Laute und leiſe
Lieder

von

Johannes Scherr.

* * *

Schaffhauſen,
Brodtmann'ſche Buchhandlung
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei **Fridolin Schmid** in **Glarus.**

I.

Allen Reaktionären

gewidmet.

Und haſt du auch erworben noch kein Wappen
Im Dienſt des Geiſts, fehlt dir das Ritterthum,
Genug, wenn du dich zeigſt als braven Knappen!
Und ſchwindeſt du auch ſpurlos und dein Name:
Wohlhin, wohlhin, das ſei dir Lohn und Ruhm,
Zu dienen treu der Freiheit, deiner Dame!

Ein Ritter.

Die ihr die Feſſeln euch vergoldet
Mit aller Nationen Schweiß,
Den Trug als Dichter euch beſoldet,
Um euch zu ſingen Lob und Preis;
Die an des Vorurtheiles Krücke
Ihr durch die ſchöne Schöpfung hinkt,
Und unter der Gewohnheit Brücke.
Des Zeitſtroms freie Wogen zwingt:

Glaubt ihr, wir wiſſen nicht wie ſchneidig
Der Dolch in eurem Herz ſich regt,
Wenn das beſternte Kleid geſchmeidig
Um eure falſche Bruſt ſich legt?
Meint ihr, uns freie Männer trüge
Der Worte künſtliches Geflecht,
Wenn ihr, jedweder Zoll 'ne Lüge,
Von Liebe und Verſöhnung ſprecht?

Geht, geht, uns werdet ihr nicht kirren
Mit ſolchem eingelernten Sang,
Wir hören Fledermäuſe ſchwirren
Bei eurer Rede ſüßem Klang.

Geht, geht, uns kühlet euer Fächeln
Des Buſens heiße Flammen nicht,
Und als Erwidrung eurem Lächeln
Fliegt euch der Handſchuh in's Geſicht.

Für alle Ewigkeit geſchieden,
Dem Licht wir, ihr der Nacht entſtammt,
Wird nie uns einen Bund und Frieden,
So lang die Sonne droben flammt.
So lang des Himmels Säulen ſtehen,
So lang nicht ſein Gewölbe reißt,
So lange wolln wir euch beſtehen,
Ihr Frevler an dem heilgen Geiſt!

Wir haben Fehde euch geboten,
Die nimmer ruhet bis an's Grab,
Und gehn hinab wir zu den Todten,
So gehn wir unverſöhnt hinab.
Und gibts auch drüben ſondre Kaſten,
Und Heuchelei und Lug und Trug,
So wird auch dort der Arm nicht raſten,
Der hier die Freiheitsſchlachten ſchlug.

Ihr könnt im rothen Golde wühlen,
Liebäugeln mit dem Ordensband,
Uns drückt die harte Arbeit Schwielen,
Den Scheitel drückt des Tages Brand.
Ihr dürft einher im Wagen rollen,
Zu ſchauen aller Länder Zier,
Der Armut Pfad, den dornenvollen,
Und der Verkennung treten wir.

In Sälen, ſeiden alle Wände,
Verpraßt ihr aller Zonen Gut,
Wir wärmen uns die ſtarren Hände
An unſerer Gedanken Glut.
Euch macht es Ueberdruß, zu nippen
Des Weines Perlen, freudehell,
Und unſre fieberheißen Lippen
Kühlt nur der Thränen bittrer Quell.

Die Künſte ſchmücken eure Feſte,
Da ſprüht Muſik und Kerzenglaſt,
Euch jubeln tauſend trunkne Gäſte,
Der Kummer nur iſt unſer Gaſt.
Und euern Glanz beſtaunt die Menge
Und küſſet ſchmeichelnd euer Joch,
Doch zeigen wir uns im Gedränge,
Wird uns wol gar Verhöhnung noch.

Und dennoch, dennoch, all' ihr Stolzen,
Stehn wir getreu und unverzagt,
Und ſchleudern unſres Wortes Bolzen,
Bis es ob allen Landen tagt;
Bis einſt des ewgen Lichts Geloder
Zu Aſche eure Größe brennt,
Und eures Weſens ekeln Moder
Ein jedes Menſchenaug' erkennt.

Was ſo gewaltig uns entflammet,
Geſtärkt zum kühnſten Adlerflug? —
Es iſt der Geiſt, der Gott entſtammet,
Der uns zu ſeinen Rittern ſchlug.

Der Stral, der von Prometheus Fackel,
Einſt ſeelenſchaffend aufgeflammt,
Der von uns nahm den Sklavenmackel,
Dem alles Göttliche entſtammt;

Der Himmelsfunke, der einſt Moſen
An Horebs Felſenhöhn erſchien,
Damit er aus der Knechtſchaft Goſen
Vor ſeinem Volke möge ziehn: —
Der hat ſich über uns ergoſſen,
Und hat auch meine Stirn' berührt,
Und hat auch mich als Streitgenoſſen
In dieſen heilgen Kampf geführt.

Ich opferte der Jugend Kränze
Auf meines Ideals Altar,
Ich ward in meines Lebens Lenze
Zum ernſten Mann mit grauem Haar.
Des Jünglings träumeriſches Sehnen,
Der Freundſchaft köſtlichen Gewinn,
Der erſten Liebe Luſt und Thränen —
Das Alles gab ich willig hin.

Ob mich der Mutter Bitten mahnen,
Der Liebſten Aug' von Zähren thaut,
Ich ſtellte mich zu deinen Fahnen,
O Freiheit, ſtolze Männerbraut!
Daß dir nur und der hohen Schweſter,
Der Wahrheit, ich verbunden ſei,
Daß ſtets gewaltger ich und feſter
Die Loſung rufe: wahr und frei!

So bin durchs Leben ich gewandelt,
Verfolgt von Haß und Spott und Noth,
Und hab' geſprochen und gehandelt,
Wie's mir des Herzens Drang gebot,
Ein Feind von jeglichem Geflitter,
Das gifterfüllt auf Erden gleißt,
Ein treuer, unbeſcholtner Ritter
Von deinem Orden, heilger Geiſt!

Und bei der Wahrheit Thermopylen
Will ſtehn ich bis zum letzten Hauch,
Und kämpfend, wie die Sparter fielen,
In dieſem Kampfe fallen auch.
Wenn nur, wenn ich dahingegangen,
Beachtet kaum und unbekränzt,
Mir noch die todesbleichen Wangen
Der Freiheit Sonne hell beglänzt.

An die Hanoveraner.

1839.

Haltet aus, ihr edeln Herzen,
Seid getroſt!
Aus der Kelter eurer Schmerzen
Quillt der Freiheit ſüßer Moſt.
Gegen den .... Britten
Haltet aus!
Niemals ward ſo ſchön geſtritten
Wol ein ſo gerechter Strauß.

Seht, das Glanzgeſtirn der Sieben
Hellt die Bahn,
Die im Haſſen ihr und Lieben
Kühn und freudig ſollt hinan.
Hei, wo ſolche Sterne funkeln
Sonnenhell,
Kann des Rechtes Glanz verdunkeln
Kein obſkurer Nachtgeſell.

Zwar umhülln noch böſe Dünſte
Euern Blick,
Frecher Buben Höflingskünſte
Höhnen euer Recht und Glück.

Aber bricht der Tag der Rache
  Einſt herein,
Dann erbebt ihr Geiſt, der ſchwache,
  Und es ſchlottert ihr Gebein.

Ihr ſerviles Wortgeflechte
  Bald verſtummt,
Und in des Vergeſſens Nächte
  Werden raſch ſie eingemummt;
Während ihr, ihr großen Herzen,
  Rein und klar,
Leuchtet als geweihte Kerzen
  Auf des Ruhmes Hochaltar.

Haltet aus, Hanoveraner,
  Stehet feſt!
Neuer Freiheit ſeid ihr Bahner,
  So ihr wahrt der alten Reſt.
Sendet von der Nordſee Borden
  Heilgen Sturm,
Daß im Süden und im Norden
  Zittre jeder Zwingherrnthurm!

Daß der deutſche Geiſt dem Schlafe
  Sich entringt,
Daß er zu Gericht und Strafe
  Auf vom Lotterbette ſpringt;
Daß er endlich balle wieder
  Seine Fauſt,
Daß Europa auf und nieder
  Sein Befreiungsruf erbrauſt!

Ja, wohl habt ihr guten Samen
Eingeſenkt
In des weiten Deutſchlands Rahmen,
Habt mit Thränen ihn getränkt.
Dieſe Saat wird blühn und reifen
Dicht und feſt,
Und die Sicheln hör ich ſchleifen
Zu dem großen Erndtefeſt.

Dann, bekränzt mit vollen Aehren,
Schreitet hehr,
Ihr im Kleide eurer Ehren
Vor den deutſchen Stämmen her.
Wie der Blitz der Donnerwolke
Weist die Bahn,
Alſo wandelt eurem Volke
Hell und ſtralend ihr voran.

Und, wenn die gelobte Zeit uns
Einſt begrüßt,
Wo der Frieden gibt Geleit uns,
Wo der Freiheit Honig fließt:
Dann hervor mit deinen Harfen,
Dichterchor,
Daß Hanovers Preis in ſcharfen
Klängen ſchlag' an jedes Ohr.

Die gute alte Zeit.

Und ſollt' ich ſterben auch wie Ulrich Hutten,
Verlaſſen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten!
Platen.

Wohlauf mein Lied, laß uns den Schleier lüften
Von der Verweſung übertünchtem Grab,
Von all' den modergrauen Todtengrüften,

In denen ihr noch ſucht des Lebens Güter,
Um die ihr euch mit wahngefeitem Schwert
Aufſtellt als aberwitzig ſtarre Hüter.

Ausſtreckt den mächtgen Zauberſtab der Dichter,
Seht da, den Himmel hüllet Finſterniß,
Umzieht das Univerſum dicht und dichter.

Und jetzt der Wahrheit grelle Fackel ſchwing' ich
Hin in die Nacht der guten alten Zeit,
Von ihren vielgeprieſ'nen Wundern ſing' ich,

Nicht überſchwänglich wie die Trugpropheten,
Nicht ſalbungsvoll wie ein geſchorner Wolf,
Nicht ſüß und ſchmeichelnd wie die Lugpoeten;

Die Sache nicht mit Bildern lind umkleidend,
Mein Sinn iſt ernſt, mein Weſen ſchroff und rauh,
Mein Wort ein Meſſer, ſchonungslos und ſchneidend.

Mit ſtolzem Haupt und üppig wall'nden Brüſten
Prunkt' hoch am Tiberſtrand ein buhlend Weib,
Voll Höllenliſten und voll Höllenlüſten.

Und wunderſame Zauberlieder ſang ſie,
So ſchmachtend, ſo verlockend, weich und geil,
Die ganze Welt mit ihrem Netz umſchlang ſie.

Und Volk auf Volk lockt ſie zu ihrem Stuhle,
Und jedem ſog ſie aus das Lebensmark
In grimmer Gier, die nimmerſatte Buhle.

Ob den entnervten, ſiechen Nationen
Wollt' ſie in unfehlbarer Majeſtät,
Der Gottheit und der Menſchheit Herrin, thronen.

Um Gold verkaufte Himmel ſie und Hölle,
Um Gold verkaufte ſie den ewgen Gott,
Hei, ſündigt friſch, zahlt ihr nur Sündenzölle!

Sie ſprach voll Liebe: „Seht ich bin die Mutter,
Die euch mit ihren Flügeln zärtlich deckt,
Euch Küchlein ſorglich vorſtreut geiſtig Futter!“

„Ich führ' euch auf die rechte Glaubensweide,
Ich glucke euch die Worte vor des Heils,
Das euch verhelfen ſoll zum Engelkleide!“

Doch habt ihr nicht gehört im alten Sange
Von jener Fei, die ſich in Zornesglut
Verwandelt raſch zur grauſen Drachenſchlange?

So wandelte ſich Roma auch zum Drachen,
So oft erſcholl ein freiheitheiſchend Wort,
Glutſtröme hauchend aus dem rothen Rachen.

Giftgeifernd, ſcharf und unaufhörlich züngelt'
Sie mit der Doppelzunge, und die Welt
Hielt, eine Mitgardſchlange, ſie umringelt.

Die Völker würgend mit der eigenen Feſſel,
Ließ zucken ſie aus ihrem Aug' den Bann,
Und Kaiſer taumelten vom goldnen Seſſel.

Man ſagt, daß einſt ſein faulend Blut ein Wüſtling
Verjüngen wollt' durch friſches Kinderblut,
Worin ſich badete der greiſe Lüſtling.

So ließ die röm'ſche Stiefmutter verbluten
Der Kinder Millionen, ihren Leib
Zu kräftigen in ſolchen Bades Fluten.

Sie winkt, Europa ſendet ſeine Männer,
Damit ſie ihren ſtarken Heldengeiſt
Aushauchen unterm Huf der türk'ſchen Renner.

O wie unzählge friſche Lebensbronnen
Sind da auf Paläſtina's dürrem Sand,
Ein Opfer irren Wahnes, nicht verronnen!

Und ſieh, die Buhlerin verlangt Beleuchtung,
Will Weihrauchduft, die Finſterniß weicht ſchnell
Des Scheiterhauſens gräßlicher Erleuchtung.

Und fort und fort die Todesfackeln lohten,
Und leichenſchänderiſch wurden aus der Gruft
Geriſſen noch die müdgejagten Todten.

O Arnold Brescia! Gottesblitz in Nächten
Des Mittelalters, laß in Ehrfurcht mich
Dir um die Stirn' die Martyrkrone flechten:

Johannes Huß! Blutzeuge du der Bibel,
Der du vom Holzſtoß noch der Kleriſei
Ins Antlitz warfeſt ihre Lügenfibel!

Savonarola! Dritter dieſer Dreiheit,
Der du geſprochen das Prophetenwort:
Ihr könnt nicht Chriſten ſein, wenn ihr nicht frei ſeid!

Bruno, Vanini, Aquilas! Ihr Edeln,
Die ihr bezahlt mit heißem Tod den Muth,
Ein Ungethüm nicht hündiſch zu umwedeln,

Das von dem Blut der Gottesſtreiter trunken,
Nur Blut verlangte, immer Blut und Blut,
Um drein ſein Purpurprachtgewand zu tunken.

Und purpurprangend, blitzend von drei Kronen,
So wollte Roma ob dem Erdenkreis,
Der Gottheit und der Menſchheit Herrin, thronen!

Die Menſchheit gängelnd an dem Band der Stola,
Hetzt' ſie auf des Gedankens Edelwild
Als Meute los die Jünger von Loyola.

Die Gottheit höhnend rief ſie aus mit Lachen:
Dein ſei die Ehre, mein die Macht! Denn ſonſt
Verlang' ich Nichts von deinen Siebenſachen!

Ach, zu entwirren dieſen Sündenknäuel,
Iſt meine Hand zu ſchwach, zu ſchwach mein Lied,
Euch zu enthüllen alle dieſe Gräuel.

— — — — — — —

Bethörte ihr, die ihr zu allen Stunden
Lobpreist mit feilem Mund die alte Zeit,
Kommt, legt einmal die Finger in die Wunden,

Die dieſe gute alte Zeit geſchlagen
Auf weiter Erd dem menſchlichen Geſchlecht,
Und deren Narben es noch jetzt muß tragen.

Wie groß und ſchön war doch das Ritterthum!
Ruft ihr, und hänget euch in kindſcher Luſt
Des Ritterthumes abgeſchabte Flitter um.

Turniere, Feſtesfahrten, goldne Vließe,
Wie haben eure Blicke ſie erbaut;
Ei, lenkt ſie doch auch in die Burgverließe!

Ihr hört nur ſüße Minnelieder girren
Aus der Romantik mondbeglänzter Nacht,
Lauſcht einmal auch der Völkerketten Klirren!

Das Volk, ſagt ihr, wir wollen es nicht kennen!
Geduld, es kommt die Zeit, wo euch das Volk
Nicht ſeiner ebenbürtig mehr wird nennen!

Zahme Sonette.

An Georg Herwegh.

1.

Zerſplittre alle Träume dir behende,
Kehr' ab dich von den dunſtverhangnen Fernen,
Blick nimmer auf zu trügeriſchen Sternen;
Zur Erde, deiner Heimat, her dich wende!
Ihr widme deiner Anſtrengungen Spende,
Und wolle nimmer dich von ihr entfernen!
Hier löſe ſtill die Schalen von den Kernen,
Hier denke, wirke, ſchaffe bis zum Ende!
Was willſt du planlos in das Blaue ſchweifen?
Was hoffſt du ein erträumtes Gut zu finden
In idealen, eiteln Nebelſtreifen?
Die Sterne machen nur dein Aug' erblinden;
Zur Erde ſchau', und lern' ihr Glück ergreifen,
Und lern's in poſitive Garben binden!

2.

Zur Erde ſchau', und ſchneide ihre Garben,
Zur Erde ſchau', genieße ihre Freuden!
Was kümmern dich die Tauſende, die leiden?
Was kümmern dich die Tauſende, die darben?
Komm, kleide dich in die Philiſterfarben,
Das Kleid des Servilismus iſt ſo ſeiden!
Was willſt die armen Narren du beneiden,
Die um der Martyrkrone Dornen warben?
Bedenk' o Menſch, du ſitzeſt beſſer trocken,
Als naß, und mit den liberalen Phraſen
Läßt ſich kein Hund mehr aus dem Ofen locken.
Geh, lerne mit den andern Schafen graſen,
Beſchwichtige mit pietiſt'ſchen Brocken,
So gut es geht, die knurrenden Fraubaſen!

3.

Du wähnſt vielleicht, weil du noch nie getödtet
Mit Meuchlerdolchen oder Meuchlerworten,
Weil du dich nie gedrängt zu Fürſtenpforten,
Weil du als Schmeichler ſüßlich nie geflötet,
Weil Zornglut ſtets die Wange dir geröthet,
Wenn du erblickt des Unſinns Streitkohorten,
Weil du bekämpft den Wahn an allen Orten,
Weil du vor deines Volkes Schmach erröthet:
Du ſei'ſt ein Ehrenmann! — Biſt du geworden
Geheimer-Rath? Haſt du das liebe Bändchen,
Das jetzt zu Rittern ſtempelt ganze Horden?
Schau doch umher in all' den Vaterländchen,
Nur der iſt Ehrenmann, der von 'nem Orden
Aus ſeinem Knopfloch ſtralen läßt ein Endchen!

1.

Was willſt du dich ums Heil der Völker mühen,
Was willſt du an der Staatsmaſchine flicken,
Was willſt du bauen an den Weltgeſchicken,
Will denn dein Jugendrauſch niemals verglühen?
Willſt deine Kraft ſo eitel du verſprühen?
Sieh', wie die Alltagsmenſchen hell frohlicken,
Wie ſie ſo nett ſich in die Zeiten ſchicken,
Wie ſie verdauen ſüß und ſaure Brühen!
Noch iſt es Zeit, mein Freund, — laß dich bedeuten —
Zu ſtutzen deines Geiſtes kecke Schwingen,
Das liberale Unkraut auszureuten.
Geh', nimm ein Weib; laß ſie dir Kinder bringen,
Erziehe ſie zu recht ſoliden Leuten,
Und lehre ſie das Sklavenkredo ſingen!

5.

Und da es einmal in der Welt ſo Regel,
Daß immer nur die allerflachſten Tröpfe
Zu wahren wiſſen ihre hohlen Köpfe
Vor des Geſchickes allgewaltgem Schlegel;
Da immer bläſt der Wind in ihre Segel,
Von Süßigkeiten ſtrotzen ihre Töpfe,
Von Wein und Oel ſtets triefen ihre Kröpfe,
Und meiſt für ſie nur rührt ſich Pflug und Flegel:
So wollen wir uns deſſen dann entledgen,
Was wir bisher für wahr und gut gehalten,
Und wollen ſalbungsvollen Unſinn predgen;
Wir woll'n uns beugen vor den Hochgewalten
Und an den Niedern uns entſchädgen —
Dann wird ſich freundlich unſer Loos geſtalten.

6.

O glücklich, glücklich ſind die zahmen Seelen,
Die allen Zweifeln gläubig ſich entſchlagen,
Die ſtets des Gleichmuths weiches Lammfell tragen,
Die jedem Schmerz ſich aus dem Wege ſtehlen;
Die gegen der Gewohnheit Recht zu fehlen,
In ihrem Werktagsleben niemals wagen,
Die niemals lieben, haſſen, forſchen, fragen! —
Und dennoch kann und will ichs nicht verhehlen:
Ein groſſes Herz wird ſolch Geſchmeiß verachten,
Wird um der Menſchheit Wohl ſich ſtets bekümmern,
Wird freudig kämpfen des Gedankens Schlachten!
Wird Gottes Sternen traun, ſo lang ſie ſchimmern,
Und ob die Himmel auch zuſammenkrachten,
Nur ungebeugt zermalmt von ihren Trümmern!

Frühlingsgebet.

Nun des Lenzes blaue Fahne ſiegreich ob der Erde flattert,
Die des Winters Despotismus hielt ſo lang und ſchwer umgattert,
Nun die Bronnen wieder ſpringen und der Vögel bunte Scharen,
In die hellen Lüfte ſchmettern ihre jauchzenden Fanfaren:
Drängt es auch die Menſchenſeele, ihre Tiefen auszulichten,
Des Gebetes lerchenhafte Pfeile himmelan zu richten.

Herr, vor deſſen heilgem Antlitz tauſend Sonnenopfer flammen,
Deſſen Hülfe wir erharren, deſſen Liebe wir entflammen,
Laß uns endlich einmal tagen einen wahren Freiheits-Maien,
Von des Wahnes trübem Winter uns auf immer zu befreien,
Der da ſchmelzet unſrer Ketten eiſig drückendes Gewicht,
Deſſen Leuchten ſchöpfungsfreudig alle Finſterniß durchbricht!

Sieh, wir winden uns in Banden, voller Pein und voller Fehl,
Wie ſich wand einſt in Mizraim dein erwähltes Israel;
Durch der Vorurtheile Bannfluch arg zerriſſen, arg geſchieden,
Müſſen knirſchend wir uns mühen an der Knechtſchaft Pyramiden;
Alle Lande ſind gewandelt in ein klagenvolles Goſen:
Herr, o ſend' uns einen Retter, ſende wieder einen Moſen!

Wandle in der Feuerwolke durch die Jetztzeit uns voran,
Daß wir endlich glänzen ſehen beſſrer Zukunft Kanaan,
Sende deiner Allmacht Blitze reinend durch die Schöpfung aus,
Laß' uns an die Seele donnern deines Sinai Gebraus!
Daß die blöden Götzendiener, Moab's frevelvolle Rotte,
Länger frömmelnd nicht entweihen deine ewigen Gebote.

Einen Helden laß erſtehen, einen Richter und Propheten,
Wie ihn ahnend längſt verkündigt gottestrunkene Poeten!
Einen Simſon, ſtark gleich jenem, der die Schande einſt Judäa's
Todesmuthig hat gerochen an den Söhnen Philiſtäa's,
Einen Simſon, der die Veſten des Philiſterthums zerſchlage,
Und der Wahrheit heilig Banner her vor allen Völkern trage!

Oder, will dein weiſer Rathſchluß unſer Flehen nicht erhören,
Laß in machtlos eitelm Ingrimm unſre Kraft ſich nicht zerſtören!
Daß die Ströme der Begeiſtrung langſam nicht zu Eis gefrieren,
Mögen ſchnell die ſchwarzen Knechte wieder Scheiterhaufen ſchüren,
Daß dann aus des Holzſtoß' Jubel, aus des Martyrtodes Luſt
Unſre Geiſter heim ſich ſchwingen, heim in deine Schöpferbruſt!

Noch ein Rheinlied.

Melodie: Die Freiheit iſt das Aug' der Welt,
Und alles Lebens Licht.

Es klingt gar ſchön das ſtolze Wort
Vom freien deutſchen Rhein,
Von ſeinem burgbekrönten Bord,
Von ſeinem Feuerwein;
Von ſeinen Mädchen friſch und ſchlank,
Und ihren rothen Lippen,
Von ſeiner Wogen hellem Klang,
Und ſeiner Lurlei Klippen.

Doch trug nicht längſt die alte Zeit,
Den Nibelungenhort
Der alten deutſchen Herrlichkeit
Der Rhein zum Meere fort?
Liegt ſie nicht längſt in tiefer See
Mit allem Glanz und Schrecken,
Mit aller Luſt und allem Weh? —
Wollt ſie nicht wieder wecken!

Ihr regt nicht mehr zum Fluge auf
Der Hohenſtaufen Adler,
Ihr hemmt nicht der Ideen Lauf,
Ihr Krittler und ihr Tadler!

Warum wollt ihr in alte Norm
Die jungen Geiſter zwingen,
Warum von längſt verdorrter Form
In neuen Weiſen ſingen?

Singt friſch: Am Ufer wogt der Kahn,
O Rhein, auf deiner Flut,
Heran, ihr Männer, all' heran,
Laßt ihn befrachten gut!
Bringt her all' den geſpenſtigen Zeug,
Die Ruthen und die Beile,
An Bord mit all' dem Sauerteig
Der alten Vorurtheile.

Bringt Alles, was uns drängt und zwickt,
Bringt jedes Hirngeſpinnſt,
Das bleiern unſer Haupt gedrückt,
Uns höhniſch angegrinst!
Und iſt beladen dann der Kahn,
Befrachtet gut und ſchwer,
So gleite er zum Ozean
Und ſinke tief ins Meer.

Und iſt verſunken all' die Laſt
Auf Nimmerwiederkehr,
Verſchwunden all' der eitle Braſt
Im tiefen, tiefſten Meer:
Juhei, ihr Männer, dann verweht
Die Werkeltagsgeſinnung
Ein friſcher Wind, und es erſteht
Die große Völkerinnung.

Dann ſchlingſt du, Rhein, ein leuchtend Band,
Dich durch die Länder fort,
Und Völker reichen ſich die Hand
Von deinem grünen Bord.
Dann werden Nachbarn nimmermehr
Um dich zum Kampfe ziehen,
Dann wird vom Gotthard bis zum Meer
Ein Freudenfeuer glühen.

Dein Traubenblut wird hell und rein
Von deinen Hügeln ſpringen,
Das Hohelied vom deutſchen Rhein
Aus allen Herzen klingen.
Dann ſchenken wir die Becher voll
Von deinem Feuerweine,
Und durch die Welt es tönen ſoll:
Ein Hoch dem deutſchen Rheine!

Ausgeharrt ihr Guten!

Wer ſtets in Glückes weichem Arm gewiegt,
Ohn' Kampf und Schmerz dem Ziel entgegenfliegt,
Wem nie des Ideales hehres Bildniß
Erblaßte in des Lebens rauher Wildniß;

Wem Täuſchung nie das Herz zuſammenzog,
Wen nie die Hoffnung heuchleriſch betrog,
Wen nie umfluteten des Grames Wogen,
Wem ſchreckend nie erklang des Schickſals Bogen:

Der hat das Leben nimmermehr erkannt!
Der gaukelt leicht am ſeidnen Gängelband
Der Luſt durch unſres Daſeins öde Steppe,
Und gleitet lind hinab die Grabestreppe.

Wen aber nie des Glückes Hand bekränzt,
Wem Sorge ſtets den bittern Kelch kredenzt,
Wer, nie beſchienen von der Freude Stralen,
Die Kniee wund gekniet an Trauermalen;

Wem ſtets das Unglück an der Ferſe hing,
Wem ſtets mißlang, weß' er ſich unterfing,
Wem Armut ſeinen Wiegenſang geſungen,
Und wen des Zweifels Schlange wild umſchlungen:

Der iſt ein Mann! Der weiß, was Leben heißt,
Den blendet nie, was glitzert oder gleißt,
Der mag erliegen des Geſchickes Streichen,
Doch nimmer wird er feige vor ihm weichen!

Wohl iſt es ſüß, umfaßt vom weichen Arm,
Zu ruhn an eines Mädchens Buſen warm,
Doch ſchöner, größer iſt ein kräftig Streben,
Dem Sturm, dem Kampf, dem Wechſel preisgegeben.

Gelagert unterm vollen Blüthenbaum
Träumt ſich manch lieber, wunderſamer Traum,
Doch edler iſts, die Wahrheit zu erblicken,
Die Früchte der Erkenntniß kühn zu pflücken.

Gemächlich und bequemlich iſt es doch,
Sich heuchelnd, ſchmeichelnd fügen unters Joch,
Doch wißt, ein großes Herz ſchlägt ohne Zittern
Noch frei und ſtolz auch hinter Kerkergittern.

Drum bietet Trotz dem buhleriſchen Glück,
Und richtet muthig vorwärts euren Blick,
Und laßt euch nimmer drängen aus den Bahnen
Des Lichtes, folget ſtets des Rechtes Fahnen!

Die Blume, die am Bache prangend ſteht,
Vor einem einzgen Maienfroſt vergeht,

Der Stern, ob tauſend Blitze ihn umſprühen,
Wird auch durch Wetterwolken leuchtend glühen.

Drum, ob des Unglücks Blitze euch umſprühn,
Dem Sterne gleich ſollt leuchten ihr und glühn,
In unſrer Zeiten Nächte, in die dunkeln,
Der Zukunft Morgenroth hineinzufunkeln!

Das letzte Lied.

Das Zimmer öd und ärmlich, nackt die Wand,
Auf kahlem Lager ruht der kranke Dichter,
Der Arzt betrachtet ſeines Fiebers Brand,
Und ſchneidet gar bedenkliche Geſichter.

Da iſts vorbei! ſpricht er und geht hinaus.
Doch plötzlich richtet ſich empor der Kranke,
Und noch einmal im morſchen Körperhaus
Regt mächtig ſich der ſtrebende Gedanke:

Endlich ſind ſie doch verglommen meines Lebens raſche Gluten,
Einſam, von der Welt verlaſſen, ſoll das Daſein mir entfluten.
Von der Wiege an begleitet treue mich die Poeſie,
Zu dem Sarge jetzt geleitet treue mich die Poeſie.

Draußen vor dem niedern Fenſter ſehe ich den Frühling prangen,
Seine bunten Siegerkränze hat er allum aufgehangen,
Von den Bergen läßt er flattern frei ſein freudiges Panier,
Ueber Hügel, über Matten würfelt er die Blüthenzier.

Weil ich ſtets ſein treuer Sänger, der mit jedem neuen Lenze
Mit erneuter Liebe wieder wand erneute Liederkränze,
Will er nun zu holdem Danke, wird der nächſte Morgen grauen,
Mit den hellſten Blüthenthränen meine Bahre überthauen.

Auf dem Friedhof an der Mauer ragt ein weißes Leichenmal,
Die Geliebte deckend birgt es meiner Jugend Luſt und Qual,
An dem Leichenſteine flattert welker Kranz mit falbem Band,
Den ich einſt in trüben Tagen der geliebten Todten wand.

Und daneben ragt ein Hügel, drunter ruht das größte Herz,
Welches je im Mutterbuſen ſich gehärmt in Mutterſchmerz.
Friede ihr! Es war im Leben nimmer Friede ihr gewährt,
Glück blüht jenſeits, und ſie hat ſich deſſen würdig ſtets bewährt.

Ihr zur Seite ruht der Vater, jener ernſte, greiſe Mann,
Der, was er gethan im Leben, immer recht und wohl gethan.
Zwiſchen Beiden träumt mein Bruder ſeinen bangen Grabestraum,
Den der Tod gefällt im Blühen, einen köſtlich edeln Baum.

Dort, in der Geliebten Mitte, wird man nun mich niederlegen,
Mitleidsvoll will mich die Heimat in dem Mutterſchooße hegen;
Alle Seelenſchmerzen löſchen mit des Lebens Ringen aus,
Und es birgt mich Unruhvollen traulich ſtill das kühle Haus.

Doch den Schmerzgefühlen darf ich Worte leihn in dieſen Stunden,
Darf vor euren Blicken kühnlich bluten laſſen meine Wunden,
Denn ich hab' des Lebens Bürde, hab' der Leiden argen Bann,
Hab' das Schlimmſte auch erduldet, muthig ſchweigend, wie ein Mann.

Nimmer däuchte es mir rühmlich, mit dem eignen Weh zu pralen,
Wenn es kämpfend galt zu lindern meiner Brüder größre Qualen,
Meine Luſt und meine Leiden und mich ſelber bracht' ich dar
Auf des Vaterlandes großem, opferdurſtigem Weihaltar.

Aus der Heimat in die Fremde zog ich hin, verkannt und arm,
Mich verlierend, unbeachtet, in der Menſchen wirrem Schwarm,
Meine lodernden Geſänge legte ich zu ihren Füßen,
Sie vergaßen ob den Liedern mich, den Dichter, zu begrüßen.

Kühn trug ich des Lichtes Banner gegen jene dunkle Rotte,
Die die Kniee wund gebogen vor des Wahnes graſſem Gotte;
Machtlos floß von meinen Lippen mir das Wort, das hohe, dreiſte,
Denn ich fühlte meine Seele angehaucht vom heilgen Geiſte.

Alſo zog ich durch die Lande, ſtets des Vorurtheils Vertilger,
Nach des Heiles Stätte forſchend gleich dem brünſtig frommen Pilger,
Der nach Gnadenorten wallet, in der Hand den Wanderſtab,
Und wie er fand ich das Heilge, fand, wie er, es nur im Grab.

Dann zog ich die Zauberkreiſe, unermüdlich im Beſchwören,
Machte ſelbſt die Todten reden, doch man wollte ſie nicht hören,
Und ließ ich die herzenskundge, goldne Wünſchelruthe klingen,
Schalten ſie mich Staatsverbrecher, hochverrätheriſch mein Singen

Nimmer Ruhe ſuchend wallt' ich, hier verſtoßen, dort vertrieben,
Und den Rücken wendend ſah ich Saat, die ich geſät, verſtieben;
Doch ich pflügte immer wieder, ſtreute friſchen Samen wieder,
Und verklangen meine alten, dichtete ich neue Lieder.

Alſo bin ich früh gealtert, meine Locken wurden weiß,
Aber Jugendglut durchflammte noch den frühverwelkten Greis;
Drückte mich der Leiden Bürde oftmals faſt zu Boden nieder,
Stärkte ich mit der Begeiſtrung Wein die ſchwachen, kranken Glieder.

Jetzt geendigt iſt die Wallfohrt und erfüllt die Miſſion,
Und das Wort, das er vertraut mir, leg' ich vor des Ewgen Thron.
Erde, nimm den müden Körper, decke ſeine Qual und Luſt,
Und du Geiſt, der in mir ſtrebte, kehr' zurück in Gottes Bruſt!

Das war des kranken Dichters letztes Lied. —
Und als die Worte leiſe kaum verklungen,
War ihm der Lebensfunke ſtill verglüht;
Er hatte ausgekämpft und ausgeſungen.

Und ihr zur Seite man den Dichter barg,
Die er geliebt in ſeinen Jugendtagen;
Der Frühling kränzte milde ihm den Sarg,
Und Nachtigallenlieder um ihn klagen.

An den König von Würtemberg.

Bei Gelegenheit des Jubiläums ſeiner 25jährigen Regierung.

1841.

O Fürſt, entſtammt von Heldenahnen,
Die ſtets verfolgt der Ehre Bahnen
Furchtlos und treu,
An Deinem hohen Jubelfeſte
Von uns gegrüßet ſei aufs Beſte,
Gegrüßet und geſegnet Du uns ſei!

Dir ſingt dies Lied kein ſtumpfer Schmeichler,
Kein demuthsvoll gebeugter Heuchler,
Nein, kühn und frei
Bricht es aus einem jugendfriſchen Buſen,
Der nie entweiht die reinen Muſen
Zu Dienerinnen ekler Kriecherei.

Als ich ein kleiner, trotzger Knabe,
Wie ward mir da zur Seelenlabe
Die Sturmesfahrt,
Die durch des alten Schwabenlandes Gauen
Mit ſeinem Schwert ſo mannlich durchgehauen
Dein Ahn, der kühne Rauſchebart.

Und dann, wie lauſchte ich der Kunde,
Die einſt vom edlen Kaiſermunde
Geſprochen ward,
Als Max gab dem Verdienſte ſeine Ehre,
Als niederfiel aus ſeinem Aug' die Zähre
Aufs Grab des bärtgen Herzogs Eberhard.

Wohl reich iſt Deines Stamms Geſchichte
An Helden, doch im hellſten Lichte
Glänzt Chriſtophs Bild.
Wie leuchtete er durch der Zeiten Dunkel
Mit tauſend Wunden heilendem Gefunkel,
Ein Stern voll Kraft und Liebe, ernſt und mild.

Ein Jüngling durch die Fremde waffenmächtig
Zog er, ließ ſchimmern ſiegesprächtig
Sein blankes Schwert,
Es ſchlug das Ausland ihn zum Ritter,
Dann iſt er aus dem Schlachtgewitter,
Ein Friedensfürſt zu ſeinem Volk gekehrt.

Monarch, gleich dieſem großem Ahne,
Schwangſt Du dereinſt die Siegesfahne
Bei Epinai,
Bei Brienne und bei Sens, in Montereau's ſcharfen Wettern
Halfſt du der Franken Heereskraft zerſchmettern,
Daß aus der Knechtſchaft Deutſchland auferſteh'.

Das Haupt umrauſcht vom Lorbeerkranze,
Hingſt in die Halle Schild und Lanze
Heimkehrend Du.
Noch von dem Heer umjauchzt, das Du zu Siegen
Geführt, biſt Du vom Schlachtroß abgeſtiegen,
Um Dich zu wenden Friedenswerken zu.

Und wie entflammteſt Du die Kerzen.
Der Lieb' in Deines Volkes Herzen
In heller Glut,
Als Deine Hand ergriff des Staates Zügel,
Als huldvoll Du Dein königliches Siegel
Gedrückt auf der Verfaſſung heilig Gut.

Geweiht von Deines Volks Gebete,
Ward Dir zum feſſelnden Magnete
Der Krone Ring,
An dem mit wohlgegründetem Vertrauen
Im Sonnenſchein, ſo wie im Wettergrauen
Das Herz des Volkes hoffnungsfreudig hing.

Und traulich neigteſt Du entgegen
Der Bürger treuen Herzensſchlägen
Die Königsbruſt.
Und fünfundzwanzig Jahre träuft Dein Segen
Vom Throne ſchon und blühet allerwegen
Empor zu ährenſchwerer Erndteluſt.

Der Fremde möge von dem Rücken
Des Staufens ſeine Blicke ſchicken
Auf Würtemberg;
Ihm wird in Bildern, reichen, ſonnigklaren,
Das Walten Deiner Huld ſich offenbaren,
Als edelſtes und ſchönſtes Fürſtenwerk.

Du haſt, von allen Guten hoch bewundert,
Bewieſen ſtets, daß nie Du das Jahrhundert
Verkennen wirſt,
Du öffneteſt des Königsſchloſſes Pforten
Dem Geiſt der Zeit, drum iſt es Dir geworden:
Zu ſein Europa's populärſter Fürſt. —

O ſei, wie Du in Jugendjahren
Bekämpft für uns des Erbfeinds Scharen,
Auch jetzt ein Schild
Der deutſchen Freiheit und der deutſchen Ehre,
Daß ſie der andre Erbfeind nicht verſehre,
Deſſ' Waffenruf durch alle Lande ſchrillt!

Der gern des Mittelalters Nächte
Mit frommer Wolluſt wiederbrächte,
Den's lüſtet ſehr,
Mit Martyrblut die Gegenwart zu taufen,
Der wieder gerne Huſſens Scheiterhaufen
Auflodern ließ an unſerm deutſchen Meer.

Schwing' Du der Geiſtesfreiheit Fahnen
Entgegen den Ultramontanen
Furchtlos und treu!
Die Guten ſchau'n auf Dich; aus fremden Ketten
Das hartbedrängte Vaterland zu retten
Zum zweitenmale Deine Loſung ſei!

Doch jetzt verſtumm' mein kecker Reim nur,
Man will ja koſten Honigſeim nur
Vom Dichtermund.
Sei es; doch ſind auch ſüß nicht meine Worte,
Sie drangen grad doch durch des Mundes Pforte
Aus eines treuen Schwabenherzens Grund.

Der Genius.

„Kein Gott, als Gott — der Dichter ſein Prophet.“

Oft wache ich in der Manſarde,
Wenn alle Welt im Schlummer liegt,
Dann ſchwinge ich des Lieds Standarte,
Drauf des Gedankens Aar ſich wiegt.
Und aus dem mitternächtgen Dunkel,
Aus meines Sinnens Dämmerflor,
Tritt oft in ſtralendem Gefunkel
Der Dichtung Genius hervor.
Ein Purpurprachtgewand umringt ihm
Die reinhelleniſche Geſtalt,
Des Lorbeers Ewiggrün umſchlingt ihm
Den nardenvollen Lockenwald.
Sein Sonnenauge kann ich fühlen
Ob dem geneigten Haupt mir glühn,
Und tief in tiefſter Seele wühlen
Mir ſeiner Worte Melodien:
Als durch des Chaos wirre Wetter
Einſt Gottes ſchöpferiſch Gericht
Mit allmachtfröhlichem Geſchmetter
Hindonnerte: es werde Licht!

Da ſprang ich von des Schöpfers Lippe,
Von ſeinem Wort herabgeſandt
Zur meerumwogten Erdenklippe,
Der Menſchen ſchönem Heimatland.
Und an der Menſcheneltern Seiten
Durchſtreifte ich das Paradies,
Das erſte Liebeslächeln gleiten
Sah ich um Eva's Lippen ſüß.
Ich ſah, wie an des Sohnes Leiche
Die erſte Vaterzähre floß,
Als Kain mit erſten Haſſes Streiche
Das erſte Menſchenblut vergoß.
Und in des Patriarchen Hütte
Sah ich gewähren Gottes Blick,
Als Sarah's ſchmerzlich ſtumme Bitte
Von ihm erflehte Mutterglück.
Und niederſchaut' ich durch die Lüfte
Auf den geheiligten Altar,
Als Abraham, der Schwergeprüfte,
Dem Gott ſein Liebſtes brachte dar.
Durch Jakobs Samen in Aegypten
Sah Pyramiden ich erhöhn,
Auf Moſes dann, den Gottgeliebten,
Fuhr ich herab an Horebs Höhn.
An meiner Hand hat er durchzogen
Das rothe Meer, und ſiegesfroh
Sang ich aus ihm, als in den Wogen
Verſank die Macht des Pharao.
Aus Davids herrlichem Gemüthe
Bin ich als Pſalm emporgerauſcht,

Aus Salomonis hohem Liede
Als Klang, dem Liebe ewig lauſcht.
In des Jeſaias Viſionen
Schritt ich einher im Donnergang,
Und Völkern kündigt' ich und Thronen
Durch Jeremias Untergang.
In des Homeros Heldenlieder
Goß ich das ſchöne Griechenthum,
Und vom Theatron ſang ich nieder
Des attiſchen Kothurnes Ruhm.
Ich ſaß mit Sokrates, dem Weiſen,
Zu Füßen der Aspaſia,
Ihn mit Ambroſia zu ſpeiſen,
War ich dem Mund des Plato nah.
Mit Alexanders Erzkohorten
Flog ich zum Welteroberungsſtreit,
Half ihm die diamantnen Pforten
Aufſprengen der Unſterblichkeit.
Vom Kapitolium hernieder
Stimmt' oft ich des Triumphes Sang,
Daß ihn der Erdkreis hallte wieder
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Und auf des Oelbergs Spitze ſtand ich,
Als ſich der Gott dem Tod geweiht,
Und um ſein blutig Kreuz dann wand ich
Die Glorie der Ewigkeit.
Von der Apoſtel Feuerzungen
Hab' ich im Evangelium
Durch's Univerſum mich geſchwungen,
Und es erſtand das Chriſtenthum.

In Mittelalters Nächten brannte
Heilſpendend auch mein ſelig Licht,
Zur Höll', zum Himmel führt' ich Dante
Im weltumfaſſenden Gedicht.
Mit Zaubermelodieen füllte
Ich Abälardens großes Herz,
In meinen Stralennimbus hüllte
Ich Heloiſens Liebesſchmerz.
Der Ewigkeit hab' ich geſungen
Des deutſchen Geiſtes Herrlichkeit
Im Rieſenlied der Nibelungen
Und in Iſoldens Luſt und Leid.
Durch's Herrſcherwort der Hohenſtaufen
Klang ich als Minnelied hindurch,
Mit meiner Weihe durft' ich taufen
Des Reformators „feſte Burg“.
Daß nie und nimmer möge raſten
Der Kampf gen alles Rabenwerk,
Führt' ich die Hand am Letternkaſten
Dem theuern Hans von Gutenberg.
Ich wappnete Ulrich von Hutten
Mit der Satyre ſcharfem Schwert,
Das gegen Junker er und Kutten
So markdurchſchneidend hat gekehrt.
Kolombo's Weltentdeckungsfahne
Wies gen Atlantis ich die Bahn,
Umſchwebte Korter Siegesfahne,
Schwamm Vasko Gama's Schiff voran.
Dann ließ ich Kamoens Seele baden
Sich in der Tropenſonne Glut,

Daß er in ſeinen Luſiaden
Ausgieße Indiens Wunderflut.
Und in die Eddalieder goß ich
Des Nordens Zornespoeſie,
Als reinſter Nektarbronnen floß ich
Aus Shakſpeare's göttlichem Genie.
Der deutſchen Dichtung Morgenröthe
Führt' ich in Leſſing hell herauf,
Als ihre Sonne ging in Goethe
Und Schiller mackellos ich auf.
Voran jauchzt' ich der Griechen Streichen
Bei Marathon und Salamis,
Die Römerknochen ſah ich bleichen
In deutſcher Wälder Düſterniß.
Ich nährte in der Völker Herzen
Des Muthes wunderkräftigen Docht,
Ich linderte der Wunden Schmerzen,
Wo eines je für Freiheit focht.
Wo je in forſchendem Gehirne
Gelodert die Begeiſterung,
Hab' ich gekühlt des Denkers Stirne
Mit meines Adlerfittigs Schwung.
Wo je ein Streiter, gottestrunken,
Für Tugend in die Schranken trat,
Umſäumte ich mit Himmelsfunken
Ihm ſeinen dornenvollen Pfad.
Ich ſchwebte ob dem Rath der Männer,
Als er zerbrach den morſchen Thron,
Dahin trug mich der wilde Renner
Der großen Revolution.

Und ihrem Sohn war ich, dem hohen,
Auf ſeinen Cäſarzügen nah,
Zur Ruhe lullte den Heroen
Mit Schickſalslied auf Helena.
Der eiteln Lüge auf den Thronen
Blieb mein beſeelend Lächeln fern,
Doch gern legt ich die Martyrkronen
Auf's Haupt den Wahrheitsmärtyrern.
So durch der Weltgeſchichte Blätter
Zuckt' ich, ein heller Gottesblitz,
Und ſchlug, ein reinigendes Wetter,
Herab auf jeden ſchnöden Witz.
Und bei dem jungen Kampfgeſchlechte
Steh' ich in meiner Macht und Kraft,
Zum weltbefreienden Gefechte
Führ' ich des Geiſtes Ritterſchaft,
Daß ſie der Tyrannei, der ſtolzen,
In's Antlitz ſchleudre unverzagt
Das Lied als herzdurchbohrnden Bolzen,
Das kühne Lied: Ich hab's gewagt!
Ihr hörtet die Sybille greinen:
Die Welt verſchlingt einſt Feuerflut!
Sie log! Es wird die Welt nur reinen
Der heilge Geiſt mit geiſtger Glut.
Ihr ſeine Ritter, laſſet rollen
Des Päan todesmuthgen Sang!
Glück auf! Laßt eure Schwerter grollen,
Laßt tönen eures Bogens Klang!
Glück auf! Die Banner wehen munter,
Die Loſung wettert: frei und treu!

Das Alte ſteigt in's Grab hinunter,
Die Welt verjüngt ſich ſchön und neu,
Glück auf! Das Höchſte gilt's zu wagen,
Ihr Jungen, vorwärts und zur That!
Ihr ſollt die Geiſterſchlacht mir ſchlagen,
Die Schlacht im Thale Joſaphat!
Daß jede, jede Kette falle,
Des Friedenspſalmes Opferſtrom
Aus allen, allen Herzen walle
Empor zum ewgen Sternendom;
Daß ſich der Völkerfrühling blühend
Gießt über Land und Ozean,
Die Nationen feſt und glühend
Als Kinder Gottes ſich umfahn.
Dann will ich himmelan mich ſchwingen,
Und vor des Herren Majeſtät
Den hellſten Siegeshymnus ſingen,
So lang das Weltgebäude ſteht.
Und Er, in ſeiner heilgen, weiten,
Unendlich großen Göttlichkeit,
Wird ſeine Vaterarme breiten:
Sei mir geſegnet neue Zeit!

Parabaſe

aus einer alten Komodie

Manch' unheilverkündendes, böſes Wort iſt hier in die Seele geſchallt mir,
Drum hab' ich das ſtraffe Tetrametermaaß an die flüchtige Sohle geſchnallt mir.
Wohl iſt mir bewußt, daß gerne das Wort, das freie, ihr möchtet verpönen,
Und daß die Cenſur euch baß gefällt, ſeit jener Bewegung, der ſchönen;
Doch will ich zuvor den Mund aufthun, ihr Hochgeehrten, in Eil' noch,
Und von dem rhythmiſchen Bogen ſchnell euch ſenden den ſpitzigen Pfeil noch.
Zwar iſt um eure gemüthliche Bruſt gepanzert zehnfältige Schweinhaut,
Doch iſt es dem Schwert der Rede verliehn, daß oft durch Mark es und Bein haut.
Ihr habt ſie vollbracht, Viktoria! die ſchönſte, die größte der Thaten,

Das längſt geſchmiedete Poſſenſpiel, wie meiſterlich iſt's euch gerathen!
Ihr habt dem Pöbel vor's gaffende Maul den duftenden Braten gehalten,
Doch habt ihr ihn dann, wie chriſtlich groß! dem eigenen Magen behalten.
Längſt gackertet ihr geheimnißvoll und heiſer, dem brütenden Huhn gleich,
Doch ducktet ihr euch, man wußte nicht recht zu würdigen eueres Thun gleich.
Und ſiehe da, der Tag erſchien, wo ihr euch des Eies entledigt,
Und viel von dieſer geweiheten Frucht in myſtiſchen Flauſen gepredigt.
Man prüfte das Ei und fand es faul; es ſtank auch gar zu verteufelt,
Da hat man an eurer Heiligkeit doch da und dorten gezweifelt.
Doch ihr, die klug und verſchlagen ſind, ihr ließt erkalten den Brei nicht:
„Nicht wir," ſo ſchrieet ihr ſalbungsvoll, „nein, nein, wir legten das Ei nicht!
Ein fremder Vogel, der Antichriſt, der hat es geſandt aus der Ferne,
Und eure belobten Regenten hier, die brüteten aus es gerne.
Doch hüte dich wohl, du chriſtlich Volk, vor dieſem giftigen Dotter,
Es wird aus ihm entſtehn gar ſchnell die Schlange, die gräuliche Otter,

Die mit ſchlau ſchmeichelnder Wendung dir die Seele der Hölle verpfändet,
Und dich für ewiges Seelenheil und zeitlichen Segen verblendet!“
So rief't ihr und lächeltet fein dazu: „Nun mögen ſie koſten die Suppe,
Wir aber gängeln am Glaubensdrath das Volk, die wächſerne Puppe!“
Ihr pumptet ihm aus dem Gehirne leis des klaren Verſtandes Neige,
Und fülltet die leere Höhlung dann mit ſäuerlich-ſüßlichem Teige,
Geknetet aus frömmelnder Heuchelei und trugumſponnenen Phraſen,
Erlogener Noth und Glaubensgefahr und Geſchichten von alten Fraubaſen,
Gepfeffert mit Neid und perſönlichem Haß. — Doch was aus dieſem Gebräue
Entſtanden an jenem hehren Tag, verſchweigt in billiger Scheue
Der Dichter, dem nur zu beſprechen geziemt, was menſchlich, ob Tugend, ob Schwäche,
Und der ſich ſelber entehrte, wenn Unmenſchliches er beſpräche.
Genug, ihr wußtet zu fiſchen wohl in jener ſchmutzigen Pfütze,
Proſit! und mögen behagen euch die edel errungenen Sitze!
Doch däucht es uns faſt, Geliebteſte, als ſcheine zuweilen die Sache

Euch nicht ganz koſcher und heimlich mehr, als ſchwane ein Tag euch der Rache,
Als fürchtetet ihr, es möchte das Volk erwachen aus ſeiner Verblendung,
Als nähm' es mit euch, ſobald es erwacht, gar eine bedrohliche Wendung.
Seid ruhig, noch ſchlummert es ſtarr und tief, und wir überlaſſen dem Zeitlauf
Das Werk der Rache, und rufen nie „in Gottes Namen“ zum Streit auf.
Das dürfen nur Pietiſten thun in augenverdreh'nder Entzückung,
Wir ſind nicht fromm und verzichten gern auf ſolche „göttliche Schickung.“
Wir halten an unſerm Rechte feſt, und vertraun dem höheren Licht uns,
Und halten die Hände rein von Blut, vom Brandmal rein das Geſicht uns.
Ihr habt die erſchlichene Macht, doch wir, Triumph! wir haben das Wort noch,
Und drinnen im Herz und draußen im Wort da bleibet dem Guten ein Port noch!

Nikodemus Friſchlin auf Hohenurach.

1590.

Fragment.

Entfalte einmal noch die Schwingen,
Laß deinen Flügelſchlag erklingen,
Ein letztes Drohn der Bruſt entſpringen,
Du meines Liedes ſtolzer Aar!
Hinaus aus deinem Eiſenbauer,
Zerſpelle dieſe Kerkermauer,
Entſchwing' dich dieſes Moders Schauer,
Kühn, ſonnenhaft und kettenbar.

Schon wiegſt du hoch dich in den Lüften,
Und von den Höhen, aus den Klüften
Ringt ſich zu dir ein ſüßes Düften,
Und ob dir flammt der Sonne Brand.
Und weithin liegt vor dir ergoſſen,
Von tauſend Bächen hell durchfloſſen,
Von treuer Berge Wacht umſchloſſen,
Dein altes, ſchönes Heimatland.

Ich ſehe deines Auges Blitze —
Zum heiligſten der Heldenſitze,
Auf Hohenſtaufens Felſenſpitze
Lenkſt du den pfeilgeſchwinden Flug.
Von dort, wo Friedrich mit den Söhnen,
Sich mit Unſterblichkeit zu krönen
Herabzog, laß dein Wort ertönen,
Wo Konradin die Harfe ſchlug.

„Und habt die Rieſen auch, ihr Zwerge,
Bedecket mit der Knechtſchaft Berge,
Schifft doch der Geiſt, ein kühner Ferge,
Durch des Gedankens Ozean,
Um ſelge Inſeln aufzufinden,
Euch unſichtbar, ihr argen Blinden,
Um neue Reiche drauf zu gründen,
Die eurem Joch nicht unterthan.

Dort hört man keine Kette klirren,
Kein giftig Nachtgevögel ſchwirren,
Dort ſchleichen keine feilen Sbirren
Um jedes Biedermannes Pfad;
Dort ſpielt man nicht mit Völkerrechten,
Dort nennet Morden man nicht Fechten,
Dort ſind von Adel nicht die Schlechten,
Dort erndtet, wer beſtellt die Saat.

Dort prunkt mit Orden nicht der Schmeichler,
Dort gilt als Frommer nicht der Heuchler,
Für einen Helden nicht der Meuchler,
Der Reiche nicht für einen Gott.

Dort tragen Buben keine Kronen,
Dort mäſten keine faulen Drohnen
Vom Schweiße ſich von Millionen,
Dort wird die Armut nicht zum Spott.

Und habt ihr Meere auch und Lande
Geſchmiedet in die Eiſenbande,
Der Geiſt entringt ſich all' dem Tande
Und wandelt ſeine eigne Bahn.
Die ſtolzeſten Gewalten beugt er,
Hinab in alle Tiefen ſteigt er,
Hinauf in alle Höhen fleugt er
Und klopft am Himmelsthore an.“

— — — — — — —

Vom Rigikulm.

Noch einen Schritt! Nun halt' und wende dich,
Und ſchau', wie jetzt die Sonne feierlich
Heraufwogt drüben aus dem Gletſchermeere!
Ward dir wol ſchon ein ſolcher Anblick hie?
Die Hände falt' und beug' dein ſtarres Knie:
Ja, Gott iſt groß und ihm ſei Ehre!

Du aber blickeſt ſtumm in all' die Pracht,
Die Stirn umſchattet von des Grames Nacht,
Bis endlich aus dem Herz, dem übervollen,
Wo ſich das Wetter lang geſammelt ſchon,
Dumpfhadernd wie Lawinendonnerton,
Hervorbricht deines Zornes Grollen:

O Herr, du haſt mit jedem Zauberreiz
Geſchmückt dein liebſtes Erdenkind, die Schweiz,
Und ſegnend hauchet drüber hin dein Odem;
Hier fühlt ſich innig dein Zugegenſein,
Ob uns umduften Alpenlüfte rein,
Ob uns umdampft der Schlüfte Brodem.

Beim Eintritt jubelt uns ſein ewig Lied
Der Rhein in das erſchütterte Gemüth,
Jahrtauſende ſingt er das Lied von Freiheit,
Von Menſchenwürde und von Heldenthum,
Von Treue, Ehre, Manneskraft und Ruhm,
In grandioſer Einerleiheit.

Wir ſchreiten vor, und immer rollt ſich prächtiger
Das Land vor unſern Blicken auf, und mächtiger
Drängt es die Seele, daß ſie ſich entpuppe,
Daß ſie beſtaune, aller Schlacken bloß,
Die Handſchrift Gottes*), einzig, glorios,
Hier von des Rigi Felſenkuppe.

Ich ſeh' die Firnen purpurn angehaucht,
Die Felſen rings in Roſenflut getaucht,
Der Sonne Gold glühn an der Ströme Borden;
Auf all' den Seen koſt des Himmels Blau,
Der Forſt ſo friſch, ſo blüthenvoll die Au,
Und allum iſt es Licht geworden.

Sieh rings das Paradies am See von Zug,
Dort die Kapell', wo Tell den Geßler ſchlug,
Hier, wo er aus dem Nachen ſprang, die Platte!
Und drüben, in die Felsſchlucht eingebeugt,
Dort ward die Schweizerfreiheit einſt gezeugt,
Dort glänzt hervor die Grütlimatte!

---

*) „Handſchrift Gottes“ nannte Thomas Kampanella, geb. 1568, geſt. 1639, die Welt.

Und weiterhin, dort hinterm Mythenhorn,
Im Aug' der Tyrannei als ewgen Dorn,
Siehſt ragen du den heiligen Morgarten.
Dort ſenkte ſeinen Fittig Oeſtreichs Aar,
Hei, dort erlag die ſtolze Drängerſchaar
Den eidgenöſſiſchen Hallbarten.

O Donnerruf von Sempachs heißer Schlacht!
An Winkelriedens Martyrbruſt zerkracht
Des Deſpotiſmus ehrne Wetterwolke.
Da ward geſchrieben mit der Schwerter Glut,
Beſiegelt mit der Herrn und Ritter Blut
Der Freiheitsbrief dem Schweizervolke.

O jene Zeit, wie liegt ſie fern und weit!
Der Freien Enkel tragen Sklavenkleid,
Im eignen Haus geſponnen und gewoben.
Und Pfaffenwort gebietet jetzt dem Land,
Wo Zwingli's ſtarke Reformatorhand
Des Denkens Fahne einſt erhoben.

O Volk, du träumeſt einen ſchlimmen Traum,
Und ſprichſt im Schlaf: feſt ſteht der Freiheitsbaum!
Hörſt nicht die Axt an ſeinen Wurzeln klingen;
Hörſt nicht der Adler zürnend, mahnend Schrein,
Läßt von der Raben feilen Pſalmodein
Dich tiefer nur in Schlummer ſingen.

Erwach', Europa's letzte Republik!
Langſam, doch tödtlich, naht dir das Geſchick, —
Willſt auf der Ahnen Lorbeern du vermodern?

Nicht täuſche dich der kurze Friedenswahn,
Argliſtig iſt die Tyrannei und kann
Dich morgen ſchon zum Kampfe fodern.

Ermanne dich! — ſonſt wird zu ſpät es ſein,
Und, ach, des Erdtheils ſchönſter Edelſtein
Zuletzt in einem Kronenreife flittern;
Zur Zwingburg wird der Alpen Freiheitswall,
Von Tell und Grütli tönt noch kaum ein Hall
Dann in der Enkel knechtiſch Zittern.

◆

II.

Herrn

Nepomuk Kott

in Schwäbiſch-Gmünd

gewidmet.

„Zuweilen bricht die Poeſie aus Jedem hervor, wie die Thräne aus der Rebe im Lenz."

Lebwohl.

Had we never lov'd sae kindly,
Had we never lov'd sae blindly,
Never met-or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.
Burns.

Der letzte Jugendtraum war mir verflogen,
Starr und verſteinert die Vergangenheit,
Die Gegenwart um ihren Werth betrogen,

Und an der Zukunft träumeriſch mich letzen,
Wie konnt' ich wohl? Zu ernſt bin ich, zu alt,
Zu tändeln mit der Hoffnung grünen Fetzen.

Verjagt der Liebe ſchüchterne Gazelle,
Des Glaubens ſüße Nachtigall verſtummt,
Des Haſſes Geier in des Buſens Zelle

Ob ſeinem Neſt voll Nachtgedanken brütend;
Des Geiſtes Kräfte, in ſich ſelbſt entzweit,
Selbſtquäleriſch bekämpfend ſich und wüthend.

O Jammer, hinzuſiechen alſo kläglich,
Indeß das Blut langſam zu Eis gerinnt,
So hinzudämmern weibiſch und alltäglich!

Zu trauern auf dem wüſten Trümmerhaufen
Des eingeſtürzten Jugendideals,
Des Lebens Reue nicht kann wiederkaufen!

Die Bruſt bedrückt vom kalten Eiſenhemde
Der Reſignation, ſo ſtand ich da,
Hier heimatlos, dort in der Heimat fremde.

Da plötzlich trat mir deine Huld entgegen,
Und ach, ich fühlt' in meiner Seele Grund
Der Sympathie Myſterium ſich regen.

Und der ich nur am Römerſinne Kato's
Mich noch erbaut, empfand wie nimmer noch
Die Wahrheit von der Liebesmythe Plato's.

Die Leidenſchaft, ſie löſte ſpielend wieder
Den Panzer meiner Bruſt, und Tag und Nacht
Sang ſie mir ſchmeichelnde Sirenenlieder.

Vergebens mit dem nüchternen Verſtande
Band ich mich feſte an des Gleichmuths Maſt,
Mich fern zu halten von dem tück'ſchen Strande.

Wer kann den Blitz von ſeinem Haupte lenken? —
Er fuhr herab, mit des Gefühles Glut
Verzehrend all' mein widerſtrebend Denken.

Es ſprach dein Blick: Warum mich länger meiden?
Du biſt ſo blaß, ſo einſam und ſo krank;
O komm' zu mir, ich heile deine Leiden!

Ich kam. Du warſt ſo anmuthsvoll, ſo blühend,
Du neigteſt kindlich dich dem Fremdling zu,
Und ich — ward wieder jung und liebte glühend.

Wenn ſtumm ich in dein holdes Antlitz ſchaute,
Wenn mich umſpielte deines Odems Hauch,
Wenn deines Auges Himmel ob mir blaute;

Wenn ich von deinem Munde durfte nippen
Das Evangelium: „ich liebe dich!“
Wenn an den meinen braunen deine Lippen —

Dann fragt' ich träumeriſch: bin ich geſtorben,
Und habe, weltlich mehr als fromm geſinnt,
Ganz unverhofft die Seligkeit erworben?

Und auf mein Haupt ließ ich die Hand dich legen,
Und flüſterte in trunkner Schwärmerei:
Ja, das iſt meiner todten Mutter Segen! —

Dahin, dahin! — Fort mit des Reimes Schellen!
Sie klingeln mir nur giftigen Hohn ins Ohr:
Du Thor ſchwammſt gegen des Geſchickes Wellen.

Mein Saitenſpiel zerſpringen mag's und ſplittern!
Doch ach, die Scherben noch wird ein Akkord
Von deiner Schönheit, deiner Huld durchzittern. —

Nicht daß wir, kaum vereinigt, ſchon geſchieden,
Nicht das zerreißt ſo ſehr mein Mannesherz,
Nein, daß ich dir, du reines Kind, den Frieden,

Den goldnen Seelenfrieden plump getödtet,
Und in dein Leben trug des Kummers Nacht,
Da ſich ſein Morgen prangend kaum geröthet:

Das iſt der Fluch! Und dieſes mein Verſchulden,
Ob du es auch mir lange wohl verziehn,
Tilgt keine Reue und kein büßend Dulden.

Doch klag' ich dir Nichts vor von meinem Schmerze,
Ich biete jedem Unglück Hohn und Trotz;
Du aber präg' dieß Wort dir in das Herze:

Leb' wohl! Und daß, wie ich geliebt dich, Keiner
Je lieben wird, o glaube nicht daran!
Leb' wohl, leb' wohl, und denke nimmer meiner!

Laß nie mein Bild vor deiner Seele ſtehen,
Weih' dem Vergeſſen mich, wenn nicht dem Haß;
Vergiß, daß du mich jemals nur geſehen!

Und nennet dir der Zufall meinen Namen,
Sei er dir nur ein niegehörter Schall,
Ein unbeſchriebnes Blatt, ein leerer Rahmen.

So wirſt du deiner Liebe baar und ledig,
Und Ruhe blühet wieder dir und Glück —
Leb' wohl, leb' wohl! — mir aber ſei Gott gnädig!

Motenebbi.

965.

Seht ihr den braunen, bärtgen Reiter,
Der pfeilſchnell durch die Wüſte ſchwirrt?
Wer iſt der kühngemuthe Streiter,
Dem Sporn und Köcher hell erklirrt?
Er iſt ein Dichter und ein Krieger,
In Wort und Thaten wunderſam,
In Kämpfen und in Liedern Sieger,
Und Motenebbi iſt ſein Nam'.

Von Ferne winken grüne Halme
Einladend aus dem gelben Sand,
Die ſchlankgebaute Dattelpalme
Beſchattet der Oaſe Rand.
Er rufet Halt dem Wanderzuge,
Sie ſpringen ab, ſie halten Raſt,
Und lehnend an des Roſſes Buge,
Hat ihn der Dichtung Glut erfaßt:

„Ein Thor, wer feig und unterthänig
Sich in die Schranken fügt der Welt,
Hier in der Wüſte bin ich König,
Der weite Himmel iſt mein Zelt.

Auf meinem Thron, dem Roſſe, ſitz' ich,
Mein donnernd Wort iſt mein Gericht,
Und mit dem Schwert dem Gegner blitz' ich
Den Willen mein ins Angeſicht.

Wenn ſich in wirbelnden Geſchwadern,
Das grimme Ringen angefacht,
Dann fährt mir zuckend durch die Adern
Der Freude Stral, mein Auge lacht.
Wenn ſich die Männer grimm umſchlingen;
Wenn Funken aus dem Panzer ſprühn,
Wenn mordend lohen rings die Klingen,
Dann muß mein Herz in Wonne glühn.

Die Feldſchlacht hab' ich mir zur Mutter,
Zum Vater mir das Schwert erwählt,
Den ſtarken Speer zu meinem Bruder,
Und mit dem Schilde mich vermählt.
Hinein, gerungen und geſchwungen,
Stets vorwärts auf der Ehre Bahn,
Und dann ein Siegeslied geſungen
Auf dem erſiegten rothen Plan!

Nur wer im Kampf ſich wies als Helden,
Als Sieger in der Männerſchlacht,
Nur der kann Heldenthaten melden,
Und feiern Ruhm und Siegespracht.
Mich kennet von den Helden Jeder,
Mich kennt das Roß, das Schlachtrevier,
Mich kennt der Schlag, der Stoß, die Feder,
Mich kennt das Schwert und das Papier!"

Und als das ſtolze Lied verklungen,
Fühlt leis berührt er ſeinen Arm:
„Sieh, Herr, kommt dort nicht angedrungen
Ein kecker Beduinenſchwarm?“
Er ſchaut hinaus, er greift zum Zügel,
Er ruft die Seinen auf in Haſt,
Schon wiegt ſein Fuß ſich leicht im Bügel,
Und ſeine Fauſt den Säbel faßt.

Er ſtürmt den Feinden kühn entgegen,
Friſch, frei in das Gefecht hinein!
Vor ſeinen Stößen, ſeinen Schlägen
Sich lichten ihre dichten Reihn.
Wie hell iſt jetzt ſein Schild erklungen,
Wie leuchtete ſein züngelnd Schwert!
Was er als Dichter kaum geſungen,
Das hat er nun als Held bewährt.

Doch ſieht er ſich den Sieg entreißen,
Von ſeiner Dränger Uebermacht,
Die Freunde ſchlang der Feinde Eiſen
Bald alle in die Todesnacht.
Schon iſt der Schild dem edeln Schläger
Beſpickt mit ſchweren Pfeilen dicht,
Sein alter, treuer Waffenträger
Allein noch ihm zur Seite ſteht.

Schon wollen ihn die wilden Männer
Erdrücken in des Kampfes Wucht,
Da ſpornt der Sänger ſeinen Renner
Und wendet grollend ſich zur Flucht.

Schon fegt er hin auf flüchtgen Hufen,
Es nimmt die Wüſte auf den Sohn,
Da hört er ſeinen Diener rufen:
„Iſt Motenebbi je geflohn?

Er, welchen kennt der Helden Jeder,
Den kennt das Roß, das Schlachtrevier,
Den kennt der Schlag, der Stoß, die Feder,
Den kennt das Schwert und das Papier?“
Und wie er kaum das Wort vernommen,
Hat er ſich wieder umgewandt,
Und neuer Muth iſt ihm entglommen
Und friſchgeſtählet Arm und Hand.

Und lange noch gab helle Klänge
Sein Schwert, das ſich im Blute wuſch,
Und lang hat ob der wirren Menge
Geflattert noch ſein Federbuſch,
Bis er, geſchmettert von dem Pferde,
In das Gedräng hinabgetaucht. —
Da hat auf blutigrother Erde
Der Held ſein Leben ausgehaucht.

Mit ſeinem Tod hat er beſiegelt,
Was er geprieſen oft im Lied;
Sein Leben, raſch und ſturmbeflügelt,
Iſt blitzeſprühend auch verglüht.
Und wenn die Beduinenhorde
Auf ihrem irren Wanderzug
Vorüberſprengt an jenem Orte,
Wo Motenebbi's Stunde ſchlug;

Dann ſpricht wol Einer aus dem Stamme:
„Hier ruht Arabiens Sänger aus,
Deſſ' Lied und Klinge, gleich der Flamme,
Gelodert in ſo manchem Strauß.
Von Biled-ul-Gerid bis Jemen,
Von Kairo bis Samarkand,
Sieht nächtlich man des Helden Schemen
Oft ſtreichen durch der Wüſte Sand."

Hans und Kathrine.

1.

Ich wandelte auf dem Kirchhof,
Wo die Kapelle ſteht,
Die alte Todtenkapelle,
Von Fliederduft umweht.

Zur Seite lehnt an der Mauer
Verwittert das Schädelhaus,
Aus dem manch bleicher Schädel
Ins Leben grinſt heraus.

Und als ich näher getreten,
Mein Aug' mit Staunen erſieht,
Daß über und über das Beinhaus
Von Roſen war umblüht.

Zwei Roſenſträuche ſproßten
Zur Seite dem Schädelhaus,
Und hatten ſich über demſelben
Verſchlungen zu einem Strauß.

Du alter Todtengräber,
Komm', gib mir treuen Bericht,
Sag' an, wie kommt's, daß alſo
Hier Blüthe den Moder umflicht?

2.

„Der Hans und die Kathrine,
Die waren das ſchönſte Paar,
Er hatte die hellſten Augen,
Und ſie das blondeſte Haar.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Und ganz und gar nicht neu,
Sie ſangen und tanzten zuſammen,
Und liebten ſich nebenbei.

Dem reichen Hofbaur Michel,
Dem machte die Sache warm,
Kathrine war ſeine Tochter,
Und ach, der Hans war arm.

Der reiche Hofbaur Michel
Verzog ſein roth Geſicht:
„Nein, nein, du dummes Mädel,
Der Hans bekommt dich nicht!"

Und von derſelben Stunde
Da tanzten ſie nicht mehr,
Der Hans verlernte das Lachen,
Kathrine ward traurig ſehr.

Und als im nächſten Winter
Ins Dorf die Seuche kam,
Da war Kathrine die Erſte,
Die ſie von hinnen nahm.

Der Hans ſtand ſchweigend am Grabe,
Zerknitterte ſeinen Hut,
War bleich und konnte nicht weinen —
Das war fürwahr nicht gut.

Kurz drauf fällt Holz er im Walde,
Da erſchlug ihn die ſtürzende Tann',
Und böſe Zungen meinten,
Er ſelber ſei Schuld daran.

3.

Ich wollte ein Grab ihm graben
An ſeines Mädchens Seit',
Der Michel hat's nicht gelitten
In ſeinem Stolz und Neid.

Sie ſollen ſich nun und nimmer
Vereinen! ſprach der Gauch;
Ich aber pflanzte auf jedes
Der Gräber 'nen Roſenſtrauch.

Und als der Frühling gekommen,
Da ſproßte das grüne Paar;
Es rangen die Sträuche ſich höher
Mit jedem neuen Jahr.

Und reichten ſich die Zweige
Wol über dem Schädelhaus,
Und ſchlangen ſich in einander
Zu einem vollen Strauß.

So haben ſich noch vereinigt
Kathrine und ihr Hans,
Und darum iſt von Roſen
Umblüht das Beinhaus ganz.“

* * *

Aſſuwina.

Horch, wie am Senegal das Muſchelhorn erdröhnt,
Wie hell die Becken klirrn, das Tantam ſummt und ſtöhnt!
Hörſt du das Bachanal durchs Palmendickicht gellen?
Da ſchmauſen ſie im Kreis, umrauſcht von Sykomoren,
Durchglüht von Palmenſaft, die jungen, wilden Mohren;
Da liegen ſie auf Leopardenfellen.

Und mitten in dem Kreis, von Wachen dicht umringt,
Hebt ſich ein ſchimmernd Zelt, deſſ' Goldknauf blitzt und blinkt,
Es richtet jeder Blick auf das Gezelt ſich hin. — Ah,
Der Vorhang rauſcht herab — wie ſtill wirds nah und fern! —
Und prangend tritt hervor des Mohrenlandes Stern,
Die königliche, ſchlanke Aſſuwina.

Ob ihres ſanftgeſchwellten Nackens Ebenholz
Thront goldbereift das Haupt voll Majeſtät und Stolz,
Von welchem weich und weiß die Straußenfedern wallen.
Der Perlen helle Zier auf Hals und Buſen ruht,
Wie prächtig iſt ihr Aug' mit ſeiner wilden Glut,
Wie ſchön der Lippen flammende Korallen!

Ein Schrei des Staunens reißt ſich aus der Männer Bruſt,
Sie ſpringen auf, es glühn die Blicke all' von Luſt,
Und bleiben ſtarr und heiß an Aſſuwina haften.

Sie hört nicht das Gejauchz, ſieht nicht der Blicke Loh'n,
Und kalt und würdevoll beſteigt ſie ihren Thron,
Ihr Wink beſchwört die wirren Leidenſchaften.

„Ihr Männer von Darfur, vom grünen Dattelland,
Von Kongo's Küſte und vom gelben Nigerſtrand,
Die ihr mit Blut und Gold gekommen mich zu freien,
Zieht heim zum Nigerſtrand, nach Kongo und Darfur,
Und werbet dort mit Kampf und Blut und Gold, ich ſchwur,
Mich einem ſtolzern Bräutigam zu weihen!“

Und wie ihr Wort verklingt, ſchwingt ſie der Fackel Blitz,
Ihn ſchleudernd ins Gefäß, das unter ihrem Sitz,
Ein Räthſel Allen, wies die ſchwarzen runden Kerne.
Ein Flammenzuck, ein Knall — Erſchüttrung nah und fern —
Verſchwunden Zelt und Thron — des Mohrenlandes Stern
Emporgeſchleudert an des Himmels Sterne.

Von Angſt und Grimm gepeitſcht der wilde Schwarm zerſtob,
Der um der Jungfrau Hand hier oftmals mit Getob,
Mit Keulenſchlag und Mord und Goldgegleiß gerungen.
Verſtummt iſt Kampf und Luſt, öd' ſteht der Palmenhain, —
Vom fernen Nilgebirg kommt mild der Mond herein
Mit ſeinen geiſterſüßen Dämmerungen.

Franzöſiſche Romantik.

Die Sünderglocke gellt ſchaurig vom Thurm,
Es tobt durch die Gaſſen des Volkes Sturm,
Soldaten und Schergen, und in der Mitt'
Da geht der Pirat im weißen Habit.

Er denkt nicht des Galgens, er denkt nicht des Strangs,
Er wandelt dahin elaſtiſchen Gangs.
Sein Haupt iſt erhoben und braunes Haar
Umtanzt es in Ringeln, ſein Auge blickt klar.

Und wie er gekommen zur ſchaurigen Stätt',
Und wie er getreten aufs ſchwankende Brett,
Da breitet die Arm' er und ſpricht dazu:
„Wie ſchön, o wie ſchön biſt Geliebte du!"

Und wie um den Hals er die Schlinge fühlt,
Den Mund ihm ein ſeliges Lächeln umſpielt:
„Ja ſchling' um den Hals mir dein duftend Haar,
Und reich' mir die Lippen zum Kuſſe dar!"

Und wie ihn der Henker geſchleudert zum Grund,
Da lächelt er noch mit zuckendem Mund:
„O löſe — du wirſt mich erwürgen! — geſchwind —
Die Locken! — ich ſterbe! — du böſes Kind!"

Einer Verlorenen.

1.

Du fragſt mich, wie es doch gekommen,
Daß ich ſo balde dich vergaß,
Für die ich einſt ſo heiß entglommen,
Und die mein Herz ſo ganz beſaß?

Frag' nicht! Geh' hin zum Vogelbauer,
Der deine Lerche bang umhegt,
Und öffne, daß der Freiheit Schauer
Dem Vogel in die Augen ſchlägt.

Dann wird er ſeine Flügel ſpreiten,
Erhaſchen ſchnell den Augenblick,
Aufjubelnd in die Lüfte gleiten,
Und nimmer lockſt du ihn zurück!

2.

Du haſt mich oft getadelt,
Daß ich ſo wild und toll,
Wenn mir von Luſt und Thorheit
Das Herze überquell.

Dann legteſt du die Hände
Mir auf die heiße Stirn,
Um das Gedankenchaos
Mildlächelnd zu entwirrn.

In meinen bangen Träumen
Du oft mir noch erſcheinſt,
Die ſchwüle Stirn mir kühlend
So mild und ſtill, wie einſt.

Wohl möchte ich, Verzeihung heiſchend,
Dir noch einmal in's Auge blicken,
Wohl möcht' ich deine blaſſen Lippen
Noch einmal mit den meinen drücken.

Wohl möcht' ich einmal noch die Arme
Stillſelig um den Leib dir legen,
Und an die Bruſt dich ziehn und lauſchen
Des treuen Herzens bangen Schlägen.

Und wenn du dann, Verzeihung blickend,
Mich aller meiner Schuld entladen,
Noch einmal küſſen dich, und flüſtern:
Mit dir ſei Gott auf allen Pfaden!

* * *

Frühlingsgang.

Im vollen Maienglanz bin ich hinausgegangen,
Da wehte Blumenodem lind mir um die Wangen.

Ein Blühen auf der Flur, ein Koſen in den Lüften,
Die Schöpfung überhaucht von wunderſamem Düften.

Ein bräutlich Antlitz ſchien die Erde rings, die blanke,
Drauf lag der Sonnenſchein, ein zärtlicher Gedanke.

Wie ſich vor meinem Tritt die Blumen niederbogen,
Umſpielte mich ihr Duft in immer ſüßern Wogen.

Und wenn mein Fuß zertrat den reichen Blüthenflor,
Stieg friſcher Wohlgeruch rings in die Luft empor.

So muß das Dichterherz, wenn unter des Geſchickes
Fußtritt zertreten welkt die Blüthe ſeines Glückes,

Noch brechend Wohlgeruch ausſtrömen in die Lüfte,
Und ſterbend noch im Lied ergießen ſüße Düfte.

Der Poet *).

O laßt ihn ziehn, laßt ihn im Frieden ziehn
Den großen Unglückſeligen, den Dichter!
Ihr kennt die Schmerzen nicht, die ihn durchglühn,
Euch lodern nimmer ſeines Geiſtes Lichter.
Er ſteht in dieſer bunten Welt allein,
Verkannt, verlacht, geſtoßen im Gedränge;
In ſeines Herzens gotterfüllten Schrein
Flieht er vor dem Gelärm der rohen Menge.

Laßt ab von ihm, er duldet Leid genug,
Wollt es mit euren Freuden nicht vermehren!
Ach, jeden Schritt, den ihn die Muſe trug
Auf ihrer Stralenbahn, bezeichnen Zähren.
Er altert ſchnell, ſein Leben iſt ein Hauch,
Und früh umarmet ihn des Grabes Moder;
Er iſt ein ſchwacher, ſchwerbeladner Strauch,
Verzehrt von der Unſterblichkeit Gelodеr.

O hört, wie er um ſeine Jugend klagt,
Die kaum erblüht, entfloh'n ihm ungenoſſen,
Wie ihm des Glückes Sonne nie getagt,
Wie ihm zum Strauſe Roſen nie entſproſſen.

---

*) Nach Viktor Hugo

Er ſchmäht ſein Herz, das flammend in ihm brennt,
Klagt an die Muſ' an ihrem Hochaltare,
Daß er für einen ſeligen Moment
Geopfert ihr ſo viele lange Jahre.

O preiſet nicht ſein vielbewegtes Loos,
Beneidet nicht den Glanz, der ihn umſtralet,
Ihr wiſſet nicht, daß es oft Täuſchung blos,
Was er mit blutgen Seelenſchmerzen zahlet.
Im Himmel wandelt er in ſeinem Traum,
Und ſieht des Paradieſes Früchte blitzen,
Doch iſt er aufgewacht vom Schlummer kaum,
Seht ihr am Lebensſtrom ihn trauernd ſitzen.

O laßt ihn ziehn, laßt ihn im Frieden ziehn,
Wollt nicht mit eurem Maß den Dichter richten,
Und wollet mitleidslos nicht beugen ihn
Dem Alltagszwange und den herben Pflichten.
Geſtaltet iſt das Leben anders ja
Vor ſeinem Blick, und was euch mag beglücken,
Betrauert er, und wo ihr weinet, da
Jauchzt er, gefaßt von heiligem Entzücken.

Laßt ihn im Frieden! Seine Muſe koſ't
Mit ihm, dem Einſamen, in ſtillen Nächten,
Sie küßt ihn, und es gährt der ſüße Moſt
Der Poeſie in wilden Traumgeflechten.
Auch nahet ihm ſich der Propheten Aar,
Und rühret ihn mit mächtgem Flügelſchlage,
Dann ſpricht er Worte, kühn und wunderbar
Und ſeiner Hand geziemet Schwert und Wage.

O ſtört ihn nicht! Auf ſeinem Antlitz trägt
Ein heilig Siegel er, aus ſeiner Seele
Herauf die Brandung eines Meeres ſchlägt,
Daß ſie des Aethers Sternen ſich vermähle.
Und ſeiner Götterſeele Schwingenpaar
Trägt allwärtshin ihn mit Gedankenſchnelle,
Gefeiten Leibes und der Waffen bar,
Beſucht die Hölle er und Himmels Helle.

Vor ſeinem ſcharfen, ſichern Seherblick
Entweicht die Nacht, des Truges Nebel ſchwinden,
Im Buch der Ewigkeiten das Geſchick
Des Univerſums weiß er zu ergründen.
Er hält in ſeiner Hand den Zauberſtab,
Und tauſend Geiſter lauſchen ſeinen Winken,
Und ſeinem Machtwort öffnet ſich das Grab,
Der Tod entflieht bei ſeines Auges Blinken.

Laßt ihn allein! — Kommt einſt der große Tag,
Wo ſeine Muſe läßt den Ruf ertönen:
„Nimm deine Leier und mein Banner trag',
Als ein Prophet vor allen Erdenſöhnen!“
Dann fährt er auf von ſeinem Träumerſitz,
Begeiſtrungstrunken, achtend keines Spottes,
Dann zünden ſeine Worte, gleich dem Blitz,
Und ſeine Stirne trägt die Flamme Gottes.

Mai.

1.

Linder Klang und ſüßer Duft
Säuſeln durch die Gründe,
Amſel ſingt und Finke ruft
Aus dem Grün der Linde.

Thalentlang und hügelan
Raſch der Maie ſchreitet,
Und des Herzens Glocken dann
Still ihn eingeläutet.

2.

Auf die Erd' der Himmel wirft
Süße Blüthenbriefe nieder,
Und das treue Liebchen ſchickt
Ihm als Antwort Lerchenlieder.

3.

Das iſt ein luſtig Summen,
Ein Schwirren und Geſchnaub,
Maikäfer ſind erſtanden
Und ſchwärmen ums junge Laub.

Die alten Frühlingsgedanken
Erſtehn aus ihrem Grab,
Und ſchwirren und ſummen und ſchwärmen
Die Seele auf und ab.

Hinab ihr tollen Jungen,
Hinab – die Zeit verläuft –
Maikäfer ſind ſchädliche Thiere,
Und werden mit Recht erſäuft.

Nur eine Thräne!

O Gott, nur eine einzge Zähre!
So ruf' ich brünſtig himmelan,
Daß meines Auges glühnde Leere
Sich wieder fülln und kühlen kann.

Laß ſchmelzen deine Gnadenſonne
Das Eis, das mir die Bruſt umringt,
Daß es erweicht, ein heller Bronne,
Mir leuchtend aus den Augen ſpringt.

Vielleicht, getränkt von ſolchem Thaue,
Ergrünt auf's Neu' mein welkes Herz,
Vielleicht daß ich durch Thränen ſchaue
Dann wieder hoffend himmelwärts.

Aus dem Leben.

Er lag vor mir in ſeinem rothen Blut,
Die Bruſt zerfetzt von tiefer Todeswunde,
Aus der geſtrömt die reiche Purpurflut, —
Ein Lächeln weilte noch in ſeinem Munde.

Gebrochen war ſein ſeelenvoller Blick,
Wirr hingen ihm die Locken um die Wangen;
Die Arme ſchlaff, die einſt mit Ruhm und Glück
In Scherz und Ernſt den blanken Schläger ſchwangen.

Ich beugte mich hinab, ich hielt mein Ohr
An ſeine Bruſt, die kaum noch heiß geſchlagen,
Aus der Gedanken, groß und ſtolz, empor-
Geblitzt in frühern, glücklicheren Tagen.

Todt, Alles todt; verſiegt des Lebens Quell,
Der ſchäumend oft durchbrochen Damm und Graben! —
Drauf haben heimlich ſie an öder Stell'
Bei dunkler Nacht des Jünglings Leib begraben.

Und ich allein geleitete den Sarg,
Und ich allein ſtand trauernd auf der Haide,
Und als man des Armen Ueberreſte barg
Still unter einer blätterloſen Weide.

Der Himmel mummt' in Trauerflor ſich ein,
Und warf als Leichenfackeln Blitze nieder,
Tiefgrollend orgelte der Donner drein,
Und brauſend ſang der Sturm die Grabeslieder.

Hymnus.

Mein Herz jauchzt dir entgegen,
Bleicher, ſchwarzlockiger Jüngling,
Schmerzenbändiger, Herzenſänftiger,
Der Herrſcher gewaltigſter, der Götter liebevollſter,
Dir, dem einzig Wahren,
Der nie geheuchelt,
Dem ewig Treuen,
Der gleich ſich geblieben von Anbeginn,
Dir jauchzt mein Herz entgegen,
Todesgenius!

Ich trete hinaus in die Nacht;
Es dreht ſich droben wie immer
Der alte, luſtige Sternentanz,
Aber zutraulich, geiſterhaft
Gaukelt das Mondlicht über den Kirchhof hin,
Und trägt von einem Grab zum andern
Mancherlei Kunden, leiſe, loſe.
Schön iſts zu ſingen in ſolcher Nacht;
Drum töne dir mein voller Hymnus,
Todesgenius!

Unwandelbar, nimmer ermattend,
Gehſt du der leidenden Menſchheit zur Seite,
Ihr einziger Freund.
Du ſchlägſt ihr die Adern zur rechten Zeit,
Wenn Leidenſchaften und Wahn und Fieber
Den Kopf ihr durchtoben vulkaniſch und toll.
Hoch flammt dann die Fackel in deiner Hand,
Die Fahnen wehen, die Waffen blitzen,
Der Feldruf tönt, und ob dem Gewürge
Lauſcht ſtill dein ernſtes, blaſſes Antlitz,
Todesgenius!

Sahſt du den Knaben?
Sahſt du, wie roſighell
Ihm auf der Stirne Entzückung flammt?
Hat doch ſo eben im Erlengebüſch ihm
Zugeſchworen den Treuſchwur
Die ſüße, liebreizende Dirne.
Er ſchwärmet im Mondſchein und faſelt von Platon.
Aber du ſchüttelſt dein Haupt,
Und bringſt zur Ruhe ſein närriſches Herz.
Daß nie es erfahre,
Was Treubruch ſei.

Und die es erfahren,
Die Jungfrau dort
Mit dem thränenden Aug' und der durchſichtigen Wange,
Wer würde ſich ihrer erbarmen,
Wenn du, o Allerbarmer, ihr nicht
Singen würdeſt das Schlummerlied?

Sie ſtarb an gebrochenem Herz,
Sagen die Thoren. Sie wiſſen nicht,
Wie feſt und zäh das menſchliche Herz.
Aber du weißt es,
Todesgenius!

Sie renomiren mit Freiheit
Und Gleichheit
Und Menſchenrechten et cetera;
Das Alles verſtehſt du beſſer,
Du konſequenteſter Gleichmacher
Von Lykurgos herab bis auf Marat.
Du nur weißt Ketten zu brechen,
Und gibſt am Ende
Allen das gleiche Gut,
Du größter Nivelleur!

Und dann dein ſchöner Humor,
Mit dem du dem modernden Reichen
Und all' den ſonſtigen Götzen der Welt
Die Steinlaſt wälzſt auf ihr thränlos Grab,
Daß als Denkmal der Alp
Im Schlummer ſie drücke,
Die nie gehungert und nie ſich gehärmt.
Aber dem Armen gibſt du
Was nie er im Leben beſeſſen,
Ein Plätzchen, wohin er lege ſein Haupt,
Das müde, zu ſüßer Raſt.
Du betteſt ihn ſanft an die Mutterbruſt,
Und leicht iſt die Erde ob ſeinem Staub.

Hochherrlicher Dämon,
Wie könnte mein ſtammelnd Wort
Erfaſſen dein unendliche Schöne?
Laſſ' dein mich gedenken in ſtiller
Wehmüthiger Sehnſucht.
Und neigſt du einſt mir entgegen
Dein liebeſeliges Antlitz,
Läßt du mir erklingen
Deiner kühlenden Schwingen Getön,
Dann feuriger, als einſt der Geliebten,
Wird dir mein Herz entgegenjauchzen,
Todesgenius!

Beim Tode der Geliebteſten.

In Worte wollt' ich meinen Schmerz ergießen,
In Elegieen meine Trauer zwingen,
Die ſollten ſich zur fernen Heimat ſchwingen,
Auf Deinem Grab als Immortellen ſprießen.
Doch, o, die tobenden Gefühle ließen
Mich Dir kein würdig Todtenopfer bringen
In Seufzer die Gedanken mir zerklingen,
In Thränen all' die Worte mir zerfließen.
O Mutter! meines Weſens beſtes Glied!
Mit der mir Alles, Alles war gemeinſam,
Wie machteſt Du verlaſſen mich und einſam!
Genug, genug! und geh' mein ärmlich Lied,
Und blüh' auf ihrem Grab als bleiche Lilie,
Umflüſtre es als klagende Vigilie!

Meerkönigs Todesfahrt.

Das Schiff durchſchneidet raſch die weite Meereswüſte,
Rauſcht durch die Brandung dann und landet an der Küſte,
Es hält, der Anker heftet auf dem Grund,
Und ſiehe da, getragen vom Verdecke
Wird von den Kriegern jetzt ein alter Recke,
Mit Blut bedeckt und todeswund.

Sie halten ihn auf weichem Uferſande
In ihren Armen, bringen zum Verbande
Der Todeswunde Wunderbalſam her;
Doch plötzlich ihrer Hülfe widerſtrebend,
Und raſch von ſeinem Sitze ſich erhebend,
Spricht zu den Kämpen er:

Laßt euer eitles Mühn! — Seit ſechzig Jahren
Hab' ich die Meeresflut in Sturm und Kampf durchfahren,
Und ſiegreich flaggte ſtets mein Banner an dem Maſt.
Es zitterte der kühnſte Feind, ſobald er ſchwellen
Mein Segel ſah, ſobald ihn auf den grünen Wellen
Meerkönigs ſtarke Fauſt gefaßt.

Jetzt iſt die Stunde da, wo ruft mich die Walküre,
Geöffnet hat das Schwert in meiner Bruſt die Thüre,
Draus mit dem Herzblut meine Seele ſpringt;
Die Muskeln werden ſchlaff, mein Aug' beginnt zu dunkeln,
Und brechend ſieht es ſchon Alfadurs Goldſaal funkeln,
Der mir entgegenblinkt.

Und nun, Geſellen, hört des Führers letzten Willen,
Und zagt und zaudert nicht, ihn ſchleunigſt zu erfüllen,
Eilt, rüſtet ſchnell das Schiff für meine letzte Fahrt!
Auf dem Verdecke baut ein Lager mir von Leichen
Der Feinde, die im Kampf gefallen meinen Streichen,
Im Kampf, der noch zuletzt von mir geſchlagen ward.

Auf dieſes Lager thürmt mir meine guten Waffen,
Die zum Bererker mich, zum Seekönig geſchaffen,
Und die gebadet ich ſo oft in Heldenblut.
Auf dieſem Lager will ich, aufrecht ſterbend, ſitzen,
Und auf den treuſten Freund mich, auf die Streitaxt, ſtützen,
Doch ihr, Gefährten, laßt entlodern raſche Glut!

Und ſpannt die Segel aus, vom Grund den Anker hebend,
Dem leichten Kiel ſodann die Richtung meerwärts gebend,
Laßt mein geliebtes Schiff mich tragen durch die Flut.
Lebt wohl! Und führe Thor euch ſtets zu Ruhm und Siegen!
Ich aber will nun raſch Walhall' entgegenfliegen,
Vom Meer umrauſcht, umſprüht von rother Glut.

Und wie der Held befahl, ſo war es bald geſchehen,
Der Holzſtoß wird gethürmt, der blutige, es blähen
Die Segel ſich, man trägt zu ſeinem Sitz empor
Den todeswunden Mann. Auf ſeine Axt geſtützet
Lehnt er an ſeinem Schild, ſein Auge blitzet,
Und unter ihm bricht jetzt die Glut hervor.

So fuhr er hin. Die Segel luſtig faſſen
Den wilden Nord, der Kiel durchrennt die Wogenmaſſen,
So fuhr zum Tod der Held von ſtolzer Art.
Und draußen weit im Meer bemeiſterten die Flammen
Das Schiff und mit ihm brach der Recke auch zuſammen. —
Das war Meerkönigs Todesfahrt.

An die Verſtockten.

1.

Ihr dauert mich, ihr armen Freiheitsritter,
Die offne Fehde ihr dem Wahn geboten,
Die ihr das Todte warfet zu den Todten,
Des Unkrauts Saaten mähtet, rüſtge Schnitter.
Geht, eure Pillen ſind uns allzu bitter,
Gebt Milch und Honig, leckt dem Volk die Pfoten,
Verdreht die Augen, reißt mitunter Zoten,
Verbrämet ſie mit frömmelndem Geflitter.
Dann rufen „Heil euch!“ alle Pietiſten,
Dann wird auf euch man mit den Fingern zeigen:
Seht da den Tugendmann, den Glaubensſtreiter!
Ihr werdet in dem Schooß der Kirche niſten,
Und feſt ſtehn auf des Glückes ſchwanker Leiter,
Der Himmel hängt euch allum voller Geigen.

2.

O laſst ſie gehn einmal die ſchlechten Witze
Von Freiheit, Gleichheit, Wahrheit und dergleichen,
Ihr werdet nimmer euer Ziel erreichen, —
Entſchlaget euch der tollen Fieberhitze!
Wem in den Händen ruhn des Goldes Blitze,
Dem müſſen Freiheit, Gleichheit, Wahrheit weichen,
Der mag behaglich ſeinen Bauch ſich ſtreichen,
Und ſchmunzelnd ſchrein von ſeinem weichen Sitze:
Kein Gott, als Geld! Der Reiche ſein Prophet!
Wer anders glaubt, der glaubet an Lappalien,
Uns, unſerm Gott, errichtet Hochaltäre!
Mit eurem Gotte euch von hinnen dreht,
Der beſte Gott ſind ſichre Kapitalien,
Dem Geld allein, dem Geld allein ſei Ehre!

Meine Weiſe.

Wenn die Liebesdichter leiern
Ihren Sang,
Und auf ihren Liebeseiern
Brüten tag- und jahrelang,
Pflegt in ihrem Lied zu klingeln
Rain und Hain,
Und es träumet dieſen Schlingeln
Stets von Mai und Mondenſchein.

Auch der Nachtigallen Girren,
Obligat,
Hören ſie ihr Ohr umſchwirren
Stets auf ihrem Liebespfad.
Ach, das iſt ein ſüßes Dudeln
Allerwärts,
Und die Thränenquellen ſprudeln
Und es reimt ſich Schmerz auf Herz.

Keines dieſer ſüßen Dinge
Webe ich
Ein in meines Liedes Ringe,
Nicht nach Rührung ſtrebe ich.
Selten ſpuckt der Mond in meinen
Liedern all',
Und ſtatt draußen in den Hainen
Schlägt im Herz die Nachtigall.

Ex Improviſo.

Ludwig Börne.

Hätte dich auch kaum begeiſtert, was uns Niklas Becker bot,
Biſt du dennoch, „kleiner Jude,“ Deutſchlands größter Patriot.

Heinrich Heine.

1.

Deine Lieder werden leben, trotz der Alltagsmenſchen Zweifel,
Aber einen Unterſchied noch laſſ' uns zwiſchen Gott und Teufel.

2.

Eine Sturmglock' ſei der Börne, meinteſt du, der edle, brave,
Wollte Gott, er hätte Alle aufgeläutet aus dem Schlafe.

3.

Reiße immer deine Witze; der Philiſter — pah — verdamm' er's,
Doch erlaß uns die Grimaſſen des Pariſer Katzenjammers!

Karl Immermann.

Als du lebteſt hat dich Einer gar den Nimmermann genannt,
Seit du todt biſt, haben All' in dir den Immermann erkannt.

Christian Grabbe.

Mögen ſie auch höhniſch kreiſchen, deine Feinde, deine Haſſer,
Daß du dich zu Tod getrunken in gemeinem Feuerwaſſer,
Warſt du doch ein echter Dichter, zeigteſt, daß trotz Noth und Pein,
Daß man, trotz der eiteln Zwerge, jetzt noch kann ein Rieſe ſein.

Ludwig Uhland.

Wie einſt Volker aus den Hunnen ragte in Chriemhildens Schloß,
Ragſt du, Mann voll Kraft und Milde, hoch aus dem romant'ſchen Troß.

Friedrich Rückert.

Wie der blüh'nde Apfelbaum Blüthen niederregnen läßt,
Mag ihn rauher Nord durchwühlen, mag umſäuſeln ihn der Weſt,
Alſo wirfſt du vom Parnaſſe in das Publikum hernieder,
Sei's in Schmerzen, ſei's in Scherzen, deine immerfriſchen Lieder.

Adalbert Chamisso.

Kränzt mit deutſchem Eichenkranze dieſen herrlichen Franzoſen,
Laßt den Duft von unſern Roſen heimatlich ſein Grab umkoſen.

Ferdinand Freiligrath.

Drück' den Turban in die Haare, ſporne deinen Tigerſchecken,
Dichteriſchen Abenteurern neue Länder zu entdecken.

Nikolaus Lenau.

Nachtigallenartig ſingſt du, aber welche Nachtigall
Kann, wie du, empor ſich ſchwingen adlergleich zum Sonnenball?

Karl Beck.

Als ein Dichter-Sultan ſtürmſt du aus dem Land der Magyaren,
Mög' erobernd deines Liedes Macht durch alle Lande fahren!

Anastasius Grün.

Jenes Sprüchwort von der Heimat des Erlöſers gilt nicht länger,
Denn aus Oeſtreich kam der kühnſte aller deutſchen Freiheitsſänger.

Einem Freunde.

Ob auch der Jugendträume Schar ich längſt zu Grabe ſenkte,
Der Wetterſtral der Leidenſchaft den Buſen mir verſengte,
Ob des Geſchickes Stürme auch den Lebensbaum mir beugen,
So grünet doch das Laub noch friſch an ſeinen ſtarren Zweigen.
Und ſchwärm' ich auch im Mondenlicht nicht mehr in Leid und Wonne,
So hab' ich doch noch nicht verlernt zu ſchauen auf zur Sonne.
Grüß' ich nicht mehr den Abendſtern mit Guitarr' und mit Flöte,
Begrüß' ich doch mit hellem Lied der Zukunft Morgenröthe.
Und hab' ich auch kein Mädchen mehr zum Scherzen und zum Herzen,
So flammen mir doch immer noch der Liebe ewge Kerzen;
Und klingt kein Glas an meines mehr im Kreiſe trauter Zecher,
So hab' ich doch verſchworen nicht den Wein, den Sorgenbrecher.

Jag' ich nicht mehr des Witzes Roß, toll, mit verhängtem Zügel,
So halt' ich doch dem Aberwitz nie heuchleriſch den Bügel,
Und höre ich des Ritters Wahn Hüfthorn ins Ohr mir gellen,
So branden in der Bruſt mir noch des alten Zornes Wellen.
Drum laſſe dir, du Treueſter, des Freundes Bild nicht trüben,
Der Alte bin ich immer noch im Haſſen und im Lieben;
Und, will es Gott, ſo werde ich den Herzſchlag nie verkaufen,
Den Herzſchlag, der entgegen dir gepocht auf Hohenſtaufen.

Die Schlacht bei Salamis.

Aus Aiſchylos Perſern.

480 v. Chr.

Des ganzen Unglücks Anfang, o Gebieterin,*)
Bewirkte die Erſcheinung eines feindlichen
Dämons. Es kam vom athenaiſchen Heer ein Mann,
Und brachte dieſe Nachricht Xerxes, deinem Sohn,
Daß, wenn heraufgekommen ſei die dunkle Nacht,
Die Griechen eilen würden zu den Rudern all',
Um heimlich fortzufliehn, zerſtreut und allwärts hin,
Bedenkend Jeder ſeines Lebens Rettung nur.
Und Xerxes, als gehört er dieſes falſche Wort, —
(Der Griechen Liſt nicht ahnt' er und der Götter Neid.) —
Ließ ſeiner Flotte raſch ergehen den Befehl:
Sobald der Sonnenſtral mit heißem Tageskuß
Nicht mehr die Erde küſſe, und die ſchwarze Nacht
Mit Dunkelheit erfülle rings des Aethers Raum,
Sollt' ein Geſchwader ſeiner Flotte, in drei Reihn
Geordnet, ſchnell des Meeres Durch- und Ausfahrt
Verſchließen, und die Uebrigen um Ajax Eiland
Sich ſammeln, ſo daß, wenn dann ihrem Schickſal
Entrinnen wollten die Hellenen, einen Ausweg

---

*) Ein Bote erzählt den Verlauf der berühmten Freiheitsſchlacht der Königin Atoſſa, Xerxes Mutter.

Sich und den Schiffen ſuchend, auch ein Einz'ger nicht
Dem blaſſen Tod entginge und dem Untergang.
So ſprach er ſtolzen Sinnes, ſtarren Trotzes voll,
Weil ihm verborgen war der Götter ewger Rath.
Doch folgſam rüſteten mit Eifer wir das Mahl,
Und ruhen ließ der Ruderer ſein reg' Geſchäft.
Als aber Helios hinab ins Meer getaucht,
Und ringsum dunkelte die ſcheue Nacht, da ging
An ſeinen Poſten Enterer und Ruderknecht.
Die Flott' ordnete ſich, Glied an Glied gereiht,
Und wie geſtellt die Führer waren, fuhren ſie
Dahin, zum Kampfe rüſtend jeder ſeine Schar.
So ſchwand gemach die Nacht, doch ſahen nirgends wir
Die Schiffe der Hellenen fliehn, und als der Tag,
Der lichtumſäumte, ſtralte über Meer und Land,
Da warfen die Hellenen uns des jubelnden
Schlachtrufs Geſang entgegen, daß vom Klippenrand
Es grollend, rollend, brauſend, ſauſend wiederſcholl.
Die Bruſt der Perſer aber füllte zage Furcht,
Als ihre Täuſchung ſie erkannten. Nicht zur Flucht
Rief der Hellenen Päan. Kühnen Muthes voll
Erhoben ſie den Arm zur Schlacht, es rauſchte ſtolz
Auf den empörten Meereswogen Schiff an Schiff
Einher, getrieben von gewaltgem Ruderſchlag,
Und plötzlich ſtanden ſie zum Kampf geordnet ſchnell.
Es ſchwenkte ſich voran der rechte Flügel dann.
Ihm folgte ſegelnd bald der Schiffe ganzes Heer,
Und allum, allwärtsher erklang der Schlachtgeſang:
Auf, auf, ihr Söhne von Hellas, herbei,
Zu befrein, zu erretten das Vaterland,

Und Weiber und Kinder zu ſchützen: Heran,
Zu beſchirmen der Götter heiligen Sitz
Und die Gräber ehrwürdiger Ahnen!
Auch wir erwiederten in Perſer Sprache drauf
Den Ruf zum Kampf; und ſiehe da, ſchon flog in Eil'
Schiff gegen Schiff, mit ehr'nem Schnabel angerannt.
Ein griechiſches Fahrzeug begann die Meeresſchlacht.
Vor ſeinem mächtgen Anprall ging ein tyriſches
In Trümmer. Unaufhaltſam raste ringsum die
Verheerung dann. Zwar hielten wir den Angriff aus,
Anfangs mit Mannlichkeit, doch als der Schiffe Schwarm
In einen dichten Knäul ſich keilt und drängt und ſchlingt,
So daß wir nimmer Hülfe konnten leiſten uns,
Und als die Ankerglieder unſrer Schiffe drauf
Der Feind zerſprengt mit ſeiner Schnäbelſtöße Wucht
Und, eng und enger uns umſtrickend, auf uns ein
Gewaltgen Andrangs brauste der Hellenen Sturm:
Da tauchte raſch der Perſer Glück ins feuchte Grab.
Weithin verbarg des Meeres Spiegel ſich dem Blick,
So dicht bedeckten Trümmer es und Leichen rings. —
Und nun hinweg in regelloſer, wilder Flucht
Stob, eilte, floh der ſtolzen Perſerflotte Reſt.
Und aus den Wogen tönte ſchrilles Wehgeheul,
Und Meer und Luft erfüllte grauſer Schmerzensruf,
Bis, uns in ihrem Dunkel bergend, kam die Nacht. —
Ja, wenn ich zehen Tag' hindurch in einem fort
Erzählen würde, könnt' ich, o Gebieterin,
Des ganzen Unheils Umfang melden nimmermehr,
Denn wol hat nie geſehen noch ein einz'ger Tag
So vieler, vieler tauſend Männer Untergang.

Das Genie*).

I.

So: — wie Mazeppa einſt, der heiße Knabe,
In ſauſendem Galopp und wildem Trabe,
Aufs Roß gebunden, wurde fortgeriſſen,
Geknebelt, nackt, die Seiten ſchmerzzerriſſen,
Sich in den Banden windend grimm und wüthend,
Ein Schauſpiel nur den frechen Schergen bietend,
Und endlich, ſchweißbeträuft die wunden Glieder,
Schaum vor dem Mund, hing von der Kruppe nieder —
Ein Schlag, und ha, des Hengſtes Nüſtern brauſen,
Und Roß und Reiter durch die Steppe ſauſen,
Mit Wiehern und Geächz die Luft erfüllend
Und ſich in ſchwarze Wirbelwolken hüllend.
Fort raſt er, gleich dem tobenden Orkan,
Der Alles niederwirft auf ſeiner Bahn.
Endlos dehnt ſich die Wüſte, immer wieder
Taucht neuer Horizont empor, ſinkt wieder nieder;
An Städten dann, an Dörfern, Thürmen, Eichen
Vorüber ſie im tollen Laufe ſtreichen.
Mazeppa's Haupt hängt nieder von dem Buge,
Geſtein und Dorn zerreißen es im Fluge,
Und ſeine Augen ſich im Kreiſe ſchwingen,
Als wollten ſie aus ihren Höhlen ſpringen,
Und Erd' und Himmel drehen ſich vor ihnen,
Als ſei der Welt Vernichtungstag erſchienen.

---

*) Frei nach der Orientale „Mazeppa" von Viktor Hugo.

Die Steppe färbt ſein Blut, gleich glühnden Zangen
Bohren ſich in ſein Fleiſch der Stricke Schlangen
Und löſen es von ſeinem Leib in Stücken,
Und ſchnauben hört' er Wölfe ſich im Rücken,
Und Geier ſchwärmen über ihm und Raben
Und wollen an der Beute Antheil haben,
Fort rast es, fort, drei Tage und drei Nächte
Durch Wüſten, Ströme und durch Waldgeflechte,
Bis, wo der Dniepr durch die Ukraine rollt,
Das Roß in jähem Sturz ſich ausgetollt.
Nun ſchaut — Mazeppa, der, gleich einer Leiche,
Bedeckt iſt von des todten Roſſes Weiche,
Der wird, ein Heeresfürſt, in künftgen Tagen,
Ein Schreck der Länder, ſtolze Schlachten ſchlagen,
Gerettet von mitleidigen Koſacken,
An ſeinen Gurt den Hetmansſäbel hacken,
Gebieten wird er allem Volk der Zelten,
Manch Heldenlied wird ſeine Thaten melden,
Und Heere werden dienend ſich ihm ſcharen,
Begrüßen ihn ſiegjauchzende Fanfaren!

2.

So, — wenn ein Menſch, deß' Stirn trägt einen Gott,
Sich, aller Alltagsmenſchen Hohn und Spott,
Gebunden fühlt aufs wilde Roß: Genie,
Ringt er vergebens! Fort aus der Wirklichkeit
Trägt ihn des Renners tolle Schnelligkeit,
Daß rings die Funken ſtieben roth und glüh'.

Fort reißt ihn jach das edle Feuerroß
Durch Länder, Meere, unermeßlich groß,
Hoch über Städte, Thürme, Waldeswipfel,
Hinweg hoch über ewger Gletſcher Gipfel;
Im lichten Raum, in finſtrer Region
Folgt ihm der Nachtgeſpenſter Legion.
Auf deinen Flammenſchwingen, o Genie,
Trägſt durch die Schöpfung du ihn, raſtend nie,
Durchs Reich des Möglichen, durchs Reich der Wunder
Reißt ihn dein Flug, ſtets ſchwindelnder und bunter.
Jetzt peitſchen ſein Geſicht des Schneees Flocken,
Jetzt ſengt Kometenſchweifglut ſeine Locken,
Jetzt Nordpols kalte Schauer um und um,
Und jetzt Sahara's Sand und Durſt und Smum.
An Herrſchels Monden, fern im Sternenzelt,
Am Ring, der den Saturnus bannt und hält,
Am Sonnenball, an Nordlichts Feuerzungen,
An allen wird vorüber er geſchwungen.
Und Niemand, außer gut' und böſen Geiſtern,
Ahnt, welche grimme Schmerzen ihn bemeiſtern,
Und welche Blitze zucken durchs Gehirn ihm,
Und welche Stürme furchen tief die Stirn' ihm.
Er ſchreit entſetzt, doch unerbittlich weiter
Reiß'ſt, o Genie, du den todmatten Reiter;
Bei jedem neuen Sprung ſcheint er verloren,
Zum Opfer blinder Raſerei erkoren:
Da iſt das Ziel erreicht! ein Schrei, wild, wundertönig –
Er ſtürzt — ſteht wieder auf, frei, groß, ein Geiſterkönig!

Inhalt.

I.

Seite
Ein Ritter 5
An die Hanoveraner 10
Die gute alte Zeit 13
Zahme Sonette 19
Frühlingsgebet 25
Noch ein Rheinlied 27
Ausgeharrt ihr Guten! 30
Seite
Das letzte Lied 33
An den König von Würtemberg 37
Der Genius 42
Parabaſe 49
Nikodemus Friſchlin auf Hohenurach 53
Vom Rigikulm 56

II.

Lebwohl 65
Motenebbi 67
Hans und Kathrine 72
Aſſuwina 76
Franzöſiſche Romantik 78
Einer Verlorenen 79
Frühlingsgang 81
Der Poet 82
Mai 85
Nur eine Thräne 87
Aus dem Leben 88
Hymnus 90
Beim Tode der Geliebteſten . 94
Meerkönigs Todesfahrt . . . 95
An die Verſtockten 98
Meine Weiſe 100
Ex Improviſo 102
Einem Freunde 105
Die Schlacht bei Salamis . . 107
Das Genie 109

Avis.

Auf Seite 19, Zeile 8 iſt ſtatt „vergönnen“ zu leſen „verwonen.“

Georg Herwegh.

Literariſche und politiſche Blätter

von

Dr. Johannes Scherr.

Winterthur,
Druck und Verlag der Steiner'ſchen Buchhandlung.
1843.

Allen Freunden

der

freien deutſchen Muſe.

Ein Herold, der im rothen Wappenrocke
Zum Feind hinüberreitet, aufzuſagen
Den Frieden und der Schlacht Beginn zu künden,
Iſt der Poet in unſern ſtürm'ſchen Tagen.

F. W. Dralle.

Zum Glück der Wahrheit und unſers Vaterlandes fehlt es aber nicht an einer bis auf unſere Zeiten reichenden Zeugenwolke, die mit Muth, Kraft, Weisheit und Einſicht ſich der guten Sache deutſcher Menſchheit angenommen, die Regenten mit Nachdruck ihrer Pflicht erinnert, durch Lehre und Beiſpiel den Lügen- und Verführungskräften des Despotismus entgegen geſtanden und gearbeitet, und dieſen ihren Glauben und Ueberzeugung mit williger Aufopferung ihres zeitlichen ſogenannten Glücks verſiegelt haben.

F. K. Moſer.

Unter Millionen Menſchen iſt vielleicht nur ein einziger, der ſeine Seele ſo zu preſſen weiß, daß ſie alles hergibt, was ſie hergeben kann.

Juſtus Möſer.

Georg Herwegh.

An einem deutſchgrämlichen Märzmorgen 1840 fuhr ich mit dem Dampfer in den neuen Haſen der alten Stadt Konſtanz ein und ſtieg am Konziliumhauſe ans Land, bei jenem mittelalterlichen Gebäude, in welchem dereinſt Vornirtheit über freie Vernunft, Pfaffen über einen Chriſten zu Gericht ſaßen, wobei der arme Huß natürlich ſchlecht weg kommen mußte. Ich verließ die Stadt ſogleich wieder, um meinen Bruder Thomas zu ſehen, der, ein Opfer der 39ger Glaubensekſtaſe des Zürichervolks, damals in dem vor den Stadtthoren gelegenen Schweizerdorfe Emmishofen wohnte. Folgenden Tags ſchlug er mir vor, ſeinem Nachbar, dem deutſchen Flüchtling Dr. Elsner, einen Beſuch zu machen. Wir gingen und Elsner, mir längſt als Schriftſteller bekannt, empfing mich in herzlichſter Weiſe und in akademiſchem Styl, was mir, friſch von der Univerſität kommend, um ſo wohlthuender war. Während wir plaudernd um die Kaffeetaſſen und Cigarrenbüchſe ſaßen, fiel mein Auge auf die neueſte Nummer der „deutſchen Volkshalle“, herausgegeben von Dr. Wirth, der nur eine Viertelſtunde von Emmishofen entfernt wohnte. Dieſes Blatt, in vielfache Conflikte mit der badiſchen Cenſur verwickelt und in Deutſchland durchaus nicht der verdienten Verbreitung genießend, war mir fremd. Ich wandte die Blätter um und fand auf der letzten Seite das ſtolze Lied an die deutſchen Dichter „Seid ſtolz, es klingt kein Gold der Welt, wie eurer Saiten Gold u. ſ. f.!“ unterzeichnet Herwegh Ich entſann mich, dieſen Namen als Ueberſetzer Lamartin'ſcher Poeſieen vor einiger Zeit gehört zu haben. Das Gedicht brachte einen mächtigen Eindruck auf mich hervor.

Wo lebt Herwegh? fragte ich.

Hier, bei mir im Hauſe, erwiederte Elsner, und wenn Sie heut' Abend eine Bowle Punſch mit uns trinken wollen, ſollen Sie ſeine Bekanntſchaft machen.

Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, und als ich Abends, in Elsners Zimmer getreten, einen jungen Mann neben ihm erblickte, ſagte ich ſogleich zu mir: Der hat das Lied „an die deutſchen Dichter“ gemacht.

Ich hatte mich nicht geirrt.

Es ſei vergönnt, einen Moment bei Herweghs damaligem Aeußeren zu verweilen. Wie ich höre und zum Theil ſah, hat er ſich während ſeines pariſer und berliner Aufenthalts moderniſirt. Damals trug er Haupthaar und Bart, beide von glänzender Schwärze, ſo lang, wie ſie eben wuchſen und die meiſte Zeit umſchlotterten ſeine feine, ſchmächtige Geſtalt die Fragmente eines Schlafrocks, auf ſeinem Kopfe trotzte beim Ausgehen eine Jakobinermütze, unter welcher die ſchönſten Männeraugen hervorfunkelten, die ich je geſehen. Das blaſſe, ausdrucksvolle Geſicht, kurz, die ganze perſönliche Erſcheinung verſprach etwas Bedeutendes und nahm die Theilnahme ſofort in Anſpruch.

Wir wurden in kürzeſter Friſt nicht nur genau bekannt, ſondern vertraut und befreundet. Wie die Sachen jetzt ſtehen, kann dieſe Aeußerung als lächerliche Wichtigthuerei betrachtet werden, ich muß dagegen nur bemerken, daß ich ſchon damals, als Herweghs Ruhm noch ſchlummerte, als er noch ein armer, bedrängter Flüchtling war und von den meiſten ſeiner Bekannten nur als ein Phantaſt und Thunichtgut angeſehen wurde, ſein Genie erkannte, ſeinen Ruhm vorausſagte und ſchon damals ſtolz darauf war, ihn Freund zu nennen, als er weder in der Schweiz noch in Deutſchland irgend einen treuzugethanen beſaß.

Es war mir eine ſchöne, liebe Zeit, der Frühling 1840. Elsner, ein ächter Schwabe, denn er vereinigt die beſten Eigenſchaften dieſes Volksſtamms in ſich, bewohnte mit Herwegh ein großes Haus, deſſen Balkon eine prachtvolle Ausſicht auf die vorarlberger Alpen, den Bodenſee, Konſtanz, Rhein, Unterſee, Inſel Reichnau, Hohentwiel eröffnete. Auf dieſem Balkon ſaßen wir manchen lieben langen Nachmittag und freuten uns des Frühlings und unſerer ſelbſt. Wir haben damals viel gedacht, vieles durchgeſprochen, viel geſchwärmt. Scherz und Ernſt, Politik und Literatur wechſelten mit friſchen Griffen ins geſellige Leben, das in der Gegend von Konſtanz in ſeltener Gemüthlichkeit und Jovialität blüht.

Ende Aprils machte Herwegh mit Elsner einen Ausflug an den Vierwaldſtätterſee, und während ihrer Abweſenheit mußte auch ich die Ufer des Bodenſee's verlaſſen. Herwegh kehrte nicht mehr an dieſelben zurück. Seine nachherigen Freunde, worunter Follen, Schönlein, Fröbel, Schulz, hielten ihn in Zürich feſt. Ich ſah ihn ein Jahr nicht mehr. Im Frühling 1841 beſuchte er mich in Winterthur, und den Sommer über trafen wir uns öfters in Zürich. Er beſchäftigte ſich damals viel mit Platen und die Formvollendung dieſes Dichters einerſeits, wie deſſen in Deutſchland verpönten Polenlieder andrerſeits, ſind unſtreitig auf die „Gedichte eines Lebendigen“ nicht ohne bedeutende Einwirkung geblieben. Nachdem Herwegh die zweite Auflage ſeiner Lieder hatte erſcheinen ſehen, ging er im Herbſt nach Paris. Ich begleitete ihn nach Baden im Aargau, wo wir noch angenehme Stunden im Kreiſe der ausgezeichnetſten züricher Liberalen verlebten. Bei ſeiner Heimkunft aus Paris, im Frühjahr 1842, begrüßte ich ihn in Zürich. Er war für mich der Alte. Seitdem iſt er von Triumph zu Triumph geeilt, und, in umfaſſenderem als bloß literariſchem Sinne, ein öffentlicher Charakter geworden. Dazu nach Kräften mitzuwirken, daß dieſer Charakter dem Verſtändniſſe ſeiner Zeitgenoſſen allſeitig nahe gerückt werde, das vornehmlich iſt der Zweck der folgenden Beſprechung.

I.

„Die ſüddeutſchen Dichter, die im ſchwäbiſchen Winkel ſitzen", dieß war in neuerer Zeit ein ſtereotyper Witz der berliner Kritiker geworden, wenn ſie über ſchwäbiſche Poeten ſprachen. Nun, meine Herren, aus dieſem ſchwäbiſchen Winkel iſt auch Georg Herwegh hervorgegangen, der, das habt ihr ja zugegeben, wie Keiner, das Weh und Wollen der Gegenwart in „ſcharf geſchliffnen" Formen auszuprägen wußte. Ich liebe es nicht, von Deutſchland als zwei Hälften zu reden, und die nördliche der ſüdlichen oder dieſe jener als beſſer oder ſchlechter gegenüberzuſtellen, aber wenn es ſchon von Heine eine abgeſchmackte Malice war, über die ſchwäbiſche Dichterſchule nur mit Achſelzucken zu reden, ſo war es bei ſeinen Nachäffern und Nachkläffern nur Rohheit und der Neid des eigenen Unvermögens, wenn ſie Männer, wie Uhland, Kerner und Schwab, als „Kammerſänger der Freiheit und Gelbveiglein" zu verhöhnen wagten. Gegenüber dieſer Erbärmlichkeit hat das alte Schwabenland ſeine unverſiegliche poetiſche Productionskraft wieder einmal recht glänzend bewieſen, indem es der deutſchen Nation den Verfaſſer der Gedichte eines Lebendigen gab.

Geboren 1817 zu Stuttgart, erhielt Herwegh jenen wiſſenſchaftlichen Unterricht, der in Würtemberg Knaben und Jünglingen zu Theil wird, welche ſich der Theologie widmen wollen. Mag auch der Lehrgang, der in dieſen würtembergiſchen Staatsinſtituten gäng und gäbe iſt, noch merklich an die Kloſterſchulen erinnern, aus welchen ſie entſtanden, ſo iſt doch erwieſen, daß ſie die Pflanzſtädte gründlicher und umfaſſender Bildung waren und ſind. Ob ſich Herwegh ſpäter in Tübingen ernſtlich mit ſeinem Fachſtudium, der Theologie, beſchäftigt habe, bezweifle ich. Dagegen hat ſein Aufenthalt in genannter Univerſitätsſtadt jedenfalls dazu beigetragen, ſeine Bildung allſeitig zu fördern und abzurunden, wenn gleich ſein Naturel nicht erlaubte, ſich ernſt und hingebend mit Disziplinen zu befaſſen, welche geduldige Ausdauer und völliges Hingeben fordern, wie etwa die ſpekulativen Syſteme Deutſchlands, die er wohl kennen mag, aber nicht durchdrungen hat und die alſo keinerlei Einfluß auf ihn geübt haben. Sein Verhältniß zur Kathederweisheit und Stubenwiſſenſchaft ſcheint er mir trefflich zu bezeichnen durch folgenden Ausruf, der noch vom Jahr 1840 datirt: „Daß mir doch Gott nicht die Seele eines deutſchen Profeſſors gegeben, die jedes Gefühl immer hübſch hinter Schloß und Riegel zu halten verſteht! Daß ich beharrlich mein Herz höher trage, als meinen Kopf! Daß tauſend fremde, aber liebe Gedanken in mir ſich kreuzen, wo die Wiſſenſchaft nur einen im Auge behält!“ Aus dieſem Grunde hat ſich auch Herwegh gewiß nie mit völligem Intereſſe den Erſcheinungen der theologiſchen Literatur der Gegenwart hingeben können. Er iſt zu ſehr Poet, um ſich mehr, als momentan, mit dieſer Alles nivellirenden Skepſis zu beſchäftigen, und man darf ihm glauben, wenn er ſagt:

Ich zähle gerne mit bei guten Chriſten,
Und ſtreite ritterlich und ohne Wanken,
Wenn ſie uns wollen das Gemüth abdanken,
Die unausſtehlich pfiffigen Sophiſten.

Ich habe in perſönlichem Umgang ſtets gefunden, daß Herwegh einen tiefinnerlichen Fond religiöſen Gefühls beſitzt; alſo iſt es nicht bloße Phraſe, wenn in ſeinen Produktionen von Gott die Rede iſt, und ſagt mir, was ihr wollt, der Dichter kann nicht ohne Gott ſein, nur unſere Philoſophen nach der neueſten Mode können ihn, wenn man ihnen glauben darf, entbehren. Ueberdieß würde Herwegh, wollte er den Speculationen unſerer modernſten Theologen und Philoſophen folgen, nur in die leerſte Schwindelei hineingerathen, weil ihm eine tüchtige Baſis des Wiſſens in dieſem Gebiete abgeht.

Wenn er aber, hierin ganz ſchwäbiſch verſchloſſen, ſeine religiöſen Ueberzeugungen mehr für ſich behält, ſo tritt dagegen ein anderer Charakterzug offen hervor: nämlich ein allzuſchnellfertiges Fürwahrhalten vorgefaßter Meinungen. So erinnere ich mich, daß wir uns im Sommer 1841 heftig über Heine ſtritten, indem Herwegh ſchlechthin die Behauptung aufſtellte, Heine habe nicht nur ſein früheres Prinzip aufgegeben, ſondern ſich dasſelbe ich weiß nicht von welchem Kabinet abkaufen laſſen. Er blieb dabei und ich ſchwieg endlich, ſah aber wohl voraus, daß, wenn er Heine in Paris perſönlich kennen lernte, ſeine Anſicht in dieſer Sache einen völligen Umſchwung erleiden würde; und ſo iſt es dann auch gekommen. Auch der Ausfall, den Herwegh gegen Anaſtaſius Grün gethan, hat ſeinen Grund in ſolch einer vorgefaßten Meinung, und hier erlaube ich mir epiſodiſch einzuflechten, daß das Verfahren, welchem in neueſter Zeit Anaſtaſius Grün von Seiten mehrerer Autoren der liberalen Partei ausgeſetzt war, den Stempel des ſchnödeſten Undanks trägt. Wie, ihr Herren, habt ihr ſchon vergeſſen, wer den Strom politiſcher Poeſie, in welchem ihr euch berauſcht, aus dem Felſen geſchlagen? Und wodurch hat denn Anaſtaſius Grün euren Argwohn verdient? Zeugen nicht die ſtets erneuerten Ausgaben ſeiner Werke, daß er noch fühlt und denkt, wie er fühlte und dachte, als er die „Spaziergänge“ und den Schutt“ ſchrieb? Oder ſoll er ſeinem Volke verläumdet und verleidet werden, weil er zufällig Graf von Auersperg heißt und ſeine oeſtreichiſche Grafſchaft nicht gegen eine leipziger und ſchweizeriſche Manſarde umtauſchen will? Es iſt traurig, auch edle Geiſter, wie Herwegh, derartige blindbefangene, kindiſche Anſichten theilen zu ſehen. Er wird ſich, lieſt er dieſe Zeilen, erinnern, daß ich völlig mit ihm harmonirte, als er ſeiner Zeit eine vernichtende Kritik losließ gegen einen gekrönten Leierſchläger, der an der unglückſeligen fixen Idee laborirt, ſein gemalter — und wenn auch von Kornelius fauſtdick gemalter — Lorbeerkranz ſei ein wirklicher, aber nicht minder wird er ſich erinnern, daß ich mich gegen jede unmotivirte, pietätsloſe Verurtheilung von Männern ſträubte, die, wie Arndt, von Jugend auf für Deutſchland gewirkt und gelitten, oder, wie Uhland, der deutſchen Poeſie einen neuen Impuls gaben. Freilich hat Heine gemeint, es ſei ganz in der Ordnung, daß in der Literatur, wie bei den Hottentotten, die alternden Väter von den Söhnen todtgeſchlagen würden, allein ein Witzwort kann und ſoll nie Maßſtab des Urtheils, und am wenigſten der Kritik werden.

Auf die liebloſe Be-, oder vielmehr Verurtheilung bedeutender Männer, der man bei Herwegh öfters begegnet, hat man wahrſcheinlich den Vorwurf der Liebloſigkeit ſchlechthin, den man ihm machte, geſtützt. Hier muß ich durchaus als ſein Vertheidiger auftreten. Frage man doch Alle, die Herwegh perſönlich kennen, ob ſie Liebloſigkeit an ihm bemerkten? Ein kalter, liebloſer Menſch ſtößt ab, Herwegh hat auch durch ſeine Perſönlichkeit Jedermann, der in nähere Berührung mit ihm kam, an ſich zu feſſeln gewußt, und zwar meiſtens ohne irgend eine beſtimmte Abſicht. Man werfe mir da nicht ſein „Lied vom Haſſe“ entgegen. Der Mann, der dieſes Lied ſchreiben konnte, mußte viel geliebt haben. *) Ich könnte

---

*) Hier finde ich die Mittheilung zweier Lieder von Herwegh, die er in die Sammlung ſeiner Gedichte nicht aufgenommen hat, am Platze. Sie verdienen ſchon an und für ſich ſelbſt der Verſchollenheit entriſſen zu werden, und laſſen, auch abgeſehen von ihrer Beziehung zu obiger Stelle des Textes, einen tiefen Blick in Herweghs Seele thun.

1) Abſchied.

Leb wohl! was könnt' ich dir auch bieten,
Leb wohl, leb wohl! mein ander Herz!
In deiner Hütte ſchläft der Frieden,
Und in die Fremde irrt der Schmerz.
Du biſt ein Weib und eine Stütze
Suchſt an dem Manne du für dich!
Du ſuchſt ein Haupt, verſchont vom Blitze, —
Such' einen Andern denn, als mich.
Du könnteſt einen Zauber ſprechen,
Und alle Himmel wären mein!
Doch müßte ich den Zauber brechen,
Weil deine Ruh' der Preis würd' ſein.
Leb wohl! ich will dir nicht mehr folgen!
Leb wohl, leb wohl! ich ziehe gern!
Leb wohl, leb wohl! rett' vor den Wolken
In deinen Himmel dich, mein Stern!
Dein Leben daß es Gott beſchütze —
Ein Maitag ſei's im Morgenlicht,
Eh' ihm der Sonne Glut und Hitze
Die Roſen von dem Haupte bricht!
Der Tod ſei dir die Hippokrene,
Die jeden Durſt der Seele ſtillt;
Willkommen, wie die erſte Thräne,
Die erſter Lieb' im Auge quillt!
Der Herr behüte dich in Gnaden!
Ein Wetter lagert ſich um mich.
Es könnte endlich ſich entladen,
Und träfe dann auch dich, auch dich!

hier eine Geſchichte erzählen, die traurig genug klingt. Freilich hat er nie werther'ſche Briefe geſchrieben oder ſiegwart'ſche Thränen geweint, und die Liebe vielleicht ſtets mehr von der heitern, als ſentimentalen Seite genommen, aber wie es Unſinn iſt, einem Poeten unchriſtliche Tendenzen vorzuwerfen, wenn er nicht Lieder à la Krummacher oder Sack geſchrieben, ſo iſt es auch Unſinn, ihm Liebloſigkeit anzuſchwatzen, wenn er den Molltönen ſeines Saitenſpiels nicht einen Band „himmelhochjauchzender“ oder thränenſeliger Liebesgeſänge abharft zum Extragebrauch gefühlverſchwommener Nachtigallengönner.

Hält Herwegh ſeine Liebe meiſt ſorgſam unter dem Schild des Haſſes verborgen, ſo hat er dagegen einen weitern Charakterzug

---

Ich will dir nicht den Frieden trüben!
Nimmt auch der Wahnſinn ganz mich ein;
Leb wohl! ich will dich ewig lieben,
Und doch von dir geliebt nicht ſein!

2) Frühlingslied.

Alles ringt ſich von der Scholle,
Alles iſt empor geſtiegen;
Will am End' die blüthenvolle
Erde in den Himmel fliegen?
Meiner Heimat Strand befeuchtend,
Glänzt vor mir des Seees Spiegel,
Drauf die Sonne, purpurleuchtend,
Wie der Liebe rothes Siegel.
Und ich ſeh' in allen Fernen
Opfer von den Bergen rauchen,
Und ich möchte mit den Sternen
Meine Seele untertauchen.
Und es dampfet durch die Lüfte
Auf zu mir des Thales Brodem,
Und es duften alle Düfte,
Wie einſt meiner Liebſten Odem.
Frühling unten, Frühling oben,
Und ſo Flur wie Hügel reicher;
Alle Noth hinweggehoben,
Und der Himmel ſelber weicher.
Doch kein Herz, das er, zu theilen
Dieſe Seligkeit, mir gönnte —
Und ſo wünſch' ich mir zuweilen
Etwas, das ich *haſſen* könnte.

wiederum allzeit ganz offen dargelegt. Ich meine ſeinen „göttlichen" Leichtſinn, jenes leichte Nehmen des äußerlichen Lebens und ſeiner Anforderungen, welches ihn nicht nur gedruckt oder geſungen, ſondern immerfort als Poeten erſcheinen läßt. Ich habe in der That nie einen Menſchen gekannt, der das mehr en bagatelle behandelt hätte, was man im gemeinen Leben „Exiſtenz" nennt. Sorglos lebte er, für ſeine Perſon, die Gegenwart hin, brach ihre Roſen und ſchaute ſorglos in die Zukunft. Nicht bald hat ein Dichter etwas Wahreres über ſich ausgeſprochen, als Herwegh in der Worten:

Ich hab mir die Beſchaulichkeit erkoren,
Und niemals ſtreng gerechnet mit den Horen,
Ich denke fromm: Gott gibts im Schlaf den Seinen!

Daß er durch eine ſolche Sorgloſigkeitstheorie und eine ihr vollkommen entſprechende Praxis die Geringachtung aller „ſoliden" Leute, die keinen andern Werthmeſſer, als den Geldbeutel, kennen, erworben, das iſt ganz in der Ordnung. Wie man ſagt, hat er ja jetzt die beſtimmteſte Ausſicht, die Achtung auch dieſer Leute zu erwerben, indem ihm in dem „Würfelſpiel", als welches er das Leben betrachtet, der Venuswurf gelungen iſt.

Mit Herweghs Sorgloſigkeit verbindet ſich ein hoher Grad von Gutmüthigkeit, nicht die Gutmüthigkeit der Dummheit, ſondern jener liebe Drang des Herzens, welcher ſtets darauf hingeht, mit Menſchen Menſch zu ſein. Daher iſt auch ſein Umgang von ſo unwiderſtehlicher Anziehungskraft. Gegen Fremde verſchloſſen, öffnen ſich im Freundeskreiſe alle Schleuſen ſeines Geiſtes, und aus dem gewöhnlichen Ernſt ſeiner Unterhaltung ſchlagen nicht ſelten die Funken des Witzes und der Laune.

Nur offen wie ein Mann! Für oder wider?

Das iſt nicht nur das Motto ſeines öffentlichen Auftretens, ſondern auch ſeines geſelligen Verhaltens, und das will viel ſagen, in unſerer verlogenen, ängſtlichen Zeit, wo die Wahrheit in tauſend religiöſe, politiſche und conventionelle Lügen eingewickelt iſt, um all die frommen, weichen Seelen durch ihren Anblick ja nicht zu erſchrecken.

II.

Raum, ihr Herrn, dem Flügelſchlag
Einer freien Seele!

Dieß iſt der, wenn auch nicht beigedruckte, Refrain aller Gedichte des Lebendigen. Warum hat er ſie dem „Verſtorbenen" gewidmet? Soll es Hohn ſein? Verſtorbene höhnt man nicht. Soll es Ernſt ſein „O Ritter, todter Ritter, leg' deine Lanze ein!"? Krieg mit Todten führen nur Kannibalen und führte dereinſt die liebevolle Mutter, geheißen „Römiſch-apoſtoliſche Kirche". An einem Todten den Lorbeerkranz gewinnen wollen, erinnert gar zu ſehr an Falſtaffs Sieg über Percy Heißſporn. Es gilt alſo dem Prinzip. Der Dichter kündigt Krieg an den vermoderten Inſtitutionen, in welchen die Menſchheit noch immer gefangen gehalten wird. Gut. Aber warum da gerade dem harmloſen Fürſt Pückler den Handſchuh in's „öde Zelt ſchleudern"? Iſt der Verſtorbene ein würdiger Feind? Laſſe man den doch weltſpaziergängern, Pferdeundmenſchenraçenveredlungsinſtitute gründen, im lauſitzer Sand Oaſen ſchaffen, vergnüglingern, kurz, pücklermuskauern; fühlte er doch, daß er ſchon bei Lebzeiten verſtorben und hat ſich gleichſam ſelber begraben. Requiescat in pace. Seine Einwirkung als Menſch und Autor beſchränkt ſich auf die haute volée und dieſe iſt ja doch keiner Erneuerung fähig. Man ſieht, ich wünſche die Dedication an den „Verſtorbenen" aus andern Gründen hinweg, als der gute Herr Theodor Mundt, der unlängſt an der berliner Univerſität Privatdozent geworden und über die Literatur der Gegenwart Vorleſungen herausgegeben hat, zwiſchen deren Zeilen man in rieſiger Frakturſchrift leſen kann, er wünſche ſehr, in Bälde Profeſſor zu werden und den Orden pour le mérite zu erhalten. *)

---

*) Apropos, warum hat denn Herr Theodor Mundt in beſagten Vorleſungen zwei ſo bedeutende Kräfte der jungen Literatur, wie Beck und Prutz, zu nennen vergeſſen, während er doch ſonſt mit ſeinem Lob ſo freigebig iſt? Wahrſcheinlich weil ihn Prutz (ob auch Beck, weiß ich nicht) einmal ſcharf rezenſirte. Iſt das die Unparteilichkeit eines academiſchen Lehrers?

Wenn Kühne ſeiner Zeit von Karl Beck geſagt hat, dieſer habe ſein horchendes Ohr an das große Weltherz der börne'ſchen Gedanken gelehnt, ſo läßt ſich in noch umfaſſenderem Sinne von Herwegh ſagen, die börne'ſche Gedankenwelt liege ſeiner poetiſchen Verklärung des radikalen Syſtems zu Grunde. Börne war zur Zeit, in welcher die „Gedichte eines Lebendigen" entſtanden, das Alpha und Omega ihres Verfaſſers; ich vernahm mündlich die Ausbrüche ſeines Ingrimms über das berüchtigte Buch Heine's über den „kleinen Juden" und großen Revolutionär. Börne's Grab auf dem Père la Chaiſe war die Kaaba, zu welcher Herwegh 1841 pilgerte. Mahnt nun das revolutionäre Element in den Gedichten des Lebendigen an Börne's Briefe aus Paris, ſo haben unſtreitig auch zwei ältere Kämpfer für deutſche Freiheit auf Herwegh Einfluß geübt, nämlich Ulrich Hutten, den er ſo ſchön beſungen, und Martin Luther. An Erſteren erinnert der lohende Zorn, das muthige Hinwerfen des Gewagteſten, was uns in ſo vielen herwegh'ſchen Liedern begegnet, an Letztern vornehmlich die kernigen, jede Parade durchſchlagenden Wendungen und Ausdrücke, wie z. B. in dem prächtigen Anathema „Gegen Rom". Die vollendete Form, der reine Reim, kurz, das edle, ſchönfaltige Gewand, worin Herwegh ſeine Gedanken kleidet, hat er, wie ſchon oben angedeutet wurde, insbeſondere dem Vorgang Platens zu verdanken.

Iſt aber Herwegh, weil ſich dieſe Einflüſſe auf ſeine Poeſie nachweiſen laſſen, weniger originell? Durchaus nicht. Jeder konnte Börne leſen, Luthers donnernden Kernſprüchen lauſchen, ſich von Ulrich Huttens gewaltiger Deutſchheit begeiſtern, Platens metriſche „Eiertänze" ſich vortanzen, von den Fragen der Zeit anregen und erzürnen laſſen, aber Keiner vermochte, wie Herwegh, alle dieſe Elemente in den Brennpunkt der Schönheit zu verſammeln, mit echt poetiſchem Leben zu durchdringen, in Farbung und Bild Zartheit und Kraft zu verſchmelzen, mit einem Wort — das Fürchten und Hoffen, Lieben und Haſſen der Gegenwart zu einer poetiſchen Thatſache zu geſtalten. Das macht ihn zu dem Dichter, als welchen ihn ſeine Nation jubelnd begrüßt hat.

Wenn mir recht iſt, wurde Herwegh zuerſt in der Beilage zur A. A. Zeitung beſprochen, zugleich mit Berthold Staufer, Viktor

Strauß, Nathuſius. Schon dieſe Zuſammenſtellung zeigte klar, daß der ungenannte Referent die große Bedeutung der Herwegh'ſchen Gedichte für die Gegenwart nicht würdigen konnte oder wollte, wenn ich gleich hiermit den drei genannten jungen Poeten, die manches Treffliche geboten haben, nicht zu nahe treten will. Der Referent warf Herwegh Nihilismus vor, der Alles verwerfe, ſogar die Poeſie, weil ſie nicht That ſei. Dieſer Vorwurf iſt in allen Urtheilen der Gegner Herweghs ein ſtehender geblieben. Selbſt der jüngſte dieſer Gegner käut ihn wieder, Nro. 9 der A. A. Zeitung 1843, indem er ſeine gehäſſige Aburtheilung mit den Worten ſchließt „wir wünſchen im literariſchen Intereſſe, daß ſie ſich“ (nämlich Herweghs Poeſie) „wenigſtens einem beſſern Gegenſtande als dem politiſchen und religiöſen Nihilismus zuwenden möge, auf deſſen kahlen Höhen der dichteriſche Nothingarian noch übler daſteht als „Hans Metaphyſikus auf ſeinem Schieferdache“. Ja, ihr Herren, nicht wahr, die politiſche Poeſie, die iſt euch eine harte Nuß? Auch uns iſt ſie das, inſofern, daß wir hoffen, die Reaktion werde ſich die Zähne daran ausbeißen. Ein gewaltiger Stein des Anſtoßes iſt ſie euch? Auch uns iſt ſie das, weil wir wünſchen, der Obſkurantismus möge darüber den Hals brechen.

Nichts iſt in der That lächerlicher, als das vornehme äſthetiſche Achſelzucken einer gewiſſen Clique über die politiſche Poeſie, dieſes geniale Kind der Zeit, das ſeine gewaltigen Orakel in die Herzen der deutſchen Nation ſchleudert, unbekümmert um das Gekläff ſerviler Kritiker und kritiſcher Serviler. Warum verdammtet, ihr hohen und gelehrten Herreh, denn nicht auch die politiſche Poeſie von 1813? Ach, die war eben bloß gegen die Franzoſen gerichtet und vertrat jenen wohlfeilen Patriotismus, den man ſogar an den Höfen gratis haben konnte. Die politiſche Muſe der Gegenwart ſingt freilich aus andern Tonarten, aber die Zeit heiſcht ſie, darum iſt ſie da, darum iſt ſie echt, darum werdet ihr durch alle Cenſur- und Verbotmaßregeln den Strom ihres herzdurchſonnenden Geſanges nicht dämmen, darum werdet ihr weder durch vornehmes Achſelzucken noch durch äſthetiſches Geſchwätz der Nation die falſche Meinung aufdringen, ihre Söhne Grün, Beck, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Sallet, Dingelſtedt, Herwegh ſeien keine Dichter.

In der oben citirten Nummer der A. A. Zeitung ſteht auch: Der König von Preußen habe den republikaniſchen Dichter und Propheten der „neuen Religion“ nach Preußen hin entlaſſen. Was eigentlich damit gemeint ſein ſolle, iſt mir unklar. Ich weiß zwar wohl, daß man Herwegh aus einer Stelle in ſeinen Sonetten, *) und dem Schluß des Gedichts „an den König von Preußen“ **), insbeſondere den Vorwurf der Unchriſtlichkeit, Blasphemie u. ſ. f. hat erwachſen laſſen. Gegen leztere Stelle ſeinen biſſigen Witz ſpielen zu laſſen, hat auch der Herr Baron von Zedlitz, obgleich im Kabinet des Fürſten Metternich arbeitend und alſo mit der Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts und des status quo ſehr beſchäftigt, Muße gefunden. ***) Ich meinerſeits kann auf derartige, gegen Herwegh gerichtete Vorwürfe und Ausfälle, nur die kurze Andeutung erwiedern, die ich in Nro. I. dieſer Blätter in Beziehung auf Herweghs religiöſes Gefühl gegeben, und beifügen, daß ich überzeugt bin, er ſei, was er ſich ſelbſt nennt, ein „Proteſtant“ gegen allen Unſinn und Fanatismus in der Religion, wie gegen alle Despotie in der Politik, dabei aber weit entfernt, ſich in haltloſe theologiſche oder philoſophiſche Spekulationen zu vertieſen, was ſeinem Weſen geradezu widerſtrebt.

---

*) Wie Jakob hab' ich oft mit Gott gerungen,
Oft fühlt' ich meinen Glauben zweifelnd ſtocken,
Und oftmals haben eure Kirchenglocken,
Ich leugn' es nicht, verdrießlich mir geklungen. — —
Bin nie nach eines Prieſters ſchmalen Brocken,
Ein hungeriger Zionsheld, geſprungen.

**) Ich hab' gethan, was ich geſollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen

***) „Daß dir Herwegh alſo grollet, Gott, wie biſt du zu beklagen:
Wie wirſt du in deinen Höhen ſolchen Zorn denn wohl ertragen?
Wenn er mit den Kön'gen fertig, ſie erlegen ſind dem Recken,
Wehe dann Gott dem Allmächtigen, möcht' in ſeiner Haut nicht ſtecken.“

An allem Schönen, Außerordentlichen, hat der nergelnde Neid ſtets herumgekrittelt, wenigſtens in Deutſchland. Daher hatte die ſervile Kritik, eine der vielen Kammerzofen der Reaktion, nichts Eiligeres zu thun, als Herweghs Gedichte „inhaltslos und ideenbar“ zu finden. Du liebes, deutſches Volk, was mußt du dir nicht Alles gefallen laſſen? Während die Einen dir vorwerfen, du lebeſt viel zu ſehr in der Gedankenwelt, gebeſt dich viel zu viel mit Ideen ab, kommen die hochwohlweiſen berliner und andere Rezenſenten mit der Behauptung, dein gegenwärt'ger Lieblingsdichter ſei gedankenleer und ideenbar. Ich bitte dich, kaufe, lies und ſing' die Lieder Herweghs nicht mehr, denn wenn du dieſe „gedankleeren und ideenbaren“ Gedichte noch fürder lieb haſt, läufſt du offenbar Gefahr, des Ruhms, du ſeiſt „eine Nation von Denkern“, welchen dir der Engliſhman Bulwer geſpendet, verluſtig zu gehen.

Es iſt bekannt, daß die Lohnſchreiber der deutſchen Reaktion jede politiſche Tendenz, die nicht in ihren Kram paßt, für „unreifen Enthuſiasmus“ erklären, nicht minder thun dieß auch die „feinen Witterer und kleinen Zitterer“, die Furcht vor ſich ſelbſt haben, weil es ihnen einmal geſchienen, ſie ſeien liberal, jene große Klaſſe von Leuten, denen Sallet neulich zugerufen:

Schmach euch Feigen, die Nichts wagen!
Kein Verdienſt iſt's um die Zeit,
Einem Freund in's Ohr zu ſagen,
Daß ihr Liberale ſeid.

Als Früchte dieſes „unreifen Enthuſiasmus“ wurden denn auch Herweghs Gedichte bezeichnet. Man vermiſſe darin etwas „poſitiv Gedachtes“. Ich bin nicht im Stande, dieſen Vorwurf anders zu deuten, als daß Herwegh in jedem ſeiner Lieder einen Paragraph eines neuen ſtaatswirthſchaftlichen Syſtems hätte geben ſollen. Ach freilich, ſo ſyſtematiſch, ſo praktiſch iſt er nicht geweſen, ſintemalen er, als Dichter, genug gethan zu haben glaubte, wenn er in allgemeinen Zügen die Schmerzen der Gegenwart ſchildere, eine beſſere Zukunft prophetiſch verheiße und das Erwachen des politiſchen Bewußtſeins ſeines Volkes beſchleunige. Daß ihm das Letztere in nicht unbedeutendem Grade gelungen, dürften gewiſſe Leute ſeiner

Zeit noch erfahren, ſie dürften erfahren, daß der „unreife Enthuſiasmus“, welcher ſo viele der beſten Geiſter Deutſchlands beſeelt, wohl im Stande ſei, ihr, allerdings ſehr gereiftes, Syſtem d. Sultanats, vulgo Konſervatismus, zu zerſchellen.

III.

Ich habe lange genug unter dem deutſchen Volke gelebt, wohl verſtanden, recht eigentlich unter dem Volke *), um nicht zu wiſſen, es ſei in dem politiſchen Leben desſelben ein plötzliches Herausgehen aus den vorhandenen Zuſtänden undenkbar, und die Nüchternen haben allerdings Recht, wenn ſie von ſchönen Träumen ſprechen, ſobald man Knall und Fall ein einziges und einiges, freies und großes Deutſchland ſchaffen will. Auch darf man es nicht verhehlen, daß ſelbſt Männer von Intelligenz, geiſtiger Regſamkeit und entſchiedenſter Geſinnung, noch immer, trotz all den günſtigen Zeichen der jüngſten Vergangenheit, die Empfänglichkeit, den Sinn des deutſchen Volkes für ein freies und großes Staatsleben negiren. So finde ich in den Papieren eines Freundes einige derartige Aeußerungen, die mir hier nicht am unrechten Orte zu ſtehen ſcheinen. Sie lauten: Da wir Deutſche in der Wirklichkeit kein politiſches Leben haben, ſo müſſen wir uns in Gottesnamen in gereimter oder ungereimter Weiſe ein ſolches ſchreiben, und wenn wir ein Raiſonnement über eine der obſchwebenden Zeitfragen zu Papier gebracht, ſo werfen wir uns gewaltig in die Bruſt und denken und ſprechen mit überſchwänglichem Selbſtgefühl: auch wir

---

*) Es iſt, meiner Meinung nach, ein Unglück, daß die Vorkämpfer unſerer Zeit meiſt ſo wenig unter und mit dem Volke leben. Großentheils in Städten geboren — auch Herwegh iſt von Geburt ein Reſidenzler — verkehren ſie gewöhnlich nur mit den gebildeten und gebildetſten Klaſſen. Daher ihre vielen Illuſionen über den Volksgeiſt im Allgemeinen.

ſind in Arkadien geboren! Lieber Gott, mich dauert nur das arme Papier, welches all' die Berſerkerwuth unſerer Politiker aushalten muß. Papier und immerfort Papier. Kein Wunder, daß heutzutage die Lumpen im Preiſe ſteigen! Ich wüßte kein undankbareres Geſchäft, als in Deutſchland über deutſche Politik zu ſchreiben. Schreibt über alles Andere! Schreibt über indiſche Epopöen, etruskiſche Nachttöpfe, deutſche Novelliſtik und franzöſiſche Romantik, ſchreibt, bis euch die Finger lahm werden, über ſpaniſche Zwiebeln, iriſche Kartoffeln, norwegiſche Waſſerfälle, ſchwäbiſche Lyrik und ruſſiſches Sauerkraut: das wird geleſen, dafür werdet ihr honorirt; aber bleibt, ich bitte euch, dem deutſchen Volke mit der Politik vom Leibe! Vergebens verſucht ihr es, euch als moderne Ikaruſſe in die verbotene Region der Preßfreiheit aufzuſchwingen, ihr werdet euch an der Scheere der Cenſur ſchmählich die löſchpapierenen Flügel zerſtoßen, und, ſtatt ins aegaiſche Meer, in eine Staatspenſion mit vergitterten Fenſtern niederfallen. Sprecht dem Schwaben von Bier und dem Märker von Schnaps, dem Wiener von einer neuen Backweiſe der Hähnderl und dem Baier von rationeller Gänſemäſtung — das findet Eingang, und bei der nächſten Deſtillirung deutſcher Autoren behufs einer Miniaturausgabe werdet ihr ſicherlich die Ehre haben, als deutſche Klaſſiker zu figuriren. O über euch deutſche Politiker! Erinnert ihr euch noch der 1830 zunächſt liegenden Zeit? Da begingen einige unter euch die ungeheure Dummheit, dem deutſchen Michel Allerlei von Freiheit, ewigen Menſchenrechten, Einheit des Vaterlandes u. drgl. m. vorzuſchwatzen. Und ſiehe da, Vetter Michel nahm ſtaunend den Pfeifenſtummel aus dem Munde, gaffte euch an und glaubte ſpaniſche Dörfer zu ſehen, ſchüttelte verwunderungsvoll ſein weiſes Haupt und wußte nicht, was er zu der Geſchichte ſagen ſollte. Ihr aber beſtürmtet ſeinen phlegmatiſchen Bauch mit dem Sturmbock der freien Preſſe und warfet ihm zornſprühende Zeitungsartikel in das vor Staunen klaffende Maul. Vetter Michel fand endlich die Sache gar nicht ſo übel, und ſtieß Flüche über die Despoten aus und trank auf den Untergang aller Ariſtokraten und rauchte ſo heftig, als ob er die Feinde der Freiheit mit ſchlechtem Knaſterdampf zu Tode räuchern wollte, denn vor Blut hatte er ſtets einen unbeſieglichen Abſcheu, der gute Michel. Indeſſen legte er doch an einigen Orten die philiſterhafte Schlafmütze ab, ſetzte die rothe Mütze recht burſchikos aufs Ohr und ließ ſich gar revolutionär vernehmen, ſo daß in diverſen Ländern des, mit ſechs und dreißig Farben angeſtrichenen, deutſchen Vaterlandes den Machthabern die Haare zu Berge ſtanden und einer derſelben ſogar mit Steinwürfen, als er aus dem Theater heimkehrte, aus „allen ſeinen Staaten“ vertrieben wurde. Aber da hatte denn auch die ganze Herrlichkeit ein Ende. Die Gründe könnt ihr euch in Frankfurt ſagen laſſen „in der Eſchenheimer Gaſſen“. Ohe Politik! Ich weiß nicht, wer einmal geäußert, der deutſche Geiſt ſei zu vergleichen mit Hiob. Ja, wahrlich, das iſt er und zwar vornehmlich im politiſchen Sinne. Er iſt Hiob, der, auf den Trümmern ſeiner vormaligen Größe ſitzend, ſich beugt vor dem Zorne der Machthaber von Gottes Gnaden, gehänſelt und gehöhnt von ſeinen Nachbarn. *) Endlich wird ihm aber die Sache doch zu bunt. Da rafft er ſich auf, — nicht zum Handeln, bewahre, das ſteht einer „Nation von Denkern“ nicht an, ſondern bloß zum Schreiben — und läßt eine kecke Broſchüre drucken, und verſichert pathetiſch, wie er frei ſei und einig im Inneren und groß und mächtig nach Außen. Armer Hiob! Deine Wechſel werden allüberall proteſtirt. Dein Zorn iſt ein Raketenfeuer, das einige Sekunden in der blauen Luft herumhaſelirt und dann erliſcht. Deine Rede iſt ohnmächtiges Lerchengeſchmetter, betäubt von dem Donner der Bundestagsbeſchlüſſe. Kannſt du die Bande der Legitimität auflöſen und den Zollverein zuſammenbinden? Armer Hiob!

So weit mein Freund. Ihr werdet ſagen, das iſt auch ſo Einer, deſſen „unreifer Enthuſiasmus“ zwiſchen heute und morgen das deutſche Volk mündig machen möchte. Mein Gott, das iſt eine weinerliche Geſchichte mit der politiſchen Mündigkeit des deutſchen Volkes. Schon zweitauſend Jahre geht es bei der Weltge-

---

*) Wie lange iſts denn her, ſeit die Engländer auf den geglätteten Rücken des Eſels, mit welchem in Kerners Reiſeſchatten der wahnſinnige Holder Deutſchland vergleicht, den ungeheuren Schimpf zu ſchreiben wagten: „Die Deutſchen ſind das feigſte und niederträchtigſte Volk der Erde“.

ſchickte in die Schule, um das politiſche ABC zu lernen, und noch iſt es, wie ſich eine dieſer Tage erſchienene geiſtreiche Satyre ausdrückt, „nicht weiter gekommen, als bis zum O und W, wo es regelmäßig ſtecken blieb und Prügel bekam“. Das iſt doch traurig für eine „Nation von Denkern“. Oder darf man vermuthen, daß die deutſche Nation vor lauter Studiren ganz dumm geworden iſt, wie es vielen ihrer Gelehrten ergangen? Faſt ſcheint es ſo, denn ſonſt würde man es nicht wagen, dem lieben Vetter Michel die urdeutſchen Inſtitute der Geſchworenengerichte, der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, welche er endlich zurückfordert, als ausländiſch zu verſchreien, die nicht für ihn paßten, da er ſich ganz national entwickeln müſſe, um es zu Etwas zu bringen. Und die Preßfreiheit ſchildert man ihm als eine „feile Buhldirne“, die nur in die Geſellſchaft lüderlicher Franzoſen, nicht aber in das ehrſame Familienleben der ſechs und dreißig Staaten Deutſchlands paſſe. Und der deutſche Michel glaubt es und ſchläft weiter den Schlaf des Gerechten.

Und dieſer ſchlummerſeligen Apathie gegenüber, die man nicht genug drängen und ſtoßen, der man nicht genug Zornesſtacheln in das träge Herz bohren kann, verlangt ihr von euren Dichtern und Schriftſtellern Mäßigung und immer Mäßigung. Geht, wir wiſſen, was ſich hinter dieſer Forderung verſteckt. So lang es in Deutſchland Staaten gibt, in welchen der Fürſt die heiligſten Verträge ungeſcheut, im Angeſicht der Nation, brechen darf, während die Vertreter der Volksrechte verfolgt und geächtet werden, ſo lang es deutſche Staaten gibt, wo das Mark der Nation übertriebener Kunſtleidenſchaft des Fürſten zum Opfer fällt, wo freiſinnige Patrioten vor dem Bilde des Monarchen knieend Buße thun müſſen und auf dieſe wahrhaft heidniſche Weiſe die Menſchenwürde geſchändet wird, wo alljährlich neue Klöſter, in unſerer Zeit nur Burgen der Finſterniß und des Satans, erſtehen, wo bis auf die neueſte Zeit herab die Regierung keinen zeitgemäßeren Geſetzesvorſchlag vor die Landſtände zu bringen weiß, als die vorzeitliche „Erblichkeit der Aemter“: ja, ſo lange wird und muß es auch deutſche Männer geben, „die durch Nichts zu ſchrecken ſind, Männer, die ſich die Seele ausſchreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt“.

Mit dieſer Feſtigkeit, Entſchiedenheit und Ehrlichkeit allein iſt es aber nicht gethan. Das deutſche Volk hat allerdings das Recht, von ſeinen Wortführern zu fordern, daß ſie eine poſitive Norm und Form des Staatslebens aufſtellen, deren Verwirklichung es anſtreben ſoll. Schöne und hohe Worte können den Volksgeiſt wohl anregen, aber nicht auf ein beſtimmtes Feld der Thätigkeit hinlenken. Dieß iſt aber unumgänglich nothwendig, wenn das erwachende Nationalbewußtſein nicht ebenſo ſchnell, als es langſam erwacht, in unhaltbare Träumereien zerfahren ſoll. Hat nun Herwegh nirgends eine beſtimmte Hinweiſung auf diejenige politiſche Form gegeben, deren Verwirklichung er für Deutſchland will? Ich ſchlage ſeine Gedichte auf und finde das Lied „an das deutſche Volk“ mit den Worten endigen:

Tritt in deiner Fürſten Reihn!
Sprich: die ſechs und dreißig Lappen
Sollen wieder beſſer klappen
Und Ein Heldenpurpur ſein;
Ein Reich, wie Ein Sonnenſchein!
Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen!
Herz und Gott — ſo ſoll es klappen.

Sodann in dem Gedicht „die deutſche Flotte“ behandelt er das Thema der Gründung einer deutſchen Seemacht und verheißt eine ſolche mit folgenden Worten:

Es wird geſchehn! ſobald die Stunde
Erſehnter Einheit für uns ſchlägt,
Ein Fürſt den deutſchen Purpur trägt,
Und Einem Herrſchermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde.

Ich glaube, das iſt deutlich und beſtimmt genug geſprochen. Zwar hat ſich in neuerer Zeit Herwegh mit Entſchiedenheit einen Republikaner genannt, aber er wird einen Unterſchied zu machen wiſſen zwiſchen ſeiner perſönlichen politiſchen Anſicht und dem Bedürfniß der deutſchen Nation, und nicht mit ſchwindelhafter Verkennung der deutſchen Geſchichte und deſſen, was ſie lehrt, Deutſchland in eine Republik verwandelt wiſſen wollen. Wenn er und ſeine Freunde in der That ihre Kraft an die Verkündigung derartiger Träumereien verſchwendeten, ſo hätte man ein Recht, von „unreifem Enthuſiasmus" zu reden. Aber das iſt mehr, als ein ſchöner Traum, das iſt eine Hoffnung, die ſich verwirklichen kann und will und muß: Deutſchland eine Geſammtmonarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen. *)

Daß dieſe gegründet werde durch den politiſch-philoſophiſchen Meſſias, auf welchen Theodor Rohmer in ſeinem, übrigens mit Geiſt, tüchtigem Wiſſen und ſtyliſtiſcher Vollendung geſchriebenen, Buch über „Deutſchlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" hinweiſt, glauben wir zwar nicht, wie denn Mittel und Wege zu Erreichung des großen Zweckes jetzt ſchon mit Beſtimmtheit angeben zu wollen, überhaupt eine lächerliche Eitelkeit wäre, die ge-

---

*) Ehe die Verwirklichung dieſer Idee angeſtrebt werden kann, iſt freilich noch all' der koloſſale Schutt, welcher auf dem deutſchen Volksleben wuchtet, bei Seite zu ſchaffen, ſind all' die Schranken und Zwingburgen, ideelle und reelle, zu brechen, welche eine abgelebte Zeit uns überliefert, und darum hätte der berliner Korreſpondent der A. Allgemeinen ſeinen Witz darüber ſparen können, daß Herwegh in Berlin geäußert, ſeine Miſſion ſei vorerſt nur eine deſtruirende. Zu einer Zeit, wo Abſolutismus, Orthodoxismus und Pietismus eine furchtbare Dreieinigkeit bilden, welcher ſich der „Polizei und des Glaubens Zweieinigkeit" verbündet, zu einer Zeit, der Heine mit Fug und Recht den Hohn ins Geſicht werfen konnte

„Wir haben die ſchönſten Pfaffen,
Wir zeugen uns immer mehr,
Und hören nicht auf zu ſchaffen
Bis pfäffiſch iſt Alles umher:"

Da muß allerdings vorher deſtruirt werden, ehe konſtruirt werden kann. Wie dürfte man für den Samen der freien Zukunft ein fröhliches Aufgehen hoffen, bevor das Unkraut der Gegenwart mit Stumpf und Stiel ausgereutet iſt? Da hilft kein träges Zuwarten, ſondern friſches Handanswerklegen, welches aber nicht darin beſteht, daß „forcirte Genialitätsſucht" mit dem Kopf gegen die Zwingburgen des Jahrhunderts anrennt. Auf dieſe Weiſe werden ſie nicht gebrochen, wohl aber durch ſyſtematiſche Thätigkeit und nie ruhende Ausdauer, welche Quader um Quader zu Boden ſchleift. Das mag man eine philiſterhafte Anſicht, „ein längſt verwundenes Prinzip" nennen, wohlhin.

rechtem Spott anheimfallen muß. Wohl aber glauben wir, daß dieſe Wege nicht von ſelber ſich bahnen, dieſe Mittel nicht von ſelber erſcheinen werden, ſondern daß ſie angebahnt und herbeigeſchafft werden müſſen. Und es wird geſchehen, denn nicht nur beten lehrt die Noth, ſondern auch handeln, und die Zeit der Noth dürfte nicht mehr ſo gar ferne ſein, wo die Wahrheit, die man ſich ſo gerne verbergen möchte, allgemeine Geltung und Anerkennung finden wird, die Wahrheit, daß die deutſche Nationalität nur noch die Wahl hat zwiſchen Vernichtung und Verjüngung.

Jedem Freund ſeines Volkes, der mit denkendem Auge deſſen Geſchichte von Anbeginn bis Heute verfolgt, und mit nüchternem Verſtand die jetzige Weltlage beachtet und abwägt, iſt dieſe Wahrheit einleuchtend, nur jene Klaſſe von oberflächlichen Patrioten, die im wohlbehäbigen Genuſſe der friedlichen Gegenwart, gegen die Lehren der Vergangenheit ſtumpf ſind und den Drohungen der Zukunft ihr Ohr verſchließen, nur dieſe wollen ſie nicht begreifen. Dieſe Menſchen belehren zu wollen, iſt eitle Mühe. Wenn es ihnen dereinſt an Bauch und Kragen geht, werden ſie ſich wohl wehren.

Indeſſen läßt ſich vielleicht die Thätigkeit der Mitglieder dieſer großen Klaſſe Deutſcher dennoch auf Realiſirung einer patriotiſchen Idee hinlenken, deren drückende Nothwendigkeit ſchon jetzt handgreiflich am Tage liegt. Ich meine die Idee der Befreiung Deutſchlands von Rom. Auch hier hat Herwegh einen neuen Impuls gegeben, und ſeine geharniſchte Polemik gegen Rom werden nicht nur die Proteſtanten, ſondern, gleich mir, Tauſende deutſcher Katholiken freudig unterſchreiben, und mit ihm von Herzen, nicht einem einzelnen Fürſten, ſondern der ganzen Nation zurufen:

Der Fiſcher Petrus breitet aus
Aufs Neue ſeine falſchen Netze:
Wohlan beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einſt im deutſchen Haus
Noch gelten römiſche Geſetze!

Ja, da ſitzt eben der Knoten. Wo ſoll eine Einheit und Einigkeit Deutſchlands herkommen, ſo lange confeſſioneller Zwieſpalt die Nation ſcheidet, ſo lange alljährlich einer Hälfte der Deutſchen von Rom, dieſer Hauptſtadt eines Banditenſtaats, aus befohlen wird, ihre, gegen römiſche Knechtung und Fälſchung des Chriſtenthums proteſtirenden Brüder als Ketzer und Kinder der Verdammniß zu verabſcheuen, ſo lange die Proteſtanten, in gerechter Entrüſtung über ſolche Unbill, hinwiederum die Katholiken mit Mißtrauen und Argwohn von ſich fernhalten? Wie, frage ich noch einmal, ſoll Deutſchland einig, groß und ganz werden, ſo lange ſeine ſtaatliche Zerriſſenheit durch die religiöſe noch gemehrt und unterſtützt wird?

Zwar hat man die große Idee einer deutſchen Nationalkirche auch ins Reich der ſchönen Träume verwieſen, aber wenn man allgemein anerkennt, daß das deutſche Volk der „eigentliche weltgeſchichtliche Träger des Chriſtenthums“ war und iſt, ſollte man dann nicht auch anerkennen, daß es dieſem Volke möglich ſei, eine Nationalkirche zu gründen, auszubauen, feſtzuhalten?

IV.

Alle laufen,
Sich zu verkaufen;
Glaubt nicht, daß ihr's allein verſteht,
Auch ich, — ich werde Hofpoet.

Dieſen Refrain eines beranger'ſchen Liedes ſummte ich unwillführlich vor mich hin, als die Zeitungen die Nachricht von der Audienz Herweghs beim König von Preußen brachten. Es war aber nur ein Spuck, den mir mein allzudienſtbereites Gedächtniß ſpielte; denn ich konnte nicht ernſtlich für Herwegh fürchten, da ich weiß, er hat nicht das Naturel, denn Charakter können wir hier nicht ſagen, eines **Gentz**, der für Deutſchland ein verabſcheuungswürdiges Beiſpiel aufgeſtellt hat, ein Beiſpiel von Judas-Iſchariotismus, welches ſich nicht ſcheut, zwei der edelſten Güter, die Macht öffentlicher Wortführung und die Begeiſterung für Freiheit, um ſchnöden Sündenlohn zu verhandeln. Solch feiler Geſinnung gegenüber kann man nicht oft genug Grüns Mahnung wiederholen

Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß ſehn!
Nur ſchwanke nicht hin und her!
Du kannſt, ein Ehrenmann, auch ſtehn
Genüber im Feindesheer!
Magſt Bär im Geklüft, magſt Falk im Licht,
Nur Fledermaus nicht ſein!
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwiſchen den Zwei'n!

Wie ſehr dieß nicht nur von einzelnen Männern gelte, ſondern in noch höherem Maaße von ganzen Staaten, kann uns das Beiſpiel Oeſtreichs und Preußens ſchlagend zeigen. Oeſtreich hat ſich durch die eiſerne Konſequenz, womit es ſein, freilich verwerfliches, Syſtem feſthält und verfolgt, wenn nicht die Liebe, doch die Achtung Deutſchlands bewahrt, während Preußen dieſe durch ſein Hin- und Herſchwanken immer mehr verſcherzt. Und wie könnte es auch anders ſein? Heute mit der Freiheit kokettiren, morgen gegen ſie ankämpfen; heute mit der freien Preſſe ſchönthun, über acht Tage Bücher und Journale des Fortſchritts verbieten, freiſinnige Dichter und Schriftſteller abſetzen, vor Gericht ſtellen, aus dem Lande weiſen; heute mit den Menſchenrechten liebäugeln, im nächſten Monat den Juden ihre bürgerlichen Rechte entziehen; jetzt bereitwillig auf die Idee eines einen und freien Deutſchlands eingehen und im nächſten Augenblicke dem Erbfeind deutſcher Nationalität, der römiſchen Curie, Konzeſſionen machen; und was all' die preußiſchen Verſprechungen betrifft, mein Gott, die ſind ſeit der verſprochenen Conſtitution, wenn nicht berühmt, doch berüchtigt worden. Mag man die angedeutete Politik der Würde eines ſo großen Staates angemeſſen finden, wir vermögen es nicht.

Aber ich muß in die Klage vieler Zeitgenoſſen einſtimmen: weſſen das Herz voll iſt, ſtrömt der Mund über; man kann nicht mehr zwei Sätze ſprechen oder ſchreiben, ohne im dritten politiſch, oder vielmehr unpolitiſch, zu werden. Zu Herwegh zurück!

Seine Freunde in Deutſchland und der Schweiz haben zu der Audienz im königlichen Schloſſe zu Berlin große Augen gemacht. Ein Schrei der Mißbilligung, ein Kichern des Spottes wurde hörbar. In Königsberg machten ſie ſogar eine Carrikatur auf den „zahm gewordenen Löwen", welche den politiſchen Dichter darſtellte

„unter der Aegide einer Wetterfahne, in zwiefacher Stellung: 1841 als deutſchen Jüngling, den Fehdehandſchuh vor der Büſte des Königs niederwerfend; 1843 vor dem König ſelber ſtehend, mit Claque und ſeidenen Strümpfen in höfiſcher Verkrümmung en pénitence". Ich konnte nie etwas ſo Gefährliches für Herwegh und ſeine Tendenz in dieſer Audienz ſehen, und ſtellte mir die Sache ganz einfach ſo vor: Schönlein, dem Herwegh von Zürich aus befreundet war, iſt eine durch und durch humoriſtiſche Natur. Er wollte ſich, natürlich ohne irgend eine böswillige Abſicht, einmal den Spaß machen, zwei Extreme ſich berühren zu ſehen, brachte darum den König von Preußen und den Verfaſſer der Gedichte eines Lebendigen zuſammen, und ich glaubte, als ich die Geſchichte las, ſein mephiſtopheliſches Lächeln zu ſehen, womit er die Verhandlungen der beiden Extreme accompagnirte. So mag ſich die famöſe Sache verhalten, ob es gleich Keiner der drei Betheiligten eingeſtehen wird. *) Wenn ich aber an der ganzen Geſchichte nichts Gefährliches ſehen konnte, ſo werden ſie dennoch Viele mit mir mißbilligen aus folgenden Gründen: Erſtlich, um Herwegh ſelbſt willen, denn er beſitzt die Gabe der augenblicklichen Gefaßtheit und der Improviſation durchaus nicht, iſt im Gegentheil Fremden gegenüber ſchüchtern und befangen, zeigte ſich alſo dem König gewiß nicht im vortheilhafteſten Lichte; zweitens, hat er die Audienz aus Eitelkeit angenommen, ſo wäre das ſehr kleinlich gehandelt von einem Manne, den ſeine ganze Nation anerkannt hatte, ehe es einem Fürſten einfiel, ihn zu ſich zu citiren; drittens endlich, glaubte er mündlich zu Gunſten der guten Sache der Freiheit auf den König einwirken zu können, ſo würde das nur ein betrübendes Zeugniß zu Gunſten ſeiner Menſchenkenntniß abgeben. Darum wünſchen wir, Herwegh hätte am Portal des berliner Schloſſes an ſeinen Liebling Beranger gedacht und wäre umgekehrt.

Ein großes Geſchrei haben die Miethlinge der Reaktion einerſeits, die „Zahmen" aller Farben andrerſeits über Herweghs Brief

---

*) Während ich dieſes niederſchreibe, erſcheint von Herwegh eine Erklärung gegen Schönlein im „ſchweizeriſchen Republikaner", welche mich nur in meiner Anſicht beſtärkt.

an den König von Preußen erhoben. Vom puſtenden Fagotton der Wuth bis zum Raspeln des Sarkasmus ſind alle Ausdrucksweiſen der Feindſeligkeit gegen ihn laut geworden. Das war leicht vorauszuſehen. Den Servilen und Zahmen konnte es nicht im Traum einfallen, daß ein Menſch einer Majeſtät, wenige Tage, nachdem ihn dieſe Majeſtät mit einer Audienz allhöchſt zu begnaden geruht, ſeine freie Meinung ſo unumwunden ins Geſicht zu ſagen im Stande ſei. Das war den zarten Seelen zu viel, daher ihr Feurio und Zeter. Auf die Bedeutung dieſes Briefes und ſeiner Veröffentlichung näher einzutreten, geſtatten die enggezogenen Gränzen dieſer Blätter nicht. Nur ſo viel ſei bemerkt, daß der Brief ſchon darum ein bedeutendes Zeichen der Zeit iſt, weil er geſchrieben und veröffentlicht werden konnte, ohne dem Verfaſſer Kerker und Ketten einzubringen. Wir ſind alſo doch ſchon ſo weit, daß, wie Herwegh treffend ſagt, „ſelbſt die Feinde des Fortſchritts nicht mehr den Muth beſitzen, Gewalt zu gebrauchen, weil ſie wohl einſehen, wie gefährlich das Märtyrerthum iſt, und wie für Einen Mann, den zu unterdrücken ihnen gelingt, zwanzig Geharniſchte auf einmal aus dem Boden ſpringen". Man mag es in Deutſchland vielerorten ganz in der Ordnung gefunden haben, daß Herwegh auf ſeinen freimüthigen Brief hin aus Preußen verwieſen wurde, wie die entſchieden Gutgeſinnten hier, in der Schweiz, über die Sache denken, mag folgende Stelle aus dem „ſchweizeriſchen Republikaner", gegenwärtig redigirt von Dr. Julius Fröbel, darthun: „Die A. A. Zeitung macht in einem von der Redaktion ausgehenden Berichte über dieſe Angelegenheit die Bemerkung, daß der Ton des Schreibens auf eine große Uebereilung und Selbſtüberſchätzung Herweghs deute. Dieſes Urtheil müſſen wir für ſehr irrig erklären. Was die Uebereilung betrifft, ſo wiſſen wir, daß der Schritt von Herwegh nach ſehr reiflicher Ueberlegung gethan wurde. Es gibt Menſchen, die überlegt und doch ſehr leidenſchaftlich handeln können, die ihre Leidenſchaft eben gerade zur rechten Zeit anzubringen fähig ſind, und zu dieſen gehört Herwegh. Aber auch der Zeit nach war der Schritt, welchen Herwegh gethan hat, nichts weniger als übereilt, ſondern umgekehrt gerade ſehr an der Zeit. Während in Deutſchland der Servilismus anfängt, den

Schritt zu tadeln, erfahren wir durch Privatbriefe aus Deutſchland, daß die ſchickſalsmäßige Indiskretion, durch welche der Brief veröffentlicht wurde, nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch für die Perſon Herweghs und deſſen Stellung zum deutſchen Volke als ein glückliches Ereigniß betrachtet wird. In einer Zeit, wie die unſrige, einer Zeit des Mißtrauens, welches in Deutſchland „(und gewiß nicht minder auch in der Schweiz)" durch ſo viele traurige Beiſpiele nur allzu begründet iſt, muß es dem Volke ein Troſt ſein, zu ſehen, daß die jüngſten Tage endlich Männer heranziehen, welche ſich nicht durch Schmeicheleien und nicht durch Huldigungen, die dem Talente gebracht werden, um die Geſinnung daneben verſchwinden zu machen, nicht durch Eröffnung glänzender Ausſichten, von der Sache der Freiheit und des Volks abtrünnig machen laſſen".

V.

Herweghs Erfolg iſt ein beiſpielloſer. Was ſeine Gegner auch ſagen mögen, ſeine Gedichte haben nicht nur in kürzeſter Friſt fünf Auflagen erlebt, ſondern ſie haben auch in Wahrheit gewirkt und gezündet. Seine Reiſe durch Deutſchland, von deſſen ſüdlichſter bis zur nördlichſten Spitze, war ein fortwährender Triumphzug, wie ihn noch kein Fürſt gefeiert. Das hat ihm in der literariſchen Welt viel Neid erregt, aber die Vertreter der geiſtigen Macht Deutſchlands ſollten ſtatt kleinlichem Neid lieber großherziger Freude ſich hingeben über die Anerkennung, welche die Nation Einem aus ihrer Mitte zollte.

Wenn Herwegh nur nicht eitel wird! hörte ich mehrfach in beſorgtem Tone äußern. Schon ſein Benehmen während ſeiner Reiſe bürgt für das Gegentheil. Ueberall nahm er die Huldigungen, die ihm gebracht wurden, mehr für die Sache, die er vertritt, als für ſeine Perſon, in Empfang. Daß er von eitler Selbſtüberhebung weit entfernt iſt, beweiſt die Art und Weiſe, mit welcher er ſich über ehrenwerthe Gegner äußert. So z. B. über Emanuel Geibel, der jenes geharniſchte Ausforderungslied gegen ihn ſchleuderte. Bekanntlich wurde er von Gutzkow gefragt, ob er antworten wolle, worauf er entgegnete: Nein, das Gedicht iſt zu ſchön! Uebrigens finden wir Selbſtſchätzung und Zuverſicht nicht nur bei Herwegh, ſondern bei jedem tüchtigen deutſchen Literaten ganz am Platze zu einer Zeit, wo die ideellen Intereſſen der Nation der zuverſichtlichſten und kühnſten Repräſentanten bedürfen gegenüber den rein materiellen Intereſſen, wie ſie ſich in der Brutalität des Kaufmannſtolzes, gegenüber den feudaliſtiſchen, wie ſie ſich in den friſchgetünchten Anſprüchen des deutſchen Adels kund geben.

Herwegh iſt vor wenigen Wochen in die Schweiz zurückgekehrt. Er will die Redaktion des „deutſchen Boten aus der Schweiz“ übernehmen, der ſich ankündigt als „Parteiblatt“, als ein „ſeinem Weſen nach politiſches Blatt, das ſich, um eben der Politik die nothwendige tiefere Baſis zu geben, angelegentlich mit dem Beſten und Kühnſten in Philoſophie und Theologie beſchäftigen, immer und überall aber ſogleich die politiſchen Konſequenzen zu ziehen verſuchen und ſo ſeinen Beitrag zu jener vielbegehrten und vielverheißenen Vermittlung der Wiſſenſchaft mit dem Leben liefern wird“. Die Tendenz des Blattes iſt alſo eine ſehr umfaſſende und es wird, da ihm „die beſten und jüngſten Kräfte unſerer Nation“ zu Gebote ſtehen, ſonder Zweifel eine der bedeutendſten Erſcheinungen im Gebiete der deutſchen Journaliſtik werden.

Paßt nun aber Herwegh für die Redaktion dieſes Blattes und die Redaktion für ihn? Dieſe Frage muß ich aufs entſchiedenſte verneinen und glaube mit dieſer Verneinung nur der Anſicht vieler ſeiner aufrichtigſten Freunde beizuſtimmen. Die Redaktion des deutſchen Boten, wie er zu ſein verſpricht, erfordert die geduldigſte Hingebung, die ausdauerndſte Arbeitsluſt. Wie ich aber Herwegh kenne, iſt weder Geduld noch peinlich regelmäßiges Arbeiten ſeine Sache. Wenn ſodann die Schwierigkeiten, denen der deutſche Bote, als ein in der Schweiz cenſurfrei erſcheinendes, aber vornehmlich deutſche politiſche Intereſſen vertretendes und für Deutſchland *)

---

*) In der Schweiz wird und muß der „deutſche Bote“ ſeinem Weſen zufolge nur höchſt unbedeutende Theilnahme finden.

beſtimmtes Blatt, ohne alle Frage unterliegen muß, wenn dieſe Schwierigkeiten ſich ins Unendliche anhäuſen — Herwegh erinnere ſich der „deutſchen Volkshalle“ — , wenn das mühſelige Geſchäft täglich mehr Umſicht und Arbeit erfordert, wenn Chikanen jeder Art, öffentliche und geheime, reizen und ermüden, wenn ſchweizeriſche Preßprozeſſe und deutſche Verbote die Galle des armen Redakteurs aufregen oder ſeinen Muth niederſchlagen: da muß Herwegh abgeſtumpft werden, ohne am Ende viel dadurch gewonnen zu haben, daß er ſeine Kraft in den Spalten eines Journals verzettelte. Wir haben Hunderte von Männern, die mit dem beſten Talent und Willen zur Führung eines Oppoſitionsjournals ausgerüſtet ſind, aber keinen zweiten Poeten wie Herwegh. Poet bleibe er, als ſolcher hat er die Liebe ſeines Volkes gewonnen, als ſolcher erfülle er die Miſſion, die ihm geworden. Als Dichter wird er ſtets eine bedeutende Stellung im Kampf der Zeit einnehmen, als Journaliſt wird er in die Maſſe der andern zurücktreten. Er mag es glauben oder nicht, wahr iſt und bleibt es: durch ein einziges ſeiner lodernden Streitlieder der Freiheit wird er mehr wirken, als durch einen ganzen Jahrgang ſeines Journals.

Herwegh will Schweizerbürger werden. Das möge er vorher wohl bedenken und, ehe er den Schritt thut, häufigeren Umgang mit Schweizern pflegen. Dieß wird ihn vielleicht auf andere Gedanken bringen. Wird er Schweizerbürger, ſo tritt er, wie die politiſche Lage nun einmal iſt, aus dem deutſchen Staatsverband. Er wird für Deutſchland ein Ausländer, und für die Schweiz bleibt er ein „Fremder“ — ſo heißen hier vornehmlich die Deutſchen — und wenn er ſich Dutzende von Bürgerrechten kaufte. Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als die Lage der Deutſchen, die ſich hier eingebürgert. Ihre deutſche Heimat haben ſie aufgegeben und die Schweiz gewährt ihnen nur eine ſcheinbare; ſo kann man ſie eigentlich heimatlos nennen. *) Oder hat Herwegh im Sinne, als

---

*) Hat ſich Herwegh jenes liebenswürdigen Heimwehs nach Deutſchland ſchon ganz entäußert, welches Heimweh ihn einſt hier ausrufen ließ:

O Land, das mich ſo gaſtlich aufgenommen,
O rebenlaubumkränzter, ſtolzer Fluß —
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,

Schweizerbürger für die Schweiz zu wirken, die er, wie ich höre, bei ſeiner Zurückkunft nach Zürich öffentlich den „wahren Herd der Freiheit“ genannt hat, wobei er alſo vergaß, was er einſt mit gutem Grunde, S. 189 ſeiner Gedichte, über ſie äußerte? Dieſe Abſicht wäre nur eine bittere Täuſchung. Wir haben oftmals mitſammen Punſch getrunken und er wird alſo die Punſcherfahrung beſitzen, daß man die Citronen, nachdem man ihnen den Saft ausgepreßt, als werthlos bei Seite wirft. Das iſt das Schickſal aller Deutſchen, die für die Schweiz wirken, überhaupt in dieſem Land eine öffentliche Rolle ſpielen wollen. Doch nein, Einige haben auch ein günſtigeres Schickſal, nämlich die, welche ſich, mit Verrath aller Ehre und Grundſätze, zu Lohnlakaien und Schreibmaſchienen der Ariſtokraten und Pfaffen hergeben. Geſetzt, Herwegh wird Schweizerbürger, ſo iſt es bei ſeinem Weſen eine Folge, die man mit Gewißheit vorausſagen kann, daß er ſich in die politiſchen Bewegungen der Schweiz miſcht; er hat, ſo zu ſagen, als Schweizerbürger den Beruf dazu. Gut. Die Partei, für die er kämpft, — welche, verſteht ſich von ſelbſt — wird ihn allerdings hochhalten, d. h. ſie wird ihn als tüchtiges ~~Werkzeug gebrauchen und~~ ſchätzen, ſo lange ſeine Kraft und ~~ſein guter~~ Wille vorhält; iſt beides abgeſtumpft, ſo wird ihm das bekannte Citronenſchickſal zu Theil. Ich wünſche von Herzen, er ſchlüge dieſe Warnung nicht in den Wind; er dürfte ſich ihrer zu ſpät einſt erinnern, wenn er verbittert und verſauert iſt, denn er wäre nicht der erſte deutſche Dichter, der in der Schweiz ver-

---

Klingt ſchon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß.
Was ſoll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn dieſe arme Seele betteln muß?
Er iſt ſo kalt, der fremde Sonnenſchein;
Ich möchte, ja, ich möcht' zu Hauſe ſein! — —

Die Schwalben ſeh ich ſchon in ſtillem Flug
Die Häuſer — nur das meine nicht — umſchweben.
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen wieder zu beleben!
Der Baum, der ſeine jungen Sproſſen ſchlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbſte geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Todtenſchein —
Mich friert, mich friert! ich möcht' zu Hauſe ſein!

ſauerte. Wird Herwegh Schweizer und treten die Folgen ein, die ich vorausſehe und unumwunden vorausſage, dann Lebewohl der Hoffnung auf eine reiche Fülle von bedeutenden Geiſteswerken, die der erſte gewaltige Aufſchwung dieſes Dichtergenius ſeinem Volke verhieß. *)

Aber auch abgeſehen von dem, was ich für Herwegh perſönlich und für den Freund ſeiner Muſe fürchte, ſo ſcheint es mir auch für die Sache, deren Kämpfer er iſt, höchſt bedauerlich, wenn er aus dem bürgerlichen Staatsverbande Deutſchlands tritt und ſich im Ausland einbürgert. Ich ſage abſichtlich: „im Ausland", denn wenn die Schweizer von einer natürlichen und politiſchen Verwandtſchaft mit Deutſchland ein für allemal Nichts wiſſen wollen, ſo ſollen wir ihnen nicht mit gewohnter deutſcher Großherzigkeit oder Hundedemuth unſere Landsmannſchaft aufdringen, und daß dieſe Entfremdung der Schweiz von Deutſchland aufhören werde, ſteht weniger als je zu erwarten, da die Reaktion in erſterem Lande immer feſter und ſiegreicher einherſchreitet und es ganz in ihrer Abſicht liegen muß, deutſche Intelligenz im Lande unpopulär zu machen und zu erhalten. Wenn alſo Herwegh bürgerlich im „Ausland" ſich niederläßt, hat man dann nicht einigermaßen das Recht, den Vorwurf, den er gegen Anaſtaſius Grün gerichtet, auf ihn ſelbſt anzuwenden? den Vorwurf:

Ein Fähndrich warf das Banner hin und floh,
Und hat ſein Heer, halb ſiegreich ſchon, verlaſſen.

Freilich wird Herwegh auf derartige Vorwürfe einfach antworten, er werde als Schweizerbürger ein ebenſo guter Deutſcher bleiben, als er jetzt iſt. Er täuſche ſich aber nicht. Aeußerliche Le-

---

*) Schon vor Jahresfriſt ſagte mir Herwegh, er beſchäftige ſich mit einem Drama. Dürfen wir bald ein ſolches von ihm erwarten? Er greife hinein ins deutſche Volksleben, wenn nicht ins dürre der Gegenwart, ſo doch ins kräftige des ausgehenden Mittelalters, wo z. B. die Zeit des Bauernkriegs den zeitgemäßeſten dramatiſchen Stoff darbietet, und gebe dem deutſchen Volke ein Drama, das zur Wiedergeburt der Nationalbühne und durch dieſe zur Wiedergeburt der Nationalität mitzuwirken im Stande iſt.

bensverhältniſſe üben auf den Menſchen bekanntlich immer einen größern Einfluß, als er ihnen eigentlich geſtatten möchte. Gehört Herwegh erſt bürgerlich der Schweiz an, ſo finden ſich hundert kleine Umſtände, die ihn allmälig von Deutſchland abziehen, und bald wird er es nicht mehr ſo innig im Herzen tragen, wie er es als deutſcher Bürger — und ſein Bürgerrecht kann ihm keine Willkühr rauben — im Herzen trägt und tragen wird, ſollte er auch jahrelang als Verbannter die „harten Treppen der Fremde“ auf- und abſteigen. Ja, die gute Sache der deutſchen Zukunft würde Noth leiden, wenn ſich einer ihrer bedeutendſten Vorkämpfer, und ſei es auch nur äußerlich, vom Vaterlande losſagte.

Blickt hin auf die zahlloſe, enggeſchloſſene Phalanx der Gegner und entſcheidet dann, ob wir den möglichen Verluſt eines Mannes, wie Herwegh, aufs Spiel ſetzen dürfen.

Alſo um ſeiner ſelbſt, um ſeiner Poeſie, um Deutſchlands willen, bleibe Herwegh deutſcher Bürger, deutſcher Dichter. Was iſt Freiheits- und Vaterlandsliebe, wenn ſich ihr nicht ſtets und allzeit die holde Treue geſellt? Und der äußerlichſte Schein der Untreue ~~zieht oft Schlimmeres~~ nach ſich, als die erklärteſte Treuloſigkeit ~~ſelbſt.~~ Alle, die ſich als echte Söhne der Zeit bewähren wollen, die ſich entſchieden der guten Sache geweiht, ſollten ſich — mit dieſem Herzenswunſch ſchließe ich dieſe flüchtigen Blätter — täglich und ſtündlich die Loſung zurufen: **Frei und treu!**

Berichtigungen.

Seite 11, Zeile 26 v. o. leſe man Philoſophen ſtatt Philoſopheu.
„ 17, „ 19 v. o. „ „ den ſtatt der.
„ 21, „ 6 v. o. „ „ iſt das ſinnentſtellende „nicht“ zu ſtreichen.
„ 21, „ 19 v. o. „ „ Gottesnamen ſtatt Gottsnamen.

Poeten der Jetztzeit.

Poeten der Jetztzeit

in

Briefen an eine Frau.

Von

Dr. J. Scherr.

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung
1844

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An eine Frau.

Vous qui n'avez jamais de sourire moqueur
Pour les pressentiments dont une âme est troublée,
Vous qui vivez attentive et voilée,
Homme par la pensée et femme par le cœur

Victor Hugo

„Du wirſt mir viel, recht viel über Deutſchland ſchreiben, nicht wahr? weißt ja, ich liebe es um ſeiner Sprache, ſeiner Weiſen und Dichter willen, liebe es, weil es dein Vaterland, bin ſelbſt halb und halb eine Deutſche.“ Dieſe bittende Frage reichte mir dein ſüßer Mund, meine Angela, zur ſelben Stunde, als er mir auch den Abſchiedskuß reichte, das Bitterſte, was ich je aus dem Kelch deiner Lippen getrunken. Im Vaterlande angekommen, erinnerte ich mich deines Auftrags und ſchaute mich um nach deutſchen Dingen, dir darüber Bericht zu erſtatten; ſogar auf den Hohenſtaufen bin ich geſtiegen, um einen recht weiten Umblick zu gewinnen; aber mein Schauen, mein Suchen nach Bedeutendem und Erfreulichem war leider Gottes vergeblich. Sollte ich dir etwa über preußiſche Ordensfeſte und Cenſuredikte, über den kölner Dombau, über münchner Bier und Kunſt, über würtembergiſche Eiſenbahnen ſchreiben? Du hätteſt mich ausgelacht. Oder über Sylveſter Jordans und Weidigs Prozeß, über die Verdienſtloſigkeit und Theurung im Lande? Ich hätte dir nur Aerger und Betrübniß verurſacht. Sollte ich dir ſchildern, welche Rührung Michels weiches Gemüth empfunden, als er unlängſt in den Zeitungen las, am Todestag Ludwigs XVI. ſeien in allen Pariſer Kirchen Sühnmeſſen geleſen worden? Du würdeſt ausgerufen haben: abgeſchmackt! Bei der Zartheit deiner Hand, meine Freundin, dein Wunſch, intereſſante Neuigkeiten aus Deutſchland zu vernehmen, brachte mich ſehr in Verlegenheit. Zudem war ich in einer Stimmung, die mir kaum erlaubt hätte, ſelbſt das Wichtigſte nur erträglich darzuſtellen: die Trennung von dir begann ihre Wirkungen auf mich zu üben. Ein Gefühl unſäglicher Verlaſſenheit kam über mich; leidenſchaftlich, wie ich bin, war mir die Erinnerung nicht ein ſchwichtigendes Wiegenlied für meine Schmerzen, ſondern ein ſcharfer Stachel, der die Wunde meines Herzens nur tiefer bohrte, eine rückwärtsgehende Uhr, deren Zeiger unaufhörlich zurückwies auf die ſeligen Stunden,

Wo ſtumm ich in dein holdes Antlitz ſchaute,
Wo mich umſpielte deines Mundes Hauch,
Wo deines Auges Himmel ob mir blaute;
Wo ich von deinem Munde durfte nippen
Das Evangelium: »ich liebe dich!«
Wo an den deinen ſchwelgten meine Lippen;
Wo ich die Hand ließ auf mein Haupt dich legen,
Und flüſterte in trunkner Schwärmerei:
Ja, das iſt meiner todten Mutter Segen!

Ach, meine Angela, ich war tief betrübt, und du verargſt es mir wohl nicht, daß ich in meiner Schwermuth nach einem beſſern Troſt umherſuchte, als die öde Dürftigkeit deutſcher Zuſtände mir gewähren konnte. Die Proſa, die aus denſelben mich angähnte, wies mich von ſelbſt auf die Poeſie hin, meine alte Paſſion, und indem ich meine Lieblinge unter den dichtenden deutſchen Zeitgenoſſen mit neuer Hingebung las, meine Lektüre allmälig über die Gränzen des Vaterlandes ausdehnte und mir von der Poeſie der Gegenwart nach allen Seiten hin ein klares Bild zu entwerfen ſuchte, kam mir der Gedanke, dich zur Theilnehmerin dieſer Beſchäftigung zu machen.

Indem ich dieſen Gedanken zur That geſtaltete, entſtanden die folgenden Blätter, und ſo erhältſt du, ſtatt politiſcher und ſocialer Schilderungen, eine Reihe literariſcher Briefe, eingeſchlagen in den Umſchlag eines Buches, das die Aufſchrift trägt: Poeten der Jetztzeit. Es iſt dieſes Buch aber durchaus kein methodiſcher Leitfaden, keine organiſch gegliederte Darſtellung der neueſten Geſchichte der Dichtkunſt, ſondern bloß eine keineswegs auf Vollſtändigkeit Anſpruch machende Galerie von Portraits der hervorragendſten und bedeutenderen Dichter unſerer Tage, von Portraits, wozu die Farben aus den eigenen Werken der Originale genommen ſind und die meine Commentare bloß als beſcheidene Rahmen umgeben. Doch warum mich hier noch weitläufig über das Buch verbreiten? Leſen wirſt du es, deſſen bin ich gewiß, und mir vielleicht nachher das Zugeſtändniß machen, daß es in freundlich anregender Weiſe deine Theilnahme an den poetiſchen Beſtrebungen der Mitlebenden gefördert und fruchtbar gemacht. Daß ich mir dir gegenüber, obgleich du eine Frau, keinerlei Art von Zwang angethan, verſteht ſich von ſelbſt. Iſt dir doch bekannt, daß ich das caſtrirte Denken und Sprechen verabſcheue, als eine der Haupturſachen der Lüge unſerer Zeit, und habe ich ja an dir gelernt, daß gerade die zartfühlendſten deines Geſchlechtes am wenigſten prüde ſind. Warum alſo zimperlich thun und ziereriſch? Sollte dir aber dennoch meine Sprache hie und da zu rückſichtslos, zu offen, zu barſchreitend tönen, nun ſo

Tadle mich,
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann,
Das Weib, mit dem ich, wie mit dir,
Aus vollem Herzen wagen darf zu reden?

Laß' mich hoffen, daß dieſe Blätter, wie ſie mich getröſtet in mancher langen, kummervollen Winternacht, auch dir zuweilen als Ableiter der Schmerzen dienen werden, an denen du — ich weiß es nur zu wohl — reich biſt wie wenige Frauen. Als eine Regenbogenbrücke wirft meine unentwegliche Liebe und Verehrung ſie hinüber in dein Heimatland, damit auf dieſer Brücke die Schutzheilige, welcher wir uns befohlen, die Hoffnung, zwiſchen uns hin und wieder wandle, mit holden Phantaſieen die herbe Wirklichkeit verſchleiernd, mit roſigem Finger hineindeutend in kommende Tage, himmliſche Verheißungen flüſternd. Werden ſie in Erfüllung gehen? Ich ſeh' dich bei dieſer Frage dein liebes Auge durch Thränen lächelnd gegen mich aufſchlagen und deine Lippen ſich bewegen wie betend; aber zu antworten weißt und wagſt du nicht. Was thut's? Iſt ja das Leben überhaupt eine bange Frage an den Himmel, die er nur beantwortet durch den Tod. Da hilft kein Anpochen, kein Drängen, kein Stürmen. Erharren wir denn mit dem Muth der Treue, daß ein Sonnenblick des Glückes aus dem Dunkel der Zukunft aufblitze und triumphirend, wie Lichtglanz der Brautfackel, auf den Weg falle, der zu unſerer vita nuova führt.

Behüt' dich Gott und ſei gegrüßt!

Stuttgart im Frühling 1844.

K. Sch.

Poeten der Jetztzeit.

> Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewiſſen parteiiſchen Enthuſiasmus ſpricht, ſo bleibt ſo wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth iſt. Luſt, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles Andere iſt eitel und vereitelt nur.
>
> Goethe.

Die Materie tritt mit ihren eiſernen Anforderungen den ideellen Intereſſen immer gebieteriſcher entgegen, der Nothſchrei der Armuth gellt immer ſchneidender in die Illuſionen herein, womit unſere Staatskünſtler alle Welt und am Ende ſich ſelber betrügen möchten, alle vorgegebene Wohlbehäbigkeit verſchwindet vor der Thatſache, daß in unſern Tagen Tauſende und aber Tauſende die ebenſo rührende als ſchreckliche Klage, welche jener arme Rebell ausſtieß, den ſie im Bauernkrieg köpften, wiederholen könnten, die Klage: ſoll ich denn ſchon ſterben und habe ich mich doch erſt zweimal in meinem Leben an Brot ſatt gegeſſen? und während uns ſo aus der Urheimat der Poeſie, aus dem Volk, die ſkelettharte Proſa leiblicher Entbehrung immer drohender angrinſt, macht ſich die wohlgemäſtete in den goldenen Gemächern der Geldcanaille breit und die wappenſtrotzige in den Sälen der durch Geburt Privilegirten lächerlich. Proſa unten und oben, hüben und drüben. Aber, wenn wir mit aller Kraft ringen ſollen, die materiellen Anſprüche des Lebens mit ſeinen ideellen Intereſſen zu verſöhnen, müſſen wir deßhalb den Glauben an die letztern, an ihren natürlichſten und höchſten Ausdruck, an die Poeſie, aufgeben? Kann das Dichten nicht neben und mit dem Trachten beſtehen? Aeſchylos ſchlug die Perſerſchlachten mit und verewigte ſie dramatiſch, Motenebbi war ein großer Held zugleich und ein großer Dichter. Dante bethätigte ſtaatsmänniſches Genie und ſchuf die göttliche Comödie. Was einmal geſchehen, kann wieder geſchehen, das Leben ſchließt keine Wiederholung aus. Es iſt wahr, die Theilnahme an den Schöpfungen der Phantaſie wird gegenwärtig durch die Bedürfniſſe der nothvollen Wirklichkeit mehr in den Hintergrund gedrängt, aber ſoll darum die Phantaſie zu ſchaffen aufhören? Mit nichten. Die Poeſie verſteht ihr Amt in der Jetztzeit, das Amt der Tröſtung und Ermuthigung, ſehr wohl und je mehr ſie ſich von der Proſa der Außenwelt bedrängt fühlt, deſto heimiſcher macht ſie ſich in unſern Herzen, deren urſprüngliche Sprache ſie iſt. Je ſcheelſichtiger man das liebe Kind draußen anſieht, deſto inniger umrankt es unſere Seele, wie ein liebend Weib dem Geliebten nur um ſo größere Hingebung beweiſt, je mehr es durch die ſcharfen Spitzen des Lebens verwundet wird. Es iſt wahr, Zeit und Stimmung mangelt, uns der Dichtkunſt mit jenem Enthuſiasmus zu erfreuen, wie er unter den Zuhörern der Dichter unſerer vorigen Literaturperiode ſich laut machte, aber ſollen darum die der jetzigen aufhören zu dichten, ſoll darum die Poeſie ſelbſt todt und ab ſein? Nur in Deutſchland, deſſen hochſinnigſte Frau es ſo bitter wie richtig als das »Altweiberland« bezeichnet, nur in Deutſchland konnte dieſe Altweiberfrage aufgeworfen, ernſthaft discutirt, kathederheiſern bejaht werden. Das iſt ebenſo anmaßend als komiſch. Da hat man uns Goethe und Schiller als Schlußſteine unſerer Poeſie hingeſtellt, höchſtens noch Tieck und die Romantiker ſo um Gotteswillen daneben geſetzt und dann profeſſoriſch ausgerufen: Bis hieher und nicht weiter! Du Mond wirſt aufhören zu ſcheinen, du Meer und Wald zu rauſchen, euch Roſen wird das Blühen und Duften unterſagt, euch Mädchen das Lachen und Küſſen; es ſoll hinfort keinen Vaterjubel und keine Mutterthräne mehr geben, keine Männerbegeiſterung und keine Frauenliebe — die Poeſie iſt abgeſchafft. Genug von dieſer hyperkritiſchen Albernheit, auf die man, ich wiederhole es, nur in unſerm verſeſſenen, ſpintiſirenden, überſtudirten Deutſchland verfallen konnte, während andere Nationen unbefangen und dankbar der Blüthen ſich erfreuen, welche der

Baum ihrer Poeſie in der Gegenwart treibt, ohne mit dem Meſſer philiſterhafteſter Krittelei an ihm herummörgelnd ſich's beigehen zu laſſen, um einzelner krankhafter Auswüchſe willen demſelben das Leben abzuſprechen. Nein, die Dichtkunſt iſt weder todt und ab, noch ſteht ſie ſtille. Wie kann bei Solchem von Tod oder Stillſtand die Rede ſein? Wenn wir bedenken, wie glorreich zum Theil, ehrenhaft immer, die Standarte der Poeſie der Gegenwart entfaltet wurde und gehalten wird von Byron, Moore, Bulwer und Dickens in England, von Beranger, Hugo, de Vigny und George Sand in Frankreich, von Manzoni und Leopardi in Italien, von Tegner und Atterbom in Schweden, von Hauch und Anderſen in Dänemark, von Mickiewicz und Kraſinski in Polen, von Puſchkin und Jaſikow in Rußland ſogar; wenn wir, den Blick dem Vaterlande zulenkend, erwägen, was uns Immermann in ſeinem Merlin und Münchhauſen gegeben, welch ein köſtliches Vermächtniß er in ſeinem Helden- und Minnelied von Triſtan und Iſolde hinterlaſſen, welche geniale Würfe Grabbe im Drama gethan, was Spindler, Rehfues, Willibald Alexis, König, Mügge und Andere im Roman geleiſtet; erwägen, daß Uhland und Rückert, Chamiſſo und Eichendorff, Heine und Platen, Grün und Lenau, Moſen und Freiligrath die deutſche Lyrik zu einer Schönheit und Fülle erhoben, die alles Frühere weit hinter ſich läßt, daß unter uns noch eine Bettina lebt, fortfahrend, uns mit den Offenbarungen des jugendfriſcheſten Genius zu beſchenken, daß Männer wie Wienbarg, Laube, Gutzkow, Mundt und Kühne ſelbſtproducirend und allſeitig kritiſch anregend ſo viel des Erfreulichen, Geiſtvollen gaben und noch verſprechen; erwägen, in welch liebenswürdiger Weiſe Leopold Schefer, Friedrich Sallet und Eduard Duller die edelſte Humanität predigen, in welchen ſchwertſcharfen, volksthümlichen und fortreißenden Melodien unſere jüngſte Dichtergeneration das Fühlen und Leiden, Wollen und Müſſen der Zeit geſungen —: wenn wir dieſe Erwägungen zuſammenfaſſen, ſo kann ihr Reſultat nur die Ueberzeugung ſein, daß die Gegenwart der poetiſchen

Produktionskraft keineswegs bar und ledig, daß wir mit ihren Erzeugniſſen zufrieden ſein und mit ganzer Seele in die Worte des Dichters einſtimmen dürfen:

Groß gnug biſt, Menſchenſeele, groß gnug du, Gotteswelt,
Daß frei ein Herz ausklinge, bevor's zur Grube fällt!
Nie wird der Greilbirich ackern, Walerchlein geh'n mit Säcken,
Strauchröslein Stuben heizen, euch Nachtigallen als Haushahn wecken!
Und ragten zu den Sternen groß unſre Liedesahnen,
Wie Palmen feingefiedert, ſchönblättrig wie Platanen:
Dem Greyuls ſind wir näher, der Neuzeit Orchideen,
Bizarr der Wuchs, die Blüthen wie blumengewordene Mährchen der Feen

I

Ein Pole.

Ich erzählte dir einſt von Polen, ſeinen Helden, ſeinen Kämpfen und ſeinem Untergang und du ſaßeſt lange ſchweigend, ſinnend über dieſe ungeheuren Geſchicke. Endlich ſagteſt du: Ganze Nationen werden alſo auseinander geriſſen wie zwei Herzen, die eins geworden; tröſten wir uns. Ja, ſagt' ich, ſtellen wir uns vor die Bühne der Weltgeſchichte, um eines ihrer grandioſen Trauerſpiele aufführen zu ſehen, das Weh in der eignen Bruſt muß verſtummen vor dem Todesſchrei, vor dem Röcheln eines gemordeten Volkes. Und wir ſprachen von da ab viel und oft über die zerriſſene Polonia und ihre in der Fremde umirrenden Söhne. Sag' mir, hat dieſe hingemeuchelte, gedrittheilte Nation, die ſo ſchmerzenreich, ſo dichteriſch durch und durch, noch keine poetiſche Auferſtehung erlebt? fragteſt du einmal und ich verſetzte: O ja, in Adam Mickiewicz. Du wollteſt von ihm wiſſen, aber wir fanden keine Zeit mehr dazu — ach, wie zu noch Beſſerem und Süßerem — und ſo ſei denn der herrliche Sarmate Gegenſtand unſerer erſten Unterhaltung über moderne Poeten.

Adam Mickiewicz iſt ein Kind Lithauens, alſo eines jener unglückſeligen Länder, auf welchen der Fluch fortwährender Drangſal und Beknechtung zu ruhen ſcheint, ein Fluch, den erſt die Mongolen und Tartaren realiſirten, dann die Deutſchritter, endlich die Ruſſen. Die Eltern des Dichters gehörten dem Adel ſeiner Heimat an und zwar dem unbemittelten, welcher Umſtand ſie indeſſen nicht abhielt, für die Ausbildung ihres Sohnes möglichſt Sorge zu tragen. Er bezog die Schule zu Nowogrodek, dann das Gymnaſium zu Minsk, 1815 die Univerſität Wilna. Hier war Lelewel, der große polniſche Patriot und Hiſtoriker, der jetzt zu Brüſſel im Elend lebt, ſein Lehrer in der Geſchichte, außer welcher Mickiewicz beſonders Mathematik und Naturwiſſenſchaften zum Vorwurf ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen machte. Als wilnaer Student legte er auch bereits den Grund zu ſeinem poetiſchen Ruhm nicht allein, ſondern zur Reform der polniſchen Literatur ebenfalls. Nach beendigten Studien erhielt er ein Lehramt an der Schule zu Kowno. In dieſer Zeit mußte auch er den Kelch leeren, der wohl noch an keinem Dichter vorüberging, den bittern Kelch: unglückliche Liebe. Seine beſchränkten Vermögensumſtände geſtatteten ihm nicht, die Erwählte heimzuführen, ſie folgte als Braut einem Andern, Mickiewicz rief ihr das ſchöne Lied nach, welches mit den Worten beginnt:

Mir aus dem Blick! — ich folg' mit banger Seele.
  Mir aus dem Herzen! — es gehorcht der Pflicht.
  Aus dem Gedächtniß mir! — nein! dem Befehle
  Gehorchet mein und dein Gedächtniß nicht.
Wie eines Baumes Schatten ſtärker breitet
  Den Trauerkreis, fällt aus der Ferne er,
  So wird mein Bild, je ferner es entgleitet,
  Umnachten dein Gedächtniß mehr und mehr.
An allen Orten und zu allen Zeiten,
  Wo ich getheilet Leid und Glück mit dir,
  Stets, überall wird dich mein Geiſt begleiten,
  Denn überall blieb ja ein Theil von mir —

und ſang dann ſeine Pein in der Dichtung „Dziady (Todtenopfer)“ aus, welche ſich aber ſchon weit über die Hingabe an ſelbſtiſche Schmerzen erhebt und, indem ſie die Liebeswunde des Dichters ausbluten läßt, zugleich mit herber Trauer die große Wunde des Vaterlandes beklagt. Die Liebe hatte ihm nur Schmerzen und Täuſchungen gebracht, bald ſollte ihm der Patriotismus Verfolgungen bringen. Als Mitglied eines Vereines polniſcher Literaten, die allerdings auch in politiſcher Beziehung gute Polen waren, treffen ihn die Proſkriptionsmaßregeln, welche von Seiten der ruſſiſchen Regierung 1823 gegen die Univerſität Wilna verhängt werden. Nach längerer Kerkerhaft wird er mit mehreren Landsleuten in die Steppenländer des innern Rußlands verbannt. Das iſt ſo die gewöhnliche Correktivmaßregel der ruſſiſchen Regierung, ſchlägt ſie nicht an, ſo muß zur Abkühlung heißer Herzen das ſibiriſche Eis herhalten. Während dieſes Exils bereiſt er die Krim und bringt als Ausbeute die wunderſchönen „Sonette aus der Krim“ mit, welche von einem ſeiner Freunde auch ins Perſiſche übertragen wurden. Durch Vermittlung des Fürſten Gallitzin aus der Verbannung zurückgerufen, geht er nach Petersburg, wo er ſeinen Dichterruhm durch die Gabe der Improviſation, die ihm in hohem Grade zu eigen, vermehrt und 1828 durch die

Veröffentlichung ſeines „Konrad Wallenrod“ zum nationalen, zum europäiſchen macht. Nun gelingt es den Bemühungen ſeiner Freunde endlich, ihm die Erlaubniß zu einer Reiſe ins Ausland zu verſchaffen. Er durchzieht Deutſchland, Frankreich, Italien. In letzterm Lande ereilt ihn die Nachricht von der Schilderhebung ſeines Volkes am 30. November 1830, von jener glorreichen Schilderhebung, die gleichſam nach dem Takt eines ſeiner Geſänge vor ſich ging.*) Dieſe Nachricht zieht ihn natürlich über die Alpen zurück, aber ſchon in Dresden begegnen ihm die Trümmer des polniſchen Heeres. Seither iſt er Mitglied der polniſchen Emigration. Im Jahre 1832 gibt er von Paris aus eine vermehrte Auflage ſeiner zehn Jahre früher zum erſtenmal erſchienenen Gedichtſammlung, verfaßt in Proſa, in bibliſchem Ton „die Bücher des polniſchen Volkes und der polniſchen Pilgrimſchaft,“ eine vom echteſten Patriotismus dictirte Schilderung der Beſtimmung Polens in Vergangenheit und Zukunft, läßt ſeinen „Herr Thaddäus“ erſcheinen. Nachher geht er für einige Jahre als Profeſſor der lateiniſchen Sprache an die Academie nach Lauſanne und gegenwärtig befindet er ſich wieder als Profeſſor der ſlaviſchen Literatur, deren Geſchichte er zuletzt geſchrieben, in Paris, als Dichter und Gelehrter die Intereſſen, den Ruhm und das Unglück ſeines Volkes vertretend.

---

*) Man fand am 30. Nov. 1830 von unbekannter Hand an das Stadthaus zu Warſchau die Schlußworte der „Ode an die Jugend“ von Mickiewicz geſchrieben, welche ſofort tauſendfach von der Begeiſterung des hochherzigen Volkes wiederholt wurden die Worte:

Jugendbrüder, ſeid verbunden!
Und das Weltglück iſt gefunden,
Durch Einheit mächtig, durch Kühnheit klug
Jugendbrüder ſeid verbunden!
Auch der iſt glücklich, der gefallen,
Eh' ihn der Sieg zum Ziele trug;
Mag decken ihn das Leichentuch:
Er brach die Bahn uns zu des Ruhmes Hallen.
Jugendbrüder, ſeid verbunden!
Iſt der Weg auch ſchmal und enge,
Sperren ihn Gewalt und Schwäche:
Die Gewalt Gewalt verdränge,
Die Schwäche raſcher Muth der Jugend brech'.
Wer in der Wieg' als Kind erwürgt die Hyder,
Wird als Jüngling Centauren bezwingen;
Er raubt der Hölle die Opfer wieder,
Wird nach Lorbeern zum Himmel dringen!
Dahin dring', wo Blicke hin nicht dringen,
Brich, was kein Verſtand je brechen mag!
Jugend, dein Flug iſt ſtark gleich Adlerſchwingen,
Dein Arm gleich Donners Schlag.
Auf! Arm an Arm geſchlungen! laßt die Erde
Mit ſtarken Banden uns umziehn!
Auf einem Heerd die Herzen glühn,
Die Seelen all' auf einem Heerde!
Ball der Welt, aus deinen Achſen!
Neue Bahn woll'n wir dich lenken,
Selbſt der grünen Jahre denken,
Der veralteten Rind' entwachſen.
Und wie im Reich des Chaos und der Nacht,
Verſenket in der Elemente Streit,
Durch ſein gewaltig Werde Gottes Macht
Die Körperwelt hervor ließ gehen,
Die Tiefe rauſcht, die Winde wehen,
Das Dunkel Sternenlicht zerſtreut:
So herrſchet Nacht auch in der Menſchheit Reichen
Noch kämpfen der Begierden Elemente.

Dieſes Volk, als der begabteſte, originellſte aller ſlaviſchen Stämme, im Beſitz einer ebenſo beweglichen als reichen Sprache, hatte, wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, frühe ſchon ſeine Dichter. Doch trat der Pedantismus der lateiniſchen Bildung, welche lange in Polen herrſchend blieb, der Entwicklung polniſcher Nationalliteratur bis ins achtzehnte Jahrhundert hemmend in den Weg, wo dann das geiſtige Leben Polens durch den gefeierten Konarski einen nationalen Aufſchwung nahm, einen Aufſchwung, der ſich auf politiſche und religiöſe Verfaſſung des Landes, auf Erziehung, Literatur und Theater erſtreckte. Konarski's Beſtrebungen gingen ſammt und ſonders aus dem Princip hervor, das Geiſtesleben Polens müſſe reformirt, auf nationale Füße geſtellt werden, ſo der bereits drohende ſtaatliche Untergang der Nation verhindert werden ſolle. Der Biſchof Kraſicki und viele minder namhafte, aber gleich begeiſterte Männer traten dichtend und ſchriftſtellernd in Konarski's Fußſtapfen, ſeine Anſichten zur Richtſchnur ihrer Thätigkeit nehmend, ſeine Beſtrebungen weiterführend, und dieſe Beſtrebungen fanden, als die Sonne Polens vor

---

Doch der Jugend Herzen flammen.
Chaos muß der Welt des Geiſtes weichen
Liebe läßt ſie ihrem Schooß entflammen,
Und Freundſchaft bindet ewig das Getrenn-
Und alsbald das Eis zerfließet,
Vorurtheil es weicht der Wahrheit;
Morgenröthe, ſei gegrüßet,
Tag folgt dir in ſeiner Klarheit

ihrem Sinken noch einmal glorienhaft aufleuchtete in Kosziuszko's Tagen, den talentvollſten, energiſchſten Sprecher und Anwalt in Julian Niemcewicz, dem treuen Genoſſen Kosziuszko's. In der Hiſtorie, im Drama, in Fabel und Roman ſuchte er als Autor ebenſo muthvoll, kräftig und weiſe auf ſein Volk zu wirken, wie er für daſſelbe an der Seite ſeines großen Freundes in der Feldſchlacht focht. Aber weder Wort noch Schwert vermochte das Geſchick Polens, ein um ſo bittereres da großentheils ſelbſtverſchuldetes, mehr abzuwenden. Es verſchwand aus der Staatenreihe Europas. Du kennſt ja die betrübende Geſchichte. Die ſogenannte welſche Praktik, welche noch immer unſere Cabinette leitet, reißt ein ganzes Volk ebenſo gefühllos auseinander, wie ſogenannte Verhältniſſe zwei verbundene Menſchenherzen auseinander zwingen. Die zwei deutſchen Adler begnügten ſich mit den Stücken, welche ihnen der ruſſiſche Petz von dem geſtohlenen Polen hinwarf, und bedankten ſich noch recht ſchön bei ihm — ach, auch das Adlergeſchlecht kann entarten. Was noch den Namen Polen trug, wurde lebendig in den Sarg der ruſſiſchen Tyrannei hineingezwängt, aber da geſchah ein Zeichen: über dieſem Sarg ging in himmliſcher Schöne der Polarſtern des nordiſchen Dichterhimmels auf, der Genius von Adam Mickiewicz. Wunderbare Contraſte! Bei dieſem Volke fällt der Höhepunkt ſeiner Poeſie mit dem vollkommenen oder beginnenden Triumph ſeiner politiſchen Exiſtenz zuſammen, bei einem andern dagegen mit der Vernichtung dieſer Exiſtenz; als England unter Eliſabeths Regierung den entſcheidenden Anlauf zu ſeiner Laufbahn als Weltmacht nahm, dichtete Shakſpeare, als Polen verloren gegangen an Fremde, begann Mickiewicz zu dichten. Der Erſtere ſang dem Aufgang der Glücksſonne ſeines meerumwogten Heimatlandes gleichſam den jubelnden Feſtgruß entgegen, während die Geſänge des Letztern als die herzergreifendſte Elegie ob den Trümmern Polens ſchweben.

Man hat Mickiewicz den polniſchen Byron genannt, man hat viel von den Einflüſſen deutſcher Literatur auf ſeine Poeſie geſprochen. In der That hat letztere offenbar bedeutend auf ihn gewirkt und ſein Genius ſteht in Wahrheit mit dem des großen Lord in inniger Wahlverwandtſchaft. Aber deſſenungeachtet iſt es die primitive Kraft, welche vor Allem an dem polniſchen Dichter anzuerkennen iſt, jene Kraft, welche alle Ausſtralungen moderner Bildung in dem Brennſpiegel einer durchaus originellen Weltanſchauung zu vereinigen vermochte, einer Weltanſchauung, deren Grundelement die ſlaviſche Nationalität. So iſt Mickiewicz durch und durch ein Poet der Gegenwart nicht minder, als er durch und durch Nationaldichter iſt. Die Verjüngung, welche zur Zeit des Auftretens unſeres Dichters durch die Romantik in die Literatur Europa's kam, fand in ihm in Bezug auf die polniſche Poeſie ihren Herold. In Wilna hatte ſich ein Kreis aufſtrebender Männer und Jünglinge um ihn verſammelt, an deren Spitze er der ſogenannten Claſſicität, jenem Zopfgeſpenſt aus den Tagen Ludwigs XIV., das Europa auf ſeinen Alexandrinerſtelzen ſo lange durchſtirmelte, den Krieg erklärte. Indem er ſich aber einen Romantiker nannte, faßte er die Romantik in ihrem wirklichen und eigentlichen Weſen, nämlich als Volksleben, und aus dem innerſten Kern deſſelben leitete er den Quell ſeines Geſangs. Daß er das Romantiſche alſo aufgefaßt, hat er namentlich und ausdrücklich durch folgende Romanze bezeugt, die er auch geradezu „Romantik“ überſchrieben:

Höre doch, Mädchen!
— Doch ſie hört nicht. —
Tag iſt's, ſieh', das iſt das Städtchen!
Niemand iſt bei dir, ſei 's bethört nicht!
Sag', weßhalb ſo um dich ſchau'ſt du?
Mit wem ſprichſt du? ſag', was haſt du?
— Doch ſie hört nicht.

Bald, gleich todtem Felsgebild,
Starrt auf einen Fleck ſie wild;
Bald läßt das Auge ſie ſchweifen,
Bald ihren Thränen den Lauf;
Will Etwas halten, will Etwas greifen,
Schluchzet tief und lacht laut auf.

„Biſt du bei Nacht das? — Mein Hans, ja das iſt er!
„Ach, er liebt im Tode noch!
„Hieher, hieher, Langvermißter!
„Aber leiſe, leiſe doch!

„Und warum leiſe? Mutter mag's hören!
„Den Todten wird ſie nicht ſtören! —
„So wärſt du todt denn? Ach, mir iſt bange!
„Bange? Was thäte Hans mir zu Leid?
„Er ja iſt's, das iſt dein Auge, deine Wange
„Das dein weißes Kleid.

„Und du ſelbſt biſt wie ein Tuch ſo weiß,
„Kalt, wie kalt ſind deine Hände!
„Hier an meine Bruſt dich wende,
„Lippe drück' an Lippe heiß!

„Ach, wie es kalt dort ſein muß im Grabe!
„Ja, du ſtarbſt! zwei Jahre iſt's her!
„Nimm mich mit, wenn ich dich nicht habe,
„Iſt die Welt mir leer.

„Schlimm mir bei den Menſchen geht es;
„Ich weine, da ſpotten ſie:
„Ich rede, Keiner verſteht es;
„Ich ſehe, ſie ſehen nie!

„Komm' Tags auch einmal! — Wenn dieß nur ein Traum?
„Nein, nein, mein Arm hält dich umfaßt. —
„Ach, wohin fliehſt du ſo in Haſt?
„Du kamſt ja kaum, du kamſt ja kaum!

„Mein Gott, der Hahn hat gekräht,
„Das Morgenroth färbet die Scheiben.
„Ach, kannſt du denn nicht bleiben
„Bei ihr, die ſonſt vergeht?“

So mit dem Lieb[illegible]oſet das Mädchen,
Folgt ihm, ſch[illegible] auf, ſtürzt zuſammen.
Ihr Fall, ihr Angſtſchrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zuſammen.

Die Menge rufet: „Sprechet Gebete!
Hier muß ſein Geiſt ſie umſchweben.
Der Hans muß hier ſein bei ſeiner Käthe.
Er hat geliebt ſie im Leben!“

In das Gemüth des Volkes, in ſeinen Glauben, ſeine Liebe, ſeine Luſt und Schmerzen ſich hineinlebend, lenkte Mickiewicz ſeinen Blick auf die Vergangenheit Polens und auf den Grund und Boden geſchichtlicher Erinnerungen ſtellte er als einen getreuen Spiegel für Gegenwart und Zukunft ſeine nationalen Heldengedichte hin, den „Konrad Wallenrod,“ die „Grazyna,“ den „Herr Thaddäus,“ die uns, wie Mickiewicz's Werke überhaupt, durch mehr oder minder gelungene Uebertragungen längſt zugänglich wurden.

Der „Konrad Wallenrod“ — merkwürdigerweiſe mit ruſſiſcher Cenſur gedruckt, ſo kurzſichtig handelt zuweilen die argwöhniſchſte Tyrannei — iſt die Perle ſlaviſcher Heldenpoeſie nicht nur, ſondern auch die genialſte, kühnſte Proteſtation des polniſchen Nationalbewußtſeins gegen ſeine Unterdrücker. Der Stoff iſt aus den Zeiten genommen, in welchen der Orden der Deutſchherren eroberungsſüchtig mit Schwert und Feuer gegen Lithauen wüthete. Der Held der Dichtung, Hochmeiſter Konrad Wallenrod, wird von Mickiewicz hingeſtellt als großartiger Rächer ſeines Heimatlandes Lithauen am deutſchen Orden und ſo entwickelt die Fabel ſich folgendermaßen. Bei einem der ſengenden und mordenden Einfälle der Deutſchritter wird ein junger Lithauer, Alf geheißen, von ihnen weggeſchleppt, getauft, im Ritterthum geſchult, kurz zum künftigen Mitglied des Ordens erzogen. Allein ein gefangener Waidelotte (Prieſter und Sänger) aus Lithauen hält in dem heranwachſenden Jüngling das Andenken an die Heimat wach, erfüllt ſeine Seele mit Heimweh und Haß gegen den Orden und bei der erſten Schlacht, in welcher Alf, jetzt Walter geheißen, unter deutſchen Fahnen gegen ſeine Landsleute fechten ſoll, geht er ſammt dem Waidelotten zu dieſen über:

Wie ein Falk, entriſſen dem Neſt und im Käfig genähret,
Raubten die Jäger ihm auch mit quälendem Schmerz die Beſinnung —
Läßt man ihn endlich heraus, die Brüderfalken zu jagen,
Wie er in Wolken ſich hebt und wie mit den Augen geführet,
Hoch in der Heimat Blau des unermeßlichen Raumes,
Athmet freiere Luft und vernimmt der Fittige Rauſchen —
Waidmann, kehre nach Haus mit dem Käfig, nicht warte des Falken!

In ſein Vaterland gekehrt, lernt Alf die Tochter des lithauiſchen Fürſten Kiejstut, Aldona, kennen und lieben, ſie ihn, und der Vater, dem der junge Tapfere durch ſeine Kenntniß des deutſchen Heerweſens gegen die Deutſchritter große Dienſte leiſtet, vermählt das Paar. Aber die Maientage der jungen Ehe gehen ſchnell vorüber, der Andrang des unterjochungsluſtigen Deutſchordens wird dräuender und immer dräuender — da faßt Alf, großherzig das eigne Glück opfernd, einen unerhörten Racheplan, entreißt ſich den Armen der Gattin, verſchwindet aus Lithauen, durchzieht abenteuernd mehrere Länder, kehrt dann unter dem Namen Konrad Wallenrod nach Preußen zurück, tritt zu Marienburg in den deutſchen Orden und wird nachmals zum Hochmeiſter deſſelben erwählt. Als ſolcher beginnt er ſeinen Racheplan in Vollziehung zu ſetzen, indem er den Orden allmälig demoraliſirt und durch ſeinen Vertrauten, jenen alten Waidelotten, der jetzt in Mönchsmaske und unter dem Namen Halban um ihn iſt, es einleitet, daß ein gegen Lithauen projektirter Feldzug mißlingen und die Kraft des Ordens beinahe vernichten muß. Inzwiſchen hat Aldona das Kloſter verlaſſen, worein ſie der ſcheidende Gatte geborgen, und iſt nach Marienburg gekommen, wo ſie in einem einſamen Thurm als Klausnerin lebt, oftmals heimliche Zwieſprach mit dem Geliebten pflegend, doch ſeinem Anblick ſich beharrlich entziehend. Dem rachedurſtigen Halban ſcheint indeß der Hochmeiſter den Schlag gegen den Orden zu lange zu verzögern und deßhalb tritt er bei einem feſtlichen Banket, wo Wallenrod Geſang, „den Wein der Seele," verlangt, als Waidelotte verkleidet vor den Hochmeiſter und weckt mit einem Liede, welches von Walter, Aldona und Lithauen tönt, alle Furien der Erinnerung und Rache in der Bruſt deſſelben. Konrad ſpringt auf, ſeine „Augen fliegen irr, wie Schwalben vor dem Sturm," er entreißt dem Waidelotten die Laute und ſingt ſeinen Ordensbrüdern, gleichſam als Vorbild ſeines Wollens und ihres bevorſtehenden Schickſals, die wundervolle Ballade „Alpuhara":

Mauriſche Sitze lagen geſtürzt ſchon,
Mauriſches Volk ſchleppt Bande,
Nur noch Granada's Veſten ſich wehren,
Aber die Peſt iſt im Lande.

Auf Alpuhara's Thürmen Almanſor,
Wenige Helden noch ſtreiten,
Unter den Wall trug Fahnen der Spanier,
Morgen zum Sturme zu ſchreiten.

Früh' mit der Dämmrung dröhnten Geſchütze,
Mauern und Wäll' ſind zerſprungen,
Schon von den Minarets ſchimmern die Kreuze,
Spanier in's Schloß ſind gedrungen.

Einzig Almanſor, ſchauend ſein Häuflein
Ritterlich kämpfend geſchlagen,
Haut ſich durch Schwerter, haut ſich durch Pfeile,
Flieht und verwirrt, die ihn jagen.

Und auf der friſchen Schloſſesruine,
Unter den Leichen verweilend,
Badet beim Mahl im Wein ſich der Spanier,
Raub und Gefangene theilend.

Jetzo die Thorwach' meldet den Führern,
  Daß aus der Fremde ſich dringend
  Drauß' um Gehör ein Ritter beworben,
  Neues und Wichtiges bringend.

Araberkönig war es, Almanſor;
  Spaniern ſich zu ergeben,
  Sicher Verſteck flieh'nd war er gekommen,
  Einzig nur fleht er um's Leben.

„Spanier, auf eurer Schwelle die Stirne
  Bin ich zu neigen erſchienen,
  Eurem Propheten Glauben zu ſchenken,
  Euerem Gotte zu dienen.

Daß ein beſiegter Araberfürſt kam,
  Bruder der Sieger zu werden,
  Und als Vaſalle Fremden zu huld'gen,
  Weithin erſchall' es auf Erden.“

Tapfere Helden ehren die Spanier.
  Als ihn erkannten die Sieger,
  Hielten umarmt als Waffengeſellen
  Freundlich ihn Führer und Krieger.

All' auch umarmt Almanſor, den Führer
  Hielt er am längſten umfangen,
  Blieb ihm am Nacken, drückend die Hände
  Und an den Lippen ihm hangen.

Schwach auf die Kniee ſinkt er, jedoch mit
  Zitternden Händen noch bindend
  Feſt um des Spaniers Füße den Turban,
  Sich auf der Erde nachwindend.

Setzt in Beſtürzung all', wie er umblickt,
  Und mit dem Lachen des Tollen,
  Gräßlich verzerrt die bläulichen Lippen,
  Blutig die Augen geſchwollen.

„Sehet, ihr Giauren! wie ich ſo blaßfahl,
  Rathet, warum ich gekommen?
  Habe getäuſcht euch, komm' von Granada,
  Habe die Peſt mitgenommen.

„Haucht' mit dem Kuſſe tief in das Herz euch
  Tödliches Gift zum Verderben,
  Schaut, wie es quält mich, ſchaut, und auch ihr müßt
  Aehnlichen Todes nun ſterben!“

Wälzend ſich ſchreit er, Arme verzerrend,
Laſſen möcht' er ſie nimmer,
Schmieden die Spanier all' an die Bruſt ſich,
Grinſend noch lacht er, und immer

Lachend verſchied er. — Nimmer die Wimpern,
Nimmer die Lippen ſich ſchloſſen,
Hölliſches Lachen ewiglich blieb in
Eiſige Lippen gegoſſen.

Und aus der Stadt fliehn zitternd die Spanier,
Dſchuma*) verfolgt ſie mit Würgen,
Tödtet des Heers Reſt, eh' ſie entflohn ſind
Von Alpuhara's Gebirgen.

Hierauf führt der Hochmeiſter das Ordensheer wirklich nach Litthauen und ins Verderben, indem er es durch Unthätigkeit entmuthigt und dann der Winterkälte und dem Hunger preisgibt. Triumphirend über das Gelingen ſeines Anſchlags eilt Konrad nach Marienburg zurück und zu dem Thurm der Klausnerin, dieſe auffordernd, jetzt, nachdem er ſein Rachegelübde gelöst, mit ihm in die Heimat zu fliehen und dort die alten Tage des Glückes zu erneuen. Aber Aldona überſieht in ihrer zarten Weiblichkeit nicht, was dem Mann der heißen Leidenſchaften entgehen konnte: die unausfüllbare Kluft zwiſchen Sonſt und Jetzt, überſieht nicht, daß ſie ſowol als der Geliebte gealtert, daß ihre Liebe nur noch von der Erinnerung zehren könne, vor der Wirklichkeit auslöſchen würde. Alf verläßt die ſich Weigernde in Verzweiflung und auf dem Heimweg in die Stadt gellt ihm plötzlich ein dreimaliges „Wehe!“ in die Ohren, jener Todesruf, den die Richter der Vehme über den Verfehmten auszurufen pflegen. Es iſt in der That ein heimlich Ding über ihn gehalten, ſeine Verrätherei an dem Orden enthüllt worden, und als ihm jener Ruf an die Ohren ſchlägt, kennt er ſein Loos. Er kehrt noch einmal zu Aldona's Klauſe, bietet ihr ſein Lebewohl und ſagt ihr, er werde ihrem Thurm gegenüber einen andern beziehen und von dort aus jeden Morgen mit einer ſchwarzen Fahne, jeden Abend mit einer Lampe ihr ein Lebenszeichen geben, ſchleudere er die Fahne oder Lampe aus dem Fenſter, dann — Aldona verſteht ihn. Er verſchließt ſich hierauf mit Halban in den bezeichneten Thurm und als die Bluträcher unten an der Pforte ihr

---

*) Die Peſt.

„Wehe“ rufen und die Thüre einbrechen, füllt ſich der Vervehmte einen Becher mit Wein und Gift und trinkt ſich den Tod. Die Vollſtrecker des Urtheils dringen über Treppen und Gänge herauf und herein

Alf ihrer harrte mit gezücktem Schwert,
Doch blaſſer wird er ſtets, wankt, ſtützt im Falle
An's Fenſter ſich, ſtolz blickend, reißt herab
Den Meiſtermantel, wirft zur Erd' ihn hin:
„Da habt ihr meines Lebens Sünden alle!
Zum Tod bin ich bereit, was wollt ihr mehr?
Von meinem Amt verlangt ihr Rechenſchaft?
Auf viel tauſend Todte blickt umher,
Auf Dorf und Stadt, von Flammen hingerafft!
Hört ihr den Sturm? Schneewolken jaget er,
Und dort erſtarrt der Reſt von eurem Heer.
Hört' ihr? Es heulen Hunde gieriglich,
Sie beißen um den Reſt des Mahles ſich.
Ich that's; bin groß und ſtolz, zerſtört zu haben,
Mit einem Schlag ſo viele Köpf der Hyder!
Zu ſtürzen wie ein Simſon Säulen nieder
Und unter ihren Trümmern mich begraben.“

Sprach's, ſah zum Fenſter, fällt und ſtirbt, jedoch
Zuvor hinab die Lampe ſchleudernd noch,
Die dreimal ſich im Kreiſe drehend blinkt,
Vor Konrads Blicken endlich niederſinkt;
Der Feuerdocht glimmt im vergoßnen Oel,
Wird immer kleiner und verfinſtert ganz,
Als gäb' er endlich noch ein Todeszeichen,
Wirft er den letzten großen Flammenkranz,
Und liſcht dann aus, indeß beim Sterbeglanz
Von ſeinem Licht Alfs Augen auch erbleichen.

Im ſelben Augenblick zum Thurme drang
Ein Schrei von gellem abgeriſſnem Klang —
Aus weſſen Bruſt? o, leicht iſt das zu faſſen,
Und leicht begreift, wer ihn vernommen nur,
Daß jene Bruſt, der ſolch ein Schrei entfuhr,
Nie einen Laut mehr würde hören laſſen.

Es lag darin ein ganzes Menſchenleben.
Die Saiten einer Laute ſo erbeben
Gemiſchten Tons von ſtarkem Griff und ſpringen,
Indem ein Lied ſie ſcheinen anzuklingen,
Doch Niemand harre, daß es je vollende.

In Konrad Wallenrod vereinigt ſich der melancholiſche Zauber der Sagen, der Volkslieder des Nordens mit ſüdlicher Pracht der Erfindung und Darſtellung und das Ganze erhält, durchleuchtet von der Flamme der reinſten Vaterlandsliebe, um ſo höhere Bedeutung, da es, ſcheinbar völlig abſichtslos, der polniſchen Nation einen treuen Spiegel ihrer Geſchicke, ihrer Mängel, ihrer Kraft, ihrer guten und böſen Leidenſchaften vorhält. Wie der Waidelotte in ſeiner Dichtung vor den Hochmeiſter tritt, trat Mickiewicz mit derſelben, als einer heiligen Mahnung, vor ſein Volk, von dem Gedanken geleitet und begeiſtert von dem Wunſch:

Könnt' eigenes Feuer in die Bruſt ich gießen
Der Hörer, wecken die Geſtalten wieder
Verſtorbener Vergangenheit, und ſchießen
Mit Worten tönend in das Herz der Brüder;
Vielleicht, daß ſie in dem Momente noch,
Gerührt vom Klang der heimatlichen Lieder,
Im Herzen fühlen würden altes Leben,
Und fühlen alte Seelengröße wieder,
Und einen Augenblick durchlebten doch,
Wie ihre Ahnen einſt ihr ganzes Leben!

Die „Grazyna" hat denſelben Grundgedanken, wie der Wallenrod, und ähnlichen Stoff. Das Gedicht beſingt ebenfalls eine Epiſode aus den Verzweiflungskämpfen der Lithauer, nur daß hier ein Weib, Grazyna, die Gattin des lithauiſchen Fürſten Litawor, die Trägerin der poetiſchen und patriotiſchen Idee iſt und ſich heldenmüthig für Heimat und Gatten opfert. Mickiewicz entrollt hier in kühnen Umriſſen das nationale Leben, die Sitten und Gebräuche der heidniſchen Lithauer, im Gegenſatz zu der barbariſchen Kultur ihrer deutſchen Bedränger. Hat er uns aber in dieſen beiden Heldengedichten in die mittelalterliche Geſchichte ſeines Volkes verſetzt, ſo führt er uns in ſeiner dritten großen Dichtung, im „Thaddäus oder der letzte Sajaſd in Lithauen," ſein Land und deſſen Bewohner in Zuſtänden vor, welche der neueſten Zeit angehören. Der hiſtoriſche Rahmen dieſer Schlachtſchitz-Geſchichte *) iſt nämlich das Jahr 1812, welches durch Napoleons Feldzug nach Rußland die polniſche

---

*) Schlachtſchitz — nicht eigentlich ein Edelmann, ſondern jeder freie Pole, der Staatsbürgerrecht genießt und ausübt. Man wurde Schlachtſchitz durch Adoption, durch Reichstagsbeſchluß, der Jude wurde es durch den bloßen Uebertritt zum Chriſtenthum.

Nation ihre Wiederherſtellung hoffen ließ, und die Fabel dreht ſich um einen Sajasd *), einen jener vielen Mißbräuche, woran Polens Eintracht ſich zerſplitterte, Polens Kraft ſich verblutete. Der epiſche Faden, welcher ſich durch das Gedicht zieht, iſt nur ein dünner, aber es ſchießen an denſelben nationale Schilderungen, lithauiſche Genrebilder und idylliſche Landſchaftgemälde wie eine reiche Perlenſchnur an. Der Held und die Heldin der Dichtung, Thaddäus und die liebliche Sophie, treten mehr in den Hintergrund, ſind gleichſam nur da, um die erotiſche Seite dieſes polniſchen Romans höchſten Styles zu vertreten, deſto bedeutender und großartiger treten die Charaktere des Sendzia (Richters), des Juden Jankiel und des Bernhardiners Robak, zweier glühenden Patrioten, der drei Schlachtſchitz Gervaſy, Saſcianek und Matſchek hervor. Die komiſche Saite ſchlägt der Dichter an in ſeiner Schilderung des Erben der gräflichen Familie Hereſchko, welcher Sentimentalität und Romantik affektirend als eine gar ergötzliche Figur in dieſe ſarmatiſchen Szenen tritt, nicht minder komiſch geben ſich der Rejent und der Aſſeſſor mit ihrer beluſtigenden Hunderivalität und mit vollendetem Humor iſt die ältliche Kokette Telimene geſchildert, die ihre Netze nach dem jungen Thaddäus auswirft, zuletzt aber mit dem romantikiſirenden Grafen ſich begnügt. Der Knoten der Fabel ſchürzt ſich dadurch, daß Gervaſy ſeinen Herrn, den Grafen, gegen den Sendzia Sopliza, welcher der Oheim des Thaddäus iſt und viele Güter der Familie Hereſchko in Beſitz hat, zu einem Sajasd beredet, was ſich der Graf endlich gefallen läßt, nicht aus Intereſſe, ſondern weil die Sache „romantiſch" zu werden verſpricht. Gervaſy führt wirklich den Sajasd

---

*) Zu Zeiten der polniſchen Republik, erklärt Mickiewicz, war die Execution richterlicher Urtheile ſehr ſchwierig; es konnte auch nicht anders ſein in einem Lande, wo die Executivgewalt gar keine Mittel hatte, den Spruch geltend zu machen, zumal die Vornehmen Haustruppen hielten. War es daher dem Klagenden gelungen, ein günſtiges Gerichtsurtheil zu erlangen, das ihm den Beſitz eines von einem Andern innegehabten Gutes zuerkannte, ſo mußte er ſich an den Ritterſtand d. h. an den Adel des Kreiſes wenden, der auch eine executive Gewalt hatte, damit das Geſetz in Wirkung trete. Bewaffnet, das Decret in Händen, zogen Verwandte, Freunde und Nachbarn, in Begleitung einer Gerichtsperſon, Wozny genannt, in das Gut, in deſſen Beſitz den Kläger das Decret ſetzte. Oft erſt nach Blutvergießen extradirte dort der Wozny dem Klagenden die Poſſeſſion des Gutes. Eine ſolche bewaffnete Execution des Decrets hieß Sajasd. In den ganz alten Zeiten, wo noch die Geſetze geachtet wurden, wagte es auch der Mächtigſte nicht, einem Gerichtsurtheile Widerſtand zu leiſten, ſelten waren ſolche bewaffnete Ueberfälle und faſt nie blieb Gewaltthat ungeſtraft. Das Verderben der polniſchen Sitten zur Zeit der Republik vermehrte auch die Sajasden, welche beſtändig die Ruhe Lithauens ſtörten.

gegen das Herrenhaus Soplitz, allein die Executirung wird durch herbeigekommenes ruſſiſches Militair verhindert, und nun vereinigen ſich die beiden polniſchen Parteien gegen die Moskowiter, ſchlagen dieſelben und da inzwiſchen der große polniſche General Dombrowski mit der Vorhut der franzöſiſchen Armee herbeieilt, ſo endigt der Sajazd mit einer doppelten Verlobung, die ſich zu einem patriotiſchen Feſt ſteigert voll freudiger Hoffnungen auf die Wiedergeburt Polens. Ich ſagte, an dieſen Faden ſeiner Fabel läßt Mickiewicz eine koſtbare Perlenſchnur von Schilderungen lithauiſcher Natur, polniſchen Lebens anſchießen. Willſt du, daß ich für dich einzelne Perlen aus dieſer Schnur breche? Wohl, ſo höre zuerſt, was der Dichter von den Wäldern ſeines Landes ſingt:

Was habt ihr mir nicht, Heimatbäume, ſchon verliehen,
Wenn, ſchlechter Jäger ich, der Freunde Spott zu fliehen,
Weil ich das Wild verfehlte, in dem Dickicht jagte
Gedanken und Gefühle, wenn es mir behagte
Zu ſetzen mich auf Sumpfesinſeln, jagdvergeſſen,
Hin zu dem grauen bärtgen Moos mit Silbertreſſen,
Von der zerdrückten Brombeer' dunkelblau begoſſen;
Bei Roſenhügeln, von dem rothen Schmuck umfloſſen
Der Preißelbeer', Korallenperlen gleich; umfangen
Ringsum von Dunkelheit, und droben überhangen,
Wie von geſenkten grünen Wolken, von den Aeſten!
Der Sturm da tobte über dem Gewölb', dem feſten,
Er ſeufzte, ſchäumte, heulte, lärmte, donnernd krachte,
So ſeltſam mich betäubend, daß ich manchmal dachte,
Den Lärm ein über'm Haupt mir hangend Meer wohl machte.
Und ringsumher gelagert ſo die Wälder waren
Von Litwa, die ehrwürdigen, die wunderbaren!
Der Faulbaum, von dem wilden Hopfenkranz umwunden,
Die Vogelbeer' im Hirtenroth, dem friſchgeſunden,
Die Haſelnuß mit grünen Zeptern, wie Mänaden,
In Trauben eingekleidet und in Nüſſe-Faden
Wie Perlen. Unter Waldesjugend! Rings umſchließen
Den Hagedorn die Hahnebutten, Brombeer'n küſſen
Mit ſchwarzer Lippe Heidelbeeren. Alle halten
An Händen ſich, wie Tänzerpaare, die geſtalten
Den Tanz. Eh'leute paarweiſ' ſie umſtehn. Im Reigen
Vor allen Waldesreihen hoch erhaben zeigen

An Schlankheit ſich des Wuchſes und durch Farbentöne
Der Mann, die Larch', die weiße Birke, ſeine Schöne.
Und dann, wie Greiſe hin auf Kind und Enkel, ſchauen
Im Netz der Stille Buchen hin, die ehrbar grauen;
Matronenpapeln, mooſig bärtge Eichen, ſtützen,
(Fünfhundert Jahr' auf redlich alten Rücken ſitzen)
Sich auf zerbrochnem Hagbuchſtamm, auf Eichen,
Die ihrer Ahnen ſind zu Stein gewordne Leichen. —
Wie Stadtruinen unten iſts! Gefallne Eichen,
Vom Boden ragend, ungeheurem Denkmal gleichen.
Auf ſie geſtützt, wie Wand- und Säulentrümmer, zeigen
Sich Aeſtesarme mit den halbverfaulten Zweigen,
Umhegt vom Graszaun. Dahinein zu ſeh'n, ein Grauſen
Mich abhielt ſtets. Des Waldes Wirthe drinnen hauſen:
Der Eber, Bär und Wolf! Am Eingang, halbzerbiſſen,
Gebein liegt kecker Gäſte, die ſie hier zerriſſen.
Manchmal heraus durch Graſes Grün ins Freie,
Wie Waſſerſprünge, ſchießen auf zwei Hirſchgeweihe,
Und wohl, wie gelbe Blitze durch die Bäume ziſchen,
Wenn in dem Wald gefallne Stralen drin erliſchen.

Biſt du begierig, eine ächtpolniſche Schlachtſchitz-Wirthſchaft kennen zu lernen? Folg' nur dem Dichter, er macht dich heimiſch in einer ſolchen Behauſung, wenn er von dem „Maß aller Maße“, von dem Dobrzyner Matſcheck und ſeinem Wohnſitz ſpricht:

Wie vor den Männern er hervorragt, ſo erhoben
Im Dorf ſein Haus war, zwiſchen Kirch' und Schenke droben.
Beſucht war's ſelten. Arme nur dort ein ſich fanden,
Da Thore ohne Flügel, Gärten zaunlos ſtanden.
War nirgends Saat, und Birkchen wuchſen im Reviere.
Doch dient dem Dorf das Vorwerk, ſchien's, zum Hauptquartiere,
War größer, ſtattlicher, als jede andre Hütte.
Die rechte Seite hatte Ziegel in der Mitte.
Beim Magazine waren Vieh- und Pferdeſtälle;
Nach Schlachtſchitzſitte aneinander jede Stelle.
Doch Alles alt, verfaulte ſchon. Die Dächer ſchienen
Wie grün mit Blech beleget; Gras und Moos hier grünen,
Die wie auf Wieſen wuchſen. Einem Hängegarten
Das Strohdach gleichet, denn Gewächſe aller Arten,
Wie Diſteln, rother wilder Safran und Camillen
Und Fuchsſchwanz mit den vielen Farben ihm entquillen
An Seitendächern Neſter ſind und Taubenſchläge.

Am Fenſter Schwalben niſten. An der Schwelle rege
Sich Löcher wühlen in den unbetretnen Raſen
Und ſpringen auf und nieder weiße Seidenhaſen.
Im Hofe ſieh', im Unkraut und Abſinth die alten
Zerſchlagnen viele Kreuze, die ein ſicher Zeichen,
Daß hier in ungeweihter Erde ruh'n die Leichen
Von Männern, die hier plötzlich unverhofft gefallen.
Wer hin zum Haus, zum Speicher, Magazin will wallen,
Dem bis zum Dach die Wände ſchwarz wie von Inſekten
Erſcheinen würden. Ueberall dort Kugeln ſteckten,
Den Löchern in der Erde gleich, wo Wespen heckten.
Und Riegel, Nägel, Hacken an der Thür zerhauen
Sind, oder Säbelſpuren noch daran zu ſchauen.
Man probte hier einſt ſicher Siegmuntawkaklingen,
Von deren Hieb die Köpfe von den Nägeln ſpringen,
Die ſchartlos bleiben, haut man damit auf Eiſen.
Und über'm Thore könnte man die Wappen weiſen,
Doch Käfereih'n die Armatur verbau'n daneben,
Auch Schwalben ſie mit ihren Neſtern rings verkleben.
Im Hauſe drin, im Wagenſchuppen und im Stalle
Sind Rüſtungen, ſowie in alter Waffenhalle,
Vier ungeheure Helme unterm Dache hingen,
Mars-Stirnenzierden. Drin' jetzt Venusvögel ſingen,
Die Tauben, ihr Gru, Gru! wenn ihre Brut ſie ſpeiſen.
Die Krippe decket wie ein Netz ein Hemd von Eiſen,
Weit ausgeſpannt, und Schuppenpanzer ſind die Raufen,
Worin der Knecht den Fohlen gibt die Grummethaufen.
Am Heerd die Köchin gottlos ſchon Rappiere ſtählte,
Die in den Ofen ſteckend ſie zum Bratſpieß wählte.
Der Roßſchweif, Wiener Beute, muß ſogar entſtieben
Die Handmühl'. Hausfrau Ceres, kurz, hat Mars vertrieben,
Auch Flora und Vertumnus mit Pomonen
In Haus und Stall und Scheune friedlich jetzo wohnen.

Weißt du, in einer der ſchönſten Stunden unſeres Beiſammenſeins ſchritt ich an deiner Seite in der Polonaiſe dahin, aber ich verfehlte immer den Takt der Muſik; das machte: mein Herz ſchlug einen andern Takt. Der Schalk in deinen Augen kicherte darob, aber war es denn meine Schuld, daß der Druck deiner Hand mir ſo elektriſch durch die Nerven zitterte? Sieh', an dieſe Polonaiſe dachte ich, als ich neulich wieder am Schluß des „Thaddäus" die Beſchreibung des polniſchen Nationaltanzes las. Hier haſt du ſie:

Der Podkomorzy*) ſchreitet vor, und rückwärts ſtreifet
Des Kontuſch**) Puffe, dreht den Schnauzbart und ergreifet
Sophiens Hand, ſie zierlich grüßend zu erbitten
Zum erſten Paar; zu andern Paaren Andre ſchritten.
Das Zeichen ſchallt, der Tanz beginnt, von ihm geleitet.
Mit rothen Stiefeln auf den Raſen hin er gleitet,
Der Säbel glänzt, der Gürtel reichen Schein verbreitet,
Und langſam er, faſt läſſig kann man ſagen, ſchreitet.
Doch jeder Schritt des Tänzers jede Regung kündet,
Was er im Sinn hat, Alles, was er nur empfindet.
Jetzt ſteht er ſtill, als wollte er die Dame fragen.
Und neigt zu ihr und will ins Ohr ihr Etwas ſagen.
Das Haupt die Dame wendet, ihn zu hören ſcheuet.
Er zieht die Mütze, neiget tief ſich — da erfreuet
Sie ihn mit einem Blicke, aber noch ſie ſchweiget.
Und langſamer er ſchreitet, ſpähend, wie ſie blicket
Mit ſeinen Augen. Endlich lächelt er beglücket
Durch ihre Antwort. Schneller geht er, ſtolzer ſehend
Auf ſeinen Nebenbuhler. Bald er, alſo gehend,
Auf ſeine Stirn die Confedratkamütze drücket
Mit ihrem Reiherbuſche; bald ſie ſchüttelt, rücket
Sie endlich in die Quere, ſeinen Schnauzbart ſtreichet.
Er geht und Alles neidiſch hinterher ſich ſchleichet.
Wie gern mit ſeiner Dame er die Menge flöhe!
Und manchmal hält er, höflich hebend in die Höhe
Die Hand, und freundlich bittend, daß vorbei man ziehe;
Und manchmal überlegend, wie geſchickt er fliehe,
Nimmt andern Weg und möchte gern ſie irre leiten,
Die Läſtigen beſtändig aber ihn begleiten,
Belagern ihn von allen Seiten, ihn umſchlingend.
Da wird er bös; die Rechte an den Säbel bringend
Sagt gleichſam er: Weh, Eiferſücht'ge! und doch lache
Ich ihrer. Dann mit ſtolzer Stirn, im Auge Rache,
Dreht er ſich um, grad' auf die Menge loszugehen.
Die Tänzer aber wagen ihm nicht feſt zu ſtehen,
Sie weichen — und, die Ordnung ändernd ihrer Reihen,
Von Neuem nun verfolgen ihn. — Und Alle ſchreien:
„Das iſt vielleicht der Letzte! junge Leute, ſehet,
O ſeht, es iſt der Letzte wohl, der ſo verſtehet

---

*) Zur Zeit der polniſchen Republik ein bedeutender Würdeträger, ein princeps nobilitatis.

**) Der orientaliſch lange und weite Ueberrock.

Zu führen Polonaiſen!“ Und die Paare wallten
Mit Heiterkeit und lärmend; bald ſie ſich entfalten,
Bald ſchließen ſie ſich wieder; gleich den Rieſenſchlangen,
Sind ſie in tauſend Windungen umhergegangen.
Die bunten Farben und die bunten Schmucke blinken,
Von Damen, Herren, Kriegern in der Sonne Sinken,
Wie eine goldne Schildkrotſchale, die vom Grunde
Des dunkeln Raſens abſticht. Jetzt die Tänzerrunde
Beſchließt den Tanz, und Bravo's und der Töne Schallen
Und endloſe Toaſte ringsum widerhallen.

Nach der Betrachtung dieſer größern Schöpfungen unſeres Dichters vergönne noch einen Rückblick auf einige ſeiner früheſten. Dahin gehören die ſchönen „Sonette aus der Krim“, geſchrieben in Tagen verlorener Liebe, im erſten Exil. In dieſen Sonetten gab er dem Zug ſeines ſlaviſchen Naturel nach, das nach dem Orient hinſtrebte. Man ſieht deutlich, daß er, durch die Steppen und an den Küſten der zauberiſchen Halbinſel des ſchwarzen Meeres ſtreifend, Betäubung und Vergeſſenheit ſuchte:

Mein Renner ſchwingt ſich wie der Wind, und dennoch' ſporn ich ihm die Flanken,
Wald, Felſen, Thäler fliegen bunt an mir vorüber wie Gedanken.
Sturmwellen gleich entſchwinden ſie und ich, fortſtürzend immer wilder,
Berauſche mich, betäube mich im ſteten Wirbel neuer Bilder.
Und wenn mein ſchäumend Roß nicht mehr auf meiner Stimme Rufen achtet,
Das Leichentuch der Finſterniß den hellen Schmuck der Welt umnachtet,
Dann miſchen ſich vor meinem Blick der Wälder, Felſen, Thäler Schatten,
Die ſich im ſonnenheißen Aug', als einem Prisma, glühend gatten.
Die Erde ſchläft, ich ſchlummre nicht, ich ſtürze mich in Meerflut nieder,
Und eine Welle, voll und ſchwarz, kommt grollend und der Strand hallt wieder;
Ich neig' ihr meine Stirn entgegen, ich öffn' ihr meine Arme weit.
Sie aber gießt ſich auf mein Haupt, vom Chaos iſt es jäh umzogen,
Und ich erwarte, daß mein Geiſt, gleich einem Kahn in Wirbelwogen,
Auf einen Augenblick verſchwinde, ſich tauchend in Vergeſſenheit.

Unter der üppigen Blumenfülle, welche die orientaliſch angehauchten Sonette aus der Krim entfalten, birgt ſich ein Herz voll heißer Schmerzen, oder auch iſt ihr Inhalt oft ein tiefſinniger Gedanke, ſchneidend wie ein Schwert, aber verhüllt unter den Myrthenkränzen der Gleichniſſe:

Mit dem Band des Wimpels ſpielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerſchein des Lichts, wie des Mädchens Buſen bebt,
Das von Liebesglücke träumt und erwacht und ſeufzt und wieder
        Sinkt in Schlummer nieder.
Segel am entblößten Maſt ſchlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten feſtgeknüpft wieget ſich das Schiff nur ſacht,
Die Matroſen athmen auf und die Fremden in der Runde
        Freuen ſich der Stunde.
Meer! es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Flut,
Im Gewimmel deines Volks ſchläft verborgen er und ruht,
Wenn der Himmel wolkig ſtürmt; aber kehrt die Ruhe wieder,
        Reckt er lange Glieder.
Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gei'r, in deinem Grund,
In des Schickſals wildem Sturm ſchläft ſie und du biſt geſund,
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
        Faſſen es die Klauen.

Einmal in morgenländiſchen Anſchauungen heimiſch geworden, vermochte ſich der Dichter nicht ſogleich wieder von ſelben loszureißen und ſo dichtete er im Ton und Geiſt der Sonette aus der Krim auch einige umfangreichere Sachen, wie „Schanfari“ und „Faris“. Faris war der älteſten Heldenpoeſie der Araber zufolge einer der wildeſten Wüſtenritter und größten Dichter, der ſich der Treuloſigkeit ſeiner Freunde wegen mit allen Menſchen entzweite, in die Wüſte entwich, mit Löwen und Tigern in freundlichen Verkehr trat, ſich weit und breit als Räuber furchtbar machte und es ſogar mit Samum und Huragan, den tödtlichen Wirbelwinden der ſandigen Wildniſſe, aufnahm. In letzterer Situation ſtellt ſich der Faris in folgenden Verſen dar, um dann, ſiegreich aus ihr hervorgehend, in unbändigem Freiheitsgefühl aufzujauchzen:

Huragan, der Stürmer erſter in dem afrikan'ſchen Land,
Wandelte allein und einſam über heiße Fluten Sand,
Er erblickte mich von weitem, ſtutzte drob und ſtille ſtehend,
Alſo vor ſich hin dumpf brauſt er, ſich im Wirbel rundum drehend:
„Was für einer von den Stürmern, meinen jüngern Brüdern, wallt
Dort von ſo erdebnem Fluge, unbedeutender Geſtalt,
Und erdreiſtet ſich, die Lande zu bereten, die mein Reich?“
Brüllend alſo, kampfbegierig kam er, pyramidengleich.
Als er merkt', daß ich nur ſterblich, aber nicht entfliehen wollte,
                Stampft er mit dem Fuß und grollte,
                Daß Arabien bebt' davon,
                Packte wie der Greif den Vogel

Mich mit ſeinen Klauen ſchon,
Sengte mich mit heißem Qualme,
Wirbelt' Staub auf mit den Flügeln,
Schleudert mich hinauf, hinunter,
Thürmt den Flugſand auf zu Hügeln.
Auf mich raſſend, kämpf' ich munter,
Seine Lenden ihm zerreißend,
Und ſein ſandig Fleiſch zermalme
Ich, mit Zähnen ihn zerbeißend.
Huragan will meinem Arme ſich entſchwingen ſäulengleich
Auf zum Himmel, nicht entſchlüpft' er, barſt und ſtürzt' und niederrann,
Er im Sandesregen dann
Mir zu Füßen wie ein Stadtwall fallend — eine Rieſenleich'.
Ich erholte mich und blickte, zu den Sternen ſtolz blickt' ich,
Und mit goldnen Augen blickten alle Sterne,
Alle blickten auch auf mich.
Außer mir war Niomand, Niemand auf der Erde nah' und ferne —
Ha, mit offner Bruſt hier athmen, auszuathmen, welche Luſt!
Ja, ich trink' in vollen Zügen!
Alle Luft Arabiſtans
Kann kaum meiner Bruſt genügen.
Ha, mit offnen Augen ſchauen, auszuſchauen, welche Luſt!
Ausgeſpannt ſind meine Augen,
So ins Weite,
So ins Breite,
Daß ſie mehr umfaſſen Welt,
Als der Horizont enthält.
Ha, die offnen Arme ſtrecken, auszuſtrecken, welche Luſt!
Wonnig, ſelig zu der Welt ausſtreck' ich die entzückten Arme,
Und es ſcheint, daß ich von Oſten bis nach Weſten ſie umarme:
In das endlos Blaue flieget mein Gedanke gleich dem Blitze,
Höher, höher und noch höher, bis zur höchſten Himmelsſpitze.
Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben ſich entreißt,
So vertieft mit dem Gedanken in den Himmel ſich mein Geiſt.

Aber das phantaſtiſche Bilderſpiel des Orients ſchwindet ſogleich vor den Augen des Dichters, wenn er den gramſchweren Blick wieder auf ſein Vaterland richtet und ihn dann, brennend von gerechtem Haß, gegen den moskowitiſchen Unterdrücker deſſelben aufſchlägt. Dieſem Haß iſt eines der letzten Werke Mickiewicz's entſproſſen, die koſtbare Schilderung „Rußland", nach der verunglückten Polenrevolution von 1830 erſchienen, ein blutigrother Nothſchrei gegen die herandringende ruſſiſche Barbarei, ein Nothſchrei, dem der flammende Zorn, wie es oft geſchieht, den bitterſten Sarkasmus, den geißelndſten Hohn beimiſcht. Wenn wir Deutſche einſt, wie wir jetzt ſchon insgeheim dem ruſſiſchen Einfluß gehorchen, offen unſere knechtiſchen Rücken unter die ruſſiſche Knute beugen, dann werden vielleicht unſere Enkel durch dieſes Gedicht zum rächenden Befreiungskampf ſich begeiſtern, vielleicht ſühnen ſie dann unſere Schmach, in die verſunken wir uns den Zuruf des polniſchen Dichters gefallen laſſen mußten:

Deutſche, harret noch ein Kleines!
Wenn der Ukaſen Donner einſt erſchallt
In eure Ohren, wenn der Knuten Hagel
Auf eure Nacken ſtürzt, wenn euch beleuchtet
Der Brand von euren Städten und euch dann
Die Worte mangeln, nach des Zaars Befehl
Tief anzubeten, demuthsvoll zu preiſen
Knut' und Ukaſ', Sibirien und Kibitken —
Dann ſinget nur mit euren feilen Zungen
Dem Kaiſer Lieder, wie ihr ſchon geſungen. *)

Eine ebenſo gedrängte als treffende Würdigung der ganzen Erſcheinung Mickiewicz's hat kürzlich Mauritius in ſeinem Buch „Polens Literatur- und Culturepoche ſeit 1831“ gegeben durch die Worte: „Er ſchuf mit Umſtürzung der alten Formen, nicht nach dem Geſchmack der modernen Zeit eine franzöſiſche poësie extravagante, obgleich er ſich der freieſten Subjektivität überließ, ſondern ſuchte die Idee mit dem Leben zu verſöhnen, die Idee des Schönen auf ſeinem wilden Boden anzupflanzen und das Volk zum Verſtändniß der Gegenwart zu führen.“ Derſelbe Kenner polniſcher Zuſtände fügt noch bei: „Die gebildete Welt ſeufzt, wenn ſie daran denkt, daß Mickiewicz heute lieber eine pietiſtiſche Kanzelrede hält, als durch ſeine Dichtungen den Nationalgeiſt zu beleben ſucht, und daß er nicht mehr jener freie, parteiloſe, die Ereigniſſe beherrſchende geniale Barde von ehemals iſt.“

---

*) Meint Mickiewicz hier etwa den „teutſchen“ Dichter, von dem die klaſſiſchen Verſe auf die Inſel Iſchia herrühren:

Stille herrſcht auf dieſer Inſel
Deren anmuthsvolles Bild
Dargeſtellt von feinem Pinſel
Werden kann, ſo hold und mild —

und der ja die zaariſche Majeſtät einmal als den „Volksbeſieger“ angeſungen hat?

So iſt es alſo wahr, was das Gerücht ſchon ſeit längerer Zeit von Paris her flüſterte? Der große polniſche Genius verlöſcht allmälig in den dumpfen Schwaden der Frömmelei? Schrecklich, ſchrecklich. Hat denn Nichts Beſtand, Nichts Dauer? Freilich beugt ſich am Ende ſelbſt das ſtärkſte Herz unter der Wucht des Grams, und wir können dem verbannten Dichter, der mit ſeinem Waidelotten im „Wallenrod“ ausrufen darf:

Ach, einſam in der Fremde hier ergrauend,
Ich Sänger, hab' nicht wem zu ſingen, wehe!
Die Augen weint' ich aus, gen Lithau'n ſchauend,
Heut, wenn ich ſeufzend nach der Heimat ſehe,
Nicht weiß ich, wo mein liebes Vaterhaus,
Ob hierhin, dorthin, anderswo hinaus —

ja, dieſem können wir Vieles verzeihen. Aber Pietiſterei — das iſt fürchterlich. Ach, das Alter, meine Freundin, das Alter iſt über ihn gekommen, jene entſetzliche Kälte der Seele, die ſich am Ende noch an dem unreinen Feuer einer gemachten Gläubigkeit zu wärmen ſucht. Wahre die Flammen deiner Jugend und Liebe, du Theure, damit ſie noch hell und luſtig dein Herz durchlodern, wenn dereinſt der unerbittliche Winter ſeine Silberfäden in deine braunen Locken ſchlingt.

2.

Zwei Todte.

Mein Vaterland, ich ſeh' die Mauern, ſehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor
Der Ahnen Eigenthum,
Nur ſeh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer ſeh' ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Väter ſchmückte! Ha, die Stirn verlor,
Die Bruſt verlor, die nackte, ihre Zier.
Die Striemen dort, weh dir!
Die Beulen und das Blut! Wie biſt du häßlich,
Du ſchönſte Frau! Zur Welt ruf' ich hinaus,
Zum Himmel auf, ſagt an:
Wer hat ihr das gethan? Und gräßlich, gräßlich,
Wie ſchwere Ketten ihr die Arm' umzieh'n!
Am Boden ſitzet ſie in Gram und Graus,
Die Locken wild zerſtreut und ſchleierlos,
Und zwiſchen ihren Knien
Verbirgt die Arm' ihr Angeſicht und weint.
Ja, wein' Italien, dir blüht ſonſt kein Glück,
Geboren du zum Looſe
Der Weltherrſchaft im Glück und Mißgeſchick.
Wenn meine Augen glichen Waſſerbächen,
Doch könnt' ich nun und nimmer
Gnug weinen um dein Leid und deine Schmach,
Du Herrin ſonſt, jetzt eine arme Magd.
Wohl ſchreiben oder ſprechen
Muß, wer gedenkt an deinen einſtgen Schimmer:
Groß war, klein iſt ſie! So ſagt man und fragt:
Warum, warum? Wo iſt die alte Kraft,
Wo Muth und Waffen, wo Beharrlichkeit?
Wo iſt dein Schwert? Sag' an!
Wer raubte dir's? Was hat dich ſo erſchlafft?
Wer zog im kühnen Streit
Dir ab den Mantel und der Stirne Band?

Wie fielſt du oder wann
Von deiner Hoheit und ſo tief zur Erde?
Und keiner von den Deinen hob die Hand,
Um dich zu ſchützen? Waffen, Waffen! Ich
Allein will kämpfen, ſterben ich für dich.
Gib Himmel, daß zum Brand
Mein Blut in jeder Bruſt Italiens werde!

Alſo redet ein edler Todter ſein geknechtetes Vaterland an, deſſen alten Dichtern an die Seite zu treten er vom jüngern Geſchlechte allein würdig iſt. Der ſelige Geiſt Dante's ſcheint ſich auf den Grafen Giacomo Leopardi niedergelaſſen zu haben, auf welchen mit vollſtem Recht das Dichterwort anzuwenden: „Die Guten ſterben jung.“ Mit den angeführten Strophen aus ſeinem Canto „an Italien“ hat der Dichter ſeine Stellung zu ſeiner Zeit und zur Poeſie deutlich bezeichnet, eine Stellung, die ihn durchweg in Denkungsart und Wort als antik, als claſſiſch erſcheinen läßt, d. h. als genährt mit dem Geiſt von Hellas und Rom und in dieſem Geiſte dichtend. Wahrlich, eine großartige Erſcheinung dieſe glühende Männerſeele, den Republikanerſinn eines Grachus mit atheniſcher Grazie verbindend, auftauchend aus der Entnervung ſeines Landes und Volkes, keuſch und tapfer.

Leopardi iſt 1798 zu Recanati in der Mark Ancona geboren, wie Mickiewicz als Sproß einer unreichen adeligen Familie. Die tolle Luſtigkeit des Knabenalters, die kühnen Kraftäußerungen der Jünglingsjahre waren ihm verſagt, denn er hatte einen mißwachſenen Körper mit zur Welt gebracht und krankhaft reizbare Nerven. So ſchon frühe ganz auf ſein Inneres angewieſen, mußte ihm die Erniedrigung ſeines ſchönen Heimatlandes um ſo fühlbarer werden, da er dem Bewußtſein dieſer Erniedrigung ſchon aus phyſiſchen Gründen nicht durch leichtſinnige Hingabe an die Genüſſe des Lebens entrinnen konnte, wie es die Art und Weiſe ſo vieler ſeiner Landsleute iſt. Gab es für ihn Genüſſe, ſo konnten es nur geiſtige ſein, und wie ihn, ſolche aufzuſuchen, ſeine antike Seele von ſelbſt zum Studium der Alten trieb, ſo mußte dieſes Studium hinwiederum dazu beitragen, alle ſeine Gedanken mit der reinen Flamme des Alterthums anzuglühen, ihn nicht zu einem jener Philologen, denen meiſt nur die Schale der antiken Welt in plumpen Händen bleibt, nein, zu einem Kenner, zu einem Vertrauten der Alten zu machen, der werth geweſen, mit ihnen zu dichten, zu handeln, zu leben und zu ſterben. Im Vaterhauſe erzogen, welchem ihn ſpäter ſeine Grundſätze entfremdeten, erwarb er ſich noch als Jüngling den Ruf eines der geiſtreichſten Sprachkenner ſeines Vaterlandes und ſeine zwei Geſänge „an Italien“ und „über ein Denkmal des Dante,“ das in Florenz errichtet werden ſollte, die 1818 erſchienen, brachten den gewaltigſten Eindruck hervor und gaben den Italiänern die Gewißheit, daß der Geiſt, welcher dereinſt dem Dante und Petrarca ihre zornſchweren, patriotiſchen Ermahnungen und Prophezeihungen eingegeben, unter ihnen noch nicht erloſchen ſei. Denn wo iſt poetiſche Kraft, poetiſcher Zorn zu finden, wenn nicht in den ſtrenggemeſſenen, und doch ſo ſchwungvollen Worten, die Leopardi in dem letztern der genannten Gedichte ſeinen Landsleuten zuruft:

So ſtarb denn unſer Ruhm dahin auf ewig?
So wird' Italiens Klage nimmer ſtumm,
Und nie der Hohn beendet?
So lang ich lebe, ſchallt mein Ton ringsum:
Zu euern Ahnen, wüſte Nachkömmlinge,
Zu den Ruinen wendet,
Gemälden, Schriften, Statüen euch und Tempeln!
Denkt an des Landes Weh, und kann ermannen
Euch nicht das Licht von ſolchen Glanzexempeln,
So eilt und zieht von dannen!
Nicht ziemet ſolch' verdorbener Verein
Der hohen Geiſter mütterlichem Hauſe;
Statt Faulen ſich zu weih'n,
Bleib' einſam ſie in ihrer Wittwenklauſe.

Dieſes männliche Zürnen des Dichters über die Schwäche und Zerriſſenheit ſeines Heimatlandes, über die Trägheit und Geſunkenheit ſeiner Zeitgenoſſen, verbunden mit dem Stolz der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit, hat ſeinen vollendetſten Ausdruck gefunden in dem Canto „an Angelo Mai, als er Cicero's Bücher über die Republik aufgefunden hatte.“ Hier ſchwebt Leopardi's Geſang adlergleich majeſtätiſchen Fluges einher, an Gedankenſchwung und edler Einfachheit den ſchönſten Hymnen Pindars gleich, hier reißt die Begeiſterung den Schleier der Schwermuth von ſeinem Auge weg und läßt ihn bezüglich des Wiederauffindens claſſiſcher Schriftwerke ausrufen:

Ja, Italia
Steht noch in Himmels Schutze, das iſt nur
Das Werk himmliſcher Weſen;
Dieß einzig iſt die rechte, wahre Stunde,
Die alte Jugend wieder zu erneun,
Die rauhe der italiſchen Natur.
Die lebend einſt geweſen,
Bezeugen's durch den Ruf, aus Grabes Schlunde
Erſtehen die vergeßnen Heldenreih'n
Und fragen: Heimat, kann's in dieſen Zeiten
Der Trägheit feig zu ſein dir Luſt bereiten?

Leopardi beſuchte 1822 Rom und die Frucht ſeines dortigen Aufenthalts waren mehrere gelehrte Arbeiten, die in dem damaligen preußiſchen Geſandten am päbſtlichen Hof, Niebuhr, den Gedanken erweckten, dem Dichter eine Profeſſur an der berliner Univerſität auszuwirken, aber Leopardi's Geſinnung paßte eben nicht zu der reaktionären Tendenz, die ſich damals in Berlin breitmachte, dazu kam ſeine fortwährende Krankheit und ſeine heiße Heimatliebe, und ſo zerſchlug ſich Niebuhrs Plan. Der Dichter wandte ſich, immer heftiger von phyſiſchen Leiden gefoltert, wieder an ſeinen Geburtsort zurück. Sein Zuſtand legte ihm die ſchmerzlichſte Entſagung auf, die Beſchäftigung mit ſeinen geliebten Hellenen und Römern, Zerwürfniſſe mit ſeinem Vater, der des Sohnes freimüthiges Streben heftig mißbilligte, traten ein, die Trauer über Italiens Verſunkenheit in den tiefſten Schlamm der Knechtſchaft nagte unaufhörlich an ihm und jene Tage mögen dieſer ſtarken Dichterſeele wohl die Klage entriſſen haben: „Ich habe Alles verloren; ich bin ein Stamm, welcher fühlt und gepeinigt wird.“ Damals hat wahrſcheinlich ſein ſchmerzbebender Mund auch die ſchrecklichen Worte ausgeſprochen:

Vielleicht hat unſre Müh'n und unſre Laſten
Und unſre unglückſelgen Trieb' und Schmerzen
Der Himmel ſich zum Zeitvertreib erkoren.

Von jetzt an wurde der Schmerz immer ausſchließlicher Leopardi's Muſe, und in dem Maaße, in welchem ſein Ruhm ſich verbreitete, wurden ſeine Produktionen karger an Lichtblicken und hüllten ſich immer mehr und mehr in das Gewand einer zwar niemals ſchwächlichen, aber jeder Hoffnung unzugänglichen Trauer.

Und ward denn dieſe Trauernacht, dieſes gleich edle wie unglückliche Leben nie erhellt von dem Stern, der ewig glorreich ob den irdiſchen Finſterniſſen ſteht, von der Liebe? fragſt du. Es ſcheint kaum. Die Canzone, welche Leopardi „an ſein Mädchen“ gerichtet, iſt an ein Weſen gerichtet, „das nicht vorhanden, an eines von jenen Bildern himmliſcher und unausſprechlicher Schönheit und Tugend, welche ſich der Phantaſie oft im Wachen und im Traum darbieten,“ und wenn der Dichter in den Terzinen „die erſte Liebe“ ſagt:

Des Tages denk' ich, da zum erſten Mal
Der Liebe Kampf ich fühlt' und in mir grollte:
Weh', wenn dieß Lieb iſt, welche Pein und Qual!
Indeß die Blick' ich an den Boden rollte,
Schaut' ich nur jene, die in dieſes Herz
Zuerſt den Eingang fand, ohn' daß ſie's wollte!
Wie triebſt du, Liebe, mit mir böſen Scherz!
Warum erzeugte mir ſo viel Verlangen
So ſüßer Trieb und, ach, ſo vielen Schmerz! —

ſo dürfen wir annehmen, daß dieſe Klage jenem unbeſtimmten Liebesſehnen geweiht ſei, jener Unmöglichkeit des Erfaſſens eines Ideals, welches die Seele Leopardi's geſchaffen, eine Annahme, die bekräftigt wird durch die Strophe:

Nicht hoff' ich, jemals dich
Als Lebende zu ſchauen,
Es wäre denn, daß meine Seele ſich
In fremden Räumen und auf neuen Auen
Erging. — — Sofern der ſelgen Engel
Du einer biſt, den durch der Menſchheit Mangel
Verſchmäht die ewge Weisheit zu erniedern,
Um in Verweſungsgliedern
Des leichenhaften Lebens Qual zu leiden,
Oder im Weltenkranz
Ein andres Land in ſeinen Kreis dich ſchließt,
Dich ſchönern, ſonnennähern Sternes Glanz
Und mildrer Hauch umfließt:
So nimm' von hier, wo kurz die Jahr' und trübe,
Den Hymnus an von unbekannter Liebe.

Ueberhaupt mußte die Liebe, wie wir Modernen ſie verſtehen, wie ſie uns erſt durch das Chriſtenthum und die Romantik gegeben wurde, unſerm Sänger fremd bleiben, denn ſie war dem Alterthum fremd und er, um einen banalen aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, lebte und webte nur im Alterthum. Leopardi, mit dem Geiſt eines Hellenen und der Sinnesart eines Römers ausgeſtattet, mußte das romantiſche Liebeselement von ſich ablehnen, oder er brauchte dieß nicht einmal zu thun, weil es von vorneherein keinen Zutritt in ſein Empfinden, ſein Denken fand. Den Fond von Zärtlichkeit, den ſein Gemüth beſaß, opferte er auf dem Altar der Vaterlandsliebe, und möglicherweiſe brachte ihn ſchon ſeine körperliche Verfaſſung in eine Stellung zu den Frauen, die ihm nur eine etwas angekältete Schwärmerei für ein weſenloſes Idol zum Bedürfniß machte. Wie indifferent ſeine antike Natur gegen die ſüßeſte und peinvollſte Leidenſchaft ſich verhalten, kann ſein Gedicht „Sappho's letzter Geſang" ſchlagend beweiſen, das man von Sophokles gedichtet glauben könnte, und die Feuerworte, die er bei Gelegenheit der Hochzeit ſeiner Schweſter Paolina an die Frauen richtet, haben durchaus Nichts von der Ueberſchwänglichkeit der Huldigungen Petrarca's, ſondern man glaubt einen der ſtahlherzigen Republikaner des alten Roms zu vernehmen in den herrlichen Verſen:

Frau'n, viel müßt ihr erweiſen
  Dem Vaterland! Zum Nachtheil nicht und Spott
  Des Menſchenſtammes ward anheimgeſtellt
  Es eurem ſüßen Auge, Feur und Eiſen
  Zu bändigen. Es denkt und handelt Held
  Und Weiſer, wie ihr wollt. Soweit der Gott
  Des Tages den Wagen kreiſt, wird euch gehuldigt.
  Von euch forder' unſrer Zeit
  Vernunft ich. Eure Hand
  Hat denn die heilge Flamme ſchlecht berathen
  Der Jugend? Ward denn ſchwach und umgewandt
  Eure Natur? Daß ſchlaff die Geiſter heut'
  Und niedrig ihre Thaten,
  Daß Nerv' und Sehn' und Feuer
  Der alten Kraft fehlt, iſt die Schuld nicht euer?

Das Jahr 1825 ſah Leopardi in Oberitalien erſcheinen, wo er ſich längere Zeit in Mailand aufhielt. Ein Jahr ſpäter verließen ſeine geſammelten Gedichte in Bologna die Preſſe. Von Mailand wandte er ſich nach Florenz, wo einige der bedeutendſten Geiſter der italiſchen Gegenwart um ihn ſich ſammelten, und auf kurze Zeit wieder nach Recanati heimgekehrt, ging er bald wieder nach Florenz zurück, wo er eine ſtreng gewählte Sammlung ſeiner Dichtungen erſcheinen ließ unter dem Titel: **Canti** *). Aber zugleich ſteigerten ſich ſeine Nervenleiden ſo furchtbar, daß ſie ihm faſt jede Arbeit unmöglich machten. Sein treuer Freund, Ranieri, geleitete ihn 1833 nach Neapel, unter deſſen balſamiſchem Himmel Linderung der unerträglichen Qualen zu ſuchen, denen Körper und Geiſt des armen Dichters mälig erlag. Noch beinahe vier Jahre lang ſchleppte er dieſe peinvolle Exiſtenz hin und nur zuweilen noch rang ſich ſein energiſcher Geiſt ſiegreich aus all' dem Ueberſchwall pſychiſcher und phyſiſcher Schmerzen hervor oder lächelte ihm ein kurzer Huldblick des Geſchickes, wie z. B. in der Freundſchaft eines verwandten Geiſtes von jenſeits der Alpen, in der Freundſchaft und dem Umgang Platens, deren Erwerbung und Genuß in dieſe letzte Lebensperiode Leopardi's fällt. Endlich, am 27. Januar 1837, ſtreifte ſeine ſchwergeprüfte Pſyche ihre quälende Hülle von ſich, und wohl mag er mit Frohlocken den Tod begrüßt haben, er, dem ſchon frühe der Sehnſuchtslaut von den Lippen gequollen:

O Sterbliche,
Ihr thränenwerthen, o, es iſt ſchon Glück,
Dürft ihr von einem Weh
Aufathmen — Seligkeit,
Wenn euch von jedem Weh der Tod befreit.

Dem italiſchen Dichter geſelle ich hier einen deutſchen, jenem im Leben freundſchaftlich naheſtehend, durch Sinnesart und Dichtungsweiſe innerlichſt verwandt, in frühem Tode noch vorangehend: Platen, ohne alle Frage eine der ſchönſten Zierden der deutſchen Dichterhalle, ob er gleich, um es von vornherein auszuſprechen, wie die Vorzüge des edeln Italers, welchen ich dir, meine Freundin, ſo eben vorzuführen verſucht, ſo auch den Hauptmangel deſſelben theilt, das Entbehren einer wirklich ſchöpferiſchen Phantaſie. Freilich beſaß er Alles, dieſen Mangel zu verbergen, zu erſetzen, aber vermiſſen läßt er ihn nur in ſeinen prachtvollen „Feſtgeſängen.“

Auguſt Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, in einer reichsgräflichen Familie zwar, doch nicht im Schooß des Reichthums, was ihm aber nur in Deutſchland, dieſer Heimat der jämmerlichſten Spießbürgerei, vorgerückt werden konnte. Iſt es denn nicht eben der höchſte Stolz der deutſchen Träger des Genius, daß ſie meiſt aus der niederdrückenden Atmosphäre der Armuth und Sorge zur Sonnenhöhe des Ruhmes ſich emporſchwangen, daß ſie das Veſtafeuer der Kunſt, trotzdem, daß ſie mit ſelber meiſt nach Brot gehen mußten, in ſeiner ganzen Jungfräulichkeit wahrten? Die Mutter, eine bedeutende Frau, ſcheint auch ihren Eigenſchaften gemäß auf Platens Kindheit eingewirkt zu haben. Als jüngerer Sohn dem Militairſtand beſtimmt, fügte er ſich, wenn auch mit innerm Widerſtreben, gehorſam dem väterlichen Willen, eine Ueberwindung, die einem ſo ganz und gar philhelleniſchen Gemüth ſchwer genug gefallen ſein mag. Er legte zwar ſchon frühe Hang zur Poeſie und zu lernbegierigem Lebensernſt an den Tag, zog aber durchaus keine Aufmerkſamkeit auf ſein dichteriſches Talent und wiſſenſchaftliches Streben, dem er ſich, 1810 zum Lieutenant ernannt, nach Abthuung ſeiner Amtspflichten mit brennendem Eifer hingab. Die hölzerne Parade- und Wachſtubenlangeweile erhielt eine wohlthätige Unterbrechung durch den zweiten Feldzug nach Frankreich, den Platen 1815 mitmachte und, wie aus einer in dieſer Zeit an ſeinen Freund Xylander gedichteten Epiſtel hervorgeht, ſcheint er ſich damals in vollem Maaße kriegeriſcher Begeiſterung hingegeben zu haben, welcher aber der zweite pariſer Friede ein baldiges Ziel ſetzte. Ohne Gelegenheit gehabt zu haben, viele Lorbeeren zu erringen, und auch ohne jenen bis zu eckelhafter Brutalität hinaufgeſchrobenen Franzoſenhaß, von denen ſich in jenen Tagen ſo viele, ſelbſt edle, deutſche Geiſter hinreißen ließen, nicht bedenkend, daß ja all' die Schmach, welche die Franzoſen über Deutſchland gebracht, nur von dieſem ſelbſt verſchuldet geweſen, kehrte Platen über den Rhein zurück und es gereicht ihm zur Ehre, daß er wohl gegen Frankreich zu Feld gezogen, nicht aber deſſen Söhne, wie es ſo viele deutſche Maulhelden thaten, hintennach mit Koth bewarf. *) Als

---

*) Deutſch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Brockhaus 1837.

---

*) In der erwähnten Epiſtel an Xylander heißt es unter Anderm:

Es decke Lethe's Welle,
Was dieſes Volk verbrach,
Nicht wir ſind deſſen Richter,
Ein Andrer hält Gericht:
Zu preiſen liebt der Dichter,
Zu ſchelten liebt er nicht.

eine Ausbeute, die nachher von großem Einfluß auf ſein ganzes Leben, brachte er aus dieſem Feldzug jene außerordentliche Reiſeluſt mit, der er ſpäter Worte gab in dem allerliebſten Liedchen.

O wonnigliche Reiſeluſt,
An dich gedenk ich früh und ſpat,
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und Auguſt.
Da quillt empor,
Da ſchwillt empor
Das Herz in jeder Bruſt.
Ein Thor, wer immer ſtille ſteht,
Drum Lebewohl! und reiſen wir!
Ich lobe mir, ich lobe mir
Die Liebe, die auf Reiſen geht!
Drum ſäume nicht
Und träume nicht,
Wer meinen Wink verſteht!

Aber für jetzt mußte er ſich noch auf ſehnſüchtige Reiſegedanken beſchränken und von kleinern Touren, wie von einer 1816 in die Schweiz unternommenen, riefen ihn die beſchränkenden Lieutenantsverhältniſſe immer bald wieder heim. Heimgekehrt warf ſich dann ſein innerer Drang abermals auf die Erwerbung von mancherlei Kenntniſſen, beſonders ſprachlichen, und ſo entſchloß er ſich, um dieſen Drang wirklich fruchtbar zu machen, eine Univerſität zu beziehen. Er ging 1818 nach Würzburg, welches er ein Jahr ſpäter mit Erlangen vertauſchte, um ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien fortzuſetzen. Hier brachte er es zur Kenntniß der meiſten alten, neuen und orientaliſchen Sprachen, hörte Schelling, war bei Schubert wohl gelitten, knüpfte ein loſes Verhältniß mit der deutſchen Burſchenſchaft, ein feſteres mit Rückert, deſſen Baſis das Studium orientaliſcher Sprachen und Poeſie. Und wie er zu dem Hariri — (du kennſt ihn ja dieſen arabiſchen Virtuoſen, an deſſen brillanten Reim- und Witzſpielen wir uns gemeinſchaftlich erbauten —) der deutſchen Zunge auf die nürnberger Burg wallfahrete, ſo ſuchte er in Ferientagen von Erlangen aus Goethe in Weimar, Jean Paul in Baireuth, Uhland und Schwab in Stuttgart auf, ſo daß ihn bald ein Band der Bekanntſchaft, der Freundſchaft mit vielen der bedeutendſten Geiſter verband. Das phantaſievolle Leben des Orients, wie er es durch ſeine Sprachſtudien kennen lernte, wie es durch Hammers Forſchungen, durch Goethe's weſtöſtlichen Divan, durch Rückerts öſtliche Roſen den Deutſchen damals näher gebracht werden, regte Platen an, den Wohllaut ſeiner Seele in „Gaſelen“ *) auszuſtrömen, deren 1821 und 1823 eine Sammlung erſchien. Er wollte hier das ſüße anakreontiſche Getändel, das, wie er ſagt, doch auch einen wirklichen Werth in der Poeſie hat, wenn es mit Anmuth behandelt wird, ſeinen Landsleuten in ſchmeichleriſchen, von morgenländiſchem Bilderduft durchzogenen Liedchen an's Herz legen, aber das Publikum nahm dieſen Verſuch ſehr kalt auf. Dieſe Gaſelenkoſt war ihm zu fremdartig, es wußte nicht, was es daraus machen ſollte, und bald gab ſich die Anſicht laut, dieſe Orientalerei und Gaſelenmacherei ſei im Grunde doch weiter Nichts, als leere Reimſpielerei. Die Freunde Platens erboſen ſich zwar bis auf dieſen Tag über dieſe Anſicht, welche am ſchroffſten von Karl Immermann ausgeſprochen wurde **), aber ich glaube, unſere Zeit verdient in der That keinen Vorwurf, wenn ſie Gediegeneres verlangt, als Nachbildungen perſiſcher Dichter, die unter den Roſen von Caſchmir ein thatenloſes, ſchwelgeriſches Leben hinträumten. Merkwürdigerweiſe hat einer von Platens Gegnern, Heine, eines ſeiner innigſten Gaſele einem giftigen Angriff gegen den Dichter zu Grunde gelegt. Es lautet:

Ich bin wie Leib dem Geiſt, wie Geiſt dem Leibe dir!
Ich bin wie Weib dem Mann, wie Mann dem Weibe dir!
Wen darfſt du lieben ſonſt, da von der Lippe weg
Mit ewgen Küſſen ich den Tod vertreibe dir?
Ich bin dir Roſenduft, dir Nachtigallenſang,
Ich bin der Sonne Pfeil, des Mondes Scheibe dir.
Was willſt du noch, was blickt die Sehnſucht noch umher?
Wirf Alles, Alles hin: du weißt, ich bleibe dir!

Hieraus kannſt du abnehmen, in welchem Geiſt dieſe „weichlichen Geſänge“ gedichtet ſind. Sie mögen als eine Formerweiterung unſerer Poeſie gelten, und wer ſich an ihrem melodiſchen Tonfall, an ihrem „ſchelmiſchen, ſchmeichleriſchen“ Geliſpel ergötzen will, mag es thun, aber eine Wirkung zu üben, ein Menſchenherz in ſeinen Tiefen anzuregen oder das aufgeregte zu beruhigen, ſind ſie keineswegs im Stande. Zur gleichen Zeit, in welcher die Gaſelen entſtanden, ſuchte Platen auch nach anderen Formen umher, ſein dichteriſches Fühlen und Wollen darin auszuprägen und fand ſie im Lied und in der Romanze, wie die 1821 gedruckten „Lyriſchen Blätter" bezeugen. Aber noch immer floß der Strom ſeines Geſanges etwas karg, obgleich die Romanzen „Saul und David", „König Odo", „Schneiderburg", „Mädchens Nachruf" und manches tiefempfundene Lied die ſpätere Fülle dieſes Stromes ahnen laſſen, wie dieſes:

---

*) Das Gaſel beſteht aus Verspaaren, deren erſtes und die zweite Zeile jedes folgenden einen einzigen, immer wiederkehrenden Reim hat. Die deutſche Literatur iſt bereits überreich an Gedichten dieſer Form, die oft dazu dienen muß, Gedankenarmuth hinter Reimgeklingel zu verbergen.

**) Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaſelen.

Laß tief in dir mich leſen,
Verhehl' auch dieß mir nicht,
Was für ein Zauberweſen
Aus deiner Stimme ſpricht?
So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während ſie verklingen;
Iſt Alles abgethan.
Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir ſich her,
Behorch' ich ihn ſo gerne,
Vergeß' ich ihn ſo ſchwer!
Ich bebe dann, entglimme
Von allzu raſcher Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Verſtehn ſich gar zu gut!

Auch zum Drama wandte ſich jetzt Platen und ſchrieb die Luſtſpiele „der gläſerne Pantoffel", „der Schatz des Rampſinit", „Berengar", „der Thurm mit ſieben Pforten", das Schauſpiel „Treue um Treue", glatte Dichtungen voll feinen Witzes und lyriſcher Anmuth, aber ohne rechtes Leben; der dramatiſche Nerv fehlt. Alle dieſe Stücke mochten gut ſein, zu Erlangen vor einem kleinen, gewählten Publikum aufgeführt zu werden und zu gefallen, aber zu einer weitergreifenden Einwirkung auf das deutſche Theater mangelte ihnen die Kraft. Es iſt etwas Ankältendes in allen. Was aber Platen auf direktem Wege nicht erreichen konnte, die Befreiung der deutſchen Bühne von der Unnatur und Hanswurſterei, womit Müllner und Conſorten damals in ihren Stücken das Schickſal nothzüchtigten, durch ſelbſtſtändige dramatiſche Produktionen, das verſuchte er auf dem Weg der poetiſchen Polemik anzuſtreben. Als Rüſtzeug zu dieſem preiswerthen Kampf bot ſich ihm die Form der ariſtophaniſchen Comödie an, und in dieſer Form ſchrieb er, darüber klagend, daß ſich in Deutſchland, da alles Oeffentliche und Politiſche ausgeſchloſſen bleiben müſſe, für die wahre Comödie weiter kein Stoff finde als der literariſche, im Jahre 1826 „die verhängnißvolle Gabel", zunächſt gegen die Verzerrung der Schickſalsidee in den trochäenraſſelnden Tragödien damaliger Zeit, gegen die Müllner *), Houwald, Raupach gerichtet, welche das Theater beherrſchten, während Uhland's „Herzog Ernſt" und „Ludwig der Baier" unbeachtet blieben, dann aber auch der Hohlheit und Erbärmlichkeit der Reſtaurationszuſtände überhaupt den Spiegel vorhaltend. Freilich, um ein Ariſtophanes zu ſein, bedarf der Dichter eines atheniſchen Publikums, eines atheniſchen Staatshaushalts, aber Platen hat in Deutſchland, dieſem „Obertollhausüberſchnappungsnarrenſchiff", wie man es mit einem ſeiner „weltkugelumſegelnden" komiſchen Worten nennen könnte, dem unſterblichen Hellenenmeiſter würdig nachgeeifert. Die ziemlich bedeutenden Anforderungen, die das Stück an den Leſer ſtellt, indem der Genuß deſſelben durch genaue Kenntniß der Reſtaurationsliteratur bedingt iſt, vergütet es durch ſeine bezaubernd ſchöne Form und durch die ſchmeichleriſche Muſik ſeiner Verſe. Wie anmuthsvoll entfaltet ſich z. B. folgende anapäſtiſche Schilderung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, wie es der Jude Schmuhl dem Schäfer Mopſus vormalt:

Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, iſts ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Sammt und der Himmel wie Glas und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne, wie lacht ſie in Klarheit ſtets! doch breitet ſich ſchattige Wölbung
Von Gebüſch zu Gebüſch und von Baume zu Baum und es neigt ſich Roſe zu Roſe.
Stets knoſpets im Laub und es wimmeln darin Papageien und bunte Faſanen,
Stolz wandelt der Pfau durch ſilbernen Sand und ſchlägt goldaugige Räder,
Und es taucht ſich der Schwan und der Kolibri ſchläft in dem flaumigen Kelche der Tulpen,

---

*) Der kleinlichen Geiſts und der Zankſucht voll, wie ein Spitz an der Kette, gebelfert,
Und zuerſt mißbraucht den erhabenen Styl und die tragiſchen Formen entwürdigt,
Der ohne Natur und Charaktergehalt manch überherodiſches Machwerk
Aneinandergeflickt und zuſammengekleiſtert rabuliſtiſche Galgenintriguen.

Und der Harzbaum würzt die geſchwängerte Luft und der feine Geruch des Jasmins auch.
Und die Aloe blüht und es breiten umher Palmbäume den rieſigen Fächer,
Und der Springquell füllt in beſtändigem Scherz alabaſterne Becken mit Goldſchaum:
Dort fühlt ſich im Bade der Jungfrauen Leib in der Jünglinge nackter Gemeinſchaft;
Hyazinthenes Haar fällt über das Haupt, fällt über den prächtigen Nacken,
Es verkündet der Wuchs kein irdiſches Maaß und die Haltung ſchwebet in Anmuth.
Sanft plätſchert um ſie die melodiſche Flut und es hebt ſich Flötengeſäuſel,
Vom Winde verweht, der leiſ' im Gefolg' balſamiſcher Düfte daherzieht,
Und er ſchüttelt vom Aſt, im Vorbeigehn mild, den vergoldeten Ball der Orange,
Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für in Zukunft Dürſtende ſorgend.
Dort quält kein Schmerz und die bitterſte Pein iſt dort wie ein Seufzer der Liebe;
Dort lehnt ſich der Freund an die Schulter des Freunds, wie bange vor einſtiger Trennung,
Und der Epheu miſcht ſein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen ſie wirklich.

Platen ſchrieb ſpäter noch eine literariſche Comödie „der romantiſche Oedipus" betitelt, worin er wiederum gegen die ſchlechten Tragöden Deutſchlands überhaupt, ſpeziell gegen Immermann und Heine zu Felde zog. Das war ein großer Mißgriff, denn beide ſind größere Dichter als Platen, und wenn auch ſein Angriff auf Immermann einigermaßen entſchuldigt wird dadurch, daß dieſer erſt in ſpäterer Zeit ſeine bedeutendſten Werke verfaßte, ſo muß es uns jetzt nur mitleidswerth erſcheinen, wenn Immermann von Platen als Nimmermann verhöhnt wird, Immermann, dieſe kerngeſunde Manneseiche im deutſchen Dichterwald. Daß Heine Platens Ausfälle über ſeine „Judenſchaft", ſeinen „Synagogenſtolz", ſeinen „Knoblauchsgeruch", die witzlos und gemein, nicht ruhig hinnehmen würde, war leicht vorauszuſehen. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, das iſt ein altes Sprüchwort in Deutſchland, und dieſer grobe Keil war Heine's Cynismus, den er im dritten Band der Reiſebilder mit dem Schlägel des zügelloſeſten Sarkasmus auf Platen hineintrieb. Der ganze Streit war ein widerwärtiges Skandal, nur Immermann ſuchte ihn in ſeinem komiſchen Heldengedicht „Tulifäntchen" in die Sphäre des Humors zu erheben und war auch ehrenhaft genug, ſpäter Platens Verdienſt öffentlich und in warmen Worten anzuerkennen.

Inzwiſchen hatte ſich der Dichter, nachdem er ſchon 1824 einen Ausflug nach Venedig gemacht, deſſen Frucht die „Sonette aus Venedig" *), von der bairiſchen Lieutenantsexiſtenz losgemacht und im Herbſt 1826 eine längere Reiſe nach Italien angetreten, „ſatt von ſeinem Vaterlande." Der Nebeldunſt des Unmuths, des Mißbehagens, der ihn ſchon lange her umzogen, lüftet ſich bereits in den reinen Alpenlüften der Schweiz, in beruhigterer Stimmung durchzieht er die lombardiſche Ebene und die Schönheit von Florenz gießt zu Geſängen ſtimmend ihre ſonnige Fülle über ſeine Seele. Zum Dank ſingt er der Arnoſtadt eine Ode, die ihren Namen trägt und voll toskaniſchen Schmelzes iſt. Die alte Roma, in welcher er den Winter verlebte, ſtimmte ihn mit ihrer Ruinenwelt wieder ernſter und mehrere Oden, worunter „die Pyramide des Ceſtius", „in der Neujahrsnacht", „Acqua Paolina", „Lebensſtimmung" hervorglänzen, geben Zeugniß, wie die Eindrücke der Siebenhügelſtadt

---

*) Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erſchlagen,
Und öde feiern ſeines Kerkers Räume.
Die ehrnen Hengſte, die durch ſalzige Schäume
Dahergeſchleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieſelben ſind ſie, ach! ſie tragen
Des korſikan'ſchen Ueberwinders Zäume.
Wo iſt das Volk von Königen geblieben,
Das dieſe Marmorhäuſer durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerſtieben?
Nur ſelten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge ſich geſchrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Hier ſeht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Roſe baden;
Doch wart ihr ſonſt an blumigern Geſtaden,
Vergeßt ihr hier und wünſcht es kaum zu ſchauen.
Die ſtern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen
Und auf den Markus Alles einzuladen,
Da ſitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reih'n Venedigs ſchönſte Frauen.
Doch auf des Planes Mitte treibt geſchwinde,
Wie Canaletto das verſucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Muſik verhaucht gelinde.
Indeſſen weh'n auf ehr'nen Piedeſtalen
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme ſtrahlen.

mit den wechſelnden Empfindungen des eignen Herzens in ihm gerungen Letztere neigten ſich wieder immer mehr zu Melancholie, wozu ein krankhafter Nervenzuſtand beitragen mochte, auch trug er ſich viel mit der Einbildung, im Vaterland nicht anerkannt zu werden, und in ſolchen Stunden der Schwermuth mag er ausgerufen haben:

O ſüßer Tod, der alle Menſchen ſchrecket,
Von mir empfingſt du lauter Huldigungen:
Wie hab' ich brünſtig oft nach dir gerungen,
Nach deinem Schlummer, welchen Nichts erwecket!
Ihr Schläfer ihr, von Erde zugedecket,
Von ew'gen Wiegenliedern eingeſungen,
Habt ihr den Kelch des Lebens froh geſchwungen,
Der mir allein vielleicht wie Galle ſchmecket?
Auch euch, befürcht' ich, hat die Welt bethöret,
Vereitelt wurden eure beſten Thaten
Und eure liebſten Hoffnungen zerſtöret.
Drum ſelig Alle, die den Tod erbaten.
Ihr Sehnen ward geſtillt, ihr Fleh'n erhöret,
Denn jedes Herz zerhackt zuletzt ein Spaten.

Mit dem Frühjahr 1827 Rom verlaſſend, geht er nach Neapel, hier in „heilſamer Luft", unter „unwandelbarem Himmel" zu geneſen und in ſeinem farbenſatten Idyll „Bilder Neapels" gibt er eine Schilderung der herrlichen Stadt und ihrer Bevölkerung, in welcher Schilderung das Colorit ſüdlicher Natur und ſüdlichen Lebens meiſterhaft wiedergegeben und nur leiſe durch ſubjektiven Anhauch getrübt wird. Seitenſtücke zu dieſem Idyll ſind die beiden Gedichte „die Fiſcher auf Capri" und „Amalfi." Die Stimmung des Dichters wird immer ſicherer, heiterer, wozu beſonders die Bekanntſchaft und Freundſchaft eines deutſchen Landsmanns, des Malers und Dichters Auguſt Kopiſch, beiträgt, die er in Neapel erwirbt. Den Herbſt bringt er in Sorrent, der Heimat Torquato Taſſo's zu und wird hier durch die Nachricht, daß der König von Baiern dem Dichter des Fauſt einen Huldigungsbeſuch abgeſtattet, zu der glanzvollen Ode: „An Goethe" veranlaßt. Glaub' aber ja nicht, meine Freundin, die ſchönen Rhythmen dieſes Gedichtes enthielten, an Goethe gerichtet, eigentlich eine Schmeichelei für den Baierkönig. Wie immer, ſo hat Platen auch hier ſeine ſtolze Unabhängigkeit bewährt und der gewöhnlichen Indifferenz und Indolenz der deutſchen Fürſten Betreffs alles Höhern eine ſehr bittere Pille gereicht.

Denn daß die Dichtkunſt irgend ein edles Volk
Aufregend hinreißt, Staunen erweckt es kaum.
Doch wer erſtaunt nicht, wenn ein deutſcher
König im Buſen erzieht Begeiſtrung?
Schutzherr der Kunſt wird? Seltner, ſeltener iſts,
Als jenes Mannes Kronperle, die leuchtende,
Die einſt der Ehrgeiz Kleopatra's
Warf in den Becher und ſtolz zermalmte.

Das folgende Jahr ſieht den Dichter Italien nach allen Richtungen hin durchſchweifen und auf den Inſeln Elba und Palmaria ſich aufhalten, in Rom wird er mit Wilhelm Waiblinger bekannt, dieſem wilden ſchwäbiſchen Dichter, deſſen Herz zu frühe brach im wüſten Wirbel des Lebens, in Parma dichtet er die Ode „die Wiege des Königs von Rom", in Piemont werden ihm ſeine eigenen Gedichte confiscirt, aus der Lombardei wendet er ſich wieder ſüdwärts nach Florenz, von dort nach Siena, wo er ſeine „Abbaſiden" zu verfaſſen beginnt. Dieſes Gedicht in neun Geſängen entnimmt ſeinen Stoff den Mährchen der tauſend und einen Nacht und beſingt in dem einfachen Versgang der ſerbiſchen Volkslieder die Abenteuer der wandernden Söhne des Chalifen Harun al Raſchid. Die phantaſtiſche Mährchenwelt des Orients gaukelt in dieſen Geſängen an unſern Augen vorüber, getragen von dem Wohllaut platen'ſcher Diktion, und die ganze Dichtung iſt durchweg durchſichtig klar, gemeſſen und bei allem Bilderreichthum epiſch einfach gehalten, weßhalb ſie auch, wie Gödeke in ſeiner Biographie Platens richtig bemerkt, nicht entzündet, nicht hinreißt, aber mit wohlthuender Wärme erfüllt, und nicht in Furcht und Schrecken ſetzt, aber in gleichmäßiger, ſanfter Spannung erhält, nicht zum Lachen reizt, aber eine milde Heiterkeit über das Gemüth ausſtrömt. Neben den „Abbaſiden" entſtehen, während der Dichter ſeine italiſchen Streifereien unermüdlich fortſetzt und über Ravenna, Bologna, Ferrara zu einem längern Aufenthalt nach Venedig zurückgeht, die meiſten ſeiner ſinnvollen, ſchlagenden und lieblichen „Epigramme", deren Inhalt ein ſehr bunter, aus Leben, Natur, Kunſt, Literatur und Reiſeeindrücken geſchöpfter, deren Form das griechiſche Diſtichon mit ſeiner Prägnanz und Zierlichkeit. *)

---

*) **Sophokles.**
Fromme bekritteln mich, weil fromm ich den Sophokles nannte.
Aber es wohnt Ehrfurcht gegen das Himmliſche doch

Von Venedig kommt Platen 1829 zum zweitenmal nach Neapel und verweilt dort beinahe drei Jahre, während welcher ſich eine neue Phaſe ſeines dichteriſchen Strebens in ihm entwickelt. Indem er ſich nämlich aus den Wirrniſſen ſeiner Zeit in die Vergangenheit flüchtet und hiſtoriſchen Studien ergibt, deren unmittelbares Reſultat ſeine „Geſchichten des Königreichs Neapel", deren poetiſches aber nur eine geſchärfte Theilnahme an den Ereigniſſen der Gegenwart ſein konnte, da dieſe Ereigniſſe, ich meine die Julirevolution und den Aufſtand der Polen, ein Gemüth wie Platens, ſo empfänglich für die Freiheit und alles Edle, nothwendig ergreifen mußten. So wandte er ſich denn aus dem Studium vergangener Zeiten, aus dem Reich idealiſcher Kunſtbeſtrebungen in die Wirklichkeit und gab in einer Reihe von politiſchen Gedichten, deren erſtes die Ode an Karl X., das politiſche Glaubensbekenntniß eines deutſchen Mannes und Dichters, in einer Reihe von Gedichten, deren herrlicher Zorn keine Schranke anerkennt, außer die Gränzlinie der Schönheit. Die ſterbenden Polenhelden läßt er den Deutſchen zurufen:

Wir geh'n zu Grab erſchöpft und laß
Nach manchem kühnen Strauß,
Und athmen unſern Ruſſenhaß
In eure Seelen aus.

Tiefer in ihm, als irgend es träumt ein modernes Gebetbuch:
Auf dem Theater ſogar ſprachen die Griechen zu Gott.

Byron's Don Juan.

Für dein reizendes, epiſches Lied haſt wohl du verdient dir's,
Glorreich über dem Staub griechiſcher Sänger zu ruhn.

Triumph.

Einer Lawine vergleich ich den Dichter, es wälzt ja der Feind ſelbſt
Raſch ihn weiter, es kommt eine gerechtere Zeit.

Madonnenverehrung.

Längſt zwar trieb der Apoſtel den heiligen Dienſt der Natur aus,
Doch es verehrt ſie das Volk gläubig als Mutter des Gotts.

Papſtthum.

Wäre der Geiſt nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert.

An die Märtyrer der Freiheit.

Flattert in heiligen Scharen um uns und die blutenden Fahnen
Schwingt in der Schlacht, wenn einſt Männer und Sklaven im Kampf.

Erſcheinung Chriſti.

Chriſtus erſchien, doch leider in höchſt unſeligem Zeitraum,
Als ſich das Menſchengeſchlecht neigte zu tiefem Verfall.
Langſam drang ſein lehrendes Wort in barbariſche Seelen,
Drang in verderbte zugleich, die es ſophiſtiſch entweiht.

Es zwang uns Uebermacht ins Joch,
  So treu wir uns verſchanzt:
  Doch weht die weiße Fahne noch
  Auf unſer Grab gepflanzt.
Ergreift ſie einſt und liebevoll
  Gedenkt an unſre Pein!
  Der ungeheure Frevel ſoll
  Mit Blut gerochen ſein.
Wir neiden unſern Sieger nicht,
  Ihn trifft der Zeiten Fluch,
  Von ihm und ſeinem Alba ſpricht
  Das allerſpät'ſte Buch.
Stets waltet glücklich ein Tyrann,
  Das iſt der Menſchheit Loos;
  Was bleibt dem unterdrückten Mann?
  Ein Grab im Erdenſchooß.
Doch ihr, gewarnt durch unſre Qual:
  Sei's morgen oder heut,
  O ſeid nur noch ein einzig Mal
  Das alte Volk des Teut!

Die Gefahr, welche man neueſter Zeit als Ruſſophobie hat lächerlich machen wollen, in ihrem ganzen Umfang erkennend, ſchreibt Platen die Gedichte »der Rubel auf Reiſen,« »an einen deutſchen Staat,« führt in den kühnen Terzinen »das Reich der Geiſter« Dante vor, wie er dem nordiſchen Imperator zermalmende Worte ins Angeſicht ſchleudert, und ſtellt ſich vor das civiliſirte Europa als warnende Kaſſandra hin in der Ode:

Deinem Loos ſein Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Unheil ſchleudert in neues Schreckniß
Dich ein Gott ſtets; ewig umſonſt erflehſt du
  Frieden und Freiheit!

Kaum verſank allmälig, im trägen Zeitlauf
Jener Zwingburg ſüdlicher Bau zu Trümmern,
Wo des Weltherrn Zepter dem Inquiſitor
  Schürte den Holzſtoß:

Sieh', da keimt ſchon, unter dem Hauch des Nordpols,
Friſchen Unheils wuchernder Samen leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dies
  Rieſige Scheuſal!

Selbſt dem Beil furchtloſer Begeiſterung trotzt
Dieſer Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
Wolke, weh' uns, rettender Blitz zerſchmettert
Wipfel und Aſt ihm!
Ketten dräu'n, wie ſie nie geklirrt, der Menſchheit
Bangen Hals zuſchnürend, und parricidiſch
Reiht im Wettlauf mächtiger Ungeheur ſich
Frevler an Frevler.
Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueberm Haus blutgieriger Tantaliden
Sein Geſpann rückwärts mit Entſetzen lenkend
Schaudert Apollo!
Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbſt des Einhorns Stachel vielleicht zerſplittert:
Adler Deutſchlands, doppelter, kreiſe wachſam,
Schärfe die Klau'n dir!

Der Tod ſeines Vaters, 1832 erfolgt, führte den Dichter noch einmal über die Alpen zurück, und einen einſamen Winter zu München verlebend, dichtete er das geſchichtliche Drama „die Liga von Cambrai“, deſſen Thema der venetiſche Patriotismus und das, gleich den vorhin berührten Gedichten, eine Zeugung der Zeiteindrücke war, in welcher Platen die Macht und Kraft der Freiheits- und Vaterlandsliebe gegenüber unterdrückungsſüchtiger Tyrannie künſtleriſch verklären wollte und zugleich den originellen Verſuch machte, die Idee des Republikanismus, einen republikaniſchen Staat zu dramatiſiren. Im folgenden Jahr ſah der Dichter ſein geliebtes Venedig wieder, wo das liebliche Idyll „das Fiſchermädchen in Burano“ entſtand, kehrte aber zu Ende des Jahres wieder nach München, um eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte zu revidiren, was er zu Augsburg vornahm, bei ſeinem Freund, dem Grafen Friedrich Fugger lebend, dem er ſpäter ſeine ſchönſten Feſtgeſänge widmete. Dieſe Hymnen hielt Platen für das Beſte, was er hervorgebracht. Er hat darin den begeiſterungstrunkenen und dennoch ſo maßvollen Pindaros zum Vorbild genommen und die Ergüſſe ſeiner Phantaſie, die hier in der That großartig und füllereich auftritt, dem muſikaliſchen Tonfall helleniſcher Rhythmen angepaßt, mit einer Sicherheit und Anmuth, mit einem Schwung und Glanz, wodurch dieſe Feſtgeſänge wohl das Höchſte ſind, was die deutſche Sprache in reimloſer, rhythmiſcher Poeſie aufzuweiſen hat. Platen weiß mit ſeinen griechiſchen Versmaaßen eine Schallmalerei, ein muſikaliſches Accompagnement des Gedankens zu geben, welches das feinere Ohr entzücken muß. So z. B. gerade in der Hymne an den Grafen Ungar, wenn er ſingt:

Dich beſucht tonreich Polyhymnia, ſie,
Frühſter Wildheit Bändigerin,
Die am Hämus einſt des Orpheus heilige Laute beſpannte:
Ihm zunächſt lag zahm des Leu'n
Blonde Braut, friedfertig ſaugend hing an der Zitze der Wolf;
Auf dem Zweig ſaß ruhig der Aar, und die Ceder
Beugte voll Sehnſucht zu dem Sänger herab
Ihr im Luftraum ſchwelgendes Haupt,
Während ſeinem Ton ſich ſanft aufblätterten bebende Roſen.

Mit den ſchönſten der Hymnen, unter welchen die „auf den Tod des Kaiſers“ noch beſonders hervorzuheben iſt, entſtanden zu gleicher Zeit auch die vollendetſten Balladen unſeres Dichters. Conciſes Erfaſſen des Stoffes, meiſt eines geſchichtlichen, und deſſen Ausprägung in klarer Kürze iſt der Charakter derſelben, der vornehmlich im „Pilgrim von St. Juſt“, im „Grab im Buſento“, in der „Gründung Karthago's“ hervortritt. Die lieblichſte Milde liegt über das „Klaglied Kaiſer Otto des Dritten“ gebreitet und eine rührende balladenhafte Elegie iſt

Der alte Gondolier.

Es ſonnt ſich auf den Stufen
Der ſeebeſpülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle
In weißer Locken Zier;
Und gerne ſteht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf ſeiner Fragen jede
Der alte Gondolier.
Er ſpricht: Ich habe rüſtig
Lagun' und Meer befahren,
Doch hab' ich nun ſeit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hangt die morſche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.
Es iſt der Herr des Hauſes
Nach fernen Himmelsſtrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unſre Bitten taub;

Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er ſtand in beſten Jahren,
Als er von uns geſchieden,
Doch, lebt er noch hienieden,
So iſts ein greiſer Mann.
Er ſprach: und ſoll ich dienen,
So ſei's in fremden Ländern,
Hier ſoll mit Ordensbändern
Mich ſchmücken kein Tyrann.

Wir blieben, ach, und ſchauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die ſchnöde Bande
Nach ſchnell gebrochnem Eid!
Wir ſah'n, wie jene Wilden
Den Bucentau'r zerſchlugen,
Und unſre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid.

Wir ſah'n den Markuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir ſah'n, wie man mit Schwüren
Und mit Beſiegten ſcherzt!
Wir ſah'n zerſtört von Frevlern,
Was würdig ſchien der Dauer,
Wir ſah'n an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick' im Morgenſchimmer
Die Glieder ſchwach und alt.
Von meines Herrn Palaſte
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matroſe
Gefolgt der Windesroſe
Bei Sturm und Sonnenſtral;
Und wie blockirte Tunis

Und jene Türkenrotte
Mit ſeiner ſchönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's *)
Heimzug die Flotten theilte
Und ihm entgegeneilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder,
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

In Deutſchland wußte ſich Platen ſchlechterdings nicht mehr heimiſch zu fühlen **) und ſo eilte er im Frühjahr 1834 wieder Italien und über die Städte der Lombardei und Toskana's Neapel zu. Seebäder und das Klima des paradieſiſchen Golfes ſtellten ſeine längſt wankende Geſundheit wieder in Etwas her, allein ſeine italiſchen Freunde ſcheinen dennoch den Stempel des Todes bereits auf ſeinem Antlitz geſchaut zu haben und betrachteten ihn, wie ein deutſcher Berichterſtatter ſagt, in Wahrheit als einen Sterbenden. Er verbringt indeß in heiterer Muße den Winter in Florenz und ſchifft lebensfroh im März 1835 nach Sizilien, der helleniſchen Schutzgottheit der ſchönen Inſel folgendes Lied, wohl ſein wärmſtes, als Gruß darbringend:

Inbrünſtige fromme Gebete
Dir, Kypria, ſend ich empor,
Indem ich die Küſten betrete,
Die Haine dir eigen zuvor!

Du lächelſt noch immer dem Gruße
Der Gläubigen, innig und mild;
Nie konnten die Götzen der Buße
Verdrängen das göttliche Bild.

Hier wird in den ſterblichen Adern
Von dir die Begier noch entfacht,
Noch ſtehn die gewaltigen Quadern
Der Tempel, die Säulen der Pracht.

---

*) Er war der letzte Seeheld der venetiſchen Republik.

**) Dieß Land der Mühe, dieſes Land des herben
Entſagens werd' ich ohne Seufzer miſſen,
Wo man bedrängt von tauſend Hinderniſſen
Sich müde quält und dennoch muß verderben

So glänzte die Sonne hernieder,
Als einſt dem Adon du erſchienſt:
Du kommſt; es erneue ſich wieder
Der ſchöne lebendige Dienſt.

Dich ſeh' ich, o Kypris, erſcheinen
Im feſtlichen Zuge der Luſt:
Die Götter der Liebe, die kleinen,
Umflattern die wonnige Bruſt.

Dein Wagen, um welchen ſie koſen,
Rollt längs des entzückten Geſtads,
Mit Reben und üppigen Roſen
Umflochten die Speichen des Rads.

Erregt an des Lenzes Erwarmung,
Indeß du die Welten umfliegſt,
Ruht Alles in deiner Umarmung:
O heilige Liebe, du ſiegſt!

Nach Durchſtreifung Siziliens geht er nach Calabrien, von da nach Neapel, das ihm Gelegenheit gibt, mit Leopardi Freundſchaft zu ſchließen. Von einer krankhaften Scheu vor der ſich nähernden Cholera befallen, wendet er ſich wieder nach Sizilien, denn, ſchreibt er brieflich, die Cholera wird zwar Sizilien nicht verſchonen, aber dort iſt es wenigſtens poetiſcher zu ſterben oder vielmehr begraben zu werden; es gibt dort natürlich gar keine proteſtantiſche Gottesäcker und man hat wenigſtens das Vergnügen, auf freiem Felde beerdigt zu werden, vorausgeſetzt, daß noch ein Vergnügen dabei iſt. Ob dieſe Aeußerung wohl von der Todesahnung diktirt war? Es ſcheint ſo. Im Oktober nach Palermo gegangen, im November zum Winteraufenthalt in Syrakus eingetroffen, erkrankte er daſelbſt am Fieber, ſteigerte es durch eigenmächtiges Anwenden unpaſſender Arzneien und erlag ihm am 5. Dezember 1835. Ein edler Sizilier ließ ihn beſtatten, ſetzte ihm ein Denkmal und rühmende Worte darauf. Eine beſſere „Grabſchrift“ hat ſich der Dichter in dem Sonnett, welche dieſe Aufſchrift trägt, mit Lapidarſchrift in die Nachwelt hineingeſchrieben.

Einer ausgebreiteten Popularität, einer uhland'ſchen Volksthümlichkeit wird ſich Platen kaum jemals zu erfreuen haben. Die Sphäre, worin er ſich bewegt, iſt zu ſehr die der Kunſt. Nicht daß ihm die Natur mangelte, aber indem er dieſe ſtets zur Kunſt zu erheben ſucht, verflüchtigt ſich ihr Inhalt ihm oft unter den Händen und Nichts bleibt als die glatte Form. In dieſer iſt er Muſter für alle Zeiten geworden und die ergreifende Einfachheit, die Reinheit und Friſche ſeiner Sprache iſt unübertrefflich. Alle ſeine Werke tragen den Stempel künſtleriſcher Vollendung, ſind ſorgfältigſt bis ins kleinſte Detail ausgemeißelt, aber wie ſie in plaſtiſcher Schönheit glänzen, ſo ſind ſie auch meiſt marmorkalt. Es iſt von Goethe's Werken geſagt worden, daß ſie als marmorne Götterſtatüen Deutſchland zieren, aber nie eine That gebären ‚werden, ſieh', dieſes Wort läßt ſich auch auf Platens Dichtungen anwenden; doch zuweilen röthen ſich die blaſſen Wangen dieſer Götterbilder, wie angehaucht von der Roſenglut lenzhafter Begeiſterung, und ihre Brüſte heben ſich, wie geſchwellt von dem Wogenſchlag der Leidenſchaft.

Nachdem er todt, wurde ihm, wie es in Deutſchland Bezugs großer Geiſter herkömmlich, Fülle der Anerkennung. Man bemüht ſich unſäglich, ſeine Verdienſte recht ins Klare zu ſetzen, man dichtete nicht nur lobpreiſende Todtenklagen auf ihn, ſondern ließ ganze Bücher über ihn drucken. Meine guten Landsleute machen den Tod zur unumgänglichen Bedingung ihrer Bewunderung und haben nun einmal die Caprice, einem Todten lieber tauſend Zähren nachzuweinen, als einem Lebenden nur ein einzigmal beifällig zuzulächeln. Der Ruhm iſt in Deutſchland eine Paſſionsblume, die nur auf Gräbern blüht.

Mit ruhigem, ernſtem Sinn und gebildetem Ohr ſoll man die Werke Platens in ſich aufnehmen. Sie haben nichts Pikantes, nichts Verführeriſches und man muß die ſtrenge Schönheit ihrer Form überwunden haben, bevor man die Holdſeligkeit derſelben zu begreifen und zu genießen fähig iſt. Nur wer des Dichters Frage: Wer belauſcht tiefernſtes Lied? ſeinerſeits bejahend beantworten kann, der

Möge nah'n, auftretend ſacht und ohne Geräuſch. Er behorcht
Keines Lehrlings rohen Verſuch. Des geübten
Schleifers Fuß dreht leicht den befeuchteten Stein:
Alſo wälzt auch meines Geſangs
Rad ſich fort, und vielbetont, nicht bloß das Erhabene pflegt er,
Auch der Anmuth Flüchtigkeit,
Streut dem Baum gleich Früchte ſammt unzähliger Fülle des Laubs.

Schwäbiſche Dichter.

Der ſchwäbiſche Volksſtamm gilt für gemüthlich und ſcheint dieſe Eigenſchaft von ſeinem Wohnſitz ſich angeeignet zu haben, denn die Phyſionomie des Schwabenlandes iſt weſentlich eine gemüthliche. Es iſt Einem in Schwaben ſo recht heimlich. Da gibts keine Alpenfirne, keine Gletſcher, keine himmelanſtrebende Felskoloſſe und höllentief niederſtürzende Caskaden, aber nichts deſto weniger bleiben die grünen Berge der Alb, die Waldnacht des Schwarzwaldes, die einſame Majeſtät des Hohenſtaufen, die Donau, der Neckar, die Murg, die Enz und Brenz, die Rems und Fils mit ihren Thälern immer ſchön und lieblich. Du triffſt keine erhabenen Partieen, aber überall treten dir idylliſche Landſchaftsgemälde entgegen, die Vergangenheit blickt in zahlloſen Burgruinen melancholiſch von den Hügeln hernieder und aus den blauen Augen der blondlockigen Schwabentöchter lacht dich die Gegenwart heiter an. Wohl hatte deiner edelſten Kinder eines, mein theures Heimatland, das vollſte Recht, von dir zu ſingen und zu ſagen:

Glückſelig Suevien, meine Mutter!
Auch du, der glänzenderen, der Schweſter
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchfloſſen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubes voll
Und Alpengebirg auch überſchattet,
Uraltes, dich; denn nah dem Herde des Hauſes
Wohnſt du und hörſt, wie drinnen
Aus ſilbernen Opferſchalen
Der Quell rauſcht, ausgeſchüttet
Von reinen Händen, wenn berührt
Von warmen Stralen
Kryſtallenes Eis, und umgeſtürzt

Vom leichtanregenden Lichte
Der ſchneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reinſtem Waſſer. Darum iſt
Dir angeboren die Treue.

Die Treue! Hörſt du, meine Angela? Die Treue! Kennſt mich ja als echten Schwaben, weißt, daß ich beſtimmt nicht vor dem vierzigſten Jahre, ſchwerlich ſogar mit demſelben klug werde, darfſt alſo meiner Treue verſichert ſein.

Aber laſſ' mich noch Einiges Betreffs meines Heimatlandes ſagen.

Du wanderſt durch die hügelige Gegend hin und erholſt deine Augen von der ſcheinbaren Eintönigkeit deiner Straße durch den Anblick des fern von Südoſten blau hereindämmernden Alpengebirges, ein mächtiger Forſt nimmt dich auf und die Waldeinſamkeit ſchließt dich eine Zeitlang gänzlich ab von der Welt. Aber plötzlich lichtet ſich der Forſt und an ſeinem Saum zieht ſich eine Hügelkette dahin, deren Spitzen das Dorf, welches an ihrem Abhang liegt, vor der Rauheit der Nordwinde ſchützen. An die Ufer des kleinen Sees, der am Fuß der Hügel ſeine anmuthige Fläche breitet, ziehen ſich Traubengelände hinab, dichte Gruppen mächtiger Obſtbäume verſtecken halb die bemoosten Dächer der dörflichen Wohnungen, die hoch von einer ſorgfältig unterhaltenen Kirche überragt werden, deren hellrothe Thurmſpitze ſich kühn und frei in die Luft hebt. Auf dem Dach der Kirche klappert der Storch und lehrt ſeine ängſtliche Brut das Neſt verlaſſen. Rings um das Gotteshaus lagert ſich der Kirchhof mit ſeinen ländlichen Denkſteinen oder armen ſchwarzen Holzkreuzen. Die Mauer, welche ihn umzieht, iſt von wildem Flieder oder von Epheu überwuchert und faßt die Hinterſeite des Pfarrhauſes ein, das mit ſeinen hellen Fenſtern, hinter welchen Vorhänge (in den Augen des Volkes ein großer Luxus) ſichtbar, und mit ſeinem wohleingezäunten Blumengarten auf höhere Anſprüche deutet. Vertiefſt du dich in die Gaſſen des Dorfes, ſo wirſt du auf dem größten freien Platze, gewöhnlich unfern des Schul- und Rathhauſes, immer eine uralte, mächtige Linde finden, unter deren Schatten in frühern Zeiten alles öffentliche Leben der Gemeinde ſich bewegte und die noch jetzt der Sammelplatz der Dorfjugend iſt, welche die Feierſtunden der Sommerabende hier verbringt, ihre Lieder ſingend, ihre Scherze treibend, ihre Arbeiten verhandelnd, die Dorfneuigkeiten beſprechend und bäuriſche Romane einleitend und abſpielend.

Ich habe dir oft erzählt, meine Angela, was für glückliche Jugendtage ich in derartigen Umgebungen verlebt, dir oft geſagt, wie ſehr mich, wenn du mir fern, das Heimweh anwandle, und als wir geſchieden, eilte ich, das klagende Herz in der ländlichen Stille meiner Heimat zu ſänftigen. Nach durchgelittener Tragödie der Leidenſchaft, deren Cothurnſchritt ſo ſchmerzhaft in meinem Gemüth nachbebte, ging ich, das Idyll meiner Kindheit noch einmal zu durchblättern. Aber es wollte mich nicht mehr anſprechen. Die Heimat ſelbſt war mir fremde geworden, die „alten bekannten Geſichter“ waren verſchwunden, ich fand Nichts mehr an ſeiner gewohnten Stelle. Wenn mir früher mein Schwabenland vielleicht in zu roſigem Licht erſchienen war, ſo waren jetzt die Illuſionen zerfloſſen und aſchgrau und wehthuend lag die Wirklichkeit vor meinen Augen. Ein Kind des Volkes durch Geburt, Sympathie und Grundſätze, wollte ich mich wieder ſo recht unter ihm heimiſch machen, aber ich machte bittere Erfahrungen. Wo ich früher nur Fröhlichkeit und Naivität miterlebte, fand ich jetzt Verarmung und Verdumpfung. Ich wurde angewidert und von Mitleid erfüllt durch den kraſſen Materialismus, in welchem ſich unſere Bauerſchaft bewegt oder in welchem ſie vielmehr eingeroſtet iſt, in welchem ſie, trotz der Windmacherei mit dem Volksſchulweſen, von Jahr zu Jahr tiefer verſinkt. Das klingt troſtlos, aber es iſt wahr. Man glaubt nicht, wie ſehr ſich der Bauer mit der Scholle, die er bearbeitet, identificirt, wie ſeine Gedanken, wenn er je ſolche hat, denn gewöhnlich folgt er nur dem Inſtinkt, beinahe ausſchließlich eine beſtialiſche Richtung nehmen, man glaubt nicht, daß tauſende von Bauernleben dahinſchwinden, ohne daß die Finſterniß, welche auf dem Geiſt dieſer Männer liegt, auch nur einmal von dem Lichtblitz einer höhern Idee erhellt würde. Eingekeilt in die geiſtige Unmündigkeit, die das Ideal unſerer Cabinette, angenagt von Nahrungsſorgen, werden ſie durch hier römiſchen, dort durch pietiſtiſchen Obſkurantismus vollends verſimpelt. Jene unſelige Verhimmelung alles Menſchheitlichen, die von oben herab mit heimlichem Behagen geduldet und von der Pfaffheit eingedonnert wird, jene phantaſtiſche Ueberſchwänglichkeit, vermittelſt welcher man das Volk um die Güter der Erde prellt und die ihm eben durch ihre koloſſale Impertinenz imponirt, ja, ſie nimmt im ſchönen Schwabenland alljährlich in erſchreckender Weiſe überhand. Geht es ſo fort, ſo wird in kurzer Zeit eine ſtinkende pietiſtiſche Dunſtſchichte auf unſere herrlichen Thäler ſich lagern, an unſere Berge ſich anhängen und unter ihrem Bleidruck die vielbelobte ſchwäbiſche Lebensheiterkeit erſticken, ſofern wir nicht vorher in der frömmelnden Reimjauche erſaufen, welche der Herr Albert Knapp unermüdlich aus dem ſtuttgarter Reſencloak ſchöpft und beharrlich über das Land ausgießt.

Beſonders etwas ſonſt Gewohntes läßt mich mein neuer Aufenthalt im Vaterland vermiſſen: die ſchwäbiſchen Originale. Freilich ſterben die Originalmenſchen allenthalben aus. Die niederdrückende Verallgemeinerung einer engherzigen, kaltſinnigen Denkart wird unter der Maſſe immer herrſchender und vor dieſer Uniformirung des Lebens bergen ſich die Originale ſchon in ihre Gräber. Mit Luſt erinnere ich mich daher an drei Prachtexemplare von originellen Menſchen, welche mein Heimatdorf beſaß. Das war der Pfarrer Haſelbaum, der Krämer Dotterig und der gräfliche Förſter Kleinheinz, „drei Narren unter einem Hut,“ wie man ſie collectiviſch nannte, aber drei ſeelengute, wie man niemals beizufügen vergaß. Die Frage in Betreff der Gelehrſamkeit Sr. Hochwürden iſt immer eine problematiſche geblieben und nur ſo viel conſtatirt, daß er ſein theologiſches Wiſſen bei einem öſtreichiſchen Grenadierregiment ſich erworben, mit welchem er ſeit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis nach der Schlacht bei Leipzig feldpredigend in der Welt umhergezogen. Einer Lagerbekanntſchaft verdankte er ſeine Erhebung zum Seelenhirten unſerer Pfarrgemeinde, deren Abgott er wurde durch die tüchtige Hausmannskoſt ſeiner Moral, durch ſeine unermüdliche Bereitwilligkeit, zu rathen und zu helfen, und durch ſeine derbe Jovialität. Den Sohn des Krieges konnte er nie verleugnen; ſchritt er mit Alba und Meßgewand angethan zum Altar, ſo geſchah es in der Haltung eines Grenadieroffiziers, der ſeine Compagnie zur Attaque führt, und den Kelch trug er wie eine Muskete. Mit dröhnender Stimme ſang er die Meſſe, wobei er das ſchöne Latein zu einer lingua ignota machte, auf der Kanzel ſpielte ſeine gewaltige Fauſt wie auf einer Trommel, und wenn er die Gemeinde ermahnte, glaubte man die Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes leibhaftig aus ſeinem Munde hervorbrechen zu hören. Außerhalb ſeiner geiſtlichen Funktionen ſtets in kriegeriſchen Erinnerungen ſchwebend, hüllte er ſeine lange hagere Figur in einen Anzug von ſoldatiſcher Knappheit und ſo ritt er, die unendlich langen Beine faſt am Boden ſchleppend, auf einem kleinen Klepper im Dorfe und deſſen Umgegend herum, täglich die Hütten der Armuth aufſuchend, um redlich ſein Brot mit ihr zu theilen, Kranke beſuchend und Heilmittel ſpendend, Traurige tröſtend mit mildem Humor ſtatt pietiſtiſcher Faſelei, Zwieträchtige verſöhnend und Laſterhafte beſſernd. Bücher verachtete er, ich glaube, es fand ſich kein halbes Dutzend derſelben in ſeinem Hauſe, aber ſein Hang zur Geſelligkeit, zum Discutiren, zu gutmüthigem Streiten war ein leidenſchaftlicher. Ohne Gaſt zu eſſen, war ihm die fatalſte Sache von der Welt und oft verſchob er ſein Mittageſſen um mehrere Stunden in der Erwartung, der Zufall werde noch einen herbeiführen. Uebrigens lebte er arm, denn hatte er Etwas, ſo gab er ſo lange als der Vorrath ausreichte. Er ſchlief auf hartem Lager und aß aus irdenem Geſchirr. Man ſagte ihm, denn allenthalben gibt es böſe Zungen, zwei Schwächen nach. Er verehre nämlich bis zum Uebermaaße den Napoleon und wenigſtens bis zur Gränze des Uebermaaßes den Wein. „Der Wein erfreut des Menſchen Herz und macht ſein Angeſicht glänzend wie Oel,“ dieſe war die einzige Bibelſtelle, die er je ins Geſpräch verflocht, und wenn er auch ſchwerlich den Unterſchied zwiſchen den Dogmen der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe hätte bezeichnen können, ſo war er dagegen im Stande, die feinſten Unterſcheidungsmerkmale anzugeben von all den Weinen, welche je ſeine Kehle hinabgeglitſcht. Kam er auf dieſes Kapitel zu ſprechen, ſo konnte er hinreißend beredt werden. In Beziehung auf ſein Idol Napoleon kaum minder, aber dieſe Geſprächsmaterie fand bei den zwei ſpeciellen Freunden des Pfarrers, dem Krämer Dotterig und dem Förſter Kleinheinz ganz und gar nicht denſelben Anklang wie die Weinmaterie. Im Gegentheil, der Napoleon war der Erisapfel, welcher den Frieden des „goldnen Lamms,“ das unſer Trio für ſein „Hauptquartier“ anſah, wie es Haſelbaum nannte, beinahe täglich ſtörte. Denn Dotterig und Kleinheinz waren dem Napoleon ſpinnefeind. Der Erſtere war, bevor er im Dorf ſeinen Kramladen etablirt hatte und dabei wohlhabend, fett und aſthmatiſch geworden, in ſeinen jungen Jahren rheinüber und lange Zeit als Tabuletkrämer in Frankreich umhergewandert und Augenzeuge der bedeutendſten Auftritte der großen Revolution geweſen. Er fand die Sache vortrefflich und kehrte heim mit einem Tituskopf und als entſchiedener Republikaner, der mit liberté und egalité erſchrecklich dick that, „**Sacristi!**“ fluchte und in der Schenkſtube des goldenen Lamms fürchterlich gegen Könige und Ariſtokraten rumorte, ohne indeſſen viel Proſelyten zu machen, denn da war Einer, der ihm die Stange hielt, nämlich der Förſter Kleinheinz. Das war ſo ein „alter Deutſcher,“ ein Freund des Thrones und Altars, dem die Franzoſen Gift und Galle, die höchſte Autorität aber, mit welcher er alle Argumente Dotterigs niederſchlug: „Der Graf hat's geſagt!“ Anfangs hatte zwar Dotterig gegen dieſe Autorität rebellirt und einmal ausgerufen: „**Sacristi**, der Graf kann meinetwegen ein ebenſo vernagelter Oelſchädel ſein wie du ſelbſt!“ da war aber Kleinheinz ganz unſinnig mit dem Hirſchfänger auf ihn losgefahren und hätte ihn ohne der übrigen Gäſte Dazwiſchenkunft unfehlbar todtgeſtochen, denn wenn man ſeinen Herrn und Grafen einen Oelſchädel ſchalt, was konnte man Todeswürdigeres begehen? Seit dieſem hirſchfängerlichen Abenteuer war Dotterig, wenigſtens in Gegenwart des Förſters, in ſeinen Ausdrücken gemäßigter geworden und ſchimpfte jetzt, ſtatt Revolution zu predigen, nur noch viel heftiger auf den Napoleon, worin Kleinheinz brüderlich mit ihm harmonirte, denn der Napoleon, welcher die große Revolution gebändigt und rückgängig gemacht, mußte natürlich dem republikaniſchen Dotterig, und der Napoleon, welcher das „heilige römiſche Reich“ zu Boden geſchmiſſen und zugleich der Souverainität des gräflichen Hauſes H. den Todesſtoß gegeben, mußte dem äußerſt ſtabilen Kleinheinz ein furchtbarer Stein des Anſtoßes ſein. „Er hat **la grande revolution**, ſeine **mère**, verrathen und verkauft, **le coquin**,“ ſchloß Dotterig in der Regel ſeine Schimpfmanifeſte gegen Napoleon, „ja, ſeine Mutter hat er geſchändet, der verfluchte, gelbhäutige **bougre**, hol' ihn der Teufel!“ „Das heilige römiſche Reich,“ geiferte Kleinheinz dazwiſchen, „bedenkt, das heilige römiſche Reich hat er umgebracht, der tigeriſche Corſikaner, der Bluthund der, welcher uns aus katholiſchen alten Deutſchen zu Würtembergern gemacht, zu lutheriſchen, daß wir, potz Schnepfen und Rebhühner, alle mit einander dem Teufel in die Goſche fahren — der Graf hat's geſagt!“ „Bomben und Mörſer, Unſinn, Nichts als purer, barer Unſinn!“ donnerte plötzlich die Stimme Sr. Hochwürden, „wie könnt ihr Flegel, die ihr nie eine Bataille geſehen, euch unterſtehen, über den Kaiſer zu raiſonniren? Wart', ich will euch! Der hatte ja mehr Hirn in der kleinen Zehe, als ihr vornen und hinten in euren Kartoffelköpfen!“ „Aber-

Hochwürden,“ warf Kleinheinz ein, „das heilige römiſche Reich und deſſen Armee, bei der Ihr ſelbſt geſtanden —“ „Und die ſich toujours von dem corſiſchen Knirps ſchlagen ließ,“ fügte Dotterig belfernd bei. „Bomben und Mörſer,“ verſetzte der Pfarrer, „was verſteht ihr davon? Konnte es doch keine größere Ehre geben, als ſich von Napoleon ſchlagen zu laſſen, — Punktum finale.“ Derartige Zänkereien dauerten gewöhnlich an, bis man ſich zur Weinflaſche wandte, deren Geiſt die diſſonnirenden Geiſter der „drei Narren unter einem Hut“ ſogleich zu friedlicher Harmonie umſtimmte. Ja, in der Neigung zum Wein, im Abſcheu gegen das Waſſer, da waren ſie ſtets einig und die ſieben Zechbrüder Uhlands konnten gegen das lautere Element nicht verächtlicher geſinnt ſein, als die drei Dorforiginale. Haſelbaum ging, auch beim ſchönſten Wetter, nie aus, ohne einen mächtigen Regenſchirm an einer Schnur um den Hals hängen zu haben, denn er behauptete, der Regen hege eine ſpecielle Malice gegen ihn, Kleinheinz trug das ganze Jahr hindurch waſſerdichte Stiefeln und Dotterig hatte einen ſchönen Brunnen, der in ſeiner Küche hervorſprudelte, verſpünden laſſen, weil er, wie er ſich ausdrückte, nicht immerfort das nüchterne Gegurgel anhören konnte, ohne daß es ihm ſchwach im Magen wurde. Allen Drei that es herzlich leid, daß zum Kochen der Speiſen noch keine andere Subſtanz als Waſſer gebraucht werde, und Dotterig, der zuweilen Reiſebeſchreibungen las, machte einmal ſeinen Freunden alles Ernſtes den Vorſchlag, ihre Waſchungen gleich den Arabern in der Wüſte künftig mit Sand abzuthun. Allabendlich, pünktlich mit dem Untergang der Sonne, beendigte der Pfarrer ſeine Hirtengeſchäfte, verließ der Förſter ſeine Wälder, der Krämer ſeinen Ladentiſch und dann ſah man Einen nach dem Andern gravitätiſch über die Schwelle des „goldenen Lamms“ ſteigen, um an dem gemüthlichen runden Tiſchchen im Erker der Schenkſtube den Wein ihre Herzen erfreuen und ihre Angeſichter glänzend machen zu laſſen,

Denn dem Guten iſts zu gonnen,
Wann am Abend ſinkt die Sonnen,
Daß er in ſich geht und denkt,
Wo man einen guten trinkt.

Gotts Augenlid! Wohin bin ich gerathen? Ich wollte dir über ſchwäbiſche Dichter ſprechen und gab dir dafür den Umriß von einem Stück ſchwäbiſchen Lebens. Verzeih’ mir, daß ich mich durch Jugend-

Erinnerungen von unſerm Thema abbringen ließ. Ich las dieſer Tage in Joſeph Ranks „vier Brüdern aus dem Volk“, einem Buch voll ſchöner Urſprünglichkeit, aber auch voll Wunderlichkeit und Ueberhetzung. Es erweckte in meinem Gedächtniß meine ländliche Knabenzeit wieder und unwillkürlich drängten ſich Reminiscenzen derſelben auch auf dieſe Blätter.

Gewiß haſt du ſchon über die „ſchwäbiſche Dichterſchule“ ſprechen hören oder geleſen. Die ſchwäbiſche Schule? Gibt es eine ſolche oder hat es jemals eine gegeben? Ich verneine und nenne es geradezu abgeſchmackt, wenn man Uhland, Schwab, Kerner, Mörike, Pfizer, Viſcher und andere ſchwäbiſche Dichter unter der Collectivbezeichnung „ſchwäbiſche Schulen“ zuſammenthut. Die Landsmannſchaft der Genannten rechtfertigt es ja keineswegs, wenn man von ihnen als einer Schule ſpricht, und wenn auch manche derſelben etwas Verwandtes haben, ſo gehen dagegen die meiſten in Anlage und Uebung ihres Talentes wieder total auseinander und der Schulbegriff findet höchſtens auf Uhland und Schwab ſeine Anwendung, inſofern ſie ſich wie Meiſter und Schüler verhalten, wobei ich kaum zu bemerken brauche, wie ich weit entfernt bin, in dieſem Verhältniß etwas Herabwürdigendes für den liebenswürdigen Schwab zu ſehen. Richtet er doch in der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte ſelbſt die beſcheidenen, freiherzigen Worte an Uhland:

— mich laß immer froh geſtehen,
Daß ich dein ält'ſter Schüler bin,
Will den in mir die Nachwelt ſehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

Allerdings hat Uhland nicht auf Schwab allein, ſondern auf alle ſeine dichtenden Landsleute eingewirkt und ſind die Spuren dieſer Einwirkung in ihren Werken deutlich genug wahrzunehmen, allein hat er nicht auf die deutſchen Lyriker der Gegenwart ſammt und ſonders mehr oder weniger gewirkt und wenn ſeinen Landsleuten vermöge ihres ſchwäbiſchen Naturels ſein Vorbild nachhaltiger vorgeſchwebt, darf er deßhalb als Stifter einer Schule angeſehen werden, deren ſogenannte Mitglieder, um es noch einmal zu ſagen, ſogar nach ganz verſchiedenen Richtungen hin ihre poetiſche Begabung ausſtralen, ohne einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ihrer Weltanſchauung zu haben, wenn nicht etwa die von Uhland angeregte Hinneigung zu friſcher Natur und elegiſcher Naturbetrachtung als dieſer Mittelpunkt gelten ſoll?

Ich ſtelle alſo hier ſchwäbiſche Dichter nur unter dem Geſichtspunkt der Landsmannſchaft zuſammen und nicht als poetiſche Innung oder gar als Verfechter einer literariſchen Parteifahne.

Kommſt du einmal nach Schwaben, und der Himmel gebe, daß es bald geſchehe, führt dich dein Weg herunter von den Ausläufern des Schwarzwalds ins Neckarthal und kommſt du, das alte Tübingen, die ehrwürdige alma mater, vor dir, herein auf die Neckarbrücke, ſo wirſt du am Ende derſelben, rechts vom Stadtthor ein beſcheidenes Haus erblicken, hinter welchem ſich ein Garten hinaufſtreckt in jähabfallende Rebenhügel. Dort ſtehe ſtill und betrachte dir das Haus. Da wohnt Ludwig Uhland,

Ein lieber, wackrer, weihevoller Mann,
Ein Mann, der beſſern Samen ausgeſäet,
Als den die Zwitter aus der Erde ſtampfen,
Ein Mann von echtem, treuem Schwabenſinn,
Und der des Liedes Banner weidlich ſchwang,
Als unſre Bübchen noch mit Marmeln ſpielten

Aber haſt du dir die Wohnung des theuren Mannes betrachtet, ſo wende die Blicke linkshin den Fluß hinauf, an deſſen Ufer ſich die Stadt herabzieht. Da wirſt du unfern der Brücke eine bürgerliche Behauſung bemerken mit einem runden Erker und einem ummauerten Gärtchen davor. Sieh', dort lebte der herrliche, unglückſelige Friedrich Hölderlin, dem die Liebe ſeiner Diotima und ihr Verluſt das Herz trunken gemacht und gebrochen und den Geiſt in die Finſterniß der Verrücktheit getaucht, dort lebte er viele, viele elende Jahre, er, von dem ein vielbekannter Kritiker in einem ſeiner wenigen wahren und gerechten Ausſprüchen geſagt: „Der göttliche Wahnſinn dieſes Dichters iſt in ſeiner Art das Herrlichſte, was die Poeſie kennt,“ er, der in ſeinem mächtigen „Schickſalslied“ ſingt:

Es kann die Luſt der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeihn,
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und ſtolz zu ſein.
Triumph! die Paradieſe ſchwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoß,

Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen ſich Heroen los.
Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebſte, was mein Herz genoſſen,
Der holde Reiz der Menſchlichkeit;
So ſtieg, in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein ſterblich Auge ſah,
Mildlächelnd aus den ſchwarzen Wogen
In ſtolzer Blüthe Cypria.
Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beſchämt und ruhmlos läßt ſie nicht
Die Kraft der Jünglinge verſchmachten,
Gibt Muth der Bruſt, dem Geiſte Licht;
Der Greiſe Fauſt verjüngt ſie wieder,
Sie kommt wie Gottes Blitz heran,
Und trümmert Felſenberge nieder
Und wallt auf Rieſen ihre Bahn.
Mit ihrem heilgen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage
Was kaum Jahrhunderten gelingt,
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern:
Was groß und göttlich iſt, beſteht.

Es iſt bekannt, daß Uhlands Auftreten lange ignorirt wurde, d. h. von der Kritik ignorirt wurde, denn dieſe richtete ſich damals beinahe ausſchließlich nach den Orakelſprüchen, welche der Alte von Weimar von ſich gab, und man weiß, daß Goethe in ſeinen alten Tagen neben manchen Schwachheiten auch die an ſich hatte, gegen ſelbſtſtändiges Dichterſtreben kalt und ablehnend ſich zu verhalten, während er oft mit vollen Backen Nachahmerei und Mittelmäßigkeit lobte. Man leſe nur ſeine geſammelten Recenſionen. Die Kritik alſo ſchwieg, als Uhland zugleich mit den Arndt, Stägemann, Schenkendorf, Freimund Reimar in den Jahren 1812 — 1815 die patriotiſche Saite auf der deutſchen Dichterharfe anſchlug, als er ſpäter der öffentlichen Meinung ſeines heimatlichen Volksſtammes in Wort und Lied die mächtige Stimme lieh und deutſche Geſänge dichtete, eindringlich wie Geiſterruf, tönend wie Erz, die Kritik ſchwieg, als er das Trauerſpiel „Herzog Ernſt“, das Schauſpiel „Ludwig der Baier“ ſchrieb, beide voll kerniger Geſundheit und Naturfriſche, die Kritik ſchwieg, als er ſeine hochherrlichen Balladen, ſeine ergreifenden Romanzen ſang. Aber das Volk nahm ſeinen Dichter in ſein Herz auf und machte ihn zu ſeinem Liebling. Das Volk fühlte, an Uhland habe es nicht nur einen echten Dichter, ſondern auch einen Mann der Zeit. Einen echten Dichter — denn er ſang wieder in Naturlauten, nachdem die deutſche Lyrik lange, lange Zeit in geſpreizter Affektation ſich und alle Welt gelangweilt hatte: da hatten wir den fürchterlichen Schwulſt, der ſich aus der Nachahmung ſchiller'ſcher Rethorik herleitete, die fade Andächtelei der Nachtreter der romantiſchen Schule, die abgeſchmackte Nordelei Fouqué's und ſeiner Nachahmer — alles Affektation und Unnatur. Uhland gebührt das Verdienſt, die deutſche Lyrik wieder zur Natur zurückgeführt und ihr ebendadurch den Impuls zu dem herrlichen Aufſchwung gegeben zu haben, den ſie in neueſter Zeit nahm. Und weil ſein Herz, ſeine Poeſie ſo tief im Naturleben wurzelte, konnte ihn auch die Romantik nicht auf Irrwege bringen. Wenn der helle Farbenreichthum mittelalterlichen Lebens, die thatkräftige Herrlichkeit des Mittelalters in ſeinen Gedichten eine große Rolle ſpielt, ſo verhindert dieß unſern Dichter nicht, zugleich auch der Mann, der Wortführer ſeiner Zeit zu ſein, denn ihm ſind Romantik und Freiheit nicht, wie ſie es ſo Manchem waren und ſind, ſchroffe Gegenſätze, nein, ihm verbinden ſie ſich zur harmoniſchen Einheit eines ebenſo freien als poetiſchen Volkslebens, und das iſt die echte und gerechte Romantik. Nicht verſäuſelnd in nebelhafter Ekſtaſe, nicht verſchwimmend in abſurder Minniglichkeit oder zerſchmelzend in andächtelndem Servilismus, ſondern markig, hochgeſinnt, freimuthsvoll tritt das Mittelalter bei Uhland auf, und weil er den Kern desſelben, das Volksthümliche erfaßt, wird es uns in ſeinen Gedichten ſo lieb, während uns die Mittelalterlichkeiten ſo vieler anderer Poeten nicht nur kalt laſſen, ſondern geradezu anwidern. Uhland reichen wir mit vollſtem Vertrauen die Hand, wenn er uns in die Zeit der Kühnheit und der Minne, ins ſchwertraſſelnde Mittelalter zurückführt, ihm folgen wir gern in den Zauberwald der Sage, ins „alte, romantiſche Land,“ mit ihm weilen wir theilnehmend bei ſeinen Rittern und Königinnen, Fürſtenſöhnen und Troubadours, Pilgern und Schäfern, Edelfräulein und Wirthstöchterlein, denn überall finden wir da wirkliches Leben in

Hülle und Fülle und nie vergißt der Dichter unter all' dieſen Wundern, welcher Zeit Kind er iſt, welcher Zeit Kinder wir ſind, nie entwiſcht ihm der Faden, der aus den Herrlichkeiten des Mittelalters zurückleitet in die Gegenwart. Indem er ſo der Vergangenheit in glänzendſter Weiſe ihr Recht widerfahren ließ, mit der Gegenwart aber fortſchritt und durch dieſes Fortſchreiten an der Zukunft baute, iſt er Deutſchlands Lieblingsdichter geworden, deſſen hohe ſittliche Reinheit, die aber weit von ärmlicher Moralitätshetzerei entfernt iſt, beſonders ein Frauenherz wohlthuend anhauchen muß, während ſeine patriotiſche Gediegenheit das Männergemüth erhebt und begeiſtert.

Uhland'ſche Lieder oder Balladen herzuſetzen, laſſe ich wohlweislich bleiben. — Wer wird ſie nicht alle kennen? Willſt du aber wiſſen, welches mir die liebſten, ſo antworte ich dir: „Der Schäfer“, „Bertrand de Born“, „das Schloß am Meer“ und „die verlorene Kirche“.

Uhland iſt am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, ſtudirte Jurisprudenz, wurde 1810 Doktor der Rechte. Dann reiste er nach Paris, um dort mittelalterliche Handſchriften zu erforſchen. Das Mittelalter ging ihm auf. 1812 nach Stuttgart gezogen, ergreifen ihn die großen Vorgänge dieſes und der folgenden Jahre mächtig. Er beginnt zu dichten und ſeinem Volke theuer zu werden. 1814 erſcheint die erſte Sammlung ſeiner Gedichte, 1819 wählt ihn ſeine Heimatſtadt in die würtembergiſche Ständeverſammlung, 1830 erhält er den Lehrſtuhl der deutſchen Sprache und Literatur an der tübinger Hochſchule. Aber als das liberale Prinzip nach der Julirevolution auch in Deutſchland ſich Bahn zu brechen ſchien, ſtellte ſich der edle Dichter an die Spitze der würtembergiſchen Oppoſition, und als man ihm den Urlaub verweigerte, gab er der Regierung ſeine Profeſſur zurück, um fortfahren zu können, Diener des Volkes zu ſein. Die Lauheit deſſelben — das politiſche Bewußtſein der Neuzeit iſt noch ganz und gar nicht unter dem würtemberger Volk heimiſch — veranlaßte ihn und ſeine Freunde, voran der liebenswürdige, hochherzige Denker und Redner, Paul Pfizer, von der parlamentariſchen Kampfbahn abzutreten, die in Deutſchland ſeit den Bundestagsbeſchlüſſen von 1832 unmöglich eine That erzeugen kann, und ſeither lebt er ſehr zurückgezogen in ſeiner Vaterſtadt, wie man ſagt, gänzlich verſenkt in die Erforſchung deutſcher

Vorzeit, als deren Frucht eine großartige Volksliederſammlung von ihm erſcheinen ſoll. Ach,

Der in allertrübſten Tagen, in den Tagen unſrer Schande,
Dennoch ſeine Lieder weihte dem geliebten Vaterlande,
Der aus eingeſtürzten Hallen, aus der Vorzeit dunkelm Schacht:
Gold der Liebe, Gold der Treue glänzend hat an's Licht gebracht,
Daß aus friſchbelaubtem Stamme alte Zeiten neu erblühten,
Daß für Vaterland und Freiheit alle Herzen neu erglühten,
Daß der Widerhall erwachte in dem deutſchen Dichterwald,
Daß Geſang aus tauſend Kehlen rings von allen Zweigen ſchallt —

dieſer Mann iſt verſtummt, ſeit Jahren tönt ſeine Rede nicht mehr zu ſeiner Nation und »müßig hängt die Laute in der Halle.« Zürnen dürfen wir ihm nicht, aber beklagen müſſen wir mit allen Guten ſein Schweigen und nur die Ueberzeugung von ſeiner Unerſetzlichkeit machte mich unlängſt ſo keck, den Zuruf an ihn zu richten:

Balladenmeiſter, haſt du nicht
Vom Held Harald uns einſt geſungen,
Wie er, vom Zauberſchlaf beſtrickt,
Daſitzt in Waldes Dämmerungen,
Das ſchlummertrunkne Aug' geſenkt,
Die Arme thatenlos verſchränkt,
Nur träumend nach dem Schwerte greifend,
Wenn Blitze zucken, Donner rollt,
Der Nachtſturm ob dem Haupt ihm grollt
Und fährt durch Eichenwipfel pfeifend?
Du ſelber biſt der Held Harald!
Des Wiſſens Waffe in den Händen,
Des Rechtes Panzer umgeſchnallt,
Des Muthes Gürtel um die Lenden,
Den Eichenzweig als Helmeszier,
Am ſchwarzrothgoldnen Bandelier
Das blanke Hüfthorn der Romanze —
So trateſt du dereinſt einher,
Und warfſt des Liedes goldnen Speer
Und ſchleuderteſt des Wortes Lanze.
Du ſelber biſt der Held Harald!
Beſtrickt vom Zauber alter Kunden,
Verträumſt du in der Vorzeit Wald
Der Gegenwart mühvolle Stunden;
Und wenn dir trägt der Widerhall
An's Ohr den fernher groll'nden Schall

Von all' der Zukunft dräu'nden Wettern,
So ſetzeſt du nur träumeriſch matt
Das Hüfthorn an den Mund, anſtatt
Mit voller Seele dreinzuſchmettern.
Wach' auf, wach' auf, o Held Harald!
Entraffe dich des Zaubers Zwangen,
Aus altersgrauer Forſchung Wald
In die Arena einzuſprengen,
Wo einſt dein Kampfruf hell getönt,
Wo Luft und Erde hat gedröhnt
Von deinem Schwertſchlag allerwegen.
Wach' auf! Der Feind droht um und um.
Zeit iſt's, die Lanze wiederum
Für Recht und Volksthum einzulegen.
Dringt nie in deine Einſamkeit
Das bunte Faſeln all' der Gecken,
Die ſich in hohler Eitelkeit
Aus Zwergen woll'n zu Rieſen ſtrecken?
Und hörſt du nie das Luggegirr,
Und hörſt du nie das Truggeſchwirr,
Womit man Hohn ſpricht deinem Volke?
Wach' auf! In all' den faulen Witz
Laß' zucken deiner Loſung Blitz
Aus deines Schweigens düſtrer Wolke!
Wohl ruht es ſüß auf Lorbeern ſich,
Doch war das Volk nicht dein Bekröner?
Und träumen oder handeln, ſprich,
Ruh'n oder wandeln, was iſt ſchöner?
O wandle Held, o handle Held,
Es ruft ja wiederum in's Feld
Das Volk den alten, treuen Schläger.
Es ruft, o ſprich dein: „Ich bin hier!“
Und dann voran mit dem Panier,
Du wackerſter Standartenträger!

Uhland nacheifernd mit reichem Talent und unermüdlichem Streben nach dem Beſſern und Höhern hat ſich Guſtav Schwab, der gaſtfreie, treuherzige, um deutſche Literatur mannigfach verdiente Schwabe, einen Ehrenplatz in der deutſchen Dichterhalle geſichert. Das Feld, in welchem er ſich bewegt, iſt weniger das des unmittelbaren lyriſchen Ausdrucks, des Liedes, als vielmehr das der ſchildernden Poeſie, der Erzählung, deren Form er nach allen Seiten hin angebaut hat in Ballade, Romanze und Legende, bald geſchichtliche Stoffe in farbenhellen Bilderreih'n entfaltend, wie in ſeinen Romanzenkränzen von den „Kammerboten", vom guten „Herzog Chriſtoph", vom Freiheitskampf der „Appenzeller", welchen letztern die Krafttöne der epiſchen Tuba keineswegs mangeln, bald bibliſchen Mythen das einfache, aber immer ſchöne Gewand ſeiner Darſtellung umwerfend, wie in ſeiner lieblichen „Legende von den heiligen drei Königen", bald in den Sagenkranz Schwabens und der Schweiz ſchimmernde Perlen webend, wie ſein „Gewitter", ſeine „Glocke von Wunnenſtein", ſeine „Heidenkapelle bei Belſen", ſeine „Schöpfung des Bodenſees", ſeine „Ida von Toggenburg", bald Sagen der antiken Welt Ton und Farbe verleihend, wie in ſeiner „Gründung von Marſeille" und in ſeiner „Inſel der Seelen", bald auch in tiefergreifenden Balladen und Romanzen der eigenen Phantaſie ſchöpferiſch geſtaltend den Lauf laſſend, wie er dieß mit klaſſiſcher Meiſterſchaft in Dichtungen „des Fremden Königreich", „die Gottesbraut", „das Opfer" gethan hat. Eine Ballade voll geiſterhafter Anklänge iſt „der Todesklang":

Es ſteht an Finnlands Gränzen
Ein feſtes Schloß erbaut,
Das in des Mondes Glänzen
Weit über die Lande ſchaut.
Zu Füßen ihm in Eile
Schießt bodenlos ein Fluß,
Man hört auf eine Meile
Fernher den rauſchenden Gruß.
Dort iſt ſeit alten Tagen
Oft ſchon in ſtiller Nacht
Ein Klingen, ein ſüßes Klagen
Hellmahnend aufgewacht.
Wem gilt es wieder heute?
Es iſt ein mächtiger Troß,
Der Hauptmann und ſeine Leute,
Gekommen als Wach' aufs Schloß.
Der Hauptmann in dem Saale
Liegt ſchon im halben Schlaf,
Geküßt vom Mondenſtrale,
Ein ſchöner, ſchwediſcher Graf.
„Wer drunten muſiciret,
Und ſpielt ſo ſchöne Stück'?
Wer mir zu Ehren rühret
So holde Feldmuſik?"

Die Tön', ach, die dich laben,
Spielt einer, den du nicht kennſt:
Ich ſeh's wohl tauchen und baden
Im Fluſſe das Geſpenſt.
„Es tragen mich die Laute
Auf Flügeln ins Schwedenland,
Dort ſitzt die Liebe, die Traute,
Was ſtützt ſie ſich auf die Hand?“
Sie möchte wohl ſitzen in Thränen,
Wär' ihr dein Loos bekannt;
Du fliegeſt auf dieſen Tönen
In ein gar ander Land!
Im Schlafe ſchon ſpricht der Knabe:
„Nun, glaub' ich, ſchlummr' ich ein!
Mir träumt, ich läg' im Grabe,
Ich zög' in Himmel ein!“
Ach, Träumen iſt es nimmer,
Du junger Schwedengraf!
Dein Haupt im Mondenſchimmer
Neigt ſich zum ewigen Schlaf.
Der Geiſt taucht unter in Schweigen,
Er hat ſein Werk vollbracht;
Die Wellen fallen und ſteigen,
Der Fluß rauſcht durch die Nacht.

Guſtav Schwab iſt geboren 1792 in Stuttgart, diente von 1815 an ſeinem Vaterland in mit Eifer, Segen und Ruhm bekleideten Lehrſtellen, zog ſich für einige Jahre auf eine Dorfpfarrei zurück und wirkt jetzt als Prediger in ſeiner Vaterſtadt. Das Predigerweſen tritt, freilich immer herzlich und anſprechend, auch in ſeinen dichteriſchen Productionen hie und da zu langathmend hervor und er vergißt dann, ſich concis zu faſſen, prägnant abzurunden. Liebenswürdig, wie als Poet, iſt er auch als Menſch. Ueberall folgte ihm Liebe und er hat ſich, von der Vornehmthuerei und Herabblickerei ſo mancher literariſchen Autorität weit entfernt, inſonderheit auch den Dank vieler jungen Dichter erworben, denen er mit väterlichem Wohlwollen anregend und berathend beigeſtanden. Ohne leidenſchaftliche Parteinahme, aber die Entwicklungsphaſen der Literatur ſtets jugendfriſch mitdurchlebend, auch das ſeinem eigenen Naturel Fremdartige und wenig Zuſagende mit Theilnahme beachtend und nach

Verdienſt anerkennend, iſt Schwab einer der Wenigen, an deren Kranz ſelbſt Neid und Läſterſucht nicht zu taſten wagen.

Du kennſt doch die rührende Hiſtorie von der weinsberger Weibertreue, jenen guten mittelalterlichen Witz, deſſen Kunde die Jahrhunderte hinabklingen wird, wie ſie aus den Aeolsharfen flüſtert, welche in den Ruinen der weinsberger Burg angebracht ſind? Unterhalb dieſer Burg hebt ſich das Haus des guten, guten Juſtinus, des „theuren Schattenſpielers“, des berühmten Poeten und Geiſterſehers. Von der Thurmwarte ſeiner gaſtfreundlichen Wohnung hat ſchon mancher Troſtſuchende getröſtet, mancher Kranke geſundend, mancher Dichter dichtend in die Rebenhügel und grünen Thäler des ſchwäbiſchen Unterlandes hineingeblickt. Sogar der Doktor Strauß fühlt ſich heimiſch bei dem lieben Herbergvater mit den ſchönen dämonologiſchen Augen, der Kranke zu heilen, köſtliche Lieder zu dichten und mit Geiſtern zu verkehren weiß.

Kerners Vaterſtadt iſt das weite, ſoldatenvolle und menſchenleere Ludwigsburg, deſſen Oede er in ſeinen Reiſeſchatten lächerlich macht, wenn er von der Stadt „Grasburg“ ſpricht. Geboren 1786, lag er am Gymnaſium der Heimat, dann in der Kloſterſchule Maulbronn den Studien ob, mußte aber beim Tode ſeines Vaters ſelbe aufgeben, um die Kaufmannſchaft zu erlernen. Durch Vermittlung des Dichters Conz von dieſer mit Widerwillen betretenen Lebensbahn abgebracht, ging er 1804 nach Tübingen, um Medicin zu ſtudiren. Sein originelles Leben und Treiben auf der Univerſität und wie er, akuſtiſcher Verſuche wegen, mit allerlei Federvieh und kriechendem Gethier in einer Stube zuſammen lebte, hat uns Varnhagen von Enſe, der feinſinnige Biograph und Kritiker, beſchrieben. In dieſe Zeit fallen zwei Bekanntſchaften, welche Kerners dichteriſche Begabung weckten, die Bekanntſchaft mit Uhland und die Bekanntſchaft mit „des Knaben Wunderhorn“, jener köſtlichen, durch Arnim und Brentano veranſtalteten, Sammlung deutſcher Volkslieder. 1809 promovirte er, ging dann auf Reiſen, practicirte heimgekehrt an verſchiedenen Orten, gab 1811 ſeine „Reiſeſchatten“, 1812 die erſte Sammlung ſeiner Gedichte heraus, begann ſich um das „Hereinragen“ des Geiſterreichs ins irdiſche Leben zu bekümmern, kam 1819 als Oberamtsphyſicus nach Weinsberg.

Betreffs der Somnambulerei und Geiſtergeſchichten Kerners mußt du dich, ſo dir die Sache intereſſant, an einen andern Berichterſtatter wenden, meine Theure; denn ſo oft ich meine Lenden gürtete und mich in das Geiſterreich ſtürzte, welches ſich in Kerners „Seherin von Prevorſt" und „Blättern aus Prevorſt" aufthut, ſo wurde mir wahrhaftig ſo dämmlig zu Muthe und dumm, als ging' mir ganz Prevorſt mit all' ſeinen Bauernhäuſern, Ställen und Miſtpfützen im Kopf herum. Bart Barbaroſſa's, was das für Geſchichten ſind! Laſſen wir ſie, um uns zu Kerners „Dichtungen" zu wenden, wie ſie, in zwei Bände verſammelt, bereits in mehrfachen Auflagen erſchienen ſind.

Wenn Kerner von der Poeſie ſingt:

Poeſie iſt tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menſchenherzen
Das ein tiefes Leid durchglüht.
Doch die höchſten Poeſieen
Schweigen wie der höchſte Schmerz,
Nur wie Geiſterſchatten ziehen
Stumm ſie durchs gebrochne Herz —

wenn er von ſeinem Dichten geſteht:

Ein Vogel ſingt im Sonnenſchein,
Ein anderer im Regen ſinget,
Ein dritter ſchlüpft verſtummt allein,
Und nur der Tod ein Lied ihm bringet.
Kaum hab' ich je im Sonnenſchein,
Noch ſeltener in Luſt geſungen,
Doch iſt ſchon oft durch Nacht und Pein
Ein Lied tief meiner Bruſt entſprungen —

ſo weißt du ſchon, in welchen Anſchauungen Kerner's Muſe ſich gefällt. Ja, Schmerz iſt das immer wiederkehrende Thema, welches ſeine Lieder variren, ein aus dem tiefſten Herzen hervorquellender, durch und durch wahrer, myſtiſch angehauchter Schmerz, der ſogar die ſeltenen Akkorde des friſchen Lebensmuthes, welche Kerner etwa in ſeinen Trink- und Wanderliedern anſchlägt, unabweislich durchzittert als ein ſtilles Sehnen, ein unausgeſetztes Ringen nach dem Ueberweltlichen, z. B.

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich ſehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann ſie nicht ereilen,
Weit, weit iſt ſie von hier.

So fremd mir anzuſchauen
Sind dieſe Städt' und Auen,
Die Burgen ſtumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Wir glauben in der That oft eine Somnambule ſingen zu hören, wenn Kerner ſeinem Heimweh nach der höhern Heimat Luft macht, wie in dem myſtiſchen Lied »alte Heimat«, aber wir fühlen uns ſtets mitfortgezogen von dem gläubigen Zug dieſer reinen Dichterſeele, wenn ſie, fern von aller Unduldſamkeit, in kindlicher Hingebung zum Himmel emporſtrebt und ſelbſt aus dem Verlaſſenſein von aller Welt neue Nahrung ſaugt für ihr frommes Gottvertrauen, wie in dem Lied:

Wohl iſt es ſchön, zu ſtehen
In trauter Freunde Reih'n.
Doch ſchöner iſt's zu gehen
In weiter Welt allein.
Menſch! biſt du ganz verlaſſen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannſt du erſt dich faſſen,
Kannſt geh'n in Gott zurück.
Es täuſcht die Welt, die trübe,
Dir immer Aug' und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.
In ihr lebſt du verſunken
In Gottes Angeſicht,
Die Andern, erdetrunken
Gewahren deiner nicht.
Ja, möchten ſie dich laſſen
In deinem Innern ſtumm,
Verlaſſen, ganz verlaſſen,
Bis deine Zeit iſt um.
In Tiefen unberühret
Wächſt einmal das Metall;
Wo's nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Kryſtall.

Frommen Ergüſſen dieſer Art lauſchen wir gerne, während uns vor dem pietiſtiſchen Gewäſche der Herren Krummacher, Lange, Knapp und Conſorten ein wahrer Horror überkommt. Religiöſe Lieder, wie ſie Kerner ausgeſäet, ſtehen wirklich als duftreiche Lilien unter dem farbenprangenden Blumenflor des deutſchen Liedergartens. Auch ſeine Romanzen, unter denen die bekannteſte „Kaiſer Rudolfs Ritt zum Grabe", meiſt aus heimatlichem Boden entſproſſen und oft in die Molltonart der Legende übergehend, ſind keine voll und hell blühenden Roſen, wie die Uhlands, ſondern traumhafte Nachtviolen, unter die ſich nur ſelten eine luſtig aufgeſprungene Nelke miſcht, wie „der Geiger zu Gmünd" und über die hie und da ein geſpenſtiger Nachtfalter hinflattert, wie die Romanzen vom „Ring" und vom „Herrn von der Haide".

Aber glaube nicht, daß Kerners ganzes Weſen in myſtiſchem Sehnen, in ſchmerzhaftem Klagen aufgehe. Allerdings verſchwebt ſeine Poeſie oftmals in der blauen Luft, allerdings hat er durch ſeine Dichtung in proſaiſcher Form „die Heimatloſen", deren Hauptfiguren Serpentin und Sililie ganz unfaßliche, ätheriſch verſäuſelnde Traumbilder, beweiſen, daß es ihm unmöglich, feſte, wirkliche Geſtalten aus Fleiſch und Blut zu zeichnen, aber was ihn an der lieben Muttererde feſthält, was ihn aus dem Mittel- oder Zwiſchen- oder Wasweißichwasfüreinemreiche immer wieder herabbringt in das reelle Leben, das iſt ſein Humor, der echt und liebenswürdig genug, in ſeinem „Bärenhäuter im Salzbad" die eigene Geiſterſeherei zum Gegenſtand der Perſiflage zu machen, ein Humor, der in den Schattenreihen ſeiner „Reiſeſchatten" bald in den Kreis der niedern Komik herabſteigt, um die bunten Narrheiten des Lebens und der Menſchen mit geſundeſtem Gelächter zu überſchütten, bald durch Thränen lächelnd die Myſterien des Menſchenherzens zu enthüllen ſucht. Kerner hat ſich ſelbſt als „Schattenſpieler Luchs" in die Reiſeſchatten eingeführt und ſpielt uns das tollſte Schattenſpiel vor, in welchem ſich wahnſinnige Poeten, Chemiker, Studenten, elfenhafte Mädchen, Kloſterbrüder, Pfarrer, Philiſter aller Sorten, Schauſpieler, Profeſſoren, Grafen und Gauner, Kaiſer, Nonnen, Teufel, Zwerge, Gärtner und Todtengräber, Nachtfräulein und Handwerksburſche, Mondſchein und Regen, Blumen und Vögel, Weinen und Lachen, Liederſchmetterlinge und Krähwinkeleien, Ironie und geiſterſeheriſche Anklänge in haſtigem Gewirr durcheinanderdrängen. Wie herzlich Kerner zu ſpaßen verſteht, mag dir eine Epiſode aus den „Reiſeſchatten" beweiſen, welche er folgendermaßen erzählt:

Unten in einem tiefen Thale lagen Hütten und Felder, gingen Mädchen ſingend am Ufer eines Fluſſes und ſahen aus einem zarten Schleier, gewoben vom Dampfe der Blüthen und Kräuter, zu uns empor. Als ich ſo ſtand, ſah ich am Fuß des Berges einen Poſtwagen vorüberfahren. Ich war bald entſchloſſen, meine Reiſe mit ihm fortzuſetzen und erreichte den Wagen noch unweit des Berges. Der Wagen ging gar langſam, auch war hinten ein hinkendes Pferd angebunden, das an ihm rückwärts zog. Ich erkannte in dieſem Pferde den ledernen Rappen des bewußten Pfarrers, als ich den Pfarrer ſelbſt in dem Wagen erblickte. Der Pfarrer hatte das Kinn mit ſeiner Stockbibel unterſtützt und ſaß neben einer Maſchine, die ich alsbald für den Bronnenmacher von Grasburg erkannte. Noch ſaß in dem Wagen ein luſtiger Koch, den ein fremder Graf in Dienſte genommen hatte und der nun an den Ort ſeiner Beſtimmung reiste. Der Tag war recht heiß geweſen, der Poſtwagen kam in einem langſamen Zuge von Grasburg hergeſchlichen und der Bronnenmacher wie der Pfarrer klagten lamentabel über Durſt und Hunger. Der Koch hing von Zeit zu Zeit wegen des Mücken- und Sonnenſtichs, wie er vorgab, ein Tuch über ſein Geſicht, ich bemerkte aber gar wohl, wie er da jedesmal eine Hühner- oder Faſanenkeule unter dem Tuch zum Munde brachte, deren Geruch dem Pfarrer und dem Bronnenmacher gar ärgerlich in die Naſe ſtach. Dieß bemerkte der Koch wohl, war aber ein luſtiger Kerl, weßwegen er auch alſo ſprach: „Eine Krebsſuppe wäre jetzt nicht übel!“

„Hum!“ ſchmunzelte der Bronnenmacher.

„Ja, wenn ich jetzt eine Tafel zu beſorgen hätte, ſo würde ich gewiß mit einer Krebsſuppe den Anfang machen, und die müßte dann eine ſolche kraft- und ſaftvolle Brühe haben, daß die Krebſe, von ihr geſtärkt, wieder lebendig würden und vor Entzücken mit den Schwänzen wedelten, auch allerlei humoriſtiſche Stellungen machten, welches gewiß wunderlich anzuſehen wäre. Auf dieſe Krebsſuppe müßte dann nothwendig Rindszunge mit Sardellenſauce folgen.“

„Hum!“ ſchmunzelte der Pfarrer.

„O, das iſt vortrefflich! Meine Herren, greifen Sie nur keck zu; hier iſt auch eine Citrone zum Ausdrücken daran!“

Der Bronnenmacher und der Pfarrer ſtreckten die dürren Zungen bei dieſen Worten heraus und ließen ſie ſo hängen.

„Aber hier dieſe Fleiſchpaſtete!“

„Hum!“ machte der Bronnenmacher, indem er ſich auf die Zunge biß.

„Herr Pfarrer, nehmen Sie den Deckel keck herab!“

Der Pfarrer lächelte convulſiviſch.

„Da ſehen ſie in der gewürzreichſten Sauce zwei wohlappretirte Hähne, die krähen vor Entzücken, daß ſie ſo wohl ſchmecken und ſchlagen mit den Flügeln an den Magen, der mit gebratnen Kaſtanien gefüllt iſt.“

Der Bronnenmacher ſtrich ſich mit der Hand über den Bauch.

„Ich muß ſelbſt geſtehen,“ ſprach der Koch weiter, „ſie ſchmecken auch ganz vortrefflich. Greifen Sie doch zu! Hier dies Pfaffenſchnitzchen, das muß ganz excellent ſein, ſo appetitlich weiß, mit einem braunen Rande, wie Butter. Nein! drücken Sie doch einige Tropfen von dieſer ſaftigen Citrone darauf!"

„Nun kann ich's nicht mehr aushalten," ſchrie der Pfarrer und biß dem Bronnenmacher in die fette Backe.

Der Bronnenmacher that einen lamentabeln Schrei.

„Ruhig," ſprach der Koch, „ſonſt werft ihr dieſe Schüſſel mit Kraut um; du, das geht noch über Alles! Mit den gewürzreichſten nürnberger Bratwürſten iſt es garnirt. Jetzt ſteck' ich mit der Gabel in eine derſelben und die duftreichſte Brühe ſpritzt wie ein Springbronnen hintennach, und dann ein Glas alten Steinwein darauf, der Teufel!"

„Meuchelmörder!" ſprach der Pfarrer und bog das matte Haupt.

„Ach!" ſprach ich, „der arme Mann, der erſt vor ein paar Tagen von einem wüthenden Hunde gebiſſen wurde!"

„Wie," ſchrie der Bronnenmacher, „von einem wüthenden Hunde?"

„Ja," ſeufzte der Pfarrer, „es hat aber wohl nichts zu bedeuten, die Sache iſt noch im Zweifel und hat der Chirurgus mir indeß die Naſe mit einem Blaſenpflaſter belegt."

„So!" ſprach der Bronnenmacher, „darum habt Ihr mich gebiſſen? O ich unglückſeliger Mann, ſo werden alle die ſchrecklichen Träume noch wahr. Wißt, Nacht für Nacht träumt es mir ſchon ein halb Jahr, ich ſei ein Hund und nage vor einem Wirthshaus die herausgeworfenen Knochen ab, worauf ich ſtets mit dem ſchrecklichſten Hunger erwache. Das deutet auf nichts Anderes als Hundswuth."

„Das glaub' ich auch," ſprach der Koch leiſe zum Bronnenmacher, „der Herr Pfarrer kommen mir überhaupt ſchon längſt nicht ganz richtig vor; die Augen — — ich weiß nicht — —"

„Schweigt," ſprach der Bronnenmacher leiſe zu ihm, „ich bin ſo immer mit derlei Melancholien behaftet."

Der Pfarrer ſchneuzte ſich, der Bronnenmacher fuhr zuſammen, vermeinend, der Pfarrer habe gebellt. Der Pfarrer erſchrack ob dem Hinwegfahren des Bronnenmachers und ſprach: „Wie? ſeht Ihr mir Etwas an? um Gotteswillen, ſprecht!" Der Bronnenmacher konnte kein Wort hervorbringen, er bewegte ſich convulſiviſch und fing zu bellen an. Der Pfarrer gerieth ganz außer ſich vor Schrecken, er wollte aus dem Wagen; zum Glück fuhren wir gerade in das Städtchen Hundsſchnauzen ein. Da hielt der Poſtwagen vor dem Wirthshaus zum grünen Recenſenten, um den Pferden trockenes Brod zu geben. Der Pfarrer und der Bronnenmacher ſchlichen ſich ganz ſtille in eins der obern Zimmer und beſtellten zwei Schinken und mehrere Bouteillen Wein. Der Koch aber war boshaft genug, alsbald vor allen Anweſenden in der untern Wirthsſtube zu erzählen, wie die zwei Herren da oben von einem wüthenden Hunde gebiſſen worden und wie man ſich in der That ein wenig vor ihnen in Acht zu nehmen habe, beſonders vor dem Bronnenmacher, der eigentlich ſo dürr, ja noch dürrer von Natur als der Pfarrer ſei, der aber durch den Hundsbiß bereits auf das allerſchrecklichſte angeſchwollen. Da ward das ganze Haus voll Schrecken. Vergebens ſchrie der Pfarrer um Fleiſch, Niemand getraute ſich in das Zimmer.

„Mein Hunger iſt raſend! meine Geduld iſt aus!“ ſchrie jetzt der Bronnenmacher, indem er wie eine Bombe aus dem Keſſel ſchnaubend aus dem obern Erker herabfuhr; der Pfarrer folgte ihm als ein ſchmaler feuriger Schweif. Alles floh, was außer der Wirthsſtube, in dieſelbe; alle Thüren wurden verſperrt. Die Nachbarn ſprangen herbei. Der Koch rief ihnen durch das Fenſter zu: „Ihr lieben Leute, ſperrt eilends die Thüren des Wirthshauſes, ſonſt wird das ganze Dorf gebiſſen!“ Der Koch, der Conducteur, die Poſtknechte, die Wirthsleute und ich befanden uns in der untern Wirthsſtube. Der Koch recognoscirte durch das Schlüſſelloch und machte Alles noch ärger. „Jetzt,“ ſprach er, „zerbeißt der Bronnenmacher das Schloß der Thüre; ich ſeh's, er ziſcht, der Schaum ſteht ihm vor dem Maule. Himmel, welche Augen er macht! Der Pfarrer dreht den Kopf krampfhaft hin und her und hat ſich in des Bronnenmachers Waden verbiſſen! Jetzt, weh, rennt der Bronnenmacher mit dem Kopfe gegen die Thüre, wie ein Mauerbrecher — weh!“

Da ſprang Alles zurück, der Bronnenmacher ſchlug fluchend an die Thüre.

„Rette ſich, wer noch zu leben Luſt hat!“ ſchrie der Koch und ſprang zum niedern Fenſter der Wirthsſtube mit den zwei Schinken hinaus. Der Conducteur, die Poſtknechte und ich folgten ihm nach. Die Poſtknechte warfen ſich auf die Pferde, wie in den Wagen und pfeilſchnell flogen wir von dannen.

Spricht man von Schwabens Dichtern, ſo pflegt man gewöhnlich auch Carl Mayer zu erwähnen, der einen dicken Band epigrammatiſcher Liederchen herausgegeben hat. Nun ja, ein gemüthliches Freuen an der Natur macht ſich in dieſen Reimchen überall kund, aber aus dieſen zahlloſen Käfer- und Grasliedchen Poeſie herauszuſchnüffeln, iſt mein Sinn zu grobkörnig. Gott beſſer's! Mit ganz anderen Anſprüchen auf Beachtung und Ruhm iſt Guſtav Pfizer hervorgetreten, der Bruder des Patrioten Paul Pfizer, geboren 1809 zu Stuttgart, wo er auch gegenwärtig in ausgebreiteter literariſcher Thätigkeit lebt. Er ſtudirte Philoſophie und Theologie, gab 1831 ſeine erſte Gedichtſammlung heraus, reiſte 1834 nach Italien, veröffentlicht 1835 einen zweiten Band Gedichte, überſetzt Byron und Bulwer, ſchreibt Luthers Leben, beſpricht mit geiſtreichſter Kenntniß in den „Blättern zur Kunde der Literatur des Auslands“ europäiſche Geiſtesbeſtrebungen, läßt 1840 „epiſch-lyriſche Dichtungen“ erſcheinen und vor kurzer Zeit „der Welſche und der Deutſche, hiſtoriſch-poetiſche Bilder aus dem 15ten Jahrhundert.“ Sonderbar, der alte Goethe hat in geheimräthlicher Vornehmigkeit Guſtav

Pfizer dereinſt kritiſch mißhandelt, welcher Mißhandlung Pfizer nur ein verdoppelt ernſtes Streben entgegenſetzte, und doch ſtand der junge Dichter eigentlich in geiſtiger Wahlverwandtſchaft mit dem Dichter der Iphigenie und des Taſſo. Wie es in Goethe zur Zeit, als er den erſten Theil ſeines Fauſt dichtete, ſpeculativiſch wühlte und gohr, wie er die Reſultate dieſes philoſophiſchen Gährungsproceſſes in klaren Bildern und Liedern auszuprägen liebte, ſo iſt auch Guſtav Pfizer in die Tiefen der Speculation hinabgeſtiegen und hat, was er dort geſchaut und erlebt, was ihn geſchmerzt und erfreut, in tiefſinnigen Dichtungen veranſchaulicht, wie in den „Geheimniß“, die „Epopten der Geſchichte“, „Gerontes“, überſchriebenen und in manchem ſchönen Sonnett, ja ſogar die tändelnde Form des Ghaſels macht er oft zum Gefäß gedankenſchwerer Anſchauungen. Und wie Goethe Auge und Herz klärte, die Seele ſonnte an helleniſcher Schönheit, ſo fühlt ſich auch Pfizer aus ſeiner verphiliſterten Zeit fortgezogen nach Griechenland, zurück in die ambroſiſchen Tage heidniſcher Freiheit, Schönheit und Heiterkeit, zurück in die roſigen Zeiten göttlicher Menſchlichkeit und menſchlicher Göttlichkeit. Indem er dieſem Zuge folgte, iſt er ſehr eigenthümlich aus den Umſchränkungen von Schwabens poetiſcher Welt herausgetreten und ſchrieb die anmuthvollen, genußſinnigen Gedichte „Heidenthum“, „Dolce far niente“, „die Tafelrunde“, „der griechiſche Tag“, eine gar reizende Phantaſie, deren Eingang lautet:

Heut Freunde, rief ich, wollen wir, der Phantaſie ergeben,
Den ſchönen blauen Sommertag wie frohe Griechen leben!
Wir laſſen von der Gegenwart, der Thörin, uns nicht meiſtern,
Wir wollen mit dem Göttertrank der Vorzeit uns begeiſtern!
Sie ſchlugen alle fröhlich ein; der Kleider läſt'ge Moden
Sie wichen griechiſchem Gewand und griechiſch ward der Boden.
Bald wallten leichte Mäntel uns um jugendwarme Glieder,
Wir ließen uns im Gartenhain bei Lorbeerbüſchen nieder.
Wir ſchritten froh und leicht dahin auf purpurnen Sandalen;
Miſchkeſſel waren aufgeſtellt und ſilberne Fialen
Im Schatten des Platanenbaums in einer Myrthenlaube;
Der Wein war ſüß, als ſtammte er aus Chios Feuertraube.
Der jugendlichen Trunkenheit war der Triumph gelungen,
Wir hatten um Jahrtauſende uns keck zurückgeſchwungen;
Vernichtet war die Gegenwart, verzaubert unſer Norden,
Der mürriſche Barbare war zum heitern Griechen worden.
Wir ſangen von Anakreon, von Eros und von Roſen,
Von Schönheitswaffen, wundem Herz, von ſüßem Weh und Koſen.

Bald ſchwoll die Lippe röther auf und flammten heiß're Blicke,
Bald ſchwanden in Vergeſſenheit die trüben Weltgeſchicke,
Bald war der Glaube ausgetauſcht — vom Himmel ſchauten wieder
Der ſeligen Olympier verjüngte Häupter nieder.
An Papſt und Kirche wir nicht mehr, an Reu' und Buße dachten:
Statt von den Ruſſen ſprachen wir von friſchen Perſerſchlachten.
Im Garten ſummten Bienen laut, die von Hymettus flogen
Und jede Dufteswelle kam aus Tempe's Thal gezogen.
Dann ſchöpften im Sympoſium wir herrliche Belehrung;
Am kält'ſten Geiſt vollendete der Gott jetzt die Bekehrung.
Der letzte Trauerſchleier ſank vom roſenfarbnen Leben;
Grad' in den Aether meinten wir umſchlungen uns zu heben,
Die laue Luft — ein einziger Kuß von Liebeskräften ſchwellend,
Der ſüße Wein — ein Narbtaquell das Innerſte durchhellend.
Geflügelt aus dem Raupenſtand aufflogen ſchöne Triebe:
Wir prieſen die Unſterblichkeit der Schönheit und der Liebe.
Und als der Abend brach herein, lud ſchmeichelnd die Najade
Mit ſilbernem Geplätſcher uns zum friſchen Wogenbade.
Geworfen hatten wir zuvor des Diskus ſchwere Scheibe,
Willkommen war die Kühlung jetzt dem tagesmatten Leibe.
Und einer rief voll Trunkenheit: „O Freunde, ſchaut, ich wähne,
Es ſchwimmen gegen uns herab viel ſilberhelle Schwäne.
Dieß iſt Eurotas! ſchaut, ob ihr den Götterkönig kennet,
Der in den feuchten Wogen noch von Liebesflammen brennet."
Nachdem wir uns mit Oel geſalbt, entzündeten uns wieder
Der heil'ge Chor des Sophokles und Pindar's Siegeslieder.
Den Göttern allen ward zuletzt ein Opfer ausgegoſſen,
Mit Andacht und mit Frömmigkeit der ſchöne Tag beſchloſſen.

Wenn aber Pfizer in Gedichten dieſer Art eine der ſchwäbiſchen Leier ganz ungewohnte Saite anklingen läßt, ſo erinnert er ein andermal wieder an einen ältern Sohn Schwabenlands, an einen von deſſen größten, an Schiller. Mit dieſem hat er die raſtloſe Reflexion und den pathetiſch-rhetoriſchen Schwung des Ausdrucks derſelben gemein, eine Gemeinſchaft, die keineswegs aus Nachahmung abgeleitet werden darf, ſondern ſich als urſprüngliche Anlage deutlich genug zu manifeſtiren weiß. Auch die von Schiller ſo hoch verklärte Idee des Weltbürgerthums, eine Idee, welche überhaupt den im Leben manchmal ſo engen, im Denken ſo ſchrankenlos weiten Schwabenherzen eigen, findet lebhaften Widerhall in Pfizers Bruſt. Von ihr geleitet, betrachtet er die Geſchichte, ſympathiſirt mit ihren Großthaten in alter und neuer Zeit, dieſe Idee hat er in ſo hinreißend ſchöne Worte gekleidet in der Elegie „der ſterbende Cosmopolit“, und ſie ſieht uns ſo klagevoll an aus der „Winterſcene aus Polen“:

„O mein Kind! nicht aus der Hütte geh'!
  Würdeſt dich verirren in dem Schnee;
  Heulend freche Wölfe nur und Raben
  Halten jetzt im Mondſchein ihren Schmaus;
  Beutegierige Koſaken graben
  Leichen aus dem Schnee heraus.
O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
  Denn ein Narr ſchweift draußen durch den Schnee,
  Würde dich erſchrecken und dich fragen
  Dich, du ſchönes Kind, der tolle Mann:
  Wie man wohl aus den vergangnen Tagen
  Wieder heute machen kann?
O mein Kind! nicht aus der Hütte geh'!
  Wenn du dich verirrteſt in den Schnee —
  Haſt ja keinen Vater, der dich ſuche,
  Heim dich leite an der treuen Hand;
  Schläft er unterm kalten Leichentuche,
  Irrt er um in fremdem Land?
Siehe dort! ein kaltezitternd Reh
  Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee!
  Laß es ein, damit es kann erwarmen.
  Ja, barmherzig muß man ſein, mein Kind,
  Daß die Fremden auch ſo voll Erbarmen
  Deinem flücht'gen Vater ſind!“

Daß nicht eigentlich die Lyrik ſein Fach, daß ſein Talent zu reflektirend, ich möchte ſagen zu kritiſch iſt, um als friſcher Liederquell ins Leben zu ſprudeln, ſcheint Pfizer wohl zu fühlen, indem er neuerdings vorzugsweiſe Stoffe ſich erleſen, in deren Bearbeitung ſein Gedankenreichthum ſich didaktiſch entfalten kann. So in ſeinen „ſalomoniſchen Nächten“, an denen aber leider der Titel das Beſte geblieben, in „kleinen Fragmenten aus Italien“, ſo auch in ſeinen epiſchen Romanzencyklen „Ezzelin“ und „die Tartarenſchlacht“. Aber da führt ihn ſein reflektirendes Sichten und Zurechtlegen oft gar ſehr in die Weite und Breite, daß die verrufene „epiſche Langeweile“ nicht ausbleibt. Seine Leichtigkeit, Verſe zu machen, macht ihn öfter als wünſchbar vergeſſen, ſich knapper zu faſſen, ja nicht ſelten läßt er ſich geradezu in ermüdendſter Weitſchweifigkeit gehen. Das iſt in noch weit höherm Grade, als in den frühern, in ſeinem neueſten

Werke der Fall, in den fünfhundert enggedruckte Seiten füllenden, hiſtoriſch-poetiſchen Bildern »der Welſche und der Deutſche oder Aeneas Sylvius und Gregor von Heimburg.« Denke dir, dieſes Poema zählt ungefähr zweitauſend achtzeilige Strophen. Jede Strophe enthält vier gleich gereimte männliche Endungen und vier nicht gereimte weibliche. Sobald ich dieſe Entdeckung gemacht, wurde mir beklommen zu Muth für den Dichter, denn ſolche Reimſpielerei, welche nicht ſelten den Gedanken nach dem Wort zwingen muß und, das Ganze zuſammengehalten, vielfach die gleichen Reime und Gedanken wiederbringt, iſt eine ſehr fatale Sache. Ich fand bei der Lektüre mein Vorurtheil beſtätigt. Noch gefährlicher aber für den dichteriſchen Werth iſt der gewählte Stoff. Hiſtoriſch-poetiſche Bilder nennt Pfizer ſein Werk. Meiner Anſicht nach iſt es gereimte Geſchichte mit hervortretenden Lieblingscharakteren. Bilder möchte ich es deshalb nicht nennen, weil es eine fortlaufende Erzählung mit kritiſchen Bemerkungen und beweiſenden Aktenſtücken, und man dagegen unter Bildern gewöhnlich in ſich abgeſchloſſene Figuren verſteht. Wie dem auch ſei, Pfizers Rieſenfleiß iſt zu bewundern, ſeine verſificirende Beharrlichkeit zu beſtaunen, man kann in ſeinem Welſchen und Deutſchen Vieles finden für die Kenntniß des fünfzehnten Jahrhunderts, man ſtößt auf pikante Wendungen, feine, tiefeindringende Bemerkungen, überraſchend gutgeſagte didaktiſche Sätze, auf mit Begeiſterung entworfene, mit Liebe ausgeführte Schilderungen, wie beſonders der Abſchnitt »Claſſiſche Studien«, in welchem Pfizer von Griechen und Römern ſpricht wie von alten trauten Genoſſen, man freut ſich der patriotiſch-hochſinnigen Grundſätze, der wiſſenſchaftlich-freimüthigen Anſchauungsweiſe des Dichters, man erkennt ſein klares Urtheil, ſein Verſtändniß der Geſchichte, man kann ſich ſo recht eigentlich in ſeinen Gedankengang hineinſtudiren, ohne nur ein Pünktchen zu überſehen, weil die beleuchtende Lampe neben jedem Worte ſteht — aber damit iſt auch Alles geſagt. Ich habe niemals eine poetiſche Schrift geleſen, die mich gänzlicher ausgetrocknet hätte, obgleich ich in einem Meer von Verſen ſchwamm, mich kaum je durch ein Buch ſo angeſtrengt gefühlt wie durch dieſen Anſchauungsunterricht des ausklingenden Mittelalters. Hoffen wir, daß Pfizer noch zeitig genug zu der Einſicht kommen werde, daß derartige uniformirte Versheere eine eherne Scheidewand zwiſchen ihm und dem Parnaß aufführen müſſen, hoffen wir, daß er ſich durch die lobhudelnden Räucherungen, womit man ihn von gewiſſer Seite her umdunſtet, nicht in die Selbſttäuſchung einwiegen laſſe, durch Leiſtungen wie der »Welſche und Deutſche« wirklich einen großen und ſchönen Zweck erreichen zu können, und daß er ſein produktives Talent nicht vergeude, nur um dem Publicum recht ſchlagend zu beweiſen, die Poeſie höre immer da auf, wo die Verſemacherei anfängt.

Ein originelles, friſches Schwabenherz klopft in den Gedichten Eduard Mörike's und wenn er darauf verzichtet, romanzenhafte Geſtalten zu zeichnen, die ihm beinahe immer mißlingen, wenn er die Flut ſeiner Gefühle und Lieder in gänzlicher Abſichtsloſigkeit dahinwogen läßt, wie in der wunderſamen Vigilie »an einem Wintermorgen«, oder ſich begnügt, ſie in dem Spiegel von Naturſchilderungen zu zeigen, wie in der »Herbſtfeier«, ſo fließen ſeine Lieder einher wie ein luſtiger, blumenüberhangener Bach, aus deſſen kryſtallener Tiefe mährchenhafte Sylphiengeſtalten auftauchen und an deſſen Ufern da und dort ein ſchlanker Baum ſich erhebt, unter deſſen Blätterfülle goldene Gedankenfrüchte hervorſchimmern, wie das »Nur zu!« überſchriebene Sonnett.

Schön prangt im Silberthau die junge Roſe,
 Den ihr der Morgen in den Buſen rollte,
 Sie blüht, als ob ſie nie verblühen wollte,
 Sie ahnet Nichts vom letzten Blumenlooſe.
Der Adler ſtrebt hinan ins Gränzenloſe,
 Sein Auge trinkt ſich voll von ſprüh'ndem Golde,
 Er iſt der Thor nicht, daß er fragen ſollte,
 Ob er das Haupt nicht an die Wölbung ſtoße.
Mag denn der Jugend Blume uns verbleichen,
 Noch glänzet ſie und reizt unwiderſtehlich,
 Wer will ſo holdem Trug zu bald entſagen?
Und Liebe, darf ſie nicht dem Adler gleichen?
 Doch fürchtet ſie; auch fürchten iſt ihr ſelig,
 Denn all' ihr Glück, was iſt's? ein endlos Wagen!

Mörike hat auch eine Novelle geſchrieben »Maler Nolten«, eine ganz eigenthümliche Produktion, einheitsvoll angelegt, phantaſiereich und ſprachlich ſchön ausgeführt, in welcher er bekundet, daß er gleich Pfizer den Ideenkreis ſchwäbiſcher Poeſie verlaſſen, ja noch entſchiedener, als dieſer, der modernen Gedankenrichtung ſich hingegeben. So gleichfalls Mörike's Freund, Friedrich Theodor Viſcher, mit ihm in den würtembergiſchen Kloſterſchulen erzogen und, während ſich Mörike von der Kanzel ins

Privatleben zurückgezogen, Profeſſor der Aeſthetik und Literatur zu Tübingen geworden. In weitern Kreiſen als Kunſtrichter geſchätzt, iſt er in Schwaben vornehmlich unter dem Studentennamen Schartenmaier bekannt, unter dem er dereinſt das humoriſtiſche Bänkelſängerlied »auf die Hinrichtung des Helfer Brehm zu Reutlingen« verfaßte, in welchem er den Volkston zugleich traf und ironiſirte. Mit Luſt erinnere ich mich der Stunden, wo ich in Tübingen vor dem Katheder des blondhaarigen Profeſſors ſaß, der geiſtvollen Entwicklung ſeines, von hegel'ſchen Prämiſſen ausgehenden, aber mit charaktervoller Selbſtſtändigkeit durchgeführten, Syſtems der Kunſtphiloſophie lauſchend und meine Seele durch die elektriſchen Schläge ſeines Witzes erfriſchen laſſend. So viel ich auch ſonſt der Collegia ſchwänzte, die ſeinigen frequentirte ich mit einem Eifer, ob welchem ſich meine Cameraden höchlich verwunderten. Wie Pfizer thut er ſich in ſeinen Gedichten durch die Strenge der Form und die Reinheit des Reims vor den übrigen Schwaben hervor. Leider ſcheint ſeine poetiſche Ader mehr brüchig als flüſſig zu ſein, obwohl ihr ſchon dann und wann eine Novellenſkizze voll naiven Lachens, wie die »Leiden und Freuden des Scribenten Felix Wagner«, entſprungen und manch ein Lied voll Jugendfriſche oder Gedankentiefe. Ich ſetze zwei von ſeinen »Fauſtiſchen Stimmen« her:

Klage.

Einſt wird die Weltpoſaune dröhnen,
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du Erde, öffne deinen Schlund!

Sie ſchüttelt träumend ihre Glieder,
Und alle Gräber thun ſich auf
Und geben ihre Todten wieder,
Die kommen ſtaunend Hauf zu Hauf.

Dann, wenn den großen Spruch zu ſprechen
Der Ewge ſich vom Stuhl erhebt,
Und aller Menſchen Herzen brechen,
Wenn Todesangſt die Welt durchbebt,

Und laut erkracht des Himmels Krone —
Wenn ringsum Schweigen fürchterlich —
Dann will ich ſtehn vor deinem Throne
Und fragen: Warum ſchufſt du mich?

Kein Ende.

O ſprich, warum denn ſoll ich leben,
Was ſoll der Zeiger, der mir dreht?
Nichts iſt mein Denken, Wollen, Streben,
Und was ich bin, iſt eitler Tod.

Die Wonne beut mir ihre Schalen,
Und keine Freude ſieht mein Herz.
Ich lieg' in tauſend heißen Qualen
Und fleh' um einen Tropfen Schmerz.

Ein neues Schwert iſt jede Stunde,
Das mich im tiefſten Buſen trifft.
Es wird an dem verfluchten Munde
Der Liebe Becher ſelbſt zu Gift.

Nichts ruhet aus. In tollem Schwanken
Wahnſinnig dreht die Welt um mich.
Kein Ende haben die Gedanken,
Und das, und das iſt fürchterlich.

Man hat über Schwaben geſagt: von den rebenbepflanzten Bergen in die volksgedrängten Thäler herab, an den Bächen und in den Wäldern, überall rauſcht es von Poeſie und Geſang. So iſt es denn kein Wunder, wenn alljährlich wieder neue ſchwäbiſche Poeten zu tirilliren anfangen und auch in nächſter Gegenwart lerchenhafte Frühlingsrufe aus jungen Dichterherzen laut werden. So zeigt ſich Ludwig Seeger aus Wildbad in ſeinem »Sohn der Zeit«, ſobald er nicht mit mehr gekünſteltem als natürlichem Zorn, mit mehr gemachter als wirklicher Begeiſterung Zeitfragen discutirt, als naturtrunkener Lyriker, der ſich die Seele in ſchweizeriſcher Alpenluft ausgelüftet und, nachdem er durch ſeine Verdeutſchung der Chanſons Berangers formelle Meiſterſchaft bewährt, Lieder geſungen voll ſchmelzenden Wohllauts, wie z. B. dieſes:

Luft und Licht ſind mir gewogen,
Breiten einen Baldachin,
Ihre würzig blauen Wogen
Schwellend mir zu Häupten hin.
Blumig liegt es mir zu Füßen,
Blickt vertraut zu mir hinan,
Rings um mich erſchallts von Grüßen,
Alle Pracht iſt aufgethan.

Alles neigt ſich meinem Sehnen,
Mit der Liebe Zauberbann
Zieh' ich, was die Welt des Schönen
Weitum hegt, zu mir heran.
Mit Gebirg und Wald zu ringen,
Fühl' ich mein Verlangen ſtark,
Thal und Strom heranzuzwingen
Strebt der Seele tiefſtes Mark.

Lockend breit' ich meine Arme,
Rühre Stein' aus todter Ruh',
Und von Oſt und Weſt im Schwarme
Strömt der Erde Pracht mir zu.
Aller Zauber, welcher Fluten,
Haine, Thäler, Hügel ſchmückt,
Iſt durch des Verlangens Gluten
Herzuzaubern mir geglückt.

Und in dieſem Wundergarten,
Wo hinab an blauen See'n
Tulpenbäume neben zarten
Nachtviolen prunkend ſtehn,
Fichten mit Platanen flüſtern
Ueber ſchroffer Felſenwand,
Goldorangenglut mit düſtern
Eichen ſich zuſammenfand,

Hier, wo Nord und Süd ſich gatten,
Luſt und Leben üppig ſchwillt,
Sonnenglut in kühle Schatten
Morgenfriſch hinüberquillt,
Schwäne ſich im Bade ſchaukeln,
In der Zweige dunkelm Grün
Goldbeſchwingte Sänger gaukeln,
Roſen tauſendfarbig blühn:

Hier entzückt mich zu ergehen,
Meiner ſüßen Königin
In die feuchten Augen ſehen,
An mein klopfend Herz ſie ziehn,
Trinken in berauſchten Zügen
Ihrer Küſſe Feuerſchaum —
Ach, du weißt ſo ſchön zu lügen —
Weiter, weiter, ſüßer Traum!

Sporenklirrende, von tiefen Herzenstönen durchzogene und von ritterlich freimüthiger Geſinnung getragene Lieder hat der Graf Alexander von Württemberg, ſinnige und wohllautende haben noch Wilhelm Zimmermann, der dichteriſch begabte Buchdrucker Niklas Müller und der als populärer Geſchichtſchreiber bekannte Ludwig Bauer gegeben. Der Letztere verſuchte ſich auch im Drama und ſtrebt gegenwärtig den grandioſen Hohenſtaufenſtoff, an dem ſchon ſo viele Dichter geſcheitert, dramatiſch zu bewältigen, was ihm aber nach den bisher gegebenen Proben nicht gelingen dürfte. Früher ſchrieb er den „heimlichen Maluff“, ein dramatiſches Gedicht voll lyriſcher Schöne. Aber das Drama fordert mehr, fordert vor Allem ſcharfumriſſene, vollausgemünzte Charakteriſtik, Beweglichkeit der Handlung, Energie der That. Das zu geben ſcheint den ſchwäbiſchen Dichtern für jetzt verſagt zu ſein. Dagegen wollen ſie ſich gegenwärtig der epiſchen Form unſerer Zeit, dem Roman, eifriger zuwenden als früher, werden aber, um Bedeutendes darin zu leiſten, aus ihren engumkränzten Lebensgewohnheiten, aus ihrer verſchloſſenen Gemüthlichkeit herausgehen, die Brüchigkeit und Spröde ihrer Schwabenhaftigkeit mehr in Guß und Fluß bringen müſſen. Vielverſprechende Anfänge ſind hierin bereits gemacht worden, beſonders durch Ludwig Bührlen, deſſen Ruf als literariſcher Landſchafter und Kunſtnovelliſt ſchon von früher datirt und welcher unlängſt einen zweibändigen Roman „die Prima Donna“ erſcheinen ließ, worin er ein nach eigener Anſchauung der Theaterwelt glücklich erfaßtes Thema mit wahrhaft goethe'ſcher Klarheit und Sicherheit behandelt. Für die Dünne des ſachlichen Inhalts kann die im ſauberſten Styl vorgetragene Converſation, welche ſich weit über das gäng und gebe laienhafte Kunſtraiſonniren erhebt, vollauf entſchädigen und wenn wir einen ergreifenden Aufſchwung der Phantaſie am Verfaſſer vermiſſen, ſo läßt er uns dagegen in den eingewebten „Fauſtiſchen Fragmenten“ intereſſante Blicke in das Gemüth eines gereiften, denkenden Mannes werfen. Auf hiſtoriſchem Fundament fußend und einen höchſt volksthümlichen Stoff zum Vorwurf nehmend, iſt Hermann Kurtz mit ſeinem voll Liebe geſchriebenen, vaterländiſchen Roman „Schillers Heimatjahre“ aufgetreten. Hier findeſt du die erſchöpfendſte Schilderung des alten Schwabenlandes, ſchwäbiſcher Sitte und ſchwäbiſchen Lebens, wie es vor ſechzig Jahren war. Aber in den Anlagen hinter dem ſtuttgarter Schloß, in dem ſchattigen Grün des Thals von Blaubeuren, unter der tübinger Schloßlinde, in der Waldeinſamkeit des Schwarzwaldes, auf den fernhinblickenden Wällen von Hohenaſperg, da muß man dieſes Buch leſen, um es recht liebzugewinnen, um ſich von ihm ſo ganz ſchwäbiſch angeheimelt zu fühlen. Charaktere wie die des Herzogs Karl, des jugendlich überſchäumenden Dichters der Räuber, des genial unbändigen Schubart, des in Schwaben hochberühmten Zigeunerhäuptlings Hannikel treten wahr und kräftig gezeichnet hervor, mit lebendiger Färbung, idylliſcher Naivität und gutmüthigem Humor ſind die Szenen in der Carlsſchule, im Hauſe des reutlinger Bürgermeiſters und in der ſchwarzwälder Pfarre gezeichnet, die Schilderung des aſperger Kerkerlebens aber läßt fühlen, daß Manches in dem Buch allzuſehr in die Länge und Breite geſponnen iſt. Doch kommt unter den Szenen auf Aſperg wieder gerade eine vor, welche ich für den Glanzpunkt des ganzen Werkes halte. Ich meine das Auftreten des armen Soldaten Chriſtian, welchen militairiſche Schurkerei und Deſpotie um alle Güter des Lebens, um das Leben ſelbſt geprellt. Die Erzählung der Leidensgeſchichte dieſes Opfers und der Tod ſeines Quälers ſind von hinreißend dramatiſcher Wirkung. Was dem Roman da und dort mangelt, iſt die organiſche Verknüpfung der einzelnen Glieder, die Verdichtung des Stoffes durch ſchöpferiſche Phantaſie, auch wandelt der Held der Geſchichte, Heinrich Roller, zu ſehr bloß beſchaulich und ſpintiſirend durch dieſelbe, gerade wie der liebe, lange, blaßgeſichtige Hermann Kurtz ſelber in den Straßen von Stuttgart umhergeht. Eine eigenthümliche, freilich nur an den Roman anſtreifende Erſcheinung ſind die »Papiere eines geiſtlichen Selbſtmörders« von Adolph Weiſſer, eine unkünſtleriſche, aber in üppigſter Naturſchwelgerei dahintaumelnde Wertheriade unſerer Tage. Man merkt es dieſen Papieren deutlich an, daß ſie in den halbkloſterlichen Zwangsmauern des Tübinger Stifts geſchrieben worden, denn der ſchwellende Drang einer heißen, eingeengten Jünglingsſeele nach Licht, Luft, Freiheit und Schönheit tobt ſich darin mit maßloſer Verſchwendung der Einbildungskraft aus. Willſt du eine Probe, wie inbrünſtig dieſer jugendlichgährende Moſt ſich zu klarer Schöne zu läutern ringt, ſo höre einmal zu, wenn Weiſſer in folgende Apoſtrophe ausbricht:

Natur, du jugendliche Mutter, übernimm du unter uns das Lehr- und Erziehungsamt! Lege den Säugling dir an deine Bruſt, laß ihn trinken zur

Genüge deine nährende Milch, röthe ihm das Blut in ſeinen Adern und umgaukle ſeine erſten Tage mit der Kindheit froheſten Spielen. Den Knaben treibe hinter dem Schmetterlinge her, laß die gebadeten Glieder in des Meeres warmem Sande ihm erſtarken und lachend und vergeſſend laß ihn auch vom Grabe ſeiner Mutter die aufblühende Nelke brechen, daß er ſich dieſelbe an den glücklichen Buſen ſtecke. Und vor dem Jüngling thue deine goldenen Thore auf und führe ihn in deine feſtlichen Säle ein, laß ihn wollüſtig in deinen Grotten ſchlummern und in deinen geheimſten Werkſtätten das heilige Feuer ſchüren, laß das Himmelslicht der Schönheit ihn umfließen, mit dem Regenbogen der Grazien umgürte ihn, ins Auge lege ihm deinen ſternenvollen Himmel nieder und über den ſtolzen Nacken gieße die fließende Locke ihm hinab; laß ihn unter den kryſtallenen Säulen der Einbildung ſich ergehen und in dem Zaubergarten der Phantaſie träumend ſich niederlegen, in die volle Seele lege ihm den leichtgewobenen Waſſerſchaum, der Aphroditens keuſchen Leib umfloß, in den Arm aber ſchließe ihm jener glänzenden Geſtalten eine, die, des blauen Aethers Töchter, in den irdiſchen Kranz die himmliſche Blume flechten, die, Aphroditens Kinder, reizend und geſchäftig uns des Glückes berauſchendſte Schale reichen, die uns hinausführen über des Tages breite Wirklichkeit und die heiligen Träume der Nacht uns auf die Sterne legen, die mit roſigem Finger die ganze Welt mit Purpurſchein umtäuſchen und alles Sein und alles Leben in der Liebe unendlichem Meere baden. Wenn aber die Zeit des Traums vollendet iſt, wenn die Blüthen des Baums mit dem Hauch der Winde weiter ziehen, wenn die Früchte golden durch die Aeſte ſchimmern und aus des Weinſtocks grünem Laube in üppiger Reife die Traube dem Wanderer entgegenprangt: dann ſende auch den Mann hinaus ins erſtere Leben. Oeffne ſeinem Spaten der fruchtbaren Erde Schooß, die Perle löſe ihm von des Meeres zackigem Felſenriff, leite den Strom hinab das wandelnde Schiff und zaubere ihm das edle Metall aus dem verborgenen Schacht herauf, daß er das Haar der töchterlichen Braut durchkränze mit köſtlichem Geſtein, die königliche Krone mit goldenem Reiſe ziere und mit Waffe und Schwert, mit dem nämlichen Schmucke, die männliche Seite ſchmücke. Zu Hauſe aber laſſe kreiſen den Becher des funkelnden Weines um den gaſtlichen Tiſch, an die Wände des Gemaches zaubre Blumenkränze und auf der Liebe weichem Lager athme die ſtets jugendliche Luſt. Doch wenn Gram und Sorge an die Thüre pochen und wenn böſer Kummer, neidiſch Luſt und Freude nehmend, von den Füßen des Lagers ſich nicht verſcheuchen laſſen will, wenn Andromache einſam und allein voll der ſchwerſten Ahnungen weint, ſo laß die Thüre ihrer ſtillen Kammer dem männlichen Hektor nie verſchloſſen ſein, der dem ſchwachen Weibe die Thräne von dem Auge küßt, und ſollte das böſe Schickſal ihn ereilen müſſen, ſo laß die Stunde zuvor mit dem Helmbuſch des todgeweihten Mannes lächelnd das glückliche Kind noch ſpielen. Oder wenn Niobe trauernd ſteht und im Gram das Haar ſich löſt und irrend das Auge nach dem entſchwundenen Glücke ſchweift, ſo ſtelle ihr den Mann zur Seite mit dem feſten Auge und dem männlich ſchönen Angeſichte, der ſtolz und hoffend ſie aus der Gegenwart plattem Lande in der Zukunft ſelige Räume weiſt und tröſtend bald den neugebornen Säugling an die verlaſſene Bruſt ihr legt. In des Greiſen Silberhaaren aber laß die blühende Tochter ſpielen; die Erfahrungen und Erinnerungen ſeines Lebens mögen allabendlich in den ſüßen Schlaf ihn wiegen und am Morgen erwecke ihn der Roſen Geruch, die neckiſch der Enkel junge Schar dem Schlafenden um das Lager geſtreut; von dem Frühlinge, deinem ſchönſten Kinde, laſſ' die Sinne ihm verjüngen, und wenn genug der heiligen Luſt genoſſen iſt, dann ſende ihm an's Lager den träumenden Genius, des Lebens ſüße Bürde von der Lippe ihm zu küſſen und mit ſeiner Fackel ihm voranzuleuchten in das andere Land!

1.

Heinrich Heine.

Erinnerſt du dich? Wir ſaßen uns einmal in einer Geſellſchaft gegenüber an einem windſtillen, ſchwülen Abend. Da waren alte Weiber mit falſchen Hüften und junge mit falſchen Zähnen, auch mittelalterliche, an denen Alles falſch; da waren alte Herren mit rothen Naſen, die an ihre Whiſtpartie, und junge mit geſchnürten Taillen und ſchmachtenden Locken, die an gar Nichts dachten. Die Leute gaben ſich entſetzliche Mühe, ſich zu amüſiren, verſtummten aber allmälig, als ob ſie es überdrüſſig würden, ſo gar ordinair zu ſein. Eine allgemeine Stille trat ein, doch flog da ein Engel durchs Zimmer, ſo war es höchſtens der Engel der Langeweile. Ich glaubte ſeinen Bleimantel träge knittern zu hören, und ſah dir an, daß dir fabelhaft öde zu Muth ward. Gar zu gern hätt' ich dich angeſprochen, aber meine Liebe zu dir befand ſich damals in ihrem ſentimentalen Stadium, und wenn ſich ein Menſch in dieſer Verfaſſung befindet, ſo iſt Albernheit ſein Name. Das wußt' ich wohl und ſchwieg darum klüglich. Es war eine heilloſe, ſo recht blaſirte Stimmung, die durch waſſerſüchtigen Thee mit beltiſchen Butterſchnitten keineswegs verbeſſert wurde. Da öffnete ſich plötzlich die Thüre und ein bedeutender Mann trat herein, ein öffentlicher Charakter deines ſchönen Landes, mit gedankenheller Stirn, das Siegel des Witzes auf dem ſchönen Mund, der ſchon ſo viele Weiber geküßt hatte und in parlamentariſchen Kämpfen ſo ſpöttiſch, ſo ſicher, ſo ſchneidend und ſiegreich das Nichts eurer Halbmänner, eurer politiſchen Schilfrohre an den Pranger zu ſtellen gewöhnt war. Es ging ein Aufathmen durch die ganze Geſellſchaft: der neue Ankömmling war der Meſſias, welcher der Schlange der Langeweile den Kopf zertrat und für uns eine ganz neue Aera der Unterhaltung anbrechen ließ. Alle regte er an. Alle entzückte er, die alten Damen machte er ihre Möpſe, die jungen den Anzug ihrer Nachbarinnen, die mittelalterlichen die problematiſche Wirkſamkeit ihrer Reize, die alten Herrn ihre Gicht, die jungen ihre Lorgnetten und Friſuren vergeſſen und mich — nun mich brachte er plötzlich zu der Einſicht, was für ein unpraktiſch Ding die Sentimentalität, ſo daß ich beſchloß, dich von Stund' an nicht mehr bloß aus der Ferne petrarkaiſch anzuſeufzen, und dir dann beim Nachhauſegehen auch wirklich ganz einfach ſagte: Mein Herz, ich liebe dich!

Sieh', meine Freundin, wenn du dir die erſten Stunden jenes Abends ins Gedächtniß zurückrufen willſt, ſo können ſie dir in politiſcher, ſocialer und literariſcher Beziehung die treffendſte Vorſtellung jenes langweiligen Zeitraums geben, den man die Reſtaurationsperiode nennt. Die himmliſchen Götter hatten den Vorhang vor der Weltbühne heruntergelaſſen und, ermüdet durch die Tragödie der Revolution und des Kaiſerreichs, ſich ſchlafen gelegt, nachdem ſie ihren lieben Freunden, den Göttern dieſer Erde, zuvor noch den väterlichen Gedanken eingeflößt, das Völkerpublikum müſſe von dem langen Drama ebenfalls ermüdet ſein und es thue ihm daher ein tüchtiger pſychiſcher Unterthanenſchlaf Noth. Ja, das Schauſpielhaus der Geſchichte wurde geſchloſſen. Die Congreßſtücke, eine neue Art von Comödien mit obligater ruſſiſcher Hörnermuſik, die dann und wann zu Laibach, Verona und anderswo aufgeführt wurden, gab man hinter verſchloſſenen Thüren. Das große Publikum hatte dabei Nichts zu thun, als die Gage der Schauſpieler zu bezahlen, und als man nicht umhin konnte, es zur Aufführung der improviſirten Heldenſpiele „Griechiſcher Befreiungskampf“ und „Südamerikaniſche Revolutionen“ und „Riego's Tod“ zuzulaſſen, trug man Sorge, die freie Ausſicht auf die Bühne mit Couliſſen zu verſperren, welche mit deutſcher Waldeinſamkeit und Romantik recht dick überpinſelt waren, damit ſich das liebe Publikum durch den Anblick des „Untergangs von Miſſolunghi“ und der „Schlacht von Ayacucho“ nicht zu ſehr alterire. Ohne Bild: Die Politik — doch dieſes helleniſche Wort iſt hier viel zu edel — die diplomatiſchen Praktiken vielmehr und reaktionären Staatskünſteleien der Reſtaurationsperiode ſtrebten mit aller Macht, bald metternichiſch fein, bald bourboniſch plump, dahin, die Völker in jenen Zuſtand ſchlaffſeligen Vegetirens, ſtumpfſinniger Apathie hineinzudrängen, welche das Ideal des Abſolutismus iſt. Es realiſirte ſich auch recht ordentlich, dieſes Wollen, vornehmlich in meinem deutſchen Vaterland, deſſen Sprache du ſprichſt, deſſen geiſtige Glorie du verehren und lieben kannſt, ohne gezwungen zu ſein, ihm Unterthanen zu gebären. Und mit der Flauheit, Erbärmlichkeit, mit der Schneckenhäuslichkeit unſerer politiſchen Zuſtände ging auch die Nichtsnutzigkeit unſerer ſocialen, die Abgeſtandenheit unſerer literariſchen Hand in Hand. Es war da für Deutſchland eine Zeit hereingebrochen, die ich mit einem Schiller'ſchen Ausdruck eine „confiscirte“ nennen möchte. Wie das Staatsleben nach dem kurzen Aufſchwung jener Jahre, in welchen die deutſchen Stämme ihre Fürſten von dem Joch Napoleons befreiten, bald wieder in die unvolksthümlichſten Formen zurückgedämmt wurde, ſo fiel auch das geſellſchaftliche Leben, nachdem es vermittelſt nationaler Begeiſterung einen vielverſprechenden Anlauf genommen, ſchnell wieder in krähwinkeligen Schlendrian zurück und vergnügte ſich noch einige Zeit damit, minniglich zu tändeln und ſich mit altdeutſchen Lappen und Lappalien zu behängen. Der Geiſt der Mittelmäßigkeit überſchattete Germania, die aber keine Jungfrau mehr war, und ſie gebar auch weiter Nichts, als eine neue Auflage der althergebrachten deutſchen Spießbürgerei und Philiſterei, die uns denn auch aus der Literaturgeſchichte jener Periode ſo ſchauerlich angähnt. Langeweile und Mittelmäßigkeit herrſchten in der Literatur wie im Leben. Der alte Goethe überſetzte aus dem Chineſiſchen und ſchrieb widerliche Speichelleckereien an hohe Perſonen, die romantiſche Schule war mit ihrem frömmelnden Spektakeln, ihrer angekränkelten Mittelalterlichkeit bereits wieder verſchollen, die patriotiſchen Sänger aus den Jahren 1809 — 15 geſtorben, verdorben, verbannt oder eingeſteckt. Es fehlte keineswegs an Talenten, ſogar an großen Talenten, Wilhelm Müller und Joſef von Eichendorff warfen ihre ſchmetternden Liederraketen in die Luft, Wilhelm Hauff entfaltete das anmuthigſte Erzählernaturel, Immermann, Grabbe, Platen dichteten — nein, es fehlte nicht an Talenten, wohl aber an der Stimmung, ihrer zu genießen. Die Literatur ſperrte ſich mit ſelbſtbehäglicher Michelei in Taſchenbücher und entfaltete da eine unſägliche Erbärmlichkeit, auf der Bühne haſelirte Müllner, der famoſe Advokat von Weißenfels, mit ſeinen Schickſalstragödieen und den großen Markt der Literatur verſah Clauren, das Entzücken ſeiner Nation, vollauf mit ſeinen leichten, aber mit dem Peſtſtoff hohler Sinnlichkeit inficirten Fabrikate.

Die pariſer Julirevolution machte der Reſtaurationsperiode ein Ende, aber die Julirevolution der deutſchen Literatur datirt ſchon von früher, datirt von dem Auftreten Heinrich Heine's, der mit ſeinen „Reiſebildern“, deren erſter Band 1826 erſchien, die Polignac's und Peyronnette's unſerer Literatur vom Miniſtertiſche jagte und, wenn auch nicht eine neue Sonne, ſo doch ein neues Morgenroth über den deutſchen Dichterwald aufgehen ließ.

Ich ließ einmal drucken: In Heinrich Heine offenbart ſich die tiefſte Empfindung neben dem ſtarrſten Trotz, elegiſche Weichheit neben männlicher Kraft, die ſublimſte Stimmung neben einem Witz, der fähig, ſelbſt die unſterblichen Götter lachen zu machen. Da hat man nun dieſe heterogenen Eigenſchaften mit dem anrüchig gewordenen Wort „Zerriſſenheit“ geſtempelt, was kann aber der Dichter der Reiſebilder dafür, daß ſein Vaterland, ſeine Zeit kein ganzes und keine ganze, daß er ein echtes Kind Deutſchlands im neunzehnten Jahrhundert iſt? In der That ein Kind im wörtlichen Sinn, denn ſein Gebahren iſt oft das eines tollen Kindes, welches nicht weiß, daß es ſeine prüde Gouvernante halb zu Tod ärgert, wenn es ſich im Graſe wälzt und mit den Füßen wunderliche Capriolen in der Luft ausführt. Da ſtecken dann alle unſere literariſchen Waſchweiber die Köpfe zuſammen und fluchen und ſchelten auf ihn. Er hat ſich ſelbſt einmal den Hofnarren, den Kunz von der Roſen Deutſchlands genannt, hiemit ſich beſſer charakteriſirend, als alle ſeine Freunde und Feinde es je vermocht. Ja, der buntſchillernde Hofnarr, der Kunz von der Roſen des Vaterlandes iſt er, reißt ihm Witze vor, erzählt ihm holdſelige Mährchen, ſingt ihm ſchmeichelnde Lieder der Liebe und ſagt ihm auch wieder derb die Wahrheit. Und zuweilen verzweifelt er an ſeiner Hofnarrenrolle, ſchneidet dem alten Jehova, den die deutſche Wiſſenſchaft jetzt zum Moloch degradirt *), höhniſche Grimaſſen und, in dieſem Augenblick ſein Ideal mit den Lichtern der Poeſie und des Gedankens verklärend, mißhandelt er es im nächſten mit ſeiner Narrenpeitſche, ſpuckt ihm ſeine Sarkasmen ins Geſicht, ſchleift es durch den Koth — —

Heinrich Heine iſt geboren zu Düſſeldorf am Rhein im Jahre 1797, der Sohn eines jüdiſchen Vaters und einer adeligen Mutter. Nachdem

---

*) Siehe: „Der Feuer- und Molochdienſt der Hebräer von Daumer“ und „Die Menſchenopfer der alten Hebräer von Dr. Ghillany.“

er in Bonn, Göttingen und Berlin, wo ſich Grabbe, Uechtritz, Köchy um ihn ſammelten, Hörer der Rechte geweſen, promovirte er in Göttingen zum Doktor juris. Früh ſein Genie an den Tag legend, wandte er ſeine Kraft, neben der Poeſie, insbeſondere der Politik zu, war eine Zeit lang an der Redaktion der „politiſchen Annalen", die in München erſchienen, betheiligt. Zur Zeit des Ausbruchs der Julirevolution befand er ſich auf Helgoland und als ihm die Zeitungen, welche er „wilde, in Druckpapier gewickelte Sonnenſtralen" nennt, das große Ereigniß gemeldet, rief er aus: „Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken. Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den geſeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen. Blumen, Blumen, ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf! Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge — Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten — Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte — — — Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!" — In dieſer Stimmung ging er nach Paris und traf dort mit Börne zuſammen. Beide wurden betreffs ihrer Freiheitshoffnungen bald enttäuſcht und vielleicht war dieſe Enttäuſchung und die von ihr verurſachte Verſtimmung der Urgrund des nachmaligen Zwieſpalts zwiſchen den beiden Vätern unſerer jungen Literatur. Börne ſchläft jetzt auf dem Pere Lachaiſe und Heine hat ſich bleibend in Paris niedergelaſſen, halb freiwillig, halb gezwungen exilirt, zuweilen ein übergroßes Behagen an Paris und den Franzoſen affektirend, oft aber auch ſeinem Heimweh nach Deutſchland, nach deutſcher Luft, deutſcher Lindenblüthe, deutſchem Gemüth und deutſcher Dummheit in Wort und Lied wie unwillkürlich den Lauf laſſend. Sang er doch noch unlängſt:

Deutſchland, du meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich faſt,
Der Himmel Frankreichs wird mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

Freilich, ſeine Feinde werden ſagen: Heine kokettirt mit Allem, alſo auch mit dem Heimweh, aber betrachte einmal ſein Portrait und du wirſt ihnen nicht glauben. Es hat auf den erſten Anblick wenig Frappantes, es iſt ein harmloſes deutſches Geſicht, dem die halbgeſchloſſenen Augen den Ausdruck träumeriſchen Sinnens geben. Schlichte blonde Haare beſchatten die etwas ſteile Stirne, die Naſe iſt lang und wohlgebildet, im Kinn endigt die längliche Phyſionomie etwas haſtig, aber der ſchöne Mund iſt ſo recht „minneliederlich“ geformt und umkräuſelt von den Arabeskenlinien des Witzes, des Sarkasmus. In neuerer Zeit ſoll Heine ſtattlich dick geworden ſein, allein an dieſem Dicken möchte ſich Cäſars Theorie von der Gefährlichkeit und Harmloſigkeit der Magern und Fetten ſchwerlich als ſtichhaltig erweiſen.

Sehen wir vorerſt von Heine's übrigen Schriften ab, um die bereits mehrmals aufgelegte Sammlung ſeiner lyriſchen Produkte, der er den Titel „Buch der Lieder“ gegeben, einer ausführlichen Beſprechung zu unterwerfen, zugleich mit Berückſichtigung neuerer Gedichte, die er theils in ſeinem „Salon“ umherflattern läßt, theils in Journale verſtreute.

Das „Buch der Lieder“ beginnt mit den „jungen Leiden“. Heine hat hier die Liebesgeſchicke ſeiner Jünglingsjahre und die Eindrücke, welche ſie ihm zurückgelaſſen, geſchildert und meiſtens düſtere Nachtſtücke gegeben, erhellt von dem Mondenſchimmer eines innigen Gefühls und durchzuckt von grellen Hohnblitzen. Da glaubt man oft die ſchluchzenden Klaglaute einer Nachtigall zu vernehmen, unterbrochen von dem Gejohle eines Gaſſenhauers. Geſpenſterhaft iſt Nr. 7, wo ein Paar auf dem Kirchhof Hochzeit macht und vom böſen Feind eingeſegnet wird. Ein köſtlicher, wenn auch etwas melodramatiſcher, Humor durchzieht das folgende Gedicht. Da verſammelt ſich in der Geiſterſtunde eine Liebhaberſchar, deren Mitglieder autokratiſch das Leben verlaſſen haben. Ein Schneidergeſelle ſingt:

Ich war ein Schneidergeſelle
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war ſo flink und ſchnelle
Mit Nadel und mit Scheer'.
Da kam die Meiſterstochter
Mit Nadel und mit Scheer',
Und hat mir ins Herz geſtochen
Mit Nadel und mit Scheer'

und wird von einem Schauſpieler abgelöſt, welcher deklamirt:

Ich war ein König der Bretter
Und ſpielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Und ſeufzte manch zärtliches: Ach!
Den Mortimer ſpielt ich am beſten,
Maria war immer ſo ſchön.
Doch trotz der natürlichſten Geſten,
Sie wollte mich nimmer verſtehn.
Einſt, als ich verzweifelnd am Ende,
„Maria, du Heilige!“ rief,
Da nahm ich den Dolch behende
Und ſtach mich ein bischen zu tief. —

Den „jungen Leiden“ folgen „Romanzen“, unter welchen ſich das altbekannte Meiſterſtück „die beiden Grenadiere“ findet, meiner Anſicht nach das Beſte und Bündigſte, was die Napoleonspoeſie bisher hervorgebracht. Heine hat den echten Geiſt der Romanze unſtreitig erfaßt, jenen Geiſt ergreifender Einfachheit, der ohne Wortgeklingel und Flitterprunk die höchſte Wirkung erzielt. Oder wird eine ſolche etwa nicht erzielt z. B. durch die drei kurzen Strophen:

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau,
Der arme alte König
Nahm eine junge Frau.
Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.
Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

Sag' mir, du ferne Unvergeßliche, klingt aus dieſer Romanze nicht ein ebenſo wahrer Naturlaut unglückſeliger Liebe, wie aus Desdemona's Todesgeſang?

Den Schluß der erſten Abtheilung des „Buches der Lieder“ bilden die Frescoſonnette an Chr. S., wirklich keck al **Fresco** hingeworfene Umriſſe von unſtäten Gemüthsſtimmungen, Gedanken, wie ſie einem ungewöhnlichen Menſchen kommen, wenn er aus der Haut fahren möchte in Eckel und Ueberdruß an den Erſcheinungen und Täuſchungen des Lebens, der ſich zuletzt in ein höhniſches Gelächter zuſammenſpitzt, wie in folgendem Sonnett:

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern;
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelehrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Geiſtesrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübſche ſieben Sachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;
Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen und zerſchnitten und zerſtochen —
Dann bleibt uns noch das ſchöne gelle Lachen.

Das „lyriſche Intermezzo“, urſprünglich als ſolches zwiſchen den beiden dramatiſchen Jugendarbeiten Heine's „Almanſor“ und „Radcliff“ gedruckt, gibt heine'ſche Variationen über das alte und ewig junge Thema der Liebe. Aber hier iſt durchaus kein banales Geſeufze und Geküſſe zu finden. Heine weiß, wie in ſeinen Romanzen, ſo auch in ſeinen Liebesliedern die erſchütterndſten Gefühle in wenige Zeilen zu bannen. Man muß ihm glauben, wenn er ſeine Liebespein klagt, mit einer Strophe, oft mit einem einzigen Vers weiß er uns in ſeine Situation zu verſetzen, die unſer Herz unwiderſtehlich ſympathetiſch ſtimmt und rührt, wie durch folgendes Liedchen:

Das iſt ein Flöten und Geigen,
Trompeten ſchmettern drein,
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebſte mein.
Das iſt ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmein;
Dazwiſchen ſchluchzen und ſtöhnen
Die guten Engelein.

Und welcher magiſche Zauber liegt in den wunderſamen Zeilen

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn ſchläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

Kann jenes Sehnen, jenes unnennbare Etwas, welches ſelbſt Platon in ſeiner tiefſinnigen Mythe nur unvollkommen zu enträthſeln wußte, zarter und duftiger angedeutet werden? Das iſt ſo einer der oben erwähnten Nachtigallentöne, aber ehe er noch ganz verklungen, gellt ſchon das Pfeifen des Spottvogels dazwiſchen:

Es blaſen die blauen Huſaren
Und reiten zum Thore hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Roſenſtrauß.

Das war eine wilde Wirthſchaft,
Viel Volk und Kriegesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartirung lag.

Oder:

Vor der Bruſt die tricoloren
Farben, ſie bedeuten frei:
Dieſes Herz iſt freigeboren
Und es haßt die Sklaverei.

Königin Marie, die vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche, die vor dir regierte,
Wurde ſchmählich abgeſetzt.

Ja, zuweilen torkelt die heine'ſche Ungezogenheit, zum leibhaftigen Bajazzo geworden, in cyniſchem Behagen über die Beete ſeines erotiſchen Blumengartens hin und ſchüttelt die Narrenkappe und klappert mit der Pritſche und reißt Reime, wie folgende:

Sie ſaßen und tranken am Theetiſch,
Und ſprachen von Liebe viel,
Die Herren, die waren äſthetiſch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß ſein platoniſch,
Der dürre Hofrath ſprach.
Die Hofräthin lächelt ironiſch,
Und dennoch ſeufzet ſie: ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe ſei nicht zu roh,
Sie ſchadet ſonſt der Geſundheit.
Das Fräulein liſpelt: wie ſo?
Die Gräfin ſpricht wehmüthig:
Die Lieb' iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gütig
Die Taſſe dem Herrn Baron.

Sogar an das Zotenhafte anzuſtreifen, genirt ſich Heine keineswegs, und es iſt gewiß nicht die reinſte Liebesquelle, ſondern eine pariſer Pfütze, aus welcher er Erotika folgender Art ſchöpft:

Dieſe ſchönen Gliedermaſſen
Koloſſaler Weiblichkeit
Sind jetzt ohne Widerſtreit
Meinen Wünſchen überlaſſen.
Wär' ich leidenſchaftentzügelt,
Eigenmächtig ihr genaht,
Ich bereute ſolche That,
Ja, ſie hätte mich geprügelt.
Welch' ein Buſen, Hals und Kehle!
(Höher ſeh' ich nicht genau!)
Eh' ich mich ihr anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele.

Aber ſiehe, neben ſolchen erotiſchen Moraſtgewächſen taucht plötzlich wieder eine herrliche Waſſerlilie auf und überſtralt ſie mit ihrem reinen Glanz und verdrängt die Erinnerung an ihren unangenehmen Geruch mit ihrem jungfräulichen Duft aus deinem Herzen:

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.
Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So ſchön und rein und hold.

Gegen das Ende des „Buchs der Lieder“ begegnen wir wieder romanzenhaften Gedichten, wie das ergreifende Lied von der verarmten und verwaiſten Pfarrersfamilie und die ſchöne, ſchöne Legende „die Wallfahrt von Kevlaar“ mit ihrer klaſſiſchen Einfachheit, ihrem romantiſchen Anhauch und ihrem wunderſam ergreifenden Refrain „Gelobt ſei'ſt du, Marie!“ Auch aus dem Harz hat uns der Dichter den friſcheſten, duftendſten Romanzenſtrauß gebracht, worunter die „Bergidylle“ glänzt und glüht, eine der köſtlichſten Roſen deutſcher Poeſie. Ein finſteres Nachtbild, würdig, jener byron'ſchen „Darkness“ an die Seite geſtellt zu werden, iſt die „Götterdämmerung“, deren Schluß lautet:

Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,
Als ſei ſie von Kryſtall, und ſeh' das Grauſen,
Das mit dem freudgen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich ſtrebt. Ich ſeh' die Todten.
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Hand' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht.
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.
Ich ſeh', der Sohn ſetzt ſich mit ſeiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder ſingen rings die Nachtigallen;
Die ſanften Wieſenblümchen lachen hämiſch,
Der todte Vater regt ſich in dem Grab,
Und ſchmerzhaft zuckt die alte Muttererde. —
Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich ſeh' die Glut in deinem Buſen wühlen,
Und deine tauſend Adern ſeh' ich bluten,
Und ſeh', wie deine Wunde klaffend aufreißt
Und wild hervorſtrömt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich ſeh' die Rieſenſöhn' der alten Nacht, —
Sie ſteigen aus der Erde offnem Schlund,
Und ſchwingen rothe Fackeln in den Händen,
Und legen ihre Eiſenleiter an
Und ſtürmen wild hinauf zur Himmelsfeſte;
Und ſchwarze Zwerge klettern nach — und kniſternd
Zerſtieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder
Aufs Angeſicht die frommen Engelſcharen.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Rieſen werfen ihre rothen Fackeln
In's Reich der Ewigkeit, die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken;
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen
Und werden bei den Haaren fortgeſchleudert.

Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort,
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen,
Und mit der ewgen Liebe um den Mund
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edeln Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit zärtlicher Umſchlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht.

Iſt dieß ein ſchauerliches Nachtſtück, ſo gibt uns Heine dagegen in ſeinem Meerliedercyklus „die Nordſee“ unter der Aufſchrift „Frieden“ eine lichthelle Viſion, die uns Chriſtus zeigt, wie er rieſengroß, im wallenden weißen Gewande über Land und Meer wandelt, die rothe, flammende Sonne als Herz in der Bruſt, eine Viſion von einer Pracht der Erfindung, einer ſchlackenreinen Klarheit und einer Innigkeit des Ausdrucks ohne Gleichen. Gebt mir doch mit eurer ſogenannten chriſtlichen Liederkunſt, gebt mir mit eurer traktätelnden Drehorgelei, ihr frommen Herren Knapp, Lange, Sack oder wie ihr ſalbungsvollen Lämmleinsbrüder alle heißen möget, und nothzüchtigt ihr auch Tag und Nacht euren frommen Pſalter, nie wird er einer Geiſt und Herz ſo wunderſam bewältigenden Akkord erklingen laſſen, wie des leichtfertigen Heine leichtfertiger Leier entſcholl, als ihm, am Ufer des deutſchen Meeres ſitzend und von Seegeſpenſtern, von ſeinem Liebchen, von den Göttern Griechenlands und dem Rathskeller zu Bremen ſingend, plötzlich das liebegroße, holdſelige Bild des Menſchenſohnes vor der Seele aufging. — Seinen Meerliedern dankt Heine überhaupt einen guten Theil ſeines Dichterruhmes. Er brachte uns dadurch die ewige Poeſie des Meeres wieder näher, der wir, eingetrocknet in unſere politiſchen und literariſchen Binnenverhältniſſe, gar zu lange vergeſſen hatten. Er tauchte ſeine Hand mit genialem Griff in die Wellen der Nordſee und ſie wandelten ſich ihm in ſchimmernde Liederperlen.

Das iſt eben die göttliche Eigenſchaft des Genie's, was es erfaßt, das gewinnt Geſtalt, Farbe, Leben, ſei es in Bild, Ton oder Wort. Das Talent, um doch den althergebrachten Unterſchied feſtzuhalten, das Talent macht, das Genie ſchafft, das Talent bildet, das Genie zeugt.

Als vor einiger Zeit die politiſche Poeſie, welche unſere feinen Herren Aeſthetiker ſo gerne desavouiren möchten, zu einer unleugbaren Zeiterſcheinung ſich geſtaltete, konnte ſich Heine, durch und durch ein Sohn der Zeit, ihrem Einfluß nicht entziehen, mochte er ſich auch in einem Artikel in der A. Augsb. Zeitung darüber moquiren, wie er wollte. Auch er gab ſein politiſch-dichteriſches Votum ab, freilich mehr negirend und kritiſirend, in der Weiſe des Mephiſto Deutſchlands Gegenwart und Zukunft ins Auge faſſend, z. B.

Vortrefflich gehts! der Freiheit Segen,
  Er reift im wohlgehüteten Haus.
  Nur ruhig und ſicher, auf ſtillen Wegen,
  Entwickelt ſich Deutſchland von innen heraus.
Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
  Wo Freiheit das äußere Leben bewegt,
  Nur in der Stille des Gemüthes
  Ein deutſcher Mann die Freiheit trägt.
Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
  Er wird uns nimmermehr geraubt;
  Die Schweizer binden ihm die Füße,
  Die Holländer halten feſt ſein Haupt.
Der Kölner Dom, des Glaubens Freude,
  Ein edler König baut ihn aus;
  Das iſt kein modernes Kartengebäude,
  Kein ſundiges Deputirtenhaus.
Bald wird das vereinigte Volk der Germanen
  Umſchlingen daſſelbe Bruderband,
  Dieſelbe Linie von Douanen,
  Die Zöllner reichen ſich zärtlich die Hand.
Auch eine Flotte will Gott uns beſcheeren;
  Die patriotiſche Ueberkraft
  Wird rüſtig rudern auf deutſchen Galeeren,
  Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.
Der Frühling knospet, es platzen die Schoten,
  Wir athmen frei in der freien Natur,
  Und wird unſer ganzer Verlag verboten,
  Verſchwindet am Ende von ſelbſt die Cenſur.

Aber mag ſich Heine gegen patriotiſche Hoffnungen immerhin ſo ablehnend und ungläubig verhalten, wie eigentlich ſelbſt der größte Sanguiniker im Hinblick auf die Indolenz, auf die ſohllederne Unempfindlichkeit und Unerregbarkeit unſeres Volkes bisweilen es zu thun gezwungen iſt, mag er auch über den guten deutſchen Michel mit ironiſchem Mitleid die Achſeln zucken oder ihm meiſt nur die Nieswurz der Perſiflage unter die Naſe reiben, zuweilen loht dennoch plötzlich die Flamme deutſchen Nationalſtolzes, deutſcher Nationalhoffnung in ihm auf und drängt ihn, Lieder zu ſingen, wie folgendes:

Deutſchland iſt noch kleines Kind,
  Doch die Sonne iſt ſeine Amme,
  Sie ſäugt es nicht mit ſtiller Milch,
  Sie ſäugt es mit wilder Flamme.
Bei ſolcher Nahrung wächſt man ſchnell
  Und kocht das Blut in den Adern —
  Ihr Nachbarskinder hütet euch,
  Mit dem jungen Burſchen zu hadern.
Er iſt ein täppiſches Rieſelein,
  Reißt aus dem Boden die Eiche,
  Und ſchlägt euch damit den Rücken wund
  Und die Köpfe windelweiche.
Dem Siegfried gleicht er, dem edeln Fant,
  Von dem wir ſingen und ſagen;
  Der hat, nachdem er geſchmiedet ſein Schwert,
  Den Amboß entzwei geſchlagen.
Ja, du wirſt einſt wie Siegfried ſein
  Und tödten den häßlichen Drachen,
  Heiſa! wie freudig vom Himmel herab
  Wird deine Frau Amme lachen!
Du wirſt ihn tödten und ſeinen Hort,
  Die Reichskleinodien, beſitzen,
  Heiſa! wie wird auf deinem Haupt
  Die goldne Krone blitzen!

Heine hat alſo der Zeitſtimmung ſeinen lyriſchen Tribut ebenfalls entrichtet und mich dünkt, die wenigen politiſchen Gedichte, die bis jetzt von ihm bekannt geworden, dürften leicht unter allen der beſte Ausdruck dieſer Zeitſtimmung ſein, weil ſie am prägnanteſten unſer Mißbehagen an den gegenwärtigen Zuſtänden, unſere Sehnſucht nach einer großen Veränderung ausdrücken und zugleich unſer ſkeptiſches Mißtrauen, ob eine ſolche Veränderung ſtattfinden werde. Auch wird es Heine nie paſſiren, daß ſein politiſches Singen, wie es bei ſo manchem unſerer poetiſchen Politiker der Fall iſt, in hohle Phraſenmacherei ausläuft, weil er immer und überall geltend zu machen weiß, daß er „die lachende Thräne“ im Wappen führt, weil er da, wo Andere nur noch mühſelig an der Krücke der Rhetorik ſich hinſchleppen und mit allem Pomp und Prunk ihrer Orakelei uns völlig nüchtern laſſen, den Zeitintereſſen vermittelſt ſeines Humors immer wieder eine neue Seite abzugewinnen, ſie vermittelſt des Brillantfeuers ſeines Witzes immer wieder in einer neuen Beleuchtung zu zeigen weiß, was um ſo anſprechender iſt, da fortgeſetztes politiſches Dichten, ohne von politiſchem Trachten und Thun gefolgt zu ſein, ſich ſehr bald langweilend machen muß.

Das „Buch der Lieder“ wurde bei ſeinem Erſcheinen von einem Mitglied der ſchwäbiſchen Dichterſchule begrüßt als „ein Zauberbuch voll wunderſamer und ergreifender Melodieen“ oder wenigſtens mit ähnlichen Worten. Ob dieſer ſchwäbiſche Dichter, ſeit Heine in ſeinem unartigen „Schwabenſpiegel“ die ſchwäbiſche Schule ſo vornehm und ungerecht, ja perfid ſogar maltraitirte, noch dieſer Meinung iſt, ſteht dahin, aber deſſenungeachtet iſt und bleibt das „Buch der Lieder“ in Wahrheit ein Zauberbuch voll magiſcher, herzenbezwingender Formeln. Es iſt eine poetiſche That, ſo gut wie es Goethe's Werther, Schillers Räuber waren. Dieſe kurzen Liederchen ſchmeicheln ſich trotz ihrer nachläſſigen Form unwiderſtehlich in dein Herz ein und während du die Klagen, die Schmerzensſchreie des Dichters lieſeſt, wähnſt du zuletzt die eigene Seele aus dir ſingen und klagen zu hören. Er jubelt in ein paar kurzen Strophen die höchſte Ueberſchwänglichkeit der Liebe aus, und du ſprichſt bei dir: o, ſolchen Jubel habe auch ich ſchon empfunden! er malt dir in einer Zeile einen Schmerz, brennend wie ein Auge, das weinen möchte und nicht kann, und du ſprichſt: o, dieſes Weh iſt mein eigenes! Sieh', meine Freundin, das iſt es, was Heine zum größten Lyriker der Gegenwart macht. Scheinbar in egoiſtiſcher Subjektivität befangen, hat er die Luſt und das Leid der Mitlebenden beſungen. Wer wagt es, mit krittelnder Hand an dieſe Dichterkrone zu taſten? Oder iſt es denn wahr, daß man, um Heine zu begreifen und zu genießen, lieben muß, leidenſchaftlich und hoffnungslos? —

Aus einem Sommeraufenthalt in den Pyrenäen hat Heine die neueſte ſeiner größern Produktionen mitgebracht, den „Atta Troll“, ein wunderliches Heldengedicht oder vielmehr Bärengedicht, denn der Atta

Troll iſt ein Bär, in vierundzwanzig Kapiteln. Ob es, wie Heine meint, „das letzte freie Waldlied der Romantik“, bleibe dahin geſtellt, mit mehr Gewißheit iſt anzunehmen, daß das Prognoſtikon:

In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen —

welches der Dichter ſeinem Epos ſtellt, ſich erfüllen werde; denn ſein Erſcheinen hat ziemlich kühl gelaſſen, obgleich es uns ganz und gar den alten Heine wiederbringt mit all' ſeiner phantaſievollen Beweglichkeit, ſeinen wie prächtige Schmetterlinge umhergaukelnden Bildern, ſeinen capriciöſen Launen, ſeiner giftigen Malice, ſeiner kecken und dennoch liebenswürdigen Nonchalance und Frivolität. Er läßt uns in ſeinem Atta Troll alle Tendenzen, Erbärmlichkeiten, Beſtrebungen, hervorragenden Perſönlichkeiten in Leben und Literatur, natürlich perſiflirt, ſo recht tüchtig gepfeffert, vor den Augen vorüberſchwirren und es rundet ſich das Gericht zur herbſten Satyre, beſonders zur Satyre auf deutſche Zuſtände, obgleich Heine mit der unſchuldigſten Miene von der Welt bevorwortet:

Traum der Sommernacht, phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied! Ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe!
Wittert nicht darin Tendenzen —
Atta Troll iſt kein Vertreter
Von dickhäutig deutſcher Volkskraft,
Und er greift nicht allegoriſch
Mit der Tatze in die Zeit ein.
Nicht einmal ein deutſcher Bär
Iſt mein Held. Die deutſchen Bären —
Schreibt man — wollen nicht mehr tanzen,
Doch auch nicht die Kette brechen.

Heine läßt nämlich ſeinen Helden auf dem Marktplatz von Cauterets tanzen, dann die Kette brechen und folgt ihm nun mit ſeinem Lied durch die Schluchten der Pyrenäen, köſtliche Raiſonnements von ihm mittheilend. Zuletzt wird Atta Troll durch den geſpenſtigen Laskaro, den Sohn einer Berghexe, getödtet und

Selb'gen Tags ward ausgebälgt
Atta Troll und ward verſteigert
Seine Haut. Für hundert Franken
Hat ein Kürſchner ſie erſtanden.

Wunderſchön ſtaffirte dieſer
Und verbrämte ſie mit Scharlach,
Und verhandelte ſie weiter
Für das Doppelte des Preiſes.
Erſt aus dritter Hand bekam ſie
Juliette, und in ihrem
Schlafgemache zu Paris
Liegt ſie vor dem Bett als Fußdeck.
O, wie oft mit bloßen Füßen
Stand ich Nachts auf dieſer irdiſch
Braunen Hülle meines Helden,
Auf der Haut des Atta Troll.
Und von Wehmuth tief ergriffen,
Dacht' ich dann an Schillers Worte:
Was im Lied ſoll ewig leben,
Muß im Leben untergehn.

Ich brauche dir nicht zu ſagen, daß der Dichter, deſſen „Subjektivität drängt ſich vor in jedem Verſe“, auch in Atta Troll wieder ſeine Sympathieen und Antipathieen frei gewähren läßt. Da muß denn beſonders Freiligrath herhalten; aber mag man dieſem Dichter auch ſo gewogen ſein, wie z. B. ich es bin, man muß eben lachen, wenn Heine von ſeinem Atta Troll ſagt:

Finſter ſchaut er wie ein ſchwarzer
Freiligräth'ſcher Mohrenfürſt.

Auch an der ſchwäbiſchen Dichterſchule kühlt er wieder ſein boshaftes Müthchen, indem er die tolle Jeremiade eines auf Reiſen gegangenen und von der Hexe Uraka in einen Mops verwandelten Schwabendichters mittheilt, der unter Anderm weinerlich ausruft:

Sittlichkeit iſt unſre Muſe,
Und ſie trägt vom dickſten Leder
Unterhoſen —

Ja, es iſt der alte Heine und ſo hat er uns denn in ſeiner gewohnten Weiſe in Atta Troll ein neues phantaſtiſches Witzſpiel gegeben, durchklungen von einzelnen Herzensklängen, eine romantiſch närriſche Arabeske, weßhalb er auch die beſte Kritik über ſein Gedicht liefert, wenn er Betreffs desſelben im Schlußkapitel ſingt:

Iſt das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt ſchalkhaft nicht dazwiſchen
Die bekannte Schellenkappe?

In das feine Geiſterliſpeln
Bricht herein der Bärenbrummbaß
Dumpf und grollend, dieſer wechſelt
Wieder ab mit Vögelchören!

Wahnſinn, der ſich klug geberdet,
Weisheit, welche überſchnappt,
Sterbeſeufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter ...

Auf Heine als Proſaiker übergehend, ſollte ich dir nun vor Allem von ſeinem „Styl“ ſprechen, aber Gott bewahre mich davor, dir Langeweile zu machen. Genüge es dir, wenn ich Betreffs des Styls von Heine ſage, daß er ohne Frage für die deutſche Literatur ebenſo epochemachend war, wie vormals der Styl Leſſings, der Styl Goethe's geweſen. Die deutſche Proſa nämlich war durch die nüchterne Nachkünſtelei Goetheſcher Vorbilder unſäglich zäh geworden und allmälig gefroren. Börne begann dieſe kalte Maſſe mit dem jeanpauliſirenden Styl ſeiner erſten Periode aufzuthauen, aber erſt Heine brachte ſie wieder recht in Fluß. Heine's Proſa iſt nicht minder bezaubernd als ſein Vers. Dieſes glänzende Antitheſenſpiel — allerdings und leider wird es oft zur Antitheſenſpielerei, zur Effekthaſcherei — dieſes kokette Abſpringen, dieſe abgeriſſenen Sätze, nachläſſig, ſchlotternd einherſchlendernd, aber ſogleich wieder wechſelnd mit Perioden von vollendeter Rundung und Straffheit, dieſe ſich haſchenden Streiflichter und Schlagſchatten, dieſe ſcheinbare Verwirrung und wirkliche Harmonie, welche ſelbſt die grellſten Diſſonanzen immer wieder zu bewältigen weiß — dieſer Styl, aus dem die Flöte der Liebe ebenſo weich und ſchmelzend tönt wie die Tuba des Zornes ſchmetternd und drohend, muß blenden, ſpannen, hinreißen und feſthalten.

Du frageſt mich einſt: wie ſieht ein echter deutſcher Student aus? und ich ſagte: Denke dir einen ſchlanken jungen Mann mit blauem Aug' und kußbegierigem Mund, mit ſchwarzem Sammtrock angethan und weiten Hoſen, das Halstuch nachläſſig umgeſchlungen, am Kinn den Wallenſteiner, auf dem Haupt eine Mütze, für deren Form es keinen Ausdruck gibt, ein breites, dreifarbiges Band über die Bruſt, in der Linken eine Pfeife, für Gargantua groß genug, in der Rechten einen knotigen Ziegenhainer, auf dem Rücken das Wanderränzchen, denke dir dieſen Jüngling, wie er voll Geiſt, voll Poeſie, voll Liebe, aber auch voll überſprudelnder Laune, voll überſchäumender Lebensluſt, voll unbändiger Keckheit und Spottluſt, durch Berg und Thal und Stadt und Land hinzieht, hier mit den Waldvögeln um die Wette ſingend, dort trunknen Auges vom Gipfel eines Berges in die weite Welt hineinblickend, bald ein Bauernmädchen küſſend, bald unter einem Schloßbalkon ein ſchmachtendes Ständchen bringend, jetzt mit luſtigen Genoſſen Becher und Schläger klirren laſſend, dann wieder einen Haufen von Philiſtern mit dem herbſten Hohn, mit dem übermüthigſten Spott überſchüttend, jetzt wie ein cyniſcher Skeptiker über Göttliches und Menſchliches ſich luſtig machend, dann wieder eine Thräne unwillkürlicher Rührung im Auge zerdrückend, wenn er an einem Kirchhof vorübergeht und die Todtenkränze auf dem Grab eines jungen Mädchens gewahrt oder fernüber frommes Abendgeläute an ſein Ohr ſchlägt — denke dir einen jungen Mann von ſolchem Ausſehen und Gebahren und du haſt das Bild eines deutſchen Studenten vor dir. Erinnere dich an dieſe Worte und du wirſt mich leicht faſſen, wenn ich dir ſage, in ſeinen berühmten „Reiſebildern“, wenigſtens in den erſten Bänden derſelben, iſt Heine durch und durch ein deutſcher Student, deren Race freilich allmälig auszuſterben droht. Du weißt, in den Julitagen fochten die pariſer Studenten kühn und glorreich gegen die Ordonnanzen Karls X.; der deutſche Student Heine focht mit ſeinen „Reiſebildern“ nicht minder kühn und glorreich gegen die Ordonnanzen deutſcher Philiſterei. Sie ſind ganz und gar revolutionär, ſieghaft revolutionär, dieſe kecken, genialen, ſtudentenhaften Skizzen, überquellend von Witz und Poeſie, während ſich ein tiefes Gefühl durch ſie hindurchſchlingt, wie der bekannte rothe Faden durch die Tauwerke der engliſchen Flotte. Es iſt ein Concert originellſter Compoſition, über deren burlesken, aber ſtets anziehenden, Wirrwar wie ſtille Schwäne eine Menge der herrlichſten und zarteſten Gedanken hinziehen. Wie elfenartig iſt z. B., um nur einen anzuführen, der folgende? „Das Leben iſt gar ſo ſpaßhaft ſüß und die Welt iſt ſo lieblich verworren. Sie iſt der Traum eines berauſchten Gottes, der ſich auf der zechenden Götterverſammlung à la francaise fortgeſchlichen hat und auf einem einſamen Stern ſich ſchlafen gelegt und ſelbſt nicht weiß, daß er alles das auch erſchafft, was er träumt, und die Traumgebilde geſtalten ſich oft buntſcheckig toll, oft auch harmoniſch vernünftig — die Ilias, die Schlacht bei Marathon, Platon, Moſes, die mediceiſche Venus, der ſtraßburger

Münſter, die franzöſiſche Revolution, Hegel, die Dampfſchiffe u. ſ. w. ſind einzelne gute Gedanken in dieſem ſchaffenden Gottestraum; aber es wird nicht lange dauern und der Gott erwacht und reibt ſich die verſchlafenen Augen aus und lächelt und — unſere Welt iſt zerronnen in Nichts.“

Drei Bücher ſind es vornehmlich, in welchen ſich Heine ſeinem Hang zum Skandal mit rückſichtsloſem Eifer hingegeben, nämlich „Zur Geſchichte der neuern Literatur in Deutſchland“, der zweite Band des „Salon“ und „Ueber Ludwig Börne“. Die erſtere Schrift, nachmals in der „Romantiſchen Schule“ weiter ausgeführt, beſpricht die hervorragendſten Coryphäen deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft von Goethe an bis zur Julirevolution und iſt allerdings im Stande, die Ueberzeugung in uns zu befeſtigen daß eigentlich nur ein großer Poet auch ein tüchtiger Kritiker ſei. Freilich hat Heine nach ſeiner Art die romantiſche Schule, den Hauptvorwurf des Buches, mehr caricirt und lächerlich gemacht, als beurtheilt, aber ſogar in der Caricatur weiß er noch ſo viel treffende Anſchauung, ſo viel in die Augen ſpringende Wahrheit auszuprägen, daß leicht begreiflich wird, wie hohl und nichtig im Grunde doch die ganze romantiſche Comödie geweſen, wie die romantiſche Schule doch ſo eigentlich nichts Anderes, als eine kränkliche Treibhauspflanze, emporgetrieben von dem Miſtbeet religiöſer und politiſcher Unfreiheit. Wenn keineswegs verſchwiegen werden darf, daß die Art und Weiſe, in welcher er die Brüder Schlegel beſpricht, eine durchweg verdammliche, ja an's Gemeine anſtreifende iſt, ſo muß auch angeführt werden, wie liebevoll er Herders und Leſſings erwähnt, wie ſehr er dem ehrlichen Johann Heinrich Voß Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie dichteriſch ſchön und kritiſch wahr er über Novalis, Brentano und Arnim ſpricht. Der zweite Band des „Salon“, zuerſt franzöſiſch in einer pariſer Zeitſchrift erſchienen, iſt ein Verſuch, die Franzoſen in die Myſterien deutſcher Theologie und Philoſophie einzuweihen, und, wiſſenſchaftlich angeſehen, ein völlig mißlungener Verſuch, der nur beweiſt, daß ſein Verfaſſer über den Vorhof des Eleuſis der deutſchen Wiſſenſchaft ſelber nicht hinausgekommen — aber rückſichtlich der Darſtellung, der Form, iſt es ein bedeutender Sieg über den deutſchen Kathederſtyl, deſſen mumienhafte Kruſte ſich noch oft ſo neidiſch und abwehrend um die Früchte deutſchen Wiſſens legt. Das Buch „Ueber Ludwig Börne“ iſt eine 376 Seiten lange Perfidie, überhaupt das Unerquicklichſte, was

Heine geſchrieben, und wenn es je einigermaßen entſchuldigt werden kann, ſo iſt es nicht der Aufwand von Geiſt und Witz, womit es ſeinem verwerflichen Zweck ein ſchönes Kleid umzuhängen ſtrebt, der es entſchuldigt, ſondern einzig und allein der Umſtand, daß es, wenn auch gegen den Willen des Autors, von Börne, dem großen Todten, der an und für Deutſchland ſtarb, ein wahreres, getroffeneres und lebendigeres Bild gibt, als es irgend einer der Freunde oder Feinde desſelben zu geben vermochte, daß Börne aus all' dem Skandaldunſt, womit ihn Heine umzog, dennoch in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit und Größe hervortritt, unvergleichbar kenntlicher, als z. B. aus der Biographie Gutzkows. Die „Franzöſiſchen Zuſtände" Heine's, eine Sammlung von Correſpondenzartikeln in der A. A. Zeitung, kann man eine politiſche Studie nennen, welche die Phaſen des franzöſiſchen Staatslebens ſeit 1830 mit Scharfblick und Geſchick entwickelt und deren geharniſchte Vorrede zu dem Kühnſten gehört, was je in politiſcher Beziehung in deutſcher Sprache geſchrieben wurde. Die Vergleichung dieſer „franzöſiſchen Zuſtände" mit Börne's „Briefen aus Paris" kann uns die Verſchiedenheit der beiden Männer, die zuſammen am Eingang der neueſten Literaturperiode ſtehen, wie Goethe und Schiller am Eingang der letztvergangenen, deutlich nachweiſen. Börne iſt immer und überall Revolutionär, Politiker, Heine immer und überall Artiſt, Jener opfert der Sache oft die Form, Dieſer der Form immer die Sache. In ſeinem „Salon" bis jetzt 4 Bände, hat Heine Aufſätze gemiſchteſten Inhalts zuſammengeſtellt und mit Gedichten durchſchoſſen. Der Titel „Salon" iſt gut gewählt, denn die Lektüre des Buches macht ganz den Eindruck einer geiſtreichen, witzigen und frivolen Salonsconverſation, die ſich um Muſik, Theater, ſogar um Wiſſenſchaft dreht und die höchſten Ideen ſpielend und ſcherzend abhandelt. Da wer[illegible] auch tolle „Memoiren des Herrn Schnabelewopski" zu erzählen angefangen, bleiben aber zum höchſten Aerger aller prüden Seelen Fragment, wie nicht minder eine Novelle „der Rabbi von Bacharach" zu allgemeinem Bedauern Bruchſtück bleibt. Die eingeſtreuten Gedichte ſollen wahrſcheinlich den weiblichen Theil der Geſellſchaft repräſentiren, ſcheinen aber, beſonders im dritten Band, aus etwas unſaubern Quartieren herzukommen, weßwegen wir bedauern, daß ſich Heine zu einer ſolchen Genoſſenſchaft herabgelaſſen, er, der mit Recht ſingen durfte:

Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land,
Nennt man die *beſten* Namen,
So wird auch der meine genannt.

Freilich, Heine ſetzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß er auch „im Koth“ heimiſch iſt, und wir haben eben kein Recht dazu, ihm zu verbieten, daß er ſich ſelbſt erniedrige, wohl aber haben wir das Recht, offen zu ſagen, daß ſein Anſtreben des koloſſalen Cyniſmus eines Rabelais meiſt nur ein verfehltes, verunglücktes iſt. Unſere nivellirende Zeit, wie ſie überhaupt alles Koloſſale, ſei es im Guten oder Böſen, ablehnt, lehnt auch koloſſale Cyniſmen ab.*

Schwung und Kraft der Phantaſie, hinreißender Zauber der Darſtellung und Diction und ein ebenſo farbenreicher als ſchonungsloſer Witz, dieſe Eigenſchaften treten an Heine's Erſcheinung am bedeutendſten hervor. Dazu rechne man die Einflüſſe, unter denen er als Sohn eines Juden und einer Ariſtokratin erzeugt und erzogen wurde, die Eindrücke, die er als Knabe von den Nachklängen der großen Revolution und dem Drama „Napoleon“, als Jüngling von der deutſchthümlichen Richtung der Jugend, von der Romantik empfing, dazu rechne man ferner das Unbehagen, die Verbitterung, die ihm als Mann die Reſtaurationsperiode einflößen mußte, endlich die mannigfachen Täuſchungen, die er ſeit 1830 miterlebte — rechne man dieſes Alles zuſammen und man wird die ſich ergebende Summe, die Erſcheinung Heine's, begreiflich finden. Bei dieſem Naturel, in dieſer Zeit mußte er werden, wie er geworden. Wozu alſo mit kritikaſterlichem Auseinanderklauben ſeiner Mängel und Sünden ſich abmühen? Es iſt wahr, Heine iſt eine unaufgelöſte Diſſonanz, aber iſt nicht die Jetztzeit überhaupt eine ſolche? Es iſt wahr, etwas Krankhaftes iſt in allen ſeinen Werken, aber es iſt eben die Bläſſe der Zeit, von welcher ſie „angekränkelt“ ſind. Es iſt wahr, er macht ſich ganz und gar Nichts daraus, das Heiligſte anzutaſten, ſobald es ihm morſch und albern dünkt, er ſprudelt lachenden Mundes ſeine blasphemiſchen Witze hervor, aber hat er ſich denn nicht ſelber als den Hofnarren, als den Kunz von der Roſen Deutſchlands bezeichnet? Wie könnt ihr mit *dieſem* rechten? Hier paßt weder euer moraliſcher noch euer äſthetiſcher Maßſtab, denn Heine hat nie darauf Anſpruch gemacht, dem einen oder dem andern zu Danke zu ſchreiben. Er iſt offenherzig genug, euer höchſtes Sittengeſetz, die Heuchelei, zu verwerfen und ſeine Muſe iſt keine der neun guten alten Jungfern, ſondern

Es iſt die Zeit, das ſtrebende Jahrhundert,
An Schmerz, an Gift, an Farbenſpiel bewundert. —

Dir, meine Freundin, darf ich Heine wohl empfehlen, denn geiſtig über alle Beſchränktheit, ſittlich über alle Ziererei erhaben, wirſt du bald erkennen, daß ſeine Werke nur Knaben und Schwächlingen, fünfzehnjährigen Backfiſchen und alten Betſchweſtern gefährlich werden können — und ſo erfreue dich denn ihrer.

3.

Jung-Deutſche

Du weißt, meine Theure, wir Deutſche haben kein anderes öffentliches Leben als das der Literatur, wir produziren keine andern Thaten als literariſche; während andere Völker leben, denken wir, während andere Völker handeln, ſchreiben wir, während andere Völker genießen, laſſen wir uns drucken, während ſich das Bewußtſein anderer Nationen immer mehr weitet und lichtet, während ſie ihrem Handel und ihrer politiſchen Thatkraft in den fernſten Ländern und Meeren von Tag zu Tag neue Bahnen zu ſuchen und zu brechen ſtreben, rudern wir in friedſeliger Michelei unſer Gedankenſchifflein durch den literariſchen Binnenſee. Die einzigen Schlachten, die wir liefern, ſind Tintenſchlachten, bei welchen ſich gewöhnlich beide Theile gleich häßlich beſchmutzen.

So konnte denn auch der revolutionäre Wellenſchlag des Jahres 1830 nur einige lächerlich platzende Schaumblaſen nach Deutſchland herüberwerfen. Wir durften etwas weniges den berühmten Julibund Meyer ob ſeiner wahrhaft claſſiſch deutſchen Treue bewundern, etwas weniges mit unſerm ſentimentalen Thränentüchlein den exilirten Streitern von Oſtrolenka und Grochow die Augen auswiſchen, im Uebrigen aber hatten wir — — — eine literariſche Hetzjagd. Die liebe gute deutſche Literatur mußte ins Mittel treten, damit jene epochemachende Zeit für uns nicht gar zu windſtill vorübergehe. Plötzlich ging ein mächtiges literariſches Halloh und Huſſah los. Der edele Eckart deutſcher Sittlichkeit und Aeſthetik, dem der Rothſchild des deutſchen Buchhandels ſtatt des Renommiſtenſchlägers, womit er früher kritiſch geſtunkert, die literariſche Nachtwächterklapper in die Hand gegeben, that ſich auf als Schildhalter des germaniſch-chriſtlichen Prinzips und klapperte vor allen Regierungscollegien und Polizeihäuſern von Gefährdung Gottes und der Menſchheit, von Verrath an Vaterland und Tugend, an Geſetz und Sitte, kurz er verführte den nachtwächterlichſten Rumor, der je in einem Literaturblatt ausgekrakeelt worden iſt. Es war aber bloß die altersſchwache Angſt, von der kühnen Jugend tüchtig aufs anmaßliche Fell geſchlagen zu werden, was aus der kritiſchen »Lärmtrommel« tremulirte, welches Tremuliren indeſſen ſeinen Zweck, die Sbirren polizeilicher Macht gegen geiſtige Neuerungen zu allarmiren, vollkommen erreichte. Man zog aus mit Spießen und Stangen, das »junge Deutſchland« zu fangen, und die erwähnte literariſche Hetzjagd begann, bei welcher der deutſche Philiſter den Anfangs erſtaunten, am Ende applaudirenden Zuſchauer ſpielte und die damit endigte, daß ein Paar Dutzend Bücher verboten und einige ihrer Verfaſſer polizeilich verfolgt und gefangen geſetzt wurden.

Du wirſt dir unter dem »jungen Deutſchland« etwa eine Verbindung wie die „jeune France“, die „giovina Italia“, die »junge Schweiz« vorſtellen. Weit gefehlt. Das »junge Deutſchland« war nicht einmal eine literariſche, geſchweige eine politiſche Verbindung. Die Autoren, welche man unter dieſer Collectivbezeichnung begriff, kamen zu ihren Parteinamen ſie wußten nicht wie, und es möchte ſchwierig ſein, zu beſtimmen, wem es zuerſt eingefallen ſein mag, aus den Einleitungsworten der Zueignungsepiſtel eines Buches von Wienbarg, aus den Worten: »Dir, junges Deutſchland, widme ich dieſe Schrift — «, welche an die geſammte deutſche Jugend gerichtet waren, die unſinnige Folgerung zu ziehen, daß, Heinrich Heine an der Spitze, vornehmlich die vier Autoren Laube, Gutzkow, Wienbarg, Mundt, zu welchen denn auch noch Kühne gerechnet wurde, eine revolutionäre, literariſche Propaganda bildeten, deren Titel: »Junges Deutſchland«. Allerdings waren zwiſchen den genannten Männern urſprünglich der Sympathieen genug vorhanden, ihr Auftreten gemahnte an unſere literariſche Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts und das gleichzeitige Ausſprechen ihrer Antipathieen, die ebenfalls meiſt gemeinſchaftliche, konnte wohl für einige Zeit dem Geſchrei der Obſkuranten von einer rebellirenden literariſchen Verbrüderung Wahrſcheinlichkeit verleihen. Aber der deutſche Separationsgeiſt zeigte, indem er die Jung-Deutſchen nicht nur in divergirende Bahnen hineintrieb, ſondern manche derſelben geradezu in das Verhältniß der Feindſeligkeit brachte, bald genug, daß eine derartige abſichtliche Verbrüderung nur in dem Gehirn ihres Denuncianten beſtanden. Jetzt iſt jene Parteibezeichnung beinahe gänzlich verſchollen, obwohl die damit Bezeichneten ſeither einflußreiche Coryphäen der jungen Literatur geblieben ſind, welche ſich ſeit den dreißiger Jahren in Deutſchland entwickelte.

Die Politik tritt in dieſer Literatur, zu welcher ſich die noch jüngere Freiheitslyrik völlig unabhängig verhält, meiſtens nur als ein zufälliges, durch die Julirevolution und die Schilderhebung Polens gegebenes Element auf oder inſofern Börne's Einfluß hereinſpielte. Die Hauptſache war die Discuſſion ſocialer Fragen, die in äſthetiſchem Gewande abgehandelt wurden. Die ſocialiſtiſchen Syſteme, welche jenſeits des Rheines die geiſtige Welt bewegten, mußten auch in Deutſchland lebhaften Nachhall finden, wo Heine's Feder die faulen Schäden der geſellſchaftlichen Verhältniſſe bereits bloßgelegt und Börne mit ſeinem ſcharfen politiſchen Secirmeſſer in ſie hineinzuſchneiden begonnen hatte. Dazu kam ein hoffnungsvolles, bald aber wieder eingedämmtes, Flüſſigwerden der während der Reſtaurationszeit ſtockig gewordenen politiſchen Ideen, dazu kam das immer bedeutender werdende Auftreten der philoſophiſchen Lehre Hegels, deren kühn angewandte Begriffe auf dem Feld der Theologie ſo mächtige Kämpfe hervorzurufen anfingen, und in alle dieſe Bewegungen warfen ſich die Jung-Deutſchen hinein, mit keckem, theilweiſe genialem Griff die Zeiterſcheinungen erfaſſend und dem Drang nach Freiheit rückſichtslos Wort und Stimme verleihend. Was aber die Geſtaltung dieſes Dranges zu poetiſcher Produktion noch insbeſondere charakteriſirt, iſt das Verhältniß der Jung-Deutſchen zu Goethe, dem Dichter-Künſtler. Der tiefe Reſpekt, den ihnen die goethe'ſche Form einflößte, verleugnet ſich niemals, lehrte ſie künſtleriſch ſich faſſen, künſtleriſch Maaß halten. Noch mehr: Goethe's Hellenismus, ſein ſchön ſinnlich blühendes Heidenthum erlebt in den Schriften der Jung-Deutſchen eine Wiederaufnahme und Weiterbildung, bringt ſie in mannigfache Conflikte mit dem Chriſtenthum und zieht ihnen die Anklage auf Emancipation des Fleiſches zu. Sie traten in der That als Anwälte der Rechte der Sinnlichkeit auf, als Verfechter der Berechtigung des Menſchen zu den Genüſſen der Erde, jedoch mehr vom äſthetiſchen Geſichtspunkt ausgehend, als von dem natürlichen und naturrechtlichen, wie er ſich in jüngſter Zeit proletariſch dräuend eröffnete. Ihr Gefallen an ſchöner Form, an dem Weichen, Weiblichen des Menſchenlebens führte ſie dann auch darauf, die Frage der Frauenemancipation allſeitig durchzudebattiren, und hiebei mußte natürlich das Inſtitut der Ehe vielfach in Betracht kommen. Es wurde da freilich manches Ueberſpannte und Nichtsnutzige über das ſogenannte „freie Weib“ zu Tage gefördert, im Ganzen aber müſſen wir anerkennen, daß die Anſichten der Jung-Deutſchen über Liebe, Ehe und das Verhältniß beider Geſchlechter keineswegs von einem gemein ſinnlichen Kitzel dictirt, ſondern daß mancher ſpeciellen Extravaganz ungeachtet dieſe Themata mit Begeiſterung und Ernſt von ihnen abgehandelt wurden. Noch unlängſt hat einer der zum jungen Deutſchland gerechneten Schriftſteller Gedanken über die Idee der Ehe ausgeben laſſen, die zu ſchön ſind, als daß ich ſie dir nicht herſetzen ſollte. „Mit der Aufhebung der Ehe,“ ſagte er, „wird das Geheimniß der Liebe profanirt. Das Myſterium, daß zwei Naturen, von dem Reize der Gegenſeitigkeit durchglüht, ſich völlig als eine erfaſſen, dies Verhältniß engſter Seelenleibeigenheit iſt factiſch ſchon Ehe und der Rauſch der Gemüther ſanctionirt ſich ſelbſt, wo nur Rauſch, Erfaſſung der tiefſten Natur und geheimſte Eintracht entzückter Seelen ſich findet. So iſt die Ehe ſchon im Stoffe des Lebens da und es darf keine alberne Ergänzung der Kirche genannt werden, wenn das, was im Leben ſich ſelbſt gibt, durch die Form des Sacraments in bewußter Weiſe zuſammengefaßt wird. Eine Liebe, die der Wunſch ewiger Dauer nie durchzittert, die auch im Augenblick des innigſten Erguſſes von den Schauern der Ewigkeit nicht berührt wird, hat weder leiblich noch geiſtig den Moment der Hingebung verſtanden, weil, wo er ganz gefühlt wird, die geheime Luſt zu einer unvergänglichen Angehörigkeit ſich in ihm regt. In dieſer Unſterblichkeitsluſt einer in der Gegenſeitigkeit zweier Naturen bedingten Liebe liegt zugleich die Ausſchließlichkeit des Verhältniſſes. Wo der Reiz ewiger Angehörung nie gefühlt iſt, blieb das Geheimniß der Liebe unerſchloſſen. In dieſem Reize liegt aber das, was wir das Motiv der Ehe nennen. Die Kirche macht keine Ehen, ſie gibt blos die Form für den ſchon an und für ſich berechtigten, weil vorhandenen Inhalt, den ſich die Natur der Liebe ſelbſt erzeugt. Daß gegen dieſe Heiligkeit der Ehe die mannigfach beengte Leidenſchaft des Menſchen ankämpft, macht den bunten Wirrwar des Daſeins, ſowie ſich denn oft eine Ehe ergibt, die der Form entbehrt, und umgekehrt weit häufiger da gar keine Ehe der Gemüther iſt, wo die ehelichen Formen vorhanden ſind. Wo die Form etwas Anderes iſt als der Ausdruck des Inhaltes, iſt ſie jene Lächerlichkeit, welche die vielen Luſtſpiele im Leben erzeugt. Wie ſehr aber auch in unſerer Zeit ſich für den Umgang der Geſchlechter eine größere Elaſticität erzeugen mag und muß, je mehr das Weib anfängt, ihre geiſtige Freiheit zu begreifen, ſo wird hiedurch noch auf keine Weiſe die Idee der Ehe aufgehoben, weil ſie vielmehr auch ohne Gebot von außen in der engſten Concentration zweier liebenden Gemüther begründet liegt. Sie iſt blos deßhalb eingeſetzt, weil ſie da iſt, wird geboten, weil ſie ſich von ſelbſt geſtaltet. Und nicht blos bei Menſchen, auch bei zarteren Naturen der thieriſchen Organiſation ergibt ſich daſſelbe Phänomen. Das monogamiſche Verhältniß iſt durchaus ein naturgemäßes und was man gewiſſermaßen als ein Gebot Gottes ausſpricht, das birgt die Natur in ihrem keuſchen, verſchwiegenen Schooße als die Bedingung für das, was man Liebe nennt.“

Betrachten wir jetzt die Jung-Deutſchen Mann für Mann.

Für einen Jüngling von gewandtem Benehmen, der kecke Genialität mit lebenlaſſender Bonhommie, einen frivolen Anhauch mit unverwüſtlich fidelem Humor verbindet, hat die deutſche Studentenſprache die Bezeichnung „flotter Burſche“. Als ein ſolcher flotter Burſche trat **Heinrich Laube**, geboren 1806 zu Sprottau in Schleſien, in die literariſche Welt und hatte es nach wenigen Jahren ſo weit gebracht, daß er dem fabelhaften jungen Deutſchland beigezählt wurde, daß man ſeine Schriften verbot und ihm neun Monate lang Zeit gab, hinter den Gittern der berliner Hausvoigtei über die Strafbarkeit derſelben nachzudenken. Zuvor hatte er Deutſchland und Oberitalien durchreist und dieſe Fahrt in ſeinen „Reiſenovellen“ beſchrieben. Aus der Hausvoigtei entlaſſen, lebte er an verſchiedenen Orten, redigirte Journale, verheiratete ſich 1837, ſaß die Gefängnißſtrafe, die ihm für ſeine ſchriftſtelleriſchen Verſchuldungen nachträglich wurde, unter freundlichen Verhältniſſen zu Muskau ab, reiste dann nach Frankreich und Algier, woher er ſein Buch „Franzöſiſche Luſtſchlöſſer“ mitbrachte, und lebt jetzt wieder als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ in Leipzig. Er ließ 1832 den Roman „das neue Jahrhundert“ erſcheinen, ein gährendes, unklares Produkt, deſſen Grundideen er dann in der vierbändigen Romandichtung „das junge Europa“ künſtleriſch zu geſtalten ſuchte. In dieſen Büchern, wie auch in ſeiner damaligen kritiſchen und publiciſtiſchen Thätigkeit, deren Früchte in ſeinen „modernen Charakteriſtiken“ geſammelt ſind, zeigt ſich Laube überall von Heine'ſchen Einflüſſen angeregt, vom Börne'ſchen Styl gehalten. Er kommt dabei aus einer liebenswürdigen, aber etwas oberflächlichen und koketten Subjektivität nicht hinaus und alle die Männer, die er in den »Poeten«, in den »Kriegern« und »Bürgern«, in welche drei Novellen sein junges Europa zerfällt, auftreten läßt, ſind immer Heinrich Laube ſelbſt, nehmen das Leben möglichſt leicht, genießen es ohne irgend einen Skrupel und thun dabei wenig, als etwas raiſonniren. Die Weiber, mit welchen ſie zuſammenkommen, ſind vom nämlichen Schlage, heißblutige, leichtfertige, aber allerliebſte Geſchöpfe, die lieben und ſich lieben laſſen Jahr aus Jahr ein. Dabei darf aber nicht vergeſſen werden, daß ein farbenheller poetiſcher Schmelz über der Diktion des Werkes liegt und, wenn auch nicht die Schilderung genießender Liebe, von welcher Laube ſo vielen Aufwand macht, ſo doch die Tagebuchblätter, welche der Demagog Valerius im Gefängniß aufzeichnet, ſchön und edel gehalten, um einen Laube'ſchen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, ein »Stück« reeller Poeſie ſind. In ſeiner muskauer Zurückgezogenheit ſchrieb er ein »Jagdbrevier« und eine »deutſche Literaturgeſchichte«, über welche Produkte eben nicht viel zu ſagen iſt, wie auch über die Novellen »Liebesbriefe«, »Schauſpielerin«, »Glück«, die noch aus einer frühern Periode ſtammen, in einer Zeit geſchrieben wurden, in welcher Laube, von ſeiner Stürmerei ermattet, nach neuen Formen der Darſtellung ſich umſah und dieſe unglücklicherweiſe in dem glatten Goethe'ſchen Kunſtſtyl gefunden zu haben glaubte. Erſt mit ſeiner hiſtoriſchen Novelle »die Bandomire«, denen die kurländiſchen Zerwürfniſſe Ausgangs des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu Grunde gelegt ſind, machte Laube den gelungenen Verſuch, wirkliche Geſtalten zu ſchaffen. Dieſe Dichtung erregt trotz des ſchleppenden Eingangs ſchon durch die Neuheit ihrer Localität Antheil und die Szenen, in welchen der kühne Bandomir ſich die Braut mitten aus ihren Verwandten heraus vom Altar wegraubt und in welchen er ſich mit ihr unter den Trümmern ſeines brennenden Väterſchloſſes begräbt, ſind von ſehniger Lebenskraft durchpulst. Die »franzöſiſchen Luſtſchlöſſer« ſind ein origineller Verſuch, der Reiſebeſchreibung eine neue Bahn zu öffnen, und bieten, an die Wohnſitze der franzöſiſchen Könige anknüpfend, eine Geſchichte des Königthums in Frankreich von Franz I. bis Ludwig XVI. Den erſtern dieſer Könige hat Laube beſonders gut geſchildert, er iſt ganz der Mann dazu, an Franz I. Gefallen zu finden und ihn poetiſch zu verherrlichen. Das hat er denn auch in einem größern Werke noch gethan, in dem hiſtoriſchen Roman »Gräfin Chateaubriant«, einem mit Liebe und feinſinnigem Fleiß ausgeführten Gemälde der franzöſiſchen Renaiſſance. Mir iſt Laube als Reiſenovelliſt immer am liebſten geblieben. Freilich wären ſeine »Reiſenovellen« ohne Heine's Reiſebilder nicht geſchrieben worden, aber was thut das? Wir reiſen mit dem flotten Paſſagier gerne in Deutſchland umher, folgen ihm ſogar gerne, wenn er uns in ſeine eintönige lauſitzer Heimat führt, die er ſo hübſch idylliſch ſchildert, um unterwegs allerlei novelliſtiſche Abenteuer mitzumachen oder friſch vom Zaune gebrochene Raiſonnements über Alles und Jedes anzuhören und Geſchichten wie die folgende:

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen und er ließ ſie alle in ſeine Wirthſchaft hineinwachſen. Der jüngſte Bube Marcus war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über deſſen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burſchen. Als der Jüngſte mußte er bei Tiſche das Gebet und den Segen ſprechen, und da er eine klare tüchtige Stimme hatte, ſo that er das ſelbſt zur Zufriedenheit des ſtrengen Vaters. Dieß war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geiſtlichen Stande zu widmen.

Marcus war ſchon mehrere Jahre im Kloſter, als er eines Tages am Kloſtergarten ein friſches ſchönes Bauermädchen vorübergehen ſah. Sie gefiel ihm ſehr und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offenes Fenſter, was Wenige kannten, weil es ganz mit Epheu verwachſen war. Das Mädchen ſtand ſtill, und als ſie mit Mühe erkundet, woher der Ruf komme und daß es ein Geiſtlicher ſei, der zu ihr geſprochen, trat ſie näher. Sie erkannte Marcus und ward roth. Er erkannte ſie auch, denn es war die kleine Clara aus ſeinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Geſpräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Marcus die Clara, ihre Geſchäfte ſo einzurichten, daß ſie Abends nach der Veſper vorüberginge. Und Clara richtete ihre Geſchäfte ſo ein. Sie hatte auch Nichts dawider, als Marcus eines Abends die Epheuranken auseinanderſchob, den Kopf und einen Arm herausſtreckte und ſie küßte; denn das Küſſen gefiel ihr. In müßigen Stunden verfertigte Marcus im Schatten des Kloſtergartens eine kleine Leiter, und weil das Küſſen durch das Fenſter hinab ſo unbequem ſei, bat er das Mädchen heraufzuſteigen, im Kloſtergarten ſei weicher Raſen, da ſitze ſich's ſehr ſchön. Und Clara ſtieg herüber und ſie ſetzten ſich auf den Raſen und es kamen ſchöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege ſich freut.

Marcus wurde in eine große Stadt verſetzt. Dort machte er viel Glück und war ein geſuchter Beichtvater; er ſprach ſalbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommirter Geiſtlicher und ſtieg von Stufe zu Stufe. An einem ſchönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verſchleierte Dame erſuchen, ihre Beichte anzuhören. Sie ſprach viel von der Erregbarkeit ihres Herzens und daß ſie unwiderſtehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Marcus verſicherte ihr, das ſei ganz in der chriſtlichen Ordnung und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte ſie, ihre Neigung richte ſich dahin, wo Gott allein Anſprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menſchenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menſchen, Alles zu lieben, und verlange in ſeiner grundloſen Gnade keine Privilegien. Auf dieſe demokratiſche Aeußerung erhob ſich die Dame ſeufzend und ging. Aus Verſehen ließ ſie ihr Taſchentuch auf dem braunen Brett am Beichtſtuhl liegen. Der Prälat griff in Gedanken nach dem Taſchentuch. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schooß, darauf ſtand: „Heiliger Marcus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des biſchöflichen Gartens.“ Marcus war ein kluger Mann und in einem Mantel gehüllt ſtand er um elf Uhr an der Gartenpforte und ſagte der verhüllten Geſtalt, ſie habe ihr Taſchentuch heute im Beichtſtuhl vergeſſen, und wenn ſie's nicht übel nehme, ſo möchte er ihr ſelbiges einhändigen. Sie flüſterte ihm zu, daß ſie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine warme pulſirende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des biſchöflichen Palaſtes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Theile die Mäntel ab und lachten ſehr. Der heilige Marcus küßte lächelnd die leitende Hand und ſie ſetzten ſich nieder. Selbige Dame war die Nichte des regierenden Biſchofs und wenn ſie Mittags dem Onkel einen Faſanenflügel zerlegte, ſo erzählte ſie immer eine rührende gottesfürchtige Geſchichte vom Prälat Marcus, wie er die Familie des Biſchofs leidenſchaftlich verehre und die chriſtliche Liebe bis aufs Aeußerſte treibe. Prälat Marcus wurde immer öfter zu Tiſche gebeten, und wenn der Biſchof, ein alter, ſchwacher Mann ſich zurückzog, ſo promenirte er noch mit der menſchenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern umher und erzählte ihr, wie er in ſeiner Jugend Rohrpfeifen geſchnitzt und die Honigſchnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Biſchofs galt im Stillen für deſſen Tochter und hatte die weißeſte biſchöfliche Haut, ein römiſches Blut und Feuer und zwei große alleinſeligmachende päbſtliche Augen — des Prälaten Geſchichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer ins Stocken, obwohl er ſonſt gut zu reden wußte. Er ſagte immer, ſein biſchöfliches Beichtkind ſei daran ſchuld, die Kirche habe ihm aber, Gott ſei Dank, die Macht gelaſſen, zu abſolviren. Und Marcus war in jener Zeit reich an nachſichtiger Liebe und Abſolution.

Durch den guten Onkel der noch beſſern Nichte war Marcus Biſchof von Salzburg geworden. Der Onkel war todt und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne ſie ihren großen Schmerz beſſer verbergen. Einen ſtarken Schleuderſchuß von Salzburg, in einem der vielen umherliegenden Thäler baute ihr Marcus aus zarter Erkenntlichkeit ein ſchönes Luſtſchloß und erſchöpfte ſich dabei in den herrlichſten Anlagen, namentlich mußte das Waſſer allerlei Kunſtſtücke machen und das Schloß wurde deßhalb Hellbrunn genannt. Biſchof Marcus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der biſchöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn. Eines Tages trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauermädchen an, als er aus dem Wagen ſtieg. Man ſah es, daß ſie einſt ſehr hübſch geweſen ſein müſſe, und der Biſchof ſchien genau zu wiſſen, wie lange das her ſei; er war ſehr herablaſſend, obwohl die Dirne ſehr trotzig that. Sie erhielt eine Anſtellung in des Biſchofs Wirthſchaft und ſpielte eine ziemlich trotzige Rolle in ſeinem Hauſe; ja dieſe Clara galt bei vielen für die Hauptperſon in der Diöces. Einſt hatte er ihr Etwas abgeſchlagen und ſie polterte Unglück verheißend im Hauſe herum. Es war ſchöne warme Sommerzeit, der Herr Erzbiſchof befand ſich eben zum Beſuch in Salzburg und der ſonſt ſo freundliche Mann ward nach einigen Tagen ſeines Aufenthalts ſehr ernſt und wortkarg. An der Tafel beim Biſchof Marcus ſprach er fortwährend von einem enthaltſamen, nüchternen Lebenswandel, wies die beſten Schüſſeln und Flaſchen von ſich und klagte bitterlich, wie das Fleiſch in der Kirche immer dreiſter würde. Biſchof Marcus war ſehr verſtimmt und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der ſtillen Nichte wieder auf andere Gedanken zu kommen. Bald nach ihm ſtieg der Erzbiſchof auch in ſeinen Wagen und auch Clara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen ſpannen laſſen und Beide fuhren ebenfalls Hellbrunn zu.

Biſchof Marcus pflegte an warmen Sommerabenden mit der ſtillen Nichte in den ſchönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen ſchwellenden Moosbänken, in welche ſie ſich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergeſſen; die Nichte ging wegen der Wärme nur ſehr leicht gekleidet und der Biſchof, für ihre Geſundheit beſorgt, ſtreichelte ihr den weißen römiſchen Nacken und Buſen und legte ihren vollen Arm in ſein Gewand, damit ſie ſich nicht erkälte. Dieſe Beſorgniß ſteigerten ſich, je länger ſie in der Grotte ſaßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden ſie durch ein rauſchendes Waſſerbrauſen aufgeſchreckt. Marcus war von Jugend auf anſtellig und ſchlau geweſen. Er begriff ſchnell, was das Waſſergeräuſch bedeute, warf ſein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder und drückte ſeine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Waſſerſtralen nach allen Seiten am Eingang der Grotte hervorzuſpringen und den Zugang brauſend zu ſperren, das Geräuſch wurde immer lauter. Mitten im Garten aber ſtanden der Erzbiſchof und Clara, und aus allen Waſſerſpiegeln, aus dem Munde aller Statüen, aus allen Steinen brauſten Waſſerſtröme über das Paar, heftig verſuchte es Clara, den Erzbiſchof weiter fortzuziehen, und deutete auf die waſſerſchäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbiſchof verſuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knieenden Biſchofs inne wurde, ſchüttelte eine koloſſale Steinfigur eine breite Waſſerflut über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, ſo ſchnell es ſeine Kräfte erlaubten, zurück und erhob ein klägliches Geſchrei über Hexen- und Zauberkünſte. Clara, fortwährend hinter ihm, beſchwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umſonſt. Am Eingang des Gartens fiel er halbtodt ſeinen Dienern in die Arme und konnte kaum noch lallend den Befehl ertheilen, Clara als eine Hexe zu verhaften. Am andern Tage ſtarb er in Folge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Biſchof Marcus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten und ſeine Frömmigkeit in Augenblicken der Verſuchung den Anweſenden zu empfehlen. Clara ward den geiſtlichen Gerichten überantwortet und wegen Verleumdung einer geheiligten Perſon und wegen zauberiſcher Künſte im Inn erſäuft. Der Biſchof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche ſelbſt über teufliſche Hexenverſuche den Sieg davon trage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den ſittigen Marcus. So hat die Kirchengeſchichte ſeinen Namen als Marc Sittich überkommen.

Noch öfters in den Controverſen Betreffs des „jungen Deutſchlands“ genannt, deſſen willkürlich geſchaffener Begriff ſich zuletzt hauptſächlich an ſeine Perſon heftete, iſt Carl Gutzkow, 1811 zu Berlin geboren, einer der ſtrebſamſten, raſtlos thätigſten Autoren der Gegenwart. Mit einem rühmlichſt errungenen theologiſchen Preis ſeine ſtudentiſchen Lehrjahre beſchließend, ward durch den Ausbruch der Julirevolution ſein lebhafter Geiſt plötzlich auf Felder hingewieſen, welche von den durch die Kathederweisheit angebauten weit ablagen. Er ward ſeines ſchriftſtelleriſchen Berufs ſich bewußt, aber, und das iſt für Gutzkow charakteriſtiſch, er begann den Drang ſeines Innern nicht poſitiv und phantaſirend auszuſprechen, ſondern negativ, kritiſch, polemiſch. So zeigt alſo ſchon ſein erſtes Auftreten, wie es in ſeinem „Forum für Journalkritik“ erſcheint, daß in ihm der Kritiker das Urſprüngliche, der Poet erſt das Hinzugekommene, Gewordene iſt. Indeſſen legte er doch ſchon kurz nachher in ſeinen „Briefen eines Narren an eine Närrin“ nicht allein von ſeinem ſcharfen kritiſchen Talent, Ideen und Erſcheinungen der Zeit zu erfaſſen und zu handhaben, ſondern auch von dem poetiſchen Vermögen Proben ab, das Schneidende, Verwundende derſelben mit den Blumen und Ranken der Phantaſie mildernd zu verhüllen. Wer weiſe ſein will, ruft er aus, der werde ein Narr in dieſer Welt. Wie ein toller Sänger zieh' ich durchs Land und ſinge Lieder mit entſetzlicher Stimme und ſchlage dazu Töne, lachend bald, bald weinend. Hier lärm' und donnr' ich, rede wie in Aprilſchauern dort und dann wieder wie Frühlingsglanz und Sonnenwärme. Dieſe jugendfriſchen närriſchen Briefe werden immer eins der beſten Produkte Gutzkows bleiben. Wie ein Bachante des Gedankens durchſchwärmt er darin alle Gebiete des Wiſſens und taſtet mit den Fühlhörnern ſeines Herzens an alle Seelenzuſtände. Am unzulänglichſten ſind ſeine Rapſodieen, wenn ſie die Politik berühren, am tiefgehendſten, wenn ſie an ſocialiſtiſche Fragen anſtreifen, am liebenswürdigſten da, wo der Verfaſſer einzig und allein der Phantaſie ſich vertraut und ſich begnügt, ihre Offenbarungen ohne dialektiſche Zuthat in ſeinen glänzenden Styl zu faſſen. So ſchreibt z. B. ſein Narr einmal an ſeine Närrin:

Ich will dir die drei Hauptverwandlungen meines Lebens vorführen. — In der Zeit der Reifröcke und Perrücken geboren, trug ich mich doch immer a l'enfant und ging offen in meiner nackten Schönheit. Ein tauſendfach gefaltetes Gewand war die Welt in meiner Jugend. Schon früh hatt' ich den Muth, es an ſeinen Enden zu ergreifen und es faltenlos zu ziehen. Ich glich einer Blume, aber gedörrte gelbe Blätter machten meine Blüthenkapſel. Ich konnte nicht einmal meine eigene noch verſchloſſene Herrlichkeit betrachten, nur ahnen. Da brach endlich die läſtige, morſche Hülle und die verſchämte Gluth meiner entfalteten Pracht durfte ſich frei in den flimmernden Wellen des Lichtes baden. Die Vorurtheile meiner Zeitgenoſſen, die ihnen anerzogene Bildung erfüllten mein Herz, das nur für das Wohl der Menſchheit ſchlug, mit tiefſter Wehmuth. Vergebens rief ich in die Salons meine ernſten Warnungen; noch waren ſie zu ſchwach, das Geräuſch dreiſt ausgeſprochener Lügen zu übertäuben. Darum trat ich an die Wiege der Unmündigen. Aber auch hier mußt' ich erſt die geſchwätzigen Ammen mit ihren Mährchen und albernen Erfindungen vertreiben, ehe ich die bedrohte Unſchuld in die Einſamkeit der abgelegenen Natur retten konnte. Das ſüße Lallen der Kleinen flößte in die Empfindungen meines Herzens die innigſte Wärme. Ich glaubte, in einem Paradieſe zu leben, in dem die Schlange der Verführung nicht wäre, aber ich ſtand nur wie eine Cyane unter reifen, überreifen Aehren. Ich glaubte, wie der göttliche Geſandte von der Höhe Nebo in ein gelobtes Land zu ſehen, wo nur Milch und Honig flöße, und es war nur Blut, das die Schar meines Volkes erwartete. Hab' ich es aber ahnen können, daß ich es war, der die Völker in die Thäler des Schreckens führen half! Daß ich meine Blumen zuſammenbrachte, nur um ein Schaffot zu errichten! So wahr man mich damals Rouſſeau nannte, mein Herz wollte nur das Beſte.

Ich ſtieg die Ufer des Genferſee's entlang auf die höchſten Gipfel der Alpen und machte ſie zu meiner Sternwarte. Millionen Sterne tauchten aus der blauen Himmelsdecke, die wie ein Baldachin über die ſchlummernden Erdbewohner ausgebreitet war. Mein lauſchendes Ohr vernahm die Seufzer, die der beängſtigten Bruſt ſo vieler Dulder entfuhren. Sie rannen zu einer großen Blume zuſammen, die ihre Blüthenblätter ſehnſüchtig in die Seite des Himmels ſtreckten. Sie flehten nach Linderung der Leiden, nach kühlendem

Thau und fanden Beides in ihren eigenen Thränen. Engel ſtiegen eine wie Harfenſaiten klingende Himmelsleiter herab und flochten einen großen Blumenkranz, den ſie rings um die Eiszinken der Alpen wanden. Heil ſangen ſie und es tönte lieblich wie Flöte und Glockenklang — Heil allen müden Lebenspilgern! wir führen ſie an die Quelle der ewigen Geneſung! Sie haben ihr Leid verloren, denn über unſere Sänge haben ſie es vergeſſen. Ich ſtieg hinab in die Thäler und die Menſchen verehrten mich wie einen Propheten. Wenn ſich mein Geiſt in blitzende, leuchtende Stralen ſpaltete, ſo war ich Regenbogen und Sonne zugleich, Wärme ſo gut wie Licht. Gern ſah ich in die Kreiſe des menſchlichen Lebens, auf die ſonſt der Stempel des Gewöhnlichen gedruckt iſt. Aus den tiefſten Schachten einer reinen Gemüthswelt ſah ich reines Gold blinken. Mit dem Zauberſtabe meiner ſanften Rede führte ich die Engel, die der irdiſche Glaube der Menſchen in den Hütten der Unſchuld und ungezwungenen Sitte unſichtbar gemacht hatte, wieder hinein in dieſe Wohnungen des Friedens. Wie grünende Inſeln ſchwammen meine Gedanken lange unentdeckt auf den Gewäſſern meiner Zeit. Nur verirrte Schiffer oder ein Unglücklicher, deſſen letzte Rettung ein erhaſchtes Boot geweſen, fand ſie. Dann labte er ſich an dem ſüßen Quellwaſſer, das aus meinen dunkeln, heimlichen Grotten floß, an den fröhlichen, muntern Tönen geſchwätziger Waldbewohner. Aber oft hat ſich in einer Welt voller Flachheit und Entartung die Unſchuld mit ſcharfem Stahl gewaffnet, ſo hab' auch ich die dunkeln Schatten meiner Zeit mit Feuerlilien vertrieben. Meine Frühlinge keimten meiſt nur aus Aſche, wie aus den Lavaſtrömen des Veſuvs die Thränen Chriſti keimen. Die Biene war mein Symbol. Schwärmend voller Luſt im weiten Raume, den ſüßeſten Staub aus allen Blumenkelchen ſaugend, aber auch ſtechend den, der den Heiligthümern, deren Dienſt mein Leben geweiht war, nicht mit frommer Scheu nahete. Damals hieß ich Jean Paul.

Iſt die Welt eine Schöpfung deines Gedankens oder hat ſie nur deinem Gedanken Licht, deinen Gefühlen Wärme gegeben? Wenn du eine Blume an den Quell eines Stromes in die Flut warfeſt, haſt du ſie noch da, wo ſie ins Weltmeer trieb, duftend und ſchön gefunden? Wenn die Welt verlangt, daß wir die Herren unſerer Einbildung ſeien, fühlen wir, daß wir ihre Sklaven ſind. Wenn einſt himmliſcher Seelenfriede mein Traum war, jetzt welch' ein Erwachen! Die Liebe ſoll die Zauberformel ſein, die uns die Hölle in den Himmel verwandelt. Liebe! Liebe iſt die Frucht der Eitelkeit. Hört ſie nicht auf, Liebe zu ſein, wenn ſie Treue wird? Ehe! Sie iſt ein Inſtitut des Staates, das Gefühl der Hinfälligkeit, künftigen Schwäche, und Verlaſſenheit ihre Grundlage. Religion! Es gibt einen Gränzſtein, wo ſie Lüge wird, wo iſt der? Auf welcher Station bin ich noch im Gebiete Gottes, auf welcher ſchon im Gebiet des Teufels? Solche Fragen nannte meine Zeit Zweifel, Doktor Fauſtthum. Sie beklagte mich, daß ich nur an der Vorhalle zum Tempel des Verſtändniſſes der Welt ſtehen geblieben ſei. Welch thörichter Glaube! Theilweis Haltbares faſſen die Menſchen zuſammen und laſſen ſich dadurch in ihren Handlungen beſtimmen. Viele halbe Wahrheiten zuſammengenommen geben ihnen zuletzt die vollkommene Wahrheit. Wenn ich an der Vorhalle des Heiligthums, wo meine Zeitgenoſſen anbeten, ſchon meine Hand in ein Becken tauchen muß, um mich mit magiſchem Waſſer zu ſegnen, ſo wag' ich auch keinen Schritt weiter, bleibe draußen und bete lieber die todten Steinbilder an, die vor dem Eingange Wind und Wetter getrotzt haben. Einſt ließ ich mir einen Schädel als Pokal zurichten und hab' aus ihm die reine ewige Luſt des Lebens getrunken. Das nannte man bizarr und rechnete mich unter jene kleinen Geiſter, die ſich die Welt als Widerſtand ihres Willens richten, um nur unter den Titanen aller Zeiten mitgenannt zu werden. Dann floh ich meine Heimat. Die ſchwachen Nerven meiner Zeitgenoſſen wollen geſehen haben, daß ich von den brennenden Fackeln meiner Reue unſtät getrieben würde. Ich hab' es wohl tiefer, als man geahnt, ſelbſt gefühlt, daß ich in mir keinen Frieden fand; aber ich ſah, daß der Geiſt dieſer Zeit in eben ſolchem Drange ſich ſelbſt verfolgte, was konnte mir größern Troſt gewähren? Ich weiß, daß das Buch des Lebens nie mehr enthält, als was wir hineinſchreiben, daß der die Zeit verſtand, der ſeinen Geiſt zu dem ihren machte. Wer jede Stunde benutzt, hat einen Tag genoſſen, auch Jahrhunderte beſtehen nur aus Tagen. Mein junges Leben hab ich mir in Augenblicke getheilt, und wenn mir jeder dieſer Augenblicke einen Freudenbecher an den Mund ſetzte, ſo hab' ich ihn getrunken. Verſtand ich alſo nicht mich, nicht meine Zeit? Weil ich aber nie rechte Entzückung empfunden, ſo ſtarb ich an der erſten, die ich empfand. Ich ſtarb im Morgenroth eines ſchönen Tages, ſah noch die aufgehende Sonne der Freiheit und ganz Europa erfüllte die traurige Kunde, Lord Byron ſei zu den Todten gegangen.

1833 nach Stuttgart gekommen, knüpfte Gutzkow ein kurzandauerndes Verhältniß mit Menzel, kritiſirte, ſchrieb Novellen, worunter „der Sadducäer von Amſterdam“ als ein novelliſtiſches Meiſterſtück ſich hervorthut, und ließ den Roman „Maha Guru, Geſchichte eines Gottes“ drucken, deſſen Held jene menſchliche Gottheit, welche in Tibet angebetet wird und den Titel Dalai Lama führt. Hier hatte Gutzkow Gelegenheit, poſitives Vermögen zu bewähren und bewährte es, die tibetaniſch-chineſiſche Welt iſt uns hier in einer Reihe bis ins Feinſte ausgearbeiteter Genrebilder nahegerückt und wir werden ohne alle Anſtrengung heimiſch in dieſen fremdartigen Umgebungen, äſthetiſiren und kritiſiren mit der eleganten Chineſin Schüting, thun erheiternde Blicke in die tibetaniſche Hierarchie und lieben und leiden mit der ſchönen Gylluſpa. Daß die ganze Dichtung ein feiner Spott über europäiſche Zuſtände durchzieht, thut ihr keinen Eintrag, denn dieſer Spott tritt nie ſtörend hervor, ſondern läuft nur als da und dort hervorſchimmernde Arabeske mit. Schade, daß der Dichter ſich nicht bemühte, im Leſer die Spannung länger zu erhalten; gegen das Ende des zweiten Bandes zu verſpürt man nicht nur Kälte, ſondern ſogar Etwas wie Langeweile. Es iſt dieſes überhaupt ein Mangel von Gutzkows Schriften, der Anfang verſpricht meiſtens mehr, als der Ausgang hält. Nachdem er ſeine trefflichen Charakterſkizzen bedeutender Mitlebenden unter dem Titel „Oeffentliche Charaktere“ geſammelt, gab er die Tragödie „Nero“, durchaus kein regelrechtes dramatiſches Gedicht, ſondern nur eine Aneinanderreihung dramatiſcher Szenen, aus denen uns die Greuel abgelebter römiſcher Cäſarenwirthſchaft wie eine „kalte Hölle“ anſtarren, der Moder der in Fäulniß übergebenden antiken Welt uns andunſtet und in denen, was noch ſpaßhaft und komiſch dazwiſchen hineinklingt, als eine bittere Satyre auf unſere eigene Zeit uns erſchreckt. Gutzkow greift wie mit Behagen in den Knäuel von Verruchtheit und Blaſirtheit, welcher ihm zum Vorwurf dient, hinein und bildet Szenen, wo am Ende die überſättigte Wolluſt in krankhaft grauſames Gelüſte überſpringt. Mit ſeiner „Wally, die Zweiflerin,“ gab Gutzkow 1835 das Signal zu Menzels Angriffen auf die junge Literatur. Dieſer Roman ſelbſt iſt unbedeutend und brachte, obgleich mehr eine äſthetiſche Sünde als ein moraliſches Verſchulden, ſeinem Verfaſſer zu Mannheim eine dreimonatliche Haft, während welcher er ſein Buch zur „Philoſophie der Geſchichte“ ſchrieb, dem bald mehrere publiciſtiſche und kritiſche Arbeiten folgten, die durch Gediegenheit des Inhalts und Vollendung der Form ſelbſt den Gegnern imponirten, hier aber nicht aufgeführt zu werden brauchen, indem es genügt zu ſagen, daß Gutzkow keine wichtige öffentliche Frage vorübergehen ließ, ohne ſein gewichtiges Votum darüber abzugeben. Der dichteriſchen Hervorbringung wandte er ſich wieder zu durch den Roman „Seraphine“ und verſchaffte ſich dann durch den Roman „Blaſedow und ſeine Söhne“ auch in die größere Leſewelt Eingang, der er durch ſeine mehr philoſophiſche, debattirende Richtung bisher ziemlich fern geblieben. Noch näher als mit dieſem Roman, den er einen komiſchen nennt und der leider ſchon gegen ſeine Mitte zu wieder in trockenes Raiſonnement verläuft, trat Gutzkow dem größern Publikum durch ſein Journal „Telegraph für Deutſchland“ und hat es endlich in neueſter Zeit durch ſeine dramatiſchen Arbeiten, von denen, wie von den dramatiſchen Beſtrebungen der Jungdeutſchen überhaupt, in einem ſpätern Briefe noch die Rede ſein ſoll, mehr als je für ſich gewonnen. Dieſe dramatiſchen Arbeiten Gutzkows geben einen neuen ſchlagenden Beweis von der Elaſticität, von der Entwicklungsfähigkeit ſeines Talents, und in Wahrheit hat es noch wenige Autoren gegeben, die ſchon ſo viele Entwicklungsprozeſſe ſiegreich durchgemacht, ohne Ermattung kundzugeben. Gutzkow erinnert vielfach an Leſſing, aber um ein Leſſing unſerer Tage zu werden, gefällt er ſich zu ſehr darin, bloß Experimente mit ſeiner Zeit anzuſtellen, es geht ihm jene humane, prophetiſche Vorausſorge für die Zukunft ab, die dem großen Bibliothekar von Wolfenbüttel eigen. Seine Poeſie anlangend, ſo dominirt in ihr allerdings der Verſtand, welcher aber Wärme der Erfindung und Nachdruck der Begeiſtrung keineswegs ausſchließt, wie man ſchon hat behaupten wollen. Wenn Gutzkow im Stande iſt, und er iſt es, Welt und Menſchen in wahrhaft poetiſchen Reflexen zu zeigen, wer kann Etwas daran auszuſetzen haben, daß ſein Verſtand die beleuchtende Fackel hält? Gegen den Vorwurf der Herzloſigkeit, des Vorherrſchens eines bloß bitter-ſarkaſtiſchen und kritiſch-polemiſchen Witzes auch in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen hat er ſich genügend gerechtfertigt, wenn er äußerte:

Ihr ſagt da wohl, ich hätte
Nicht Herz und nicht Natur,
Und haft' an euch als Klette
Durch meine Stacheln nur.
Nur ewig Mittagsſchwüle,
Saharaſonnenbrand —
Nie ſanfte Abendkühle,
Kein ſanfter Druck der Hand.
Ich gleiche wohl dem Feuer
Sanct Elmo's auf dem Meer,
Das Keinem recht geheuer,
Niemanden Führer wär'.
Ich könnte Tempel ſpinnen
Und drehen aus Asbeſt,
Doch keine Hütte, drinnen
Sichs ruhig ſchlafen läßt.
Doch, wo ſoll ich ſie finden,
Die Liebe, die ihr wollt?
Wie kann ich den verbinden,
Der unverſöhnlich grollt?

Wie kann den Arm ich legen
Um eure Schultern hin;
Mit Blumen euch umhegen,
Da auf der Flucht ich bin?
Wenn wo auf den beſtaubten
Landſtraßen Ruh' ich fand,
Liegt mir mein Schwert zu Häupten,
Der Griff hart an der Hand.
Nehmt meinem Wort die Feſſel,
Gebt ihm das Echo frei;
Dann find't ſich wohl ein Seſſel,
Ein Trunk, ein Scherz dabei!
Das iſt des Sklaven Ehre:
In ſich verſchloſſen ſein.
Dem Krieger rollt die Zähre
Still in den Bart hinein.

Ein Mann von Geiſt und Herz, ein Publiciſt von nachhaltigſter Energie, unterrichtet und charaktervoll, iſt Ludolf Wienbarg, geboren 1802, dem nur unſere Zuſtände es verwehrten, eine journaliſtiſche Macht zu werden. Ihn einen Poeten zu nennen, dazu berechtigen nicht ſo faſt ſeine ſpärlichen dichteriſchen Leiſtungen, als vielmehr der grundpoetiſche Zug, der, erfriſchend wie die Meereswinde ſeiner holſteiniſchen Heimat, durch alle ſeine Arbeiten geht, und lägen ihnen auch die trockenſten Stoffe zu Grund. Ihn zu dem jungen Deutſchland zu zählen, fanden abgeneigte Kritiker und Regierungen vornehmlich durch ſeine Schriften »Aeſthetiſche Feldzüge« und »Wanderungen durch den Thierkreis« ſich bewogen. Die »äſthetiſchen Feldzüge« enthalten Vorleſungen, welche Wienbarg 1833 an der Univerſität Kiel hielt und in welchen er ſich bemühte, die Welt- und Kunſtanſchauung der jungen Literatur wiſſenſchaftlich zu begründen und auszuführen, während die »Wanderungen durch den Thierkreis« eine Reihe vermiſchter, poetiſcher und publiciſtiſcher Aufſätze enthalten. Er hatte um ſeiner, in dieſen Büchern ausgeſprochenen, Anſichten willen Vieles zu leiden. Es ſchien, erzählt er, als wenn nicht allein meine Schriften, ſondern auch meine Perſon in Deutſchland verboten werden ſollte. Aus Frankfurt verwieſen, ging ich nach Mainz; aus Mainz verwieſen, ließ ich mich in Nieder-Ingelheim nieder; von hier vertrieben, reiſte ich nach Caſſel ab, wo mir nach vierwöchentlichem Aufenthalt ebenfalls die Weiſung ertheilt wurde, die Stadt zu räumen, bis ich endlich in meinem Geburtsort Altona die Erlaubniß erhielt, deutſche Luft zu athmen. Müde geworden in nichtreſultirenden journaliſtiſchen Kämpfen, geht er nach Helgoland, in den Wellen der Nordſee ſich Leib und Seele zu erfriſchen, und ſchreibt dort ſein „Tagebuch auf Helgoland“. Gegenwärtig lebt er in Hamburg und es ſind noch von ihm erſchienen „die Dramatiker der Jetztzeit“, in welcher Schrift er ſchonungslos die deutſche Theatermiſere enthüllt, und „Quadriga“, vier Abhandlungen, unter welchen die über Norwegens Verfaſſung ein publiciſtiſches Meiſterſtück. Was an Wienbarg zuerſt feſſelt, iſt die Sprache, auf welche er ſeine ſtahlblanken Gedanken bettet wie auf ſtraffgeſpannten, linden Sammet, iſt ſein Styl, von dem er ſelbſt ſagt: das iſt das Einzige, was man uns nicht nehmen kann; man nimmt uns unſern Inhalt, hetzt die Polizei gegen unſere Richtungen, verbietet unſere Gedanken, den Styl werden ſie uns doch wohl laſſen. Sodann iſt ein meerhafter, in die Weite ſtrebender Sinn in ihm, der wie ein Schiff mit ſchwellenden Segeln kühn und unverzagt durch die Brandungen der Gegenwart hinausrauſcht in den Ozean der Zukunft. Ich möchte ihn ſelbſt in ſeinem Denken und Schreiben mit dem Meer vergleichen, ſo klar und erfriſchend iſt er. Und wenn jetzt die Wogen ſeiner Ideen ſtürmiſch an die Dämme des Vorurtheils und der Gewohnheit anprallen oder ſich hinunterwühlen in die finſterſten Tiefen der Räthſel des Lebens, ſo koſen ſie auch wieder ſchmeichleriſch mit den Blumen des Geſtades und wiſſen gar traulich zu flüſtern von allerhand ſüßen Sagen und Mährchen. So hat er eine philoſophiſch-poetiſche Abhandlung „Wolluſt und Grauſamkeit“ geſchrieben, in welcher er mit furchtbarer Sicherheit die Zwillingsſchaft dieſer Dämonen nachweiſt, aber unſer Grauen vor den Reſultaten ſeiner Speculation zugleich mit liebſeligen Phantaſieen beſchwichtigt, wie die folgende:

Nach einer unendlich zarten Sage und Klage, die von den Palmblättern Indiens herüberweht, pflanzten die erſten reinen Menſchen ſich fort durch Vermiſchung ihrer ſtillleuchtenden Liebesblicke. Aber des Mannes Auge verlor allmälig ſeine ſchöpferiſche Kraft und des Weibes Auge wurde unfruchtbar. Mann und Weib drückten ſich zitternd die Hand. Und des Mannes Hand gab und des Weibes Hand empfing das Leben. Allein auch dieſe Art der Fortpflanzung entſprach nicht lange mehr dem vergröberten Sinn der beiden Geſchlechter. Der Kuß, die heißere Vermiſchung des Athems und der Lippen trat an die Stelle derſelben. Damals, glaube ich, in der Ehe des Kuſſes, brach die Schweſter der Wolluſt, die Grauſamkeit, ſichtbarer hervor. Denn als Liebe und Verlangen glühender und vergeblicher wurden und auch der Kuß das Küſſen nicht mehr befriedigte und ſtillte, da brauchten ſie Gewalt und der Liebende machte der Geliebten Pein durch Athementziehen, Lippenpreſſen, Wundküſſen und alle jene Grauſamkeiten des wollüſtigen Kuſſes, welche die Sprache der Liebe ſüße nennt. Und die Menſchen ſanken noch tiefer und die Liebe, die einſt fern und ſchüchtern die Jungfrau überſtralte, überſchattete ſie jetzt mit ihren Flügeln. Und ihr einer Flügel ward die Wolluſt und ihr anderer Flügel die Grauſamkeit.

Als eine wichtige Seite an Wienbargs ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit iſt ſein liebevolles, nachdrückliches Parteinehmen für die Frauen hervorzuheben, und das Plaidoyer, welches er wiederholt für die geſellſchaftliche Berechtigung des ſchönen und guten Geſchlechtes auf annähernde Gleichſtellung in Bildung, Wirkſamkeit und Lebensgenuß mit den Männern abgehalten, iſt um ſo beachtenswerther, da es aus einer ſo körnigen Mannesſeele kommt. Kommt Wienbarg auf dieſen Gegenſtand zu ſprechen, wandelt ſich ſeine ſonſt ſtrenggehaltene Ausdrucksweiſe zur fließendſten Beredtſamkeit, wie ſie ſich gewiß auch in folgenden Sätzen zeigt:

Den ſtillen, wohlthätigen Einfluß der Weiber auf die Geſellſchaft und insbeſondere auf die Bildung der Jugend, den räumen ſie ein, die Männer. Ihr böſes Bewußtſein drückt und zwingt ſie. Sie müſſen bekennen, wie unendlichen Dank ſie ihren Müttern ſchuldig ſind. Denkt nur an Goethe's Mutter. Man ſieht ſchon aus ihren Briefen, daß die Poeſie ihres Sohnes aus ihrem Herzen keimt. Von ſeinem Vater ſcheint er Nichts als die Pedanterie und den Miniſter geerbt zu haben. Wölbt ſich ein Himmel in eurer Bruſt, ſchimmern darin die Sterne der Liebe, der Verſöhnung, der Ahnung des Unſichtbaren und des Glaubens an die Macht deſſelben, ringen geheimnißvolle Kräfte in eurem Buſen auf gleich Elfen, die im Mondſchein tanzen, deckt euch die Poeſie einen ſilbernen Schleier über das ärmliche Nichts des gemeinen Lebens, ſeht ihr mehr als Rechnentiſche und gekrümmte Finger und ſtinkenden Egoismus in der Welt, ſo umhalſet eure Mutter oder kniet vor dem heiligen Hügel, unter dem ſie ruht, und benetzt das Gras und die Blumen mit den Thränen eurer Dankbarkeit. Siehſt du eine reine Lilie im Schmutze einer Kauf- und Handelsſtadt, es iſt eine Jungfrau. Siehſt du in den Paläſten der Reichen eine liebevoll ausgeſtreckte Hand, es iſt eine weibliche, hörſt du ſeufzen in der Halle einer Königsburg, ein leiſes Ach des Schmerzes und der Trauer über die Schmach des Vaterlandes, über das nackte Elend in den Hütten, wiſſe, der Seufzer dringt aus einer weiblichen Bruſt. Trateſt du aber zur Zeit, als Warſchau fiel, in den Salon eines Miniſters, und es erſchien dir unter allen Geſichtern ein Geſicht, das nicht höhniſch triumphirte, das wohl gar ſtumm und erblaſſend den Blick auf den Boden heftete, wie bei einer Trauerpoſt, ſo ſchwöre bei Leib und Leben, es war ein weibliches.

Ich hab's geſehen und es ſtralte mir wie ein Muttergottesgeſicht. Heilig ſei ihr Schooß und ihre Leibesfrucht entrinne dem Verderben!

Wienbarg hat die ſocialen Verhältniſſe der Gegenwart mit ſcharfſichtigerem Auge erforſcht, als jeder der Schriftſteller, mit denen er genannt wurde, die Noth des Lebens iſt ſeinem Blick in ihrer ganzen Nacktheit entgegengetreten und theilnehmend hat er ſich umgeſchaut nach Rath und Hülfe. Jenes Taggeſpenſt, welches immer deutlicher und furchtbarer am Horizont auftaucht und das man mit der Bezeichnung „Communismus" vergeblich lächerlich zu machen oder zu brandmarken ſucht, hat ſich ihm ſchon vor Jahren enthüllt. Daher ſein prophetiſches Warnen und Drohen, daher ſein ſchonungsloſes Entzweiſchlagen behaglicher Illuſionen, womit die Geſellſchaft den Abgrund zu verſchleiern ſucht, der vor ihren Füßen ſich auszuwühlen fortfährt. Und da wird er dann Poet, wie er es in ſeiner Novellenſkizze „das goldene Kalb" geworden, wenn er ſeinem hochſinnigen Zürnen folgendermaßen den Lauf läßt, ohne dabei auf eine Löſung der Diſſonanz zu verzichten, welche laut werden zu laſſen Herz und Einſicht ihm gebieten:

Die Geldmacht überflügelt alle Mächte. Die Religion des Kreuzes iſt nicht mehr im Stande ſie zu bändigen, denn die Liebe weint in der Wüſte und ihr Mantel iſt zerriſſen von unten bis oben. Der Genius des Vaterlandes vermag nicht länger ſie zu zügeln, denn die geſchichtliche Kraft der Völker iſt gebrochen oder zerſplittert und die Nationalitäten halten nicht mehr Stich und Farbe. Das Ritterthum des Schwertes und der Ehre kann ihr nicht mehr den Paß verrennen, denn ſie hält die Schwerter im Solde und die Ehre im Geldſack. Könnte ſie, ſie wollte Gott werden und Himmel und Erde ſollten ihrer dämoniſchen Macht verfallen. Was iſt der Chriſtenteufel gegen dieſen, der nie ein Engel war und nie gefallen iſt? Den alten Teufel ſchwärzte die Kirche ab als ein Weſen, das ingrimmig gegen Gott und Göttliches anmurrte und ankämpfte. Dieſer Götze aber macht ſich nicht ſo viel Mühe, er ignorirt Gott und damit kommt er weiter. Der ſchwarze Teufel bog ſich ſcheu und furchtſam zur Seite, wenn ein Stral des Göttlichen ihm die Augen blendete, wenn die Unſchuld ein zitterndes Kreuz ſchlug und den Erlöſer um Hülfe anrief. Der goldene Teufel iſt beſſer Teufel. Er bebt vor keinem göttlichen Stral zurück und Niemand bekreuzt ſich vor ihm. Das goldene Zeitalter bricht an, wenn auch nicht dasjenige, das über das Saitenſpiel der alten Dichter hinhauchte und in deſſen Traum die weiſen Häupter aller Zeiten ſich wiegten. Aber ſeid darum nicht traurig ihr Völker des Erdbodens, denn auch in dieſem goldenen Zeitalter wird es gar mährchenhaft luſtig und närriſch hergehen. Die kleinen Gnomen und Kobolde, die dort unten über dem Golde wachen, werden heraufklettern aus dem dunkeln

Schacht der Erde und ihr Reich auf die grüne ſonnige Oberfläche verlegen. Da machen ſie Brüderſchaft mit den Kindern des Lichts und trinken ihnen das flüſſige Gold aus ſilbernen Pokalen zu. Und dann werden die Kinder des Lichts immer ſpaßhafter und tückiſcher und gieriger ausſehen und die Adern auf ihrer Stirn ſtrotzen von Gold und glänzen wie ſchwer goldene Leiſten und mit jedem haſtigen Schluck, den ſie thun, werden ſie voller und toller und zuletzt kann kein Menſch mehr den andern erkennen und ſie halten ſich alle für Kobolde. Was ſie dann auch ſind. Streifen darauf und taumeln über die grüne Erde und die grüne Erde verdorrt unter ihren Sohlen und die Blumen kriechen ſchüchtern in einander und keine Roſe wagt es mehr, ihren grünen Knospenmantel im Frühlinge auseinanderzuſchlagen, um ſich dem ſtieren geilen Blick der ſtreifenden Kobolde nackt zu zeigen. Aber die Jungfrauen können ſich nicht verbergen vor ihrer Lüſternheit, denn ſie haben keinen Mantel mehr, um ihre Blöße zu decken, und welche Jungfrau ſie wollen, die muß ſich überlaſſen und ſie werfen nur ihrer hungrigen Mutter einen Strom von Dukaten in den Schooß. Und ihrer Einfälle wird weder Maaß noch Ziel ſein und ihr werdet euch zu Tode lachen über all den Spaß, wenn ihr ſo klug ſeid, dieſe Todesart den Zuckungen der Verzweiflung und dem Todtknechten und Todthungern vorzuziehen.

Sind das nur finſtere Träume und Gedanken, die ich vorige Nacht niederſchrieb? Es ſieht mir aus wie eine Prophezeiung und wie eine Gotteslästerung. Läſtere ich Gott, ſo vergibt er mir, denn er ſieht in mein Herz. Aber ich läſtere ihn nicht, wenn ich ſage, daß er ſich dieſem Geſchlecht hinter Wolken verhüllt und die Erde dunkler und dunkler wird wie damals vor dem Aufgange des Morgenſternes über Bethlehem. Gottes Sterne gehen auf und unter und gehen wieder auf. Aber nicht am ſelben Orte. Auch die Völker haben ihren Tag und ihre Nacht. Und in der Nacht drückt der Alp ihnen mörderiſch die Bruſt und ſie möchten laut aufſchreien vor Angſt und Schmerzen und ſind doch ſtumm und regungslos wie im Schlafe. Wenn aber die Noth am größten iſt, ſagt das alte troſtreiche Sprüchwort, dann iſt die Hülfe am nächſten. Die Menſchheit reizt und ſchüttelt ſo lange an ihrem Peiniger, bis ſie ihn krampfhaft von der Decke wirft, und wenn ſie die Augen aufſchlagt gen Himmel, begegnet ihr das Auge des jungen Morgenſternes, welches des alten und ewigen Gottes Auge iſt, mit neuverjüngten Liebesſtralen. Gott läßt die Welt dem Elend nicht zum Raube. Bedient ſich der Allmächtige der Zerſtörung, ſo bedient er ſich ihrer als Herr und Meiſter.

Das iſt mein Glaube. Gold iſt noch nicht Gott und Gold wird nicht Gott werden in alle Ewigkeit. Freilich iſt des Goldes Macht die ſcheuſeligſte und zerſtörendſte und die Welt erfährt es und wird es noch viel ſchrecklicher erfahren, welche Verwüſtungstriumphe ſie feiern wird auf dem Erdboden und wie ſie von den Mächten, die früher die Welt regierten und das Heilige, das Große und das Schöne mit ihrem ehernen Schilde deckten, eine nach der andern über den Haufen ſtoßen und in den Staub wälzen wird. Aber die ſie nicht umſtoßen wird, das iſt die Macht Gottes, die in ihnen lebendig war, die Macht der Geſchichte, die aus ihnen fortzeugen und den Gott, der nicht ein Gott des Todes ſondern des Lebens iſt, fortoffenbaren wird. Genau betrachtet iſt aber die Macht der Geſchichte oder die zeugende Macht Gottes ſchon herausgewichen aus jenen Hüllen ihrer frühern Offenbarung und ſie hat ſich in die Herzen der Jugend geflüchtet, die Gott zu ſeiner heiligen Prophetenſchar erkor. Und darin ſehe ich den Finger Gottes und nicht ein Werk des Ungefährs, daß die begeiſterte und ſchöpferiſche Macht der Jugend zu gleicher Zeit den Kampfplatz betritt mit der ideenloſen zerſtörenden Macht des Goldes und daß ihr Weg ſie über die Trümmer der alten Monarchie, des alten Glaubens und des alten Lebens hinüber führt — hinüber, es bleibe denn der Götze im Schutze ſeines eigenen Zerſtörungswerkes begraben liegen. Die Geldmacht lähmt die Macht des Adels, die Geldmacht bricht, ohne es zu wollen und zu wünſchen, die Kette der alten gebrechlichen Staatsuhren, die nur durch ihren goldenen Schlüſſel allein aufgezogen werden; die Geldmacht fügt der wackelnden Tiara den letzten Schimpf an, der ihr nach allen noch vorbehalten blieb, und zwingt den Pabſt, zu gleicher Zeit mit dem Großſultan in Geldbedrängniß einem Juden ſich an den Hals zu werfen; die Geldmacht, wie ſie die Herzen der Uebermüthigen verſtockt und die Augen der Stolzen mit Blindheit ſchlägt, wie ſie Einige und Wenige in ein Meer von Genüſſen verſenkt und ihnen den Erdball zum Spielplatze ihrer Wünſche und Lüſte einräumt, Millionen aber kaum den Platz, wo ſie ſtehen, und die Luſt gönnt, die ſie unter Seufzern einathmen — die Geldmacht iſt am beſten geeignet, das Herz dieſer Millionen mit unverwüſtlichem Grundhaſſe gegen die Zerſtörer ihres Lebensglückes und aller göttlichen Ordnungen auszufüllen. Das iſt freilich noch nicht der reine göttliche Haß, der aus der Liebe entſpringt, der Haß des Reichthums, der aus der Liebe zur heiligen Armuth fließt. Aber er iſt das, was Gott und der Welt Noth thut, eine ungeheure bewegende Kraft und ſtreitbare Maſſe, die im Dienſte der Ideenmacht den Feind in ſeinem eigenen Lager aufſucht und dem Zerſtörer das Meduſenhaupt unter die Augen ſchwingt, ein göttliches Strafgericht und ein zornig empörtes Meer, das die verſunkenen Kuſten der Menſchheit überflutet und den Höllendamm in den Abgrund reißt, der ſich aus ihnen aufgebaut und im frecheſten Egoismus die ganze untergegangene Welt zu überleben wähnte.

Der Haß allein baut keine neue Welten. Aber die Liebe allein erhält ſie nicht. Gott hat gezürnt im Judenthum, Gott hat geliebt im Chriſtenthum. Sie haben die Propheten ſeines Zornes verachtet, wie ſie jetzt den Boten ſeiner Liebe ſpöttiſch an den Himmel zurückweiſen, der ihn geſendet hat.

Wohlan, Gott will vielleicht ſeinen Zorn um ſo dunkler und furchtbarer machen, je mehr er ihm entzieht von ſeiner göttlichen Liebe, Gott will ſeine Liebe um ſo feuriger machen, je mehr er ihr einhaucht von ſeinem göttlichen Zorn. Die fernen Schreckensgeſichte der Wüſte rückt er näher und näher dem offenen Markt. Den Stab der Weiſſagung von dem ſchrecklichen Tag des

Gerichts, „da Jedermann verwerfen wird ſeinen ſilbernen und goldenen Götzen in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuſe und da ſich bücken muß alle Höhe der Menſchen und demüthigen, was hohe Leute ſind," den Stab des Zornes nimmt er aus den ſchwachen Händen einſamer greiſer Propheten und drückt ihn in die braune Hand der Jünglinge und des Volkes. Und die Liebe hebt er vom Kreuze und nimmt ihr die Dornenkrone vom Haupte und wiſcht ihr den Angſtſchweiß von der Stirn und tränkt die verſchmachtende, durſtige, leidende, verzeihende Liebe nicht mit dem in Eſſig und Galle eingetauchten Schwamm, den ihr der rohe Spott der Kreuziger auf einem Iſop zum Munde führte — er tränkt die Liebe, die ſchwach ihr blutiges Haupt neigt, mit den ſtürzenden Thränenbächen ſeines göttlichen Schmerzgrimmes über der Welt Verworfenheit. Und unter den ſtürzenden Thränen richtet ſich die Liebe empor und ihre blaſſen Lippen blühen wieder und ihre Augen öffnen ſich und ſtralen wie ſchneidende Diamanten und der duldende, verſpottete Heiligenſchein über ihrem Haupte verwandelt ſich in eine himmliſche Zornlohe und ſie ſteht auf und wandelt gleich einem Cherub mit Adlerflügeln und Löwenklauen zum zweiten Mal auf der Erde umher, Teufel austreibend, die Wechslertiſche umſtoßend und rufend: Mein Haus, die Erde, iſt ein Bethaus und ihr habt es zur Mördergrube gemacht.

Ein doctrinairer Poet und poetiſcher Doctrinair iſt **Theodor Mundt**, 1807 zu Potsdam geboren, welcher das furchtbare Thema, über das du eben eine Wienbarg'ſche Variation gehört, das Thema vom allmächtig werdenden Geld, von Angſtarbeiterei, Hunger und Jammer der Armuth neuerdings in Berlin zum Gegenſtand wiſſenſchaftlich gehaltener Vorträge gemacht hat, die großes Aufſehen erregten, aber bisher ohne Wirkung geblieben ſind. Und die Wirkung iſt es auch, was bei Mundt überhaupt ausbleibt. Er hat in ſeinen zahlreichen Schriften eine Maſſe des Geiſtvollen, des Treffenden, des Wahren, des Schönen ſogar gegeben, das Geſchick ſeiner Darſtellung, die Grazie ſeines Styls iſt unübertrefflich, er weiß ſo faßlich, ſo portraithaft zu ſchildern, ſo einſchmeichleriſch zu überreden, aber er faßt nicht, zündet nicht. Wir müſſen ihm oft Recht geben, aber wir wiſſen ihm wenig Dank. Woher dieſes? Ich glaube, Mundt begeiſtert nicht, weil er ſelbſt die Begeiſterung ſtets ablehnt, um einen ganz ſichern Gang zu gehen. Oder ſollte ſein Weſen, deſſen Eigenthümlichkeit der franzöſiſche Esprit, keiner rechten Begeiſterung fähig ſein, wie auch die Phantaſie in ſeinen Schriften meiſtens nur eine untergeordnete Rolle ſpielt? Auf Humor macht er mehr Anſpruch, leider daß ſein Humor zu wenig ein naturflüſſiger iſt, zu ſehr als Kunſtprodukt erſcheint. Worin Mundt unbedingte Anerkennung verdient, das iſt ſeine journaliſtiſche Thätigkeit, wie er ſie im „Zodiacus“, in den „Dioskuren für Kunſt und Wiſſenſchaft“, und im „Freihafen“ an den Tag legte und legt; es iſt vornehmlich der humane, verſöhnliche Sinn, womit er die Zeitfragen erfaßt und behandelt, welcher rühmend hervorzuheben. Ein zweiter Kranz gebührt ihm als Reiſeautor, denn ſeine Auffaſſungen und Wiedergebungen fremder Länder- und Völkerphyſionomieen ſind meiſterlich, wie die vorkommenden Portraits von Perſonen ſprechend ähnlich. Solche Reiſebücher ſind die etwas pausbäckig betitelten „Spaziergänge und Weltfahrten“ und „Völkerſchau auf Reiſen“, und das reiche Talent, welches er als Zeichner in denſelben bekundet, iſt ihm auch in ſeinen anderweitigen Charakterbildern, wie in dem des Fürſten Pückler-Muskau und der edelherzigen Charlotte Stieglitz, die ſich irrend, aber großartig irrend für ihren Heinrich opferte, auf erfreulichſte Weiſe zu Statten gekommen. Das Wiedergeben von ſchon Vorhandenem iſt ſomit auch da, wo er dichteriſch producirend auftritt, ſeine Hauptſtärke, denn zu ſchaffen, zu zeugen iſt ihm gewöhnlich verſagt. Das macht ſich in ſeinen Novellen „Madelon“, das Duett“, „der Baſilisk“, „Mutter und Tochter“, in ſeinem vielberufenen Buche „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen“, aus deſſen Rapſodieen ſich nur das Bild Caſanova's in plaſtiſcher Rundung hervorhebt, wie auch in ſeiner hiſtoriſchen Romandichtung „Thomas Müntzer“, in welchem die freiheitheiſchenden Schrecken des Bauernkrieges zuletzt in chroniktrockene Referate, in dürres Protocolliren ſich zerfaſern, allüberall fühlbar. Allenthalben vermißt man poſitives Dichten und für den Mangel desſelben weiß uns Mundt nur dann zu entſchädigen, wenn es ihm gelingt, ſeine Novelliſtik ins Mährchenhafte hinüberzuleiten, was ihm in der kleinen Dichtung „Lebensmagie“ gar hübſch gelungen iſt. Die Charaktere des traumhaften Emil, der beiden Studenten Marder und Iltis ſind originell angelegt, die unheimlichen Wunder der Mainacht, welche Roſalindens jungfräulichen Schnee befleckt, mit paſſendſter Färbung zur Anſchauung gebracht. Freilich, das Myſterium der verlangenden und hingebenden Liebe durch einen Nachtwandler und eine Träumende, alſo unbewußt und unfreiwillig, begeben zu laſſen, iſt ein etwas befremdendes Wagniß, nie aber hat ſich Mundt's Phantaſie zu einem ſo kühnen Aufſchwung erhoben wie in dieſer und in der Kirchhofsſzene, welche ſich zwiſchen Marder und Iltis folgendermaßen abſpielt:

„Die Nacht iſt ſchön. Solche Nächte liebe ich, und auch der rauſchende Kirchhof mit ſeinen ſchnarchenden Todten iſt ſchön ſchauerlich!“ rief Marder und blickte mit einem keckern Ausdruck ſeiner blitzenden Augen begeiſtert zu dem drohenden Nachthimmel auf. „Sieh', Iltis, es blitzt! da kommt mir wieder mein alter herrlicher Lieblingsgedanke ein, daß es mir doch einmal vergönnt ſein möchte, auf dem ſauſenden Blitzſtrale zu reiten durch alle Fernen des Firmaments! Bei Gott, ich wollte Muth haben, alle Schauder und großen Geheimniſſe einer den andern Sterblichen verhüllten unſichtbaren Welt zu ſehen und zu ertragen! Horch, ein Donnerſchlag rollte in der Weite wie ein dröhnender Gedanke an die Ewigkeit! O, das iſt eine herrliche göttliche Nacht! O Bruder, lieber Bruder, jetzt löſen ſich alle Schleuſen meines inwendigen Menſchen, dieſe Schrecken der Natur werden mir tief in der Seele zu Süßigkeit, ich bekomme Luſt, mich mitzutheilen und auszuſprechen, zu jauchzen, zu lachen, zu weinen, zu klagen! Ja, recht zu klagen! Ach, theurer Bruder, wie unausſprechlich fade und armſelig und gotteslästerlich wäre doch eigentlich unſer ganzes Menſchenleben, gebe es nicht ſolche Sturmesnächte, gewaltige Schreckensfeſte der Natur, großes Unglück, große Bosheit, wilde Zauberei der Verhältniſſe in ihm! Da treiben wir uns umher den bleichen ſeichten Tag hindurch, rennen, hetzen uns ab, ſtudiren, denken, trachten, eſſen, hungern, ſind vernünftig, dumm, klug, werden alt, entſetzen uns vor uns ſelbſt und Andern und ſehen es dann noch ungern, wenn am Ende die Sanduhr unſerer langweiligen Tage ausgeronnen iſt. O farbloſes Tagesleben! Nur die wahre, ſchreckliche Sturmnacht des Daſeins iſt ſchön!“

Unterdeſſen hatte der Regen in den ſtärkſten Strömen herabzuſchießen begonnen. Der ſchwarze Himmel ſpie toſendes Unheil aus, in grellen Schwefelfarben ſprang der tauſendfach geſpaltene Blitz durch die Nacht dahin und mit fürchterlicher Eile fuhr die Stimme des Donners wie eine ſchmetternde Racheposaune hinter ihm her. Die Erde ächzte im Aufſtand der Elemente, es war ein erhabener Gährungsmoment aller losgelaſſenen Kräfte der Natur.

„Jetzt beginnen meine Gedanken auch wild und luſtig zu werden!“ ſagte Iltis, mit übereinander geſchlagenen Armen in das Unwetter hinausſchauend. „So wie heute habe ich noch nie auf einem Kirchhof geſeſſen, und wenn ich einſt ſechs Schuh tief unter ihm ſitzen werde in meinem lockern Grabe, kann mir nicht origineller zu Muthe ſein, als in dieſer ſchönen entſetzlichen Mitternachtsſtunde, in der meine Phantaſie wie eine Hexenkönigin ſich glänzend aufſchwingt als Beherrſcherin des Grauens und aller nächtlichen Schreckniſſe. Willkommen, willkommen, ihr Schauder der tollen Elemente! Ich habe mich lange genug an der regelmäßigen Gewöhnlichkeit unſeres civiliſirten Daſeins müde gelangweilt, um nicht euch, ihr Stürme, und dich ſchäumender Nachtgewitterregen, über Leichen mich ausruhend, als eine herzerquickende Poeſie zu empfinden!“

„Ja, Donner und Blitz, und dich plätſchernder Regentropfen, ich könnte euch alle anbeten!“ rief Marder, indem er ſein Haupt vor dem immer ſtärker herabgießenden Regen entblößte. „Mir wird andächtig zu Sinne, und wenn mir die Gottheit Rede ſtünde, wäre ich jetzt aufgelegt, einige Fragen an ſie zu richten, wie ein vertrauliches Kind an ſeinen Vater! Iltis, laß uns einen Kirchhofgottesdienſt hier halten, hier, von den Hügeln der Todten an die Gränzen des Lebens gemahnt und von dieſer großen aufrühreriſchen Nacht in erhabene Stimmung hinübergeführt. Wir gehen nie in die Kirche, laß die Nacht und das Ungewitter einmal unſere Kirche ſein! Iltis, du kannſt die Stimme nachmachen jedes Weſen, als wenn es ſelber es wäre; dieſe Gabe hat dir das Schickſal verliehen. So höre, ich will jetzt, mitten in dieſem Toſen der Natur, Fragen hinaufſenden in die Wolken zur Gottheit, und ſo wie ein Donnerſchlag von oben herabzuckt, ſollſt du mir aus dem Donner antworten wie die Stimme Gottes! Ich will deine Antwort für eine wirkliche Antwort halten. Der Menſch täuſcht ſich ja gar zu gern ſelbſt und erbaut ſich an ſelbſtbereiteter Täuſchung!"

„Verwegener, mir ſchwindelt vor deinem Gedanken," erwiderte Iltis, aber ich bin ſelbſt in dieſer Stunde hinaufgetrieben bis über die Gränze meiner Natur, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue, wenn ich dir folge."

„Wohlan denn," ſagte Marder, feierlich aufſtehend, und ſtreckte die Hand gegen die feuerſpeiende Wolke aus: „Herr der Welten, im ewigen, ſelbſtgeſchaffenen Geſetze deiner Weisheit unüberwindlich und unerforſchlich, allherrſchend in den Gewalten der Natur und den Kräften des Geiſtes, dich offenbarend im Sturme, erkennbar im kleinſten Frühlingsblümchen, wehend im ſüßeſten Weſthauche, ſauſend im erdzerſtörenden Orkan, belehre mich über eines der größten Räthſel deiner unerklärlichen Schöpfung! Warum, warum, ich frage es, iſt Alles ſo einzig ſchön hervorgebracht und begabt, warum iſt jeder Frühling ein Gedicht, jeder Mondſchein eine Muſik, warum blüht jede Sumpfplatze wie ein ſinnig lächelndes Wunder, und warum iſt nur der Menſch ein ſo langweiliges, nüchternes, durch den Wirrwar ſeiner Verhältniſſe erſt zum trüben Wunder werdendes Geſchöpf? O beantworte, du Alter in der Donnerwolke, die Lebensſeufzer der Creatur! Warum, lieber Gott, ſind wir armen Teufel nicht intereſſanter?"

In dieſem Augenblick fuhr ein ſchreiender, langtönender Donner, gleich einem zürnenden Adler in ſauſenden Luftſchwingungen herab und zu gleicher Zeit ſchienen, während er ſich langſam rollend verlor, dumpfe feierliche Geiſterworte mit ihm herniederzuklingen. „Was fragſt du, was klagſt du, Menſch, mißrathner Sohn des ſchönſten Gottesgedankens!" ſo tönte es im fernen Nachhall des verbrauſenden Donnerſchlags — „ich, dein Gott, ſage dir" —

Aber in dieſem Momente ziſchte ein dunkelrother Blitzſtral, wie eine giftige Schlange aus dem ganz Flamme gewordenen Gewölk ſich herniederwindend, über den Häuptern der beiden Jünglinge mit ſengender Glut zuſammen. Sie ſtürzten Beide dahin, der Blitz hatte ſie tödlich getroffen. Ihre Geſtalten ſanken und verloſchen mit dem Blitze.

Mit einem elaſtiſchen, empfänglichen Geiſt, mit einem weiblich zarten Gemüth ausgeſtattet, hat ſich F. Guſtav Kühne, 1806 zu Magdeburg geboren, vermittelſt philoſophiſcher Studien zu echteſter Männlichkeit durchgebildet. Er iſt einer der liebenswürdigſten Sprecher unſerer Tage, hingebungsvoll, beſonnen, mild und dennoch eindringlich und kräftig. Die öffentliche Aufmerkſamkeit wandte ſich ihm zu mit dem Erſcheinen ſeiner Novelle „eine Quarantaine im Irrenhauſe.“ In dieſem Buch ringt die philoſophiſche Skepſis mit dem Bemühen, Welt und Menſchen dichteriſch zu begreifen und zu genießen. Phantaſie und Hegel'ſche Begriffe verführen hier ein wunderliches Leben und der Dichter vermag die phantaſtiſchen Geſtalten, die er beſchworen, nicht recht zu beherrſchen und zu lenken, ſo daß ſie ſpuckhaft und verzerrt ſogar an uns vorübergaukeln, doch zeigt Kühne ſchon hier, wie eigen es ihm iſt, die ſchwierigſten Probleme philoſophiſcher Speculation poetiſch anzuhauchen, wie ſehr er es nach dem Ausdruck eines Freundes verſteht, die Arbeit des Denkens, wie ſie in den innerſten Abgründen des Gedankens umhergräbt, zu veranſchaulichen. Einen großen Fortſchritt zur Klarheit und Schönheit bezeugten Kühne's „Kloſternovellen“, deren Rahmen die letzten Zeiten Heinrichs IV. von Frankreich und die ſich erfolgreich die Aufgabe ſtellen, Hiſtorie und Speculation romantiſch zu verweben. Dieſem Werke folgten zwei Bände „weibliche und männliche Charaktere“, worin Kühne ſeine ganz außerordentliche Fähigkeit bewährt, weibliche Natur zu verſtehen und verſtehen zu machen. Dann veröffentlichte er eine zweite geſchichtliche Romandichtung „die Rebellen von Irland,“ die bei aller lerchenhaften Friſche des Styls in Erfindung und Geſtaltung doch etwas zu dürftig erſcheinen und die künſtleriſche Sicherheit und Rundung der Kloſternovellen nicht erreichen. Kühne iſt auch auf Reiſen gegangen und es bezeugt die Vielſeitigkeit und Empfänglichkeit ſeiner Autorſchaft, daß er in zwei ſich ſchnell folgenden Büchern das elegiſche, majeſtätiſche Venedig und das eitle, großthueriſche Berlin gleich gut geſchildert hat. Sein neueſtes Werk „Portraits und Silhouetten“ iſt eine Frucht vieljähriger publiciſtiſcher und kritiſcher Thätigkeit, und er weiß uns da mit eben derſelben feinen Kenntniß deutſche Schauſpieler vor Augen zu führen, mit welcher er über wiſſenſchaftliche Fragen und Regungen Bericht erſtattet. Was er über Dichter und Dichtung der neueſten Zeit hier beibringt, ſpricht von ebenſo viel Unparteilichkeit als ſchönſinnigem Verſtändniß. Es iſt ein durch und durch erquickliches Buch, welches vornehmlich auch einen Beweis liefern kann, daß der abſcheuliche Kathederſtyl, die gelehrtthuende Ungenießbarkeit, womit man in Deutſchland geiſtige Intereſſen zu beſprechen gewohnt war, einer anregenden, klaren Eleganz des Ausdrucks gewichen iſt, die einer weitergreifenden Wirkſamkeit verſichert ſein darf, als die ſtudirſtubendunſtige Holprigkeit und Wichtigmacherei des gelehrten Zopfthums. Dieſe Umwandlung wiſſenſchaftlicher Wortführung hat keiner der Jungdeutſchen mit glücklicherem Erfolge kultivirt als Kühne, und bei der Wichtigkeit der Sache werde ich mich nicht bei dir zu entſchuldigen brauchen, wenn ich ſtatt einer Probe aus ſeinen dichteriſchen Arbeiten einen Abſchnitt aus ſeinem neueſten Buch hieherſetze, welcher, „Doktor David Friedrich Strauß“ überſchrieben, an eine der vielgenannteſten Perſönlichkeiten der Neuzeit die Erörterung einer der zeitbewegendſten Fragen anknüpft:

Nein, ich kann nicht, und wenn ich auch wollte. Und könnt' ichs, ſo würde ich hoffentlich nicht wollen. Mir Etwas vorſpiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten! — Mit dieſen Worten beginnt Strauß ſeine Selbſtgeſpräche. Es iſt ſtaunenswerth, wie unerſättlich dieſe Luſt der Forſchung iſt, um aus dem Convolut des chriſtlichen Glaubens, wo ſich Wahn auf Wahn, Phantaſie auf Phantaſie gehäuft, Alles herauszuſchütteln, was vergänglich daran iſt und mit der ewig wandelbaren Zeit zerfällt. Hier Kern und Schale zu ſondern, iſt das ſchmerzlichſte Werk der tiefſten Gewiſſenhaftigkeit. Religion iſt nicht blos Sache des Verſtandes, ſie iſt auch eine Frucht der Phantaſie. Den Apfel, den ſich der Verſtand mit verwegener Fauſt vom Baume der Erkenntniß pflückt, den reicht die Phantaſie nicht blos in ihren goldenen Schalen dar, die Frucht ſelbſt iſt meiſtens nur ihr Werk und ein Kind ihrer Liebe. Der Gott bleibt geheimnißvoll verſchloſſen, wenn du ihm mit dreiſter Stirn ins Auge ſchauſt; der offene helle Tag vertraut dir kein Geheimniß an. Aber laß den Abend deine müde Stirne umziehen, hülle dein Haupt in die Wolken des Traumes und mit den Genien der Phantaſie, die dich umſchweben, ſteigt ein lichter Gottgedanke in deine Seele und flüſtert mit ihren Zungen, ſpricht in ihrer Sprache. Die Wahrheit hat ſich faſt nie anders den Menſchengeiſtern anbequemt, die Phantaſie iſt mit ihren Gebilden tief eingewebt in alle Religion. Hier zu ſcheiden, was Inhalt und was Form, ſcheint oft mißlich, oft geradezu widerſinnig, denn ohne dieſe Form iſt dieſer Inhalt nicht, was er iſt. Anders als in dieſer zeitlichen Geſtalt hat ſich das Weſen nicht zur Erſcheinung bringen können: zerbricht die Form, ſo ſtürzt auch der Inhalt nach; — wenn der Mantel fällt, ſagt Schillers Verrina, ſo muß auch der Herzog nach! Ganze Völker bleiben Zeit ihres Daſeins eingewickelt in den Mantel ihrer Vorſtellungen und Niemand lüftet ihn, um die nackte Geſtalt zu ſchauen; ganze Jahrhunderte blieben verhüllt in Traum und Nebel und waren glücklich, bis das Frühroth kam und die Morgenfriſche empfindlich wurde. Das ganze Mittelalter mit ſeinem Katholicismus ſchlief ſolch' langen Schlaf und die jetzigen Geſchlechter dehnen und recken beim Erwachen noch immer unwillig ihre Glieder. Der Traum, von der reinen unberührten Jungfrau, von dem heiligen Manne mit den Schlüſſeln zur Himmelspforte, von den alltäglich neuen Wundern der Heiligung, von dem Schooße der alleinſeligmachenden Kirche, dieſer ganze Traum hatte ſeine zaubervollen Entzückungen, man fühlte ſich wohl und warm, die Phantaſie ſchwelgte unter duftigen Blüthen. Nun der Traum aus iſt, fühlen wir uns froſtig angeregt, das Erwachen iſt ſchmerzlich. Die Philoſophie hat Geiſter heraufbeſchworen, die vor der Morgenhelle nicht weichen, die am lichten Tage erſt recht ihr Weſen treiben. Der orthodoxe Proteſtantismus ſucht zu halten, was haltbar ſcheint im Strome der Zeit. Selbſt Schleiermacher ließ vom Forſchen ab und kam der bedürftigen Menſchennatur, die den Anblick der hülleloſen Geſtalt nicht ertragen kann, mit Bild und Symbol zu Hülfe. Auch die Hegel'ſche Speculation rettete vom alten Glauben, was mit ihrem Begriffe verträglich war. Vor Strauß fallen alle dieſe Bemühungen zurück, er hat die ungeheure Conſequenz des Geiſtes, alle Nebendienſte abzuweiſen, das Kleid von dem Weſen zu trennen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Bild vom geiſtigen Gehalt. Er hat den Muth, dem Menſchengeſchlecht keinen Schmerz der Enttäuſchung erſparen zu wollen, er iſt es, der die Reformation des Chriſtenthums, die Luther begann, vollendet. Iſt das Chriſtenthum die abſolute Religion, die über allen Wandel des Zeitcoſtüms wie ein Proteus hineinragt in eine Ewigkeit des menſchlichen Daſeins, ſo muß es dieſe Feuerprobe der forſchenden Vernunft, dieſe Nagelprobe der kritiſchen Analyſe beſtehen, es muß, wie die Völker ihren Nationalhaß ablegen und ſich zur Menſchheit erziehen, ſich zur Weltreligion fortbilden. In Deutſchland ſtirbt der Fauſt nicht aus, er erneut ſich in allen Gebieten des Wiſſens, und das Schickſal, ſeinem Drange fortwährend preisgegeben zu ſein, hat das Chriſtenthum weniger zu fürchten, als ein anderes Schickſal. Nur das Schickſal des Ueberflüſſigwerdens, wenn die Geſchlechter der Menſchen ihre Wege ſelbſtſtändig fortwandeln, ſich immer neue Bahnen auf dem Rund der Erde und mit allen Elementen eröffnen und die Ueberlieferungen des innern Lebens ſich ſelbſt überlaſſen, nur das Schickſal des Ueberflüſſigwerdens wäre Tod und Vernichtung. So lange der Geiſt der Forſchung lebendig bleibt, um am Chriſtenthum Geiſt und Leib zu ſondern, ſo lange wird es die Menſchheit beherrſchen und aus allen Prüfungen geläutert hervorſteigen.

Die Selbſtgeſpräche von Strauß führen die Ueberſchrift: „Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthume.“ Strauß widerlegt eine Aeußerung in den Korintherbriefen, wo der Apoſtel ſich die Miene gibt, als ſei nur die Hoffnung auf dereinſtigen Lohn in der andern Welt die belebende Macht geweſen, die ihn ſtandhaft gegen das Böſe erhalten habe. Strauß weist nach, daß das

Gute, das du thuſt, ſeinen Lohn in ſich ſelbſt hat und das Bewußtſein gibt, das dich mitten in der Mühſal des Kampfes tief beglückt und beſeligt. Dieſe Lohnſucht nimmt er den Schwachen als eine eitle und untaugliche Stütze. Das diesſeitige Leben muß ſeine Erfüllung und Geltung in ſich ſelber haben; in der Geſtaltung des Schickſals nach dem Tode, ſei's in Furcht oder in Hoffnung, einen Antrieb zum Guten zu ſuchen, iſt eine jener frommen Schwächen, die entnerven und die Lebenskraft unſicher machen; nur die freie Entfaltung des moraliſchen Willens iſt förderlich für ein ewiges Seelenheil. Den Apoſteln war das andere Leben Vergeltungszuſtand, uns iſt es Fortentwicklung. Und weil wir den Gott vollauf ins Menſchenleben eingegangen wiſſen, weil wir ihn haben und finden in dem Geſchick des leidenden, ringenden, immerdar erlöſungsbedürftigen Geſchlechtes, das alle Martern des Heilands an ſich ſelber erfährt, ſo können wir auch nicht mit dem Apoſtel ſagen, daß ohne die Auferſtehung Chriſti vom Tode unſer Glaube an ihn leer und vergeblich wäre. Die chriſtliche Lehre hat ihren Inhalt, ihren Segen und die Erfüllungen ihrer Verheißungen auch ohne jenes zweifelvolle Wunder, mit welchem die gläubige Menge wie mit einem Triumph des äußern Erfolges prunkt; wir glauben an die Ewigkeit des Lebens auch ohne Auferſtehung der Leiber, wir glauben an die Göttlichkeit Chriſti, auch wenn er ſich nicht durch Wunder beſtätigt, wir glauben an die Wahrheit ſeiner Lehre, auch wenn er nicht durch körperliche Himmelfahrt bewieſen, ſie ſtamme von oben. Das Göttliche hat ſeine Gewißheit in ſich ſelber, es bedarf nicht der Beſtätigung in ſinnlichen Erfolgen. Und ein Chriſtenthum, das ſich dieſer äußern Stützen entledigt, das alles Schauſpiel von ſich ſtreift, wird um ſo mehr erſt recht eine Kraft des ſich ſelbſt gewiſſen Geiſtes, der alles Leibliche beherrſcht.

Strauß hat das große Verdienſt, das Chriſtenthum ſeiner Hiſtorie und ſeiner Mythen entledigt zu haben, damit von ſeiner Hülle frei ſein Weſen als der Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausſpringt. Ein Kirchenlehrer unſerer Zeit, der ſich gegen das Verbot des „Leben Jeſu" von Strauß geäußert, hat gleichwohl die Beſorgniß ausgeſprochen, es ſei zu Ende mit dem chriſtlichen Glauben, wenn Strauß nicht widerlegt werde. Er iſt nicht widerlegt. Aber dieſe Beſorgniß iſt auch unrichtig. Jener Kirchenlehrer nimmt das Chriſtenthum nur als eine Hiſtorie. Uns aber iſt es eine Thatſache von immerdar erneuter, allezeit gegenwärtiger Gültigkeit. Für uns tritt es in jedes neue Menſchenleben als Hiſtorie und macht jede einzelne Seele zum Schauplatz ſeiner ſtillen Herrlichkeit. Daß die Menſchheit ſelbſt der wahrhafte Gottesſohn, ſcheint freilich eine Weisheit, die nicht abgeſchloſſen proteſtantiſch iſt. Sie iſt ebenſo gut katholiſch; ſie greift in alle vereinzelten Bekenntniſſe über und mit ihr ſtimmt auch der Ausſpruch jenes katholiſchen Dichter überein:

Iſt Chriſtus tauſend Mal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, ſo bleibſt du dennoch ewiglich verloren!

6.

Karl Lebrecht Immermann.

Er war ein breitſchultriger, unterſetzter Mann, beſaß eine große Naſe, eine marquirte Stirn, deren Protuberanzen jedoch mehr Charakter als Talent anzeigten, und einen feingeſpaltenen Mund, um den ſich ironiſche Falten wie junge ſpielende Schlangen gelagert hatten, die jedoch nicht zu den giftigen gehörten. Seine Augen wurden in den Reiſepäſſen gewöhnlich als graue bezeichnet. Sie lagen auch wirklich wie hellgraue Perlhühner in ihren Höhlen unter Brauen eingewühlt, die trockenem gelbbräunlichem Reiſig glichen. Mehrere Damen ſeiner Bekanntſchaft aber, die ihm wohlwollen, behaupteten, dieſe Augen hätten einen angenehmen blauen Ausdruck, und ſeit der Zeit glaubte er ſelbſt an ihre Bläue. Nicht allein in dem Antlitze dieſes Mannes, ſondern überhaupt in ſeinem geſammten Weſen war eine eigene Miſchung von Stärke, ſelbſt Schroffheit, mit Weichheit. —

In dieſen Worten gibt dir, meine Freundin, Immermann, der gehaltvollſten Charaktere und Dichter der Gegenwart einer, ſeine Conterfei. Dem kernhaften ſächſiſchen Boden entſtammend, 1796 zu Magdeburg geboren, wurde er von früheſter Jugend an durch ſeinen ſtrengen, ehrenhaften Vater zu einem Mann herangezogen, deſſen Dichten und Trachten ſtets ſeinem Namen entſprach. Trotz der Proſa der altpreußiſchen Erziehungsmethode aber, welcher er unterworfen wurde, machte ſich ſeine dichteriſche Anlage in frühreifer Aeußerung laut: er ſchrieb in ſeinem ſechszehnten Jahr einen Roman und ein Drama. Seine Jünglingsjahre ſind von einer krankhaften Schwermuth umdüſtert, die ihn in die Einſamkeit treibt, und als er 1813 die Univerſität Halle bezieht, zeigt er ſich bereits als Mann, der über die Illuſionen der Jugend weit hinaus iſt, weßwegen er auch mit geradſinnigem Freimuth gegen die Extravaganzen der Burſchenſchafterei und Deutſchthümelei auftritt, welche unter ſeinen akademiſchen Commilitonen graſſiren. Ein abgeſagter Feind aller Schwindelei, richtete ſich ſein Sinn ſtets auf die That und verachtete die leere Renommage einer haltloſen Schwärmerei. Deßhalb ergriff er ebenſo reſolut die Muskete, um als Freiwilliger gegen die Franzoſen für die deutſche Ehre zu Felde zu ziehen, wie er mit reſolutem Tadel gegen die nachher aufkommenden altdeutſchen Narretheien in die Schranken trat. Während ſeiner Studentenjahre wird ſein poetiſcher Drang wach gehalten und in die dramatiſche Bahn gelenkt durch den Genuß des weimarer Theaters, welches noch von Goethe's und Schiller's Leitung her eine dramatiſche Muſterſchule. 1818 in den preußiſchen Staatsdienſt getreten, war er ſeit 1827 Landgerichtsrath in Düſſeldorf, wo ihm 1840 in kräftigſter Männlichkeit plötzlich ein Nervenſchlag das „trotzende" Leben hinwegnahm, wenige Monate, nachdem er den Brautkranz einem geliebten Weib in die Locken gewunden. Die „Memorabilien" ſeines Lebens hat er uns leider nur fragmentariſch hinterlaſſen.

Als eine etwas herbe und derbe, aber geſunde und markige ſächſiſche Natur, als ein ſtolzer und vereinſamt ſich haltender Charakter iſt Immermann in unſerer Literatur aufgeſtanden. Mit einem Herzen, das ſeine Flammen hinter dem Panzer des Stolzes zu bergen liebt, mit einem Geiſt, der ſeine raſtloſe Beweglichkeit, ſein nie ermattendes Ringen ſpröde in ſich verſchloß, ausgerüſtet, ſuchte er unter allen Hüllen und in allen Formen den Ernſt der Wahrheit, die Würde der Poeſie, weßwegen es auch ein Herzenslaut iſt, wenn er in einem ſeiner wenigen guten lyriſchen Gedichte ſagt:

Wenn ich geliebte Lippen küßt' und Wangen
Sucht' ich die Seele, die geweſen mein
Und ſich geſonnt mit mir an Gottes Schein,
Eh' ich gelangt in dieſes ird'ſche Bangen.
Wenn meine aufgewühlten Saiten klangen,
Sucht' ich hienieden der Gedanken Reihn,
So ich am ewgen Stuhl von Helfenbein
Gleich goldnen Knäufen hatte ſehen prangen.
Bin ich durch Feld und Dorf und Stadt geſchritten,
Sucht' ich mein Vaterland, den Herd der Ahnen,
Sucht' ich mein Volk, vereint um würdge Fahnen.
So hab' ich immerdar geſucht. Ich ſuche,
Was uns verſagt iſt nach des Schickſals Fluche,
Und klagen ſollt' ich, daß ich viel gelitten?

Der Kreis der Werke Immermanns iſt ein zu großer und reicher, um hier in ſeinen Einzelnheiten unterſucht zu werden. Ich berühre daher ſeine frühern Schöpfungen nur flüchtig, um dann bei den reifſten und gediegenſten etwas länger zu verweilen. Als Lyriker unbedeutend, hat er im Drama eine unerſchöpfliche Produktionskraft bekundet, um zuletzt den Beruf zum modernen Epiker, wohl ſeinen eigenſten, ſiegreich hervortreten zu laſſen. So hat er in Trauerſpiel und Luſtſpiel, im ſatyriſchen Gedicht, in Mährchen und Brief, in Selbſtbiographie und kritiſcher Skizze, in Roman und Romanzendichtung geſchaffen. Seine erſten Tragödieen „das Thal von Ronceval“, „Edwin“, „Petrarka“ fanden wenig Beachtung oder bloß tadelnde; man traf in dieſen etwas aufgedonnerten tragiſchen Verſuchen zu viel eckige Romantik, zu viel widerhaarige Diktion und, wie auch noch in dem ſpätern Trauerſpiel „Cardenio und Celinde“, ein zu grelles Adoptiren ſhakſpear'ſcher Manier. Immermann verſchmähte es, eingehüllt in ſein tapferes, ſpartaniſches Dichterbewußtſein, Rechtfertigungen und Verſtändigungen ausgehen zu laſſen oder ſich durch Anſchließung an irgend eine literariſche Coterie zu pouſſiren. Er wandte ſich der heitern Thalia zu, da ihm Melpomene den Kranz zu verſagen ſchien, und ſchrieb die Luſtſpiele „die Prinzen von Syrakus“, „die Schule der Frommen“, „die Somnambule“, „das Auge der Liebe“, wohl die geiſtreichſte ſeiner Comödieen, mit den folgenden „die ſchelmiſche Gräfin“ und „die Verkleidungen“ betrat er direkt die Bühne, aber ſie bot ihm keinen Halt. Dennoch ſetzte er ſeine Werbung um die dramatiſche Muſe mit unerhörter Beharrlichkeit fort, ſchuf die großartigen Tragödieen „Kaiſer Friedrich“, „das Trauerſpiel in Tyrol“, ſchön und erhaben wie das Land in welchem es ſpielt, „Alexis“, deſſen Stoff einer der blutigen Familiengreuel des ruſſiſchen Despotenhauſes, und ergriff dann im „Merlin“ den ewig jungen, ewig unerſchöpflichen Fauſtmythus, um ihn im Gewand der Artusſage zu behandeln. In dieſe ſpielt bekanntlich jene Mythe von dem Kelch, der das Blut Chriſti unter dem Kreuze aufgefangen, die Mythe vom heiligen Gral hinein, welche ein großer mittelalterlicher Dichter, Wolfram von Eſchenbach, „der gottverworrne Mund von deutſchem Samen“, epiſch bearbeitete, und da ich faſt befürchte, du ſeieſt mit dieſer bedeutungsvollen Gralmythe, welche das ganze Mittelalter myſtiſch durchklingt, unbekannt, ſo laß ich ſie dir hier durch den Minſtrel erzählen, dem ſie Immermann am Hof des Königs

Artus, wo Ginevra und Lanzelot ihr ſüßes Minneſpiel treiben, in den Mund legt:

Einſt hört in salva terra Perillus ſüß Getön,
  Es klang nicht von der Erde, klang aus des Himmels Höh'n.
Es waren keine Worte, die man verſtehen kunnt';
  Perillus ward ſchwermüthig ſeit dieſer ſelben Stund.
Er ließ die Kund' im Sterben dem Erben Tituriſon,
  Der ſchaukelt auf den Knieen den lieben kleinen Sohn,
Von dem der Vater hatte geträumt in ledgen Tagen,
  Er werd' im Paradieſe dereinſt die Krone tragen.
Und als der kleine Titurell den Vater ſprechen hört'
  Vom Klang in salva terra, da ward ſein Sinn verſtört.
Er ſprang mit beiden Füßen von Vaters Knieen auf,
  Und nahm durch alle Lande den ſehnſuchtsvollen Lauf.
Er horchte, ob das Klingen nicht wieder ſchöll' etwan,
  Und da es nimmer ſchallen wollt', hub er zu ſeufzen an.
Sein Knabenwämmschen hatte verwachſen Titurell,
  Suchend durchſchweift die Erde der reiſge Junggeſell.
Gefurchet und gebräunet die Jünglingswangen hell,
  Suchend durchſchweift die Erde der alternde Titurell.
Mit Runzeln auf der Stirne, das dünne Haar ſchneeweiß,
  In einer Wüſte nieder verzweifelnd ſank der Greis.
Da ſchwebeten vom Himmel vier Engel ſilberklar
  Und trugen in den Händen den Kelch, den heilgen, dar.
Nun klang das ſüße Tönen, ſo einſt der Ahn vernommen,
  Nach welchem ausgegangen des Enkels Füß', die frommen.
Und an dem Kelche flammte auf die Schrift, ein Feuermaal,
  Alſo gebot durch ſeine Glut der dreimal hehre Gral:
„Ich will in dir, o Titurell, den Pfleger mein erkennen,
  Du ſollſt den Tempel bauen mir und Montſalvatſch ihn nennen.“
Spricht Titurell, der zitternde: wie mag die Form ich wiſſen?
  Da liegt die Platt zu Füßen ihm, worauf der Plan geriſſen.
Nun ward erhöht der Wunderbau auf einem dunkeln Onyxſtein,
  Hoch in der Kuppel ſchwebete des Grales blutger Schein.
In Feuerſchrift am Kelch erſcheint der Rathſchluß ſeiner Macht,
  Der Schein weiſt die Templeiſen zurecht in düſtrer Nacht.
Es iſt ein hochgegründetes, geheimnißreiches Haus,
  Und Manns- und Fraungeſtalten geh'n ſinnend ein und aus.
Held Parzifal, Herzelaudens Sohn, kam früh zum hehren Gral,
  Und die Zeichen ſtanden dichtgedrängt, rings an der Wand im Saal.
Er ſah ſie an und ſah ſie nicht, er hörte ſchluchzen und weinen,
  Und die Männer und Frauen ſchauten bang nach ihm und er fragte Keinen.

Hätt' er nach des Leides Grund gefragt, ſie hätten ihm gehuldigt trunken;
Stumm ſchied er von dannen, kronenlos, und ſie blieben in Leid verſunken.
Das Weltgeheimniß iſt nirgendwo; es iſt nicht hier und nicht dorten,
Es ſchaukelt ſich wie ein unſchuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Aber ſo heldenhaft auch Immermann in ſeinem „Merlin“ mit ſeinem Stoff ringt, ſo kraftvoll er die Gedanken bändigt, die gigantiſch aus demſelben hervorſchießen, ſo treffend er beſonders an den erhabenen, weniger an den innigen, Stellen ſeine Sprache dem Gegenſtand anzupaſſen weiß, wie originell auch ſeine Denkthätigkeit den myſtiſchen Stoff durchſittert, dieſe Mythe, wie er ſeine Dichtung nennt, fand erſt ſpäter die wohlverdiente Würdigung und Anerkennung. Laube hat Recht, wenn er irgendwo ſagt, Immermann hatte kein Glück. Ja, das fehlte ſeinem Streben. Ignoriren konnte man ihn nicht, ſeine Tüchtigkeit war zu imponirend, allein er erweckte keine Sympathie. Alle literariſchen Parteien hatten an ihm zu mäckeln, weil er in ſpröder Selbſtſtändigkeit es verſchmähte, ſich irgend einer anzuſchließen. Die Anhänger Göthe's vermißten an ihm die ruhige, plaſtiſche Schönheit, die Freunde Schillers das ſchwunghafte Pathos, die Modernen ziehen ihn der Hinneigung zu Tieck'ſcher Mondſcheinromantik, den Romantikern war er zu modern, die Wortführer der jüngſten literariſchen Anſichten endlich, die ſich immer mehr mit politiſchen Elementen zu verſetzen begannen, warfen ihm ſein indifferentes Verhalten gegen die Zeitfragen vor. Daß aber Immermanns durchweg auf Wirkſamkeit, auf Praxis geſtellte Natur, innerlich an dieſen Zeitfragen den lebhafteſten Antheil nahm, bezeugte er plötzlich durch ſein 1833 herausgegebenes „Reiſejournal“. Wohlgewappnet mit einer ſeltenen hiſtoriſchen Durchbildung, ſprang er hier in die Kampfbahn des Tages und zeigte, wie ſcharf er die obſchwebenden Fragen erfaßt, wie ganz er ſelbe in ſich verarbeitet habe. Bald darauf ward ein Roman von ihm angekündigt, dem man, durch das Reiſejournal ſignaliſirt, mit Spannung entgegenſah; 1836 erſchien er, überſchrieben „Die Epigonen, deutſche Familienmemoiren.“ Hier hat Immermann, nachdem er mit ſeinem anmuthigen „Tulifäntchen“ von der Romantik Abſchied genommen, mit Aneignung goethe'ſcher Formen einen durchaus modernen Ton angeſchlagen und uns Nachgebornen den Spiegel, zum Theil auch die Quelle unſerer verwüſteten Zuſtände gezeigt, indem er die Reſtaurationsperiode mit ihrem barocken, unbefriedigten, ſtrebſamen, unerquicklichen und eiteln Thun und Treiben ſeinem Roman zu Grunde legt. Jetzt endlich war dem Dichter eine erweiterte Wirkſamkeit auf ſein Volk geſichert und, gehoben durch die Gewißheit dieſer Wirkſamkeit, gab er demſelben noch drei Werke: „die Opfer des Schweigens“, den „Münchhauſen“, zuletzt nach ſeinem Tode, gleichſam als einen tröſtlichen Gruß aus dem Grabe, „Triſtan und Iſolde.“

Das Trauerſpiel „die Opfer des Schweigens“ war ein glänzender Beweis von dem praktiſchen Talent ſeines Verfaſſers, denn, obgleich mit Abſicht den bühnlichen Verhältniſſen, wie ſie einmal ſind, angepaßt. errang ſich dieſes Drama den bedeutendſten poetiſchen Erfolg. Ich ſah es ſelbſt über die Bretter gehen und habe mich alſo überzeugen können, wie das Ganze, vornehmlich aber der zweite Akt, von hinreißend dramatiſcher Wirkung. Nur der erſte Akt iſt etwas brüchig und riſſig und will nicht recht von der Stelle rücken. Der Mittelpunkt der Tragödie iſt ein hochſinniges Weib Ghismonda, die Tochter des Fürſten Tancred von Salern, um welche ein gezierter, unter glatter Oberfläche böswilligſte Abſichten hegender Verwandter, der Herzog Manfred wirbt. Ghismonda gibt halb im Scherz ihr Jawort. Unmittelbar darauf aber bringt der alte Ritter Dagobert ſeinen Sohn Guiscardo an den Hof, und als dieſer und die Prinzeß ſich begrüßend gegenüberſtehen, entzünden ſich plötzlich ihre Herzen für einander. Meiſterlich iſt die Schilderung, wie ſich die Liebe der Prinzeſſin aus der Schale conventionellen Herkommens herausſchält. Die Liebenden finden ſich während eines Hoffeſtes im Garten und tauſchen ihr ſüßes Geſtändniß. Dann aber treibt das ſtarke Mädchen den Geliebten von ſich und legt ſeine Lippen Bezugs ihrer Liebe unter Bann und Schwur:

Schwör' mir, daß deine Lipp' ein feſtes Siegel
Auf unſres Bundes Buche ſolle ſein!
Daß nicht des Freundes, nicht des Vaters Frage,
Nicht Schmeichelei, nicht Liſt, noch Drohn noch Plage,
Nicht das Verſprechen königlicher Ehre,
Nicht, ob der Tod dem Stummen nahe wäre,
Das Siegel und dein Schweigen brechen ſoll!

Guiscardo ſchwört und dieſer Schwur iſt Beider Untergang. Sie ſind belauſcht worden, Fürſt Tancred und Herzog Manfred ſelbſt haben die Prinzeſſin in den Armen des Jünglings erblickt. Aus Freundſchaft für den Vater deſſelben will Tancred den böſen Handel gütlich ſchlichten:

Die mild'ſte Buße
Erſann ich; nur geſtehen ſoll er, nur
Reumüthig flehn um ſeines Fehls Vergebung,
Dann ſchick' ich ihn hinweg mit guter Art.

Doch Guiscardo leugnet, ſeines Schwures gedenkend, Alles und ſteigert durch ſein hartnäckiges Schweigen den Unwillen des Fürſten bis zur Wuth, ſo daß dieſer dem Jüngling den eignen Dolch aus dem Gürtel reißt und ihn niederſtößt. Ghismonda vernimmt die Todesbotſchaft mit anſcheinender Kälte, während der Schmerz wie eine tolle Furie durch ihre Bruſt raſt. Aber ihr Entſchluß iſt gefaßt. Nachdem ſie dem Geliebten durch ihre Liebe den Tod gebracht, muß ſie wenigſtens das Andenken des Todten reinigen von jedem Makel, indem ſie ſich vor dem verſammelten Hof an Guiscardo's Bahre als ſeine Verlobte bekennt, muß noch mehr, muß ihm nachſterben. So geſchieht es. Aber ehe ſich Ghismonda tödtet, um mit dem Geliebten wenigſtens im Grab vereinigt zu werden, bricht die verhaltene Leidenſchaft, der zurückgedämmte Schmerz in Monologen aus, die aus dieſem ſtolzen Mädchenherzen hervorquellen wie blutrothe Korallen:

Mein Haupt! Mein armes Haupt! — Iſt es zu denken,
Daß dieſes kleine Rund . . .
Der Hölle neunfach-weitgedehnte Kreiſe
In ſich verſchließen ſoll? — Nein, 's iſt unmöglich!
Zerlege dir den Greu'l! Vielleicht in Theilen
Faßt ihn dein wundes Hirn. Wie war's? — Guiscardo
Will unſre Lieb' an Tancred nicht verrathen . . .
Tancred? Wer iſt das? Ja . . . der war — mein Vater!
Der Fürſt wird ungeduldig, und der Dolch
Senkt ſich dem Liebſten in die Bruſt! Das aber
War nur ein Zufall, ſagt die Gräfin. —
Zufällig Alles — Zufall, daß der Stoß
Das Herz ihm treffen mußt' . . . und Herzenswunden
Sind freilich tödtlich! — Warum trug er auch
Ein Herz in ſeiner Bruſt? — O mein Guiscardo . . .
Ach, unbeſchreiblich elend war ich doch!
Elend bis in den Grund des Herzens! Oh! — —
Fließt, fließt, ihr Quellen meiner Augen! Löſet
In Zähren mich und thaut mich auf zum Brünnlein,
Dann blink ich an Guiscardo's ſchattgem Grab!
Sein lieber Geiſt ſteigt auf, ſetzt ſich an's Ufer
Und plaudert mit der Nymphe . . .

Wird er das?
Wird er mit dieſer Nymphe plaudern? — Halt!
Halt ein, Weichmüthige! Dir ziemt noch nicht,
Die Laſt von deinem Buſen wegzuwälzen
Durch Thränen, die vom ſüßen Ende ſagen!
Haſt du die ernſte Pflicht erſt abgetragen,
Dann darfſt du in des Schmerzes Luſt zerſchmelzen!

O Gott, ich danke dir, ich bin nicht ſchuldlos!
Die Unſchuld müßt' am ewgen Heil verzweifeln,
Zerdrückt von unverdienter Leiden Laſt,
Mir bleibt ein Troſt! Ich ſündigte, kann büßen.

Guiscardo, Schweigender, verklärter Jüngling!
So hart bevortheilt um der Liebe Lohn!
Mein Herz zerſpringt und weint ſein reuig Blut . . .

Du trugſt die volle Seele mir entgegen,
Du warſt ein Hymnus, den die Liebe ſang;
Die Zärtlichkeit troff wie ein Maienregen
Aus deiner Schwüre einzigſüßem Klang;
Du reichteſt in der Minne heilger Frohne
Mir Ueberſchwängliches: des Lebens Krone!

Mit einem Worte konnteſt du dich retten;
Dein hoch Gemüth ſprach dieſes Wort nicht aus.
Ein duldend Opfer, nahmſt du ewge Ketten,
Geſchmiedet in des Orcus furchtbar'm Haus;
Ein leichtes Zürnen hätt' ich nur befahren,
Du ſchweigſt und ſtirbſt, auch das mir zu erſparen.

Und ich? — Mich ſelbſt umgränzend und umſchränkend,
Nahm ich dich ganz und gab mich dir nur halb.
Es reichte zögernd, feig, verzagt, bedenkend
Dir meine Hand die Myrthe, welk und falb.
Iſt Liebe wahr, erſtirbt das Selbſt im Andern:
Ich zog es vor, ſo vor mich hinzuwandern. —

Doch blicke nicht verachtend auf mich nieder!
Verwandelt bin ich und gewendet fühlt ſich
Mein Innerſtes, der ſchickſalreife Buſen!
Es iſt die Feuerpein, ſie läutert! — Höre
Guiscardo, mein Gelübde! Hört es, Rächer
Des Meineids! Hört die ſchwörende Ghismonde!
Was ich im Leben ſchuldig dir geblieben,
Ich zahl' es dir im Tode nun!

Was ich beſchloß, daran iſt nichts zu mindern,
Mein Werk ſteht zu verzögern, nicht zu hindern.

Aus blauen Lüften fiel herab der Blitz;
Er zündete, ſchon ſteht das Haus in Flammen.
Hier frommt kein Menſchenrath, kein Menſchenwitz!
Ihr wißt, daß da das Löſchen nicht verfängt,
Wo durch ſein Wetter Gott den Brand verhängt,
Weil ſolche Gluten von dem Himmel ſtammen!

Im nämlichen Jahre, als „die Opfer des Schweigens“ in Szene gingen, erſchien der „Münchhauſen, eine Geſchichte in Arabesken.“ Hier ſchwingt Immermann einestheils die ſatyriſche Drathgeißel über ſeine Zeit, als deren Repräſentanten er einen Abkömmling jenes berühmten Lügenmünchhauſens auftreten läßt, deſſen Abenteuer jüngſt der Schweizer Diſteli, der Schrecken ſchweizeriſcher Finſterlinge jeder Sorte, mit ſeinem genialen Stift aufs Neue belebte. Dieſer jüngere Münchhauſen, „dieſer Erzkauz und Herzog der Phantaſterei, Marquis von Traumland und König aller modernen Zigeuner und Bettelſtudenten, gefürſteter Abt in qualitate qua, Herr zu Irrlicht, Nebelthau und Wildfeuer, Grand aller böhmiſchen Dörfer u. ſ. w.“ tritt in dem Schloſſe Schnick-Schnack-Schnurr unter ein ſonderbares Menſchentrio, welches beſteht aus dem alten Baron von Schnuck-Puckelig, dem die Feudalität zur fixen Idee geworden, aus ſeiner Tochter Emerentia, welche die Prüderei ſentimental überhirnig, und dem Schulmeiſter Ageſel, den eine neumodiſche Sprachlehre verrückt gemacht, weil er den reinen Urlaut J nicht zu erzeugen vermochte. Zu dieſen Menſchen, welche an närriſchen Idealen laboriren, bildet Münchhauſens Bedienter Karl Buttervogel, als die Verkörperung gemeinſter Lakaiennatur, den beluſtigendſten Gegenſatz. Das verfallende Schloß iſt ein Schauplatz, in welchem ſich Witz, Satyre, Lüge und Abenteuerlichkeiten jeder Art bunt durcheinandertummeln und zu einem Ganzen verſchlingen, das die bitterſte und geiſtreichſte Caricatur auf unſere Zeit und Zeitgenoſſen. Wenn aber Immermann in dieſen Münchhauſiaden die zerſetzende, kritiſche Säure über die Gegenwart ausgießt, ſo entrollt er dagegen in dem poſitiven Theil ſeines Werkes, in der Schilderung weſtphäliſchen Bauernlebens und in der Erzählung von Oswalds und Lisbeths Liebesgeſchicken ein Gemälde naturwüchſigſter Compoſition. Welch eine Fülle von ſtrammen und wahren Charakteren, von echten und ſchönen Menſchen, dieſer Hofſchulze, dieſer Patriotencaspar, dieſer rothhaarige Knecht, dieſer Diaconus, dieſer Hauptmann, dieſer Oberamtmann aus dem Schwarzwald dieſer Oswald und ſeine blonde Lisbeth! Wie iſt das deutſche Volksleben mit ſo feſten Zügen wiedergegeben worden, wie in dieſen Szenen auf dem Oberhofe, wie das Gold deutſcher Liebe ſo ſchlackenlos aus dem Schacht des Herzens zu Tage gefördert worden, wie in den Auftritten, wo ſich Oswald und Lisbeth in der Dorfkirche finden, wo ſie die zauberiſche „Idylle in Feld und Buſch“ durchleben, wo ſie ihren Bund ſiegreich durch Mißverſtändniſſe und geſellſchaftliche Hinderniſſe tragen. Gegen den Ausgang der Dichtung zu hat ſich Immermann auf originelle Weiſe perſönlich in dieſelbe eingeführt, um ſelber Hand anlegend die Geſchicke ſeines Helden zu Ende zu führen und die tiefſinnigen „Gedanken in einer Krypte“ zu denken:

> Dergleichen Krypten oder Klüfte finden ſich unter vielen katholiſchen Kirchen. Sie wurden als Grabeskirchen um die Gebeine der Märtyrer ausgetieft, über welchen ſich die Kirchen der alten Zeit erhoben. Denn wie das Heidenthum die Erfindungen des Lebens verewigte und die Stätten feſtlich bezeichnete, wo das Roß entſprang und der erſte Oelbaum gepflanzt wurde, ſo hat das Chriſtenthum mit ſeiner Erfindung Beſitz von der Erde genommen, mit dem Grabe. Erſt das Chriſtenthum hat das Grab erfunden und ſeine ſüßen Zauber. Die morſchen Knochen der Enthaupteten, Gepfählten und Geſteinigten machten, wo ſie lagen, das Land in der Runde umher zinsbar, und über dem Erdreiche, welches das Blut der Zeugen gedüngt hatte, blühten die Rieſenblumen, die Dome, auf, in welchen Andacht, Askeſe, Pracht des Cultus und die Magie der Künſte wie ein berauſchender Duft wallte und wehte. Geadelt wurden die Grabeskirchen durch den Gedanken an die Katakomben und Höhlen, in welchen die erſten Geſchlechter der Bekenner den Auferſtandenen feierten, durch den Gedanken an das Grab der Gräber, welches den Auferſtandenen zu feſſeln unvermögend geweſen war.
>
> Der Wanderer erlebte an dieſem einſamen Orte, wo alles Geſpenſtiſche, Schattenartige, Sonnenabgewandte der Religion ſich zu einer Leichenorgie zuſammengefunden hatte, eine jener Stunden, die er ſeine myſtiſchen nennt, von denen er aber nachmals nur ſtammelnd Rechenſchaft zu geben weiß. In dieſen Stunden malt ihm ſeine Phantaſie keine glänzenden Bilder vor, noch erlegt ihm der Verſtand, der ſcharfe Schütz, einen haltbaren Satz, noch treibt ihm das Gefühl Thränen in das Auge, ſondern er iſt in den Dingen und ſie ſind in ihm. Ihr weſenhaftes Leben iſt der Pulsſchlag ſeines Blutes.
>
> Indem er auf einem der umgeſtürzten Pfeiler ſaß, den Kopf auf den Arm geſtützt, umſpielt von den Lichtern und Schatten dieſer Grabeskluft, war er in den frühen, buntgemiſchten Urſprungszeiten des Chriſtenthums und ſah die Götter im Streite mit dem Lamme. Lamm und Olymp kämpfen um die Seelen der gottverworrenen Menſchen, die mit der einen Hand ſich an dem geheiligten

Zeichen der äußerſten Schmach, mit der andern an den Hörnern des Altars anklammern. Sie eſſen das Fleiſch und trinken das Blut des Gottes, um den neuen Bund in ſich zu ſtärken; bis in die Grüfte der Todten wird der verwandelte Wein geſpendet, um die Abgeſchiedenen von Hades und Tartarus fern zu halten und im Himmelreiche zu conſigniren, aber das hilft Alles Nichts, die Götter ſind ſchlau und ſchleichen ſich unter mancherlei Verkleidungen in das feindliche Lager, dort neckenden Mißverſtand, Irren und Wirren anzurichten. Der Vogel der Juno ſpreizt ſein Rad an den Wänden der Katakomben aus und ſchreit von Unſterblichkeit, Bachus der Gott ſchickt ſeine Tiger, ſchleudert den Wurfſpieß in den Weinberg des Herrn, Apoll erinnert ſich, wie er bei Admeten die Schafe gehütet und maskirt ſich als frecher Hirte, frech zeigt ſich ſogar der Phallus in der Welt, welche Entſagung buchſtabirend einlernt, das allerſchwerſte Wort, das Wort immer wieder von der armen Menſchenlippe vergeſſen. Eigenthümliches Kampfgewimmel, ſchwärmendes Larvenſpiel der Vorſtellungen! Wunder auf Wunder müſſen geſchehen, um die Macht des drängenden Paganismus abzuwehren: dieſe Zeiten, die man zu den einfachſten, geiſtigſten des Chriſtenthums hat umprägen wollen, ſind die ſinnlichſten, materiellſten; man will es mit Händen greifen, das Heilige, der Glaube hat ſich in ſeinen eigenen Tiefen anſtatt der Wolken, die Zeus verſammelt, und der Furche, in welche Demeter das Korn ſäet, einen neuen Stoff erzeugt. Dieſer Stoff iſt die Thräne, das Leiden, das Geheimniß, die Entzückung. Er ſchwelgt an dem Stoffe, er genießt ihn.

Und nun? – Wer mag die Strömung nennen, in welcher das Schiff unſerer Tage fährt? Wer das Wort des Räthſels ausſprechen, an dem die Geſchlechter der Erde nagen? So viel iſt richtig: der Tod und der Himmel ſind zurückgewichen in den Hintergrund der Gedanken und auf der Erde will der Menſch wieder menſchlich heimiſch werden. Heißt das: Er will das Fleiſch bei Champagner und Auſtern emancipiren? Nein. Heißt's: Die Erde ſoll ihm nur das Miſtbeet ſein, in dem er ſich ſein Gemüſe zieht? Nein. Sondern mit den Blitzen ſeines Geiſtes will er die Erde durchdringen, daß ſie geiſtſchwanger werde, er will ſich an ihr eine Freundin ſeiner beſten Stunden, eine ernſte und doch heitere Gefährtin ſeiner reifſten und männlichſten Jahre gewinnen.

Und da wird wieder die Religion in das Mittel treten müſſen. Denn die Weltgeſchichte iſt immer nur das Gewand der Gottesgeſchichte. Aber wie? Der Athem der Zeit ſauſet, und wen er berührt, der weiß nicht, wie er geſtern dachte, noch wie er morgen denken wird. Abgethan liegt das Mittelalter hinter uns mit ſeinen zwei Entdeckungen, der Hierarchie und der chriſtlichen Kunſt. Die Kunſt büßt, wo ſie ſich jetzt gegen den Himmel wenden will, ihre Naivität ein und mit der Naivität hat eine Kunſt ihre Jungfrauſchaft verloren und mit ihrer Jungfrauſchaft Alles. Denn die Kunſt wird nie ehrbare Hausfrau oder Mutter; ſie iſt entweder Jungfrau oder Metze. Rom kann noch donnern und blitzen, es kann von mancher ſäuerlichen Stimmung ausgebeutet werden, es kann ſogar noch großen Nutzen ſtiften durch Verbindung mit tüchtigen Welfen allzutölpelhaften Gibellinen gegenüber, aber ſein Regiment iſt vorbei, ſeitdem ſelbſt mancher Bauer weiß, daß man der Sonne nicht gebieten dürfe, um die Erde zu laufen.

Alſo eine neue Entdeckung thut der Religion Noth, wenn das dritte Weltalter anbrechen ſoll. Wie, wenn ſie abermals Etwas von einem heiteren Paganismus annähme? Wenn das Formeln- und Dogmenweſen aufhörte und die Satzungen des tridentiniſchen Concils und die Sätze der ſymboliſchen Bücher ſich völlig und ehrlich antiquirten, anſtatt die gegenwärtige fictiſche Herrſchaft noch ſo fortzuſchleppen? Wenn die Sprüche des Evangeliums nicht mehr gebraucht würden, die Menſchen und die Verhältniſſe zu verwirren? Wenn Jeder ſich rechtſchaffen überzeugte, das Chriſtenthum ſei eine von Ewigkeit beſchloſſene und in Ewigkeit fortzeugende Thatſache, erhaben über die kleinliche Diplomatie, die ſich in der Folgerung offenbart: das darf nicht zugegeben werden, denn ſonſt fällt auch das und das über den Haufen!

Der Geiſt der Geſchichte muß allgemeiner die Geiſter durchdringen, als bisher geſchehen iſt. Die Kirchengeſchichte muß die Menſchen mehr belehren als der Catechismus und das Credo und das Symbolum. Sich inniglich und haltbedürftig als eines der letzten Glieder der großen Kette zu empfinden, die aus unzähligen Ringen beſteht, unter denen auch die Secten, die Ketzereien, der Krieg gegen die Waldenſer und die Weihnacht zu Canoſſa ſo wenig fehlen dürfen, als die Concilien, die Gedanken der Kirchenväter und die Glaubensthaten der Reformatoren — das wird das neue Chriſtenthum ſein, welches mit der Krippe zu Bethlehem im Buſen der Gläubigen beginnt und in deſſen letzter andächtiger Minute die jüngſte Offenbarung feiert. Die Erleber dieſer neuen Confeſſion (denn Lippen werden nicht oft ſie zu bekennen vermögend ſein, weil dieſes Dogma über das Wort hinausgeht) werden zugleich Katholiken ſein und Proteſtanten und Quäcker und Ketzer. Anfangs wird die Gemeinde klein ſein und verachtet oder des abſcheulichſten Indifferentismus bezüchtiget, nach und nach wird ſie ſich ausbreiten und zuletzt die allgemeine Kirche werden. Die Stiftung dieſer Kirche wird nicht von dem Willen der Einzelnen abhangen. Unbewußt, durch ſchwere, vielleicht furchtbare Ereigniſſe wird der Geiſt Gottes ſein unwiderſtehliches Nöthigungsrecht üben. Aber ſo ausgeweitet, in dieſem erſchloſſenen Bewußtſein, wird der Menſch erſt würdig ſein, von der Erde auf neue Weiſe Beſitz zu nehmen. Dann wird ſie ihm Kränze bieten, deren Duft und Glanz noch Niemand ahnet. In dem Sinne werden der Enkel Enkel wieder Heiden, daß ſie es für Gewinn achten, wenn ſie einen Gott mehr bekommen.

Der herzliche, nationale Beifall, der ſeinem „Münchhauſen“ ward, fiel wie ein Maienregen in Immermanns Dichterherz, welches zugleich von der Sonne einer Liebe voller Glut und Innigkeit angeſtralt wurde. Da iſt ihm denn farbenhell und düfteſüß das Lied von „Triſtan und

Iſolde“ entſproſſen, in welchem mit bacchantiſch rauſchenden Accorden gefeiert wird —

Die Ros' in meines Herzens Thal,
In der ſich immerdar nur ſtahl
Das zarteſte, das frühſte Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten;
Die züchtge Träumerin verſteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der trautſten Stunden,
Die hohe, keuſche Wunderblüth',
Ewig vollendet im Gemüth:
Das iſt die ſchöne Welt der Liebe,
Das iſt die Welt der ſchönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der ſüße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche ſtehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geſchehen,
Geſchah von Lieb' auch Liebes nicht.
Iſt Einer, der um ihre Schmerzen
Nicht Alles trüg' in ſeinem Herzen?
Willſt du von Liebe was verſtehen,
Mußt du zum Born der Liebe gehen!
Was Liebe heißt und Liebe will,
Sagt nicht Prophete, noch Sibyll'.
Im glühen Herzen ausgegohren
Wird hoher Minne Feuerwein,
Und rothe Lippen ſind erkoren,
Die Kellnerinnen ihm zu ſein.
Setz' an, trink aus mit tiefem Zuge!
Dann lieſeſt du im Minnebuche —
Horcht auf! hört zu! Ein neues Lied!
Von alter Luſt ein heißes Lied!
Gottfried von Straßburg hat's geſungen,
Ich ſing' es nach in meiner Zungen.
Es hatte ſtets in mir geruht
Und wäre wohl mit mir vermodert,
Doch plötzlich fühl' ich Jugendmuth
Und bin von Jugendglut durchlodert —
Zwei Kellnerinnen im Verein,
Sie ſchenkten mir vom friſchen Wein.

Mit dieſer jugendhaften Begeiſterung ging Immermann daran, das Hohelied des Mittelalters, wozu die Sage von Triſtan und Iſolde durch den großen Meiſter Gottfried von Straßburg geworden, umzudichten in einen epiſchen Romanzenkranz. Der Inhalt iſt alſo die heißeſte, herrlichſte Liebesfabel, die Verklärung der Treue bis in den Tod, die Schilderung der über Welt und Menſchen triumphirenden Leidenſchaft.

Nicht wähnet aber, die ihr prüde ſeid,
Und die nur freuen kann das müde Leid
Schläfriger Lieb', ich werd' in ſiechen Tönen
Die ſchöne Glut der wilden Fabel höhnen!
Noch einmal hört: Bei Seit'
Entweichet, eh' die Kluft ſich reißt, ſo weit
Abſcheidend Dümpfelei vom Sang der Minne,
Die ſich berauſcht im Weine aller Sinne!
Die zarte Bruſt gehört dem ſelgen Mann,
Der auch den Leib, den ſüßeſten, gewann;
Holdſelige Gewinne,
Um die ich nicht grau Florgewebe ſpinne.

Die Scene der Dichtung iſt Cornwall, Ireland und das Meer, die Inſeln und Küſten umher. König Marke, der mit ſeinem Ritterkreiſe zu Tintayol reſidirt, ſein Neffe Triſtan, Iſold' die Alte, Königin von Irland, ihre Tochter Iſolde die Blonde, die treue Magd Brangane, ihr reckenhafter Feldhauptmann Morolt, dieſe Geſtalten treten beſonders in den Vordergrund, um ſie verſammeln ſich alle die Geſtalten jenes altergrauen Hof-, Ritter- und Liebelebens. Triſtan iſt der Sohn von Marke's Schweſter Blanſcheflur, die Frucht der Hingabe des liebenden Weibes an den ſterbenden Helden Riwalin. Nach dem Tode ſeiner Mutter, die, von ihrem Bruder verſtoßen, in der Fremde geſtorben, und nach einer abenteuerlichen Kindheit findet der Jüngling ſeinen Ohm auf einer Hirſchjagd, wo er durch ſein kühnes, treuherziges Auftreten Marke's Herz gewinnt. Die Schilderung dieſer Jagd, ſo wie die Romanzen „Sankt Patriks Schiff", „Wirth und Gaſt" *) und „der Splitter" ſind voll

---

*) In dieſer Romanze findet ſich folgender „Geſang der Iren am Feuer", eine außerordentlich charakteriſtiſche iriſche Ballade:

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dunderidone, der Bauernſohn
Flehte zur Lady, die lachte voll Hohn:
„Laß deine Schuhe dir flicken mein Traut!"
Ihm rollten die Augen, entfeſſelt er ſchaut.
Stolzes Erin!

des echteſten epiſchen Gehaltes und, ohne auch nur im Entfernteſten durch einen Anhauch der berüchtigten epiſchen Langeweile getrübt zu ſein, vielleicht das Vollendetſte, was die moderne deutſche Epopöe geleiſtet. Triſtan wird von ſeinem Ohm als Freiwerber nach dem grünen Erin geſandt, die Hand der jungen Iſolde für Marke zu erwerben, nachdem er vorher den tapfern Morolt im ritterlichen Zweikampf erſchlagen. Dieſer Sieg wäre ihm aber faſt theuer zu ſtehen gekommen, denn die iriſchen Königinnen erkennen in ihm den Mörder ihres getreuen Feldhauptmanns und wollen ihn tödten, aber ſeine Liebenswürdigkeit triumphirt über ihr Rachegefühl. Die Königin willigt in Marke's Werbung, um aber den Bund zwiſchen der jungen Iſolde und dem alten Marke nicht unheilvoll zu machen, braut ſie einen Liebestrank, welchen Brangäne dem Brautpaar reichen ſoll. Die Schilderung der Bereitung dieſes Trankes in der Romanze »Mittagszauber« iſt wunderbar ſchön. Im Mittagsbrand geht die Königin hinaus in die Haide, deren ſchwüles Brüten wie fühl- und greifbar uns umfängt, und verrichtet ihr geheimnißvolles Werk, die magiſche Formel raunend:

Als Gott der Herr gehoben die Fraue aus dem Mann,
Da hat er ihr von droben den Odhem zugethan,
Den er dem Erſtgemachten in Gnaden eingehaucht,
Und Beide ſind vom ſachten Gottweben durchgeſaugt.
Als Eins im Andern ſpürte des gleichen Hauches Fluß,
Da lechzt ihr Mund, erkürte den erſten Liebeskuß.

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dunderidone, der Bauernſohn
Lief in die Hütte und knirſchte mit Hohn:
„Haſt mir, o Vater, die Lady geraubt!“
Zerſchmetterte ſeinem Vater das Haupt.
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dunderidone, der Bauernſohn
Stürzte zum König, den [illegible] ſie flohn,
„König, du haſt mir die Lady entehrt!“
Er griff nach dem König und Königes Schwert
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dunderidone, der Bauernſohn
Lacht hinter Gittern im Thurme, dem hoh'n:
„Brav, daß ihr ſperrtet hier oben mich ein,
So kann Gott vierzehn Tage noch [illegible] ſein!“
Stolzes Erin!

Die düſtern Erdenſchranken ſtehn zwiſchen Du und Du,
Sie ſperren die Gedanken des Ein' und Andern zu.
Doch ward geſtürzet nieder die Schrankenwand von Koth,
So ſtrömet hin und wieder die Liebe bis zum Tod.
Keins kann vom Andern bleiben, das ſchrankenlos geſehn
Im Anderen das Treiben von Gottes Othemwehn.

Die Königin überliefert Branganen den Liebestrank und, von dieſer begleitet, führt Triſtan Iſolden als die Braut ſeines Ohms zu Schiff nach Cornwall. Unterwegs ſpinnt ſich der Liebesfaden zwiſchen Triſtan und Iſolden weiter, aber kein Laut, kaum ein Blick verräth es. Das Hochgefühl der Ehre hält den Jüngling, das der Pflicht die Jungfrau zurück. Da ereignet es ſich, daß ſie einmal zufällig im Fahrzeug allein bleiben, während ſich das Schiffsgefolge auf der Nonneninſel von Brangane die heitere Epiſode vom „ſteinernen Fingerzeig“ erzählen läßt. Iſolde fühlt in der Mittagshitze Durſt, Triſtan, den ebenfalls dürſtet, ſucht nach einem Trank, der Zufall läßt ihn das Gefäß mit dem Zaubertrank finden, und, denſelben für ein unſchuldiges Getränk haltend, leert das Paar den verhängnißvollen Becher. Die Wirkung tritt jählings ein, die in ihren Herzen heimlich brütende Liebe mit inbrünſtiger Gegenſeitigkeit hervor und hier malt nun der Dichter den Rauſch der Sinne, den Taumel der Leidenſchaft, die Verzückung der Luſt mit brennenden Farben. Brangane wird von heimlicher Angſt nach dem Schiff zurückgetrieben, und, in deſſen Räumen die Herrin ſuchend, findet ſie das Gefäß mit dem Minnetrank nicht mehr an ſeinem Ort, die Ahnung des Geſchehenen durchblitzt ſie, jagt ſie auf das Verdeck, auf welchem das Schiffsvolk für Iſolde gegen den Sonnenbrand ein Zelt errichtet hat, hier muß das Paar ſich finden —

Ein lauter, wilder Schrei entfährt
Branganen, jammerdurchgezehrt.
Ohnmächtig ſinkt ſie, greift beim Fallen
Gewaltſam in das Laken. Wallen
Und Reißen, Sturz von Tau und Tuch
Und Stangen, ſo die Schirmwand halten!
Da ſtehen frei auf Deckes Bug
Die beiden herrlichen Geſtalten,
Frei da vor Sonne, Licht und Meer,
Frei da vor Gott, dem höchſten Seh'r.

Sie hören nicht Branganens Schreien,
Nicht wie die Stangen gefallen ſeien,
Sie hören nur den Sphärenſang,
Den Seel' in Seele himmliſch klang.
Sie denken nach dem Tiefgeſpräche,
Geführt in ſeliger Ewigkeit,
Als ihre Geiſter wie zwei Bäche
Rannen am Thron vor Welt und Zeit,
Iſolde ſauget Gott aus Triſtan,
Und Gott entküßt Iſolden Triſtan.

Sie weilen in dem himmliſchen Tod.
Gefallen iſt die Schrank' aus Koth.
Ihr wonnemüdes Auge blindet
Am Göttlichen, das Jedes findet
In ſeines Liebſten Eigenthum.
Sich immer inniger zu drücken
An Triſtan, iſt Iſoldens Ruhm,
Und immer feſter zu umſtricken
Iſolden, glühet Triſtan, weint,
Daß nicht die Leiber ganz geeint.

Sie ſagen Nichts. Nur ſüßen Schalles
Haucht: Du! bisweilen — das iſt Alles —
Von ihm zu ihr, von ihr an ihn,
Wenn ſie die Lippen dem Kuß entziehn.
Urbeſtes woll'n ſie offenbaren,
Und können ſagen Nichts als: Du!
Im Ewigreinen, Ewigklaren
Sehn ſie einander jubelnd zu,
Und ſchenken ſich in heilgen Scherzen
Den Hauch vom liebeſchwangern Herzen.

Keins fragt: Ach, woher kam mir dieß? —
War nicht der Menſch im Paradies?
Sie fühlen auf leere Tag und Nächte
Sich in des Paradieſes Rechte.
„Es faßte mich mein liebes Mein,
Ich faßte, was mir war entwunden,
Wie konnt' es jemals anders ſein?
Und anders wir, als ſo verbunden?"
So denket ſtumm Iſold', Triſtan,
In denen Gegenwart nur rann.

Die holden, die geliebten Sünder,
Sie wiſſen: Wir ſind Gottes Kinder! —

„Das iſt die Bruſt, die mir gefällt,
Nichts weiter gibt es auf der Welt.
Wenn mir der Himmel wiederblauet
Aus ihrem Auge, glaub' ich ihm,
Die Gnade, der mein Herz vertrauet,
Iſt: Er mit mir und ich mit ihm.
Ich bin in dir zerſchmelzt, verronnen,
Und ich in dir erglüht, entbronnen.“

Das iſt das ſchweigende Geſchwätz,
Lautlos nach eigenem Geſetz
Der Liebe, ſo ihr Wort geſprochen
Von Anbeginn durch Aderpochen
Und durch den feuchten Blick, umträumt
Von dunkler Wimper Schattenſaume,
Wenn brauſend auf die Gährung ſchäumt
Des Gottestraums im Menſchentraume;
Die Rede, die nicht enden mag
Und überdau'rt den jüngſten Tag,
Verſchonet von des Richters Spruche,
Von ſeinem Bann und ſeinem Fluche.

Hieraus kannſt du erſehen, in welcher Weiſe Immermann das alte Lied, die alte Luſt, das alte Leid wieder belebt hat. Leider ſollte er ſeinen Sang nicht vollenden. Er führte die Liebenden nur auf den Höhepunkt ihres Minneglücks, es war ihm verwehrt, ihre Schmerzen mit ebenſo ſchwermuthsinnigen Klängen zu ſchildern, wie er ihre Wonnen mit aufjauchzenden Jubeltönen geſchildert, er konnte das liebe, liebe Paar nicht in ihr gemeinſchaftliches Grab begleiten, nicht mehr die treue Brangane vorführen, wie ſie Roſe und Rebe auf daſſelbe pflanzt, deren Zweige ſich unauflöslich verſchlingen. Er ging ſelbſt zu Grabe. Der Tod zerſchlug mit tückiſcher Knochenfauſt jählings das goldene Saitenſpiel, gerade als es am volltönendſten aufrauſchte unter der ſtarken Dichterhand.

7

Dietrich Chriſtian Grabbe.

„Du warſt ein Dichter!"

Vor Jahren ſtand ich einmal in den Alpen, im wildeſten Theil des Gebirges mit einem Freund unter dem Vordach einer verlaſſenen Sennhütte, während ſich ein ſchweres Gewitter über die mattglänzenden Firnen hereinwälzte, mit ſeinem ſchwülen Dunkel das ſcheidende Tageslicht verdrängte und vor uns und hinter uns Alles in halbes Dämmer hüllte. Ein pfeifender Wind brauste aus den Schlünden um uns auf, fegte ſchrillend durch den hohen Tannenforſt, der gerade vor uns ſich breitete, wühlte in dem ſtäubenden Giſcht des Waſſerfalls, der neben uns hinabtollte in die ſchwindelnde Tiefe, und brauste dann hinaus in das offene Land, fanfarenhaft den Beginn der Wolkenſchlacht zu verkünden. Und ſie begann. Uns zu Füßen, uns zu Häupten ballten ſich die ſchwarzen Dunſtmaſſen zu chaotiſchen Knäueln, ſchoben und hoben ſich rück und vor, prallten wüthend an die Granitſtirnen der Berge, goſſen über die unentweglichen Eisköpfe Ströme von ſchwefelfarbenem Feuer und grollten ſie an mit Donnerflüchen, ob denen die Erde erbebte nah und fern. Aber die Bergrieſen verharrten in ihrer ewigen Majeſtät. Wie kaltes Spottgelächter ob dem unfruchtbaren Wüthen des elektriſchen Feindes ſchütteten ſie von ihren Felſenkuppen im Blitzgefunkel grünlich ſchillernde Gletſcher thalwärts und warfen endlich, wie unwillig über die Störniß ihrer Götterruhe, Lauwinen hinab in die Gründe, deren zerſtörendes Gejauchze die Donner des Himmels überbrüllte. Und die Wetter erkannten die Eitelkeit ihres Stürmens. Mälig drängten ſie ihre Maſſen hinaus, hinunter in niedrigere, flachere Gegenden, ihr Drohen verhallte in der Ferne, gleich verklingenden Chören einer Aeſchyleiſchen Tragödie, während der Boden unter unſern Füßen noch immer von Lauwinenſtürzen nachzitterte; ein kurzer, warmer Regen ging durch die Berge, wie ſchnelles Aufathmen der Natur, dann zerriß der Dämmerflor ob unſern Häuptern, der Wald hauchte ſeinen friſchen Athem zu uns herauf, groß und kalt begannen die Sterne herabzublicken und in dem letzten bleichen Schimmer des Abendroths, der noch im Weſten zauderte, hob ſich von einem der Gipfel des Gebirges ein Adler, mit mächtigem Flügelſchlag in die Unendlichkeit des Himmels hinausſtrebend, eine alpenhafte Siegeshymne.

Da ergriff der Freund meine Hand und ſprach mit leuchtendem Auge den Namen: »Grabbe!« aus.

Du haſts getroffen, erwidert' ich, »gigantiſch toll, titaniſch unbändig, grandios und furchtbar, die Seele emportragend aber auch mit Entſetzen durchſchüttelnd, prächtig und grauenhaft, ein Hochgewitter in den Alpen, ſo iſt **Dietrich Chriſtian Grabbe**.

Ein großer Poet hat einmal geſchrieben: Wir forſchen ſo gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen der Dichter. Dieſe Neugier iſt um ſo thörichter, da die Größe der äußern Ereigniſſe ihres Lebens in keinem Verhältniß ſteht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereigniſſe können ſehr klein und ſcheinlos ſein und ſie ſind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich ſehr klein und ſcheinlos iſt. Ich ſage ſcheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübſamern Worte bedienen. Die Dichter präſentiren ſich der Welt im Glanze ihrer Werke, und beſonders wenn man ſie aus der Ferne ſieht, wird man von den Stralen geblendet. O laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie ſind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Raſen und Lauben ſo prächtig hervorglänzen, daß man glauben ſollte, ſie ſeien die Sterne der Erde, daß man glauben ſollte, ſie ſeien Diamanten und Smaragde, koſtbares Geſchmeide, welches Königskinder, die im Garten ſpielten, an den Büſchen aufgehängt und dort vergeſſen, daß man glauben ſollte, ſie ſeien glühende Sonnentropfen, welche ſich im hohen Graſe verloren haben und jetzt in der kühlen Nacht ſich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengeſtirn ſie wieder zu ſich heraufſagt. Ach, ſuche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelſteine und Sonnentropfen! Statt ihrer ſiehſt du ein armes mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht.

An dieſe Worte werde ich erinnert, indem ich mich anſchicke, dir einen Umriß von Grabbe's Leben und Dichten zu geben, denn ſo großartig und leuchtend das Letztere iſt, ſo mühſelig und peinlich das Erſtere. Allein ohne Grabbe's unſtätes, zerriſſenes, zerbröckelndes Leben zu kennen, weiß man das Zerklüftete, Schroffe, alles auf die Spitze Stellende, keck Hingeworfene ſeiner Werke kaum zu deuten, und ſo hat ſich E. Duller durch ſeine ſchonungsloſe, Nichts verhüllende Biographie ein Verdienſt um deren Helden ſowol als um das Publicum erworben.

Grabbe wurde am 11. December 1801 zu Detmold geboren. Sein Vater, ein ſtiller Mann, wirkte wenig auf ihn ein, deſto gewaltſamer und fluchwürdiger ſeine Mutter, die den Knaben vom vierten Lebensjahr an mit geiſtigen Getränken berauſchte, ihm ſolche ſogar Nachts vor's Bett ſetzte. Freilich ſcheint Grabbe von ſeiner Mutter auch jene geniale Unbändigkeit überkommen zu haben, die ihn in der Poeſie unſterblich gemacht. Der Verſchrobenheit der Mutter wirkte ein Freund der Familie, der Archivrath Cloſtermeier, nachdrücklich entgegen und wenn er auch die bizarren Eigenthümlichkeiten und Schroffheiten des Knaben nicht zu meiſtern wußte, ſo machte er doch deſſen Wißbegierde fruchtbar und ſuchte ſelbe auf das rechte Feld hinzulenken. In das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt aufgenommen, entwickelte Grabbe einen eiſernen Fleiß und ſchon damals ſcheint ihm jene tiefe Verſtändniß der Hiſtorie aufgegangen zu ſein, die er ſpäter in ſeinen hiſtoriſchen Dramen ſo glänzend beurkundete. Seine Sinnesart aber nahm inzwiſchen an Störrigkeit und Eigenſinn immer zu und er ſelbſt geſtand ſpäter, er habe jeder Ermahnung nur »rieſenhafte« Widerſpenſtigkeit entgegengeſetzt. Eine krankhafte Furcht, ſich lächerlich zu machen, begann ſich in ihm auszubilden, und darum hüllte er den Kern ſeines Weſen in ſchroffe Kälte, verbarg ängſtlich ſeine liebſten und ſchönſten Gefühle und ſprach gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was er dachte. Auf Cloſtermeiers Antrieb arbeitete er dieſem unſeligen Hang zur Unwahrheit, dieſer Furcht und Blödigkeit entgegen und vermochte es wenigſtens über ſich, bei einer öffentlichen Feier des Gymnaſiums, die Hoheit und Glut ſeines Geiſtes in dem Vortrag von Schillers »Glocke« vor einer zahlreichen Verſammlung zu offenbaren. Um dieſe Zeit begann ſich auch die Poeſie, die bisher als ſtumme Puppe auf dem Grund ſeiner Seele geruht, aus ihrer Hülle loszuſchälen. Großgezogen mit dem Wein des Ariſtophanes und Shakeſpeare, begann ſie in bacchantiſcher Schöpfungsluſt zu raſen, ihren Träger mit ſich fortreißend, wie das wilde, zügelloſe Steppenroß den Mazeppa mit ſich fortriß. In ſeinem neunzehnten Jahre begann Grabbe ſeine „Räuber“ zu dichten, den „Herzog Gothland“, in welcher Tragödie „ſeine Schöpferkraft wie ein entfeſſelter Löwe, der vor Freiheitsluſt brüllt und die Mähnen ſchüttelt, unbändig, ſeinen Weg mit Blut zeichnend, ohne Bahn und Ziel im Reiche der Lebendigen umhertobt.“ Einen ſprechenden Beleg hiezu mag der Monolog geben, in welchem Gothland, nachdem er ſeinen Bruder Friedrich, den er fälſchlicherweiſe für den Mörder ſeines Bruders Manfred gehalten, erſchlagen, ſeine Verzweiflung ausraſt wie folgt:

Jetzt ſeh' ich's ein: beſchränkt
An Geiſt und Sinn, beherrſcht durchs kranke Herz,
Nicht einmal klug genug, um Tugend von
Dem Laſter klar zu unterſcheiden, ſcheint
Der Menſch gemacht zu ſein,
Daß über ihn die Hölle triumphire.
Drum, wie ſich auch der Edle wehrt, um nicht
Zu fallen, — fehlen, fallen muß er doch,
Denn ſelbſt die Thaten ſeiner Tugend werden
Zu Frevelthaten durch des Schickſals Fügung. —
Wie das Meer,
So wird das All von einem Maalſtrome
Durchſtrömt, — einmal muß Jedes, was da iſt,
Ihn kreuzen, aber Keins vermag es, ſo
Gehn denn die Millionen in ihm unter!
Jedoch vor Allen Wehe uns, die uns
Der Mutterſchooß an dieſen Erdball aus-
Geworfen hat,
An dieſe Klippe in dem Ozean
Der Wellen! Wer ihr naht, der iſt verloren!
Zum Brandmale für ewge Zeit hat ihr
Die Sonne die Sahara eingebrannt! —
Der Menſch erklärt das Gute ſich hinein,
Wenn er die Weltgeſchichte lieſt, weil er
Zu feig iſt, ihre grauſe Wahrheit kühn
Sich ſelber zu geſtehn!
Nein, nein!
Es iſt kein Gott! Zu ſeiner Ehre
Will ich das glauben!
(Donnerſchläge.)
Ei, wie
Die Ohrwürmer rumoren!

Wär' ein Gott,
So wären keine Brudermörder!
Ich glaube, daß es Panther gibt,
Ich glaube, daß es Bären gibt,
Ich glaube, daß die Klapperſchlange giftig iſt,
Allein an Gottes Daſein glaub' ich nicht!

(Donnerſchlag.)

Still,
Verdammte Ohrwürmer! — Der Menſch
Trägt Adler in dem Haupte
Und ſteckt mit ſeinen Füßen in dem Kothe!
Wer war ſo toll, daß er ihn ſchuf?
Wer würfelte aus Eſelsohren und
Aus Löwenzähnen ihn zuſammen? Was
Iſt toller als das Leben? Was
Iſt toller als die Welt?
Allmächt'ger Wahnſinn iſt's,
Der ſie erſchaffen hat!
Wahnſinn? Nein,
So gräßlich wär' der Wahnſinn nicht!

(Donnerſchlag.)

Horcht, horcht!
Das ſind die Fußtritte des Schickſals! —
O, jetzt erſt, jetzt erſt begreif' ich euch,
Ihr himmelſtürmenden Giganten!
Zerſtörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrſcht
Mit Alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schickſal über unſern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es ſeine Geißeln ſich zuſammen
Und peitſcht damit die Roſſe ſeines Wagens durch
Die Zeit, und ſchleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefangnen mit ſich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!
Die Himmelsbogen ſind gekrümmte Würmer
Und krampfhaft ringeln ſie
Sich unter ſeinen Füßen
Die Menſchenherzen ſind der Staub,
Worauf es geht!

O immer, immer mehr
Begreif' ich euch, Giganten!
Was iſt natürlicher, als Himmelsſturm? —
Geſchick! ſo ziſcht es, wenn der Pfeil,
Der auf den Todesfeind geſchoſſen war,
Ins Herz des Bruders fliegt! Geſchick! ſo ziſcht
Das Blut, das aus der Wunde ſpritzt — Geſchick nur?
Nichts weiter? — O, der Glaube an
Ein Schickſal iſt nicht furchtbar, hold und tröſtlich
Iſt dieſer Kinderglaube aus der Zeit
Der Griechen, welche noch nichts Schlimmres ahnten! Das
Geſchick iſt grauſam und entſetzlich,
Doch planvoll, tückiſch, liſtig iſt es nicht!
Allmächtge Bosheit alſo iſt es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerſtört!
Was zittre ich?
Weßwegen flüſtre ich's ſo leiſe?
Ei, darf der Hund in ſeine Kette beißen,
So darf es auch der Menſch.
Ja, Gott
Iſt boshaft, und Verzweiflung iſt
Der wahre Gottesdienſt! (Donnerſchlage.)
Hu, wie
Die Nachtigallen zwitſchern!
Weil es verderben ſoll,
Iſt das Erſchaffene erſchaffen!
Deßhalb iſt unſers Leibes kleinſter Nerv ſo
Empfänglich für den ungeheurſten Schmerz,
Deßhalb ſind unſre Glieder ſo zerbrechlich,
Deßhalb ſind wir ſo faſernackt geboren!
Daß die Verführung ſicher uns
Beliſte, wurden wir
Mit Dummheit reichlich ausgeſtattet, und
Unſterblich ſind wir für — die Höllenſtrafen!
Weil es verderben ſoll, iſt das Erſchaffene
Erſchaffen! Wie ein rieſ'ges Henkerrad
Kreiſt dort der ſogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond und Sterne ſind
Wie arme Delinquenten drauf geflochten, und
Mit aufgeſparten Gnadenſtößen
Zerrädert und zermalmt er ſie!
Pfui, pfui, wie eckelt mich die Schöpfung an!
Der Jahreszeiten wechſelnde

Erſcheinungen, die immer wiederkehrenden
Verwandlungen an dem
Geſtirnten Firmament — was ſind ſie anders, als
Ein ewges Fratzenſchneiden der Natur?
Wie mich
Die Sonne angrinſt! Was will ſie? Meint ſie,
Ich wär' ein Brudermörder? Oder lacht ſie
Mich aus? Sie lacht und lacht bei Freud' und Leid,
Sie kennet keinen Schmerz! — Ha, Sonne, könnt'
Ich dich einmal bei deinem Stralenhaare packen,
Am Felſen wollt' ich dein Gehirn zerſchmettern,
Um dich, was Schmerz heißt, fühlen laſſen! —
Zwar hab' ich gemordet, doch —
(Donner und Blitz.)
Wem drohet ihr,
Ihr Blitze? Etwa mir? O, ich
Bin nur ein Mörder, aber
Mordbrenner ſeid ihr!
Zwar habe ich gemordet, doch Morden iſt
So ſchlimm nun grade nicht. —
Vor wem ſollt' ich erröthen?
Ei, mordet jene ſchwärende, gift-
Geſchwollne, aufgebrochne, eiternde
Peſtbeule, die ihr Sonne nennt und als
Das Ebenbild der Gottheit ehrt, nicht auch?
Wie an der Amme Bruſt das Kind, ſo liegt
An ihr das durſtge All, — boshaft tränkt
Sie es mit ihrer fieberheißen Milch;
Daß ſie zum Mord aufgähren mögen, tropft
Sie Feu'r in unſre Adern,
Und zärtlich, wie 'ne Mutter, brütet ſie
Die lieben Krokodile aus den Eiern!
— Vor wem ſollt ich mich fürchten?
Du Himmel, darfſt mich nicht verdammen,
Du ſelber ſchmiedeſt aus des Sommers Flammen
Dicht unter deinem blaugewölbten Sitz
Den ſchwefelſprühnden Blitz!
Du thuſt ihn an mit rothem Prachtgefieder,
Du lehrſt ihn ſeine Donnerlieder,
Du leihſt ihm thurmeinſchmetternde Gewalt,
Räumſt ihm das Weltrund zum Verſengen ein:
Da flammt die Stadt, die Feuerglocke ſchallt,
Und lachend jauchzt der Donner hinterdrein!

Nicht wahr, in dieſem Gothland kündigt ſich der Aufgang eines wirklichen und wahren Sternes am deutſchen Dichterhimmel an, eines Sternes, der regellos und in flammender Ungebundenheit, kometenhaft ins Unermeßliche hinſchweift?

Im Frühling 1820 ging Grabbe nach Leipzig, um die beſtimmt ausgeſprochene Abſicht, Juriſt zu werden, auf der dortigen Hochſchule zur That zu machen. Er gab ſich mit vollſtem Eifer ſeinem Fachſtudium hin, und ſo ungewöhnlich war er geartet, daß ſein brennender Durſt nach ſinnlichem Genuß, den er befriedigte, ſo weit ſeine beſchränkten Mittel nur immer reichten, ſeinem Fleiß durchaus keinen Abbruch that, wohl aber ſeiner Geſundheit. Die Folgen orgienhafter Genüſſe warfen ihn aufs Lager und unter den Krämpfen hölliſcher Schmerzen vollendete er den „Gothland.“ 1822 nach Berlin gegangen, um ſeine Studien zu vollenden, ließ er ſich durch die Aufführung Shakeſpeareſcher Dramen zu neuer Produktion ſtimmen, ſo daß in dieſer Zeit das kleine Trauerſpiel „Nannette und Marie,“ das burleske, cyniſch witzige, ſcharfſtachelige Luſtſpiel „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung“, das dramatiſche Mährchen „Aſchenbrödel“ und die herrlichen Bruchſtücke der Tragödie „Marius und Sulla“ entſtanden, ſchrieb die kecke Abhandlung über die Shakeſpearomanie, geht mit Heine, Köchy und Uechtritz um, darbt, leidet totalen Mangel oder lebt tagelang von trockenem Brot und wirft in verbiſſenem Grimm einmal die Aeußerung hin: er wiſſe nicht, ob er ein Genie ſei, wie die Leute ſagen, das nur ſei ihm klar, daß er mit dem Genie ein Kennzeichen gemein habe, den Hunger. Zum zweitenmal kommt ihm hier die Grille, Schauſpieler zu werden. Er verwindet ſie, geht 1823 nach Leipzig zurück, von da nach Dresden, wo er von Tieck ein Urtheil über den „Gothland“ erbittet und ein aufmunterndes erhält, reist im Herbſt ſelben Jahres in die Heimat zurück, meldet ſich zum Dienſtexamen, beſteht es im Juni 1824, wird in die Zahl der practicirenden Advocaten eingereiht, lebt zwei Jahre hindurch mit leidenſchaftlicher Hingebung ſeinem Amt, faßt aber dann plötzlichen Ekel daran und fühlt ſich von ſeiner Exiſtenz überhaupt bis zur Verzweiflung angenüchtert. Cloſtermeier, der alte treue Freund, ſuchte mit Rath und That zu helfen. Er glaubte, Grabbe könne durch amtliche Beförderung aus ſeiner Verdumpfung aufgerüttelt werden, und täuſchte ſich nicht, denn als auf ſeine Empfehlung hin der Landesfürſt, welcher Grabbe wohlwollte, dieſem ein erledigtes Auditeuriat übertrug, fühlte er ſich in ſeiner militairrichterlichen Würde wieder glücklicher und behaglicher. Zur Erhöhung ſeiner guten Stimmung trug auch der buchhändleriſche Antrag bei, ſeine bisher verfaßten dramatiſchen Werke zu verlegen, welchen ihm Kettenbeil von Frankfurt aus machte, der lang gehemmte poetiſche Drang forderte wieder ſeine Rechte, 1828 machte ſich Grabbe an die Ausführung der rieſenhaften Idee, Don Juan und Fauſt, die beiden extremen Seiten des Menſchenlebens, Materie und Geiſt, in einer Tragödie zu verſchmelzen, den Dualismus der Menſchheit dramatiſch zu veranſchaulichen, und in raſchem Zug ſchuf er dieſe „moderne Titanomachie,“ granitſchwer in den Tiefen der Erde wurzelnd und zugleich in die Himmel hineinſtiegend gleich dem „Prometheus“ des Aeſchylos. „Don Juan und Fauſt,“ dieſe Dichtung war ein poetiſches Gewitter, welches in die Schwüle der Reſtaurationsliteratur hineinſchlug mit reinigenden Blitzen und mit zeugungskräftigem Donner eine neue Literaturperiode ankündigte. Das Trauerſpiel beginnt in Rom, und Don Juan entwickelt in einem Geſpräch mit ſeinem burlesken Diener, dem berühmten Leporello, ſeine Philoſophie der Liebe und bekennt die Leidenſchaft, die er für Donna Anna, die Tochter des ſpaniſchen Geſandten Don Guzman gefaßt, und verkündigt ſeine Abſicht, ſie zu beſitzen. Leporello erinnert an den Bräutigam Anna's:

Der Narr
Heißt Don Octavio und iſt ein Herr
Von Bildung, feinem Aeußern, nettem Herzen.
Er trägt ſich ſchwarz, führt weiße ſeidne Handſchuh',
Lebt mäßig, gibt nicht Anſtoß, tanzt gut, reitet
Erträglich, ſpricht franzöſiſch, kann mit Anſtand
Im Kreiſe der Geſellſchaft ſich bewegen,
Und ſchreibt vielleicht ſogar auch orthographiſch.

Don Juan fügt bei:

Dergleichen Schuften in den Weg zu treten,
Iſt mir die höchſte Seligkeit —

und als ihm Leporello vom Liebesziel ſpricht, gibt er ſeine romaniſche Lebensanſicht, jenes Nehmen des Lebens, wie es ſich gibt, jenes Pflücken des Tages, das, ohne für das Morgen vorauszuſorgen, den ſüdlichen Völkern eigen und in dem Don Juancharakter ſeinen höchſten Ausdruck gefunden gegenüber dem ewigen ſpeculativen Gelüſten des germaniſchen

Stammes, das ſich in dem ſtets unbefriedigten, raſtlos einem Zweck und Ziel nachjagenden, das Leben nicht genießen, ſondern ergründen wollenden Fauſtcharakter in ſeiner ganzen Großartigkeit und Unglückſeligkeit zeigt, dieſe romaniſche Lebensanſicht gibt Don Juan preis in den Worten:

Weg mit dem Ziel,
Nenn' es mir nicht, ob ich auch darnach ringe —
Verwünſcht iſt der Gedanke: jedes Ziel
Iſt Tod — Wohl dem, der ewig ſtrebt, ja Heil,
Der ewig hungern könnte —

worauf Leporello, der, wie Don Juan den ideellen, ſeinerſeits den materiellen Senſualismus repräſentirt, entgegnet:

Danke!
Ich merk's, ihr laßt mich hungern nach Principien,
Wenns nur mein Magen duldete, doch der
Ruft immerdar: Heil ihm, der ewig frißt!

Don Juan befiehlt ſeinem Diener zu krakeelen, um Donna Anna an's Fenſter zu locken, und als ſie wirklich an demſelben erſcheint, ruft er aus:

Ha, wie ein Goldadler reißt
Der Blitz ſich los vom Gipfel des Nachthimmels:
Der Eichwald ſtürzt vor ihm zu Staub und flammt
Dabei empor in ſeliger Vernichtung —
So ſink' ich hin zu deinen Füßen, Weib,
Und jauchze dennoch laut, daß ich dich liebe!

Der Vater der Donna erſcheint auf der Bühne, Don Juan gibt ſich ihm als Spanier zu erkennen und in ihrem kurzen Geſpräch läßt Grabbe ſpaniſche Grandezza, ſpaniſches Nationalgefühl plaſtiſch hervortreten, in ſüdlich feuriger, eines Granden von Spanien würdigen Weiſe den Don Juan ſeinen Patriotismus ausſprechen in dem Ausruf:

O kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quoll'
Er auch von ſchönſter, ſüß'ſter Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland! Weit mehr
Als muthiges Geſchmetter der Trompete
Hat es ſchon in dem Kampf mein Herz erregt.
Verächtlich iſt der Stolz des Einzelnen,
Doch herrlich, wie die Heimat ſelbſt nur ſein mag,
Iſt auch der Stolz auf ſie.

Don Juan denuncirt dem Don Gusman den deutſchen Zauberer Fauſt als Nachſteller ſeiner Tochter und bietet ſich ihr zum Ritter an, allein ſein Antrag wird von dem Vater kühl abgelehnt, indem er behauptet, in ihrer eigenen Ehre ſinde Donna Anna genug des Schutzes. Dieß entflammt die Begierde Don Juans nur mehr, die Schilderung, welche der Vater von ſeiner Tochter entwirft, gibt ihm den Gedanken ein, daß es göttlich ſein müſſe, über ſolch ein Weib zu triumphiren, denn:

Welten können
Verwaiſt und ohne Seele rollen durch
Den leeren Raum, doch wo ein fühlend Herz ſchlagt,
Da regen Welten, Sterne, Sonn' und Mond,
Des Morgens Roth, des Abends falber Glanz
Mit allem Schmerz und aller Freude, eng
Verſchlungen im allerengſten Kreis —
Gewaltger Herz- als Welt-Eroberer!

Hierauf läßt ſich Don Juan von Don Gusman zur Hochzeit Donna Anna's einladen, verabredet, ſtatt ſentimental zu jammern, mit ſeinem Diener raſch einen Anſchlag gegen das Mädchen und geht heiter zu einer Spielpartie. Die folgende Szene führt uns zu Fauſt, der in einſamer Zelle auf dem Aventin die fauſtiſche Verzweiflung ſeines zweifelumſchnürten Herzens ausſtrömt und in dieſelbe ein Klaglied um ſein armes, deutſches Vaterland einflicht:

— — O welche Flammenſchrift brennt mir im Haupte?
„Nichts glauben kannſt du, eh' du es nicht weißt,
Nichts wiſſen kannſt du, eh' du es nicht glaubſt!“
Kein irdiſcher Geiſt, der dieſes Räthſel ahnt
Und nicht nach ſeiner Löſung ſeufzte, — keiner
Der ſie gefunden. Selig die, die ſchwach
Genug ſind, um vom Schein geblendet, Schein
Für Licht zu halten, blindlings glauben, weil
Sie blindlings hoffen! Die ſchlaftrunknen Seelen!
Doch lieber will ich unter Qualen bluten,
Als glücklich ſein aus Dummheit! — Erdball, Boden,
In dem ich wurzeln muß, der mich geboren —
Ein ausgeriſſener, ausgedorrter Stamm
Bin ich, wenn ich in deinem Mark den Fuß
Nicht faſſen, Kraft und Freude nicht draus ziehn kann,
Wenn ich entwurzelt mich in jenen Abgrund,
Der bläulich über unſern Scheiteln dämmert,
Voll der bigotten Hoffnung ſtürzen ſoll,
Daß dort in wüſter Unermeßlichkeit
Und Ferne aufzufinden ſei, was ich
Im nahen, engen Raum nicht finde!

Nah!
Was iſt mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beſeligen,
Verrätherei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Fauſt wär' ich, wenn ich kein Deutſcher wäre!
O Deutſchland, Vaterland, die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher, als du, kein Volk,
Das mächtger, edler als wie deines! Stolz
Und ſtark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
Zu Niederlandes Sand entgegen, kühn
Und jauchzend ſtürzt die Donau zu dem Aufgang.
Unzähl'ge deutſche Adern rollen grad
So ſtolz und kühn als Deutſchlands Ströme! —
Deutſchland, Vaterland! — und nicht einmal
Im Schlachtfeld konnt' ich für dich kämpfend fallen —
Du biſt Europa's Herz, ja, ja, zerriſſen,
Wie nur ein Herz es ſein kann!

Er beſchließt in ſeinem troſtloſen Unbefriedigtſein, ſich der Hölle in di Arme zu werfen, um von ihr Löſung der quälenden Räthſel der Menſchheit zu heiſchen, welche ihn dem Wahnſinn entgegenjagen:

Ich ſucht' die Gottheit
Und fleh' am Thor der Hölle — doch noch kann
Ich weiter ſchreiten, weiter ſtürzen, wär'
Es auch durch Flammen — Ziel, ein Endziel
Muß ich haben! — Gibt es einen Pfad zum Himmel,
So führt er durch die Hölle, mindeſtens
Für mich — Wohlan ich wag' es!

Er beſchwört den Teufel, verſchreibt ſich ihm und ſagt,

Dafür ford'r' ich
Daß du Welt und Menſchen,
Ihr Daſein, ihren Zweck mir hilfſt enträthſeln —
Daß du mir den Weg zu zeigen ſuchſt, auf dem ich Ruh'
Und Glück hätt' finden können.

Satan entgegnet, das Glück liege eben in der menſchlichen Beſchränkung, welcher ſich Fauſt immer zu entringen ſuche. Er ſpricht ihm von der Art und Weiſe, in welcher Don Juan das Leben zu genießen wiſſe, und bietet ihm den Beſitz Donna Anna's. Fauſt verwirft dieſen Antrag verachtungsvoll und befiehlt ſeinem infernaliſchen Diener, ihn im Flug um das Weltall zu tragen. Im zweiten Act erwartet Don Juan die Donna Anna im Garten mit den Worten:

Der Tag
Iſt wundervoll. Selbſt die Ruinen ſtralen
In ſeinem Schimmer wie verklärte Geiſter —
Solch einen Herbſt trifft man in Rom nur an,
In Siegeskleidung, ähnlich römiſchen
Altvordern, hüllt ſich das Gefild, bevor
Es hinſtirbt. -- Wie ein goldner Rahmen, der
Das ſchönſte Bildniß, Donna Anna, ſoll
Empfangen, liegt da die Natur.

Solche köſtliche Hyperbeln und Bilder, wie den letzten dieſer Worte, ſchüttet er während ſeines Geſprächs mit Donna Anna noch viele aus dem Munde. Donna Anna muß es ſich, muß es auch dem Verführer geſtehen, daß er ihr Herz umgarnt, daß ſie ihn liebe, zugleich aber ſpricht ſie ihren feſten Entſchluß aus, ihrem Bräutigam Octavio Wort und Treue zu bewahren. Don Juan erwiedert:

Soll das Wort, ſoll dieſes Eis, womit
Du deine Freiheit feſſelteſt, als noch
Der Liebe Feuer dir nicht glanzte, dich
Auch jetzt noch binden, da der Lebensfrühling
Mit ſeiner jungen Sonne zauberkräftig
Hoch über unſre Häupter tritt? -- Wie der
Gebirgswald, wenn der Wind des Sommermorgens
Wollüſtig ſich in ſeinen Wipfeln ſchaukelt,
Mit allen ſeinen Blättern aufrauſcht, ſelbſt
Den tiefverſteckteſten, und wie in ihm
Die Vögel dann, des Tages Stral begrüßend,
Mit tauſendfältigem Geſang erwachen,
So regt ein neues Daſein unſre Pulſe!

und als Donna Anna, von den widerſtrebendſten Gefühlen durchpeinigt, aufſeufzt:

Don Juan, ich wollt',
Daß ich im tiefſten Grabe ruhte!

ruft er ihr zu:

Geliebte, weine nicht; voll Wolluſt küſſ'
Ich ſonſt der Thränen diamantenes
Geſchmeide auf, und glaube mir, daß ſie
Als echte Edelſteine mir das Herz
Zerſchneiden würden.

Octavio ſtört das Paar. Don Juan ſtößt einen Fluch über den Bräutigam aus, tritt bei Seite, um deſſen ſentimental-pedantiſche Expectorationen zu belauſchen, geſteht aber:

Man kann
Von derlei Schuften lernen, ſie beſitzen
Gefühl, das heißt, ſtatt Phantaſie und Geiſt
Genug zu haben, mit der Leidenſchaft
Zu ſpielen und mit ihr als goldnem Kranz
Des Lebens Horizont zu ſchmücken, laſſen
Sie ſich von ihr durchpeinigen, ſchrei'n laut
Vor Schmerzen und verkaufen dieſe Waare
Für freie und ſelbſtſtändige Empfindung.

Jetzt erſcheinen auch Fauſt und der Satan wieder. Jener iſt unbefriedigt wie immer und gequält von ſeinem Forſcherdurſt. Der Satan räth ihm abermals, das Leben praktiſch zu genießen, ſtatt theoretiſch ſeinen letzten Gründen nachzugrübeln, und hält ihm Donna Anna's Portrait vor. Der Anblick desſelben wirkt zündend:

Schön, ſehr ſchön, noch nie ſah ich ſo Herrliches —
Wie bricht die Stirn aus dieſer Locken Dunkel,
So bricht der Gott der Sonne aus der Nacht!
Ich blick' und blicke — zu 'nem Kinde werd'
Ich wieder. Eine Heimat, die ich nie geſchaut,
Umlächelt mich — gibt's andre Heimaten
Als das Geburtsland? Dieſes Auges Braun
Kommt über mich wie Abenddämmerung —
Der Tag erbleicht davor, doch Sterne, zahllos,
Entſteigen ſelbſt die Finſterniß verklärend
Dem Abgrund — ach, des Himmels Gründe,
Sandbänke ſind ſie gegen dieſes Auges Tiefen!

In den Hochzeitsjubel im Hauſe des Don Gusman treten Don Juan, kühn der eigenen Kraft vertrauend, und Fauſt, mit der Zauberkraft der Hölle ausgerüſtet, Beide mit der Abſicht, die Braut zu entführen, als zwei unheimliche Gewalten. Don Juan wirft ſeine prächtigen Hyperbeln in das Feſtgewühl. Wie ein Engel, ſagt er von Donna Anna.

Wie ein Engel ſchwebt ſie auf der Woge der
Muſik, ein Blitz der Schönheit zuckt ſie durch
Die Tanzreih'n, bald vortauchend, bald verſchwindend,
Und meines Herzens Schläge ſind die Donner,
Die ſie begleiten!

Er läßt Leporello den Bräutigam auf den Fuß treten und als Octavio den unverſchämten Lakaien hinauswerfen laſſen will, nimmt ſich Don Juan ſeiner an, fordert Genugthuung für den Schimpf, den man ihm in ſeinem Diener angethan und ſtößt den Herrn Bräutigam nieder. Als er ſich aber der Braut bemächtigen will, wird ſie ihm von Fauſt entriſſen, der ſie in ſein Zauberſchloß auf dem Montblanc entführt. Die Hochzeitgäſte wollen Don Juan anfallen, allein er beruft ſich auf das Gaſtrecht, Don Gusman ſchützt ihn um dieſes Rechtes willen, fordert ihn aber zum Zweikampf. Dieſer erfolgt, Don Gusman fällt, verzeiht ſeinem Mörder, will ihn zu Buße und Beſſerung bereden, allein Don Juan verhöhnt den Sterbenden, ſagt ihm, daß er gehe, um ſeine Tochter aufzuſuchen und zu verführen, und wie er ſeine frivole Anſicht über weibliche Jugend früher in die Worte zuſammendrängte:

Der Unſchuld Beſtes iſt, ſie zu verlieren —

ſo gibt er jetzt auf den Warnungsruf des Sterbenden: es lebt ein Gott! ſein indifferentes Glaubensbekenntniß in der Antwort:

Meinethalben!
Die Erde iſt ſo allerliebſt, daß mir
Vor lauter Luſt und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der ſie ſchuf. Iſts Gott,
Nun um ſo größerer Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genuſſe ſeiner Speiſ'
Am Beſten.

Fauſt hatte Donna Anna vergebens in ſeine prächtigen Zauberhallen entführt, er wirbt mit Hingebung und Drohung vergebens um ihre Liebe, ſie trotzt ihm und ſeiner Macht. Er glaubt durch ſchreckliche Männlichkeit ihr Widerſtreben beugen, durch die Furchtbarkeit ſeiner höllentlehnten Gewalt ihr imponiren zu können. Er hat daheim, in Deutſchland ein Weib zurückgelaſſen, ein Wink von ihm macht ſie ſterben, er läßt den Teufel durch deſſen eigene dienſtbare Geiſter um den Montblanc ſchleifen, er tritt im ganzen Glanz, in all der Hoheit ſeiner Perſönlichkeit liebefordernd vor Anna hin, allein ſie wirft ihm die Frage entgegen:

Sei Fauſt,
Sei Gott, wähnſt du, du könnteſt Lieb' erzwingen?

Jetzt treten Don Juan und ſein humoriſtiſcher Bedienter wieder auf, in den Schlünden des Montblanc umirrend. Fauſt kommt ihnen entgegen. Don Juan, auf die in ſeinen Adern pulſirende Lebenskraft vertrauend, höhnet den Zauberer. Vor deiner Macht ſoll ich mich fürchten, ruft er ihm zu,

> Vor ihr, die nicht 'mal ſtark genug iſt, um
> Dich Schwächling zu beglücken, deſſen Bruſt
> So flau, daß ſie nach Höllenflammen lechzte,
> Als noch des Lebens friſche Quellen ſie
> Umrieſelten?

und rückt ihm die Eitelkeit ſeiner magiſchen Gewalt, welche nicht einmal hinreiche, das Herz Donna Anna's zu beſiegen, mit den Worten vor:

> Wozu übermenſchlich,
> Wenn du ein Menſch bleibſt?

worauf Fauſt entgegnet:

> Wozu Menſch,
> Wenn du nach Uebermenſchlichem nicht ſtrebſt?

und ſeinen Nebenbuhler durch Dämonen durch die Luft entführen und an der Grabſtätte des erſchlagenen Don Gusman niederſetzen läßt. Dann geht er hin, um Donna Anna, noch einmal um Liebe anzugehen und ſie zu tödten, ſo ſie ihm dieſelbe weigert. So geſchieht es. Aber den Mörder faßt augenblickliche Reue, er fordert vom Teufel die Wiederbelebung der Todten und als der Dämon dieſes als unmöglich zurückweiſt, ſtößt er die Klage aus:

> In dieſen Thränen, die ich weine, ſpür'
> Ich es: es gab einſt einen Gott, der ward
> Zerſchlagen. Wir ſind Stücke — Sprache
> Und Wehmuth, Lieb' und Religion und Schmerz
> Sind Träume nur von ihm —

und ergibt ſich dann freiwillig dem Teufel noch vor Ablauf ſeiner Friſt, indem er vorher nur noch dem Don Juan die Botſchaft von Anna's Tod überbringen will. Die Tragödie geſtaltet ſich gegen das Ende zu einem würdigen Text für Mozarts unſterbliche Don Juanmuſik, man glaubt die Melodien des göttlichen Maeſtro aus dieſen Scenen tönen zu hören. Don Juan ladet die Statue auf dem Grab des Don Gusman zu einem Bacchanal, dann geht er, um in ſeiner Wohnung ſich mit Signor Rubio, dem Polizeidirektor, der ihn wegen Mordes verhaften will, einen übermüthigen Spaß zu machen. Er gibt dieſem zu, daß er allerdings den Don Gusman erſchlagen, daß er aber ſpaniſcher Grande und der Neffe des Cardinals Gonzalo ſei, worauf der Signor Rubio:

Mein Gott, ein Grande, Neffe vom
Allmächtgen Gonzalo! Don, verzeiht, ich irrte
In der Perſon mich. — Nun gilts wahrhaftig
Nicht Polizei, nun gilt es Politik!
Sprach ich vom Morde, Herr? Was will das ſagen,
Wie man zu ſagen pflegt? So kleines Mördchen
Und unter guten Freunden, wie ſich das
Von ſelbſt verſteht, kann allzuleicht paſſiren —
Was iſts denn weiter? Todt der Eine, und
Der Andre bleibt lebendig! Alles ganz
Natürlich; beim gemeinen Volk indeß
Muß man auch das Gewöhnliche beſtrafen.
Das mordet nicht aus Ehr' und Ruhm,
Sondern aus Haß.

Don Juan.

Wir wären mit einander
Jetzt fertig. Packt euch fort aus meinem Zimmer!
Verzeihet, ganz natürlich und gewöhnlich.
Da, dieſen Fauſtſchlag nehmt mit auf den Rücken!
O Alles ganz natürlich! Wagt Euch nicht
Zurück mit euren Lumpenhunden! Ganz gewöhnlich,
Wie man zu ſagen pflegt!

Fauſt kommt und meldet ſeinem Nebenbuhler Anna's Tod. Aber er hat ſich verrechnet, wenn er glaubte, Don Juan werde bei dieſer Nachricht in Trauer hinſchmelzen oder verzweifeln. Die ſüdliche Lebensheiterkeit weiß Nichts von der Gramſchwere einer Treue bis in den Tod. Verzweifeln? ruft Don Juan —

Verzweifeln? Da, wo Weh und Jammer,
Des Unglücks und des Herzbluts hohe Wogen
Auf uns einſtürmen, gilts die Flagge auf-
Zuziehn, die an des Lebens Maſten flattert,
Gilt es für ihre Ehr', für ihren Ruhm
Zu ſtreiten bis zum Abgrund des Verderbens!

An dieſer Kühnheit hält er auch feſt, als der ſteinerne Gaſt hereintritt und die Flammen der Hölle ihn umlodern, bis das grandioſe Trauerſpiel unter infernaliſchen Schauern ſeinem Ende zuſtürzt.

Kaum hatte Grabbe „Don Juan und Fauſt“ vollendet, als er ſchon an die Ausführung eines andern großen Planes ging. Shakeſpeare's

Dramen aus der engliſchen Geſchichte ſchwebten ihm vor, er wollte auch den Deutſchen ein hiſtoriſches Nationaldrama ſchaffen und deſſen Helden ſollten die weltherrſchenden deutſchen Heroen, die Hohenſtaufen, ſein. Noch 1829 erſchien das erſte Stück dieſes Tragödiencyklus, der „Barbaroſſa“, ihm folgte „Heinrich der Sechſte“, Dichtungen, die einherbrauſen wie deutſche Waldſtröme und auf ihren Wogen den Namen Grabbe in die fernſten Zeiten hintragen werden. Aber jetzt trat ein Stillſtand in dem kräftigen Wirken des Dichters ein. Eine bis zum Wahnſinn aufflackernde, bis zur ſtarrkrampfartigen Verdumpfung fortgehende Leidenſchaft erfaßte ihn, deren Gegenſtand die Tochter ſeines alten Freundes Cloſtermaier. Unüberſteigliche Hinderniſſe thürmten ſich der Verbindung des Paares entgegen und als dieſe plötzlich und unerwartet fielen, als Grabbe das hochbegabte, edle Mädchen endlich heimführte, da rief er wohl aus: Weib, unſere Ehe iſt im Himmel geſchloſſen! aber die langen Kämpfe unbändigſter Leidenſchaft hatten alle die böſen Dämonen in der Bruſt des Dichters entfeſſelt. Von jetzt an tritt das Zerfahrene, Argwöhniſche und Bizarre ſeiner Natur deutlicher und immer unheilbringender für ihn ſelbſt und Andere hervor. Bevor er aber ſeine bürgerliche Exiſtenz in toller Wunderlichkeit wegwarf, ehe er ſich im ſelbſtgeſchaffenen Wahn von ſeiner Gattin trennte, an der ſich ſogar läſternd verſündigte, obgleich er fortwährend die glühendſte Liebe für ſie geheim im Herzen trug*), rang er der neueſten Geſchichte noch „Napoleon oder die hundert Tage“ ab, ein Drama, in welchem man nach dem Ausſpruch eines Kritikers, der ſonſt ſo ſelten aus ſeiner kühlen Reflexion hinausgeht, die Flügelſchläge des Schickſals rauſchen hört und das den Napoleon gerade deßhalb ſo groß erſcheinen läßt, weil Grabbe, durchaus nicht den blinden Enthuſiaſten ſpielend, auch den Gegnern des gewaltigen Kaiſers volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die verſchiedenen Nationalitäten und Parteien ſind mit den ſchärfſten Farben charakteriſirt und die podagriſtiſche Bourbonenmiſere in den Tuilerien ebenſo meiſterhaft wiedergegeben wie das weltentſcheidende eiſerne Würfelſpiel von Waterloo, in deſſen Donner die hochländiſchen Regimenter marſchiren unter den Klängen des ganz eigenthümlich anmuthenden Clanliedes:

---

*) Duller erzählt, daß Grabbe oft mitten in den Ausfällen gegen ſeine Gattin, die an Raſerei gränzten, plötzlich einen Ring, worin eine Locke ſeines Weibes gefaßt war, vom Finger gezogen, denſelben geküßt und dabei ausgerufen habe: „Von ihr! Von dieſer Locke trenne ich mich nie! Die nehm' ich einmal ins Grab mit!“

Clan Douglas, Clan Douglas,
Die Mutter, ſie weint —
Was „weint!“
Dort trotzet der Feind!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Fluß Avon blinkt ſchön —
Was „ſchön!“
Die Sachſen dran ſteh'n!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie ſtürzt er Berg' ab —
Was „ab!“
Wir kühn in das Grab!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Was jammert die Braut —
Was „Braut!“
Der Feind iſt ſchon laut!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie ſteil unſer Stieg —
Was „Stieg!“
Zur Rache und Sieg,
Clan Douglas, Clans Douglas, Clan Douglas!

Jetzt verfiel der arme Dichter in ein krankhaftes Gelüſten nach Ortsveränderung, nach Befreiung von amtlichen Pflichten. Auch plagten ihn die grillenhaften Einfälle ſeines Jünglingsalters wieder, nur hielt er ſich jetzt nicht wie damals zum Schauſpieler, ſondern, vielleicht durch die Trefflichkeit der Schlachtenmalerei in ſeinen Dramen verführt, zum Feldherrn beſtimmt. Er machte daher eine Eingabe an ſeinen Fürſten, worin er ſagte: er könne nicht länger Auditeur ſein, er wolle Soldat werden, Sereniſſimus möge ihn zum Hauptmann ernennen. Der Fürſt konnte dieſem tollen Wunſch, ſo ſehr er auch dem Dichter wohlwollte, natürlich nicht entſprechen. Zugleich erhielt er von der Regierung einen ſcharfen Verweis wegen vernachläßigter Dienſtpflicht. Aufs Höchſte gekränkt, nahm er bald darauf ſeine Entlaſſung und krank, vernichtet, ſich ſelbſt und allen Menſchen mißtrauend, beſchloß er, Weib und Heimat zu verlaſſen, was er im Herbſte 1834 ausführte, um nach Frankfurt zu gehen. In wechſelnder Stimmung, bald wüſt ins Leben hineinraſend, bald gänzlich vor Welt und Menſchen ſich verſchließend, verbrachte er hier ſeine Zeit.

aber daß trotz des Zerwürfniſſes, in welchem er ſich hinſchleppte, ſein Genius an Kraft und Größe noch derſelbe, rief ſein um dieſe Zeit vollendeter „Hannibal“ mit ehernen Tubatönen in die Welt. Mit einer vom erſten bis zum letzten Worte auf gleicher Höhe ſich haltenden Energie des Gedankens und Ausdrucks ſchildert hier Grabbe mit einem Griffel, den die Muſe der Geſchichte ſelber nicht ſicherer zu führen vermöchte, in lapidariſchem Styl den Kampf, welchen Rom und Carthago um die Welt kämpften und der mit dem Triumph des erſtern und dem Untergang des letztern und ſeines durch kleinlichen Parteizwiſt geopferten Helden Hannibal endigt. Ich ſetze zwei Scenen hieher, in deren erſter der dem Brand Carthago's entkommene treueſte Anhänger Hannibals, der Negerhäuptling Turnu, dem Feldherrn den Untergang der Meerbeherrſcherin der antiken Welt berichtet, und deren zweite den Tod des Helden darſtellt.

Villa vor Bithyniens Hauptſtadt.

Zimmer.

Hannibal (ſitzt an einem Tiſche): Carthago — ſei, wie du willſt, doch meine Vaterſtadt und mir doppelt theuer, weil du jetzt ſo unglücklich ſein wirſt! — (Aufſtehend): Heimlich Geſchleich? Es kriecht! Ohr, trügeſt du mich? Es iſt Turnu! Von Carthago? — Hannibal, mach' dich gefaßt, ſei ſtärker als die Eiche, und ſchaudre nicht mit allen Blättern, wenn die Wetter herannahen! (Er öffnet die Thür): Komm!

Turnu. O Herr, du!

H. Mäßige dich!

T. Kann's nicht, Herr, Fürſt, Vater, Mutter, du mir Alles!

H. Welche Nachricht bringſt du?

T. Mich ſchickt Alitta.

H. Ah, nun ſteht es noch gut mit Carthago. Die hätte ſeinen Untergang nicht überlebt.

T. Sie trug mir auf, dir zu erzählen, wie Alles geſchehen.

H. Erzähle.

T. Die Scipionen haben lang genug Carthago vergeblich erobern wollen.

H. (für ſich): Alſo endlich abgezogen! (Laut): Meld' es mir, ſo viel du kannſt, nach der Reihe.

T. Als die Römer vor die Stadt kamen, machten ſie einen Höllenlärm, daß einem Aug und Ohr weit wurden. Brandſchiffe ziſchten auf den Hafen los —

H. Und?

T. — platzten! Dann kamen ſie mit hölzernen Thürmen an die Mauern gewackelt, große Eiſenbalken daraus hervor, wir aber ſchmiſſen Pechkränze darauf und Thurm und Mannſchaft verbrannte.

H. Ihr habt euch brav gewehrt.

T. Das mein' ich. Leider waren unſere Waffen bald zerfetzt, unſere Munition erſchöpft. Da kam das Weibervolk und brachte neue.

H. Weiter!

T. Schrecklich war's: jeder Tempel ſummte von ihm wie ein Weſpenneſt, Tag und Nacht keine Ruh; die eine zupfte Verband für die Wunden, die andere behämmerte die Schilde, die dritte ſchliff Speere und ſo alle. Nur Alitta ſtickte blos Ehrenzeichen für die Heldenthaten der Männer und ſie that klug, denn hatte ſie ſo einem Firlefanz eins angeheftet, ging er tauſendmal tapferer fort, als er gekommen war.

H. Die Römer?

T. Waren nicht müßig. Sie dämmten unſern Hafen zu.

H. Ihr?

T. Gruben in einer einzigen Nacht einen neuen, rechts ab vom alten. Da fingen die Scipionen wieder zu Lande an — Schlaf, Eſſen, Trinken, Unterſchied von Tag und Nacht hörte auf vor Kampf und Blut, bis —

H. Die Scipionen ermatteten?

T. Bewahre! Sie brachen endlich Breſche!

H. Hölle.

T. Wurden auch hölliſch betrogen.

H. Ich athme wieder.

T. Als Gisgon und Braſidas gefallen —

H. Die ſind todt?

T. Es kräht kein Hahn fürder nach ihnen. Und als ſonſt kein waffenfähiger Mann ſich noch wehren konnte, erhoben ſich abermals die Weiber, Alitta an ihrer Spitze.

H. Ah!

T. Weiberliſt iſt unergründlich, Herr. Die Römer wurden ſchmählich betrogen. Sie wähnten ſchon, Carthago mit ſeinen Schätzen in der Hand zu haben, da ſammelt ſich das Weibszeug in den Paläſten und verbrennt ſich, deinen Großvater, der ganz luſtig dabei wurde, und die Stadt mit Haut und Haar. Siebenundzwanzig Tage brannte Carthago, Alitta warf die erſte Fackel! Hat man es auch geſehen, man glaubt's kaum! Bald wogten die Flammen hin und her, als wäre aus allen Löwen Afrika's einer geworden und ſpiegelte er ſich mit ſeinen Mähnen im Meer. Die betrogenen Römer mußten lange warten, ehe ſie einrücken konnten, und fanden nur — Aſche, die der Wind noch heute in die See weht.

H. Wie kamſt du aus der Stadt?

T. Da Alitta mir zu flüchten und zu dir zu eilen gebot, ſchlich ich mich zu den Römern und that, als gehört' ich zu Maſſiniſſa's Negern —

H. Laß die!

T. Ach, und da erſt ſah die brennende Stadt prächtig aus! Bei Tag ſchien die Sonne gelbroth durch den Dampf, bei Nacht wurden die rothfunkelndſten Sterne bleich vor dem Feuer, wie das Weiß meiner Augen — Und die Paläſte donnerten einer nach dem andern ein, die Flammen reckten ſich nach dem Himmel, als wollten ſie ihn mitverbrennen.

H. (will Etwas ſagen und kann es nicht.)

T. Die Gipfel des Atlas ſtanden immer taghell vor dem ſie durchfunkelnden Brand, mit ihren Klippen, Felſen und Waldungen. Es erſchienen die Thiere der Gebirge und Wüſten: entſetzliche Schlangen ringelten ſich auf den Bäumen, Löwenaugen, Hyänen ſtarrten in das Feuer —

H. Die Scipionen?

T. Die hatten es gut. Sie kamen zu Zeiten, und es ſah prächtig aus, wenn die brennende Stadt in dem Bruſtharniſch des Jüngeren, der auf einer Anhöhe des Lagers ſtand, ſich abſpiegelte. Er wußte ſich auch ſo zu drehen, daß Jedermann das ſah, und kam oft. Als er aber in der ſiebenundzwanzigſten Nacht kam, wurde er wehmüthig — die Stadt erloſch juſt, und es fielen ihm mit ihren letzten Funken Thränen aus dem Auge.

H. Gut weinen, ihr Römer. Zur bequemſten Zeit, wenn ihr Alles gewonnen habt!

T. Herr, laß mich abtrocknen — du bekommſt da ein Thierchen ins Auge —

H. Laß! Ein altes Augenübel.

T. Habe das früher an dir nicht bemerkt. — Dann ſprach der jüngere Scipio auch Verſe — ein ſchmächtiger Kerl, der immer hinter ihm ſcherwenzelte wie ein Katzenſchwanz (ſie nannten ihn auch ſo mit einem Z, ich glaube Terenz), ſchrieb ſie in eine Wachstafel, die ſtahl ich ihm aber, als er in tiefen Gedanken ſie ſeitwarts, loſe in der Hand hielt.

H. Zeig', — 'S iſt griechiſch. (Lieſt):

„Einſt wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

Macht der Bube aus Carthago eine homeriſche Reminiſcenz!

Ein Sklav (eilt herein): Herr, guter Herr, verrathe mich nicht. Es kommt ein Fremdling, weiß gekleidet, mit purpurner Verbrämung, vor ihm ſechs Manner mit Aexten, mit ihm viele Krieger unſeres Königs, und die ganze Villa iſt ſchon umſtellt.

H. Auch meine unterirdiſchen Ausgänge?

Sklav. Sind verrathen! (ab.)

H. (nachdem er einen Augenblick an ein Fenſter getreten): Turnu, es kommen Römer. Pruſias hat mich ihnen feig übergeben.

T. Kein Mittel, daß ich dem Pruſtian an den Hals komme?

H. Ueberlaß ihn nur ſich. Daran hat er Strafe genug. (Er zieht ſeine Giftflaſche hervor): Alſo —

T. Müſſen wir dran?

H. Du biſt es nicht, den ſie verfolgen. — Rette dich!

T. Ohne dich? Ich häute mit dir.

H. Häuten?

T. Wir werfen das alte Fell ab wie die Schlangen im Frühjahr, und ſollſt ſehen, wir bekommen anderswo ein anderes.

H. Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir ſind einmal darin. Trink!

T. (nachdem er getrunken): Da nimm den Reſt — es ſchmeckt kräftig. Teufel, was wird? Dreh' ich mich um die Welt oder die Welt ſich um mich? Ich ſchwitze, und — (ſich matt an die Stirn fühlend): es — iſt heißes Eis — Feldherr — ? — (Stirbt).

H. Du haſt überwunden. — Nun, Römer, entzieht ſich euch ein verbannter, greiſender Mann, vor dem ihr gebebt, bis ſein letzter Athem dahin. — (Er trinkt den Reſt des Giftes): Gift zu eurer Geſundheit! — Ei, wirkt es noch nicht bei mir? Das währt lange! Ha, da — es kommt — ſchwarzer Pilot, wer biſt du? (Er ſtirbt.)

Da haſt du ein Stück antiken Heldenthums. Wie hat es Grabbe, der von Willkomm mit vollſtem Recht Buonarotti der Tragödie genannte Grabbe, mit Meiſterſchlägen aus dem Marmorblock der römiſchen Geſchichte herausgehauen! Ueberhaupt ſchaut Einen das Alterthum mit ſeinen prächtigen, ganzen Menſchen aus Grabbe's Hannibal in all' ſeiner Größe, Wahrheit und Schönheit an. Welche Thaten, welche Männer, welche Frauen! Wunderlich, indem ich dieſes niederſchreibe, bringt man mir ein Zeitungsblatt, angefüllt mit einer chriſtlichen Salbaderei, einem Hirtenbrief eines deutſchen Biſchofs, in welchem Griechen und Römer als ganz „armſelig“ bedauert werden, weil ſie das Unglück hatten, Heiden zu ſein, weil ſie es vorzogen, reelle Menſchen ſtatt ſelbſtverläugneriſche Schatten zu ſein. Beim Styx, ſolch eckelhaftes Zeug fortwährend unſerer Zeit ins Geſicht zu ſpeien, kann nur, um mich eines Grabbe'ſchen Wortes zu bedienen, ſo ein geſchorner Pantiſalbaderthilyphichidis noch wagen.

Auch in Frankfurt duldete es Grabbe nicht lange, obgleich ihm ſein Biograph Eduard Duller die herzlichſte, nachdrücklichſte Freundſchaft widmete. Plötzlich brach er auf an den Rhein, nach Düſſeldorf, wohin ihn Immermann eingeladen. Aber das Weſen der beiden großen Poeten ſtieß ſich gegenſeitig ab. Die ſtreng in ſich abgeſchloſſene Natur Immermanns konnte ſich mit der zerworfenen, ſchon von dem Maalſtrom des

Todes erfaßten Grabbe's nicht wohl vertragen. Auf Aufführung ſeiner Stücke auf dem unter Immermanns trefflicher Direktion blühenden düſſeldorfer Theater hatte ſich Grabbe vergeblich Hoffnung gemacht, doch behandelte ihn Immermann durchaus als Freund und zollte ſeinem Genie die gebührende Hochachtung. Aber am Rhein, wie Grabbe erwartet, ein neues, ſchöneres Leben zu beginnen, wollte ihm nicht gelingen; wohl begeiſterte er ſich am Theater und ſchrieb treffliche Kritiken über daſſelbe, wohl begann er ſeine „Hermannsſchlacht“ zu dichten und dachte daran, den uralten deutſchen Volksliebling, den Till Eulenſpiegel, als Nationalcomödie zu bearbeiten, aber ſein körperlicher Zuſtand wurde immer kranker und kranker, ſeine phyſiſche Kraft ging aus den Fugen und riß die moraliſche nach. Der ſtolze, ſtarre Trotz, der ihn ſo lange aufrecht erhalten, brach. Da zog er ſich gänzlich von aller Geſellſchaft zurück, nur noch Troſt und Erholung ſuchend beim Wein und im Umgang mit einem gleichgeſtimmten Geiſt, dem Tondichter Norbert Burgmüller, der ihn begriff durch und durch und den er verſtand ganz und gar. Indeſſen verfolgte er von ſeinem einſiedleriſchen Zimmer aus die Vorgänge draußen mit theilnehmendem Auge, beſonders die literariſchen. Niederträchtigkeiten und Lappereien auf dieſem Felde indignirten ihn ſehr. Der überſchwängliche Goethecultus entlockte ihm einmal das Zornwort: „Was iſt das für ein Gewäſch über den Fauſt! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr dreitauſend Thaler und ich will euch in drei Jahren einen Fauſt ſchreiben, daß ihr die Peſtilenz kriegt.“ Da traf ihn einer der letzten, aber ſchwerſten Schläge. Sein Herzensbruder Norbert Burgmüller ſtarb plötzlich im Bad zu Aachen. Sein Schmerz preßte ſich in die rührenden, wie in halbbewußtloſer Seelenpein hervorgeſtoßenen Worte: „Norbert, du wollteſt wieder kommen, du haſt dein Wort nicht gehalten! Du biſt weiter gereiſt, als du ſollteſt und wollteſt. Norbert, kommſt du nie wieder?“ Jetzt tauchte vor der Seele des gänzlich Verlaſſenen das einſt ſo leichtſinnig und grillenhaft Weggeworfene ſehnſuchterregend auf: Gattin und Heimat. Beiden drängte es den Todtkranken im Mai 1836 unwiderſtehlich zu. Unter der pflegenden Hand des treuen, liebenden Weibes lebte Grabbe inſoweit wieder auf, daß er die „Hermannsſchlacht“ vollenden konnte, die er, wie ſchon vorher den Napoleon und Hannibal, den ausgetretenen Jambenpfad verſchmähend, ebenfalls in jener Lapidarproſa ſchrieb, die ſich wie ein knappes, ſtraffes Bronzegewand um ſeine granitnen

Charaktere legt. Wenn je in einer deutſchen Dichtung, ſo rauſchen in dieſer „Hermannsſchlacht“ die altdeutſchen Eichenwälder und, weit entfernt von tacitiſcher oder teutſchthümelnder Veridealiſirung unſerer Altvordern, hat er das naturwüchſige Leben derſelben mit einer unübertrefflich naturwüchſigen Kraft, mit körnigſtem Humor und treuherzigſter Naivität geſchildert, ſein Drama mit einer großartigen Perſpektive ſchließend, mit der Hinweiſung auf das Erlöſchen des Alterthums, auf das Heraufdämmern eines neuen Weltalters, deſſen Morgenſtern Jeſus Chriſtus. Dieſen wollte der ſterbende Dichter ſelbſt noch zum Helden einer Tragödie machen, in welcher er, vom tiefſten Aerger gegen den in ſeiner Nähe wuchernden Pietismus erfaßt, nebenbei zu zeigen im Sinne hatte, daß ein Pietiſt gar kein Chriſt ſein könne. Allein der Tod trat zwiſchen dieſe Abſicht und ihre Ausführung. Gegen den Herbſt zu nahm die Schwäche des Dichter mehr und mehr überhand, Anfälle von Geiſtesabweſenheit ſtellten ſich ein. Wichen dieſelben, regte ſich der ſcheidende Geiſt noch kräftig und munter in der unmächtigen Hülle. Am 9. September ſang Grabbe noch mit tönender Stimme eine Arie aus Mozarts Don Juan und Strophen aus der Marſeillaiſe, am zwölften des nämlichen Monats 1836 erlag er bei vollem Bewußtſein dem Tod, nachdem er das Haupt an die Bruſt ſeiner Frau gelegt, Verzeihung erbittend für ſeine Schwächen und Irrthümer und wehmüthig dankend für all ihre Liebe. Die Gute ſchmückte ihn im Sarg mit Blumen, legte ihm den Lorbeerkranz aufs Bahrtuch und bepflanzte ſein Grab mit Immergrün.

Daß Grabbe's Leben nur ein ſchmerzlicher Krampf, das zittert in allen ſeinen Dichtungen nach. Keiner derſelben fehlt der gewaltige dramatiſche Nerv, aber er fibrirt oft convulſiviſch. Doch ein geborner großer Dramatiker war er und nur die Jammerſeligkeit des deutſchen Theaters trägt, indem es Grabbe nicht erzog, die Schuld, daß ſeine Heldengeſtalten nicht ſtolz und lebenzeugend über die Bretter wandeln. Schon mit ſeinem erſten Auftreten, in ſeinem Gothland und in ſeinem Marius und Sulla, hat er ausgeſprochen, nach welchen Seiten hin ſeine Sympathieen lägen, an welchen Stoffen ſeine ſchöpferiſche Kraft Gefallen fände. Er wollte nach der einen Seite hin die finſterſten und gewaltigſten Räthſel des Menſchenherzens, nach der andern Seite hin die finſterſten und gewaltigſten Räthſel der Geſchichte dramatiſch löſen. Sein Genius wühlte ſich mit der Wolluſt der Verzweiflung in die tiefſten Tiefen des menſchlichen Herzens und der Weltgeſchicke ein und was er aus dieſen Abgründen zu Tage förderte, ſteht in marmorner Wahrheit, in unantaſtbarer Größe vor uns. Aber nie hat er es verſtanden, ſich das Haupt mit Roſen zu kränzen, nie gaben die ſtraffgeſpannten Saiten ſeiner Leier einen weichen lyriſchen Klang. Seine Seele war ein Vulkan, aus deſſen Krater die Lavaſtröme der Poeſie zwar in rothflammendem Fluß hervorſtürzen, an deſſen Fuß ſie aber zu ſteinerner Härte und Scharfkantigkeit erſtarren. Und wie die Liebe nur in unbändigſter, quäleriſcher Leidenſchaftlichkeit in des Dichters Leben getreten, ſo tritt ſie auch in ſeinen Werken nur in leidenſchaftlicher Haſt auf, weiß nicht zu koſen, ſondern nur zu ſtürmen. Durchgehends fehlt das weibliche Element, darum ſteigert ſich die Freude immer zu bacchantiſchem Raſen, darum ſpitzt ſich die Trauer zu verzweifelndem Lachen zuſammen, darum faltet ſich der Gedanke zu epigrammatiſcher Kürze und Knappheit, darum verzerrt der Scherz ſich zu infernaliſchem Cynismus. „Aphrodite und ihre Geſpielinnen, die Grazien, fliehen verſchüchtert dieſe Welt ſchroffer Männlichkeit.“

8.

Friedrich Rückert.

Wie der blüh'nde Apfelbaum Blüthen niederregnen läßt,
Ob ihn rauher Nord durchwühle, ihn umhauche milder West:
Alſo ſtrömt dir von geweihter Dichterlippe allerwegen,
Sei's in Leide, ſei's in Freude, deiner Lieder Maienregen.

So ungefähr reimte ich dir einſt vor, meine Freundin, als du eine kurze Charakteriſtik des Dichters von mir verlangteſt, deſſen „Liebesfrühling" wie ein Lenzthau in dein Herz fiel, daß die Liebe daraus hervorſproßte farbenprangend und durſtreich wie die Blüthe der Aloë, wenn ſie ſich der langen und bangen Haft ihrer Kapſel entrungen. Weißt du noch, wie ich dich einſt überraſchte, als du das Rückert'ſche Lied beteteſt: „Himmel! eh' ich nun dies Auge ſchließe u. ſ. f."? Ich ſchulde Rückert viel, ſehr viel, denn jenes Gebet auf deiner Lippe galt meinem Wohl, auf mich Glücklichen bezogeſt du alle die lieben, ſüßen Worte, welche er ſeinem Mädchen in den Mund legt. Sein „Liebesfrühling" wurde für mich der Prolog zur frühlinghafteſten Periode meines Lebens; ihre Roſen ſind weggeblüht, aber der zurückgebliebene Stachel ihrer Dornen ſoll mich nie verhindern, bei dem Gedanken an dich und deine Huld zugleich mich zu erinnern an Rückerts huldigendes Minnelied:

O Sonn', o Meer, o Roſe!
Wie wenn die Sonne triumphirend ſich
Hebt über Sterne, die am Himmel ſtunden,
Ein Schimmer nach dem andern leiſ' erblich,
Bis alle ſind in einen Glanz geſchwunden;
So hab' ich, Liebſte, dich
Gefunden:
Du kamſt, da war, was je mein Herz empfunden,
Geſchwunden
In dich.
O Sonn', o Meer, o Roſe!
Wie wenn des Meeres Arme aufthun ſich
Den Strömen, die nach ihnen ſich gewunden,
Hinein ſich dieſe ſtürzen brünſtiglich,

Bis ſie die Ruh im tiefen Schooß gefunden:
So, Liebſte, hab' ich dich
Empfunden;
Sich hat mein Herz mit allen Sehnſuchtswunden
Entbunden
In dich.
O Sonn', o Meer, o Roſe!
Wie wenn im Frühling tauſendfältig ſich
Ein buntes Grün hat ringend losgewunden
Ein hadernd Volk, bis Roſe, königlich
Eintretend, es zum Kranz um ſich verbunden:
So, Liebſte, hab' ich dich
Umwunden;
Der Kranz des Daſeins muß ſich blühend runden,
Gebunden
In dich.

Dieſes Lied mit ſeiner kunſtvollen Faſſung kann uns ſchon auf das führen, was an Rückerts Dichten jederzeit zuerſt hervorgehoben werden muß: die Form. In Rückert ſcheint ſich die deutſche Sprache ein Inſtrument geſchaffen zu haben, aus welchem ihre Kraft und Macht, ihre Süßigkeit und Biegſamkeit in hundertfältigem Sang ſpricht. In hundertfältigem Sang ſage ich, denn eine ſolche lyriſche Vielſeitigkeit, eine ſolche Empfänglichkeit für die verſchiedenſten Offenbarungsarten der Poeſie bei den verſchiedenſten Völkern und in den entgegengeſetzteſten Zonen, hat wohl noch nie ein Dichter gezeigt. Rückerts poetiſche Begabung, mit welcher ſein glücklicher Sprachenſinn aufs Genaueſte zuſammenhängt, wurde ihm gleichſam zum Freipaß unter den Nationen in Süd und Nord, in Oſt und Weſt, er durfte ſagen:

Die Poeſie in allen ihren Zungen
Iſt dem Geweihten eine Sprache nur —

denn von den Chineſen her hat er uns ihr liebliches Liederbuch „Schiking,“ aus Hindoſtan die leuchtende Lotosblume „Nal und Damajanti,“ aus Perſien die wein- und ſalbentriefenden „Oeſtlichen Roſen“ und den durch einfache Schönheit ſo imponirenden Heldenſang „Roſtem und Suhrab,“ aus Arabiens Städten und Wüſten den unvergleichlichen „Ebu Seid,“ dieſen genialen morgenländiſchen Eulenſpiegel, gebracht, während ihm der europäiſche Süden all' die anmuthsvollen Reimſpiele, Ritornelle, Sicilianen, Ottaven, Terzinen, Sonette und Seſtinen als einem ſprachenbeherrſchenden Dichterfürſten zum Tribut darbrachte und der Sagenwald des Nordens ihm das Reckenlied vom „Kind Horn“ zurauſchte. Aus dem überreichen Concert, zu welchem der Dichtervirtuoſe von allen Weltgegenden-her das Orcheſter verſammelte, wähle ich folgende Nummer für dich aus, in welcher Rückert als ein dichtender Paganini auf der ſprachlichen G Saite eine Solopartie executirt, die er betitelt „die Klanggeiſter“:

Geſtern kamen die Klanggeiſter
Meiner perſiſchen Sangmeiſter,
Die mich hatten geflohn lange,
Wie vorm ernſterem Ton bange,
Oder nur mich beſucht hatten,
Aehnlich ſtreifenden Fluchtſchatten
Ueber ſommernden Fruchtmatten.
Aber heute nun Stand haltend
Mich umſchwebten ſie handfaltend,
Mir zu dienen mit Kunſtchören,
Wenn ich wollte mit Gunſt hören;
Und ich mußte den Plan loben,
Wie zu ſingen ſie anhoben
Und im Tanze die Bahn ſtoben.
Erſtlich nun aus dem Chorreigen
Sah ich einen hervorſteigen,
Einen ſtolz wie auf Kriegsbühnen,
Hochherſchreitenden, ſiegskühnen;
Und im raſſelnden Schildklange,
Der mir und dem Gefild bange
Macht, entſcholl es dem Wildfange:
Wie auf Feindeshaupt im Kampf die Klinge klang,
Schlangen gleich um Nacken ſich die Schlinge ſchlang!
Wie der Stahl am Panzer donnernd ſchlug den Schlag,
Daß ein Blitz hervor aus jedem Ringe rang!
Als ob ein Geweb er wöbe, ſtob der Staub,
Und das Blut, als ob ein Springquell ſpringe, ſprang.
Und der Recke reckte ſich und ſchlief den Schlaf,
Ueber den des Geiers Gier die Schwinge ſchwang.
Und bezwungen liegt, von hartem Zwang gezwängt,
Der ſich rühmte, daß ihn nimmer zwinge Zwang.
Als nun der mit dem Klingklange
War vom kriegriſchen Singſange
Abgetreten, da blieb ab
Hinter ihm auch ein Liebhaber
Nicht zurück, der mit ſchmerzreichen

Tönen, ſpielenden, ſcherzgleichen,
So mir machte das Herz weichen:
Baum der Lieb', um den ich mich als Winde wand,
Als der Lenz ums Haupt die Blumenbinde band!
Meinem Garn entgangenes, behendes Hind,
Das wie Lenzluſt ſtrich durchs blumenlinde Land!
Am Geſtade, wo des Lebens Welle wallt,
Fand ich dich, die Perl', und dein Geſinde Sand.
Wie verrauſchte ſchnell der Rauſch, wie flüchtig flog
Der Genuß, o wie dein Gruß geſchwinde ſchwand!
Abgeblättert hat den Baum der herbe Herbſt,
Und dein Nam' allein blieb an der Rinde Rand.
Nur in dieſem Liebespfand empfind' ich noch,
Welches Glück ich, das ich nie mehr finde, fand.
Als auch dieſer im Zickzacke
Sich getrollt mit dem Schnickſchnacke,
Kam noch, halb wie ein Einſiedler,
Einer, halb wie ein Weinfiedler,
Hob den Edelgeſteinbecher,
Als Aufmunterungszuſprecher,
Mir, dem läſſigen Weinzecher:
Geben Wolken den Weinreben
Thau, ſo geben die Reben Wein.
Leben kann nur der Wein geben,
Laß für's Leben dir geben Wein.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod ſinnt auf Lebenraub!
Herbſt, nicht raube die Weintraube,
Eh' ich raube der Traube Wein!
Mich umlaube die Weinlaube,
Der Prophet mir erlaube Wein!
Daß ich ins Blut der Trauben tunk',
Iſt beſſer als Edens Traubentrunk.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod ſinnt auf Lebenraub!
Alles andre ſind Scheinwonnen,
Nur in Tonnen iſt Wonnenſchein;
Alles andre ſind Scheinſonnen,
Wie im Bronnen der Sonnenſchein.
Gib nicht dein Herz dem Wonnentand,
Lehne dich feſt an die Tonnenwand!
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod ſinnt auf Lebenraub!

In dieſem Gedicht, in welchem der Dichter zu den Capricen orientaliſchen Reimſpiels auch noch die Schwierigkeiten der nordiſchen Alliteration und Aſſonanz fügt, iſt gewiß das Nonplusultra von Beſiegung formeller Schwierigkeiten gegeben. Aber du wirſt auch daraus erſehen können, wie gewagt ſolche Virtuoſität iſt, wie leicht hier der poetiſche Gehalt in Aeußerlichkeiten aufgeht. Gewiß, nur Rückert darf es wagen, derartige Bravourarien zu ſingen, ohne dabei in leeres Getändel und Geklingel zu verlaufen, denn er iſt immer und überall Poet, außer wenn er es geradezu darauf anlegt, die entſchiedenſte Proſa in Reime zu bringen, was er in gar vielen ſeiner „Haus- und Jahrslieder“ gethan.

Wie in den ſchwäbiſchen Dichtern offenbart ſich auch in Rückert ein mächtiger, friſcher Zug zur Natur, aber wenn dieſer Zug in jenen mehr als ein localer, durch ihr heimatliches Naturleben bedingter hervortritt, ſo erweist er ſich dagegen in Rückert als ein in die Ferne ſchweifender Wandervogeldrang, der wieder mit ſeinem weltweiten Dichterbewußtſein zuſammenhängt, welches ſich an dem großen Wort erbaut: Weltpoeſie iſt Weltverſöhnung! Und in Rückerts Freude an der Natur ſpielt ſtets ſeine philoſophiſch-poetiſche Anſicht über das höchſte Naturgeſetz hinein, welches iſt die Liebe. Im Strale derſelben beſchaut er ſich die Welt, „die ohne Liebe wär' im Dunkeln“, wie er in der wunderſchönen Terzinendichtung „Edelſtein und Perle“ ſagt, durch die bewegende und zeugende Liebe erklärt er alle Erſcheinungen, wie in ſeinem „Bau der Welt“, einem größern didaktiſchen Gedichte, geſchieht, in allen Höhen und in allen Tiefen, allüberall auf Erde und Meer, in allen Metamorphoſen des Thier- und Pflanzenreichs und in allen Wandlungen des Menſchenlebens fühlt er das ewige Naturgeſetz heraus, die Liebe, als welches er ſie auch verherrlicht in dem Gedicht „Vier Geſichte:“

Ich ſtieg in den Veſuvius hinab
  Und ſtand an des Vulkanus Feuerſtatte,
  Der Erz zu ſchmelzen den Cyklopen gab,
  Sie ſchmiedeten daraus die ſchönſte Kette.
  Zur Seit', als ob den Schmuck beſtellt ſie hätte,
  Stand Aphrodit' und an ihr lehnt' ihr Knab',
  Er nahm die fertge Kette jenen ab,
  Und flog, daß er damit die Welt umkette.
Ich ſchwamm, ein Delphin, in das Meer hinein,
  Und ſah, gehoben von dem Tanz der Wogen,

Entſteigen aus kryſtallner Grotten Schein,
Ein Bild, wie ſchamhaft in ſich ſelbſt gebogen,
Die Nereiden und Tritonen zogen
Dem Muſchelwagen vor und hinterdrein,
Sie ſchlangen weit ums Land den Siegesreihn,
Und ſchwanden meinem Blick am Himmelsbogen.

Ich ſtieg, ein Vogel, in der Lüfte Blau,
Die Sonne war hinab mit ihrem Glanze;
Im Abendſterne ſtand die ſchönſte Frau
Und ſchlug ein Saitenſpiel als wie zum Tanze.
Die Sterne traten an des Himmels Kranze
Hervor und horchten auf das Lied genau;
Sie kreiſten ſchweigend und es fiel der Thau
Zur Erd' hinab auf jede durſtge Pflanze.

Ich ſtieg zur Erd' und ſah in Papho's Hain
Die Göttin ihren ſchönen Liebling koſen.
Er war für ſie nur auf der Welt allein;
Der Eber kam, die Bruſt ihm zu durchſtoßen.
Es floß ſein Blut auf damals weiße Roſen,
Und ſie gewannen ihren rothen Schein.
Die Göttin ſprach: Geht, Kinder groß und klein,
Roth ſoll mein Schmerz die ganze Welt beroſen.

Ich ſprach: O Herz! dies Alles war ein Traum,
Und was er deutet, iſt nicht ſchwer zu ſagen:
Die Liebe wirkt der Welten goldnen Zaum
Und ihre Kette muß die Schöpfung tragen;
Die Liebe füllt mit ſeligem Behagen
Der Erde Tiefen und der Meere Schaum,
Des Himmels Höh'n, den blüh'nden Frühlingstraum
Füllt ſie mit Roſen und mit ſüßen Klagen.

Rückerts Poeſie rankt ſich eine üppige Rebe, blühend und traubentragend zugleich, an dem Stab des Gedankens empor. Daher ſeine Hinneigung zur Didaktik. Dichten und Denken, Begeiſterung und beſchauliches Sinnen gehen bei ihm ſtets Hand in Hand. Und wenn die Begeiſterung ihn dem Weltgeiſt, der Alles und in Allem, den aufjauchzenden Hymnus darbringen läßt, der mit den Worten beginnt: „Flammt empor in euren Höh'n, Morgenſonnen, lobt den Herrn!“ und dich, meine Freundin, in weihevoller Stunde dereinſt ſo entzückte, — ſo entfaltet er dagegen in ſeinem Lehrgedicht „die Weisheit des Brahmanen“ und in ſeinen „Brahmaniſchen Erzählungen“ die reichſte Fülle beſchaulicher

Weisheit und einer philoſophiſch-dichteriſchen Lebenspraxis, die bald in eindringlicher Gnome ſich äußert, bald paraboliſch deutet, bald mild und liebevoll predigt das ewigjunge Liebesevangelium, und obgleich jedem Schulſyſtem ſich fernhaltend, klingt Rückerts poetiſcher Tiefſinn oft Fragen der ernſteſten Speculation an und hat z. B. die Unſterblichkeitsfrage dahin gelöst, das Einzelne verſchwinde in der Fortdauer des Ganzen, ohne das Recht oder auch nur den Willen zu haben, ſich darüber zu beklagen, daß es als Endliches ſterbe, um, eins geworden mit dem Unendlichen, ewig zu ſein. Dieſe Idee flötet in den ſüßeſten Tönen aus dem Lied „die ſterbende Blume:“

Hoffe, du erlebſt es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt,
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbſtes Wind verheert,
Hoffen mit der ſtillen Kraft
Ihrer Knoſpen winterlang,
Bis ſich wieder regt der Saft
Und ein neues Grün entſprang.

„Ach, ich bin kein ſtarker Baum,
Der ein Sommertauſend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab ſie deckt.“

Wenn du denn die Blume biſt,
O beſcheidenes Gemüth,
Tröſte dich, beſchieden iſt
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensſtaub verſtreun,
Aus dem Staube wirſt du noch
Hundertmal dich ſelbſt erneun.

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich ſind;
Ewig iſt das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geſchwind.

Aber, ſind ſie, was ich war,
Bin ich ſelber es nicht mehr,
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einſt ſie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geſchick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelſt ſchon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit froſt'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelſt du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Stral,
Daß in's Aug' ich dir geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!
Dieſes Lebens armen Reſt
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krampfhaft feſt
Mich in mich und dir entfliehn.

Doch du ſchmelzeſt meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du ſonneſt noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich ſommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geſchwebt;
Augen, die mein Glanz erfriſcht,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemiſcht
Du mich ſchufſt, dir dank' ich's heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließeſt du mich blühn in Feld,
Wie die Stern' auf höhrer Flur.

Einen Odem hauch' ich noch
Und er ſoll kein Seufzer ſein;
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur ſchönen Welt hinein.

Ewges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, ſpann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes ſinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer ſchlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzuſtehn.“

Gewiß, in dieſem Gedicht durchdringen ſich Idee und Bild, Inhalt und Form ſo vollſtändig, daß ihm meiner Anſicht nach kein Produkt des deutſchen Lehrgedichtes an die Seite geſtellt werden kann. Doch, wie er in einem hübſchen Liede den lachenden Witz neben der majeſtätiſchen Phantaſie auftreten läßt, ſo treiben in Rückerts Poeſie neben den gedankenſchwerſten Anklängen auch der Witz, die Humoreske, das Lachen ihr loſes Spiel. Der Dichter muntert uns immerfort zu heiterem Ergreifen und Genießen des Lebens auf, ruft uns zu:

Laßt Lautenſpiel und Becherklang nicht raſten,
So lang es Zeit iſt zu der Jugend Feſten!
Iſt Faſching aus, ſo folgen dann die Faſten —

führt uns in den „öſtlichen Roſen“ in eine Welt voll Zecherlaune und Kußgeflüſter, beſingt in den „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannſohnes“ ſeine Jugendzeit in ſpaßhaften Liedchen und bringt uns in ſeiner „Amarillys“ ein neckiſches Liebesſpiel in anmuthigſter Weiſe vor Augen.

Und zu gleicher Zeit, als er das Meiſte des zuletzt Berührten dichtete, ließ er unter dem Namen Freimund Reimar ſeine Dichterſtimme machtvoll als öffentlicher Sprecher erſchallen, in jenen Tagen, die für das deutſche Volk ſo reich an Hoffnung, ſo arm an Erfolgen. Damals, als nach Napoleons Niederlage in Rußland, das Bewußtſein ihrer gränzenloſen Schmach ſich in dem Deutſchen zu rühren begann und die deutſche Jugend, glühend von Patriotismus, gegen die fremden Unterdrücker auf den Plan zu treten ſich anſchickte, damals umkleidete Rückert der bevorzugteſten Träger ſeiner Poeſie einen, das Sonett, mit dem Harniſch deutſchen Zornes und ließ es waffenklirrend einherſchreiten, wie z. B. folgendes:

Was ſchmiedſt du Schmied? „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten ſeid ihr ſelbſt geſchlagen.
Was pflügſt du Baur? „Das Feld ſoll Früchte tragen!“
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielſt du Schütze? „Tod dem Hirſch, dem fetten!“
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen.
Was ſtrickſt du, Fiſcher? „Netz dem Fiſch, dem zagen.“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegeſt du ſchlafloſe Mutter? „Knaben.“
Ja, daß ſie wachſen und dem Vaterlande,
Im Dienſt des Feindes, Wunden ſchlagen ſollen.

Was ſchreibeſt Dichter du? „In Glutbuchſtaben
Einſchreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen.“

Den ganzen Verlauf der Kriege von 1812—15 hat Rückert erzählend, ermahnend, ſpottend, triumphirend beſungen. Seine Fruchtbarkeit iſt auch hier, wie immer, erſtaunenswerth, aber nicht immer tadellos. Sogar dieſer hohe Geiſt konnte ſich nicht gänzlich von jenem blindwüthigen Franzoſenhaß fernhalten, in welchem ſich in jenen Tagen ſo viel beſchränkte Mittelmäßigkeit austobte, und viele, die meiſten ſogar ſeiner „kriegeriſchen Spott- und Ehrenlieder“ ſind witzlos und poeſiebar. Allein er weiß ſie zu vergüten und vergeſſen zu machen durch Zeitgeſänge von edelſter Schönheit, wie die Hymne, welche „Ode“, durch Lieder, wie die, welche überſchrieben ſind „der deutſche Großvater“, „Hofer“, „die Gräber zu Ottenſen“, „der Dom zu Köln“, „Deutſchlands Heldenleib“. Das vielbekannte „Körners Geiſt“ konnte mich nie recht anſprechen, indem die demſelben zu Grunde liegende Idee, daß ein Geiſt in der proſaiſchen Uniform unſerer Zeit auf ſeinem Grab ſitzend die Leier ſchlägt, gar zu ſtörend wirkt. Geiſter erſcheinen laſſen, geht wohl bei mittelalterlicher Szenerie, in Uhland'ſchen Balladen, wirkt aber auf der Zeitbühne der Gegenwart mehr komiſch als ernſt. Ungleich poetiſcher hat Rückert den Gedanken der Deutſchheit, eines deutſchen Geſammtvaterlandes, den er wie Wenige ſeiner Mitſänger als beſte Frucht jener kriegeriſchen Tage hegt und pflegt, epiſch eingekleidet, wenn er von den „drei Geſellen“ ſingt:

Es waren drei Geſellen,
Die ſtritten wider'n Feind,
Und thäten ſtets ſich ſtellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oeſterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon ſein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oeſtreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutſchland war er nur.

Und als die Drei einſt wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätſchenſaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oeſterreich!
Der Andre, ſich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte, ruhig ſterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutſchland ſoll leben!
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie ſanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken
Und lehnten ſich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutſchland hoch!
Und Beide mit dem Dritten
Rieſens, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenſtengel,
Und liegen ſah die Drei.
Er ſah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,

Wie ſie im Todesbunde
Gerufen: Deutſchland hoch!
Da ſchlug er ſeine Flügel
Um alle Drei zugleich
Und trug zum höchſten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Gleich ſchön, mit einem ergreifend elegiſchen Anhauch hat Rückert das Thema der Einheit Deutſchlands in einem der beſten Gedichte ſeines Alters varirt, im Lied von der „hohlen Weide.“ Das Elegiſche waltet überhaupt in ſeinen ſpätern Liedern vor, es iſt viel ſchmerzhafte, bange Stimmung darin, aber ſie quillt mild und ſänftigend wie herzerleichternde Thränen. Und friſch und echt, wie Blumen aus der Erde, ſpringen ihm ſeine Liedergaben noch immer aus dem Herzen, und ſind es keine Maiblüthen mehr, ſo ſind es doch Herbſtblumen, an denen ſich manch ein Gemüth noch erfreuen kann und von denen er ſelbſt ſingt:

Mit der Sommerlüfte Glühn
Iſt erloſchen Roſenbrand,
Aber blaſſre Blumen blühn
Schön noch an des Lebens Rand.

Und da und dort flammt der „Roſenbrand“, welcher in ſeinen Jugendliedern glüht und duftet, welcher ihn einſt ſein um- und überroſetes „Roſenlied“ ſingen ließ, auch jetzt noch hell und freudig auf, auch der alte Roſendorn Rückert'ſcher Satyre ſticht empfindlich genug aus dem Spottgedicht auf Berlin, die „Stadt der Bildung und des Thee's“, das er neulich veröffentlichte, und in roſiger Laune hat er ſich die „Grabſchrift“ gefertigt:

An meinem Grabe ſollt ihr Roſen pflanzen,
Und Reben ſollen ſich dazwiſchen ſchlingen;
Und wann die Roſen brechen ihre Lanzen,
Und wann die Reben ihre Trauben bringen,
In jedem Herbſt und Frühling ſollen tanzen
Knaben und Mädchen und ein Lied mir ſingen:
Du ruheſt ſchön im Tode wie im Leben,
Wie du's gewünſchet, unter Roſ' und Reben!

Man hat vielfach die Aeußerung über Rückert gethan, daß er Alles, was ſeine Dichterhand berühre in Gold verwandle, ein Urtheil, welches völlig wahr, wenn man nicht beizufügen unterläßt, daß ihn ſeine enorme Produktivität oftmals verleitet habe, bleiern-proſaiſche Stoffe aufzugreifen, welche dann ſeine Reimvirtuoſität nur dürftig zu vergolden vermag. Ob ihn die erwähnte Aeußerung nicht dazu gebracht, ſich auch noch im Drama zu verſuchen? Wohl möglich, denn aus ſeinen bis jetzt vorliegenden dramatiſchen Leiſtungen „Saul und David“ und „Herodes der Große“ kann eben nicht auf dramatiſchen Beruf gefolgert werden. Das ſind ſchön „geverſete und gereimete“ lyriſch-epiſche Bibelverſionen, deren dramatiſchen Werth zu erweiſen, ich einem königlich preußiſchen Staatszeitungsäſthetiker von Herzen gern überlaſſe. Rückerts Miſſion iſt die lyriſche. Nach allen Seiten hin hat er die Schätze der reichſten lyriſchen Bruſt im Gold ſeiner Rede ausgeprägt. Seine Muſe iſt ebenſo heimiſch in dem Kreis der traulich plaudernden Kinderwelt, welcher ſie bunte Mährchen erzählt, als in den Tiefen der ernſteſten Forſchung, ſie bläſt nicht minder ſanft und ſüß die erotiſche Flöte, als lungenſtark und machtvoll die politiſche Tuba. Die herben Angriffe, welche in jüngſter Zeit aus der jüngſten Poetengeneration hervor gegen Rückert geſchleudert wurden, ſind als bloße Parteirufe wieder verhallt und die Nichtbeachtung, welcher ſeine lyriſche Größe lange Zeit anheimgegeben war, iſt jetzt einer regen Theilnahme gewichen. Aber in die Herzen des Volkes, des dritten oder vielmehr erſten Standes, wird ſeine Stimme kaum jemals reichen, weil ſie, ob auch voll aus der Bruſt dringend, immer durch das Medium der Kunſt gedämpft und gemodelt wird. Das Volk wird nur durch die Unmittelbarkeit der Natur ergriffen

Franzoſen.

Der franzöſiſchſte von allen franzöſiſchen Poeten, der beliebteſte Nationaldichter der großen Nation, ja „das dichtende Volk ſelbſt“ iſt „die Nachtigall mit den Adlerklauen,“ wie Börne ihn nennt, Jean Pierre Beranger. Er wurde im Jahre 1780 zu Paris aus einer unanſehnlichen Familie in armen Umſtänden geboren. Mit rührender, echt poetiſcher Naivität erzählt er ſelbſt in mehreren Liedern dies Loos ſeiner Jugend, darin ſehr unähnlich manchen deutſchen Adepten, die, wenn ſie ein paar glückliche Verſe gemacht haben, ſich oft ſogleich ihrer Windeln ſchämen. Hieher zu rechnen iſt das ſchöne Lied „Mein Beruf“, deſſen erſte und letzte Strophe lauten:

Auf dieſen Ball verſtoßen
 Armſelig, unerquickt,
 Ach allzu klein, im großen
 Gewühle ſchier erſtickt;
 Als ich die Bruſt gehoben
 Von Seufzern weinend ging,
 Hört' ich den Ruf von oben:
 Sing, armer Junge, ſing!
Ja, Singen bleibt auf Erden
 Doch mein Beruf zuletzt:
 Wird mir nicht Liebe werden
 Von euch, die ich ergetzt?
 Ja, wenn der Gram zerſtoben
 Beim Wein im trauten Ring,
 Da ruft mir's laut von oben:
 Sing, armer Junge, ſing!

Sodann „der Schneider und die Fee.“ Der Schneider iſt ſein alter Großvater. Endlich beſonders „die Göttin der Freiheit,“ worin der herrliche Vers:

Du führeſt über gothiſche Ruinen;
 Dicht hinter dir gedrängte Kriegerſchar:
 Im Blüthenregen ſangen Prieſterinnen
 Ihr Friedenslied zur Hymne der Gefahr.

Ich armes Kind, mit Milch aus bittrer Quelle
Geſtillt, als Waiſe, von Barmherzigkeit,
Ich rief: vertritt an mir der Mutter Stelle,
Erhab'ne Göttin Volksfreiheit!

Der freundliche Beſchützer ſeiner Jugend war Lucian Bonaparte, der des Jünglings Talent entdeckt hatte und zu ſchätzen wußte; aber Lucian fiel in Ungnade und Beranger mußte die Stelle eines Expeditors bei der pariſer Univerſität annehmen, weil er „großen Appetit hatte,“ d. h. weil er doch irgend ein Brot haben mußte. Der Servilismus gegen Napoleon und deſſen unbegränzte Eroberungsſucht erweckte in ihm das politiſche „Chanſon“, oder ſeine Spottlied, von deren einem „der Senator“ man ſagt, daß es ſelbſt den Kaiſer inmitten ſeiner Unglücksfälle erheitert habe. Dieſe Unglücksfälle Frankreichs und das tragiſche Geſchick des großen Mannes klangen in den verſchiedenſten Tönen durch ſeine Leyer; bald als Hohn gegen die Freunde des Auslands, bald als Elegie über den geſunknen Ruhm und die zerbrochene Fahne der Nation, bald als Satyre gegen jene alte Feudal-Monarchie und ihre Anhänger, die Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben. Wollte man Proben anführen, ſo müßte einem die Wahl allzuwehe thun. Doch herauszuheben möchte wegen der Kraft und Innigkeit ſein „der fünfte Mai“, Napoleons Todestag, worin der energiſche Vers:

Er ſchläft vielleicht, der zwanzig Throne bebend,
Ein Donnerkeil, auf einmal hat zerſchellt:
Ha, kann er nicht, ſich furchtbar wieder hebend,
Auf Königshäuptern ſchreiten aus der Welt?

Beranger's Lieder-Geißel wurde die furchtbarſte Waffe gegen die Uebertreibungen und das unpatriotiſche, illiberale Weſen der Reſtauration, wie nicht minder gegen den unſinnigen Ultramontanismus und den hinterliſtigen Jeſuitismus. Ich mache dich in dieſer Beziehung auf ſeinen „Nebukadnezar“, aufmerkſam, ſo wie auf „der Sohn des Pabſts“, „der Tod des Teufels“ ꝛc. ꝛc. Auch der jüdiſchen Geldwucherei ſetzte er in ſeiner „Jakobsleiter“ ein ironiſches Denkmal. Es konnte nicht fehlen, daß die Reſtauration und die Pfaffen ihn verfolgten. Erſt nahm man ihm ſeine kleine Stelle, dann wurde er im Jahre 1829 zu zehn Monaten Gefängniß und 10,000 Fr. Geldſtrafe verurtheilt, ſeine Freunde, worunter namentlich der edle Laffitte, und eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte deckten hinreichend den Verluſt.

Noch einmal ergriff Beranger die Chanſonslyra, als er ſah, daß auch die Julirevolution egoiſtiſch ausgebeutet wurde; dennoch läßt ſich in der Satyre auf das louisphilippiſche Etabliſſement ungefähr in dem Verhältniß zu viel Rückſicht wahrnehmen, als er gegen die Reſtauration und katholiſche Kirche hin und wieder zu wenig beobachtet hatte. Selbſt die reinſte Natur, der unbeſtechlichſte Mann läßt ſich durch Freundlichkeit beſtechen. Saßen doch manche ſeiner Freunde in dem Rathe des Königs der Franzoſen und wollten ſie ihn doch mit Stellen und Sinekuren überhäufen, wenn er nur angenommen hätte. Beranger ſchlug jede Gunſtbezeugung der Macht aus und gilt mit Recht als Typus der edelſten Uneigennützigkeit.

Nein, meine Freunde, nein, ich will nichts werden,
Streut anderswohin Titel, Amt und Stern!
Nein, für die Höfe bin ich nicht auf Erden
Und bleibe ſcheu den Königs-Netzen fern.
Was brauch' ich denn? Ein Liebchen feingeſtaltet,
Ein Mahl, und Freunde heitern Angeſichts.
Als Gott an meinem Wiegenſtroh gewaltet,
Da ſprach er, mich erſchaffend: werde Nichts!

Laffitte wollte ihm einen gutbeſoldeten Aufſehers-Poſten auf ſeinem Bureau geben; er hätte dabei Nichts zu thun gehabt, als ſein Gehalt einzunehmen. Beranger antwortete theils ſcherzend:

Lieschen neigt ſich zu mir her:
Lieber Herr!
Dein getreu Orakel ſpricht,
Singe du und ſchreibe nicht.

Bald ernſt:

Ungleichheit mag Liebe dulden,
Freundſchaft kennt die Gleichheit nur.

Seine feurigſten Lieder, ſein rotheſtes Herzblut gehörten der Freiheit aller Völker. Griechenlands Erhebung begeiſterte ihn zu dem gottvollen Liede, das den Refrain hat:

Noch jung und zart träumt ich vom Griechenlande,
Dahin, dahin will ich nun ſterben geh'n.

Polen aber zumeiſt. Wer kennt nicht ſein „Eilen wir uns!“, ſeinen „Poniatowski?“

Was indeß Beranger zum echten Volksdichter ſtempelt, iſt neben ſeiner anmuthigen und leichten Form, worin der Refrain eine ſo freundliche Wirkung macht, jener lebensfrohe, ſcherzende Muthwille, womit er Liebe und Wein beſingt. Sein für alles Schöne, Große und Erhabene offener Sinn blieb nicht immer auf dem Kothurn und der ſtaatsmänniſchen Satyre, er ſchnallte ſich auch den Soccus an, miſchte ſich unter die Maſſen und liebte und trank und tanzte mit ihnen mitten unter ihrer Arbeit. Sein Humor verſchmähte die Griſetten, die Kirchweihgeiger und Vagabunden nicht. Aber unter den Roſen trug er dennoch faſt immer das Schwert der politiſchen und religiöſen Spottdichtung. So beginnt ſeine Eß- und Trinkrepublik:

„Ich fand Geſchmack an Republiken,
Seit ich ſo viele Könige ſah ꝛc.“

Und während er in dem Refrain:

„Sei ruhig, liebe Kleine,
Ich ſprech' nicht mehr davon!“

Lieschen, ſeiner Königin, verſpricht, die Politik aufzugeben, redet er von Nichts, als dem ärmlichen Zuſtande derſelben.

Beranger iſt neben dem beißendſten Spott dennoch voll tiefſter Gemüthlichkeit, und das lieben die Völker; darum wird Beranger der erſte Nationaldichter der Franzoſen bleiben. Gegenwärtig ſchweigt er; vielleicht, daß ſeine Muſe uns mit poſthumen Liedern beglückt.

Eine von Beranger ganz verſchiedene poetiſche Individualität und Berühmtheit iſt Victor Hugo, der Repräſentant und Vormann der romantiſchen Schule. Er wurde 1802 zu Beſançon geboren. Dieß ſchildert er ſelbſt im erſten Gedicht ſeiner Herbſtblätter wie folgt:

Zwei Jahre hatte das Jahrhundert! Sparta
Erſetzte Rom, Napoleon Bonaparte,
Und oft durchbrach des erſten Conſuls Maske
Die kaiſerliche Stirne ſchon. Da ward
In Beſançon, der alten ſpan'ſchen Stadt,
Dem Halme gleich, der nach dem Winde fliegt,
Ein bleiches, regungsloſes Kind geboren;
So ſchwach, daß Alle es, gleich einem Traum,
Nur ſeine Mutter nicht, verließen, und daß
Zur ſelben Zeit man Wieg' und Sarg beſtellte
Für den wie Rohr geknickten Leib. Dies Kind,
Das ſchon aus ſeinem Buch das Leben ſtrich
Und das ein Morgen kaum zu leben hatte,
Bin ich. —

Die Eindrücke ſeiner Jugend trugen ungemein viel zu der eigenthümlichen Richtung ſeiner Phantaſie und der Entwicklungsart ſeines frühreifen Genies bei. Sein Vater, ein Oberſt Napoleons, der den italiäniſchen Räuber Fra Diavolo zu bekämpfen hatte, nahm den fünfjährigen Knaben nach Italien mit, wo der Farbenglanz einer großen, herrlichen Natur in dem jungen offenen Gemüthe einen Hang zum Abenteuerlichen und Romantiſchen zurückließ. Erbte er von ſeinem Vater Beweglichkeit und Ruhmbegierde, ſo pflanzte ihm die Mutter, eine Vendeerin, und ein alter Geiſtlicher, ſein Erzieher, die Neigung für das gothiſche Mittelalter, für untergegangene Größen, kurz jene Romantik ein, welche Chateaubriand, ſein väterlicher Freund, der ihn das „ſublime Kind“ nannte, in ihm hegte und pflegte, die ihn einigermaßen mit der deutſchen poetiſchen Schule in der Reſtaurationsperiode verbindet, ſo wie anfänglich zum dichtenden Legitimiſten machte.

Revolution und Kaiſerreich inſpirirten mit Ideen- und Thaten-Größe den Jüngling, welchem die Poeſie der Reſtauration mit dem Zauber keuſcher Minne, der innigen Religioſität und der ſentimentalen Beſchauung der Ruinen einer untergegangenen, nur noch im Sange lebenden Welt aufgegangen war. Anfänglich verwechſelte der jugendliche Dichter die moderne Reſtauration der nachgeborenen Kinder einer alten Königsfamilie mit dem Zauber der vergangenen Ritterwelt; daher rühren mehrere unausſtehliche Oden ſeiner früheren Periode, welche ohne wahren poetiſchen Gehalt ſich nur durch die Nachahmung klaſſiſcher Formen auszeichnen. Denn wie nicht leicht ein Anderer hat Victor Hugo die Alten ſtudirt und ſie in Mark und Blut aufgenommen. Man erkennt in ihm das Studium ſowol der Dichter von Hellas und Rom, als auch den tragiſchen Ernſt eines Tacitus und Polybius. Bald wendete ſich der frühreife Dichter von den Gelegenheitsoden zu Gegenſtänden, die ſeiner Muſe würdiger waren. Wie noch kein Franzoſe iſt er lyriſch eingedrungen in die tiefſten Probleme des menſchlichen Geiſtes und Gemüths; er fühlet Gott und vergöttlicht den Staub, je mehr er ſich überzeugt, daß das Irdiſche Staub iſt. Am größten beweist er ſich in der Schilderung des dämoniſchen Waltens der perſonifizirten Ideen, der concret- oder menſch-gewordenen Begriffe. Als Gefühlsmyſtiker zeigt er ſich in ſeinen Gemälden von Elterntreue, Kindesliebe ꝛc., der Natur gibt er ſich ganz hin, ſie ergreift, ſie durchweht ihn mit ihrem unſterblichen Gotteshauch und er weint auf den Trümmern, welche er, als Beweiſe menſchlicher Hinfälligkeit, da und dort zerſtreut findet. Wie jeden echten Franzoſen entzückt auch ihn der Gedanke der Nationalglorie, aber mitten durch die Hymne des Ruhms läuft der rothe tragiſche Faden des Schickſals, das den Menſchen erhebt, indem es den Menſchen zermalmt. V. Hugo beſang nicht nur die Liebe, er fühlte ſie auch ſelbſt auf's Innigſte, denn ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre faßte er die reinſte aufopferndſte Neigung zu ſeiner jetzigen Gattin, mit welcher er im zwanzigſten Jahre in Folge einer glücklichen Verkettung von Umſtänden verbunden wurde. Sie iſt es, an welche er in ſeinen „Dämmerungsgeſängen" das Lied richtet:

Gäb' es einen grünen Rain
An verſteckten Wegen,
Drauf bei hellem Sonnenſchein
Blumen blüh'n allwegen,
Drauf man pflücken kann Jasmin,
Lilien, Geisblatt, Immergrün,
Machte ich zum Pfade ihn,
Drauf dein Fuß ſich ſollte legen!
Gäb's ein Herz, das kühn und gut
Schlägt der Ehr' entgegen,
Das kein ſchnöder Wankelmuth
Jemals kann bewegen;
Wenn nur edeles Gefühl
Dieſen Buſen treibt zum Ziel,
Macht' ich ihn zum weichen Pfühl,
Drauf dein Kopf ſich ſollte legen!
Gäb' es einen Traum voll Luſt,
Seligkeit und Segen,
Der tagtäglich neu die Bruſt
Treibt zu raſchen Schlägen,
Einen Traum von Hochzeitsfeſt,
Wo ſich Herz und Herz umfäßt,
Machte ich ihn gleich zum Neſt,
Drin dein Herz ſich ſollte legen!

Fülle der Gedanken, Farbenpracht, überraſchende Wendungen und Anſchauungen, feine pſychologiſche Nuancen, kurz jenes göttliche **je ne sais quoi**, das den Dichter in ſeinen Anſchauungen und Auffaſſungen von andern Menſchenkindern unterſcheidet, ſind ihm im höchſten Grade eigen.

Mit ſeiner Ode „Moſes auf dem Nil“ begann Victor Hugo's poetiſche Bedeutſamkeit, welche ſich durch die Herausgabe der „Orientalen“ zum Ruhm erhöhte. In dieſer Gedichtſammlung ſteht ſeine Lyrik bereits in fertiger Größe da und thut die Welt des Morgenlandes vor uns auf, ohne inmitten ihrer Wunder der occidentaliſchen Innigkeit und Tiefe des Fühlens und Denkens ſich zu entſchlagen. Darum wechſeln prachtſatte Schilderungen aus orientaliſcher Natur, Sitte und Zeitgeſchichte mit anmuthendſter Reflexion. Vom alten, geheimnißvollen Aegypten heißt es:

Aegypten! — blondgelockt von gelben Aehrengarben,
Gleicht einem Teppich es, geſtickt mit bunten Farben;
Ebne dehnt ſich an Ebne weit.
Im Nord das kalte Meer, der heiße Sand im Süden
Bekämpfen ſich darum: es liegt in tiefem Frieden
Inmitten dieſer Meere Streit.

Drei Berge, die erbaut von Menſchenhand, erſtehen
Dreikantig in der Luft, den Grund kannſt du nicht ſehen,
Weil Sandeswellen ihn umfließen;
Von ihres Giebels Höh' bis zu des Sandes Steppen
Führt eine Stufenreih' von ungeheuren Treppen,
Zugänglich nur der Rieſen Füßen.

Der Gott von Marmor, die granitne Sphynx beſchirmen
Die Dreie, ohne je, mag heiß der Wind auch ſtürmen,
Zu ſchließen ihre Augen zu.
In einen tiefen Port ziehn Schiffe, groß und mächtig,
Und eine Rieſenſtadt lehnt ihre Häuſer prächtig
Ans Meer in ſtolzer, ſichrer Ruh.
Man hört von Ferne wehn den Samum, den unwirſchen,
Und auf des Ufers Kies mit ſeinen Schuppen knirſchen
Das ungeheure Krokodil.
Die Obelisken ſtehn aus einem Stück, die grauen,
Gleich eines Tigers Haut iſt herrlich anzuſchauen,
Von Inſeln bunt, der Nil.

Die lieblichſte Malerei ſtellt ſich in den Genrebildchen „Sara im Bade“ und „Lazzara“ dar, während die erhabene Düſterniß der Orientalen „die Feuer des Himmels“, „die Köpfe auf dem Serail“, „Mazeppa“, „die verlorene Schlacht“, „die zerhackte Schlange“ von lodernden Bilderblitzen erhellt werden und neben der rauſchenden Muſik, die aus den „türkiſchen Marſch“ ſo janitſcharenkeck lärmt, macht ſich dann unvermuthet wieder ein gebetinniger Seelenlaut hörbar, wie folgender:

Ich ging allein am Strand. Die Sterne ſchienen helle,
Am Himmel kein Gewölk, kein Segel auf der Welle!
Ueber die Körperwelt drang ſchweifend mein Geſicht.
Der Berg und das Gehölz in ahnungsvollem Rauſchen,
Sie ſchienen ſchweigend mir andächtig nur zu lauſchen
Des Meeres Flut, des Himmels Licht.
Der Sterne Funkenſaat, unzählige Cohorten,
In tauſend Harmonieen, mit laut und leiſen Worten,
Sie ſprachen, neigend tief ihr Stralenhaupt im Kreis —
Die blaue Welle, die unhemmbar kommt gezogen,
Sie ſprach und beugte tief die ſchaumbedeckten Wogen:
Es iſt der Herr, dem Herrn ſei Preis!

Hatte Hugo mit der in der franzöſiſchen Literatur dominirenden Claſſicität, d. h. der in Schnürſtiefel gezwängten Correktheit und Geſchlecktheit, welche den unmittelbaren Ausdruck der Empfindungen mit ſtereotypen Formeln caſtrirt, in ſeinen „Orientalen“ lyriſch gebrochen, ſo vollendete er dieſen Bruch in ſeinen Dramen, worin er die auf dem Theater gäng und gäben drei Einheiten und die Regeln des Ariſtoteles entſchieden wegwarf und ſich dem Genius faſt ſchrankenlos überließ. Selbſt die als Regel geltende Fünfzahl der Akte legte er mehrmals bei Seite. Das Schauſpielhaus wurde öfters der Kampfplatz zwiſchen dem alten Claſſicismus und dem neuen Romanticismus. Dieſen ſelber zu definiren, iſt an und für ſich eine ſchwierige Aufgabe, noch ſchwieriger, weil ſchon ſo viel darüber geſagt wurde. Er involvirt eine Emancipation der Gefühle und des Ausdrucks von ſtereotypen Regeln und iſt auf franzöſiſchem Boden, bei allem eigenen Drang der franzöſiſchen Geiſter, doch eine erotiſche Pflanze, die indeß ſich bereits möglichſt einheimiſch gemacht hat und originelle Blüthen treibt. Shakeſpeare, Byron, dieſer beſonders, und die deutſche Poeſie wirkte mächtig auf die jungen Geiſter Frankreichs. Die ehmals in ihrem abgemeſſenen Cothurngang ſo glänzend einherſchreitende Claſſicität der Franzoſen, ſagt ein deutſcher Schriftſteller, war in ihren Formen zu enge geworden für die erweiterten und vervielfachten Begriffe der neuen franzöſiſchen Generation, die ſich vornehmlich an den romantiſchen Muſterdichtern des Auslands genährt und gebildet hatte und namentlich in der Nachahmung Lord Byrons und der deutſchen Dichter einen Aufſchwung nahm, der ſich weit über den Horizont der von jener gebotenen ſtrengen und pedantiſchen Norm hinaushob. V. Hugo ſelbſt bezeichnet den veränderten Geſchmack in Poeſie und Kunſt ganz richtig mit Folgendem: Dieſe Revolution in allen Künſten iſt nur eine allgemeine Rückkehr zu der Natur und Wahrheit, ſie iſt die Ausrottung des falſchen Geſchmacks, der ſeit beinahe drei Jahrhunderten dadurch, daß er an die Stelle aller Realitäten unaufhörlich conventionelle Willkür ſetzte, ſo viele gute Köpfe verdorben hat. Das neue Zeitalter hat den claſſiſchen Lappen, den philoſophiſchen Lumpen und das mythologiſche Flittergold entſchieden abgeſtreift. Es hat die männliche Toga angezogen und ſich von den Vorurtheilen losgemacht, indem es die hiſtoriſchen Traditionen genau ſtudirte. — Das Feldgeſchrei der Neuromantiker war: Abwerfung der Feſſeln in Sprache, Ausdruck und Gedanken. Die Diktion der romantiſchen Schule iſt kühn, gewagt, blumig, bilderreich und nicht angefreſſen von dem kühlen Scepticismus und dem blaſſen Esprit der alten Schule. In der Behandlung ihrer Stoffe ſtrebt ſie nach Originalität und ſchildert beſonders meiſterhaft die Leidenſchaften. Die Pathologie der menſchlichen Seele iſt ihr ergiebigſtes Feld. Zwei Schulen — ſagt Hugo in dieſer Beziehung — haben ſich in dem Schooße der neueren Literatur gebildet, welche die doppelte Lage vorſtellen, in der unſere politiſchen Unglücksfälle die Geiſter wechſelſeitig hinterlaſſen haben: die Ergebung und die Verzweiflung. Beide erkannten das an, was eine ſpottende Philoſophie geleugnet hatte, die Ewigkeit Gottes, die Unſterblichkeit der Seele, die urſprünglichen Wahrheiten und die geoffenbarten Wahrheiten: aber die eine, um anzubeten, die andre, um anzuflehen. Die eine ſieht Alles von der Höhe des Himmels an, die andere aus der Tiefe der Hölle. Die eine ſetzt an die Wiege des Menſchen einen Engel, den er am Kopfkiſſen ſeines Sterbebettes wiederfindet; die andre umgibt ſeine Schritte mit Dämonen, Geſpenſtern und unheilbringenden Erſcheinungen. — Kehrt ſich V. Hugo in ſeinen lyriſchen Ergüſſen gerne der Lichtſeite zu, ſo charakteriſirt dagegen ſeine Dramen die Hinkehrung zur Schattenſeite. Da iſt ſchier immer ein perſonifizirtes diaboliſches Prinzip, herzlos, ſarkaſtiſch, finſter wirkend, was die Hauptperſonen hinabzieht, und dieſes Hinabziehen geſchieht — was die ſatyriſche Kritik unſerm Dramatiker ſtets vorwarf — durch geheime Maſchinerien, Tapeten, Fallthüren u. ſ. w., während man das gigantiſche Schickſal vermißt. Ich will hier nicht wiederholen, was Börne über die Tragödie: „Der König beluſtigt ſich“ geſagt hat, aber es läuft auf dieſen Vorwurf hinaus. Ebenſo tritt uns in „Marion de l'Orme“ die tragiſche Willkür und der „rothe Mann“ entgegen; in „Hernani“ tödtet ein unnatürlich geſteigerter Begriff von Ehre; kurz es ſind **dii ex machina**, kein weltbeherrſchendes Verhängniß, welche in Hugo's Tragödieen regieren, ſelbſt der Zufall erhält darin hin und wieder eine Rolle. Wo aber ſtatt der verkünſtelten Handlung der ſchöne Fehler lyriſcher Dichtung eintritt, da erweiſt ſich Hugo herrlich, wie der deutſche Schiller, dem auch die draſtiſche Kunſt mangelt. Wie wundervoll iſt nicht die Tirade von der Liebe in der Tragödie „Der König beluſtigt ſich“:

Liebe iſt der Seele Sonne!
Der Szepter, den der Tod dir gibt und nimmt,
Die Ehre, die man raſch im Kriege erndtet,
Ein hoher Name, großes Hab und Gut,
König und Kaiſer ſein, das iſt nur menſchlich.
Auf dieſem Erdenrund, wo Alles ſchwindet,
Gibt's nur ein Göttliches: es iſt die Liebe!
Das Leben iſt nur einer Blüthe gleich,
Ihr Honig iſt die Liebe; eine Taube,
Die mit dem Adler ſich im Himmel eint.

Seit die romantiſche Schule durch V. Hugo in der Akademie Platz genommen hat, gab er ſeine „Burggraven“ heraus. Die Kritik hat allgemein darüber abgeurtheilt, trotz ſchöner Stellen. Die endliche Verſöhnung lähmt allen Effekt.

Den Uebergang von dem Drama zum Roman bildet Hugo's „letzter Tag eines Verurtheilten“, jene ergreifende Schilderung der Folterqualen, welche ein Menſch empfindet, der gewaltſam zu ſterben beſtimmt iſt. Aber dieſe Anatomie foltert auch den Leſer und die Entwicklung der fiebriſchen Empfindungen des Verurtheilten möchte doch nicht ganz natürlich ſein.

Von Hugo's Romanen fand „Notredame von Paris“ die allgemeinſte Anerkennung. Beſonders meiſterlich ſind in dieſem Buche die Beſchreibungen mittelalterlichen Bauwerkes, die Barbarei jener Zeit iſt mit wahren und höchſt lebhaften Farben wiedergegeben, aber nicht nur das äſthetiſche Bewußtſein, ſondern ſchon der natürliche Sinn wird durch das allzu willkürliche Hinſtellen greller Contraſte und die mit Vorliebe behandelte Brutalität mancher Szenen angewidert. Mit Auszeichnung verdient, ungeſunde Auswüchſe abgerechnet, genannt zu werden die

Erzählung: „Bug-Jargal“. Ganz verfehlt iſt ſein erſter Roman: „Han von Island“. Seine „Rheinreiſe“ dürfte den antiquariſchen Touriſten, welcher zerfallene Burgen aufſucht, und den franzöſiſchen Rheinlandgierigen mehr anſprechen als den Freund der Poeſie.

Bei alledem erblicken wir in V. Hugo und ſeiner Schule das Sehnen nach einem Höhern, Edlern, nach einer der Menſchheit würdigen Zukunft, welches ſich in der Reproduktion der ſchönern Seiten des Mittelalters kund gibt, ſeine ſeelenvollen Klänge müſſen Jedem das Herz ſchwellen, der ſelbſt ein Herz hat und den Schmerz und die Bedeutung des Lebens empfindet. Liebe, Glaube und Hoffnung ſind in ſeiner Seele aufgegangen, gedämpft durch Religion und Hingebung, was ſich treffend in einem Lied ausdrückt, womit ich dieſe Skizze ſchließe:

Hier auf Erden, wo am Abend
   Wandernd man die Zelte bricht,
   Sei zufrieden mit der Liebe,
   Ford're du die Freude nicht!
Alles, außer Liebe, ſchwindet.
   Leben iſt ein dunkles Thal,
   Wo ein jedes Ding dem Menſchen
   Auf muß prägen Gottes Mal.
Menſch iſt Baum, der Trieb und Säfte
   Vor der Blüthe ſchon vermißt;
   Deſſen Loos ſich nie vollendet,
   Als ſofern es elend iſt.
Freude ſuchen All' zuſammen;
   Hoffnung jedem Kömmling winkt;
   Jeder ſtreckt die Hand, die zittert,
   Aus nach einem Ding, das blinkt.
Doch auf jede Seele ſchreitet
   Schweren Schritts das Elend zu,
   Ein Geſpenſt mit Felſenfüßen;
   Alles ſonſt verfliegt im Nu!
Nichts bewährt ſich uns, denn Kummer!
   Und dem Mann, deß Thräne quillt,
   Iſt von Dingen, die wo anders,
   Nur das Glück ein Schattenbild.
Hoffnung gleicht dem Dämmerſcheine;
   Und für unſer ernſtes Ziel
   Iſt ſie ferne Morgenſäume,
   Unbekannter Stralen Spiel;

Iſt Reflex, ob Flamm', ob Nebel,
Den, in ihrer ew'gen Ruh',
Unſerm Geiſt von oben werfen
Selige des Himmels zu;
Iſt ein Schimmer der Geſichte,
Die ins Auge, fluchbelegt,
Durch der Edensbäume Zweige
Uns herab der Aether trägt!
Schatten iſt's, den dieſe Bäume
Werfen bis auf unſern Strand,
Deren Säuſeln unſre Seelen
Wie ein ſchöner Traum gemahnt!
Dieſen Rückſchein zahlenloſer
Güter nennen wir das Glück;
Schatten haſchend, denn das Weſen
Blieb im Schooß des Herrn zurück!
Nein! ſo hoch erhebt ſich Keiner;
Wir ſind in der Erde Bann,
Wo man über *Träume* lächeln,
Sachen nur beweinen kann.
Doch am Kreuz hat Gott geblutet,
Drum beklagen wir uns nicht!
Dulde! heißt der Pflichten ſtrenge,
Liebe! heißt die ſüße Pflicht.
Laß uns lieben, ſein zu zweien!
Wer allein ſchifft, hat Gefahr;
Zwei der Augen braucht das Antlitz,
Vogel braucht ein Flügelpaar.
Seien zwei wir! — Alles ladet,
Weil's noch Tag, zur Lieb uns ein;
Eins ſoll unſer beider Leben,
Unſre Hoffnung eine ſein!
Hier, auf dieſer Welt voll Lügen,
Lieb' ich meine Schmerzen, Kind!
Wenn mein Träumen deine Träume,
Meine Thränen deine ſind!

Ich führte oben eine Aeußerung des eben beſprochenen Poeten an, welcher zufolge die junge Literatur Frankreichs nach zwei Richtungen hin ſich anbaut, Richtungen, deren Charakter einerſeits die Verzweiflung, das dämoniſch Ringende, Empöreriſche, Höllenhafte, andererſeits die Ergebung, das fromm ſich Beſchwichtigende, gläubig Vertrauende, das Engelhatte. Wie Victor Hugo die erſtere Richtung vorzugsweiſe ergriffen oder ſie ihn, ſo die andere Alphonſe de Lamartine, der bedeutendſten öffentlichen Charaktere des jetzigen Frankreichs einer. Sein Ruhm als Poet hat längſt die Runde durch die civiliſirte Welt gemacht und wird beſtehen, ſo lange ein Menſchenherz aus dem Leid des Lebens hoffend und betend ſich emporflügelt zu Gott. Lamartine iſt eine durchweg reine und troſtvolle dichteriſche Erſcheinung, ſeine Werke, „die poetiſchen Meditationen", die „religiöſen und poetiſchen Harmonieen", die epiſch-lyriſchen Dichtungen „Jocelyn" und „der Fall eines Engels", alle athmen den jungfräulichen Duft einer ebenſo keuſchen als reichen Seele, deren Empfindungen und Gedanken ſtralenhaft in dem Brennpunkt des Glaubens zuſammenſchießen, eines Glaubens, der wehmüthig noch einmal zu dem ſkeptiſchen Geſchlecht der Gegenwart ſich wendet, die Thräne des Abſchieds in dem liebeglänzenden Mutterauge. Darum iſt Lamartine's Dichten ein elegiſches, aber ſeine Elegie beſchränkt ſich nicht auf den Ton der Klage, iſt eine Harfe von reichſter Beſaitung, die nicht nur das Thema der Melancholie, ſondern auch das der Verzweiflung mit entſprechenden Akkorden zu begleiten fähig. Gerade die Meditation Lamartine's, welche „Verzweiflung" überſchrieben, iſt eine ſeiner herrlichſten. Welch' eine prachtvolle Introduction:

Als aus des Chaos Keim, in jener Unglücksſtunde
Geboren, treu dem Ruf aus ihres Schöpfers Munde,
Die Welt zu ſein begann:
Vom unvollkommnen Werk da wandt' er ſich zur Seite,
Verächtlich mit dem Fuß ſtieß er ſie in die Weite
Hinaus und ruhte dann.
Er ſprach: dich will ich ganz dem eignen Jammer laſſen,
Unwürdig däuchſt du mir zum Lieben und zum Haſſen,
Ein Nichts biſt du vor mir!
Auf ewig von mir fern magſt du im Oeden ſchweben,
Das Schickſal hab' ich dir zum Führer mitgegeben,
Das Weh zum König dir!

Lamartine legt in dieſem Gedicht klar an den Tag, daß ſeine Gläubigkeit von unſerer deutſchen Pietiſterei himmelweit entfernt ſei, dieſe geht (ſo ſie nicht, was weitaus das Häufigſte, bare Heuchelei) ſtets aus Denkträgheit, aus Verſimpelung des Geiſtes hervor, Lamartine's Seele aber hat offenbar den fauſtiſchen Denkprozeß durchgemacht, ehe ſie mit liebenswürdigſter Kindlichkeit ihre Sache Gott anheimgeſtellt. Ich gebrauchte den Ausdruck „Fauſtiſch“, denn wie ſoll ich den folgenden Aufſchrei der Verzweiflung anders bezeichnen?

Allmächtger! Schöpfer! Herr! Du Weſen aller Weſen!
Der aus der Möglichkeit, was werden ſoll, erleſen!
    Fürſt der Unendlichkeit!
Was iſt's, daß deine Hand nicht ihren Kindern allen
Den Born der Ewigkeit erſchließt nach Wohlgefallen,
    Und Freud' und Heil verleiht?
Dein Schatz blieb unerſchöpft, und doch der Welt entgegen
Wär' endlos, ohne Maaß, in langem Strom der Segen
    Aus deinem Schooß gerollt.
Du hatteſt Zeit, Macht, Raum und Alles zum Verſchwenden;
Es ſchaudert meinen Geiſt -- du hätteſt's können ſpenden:
    Du haſt es nicht gewollt!
Beſtraft mit der Geburt ſind wir für welch Vergehen?
Das unbewußte Nichts möcht' es um Sein dich flehen?
    Und nahm es an zu ſein?
Hat uns der Zufall nur nach Launen ausgeſonnen,
Wie oder brauchteſt du, o Gott, zu deinen Wonnen,
    Du grimmer, unſre Pein?

Wie hier, ſo durchbricht das gewaltige Dichterfeuer, welches in Lamartine's Seele flammt, noch oft die Schranken einer etwas abgeblaßten Reflexion. Dann weicht die feine poetiſche Reſignation dem poetiſchen Zorn und dieſer treibt ihn zu Geſängen wie „Buonaparte“ und „an Lord Byron“, wo über zwei Titanen der Neuzeit ein Votum abgegeben wird, das ihrer würdig, oder er macht den Schmerz ſelbſt zur Baſis der jubelnden Ekſtaſe und läßt die Elegie in der Dithyrambe aufgehen; ſo in der wunderſamen Meditation „Begeiſterung“:

Wie, da der Aar, der Herr der Blitze,
    Mit Ganymed hinauf ſich ſchwang,
    Das Kind ſich hielt am Raſenſitze,
    Und mit dem Göttervogel rang,
    Doch mit der Räuberklau ihn zwingend,
    Die bangen Hüften ihm umſchlingend,
    Entriß dem Land der Adler ihn,
    Warf unbekümmert um ſein Klagen,
    Den Göttern ihn, emporgetragen,
    Noch zitternd vor die Füße hin.
So, wenn auf meine Seele nieder
    Du fährſt, Begeiſtrung, Siegesaar!

Wenn rauſcht dein flammendes Gefieder,
Von heilgem Schauer zittr' ich gar;
Wohl ring' ich unter deinem Zwange,
Ein ſterblich Herz — ich fürcht' es bange —
Hält deine Gegenwart nicht aus:
So wie vom Bliß gezeugte Flammen
Nicht mehr verlöſchen und zuſammen
Verzehren Holz, Altar und Haus.
Allein vergebens widerſtreben
Die Sinne des Gedankens Luſt:
Die Seele fühlt des Gottes Leben,
Sie ſprengt das Band und hebt die Bruſt.
Es wallt der Bliß in meinen Adern,
Und will ich ſtaunend mit ihm hadern,
So reiz' ich nur die Flammen auf;
Und meines Geiſtes Feuergüſſe
Ergießen ſich in Wohllautsflüſſe
Und freſſen mich in ihrem Lauf.
Dein Opfer, Muſe, magſt du ſchauen!
Wo iſt die Stirn, von Gott behaucht?
Wo iſt der Blick, der ohne Grauen
In's Heiligthum den Stral getaucht?
Von deinem Eifer aufgerieben,
Was iſt mir von der Jugend blieben?
Ein ſchwacher Reſt des Lebens nur!
Und meine Stirne trägt, die fahle,
Nur von des heilgen Blitzes Strale,
Der mich getroffen, eine Spur!
Wer ohne tief Gefühl geſungen,
Dem glänzt die Harfe thränenfrei,
In friedlichen Begeiſterungen
Nicht kennt er düſtre Raſerei.
Rein iſt, befruchtend ſeine Quelle,
Von Milch und Honig fließet helle,
Mit Maaß und Ziel ſein mild Gedicht;
Er will das Höchſte nicht erringen,
Er wagt ſich nicht auf Pindars Schwingen
Und ſtürzet drum vom Himmel nicht.
Doch wir, ein Feuerbrand der Seelen,
Wir müſſen lodern, müſſen kühn
Dem Himmel ſeine Flammen ſtehlen
Und, was wir ſchildern, davon glühn.
Der Brennpunkt iſt in unſerm Herzen,

In welchem aller Welten Kerzen
Vermählen ihrer Stralen Schein.
Was nennet ihr uns doch Verkehrte?
Die Fackel, die beneidenswerthe,
Entflammet Leidenſchaft allein!

Nie hat ein friedlich Herz gezeuget
Das kühne, göttliche Gefühl,
Des Lieds, vor dem die Welt ſich beuget,
So ſüß einladendes Gewühl.
Nein, nein! wenn von des Eryx Firnen,
Der Welt mit ſeinem Pfeil zu zürnen,
Homers Apollo niederſtieg,
Flog er hinab zur dunkeln Schwelle
Und tränkt im ſiedend heißen Quelle
Des Styx die Waffen vor dem Krieg.

Verlaßt des heilgen Berges Scheitel!
Er duldet feige Lieder nicht;
Und keiner Leier ſchwach und eitel
Entſtrömt das göttliche Gedicht.
Der Chor der echten Liederſöhne,
Dem Marmor gleicht er, deſſen Töne
Aus Memnons Grabe ſeufzend ſtöhn:
Erſt wenn er aus den keuſchen Augen
Des Tages einen Blick darf ſaugen,
Erwirbt er Seele ſich und Ton.

Und ich ſoll Feuer, die noch rauchen,
Erwecken aus der Aſche Staub?
Den Ueberreſt von Geiſt verhauchen
In Tönen, die der Lüfte Raub?
Der Ruhm — das Leben ſollt' er würzen,
Er diente nur, mir's zu verkürzen,
Er iſt ein Traum, den Schatten ſehn.
Und opfern ſollt' ich ihm vergebens
Den letzten Athem meines Lebens?
Ach nein! zum Lieben laßt mir den!

Lamartine's Ruhm iſt auch die Schützerin und Pflegerin der Muſe des poetiſchen Bäckers von Nimes, Jean Reboul, geworden, einer Muſe, die aus der Unverdorbenheit des Volkes hervor ſchon ſo manch einen friſchen Liederſtrauß in das Publikum geworfen. Vor einigen Jahren hat Reboul in ſeinem Gedicht „der letzte Tag“ den kühnen

Verſuch gemacht, die Schrecken des Weltgerichts in einen lyriſch-epiſchen Rahmen zu faſſen. Vielfach verſagt dem Dichter die Großheit ſeines Stoffes deſſen geſtaltende Bewältigung, aber ſein Dichten wird immer groß und ſchön, wenn er die ſtrafende Geißel über die Verderbtheit und Feigheit ſeiner Zeitgenoſſen ſchwingt. Ausgezeichnet iſt in dieſer Art beſonders die dem achten Geſang einverwebte Drohung an die Stadt Paris, welche er darſtellt als geknechtet durch die Tyrannei politiſcher und moraliſcher Corruption, um dann ſein Dräuen mit den prophetiſchen Worten zu ſchließen:

> Doch wie ſich ſchwebend wiegt der Geier,
> Bevor er plötzlich ſtürzt zum Stoß,
> So flammt des Himmels rächend Feuer
> Schon über deinem Steinkoloß.
> Und ſchüttelnd ſeine gier'gen Schwingen
> Wird es mit Sturmesſchnelle dringen
> In deiner Frevel dunkeln Sitz,
> Denn Tyrannei, woher ſie ſtamme,
> Ob von dem Thron, ob aus dem Schlamme,
> In Hütt' und Schloß, ſchlägt Gottes Blitz!

Als zweiter Volksdichter hat ſich Hegeſippe Moreau hervorgethan, jener tieffühlende Proletarier, dem die Muſe ſo manchen heißen Kuß auf die Lippen drückte und der an Hunger und Krankheit frühzeitig im Hoſpital verkümmerte. Auch er zürnt ſeiner Zeit, aber ſein Zürnen iſt ein demokratiſches, wogegen Rebouls mehr ein religiöſes. Bewußter und nachhaltiger, als Beide, hat Auguſte Barbier das heutige Frankreich poetiſch gerichtet. Aus den „Jamben“ dieſes Dichters hadert nicht nur die ſchlagfertigſte und gerechteſte, ſondern auch die künſtleriſch durchgebildetſte Satyre, und dieſe Satyre hält ſich auf einer Höhe, wo ſie aufhört, bloße Kritik zu ſein, um ſelbſtſtändiges Kunſtwerk zu werden, obgleich Barbier es hierauf durchaus nicht abgeſehen hat. Seine Abſicht iſt weit mehr eine ethiſche als äſthetiſche, ſeine Strafgedichte reißen mit unerbittlichen Händen die verlogenen Flitter und Lappen von den Wunden, von der Fäulniß unſerer Zuſtände weg. Er ſchildert in ſeinem „Lazarus“ ebenſo wahr und grauſenvoll das Elend des engliſchen Proletariats als er in ſeinem „Jägerrecht“ der Verworfenheit der franzöſiſchen Staatslenker freimüthig den Handſchuh hinwirft, welche als Erbſchleicher des Vermächtniſſes der Julirevolution ſich bemächtigt, tritt in ſeiner „Melpomene“ mit gleich geradſinniger Entrüſtung wider die Verzerrungen des Theaters auf wie in ſeiner „Terpſichore“ wider die ſchändlichen Entweihungen geſelliger Freude, und gegenüber der zur Mode gewordenen, blinden Vergötterung Napoleons beſchwört er den Schatten des Kaiſers in ſeinen Jamben „das Idol“ mit eigenthümlicher Auffaſſung und der **herben** Selbſtſtändigkeit eines Republikaners, wie folgt:

Straffbaar'ger Korſe du! wie ſchön war Frankreich, glänzend
Im Sonnengold des Meſſidor!
Wie ein unbändig Roß, das ohne ehr'ne Stange
Und goldnen Zügel brauſt empor.
Ein wildes Füllen war's mit bäuriſch derbem Rücken,
Naß von des Königsblutes Stral,
Doch ſtolz und mit dem Fuß ſtampfend den alten Boden,
Der frei jetzt war zum erſtenmal.
Noch hatte keine Hand gequält es und mißhandelt,
Die Peitſche noch es nicht berührt,
Auf ſeinem breiten Kreuz hatt' es des Fremden Sattel
Und ſein Geſchirr noch nicht geſpürt.
Wie glänzend war ſein Haar! in ſchöner Freiheit ſchweifend,
Geſchmeidgen Leibs, das Aug' erhellt
Von Licht, die Häkſen Stahl, erſchreckte mit den Tönen
Seines Gewiehers es die Welt.
Du kamſt — und wie du ſahſt das edle Thier, die Lenden,
Die ſo einladend, glatt und ſchlank,
Ein haſtiger Centaur, ergriffſt du's bei der Mähne
Und ſprangſt hinauf mit Sporen blank.
Und weil ein Freund es war von wildem Kriegsgetöſe,
Wo Trommeln wirbeln, Pulver kracht,
Gabſt du zur Rennbahn ihm die ſchnelldurchflogne Erde,
Zur Kurzweil gabſt du Sturm und Schlacht.
Dann keine Ruhe mehr! nicht Nächte mehr und Schlummer!
Stets freie Luft, Gefahr und Müh',
Zerſtampft dem Sande gleich ſtets Tauſende von Leibern
Und immer Blut bis über's Knie!
Zermalmt hat fünfzehn Jahr' ſein Huf im Siegeslaufe
Geſchlechter, daß ſie ſanken hin;
Es rannte fünfzehn Jahr' heiß, mit verhängtem Zügel
Ueber der Völker Leib dahin!
Müd' endlich dieſes Laufs, der niemals kam zum Ziele,
Wofür nie einen Lohn es zog,

Von dem zerſtampft die Welt dalag, von dem die Menſchheit
Wie eine Wolke Staubs aufflog,
Erſchöpft der Feſſeln Kraft, daß es bei jedem Schritte
Keuchend beinah zuſammenbricht —
Fleht um Erbarmen es zuletzt den kräftgen Reiter,
Du aber, Henker, hört'ſt es nicht,
Du drückteſt ſtärker nur mit deinen ſtarken Schenkeln;
Um zu erſticken ſein Geſchrei
Kehrteſt du das Gebiß ihm um im ſtörr'ſchen Maule,
Die Zähne brachſt du ihm entzwei.
Es riß ſich wieder auf; doch einſt am Schlachtentage,
Da es zum Widerſtand zu ſchwach,
Sank ſterbend es dahin auf dem Kartätſchenfelde,
Daß dir ſein Sturz die Glieder brach.

Ein weit leichteres, ſo recht modern franzöſiſches Blut rollt in der Dichterader Alfreds de Muſſet, eines ungemein beweglichen Geiſtes, der anfänglich in allerhand Bizarrerien viel brillantes Feuerwerk verſchwendete, dann aber in ſeinem Roman „Bekenntniß eines Kindes des Jahrhunderts“ zu tüchtigerem Schaffen ſich zuſammenfaßte. Muſſet iſt bei aller Jugend viel zu franzöſiſch klug und praktiſch, um ſich lange auf der ſchmalen Gränzſcheide, wo die Sucht nach Originalität à tout prix in Tollhäuslerei überſchnappt, herumzubalanciren. Sein ſcharfer Verſtand mußte ihm den Werth objektiven Dichtens gegenüber der jugendlich ſubjektiven Manie, mit Paradoxen und auf den Kopf geſtellten Prinzipien ein leeres Spiel zu treiben, bald einleuchtend machen, und ſo iſt ſein erwähnter Roman ein bedeutendes Document Betreffs der geiſtigen und ſittlichen Bezüge der Gegenwart ſeines Vaterlandes geworden. Noch entſchiedener aber hat er das unreine und unſchöne Element, in welchem ſich ſeine erſten Verſuche gefielen, in einigen Gedichten überwunden, die mehr an deutſchen Ernſt, an deutſche Gefühlſchwere erinnern, als an die frivolen Couplets der franzöſiſchen Poeten einer frühern Periode, mit welchen Muſſet ſonſt große Aehnlichkeit hat. Unter dieſen lyriſchen Stücken findet ſich eines, das ich hieherſetze, weil es meiner Anſicht nach nicht nur das beſte Produkt Muſſets, ſondern eines der beſten lyriſchen Erzeugniſſe der jungen Literatur Frankreichs überhaupt iſt. Es führt die Ueberſchrift:

Die Dezembernacht.

Der Dichter:

Noch in der Schule blieb einmal
Ich wach in unſerm öden Saal,
Und wollte nicht vom Buche weichen;
An meinen Tiſch ſetzt ſich bei Nacht
Ein armes Kind in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.
Trüb war und ſchön ſein Angeſicht,
Es las bei meiner Lampe Licht
Im Buch, das ich da hatte liegen.
Auf meine Hand die Stirn geneigt,
Blieb es, bis ſich der Tag gezeigt,
Mit freundlich nachdenkſamen Zügen.
Und fünfzehn Jahre war ich bald,
Da ging ich eines Tags im Wald,
Umwogt von Büſchen und Geſträuchen;
Und in der Bäume grüner Nacht
Ein Jüngling ſaß in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.
Um meinen Weg ich ihn befrug;
Die eine Hand die Laute ſchlug,
Und Roſen hielt er in der andern;
Gar freundlich, herzlich grüßt' er mich,
Und zeigte mir, halb wendend ſich,
Den Berg, drauf los ich ſollte wandern.
Zur Zeit, wo Liebe lohnt mit Pein,
Saß in der Kammer ich allein,
Mich ſelbſt zu Thränen zu erweichen;
Am Feuer, das ich angefacht,
Ein Fremdling ſaß in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.
Er ſchien mir düſter und voll Schmerz,
Die eine Hand wies himmelwärts,
Die andre hielt ein Schwert umfangen;
Mitdulder ſchien er meiner Qual,
Ein Seufzer nur ſich ihm entſtahl —
Dann war er wie ein Traum zergangen.
Im Alter, wo man lebt mit Haſt,
Bei einem Feſte, zum Toaſt
Hob ich mein Glas nach Feſtesbräuchen;

Wie ich den Trinkſpruch ausgebracht,
Saß da ein Gaſt in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.
Zerſetzt ein purpurnes Gewand
Trug unter'm Mantel er, es wand
Unfruchtbar ſich ums Haupt die Myrte;
Nach meinem ſtreckt ſein Arm ſich lang,
Und als mein Glas an ſeinem klang,
Zerſpringend in der Hand mir's klirrte.
Ein Jahr nachher — bei Nacht — ich lag
Vor'm Bette knieend, wo am Tag
Ich meinen Vater ſah erbleichen,
Es hielt' mit mir die Todtenwacht
Ein Waiſe ganz in ſchwarzer Tracht,
Mit gleichend, wie ſich Brüder gleichen.
Sein Auge war von Thränen naß,
Er war, wie Schmerzensengel, blaß,
Vom Dornenkranz ſein Haupt umſchlungen;
Entſaitet ſeine Laute ruht;
Sein Kleid war eingetaucht in Blut,
Sein Schwert war in die Bruſt gedrungen.
Ich prägte mir ihn ein ſo tief,
Daß wieder wach ſein Bild mir rief
Ein jeder Vorfall meines Lebens;
Der Schatten, ob er Engel ſei,
Ob Dämon — nie ließ er mich frei,
Und immer floh ich ihn vergebens.
Als ſpäter ich, vom Dulden matt,
Des halben Lebens troſtlos ſatt,
Aus Frankreich zürnend mich verbannte,
Als Ungeduld mein Herz durchfuhr,
Und wandernd, Einer Hoffnung Spur
Zu finden, ich von Sehnſucht brannte.
In Piſa und am Apennin,
In Köln, wo grün der Rhein fließt hin,
In Nizza, an der Thäler Hängen,
In Florenz, im Palaſt voll Pracht,
In Brigues, in trüber Hütten Nacht,
Wo ſich die Alpenrieſen drängen;
In Genua, im Citronenhain,
In Vevay, grün belaubt vom Wein,
Im Havre, wo das Meer ſich dehnet,

Und in Venedig, wo die Mau'r
Aufhält die See, die ſich voll Trau'r
Auf dieſem Grab zu ſterben ſehnet;
Wo in der Welt ich Aug' und Herz,
Blutend von einem ew'gen Schmerz,
Beſchäftigt und ermüdet habe,
Wo läſt'ge Langeweile mich
Ermatteten zog hinter ſich —
Unmuthig, gleich als ging's zum Grabe;
Wo immer ich vom Durſt gequält
Nach einer Welt, die uns verhehlt,
Nachhing des düſtern Traumes Zuge —
Wo ich, des Lebens niemals froh,
Das immer fand, was ſtets ich floh —
Des Menſchen Antlitz — voll vom Truge!
Wo immer ich den Weg entlang
Die Hände über'm Haupte rang
Und ſchluchzte laut gleich einem Weibe!
Wo immer mir, gleich einem Lamm,
Das unter ſeines Scheerers Kamm,
Die Seele nackt trat aus dem Leibe;
Wo immer ich den Schlaf geſucht,
Wo ich dem Leben hab' geflucht —
In allen Ländern, allen Reichen:
Hat ſich in meine Näh' gemacht
Ein Unglücksſohn in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.
Wer biſt du denn, der mir in dieſem Leben
Tritt in den Weg zu jeder Friſt?
Ich ſträube mich, dem Glauben Raum zu geben,
Daß du mein böſer Engel biſt.
Erbarmen leuchtet mir aus deinen Zähren,
Dein Lächeln iſt der Duldung Pfand;
Dein Anblick lehrt die Schickung mich verehren,
Dein Schmerz ſcheint mir den meinen zu verklären;
Der Freundſchaft dünkt er mich verwandt!
Wer biſt du denn? mein Schutzgeiſt biſt du nimmer!
Nie Warnung brachteſt mir noch du!
Seltſam! Du kommſt zu meinem Unglück immer,
Und meinem Leiden ſiehſt du zu!
Seit zwanzig Jahren gehſt du mir zur Seite,
Und noch ward mir dein Name nicht geſagt;

Wer biſt du, den mir Gott gab zum Geleite,
Doch der ſich niemals mit dem Frohen freute,
Der mich nicht tröſtet — nur beklagt?
Noch dieſen Abend erſt ſah ich dich wieder;
Trüb war die Nacht und voll von Pein.
Ans Fenſter raſſelte des Sturms Gefieder —
Ich lag auf meinem Bett allein;
Mein Auge fiel auf eine theure Stelle,
Von einem heißen Kuß noch feucht!
Ich dachte: wie ein Weib vergißt ſo ſchnelle!
Ich fühlte, wie mein Leben gleich der Welle,
Die ſich am Felſen bricht, entfleucht.
Vom vor'gen Tage ſammelt' ich die Briefe,
Ihr Haar und jedes Liebespfand;
Mir war, als ob ins Ohr mir all dieß riefe
Den Schwur, der einen Tag ſie band!
An ſchaut' ich alle dieſe heil'gen Reſte,
Bei welchen mir die Seel' entbrennt;
Thränen, dem tiefſten Herzen ausgepreßte!
Und die das Auge, das damit ſich näßte,
Bis morgen nicht mehr anerkennt!
In Linnen barg ich, was von ſchönen Tagen,
Ein armer Reſt, noch übrig war.
Hienieden dauert, mußt' ich bei mir ſagen,
Nichts aus — als eine Locke Haar!
Tief ließ ich mich, wie Taucher in die Fluten,
In die Vergeſſenheit hinab;
Die wühlenden Gedanken niemals ruhten,
Allein ließ ich der Seele Wunde bluten
Um meine arme Lieb' im Grab.
Von ſchwarzem Wachs wollt' ich das Siegel prägen
Auf das ſo köſtlich flücht'ge Gut;
In ihre Hand wollt' ich es wieder legen —
Da brach hervor die Thränenflut;
O ſchwaches Weib! von ſchnödem Stolz geblendet!
Die Reue ſicher dich erfaßt!
Warum, o Gott, den Schein denn vorgewendet?
Warum das Weinen, Schluchzen all verſchwendet,
Wenn du nicht lieb gehabt mich haſt?
Ja, du wirſt weich und Thränen dir nicht fehlen,
Doch zwiſchen uns drängt ſich der Wahn;
Nun gut! Leb' wohl! du wirſt die Stunden zählen,
Wenn ich nicht mehr dir werde nah'n.

Geh hin, geh hin! nimm im vereiſten Herzen
Befried'gung deines Stolzes mit!
Ich fühle junges Leben noch im Herzen!
Es hat noch Raum für eine Menge Schmerzen
Nach denen, die durch dich es litt!

Geh hin, geh hin! Natur, die ewig blühet,
Hat doch nicht Alles dir geſchenkt!
Ha, armes Kind, das ſich um Schönheit mühet,
Nie an verzeih'nde Güte denkt!
Geh, geh! laß dich von deinem Schickſal finden!
Mit dir verlor nicht Alle ich!
Gib unſre alte Liebe preis den Winden!
Gott! — du, an die mich tauſend Ketten binden,
Du ſcheideſt — warum liebſt du mich?

Da plötzlich ſah ich ſich geräuſchlos heben
Aus düſtrer Nacht eine Geſtalt,
An meinem Vorhang einen Schatten ſchweben,
Auf meinem Lager macht' er Halt —
Wer biſt du mit den trüben, blaſſen Zügen,
Geſtalt voll Trauer und voll Weh?
Was nahſt du mir auf deinen Wanderflügen?
Iſt es ein Traum? Will mir mein Bildniß lügen,
Der Spiegel, den ich vor mir ſeh'?

Wer biſt du Pilger denn, der ohn' Ermatten
Sich ſtets an meine Sohlen hing?
Warum fand ich dich immerdar im Schatten,
Wo nur mein Fuß vorüberging?
Wer biſt du denn, mein einſamer Geſelle,
Der ſtets mit dem Betrübten weint?
Dich ſandte doch gewiß mir nicht die Hölle?
Wer biſt du denn, mein Bruder, ſag's zur Stelle,
Der nur am Kummertag erſcheint?

Die Erſcheinung:

Freund, Einen Vater haben wir!
Nicht ein Schutzengel bin ich dir!
Auch nicht der Menſchheit böſer Engel.
Und die ich liebe — fremd mir bleibt,
Wohin ſie Wunſch und Schickſal treibt
In dieſem Lande voller Mängel.

Ich bin kein Gott, kein böſer Geiſt —
Du ſagteſt, wie mein Name heißt,
Wenn du als Bruder mich begrüßet;
Wohin du gehſt, da werd' ich ſein —
Bis an dein Grab, und auf den Stein
Mich ſetzen, der den Hügel ſchließet.

Vertrauet hat mir Gott dein Herz,
Wenn einbricht über dich ein Schmerz,
So komm zu mir mit deinem Grame!
Begleiten will ich allwärts dich,
Doch nicht berühren kannſt du mich,
Freund! Einſamkeit — das iſt mein Name!

Dichtertrias aus Oeſtreich.

Entnervend weht dein Sommerhauch, du Capua der Geiſter! rief vor kurzer Zeit Grillparzer, Dichter der Sappho, der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes zu und drängte ſo in wenige Worte die treffendſte Charakteriſtik jener berühmten Donauſtadt, bei deren Namen wir unwillkürlich an all die guten Sächelchen der Erde denken, welche wir bereits genoſſen oder noch zu genießen wünſchen. Wien und die Wiener — leben und lebenlaſſen. Aber dieſes Genießen und Gewähren des Genuſſes bleibe immer hübſch innerhalb der Schranken, welche die Materie von den intellectuellen Intereſſen abſperren. Von allen Bäumen der Luſt dürft ihr die Früchte pflücken, aber der Baum der Erkenntniß iſt euch unterſagt. Der bei weitem größte Theil des öſtreichiſchen Volkes läßt ſich dieſes geſagt ſein, lebt in der Furcht Gottes und der Polizei dahin, richtet ſich in ſeinen vier Pfählen möglichſt bequem ein, tanzt Straußiſche Walzer und entſchädigt ſich für anderweitig Verbotenes durch den bekannten Wienerwitz, der indeſſen bei aller Stachelloſigkeit hundertmal genießbarer als jene ſanddürren Berlinismen, die von Witz nur die bittere Schale, nicht aber den ſüßen Kern haben.

In dieſem Sinne ungefähr pflegte man, es iſt noch gar nicht lange her, ſich zu äußern, wenn die Rede auf Oeſtreich kam. Doch nur die gutmüthigen Beurtheiler ließen den Wienern ihre geiſtige Unthätigkeit ſo hingehen der praktiſchen Philoſophie des Genuſſes wegen, die bei ihnen einheimiſch, grämlichere oder eiferndere Berichterſtatter gingen dagegen ſo weit, von dem ſtumpfſinnigen Lächeln eines abſichtlich verwahrloſten Volkes zu ſprechen. Man war, abgeſehen ſogar von allen politiſchen Bezügen, im übrigen Deutſchland gewohnt geworden, an die eben erwähnte Phraſe zu glauben, und das geſchmackloſe Wiener Gebäck, welche die ſelige Baſe Pichler ſo viele Jahre hindurch auf die Leipziger Meſſe ſpedirte, konnte kaum eines Beſſern belehren. Man ſprach freilich manchmal mit Anerkennung von den Leiſtungen des Wiener Burgtheaters oder von vereinzelten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an der Univerſität, aber im Allgemeinen ging die Anſicht im Schwange, an den gelbſchwarzen Mauthſchranken Oeſtreichs breche ſich das deutſche Geiſtesleben. Als ſchöne und kühne Proteſtation gegen dieſe Meinung wand der Baron Zedlitz ſeine „Todtenkränze", eine Dichtung voll hellen Blickes in die Weltgeſchicke, voll Wohllaut und techniſcher Vollendung, voll Milde und Verſöhnung — aber es iſt Reflexionspoeſie, es iſt viel Bewundernswerthes, Rührendes, Ueberzeugendes darin, aber nichts Herzbewältigendes, Primitives. Man las die „Todtenkränze" und die übrigen Sachen von Zedlitz mit Anerkennung, man lobte beſonders die Geſinnung des Dichters, aber große Hoffnungen weckte er keineswegs, hätte ſelbe auch nicht zu rechtfertigen vermocht, wie ſein neueſtes Werk „Waldfräulein" beweiſt, das bei aller Anmuth, Zierlichkeit und Glätte doch ziemlich kalt läßt. Zedlitz's dichteriſches Auftreten war eine Stimme in der Wüſte, man hörte ſie wohl, aber man beachtete ſie nicht ſehr und fuhr fort, die gelbſchwarzen Mauthſchranken als die Mauer des deutſchen China zu betrachten.

Da kamen die lieben, lieben Weckungsjahre, die dreißiger Jahre, und ſiehe da, hinter den Gränzpfählen Oeſtreichs hervor ſchwangen ſich plötzlich adlerkühne, lerchenfriſche und nachtigallſüße Lieder in das deutſche Vaterland herein, den Herzen dreier Dichter entſprungen, die, raſch zu ſehr mächtigen werdend, ihre Heimat poetiſch wieder zu Ehren gebracht, während dieſe Heimat ihre Geſänge ächtete. Dem Referat über dieſe drei Dichter, über Anaſtaſius Grün, Nicolaus Lenau und Karl Beck, iſt vorliegende Epiſtel gewidmet.

Bei Julius Campe in Hamburg, der auch Börne's Schriften und Heine's Reiſebilder gedruckt, erſchien ein beſcheidenes Büchlein, überſchrieben „Spaziergänge eines Wiener Poeten". Wahrlich ein höchſt harmloſer Titel, ein ganz öſtreichiſcher — „Spaziergänge" und „ein Wiener Poet"? Gewiß allerlei Sang und Klang von Lieben und Trieben oder Variationen über die beliebten Themata „'S gibt nur a Kaiſerſtadt, 's gibt nur a Wien!" oder „Wir hobn halt, wir hobn halt unſern Kaiſer ſo gern!" Man durfte Solches vermuthen, aber ſchon die Widmung des Büchleins konnte eines Beſſeren belehren, denn dieſe Widmung iſt an Ludwig Uhland gerichtet und es heißt da:

Jeder ficht nach eigner Wehre,
Prieſter kämpft mit dem Brevier,
Krieger mit dem Schwert und Speere,
Mit Geſang und Reimen wir.

In der That, die „Spaziergänge“ waren ein poetiſcher Waffenruf. Machtvoll, ergreifend und langaustönend, als wäre es der Sturmharfe der Zeit ſelber entſchollen, klang es an die deutſchen Herzen:

Freiheit iſt die große Loſung, deren Klang durchjauchzt die Welt!

und mit Staunen vernahmen wir, der Dichter der „Spaziergänge“ ſei nicht nur ein Oeſtreicher, ſondern ſogar ein Mitglied der ſtabilſten Nobleſſe des Erdbodens. Ja, ein öſtreichiſcher Graf hat die Inſpirationen, die Forderungen des Zeitgeiſts zugleich als Dichter von Gottes Gnaden ſo kühn ausgeſprochen, wie vor ihm keiner, ſo ſchön, wie nach ihm keiner. Und da ſage man noch, unſere Zeit ſei der Wunder bar. Iſt der Religion in unſern rationaliſtiſchen Tagen die Kraft benommen, Mirakel zu verrichten, je nun, was thut's? Die Freiheit ſteht für ſie ein und erweckt ſich ihre Propheten und Apoſtel inmitten der Reihen ihrer Gegner. Denn als Prophet und Apoſtel der Freiheit gibt ſich Anaſtaſius Grün, eigentlich Anton Alexander Graf von Auersperg geheißen und am 11. April 1806 geboren, in ſeinen „Spaziergängen“ durchgehends, ob er nun mild wie Johannes und gedankenſcharf wie Paulus das neue Evangelium verkünde, wie er es in den Geſängen „Frühlingsgedanken“, „Mauthcordon“, „der Cenſor“ und „unſere Zeit“ gethan, ob er in der ſtolzen Bilderpracht eines Heſekiel und mit der ſtrafenden Wortſchwere eines Jeremias die Freiheit und ihre Vertreter preiſe, ihre Haſſer beklage und beſchwere, wie in den Geſängen „Sieg der Freiheit“, „ſein (Kaiſer Joſephs II.) Bild“, „Prieſter und Pfaffen“, Salonſzene“, „Gaſtrecht“ und „an den Kaiſer“, oder ob er endlich die Schneide des Spottes, welcher ja den Propheten des alten Bundes ebenfalls eigen, den Leugnern und Verfolgern der Zeitideen auf den Nacken legt, wie es geſchieht, wenn er von den „Dicken und Dünnen“ ſingt:

Fünfzig Jahre ſind's, da riefen unſre Eltern zu den Waffen:
Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden, feiſten Pfaffen!
Auch in Waffen ſtehn wir Enkel; jetzt doch muß die Loſung ſein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, ſpindelhagern Pfäfflein!

Aber wo gab's größre Arbeit, welcher Kampf bot mehr Gefahren?
Wo galt's feſter auszudauern, wo galt's klüger ſich zu wahren?
Lauthin ſchnaubt die plumpe Wildſau, wenn ſie durch das Dickicht keucht,
Aber leiſe kriecht die Viper, die nach deinen Ferſen ſchleicht!

Einſt verſchnarchten dicke Pfaffen ganze Tag in ſüßem Schläflein,
Jetzt doch liegen auf der Lauer immer wach die dünnen Pfäfflein;
Jene brüllten ihre Inbrunſt heulend in die Welt hinein,
Dieſe winſeln ihren Jammer, Katern gleich im März, ſo fein.

Mächt'gen, ſchweren Folianten glichen einſtens jene Dicken,
„Allgemeines, großes Kochbuch“ ſtand als Inſchrift auf dem Rücken;
Einem ſchmalen, kleinen Büchlein ſind die Dünnen gleich, fürwahr,
„Kurzgefaßte Gaunerſtücklein“ beut das Titelblatt euch dar.

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einſt den Kampf, ihr Alten,
Doch der Artigkeit und Schlauheit müſſen wir die Stange halten!
Einſtens rannten euch die Dicken mit dem Wanſt die Thüren ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durch's Schlüſſelloch herein.

Längſt ſchon hat ein tapfrer Ritter kühn der Dicken Heer gebändigt,
Und als goldner Stern des Tages jene finſtre Nacht geendigt!
Joſeph hieß der Stern und Ritter! Wien, du kannſt ſein Denkmal ſehn!
Ach und will denn gen die Dünnen nimmer ſolch ein Held erſtehn?

O ſo ſteigt ihr Dicken wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem, gutem Magen! Werdet chriſtliche Saturne!
Und verſchlingt den magern Nachwuchs, o dann ſind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer ſolch gift'ge Koſt genoß!

Die „Spaziergänge“ lenkten die allgemeine Aufmerkſamkeit mehr, als bisher geſchehen, auf ein früher erſchienenes Werk von Anaſtaſius Grün hin, auf ſeinen Romanzenkranz „der letzte Ritter“, deſſen Held Kaiſer Maximilian I. als eine ſo wohlthuende menſchliche Erſcheinung an der Gränze des ſcheidenden Mittelalters ſteht. Den Dichter leitete ein richtiges Gefühl, als er ſeinen Helden vorwiegend nur als Menſchen oder Mann auffaßte und beſang, denn Maximilians Thun und Treiben als politiſches, weltgeſchichtliches Individuum kann nur zerbröckelnde, zerfahrende Reſultate gewähren, da Maximilian bei aller Hoheit der Geſinnung, bei all ſeiner Thatenluſt doch eigentlich nichts Großes, „Menſchengeſchick Bezwingendes“ vollbracht hat, während er, ſo wie man das ſchön Menſchliche, Ritterliche an ihm herauskehrt, als einer der liebenswürdigſten Charaktere der deutſchen Geſchichte erſcheint. Und ihn als ſolchen erſcheinen zu laſſen, hat Grün gar wohl verſtanden. Einen ganz eigenthümlich herzerfreuenden Eindruck aber macht es, wenn der

Dichter im Verlauf der Abenteuer Maximilians auf den Krieg deſſelben mit den Eidgenoſſen zu ſprechen kommt, der in der Schweizergeſchichte unter dem Namen des Schwabenkriegs bekannt iſt, und ihm nun plötzlich die Seele aufgeht vor dem Wehen freier Alpenluft und er in einen Preisgeſang auf die Schweiz ausbricht, wie noch nie einer geſungen wurde, und hierauf die beiden für die eidgenöſſiſche Republik ſo glorreichen Schlachttage bei Fraſtenz und Dorneck alſo ſchildert:

Vor Fraſtenz auf dem Felde, da ſtand ein deutſches Heer
Im weiten Halbmondkreiſe, vorſtreckend Speer an Speer,
Mit Schildern und mit Hochmuth die Buſen kühn umballt,
Ein undurchdringlich Bollwerk, ein ſtarrer Lanzenwald.
Ei, Schweizervolk, was ſteigſt du von deiner Alpen Wand
Mit Aexten und mit Kolben hernieder in das Land?
„Den neuen Wald bei Fraſtenz, den woll'n wir niederhaun,
Um aus den Stämmen Hütten der Freiheit zu erbaun.“
Jetzt ſtürzt in Deutſchlands Lanzen der Eidgenoſſen Heer,
Ohnmächtig prallt's zurücke, allüberall Speer an Speer!
Der Schweizer knirſcht die Zähne, der Deutſche ſpöttelnd ſpricht:
„Seht, wie ſich des Windhunds Schnauze am Igelbalg zerſticht!“
Da ſcholl ein Ruf urplötzlich, wie'n Auferſtehungslied:
„Dank dir, verklärter Schatten, Arnold von Winkelried!
Du winkſt, ich hab' verſtanden! auf, Schweizervolk, mir nach!“
So klang die Stimme Wohllebs, der aus den Scharen brach.
Vom Schaft reißt er ſein Banner und windet's um die Bruſt,
Stürzt in der Ritter Speere, durchglüht von Würgeluſt;
Vorleuchten ſeine Augen, ein flammend Fackelpaar,
Voranweht, ſtatt des Banners, im Wind ſein weißes Haar.
Sechs Ritterſpeere faßt er zuſamm' mit ſtarker Hand,
Drein taucht er ſeinen Buſen: geſprengt iſt die Lanzenwand!
Einſtürmt zur Bahn der Rache der Schweizer rüſt'ge Schar,
Doch Heinrich Wohllebs Leiche dazu die Brücke war.
Da praſſeln Schweizerhiebe, wie Hagel auf Saaten fährt,
Von Schildern ſprühten Funken, wie von des Schmiedes Herd;
Der Schwerter Streiche ſauſten mit toſender Gewalt,
Wie's oft im Forſt von tauſend derb treffenden Aexten ſchallt.
Sonſt wenn im Wald gehaun wird, ſchont man der jungen Bäume,
Daß mit der Zeit der Nachwuchs geſund und kräftig keime;
Nicht alſo thaten die Schweizer bei Fraſtenz im Lanzenwald,
Die ſchonten keines Stammes, gleich galt's, ob jung ob alt.
Knöring, der greiſe Eichbaum, ſank hier durch Schwertesſtreich,
Ilſing, die junge Ceder, ſo ſchön und hoffnungsreich!

Sieg! rief verröchelnd Wohlleb, Sieg! rief der Seinen Schar.
Inmitten der blut'gen Ebne, die erſt ein Hochwald war.
Die weite Fläche decket ein Teppich von rothem Blut,
Gleichwie auf Königsſärgen der Purpurmantel ruht,
Drauf lag, ſtatt welker Blumen, verblichner Ritter Glanz,
Wohlleb, der greiſe Schweizer, als Lilie in dem Kranz.
Als Prieſter aber betend ſtand an der großen Bahr'
Mit hocherhobnen Händen der Sieger freie Schar,
Drauf als ſich All' im Illſtrom vom Blut die Hände gereint,
Begruben ſie mit Thränen im Feld ſo Freund als Feind.

Ihr ſaht wohl einſt Schloß Dorneck, die Rieſenlind' am Thor,
Im Schloß die frohen Leute, am Baum den Sängerchor,
Seht jetzt die öden Hallen, — kein Arm, der Becher ſchwingt!
Seht jetzt die ſtille Linde, — kein Sänger, der Lieder bringt!
Doch unten in dem Thale des Fürſtenbergers Heer,
Mit Schwertern und Hellebarden, wie Halme im Aehrenmeer!
Und drüben am Berg die Schweizer im Sichel- und Senſenglanz,
Und ſingend und jubelnd, als zögen die Schnitter zum Erndtetanz!
Der deutſche Feldherr lächelnd dem Knappentroß gebot:
„Bringt doch den Schnittern drüben ihr Stückchen Morgenbrot!“
Ei doch, ihr ſtolzen Ritter, ſpart Müh' und Sendung euch,
Der Schweizer holt's wohl ſelber und bringt den Dank zugleich.
Seht, lang läßt er nicht warten und zahlt mit Erze blank,
Wohl rief't ihr jetzo gerne: o Schweizer laß den Dank!
Zwar rauh iſt das Gepräge der Münze, die er bringt,
Doch ſeht, wie blank ſie glänzet, und hört, wie rein ſie klingt!
Ha! Schwert du biſt die Münze, die für Tyrannen gilt,
Ein freies Volk der Wechſler, Zahltag das Schlachtgefild'!
Du Schweizervolk auch ſparteſt die Münze heute nicht,
Manch deutſcher Träger ſtürzte wohl unter des Erzes Gewicht.
Wer iſt's, der dort vor Allen durch's Schlachtgedränge brauſt,
Wie die gewalt'ge Windsbraut an ſtöhnende Fichten ſauſt?
So kühnbegeiſtert kämpfet ein Freier nur! — O nein!
Das iſt der Fürſtenberger, der ficht vor ſeinen Reihn.
Im flatternden ſchwarzen Mantel mit einem Kreuze weiß,
Stürmt wie ein wandelnd Sargtuch ein Mann aus der Schweizer Kreis;
Das iſt von Zug der Dechant. Gelobt ſei Jeſus Chriſt!
Willkommen Ihro Hochwürden, willkommen zu dieſer Friſt!
Sonſt ſchwang er nur den Wedel, geweihten Waſſers voll,
Daß jedes Haupt der Gläub'gen im Dom von Weihbronn quoll;
Ha, wie er's Schwert jetzt ſchwinget, wie's Blut dran niederlauft,
Das iſt der Wedel und Weihbronn, womit die Freiheit tauft.

Seht dort den blut'gen Helden, kühn ſtreitend auf Leichenhöhn,
 Wie auf dem Fels die Eiche im Morgenrothe ſtehn!
 Ein Schweizer nur kämpft alſo, — ein Schweizer iſt es nicht! —
 Das iſt der Fürſtenberger; hei, wie ſo gut er ficht!
Horch, wie das Horn ſo gräßlich des Zuger Hirten ſchallt!
 Sturm, Sturm! ruft kräft'gen Tones der Schiffer aus Unterwald;
 Ha, Schützenvolk aus Uri, du zieleſt weit und gut!
 Ei Solothurner-Winzer, die Traube gibt ſchon Blut!
Was weht da für ein Banner vor Allen hoch daher?
 Im purpurrothen Felde ein grimmer, ſchwarzer Bär!
 Ja, biedres Bern, du wählteſt dein Banner klug und gut,
 Dein grimmer Bär, der watet jetzt tief im rothen Blut.
Dort mit geſpaltnem Haupte ſinkt Einer auf den Grund,
 Seht, ſelbſt im Tod ſchwebt Lächeln noch um des Helden Mund;
 Nur Freie lächeln ſterbend: ein Schweizer iſt's! — O nein!
 Der Fürſtenberg iſt's, lachend in Schmerz und Todespein.
„Ihr ſchweizeriſchen Schnitter, ihr ſchneidet bis auf's Blut!
 Ihr ſchweizeriſchen Dreſcher, ihr dreſchet derb und gut!“
 Er ſtöhnt's und ſtirbt inmitten der Leichen ſeiner Schar,
 Im Tod noch treu ihr Herzſchild, wie er's im Leben war.
Wie Garbenbünde liegen gefällt die Ritter ſchon,
 Ihr Führer in der Mitte als purpurrother Mohn;
 Auf's öde, wüſte Saatfeld blickt ſtill das Abendroth,
 Die Schnitter aber ſchweigend verzehren ihr Veſperbrot.
Seht dort das graue Beinhaus, das iſt der Freiheit Scheune,
 Da häufte ſie als Aehren die bleichenden Gebeine;
 Wenn einſt der erſte Morgen des ew'gen Lenzes naht,
 Erſteht in Füll' auch wieder, o Freiheit, deine Saat!

Vier Jahre nach dem Erſcheinen der „Spaziergänge“ gab Anaſtaſius Grün ſeinen „Schutt“, vier Dichtungen, Träger jener großen Hoffnung, welche in allen Gedichten Grüns grünt, daß nämlich auf dem thränen- und blutgenetzten Schutt der Vergangenheit, ungeſtört von dem Waffenlärm der Gegenwart, eine troſtvolle, frieden- und freiheitsreiche Zukunft erblühe, deren Keime vor Verwüſtung zu wahren, Jedem aufgegeben ſei, der ſich nicht als egoiſtiſch todte Maſchine, ſondern als lebendiges Glied der unſterblichen Menſchengemeinſchaft empfindet. Die ewigen Ideen Licht, Liebe, Freiheit und Wahrheit, die ſich ja alle in die der Menſchlichkeit auflöſen, betrachtet Anaſtaſius in ſeinem „Schutt“ vom Standpunkt des zukunftenträthſelnden Sehers, die Diſſonanzen, welche ſein Stoff laut werden laſſen muß, in ſtraffer Durtonart ausſprechend, doch ſo, daß die endliche Verſöhnung ſtets ahnungsheiter durchklingt. Die erſte dieſer Dichtungen, „der Thurm am Strande“, legt uns das Seelenleben eines unſchuldig Eingekerkerten dar, der an ſeine ſchmerzlichen Seufzer nach Luft, Freiheit und Gerechtigkeit Betrachtungen über ſociale Einrichtungen knüpft, die mit ſeiner Lage zuſammenhängen. So richtet z. B. er an ſeine Richter die Worte:

Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
  Wenn ſich's die Händ' etwa nicht ſelbſt genommen,
  Das Recht, zu ſchalten über Menſchenleben,
  Kennt ihr des Menſchenlebens Sinn und Frommen?
Ich rath' euch, wallt aus eurer goldnen Klauſe
  Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke.
  Doch laßt mir fein den Doktorhut zu Hauſe,
  Die grüne Brille, Coder und Perrücke!
Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget,
  Ein leichter Abglanz ſchlich in eure Seele,
  Dann iſt es Zeit, dann weilet nicht und ſorget,
  Daß Flinte, Beil und Meſſer euch nicht fehle.
Seht dort den Roſenſtrauch im Duftmeer fluten!
  Das Meſſer her, vom Stamme ihn zu trennen!
  Er liegt im Staub und ſcheint nun zu verbluten
  Aus ſo viel Wunden, als da Knoſpen brennen.
Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth ſchimmern?
  Das Feuerrohr herbei und ſtreckt ſie nieder!
  Vor euch im Roſengrün mit leiſem Wimmern
  Verſiegt die holde Quelle ſüßer Lieder.
Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
  Die Axt herbei, den Stamm ihr zu zerklüften!
  Da liegt die Rieſenleiche euch zu Füßen,
  Ihr Sterberöcheln iſt ein ſüßes Düften.
Und will euch Wehmuth nun ins Herz, ſo lenket
  Heimwärts den Pfad und nehmt an eurer Schwelle
  Den Säugling aus der Gattin Arm und ſenket
  Eu'r ſinnend Haupt zu ſeiner Lockenfülle.
Und denkt des Baums, zerſpellt zu todten Trümmern,
  Und denkt der Knoſp', erblaßt im Todesbeben,
  Und denkt des Liedes, aufgelöst in Wimmern,
  Und ahnt es leiſe, was ein Menſchenleben!

Im zweiten Geſang des Schuttes wandelt der Dichter durch ein verfallenes Kloſter, erbaut und belebt es wieder kraft der Phantaſie und läßt dem untergangenen **Mönchthum**, deſſen **Miſſion** erfüllt iſt, ſeine verſöhnliche Grabrede nachklingen. Der dritte Geſang „Cincinnatus“ macht die Contraſte der untergegangenen antiken Welt mit der werdenden transatlantiſchen im poetiſchen Prisma ſtralen, indem der Dichter ſeine Schilderungen und Betrachtungen bald an die wiederausgegrabenen Ruinen Pompeji's, bald an das friſchaufſproſſende Coloniſtentreiben und Staatsleben Amerika's anknüpft. Du kennſt die Beſchreibung des tragiſchen Untergangs jener antiken Stadt durch den Beſuv aus Plinius oder Bulwer, höre nun, wie unſer Dichter dieſe Kataſtrophe darſtellt:

Ich ſeh' die ſchönſte von Pompeji's Frauen
  Im Garten, der ſich ſonnig vor ihr breitet!
  Wohl iſt er ſchön und blüthenvoll zu ſchauen,
  Doch ſchöner, üpp'ger blüht, die durch ihn ſchreitet.
Es hält Akanth und Bux als Macht von Zwergen
  In Haft Viol' und Roſ' im grünen Erker,
  Ihr Mieder doch mag als Gefangne bergen
  Zwei ſchönre Röslein wohl in ſeinem Kerker.
Ich ſeh' als Silberſchaft den Springquell ſteigen
  Und ihn als Schnee millionenflockig fallen,
  Gleich einer Trauerweid aus Silberzweigen —
  Doch ſchöner, weißer ihren Buſen wallen.
Da ſieht der Geiſt des Feuerbergs hernieder
  Vom Flammenthron; ihn faßt die Macht der Liebe!
  Bebt, wenn euch Götter haſſen, Erdenbrüder,
  Doch auch nicht minder bebt ob ihrer Liebe!
Schon eilt, daß ihn kein Späher überraſche,
  Sein Mohrenſklave, jene ſchwarze Wolke,
  Mit einem Schleier — ach, von Staub und Aſche —
  Der Liebe Haus zu hüllen vor dem Volke.
Schon muß dem Kuppler nach, daß er nicht weile,
  Sein Sklavenvogt, der Sturm, jetzt brauſend fahren;
  Der peitſcht mit Feuerruthen ihn zur Eile
  Und zaust in ſeinen ſchwarzen, krauſen Haaren.
Schon tobt herab der Herr die Bergestreppe,
  Im Purpurmantel glühnder Laven wallend,
  Veſuv als Page hält den Saum der Schleppe,
  In rieſ'gem Bogen ſeinem Arm entfallend.
So ungeſtüm hetzt Jenen Liebeshitze,
  Daß aus der Feuerkron' im Niederwallen
  Ihm Diamanten: flammenhelle Blitze,
  Granaten: glühnde Felſen taumelnd fallen.

Schon iſt er da, die Arme ausgebreitet,
Die feur'gen, daß den ſüßen Leib er haſche;
Doch ab von ſeinem Herzen dieſer gleitet
Und knickt zur Erd' als eine Handvoll Aſche.
Die Roſen ſind verdorrt am Hochzeitfeſte,
Die Quellen ſind verſiegt im Gartengrunde —
Nur in des Königsmantels Lava preßte
Sich ab des ſchönſten Buſens volle Runde.
Da ſprach der Gott: Weib, deines Leibes Schöne
Verweh' nicht, Roſen gleich, im Kuß der Winde:
Sie ſoll entzücken noch die Enkelſöhne,
Stets leb' ein Zeuge, der ſie ihnen künde!
Du, graue Lava, ſollſt in Staub nicht fallen!
Als Lampe, ſchöngeformt, ſollſt du erhellen
Glanzſtralend der Jahrtauſend' Tempelhallen,
Und voll des heilgen Oels der Liebe quellen!
Als runde Opferſchale ſollſt auf Erden
Der Liebe ewgen Nektar du kredenzen,
Draus ſich Jahrtauſende berauſchen werden
Und deren Rand die ſpät'ſten Roſen kränzen!

In den „fünf Oſtern“, welche den Schutt ſchließen, iſt beſonders auf die Klage des Juden hinzuweiſen, der am heiligen Grab den jahrtauſendlangen Schmerz ſeines zertretenen, noch heut zu Tage nur da und dort als Theilhaber der Menſchenrechte anerkannten Volkes und deſſen Verbitterung ausklagt. Zuletzt ſchildert der Dichter

Ein Oſtern, Auferſtehungsfeſt, das wieder
Des Frühlings Hauch auf Blumengräber ſä't,
Ein Oſtern der Verjüngung, das hernieder
In's Menſchenherz der Gottheit Athem weht.

Dieſes Oſterfeſt eröffnet die Perſpektive in das goldene Zeitalter der Zukunft, wie es ſich ein edles, hoffendes und vertrauendes Dichterherz träumen mag. Die Menſchheit triumphirt, das Uebermenſchliche, deſſen Hereinphantaſirung in unſer Leben daſſelbe vergiftet, geht im Reinmenſchlichen auf, zu deſſen Verſtändniß wir durch ſchwere Prüfungen geleitet werden und deſſen Genuß den kommenden Geſchlechtern die Erde wieder zum Eden macht, in welchem die Menſchen ſogar der Erinnerung an die blut- und thränenreiche Vergangenheit bar und ledig geworden:

Auf Golgatha in eines Gärtchens Mitte,
Da wohnt ein Pärlein, Glück und Lieb' im Blick;

Weit ſchaut ins Land, gleich ihrem Aug, die Hütte,
Es labt ja Glück ſich gern an fremdem Glück!
Einſt, da begab ſich's, daß im Feld die Kinder
Ausgruben gar ein formlos, eiſern Ding;
Als Sichel däuchts zu grad und ſchwer die Finder,
Als Pflugſchar faſt zu ſchlank und zu gering.
Sie ſchleppen's mühſam heim gleich ſeltnem Funde,
Die Eltern ſehn es, doch ſie kennen's nicht!
Sie rufen rings die Nachbarn in die Runde,
Die Nachbarn ſehn es, doch ſie kennen's nicht.
Da iſt ein Greis, der in der Jetztwelt Tage
Mit weißem Bart und fahlem Angeſicht
Hereinragt, ſelbſt wie eine alte Sage;
Sie zeigen's ihm, er aber kennt es nicht!
Wohl ihnen allen, daß ſie's nimmer kennen!
Der Ahnen Thorheit, längſt vom Grab verzehrt,
Müßt' ihnen noch im Aug' als Thräne brennen!
Denn was ſie nimmer kannten, war ein — Schwert.
Als Pflugſchar ſoll's fortan durch Schollen ringen,
Dem Saatkorn nur noch weiſt's den Weg zur Gruft;
Des Schwertes neue Heldenthaten ſingen
Der Lerchen Epopee'n in ſonn'ger Luft. — —
Einſt wieder ſich's begab, daß, als er pflügte,
Der Ackersmann wie an ein Felsſtück ſtieß
Und als ſein Spaten rings die Hüll' entfügte,
Ein wunderſam Gebild aus Stein ſich wies.
Er ruft herbei die Nachbarn in die Runde,
Sie ſehn ſich's an, jedoch ſie kennen's nicht!
Uralter, weiſer Greis, du gibſt wohl Kunde?
Der Greis beſieht's, jedoch er kennt es nicht.
Ob ſie's auch kennen nicht, doch ſteht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Bruſt, in ewgem Reiz,
Es blüht ſein Same rings auf allen Wegen;
Denn was ſie nimmer kannten, war ein — Kreuz!
Sie ſahn den Kampf nicht und ſein blutig Zeichen,
Sie ſehn den Sieg allein und ſeinen Kranz!
Sie ſahn den Sturm nicht mit den Wetterſtreichen,
Sie ſehn nur ſeines Regenbogens Glanz!
Das Kreuz von Stein, ſie ſtellen's auf im Garten,
Ein räthſelhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Roſen rings und Blumen aller Arten
Empor ſich ranken, kletternd um und um.

So ſteht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsſchwer:
Verdeckt iſt's ganz von ſeiner Roſen Hülle,
Längſt ſieht vor Roſen man das Kreuz nicht mehr.

Schlägſt du nun die Sammlung der eigentlichen lyriſchen Gedichte Grüns auf, welche 1837 zuerſt erſchien, ſo tritt dir auch in dieſer vor Allem der weltumfaſſende Gedankenernſt und die hochſinnige Menſchenliebe entgegen, welche den Dichter charakteriſirt, jener meiſt melancholiſch angehaucht, oft die köſtliche Mannesthräne im Auge, dieſe jetzt donnernd im echteſten und gerechteſten Zorn, dann wieder hinſchmelzend in kindlicher Erbarmung und Verſöhnlichkeit, welche ſich ſelbſt zur Sünde liebevoll niederneigt, um aus dem Wuſt derſelben den Schatz der Menſchenherrlichkeit zu Tage zu fördern. So in einem ſeiner unvergleichlichſten Gedichte, in der „Sünderin“:

Einſam liegt ein Häuschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß ſie ewig zitternd ſich bewegen,
Wie ſo manches Herz, das drinnen haust.
Dieſes nied're Pförtlein, will's nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz, beim Drüberſchreiten
Leicht vom Haupt ſich abſtreift und verblüht?
Denn ein Tempel iſt's, der Sünd erſchloſſen! —
Und doch ſeht, wie glänzt das Frühroth drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegoſſen,
Ragt als heil'ger Sonnentempel auf!
Horch, des ſchmalen Fenſters Flügel klingen!
Und es blickt mit welkem Blumenſtrauß,
Fahlem Kranz und ſchlaffen Lockenringen
Eine Prieſt'rin dieſes Doms heraus.
Blaß ſind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimſt Verbrechen
Und zugleich ſein ſtrenges Urtheil nennt.
Wie ſo matt die trüben Augen ſchimmern
Faſt wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nur kärglich, fahl und müde flimmern,
Da der goldgelockte Tag erſtand.
Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt ſie jetzt, daß fort ſie blühn;

Wenn in Herzen ſchon die Blumen ſtarben,
Läßt man gern ſie vor den Fenſtern glühn.
Zwiſchen Roſen, Ampeln, Engelchören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ew'gen Lampe Glut zu nähren,
Bringt ſie Oel, wie Veſta's Prieſterin.
Neue Blumen geht ſie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt ſie tändelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu ſchmücken,
Für ſich ſelbſt dann einen Blumenſtrauß.
Scheint's nicht reinſtes Hochgefühl des Weibes,
Das ſo arglos hier mit Kränzen ſpielt,
Weil es ſelbſt den Schooß des eignen Leibes
Einen Heiland werth zu tragen fühlt?!
Künſtlich ſchminkt ſie nun die blaſſen Wangen;
Und doch nenn' ich Schamroth dieſes Roth,
Denn ſie läßt es auf dem Antlitz prangen,
Ach aus Scham, daß es ſo blaß und todt!
Nun das roſ'ge Haupt ſie laß und loſe
In die weißen Hände niederbeugt,
Scheint's nicht eine müde Purpurroſe
Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?
Und ſo ſtarrt ſie ſchweigend in die Welle,
Unter ihr ſchlägt wild die Brandung an,
Aber fern iſt Frieden, Tageshelle,
Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.
Und ſo ſpäht ſie ſtarr durch Luft und Wogen
Nach dem längſt erloſchnen Morgenſtern,
Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
Ihrer Unſchuld Bild, ſo weiß, — ſo fern!
Weint ſie nicht? — Kind, wein' ins Meer nur nieder!
Dieſer Perlen Schrein wird doch nie leer,
Deine Augen füllen bald ſich wieder,
Und an Perlen reicher wird das Meer.
Schimmre fort, du roſ'ge Morgenröthe,
O verklär' ihr fort das Angeſicht! —
Da, inmitten ihrer Blumenbeete
Wie verklärt ſie ſteht, wie rein, wie licht!
Und ſie iſt nur eine welke Blume
Von der Paradieſesroſe: Weib,
Trümmer nur vom ſchönſten Heiligthume,
Ach, ein tiefgefallen, ſündig Weib!

Und doch könnt' ich knieen hier und beten,
Beten, weinen, wie vor Heil'gen kaum!
Eine Roſe liegt am Weg zertreten,
Und mit ihr ein ganzer Himmelsraum.

So oft ich dieſes Lied noch geleſen, mußte ich an Jeſus Chriſtus denken, wie er Maria Magdalenen verzeiht. Und du, meine Freundin? Ach, ich möchte die Zähre wegküſſen, die an deinen Wimpern hängen wird, wenn du dieſes Gedicht geleſen. Grün hat auch viele Liebeslieder geſungen, aber er opfert in denſelben den Egoismus der Liebe nicht, er ringt ſich aus der Beängſtigung ſelbſtiſchen Leides zur Klage über das menſchheitentzweiende Vorwalten des Haſſes empor, und ſelbſt da, wo er ſich ſcheinbar der ſubjektiven Stimmung völlig überläßt, erhebt er ſich, Kühne glaub' ich, drückt es ſo aus, zu einer weltweiten Größe, die den ganzen Schmerz des Lebens in ſich ſchließt, wie in ſeinem „Archipelagus der Liebe":

Es glüht das Meer, endlos vor mir gebreitet,
Wie die Erinnerung an roſ'gen Mai,
Und jenes Segel, das darüber gleitet,
Mich dünkt's, als ob mein eignes Herz es ſei.

Du unſtät Fahrzeug dort, das ſchwank und irre
Fern durch die Wogen ſteuert hin und her,
Wer ſagt mir wohl, wohin dein Segel ſchwirre
In dieſem weiten, inſelreichen Meer?

Welch Eiland einſt dein Port aus all den blauen,
Zerſtreut im Spiegel abendrother Glut,
Wie Häupter holder Jungfraun anzuſchauen
Auftauchend aus dem Bade lauer Flut?

Ob dieſes hier, auf deſſen Flur von Roſen
Der Abend jetzt auch ſeine Roſen ſtreut,
Daß Himmelsblüthen mit den ird'ſchen koſen
Und Erd' und Himmel glühn im Blumenſtreit?

Ob jenes dort, ſo ſtolz die Stirne tragend,
Wenn Morgenroth drauf ſeinen Kuß gepreßt,
Doch deſſen goldner Felſenwall, hochragend,
Den Kahn der Sehnſucht nimmer landen läßt?

Ob jene Inſel, die, daß ſanft es lande,
Manch Schifflein lockt, und lieblich anzuſehn,
Wenn Mondenglanz ſich gießt auf ihre Strande
Und goldne Stern in Meer und Aether ſtehn?

Ob es die blondgelockte, deren Felder
In üppger Saat hinfluten helles Gold,
Die ſchwarzgelockte, der ein Kranz der Wälder
Wie lindes Haar reich um die Schulter rollt?
Wer ſagt es mir, wohin dieß Segel ſchwirre
Und ob's ein Schiff auch, was dort treibt umher?
Ob nicht vielleicht mein Herz, das ſchwanke, irre,
Durchſchiffend der Erinnrung blaues Meer?

Jene ſchäferliche Zeit, wo die deutſche Poeſie mit der arkadiſchen Flöte am murmelnden Bache ſaß und verliebte Madrigale pfiff, iſt vorbei, vorbei iſt auch die Zeit, in welcher die höchſte Meinung, die man von der Poeſie hatte, dahin lautete, ſie ſei ein angenehmes Spielzeug für müſſige Stunden; mit dem innern Werth der Dichtkunſt hat ſich auch ihre äußere Gültigkeit erhöht. Man ſieht ſie jetzt nicht mehr bloß als tändelnden Zeitvertreib an, denn man hat ihre göttliche Sendung zu begreifen angefangen; ſie ſitzt nicht mehr einſam flötend am murmelnden Bache, ſondern hat ſich amazonenhaft die Lenden gegürtet und iſt hereingetreten in die ringende und drängende Gegenwart, neben der Leier das Schwert tragend, die Schlagworte der Zeit auf den Lippen. Und als einem ihrer geweihteſten Jünger verkündigt ſie Anaſtaſius Grün ihre Offenbarungen, ſein Dichterwort iſt ein reiner Zeuge ihrer himmliſchen Schönheit und Würde. Sie iſt ihm nicht nur Deuterin der wirren Räthſel der Gegenwart, ſie iſt ihm zugleich auch Tröſterin. Darum bleibt ihm ſtets ſeine, unter den Zeitgenoſſen ſo ſeltene, Eigenſchaft treu, Alles in tröſtlichem Licht zu ſehen. Was andere verwirrt und ängſtigt, zeigt ſich Grüns Dichterauge in ſeiner wahren Weſenheit, welche unter kleine Gemüther erſchreckender Hülle den Samen der Verheißung birgt. Deßhalb bei aller Entſchiedenheit der Geſinnung jene Milde des Urtheils, welches dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem es ihn bekämpft, deßhalb jenes männliche Vertrauen auf die Zeit, wo Andere ſchwächlich an ihr verzagen, deßhalb ſein ahnungsvolles Herausfühlen der Thätigkeit des Weltgeiſtes aus Erſcheinungen des Tages, die, ſcheinbar im Dienſte der Materie, unwiderſtehlich auf die große Reformation der Menſchheit hinarbeiten. So iſt ihm auch die Poeſie des Dampfes, welche vor ihm nur ein edler Dahingegangener, Chamiſſo, der Franzoſe mit dem deutſchen Herzen, in ſeiner ſchönen Ballade »das Dampfroß« begriffen hatte, in ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung klar geworden und den Befürchtungen, die ſich bezüglich der Bedrohung poetiſcher Lebensanſchauung durch dieſes Wunder unſerer Zeit kundgaben, deſſen Conſequenzen die Weltlage total umgeſtalten müſſen, ſolchen Befürchtungen ſtellt er die koſtbaren Troſtworte entgegen:

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
Seh' edle Angeſichter ſich verſchleiern,
Prophetiſch trauernd, daß in unſern Tagen
Der Proſa Weltreich ſeinen Sieg will feiern;
Daß Poeſie, entſetzt, nun fliehen werde,
Auf ſchnurgerader Eiſenbahn entſagen,
Entführt auf Dampffregatten unſrer Erde,
Auf Dampfkaroſſen ferne fortgetragen!
Ei, wart ihr denn ſo hold den krummen Wegen,
Daß ihr ſo ſehr die graden ſcheuen könnet?
Und iſt euch's Poeſie, auf Holperſtegen
Zu kriechen, wenn's zu fliegen euch vergönnet?
So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleiſen
Der Poeſie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und knebelt mit Gebiß und Strang und Eiſen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!
Die Haid' entlang! Laßt eures Leibs Gebeine
Des Auferſtehungstages Rütteln ahnen,
Der Roſſe Schnauben, Peitſchenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Verlornen mahnen!
Springt dort ins Boot, laßt rudern ſtromhernieder!
In ſaurem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob euch die Ruderknechte, eure Brüder,
Von der verlornen Poeſie nicht ſagen?
Beſteigt ein Schiff und fangt die Launenſpende
Des wind'gen Windgotts auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haſchen ſuche!
Will er's, ſo ruht windſtill mit ſchlaffem Segel,
Seid feſtgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht daß Delphin euch und Seegevögel
Von jener, ſo ihr ſuchet, weiß zu ſagen!
Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf ſchwarzem Schwan, dem Dampfſchiff, ſchwimmend ſingen,
Den Becher ſchwingend voll des goldnen Weines,
Dir, Menſchengeiſt, den Siegeshymnus bringen!
Wie dir der Feuergeiſt die Flammenkrone
Herab vom ſtolzen Haupt hat reichen müſſen,

Wie du dem Erdengeiſte, ſeinem Sohne,
Das ehrne Herz kühn aus der Bruſt geriſſen;
Wie du zu Beiden ſprachſt: Ihr ſollt nicht raſten!
Daß fürder Menſch nicht Menſchen knechten möge,
Geh' Feuer du, und trage ſeine Laſten!
Leb' Eiſen du, und wandle ſeine Wege!
Ich weiß, daß deines Wandelns Flammengleiſe
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genſcheines Glutenkreiſe
Kein Löckchen am Madonnenhaupt verſengen.
Nein, Amt der Poeſie in allen Tagen
Iſt's, hoher Geiſt, dein Siegfeſt zu verſchönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators ſchwebt, um ihn zu krönen.
Schon ſeh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie ſcheugewordne Elephantenmaſſen
Thürm' und Geſchwader tragen fort zu Siegen!
Der ſchwarzen Rüſſel Schlöte hoch erhoben,
Dampfſchnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
Die Mannen, ſiegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!
Wenn auch aus ſeinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen ſtören,
Nicht ſchadet's, muß er, was der Geiſt beſchieden,
Die Mütze lüftend, ſtaunend jetzt verehren;
Wenn er das muß, was er vorbei ſah toſen,
Als wandelnden Altar des Geiſts erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, loſen
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, ſieht brennen!
Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jetzt des Volks olympiſchem Haupt entſprungen,
Nie gen den Vater die Geſchoſſe werfe,
Nie ſei von ſeiner Dränger Sold gedungen!
Und wenn er ahnt, daß ſie in ſchönen Tagen,
Wofür er ſelbſt einſt feſt ſtand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu erſiegen wagen
Ein glorreich Vaterland und heil'ge Rechte!
Laßt beten ihn und ahnen ſo im Stillen,
Bis ſich geſenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke.

Du kannſt dir leicht vorſtellen, meine Theure, wie unangenehm es alle Anhänger der guten Sache der Poeſie ſowol als der Freiheit überraſchen mußte, als ſich ums Jahr 1840 die Neuigkeit verbreitete, der edle Anaſtaſius ſei an beiden Apoſtat geworden. Die Lüge hatte dieſe Verleumdung erſonnen, die Bosheit ließ ſie die Runde in Deutſchland machen. Grün ſchwieg, denn auf niederträchtige Anſchuldigung iſt Schweigen die würdigſte Antwort. Die raſch ſich folgenden Auflagen ſeiner Werke aber bewieſen, daß die Guten im Vertrauen und in der Liebe zu ihm beharrten. Erſt vor Kurzem iſt er mit einer neuen Dichtung, die er dem berühmten ſchwäbiſchen Mann der Freiheit und des Rechtes, Paul Pfizer, zugeeignet, vor ſein Volk getreten und hat in der Introduktion derſelben ſeine Verläſterer der Entgegnung gewürdigt:

Wem ihren Stral die Freiheit einmal ins Herz gegoſſen,
Abfällt der nie und nimmer trotz ſondrer Kampfgenoſſen!

Die Einleitung der „Nibelungen im Frack“, wie Grün ſein neues Werk etwas bizarr und unverſtändlich betitelt, iſt überhaupt polemiſch gehalten und ſticht mit ihrem Ernſt faſt zuſammenhangslos von dem Gedicht ſelber ab, documentirt übrigens klar und offen, daß Grün keineswegs das Banner hingeworfen habe und zum Feinde übergegangen ſei, wie man ihm angeſungen. Die „Nibelungen im Frack“ ſind ein allerliebſtes Capriccio, welches die „Marotte“ verherrlicht. Als humoriſtiſcher Rapſode beſingt Anaſtaſius jenen wunderlichen Kauz von Muſiknarren, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Merſeburg, der 1721 geſtorben, nachdem er ſein Lebenlang in harmloſer Bonhommie ſeiner Leidenſchaft für die Geige gefröhnt und ganz entzückt darüber geworden, als es ihm gelungen, einen Zwerg aufzufinden, der klein genug, die Violine als Baßgeige, und einen potsdamer Grenadier, der groß genug, die Baßgeige als Violine zu handhaben. Wenn man des verdorbenen Hoflebens jener Tage gedenkt, iſt es gar wohlthuend, die friedlichen, ſcherzhaften Abenteuer dieſes fürſtlichen Geigers zu vernehmen. Eines der ergötzlichſten iſt „wie der Herzog die Hydra der Rebellion beſiegt“:

Dem Schloſſe gegenüber am Pult der Anwalt ſitzt,
Ausbleiben die Gedanken, wie er den Kiel auch ſpitzt.
Traun, ſeltſam! Wie's im Hirne ihm ſonſt gebärend kocht!
Der Klempner unter ihm hämmert, der Küfer neben ihm klopft und pocht!
„Der Geigenſturm vom Schloſſe macht taumeln mich und ſchwindeln,
Erwürgt die Geiſteskinder mir ſchon in zarten Windeln;

Tyrannenliſt, die freie Gedanken alſo jocht!“
Der Klempner heut nicht hämmert, der Küfer heut nicht klopft und pocht.
Er ſteckt den Kopf durch's Fenſter: „Ihr lieben Nachbarsleut',
Ruht heut das fromme Handwerk und feiert Sonntag heut,
Daß Hammer hält und Schlegel, karthäuſerſchweigſam, Friede
Und nicht mit gewohntem Klange mir einwiegt die Gedankenſchmiede?“
Der Küfer ruft: „Vom Schloſſe klingt's ſo verſtimmt, vertrakt;
Will ich den Schlegel ſchwingen, gleich bringt's mich aus dem Takt!“
Der Klempner ſchreit: „Dieß Fiedeln, mich bringt es noch von Sinnen!
Wer mag ſein ſtilles Handwerk mit innrer Sammlung da beginnen?“
Zinngießer ſeufzt: „O Zeiten! Zum Bettel wirds mich bringen!
Löthharz kaum zu beſtreiten! Die Geigen es ganz verſchlingen!“
Da ſtöhnt der Stolz des Weichbilds, der Merſeburger Brauer:
„Dies Geigendonnerwetter macht mir das Bier im Keller ſauer!“
„Die Sage von der Rieſen Schildkröt' ihr Alle kennt,
Die ſtumm zu Fall einſt wühlte des Domes Fundament;
Jetzt hat der Fürſt die Schale mit Saiten ihr beſpannt,
Sie lebt und wühlt noch immer und untergräbt das ganze Land!“
Und: „Nieder mit dem Zwerge!“ und: „Nieder mit dem Baſſe!“
Rief's durch die Schar: wilddrohend drängt ſich zum Schloß die Maſſe;
Die Trepp' empor mit ihnen zum Saal der Anwalt ſteigt,
Wo in der Treuen Mitte zu Thron der Herzog ſitzt und geigt.
Rings viel der tapfern Fiedler! Am untern End' der Kleine,
Der feſt die Violine als Baß zwängt zwiſchen die Beine;
Als Flügelmann der Rieſe am andern Ende droben,
Der ſeinen Baß als kleine Armgeige ſpielend hält erhoben.
„In jenes Harfners Saiten lag ſolch blutdürſt'ger Klang,
Daß ſelbſt der fromme Erich in Wuth nach Waffen ſprang;
So hat, o Fürſt, das Dröhnen der Geig' in deiner Hand
Dein Volk gehetzt zum Wahnſinn, daß zorngewaffnet es aufſtand!“
Der Anwalt glüht im Eifer, der Herzog aber ſchweigt,
Im Chore murrt die Menge, der Herzog aber geigt.
Er geigt ein Flageoletto wie Waſſer über Kieſeln,
Ihr hört das Bächlein wallen, durch Wieſen murmelnd rieſeln;
Kaltſchaudernd ziehn die Geiger die Beine auf die Stühle,
Der Redner bangt der Naſſe, daß ihn das Fußbad überkühle.
„Dich ſchäme ſo ſchön zu ſpielen! Philipp zum Sohn es ſprach,
Und Alexanders Laute Antigonus zerbrach:
Dir ziemt ein Arm zum Herrſchen, doch nicht zum Spiel der Zitter!
Auch du, Fürſt, dich ermanne und wirf den Geigentand in Splitter!“
Der Anwalt ſprüht's im Eifer, der Herzog aber ſchweigt,
Im Chore murrt die Menge, der Herzog aber geigt.

Es plätſchert ſein Ligato, ein Gießbach, deſſen Giſcht
Sich jetzt zerſtäubt in Felſen, jetzt durch den Mühlgang ziſcht;
Die kalten Fluten ſteigen der Schar bis zu den Bäuchen,
Sie fühlt ſich ſchwindelnd, taumelnd, ergriffen von des Mühlrads Speichen.
Doch kreiſcht noch eine Stimme: „Der Schmach iſt's allzuviel!
Statt Zepters einen Bogen, ſtatt Trommeln Saitenſpiel!
Die Hunde macht es bellen, doch ſchlägt es nicht die Türken;
Laß einmal Fiedelbogen das Wunderamt der Schwertes wirken!“
Der Anwalt ſpricht ſich heiſer, der Herzog aber ſchweigt,
Die Menge murmelt leiſer, der Herzog aber geigt.
Und harpeggiando fallen die Geigen Aller ein!
Da bricht's durch Fenſter, Thüren, wie Flutenſchwall herein,
Die Wellen ſich überſtürzen und bäumen ſich, toſen und toben,
Und Tiſch' und Stühle ſcheinen vom Waſſer ſchaukelnd aufgehoben.
Das iſt ein Schrein und Flüchten! Zur Pforte welch Gedränge!
Hinaus zur Thüre rudert, Ertrinkenden gleich, die Menge.
Die Stufen hinab welch Springen! Der Katarakt doch ſaust,
Nachſtürzend, hinab die Treppe, bis mälig er am Markt verbraust.
Und Friede war's! Wie geneſen vom Otternbiß das Raſen
Des Kranken, dem die Flöte ward über die Wunde geblaſen,
So heilte des Herzogs Geige der Meutrer Fieberhitzen;
Die Neuzeit hat erfunden dafür Pariſer-Feuerſpritzen.

Als ein hochbegabtes Kind des Jahrhunderts hat Karl Beck, 1817 zu Peſth in Ungarn geboren, den gährenden Feuerwein ſeiner ſtudentiſchen Ideenwelt in ſeinen 1838 erſchienenen „Nächten“ verſtrömt. Er hat mit Anaſtaſius Grün große Aehnlichkeit, nicht in der Durchführung, wohl aber in der Wahl dichteriſcher Stoffe. Der lyriſche Grundton iſt in den Dichtungen Beider nicht ſehr verſchieden, Beide ſingen nicht viel, oder wenigſtens nur wie beiläufig, von eigener Luſt und eigenem Leid, die Geliebte, welcher ſie ihre huldigenden Geſänge darbringen, iſt die Menſchheit, die Muſe, welcher ſie ihre Begeiſterung verdanken, iſt die Zeit, wie dieß Karl Beck Betreffs ſeines Dichtens deutlich ausgeſprochen in den Strophen:

Und eine Jungfrau kam herbeigeſchwebt,
So ſtolz, umrauſcht vom feſtlichen Gewande,
Es waren Kreuz und Kronen eingewebt,
Gebrochne Herzen, Blut und Eiſenbande.
Ihr Auge ſchwang ſich auf, ein kühner Aar,
Und ließ ſich raubbegierig auf mir nieder,
Und trug mein kindlich Herz, der Waffen bar,
Zum Himmel auf mit rauſchendem Gefieder.

Ihr offner Buſen wallte üppig voll,
Mir brannte ein Beſuv im tiefſten Hirne,
Das Angſtgeſchrei der bangen Freunde ſcholl:
O folge nicht, o folge nicht der Dirne!
Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,
An der Gewohnheit, des Geſetzes Brüſten;
Doch jene freigewordne ſaugt dich aus,
Ach, und vergiftet dich mit ihren Lüſten.
Ich aber folgte himmelſelig ihr,
Allnächtlich hielt ſie brünſtig mich umſchloſſen,
Im Glühweinrauſch der Küſſe ſang ſie mir
Die Mährchen, ihrem Feuergeiſt entſproſſen
Sie nennt ſich Zeit, und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Beſtreben,
Und ihre Mährchen, mitternächtig bang,
Ich ſchrieb ſie hin mit meinem rothen Leben.

Mit heißer Phantaſie ausgeſtattet, ein für die Hoffnungen ſeiner Mitlebenden ſympathetiſch ſchlagendes Jünglingsherz in der Bruſt tragend, kam Beck aus ſeiner ungariſchen Heimat, „aus dem Land der ſüßen Trauben in das Land der Eichenlauben", um Leipziger Student zu werden, in einem Zeitpunkt, wo der mächtige Wogenſchlag der erſten dreißiger Jahre noch in allen Kreiſen des Lebens nachbebte. Ergriffen von der Bewegung, gab er ſich ihr ganz hin. Mit aufmerkſamem Auge die Fragen des Tages unterſuchend, wählte er ſich zum Deuter derſelben den Mann, der, als Jude ein geborner Sklave, ſich zum innigſten Verſtändniß der Freiheit emporgearbeitet, ſeine Feder zu einem Degen gemacht, vor deſſen Blankheit und Schärfe die Dunkelmänner aller Sorten zitterten, und großgenährt von dem himmliſch milden Humor Jean Pauls, bis zu ſeinem letzten Athemzug mit dem hingebendſten Feuereifer um die Freiheit geworben hatte. Ludwig Börne, auf deſſen Grab er eine ſo friſche Immortelle gepflanzt *), wurde ſein Lehrer nicht nur, ſondern auch ſein

---

*) Nicht rechten mocht' er mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm ſein Stral gelacht,
Gern zog er an des Elends Krücke
Mit andern Edeln in die Nacht.
Das Täubchen liebt die ſichern Kreiſe,
Nicht fragend, ob's gefangen ſei,
Doch nur der Vogel auf der Reiſe,
Der heimatloſe, der iſt frei.

held. Seinen Schatten rief er, um ihm „die neue Bibel“ in den ſchmerzlich lächelnden Mund zu legen. Von dieſen Lippen, wie aus einer andern Welt herüber, ließ er uns dieſe traumhaften Offenbarungen einer bildertrunkenen Phantaſie, eines von freiheitsdurſtiger Verzückung überſchäumenden Herzens entgegenklingen. Die Mythen und die Hiſtorie des alten Teſtamentes ſowie die Dogmen und Symbole des neuen erleben hier eine mährchenhafte Wiedererweckung durch das elegiſche Beſchwörungswort des Dichters, der aus ihnen ein Evangelium der Zukunft zuſammendeutet, das ſich in einer mit orientaliſch üppiger Fülle von Bild und Gleichniß ausgeſtatteter Form verkündigt. Beachte einmal, meine Freundin, was in dieſer neuen Bibel vom „Paradies“ geſagt wird:

Da liegt vor mir mein Eden hingegoſſen,
Durchduftet rings von Träumen und Gefühlen
Und große Thränen, die der Menſchheit floſſen,
Sind Ströme, die ſein Ufer rings beſpülen.

Wie einſt Themiſtokles die Schiffe
Durch Brand zerſtörte in der Bucht,
Daß er, zu ſiegen im Begriffe,
Den Weg verſperre ſich zur Flucht:
So hat auch er im fernen Lande —
Von einer Welt beſtaunt, gehört,
Mit ſeines Wortes Feuerbrande
Den Weg zur Heimat ſich zerſtört.
Nicht mocht' er rechten mit der Liebe,
Daß ſie ſein Herz verödet ließ,
Daß ſie um lebenswarme Triebe
Beim kalten Haß ihn betteln hieß.
Mag ruhn bei ſanftem Wellenkoſen
Ein Schifflein in geſchloßner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebeloſen,
Im Sturm der Nacht, da iſt es frei.
Nur mit dem Schickſal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm verſagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis einſt der Freiheit Sonne tagt.
Was nutzt ein Wetterſchein im Sange?
Ein Blitz in Worten ſchlägt noch nicht,
Wohl röthet er des Sklaven Wange,
Doch ſchmilzt er ſeine Ketten nicht.
Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob ſeiner Hülle Kerker ſprang —
Ob auch ſein Geiſt auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet ſei —
Er wird den Gott zuerſt befragen:
Iſt man in deinem Himmel frei?

Und Bruſt an Bruſt gelehnt und Wang' an Wange,
So ruht das Paar in ſüßem Selbſtvergeſſen,
Doch vom Gezweige ſpricht die Zeit als Schlange:
Ihr ſollt vom Baume der Erkenntniß eſſen!

Dann ſchwindet hin des Vorurtheiles Schatte,
Vor eurer Blöße werdet ihr erſchrecken
Und mit des Liebens ſüßem Feigenblatte
Den Wahn, die Sünde ſchamerfüllt bedecken.

Zwar würgt die ſtille Luſt, der laute Kummer,
Der Kinderfriede wird euch nimmer lachen;
Doch gebt getroſt den ewig langen Schlummer,
Für kurzes und gedankenvolles Wachen.

Ihr ſeid der That! dem Leben tief verſchuldet,
Die Zeit wird mahnend euch das Herz zerſtechen,
O pflückt die Frucht, genießet ſie, — ihr duldet,
Ihr büßet für ein himmliſches Verbrechen.

Als Gott geboren, träumend fortzuleben,
Wen's göttlich dünkt, der mag es auch beneiden;
Groß iſt's, als Menſch zu irren und zu ſtreben
Und für die Brüder dann, ein Gott, verſcheiden.

Dieſes Gedicht gehört nebſt den „Chaos“, „du ſollſt nicht tödten“, „Simſon“, „ſechsundvierzigſte Nacht“ überſchriebenen zu den kräftigſten der „neuen Bibel“. Sonſt herrſcht die gramvolle Weichheit vor, auch in Form und Ausdruck. Die Thräne, welche nur als leuchtender, kryſtalliſirter Tropfen an Anaſtaſius Grüns Wimpern hängt, fließt hier Das Weibliche herrſcht in Becks Dichten vor und ſeine Worte:

Mich drängt's hinaus ins Stürmen und ins Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen,
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich ſitzen,
Ein Aar ins dunkle Thal hinunterſchauen,
Kein Vöglein, das begehrt im ſichern Hafen
Auf eines Mädchens Buſen einzuſchlafen —

ſind daher mehr für den Ausdruck ſubjektiven Beliebens als einer wirklich männlich reſoluten Beherrſchung der Gefühle zu nehmen, welche ſeine Auffaſſungsweiſe der Dinge in ihm anregt. Dann und wann macht dieſes Vorherrſchen des Weiblichen die bedeutendſte Wirkung, wie in den Klageliedern, die Beck über die Trümmer Polens hinweint und die ſo rührend und ſchön, als kämen ſie aus dem edelſten Frauenherzen, allein da und dort — muß ich dich des Folgenden wegen um Verzeihung bitten, Angela? — tritt der weibliche Hang zum Hyperbelhaften auch gar zu exentriſch auf, wie in den Strophen:

Wenn das Geſchick des Menſchen kühnes Streben
Im Hohne will zerſchmettern an den Wänden
Und zeigen, daß ein ganzes, ganzes Leben
Nichts als ein Federball in ſeinen Händen;
So ſchafft es eine Seele, thatenſprühend,
Mit Kraft beſeelt, zum Gott ſich aufzuringen,
Und läßt ſie dann erglühend und verglühend
Dem Schooße eines Judenweibs entſpringen —

wo Becks Begeiſterung für Menſchenrecht mit der Einſicht auf- und davongeht, welche ihm ſagen muß, daß das Judenthum unſerer Tage die Hinderniſſe ſeiner Emanzipation hauptſächlich in ſich ſelbſt trägt, oder der Dichter verirrt ſich auch geradezu in weibiſche Verzagtheit, die ihn ſogar an der Poeſie verzweifeln und ausrufen läßt:

Daß ich ein Bräutigam mich ziere,
So gabſt du mir ein Feſtgewand,
Du Poeſie, du Dejanire,
Vergiftet war's von deiner Hand!

Das iſt eine krankhaft verkehrte Anſicht über die holde Tröſterin der Menſchheit und findet ſich auch bei Freiligrath, der ſie geradezu einen „Fluch“ nennt, und bei Dingelſtedt, der ſie mit einem „Neſſushemd“ vergleicht. Das iſt eine Verirrung, die ſich in Lächerlichkeit auflöst. Warum die Poeſie ſelbſt anklagen, weil ihr in der Geſellſchaft noch nicht die volle Würdigung geworden? Ich glaube, das Vorwalten des Weiblichen in Becks „Nächten“ hat auch den gänzlichen Mangel an Plaſtik verſchuldet, der ſich in ihnen fühlbar macht. Gedanken und Bilder huſchen da nur traumhaft an uns vorüber, der ganze Schwarm verbraust unfaßbar lyriſch. Dieß iſt auch von Becks „Saul“ zu ſagen, dem die dramatiſche Objektivität gänzlich mangelt, weßwegen dieſe Produktion als Drama gänzlich mißlungen iſt, da es, wie ihr mildeſter Beurtheiler richtig bemerkte, lauter lyriſche Dichter ſind, die dasſelbe aufführen. Um noch einmal auf die „Nächte“ zurückzukommen, ſo muß ich aus einer der Abtheilungen derſelben, welche „Abenteuer eines leipziger Studenten“ betitelt iſt und das wunderſchöne Gedicht „Schillers Haus in Gohlis“ enthält, die vierzehnte Nacht noch insbeſondere hervorheben, weil ſie das compakteſte Stück der ganzen Sammlung und an Beck eine ſeinem

Naturel ſonſt fremde Eigenſchaft erſcheinen läßt, die ich als bedeutende an Anaſtaſius Grün anzumerken vergaß, nämlich jenen ſarkaſtiſchen Humor, der in ein glückliches Bild die Wahrheit in ihrer ganzen Bitterkeit und Herbe zuſammenzufaſſen weiß. Dieſen Humor läßt Beck in ſeiner „verwaiſten Burſchenkneipe“ alſo walten.

Der runden Erde glich der runde Teller,
Mit bunten Blumen war der Grund bemalt,
Von blaugeſtreiften Rändern hell und heller,
Wie mit des Himmels Farben überſtralt.
Rechts ſah ich ein geſchliffnes Meſſer blinken,
Und eine blanke Gabel lag zur Linken.
Ein Vogel drin, in ſeines Blutes Schaume,
Jüngſt frei ſich ſchwingend über Meer und Feld,
Von Bubenhand geraubt im ſüßen Traume,
An hohe Herrn verkauft für Gut und Geld.
So jung, und ſchon vom Käfich dumpf umnachtet,
Genarrt, gehetzt und endlich hingeſchlachtet.
Das Meſſer ſprach: „Nun iſt ſein Blut geronnen,
Was raubt er mir des Schlummers ſüßen Duft?
Da ſang er mir vom freien Stral der Sonnen,
Vom angeſtammten Recht in freier Luft.
Entfeſſelt ſprang er hin zu meinem Throne,
Und mit den Flügeln ſchlug er meine Krone.“
„Zwar hauchte meine Dienerin, die Katze,
Die buntgefleckte, Gift in ſein Verſteck,
Und ob ſie hob die mörderiſche Tatze —
Doch ſang das Thierchen frei und gar zu keck.
Es hegt der Kopf Gedanken — wie ich glaubte,
Drum ſehnt' ich mich ſo ſehr nach ſeinem Haupte.“
Die Gabel ſprach: „Vom abgeſchlagnen Kopfe
Nahm ich den weißen Flaum zum weichen Bett,
Den roſigen zum Band an meinem Zopfe,
Der grüne prangt ſo üppig am Barett.
Und als ich ſah das Blut des Vogels fließen,
Ließ ich mir friſch den Purpur übergießen.“
„Ja, ja, die Katze bändigte den Todten
Weil ich ſie zart geſtreichelt, ſanft umfing,
Weil ich ihr gab von meinen Zuckerbroten
Und um den Hals ein Schellenglöcklein hing.
Weil du ſie nahmſt ins goldene Gehäuſe
Und ſie gemacht zur Herzogin — der Mäuſe.“

Das Meſſer ſprach: „Ererbt ſind meine Rechte,
Mein Ruhm ererbt, mein Rang und meine Macht;
Ich ging hervor aus ſtählernem Geſchlechte,
Ich glänzte ſchon als Kind im tiefen Schacht.
Mit Volk und Geiſtern kämpften meine Ahnen,
Den Weg zum Thron dem Enkel anzubahnen.“
„Von Gottes Gnaden ward die Macht uns Beiden,
Er hat uns eingeſalbt und eingeſetzt,
Sonſt dürften wir nicht ungeſtraft zerſchneiden,
Nicht rauben, nicht verdammen, unverletzt.
Entſproſſen bin ich aus dem ſchönſten Stahle.““ —
So ſprach das Gäbelchen zu dem Gemahle.
„Der Bergmann, der euch aus dem Schacht gegriffen,
Der arme Thor, er fand ein frühes Grab,
Der arme Schleifer, der euch blank geſchliffen,
Der arme Schmid, der euch die Formen gab,
Sind Männer aus dem Volke alle, alle.“
So pickerte die Uhr mit dumpfem Schalle.
Das Meſſer ſprach: „Und hörſt du nicht das Ständchen?
Ich will doch ſehn, wer hier befehlen darf;
Dem Erſten zeig' ich ſchlau ein ſeidnes Bändchen,
Die Menge denkt, ich ſei doch gar zu ſcharf.
Der Vogel hier gehöret doch uns Beiden,
Komm Königin, komm, laß uns ihn zerſchneiden!“

Einen ernſtlichen, theilweiſe ſchön reſultirenden Anlauf zu objektiver Geſtaltung ſeines Stoffes hat Beck in ſeinen Dichtungen „der fahrende Poet“ genommen, in welchem er einen deutſchen „Childe Harold“ zu geben verſuchte. Aber ihm fehlte der großartige Hintergrund von Land und Volk, von welchem ſich die Schilderungen und Betrachtungen des Byron'ſchen Gedichtes ſo bedeutſam abheben. Auch iſt mit Recht die gewählte Form, das Sonnett, wenn auch das zwangloſe, getadelt worden, weil deſſen Knappheit, die ſogar epigrammitiſche Zuſpitzung fordert, die Entfaltung und Ausweitung des Stoffes verbietet, welcher der ſchildernden Dichtung Bedürfniß iſt. Aber es war ein großer Fortſchritt, daß Beck im „fahrenden Poeten“ ernſtlich trachtete, die träumeriſche Ueberſchwänglichkeit der Einbildungskraft und Gefühlſchwelgerei, welche ſich in den „Nächten“ manchmal in Manirirtheit verrennt, zu beſchränken, die ſubjektive Willkür zu beherrſchen und mit möglicher Beſeitigung von bloß wortſchöner Emphaſe dem Stofflichen mehr Recht einzuräumen. Am beſten iſt ihm dieß in dem Geſang „Ungarn“, am wenigſten in dem Geſang

„Wien“ gelungen; in dem Geſang „Weimar“ ſind vornehmlich die ſchönen Charakteriſtiken Goethe's, Schillers und Börne's mit Dank anzuerkennen, der letzte endlich „die Wartburg“ gibt unter Anderem vielverſprechende balladenhafte Skizzen, in deren einer der Dichter den Lehrer ſeiner Jugend, einen Mönch, der innerlich Heide, in deren anderer er der ſchmerzenreichſten Frauen eine, die aus Hohenſtaufenblut entſproſſene Landgräfin Margaretha von Thüringen vorführt, an die Geſchichte derſelben folgende Betrachtung über das Mittelalter anknüpfend:

O Mittelalter, dämmervolle Zeit,
So reich an Duldern und an Dulderinnen,
Mit deiner blutig grellen Herrlichkeit,
Mit deiner Burgen brandbeſtrahlten Zinnen!
Oft lauſcht' ich froh dem Zauber deiner Mähren;
So lieblich ſang der ſchlaue Troubadour
Von dem Verließ und von der Dame Zähren,
Vom Spiel der Knappen in des Zwingers Flur,
Von Frauendank, von bunter Schärpen Zier,
Von Rittertreu und ſtattlichem Turnier.
Die Sage war ſo ſchön. Mir aber graust
Vor dem, was einſt betrügeriſch mich rührte,
Erbarmungslos und plump tyranniſch führte
Dies Ritterheldenthum die Eiſenfauſt.

Nur Lügen ſind ſo oft, was Harfner preiſen;
Die goldne Saite der Erinnrung bebt
Vor manchem Bild in wundervollen Weiſen,
Das nur begeiſtert, weil es nicht mehr lebt.
Sieh dort den Berg mit nachtendem Geklüfte!
Von ferne leuchtet er ſo mild und blau
Und Blumenweihrauch wirbelt in die Lüfte
Von ſeinem Haupt, beperlt mit Silberthau.
Doch trete hin und klimme auf den Gipfel,
Und dich umrauſcht die Wildniß öder Wipfel,
Wo ſich kein Vogel auf den Zweigen wiegt,
Und ſtatt der ſtolzen Burgruinen liegt
Da oben nur ein wüſter Schutt von Steinen,
Auf den der Wolken trübe Augen weinen.

So ragſt du, mittelalterliche Zeit,
Von Felſenzacken eine Rieſenwelt,
Ein wildes Urgebirge weit und breit,
In blauer Pracht zum blauen Himmelszelt.

Wir gönnen deinem Haupt die Burgenkrone,
Die graue Zeit zerriſſener Wolkenfahnen,
Die niederwehn von deinem ſteilen Throne,
Dein Rücken war der Wohnſitz unſrer Ahnen!
Uns aber freut's, im ſtillen Thal zu hauſen,
Von deinen Höhlen fern und deinen Klauſen.
Erfaßt uns doch ein geiſterhaftes Grauſen,
Wenn all' die Bäche, die gleich Höllenflammen
Aus deinem Boden röthlich niederbrauſen,
Uns künden, daß wir deinem Schooß entſtammen.

Womit Beck ſchon im erſten Geſang des „fahrenden Poeten“ erfreut, mit keck umriſſenen Genrebildern aus ſeinem heimatlichen Ungarn nämlich, das hat er in ſeinem neueſten Produkt „Janko, der ungariſche Roßhirt“, in großartigerem Maaßſtab auszuführen getrachtet und ſo enthält dieſer „Roman in Verſen“ eine höchſt anziehende, von dem ſüßeſten Schmelz rhythmiſcher Muſik accompagnirte, Schilderung des ungariſchen Nationallebens, deſſen Grundtypen Magnatenthum, Bauernwirthſchaft und Zigeunerleben ſind und deſſen Colorit an den Orient erinnert. Der „Janko“ iſt jedenfalls ein Fortſchritt, die ſubjektive Manier Becks iſt darin, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit Glück überwunden und die Nebelhaftigkeit ſeiner anfänglichen Zeichnung durch mehr fühl- und greifbare Geſtalten erſetzt. Zu rügen aber iſt der Uebelſtand, daß der Dichter in dem reichen Bildervorrath, der ihm zu Gebote ſteht, ſich noch immer ſehr oft vergreift, wo dann ſeine Bilderpracht wirkt, wie alles Ueberladene, Ungehörige wirken muß. Die Liebesfabel ſeines „Janko“ iſt mit den Tönen der heißeſten Leidenſchaft wiedergegeben, aber am liebſten horchen wir ihm, wenn er uns hinausführt auf die weiten ungariſchen Haiden unter die wilden Hirtenſtämme oder hinein in das lärmende Gewühl magyariſchen Volkslebens. Epiſche Ruhe und Klarheit iſt zwar noch nirgends erreicht, aber der leidenſchaftlich forthaſtende Ungeſtüm von Becks Dichtung paßt ſich oftmals ganz glücklich ſeinem Stoff an. So beſonders der Schilderung eines ungariſchen Hochzeitreigens, die ich zur Beſtätigung des über „Janko“ Geſagten herſetze:

Und oben hoch, vom Rauch umflogen,
Den voll und blau das Pfeiflein ſpeit,
In ihrer ſchwarzen Herrlichkeit
Die bärtigen Geſellen geigen
Ein Liedlein auf zum Hochzeitreigen.

Hin durch den Rauch fährt wild der Bogen
Des fiedelnden Zigeunerkhans,
Wie durch die Nebel ſeiner Thale
Voreinſt die Lanze Oſſians.
Wie läſſig ſchweift das Volk im Sale,
Wie zahm und ſchlaff ſind dieſe Weiſen!
Es iſt ein deutſcher Tanz, verdammt!
Doch ſtill — er klingt die Braut zu preiſen,
Die aus dem Blut der Deutſchen ſtammt.
Da klagen ſanft die ſchlanken Geigen —
O, wars ein Schwan, der ſterbend zog
Auf mondbeſchienenem Gewog?
Sinds Elfen, die in Nebelſchleiern
Des Wonnemondes Nächte feiern
Mit zauberiſchem Ringelreigen?
Sie küſſen ſich, ſie wiegen ſich,
Sie tänzeln leichtgeſchürzt und los,
Sie ſchwimmen durch der Lüfte Meer
Und rudern mit den zarten Beinen,
Das Herz des Lauſchers athmet ſchwer
Und träumt vom Tode, wenn ſie weinen.
Nun ſpielt — und mag euch Gott verdammen —
Ein ungariſch Lied voll Glut und Blut,
Daß unſer Arm nicht thatlos ruht;
Daß unſre Ferſen auf den Dielen
Zum Sporngeklirre Würfel ſpielen;
Daß wir uns ſchmucke Dirnlein werben,
Es faſſen mit der linken Hand,
Den Schnurrbart ſtreichend mit der Rechten,
Die Maid umhalſen und umflechten
Als trügen wir ſie aus dem Brand;
Hoch auf dann in die Lüfte jagen,
Die Sporen dreimal wie im Flug
Lautraſſelnd an einanderſchlagen
Und nimmer rufen: Halt, genug!
Los bricht es jetzt, wie donnerwetternd,
Und in das Zymbel ſchlagen ein
Die losgelaſſnen Hämmerlein.
Die Klänge: kecke, leichte Jungen
Hin über Stock und Stein geſprungen,
Den Kreiſel treibend, ſpringend, kletternd,
Und ringend, rauſend, Haar um Haar,
Und an die Wand die Bälle ſchlagend —

Bald eine loſe Mädchenſchar
Im weiten Hof mit Knaben jagend,
Sich lockend, neckend und verſteckend,
Und kichernd dann, des Jubels ſatt,
Aus dem Verſteck die Hälslein reckend,
Sich haſchen, laſſen, todesmatt.

Der braune Spielmann geigt,
Wie wenn die Windsbraut weht;
Wie ſich die Dirne neigt,
Wie ſtolz der Tänzer ſteht!

Schüttelt mächtig ſeine Mähne,
Wirft und rückt und fängt den Hut,
Zeigt den blanken Schmuck der Zähne
In der Wolluſt ſtiller Wuth.
Schnalzt ein Liedlein mit der Zunge,
Klatſcht beſeligt in die Hand
Und zum kühngewagten Sprunge
Fliegt ſein bauſchiges Gewand.

Die Flechten, buntberändert,
Den ſchlanken Nacken ſchlagend,
Das Antlitz keuſch beleuchtet,
Von einem holden Traum,
Am Buſen Roſenknoſpen,
Die Arme ausgebreitet —
So ſteht ſie, ſüß verlockend,
Ein holder Weihnachtsbaum.

Raſch von der Zehe ſpringt
Er auf den Ferſenball,
Springt rück und vor beſchwingt
Im dumpfen Würfelfall.

Preßt ſich nieder, kreiſet klirrend
Seines Sporns gezacktes Rad,
Auf dann in die Lüfte ſchwirrend
Ragt er wie die Eiche grad.
Wirft die Beine rechts behende,
Schleudert ſie zur Linken dann,
Schlägt die Hand an ſeine Lende,
Streicht den Bart, der heiße Mann.

Sie ſieht, daß er ſie haſſe,
Dann zürnt die loſe Kleine,
Sie lockt, ſie neckt, ſie ſuchet
Erquickenden Verdruß.

Sie wieget ſich, ſie ſchwanket,
Wie in des Glaſes Welle
Ein buntes Lichtlein tragend
Das leichte Haus der Nuß.

Der Spielmann zagt ſo ſehr,
Daß man ſein Haar zerrauſt,
Wenn jetzt nicht tief und ſchwer
Sein Dudelſäcklein ſchnauſt.

Wie der Tänzer nächtig ſtarret
In des Reigens Saus und Braus!
Gleich dem Roſſe ſtampft er, ſcharret,
Gleich dem Roſſe ſchlägt er aus.
Ha, wenn ſchrill die Sporen ſplittern,
Wenn die Diele donnernd kracht,
Hoch am Sims die Gläſer zittern,
Ha, wie ſeine Seele lacht!

Sie kann nicht ſtürmiſch brauſen,
Sie iſt ja nicht die Welle,
Sie iſt ja nur die Perle
Im krauſen Wellenſpiel;
Sie gleicht ja nicht dem Pfeile,
Der ziſchend kommt geflogen,
Sie iſt ja nur das Opfer,
Sie iſt ja nur das Ziel.

Du braune Maid biſt mein!
Das Horn zur Geige ſpricht —
Ja dein, ja dein allein,
Doch, o, verdirb mich nicht!
Lehnſt das Haupt zurück, du Wilder?
Träumeſpinnend weißt du kaum,
Wie dein Fuß ſo kühne Bilder
Zeichnet in des Sales Raum.
Adler, fort iſt deine Taube,
Wirf dich, ſchwing dich, jage drauf!
Ha, nun haſt du ſie zum Raube,
Wirble dich, ſchnelle dich mit ihr auf!
Da weht's in ihrem Hauche
Wie eine warme Bitte,
Da ſchaut aus ihren Augen
Ein wunderthätig Ach!
So flattre friedlich weiter
In deinen weißen Zähnchen,

Er geht allein und blicket
Dir lang und traurig nach.

Wie, wenn er wieder wild
Den ſüßen Leib umfängt?
Wie, wenn ſie wieder mild
An ſeinem Arme hängt?

Faßt ſie, hebt ſie, trägt ſie lüſtern,
Dreht ſie mit des Sturmes Braus,
Küßt ſie zu verbuhltem Flüſtern,
Saugt ihr halb das Leben aus.
Ha, wie ſie von dannen ſtieben
Und ſich ſuchen und ſich drehn,
Um ſich wonniger zu lieben
Und im Taumel zu vergehn.

Sie ruht in ſeinen Armen,
Geſtorben, auferſtanden,
Von ihren Lippen perlet
Ein warmer, ſüßer Schaum,
Gelöst die langen Flechten,
Die Arme niederhangend —
So ſteht ſie, ſchlummertrunken,
Ein Trauerweidenbaum.

Mit Anaſtaſius Grün zugleich, früher als Karl Beck, hat Nicolaus Lenau — unter deſſen bürgerlichem Dichternamen ſich ebenfalls ein adeliger Freiherrntitel, Niembſch von Strehlenau, birgt, und der 1802 zu Cſatad in Ungarn geboren wurde — um den Lorbeer gerungen und ihn erſiegt. Sein erſtes Auftreten ſchon, mit einer Sammlung lyriſcher Gedichte 1832, war entſcheidend. Man begrüßte ihn nicht nur als einen Bereicherer, ſondern auch als einen Erweiterer der deutſchen Lyrik, als Einen, mit deſſen Namen ſich die Anerkennung und Liebe einer ganzen Nation paart, vor deſſen entſchiedener Geltung die Nörgelei verſtummt und den ſelbſt Neid und gehäſſige Parteileidenſchaft nur aus obſkuren Winkeln anzubelfern wagt. Daß Lenau gegen derartiges Gebelfer dem zweiten Band ſeiner Gedichte eine Reihe von polemiſchen Erörterungen und Entgegnungen einverleibt hat, dürfte Jedem mißfallen, der auch nur einen einzigen Blick in die bodenloſe Jammerſeligkeit geworfen, welche ſich mit impotenter Caſtratengiftigkeit und anonymer Feigheit in unſern Recenſiranſtalten breitmacht.

Es gibt Menſchen, in deren Herz alle Erſcheinungen des Lebens einen Abglanz von Licht werfen, doch auch ſolche gibt es, in deren Herz Jedes und Alles einen ſchwermüthigen Schatten zurückläßt. Die Einen ſowohl als die Andern ſind poetiſche Menſchen. Wie ich oben von Anaſtaſius Grün ſagen durfte, er beſitze die glückliche Organiſation, Alles in tröſtlichem Licht zu ſehen, ſo darf ich hier von Nicolaus Lenau ſagen, ſeinem Auge erſcheine Alles als von dem Schatten eines großen, ewigen Wehs überdüſtert, der ihm ſogar auf dem Antlitz der Natur immer und überall entgegentrauert.*) Was man ſchon von der Poeſie im Allgemeinen geſagt hat: aus der Entbehrung, aus der Einſamkeit ſtamme ſie, aus der Thräne quelle ſie, die Sehnſucht ſei ihre Mutter, der Schmerz ihr Vater — dieß paßt ganz insbeſondere auf Lenau's Dichten, welcher einmal geſagt:

Du geleiteſt mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtralend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie!

Abſtrahire dir aber, meine Angela, hieraus nicht die Anſicht, wir hätten es mit einem Poeten zu thun, der wohlfeiles Thränenwaſſer ausſchenkt und Welt und Zeit und Menſchen vom Standpunkt empfindſamer Flennerei bejammert — Nichts da! In Lenau verſchwiſtert ſich ein weiblich ſchönes Gemüth mit einem männlich ſtarken Geiſt, welcher die etwa zu weichen Empfindungen des erſtern in dem Feuer gedankenvoller Begeiſterung, in der Flamme des Zornes härtet und Sehnen und Trauern in den tapfern Wunſch zuſammendrängt:

Könnt' ich leben alſo innig,
Feurig, raſch und ungebunden
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verſchwunden!

Naturmalerei und Naturſymbolik bilden den Mittelpunkt, von welchem Lenau ausgeht, auf welchen er immer wieder zurück ſtrebt. Seine Naturmalerei iſt voller Friſche, Duft und Naivität, nur da und dort etwas verwiſcht, ſein ſymboliſirendes Auffaſſen der Naturmächte und

---

*) Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ewigen Schmerz,
Den ſie mir als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz:

ihrer Offenbarungen voll tiefgehender Forſchung, die ſich zwar mit Vorliebe dem zuwendet, was man unter der Nachtſeite der Natur zu verſtehen gewohnt iſt, und oft in Schauern zu ſchwelgen liebt, aber aus den dunkeln Geheimniſſen philoſophiſcher Probleme plötzlich wieder auftaucht in Geſtalt eines wunderſchönen Liederſchwanes, der ſtolz und anmuthig zugleich über die räthſelvollen Tiefen dahinſteuert, eine fernhinblitzende Gedankenperle im Schnabel tragend. Um dir Lenau als Naturmaler lieb zu machen, ſtelle ich aus verſchiedenen Abtheilungen ſeiner Gedichte vier Naturbilder zuſammen, die eine unübertrefflich ſchöne Schilderung der Jahreszeiten und der durch ſie bedingten Stimmungen des Dichtergemüthes geben. Wie lenzfriſch iſt das Lenzlied:

Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß.

Und ſchickt ſich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt ſie frei die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die er in ſeiner Eiſeshalle
So ſtreng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.

Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Buſen greift der Loſe
Und zieht ihr ſchmeichelnd keck
Das ſanfte Veilchen und die Roſe
Hervor aus dem Verſteck.

Und ſein geſchmeidiges Geſinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Raſch über manche Kluft,
Und ſchleudert ſeine Singraketen,
Die Lerchen in die Luft.

Iſt hier das jubelnde Aufathmen der Erde und ihrer Creaturen zur Zeit, wann es frühlingt und maiet, in ſeiner ganzen Unmittelbarkeit und Heiterkeit zu Sang und Klang geworden, ſo hat das blüthenzerſtörende, fruchtreifende Hereinbrechen ſommerlicher Naturthätigkeit und die Seelenſchwüle, welche uns in der heißen Jahreszeit oft überkommt, den lieblichſten Ausdruck gefunden in den Strophen:

Warum, o Lüfte, flüſtert ihr ſo bang?
Durch alle Haine webt die Trauerkunde,
Und ſtörriſch klagt der trüben Welle Gang:
Das iſt des holden Frühlings Todesſtunde!

Der Himmel, finſter und gewitterſchwül,
Umhüllt ſich tief, daß er ſein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch ſein Kind, ſein liebſtes, Philomele.

Wenn ſo der Lenz frohlocket, ſchmerzlich ahnt
Das Herz ſein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine toſen;
Doch lächelnd ſtirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut ſtill verſtrömend, ſeine Roſen.

Der amerikaniſche Romandichter Cooper hat es ſich einmal angelegen ſein laſſen, die Schönheiten des Herbſtes gegenüber dem Frühling in ſeiner breitſchlagenden Manier herauszuſtreichen, und nicht mit Unrecht die Beſtändigkeit der herbſtlichen Witterung, die reiche Abwechslung herbſtlicher Landſchaftsfärbung hervorgehoben, aber er vergaß dabei die Hauptſache, die Hoffnung, welche der Frühling vor dem Herbſt voraus hat und die immer poetiſcher wirkt als die Erfüllung, und belebender und tröſtlicher als die Täuſchung, was beides der Herbſt zu bringen pflegt. Die Erfüllung ernüchtert oft, die Täuſchung verbittert immer. Die Herbſtgefühle, trüber Ahnungen voll, ſind von dem Herbſt unzertrennlich, und ſchon das Wort „es herbſtet“ ſchließt eine ſo elegiſche Wehmuth in ſich, wie aus Lenau's Herbſtliedern flüſtert, z. B. aus folgendem:

Der Buchenwald iſt herbſtlich ſchon geröthet,
  So wie ein Kranker, der ſich neigt zum Sterben,
  Wenn flüchtig noch ſich ſeine Wangen färben,
  Doch Roſen ſinds, wobei kein Lied mehr flötet.
Das Bächlein zieht und rieſelt, kaum zu hören,
  Das Thal hinab, und ſeine Wellen gleiten
  Wie durch das Sterbgemach die Freunde ſchreiten,
  Den letzten Traum des Lebens nicht zu ſtören.
Ein trüber Wandrer findet hier Genoſſen;
  Es iſt Natur, der auch die Freuden ſchwanden,
  Mit ſeiner ganzen Schwermuth einverſtanden,
  Er iſt in ihre Klage eingeſchloſſen.

Die Ahnung kommenden Winterliedes, welche die melancholiſche Lieblichkeit des Herbſtes in ſich birgt, wird endlich zu froſterregender Wirklichkeit, und wann die Natur unter ihrer ſchneeigen Hülle in Erſtarrung ſchweigt, dann mag manch ein Menſchenherz, dem die Hoffnungen, welche ihm der Lenz hatte erblühen laſſen, der Sommer zu zeitigen verſprochen, im Herbſt wie welkes Laub abgefallen, die winterliche Natur mit Gefühlen betrachten, wie ſie Lenau in der „Winternacht“ empfunden:

Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt,
  Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
  Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart,
  Nur fort, nur immer fort geſchritten!
Wie feierlich die Gegend ſchweigt!
  Der Mond beſcheint die alten Fichten,
  Die, ſehnſuchtsvoll zum Tod geneigt,
  Den Zweig zurück zur Erde richten.

Froſt friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen ſein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!
Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heiſcht von ihr ſein blutig Futter.
Nun brauſen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen
Als wollten ſie ſich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!
Laß deine Todten auferſtehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß ſie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgeſind aus Norden!

Was bei Lenau's Naturbetrachtungen noch außerdem zu beſonderer Theilnahme auffordert, iſt die Erweiterung ihres klimatiſchen Geſichtskreiſes. Er führt uns nämlich oftmals in den eigenthümlichen Haidezauber ſeines Geburtslandes, aus welchem er uns einen ſo wildſchönen Strauß von „Haidebildern“ gebracht, oder in die Wäldernacht Polens, deſſen Untergang er in ſo racheheißen „Polenliedern“ betrauert, und dann auch hinüber in die große transatlantiſche Republik, in die Freiheit des Urwalds, dem Niagara ſein Geſangopfer darbringend und für das mit Füßen getretene Recht der Urbewohner der Wildniß, der rothen Männer, als wackerer Anwalt in die Schranken tretend. Bei Lenau iſt alſo ſchon die wanderluſtige, Meer und fremde Zonen aufſuchende Weiſe der deutſchen Lyrik angeſchlagen, welche dann durch Freiligrath eine ſo erfolgreiche Fortbildung gefunden hat. Aber ſelten begnügt er ſich mit bloßer Naturſchilderung. Sie iſt ihm gewöhnlich nur die bildliche, verſinnlichende Hülle des Gedankenkerns, ſo daß bei ihm Naturmalerei und Naturſymbolik ſtets in einander aufgehen, wie dieß in einem ſeiner ſchönſten und ernſteſten Gedichten geſchieht, das die Ueberſchrift „Täuſchung“ trägt:

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felſenritze
Und grüßt mit ſeinem Lied des Himmels wilde Blitze.
Als wie ein ſchwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So ſchlägt die ſchwarze Nacht die feuervollen Schwingen.
Es glänzt die Regenflut, der finſtern Nacht entſunken,
Manchmal im Wetterſchein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterſchein des Unglücks ſich verklären.
Verfangen in der Schlucht die lauten Winde raſen,
Die zu der Wolkenſchlacht die Rieſentuba blaſen.
Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind ſcheint er zugleich zu ſingen.
Doch nein! mich täuſcht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geſchrei das Felſenkäuzlein ſtimme;
Daß Wolkenſchlachtmuſik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;
Und daß der Felſenbach den Wetterſtimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.
Einſame Klagen ſinds, weiß keine von der andern,
Wenn ſie zuſammen auch im wilden Chore wandern.
Drum iſt die Erde ja ums Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunkeln Monologen.
Wenn alle Klagen einſt in dieſen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander ſich verſtünden:
Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenſchrei das Klaggewirr zerronnen.
Trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgeberden
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Auch als Romanzendichter wählt Lenau gern ſchmerzreiche Stoffe und behandelt insbeſondere ſolche mit Vorliebe, an welche ſich die ſchwierigſten Fragen der nieruhendſten Skepſis binden. So iſt z. B. Ahasver, der ewige Jude, eine ſeiner Lieblingsgeſtalten. Selten duldet er einen glücklichen Ausgang, auf welchem die Theilnahme des Leſers beruhigt weilen könnte, wie auf dem endlichen Triumph der Heldin ſeines Romanzenkranzes „Klara Herbert,“ gewöhnlich brechen ſeine erzählenden Dichtungen mit einer klagenden, oft ſchauerlichen Diſſonanz ab, wie „die Marionetten“, „Anna“, „der Raubſchütz“, „zwei Polen“, „der traurige Mönch“. Nur in ſeinen trefflichen Schilderungen nationalen Volkslebens räumt er der Freude, dem Jubel ſeine gebührenden Rechte ein, kann ſich aber dabei oft nicht enthalten, gerade an die Aeußerungen des rauſchendſten Vergnügens Reflexionen über die wichtigſten Ideen anzuknüpfen, wie er in ſeinem „Steyrertanz“ thut, wenn er ſich zwei Zuſchauer alſo darüber unterhalten läßt:

Robert: Nun faſſen ſich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen ſich geſchmeidig.

Sich durch die Arme ſchlüpfend,
Und blicken ſich dabei
Glückſelig in die Augen,
Als wollten ſie ſich ſagen:
So wollen wir verbunden,
Uns in einander ſchmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechſelvolle Leben.

Heinrich: Hörſt du den Jäger jauchzen?
Zu enge ſind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrauſen
Die Fluten des Entzückens.

Robert: Siehſt du die Erd' ihn ſtampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde ſchallend
Den Fußtritt der Verachtung.
Du kriegſt nur unſre Aſche!
Ruft ihr ſein helles Jauchzen,
Und flammend blickt ſein Auge
Der Liebſten in das Auge,
Unſterblichkeitsgewiß:
Wir haben uns auf ewig! —
Die Blicke dieſer Beiden
Sind mir gewiſſe Bürgſchaft
Für mein unſterblich Leben.
Was ſich geliebt auf Erden,
Muß dort ſich wiederfinden.

Heinrich: Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenoſſe,
Mit dir durchſtreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmliſchen Gebirge
Und dort ſie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie dieſe Muſikanten
Auf Geig' und Zitter ſpielen
Den luſtigen Steyrertanz,
Den erſten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend.

Nur wechſelnd in der Tonart:
Meinſt du, der alte Geiger,
Dem die Geſtirne tanzen
Zur ſtarken Weltenfiedel,
Wird unſer Erdenleben,
Wenn's einmal abgeſpielt iſt,
Noch einmal 'runterſpielen,
Nur höher, in der Quinte?

Robert: Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im ſchönen Liede Gottes;
Doch wie das ſchöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen ſich am Grabe:
Und was im Erdenleben
Mit ihm zuſammenklang,
Wird einſt mit ihm erklingen
Zu freudigen Accorden
Im Strom des ewgen Lebens.

Es konnte nicht in Verwunderung ſetzen, daß ein Dichter von Lenau's Art von dem ewig unerledigten, durch Goethe bisher nur am vollendetſten künſtleriſch behandelten, Fauſt-Thema ergriffen werden mußte. Die unerſättliche Wiſſensluſt, das an alle Poren des Lebens ſich anſaugende Sinnen und Forſchen, welchem ſich Lenau nie entſchlagen kann, zu welchem er ſich in jahrelangem Studium theoretiſcher wie praktiſcher Wiſſenſchaften, der Philoſophie wie der Medizin und der Jurisprudenz, die Hülfsmittel aufgeſucht, fand in der Fauſtſage die paſſendſte Form poetiſcher Geſtaltung. Sein „Fauſt, ein epiſch-dramatiſches Gedicht“ erſchien 1836 und vier Jahre ſpäter verändert und erweitert in zweiter Auflage. Der Charakter des Helden muß natürlich im Grunde immer derſelbe Fauſt, immer der gepeinigte Skeptiker bleiben, dem ſich die Harmonie zwiſchen Geiſt und Materie, welche den ganzen und glücklichen Menſchen ausmacht, längſt in das bitterſte Zerwürfniß aufgelöſt, dem die Beſchränkung der Menſchennatur zu einem ſtets drückender werdenden Fluch geworden und das Menſchenloos zu einem Räthſel, das wie beengende Kerkerwände auf ſeinem Haupt laſtet, um gefühllos Klagen zu widerhallen, wie die folgende:

O unglückſelig Wort: das Menſchenloos!
Ich fühl's in ſeiner ganzen Bitterkeit.
Vom Schooß der Mutter in den Grabesſchooß
Jagt mich die ernſte, tiefvermummte Zeit,
Die dunkle Sklavin unbekannter Mächte.
Sie ſpricht kein Wort auf alle meine Fragen;
Gleichgültig meinem Fluchen und Verzagen,
Stoßt ſie mich weiter durch des Lebens Nächte.
In meinem Innern iſt ein Heer von Kräften,
Unheimlich eigenmächtig, raſtlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnißvoll'n Geſchäften,
Von welchen all' mein Geiſt Nichts will und weiß.
So bin ich aus mir ſelbſt hinausgeſperrt,
Und ſtets geweckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich ſchwindelnd, ſtrauchelnd fort mich quäle
Zwiſchen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieſer Welt verſchloßner Felſenwand,
Auf des Bewußtſeins ſchmalem, ſchwankem Stege,
So lang dem Herz belieben ſeine Schläge.

Was Lenau bewogen, den volksthümlich naiven Stempel, welchen die uralte deutſche Nationalſage vom Doktor Fauſtus trägt, unbeachtet zu laſſen, kann ich nicht errathen, daß aber ſein Bemühen, die Sage ins Moderne zu kehren, mißlungen iſt, darf wohl geſagt werden. Modernitäten wie die, den Fauſt als verliebten Maler auftreten zu laſſen, machen ſchlechte Wirkung. Auch fehlt dem Ganzen der einheitliche Zuſammenhang, es iſt zu ſehr bloß eine Reihe von Szenen, deren eine durch die andere zu wenig motivirt iſt, die epiſchen und dramatiſchen Elemente ſpielen zu willkürlich in einander und bringen ſich gegenſeitig um den Effekt, dann iſt dem Dichter das große Unglück paſſirt, daß gegen das Ende ſeiner Dichtung zu eine der Nebenperſonen derſelben, der Matroſe Görg, unſer Intereſſe an der Hauptperſon nicht nur lähmt, ſondern bei weitem überbietet, endlich iſt Lenau's Mephiſto kein recht humoriſtiſcher Teufel, der er ſein ſollte, das gemein Infernaliſche tritt zu ſchwerfällig an ihm hervor, wie überhaupt der Humor dem Werke zu ſehr abgeht und nur da als wirklicher und echter ſich geltend macht, wo ihm der Freiheitsdrang des Dichters mit ſeinem Zorn zu Hülfe kommt. So in der portraitgetreuen Darſtellung der Grundſätze, welche dem Regierungsſyſtem ſeines Vaterlandes zu Grunde liegen:

Ihr Herrſcher über Volk und Land,
Das iſt der Klugheit rechter Stand:
Verkümmert ſtets, doch nie zu ſcharf,
Dem Volk den ſinnlichen Bedarf,
Und lenket ſo all ſein Begehren
Nach dem, was ihr ihm könnt gewähren
So wird es nach dem nächſten greifend,
Niemals weitſichtig, überſchweifend,
Nach dem gelüſten frechverwegen,
Was nicht in eurer Macht gelegen.
Das Volk ſich gerne ſelbſt belügt,
Es iſt am Ende hochzufrieden
Und unterthäniglich vergnügt,
Wenn ihm des Zwingherrn Huld beſchieden,
Was ohne ihn und ſeine Kette
Das dumme Volk von ſelber hätte.
Der ſchlimmſte Feind für euer Wirken
Iſt der Gedanke, der da feiert,
Als Vagabund entfeſſelt ſteuert
Nach fernen, luſtigen Bezirken.
Laßt ihr ihn ziehn vom Heimatſtrand
Fort in die offene, weite See,
So ſchleppt er euch zurück ins Land
Das Bild von jener ſchönen Fee,
Der Freiheit, die auf ferner Inſel
Von Geiſtern wohnt; — das Volk wird toll
Und: Freiheit! Freiheit! ſehnſuchtsvoll
Ruft dann ſein Fluchen, ſein Gewinſel.
Verkümmert ſtets, doch nie zu ſcharf,
Dem Volk den ſinnlichen Bedarf!
O haltet feſt an dieſem Worte.
Wie Weingeiſtesflamme, der Retorte
Dienſtbar, muß Elixire kochen,
Sollt Menſchengeiſt ihr unterjochen,
Soll's Feuer eurer Sklavenköpfe
Dem Magen heizen ſeine Töpfe.
Will jemals von den Nutzgeſchäften,
Daran ihr müßt die Geiſter heften,
Sich der und jener dispenſiren,
Sich ins Ideenreich verlieren,
Will er in Schriften gar den Knechten
Einraunen was von Menſchenrechten:
So müßt ihr ſolche Herrſcherplagen

In ihrem Keime gleich erſchlagen.
Ich rath' euch hier das beſte Mittel:
Wie für die Thaten einſt die Alten
Cenſoren hielten, ſollt ihr halten
Cenſoren als Gedankenbüttel.

Du, meine Theure, die jene weiberhafte Enghert der Geſinnung, welche ganz und gar nicht thut, als ob außer den vier Pfählen der Familie auch noch Menſchenherzen ſchlügen und litten, ſo liebenswürdig überwunden und ſtets eine ſo eifrige und ſchöne Theilnahme an Menſchen- und Völkergeſchicken nimmſt, du wirſt leicht errathen, weſſen Grundſätze Lenau hier mit ſo ſchneidender Wahrheit dem gerechteſten Haß preisgegeben hat. Oder ſollte ich deutlicher ſein? Staunſt du vielleicht über meine ungewohnte Zurückhaltung? Mein Gott, erinnre dich doch an die Caricatur vom deutſchen Michel mit dem Maulkorb — — — Laſſen wir das und werfen wir lieber noch einen Blick auf Lenau's Fauſt, um die Bemerkung zu machen, daß Einzelnheiten desſelben die Ehre des Dichters, welche durch das Ganze etwa leiden könnte, vollkommen retten. Wir treffen allenthalben auf ein ſelbſtſtändiges, theilweiſe ganz überraſchend neues Erfaſſen und Behandeln des Stoffes, der ſprachliche Ausdruck iſt, wie bei Lenau überhaupt, oft höchſt originell, immer aber glanzvoll und melodiſch. Soll ich dich auf meiſterlich dargeſtellte Scenen aufmerkſam machen, ſo nenne ich die Abſchnitte „der Traum“, „der Sturm“, „der Abendgang“ und „Görg“, wozu noch die Bauernhochzeit kommt, bei welcher Mephiſto ſeine verführenden Weiſen aufzeigt:

Bald wogen und ſchwinden die ſcherzenden Töne
Wie ſelig hinſterbendes Luſtgeſtöhne,
Wie ſüßes Geplauder, ſo heimlich und ſicher,
In ſchwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen.
So ſchmiegen ſich lüſterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengeſtalt.
Jetzt gellend ein Schrei ins Gemurmel ſchallt:
Das Mädchen erſchrickt, ſie rufet nach Hülfe,
Der Burſche, der feurige, ſpringt aus dem Schilfe.
Da haſſen ſich, faſſen ſich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verſchlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.

Dort fiebert ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört ſie von ſeinen Küſſen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die luſtigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben ſich ſtreiten;
Der eine, beſieget, verſtummet allmälig,
Die liebenden Beiden umklammern ſich ſelig,
Im Doppelgetön die verſchmolzenen Stimmen
Aufraſend die Leiter der Luſt erklimmen.
Und feuriger, brauſender, ſtürmiſcher immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erſchallen der Geige verführende Weiſen
Und Alle verſchlingt ein bacchantiſches Kreiſen.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Vor Allen aber der ſelige Fauſt
Mit ſeiner Brünette den Tanz hinbrauſt;
Er drückt ihr die Händchen, er ſtammelt Schwüre,
Und tanzt ſie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge
Und hinterher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiſer und leiſer die Geige verhallt.
Die ſchwindenden Töne durchſäuſeln die Bäume,
Wie lüſterne, ſchmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneſchall
Aus duftigen Büſchen die Nachtigall,
Die heißer die Luſt der Trunkenen ſchwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel beſtellt.
Da zieht ſie nieder die Sehnſucht ſchwer
Und brauſend verſchlingt ſie das Wonnemeer.

Auf den Fauſt ließ Lenau ſeinen „Savonarola“ folgen, ein bedeutſames Werk ſchon deßhalb, weil es den Verſuch macht, ein modernes epiſches Gedicht zu ſchaffen. Der Dichter fühlte gar wohl, daß unſere Zeit mit Heldengedichten alten Styls, mit Recken und Rittern und Roſſen, mit etwas Mythologie, Schlachtlärm und Zauberei ſich durchaus nicht mehr begnügen könne, wie denn in der That „der Ritt ins alte romantiſche Land“, den Immermann in Triſtan und Iſolde noch unternommen, der letzte ſein dürfte, dem wir mit Theilnahme folgten. Gedanke heißt der Held unſerer Tage und von ihm müſſen die Epopeen der Jetztzeit ſingen. Einen der Träger des nie raſtenden, freien und nach Befreiung und Erlöſung der Welt ringenden Gedankens erwählte darum Lenau zum Mittelpunkt ſeiner Dichtung. Es iſt Girolamo Savonarola, der mit dem Feuereifer eines Propheten den Geiſt eines Republikaners vereinigend, das ſchöne Florenz für eine Zeitlang von der Despotie der Medici befreite, mit Wort und That die Realiſirung der kühnen Idee einer Reformation der Kirche anſtrebte und dafür, ein Opfer pfäffiſcher Wuth und demokratiſchen Undanks, am 23. Mai des Jahres 1498 zu Florenz den Feuertod eines Wahrheitsmärtyrers erlitt. Sein Schaffen, ſein Leiden und ſein Opfertod bilden das hiſtoriſche Gewebe von Lenau's Gedicht, in welches mit ſcharfer Zeichnung eine Reihe geſchichtlicher Charaktere eingewoben ſind, wie ſie damals in Italien herrſchten, intriguirten, ſchwelgten und mordeten. Ueber dieſem blut- und ſchmachvollen Frevel- und Laſtergräuel ſteht der Prophet von Florenz in „blumenhafter Sittenreinheit“, gepanzert mit der Energie der Tugend. Aber Lenau betrachtet und richtet jene Zeit vom Standpunkt der unſrigen, und das hat man ihm zum Vorwurf gemacht. Mit Recht? Keineswegs. Der würde kein ächter Dichter der Gegenwart ſein, der ſich gegen ihre Intereſſen ſo indifferent verhalten könnte, daß ihm nicht immer und überall ihr mahnendes Schreien in der Seele nachklänge. Zudem hat das Zeitalter unmittelbar vor der Reformation mit dem jetzigen eine ſolche Aehnlichkeit, daß Erſcheinungen und Bedürfniſſe, Hoffnungen und Wünſche beider vielfach ineinanderſpielen, ſo daß es ganz nahe liegt, das Ringen und Streben von damals mit der Fackel der Bildung von jetzt zu beleuchten, was ich deutlich zu erfahren Gelegenheit hatte, indem ich, wie du weißt, den Propheten von Florenz ebenfalls zum Helden einer hiſtoriſch-poetiſchen Arbeit gewählt. Einen zweiten Vorwurf, der Lenau Betreffs ſeines „Savonarola“ traf, daß er nämlich in demſelben als Vertheidiger der orthodoxen Philoſophie, d. h. der Nichtphiloſophie gegen die pantheiſtiſchen und atheiſtiſchen Manifeſtationen der Jung-Hegel'ſchen Schule aufgetreten, laſſe ich dahingeſtellt ſein, indem es mir durchaus nicht zukommt, die wiſſenſchaftliche Anſicht des Dichters zu bekriteln. Hier iſt nur zu ſagen, daß in dieſen polemiſchen Partieen ſeines Werkes, — wenn man die begeiſterten Aeußerungen einer offenbar innigen Ueberzeugung mit dem für die Poeſie etwas fatal klingenden Wort „polemiſch“ bezeichnen darf — gerade die ergreifendſten lyriſchen Ergießungen vorkommen, wie folgender Anfang einer Weihnachtspredigt, die Lenau ſeinem Savonarola in den Mund legt:

Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das iſt die ſtille, kühle Nacht,
Wenn über die verſengte Blüthe
Mit ſeinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das iſt die ungeſtörte Zeit
Des Heimwehs nach der ſtillen Ferne
Aus dieſem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu ſüßer Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu ſeinem Heiligthume
Das ſturmverſchlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und ſchnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erſtaunten und Gerührten
Zu ſagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieſer Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben ſoll.

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein ſinnend Haupt wehmüthig ſenkſt,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkſt;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im ſtillen Wald am Quell ſo klar?
Was hörſt du aus den Waſſern ſingen
Für Lieder, tröſtend wunderbar?

Was hat den Balſam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es iſt die ſüße Friedenskunde
Aus einer längſtvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niederſank,
Als einſt der Menſchheit ſieche Blüthe
Den friſchen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht, Weihnacht, höchſte Feier!
Wir faſſen ihre Wonne nicht,

Sie hüllt in ihre heilgen Schleier
Das ſeligſte Geheimniß dicht.
Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir ſtürben vor entzücktem Schrecken,
Eh' wir vollbracht den Erdenlauf.
Der Menſchheit ſchmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnſucht tief und bang,
Die ſich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;
Die Sehnſucht, die zum Himmel lauſchte
Nach dem Erlöſer je und je,
Die aus Prophetenherzen rauſchte
In das verlaſſne Erdenweh;
Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden gieng,
Als Thräne, Leid, Gebet und Klage:
Sie ward Maria und empfing.

Das Thema, welches Lenau in ſeinem „Savonarola“ behandelt, unterwarf er einer weitern Variation in ſeinen freien Dichtungen „die Albigenſer“. Der Zeit nach hat er weiter zurückgegriffen, in den Anfang des 13ten Jahrhunderts, aber deſſenungeachtet die Frage der Emanzipation der Menſchheit vom Joche der Pfaffheit, an welcher wir noch heutzutage laboriren, ebenfalls wieder zum leitenden Faden einer poetiſchen Wanderung durch die Scenen einer der abſcheulichſten Tragödien der Geſchichte gemacht, deren Schauplatz das ſüdliche Frankreich, deren Helden die Albigenſer oder Waldenſer, in denen das Element der freien Forſchung zum erſtenmal mit den Waffen in der Hand gegen hierarchiſche Tyrannei proteſtirte und die durch den gewaltigen Pabſt Innocenz III. und ſeine fürſtlichen Schergen in den Tod gehetzt wurden. Der Dichter ſendet als Einleitung eine Viſion voraus, welche ſein Glaubensbekenntniß gibt, das beſonders kräftig ſich ausſpricht gegen die feige Anheimſtellung der menſchlichen Dinge an den Himmel, gegen die ſchlummerſelige Apathie, welche mit den Händen im Schooß eine beſſere Zukunft erſeufzt und dieſelbe träge von der Liebe Gottes erwartet, ſtatt die Hinderniſſe ihres Kommens mit der rückſichtsloſen Energie des Haſſes wegzuräumen:

Waffen braucht die Welt! kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln.

Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jeruſalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott ſoll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müſſen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.
Wie die Fauſt einſt Brand und Eiſenruthen,
Muß der Geiſt ſein Schwert, ſein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Deſpoten bluten
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.
Menſchheit will in Lüſten feig verſiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll ſie heilen ſchleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde ſich entzünden.
Elend gibts, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Troſt ins Nebelweite,
Haſſe herzhaft, rüſte dich zum Streite!

Und wie der Dichter in dieſen geharniſchten Verſen die Nothwendigkeit des Kampfes verkündet, ſo prophezeit er in dem Schlußgeſang ſeiner Dichtung, nicht den endlichen Sieg ſchon dieſes Kampfes, wohl aber das dem endlichen Triumph nie raſtende Entgegenringen desſelben. Sonſt findet das über den „Savonarola“ Geſagte im Allgemeinen auch auf die „Albigenſer“ ſeine Anwendung, nur entbehren die letztern ſehr zu ihrem Schaden die größere Einheitlichkeit des erſtern. Es iſt kein Held da, um welchen ſich die übrigen Perſonen künſtleriſch gruppirten. Der Graf Raimund von Toulouſe einerſeits iſt für den Träger der erſten Rolle eine zu unmächtige Perſönlichkeit, und Pabſt Innocenz III., der zwar großartig im Hintergrund des Gemäldes ſteht, tritt andererſeits zu wenig hervor, um einen epiſchen Mittelpunkt abzugeben, von welchem ſich übrigens auch unſer Haß, unſere Liebe, unſere Menſchlichkeit widerwillig abkehren würde. So müſſen wir denn als Centrum des Ganzen die Tendenz, die Geſinnung des Dichters gelten laſſen und uns für die verſagte künſtleriſche Einheit des Werkes durch Epiſoden desſelben entſchädigen, wie deren eine „das Mädchen von Lavaur“:

Nach langem Kampfe iſt die Burg genommen;
Wie ſchwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen!
„Komm', heilger Geiſt!“ ſo ſingt der Prieſter Chor,
Und was da lebt, muß ſterben in Lavor.

Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die ſcheintodt ſtill in ihrem Sarge lag.
Sie hörte Nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und Nichts vom Niederkrach des feſten Thurmes;
Wie Alles fiel, was ſie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falſcher Todesfrieden.
Nun wacht ſie auf; wie ſtille! nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß ſie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
Sie hört – erſchreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn ſich nur hört ſie; — „bin ich in Lavor?
Herbei! weh mir! o Gott, wo ſeid ihr Alle?“
Sie ſtürzt hinaus und ſieht entſetzt, warum
Rings Alles in der Burg ſo grabesſtumm.
Da liegen ſie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört ſie, Niemand wird gewahr
Und freut ſich, daß entſtiegen ſie der Bahr.
Sie ſucht am Grund die Eltern, find't ſie nicht,
Und jedem Todten ſchaut ſie ins Geſicht.
Sie ſucht den höchſten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod geſpart zum Schmuck dem Heiligthume.
Dem Greiſe, der an Krücken ſich geſchleift,
Iſt ſchnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort iſt die Bruſt der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beſchwert;
Ein Ritter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.
Wie ſind die theuren Züge, ach, entſtellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz, die ihm die Nächſten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.
Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,
Dem Mädchen, wie's die Elternleichen ſchaut,
Des Irrſinns Nebel von den Wimpern thaut.
Sie ſpringt an's Chriſtusbild dort am Altar
Und ruft: „Du Armer! möchteſt fort, nicht wahr?
Wie quälſt du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß ſie das Blut, das ſteigende, nicht küſſe!

Sie ſind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen biſt an's Kreuz.
Das Alles, Alles iſt um dich geſchehen!
Wie bang ſich deine Augen drehen —
Hoch ſteigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
Ich zerr' umſonſt, der Nagel ſteckt zu feſt,
Er haftet immer noch;
Maria, hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menſchenſohn,
Wie ſträuben ſich die Dornen deiner Kron',
Wie wild die Angſt um deine Lippen zückt,
Ich fürchte mich vor dir, du wirſt verrückt!“
Sie flieht hinaus, da ſchrei'n die Raben
Sie an: willſt du, was uns gehört, begraben?
Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
Klagt ſie das traurige Geſchick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

11.

Dichtende Frauen.

Neulich hört' ich Abends Beethovens große Symphonie A dur, jenen himmliſchen Gewitterſturm von Harmonieen, in welchem der ſchaffende Genius einherfährt wie lachender Donner und die Seele durchlüftet wie belebendes Frühlingsſäuſeln und rauſchende Waldluſt. Ich wollt' ich könnte dir beſchreiben, was da Alles in mir rang und gohr Ich denke, es müßte ein hübſches Gedicht geben. Der wunderbare Zauber drang durch alle Poren in mein Inneres und durchflutete es als ein kryſtallener Strom, in deſſen durchſichtigen Tiefen ich die Myſterien des Menſchenlebens blinken ſah wie fabelhafte Wunderblumen, die ihre Kelche dem Licht, dem Verſtändniß öffneten. Dann fühlte ich mit jedem Nerv deine Nähe — wann wäreſt du nicht, wo ich bin? — aber inniger, ich möchte ſagen wirklicher und weſenhafter als ſonſt empfand ich da deine Gegenwart. Mir war, als hauche dein ſüßer Athem an meine heiße Wange, als brauche ich mich bloß umzuwenden, um in dein lächelndes Auge zu ſchauen, und du müßteſt mir über meine Schulter herein deinen rothen Mund zum Kuſſe bieten, wie vordem, wo du oft hinter mich herſchlicheſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß und an dich dachte, ſtatt zu arbeiten, und deine Annäherung nicht zu empfinden heuchelte, damit ich dir die zärtliche Neckerei nicht verderbe, womit du plötzlich deine zarten Hände mir über die Augen ſchlugeſt und mich mit verſtellter Stimme fragteſt: wer iſt da? und die gernertragene Blindheit nicht eher aufhobeſt, als bis ich die rechte Antwort gegeben: *Ζωή μου!* — — Nachdem die Symphonie zu Ende, bin ich heimgegangen ganz geiſtestrunken von Beethoven und dir. In ſolchen Augenblicken liebe ich den Wein, die Poeſie, die Muſik der Materie, das Medium, welches das aus den Fugen getretene Gleichgewicht zwiſchen Geiſt und Körper wieder herzuſtellen fähig. Ich hob die „naſſen Flammen“ an meine Lippen mit einem ſtillen aber feurigen Toaſt auf Beethoven und dich, und als ich das Glas niederſetzte, ſah ich „Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde“ auf meinem Tiſch aufgeſchlagen. Das kam mir gerade recht. Ich nahm das Buch und las jene herrliche Rapſodie, welche das Kind über Beethoven an Goethe ſendet, andächtig und mit lauter Stimme vor mich hin und fühlte, daß ich hiemit dem großen Maeſtro das würdigſte Dankopfer darbrächte. Und ich blätterte weiter in den Ergießungen einer Frauenſeele, weit wie der Himmelsbogen und ſchön wie die Sterne, und da meine Stimmung eine durch und durch muſikaliſche, ſo traf ich mit dem Inſtinkt der Sympathie gerade auf Stellen, wo Bettina über Muſik ſpricht oder vielmehr dichtet, und das mußte ich nur gleich für dich abſchreiben, wie es hier nachfolgt:

Die Kunſt iſt Heiligung der ſinnlichen Natur, hiemit ſag' ich alles, was ich von ihr weiß. Was geliebt wird, das ſoll der Liebe dienen, der Geiſt iſt das geliebte Kind Gottes, Gott erwählt ihn zum Dienſt der ſinnlichen Natur, das iſt die Kunſt. Offenbarung des Geiſtes in den Sinnen iſt die Kunſt. Was du fühlſt, das wird Gedanke und was du denkſt, was du zu erdenken ſtrebſt, das wird ſinnliches Gefühl. Was die Menſchen in der Kunſt zuſammengetragen, was ſie hervorbringen, wie ſie ſich durcharbeiten, was ſie zu viel oder zu wenig thun, das möchte manchen Widerſpruch erdulden, aber immer iſt es ein Buchſtabieren des göttlichen: Es werde. — Das Unendliche im Endlichen, das Genie in jeder Kunſt iſt Muſik. In ſich ſelbſt aber iſt ſie Seele, indem ſie zärtlich rührt; indem ſie aber ſich dieſer Rührung bemächtigt, da iſt ſie Geiſt, der ſeine eigene Seele wärmt, nährt, trägt, wiedergebärt; und darum vernehmen wir Muſik, ſonſt würde das ſinnliche Ohr ſie nicht hören, ſondern nur der Geiſt; und ſo iſt jede Kunſt der Leib der Muſik, die die Seele jeder Kunſt iſt; und ſo iſt Muſik auch die Seele der Liebe, die auch in ihrem Wirken keine Rechenſchaft gibt, denn ſie iſt das Berühren des Göttlichen mit dem Menſchlichen, und auf jeden Fall iſt das Göttliche die Leidenſchaft, die das Menſchliche verzehrt. — Wo kommen ſie her, die Geiſter der Muſik? Aus der Menſchen Bruſt; er ſchaut ſich ſelber an, der Meiſter; das iſt die Gewalt, die den Geiſt citirt. Er ſteigt hervor aus unendlicher Tiefe des Inneren, und ſie ſehen ſich ſcharf an, der Meiſter und der Geiſt, das iſt die Begeiſterung; ſo ſieht der göttliche Geiſt die Natur an, davon ſie blüht. Da blühen Geiſter aus dem Geiſt; ſie umſchlingen einander, ſie ſtrömen aus, ſie trinken einander, ſie gebären einander; ihr Tanz iſt Form, Gebild; wir ſehen ſie nicht, wir empfinden's und unterwerfen uns ſeiner himmliſchen Gewalt; und indem wir dieß thun, erleiden wir eine Einwirkung, die uns heilt: das iſt Muſik. O, glaub' gewiß, daß wahre Muſik übermenſchlich iſt. Der Meiſter fordert das Unmögliche von den Geiſtern, die ihm unterworfen ſind, und ſiehe, es iſt möglich, ſie leiſten es. An Zauberei iſt nicht zu zweifeln, nur muß man glauben, daß das Uebermächtige auch im Reich der Uebermacht geleiſtet werde, und daß das Höchſte von der Ahnung, von dem Streben desjenigen abhänge, dem die Geiſter ſich neigen. Wer das Göttliche will, dem werden ſie Göttliches leiſten. Was iſt aber das Göttliche? Das ewige Opfer des menſchlichen Herzens an die Gottheit; dieß Opfer geht hier geiſtiger Weiſe vor; und wenn es der Meiſter auch leugnet oder nicht ahnet, es iſt doch wahr. Erfaßt er eine Melodie, ſo ahnet er ſchon ihre Vollkommenheit, und das Herz unterwirft ſich einer ſtrengen Prüfung, es läßt ſich Alles gefallen, um dem Göttlichen näher zu kommen; je höher es ſteigt, je ſeliger; und das iſt das Verdienſt des Meiſters, daß er ſich gefallen laſſe, daß die Geiſter auf ihn eindringen, ihm nehmen, ſein Ganzes vernichten, daß er ihnen gehorcht, das Höhere zu ſuchen unter ewigen Schmerzen der Begeiſterung.

Bettina ſelbſt iſt Muſik, eine dithyrambiſche Symphonie, mit verzückter Begeiſterung über die Höhen und Tiefen des Menſchenlebens hinſchwebend und lerchenhaft aufwirbelnd in die höchſten Aetherhöhen. Oder laß mich ihre Seele einer Leier vergleichen, deren goldne Saiten fibriren und tönen unter dem Hauch einer himmliſchen Leidenſchaftlichkeit und Alles, was ſie durchfährt, alles Sein und Werden, alles Glauben und Hoffen, alles Denken und Fühlen in die ewige Melodie der Liebe hüllt. Das ganze Leben iſt Liebe und alle Creatur lebt von der Liebe! ruft ſie ihrer Freundin Günderode zu, jener blaſſen, ſtillen Stiftsdame, die ſich aus Gram über verſagte Liebe 1806 am Rheinufer den Dolch in die Bruſt ſenkte, und mit welcher ſie eine neue Religion ſtiften wollte, die Religion der freien Perſönlichkeit, gegenüber dem verrotteten Orthodoximus jeder Art, welchem ſie in ihrem neueſten Buch als dem „Pomeranzenglauben“ ſo ergötzlich mitgeſpielt hat. „Eine Religion laß' uns ſtiften“, ſchreibt ſie der Freundin, „bei der's der Menſchheit wieder wohl wird!“ Das Weſen dieſer Religion wird beſtehen in der Uebung der Kräfte, die in uns liegen, demnach in dem Ausbilden aller menſchlichen Fähigkeit zur freien Individualität, und der Zweck dieſer Religion kann kein anderer ſein, als die Vollendung der Weltgeſchichte zur Harmonie, in welcher Wahrheit, Schönheit und Liebe zuſammenklingen. Daß das Walten der Leidenſchaft, wie ſie Bettina faßt, als das Göttliche, Bewegende nämlich, in dieſer Religion den Hauptfaktor abgeben muß, iſt leicht zu begreifen und es ſetzt darum auch nicht in Verwunderung, wenn die begeiſterte Frau auf die Fragen der Günderode nach Gott geradezu antwortet:

Gott iſt die Leidenſchaft. Fühlſt nicht auch: das Göttliche, was den Geiſt des Erſchaffens gibt, ſei die ungebändigte Leidenſchaft? Und glaubſt nicht, daß Gottes Geiſt ſei nur lauter Leidenſchaft? Was iſt Leidenſchaft, als erhöhtes Leben durchs Gefühl, das Göttliche ſei dir nah, du könneſt es erreichen, du könneſt zuſammenſtrömen mit ihm? Was iſt dein Glück, dein Seelenleben, als Leidenſchaft, und wie erhöht ſich deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun ſich auf in deiner Bruſt, von denen du vorher noch nicht geträumt hatteſt? Ja drum! — Der Irrthum der Kirchenväter, Gott ſei die Weisheit, hat gar manchen Anſtoß gegeben; denn Gott iſt die Leidenſchaft. Groß, allumfaſſend im Buſen, der alles Leben ſpiegelt wie der Ozean, und alle Leidenſchaft ergießt ſich in ihm wie Lebensſtröme. Und ſie alle umfaſſend iſt die Leidenſchaft die höchſte Ruhe.

Ein Geiſt, der alſo kühn hinaufſtürmt in den orthodoxen Himmel, allen metaphyſiſchen Erfabelungen den Handſchuh hinwerfend, muß auch kühn ſich gebahren, wenn er den liebevollen Blick herabwendet zum realen Elend der Erde und ſich theilnehmend umſchaut unter den leidenden Brüdern. Das thut Bettina in der neueſten Sammlung der Offenbarungen ihres Genius. Dieſes Buch, an den König von Preußen überſchrieben, iſt nach Stahrs treffender Bezeichnung ein in Myrthenzweige gehülltes Schwert und die Lüge der Zeit der Tyrann, in deſſen Buſen ſie es umwendet. In die unleugbare Erſchlaffung herein, welche ſich gegenwärtig in der deutſchen Männerwelt kundgibt, mußte eine Frau einen leuchtenden Blitz ſtolzen Freiheitsgefühls ſchleudern, um das Bewußtſein wieder in uns zu beleben, wie es gerade jetzt ſo höchſt nothwendig und ruhmvoll ſei, den Streit des Geiſtes zu ſtreiten, jetzt, wo die Reaction ſo ſiegpralend einhertölpelt und mit der plumpen Fauſt der Macht jedes Haupt zu Boden zu drücken ſtrebt, welches ſich nicht demuthsvoll vor ihr in den Staub beugt. O über unſere Männer! Sie laſſen ſich gegenwärtig Haupthaar und Bart wachſen, aber ich ſehe hinter dieſer Simſonstoilette nur die troſtloſe Feigheit und Thatloſigkeit hervorlugen, die der Charakter unſerer Zeit. Schon Bettina's Auftreten an ſich iſt eine große That, und dieſes Auftreten bleibt bei aller Kühnheit immer ſo ſchön weiblich, ſonſt hätte ſie auch nicht in den Irrthum verfallen können, die Hoffnung der Zukunft auf einen Fürſtenmeſſias zu ſetzen. Das iſt vorbei; die Menſchheit iſt durch derartige Meſſiaſſe zu oft genasführt worden. Das Volk hat ſchlechterdings keinen andern Erlöſer und Salvator zu erwarten, als ſich ſelbſt. Wenn uns aber der geniale Muth, mit welchem ſie dem Beſtehenden in Kirche und Staat entgegentritt und den „bomeranzengläubigen“ und „thronisolirten“ Menſchenſeelen die frohe Botſchaft der Wahrheit und Freiheit in einer Weiſe verkündigt, die bald humoriſtiſch einherlacht, bald mit dem reichſten dichteriſchen Farbenſpiel ſich anthut, wenn uns ſchon dieſer Muth Bewunderung einflößt, ſo zwingt ſie uns zur Ehrfurcht durch die Liebe, womit ſie in ihrem Königsbuch die Sache des „armen“ Volkes vertritt, in deſſen ſchmutzvollen und brotleeren Hütten ſie ſich heimiſch macht, um den Machthabern zu zeigen, was es mit der ſogenannten Volksbeglückung eigentlich für eine Bewandtniß habe und wie mit all' dem Flicken und Staatskünſteln, auf alle Wunden neue Lappen Setzen oder umgekehrt die ungeheure Ungerechtigkeit gegen das Volk oder deſſen Hefe oder den Pöbel, nein, gegen die arbeitende und ernährende Klaſſe der Menſchheit keineswegs geſühnt werde. In ihrer Jugend hat Bettina einmal geſagt. „oft dachte ich, ich müſſe mit fliegender Fahne voranziehen den Völkern!“ So thut ſie mit ihrem neueſten Buch. Die Fahne fliegt, aber wer folgt ihr? Da und dort ein ſchwärmeriſch Herz, ein Herz, das noch immer nicht glauben lernen will, was die Welt zu glauben vorſchreibt, die Alleingültigkeit des giftigſten Egoismus, der in tauſend Metamorphoſen die Seelen der Zeitgenoſſen ſo entgöttlicht und liebeleer gemacht. Die Menge bleibt ſtumpf und dumpf. Als Bettina, die Schweſter des Clemens Brentano und die Gattin des Achim von Arnim, vom Genius getrieben und von Kindheit an durch eigenthümliche Lebensbeziehungen und Vergeſellſchaftung mit ungewöhnlichen Menſchen unſerer ſocialen Erbärmlichkeit entrückt, ihren „Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde“, dieſe entzündenden Ausſtrömungen eines von Eros berührten Herzens, veröffentlichte, horchte der deutſche Michel verwundert dieſen Bekenntniſſen eines Kindes des Jahrhunderts und ſchüttelte dann verneinend und einigen Tadel brummend das weiſe Haupt, dadurch beſtätigend, was Bettina in der Einleitung des Buches wie eigens für ihn geſagt: Die Menge iſt nicht dazu geeignet, die Wahrheit ſondern nur den Schein zu prüfen; den geheimen Wegen einer tiefen Natur nachzuſpüren, das Räthſelhafte in ihr aufzulöſen, iſt ihr verſagt, ſie ſpricht nur ihre Täuſchungen aus, erzeugt hartnäckige Vorurtheile gegen beſſere Ueberzeugung und beraubt den Geiſt der Freiheit, das vom Gewöhnlichen Abweichende in ſeiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen. Möchte aber der deutſche Michel verneinend den Kopf ſchütteln zu dieſen herrlichſten aller Liebesbrieſe, jedes empfängliche Herz hat ſich bejahend daran erfreut und wird ſich daran erfreuen. Auch das deinige, deß bin ich gewiß. Wie könnteſt du auch dieſem innigſten Verſtändniß der Natur, dieſem Aufgehen in Liebe, dieſer himmliſchen Naivität der Leidenſchaft widerſtehen, wie ſich das Alles, bald kindlich mit den Blumen der Erde tändelnd bald ſonnenhoch und ſonnenhaft in die Weltgeheimniſſe hineinleuchtend, in den Briefen Bettina's an Goethe kundgibt? Wie mit tauſend Liebesarmen rankt ſich all' ihr Denken und Fühlen um den hohen Dichter — und er? Er ſtand dieſer Glut marmorn kühl gegenüber, er liebte es, ſich lieben zu laſſen, und kehrte mehr das Freundſchaftliche, Väterliche heraus. Sie aber, das bacchantiſche Kind, wurde dadurch nicht verſchüchtert oder erkältet und darum iſt ihre Liebe doppelt ſchön und herrlich, weil ſie, ohne des Genährtwerdens durch wirkliche Erwiederung zu bedürfen, ihre trunkenen Begeiſterungen aus ſich ſelbſt ſaugt, um ſelbe dem geliebten Mann wie eine Glorie um die Stirne zu legen, ja, wie eine Glorie, die ſich ſtralenreich zuſammenſchlingt aus Briefdichtungen, wie ich aufs Geradewohl hier eine für dich auswähle:

Was ſoll ich Dir denn ſchreiben, da ich traurig bin und nichts neues oder freundliches zu ſagen weiß? lieber mögt ich Dir gleich das weiße Blatt ſchicken, ſtatt daß ich's erſt mit Buchſtaben beſchreibe, die doch immer nicht ſagen, was ich will, und Du fülleſt es zu deinem Zeitvertreib aus, und machteſt mich überglücklich und ſchickteſt es an mich zurück, und wenn ich denn den blauen Umſchlag ſähe und riß ihn auf: Neugierig eilig, wie die Sehnſucht immer der Seeligkeit gewärtig iſt, und ich leſe nun, was mich aus deinem Mund' einſt entzückte: Lieb' Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen, klein Mäuschen, die ſüßen Worte mit denen Du mich verwöhnteſt, ſo freundlich mich beſchwichtigend; — ach! mehr wollt' ich nicht, alles hätt' ich wieder, ſogar dein Liſpeln würde ich mitleſen, mit dem Du mir leiſe das lieblichſte in die Seele ergoſſen und mich auf ewig vor mir ſelbſt verherrlichſt haſt. — Da ich noch an Deinem Arm durch die Straßen ging: Ach, wie eine geraume Zeit dünkt mir's, da war ich zufrieden, alle Wünſche waren ſchlafen gegangen, hatten wie die Berge Geſtalt und Farbe in Nebel eingehüllt; ich dachte, ſo ging es, und weiter, ohne große Mühſeeligkeit vom Land' in die hohe See, kühn und ſtolz, mit gelöſ'ten Flaggen und friſchem Wind. — Aber Goethe, feurige Jugend will die Sitten der heißen Jahreszeit, wenn die Abendſchatten ſich über's Land ziehen, dann ſollen die Nachtigallen nicht ſchweigen: ſingen ſoll alles, oder ſich freudig ausſprechen; die Welt ſoll ein üppiger Fruchtkranz ſein, alles ſoll ſich drängen im Genuß, und aller Genuß ſoll ſich mächtig ausbreiten, er ſoll ſich ergießen wie gährender Moſt, der brauſend arbeitet,* bis er zur Ruhe kommt, untergehen ſollen wir in ihm, wie die Sonne unter die Meereswellen, aber auch wiederkommen wie ſie. So iſt Dir's geworden, Goethe, keiner weiß wie Du mit Gott vertraut warſt, und was für Reichthum Du von ihm erlangt haſt, wenn Du untergegangen warſt im Genuß.

Das ſeh' ich gerne, wenn die Sonne untergeht, wenn die Erde ihre Gluth in ſich ſaugt, und ihr die feurigen Flügel leiſe zuſammen faltet und die Nacht durch gefangen hält, da wird es ſtill auf der Welt, die Sehnſucht ſteigt ſo heimlich aus den Finſterniſſen empor; ihr leuchten die Sterne ſo unerreichbar über'm Haupt, ſo unreichbar, Goethe!

Wenn man ſeelig ſein ſoll, da wird man ſo zaghaft, das Herz ſcheidet zitternd vom Glück, noch ehe es den Willkommen gewagt; — auch ich fühl's, daß ich meinem Glück nicht gewachſen bin. Welche Allbefähigung, um Dich zu faſſen! — Liebe muß eine Meiſterſchaft erwerben, das Geliebte beſitzen wollen, wie es der gemeine Menſchenverſtand nimmt, iſt nicht der ewigen Liebe würdig, und ſcheitert jeden Augenblick am kleinſten Ereigniß. — Das iſt meine erſte Aufgabe, daß ich mich Dir aneigne, nicht aber Dich beſitzen wolle, Du allbegehrlichſter!

Ich bin doch noch ſo jung, daß es ſich leicht entſchuldigen läßt, wenn ich unwiſſend bin. Ach, für Wiſſenſchaft hab' ich keinen Boden, ich fühl's, ich kann's nicht lernen, was ich nicht weiß, ich muß es erwarten, wie der Prophet in der Wüſte die Raben erwartet, daß ſie ihm Speiſe bringen. Der Vergleich iſt ſo uneben nicht: durch die Lüfte wird meinem Geiſt Nahrung zugetragen, — oft grade, wenn er im Verſchmachten iſt.

Seitdem ich Dich liebe, ſchwebt ein unerreichbares mir im Geiſt; ein Geheimniß, das mich nährt. Wie vom Baum die reifen Früchte fallen, ſo fallen hier mir Gedanken zu, die mich erquicken und reizen. O Goethe, hätte der Springquell eine Seele, er könnte ſich nicht erwartungsvoller ans Licht drängen, um wieder empor zu ſteigen, als ich mit ahnender Gewißheit mich dieſem neuen Leben entgegendränge, das mir durch Dich gegeben iſt, und das mir zu erkennen giebt, daß ein höherer Lebenstrieb den Kerker ſprengen will, der nicht ſchont der Ruhe und Gemächlichkeit gewohnter Tage, die er in brauſender Begeiſterung zertrümmert. Dieſem erhabenen Geſchick entgeht der liebende Geiſt nicht, ſo wenig der Saame der Blüthe entgeht, wenn er einmal in friſcher Erde liegt. So fühl' ich mich in Dir, du fruchtbarer geſeegneter Boden! Ich kann ſagen, wie das iſt wenn der Keim die harte Rinde ſprengt, — es iſt ſchmerzlich, die lächlenden Frühlingskinder ſind unter Thränen erzeugt.

O Goethe, was geht mit dem Menſchen vor? was erfährt er, was erlebt er in dem innerſten Flammenkelch ſeines Herzens? — Ich wollte Dir meine Fehler gern bekennen, allein die Liebe macht mich ganz zum idealiſchen Menſchen. Viel haſt Du für mich gethan, noch eh' Du von mir wußteſt, über vieles, was ich begehrte und nicht erlangte, haſt Du mich hinweg gehoben.

Wir hatten Kritiker in Deutſchland, welche den Frauen wenn nicht die Fähigkeit, ſo doch das Recht zu poetiſcher Produktion abſprachen und ſich dieſelben gar nicht anders denken zu können ſchienen, als mit dem Kochlöffel oder dem Strickſtrumpf in der Hand. Sie führten deßhalb gegen weibliche Autoren eine Sprache, wie man ſich deren etwa gegen Köchinnen und Waſchweiber bedient. Dieſe Hausknechtskritik iſt endlich verſtummt, die ſchreibenden Frauen haben ſich das Recht der Autorſchaft errungen, wie eben die Frauen zuletzt immer Recht behalten. Jetzt läßt man ſie dichten, man erinnert ſich, daß ſie eigentlich ſammt und ſonders Dichterinnen, und wenn wir Männer darin einverſtanden ſind, die ſchönſten Gedichte einer Frau blühen als Liebeslächeln auf ihren Lippen, ſtralen als verſchämte Huldgewährung aus dem feuchten Blick ihres Auges, ſo haben wir doch auch ganz und gar Nichts dagegen, wenn ſie die poetiſche Welt ihres Innern vermittelſt Papier, Lettern und Druckerſchwärze zur allgemeinen Anſchauung bringen. Die Lächerlichkeit, daß der Name Sappho ſogar eine gymnaſiaſtiſche Weltberühmtheit, daß Heloiſe's Briefdichtungen von Abälard ſelbſt die altgebackenſten Philologenſeelen entzückten, daß man von den Dichtergaben der ſächſiſchen Nonne Roswitha mit hiſtoriſcher Ehrfurcht ſprach und die altfranzöſiſchen Dichtungen der Clotilde von Wallon-Chalys überſetzte, während man den poetiſchen Frauen der Gegenwart verbieten wollte, ſich dichtend ihren berühmten Vorgängerinnen anzuſchließen, dieſe Lächerlichkeit fiel am Ende ſogar den gründlichen Deutſchen auf, und da der Gerechtigkeitsſinn eine ihrer beſten Eigenſchaften iſt, ſo ſtanden ſie auch nicht an, das Denken ihrer Rahel, das Dichten ihrer Bettina anzuerkennen und in ihrem gutmüthigen Enthuſiasmus die Frauenliteratur recht in Schwung zu bringen. Nicht nur die inländiſche. Das Ausland iſt einmal unſer Steckenpferd, und ſo bekamen denn die Ueberſetzer Arbeit vollauf, bis nur alle die „Alltagsgeſchichten“ der Friederike Bremer, gemüthliche, fromme, redſelige Theeromane, und die weit bedeutenderen Erzählungen der Emilie Flygare-Carlén, unter welchen beſonders die „Roſe von Tiſtelön“ und „Guſtav Lindorm“ ſich hervorthun, drei- und vierfältig in's Deutſche übertragen waren. Auch die ſeelenvollen Poeſieen der Franzöſin Marceline Desbordes-Valmore, geb. 1787, und der hochbegabten Brittin Felicia Hemans, geb. 1794, geſt. 1828, fanden vielfachen

Anklang in deutſchen Herzen.*) Dagegen mußte ſich die Dichterin der geſellſchaftlichen Uebel und ſocialen Sünden, Aurora Dudevant, 1804 als Enkelin des bekannten Marſchalls von Sachſen mit halb deutſchem Blut in den Adern im Departement der Indre geboren, ihre Anerkennung von deutſcher Seite erſt Schritt für Schritt erobern. Und doch iſt Aurora Dudevant, die unter dem Männernamen George Sand in die Reihe der bedeutendſten öffentlichen Charaktere der Gegenwart eingetreten, im Denken groß wie unſere Rahel, im Fühlen allumfaſſend wie Bettina, iſt dazu noch Etwas, was dieſe Beiden nicht ſind — Künſtler. Wir Deutſche ſind eben Optimiſten, wir lieben es, die Dinge von der Lichtſeite in's Auge zu faſſen, die Schattenſeite erſchreckt uns, wir ziehen in der Poeſie das Walten einer milden Frühlingshelle den Schauern einer Gewitternacht vor. Nun aber machte George Sand beſonders in ſeinen früheren Dichtungen, wie in der »Indiana«, »Lelia«, »Valentine«, deren Refrain immer der war: arme Frauen, arme Geſellſchaft, wo das Herz keine wahre und wirkliche Freude findet, außer in dem Vergeſſen aller Pflicht und aller Vernunft! — die Schattenſeite des menſchlichen Lebens ſtets zur Grundlage ſeiner dichteriſchen Gemälde, die Verkehrtheiten, Unzulänglichkeiten und Grauſamkeiten unſerer ſocialen Zuſtände waren die düſtergefärbten Couliſſen des Theaters, auf welchem er ſeine ergreifenden Culturtragödien aufführte, die ſich ſo einfach, ſo ohne allen Aufwand von romantiſchem Apparat und doch ſo effektvoll abſpielen. Die Wahrheit ſchreit aus ihnen, aber je lauter ſie ſchreit, deſto weniger will man ſie hören. Das iſt eine gleichalte Geſchichte wie die, auf welche Heine einmal ein Liedepigramm gemacht. In Deutſchland haben wir eine Menge von Leuten, die ſich aus der Tugend- und Sittlichkeitswächterei ein Geſchäft machen, deren Moral im Grunde aber bloß auf das ſogenannte eilfte Gebot hinausläuft. Dieſe zeterten gegen George Sand als unſittlichen Autor ihr Anathema und fanden Glauben, wie ihn die Tartüffes gewöhnlich finden, wenigſtens für einige Zeit, ſo daß George Sands Bedeutung bei uns erſt dann anfing gewürdigt zu werden, als er bereits ſeine erſte Schriftſtellerepoche, die polemiſch-negative, verwunden und die künſtleriſch-poſitive angetreten hatte, deren neueſte Erzeugniſſe, die „Conſuelo“ und „**la comtesse de Rudolstadt**“, die Befähigung ihres Verfaſſers zu hiſtoriſcher Combination, zur Erfaſſung und Reproduktion geſchichtlicher Individualitäten und Zuſtände wie nationaler Verhältniſſe auf überraſchendſte und meiſterlichſte Weiſe an das Licht treten laſſen. Die zuletzt genannte Dichtung enthält, als beſonders hervorzuhebend, eine Charakteriſtik Friedrichs II. von Preußen, der ich nur die, welche Brougham über dieſen König geliefert, an die Seite zu ſetzen weiß. So löſt uns demnach das Genie dieſer Frau ebenſo klar und muthig, wie ſie die Schäden der Gegenwart zur Anſchauung bringt, auch die Räthſel der Vergangenheit und ſchlägt mit der gleichen Energie die Lüge von vordem wie die von jetzt ins Geſicht. Ein tapferes Herz das, und dabei ſo liebebedürftig und liebedurſtig. Doch du kennſt es ja, meine Freundin, und haſt ſeine Trauer, ſein Verzweifeln, ſeine Hoffnungen und ſeine Entzückungen nachempfunden. Was dir aber vielleicht entgangen ſein dürfte, iſt der Umſtand, daß George Sand ſich immer offener und konſequenter als Verfechter des Volkes erweiſt, des belaſteten, ſich abarbeitenden Volkes, ob deſſen Exiſtenz der unerbittliche Todesengel aller Freude, die Nahrungsſorge, ſchwebt und ihm verbietet, den Blick jemals von der Scholle oder vom Handwerkszeug ab und der Region des Geiſtes zuzuwenden. In „**le compagnon de tour de France**“ hat George Sand mit wundervollem Verſtändniß die demokratiſche Bewegung der Zeit einem Seelengemälde zu Grunde gelegt, in welchem alle Stimmungen der Gegenwart mit ſcharfer Schattirung hervortreten. Es iſt nicht nur ein poetiſches, ſondern auch ein prophetiſches Buch, das Volk ſein Held und die Nothwendigkeit von deſſen endlichem Sieg ſein Reſultat. Sociale und religiöſe Speculation, wie ſie ſich im „**Jacques**“, im „**Spiridion**“, in den „**sept cordes de la lyre**“, untermiſcht mit Beleuchtungen des unerforſchlichſten Abgrundes, des weiblichen Herzens, ſo glänzend bethätigt, ringt ſich im „**compagnon de tour de France**“ zum Bewußtſein der Demokratie empor, und ſo hat Aurora Dudevant den höchſten und wahrſten Standpunkt erſchwungen, den ein Dichter der Jetztzeit erreichen kann.

---

*) Beim Niederſchreiben des Namens von Felicia Hemans erinnere ich mich, wie du, meine Angela, mir einſt von dem tiefen Eindruck ſagteſt, den ihre Gedichte auf dich gemacht, als du, noch ein ganz junges Mädchen, ſelbe im Originale geleſen. Du recitirteſt mir dann einige davon, anſpruchslos, natürlich und verſtändnißinnig. Sie klingen mir jetzt wieder im Ohr, beſonders eine, »Die Stunde des Gebets,« deren Ueberſetzung ich beifüge als eine Erinnerung an Damals.

Kind, das ſpielt bei Blumen hold
In der Abendſonne Gold,
Mutter, deren ernſter Blick
Still ihm folgt in heiligem Glück,
Vater, den die Abendluft
Von dem Feld der Ernte ruft:
Im Gebet, eh noch der Tag ſich neigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!
Wandrer, der im fremden Land,
Fern von jedem Heimatband,
Trauernder vom Ton umſchwebt,
Der nicht mehr auf Erden lebt,
Du Gefangner, deſſen Zell'
Nicht durchdringt die Sonne hell,
Schiffer, wenn aufs Meer die Nacht ſich neigt:
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!
Krieger, der nach heißer Schlacht
Athmet auf, wenn naht die Nacht,
Weib, das auf dem Leichenfeld
Einſam weinend Wache hält,
Ihr, die jauchzet, ihr, die weint,
Dieſes Band euch all' vereint
Wenn der erſte Stern ſich droben zeigt
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt.

Anders iſt es mit einer Schriftſtellerin, die man uns ſchon als den deutſchen George Sand hat hinſtellen wollen, welcher aber das Verſtehen der Demokratie und die Ahnung ihres Sieges gänzlich abgeht. Ihre Wirkung wird und muß ſich deßhalb auf die Salonswelt beſchränken, zu deren Dichterin ſie ſich gemacht, wohl mit aller vollblutadligen Abſicht, wie es ſchon ihr fremdwortflittriger, auf höfiſchen Stelzen einhergehender Styl anzeigt, der immer zu ſagen ſcheint: Bleib ferne, ſo du nicht ſechszehn Ahnen aufzuweiſen haſt! Ich meine die Gräfin Ida von Hahn-Hahn, eine Gräfin jeder Zoll. Ihr dieß verübeln zu wollen, wäre lächerlich, um ſo mehr, da ſie in der That eine noble Dame und ein poetiſches Gemüth iſt. Nach welcher Seite hin ſie ihr dichteriſches Talent entfalten will, das iſt ihre Sache, wir ſind ja nicht genöthigt, ihr auf das Parquet ihrer Salonswelt zu folgen oder ihren ariſtokratiſch ſchiefen Reiſeberichten, wie dem über Frankreich, Glauben zu ſchenken, dagegen dürfen wir, mein' ich, aus unſerer bürgerlichen Niedrigkeit heraus gegen die Unart der Frau Gräfin proteſtiren, gerade die dumm-lächerlichen oder ſchuftigen Rollen in ihren Romanen Leuten aus dem Volk zuzutheilen. Das finde ich etwas unbillig und bin überzeugt, der Frau Gräfin würde es gleichfalls ſo gehen, wenn ſie einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen wollte, daß das dumme Volk es iſt, welches den Herren und Damen von Welt, von Stand, von Adel möglich macht, ſich mit aller Bequemlichkeit den Leidenſchaften hinzugeben, die ſie ſo allerliebſt, und der Blaſirtheit, welche ein poetiſcher Salonsmann, der von Sternberg, nicht minder allerliebſt beſchreibt. Wenn die Frau Gräfin mit der großen Franzöſin, von der vorhin die Rede, weiter Nichts gemein hat, als etwa die Jammerwürdigkeit ihrer Männercharaktere, ſo hat ſie mit dem obengenannten Poeten dagegen ſehr viel gemein, unter Anderm auch die Produktivität. Sie hat ſichs in Proſa und Verſen eifrigſt angelegen ſein laſſen, berühmt zu werden, und iſt es wirklich bei Allen geworden, deren demokratiſches Blut ſich nicht gegen ſie empört. Das iſt bei mir, offen geſtanden, der Fall, doch treibe ich meine Antipathie durchaus nicht bis zur Ungerechtigkeit, denn Niemand kann bereitwilliger ſein, dem Dichten der Frau Gräfin Anerkennung zu zollen, ſobald es aus der Sphäre abgeſchmackter Vorrechtlerei und Excluſivität heraustritt, um menſchlich und natürlich zu werden, wie es in ihren „Venetianiſchen Nächten“ und in „Sigismund Forſter“, theilweiſe der Fall, oder ſobald es in ihren „Gedichten“ zu Liedern ſich geſtaltet voll weiblich inniger Sehnſucht, wie z. B. in dieſem:

Licht meiner Augen, du biſt mir entſchwunden,
Biſt in die Weite der Welt mir entflohn!
Sage, wo haſt du die Zuflucht gefunden?
Sag', wo erbauteſt du dir einen Thron?

Biſt du geſtiegen zum lächelnden Himmel,
Der mich umwölbt im unendlichen Blau?
Nein, denn es wälzt ſich das Wolkengewimmel
Ueber ihn hin mit vernichtendem Grau.

Hüllteſt du dich in die grünenden Blätter,
Wie in dein eigenſtes Frühlingsgewand?
Nein, wenn der Sturm ſie durchtobt und das Wetter,
Fallen ſie welk mir und ſtarr in die Hand.

Trugen zur Sonne dich ewige Mächte?
Biſt in den lieblichen Sternen du wach?
Nein, denn die Sonne verſinket in Nächte,
Nein, denn die Sterne vergehn vor dem Tag.

Ach, weil du fern mir auf Erden mußt gehen,
Weil nie dein Blick in den meinen mehr fällt,
Weil mich dein Lächeln, dein Glanz nicht umwehen,
Licht meiner Augen! iſt dunkel die Welt.

Neben der Gräfin Hahn-Hahn hat ſich die Frau von Paalzow die Gunſt des Publikums, beſonders des weiblichen, erworben, in noch höherem Grade ſogar, als jene. Auch ſie bewegt ſich beinahe ausſchießlich in ariſtokratiſchen und Hofkreiſen, doch durfte Laube im Ganzen nicht mit Unrecht bemerken, daß dieſe Schriftſtellerin von Ariſtokratismus nur das Unverfängliche habe, was allem höhern Trachten gemeinſchaftlich, das Trachten nach einer Sphäre, welche vor niederem und rohem Trieb in ſich ſicher iſt. Frau von Paalzow hat bis jetzt drei dreibändige Romane geſchrieben: „Godwie Caſtle“, „St. Roche“ und „Thomas Thyrnau“, deren hiſtoriſcher Apparat auf beſtechend glänzende Weiſe verwendet iſt und in denen die Geſchichte ſelbſt in eigenthümlicher, fromm anmuthender Weiſe betrachtet wird. Aber Milde allein bewältigt eben keinen hiſtoriſchen Stoff, dazu gehört eine Kraft, die vor dem Tragiſchen keineswegs erſchrickt; davor erſchrickt eben die Frau von Paalzow und deßhalb iſt in ihren Büchern das Sauſen „des Webſtuhls der Zeit“ zu einem Säuſeln abgeſchwächt, welches meiſt wirkungslos im Ohr verklingt. Was aber dieſer Dichterin, denn eine ſolche iſt ſie, beſonders hoch anzurechnen, iſt ihre Fähigkeit, Geſtalten zu ſchaffen, und vor allen ihren Schweſtern gebührt ihr der Ruhm, einen ebenſo reellen als großartigen Männercharakter gezeichnet zu haben, ihren Thomas Thyrnau, der ſogar Immermanns Hofſchulzen an Markigkeit kaum nachſteht. Mit nacheifernder Emſigkeit haben ſich noch diverſe Damen aus der haute volée ſchriftſtellernd aufgethan, als da ſind die Verfaſſerinnen von „Schloß Goczyn“ und „Falkenberg“ und „Clementine“, die letztere geſunder und tiefblickender als die erſtern. Feinſinnige Reiſeſchilderungen gab Emma von Nindorf und hat uns in ſelben beſonders den Juſtinus Kerner gar hübſch beſchrieben. Am beſten gefallen mir dichtende Frauen als Lyrikerinnen; die Lyrik iſt ihr eigentliches Element, das Lied die natürlichſte Form, in welchem ein weiblich Gemüth ſeinem poetiſchen Drange Sprache geben kann. Dieſe Form macht ſich ſo von ſelbſt, ohne künſtleriſche Beharrung, und kommt der Begeiſterung ſo freiwillig und unwillkürlich zu Hülfe, wie die Sprache dem Denken. Nachdem uns ſchon früher die ſanfte Agnes Franz, die gedankenreiche Henriette Ottenheimer und die phantaſievolle Adelheid von Stolterfoth dankenswerthe Liedergaben gereicht, beſitzen wir gegenwärtig in Betty Paoli, Louiſe von Plönies und Annette Eliſabeth von Droſte-Hülshof ein lyriſches Trio voll ſchöner Hoffnungen. Beſonders die Letztgenannte, ein Mädchen noch, wie mir ſcheinen will, hat die

Claviatur der Lyrik, vom fromm betenden Liebesſeufzer an bis zur gut erfundenen und kunſtvoll durchgeführten Erzählung mit Erfolg angeſchlagen. In ihrer größern Dichtung „Des Arztes Vermächtniß“ beurkundet ſie eine nicht minder erfreuliche Sicherheit in objektiver Darſtellung, als ſich in ihren religiöſen Liedern die jungfräulichſte Glut der Andacht ausſpricht. Wodurch ſie aber oft gerade das Schönſte ankältet und verzimperlicht, iſt die Geſuchtheit des Ausdrucks, das Haſchen nach originellen Wendungen, worin ſie ſich zu ihrem Schaden gefällt, wie in ihrem leider dadurch verunſtalteten Gedicht „an die Weltverbeſſerer“. Ein entſchieden bedeutendes Talent hat ſie für Ballade und Romanze gezeigt, und als Beweis hiefür möge den Schlußſtein dieſes Briefes bilden ihr „Graf von Thal“.

1.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felſenwand;
Das war ſein ehlich Gemahl,
Die hinter dem Steine ſtand.

Sie ſchaut' im Sonnenſtral
Hinunter den linden Hang:
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört' ihn doch reiten entlang!“

„Ob das ein Hufſchlag iſt?
Vielleicht ein Hufſchlag fern?
Ich weiß doch wohl, ohne Liſt,
Ich hab' gehört meinen Herrn!“

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?“
Sie blinzelt' in das Geſträuch,
Und horcht' auf das rauſchende Laub.

Oed war's, im Hohlweg leer,
Einſam im riſpelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand ſie den Grafen bald.

In ſeinen Schatten ſie trat.
Er und ſeine Geſellen,
Die flüſtern und halten Rath,
Viel lauter rieſeln die Wellen.

Sie ſtarrten über das Land,
Genau ſie ſpähten, genau,
Sahn jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.
Zur Erde blickte der Graf.
So ſprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Nachloſe Schmach mir ſtahl.“
„War das ein Seufzer lind?
Geſellen, wer hat's gehört?“
Sprach Kurt: „Es iſt nur der Wind
Der über das Schilfblatt fährt.“
„So ſchwör' ich beim höchſten Gut
Und wär's mein ehlich Weib,
Und wär's meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigner Leib:
„Nichts ſoll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm ſpar';
Der Freche ſoll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr.“
„Bei Gott! das war ein Geſtöhn!“
Sie ſchoſſen die Blicke in Haſt.
Sprach Kurt: „Es iſt der Föhn,
Der macht ſeufzen den Tannenaſt.“
„Und iſt ſein Aug' auch blind,
Und iſt ſein Haar auch grau,
Und mein Weib ſeiner Schweſter Kind —“
Hier that einen Schrei die Frau.
Wie Wetterfahnen ſchnell
Die Dreie wendeten ſich.
„Zurück, zurück, mein Geſell!
Dieſes Weibes Richter bin ich!“
„Haſt du gelauſcht, Allgund?
Du ſchweigſt, du blickſt zur Erd'?
Das bringt dir bittre Stund'!
Allgund, was haſt du gehört?“
„Ich lauſch' deines Roſſes Klang,
Ich ſpäh deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang,
Nun thue, was Noth mag ſein.“
„O Frau!“ ſprach Jakob Port,
„Da habt Ihr ſchlimmes Spiel!

Grad' ſprach der Herr ein Wort,
Das ſich vermaß gar viel."
Sprach Kurt: „Ich ſag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in ſolchem Fall."
Da ſah der Graf ſie an,
Zu Einem und zu Zwein;
Drauf ſprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du biſt mein.
„Als du gefangen lagſt
Um mich ein ganzes Jahr,
Und keine Sylbe ſprachſt:
Da ward deine Treu mir klar.
„So ſchwöre mir denn ſogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmſt am Teich,
Dir ſei's wie Rauch und Spiel.
„Als ſeie nichts geſchehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen ſehn,
Darfſt mir nicht bleich erſcheinen.
„Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißen Noth.
Die Wahrheit ſpricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."
Und konnte ſie ſich beſinnen,
Verheißen hätte ſie's nie.
So war ſie halb von Sinnen,
Sie ſchwur, und wußte nicht wie.

II.

Und als das Morgengrau
In die Kemnate ſich ſtahl;
Da hatte die werthe Frau
Geſeufzt ſchon manches Mal;
Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich, wie ein Dieb:
Roth war ihrer Augen Rand,
Todtblaß ihr Antlitz lieb.
Drei Tage kredenzt' ſie den Wein,
Und ſaß beim Mahle drei Tag',

Drei Nächte in ſteter Pein
In der Waldkapelle ſie lag.
Wenn er die Wacht beſorgt,
Der Thorwart ſieht ſie gehn,
Im Walde ſteht und horcht
Der Wilddieb dem Geſtöhn.
Am vierten Abend ſie ſaß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann ſahn ſie auf, alle beid'.
„Allgund, bleich iſt dein Mund!" —
„Herr, 's macht der Lampe Schein."
„Deine Augen ſind roth, Allgund!"
„'s drang Rauch vom Herde hinein.
„Auch macht mir's ſchlimmen Muth,
Daß heut' vor funfzehn Jahren
Ich ſah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!
„Lang' ruht die Mutter im Dom
Sind Wenige mir verwandt,
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
Sonſt iſt mir keins bekannt."
Starr ſah der Graf ſie an:
„Es ſteht dem Weibe feſt,
Daß um den ehlichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt."
„Ja, Herr! ſo muß es ſein.
Ich gäb' um Euch die Zweie,
Und mich noch obendrein,
Wenn's ſein müßt', ohne Reue.
„Doch daß nun dieſer Tag
Nicht gleich den andern ſei,
Lest, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei."
Und als die Fraue klar
Darauf das heilige Buch
Bot ihrem Gatten dar,
Es auf von ſelber ſchlug.

Mit Einem Blick er maß
Der nächſten Sprüche einen;
„Mein iſt die Rach'!" er las;
Das will ihm ſeltſam ſcheinen.

Doch wie ſo feſt der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die ſaß ſo ſtill und ſpann,
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren ſchönen Leib
Den Arm er düſter ſchlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing' mir einen luſt'gen Sang!“

„O Herr! mag's Euch behagen,
Ich ſing' ein Liedlein werth,
Das erſt vor wenig Tagen
Mich ein Minſtrel gelehrt.

„Der kam ſo matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn,
Und ſprach, im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.“

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt.

„Johann! Johann! was dachteſt du
An jenem Tag,
Als du erſchlugſt deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?
Verderbteſt auch mit dir zugleich
Deine drei Geſellen;
O, ſieh nur ihre Glieder bleich
Am Monde ſchwellen!

„Weh dir, was dachteſt du, Johann,
Zu jener Stund'?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durch's Reich die Kund'!
Ob dich verderben mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel ſingen's bald,
Die Wölf' es heulen!

„O weh! das haſt du nicht bedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,

Dir, der den Ohm und Herrn erſchlug,
Johann von Schwaben!“
Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten ſtand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er ſchlägt ſie an die Wand.
Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt ſetzt.

III.

Von heut am ſiebenten Tag
Das war eine ſchwere Stund',
Als am Balkone lag
Auf ihren Knieen Allgund.
Laut waren des Herzens Schläge!
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böſes zuwege,
Mein ſei die Buß' allein.“
Dann beugt ſie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauſcht
Vom Wehre toſt es herab,
Vom Forſte drunten es rauſcht.
War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirſch ſetzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das ſein?
Doch nein, der Auerhahn ruft.
„O mein Erlöſer, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beſchwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh' heim mein Gatte gekehrt.
„Ach, wen der Böſe umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verrathen, verrathen ja nicht!
Weh! das ſind Roſſestritte.“
Sie ſah ſie fliegen durch's Thal
Mit wildem, grimmigem Ritte.
Sie ſah auch ihren Gemahl.
Sie ſah ihn dräuen, genau,
Sie ſah ihn ballen die Hand:
Da ſanken die Kniee der Frau,
Da rollte ſie über den Rand.

Und als zum Schlimmen entſchloſſen
Der Graf ſprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen gefloſſen,
Drang unterm Gitter hervor.
Und als er die Hände ſah falten
Sein Weib in letzter Noth,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward ſein Geſicht ſo roth.
„Weib, das den Tod ſich erkor!“
„'s war nicht mein Wille,“ ſie ſprach,
Noch eben bracht' ſie's hervor.
„Weib, das ſeine Schwüre brach!“
Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht ſie ihn an:
„Es mußt' eine Sünde geſchehen,
Ich hab ſie für dich gethan!“

12

Trelawney und der neue „große Unbekannte.“

Daß ich von den dichtenden Frauen gerade zu den männlichſten Erzeugniſſen der Poeſie unſerer Zeit übergehe, könnte dich wundern ſobald ich den geringſten Anſpruch machte, in dieſe brieflichen Unterhaltungen einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang bringen zu wollen. Da aber dieſes ſchlechterdings nicht der Fall, mußt du mein willkürliches Umherfahren dir nicht mißfallen laſſen. Als ich meinen vorigen Brief geſchloſſen, trat ein Freund bei mir ein, der es ſich zur Aufgabe gemacht, mit allem Gegenwärtigen unzufrieden zu ſein, alſo auch mit der Poeſie unſerer Tage. Das Geſpräch lenkte ſich zufällig auf dieſe und er brachte ſeine gewöhnliche Aeußerung vor: „Gebt mir mit all' dem poetiſchen Plunder, der jetzt fabricirt wird; eine thatloſe Zeit hat auch keine rechte Poeſie. Wiederkauerei, Wiederkauerei all' euer Verſeln und Schreiben, Alles ſchläfrig und traumhaft oder verrenkt und gewaltthätig aufgedonnert. Der Dichter muß dem Helden zur Seite gehen, ſonſt iſt all' ſeine Begabung und Begeiſterung umſonſt.“ Ich war gerade nicht zu einem unfruchtbaren Disputiren aufgelegt und ging daher, um die Streitſache auf andere Weiſe abzumachen, indem ich aus meiner Bücherei einen unſcheinbaren, argzerleſenen, grünen Band hervor ſuchte, den du wohl oft in meinen Händen ſaheſt, deſſen Titelblatt lautet: „Erlebniſſe eines jüngeren Sohnes von Trelawney“, und den ich meinem Freund hinbot mit den Worten: Thu' mir den Gefallen, dieſe Geſchichte zu leſen, deren Dichter nicht nur neben dem Helden hergeſchritten, ſondern Held und Dichter in einer Perſon iſt. Du hegſt ja, wie ich weiß, einen gewaltigen Reſpekt vor jenem heldenhaften arabiſchen Poeten, vor Montenebbi, der im Jahre 965 in der Wüſte auf den Leichen ſeiner Angreifer mit dem Schwert in der Fauſt verblutete — da haſt du einen Montenebbi der Gegenwart. Der Freund nahm das Buch nur mit Widerwillen, indem er ſagte: „Nun, ich will dir den Gefallen thun, ſei's auch nur, um dich deines Montenebbi der Gegenwart wegen tüchtig auszulachen“ — vorhin aber brachte er mir meinen Trelawney zurück und meinte: „Hat mir eine ſchlafloſe Nacht verurſacht, der glorioſe Menſch, mußte ununterbrochen fortleſen bis an's Ende; hör mal, ich werde künftig ganz und gar Nichts dawider haben, wenn du behaupteſt, auch in unſern Zeiten gebe es Poeſie und Poeten.“ Ei, ſagt' ich, weil er eine ſo große Wirkung auf dich geübt, will ich auch meiner Freundin auf der Stelle von Trelawney ſprechen.

Englands ſtolzer Ariſtokratie entſproſſen, lernte dieſer Mann die Unterdrückung ſchon im Flügelkleide haſſen nicht nur, ſondern auch bekämpfen, ſetzte ſchon als Knabe der unnatürlichen Härte ſeines Vaters und der grauſamen Pedanterie einfältiger Lehrer den Widerſtand einer Charakteranlage entgegen, die ſich im Jünglingsalter bereits zu einer beiſpielloſen Willenskraft geſtählt hatte. Als jüngerer Sohn frühzeitig in das wilde Seeleben hinausgeworfen, hat er während der Ueberfahrt nach Oſtindien die Brutalität ſeiner Vorgeſetzten zu erdulden und jede Beleidigung ſchreibt ſich als unauslöſchbare Racheforderung in ſein Herz. In Bombay angekommen, zerbricht er das Sklavenjoch der Diſciplin, nimmt Rache an ſeinen Peinigern und mit dieſem Akt von ſeinem Vaterland und ſeinen Landsleuten, die ihm ſtets nur Pein bereitet, ſich losſagend, wirft er ſich hinaus in die indiſche Wüſte, aufjauchzend in unbändigem Freiheitsgefühl, lechzend nach Kampf und Genuß. Er verbindet ſich mit dem Capercapitain de Ruyter, einem ihm ähnlichen, nur mehr durch die Schule des Schickſals gereiften Mann von glühendem Republikanerſinn, der in den oſtindiſchen Meeren gegen die Engländer kreuzte. Die Thaten ihres gemeinſamen Piratenlebens, die Wunder, welche ihr Haß gegen die Sklaverei verrichtete, bilden, eingerahmt in die Scenerieen der prachtvollen Tropenwelt, eine Reihe von ſo wechſelnden, ſpannenden, ergreifenden Gemälden, wie ſie wohl nie ein Romantiker zu erfinden und zu ſchildern im Stande, um ſo weniger, da alle dieſe Abenteuer ihrer Außerordentlichkeit ungeachtet den unverkennbaren Stempel der Thatſächlichkeit an ſich tragen, da ſie deutlich wahrnehmen laſſen, der Arm des Mannes, welcher ſie niedergeſchrieben, habe ſie auch beſtehen helfen. Ein heldenhafter Stahlklang geht durch dieſes Epos, welches von Anfang bis Ende Seelenzuſtände ebenſo gut wie Naturzuſtände, Empfindungen wie Handlungen fühl- und greifbar uns vergegenwärtigt.

Wie durch Zauberei macht uns Trelawney überall heimiſch, auf dem Meer wie in der Wildniß, im Bajaderenhaus wie in der Schiffskajüte, in dem Trachtengewühl orientaliſcher Bazars wie in der majeſtätigen Einſamkeit nie betretener Forſten. Wir ſehen ihn mit den Beſtien der Jungeln Bruſt an Bruſt ringen, wie auf dem Verdeck geenterter Schiffe mit Söhnen aller Länder Mann an Mann. Erzählt er von einem Schiffbruch, von den unſäglichen Qualen verzweifelnden Todes, fühlen wir uns von Entſetzen überrieſelt, ſchildert er Schlachten, ſo erblicken wir die grimmen Geſichter der Fechtenden, ſehen das Blut aus den rothen Wunden ſtrömen, vernehmen das Geheul der Mahratten, der Malaien, Perſer, Javaneſen, mit denen er ſich herumſchlägt. Und ein ſo kühnes Naturleben, das alle Feſſeln der Verbildung mit Eckel von ſich wirft, kann gewiß auch nicht ohne Humor ſein. Als einem unvergleichlich humoriſtiſchen Auftritt wohnen wir unter andern der Enterung einer chineſiſchen Dſchonke bei, und was für ein herrliches Compoſitum von Laune und Gemüthlichkeit iſt dieſer Schiffsproviantmeiſter Louis, was für ein Prachtexemplar von einem Original dieſer Schiffsdoktor Van Scolpvelt! und dann dieſe Fülle von Gemüth, von Liebe, von unbegränzter Hingebung, welche plötzlich aus der ſtählernen Bruſt Trelawney's hervorbricht, als er ſeine Zela, das wunderſame Kind Arabiens gefunden, als ihr ſterbender Vater ſie ihm anverlobt, als er um ihre Liebe wirbt und ſie ihm als Braut in die Arme ſinkt. Wenn er hierüber, wenn er von Zela ſpricht, dann entſagt er der naiv epiſchen Ruhe, mit welcher er ſeine Fährlichkeiten berichtet, als habe ſich das Alles nur ſo von ſelbſt gemacht, und läßt das volle Herz in lyriſcher Begeiſterung überſtrömen, wie folgt:

Die Natur, als fürchtete ſie die Nebenbuhlerſchaft der Kunſt, oder als ſei ſie entrüſtet über ihre Anmaßungen, oder als verachte ſie den Wettſtreit mit einer ſo ſchwachen Feindin, oder als empfinde ſie Eckel, daß ihre auserwählteſten beſten Geſchenke verſchmäht, verzerrt und verdreht werden zu unanſehnlichen Geſtalten, zu dem, was man geſitteten Geſellſchaftszuſtand nennt, hat ſich von den volkreichen Städten in die Wüſte und in einſame Gebirgsgegenden, ihre Lieblingsplätze, zurückgezogen; hier weilt ſie, und tändelt mit ihren Lieblingskindern, der Ringeltaube, der Antilope und dem Barberpferde. Ein Kind der Wüſte gleicht dem wilden Weinſtock, der ſeine blattreichen Ranken im Ueberfluß ausbreitet; wiewohl er im Vergleich mit eben dem Gewächſe, wenn es ſorglich angebaut und beſchnitten wird, nur eine geringe Ausbeute gibt, ſo iſt er doch weit ſchöner, wenn er in ſchwankenden Ringelchen vor den Wipfeln der Waldbäume herabhängt, als zugeſtutzt und an Zaunſtecken gebunden. Der Weinſtock und die Olive ſind Kinder der Hügel und des Sandes, genährt von den Sonnenſtralen. Das Pferd der Wüſte und die Antilope ſind die flüchtigſten und ſchönſten Thiere. Jener majeſtätiſche König unter den Vögeln, deſſen Gefieder über den Juwelen, Diademen der Könige dieſer Erde ſchwankt und triumphirend über einer königlichen Leichenbahre hängt, auch er bewohnt die ſandige Wüſte. Die kräftigſten Früchte, die duftigſten Blumen, die balſamiſchſte Luft, das klarſte, reinſte Waſſer trifft man zwiſchen Felſen und Sand, in der Einſamkeit und Freiheit gepflegt, da iſt der Menſch in Gemeinſchaft mit Gott und der Natur, bis ſeine Gefühle in Liebe und Verehrung ſich vergöttlichen. Dort habe auch ich Jungfrauen geſehen, und Zela war eine von dieſen, unbelehrt wie ihre wildeſten Kinder, deren ausnehmende Lieblichkeit die Kunſt der griechiſchen Bildhauer, ihre abgemeſſenen Linien und kalten Proportionen durch Schönheiten beſchämten, welche Begeiſterung und vollendete Wiſſenſchaft zu entwerfen nie träumen konnten. Ich habe ihre Formen, Züge, ihren im Einklange verſchmelzenden Ausdruck ſo lange betrachtet, bis meine überreizten Sinne, alle auf einen Punkt zuſammengedrängt, mein Weſen ſo feſſelten, daß ich vor übermäßigem Entzücken ohnmächtig wurde, und mein Herz, in zauberiſchen Empfindungen überfließend, in Seufzern und Thränen Linderung ſuchte. Welches Herz wäre ſo hart, daß es, nicht gerührt von ihrem ſtralenden, das Gehirn durchdringenden Blick, die Farben ihrer Augen unterſuchen oder ihre Linien meſſen könnte, um zu ſehen, ob ſie nach der griechiſchen oder römiſchen Form gemodelt ſeien? Die Eule könnte eben ſo gut verſuchen, ungeblendet in die Sonne zu ſehen.

Nur wenn Zela abweſend war, konnte ich über ihre Züge nachdenken. Sie hatte gerade ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt, und obgleich ſie ſogar im Morgenland noch nicht als reif angeſehen war, ſo verſprachen doch ihre Formen, welche gleich den Blättern einer vom ſonnigen Weſtwind angefächelten Blüthe durch ihre Knospen hervorbrachen, die ſeltenſte Schönheit und Lieblichkeit. Im Schatten auferzogen, hatte ſie eine bleiche Hautfarbe und ſtach auffallend ab gegen die dattelfarbigen Frauen ihrer Umgebung, die ſanfte, durchſichtige Klarheit ihrer Geſichtsfarbe war überraſchend und noch gehoben durch Wolken des ſchwarzeſten Haares. Sie ſah aus wie ein einſamer, unverhüllter Stern in der Nacht. Die Breite und Tiefe ihrer klaren, zarten Stirne war zum Theil verſteckt durch die glatte, ſeidenähnliche Linie, aus der ihr Haar ſich emporhob, in üppiger Fülle überhing und ihren Glanz erhöhte. Den nämlichen Anblick gewährten ihre ſchimmernden, ſchön gezeichneten Augbrauen, die kühn über die Stirne ſich zeichneten, an den äußerſten Enden leicht hingezogen, aber nicht gewölbt. Ihre Augen waren voll, ſogar für eine Morgenländerin, aber weder funkelnd noch hervorſtehend, ſondern ſanft, wie die einer Droſſel. Nur wenn Freude, Ueberraſchung oder Kummer ſie bewegte, erweiterte ſich die ſternengleiche Iris und ſtralte, und dann war ihre Wirkung ſehr beredt und zauberiſch. Die deutlich geſonderten ſchwarzen Augwimpern, welche ſie einfaßten, waren auffallend lang und ſehr ſchön; wenn ſie ſchlief, drängten ſie ſich gegen ihre bleichen Wangen und wölbten ſich aufwärts.

Jener Theil des Auges, der gewöhnlich perlenweiß iſt, war in dem ihrigen durch ein Hellblau gedunkelt, gleich der Blüthe der Purpurtraube oder dem durch den Morgennebel hindurchblickenden Himmel. Ihr Mund war harmoniſch und lieblich, ihr Geſicht klein und oval, ein wellenförmiger Umriß unausſprechlicher Grazie ſenkte ſich herab zu ihrem zarten, faltenloſen Nacken, hob ſich dann an ihrem Buſen, der gewölbt war und eben ſeine Formen entfaltete. Ihre Gliedmaßen waren etwas in die Länge gezogen, voll und gerundet; ihre Bewegungen raſch, doch nicht ſpringend, leicht wie ein Zephyr. Wenn ſie unter dem dichten Schatten jenes geheiligten Hindu-Baumes ſtand, der mit ſeiner herabhängenden Belaubung in Büſcheln ſie umgab, und von dem man ſagt, daß in jedem ſeiner zuſammengezogenen belebten Blätter eine Fee wohne, ſtellte ich mir vor, ſie ſei ihre Königin und müſſe einem der Blätter entfallen ſein, um zwiſchen den Blüthen zu ſpielen und zu tändeln.

Nie hatte ich die ſeltſame Gewalt der Liebe gefühlt, geſehen oder davon geträumt. Wahrlich, ich weiß nicht, wann, noch wie, oder wo und auf welche Weiſe ſie Eingang in meine Gedanken fand. Es ſchien mir, ich erfülle nur eine Pflicht, eine mir dadurch heilige Pflicht, daß ſie mir durch den gebietenden Ernſt eines ſterbenden Vaters auferlegt ward, der mir mit ſeinem letzten Athemzug ſein verwaiſtes Kind anempfahl.

In der kryſtallhellen Reinheit der Jugend war dieß der erſte ergreifende Auftritt, bei dem ich als Hauptperſon handelte, und durch den die bis dahin verſchloſſene Quelle der guten Gefühle meines Herzens durch gewaltſames Anpochen geöffnet wurde; jetzt ſtrömten Mitleiden, Kummer und Liebe aus demſelben gleich einem angeſchwollenen Waldbach, der Alles mit ſich fortreißt.

Der arme gefangene kleine Vogel baute ſein Neſt in meiner Herzenskammer, während ich ſie ruhig in meiner Kajüte wie in einem Käfig glaubte. Meine Beſuche wurden länger und häufiger. Ich hielt ihre Hand in der meinigen, bis ich fühlte, daß ihre Wärme hergeſtellt ſei, und bildete mir ein, ſie glühe mit der meinigen. Die Luft um ſie ſchien von ſüßem Wohlgeruch geſchwängert zu ſein. Sogar die Berührung ihrer Haare, welche reizender herabhingen, als die Zweige der Trauerweide, erfüllte meine Seele mit Leidenſchaft, wenn ſie meine Wangen küßten. Alle meine Sinne ſchienen ausnehmend geſchärft und eine Welt neuer Gedanken und zarter Bilder in mir zu entſtehen. Als ich endlich den vollen Stralenglanz ihrer großen dunkeln Augen ſchaute, da zitterten meine Glieder, meine Stimme bebte und mein Herz ſchlug in krampfhaften, raſchen Schlägen. Ich hielt ihre Hand und blickte ſie an in ſprachloſem Entzücken. Ob ſie dieß bemerkte, weiß ich nicht; aber ſie zog ihre Hand zurück und verſchleierte den Glanz ihrer Augen. Es war genug; ſie hatten mich durchzückt und das Feuer war unauslöſchlich. Sie hatte einige Worte mit gebrochener Stimme gemurmelt, welche in meinen Ohren klangen, wie das Sumſen der Honigbiene oder wie das Trillern eines Singvogels, der in den Zimmthainen wohnt, und ihr Athem war ſüßer, als der Duft der Bäume, auf denen jener Vogel ſich wiegt. Meine Sinne waren erſchüttert durch die Macht dieſer neuen Welt der Wonne, welche ſie mir erſchloß.

Meine, heiße, tiefe und unvergängliche Liebe war ſo in meiner Bruſt entzündet. Zela war von dem Tage an der Stern, welchen ich anbeten mußte; die Gottheit, an deren Altar ich den ganzen duftenden Weihrauch meiner erſten jungfräulichen Triebe, Gefühle und Leidenſchaften darbrachte. Nie weihte ſich ein heiliger Geweihter ſeinem Gott mit andächtigerer Inbrunſt, als ich mein Herz Zela weihte. Wenn dieſe alberne Sterblichkeit zum Staube zurückkehrt, wenn der Geiſt ſein Beingehäuſe durchbricht und einer Taube gleich davonflattert, ſo wird er keinen Ruheplatz, keinen Olivenzweig finden, bis er mit Zelas Geiſte wieder vereinigt iſt; dann werden ſie, zwei Sonnenſtralen, ſich vereinigen und in Ewigkeit fortſchimmern.

Die Vergiftung einer Geliebten, von welcher ein ſolcher Kraftmenſch wie Trelawney ſo weich und zärtlich ſpricht, durch eine rachſüchtige Bataveſerin lähmt für einige Zeitlang nicht nur ſeine Thatenluſt, ſondern auch ſeine Thatkraft und er entſchließt ſich, nach Europa zurückzukehren. Hiemit brechen ſeine bis jetzt veröffentlichten Memoiren ab. Wir wiſſen aber anderwärtsher, daß eine Natur, deren eigentlichſtes Element Handeln und Gefahren, eine Natur, die gleichſam inſtinktmäßig Heuchelei, Verſchrobenheit und Tyrannei mit brennendem Haß verfolgt, nicht lange in dem langweiligen England zu weilen vermochte, deſſen vielgerühmte Freiheit im Grunde doch nur eine Freiheit der Privilegirten iſt. Darum verließ Trelawney ſein Vaterland bald wieder, um für einige Zeit das poetiſche Wanderleben Byrons, deſſen Freund er geworden, in Italien zu theilen und dann nach Griechenland zu gehen, als es die Fahne der Befreiung von türkiſcher Barbarei aufpflanzte. Seine Abenteuer als Guerillaführer für die Sache der Griechen finden wir in dem „Süd-öſtlichen Bilderſaal“, dem letzten Reiſewerk des berühmten „Verſtorbenen“ ſo Intereſſe erregend berührt, daß wir nur lebhaft wünſchen können. Trelawney möchte uns noch mit einer Fortſetzung ſeiner Memoirenepopee erfreuen.

Große Aehnlichkeit mit dieſer haben die „Denkwürdigkeiten eines Neugriechen“, deren Verfaſſer ebenfalls ein Engländer, Thomas Hope Auch hier wird uns das Leben und Treiben des Orients in einer ſo ergreifend wahren Weiſe geſchildert, die Zeitgeſchichte der Türkei, Griechenlands und Aegyptens tritt in dieſem Gemälde menſchlicher Leidenſchaften mit ſo ſcharfmarkirten Zügen hervor, daß ich wenige Bücher kenne, die mit ſo großer poetiſcher Anziehungskraft eine ſo bedeutende Belehrungsgabe verbinden. Noch näher verwandt aber mit der thatſächlichen Poeſie Trelawney's zeigt ſich der Autor des „Legitimen und die Republikaner“, des „Virey“, der „transatlantiſchen Skizzen“, der „Lebensbilder aus beiden Hemiſphären“, des „Cajütenbuchs“, der „deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandſchaften“, des „Süden und Norden“. Es iſt dir bekannt, meine Freundin, wie außerordentlich dieſe Schriften mich angemuthet, und du erinnerſt dich vielleicht, wie ich dir einſt, von einer Reiſe zurückkehrend, voll Freude ſagte: denk' dir, ich habe den Verfaſſer des Virey kennen gelernt! Ich irrte mich aber damals ganz und gar. Laſſen wir vor der Hand die Perſon des neuen „großen Unbekannten“, wie man ihn mit Hindeutung auf die lange gäng und gebe geweſene Bezeichnung Walter Scotts zu nennen angefangen, ganz aus dem Spiele, um die Betrachtung über ſeine Werke in das kurze Reſume zuſammenzufaſſen, daß in ihnen die freie, große Natur nur mit unmerklicher Beihülfe der Kunſt ſich eine freie, große Poeſie geſchaffen. Ein urwaldfriſcher Hauch weht durch alle dieſe Bücher, die, mit Ausnahme etwa des noch am künſtleriſchſten angelegten erſten, des „Legitimen und die Republikaner“, keiner beſtimmten Form der Dichtkunſt angehören und ſo ſchon in ihrer Faſſung den gegen alle Einſchränkung proteſtirenden Republikanismus an den Tag legen, welcher ſich als ihre politiſche Grundtendenz erweiſt. Dieſe Tendenz erſcheint aber als keine hineingelegte, abſichtliche, ſondern als eine in den Verhältniſſen urſprünglich begründete, von ſelbſt aus ihnen ſich ergebende. Abſichtlicher mag wohl die immerwährende Gegenüberſtellung des alten Europa und des jungen Amerika ſein, von denen das erſtere in allerdings kenntnißreichſter, aber dann und wann zu greller Beleuchtung, das letztere mehr in verklärendem Licht erſcheint. Eine ganz eigenthümliche Genialität zeigt uns der neue große Unbekannte in nationaler Charakteriſtik, wobei er die belebteſte Veranſchaulichung mit dem ſicherſten pſychologiſchen Takt verbindet. Indianer, Neger, Süd- und Nordamerikaner, Engländer und Irländer, Spanier und Creolen, Franzoſen und Deutſche, ſie alle ſind in ihrer Weſenheit und ihren Angewöhnungen mit vollkommenſtem Verſtändniß aufgefaßt und mit portraitähnlicher Treue reproducirt. Mit Vorliebe behandelt unſer Autor den Menſchen im freien Naturzuſtand, oder wenigſtens in Zuſtänden, welche dieſem gleichkommen, und nicht minder erheben ſich auch ſeine Naturſchilderungen dann zur hinreißendſten Gewalt, wenn er die Unermeßlichkeit des Meeres vor uns aufrollt oder uns Führer iſt durch die grandioſen klimatiſchen Verhältniſſe der neuen Welt. Die Natur in ihrer einſamen Jungfräulichkeit uns vorzuführen, darin iſt er ganz unübertrefflich, und damit du gleich einen Beweis hievon in Händen habeſt, theile ich aus dem „Cajütenbuch“ die Schilderung eines Irrrittes in einer Prairie von Texas mit, welchen der Beſteher deſſelben alſo erzählt:

Der Tag war ſchon angebrochen, als ich erwachte. Mit den Träumen waren auch die trüben Gedanken verſchwunden; ich fühlte ſcharfen Appetit, war aber doch noch friſch und munter. Nüchtern, wie ich war, beſchloß ich, auch nüchtern die Richtung, die ich zu nehmen hätte, zu überlegen, legte vor Allem den Sattel, den Zaum an, brachte den Laſſo in Ordnung und beſtieg dann meinen Muſtang. *) Ein neckender Geiſt hatte geſtern den ganzen Tag ſeine Poſſen mit mir getrieben, mich meine Unbeſonnenheit büßen laſſen; dafür, hoffte ich, würde er mir heute gnädiger mitſpielen, den Scherz nicht zu ſehr Ernſt werden laſſen. Ich hoffte ſo, und in dieſer Hoffnung begann ich meinen Ritt.

Ich kam an mehreren wunderſchönen Inſeln, den herrlichſten Pecans-, Pflaumen-, Pfirſichbäumen-Inſeln vorbei. Es haben aber dieſe Inſeln, ſo wie überhaupt die Wälder in Texas, das Eigenthümliche, daß ihre Baumarten nicht gemiſcht, ſondern gewöhnlich ganz rein in ihren Baumſchlägen ſind. Selten trifft man eine Inſel mit zweierlei Baumſchlägen. Wie die verſchiedenen Thiere des Waldes ſich zu einander halten, ſo halten ſich hier Lebenseichen zu Lebenseichen, Pflaumen zu Pflaumen, Pecans zu Pecans — nur die Rebe iſt allen gemeinſam. Sie verwebt, verſchlingt ſie alle mit ihren zarten und doch kräftigen Banden. Mehrere dieſer herrlichen Inſeln betrat ich. Da ſie nie ſehr groß, und weder Geſträuch, noch Geſtripp, ſtets aber das herrlichſte Grün zum Fußteppich haben, ſo erſcheinen ſie ſo friſch, ſo rein, daß ich mich bei jedem ſolchen Eintritte auch immer verwundert umſchaute. Es ſchien mir unmöglich, daß die ſich ſelbſt überlaſſene Natur ſo unglaublich rein ſich erhalten ſollte — unwillkürlich ſchaute ich mich um nach der Hand

---

*) Die Muſtangs ſind kleine, in Heerden von Tauſenden wild durch die Prairien von Texas ſchweifende Pferde.

des Menſchen, des Künſtlers, ſah aber nichts, als Rudel von Hirſchen, die mich mit ihren treuen Augen unſchuldig-naiv anſchauten und erſt, wenn ich näher kam, ausbrachen. Was hätte ich jetzt für ein Loth Pulver, eine Unze Blei und ein Kentucky Rifle gegeben! Immerhin heiterte mich der Anblick der Thiere auf, gab mir wieder eine gewiſſe Springkraft, eine Körper- und Geiſtesfriſche, die mich ordentlich trieb, den Thieren nachzujagen. Auch mein Muſtang ſchien etwas Aehnliches zu verſpüren, er tanzte dann immer mehr mit mir, als er ging, wieherte friſch und munter in den Morgen hinein.

So ritt ich denn getroſt weiter, Stunde auf Stunde. Der Morgen verging, Mittag kam heran, die Sonne ſtand hoch oben am wolkenloſen Himmel; der Appetit begann ſich nun ſtärker zu melden, bald zum wahren Heißhunger zu werden, der ſchneidend in mir nagte. Ein gewiſſes Zehren in den Eingeweiden, ein krebsartiges Nagen, das allmälig eine ſchmerzlich peinigende Empfindung aufregte. Ich ſpürte die Fühlhörner, die Zangen, wie ſie in meinen Eingeweiden herumwühlten, die zarteſten Theile meines Lebensprinzipes angriffen. Auch meine Kräfte, am Morgen beim Erwachen ſo friſch, lebendig, fühlte ich zuſehends abnehmen, eine gewiſſe Squeamishness, Geſchmackloſigkeit, Ermattung über mich kommen.

Nagte jedoch der Hunger peinigend, ſo quälte mich der Durſt folternd. Dieſer Durſt war wirklich eine folternde, eine hölliſche Empfindung, doch hielt er, ſo wie der Hunger, nie lange an; auch die Mattigkeit verging wieder, und es kam jedes Mal nach einem ſolchen Anfalle wieder eine Pauſe, während welcher ich recht leidlich fühlte. Die dreißig oder mehr Stunden, die ich nichts zu mir genommen, hatten meine von Natur ſtarken Nerven mehr an- als abgeſpannt; — aber doch begann mir klar zu werden, daß dieſes wiederholte Anſpannen nicht lange mehr währen könne, ohne mich auch abzuſpannen, denn bereits meldeten ſich die Vorboten. Die Zuverſicht und Beſonnenheit, die mich im Ganzen genommen doch noch immer aufrecht erhalten, begannen zu ſchwinden, eine gewiſſe Verzagtheit, Geiſtesabweſenheit ſich dafür einzuſtellen, in der mich ſo entſetzlich unbeſtimmte Traumbilder umſchwirrten, daß mir die Sinne wirre wurden, ich wie ein Betrunkener von meinem Muſtang herabhing. — Solche Vorboten, halbe Ohnmachten währten bis jetzt zwar nicht lange, immer kam ich wieder zu mir, gab dann dem Thiere die Sporen, und eilte wieder raſcher vorwärts. Aber die qualvolle Empfindung, das entſetzliche Bewußtſein der Verlaſſenheit, die mich bei einem ſolchen Erwachen jedesmal durchdrang! Wie ich dann ſo haſtig, gierig, halb wahnſinnig herumſtierte — ſchaute, mir beinahe die Augen ausſchaute, und doch nichts erſchaute, als den ewigen und ewigen Ozean von Gräſern und Inſeln. —

Ich war oft der Verzweiflung nahe, meine Angſt ſo entſetzlich, daß ich wie ein Kind weinte, ja betete. Ja, zu beten begann ich jetzt, und ſeltſam, wie ich das Gebet des Herrn anfing, war es mir, als ob eine Stimme mir zuriefe, vorwürfe, warum ich mich nicht früher an ihn gewendet, der allein hier helfen könne? Ich betete nun ſo haſtig, flehte ſo inbrünſtig, in meinem

Leben habe ich nicht ſo heiß gefleht. Auch kam, wie ich jetzt nach dieſem Gebete meine Augen zu ihm erhob, der in dieſer ſeiner herrlichen Welt ſo ſichtbar thronte, eine Zuverſicht über mich, eine unbeſchreiblich fromme, kindliche Zuverſicht! Es war mir, als müßte ich erhört werden. Ich fühlte ſo gewiß, daß ich ganz getroſt auf- und herumſchaute, überzeugt, zu finden, was ich ſuche. -- Und wie ich ſo ſchaue, denken Sie ſich mein unausſprechliches Erſtaunen, Entzücken! erſchaue ich ganz in der Nähe, keine zehn Schritte, Pferd und Reiterſpuren. Bei dieſer Entdeckung entfuhr mir ein Freudenſchrei, der mir geradezu in die Himmel als Jubeldank für mein erhörtes Gebet dringen zu müſſen ſchien. Es durchfuhr mich wie ein elektriſcher Funke. Meine ganze Kraft und Zuverſicht waren auf einmal wiedergekehrt. Es trieb mich, vom Pferde zu ſpringen, die Erde, die dieſe Spuren trug, zu küſſen. Freudenthränen rollten mir aus den Augen, über die Wangen, wie ich nun jubelnd meinem Thiere die Zügel ſchießen ließ und mit einer Haſt davon ritt, als ob die Geliebte meines Herzens mir vom Ziele herüber winkte. Nie hatte ich gegen die Vorſehung ſo dankbar gefühlt, als in dieſer Stunde. Während ich ritt, betete ich, und während ich betete, trat mir wieder die Größe meines Schöpfers ſo ſiegend aus ſeinen herrlichen Werken vor Augen! Ich öffnete ſie jetzt weiter, denn je, um mich ganz von ihm und ſeiner herrlichen Natur durchdringen zu laſſen. -- Wohl herrlichen Natur! Der Menſch, der auf dieſem Boden ſteht, und nicht von der Größe und Allmacht ſeines Schöpfers durchdrungen wird, der muß Thier, ganz Thier ſein. Der Gott Moſes, der aus dem glühenden Dornbuſche ſprach, iſt ein Kindergott gegen den Gott, der hier allergreifend vor die Augen tritt, klar, greiflich aus dieſer unermeßlichen Wieſen-, Inſel- und Baumwelt vor Augen tritt. Nie zuvor war er mir ſo groß vorgekommen. Ich erſchaute ihn ſo klar, ich glaubte, ihn greifen zu können, ſeine Stimme tönte mir in die Ohren, ſeine Herrlichkeit durchdrang mich, erfüllte meine Seele mit einem ſüßen Rauſche, der etwas von Verzückung an ſich hatte. Nun ich das Ende meiner Pein, meine Rettung mit Gewißheit vorausſah, wollte ich mich gleichſam zum Abſchiede noch letzen mit ihm und ſeinem herrlichen Werke. Es lag ſo grandios vor mir, ſo ruhig, ſo ozeanartig mit ſeinen, Hunderte von Meilen in jeder Richtung hinwogenden Gräſern, den ſchwankend-ſchwimmenden Inſeln, die in den goldenen Stralen der Nachmittagsſonne wirklich ſchwebend und ſchwimmend erſchienen, während wieder hinten und ſeitwärts wogende Blumenfelder, in den fernen Aether hinaufſchwellend, Himmel und Erde in eine und dieſelbe Glorie verſchmolzen. So bot ſich die Prairie gegen Weſten dem Auge dar. Gegen Süden erſchien ſie, wo möglich, noch zauberiſcher. Lichte — golden und blau gewirkte Schleier — umhingen da die entfernteren Inſelgruppen, ihnen zeitweilig ein dunkles Bronze-Colorit verleihend, das wieder in der nächſten Minute durch einen leichten Luftzug in die hellſte Farbenpracht aufflammte. Wie ſiegend brachen bei jedem ſolchen Luftzuge die Stralen der Sonne dieſe himmliſchen Schleier durch, und die koloſſalen Baummaſſen ſchienen mit dem

Luftſtrome heran zu ſchwimmen, zu tanzen durch die unglaublich transparente Atmoſphäre. Ein unbeſchreiblich glorioſer Anblick! Vor mir der endloſe Wieſen- und Blumenteppich mit ſeinen Myriaden von Prairieroſen, Tuberoſen und Mimoſen, dieſer ſo lieblich, ſinnig-zarten Pflanze, die, ſo wie Ihr in ihre Nähe kommt, mit ihren Stengeln und Blättern ſich aufrichtet, Euch gleichſam anſchaut und dann zurückſchrickt, ſo ſichtbar zurückſchrickt, daß Ihr ſtaunend anhaltet und ſchaut, gerade als ob Ihr erwartetet, ſie würde Euch klagen, dieſe ſeltſame Pflanze! Ehe die Hufe meines Muſtangs, oder ſeine Füße ſie berührten, ſchrack ſie ſchon zurück; in der Entfernung von fünf Schritten ſah ich ſie ſchon aufzucken, mich gleichſam ſcheu, verſchämt, vorwurfsvoll anblicken, und dann zuſammenſchrecken. Der Stoß nämlich, den der Pferde- oder Menſchentritt verurſacht, wird der Pflanze durch ihre langen, horizontal liegenden Wurzeln mitgetheilt, die, erſchüttert, auch Stengel und Blätter zucken machen. Ein wirklich ſeltſames Zuſammenzucken — Schrecken! Erſt wenn Ihr eine Strecke geritten, erhebt ſie ſich wieder, aber zitternd und bebend, und ganz wie eine holde Jungfrau, die durch eine rohe Hand betaſtet, auch beſtürzt und erröthend das Köpfchen, die Arme ſinken läßt, ſie erſt, wenn der Rohe gegangen, wieder erhebt.

In einer Lage, wie die war, in der ich mich befand, iſt man eigenthümlich weich und empfindſam geſtimmt. Unſere Roaſtbeefs, glauben Sie mir, tragen viel dazu bei, uns mit ihrem Fleiſche und Safte auch halb und halb die dicke Haut der vierfüßigen Thiere, von denen ſie ſtammen, beizulegen. Aber nun hatte ich die vierzig und mehr Stunden weder Roaſtbeef noch ſonſt etwas Genießbares über die Zunge gebracht, und daher denn auch die zarten, frommen Empfindungen. Sie ſind wieder großentheils ſpäteren Eindrücken gewichen, bis auf eine, die ich eine Offenbarung meines Gottes nennen möchte, und die mich durchdrang, um nimmermehr zu weichen. Ich habe mir, ſo mag ich wohl ſagen, einen neuen, einen lebendigen Gott gewonnen, einen Gott, den ich früher nicht kannte, denn mein früherer Gott war der Gott meines Predigers; der, den ich in der Prairie kennen gelernt, iſt aber mein eigener Gott, mein Schöpfer, der ſich mir in der Herrlichkeit ſeiner Werke geoffenbart, der mir von dieſer Stunde an vor Augen ſtand und ſtehen wird, ſo lange Odem in mir iſt.

Doch zurück zu kehren zu meiner glücklich gefundenen Spur, ſo ritt ich und ritt wohl eine Stunde, als ich plötzlich mir zur Seite eine zweite Spur — erſchaute. Sie lief in paralleler Richtung mit der, welcher ich folgte — Wäre es möglich geweſen, meinen Jubel zu erhöhen, ſo würde dieſe gefundene zweite Spur es bewirkt haben; ſo ſtärkte ſie bloß meine Zuverſicht. Jetzt ſchien es mir unmöglich, den Ausweg aus dieſer entſetzlichen Prairie nicht zu finden. Zwar fiel es mir als einigermaßen ſonderbar auf, daß zwei Reiter in dieſer endloſen Wieſe zuſammengetroffen, ihren Weg fortgeſetzt haben ſollten; aber die beiden Pferdeſpuren waren einmal da, liefen traulich neben einander, ſetzten ihr Dageweſenſein außer allen Zweifel. Auch zeigte ihre Friſche.

daß ſie nicht vor langer Zeit durchgeritten ſein konnten. Vielleicht, daß es noch möglich war, ſie einzuholen? Der Gedanke trieb mich zur größtmöglichen Eile. Ich ritt, was mein Muſtang nur durch die ellenhohen Gräſer und Blumen traben konnte; aber, obwohl ich nun eine — zwei — ja drei Stunden wieder ſcharf ritt, Reiter bekam ich doch keine zu ſehen. Zehn Meilen konnte ich ringsum überſchauen, aber nirgends etwas Reiterähnliches! Zwar lagen einige Inſeln vor mir, aus einer dieſer Inſeln glänzte mir ein ähnliches Silber-Phänomen, wie das — welches ich den vergangenen Tag geſehen, entgegen — aber jetzt zog mich kein Phänomenglanz mehr an. Um einen der Reiter hätte ich alle Phänomene, alle Silberwerke der Erde gegeben. Zuletzt mußte ich doch auf ſie treffen, denn die Spuren lagen vor mir, mußten zu ihnen führen, wenn — ich ſie nur nicht verlor? Daß dieſes Unglück mir nicht begegne, war meine größte Sorge. Alle meine Geiſteskräfte im Auge concentrirt, ritt ich nun Schritt für Schritt. — So verging wieder eine Stunde — eine zweite — der Nachmittag wandte ſich dem Abend zu — die Spuren liefen immer noch fort, das tröſtete mich. Zwar begannen jetzt meine Kräfte zuſehends abzunehmen — ich merkbar matter zu fühlen, das krebsartige Nagen kam heftiger, der Mund wurde mir faul, geſchmacklos, das Innere kalt, der Magen ſchlaff, die Glieder wurden ſchwer, das Blut fühlte kalt in den Adern; — die Anwandlungen von Ohnmacht meldeten ſich häufiger, ſtärker; aber eigentlichen Hunger und Durſt fühlte ich nicht mehr an dieſem zweiten Nachmittage, nur, wie bemerkt, eine ſtarke Abnahme der Kräfte, und mit dieſer ſtellte ſich eine Schwäche aller Organe, aller Sinne ein, die mich mit neuem Schrecken erfüllte. Es wurde mir trübe vor den Augen, dumpf um die Ohren, der Zaum begann mir kalt und ſchwer zwiſchen den Fingern zu liegen, in den Gliedern wurde eine gewiſſe ſchmerzhafte Empfindſamkeit fühlbar, es war mir, als ob Nacht über mich, mein Sein hereinbräche.

Immer ritt ich jedoch fort und fort. Endlich mußte ich doch auf einen Ausweg ſtoßen, die Prairie irgendwo ein Ende haben. Freilich war das ganze ſüdliche Texas eine Prairie, aber doch hatte dieſe Prairie wieder Flüſſe, und in der Nähe dieſer Flüſſe mußte ich auf Anſiedelungen ſtoßen; ich durfte nur dem Laufe eines dieſer Flüſſe fünf oder ſechs Meilen folgen, und war gewiß, auf Häuſer und Pflanzungen zu treffen. Wie ich ſo mich tröſtend fortritt und ſchaute, und abermals ſchaute, ob denn noch keiner der Reiter zu ſehen, gewahre ich plötzlich eine dritte Pferdeſpur, in der That und Wahrheit eine dritte Pferdeſpur, die wieder parallel mit den zweien, denen ich nachritt, fortlief. Nun waren meine ſeit einigen Stunden geſunkenen Hoffnungen plötzlich wieder neu belebt. Jetzt konnte es mir doch gewiß nicht mehr fehlen; drei Reiter mußten eine beſtimmte, zu irgend einem Ziele führende Richtung genommen haben? welche, war mir gleichviel, wenn ſie nur zu Menſchen führte. Zu Menſchen, zu Menſchen! rief ich jauchzend, meinen Muſtang zu erneuter Eile antreibend.

Die Sonne ſank das zweite Mal hinter den hohen Baumwipfeln der weſtlichen Inſeln hinab; — die in dieſen ſüdlichen Breitegraden ſo ſchnell einbrechende Nacht brach abermals herein; — von den drei Reitern aber — war noch immer nichts zu ſehen. Ich fürchtete, in der ſo ſchnell überhand nehmenden Dunkelheit die Spuren zu verlieren, hielt daher, als die Dämmerung in Nacht zu verſchwimmen begann, vor einer Inſel an, ſchlang das eine Ende des Laſſo um einen Baumaſt, die Schlinge um den Hals des Pferdes, und warf mich dann ins Gras.

Rauchen konnte ich nicht mehr, die Cigarren ſchmeckten mir ſo wenig, als der Dulciſſimus; ſchlafen konnte ich eben ſo wenig. Kam auch zuweilen der Schlummer, ſo wurde er jedesmal durch krampfhaftes Auf- und Zuſammenſchrecken unterbrochen. — Es gibt nichts Gräßlicheres, als matt und ſchwach, und von Hunger und Durſt gefoltert und zernagt, nach Schlaf zu ringen und doch nicht ſchlafen zu können! Es war mir, als ob zwanzig Zangen und Marterwerkzeuge in meinem Innern wütheten. So lange die Bewegung zu Pferde angehalten, hatte ich dieſe Pein weniger geſpürt, aber jetzt wurde ſie wahrhaft furchtbar. Zugleich ſpielten ſo gräßliche Phantome um mich herum! — Ich werde dieſe Nacht alle Tage meines Lebens nicht vergeſſen.

Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, ſo raffte ich mich auch wieder auf; aber es dauerte lange, ehe ich den Muſtang gerüſtet hatte. Der Sattel war mir ſo ſchwer geworden, daß ich ihn nur mit Mühe dem Thiere auf den Rücken hob; ſonſt warf ich ihn mit zwei Fingern auf, jetzt vermochte ich es kaum mit Anſtrengung aller meiner Kräfte. Noch größere Mühe koſtete es mich, den Gurt zu befeſtigen; doch kam ich endlich zu Stande und beſtieg abermals mein Thier, die Spur ſo raſch verfolgend, als es uns beiden nur möglich war. Mein Muſtang war — wie Sie leicht denken mögen, von dem achtundvierzigſtündigen Ritte gleich ſtark mitgenommen, ein Glück übrigens für mich, denn friſch und munter hatte er mich bei dem erſten Seitenſprunge abgeworfen. Selbſt jetzt vermochte ich mich kaum mehr im Sattel zu halten, hing wie ein Automat von dem Rücken des Thiers herab, das weder um Sporen noch Zügel ſich mehr viel kümmern zu wollen ſchien.

So mochte ich wieder eine oder zwei Stunden geritten ſein, als ich plötzlich und zu meinem größten Schrecken die drei Pferdeſpuren — verſchwunden ſah. Ich ſchaute, ich ſtarrte; mein Schrecken wurde zum Entſetzen, aber ſie waren und blieben verſchwunden. Noch immer traute ich meinen Augen nicht. Ich ſchaute, prüfte nochmals, ritt zurück, wieder vorwärts, ſchaute auf allen Seiten, prüfte aufmerkſam, nahm, wie wir zu ſagen pflegen, alle Geiſteskräfte im Sehorgane zuſammen; — aber ſie waren und blieben verſchwunden. Sie kamen bis auf den Punkt, wo ich hielt, hier aber hörten ſie auf; auch nicht die geringſte Spur weiter. Bis hieher waren die Reiter gekommen und keinen Schritt weiter. Sie mußten hier gelagert haben, denn ich fand das Gras in einem Umkreiſe von fünfzig bis ſechzig Fuß zertreten.

Wie ich ſo ſchaue, gewahre ich etwas Weißes im Graſe. Ich ſteige ab, gehe darauf zu, hebe es auf. Gott im Himmel! Es war das Papier, in das ich meinen Virginia-Dulciſſimus gewickelt, das ich die letzte Nacht weggeworfen! Ich war auf derſelben Stelle, wo ich übernachtet! war alſo meiner eigenen Spur nachgeritten, im Cirkel herumgeritten!

Ich ſtand wie vernichtet, keines Gedankens mehr fähig. So hatte mich die gräßliche Entdeckung niedergeſchmettert, daß ich wie ein Klotz in dumpfer Verzweiflung neben meinem Muſtang niederſank, nichts wünſchend, als ſo ſchnell wie möglich zu ſterben. — Ein Schlag vor den Kopf, der mich aus der Welt gefördert, wäre mir jetzt als die größte Wohlthat erſchienen.

Wie lange ich lag, weiß ich nicht. Lange mußte es geweſen ſein, denn als ich mich endlich doch wieder aufraffte, war die Sonne tief am weſtlichen Himmel herabgeſunken. Ich verwünſchte ſie jetzt ſammt der Prairie und war ſo wild! Wäre ich bei Kräften geweſen, ich hätte ſehr wild gethan, aber ein dreitägiges Faſten in einer Prairie zähmt jede, auch die exorbitanteſte Wildheit, verſichere Sie. Ich war nicht nur körperlich, auch geiſtig ſo reducirt, daß ich weder Flüche, noch einen andern Gedanken feſtzuhalten vermochte, mir abſolut nicht erklären konnte, wie es gekommen, daß ich meiner eigenen Spur nachgeritten. Später wurde mir dieſes freilich klar. Was ich für fremde Reiterfiguren gehalten, waren meine eigenen geweſen. Ohne Landmarke, ohne Wegweiſer war ich im Cirkel herum, und während ich vorwärts zu kommen glaubte, rückwärts geritten. Ich war, wie ich ſpäter erfuhr, in der Jacinto-Prairie, einer der ſchönſten von Texas, an die ſiebzig Meilen lang und breit, ein wahres Eden, die auch das mit dem Paradieſe gemein hat, daß ſie ſo leicht verführt. Selbſt erfahrene Jäger wagten ſich nicht leicht ohne Compaß in dieſe, von der Menſchenhand kaum noch betretene Wieſen- und Inſelwelt. Wie hätte ich mich alſo zurechtfinden ſollen, ein ſo eben vom Collegium gekommener, zweiundzwanzigjähriger, unerfahrener Friſchling! Meine Lage war in der That gräßlich. So ganz hatte mir die furchtbare Entdeckung die Kraft geraubt, daß ich mich nur mit vieler Anſtrengung auf dem Rücken meines Thieres hielt, mich ihm abſolut willen-, ja kraftlos überließ. Was jetzt noch kam, war mir gleichgültig. Den Zaum um die Hand gewunden, klammerte ich mich ſo ſtark, als ich es vermochte, an Sattel und Mähne, das Thier in Frieden gehen laſſend. Hätte ich es doch früher gethan! Wahrſcheinlich wäre ich dann nicht in dieſe äußerſte Noth gerathen, der Inſtinkt würde das Thier zweifelsohne einer Pflanzung zugeführt haben. Das iſt jedoch das Eigenthümliche unſerer Unbeſonnenheiten, daß die erſte immer einen ganzen Train anderer nach ſich zieht, ſo unaufhaltſam nach ſich zieht, daß man gar nicht mehr zu einer ruhigen, leidenſchaftsloſen Anſchauung kommen kann. — Die erſte Unbeſonnenheit begangen, war ich kopflos, wie ein wahrer Thor, herumgeritten, und doch! käme heute ein Anderer in meine Lage, Hundert wollte ich gegen Eins wetten, er zöge ſich nicht beſſer aus der Teufelei.

Nur ſo viel weiß ich mich von dieſen entſetzlichen Stunden her noch zu erinnern, daß mein Muſtang einige Male in der Luft herumſchnopperte, dann aber eine entgegengeſetzte Richtung, und zwar ſo raſch einſchlug, daß ich nur mit größter Mühe mich in dem Sattel zu behaupten vermochte; denn jetzt ſchmerzten alle meine Glieder ſo furchtbar, daß jeder Tritt des Thieres mir zur wahren Folter wurde, ich oft in Verſuchung kam, Knopf und Mähnen fahren und mich herabſinken zu laſſen. Wie lange ich ſo herumgeſchleppt ward, weiß ich nicht, noch wie ich bei einbrechender Nacht von dem Rücken des Thieres kam. Wahrſcheinlich verdankte ich es dem Laſſo, daß es ſo geduldig mit mir umſprang. — Wie ich die Nacht zugebracht, das mag der Himmel wiſſen. Ich war keines Gedankens mehr fähig, ja, wenn ich einen zu faſſen verſuchte, zuckte es mir ſo ſchmerzlich durch das Gehirn, als ob eine Zange darin herumwühlte. Alles that mir weh, die Glieder, die Organe, mein ganzer Körper. Ich war wie auf dem Rade zerbrochen. Meine Hände waren abgemagert, meine Wangen eingefallen, meine Augen lagen tief in den Höhlen; — wenn ich mir ſo im Geſichte herumfühlte, entfuhr mir immer ein idiotiſches, halb wahnſinniges Lachen; — ich war in der That dem Wahnſinn nahe. — Des Morgens, als ich aufſtand, vermochte ich kaum mich auf den Füßen zu erhalten, ſo hatten mich der viertägige Ritt, die Anſtrengung, Angſt und Verzweiflung heruntergebracht. Man behauptet, der geſunde Mann könne neun Tage ohne Nahrung aushalten; vielleicht kann er es, in einer Stube oder einem Gefängniſſe, aber ſicher nicht in einer Texas-Prairie. Ich bin überzeugt, den fünften Tag hätte ich nicht überſtanden. Wie ich auf den Rücken meines Muſtang kam, iſt mir noch heute ein Räthſel; wahrſcheinlich hatte er ermüdet ſich gelagert und war ſo mit mir, der ich mich in den Sattel einſetzte, aufgeſtanden. Sonſt wüßte ich wahrhaftig nicht, wie ich hinaufgekommen; aber hinauf kam ich, Dank dem Laſſo, den ich inſtinktartig, wie der Ertrinkende, keinen Augenblick aus der Hand gelaſſen. Jetzt verſchwamm Alles ſo chaotiſch vor meinen Augen, daß es Momente gab, wo ich mich nicht mehr auf dieſer Erde wähnte. Ich ſah die herrlichſten Städte, wie ſie die Phantaſie des genialſten Malers nicht grandioſer hervorzuzaubern vermag, mit Thürmen, Kuppeln, Säulenhallen, die bis zu den Sternen hinaufreichten; wieder die ſchönſten Seen, ſtatt mit Waſſer, mit flüſſigem Golde und Silber gefüllt; Gärten, in den Lüften ſchwebend, mit den lockendſten Blumen und Bäumen, mit den herrlichſten Früchten; aber ich vermochte es nicht mehr, auch nur die Hand nach dieſen lüſternen Früchten auszuſtrecken, ſo ſchwer waren mir alle meine Glieder geworden. Jeder Schritt des Thieres verurſachte mir jetzt die gräßlichſten Schmerzen, die geringſte Bewegung, Erſchütterung, wurde zur wahren Qual; die Eingeweide brannten mir wie glühende Kohlen, es riß darin herum, als wenn Skorpione da wühlten; Gaumen und Zunge waren vertrocknet, die Lungenflügel wie verſchrumpft, während die Hände, die Füße zu fühlen waren, als ob ſie nicht mehr Theile meines Körpers — fremdartige, mir angeſetzte Marterwerkzeuge — wären.

Bloß ſo viel weiß ich mich noch dunkel zu entſinnen, daß es mir plötzlich an den Kopf, um die Ohren ſchlug — ob wirkliche Schläge, ob Laute oder Töne, kann ich nicht ſagen; — es war etwas wie Geſtöhne, das ich zu hören glaubte, ein Röcheln, das mir dumpf in die Ohren drang, vielleicht mein eigenes, vielleicht auch fremdes. — Sinne und Bewußtſein hatten mich nun beinahe gänzlich verlaſſen. Nur ſehr dunkel ſchwebt es mir vor, als wenn ich an Blätter und Zweige geſtreift, denn es ſauſte mir in den Ohren, wie Knacken, Brechen der Aeſte; — auch hielt ich mit der letzten Kraft an etwas, — was es war, ob Sattel, ob Mähnen oder ſonſt etwas, weiß ich gleichfalls nicht; — dieſer Halt entfuhr mir, — die Kraft verließ mich, — ich ſank.

Ein Schlag, wie der Donner eines losgebrannten Vierundzwanzigpfünders, ein Sauſen, Brauſen, wie das des Niagara-Cataractes, — ein Wirbeln, als ob ich in den Mittelpunkt der Erde hinabgeriſſen würde, ein Heer der gräulichſten Phantome, die von allen Seiten auf mich einſtürmten, mich umkreiſten, umtobten! — Und dann eine Muſik, wie aus höheren Sphären, glänzende Lichtgeſtalten, ein ſich vor meinen Blicken öffnendes Eliſium! —

Wieder ein ſchmerzlicher Stich, der mir ſiedend, glühend durch die Kehle, die Eingeweide brannte, mich wie in lichterlohen Flammen auflodernd fühlen ließ. Etwas, als ob der entwichene Lebensfunke wieder zurückkehrte, die Lungenflügel ſich öffneten, als ob es heiß durch die Glieder und Adern quirle, mir in Kopf und Augen dränge. Sie öffneten ſich.

Ich ſchaute auf, um mich.

Ich lag auf der Raſenbank eines ſchmalen, aber tiefen Fluſſes. —

Und glaubſt du wohl, meine Freundin, daß der Autor, welcher ſich dergeſtalt in amerikaniſche Natur hineinzuleben vermochte, ein Deutſcher iſt, der die neue Welt nie geſehen? So iſt es. Jener geborne Nordamerikaner, Sealsfield, den man unter Anderen für den neuen Unbekannten hielt, hat nur durch Reiſetagebücher das rohſtoffliche Material geliefert, der Ruhm der Verarbeitung gebührt einem deutſchen Dichter von berühmtem Namen, deſſen hartnäckig bewahrte Anonymität auf weit ernſteren Gründen beruht als auf eiteln Myſtifikationsgrillen.*) Willſt du Beweiſe für meine Behauptung, ſo kann ich ſie dir in vollem

---

*) Der Ernſt dieſer Gründe iſt ſo groß, daß der Verfaſſer, nur um nicht errathen zu werden, der kunſtvolleren Faſſung ſeiner Bücher, wie ſie ſich im erſten derſelben bemerkbar macht, in den folgenden ganz entſagt, nicht ſelten ſeine Darſtellung in eine augenſcheinlich abſichtliche Verwilderung hineinhetzt und ſeinen Styl zu einer athemloſen Zerfahrenheit corrumpirt, wie ſie in „Süden und Norden“ unerfreulich genug vorherrſcht.

Maaße geben, aber auch nur dir allein, weil eine Veröffentlichung des Geheimniſſes von meiner Seite ein Wortbruch wäre. Oder begnügſt du dich, ſtatt neugierig zu werden, damit, meinen Nationalſtolz zu belächeln, der nicht zu verſchweigen vermochte, daß dichteriſche Erzeugniſſe, die ohne Widerrede zu dem bedeutendſten unſerer Zeit zu rechnen ſind, von einem Deutſchen herrühren?

13

Ferdinand Freiligrath.

Da ich dir gerade von Poeten geſprochen, deren Phantaſie hinaus greift über die europäiſchen Binnenverhältniſſe und hinein in die ſonnige Glut des Oſtens oder in die Schöpfungswunder der weſtlichen Zone, ſo ſcheint es mir gerade am rechten Ort, über Ferdinand Freiligrath zu berichten, deſſen poetiſche Sehnſucht ja gleichfalls aus den policirten deutſchen Zuſtänden hinausringt in die ungezähmte Freiheit des Meeres und der Wildniß, um ſich da zu behagen, wo die Möve fliegt und der Sturm durchs Tackelwerk pfeift oder wo die Boa ſich ringelt, der Wüſtenkönig ſeine brüllenden Jagden abhält und der braune Beduine blitzſchnell wie ein Phantom durch den Sand hinſprengt. Freiligrath hat darum viele Mißdeutung erfahren. Die Einen meinten, ſeine ganze Richtung ſei nicht originell, ſei ſchon längſt durch Chamiſſo betreten, mit dem er auch die Hinneigung zum Gräßlichen gemein habe, die Andern riefen ihm das Sprüchwort zu: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Beiderlei Scheelſucht iſt durch den ganz ungewöhnlichen Erfolg beſchämt worden, den Freiligrath gehabt und noch immer hat. Inwiefern dabei der uralte deutſche Hang und Drang nach Fremdem mit in's Spiel gekommen, braucht nicht unterſucht zu werden, genug, wir folgten Freiligrath gerne, wenn er, ein lyriſcher Abenteurer, nach fernen Küſten ſchweift, um das deutſche Liederbanner denſelben aufzupflanzen, damit wenigſtens unſere Phantaſie eroberungsluſtig und mit klingendem Reimſpiel von ihnen Beſitz ergreife. Wir Deutſche beſcheiden uns, das zu phantaſiren, was andere Nationen thun, von dem zu dichten, wonach ſie trachten, wir leben im Geiſte, ſie aber in der Wahrheit. — — Freiligrath indeſſen gebührt die Anerkennung, daß er uns das Heimiſchwerden in fremden Zonen ſehr wahrſcheinlich zu machen weiß, denn er ſelbſt iſt dort heimiſch; er dilettirt nicht nur mit Schönheiten und Schrecken des Ozeans und der Wildniß, er iſt vertraut mit ihnen, wie ein ſonſtiger Lyriker mit den Reizen ſeines Liebchens, bis in's Speziellſte hinein, der Athem des Meeres athmet wirklich in ſeinen Gedichten und die exotiſche Tropenwelt blüht, blendet und ſchreckt weſenhaft in ihnen. Das eben ſtellt ihn ſo hoch über ſeine Nachtreter, denen man ſo ſchnell anſieht, daß es ihnen in den Freiligrath'ſchen Zonen nicht ſo recht heimlich iſt, und die zwiſchen den Palmen immer ihr langweiliges Magiſtergeſicht hervorgähnen laſſen oder den Freiligrath'ſchen Dromedaren und Löwen den Sattel der Langeweile auflegen, um die im nordiſchen Klima ſchnell zahm und ſiech gewordenen Thiere gründlichſt zu Tode zu reiten. Man hat uns vielfach zugemuthet, ſolche Ritte mit anzuſehen, und wäre es doch heiligſte Pflicht für unſere Antithierquälereivereine geweſen, gegen derartige Barbarei einzuſchreiten.

Meerwärts alſo richtet ſich einerſeits Freiligraths Poeſie mit Vorliebe, andererſeits wüſtenwärts. Wie ſie ſich in erſterer Richtung hin äußert, zeigt beſonders ſeine Apoſtrophe „an das Meer", welche Weſen und Form von Freiligraths Dichten treulich charakteriſirt:

O Meer, verlieh'ſt du nicht den brennendrothen Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel ſchafft,
Den Männern von Beryt und Tyrus?
O finſt'res Meer, lag nicht in deiner grauen Flut
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Glut
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?
O du, des ſchwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedeckteſt du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen? –
O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; – iſt nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarſt du nicht ſelbſt Aphrodite'n?
Ja, du biſt reich! ich ſah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muſchel gabſt, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So haſt du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließeſt du im Geiſt mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß ſie meine Lieder ſchmücke.
Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruh'n,
Die Horte, die man einſt in dich verſenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Waſſer blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen ſpeit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachſchuppenkleid
Das anvertraute Gut beſchützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umſpannt, die Keines Augen ſah'n,
Als meine, die mit ſieben Jungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es ſchmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleicherſonne ſengt durch's Waſſer ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umſchlungen);
Die Städte, die dein Mund in ſeine Tiefen riß —
(Als Wächter ſteh'n am Thor und fletſchen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —);
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond dereinſt verſchluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;
Das Grab Neptuns — in das, als er geſtorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als jeder ſich an Heil'ge wandte,
An Fiſchefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einſt verbrannte —
Sein Grab, in welches ihn ertrunk'ne Römer und
Hellenen — ſie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verſchlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenſtein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhuben;
Die Flaſchen, die der Ring des Salomo verſchloß,
Die ſeit Jahrtauſenden dein Waſſer ſchon umfloß;
Die Krüge, gläſern oder irden,
In denen Geiſter ſind, entſetzlich von Geſtalt,
Die losgelaſſen dich, o Weltmeer, wie Aſphalt
In lichte Flammen ſetzen würden: —
All' hab' ich es geſeh'n! — du haſt dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichſt den Purpur mir: mein Lied iſt das Gewand,
Auf dem er glühen ſoll, ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.
Sieh', wie es funkelt! ſieh', ſchon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China ſchmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeſchuppt, in ſeiner Pracht einher;
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich ſonnt im Buſen von Biscaya.

Ein nicht minder charakteriſtiſches Gegenſtück zu dieſer Meerhymne bildet das farbenglühende, afrikaniſche Wüſtengemälde „Mirage“, welches der Dichter mit paſſender Introduktion im Hafen von Venedig auf Desdemona's Aufforderung hin durch Othello entwerfen läßt:

Mein Auge muſtert unruhvoll des Hafens wimpelreich Revier,
Doch deines richtet lächelnd ſich auf meines Hutes Federzier:
„Von deinen Wüſten hör' ich gern in einer meerumrauſchten Jacht;
Ein Bild aus dem Gebiete drum, das dieſen Schmuck hervorgebracht!“

Wohlan! ich lege meine Stirn in's Hohle meiner rechten Hand!
Die Wimper fällt, die Schläfe fliegt — ſieh' da, der Oede glüh'nder Sand!
Die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entſproſſen bin;
In ihrer brand'gen Wittwentracht tritt die Sahara vor dich hin.

Wer trabte durch das Löwenland? von Klau'n und Hufen zeugt der Kies.
Tombuktu's Karavanenzug! — am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner weh'n, im Staube ſchwimmt des Emirs purpurn Ehrenkleid
Und des Kameeles Haupt entragt dem Knäu'l mit ernſter Stattlichkeit.

Sie reiten im gedrängten Troß, wo ſich vermengen Sand und Luft:
Sieh' da, verſchlungen hat ſie ſchon der Ferne ſchwefelfarbner Duft!
Allein verfolgen ohne Müh' kannſt du der Flücht'gen breite Spur:
Was ſie verloren, Mal an Mal durchſchimmert es die Körnerflur.

Das erſte — wie zum Meilenſtein daliegt's: ein todtes Dromedar!
Auf dem Geſtürzten, federlos die Hälſe, ſitzt ein Geierpaar;
Sie zieh'n das lang entbehrte Mahl dem prächt'gen Turban drüben vor,
Den in des Rittes wilder Haſt ein junger Araber verlor.

Und nun: Schabrackenſtoff umfliegt der Tamariske dorn'gen Strauch;
Daneben, ſtaubig und geleert, ein jäh geborſt'ner Waſſerſchlauch; —
Wer iſt es, der den Klaffenden wahnſinn'gen Blicks mit Füßen tritt?
Es iſt der dunkelhaar'ge Scheik des Landes Biledulgerid.

Die Nachhut ſchließend, fiel ſein Roß; er blieb zurück, er ward verſprengt,
Verlechzend hat ſein Lieblingsweib an ſeinen Gürtel ſich gehängt.
Wie blitzte jüngſt ihr Auge noch, als er ſie vor ſich hob auf's Pferd!
Nun ſchleift er durch die Wüſte ſie, wie man am Gurte ſchleift ein Schwert.

Der heiße Sand, den Nächtens nur der zottige Schweif des Löwen ſchlägt,
Er wird vom flutenden Gelock der Regungsloſen nun gefegt;
Er fängt ſich in der Haare Schwall, er ſengt der Lippe würz'gen Thau;
Mit ſeinen Kieſeln röthet er die Knöchel der erſchöpften Frau.

Und auch der Emir wankt; — das Blut in ſeinen Pulſen quillt und kocht.
Sein Auge ſtrotzt und ſeiner Stirn blau ſchimmerndes Geäder pocht.
Mit einem letzten brennenden Kuß erweckt er die Fezzanerin,
Und plötzlich dann mit wildem Fluch in's Unwirthbare ſtürzt er hin.

Sie aber ſieht ſich wundernd um. — Ha, was iſt das? — „Du ſchläfſt, Gemahl?
Der Himmel, der von Erze ſchien — ſieh' da, er kleidet ſich in Stahl!
Wo blieb der Wüſte lodernd Gelb? — wohin ich ſchaue, blendend Licht!
Es iſt ein Schimmern, wie des Meers, das ſich an Algiers Küſte bricht!
Es blitzt und brandet, wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein rieſ'ger Spiegel funkelt es: — wach' auf, es iſt vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen ſüdwärts ja; — ſo iſt es wohl der Senegal?
Wie, oder wär' es gar das Meer mit ſeiner Waſſer ſprühn'dem Schwall?
Gleichviel! 's iſt Waſſer ja! Wach' auf! Am Boden ſchon liegt mein Gewand.
Wach' auf, o Herr, und laß uns zieh'n, und löſchen unſrer Leiber Brand!
Ein friſcher Trunk, ein ſtärkend Bad, und uns durchſiedet neue Kraft!
Die Veſte drüben, hochgethürmt, beſchließe bald die Wanderſchaft!
Um ihre grauen Thore fliegt ſcharlach'ner Fahnen trotzig Weh'n;
Von Lanzen ſtarrt ihr ſchart'ger Rand und ihre Mitte von Moskeen;
Auf ihrer Rhede tummelt ſich hochmaſt'ger Schiffe ſtolze Reih',
Und jene Pilger füllen ihr Bazar und Karavanſerai.
Geliebter, meine Zunge lechzt! wach' auf, ſchon naht die Dämmerung!" —
Noch einmal hob er ſeinen Blick; dann ſagt' er dumpf: „die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Smum! bösart'ger Geiſter Zeitvertreib!" —
Er ſchwieg — das Meteor verſchwand — auf ſeine Leiche ſank das Weib!

Die jüngſte Vergangenheit hat wie manchen andern, ſo auch den Ausdruck „Europamüdheit" erfunden. Europamüd und zerriſſen, das waren Schlagworte beſonders in der Romanliteratur der dreißiger Jahre; wir erhielten da Romane, welche dieſe Worte geradezu als Titel an der Stirne trugen*), und es wurde mit beiden arg geflunkert. Mit dieſer blaſirten Europamüdheit iſt Freiligraths Gefallenfinden an wilder Natur und fremder Sitte durchaus nicht zu verwechſeln. Es iſt bei ihm mehr Urſprüngliches als Angelebtes. Schon in ſeinen Knabenjahren machte ſich ein ſtarkes Unbehagen an ſeinen civiliſirten Umgebungen in ihm kundbar und ſeine Sehnſucht nach fernen, ſonnigeren Ländern und naturwüchſigeren Zuſtänden wurde durch einengende Verhältniſſe ſo lang in ſich concentrirt, bis ſie endlich, vielleicht durch den Aufenthalt des Dichters in der Meerſtadt Amſterdam zur Aeußerung angeregt, theils in keck die plattgetretenen Pfade der deutſchen Lyrik verlaſſender Produktion ſich Luft machte, theils in nachdichtender Beſchäftigung mit ausländiſchen Dichtern Sänftigung ſuchte**). Freiligrath hatte ſich dem Trieb

---

*) Die „Europamüden" von Willkomm und die „Zerriſſenen" von Sternberg.

**) Dieſer Beſchäftigung verdanken wir eine Reihe außerordentlich gelungener Uebertragungen franzöſiſcher und engliſcher Poeſieen, und es beweiſt Freiligrath ſeines Naturels nach auswärts ſo vollſtändig überlaſſen, daß ihm auch das Näherliegende, wenn ſeine Dichtung dann und wann flüchtig in der europäiſchen Heimat einkehrte, in einem fremdartigen Lichte erſchien. Deß-

---

ungemeine Fähigkeit, ſich in fremdartige Zuſtände hineinzuverſetzen und ſie zu reproduciren, daß dieſe ſeine Nachbildungen oft poetiſcher wirken, als die Originale ſelbſt. Ich ſetze zwei ſolcher Gedichte her, deren erſteres eine altſchottiſche Ballade, deren zweites von Robert Burns, dem großen ſchottiſchen Volksdichter, verfaßt iſt:

Barthrams Grablied.

Sie ſchoſſen ihn todt am Reunſteinberg,
Wo das Kreuz ſteht neben der Bruck',
Und ſie ließen ihn liegen in ſeinem Blut
Mit der Kugel im Genick.
Sie machten von Zweigen eine Bahr'
Von der grauen Eſp' am Hag,
Und ſie trugen ihn ſtill zur Frauenkapell',
Und ſie wachten den ganzen Tag.
Eine Dame kam zur Frauenkapell',
Sie zerriß ihr prächtig Kleid,
Sie zerriß ihr lieb lang gelbes Haar
Und kniet' an Barthrams Seit'.
Sie wuſch ihn in der Jungfrau Quell,
Seine Wunden wuſch ſie klar,
Und ſie flocht einen Kranz für ſeine Bruſt,
Einen Kranz auch für ſein Haar.
Sie thaten ihn in ein ſchneeweiß Tuch
Und ſie trugen ihn zur Stell',
Und die grauen Mönche ſangen die Meß
Und ſie ließen die Kapell'.
Sie begruben ihn um Mitternacht,
Als der Thau fiel ſtill und kalt,
Als der Eſpe Blatt zu zittern vergaß,
Und der Nebel zog geballt.
Sie gruben ſein Grab einen Fuß nur tief
Wo die Quelle plätſchert laut,
Und ſie deckten ihn zu mit Haideblüth',
Mit Moos und Farrenkraut.
Ein grauer Bruder ſtand am Grab
Mit Flehn und mit Gebet,
Und ein Mönch wird ſingen für Barthrams Seel'
So lange das Steinkreuz ſteht.

Der Kiltgang.

Nun wer klopft an meine Thür? —
Ich, mein Schatz! ſprach Findlay. —
Geh' nach Haus! was treibſt du hier? —
Gutes nur! ſprach Findlay. —
Wie ein Räuber ſchleichſt du doch! —
Räub' auch gern! ſprach Findlay.
Treibſt vor Morgen Unfug noch? —
Allerdings! ſprach Findlay.

wegen tragen auch ſeine Schildereien, die er Romanzen und Balladen nennt, ein eigenthümliches Colorit, die Leidenſchaften, die darin ſpielen, ſind heiß wie Tropenſonnenſtral, die Geſtalten etwas unfaßbar wie aus Meernebel geballt und raſch vorüberhuſchend wie Wüſtenſpuck. Als die bedeutendſten dieſer romanzenhaften Bilder möchten „der Waſſergeuſe“ und „Banditenbegräbniß“, als das anmuthigſte „der Blumen Rache“ hervorzuheben ſein. Indeſſen iſt das knappe Zuſammenhalten des Stoffes, welches die Balladenform verlangt, nicht Freiligraths Sache, und deßhalb erweiſt er ſich größer, wenn er ſeiner Einbildungskraft freies Spiel gewähren darf und ſtatt des Plaſtiſchen das Viſionäre vorwalten läßt, wie in dem bilderkühnen Geſicht „Anno domini“? aus welchem die Schrecken des Weltunterganges drohen, und in der tollſchönen Phantaſie „Fieber“:

„Nur Waſſer! — o, das kühlt! — die Fratze
Fällt nachgerade mir zur Laſt!
Das Maul des Kerls, und ſeine Glatze
Sind mir bis in den Tod verhaßt!
Jetzt an den Puls, jetzt eine Priſe —
Fort mit der Hand, armſel'ger Tropf!
Ja murre, Faſler! Kriſe, Kriſe! —
Du Narr, das Glas dir an den Kopf!

Endlich! der Zaub'rer iſt bezwungen!
Mein dreiſter Wurf hat ihn gebannt.
Dem Wächtervolk bin ich entſprungen! —
O, welch ein Schweben! welch ein Land!

Stand' ich auf, und ließ dich ein, —
Laß mich ein! ſprach Findlay. —
Schlief' ich wohl nicht wieder ein? —
Kann wohl ſein! ſprach Findlay. —
Warſt du bei mir im Gemach, —
Wär' ich's erſt! ſprach Findlay. —
Gingeſt du wohl nicht vor Tag; —
Freilich nicht! ſprach Findlay. —

Aber nimm, bleibſt du die Nacht, —
Ja, ich bleib! ſprach Findlay; —
Auf dem Heimweg dich in Acht! —
Fürchte Nichts! ſprach Findlay. —
Aber, was im Kämmerlein —
Auch geſchieht, ſprach Findlay; —
Halt's geheim, verſchweig' es fein! —
Ganz gewiß! ſprach Findlay.

Der Wald von Duft durchzogen! golden —
Die Sonne badet ſich — der Strom!
Das Feld voll tauſendfarb'ger Dolden!
Der Himmel ein ſapphirner Dom!

Wie kühl iſt's unter dieſen Bäumen!
Ach, ich bin matt! wie naß mein Haar! —
Zu trinken! — Ha, Pokale ſchäumen,
Und Mädchen reichen ſie mir dar!
Ach! laßt mich ſchlummern! — ſie bekränzen
Die Stirne mir; der Schönſten Arm
Umfängt mich; — iſt das Schwerterglänzen?
Zurück, ohnmächt'ger Söldnerſchwarm!

Wer will in meiner Luſt mich ſtören?
Ich grinſ' ihn an, ich ſprech' ihm Hohn.
Und dieſe Klinge ſoll ihn lehren,
Wen er geweckt mit ſeinem Droh'n.
Erſchallt Trompeten! fliegt, Standarten!
Helmſchweife flattert! Mörſer, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!

O ſeht, wie rieſelt aus den Wunden
Das Blut! wie ſpritzt es himmelan:
Die Streiter alle ſind verſchwunden,
Ein Blutmeer überſchwemmt den Plan.
Wild brauſ't es! helft, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' ſchwimmt's purpurroth
Die Fluth ergreift mich; — mitten inne
Auf einer Inſel ſteht der Tod.

Zu ſeinen Füßen ſpeit die Welle
Mich aus; — laß ab, laß ab! — das Thor
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Aus jedem zuckt ein Arm hervor.
Er wirft mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — ſie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle ſtreiten ſich um mich.
O Gott, o Gott! — wie ſie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eiſen dehnt! —
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken,
Und unter mir geſpenſtiſch gähnt
Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn' ich?
Sie laſſen los, ſie ſtürzen jach

Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch? ſeid ihr es? o, bleibt wach.

O, geht nicht fort! — da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? es iſt der Tod!
Er beugt ſich grinſend zu mir nieder;
O, ſteht mir bei in dieſer Noth! —
Zurück! — was legſt du mir die Kohle
Auf's Haupt? — ein Loch zu brennen? ſprich!
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn ſie hinausfährt? — wahrt dich!"

Wahnſinnig ſprang er auf vom Lager,
Pochend die Bruſt, die Fauſt geballt,
Die Augen rollend, ſchlaff und hager
Die halbbekleidete Geſtalt.
Wirr um die bleichen Schläfen hingen
Die Haare; brennend, bräunlich roth
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!"
Er ſank zuſammen — er war todt!

Als Freiligrath durch ſeine lyriſchen Argonautenfahrten und Beduinenritte den Beifall und Dank ſeines Volkes erworben, zeigte er Neigung, ſein Dichterſchiff in den Hafen zu ſteuern und ſein „Wüſtenroß aus Alexandrian abzuzäumen. Er hatte ſich einſt ſelbſt den Van Aken der deutſchen Poeſie genannt, jetzt rief er aus: „Zum Teufel die Kameele, zum Teufel auch die Leu'n"! und gab als Uebergang zu ſeiner zweiten Periode den ſchönen Liedercyklus „der ausgewanderte Dichter", in welchem das Fremdländiſche bereits nur noch zufälliges Beiwerk war. Er dichtete Rheinſagen und Liebeslieder; jene wollen nicht viel bedeuten, von dieſen erinnern einige durch wunderſame Innigkeit an die altſchwäbiſchen Minneſänger, z. B. die „Ruhe in der Geliebten":

So laß mich ſitzen ohne Ende,
So laß mich ſitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunkner Luſt;
Laß mich das Auge ſelig ſchließen
In deinem Arm, an deiner Bruſt!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;

In dem ich raſte nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß ſich ihm entringt;
Die hell und luſtig, eh' ich's wähne,
Durch die geſchloſſ'ne Wimper ſpringt!

So bin ich fromm, ſo bin ich ſtille,
So bin ich ſanft, ſo bin ich gut!
Ich habe dich — das iſt die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünſchen ruht!
Dein Arm iſt meiner Unraſt Wiege,
Vom Mohn der Liebe ſüß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder iſt für mich ein Leben! —
Ha, ſo zu raſten Tag für Tag!
Zu lauſchen ſo mit ſel'gem Beben
Auf unſrer Herzen Wechſelſchlag!
In unſ'rer Liebe Nacht verſunken,
Sind wir entfloh'n aus Welt und Zeit;
Wir ruh'n und träumen, wir ſind trunken
In ſeliger Verſchollenheit.

Aber ſeine dichteriſche Thätigkeit wollte nicht recht reſultiren und jetzt da ſeine Lieder in der gewohnten, civiliſirten Gewandung einhergingen, fand man nicht nur an dieſen neuern Produkten Vieles dürftig, ſondern wollte auch an den ältern eine allzu ſtark hervortretende Effekthaſcherei und ein Verdecken des Mangels an Erfindung und Ideenreichthum durch beſtechende Seltſamkeiten der Form nachweiſen. Mag man hierin oft zu weit gegangen ſein, darin geht man kaum zu weit, wenn man Freiligrath die Befähigung abſpricht, ein poetiſcher Stimmführer der Fortſchrittspartei werden zu können, was er in neueſter Zeit verſuchte. Schon ſeine Stellung als Schützling eines abſoluten Monarchen tritt hier ankältend zwiſchen uns und ſeine patriotiſche Begeiſterung. Wir mögen, um es ganz offen herauszuſagen, uns durch keinen königlich preußiſchen Penſionirten von Freiheit und Vaterland vorſingen laſſen. Und wär's auch nur eine Grille, wir haben ſie einmal. Aber auch abgeſehen davon und zugegeben, daß Freiligrath manch ein liebes und ſchönes patriotiſches Wort geſprochen, beſonders in ſeinen „Träumen von einer deutſchen Flotte" *), ſo konnte ſchon ſein Debüt im politiſchen Gedicht, „aus Spanien", wo er nur die chevalereske Aeußerlichkeit ſeines Stoffes, nicht aber deſſen principienhaften Inhalt begreift, wenig Hoffnung auf ein bedeutendes Wirken auf dieſem Felde geben und ſein neidiſches, zur unpaſſendſten Zeit gegen Herwegh veröffentlichtes Lied war eben nicht im Stande, dieſe Hoffnung zu erhöhen, welche ſeither ſo ziemlich völlig verſchwunden iſt, ſo daß das Beſte, was er als die Zeitſtimmung berührend gedichtet, einige Strophen des Gedichtes „Ein Denkmal" ſein dürften, wo er über Ulrich Hutten, mit origineller Auffaſſung dieſes ritterlichen Streiters für Deutſchheit, ſagt:

Ein Spieler wars, ein frecher,
Trug Koller und Baret,
Schwang ſtets den Würfelbecher,
Setzt' Alles auf ein Brett,
Sein' einzge Luſt das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Knöchel fielen,
Dann war ſein Wahlſpruch frei:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Meiſt hatt' er's mit den Pfaffen —
Wie war die Kutte ſchwach
Doch Rittern auch in Waffen
Mit Ehren bot er Schach,
Sah Fürſten in die Karte,
Trumpft' ab und ſtach genug;
In allem Ding' beharrte
Er treulich bei dem Spruch:
Jacta est alea: Ich hab's gewagt!

---

*) Sprach irgendwo in Deutſchland eine Tanne:
O könnt' ich hoch als deutſcher Kriegsmaſt ragen!
O könnt' ich ſtolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutſchland in der Nordſee Banne!
Dann wär' ich Fähnrich, ha, wo Mann an Manne
Blutrunſt'ge Krieger deutſche Seeſchlacht ſchlagen
Wo deutſche Segler grimm und ohne Zagen
Den fremden Entrer hauen in die Pfanne!
Dann lehnte wohl, die Bruſt vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluten,
An meinem Stamme ſchweigend zu verbluten, —
Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erſchoſſen,
Der mir zu Füßen hinſinkt in die Sproſſen.

Bei Gott, ein dreiſter Spieler,
Ein rechter Unverzagt,
Ein Schreck und Fürchten Vieler
Sein kühn: Ich hab's gewagt!
Und immer ſpielt er ehrlich:
„Da liegt mein Wurf, ſeht nach!“
Das macht ihn juſt gefährlich
Den Falſchen, wenn er ſprach:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Drum haben die Obſkuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten ſeinen Spuren,
Verhetzten ihm die Raſt.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den freiſten Mann im Land,
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Freiligrath iſt 1810 zu Detmold geboren, alſo ein Landsmann Grabbe's, deſſen Tod er ſo ergreiſend beklagte. Zum Kaufmann beſtimmt, machte er in Soeſt ſeine merkantiliſchen Lehrjahre und ging dann als Commis nach Amſterdam. Seine glücklichen Erfolge als Dichter ließen ihn die Comptoirlaufbahn aufgeben und geſtatteten ihm, die ertödtende Einerleiheit des Buchhalters mit einem idylliſchen Poetenleben am Rhein zu vertauſchen, welches Poetenleben zweifelsohne noch ruhmwürdigere Früchte zeitigen wird, als die unſchmackhaften, erzwungenen, die es jüngſt geliefert

14.

Julius Moſen.

Entäußert ſich in Freiligraths Dichten der deutſche Sinn ſeiner Innerlichkeit, um auf den Schwingen der Phantaſie um die Welt getragen, unter indiſchen Blüthen zu ſchwelgen, das Polareis mit rother Bilderleuchte zu erhellen, das Spiel des Leviathans in den Abgründen des Ozeans, den Kampf des Leoparden mit der Abgottsſchlange unter den Palmen zu belauſchen — ſo kehrt er dagegen in Julius Moſen, einem Poeten, der weniger die laute Gunſt des Publikums als den ſtillſinnigen Dank der Verſtändigern gewonnen, wieder ſo recht bei ſich ein, damit er aus der Tiefe ſeines eigenſten Weſens heraus eine poetiſche Welt geſtalte, in welcher der Gedanke auf dem Thron ſitzt, um den ſich Bild, Wort und Klang nur als huldigende Vaſallen reihen.

Zu Marienei, einem Dorfe im Voigtlande, einer waldreichen Gebirgsgegend Sachſens, 1803 geboren, gehört Moſen zu den Dichtern, die durch die harte Schule der Entbehrung frühe zu jenem Ernſt herangereift werden, der ſich nachhaltiger, als das mehr an der Oberfläche der Erſcheinungen hinſtreifende Denken und Trachten der Glücklichen, mit der Frage nach „des Menſchenlebens Sinn und Frommen“ beſchäftigt. Zu dieſem Ernſt geſellten ſich die Einflüſſe einer Kindheit, in welche das geheimnißvolle Walten heimatlicher Waldeinſamkeit und von außen her die Nachwirkungen der Kriege hereinſpielten, die damals Europa in Deutſchland gegen Napoleon durchfocht. Dadurch wurde einestheils Moſens Zug zur Natur genährt, der aber mit weit größerer Vorliebe der verſchleierten Thätigkeit der Naturkräfte, als ihren äußerlichen Geſtaltungen ſich zuwandte, anderntheils bildete ſich an dem Schmerz über die damalige Schmach des Vaterlandes in dem jungen Dichter eine patriotiſche Geſinnung voller Geſundheit und Mark heran, die durch einen frei und weit blickenden Vater in die Bahn der rechten Einſicht geleitet wurde. Nach gewonnener gymnaſiaſtiſcher Vorbildung in Plauen bezog er 1822 die Univerſität Jena und hier, in dem zu jener Zeit noch begeiſterten und begeiſternden Studentenleben, gab ſich ſein Dichterberuf zuerſt öffentlich kund, zunächſt in vaterländiſchen Liedern, die in Ton und Art des Volksgeſangs Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit feierten oder beklagten, ſo ſein „Andreas Hofer“, ſeine „Völkerſchlacht bei Leipzig“, ſo auch der ganz unvergleichliche „Trompeter an der Katzbach“:

Von Wunden ganz bedecket
  Der Trompeter ſterbend ruht,
An der Katzbach hingeſtrecket,
  Der Bruſt entſtrömt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
  Doch ſterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
  Zu ſeinen Ohren bricht.

Und wie er ſchmerzlich ringet
  In Todesängſten bang,
Zu ihm herüber dringet
  Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
  Er ſtreckt ſich ſtarr und wild
Dort ſitzt er auf dem Pferde
  Als wie ein ſteinern Bild.

Und die Trompete ſchmettert,
  Feſt hält ſie ſeine Hand —
Und wie ein Donner wettert
  Viktoria in das Land.

Viktoria — ſo klang es,
  Viktoria — überall,
Viktoria — ſo drang es
  Hervor mit Donnerſchall.

Doch als es ausgeklungen,
  Die Trompete ſetzt' er ab,
Das Herz iſt ihm zerſprungen,
  Vom Roß ſtürzt er herab.

Um ihn herum im Kreiſe
  Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarſchall ſprach leiſe:
  Das heißt ein ſelig End'!

Zwei Jahre ſpäter wollte er ſeine Studien in Leipzig vollenden, aber der Tod ſeines Vaters verbot ihm die Ausführung dieſer Abſicht, und ganz auf ſich ſelbſt verwieſen, beſchloß er, vor Allem eine Pilgerreiſe nach dem Land der uralten deutſchen Sehnſucht, nach Italien, zu unternehmen. Freilich ging es bei dieſem Römerzuge noch knapper her als weiland bei dem berühmten „Spaziergange nach Syrakus“, den der ehrenhafteſten deutſchen Charaktere einer, Seume, vor Zeiten gemacht, allein der rechte Poet fühlt ſich über die Erbärmlichkeiten des Lebens leichter hinweggehoben, als ein bleiern Alltagsgemüth, welches ſich nie verachtungsvoll aus ſelben hinaufzuringen vermag in die Region der Idee, und ſo zog Moſen durch die italiſchen Städte und Lande, unbekümmert um ſeine Armuth, die Vergangenheit erforſchend und dichteriſch mit der Gegenwart lebend. Aber bezeichnend für ſeine Richtung iſt es, daß er ſich durch den ſchmeichleriſchen Süden nicht in weichliche Träumerei wiegen ließ, ſondern daß die reiche Natur- und Kunſtfülle Italiens nur den ernſten Gedanken, die in ihm arbeiteten, zu ernſter, ſtraffgeſchürzter Geſtaltung verhalf. Von einem vagirenden Mandolinſpieler vernimmt er eine bänkelſängeriſche Improviſation über den „cavaliere Senso“, fühlt aus derſelben den germaniſchen Urſprung dieſer Sage heraus, welche von unnennbarer Sehnſucht, von Wanderung in ein ſchönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergang daſelbſt handelt, und faßt ſie in eine epiſche Dichtung, „das Lied vom Ritter Wahn“ zuſammen, deſſen Grundgedanke das Ringen der Seele nach Fortdauer, nach Einswerden der Creatürlichkeit mit der Gottheit. Den Gegenſatz hievon hat Moſen ſieben Jahre ſpäter in ſeinem epiſchen Gedicht „Ahasver“ poetiſch geſtaltet und belebt, indem er nach eigener Angabe, wie im „Lied vom Ritter Wahn“ die zur Vereinigung mit Gott in der Unſterblichkeit ringende Seele, ſo im „Ahasver“ die im irdiſchen Daſein befangene Menſchennatur, gleichſam den in einem Einzelweſen verleiblichten Geiſt der Weltgeſchichte zur dichteriſchen Anſchauung bringen wollte, wie er ſich erſt im unbewußten Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtſein dem Gott des Chriſtenthums ſchroff gegenüberſtellt *). Wie tief Moſen über dieſe Probleme nachgedacht,

---

*) Dieſe Stoffe, ſagt Theodor Mundt bei Gelegenheit der Beurtheilung von Moſens Ritter Wahn und Ahasver in ſeinen literatur-geſchichtlichen Vorleſungen, beſitzen deßhalb eine ſo glückliche und große Bedeutſamkeit in ſich, weil ſie volksthümlich vorhanden und durch die Weihe des Mythus getragen, außer dieſer überlieferten

kann ſchon das Versmaaß bezeugen, welches er zu ihrer Veranſchaulichung gewählt. Es iſt die mangelhafte Terzine, deren mittlere reimloſe Zeile das haſtige Vorwärtsſtürmen der erſten und letzten gereimten hemmt und ſo der Form ſchon den Charakter des Unbefriedigtſeins verleiht, welches dem Inhalt zu Grunde liegt. Die Ausführung des „Ritter Wahn“ bewegt ſich in dem Gebiet des Mährchens, die Verhältniſſe von Raum und Zeit ſind hier in's Ueberſinnliche erweitert und wir wandeln im Reich der Wunder. Im „Ahasver“ wendet ſich hingegen der Mythus herüber auf das Feld der Hiſtorie und wir fühlen alſo feſtern Grund und Boden unter unſern Füßen. In Jeruſalem lebt als Zeitgenoſſe Chriſti Ahasver, ein gewaltiger, ſtolzer Menſch, umblüht von zwei ſchönen Kindern, Lea und Ruben. Ein Römerfürſt, Gaſt des Landpflegers Pilatus, will ſie ihm entreißen. In ſeiner Verzweiflung ſucht der Vater den Heiland auf und heiſcht von ihm Rettung der Kinder, wendet ſich aber, als Chriſtus ein Wunder zu thun verſagt, trotzig von ihm ab und erſchlägt ſeine Kinder, damit ſie nicht den Unterdrückern Judäas zum Spiel anheimfallen. Der Gram über ſeine Unthat, die er als nothwendig betrachtete, geſellt ſich zu dem ahnenden Kummer, womit er den Untergang ſeines Volkes herankommen ſieht, und dieſer nationale Kummer erweitert ſich dann in ihm zum menſchheitlichen, zum Weltſchmerz, dem jetzt der lang unbewußt in der Bruſt getragene Jammer des Menſchſeins auf einmal ſchrecklich klar wird und ſich auszuklagen beginnt.

Berechtigung zur Poeſie auch noch einen univerſalen Sinn für die ganze Menſchheit haben, und ſo ein Höchſtes in der Dichtung verheißen. In dieſen Stoffen liegen alle Erforderniſſe eines großen und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts, welches das ganze Ringen der chriſtlichen Welt, alles Bangen und Streiten um Freiheit und Zukunft, um geiſtige und weltgeſchichtliche Erlöſung, noch den ſpätern Geſchlechtern erzählen kann. Neben der ſpeculativen Seite des Inhalts tritt aus dieſen Stoffen auch ſo viele mährenhafte Schönheit heraus und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert. Nach Fauſt und Don Juan weiß ich keine Stoffe, deren vollendete Darſtellung und Herausbildung die moderne Poeſie ſo ſehr zu erſtreben hätte, als die von Ritter Wahn und Ahasver, in welchen ſie jetzt ihre höchſten Leiſtungen erreichen könnte. Durch den glücklichen Inſtinkt des Genies getrieben, hat Moſen ſeine beſten Dichterkräfte an dieſe beiden Aufgaben, die in der Zweiheit des Stoffs doch eine weſentlich verwandte Bedeutung für das moderne Leben haben, geſetzt, und er muß uns deßhalb, abgeſehen von der ſonſt entfalteten Liebenswürdigkeit ſeiner Muſe, auch als ein Dichter verehrungswürdig ſein, welcher die höchſten Aufgaben der Poeſie ſeiner Zeit nicht nur begriffen, ſondern auch ſogleich Hand daran gelegt hat.

Die arme Erde! Kurze, ſelge Stunden
Hielt ſie in ihrem Arme einen Gott,
Verſtoßen iſt ſie nun und Gott verſchwunden.
Die Erde, vom treuloſen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat ſie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen;
Ihr Kind, der Menſch, den freundlich ſie ernährt,
Was drängt er ſich dem ſtolzen Gotte nach?
Dem Baſtard iſt der Weg zu ihm verwehrt.
So von mir werfen will ich ſein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Bruſt den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß.
Aus Erde iſt der Menſch und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einſt
Wie ſeine Mutter wieder Erde werde.

In dieſen Worten iſt die feindſelige Oppoſition gegen das Chriſtenthum, welche in Ahasvers Weſen liegt, bereits offen ausgeſprochen. Er beginnt ſie thatſächlich, indem er den kreuztragenden, vor ſeiner Schwelle um die Gewährung einer kurzen Raſt flehenden Chriſtus mit rauhem Spott zurückſtößt. Der Herr wird auf Golgatha am Kreuz erhöht und in dem Moment ſeines Todes zuckt die ganze Schöpfung wie in fieberiſchem Weh auf. Ahasver irrt unruhvoll in der Stadt um und findet ſich zuletzt in dem Nationalheiligthum ſeines Volkes:

Da ruft er aus faſt zaghaft und beklommen:
Wie bin ich zu Jehova's Hauſe doch,
In Salomonis Tempel hergekommen?
Hat er in Chriſtus doch gelebt hienieden,
Den Tod erwählt in menſchlicher Geſtalt,
So ließ ich gern den todten Gott in Frieden.
Furchtbar Geheimniß, löſen wer es könnte!
Im Allerheiligſten hat er gethront, —
Wenn ich hinein mir einen Blick vergönnte?
In ſeines Herzens heftiger Erregung
Fand er die Stufen, die lebendig faſt,
Wie auch der Boden waren in Bewegung.
Doch als er mühſam ſo ſich dort emporrang,
Zerriß von Oben bis nach Unten aus
Mit einem Donnerſchlag des Tempels Vorhang;
Und ſchrecklich in gewalt'ger Blitzeshelle
Der Engel Michael mit Flammenſchwert
Stand hoch und herrlich auf der heilgen Schwelle.

Auf Feuerwolken ſeine Füße ruhten,
Zu Feuerflammen hob er ſeinen Arm,
Und alſo ſprach er wie mit Wettergluten:

Wen ſuchſt du hier? Der Dämon iſt gerichtet,
Der zorngewalt'ge Dämon deines Volks;
Und ſeine Macht hat Gottesſohn vernichtet!

Jehova? rief da Ahasver mit Schrecken.
Der Engel ſprach: ein Abgott war auch Er!
Der Gott der Wahrheit muß ihn niederſtrecken,

So ihn, wie alle Götzen dieſer Erde,
Damit aus allen Menſchen nur ein Volk
Und Eins in ihm die ganze Schöpfung werde!

Ans Erdenleben haſt du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So ſei an dieſes Leben angekettet!

Vorüber ſpurlos ſollen dir die Zeiten,
Vorüberſchreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!

Verſagt ſei dir des Todes ſüßer Frieden,
Verſagt des Menſchen letzter Troſt, der Schlaf,
Verſagt von nun an alle Ruh hienieden!

Doch ſtets zur Gnade offen ſind die Arme
Des Gottesſohnes in dem Himmelreich,
Damit er jeden Weſens ſich erbarme.

So will er dir zur Löſung wiedergeben
Das Räthſel deines eigenen Geſchicks,
Dreimal auch deiner Kinder junges Leben,

Bis du zum Heile deinen Weg gefunden
Mit ihnen hin zu Gottes Vaterbruſt
Und ſo vom Erdendienſt dich haſt entbunden!

Zum erſten Male kann es dir gelingen,
Zum andern Male ſich um Gottes Rath,
Zum dritten Male mußt du es vollbringen,

Sonſt wehe dir! Bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeſchichte.

Drei Friſten ſind demnach Ahasver vergönnt, den auf ihm ruhenden Bannſpruch zu löſen. Aber er trotzt ſeiner Vervehmung und mit friſchem Drang dem Leben ſich hingebend, erkor er ſich wieder ein Weib und zeugte ſich abermals zwei Kinder, die er abermals Lea und Ruben hieß und im Haß gegen das allmälig geltender werdende Chriſtenthum erzog. Allein es ſchleicht ſich dennoch in ſeine Familie und zwar durch einen zum Chriſten Bekehrten jungen Römerkrieger Matthias, dem Lea ihre Liebe ſchenkt und Ruben ſeine Freundſchaft. Inzwiſchen naht dem Judenvolk das von Chriſtus prophezeite Verhängniß. Es ſteht auf gegen das Joch der römiſchen Welttyrannen und mit der Verzweiflung der Rieſenſtärke wirft ſich Ahasver in dieſen Kampf. Er iſt vergeblich. Die Römer umzingeln Jeruſalem, erſtürmen die Mauern trotz übermenſchlicher Gegenwehr und die gräßliche Zerſtörung beginnt:

Da ſteigt urplötzlich eine Feuerhelle
Im Allerheiligſten im Hui empor,
Von böſer Hand geſtiftet an der Stelle,
Und von des Tempels Zinne ſchallt ein Lachen
So höhniſch, ach, und ſo verzweiflungsvoll:
Da kommt der alte Gott mit ſeinen Drachen!
Denn ſeine Zunge häut wie Feuerflammen,
Jetzt wär' es Zeit, daß er die Sündflut auch
Mit einem Nu göß über uns zuſammen!
Und Rauch und Feuer mit einander ſteigen,
Erheben ſich gleich einem Rieſenpaar,
Zu tanzen einen fürchterlichen Reigen.
Da ſchrillt ein Jammerſchrei, das Herz zerreißend
Im Tempel auf; ein Echo ſchlägt ihm nach,
Rings durch die Stadt mit tauſend Stimmen kreiſend.
Ein zweiter Wehſchrei — Erd' und Himmel dröhnen,
Und von dem eig'nen Stahle hingeſtreckt
Hört man die Sterbenden im Tempel ſtöhnen.
Sowie der Scorpion den Stachel wendet
Schnell gegen ſich, wird er zum Tod bedrängt,
So hat die Schar der Rächer drin vollendet.
Nun war es todtenſtill. Mit Sonnenfarbe
Verwandelte ſich jetzt das Heiligthum
In eine große, goldne Feuergarbe.
Darüber ſtoben wunderſchöne, viele
Hellbunte Funken, Schmetterlingen gleich,
Die ſich einander jagten wie zum Spiele.
Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Kniſtern,
Bis auf das Rauſchen, wenn zur Aerndtezeit
Die Senſen in dem Waizenfelde flüſtern.

Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Praſſeln,
Bis auf das Schrillen, wenn zur Aerndtezeit
Die Senſen an verborgne Steine raſſeln.
Ringsum ſtand ſtarr der Römer Heer voll Grauen
Gleich Marmorbildern, ruhig, hoch und ſtolz,
Als gält' es eine Tragödie zu ſchauen.
Doch unter ihnen ſah man nur den Einen,
Matthias händeringend auf dem Kniee
Und hinter ſeinem Schilde bitter weinen, —
Matthias, der als Chriſt von hier vertrieben,
Als Feind zurückgekommen, dem nun nichts
Von ſeiner Liebe, als das Leid geblieben.
Da plötzlich ſah man auf dem Tempel oben
Aus wilder Feuersbrunſt drei Menſchen noch,
Ach, Lea, Ruben, Ahasver gehoben.
Und wie erſchrocken alle Flammen wichen
Zurückgebäumt von ihnen, daß ſie dort
Im Feuerſtrome ſchönen Göttern glichen;
Und in Verzweiflung war hineingeſprungen
Matthias in die Gluth, hindurch, empor
Und bis zu ihnen glücklich vorgedrungen.
Willkommen ſei du zärtlichſter der Freier!
Rief Ahasver und warf ihn jäh von ſich
Zurück, hinunter in das wüſte Feuer;
Aufſchrieen ſeine Kinder vor Entſetzen,
Und Beide ſchleudert' Ahasver ihm nach
Und rief: hier, ſchnöder Gott, kannſt du dich letzen!
Und weiter rief er: ſpring empor Verderben!
Und weiter ſchrie er unterſinkend aus:
So ſtirbt der letzte Jude, dürft' er ſterben!
Da ſchlugen bis zum Himmel auf die Flammen;
Es traten ſelbſt die Römer ſcheu zurück
Und ſchauderten vor jähem Schreck zuſammen.

Ahasver allein entgeht frei und heil dem beiſpielloſen Vernichtungswerk der heiligen Stadt. Einſam und unſtät zieht er umher, den Tod ſuchend in allen Geſtalten, aber als ſein Suchen vergeblich allüberall, da wappnet er ſich wiederum mit ſeinem trotzigen Menſchenbewußtſein, will wieder in und mit den Leidenſchaften und Täuſchungen der Erde leben, nimmt ein drittes Weib und als dieſes, nachdem es ihm ein drittes Kinderpaar geboren, ſtirbt, nimmt er ſeinen Knaben und ſein Mädchen, um ſie fern von den Menſchen in der Wildniß der Natur an die Mutterbruſt zu legen. Dann macht er ſich auf, um zum Kaiſer Julian zu ziehen und ihm beizuſtehen in ſeiner Reaktion gegen das verhaßte Chriſtenthum. Das momentane Wiederauflebenlaſſen des ſchönen Heidenthums durch den genannten Kaiſer, deſſen nächſte Vorgänger auf dem Thron es bereits zur Staatsreligion gemacht hatten, iſt wunderlieblich geſchildert:

Es ſitzen wol in ſchwarzverhangnem Saale
Verwaiſte Kinder nach der Mutter Tod
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie ſitzen ſtill bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den goldnen Wein,
Sie ſehn ſich an mit bleichen Angeſichtern.

Da hören ſie der Mutter leiſe Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesſchlaf
Und lebend ſteht ſie da in ihrer Mitte.

Sie ſpricht: ihr Kinder, dürft nicht ſo erſchrecken!
Da ſtürzen freudeſchreiend alle hin,
Mit Küſſen ihre warme Hand zu decken.

So ſaßen auch in ſchmucklos düſtern Mauern
Die Völker dieſer Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einſames Leben zu betrauern.

Als Julian zum Hades ſtieg hinnieder
Und weckte auf die Mutter Cybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur in inn'rem Herzen
Und brannte an und ſchwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.

Es ſchien, als wollt' ſie nur noch einmal blühen,
In ſchmerzlich ſüßer Wolluſt ſich nun ſelbſt
In einem Lenz verzehren und verſprühen,

Als wollt' den Menſchen ſie noch einmal küſſen,
Das viel geliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggeriſſen,

Noch einmal nur in brünſtigem Entzücken,
Lautweinend halb in Luſt und halb in Schmerz
An ihre Bruſt zum letzten Abſchied drücken!

Da ſchürzten ſich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg,
Zum Tanze all die ſchönen Oreaden.

Da ſteht am Himmel ſtill, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keuſche Cynthia
Und harret, bis der Reigen ſich geendet.

Julian will dem Nazarener zum Trotz die königliche Judenſtadt wiederherſtellen und Ahasver iſt der thätigſte Betreiber des Baues und der Wiederſammlung ſeines zerſtreuten Volkes. Aber der Bau ſtockt — Gott will ihn nicht. Die Auguren meinen, der Bann, welcher ob der Stadt liege, könne nur durch ſchuldloſes Menſchenblut geſühnt werden. Ahasver ſtimmt bei, aber ein tückiſcher Zufall führt gerade in dieſem Augenblick ſeine Kinder in ſeine Arme. Er reißt ſie an den Opferaltar, doch als er in raſender Verblendung das Beil erhebt, neigt ſich der Heiland aus den Wolken herab und entführt die ſchuldloſen Kleinen. Das begonnene Bauwerk aber fällt in Schutt zurück. Mit dieſer Kataſtrophe endet die zweite Friſt. In die dritte fällt der Aufgang des Islam, mit deſſen Gläubigen er ſich verbindet, um wiederum den Kampf gegen den Chriſtengott aufzunehmen. Mit hinreißender Wahrheit malt der Dichter den ſieghaften Sturmſchritt der Religion Mohammeds:

Hörſt du den Samum aus der Wüſte brauſen?
Staubſäulen ſchreiten rieſenhaft voraus,
Die gleich den Kreiſeln in ſich ſelber ſauſen.

Hörſt du das Land von tauſend Roſſen ſtampfen,
Daß Berge beben? oder will zu Staub
In Rauch und Wirbel ſich die Welt verdampfen?

Wer hält den Halbmond auf in ſeinen Bahnen?
Wild lechzen unter ſeinem Zeichen auf
Zum heißen Himmel blutigrothe Fahnen.

Da ſprengt einher, da naht mit Ungewittern
Das Schrecken Gottes, des Propheten Heer
Mit Donnerruf, daß alle Herzen zittern.

Allah iſt groß! Gewaltig das Verhängniß
Das Schwert ein Schlüſſel zu dem Paradies;
Erkenntniß ſprengt der Menſchheit das Gefängniß!

Allah iſt groß, ſo weit ſein Odem wehet,
Mohammed ſein Prophet, ſo weit im All
Die Sonne leuchtet und der Halbmond gehet!

Allah iſt groß! Sein Reich iſt zu erſtreiten!
Der Moslem ſtürzt durch Blut und Tod hinein
Aufjauchzend in das Meer der Seligkeiten.
Mohammed Heil, dem größten aller Fürſten,
Und Abu'l-Kaſem, Achmet nennt er ſich,
Nach dem die Länder wie nach Regen dürſten;
Vor dem ſich Legionen Geiſter bücken,
Und unter deſſen Fuß der Erdkreis jauchzt,
Im Jubeldrang aufhüpfet vor Entzücken,
Dem ſich die Wälder und die Felſen beugen, —
Allah iſt groß, Mohammed ſein Prophet!
Die Wüſte und das Weltmeer wollen zeugen.
Es knieet vor ihm die Sonne, will er winken,
Er hebt ſie mit der rechten Hand empor,
Den halben Mond, den Mond mit ſeiner Linken; —
Indeß die Himmel alle um ihn kreiſen, —
Allah iſt groß, Mohammed ſein Prophet! —
Das will das All, das große All beweiſen; —
Indeß die Sonnen wie die Cymbeln klingen
Und die Planeten wie im Feuerrad
Um des Propheten Haupt im Tanz ſich ſchwingen!
Wer iſt ſo dreiſt, ſich gegen ihn zu wehren?
Der Perſerkönig naht mit aller Macht,
Der Chriſtenkaiſer mit den Römerheeren.
Weintrauben in dem Faß, wer will euch ſchützen?
Der Winzer tritt hinein, da tritt er ſchwer,
Daß eu're Seelen blutig um ihn ſpritzen!
Mohammed winkt, — mit todesgier'gen Streitern
Stürzt Abu-Bekr in die Gottesſchlacht,
Und Ali, Gottesfreund, mit tauſend Reitern.
Mohammed winkt, — mit Ahasver zuſammen
Stürzt Amru-Aaz, das ſchnelle Gottesſchwert
Sich gen Jeruſalem wie Blitz und Flammen.
Was helfen dir, Jeruſalem, die Wächter
Am öden Grabe des Gekreuzigten?
Bewacht euch ſelbſt, ihr Spötter! ihr Verächter!
Allah iſt groß! Wer iſt, der ſeiner ſpotte?
Weh über euch! Verläugnet habt ihr ihn!
Der Moslem kommt, am Boden heult die Rotte.

Schon wähnt Ahasver ſeinen ruheloſen Streit gegen Chriſtus durch einen Erfolg gelohnt, welcher auf endlichen Sieg hoffen läßt. Aber an dem durch die Moslem erſtürmten heiligen Grab findet er inmitten der chriſtlichen Gemeinde, deren Niedermetzlung er veranlaßte, ſeine Kinder wieder und ſie werden von ſeinen eigenen Verbündeten ihm in den Armen getödtet. Sein Schmerz iſt unermeßlich, allein unter deſſen Laſten hervor kündigt er ungebrochenen Muthes Chriſtus die ewige Fehde an im Namen aller Erdencreaturen, aller Seufzer und Schmerzen, aller Thränen und alles vergoſſenen Blutes, aller gebrochenen Seelen und zertretenen Herzen. Da erſcheint der Heiland, mild und göttlich, und ſpricht zu ſeinem Gegner die Worte:

Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens
Haſt du vor mir, doch jetzt nur dir allein
Gelöſt das große Räthſel dieſes Lebens!
Auch bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du haſt zuerſt die Fehde angenommen,
In ihr zerbrochen alle ird'ſchen Schranken,
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.
So ringe weiter, weiter! Zwiſchen beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden.

So endet das Gedicht ohne Schluß, wie es nothwendig enden mußte, denn ſein Held, der ewige Jude als Träger der Idee der Menſchheit, wird zweifelnd und gegen den Himmel proteſtirend umgeben, ſo lang die Menſchheit exiſtirt.

Kehren wir zu der Perſon des Dichters zurück, ſo finden wir, daß die Eindrücke ſeiner Heimkehr in die Heimat, wo er die Seinigen in Dürftigkeit antraf, mit denen eines freien poetiſchen Wanderlebens unter Italiens ſonnigem Himmel bitter contraſtiren mußten. Um thätige Hülfe leiſten zu können, vollendete er in Leipzig ſeine juridiſchen Studien, trat 1828 mit Beſtehung des juridiſchen Examens in die praktiſche Laufbahn, mußte ſich aber anfänglich zwei Jahre hindurch begnügen, als Praktikant ohne Bezahlung bei einem Anwalt zu arbeiten. Dieſe Zeit nennt er ſelbſt eine dumpfe und wüſte, doch gönnte ihm in der Einſamkeit der Wälder und Haiden, die er oft an ſich ſelbſt verzweifelnd durchirrte, die Muſe oft ihren tröſtlichen Beſuch, ſo daß er damals ſein Trauerſpiel „Wendelin und Helene“, deſſen Schaubühne der Bauernkrieg und das in einer Sammlung dramatiſcher Arbeiten, die er unter dem Titel „Theater“ veröffentlichte, abgedruckt iſt. Wir vermiſſen darin ſein

Schauſpiel „Heinrich der Finkler“, dieſes „innige Gebet zu dem Gott ſeines Volkes“, das zwar als Drama etwas ungelenkig, als Gedicht überhaupt etwas zu idealiſtiſch deutſch, dagegen ein liebenswürdiges Document von keuſcher und treuherziger deutſcher Dichtergeſinnung iſt. Seine übrigen Dramen: „Cola Rienzi“, „die Bräute von Florenz“, „Kaiſer Otto III.“ und „der Sohn des Fürſten“ gingen zum Theil mit großem Beifall über die Bretter und haben ihm auch, nachdem er eine Reihe von Jahren als Advokat in Dresden gelebt, unlängſt die Berufung als Dramaturg nach Oldenburg eingebracht. Aber auch bei Moſen kommt der Punkt wieder in Betracht, in welchem die Hauptſchwäche und die Hauptſtärke unſerer gegenwärtigen Poeſie zuſammenlaufen, daß nämlich der eigentliche Lebensnerv auch ſeiner Dichtungen die Lyrik iſt, eine Lyrik allerdings, die als ſolche außerordentlich ſchön, eine Lyrik voll heißen Herzblutes, bezaubernd kindlich im Mährchenhaften, mit dämoniſcher Hellſehergabe in die Naturgeheimniſſe dringend, manneskräftig den Völkerintereſſen vorankämpfend, Betreffs eigener Luſt und eigenen Wehs etwas verſchloſſen, die Leidenſchaft in ſich bergend, aber, wenn den Ausbruch einer mächtigen Empfindung geſtattend, glanzvoll und herrlich himmelan blühend, wie die Blüthe der Aloë, mit der er darum auch ſein Herz vergleichen durfte in einem der ſchönſten Liebeslieder, welche je gedichtet wurden:

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in ſich befangen,
Doch thut es plötzlich mir ſo weh,
Seine Ruhe iſt vergangen.
Nicht du haſt ihm ſo weh gethan,
Es zuckt in Schmerz und Wähnen;
Inwendig zündeten es an
Nur deine helle Thränen.
Nun treibt und drängt es ohne Raſt,
Die Bruſt wird ihm zu enge,
Mir iſt, als wenn in Glut und Haſt
Es ſelber ſich zerſprenge.
Nun drängt und treibt es wild hervo
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empo
Die flammende Blumenkerze.
Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,

Und hochauf rauſcht der Blüthenbaum,
Es ſpringt entzwei die Decke.

Er ſtreckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zerſplittern,
Und ſchon ſeh ich mit ſüßem Graus
Hoch oben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in dieſen Flammen
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in ſich zuſammen.

Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Der ſchnelle zündende Funken,
Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

Durchweg lyriſch iſt auch Moſens Novellendichtung, wovon er 1831 mit ſeinem „Georg Venlot“ die erſte Probe gab. Später folgten mehrere, als deren ausgezeichnetſte „die blaue Blume“ zu nennen iſt, durch deren Titel wir an Novalis geiſterhafte Romantik erinnert werden, und wirklich iſt ſowol in dieſer als in Moſens übrigen Novellen ein ſtark romantiſcher Zug nach dem überſinnlichen Land der Wunder und Geheimniſſe wahrnehmbar. Auf realern Grund und Boden ſtellte ſich der Dichter mit ſeinem zweibändigen hiſtoriſchen Roman „der Congreß von Verona“. Wir haben da alſo eine Schilderung jener Verſammlung von Fürſten und Diplomaten im Jahr 1822, die unter allerlei Feſtivitäten darüber beriethen, wie man es angeben müſſe, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Es iſt eine betrübende Geſchichte, und man ſieht es Moſens Romandichtung wohl an, wie unbehaglich ſich ihr Verfaſſer in dieſen diplomatiſchen verlogenen Kreiſen fühlt, in welchen es ſich darum handelte, die Manifeſtationen der Freiheit in Spanien, Italien, Deutſchland und Griechenland mit Liſt und Gewalt zu nichte zu machen, und aus denen er uns deßhalb auch nur eine einzige gelungene Schilderung zu geben im Stande, die ironiſche des feilen, feinſchmeckeriſchen Volksverräthers Friedrich Gentz. Was ſoll Moſen unter dieſen Intriguen und Lügen und Kabalen, unter dieſen ſchleichenden Füchſen und kriechenden Hunden? Da iſt nicht ſein Platz. Er iſt ein Mann des Volkes und dieſes iſt dermalen auf Congreſſen noch nicht vertreten. Ein Dichter, der ſich ſo entſchieden oppoſitionell gegen den status quo äußert, wie es Moſen in ſeinem „Congreß von Verona“ durchgehends gethan, *) kann das Insfeldziehen der Diplomatie gegen das Recht der Völker mit Erfolg bloß zum Gegenſtand einer ſatyriſchen Strafdichtung machen; das wollte Moſen nicht und ſo hat ſein Roman unſere Theilnahme, außer ſeinen vielen lyriſch flammenden Epiſoden, weſentlich dem außerordentlichen Talent zu danken, womit er, dem großen Unbekannten, von welchem oben die Rede, kaum nachſtehend, das Eigenthümliche und die Unterſchiede von Nationalitäten in einzelnen Individuen verkörpert. Der Neugrieche Achilleus, der Burſchenſchaftler Arnold, der franzöſiſche Journaliſt Jouy, der Spanier Malavilla und ſeine Tochter, Franceſca, das heiße, hochſinnige italiſche Mädchen — alle dieſe ſind Perſonen ſeines Romans, in welchen Moſen die Charaktere und Contraſte der verſchiedenen Nationalitäten, welchen ſie angehören, mit frappanter Wahrheit veranſchaulicht.

---

*) Z. B. in der ſcharf und kalt wie ſpitzer Stahl auf die ſo ſorgfältig verhüllte Blöße unſerer Staatsverfaſſungen losgehenden Stelle: Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich ſo zu dem Geiſte ſeiner Nation verhält, wie der menſchliche Leib zu ſeiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keine Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird. In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunkt des Egoismus verſetzt. Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menſchen aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm Nichts als der gemeine ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele hat ſtehlen laſſen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zum materiellen Zwecke und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte Haß, Verleumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht. Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaft charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich, als nächſtfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit ſchlingt.

15.

Leopold Schefer. Friedrich von Sallet. Eduard Duller.

Biſt du nie hinausgetreten an einem Frühlingsmorgen in die vollblühende Natur und haſt gefühlt, wie deine Empfindungen und Gedanken unfaßbar verſchwammen in das allgemeine Entzücken, welches von der ſchönen Erde aufjubelte in den ſchönen Himmel? Ob dir ſchoſſen wie flammende Liederpfeile Lerchen durchs unermeßliche Blau, vom Boden her, deſſen Thaudecke in den jungen Tagesſtralen ſternhaft funkelte, blühten und dufteten tauſend Blumen dich an, du ſaheſt Roſe zur Rebe ſich neigen, wie ſüße Geheimniſſe flüſternd, unter Geisblattranken kam der kryſtallene Bach aus den Forſten herabgeſtiegen, allerlei Waldheimlichkeiten ausplaudernd und grüne Waldesgrüße dem Strome drunten überbringend, der ungeduldig hinausfrohlockte in die Ferne, von wo herein mit ſehnſüchtig blauem Augenaufſchlag des ſtillen See's Umarmung ihn erharrte, aus der Thalgrüne hoben ſich roſenroth angehauchte Morgennebel zu den ſonnigen Matten empor, von welchen jodelnde Sennenlieder niederklangen, vermiſcht mit den langgezogenen Tönen des Alphorns, und über Blüthenbäume und Rebenhügel, über Wälder und Matten ragten, indeß auf der einen Seite die Thalöffnung den Ausblick in eine Weite geſtattete, deren Ende ſich hineinzuſchwingen ſchien in den blaßbläulichen Himmelsbogen, auf der andern ungeheuer und prächtig zugleich die Alpen vor dem ſchwindelnden Auge empor, den granitnen Felſengurt um die Lenden, über die breite Bruſt den Gletſcherbart herabfließend, auf dem Haupt das ewige Schneediadem. Ich weiß, du erlebteſt ſolche Morgen, an denen Erde und Himmel all' ihren Glanz und Duft aufgethan zu haben ſcheinen, um die Menſchenſeele mit der Wolluſt des Daſeins zu erfüllen, zu berauſchen. Dieſe himmliſche Trunkenheit wünſcht Nichts und beklagt Nichts, kommt über uns wie eine Alles gewährende Offenbarung, iſt ein Aufgeben in Freiheit und Liebe. Weiter fühlen wir Nichts, an Anderes denken wir nicht, wir verzichten darauf, zu wählen, das Einzelne auszuſcheiden, wir geben uns dem überwältigenden Eindruck des Ganzen hin, uns genügt, wie hinweggehoben über all' den Jammer des Lebens, in dem Bewußtſein eines Glückes zu ſchwelgen, das uns traumhaft umfängt, wie alle Seligkeit.

Sieh', meine Freundin, einem Frühlingsmorgen, wie ich dir ihn hier nicht zu ſchildern, ſondern nur in's Gedächtniß zurückzurufen verſuchte, iſt ein deutſcher Dichter zu vergleichen, deſſen eigentlicher Name Friedrich Richter, während er als Jean Paul der Liebling Gottes und der Menſchen geworden, bei deſſen Tod Börne die Worte geſprochen: Fragt ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo ſeine Aſche ruht? Vom Himmel iſt er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unſer Herz iſt ſein Grab. Und dieſes Dichters, der uns, gleich einem unſäglich reichen Frühlingsmorgen, überſchüttet mit maaßloſeſter Fülle von Poeſie und Liebe und Freiheit, deſſen unaufhörlich ſtrömender Reichthum uns fortreißt von Entzückung zu Entzückung und kein klares Bewußtwerden unſeres Glückes geſtattet, dieſes Dichters echter Erbe war einerſeits eben Baruch Börne, andererſeits ein Jetztlebender, Leopold Schefer, geboren 1784 zu Muskau in der Niederlauſitz. Wenn in Börne die politiſche Miſſion Jean Pauls ihre Weiterbildung, ſo fand ſeine poetiſche in Schefer ihre Fortſetzung. Beide führen mit vollſtem Recht die lachende Thräne ſeines Humors im Wappen, aber bei Börne iſt ſie roth angeſtralt von demokratiſchem Zürnen, während ſie bei Schefer in den Himmel und Erde überwölbenden Regenbogenfarben einer Alles verklärenden Liebe erglänzt. Börne concentrit ſeinen Humor auf und gegen die Wirklichkeit, Schefer wendet ſich von der Wirklichkeit ganz ab, betrachtet ſie als etwas nur relativ Gültiges, an welches der Maaßſtab der Idee gar nicht gelegt werden könne, und flüchtet ſich zur Natur, zum Menſchen in ſeiner Urſprünglichkeit, um in jener und dieſem die Weſenheit der allſeienden Gottheit zu finden und ſich in dieſe göttliche Allheit liebend zu verſenken. Börne's Humor iſt praktiſch, Schefers beſchaulich. Darum hat ſich jener in der politiſchen Spott- und Strafdichtung (denn eine ſolche ſind doch die Pariſer Briefe?) eine paſſende Form geſchaffen, dieſer gar keine. Formloſigkeit iſt der Vorwurf, den man ihm ſtets wird machen müſſen, Formloſigkeit das Hinderniß, welches ihm eine ausgebreitete Wirkſamkeit verwehrt. Er begann mit lyriſchen Gedichten, um dann in eine Reihe von Novellen, welche, wenn kunſtgemäß durchgeführt, wohl die zeitgemäßeſte Form, den unerſchöpflichen Schatz ſeiner Gedanken und Anſchauungen, die durch Reiſen in türkiſche und orientaliſche Länder noch an Ausweitung gewonnen hatten, niederzulegen. Hier quillt, leuchtet und duftet die ganze Frühlingsüberſchwänglichkeit eines Dichters, deſſen erſter und letzter Gedanke ſich in das wohlige Gefühl, ein Menſch zu ſein, auflöſt. Aber wir gelangen zu keinem rechten Genuß dieſer überreichen Gaben, weil ſie ſich ſelbſt überſtürzen und verdrängen, denn ob wir uns auch manchmal gern gehen laſſen mit dem verworrenen Strome der Empfindungen, ſo wollen wir doch öfter noch über dieſelben klar werden, wollen mit hellem Blick um uns ſchauen, um durch das Erfaſſen und Begreifen des Einzelnen zum Genuß des Ganzen zu gelangen. Hiezu kommen wir aber bei Schefer nicht, oder nur in beſonders glücklichen Momenten. Zwar hat er ſich, wie um zum Maaßhalten von außen her gezwungen zu werden, zu hiſtoriſchen Stoffen gewandt und eine „Gräfin Ulfeldt“, einen „armen Dichter“, einen „Graf Promnitz“ geſchrieben, aber die künſtleriſche Objektivität iſt auch in dieſen Dichtungen von ſeinem ſubjektiven, lyriſchen Drang nicht nur überflügelt worden, ſondern geradezu in dieſem untergegangen. In ſeinem großartigſten Werk, „die göttliche Comödie in Rom“ gleichfalls, hier aber kommt ihm der Umſtand zu Hülfe, daß ſein Held, der Wahrheitsmärtyrer Giordano Bruno, dieſer „gottvoll heitere, überirdiſch ſelige, weil ſeiner Wahrheit zuverſichtlich gewiſſe, ruhig große Menſch“, den ſie im Jahr 1600 zu Rom verbrannten, eine der Schefer'ſchen durch und durch verwandte Natur iſt und der Dichter alſo eine geſchichtliche Perſönlichkeit bis in die kleinſten Nüancen aus ſich ſelbſt heraus ſchaffen konnte. In dieſer Novelle vereinigen ſich daher, weil hier Fremdes zugleich Eigenſtes, Gedankenhoheit*) mit hinreißend poetiſchem Zauber vieler Szenen zu einem Glückſeligkeitsevangelium, welches Schefer durch den Mund Giordano Bruno's verkündigt, und für welches er ſterben würde, wie ſein Held dafür geſtorben, ſo es nach dem Sinne des hochehrwürdigen Herrn Großinquiſitors Hengſtenberg zu Berlin ginge, der ja bekanntlich ſein wuthentbranntes, nach dem Scheiterhaufen riechendes Zetermordjo gegen die allgöttliche Glückſeligkeitslehre ausſchrie, welche wie aus Schefers „göttlicher Comödie“, ſo auch aus deſſen „Laienbrevier“ ſo gotttrunken und mild und überzeugungsfreudig predigt von einem Ausſtrömen und Sichverlieren in Gott:

---

*) Wirken iſt Leben. Ein Stück Lunte, das gezündet, hat lange genug gelebt und lebt ſo lange, als der zerſchmetterte Thurm todt iſt und da liegt. Wirken iſt Leben.

Sei voll vom Berufe des Menſchen, als auch deines ganzen Volkes. Wage, fordere, thue Alles, was es will. Denn es gehört auch dir, voraus ſchon dir! Was eines Geiſtes iſt, iſt deines Geiſtes, was eines Herzens iſt, iſt deines Herzens. Und frage niemals wie dir's geht, das iſt nur eine Frage nach dem Wetter, nicht nach dir.

Der Menſch hat auf der Erde den alleinigen und feſteſten Halt nur an ſeinem Geiſte. Alles iſt gegründet auf ſich.

Die Freude an der Wahrheit iſt gränzenlos und nicht zu verſchweigen.

Wahrheit iſt Feuer, und Wahrheit reden iſt nur Leuchten und Brennen.

Nichts iſt, als Gott, und außer ihm iſt Nichts!
Er iſt allein, und Alles kommt aus ihm,
Was kommt; was geht, das geht in ihn zurück,
Und war auch keinen Athemzug ihm fern.
Und hat er ſelbſt ſich erſt zu Staub gemacht,
Um jeden Staub zu ſich empor zu heben,
Und wie den Schneeball, durch die Zeiten wälzend,
Zuletzt ſo groß zu machen, wie ſich ſelbſt.
So wie von ungeheuerem Gewölbe
Der ſchönen, ungeheuren Tropfſteinhöhle
Die ungezählten Tropfen niederregnen
Und drunten mit den Silberſtimmen ſingen,
So ſtralt und glänzt und blitzt und ſtrömt und ſäuſelt,
Der Alles iſt, aus allen Himmeln nieder,

Die Vernunft iſt über die Liebe, und auch ihr Herr und Gebieter, wie aller Welt.

Geiſter gewinnen, iſt Alles gewinnen, es iſt auch Herzen gewinnen. Denn das Herz traut nur dem Kopfe. Mauern gewinnen, alle Menſchen zu Sklaven machen, das bringt nicht weiter. Das zerſtört und ſtört nur. Bauen iſt das rechte Wort.

Lehren und Belehren iſt die einzige wahre Waffe gegen allen Unſinn und alle Tyrannei, die nur Unverſtand ſind.

Alles, was wahrhaft lebt, lebt nur für Andere.

Auch ohne die römiſche Kirche hatte ſich das Reich des einzigen Gottes aufgerichtet, das Haus aller Menſchen, nur nicht in Rom, das vor Herrſchſucht verſteinert, wie Loths Weib, das nach dem Untergehenden zurückſah, und wie ein Spielſachenhändler nur ſeine Puppen auf aller Welt Meſſen ſehen will.

Am Menſchen zerſchellt die Kirche.

Die Freude des Armen iſt ſchrecklich. Dieſes Aufflackern und Funkeln der lebensmüden Augen! Dieſes Lächeln, das durch die verwüſteten Lilienfelder der Wangen ſich wühlt, dieſes aus dem Grabe erwachte Entzücken, das mit den entfärbten Roſenblättern der Lippen zuckt und ſpielt, wie ein Kind mit den Blumen auf ſeiner Mutter Leiche.

Die Aſche großer Männer treibt Rieſen aus der Erde.

Alles Glück eines Menſchen, eines Mannes iſt Nichts gegen das unſägliche Glück, daß ein ſchönes und liebendes Weib um ihn ſtirbt, ihm voraus ſtirbt oder ihm nach. Dadurch erſcheint er höher als Alles, was lebt, denn um ihn hat die Liebende Alles weggeworfen, und Alles, was lebt, war ihr Nichts.

Wird Alles und iſt Alles, bleibet Alles
Und iſt doch Nichts als Er. Nichts als Gott,
Nichts iſt als Er. Geheiligt ſei ſein Name!
Er iſt das All. Nichts Einzelnes iſt Alles,
Die Roſe nicht die Sonne, und der Menſch
Das Veilchen nicht, das Kind iſt nicht der Greis;
Doch neben, miteinander ſind ſie alle
Und viele, viele, unzählbare — alle
Sind neben, mit einander alle göttlich.
Sogar der Staub auf Sommervögelſchwingen,
Der Purpurſprenkel auf dem Nelkenblatt,
Der goldne Strich noch auf der todten Muſchel,
Sogar der Punkt im Ei, des Küchleins Auge!
Was ihn nicht nennen kann, das kennt ihn doch
Recht innerlich, herzinniglich durchdrungen
In heimlichſter Anbetung ſtillſtem Daſein.
Nichts iſt als Gott; in ihm iſt Alles gleich:
Sandkorn und Stern — geheiligt ſei ſein Name!

Das ſtillheimliche Weben und Leben der Natur mit hellſeheriſchem Auge betrachtend, findet Schefer in der Thätigkeit derſelben, in den Wandlungen der Jahreszeiten immer und überall Analogieen für die philoſophiſche Lehre der All- und Einheit des Weltalls, die bei allen Metamorphoſen immer ein und dieſelbe Weſenheit bleibt. Unter dieſem Geſichtspunkt erſcheint ihm auch das Problem der Fortdauer des Menſchen, die er weſentlich vom Wirken abhängig glaubt, von der guten That.

Was ſeines Gleichen neu und jung hervorbringt,
Sei das nun Pflanze, Vogel, Fiſch und Menſch —
Iſt ſterblich. Tulpen heißen drum: — die Tulpe!
Und alle Schwalben heißen drum: — die Schwalbe,
Als wären ſie nur eins, und ſind nur Eine,
Dieſelbe, die zum ew'gen Frühling kommt!
Doch was nicht ſtirbt, bringt ſeines Gleichen nicht
Hervor: denn ſelber lebend ſteht es da
Statt tauſend Kinder, ſo wie Sonne, Mond
Und Sterne. Willſt du nun unſterblich ſein,
So bringe Nichts hervor, als Göttliches
An Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit; nichts Andres,
Als was du ſelber biſt und werden kannſt
Aus dir: — das iſt das ſchöne Werk der Kunſt,
Das wahre Wort, die gute That. Das bleibt!

Es pflanzt ſogar ſich fort, vermehrt ſich himmliſch
Und währt doch ſelbſt, wie Sonne, Mond und Sterne.

Freilich die Orthodoxen werden eine religiöſe Weltanſchauung dieſer Art nie verzeihen, eine Weltanſchauung, die, nicht von oben herab eingedonnert oder eingeflötet, aus dem tiefinnerſten Gottbewußtſein eines Menſchengemüthes hervorquillt mit der kindlich vertraulichen Gebetinnigkeit eines Angelus Sileſius, wie in folgender Betrachtung:

Du haſt mich hier herausgeſandt, o Vater,
Und hier nun ſteh' ich unter deinen Wolken,
Dort deinem ſchönen Himmel gegenüber,
Auf deiner feierlich geſchmückten Erde!
Du haſt mir Macht gegeben über Geiſter,
Die mir zu dienen angewieſen ſind,
Gewalt — ſelbſt über deine beſten Kinder;
Nicht nur die Roſe, die ich brechen kann,
Nicht nur die Blumen, drauf ich wandeln mag —
Ich kann den Menſchen, wenn ich will und möchte,
Zerſtören, fort von dieſer Erde ſchicken!
Ich kann die Seele, die mich liebet, kränken;
Selbſt ganze Städte kann ich mit der Fackel
Von deines heil'gen Feuers Glut vertilgen,
Vergiften ihre Kinder aus dem Brunnen,
Und Niemand wehrt mir — niemand wüßt' es ja,
Als ich und du! Ich kann mir ſelbſt mich opfern,
Und deine Hallen ſprengen vor der Zeit!
Und du, du mußt, ob auch mit Widerwillen,
Du mußt das Grab mir öffnen und die Hallen
Der Todten, aller Seligkeiten voll,
Und noch den Becher der Unſterblichen
Mir reichen — auch mit abgewandtem Antlitz!
O neige dich zu mir! das himmliſch ſchöne,
Das reine Antlitz neige ſtets zu mir:
Und was auf Erden, was bei Menſchen dir,
Was dir von fern nur ähnelt, wie dein Schatten,
Das will ich ehren! lieben ſo wie dich!
Sei du es in Geſtalt der Kinder nun,
Sei du es in Geſtalt der ſchönen Jungfrau,
Sei du es in Geſtalt des Silbergreiſes,
Sei du es in Geſtalt des blinden Bettlers,
Ja ſei es in Geſtalt der Schwalbenmutter,
Der bunten Taube, jener Lerche droben —
Ich will ſie auf den Händen tragen, koſtbar,

Als hätt' ich dich, ſo klein, ſo hold, ſo eigen:
Sei du es in Geſtalt des Regenſtromes,
Ich will dem heil'gen Waſſer aus den Wolken
Ein Gräbchen ſchaufeln, daß es munter rinne.
Sei du's in meiner eigenen Geſtalt,
Sei du's in meinem Geiſt und meinem Denken —
Ich will mich ſelber, will dich alſo ehren,
Daß dich zu ehren meine Ehre ſei,
Daß dich zu freuen meine Freude ſei,
Daß dein zu ſein mir ewig Leben ſei.

Auf Kunſtwerth kann Schefers »Laienbrevier«, dem ſich als Fortſetzung die »Vigilien« anſchließen, keinen Anſpruch machen, aber es iſt, wie ein Beurtheiler, ich glaube Guſtav Pfizer, ſeiner Zeit geſagt, ein poetiſches Buch, wie es poetiſche Menſchen gibt, die deßhalb doch keine Dichter ſind, und wie ein echt poetiſcher Menſch Einem weit mehr gelten und gewähren kann, als ein ſehr fruchtbarer und wohlbegabter Autor, ſo ziehen wir dasſelbe vielen kunſtgerechten Poeſieen vor.

Das »Laienbrevier« ſteht nicht vereinzelt in der Literatur. Friedrich von Sallet, Abkömmling nach den Gräueln der Bartholomäusnacht aus Frankreich geflüchteter Hugenotten,*) geb. 1812, geſt. 1843, iſt ihm mit ſeinem »Laienevangelium«, Eduard Duller, geb. 1809 zu Wien, mit ſeinem »Fürſt der Liebe« würdig an die Seite getreten. Es iſt ein Stamm, aus welchem dieſe drei bedeutenden Erſcheinungen hervorgegangen, das philoſophiſch-religiöſe Bewußtſein unſerer Tage, und ſie ergänzen ſich gegenſeitig. In Bezug auf die Ausführung ihres Thema's muß geſagt werden: das Colorit von Schefers Brevier iſt wie ſanftes, weißes Mondlicht, während aus Sallets Evangelienharmonie die rothen Flammen des Zornes lodern und Duller in ſeinem Fürſt der Liebe die Milde des Erſtern mit der Begeiſterung des Letztern verbindet. Sallet hat, um mit dem Bedürfen und Wollen der Gegenwart zugleich

---

*) Auch meine Ahnen recht dahinzuſtrecken,
War wohl in jener Nacht ein Stahl bereit;
Sie flüchteten vor Chriſten ſich mit Schrecken,
Bei fernen Ketzern findend Sicherheit.
So bin ich deutſchen Geiſtes Kind geworden,
Dafür mein Herz von Dankeswonne ſchwillt,
So ward mein Vaterland der deutſche Norden,
Wo ſtark die Geiſter und die Sitten mild.

eine lebendige und lebengebende Erinnerung an Chriſtus, den Gottmenſchen, zu verbinden, ſeine poetiſchen Betrachtungen über Religion, Sitte und Politik an die Evangelien angeknüpft und ſo aus dieſen das, was an der Zeit, herausgedeutet. Freilich, man hat hiedurch auch an das Wort Chriſti von neuem Wein und alten Schläuchen erinnert werden wollen und erſieht aus dem Werke ſelbſt, wie angeſtrengt Sallet oft mit ſeiner Form ringen mußte, die ſich manchmal ſpröde genug gegen die modern philoſophiſchſocialen Reſultaten verhält, die allerdings nicht mehr und nicht weniger als der urſprüngliche Gehalt der Chriſtuslehre, allein durch ſeit Jahrhunderte geltende orthodoxe Auslegung iſt dieſe von ihrer reinphiloſophiſchen Urſprünglichkeit ſo weit abgekommen, daß es dem Dichter oft geradezu unmöglich wird, den weiten Riß zwiſchen Geiſt und Form ſeines Vorwurfs auszufüllen. Poetiſche Wirkung kann und wird das „Laienevangelium" ſtets nur in geringem Maaße üben, weil es ganz unmittelbar, ich möchte ſagen dringlich didaktiſch iſt, weil es die Wahrheit zu ſkeletthaft hinſtellt, aber anderweitig wird und muß es dennoch wirken, weil eben dieſe klare und ſcharfe Wahrheit wie ein zorniger Adler den Geiſt ergreift und ihn der Erkenntniß entgegenreißt. Eine der milderen Verkündigungen iſt folgende über den „Geiſt der Gemeine":

„Dich ſollſt du ehren, denn in dir verkündigt
Sich Gott. So ſoll dich auch dein Bruder ehren.
Drum gehe hin, hat er an dir geſündigt,
Mit ihm allein ihn ſtrafend zu belehren.

So er dich hört und läßt vom Feindestrachten,
Haſt du den Bruder, freue dich! gewonnen,
Denn wer im Bruder ew'gen Werth kann achten,
Hat ſelbſt vom ew'gen Werth zu ſein begonnen.

Hört er dich nicht, ſo nimm hinzu noch Einen,
Nimm Zwei, auf daß zur Schlichtung jeder Sache
Zwei oder drei der Zeugen ſich vereinen,
Und Einer Einem nicht Geſetze mache.

Leicht kann der Einzelne ſich ſelbſt verkennen,
Und ſeinen Geiſt, beharrend eigenwillig,
Vom ew'gen Urgeiſt, von der Wahrheit, trennen,
Mehr fordernd, leiſtend weniger, denn billig.

Doch wo Zwei oder Drei zuſammenſtimmen,
Da iſt nicht eine Summe blos von Meinung

Zum Streit nur treffen Geiſter ſich im Schlimmen,
Das Gute, Rechte nur ſchließt ſie zur Einung.
Der Geiſt kann ſich dem Geiſte nicht geſellen,
Nur äußerlich zuſammen ſich zu fügen;
Nur, ſich in ſeiner Wahrheit herzuſtellen,
Sich läuternd im Verein von Zufallslügen.
Darum iſt Zweier, Dreier Wort ermächtigt,
Zu richten, was für ſich nur that der Eine.
Doch glaubt dein Bruder jene nicht berechtigt,
Und hört ſie nicht, ſo ſag' es der Gemeine.
Des Volkes Stimme, das iſt Gottes Stimme.
Des Einzelſinnes Bäche, ſonder Einheit,
Getrübt von Thorheit, aufgewühlt von Grimme,
Verklären ſich im See zur Ruh' und Reinheit.
Den magſt du, der nicht hört auf die Gemeine,
Für einen Heiden, einen Zöllner halten,
Der in der Geiſter ernſtem Allvereine
Verkennt der Gottheit reinigendes Walten.
Wahrlich ich ſag' euch: was ihr werdet binden
Auf Erden, ſei im Himmel auch gebunden,
Und was ihr löst, ſoll dort auch Löſung finden.
In eurem Geiſt wird ſich der Herr bekunden.
Euch eingeboren iſt das Bild des Rechten.
Wo alle Geiſter, frei von Einzelwirren,
Sich zum Geſammtbewußtſein ſtark verflechten,
Da ſind ſie Gottes Geiſt, der kann nicht irren.
Ihr wiſſet, ſeid ihr Eins, was gut, was böſe.
Nicht nöthig iſt's, daß Gott mit fremden Worten,
Die euch von draußen tönen! bind' und löſe.
In euch zugegen iſt er allerorten.
Doch über'm Wuſt verworrner Endlichkeiten,
Im einen Gott geheilt von jeder Zweiheit,
Hält ernſt Gericht für alle Ewigkeiten,
Statt Gott der Menſchheit Geiſt in ſeiner Freiheit.
Und weiter ſag' ich euch: wo Zwei auf Erden
Eins würden nur, warum ſie bitten wollen,
Das wird gewährt von meinem Vater werden,
Denn Zweier Wollen eint ſich nur im Sollen.
Kein Geiſt hat je dem andern ſich verſtändigt,
So lang er nicht die wilde Schaar der Triebe
Ganz zur Vernunft und Freiheit hat gebändigt,
So lang er nicht zur Wahrheit ward, zur Liebe

Nur die in dieſem reinſten Aether wallen,
Vermögen Eins das Andre zu durchſchauen.
Doch undurchſichtig iſt ſich ſelbſt und Allen
Der Geiſt im trüben Erdgewand, im grauen.

Die aber ſich in jenem Licht getroffen,
Zu einem Wollen ſich bewußt vereinet,
Sprechen in ihrem Streben, Fleh'n und Hoffen
Nur Gottes Willen aus, der ſie durchſcheinet.

Doch Gottes Wille braucht nicht Thatenhüllen,
Er iſt ſchon ewiges ſich ſelbſt Vollbringen.
So iſt, womit ſich jene Zwei erfüllen,
Ein unabwendbar aus ſich ſelbſt Gelingen.

Wenn Zweie ſo zu Einem ſich verklären,
Die bitten nicht, was der und jener dächte,
Das Rechte nur, und das muß Gott gewähren,
Denn was er thut iſt ſtets und nur das Rechte.

Und wo Zwei oder Drei zuſammenkamen,
Um auf den Gott, der in mir iſt erſchienen
Zu richten ihren Geiſt in meinem Namen,
(Spricht Chriſtus) bin ich mitten unter ihnen.

In reiner Seelen geiſtiger Vereinung
Waltet das Himmelreich ſchon hier auf Erden,
Da muß der Menſch der flüchtigen Erſcheinung
Zum ew'gen Menſchen, Gottmenſch muß er werden.

Trat Sallet im Laienevangelium ein ſtreitfertiger Jambenſchleuderer, als welcher er mich ſtets an den Franzoſen Auguſte Barbier gemahnt, uns gegenüber oder voran, ſo zeigte er uns [illegible] nach in ſeinen „geſammelten Gedichten“ nach ſeiner eigenen richtigen Bezeichnung „die Entwicklung eines ganzen Menſchenlebens, von den Blüthenträumen der Jugend an bis zu dem furchtbaren Ernſt der Gegenwart“. In der That, dieſe Gedichte ſind lyriſche Memoiren eines Mannes der Zeit, eines deutſchen Mannes, der ſich durch alle Luſt und alles Leid der Jugend, durch alle Illuſionen und Täuſchungen des Lebens zum entſchloſſenſten Begreifen der Gegenwart durchgewunden, von deren Höhen aus ſich ihm ein prophetiſcher Blick in die Zukunft aufthut, wie es der Fall in ſeiner „Fernſicht“, einer der großartigſten dichteriſchen Conceptionen, die unſere Tage entſtehen ſahen:

Im Nebelmeer
Sitz' ich allein auf öder Bergeskuppe.

Nur Truggebilde ballen rings umher
Sich, Grupp' an Gruppe.

Nichts iſt zu ſchau'n;
Und wenn einmal das graue Meer ſich ſpaltet,
Seh' ich in einen Abgrund voller Grau'n,
Drin Nacht nur waltet.

Trompetenton!
Doch nein! 's iſt nur Getön der Sonnenpfeile,
Des Nebels grau Geſpenſterheer entfloh'n
Mit Rieſeneile.

Rings liegt die Welt
Vor den entſetzten Blicken ausgebreitet,
Und in's Unendliche, im Nu erhellt,
Im Nu ſich weitet.

Welch ein Gewirr!
Da ragen qualmend auf thurmhohe Schlotte.
Naturkraft, Rieſenmühlpferd jetzt, wie kirr,
Dir ſelbſt zum Spotte!

Wohl ſchnaubſt du wild,
Betretend weitgeſtreckte Eiſenſchienen;
Mußt doch, mit Tauſenden hin durch's Gefild
Zu rauſchen, dienen.

Das iſt ein Sturm
Hin zu der Prunk- und Rieſenſtadte Knoten,
Vorbei, vorbei an Wald und Dorf und Thurm,
Am Haus der Todten!

Auf ragen ſtolz
In jenen Rieſenſtädten Prachtpalläſte,
Sind Wachsfiguren, Puppenſpiel von Holz
Dort bei dem Feſte?

Bunt ausſtaffirt,
Ihr Leben iſt ein Biegen nur im Rücken,
Und für den Goldnen, der den Drath regiert,
Ein Lugentzücken.

Dort rennt's und tollt
Und drängt in wilder Haſt in öde Hallen;
Von Silberlingen und gemünztem Gold
Tost dort ein Schallen.

Das tost ſo laut,
Hat Alles, was ſich Klang noch nennt, verſchlungen.
Verſchollen iſt, was Seher je geſchaut,
Geſagt, geſungen.

Doch was erſpäht
Mein Aug' in Dorfeshütten, Winkelgaſſen?
Was winſelt dort (iſt's Fluchen, iſt's Gebet?)
Gedrängt in Maſſen?
Es kau'rt und hockt,
Wie Kehricht, den man in die Ecke ſchüttet,
Erdfahl in Räumen, wo die Luft ſelbſt ſtockt,
Zerlumpt, zerrüttet.
Weh' dem Geſchlecht
Der Zwerglein, die ſich brüſten und die thronen!
Im Finſtern wimmelt's, ohne Brot und Recht,
Von Millionen!
Meſſias komm'!
Doch welch ein Mann ragt dort aus dem Gedränge?
Er predigt. Ward die Welt noch einmal fromm?
Hin ſtrömt die Menge.
Wild iſt ſein Wort,
Sein Anſeh'n rauh, nicht nach der Mode Schnitte.
„Ihr Armen (donnert er) laßt Jene dort!
Weg mit der Bitte!“

„Tief in den Staub
Seid von den Uebermüth'gen ihr getreten.
Kleinmüthig, gottlos, habt ihr nur den Raub
Zurückerbeten.“

„Was war die Frucht?
Daß ſie des Mundes Wort ſelbſt euch umgarnten,
Und den Propheten, die, mit Rachewucht
Drohend, ſie warnten.“
„Euch offenbart
Hat der Prophet von Nazareth mit Schalle,
Daß ihr mit Gottes Geiſt von gleicher Art,
Ja Götter alle.“
„Sind Götter das,
Die ſelbſt vor Götzen dort im Staube kriechen?
Und vor den Schlemmern, in ohnmächt'gem Haß,
Verachtet ſiechen?“
„O in euch ſeht!
Laßt ihr euch ſchmäh'n, ſchmäht ihr den Herrn der Welten.
Ruft wach in euch der Gottheit Majeſtät
Und macht ſie gelten!“
„Thut Gott ſein Recht!
Ihn ſelbſt von Schmach zu retten, müßt ihr handeln.

Daß er nicht fürder darf als feiger Knecht
Auf Erden wandeln.“
„In Schmach und Noth
Seid ihr gekreuzigt und begraben worden.
Jetzt brecht, bei'm Auferſtehungsmorgenroth,
Aus Grabesborden!“
„In Menſchenpracht
Sollſt ihr zu Gottes Ruhm auf Erden ſchreiten
Hier iſt das Schwert, das Jeſus ſelbſt gebracht,
Auf, auf zum Streiten!“
Und ſchnell hervor
Zieht er ein Schwert aus wallenden Gewanden.
Da regen ſie ſich Alle, die zuvor
Still lauſchend ſtanden.
Er zieht voran
Den Berg hinab, ſein Schwert blitzt durch die Weiten,
Die roh'ſte Waffe gleich packt jeder an,
Ihm nachzuſchreiten.
Vom Felde friſch
Mit Senſ' und Sichel lump'ge Bauern eilen,
Aus Straß' und Werkſtatt her ſtrömt ein Gemiſch
Mit Axt und Beilen.
Schwarz wächset es an
Und deckt weithin, dumpf ſummend, das Gefilde.
Da rennen, reiten Boten, Mann für Mann,
Zum Königsbilde.
Das lächelt frech,
Winkt einem bunten Mann, der lächelnd nicket,
Und wie ein Kind Soldatenſpiel von Blech
Aus Schachteln ſchicket:
So ſchicken ſie
Die läppiſch bunten Reih'n aus den Kaſernen,
Mit Spottgeſang entgegen rücken die
Den weit noch Fernen.
Doch als ſie ſchau'n
Ein zahllos Lumpenvolk mit ſtieren Blicken,
Da ſchweigt das Spottlied. Leishin wandelt Grau'n.
Die Kniee knicken.

Wie Lavaglut
Fortfließend frißt und tilgt ein Heer von Bäumen,
Wie Häuſerzeilen die geſchwollne Flut
Wegſpült mit Schäumen:

So mäht das Pack
Die graden Glieder hin mit heißen Klingen.
Tief ſchweigt der Flinten kindiſches Geknack,
Die Bettler ſingen.

Da wird ſo bleich
Mit eins die Wachsfigur auf goldnem Throne.
Armeen ziehen ringsum aus ſogleich,
Doch ſonder Hohne.

Doch ſtrömt es ſchon
Aus Hütt' und Stadt zu rieſigem Vereine.
Zerlumptem Vater folgt zerlumpt der Sohn,
Ja Weib und Kleine.

Wie Rohr im Sturm
Zerknicken vor dem Volksſturm ſchmucke Heere.
Schwarz kriechts zur Hauptſtadt ſchon, wie Wurm an Wurm,
Drin Angſt und Leere.

Geſchrei und Dampf!
Dort der Meſſias ragt aus dickſtem Knäuel
Jetzt ſtürzt er, rufend: „Muth zum letzten Kampf,
Zum letzten Gräuel!“

Da brüllt und ſchäumt
Das Tauſendgliederthier gleich grimmem Leuen.
Da ſind die Gliedermännlein weggeräumt,
Da jauchzt ein Freuen.

Und um und um,
Wohin ich ſchauen mag, in allen Reichen,
Zieh'n hin die dunklen Schaaren mit Geſumm,
Die bunten weichen.

Wie ſchwand ſo ſchnell
Des Gecken Zierlichkeit, des Bettlers Blöße!
Der Menſch nur tritt einher, die Stirne hell,
In Königsgröße.

Wie tauchten doch
Aus jeglicher Verzerrung edle Züge!
Hoch ragt, wer kaum im Bettelſchmutze kroch,
Wer in der Lüge.

Dort ſitzt zu Rath
Ein hehrer Kreis von Kühnen, Keuſchen, Schlichten,
Die maaßvoll und gewaltig jede That
Ordnen und richten.

Rings durch die Welt
Geläut von allen Glocken, ſtumm die Spotter.

Nicht Herr und Knecht ſind da zum Feſt geſellt,
Nur freie Götter.
Bezahlt habt ihr.
Der euch erlöſt aus innren Dunkels Banne:
Gott, wallt, durch euch von Schmach erlöſt, nun hier
Im freien Manne.

Eine vielſeitigere poetiſche Thätigkeit, als dem hochſinnigen Verkündiger des Laienevangeliums vergönnt war, hat ſein Freund Eduard Duller entfaltet, der nach frühzeitiger Bewährung eines ebenſo geſunden als heißblutigen Talentes in Drama, Lyrik und Novelle, und nach Ueberwindung einer zu ſehr ins Vage ſchweifenden Phantaſtik, wie ſie in ſeinem „Freund Hain“ und in ſeinem „Berthold Schwarz“ nebelt, ſeinen entſchiedenen Beruf zur hiſtoriſchen Romandichtung glänzend documentirte durch ſeine „Feuertaufe“, ſeine „Kronen und Ketten“, ſeinen „Loyola“, ſeinen „Kaiſer und Pabſt“, gleichzeitig, wie früher durch ſein Journal „Phönix“ die höchſten Intereſſen der Literatur vertretend, ſo ſpäter durch ſeine „deutſche Geſchichte“ und gegenwärtig durch ſeine Zeitſchrift „Vaterland“ das Volksbewußtſein mit geiſtigen Beſtrebungen vermittelnd. Den Gedankenreichthum, der unabläſſig in Duller zu Helle und Schönheit ſich abklärt, hat er vordem bereits in mehreren novelliſtiſchen Dichtungen, worunter die wunderſchönen „der Antichriſt“ und „das tönende Bild“, verarbeitet, unlängſt in ſeinem „Fürſt der Liebe“ in metriſcher Form. Ich glaube dir, meine Freundin, einen Gefallen zu thun, und der liebenswürdige Dichter wird es mir wohl ſchwerlich übel deuten, wenn ich dir aus einem Briefe von ihm Betreffs dieſes ſchönen Werkes Folgendes mittheile: „Sie fordern mich auf, Ihnen meine eigenen Grundanſchauungen über den „Fürſten der Liebe“ mitzutheilen. Davon wäre viel zu ſagen, wenn man ſein innerſtes Leben ſo ohne Weiteres offenlegen dürfte — ich meine den Bildungs- und Entwicklungsgang desſelben — dazu müßte jeder Menſch, der überhaupt aus ſich herausproducirt und nicht aus dem Aeußerlichen, das auf ihn einwirkt, ein Buch ſchreiben. Wollte ich das auf mich ſelber anwenden, wär's Anmaßung. Aber, da Sie mich nun einmal fragen, ſo geſteh' ich Ihnen offen und ehrlich, daß das „Gott iſt in uns“ das ſittliche Agens war, das mich dabei trieb. Der ewige, urheilige Gott in uns, das iſt die Freiheit, durch die wir die Erlöſung ſelbſt vollbringen, in ſittlicher Beziehung ebenſo wie in jeder andern und nie ohne die erſtere. Seid *Menſchen* erſt! ſagt ich einmal in meinen Verſen, wenn Sie wollen, ſo haben Sie alſo hier eine Humanitätsrichtung, d. h. in meinem Sinne, da ich mir als höchſtes Ziel der Humanität die vollkommene Freiheit des Menſchen denke (ſiehe die Gedichte „Sendung“ und „Chriſtnacht“ im Fürſten der Liebe). Daß ich hiebei keine bloße chimäriſche *Zukunfts*hoffnung im Auge habe, ſondern ein ewiges Fortſchreiten in ſchöner bewußter *Gegenwart*, glaube ich mehrfach ausgeſprochen zu haben, und daß ich keiner confeſſionellen Richtung ausſchließlich mich anſchloß, daß ich von allen Formen und Traditionen an den reinen *Menſchen* appellire, ihn zum Bewußtſein des reinen Menſchthums erwecken helfen möchte, beweiſt vielleicht das letzte Gedicht des Cyclus, wo Chriſtus, nach katholiſcher Auffaſſung als Gott gedacht, an ſeinem Kreuze ſteht, das *kein Bild* hat, und wo er gegen die *Namen* proteſtirt. Das ganze Evangelium dieſer Weltanſchauung möchte in „Oſtern“ liegen. Ich habe die Idee des Ganzen lange in mir herumgetragen, über ſieben Jahre, bevor ich an die Vollendung ging. Niemand wußte darum, als mein verewigter Freund Sallet, der mich plötzlich einmal durch ein liebes Schreiben überraſchte, worin er mir ankündigte, daß er die Idee auch, und zwar auf ſeine Weiſe vom philoſophiſchen Standpunkt aus, aufgefaßt habe. Ich erhielt damals brieflich viele Proben, das Ganze war ſein „Laienevangelium“. Wir haben uns beiderſeits reichlich ausgetauſcht und es gehört zu den ſchönſten Genugthuungen, die ich erlebt, daß mir mein lieber Sallet, als er meinen Fürſten der Liebe, wie ich ſein Laienevangelium geleſen, eingeſtand, daß wir nach demſelben Ziele hingearbeitet, er auf ſeinem Wege, ich auf dem meinigen“. Dieſem brauche ich Nichts beizufügen, wenn nicht meine Anſicht, daß Dullers Werk das von Sallet an poetiſchem Werth weit übertreffe, weil es die gemeinſchaftliche Idee nicht, wie die das Laienevangelium, bloß ſubjektiv didaktiſch, ſondern objektiv geſtaltend zur Erſcheinung zu bringen ſtrebt. Nicht als umfaſſende, doch als charakteriſtiſche Probe von Dullers Dichten wähle ich dir aus ſeinem „Fürſt der Liebe“ die Ballade „das Kind“:

In heller Tagespracht
 Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht,
 Durchduftet ſind von Würz' und Spècerein
 Die Säle; ſtumme Sclaven ſtreun
 Aufs Neue Weihrauch in die goldnen Becken.

Muſik ertönt, hinſchwebt im leichten Tanz
Die zierliche Mänade, Wolluſt ganz,
Und ſinkt ermattend dann auf ſeidne Decken.
Ihr ſchwarz Gelocke fließt
Herab in üppigen Wellen und umſchließt
Den ſchlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glüh'nd ins Herz ſich ſchmiegt
Dem Fürſten und durchrieſelt ſeine Glieder.
Sie iſt entſchwebt. Ein Atlasvorhang rauſcht:
Entgürtet ſtehet ſie dahinter, lauſcht,
Und von den Schultern ſinkt die Hülle nieder.
Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis einſchläfernd noch ein Brautlied ſchallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und ſie,
Und Kuß um Kuß wird Melodie.
Er ſchlummert endlich ein; betäubt, befangen
Vom Liebeszauber, liegt an ihrer Bruſt wie todt,
Roſenumkränzt, der mächtige Deſpot,
Sie bleibt noch wach vor fiebernden Verlangen.
Ihr wird ſo bang, als hielt
Am Herzen ſie ein kaltes, ehrnes Bild,
So hart dünkt ihr des Fürſten ſchwellend Bett
Wie eines Sarges rauhes Brett,
Der Duft des Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
Als wie geweihten Harzes ekler Duft
Beim Todtenamt in lang verſchloſſner Gruft,
Und wie Geruch von Katafalkes-Kerzen.
Fortſchläft er todesſchwer,
Kein Laut, kein Säuſeln hörbar rings umher.
Sie preßt vor Graun ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
Vergebens! — Horch! Emporgeſchreckt
Springt ſie jetzt auf und läßt den Schläfer fahren.
Was wimmert durch die Nacht? So deutlich klang
Es, gleich als ob ein Kind in Schmerzen rang;
Sie bebt vor Froſt, deckt ſich mit ihren langen Haaren
Ja, wie aus Kindes Mund,
Und dumpf, als ſchöll's herauf aus tiefem Grund.
„Wach auf!“ ruft ſie; „ein Mord, nah am Gemach!“
Er regt ſich, halb im Schlaf, halb wach,
Und ſtammelt bleich: „„Auf! faßt den Mörder, Schergen!““
Drauf ſie zu ihm: „Hörſt wimmern du's?“ — „„Ich hör's — ——
„So hilf, eh's ſchon zu ſpät! Errett' es! Schwör's!
Wir ſuchen's . . . . nächſte Nähe muß es bergen.“

Zurück rauſcht die Gardin',
Sie nimmt die Lampe, beide eilen hin
Durch Säl' und Prunkgelaſſe, Eins umfaßt
Das Andre bang, — ſofort in Haſt.
Hier war's! — — Nein dort! .... Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie ſchleichen bebend fort; —
Nichts hörbar, als der Wächter Loſungswort,
Nichts ſichtbar, als der Partiſanen Schimmern.
Schneebleich ins Schlafgemach
Zurücke kommen ſie, und Graun folgt nach,
Und haucht ſie an, zupft ſie am Nachtgewand.
Los reißt ſich aus der Nymphe Hand
Der Fürſt, verhüllt die Augen ſich, die Stirne.
Iſt's Graun? Iſt's Scham? Sie faßt ihn ſchmeichelnd an;
„Hinweg die Hand!" ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abſcheu! Fort von mir, du Dirne!"
Und vor die Schwelle ſtößt
Er ſie, die heiße Lieb ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewiſſen durch die nächt'ge Ruh;
An ſeine Kiſſen tritt herzu
Ein bleiches Kind mit einer Wund' im Herzen —
Ein luſt'ges Bild .... Er ſtürmt entſetzt hinaus,
Er weckt die Diener all' in ſeinem Haus:
Licht! Licht! Anzündet Lampen, Fackeln, Kerzen!
Und als der Morgen graut,
Läßt er's verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geſchah in meinem Schloß heut Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.
Wer mir den Thäter bringt, den will ich fürſtlich lohnen!"
Da ſchaart das Volk ſich, bangend ob dem Wort,
Als träfe all' ein einz'ger neuer Mord,
Wenn Frevel ſich nicht ſcheut, im Fürſtenſchloß zu wohnen.
Doch wie der Fürſt auch ſchreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gaun
Und träufſt in alle Herzen Graun; —
Da hört' ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenſeits des Gränzſteins ſie und eilt herbei
Zur Hauptſtadt; wer ihn ſiehet, ſenkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis iſt ein Verbannter.
Der Alte aber tritt
Zum finſtern König hin mit feſtem Schritt.

„Ich kann dir's ſagen, Fürſt," ſo hebt er an,
„Wer dieſen Frevel hat gethan;
Du wirſt mich tödten, wenn du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit ſprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim ins Vaterland,
Und Wahrheit will ich ſterbend offenbaren."

„Als ward der Grund gelegt
Zu dieſem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band; bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag empor gebracht.
Da gab ein böſer Mann den Rath, den argen:
„„Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr ſenkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das ſollt im Grund lebendig ihr einſargen!""

„Und wie er rieth, geſchah's:
Und ohne Scham und Reu und Mitleid ſah's
Dein Ahn, o Fürſt, wie man das Kindlein hub
Hinab und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchſen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun ſteht das Schloß, gefeit; kein Feind nimmt's ein.
Das Kindlein aber lebt noch unterm Stein;
Denn Gottes Engel ſind mit ihm darinnen."

„Und ob dein Schloß auch gleißt
Mit goldnem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, du haſt's gehört bei Nacht.
Wie es in ſeinen Schmerzen wacht!
Es wächſt ſo lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, ſo trotzig ſie auch ſteht,
Ein Odem Gottes iſt's, der ſie zerweht,
Und über Nacht iſt ſie in Aſch' zerſtoben."

„Das Kind, o Fürſt, das lebt
Im Grabe, wiſſe: daß es einſt begräbt
All deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, ſein Vater, es betreut.
Wann es im Wachsthum hoch genug geſchoſſen,
Wird es mit ſeinem heiligen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchſtoßen."

„Fragſt du: wie heißt das Kind? —
Antwort gibt dir der nächſte Frühlingswind,
Der dich nicht fragt, ob du ihn auch gebannt.
Ruft: Freiheit iſt das Kind genannt.

Das Gotteskind, das ſchnöde Fäuſte haben
Hinabgeſenkt, lebendig wie für todt,
Auf deſſen Haupt du wandelſt jetzt, Deſpot!
Denn Freiheit iſt nicht *todt*, wenn auch *begraben*!“

Den Fürſten faſſet Graus,
Er bebt und mit ihm bebt und wankt ſein Haus;
Es neiget ſich der Zinnen goldne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Eſtrichs glatter, ſchöngefügter Spiegel,
In Staub ſtürzt jeder Säule goldner Knauf!
Horch! ein Triumphlied ſchallt vom Grund herauf!
Geborſten iſt der Grund, es ſchmolz das Siegel.

16.

Carl Spindler.

O ſelige Zeit, wo die Poeſie der Jugend vermittelſt der Proſa eines Leihbibliothekenromans eine Welt voll hoher und ſüßer Gefühle ſich ſchafft, wo der Knabe die Bengelei der Flegeljahre, das Mädchen die Unerquicklichkeit des Backfiſchthums von ſich ſtreift, indem jener mit Werther ſchwärmt und dieſes mit Siegwarts Marianne die Augen ſich roth weint. Selige Zeit, wo man es in Quarta riskirt, durch den Baculus eines Gymnaſialpedells in die herbe Wirklichkeit der unregelmäßigen hebräiſchen Zeitwörter zurückverſetzt zu werden, um unter der Schulbank in den unſterblichen Werken von Spieß und Cramer zu leſen, während auf derſelben ein unglücklicher Claſſiker exponirend mißhandelt oder die tiefſinnige Lehre vom Tageſch forte traktirt wird, welches als ein nothwendiges theologiſches Rüſtzeug ſich anzukaufen, jener Tübinger Theologe von ſeinem filzigen Vater hundert Thaler erbat und erhielt. Selige Zeit, wo der Egoismus ſich noch ſcheu vor dem Ueberſchwang der Freundſchaft verbergen muß, die Ahnung der Liebe veilchenhaft ſchüchtern die Seele durchduftet und, ach, beim verſtohlenen Stopfen der erſten Pfeife wunderliche Viſionen vom erſten Kuß über Einen kommen. Ich hatte damals einen Herzensbruder, Conſtantin, mit dem ich gemeinſchaftlich die erſten Rauch- und Braunbierexperimente anſtellte und der ganz eiferſüchtig wurde, als ich ihm, während unſer trefflicher Lehrer einigen Buchsbaumköpfen den Unterſchied zwiſchen dem Optativ und dem Conjunktiv begreiflich zu machen ſuchte, unter dem Subſellium unaufhörlich Zettelchen zuſchob, in welchen ich ihm erzählte, wie allabendlich, wenn ich mit meinem Bücherranzen aus der Stadt in mein Dorf zurückkehrte, die jüngſte Tochter des Nachbars ihr allerliebſtes Geſichtchen über den Gartenhag herüberreckte, wie ich ſie blöde anſchaute und ſie roth wurde und lachte, wie ich mich dann mit ihrem Bruder, einem himmellangen, von Hasper a Spada begeiſterten Burſchen, in ritterlichem Turniren verſuchte und mich braun und grün ſtoßen und ſchlagen ließ, um nur einen beifälligen Blick ihrer tiefblauen Augen zu erhaſchen. Ach, es erging mir ſchlecht mit meiner erſten Freundſchaft und meiner erſten Liebe. Mein Freund holte die verbotene Frucht der Ritterromane aus der Leihbibliothek und wir laſen dann gemeinſchaftlich, ſehr oft während der Schulſtunden. Plötzlich aber erging das Gericht über mich. Ich weiß nicht was für ein Buch vor mir auf der Bank aufgeſchlagen war, aber unter derſelben las ich, nein lebte ich in Fouque's minniglicher Geſchichte „Sängerliebe“, als ich plötzlich die inquiſitoriſche Hand meines theuren Lehrers über die öligen Seiten, auf denen der edle Sänger gerade eine Maurenprinzeſſin anſchmachtete, herfahren und meine Lektüre unter der Bank hervor und an's Tageslicht ziehen ſah. Ich weiß nicht mehr genau, was mein Lehrer, deſſen Liebling ich war, ſprach und was ich ſtotterte, ich ſah nur ſeinen Adlerblick vorwurfsvoll auf mir ruhen, und als ich wieder die Augen aufſchlug, den guten Pedell Florian vor mir ſtehen, das Züchtigungsinſtrument in der Hand, welches unſer Lehrer vielleicht mit noch größerem Widerwillen betrachtete, als ſeine Schüler, die er ſonſt einzig und allein durch eine, wie zum Lehren erſchaffene, Perſönlichkeit leitete. „Woher haſt du dieſes Buch?“ „Aus der Leihbibliothek,“ verſetzt' ich kleinmüthig. „Haſt du es geholt?“ Es ſchoß mir blitzſchnell durch den Kopf, daß ich mich retten könnte, wenn ich der Wahrheit getreu Conſtantin als den Abholer der verpönten Bücher bezeichnete; aber ich warf einen Blick auf meinen Freund, bemerkte, daß er zitternd neben mir ſaß und erwiederte raſch „Ja, ich.“ „Iſts gewiß!“ „Ja.“ „Belüg mich nicht!“ „Ich holte es.“ Der Lehrer gab Florian einen Wink mit dem Worte „Zwölf!“ Der gute Pedell zerdroſch zwar mehr meine Rockärmel als meine Hände, aber von Kindesbeinen an brachte mich der Schimpf einer körperlichen Züchtigung in Wuth, und geſchlagen zu werden als ein Schuljunge, während man mit Van der Velde's und Blumenhagens Helden im vertrauteſten Umgang lebt und mit Hopfenſtangen turnirend um Liebesblicke wirbt, das iſt zum Verzweifeln. Ich verzweifelte ſofort auch, wenn nicht am Leben, doch an der Freundſchaft Conſtantins, der ſich meine Aufopferung feige hatte gefallen laſſen, und ſah es, aufrichtig geſtanden, nicht ungern, als ihm mein Lehrer, durch eigene Nachforſchungen belehrt, daß Conſtantin der eigentliche Anſtifter unſerer Romanleſerei geweſen, einige Tage darauf eine doppelt ſcharfe Strafe diktirte. So war mir das Freundſchaftsideal zerronnen, und bald nachher erging es auch meinem Liebesideal nicht beſſer, indem mein Schätzchen die Huldigungen eines Schulproviſors, der ihr „Mimili, eine Schweizergeſchichte“ zum Leſen gegeben, den meinigen, einen Liebhaber à la Clauren alſo einem à la Fouque vorzog. Zum Glück fielen mir gerade damals Hauffs Werke in die Hände und ich erſah aus den Denkwürdigkeiten des Baron Garnmacher, daß es Andern vor mir beinahe gerade ſo ergangen. Das tröſtete mich, denn, ſagt' ich mir, was der einfältige Garnmacher ertragen konnte, wird dich auch nicht umbringen. Zudem traten gerade die Herbſtferien ein, die meinen niedern Schulcurſus beendigten, ich fühlte etwas Studentenhaftes in mir ſich regen, durfte bereits an eine Pfeife mit langem Rohr und dreifarbigen Troddeln denken, ging auf Beſuch in eine Landpfarre, ließ mich von meinem Gaſtfreund in die Myſterien des Tarot und andere academiſche Herrlichkeiten einweihen und las — den „Juden“ von Carl Spindler.

Seither iſt dieſer Dichter einer der wenigen Romanciers geblieben, deſſen neue Produktionen mich nicht nur mit lebhafteſter Theilnahme erfüllen, ſondern zu deſſen frühern ich auch mit ſtets erneuertem Genuſſe von Zeit zu Zeit wiederkehre.

Die Intuition zum hiſtoriſchen Roman war uns Deutſchen durch Goethe's Götz von Berlichingen gegeben, aber ſie blieb unbeachtet bis Walter Scott, vielleicht vornehmlich durch Goethe's Dichtung angeregt, ſeine wundervollen Waverley-Novellen über den Canal herüberſandte. Jetzt wandte ſich die Thätigkeit vieler unſerer beſten Talente auf das Feld des hiſtoriſchen Romans und ſo haben wir von Tieck herab, deſſen vielverheißender „Aufruhr in den Sevennen“ leider Fragment geblieben, gleichwie Arnims „Kronenwächter“, durch Rehfues, Alexis, König, Mügge, Bechſtein, Rellſtab bis auf Storch und Andere eine reiche Literatur des hiſtoriſchen Romans erhalten *). Aber national wurde dieſer vor Allen durch Spindler. Dieſem allein iſt die hiſtoriſche Roman-

---

*) Unter den in jüngſter Zeit aufgetretenen hiſtoriſchen Romandichtern hat ſich Heribert Rau mit ſeinem „Kosciuszko“ anerkennungswerth hervorgethan. Von einer phantaſievollen Dichtung, welche ein junger ſchwäbiſcher Poet unter dem Titel „der Held der Steppe“ nächſtens will erſcheinen laſſen, ſah ich neulich vielverſprechende Proben.

dichtung keine bloße poetiſche Studie, ſondern ein ins Fleiſch und Blut gegangener Beruf, welchen treulich zu erfüllen, ihm eine außerordentliche Produktionskraft verliehen wurde.

Nachſtehender Lebensabriß Spindlers, welchen er eigenhändig an ſeinen vieljährigen Freund und Verleger G. Franckh ſchrieb, dürfte dich intereſſiren, um ſo mehr, da bisanhin nur Unſicheres oder gar Lügenhaftes über ſeine Schickſale bekannt wurde.

Carl Spindler wurde am 16. Oktober 1796 zu Breslau geboren, wo ſein Vater, ein ausgezeichneter Muſiker und Componiſt, nebſt ſeiner Mutter beliebte Mitglieder der Wäſer'ſchen Schauſpielgeſellſchaft waren. Er iſt mit ſeinen Eltern in Wien, Frankfurt, Wiesbaden, Mainz und Carlsruhe umhergezogen, bereits in Kinderrollen ihren Beruf theilend, bis ſein Vater 1808 Kapellmeiſter am Münſter in Straßburg wurde und ſeinen Sohn Carl, das einzige Kind, welches ihm geblieben, den Unterricht der beſten Schulen der Stadt genießen ließ, wie er überhaupt nach Spindlers Ausdruck für deſſen Erziehung „über ſeine Kräfte“ that und dabei auf eine ſtrenge Hauszucht hielt. Jedoch in den Schulen mit vielen jungen Leuten zuſammenkommend, that Carl nach dem Beiſpiel derſelben und ſuchte ſich von dieſer ſtrengen häuslichen Zucht zu emanzipiren. Derbe Zurechtweiſungen folgten dieſen Verſuchen. Von einem ſchon bejahrten Manne, den er öfters in ſeiner Werkſtätte beſuchte, angereizt, ſetzte Carl mit demſelben zum öftern in die Lotterie und ließ ſich eines Tages von dieſem Lehrmeiſter im Schlimmen beſchwatzen, eine Ziffer auf einem elenden Ambozettel zu verfälſchen. Dieſen Zettel übergab er einem armen Savoyardenbuben zum Incaſſo, allein, vom ſchlechten Gewiſſen gequält, entſprang er ſogleich, nachdem er dieſen Auftrag ertheilt. Dennoch wurde — da zufällig zu jener Zeit ſolcher Fälſchungen viele vorgekommen waren, mit Hülfe des inzwiſchen eingezogenen Savoyarden Carl ausſpionirt und verhaftet. Nach der ziemlich drakoniſchen Geſetzgebung jener Tage würde es dem Thäter ſchlimm ergangen ſein, wenn er nicht erſt fünfzehn Jahre alt geweſen wäre. Die Reue, womit er ſeinen dummen Streich eingeſtand, vermittelte ihm überdieß die Zuneigung ſeiner Richter und der Geſchworenen. Er wurde in öffentlicher Aſſiſenſitzung freigeſprochen und ſeinen Eltern wiedergegeben *). Sein Advokat Jordy,

---

*) Die meiſten der bisher öffentlich gewordenen Andeutungen über dieſen Vorfall in Spindlers Jugendzeit waren dergeſtalt gehalten, daß man aus ihnen allerlei

ein Mann von vielem Talent und edlem Herz, nahm ſich hierauf ſeiner an und beſchäftigte ihn in ſeiner Schreibſtube. Zu gleicher Zeit ſtudirte er die Rechte und abſolvirte eben ſein zweites Jahr, als im Jahr 1814 die Conjunkturen für die damalige Kaiſerdynaſtie ſich ſchlimm geſtalteten und ein Heimweh nach Deutſchland, das den Knaben trotz eingefleiſchten Franzoſenthums nie verlaſſen hatte, den Jüngling nicht mehr in Frieden ließ. Er wanderte mit älterlicher Bewilligung zu ſeinem Onkel, einem Geiſtlichen in Zusmarshauſen bei Augsburg, und ſuchte mehreremale irgend eine Anſtellung auf einer deutſchen Canzlei oder in ähnlichen Geſchäften zu erhalten. Vergebens; und da ſeine lebhafte Einbildungskraft die Gränzen eines ſtillen Pfarrhauſes unerträglich fand, ging er binnen Kurzem zum Theater und iſt als dramatiſcher Künſtler weit und breit herumgekommen, mit viel Talent und wenig Application, weil ihm dieſer Stand von Anfang an nur wie ein tranſitoriſcher vorkam. Doch lernte er, der bei ſeinem Abzug aus Straßburg kaum mehr gewußt hatte, wie ein deutſcher Buchſtabe ausſieht, beim Theater deutſch und erwarb, als ein aufmerkſamer Beobachter des Volkes, eine Menge von genauen Anſchauungen und Kenntniſſen Betreffs aller Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft. 1819 verlor er ſeinen Vater, 1820 heiratete er eine talentvolle Schauſpielerin, 1824 verſuchte er ſich mit ſeinem „Blümchen Wunderhold“ zuerſt als Schriftſteller, 1826 ging er, nachdem er den „Baſtard“ geſchrieben, von der Bühne ab und lebte zu Hanau vom Ertrag ſeiner Feder. Wie er zur ſchriftſtelleriſchen Carriere gekommen, iſt ſehr abenteuerlich, aber zu weitläufig, um hier erzählt zu werden. G. Franckh brachte ihn nach Stuttgart und mit ihm zog er ſpäter nach München. Im Jahr 1832 ſiedelte er mit ſeiner Familie nach Baden-Baden über, 1834 machte er eine Tour durch Frankreich, Italien, Sicilien, verlebte dann mehrere Jahre theils in Conſtanz, Wiesbaden, Tyrol u. ſ. w. und iſt ſeit 1841 bleibend in Baden-Baden angeſiedelt, wo er auch als Bürger ſeßhaft.

Durch ſeinen „Baſtard“ ſchon wurde Spindler nationaler Autor. Seine Romantik tollte zwar in dieſem Buch noch überwild einher und die künſtleriſche Anlage, ſo eine ſolche überhaupt vorhanden geweſen,

---

Arges muthmaßen konnte. Die obige, von Spindler ſo unbefangen und ſchlicht thatſächlich gegebene Erklärung iſt gewiß im Stande, derartigen Muthmaßungen für immer ein Ende zu machen.

erſtickte unter der Ueberfülle einer Phantaſie, welcher Maaß und Ziel unbekannte Dinge. Aber bei allen Auswüchſen war der „Baſtard“ dennoch eine entſchiedene und entſcheidende Demonſtration von einer hiſtoriſch-romantiſchen Dichterkraft, wie ſie in Deutſchland noch nicht vorgekommen. Die Eigenſchaften, welche der Baſtard von Spindler theils ſchon thatſächlich nachwies, theils zuverläſſig erwarten ließ — eine unvergleichliche Kenntniß des Volkscharakters, eine weſenhafte Reproduktion des Mittelalters in allen ſeinen Geſtaltungen und Richtungen, eine unerſchöpfliche Erfindungsgabe, glücklichſte Anpaſſung des ſprachlichen Ausdrucks an den Gegenſtand, hinreißende Kraft und Macht einzelner Szenen — dieſe Eigenſchaften entfaltete der Dichter mit mehr künſtleriſchem Bewußtſein in ſeiner berühmteſten Compoſition, „im Juden“, einem Gemälde, in welchem dem Mittelalter im vollſten Maaße ſein dichteriſch Recht widerfuhr. Da iſt es mit ſeinen milden und ſtarken Frauen, ſeinen ehrenfeſten Bürgern, ſeinen wüſten junkerlichen Raufgeſellen, ſeinen Burgen und Kerkern, ſeiner Freiheit und Sklaverei, ſeinem Ritterthum und Pfaffenthum, ſeinen Judengaſſen und Mordhöhlen, ſeinen Feſten und Schmerzen, ſeinem Glanz und ſeinen Thränen, nicht veridealiſirt oder bloß garderobemäßig, ſondern mit erſchütternder Weſenhaftigkeit heraufbeſchworen. Das Gleiche läßt ſich auch ſagen von der „Nonne von Gnadenzell“, in welcher Spindler wieder zum Mittelalter zurückkehrte, nachdem er im „Jeſuiten“ und „Invaliden“ die Romantik neuzeitlicher Stoffe ausgebeutet hatte, ob immer mit glücklichem Erfolg, ließ beſonders das letztgenannte Buch hauptſächlich ſeiner loſen Form wegen etwas zweifelhaft. Dann unternahm Spindler mit ſeiner „Boa Conſtriktor“ eine Abſchweifung vom Feld der Hiſtorie, um ſich völlig modernen Lebenswirren hinzugeben. Man hat ihm darum den Vorwurf gemacht, er habe ſich von den Beſtrebungen der franzöſiſchen Romantiker infiziren laſſen. Das iſt ungerecht, wer will denn einem Dichter verbieten, von der Gährung ſeiner Zeit ergriffen zu werden? Aber daß Spindler dieſes Ergriffenwerden in ſeiner „Boa Conſtriktor“ künſtleriſch zu geſtalten wußte, das dürfte wohl verneint werden. Hier fehlt ihm der hiſtoriſche Halt und ſeine brennende Phantaſie verliert ſich in einem bodenloſen Wirbel von Gräuel und Entſetzen. Sein Wiederaufnehmen hiſtoriſcher Dichtung war ein neuer glänzender Sieg, erfochten durch ſeinen „König von Zion“, in welchem, wie Laube nachgewieſen, die wichtigſten Probleme des Menſchen mächtiger und umfaſſender dargeſtellt ſind, als dieß in wiſſenſchaftlichen Abhandlungen zu geſchehen pflegt und geſchehen kann. Dieß geſchieht eben nicht in raiſonirender Weiſe, wie es der Wiſſenſchaft zukommt, nein, die großen Fragen ſind Fleiſch und Blut, Charaktere und Zuſtände, thatſächliche Verwicklungen, ſpannende Handlungen. Hier hätten wir demnach eine romantiſche Schöpfung, die zugleich ächt modern. Nur möchte ich mir die beſcheidene Frage an Spindler erlauben, ob es der Poeſie ſeines Werkes keinen Eintrag thue, wenn deſſen Held, jener verrühmte Wiedertäuferkönig Jan Bockelſohn, mehr als Heuchler wie als Schwärmer aufgefaßt iſt? Spindler beſitzt das in unſerer verbitterten, jungalten Zeit immer ſeltener werdende Talent, jung zu bleiben, ſeine Produktion iſt noch immer jünglinghaft friſch. Das macht, ſie lebt unter und mit dem Volk, und deßhalb hat er auch im eigentlichen Volksroman, in ſeinem „Vogelhändler von Imſt“, ſo Bedeutendes geſchaffen. Ich weiß mich darüber nicht anders auszudrücken, als: es iſt ein herziges Buch! Damit iſt ja wohl genug geſagt. Gewiß aber wirſt du mir Dank wiſſen, wenn ich dir eine noch ungedruckte Probe von Spindlers Auffaſſung und Darſtellung des Volkslebens mittheile. Es iſt dieß „die Geſchichte von der Frau Demuth und der Frau Hurrle“, die — dem Manuſcript zu einem wahrhaft deutſchen Volksbuch entnommen, welches gegen den Herbſt zu bei G. Franckh erſcheinen wird — alſo lautet:

Es iſt ſchon manches Jahr her, und die meiſten von euch waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar ſchönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich alle das Jüngferle beneideten um ſeiner Schönheit willen und wegen der Manier, womit ſie allen Leuten ſich angenehm zu machen verſtand. Das iſt auch keine kleine Kunſt. 's iſt Manche roth und weiß und fein von Haut und goldig von Haaren, und ſie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, ſondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen ſind nicht geſcheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was ſie redet, weiß Gott, bringt dümmer der Spatz auf'm Dach nicht hervor. — Und die ſchöne Jungfer ſchrieb ſich „Demuth.“ Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt. Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, beſcheiden, freundlich, demüthig; kurz: von Herzen gut durch und durch, wie von Geſtalt ſchön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geſchlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs reich und der Kinder waren viele und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten geweſen wäre. So verpflegte ſie die Geſchwiſterte, kochte die Mahlzeit, ſpülte das Geſchirr ab, beſorgte Feld und Garten und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienſt zu beſuchen, mit der Prozeſſion zu gehen und dem Heiligen-Bildſtock vor ihres Vaters Hütte einen ſchönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweile unverdroſſen, geduldig und heitern Gemüths, iſt ſie ein Exempel für die ganze Nachbarſchaft geworden, und ſelbſt vom Ueberrhein ſind Leute gekommen, um die Demuth zu ſehen, die ſo luſtig war und doch ſo ſehr voll Sorgen; die ſo ſchön war mitten im Mangel, und immer reinlich, geputzt und ſchmuck, als wäre ſie aus dem Schächtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Aermſte im Simonswald; die endlich immer ſo artliche Reden im Mund führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, ſondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beſchenkt von Hoch und Nieder, aber die Geſchenke gab ſie ihren Eltern, und das Lob machte ſie nicht eitel. So viel Verſtand und Ehrbarkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unſer Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derſelben, und er ließ ſie auf Erden, damit ſie die chriſtlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beiſpiel verherrlichte und in's Licht ſtellte. Daher mußte ſie erfahren, was das Glück auf Erden ſei, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieſer Geſchichte wird nichts gehext, und der böſe Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt alſo ein Reiter an, noch paſſabel jung, feiſt, mit rothen Backen; auf ſeinem Rock, an ſeinem Bruſttuch ſaß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; ſeine Reitſtiefel waren blank gewichſt, der Hut hing ihm recht ſtolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Kandern oder von Schopfheim, ein reicher, geſunder, wohlgefälliger Mann, der's herzlich gut meinte, ſchwätzte er zuweilen auch grob, aber nur zuweilen.

Dießmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit ſeine bitterböſe Ehefrau verloren, und ritt jetzo, ein kinder- und ſorgenloſer Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und ſchon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl, er pfiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus und langte mit der Gerte im Vorbeireiten luſtig in die Obſtbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgeſtreift hatten, herunter zu ſchnitzen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zu koſten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert und trabte ſeinem frohmüthigen Herrn zu langſam. — Wie er alſo um die Ecke reitet und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die ſchöne Jungfer ſtand vor dem Hauſe und wuſch einem ihrer Brüderlein das Geſicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer ſeltenen Manierlichkeit — ſieht der Kronenwirth das Mädel und weiß nicht was er mehr bewundern ſoll: ihre weißen, runden Arme, oder die ſchneeblüthweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die ſo zierlich drinnen ſteckten; oder ihr ſonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren friſchen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um ſelbigen Mund, oder die Herzensgüte in ſelbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmitz und ging langſamen Schritts, und immer langſamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd ſtill ſtand, wie angenagelt, denn er konnte ſich nicht ſatt ſehen an der ſchönen Dirne.

Wie er nun ſo daſitzt und lacht, daß er alle Zähne weist, ſo muß die Demuth dem freundlichen Geſicht auch entgegenlachen, und wenn er für ſich meint: das iſt doch das ſchönſte Kind, das ich in meinem Leben geſehen, ſo denkt ſie in ihrem Sinn: der ſtattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Kindsbeinen an nicht geweſen; auch dießmal war er's nicht, denn er ſagte ſpaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich ernſt war: „Wenn ich nicht ſchon eine Hochzeiterin hätte, ſo müßteſt du es ſein, mein Schatz." — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: „Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit ſeinem Reichthum würde ſich ſchön für mich bedanken.' — Das war ein kurzer Diſkurs, denn das Mädel lief ins Haus hinein, und der Kronenwirth ſetzte ſeinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käfer im Kopf und es preſſirte ihm nicht mehr halb ſo arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles anſtändig aufgeräumt und in Ordnung, wie ſich's für ein wohlbeſtelltes Haus gehört. Indeſſen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo ſie ihren koſtbarſten Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wären's die beſten Nachbarn, ſehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu ſagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Kandern viel gedachte, oder nicht, und warum ſie ſo erſchrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage ſeit ſeinem erſten Vorbeiritt verſtrichen — der ſtattliche Herr abermals ſein Rößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel ſpringen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich eins und ſo geſchwind geſchehen, daß der leichtſinnigſte Bube während deſſen kein Vaterunſer fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein ſittſames Mädel mußte darüber furchtſam und bleich werden und ſchier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menſchen heftig von ſich ſtoßen und fragte dabei: Was fällt Ihm ein, Herr? — Wie er aber hierauf antwortete: Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und du ſollſt meine Frau werden oder keine im ganzen badiſchen Land! — da wurde es Ernſt mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal käſweiß und hinſinkend wie ein herbſtlich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer ſich vor Zorn, und die Mutter weinte, ohne zu wiſſen warum, auf der Thürſchwelle, und die Geſchwiſterte ſchrieen, daß ſchier die Nachbarſchaft, ſo entlegen ſie auch war, zuſammengelaufen wäre. Doch was ſag' ich: zum Unglück? Unter rechtſchaffenen Leuten geht's nicht böſe und wild her, und rechtſchaffne Vorſätze dürfen ſich keck überraſchen laſſen, und der böſe Anſchein thut ihnen nicht wehe. Der Kronenwirth war, wie ſchon geſagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob ſchwätzte, und was er der Demuth in die Ohren geſchrieen hatte, das wiederholte er dem Vater und der Mutter beſcheidentlich, wie's einem Freiwerber für ſeine eigene Perſon wohl anſteht.

Ich habe, ſagte er gar manierlich, eure Tochter vor ein paar Tagen geſehen, und ſie hatte mir's im Anſehen alſobald angethan, ſo daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, ſondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, zum Verlöbniß, zur Hochzeit mit einem Wort. Aber ſo war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach ſaß Eine, die ſchon ſo gut als meine Braut war. Einen Verſpruch — Ihr wißt's muß man halten, -- mindeſtens ſo lange man's immer thun kann. Mir wurde es nicht ſo gut, oder beſſer geſagt, nicht ſo ſchlecht. — Als ich das Mädel ſah, das mir die Freunde beſtimmt hatten, ſo gefiel es mir gleich nicht; was zwar nichts ausgemacht hätte, denn ſein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und ſtehen und commandiren und räſonniren, und unzufrieden thun und immer ein Geſicht machen, als hätte ſie den Bändelewurm im Leibe, da machte ich Augen und Ohren immer größer, und wenn's nicht meine ſelige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgeſtiegen war und in der Perſon der Jungfer Hurrle vor mir ſtand, ſo war's doch gewiß Eine, die um kein Haar beſſer, als die Selige. Potz Wetter! dacht' ich: das wird Hitz koſten, und wahrhaftig ſchwitzte ich ſchon und es kam immer beſſer, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort ſteht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit ſo gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf ſteckte, als wär' ſie eine Königin mit einem Heiligenſchein. Das ſchmerzte, das pfetzte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht beſſer! Einen Engel in der Nähe und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerſchlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber geſtern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angeſtrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Oſterfeſt — geſtern, wo der eigentliche Verſpruch ſein ſollte, und der Amtsreviſor und der Pfarrer waren ſchon eingeladen, geſtern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Hauſe der Eltern von ſelbiger Hurrle ankam, ſo waren die alten Leute doch noch einmal ſo beſtürzt und ſo unaufgelegt, ſchwätzten ſchier kein Wort, und die Verwandten machten ſaure und ſüße Geſichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der ſie Alle ſchon wußten! aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine ſchöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, ſo war ſie ſelber doch gar nicht da. Allein im Hauſe ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als ſchöſſen ſie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurrle, die einen Spektakel trieb, ärger als die Hexen auf dem Heuberg; gab ihren Geſchwiſtern und dem Geſind ein ſchlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibſt du, was haſt du. Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute ſammt und ſonders kamen ſchier um vor Schrecken, als mit einemmal die Stubenthür aufplatzt und das wilde Weibsbild hereinſchreit: Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, ſo bringen mich nicht vier Pferde nach Kandern, und ich heirath' dann abſolut gar nicht, und geb' in's Kloſter. Punktum! —

Das muß ein grobes Menſch ſein! ſagte der Vater der Demuth zwiſchen hinein und ſchnupfte eine lange bedenkliche Priſe Taback. Die Demuth meinte indeſſen ſtill für ſich, die Hurrle ſei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Dasſelbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er ſagte ferner: Ein Anderer hätte ſich gottſträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er ſeinen Batzen werth iſt, oder er glaubt es wenigſtens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es iſt doch zuweilen eine Plaiſir, wenn Einem ſo ein hoffärtig' Thier gerade herausſagt, daß es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Katze gar freundlich an — zum erſtenmal — machte einen netten Kratzfuß und ſagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen ſo hitzig und feindſelig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkaltung riskiren, und der Müller von Kandern möchte doch wohl ein geſundes und fröhliches Weib haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund iſt, und demnach iſt es dumm von ihm geweſen, daß er ſelber mir nicht den Zinken geſteckt hat, und war doch bei meinem Abſchied gegenwärtig, und begreif' ich erſt jetzt, warum er ausſah, als wolle ihm ein zentnerſchwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als der Freiburger Münſter, und Gottlob, jetzt iſt er heruntergefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müſſen, Ihr zu ſagen, das wir uns eigentlich nicht zu einander ſchicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem beſten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen iſt, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand; aber die giftige Krott nahm ſie gar nicht an, denn jetzo hatte ich ihre Eitelkeit bleſſirt, und wenn ſie mich ſchon nicht will, ſo wird ſie mir doch in ihrem Leben nicht vergeſſen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünſcht geweſen. Indeſſen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war ſchon ſeit vorgeſtern im Städtel, verſteckt weiß Gott wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater ſagte dann zu mir: Ich muß mich vor Ihm ſchämen, Kronenwirth! — Aber ich antwortete ihm gelaſſen: Behüt' Gott! die Reihe, ſich zu ſchämen, iſt an andern Leuten und will's Gott, wird's nicht ſo bös ausfallen. Dem Müller jedoch gab ich einen Riffel, daß er nicht ſein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unluſt erſparen können, und ich wär' etwa ſchon ein paar Tage der Hochzeiter dieſes artlichen Jüngferleins. —

Jetzt will ich der Demuth Glück ein biſſel näher beſchreiben, bevor ich von ihrem Unglück rede.

Der Kronenwirth zu Kandern hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit ſchön aufgerichteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenſtern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Heerd hat man für ſechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speiſekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beſte Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein Faß an Faß. Vierzehn Kühe ſtanden im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von ſich. Der Hühner im Hof waren ſo viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die ſie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus: der eine voll von Gemüs und Suppenkraut, auch Zelleriwurzeln, der andere geſteckt voll von Obſt, groß und klein. Alle Kiſten und Kaſten voll Weißzeug, das ſchönſte im Land; Kupfergeſchirr und ein Dutzend ſilberner Löffel von den feinſten. Viele Aecker mit Hanf und Flachs beſtellt, wie's ſonſt gar nirgends vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in ſchönen Porzellanſchüſſelchen. Sechszehn Dienſtboten alt und jung, und endlich gar ein fürnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remiſe. Die herzigſten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelſtein; ein Ehemann, der nur immer ſagte: was du willſt, mein Schätzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblein. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiſerin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtmann aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben wie in der Schlaraffei; es ging nichts darüber und es ſchien auch gar nicht ein Ende nehmen zu wollen. Aber der Teufel iſt verſchmitzt. — Wenn der Müller, der die Hurrle hatte und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht ſelten vor Kummer und Neid kohlſchwarz werden in ſeiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein ſchlechter Menſch geweſen wäre! Aber oft dachte er bei ſich: wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle Tage, und der Jakob hat ſchon jetzt ſein Paradies gewonnen! Das iſt bitter, das iſt ſauer, das iſt Rattengift!

Nun iſt hier vor Allem zu wiſſen, daß der Müller Florian ein verſtickter Student war. Er hatte einmal ein Geiſtlicher werden ſollen und ſtudirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war ſein älteſter Bruder geſtorben, und hatte ihm die Mühle hinterlaſſen. Natürlich hatte ſich Florian nicht lang beſonnen, den Student an den Nagel gehängt und den Sprenkittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrſamkeit als Reſt von der Schule übrig geblieben, ſo brachte er doch ein paar Körbe voll Bücher ins Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare ſtand vergeſſen und von Mäuſen zernagt in einer Bodenkammer. Beſſer, das rattenſchwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längſt gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geſchah es eines Tags, daß er, nach einem ſcharfen Scharmützel mit ſeiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufſtieg unters Dach und wollte ſich ein bequemes ſtilles Plätzlein zur Abreiſe ſuchen — Nagel, Hammer und Strick hatte er bei ſich. Wie er nun in ſelbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort ſein Nacht- und Morgengebet und ſeinen Schlummer gehalten, hatte dort hehlings ſein erſtes Pfeiflein Tabak geraucht, hatte von dort oben tauſendmal ſo vergnügt in die blaue Luft geſehen, wo die Vögel ſtrichen, frei und froh und unſchuldig wie er — da wird ihm ſo ganz konfus. Die Luft war gerade noch ſo rein und blau wie vor vierundzwanzig Jahren, da derſelbe Florian beinahe aus der Dachlucke gefallen wäre — doch war dazu die Mutter bei der Hand, ihn am Tſchöple zu heben, juſt noch zur rechten Zeit; und da erinnerte ſich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen ſchon kalt unter der Erde, die einſt ſo warmen Elternherzen — und ſiehe: Florians Herz wurde weich wie ein geſotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch gar des Bücherkorbs erſichtig und die luſtigen Studentenjahre fielen ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigſtens, ſo daß er den Nagel einem Spatzen nachſchmiß, den Strick in den Hof. Den Hammer behielt er; warum? er war jetzo nicht mehr gefährlich; und auf einmal ſaß der Müller da und las in den alten Büchern und ſchaffte ſich die Grillen aus dem Kopfe, und dergeſtalt hat er's ſeither vielmals praktizirt. Die Hurrle gab ihm Urſach genug, Gott ſoll's wiſſen!

Sitzt er alſo eines Abends — im Sommer war's, und ein ſtarkes Hausdonnerwetter kaum vorüber — wiederum in der Dachkammer und lieſt in einem alten Buch; es hielt noch kaum zuſammen, das Unglücksding, und altelte wie ein verſporter Kirchenfahnen — und ſchier die Augen aus dem Kopf lieſt ſich der Müller, und weil's zu dunkeln anfing, packt er das Buch unter den Arm und ſchlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Strohwittwer, denn ſeine Demuth war mit ihrem älteſten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Beſuch, Rath und Zuſpruch gleich geſund, wer krank lag, denn wo ſie war, war auch das Heil. Wo ſie aber *nicht* war, da kam das Unheil. So geſchah's in der Krone dazumal zu Kandern.

Der Müller ſprach zum Wirth, der in der Schenk' im Lehnſtuhl doste — in der vorigen Nacht war Tanzmuſik bei ihm geweſen und ſeine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen —: „Jakob, paſſ' auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit ſchönen Helgen und Hiſtorien. Wir wollen uns damit die Zeit vertreiben; denn heut' kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen ſind. Für mich habe ich ſchon genug Feuer heut' im Hauſe gehabt, und du machſt mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfſchütz.“ — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er ſich ſelber nicht, und ſelbige Nacht ſollen die Freunde wacker gezecht haben ſelbander ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht ſataniſche Geſchichte von einem alten heidniſchen Edelmann in Engelland, der einen Tugendſpiegel von einer Frau hatte, und dieſelbige als ein rechter Ketzer und Antichriſt bis auf's Blut gepeinigt hat, nur um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle die Peinen ſanftmüthig und chriſtlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheimgeſtellt. So ſind demnach ihre Verläumder verhofft, der Wuſtel von einem Mann iſt in ſich gegangen und hat ſich zur heiligen Meß bekehrt, und wenn die ſtandhafte Frau nicht vom Pabſt heilig geſprochen worden iſt, ſo hat ſie's doch wenigſtens verdient, und unſer Herrgott im Himmel wird das Verſäumte nachgeholt haben.

Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derſelbe recht davon weiß, und ſagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du haſt eine rechte Frau, aber das könnteſt du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland.“ — Hierauf antwortet der Jakob in frevenlichem Uebermuth: „Was gilt's?“ — Und der Andere macht: „Denk' wohl, ein Fuder Extra-Kaſtelberger könnt's thun.“ — „Topp, Hand her!“ ſagt wieder der Jakob und ſetzt einen Trumpf darauf: „Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hauſe wirſt!“ — Der Müller, der ſich ſchämte, nahm die Wettung gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken, ſtellen ſich zuweilen die Schwächſten an wie Rieſen. — Sonſt vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird ſie Beide genug gereut haben; denn man ſoll Gott und Menſchen nicht verſuchen, aber die Mannsbilder ſind eben eigenſinnig und ſtätig wie die Mauleſel. Zufällig war der Müller einer der eigenſinnigſten und Jakob hatte noch einen härtern Kopf als der Müller.

Frau Demuth verſtand ſchon gar nicht, warum ihr Mann ſie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber, als ſie nach Hauſe kam und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte ſie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand. Er war einſylbig, unruhig, beſah ſie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In ſeinem Leben hatte er zu ihr noch nicht ſo trotzig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat; und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der ſein Deutſch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!“ kein „Dank Gott!“ kein Schmätzle, kein „Gute Nacht, Schatz“ oder „Guten Tag, liebe Mutter!“ — Da hatte er allabendlich eine Kartenparthie im Hauſe, mit der er aufſaß bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein paar Tagen ging er ſogar — weil er der Frau gegenüber die vorgebliche Liederlichkeit im eigenen Hauſe ſelber nicht aushalten mochte — in die Linde oder in's Kreuz, und ließ der Demuth expreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle und das Seinige verſpiele und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beſtändig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurrle lag nichts an deſſen Daheimſein. Der Jakob ſchien ſeinerſeits ganz verſeſſen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit ſich in's Bett genommen, war Alles.

Die mitleidige finſtere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlaſſenen Frau oftmals gezählt haben, wird ihr auch allerhand ſchlimme Rathſchläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch iſt; aber da kam ſie an die Rechte! — „Pfui, du alte, böſe Blindſchleiche!“ hat die Demuth zu der Aufhetzerin geſagt: „laſſ' ich dich meinem Schmerz zuſehen, damit du mir ſo ſchlechte Dinge eingeben ſollſt? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legſt mich auf den Roſt des Neides, der Bosheit und ſündlichen Gedanken?“ — Flüchtete ſich alſobald an's Bett ihrer Kinder, in die Engelwacht; und wahrlich: der Engel, der die Kindlein hütet, iſt auch zu ihr getreten, um ſie zu tröſten und zu belehren. „Schau, meine liebe Demuth,“ hat er zu ihr geſagt, „jetzt iſt's an der Zeit zu beweiſen, daß die Chriſtenlehr' bei dir etwas angeſchlagen hat. Du warſt ihr getreu im Glücke, warum ſollſt du es jetzt nicht ſein, da du dich für unglücklich erachteſt?“ Und da ſagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Böſen bewahren und die gar nie aufhören, ſobald ſie einmal recht da ſind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid- und Unglück. „Nimm einen Faden,“ hat der Engel geſagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumlauft, er hat ein Ende: der Glaube hat keines. Denk' dir das allmächtige Meer, ſo viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht; das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder verſinken: die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worinnen alle Wälder des Erdbodens verbrennen, es wird einmal verlöſchen: die Liebe erliſcht nie. Gott der Herr ſelber macht da kein Ende: denn die drei Dinge ſind Gottes ſelber. Verſtehſt du mich?“ — Ich will meinen, daß Demuth den Engel verſtand; denn ſie hatte den rechten Glauben ohne Mißtrauen, die rechte Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe ohne Sünd' und Eiferſucht. Und weil ſie eben deßwegen vorausſetzte, daß ihr Jakob dieſelben drei Dinge haben müſſe, ſo gut wie ſie, ſo hielt ſie eben eiſenfeſt an ihm und dachte: ich glaube ja an ſeine Liebe und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn kränken; ich hoffe feſt, daß er wieder umkehren werde zum Guten; und ich liebe ihn ſo ſehr, daß es ja unmöglich iſt, was anderes zu erwarten. — Das, ihr Männer und Weiber, kann nicht eine jede, aber es hat auch nicht eine jede die drei Dinge.

Der böſe Feind war ſeinerſeits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hat er auf die Frau eingedroſchen. Zuerſt ſagte der Kronenwirth eines Tage zu ihr: „Du ziehſt mir Bettelvolk ins Haus und verſchwendeſt mein Sach. Gib alle Schlüſſel heraus, ich will ſchon ſelber für die Wirthſchaft ſorgen!" — Das ſchmerzte, aber Demuth gab die Schlüſſel und war fromm und ſtill wie bisher. — Bald darauf ſchnaufte der Mann: „Du verdirbſt mir die Kinder. Sie ſind mein Blut und ſollen wachſen nach meinem Kopfe!" — Nahm ihr die Kinder und that ſie zu ſeiner Schweſter gen Schliengen. — Das war grauſam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände und dachte: Wie Gott will: der Mann iſt mein Herr und der Engel iſt bei den Kindern. — Dann endlich ſchwätzte der Kronenwirth einmal recht wüſt und grob und ſprach: „Du verdirbſt mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Geſicht, und ich hab' dich im Verdacht, als klageſt du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläumden, und iſt doch Alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu beſuchen und ihnen zu ſchreiben, oder es geht nicht gut!" — Das war heidniſch, aber Demuth betete in ihren Aengſten: „du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und ihm folgen." — Gleich darnach ſchlug der Kronenwirth, dem ſelbſt bei der Sache bange wurde, denn er konnte es ſchier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und ſchnarchte ſie an: „Ich kann dich nimmer gut anſehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verſtockte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' denn hin, leg' deine ſchlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!" — Das war nun vollends bös und teufliſch; aber Demuth ſeufzte in der argen Pein: „Herr, mein Gott, verlaß' mich nicht!" und zog ihr Simonswälder Röcklein an, nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verſtoßen aus dem Hauſe, ohne zu wiſſen wohin.

Da kam die leichtfertige Hurrle auf ſie zu und verhöhnte ſie und ſagte: „Der Krug geht ſo lang zu Waſſer, bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein böſes End' haben neben einander feil. So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürſten zum Vetter, und alle anderen Leute ſeien nichts als Staub und Unflath. Wahr iſt's nun einmal," fuhr ſie fort, „Ihr Mann iſt ſchlecht durch und durch, und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie iſt dumm, daß Sie alles das ſo leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Potz Sappermeſt! wenn mir's der meinige ſo machte, den Randal ſollte Sie ſehen! Das wär' ein Freſſele für's Amt: die Schreiber ſammt dem gnädigen Herrn ſollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut ſchwitzte, und ich wollte ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geſchicht's Recht, daß Sie ſich nicht regt und rührt. Das iſt die Straf' von Gott! Warum hat Sie auch Ihren Herzliebſten einer andern wegfiſchen müſſen? Potz tauſig! hat Sie gemeint, es wär' ſonſt keine auf der Welt, als juſtement nur Sie? Proſit die Mahlzeit. Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal. Sie hat Zeit und Urſach' dazu. Aber gelt! Sie wird's jetzo bleiben laſſen, he? Ihre rothen Backen, wo ſind ſie hin? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? Wo iſt denn Ihr feines Wachsthum? Ihr ſpeckfettes

Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo ſind ſie hingekommen? Sie ſicht keinen mehr weg. Dafür habe ich ausgeſorgt. Aber — im Ernſt — ich thät's nicht leiden. Schrei Sie Zeter in allen Gaſſen, und ich will's mit Ihr halten: nicht wegen Ihrer, denn Sie iſt eine nichtsnutzige Perſon, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern, und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne ſteinigen oder wenigſtens im Zuchthaus ſehen!"

Die Demuth iſt anfänglich bei dieſen Reden verhofft, iſt dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geſchluchzt und geweint, die Hände gerungen und gejammert; aber endlich hat ſich ihr Gewiſſen ermannt, und ſo antwortete ſie, als die Verſucherin das Maul hielt, derſelben, wie ſich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redeſt. Aber ich rathe dir, von meinem Mann zu ſchweigen, denn ich darf ſolche Schandreden nicht hören als ein frommes Weib, und wenn Er's hören ſollte, ſo möchte es dir bös heimkommen!"

Und ſo geſchah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, geputzt wie an ſeinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenſtrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei ſchön aufgemachte Wägen mit des Kronenwirths beſten Gäulen beſpannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelſtecken, und in ihren artlichſten Feierkleidern ſaßen auf den Wägen die Eltern und Geſchwiſterte der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte ſein Weib und ſagte: „Ich hab' ein ſchlechtes Spiel geſpielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich es auch gewann mit Glorie. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen. Für mich, den Sünder, ſollen hier bitten und betteln unſere Kinder" — die Kleinen ſprangen in Demuths weit offene Arme — „und deine Eltern und Geſchwiſterte, die von nun an nicht mehr von hinnen gehen werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gekauft? Will ich ſie nicht halten und heben und verſorgen, wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schweſtern?"

Die Hurrle brauchte nicht mehr. Mit ſieben Meſſern im Herzen ging ſie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört niemals auf, wie ſchon geſagt worden. Der Jakob ſagte darauf ſeelenvergnügt zum Florian: „Mein Fuder Wein hab' ich gewonnen und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzo aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid' haſt."

Der Florian, der ſich ſchämte und verwundert Demuths Beſtändigkeit und Erhöhung geſehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit einemmal der Hurrle kommandiren, und ſie lachte ihn aus. Er wollte ſie einſperren, und ſie ſprang zum Fenſter hinaus. Er wollte ſie aushungern, und ſie erbrach Küche und Milchkammer und ſchnitt den Hühnern und Gänſen die Hälſe ab. Er wollte ſie endlich durchwichſen, und ſie warf Axt und Meſſer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen; ſie lief aber mit ſelbigen davon und gab ſie ihren Eltern, während ſie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und iſt nichts mehr von ihr gehört worden.

Das war nun ein Freſſele für's Amt. Der Müller wurde endlich geſchieden, durfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigſtens Ruhe und konnte ſeine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Jung und Alt dort oben herum im Lande.

Politiſche Lyrik.

Politiſch Lied, du Donner, der Felſenherzen ſpaltet,
  Du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
  Du Feuerſäule, dem Volke aus Knechtſchaftswüſten hellend,
  Du Jerichopoſaune, der Zwingherrn Bollwerk all zerſchellend!
Sieghafter Sparterfeldherr, der Freiheit Thürmer du,
  Du Todeslawine Murtens, Baſtillenſtürmer du,
  Zornwolke, deren Blitze der Corſe zucken ſah,
  Du Sterberöcheln der armen, gemordeten Polonia!
Du heilger Gral, Goldſchaale mit des Erlöſers Blut,
  Wenn ſie zur rechten Stunde in rechten Händen ruht;
  Schiffbrücke du den Deutſchen zur Rache über den Rhein,
  Du griechiſch Feuer der Klephten, du heller Juliusſonnenſchein!
Du ſchwebſt, wie Fahnen und Adler, den Heeren rauſchend vor!
  Veit Weber und Tyrtäos, Rouget und Arndt im Chor!
  Du ſprachſt beteuernd, warnend, Caſſandra unſern Tagen;
  An's Ohr hat uns dein Wehruf, doch nicht umſonſt, geſchlagen!

Das klingt anders als Goethe's Berühmtes: „Ein garſtig Lied! pfui, ein politiſch Lied“! hinter welche ſich die Gegner der politiſchen Lyrik verſchanzten, als ob eine große Krähwinkelei um eines großen Namens willen weniger Krähwinkelei wäre. Freilich iſt nicht jede politiſche Reimerei Poeſie und Goethe's Verdammungs-Urtheil läßt ſich auf eine ungeheure Maſſe ſolcher Verſe anwenden, die in gebundener Proſa höchſt triviale Behauptungen didaktiſch wiederkäuen. Ein politiſches Gedicht will mit beſonderer Vorſicht gemacht ſein, weil der Stoff an und für ſich eben nicht poetiſch iſt. Es ſind daher jene Beimiſchungen nöthig, welche ich die Hülfswiſſenſchaften der politiſchen Dichtung nennen möchte und welche dieſer Gattung jenen Zauber verleihen, womit das Farbenſpiel den Vogel, der Duft die Blume umgibt. Abgeſtumpfte, egoiſtiſche, ausgetrocknete Seelen finden allerdings nur an derjenigen Poeſie Vergnügen, die ihre geiſtige Genußſucht, ihren pſychiſchen Gaumen kitzelt, die ſich an die Affekte und Leidenſchaften ihrer Perſönlichkeit aufregend oder ſchmeichelnd wendet. Darum werden ſolche Naturen auch nur mittelmäßig ergriffen ſelbſt von der echten politiſchen Poeſie, welche den Wohlgeruch aller auf dem dürren Felde der Politik zwiſchen Unkraut wachſenden Blumen ſpendet. Dieſe Blumen aber heißen: Vaterlandsliebe, Freiheitsdrang, Nationalgefühl, Kettenhaß, Erhebungsmuth, Volksfreundlichkeit, Rechtsbewußtſein, Gleichheitsſinn, Hingebung, Todesverachtung, Patrioten-Trotz.

Ich könnte noch viele ſolche Namen anführen, aber du verſtehſt mich ſchon. Die politiſchen Fragen müſſen eben gewürzt ſein mit der Würze der Begeiſterung für jene Tugenden, ohne welche eine Staatsgeſellſchaft weder gegen Außen noch nach Innen glücklich und groß beſtehen kann, deren Vorhandenſein die alten Republiken zum höchſten Glanze der Macht und des Ruhms erhob, deren Abgang ſie in die Nacht der Sklaverei und den Wirrwar ſelbſtſüchtiger Umtriebe verſenkte. Die Alten hatten eine ausgebildete politiſche Poeſie; ihre ganze Poeſie drehte ſich eigentlich um ſociale und politiſche Verhältniſſe; als politiſche Lyriker brauche ich nur Pindar und Horaz anzuführen. Auch die Deutſchen blieben in dieſem Zweige der ſchönen Kunſt in keiner Periode ihrer ſtaatlichen Exiſtenz zurück. Die Lieder der Barden ſchon, vor welchen den Römern ſo ſehr grauſ'te, bezogen ſich ohne Zweifel auf Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Volksruhm, Todesverachtung. Wenn ſie in neueſter Zeit von den Franzoſen der großen Revolution überholt wurden, ſo haben letztere dafür auch nicht jene volksthümlich naive Soldatenpoeſie beſeſſen, welche Friedrichs II. Soldaten in der Schlacht und ſeine Völker in dem Ausharren begeiſterte, als der kleine Staat gegen halb Europa in Waffen ſtand. Indeß nahmen die Deutſchen von den Neufranken, den Franzoſen der Marſeillaiſe, Rouget, Chenier, ſofort auch die Freiheitspoeſie und den Tyrannenhaß, der ſich in den Mainzer Liedern ſpiegelt. Und als es Napoleon, der Schlachtenmeiſter, welcher im Zeitpunkt ſeiner Macht zu ſo ſchlechten und nach ſeinem Sturz zu ſo manchen herrlichen Liedern begeiſterte, den Deutſchen gar zu arg machte, da wehrten ſie ſich mit Freiſcharen und Hymnen auf Unabhängigkeit und Aufopferung für's Vaterland zugleich. Voran Theodor Körner, der mit der Leyer in's Grab ſank, den alten Spaziergänger Seume nicht zu vergeſſen. Und als Napoleon nach St. Helena gebannt war, verwandelte ſich die kühne deutſche Poeſie aus dem Trotz gegen äußere Unterdrückung zur Mahnung an die unvergänglichen Menſchen- und Bürgerrechte, welche die Fürſten ihren rettenden Völkern ſchuldeten. Das war die altdeutſche Turnerpoeſie eines Arndt, Stägemann, Follen, Schenkendorf u. A. und die conſtitutionelle eines Uhland. Schon während der Reſtauration erinnerten ſich die Franzoſen mit Schmerzen an die Begeiſterung ihrer revolutionären und den Ruhm ihrer Kaiſerepoche. Sie ſangen das Andenken an die dreifarbige Fahne und an Ihn, den ſie zuerſt den „Helden von Italien“, hierauf den „Mann der Pyramiden“ und endlich „den Mann“ κατ᾽ἐξοχὴν nannten. Außer bereits früher erwähnten Dichtern muß ich hier an Méry und Barthélemy erinnern, deren letzterer durch ſeine „zwölf der Tage der Revolution“ einen größern Ruhm erlangt hätte, wäre er nicht gleichzeitig zu Louis Philipp übergegangen. Die Julitage brachten den Franzoſen Delavigne's „Pariſienne“, blieben übrigens für ſie bei weitem ſteriler, als für die Deutſchen, welche in den 1830ger Jahren einen Drang fühlten, deſſen Hemmung ihnen den rothen Stral der Dichtung auspreßte. Wie aber der Deutſche enthuſiaſtiſcher iſt für das Ausland und deſſen Lob oder Schmerzen, ſo ſind auch die deutſchen Polenlieder nicht ſelten der reinſte, edelſte Erguß ihrer Lyrik. Indeß verklärte ſich ihre lyriſche Poeſie, die ſich an Zeitverhältniſſe anſchloß, und deren Repräſentanten Platen, Grün, Stieglitz, die Brüder Paul und Guſtav Pfizer ſowie die dem Preßverein ſpendenden Poeten waren, mehr und mehr zum allgemeinen Begriff politiſcher Dichtung, deren Flamme durch den Drang und die Begeiſterung für beſſere ſociale Zuſtände angefacht und durch den Haß gegen die Kehrſeite geſchürt wird.

Als Repräſentanten dieſer in ihrem Begriff erfaßten politiſchen Dichtung führe ich dir Herwegh, Dingelſtedt, Prutz und Hoffmann von Fallersleben vor, denen Gottſchall nachdichtet und Deez ſelbſtſtändig ſich anreiht.

Georg Herwegh, am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren und heranwachſend zum künftigen Prediger beſtimmt, beſuchte erſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann eines der ſogenannten niedern Seminarien, wo die künftigen Seelſorger Württembergs, katholiſcher und proteſtantiſcher Confeſſion, unter klöſterlicher Zucht für die Univerſität gedrillt werden. In dieſem Kloſterthum hat ſich ſchon manch ein Dichterherz gehärmt, aber auch geläutert und geſtählt, um dann droben am Neckarſtrand, im Tübinger Stift, ſeinen Liederfrühling ausſchlagen zu laſſen und gewöhnlich den Kirchenvätern und der Predigerkutte Valet zu ſagen. So erging es auch Herwegh. Um etwas grobkörniger Oppoſition gegen einen der Stiftsrepetenten willen aus dieſer Anſtalt entlaſſen, mußte er aus Mangel an Vermögen auf Beendigung ſeiner Studien Verzicht thun und lebte dann in Stuttgart in bedrängten Umſtänden, zugleich verliebt, wie nur ein Dichter es ſein kann. Er dichtete damals Liebeslieder *) und Romanzen **), in welchen der eigene Genius noch ſtark mit frem-

---

*) Was wär' es, wenn den Lorbeer ich errange,
Der mancher Stirn ſchon kühlen Schatten gab,
Wenn ich den Schmerz in Melodieen zwange
Und meines Herzens Schläge zählte ab?
Wenn wilder noch der Dichtung Flammquell ſprange,
Geweckt von der Muſe Zauberſtab?
Verräth euch nicht die Glut des kranken Blickes,
Daß jedes Lied der Grabſtein eines Glückes?
Wohl höre ich, daß die den Lorbeer tragen,
Bewahret vor des Himmels Blitzen ſind;
Warum denn aber, laßet mich nun fragen,
Krönt ihr das Haupt damit nicht ſchon dem Kind?
Wenn erſt das Herz in Stücke iſt zerſchlagen,
Dann iſt das Auge für die Kränze blind!
Ich will ſie nicht! ich hab' Nichts mehr zu ſchützen!
Auf dieſes Haupt hier mag es immer blitzen!
Um deine Locken möchte ich ihn ſehen,
Den Lorbeer, der mir nutzlos, wenn er mein!
Ich würde gern das Martyrthum beſtehen,
Die Martyrkrone aber wäre dein!
Du müßteſt ſicher mit durchs Leben gehen
Und vor dem Wetterſtral behütet ſein,
Und glauben, daß, wer Dichterliebe lohnt,
Geweiht iſt und vom Blitze bleibt verſchont.

**) In dem Schatten der Granaten
Saß die Königin Iſabella,
Saß bei ihrem lieben Sänger,
Ihrem Sänger Don Eſtrella.
„Hört ihr nicht den König ſprechen?“
— Nein, Sennora, nur die Bäume! —
„Sagt mir, lieber Don Eſtrella,
Habt ihr niemals böſe Träume?“
— Wohl, Sennora, böſe Träume!
Laßt die Träume! Letzte Wochen
Hat Alonſo, Euer Gatte
Und mein König, Euch erſtochen.

den Einflüſſen, beſonders Heine'ſchen rang. Auguſt Lewald machte den Dichter zum Mitarbeiter des Journals „Europa“, ein Stuttgarter Buchhändler übertrug ihm die Ueberſetzung der Werke Lamartine's und wollte ich pedantiſch ſein, ſo ließe ſich leicht nachweiſen, daß die Lamartine'ſche Elegie bedeutende Eindrücke in Herwegh zurückgelaſſen, deren Nachwirkungen ſpäter in mancher ſeiner Strophen zum Vorſchein kamen, als er ſich bereits entſchieden einer poetiſchen Richtung hingegeben, zwiſchen welcher und Lamartine's Dichten eine große Kluft iſt. Im Jahr 1838 traf Herwegh die Verpflichtung zum Militairdienſt; er wurde jedoch bald vom Tragen der Uniform entbunden, nachdem die ſtrenge militairiſche Disciplin, Arreſtſtrafe und dgl. zuerſt nachhaltigere Gedanken über Freiheit und Unfreiheit in ihm geweckt hatten, die ſeinem bisherigen Ideengang ziemlich fernlagen. Wie ich mir ſagen ließ, hatte er früher politiſche Fragen ſtets verdrüßlich abgelehnt. Das Entbinden vom aktiven Dienſt hob natürlich ſeine Stellung als Soldat nur äußerlich auf und ſo erhielt ein unangenehmes Rencontre mit einem Offizier ſeines Regiments auf einem Maskenball den Anſtrich der Inſubordination. Am folgenden Tage hielt es daher Herwegh für gerathen, das Weite zu ſuchen, und entfloh über Conſtanz in die Schweiz. Ein Frühling am Bodenſee, ein Sommer und Herbſt am Züricherſee und drinnen in den Alpen verlebt, ſah die ſchönſten jener Lieder entſtehen die, als „Gedichte eines Lebendigen“ ihren Verfaſſer mit einem Schlag in die Reihe der erſten dichteriſchen Notabilitäten der Gegenwart geſtellt und ihm einen

Und auf Eure kleinen Hände
    Floſſen meine heißen Thränen
    Ich erwacht' und ſah Alonſo
    Neben euch im Wagen gähnen!

„Don Eſtrella, Don Eſtrella!
    Horch der König!“ — Nein, die Dame
    „Doch Ihr ſprachet ja von Thränen
    „Das ſind keine böſen Träume!“

„Jüngſten ſtand ich an dem Fenſter
    „In dem Schloß St. Ildefonſo,
    „Und da bracht' man Eure Leiche
    „Und es frug mich Don Alonſo:

„Wißt Ihr nicht, wer ſtarb, Señora?
    „Dort erblickt' ich Kreuz und Lichter“ —
    „Und ich durft' um Euch nicht weinen
    „Und ich ſprach: Herr, nur ein Dichter!“

Triumphzug durch Deutſchland bereitet haben, wie er ſelbſt unſern größten Geiſtern nie zu Theil geworden. Um dieſe Wirkung hervorzubringen, mußte Herwegh vor allen Dingen documentiren, daß er wirklich und wahrhaft Dichter ſei. Er hat es gethan und hätte er auch nur das Lied gedichtet:

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
  Und wie der Tag mit ſeinen letzten Gluten —
  O leichter, ſanfter, ungefühlter Tod!
  Mich in den Schoos des Ewigen verbluten.
Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
  Im vollſten Glanz, in ungeſchwächtem Blinken;
  So ſtille und ſo ſchmerzlos möchte gern
  Ich in des Himmels blaue Tiefen ſinken.
Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
  Der freudig ſich dem ſchönen Kelch entringet
  Und auf dem Fittig blüthenſchwangrer Luft
  Als Weihrauch auf des Herrn Altar ſich ſchwinget
Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
  Wenn durſtig ihm des Morgens Feuer winken;
  O wollte Gott, wie ihn der Sonnenſtral,
  Auch meine lebensmüde Seele trinken!
Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
  Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
  Und, kaum dem irdiſchen Metall entflohn,
  Ein Wohllaut in des Schöpfers Bruſt verklinget.
Du wirſt nicht hingehn wie das Abendroth,
  Du wirſt nicht ſtille wie der Stern verſinken,
  Du ſtirbſt nicht einer Blume leichten Tod,
  Kein Morgenſtral wird deine Seele trinken.
Wohl wirſt du hingehn, hingehn ohne Spur,
  Doch wird das Elend deine Kraft erſt ſchwächen;
  Sanft ſtirbt es einzig ſich in der Natur,
  Das arme Menſchenherz muß ſtückweis brechen.

Dann war von Nöthen zu beweiſen, daß er über ſein dichteriſche Miſſion ſich ſelbſt klar geworden und von dem Beruf, den er der Poeſie in unſern Tagen zutheilt — nämlich, entwöhnt ſelbſtgenüglicher Abſtraktion, eine moderne Sibylle, die Waage der Gerechtigkeit in der einen, das Schwert des Zornes in der andern Hand, mitten unter das Volk zu treten — ganz und gar erfüllt ſei. Er leiſtete dieſen Beweis in dem Zuruf an die deutſchen Dichter:

Seid ſtolz! es klingt kein Gold der Welt,
Wie Eurer Saiten Gold;
Es iſt kein Fürſt ſo hoch geſtellt,
Daß Ihr ihm dienen ſollt!
Trotz Erz und Marmor ſtürb' er doch,
Wenn Ihr ihn ſterben ließet;
Der ſchönſte Purpur iſt annoch
Das Blut, das Ihr als Lied vergießet!

Der Ruhm der Herrſcher wird verweht —
Lobpreiſ' ihn, wer da will!
Man jagt und ſpornt ihn, doch er ſteht
Mit ihrem Herzen ſtill.
O laßt ſie donnern fort und fort!
An ihrem Grab verhallt es.
Ihr Dichter, ſprecht Ein grollend Wort,
Und zu dem ew'gen Gotte ſchallt es!

Es hat dem Vogel in dem Neſt
Der Himmel nie gewankt;
Den Mächtigen dünkt er nur feſt,
So lang' der Thron nicht ſchwankt!
Palaſt und Purpur hin und her,
Ob Glanz ſie überſchütte —
Seid ſtolz, ſeid ſtolz, Ihr ſeid ja mehr;
Seid Ihr nicht Könige der Hütte?

Blitzt ewig nicht der Thau im Feld
Gleich wie der Diamant?
Iſt nicht ob dieſer ganzen Welt
Ein Baldachin geſpannt?
Wiegt nicht die Rebe, die hinauf
An einem Strohdach gleitet,
Den unfruchtbaren Ephen auf,
Der ſich um Zwingherrnburgen breitet?

Hoch, Sänger, ſchlage Euer Herz,
Wie Lerchen in der Luft!
Es ruht ſich beſſer allerwärts,
Als in der Fürſtengruft.
Ein Liebchen, das die Treue bricht,
Iſt überall zu finden;
Verſchmähet mir die Ringe nicht,
Doch laßt Euch nie an Ketten binden!

Dem Volke nur ſeid zugethan,
Jauchzt ihm voran zur Schlacht,

Und liegt's verwundet auf dem Plan
So pfleget ſein und wacht!
Und ſo man ihm den letzten Reſt
Der Freiheit will verkümmern,
So haltet nur am Schwerte feſt,
Und laßt die Harfen uns zertrümmern!

Befähigung und Verſtändniß der Zeit waren alſo da. Nun fragte es ſich, in welcher Form dieſe Befähigung, dieſes Verſtändniß hervortrete. Es geſchah in tadellos blanker, in ſcharf und glänzend zugleich geſchliffener, die freilich auch oft herhalten mußte, über das bereits Dageweſenſein vieler Gedanken durch überraſchend neue Einkleidung derſelben zu täuſchen. Das Formelle iſt daher in den „Gedichten eines Lebendigen“ oft das eigentliche Agens, deſſen Wirkſamkeit ſich genugſam erklärt aus dem eifrigen Ringen unſerer Tage nach ſchöner Formvollendung. Hiemit iſt freilich geſagt, daß man Herweghs Verſe:

Ich bin die ſchwere, ſchwarze Wolke,
Der Gott den Donner nur beſchied –

leicht in einem andern Sinn nehmen könnte, als er ſie meint, ſo nämlich, der Donner ſeines Wortes begleite vielmals nur die Gedankenblitze Anderer. Jedoch: „Nichts Neues unter der Sonne“! und unſer Vorrath von Ideen wäre eben groß genug, wir dürften auf die Ausdeckung neuer verzichten und einſtweilen zufrieden ſein, wenn die vorhandenen realiſirt würden, unſer Denken zur That, unſere Theorie zur Praxis ſich geſtaltete. Darauf zielt auch Herweghs Poeſie unabläſſig, das thatträge Theoretiſiren und Calculiren iſt ihr Abſcheu, ihr ekelt vor dem faulen Frieden des status quo, darum verlangt ſie ſtatt der conſervativen Schwüle, die ſo bleiſchwer ob Europa liegt, revolutionäres Gewittern und ſchreit zu Gott um Sturm und Krieg und Streit:

Brauſe, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
Gib ein Trauerſpiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle;
Laß das Herz doch wieder ſchlagen in der Bruſt der kalten Welt,
Und erweck' ihr einen Rächer und erweck' ihr einen Held!
Wenn ſie in der eignen Heimat frei zu leben uns nicht gönnen,
Schaff' uns eine grüne Inſel, wo wir frei noch ſterben können,
Sterben können froh und freudig in der friſchen, freien Luft
Und uns ſelbſt die Roſen träufeln aus den Wunden auf die Gruft!
Aus dem Nachtmahlkelch der Freiheit laß uns wieder einmal ſchlürfen,
Baue wieder einen Altar, drauf wir uns dir opfern dürfen,

Breite vor uns einen Wahlplatz, einen Platz der Völkerwahl,
Aus dem Kerker, aus der Scheide ſehnt ſich wieder unſer Stahl!
Ach! um jenes Sturms Verheißung hat der Frieden uns betrogen,
Und das goldne Schiff der Hoffnung, das als Wiege in die Wogen
Unter Klang und Sang geſteuert und ſo reiche Schätze barg,
Ruht geſcheitert, ſchwarzbewimpelt in dem Hafen jetzt, ein Sarg.
Will mein Volk nun ewig klagend dieſes morſche Wrack umſtehen?
Soll in thatenloſen Seufzern ſeine beſte Kraft verwehen?
Donnert nie durch ſeinen Himmel der Entſcheidung ſcharfer Ton?
Wahrlich ein Deſpote zaudert nicht ſo lang am Rubikon!
Glaubet ihr, der Frieden werd' euch für des Hauſes Freude bürgen?
Nur vernichten kann der Krieg uns, ſolch ein Frieden wird uns würgen!
In dem wilden Kampfgewühle mag es wohl ihr werden heiß,
Aber ſtraucheln muß die Freiheit auf des Ruſſen ſtarrem Eis!
So ihr nicht begießt die Pflanze, wird ſie allgemach verkümmern,
So ihr nicht gebraucht den Degen, wird ihn ſchnell der Roſt zertrümmern;
Eine Ader ſich zu öffnen für die Freiheit, wäre gut,
Sonſten zweifeln die Tyrannen an der Völker reinem Blut.
Aber wollen mich die Männer nicht verſtehn, die ſchwerverirrten,
O ſo höret Ihr mich, Frauen! Traget Ihr ein Schwert in Myrten!
Traget Ihr ein Schwert in Myrten; denn mich dünket, Frau und Frei,
Nicht ſo fremd einander klingen dieſe Worte, dieſe Zwei!

Zu Feuerliedern dieſer Art, in welchen die Flamme der Begeiſterung gewöhnlich von dem niederdrückenden Bewußtſein des Unterſchiedes zwiſchen Ideal und Wirklichkeit in ſich zurückgedämmt wird, um dann, eine ſprühende Zornlohe, mit verdoppelter Energie aufzuſpringen, geſellen ſich dann auch Gedanken, wie ſie „in ſtiller Nacht des Dichters Seele“ bewegen nach durchgekämpftem Tageslärm, ſtille, klare Gedanken, in graziöſe Sonettform gefaßt, wie folgender:

Wir haben, was auch eine Sage ſchreibe,
Den Funken des Prometheus nicht gepachtet;
So tief wir unter uns das Weib geachtet,
Die reinſte Flamme wohnt in ſeinem Leibe.
Und wer dem ſelbſtiſch froſtigen Getreibe,
Das ihm des Herzens liebſte Kinder ſchlachtet,
Wer dieſer Kälte zu entrinnen trachtet,
Wo flöh' er hin, als zu dem treuen Weibe?
Ein Felſen iſt der Mann, der nur erglüht,
Wenn trotzig er gen Himmel ſich erhoben,
Zurück ihm ſchleudernd ſeiner Sonne Stralen;

Ein ſtiller See des Weibes weich Gemüth,
Das fromm in ſich empfängt das Licht von Oben,
Drin ſich die Himmel himmliſcher noch malen.

Die Gedichte eines Lebendigen kamen in paſſendſter Zeit. Die deutſchen Gemüther waren durch den eiteln Kriegsalarm von jenſeits des Rheins aufgeregt, man erwartete, daß Etwas geſchehe, und da ſang denn ein deutſcher Dichter all' das laut und keck und ſchlagfertig in die Welt hinein, was ſein ganzes Volk heimlich dachte, bedauerte, hoffte, wünſchte. Die Kritik, welche dem begeiſterten Willkomm, den Deutſchland Herwegh bot, mißgünſtig hintennach hinkte, konnte höchſtens bewirken, daß ſeine Unarten gerechter Tadel traf *). Zur Kritik rechne ich ſervile und pfäffiſche Verketzerungen natürlich nicht. Ueber dieſe iſt Herwegh in der That erhaben, dagegen nicht über die Anſicht, daß die öffentliche Rolle, welche er bei ſeinem bekannten Triumphzug in Preußen ſpielte, bei der excentriſchen Vagheit, aus welcher ſich ſeine politiſchen und ſocialen Anſichten beſonders im Rauſch des Triumphes noch nicht herauszuarbeiten vermochten, ſo taktlos ausfallen mußte, wie ſie ausgefallen. Hiebei ſpielten ihm eben poetiſche Illuſionen, aus denen ihn die proſaiſchen Ecken der Wirklichkeit unſanft genug weckten, — einen übeln Streich. Beging aber er aus Rückſichtsloſigkeit und übermäßig beweihrauchter Eitelkeit Taktloſigkeiten, ſo gebührt den Serviliſten, die ihn anbelferten, nachdem ihn die preußiſche Majeſtät desavouirt, der Ruhm der Gemeinheit im vollſten Maaße. In die Schweiz zurückgekehrt, erwarb er, nachdem ihm auf ſeine Bitte der König von Württemberg die Militairdienſtpflicht, welcher er einſt derſertirt, großmüthig erlaſſen,

---

*) Ein ſolcher iſt gewiß die Zurückweiſung ſeines Angriffs auf den „Verſtorbenen“, ein Angriff, der ganz haltlos und zum Theil geradezu unwahr iſt, wie aus der Lebensgeſchichte des Fürſten Pückler-Muskau ſchlagend nachgewieſen wurde. Einen noch weit ſchwerern und gerechtern Vorwurf aber hat ſich Herwegh durch ſeine Grobheit gegen Arndt und ſeine Ungerechtigkeit gegen Anaſtaſius Grün zugezogen, denen er zudem als Dichter mehr verdankt, als er wird eingeſtehen wollen. Gewiß, die Jugend, die thatenluſtige, hat gegenüber dem ruhenden Alter ihre Rechte oder darf dieſelben ſich verſchaffen und der Reim Sallets:

Ihr ſagt, man ſoll das Alter ehren,
Doch nimmer werdet ihr uns belehren,
Daß eines alten Eſels Geſchrei
Harmoniſcher als das eines jungen ſei —

ſpricht eine triftige Wahrheit aus, aber wahr iſt auch, daß, wie ich anderwärts geſagt, ein Volk, welches die greiſen Locken ſeiner Helden und Sänger mit Koth beſudeln läßt, die Strafe verdient, nie mehr einen großen Mann aus ſeiner Mitte erſtehen zu ſehen.

das eidgenöſſiſche Bürgerrecht und zog hierauf mit ſeiner liebenswürdigen jungen Frau nach Paris. Von einem Dichter, der die laute Gunſt ſeines Volkes ſo außerordentlich ſchnell gewonnen — ich lege einen Nachdruck auf das Wort „laut“, weil es ſonſt ja deutſche Sitte, mit der lauten Anerkennung eines Poeten erſt nach deſſen Tod herauszurücken — mußte man natürlich wenn nicht Alles, doch Vieles erwarten und ich ſprach damals Leute, die geradezu behaupteten, der poetiſche Meſſias, dem wir ſehnſüchtig entgegenſehen, ſei in Herwegh erſtanden. Solchen gewaltthätig hinaufgeſchrobenen Erwartungen hat nun freilich Herwegh mit dem zweiten Band ſeiner Gedichte nicht entſprochen, auch beſcheidenern nicht, um ſo weniger, da die meiſten Stücke dieſer zweiten Sammlung bereits durch Journale bekannt waren. So wandten ſich Viele, die Bedeutendes und Neues erwartet hatten, ſogleich mißmuthig ab und die Behauptungen einzelner Kritiken, Herwegh habe ſich in dieſem Bande weit compacter und concreter gefaßt, als im erſten, konnten ſie über ihre Täuſchung nicht tröſten. Was mich betrifft, ſo ſchrieb ich wenige Tage nach Erſcheinung dieſes zweiten Bandes eine Anzeige desſelben für ein deutſches Journal, gegen deren Zuſtutzung im Intereſſe politiſcher Achſelträgerei ich proteſtirt hätte, ſo die Sache der Mühe werth geweſen. Meine Meinung hat ſich ſeither nicht geändert und lautet im Allgemeinen dahin: Herwegh iſt zu ſchnell geſtiegen und hat ſich ſein gut ſchwäbiſches Naturel durch eine gewiſſe literariſche Clique mit einer tüchtigen Portion ſelbſtgefälliger Windmacherei verſetzen laſſen. Wir achten am Manne ein ſelbſtbewußtes Auftreten, aber wir verdammen unnachſichtlich eine halb kränkliche Selbſtüberſchätzung. Zugegeben, daß eine ſolche in Herwegh nur durch den Rauſch eines unerhörten Erfolges angeregt wurde, ſo viel iſt gewiß, daß er den ſchweren Stand, den er dem Publikum gegenüber hatte, nicht ernſtlich genug in's Auge faßte. Die Erwartungen waren, wie ſchon erwähnt, auf's Höchſte geſpannt. Um ſolchen Erwartungen entſprechen zu können, muß man vor Allem eine produktive Natur ſein. Iſt Herwegh eine ſolche? Der zweite Band ſeiner Gedichte ſtellt dieß ſehr in Zweifel, denn er iſt großentheils kritiſchen Inhalts. Allerdings ſind die „Xenien“ witzige Kritik, aber doch immerdar Kritik, die noch dazu größtentheils durch perſönliche Gereiztheit und Racheluſt anrüchig gemacht wird. Es ſind dieſe Epigramme zum Theil reich an ſchlagenden Pointen, an ſatyriſchen

Spitzen, die ſich dem Objekt, auf welches ſie gemünzt, bis ins Herz bohren, ſie bewegen ſich aber beinahe durchgehends zu ſehr in der Sphäre des bloßen Wortwitzes, oft gerade in der des bloßen Wortſpiels. Es mangelt dem Dichter jener über ſeinem Gegenſtand ſchwebende Humor, der, indem er vernichtet, zugleich auch wieder ſchafft. Wir finden viele dieſer Epigramme zweifelsohne äußerſt fein, ſcharf, treffend und glänzend, aber herzlich beifälliges Lachen dürfte uns ſchwerlich eines entlocken. Zudem muß der Satyriker, um Bedeutung zu gewinnen, ſich ſelbſt aus dem Spiele laſſen, darf nicht, wie Herwegh in den Xenien gethan, ſein liebes Ich ſo ſehr in den Vordergrund ſtellen. Wer die Aufgeblaſenheiten der Zeit und Zeitgenoſſen geiſeln will, muß ſich allererſt vor Wichtigthuerei mit der eigenen Perſon hüten. Was die übrigen Gedichte des zweiten Bandes betrifft, ſo finden wir unter ihnen Manches, was nur der abgeblaßte Schatten der Lieder des erſten Bandes, Anderes, was wirkungslos abblitzen muß, weil es aus den Gränzen der Poeſie heraus und entſchieden in das Gebiet proſaiſcher Gemeinheit hinüberſtreift, wie insbeſondere „die Ruthe“ und „das Heidenlied“. Letzteres betreffend glaube ich, ein deutſcher Dichter des neunzehnten Jahrhunderts möge ſich zum Chriſtenthum ſo negirend verhalten, als er nur immer wolle, dennoch ſtehe es ihm übel an, die abgeſtandenen Spöttereien der Franzoſen des achtzehnten gegen dasſelbe wiederzukäuen. Als beſonders friſch, feuer- und zorntrunken bezeichne ich „die deutſche Flotte“, „bei Hamburgs Brand“, „eine Erinnerung“, „die Schweiz“, die Partei“, „an den König von Preußen“. Dieſe Lieder verdienen die laue Aufnahme, welche ſie im Ganzen doch gefunden, durchaus nicht, oder iſt es wahr, daß Herwegh ſeinen zweiten Band im unpaſſendſten Zeitpunkt veröffentlichte, daß wir vorerſt von Liedern überſättigt ſeien und ſtatt der Worte einmal Thaten ſehen möchten? Ein ergreifendes Lied wär: „die kranke Liſe“, wenn wir dabei nicht fragten: wie, iſt der Dichter nicht ein Deutſcher und kommt denn das deutſche Volk wirklich im Spital zur Welt? Derartige Uebertreibungen fallen leicht in's Lächerliche, wie z. B. wenn Herwegh in einem ſeiner Gedichte der Verbannung von Robert Prutz erwähnt, während dieſer in ſeinem Heimatland, ich glaube gar in ſeiner Vaterſtadt lebt. Wenn man anfängt, mit der Freiheitsliebe zu kokettiren, dann iſt's vorbei mit ihr, und wer Andere ſo bitter zu verſpotten weiß, wie Herwegh in ſeinem „Duett der Penſionirten“, ſollte ſich doppelt hüten, den Spott herauszufordern. Daß Herwegh übrigens dieſe Waffe trefflich zu handhaben und den Schlag derſelben, beſonders wenn von Perſönlichkeiten abgelenkt, ſehr poetiſch wirkſam zu machen weiß, vermag überzeugend zu beweiſen das Gedicht „Eine Viſion“:

Ich hatt' ein ſeltſam Traumgeſicht,
Da ſaß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor ſeinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Juſt wie ſie waren, angelaufen:
Die Britten, Ruſſen und Franzoſen
Die letzten, wie immer, ohne Hoſen,

Selbſt China und die Mongolei,
Auch ein Stück Polen war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte —
Ei, ſieh! das deutſche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben denn meine Deutſchen wieder?
Recken ſie noch die faulen Glieder?
Sie könnten, ſeit ich ſie begraben,
Doch endlich ausgeſchlafen haben!“

Drauf hieß er 'nen Engel zur Erde ſpringen,
Die Siebenſchläfer heraufzubringen.
Der Engel lief in Deutſchland herum,
War Alles ſtill, war Alles ſtumm.

„Ihr Deutſchen, wollt ihr nicht aufſtahn?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lichtem Zorn,
Wie toll, in ſein himmliſch Jägerhorn;

Doch eh ſich die Deutſchen zuſammengefunden,
War längſt der jüngſte Tag verſchwunden,
Hatt' Alles ſeinen Lohn empfangen —
Den Deutſchen iſt Himmel und Höll' entgangen!

Neben Herwegh trat Franz Dingelſtedt, geb. 1814 zu Halsdorf in Oberheſſen, nachdem er durch anderweitige poetiſche Leiſtungen, beſonders durch ſeinen trefflichen Roman: „Unter der Erde“, ein ebenſo bewegliches wie künſtleriſch durchgebildetes Dichtertalent bewährt, — mit ſeinen Terzinen „Sechs Jahrhundert aus Guttenbergs Leben“, ſeinem „Oſterwort aus Heſſen“, ſeinen Leiden eines „cosmopolitiſchen Nachtwächters“ als politiſcher Lyriker auf, um ſein Volk zu gewinnen und — zu täuſchen.

Oder war es etwa keine Täuſchung, als der Mann noch im ſelben Jahre da er gereimt:

Dutzend-Fürſten, Taſchenhöflein,
Glücklich, wer euch niemals kennt!
Hoffouriers- und Kammerzöflein-
Und Actricen-Regiment!

Alles ein Intriguenknäuel,
Theegeklatſch und Weiberſchnack —
Schütz' euch Gott vor ſolchem Gräuel
Und vor ſeidnem Lumpenpack!

die Hofraths-Uniform anzog? Freilich, es gab Leute, die von vornherein Dingelſtedt gerade nur ſo viel Geſinnung zutrauten, als nöthig, ſie zu wechſeln, die ihn ſelber ſchlechtweg für einen jener deutſchen Patrioten hielten, von denen er geſagt:

Was will, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot?
Für ſich ein Aemtchen, Titelchen und Bändchen —

die den Refrain ſeines Liedes „Hochwohlgeboren“: ich muß geheimer Hofrath werden! für buchſtäbliche Wahrheit nahmen und ſich deßhalb begnügten, dem Herrn Exnachtwächter und Hofrath ſeine eigenen Worte zuzurufen:

Zur Zeit des Sturmes, ſo wie heute,
Da ſondert ſich vom Korn die Spreu,
Da lernt man kennen ſeine Leute,
Die Meiſten falſch, nur Wenig' treu.

Gewiß, Niemand wird es leugnen, daß die Jammerſeligkeit der liberalen Partei, ihr ſchmutziger Egoismus, ihr kleinlicher Geiz wohl im Stande iſt, oft ihre talentvollſten Anhänger von ſich abzuwenden, aber was kann die gute Sache dafür, daß ſich Leute ihre Freunde nennen, die durch ihre ſelbſtgefällige Aufgeblaſenheit und ihre bornirte Selbſtſucht jedem edleren Geiſt einen Horror einflößen? Wir begreifen, daß Dingelſtedts fein organiſirte Dichternatur einen ſolchen Horror empfinden mußte und pflichten ihm von Herzen bei, wenn er vom Liberalismus rein gar Nichts erwartet, ſo lang er im Philiſterium des Mittelſtandes ſeinen Sitz hat. wir können ferner vernünftigerweiſe ganz und gar Nichts dagegen haben, wenn er der ihm von jeher anklebenden Sympathie für die haute volée, für Salons- und Boudoirleben, für Pariſer Kleider, Parfümerien und Glacehandſchuhe gerne nachgibt, allein all' dieß rechtfertigt noch nicht ſeine Apoſtaſie. Das iſt das rechte Wort, mag man da ſagen, was man will. Ein Mann, der ſich als Bannerträger der Demokratie hingeſtellt, darf nicht Höfling werden, ohne ſich der Verachtung auszuſetzen. Oder hätte, wie Einige wollen, Dingelſtedt früher nur ſo aus der Ferne mit der Freiheit kokettirt? Deſto ſchlimmer, dann wäre ja ſein ganzes Weſen eine große Lüge. Nicht doch, nennen wir ſein Auftreten eine Maske, ſo werden wir der Wahrheit näher kommen. Dingelſtedt beſitzt eine außerordentlich große Portion Ehrgeiz und Hochmuth, da ſitzt der Knoten. Wahrſcheinlich hatte er's mit ſeiner vorigen Richtung ganz ehrlich gemeint, — ich ſage wahrſcheinlich, denn möglicherweiſe kann ſein politiſches Dichten auch bloße Façon geweſen ſein — aber ſeine Erfolge genügten ſeinem Ehrgeiz und Hochmuth nicht und ſo verſuchte er, ſie in der entgegengeſetzten Richtung zu befriedigen. Viel Glück dazu, aber er fordere von denen, welchen er hochmüthig den Rücken gewandt, kein Bemänteln ſeines Abfalls. Wer einen Fürſten — hintergeht, den kann der Fürſt mit Tod oder Kerker beſtrafen, wer das Volk — hintergeht, an dem kann es ſich nur durch Verachtung rächen. Wir können Dingelſtedt bedauern, entſchuldigen niemals, bedauern, denn es iſt hart für ein Menſchenkind, als Lebender am Leichenſtein ſeines eigenen Ruhmes vorübergehen zu müſſen. Genug davon. Vielleicht nennſt du mich des Obengeſagten wegen lieblos, meine Freundin, ungerecht wenigſtens ſollſt du mich nicht nennen. Ich bekenne dir nämlich offen, daß Dingelſtedt früher Dichter genug war, mich dann und wann ſeine jetzige Hofräthlichkeit vergeſſen zu machen, nicht ſo faſt durch ſeinen cosmopolitiſchen Nachtwächter (deſſen innere Wahrheit durch die jetzige Stellung ſeines Verfaſſers ſehr problematiſch gemacht wird), als vielmehr durch ſeine Wanderſkizzen, ſeine Novellen und insbeſondere durch ſeine „Sechs Jahrhundert aus Gutenbergs Leben“, welche nicht nach Verdienſt bekannt wurden, weßwegen ich dir daraus die prächtigen Terzinen auf die Mainzer Gutenbergsfeier 1840 herſetze:

Moguntia! Dir ſei mein Gruß entboten
  Und deinem Strom mit ſeiner deutſchen Flur
  Und deinem Dom mit ſeinen großen Todten!
Geweihte Stätte, wo dem Troubadour
  In Abenddämmerung ſein Mädchen lauſchte,
  Wenn er in leichtem Kahn vorüberfuhr;

Und welches Maſten-Dickicht drunten rauſchte,
Als Nord und Süd ſich traf in deinem Hafen
Und ihre Schätze hier die Hanſe tauſchte!
O Niobe, ſieh deine Kinder ſchlafen,
Nicht aufgeweckt von Trommel und Kanone,
Noch vom Gekeuch moderner Pyroskaphen.
Doch heute freue dich! denn deinem Sohne,
Dem größten, den dein reicher Schooß getragen,
Flicht eine Welt heut' ihre Jubelkrone;
Und rings, ſo weit die Rieſen-Arme ragen
Des Baumes, der aus deinem Grund entſproſſen,
Siehſt du erneuet deine Glorie tragen.
Der Schatten aber, der aus Erz gegoſſen
Dort ſtolz herniederſchaut in das Gedränge,
Das dicht um ſeine Füße ſich geſchloſſen,
Vernimmt er nicht die feierlichen Klänge,
Und ſind die Augenhöhlen von Metall
Blind für des Feſtes überreich Gepränge?
Nein, auch das Erz hat ſeinen Wiederhall,
Der Memnonsſäule gleich im Wüſtenſande,
Die froh begrüßt der Sonne Feuerball.
Nachts, wenn an Mondes zartem Silberbande
Die Wellen hüpfend durch die Berge laufen,
Und ſich die Stadt ſchlaftrunken ſtreckt am Strande,
Wenn ausgeflutet hat der laute Haufen,
Und in den Gaſſen rings, ein wirrer Troß,
Die fremden Gäſte ihren Rauſch verſchnaufen:
Dann regt er ſich, der eherne Koloß,
Als wollt' er ſprengen jene knappe Hülle,
Darein ihn, allzuſtreng, der Künſtler ſchloß.
So richtet ſich mit tönendem Gebrülle
Der Löwe auf in ſeines Käfigs Gittern
Und ſtöhnt aus des gefangnen Herzens Fülle.
Dann ſiehſt du, wie des Domes Thürme zittern
Und tief erbeben ſeine rothen Quadern,
Wie angerührt von Gottes Ungewittern.
Blick' hin! Es ſchwellen jener Stirne Adern,
Die Bruſt beginnt von Seufzern ſich zu blähen,
Der ſtarre Mund zu tadeln und zu hadern:

* * *

Zwittergeſchlecht von Rieſen und Pygmäen,
Das ſeine Blöße deckt durch fremde Reſte
Und eigne Nüchternheit durch Jubiläen!

Was frommen der Erinn'rung Todtenfeſte,
Was die Beſchwörungen gewalt'ger Manen,
Wenn euch das Leben ſelber fehlt, das Beſte?
Der Mann allein iſt würdig großer Ahnen,
Der's wagt, auf ihre Schultern ſich zu heben
Und auszuſchreiten die gebrochnen Bahnen.
In Steinen und in Mälern weilt kein Leben,
Und beſſ'rer Lohn als plappernde Verehrung
Sei euren Todten ein lebendig' Streben!
Was thatet ihr mit jener Geiſtsbewehrung,
So ich euch lieh, ein Licht den ewig Blinden,
Das eine Fackel wurde der Verheerung?
Ihr prahlt es und poſaunt nach allen Winden:
Das iſt die Zeit des Werdens und der Kämpfe,
Davon die Enkel erſt die Früchte finden.
Doch was ihr Kraft heißt, das ſind Ohnmachts-Krämpfe,
Des warmen Lebens letzte Aeußerungen,
Das matt verhaucht in eure Kohlendämpfe.
Den Geiſt hat die Materie verſchlungen,
Und ihr, Schamloſe! rühmt euch noch zu ſiegen,
Wenn euch ein neuer Geiſtesmord gelungen?
Auf Eiſenſchienen raſtlos weiter fliegen,
Von Markt zu Markt, die Hände in den Taſchen,
Den Nächſten nach Prozent und Aktie wiegen,
Den Schimmer eines kurzen Namens haſchen,
Mehr Schein, als Sein, ſich ſelbſt und Allen lügen,
Nichts wiſſen und an jedem Wiſſen naſchen: —
Erkennt ihr euer Bild in ſolchen Zügen?
Ihr lächelt: Nein; und ſucht in eitlem Frieden
Euch ſelber nur, ſtatt Andren zu genügen.
Blödſinnig' Volk von ſpinnenden Alziden,
Und du kannſt wähnen, eine Welt zu gründen
Sei dir und deiner ſchwachen Zeit beſchieden?
Bankrott im Glauben, reich an Wahn und Sünden,
Ichſüchtig, überlebt an Seel' und Sitte,
Selbſt längſt verkohltes Holz — ihr wollt entzünden?
Ja, brüſtet euch, daß ſtolz in eurer Mitte
Der Baum des Wiſſens ſeine Aeſte ſtreckt,
Daß ihr die Früchte brecht mit keckem Schnitte:
Ihr habt ihn ausgehöhlt und leer geleckt,
Jetzt nagt ihr an den Wurzeln, an der Rinde,
Und preiſt als Honig, was wie Wehrmuth ſchmeckt.

Ihr wißt: Von euren Augen ſiel die Binde,
Das Wort beherrſcht euch nicht mehr, das Symbol,
Ein freier Mann, ihr ſagt's, wuchs aus dem Kinde.
Was iſt ein Kreuz? Der Zweifel nennt es hohl,
Die Krone ſchilt er einen goldnen Reifen.
Ihr wägt ſie und ihr prüft's genau und wohl,
Und ſeid ihr matt vom Scheiden und Begreifen,
So werft ihr's hin. Nichts, ſchallt's aus eurem Munde,
Ein Trug, ein Pöbelwahn, ein Nebelſtreifen!
O ſeht euch um, mit Trümmern in der Runde
Seid ihr umſtreut, und wo ihr ſteht, die Stelle,
Vielleicht zerbricht ſie mit euch noch zur Stunde.
Grabt ihr doch täglich tiefer nach der Quelle,
Und dumpf indeß zu euren Füßen wühlt,
Stets höher auf, ſtets weiter um die Welle.
Ihr raſtet nicht, bis ſie euch fortgeſpült,
Und bis der Weltbrand, den ihr angefacht,
Vernichtend ſich in einer Weltflut kühlt!

* * *

So jenes Bild. Sein Wort durchbraust die Nacht
Wie Sturmeswehn; es drehen ſich berauſcht
Die Sterne droben, und der Boden kracht.
Ein Dichter aber, der ihm lang gelauſcht,
Der Zeit, die jener ſchmähete, ein Sohn,
Hat grollend noch ein Wort mit ihm getauſcht:

* * *

Was ſchleuderſt du hernieder deinen Hohn
Auf ein Jahrhundert, das du nie begriffen,
Das keinem gleicht von denen, die entflohn?
Sei's, daß wir auf des Zweifels Felſenriffen
Uns feſtgerannt und innerlich zerſpalten
Von dannen ziehn auf todesfrohen Schiffen;
Wir folgen doch des Geiſtes Allgewalten,
Am Steuer ſteht als Lootſe der Gedanke
Und Freiheit heißt der Pol, auf den wir halten!
Uns kümmert's nicht, ob um uns ſchwindelnd wanke,
Was einſt geweſen, ob in Schutt und Staube
Zuſammenſtürze jede alte Schranke;
Der heil'ge Geiſt in uns iſt keine Taube,
Verſöhnlich ſchattend mit den weichen Flügeln,
Im Mund ein Blatt von grünem Friedenslaube;

Ein Adler iſt's, der, los von allen Zügeln,
Zur Sonne ſchießt, nicht mehr von ihr geblendet,
Um auszuruhn auf ihren letzten Hügeln.
Ihr Heiland ward jedweder Zeit geſendet,
Ein eigener, und ihr ein Ziel gegeben,
Nach dem ſie ringt, ob ganz, ob bald vollendet.
Ihr ſchriebt in Münſtern nieder euer Leben,
In Stahl und Eiſen gingen die gerüſtet,
Ein Thron, ein Kreuz war jener And'ren Streben.
Uns hat nach einer neuen Frucht gelüſtet,
Und andre ſind die Waffen, ſind die Thaten,
Als jene, darin eure Zeit ſich brüſtet.
Verlaſſen ſtehn die heimiſchen Penaten,
Die Scholle heißt uns nicht mehr Vaterland,
Und ſtatt nach Stämmen zählen wir nach Staaten.
Ein ſchneidend Schwert liegt blank in unſrer Hand,
Die ſchärfſte Wehr, die je ein Held geſchwungen,
Das Wort, das die Idee ſich frei erfand.
Du ſelber biſt ein Mann der Neuerungen,
Und unſer Demiurg ward deine Preſſe,
Der Mächte mächtigſte, weil nie bezwungen.
Hörſt du ſie pochen, die Dämonen-Eſſe,
Und wie es drinnen glüht von den Geſchoſſen,
Den Pfeilen für die neuen Herkuleſſe!
Wähnſt du, vergebens ſei das Blut gefloſſen
Von Tauſenden, die für ihr Zion ſtarben,
Eh' ſie den Honig Kanaans genoſſen?
Zähl' auf den Stirnen des Gedankens Narben
Und, tiefer als von Schwertſtreich, jene Wunden,
Die rothgetränkt des Banners Siegesfarben!
Krank iſt die Zeit; doch, glaub's, ſie muß geſunden,
Nicht Alter lallt aus ihren ſchweren Wehen,
Nein, Jugend, ſo an Altes noch gebunden.
Einſt zog's die Väter, die wir nicht geſehen,
Nach Oſten hin zu Salems frommen Zinnen,
Und wo auf Golgatha die Kreuze ſtehen;
Wohlan! Auch uns iſt etwas zu gewinnen,
Ein heilig Grab, das man uns weggenommen,
Und der Meſſias ſchläft, die Freiheit, drinnen.
Wir ſind, wie ſie, berufen und gekommen,
Des Herren Krieger, doch in neuem Zeichen,
Und unſre Oriflamme iſt entglommen.

Ob wir an's Land, an das gelobte, reichen,
Ob auf dem Zuge unſre Beſten ſterben?
Wir wiſſen's nicht, — nur, daß wir nimmer weichen!
Uns ſchickt das Feld nicht, das wir friedlich erben,
Wir wandern aus, ein neues zu entdecken,
Das unſer iſt, dieweil wir's uns erwerben.
Siehſt du es wimmeln auf den weiten Strecken,
Am Strand von Fahnen, auf dem Meer von Segeln,
Und alſo fort bis in die fernſten Ecken?
Hoch drüber ſchwebt ein Heer von Sturmesvögeln,
Sich an die Taue klammernd, an den Maſt,
Gedanken ähnlich, ledig aller Regeln,
Gedanken, ja! die du beflügelt haſt,
Daß ſie lebendig eine Welt umſchwingen,
Hinflatternd ſonder Widerſtand und Raſt.
Hohl geht die See; ſie wird uns nicht verſchlingen,
Und thäte ſie's, die Vögel fliegen weiter,
Um die Idee unſterblich fortzubringen.
Ade, du Vaterhimmel, blau und heiter,
Ade, Geliebte! dort auf hohem Söller;
Gott will es!! Drum heran, ihr Brüderſtreiter,
Vom Ufer donnern nach die Abſchiedsböller!

Weniger Poet, aber mehr Charakter, als Dingelſtedt, iſt Robert Prutz, geb. 1816 zu Stettin, der ſich vielfach in den Wiſſenſchaften umgethan und mit zwei Trauerſpielen „Carl Bourbon“ und „Moriz von Sachſen“ auch das Theater betreten, ſeine echteſten Dichtergaben aber allem Anſcheine nach in ſeiner erſten Gedichtſammlung niedergelegt hat. Hier war von einer Tendenz noch keine Rede, ſondern es entfaltete ſich darin unbefangen und unabſichtlich ein fröhlicher, ſchön und kühn in die Welt hineinblühender Dichterfrühling, der Roſen trieb, wie „die badende Königin“.

Wenn der Mond am blauen Himmel mitternächtlich aufgegangen,
Und die Wellen leiſe murmeln, wie von Schlaf und Traum befangen,
Steigt die ſtolze Königstochter nieder an des Meeres Strand
Und des Haares goldne Locken löſt ſie mit geſchäftiger Hand;
Löſt des Buſens züchtgen Schleier, und mit durſtig langen Zügen
Athmet ſie die kühlen Lüfte, die vom Meer herüberfliegen;
Leiſe zögernd ſinkt der Mantel und mit nacktem Götterleib,
Vor ſich ſelber ſüß erröthend ſteht gebeugt das edle Weib.
Schüchtern netzt ſie kaum die Zehe, herzhaft dann die weißen Glieder

Taucht ſie tief mit raſchem Sprunge in die lauen Fluten nieder,
Daß ſie rauſchen, daß ſie ſprudeln, und in gierig ſüßer Luſt
Schmiegt die flücht'ge Meereswoge feſt ſich an die volle Bruſt.
Und die See beginnt zu brauſen! Wie von Liebesluſt gezogen,
Drängen ſtürmiſch ſich an's Ufer alle Wellen, alle Wogen,
Und mit klaren, klugen Augen ſchaut der freundliche Delphin;
Denn er fühlt mit Einem Male warm das kalte Herz erglüh'n.
Hörſt du's klagen aus der Tiefe? Mädchen! aus den weiten Höhen
Hörſt du's liſpeln, hörſt du's locken, wie mit ungeſtümem Flehen?
Mädchen! haſt das Meer entzündet, und die Geiſter aus dem Grund
Bannt herauf dein Schwanenbuſen, bannt herauf dein Roſenmund.
Ach! es ſind die muntern Knaben, ſind die Ritter, die vor Jahren
Blondgelockt in üpp'ger Jugend über See fernher gefahren,
Da im Kreis die Becher gingen, da die muntre Cither klang,
Bis das Meer, das nie verſöhnte, Schiff und Rittersmann verſchlang; —
Männer ſind es, Heldengreiſe, ſtark an That und groß von Namen,
Die zur Meeresſchlacht gerüſtet feindlich hier zuſammenkamen;
'S iſt der blonde Fiſcherbube, deſſen Lied du oft gehört,
Den zum kalten Todesſprunge deiner Reize Macht bethört!
Ach! ſie ſeufzen, ach! ſie klagen; denn ſie liegen ſchon ſo lange
Einſam in der öden Tiefe, und das Herz ward ihnen bange:
Wellen, die von oben kommen, Flut, die aus der Tiefe quillt,
Bringen abwärts, tragen aufwärts holder Frauen Zauberbild.
Und die Luſt, die ſie genoſſen, in der Jugend Blüthetagen,
Und die Glut, in welcher eh'mals lebenswarm das Herz geſchlagen;
Alles, Alles kehret wieder, wie es war, im Traumgeſicht,
Wunſch und Sehnſucht und Begierde; aber ach! das Leben nicht!
Nun in mitternächt'ger Stunde, da die Sternlein aufgegangen,
Treibt ſie aus der düſtern Tiefe ſtürmiſch ſehnendes Verlangen:
Mädchen! haſt das Meer entzündet, und die Geiſter aus dem Grund
Wollen ruh'n an deinem Buſen, küſſen deinen Roſenmund.
Ach: ſie neigen ſich herüber, woll'n an's Herz dich fröhlich ziehen,
Und der ſtarre, todte Buſen ſoll an deinem Leib erglühen;
Aus dem halbgebrochnen Auge irrt ihr wilder Liebesblick —
Säume nicht, bald ſchlägt die Stunde, und das Meer nimmt ſie zurück! —
Doch die ſchöne, ſtolze Jungfrau höret nicht das leiſe Rauſchen,
Sieht die Geiſter nicht, die luft'gen, die im Bade ſie belauſchen:
Aus den Wellen ſteigt ſie langſam, ſchaut ſich um mit ſtolzem Blick,
Und geſalbt die goldnen Haare, geht ſie ihren Pfad zurück,
Leiſen Schritts, mit ſüßem Lächeln, wo verſteckt im duft'gen Garten
Schon die lebenswarmen Küſſe des Geliebten ſie erwarten; —
Und die armen, kalten Geiſter wenden traurend ihren Blick,
Breiten Ein Mal noch die Arme, ſinken ſtumm in's Meer zurück.

Das oppoſitionelle, agitatoriſche Dichten, wie es in ſeiner zweiten Gedichtſammlung herrſcht, entſprang bei Prutz mehr aus wiſſenſchaftlich geſtählter, verſtändiger Einſicht in die Troſtloſigkeit unſerer Zuſtände, als aus unmittelbarem Herzensdrang. Daher das Scharfe, Kalte, Genautreffende in ſeinen politiſchen — Reden, möchte ich ſie lieber heißen, als Lieder, aus denen oft ein ſpitzer Hohnblitz hervorzuckt, daher aber auch der Mangel an bewältigender Phantaſie, um welche daher der Dichter die alte deutſche Märchenwelt angeht, wenn er ſeine Gedanken in ein wahrhaft poetiſches Gewand hüllen will, wie es in ſeiner „Sage“ geſchieht:

Da ließ ich mir ein Märchen ſagen,
Ein ſeltſames aus alten Tagen,
Daß, wo ein Wandrer ward erſchlagen,
Im düſtern Wald, im öden Grund,
Da ſoll aus des Erſchlagnen Mund,
Mit warmem Blut, zu friſchem Leben,
Ein weißer Vogel aufwärts ſchweben.

Er ſchwebt empor, er ſchwebt hernieder,
Er ſträubt ſein glänzendes Gefieder
Und mächtig ſchmettern ſeine Lieder,
Wie Schlachtgeſchrei, wie Hörnerklang!
So ſingt er laut die Welt entlang,
Daß alle Thäler ängſtlich lauſchen
Und alle Bäume zitternd rauſchen.

Er ſingt, daß alle Felſen dröhnen,
Er ſingt, daß alle Lippen ſtöhnen
Und alle Herzen wiedertönen,
Und ſein Geſang iſt Mord! Mord! Mord!
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Er ſingt, daß ſelbſt die Sterne hören,
Und Erd' und Himmel ſich empören.

Und ob auch unter ſeidner Decke,
In ſeines Hauſes ſtillſter Ecke,
Der Mörder zitternd ſich verſtecke,
Die weiße Taube ſingt ihn wach!
Die weiße Taube fliegt ihm nach,
Und ob die Felſen ihn verſteckten,
Und ob die Wogen ihn bedeckten!

Da wird kein Netz, kein Garn gefunden,
Kein Köder will dem Vogel munden,
Kein Pfeil kann ſeine Bruſt verwunden.
Er iſt bald hier, bald iſt er da —!
Und immer fern und immer nah,
Und alle Nächte, alle Tage,
Tönt ſchmetternd ſeine Todtenklage!

Bis daß ſie den Erſchlagnen fanden,
Bis daß ein Rächer aufgeſtanden,
Bis daß der Mörder liegt in Banden
Und bis ſein Blut gen Himmel ſprang!
Da wird es ſtill, da ſchweigt der Klang,
Da ſinkt das leuchtende Gefieder
Als Blüthenſchnee zur Erde nieder. —

O alte Märchen, alte Sagen,
Wie paßt Ihr doch zu unſern Tagen!
Die Freiheit iſt's, die man erſchlagen,
Die bleich und ſtumm im Sarge liegt:
Doch aus dem todten Munde fliegt
Die weiße Taube unſrer Lieder —
O Taube, wann, wann ſinkſt du nieder?

Gehen die bisher genannten politiſchen Lyriker auf dem Liedercothurn einher, ſo hat ſich dagegen der Hoffmann aus Fallersleben den Liederſoccus angethan, um, durch den Machtſpruch der Gewalt vom Amt entfernt, als moderner Rapſode Deutſchland zu durchziehen und auf Markt und Gaſſe ſeine „unpolitiſchen Lieder“ zu ſingen, vom ſohlledernen deutſchen Kathederſtolz deſavouirt, aber willkommen allüberall in Haus und Hütte. Der Hoffmann iſt ein wirklicher Sänger, der dichtet nicht, er ſingt. Wie ihm in frühern Tagen ſeine Naturbetrachtungen und Liebesgefühle gleich als Liederſchmetterlinge von den Lippen gaukelten, ſo jetzt ſeine Mahnungen an das deutſche Volk und ſeine Verſpottungen des deutſchen Michels. Dabei iſt er harmlos wie ein Kind, voll guten Muthes wie ein Jüngling, erfahrungsreif wie ein Mann. Und das Volk kennt er, ja, das kennt er und weiß recht gut, wie bei ſelbem der Ernſt nie Eingang findet ohne den Spaß, weiß recht gut, wie auf ſelbes ein launiges, den Nagel auf den Kopf treffendes Wort tauſendmal nachhaltiger wirkt, als aller rhetoriſche Donner, ein naturwüchſiger Witz erfolgreicher einſchlägt, als hundert künſtliche Coloſoniumsblitze. Schau einmal, wie er das ſieche Pietiſteln und wortſchwallige Vaterlandsliebeln durch die lyriſche Heckel laufen läßt:

Das neue Jeruſalem.

Welch ein kindlich frommes Streben!
Welch ein inniger Verein!
An dem Theetiſch —
Wenn ein heilig reines Leben!
Welch ein Gottverſunkenſein!
An dem Theetiſch.

Wenn ſie ein Tractätchen leſen,
Nimmt die Seele höhern Schwung,
An dem Theetiſch —
Und es ſchwelgt ihr ganzes Weſen
In der Gottvereinigung
An dem Theetiſch.

Ihres Glaubens ſüße Blüthe
Duftet wie die Roſenflur
An dem Theetiſch —
Lauter Milde, Lieb' und Güte
Träuft von ihren Lippen nur
An dem Theetiſch.

Wie ſie ihren Bräut'gam preiſen,
O die Gottesbräutlein fein!
An dem Theetiſch —
Ihn und ſich mit Andacht ſpeiſen
Und mit heil'gen Melodei'n!
An dem Theetiſch.

Alles, was den Körper nähret
Und erquicket, wird verſchmäht
An dem Theetiſch —
Ihre Augen ſind verkläret,
Jeder Blick iſt ein Gebet
An dem Theetiſch.

Ach, kein Mund vermag zu ſprechen
Was entzückt die Seele ſchaut
An dem Theetiſch —
Und das Herzlein möchte brechen
Jeder frommen Gottesbraut
An dem Theetiſch.

O daß meine Seele wüßte,
Wie ſie würd' auch ihnen gleich
An dem Theetiſch —
Aus dem Sodom ihrer Lüſte
Käm' ins liebe Himmelreich
An dem Theetiſch!

Auf der Bierbank.

Welch ein Leben! welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht
Auf der Bierbank —
Unſre Sitten, unſre Zeiten,
Nein, ſie ſind fürwahr nicht ſchlecht!
Auf der Bierbank.

Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Geſinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu Nichte,
Und der Freiſinn wird geſtählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeſchichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

O wie ſind wir treu verbunden,
Gutes Muths und gleichgeſinnt
Auf der Bierbank —
O die ſüßen lieben Stunden,
Warum fliehn ſie ſo geſchwind!
Auf der Bierbank.

Deutſchland iſt noch nicht verloren!
Deutſchland ſtrotzt von Kraft und Geiſt
Auf der Bierbank —
Allem ſei der Tod geſchworen,
Was nur welſch und undeutſch heißt,
Auf der Bierbank.

Was bei Hoffmann zur epigrammatiſchen Spitze wird oder zum bald luſtig einhertirilirenden bald brenneſſelartigen Liedlein, breitet ſich in den »Liedern der Gegenwart« und in den »Cenſurflüchtlingen«, deren Verfaſſer Gottſchall, welcher auch den Ulrich Hutten dramatiſch feierte, in blumenreicher Rhetorik aus. Eine weit innerlichere, tief aus dem eigenſten Weſen herausproducirende Natur iſt J. G. Deeg, deſſen Talent die öffentliche Stimme nicht mit Unrecht als ein granitkräftiges und granitkörniges bezeichnet hat. Er iſt ein recht unmittelbar aus Natur und Volk hervorgeſproßter poetiſcher Schößling, deſſen Lebensgeſchichte wieder einmal beweiſen kann, durch welche Hemmungen des äußern Lebens die deutſchen Dichter meiſtens zur Hingabe an ihr inneres ſich durchringen müſſen. Laß' dir dieſe Lebensgeſchichte von dem Dichter ſelbſt erzählen, wie er ſie durch Vermittlung eines Freundes mir mitzutheilen die Güte hatte: „Ich ward am 8. Oktober 1814 auf einem Weiler im Voigtland ein paar Minuten von der ſächſiſchen und böhmiſchen Grenze entfernt, Zech genannt, geboren. Meine Aeltern waren unbemittelte Bauersleute. Schon früh und ſo lang ich mich zurückerinnern kann, wirkte mein alter ehrwürdiger Großvater erweckend und bildend auf mich ein, deſſen Liebling, als älteſter ſeiner lebenden Enkel ich war. Im Laufe meines 7ten Jahrs ſtarb mein Vater und weil ich während ſeiner Krankheit und bei ſeinem Tode ſehr ungebährdig war, nahm man mich aus dem älterlichen Hauſe und that mich zu einem kinderloſen Oheim in dem ganz nah gelegenen Bauerndorfe Prex. Hier blieb ich auch bis zu meinem Uebergang auf das Gymnaſium, der mir nur durch dieſen Oheim, der bei der Ueberbeſcheidenheit der Umſtände der ganzen Gegend für einen wohlhabenden Mann galt, möglich ward. Unterricht erhielt ich in einer Winkelſchule, deren Leiter ein alter in den letzten Jahren lahmer Müller war. Daß im Stock ein summum principium der Unterrichtsmethode beruhte, iſt bei ſo bewandten Umſtänden begreiflich. Bei mir ward er nun zwar nicht als eine Nachhülfe zu Lernen und als gedächtnißſtärkendes Mittel gebraucht, denn was zu Lernen war, kam mir wie angeflogen, weil aber meine Natur durchaus nicht zu den friedſamſten und frömmſten gehörte, wie mir mein Schulmeiſter gar oft vor der ganzen Schule bezeugte, ſo ward mein unſchuldiger Buckel ꝛc. behufs der Austreibung des innen ſitzenden neckiſchen und biſſigen Kobolds mehrfach weidlich zerdroſchen. Während des Sommers war in der Woche blos an einem Tag zwei Stunden Schule, die übrige Zeit ward ich zu jeder angemeſſenen Feld- und Landarbeit, hauptſächlich aber zum Hüten des Viehs auf der Weide verwendet. Das waren die ſchönſten Tage, denn da war ich mit meinen Ochſen und Kühen und mit einem Buche allein im Walde und unabhängig, wie es meiner wilden Natur entſprach. Schon als kleiner Bube war ich auf Bücher verſeſſen und bediente mich derſelben als einer Spielwaare: man beſchwichtigte mich damit, wenn mir Etwas fehlte ꝛc. Durch eine adlige Familie in der Nähe, die ich durch Zufall kennen lernte, bekam ich um mein zwölftes Jahr Schiller u. drgl. in die Hände, ein Pfarrvikar verſchaffte mir eine teutſche Geſchichte, ja ſogar Werners: die Entſtehung des Menſchen aus Naturkräften, eine Ueberſetzung von **Cicero de natura Deorum** fiel mir in die Hände. Um dieſelbe Zeit ward die Winkelſchule organiſirt und ich hatte noch ein Jahr lang bis zu meiner Confirmation Gelegenheit, den Unterricht eines jungen Schulkandidaten zu genießen. Auch der dort im Schwunge gehende Pietismus berührte mich flüchtig (auf ungefähr 4 Wochen), während der Zeit meiner Confirmation, da der Geiſtliche, dem ich für die Vorbereitung zum Abendmahl in die Hände fiel, ein wirklich frommer Mann war, der durch ſein ſpecielles Wohlwollen gegen mich und durch die wunderbaren Büchlein, die er meiner Leſeneugierde unterbreitete, Einfluß auf mich gewann. Derſelbe Geiſtliche brachte es endlich bei meinem Oheim dahin, daß er ſich im December 1828 entſchloß, mich ſtudiren zu laſſen und ich empfing deßhalb 1829 Privatunterricht von einem Candidaten der Philologie in Hof. Im Herbſt deſſelben Jahres ward ich in's Gymnaſium daſelbſt aufgenommen. Mathematik und teutſche Sprache (ſpäter Altteutſch) wurden dort meine Lieblingsfächer. Ein ſchwärmeriſches Freundſchaftsverhältniß zu einem Schüler einer höhern Claſſe Namens Wolfrum weckte zuerſt, neben der Lectüre des Jean Paul, meine Luſt an poetiſchen Productionen. Ein früheſtes Erzeugniß war Thomoſo Aniello, das mir aber keine Lorbeern, ſondern den Vorwurf, ich hege rebelliſche Geſinnungen, von Seiten meiner Vorgeſetzten zuzog. 1835 ging ich nach München auf die Univerſität. Dort hörte ich eifrig Schelling und Thierſch, beſuchte die Glyptothek und die Gemäldegalerie und ging viel mit Künſtlern um. Im Herbſte 1836 lernte ich in Hof auf Ferien **Dr.** Wirth kennen, der viel dazu beitrug, meine poetiſche Neigung auf vaterländiſche Gegenſtände zu lenken. Damals und bis 1837 hörte ich mediziniſche Collegien. Oſtern 1837 begab ich mich nach Heidelberg und nach einiger Zeit des Kampfes entſchloß ich mich endlich im Jahre

1839, mich ganz der Literatur und Poeſie zu widmen.“ Wir haben in der Sammlung von Deegs Gedichten eine mit der von Sallet verwandte. Auch ſie bauen ſich zu einer Scala auf, die, auf kindlich frohgemuther Naturauffaſſung ruhend, hineinreicht in die ernſteſten Fragen der Gegenwart. Aber wie ſein Singen von Luſt und Leid des eigenen Herzens ein ganz mannhaftes und eigenthümliches iſt, ſo verliert ſich auch ſein Erfaſſen der Zeitfragen durchaus nicht in die politiſche Stegreifpoeterei, wie ſie jetzt gäng und gebe zu werden angefangen, ſondern tritt rhetoriſchen Prunks entäußert, durchweg ſelbſtſtändig und gedankenſtraff auf. Ich möchte von ſeinen patriotiſchen Liedern und deren Form ſagen: es ſind deutſche Herzbluttropfen, die in ein blankes Erzgefäß niederfallen; ſo z. B. folgende vier Sonette:

1.

An Ketten angelegt ein ſtolzer Leue,
Umſchwirrt von Raben, die in's Aug' ihm hacken,
Von Adlerklau'n umkrallt den mähn'gen Nacken,
So liegt es da, Teutſchland, das freie, neue.

Sie wiſſen, daß den Hahnenruf er ſcheue,
Drum kräh'n die Wärter, will er grimmig packen
Die Ketten — ihm erliſcht des Zornes Flacken
Und ruhig liegt er wieder auf der Streue.

Einſt ſollen Wetter zwar die Luft erfüllen,
Die Adler und die Raben flieh'n beklommen
Und Angſt wird manchen Gängler überkommen,

Wenn jener kaum dem Sturm entgegenbrüllen.
Da ſpringt er auf und bricht die Kett entzwei,
Hui, Wärter fort! ein Löw', ein Löw' iſt frei!

2.

O teutſches Wort, du Wort von ſtarkem Klange,
So wie das Volk biſt du der Erd' entſprungen:
Du haſt dich tüchtig durch die Zeit gerungen
Dir ſelbſt getreu, nie folgend fremdem Zwange!

Du warſt ein Schwert im rüſt'gen Geiſterdrange,
Ein blitzendes, von Luthers Hand geſchwungen
Und hell am fränk'ſchen Schilde hat's geklungen,
Als Leſſing Bahn brach reinerem Geſange.

Und jetzt? Der Stahl ſoll nicht zum Blinken nur
Und auch zum Eſſen dienen nicht alleine,
So wird das Schwert zum Dolche denn geſchliffen —

So will es die verkrüppelnde Cenſur,
Daß Zorn nur in heimtück'ſcher Hüll' erſcheine
Und daß gekämpft wird mit Banditenkniffen.

3.

Er ſitzt am Steintiſch noch in Felſenhallen
Der alte Schläfer mit dem rothen Barte
Und reichlich läßt ſein Haupt, das dichtbehaarte,
Die Locken um den Kaiſermantel wallen.

Und einen Mahnruf hört man widerhallen,
Die Menge pocht am Fels, die buntgeſcharte,
Erlaubt iſt's nun huldreichſt, die langgeſparte
Begeiſt'rung darf ein Bischen lauter ſchallen.

Er nickt und ſchläft! o ſtill mit blindem Lärmen!
Ihr wißt das Wort ja nicht, ihn aufzuwecken;
Und mich gemahnt's, als ſolle dieſes Schwärmen

Von andren Pfaden ab die Wandrer necken.
Der Freiheit Stab allein mit goldnem Knauf
Sprengt donnernd des Kyffhäuſers Pforten auf.

4.

Es wird ein Tag ſein, da die Höhen wanken,
Da Fürſten mit verhüllten Kronen knieen,
Da blut'ge Schwerter Nachts am Himmel ziehen,
Da krachend, ſplitternd brechen alle Schranken.

Es wird ein Tag ſein, da die Tempel ſchwanken
Und Prieſter, die ſich heißer „Weh“ geſchrieen,
Nun mit zerriſſenen Gewändern fliehen,
Erſchreckt vom Sturm der ſiegenden Gedanken.

Dann wird ein Tag ſein, da wie eine Roſe
Des Volkes innre Schönheit ſich entfaltet
Bei freiem Wechſelſpiel der freien Geiſter.

Das wird der Tag ſein, da der Mitwelt Looſe
Mein Vaterland mit frommer Hand verwaltet,
Gar herrſchgewaltig als Gedankenmeiſter.

Daß Deegs Talent des raſch quellenden lyriſchen Guſſes und Fluſſes ermangelt, hat er ſelbſt erkannt und ſich deßhalb ſeinem eigentlichen Beruf, dem Drama zugewandt, wo er einen „Witukind“ in Ausſicht ſtellt, der ein Nationalwerk zu werden verſpricht. Eine ſtarke poetiſche Wahlverwandſchaft mit Deeg las ich aus dem Manuſcript einer Gedichtſammlung heraus, die demnächſt unter dem Titel „Kerker und Liebe; aus den Papieren eines Amneſtirten“, erſcheinen wird. Ich möchte nur wünſchen, „der Amneſtirte“, der wirklich im Kerker geliebt und gedichtet, möchte ſich auch Deegs Formſchöne angeeignet haben, denn dieſe kommt bei politiſchen Gedichten doppelt in Betracht. Das ſehen wir deutlich genug an den chriſtlich-germaniſchen Manifeſten des conſervativen Troubadour Emanuel Geibel, der übrigens der Einzige iſt, welcher unter den ſchweifwedelnden Hof- und Kammerſängern, die ſich neuerdings gegen die demokratiſche Poeſie aufgethan, den Dichternamen wirklich verdient. Aber nicht durch ſeine königlich preußiſche Hofpoetencharge, nicht durch ſein Umherziehen und Vorleſen in ariſtokratiſchen Salons hat er ſich dieſen Dichternamen erworben, ſondern dadurch, daß er in die blutleere Nichtsnutzigkeit unſeres geſellſchaftlichen Treibens, in das eintönige Geraſſel der materiellen Intereſſen herein manch' einen ſo vollen und warmen Seelenſtral klingen ließ, wie vornehmlich ſein „Minnelied“:

Es gibt wohl Manches, was entzücket,
Es gibt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der ſich mit Blumen ſchmücket,
Die goldne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das ſchafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgenſonne,
Als Roſenblüt' und Lilienreis;
Das iſt getreu im tiefſten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Von der nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein ſolches Gut beſchieden,
Der freue ſich und ſei getroſt,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tost.
Mag alles Leiden auf ihn ſchlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie iſt ihm Hort und ſichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin der Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh im Sturm.

Doch ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magſt du ſie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt verſteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt.
Dann iſt dein Leben ein geweihtes,
In deinem Weſen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raſchen Fluten
Fühlſt du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magſt im Du.

Das iſt die köſtlichſte der Gaben,
Die Gott dem Menſchenherzen gibt,
Die eitle Selbſtſucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O ſüß Empfangen, ſel'ges Geben!
O ſchönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was ſonſt Verluſt;
Je mehr du ſchenkſt, je froher ſcheinſt du,
Je mehr du nimmſt, je ſel'ger weinſt du —
O gib das Herz aus deiner Bruſt.

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln ſanft um deinen Mund,
Und all' dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir iſt's nicht kund.
Wie wenn zwei Büſche ſich verſchlingen,
Aus denen junge Roſen ſpringen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und Keiner merkt, aus weſſen Zweigen
Die hellen und die dunkeln ſteigen:
So iſt's; du fühleſt nur: Es blüht.

Es blüht, es iſt ein Lenz tiefſinnen,
Ein Geiſteslenz für immerdar,
Du fühlſt in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind ſtärker als die Aſchenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umſonſt der Tod den Köcher,
So trinkſt du aus der Liebe Becher
Den ſüßen Wein: Unſterblichkeit.

Nun zum Schluß unſerer literariſchen Correſpondenz, die du mir als einen großen Liebesdienſt anrechnen mußt, meine Freundin, denn, glaub' mir, in einem Zug fort literariſche Berichte abzufaſſen, das iſt eine Sache, die Einen zuletzt ganz dämiſch macht. Ich begreife jetzt, wie es kommt, daß die großen kritiſchen Fabriken der Firmen Cotta und Brockhaus ſo ſchlechte Waaren liefern. Kritiſiren und immer Kritiſiren, ſchon das Wort klingt troſtlos hölzern, kahl novemberlich, und ich verarg' es unſern Recenſenten von Amts und Brots wegen von nun an nimmer, daß zwiſchen den Zeilen ihrer lebens- und literaturmüden Artikel die Verſe des Goethe'ſchen Schäferliedes: „Wir ſind herunter gekommen und wiſſen doch ſelber nicht wie" — ſtets wehmüthig hervorblicken. Apropos bei Goethe, über den muß ich dir doch noch ein Wort ſagen, daß er nämlich, wie Byron und George Sand die Erzeuger, ſo der Erzieher unſerer modernen Literatur iſt. Byron brachte das bewegende Princip alles modernen Seins und Lebens, den Zweifel, zuerſt poetiſch zum Bewußtſein, zeugte ihn dichteriſch. George Sand empfing dieſen echten Menſchenſohn der Neuzeit, trug ihn nicht unter, ſondern in ihrem großen Frauenherzen und gebar ihn dann in nackter Wahrheit aus ihrem Geiſte. Goethe's Schriften gaben Anleitung zu einer ſchön ſinnlichen Erziehung des unbändigen Kindes, welches die Schranken fahler Abſtraktionen niedertretend und die chineſiſchen Mauern ſocialer Lügen durchbrechend frei und frank die frohe Botſchaft brachte: die ſchöne Erde iſt da für euch, werdet doch wieder recht heimiſch auf ihr und genießet ſie! Dieſe frohe Botſchaft machte ſich langſam, aber ſicher, vorerſt polemiſch geltend in Societät und Literatur. Der Grund zu ihrer poſitiven Gültigkeit iſt in letzterer durch die immer feſter auftretende Erkenntniß gelegt, daß die Poeſie ohne Sinnlichkeit eine inhaltsbare und markloſe Schwebelei, daß aber geſunde Sinnlichkeit nur im Volksleben zu Hauſe. Sie trägt denn auch bereits gute Früchte, dieſe Erkenntniß

Die Poeſie fängt an, aus der dünnluftigen Sphäre der Abſtraktion, wo ihr der Athem ausgeht, in ihre Urheimat herabzuſteigen, in das Volk, und wenn die Engländer theilweiſe durch Bulwer, vorzüglich aber durch Dickens meiſterhafte Schilderungen der Volkzuſtände erhalten haben, denen ſich der geniale Franzoſe Eugène Sue mit ſeinen prächtigen und furchtbaren „Pariſer Myſterien“, aus denen die entſetzensvolle Wahrheit hervorpredigt wie mit Feuerzungen, angeſchloſſen und der phantaſievolle Pole Czaykowski mit ſeinen trefflichen Nationalgemälden, — ſo haben wir Deutſche in jüngſter Zeit durch Spindler, Jeremias Gotthelf, Willkomm, Auerbach, Weill und Rank deutſche Volksgeſchichten erhalten, die erwarten laſſen, daß unſere Literatur von der vornehmen Blaſirtheit, die noch ſo viel in unſern Romanen umhergähnt, ſowie von der rationaliſtiſchen Unzulänglichkeit oder lyriſchen Zerfloſſenheit, wie ſie den Dramen von Gutzkow, Laube, Kühne, Marggraff, Moſen, Kuranda, Bauernfeld und Halm, weniger in denen von Michael Beer, Georg Büchner und Hebbel, keine rechte dramatiſche Befriedigung gewährend auftritt, geneſen und zur produktiven Energie erſtarken werde. In ländlicher Stille, in dörflicher Abgeſchiedenheit mag ſie ſich vorbereiten, triumphirend, verſöhnungsmächtig und genußfreudig mit einem thatenreichern, freiern und weiſern Geſchlechte — das erſtehen muß, weil der liebe Herrgott ſeine ſchöne Welt doch wohl nicht zum Verfaulen gemacht haben kann — in die kommenden Jahrhunderte hineinzuſchreiten.

Dieſe Hoffnung und die innigſten Wünſche für dein Beſtes im Herzen, ſag' ich dir: Lebewohl, meine Angela!

BIBLIOTHEC.
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

An eine Frau . . . . Seite 9

Einleitung 15

1. Ein Pole 19
2. Zwei Todte 42
3. Schwäbiſche Dichter 66
4. Heinrich Heine 101
5. Jung-Deutſche 124
6. Karl Lebrecht Immermann 153
7. Dietrich Chriſtian Grabbe 171
8. Friedrich Rückert 197
9. Franzoſen 216
10. Dichtertrias aus Oeſtreich 235
11. Dichtende Frauen 285

12. Trelawney und der neue „große Unbekannte“ 305
13. Ferdinand Freiligrath 322
14. Julius Moſen 334
15. Leopold Schefer, Friedrich von Sallet, Eduard Duller . . 349
16. Karl Spindler 369
17. Politiſche Lyrik 387

Würtemberg

im Jahre 1844.

Würtemberg

im Jahre

1844.

Druck und Verlag der **Steiner**'ſchen Buchhandlung
in **Winterthur**.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Willibald.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Deine Worte: Gieb mir ein Lebenszeichen! die du mir nach jahrelangem Verſchollenſein aus einem Winkel des Orients zuſandteſt, trafen mich gerade, als ich mich anſchickte, mir aus der bunten Karte des deutſchen Staatenbundes — an welchem dermalen mehr faul iſt, als dazumal an dem Vaterland des fetten Liebhabers Ophelia's — das Königreich Würtemberg herauszuſchneiden, um es mit anatomiſcher Kaltblütigkeit, deutſch-lederner Unparteilichkeit und ruhiger Objektivität zu unterſuchen.

Kaltblütigkeit, Unparteilichkeit, Objektivität? wirſt du ausrufen, ſeit wann haſt du dich denn mit dergleichen Dingen angethan?

Aber nur ruhig, mein Guter. Ich will dich nicht mit der Auseinanderſetzung behelligen, wie es gekommen, daß ich keine

Verſe mehr mache und all den jugendlichen Thorheiten, die damit zuſammenhängen, Valet geſagt: dir genügt die einfache Benachrichtigung, daß ich ein recht kühler, nüchterner Beobachter der geſellſchaftlichen Zuſtände geworden bin und, ſtatt wie früher mit ganzer Seele dieſelben mitzuleben, mich jetzt begnüge, dann und wann von dieſen Zuſtänden Portraits zu entwerfen, die ganz und gar nicht geſchmeichelt, deren Zeichnung allerdings trocken, deren Farben grell und hart ſind, denen man aber die Wahrheit deſto weniger wird abläugnen können. Freilich, die Maſſe derer, die ſich ſo gerne allerlei Illuſionen vormachen, ſo allerliebſt in eine hohle Begeiſterung ſich hineinlügen und vor lauter Wortnebel die Dinge nie in ihrer nackten Wahrheit und Wirklichkeit ſehen, dieſe Beräucherer ihrer eigenen Eitelkeit und der ihrer Zeit werden wenig Gefallen finden an Schilderungen, deren ich dir in vorliegenden Blättern über Würtemberg eine Probe zuſende, welche du als das verlangte Lebenszeichen empfangen magſt.

Ein düſteres, bitteres, troſtloſes und hoffnungsbares Lebenszeichen! wirſt du ſagen, nachdem du geleſen. Mag ſein, aber ich vermochte dir nichts Troſtvolleres und Hoffnungsreicheres zu ſenden. Die Berichte, welche du hier über Würtemberg erhältſt, ſind das Reſultat ruhigſter, gewiſſenhafteſter Prüfung; der Standpunkt, von welchem aus ſie abgefaßt ſind, iſt weder der republikaniſche, noch der ſervile, weder der katholiſche, noch der proteſtantiſche, weder der ſogenannte zeitgemäße, noch der reaktionäre, es iſt der rein thatſächliche. Aber eben dieſer, keinerlei Brillen vertragende, Standpunkt gewährt weder freudige Anſichten der Gegenwart noch frohe Ausſichten für die Zukunft. Und wenn ich, in der Abſicht, den Blick zu erfriſchen und zu erholen, ihn hinauslenkte über die engen Gränzen Würtembergs in die weiten Länder Europa's, mein Gott, da wandte er ſich gerne wieder zurück, denn all das Unerquickliche, all das Elend, all der Jammer, dem er hier entfliehen wollte, begegnete ihm dort wieder, nur abſchreckender noch und in rieſenhaftern Umriſſen. Wie ſollteſt du alſo verlangen können, daß meine würtembergiſchen Briefe hoffnungsgrün und freudigroth?

Mag die Welt ſich in Täuſchungen gefallen, ich habe die meinigen mit ſchonungsloſer Hand entzwei geſchlagen. Nimmer ſoll ein gleißend Ideal über die Noth der Wirklichkeit mich täuſchen, nimmer ein blendender Zukunftstraum über die jammervolle Gegenwart hinwegſchmeicheln. Ueberwölbt, wie von demantenem Kerkergewölbe, von der ungeheuren, achtzehnhundertjährigen Illuſion, welche man die abſolute Religion zu nennen beliebte, ſcheint ſich die Geſellſchaft vornehmlich ſeit dem vorigen Jahrhundert leidenſchaftlich mit Illuſionen zu beſchäftigen. Da hatten wir die Illuſion der Aufklärung, der Philanthropie, der geheimen Orden, dann die blutige Illuſion von 1793, hierauf die der Befreiungskriege und heiligen Allianzen, ſpäter die der Romantik. Das Jahr 1830 eröffnete eine neue Reihe von Illuſionen, worauf die conſtitutionelle, dann die nationale, welche letztere beſonders uns Deutſchen erſchrecklich viel zu ſchaffen machte. Gegenwärtig ſucht ſich die Menſchheit mit aller Gewalt in eine illuſoriſche, freie und ſchöne Zukunft hineinzuphantaſiren. Glück zu!

Während aber die Phantaſten von den Herrlichkeiten dieſer Zukunft ſingen und ſagen und mit zukünftiger Freiheit und Gleichheit gar unmäßig dick thun, muß ſich der geſunde Menſchenverſtand nach den Bürgſchaften der Möglichkeit einer ſolchen Zukunft fragen. Wo ſind ſie? Ich ſehe ſie nicht: ich ſehe nur die Erde wimmeln von Millionen „ohne Brot und Recht“, ſehe nur den Boden düngen mit dem Schweiß und den Thränen eines zur Beſtie herabgedrückten und demzufolge auch beſtienhaft gewordenen Geſchlechtes von Sklaven, über welchem ſich von dem blödſinnig hochmüthigen Spießbürger an bis hinauf zu den Herrſcherlingen von Gottes Gnaden eine feſtgeſchmiedete Stufenleiter von Tyrannen erhebt; ich ſehe keine Liebe, kein Erbarmen, ſondern nur grinſenden Neid und ſchmachbedeckten Egoismus; ich vernehme keine Stimme der Milde und des Bruderſinnes; ich höre nur das Seufzen der Ueberliſteten und das ſchadenfrohe Gelächter der Ueberliſtenden; in mein Ohr klingt nicht das nahende Donnergeroll ſtrafender Gerechtigkeit, ſondern nur das anmaßliche Sporenraſſeln mittelalterlichen Junkerthums und das ſeelenverkäuferiſche Klirren des materiellen Geldſacks — und will je ein Stral der Freiheitsſonne durch den zukunftverhüllenden Dunſtkreis des gegenwärtigen Elends brechen, ſo eilt die zahlloſe Herde der ſchwarzen Unholde, dieſen ungewiſſen, zitternden Stral mit dem fanatiſchen Qualm ihrer Rauchfäſſer wieder in Nacht und Nebel zu bergen, während der luſtige Fliederwiſch des aller Thatkraft ermangelnden Liberalismus da und dort in lächerlich eiteln Sprüngen durch die Finſterniß hinführt, um ſeinen Gegnern zum Ergötzen und zum Geſpötte zu dienen.

Daher kommt es, mein Willibald, daß ich nicht mehr zu den Traumeſpinnenden, Gläubigen und Hoffenden gehöre.

* * *

Würtemberg.

> Mit dem Confect und dem Liqueur der Schmeichelei verdirbt man Völker wie Fürſten. Brod und Wahrheit, Waſſer und Klarheit — das iſt mein Spruch.
>
> Börne.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Die Stände.

Ein Gefühl des äuſerſten Mißmuthes und Widerwillens ergreift mich unwillkührlich, indem ich daran gehe, dir über die landſtändiſchen Verhältniſſe in unſerm Würtemberg Bericht zu erſtatten. An keinem Theile des Staatslebens frißt der Wurm, der von dem deutſchen Marke zehrt, ſo ſichtlich und eckelhaft, wie an dieſem. Die Kammerverhandlungen ſind zum leeren Frazzenſpiel herabgeſunken, für welches außer den „Dukatenſchnappern“ *) ſelbſt keine Seele mehr ſich intereſſirt, denn ſie werden auf ſo pedantiſch langweilige Weiſe geführt, daß die Gallerie gähnt, der Leſer die Berichte des Schwäbiſchen Merkurs überſchlägt, und die offiziellen Protokolle gerade ſo viel Abnehmer zählen, als Perſonen ſie geſchenkt erhalten.

---

*) Jedes Mitglied der 2ten Kammer erhält täglich 5 fl. 30 kr. Diäten.

Betrachtet man dagegen die lebhafte Theilnahme, womit in Baden das Volk die Debatten ſeiner zweiten Kammer verſchlingt (wiewohl auch die badiſche Kammer im Grunde Nichts weiter ausrichtet, als die würtembergiſche), ſo treibt mich ſchon das Schamgefühl zur Unterſuchung der Quellen ſolcher Geſunkenheit, die ich dir ehrlich aufdecken werde.

Würtemberg iſt von einem populären König regiert, der als Nachfolger ſeines Vaters, als Kämpfer in den vulgo Befreiungskriegen und als Organiſirer des Chaos, welches ſein Vater durch den Würfel des Krieges behalten und gewonnen hatte, leicht im Stande war, ſich durch einige Humanität und Rechtlichkeit beliebt zu machen. Dazu kommt, daß er im abſolutiſtiſchen Anfang ſeiner Regierung (1816 -- 1819) einigermaßen conſtitutionelle Geſinnungen hegte und mit den conſtituirenden Reichsſtänden über eine erträgliche Verfaſſung eins wurde, daß er ſich gleich darauf den Anmaßungen der deutſchen Großmächte auf der Frankfurter Tagſatzung durch ſeinen Geſandten und in einem Circular an ſeine Mitſtände widerſetzte, ſo wie endlich, daß er, weil von den deutſchthümelnden Demagogen von 1823 nicht nur nicht angefeindet, ſondern ſogar ausgezeichnet, die demagogiſchen Unterſuchungen nach mäßig langer Betreibung mit Gnadenakten ſchloß. Daher blieb er bei der nichtsdenkenden Maſſe, beſonders des Landvolks, auch dann noch populär, als er ſeiner Verfaſſung zuwider den Karlsbader Beſchlüſſen gegen die deutſche Preſſe und dem Cenſuredikte unweigerlich beitrat. Durch dieſen Akt war der Nerv des conſtitutionellen Lebens in Würtemberg entzwei geſchnitten und es erfolgten auch alsbald Preßprozeſſe und Preßverurtheilungen. Hiezu kam, daß ſich ein großer Theil der Oppoſition auf den verfaſſunggebenden Landtagen für den Staatsdienſt gewinnen ließ und zu einem vortheilhaften Frieden mit der Regierung die Hand bot. So geſchah es, daß von dem erſten Landtage nach beſchworenem Verfaſſungsvertrag bis 1833, alſo dreizehn Jahre lang, die ſtändiſchen Geſchäfte ſich hinſchlichen, ohne das würtembergiſche Volk weiter zu berühren, als durch ihre Ergebniſſe, die Geſetze nämlich, welche im Regierungsblatt zu leſen waren. Das altwürtembergiſche Ausſchußweſen trat wieder in ſeine Bedeutung. Jede regelmäßige ſtändiſche Seſſion, welche alle drei Jahre ſtattfindet, hinterläßt nämlich einen größern, aus zwölf, und einen engern, aus ſechs Repräſentanten beſtehenden Ausſchuß, wovon der engere während der Zwiſchenzeit zwiſchen den Seſſionen in permanenter Thätigkeit bleibt, die Rechenſchaftsberichte über conſtitutionelle Fragen, Vorfälle und Staatsrechnungen für das Plenum der Stände abfaßt und mit der Regierung im Namen der Stände communicirt. Wie groß der Einfluß dieſer Sechsmänner auf ihre Collegen iſt, erkennt man leicht, wenn man bedenkt, daß ſie das Produkt der Majorität beider Kammern im Zuſammentritt ſind, daß ſie bei ihrer ununterbrochenen Anweſenheit in der Reſidenz mit den bedeutendſten Staatsmännern und höchſten Collegien conferiren, alſo in den geheimern Gang der Regierung und Verwaltung eingeweiht werden müſſen. Nicht minder begreift ſich's von ſelbſt, wie wichtig es für das Cabinet iſt, ihm ergebene Geſchäftsmänner in dieſen engern Ausſchuß zu bringen, was ihm, wie die Sachen ſtehen und da der König zwei Ausſchußmitglieder, die Präſidenten, eigentlich ſelbſt wählt, jederzeit unſchwer gelingt. Die alte Ausſchußpraxis bewährte ſich denn auch zwölf Jahre hindurch, zuletzt unter den Namen **Mohl**, **Feuerlein** und **Gmelinn**, als eine rein miniſterielle. Der Landtag verſank in Lethargie und der Bauernſtand meinte, man brauchte eigentlich gar keine Volksvertreter, es genüge an dem Könige, welcher in der That mehrmals und noch im Jahre 1833 von mehreren Wählern zu ihrem Repräſentanten gewählt wurde. 1833 waren es, wie ich glaube, nur Pietiſten des Maulbronner Oberamts, die dieſes conſtitutionelle Stücklein aufführten. Wäre es ſchwäbiſche Ironie geweſen, könnte man ſich's gefallen laſſen, aber es war leider Gottes ſtupider Sklavenernſt.

Von ſeinem, aus der Beliebtheit des Monarchen entſtandenen Siechthum erhob ſich der conſtitutionelle Geiſt des Landes einigermaßen unmittelbar nach der Julirevolution und dem Polenkampfe, welche bei den ſtädtiſchen Bevölkerungen, d. i. bei den Bürgern im engern Sinne, vielfache Sympathieen weckten. Allein durch eine pfiffige Berechnungsweiſe der dreijährigen Landtagsperioden brachte das Miniſterium heraus, daß 3 mal 4 = 13 iſt, berief zu Anfang des verhängnißvollen Jahres 1832 die ſchon im Herbſt 1831 neugewählte Kammer nicht, proklamirte mit einer, von dem Bundestag verworfenen, Klauſel die Frankfurter Junibeſchlüſſe von 1832, wodurch die ſtändiſchen Rechte und manches andere Recht ſo gut wie vernichtet werden, und verhinderte ſo den gleichzeitigen Einklang der bairiſchen, badiſchen und würtembergiſchen Kammern, welche einander die Hände reichend zweifelsohne mit Nachdruck den Bundesübergriffen ſich entgegengeſtemmt und das Palladium der öffentlichen Freiheit, Volksverſammlungs- und Aſſociationsrecht ſammt Aufhebung der Cenſur, nachhaltig errungen hätten. Ja, bei Haus Würtemberg haben ſich die Herren Metternich und Nagler zu bedanken, daß ſie damals mit einem blauen Auge davon kamen, und wäre Oeſtreichs Undank nicht ſo weltverrühmt, ſo würde ich erſtaunen, daß ſein Faktotum in der neueſten Zeit es wagt, aus katholiſchen Beweggründen den Mann von dem würtembergiſchen Miniſterium des Innern wegkabaliren zu wollen, der damals, wiewohl ein Bürgerlicher, ſeine Sporen ſo ritterlich für die conſervativ-monarchiſche Sache verdiente. Ich meine Herrn von *) Schlayer. Ueber ihn ein Mehreres in einem meiner folgenden Briefe, was Betreffs ſeiner hier berührt werden muß, iſt, daß er 1832 nach kurzer Verwaltung der Herren Kapf und Weißhaar das Departement des Innern antrat.

Das gemäßigt liberale Miniſterium Kapf hatte bei den Wahlen von 1831 ſchlechte Geſchäfte gemacht; es hatte geſchehen laſſen, daß die Mehrzahl der Volkswahlen auf Männer fiel, die dem herrſchenden bureaukratiſchen Syſtem und der polizeilichen Bevormundung der Bürger feindlich entgegenſtanden.

---

*) In Würtemberg gewähren gewiſſe Dienſtkathegorien den Perſonaladel, der nicht weiter vererbt.

Wenigſtens in Alt-Würtemberg war dieß der Fall, denn hier hat man von jeher die Verhältniſſe beſſer gekannt und, wenn auch gewöhnlich mit der Fauſt im Sack, eine ſcharfe Kritik über die Staatsruderer geübt, während den Neu-Würtembergern immer noch die klare Einſicht in die Verhältniſſe des Landes abgeht, dem ſie einverleibt worden, weßhalb ſie ſich von ihren Beamten meiſt auch in ſolchen Dingen gängeln laſſen, wo ſie ſelbſtſtändig aufzutreten befugt und im allgemeinen Intereſſe verpflichtet wären.

Noch wirkte die Begeiſterung der beiden vorangegangenen Jahre nach, als am 15ten Januar 1833 die neue Kammer einberufen wurde. Die Vorzeichen waren ominös. Der König eröffnete, wie man ſagt aus Widerwillen, den Oppoſitionsdeputirten, namentlich Paul Pfizer, die Hand zu reichen, nicht in Perſon die Verſammlung. Bald darauf fand bei der Legitimation der Wahlen die Beanſtandung von vier Gewählten ſtatt, welche, im Jahr 1824 als Demagogen verhaftet und auf den Aſperg zum Verhör geſteckt, zu größerer oder geringerer Feſtungsarreſtſtrafe verurtheilt worden waren. Zwar hatte der König ſie nicht nur begnadigt, ſondern auch in ihre bürgerlichen und Ehrenrechte wieder hergeſtellt; da jedoch nach dem frühern Geſetz jede Feſtungsſtrafe „mit angemeſſener Arbeit“ verbunden war und ein Verfaſſungsparagraph beſagt, daß Niemand zum Deputirten gewählt werden dürfe, der zu einer Feſtungsſtrafe „mit angemeſſener Arbeit“ verurtheilt worden ſei, ſo wurde die Wahlfähigkeit der vier Rechtsconſulenten Rödinger, Tafel, Kübel und Wagner ſowohl von der

Regierung, als von dem engern Ausſchuß in ſeinem Rechenſchaftsbericht angegriffen; denn — calculirte man — begnadigen kann der König allerdings, aber Geſchehenes ungeſchehen machen, die Thatſache des Verurtheiltgeweſenſeins aufheben, das kann er nicht. Dieß mag logiſch genommen richtig ſein, aber politiſch aufgefaßt iſt es falſch. Es giebt nämlich in der politiſchen Sprache ein Wort, welches die Kraft hat, an die Stelle des Ungeſchehenmachens zu treten; dieſes Wort heißt Amneſtie und bedeutet Nichterinnerung. Steht nun dem König das Recht des Amneſtirens zu, ſo darf des Geſchehenen nicht mehr gedacht werden, es iſt in die Flut des Letheſtroms verſenkt und aus dem Reiche der wirkenden Urſachen geſtrichen, eben weil man nicht mehr darauf zurückzukommen, desſelben nicht mehr zu gedenken befugt iſt. Eine ausdrückliche Amneſtie war nun allerdings in den 1820ger Jahren nicht verkündet worden, und ſo behielten die Buchſtabenmänner, welche ſonderbarer Weiſe aus lauter Royalismus die Vorrechte der Krone beſchränkten, in der Beanſtandungsfrage die Oberhand. Die vier weiland Demagogen wurden ausgemerzt, indeß nur mit geringer Majorität.

Das dritte Decennium des neunzehnten Jahrhunderts zeichnete ſich durch Verhandlungen über politiſche Prinzipienfragen aus, wie das vierte ſich beſonders durch die Erörterung ſocialer Intereſſen hervorthut. Statt alſo das trockene Stroh langweiliger Geſetzesentwürfe wiederzukäuen oder in übereilter Weiſe das Budget zu bewilligen, mit einem Wort, ſtatt dem alten Schlendrian zu huldigen, begann die ſtarke und compakte

Oppoſition, ſowohl bei vorkommenden Gelegenheiten als auch in beſondern Motionen, die Grundtöne des deutſchen und würtembergiſchen Staatsrechtes anzuſtimmen und das Beſtehende mit dem Seinſollenden, die Praxis mit der Verfaſſung zu vergleichen. Der grelle Contraſt, welcher ſich aus dieſer Vergleichung ergab, kam alsbald zu Tage und zur offenen Beſprechung. Die Hauptbeſtimmungen der — wenn ſie ganz und im wahren Sinne geübt wird — ziemlich guten würtembergiſchen Verfaſſung werden nämlich, wie in allen deutſchen conſtitutionellen Staaten, ſo auch in Würtemberg keineswegs gehalten. An die Stelle der Preßfreiheit, welche ſowohl in dem würtembergiſchen Staatsgrundgeſetz als auch in dem ſchon 1817 erlaſſenen Preßgeſetz ausdrücklich garantirt und zum Motiv der weitern Preßregelung genommen iſt, hat ſich nämlich eine Cenſur, ſowohl über auswärtige als auch innere Angelegenheiten, aufgethan, welche, verwerflich und meineidig an ſich, durch die Art, wie ſie geübt, und die Perſonen, von denen ſie geübt wird, eine offenkundige Satyre auf die verfaſſungsmäßige und geſetzliche Preßfreiheit bildet und die Gedanken der Schriftſteller gleich ſchmählich zerſtört oder verſtümmelt, als ſie frech und gewaltthätig die entſcheidende Waffe der Volksrechte zerbricht.

Die Cenſurcommiſſion bilden Legationsräthe und geheime Legationsräthe, alſo Diener des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten. Man kennt dieſe Herren in kleinen Staaten. Ohne irgend einen Schatten einer Spur von Patriotismus, ohne alle Rückſicht auf die dringenden Anſprüche ihres eigenen Vaterlandes, riechen und ſchnoppern ſie in den Salons der fremden, tonangebenden Geſandten und Miniſterreſidenten umher, ſind, wie die Franzoſen von Guizot ſagen, in der That Geſchäftsträger des Auslands, und aus Furcht, da oder dort anzuſtoßen, beſtochen von den Bitten, Inſinuationen, Gunſtbezeugungen, und Drohungen der Diener fremder Mächte, vertilgen ſie jedes Wort, das auswärts verletzen oder Bemerkungen veranlaſſen könnte, ſelbſt wenn das offenbarſte Recht, das ſchreiendſte Intereſſe des eigenen Vaterlandes zu ſprechen gebietet. Sie ſind die Schildknappen aller Tyrannen des Erdkreiſes, und wie die würtembergiſchen Pfarrer auf den Kanzeln für alle Potentaten beten müſſen, für den lieben, lieben Czar Nicolaus, den elenden Großtürken, den Kaiſer von Marokko und die kleine Tigerkatze in Spanien, welche mit dem ausſätzigen, vierzehnjährigen Pfötchen Todesurtheil um Todesurtheil unterzeichnet: ſo ſtreichen die würtembergiſchen Cenſoren nicht nur Aeußerungen gegründeten Unmuths, ſondern auch unwiderlegliche Thatſachen, nicht nur Reflexionen, ſondern auch die Geſchichte, nicht nur die Ausſprüche der Publiciſten, ſondern auch die Sprüche der Bibel. Der Bund iſt groß und der Cenſor ſein Prophet! Würtemberg gehört zum deutſchen Bunde, darum ſtreichen die Cenſoren über würtembergiſche Angelegenheiten, was dem Oberbundeswächter im Lande, dem Geheimrathspräſidenten v. Maucler und der herrſchenden nepotiſchen Bureaukratie nicht gefallen könnte. Ja, die Cenſoren ſind die Allerweltsknechte und die Knechte dieſer Allerweltsknechte ſind die würtembergiſchen Bu bleiben; an dieſen geht in Erfüllung der Fluch des Korans gegen die Schiiten: „ſie werden als Eſel von den Judenhunden zur Hölle geritten.“

Gegen die verfaſſungswidrige Cenſur richtete ſich daher einer der erſten Angriffe der Oppoſition, welche ihre Beſchwerde mit äußerſt merkwürdigen Streich-Documenten belegte. Staatsrath von *Hartmann* vertheidigte die Cenſur und ein Volksvertreter, *Probſt*, als Berichterſtatter einer Majoritätscommiſſion brachte zur großen Beluſtigung aller denkenden Menſchen eine Anzahl Artikel gegen die Preßfreiheit vor. In Folge deſſen wurde er vom ſimpeln Oberamtsrichter, mit Ueberſpringung der Mittelſtellen, zum Obertribunalrath befördert! Die Kammer jedoch, obgleich in geringer Mehrzahl miniſteriell, genehmigte den Antrag des Abgeordneten *Schott*, welcher von der Regierung die Wiederherſtellung der verfaſſungsmäßigen Preßfreiheit verlangte. Der gleiche Kammerbeſchluß iſt nun dreimal an den geheimen Rath ergangen und dieſer hat — Nichts geantwortet. Das verfaſſungsgetreue Verlangen der Volksrepräſentation ſchläft in der Rumpelkammer einer Canzlei und die Cenſur wüthet nach wie vor.

Um übrigens die vereinzelten Klagen, Beſchwerden und Forderungen unter *einen* Nenner zu bringen, entſchloß ſich der berühmte Verfaſſer des „Briefwechſels zweier Deutſchen“, *Paul Pfizer*, welcher aus freiem Antrieb ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt genommen und ſich mit Unterſuchung des Bundesrechtes publiciſtiſch befaßt hatte, in ſeinem bekannten Antrag gegen die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832, deren Tendenz handgreiflich dahin geht, die kleinern und conſtitutionellen deutſchen Staaten unter die Obervormundſchaft des Bundes zu ſtellen und die ſpeziellen Verfaſſungen nur ſo weit gelten zu laſſen, als der aus inſtruirten fürſtlichen Geſandten beſtehende Bundestag mit ſeinen Edikten es geſtatten will. Dieſe Edikte lauteten, wie ſchon oben angedeutet worden, neben Beibehaltung und Verſtärkung des Preßzwanges im Jahr 1832 auf Verbot aller Vereine und Aſſociationen; ſie ſetzten feſt, daß ein deutſcher Landtag das Recht der Steuerverweigerung nicht habe, folglich ohne allen Einfluß auf die Beſetzung des Miniſteriums bleiben müſſe, und errichteten ein Bundesſchiedsgericht zur Entſcheidung von Differenzen zwiſchen deutſchen Regierungen und Ständen, d. h. ſie übertrugen dem Fürſtenbund das letzte Wort in Sachen der Volksrepräſentation. Die würtembergiſche Regierung, obgleich ſie ſich bei Publikation der Juniordonnanzen Anſtands halber ein wenig verklauſulirt hatte, erklärte ſich doch entſchieden für den Inhalt derſelben in der Kammerſeſſion von 1833, und ſo groß war der Zorn und die Beſtürzung im Cabinete über Pfizers Antrag, daß der Geheimrath in voreiliger Haſt der zweiten Kammer ein Reſcript zuſandte mit dem Anſinnen, Pfizers Antrag mit Unwillen zu verwerfen. Das war denn doch auch für die ergebene Majorität eine zu ſtarke Zumuthung.

Der Geiſt der Freiheit erzeugt, wo immer er ſich regt, vor Allem eine gewiſſe Schaam, ſelbſt bei den Servilen; auch ſie wollen den Schein des Liberalismus und der Gerechtigkeit bewahren. Es geſchah daher, daß man den gefeierten Uhſand zum Beantworter des Geheimrathsreſcriptes in der Commiſſion ernannte. Freilich „feilte", nach Uhlands energiſchem Ausdruck, die Kammer in der betreffenden öffentlichen Verhandlung ſeinen Antwortsentwurf bedeutend „aus"; aber dennoch blieb eine ſchneidende Weigerung ſtehen, denn es heißt darin: „nimmermehr würden wir uns beſtimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, die uns, noch unabhängig von unſerem Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewiſſenhafter Forſchung von Seiten ihres Verfaſſers zurückließ. Vornehmlich aber halten wir uns verpflichtet, gegen die vorgreifende Einſchreitung in den gemeſſenen Gang unſerer Verhandlungen, wie ſolche durch den betreffenden Erlaß des Geheimraths geſchehen iſt, eine Einſchreitung, wodurch uns für die erwartete Beſchlußnahme ſelbſt die Gemüthsſtimmung angeſonnen wird, ſowohl die Freiheit der Kammer, als die verfaſſungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitglieds derſelben hiemit feierlich zu verwahren." — Es wäre jedoch ein Irrthum, wenn man aus dieſer, mit Stimmenmehrheit angenommenen Antwort der Abgeordnetenkammer ſchließen wollte, daß die Oppoſition plötzlich aus ihrer Minorität getreten ſei und die Majorität errungen habe. Nicht doch. Das eben erwähnte Schaamgefühl trieb zwar mehrere Anhänger eines Juſte-milieu, die formelle Proteſtation gegen Uebergriffe des Geheimraths zu billigen, während ſie im Innern feſt entſchloſſen waren, durch Verwerfung des Pfizer'ſchen Antrags, der Sache nach, dem Miniſterium ſich gefällig zu erweiſen. Das Cabinet aber that nun den Staatsſtreich, welchen es ſchon von Anfang der Sitzungen als ultima ratio beſchloſſen hatte — es löſte die Kammer auf.

Eine ſonderbare Erſcheinung bei und nach dieſer Auflöſung iſt die, daß der Geheimraths-Präſident und der König, d. h. der König allein, denn Herr von Maucler handelte auf beſondern Auftrag des Königs und kein verantwortlicher Miniſter unterzeichnete, gegen die ſogenannten Kammerdemagogen jedenfalls rein demagogiſch verfuhren. Schon in ſeiner Antwort auf die Dankadreſſe, wie man ſerviler Weiſe in unſerer Monarchie die ſtändiſche Paraphraſirung der Thronrede nennt, hatte der König zu der Kammerdeputation geſagt: „Indem ich in meiner Thronrede meine Geſinnungen vertrauenvoll und feſt gegen mein Volk ausgeſprochen, habe ich auch mit Rührung vernommen, daß dieſe Worte von meinen Unterthanen mit Dankbarkeit aufgenommen worden ſind. Wenn die Kammer der Abgeordneten dieſe Geſinnungen in ihrer heutigen Adreſſe theilt u. ſ. w. Der König trennte demnach in offenbar formell verfaſſungswidriger Weiſe die grundgeſetzlichen Stellvertreter des Volkes von dem Volke ſelbſt, indem er es auf ein „wenn“ ankommen ließ, ob die Abgeordneten, welche doch das einzige conſtitutionelle Organ des Volkes, alſo das Volk ſelbſt ſind, die Geſinnungen des Volkes theilten, während er dagegen die wahren Geſinnungen des Volkes von ſeinen Beamten zu erfahren wähnte; ja er ging noch weiter, er ſchickte, auf beſondern Befehl von Maucler unterzeichnet, der aufgelöſten Kammer ein unverantwortliches Manifeſt an die würtembergiſche Bevölkerung nach, worin er jene erſte Kammer von 1833, ſeinen geweſenen Mitfaktor in der Geſetzgebung, verunglimpfte und ihr Gehäſſigkeit gegen die Regierung, welche nur das Beſte des Volkes wolle, vorwarf. Die königliche Abſicht war offenbar, auf die neuen Wahlen agitirend einzuwirken. Weil König Wilhelm I. allerdings populär iſt, ſo gelang ihm dieſer, von ſeiner ganzen Beamtenwelt unterſtützte, Plan: in den neuen Wahlen ſetzte die Regierung einige weitere ihrer Candidaten durch und verlor das Volk einige Vertreter; das Manifeſt war alſo ein geſcheidter Streich. Neun Jahre ſpäter verſuchte der gute Herr von Blittersdorf mit dem Großherzog von Baden denſelben Handſtreich, der aber umgekehrt ausfiel, folglich dumm war.

Die Controversſchriften der würtembergiſchen Regierung nannten den aufgelösten Landtag den „vergeblichen", weil er nur Geld gekoſtet und materiell Nichts genützt habe; denn die materiellen Intereſſen ſtellte die Regierung den geiſtigen ſchnurſtracks gegenüber, nach bekannter Schreiberlogik, obwohl es die Oppoſition auch nicht ſo übel mit den Geldbeuteln ihrer Mitbürger meinte, wie die Regierung, indem erſtere auf Herabſetzung der Penſionen, geringere Beſoldung der höchſten Staatsbeamten, Ermäßigung des Militairetats, dieſes deutſchen Finanzruins, und Beſchränkung des lächerlich überflüſſigen diplomatiſchen Corps drang. Auch zu den koſtſpieligen Hoch- Waſſer- und Brückenbauten aus den angeblichen Ueberſchüſſen des Staatseinkommens ſah ſie nicht gut, weil die betreffenden Techniker ſich maßloſe Ueberſchreitung der Voranſchläge zu Schulden kommen ließen und die Miniſter aus dem Reſerveſend einen Staatsluxus entwickelten, welcher der ungemeinen Bauluſt des würtembergiſchen Regentenſtammes ſchmeichelt.

Die Auflöſung der Stände, die mit ſo auffallenden Umtrieben von Seiten der Regierung und ihrer Angſtdiener, im Land umher verbunden war, regte den Bauernſtand auf, deſſen träger Schollennatur jeder Wahlkampf zuwider iſt und der ſich gewöhnlich von ſeinen Schulzen willenlos gängeln läßt. Schon darum fielen die neuen Wahlen etwas miniſterieller aus. Noch mehr aber trug zur Dämpfung des conſtitutionellen Geiſtes in Würtemberg, wie allwärts in Deutſchland, der Racheterrorismus bei, womit nach dem Frankfurter Attentat vom 3ten April 1833 die Centralunterſuchungscommiſſion des Bundes alle Länder des deutſchen Volkes heimſuchte. In dieſes große Inquiſitionsnetz, das ſich von dem projektirten Eiſenbahnnetz dadurch unterſcheidet, daß es wirklich und ſchnell zu Stande kam, wurde, mit dem beſten Willen ſeiner Regierung, auch Würtemberg gezogen. Ein lüderlicher Offizier war das Werkzeug zur Verführung einiger Soldaten und Civiliſten, welche er hernach verrieth. Ihr Aufſtandsplan hatte auch nicht die geringſte Chance des Gelingens; dennoch verdächtigte man alle Patrioten als Theilnehmer und verhaftete Jeden derſelben, dem man nur entfernt aus irgend einem Grunde auf den Leib gehen konnte. Es wurden nämlich um jene Zeit einige, meiſt ſehr unverfängliche, Flugſchriften verbreitet, welche theils die neue Wahlangelegenheit, theils öffentliche Rechtsfragen und Staatsformen überhaupt beſprachen. Nun warf der Stuttgarter Criminalrichter, der ſpäter die Unterſuchung auf Hohenasperg commiſſariſch leitete, alle diejenigen, welche er der nähern oder entferntern Betheiligung bei einer dieſer Flugſchriften zu verdächtigen wußte, mit den paar Verſchwörern zuſammen, ließ da und dort im Lande, vornehmlich aber in der Hauptſtadt, verhaften und ſchleppte ſeine Opfer, weil in Stuttgart der Raum zu eng, die Bewachung zu unſicher ſei, auf Hohenasperg. Dabei ließ man Winke fallen, daß die Vormänner der conſtitutionellen Oppoſition wohl wahrſcheinlich in den Verſchwörungsprozeß gezogen werden dürften, drohte dieſem oder jenem Bezirke mit Benachtheilungen, verſprach anderen Vortheile u. ſ. f., je nachdem die Wahlen ausfallen würden. Kurz, die Daumenſchrauben waren dem Volk angeſetzt, theils ſchon während der zweiten Wahl von 1833, theils unmittelbar nach derſelben, wozu dann noch die Verhaftung der Tübinger Burſchenſchaft im Anfang Juni 1833 kam, welche ſo viele Familien mit Trauer erfüllte. Und was trotz alledem an den Wahlen noch günſtig ausfiel, das wurde paralyſirt durch den Eindruck des Schreckens, welcher ganz Deutſchland und Würtemberg insbeſondere heimſuchte. Mit den richterlichen Gewaltsmaßregeln zuſammen hing die adminiſtrative Befehdung unzähliger nicht ſerviler Bürger, die gänzliche Epuration der jüngern Staatsdienerſchaft durch Nichtanſtellung der im Verdacht des Liberalismus ſtehenden Candidaten und Drückung oder Zurückſetzung der bereits angeſtellten, durch noch engeres Zuſammenziehen der Mundſperrketten vermittelſt der Cenſur und durch bundestägliches Verbot der Oppoſitionsjournale.

Es iſt ſeitdem, in Würtemberg wenigſtens, wieder beſſer geworden, weil der König zur Milde zurückkehrte; wenn aber damals die abſcheuliche Verfolgungsſucht zu einer Rachethat geführt hätte, ſo wäre die Nemeſis eine gerechte geweſen.

Die Oppoſition auf dem zweiten Landtag von 1833 zählte noch neunzehn liberale, oder, was Eins- und Dasſelbe, noch neunzehn wirkliche und echte Repräſentanten des Volkes. Wohl waren dieſe ein Sauerteig in den Verhandlungen, aber das Maßen- oder Metzenhafte ſchlug doch in allen Abſtimmungen bedeutend vor. So in der Reviſion des Bürgerrechts-Geſetzes, welches den Gemeinderäthen viel zu viel Einfluß auf die Verheirathung der Armen ertheilt, namentlich aber in der jammerſeligen Nachgiebigkeit, womit die Abgeordnetenkammer der Kammer der Standesherren wich, als 1836 der Geſetzesvorſchlag über die Ablöſung der Feudallaſten verhandelt wurde. Der Regierungsentwurf hatte für die Ablöſung von Frohnen, Leibeigenſchaftsgefällen, Bannrechten u. ſ. w. den ſiebzehnfachen Betrag feſtgeſetzt. Offenbar hätte nun der demokratiſche Faktor der Geſetzgebung auf den fünfzehnfachen (welcher in der That auch der erſte Gedanke des bürgerlichen Miniſteriums geweſen!) herabgehen ſollen, ſtatt deſſen aber ließ er ſich auf den zwanzigfachen und endlich gar auf den zweiundzwanzigfachen ſteigern, obgleich einmal in der zweiten Kammer ausgeſprochen worden war, daß mit der Annahme des zwanzigfachen Betrags die Conceſſionen der Volksrepräſentanten an die Vertreter der berechtigten Grundherren in der erſten Kammer ihre Endſchaft erreicht haben ſollten und obgleich ſelbſt der gemäßigte Prälat von Pahl einmal äußerte, wenn die Herren nicht um ſolchen Preis ablöſen laſſen wollten, ſo ſollte man getroſt das Geſetz fallen laſſen, die Ablöſungen dürften bald gratis erfolgen. Allein ſo groß war die Geſetzesfabrikationsluſt und die Furcht, ohne Reſultat debattirt zu haben, daß man lieber das Intereſſe des Volkes preisgab und die Ehre der Volksvertreter durch Zurücknahme förmlich gefaßter Beſchlüſſe compromittirte, als daß man ſich nachſagen ließ, Nichts zu Stande gebracht zu haben.

Hier iſt der Ort, auf einen bedeutenden Mangel in der Geſchäftsordnung der öffentlich berathenden zweiten Kammer Würtembergs aufmerkſam zu machen. Die Kammer hat keine Rednerbühne und eine äußerſt mangelhafte Weiſe, Geſetzesentwürfe allgemein d. h. in der Totalität ihrer Beſtimmungen vorher zu berathen, bevor die einzelnen Paragraphen zum Beſchluſſe kommen. Von der übertrieben monarchiſchen Vorausſetzung ausgehend, daß der Geheimrath kein Geſetz beantragen könne, welches nicht in der Hauptſache angenommen werden müſſe, hemmen die Regierungscommiſſäre und andere Adjutanten der Gewalt in der Kammer gewöhnlich die allgemeine Berathung und erzwingen eine ſpecielle der Paragraphen vom erſten bis zum letzten. Ergibt ſich nun nach mehrmonatlichem Debattiren und Beſchlüſſen, daß vielleicht erſt der achtzigſte Artikel den wahren Geiſt des Geſetzes enthält, welchen die zweite Kammer verwerfen ſollte, dann wird ſo lange über Zeitverluſt, unnöthiges Geldausgeben und mißbilligende Kritik der Committenten gejammert, bis man ſich endlich accommodirt; deßgleichen, wenn die erſte Kammer nach vollſtändiger Berathung in der zweiten den Beſchlüſſen der leztern gar nicht beitritt, oder ſelbe modifizirt. Kommen dann die abweichenden Beſchlüſſe der Standesherren bei den Volksrepräſentanten ein, ſo müſſen dieſe, um ihre Zeit nicht verſchwendet zu haben, auf erbärmliche Weiſe Palinodien ſingen, wie 1836 in der Ablöſungsfrage, in dem Budget, das doch die erſte Kammer nur in Summa berathen darf und in dem Strafgeſetz von 1838.

Hatte im Jahr 1833 vornehmlich die Regierung eine ſcharfe Sprache geführt und die liberalen Volksvertreter in ihren Abſichten durchkreuzt, ſo übernahm von 1838 an die Kammer der Standesherrn dieſe Rolle. Die Herren Pairs von Würtemberg ſind in Dingen, welche ihre Intereſſen nicht berühren, regelmäßig miniſteriell, ſobald aber der Fall eintritt, daß die Geſetzgebung ſie in irgend einem Punkt unangenehm berührte, ſo dürfen Regierung und zweite Kammer ſich auf den entſchiedenſten Widerſpruch gefaßt machen, obgleich die Prinzen und mehrere hohe Staatsbeamte, Leztere als lebenslänglich vom König ernannte Mitglieder, in der erſten Kammer ſitzen. Sei es Sympathie, ſei es Gleichgültigkeit von Seiten der an des Monarchen Perſon gebundenen oder von ſeinem Willen abhängigen Mitglieder — die Standesherren von der Gnade des Wiener Friedens ſpielen die Hauptrolle in der erſten Kammer. Nachgeborne Söhne des hiſtoriſchen Unrechts, ſind ſie ihrem Weſen nach ariſtokratiſch, katholiſch und ein ganz neu eingepfropftes Reis auf den proteſtantiſchbureaukratiſchen Stamm von Alt-Würtemberg. Wenn die Regierung, welche ſie eben nicht ſehr liebt, erkennt, daß ſie ihren Kopf auf Etwas geſetzt haben, ſo weicht ſie ihnen aus, wie ein Frachtwagen einem Betrunkenen. So ließ ſie ſich z. B. 1836 den Entwurf eines Expropriationsgeſetzes von ihnen verwerfen. Sie ſchlug ſich bei abweichenden Beſchlüſſen der Deputirtenkammer in andern Geſetzesberathungen auf ihre Seite, vertheidigte z. B. den zweiundzwanzigfachen Ablöſungsbetrag, nachdem ſie ſelber nur den ſiebzehnfachen vorgeſchlagen hatte, und verhinderte nicht, daß in das Strafgeſetzbuch ein die Jagdbeſitzer übermäßig begünſtigender Strafartikel ein geſchmuggelt wurde.

So befand ſich denn die Volksrepräſentation nach dem Erwachen der erſten Kammer zu geſteigerten Anſprüchen in einer doppelten Klemme zwiſchen Monarchismus und Ariſtokratismus, während ihre Hauptſtütze, die Theilnahme des Volkes, immer mehr zuſammenbrach Noch lebte zwar die Oppoſition der Neunzehn, unter welchem ſich neben den ſchon gelegentlich erwähnten Vormännern beſonders noch Römer, ein Mann von unerbittlich logiſchem Geiſt und ſtreng republikaniſcher Seele, hervorthat. Sie vertheidigte Schritt für Schritt den conſtitutionell demokratiſchen Boden, allein was vermochte ſie auszurichten, überſtimmt, wie ſie war, von einer ſervilen Majorität, verdrängt aus dem Ausſchuſſe, unterdrückt von dem Bund, geknebelt von der Cenſur, ohne Macht, Bürgerverſammlungen zu berufen, und verbittert durch die Lauigkeit der Maſſen? Sie erfuhr die Schmach, daß in ihrer Anweſenheit im Strafgeſetzbuch notirt wurde, das man drakoniſch nennen könnte, wenn man es nicht lächerlich finden müßte. Es iſt dieß ein echtes Schreiberſtrafgeſetz, das dem gemeinen Mann Entſetzen vor der Nähe des geringſten Beamten, ja des Bettelvogts einflößt, weil dieſer jeder Kleinigkeit wegen auf Verletzung der Amtsehre klagen kann; ein Vergehen, auf welches unſinnig ſtrenge Strafen geſetzt ſind.

Das Strafgeſetz von 18$\frac{38}{39}$ iſt der Triumph des Maucler'ſchen Bureaukratismus; der Bürger iſt da an und für ſich Nichts, er wird nur Etwas, wenn er Beamter iſt. Der gegenwärtige Chef des Juſtizdepartements, damals Obertribunalrath von Prieſer, ſetzte deßhalb auch bei der Kammer in Betreff politiſcher Vergehen noch ſtrengere Strafen durch, als urſprünglich im Entwurf lagen; überhaupt ging das Geſetz aus den Händen der Stände weit verſchärfter hervor. Die Praxis der Gerichte tritt bereits in mancher Beziehung mildernd dazwiſchen. Aber was ſoll das heißen? Kann man es einen geordneten Zuſtand des Gerichtsweſens nennen, wenn da, wo das Geſetz ein Todesurtheil ausſpricht, gewöhnlich auf zwanzigjährige oder lebenslängliche Zuchthausſtrafe angetragen wird? Stimmt die Beibehaltung des Prügelns zu unſerem Jahrhundert? Iſt der Zwang zur Denunciation nicht eine abſichtliche Verderbung der öffentlichen Moral? Führen die ungeheuer elaſtiſchen Strafdauerbeſtimmungen nicht zu richterlicher Willkür? Hatte die Kammer auch eine genaue Kenntniß der Strafanſtalten?

Um es kurz zu faſſen, die 1833ger Oppoſition fand ſich durch ihre Machtloſigkeit in Prinzipienfragen und durch die Schaam über das Zuſtandekommen derartiger Geſetze ſo mit Widerwillen erfüllt, daß ſie 1838 beſchloß, ſich nicht mehr wählen zu laſſen. Wenn das kleine, aber ſcharfe Manifeſt, von welchem mir ein Zufall Kenntniß verſchaffte, von einigen ihrer Mitglieder herrührt, ſo waren die Motive ihres Zurücktretens einerſeits der Wunſch, die eigene Individualität vor der Vermengung mit einer ſervilen Majorität zu retten, andererſeits die Erwartung eines ſtaatlichen Peſſimismus. Niemand ſteht das Recht zu, die Freiheit des Einzelnen Betreffs der Entſchließung, ob er Kammermitglied werden wolle oder nicht, zu bekritteln. Darum tadle ich weder die Oppoſition noch lobe ich ſie Bezugs dieſes Willensaktes. Aber das würtembergiſche Volk tadle ich, daß es 1839 eine Ständeverſammlung wählte, welche das non plus ultra der Nullität darbot. „Figuren von Pappelholz“ ſchalt ſie ſpottend in einer fingirten Annonce das würtembergiſche Volksblatt: der Beobachter, — „Amtsverſammlung“ höhnte ſie der Volkswitz. In der That beſtanden die Vertreter des ſchwäbiſchen Kernvolkes meiſt aus Schultheißen, den ergebenen Knechten der Oberbeamten, und aus proviſoriſch angeſtellten Schreibern, welche durch Jaſagen Beförderung ſuchten. Dieſe Kammer hat in den drei wichtigen Fragen: der katholiſchen Beſchwerde, der Strafprozeßordnung und Eiſenbahnſache gethan, was die Regierung nur immer wollte. In allen dreien iſt nichts Erkleckliches zu Stande gekommen; zwei, die Eiſenbahn- und die katholiſche Frage ſchweden noch; die Regierung ſelbſt ſchwankt, denn ſie iſt von der Intelligenz des Volkes mittelſt ſeiner Repräſentation nicht unterſtützt; die öffentliche Beredtſamkeit verſchwand, indem ſelbſt die Regierungstalente ohne den anregenden Widerſpruch einſchliefen — Summa Summarum: Würtemberg ward mit ſeinen Ständen ein Geſpötte des Auslands. Neue Wahlen müſſen zwar heuer noch vorgenommen werden, da ſich aber Niemand rührt, als die katholiſche Partei, ſo wird in politiſcher Beziehung der Kammerjammer aller Wahrſcheinlichkeit nach fortdauern.

2.

Diplomatiſche Verhältniſſe und auswärtige Angelegenheiten.

Daß ich meinen Brief über die diplomatiſchen Verhältniſſe und auswärtigen Angelegenheiten Würtembergs gleich dem über das landſtändiſche Weſen anreihe, das, mein lieber Freund, hat ſeine inneren Gründe und einen Cauſalzuſammenhang; denn von auswärtsher datirt ſich die innere Verlegenheit, erklärt ſich die ſtupende conſtitutionelle Illuſion.

Würtemberg mit ſeinen 1,600,000 Einwohnern und ſeinen 359 Quadratmeilen bildet zwar keinen Staat von numeriſchem Belang, allein ſeine Lage, ſeine Geſchichte und der Charakter ſeiner Bevölkerung müßten ihm in Deutſchland eine viel höhere Bedeutung ſichern, ſo die äußere Politik energiſcher und volksthümlicher geleitet würde. Das würtembergiſche Volk iſt der Kern des trefflichen, originellen Schwabenſtamms, welcher durch Intelligenz, Willenskraft und Gemüthsreichthum in aller

Welt berühmt und beliebt ward, wenn ihm auch ſeine Genieſtreiche — die unſterblichen Schwabenſtreiche — manche Satyre zuzogen, welche von den Schwaben ſelbſt, zum Beweis, daß ſie wirklich Humor beſitzen, am ergötzlichſten gehandhabt worden in der edeln Geſchichte von den ſieben Schwaben. Der Urſprung der würtembergiſchen Fürſten verliert ſich in ferne Jahrhunderte. Die würtembergiſchen Grafen blühten neben den Hohenſtaufen, deren Erben in Schwaben ſie geworden. Sie ſtanden im deutſchen Reiche hoch in Ehren und der letzte derſelben wäre nicht bloß Herzog, ſondern auch deutſcher Kaiſer geworden, ſo er nicht einen ſolchen Ruf von Thatkraft und Einſicht um ſich verbreitet hätte, daß die Churfürſten bei ihrem Streben nach Ungebundenheit, vor einem Kaiſer, wie er, ſich ſcheuten. Der Herzog von Würtemberg bildete mit dem Churfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen das Triumvirat, das an der Spitze des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen Kaiſer Karl V. zur Vertheidigung der proteſtantiſchen Religionsfreiheit auftrat. Lange war der ſchwäbiſche Kreis die Hauptſtärke und Vormauer Deutſchlands gegen franzöſiſche Invaſionen; der Herzog von Würtemberg aber ſtand dieſem Kreiſe als Kreisoberſt vor. Selbſt beſchränkt durch eine Verfaſſung und durch Landſtände, welche die öffentlichen Gelder des Hofkammer- und Kirchenguts verwalteten, beſchränkten die Herzöge von Würtemberg alle Uebergriffe des kaiſerlichen Hofes in Religionsſachen, denn in politiſchen Dingen war der deutſche Kaiſer von ſeinen Reichsſtänden ohnehin mehr als hinlänglich beſchränkt. Je mehr aber nun die neuere Zeit der neueſten ſich näherte, um ſo heftiger wurden die abſolutiſtiſchen Gelüſte der würtembergiſchen Regenten, ſowohl ihren Landſtänden, als auch dem Reichsoberhaupt gegenüber; und der Rheinbund zerbrach 1806 für den zum Churfürſten und König erhobenen Herzog Friedrich II dieſe beiden Schranken, indem der deutſche Kaiſer abdankte und der „ſouveraine" Friedrich ſeine Landſtände ohne Weiteres zum Henker jagte. Freilich war die Souveränität des neuen Königs nur ein Schein, denn Napoleon übte ſein Rheinbundsprotektorat weit ſchärfer, als der deutſche Kaiſer ſeine Oberherrlichkeit jemals gehandhabt hatte; allein die würtembergiſchen Staatslenker hatten während der Rheinbundperiode doch das beliebte Kunſtſtück erlernt, ſich ſelbſt von Mächtigeren drücken zu laſſen und dagegen mit verzehnfachtem Gewichte das rechtloſe oder vielmehr rechtsbewußtloſe Volk zu drücken. So that König Friedrich bis zum Sturze Napoleons, zu welchem er unter der Bedingung, das unter franzöſiſchen Adlern erbeutete fremde Eigenthum behalten zu dürfen, das Seinige beitrug.

Würtemberg, welches vor der Revolution nur 190 Quadratmeilen mit ungefähr 800,000 Seelen beſeſſen, ſah ſich alſo nach dem Untergang des franzöſiſchen Kaiſerreichs faſt um das Doppelte verſtärkt. Nun trat 1816 König Wilhelm I. an die Spitze des Staates, welcher das erneuerte Verfaſſungswerk mit den conſtituirenden Ständen 1819 zu Ende brachte und überhaupt einen Rechtszuſtand und eine Ordnung in der Verwaltung des Landes theils anbahnte theils einführte. Der militairiſche Ruhm des neuen Regenten und ſein ſolider Charakter verliehen ihm unter den Fürſten des deutſchen Bundes, welcher jetzt die Stelle des Kaiſerthums einnahm, kein geringes Anſehen. Um ſo weniger hätte man erwarten ſollen, daß Würtemberg unter einem ſolchen Regenten, bei blühendem Staatshaushalt, in Friedenszeiten, während das Vertragsrecht und nicht die materielle Gewalt gilt, zu ſolcher Unbedeutendheit herunterſinken würde, zu welcher es wirklich heruntergeſunken, zu einer Unbedeutendheit, die — es klingt herb, aber iſt ein Fakt, wie die Amerikaner ſagen — die es in Deutſchland niemals hatte, ſeit hiſtoriſche Documente darüber vorhanden, und in die es nun und nimmer hätte verfallen können, wenn nicht eine unſelige, unter dem Einfluß des Geheimerathspräſidenten, Herrn von Maucler, geübte Diplomatie ſeine Energie ſyſtematiſch lähmte, jene Diplomatie nämlich, welche von Geiſt und moraliſcher Kraft Nichts weiß noch will, ſondern feige und herzlos alle ihre Schritte rein nach numeriſchen und materiellen Verhältniſſen berechnet und abwiegt.

Aus der lächerlich gewordenen „heiligen Allianz“ bildete ſich neueſtens eine „Pentarchie.“ Zwei Mitglieder dieſer europäiſchen Pentarchie ſitzen auf dem deutſchen Bundestag in Frankfurt am Main. Wenn ein Blinder ſehen kann, daß dieſe beiden deutſch-europäiſchen Großmächte ſich von den drei andern im Weltrathe den Impuls geben laſſen, ſo erkennt dagegen ein Blödſinniger, daß ſelbige dafür auf dem Bundestag — den Beſchlüſſen der Pentarchie analog — das herrſchende Wort führen, obgleich ſie bei Weitem nicht die Hälfte der Deutſchen regieren und, während die meiſten ihrer Bundesgenoſſen die conſtitutionelle Regierungsform haben, ihrerſeits nach einem ganz entgegengeſetzten Prinzip, nach dem aufgeklärten Despotismus, wie man es heißt, herrſchen. Von dieſer öſtreichiſch-preußiſchen Hegemonie datirt ſich die Impotenz aller übrigen Mitglieder des Bundes im Allgemeinen, die Nullität ihrer Verfaſſungen im Speziellen und die Ohnmacht des zurückgedrängten Volksgeiſtes, namentlich in Würtemberg.

Man glaube jedoch nicht, daß dieſes und ſein König ſo ganz widerſtandlos zur politiſchen Null herabgeſunken ſeien. Es gab eine Zeit, wo ſich die Volksvertreter gegen den überhandnehmenden Fürſtenabſolutismus zur Wehre ſetzten, es gab auch eine Zeit, wo der König die Rechte ſeiner ſouverainen Krone gegen übermächtige Alliirte zu wahren verſuchte. In der Epoche der Verfaſſungsdebatten von 1815 — 1819 regte ſich der altwürtembergiſche Genius, trotzend auf eine dreihundertjährige Verfaſſung, ſtolz auf den kräftig durchgekämpften Weltkampf, hoffend auf eine freie, glückliche, durch keinen Dränger verkümmerte Zukunft. So wurde als Palladium eines geſicherten Rechtszuſtandes jene Verfaſſung gegründet, welche geſetzliche Preßfreiheit, Steuerverwilligungsrecht, kurz die Unterpfänder der Menſchen- und Bürgerrechte feierlich garantirte, und es fehlte durchaus nicht an Männern und Organen, welche es ſich zur Aufgabe machten, die Charte mit Wort und That zu handhaben und aufrecht zu erhalten. Dem König ſelbſt war es Ernſt mit ſeiner Verfaſſung; er wollte ſie lebendig und nicht todtgeboren haben. Als daher auf verſchiedenen Congreſſen der heiligen Allianz, ohne Mitwirkung der minder mächtigen

Fürſten Maßregeln beſchloſſen wurden, welche ſowohl gegen das Recht der conſtitutionellen Völker, als auch gegen die Souverainität der Fürſten derſelben gerichtet waren, als man in Deutſchland die Preßfreiheit ſuspendirte, Centralunterſuchungen einleitete, gegen die Liberalen in Spanien und Italien intervenirte und den deutſchen Fürſten Nichts übrig ließ, als in ihren Staaten die Bundespolizeidiener vorzuſtellen: — da erhob ſich König Wilhelm von Würtemberg zur Vertheidigung ſeiner Souverainitätsrechte. Bereits hatte ſein früherer Miniſter, Freiherr von Wangenheim, als Bundesgeſandter auf dem Bundestag den Repräſentanten der kleinern Höfe einen Selbſtſtändigkeitsgeiſt einzuflößen angefangen, welcher, von einer geheim leitenden nordiſchen Macht denuncirt, den beiden Häuptern des Bundes, Oeſtreich und Preußen, höchlich mißfiel. Im Jahr 1823, dem fatalen Jahr der erſten Demagogenhetze, ging das ſtuttgarter Cabinet noch weiter; es wagte in einer Circularnote an alle ſeine Geſandtſchaften eine ſtrenge Kritik über die Politik der heiligen Allianz und ihr Verhalten gegen die kleinen Kronen auszuſprechen. Der König von Würtemberg erklärte unumwunden, daß jeder unabhängige Staat das Bedürfniß fühlen müſſe, ſeine unveräußerlichen Rechte ausdrücklich zu verwahren, ſeit die Intereſſen der europäiſchen Familie in Conferenzen geregelt und beſtimmt würden, wo nur die mächtigſten gekrönten Häupter Sitz und Stimme haben und vorher, vom Rathe der präponderirenden Höfe gefaßt, Beſchlüſſe ausgehen, über welche man ſich von Seiten der übrigen Verbündeten keiner Meinungsverſchiedenheit verſehe.

Die erſtaunten Großmächte beſtraften den widerſpänſtigen Stolz des würtembergiſchen Hofes, deſſen Stimme das gehorſame Schweigen von ganz Europa ſtörte, dadurch, daß ſie ihren Geſandtſchaften im Februar 1823 befohlen, Stuttgart zu verlaſſen. Betroffen gab der König einigermaßen nach und entfernte den Grafen Winzingerode, den Verfaſſer des anſtößigen Circulars, vom Miniſterium der auswärtiger Angelegenheiten, wie er auch den Freiherrn von Wangenheim von Frankfurt abberief, weil dieſer allzu lebhaft an der Würde ſeines Cabinets feſtgehalten hatte. Frankreich gab ſich im Laufe des Jahres 1823 viele Mühe, das diplomatiſche Interdikt, welches die drei Höfe von Rußland, Oeſtreich und Preußen über Würtemberg ausgeſprochen hatten, durch Vermittlung aufzuheben, allein der Aerger über einen derartigen Unabhängigkeitsverſuch dauerte bei den abſoluten Herren fort. Keine der drei Mächte wollte mit dem kleinen, edelmüthigen Staate wieder anknüpfen. Der Hof von Stuttgart blieb verlaſſen und leer von diplomatiſchen Botſchaftern. Wilhelm I. ertrug dieſe Iſolirung mit noblem Anſtand. Sein natürlicher Muth hielt ihn ab, die erſten Schritte zu thun; umſonſt drang Frankreich in ihn, an Kaiſer Alexander zu ſchreiben. Stillſchweigend verharrte er in der Haltung, welche das Mißfallen der Abſoluten ihm zugezogen.

Allein die Reaktion ſiegte, die Reſtauration feierte in Italien und Spanien ihren blutigen Triumph, Kaiſer Alexander ſtarb, die Oppoſition verſtummte, die Elemente, auf welche ein conſtitutioneller deutſcher Fürſt bauen konnte, wurden ſchwächer und immer ſchwächer im Volke, Bureaukratie und Schreiberregiment gewannen in Würtemberg mit Maucler und Weckherlin die Oberhand, und der König ergab ſich in die Politik der Großmächte. Auch ſeine Begeiſterung verflog mit den Jahren und unter dem trockenen Formen- und Tabellenweſen, welches auf die Conſtituirungs- und Geſetzgebungs-Epoche folgte. Er hatte die Niedertracht vieler Menſchen und die Lauheit für öffentliche Intereſſen bei der ungeheuren Mehrzahl ſeines Volkes durch bittere Erfahrungen kennen gelernt. Vielleicht auch, daß ein Traum von Größe, mit herüber genommen aus ſeinen Jugendjahren, wo „die Welt auf der Degenſpitze ruhte“, ihm in der reaktionären Proſa der Zeit vollends entſchwand. Genug, die Allianzpolitik wurde nun auch die ſeinige.

Dieſes traurige Niederhaltungsſyſtem der volksthümlichen Ideen und Inſtitutionen errang durch die Julirevolution und ihre Folgen neue Gewalt in Deutſchland, welches ſtets beſtimmt war, die volksthümlichen Erfolge der romaniſchen Nationen ohne Antheil an denſelben zu büßen, getreu dem Fluche Gottes, der Sündenbock Europa's zu ſein. Spurlos allerdings konnte Frankreichs Aufſtand gegen einen König, welcher durch Ordonnanzen die wichtigſten Beſtimmungen der franzöſiſchen Verfaſſung aufzuheben wagte, auch in Deutſchland und Würtemberg nicht vorübergehen. Hatte doch der zehnte Karl nichts Anderes an ſeinem Lande gethan, als der Bundestag an den conſtitutionellen Staaten Deutſchlands durch Aufhebung der Preßfreiheit, Beſchränkung der ſtändiſchen Befugniſſe und Nieverhaltung des liberalen Princips längſt zu thun gewagt. Frankreichs König hatte ſeinen Eid dem Volke gebrochen, wie der deutſche Bund ebenfalls theils durch Nichthaltung heiliger Zuſagen, theils durch Verkümmerung beſchworener Verträge ſeinen Eid dem Volke gebrochen hatte. Was Wunder, wenn nun auch Deutſchland, der geduldige Eſel Bileams, zu ſprechen anfing? Was Wunder, wenn es nun auch in Deutſchland manchem Patrioten, den jugendlichen insbeſondere, zu Kopfe ſtieg, daß jetzt die Zeit zu Reclamationen gekommen ſei? Was Wunder, wenn der Heldenkampf des polniſchen Volkes bei dem deutſchen, welches in jeder unterdrückten Nation ſein Ebenbild, in jeder zerſplitterten und zerriſſenen ſein eigen Schickſal wiederfindet, einige Bewegung, wenn endlich Polens tragiſcher Untergang eine geſinnungsvolle Theilnahme erregte? Wäre es doch in Wahrheit etwas Unbegreifliches geweſen, hätten jene großen Thatſachen der Geſchichte keinen ſympathetiſchen Widerhall hervorgerufen unter den vierzig Millionen, welche das zerſchliſſene Deutſchland bewohnen. Um ſo herber und ſchroffer aber ſtellte ſich in Deutſchland, wo er nie die Oberhand verloren hatte, der Monarchismus dem Demokratismus entgegen, und rächte ſich hier für ſeine Niederlagen in andern ächt conſtitutionellen Staaten. An dieſer Rache, welche ſich in der Central-Unterſuchungs- (ſchwarze) Commiſſion in Frankfurt und ihren Affiliationen in den meiſten deutſchen Ländern ihre Werkzeuge ſchuf, nahm dießmal Würtemberg, ganz einverſtanden mit den bundesgenöſſiſchen Fürſten, einen weit lebhaftern und intereſſirtern Antheil, als in den Jahren 1823—25.

Indeſſen wäre es Irrthum, wollte man die heftige Verfolgung der Preſſe und Oppoſition in dieſem Lande einzig und allein der Entdeckung einer unſchädlichen Burſchenſchaft und des kleinen, unſchädlichen Caſernencomplotts Koſeriz als Folge zuſchreiben — bah, die Regierung wußte recht wohl, daß ſie von dieſer Seite her nichts Ernſtliches zu fürchten hatte; man ſtellte beide Thatſachen nur als ungeheuren Popanz auf, um ſich an dem democratiſchen Geiſte zu rächen, welcher ſich jetzt in anderer Geſtalt, als zehn Jahre früher, in Würtemberg manifeſtirte. Die Demagogen der Reſtaurationsperiode waren nämlich der weit überwiegenden Mehrzahl nach nicht Republikaner geweſen, ſondern conſtitutionelle Monarchiſten, welche für ein großes, vereinigtes Deutſchland mit einem Kaiſer an der Spitze, ſchwärmten, und bei der ſüddeutſchen Verzweigung dieſer Kaiſerthümler war König Wilhelm I, Deutſchlands Ritter und Mitretter, der ſo eben eine liberale Verfaſſung unterzeichnet hatte, der Mann geweſen, welchem ſie den kaiſerlichen Purpur zudachten. Hatten ſich nun auch die Beſtrebungen des Männer- und Jugend-Bundes als die einer geheimen Verbindung ſtrafbar gemacht, ſo mußte doch im Gemüthe des von demſelben ſo hochgeehrten und zu ſo Großem beſtimmten Königs unwillkürlich ein Etwas zu Gunſten der Verſchwörer ſprechen, was ſie einer glimpflichen Behandlung empfahl. Nicht ſo im Jahre 1833. Kein deutſcher Regent genoß damals einer wirklichen Popularität; der weiland bürgerfreundliche Großherzog von Baden ſogar hatte durch Wiederentziehung der 1832 den Ständen gewährleiſteten Preßfreiheit den letzten Tropfen derſelben aufgezehrt. Gedanken von 1793 gährten in den demokratiſch-republikaniſchen Köpfen der feurigen Jugend; die Monarchie als ſolche — welches nun auch der jeweilige Repräſentant derſelben in dieſem oder jenem Lande ſein mochte — wurde als verderblich angefeindet und man erhob ſich zum Verſtändniß und Bekenntniß der tiefen Wahrheit, daß der beſte Fürſt der volksfeindlichſte ſei, weil er die Menſchen ihre Sclaverei lieben lehre. So bildete ſich denn dießmal in dem monarchiſchen Herzen des würtembergiſchen Königs ein wahrer, innerer Haß und Abſcheu gegen die Oppoſitionstendenzen, ob dieſe nun innerhalb der verfaſſungsmäßigen Schranken blieben oder darüber hinausſchäumten, denn er ſetzte bei allen die gleiche Tendenz voraus: Befehdung der legitimen Einherrſchaft, Umſturz des faktiſch und hiſtoriſch Beſtehenden — ja, die formell legale Oppoſition ſchien noch gefährlicher, weil man ihr gerichtlich Nichts anhaben konnte und ſie den unbeſonnenern Vorkämpfern die conſtitutionellen Angriffswaffen lieferte. Daher geſchah es, daß König Wilhelm in den 1830ger Jahren willig die Repreſſivmaßregeln annahm, welche Oeſtreich und Preußen in ihrem Reaktionseifer und anticonſtitutionellen Abſolutismus dem deutſchen Bunde diktirten. Die Frankfurter Ordonnanzen vom 28. Juni 1832 und einige ſpätere Interpretationen und Beſtimmungen der Bundesakte raubten den Verfaſſungen der conſtitutionellen Länder ſogar den letzten Schein von Wahrheit und deprimirten die Volksabgeordneten zu bedeutungsloſen Jaherren; denn verweigern ſollte keine Kammer das Budget dürfen, ſondern nur bewilligen, mochte auch ein noch ſo unbeliebtes Miniſterium an der Spitze der Staatsverwaltung ſtehen; die Cenſur wurde in ihrer empörendſten Härte auf unbeſtimmte Zeit verlängert; die miniſterielle Verantwortlichkeit verlor ihren Werth, weil ein Bundesgericht zur Entſcheidung von Streitigkeiten zwiſchen Regierungen und Kammern eingeſetzt wurde; Bürgerverſammlungen und Vereine wurden mit dem drohendſten Interdikte belegt; kurz, die Illuſion einzelner Landesverfaſſungen verſchwand vor jedem Ausſpruch der Fürſtenverſammlung zu Frankfurt; der Bund hatte ſich zum Pabſt geſtaltet, welcher mit willkürlichen Machtſprüchen ein deutſches Staatsoberhaupt von dem Eide, den es auf die Verfaſſung ſeines Landes geſchworen hatte, entbinden konnte und von den wichtigſten Beſtimmungen desſelben wirklich entband.

Es läßt ſich nicht annehmen, daß der verſtändige König von Würtemberg nicht wußte, was er that; ebenſo wenig läßt ſich glauben, daß er ohne innern Kampf das Werk, für welches er beim Antritt ſeiner Regierung ſo redlich begeiſtert war, zerſtören half, und am allerwenigſten läßt ſich denken, daß er nicht einſah, wohin es führe, wenn die präponderirenden Bundesmächte die Verfaſſungen der kleinern Staaten neutraliſirten; aber die demokratiſche Gefahr ſchien ihm die größte und nächſte, die monarchiſchen Sympathieen überwogen ſowohl bei ihm ſelbſt, als beſonders bei ſeinem unpopulären Geheimrath. Bei der Wahl, ein ſouverainer, verfaſſungsgetreuer Regent trotz dem Bunde, oder ein nach Innen ſo gut als unbeſchränkter, dagegen von Außen her politiſch mediatiſirter Fürſt zu ſein, ungefähr ſo, wie es ſein Vater im Rheinbund geweſen, bei dieſer Wahl ſiegte der Wunſch eines ruhigen, ungehemmten Waltens im Innern und die Erwägung, daß die Großmächte des Bundes viel weniger aufhören würden, ſeine Selbſtſtändigkeitsverſuche zu befeinden, als die Stände, auf ihren Rechten zu beharren. Dieſer Calcul erwies ſich, wie ich in meinem erſten Briefe gezeigt, als vollkommen richtig. Die Schwaben ſind neben dem Schilde ihrer Rechte eingeſchlafen. Würtemberg geht ſeitdem faſt blindlings mit dem Bunde d. h. mit Oeſtreich und Preußen. Die beiden Letzteren waren ſo ziemlich eines Sinnes, ſo lange Friedrich Wilhelm III. lebte. Der vierte preußiſche König dieſes Namens hat durch ſein oſtentatives Hin- und Herſchaukeln zwiſchen allerlei Syſtemen den ſtereotypen metternich'ſchen Gedanken mehr als einmal geſtört und ſich wie ſeit lange kein deutſcher Fürſt mehr lächerlich gemacht, indem er den neuen Ideen bald zulächelte, bald ſie wieder abſtieß, als ſie ſich nicht höfiſch genug gebärdeten. Fragt man, ob Würtemberg ſich mehr Oeſtreich oder Preußen zuneige, inſofern dieſe Beiden von getheilten Anſichten und Intereſſen ſind, ſo ſinkt die Schaale Preußens, nicht etwa, weil Schwaben eine Vorliebe für die preußiſche Perfidie hegte, ſondern weil es die Natur der Sache mit ſich bringt, denn 1) hat Oeſtreich bei der nächſten europäiſch-politiſchen Veränderung noch eine ſtarke Gebietsforderung an Würtemberg in petto, welche es um ſo weniger vergißt, als der oberſchwäbiſche Clerus und Adel noch fortwährend mit dem Kaiſerſtaate liebäugelt, 2) iſt Oeſtreich weſentlich katholiſch und Altwürtemberg weſentlich proteſtantiſch, 3) iſt es nicht Mitglied des Zollvereins, 4) paßt es noch weniger als Preußen zu dem politiſch und kirchlich aufgeklärten, Frankreich benachbarten deutſchen Süd-Weſten, und 5) weiß es weniger zu gleißen, zu ſtreicheln und zu ſchmeicheln, zu höfeln und zu ſüßeln, als die immer rührigen preußiſchen Agenten.

Wenn jedoch Würtemberg nicht ohne Bangen den katholiſch-ariſtokratiſchen Sturm von Oeſtreich und Baiern her nahen ſieht, ſo ärgert es ſich zugleich auch um ſo herzlicher über das falſche Preußen, welches genug gethan hat, um Würtemberg in die ultramontane Fehde zu verwickeln, und gar Nichts, um daſſelbe wieder mit Anſtand herauszuziehen, da es (Preußen) ſelbſt auf höchſt unzweideutige Weiſe ſeinen Span mit den Erzbiſchöfen von Köln, Gneſen und Poſen durch einen ſchmählichen Rückzug beſchloſſen und ſeine natürlichen Verbündeten einſam auf dem Kampfplatz verlaſſen hat. Freilich iſt Preußen mit ſeinen ſeit den ſchleſiſchen Kriegen bis 1815 neu gewonnenen, großentheils katholiſchen Provinzen ebenſo wenig mehr der unbefangene Protektor des Proteſtantismus in Deutſchland, als Würtemberg noch ein rein proteſtantiſcher Staat iſt; allein deſſenungeachtet hätte es in der ſelbſtentzündeten, religiöſen Controverſe ſich feſter und nobler halten ſollen. Deßgleichen hat auch Würtemberg, als Binnenland, nicht nur einen Grund, mit Preußens Handelspolitik unzufrieden zu ſein. Wenn nämlich letzterer Staat die Hegemonie im Geſammtbunde mit Oeſtreich theilt, ſo beſitzt er dieſe dagegen vollkommen allein im deutſchen Zollverein. Man hat ſeine Uneigennützigkeit

Betreffs der Zollgelder gerühmt; es mag ſein, daß es mehr Zollſchutzwächter bezahlt und die vermittelſt derſelben gewonnenen Summen nicht eben löwenartig mit den kleinern Vereinsgenoſſen theilt; allein was wollen einige tauſend Gulden Schmuggelpriſengelder für die Binnenſtaaten, welchen größere Ströme und die Meerſchiffahrt fehlen, bedeuten, zuſammengehalten mit den vortheilhaften Verträgen, welche Preußen als Chef des Zollvereins mit den ſeefahrenden, Kolonien beſitzenden fremden Staaten einzig und allein zu ſeinem eigenen Vortheile ſchließt? Was nützt die Parität im Kleinen, wenn im Großen der preußiſche Staat nur ſich und ſeine Etabliſſements in der deutſchen Handelspolitik berückſichtigt? Daß er dieſes thue, wurde ihm ſchon mehrfach und eindringlich nachgewieſen, und er fand ſich genöthigt, in der Preuß. Allg. Zeitung vom vorigen Jahre Nro. 177 in einem „Preußen und der Zollverein“ betitelten Manifeſt mit kalter und ſchneidender Dialektik, geſtützt auf formelles Recht und die Thatſache ſeiner materiellen Ueberlegenheit, die Klagen ſeiner Zollverbündeten zurückzuweiſen.

Wenn einmal der Adler in die Lage kommen ſollte, ſich mit ſeinen Bundesgenoſſen im Reich der Lüfte wegen überwiegenden Einfluſſes auseinanderzuſetzen, ſo könnte er keine andere Sprache führen, als folgende: „Ich habe mit euch über die Fundamentalgeſetze und normgebenden Beſtimmungen unſeres Vereins, nach inneren und äußeren Bezügen, vollkommen auf gleichem Fuße unterhandelt; Jeder von euch zählt in der Abſtimmung eins, wie ich auch, obgleich ich der Stärkſte, der

Höchſtſteigende, der in andern Reichen Angeſehenſte unter euch bin, und wenn Modifikationen in unſeren urſprünglichen Vereinsſtatuten eintreten ſollen, ſo vermag ein einziges Veto, wie einſt bei unſern polniſchen Brüdern zum weißen Adler, der einſchlagenden Beſchlußnahme mit Erfolg entgegenzutreten. Ich bin alſo **rechtlich** in unſerem Handels- und Verkehrsbunde nicht mehr, als eurer einer. Doch was kann ich dafür, daß ich der Adler bin? daß ich als Pentarch des Erdkreiſes und der ihn umgebenden Atmosphäre mit dem Löwen, dem Hai, dem Salamander und dem Menſchen noch einen weitern Einfluß ausübe, der nicht als unmittelbare und nothwendige Folge des auf vollſtändige Rechtsgleichheit gegründeten Vertragsverhältniſſes angeſehen werden kann? Ihr habt bei unſerem Zuſammenflug die lang bewährte Handels- und Zollgeſetzgebung des Adlerſtaates angenommen, weil ſie die beſte, die erprobteſte war, denn der Adlerſtaat iſt aus mehrfachen, in Intereſſen der Induſtrie und des Handels verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, gerade wie eine ſolche bunte Zuſammenſetzung auch bei eurer Vielheit ſtattfindet. Eine andere Beſtimmung unſeres Vereins lautete dahin, daß bei Aufnahme weiterer Staaten in den Verein und Abſchließung der betreffenden Verträge die Verhandlungen der dem aufzunehmenden Staate limitrophe Vereinsſtaat liefern ſoll. Ich gränze nun aber an eine Menge Staaten, war folglich in meinem Recht, wenn ich ein Wort mitſprach. Endlich kann jede Vereinsregierung mit fremden, außerhalb des Vereins liegenden Ländern Verträge abſchließen, ſo dieſe Verträge nur nicht den beſtehenden Vereinsgeſetzen zuwiderlaufen. Wenn einſtweilen *ich allein* im Namen Aller dieſe Funktion übernahm, ſo geſchah es mit eurer Bewilligung, weil ich dazu am tauglichſten bin und auch zuvor ſchon in ſolchen Verbindungen ſtand; denn ich allein unter euch beſitze Handelsſchiffe auf dem Meere.“ Die Vögel bedankten ſich für die freimüthige Auseinanderſetzung des Vereinsverhältniſſes und lobten das Selbſtbewußtſein des Adlers ſehr.

Es läßt ſich kaum bezweifeln, daß die meiſten Mitglieder des Zollvereins gegen Preußen ein gleiches Benehmen einhalten würden.

Ich bin weit entfernt, die großen Verdienſte Preußens um den deutſchen Zollverein zu verkennen, bin weit entfernt, ihm eine Art faktiſcher Hegemonie über denſelben verſagen zu wollen, auch mich erfreut es, daß wenigſtens eines der Zollvereinsglieder überſeeiſche Connexionen hat, auch begehre ich nicht von Preußen, daß es ſein natürliches und pflichtgemäßes Recht der Berückſichtigung eigener Intereſſen Andern zu lieb hintanſetze und opfere — nur muß ich fürchten, daß Preußens auswärtige Handelspolitik auf die Produktion und Induſtrie mancher Zollvereinsſtaaten einen ſtarken Schatten werfe, ſo Preußen bei den urſprünglichen Tarifſätzen des Vereins, welche n. b. *vor* ſeinem Abſchluß mit fremden Staaten gemacht wurden, ſtreng beharrt und den aus ſeinen anderweitigen Handelsverträgen entſpringenden Conſequenzen keine Rechnung trägt. Gewiß, es iſt für die preußiſche Monarchie ein ſchönes

Reſultat, wenn ihr für ihre rohen und induſtriellen Produkte die Länder und Colonieen von England, Holland, Rußland Belgien, Schweden, Amerika u. ſ. f. unter billigen Bedingungen geöffnet werden, wenn es die Rohſtoffe zur Verarbeitung auf eigenen Schiffen an der Quelle holen kann, wenn die Nordſeeuferſtaaten dem Zollverein beitreten und im Bunde mit ihm eine anſehnliche Handelsmarine bilden; aber Preußen, der Zollvereinsſtaat, muß dagegen dem Auslande Conceſſionen machen, welche ihm, als Großhandel treibenden und fabricirenden Staate, allerdings nicht nur erträglich, ſondern ſogar im Ganzen noch vortheilhaft ſind, während anderen Zollvereinsſtaaten dieſe Vortheile vermöge ihrer Lage und Verhältniſſe nicht zu gute kommen, indeß die ſchwerſte Laſt fremder Concurrenz auf die wenigen Quellen ihrer Produktion und Induſtrie zurückfällt. So iſt z. B. die Runkelrübenzuckerfabrikation durch den Lompenvertrag mit Holland ruinirt, die Spinnereien leiden unermeßlich unter der Importation fremder Zwiſte, das deutſche Eiſen vermag die Concurrenz mit dem engliſchen nicht auszuhalten, weil dasſelbe wohlfeiler auf den brittiſchen Inſeln gewonnen werden kann, als in Deutſchland, und den Engländern wenig daran liegt, eine Zeit lang mit geringem Profit zu arbeiten, bis ſie die Concurrenz überwunden haben. In manchen Zollvereinsſtaaten werden deßhalb die unterirdiſchen Schätze eines Bodens, deſſen Oberfläche der Kultur wenig oder keinen Nutzen gewährt, begraben bleiben, weil das ſie herausziehende Kapital ſchwerer wägen würde, als das dem Steingrunde entlockte Metall, und die fleißigen Hände, welche auf dieſen Erwerb angewieſen ſind, ruhen die Ruhe des Hungers und Elends. Wohin ſoll es kommen, wenn nun auch vollends der belgiſche Eiſenüberfluß die Vereinsſtaaten in Folge eines preußiſch-belgiſchen Vertrags überſchwemmen wird und vielleicht gar die ſchwediſchen Eiſenſtangen dazu wägen? Denn auch Schweden ſchickt ſich zur Exportation an und wird alle möglichen Schritte thun, den Vereinsboden zu gewinnen. Ja, die preußiſche Monarchie kann ſich freilich helfen; ſie holt Rohſtoffe um ein Billiges, weil ſie große Fabriken errichtet und auf ihren Schiffen die Rohſtoffe dazu mit Vortheil einführt und dann wieder der Exportationsvortheile durch ihre Seeberührungen genießt, ſo wie auch in vielen Provinzen wohlfeiles Holz und wohlfeilere Lebensmittel beſitzt, demzufolge kleinern Arbeitslohn geben kann, und weil ihr endlich der Zollvereinsmarkt an allen Adern im Norden und Süden, da, wo die Verkehrspulſe am lebhafteſten ſchlagen, geöffnet iſt. Aber andere, kleinere Staaten des Binnengebiets, welche theuer fabriciren und nun ſogar ihre Rohſtoffe gefährdet ſehen? Was bliebe z. B. dieſem Würtemberg übrig, wenn es ſein Eiſen mit Schaden ſchlägt, wenn ſeine Linnen- und Baumwollenſpinnereien vollends zu Grunde, wenn ſelbſt ſeine Milchereien durch die Limburgerkäſe verſiegen gehen, dieſem Würtemberg, das mit unerhörten Opfern eine Eiſenbahn bauen ſoll, um wenigſtens eine Art von Tranſit, welcher gegenwärtig Baden einigermaßen entſchädigt, zu erlangen? Seine Getreideexportation hat ſo zu ſagen bereits aufgehört, ſein Vieh geht ins Ausland, ſtatt daß es den Ackerbau beförderte, und ſeine Wolle wird anderwärts in Tuch verwandelt, denn ſeine Manufakturen und Fabriken liegen auch in dieſer Hinſicht durch die Concurrenz darnieder. Längſt ſchon hat die würtembergiſche Regierung auf Schutzzölle zur Hebung dieſer Uebelſtände bei den Zollvereinsconferenzen hingearbeitet, und wenn es ihr und andern auch gelungen iſt, die Nothwendigkeit derſelben darzuthun, ſo erhielten, ſcheint es, die Engländer doch eine ſattſam lange Galgenfriſt, um den Markt zu überführen, ſelbſt wenn angenommen werden dürfte, daß der zur Sprache gebrachte Schutzzoll ein zureichender wäre.

Preußen alſo, und darauf wollte ich hinaus, beſchließt als Schiedsrichter über die merkantiliſchen und induſtriellen Verhältniſſe Würtembergs, das, wenn auch weſentlich ein Ackerbau, Weinbau und Viehzucht treibendes Land, doch in neueſter Zeit gezwungen iſt, ſeiner überflutenden Bevölkerung einen induſtriellen Kanal zu finden und an den großen Communicationswegen durch koſtſpielige Eiſenbahnen Theil zu nehmen. Ob ihm unter ſolchen Aſpekten und Auſpicien, bei dem Mangel an bedeutenden Kapitalien und höherem Spekulationstrieb ſeiner Producenten, dieſer Verſuch gelingen wird, das iſt eine Frage, welche die Stirne aller denkenden und für's Gemeinwohl beſorgten Würtemberger, viele ſind ihrer eben nicht, in düſtere Falten legt.

Auch in geiſtiger und diplomatiſcher Beziehung regiert unbezweifelt Berlin in Stuttgart, und wenn es auch retrograde Staatsmänner giebt, die gar nach München und Wien hinüverſchielen, ſo ſcheint die Staatsraiſon, trotz aller märkiſchen Widerwärtigkeiten, doch entſchieden wie die Magnetnadel auf Norden hinzuweiſen. Geſcheidter und vortheilhafter wäre freilich für Würtemberg als ſolches, d. h. als ſelbſtſtändiger Staat, die Neigung nach dem Weſten hin, wo ihm, wenn auch keine ganz unabhängige, doch eine garantirte Zukunft winkte *). Frankreich kann Schwaben nicht freſſen oder, diplomatiſch zu reden, einverleiben, wie z. B. das linke Rheinufer, Belgien, Savoien; aber die deutſchen Großmächte könnten einmal, nach einem glücklich oder unglücklich geführten Krieg mit Frankreich, durch Mediatiſirungen ſich ſelbſt arrondiren und zu ihrer größern Sicherheit Baiern an die franzöſiſche Gränze rücken. Man denke ſich nur die möglichen Ausgleichungen in Folge eines Weltkriegs über die zerbröckelnde ottomaniſche Pforte oder eine von Rußland Preußen angebotene Entſchädigung in Süddeutſchland für preußiſch Polen! Alle dieſe für die Exiſtenz der kleinen deutſchen Fürſtenthümer ſo fatalen Combinationen laſſen ſich aber kaum denken, wenn die Frankreich zunächſt liegenden eine geſunde Politik gegen dieſe Großmacht einhalten und deren natürliche und, ſo das louisphilipp'ſche Reich erſt vorüber, wohl auch aufrichtige Freundſchaft nicht muthwillig von ſich ſtoßen.

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine ſolche Hinneigung zu Frankreich eine Thorheit wäre, ſo lange dort die verkörperte Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit als louisphilipp'ſches Syſtem das Staatsruder lenkt.

Niemand liegt mehr an der Erhaltung ſolcher kleinen Staaten an ſeiner Gränze, als Frankreich; es iſt der intereſſirte Gerant derſelben, ſo lange ſie nicht, im Kriegsfalle, auf moskowitiſche Weiſe ihren eigenen Herd verbrennen und dann von der Diskretion des Siegers Leben oder Tod erwarten wollen. Freilich wird in Berlin und zur Noth ſogar in Wien viel von jenem fabelhaften Ding, einem gemeinſamen deutſchen Vaterland, geredet und geſchrieben, beſonders wann die Großen der Kleinen bedürfen, allein ſchwerlich wird im eintreffenden Falle irgend einer der letztern ſich als enfant perdu behandeln laſſen wollen, und in der Politik war von jeher der roheſte Egoismus der Mächtigen gegen die Schwächern Maxime. Würtemberg hat noch nicht vergeſſen, welchen Dank und Erſatz es zu einer Zeit, wo in Deutſchland noch Kaiſer und Reich beſtand, für ſein muthiges und hingebendes Ausharren gegen Frankreich empfangen hat, ich meine die Zeit Eberhard Ludwigs im Kriege gegen Ludwig XIV. Dankbar dagegen bewies ſich Frankreich unter ſeinem größten Egoiſten, Napoleon, weil dieſer Dank nicht nur eine Tugend, ſondern, was noch mehr iſt, eine Klugheit war. Der jetzige König von Würtemberg hat zwar als Kronprinz enthuſiaſtiſch für Deutſchland gegen Frankreich geſtritten, er hat als König niemals ſeinen deutſchen Sinn verleugnet, aber dennoch ließe ſich von ihm erwarten, daß er, wenn ein ſo trauriges Dilemma für ihn einträte, nicht als beeidigter Oberfeldherr des Bundes, ſondern als Souverain eines beſondern Landes handeln würde, ſobald er nur zwiſchen abſoluter Preisgebung des würtembergiſchen Bodens und einem Waffenſtillſtand mit Frankreich zu wählen hätte.

Deutliche Spuren hievon ſah man im Jahr 1840 ſowohl in Baden als auch in Würtemberg; denn ſobald die franzöſiſchen Diplomaten ein ernſtlich Wort redeten, verflog auch ſchon ſehr merklich der Eifer für Kriegsrüſtungen und militairiſche Demonſtrationen. Die Befeſtigung Ulms iſt für Würtemberg, falls ſie nicht überhaupt überflüſſig bleibt, weil man ihrer nicht bedarf, ein großes Unglück, und nicht ohne Grund hat ſich Wilhelm I. ſo lange dagegen geſperrt. Würtemberg muß auf guten Frieden, auf freundnachbarliche Beziehungen mit Frankreich halten, das iſt ſeine Staatsraiſon, und es wurde auch ſeit dem Weltfrieden darnach gehandelt. Die untergeordneten Köpfe im Miniſterium des Auswärtigen folgen hierin dem einzigen Inſtinkt, den ſie beſitzen, der Furcht. Aber Schade iſt es, daß ſich Würtemberg Preußens und des Bundes halber nicht enger an Frankreich ſchließt und beim Beginn eines Krieges doch in antifranzöſiſcher Richtung ſich fortreißen laſſen könnte.*) Von Rußland hat Würtemberg, als einzelner Staat,

---

*) Du wirſt hiezu vielleicht große Augen machen, mein Freund, und mich, in Rückerinnerung an meine Phantaſien von einem großen deutſchen Vaterland, für inconſequent und treulos am Vaterland erklären. Aber ich entgegne dir auf einen etwaigen derartigen Vorwurf nur den Ausruf des berühmten Narren im weißen Schwan: Gieb mir ein Vaterland! — Wäre es ein Deutſchland, wie könnte dann noch von einem Würtemberg die Rede ſein? Wähnſt du, ich

Nichts zu hoffen und Nichts zu fürchten. Die Verwandtſchaft des königlichen Hauſes mit dem Czariſchen bleibt ohne weitern Einfluß und gegen die ruſſiſche Knute iſt die Antipathie in den höheren Regionen wohl ebenſo ſtark, wie in den niedern. Baiern übt gegenwärtig einen fatalen, agitirenden Einfluß auf den katholiſchen Theil der würtembergiſchen Bevölkerung, namentlich mittelſt ſeiner ultramontanen Journale, und mit gutem Fug und Recht beſchwerte ſich das würtembergiſche Cabinet darüber. Ueberhaupt divergiren die Richtungen der Könige und Völkerſchaften dieſer beiden Nachbarländer auf eine entſchiedene Weiſe, ſogar in materieller Beziehung, und Baiern chikanirt Würtemberg ſowohl des Anſchluſſes der Eiſenbahnen wegen, als auch in Betreff des ulmer Feſtungsbaues. Baden beneidet die Solidität Würtembergs, ſeine ſchwankende Regierung iſt eiferſüchtig und blickt ängſtlich auf die ſchwäbiſchen Gaue; eine unbeſtimmte Ahnung deutet auf Gefahr von dieſer Seite, denn — und das iſt hier zu erwähnen — im würtembergiſchen Blute liegt hervorſpringend die Tendenz nach Vermehrung. In der Schweiz genießt Würtemberg einer hohen Achtung, welche ſich, für eine Republik ſonderbar genug, hauptſächlich an die Perſon König Wilhelms knüpft und, wie

---

würde je von Würtemberg als Staat reden, ſo ich noch an die Möglichkeit eines Deutſchland glaubte? Seit die Idee der Einheit Deutſchlands durch das geläufige Zungenſpiel eines preußiſchen Königs beſchmutzt wurde, habe ich ſie, als das letzte meiner Ideale, in die Rumpelkammer der Vergangenheit geworfen.

ich hundertmal mit eigenen Ohren zu hören Gelegenheit hatte, ſo weit geht, daß beſonders nicht entſchieden parteinehmende Schweizer offen geſtanden, ſie ließen ſich ein derartiges Fürſtenregiment gern gefallen. Ich lächelte immer dazu und erwiderte Etwas von optiſchen Täuſchungen. Auch fühlte ſich der würtembergiſche Enthuſiasmus der guten Schweizer ſogleich gewaltig ab, wenn man ſie einen Blick in die Abgabenverhältniſſe Würtembergs werfen ließ.

3.

Religiöſes und Kirchliches.

Proteſtantiſche Zuſtände.

Wie die Sage geht, zeichnet ſich der ſchwäbiſche Stamm durch Religiöſität aus und bildet Glaube und kirchliches Leben ein Hauptmoment in ſeinem Weſen. Du erwarteſt demnach über dieſen Gegenſtand ein Referat von mir, mein Guter, und ich will deiner Erwartung um ſo mehr entſprechen, als ich in die kirchlichen Verhältniſſe ſo hell hineinſehe, wie in ein Licht, und das zwar deßhalb, weil ſie mich *anekeln*. Du ſelbſt haſt ja wohl ſchon die pſychologiſche Erfahrung an dir gemacht, daß die beiden Extreme, das Anziehendſte und das Widrigſte ſich am leichteſten dem Gedächtniß einprägen und das Erkenntnißvermögen beſchäftigen. So blieb mir z. B. von Göthe's Fauſt zuerſt der Fluch und der Hexenunſinn im Kopfe, ſo findet mein Auge eine Venus und ein altes, triefäugiges, ſinniges Weibsungethüm unter hunderten heraus. Iſt ja doch das Verabſcheuen nur eine Kehrſeite des Begehrens. Sieh' da den Grund, warum ich die würtembergiſchen Kirchenverhältniſſe kenne.

Du weißt, ich bin geborner Katholik, und, bei der Haut des heiligen Bartholomäus, es würde mich nicht geringe Ueberwindung koſten, Proteſtant zu werden d. h. Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſt u. ſ. f. Zwar die beiden Glaubensbekenntniſſe der genannten Kirchen thue ich — nach einem Salluſt'ſchen Ausdruck — juxta habere, und wer mich dießmal nicht verſteht, der braucht mich nicht zu verſtehen, denn ich will das homöopathiſche Quantum meines Glaubens keinem klaſſiſch Ungebildeten beibringen. Aber abgeſehen von dem Dogma überhaupt, muß ich der katholiſchen Kirche dennoch den Tribut meiner Achtung zollen. Dieſe Kirche iſt in der That auf einen Felſen gegründet, nämlich nicht bloß auf den unfruchtbaren und ſchnöden Felſen des menſchlichen Herzens, wie die proteſtantiſche, ſondern auf den unerſchütterlichen Felſen eines Syſtems und einer Einheit. Das Fundament iſt ſolid, wenn auch die entfernteren Schnörkel und gothiſchen Zierrathen manchmal luſtig genug umherſchwappeln.

Schon im vorigen Brief habe ich dir angedeutet, daß Würtemberg von ſeiner Reformation um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts bis zum Beginn des neunzehnten ein ganz proteſtantiſches Herzogthum war, ſo ſtockproteſtantiſch, daß es ſeinem katholiſchen Herzog Carl Eugen noch im Erbvergleich von 1770 nur eine kleine Kapelle im Schloß zur Privatübung ſeiner confeſſionellen Andacht geſtattete, dagegen die Apanage des Erbprinzen Friedrich um ein Namhaftes vermehrte, unter der Bedingung, daß er und die Erbprinzen überhaupt für dieſe jedesmalige Zulage proteſtantiſch erzogen würden. In der That läßt uns die katholiſche Regentenepiſode, Carl Alexander, Carl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, beſonders aber das Ende des tapfern Carl Alexanders einen tiefen Blick in das ſtarr orthodoxe, proteſtantiſche Weſen Altwürtembergs werfen. Zwei Jahrhunderte hindurch war dieſes Land auf das Lutherthum baſirt und auf dieſer Grundlage ragte es als eine feſte Säule, die Etwas trug, nämlich das Banner der proteſtantiſchen Reichsſtände des ſchwäbiſchen Kreiſes gegen das ländergierige Oeſtreich, hervor, dem es auch nur darum, weil es proteſtantiſch, nicht als Beute anheimfiel, trotz der militairiſchen Occupation während des Interims. Der Herzog von Würtemberg war mächtig und furchtbar, ſo lange der ſchwäbiſche Kreis ihn hochſchätzte, und imponirte den Höfen von Wien, München, Conſtanz und Mannheim, ſo oft er die Sympathieen der benachbarten proteſtantiſchen Reichsſtände ſich erwarb. Eine auch nur oberflächliche Betrachtung der Karte des weiland deutſchen Reichs lehrt, daß an den würtembergiſchen Herzog die im ſchwäbiſchen Kreis zerſtreuten proteſtantiſchen Reichsſtände ſich lehnten, um ihre Freiheiten in politiſcher und religiöſer Beziehung zu wahren, während der vom Wiener Hof begünſtigte Condirector des Kreiſes, der Fürſtbiſchof von Conſtanz, von denſelben mit mißtrauiſchen

Augen angeſehen wurde. Oeſtreichs in Schwaben inclamerirte Nachtheile wurden durch dieſes Verhältniß rein paralyſirt, und es iſt kein Wunder, daß ſie am Ende an Würtemberg verloren gingen. Daß Würtemberg die Waagſchaale des Proteſtantismus hielt, war die Urſache, warum es nicht fallen konnte in der ganzen Epoche, wo die Denomination der Reichsſtände nach ihrer Confeſſion geſchah; zumal ſeit dem weſtphäliſchen Frieden mußte ſich der proteſtantiſche deutſche Norden für Würtemberg freundlichſt intereſſiren. Auch lebte und webte das durch ſeine „Landſchaft“ repräſentirte Würtemberg bis zum Zeitpunkt ſeiner großen Gebietserweiterungen im proteſtantiſchen Bewußtſein, und die Herzoge ſelbſt ſtanden unter einem gewiſſen Ephorat des Conſiſtoriums und ihrer Hofprediger. Ich will nur ein einzig Beiſpiel anführen. Als vor ungefähr 150 Jahren der Herzog Eberhard Ludwig von dem Conſiſtorium begehrte, man ſolle ſeine Maitreſſe, die verrühmte Grävenitz, in das Kirchengebet einſchließen, da erwiderte ihm ſein Hofprediger, Oberconſiſtorialrath Moſer, das ſei völlig überflüſſig, weil es bereits geſchehe, indem man ja bei jedem Gottesdienſt bete: „und erlöſe uns von dem Uebel! —“

Du ſiehſt, das ausſchließliche Halten an einer Kirche verlieh Würtemberg nach Außen ein Gewicht und nach Innen einen ächt conſtitutionellen Freimuth. Freilich beſaß damals die proteſtantiſche Kirche einen gewaltigen Anker der Unabhängigkeit und Kraft in ihrem Kirchengut, das man auf dreißig Millionen ſchätzt und welches ſie durch ihre Prälaten ſelbſt verwaltete. König Friedrich, deſſen Bauch auch für geiſtliche Güter geräumig genug, hat es confiſcirt und die proteſtantiſchen Kirchendiener an die Cameralcaſſen des Staats gewieſen, ohne ihnen auch nur den Stand als Staatsdiener zu gewähren. In der Verfaſſung von 1819 ſteht nun zwar §. 77 allerdings folgender Artikel: „die abgeſonderte Verwaltung des evangeliſchen Kirchenguts des vormaligen Herzogthums Würtemberg wird wieder hergeſtellt; zu dieſem Ende wird ungeſäumt eine gemeinſchaftliche Commiſſion niedergeſetzt, welche zuvörderſt mit der Ausſcheidung des Eigenthums dieſer Kirche in dem alten Land und mit Beſtimmung der Theilnahme der Kirche gleicher Confeſſion in den neuen Landestheilen ſich zu beſchäftigen und ſodann über die künftige Verwaltungsart desſelben Vorſchläge zu machen hat“ — allein dieſe Beſtimmung der neuen Verfaſſung war todtgeboren. Das evangeliſche Kirchengut wurde nicht ausgeſchieden; es liegt fortwährend in den Händen des Staates, deſſen gehorſame Dienerin dieſe Kirche in ſolchem Grade geworden, daß ſeit einem Jahrzehnt ſogar die Reclamationen der Prälaten in der Kammer um Vollzug des §. 77 aufgehört haben. Allerdings läßt ſich auch ſo wenig abſehen, was dieſer Paragraph jetzt noch beſagen ſoll, nachdem die proteſtantiſche Kirche einmal durch das Beſtehen einer gleich oder vielmehr höher berechtigten Kirche neben ihr ſtaatlich paralyſirt iſt, daß eines ſchönen Morgens ein Deputirter groſſen Anklang finden dürfte, ſo er den Antrag ſtellte, dieſe unthunliche Beſtimmung aus dem Staatsvertrag ehrenhalber zu ſtreichen, weil man doch immerhin ſo wenig als möglich von dem beſchwören ſoll, was man nicht halten will oder kann.

Gewiß, auch mir ſcheint die Ausſcheidung des evangeliſchen Kirchenguts und die Stellung desſelben unter eine Synodal- oder Prälaten-Verwaltung ein praktiſches Unding, denn da kein proteſtantiſcher Geiſt mehr vorhanden, ſo braucht er auch keinen Leib, zumal dieſer Leib nur ein weiterer Hebel des jammerſeligen Familien-Nepotismus würde, der unter den quaſiprivilegirten theologiſchen Sippſchaften des Landes herrſcht. Daß aber die Potenz und der Spiritus mit dem Beginn der neueſten Zeit aus der proteſtantiſchen Kirche Würtembergs entflogen, will ich dir leichtlich beweiſen. Zu einer lebenskräftigen Kirche gehört eine beſtimmte Orthodoxie; die Gleichheit der Lehre iſt der Kitt, welcher ihren Clerus zuſammenhält und den Glauben der Laien feſtigt. Allein mit der conſequenten Durchführung des proteſtantiſchen Princips fiel zuerſt das Symbol, ich meine die ſymboliſchen Bücher und Concordienformel, und bald nach ihm das ſchon etwas laxere Compendium der Dogmatik, welches zu allgemeinem Gebrauch für Studenten und Geiſtliche eingeführt war. Der Rationalismus ſetzte ſich mit dem verſtorbenen Prälaten Grieſinger im Conſiſtorium feſt, Süskind ſchielte in die ſtrenger philoſophiſchen Syſteme hinüber und jetzt pfuſcht vollends Grüneiſen gar in die religiöſe Poeſie auf eine ſo verflachende, Begeiſterung und Idee ausſchließende Weiſe, daß er in einem, dem neuen Geſangbuch einverleibten, Kirchenliede das Sacrament des Nachtmahls mit einem einträchtigen Feſteſſen im häuslichen Cirkel und Freundeskreis paralleliſirt.

Uebrigens trägt das neue Geſangbuch den Stempel des Pietismus, den ihm Knapps Einfluß aufdrückte, während die vor vierzig oder fünfzig Jahren eingeführte Lithurgie mehr dem Rationalismus huldigt und die Kinderlehre noch der alten Symbolik und antipapiſtiſchen Polemik angehört. Gott ſegne den würtembergiſchen Proteſtanten dieſe Olla potrida! Vergleiche ich dagegen die alten, in vielen Familien noch gebräuchlichen Gebet- und Predigtbücher, ſo finde ich in denſelben eine gewiſſe Uniformität der Lehre und Conformität des Gedankens, weil beide der vorgeſchriebenen, ſymboliſchen Norm entlehnt ſind, und vor hundert Jahren hätte man von den würtembergiſchen Proteſtanten ſo ziemlich dasſelbe behaupten können, was man von den Katholiken behauptet, ſie glauben alle das Gleiche. Heutzutage ſteht es anders. Die philoſophiſche Aufklärung im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und der rationaliſtiſche Despotismus zu Anfang des gegenwärtigen, miſchten ſich, wie ſchon geſagt, in Lithurgie und Geſangbuch und drangen in die Collegien, welche die Lehre überwachen und beſtimmen. Katheder und Kanzeln hallten von modernen Syſtemen wieder. Der Eid jedes Geiſtlichen auf das Symbol wurde durch eine Gewiſſensclauſel zur leeren Formel gemacht, dann aufgehoben, die Orthodoxie ward zum Kinderſpott und Dinter machte ſogar die Schulmeiſter und Proviſoren rationaliſtiſch. Natürlich entſtand Streit zwiſchen den Orthodoxen und Rationaliſten; während letztere dem Volk das trockene Stroh der bloßen Moral aufſteckten, ſchütteten ihm erſtere die hohle Spreu dogmatiſcher Begriffe vor. Beide machten das proteſtantiſche Chriſtenthum unpraktiſch, denn die einen vergaßen den Glauben ganz, die andern verſperrten ſich vor lauter Glauben den Weg zum Herzen der Menſchen und zum thätigen Chriſtenthum, weil Luther abſurd genug geweſen, ſeinen Anhängern Auguſtins Lehre vom menſchlichen Willen und den Gnadenwirkungen wiederzukäuen.

So hatte denn eine dritte Partei zum Voraus gewonnenes Spiel, die Pietiſten. Dieſe betrachten die Glaubenslehre als Saamen, der im Gemüth aufgehen und Früchte tragen ſoll; ſie wollen, um ein politiſches Gleichniß anzuwenden, die Charte d. i. das Dogma zur Wahrheit machen. Ihr an ſich guter Grundſatz hat aber eine kirchenzerſtöreriſche Wirkung, denn er hebt eben jenes Moment, wodurch die katholiſche Kirche ſo groß wurde, auf, nämlich die Vermittlung der göttlichen Gnadengaben an die Einzelnen durch das Inſtitut der Kirche. Der Pietiſt ſetzt ſich mit dem göttlichen Geiſte in unmittelbaren Rapport, dieſer belehrt, erweckt, ermuntert, ſtraft und abſolvirt ihn direkt durch innerliche Eingebungen; von den Schlüſſeln des Himmelreiches, die in der Kirche und dem Predigtamte niedergelegt ſind, weiß er ſo wenig, daß ihm jede Spinnſtube zur Kirche, jeder Schuſterſchemel zur Kanzel wird. Auch bedarf er keines Gewiſſensrathes, keines bindenden und löſenden Beichtigers, weil ihm eine innere Stimme ſagt, ob er im Stand der Gnade iſt oder nicht. Ebenſo wenig hält er am kirchlichen Dogma feſt, obgleich er ſich zur Orthodoxie bekennt, denn er legt ſich die heilige Schrift, ſein Alpha und Omega, ſelber aus; die Auslegung der Kirche ficht er zwar nicht an, aber die wiſſenſchaftlichen theologiſchen Interpreten ſchätzt er gering.

Faſſeſt du, mein Freund, dieſe Merkmale zuſammen, ſo erhältſt du den Begriff einer Sekte, welche ſich außer, neben und über die Kirche ſtellt. Ich mißhandle die Pietiſten gewiß nicht, ſo wenig mir einfällt, eine Kröte zu mißhandeln, weil ſie mir ekelhaft, allein die würtembergiſchen Pietiſten ſollen mir leugnen, wenn ſie können, daß ſie ſich in ihren zwei Colonien, Kornthal und Wilhelmsdorf, faktiſch von der würtembergiſchen Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen haben, indem ſie ſich der Autorität des Conſiſtoriums und der Synode entzogen. An dieſen beiden Rumpfen hängt aber der bandwurmlange Pietiſtenſchwanz des ganzen Landes.

Daß ſich das pietiſtiſche Sektenweſen beſonders um Geiſtliche bewirbt, zumal um die höchſten, thut Nichts zur Sache und verändert den antikirchlichen Standpunkt dieſer Sekte nicht, ſogar wenn alle Chriſten in Würtemberg Pietiſten würden, denn jeder Einzelne gäbe dann den Begriff einer Kirche auf und lebte in morganatiſcher Ehe mit einer großen Anzahl von Gleichgeſinnten, deren jeder ſein eigener Geiſtlicher und Vermittler mit dem Heiland wäre, obwohl angeregt von den Ermunterungen und Inſpirationen ſeines Bruders oder ſeiner Schweſter in Chriſto. Wie allen Sekten der anſpruchsvolle Geiſt der Ausſchließlichkeit innewohnt, ſo muß er in verzehnfachtem Grade der pietiſtiſchen innewohnen, deren jedes Mitglied ſich unmittelbar erleuchtet dünkt und aus eigener Machtvollkommenheit in den Stand der Gnade ſich verſetzt. Wirklich achten ſich auch diejenigen, bei welchen es „zum Durchbruch“ gekommen, für begünſtigte Weſen, die zwar noch ſündigen können, aber nur noch aus Schwachheit und zur Prüfung, die alſo die Vergebung ſo zu ſagen verbrieft haben. Aus ſolchem Hochmuth, welchen ſie unter der Maske der Demuth verbergen, geht ihre geheime Verfolgungsſucht gegen anders Denkende hervor, und was ſie zu proteſtantiſchen Jeſuiten ſtempelt, iſt das klettenhafte Zuſammenhalten, um ihren Mitgliedern äußere Vortheile zu verſchaffen.

Jede wirkliche und ächte Ueberzeugung iſt mir heilig, und ich achte jeden Pietiſten, deſſen Seele ſich in die Weltſeele hineinzufühlen im Stande. Aber wenn ich ſehe, wie ein junger Kaufmann oder Gewerbtreibender von ſeiner Etablirung an die Conventikel beſucht, um Kundſchaft zu gewinnen, wenn ich bemerke, daß ein junger Theologe ſeine Geiſtesarmuth und Kenntnißloſigkeit mit dem Schleier des unbedingten Glaubens und dem Nachlallen pietiſtiſcher Formeln verlarvt, dann empfinde ich einen Degout wie vor faulen Fiſchen. Die Proſelytenmacherei dieſer Sekte iſt jedoch ſo groß, daß ſie ne servilia quidem repudiit d. h. die jämmerlichſten Tröpfe unter ſich aufnimmt mit der heuchleriſchen Ausflucht: Die Gerechten bedürfen der Hülfe nicht, ſondern die Sünder.

So ſind denn dieſe Auserwählten der Mehrzahl nach wirklich eine Genoſſenſchaft armer Sünder, welche reich werden wollen und in deren Zuſammenkünften gar oft weltliche Intereſſen beſprochen, Ehre und Credit des Nachbars angetaſtet und allerlei Intriguen abgeſpielt werden. Da die fleiſchliche

Beſtialität, jene ſcheuſelige Verkothigung des höchſten Himmelstroſtes, ihrem Weſen nach die Heimlichkeit ſucht und der Pietiſt ſeinem Princip zufolge gern im Finſtern ſchleicht: ſo treibt der alte Adam unter dieſen lieben Leuten gar häufig ein arges Spiel. Was der laichinger Pietiſtengeneral an mehr als hundert Frauen und Jungfrauen verübte, ſollſt du im Verlauf dieſer Briefe noch erfahren; auch andere ſolche fromme Männer „ließ der heilige Geiſt auf gar ſanfte Plätze fallen“; im Weſen des Pietismus liegt ſo etwas Nacktes, Anſchmiegſames, Beriecherliches, Betaſtendes, Umſchlingendes, Zerfließendes, ein Cynismus chriſtlicher Ungenirtheit, die zu Weiterem führt. Dieß zeigt ſich auch in den Vorträgen und Predigten ihrer Anhänger. Juſt das, weßwegen man die Bibel der Jugend entziehen ſollte, die Roheit der lutheriſchen Ausdrücke von geſchlechtlichen Beziehungen und Vergehen, iſt das Grundthema ihrer Vorträge. Manches keuſche Weib, manches jungfräuliche Mädchen hat gewiß ſchon, eine Kirche, einen Conventikel, wo ein Pietiſt predigte, verlaſſend, mit Erröthen geſeufzt: „ich wußte Nichts von der Luſt, ſo dieſer Pfaffe nicht geſagt hätte: laß dich nicht gelüſten!“ Freilich iſt die Abgeſchlecktheit eines kanzelredneriſchen Höflings ebenſo widerlich, als jene hündiſche Sprache; aber ſie langweilt doch nur, verderbt nicht.

Der bedeutende und mächtige Anhang, den die Pietiſten beſitzen, ſollte das Conſiſtorium doppelt vorſichtig machen. Statt deſſen nimmt es immer mehr Pietiſten in ſeinen eigenen Schooß auf und begünſtigt die Pfarrer dieſer Richtung. Der Cultusmi niſter von Schlayer iſt mehr Polizeimann als Politiker und ermangelt eines tieferen Blicks in das Getriebe und die Endzwecke einer Sekte, die ſich gegen die Regierung, wie gegen den Himmel, devot gebärdet, aber nichtsdeſtoweniger Katzenkrallen hat, welche ſie nicht immer einziehen dürfte, und gewiß nicht mehr einziehen wird, ſobald ſie ſich noch mehr gekräftigt und ſobald der Staat ſie nicht mehr, wie anjetzt, in ihrem Treiben gewähren läßt. Nicht allein der katholiſche Biſchof, ſondern auch der proteſtantiſche Pietiſt ſagt: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen, und im Munde des Pietiſten iſt dieſer Grundſatz weit gefährlicher, weil der Biſchof nur die Gebote ſeines Oberen befolgt uad die Anſprüche ſeiner Kirche verficht, der Pietiſt dagegen ſeine Privatmeinungen und Forderungen.

Es iſt ein arger Jammer, daß man in Würtemberg nicht wagt, die Katheder der höheren Bildungsanſtalten und der Univerſität mit Männern der ächten, freien Wiſſenſchaft zu beſetzen, welches auch ihr Glaube ſei. Das allein könnte gegen das dumme und verdummende Geſpenſt des Pietismus, wie er ſich in ſeiner Bethätigung zeigt, ſchützen und helfen. Man lehre die Jugend denken, prüfen, unterſcheiden, wählen; ihre Profeſſoren binde man durch kein Syſtem; das ausübende Predigtamt dagegen, ſo lange es nun einmal ein ſolches geben muß, verpflichte man zur genauen Beibehaltung einer beſtimmten Glaubenslehre im Volksunterricht und zur kirchlichen Einheit in Dogma und Cultus, damit nicht in A. rationaliſtiſch in B. orthodox, in C. pietiſtiſch, in D. ſwedenborgianiſch

u. ſ. f. gepredigt und gelehrt werde und am Ende die Menge gar Nichts mehr glauben kann, weil ihr der Eine nimmt, was ihr der Andere gab. Das Volk aber muß glauben *) und muß etwas Beſtimmtes, Gleichlautendes glauben, ſonſt geht die Gemeinſchaft der Gläubigen, alſo die Kirche, unter — Sela.

Zu dieſem Untergang tragen in Würtemberg die Pietiſten das Ihrige redlich bei. Sie werden ſich zwar höchlich ſträuben, wenn ich behaupte, ſie ſeien in ihrem Glauben nichts weniger als einig, ſie gehen ſelber wieder mit weiteren Sekten ſchwanger und hätten deren bereits zwei: die Separatiſten und Wiedertäufer in's Land geſetzt. Sie werden ſagen: wir finden die Anabaptiſten irrgläubig und lächerlich, die Separatiſten unchriſtlich hochmüthig und lieblos, ferne ſei uns jede Gemeinſchaft mit ihnen! Ganz recht. Die Sau anerkennt,

---

*) Ich bitt' dich, bändige, wenn du dieß lieſeſt, den Mephiſto in dir und ſumme nicht Prutz's Strophe vor dich hin:

Alles um des Volkes willen!
Seht, ich lache ſelbſt im Stillen —
Dieſer Bibeln und Poſtillen
Und daß man ſo gläubig iſt;
Ich, für mich, bin Atheiſt!
Doch das Volk, das Volk muß glauben!
Glauben heißt der Talisman,
Dem die Erde unterthan.
Wir die Adler, ſie die Tauben!
Und das Volk, das Volk muß glauben,
Glauben — oder doch ſo thun.

um derb lutheriſch zu reden, ihre Jungen nicht, die ſie verſchlingt, ſonſt würde ſie's eben nicht thun, und ſo anerkennt auch ihr, Pietiſten, eure geiſtigen Kinder nicht. Liegt denn nicht die Abſonderung von der allgemeinen Kirche dynamiſch in eurem Stundenweſen, und ſtammt der geiſtliche Hochmuth nicht von eurem Liebäugeln mit dem Heiland und dem Geiſte, deſſen beſonders begabte Günſtlinge ihr zu ſein wähnt? Redet ihr doch von Solchen, „die da draußen ſind“, außerhalb des himmliſchen Vaterhauſes und von euch, den Erwählten, die da wiſſen, daß „ſie drinnen ſind“. Wohlan, faſſet eure Grundſätze conſequent, ſo habt ihr den Separatismus, hänget an dem Buchſtaben der Schrift, ſo habt ihr den Anabaptismus! denn nirgends ſteht die Kindertaufe im Teſtament und nirgends auch die bloße Beſprengung mit Waſſertropfen; das enthüllende Untertauchen aber paßt prächtig in euren Sinnlichkeitskram. Vom Separatismus und Wiedertaufen iſt dann nur noch ein Schritt zur adamitiſchen Muckerei. Sogar auf die Exiſtenz dieſer Fleiſchertödtungsanſtalt durch beſtialiſchen Genuß leiten im Königreich Würtemberg deutliche Spuren, denn was iſt der laichinger Pietiſtenchef, wenn nicht ein Mucker, um von einer ähnlichen, in Stuttgart vorgefallenen Hiſtorie zu ſchweigen.

So iſt die evangeliſche Kirche Würtembergs geſpalten, zerriſſen, uneinig in Lehre und Glauben und kraftlos als Kirche in ihrem Verhältniß zum Staat.

Die für den Kirchendienſt beſtimmte Jugend erhält größtentheils in kloſterſchulartigen Seminarien eine paganiſtiſche, unpraktiſche Vorbildung auf das Studium der Theologie. Mitten aus dem klaſſiſchen Alterthum und der modernen Philoſophie heraus muß ſie ſich dann im tübinger Stift in die Theologie ſtürzen, und ohne daß ihrem wahrheitſuchenden, wiſſenſchaftlichen und ſkeptiſchen Drang Conceſſionen gemacht werden, wird ſie nun in das Schwefelbad der Orthodoxie geſetzt, deſſen Geſtank ſie entweder total anekelt oder ihren Kopf betäubt. Im erſten Fall werden geiſtliche Betrüger und Heuchler, im andern Dummköpfe gebildet. Da der Zudrang zu der milchenden Kuh der Pfarrſtellen groß iſt und das Studium in den Seminarien wenig koſtet, ſo beſtimmen minder wohlhabende Familien des Beamten- und Mittelſtandes ihre Söhne ſehr häufig zu dieſem Fach. Geht die Geldnoth bei Vielen nicht ſchon auf der Univerſität an, ſo folgt ſie gewiß in acht- bis zehnjährigen Vicariatsleben, wo ſchlechte Bezahlung, Langeweile, Müſſiggang und Temperament die jungen Leute in tauſend Verlegenheiten ſtürzen. Manche müſſen oft Monate und Jahre lang harren, bis ſie „um's Warme“ bei einem Pfarrer unterkommen, denn das Conſiſtorium übt in dieſer Hinſicht weder Vorſicht noch Gerechtigkeit. Statt den Pfarrern, welche einen Gehülfen brauchen und gewöhnlich eine Vicarius-Ration ausbezahlt erhalten, nach der Anciennität einen examinirten Candidaten zu ſchicken, überläßt man es faſt durchgängig der Wahl des Pfarrers ſelbſt, der dann natürlich einen Verwandten, Bekannten, Empfohlenen u ſ. w. auswählt, ſelbſt wenn dieſer Candidat ſeine erſte Dienſtprüfung noch nicht erſtanden hat, ſondern ſich erſt darauf vorbereitet, was bei Stadttheologen nicht ſelten geſchieht. Daher kommt es, daß andere Befähigte Noth leiden, Schulden machen und ſich compromittiren müſſen. Dieß compromittirt dann den ganzen Stand. Bei Anſtellungen iſt nirgends der Nepotismus ſichtbarer, als unter der Geiſtlichkeit; ebenſo bei Handhabung der moraliſchen Disciplin. Wer Connexionen hat, dem wird durch die Finger geſehen, wenn er ſich in Etwas vergeht, wem ſolche abgehen, der hat, der Menge von Seelenwächtern wegen, keine Barmherzigkeit zu hoffen. Das Miniſterium hütet ſich ängſtlich, in dieß geiſtliche Wespenneſt zu ſtechen, wenn nur in politiſcher Hinſicht bei vorkommenden Fällen Prälaten, Conſiſtorium und Dekane die ergebenen Polizeidiener der Regierung ſpielen. Das geſchieht denn auch. Es iſt ein herzbrechender, trauriger, entwürdigender Zuſtand, daß — laut eines Miniſterialreſkripts — der Dekan den politiſchen Spion ſeiner Pfarrer abgeben muß. Und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit Würtembergs hat ſich nicht erhoben, dieſes Anſinnen mit Entrüſtung von ſich zu weiſen, nein! es wird ausgeführt und gehandhabt. Dieſer Clerus beſteht darum auch der Mehrzahl nach aus bloßen Miethlingen, ohne Herz für das Volk, welches ihrer geiſtlichen Leitung anvertraut iſt, voll Niedertracht und Menſchenfurcht, voll Egoismus und abſorbirt von Familienintereſſen. Kinder machen und verſorgen, eine etwas beſſere Beſoldung herausſchlagen, ſich gütlich thun — das ſind die Hirtengeſchäfte der meiſten. Dabei verbauert die größere Zahl und ſteht dennoch dem Volke in allem fern, ausgenommen in der Unwiſſenheit und der Unbekanntſchaft mit der fortſchreitenden Weltbildung. Ja, ja, die altberühmten „ſchwäbiſchen Magiſter“ ſind nunmehr überflügelt von dem katholiſchen Clerus eines zuſammengeblaſenen Bisthums, der vor kaum einem Menſchenalter noch, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, unwiſſend genug war. Aber du brauchſt dich darüber eben nicht zu wundern. Dieſem, dem katholiſchen Clerus, iſt das Bewußtſein ſeiner Beſtimmung durch den Zuſammenhang mit einem großen, autonomiſchen Ganzen gegeben; er muß leben in ſeinem Schaafſtalle und darf nicht hinter den Gardinen eines Ehebettes ſchnarchen. Lächle nur fauniſch, ich ſage es dennoch frei und frank: für die ſogenannten Diener des Herrn und die wirklichen der Kirche iſt das Cölibat und was hin und wieder daraus entſpringt, ein weit geringeres Uebel, als die Familienſorgen. Der katholiſche Geiſtliche iſt noch im Stande, mit ſeinen Collegen über die Intereſſen ſeiner Kirche zu reden, über die Verhältniſſe ſeiner Gemeinde, über die Beziehungen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt u. ſ. f., während man den proteſtantiſchen meiſt nur von ſeinen Privatintereſſen, ſeinem Einkommen, ſeinen Waldungen, ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſprechen hört. Die Sache der Gemeinſchaft, welcher er angehört, iſt ihm eine gleichgültige, von dem Rechte ſeiner Kirche weiß er blutwenig oder gar Nichts; theoretiſch hat er es nicht ſtudiren mögen und praktiſch exiſtirt es nicht. Die Verrichtungen des Dienſtes occupiren von ſieben Wochentagen kaum zwei; ſie ſind Nebenſache. Man ſieht aber auch die Folgen dieſer Lauigkeit und Läſſigkeit. Unſer Landvolk ſchreitet nur in der Entſittlichung fort, im Denken und Wiſſen iſt es noch auf der nämlichen

Stufe wie vor zweihundert Jahren; die Schulbildung giebt die Anfangsgründe, und dann legt man ſich aufs Vergeſſen; die Anwendung des Leſens, Schreibens und Rechnens bleibt gewöhnlich aus; die Schale iſt da, aber der Kern fehlt. Nicht einmal die ächte Religioſität, bei der Kopf und Herz thätig ſind, wirſt du da finden. Chriſtenthum und Leben bilden im proteſtantiſchen Würtemberg zwei ſchroffe Gegenſätze. Die Lehre liegt todt und drückend im Gedächtniß, den Uebergang zum Willen kann ſie nicht finden, ſie wird kalt gegeben und kalt empfangen. Daher die Reaction des Pietismus, der einige Wärme hat, jedoch nur auf einer Seite, wo er ſich nämlich ſeinen Anhängern zuwendet, wofür aber die andere deſto eiſiger iſt. Da die beſtellten Aerzte nichts Rechtes, ſo medicaſtrirt der Pietismus und verderbt natürlich mehr, als er gut macht. Der Aberglaube verhält ſich zum Unglauben wie 99 zu 1. Schlechte Früchte bringen beide. Mächtig in den Gemüthern iſt nur die Polizei.

Zur Fortſetzung dieſes Briefes, zur Abhandlung über den Katholicismus in Würtemberg, muß ich erſt einen neuen Anlauf nehmen. Hievon alſo demnächſt.

4.

Intermezzo Nro. 1. *)

Ein Weib aus dem Volk.

Der Pfarrer füllte mein Glas, ſtieß das ſeine dran und ſprach: Willkommen im Vaterland!

Es klang aus dieſem Gruß jene alte Herzlichkeit, womit er, das bemooſte Haupt, mich, den Fuchs, vor langen Jah-

---

*) Um dich nicht zu ermüden, mein Willibald, fand ich es für nöthig, in den trockenen Zettel dieſer Blätter da und dort eine Art romantiſchen Einſchlags zu machen. Zu dieſem Ende hat mir ein gemeinſchaftlicher Freund einige Bruchſtücke aus einem Buch geliehen, an welchem er eben arbeitet und das unter dem Titel: „Ein deutſcher Mann“ erſcheinen ſoll. Dieſes Buch erzählt in Form der Memoirennovelle ſtrengwahre Thatſachen aus dem ſchwäbiſchen Volksleben und ſo iſt auch in dieſen romantiſch ausſehenden Pauſen meiner Darſtellung der thatſächliche Standpunkt keineswegs aufgegeben.

ren in Myſterien der akademiſchen Laufbahn eingeführt hatte. Deſſen ungeachtet ließ ich den Wein unberührt und blickte träumeriſch und trübe in die ſchöne heimatliche Landſchaft hinaus, die ſich vor der Laube hinter dem ſtillen Pfarrhaus, in der wir zuſammenſaßen, thalabwärts breitete, mit buntem Herbſtſchmuck angethan.

So kehrteſt du ſonſt nicht zur Heimat, nahm er wieder das Wort, erinnerſt du dich, wie du jedesmal jauchzteſt, wenn wir in unſerem ſtudentiſchen Aufzug die Berge herabkamen und nun das liebe Thal mit den allbekannten Häuſern und Hütten vor uns ſich aufthat und du es kaum erwarten konnteſt, Jedermann dein „Gott grüß' Euch!“ entgegenzurufen. Hat die Fremde dich oder hat ſich während deiner jahrelangen Abweſenheit die Heimat verwandelt?

Wohl ich und ſie, entgegnet' ich, ich ſuche Vieles, was ich nimmer finde, und finde Vieles, was ich nicht ſuchte.

Ich verſtehe, verſetzte der Freund, liebevoll meine Hand ergreifend, ſah dich vorhin drinnen auf dem Kirchhof; aber du biſt ein Mann geworden und mußt dich faſſen. Glaube mir, ich habe es erfahren, die Zeit erſetzt Manches.

Doch nie ein Mutterherz.

Das Geſpräch verſtummte, denn mir umdüſterte die Trauer über friſche Verluſte das Gemüth und mein ſchwermüthig Schweigen ſchien auch in dem Freunde Erinnerungen zu wecken, vor deren Stachel der Prieſterrock ſeine Bruſt nicht zu ſchützen vermochte.

So ſtarrten wir längere Zeit ſchweigend in die ſtillen Gründe nieder, die wir als Knaben mit dem Lärm unſerer

Spiele erfüllt, unter deren Bäumen wir die Küſſe der erſten Liebe gegeben und empfangen hatten.

Endlich ſagte der Pfarrer wieder: Hör' mal, Siegfried, ich muß und will dich dieſem dumpfen Hinbrüten entreißen und heute noch mit meinen Operationen beginnen, ſo ſehr ich auch deine Trauer ehre und die friſche Wunde vielleicht unſanft berühre. Du haſt mir geſtern die Mittheilung deiner Abenteuer verſprochen und ſo bitte ich dich, mir zum Anfang Näheres über deine Familie zu erzählen, die ich, wie du weißt, während unſerer Univerſitätsjahre, freilich nur oberflächlich, kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Ich mußte dem Freunde, der mir, dem gänzlich Vereinſamten, Alles in Allem und mich ſo brüderlich bei ſich aufgenommen, wohl willfahren, um ſo mehr, da ich fühlte, er wolle mich, indem er meine Gedanken auf die Vergangenheit hinlenkte, den peinigenden Eindrücken der Gegenwart entreißen. So erzählte ich ihm denn, wie folgt:

Mein Vater, der Dorfarzt Philipp Frei, war in ſeiner Jugend ein ganz anderer Mann geweſen, als er ſpäter wurde; das konnte ich ſchon als Knabe den abgeriſſenen Aeußerungen meiner Mutter entnehmen, wenn ſie ſeufzend Sonſt und Jetzt verglich. Geboren und aufgewachſen als einziger Sohn eines reichen Bauers, hatte ſich mein Vater frühzeitig der Wiſſenſchaft zugewandt und war in ſeiner Abneigung gegen die ländlichen Beſchäftigungen ſeiner Vorfahren durch meinen Großvater noch beſtärkt worden, indem es den bäuriſchen Stolz des Letztern kitzelte, aus ſeinem Sohn einen Gelehrten zu machen. Gelehrter und Geiſtlicher war aber, und iſt es zum Theil noch in meiner Heimat, gleichbedeutend, und ſo wiegte ſich mein Großvater in dem ſüßen Vorgefühl, ſeinen Philipp Predigten halten und Meſſen ſingen zu hören. Für meinen Vater ſcheint aber in dieſer Ausſicht nicht gar viel Verlockendes gelegen zu haben, denn er vertauſchte den ſchwarzen Rock eines theologiſchen Seminariſten zu Dillingen in Bälde mit dem unheiligeren Gewand eines Studenten der Medicin an der Univerſität Wien. Wie es ſcheint, haben zu dieſem Tauſche vornehmlich zwei Umſtände mitgewirkt. Erſtlich hatte mein Vater die Schriften Voltaire's und zweitens meine Mutter kennen gelernt, welche zwei Bekanntſchaften ihm den Geſchmack an der Tonſur entſchieden verleidet haben ſollen. Mein Großvater fulminirte und proteſtirte eine Zeit lang gegen dieſe „Umſattelung“, ergab ſich aber dann dem Willen ſeines Sohnes und — dem Trunke. Eine Leidenſchaft zieht oft eine zweite nach ſich, mein Großvater machte die Karten zu Geſellſchaftern der Flaſche, ein Kreis liederlicher Geſellen, eine Rotte hungerleideriſcher Schmarotzer bildete ſich um ihn und er war bald nicht mehr der „reiche Waldbauer“. Ueber die Schwellen des Waldhofs ſah man jetzt Leute wandeln, welche man bisher dort nicht geſehen: Gläubiger und Gerichtsboten. Zum Unglück war meine Großmutter längſt geſtorben und konnte dem hereinbrechenden Ruin nicht mehr entgegenwirken; zu ſpät eilte endlich mein Vater herbei, als die Geldſendungen ausblieben. Wenige Tage nach ſeines Sohnes Heimkehr wurde mein Großvater von den Folgen ſeines wüſten Wandels dahingerafft, und nachdem er begraben war, ſah ſich mein Vater ſtatt in den Beſitz eines reichen Erbes nur in dem ſeines Doctordiploms und eines ſehr beſcheidenen, und noch dazu verſchuldeten Gütchens, welches vordem ein Vorwerk des Waldhofs gebildet hatte.

Mein Vater grämte ſich indeſſen nicht allzuſehr, denn er war jung, ſeiner Kraft bewußt und liebte und ward geliebt. Ja, er fühlte ſich damals glücklich, denn der Mann, über welchen meine Mutter die Fülle ihrer keuſchen Liebesglut ausſchüttete, mußte ein glücklicher ſein. Sie war die Tochter des Schulmeiſters der Gemeinde. Ihr Vater traute zwar der Gemüthsart des meinigen nicht ſo recht, liebte aber ſeine Tochter zu ſehr, um ſich lange ihrer Neigung zu widerſetzen.

Sie heiratheten ſich, nachdem mein Vater ſein Gütchen verkauft, und im Dorfe eine beſcheidene Wohnung nebſt einigen Garten- und Ackerſtücken erworben hatte. Der junge Arzt war geſchickt, aufopfernd und, durch den Beſitz meiner Mutter beglückt, doppelt thätig. Er ſchuf ſich eine ausgebreitete Praxis und Alles ging gut. Ein Roſenhauch der Freude lief immer über die blaſſen Züge meiner Mutter, wenn ſie von jenen erſten Zeiten ihrer Ehe erzählte.

Dem Charakter meines Vaters mangelte die nöthige Schwerkraft. Er hatte das Leben zu frühe in größern Verhältniſſen kennen gelernt, um ſich nicht bald von ſeiner jetzigen Stellung gedrückt zu fühlen. Er ſehnte ſich nach einem erweiterten Wirkungskreis, nicht bedenkend, daß ihm bei Geduld und Ausdauer ſein gegenwärtiger einen ſolchen eröffnen müſſe. Er ſtellte Vergleichungen an zwiſchen den ſanguiniſchen Hoffnungen ſeiner Jugend und der, wie er wähnte, auch gar zu alltäglichen Wirklichkeit, die ihm geworden, nicht erwägend, daß ihm zur Erreichung von Außergewöhnlichem nicht die Kraft, wohl aber die Beharrung fehle. Dem Schickſal gab er Schuld, was er ſelbſt verſchuldete. Sein Gemüth verbitterte ſich, er wurde launiſch, mürriſch, zänkiſch und — ach, das war das Schlimmſte! — ſeine Liebe zu meiner Mutter verkühlte ſich. Und ſie lebte doch nur für ihn, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit allen ihren Kräften hing ſie ihm an. Ihr war die Liebe das innerſte Weſen ihres Seins, ihm aber entwich ſie, wie ein fieberhafter Traum entweicht.

Damals tobten die Stürme der großen Revolution und ihre Heere herüber über den Rhein und durch das ſüdliche Deutſchland. Den Feuergeiſt meines Vaters ergriffen ihre Ideen mit krampfhafter Heftigkeit. Er ward, ſchon vorher ein leidenſchaftlicher Verächter des Adels- und Pfaffenthums, Revolutionsmann vom Wirbel bis zur Zehe. Moreau führte auf ſeinem Zuge nach Hohenlinden ſeine Armee durch unſer Dorf, raſtete mehrere Stunden in unſerem Hauſe und ſtieß ſeine Reitgerte an der Schwelle in den Boden, indem er ſcherzend bemerkte, er wolle auch hier einen Freiheitsbaum pflanzen. Man mußte meinen Vater von jenen Tagen erzählen hören, um zu erfahren, wie viel Sympathie die Männer der Revolution bei allen aufgeklärten Leuten in Süddeutſchland fanden. Ich muß ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er bei all ſeiner Vorliebe für die neufränkiſchen Ideen und Ereigniſſe von 1789 bis 1793 dennoch ſeine Deutſchheit nie vergaß. Er gehörte mit zu jenen begeiſterten Thoren, welche da meinten, den Deutſchen ſtehe es nicht minder gut an, als den Franzoſen, Junker und Pfaffen zum Teufel zu ſchicken. Er ſchwärmte für die Revolution, denn er glaubte, es werde und müſſe vermittelſt derſelben geſchehen, daß ſich die deutſche Nation erhebe aus ihrer Schmach. Als aber der Komet der Revolution als Kaiſerkrone auf das Haupt Bonaparte's ſich niedergelaſſen, als die Hoffnungen der Freiheitsmänner in allen Landen im ſchrankenloſeſten Militairdespotismus untergingen, als endlich jene aſchfarbene Mißgeburt des Wienercongreſſes, die Reſtaurationsperiode zu vegetiren anfing, da brach die ſittliche Kraft meines Vaters. Sein zerfahrenes Weſen concentrirte ſich zwar wieder, aber nur zu einem ſinnlich egoiſtiſchen. Er begann offen ſein Haus und ſeine Frau zu vernachläſſigen, beobachtete auch ſeine Wiſſenſchaft nur noch inſofern, als ſie ihm die unumgänglich nöthigen Exiſtenzmittel eintrug, ließ ſich in mannigfache Händel ein, lebte meiſt in den Schenken, ging mit Leuten von anrüchigem Rufe um und liebte die Flaſche mehr als Alles.

O, was litt meine Mutter! Und ſie war ſo ſchön, ſo liebevoll, ſo mild und ſtark zugleich!

Alle Hülfsquellen ihres Geiſtes und Gemüthes erſchöpfte ſie, alle Sanftmuth, allen Ernſt bot ſie auf, um den Gatten zu retten und auf den Weg der Pflicht und Ehre zurückzuführen. Aber ſie mühte ſich vergeblich ab, und nur ein Weib, das ihr ähnlich und in ähnlicher Lage, vermag ihren Schmerz zu ermeſſen, als ſie ſich endlich die Eitelkeit ihrer Bemühungen geſtehen mußte. Und dennoch hörte ſie nicht auf, zu ſorgen und zu ſchaffen Tag und Nacht. Je mehr ihr Gatte ſeine Pflichten vernachläſſigte, deſto gewiſſenhafter und unermüdlicher erfüllte ſie die ihrigen und nur dieſer ihrer ebenſo klugen als treuen Thätigkeit war es beizumeſſen, daß unſer Hausweſen, wenn auch ärmlich, doch anſtändig zuſammenhielt. Oft drohte ihre Kraft plötzlich zu verſchwinden, allein ſie blickte in ſolchen Momenten der Muthloſigkeit und Verzweiflung auf ihre Kinder, und die Stärke ihrer Seele entfaltete ſich dann reicher energiſcher als vorher. Sie verſtand Alles und that Alles. Ueberall, im Feld und im Hauſe, legte ſie ſelbſt Hand an, und ging Jedermann mit unerſchöpflicher Arbeitsluſt voran. Ihre kleinen Hände waren von Schwielen gehärtet, die Weiße ihrer Haut vom Sonnenbrand gebräunt, die Schlankheit ihrer Geſtalt vom Tragen ſchwerer Laſten gebeugt. Sie war fromm, ohne frömmelnd zu ſein; die Religion war ihr, was ſie jedem weiblichen Gemüthe ſein ſoll, ein ſtarker Anker in jedem Sturm. Mit kindlicher Gläubigkeit hing ſie an den Dogmen und Gebräuchen des Katholicismus, ohne Andersglaubende zu verdammen. Nur Spott über religiöſe Gegenſtände konnte ſie nicht ertragen, der that ihr weh. Dabei hing ſie aber den Kopf nicht, liebte den Scherz und wußte zu erheiteren. Hatte ſie Bedürfniſſe, ſo waren es geiſtige; ſie nahm herzlichen Antheil an den Menſchen und Weltgeſchicken, kannte die Geſchichte und wenn ihre Kinder ſie recht erfreuen wollten, ſo brauchten ſie ihr nur in ſonntäglicher Stille aus den Werken der Dichter alter und neuer Zeit vorzuleſen. Sie, das einfache, ungebildete Kind des Volkes, war es, die mir zuerſt den Blick in die Hiſtorie, wie in die Herrlichkeit Shakſpeare's eröffnete. Die Humanität, welche Vernunft und Chriſtenthum predigen, war in ihr zu Fleiſch und Blut geworden; ihr Wohlthätigkeitstrieb war nur durch ihre beſchränkten Mittel begränzt und obgleich ſelbſt arm, wurde ſie geſegnet von Armen und Kranken nah und fern.

Wir waren drei Geſchwiſter. Meinen Bruder Aloys und mich kennſt du, mein Freund, auch meine Schweſter Anna, wie ich glaube. Aber mit der hatte es eine gar eigene Bewandtniß, die du nicht kennſt.

Ich erfuhr ſelber erſt davon, als meine Knabenjahre weit hinter mir lagen, und als ich es erfahren, da wiſchte ich eine Thräne aus meinen Augen und ſagte: Das iſt eine That, welche die Engel Gottes einzeichnen in das Buch der Gerechtigkeit!

Laß mich erzählen.

Ungefähr fünf Jahre, nachdem mein Bruder Aloys geboren worden, ſaß meine Mutter, ermüdet von des Tageslaſt und Hitze, vor dem Hauſe auf der Raſenbank und erfreute ſich der Freudigkeit ihres Kindes, welches ſich mit andern ſeines Alters unter den Bäumen umherjagte. Da bot ihr eine Nachbarin den Abendgruß, eine vieljährige Freundin und ſetzte ſich zu ihr. Das Geſpräch drehte ſich Anfangs um Allgemeinheiten, meine Mutter aber bemerkte an ihrer Freundin bald etwas Verſtecktes, Nichtheimliches und fühlte ſich beängſtigt. Sie wußte aus Erfahrung, daß ihr die Freundin immer etwas Widerwärtiges, Unheilvolles mitzutheilen habe, wenn ſie ſich alſo geberdete.

Du haſt etwas auf dem Herzen, Chriſtine, ſagte endlich meine Mutter, der Ungewißheit müde.

Ich will's nicht läugnen, Lisbeth, lautete die Antwort, möchte aber meine Neuigkeit lieber bei mir behalten.

So ſie mich angeht, ſo gib ſie immer her, du weißt ja, ich bin ſtets gefaßt, ſchlimme Kunden zu vernehmen.

Chriſtine rückte ungeduldig auf ihrem Sitze hin und her, dann ſagte ſie: Nun, erfahren mußt du es doch, beſſer, du erfährſt es von mir. Sag' mir, kennſt du das Ausgedinghäuschen beim Haldenhof?

Ja.

Und kennſt du auch deſſen jetzige Bewohnerſchaft?

Ja, wenigſtens hörte ich ihrer erwähnen.

Meine Mutter war eine ſtarke Frau und wußte ſich zu beherrſchen, aber dennoch kamen dieſe Worte nur zitternd aus ihrem Munde, denn wie ein Blitz fiel die Erinnerung in ihre Seele, daß in dem genannten Häuschen ein verrufenes Weib wohne mit einer ſchönen, aber ebenfalls verrufenen Tochter, welche mein Vater vor einiger Zeit ärztlich behandelt hatte.

Kannſt du wohl errathen, fuhr die Nachbarin fort, was geſtern dort vorging?

Ach, ſie konnte es wohl errathen mit dem Inſtinkt der Liebe und des Unglücks, antwortete aber nichts.

Die Freundin beugte ſich zu ihrem Ohre und flüſterte: Geſtern hat die junge Mangeldin ein Töchterlein zur Welt gebracht, welches wie aus dem Geſicht geſchnitten deinem Mann ähnlich ſein ſoll.

Meine Mutter fiel nicht in Ohnmacht, das thun bloß die ſchwachnervigen Salonspuppen, die Theaterprinzeſſinnen, Romanheroinen, aber ſie haſchte nach der Hand der Unglücksbotin, drückte ſie krampfhaft und ſagte: Das iſt nicht wahr! Dann ſtand ſie auf, rief meinen Bruder zu ſich, zog ihn raſch in's Haus und verſchloß die Thüre hinter ſich.

Mein Vater war auf mehrere Tage verreist und ſie verweinte einſam die Nacht. Welche Gedanken da ihr Herz durchwühlten, das zu ſchildern, iſt eine Unmöglichkeit, aber ich berichte dir das Reſultat ihrer thränenvollen Nachtwache.

Der Morgen fand ſie gefaßt. Nachdem ſie ihre Frühgeſchäfte zu Ende gebracht, ſtieg ſie auf den Boden des Hauſes in eine Dachkammer, wo unter andern Siebenſachen auch die Wiege ſtand, aus welcher ihr Erſtgeborner ſie zuerſt angelächelt. Sie trug dieſelbe herunter, reinigte ſie vom Staube, überzog das kleine Bett mit friſchen Linnen und ſtellte es dann ihrem eigenen Lager zur Seite. Hierauf zog ſie Sonntagskleider an, nahm ihren Spartopf aus dem Schranke, ſteckte deſſen Inhalt zu ſich, verließ das Haus und ſchlug den Fußpfad ein, welcher vom Dorfe gegen den, eine halbe Wegſtunde entfernten Haldenhof hinunterführte.

Nie in meinem Leben, hat ſie ſpäter einmal geäußert, ging ich einen härtern Gang; oft wollten meine Kniee brechen, aber dann hob ich betend Augen und Hände zum Himmel empor und mir war, als käme eine Stimme aus der Höhe nieder: Was du thuſt, iſt wohlgethan!

Endlich kam ſie beim Ausgedinghäuschen des Haldenhofs an und ging hinein.

Was dort geſprochen und verhandelt worden, hat ſie nie Jemand mitgetheilt und hat es Niemand erfahren. Nach einigen Stunden kehrte ſie heimwärts und ging ruhig an ihre noch übrigen Tagesgeſchäfte. Aber in der Abenddämmerung des folgenden Tages kam ein altes Weib und trug verhüllt auf ihren Armen ein zartes Kindlein, welches Vormittags in der Taufe den Namen Anna erhalten hatte. Und das alte Weib ging bald wieder weg, meine Mutter aber nahm das Kind an ihre Bruſt und ſprach: ich will dir Mutter ſein!

Die alte Mangold und ihre Tochter, welche, von Zigeunern herſtammend von jeher ein unſtätes Leben geführt hatten, zogen wenige Wochen nach dieſem Vorfall aus der Gegend weg und kehrten nie wieder. Man ſagte, ſie hätten ſich als Marketenderinen einem der Heere angeſchloſſen, welche damals unter franzöſiſchen Fahnen Deutſchland durchzogen. Der Eindruk, welchen die Handlungsweiſe meiner Mutter im Dorfe hervorbrachte, verwiſchte ſich bald wieder in der unruhvollen Zeit und Jedermann hatte ſich bald gewöhnt, Anna als legitimes Kind der Familie anzuſehen.

Als mein Vater von ſeiner Reiſe zurückkehrte, ſchlief er eine Nacht an der Seite ſeines Kindes, ohne daſſelbe zu bemerken. Morgens aber, während er ſich ankleidete, erblickte er die Wiege.

Was ſoll das? fragte er erſtaunt.

Da führte ihn meine Mutter näher zu der Wiege, ſchlug das verhüllende Tuch zurück und ſagte: Sieh', das iſt dein Kind und ſoll auch das meine ſein, denn ich will nicht, daß es verderbe in Thorheit und Noth und Laſter, wie die Mutter, die ihm das Leben gegeben.

Mein Vater ſtand einige Minuten ſprachlos vor Scham, Reue und Bewunderung der Hochherzigkeit ſeines Weibes. Er bedeckte ſein Antlitz mit den Händen und als er ſie wegzog, ſtanden ſeine Augen voller Thränen und er konnte nur leiſe ſagen:

Lisbeth, du biſt ein Engel!

Du wirſt vielleicht bei dir denken, mein Freund: Schmach dem Sohne, der die Schande ſeines Vaters enthüllt! Aber ich frage dich: Darf eine That, wie meine Mutter ſie vollbracht, verſchwiegen werden?

Anna vergalt. Mit unbeſchreiblicher Innigkeit hing ſie an meiner Mutter und wurde dieſer in ihren Leiden ein ſüßer Troſt, in ihren Mühen eine nie ermattende Hülfe. Sie wuchs heran ſchön und mild. Noch ſehe ich ſie vor mir in ihrer tadelloſen Schlankheit, mit ihren feinen Formen, ihren edeln Zügen und liebetiefen Augen. Wenn ich ihrer Jugendſchöne mich erinnere, muß ich immer der Waſſerlilie denken, die in Sumpf und Moor wurzelt und doch ſo rein und herrlich ihre Krone ob dem Waſſer wiegt.

3.

Katholika.

Ein ſchwarzer Stein im Brett iſt für die würtembergiſche Regierung der Catholicismus in den neuen Landestheilen. Friedrich der Dicke hatte, kraft der verſchiedenen Friedensſchlüſſe unter Napoleons Protectorat, dieſe von anderen deutſchen Staaten und vornehmlich geiſtlichen Fürſtenthümern abgezwackte Provinzen eingeſackt und war ganz cavalierement mit ihnen verfahren. Seine Commiſſäre nahmen, was immer zu nehmen war, ſäcularisirten von geiſtlichen Stiftungen, Kloſter- und Corporations-Gütern und Kapitalien, ſo viel ſie deren habhaft werden konnten, theils in die königliche Kaſſe, theils — je nun! dem Ochſen, der da driſcht, ſoll man das Maul nicht verbinden! ſagt die Schrift. Freilich geriethen Manche derſelben dabei auch in nähere oder entferntere Gefahr, von der aufgebrachten Bevölkerung gehenkt zu werden. Das gab zu terroriſtiſchen Maaßregeln Anlaß, die im Geiſte des damaligen militairiſchen Despotiſmus und Schreiber-Regiments lagen. Die neuerworbenen katholiſchen Landestheile wurden, nachdem ſie ausgebeutelt waren, auf dieſe Weiſe eingeſchüchtert und in Betreff ihrer politiſchen und religiöſen Rechte zum Verſtummen gebracht. Von politiſchen Rechten war vor der Reſtauration überhaupt keine Rede mehr weder in Alt- noch in Neu-Würtemberg. Ein religiöſer und confeſſioneller Rechtszuſtand mußte jedoch gleich nach der Einverleibung von Katholiken in das ſtockproteſtantiſche Land, welches zuvor nicht einmal die öffentliche Ausübung des katholiſchen Cultus duldete, eingeführt werden. Dieß geſchah durch verſchiedene Religionsedikte von 1803 — 11, und durch die Errichtung eines würtembergiſchen Generalvikariats, welches jedoch einſeitig nur durch den König geſchah, der auch für ſich allein den Weihbiſchof von Tempe ernannte. In allen jenen Edikten athmet die religiöſe Toleranz der Epoche, aber nur jene aufklärende Toleranz des ſogenannten aufgeklärten Despotiſmus, welchem jede Religion, im Grund genommen, indifferent iſt und der unter den Sorten des zu duldenden „Aberglaubens“ (ich ſpreche im Geiſte Friedrichs I) nur einen Unterſchied macht, je nach dem größeren oder geringeren Einfluß, welcher den Regierungen auf die betreffenden Kirchen, Schulen und Stiftungen zu exerciren übrig bleibt, und nach dem Nutzen für ihre Zwecke, den ſie fortwährend daraus ziehen können. Nichts iſt aber dem innerſten Geiſte der römiſch-katholiſchen Kirche mehr zuwider, als der aufgeklärte Despotiſmus eines weltlichen Regenten, denn hier gerath Ausſchließlichkeit mit Ausſchließlichkeit in Conflikt! Der Pabſt will Alles ſein auf ſeinem kirchlichen Gebiet, und der Regent will Alles ſein auf ſeinem weltlichen. Wenn nun dieſe beiden Gebiete, das ideelle und das reelle, im Raume ſich decken d. h. in der Wirklichkeit eines und daſſelbe ſind, ſo gerathen gewöhnlich die beiden Gebieter hart aneinander. Joſeph II war ſolch ein Despot; er ſtammte aus der Schule Friedrichs II von Preußen; Napoleon hegte die gleichen Anſichten, und ſeine Vaſallenfürſten ahmten ihm nach. So lange nun der Pabſt ein Gefangener des franzöſiſchen Kaiſers war, mußte er, freilich kopfſchüttelnd, den Status quo gewähren laſſen; kaum aber hatte Pius VII den Kirchenſtaat wieder in Beſitz genommen, als er aus einem andern Tone ſprach. In den erſten Jahren der Reſtauration blieb es indeß ſeinerſeits beim Proteſtiren und Verneinen, weil die unkirchliche Geſinnung der Diplomaten den religiöſen Aushängſchild der Heiligen-Allianz-Monarchen Lügen ſtrafte, aber immerhin behielt der Pabſt ſeinen Nachfolgern für günſtigere Epochen die Thüre offen. So kam die oberrheiniſche Kirchenprovinz zu Stande, ſo wurde das Bisthum Rottenburg für Würtemberg gegründet, aber die Curie weigerte ſich mit letzterem Staate ein Concordat zu ſchließen, deſſen Grundlage die Religions-Edikte Friedrichs I geblieben wären. Nur der äußere Rahmen wurde gemacht, nur die Maſchiene hergeſtellt; und weil im Grunde Alles äußerlich war, ſo regierte auch einzig die temporelle Gewalt, nämlich das Oberhaupt des Staates, über die Kirchen-Maſchiene; das wurde dieſer ziemlich leicht gemacht durch die beiderſeitige Uebereinkunft über die Perſon des zu ernennenden würtembergiſchen Biſchoffs. Die Regierung hatte natürlich in erſter Linie einen ihrer illuminirenden Richtung geneigten, liberalen katholiſchen Profeſſor vorgeſchlagen, einen Mann, der auf der ſchwarzen Tafel zu Rom angeſchlagen ſtand. Wen der Pabſt im Petto hatte, weiß man nicht. Bei ſolchen Divergenzen verſtändigen ſich übrigens die Parteien gewöhnlich durch die Wahl einer Null, d. h. ſie behalten ihren zu hoffenden Einfluß auf einen ſchwachen unentſchiedenen Mann carta bianca offen. Das war der rückhaltige Gedanke, als H. v. Keller, der einmal als Unterhändler in Rom geweſen war, vom Könige belehnt und vom Pabſte mit Ring und Stab inveſtirt wurde. Die würtembergiſche Regierung hatte große Anſprüche auf Biſchof v. Kellers Dankbarkeit. Seinen Verdienſten verdankte er die Erhebung ſicherlich nicht. Allein er war mehrere Jahre in jenem Collegium geſeſſen, mittelſt deſſen der Regent ſein Oberhoheitsrecht und Condominat über die katholiſche Kirche ſeines Landes ausübt, in dem katholiſchen Kirchenrath. Die Regierung durfte daher hoffen, ja als gewiß vorausſetzen, daß der neu creirte Biſchof das kirchenräthliche Bewußtſein mit ſich in ſein Ordinariat nehmen und dem Kirchenrath nach wie vor die Initiative in allen kirchlichen Dingen belaſſen werde. Der Biſchof entſprach auch eine Reihe von Jahren dieſer allerhöchſten Erwartung; er that, ſo zu ſagen, Nichts und überließ die Sorge für die geiſtlichen Angelegenheiten ſeiner Kirche, ich meine diejenigen Angelegenheiten, welche gemiſchter Natur ſind, und wo das Ordinariat um

Bayerische
Staatsbibliothek
Mü

Theil die Initiative, zum Theil die Mitwirkung anzuſprechen gehabt hätte, dem Kirchenrath. Im Ganzen, das iſt nicht zu läugnen, lagen die Verhältniſſe dieſer Kirche in guten Händen. Es wurde eine katholiſche Fakultät auf der Univerſität Tübingen gegründet, ein katholiſches Convikt daſelbſt errichtet und dotirt; deßgleichen, nach dem Muſter der proteſtantiſchen, zwei niedere Vorbildungsſeminarien für zukünftige katholiſche Geiſtliche geſchaffen. Zur Regulirung und Aufbeſſerung der Pfarrbeſoldungen und Kirchen- und Schulbedürfniſſe wurde der Intercalarfond aufgethan. Ordnung, wiſſenſchaftliche Bildung und allgemeine Cultur brach ſich Bahn in der — man muß es geſtehen — zuvor verwahrlosten, aus vielen andern zuſammengewürfelten biſchöflichen Diöceſe. Aber alles das geſchah unter dem vorherrſchenden Einfluß der Autorität und der Ideen der Staatsgewalt, nämlich des an die bisherigen Edikte gebundenen Kirchenraths. Die Kirche blühte; aber der Trieb ging nicht von ihrem inneren Marke, das in dem römiſchen Gehirn ſeine Seele hat, aus, ſondern von der Wärme des ſtaatlichen Treibhauſes. Die Toleranz allerdings wurde niemals in dem würtembergiſchen Polizeiſtaate außer Acht gelaſſen; die kirchlichen Schäflein beider Confeſſionen mußten ruhig neben einander weiden, beide unter dem Hirtenſtab des Miniſteriums des Innern und ſeiner Oberbeamten. Man bewirkte eine ſanfte, einſchläfernde Indifferenz gegen die Pointen der Glaubenslehren. „Wir haben ja alle Einen Gott!“ lautete das Loſungswort. In dieſer Epoche dominirte der ſich nennende liberale Katholicismus, welchem ſogar Vereinigungs-Gedanken der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche mittelſt gegenſeitiger Conceſſionen in Dogma, Regiment und Disciplin nicht fern lagen, der von einer ſelbſtſtändigen, von Rom unabhängigen deutſchen Kirche träumte und über Prieſter-Ehe phantaſirte. Mittlerweile fuhr die Regierung fort, durch ihr Organ, den katholiſchen Kirchenrath, auf dem Gebiete der katholiſchen Kirche nach Belieben zu ordonnanzen. War auch der Inhalt der Ordonnanzen gewöhnlich nicht nur vernünftig, ſondern auch nützlich, nicht nur nützlich, ſondern auch nothwendig: ſo wird dennoch kein Unbefangener den proteſtantiſirenden, reformirenden und aufklärenden Geiſt darin verkennen, noch weniger wird er verneinen können, daß die Form nicht ſelten eine rauhe war, und daß die dekretirende Behörde ihre Kompetenz und Vollmacht durchaus überſchritt, alſo daß der Staat in die Autonomie der Kirche eingriff. Das Ordinariat unterhandelte und unterhandelte, aber ſchläfrig und ängſtlich; der Kirchenrath handelte und handelte, aber entſchieden und anmaßend, denn er traute dem Biſchof nicht zu, daß er einmal erwachen und Emancipations-Verſuche wagen könnte. Da ertönten nach und nach in den Kammern Klagen der Katholiken, namentlich von Mediatiſirten und oberſchwäbiſchen Edelleuten ausgehend, über Verkümmerung der Rechte der katholiſchen Kirche. Der Biſchof wachte hin und wieder zu einer in ihrer Aſthenie heftigen und unverſtändlichen Deklamation auf. Allein die Beſchwerden und Reklamationen erſchollen erſt dann laut und heftig auch in Würtemberg, als der Zeitgeiſt ſich wieder den religiöſen Intereſſen zugewendet und Rom für nöthig gefunden hatte, die ganze Heeresmacht der ſtreitenden Kirche in allen Landen aufzubieten. Petri Hahn krähte zuerſt in Köln und Poſen. Er hatte, zwar nicht rationell, aber juridiſch Recht. Die preußiſche Regierung war durch ein Concordat gebunden. Um die Beſtimmungen dieſes Concordats ſachte zu umgehen, ließ ſie ihre Erzbiſchöfe vor deren Inveſtitur Reverſalien zu laxer Obſervanz unterzeichnen, und verließ ſich auf ihre Autorität und den Einfluß, welchem die ihr untergebenen jeweiligen Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſich zu entziehen nicht wagen würden. Aber Droſte-Viſchering wagte es und Dunin gleichfalls. Damals lebte der alte Militairkönig Friedrich Wilhelm III noch. Er machte anfänglich kurzen Prozeß und ſperrte die widerſtrebenden Großwürdenträger der Kirche ein. Doch er hatte ſich verrechnet: Rom bot ſeine ganze Macht wider ihn auf, das katholiſche Intereſſe in allen Ländern regte ſich, und beſonders war es Bayern, das, von Oeſtreich inſpirirt, den ultramontanen Kämpen, worunter Görres ſich auszeichnete, einen freien Spielraum gewährte und ihren Federn keinen Zwang auferlegte. Die katholiſche Meinung konſolidirte ſich, ihr Geſchrei nahm überhand. Da ſtarb der alte König von Preußen, ſehr zur Unzeit für Würtemberg, deſſen Miniſterium an der Strenge dieſes Königs gegen renitirende Biſchöfe ein Muſter genommen und mit ultramontanen Pfarrern und Profeſſoren kurzen Prozeß gemacht hatte. Der neue preußiſche König glaubte ein anderes Syſtem gegen Rom einſchlagen zu müſſen, und lenkte ein. Das war ein Donnerſchlag für die würtembergiſche Miniſterial-Praxis, denn nun ſtand ſie dem Zorne der mächtigen römiſch-geſinnten Partei, verlaſſen von ihrem mächtigen Vorkämpfer, mit allen ihren größeren und kleineren Eingriffen entblößt gegenüber. Man kann ſich den Aerger denken, welchen die würtembergiſchen Bureaukraten gegen die preußiſche Perfidie empfanden. Aber es half nichts, der bittere Kelch mußte geleert werden. Nun erſt begann das Kreuzfeuer der katholiſchen Flugſchriften und Journale in den Kirchenrath und das Miniſterium des Innern recht gewaltig einzuſchlagen und was das Schlimmſte war, der von einem Legaten nach München berufene Biſchof v. Keller fiel von der Miniſterialpartei ab und wurde plötzlich — römiſch geſinnt.

Welches ſind denn nun, fragſt du, die Anklagepunkte der Katholiken gegen die würtembergiſche Regierung?

Ich antwerte im Allgemeinen: Die Verletzung der Autonomie der katholiſchen Kirche. Im Beſonderen führen ſie eine große Litanei von Beſchwerden auf, die ſich etwa in folgenden Hauptpunkten reſumiren.

1) Beeinträchtigung der Gewiſſensfreiheit katholiſcher Geiſtlicher, indem denſelben befohlen werde, gemiſchte Ehen einzuſegnen.

2) Willkührlichkeit in Strafandrohungen, Verſetzungen und Renovirungen ſolcher Geiſtlichen und Univerſitätslehrer, welche den Vorſchriften der katholiſchen Kirche in Betreff der gemiſchten Ehen ſowohl in öffentlichen Schriften und Vorträgen, als auch in der amtlichen Wirkſamkeit folgen.

3) Anmaßung der nur dem Biſchof zukommenden Befugniß, Geiſtliche von ihrem Amt zu ſuspendiren.

4) Ueberſchreitung der Grenzen des ſtaatlichen Oberaufſichtsrechtes über die Jugendbildung durch Einführung von Schulbüchern religiöſen Inhalts, ohne zuvor die Billigung des Ordinariats, dem ſogar die Initiative gebührte, abzuwarten.

5) Item und noch in höherem Grade Schmälerung der Rechte des Biſchofs bei Ernennung von katholiſchen Profeſſoren an der Univerſität und den niedern Convikten (ſoweit ſolche Beziehung zur Religion haben) bei Entwerfung des höheren Studienplans und der Collegienbeſuchs-Ordnung, ſowie bei Beſtimmung der gedruckten Lehrmittel.

6) Intolerante Nöthigung der die katholiſche Theologie Studierenden, proteſtantiſirende, hiſtoriſche, philologiſche, und philoſophiſche Profeſſoren der Landes-Univerſität zu hören.

7) Ueberwiegende Thätigkeit und Mitgliederzahl von Seiten des Kirchenraths bei Prüfungen katholiſcher Theologen in Stuttgart, während es doch wohl dem Oberhirten zuſtände, ſeine zukünftigen Seelſorger zu prüfen und nach ihrem Werthe kennen zu lernen.

8) Direkte Eingriffe in den Gottesdienſt (Cultus und Liturgie) der katholiſchen Kirche, alſo in die ausſchließliche Sphäre des Biſchofs durch kirchenräthliche und miniſterielle Verfügungen.

9) Beſchränkung des kirchenrechtlichen Einfluſſes auf Beſetzung der Kirchenpfründen.

10) Ueberwiegende Action des Kirchenraths bei Beſetzung der Decanate.

11) Widerrechtliche Verwaltung des Intercalarfonds, der reines Kirchengut iſt, durch die weltliche Oberaufſichtsbehörde.

Ich könnte dir noch mehrere Punkte anführen, allein die weſentlichen ſind genannt. Es ergiebt ſich daraus der Vorwurf, daß der Staat, d. h. die Oberaufſichtsbehörde deſſelben, der Kirchenrath, einen bei weitem größern Einfluß auf die katholiſche Kirche und Geiſtlichkeit Würtembergs ausübe, als der Biſchof, dem ſolches von Verfaſſungs wegen zuſtände.

Sind nun dieſe Beſchwerden gegründet?

Ja, ſie ſind gegründet und werden mit Beweiſen belegt. Zum Glück betreffen die (Nro. 8.) direkten Eingriffe in Cultus und Kirchenordnung nur minder wichtige Gegenſtände, und das Miniſterium des Innern hat nicht nur dem Kirchenrath derartige Anmaßungen verwieſen, ſondern auch verſprochen, daß ſie nicht wieder vorkommen ſollen, denn wenn einmal die Bahn gebrochen iſt, ſo ſchreitet die Gewalt leicht vom Kleineren zum Größeren fort.

Ebenſo ſtellt ſich die Verſetzung des ordentlichen Profeſſors der Theologie, Dr. **Mack**, weil derſelbe den Einſegnungs-Zwang gemiſchter Ehen in einer Schrift mißbilligte und eine Auskunft vorſchlug, auf eine Pfarrei als reine Willkühr-Maaßregel heraus. Daß der Staat den katholiſchen Jugend-Unterricht gecaparirt hat, iſt gleichfalls richtig. Der Miniſter entſchuldigte die Vorgriffe des katholiſchen Kirchenraths vor den Ständen mit der Trägheit des Ordinariats; es ſei einmal nöthig geweſen, Schul- und Lehrbücher einzuführen, eine Kirchenordnung zu erlaſſen, mit einem Wort, zu organiſiren, und da das Ordinariat nichts gethan hätte, ſo ſei der Kirchenrath ſeiner Saumſeligkeit zu Hülfe gekommen. Es läßt ſich nicht in Abrede ziehen, daß etwas Wahres in dieſer Behauptung liegt. Freilich ſind dagegen auch dem Ordinariat von Rom aus wieder die Hände gebunden, ſobald die Frage von Einführung orthodoxer Lehrmittel verhandelt wird.

Die katholiſche Bevölkerung des Landes fühlt es überhaupt mit Schmerz, daß auf dieſem paritätiſch ſein ſollenden Boden das proteſtantiſche Prinzip, wo es mit dem katholiſchen zuſammentrifft, überwiegt. Allein dabei muß man denn doch auch wieder billig in Anſchlag nehmen, daß $^2/_3$ Proteſtanten ſind, und die Majorität eben überall, namentlich in der Beamtenwelt vorherrſcht. Und iſt es denn nicht das gleiche Verhältniß in überwiegend katholiſchen Ländern? Man betrachte nur das Nachbarland Bayern! Dort genießen die Proteſtanten weit geringerer Rückſicht auf ihre Confeſſion, als hier die Katholiken. Ich erinnere nur an die erzwungene Kniebeugung der Landwehr vor dem Venerabile, die Abtrennung der Proteſtanten von ihren Brüdern im Auslande und die offenbare Proſelytenmacherei des katholiſchen Klerus.

Uebrigens hallte die Motion des Biſchofs, welche zur Erhaltung des Kirchenfriedens, die Herſtellung der Autonomie der katholiſchen Kirche forderte, und ungefähr die obenangeführten

Beſchwerdegründe detaillirte und in einem Nachtrag motivirte, von einem Ende des katholiſchen Würtembergs zum andern. Es iſt kein Zweifel, die Gewiſſen der Katholiken wurden alarmirt, Befürchtungen für ihre Religion ſelbſt bei Gleichgültigen angeregt, die uncultivirte und leichtgläubige Maſſe wähnte, die katholiſche Religion werde verfolgt, man wolle ſie lutheriſch machen, und was dergleichen Unſinn mehr iſt. Der hohe Adel und Clerus in den neuen Landestheilen gaben ſich große Mühe, dieſen Geiſt des Mißtrauens und der Unzufriedenheit zu nähren. Eine Menge Petitionen an die Ständeverſammlung von Gemeindräthen und Landeskapiteln wurde geſchmiedet. Man rüſtete ſich beiderſeitig zu einer Hauptſchlacht in der Kammer. In der Mitte des Jahres 1842 trug endlich der Biſchof, als Mitglied der Deputirtenkammer, ſeine Motion vor. Aber er hatte ſich in ſeinen Kollegen grauſam verechnet und machte ſelbſt ſeine Sache ſo erbärmlich, als möglich. Die nicht von ihm ſelbſt verfaßte Motion konnte er nicht einmal gehörig ableſen; offiziöſe Mitglieder nahmen ihm das Manuſcript ab, und trugen es eben ſo ſchlecht vor. Die durch und durch miniſterielle Kammer übergab dann die Motion ihrer ſtaatsrechtlichen Commiſſion, an deren Spitze der ſeitdem proteſtantiſcher Ober-Conſiſtorial-Präſident gewordene v. Scheurlen ſtand. Das Referat derſelben fiel natürlich günſtig für den Kirchenrath aus. Der Miniſter v. Schlayer entwickelte bei dieſer Verhandlung alle Macht ſeiner Dialektik und Sophiſtik, während Profeſſor Hefele, katholiſcher Seits, ein parlamentariſcher Anfänger war, die Sprache des Katheders redete, ſich einſchüchtern und verwirren ließ. Nicht viel mehr nützte der Eifer der HHrn. v. Hornſtein und Sturmfeder, obwohl erſterer dießmal ſehr beſonnen zu Werke ging; des Biſchofs Unbeſonnenheit dagegen verdarb vollends alles; er ließ ſich in Widerſprüche verwickeln und zur Heftigkeit hinreißen. Der Miniſter antwortete gleichfalls in drohender Weiſe. Scheurlens Correferent v. Rummel vertheidigte allerdings einigermaßen die Forderungen des Biſchofs; allein da ſelbſt die meiſten katholiſchen Bezirks-Deputirten den Biſchof im Stich ließen, ſo fiel die Motion durch. Dafür hatte ſie in der erſten Kammer, wo die Mediatiſirten ſitzen, triumphirt. So entrüſtet war übrigens jetzt die katholiſche Partei über den Miniſter v. Schlayer, daß ihm ein Pasquill, unterzeichnet: „der Alte vom Berge" voller Vorwürfe, Invektiven und Drohungen zukam. Er übergab es durch den Schwäb. Merkur der öffentlichen Aburtheilung. Solche Mittel wenigſtens mußten desavouirt werden, was auch wirklich, ſelbſt von den heftigſten Opponenten des Miniſters, in der nächſten Kammerſitzung geſchah.

Von nun an aber ging wider alles Verhoffen die Sache des Miniſteriums ſchlecht. Die Katholiken bildeten eine kompakte Maſſe und beſaßen einflußreiche, vornehme, nie ruhende Häupter und jeſuitiſche Lenker. Die Staatsgewalt ließ ſich imponiren und entfernte den Kirchenraths-Direktor von Seden. Darauf wollte v. Schlayer ſeine Entlaſſung nehmen. Der König verweigerte ſie ihm.

Mit dem Beginn des Jahres 1845 ſteht eine neue Ständeverſammlung bevor, zu welcher dieſen Herbſt gewählt werden ſoll. Ich weiß zum Voraus, daß mehrere ultramontan geſinnte Rechtsconſulenten mit Hülfe des Clerus gewählt werden werden, und die katholiſche Frage dann wieder friſch auf's Tapet kommt. Merkwürdiger Weiſe wird aber dem erſtarkten Leib das Haupt, wenn auch nicht das Genie fehlen. Der Biſchof nämlich hat ſich abermals dem Miniſterium genähert, und dürfte, ſeine Augenleiden vorſchützend, wohl gar nicht in der Kammer erſcheinen.

Sonderbarer Weiſe hat in dieſem Streite die katholiſche Seite ſo ſehr das Talent der Journaliſten und Pamphletenſchreiber auf ihrer Seite, daß die paar nichtsſagende miniſterielle Staatsſchriften ganz und gar verdunkelt ſind, ja daß der Miniſter eine Zeitlang ſogar die bayeriſche Preſſe recenſirte und einzelne Blätter und Broſchüren mit Beſchlag belegte, damit ſolche nicht zur Kenntniß der Würtemberger gelangen ſollten. Allein das Palliativ war unwirkſam. Die katholiſchen Leſevereine erhielten und verbreiteten Alles; die ſchärfſten Schriftchen und Blätter liefen von Hand zu Hand; die würtembergiſche Agitation dehnt ſich an Bayern und die Schweiz auch in ſchriftſtelleriſcher Beziehung. Unter den vielen Broſchüren zeichnen ſich die „Cenſuren“ von Obertribunalrath Wieſt aus; ſie ſind mit Meiſterhand geſchrieben. Das Miniſterium wird einen ſchweren Stand haben.

So liegen die Sachen. Was ich darüber denke, will ich dir noch mit zwei Worten ſagen. Ich reſpektire die katholiſche Kirche als eine wahre Großmacht über die Geiſter, und infoſern freut es mich, daß die Polizeigewalt einmal wieder ihren Meiſter findet. Aber wenn mir dieſe Kirche in ihrer Eigenſchaft als geiſtlicher Staat Achtung einflößt, ſo finde ich dagegen ihre Dogmatik verfinſternd und ihren Einfluß ſchädlich für den Fortſchritt der Menſchheit. Indeſſen freut mich dieſer Kampf zwiſchen den beiden Mächten, welche die Völker der Gegenwart regieren, ausnehmend; er muß doch wohl denſelben die Augen öffnen über die eigentlichen Zwecke beider, die Zwecke der Herrſchſucht und der Habſucht. Leib und Seele der Menſchheit ausbeuten möchten die pfäffiſchen, die weltlichen Machthaber. So lange ſie Hand in Hand gehen, iſt eine Emancipirung ſchier unmöglich; wenn ſie ſich aber gegenſeitig ihre Blößen aufdecken und einander ſchwächen, ſo kann das vernünftige und rechtliche Bewußtſein der Menſchen dadurch nur gewinnen.

Für Würtemberg insbeſondere aber hoffe ich blutwenig. Der religiöſe Sinn des Schwaben iſt äußerſt einfältig. Die große Menge iſt geiſtig ganz und gar verknechtet und wandelt am Leitſeile ſeiner heuchleriſchen Führer. Der weltliche Beamte ſcheert ſich in der Mehrzahl privatim nicht das Geringſte um die Religion, affektirt aber öffentlich eine ungeheure, ſogar gedankenloſe Achtung vor ihren Glaubenslehren, die er nur mangelhaft kennt. Sogar die Gerichte, ſelbſt das Obertribunal, ſind feige und erbärmlich genug, Schriften, welche die religiöſen Materien mit dem Lichte der Vernunft beleuchten, nach einem Geſetzes-Paragraphen zu behandeln, der ſich ſo elaſtiſch und unbeſtimmt ausdrückt, daß Zeloten, Unwiſſende und Heuchler daran eine Handhabe finden, jeden Denker zu verfolgen und zu ſtrafen. Wenn je den Schwaben das Prädikat dumm zukommt, ſo verdienen ſie es in dieſem Betracht; doch möchte ich ſie eher ſchlecht nennen, weil die Religion ſo Vielen als Sache des gemeinen Intereſſes dient. Wohlan, die Ruthe iſt gebunden, die ſie alle, den Einen durch den Andern, züchtigen ſoll. Es lebe der Menſchenverſtand und das Vernunftrecht!

6.

Die Preſſe.

Wären die Aeußerungen, welche mir in einem der frühern Briefe, Betreffs der würtembergiſchen Herren Cenſoren, entfielen, ſchon an dich gelangt geweſen, würdeſt du mich ſicherlich mit deinen Nachfragen über die Verhältniſſe der würtembergiſchen Preſſe verſchont haben, mein guter Willibald. Aber du haſt mich nicht mit dieſer Frage verſchont, und ſo darf ich dich auch nicht mit meiner Antwort verſchonen.

Thut er noch immer ſeine göttlichen Botendienſte, der „Schwäbiſche Merkurius", und ſind ihm die löſchpapierenen Schwingen noch nicht erlahmt? frageſt du.

Ja, mein Freund, er blüht noch immer in ſeiner ganzen halboffiziellen Herrlichkeit, der ſchwäbiſche Götterbote, nur hat er ſich in neuerer Zeit dreiſpältig angethan und ſind ſeine Lettern, wo möglich, noch ſchwindſüchtiger, iſt ſein Papier, wo möglich, noch bußfertiger, kaſteiungsmagerer geworden. Ach, es wäre Jammerſchade, wenn er ſich jemals ungeſtaltete, der gute „Schwäbiſche Merkur.“ Iſt er doch in ſeiner grauen Farbloſigkeit, in ſeiner öden Waiſentracht das treffendſte Bild der Kraft- und Saft- und Machtloſigkeit der würtembergiſchen nicht nur, ſondern der deutſchen Preſſe überhaupt. Einige unruhige Köpfe haben zwar ſchon öfters geſpöttelt, der „Schwäbiſche Merkur“ ſei eigentlich gar keine Zeitung, ſondern nur eine Rentenanſtalt für ſeinen Eigenthümer, den lieben Herrn Elben, und nebenbei ein Lieblingsmittel der Stubenmägde zum Fenſterabwiſchen und zu drgl. mehr. Aber die ſolche Blasphemieen ausſtoßen, ſind, wie geſagt, unruhige Köpfe, welche bekanntlich ſtets bereit, ſich am Heiligſten zu vergreifen, und da ſie dem Inhalt der würtembergiſchen Staats- und Nationalzeitung nicht beikommen können, weil dieſer notoriſcherweiſe über allen Tadel erhaben iſt, ſo verſündigen ſie ſich an der Form und denken in ihrer malcontenten Kurzſichtigkeit nicht daran, daß dieſe Form im Ausfluß der weiſeſten ragione di stato iſt. Ja, ein Ausfluß der weiſeſten ragione di stato, ſag' ich. Ein alter, jetzt hochſelig verſtorbener Diplomat hat mir, es mag jetzt ein Jahr her ſein, im Vertrauen dieſes würtembergiſche Staatsmyſterium mitgetheilt. Ich hatte die Freundſchaft dieſes Herrn folgendermaßen gewonnen. Es hatte ſich zu ſelber Zeit das Gerücht verbreitet, die würtembergiſche Eiſenbahncommiſſion, welche in der Legionscaſerne ihren Sitz aufgeſchlagen, hätte die Eiſenbahn Gott oder dem Schickſal anheimgeſtellt und beſchäftige ſich, bis von einer dieſer Behörden eine Entſcheidung eingetroffen, inzwiſchen mit Erfindung neuer Beamtentitel, woran leider Gottes eine höchſt fühlbare Noth eingetreten. Dieſe würtembergiſche Noth rührte mich ſehr, denn Würtemberg gehört zu Deutſchland, wie die ſeligen Burſchenſchäftler meinten, und man iſt doch auch, ſo zu ſagen, ein Deutſcher. In meiner Rührung verſchloß ich Thüre und Fenſterladen, zündete meine Studierlampe an, denn Großes kann ein Deutſcher nur beim Schein der Studierlampe thun, und ſann und ſann, und nachdem ich bis in den hellen Morgen hinein geſonnen, rief ich triumphirend aus; „*Εὕρηκα!*" Ich hatte ſechs, ſage ſechs nagelneue Beamtentitel erfunden, deren jeder wenigſtens vier Zoll und drüber an Länge maß. Voll Glück, voll Stolz eilte ich, meinen Fund auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und nebenbei um ein Beamtentitelerfindungspatent einzukommen, worauf ich bei der Schwierigkeit, in dieſem Fache in Würtemberg noch Etwas zu leiſten, die gegründetſte Hoffnung zu haben glaubte. Obenbemeldeter Diplomat, dem ich meine Entdeckungen zum Wohle des Staates anvertraute, beſtärkte mich noch in dieſer Hoffnung und in kühneren noch. Er ſchaute mich durch ſeine goldene Brille mit gerührter Väterlichkeit an und ſagte feierlichſt: „Sie haben ſich den Dank aller gutgeſinnten Vaterlandsfreunde erworben durch Ihre ebenſo ingenuöſe als loyale Erfindung. Für's Erſte iſt Ihnen die große goldene Civilverdienſtmedaille gewiß und ſodann wird das von Ihnen allerunterthänigſt nachgeſuchte Beamtentitelerfindungspatent allerhöchſten Ortes gewiß allergnädigſte Berückſichtigung finden." Ach, der edle Herr iſt für meine Hoffnungen viel zu früh geſtorben. Ich habe weder Medaille noch Patent erhalten und die Eiſenbahncommiſſion hat meine ſublime Erfindung ohne Weiteres für die ihrige ausgegeben. Ingrata patria! Aber Etwas habe ich durch den alten diplomatiſchen Herrn und Gönner doch gewonnen, nämlich Einſicht in die ſchwäbiſchen Merkurianer. In einer meiner beamtentitelerfindungspatentſollicitirenden Conferenzen mit meinem hochſeligen Gönner kam nämlich das Geſpräch auch auf den „höchſt befriedigenden“ Zuſtand der würtembergiſchen Preſſe und auf den „Schwäbiſchen Merkur“ namentlich. Da ließ ich mir die unkluge Äußerung entwiſchen, es wäre wünſchenswerth, der Herr Elben möchte ſeine treugehorſame Zeitungsweisheit doch nicht ſo gar ſtiefmütterlich ausſtatten und ſich das Format, das Papier und den Druck anderer „guten“ Blätter, wie z. B. der berühmten „Carlsruher Zeitung“, zum Muſter nehmen, merkte aber gleich, daß ich gewaltig auf dem Holzweg ſei. Denn der Diplomat ließ ſeine goldene Brille auf ſeine hochſelige Naſenſpitze heruntergleiten und warf mir aus ſeinen hochſeligen Augen einen höchſt fatalen Spottblick zu, indem er ſagte: Ei, ei, mein Lieber, da erwiſch' ich ſie auf einem recht fahlen Pferd und ſehe, daß Sie noch weit hin haben zu dem Standpunkte einer vernünftigen Staatsraiſon. Ich will Ihnen Betreffs unſers Merkurs klaren Wein einſchenken. Wenn die Leute ſagen, der Herr Elben laſſe ſein Blatt aus Knauſerei in ſo jammerſeligem Gewande erſcheinen, ſo ſchwatzen die Leute Unſinn. Die Sache iſt einfach dieſe: Eine vernünftige Staatsraiſon — ad vocem „Carlsruher Zeitung“, man weiß ſchon lange, daß dem badiſchen Cabinet die raison d'etat überhaupt abhanden gekommen

— muß und wird ſtets den Grundſatz feſthalten, daß das Zeitungsleſen ſchlechterdings vom Uebel." Ach! konnte ich mich nicht enthalten, entzückt auszurufen. „Verſtehen ſie nun?" fragte mein hochſeliger Gönner, gnädig lächelnd. Jetzt geht mir ein Licht auf, erwiderte ich, eine vernünftige Staatsraiſon gebietet, den „Schwäbiſchen Merkur" ſo zu drucken und zu bepapieren, daß den getreuen würtembergiſchen Unterthanen ſchon beim bloßen Anblick ihrer Staats- und Nationalzeitung das revolutionäre Zeitungsleſegelüſte vergehen muß.

Wirſt nun genug haben vom „Schwäbiſchen Merkur", mein Junge, denk' ich.

Auch mit dem Treiben der eigentlichen Tagespreſſe der würtembergiſchen Hauptſtadt, wie es ſich im „Verkündiger" und im „neuen Tagblatt" dem Publikum aufdringt, will ich dich nicht des Breiteren behelligen. Es genügt, zu ſagen, daß Stuttgart vor ganz Europa der Ruhm gebührt, die ſchlechteſten Localblätter hervorzubringen, denn in den genannten beiden vereinigen ſich Ignoranz, hündiſche Hofmacherei, Anekdotenabgegriffenheit und Theaterfreibilletserſchnappungslakaienhaftigkeit zur tiefſten Tiefe journaliſtiſcher Miſere. Als ich im vorigen Winter die Ehre hatte, in der guten Stadt am Neſenbach zu exiſtiren, ward mir dann und wann Gelegenheit, in der Fremdenloge des Theaters die brüderliche Unterhaltung des Redakteurs des „Verkündigers", der ſich Profeſſor ſchelten läßt, mit dem hochwohlgebornen Herrn Cenſor der Stuttgarter Preſſe mit anzuhören, und die ſonſtige Stellung der Journaliſten gegenüber den „Geiſtesbütteln" bedenkend, konnte ich beim Anblick dieſer brüderlichen Harmonie zwiſchen einem deutſchen Redaktor und einem deutſchen Cenſor nicht umhin, manchmal die Endverſe jener berüchtigten Heine'ſchen Strophe vor mich hinzuſummen:

Ja, wenn wir im Koth uns fanden,
Da verſtanden wir uns gleich.

Im übelriechendſten Koth des Servilismus ſteckt jahraus jahrein auch die „Ulmer Schnellpoſt“, welche, unter das Protektorat eines aus den Reihen der liberalen Partei übergelaufenen Herrn Hofrath ſich ſtellend, hauptſächlich dem katholiſchen Oberſchwaben das würtembergiſche Heil verkündigen und mundgerecht machen ſoll. Ich fand dieſer Tage auf dem Boden meines Koffers eine Nro. dieſes edeln Blattes und bin alſo im Stande, dir durch den Poſtillon der „Ulmer Schnellpoſt“ ein Muſter würtembergiſcher Journaliſtik verklatſchen zu laſſen. Dieſes Muſterklatſchſtückchen oder Klatſchmuſterſtückchen beſteht in einer Correſpondenz aus Stuttgart vom 9. April 1844 und lautet alſo: „Geſtern wurde in unſerm Theater ein Feſt gefeiert, auf welches ſich die Bevölkerung der Reſidenz ſchon ſeit ein paar Tagen rüſtete und freute. Der König erſchien zum erſten Male wieder in Thalia's Tempel. Das feſtlich erleuchtete, mit Blumen geſchmückte Haus war zum Erdrücken voll; hatte man doch ſeit mehreren Tagen ſchon kein Billet mehr erhalten können. Der Empfang, welchen die Intendanz und die ſo prächtig, wie geſchmackvoll arrangirende Regie dem König bereitet hatte, verwandelte ſich alsbald bei dem Eintritt ſeiner Majeſtät in einen Volksempfang. Kaum erblickte man den König, als die unermeßliche Menge in ein dreimal wiederholtes, donnerndes Hoch ausbrach. Kaum war er eingetreten, als der Stuttgarter Liederkranz das „„Segne Gott, unſern Herrn!““ anſtimmte, und dieſer Wunſch jeder Bruſt ſich durch allgemeines Einſtimmen in das beliebte Lied kund gab. Da war kein Zuſchauer mehr; Alles nahm an der Handlung Theil. Man muß Zeuge der erhebenden Scene geweſen ſein, um ſich einen Begriff davon zu machen, meine Feder iſt zu ſchwach, ſolche Begeiſterung, ſolchen Jubel, ſolche Rührung zu ſchildern. Kein Auge blieb thränenleer. Selbſt dem Könige, ihm dem Helden, welcher mit ruhigem Muthe in zwanzig Schlachten die Kugeln ſich umſauſen gehört und ſeine Tapfern hatte fallen geſehen, ſelbſt ihm ſtahl ſich ein warmer Tropfen aus dem Auge. Noch vermehrt wurde die Rührung durch den Anblick des kleinen Enkels, den der glückliche Großvater zärtlich auf den Schooß nahm. Dieſer koſtbare Thau der Liebe, welcher bei dem frohen Wiederſehen dem Herzen eines guten Fürſten und eines dankbaren Volkes zugleich entträufelte, iſt der feſteſte Kitt unſerer innern Eintracht und unwandelbaren Treue.“ Ich wollte Anfangs dieſes Document kritiſch beleuchten, allein es kritiſirt ſich ſelbſt durch die einfache, eidlich wahre Notiz, daß der Verfaſſer desſelben bei der Ovation, welche er ſo gerührt und rührſam beſchrieb, gar nicht anweſend war, ſondern inzwiſchen in irgend einer Reſtauration ſaß und ſich, wie ich ihn kenne, wahrſcheinlich über die ganze Geſchichte luſtig machte.

Ich finde mich nicht gemüßigt, dich von den unterhaltenden Zeitſchriften Würtembergs, vom „Schwäbiſchen Muſeum“

aufwärts bis zum „Morgenblatt“ unterhalten zu wollen. Alle dieſe Erzeugniſſe der periodiſchen Preſſe ſind weder beſſer noch ſchlechter, als anderwärts. Gedichte, Novellen, Reiſeblätter, Kunſtbriefe und Korreſpondenzartikel — voila tout. Von dem kritiſchen Spuck, den der ſel. Menzel noch immer in des Herrn von Cotta „Literaturblatt“ vorführt, iſt ohnehin zu ſchweigen, denn „warum ſollte ich Geiſter beſchwören?“ beſonders jetzt, da ich gerade aus dem Theater komme, wo man „Laßt die Todten ruhen!“ aufgeführt hat. Der Herr v. Cotta gibt auch eine dickleibige „Vierteljahrsſchrift“ heraus, welche, glaub' ich, von dem Herrn von Kölle redigirt wird, von jenem berühmten würtembergiſchen Diplomaten alſo, welchem Börne's Humor Unſterblichkeit verliehen hat. Dieſer Herr von Kölle iſt nämlich, im Vertrauen geſagt, das Original jenes „Eßkünſtlers“, deſſen Monographie eine der ausgezeichnetſten Partien in Börne's vermiſchten Schriften, und ich hatte vergangenen Winter im Hotel Marquard in Stuttgart Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie getreu und gewiſſenhaft der gute Börne ſeinen eſſenden Helden porträtirt hat. Um aber auf die Cotta'ſche „Vierteljahrsſchrift“ zurückzukommen, ſo nimmt ſie, abgeſehen von den eigentlichen gelehrten Zeitſchriften, welche die tübinger Facultäten ediren, mit den „Jahrbüchern der Gegenwart“ die höchſte Stufe würtembergiſcher Journaliſtik ein. Die letztere Zeitſchrift wird von der jüngeren Generation der tübinger Gelehrten herausgegeben, welche man, im Ganzen genommen, zu der ſtreitenden Kirche unſerer Religion zählen darf. Im Einzelnen aber blickt viel Stiftlerei und Privatdozentenhochmuth durch. Der Tendenz beider Zeitſchriften geht die rechte Schärfe und Entſchiedenheit ab und ihre Loſung: „Gemäßigter Fortſchritt!“ iſt eben auch weiter Nichts, als ein Ruf jener ſelbſtgefälligen Feigheit, welche möchte und nicht kann, wünſcht und nicht wagt, und deren ganzes Streben zuletzt auf das berühmte: „es ginge wohl, aber es geht nicht!“ hinausläuft.

Werfen wir noch einen ſchnellen Blick auf das Feld der Volksblattliteratur, ſo begegnen uns auf ſelbem der „Chriſtenbote“, der „Schwarzwälderbote“ und der „Beobachter“. Erſterer trägt ſtinkenden Pietismus im Lande umher, während der zweite mit allerhand Trödel hauſiren geht, und daß ein ſolcher Trödler, wie dieſer „Schwarzwälder Bote“ eine ſolche Verbreitung finden konnte, wie er gefunden, iſt ein betrübendes Zeugniß für den Zuſtand der würtembergiſchen Volkscultur, ein wahrhaftes Armuthszeugniß. Der „Beobachter“ ſtammt aus jener Zeit des Aufſchwungs der würtembergiſchen Preſſe, in welcher die „Donau- und Neckarzeitung“ und andere Blätter entſchiedener Tendenz blühten. Zuerſt von Lohbauer, der jetzt in Bern zum Pietiſten verſimpelt iſt, unter dem Namen „Hochwächter“, dann, durch Preßzwang zum „Beobachter“ umgetauft, von dem unvergeßlichen Seybold redigirt, war er ſeit den dreißiger Jahren der Mittelpunkt der würtembergiſchen Oppoſition, welche beſonders an dem ſchneidenden Sarkasmus Seybolds eine treffliche Waffe beſaß. Der jetzige Redakteur, Adolf Weißer, hat dem Blatt in neueſter Zeit trotz aller Cenſurmißlichkeiten eine erweiterte Wirkſamkeit zu verſchaffen gewußt. Freilich wirſt du leicht einſehen, wie es eigentlich mit der guten Sache in Würtemberg ſteht, wenn ich dir ſage, daß der Beobachter, das einzige populäre Blatt, welches dieſelbe verficht, unter einer Bevölkerung von anderthalb Millionen höchſtens tauſend Abonnenten zählt.

7.

Intermezzo Nro. 2.

Schrade und die Beſchradeten oder Beſchadeten.

Ein muckeriſches Heldengedicht.

1. Und es wohnte ein Mann im Lande Würtemberg.

2. Dort, wo man hinaufkommt aus dem Gaiſthäle auf die ſchwäbiſche Alb, unfern der guten Stadt Münſingen, im Dorfe Laichingen wohnte er.

3. Und der Mann hieß mit Namen Schrade.

4. Er war aber ſchlecht und recht vor Gott, und war ſeines Zeichens ein Leineweber, ſeines Standes ein Bürgerdeputirter, was die oberſchwäbiſchen Menſchen in ihres Herzens Einfalt einen Bürgerdippel, zu Deutſch einen drehenden **Schöps** nennen.

5. Und wie er ſo ſaß und wob, kam über ihn der Geiſt in ſeiner Macht und Kraft.

6. Der wirkte Wunder in dem linnenwirkenden Schrade und verſetzte ihn in den Zuſtand der Gnade.

7. Alſo arbeitete er denn mit Händen und Füßen, auf daß es mit ihm zum Durchbruch komme.

8. Und es kam mit ihm zum Durchbruch, denn wunderbar ſind die Wege, welche der Herr die Pietiſten führt.

9. Heiliges Dunkel liegt zwar auf dieſen Wegen, aber alles Gute wird ja zuletzt offenbar.

10. So ward denn auch dem unwürdigen Schreiber dieſer Schradiade Dieß und Das von dem geheimeren Thun ſeines Helden offenbart, wofür Gott Lob und Preis.

11. Als der Schrade eines Tages ſich wieder einmal in jenen gottſeligen Dunſt verrannt hatte, wo, wie in des ſehr heiligen Schelling Philoſophie, der menſchliche Gedanke ſich auf den Kopf ſtellt und mit den Beinen im Ur-Nichts herumcapriolt, erſcholl aus ſeinem Webſtuhl hervor eine Stimme.

12. Und die Stimme glich aufs Haar jener, welche der unheilige Immermann in ſeinem „Münchhauſen" aus der chriſtlichen Myſtik des Herren von Görres herausgrölzen hörte. Und ſie ſprach:

13. Gürte deine Lenden und mache dich auf, du Erwählter, der du dürſteſt nach dem himmliſchen Thau und lechzeſt nach dem Manna der Gnade;

14. Mache dich auf, denn drunten an den Geſtaden des Neckars wandelt ein Mann Gottes, der da erwählt iſt vor

Vielen, in dieſer ungläubigen, ſündigen Zeit die Macht des Glaubens darzuthun vor allem Volke. Dieſer wird dich Alles lehren, was du zu thun haſt.

15. Und der Schrade verſetzte demüthigſt: Siehe, o Herr, ich bin dein Knecht. Aber wie ſoll ich den erkennen, den du mir bezeichnet haſt?

16. Und die Stimme verſetzte: Der Mann des Heiles hat ein von Kaſteiungen des Fleiſches aller Art ſehr angegriffenes Aeußere, ſein Kopf juckt und wackelt allfort, als wollte er immer Jammer und Weh rufen über die Sünden der Menſchheit. Die böſen Weltkinder ſagen, dieß rühre von allzu ſtarkem Arbeiten mit den Weingläſern her, während doch nur unabläſſiges Arbeiten im Weinberg des Herrn daran Schuld iſt. Ein noch deutlicheres Erkennungszeichen ſei dir ein edles Frauenbild, welches du an der Seite des frommen Mannes treffen wirſt, ein Frauenbild, welchem viel vergeben werden wird, denn es hat viel geliebt an allen Straßen das Land auf und ab.

17. Und die Stimme verſtummte. Der Schrade aber neigte ſich demuthsvoll und ſprach: Wie du willſt, o Herr, ſo geſchehe es.

18. Und er erhob ſich von ſeinem Webſtuhl und gürtete ſeine Lenden, ſetzte ſeinen Nebelſpalter aufs Haupt und machte ſich auf, hinabzuziehen gen das Unterland.

19. Und er ſuchte den Neckar auf und ab nach dem verheißenen Meiſter und wallfahrete nebenbei auch mit Inbrunſt an die Stelle des Fluſſes, wo den ſtuttgarter Frommen das

Bad der Wiedergeburt ertheilt zu werden pflegt zum Wohlgefallen aller himmliſchen Heerſchaaren.

20. Aber wen der Herr liebt, den prüft er.

21. Und ſo mußte denn auch unſer edler Held auf die Bekanntſchaft mit dem weiſen Mann Gottes Verzicht thun, bis es dieſem gefiel, ſeinen damaligen Aufenthalt in dem eßlinger oder cannſtadter Zuchtpolizeihaus zu verlaſſen, wo er ſich gerade in Gebet und Buße auf die hochherrliche Meſſiasrolle vorbereitete, die er kurz darauf an den gebenedeiten Ufern des Limmatſtromes executiren wollte.

22. Der Schrade harrte geduldig an den Pforten des vergitterten Hauſes, denn er wußte gar wohl, daß die Sendboten des Herrn von jeher verfolgt werden von den Kindern Moabs und Amaleks.

23. Endlich wurde er gewürdigt, das Antlitz des erſehnten Meiſters zu erblicken, der ihn ſofort, wahrſcheinlich mit Beihülfe der modernen Maria Magdalena, einführte in die Labyrinthe der lammblutſchweißdurchdufteten Erkenntniß des Heils.

24. Und als ein von dem Licht der Gnade durchleuchteter und von dem Saft des Wortes durchfeuchteter machte er ſich auf, gen Laichingen heimzukehren.

25. Sein hoher Lehrer aber entſchwand den betrübten Blicken ſeiner ſtuttgarter Gläubiger und that ſich auf als Meſſias unter dem „hehren“ Zürichervolk.

26. Von ſeinen Mirakeln und Spektakeln geben genugſame Kunde die Evangelien ſeiner diverſen Apoſtel; woraus

das neue Meſſiasreich verkündet hat der Züricher Weltwiſſenſchaftsaccoucheur in ſeinem dicken Buch über „Kirche und Staat.“

27. Und Schrade begann zu orakeln in und um Laichinchen und Dorf und Feld wurde voll ſeines Namens.

28. Und es that ſich um ihn zuſammen eine Schar von Gläubigen und das Wort des heiligen Mannes ging aus von ſeinem Munde wie Eifer des Herrn und begann zu walten in Jung und Alt.

29. Er aber ſah, gleich den Engeln Gottes, von denen da geſchrieben ſteht im 1. Buch Moſis Kap. 6 V. 2, nach den Töchtern der Erde und ſah, daß ſie ſchön waren;

30. Denn die Augen der Frommen ſehen da Etwas, wo die Kinder der Welt Nichts ſehen

31. Alſo ſah auch der Schrade Schönheit an den Laichinger Madchen und Frauen, ein Seher, welches offenbar ein beſonderer Ausfluß der göttlichen Gnade war.

32. Und der Mann Gottes hub an zu ſprechen in ſeinem Herzen:

33. Du haſt, o Herr, meine Augen nicht umſonſt geöffnet für den Liebreiz dieſer armen Töchter Eva's; dein Wille geſchehe an ihnen.

34. Und ſiehe da, er ſprach zu ſeinen weiblichen Schäflein: Kindlein, laſſet euch lieben!

35. Sie aber erſtauneten und wußten die Worte ihres Meiſters nicht zu deuten.

36. Und er ſprach viel von der Gnade der Erkenntniß und von der Infiltration des heiligen Geiſtes.

37. Und alſo erging ſein Wort:

38. „Siehe, dahin iſt der Winter, vorüber die Regenzeit, gänzlich vorüber.

39. „Schon ſind auf den Gefilden die Blumen zu ſeh'n, die Zeit des Geſanges iſt da; ſchon hört man das Girren der Turteltaube auf unſerer Flur.

40. „Der Feigenbaum würzt ſeine Früchte und Wohlgeruch duftet der blühende Weinſtock. Drum auf, meine Freundin, und komm', meine Schönſte!

41. „Wie ſind deine Tritte ſo ſchön in den Schuhen, du fürſtliche Tochter. Die Wölbung deiner Hüfte iſt wie ein Halsgeſchmeide, verfertiget von Künſtlers Hand.

42. „Dein Nabel iſt wie ein rundes Becken, dem es nie an Würzwein gebricht, dein Leib wie ein Waizenhaufen, umgeben mit Lilien.

43. „Deine zwei Brüſte ſind wie zwei junge Zwillinge einer Gazelle.

44. „Einem Thurme von Elfenbein gleichet dein Hals; gleich ſind deine Augen den Teichen zu Hesbon am Thore Bath-Rabbim; deine Naſe dem Thurm auf Libanon, der gen Damaskus ſchaut.

45. „Dein Wuchs iſt dem Palmbaum, den Trauben ſind gleich deine Brüſte.

46. „Ich dachte: o könnt' ich erklimmen dem Palmbaum, umfaſſen ſeine Zweige!

47. „Wie ſchön und wie reizend biſt du, du Liebe in der Wonne!“

48. Alſo ſalomoniſirte der Mann Gottes ſeine Gemeinde und ſie ließ ſich ſalomoniſiren.

49. Und die rührſame Theorie von der Infiltration des heiligen Geiſtes, welche er ſeinen Schäflein in der Verſammlungsſtube theoretiſch darlegte, wußte er im heimlichen Kämmerlein noch viel rührſamer zu praktiziren.

50. Denn ſiehe, dem Reinen iſt Alles rein, und was den verblendeten Kindern dieſer Welt als Sünde erſcheinet, das wird den Auserwählten zum Gottesdienſt.

51. Wir haben das erlebet und geſehen an den gottſeligen Thaten des Pfarrers Ebel und ſeiner königsberger Gemeinde, wir haben es erlebt und geſehen an den Orakeln, welche jener berneriſche Melchiſedek unter dem Namen „Gliederbüchlein“ ausgehen ließ in alle Welt — doch wir verſchloſſen unſere Augen dem neuen Lichte und verſtopften unſere Ohren den Worten der Propheten, denn unheilig und ungläubig ſind wir und verhärtet in unſerer Verſtockung ganz und gar.

52. Anders wirkte die Gnade unter den Weibern und Mädchen von Laichingen, vielfältigſt und wunderſamſt wirkte ſie.

53. Denn die Schrade'ſche Erkenntniß machte unter ihnen die Runde früh und ſpät, tagtäglich und allnächtlich, und der hohe Patriarch that ſein Werk mit nie raſtendem Eifer und unermüdlicher Beharrniß.

54. Und ſiehe da, der Herr ſegnete ſein Thun und noch

in der Blüthezeit ſeiner Wirkſamkeit begannen ſchon die Früchte derſelben zu reifen.

55. Denn alſo geſchah es:

56. Eines Tages um die fünfte Stunde des Abends trat vor ihn ſeiner jüngſten Jüngerinnen eine und ihre Bruſt ging hoch, wie vor Angſt, und ihre Augen waren roth, wie vom Weinen.

57. Und ſie ſprach: „Siehe, o Herr, mir iſts ſchwer im Herzen und übel im Magen, und was ich in den Mund hineinthue, will wieder heraus, und es ſauſet mir im Kopfe und die Zähne thun mir weh. Ach, Herr, erbarme dich über deine Magd und laſſe nicht zu Schanden werden, die da immer demüthig zu dir ſprach: mir geſchehe nach deinem Willen!“

58. Und der Patriarch fühlte ſich bei dieſen Worten den Geiſt etwas kühl und ſchauderig den Rücken heraufrieſeln und hatte eine blitzſchnell vorübergehende Viſion von Amtsſtube und Zuchthaus.

59. Aber der Fromme iſt ſtark in ſeiner Tugend und der Erwählete kräftig in der Rüſtung ſeines Glaubens und die Engel des Herrn ſind ſchützend um ihn allüberall.

60. Derſelbigen Engel einer wandte des Patriarchen Blicke, als das bedrohliche Wort ſeiner Jüngerin kaum an ihn ergangen, nach dem Fenſter und durch ſelbes hinaus auf die Gaſſe.

61. Und ſiehe, der Mann Gottes ſah einen Jüngling vorübergehen, einen aus ſeiner Heerde, lederbehoſt, dreieckig behutet, ochſentreibend.

62. Und alſobald kehrte ſich der Patriarch um zu dem weinenden Mädchen, ertheilte ſelbem nach Schrade'ſchem Ritus den Segen, indem er der Inſiltrirten am Kinn krabbelte, und ſprach: „Gehe hin, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen! Gehe hin und lobſinge dem Herrn und verkündige der Schaar der Auserwählten, daß der Herr mir befohlen, dir zu geben einen Mann nach dem Brauche der Erzväter, und morgen der Tag ſei, an welchem du ihm anverlobt werden ſolleſt vor allem Volke."

63. Und das Mädchen ging hin und that, wie ihm aufgetragen worden.

64. Und als folgenden Tages die Gemeinde der Erwählten ſich zuſammengethan um ihren Patriarchen, ſtund dieſer auf von ſeinem Sitze und wälzte die Augen gen Himmel und ſprach:

65. „Ihr Brüder und Schweſtern in Chriſto, die ihr folget der wahren Spur des Lammes und im Glauben wachſet und in der Liebe zunehmet für und für!

66. „Sehet, als ich lag und ſchlief in vergangener Nacht, trat der Engel des Herren zu mir im Traum, ſprechend: Alſo ſpricht der Herr:

67. „Unter der Lammherde, die da folget deinem geſegneten Hirtenſtab, iſt eine Jungfrau, die da heißet mit Namen Jakobäa, und ein Jüngling, der da heißet Jakob. Siehe, dieſes Jünglings und dieſer Jungfrau Ehebund iſt geſchloſſen im Himmel; alſo werde er es auch auf Erden. So ſpricht der Herr.

68. „Und ich neigte mich und betete an und entgegnete: Was der Herr thut, iſt wohlgethan; ſein heiliger Wille geſchehe jetzt und immerdar! Sela.

69. „Tretet alſo hervor, Jakob und Jakobäa, auf daß ich eure Hände vereinige und euch verlobe im Namen des Herrn."

70. So ſprach Schrade, der Mann Gottes.

71. Aber der böſe Feind geht um auf Erden und brüllet wie ein Löwe und ſuchet, wen er verſchlinge;

72. Und Tag und Nacht iſt er bemüht, Unkraut unter den Waizen zu ſäen.

73. Alſo fuhr er denn ſtraks in das Herz des lederhoſigen Jünglings, der da hieß mit Namen Jakob, und rumorte darinnen gräulich und erfüllte es mit hölliſcher Tücke und Rebellerei gegen das Wort Gottes.

74. Und der Jakob guckte die ſittſam erröthende Jakobäa ſcharf an und guckte ſie wiederum und abermals an und drehete ſeinen Dreiſpitz auf dem Kopfe um und um und rückte ihn aufs linke Ohr und ſteckte die Hände in die Lederhoſentaſchen und räusperte ſich und that den Mund auf und ſprach:

75. „Vater Schrade, die Ehe der Jakobäa da ſcheint nicht nur im Himmel geſchloſſen, ſondern auch vollzogen werden zu ſein — —"

76. Aber der Mann Gottes unterbrach ihn und rief aus mit gewaltiger Stimme:

77. „Wie, du widerſpänſtiger Sünder, du wiederſtrebſt dem Willen Gottes?"

78. Und der Jakob entgegnete frecher Weiſe: „Mit nichten, ich widerſtrebe nicht dem Willen Gottes, aber ſagen thu ich: wer der Jakobäa da die Suppe eingebrockt hat, der mag ſie ihr auch auseſſen helfen.“

79. Da richteten ſich aller Augen mit Erſtaunen auf den Jakob und die Jakobäa und die geſegnete Rundheit ihres Leibes ward plötzlich offenbar unter des Mädchens blaugefärbter Zwillichſchürze.

80. Und den Leuten ward es, ſie wußten nicht, wie.

81. Aber der Patriarch erhub ſeine Stimme und eiferte in heiligem Zornes Eifer:

82. „O über euch Verblendete und Kurzſichtige, die da nicht erkennen die wunderbaren Wege des Herrn! Habe ich euch nicht prophezeit und verkündigt, daß Laichingen der Ort, von wo ausgehen werde das neue Heil der Welt? Und ſiehe, nun das Wunder ſich zu erfüllen beginnet und die Gnade des Geiſtes ſich ſichtbarlich erweiſet an dieſer tugendſamen Magd Gottes, ſtarret ihr kleingläubig und verſtocket euere Herzen, und wollet nicht anerkennen die Herrlichkeit der neuen Maria —“

83. Doch der Teufel, der in dem böſen Jakob wüthete, ließ den frommen Mann nicht vollenden, ſondern lärmte und ſchrie und läſterte aus des Jakobs Mund:

84. Maria hin, Maria her! Wollt ihr aus der Jakobäa da eine Maria machen, hab' ich Nichts dagegen, aber ihr Joſeph will ich nicht ſein, will nicht, Himmelkreuzſternſakerment, will nicht.“

85. Und ſo weit ging die verruchte Bosheit des teufel-

beſeſſenen, unglückſeligen Jakobs, daß er gegen den Patriarchen noch die Zunge herausſtreckte und ſich auf dem Abſatz ſeines Stiefels herumdrehte und mit der flachen Hand auf einen gewiſſen Theil ſeines lederhoſigen Piedeſtal ſchlug, daß es klatſchte, und dann mit wahrhaft teufliſchem Hohnlachen zur Thüre des Heiligthums hinausſprang.

86. So Furchtbares thut Satan an denen, die da wandeln auf den wahren Spuren des Lammes.

87. Und ein großes Wehe erging — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Hier bricht das mir von Freundeshand überkommene Manuſcript eines mucker'ſchen Epos plötzlich ab, zu meinem unſäglichen Bedauren gerade in dem Augenblicke, wo die Kataſtrophe des Stückes eintreten ſollte, eines Stückes, welches buchſtäblich wahr vor kurzer Zeit zu Laichingen auf der münſinger Alb aufgeführt wurde. Um alſo den Leſer über den Ausgang der rührenden Schradiade nicht im Ungewiſſen zu laſſen, muß ich mir die Freiheit nehmen, dem hochtönenden Heldenlied meines Freundes einen ſchlicht proſaiſchen Schluß anzuflicken.

Der gute Schrade, welcher ſich zweifelsohne die phyſiſche Fortpflanzung des Pietiſtengeſchlechtes zur Aufgabe gemacht, hatte wirklich in unglaublich kurzer Zeit eine Menge von Weibern und Mädchen verführt *), und dieß zwar unter dem

---

*) Einige Quellen geben als Zahl der erſtern 100, als Zahl der letztern 36 an.

Vorwande, ihnen den heiligen Geiſt einzuflößen. Dieſe angenehme Infiltrirungsmethode war von dem Patriarchen in der letzten Zeit ſeiner großartigen Wirkſamkeit auch bei einem Mädchen angewendet werden, welches ihm nach einigen Wochen zu verſtehen gab, die mit ihr angeſtellten geiſtlichen Uebungen dürften unangenehme Früchte tragen. Ohne Weiteres befahl nun der fromme Mann einem Jüngling, ſelbiger ſolle die ci-devant Jungfrau als Ehegemahl heimführen. Allein die loſe Fama hatte inzwiſchen nach und nach Gerüchte in die böſe Welt ausgeſtreut, welche den zugeſchobenen Bräutigam auf den Gedanken brachten, ſeine Braut von Glaubenswegen möchte von dem Manne Gottes überſchattet ſein. Eine Rede gab die andere, kurz die Geſchichte kam heraus und das Reſultat war, der Schrade habe ſich einen ſultanmäßigen Harem beigelegt ad majorem Dei gloriam. Man kann ſich die Wuth der Ehemänner, Väter, Brüder und Geliebten denken, als ihnen die Augen geöffnet wurden. Auf Schrade reimt ſich Schade und zu dem Schaden kam, wie gewöhnlich, noch der Spott. Die Gemeinde ſpaltete ſich in Beſchradete und Unbeſchradete; es gab Mord- und Todhändel, Scheidungsbegehren, manche Familienbande löſten ſich, die Sache wurde klagbar und viele Prozeſſe drohten auszubrechen. Da that die höhere Behörde einen Gewaltsſtreich. Sie ſchlug die Unterſuchung gegen Schrade und ſeine weiblichen Schäflein nieder, d. h. die Unterſuchung von Amtswegen, wozu das würtembergiſche Geſetz, welches den Ehebruch und die Schwächung für Privatſachen erklärt, welche nicht von Staatswegen verfolgt werden dürfen, den Rechtstitel lieh. Privatklagen aber konnten nicht wohl geführt werden, weil der pietiſtiſche Sultan ſeinen Odalisken außer dem heiligen Geiſte nebenbei insbeſondere noch den Spruch des Koran eingeflößt hatte: Seid klug wie die Schlangen, d. h. geſtehet Nichts! Da jedoch die Thatſachen zu ſchreiend waren, ſo faßte das Oberconſiſtorium den hochweiſen Entſchluß, ſolche noch ſchreiender zu machen, nämlich ſeinem Decan in Münſingen den Befehl zugehen zu laſſen, er ſolle ſich aufmachen, um dem Schrade und ſeiner adamitiſchen Gemeinde eine Schandpredigt zu halten. Die ganze Nachbarſchaft, beſonders die katholiſche, freute ſich unbändig auf dieſe Mercuriale. Allein unglücklicherweiſe war der dazu commandirte Decan Kapf ebenfalls ein Pietiſt „jeder Zoll“, welcher kaum zuvor noch die ſectireriſche Gemeinde Kornthal als Oberhirte geleitet hatte. Dieſer Mann ſchlug um Schrade und ſeine Lämmlein den Mantel der chriſtlichen Liebe und deckte ihre Blöße mit einigen geſalbten Seufzern über die Schwäche des menſchlichen Erkenntnißvermögens, woran Schrade offenbar nicht gelitten, ſanftmüthig zu. Dem Pietismus ſelbſt ſang er dagegen einen Dithyrambos. Abſchreckend war demnach gewiß die Strafe nicht ſehr, welche über den frommen Bienenkönig verhängt wurde, und wir dürfen der ſchönſten Hoffnung leben, daß ſeine Theorie der Fleiſchesertödtung auch anderwärts praktiſche Anwendung finden werde.

8.

Der Geheimrath. Würtembergiſche Größen.

Es gibt in Würtemberg bekanntlich keinen Miniſterrath (Conseil), ſondern einen Geheimrath, in welchem neben andern Mitgliedern auch die Miniſter oder Departementschefs Sitz und Stimme haben. Den Präſidenten und ſonſtige Mitglieder ernannt der König theils auf Lebenszeit, theils auf zwei Jahre. Der Geheimrath iſt die höchſte Verwaltungsbehörde des Landes, das Medium, vermittelſt deſſen der König mit den Ständen verhandelt, und der beſchließende Rath in den wichtigſten Staatsangelegenheiten, ſowie zugleich die letzte Inſtanz der Verwaltungsjuſtiz.

Dieſes Collegium erſcheint auf den erſten Anblick ſchon als eine Anomalie, denn es iſt durch die angeblich bloß *berathende* Eigenſchaft, welche ihm die Verfaſſungsurkunde beilegt, der Verantwortlichkeit enthoben, und dennoch faßt es thatſächlich die wichtigſten Beſchlüſſe in Landesangelegenheiten!

Allerdings iſt jeder Miniſter für ſein Departement verantwortlich, allein es giebt politiſche Fragen, welche ihrer Natur nach nicht unter ein einzelnes Departement fallen, ſondern der Beſchlußnahme des geſammten, unter ſeinem Präſidenten verſammelten Miniſterraths bedürfen, z. B. die Frage über Krieg oder Frieden: da beſchließt denn der Geheimrath und die Miniſter haben's auszubaden. Du wirſt mir einwerfen: es kann ja heute dieſer, morgen jener Miniſter ſeine Entlaſſung begehren, im Falle ihm ſo ein Geheimrathsbeſchluß nicht gefällt. Richtig, aber, mein Junge, das geht denn hier zu Lande doch weniger glattweg, als in den echtconſtitutionellen Ländern. Nicht nur beſinnt ſich Einer zweimal, bevor er von einem ſo bedeutenden Poſten abtritt, ſondern er läßt ſich auch wieder zum Bleiben beſtimmen, weil er den König nicht fortwährend in die Verlegenheit ſetzen mag, wegen dieſer oder jener, mitunter nicht ſehr bedeutenden, Sache einen neuen Miniſter ernennen zu müſſen. Allein gerade darum iſt meiner Anſicht nach ein würtembergiſches Miniſterium keine ſehr verlockende Sache, denn ich denke mir den Geheimrath als eine wahre Geduldprobe für die Departementschefs und als eine im höchſten Grad genirende Bevormundung.

Da fällt mir zum Beleg dieſer Anſicht juſt ein ſpecieller Fall ein.

Gerade als die katholiſchen Wirren am verwickeltſten waren, wurde der Direktor des katholiſchen Kirchenraths, von Soden, auf einen andern Poſten verſetzt. Nun ſtellſt du dir ohne Zweifel vor, dieſe Verſetzung habe der Miniſter des Innern und Cultus verfügt, denn unter ihm ſteht ja der Kirchenrath ſowohl als die Kreisregierung, zu welcher Herr von Seden als Präſident verſetzt wurde. Aber behüte Gott! ſo war es nicht. Der Miniſter des Innern und Cultus erfuhr das Quidproquo erſt, nachdem es bereits geſchehen und unwiderruflich war! Er bot nun zwar ſeine Entlaſſung an, ließ ſich jedoch nachher wieder halten.

Auf ſolche Weiſe paralyſirt man die Verantwortlichkeit und den Einfluß der Departementschefs zugleich und ſchlägt alſo zwei Mücken mit einem Schlage todt.

Jetzt kannſt du dir aber auch vorſtellen, welch bedeutendes Ding der Präſident dieſes Geheimraths ſein muß, denn im Grund genommen iſt er als ſolcher Premierminiſter, nur unverantwortlich. Auf dieſem Platze mußt du in der That den nach dem König wichtigſten Mann Würtembergs ſuchen. Es iſt der frühere Juſtizminiſter von Maucler (ſprich nicht: Maukler, ſondern Moklär, denn er ſtammt aus einer Familie des weiland würtembergiſchen Mömpelgart). Dieſer edle Herr oder Freiherr iſt ein ausgemachter Bureaukrat, ein Fachmenſch, der Volk und Staat als Maſchine betrachtet, die ein ſo gewaltiger Sterblicher, wie er, jeden Morgen gleich ſeiner Uhr aufzieht und jeden Abend ſtellt, um ſie ausruhen zu laſſen. In ſeiner Jugend Commiſſär König Friedrichs I., hat er, wie ſich das von ſelbſt verſteht, keinen conſtitutionellen Begriff und betrachtet den Staat als Domäne derer, die am Ruder ſind. Verwandt, ich glaube verſchwägert, mit dem Grafen von Beroldingen, Miniſter des Auswärtigen, einem liebenswürdigen

Bonhomme, der als reicher Edelmann eigentlich bloß repräſentirt, leitet Maucler die ganze Politik des Staates. Es iſt bekannt, daß den kleinen Cabinetten Deutſchlands einzig und allein eine Affenpolitik zuſteht, d. h. die Nachahmung der zwei großen. Sie haben die Wahl, ſich mehr gegen Oeſtreich oder Preußen hinzuneigen. Herr von Maucler, durch und durch Ariſtokrat und Beſchützer des Adels, den er in Würtemberg, ſo zu ſagen, wieder auf den Strumpf brachte, nachdem König Friedrich I. denſelben wacker deprimirt hatte, würde ſich, ſo er ſeinem baronlichen Herzen allein folgen dürfte, dem öſtreichiſchen Syſtem gänzlich zuwenden und die Allg. Zeitung zum Orakel nehmen; allein ſeine Stellung, nämlich die Lage Würtembergs, gebietet ihm eine eklektiſche oder gemiſchte Politik. Als Bureaukrat iſt er preußiſch, als Ariſtokrat öſtreichiſch; Letzteres ſchon als lebenslängliches Mitglied der erſten Kammer, wo er mit den Mediatiſirten vertrauliche Relationen zu pflegen hat. Der Zollverein und die proteſtantiſchen Intereſſen ziehen ihn nördlich, aber die oberſchwäbiſche Nachbarſchaft wieder öſtlich. So iſt denn ſeine Diplomatie ein reiner Abdruck des deutſchen Bundes, die in den Hauptſachen, worüber man ſich verſtändigen muß, gleichfalls die gemiſchte öſtreichiſch-preußiſche Färbung trägt, welche man das combinirte Syſtem eines ariſtokratiſch-bureaukratiſchen Abſolutismus nennen könnte.

Der Freiherr v. Maucler betrachtet die übrigen Miniſter nicht mit Unrecht als ſeine Geſchöpfe, auf deren Wahl er auch den größten Einfluß übt. Um die öffentliche Meinung kümmert er ſich wenig. Wie möchte er ſonſt den unbeliebten, höchſt problematiſch begabten Herrn Prieſer im Juſtizminiſterium halten, einen Mann, der kürzlich als Vertheidiger einer den Ständen vorgelegten Proceßordnung gänzlich Fiasco machte und es nur den Anſtrengungen ſeines Adjudanten, des Direktor Bezzenberger, und der Willenloſigkeit der Kammer verdankte, daß dieſes Geſetz, das weder warm noch kalt, durchging? Aber: similis simili gaudet, gleiche Brüder gleiche Kappen. —

Da ich einmal auf die Beſprechung von politiſchen Notabilitäten geführt wurde, ſo will ich dir gerade noch einige ſchildern.

Wenn nicht an Einſicht, ſo doch an Thatkraft und praktiſcher Geſchicklichkeit iſt Herr v. Schlayer, der Miniſter des Innern und des Kirchen- und Schulweſens, der bedeutendſte Mann des Staates. Ein tübinger Bäckersſohn, hat er von der Picke auf gedient und den Weg durch die Kammer genommen. Er avancirte ſchnell, denn er denkt und arbeitet ſchnell, und ſolche Leute kann man brauchen. Seiner Rechtlichkeit wird wohl Niemand zu nahe treten. Conſtitutionelle Formen hat er, wiewohl keine conſtitutionelle Geſinnung. Wie könnte wohl eine ſolche auch in den Actenſtuben und der verdorbenen Bureauluft Stuttgarts gedeihen? Wenn ihm die Genialität eines berühmten Vorgängers, ich meine Wangenheims, abgeht, was indeß der engeren Sphäre, auf welche ſich ein Miniſter heutzutage beſchränken muß, und einem Geſchäftskreiſe mit beigemeſſen werden darf, welcher nunmehr keinen Gedankenflug geſtattet; wenn er die verſchlagene Geſcheitheit ſeines unmittelbaren Vorgängers, des klugen und trägen Weiſhaar, nicht im gleichen Grade beſitzt, ſo überragt er doch an juridiſchen und praktiſchen Kenntniſſen, an rhetoriſchem Talent, an Energie und Fleiß alle ſeine Collegen weit. Er iſt es, welcher der Kammer imponirt und auf jede Frage eine Antwort hat. Mag immerhin ſeine Dialektik bisweilen ſophiſtiſch ſein: ſie hilft doch. Es giebt keinen trefflichern Polizeiminiſter und Beamtendriller. Nur das pfäffiſche Wespenneſt beider Confeſſionen ſticht ihn, ſo oft er in ſelbes hineingreift. Und das geſchieht ihm ganz recht, denn als ausſchließlicher Praktiker trägt er der Wiſſenſchaft und öffentlichen Meinung zu wenig Rechnung. Würde er die freie Wiſſenſchaft auf der Univerſität und in den höhern Lehranſtalten hegen und pflegen, ſtatt bloße Schulen daraus zu machen, wagte er Etwas für die Preſſe und Oeffentlichkeit, ſo würde es ihm nie an entſchloſſenen und gewandten Vertheidigern fehlen. Nun aber geräth er mit Jeſuiten, Pietiſten, Philoſophen und Publiciſten in einen Conflikt, welcher immer zu ſeinem Nachtheil ausfällt, weil ihm einerſeits die philoſophiſchen Syſteme als polizeiliche Ungeheuer erſcheinen, deren Weſen er nicht verſteht, und weil ihm anderſeits der Ueberblick über die Weltpolitik und die Einſicht in die Gewebe derſelben mangelt. Ihm ſchwebt nur ein beleuchteter Punkt vor Augen: Würtemberg. Uebrigens muß ihn mancher ſeiner Eigenſchaften wegen ſchätzen, und rühmlichſt anzuerkennen ſind z. B. die Sparſamkeit in ſeiner Departementshaushalt und eine gewiſſe Bürgerlichkeit, um deren willen ihn das Hofgeſchmeiß und die Ariſtokratie ſtürzen möchten. Gewiß iſt, daß er dem Fortſchritt und der Aufklärung angehört. Warum wendet er ſich in der Noth nicht an ſeine wahren Alliirten?

Der unlängſt abgetretene Finanzminiſter Herdegen hat ſich in der Eiſenbahnſache und in der Staats-Renten-Reduktion verrechnet. Er war als bürgerlicher, affabler Miniſter beliebt, genoß ſeiner Ordnungsliebe wegen das öffentliche Vertrauen und wahrſcheinlich wird ſich in Betreff ſeiner wieder einmal der Spruch bewahren: Es kommt ſelten etwas Beſſeres nach.

Die Gebrüder Gärttner, neue Sterne am Himmel der Hofgunſt, einer Geheimrath und Hofkammerdirektor, der andere Stadtdirektor in Stuttgart, ſind pfiffige Köpfe. Jener verſteht die Rechnerei und hat, als Verwalter von des Königs Privateinkommen, ſelbes vermehrt, dieſer wickelt durch kalte Polizeifertigkeit die Hauptſtadt um den Finger. Solche Herren ſind ſehr brauchbar; ſie werden weit gehen, ſo die Umſtände es verlangen. Den Hofkammerdirektor bezeichnete man nach Herdegens Zurücktritt als zukünftigen Finanzminiſter und er iſt ſeither wirklich dazu ernannt werden. Vom Volke wiſſen Beide Nichts; das iſt für ſie nur Zahlen und Seelen.

Geheimrath von Gmelin zeichnete ſich in langer ſtändiſcher Laufbahn als ſtändiſches Ausſchußmitglied durch Kenntniß des Staatshaushaltes aus. Seine Rechenſchaftsberichte waren immer tüchtig gearbeitet. Aber von Verfaſſungsrecht hatte er nie eine Idee und erwies ſich ſtets als unbedingten Anhänger des herrſchenden Miniſterialſyſtems.

Der Univerſitätskanzler von Wächter, Profeſſor der Jurisprudenz und Präſident der zweiten Kammer, ſtammt aus einer einflußreichen, weitverzweigten Beamtenfamilie. Er hat als Juriſt einen ziemlichen Ruf, beſitzt große Suada und Wortſeligkeit, iſt ſehr elaſtiſch und verſteht die Mantelnachdemwinddreherei ſehr gut, ganz wie ſein Vorgänger, der berühmte Mediciner Autenrieth. Anerkennungswerth iſt ſeine Eigenſchaft als Lebemann. Er verſteht zu genießen, was in der würtembergiſchen Beamtenhierarchie ſelten vorkommt. Man ſagt ihm nach, ſein Motto ſei: „Arbeit iſt die höchſte Plage, Müſſiggang das höchſte Gut!“ und er huldige conſequenterweiſe ariſtokratiſchen Tendenzen.

Und was ſoll ich dir ſchließlich über den Direktor von Knapp ſagen? Einfach, daß er ein arroganter, rechthaberiſcher Kopf von einigem Talent, den man cajoliren muß, damit er nicht aufbegehrt, von dem man aber nicht weiß, wo man mit ihm hin ſoll. Wird er Studienrathsdirektor bleiben? wird er Eiſenbahndirektor werden? Kaum hatte er ſich in der Kammer etwas breit gemacht, ſo meldete er ſich um eine Direktorsſtelle, verſichernd, eine veränderte Stellung werde auch eine veränderte Sprache bei ihm erzielen. Dieſer politiſche Floh beißt ſich gegenwärtig in den Pietismus ein.

Im Ganzen genommen darf ich kühnlich behaupten: Würtembergs beſte Staatsmänner ſind begraben oder invalid. Wir laboriren an einem Familiennepotismus und Gönner- und Verwandtſchaften überſchwemmen den Staatsdienſt mit ihren edlen Früchtlein. Talent und Kenntniſſe brechen ſich ſchwer Bahn, ſo ſie nicht Vetter und Baſen haben oder ſich durch Kriechen in gewiſſen Vorzimmern und Salons verſchimpfiren wollen. Es iſt dieß ſchon eine altwürtembergiſche Geſchichte, doch „bleibt ſie immer neu.“

9.

Die Univerſität.

Die jetzige Organiſation der Hochſchule gründet ſich nicht auf altes Herkommen und Recht, ſondern auf die aus Gottes Hand empfangene Gewalt unſerer zwei Könige, des abſoluten und des conſtitutionellen, des Dominus und des Pater patriæ. Geſtiftet und mit weſentlichen Rechten ausgeſtattet wurde Tübingen bekanntlich im Jahre 1477 von Eberhard im Bart, von dem ſie auch den Namen Eberhardina führte, bis ſpätere Geſchlechter und Schmeichler ihr noch den Carls beiſetzten, ſo daß ſie jetzt Eberhardo-Carolina ſich ſchreibt. Bis zum Jahre 1811 beſtanden im Weſentlichen die Privilegien der Univerſität, wie ſie ihr von ihrem Stifter waren verliehen werden. Dieß waren die Selbſtverwaltung ihres Vermögens, Erſetzung der Lehr- und anderer Stellen durch den Senat, Wahl des Rectors, bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder, Abzugs-, Zoll- und Acciſefreiheit. Zu dem genannten Jahre hob jedoch König Friedrich alle dieſe Rechte auf und organiſirte — ſo nannte er es — die Hochſchule neu. Dadurch wurde ihre Stellung weſentlich geändert: Zwar blieben noch Rector, Kanzler und academiſcher Senat beſtehen; allein früher leitende, entſcheidende und anordnende Behörden, wurden ſie nun bloß begutachtende; die alte Corporation bekam beinahe die Geſtalt einer, in ihren rechtlichen und adminiſtrativen Verhältniſſen durch Staatsbeamte verwalteten Stiftung. Das Vermögen der Anſtalt wurde zur Staatsfinanzverwaltung gezogen und über die Verwendung der Einkünfte dem Rector, der nicht mehr vom Senate, ſondern vom Miniſter erwählt wurde, dem Kanzler und den Decanen bloß das Recht zu Vorſchlägen eingeräumt. Durch dieſe Beſtimmungen wurden jedoch noch nicht alle alten corporativen Verhältniſſe aufgehoben. Die Univerſität bildete immer noch gegenüber von der Stadtgemeinde eine Art beſondere Gemeinde: das academiſche Bürgerrecht mit Anſpruch auf Unterſtützung aus den Armenfonds der Univerſität. Die academiſchen Bürger behielten ihre Perſonalfreiheit, die Freiheit von der Theilnahme an den Gemeindelaſten der Stadt Tübingen, hatten ihr beſonderes Güter- und Unterpfandsbuch, ſtanden in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit unter einer beſondern academiſchen Behörde und es galt noch ihr altes Güter- und Erbrecht. Vergebens wurden in der Ständeverſammlung noch unter König Friedrich die alten Rechte der Univerſität in einer Motion reclamirt: es blieb bei der neuen Organiſation, die weſentlich auch in dem, dem Verfaſſungsentwurfe von 1817 angehängten, Univerſitätspatente beſteht. Dieſer Zuſtand dauerte bis zum Jahre 1829, wo die Regierung das im Ganzen liberale Gemeindegeſetz auf die Univerſität anwandte, nachdem ſie durch einige andere Verordnungen ſondirt hatte, ob ſie ſich dieſen Gewaltſtreich erlauben dürfe. Sie behauptete nämlich, es ſei die Fortdauer eines, vom perſönlichen und dinglichen Gemeindsverbande befreienden, beſondern academiſchen Bürgerrechts mit den Beſtimmungen des Bürgerrechtsgeſetzes von 1828 unvereinbar. Demzufolge hob ſie durch eine Verordnung die ſeither noch beſtandenen Privilegien der Univerſität auf, und machte dieſe zu einer gewöhnlichen Staatsanſtalt, in der Art eines höhern Regierungscollegiums. Als ſolches ſteht ſie unmittelbar unter dem Miniſter des Kirchen- und Schulweſens. Zwar fand dieſe neue Organiſation bei der Kammer der Abgeordneten in materieller und formeller Hinſicht große Beanſtandung und die Regierung änderte auch einige unweſentliche Punkte. Allein die angeführten, die corporativen Verhältniſſe betreffenden Anordnungen des genannten Status blieben unverändert. — Damit war denn das vom abſoluten Könige gegebene Princip der centralen Verwaltung von dem conſtitutionellen Könige vollendet, und ein bisher ſelbſtſtändiger Kreis, der in Sachen der Wiſſenſchaft die Autonomie der Geſetzgebung und Regierung hatte, aufgehoben und der Willkür zunächſt des Miniſters, dann aber des Staatsoberhaupts unmittelbar anheimgegeben. Die nothwendige Conſequenz aus einer ſolchen Organiſation iſt ebenſo leicht einzuſehen, als ſie factiſch bereits gezogen iſt. Die Wiſſenſchaft und die freie Forſchung iſt aller Selbſtſtändigkeit beraubt. Wen innrer Drang und Beruf in das Gebiet der Wiſſenſchaft treibt, der muß, will er anders eine ſorgenfreie Stellung und Anſehen erringen, der Macht ſchmeicheln, die über beides gebietet, und dieſe Macht iſt die Regierung. Da wird als Theologie, als Philoſophie, als Jurisprudenz und Staatsrecht gelehrt, was ihr gefällt, und wäre auch von früher noch ein oder der andere Profeſſor da, der ſich nicht in dieſes Joch zwingen laßt, ſo darf man überzeugt ſein, daß bei ſeinem Abgang eine Creatur der Regierung auf ſeinen Stuhl berufen wird. Jetzt bereits, nach ſo kurzer Zeit des Beſtehens dieſer Organiſation ſind faſt ſämmtliche Lehrſtellen im Sinne der Regierung beſetzt, und die wenigen unabhängigen Profeſſoren vermögen Nichts gegen den theils bewußten, theils ſtumpfſinnigen Servilismus der Mehrzahl auszurichten. Dieß Unvermögen zeigt ſich deutlich genug bei jeder erledigten Profeſſur in den Verhandlungen, die über ihre Wiederbeſetzung im Senate gepflogen werden. Der Senat, die Geſammtheit der ordentlichen Profeſſoren, hat nämlich ſein Gutachten dahin abzugeben, welcher Mann am beſten für einen erledigten Sitz paſſen würde. Und regelmäßig fällt dieſes, wenn es ſich um eine Profeſſur an der Theologie handelt, zu Gunſten eines Dunkelmanns, in der juriſtiſchen und ſtaatsrechtlichen Facultät zu Gunſten eines Servilen oder im Kirchenrechte zu Gunſten eines antikirchlich geſinnten Katholiken aus. *) Die

---

*) Um unſere Behauptung durch Thatſachen zu unterſtützen, ſo führen wir die Abſtimmungen über Profeſſor Viſcher,

Maske, hinter welche ſich dieſe Partei verſteckt, iſt die des Pietismus, und die Häupter deſſelben ſind der Juriſt Mayer, der Theologe Schmid und der Philolog Tafel. Bezeichnend für die Geſinnungen dieſer Partei iſt ein Ausſpruch des zuletzt genannten Profeſſors. In einer Unterredung mit dem Cultusminiſter v. Schlayer äußerte dieſer, man könne die Hegelianer, — die einfachſte Bezeichnung für die Männer der freien Forſchung, — doch nicht ſo ganz ausſchließen, es ſeien die bedeutendſten Talente unter ihnen. Flugs erwiderte Tafel, da ſolle er lieber gleich den Teufel als Profeſſor anſtellen, denn das ſei doch der Geſcheidteſte, den man finden könne. Und warum denn nicht, möchte ich fragen? Wenn der Burſche ſolche Gründe für ſeine Behauptungen aufzuſtellen vermag, daß die Menſchenkinder ſie nicht zu widerlegen vermögen, warum ſoll man dann ihm nicht folgen? Freilich für die noch im Autoritätsglauben Befangenen iſt dieß nicht ſo ausgemacht; allein das Recht der menſchlichen Vernunft, in allen Dingen die einzige Geſetzgeberin zu ſein, iſt errungen und durch ſo

---

die Privatdocenten Strauß, Reiff und Zeller, und ferner eine Aeußerung des Hofpredigers und Oberconſiſtorialraths Grüneiſen an. Zeller, Schwegler und Andere hatten die Herausgabe der Zeitſchrift: „Tübinger Jahrbücher“ beſchloſſen und bereits einen Stuttgarter Buchhändler als Verleger gewonnen. Da ging Letzterer, um ſich über den möglichen Erfolg des Unternehmens zu erkundigen, zu genanntem Grüneiſen, welcher ihm dann die Sache widerrieth und als Gründe dafür angab, daß Regierung und Conſiſtorium die Sache ſo ungerne ſehen, daß keiner der Herausgeber je eine Staatsanſtellung erhalten werde!!

viele Säulen geſtützt, daß wohl keine Macht mehr im Stande ſein wird, ſie wieder vom Throne zu ſtoßen. Laſſen wir alſo die Widerbeller ruhig fortbellen, bis ſie von ſelbſt verſtummen.

Allein nicht nur durch ausſchließliche Berufung von Profeſſoren, die ganz und lediglich in ihrem Sinn dociren, ſorgt die Regierung dafür, daß kein anderes Lüftchen die künftigen Staatsdiener anwehe; auch die übrige Einrichtung der Studien, oder vielmehr der Mangel an aller und jeder ſolchen iſt trefflich auf Unterdrückung der freien Forſchung berechnet. Dahin zählen wir das Inſtitut des Collegienzwangs. Jeder Student iſt unter Androhung harter Strafen gezwungen, jedes Halbjahr wenigſtens zwei Collegien bei Profeſſoren ſeiner Facultät zu hören und Zeugniſſe über den fleißigen Beſuch und die darin erlangten Kenntniſſe beizubringen. Dieſe Zeugniſſe haben ſpäter Einfluß auf das Examen, und die Collegien leſenden Profeſſoren ſind die Examinatoren! Wen ſollte es da nicht treiben, in verba magistri zu ſchwören? Wer ſollte nicht den Winken eines Profeſſors folgen, den er denen ſeiner Zuhörer giebt, welche ihn nach dem beſten Compendium fragen, das ſie ſtudiren ſollen, wenn er ſagt: „Nehmen ſie keines zur Hand, halten Sie ſich lediglich an mein Dictat und ſchlagen Sie die dortigen Citate nach. Sie werden am Beſten daran thun." Was iſt dies Anderes, als ein geiſttödtender, freie Forſchung raubender Zwang, täglich einige Stunden oder länger das größtentheils fade Geſchwätz eines Profeſſors zu Papier bringen und wiederkäuen zu müſſen? Mit Recht nennt man ſolches Studiren

„Ochſen." Der größte Theil der Studenten glaubt hinlängſt gearbeitet zu haben, wenn er ſeine täglichen Collegien abgeſeſſen und allenfalls zu Hauſe noch einmal das Geſchriebene durchgeleſen und mit Randgloſſen verſehen hat. Nachdem er dieß 3 — 4 Jahre ſo getrieben hat, packt er ſeine ſchön gebundenen Manuſcripte zuſammen, geht auf ein halbes Jahr oder ein Jahr nach Haus und „ochſt" ſie noch einmal durch. Thut er dieß, ſo kann es ihm nicht fehlen: er macht gewiß ein gutes Examen. Daß dieſes Ableſen ſeines Manuſcripts von Seiten des Profeſſors, das Nachſchreiben Seitens des Studenten als die Hauptſache angeſehen wird, mag die Thatſache bezeugen, daß einige Profeſſoren, wenn ſie ſelbſt verhindert ſind, zu „leſen", (wie man dieſes Collegiengeben bezeichnend in der Kunſtſprache nennt) ihr Heft einem ihrer Zuhörer geben, der es dann den übrigen als Profeſſor extraordinarius oder loco professoris vorträgt, und daß mancher Student ein Collegium zum zweiten Mal bei demſelben Profeſſor als Hospes hört, um ſein Manuſcript zu vervollſtändigen! Aber auch die vorgeſetzte Disciplinarbehörde nimmt den Beſitz von Manuſcripten als ein Zeichen des Fleißes an. Soll nämlich ein Student wegen angeblichen Unfleißes, beſtraft werden und er kann den Beſitz von Manuſcripten nachweiſen, ſo iſt er gerechtfertigt und bleibt von Strafe frei.

Dieſes ſogenannte Brotſtudium, deſſen Hauptaufgabe ein Gedächtniß-Wiſſen iſt, treiben wenigſtens ⁵/₆ der gegenwärtigen Studenten. Sie hören die Collegien ihres Fachs und haben dann ſtudirt.

Aber dieſe erbärmliche Art, zu ſtudiren, hat außer dem directen Nachtheile, daß ſie nur nach Brot ſchnuffernde künftige Staatsdiener heranbildet, noch den weitern, dem geiſt- und talentvollern Jünglinge das Studium ſelbſt zu entleiden. Der junge Mann kommt führerlos auf die Univerſität. Er erkundigt ſich bei ſeinen Genoſſen, bei Profeſſoren, was er zu thun habe. Er ſoll die Collegien ſeines Fachs hören! Abgeſehen davon, daß mancher der befragten Profeſſoren ihm den Beſuch der Collegien anräth, die er ſelbſt lieſt, und daß dieſe nicht immer die paſſendſten ſind, — denn ſolch' ein Burſche iſt ſo gut, wie baar Geld, — wird ihm gar leicht das Collegienſitzen, deſſen Werth er unmöglich einſehen kann, eckelhaft, da ihm ein beliebiges Compendium Alles triftiger, kürzer und beſſer ſagt und ihm außerdem noch die Mühe des Nachſchreibens erſpart. Allein was ſoll er ſtatt deſſen thun? An ein ſelbſtſtändiges Arbeiten iſt er nicht gewöhnt; unſre Schulen ſorgen von Kindesbeinen an dafür, daß dieß nicht geſchehen kann; er ſucht nach anderer Zerſtreuung, und ſo kommt es nicht ſelten, daß die Beſten verunglücken, d. h. ſogenannte Lumpen werden. Sie ſtreben nach Genuß. Im Collegienbeſuch, in der mechaniſchen Arbeit finden ſie keinen; da nehmen ſie ihren Witz und ihren Verſtand zuſammen, liegen in den Wirthshäuſern, ſchließen ſich andern, wenn auch nicht Geiſtesgleichen, ſo doch gleich Genußſüchtigen an, kommen hier zu Anſehen und verpuffen auf dieſe Art ihr ſchönes Talent.

Um das Brotſtudium auszurotten, und damit die Jünglinge eine Freude und einen Genuß am Studium überhaupt finden, muß das Studium ſelbſt ſo organiſirt ſein, daß es auch den minder Strebſamen und Rührigen in den Strudel hineinzieht. Dazu halten wir vor Allem einen lebhaften, freien Vortrag des Lehrers geeignet, daß er nur die ſchwierigeren Punkte behandle, in Beziehung auf die andern aber auf ein Compendium verweiſe, daß er ſeine Zuhörer Disputationen über ſeinen Vortrag unter ſeiner Oberaufſicht halten laſſe und daß er Jedem es frei ſtelle, ihm über Punkte, die ihm dunkel ſind, Einwürfe zu machen. Außerdem ſollte noch jede Facultät von 14 Tagen zu 14 Tagen eine Disputation über beſtimmte Themata aus ihrem Kreiſe abhalten, wobei alle Profeſſoren zugegen ſein müßten und ſchließlich noch die Univerſität ſelbſt wenigſtens alle 2 Monate ein Thema über eine allgemein intereſſante Frage zur öffentlichen Disputation vorlegen. Auch ſollte die Univerſitätsbibliothek, die jetzt dem Studenten faſt verſchloſſen iſt, zugänglicher gemacht und das Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler ein viel innigeres, in der Wiſſenſchaft gemeinſameres werden. Von Allem dieſem findet ſich in Tübingen ſoviel, wie Nichts vor, denn die Disputationen, die die ſtaatswirthſchaftliche Facultät von Zeit zu Zeit abhält, kommen faſt gar nicht in Betracht und zeigen deutlich, wie wenig allgemeine Bildung unter den Studenten ſich findet, die Kränzchen aber, die manche Profeſſoren hie und da geben, ſind in ihrer Wirkung als Reiz zum Studium gleich Null. Der triviale Schlendrian dominirt auf der Eberhardo-Carolina-Wilhelmina.

Auch kann das Stellen von Preisaufgaben Seitens der einzelnen Facultäten im Allgemeinen nicht als Reiz zu Fleiß und Studium dienen, da die Gewißheit, daß doch nur Einer der Concurrenten den Preis gewinnt, Manchen von der Bewerbung zurückhält und Viele außerdem auch die Zeit fürchten, die ſie auf das Studium eines abgeriſſenen Gegenſtandes verwenden müßten. Und ſelbſt, wenn man den Preis gewinnt, welchen Vortheil hat man davon? Es iſt ausgemacht, daß man faſt ein volles Halbjahr braucht, eine ſolche Aufgabe gut zu löſen und für dieſe Arbeit erhält man im beſten Fall einen Werth von 80 fl.! Gewiß eine miſerable Belohnung, namentlich für den reellen Menſchen, der die bald vergeſſene, öffentliche Belobung nicht hoch anſchlägt, vielleicht auch wegen ſeiner Vermögensumſtände die Zeit höher anſchlagen muß, als dieſe.

Zu beklagen iſt ferner noch, daß die philoſophiſche Facultät nicht diejenige Stellung einzunehmen weiß, die ihr eigentlich gebührt. Ein großer Theil der Schuld, daß Philoſophie ſelbſt wiederum mehr als Fachwiſſenſchaft, denn als Univerſalwiſſenſchaft getrieben wird, mag in ihrem Verhältniß zur evangeliſch theologiſchen Facultät liegen. Man iſt ſeit undenklichen Zeiten gewohnt, die Philoſophie als Propädeutik für die Theologie zu betrachten; daher müſſen auch bloß die Zöglinge der theologiſchen Seminarien in den erſten Semeſtern philoſophiſche Collegien hören: allen übrigen Studenten iſt es freigeſtellt, ob ſie dies thun oder unterlaſſen wollen. Die Meiſten halten es mit dem Unterlaſſen und dies eben iſt der Vorwurf, den ich der philoſophiſchen Facultät mache, daß ſie es nicht verſucht, durch anziehenden Vortrag und Vorleſungen über paſſende Themata die übrigen Studenten anzulocken. Eine anzuerkennende Ausnahme macht hierin der Profeſſor Viſcher, der über Aeſthetik und ſchöne Literatur lieſt. Seine Collegien ſind deßhalb auch immer ſehr beſucht. Um ſo mehr aber iſt zu bedauern, daß das Verdienſt und der Lohn ſeiner Leiſtungen ihm von der pietiſtiſchen Obſcuranten-Seite verkümmert werden. Die Ungerechtigkeit, mit der ihn dieſe Clique verfolgt, hat daher die Studenten zu einem in neuerer Zeit auffallenden Schritte veranlaßt. Nachdem die Nachricht, daß die Bewerbung Viſcher's um eine ordentliche Profeſſur vom Senate nicht unterſtützt werde, ſich verbreitet hatte, beſchloſſen die Studenten, ihn durch die Ehre eines Fackelzugs zu entſchädigen und ihre Mißbilligung des Senatsbeſchluſſes förmlich auszudrücken. Es wurde ihnen von der Polizeibehörde abgeſchlagen, und nun blieb Nichts Anders übrig, als ihn im Collegium mit einer Rede und lautem, wiederholtem „Hoch“ zu begrüßen. Neben Viſcher verdient noch Privatdocent Reiff Erwähnung. Er wird allgemein als philoſophiſches Talent bewundert und ihm eine glänzende Zukunft prophezeiht. Vorerſt iſt ſeine Lehre noch etwas dunkel und unentwickelt. — Die Vorleſungen Fichte's werden bloß von den „Zwangscamſelen“ beſucht

Schließlich möchte ich unter den Hinderniſſen einer allgemeineren Ausbildung der Studirenden auch noch das anführen, daß die Hochſchule in einer kleinen, abgelegenen Provinzialſtadt ſich befindet. Die Gründe für und gegen die Vorlegung der Univerſitäten in große Städte überhaupt ſind ſo häufig und zum Ueberdruß abgehandelt, daß ich dich mit einer Aufzählung derſelben nicht langweilen will. Ich für meine Perſon glaube, daß die Nachtheile des Aufenthaltes in einer kleinern Stadt, namentlich für junge bildſame Herzen und Gemüther, augenfällig ſeien; auch wurden ſie von der öffentlichen Meinung anerkannt, und es ging in den 30ger Jahren längre Zeit das Gerücht, die Regierung gehe damit um, die Univerſität nach Stuttgart zu verlegen. Gewiß wenigſtens iſt, daß man der Stadt Tübingen drohte, falls ſie fortfahre, erklärte Oppoſitions-Candidaten in die Ständekammer zu wählen, die Hochſchule ihr zu entziehen. Ob dieſe Drohung nun ernſtlich gemeint war, oder nur zur Einſchärfung dienen ſollte, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Das Reſultat derſelben aber war, daß die liberalen Wahlmänner ſeit dieſer Zeit ſich aller Abſtimmung enthalten.

Was die einzelnen Facultäten ſelbſt betrifft, ſo ſind dieſe im Allgemeinen in Beziehung auf die Lehrer gut beſetzt, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß auch hier eine ſtagnirende Maſſe durch früher ſelbſt verdienſtvolle, aber allmälig veraltete Lehrer ſich gebildet hat. Zum Berufe eines Lehrers gehört vor allen Dingen eine ewige Jugend, ein Drang nach Neuem, eine nie ruhende geiſtige Erregtheit. Nun iſt es aber nicht zu verwundern, daß dieſe Eigenſchaften in Tübingen dieſem geiſtigen und phyſiſchen Sumpfe, allmälig verroſten. Um die aus ſolcher Verſumpfung der geiſtigen Kräfte hervorgehenden Nachtheile zu heben, gäbe es ein einfaches Mittel:

man brauchte nur die allmälig alternden oder fauler werdenden Profeſſoren in die practiſche Laufbahn zurück oder hinaufverſetzen.*) Das hätte außer dem Vortheil, daß immer junge Talente auf den geeigneten Platz kämen, auch noch den, daß die zum Theil dürre und fußloſe Theorie feſten Grund faßte, und auch eine manchmal irrige Praxis bälder verlaſſen würde. Warum dies nicht geſchieht, kann ich dir nicht ſagen; doch möchte ein Hauptgrund gegen eine ſolche Maßregel in der Meinung der Regierung zu ſuchen ſein, die raſche und eifervolle Jugend durch ſolche Schlafmützen mehr im Zaum halten zu können. — Unter allen Facultäten iſt die evangeliſch-theologiſche am beſten und modernſten beſetzt. Letzteres namentlich möchte dir auffallen, der du theilweiſe aus Erfahrung weißt, daß im kirchlichen Haushalte vor Allem auf pietiſtiſche Demuth und frömmelnde Heuchelei mehr, als auf durch freie Forſchung gewonnene Ueberzeugung geſehen wird. Vielleicht iſt dieſe rationaliſtiſch-ſpeculative Richtung des größten Theils der Tübinger Theologen eine Reaction der Jugend gegen das Alter, vielleicht eine Fügung Gottes nach dem Spruche der Bibel: „wo die Noth am größten, da iſt die Hülfe am nächſten." Ich weiß es nicht;" ebenſo wenig, warum der Theologie Studirende nach Abſolvirung ſeines Examens und nachdem er kaum einige Jahre als Vicar ſein Bündel von einem Pfarrhaus ins andre getragen hat, in den offnen Rachen des in

---

*) Geſchieht, aber zu ſpät und parteiiſch.

Anmerkung eines guten Freundes.

Schaaffelle gekleideten pietiſtiſchen Wolfs ſtürzt. Gewiß jedoch iſt es und ich kann dies aus eigner Erfahrung verſichern, daß ich ſchon Manchen traf, mit dem ich dereinſt in Tübingen bei Bier und Tabak nach den Einſetzungsworten des Abendmahls einen Rundgeſang ſang, und der nun Bußpſalmen aus einer ganz andern Tonart näſelt. Seit einigen Jahren ſucht man auch von oben herab der freigeiſtigen Richtung zu ſteuern, indem man Sorge trägt, die Sache des Autoritätsglaubens durch neue Kämpfer zu unterſtützen. Allein bis jetzt ſind die Früchte dieſer Anſtrengung kaum ſichtbar. Den ſelbſt im Auslande verbreiteten Ruf der theologiſchen Facultät begründen hauptſächlich der Profeſſor Dr. v. Baur und der Privatdocent Zeller. — Auch die katholiſch-theologiſche Facultät iſt im Ganzen gut beſetzt, allein hier ebenfalls iſt die Regierung und der Kirchenrath mit ſeinen Grundſätzen im Nachtheile. So ſehr ſie ſich bei dieſer Facultät Mühe gibt, Aufklärung und freie Forſchung zu verbreiten, ſo will es ihr doch nicht gelingen und die Partei der Ultramontanen hat, wie faſt den geſammten Clerus des Landes, ſo auch das katholiſche Seminar gewonnen. Dieſer Verluſt mag der Regierung um ſo ſchmerzlicher ſein, als ſie großentheils ihrer eignen Schuld ihn zuſchreiben muß. Statt nämlich von Anfang an durch freie Forſchung die Lehr-Sätze der Ultramontanen unſchädlich zu machen, glaubte ſie auch hier mit einer Polizeimaßregel auszulangen. Allein dieſer Druck ſtieß auf einen elaſtiſchen Boden und wurde durch ſtärkern Gegendruck erwidert; die Entfernung des ſonſt unbedeutenden Profeſſors Mack entfremdete ihr auf lange Zeit, wenn nicht für immer, den geſammten jüngern Clerus. In ultramontanem Geiſte lehren die Profeſſoren Kuhn, Hefele und Graf. Ein geſchätzter Lehrer und tüchtiger Gelehrter iſt der früher zum Biſchofe von Rottenburg vorgeſchlagene Profeſſor Dr. v. Drey. Im Sinne der Regierung wirkt der Director Schott. Die Hauptſtützen der juridiſchen Facultät ſind die Civiliſten Profeſſor Dr. Schrader und ſein Neffe Dr. Bruns, der Deutſch-Rechtslehrer Reyſcher und der Criminaliſt Köſtlin. Der Kanzler Wächter (vulgo Pandekten-Wächter) thut Nichts mehr. — Die mediziniſche Facultät hat bedeutende, namentlich junge Talente aufzuweiſen in den Chirurgen Bruns und Koſer, und den Medizinern Wunderlich und Oeſterlen. Zu dieſer Facultät gehören auch die in den Naturwiſſenſchaften ausgezeichneten Profeſſoren Rapp, H. Mohl und Chr. Gmelin. Würdig ſteht dieſen die ſtaatswirthſchaftliche Facultät zur Seite, repräſentirt durch die Profeſſoren R. Mohl, Knaus und Hoffmann. Um ſchließlich noch einmal auf die philoſophiſche Facultät zurückzukommen, ſo iſt zu bemerken, daß ſie eigentlich in mehrere Zweige zerfällt, nämlich in claſſiſche Philologie: Walz und Tafel, in Mathematik: Nörenberg, Hohl und Oſterdinger, in eigentliche Philoſophie: Fichte und Reiff; in ſchöne Wiſſenſchaften: Viſcher, Keller, Peſchier und Rapp, welchen Letzteren Pech in der Liebe unlängſt bekanntlich zu dem aeſthetiſchen Wahnſinn gebracht hat, Shakſpears Desdemona für eine Hure zu erklären; in Naturwiſſenſchaften: Quenſtedt und in Geſchichte: Haug. Wahrlich eine umfangreiche Facultät! und faſt könnte man von ihr ſagen, man habe eine philoſophiſche Facultät ohne Philoſophie!

Zu bemerken iſt noch, daß die verſchiedenen Seminarien abgeſondert organiſirte Theile der Univerſitäts-Einrichtung bilden. Zwei derſelben ſind zur Bildung von Theologen beſtimmt, nämlich das evangeliſche Seminarium und das katholiſche Wilhelmsſtift. Jenes wurde bereits kurze Zeit nach der Reformation errichtet und hat ſeitdem mit verſchiedenen Modifikationen in der innern Einrichtung fortbeſtanden. Die Zahl der jährlich aufzunehmenden Zöglinge beträgt 30 — 40 und die Studienzeit iſt 4 Jahre, ſo daß alſo immer 120 Theologie Studierende normalmäßig ſich darin befinden. Daß dieſe Zahl für den Verbrauch Würtembergs zu groß iſt, erwies ſich längſt als Uebelſtand; um ſo mehr muß man ſich wundern, daß nicht abgeholfen wird. Am leichteſten ginge dies an und am zweckmäßigſten wäre es — (um die vielen Vorſchläge einer zu treffenden Aenderung noch mit einem neuen zu vermehren), — wenn man eine allgemeine Concurrenz zur Aufnahme für alle, die Univerſität beziehenden Jünglinge eröffnete und den Aufgenommenen frei ſtellte, ein beliebiges Studium zu ergreifen. *) Die Beſtimmung, Philoſophie ſtudiren zu müſſen, würde bleiben, und wäre dies eine würdige Unterſtützung für den größten Fleiß und das beſte Talent! Ich glaube deßhalb auch Hoffnung zu haben, daß dieſer Plan

---

*) Dem ſteht die Fundations-Akte des Kloſters entgegen.
Der gute Freund.

nicht angenommen wird. — Das katholiſche Wilhelmsſtift iſt wie ſchon der Name verräth, eine Stiftung des Königs Wilhelm, der die ſogenannte Univerſität Ellwangen aufhob und dafür die Landes-Univerſität mit einer katholiſchen Facultät und mit einem, im Ganzen den Einrichtungen des evangeliſch nachgebildeten Seminare bereicherte (1817). Auch dieſe Einrichtung hat ihre Tadler und ihre Vertheidiger gefunden und wenn der ultramontane Geiſt des Seminars noch lange anhält, ſo könnten wohl die erſteren den Sieg davon tragen! In das Convict werden jährlich 40 Zöglinge aufgenommen, die 4 Jahre darin zu bleiben gedenken. Die Hausordnung iſt wirklich ſtrenge und der Reiz, eheloſer Geiſtlicher oder ein heiliger Leib zu werden, muß groß ſein, um ſolchen Zwang ertragen zu können. Es geſchieht daher auch häufig, daß namentlich Bemitteltere, nachdem ſie kurze Zeit in demſelben waren, austreten und andern Studien ſich widmen. Leider erhält dadurch der geiſtliche Geiſt unter den Laien manche Stütze! — Der jährliche Aufwand für dieſe beiden Seminarien, der bis zur einſtigen Herausgabe der beiden Kirchengüter zum Theil aus der Staatskaſſe beſtritten wird, beträgt gegen 100,000 fl. — Zwei andre Seminarien beabſichtigen die Bildung von gelehrten Philologen für die Lehrſtellen an den mittleren und unteren Gelehrtenſchulen und von brauchbaren Reallehrern. Sie bilden beide kein Convict, ſondern beſtehen nur aus einem beſonders organiſirten Lehrkurſe und gewähren eine Anzahl von Geldſtipendien.

Auch für die körperliche Ausbildung der Studioſen ſind mannichfache Einrichtungen getroffen. Dahin zählen wir vor Allem die vor einigen Jahren neu erbaute Turnanſtalt, deren Eröffnung durch Rede und Geſang bei Strafe des Conſils verboten ward, die unter dem Stallmeiſter v. Hermann ſtehende Sammlung alter, abgelebter Hengſte, auf denen die Studenten ohne Gefahr, den Hals zu brechen, das Reiten lernen dürfen; den Fechtboden unter dem Fechtmeiſter Gaſtropp, aus dem an einem ſchönen Morgen auf Befehl des Amts ſämmtliche krumme Säbelklingen verſchwunden waren; das Zeichnungsinſtitut und den Tanzmeiſter Beck. Zum Spazirgang dient in den Stunden, wo er nicht geſchloſſen iſt, der botaniſche Garten, und zum Anſehen ſind noch verſchiedene, des Anſehens nicht werthe Sammlungen angelegt, wie die von zoologiſchen, mineralogiſchen, geognoſtiſchen und Münz-Gegenſtänden.

Gehen wir zu den öconomiſchen Verhältniſſen der Univerſität über. Durch die Verwandlung derſelben aus einer ſelbſtſtändigen Corporation in ein Staatsinſtitut war auch eine neue Regulirung der Deckung ihrer öconomiſchen Bedürfniſſe nöthig geworden. Zu gleicher Zeit ſchien eine geordnete Haushaltung die Fixirung ihrer Einnahmen und Ausgaben zu erfordern. Die demgemäß getroffnen Anordnungen beſtimmen nun Folgendes: 1) die Einkünfte der Anſtalt fließen aus einer doppelten Quelle; nämlich aus dem eignen Vermögen der Univerſität, das ihr, obgleich die Finanzverwaltung daſſelbe gepachtet hat, doch geblieben iſt, und aus der Staatskaſſe. Die Einkünfte aus jenem betragen etwa 32,000 fl.

2) die ganze Summe, welche der Univerſität jährlich übergeben wird, beſteht aus 92,000 fl. Soweit die Einkünfte aus dem Stiftsfond nicht zureichen, muß die Staatskaſſe das Fehlende zuſchießen. 3) Von dieſer Summe ſind alle Ausgaben zu beſtreiten, mit Ausnahme der beiden theologiſchen Seminarien, der Erhaltung der Univerſitäts-Gebäude und der Penſionen der Lehrer und Beamten, als welche die Staatskaſſe beſonders übernimmt. 4) Getrennt von dem Vermögen der Univerſität iſt das Privatvermögen der einzelnen Facultäten und Inſtitute; daſſelbe bleibt ihnen ungeſchmälert zur ſtiftungsmäßigen Verwendung. — Außerdem hat der Staat neuerdings noch bedeutende Ausgaben für Neubauten gemacht. Vor einigen Jahren wurde eine neue, prächtige Anatomie gebaut und zweckmäßig eingerichtet, und zu Gunſten der Medizin Studirenden außerdem noch verordnet, daß aus einem beſtimmten, beträchtlichen Theile des Königreichs alle Leichname hingerichteter Verbrecher, *nicht kranker*, (d. h. armer, unangeſehener) Selbſtmörder und Solcher, deren Begräbniß einer öffentlichen Kaſſe zur Laſt fallen würde, an die Anatomie abgegeben werden müſſen. — Im Bau begriffen iſt eine neue Aula und ein chemiſches Laboratorium, wobei bedauert werden muß, daß man die Gebäude ſo unzweckmäßig, als unſchön in das ſumpfige, düſtere Ammerthal, wo alle Ausſicht abgeſchnitten iſt, ſtatt in das freundliche, ſonnige Neckarthal verlegte und dieſelben nach ſo miſerablem Plane ausführte. Doch paſſen letztre beiden Rügen faſt durchgängig auf alle Staatsbauten, ſo daß man verſucht iſt zu glauben, es geſchehe dies abſichtlich und beruhe nicht blos

auf Mangel an Geſchmack, ſondern auf einem tiefern, zur Zeit noch verborgenen Grunde.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Geſetze zu betrachten, welche für den Studenten ſpeciell gegeben ſind, um ſeine ſittliche Entwickelung zu leiten, ſodann den Geiſt, in dem dieſe Geſetze gehandhabt, die Art, mit der der Student von den Behörden behandelt wird, und endlich noch den Studenten ſelbſt zu ſchildern, auf welcher Stufe er ſich nach den drei Beziehungen der geiſtigen, körperlichen und ſittlichen Ausbildung befindet.

Was zunächſt die Geſetze betrifft, nach welchen ſich der Student als ſolcher zu richten hat, und die allein für ihn verbindende Kraft haben, ſo könnte man verſucht ſein, zu glauben, daß eine ſolche Geſetzgebung nun, nachdem die Univerſität aufgehört hat eine eigene Corporation zu ſein und die Studenten aufgehört haben, einen „eignen Stand“ zu bilden, eigentlich unnöthig ſei. Allein die Regierung hat in ihrer Weisheit es denn doch für räthlich gehalten, den Studenten zwar unter die allgemeine Staatsgeſetzgebung zu ſtellen, aber daneben noch unter eine eigne. Wir haben daher dreierlei Vergehungen zu unterſcheiden, welche der Student begehen kann. Derſelbe kann ſich nämlich verfehlen: 1) gegen die peinlichen Geſetze. Jede Uebertretung dieſer wird von den Gerichten geahndet; 2) gegen die Polizeigeſetze. Die Uebertretung dieſer ahndet die gewöhnliche Polizeibehörde, welche in Tübingen außergewöhnlich (und bis vor einem Jahre auch außergeſetzlich) die Stadtdirection iſt; 3) gegen dir academiſche Disciplin. Wir haben uns lediglich mit denen der letztern Art zu beſchäftigen.

Um den Begriff der academiſchen Disciplin feſtzuhalten, muß ich etwas weit ausholen und auf die Geſchichte der Univerſität zurückgehen. Ich habe bereits im Anfange dieſes Berichts geſagt, daß die Univerſität früher eine Corporation bildete, weshalb ſie auch die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder ausübte. Es iſt noch beizufügen, daß auch die Geſetze, nach denen ſie ihre Urtheile zu ſprechen hatte, in manchen Punkten von den gemeinen abwichen, indem ſie mit Beherzigung aller Rückſichten, die bei einer ſolchen Corporation zu nehmen waren, abgefaßt wurden. So hatte ſie eine eigne, particulare Geſetzgebung über die Beſtrafung der Duelle und der Injurien, über nächtlichen Lärmen, Kirchenbeſuch, Trunkenheit, den Umgang mit dem andern Geſchlechte, Verbindungen ꝛc., wie wir aus den gedruckten Leges, ad quarum praescriptum in Universitate Tubingensi vivendum est civibus erſehen können, wo auch bei einem Theile die Zeit angegeben iſt, zu der ſie erlaſſen wurden, nämlich das Jahr 1770. Nun findet die wirklich unbegreifliche Merkwürdigkeit ſtatt, daß man die „unzeitmäßigen“ (?) Corporationsrechte der Univerſität aufhob, ihr die peinliche und civile Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder nahm, den größten Theil derſelben unter die gemeine Landesgeſetzgebung ſtellte und trotz dieſer „organiſchen“ Umänderung der Univerſität dennoch den weſentlichſten Theil ihrer Mitglieder, die Studenten, unter der alten Univerſitätsgeſetzgebung, die im ſchreiendſten Widerſpruch mit den neuern Landesgeſetzen ſteht, behielt. Es iſt unglaublich, aber es iſt leider! ſo. Die Verfehlungen gegen dieſe alten Geſetze, die rechtlich jetzt noch gültig ſind und jeden Augenblick angewandt werden oder doch angewandt werden können, was deutlich hieraus hervorgeht, daß man jedem Studirenden bei ſeiner Immatriculation ein gedrucktes Exemplar derſelben zu Handen gibt und ihn an Eides Statt darauf verpflichtet, dieſe Verfehlungen nennt man Verfehlungen gegen die academiſche Disciplin.

Sehen wir nun vor allen Dingen, in wie weit die neuere Geſetzgebung von dieſer alten abweicht Da wird man z. B. eidlich verpflichtet, die Religion aufrichtig zu verehren, den Gottesdienſt oft und fromm zu beſuchen, die Sacramente mit Frömmigkeit zu genießen, während des Gottesdienſtes weder in den Straßen noch auf dem Felde ſpaziren zu gehen, höchſtens zu zwei oder drei zum Rector oder der Obrigkeit zu kommen, die Gelegenheiten zum Trunke zu vermeiden, ſich nicht zu maskiren, des Nachts nicht in den Straßen zu gehen u. ſ. w. Wo, um des Himmels willen, gelten noch dergleichen Gebote und Verbote? Ein andres Gebot ſetzt auf die Erbrechung des Carcers die Strafe des Meineids und die Relegation. Allein dieſe Handlung wird nach der Landesgeſetzgebung beſtraft, wozu alſo die Androhung mit einer außerordentlichen Strafe? Oder gelten Beide cumulativ? Allerdings möchte man und muß man faſt Letzteres annehmen, da, wie wir gleich ſehen werden, daſſelbe bei andern Strafbeſtimmungen der Fall iſt. So ſollen nach den angeführten Leges die Duellanten mit Conſilium oder Relegation beſtraft werden; die Secundanten und andre Gehülfen mit einer willkürlichen Strafe; wer Etwas von einem begangenen Duell erfahren hat und es nicht ſogleich anzeigt, wird mit vierwöchentlichem Carcer beſtraft; im Falle der Denunciation aber ſein Name verſchwiegen. Ebenſo werden die Zuſchauer, bei einem Duelle mit einer willkürlichen Strafe belegt. Gelten nun dieſe Beſtimmungen noch, oder nicht, da doch das Duell nach einer ſpätern Beſtimmung derſelben Leges den ordentlichen Gerichten zur Beſtrafung überwieſen iſt? Rechtlich möchte freilich dieſe Frage zu verneinen ſein; allein in der Praxis der Disciplinar-Commiſſion werden die genannten Beſtimmungen noch gehandhabt, ſo ſehr ſie mit dem Strafgeſetzbuche in Widerſpruch ſtehen, welches keine Verpflichtung kennt, ein begangnes Verbrechen zur Anzeige zu bringen, das die Zuſchauer beim Duell nicht beſtraft und ſelbſt die Sekundanten in gewiſſen Fällen ſtraflos läßt. Wie verhält es ſich mit den Beſtimmungen der Leges über die Hazardſpiele? Nach dieſen wird man im erſten Betretungsfalle mit achttägigem, im zweiten mit vierwöchigem Gefängniß beſtraft, während die Landesgeſetzgebung nur eine Geldſtrafe von 5 — 50 fl. auf die Uebertretung ſetzt? Welche Gründe ſprechen dafür, daß der Student wegen einfacher Unzucht mit einer Freiheitsſtrafe von vier Wochen beſtraft wird, während jeder andre Menſch und Staatsbürger, ja ſelbſt ein Ehemann nur 5 fl. für daſſelbe Vergehen zu entrichten hat? Stimmt eine ſolche Beſtrafung mit den allgemeinen Rechtsgrundſätzen überein, nach denen die Strafe um ſo höher anzuſetzen iſt, je mehr Rückſichten Jemand durch Begehung des

Vergehens verletzte? Welche Rückſichten verletzt ein Student in einem ſolchen Falle? Wie kommt es, daß ein Student, der ſich von einem Andern beleidigt fühlt und dieſen deswegen bei dem Univerſitäts-Amte belangt, ſeine Klage vor der erſten Vernehmung des Beklagten nicht mehr zurücknehmen darf, während doch jeder Staatsbürger dieſes kann? Wo iſt ſonſt im Lande erhört, daß man Jemanden, der einen Andern beleidigt hat, mehrere Tage in Unterſuchungsarreſt zurückbehält? Wo ſonſt als in Tübingen kann der Fall ſich ereignen, daß ein Polizeiſoldat ſich unberufen und auf eigne Fauſt in das Zimmer eines Bewohners begibt, daſelbſt ein Mädchen antrifft, dieſes ſofort verhaftet und die Namen der anweſenden Studenten aufſchreibt? Wo ſonſt kommt es vor, daß die ſo Angetroffnen auf ein Amt citirt, dort ſtrenge über ihre Abſicht mit dem Mädchen vernommen und endlich wegen zwar unbewieſner, aber durch moraliſche Ueberzeugung der Richter ihnen angemutheter Abſicht der Scortation mit Gefängnißſtrafe belegt werden? Bei wem ſonſt, als bei einem Studenten kann mitten in der Nacht die Polizei Einlaß begehren, die Oeffnung der Kaſten verlangen, aus dem Grunde, weil ſie vernommen, es befinde ſich ein Mädchen bei dem Studenten? Sagt nicht eine geſetzliche Beſtimmung ausdrücklich, daß diejenige Obrigkeit, bei welcher Jemand gelogen hat, auch zugleich für die Beſtrafung dieſer Lüge competent ſei? Wie kommt es nun, daß ein Student, der von dem Oberamtsgerichte, bei dem er wegen Verdachts, ſich duellirt zu haben, in Unterſuchung ſtand, nachdem er wegen dieſes Verdachts frei geſprochen worden war, nun von der Disciplinarcommiſſion wegen „alle Moralität untergrabenden Lügens vor der Obrigkeit“ mit dem Consilium beſtraft wurde? — Solcher Fragen könnte ich noch hunderte anführen. Allein wozu? Wem bei Leſung der ſeitherigen nicht das Herz ſchwillt, für den ſind auch fernere nutzlos. Freilich wiſſen wir, daß die Disciplinar-Commiſſion verordnungsmäßig das Recht hat, auch wenn gewöhnliche Vergehen bereits von den ordentlichen Behörden abgeurtheilt ſind, über den fehlenden Studenten außerordentlich noch eine Strafe zu verhängen, allein die Frage iſt die, ob es billig und gerecht iſt, den Studenten zwei- und dreifach zu beſtrafen, nämlich einmal nach den gemeinen Landesgeſetzen und dann noch nach den, früher die Landesgeſetze vertretenden, nun aber zu disciplinariſchen Vorſchriften herabgeſunkenen Leges? Und dieſe Frage glauben wir verneinen zu müſſen. In der That iſt auch unter den Studirenden nur eine Stimme darüber: ſie wollen von ihren Privilegien befreit ſein, wollen aus dem Rachen der Disciplinarſtrafgewalt in den Hafen der allgemeinen Geſetzgebung ſteuern, wollen nicht mehr Recht, aber auch nicht mehr Unrecht haben, als alle andern Staatsbürger. Fragſt du einen Studenten nach ſeinen Vorrechten, ſo wird er mit verhaltnem Ingrimm und bitterer Ironie den Namen der Disciplinar-Commiſſion dir nennen. So oft ein Ausſpruch von ihr bekannt wird, geht Ein Schrei der Entrüſtung durch die ganze Hochſchule. Dieſe Indignation, womit die Studenten die Urtheile der Disciplinar-Commiſſion empfangen, hat aber einen doppelten Grund. Der erſte, der bereits genannte, iſt die Unbilligkeit des Rechts ſelbſt, oder einfacher geſagt, das materielle Unrecht, das durch ihre Urtheile zur Anwendung kommt; der andre iſt die Art des Beweiſes, auf den ſie jene ſtützt. Statt daß ſie nämlich, wie die übrigen würtembergiſchen Gerichte gehalten wären, eine Thatſache dann erſt als bewieſen annähme, wenn die nach den Grundſätzen des Inquiſitionsproceſſes erforderlichen objectiven Gründe dafür vorhanden ſind, genügt bei ihr dazu einfach die verrühmte ſogenannte „moraliſche Ueberzeugung." Es iſt dies eine ſubjective Ueberzeugung der ſchlechteſten Art, die mit der ſubjectiven Ueberzeugung der Geſchwornen Nichts gemein hat, als den Namen. Da die ganze Unterſuchung nach den Grundſätzen des Inquiſitionsproceſſes geführt wird, der Richter ſomit den Angeklagten nicht ſelbſt hört, ſo muß er entweder für wahr annehmen, was ihm der Unterſuchungsrichter, welcher zugleich Referent iſt, als ſein Resumé aus den Acten gibt, oder ſeine Ueberzeugung auf anderweitige, nicht in der Natur des ſpeziellen Falls liegende Ueberzeugungsgründe, etwa auf eine ſchon früher und auf anderm Wege, vielleicht durch Hörenſagen erlangte Kenntniß des Characters des Maleficanten ꝛc. ſtützen. Daß ein ſolches Proceßverfahren Nichts, als eine geſetzlich organiſirte, eben deßhalb aber die ſchlimmſte und drückendſte Willkür iſt, leuchtet auf den erſten Blick ein. Und zur Ehre aller Würtemberger wollen wir annehmen, daß Niemand ſich finden wird, der es zu vertheidigen wagte. Auch hat die öffentliche Meinung längſt den Stab darüber gebrochen und iſt nur das zu verwundern, daß die Weisheit eines hohen Miniſteriums, das doch ſonſt immer ſein Augenmerk ſtrenge auf ſeine Geburtsſtadt gerichtet hält, dieſen Uebelſtand, den es längſt bemerkt haben muß, noch nicht abzuändern ſich veranlaßt ſah.

Wie aber überall der Haß, den man gegen einen Grundſatz hegt, nicht ſelbſtſtändig und direct auftritt, ſondern wo möglich an eine Perſon als die Trägerin deſſelben ſich anlehnt, ſo iſt es auch hier der Fall. Die Seele der im Namen der moraliſchen Ueberzeugung gehandhabten Willkür aber iſt der Univerſitätsamtmann, gegenwärtig Univerſitätsrath genannt. Vorſtand der Univerſität, des Senats, der Disciplinarcommiſſion ꝛc. iſt der Rector, der vom Könige je auf ein Jahr aus drei vom Senat vorgeſchlagenen ordentlichen Profeſſoren ernannt wird. Er hat die Pflichten und Rechte eines Collegialdirectors und handhabt in den leichtern Fällen auch die academiſche Disciplin. Da die Berufsgeſchäfte des Lehrers denen des Rectors vorgehen, ſo hat man ihm zur Vorbereitung der Geſchäfte, als Führung der Unterſuchungen ꝛc. einen Actuar beigegeben, der in der Regel ein geprüfter Juriſt iſt und den Namen Univerſitätsrath führt. Dieſer Univerſitätsrath nun hat „dem Rector von dem Ergebniſſe der von ihm geführten Unterſuchungen Vortrag zu erſtatten und iſt außerdem in allen Rechts-, Disciplinar- und Verwaltungs-Sachen ordentlicher Weiſe Referent, ſei es nun, daß dieſe Sachen in der Disciplinar-Commiſſion, dem Verwaltungsausſchuſſe oder im academiſchen Senate verhandelt werden.“ Ihm liegt auch unter Aufſicht des Rectors die Ausfertigung der Beſchlüſſe dieſer Behörden, die Behandlung des Schuldenweſens der Studirenden ꝛc. ob. (S. §. 6 der königlichen Verordnung vom 18. April 1831). Dieſer Amtmann alſo iſt es, welcher alle Fäden in ſeiner Hand hält, namentlich dann, wann ſein unmittelbarer Vorgeſetzter, der Rector, ein ſchwacher Character oder ein in den rechtlichen Formen unerfahrner Mann iſt, was häufig geſchehen kann, da die Beſetzung des Rectorats in der Regel in den verſchiedenen Facultäten wechſelt. Er iſt Unterſuchungsrichter, d. h. in ſeiner Willkür liegt es, — da bei dem Univerſitätsamte und den Polizeibehörden überhaupt nicht die rein juridiſchen Grundſätze über Verhängung einer Unterſuchung ꝛc., welche bei den Gerichten beobachtet werden und werden müſſen, ganz genau zur Anwendung kommen, — ob er überhaupt eine Unterſuchung anfangen will, oder nicht, wie er den Fall behandeln will, ob ſtrenge oder gelinde, in ſeiner Hand liegt das Referat, d. h. er ſtellt den Antrag auf Beſtrafung und beſtimmt alſo, ob eine Rüge des Rectors hinreicht, oder der Fall vor die Disciplinar-Commiſſion zur Entſcheidung zu bringen iſt, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß er ſich immer vor das rechte Forum, ſeine Anſicht durchzuſetzen, wenden wird. Freilich erleidet dieſe faſt unumſchränkte Stellung, wie ſchon bemerkt, dann eine bedeutende Modifikation, wenn ein Mann, wie etwa R. v. Mohl, Rector iſt, und die Erſcheinung iſt wirklich auffallend, daß unter einem ſolchen Rectorate nie weder ſtrenge, noch viele Disciplinarſtrafen verhängt werden. Allein leider! iſt eine ſolche untergeordnete Stellung des Amtmanns die Ausnahme von der Regel, und deßwegen auch nicht geeignet, den Haß gegen dieſen zu neutraliſiren. Von allen, die ſeit dem Beſtehen dieſes Amts mit deſſen Verwaltung beauftragt waren, hat wohl keiner den Haß und die Verachtung ſämmtlicher Studirenden und Zeitgenoſſen überhaupt in ſolchem Maaße auf ſich gezogen, als der nunmehrige Hofrichter Riecke, ein Mann, deſſen Amtsführung die Wahrheit der Sage, er hätte früher als Student erſchrecklich geburſchenſchäftelt, vollkommen beſtätigte. Nie verhängte er eine Unterſuchung oder Strafe, ohne ſein perſönliches Bedauern auszudrücken, ohne gute Lehren für die Zukunft zu geben, dadurch das perſönliche Wohlwollen der Beſtraften ſich zu ſichern ſuchend. Allein ſeine Zweideutigkeit wurde zu ſichtbar und er verlor nur um ſo mehr die allgemeine Achtung. Scheinbar ſtreng an die juridiſchen Grundſätze in der Unterſuchung der unbedeutendſten Vergehen ſich anſchließend, wußte er den Inquiſiten durch die eindringlichſten, wohlwollendſten Worte zum Geſtändniß zu bringen, und ſicherte ihm, im Falle er alsbald ſich zum angeſchuldigten Vergehen bekenne, eine bedeutend gelinde, im entgegengeſetzten eine bedeutend höhere Strafe zu. Wollte das Nichts helfen, ſo folterte er ihn durch Einſperrung, durch Entziehung aller Unterhaltungslectüre, ja ſelbſt durch perſönliche Beleidigungen, die er ihm ſagte. Bei der Publikation der Strafen wußte er immer hervorzuheben, daß nicht er allein die Strafe anzuſetzen habe, dadurch andeutend, daß ſie in dieſem Falle wohl gelinder würde ausgefallen ſein. Konnte er dieſes Benehmen bei Jemanden nicht mehr anwenden, weil dieſer ihn durchſchaut, ſo ſagte er ihm derbe Worte, wie: Sie ſchicken ſich in gar keine Ordnung, Sie ſind für die bürgerliche Geſellſchaft verloren! Dafür iſt ihm nun eine hohe Stellung, aber auch die Verachtung Aller derer, die ihn kennen, geworden, und in ſolchem Maaße, daß kaum Einer derjenigen, die unter ſeiner Amtsführung ſtudirten, je ihn eines Grußes würdigt.

Wie verhaßt das Amt des Univerſitätsamtmanns iſt, beweist auch die Mühe, die das Miniſterium hatte, nach Beförderung des letzten einen neuen, paſſenden Beamten dafür zu erhalten. Und dieſer nahm es erſt gegen Zuſicherung vielfacher Vortheile, unter denen der Rathstitel der geringſte iſt, und nur auf einige Jahre an!

Die Strafen nun, die wegen Uebertretung der academiſchen Disciplin verhängt werden können, ſind: Rüge von Seiten des Rectors, Geldſtrafe, welche jedoch faſt nie erkennt wird, Carcerſtrafe, die ſogenannte Maaßregel, das Consilium abeundi und die Relegation. Die drei letztern beſtehen in der Wegweiſung von der Univerſität, und wird die ſogenannte Maaßregel dann verhängt, wenn die moraliſche Ueberzeugung der Disciplinar-Commiſſion den Recurs an den Senat ſcheut. Ein anderer Grund wenigſtens iſt nicht wohl gedenkbar, da die Strafe ebenfalls Wegweiſung von der Univerſität iſt. Die Disciplinar-Commiſſion verhängt ſie, ſchützt ſich aber gegen eine weitere Unterſuchung ihres Verfahrens dadurch, daß ſie alle ordentlichen Rechtsmittel dagegen abſchneidet. Consilium kann von einem halben Jahr bis zu zwei Jahren verhängt werden. Die Wegweiſung von zwei Jahren an bis auf unbeſtimmte Zeit heißt Relegation. Zu bemerken iſt noch, daß die Disciplinar-Commiſſion niemals Entſcheidungsgründe zu ihren Urtheilen gibt, natürlich, weil dies Gründe für eine moraliſche Ueberzeugung wären und dabei manchmal wohl curioſe zum Vorſchein kommen möchten.

Nicht minder willkürlich, als im ganzen übrigen Lande, iſt die Polizeiverwaltung den Studenten gegenüber. Vor der neuen ſogenannten Organiſation der Univerſität hatte dieſe ſelbſt die Polizeiverwaltung. Allein gegenwärtig iſt faſt jede Erinnerung daran verſchwunden, und nur der alte Oberpedell Bayer vertreibt manchmal ſeinen Kunden — den Carcer-Gefangenen — die langen Abende mit Erzählungen aus der „Schnurren-Zeit“ und von der Geſchicklichkeit dieſer „Schnurren“, ihre langen Stäbe den entfliehenden Studenten zwiſchen die Beine zu werfen, daß ſie platt auf das Geſicht und den Schnurren in die Hände fielen. Eine glückliche Zeit muß das geweſen ſein! In dem organiſchen Statut von 1829 wurde die Polizeiverwaltung der Univerſität genommen, aber nicht, wie ſonſt überall im Königreiche, dem erſten Gemeindobeamten übergeben, ſondern ausnahmsweiſe dem königlichen Oberamte, dem zu dieſem Zwecke auch eine unverhältnißmäßige Anzahl Landjäger als Ortspolizeiſoldaten beigegeben wurden. Dieſe haben denn das wichtige Geſchäft, aufzupaſſen, daß kein Student aus einer unbedeckten Pfeife rauche, von 12 Uhr Mittags weder einen Schoppen Bier, noch ein Tröpfchen Wein trinke (NB. in einer Kneipe), nicht anders, als im Schritte um die Straßenecken reite oder fahre, nicht im Schlafrocke (maskirt) über die Straße gehe, des Nachts präcis 10 Uhr die Kneipe verlaſſe ruhig und lautlos nach Hauſe gehe, und andere dergleichen wichtige Geſchäfte mehr. Wirklich muß man dieſen Gensdarmen nachrühmen, daß ſie ihr Geſchäft mit ebenſo viel Courage als Ausdauer verſehen, daß ihnen nie ein Student entgeht und daß ſie überall ſind, wo ſie nicht ſein ſollen. Hat einer ſeinen Dienſt längere Zeit zur Zufriedenheit ſeines Obern verſehen und eine hinlängliche Anzahl Verbrecher eingeliefert, ſo bekommt er ein Verdienſtkreuz und hat von da an den ehrenden Cerevis-Namen: „Kreuzlesmann.“ Der Oberſte derſelben führt den Titel: Inſpektor und dermalen den Namen: Mayer. Er iſt außerordentlich wachſam und hat einen unnachahmlichen Blick nach unerforſchlichen Gegenſtänden. Dabei verſteht er die größte Kunſt eines Polizeiſoldaten aus dem Fundamente, nämlich den Arm wagrecht ausgeſtreckt zu halten und dennoch den Stock unter demſelben nicht fallen zu laſſen Auch läßt er ſich ſeinen Dienſt ſauer werden, indem er mancherlei Bekanntſchaften unter beiderlei Geſchlechtern unterhält. Der Dienſt ſelbſt wird ſo gut verſehen, daß man keine zwanzig Schritte thun kann, ohne einem Mann in zweifarbigem Tuche zu begegnen, ausgenommen Mittags halb 1 Uhr und Nachts von 11 Uhr an bis Morgens 5 Uhr. In letzterer Zeit iſt ſelbſt bei ſchönſtem Mondſchein die Polizei unſichtbar. Alle ſtudirenden Polizeiverbrecher urtheilt der Oberbeamte ſelbſt ab und legt dabei je nach den beſondern That- und Perſonal-Umſtänden die ſtrengſte Milde und mildeſte Strenge an den Tag, wobei man natürlich ihm nicht verübeln darf, daß er bei der großen Maſſe der Geſchäfte hie und da eine Meldung ganz überſieht oder außer Acht läßt. Doch, ſtatt aller weitern Characteriſtik der Polizeiverwaltung wollen wir folgende Thatſache zum Beſchluſſe mittheilen. Die Stadtdirection hatte durch öffentlichen Anſchlag verordnet, daß bloß bis Abends 6 Uhr auf der Kanzlei um Freinacht angehalten werden dürfe. Eine Geſellſchaft war unverhofft ſehr heiter und wollte, obgleich es bereits 10 Uhr — die Polizeiſtunde in Tübingen — geſchlagen hatte, doch noch länger beiſammen bleiben. Man ordnete alſo Einen an den Stadtdirector ab, mit dem Auftrage, die Bitte um Verlängerung bei ihm vorzubringen. Indeſſen ſagt man auf eigne Fauſt den Polizeiſoldaten, man habe Freinacht. Der Abgeordnete begibt ſich in die Privatwohnung des Stadtdirectors. Hier beſcheidet man ihn, derſelbe ſei noch da und da in Geſellſchaft. Er begibt ſich dahin, trifft den Herrn Oberbeamten unter der Hausthüre, eben im Begriffe nach Hauſe zu gehen, und trägt ſeine Bitte vor. „Wiſſen Sie nicht, fährt dieſer ihn unfreundlich an, das bloß bis Abends 6 Uhr auf der Kanzlei darum gebeten werden kann. Gehen Sie.“ Der ſo Angeredete will ſich entfernen, da fragt ihn der Stadtdirector in demſelben Tone: „Wie heißen Sie?“ Nun folgt der Name des Studenten, der unglücklicher- und glücklicherweiſe auch der ſeines Vaters, eines Directors iſt. „Hat gar keinen Anſtand“, entgegnete hierauf freundlich der Herr Stadtdirector. Wie lange wünſchen Sie Freinacht?“ — „Bis 12 Uhr!“ — Sapienti sat.

Die Strafen, welche die Stadtdirection verhängen kann, ſind Carcer- (einfache Gefängniß-) Strafe bis auf acht Tage und Geldſtrafe bis zum Betrage von fünf Reichsthalern. Ueber die Art der Erſtehung der Gefängnißſtrafe iſt noch der Nachtheil hervorzuheben, den auch hierin der Student andern Staatsbürgern gegenüber zu leiden hat. Er hat nämlich, ſtatt Hausarreſt, Zimmerarreſt; auch werden ihm keine Beſuche von Bekannten oder Verwandten geſtattet.

Schließlich noch einige Worte über den Geiſt, der unter den tübinger Studenten gegenwärtig herrſcht.

Ein neuerer Schriftſteller hat beim Beſuch einer nordiſchen Univerſität das Wort geſagt: „Erſt mit den Studenten nimmt das Mittelalter Abſchied von uns,“ und auch in Tübingen bewährt ſich die Wahrheit deſſelben. Die alte, robuſte Zeit iſt dahin, ſie iſt ſchlafen gegangen und allmälig verſammelt ſie auch das alte Studentenleben zu den gigantiſchen Geſtalten, die ſie geboren. Mit jedem Jahre wird das Uebel ärger, mit jedem Semeſter fällt dieſe traurige Erſcheinung mehr in die Augen. Wer vor zehn oder zwanzig Jahren das Leben und Treiben auf den deutſchen Hochſchulen beobachtet hätte, der würde es heut zu Tage ſchwerlich wieder erkennen. Alles hat ſich verändert: Ton, Geiſt, Tendenz, Sitte und Kleidung. Hier, wo ſich jugendliche Friſche, elaſtiſche Kraft als in einem Brennpunkt concentrirt zeigen und in remarkablen Wirkungen ſich äußern ſollte, hier, wo im markigen Körper der Geiſt ein friſches, geſundes Leben manifeſtiren und neben der Jugendfröhlichkeit eine auch den Einzelnen mitfortreißende, mit freiem Blick über die Kleinlichkeiten des Alltaglebens ſich hinwegſezende Strebſamkeit des Geiſtes, ein Sinn, eine Begeiſterung für jede große, erhabene Idee, für die höchſten Intereſſen des Vaterlandes und der Menſchheit kund geben und durch dieſes höhere Einigungsband die Geiſter ſich berühren und finden ſollten, — hier fängt ein trüber, zerriſſener, ärmlicher Geiſt an, Platz zu greifen. Die Symptome, die ſolch' einen Zuſtand deutlich beurkunden, ſind mannichfach. Hier einige der am meiſten in die Augen fallenden. Es ſoll nicht beſtritten werden, daß eine gewiſſe Rohheit und Brutalität, eine Doſis mittelalterlicher Barbarei darin lag, wenn der Burſche einſt ſich Etwas darauf zu Gute that, mit offner, freier Bruſt, bloßem Halſe, den dicken, ächten Ziegenhainer oder Hieber in der nervigen, ſonnverbrannten Fauſt, den einzigen, durchlöcherten Flaus auf dem Leibe, mit rothen, weiten Hoſen und wohl gar coloſſalen Sporen an den Canonen (Poſtillonsſtiefeln) durch die Straßen zu grandezziren, die lange Pfeife dampfend, oder das ſtolze Lied ſingend:

Mag auch das Hemd mir durch die Hoſen ſchimmern,
Wer hat ſich denn um mich zu bekümmern?

Aber es war der Ausdruck des Bewußtſeins ſeines Werths, ſeiner Würde, ſeiner Kraft, nicht phyſiſcher, ſondern insbeſondre moraliſcher Ueberlegenheit, das Bewußtſein, daß der Rock nicht den Mann macht, ein deutliches Fühlen ſeines Erhabenſeins über die Tendenzen und die Gemeinheit des Alles nach dem Kleide und Geldbeutel bemeſſenden Pöbels, ein keck ſich manifeſtirendes Bewußtſein, über der Kritik ſolcher Canaille zu ſtehen. Jetzt iſt das anders geworden. Verriethen ihn ſeine krumm geſeſſnen Säbelbeine nicht, man könnte einen gewichsten Schneidergeſellen von einem ſorgfältig nach dem neueſten Pariſer Modejournal ſich tragenden Muſenſohne nicht unterſcheiden. Jene liebeswürdige Nonchalance, jenes Sichhinwegſetzen über Zeit, Mode und kleinliche, philiſtriöſe Ziererei und Schnirkelei hat nun einer platten, pedantiſchen Stutzerei Platz machen müſſen. Du ſiehſt nun die Söhne Minervens, einfache und feine Herrleins mit Pariſer Hut, lakirten Spazierſtöckchen, Glacehandſchuhen an den Fingern, mit Cravatten und Manſchetten die Promenade und Parade durch die zu dieſem Treiben wenig geeigneten Straſſen der Stadt machen. Das üppige Haupthaar iſt je nach der neueſten Mode geſchoren, zuweilen faſt platt raſirt, zuweilen künſtlich gekräuſelt, immer mit dem beliebten Macaſſar Oel durchduftet. Eine ſolche äuſſre Umwandlung der weiland etwas recken- und bärenhaften Academiker könnte man, wie geſagt, ſich wohlgefallen laſſen; allein, wo das Fleiſch zu kräftig iſt, da iſt der Geiſt ſchwach, und leider ſind dieſe Studentchen faule Aepfel in goldnen Schalen. Die Cultivirung der äuſſern Form hat den innern Kern erſtickt. Jene Kraft, jenes Feuer, jener lebendige Geiſt, der den ci-devant Hochſchülern eigen war, — alles dieſes iſt verpufft, verzehrt, verſchwunden. Wie jenes derbe, ungenirte, martialiſche Auftreten des alten Muſenſohns trotz allen ſeinen nicht zu billigenden Auswüchſen ein Zeichen entſchiedner Energie und einer ſich frei bewegenden Geſundheit des Geiſtes war, ſo iſt nun umgekehrt dieſes weichliche, glatte, in pedantiſche Formen und Feſſeln eingezwängte Hölingsexterieur ein Symptom der Schwäche, einer geiſtigen Halt- und Characterloſigkeit, die hinter der äußern Glätte Schutz ſucht. Nicht mehr die innere Gediegenheit, der geiſtige und ſittliche Gehalt iſt es, der einer Perſönlichkeit ihre Stelle anweiſ't — das Aeußre, der Rock, die Manieren, die Cravatte, der Bonton, iſt die Hauptſache und Mancher, dem in dicke Sonnenfinſterniß das Haupt gehüllt iſt, ſpielt eine Rolle zum Erſtaunen; denn er hat Geld oder iſt von Adel, kleidet ſich daher elegant, oder hat ſeiner Eltern und Verbindungen wegen Zutritt in Honoratioren- oder Profeſſoren-Zirkel und weiß ſich dort mit ſeinen paar fahlen, eingelernten Phraſen über Pferde, Theater und die gefeiertſten „Lions" der Hauptſtadt erträglich zu bewegen.

Dies die hervorſtehendſten Züge, die ſich bei einer Vergleichung der Univerſität, wie ſie vor 10 — 15 Jahren war, mit der, wie ſie heute iſſt und trinkt, ergaben. Aber in dieſer von einer ältern Generation deutlich geſchiednen jüngern treten ſelbſt wieder verſchiedene auseinandergehende Richtungen hervor, die im Ganzen drei große Gruppen bilden. Die erſte iſt die der eigentlichen „Patentköpfe." Zu dieſer gehören die Adeligen,* die gebornen Stuttgarter und einige Nachzügler. Die zweite Gruppe iſt die größte: ſie umfaßt diejenigen, welche der Fahne des Brotſtudiums folgen. Man könnte ſie „Angſtarbeiter" nennen. Die dritte Gruppe endlich bilden diejenigen, welche dem Kalbfell der Liederlichkeit, der ſinnlichen, materiellen Luſt folgen. Matadore dieſer ſind die „Kneipgenies," ihre Götter: Bachus, Venus, Gambrinus, ihre Tempel die Kneipen. Die Seele aller drei Gruppen iſt der hohlſte, erbärmlichſte Egoismus und materielle Sinnlichkeit. Sinn für etwas Gediegnes, über den gewöhnlichen Schlendrian Hinwegragendes, für wahrhaft große Ideen, gemeinſame Zwecke, oder auch nur für das zunächſt liegende, für Wiſſenſchaft und Kunſt in der höhern Bedeutung dieſes Wortes, iſt bei keiner zu ſuchen, ſondern bei einigen einſam unter dieſer Maſſe lebenden, ſtrebſamen Geiſtern.

Fragen wir nach den tiefern Gründen dieſes Zuſtandes der würtembergiſchen Landesuniverſität, ſo müſſen wir auch hier wieder und vor Allem den totalen Mangel an wiſſenſchaftlicher Organiſation hervorheben. Dieſe ſollte von der Art ſein, daß ſie dem Talente ſchon während der Studienzeit und nicht erſt nach mehrjähriger ununterbrochner Arbeit Belohnung und Auszeichnung gewährte. Sodann aber das Verbot aller und jeder freien Aſſociation. Durch Bundesgeſetzgebung, die im ſchreienden Widerſpruche mit der Landesgeſetzgebung ſteht, iſt den Studenten verboten, irgend einen Verein zu beliebigen Zwecken einzugehen, ohne zuvor die Erlaubniß der Regierung eingeholt zu haben. Dieſe Erlaubniß einzuholen, kann ſich keine Geſellſchaft entſchließen und ſo leben denn, zwar mehr ſcheinbar, als wirklich, die von Alters her durch Tradition bekannten Landsmannſchaften — Corps — nebſt einigen andern, mehr oder weniger feſt organiſirten Geſellſchaften lieber unter der Gefahr fort, bei der erſten beſten Gelegenheit confiſkirt zu werden. Daß dieſe Gefahr keine blos eingebildete iſt, haben die zahlreichen Wegweiſungen der letzten ſechs

Jahre bewieſen. Von allen dieſen Geſellſchaften der Studirenden verfolgt keine — eine Einzige ausgenommen (nomen est omen!) — höhere, edlere Zwecke: ſie ſind meiſt Kneip- und Pauk- (Duell) Geſellſchaften. Das Nothwendigſte zur Gründung einer Geſellſchaft iſt daher auch eine geſchloßne Kneipe und ein Fechtapparat. Sind dieſe Requiſite vorhanden, ſo iſt auch in kurzer Zeit die Geſellſchaft beiſammen. Allein leider! ſind ſie daher manchmal auch auf eine Art zuſammengeſetzt, daß ſie blos dadurch in der öffentlichen Meinung ſich halten können, daß ſie gegen „Außen“ d. h. allen nicht Verbindungs-Studenten gegenüber gemeinſchaftliche Sache machen. Jeder einzelne Genoſſe einer ſolchen Geſellſchaft wäre als Einzelner oft eine bloße Null. Dieſe Verbindungen ſind es auch, welche die Sitte des Duells unter den Studirenden aufrecht erhalten. Allein leider! iſt unter ihren Auſpicien das Duell, dieſer Wächter der Ehre und dieſe Schutzwaffe gegen handwerksburſchenmäßige Gemeinheit, dieſer Hebel ritterlichen Sinnes und Muthes, mehr und mehr zur knabenmäßigen Spielerei und zum Steckenpferd herabgeſunken, auf dem renommirende Corpsburſchen mit ihren hiezu ſich für privilegirt haltenden Verbindungen ihre vom Zaun geriſſenen Händel zu Tode reiten, um ſie den nächſten Abend wieder neu aufs Tapet zu bringen. Ohne innern Halt, zerſplittert und zeriſſen in ſich nähren und befördern dieſe Verbindungen durch ewige gegenſeitige Reibungen und Katzbalgereien die allgemeine Haltungsloſigkeit und allſeitige Troſtloſigkeit.

Doch genug jetzt, und laß mich meinen Bericht über die alma mater Tubingia mit den Worten unſeres großen Dichters ſchließen: „Zum Teufel iſt der Spiritus, das Phlegma iſt geblieben!“

10.

Intermezzo Nro. 3.

Zwei würtembergiſche Dorfnovellen, aber keine fingirten.

1.

Zwiſchen Stagold und Horb im Dorfe Oberjettingen lebte der Wagner Georg Hiller in Noth und Drangſal. Mag ſein, daß ſich in dieſen theuren Zeitläuften ſeine Umſtände dadurch, daß er einigermaßen den Schnaps liebte, eben nicht verbeſſerten, ſo viel iſt gewiß, daß Armuth ſein Genoſſe, Hunger ſein Gaſt war. Er hatte eine Frau und fünf unmündige Kinder zu ernähren, deren Schreien nach Brot ſein geringer Verdienſt nicht zu befriedigen im Stande war. Ein Vater, der ſeine Kinder hungern ſehen muß, iſt zu Allem fähig. Doch wir wollen nicht mit dergleichen Phraſen um uns werfen, wie beren z. B. noch eine iſt: das Menſchenherz iſt ein Abgrund, in deſſen Tiefe die finſterſten Dämonen lauern — ſondern nur mit wenigen Worten die entſetzliche Thatſache berichten. Hiller kam auf den Gedanken, ſeine Lieben allem Jammer zu entziehen, indem er ſie ermorde. Hieran reihte ſich aller Wahrſcheinlichkeit noch der zweite Gedanke, nach vollbrachter That ſich ſelber ebenfalls den Tod zu geben. Am 6ten März 1844 entſandte er unter einem guten Vorwande ſeine Frau nach dem drei Stunden weit entfernten Haiterbach. Hierauf ließ er durch ſein ſechsjähriges Töchterchen Branntwein aus dem Wirthshaus holen und trank ſelben ſeinen Kindern zu, bis ſie trunken waren und in Schlaf ſanken. Nachdem er ſie auf ihr ärmlich Lager gebracht, nahm er ſein Schnappmeſſer hervor, prüfte die Schneide und durchſchnitt allen ſeinen Kindern, vom älteſten neunjährigen Knaben an bis zum jüngſten, einem zwanzig Wochen alten Säugling, die Kehlen. Nur bei dem älteſten fand man Spuren eines ſchweren Todeskampfes. Der arme Knabe hatte die mörderiſche Waffe abgewehrt, wie ſich aus ſeinen verwundeten Händen ſchließen ließ. Als er nun ſeine Kinder in ihrem Blute vor ſich liegen ſah, ſcheint den unglückſeligen Vater nicht nur die Kraft, das Mordmeſſer gegen ſich ſelbſt zu kehren, ſondern alle und jede Beſinnung überhaupt verlaſſen zu haben. Von kaltem Entſetzen angefaßt, wirft er das blutige Werkzeug ſeines wahnwitzigen Frevels von ſich, verläßt ſeine Hütte und rennt hinaus in Feld und Wald. Der Schreck, der Schmerz der Abends heimkehrenden Mutter iſt einer jener Schrecken und Schmerzen, wie nur ein Mutterherz in ſolch einem Falle ſie empfinden kann. Nach einigen Tagen wurde der unſelige Mann eingefangen. Sein Prozeß ſchwebt noch, indem ich dieſes ſchreibe; ob ſich ſelbſt erſchaudernd, ſei der Mörder ſeiner Kinder ſtumpfſinnig geworden.

2.

Vor anderthalb Jahren etwa ſtrömte die Bevölkerung der Umgegend von Crailsheim zu einer Hinrichtung zuſammen. Es gab ein zweifaches Kopfabſchlagen. Die Verbrecher waren ein junges Weib und ein lediger Burſche. Was hatten ſie begangen? Die furchtbarſte Beſtialität, von welcher ich je vernommen.

Dem Michel war es bei ziemlicher Bejahrtheit noch eingefallen ein junges Mädchen zu heirathen, und da iſt es ihm denn ergangen, wie ſchon unzähligen Ehemännern ſeines Alters, die ein junges Weib hatten. Und das war gerade nichts Unerhörtes, denn der edle Hahnreiorden zählt auch auf unſern Dörfern übergenug Mitglieder. Aber der Madel (Magdalena) und ihrem Buhlen Jokel (Jakob) wurde es bald zu unbequem, den alten, brummigen, eiferſüchtigen Michel um ſich zu haben. Und ſie beſchloſſen demnach ohne Weiteres, ſich ſeiner baldmöglichſt zu entledigen. Um ihr Vorhaben zu bewerkſtelligen, zogen ſie die Hebamme des Ortes ins Vertrauen. Dieſe war bereit, ihnen mit Rath und That beizuſtehn, weil eine Verbindung zwiſchen Jokel und Madel ihrem Hebammenberuf mehr

Verdienſte abzuwerfen verſprach, als die kinderloſe Ehe zwiſchen der Madel und ihrem alten Michel. Eines Abends kam der Alte etwas angetrunken nach Hauſe und da eilten die Verſchworenen, ihren Mordplan zu verwirklichen. Sie fielen über ihr Schlachtopfer her, warfen den unglücklichen Michel aufs Bett, der Jokel hielt ihm Kopf und Arme, die Madel die Füße feſt und die Hebamme ſchlug ihm mit einem Steine ſo lange auf den Bauch, bis er todt war. Hierauf entfernte ſich die Hebamme, der Jokel aber und die Madel warfen den Leichnam des martervoll Gemordeten vom Bett und beſtiegen ſofort dasſelbe, um ihre Hochzeitnacht zu feiern.

Ich enthalte mich, dieſer „Dorfnovellen" Folgerungen und Nutzanwendungen anzuhängen. **Ubi facta loquuntur non opus est verbis**, ſpricht Cicero.

11.

Schulen.

Daß jedes würtembergiſche Kind gezwungen wird, von ſeinem 7 — 14ten Lebensjahre die Volksſchule zu beſuchen, und daß in allen Dörfern und Weilern des Landes Volksſchulen beſtehen, darauf thut ſich die Regierung ungemein viel zu gute. Mit Verachtung hört man über Frankreich deklamiren, weil dort noch viele Gemeinden ohne Schule. Allerdings legt die Schule den Anfang zur Bildung, allerdings muß eine wohlgeordnete Regierung dafür ſorgen, daß es an dieſen Anſtalten nicht mangle: allein mit dem Beſtehen derſelben iſt nicht Alles gethan. Sie müſſen auch ihren wahren und letzten Zweck erreichen, den nämlich: verſtändige und rechts- und pflichtbewußte Bürger zu bilden.

Dieſem Zweck entſpricht die würtembergiſche Volksſchule nur höchſt mangelhaft. Leſen, Schreiben, Rechnen, Religion wird getrieben, allein ſo mechaniſch, ſo ganz als Hand- und Gedächtnißſache, daß der Gedanke faſt abſichtlich beinahe völlig ausgeſchloſſen bleibt. Die Anwendung der Elemente des Wiſſens aufs Leben wird weder gelehrt noch eingeübt. Als Lehrmittel benützen die Schulmeiſter, vermöge des traurigen geiſtlichen Einfluſſes, Bibel, Geſangbuch, Spruchbuch, Katechismus, Erbauungsſchriften, kurz meiſtens Bücher, deren Inhalt die Jugend vom vernünftigen Denken abzieht und ihre Einbildungskraft nach Regionen lenkt, in denen ſelbſt der gebildete Geiſt ſich verliert und verirrt. Die Sonntagsſchulen, vom 14—18ten Jahre ſind nur kurze Repetitionen, damit das etwa früher Gelernte nicht alsbald in dem trivialen Treiben des Bauern- und Lehrlingslebens untergehe, damit die Religion dem angehenden Jünglings- und Jungfrauenalter nicht allzuſchnell abhanden komme. Aber was ſoll je von vierzehn zu vierzehn Tagen eine Stunde ausrichten? Und ſollte denn in dieſen Jahren nicht dafür geſorgt werden, daß der angehende Bürger ſeine Pflicht und Rechte kennen lerne? daß er einige weitere praktiſche Kenntniſſe erlange? Auf den Dörfern von alledem Nichts. In größeren Städten beſtehen ſonntägliche Gewerbsſchulen. Sie ſind aber dürftig beſetzt und werden kärglich beſucht.

Den Bezirksſtädten hat der Staat Präceptorate theilweiſe auch Realſchulen gegeben, welche theils aus Corporations- theils auf Staatsmitteln unterhalten werden. Die Präceptoren lehren Humaniora oder vielmehr lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, um künftige Studirende vorzubilden; die Realſchulmeiſter Realien. Aber die nothwendige Vermiſchung dieſer beiden Gattungen von Wiſſen fehlt faſt überall; daher eine halbe Verbildung.

Die Kreisſtädte ſind mit Gymnaſien und Lyceen beglückt, höheren Anſtalten, welche auf die Univerſität vorbereiten. Stuttgart beſitzt außerdem noch eine polytechniſche Schule. Alle dieſe Inſtitute überſteigen die Mittelmäßigkeit nicht, und wahrlich, die heutige Jugend hat Anderes zu thun, als mit Fleiß und Anſtrengung die Bildungsmittel zu benützen, welche ihr geboten werden, denn ſie leidet an frühreifer Verderbniß. Daß der Schlendrian und die Geiſtloſigkeit der meiſten Lehrer, welche die Wiſſenſchaft nicht mit dem Reize der Schönheit zu umgeben wiſſen und die Begeiſterung der jungen Herzen eher niederdrücken, als entzünden, zum Theil hieran Schuld iſt, läßt ſich nicht beſtreiten. Wie könnte es auch anders ſein, da der Studienrath, welcher die Lehrer und Profeſſoren vorſchlägt, bei Beſetzung von Stellen ſtets mehr auf blinden Glauben in religiöſen Dingen, auf ſchweifwedelnde Demuth gegen Vorgeſetzte, als auf echte Wiſſenſchaftlichkeit, auf Kenntniſſe und männliche Geſinnung Rückſicht nimmt? Das pfäffiſche Element prädominirt eben auch hier, wie im ganzen würtembergiſchen Erziehungsweſen, und der Miniſter des Innern Herr v. Schlayer iſt dieſem Elemente mit ſehenden Augen nicht gewachſen.

12.

Rechtspflege.

Auch von Würtemberg gilt, was man von den meiſten deutſchen Ländern, ja von den meiſten Ländern der Welt trauriger Weiſe behaupten darf:

> Es erben ſich Geſetz und Rechte
> Wie eine ew'ge Krankheit fort;
> Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte
> Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
> Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage —
> Weh dir, daß du ein Enkel biſt! —
> Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
> Von dem iſt leider nie die Frage.

Würtembergs Gerichtsordnungen ſind ein Gemengſel aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Völkern. Im Civilrecht herrſcht der römiſche Codex vor mit allerlei deutſchen und einheimiſchen Beimiſchungen. Es wird Alles ſchriftlich mit Repliken und Dupliken verhandelt und die Prozeſſe trainiren ſich, ſobald ſie etwas verwickelt ſind, ins Endloſe, oder, wie der ſchwäbiſche Volkswitz behauptet, bis beide Theile gerupft und der Schwamm ſo ausgedrückt iſt, daß er keinen Tropfen mehr von ſich gibt.

Es iſt ein ſehr großer Fehler, daß Würtemberg nicht, gleich Baden, eine paſſende deutſche Bearbeitung des Code Napoleon für die Civilgeſetzgebung einführte. Zwar ſind die Gerichtskoſten bei der gegenwärtigen Einrichtung für den Einzelnen nicht ſehr hoch und werden auch die Advokatenrechnungen ziemlich ſtrenge controlirt, dagegen aber darf man um ſo länger auf einen Spruch warten, muß der Staat, alſo die Geſammtheit, jene Koſten dennoch zahlen und weiß in einer etwas verwickelten Sache Niemand recht, wo er daran iſt, ſo viele Finten aus allen Geſetzbüchern der Welt heraus können die Advokaten vorbringen. Der richterlichen Willkür ſteht ein großer Spielraum offen, ſowie der richterlichen Trägheit, welche ſich vor complicirten Arbeiten und einigem Aufwand von Wiſſen und Geiſt außerordentlich ſcheut.*)

---

*) Der Mangel eines Civilcodex wurde auch ſo lebhaft gefühlt, daß die Regierung einzelne Specialgeſetze, z. B. das Pfandgeſetz und das Geſetz über die civilrechtlichen Folgen von Verbrechen, den Ständen zur Genehmigung vorlegte. Dieſe Geſetze ſind ſeit Jahren ins Leben getreten und von weſentlichem Nutzen, ohne jedoch dem Wirrwar der oft unter ſich collidirenden Geſetzvielheit zu ſteuern. Es wurde deßhalb der Herr Kanzler v. Wächter mit einer Zuſammenſtellung, nicht Neubearbeitung, der das Civilrecht Würtembergs ausmachenden Geſetze beauftragt, und es läßt ſich hoffen, daß dieſe Sammlung bald den Ständen vorgelegt und als einzige Quelle des Civilrechts ſanktionirt werde.

Ganz im Argen lag vor Kurzem und liegt eigentlich noch die Criminalgeſetzgebung. Zwar enthält ſchon die Verfaſſung von 1819 einige allgemeine Garantieen für die Selbſtſtändigkeit des Richterſtandes und die perſönliche Sicherheit der Bürger gegen widerrechtliche Verhaftungen, allein auch abgeſehen davon, daß ein großer Theil der Bevölkerung ſeine Rechte gar nicht kennt und nicht darüber belehrt wird, kümmerten ſich bis vor kurzer Zeit die Richter um ſolche allgemeine Beſtimmungen der Verfaſſung nur wenig, ſondern procedirten nach Geſetzen, Verordnungen und Edikten, welche theilweiſe aus erfahrungsloſen Epochen herſtammten, theilweiſe aus der römiſchen, deutſchen und altwürtembergiſchen Criminalgeſetzgebung zuſammengeblaſen waren. Die Einheit der Principien mangelte gänzlich und die weſentlichſten Punkte, welche im Geſetz genau hätten beſtimmt ſein ſollen, blieben der Praxis der erkennenden Gerichte überlaſſen.

Dieſen Uebelſtand anerkennend, ließ die Regierung ſchon vor einem Decennium durch eine Commiſſion rechtsgelehrter Staatsdiener einen Strafgeſetzentwurf ausarbeiten und legte, wiewohl zögernd und ſchwankend, 1835 einer dazu gewählten ſtändiſchen Commiſſion dieſen Entwurf vor, welcher indeß, wie ſich aus dem Commiſſionsbericht entnehmen ließ, mannigfache Redaktionsfehler enthielt und ſchon in der Form einer Verbeſſerung ſichtlich bedurfte. Die ſtändiſche Commiſſion erwarb ſich in der That das Verdienſt, den Regierungsentwurf bedeutend emendirt an die Kammer zu bringen, welche 1838 außerordentlicher Weiſe zur Berathung desſelben einberufen worden war. Noch zählte die Oppoſition jene neunzehn Abgeordneten, die in der zweiten Wahl des Jahres 1833 durch den miniſteriellen Einfluß nicht hatten beſeitigt werden können. Darum entſpann ſich ein merkwürdiger Kampf, der eines beſſern Ausgangs würdig geweſen wäre. Allein die Majorität war dem Miniſterium ergeben und die große Anzahl richterlicher Beamten, deren Abſicht, ihre eigene maßgebliche Strafgewalt auszudehnen, am Tage lag, trug vollends dazu bei, ein elaſtiſches Strafmaaß aufzuſtellen, welches bis zum Drakonismus dehnbar iſt. Nicht als ob für die groben und gemeinen Verbrechen, außer etwa bei Rückfällen, das Strafmaaß zu hoch wäre, beileibe! die wahren Schelme mögen ſich mittelſt der Beſtimmungen der Strafprozeßordnung bisweilen recht bequem hinausleugnen — ſondern der größte Uebelſtand des neuen Geſetzes iſt der, daß auf politiſche Vergehen ſo ungeheure und dem richterlichen Ermeſſen faſt ganz anheimgeſtellte Strafen geſetzt ſind und daß die Beleidigung der Amtsehre öffentlicher Funktionäre, der Widerſtand gegen die Befehle der Behörden, ſelbſt im Fall der Ungehorſame ſich mit Grund auf ſeine bürgerlichen Rechte beruft, wirklich übertrieben verpönt iſt. Nicht ohne Grund äußerte daher der liberale Abgeordnete Procurator Schott, vermöge des neuen Strafgeſetzes ſei keiner ſeiner Collegen vor dem Asperg ſicher. In Würtemberg beſitzt Alles, was ein Titelchen, ein Staats- oder Corporationsämtchen hat, eine unantaſtbare Amtsehre, der Bettelvogt wie der Miniſter, der Gemeinderath wie der Geheimrath. Erwägt man nun die nahen Berührungen, in welchen der gemeine Mann mit den niedern Funktionären ſteht, die unpaſſende Arroganz, womit gewöhnlich der geringſt Bedienſtete in ſeinem Amtsbewußtſein die ihn und ſeine Verhältniſſe gar wohl kennenden, ſocial oft höher ſtehenden Bürger anläßt, ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß neueſtens eine Unzahl Strafen für Beletzung der ſogenannten Amtsehre vorkommen. Die Sache wäre unendlich lächerlich, wenn ſie nicht ſo ernſte Folgen für die Bürger und ihre Familien hätte, wenn ſie nicht dazu beitrüge, einen bureaukratiſchen Terrorismus einzuführen und zu befeſtigen. Ebenſo datirt die völlige Vernichtung aller politiſchen Regſamkeit in Würtemberg von der ſchauerlichen Litanei der Strafen, welche auf die Verſuche zu Verſuchen gegen das Beſtehende geſetzt ſind. Tadel der Beamten, auch wenn dieſer Tadel guten Grund hat, läßt ſich in Beleidigung der Amtsehre drehen, Collektivwünſche zu Abſtellungen von Mißbräuchen laſſen ſich unter die Rubriken: ungeſetzliche Verſammlungen, Vereine, Verbreitung von Mißvergnügen u. ſ. f. bringen; entfernte, aber unbeſtimmte Kunde von irgend einem widergeſetzlichen Vorhaben, wenn es nicht ſogleich denuncirt wird, gilt als wirkliche Mitwiſſenſchaft; die Spionerei, ſelbſt an nahen Verwandten und Freunden, iſt mit ſcharfer Strafandrohung zur Pflicht gemacht — kurz, Herr von Prieſer, der weiland außerordentliche Unterſuchungscommiſſär auf Asperg, hat ſich in dieſem Criminalcoder, deſſen äußerſten Rigorismus er in der ergebenen Kammer vertheidigte, ein Monument geſetzt, das hoffentlich, weil es zum Theil unausführbar, nicht einmal das Juſtizminiſterium ſeines Einbringers*) (denn

---

*) Als Einbringer bezeichne ich den gegenwärtigen proviſoriſchen

Verfaſſer iſt er nicht) überlebt, ſo ſtark hat ſich ſelbſt die Gerichtspraxis vielfach dagegen ausgeſprochen. Schon die ſervile Kammer-Majorität war über das Enſemble ihres geſetzgebriſchen Werkes ſo erſchrocken, daß bei der motivirten Endabſtimmung eine Menge Ausſtellungen ſogar durch miniſterielle Mitglieder gemacht wurden und ein Oppoſitionsdeputirter durfte mit Recht behaupten, er ſage ganz aus den nämlichen Gründen, welche die Javotanten beigebracht, ſein Nein! Auch ging das Geſetz nur mit Widerſpruch von achtundzwanzig Stimmen durch, was zum Theil in der außerordentlichen Begünſtigung der Jagdinhaber ſeinen Grund hatte. Nicht minder hart iſt die in der Kammer (nicht im Entwurf) erſt beliebte, von dem Miniſterium jedoch ſchnell adoptirte Erſchwerung des Feſtungsarreſtes, welche darin beſteht, daß ſchon von einem auf drei Monate lautenden Strafmaaß an, der Arreſtant Hausarreſt oder eigentlich, da ein ſchmaler Gang als Haus fingirt wird, Zimmerarreſt hat.

Neben dieſem allgemeinen Strafgeſetz beſteht noch ein beſonderes Preßgeſetz von 1817, welches die romantiſche Dichtung „Preßfreiheit“ voranſtellt. So hat denn Würtemberg das Glück, eine der ſtrengſten Cenſuren zu haben, während die auf Uebertretung des Preßfreiheitsgeſetzes ſtatuirten Strafen zugleich fortdauern. Nun, das ſchwäbiſche Sprüchwort ſagt: „Doppelt genäht, hält wohl.“

Juſtizminiſter, weil er damals bereits das Juſtizdepartement deſſen Titularchef noch Schwab war, leitete.

Gleichwie der Strafe der Prozeß vorangehen muß, ſo hätte auch vernünftiger oder nothwendiger Weiſe eine Strafprozeßordnung vor dem Strafgeſetz an die Stände gebracht werden ſollen; in Würtemberg verfuhr man umgekehrt; erſt nach dem Strafgeſetz wurde der Entwurf des Strafprozeſſes vorgelegt. Man nennt das „den Gaul am Schwanz aufzäumen.“

Auf dem Landtage von 1842 gelangte endlich dieſer Strafprozeß-Entwurf an die Kammern. Du weißt, mein Freund, damals hieß die Wahlkammer von 1839 bei dem Volke eine Amtsverſammlung, ſo gänzlich fehlte das Element der Oppoſition und Volksthümlichkeit. Auch nur ſolche Deputirte konnten es wagen, dem Zeitgeiſt ſo offenbar zu trotzen, wie in dem neuen Prozeßgeſetz geſchah. Alle Welt fordert Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, fordert Geſchworengerichte und verwirft das geheime, ſchriftliche Inquiſitionsverfahren. Allein die ganze Richterkaſte Würtembergs, ſchien ſich verſchworen zu haben, die Volkswünſche und die Forderungen der Zeit zu täuſchen, ſo viele Mühe gaben ſich die Wortführer dieſer in ihr bequemes Syſtem verballhornirten Kaſte, die bisherige Praxis beizubehalten. Im Grunde intervenirte von Rechtskundigen nur der Abgeordnete Duvernoy für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Aber dieſer entſcheidende Punkt ſtand weit hinten im Geſetze, und man begann, nach wenig erſchöpfender Verhandlung über den Geiſt des Entwurfs, mit Berathung der Paragraphen. Als nun die Debatten an dem Artikel angelangt waren, wo ein Schattenbild von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, nämlich öffentliches Schlußverfahren nur bei ſchweren

Verbrechen im Entwurfe ſtand, und die Regierung ſich zu weitern Conceſſionen nicht herbeilaſſen wollte, da gab die Kammer ſchon darum nach, weil ſie nicht vergeblich ſo lange gearbeitet haben mochte.*) Man rühmt freilich, vermöge der bisherigen Erfahrung ſelbſt dieſes Scheinbild einer Reform. Ich halte jedoch wenig darauf. Gemeine Verbrecher werden milder gerichtet, nämlich Diebe, Mörder, Brandſtifter u. dgl., aber ſubtile Rechtsfragen, in welche anſtändige Männer verwickelt werden können, bleiben der geheimen Aburtheilung überlaſſen, und die Advokaten treiben ſich jetzt faſt in allen Fällen öffentlichen und mündlichen Schlußverfahrens auf dem Gemeinplatze der Entſchuldigung mit ſchlechter Erziehung, Elend und Ausgeſtoßenſein der Verbrecher herum. Weder das Rechtsbewußtſein des Volkes, noch die öffentliche Beredtſamkeit gewinnt dabei. Es iſt nur eine kurioſe Farce.

---

*) In vertrauten Kreiſen ſprachen ſich nachmals manche Deputirte Betreffs der Frage über öffentliches und mündliches Rechtsverfahren dahin aus: Würtembergs Monarch ſtehe bei den übrigen Fürſten ohnehin im Geruche des Liberalismus und ſie, die Vertreter des Volkes, hätten dieſe gewiß peinliche Poſition des Königs nicht noch peinlicher machen wollen dadurch, daß ſie in der Kammer auf Einführung des liberalen Inſtituts der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beſtanden hätten.

Als ein Curioſum, welches Herrn von Prieſer viele Wolluſt bereitete, iſt hier auch noch folgendes Geſchichtchen anzuführen. Zur Zeit, als die Frage über mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren in der würtembergiſchen Kammer discutirt werden ſollte, hatte der würtembergiſche Geſandte in Paris eine Conferenz mit Guizot. Der Herr Miniſter brachte das Geſpräch auf Würtembergica und fragte den Geſandten, ob es wahr, daß die würtembergiſche Regierung damit umgehe, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren einzuführen. Der Geſandte verſetzte, die öffentliche Meinung habe ſich ſo entſchieden für dieſes Inſtitut ausgeſprochen und die Kammer werde ſich allen Vermuthungen nach ebenfalls ſo entſchieden dafür ausſprechen, daß die Regierung nicht umhin können dürfte, es einzuführen. Worauf Monſieur Guizot: „O, Dieu vous en garde!“ welches Wort von den würtembergiſchen Serviliſten natürlich mit Entzücken vernommen und mit Ekſtaſe wiederholt wurde.

Sogar die Tortur mittelſt Entziehung warmer Koſt, erträglicher Lagerſtätte, durch Kettenanlegung, Dunkel-Arreſt und Prügel iſt in dem Strafprozeß beibehalten.

Auch das Inſtitut der Skabinen, beeidigter Gerichtsbeiſitzer, welche in erſter Inſtanz, ſo weit die Oberamtsgerichte competent ſind, eine mitrichtende Stimme haben, wurde nur in ſo weit verbeſſert, als denſelben für die Stunde Anweſenheit bei Gericht 12 kr. ſtatt der frühern 6 kr. vergütet werden. Ich muß dir dieß näher ſchildern. In Würtemberg gibt es drei Gerichts-Inſtanzen. 1) Die Oberamtsgerichte; 2) die Kreisgerichte (Gerichtshöfe); 3) das Obertribunal. Die Unterſuchung in allen Fällen führen, außer bei Perſonen von exemtem Gerichtsſtand (o würtembergiſche Gleichheit!) die Bezirks- (Oberamts) Gerichte. Der Richter iſt zugleich der Ankläger. Die Bezirksgerichte beſtehen nun aus dem Oberamtsrichter, dem Aktuar (Hülfsarbeiter, Aſſiſtenten, Referendare haben keine Stimme) und zwei Skabinen. Die Skabinen ſind gewöhnlich alte Bürger, welche ihr Metier aufgegeben haben und auf ſolche Weiſe noch Etwas verdienen. Sie kennen durchſchnittlich die Geſetze wenig, verfolgen häufig die Verhöre nicht mit Aufmerkſamkeit, weßhalb ein Inquiſit ſie einſt „Beiſchläfer“ nannte und ein Oberamtsrichter zwei derſelben ihr eignes Todesurtheil unterſchreiben ließ, und es geſchieht ſelten, daß bei länger dauernden Unterſuchungen die gleichen Skabinen beigezogen werden. Darum folgen ſie gewöhnlich in ihrer Abſtimmung den vereinigten Anſichten des Oberamtsrichters und Aktuars, oder votiren, wenn die beiden Rechtsgelehrten getheilter Anſicht ſind, für die mildere Meinung. Daß Männer vom Fach und wiſſenſchaftlich gebildete Leute ſich nicht zu Gerichtsbeiſitzern unter ſolchen Verhältniſſen hergeben, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Der Unterſuchungsrichter, als Ankläger, gewinnt daher freien Spielraum für ſeine Anſicht, und es iſt ihm gar leicht möglich, vermittelſt der Protokolle einen Thatbeſtand aus unwiſſenden Inquiſiten heraus zu quälen, der unter eine andere Vergehen- und Strafgattung gehört, als wirklich der Fall iſt. Er bildet ſich vornherein eine Anſicht, und dieſe ſucht er mit einem gewiſſen Unterſuchungs-Point d'honneur durchzuführen. Ueberſchreitet nun auch die Sache ſeine Strafcompetenz, ſo muß doch der Gerichtshof auf die Akten und das Gutachten des Unterſuchungsrichters bauen, da er den Inquiſiten nicht ſieht, nicht befragt. Der Gerichtshof beſtellt einen Referenten und Correferenten, und nach der Anſicht dieſer beiden beſchließt er die betreffenden Akten, welche deſſen übrige Mitglieder nicht leſen. Bei Strafen, welche über fünf Jahre Zuchthaus betragen, muß das Erkenntniß des Gerichtshofes dem Obertribunal ſchon vor Publicirung des Urtheils vorgelegt werden. Dieſes verfährt ebenſo, wie der Gerichtshof. Der Verurtheilte kann bei der höhern Stelle Recurs einlegen, hat alſo in der Regel zwei Inſtanzen

Uebrigens iſt, wie geſagt, dem Unterſuchungsrichter der weiteſte Spielraum gegeben, da er allein den Angeklagten ſieht und gewöhnlich unter Schloß und Riegel hält; denn Verhaftungen werden gar leichtlich aus allerlei Gründen z. B. zur Verhütung von Colliſionen, Flucht u. dgl. geſtattet und Cautionen ſelten angenommen.

Ein ſolcher Rechtszuſtand ließe ſich indeß leichter ertragen, wenn die Richter in der That unabhängig, und der Staatsgewalt aus den Zähnen entrückt wären. Auf dem Papier ſieht es freilich ſo; anders aber iſt's in der Wirklichkeit. Die Richter ſind Staatsdiener und in ihren Prüfungszeugniſſen, Anſtellungen, Beförderungen, Beſoldungszulagen, mit einem Wort in ihren materiellen Verhältniſſen unterliegen ſie als Diener dem Miniſterium der Juſtiz, alſo der Regierung. Einen mißliebigen Aktuar kann man ohne Beförderung laſſen, einen mißliebigen Oberamtsrichter chikaniren, einen Aſſeſſor oder Rath, der ſich mit ſeiner Unabhängigkeit brüſtet, kann man unberückſichtigt laſſen oder verſetzen, und einen Obertribunalrath, ſogar den Direktor oder Präſidenten dieſes höchſten Gerichts-Collegiums, kann man penſioniren. Dieſes letztere eklatante Beiſpiel geſchah 1832 an Direktor Pfizer, den Vater des Abgeordneten Dr. Paul Pfizer, und 1834 an Präſident Bolley, welcher kaum ein Jahr zuvor noch von der Regierungs-Partei zum Abgeordneten der Stadt Stuttgart, als Uhlands Gegenkandidat, ſonderbarer Weiſe aufgeſtellt worden war. O, es gibt tauſend Mittel und Wege, wie die Regierung Gerichtsbeamte zu Paaren treiben kann, und wäre es nur vermittelſt der Mitglieder ihrer Familien. Noch mehr! die Richter von unabhängiger Geſinnung läßt man allmählig verſauren oder abſterben, und überſchwemmt einſtweilen die höhern und höchſten Collegien mit ergebenen Creaturen, ſobald eine Stelle erledigt wird. Weil der Direktor Pfizer ſeinen Sohn Paul, reſignirten Aſſeſſor beim Tübinger Gerichtshof, als Abgeordneten nicht zur Nachgiebigkeit ſtimmen wollte oder konnte, ſo wurde er als Invalide penſionirt und lebte noch zwölf volle Jahre geſund und wohl; er wurde penſionirt, obgleich er beſtimmt und öffentlich erklärt hatte, daß ſeine nur vorübergehend alterirte Geſundheit wieder erſtarkt ſei und er das Brot des Staates nicht umſonſt eſſen wolle. Der würdige Mann war nun einmal zu körperlicher Dienſtunfähigkeit deſignirt, weil ſein gerader Geiſt nur zu fähig war! Nicht anders der genannte tüchtige Juriſt Bolley. Wiewohl kein Gegner der Regierung, beſaß er doch als Chef ſeines Tribunals einen difficilen Ehrenpunkt. Nun epurirte aber das Miniſterium 1834, wo die politiſchen Prozeſſe im Schwang gingen, den Eßlinger Gerichtshof und ſelbſt das Obertribunal, um Leute, wie den ſchon einmal erwähnten Preßfreiheitsfeind v. Probſt in letzteres Collegium zu verſetzen, der keinen Funken von Unabhängigkeit, aber eine gute Doſis von Unwiſſenheit dem Obertribunal zubrachte. Bolley bewies in ſeiner Inaugurationsrede ein ſo ſtarkes Intereſſe für die Würde und den Ruf des Collegiums, an deſſen Spitze er ſtand, daß dem Miniſterium Angſt wurde, und alsbald ſetzte es ihn „Alters halber“ zur Ruhe, damit ja kein Funken von politiſchem Rechtsgefühl auf die Papierſtöße falle, aus welchen die Strafen für die Demagogen herausgedüftelt werden ſollten.

Und das iſt noch das Härteſte. Entſteht ja einmal in einer Anzahl Patrioten der Gedanke, daß es an der Zeit wäre, die verfaſſungsmäßigen Rechte des Volkes ernſtlich zu reklamiren und vielleicht einen aufgeregten Zeitpunkt dabei zu benützen: ſo ſchreien die Beamten gleich über Verſchwörung, ſuſpendiren den geordneten Rechtsgang und etabliren eine außerordentliche Central-Commiſſion auf der militäriſch gehaltenen Feſtung Aſperg. Die politiſchen Prozeſſe ſind ohnehin ein für allemal dem Criminalrichter in Stuttgart und dem Eßlinger Gerichtshof übergeben, um die mündlichen Communikationen und Erkundigungen deſto bequemer zu haben. Doch das genügt nicht: ſobald Etwas, wie ein verbotener Verein, politiſches Komplot u. dgl. gerochen wird, ernennt das Miniſterium einen ihm blind ergebenen Juriſten (ſo 1824 den Prieſer, 1833 den Bechter auf Aſperg, 1826 den Hofacker nach Tübingen zur Knechtung der Univerſität), rafft die Verdächtigen zuſammen und läßt ſie auf die Feſtung ſchleppen. Hier ſind ſie der Willkür des Commiſſärs und dem Druck des Militärcommandanten preisgegeben, der auch ſonſt die zur Feſtungsſtrafe Verurtheilten auf kleinliche Weiſe zu plagen weiß. Mit welchen ſchlechten Inquiſitionskünſten dort verfahren wird, welche Rolle Drohungen, Suggeſtivfragen, falſche Berichte von anderweitigen Geſtändniſſen oder ſelbſt Verſprechungen machen, darüber ließe ſich ein Buch ſchreiben. Von den Foltern der Langeweile, des ſchlechten Quartiers, der Juſtizverzögerung mag ich gar nicht reden. Dauerte doch die letzte politiſche Unterſuchung von 1833 — 39, beinahe ſechs Jahre! Wer nichts Staatsgefährliches gethan oder geſchrieben hat, muß es wenigſtens gebilligt oder gedacht haben. Er wird inducirt, dieß zu geſtehen und dann als intellektueller und moraliſcher Miturheber an Verbotenem abgeſtraft. So erhielt ein Stuttgarter Bürger ſieben Monate Feſtungsſtrafe, weil er zugegeben hatte, daß ihm eine Proteſtation gegen die Bundes-Beſchlüſſe von 1832, welche der Redacteur des „Hochwächters,“ Lohbauer, in Echterdingen bei einem Sauerkrauteſſen vortrug, „gefallen“ habe! Er aß in der Nebenſtube Sauerkraut und dieſes Sauerkraut war der Conductor ſeiner intellektuellen Miturheberſchaft. Freilich außer dieſer ſymboliſchen Handlung der Krauteſſerei vermochte man Nichts auf ihn zu bringen, da er Nichts geſchrieben, Nichts deliberirt, Nichts verbreitet hatte und nicht wußte, daß es verboten war, gegen die Eingriffe des Bundestags in die Verfaſſung zu proteſtiren! Ja, bei dergleichen Unterſuchungen geht man ſo weit, Einem die innere Geſinnung abzufragen und nach dieſer die Sentenz zu ſprechen. Der Commiſſär, wenn er recht viele Schuldige macht, erhält dann einen Orden; — abermals ein Mittel, die Unabhängigkeit der Richter zu corrumpiren.

Ich kann dich verſichern, Freund, wenn die Regierung auf ein verhaßtes Individuum die Gerichte hetzt, ſo wird es noch härter verfolgt, als ſelbſt von der Polizei. Was ſind ſie auch Anderes, als Polizei, da ſie die Umgehung der in Verfaſſung und Geſetz verworfenen Cenſur an den Schriftſtellern beſtrafen, dagegen Nichts von dem Schutze der Cenſur wiſſen mögen, wenn ſie ein die Cenſur paſſirten Aufſatz verfolgen? Endlich ſind ſie gefällige Schergen gegen die freie wiſſenſchaftliche Unterſuchung überhaupt, z. B. in religiöſen Gegenſtänden. Total unwiſſend in theologiſchen Fragen, erheucheln ſie eine ſolche Devotion für den blinden Glauben, eine ſolche Condeſcendenz für die Pfaffen, daß ſie ſicherlich den Doktor Strauß verdonnert hätten, wäre er nur angeklagt worden.

Doch jam sat. Und ſollte es dir vorkommen, als ob dieſer Brief etwas minder goethiſch ruhig und leidenſchaftslos gehalten ſei, ſo mußt du es mir zu gute halten. Ich las nämlich heute früh den Prozeß von Dan. O'Connell, die Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft und die Nachricht von ſeiner Freiſprechung durch das Haus der Lords. Da drängten ſich mir Vergleichungen auf, welche meine Dinte mit mehr Galle verſetzten als ſie ſonſt enthält.

13.

Militär und Finanzen.

Die Finanzen und das Militär Würtembergs hängen nahe zuſammen; je größer dieſes, um ſo geringer jene. Unſer kleines Land muß gegen 16,000 Mann Bundescontingent ſtellen, ohne die Reſerven. Das koſtet ſchwer Geld, faſt ⅓ aller Einnahmen. Der König iſt ein Soldatenfreund. Gut iſt's nur, daß unſer Militär wenigſtens im Geruche der Exercirtheit und Bravour ſteht, welche letztere es hoffentlich bei nächſter Gelegenheit wieder bewähren wird; auf die Genialität ſeiner Ober-Offiziere und die Begeiſterung ſeiner Lieutenants halte ich nicht viel. Die Unteroffiziere ſind meiſt alte Kamaſchendiener, welche 15 — 20 Jahre in den Kaſernen zugebracht haben, und alle ſechs Jahre durch Einſtehen für Rekruten 400 fl. verdienen; die Mehrzahl beſitzt Weiber, Kinder und häusliche Sorgen; dafür leben ſie auch in der ängſtlichſten Knechtſchaft gegen ihre Vorgeſetzte, um wenn ſie graue Haare oder keine mehr haben, auf ein Civildienſtchen empfohlen zu werden, als Gerichtsdiener, Oberamtsdiener, Kaſtenknechte u. dgl. Nicht wahr, das lautet anders, als: Vaterlandsvertheidiger, Landwehr, allgemeiner Waffendienſt? Ja, die Ehre iſt das Mindeſte beim Soldatwerden in unſerm Lande. Wen die fatale Nummer bei der Conſcription trifft, der kauft einen Einſteher, oder geht ſeufzend einer 12jährigen Dreſſur entgegen, nach welcher er beurlaubt wird, aber ſechs Jahre gewärtig ſein muß, wieder einberufen zu werden. In unſerem Militär-Strafgeſetzbuch gibt es noch Prügel, nicht für viele Vergehen, aber doch für Diebſtahl und diejenigen, welche von einem Soldaten in der Strafklaſſe verübt werden.

Den Finanzen des Staats, welche geordnet waren, und von deren jährlichem Ertrag ein mäßiger Theil zur Zahlung der etwa noch 23 Millionen Gulden betragende Staatsſchuld verwendet werden konnte, droht eine mächtige Veränderung, weßhalb auch der Miniſter v. Herdegen, welcher der Kriſe ſich nicht gewachſen glaubte, ſeine Entlaſſung nahm. Die Stände haben nämlich die Erbauung von Eiſenbahnen quer durchs Land mit Seitenbahnen beſchloſſen. Den Staat dürfte dieſe Anſtalt ſeine 50 Millionen koſten. Allerdings beſitzt er eine reiche, jährlich ungefähr ein Drittel des Budget eintragende Domäne. Aber immerhin bleiben den Contribualen, 1,600,000 Seelen, noch zwiſchen 5 und 6 Millionen durch direkte und indirekte Steuern zu decken übrig. Eigentlicher Reichthum iſt im Lande ſehr ſelten. Es gibt einen mittelmäßig wohlhabenden Mittelſtand, die Mehrzahl der Bauern kommt nothdürftig aus, die Winzer leiden großen Theils ſchwere Noth. Vielen, gar vielen werden im Herbſte die Moſtkufen von dem Bürgermeiſteramt, das die Steuern, und dem Schultheißenamt, das die Schulden einzieht, mit Arreſt belegt. Und mit einem kleinen Reſte des Ertrags ſollen ſie dann wieder ein Jahr lang arbeiten und ihre Familien ernähren! Was man allgemein beklagt, iſt die bereits in allzukleinen Parzellen gehende Vertheilung des Grundbeſitzes. Mit ein paar Jucharten gedenkt ein junger Ehemann einen Hausſtand zu halten der ſich in wenigen Jahren gewöhnlich auf 6 — 10 Mägen beläuft! Das rührt von der Anhänglichkeit des würtembergiſchen Landvolks an ſeine Scholle her, von der Abneigung desſelben, einen tüchtigen Handwerksſtand zu bilden (denn auf dem Lande findet man meiſt nur Pfuſcher), von dem Mangel an Fabrikation und endlich von den elenden, von beſchnittenen und unbeſchnittenen Juden betriebenen Hofmetzgerei her, während eine außerordentliche Begünſtigung des Adels, der auch durch Ablöſungen von Feudallaſten baares Geld gewinnt, dieſem geſtattet, mehr und mehr an Landbeſitz an ſich zu reißen. Würtemberg, das früher eine Ausfuhr von Getraide, Vieh und Schaafen hatte, conſumirt dermalen ſeine Feldprodukte ſo ziemlich ſelber und führt nur noch Salz um einen Spottpreis nach der Schweiz aus, Salz, das es im Uebermaß gewinnt, das aber ſeine Einwohner theurer eſſen, als die Nachbarkantone, denen es Einfuhren macht! Sage man was man wolle über die würtembergiſche Solidität in ſtaatsökonomiſchen Einrichtungen: es läßt ſich doch nicht läugnen, daß für ein ſo kleines Land der Beamten zu viel, die Beſoldungen zu koſtſpielig ſind. Alles will ſich an die

Brüſte des Staates werfen, um dieſelben auszufangen. Man ſtiehlt und betrügt nicht mehr, aber man muckmakelt man ſchiebt ſich kleine Pöſtchen zu und die herrſchende Mittelmäßigkeit trachtet jeden Mann von Geiſt, der vielleicht neue Bahnen eröffnen könnte, aus der Staatsdienerſchaft hinauszubugſiren. So geſchah es in letzter Zeit bei dem Finanzminiſterium. Einer Maſſe falſcher, eigenſinnig durchgeführter Operationen ſetzte die Zinsreduktion der Staatsſchuld auf 3½ Procent, während der landesläufige Zins 4½ — 5 Procent iſt, die Krone auf. In einem Augenblick, wo eine unbeſtimmte Quantität von Millionen zum Eiſenbahnbau aufgenommen werden ſoll, den billigen Zinsfuß der frühern Schuld noch herabzuſetzen, um vielleicht jährlich 40,000 fl. zu gewinnen, wäre ſelbſt bei ganz ſicheren Aſpekten, Geld zu bekommen, gewagt geweſen. Nun aber erfolgten Kündigungen über Kündigungen von Staatsgläubigern, die Banquiers verſchmähten die Stuttgarter Papiere — und ſiehe da! eine Criſis erfolgte, welche den Finanzminiſter ſtürzte, und ihn und ſeinen Nachfolger zwang, von Frankfurt Geld zu 6, ſchreibe ſechs Procent kommen zu laſſen, weil Herdegen, verblendet, keine vier mehr zahlen wollte!

Was Würtemberg von der ſo ſplendid und koſtſpielig in Stuttgart begonnenen Eiſenbahn zu erwarten hat, iſt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Seine Nachbarſtaaten, Baden und Bayern, zeigen viel böſen Willen und möchten es, wie ein ödes Eiland, mit dem Verkehre umſegeln. Von einem Bahn-Ausſchuß verlautet daher im Ober- und Unterlande noch Nichts. Inzwiſchen thürmt der ſervile Landſtand eine abgeſchmackte Jubiläums-Säule die auch über 200,000 fl. koſtet und votirte ſeit zehn Jahren eine luxuriöſe Anzahl öffentlicher Neu-Bauten und Kaſernen, während ältere Gebäude ſeit 20 bis 30 Jahren leer ſtehen und zu Spottpreiſen an Privaten verkauft wurden. Einen ungeſchicktern Speculanten, als der würtembergiſche Staat, gibt es, Frankreich etwa ausgenommen, nirgends in der Welt. Indeſſen häufen ſich auch abgeſehen von der Eiſenbahn die öffentlichen Ausgaben bedeutend an. Da kommen zuerſt die in Staatsſtraßen umzuwandelnden Vicinal-Wege in Betracht, denn das Miniſterium kann doch wohl ganze Kreiſe und zwei Drittheile aller Bezirke nicht an der ungeheuren Laſt der Schienenwege durch andere Gegenden zahlen laſſen, ohne dieſelben wenigſtens einigermaßen mit Verbeſſerung ihrer Communikations-Mittel zu entſchädigen. Auch wurde dieſer Grundſatz in der Kammer ausdrücklich von Regierung und Ständen anerkannt. Es wird ferner dem Beſitzer des Poſtvertrags, kraft deſſen Würtemberg auf ewige Zeiten dem Hauſe Thurn und Taxis ſich zinsbar machte, eine Entſchädigung wegen der Eiſenbahn gegeben werden müſſen. Auch den Forderungen der katholiſchen Kirche wird man ohne Zweifel in Hinſicht des Zeitlichen gefällige Rechnung tragen. Bei ſo beträchtlichen Verkehrsmitteln möchte es desgleichen unmöglich ſein, den Staatsunterſtützungen auszuweichen, welche Induſtrie und Fabrikweſen reklamirt. Die Bundesfeſtungsbauten, wobei Würtemberg das Opfer Ulms bringen mußte, verſetzen es noch außerdem, als Bundesglied, in ſtarke Contribution und wer weiß, ob nicht der Militärſtand Deutſchlands eine Erhöhung dadurch erfährt?

So ſieht ſich denn auch Würtemberg in die Reihe jener Staaten gedrängt, wo der Pauperismus eine ſociale Umgeſtaltung erheiſcht.

Wie die Dinge jetzt ſtehen, iſt das geiſtig niedergedrückte Volk ſehr entmuthigt und leidet unter dem Egoismus der Bureaukraten, Beſitzenden und Spekulanten, von deren Polypen-Armen es umſchlungen iſt. Die Schwaben ſind ſichtlich heruntergekommen unter einem geiſtloſen Schematismus, der dieſem heitern, derben und originellen Stamm Muth, Selbſtvertrauen, Humor und Unbefangenheit geraubt hat. Eine unbehagliche Angſt furcht die Stirnen der Denkenden, und die gedankenloſe Mehrzahl iſt verdüſtert durch eine unwillkürliche Ahnung des traurigen Zuſtandes. Jede Begeiſterung iſt verflogen, aus den Träumen iſt man erwacht, und klammert ſich feige an die Exiſtenz und ihre Bedürfniſſe. Am meiſten muß ich aber die Rath- und Thatloſigkeit derer beklagen, welche vor 14 Jahren ſich an die Spitze einer Prinzipien-Oppoſition ſtellten, um die politiſche Freiheit oder beſſer um den Genius Schwabens zu vertheidigen und zu retten. Sie ſind verſtummt, ſie haben ſich vornehm und verachtend in ihre Privatverhältniſſe zurückgezogen, den Peſſimismus erwartend, der da wohl kommen könnte, aber keine gerüſtete Bruſt anträfe und ſie alle verſchlingen würde.

14.

Im ſtuttgarter Theater.

Sieh' da, Deutſchland! ſagte mein Freund, ſeinen Weitling über der Bruſt zuſammenziehend und auf den ſogenannten Eilwagen hindeutend, der in echt Thurn- und Taxis'ſcher Herrlichkeit vor uns ſtand, nettes Fahrzeug fürwahr, nicht knabenhaft neu ins Leben hineinſchauend, ſondern recht geſetzt, greiſenhaft abgelegen. Geſegnet ſei der Fürſt von Thurn und Taxis, daß er durch ſeine Poſtwagen die Erinnerungen an das weiland deutſche Reich immerdar friſch in uns erhält! Er erwirbt ſich dadurch ums deutſche Nationalbewußtſein, welches doch noch immer eine der Nachhülfe ſehr bedürftige Sache, unſtreitig die größten Verdienſte, und die erbärmlichen Malcontenten, welche über die Koſtſpieligkeit, Hartſäßigkeit und Langſamkeit der Taxis'ſchen Poſtwagen klagen, verſtehen Nichts von deutſcher Gründlichkeit. Die Thurn- und Taxis'ſchen Poſten erſchöpfen unſern Geldbeutel gründlich, rütteln Leib und Seele gründlich durcheinander, gerben unſere Exiſtenz a posteriori gründlich, laſſen uns die Gegenden nach allen Dimenſionen gründlich überſchauen, lehren uns die Höflichkeit der Poſtbureaukratie gründlich kennen. Was will man mehr? Ich wenigſtens, ein friedſeliger deutſcher Unterthan, wünſche der Thurn- und Taxis'ſchen Poſt alles mögliche Heil und Gedeihen. Das Gefühl, ſchon an der Gränze, ſobald man in eine dieſer gelb angeſtrichenen Geduldſchulen gekrochen iſt, in der guten alten Michelei mitten inne ſich zu befinden, iſt ein ſo ſüßes. Man fühlt ſich daheim, man weiß, daß man wieder in der dicken deutſchen Unterthanenhaut ſteckt.

Mein Freund fühlte ſich durchaus nicht ſo behaglich auf wieder betretenem vaterländiſchen Boden. Aber was Wunder? Trug er nicht einen „Weitling?“ und was kann unter ſolchem Gewande Anderes ſtecken, als Proletariergrimm, Republikanismus und Communiſterei? Kam er nicht aus Frankreich, deſſen Sprache, wie unſere Hofräthe mit wohlbegründetem Selbſtgefühl verkündigen, für „Gemüth“ kein Wort beſitzt? Kurz, gehörte er nicht mit zu jener gottesläſterlichen Alliance, welche ſich in neueſter Zeit drüben und hüben aufgethan, Lieder von Beranger und Herwegh ſingt, La Mennais' Brochüren lieſt und Börne verehrt, Börne, der ſich ſchon vor Zeiten unterſtanden, von einer deutſchen Poſtſchnecke zu reden? Schauerlich!

Sacriſti! brummte er aus dem Poſtbureau tretend, mit dem Gelde was man für die Spanne Weges von hier nach Stuttgart in dieſem Affenkaſten bezahlen muß, reiſ't man in einer Lafitte'ſchen Diligence von Straßburg nach Paris. Es iſt ſchändlich!

Bah, mein Beſter! wir haben jetzt die Ehre, wieder in Deutſchland zu exiſtiren, wo eben, Gott ſei Dank, der revolutionäre Grundſatz, daß die Poſt für das Publikum da ſei, nicht aber das Publikum für die Poſt, noch nicht zur Anerkennung gekommen. Biſt du mit der Poſt nicht zufrieden, ſo reiſe per pedes apostolorum oder in eigener Equipage.

Unſinn!

Wie du willſt; ich meinestheils weiß es in meinem deutſchen Unterthanenbewußtſein vollkommen zu würdigen, daß vermittelſt der Thurn- und Taxis'ſchen Poſttaxen wir armen Teufel, denen keine eigene Equipage zu Gebote ſteht, die Einkünfte beſagten hochfürſtlichen Hauſes vermehren dürfen. Auch dir ſtünde es gar wohl an, zu wiſſen, daß wir für unſere lieben Fürſten Alles mit Freude thun. Nicht alle können Alles vollbringen. Andere Völker, z. B. die krämerhaften Engländer und die windbeutelnden Franzoſen, ſetzen ihren Stolz darein, frei zu ſein, zu herrſchen, wir aber ſind anders genaturt, wir cultiviren das Beherrſchtwerden, das Dienen. Gott der Herr hat uns in ſeiner unergründlichen Weisheit die Bedientennatur gegeben und wir haben redlich mit dieſem Pfund gewuchert, haben die Lakaienſchaft zur Virtuoſität ausgebildet. Wer kann es hierin auch nur im Entfernteſten mit uns aufnehmen? Sagt nicht unſer größter Dichter, bei deſſen Namen jedes gebildete Kind gebildeter Eltern vor Entzücken mit der Zunge ſchnalzen muß:

Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edeln gibts kein höher Glück,
Als einem Fürſten, den er liebt, zu dienen.

Freu' dich des Lebens! ſagte mein Freund, du haſt die beſtimmteſte Ausſicht, in einer unſerer conſtitutionellen Monarchieen Profeſſor des deutſchen Staatsrechtes zu werden.

Wir wurden mit diverſen mittelalterlichen Weibern in die Eilmaſchiene geſchachtelt, welche ſich dann mit anerkennungswerther Bedächtigkeit und Umſicht in Bewegung ſetzten. Deutſch-langſam ging's in's deutſche oder vielmehr in's würtembergiſche Land hinein, ſo daß wir am folgenden Tage Stuttgart in ſeinem grünen Rebenkeſſel vor oder unter uns liegen ſahen und die prächtige Weinſteige niederfahrend, bald vor dem würtembergiſchen Oberpoſthof hielten.

Der Zuſtand in welchem wir unſerer gelben Arche — denn es war uns nicht die Gnade geworden, in einem der neuen, comfortabler ausſehenden, roth und ſchwarz angeſtrichenen Taxis'ſchen Wagen zu fahren — entſtiegen, gehört zu den unbeſchreiblichen Zuſtänden. Ich mußte unwillkürlich an den Helfer Brehm denken, den ich vor Zeiten zwiſchen „Reutel und Betzingen“ rädern ſah. So ungefähr muß es ihm nach zerſtoßenem Knochenſyſtem zu Muthe geweſen ſein. Ich murmelte daher, mich reckend und ſtreckend das Bruchſtück aus der berühmten Ode des berühmten Schartenmeiers auf jene Räderung:

Dieſes hat mich ſehr erſchöpft!

vor mich hin, worauf mein Freund ſogleich einfiel:

Daß man einen Helfer köpft —

und im Schartenmeier'ſchen Versmaaß beifügte:

Bring' doch's arme Publikum,
Fürſt von Taxis, nicht ganz um!

Die gute Laune des malcontenten Menſchen verflog aber augenblicklich wieder, als ich ihn in das zunächſt dem Poſtgebäude liegende Gaſthaus ziehen wollte und er über dem Eingange desſelben die Worte bemerkte: „Hotel de Russie.“

Pfui Teufel! ſagte er ausſpuckend und weigerte ſich beharrlich, einzutreten, obgleich ich ihm betheuerte, er werde in dieſem Gaſthaus **nichts Ruſſiſches** finden, außer etwa Caviar. Er ließ ſich nicht beſchwichtigen und ſo führte ich ihn denn nach dem gerade gegenüberliegenden „Hotel du Prince Royal,“ das mir früher oftmals zum Abſteigequartier gedient hatte. Auf meine Frage, ob Theaterabend ſei, verſetzte der gefällige Wirth, wir hätten es gut getroffen, es werde Roſſini's Tell gegeben, Piſchek ſinge die Titelrolle und das Haus ſei heute, als am 4ten September, welcher der Geburtstag der Königin, feſtlich erleuchtet. Da nun mein Royalismus zu meinem größten Verdruſſe noch immer eine Pflanze, welche nicht recht gedeihen will, ſo konnte mir die Gelegenheit, beſagte Pflanze durch die heutabendliche offizielle royaliſtiſche Begeiſterung im Theater anſonnen zu laſſen, nur eine höchſt erwünſchte ſein, und ich war alſo auf der Stelle entſchloſſen, in die Oper zu eilen. Mein Freund rebellirte zwar etwas gegen den Theaterbeſuch, ging aber am Ende auch mit.

Die prächtige Königsſtraße hinabwandelnd, bedauerten wir, daß der ſchöne Thurm der Stiftskirche durch neue Bauten auf dieſer Seite total maskirt würde, gingen durch den Schwibbogen des Prinzenbaues, um den recht trübſelig auf ſeinem Piedeſtal ſtehenden Friedrich Schiller zu begrüßen, wandten uns dann linkshin über den Schloßplatz, wo auf Beſchluß der ſehr ehrenwerthen Stände Sr. Majeſtät dem König Wilhelm eine Ehrenſäule aus mächtigen Granitblöcken errichtet wird, und gelangten auf unſere Sperrſitze im Parquet, gerade, als der Hofglanz die erſte Galerie zu erfüllen begann und das Orcheſter die Ouvertüre der Roſſini'ſchen Freiheitsoper intonirte. Mit den erſten Geigenſtrichen erſchien die königliche Familie in ihrer Loge. Vorn von den Offiziersbänken ausgehend, lief der Ruf: „Die Königin lebe hoch!“ dreimal durch das Haus, ich ſchrie aus Leibeskräften mit und warf meinem communiſtiſchen Freund ſein ungalantes Schweigen bitterlich vor. Es iſt doch ein recht unchevalereskes, poeſieloſes Volk um dieſe Republikaner! Da ſaß der proſaiſche Menſch, muſterte kalten Blicks all' die prächtigen Uniformen, die bunten Ordensbänder, die blitzenden Sterne und Kreuze, all' dieſe militäriſche und diplomatiſche Herrlichkeit, welche in der reichen Beleuchtung allum gleißte und widerſtralte, und wußte Nichts dabei zu empfinden und zu ſagen, außer einem unmuthigen: „Nürnberger Tand!“ Ich hätte ihn darob vergiften mögen. Als ob Poſamentirer, Goldſchmiede und Stickerinnen nicht auch leben wollten! Als ob dem Verdienſte nicht ſeine Kronen gebührten!

Da ſich die königliche Loge gerade rechter Hand ober mir befand, konnte ich deutlich wahrnehmen, daß König Wilhelm noch immer ein recht ſtattlicher Mann iſt, und da ich vorigen Tages im Conſtitutionel geleſen, wie derb er bei ſeinem neulichen Beſuche in Luzern den dermaligen Tagſatzungspräſidenten, Herrn Sigwart Müller, dieſen apportirenden Pubel der Jeſuiten, hatte abſtinken laſſen, ſo wünſchte ich ihm zu ſeinem kräftigen Ausſehen von Herzen Glück. Juchhe! jauchzte ich dann ſelbſtgefällig bei mir, mein Royalismus gedeiht mächtig. Es wurde mir ganz cannibaliſch hofräthlich zu Muth, ganz dingelſtedtiſch.

Und ſiehe, dort ſtand er ja mitten unter den Geſternten und Geſtickten, in ſeiner blauen, ſilberbordirten Livree, worauf leider noch kein Orden, mit den langen Rückſchrittsbeinen über die Brüſtung der Loge hervorragend, der Exnachtwächter des Kosmopolitismus. Ich zeigte den Herrn Hofrath meinem Freund, welcher meine Bemühung nur mit einem kühlen gedehnten: „So, der iſts?“ vergalt und dann fragte: „Wer iſt denn die Frau, welche vor dieſem ſechs Fuß langen Meilenzeiger deutſcher Charakterloſigkeit ſitzt und in deren dickes Geſicht ſich ein Paar ſchöner Augen verirrt hat?“ Das iſt die Frau Hofräthin, vormals Jenny Lutzer geheißen, entgegnet' ich, worauf mich der Revolutionär mit der elegiſchen Erwiderung überraſchte: „Arme Lerche, ſo hat man alſo auch dich in das vergoldete Hofkäfich eingefangen und dein Geſchmetter dient nur noch dazu, die Ohren blaſirter Schranzen, zu kitzeln! Arme Lerche!“

Piſcheks gewaltige Stimme übertönte dieſe republikaniſche Elegie auf Jenny Lutzer. Piſcheks Singen wurde durch ſeine ſchöne männliche Geſtalt und ein frankes, gelenkiges Spiel, welches manchmal freilich in's Ladenſchwunghafte hinüberſtreift, gehoben. Schade, daß die Frau Tell, Demoiſelle Haus, ein zu altes Haus war, um den mächtigen Tönen ihres Gatten auch nur einigermaßen entſprechend antworten zu können, und daß die junge Sängerin, welche den Gemmy machte, eher zum Mitſpielen in dem ſchwäbiſchen Kinderſpiel „ſtille Muſik," als zur Durchführung einer Opernpartie getaugt hätte. Der Tenor, Herr Rauſcher bewährte als Melchthal ſeine wohlgeſchulte Kehle und tüchtige Methode, dürfte aber in ſein ſtereotypes, drahtpuppenmäßiges Spiel wenigſtens einige Abwechslung bringen, ſowie der Baſſiſt, Herr von Kaler, in ſein continuierliches Nichtbeiſtimmeſein. Dieſer Sänger iſt übrigens einer der wenigen, welche dramatiſch zu ſingen, d. h. mit dem Sänger auch den Mimen zu verbinden ſtreben. Mathilde, Demoiſelle Oswald, ſang ihre Noten rein und fehlerlos ab, aber, wie immer, anfröſtelnd gleichmüthig und kalt. Die Prima Donna der ſtuttgarter Oper, Fräulein Walter, trat heute nicht auf, ich ſah und hörte ſie aber vorigen Winter eine Reihe von Rollen durchführen und muß geſtehen, daß ſie mich durch die außerordentlich raſche Entwicklung ihres ſchönen Talentes in Erſtaunen ſetzte. Fräulein Walter gehört zu der äußerſt kleinen Anzahl deutſcher Sängerinnen, welche nicht nur Töne, ſondern auch Worte ſingen, ſich mit ihrer Rolle identificiren und die Werke des Componiſten gleichſam wiedergebären. Betreffs ihrer Mimik iſt nur zu tadeln, daß ſie ſtatt auf dem Cothurn zuweilen auf Stelzen geht. Die Oper, obgleich ſich im Ganzen in der Sphäre des Mittelmaaßes haltend und freilich gezwungenerweiſe, zu ſehr von Donizetti'ſchem und ähnlichem Lirumlarum überſchwemmt, iſt dennoch der Glanzpunkt des ſtuttgarter Theaterweſens, und das hauptſächlich durch das treffliche unter Lindpaintners Direktion ſtehende Orcheſter, welches mehr als einen Virtuoſen erſten Ranges und viele junge Talente von Bedeutung zählt. Das Schauſpiel zu rühmen, kann ich getroſt dem ſtuttgarter Winkelblättchen überlaſſen. Mir iſt, außer einigen Converſationsſtücken, im Verlauf eines ganzen Winters keine einzige erhebliche Leiſtung vorgekommen und als der einzige wirklich denkende und ſtrebſame Künſtler dürfte Herr Luſtberger namhaft zu machen ſein. Anzuerkennen iſt dagegen die Loyalität der Intendanz Betreffs der Aufführung neuer Stücke. Es wird hiebei durchaus keine öſtreichiſche Cenſur geübt.

Ich ſuchte mit dieſen Bemerkungen meinen Freund während des erſten Zwiſchenakts zu unterhalten. Allein dieſe Revolutionäre nach der neueſten Mode ſind unäſthetiſche Barbaren, verſtopfen ihre Ohren vor den Rouladen einer Sängerin, und verſchließen ihre Augen der pirouettirenden Symbolik der „lieben langen laſterhaften Beine“ einer Ballettänzerin. Anathema über ſie, über die Revolutionäre nämlich. Mein Freund ſchnitt meinen Bericht über das ſtuttgarter Theater ſchonungslos entzwei mit den Worten: „Bah, 's iſt eben ein Hoftheater!“ und wandte ſich dann zu ſeinem Nachbar rechts, den mir ein gewiſſer verbiſſener und vergrimmter Zug um den Mund als des Liberalismus ſehr verdächtig erſcheinen ließ. Richtig in wenigen Augenblicken quälten ſich die Beiden ſchon mitten in der Lüneburger Haide der deutſchen Politik herum. Der Unbekannte mußte beſonders rührſam über die Lauigkeit der würtembergiſchen Bourgeoiſie in öffentlichen Dingen zu klagen. Mein dazwiſchen geworfenes: adfuit! hemmte ſeinen Redeſtrom nicht und ganz erboßt ſagte er, ſo laut es immer anging: „Sehen

Sie, wir haben hier gegenwärtig Stadtrathswahlen vorzunehmen, und da thäte es Noth, man hetzte unſere „Spieße“ — ſo bezeichnete er die ehrſamen Bürger Stuttgarts, ich kann Nichts dafür — mit Hunden aufs Stadthaus, um ihre Stimmen abzugeben. Und doch handelt ſichs hiebei um ihre eigenſte Haut, um das Wohl oder Weh ihres Gemeindeweſens. Von Staat und Staatsverwaltung haben dieſe Philiſter auch nicht den entfernteſten Begriff und an ihrem jammerſeligen Indifferentismus und Egoismus kann man die Früchte des Polizeiſtaats erkennen.“ Gottlob, der Vorhang hob ſich wieder, aber unglücklicherweiſe wurde da droben auf der Bühne auch gerevoluzt und als Piſchek ſeinen tellhaften Ausruf: „Die Freiheit ſiegt!“ ins Parterre herniederſchallen ließ, echo'te mein durch das Geſpräch mit ſeinem Nachbar mir durch Roſſini's revolutionäre Melodieen erhitzter Freund überlaut: „Ja, ſie wird ſiegen!“ Ich ſaß wie auf Kohlen, das Haar begann ſich mir aus unterthäniger Furcht zu ſträuben und ich hielt es für das Gerathenſte, vor dem gefährlichen Menſchen Reißaus zu nehmen. So that ich, ſalvirte mich in mein Zimmer im Hotel du Prince Royal, hütete mich wohl, meine Thüre aufzuriegeln, als der Communiſt eine Stunde ſpäter Einlaß begehrte, mußte ihn aber in der Stube neben an bis tief in die Nacht hinein in Verſen und Proſa über Alles und Jedes losdonnern hören. Und am folgenden Morgen ſandte er, bevor ich noch die Augen ausgerieben, ein Blatt Papier herüber, worauf geſchrieben ſtand:

Gloſſe von geſtern Abend her.

Euch wird die Hand des Herrn zerſchlagen
Und eure Macht zerbricht, zerſtiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So war noch Gott die Menſchen liebt.
Lenau.

Und weil beharrlich vor der Mahnung
Des Rechtes ihr das Ohr verſtockt,
Weil immer euch der Zukunft Ahnung
Aus eurem Sündentraume ſchreckt:
Soll allezeit mit Donnerhall
An eure Sklavenſeelen ſchlagen
Der Rachedrohung greller Schall:
Euch wird die Hand des Herrn zerſchlagen!

In Trümmer gehn Burg und Palaſt,
Die frechen Zwingherrnthürme ſchüttern,
Es liſcht der Ordensſterne Glaſt
Und Kron' und Thron und Szepter ſplittern.
Der goldne Tand wie Spreu zerſtäubt er,
Womit Abgötterei ihr triebt,
Als Aſche deckt er eure Häupter
Und eure Macht zerbricht, zerſtiebt!

Geduld! Einſt ſchlägt in eure Bruſt ein,
In eurer Frevel üpp'ge Saat,

Als loher Blitz das Volksbewußtſein,
Wenn es erwacht zu Rath und That.
Geduld! der Morgen tagt, wo wir
Das Banner euch entgegentragen,
Vergeltung heiſchend für und für —
So wahr Millionen Herzen klagen!

— — — — — — — —

Mehr wagte ich von der verruchten Reimerei nicht zu leſen, ſondern warf das Blatt mit Abſcheu von mir. Der verteufelte Junge hatte mich mit ſeiner republikaniſchen Verrücktheit in eine recht fatale Lage gebracht. Einerſeits ſprach mein deutſches Unterthanenbewußtſein laut in mir: es iſt ein ſchöner Gedanke, für Thron und Altar zum Denuncianten zu werden! andererſeits aber war ich leider niemals Burſchenſchäftler geweſen und konnte folglich den Uebergang zu ſpionhaftem Servilismus nicht ſo ſchnell finden, als es die Sachlage erforderte. Um alſo meinen Gewiſſensbiſſen und zugleich der Gefahr, in meiner Unerfahrenheit im Fache der Verrätherei dumme Streiche zu machen, zu entrinnen, packte ich ſchnell meine Siebenſachen zuſammen, ſchickte ſie auf die Poſt hinüber, bereinte die Rechnung und verließ mit dem nächſten, nach Norden zu abgehenden, Wagen Stuttgart und Würtemberg.

Dieſe haſtige Hedſchra trägt die Schuld, wenn meine Briefe über Würtemberg etwas unvollſtändig abbrechen, guter Willibald. Ich denke aber, du wirſt an dem Mitgetheilten genug haben. Und ſo du mich fragſt, welchen Geſammteindruck ich von der Betrachtung der Zuſtände Würtembergs mit hinweg genommen, ſo beantwortet ſich dieſe Frage vielleicht genugſam durch die Bemerkung, daß, als ich an dem roth-ſchwarzen Gränzpfahl noch einmal mich umwandte, das Wort mir ins Gedächtniß trat, welches Julius Moſen mit dem unerbittlich wahren Griffel eines Tacitus in ſeinem „Congreß von Verona“ aufgezeichnet hat und welches lautet: „Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich ſo zu dem Geiſte ſeiner Nation verhält, wie der menſchliche Leib zu ſeiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keine Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird. In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunkt des Egoismus verſetzt. Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menſchen aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm Nichts als der gemeine ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele hat ſtehlen laſſen fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte

Haß, Verleumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an's Licht. Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaft charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich, als nächſtfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit ſchlingt."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

An Willibald . . . . 5.

1. Die Stände . . . . 15.

2. Diplomatiſche Verhältniſſe und auswärtige Angelegenheiten . . . . 38.

3. Religiöſes u. Kirchliches; a) Proteſtantiſche Zuſtände 63.

4. Intermezzo Nr. 1. Ein Weib aus dem Volk . . 81.

5. Religiöſes und Kirchliches; b) Katholika . . . . 94.

6. Die Preſſe . . . . 110.

7. Intermezzo Nr. 2. Schrade und die Beſchradeten oder Beſchadeten, ein muckeriſches Heldengedicht . 120.

8. Der Geheimrath . . . . 134.

9. Die Univerſität . . . . 143.

10. Intermezzo Nr. 3. Zwei würtembergiſche Dorfnovellen, aber keine fingirten . . . . 183.

11. Schulen . . . . 187.

12. Rechtspflege . . . . 190.

13. Militair und Finanzen . . . . 205.

14. Im ſtuttgarter Theater . . . . 211.

Druckfehler,

um deren Berichtigung der Leſer vor der Lektüre des Buches gebeten wird und deren Maſſe die Abweſenheit des Verfaſſers vom Druckort, wenn nicht verzeihlich, ſo doch erklärlich machen kann.

Seite	10,	Zeile	8 v. u.	ſtatt	werauf	iſt zu leſen	verauf.
—	12,	—	4 v. o.	—	hinführt	—	hinfährt.
—	18,	—	5 v. o.	—	Gmelinn	—	Gmelin.
—	18,	—	11 v. o.	—	nur	—	einige.
—	25,	—	12 v. u.	—	Jurierdennanzen	—	Innierdennanzen.
—	27,	—	4 v. o.	—	Generalverpräſident	—	Geheimraths-präſident.
—	32,	—	5 v. u.	—	Beichlüſſen	—	Beſchließen.
—	35,	—	1 v. o.	—	im Strafgeſetzbuch notirt	—	ein Strafgeſetzbuch votirt.
—	38,	—	10 v. u.	—	auswärtiſcher	—	auswärtiger.
—	42,	—	7 v. u.	—	feyerlich	—	feierlich.
—	43,	—	3 v. u.	—	gefaßt	—	gefaßte und ſind die beiden Kommata zu ſtreichen.
—	55,	—	11 v. u.	—	Zwiſte	—	Zwiſte.
—	59,	—	2 v. o.	—	Gerant	—	Garant.
—	64,	—	2 v. o.	—	Heraus	—	heraus.
—	88,	—	8 v. o.	—	reicher energiſcher	—	reicher und energiſcher.
—	89,	—	10 v. u.	—	von des Tageslaſt	—	von des Tages Laſt.
—	91,	—	2 v. o.	—	Salonsruren	—	Salonsnerven.
—	96,	—	1 v. u.	—	Maſchiene	—	Maſchine.
—	96,	—	4 v. u.	—	desgleichen		
—	96,	—	6 v. o.	—	im Bette	—	im Bette, und nach dem Wort „nicht" ein Punkt zu ſetzen.
—	96,	—	8 v. o.	—	ihren	—	ihrem.
—	96,	—	12 v. o.	—	belebnt	—	belehnt.
—	100,	—	4 v. u.	—	Proffeſſoren	—	Profeſſoren.
—	100,	—	3 v. u.	—	preußiche	—	preußiſche.
—	101,	—	5 v. u.	—	Renevirungen	—	Renovirungen.
—	107,	—	8 v. u.	—	dehnt ſich	—	lehnt ſich.
—	108,	—	9 v. u.	—	ſeiner	—	ihrer.
—	110,	—	3 v. o.	—	ſtreiche die beiden Kommata.		
—	111,	—	12 v. u.	—	im Ausfluß	—	ein Ausfluß.
—	113,	—	4 v. o.	—	Merkurianer	—	Merkuriana.
—	116,	—	8 v. u.	—	ſelbſt	—	ſelbſt.
—	117,	—	6 v. o.	—	verfübrt	—	verführt.
—	123,	—	1 v. u.	—	werans	—	veraus.
—	124,	—	11 v. u.	—	Seber	—	Seben.
—	130,	—	11 v. o.	—	heiligem	—	heiligen.

Seite 139, Zeile 3 v. u. ſtatt ſeiner iſt zu leſen ſeinem.
— 145, — 12 v. o. — unmittelbar — unmittelbar
— 148, — 10 v. o. — gerechnet — berechnet.
— 155, — 2 v. o. — hinausverſehen — hinauszuverſehen.
— 155, — 3 v. o. — desgleichen.
— 165, — 5 v. o. — ſtreiche das Komma.
— 173, — 4 v. u. — von 12 Uhr — vor 12 Uhr
— 179, — 4 v. o. — und — und
— 179, — 8 v. o. — Erſtaunen — Erſtaunen.
— 183, — 4 v. o. — Stageld — Mageld.
— 186, — 3 v. u. — dieſer — dieſen.
— 188, — 12 v. u. — Pflicht — Pflichten
— 194, — 4 v. o. — Beletzung — Verletzung
— 200, — 7 v. u. — den — dem
— 204, — 1 v. o. — ein — einen.
— 207, — 13 v. o. — den elenden — der elenden.
— 208, — 2 v. u. — Bahn-Ausſchuß — Bahn-Anſchluß
— 211, — 5 v. o. — nettes — ein nettes.
— 219, — 6 u. 7 v. o. Lusberger — Lußberger.
— 220, — 14 v. o. — mir — wie.
— 221, — 9 v. o. immer — nimmer.

Der

Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung

von

Johannes Scherr.

Der

Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung

von

Johannes Scherr.

Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürſtengunſt,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch iſt dieſer Dienſt der höchſte Dienſt.
Uhland.

Erſter Band.

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

821. 1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Guſtav Lücke

aus

Lübeck.

Zu einer Zeit, in welcher ich, an Muth und Hoffnung verarmt und fremd unter Fremden, mit bitterem Lächeln zerronnenen Jugendidealen nachſah und vor dem Eckel an der Gegenwart weder in Erinnerungen an die Vergangenheit noch in Zukunftsträumen eine Zuflucht fand, machte ich zuerſt deine tröſtliche Bekanntſchaft. Wir hatten indeſſen Beide der Freundſchaftsilluſionen zu viele erlebt, um uns ſchnell näher zu kommen. Nur Schritt für Schritt bildete ſich zwiſchen uns ein Verſtändniß. Langſam wuchs es heran, wie die deutſche Eiche, wurde aber auch ein eichenhaftes Bündniß, welches jenes böſe Dichterwort unſerer Tage: »Todt iſt die Freundſchaft!« thatſächlich Lügen geſtraft hat.

Freilich — laß es mich mit Beſchämung geſtehen — iſt dieſe thatſächliche Hingebung jederzeit mehr von deiner Seite ausgegangen. Du haſt in deinem Herzen meinem Fühlen und Denken, meiner Luſt und meinen Schmerzen, meinem Zagen und Wollen eine warme Stätte bereitet. Statt von den Ecken meiner Individualität dich zurückſtoßen zu laſſen, haſt du ſie abgeſchliffen, indem du ſie ertrugſt. Deine Lippen umzog nie jenes entſetzliche Spottlächeln des Zweifels, wenn ich mich in Phantaſieen erging, welche ſchon die nächſte Stunde mit der rauhen Fauſt der Wirklichkeit in Trümmer ſchlug. Bei dir fand ich Beruhigung und Ermuthigung. Beim Becher theilteſt du Scherz und Lachen, auf einſamen Waldgängen ſtille

Naturſchwelgerei, in Stunden der Begeiſterung ſtolze Freiheitshoffnungen mit mir, und als ich hülflos und lechzend auf dem Krankenbette lag, entzogeſt du dich dem Schlaf, um meine fiebernde Unraſt zu überwachen, deine Hand trocknete den kalten Schweiß auf meiner Stirne, dein Ohr wurde meiner Schmerzenslaute nicht überdrüſſig. Immer bereit, meine Sorgen zu den deinen zu machen, hat auch mein Weggehen aus deiner Nähe die Energie deiner Freundſchaft nicht läſſig werden laſſen, ſondern eher noch erhöht und ſtets iſt deine Treue für den fernen Freund wach und willig.

Die Ueberſchreibung vorliegenden Buches mit deinem Namen ſoll keine Dankbezeugung ſein — wann wäre dir eingefallen, eine zu erwarten? — ſondern nur ein anſpruchloſer Beweis meinerſeitiger Anerkennung deiner Liebe. Doch laß mich meine Gefühle für dich nicht in banalen Redensarten verflüchtigen. Empfange nachſichtig, was ich herzlich gebe. Auch will ich mich über meine unbedeutende Gabe nicht des

Breiteren auslaſſen, ſondern nur dem Wunſche Worte geben, daß dich der Stoff meines Werkes über die Unzulänglichkeiten der Ausführung entſchädigen möge. Weiß ich doch, wie ſehr in dieſen Tagen der gewaltthätigen Hemmung und Befehdung deſſen, an was wir Beide glauben, die Betrachtung erhebt und erbaut, daß zu allen Zeiten unſer Glaube und unſere Hoffnung in den edelſten Herzen gewohnt, die tiefſinnigſten Geiſter mit Enthuſiasmus durchglüht, die gottvollſten Männer, wie meinen Helden Savonarola, zu Heiligen, Streitern und Märtyrern erkoren hat. Ja, wenn die Wucht der reaktionären Gegenwart bleiern und entmuthigend auf uns laſtet, dann ſehen uns die Reſultate der Geſchichte, deren Flammenſchrift kein Cenſor ſtreichen kann, groß und tröſtend in's Auge. Vor der unerbittlichen Logik geſchichtlicher Thatſachen müſſen die Zwingburgen weltlichen Despotiſmus nicht minder zu Staub vermorſchen, als die Götzentempel geiſtlicher Liſt und Bosheit. Die Sonne des Fortſchrittes leuchtet auch hinter dem

Gewölk des Wahnes in ihrer ganzen Kraft und Klarheit, der Odem des Gedankens fährt, aller Schranken ſpottend, ſchöpferiſch über die Erde, und trotz tauſendjähriger und wieder tauſendjähriger Beknechtung der Menſchheit hat noch keine Seele verlernt, bei dem Klang des Zauberwortes: Freiheit! weiter und lichter zu werden.

Daß ihr Reich komme, laſſ' uns nicht beten, ſondern handeln. Die unbedeutendſte, beſcheidenſte

Wirkſamkeit im Dienſte der Idee kann unermeßlich fruchtbar werden. Seien auch wir thätige Glieder des unſichtbaren Bundes, der da ohne Symbol, Loſung und Zeichen durch die Jahrhunderte herab von Generation zu Generation ſich vererbte und auch jetzt die Guten aller Völker umfaßt, unſterblich, ewig jung, oft von der Brutalität der Tyrannei bis zur Vernichtung niedergedrückt, aber eben ſo oft wieder ſtahlkräftig ſich erhebend, verfolgt, gefoltert und getödtet, aber immer wieder zum Leben erſtehend, machtvoller und ſchöner, als zuvor. Was ſolche Proben beſtand, in ſolchen Läuterungen als echt ſich bewährte, deſſen Triumph in der Zukunft iſt gewiß.

Dieſe freudige Zuverſicht hegend und bekennend, grüße ich dich.

Zum Eingang.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Wir laſſen uns den Geiſt nicht hemmen mehr und knechten,
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu verfechten.

Lenau.

Im Anfang war die Freiheit, und die Freiheit war bei Gott, und Gott war die Freiheit.

Und er ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, auf daß er frei ſei, wie er.

Aber Satan, welcher iſt die Unfreiheit, ward des Menſchen Feind.

Und er ſchuf die Ungleichheit, ihn von Gott abzuziehen.

Als Samen des Verderbens der Menſchheit

legte er in die Bruſt eines ſtolzen Mannes die Begriffe: Herr und Knecht.

Und der ſtolze Mann erhub ſich und ſprach zu ſeinen Brüdern: Ich will herrſchen und ihr müßt gehorchen!

Und Satan hatte ihre Seelen verfinſtert, daß ſie das Unheil nicht erkannten.

Er herrſchte und ſie gehorchten.

Die Menſchen vermehrten ſich, zahllos wie der Sand am Meeresufer, und verbreiteten ſich über alle Lande; aber allwärtshin ſchleppten ſie mit ſich den Fluch der Hölle: den Unterſchied zwiſchen Herren und Knechten.

Da wurden Throne errichtet für die Herrſcher und Feſſeln geſchmiedet für die Sklaven.

Und von nun an gab es Paläſte und Hütten.

Und Gott wandte ſein Antlitz von den Menſchen und ſie fielen dem Satan anheim ganz und gar.

Der ſandte unter ſie ſeine Dämonen: Ungerechtigkeit und Habſucht, Grauſamkeit und Wolluſt, Herrſchſucht und Treuloſigkeit, Bosheit und Neid.

Und die Engel Gottes: Gerechtigkeit und Mitleid, Liebe und Treue, Eintracht und Friede, kehrten trauernd zurück in den Himmel.

Vergebens traten große Menſchen und große Völker auf den Schauplatz der Weltgeſchichte.

In Indiens Palmwäldern feierte menſchliche Gemüthskraft grandioſe Triumphe, in Aegyptens Katakomben leuchtete tiefſinnige Weisheit, dem Volk Israels zog ſein Glaube als eine leuchtende Feuerſäule durch die Wüſte voran, die Hellenen ſchlugen die jauchzenden Freiheitsſchlachten von Marathon und Salamis.

Aber alle die Weiſen und Helden, alle die tapfern und hochherzigen Völker, alles Schöne und Gute erſtickte der Fluch der Sklaverei.

Und von Rom aus, dem incarnirten Despotismus, erging dieſer Fluch über alle Nationen der alten Welt.

Und bang und immer banger keuchte die gottentfremdete Menſchheit unter dem Joche der Hölle.

2.

Da wandte der Herr ſeinen Blick zur Erde, und ſprach: Ich will dir einen Erlöſer erwecken!

Und es erſtand Jeſus, der göttliche Weltbürger von Nazareth.

Der ſprach zu den Menſchen: Ihr ſeid Kinder eines Vaters, welcher iſt Gott!

Und weiter ſprach er: Ihr Alle ſeid Brüder und Schweſtern, Kinder einer Familie, welche iſt die Menſchheit!

Das iſt das Evangelium der Freiheit und Gleichheit, das iſt das Chriſtenthum in Wahrheit und Wirklichkeit.

Aber die Menſchen erkannten in ihrer Thorheit und Verſunkenheit ihren Erlöſer und Befreier nicht, und ſchlugen ihn an's Kreuz.

Wehe, auf Golgatha floß das Blut des Menſchenſohnes, und nur weniger Getreuen Zähren netzten ſeinen Leichnam.

Und als die frohe Botſchaft dennoch Macht gewann und Verbreitung, war es zu ſpät.

Denn um ihren göttlichen Kern hatte ſich ſchon die ertödtende Schale menſchlichen Beiwerks gelegt.

Und Satan's Liſt ließ die Schale anſchwellen immer mehr und mehr, bis der Kern völlig hinter ihr verſchwand.

So war denn der Geiſt des Chriſtenthums bereits verſchwunden, als die Völker ſeiner Form ſich bemächtigten.

Aber auch die bloße Form that noch Wunder: ſie vollbrachte die größte Revolution, welche bis dahin über den Boden der Erde hingeſtürmt.

Es gewitterte damals und frühlingte allum.

Und es ſchien, als ob die Menſchheit ſich verjüngen und das Feſtgewand der Freiheit und Harmonie anziehen wollte.

Ach, es war eine Täuſchung.

Denn der Fürſt der Hölle ging hin und raunte einem Prieſter in's Ohr: Mache die Welt dir unterthänig!

Dieſer Prieſter war der Biſchof von Rom.

Der ſprach: Mir ſind die Schlüſſel des Himmels gegeben, binden kann ich, was gelöſet, und löſen, was gebunden iſt; ich bin der Herr der Geiſter und Gedanken; was Recht iſt, kann ich zum Unrecht, was Sünde iſt, kann ich zur Tugend machen, denn ich bin unfehlbar!

Und die Völker glaubten und zitterten.

Und zum zweiten Mal ſetzte Rom ſeinen Fuß auf den Nacken der verrathenen Menſchheit.

3.

Wähnt ihr, wir ſeien nicht vermögend, die erhabene Idee des Papſtthums zu faſſen, wie ſie des ſiebenten Gregors große Seele bewegte?

Ich ſage euch: Ihr irrt; wir erkennen die Größe dieſer Idee.

Aber zeigt uns einen zweiten Pontifex, wie Gregor VII.? Ihr vermögt es nicht.

Soll ich dagegen von Stephan dem VI., Sergius dem III., Johann dem XI., XII. und XXIII., von Sixtus dem IV., Paul dem II., Innocenz dem VIII. reden?

Wißt ihr, was der Letztgenannte dem frommen Prieſter entgegnete, der ihn angegangen, den Dienern der Kirche ihr unzüchtig Laſterleben zu wehren?

„Dieſes ſei nicht unterſagt, weil das Leben der Prieſter ſo geworden, daß kaum Einer mehr gefunden wird, der nicht eine Beiſchläferin oder wenigſtens eine Hure halte zur Ehre Gottes und des chriſtlichen Glaubens.“

Des Lebens eines ſolchen „Statthalters Chriſti“ würdig, war auch ſein Tod. Auf ſeinem Sterbebette noch ward er dreifacher Mörder.

Denn als er, von Wollüſten aufgerieben, der Senſe des unerbittlichen Engels entgegenzitterte, ließ er drei jüdiſche Knaben morden, um durch Eingießung ihres Blutes in ſeine verdorrten Adern dem Verhängniß zu entrinnen.

Leugnet es, wenn ihr könnt!

Soll ich euch von Alexander dem VI. erzählen? Hat er nicht „durch ſeine ſchändlichen Laſter, durch ſeine Grauſamkeit, Treuloſigkeit, blutſchänderiſche Wolluſt und unerhörte Habſucht gleich einer giftigen Schlange die Welt verpeſtet?“

Leugnet es, wenn ihr könnt!

War die lange Reihe der Päpſte das Mittelalter hindurch etwas Anderes, als eine ſelten unterbrochene Kette der ſchamloſeſten Verbrechen, der gröbſten Herrſchgierde, der ſchändlichſten Feilheit und Tücke?

Leugnet es immerhin, denn die Lüge iſt eure Stärke. Aber ich ſchleudre euch ſtatt aller Entgegnung nur das Zeugniß Brigitta's in's Geſicht, das Zeugniß jener prophetiſchen Jungfrau des Mittelalters, die in höherem als kirchlichem Sinne heilig zu nennen, und die da ſagt: „Der Papſt iſt ein Seelenmörder, er zerſtreut und zerfleiſcht die Heerde Chriſti, er iſt grauſamer als Judas, ungerechter als Pilatus, verabſcheuungswerther als die Juden, ärger denn Lucifer ſelbſt. Alle zehn Gebote hat er in ein einziges verwandelt, in dieſes nämlich: Geld her! Ja, Rom iſt ein Höllenſchlund, wo der Teufel als Hauptmann alles Geizes thront, und das Gut Chriſti, das er durch ſeine Leiden erworben, verkauft. Der Papſt und ſeine Geiſtlichen ſind mehr Vorläufer des Antichriſt, als die Diener Chriſti; des Papſtes weltliche Curie plündert Chriſti himmliſche Curie. Der Papſt ſollte alle herbeirufen mit den Worten: „Kommt her, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!“ Statt deſſen aber ruft er: „Kommt, und ſehet mich in einer Pracht, größer als Salomon's; kommt her zu meiner Curie, leert eure Beutel aus, und ihr werdet finden das Verderben für eure Seelen!" So ruft er mit Beiſpiel und That. Die Arche des Teſtaments iſt weggeführt, der Leuchter der Tugenden ausgelöſcht, der Tiſch der Gottſeligkeit verödet. Die Geiſtlichen leſen nicht im Buche Gottes mehr, ſondern im Buche der Welt; vom Ausſatz der Hoffahrt und der Gewinnſucht ſind ſie von der Scheitel bis zu den Füßen bedeckt. Stumm ſind ſie, wenn es Gottes Lob gilt, — beredt, wenn es ſich um ihr eigenes handelt. Die Weisheit Gottes iſt ihnen eine Thorheit, die Sorge für die Seelen eine Fabel. Sie nahen ſich Chriſto als Diebe und Verräther, ſie ſchließen den Himmel den Seelen zu und die Hölle auf. Wenn einer zu ihnen mit vier Wunden kommt, ſo geht er mit fünfen fort, denn durch das böſe Beiſpiel des Prieſters wird der Sünder deſto trotziger; früher ſchämte er ſich ſeiner Sünde, jetzt rühmt er ſich derſelben.“

Sehet, ſo ſchildert ein hochſinniges Weib um die Mitte des 14ten Jahrhunderts den Papſt und ſeine Hierarchie, und fügt dieſer Schilderung die prophetiſchen Worte hinzu: „Darum, ſpricht der Herr, will ich mich erheben und nicht fürder ſchweigen, ich will die Stimme der Freude hinwegnehmen und meinen Weinberg Anderen geben, die Früchte bringen zu ſeiner Zeit. Ihr meinet, ich ſei ein im Winter erſtorbener Wurm, ich werde aber im Sommer erwachen, dann ſollet ihr verſtummen und werdet nicht aus meiner Hand entfliehen!“ —

Und der Herr erfüllte ſeine Verheißung. Denn er ſah ſein Evangelium verkehrt zum Dogma der Knechtſchaft, und ſah die Menſchheit bluten unter dem vergifteten Dolche der geiſtlichen Tyrannei, und unter dem ſcharfen Schwerte des weltlichen Despotismus.

Und er erweckte wiederum einen Retter.

Das war der freie Gedanke!

Gewappnet ſprang er aus dem Haupte der Zeit, und gottbegeiſterte Männer ſchaarten ſich um ſein Panier.

Und ſie erhoben ihre Stimme, nach Freiheit rufend und Gerechtigkeit, und ſie erklang den Gewalthabern wie das Dröhnen der Poſaunen des Weltgerichts.

Und mit Mord und Brand wütheten die geiſtlichen und weltlichen Tyrannen gegen die Ritter des Geiſtes.

Aber unter Hunger und Kummer, gejagt gleich dem Wilde des Waldes, hinſiechend im Kerker, umdroht von Meuchlerwaffen, geweckt auf der Folter, umglüht von den Flammen des Scheiterhaufens — erfüllten dieſe Märtyrer ihre heilige Miſſion, ergeben und unentweglich den göttlichen Samen einer freien Zukunft ausſtreuend.

Solche Männer waren Arnold von Brescia, Peter von Bruys, Heinrich von Lauſanne, Tauſende der Albigenſer, Johannes Huß und ſein Freund Hieronymus von Prag.

Ein ſolcher Streiter und Märtyrer für das Recht Gottes und der Menſchheit, welches ein und dasſelbe, war auch Girolamo Savonarola, der Prophet von Florenz, geboren am 21. September im Jahre 1452 zu ~~Padua~~.

Ferrara

Der

Prophet v. Florenz.

Erſtes Buch.

1492 — 1494.

I.

O Fürſtenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Fauſt entzwei!
O Majeſtät, du bittre Lüge!
Lenau.

Warum trug das heitere Florenz am 9. April 1492 eine ſo ernſte, faſt trübe Phyſiognomie? Wie kam es, daß ſeine lebensfrohen Bewohner ihre Geſichter in Falten gelegt hatten und durch die Straßen mehr ſchlichen, als gingen? Kein Schrei der Freude erſcholl, kein Summen geſchäftigen Nichtsthuns, kein Lachen, kein Fluchen ertönte. Und doch war der Tag ſo ſchön, ſo ganz zum Wohlleben und Vergnügen einladend. Freilich war's ein Apriltag, aber keiner unſerer nordiſchen, ſchneeflocken-durchwirbelten, fröſtelnden, wetterwendiſchen Apriltage, ſondern ein toskaniſcher, — ſonnenhell, aromatiſch, überwölbt von einem tiefblauen, wolkenklaren Himmel. Es war, als wollte die Natur ihre Freude zu erkennen geben an dem Ereigniß, welches dieſen Tag zu einem hiſtoriſchen machen ſollte, und welches die Bewohnerſchaft von Florenz theils mit Trauer, theils mit Bangen, theils mit heimlichem Behagen, im Ganzen aber jedenfalls mit athemloſer Spannung erfüllte.

Lorenzo de Medicis; der Tyrann der florentiniſchen Republik, lag im Sterben.

Aus all' den blutigen Wirren, welche das zerriſſene Italien das Mittelalter hindurch mit Blut und Thränen, Sünde und Thorheit, Peſt und Hunger, Verzweiflung und Fäulniß erfüllten, hatte ſich der florentiniſche Staat im 14ten Jahrhundert zu einer Höhe der Macht emporgerungen, welche ihm ein Uebergewicht über die meiſten Städte und Gemeinweſen der Halbinſel verlieh. Nach allen Seiten entwickelte Florenz in induſtrieller, geiſtiger und politiſcher Beziehung eine Fülle von Lebenskraft und ſtand da, geachtet von ſeinen Freunden, gefürchtet von ſeinen Feinden, ſeinen Bürgern eine Wonne, dem Fremdling ein Wunder. Denn inmitten ihres weiten Gebietes, das der Segen des mildeſten Klima's und der angeborne Fleiß ſeiner Bewohner zu einem Garten umgeſchaffen, lag die Stadt an beide Ufer des Arno hingelagert, welchen vier prächtige Brücken überwölbten, geſchmückt mit öffentlichen Plätzen, herrlichen Tempeln, reichen Klöſtern und grandioſen Paläſten, welche die Meiſterſtücke mittelalterlicher Kunſt in ihren Mauern bargen, bewohnt von muthigen Bürgern, voller Intelligenz und Thatkraft, bewohnt auch von den holdeſten Frauen, von deren Preis die Lippen der mittelalterlichen Dichter Italien's überſtrömten.

Und was hatte Florenz ſo groß und herrlich gemacht?

Die Freiheit. —

So lange es an dieſer feſthielt, ſtieg Florenz, trotz Faktionskämpfen, trotz Krieg und Brand und Peſt. Und die Freiheit rächte es ſchwer an dem florentiniſchen Volke, daß es ſich von ihr wandte, um den Götzen der Knechtſchaft anzubeten, und wie jene Florenz ſtark gemacht und mächtig, ſo machte es dieſer von ſeiner ſtolzen Höhe herabſtürzen.

Die Beknechtung wurde aber über die florentiniſche Republik gebracht durch das Geſchlecht der Mediceer. Wahr iſt es, ihre Vaterſtadt hatte den Medici viel zu danken; wahr iſt es, viele derſelben waren Männer von hohem Geiſte und edelm Herzen, dabei Beſchützer und Förderer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo daß ihr Name als ſolcher ſprüchwörtlich geworden; wahr iſt es endlich, daß der Glanzpunkt ihrer Herrſchaft zugleich auch der Glanzpunkt der florentiniſchen Geſchichte genannt werden kann: aber nicht minder wahr iſt es auch, daß ſie die Freiheit von Florenz ſchleichend mordeten, daß ſie ſich zu Gewaltherrſchern aufwarfen, wenn ſie auch anfangs nicht den Namen ſolcher führten, da wo ſie nur unter Bürgern hätten Bürger ſein ſollen; wahr iſt es ferner, daß ſie durch ihre heiter ſinnliche Auffaſſung des Lebens den Taumel der Wollüſte über Florenz' Bewohnerſchaft brachten, wahr endlich, daß mit der Entartung ihres Geſchlechts das Verderben des Staats parallel ging, denn ihre Herrſchaft, und die mit derſelben Hand in Hand laufende Entſittlichung, hatte die Lebenskraft des Gemeinweſens ſo unterhöhlt und entnervt, daß es ſich zu keinem großen Entſchluß mehr aufraffen und mit ſeinen Tyrannen alle ungeſunden Stoffe auswerfen konnte.

Der Einfluß der Medici auf Florenz trat zuerſt mit Giovanni de Medicis, welcher 1428 ſtarb, bedeutend hervor. Er war ein reicher Kaufmann, und da die Geldmacht nicht erſt zu unſerer Zeit erfunden wurde, ſo hinterließ er ſeinem geiſtvollen Sohn Coſimo ein wohlvorbereitetes Feld für weitausſehende Pläne der Thätigkeit und des Ehrgeizes. Coſimo benahm ſich klug, knüpfte frühe nützliche Verbindungen an, wie z. B. mit der päpſtlichen Curie und der Republik Venedig, und wußte ſich ſeiner Vaterſtadt durch Geiſt und Geld bald ſo unentbehrlich zu machen, daß ſie ihn aus dem Exil, in welches ſie ihn, ſein Streben nach Alleinherrſchaft fürchtend, 1433 geſandt, ſchon nach Jahresfriſt wieder zurückrief und von da ab blindlings ihr Loos in ſeine Hand gab. Coſimo trat leiſe auf, er wußte, daß dem Volk ein Name oft gehäſſiger iſt, als eine gehäſſige Sache, darum hielt er ſich an die Sache und verſchmähte den Namen, d. h. er beherrſchte die florentiniſche Republik, ohne den Herrſchertitel zu beanſpruchen.

Daneben betrieb er ein europäiſches Bankgeſchäft und gab ſich als eifrigſten und geſchmackvollſten Kenner der Wiſſenſchaft und Kunſt. Als ſolcher erwarb er ſich die unbeſtreitbarſten Verdienſte um die Kultur der neuen Zeit, welche man von dem Zeitpunkt zu datiren pflegt, in welchem die Schätze der Bildung von Hellas das wiſſenſchaftliche Treiben des Abendlandes mit neuen Lebensſäften erfüllten. Florenz ward durch Coſimo's Geſchmack und Freigebigkeit Hauptſtapelplatz dieſer Schätze und Sitz einer platoniſchen Akademie. Der Ruhm, den die Florentiner durch ihn in geiſtiger Hinſicht gewannen, ließ ſie über den Verluſt politiſcher Freiheit hinwegſehen. Zudem muß zugeſtanden werden, daß ſeine Verwaltung des Staats eine väterliche war, daß er ſeine Macht nicht mißbrauchte, daß er überall, wo es immer Noth that, mit beſtem Rath und aufopfernder That hervortrat und daß er ſeine Herrſchergewalt mit der liebenswürdigſten Folie von Beſcheidenheit und Patriotismus zu umkleiden wußte. Solche Männer ſind die gefährlichſten Feinde der

Freiheit. Die Franzoſen werden dieſe Wahrheit anerkennen, wenn ſie ihren Louis Philipp vor 1830 mit ihrem Louis Philipp nach 1830 vergleichen.

Coſimo de Medicis ſtarb 1464; man ſetzte ihm die Inſchrift: „Vater des Vaterlands und des Volks“ auf ſein Grab, und ſo feſt hatte er die Macht ſeines Hauſes gegründet, daß ſie ſelbſt durch die Unfähigkeit ſeines Sohnes Pietro, der körperlich ſchwächlich und geiſtig bornirt war, nicht ſehr litt. Wäre damals eine energiſche demokratiſche Partei in Florenz vorhanden geweſen, die Freiheit hätte wieder hergeſtellt werden können; dieß war aber nicht der Fall, und ſo konnte nach Pietro's, im Jahre 1469 erfolgtem Tode, ſein Sohn Lorenzo, der der Erbe des Geiſtes ſeines Großvaters war, die Macht ſeines Hauſes nicht nur neuerdings feſtſtellen, ſondern auch erweitern und endlich auf ihren Höhepunkt bringen. Durch welche Mittel und Thaten er dieſes vollführte, dieß zu ſchildern, liegt außer dem Bereich gegenwärtigen Buches, genug, er benahm ſich als unumſchränkter Gebieter von Florenz, unterdrückte die noch vorhandenen Rechte des Volkes, war ſchamlos genug, dem Verluſt ſeines, durch gränzenloſen

Aufwand zerrütteten, Vermögens durch einen Staatsbankerott vorzubeugen, und keineswegs beſcheiden genug, den Titel »Fürſt« zurückzuweiſen. Die Florentiner hatten ſich allmälig an das mediceiſche Joch gewöhnt und ihre frühere Freiheitsliebe ſchien von dem Strudel geiſtiger und ſinnlicher Genüſſe für immer verſchlungen zu ſein.

So war das Jahr 1492 herangekommen und mit ihm Lorenzo's Ausgang. Er kränkelte ſchon ſeit längerer Zeit und hatte die Heilkraft der Bäder von Siena und Porrettana ohne Erfolg verſucht. Im Vorgefühle des Todes war er von der perſönlichen Leitung der Staatsgeſchäfte zurückgetreten und aus der Stadt gegangen, um auf ſeiner Villa Carreggi der Pflege ſeines kranken Leibes und dem Umgange gelehrter Freunde zu leben, unter denen Angelo Poliziano, der Erzieher ſeiner Söhne, und Pico von Mirandola die erſten Stellen einnahmen. Die Tröſtungen der Muſen, welchen ſich Lorenzo in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit hingab, konnten aber dem ſchleichenden Fieber, welches ihn verzehrte, nicht Einhalt thun, die Aerzte erkannten zu ſpät die Natur des Uebels, und jezt klopfte der Bote des Grabes mit knöcherner Fauſt an Lorenzo's Bruſt. Sein Zuſtand war ein hoffnungsloſer, ſein Hingang konnte jeden Augenblick erfolgen.

Darum alſo dieſes Bangen, dieſes Haſten, dieſes Geſpanntſein der Bevölkerung von Florenz am 9ten April des Jahres 1492. Seit vorgeſtern war es ruchbar geworden, daß Lorenzo mit dem Tode ringe, und von den erſten Morgenſtunden an trieben ſich die Florentiner auf Plätzen und Straßen umher, um Nachrichten über das Befinden ihres Beherrſchers entgegenzuharren. Die Quai's des Arno entlang, hinüber die vier Brücken, gegen die Piazza de Pitti wogte die Menſchenſtrömung am lebhafteſten, denn dort ſtand das prächtige Haus der Mediceer, noch jezt Reſidenzſchloß des Großherzogs von Toskana, im Jahr 1440 durch Filippo Brunelleschi für Luca Pitti erbaut, dann an die mediceiſche Familie übergegangen und von Coſimo zur luxuriöſeſten Wohnung und zugleich zu einem Tempel der Kunſt umgeſchaffen. Vor den Thoren dieſes Palaſtes trieb ſich die Menge umher, denn ſie wußte, daß hier zuerſt eine Befriedigung ihrer Neugierde zu erwarten war, obgleich die Mauren des Palazzo Pitti den ſterbenden Fürſten nicht umſchloſſen.

Er lag draußen, ſchon ſeit zwei Monaten dem Lärm der Stadt entwichen, auf ſeiner Villa Careggi, und die Thore des anmuthigen Landſitzes waren allem Zudrang verſchloſſen, und die Stille der Gärten unterbrach während des Tages nur das eintönige Geplätſcher der Springquellen, während der Nacht das melodiſche Girren der Nachtigallen. Schweigſam war es auch in den marmornen Hallen der Villa, als das erſte Morgengrauen den Anbruch des 9ten Aprils verkündete und ein ernſter, ſchwarzgekleideter Mann aus dem Innern des Hauſes unter die Säulen des Porticus trat, welcher über die Freitreppe hinweg die Ausſicht in die grünen Alleen und blühenden Gebüſche der Gärten geſtattete. Ehrerbietig machte ein halbes Dutzend Diener, die ſich am Eingang des Hauſes umhertrieben, dem Manne Platz, der die Baumgänge hinunterſchaute, als erwartete er Jemand. Nicht lange hatte er ſo geſtanden, als der helle Ton eines ſilbernen Glöckleins den Weg herauftönte, der zum Hauptportal der Villa führte, und wenige Augenblicke darauf langte vor den Stufen der Treppe ein kleiner Zug an, deſſen Mittelpunkt ein Prieſter in Chorhemd und Stola bildete, der die heiligen Gefäße in der Hand hielt, aus denen in katholiſchen Landen Sterbenden die lezte Wegzehrung gereicht wird. Chorknaben, mit andern kirchlichen Geräthen in den Händen, umgaben ihn, und Diener, in die mediceiſchen Farben gekleidet, bildeten ſein Geleite. Als er die Treppe heraufſtieg, ließ einer der Chorknaben das ſilberne Glöcklein abermals erklingen und ſämmtliche Anweſende warfen ſich auf die Kniee nieder und bekreuzten Geſicht und Bruſt. Nur der ſchwarzgekleidete Mann unterließ es, dem Sacrament ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, trat ſchnell in den Porticus zurück und eilte eine lange Gallerie entlang, indem er vor ſich hinmurmelte: „Da iſt nun der Pfaff, um ſeine Faxen zu machen; armer Lorenzo, als du mit mir im Platon ſchwelgteſt, ließeſt du dir gewiß nicht träumen, daß man dich aus der Welt hinausſegnen werde, wie einen Bettelmönch, der außer ſeinem Brevier nie Etwas geleſen. Aber man muß Sterbenden ihren Willen thun.“

Der alſo vor ſich hinſprach, war der ſchon oben erwähnte Angelo Poliziano, Vertrauter Lorenzo's, Genoſſe ſeiner Studien, Erzieher ſeiner Söhne. Auf leztere Eigenſchaft hatte er indeſſen ſeit Jahren verzichtet, denn die Mutter ſeiner Zöglinge, Donna O Clariſſa, dem römiſchen Fürſtengeſchlecht ~~U~~rſini entſproſſen, war eine fromme Frau und hielt darauf, ihren Kindern eine weſentlich chriſtliche Erziehung geben zu laſſen, wozu ſie, wie es ſcheint, den Maeſtro Angelo durchaus nicht mehr tauglich fand, nachdem er ihren Kindern einmal verboten hatte, im Pſalter zu leſen. Er war ſo ein Stück von einem Freigeiſt, dieſer Poliziano, ſchwärmend für die Herrlichkeit des Alterthums, übrigens aber viel zu geſchmeidig und hofmänniſch, um ſeine freigeiſtigen Anſichten öffentlich werden zu laſſen. Ja, in ſeinem Studirzimmer gab ſich Signor~~e~~ Angelo recht gern kezeriſchen Anwandlungen hin, ſonſt aber war er ein ganz orthodoxer Menſch, der den Papſt und Heiligen verehrte, die Meſſe beſuchte und nachher über alle dieſe Dinge lachte, wenn er allein war.

Lorenzo hatte die lezten Tage her viel chriſtliche Ergebung und Demuth gezeigt. Er beſaß zu wenig

Charakter, um als Philoſoph, als welchen er ſich anzuſehen pflegte, aus der Welt zu gehen. Es ſchien ihm klüger, dieſes als frommer Katholik zu verſuchen und ſo hatte er in der Mitte der verfloſſenen Nacht nach einem Prieſter verlangt. Man ſchickte nach ſeinem Beichtvater und dieſer war jezt angekommen.

Poliziano ging, um die Ankunft des Geiſtlichen zu melden; — was er ſich dabei dachte, haben wir gehört, aber er war ein Hofmann und trat daher, als er das Ende der Gallerie erreicht hatte, mit geziemendem Ernſt in ein Vorzimmer, worin Pagen Wache hielten, durchſchritt es und verſchwand hinter einer Flügelthüre, welche ihm einer der Edelknaben geräuſchlos geöffnet hatte. Als die Thüre hinter ihm ſich ſchloß, nahm Angelo eine noch viel ernſtere Miene an, faltete ſeine Hände unter ſeinem langen Doktormantel und ſchritt leiſe durch das prächtige Gemach, welches beſtimmt war, Lorenzo's Sterbezimmer zu werden.

Da lag er, der Beherrſcher von Florenz, auf ſammtenen Polſtern, über welche ſich ein goldſtoffener Baldachin wölbte, vom Fieber geſchüttelt, von

Schmerzen aufgelöst. Aber er bewies ſich ſtandhaft unter ſeinen Qualen und hatte, wenn auch die Schwungkraft, doch nicht die Heiterkeit des Geiſtes verloren. Sein Geſicht war abgezehrt, das Feuer ſeines Auges erloſchen, ſein Mund fahl, ſeine Hand zitternd. In dieſer zitternden Hand hielt er ein ſilbernes, mit Edelſteinen verziertes Crucifix, welches ſeltſam mit den griechiſchen Götterbildern kontraſtirte, die in marmorner Schönheit an den Wänden des Gemaches hinprangten. Zu Häupten ſeines Lagers ſtand eine Gruppe dunkelgekleideter Männer. Es waren Aerzte, deren Kunſt hier zu Schanden geworden, unter ihnen der berühmte Ticino Lazarus, und in einem Winkel des Zimmers ängſtigte ſich ein Häuflein alter, bevorrechteter Diener des Hauſes, während der älteſte von ihnen, Paolo, der ſchneehaarige Majordomo, vor ſeinem Gebieter kniete und deſſen Haupt ſtützte. Man hörte keinen Ton, als das bedenkliche Geflüſter der Aerzte und die keuchenden Athemzüge des Kranken.

Poliziano's Eintritt unterbrach dieſe Stille. Er näherte ſich dem Lager, beugte ſich darauf nieder und, wir müſſen ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ein Zug des aufrichtigſten Schmerzes zeigte ſich auf ſeinem Antlitz, als er ſeinen fürſtlichen Beſchützer ſo ſehr leiden ſah. „Excellenza“, ſagte er dann mit gedämpfter Stimme, „der Padre wartet Ihrer Befehle.“

„Dank dir, caro mio,“ entgegnete der Fürſt, und verſuchte ſich emporzurichten, „aber mit dem Befehlen iſt's vorbei für immer.“

Die Flügelthüren öffneten ſich jezt und ließen den Prieſter mit ſeinem Geleite erblicken. Lorenzo winkte und der Geiſtliche trat ein und auf das Lager zu. Allein der Fürſt fuhr mit einer plötzlichen Kraftanſtrengung in die Höhe und rief aus: „Fern ſei es von mir, zu geſtatten, daß Jeſus, mein Erlöſer, mich aufſuchen müßte; ich beſchwöre euch, richtet mich auf, daß ich ihm entgegengehe!“

Es klang aus dieſen Worten ein Nachhall jener Beſtimmtheit, welche dem Sterbenden vordem eigen geweſen; man mußte ihm gehorchen, ob ſich gleich dieſe devot chriſtliche Aeußerung ſonderbar ausnahm in dem Munde eines Mannes, der ſein Lebenlang gegen das Chriſtenthum ſich höchſt gleichgültig verhalten und für die Götter- und Heroenwelt von

Hellas geſchwärmt hatte. Ach, jene Gebilde zerſtoben vor ſeinem brechenden Auge wie flüchtiger Rauch, und er fühlte, daß ein Mann, der mit dem Bewußtſein, die Freiheit ſeiner Mitbürger gemordet zu haben, in's Grab ſtieg, eines erhebenderen Troſtes bedürfe, als ihm die Phantaſie des Platon und die Dialektik des Ariſtoteles gewähren konnte. Von dieſem Gefühl, zugleich von der Gewißheit ſeines Todes, von Reue und Schmerz durchſchauert, ließ er ſich von Poliziano und dem Majordomo dem Prieſter den Saal entlang entgegenführen und rief zerknirſcht aus: „O milder Heiland, du würdigeſt mich deines Beſuches, mich, deinen ſchlechteſten Knecht? Was ſage ich Knecht? Der ich vielmehr dein Feind war, welcher, obgleich von dir mit Wohlthaten überhäuft, nimmer auf dein Wort achtete, und deine Majeſtät ſo vielmal beleidigte. Aber bei jener Liebe, mit welcher du das ganze Menſchengeſchlecht umfaſſeſt und welche dich vom Himmel herab zur Erde führte, um Menſch zu werden, welche dich Hunger und Durſt, Kälte und Hitze, Mühſal, Hohn, Schmach, Geißelung, zuletzt den Kreuzestod ertragen hieß, bei dieſer Liebe beſchwöre ich dich, o mein Heiland, wende dein Antlitz von meinen Sünden, auf daß, wenn ich vor deinem Richterſtuhl ſtehen werde, — und ich fühle es wird bald geſchehen — meine Tücke und alle meine Schuld nicht geſtraft, ſondern durch das Verdienſt deines Kreuzestodes vergeben werde.“

Er brach in Thränen aus, als er dieſe Worte geſprochen und ſank kraftlos zuſammen. Man brachte ihn auf ſein Lager zurück, und nachdem er ſich wieder einigermaßen erholt, beichtete er und empfing das Abendmahl. Alle Anweſenden wohnten dieſer Feier knieend bei.

Nachdem ſie vorüber und der Prieſter weggegangen war, ſank Lorenzo in Schlummer, aus welchem er aber bald wieder mit der an Poliziano gerichteten Frage erwachte: „Iſt nach dem Prior von San Marco geſchickt worden, wie ich geſtern wünſchte?“

Die Frage wurde bejahend beantwortet, und Poliziano fügte bei, er erwarte den Prior von Stunde zu Stunde.

Dieß ſtellte den Kranken zufrieden, und er gab ſich, trotz ſeiner Schmerzen, heiter und geſprächig.

Gegen ſeinen Freund, den Fürſten von Mirandola, welcher nach des Beichtvaters Rückzug gekommen war, äußerte er unter Anderem: „Nur Eines ängſtigt mich: der Charakter meines Sohnes Pietro. Ich bin überzeugt, er wird ohne allen Kampf mein Nachfolger in der Stellung werden, die ich im Staate“ — er wollte wahrſcheinlich ſagen: über dem Staate — „einnahm, allein ich fürchte, ſeine jugendliche Unbeſonnenheit und das Hingeben an ſeine Leidenſchaften wird ihm verwehren, ſeine Rolle ſo ehrenvoll zu Ende zu führen, wie es mir gelungen. Und ach, wie bitter iſt der Gedanke, daß mein ſchönes Florenz wieder jenen Wirrſalen anheimfalle, denen mein Großvater Coſimo es ſo weiſe und kraftvoll entriſſen. Doch ich habe die Zukunft meines Hauſes und Landes der Fürſorge des Allmächtigen empfohlen, und ſterbe ruhig. Der Himmel hat mir durch den Mund ſeiner Diener meine Sünden vergeben und mich tröſtet das Bewußtſein, daß ich nicht umſonſt gelebt und daß die Nachwelt meiner nicht ohne Ruhm gedenken wird.“

„Du täuſcheſt dich, Lorenzo de Medicis, die Nachwelt wird dich richten!“

Dieſe Worte, von einer ſtarken, aber wohllautenden Stimme plötzlich ausgeſprochen, ehe noch die Rede des Fürſten in den Ohren ſeiner Freunde völlig verhallt war, ſchreckten Alle empor, und Lorenzo ſelbſt ſchnellte ſeinen Kopf von dem Kiſſen auf, als hätte ein elektriſcher Schlag ihn berührt. Einen Augenblick herrſchte bängliche Stille, dann ſtieß der Fürſt, während die lezte Zornluth ſeine fahlen Züge röthete, mit krampfhafter Haſt die Frage heraus: „Wer wagt es, mir Solches zu ſagen?“

„Ich!“ entgegnete mit ruhiger Sicherheit ein Mann in Dominikanertracht, deſſen Eintritt in das Gemach nicht bemerkt worden und der jezt dem Bette näher trat, bis er dicht vor dem Sterbenden ſtand, „ich ſagte und wiederhole es: Die Nachwelt wird dich richten!“

„Ha, Savonarola!“ ächzte Lorenzo, während ſeine Freunde und Diener, wie von einem Zauber ergriffen, auf ihre Sitze zurückſanken und lautlos in ihrer Stellung verblieben.

Er ſtand vor dem ſterbenden Unterdrücker ſeines Vaterlandes, der Kämpfer des Geiſtes, hoch aufgerichtet, mit imponirender Würde, und der Fürſt ſenkte, umgeben von dem Glanz und Prunk ſeiner Gewalt, das Auge vor dem Blicke des ſchlichten Mönchs. Aber welch' ein Mann war Girolamo Savonarola! Die Seele, welche in ihm wohnte, ſchien einen Abglanz ihrer Schönheit auch über ſeinen Körper ergoſſen zu haben. Obwohl nur von mittlerer Größe, hatte ſeine Geſtalt, in allen ihren Verhältniſſen wohl proportionirt, etwas Anmuthiges und Impoſantes zugleich, ſeine Hautfarbe war rein und weiß, und ſeine aus den weiten Aermeln der Kutte hervorragenden Hände waren ſo zart gebaut, daß ſie, gegen ein Licht gehalten, durchſichtig ſein mußten. Sein Gang war feſt und ſicher, ſeine Geberden bald graziös, bald feurig und energiſch, immer aber edel und harmoniſch. Auf ſeine erhabene Stirne hatte der raſtlos arbeitende Gedanke eine tiefe Furche gezeichnet, die Naſe ſenkte ſich in römiſcher Krümmung zu dem lieblich geformten Munde hernieder, und das napoleon'ſche Kinn deckten langherabfließende Bartlocken. Was aber ſeinem Antlitze einen unbeſchreiblichen Ausdruck von prophetiſcher Hoheit gab, waren ſeine Augen, die, wie geſchrieben ſteht, „von ſtrahlendem Feuer und himmliſcher Farbe“ geweſen. Rechnet man zu dieſem Aeußern auch noch eine Stimme, welche die ſanfteſten Modulationen ebenſo in ihrer Gewalt hatte, wie den Donnerklang des Zornes, ſo wird man die außerordentliche Gewalt begreifen, welche Savonarola ſchon durch ſeine Perſönlichkeit auf ſeine Zeitgenoſſen übte.

Er brach das Stillſchweigen mit den Worten: „Du haſt mich hieher rufen laſſen, Lorenzo de Medicis, ſage an, was iſt dein Begehren?“

Es ſchien, als ob der Fürſt durch den außerordentlichen Mann, der ihm hier gegenüber ſtand, ganz bewältigt ſei. Demüthig entgegnete er: „Mein Vater, ich weiß, daß Ihr mein Wollen und Thun oft mißbilligt habt, und ließ Euch rufen, um auch mit Euch, wie mit aller Welt, verſöhnt zu ſterben. Ich bekenne, daß ich des Unrechten viel gethan; mich verlangt, Euch mein ganzes Inneres zu offenbaren, um von Euch, der Ihr ein Mann der unbeſtechlichſten Wahrheit ſeid, zu hören, ob ich drüben Verzeihung hoffen kann für das, was ich hüben gefehlt.“

Savonarola's Blicke bohrten ſich in die Augen des Redenden und ein momentaner Zweifel ſtieg in ihm auf, ob hier ſeine Strenge am rechten Orte ſei, aber er kannte Lorenzo zu gut, um ſich durch glatte Mienen und Worte irreleiten zu laſſen.

„Lorenzo", ſprach er, „bereueſt du aufrichtig, was du an deinen Brüdern gefehlt?"

„Gewiß, mein Vater, die Kirche Jeſu Chriſti hat meine Reue geſehen und mich durch einen ihrer Diener meiner Sünden entladen."

„Böſe Thaten können durch ſchöne Worte nicht geſühnt werden; ſag' an, biſt du bereit, an deinen Mitbürgern gut zu machen und gut machen zu laſſen, was du an ihnen verſchuldet?"

„Ich bin bereit!"

„Wohlan, ſo höre mich und beherzige meine Worte, denn dir iſt nur eine kurze Friſt noch geſtattet. Lorenzo de Medicis, du haſt deiner Ahnen Ruhm, deines Hauſes Reichthum, deines Geiſtes Macht ſchmählich mißbraucht zur Verknechtung deines Vaterlandes. Siehe da, Florenz, das ſchöne und gewaltige, ſollte nicht nur die Königin der italieniſchen Städte geworden ſein, nicht nur den Thron der Ungerechtigkeit, worauf Roma, die nimmerſatte Wölfin, ſitzt, zu Boden geſtürzt haben, ſondern es hätte ſollen der Mittelpunkt des politiſch freien Italia's werden, von welchem aus die Erneuung der Kirche bewerkſtelligt worden wäre, eine Erneuung, eine Reformation, ohne welche die kranke Menſchheit rettungslos dem Verderben entgegenſieht. Deine Begabung, dein Reichthum, deine Verbindungen und dein Einfluß auf deine Mitbürger hätten dich befähigt, dieſem großartigen Ereigniß den Weg zu bahnen, und die ſpäteſten Geſchlechter hätten deinen Namen dafür mit Segen überſchüttet, wogegen ſie denſelben jezt nur nennen werden als den eines zweiten Mäcenas, als den des erſten der Medici, der den Fürſtenmantel getragen. Wehe, der Purpur hat dein Auge geblendet, daß du nicht einſaheſt, nur im Dienſte der Freiheit und des Rechtes könne man Wohlthäter der Menſchheit werden. Wehe, dir galt der Titel eines Fürſten von Florenz mehr, als der eines Wiederherſtellers Italien's. Wehe, du zogſt die falſche Freundſchaft der römiſchen Curie dem ewigen Verdienſte vor, an der Erneuung der Kirche Chriſti mitzuwirken. Siehe, ſo haſt du deine

Beſtimmung verfehlt, und darum iſt es gekommen, daß du von deiner Geiſteshöhe alſo herabſankſt, zu wähnen, ein verfehltes Leben laſſe ſich durch ein auf dem Todtenbett geſtammeltes Sündenbekenntniß gutmachen, daß du den ewigen Gott durch erheuchelte Demuth für dich zu gewinnen meinſt, daß du das quälende Bewußtſein mit ins Grab nimmſt, dein Sündenwerk werde zunichte werden, durch dein eigen Fleiſch und Blut zunichte werden, daß vor deinem brechenden Aug' das blutige Verhängniß ſchwebt, welches über Florenz und Italien hereinbrechen wird, daß du ſtirbſt ohne Glauben und ohne Hoffnung!"

Er hielt inne und die Erſchütterung, welche ſeine Rede hervorgebracht, zeigte ſich nicht nur in den Zügen deſſen, an welchen ſie gerichtet war, ſondern in denen der Anweſenden überhaupt.

Einen Schritt weit trat dann Savonarola vom Lager des Fürſten zurück, erhob beſchwörend die Arme und rief, während das Feuer der Begeiſterung in ſeinen Augen flammte, dem Sterbenden zu:

„Lorenzo de Medici, ſo du bereueſt, was du verſchuldet, ſo du ſterben willſt mit entlaſtetem Gewiſſen, ſo du ruhen willſt in der Gruft deiner Ahnen ohne Fluch, wohlan, vollbringe eine wirkliche Sühne — Lorenzo, gib' Florenz die Freiheit wieder!“

Er neigte ſich vor, wie um die Gewährung ſeiner feierlichen Forderung entgegenzunehmen. Allein er vernahm nur ein Röcheln und die abgebrochen herausgeſtoßene Verneinung: „Es kann nicht ſein! Nix will ich zerſtören, was ich gebaut! Das fürſtliche Wappen der Medici ſoll unter den ſtolzeſten Europa's prangen die Jahrhunderte hinab! Nein, nein, nein!“

Das lezte Nein gellte der Sterbende mehr, als er es ſprach, dann fiel er zurück, ſeine Bruſt hob ſich noch einige Sekunden fieberhaft und keuchend, und als die Diener und Aerzte hinzuſprangen, war ihm der Todesſchweiß auf die Stirne getreten, die Augen ſtarrten gläſern und der lezte Lebenshauch entfloh. —

Er war todt.

Alle ſtanden wie niedergedonnert. Savonarola aber trat zu der Leiche, drückte ihr die Augen zu und ſprach langſam und gemeſſen: „Dir vergebe der Herr alles Lebens und erbarme ſich deiner Seele!“

Hierauf wandte er ſich ab, ſchlug ſein Gewand um ſich und verließ feſten Schrittes das Gemach.

II.

Millionen wunde Herzen ſeh' ich bluten,
So viele Thränenſtröme ſeh' ich fluthen,
Von frecher Willkür wird die Welt zerrüttet,
Der Menſchheit Freudenſchlöſſer rings verſchüttet.
Lenau.

Zwei Jahre waren ſeit dem Tode Lorenzo's de Medicis, dem äſthetiſirende Schmeichler und panegyriſche Geſchichtſchreiber den Beinamen „il Magnifico“ gegeben, verfloſſen und inzwiſchen hatten ſich die Verhältniſſe von Florenz und Italien immer unheildrohender geſtaltet, und eine greuelvolle Schmach ſtand der ſchönen Halbinſel wieder bevor, der es, gleich Deutſchland, von jeher anheimgegeben war: Ueberfluthung und Vergewaltigung durch fremde Heere. Ja, hierin ſtimmen Deutſchland und Italien, ſonſt in Klima und Volkscharakter ſo verſchieden, vollkommen überein, daß beide Länder in allen Zeiten ihre innere Zerriſſenheit mit der Schande büßten, ein Spielball ausländiſcher Intereſſen zu ſein und zur blutigen Entſcheidung derſelben die Blüthe ihrer Felder, das Gut und Blut ihrer Bewohner, die Thränen ihrer Wittwen und das Wehgeſchrei ihrer Waiſen herzugeben, die Triumphzüge fremder Sieger mit dem Brand ihrer Städte zu beleuchten und der Gier einer brutalen Soldateska mit dem Schweiße ihrer Männer und der Entweihung ihrer Weiber genugzuthun.

Zur Zeit Savonarola's hatte ſich das gezwungene Verhältniß, in welchem Italien durch das deutſch-römiſche Kaiſerthum zu Deutſchland geſtanden hatte, der Sache nach längſt gelöst. Die Idee der Oberherrlichkeit des deutſchen Kaiſerthums über Italien hatte blos durch ſo gewaltige Menſchen, wie die Ottonen und die Hohenſtaufen, und auch von dieſen nur vorübergehend, realiſirt werden können. Natur und Vernunft waren dieſer Realiſirung entgegen, und als das deutſche Kaiſerthum in Deutſchland ſelbſt zu zerfallen begann, war ſein Einwirken auf

Italien bereits völlig vernichtet. Die Halbinſel hatte ſich in eine Menge kleiner Staaten zerſplittert, die eine bunte, immer wechſelnde Muſterkarte aller Verfaſſungsformen darboten: Monarchie, Hierarchie, Ariſtokratie, Demokratie, Tyrannie. Dieſe Staaten brannten ſtets gegen einander in Eiferſucht, Unterjochungswuth, Rache, Haß und Fehde, während ihre Dynaſten ihre ſelbſtſüchtigen Intereſſen durch jene Wiſſenſchaft der Heimtücke und Treuloſigkeit, des Betrugs und Meuchelmords, welche man ſo treffend mit dem Namen „wälſche Praktik" bezeichnet hat, gegen einander ſowohl, als gegen das Ausland wahrten. Wie ſich der Zuſtand von Land und Volk inmitten dieſes fluchwürdigen Treibens geſtalten mußte, bedarf keiner Schilderung.

Kaum ein Vierteljahr nach Lorenzo's Tode ſtieg auch Papſt Innocenz der Achte, mit Sünde und Fluch bedeckt, in die Gruft, und der ſkandaloſe Streit, der ſich ſeiner Nachfolge wegen entſpann, mußte bei der unermeßlichen Bedeutung des Einfluſſes der päpſtlichen Curie auf Italiens Geſchick natürlich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das Conclave ziehen.

In dieſem traten drei Hauptbewerber um die erledigte Tiara auf: Der Cardinal Aſcanio Sforza, Bruder des Ludovico Sforza, Tyrannen von Mailand, der ſpaniſche Cardinal Roderigo de Lenzuoli, deſſen Familienname Borgia, und der Cardinal Giuliano di San Piero in Vincola, welcher nachmals als Papſt Julius der Zweite ſeinem Namen kriegeriſche Berühmtheit gegeben hat. Borgia, der ſchlaueſte und gewiſſenloſeſte der drei Candidaten, trug den Wahlſieg davon, indem er durch ſchamloſeſte Beſtechung den ſogenannten Stuhl Petri ſich erkaufte. Am 11. Auguſt 1492 hielt er als Papſt Alexander der Sechste ſeinen Einzug in die Peterskirche, um von da ab der Welt das Beiſpiel des ſcheußlichſten Prieſters aufzuſtellen.

Was Alexander der Sechste als Papſt, das war ſein Zeitgenoſſe Ludovico Sforza, Tyrann von Mailand, beigenannt Moro, als Fürſt. Seine geiſtigen Hülfsquellen waren bedeutend, ſein Kopf war der verſchlagenſte des damaligen Italiens, der Feinheit ſeiner Politik kam nur die Heimtücke derſelben gleich. Nur an der ebenbürtigen Klugheit Lorenzo's de

Medicis waren bisher die Machinationen Ludovico's, den Frieden Italiens in allgemeine Verwirrung umzuwandeln, um daraus den größtmöglichſten Vortheil zu ziehen, geſcheitert. Kaum aber war Lorenzo todt, ſo gab die ſchwankende, bornirte und leidenſchaftliche Politik, welche ſein Sohn und Nachfolger Pietro befolgte, dem Mailänder die langerſehnte Gelegenheit, an die Ausführung ſeiner Entwürfe zu gehen. Die Macht der Mediceer war ihm längſt ein Dorn im Auge geweſen; jezt fand er Gelegenheit, ſich an ihnen zu reiben. Pietro de Medicis ſuchte und fand nämlich die Freundſchaft des königlichen Hauſes von Neapel, deſſen Feindſchaft ſchwer auf Ludovico laſtete, weil dieſer die Rechte ſeines Neffen Giovanni Galeazzo, der mit einer neapolitaniſchen Prinzeſſin vermählt war, uſurpirt hatte. Grund genug alſo, daß Ludovico ein Bündniß zwiſchen Neapel und Florenz fürchtete. Außerdem reizte Pietro den Mailänder noch mehrfach, und dieſer ſezte nun alle Springfedern der Intrigue in Bewegung, um den Papſt für ſich und gegen Pietro zu gewinnen. Alexander der Sechste, dem es vor Allem darum zu thun war, ſeinen Söhnen eine politiſche Macht zu gründen, ging auf Ludovico's Vorſchläge ein, welcher ſodann auch die Republik Venedig gegen Florenz und Neapel aufzureizen wußte. So kam 1493 zwiſchen Mailand, Venedig und Rom ein Bündniß zu Stande, allein die Verbündeten waren zu ſelbſtſüchtig, um einander zu trauen. Ludovico mußte auch bald erkennen, daß die Coalition nicht hinreiche, ſeine Plane gegen Florenz und Neapel zu fördern. Er warf daher ſeine Blicke auf Frankreich, deſſen junger, lenkbarer, eitler König, Carl der Achte, ihm als das geeignetſte Werkzeug zur Durchführung ſeiner Projekte erſchien. Er ſandte daher den Grafen von Belgiojoſo als Geſandten nach Lyon, damit dieſer in der Bruſt des Königs eitle Heldenträume errege, und denſelben dazu bringe, die Anſprüche des Hauſes Anjou auf Neapel zu erneuern. Wäre erſt das arragoniſche Königshaus aus Neapel vertrieben und Florenz gedemüthigt, Beides natürlich durch die Franzoſen, ſo würden ſich, dachte Ludovico, ſchon Mittel und Wege finden, mit Carl dem Achten fertig zu werden, und jedenfalls verſpräche die Verwirrung, in welche Italien durch eine Invaſion der Franzoſen nothwendigerweiſe verſezt werden müſſe, eine reiche

Ausbeute. Ludovico's Intriguen am franzöſiſchen Hofe hatten den gewünſchten Erfolg. Er wußte dem ſchwachen Monarchen die Eroberung von Neapel als eine eben ſo leichte, als heldenmäßige, eben ſo gerechte als belohnende Sache darzuſtellen, daß der König, trotz dem Widerſpruch ſeiner einſichtigſten Räthe, einen Traktat mit dem ſchlauen Moro abſchloß und ſich ſofort zu einem Kriegszuge nach Italien rüſtete. Für das Gelingen ſeines Unternehmens ſprach, mehr als die Scheingründe Ludovico's, die unerträgliche Sklaverei, in welcher Neapel unter ſeinem König Ferdinand und deſſen älteſtem Sohn Alfonſo ſich befand. Beide hatten durch Grauſamkeit, ſchamloſe Erpreſſung und ſchmutzige Tyrannei aller Art, nicht nur die Großen des Reichs gegen ſich in Harniſch gebracht, ſondern allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen, und exilirte neapolitaniſche Edle, wie die Fürſten von Salerno und Biſignano, die in Frankreich ein Aſyl gefunden, lagen Carl dem Achten unaufhörlich mit der Vorſtellung in den Ohren, das Volk von Neapel werde ihn als ſeinen Befreier mit Jubel empfangen.

Der König von Neapel ſäumte natürlich ſeinerſeits nicht, gegen den drohenden Sturm Vorkehrungen zu treffen. Vor Allem ſchien es ihm von Wichtigkeit für ſeine Sache, wenn er den Papſt in ſein Intereſſe zöge, und er ſandte daher ſeinen zweiten Sohn Federigo nach Rom, um in dieſer Beziehung alle Hebel in Bewegung zu ſetzen. Federigo's Miſſion fiel günſtig aus, denn Alexander dem Sechſten war, außer ſeinem eigenen Vortheil, Alles feil, und das Bündniß mit Neapel gewährte ihm, abgeſehen von vielen günſtigen Bedingungen, beſonders auch die, daß ſeinem jüngſten Sohn, Giuffre Borgia, eine natürliche Tochter des Kronprinzen von Neapel, Donna Sancia, zur Ehe gegeben wurde, wobei ihm die Braut als Mitgift das Fürſtenthum Squillace zubrachte, welches ein jährliches Einkommen von 12,000 Dukaten abwarf. Zu Anfang des Jahres 1494 ſtarb König Ferdinand von Neapel, und ſein gleich verhaßter Nachfolger Alfonſo ſuchte die wankende Herrſchaft ſeines Hauſes einestheils durch die rückſichtsloſeſte Despotie, anderntheils durch die Freundſchaft des Papſtes aufrecht zu erhalten, welch' letztere ihn aber fortwährend die bedeutendſten Opfer koſtete. Er ließ die Heirath ſeiner Tochter mit Giuffre Borgia aufs Glänzendſte vollziehen und gab dem Bräutigam eines der neapolitaniſchen Kronämter. Dem älteſten Sohn des Papſtes, Giovanni Borgia, in der Folge Herzog von Gandia, ſicherte er einen Jahrgehalt von 12,000 Dukaten, dem zweitälteſten, Ceſare Borgia, den Alexander kürzlich zum Cardinal gemacht, gleichfalls einen guten Theil der neapolitaniſchen Kroneinkünfte zu. Ueberdieß ſollte er dem Papſt auf der Stelle 30,000 Dukaten bezahlen und ihm ſeinen unverſöhnlichen Feind, den Cardinal San Piero in Vincola, der in dem feſten Oſtia Alexandern trozte, bezwingen helfen. Der Cardinal erfuhr dieſen Anſchlag, verſah ſeine Felſenfeſte mit reichlicher Munition, hielt es aber für ſeine Perſon gerathener, nach Frankreich zu entweichen, wo er von König Carl ehrenvollſt aufgenommen wurde, und deſſen halb erkalteten Eifer für den Zug nach Italien wieder möglichſt anſchürte.

Carl verſuchte es inzwiſchen, ſeine Abſichten in Bezug Neapels erſt auf friedlichem Wege zu fördern. Deßhalb hatte er ſchon 1493 den mit den italiſchen Zuſtänden wohlvertrauten Perone di Baccie als Geſandten nach Venedig, Florenz und Rom geſchickt, um dieſe Staaten zu Gunſten ſeiner Sache umzuſtimmen, allein allenthalben nur ausweichende Antworten erhalten. Im folgenden Jahre ſandte er Perone di Baccie und mit ihm ſeine Generale d'Aubigny und Briſſonet abermals nach Rom, um mit dem Papſt zu unterhandeln. Die Geſandten machten geltend, daß der römiſche Stuhl, die Oberlehnsherrlichkeit über Neapel beanſpruchend, im Jahre 1266 Carln von Anjou mit dem Königreich belehnt habe, daß alſo Carl der Achte, als Sprößling des anjou'ſchen Hauſes, rechtmäßiger Thronerbe von Neapel ſei und verlangen könne, der Papſt ſolle ſich ſeines Rechtes auf Neapel gegen die arragoniſche Uſurpation, welche ſich in Folge der ſicilianiſchen Vesper des Reiches bemächtigt, annehmen. Alexander der Sechste entgegnete hierauf, es ſeien nun bereits drei Könige aus dem arragoniſchen Hauſe von dem römiſchen Hofe mit Neapel belehnt worden und könne daher in dieſer Sache nur auf dem Rechtswege verfahren werden; er ſei übrigens bereit, die Anſprüche Carls des Achten unterſuchen zu laſſen, und dann als Schiedsrichter zu entſcheiden. Dieſe Antwort war ſo viel, als keine, und mißmuthig wandten ſich die franzöſiſchen Geſandten nach Florenz. Sie konnten aber bei Pietro de Medicis für die Sache ihres Königs keinen Anklang finden, weil Pietro fürchtete, es könnte durch die Franzoſen zu gefährlichen Neuerungen in Florenz kommen, und weil er, nach unumſchränkter Gewaltherrſchaft trachtend, in dem Bündniß mit Neapel und in der Freundſchaft des Papſtes eine ſicherere Gewähr für die Erreichung ſeines Trachtens ſah, als in einer Verbindung mit dem fernen Frankreich. Anders aber war die Volksſtimmung, nämlich entſchieden günſtig für Frankreich, denn einestheils fürchteten die Florentiner mit Recht, ihre Induſtrie und ihr Handel möchte durch einen Bruch mit dieſem Staate den bedeutendſten Stoß erleiden, anderntheils hielten es ſelbſt zwei Glieder der mediceiſchen Familie, die beiden Großneffen Coſimo's, Lorenzo und Giovanni, mit der franzöſiſchen Sache und wußten dieſelbe durch Freigebigkeit und Oppoſition gegen das tyranniſche Walten Pietro's populär zu machen. Recht eigentlich populär aber war ſie durch Savonarola geworden, der aus Gründen, welche baldigſt hervortreten ſollen, ihr Anhänger war. Es ſtellte ſich alſo heraus, daß, während der Beherrſcher von Florenz gegen Carl den Achten agirte, die Bevölkerung mit dem König ſympathiſirte.

So hatten ſich die italiſchen und florentiniſchen Zuſtände zu Anfang des Sommers 1494 geſtaltet.

III.

Einſam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
Der Kirche kranken Athemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauſchen;
Und näher hör' ich ein Verhängniß rauſchen.
— — — — — — — — — — —
Wagt über ſeinen Gott der Menſch zu denken,
So wird er's auch an ſeinem Fürſten wagen,
Er wird nicht blind ſich ihm zu Füßen ſenken:
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Lenau.

Das Abendgeläute des dritten Sonntags im Auguſt 1494 tönte von hundert Thürmen über das ſchöne Florenz hin und verſchwamm in harmoniſchen Wellen. Die Dämmerung begann raſch hereinzubrechen, als zwei Männer von ernſter Haltung und Gewandung von der Piazza de Pitti herkommend auf den Ponte Vecchio einlenkten und durch die zahlloſen Gruppen hin, welche ſich luſtwandelnd auf der Brücke drängten, raſch ihren Weg förderten. Die genaue Lokalkenntniß, welche der Eine der Männer an den Tag legte, verrieth in ihm einen Sohn der Stadt, während den andern ſeine hellere Hautfarbe, ſein blondliches Haupt- und Barthaar als einen Nordländer bezeichneten. Der Erſtere trug das ſchwarze, pelzverbrämte Baret eines Florentiner Bürgers, der Leztere den befiederten Hut eines deutſchen Edelmannes, und an ſeiner Hüfte klirrte das ritterliche Schwert. Beide Männer ſtanden in dem Alter gereifter Mannheit.

Während ſie zwiſchen den Goldſchmiedsbuden, welche die Seiten der Brücke einfaßten, hingingen, nahm der Nordländer das Wort, wobei er die weiche Sprache Toskana's freilich etwas vernordelte. „Empfangt noch einmal meinen Dank, Meſſer," ſagte er, „für die Gelegenheit, die Ihr mir heute verſchafftet, einmal einen wahren Mann Gottes reden zu hören. Ihr glaubt nicht, wie ſehr mich dieſer Prior von San Marco ergriffen, und werdet daher begreifen, wie begierig ich bin, dem Manne näher zu treten. Nie noch hat ein Menſch ſo einen Eindruck auf mich gemacht. Aber dürfte ich Euch wohl bitten, meine Neugierde in Betreff der bisherigen Geſchichte des Priors in Etwas zu befriedigen?“

„Warum nicht, Signore?“ lautete die Antwort des Florentiners; „Savonarola entſtammt einem alten Geſchlecht zu ~~Padua~~ Ferrara, ſein Großvater war der in dieſen Gegenden vielberühmte Arzt Michel Savonarola, deſſen Sohn Niccolo ſich mit Helena, aus dem edeln Hauſe Bonacoſſi vermählte und mit ihr fünf Söhne und zwei Töchter zeugte. Mein Freund Girolamo ward 1452 geboren und legte ſchon frühe einen ſo eifrigen Wiſſenstrieb an den Tag, daß der Vater ihn zum Gelehrten beſtimmte. Er benahm ſich aber bei ſeinen Studien nicht wie Andere, die es nur darauf anlegen, den Kopf möglichſt mit Kenntniſſen vollzupropfen, um dann aus ihrem Wiſſen materiellen Vortheil zu ziehen, nein, er forſchte bereits in einem Alter, wo Andere kaum zu denken anfangen, und die Wahrheit war um ihrer ſelbſt willen Ziel und Zweck ſeiner Anſtrengungen. Dabei war er ernſt und zurückhaltend, liebte ſchon als angehender Jüngling die Einſamkeit, mied die lärmenden Spiele ſeiner Altersgenoſſen und ſuchte und fand in Mußeſtunden Erholung in der Beſchäftigung mit der Poeſie, wie er denn auch die trefflichſten Lieder zur Ehre Gottes zu verfaſſen verſteht. Da ſeinem Scharfblicke die Mängel klöſterlichen Lebens nicht entgehen konnten, ſo mußte es ſehr auffallen, daß er, einundzwanzig Jahre alt, plötzlich den Entſchluß faßte, Mönch zu werden. Ich habe ihn einmal in einer vertraulichen Stunde gefragt, was ihn bewogen, die Kutte zu nehmen, und mit jenem heitern Ernſt, der ſein Benehmen im Umgange charakteriſirt, gab er mir zur Antwort: „Der vornehmſte Grund, welcher mich bewog, ins Kloſter zu treten, iſt dieſer: zuerſt das große Elend der Welt und die Ungerechtigkeit der Menſchen, denn das Menſchengeſchlecht iſt auf den Punkt gekommen, daß auch nicht Einer ſich finde, der Gutes thue. Und dann, weil ich die große Bosheit der Völker Italia's nicht ertragen konnte; denn ich ſah die Tugend ganz darniederliegen und das Laſter kühn ſein Haupt erheben. Ich ſuchte hinter den Kloſtermauern Schutz vor dem Schmutz der Welt und vor meiner Trübſal über das Verderben des Vaterlandes.“ Er machte ſich demzufolge, ohne Vorwiſſen der Eltern, 1473 nach Bologna auf und ließ ſich dort im

Dominikanerkloſter einkleiden. Seine Kenntniſſe mußten ihn bald der gewöhnlichen Möncherei entreißen; er wurde Lector der Metaphyſik und Naturgeſchichte im Kloſter und ſammelte einen zahlreichen Schülerkreis um ſich. Aber der Verfall des Kloſterlebens, deſſen täglicher Zeuge er war, ſchnitt ihm in die Seele, — er fühlte, daß er in eine ſchiefe Stellung hineingerathen, ſuchte nach einem Troſt umher und fand denſelben in der heiligen Schrift, deren unausgeſeztes Studium ihn wunderbar erhob und feſtigte. Bei Erforſchung der Myſterien des heiligen Buches mag ihn wohl zuerſt die große Idee durchzuckt haben, an deren Verwirklichung ſein Geiſt ſeither raſtlos arbeitet: Wiederherſtellung der Kirche und der Freiheit Italia's. 1481 verweilte er zu Ferrara, und als in dieſem Jahre zwiſchen genannter Stadt und Venedig ein Krieg ausbrach, ſo wurde Savonarola in Geſchäften des Ordens nach Florenz geſandt. Hier machte ihn der Prior von San Marco ebenfalls zum Lector und er fing an zu predigen, kehrte aber im folgenden Jahre wieder in die Lombardei zurück und lebte längere Zeit in Brescia, wo ihm, wie er mir vertraute, während er eines Abends einſam in einer Kirche ſein Gebet verrichtete, die erſte beſtimmte Erleuchtung ward hinſichtlich der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche. 1484 wohnte er zu Reggio einer großen Disputation mehrerer Gelehrten ſeines Ordens bei, und hier machte er die Bekanntſchaft des berühmten Fürſten von Mirandola, Giovanni Pico, der, als er Savonarola disputiren hörte, den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit und Begeiſterung deſſelben ſo ſehr bewunderte, daß er ſpäter all' ſeinen Einfluß auf Lorenzo de Medicis aufbot, damit Savonarola wiederum nach Florenz berufen würde. Dieß geſchah 1489, und zwei Jahre darauf wurde er zum Prior von San Marco ernannt, als welcher er ſich ſchon ſo weitſchallenden Ruf erworben.«

»Und war ſein Verhältniß zu dem verſtorbenen Fürſten ein freundliches?« fragte der Fremdling; »ich hörte in Venedig ein unbeſtimmtes Gerücht, Savonarola ſei mit ſtrafenden Worten an Lorenzo's Sterbebette geſtanden; iſt dieß wahr?«

»Vollkommen, denn wie hätte Savonarola der Freund eines der gefährlichſten Feinde der italiſchen Freiheit ſein können? Glaubt mir, Lorenzo verſuchte alles Mögliche, den Prior für ſich zu gewinnen, allein ohne Erfolg. Zuletzt, denn er erkannte gar wohl Savonarola's Gefährlichkeit für die erſtohlene Macht ſeines Hauſes, hezte er den Auguſtinermönch Mariano da Ghenezzano gegen ihn, aber gegenüber dem Donnerklang der Wahrheit, welcher aus Savonarola's Predigten tönt, konnte Mariano's höfiſche Beredtſamkeit nicht aufkommen, weßwegen er bald daran verzweifelte, den Auftrag Lorenzo's, das Anſehen des Priors beim Volke zu untergraben, ausführen zu können. Seitdem iſt er an den päpſtlichen Hof gegangen und ein erbitterter, rachſüchtiger Feind ſeines Beſiegers geworden."

Während der Erzählung des Florentiners hatten die Beiden den Ponte Vecchio und die verworrene Häuſermaſſe, welche zwiſchen dem Arno und dem Dome lagert, hinter ſich gelaſſen. Sie waren im Begriff, um die weſtliche Façade des prächtigen Tempels herumzubiegen, als ihre Schritte durch den Anblick eines glänzenden Zuges von Pferden und Maulthieren aufgehalten wurden, welcher den Domplatz herabkam. Diener in glänzender Livree eröffneten den Zug, Fackeln in den Händen tragend, hinter ihnen ritt eine Schaar Gewappneter, über deren Helmen das päpſtliche Banner mit ſeinen gekreuzten Schlüſſeln flatterte, dann ward ein noch jugendlicher Mann mit ſchönen, aber leidenſchaftdurchwühlten Zügen und funkelnden Augen ſichtbar, der, umgeben von einem Trupp üppig gekleideter Edelleute und goldſtrotzender Pagen, im Cardinalpurpur auf einem ſtattlichen Maulthiere einherritt. Reiſige ſchloſſen den Zug.

Der Florentiner fuhr ſtutzend einen Schritt zurück, dann murmelte er: „Diavolo!“ und flüſterte ſeinem Begleiter zu: „So wahr ich lebe, das iſt Ceſare Borgia, der Sohn des Papſtes und der ſpaniſchen Hure Vanozza! Was will der hier? Gewiß, das bedeutet Unheil; laßt uns gehen!“

Der Fremde überhörte die geflüſterte Aufforderung, denn ſein Blick wurde mehr noch, als durch den prunkenden Zug, durch ein Mädchen von wunderbarer Lieblichkeit aufgehalten, die ſo eben aus der Pforte des Doms geſchlüpft war und jezt, erſchreckt durch die Cavalcade, ſich ſcheu an die Mauer drückte und ihr Antlitz mit ihrem Schleier zu verhüllen ſuchte, was ihr aber in der Haſt nur ſchlecht gelang, während das volle Licht der Fackeln auf ihre vollendet ſchöne Geſtalt fiel. Und der nordiſche Fremdling war nicht der Einzige, deſſen Blick von dieſer Schönheit angezogen wurde, auch das Falkenauge Ceſare Borgia's hatte ſie erſchaut, und ſogleich zog der Cardinal die Zügel ſeines Maulthiers an und hielt keine drei Schritte von dem Mädchen, deſſen Kleidung errathen ließ, daß es dem Volk entſproſſen ſei.

„Wie heißt du, piccola mia?“ fragte der Cardinal lächelnd.

Das Mädchen ſchloß vor Schreck die Augen bei dieſer plötzlichen Anrede, und Gluth überſtrömte ihm Geſicht und Nacken. Es verſuchte, eine Antwort hervorzuſtammeln, verſtummte aber dann wieder, und plötzlich emporſchnellend huſchte es mit der Geſchwindigkeit eines gejagten Rehs an der Façade des Doms hin, und war augenblicklich in der Dunkelheit der inzwiſchen völlig hereingebrochenen Nacht verſchwunden. Der Cardinal winkte Einem ſeines Gefolges herbei, wisperte ihm einige Worte in's Ohr und ſezte dann ſeinen Weg gegen den Arno hinab fort.

Der Florentiner zog den Deutſchen haſtig mit ſich fort, der Piazza von San Marco zu, an deren nordöſtlicher Seite das Kloſter San Marco aus dem Dunkel in die Luft ragte.

„Da iſt Etwas im Werke, verlaßt Euch darauf,“ äußerte er, „der Borgia iſt nicht umſonſt hieher gekommen.“

„Und wie er das Mädchen fixirte!“ entgegnete der Deutſche, „aber, bei der heiligen Meſſe, ich ſah nie ein holder Geſicht, und bin doch eben nicht der Jüngſte mehr.“

„Ein ſchönes Mädchen?“ meinte der Florentiner, „es mag ſich in Acht nehmen, denn wo haben dieſe verruchten Borgia's je ein ſchönes Weib oder Mädchen geſehen, ohne ihm nachzuſtellen?“

Sie ſtanden jezt vor dem Kloſter, der Florentiner pochte leiſe an eine Nebenpforte, welche ſofort geöffnet wurde und die Beiden in einen Kreuzgang treten ließ. Hier trafen ſie auf einen Laienbruder, der auf die Frage, ob der Prior zu ſprechen ſei, entgegnete: „Der hochwürdige Herr befindet ſich in ſeiner Zelle, aber er hat Beſuch.“

„Thut nichts,“ ſagte der Florentiner, „melde ihm nur, Bagol Antonio Soderini wolle ihn ſehen.“

Der Frater verſchwand und kehrte in wenigen Sekunden mit der Meldung zurück, der Beſuch ſei dem hochwürdigen Prior willkommen, worauf Soderini, damals einer der bedeutendſten Männer von Florenz, entſchiedener Feind der Medici, eifriger Demokrat und Freund Savonarola's, ſeinen Begleiter treppan führte, und, nachdem ſie einen Corridor durchmeſſen, hielten ſie vor einer Zellenthüre, welche ſich auf ein ehrerbietiges Klopfen vor ihnen öffnete. Ein Gemach von mittlerer Größe und hoher Wölbung, aller Ausſchmückung bar, ausgenommen ein einziges Gemälde, Chriſtus am Kreuz darſtellend und an einer der vier kahlen Wände von der Decke bis zum Boden reichend, empfing ſie. Ein großer Tiſch von Eichenholz, mit Folianten und Papieren beladen, ein plumper Schreibpult und ein kleiner Bücherſchrank, das waren, hinzugerechnet ein halbes Dutzend hölzerner Stühle, alle Mobilien, welche ſichtbar waren. Im Hintergrund des Zimmers barg eine Niſche das harte Lager und den Betſchemel des Priors. Die Fenſter der Zelle, auf deren Geſimſen ein üppiger Flor von Roſen und andern Blumen in thönernen Gefäßen prangte, ſtanden offen und ließen die Wellen des duftgeſchwängerten Nachthauchs aus dem Kloſtergarten hereindringen.

Der Prior ſtand in der Mitte des Gemachs, die linke Hand auf den Tiſch geſtüzt und mit der Rechten einen Brief zuſammenfaltend, welchen er ſo eben ſeinen Beſuchern vorgeleſen. Deren waren fünf. Zwei davon tragen, gleich Savonarola, das Ordensgewand der Dominikaner, ſie waren Dominiko da Pescia und Silveſtro Maruffi, ihres Priors treueſte Genoſſen und beſtimmt, dereinſt ſeine Todesgenoſſen zu ſein. Der Erſtere trug den Stempel eines feurigen Geiſtes auf ſeinen Zügen, während die des Leztern von beinahe kindlicher Sanftmuth waren. Ein Mann mit geiſtreichem Kopf — ſeine Kleidung bezeichnete auch ihn als Geiſtlichen — ſaß ihnen zunächſt. Das war Maeſtro Ulivieri, Canonicus am Dom, früher Freigeiſt, dann durch Savonarola von der ewigen Wahrheit und Weſenheit des Chriſtenthums überzeugt und jezt ſeines Bekehrers eifriger Anhänger. Ihm gegenüber ſaßen zwei Florentiner, die in Bälde eine bedeutende Rolle in der Geſchichte ihrer Vaterſtadt ſpielen ſollten, Filippo Arigucci und Giuliano Salviati, Beide dem Greiſenalter nahe. Zählt man zu dieſen Fünfen noch den eben gekommenen Soderini, ſo hat man den Kern der damaligen Anhänger Savonarola's beiſammen.

Als Soderini eingetreten, ergriff er die Hand ſeines Begleiters, führte ihn vor den Prior und, während dieſer ſeine ſeelenvollen Augen prüfend auf den Zügen des Fremden ruhen ließ, ſagte er: „Hochwürdiger Vater, ich führe Euch hier einen edelen Deutſchen zu, den Barone Nikolaus von Schomberg, welcher mir durch Augsburger Handelsfreunde angelegentlich empfohlen wurde. Er iſt ein Mann des Schwertes und der Wiſſenſchaft zugleich, und kam nach Italien, Land und Volk kennen zu lernen und ſeinen Neffen zu beſuchen, der auf der hohen Schule in Bologna den Studien obliegt. Nach Florenz führte ihn ein Anliegen, das er an Euch hat, und nachdem er Euch heute im Dom predigen gehört, ruhte er nicht, bis ich ihn zu Euch führte.“

Hiemit trat Soderini zurück und mit anmuthiger Freundlichkeit ging Savonarola auf den Freiherrn zu, welcher ſich tief verbeugte.

„Seid willkommen in unſerem ſchönen Florenz, edler Herr,“ nahm der Prior das Wort, „und ſagt an, in welcher Sache Ihr meiner ſchwachen Kräfte benöthigt ſeid?“

„Hochwürdiger Vater,“ lautete die Antwort des Deutſchen, „ſeit ich die Alpen herabſtieg, hörte ich die Mauern aller Städte von Eurem Namen widerhallen, als vom Namen eines Streiters für die gute Sache in dieſer ſchweren Zeit, und mich drängte es, Euer Angeſicht zu ſehen und Euer Wort zu hören. So kam ich nach Bologna, wo mir, wie Meſſer Soderini ſchon bemerkte, ein Neffe lebt, ein Sohn meiner einzigen Schweſter, die da die Ehefrau des Rathsherrn Walter Uhland in der freien Reichsſtadt Ulm am Donaufluß. Mein Neffe hatte mich kaum begrüßt, als er auch ſchon von Euch, mein Vater, zu reden anhub, denn er iſt ganz begeiſtert, der gute Heinrich, von dem, was Ihr über kirchliche und weltliche Dinge bereits geſprochen und geſchrieben. Da er nun ein lernbegieriger Junge iſt und ein braver obendrein, gab ich ſogleich ſeiner Bitte nach, hieher zu gehen, um Euch die ehrerbietige Frage vorzulegen, ob Ihr dem Jüngling geſtatten wolltet, einige Zeit in Eurer Nähe zu leben, um aus Eurem Munde die Lehren der Weisheit und Tugend zu hören?“

Ein Lächeln der Freude trat bei Anhörung dieſer Worte auf die Lippen Savonarola's, denn wo iſt der Mann, den es nicht erfreut, wenn er vernimmt, daß ſein Name groß wird unter den Menſchen?

Mit herzgewinnender Offenheit entgegnete er dann: „Edler Herr, nehmt meinen Dank für Eure ehrende Meinung über mich! Euer Neffe komme, er ſoll mich bereit finden, ihm Lehrer zu ſein und väterlicher Freund.“

„Gott ſegne Euch, mein Vater,“ ſagte der Freiherr gerührt, „und glaubt mir, Heinrich wird, was an ihm liegt, Eure Güte vergelten. Doch jezt will ich, mit Eurer Erlaubniß, der Störung, welche meine zudringliche Anweſenheit hier verurſacht, ein Ende machen und — “

„Nein, bleibt, edler Herr,“ unterbrach Savonarola den Sprechenden, „Männer, die wie Ihr an der Bewegung unſerer Zeit Antheil nehmen — und daß Ihr es thut, ſagt mir Eure Miene und Euer Hieherkommen, — ſtören weder mich, noch meine

Freunde. Zudem iſt unſer Thun kein geheimes, alle Welt kennt unſere Geſinnungen und Beſtrebungen, und da Ihr aus den lombardiſchen Städten kommt, dürftet Ihr vielleicht Manches erfahren haben, was für uns von Wichtigkeit iſt."

Hiemit wies er ſeinem Gaſt einen Sitz, und ſo bezwingend und einnehmend zugleich war ſein Weſen, daß ſich der deutſche Ritter ohne fernere Einſprache niederließ. „Was man doch bei uns für einfältige Begriffe von den Wälſchen hat," flüſterte er in ſeiner Mutterſprache unhörbar vor ſich hin, „noch nirgends habe ich ein ſo offenes Entgegenkommen gefunden. Aber das iſt ein prächtiger Menſch, dieſer Prior, der mir wohl im Stande zu ſein ſcheint, den Stuhl Petri, ſammt den ſieben Hügeln, auf welchen er ſteht, zu erſchüttern. So einen Blick, ſtell' ich mir vor, muß der Huß gehabt haben, als er vor dem Coſtnitzer Concil ſtand."

Er wurde von der Stimme Savonarola's unterbrochen, die melodiſch und feierlich in die Worte ſich ergoß: „Schon oft, meine Freunde, habt ihr, obgleich meine Geſinnung offen vor euch liegt, eine ausführlichere Denkweiſe von mir gefordert. Wohlan.

ich will ſie euch heute geben, damit euch für immer klar ſei, warum ich ſo denke und handle, wie ich thue. In mir iſt es zur feſten Ueberzeugung geworden, zu einer Ueberzeugung, die unter Mühſal und Kummer, Schweiß und Gebet, Nachtwachen und jahrelanger Betrachtung errungen wurde, zu einer Ueberzeugung, die keine Gewalt der Erde mir entreißen ſoll: daß Kirche und Staat einer Wiedergeburt entgegengehen, und dieſe Wiedergeburt ſich vollbringen müſſe, wenn die kranke Menſchheit geneſen ſoll. Vom Anfang der Welt an ſehen wir eine Reihenfolge göttlicher Gerichte, worin ſowohl Gottes Gerechtigkeit als Barmherzigkeit auf eine wunderbar herrliche Weiſe ſich kund gethan. Denn weder ward der Vater des menſchlichen Geſchlechts, wie er es durch ſeine Sünden verdient hatte, zur Hölle hinabgeſtoßen, noch auch von der Strafe freigeſprochen. Das Geſchlecht vor der Sündfluth wurde lange durch Gottes Langmuth getragen, bis alles Fleiſch ſeinen Weg verderbt hatte und Gott die Sündfluth über die Erde kommen ließ. Wiederholt bot Gott dem Pharao ſeine Gnade an, und erſt als deſſen Verſtockung den höchſten Grad erreicht hatte, öffnete er die Wellen des rothen Meeres, ihn und ſein Heer zu verſchlingen. Nicht anders wird es in unſerer Zeit gehen. Die ſich bekehren laſſen, werden die Gnade zur Buße empfangen, die aber hartnäckig widerſtreben, werden vor den Richterſtuhl der Gerechtigkeit kommen, denn auch jezt hat alles Fleiſch ſeinen Weg verderbt. Die Päpſte erlangen ihre Macht durch Liſt und Ränke und das Verbrechen der Simonie; ſind ſie dann auf den heiligen Stuhl gekommen, ſo geben ſie ſich Huren und Weichlingen hin oder ſind bemüht, Gold aufzuhäufen. Ihrem Beiſpiele ahmen die Cardinäle und Biſchöfe nach; es iſt keine Zucht, keine Ehrbarkeit unter ihnen, ja von Mehreren weiß man, daß ſie gar nicht an einen Gott glauben. Erſchlafft iſt die Zucht in den Klöſtern, und die, welche Gott mit heiligem Eifer dienen ſollten, ſind kalt oder lau worden. Und wie die kirchlichen, ſo auch die weltlichen Gewalthaber. Die Fürſten üben eine tyranniſche Macht aus, und doch haben ſie Handlanger in Menge, die ihnen zu Räuberei, zu Ehebruch, Kirchenſchänderei und Laſtern aller Art behülflich ſind. Wohin wir immer unſere Blicke wenden, begegnet uns nur Jammer, allüberall ſehen wir die Menſchheit in ſchweren Feſſeln ſich winden, und ſehen Sklaverei und Elend um und um. Die göttliche Lehre unſers Erlöſers iſt entwürdigt zur Magd der verwerflichſten menſchlichen Leidenſchaften, und der ſpärliche Troſt, den die entwürdigte Religion noch gewährt, wird von Rom ſtückweiſe um Geld verkauft. Mißachtet ſind alle Geſetze der Menſchlichkeit, aufgelöst alle Bande der Sitte, zerſchnitten alle Urkunden der Gerechtigkeit. Wenn aber ſo die Menſchheit der Auflöſung nahe iſt, dann rührt ſich in ihr mit verjüngender Zeugungskraft der Geiſt Gottes, wie es erwieſen wurde durch den Verlauf der Weltgeſchichte. Und ſehet, jetzo iſt wieder ſo ein Zeitpunkt der Wiedergeburt eingetreten. Schon haben Arnold von Brescia in Italien, Abällard in Frankreich, Wikliffe in England, Johannes Huß in Deutſchland ihre geſegneten Stimmen für eine ſolche Wiedergeburt erhoben, und Jeder, dem da Kraſt und Muth gegeben iſt, ſoll ſich aufmachen, um das glorreiche Werk dieſer gotttrunkenen Männer weiter zu führen. Sehet, ich bin ein ſchwaches Gefäß in der Hand des Herrn, aber ich fühle den Odem ſeines Geiſtes meine Bruſt heben, fühle mich berufen, ſeinen Streit zu kämpfen, und will es thun, ſo wahr mir Gott helfe!“

Er hielt inne und blickte begeiſtert im Kreiſe umher. Seine Zuhörer ſaßen regungslos, mit vorgeneigtem Kopfe, damit keine Sylbe der Rede ihren Ohren entgehe. Er fuhr fort:

„Ich bin kein Träumer, welcher da an die Möglichkeit glaubt, Menſchen und Verhältniſſe plötzlich umwandeln zu können. Langſam iſt der Weg, den die Vorſehung wandelt, und Frevel iſt es, ihren Beſchlüſſen vorgreifen zu wollen. Aber nicht minder iſt es Frevel, thatenlos die Hände in den Schooß zu legen, wenn ſie uns durch tauſend unverkennbare Winke zum Handeln aufruft. Darum will ich meine Lenden gürten, wie ein Mann, und vollbringen, was mir in meiner Sphäre der Geiſt zu vollbringen befiehlt. Er aber will, daß da Freiheit ſei, wo jezt nur Knechtſchaft, — Gerechtigkeit, wo jezt nur Willkür, — Frieden, wo jezt nur Fehde, — Wahrheit, wo jezt nur Lüge, — Licht, wo jezt nur Finſterniß, er will, daß die Völker ſich aufraffen aus dem Schlamme des Verderbens, daß ſie Kinder Gottes werden, ſtatt länger Sklaven der Diener Satan's zu bleiben!“

Abermals hielt er inne, ſetzte ſich und fuhr mit mehr gemäßigter Stimme fort: „Dieß iſt im Allgemeinen meine Anſicht über die Lage und das Bedürfniß der Menſchheit. Was nun unſer unglückliches Italien betrifft, ſo iſt es mir leider und unter großen Schmerzen zur Gewißheit geworden, daß es den Anſtoß zu einer Verbeſſerung ſeiner politiſchen Lage nicht ſelber zu geben vermag; denn erſtlich iſt es zerriſſen in tauſend Stücke, und zweitens iſt ſeine Bewohnerſchaft viel zu ſehr demoraliſirt, um ſich zu einem großen Entſchluß aufraffen zu können. Ein Volk, das in Dutzende von Gemeinweſen mit den buntſcheckigſten Regierungsweiſen getheilt und von ſeinen geiſtlichen und weltlichen Vergewaltigern nicht nur gänzlich unter das Joch der Sklaverei gebeugt, ſondern auch in den tiefſten Koth des Laſters getreten iſt, ein ſolches Volk wird nicht zum Genuß der Freiheit und Gerechtigkeit kommen, ohne daß es durch ein göttliches Strafgericht zur Erringung dieſes Genuſſes geſtählt wird. Denn indem der Herr die Völker züchtigt, kräftigt er ſie auch, und ſein Gericht iſt wie ein Gewitter, das da die Saaten zerſchlägt, aber zugleich die Luft reinigt von allem giftigen Brodem. Längſt ſchon ſagte ich es vorher: das Schwert des Herrn wird bald und ſchnell über die Erde kommen! aber man lachte meiner Prophezeihung. Nun aber ſteht ſie im Begriff, ſich zu verwirklichen, denn die Invaſion, womit der König von Frankreich Italien bedroht, iſt ſolch' eine göttliche Heimſuchung, und da ich euch ſo eben geſagt, wie viel Großes und Gutes eine ſolche Heimſuchung zu erzeugen vermag, ſo werdet ihr begreifen, warum ich für die Sache Carl's des Achten von Frankreich Partei genommen.“

Die anweſenden Florentiner ſchienen ſchon zum Voraus mit Savonarola einverſtanden geweſen zu ſein, mit Ausnahme Giuliamo's Salviati's. Dieſer ſtand jezt auf, näherte ſich dem Prior, drückte feurig deſſen Hand und ſagte: „Verzeiht mir, hochwürdigſter Freund, denn jezt ſehe ich ein, daß ich ſchweres Unrecht an Euch beging, indem ich Eure Sympathie für den franzöſiſchen König und deſſen Pläne mit ungünſtigen Augen anſah. Ich erkenne, daß Ihr auch hier, wie immer, das Beſte gedacht und gerathen, verſpreche, Eure Plane mit allen meinen Kräften zu fördern und bitte Euch, fortzufahren.“

Savonarola erwiderte den Händedruck Salviati's und nahm den Faden der Rede wieder auf: „Es wäre eine überflüſſige und zugleich eine beleidigende Sache, wollte ich euch, meine Freunde, mit einer Schilderung der florentiniſchen Angelegenheiten behelligen. Es genügt zu ſagen, daß Florenz aus einem herrlichen, weithin mächtigen Freiſtaat ein unbedeutendes, geknechtetes Fürſtenthum geworden durch die völlig rechtloſe Herrſchaft eines übermüthigen Geſchlechts.“

„Mögen ſie verflucht ſein, dieſe ſchleichenden Medici!“ warf Arigucci dazwiſchen und alle Anweſenden, ausgenommen der Prior und ſein deutſcher Gaſt, bekräftigten dieſen Fluch mit einem herzlichen „Amen.“

„Nein, meine Freunde,“ ſprach Savonarola weiter, nicht verfluchen laßt uns ſie, ſondern bekämpfen. Der Krieg, den Carl der Achte über Italien bringen wird, ſoll wie für die ganze Halbinſel, ſo zunächſt für Florenz die glücklichſten Reſultate haben. Die Franzoſen ſollen uns die Medici vertreiben. Denn wenn ihr Heer heranzieht, wenn die Drangſal des Krieges Stadt und Land drückt, dann wird ſich die gänzliche Unfähigkeit dieſes Pietro, der ſich jetzt Fürſt von Florenz nennt, ſo deutlich offenbaren, daß dem Volke die Augen aufgehen müſſen. Dann iſt unſere Stunde gekommen, dann erheben wir das Banner der Freiheit und iſt dieſe erſt wieder in den Mauern von Florenz heimiſch, ſoll ſie von hier aus ihre Siegesflüge gegen alle Tyrannen Italia's richten, und ihr, die Bürger von Florenz, werdet es ſein, denen es beſchieden iſt, dieſes Italien aus einem zerriſſenen, gefeſſelten und blutenden Trümmerhaufen zu einem einigen, großen und blühenden Freiſtaat zu machen. Und dann — "

"An den Moloch zu Rom!" rief der feurige **Dominico** da Pescia aus, heftig von ſeinem Sitze aufſpringend.

"Dann", ſchloß Savonarola, ſeinem Freund einen Blick zuſendend, welcher deſſen Heftigkeit bändigte, "dann iſt die Zeit gekommen, die arg geſchändete und verderbte Kirche Chriſti zu reformiren und durch dieſe Reformation die Erneuung und Wiedergeburt der Menſchheit zu bewerkſtelligen."

Er hatte dieſe Worte mit gerötheter Wange und der vollen Energie der Begeiſterung, welche ihm eigen, geſprochen. Nun erhob er ſich und fügte bei: „Ihr wißt nun, wie ich denke und was ich will, und ſo euch dieſes mein Denken und Wollen mißfällig iſt, ſo laßt mich eure Einwürfe hören.“

Alle ſchwiegen, aber ſie drängten ſich um den herrlichen Mann und gaben ihm durch jenes unnachahmlich ausdruckvolle Geberdenſpiel des Südens ihre völlige Beiſtimmung und Bereitwilligkeit zu erkennen.

Savonarola nahm den oben erwähnten Brief vom Tiſche und ſagte: „Unſer Freund Pietro Capponi, den Pietro de Medicis nach Lyon geſandt, um den König bei deſſen bevorſtehendem Zuge günſtig für Florenz zu ſtimmen, ſchreibt mir, daß der König höchſt aufgebracht über das ſchwankende Benehmen Pietro's ſei und in ſeinem Zorne alle Handelsagenten des Hauſes Medicis aus Lyon verjagt habe, während er gegen die übrigen florentiniſchen Kaufleute nichts Feindſeliges unternommen. Capponi arbeitete alſo nach meinem Rath mit günſtigem Erfolg darauf hin, den König gegen unſern Unterdrücker einzunehmen. Ferner ſchreibt Capponi, daß er bereits ſeine Päſſe erhalten und der König ſich anſchicke, nach Italien aufzubrechen. Demzufolge können ſich ſchon in den nächſten Tagen wichtige Dinge ereignen, und es gilt, wachſam und thätig zu ſein. Doch, die Mitternachtsſtunde iſt herangekommen und für heute genug geſprochen. Sobald Nachrichten eingehen, müſſen wir uns zur entſcheidenden Berathung verſammeln, und hiemit ſchlaft in Gott!"

Die Männer brachen auf, zu Nicolaus von Schomberg aber wandte ſich Savonarolo noch mit den Worten: „Vergeßt nicht, edler Herr, Eurem Neffen zu ſchreiben, daß er mir willkommen ſein wird, und bemüht Euch in den morgigen Nachmittagsſtunden nochmals zu mir, denn ich möchte Euch gar gerne über Euer Vaterland reden hören."

Der Freiherr verſprach freudig, der Einladung Folge zu leiſten und als er mit den Andern die Treppen hinabging, flüſterte er Soderini zu: „Welch' ein Mann! Wohl ſpricht er die Wahrheit, wenn er ſagte: er fühle den Odem des Geiſtes Gottes ſeine Bruſt heben."

Als ſeine Gäſte ihn verlaſſen, ſetzte ſich der Prior an ſein Schreibpult und verwachte den Reſt der Nacht unter Forſchung und Betrachtung.

IV.

Ich ſegle frei im Meer der Luſte;
Bis ich verſinke, bleib' ich flott;
Mich ſchreckt ſie nicht die Fabelküſte:
Ich glaub', wie du, an keinen Gott!

Lenau.

Sie iſt ſo ſchön, die ſchönſte der Jungfrauen.

Derſelbe.

Nicht leicht läßt ſich ein ſtärkerer Contraſt denken, als der zwiſchen der Zelle des Priors von San Marco und dem Prunkgemache im Palazzo Pitti, worin, vier Wochen nach der vorhin erzählten Beſprechung, zwei Männer an einen Marmortiſch auf ſeidene Polſter ſich hingelagert hatten.

Die Kämpfer der Freiheit wohnen in kahlen Zellen, die Unterdrücker der Völker in goldenen Gemächern.

Die Beiden — es waren Pietro de Medicis, dem die Mittelmäßigkeit und Charakterloſigkeit auf's Geſicht geſchrieben war, und Ceſare Borgia — hatten ſo eben ihren üppigen Mittagsſchmauß beendigt und die Diener waren hinausgegangen, nachdem ſie noch eine friſche Laſt funkelnder Weine in leuchtenden Cryſtallflaſchen aufgeſtellt hatten.

„Warum ſo trübſelig, Freund Pietro?“ nahm der Cardinal das Wort, ſeinen Goldpokal mit Cyprier füllend und das Getränk mit Eis kühlend, „ich mag es nicht leiden, daß man ein ſaures Geſicht ſchneidet, wenn Bachus ſeine Gaben kredenzt, der, beim geheiligten Nabel meines Vaters ſei's geſchworen! inbrünſtiger verehrt zu werden verdient, als der ganze chriſtliche Olympus zuſammengenommen.“

„Eminenz“, verſetzte Pietro grämlich, „ich glaube Grund genug zu haben, verdrießlich zu ſein.“

„Den Teufel auf die Eminenz!“ rief der Cardinal, „der verfluchte Titel kommt mir immer wie Spott vor, beſonders wenn ich meinen Bruder, den verhätſchelten Giovanni, Duca tituliren höre. Aber kommt Zeit, kommt Rath.“

Und bei dieſen Worten funkelten die Augen des

Sprechenden unheimlich und ein Blitz der Hölle zuckte über ſein Geſicht, denn er beneidete den Bruder um der weltlichen Ehren willen, die ihm der Papſt gegeben, und haßte ihn.

Als Pietro in ſeinem düſtern Schweigen verharrte, fuhr der Cardinal fort: „Ich kenne Dich kaum mehr, ſo unähnlich biſt Du jenem luſtigen Pietro geworden, mit welchem ich zu Rom und anderwärts vor noch nicht gar langer Zeit ſo manchen Schwank ausgeführt.“

„Sage Frevel,“ warf Pietro dazwiſchen, „und Du kommſt der Wahrheit näher!“

„Bah, nenn's, wie Dir's beliebt, mein Theurer; ſo viel iſt gewiß, daß wir uns dabei außerordentlich beluſtigten, und das iſt die Hauptſache. Denn ſieh, mein trauriger Freund,“ fuhr er fort, einen docirenden Ton annehmend, „wir, die Götter der Erde, wir, denen Gut und Blut des gemeinen Menſchenpacks zu Gebote ſteht, haben nur die eine große Pflicht, uns das Leben möglichſt angenehm und genüßlich zu machen. Und haben wir dann alle Wonnen dieſes Erdendaſein ſo recht con amore durchgenoſſen, ſo ſpedirt uns ein infallibles Gutachten des Statthalters Gottes, der gegenwärtig Alexander VI der Vierte heißt und die Ehre hat, mein Vater zu ſein, recta via in's Himmelreich hinein, wo es freilich nicht ſehr kurzweilig zugehen dürfte, wenn die elftauſend Jungfrauen Sanct Urſula's nicht einige Beluſtigung verſprächen!“

Sprach's lachenden Mundes und leerte ſeinen ſchäumenden Becher auf einen Zug.

„Mir kommt es faſt vor,“ bemerkte Pietro, „der Prior von San Marco habe ein Recht dazu, gegen das Verderbniß der Kirche zu eifern, wenn ich Cardinäle dergleichen Reden führen höre.“

„Aha, weht der Wind daher? Iſt denn wirklich Alles wahr, was man über dieſen Prior hört? Iſt er wirklich ein bedeutender Mann?“

„Jeder ſagt's, der ihn auch nur einmal hörte. Die Gewalt ſeiner Rede iſt außerordentlich, er beſitzt die Gabe der Prophezeihung und iſt eben ſo aufrichtig fromm als ſittenſtreng.“

„Narrheiten, der Prior iſt ein ehrſüchtiger Menſch, das iſt meine vollkommene Ueberzeugung nach Allem, was ich von ihm hörte.“

„Du irrſt, und wäre es auch, ſo habe ich dennoch von ihm Alles zu befürchten. Er haßt unſer Fürſtenthum und ſchon gilt ſein Wort in Florenz mehr, als das meinige.“

„Ein geſcheidter Burſche ohne Zweifel,“ entgegnete der Cardinal und begleitete ſeine Rede mit einem Blick, welcher zu ſagen ſchien: Dir gegenüber, Freund Pietro, bedarf man eben keines Uebermaaßes von Klugheit, um ſich geltend zu machen, — „aber laſſ' Dir darum keine grauen Haare wachſen. Wir wiſſen in Rom mit ſolchen Menſchen umzuſpringen, und ſezt er ſein Gerede gegen uns fort, ſo werden wir ihm auf die eine oder andere Art den Mund ſtopfen.“

„Ich möchte euch doch nicht rathen, Etwas gegen ihn zu unternehmen, denn ſein Anhang iſt groß und eifrig.“

„Bah, man braucht nicht gleich an Gift und Dolch zu denken, welches freilich ſehr tüchtige Werkzeuge in der Hand tüchtiger Leute ſind; nein, wir wiſſen unſere Feinde zu unſern beſten Freunden zu machen. Dieſer Savonarola iſt ehrgeizig, das iſt klar, er ſehnt ſich aus ſeiner Zelle heraus und etwa in den Cardinalpurpur hinein. Deßwegen will er ſich wichtig machen, indem er ſich populär macht. Werde mit meinem lieben Väterlein die Sache beſprechen, und wenn er uns oder unſere Freunde im Ernſte moleſtiren ſollte, werfen wir ihm den rothen Hut hin, und Du ſollſt ſehen, wie er dann eben ſo eifrig für uns, wie jezt gegen uns, in die Schranken tritt. Solche anfängliche Volksfreunde geben die tüchtigſten Volksfeinde ab.“

„Mag ſein, aber ich zweifle, ob euch ein ſolches Experiment mit dieſem Manne gelingen wird. das aber kann ich ganz und gar nicht bezweifeln, daß Florenz größtentheils für ihn und beinahe ganz gegen mich iſt.“

„Beruhige Dich, wir wollen der Sache eben durch Savonarola eine andere Wendung geben. Drum fülle deinen Becher und trinke mit mir auf das Wohl eines der ſchönſten Kinder, die ich je erblickte. Welch' eine Geſtalt! Ich ſah ſie zufällig neulich bei meinem Hieherkommen. aber die kleine Hexe entwiſchte mir, und weil mein getreuer und unbezahlbar gewandter Michelotto erſt heute hieherkam, habe ich ſie noch nicht erſpähen laſſen können.“

Pietro's ſchlechter Humor blieb aber taub für die Aufforderung, und den Pokal, welchen ihm der Cardinal gefüllt hatte, zurückſchiebend, ſagte er: „Wollte, ich könnte das Leben ſo leicht nehmen, wie Du, aber meine Lage iſt auch nicht darnach. Denke ich dieſer Franzoſen und dieſes Mailänder Moro's, den Gott verdammen möge, ſo widerſteht mir der Wein. Und von Tag zu Tag kommen ſchlimmere Nachrichten an, während hier die Erbitterung gegen mein Regiment ebenfalls von Tag zu Tag wächst, ſo daß ich mir nicht zu rathen und zu helfen weiß.“

Hiemit ſprang er auf und ſtürmte wüthend im Gemache hin und her.

Der Cardinal ſchleuderte ihm einen höhniſchen Blick nach, dann aber nahmen ſeine Züge, welche bisher den ſchlaffen Ausdruck ausgelernter Wollüſtelei getragen, plötzlich einen ernſten, ſcharfſinnigen Ausdruck an, denn Ceſare Borgia war durchaus kein bloßer Roué, ſondern ein Mann vom ausſchweifendſten Ehrgeiz, der ſich von Jugend an mit großen Planen trug, zu deren Ausführung ihm eine nicht minder große geiſtige Begabung als Gewiſſenloſigkeit zu Gebote ſtanden, eine Gewiſſenloſigkeit, die vor

Nichts zurückſchreckte, wenn Etwas zu erreichen war, die ſchon frühzeitig mit Gift und Dolch ſpielend agirte und keinen Gott kannte, als die eigene nimmerſatte Leidenſchaft. Er hatte ſeine Seele bereits mit jedem Laſter beſchmutzt, mit jedem Verbrechen belaſtet, aber ſie erlag nicht unter dieſer Laſt, denn Ceſare Borgia kannte keine Reue, und wenn er ſich einerſeits aus Neigung allen ſinnlichen Genüſſen hingab, ſo benützte er doch andererſeits auch die Rolle eines raffinirten Wüſtlings, um hinter ihr ſeine herrſchſüchtigen Abſichten zu verbergen, bis ſie zur Vollſtreckung reif geworden. Es liefen aber dieſe ſeine Abſichten auf nichts Geringeres hinaus, als ſich mit Hülfe ſeines päpſtlichen Vaters eine weitausgedehnte politiſche Macht in Italien zu gründen oder wohl gar die Krone des geſammten Italiens ſich auf's Haupt zu ſetzen, ein Plan, der, wenn man die Geiſtes- und Sinnesart des Cardinals, die damaligen Zuſtände der Halbinſel, die Macht, welche dem päpſtlichen Stuhle immer noch zuſtand, bedenkt, keineswegs ſo abenteuerlich war, wie er auf den erſten Anblick erſcheinen möchte.

Einem Manne, der ſich mit derartigen Projekten trug, mußten natürlich alle politiſchen Ereigniſſe von Bedeutung ſein. Die hingeworfene Aeußerung Pietro's in Beziehung auf die Franzoſen genügte, den Cardinal ernſt zu ſtimmen, und ſein Ton klang nicht mehr frivol, als er jezt ſagte: „Faſſe Dich, mein fürſtlicher Freund, und laſſ' uns ruhig über dieſe Geſchichten ſprechen.“

Pietro warf ſich wieder auf ſeinen Sitz und ſagte: „Du weißſt, daß ich mich noch einmal herabließ, Geſandte an dieſen franzöſiſchen Hochmuthsnarren abzuſenden, um für Florenz in der neapolitaniſchen Angelegenheit Neutralität zu erwirken. Ich ſtellte Pietro Capponi an die Spitze dieſer Geſandtſchaft, weil ich mir von deſſen Klugheit und beredter Zunge Etwas verſprechen durfte.“ —

„Iſt dieſer Capponi Dein Freund?“ frug der Cardinal, welcher ſehr wohl wußte, daß dieſes nicht der Fall, in deſſen gegenwärtiger Rolle es aber ein für allemal lag, ſich in Bezug auf Politik gänzlich harmlos und unwiſſend zu ſtellen.

„Das eben nicht,“ lautete die ſtotternde Antwort, „aber er iſt einer unſerer reichſten Handelsherren und ſo durfte ich annehmen, er werde um ſeines eigenen Intereſſe's willen alles Mögliche thun, dieſe bettelhaften und räuberiſchen Franzoſen von uns abzuhalten. Statt deſſen ſchlug ſeine Miſſion gänzlich fehl und der König hat alle Agenten meines Hauſes aus Lyon verjagt. Capponi kam zurück mit der Meldung, Carl ſei mit ihm zugleich nach Italien aufgebrochen. Vorigen Monat ging er mit ſeinem Heere über die Apenninen, um in Aſti die Huldigungen des verfluchten Ränkeſchmieds, des Ludovico Sforza, und des Herzogs von Ferrara in Empfang zu nehmen. Man ſagt, der König habe ſich daſelbſt in allen Genüſſen ſo ſehr übernommen, daß er auf's Siechenbett ſank und mehrere Wochen darauf liegen bleiben mußte.«

»Ja, ja,« warf der Cardinal ein, in ſeinen frivolen Ton zurückfallend, »Seine allerchriſtlichſte Majeſtät verſteht eben das Schwelgen in unſerem geſegneten Lande noch nicht.«

»Sie könnte,« verſetzte der über ſeines Geſellſchafters ſcheinbaren Leichtſinn ärgerliche Pietro, »dieſe Wiſſenſchaft bei Seiner allerchriſtlichſten Eminenz, dem Cardinal Borgia, ganz gewiß aus dem Fundament erlernen.«

„Sans doute, mon cher Pierre,“ meinte der Cardinal lachend, „und du ſiehſt, ich habe mich zu dieſem Zwecke ſchon im Franzöſiſchen geübt. Aber fahre fort, ich bitte dich.“

„Nun, als ſich der König von den Folgen ſeiner Ausſchweifungen in Aſti wieder erholt hatte, brach er nach Pavia auf, wo ſich ihm die Gemahlin des armen Giovanni Galeazzo, dem der verdammte Moro Mailand geſtohlen und dafür Gift beigebracht hat, weinend zu Füßen warf und ihn anflehte, die Rechte ihres Gemahls in Schutz zu nehmen. Carl ſoll ſehr gerührt worden ſein, aber der Moro wußte ſeine Einmiſchung zu hintertreiben.“

„Ja, das iſt ein ſchlauer Fuchs,“ bemerkte Borgia, „den zu überliſten ein ganz anderer Mann kommen muß, als dieſer eitle Franzoſe mir zu ſein ſcheint.“

„In Piacenza angekommen,“ erzählte Pietro weiter, „vernahm der König die Kunde von Galeazzo's Tod. Der Moro hat in Folge des Auftritts zu Pavia ſeinen Neffen ganz ſicherlich ſo geſchwind als möglich aus der Welt ſpedirt. In Piacenza empfing der König meine verrätheriſchen Vettern, Lorenzo und Giovanni — die Peſt auf ſie! — und dieſe ſollen ihm geradezu erklärt haben, das florentiniſche Volk ſei ebenſo entſchieden für ihn, wie gegen mich. 'S iſt zum Raſendwerden, beſonders weil das Kriegsglück dieſen aufgeblaſenen Gecken ſo ſchandbar begünſtigt; der Verſuch des tapfern Prinzen Federigo von Neapel, Genua zu überrumpeln, um die Franzoſen im Rücken zu faſſen, iſt fehlgeſchlagen, und Ferdinand, der Herzog von Calabrien, welcher in eurer Romagna ſtand, hat ſich vor Carl's General d'Aubigny, welcher der eingefleiſchte Teufel ſein ſoll, eiligſt zurückgezogen."

Der Cardinal wußte das Alles ſchon, aber er hörte mit ſcheinbar großer Aufmerkſamkeit zu, denn es lag ihm daran, den ſchwachköpfigen Pietro möglichſt für ſich einzunehmen, um ſich deſſelben ſpäter in dieſer oder jener Weiſe zur Förderung ſeiner eigenen Abſichten zu gebrauchen.

„Und jezt?" fragte er dann.

„Als die Nachricht kam, daß Carl gegen das florentiniſche Gebiet heranrücke, wußte ich nichts Beſſeres zu thun, als einen verſchlagenen Mann in's franzöſiſche Lager zu ſenden, damit er mir das Thun und Laſſen des Feindes und die Geſinnung des Königs genau erkunde.“

„Und wer iſt dieſer Kundſchafter?“

„Ceccone, ein hieſiger Notarius.“

„Aha, ich kenne den Burſchen, er hat mir früher hier einmal in einer ſchwierigen Sache äußerſt pfiffig gedient. Du haſt deinen Spion gut gewählt. Doch horch, was bedeutet dieſer raſende Hufſchlag?“

„Gewiß wieder eine Hiobspoſt, dieſe Zeit her habe ich nie eine andere empfangen.“

Kaum hatte der Fürſt dieſe ſchlimme Ahnung ausgeſprochen, als ein Edelknabe mit der Meldung eintrat, der Notarius Ceccone ſei eben von ſeiner Sendung zurückgekommen und wünſche eine Audienz.

„Endlich, endlich,“ unterbrach Pietro die ceremoniöſe Meldung, „er hat lange auf ſich warten laſſen; augenblicklich komm' er!“

Der Page verſchwand, ließ einige Minuten nachher den Angemeldeten in das Gemach eintreten und ſchloß die Thüre hinter ihm.

Wenn je die Natur auf das Geſicht eines Schurken die Warnung: „Wahre dich!“ gezeichnet hat, ſo that ſie es bei Ceccone, welcher mit ſeinem unförmlich großen Kopfe, ſeiner ſchmutzig weißlichen Phyſiognomie, auf welcher tauſend Schlangenlinien der Liſt und Leidenſchaft ſich durch einander ringelten, ſeiner verbogenen und verdrehten Geſtalt, am linken ſeiner krummen Beine hinkend, aus dem rechten ſeiner katzengrünen Augen ſchielend, füglich die incarnirte Schufterei darſtellen konnte.

Mit kriechenden Verbeugungen ging er auf den Mediceer zu, der ihm ungeduldig zurief: „Heraus mit Deinen Neuigkeiten!“

„Altezza wollen verzeihen,“ verſetzte der Notar mit einer heiſern Stimme, der er vergebens einen ſüßlichen Anſtrich zu geben bemüht war, „daß ich ſo, wie ich vom Pferde abgeſtiegen, beſtaubt und beſchmuzt, vor Eurem fürſtlichen —“

„Die Peſt auf Deine Entſchuldigungen, zur Sache, zur Sache!“

„Aber, Altezza“ — flüſterte Ceccone, auf den Cardinal hinſchielend.

„Bah“, nahm dieſer das Wort, „bin ein alter Freund des Fürſten und auch Deiner, laß' Dich alſo durch meine Gegenwart nicht ſtören.“

„Nun denn, gnädigſter Herr, ich entledigte mich meines Auftrags mit allem Eifer, und bin untröſtlich, daß er kein beſſeres Reſultat geliefert.“

„Zum Teufel mit Deinen Redensarten, ſoll ich Dich ſprechen machen, Schurke?“

Ceccone beugte ſich bis auf den Boden nieder und fuhr dann raſcher fort: „Ich traf das franzöſiſche Heer bereits auf florentiniſchem Boden und begab mich dreiſt in's Lager, die Rolle eines Malcontenten ſpielend. Ich neſtelte mich an Jedermann, konnte aber immer nur das Nämliche erfahren, daß nämlich dieſe Franzmänner das übermüthigſte Volk auf dem Erdboden ſind, und daß ihr König, Eure Altezza wolle darob Eurem unterthänigſten Knecht nicht zürnen, gegen Eure durchlauchtigſte Altezza erſchrecklich eingenommen iſt und entſchloſſen, ohne Verzug ſein Kriegsvolk hieher zu führen.“

„Mögen ihn dafür alle Teufel der fünfundzwanzig Höllenkreiſe reiten!“ ſchrie Pietro wüthend, und der Cardinal barg ſeinen hohnlächelnden Mund im Becher.

„Amen, Amen!“ fügte Ceccone demüthig hinzu.

„Und Fivizano?“ frug der Fürſt, „das ſtarke, feſte Fivizano?“

„Ach,“ gab Ceccone zur Antwort, „das iſt das

Schlimmſte. Die Feſtung iſt über, die Franzoſen und ihre Schweizer Soldknechte haben ſie mit ſtürmender Hand erobert und die ganze Beſatzung bis auf den lezten Mann, ſammt vielen Einwohnern der Stadt, über die Klinge ſpringen laſſen.«

Der Fürſt ward todtenblaß und taumelte auf einen Seſſel und ſogar der Cardinal erſchrack; denn obgleich Italien damals voller Greuel war, ſo war man doch, mit den Worten des Geſchichtſchreibers Guicciardini zu reden, gewohnt, den Krieg mehr als ein ſchönes Schauſpiel voller Pomp, nicht aber als eine Sache von ſo blutigem Ernſt anzuſehen.

Der Fürſt ſtand wieder auf, aber ſeine Wuth war verflogen und hatte der Furcht Platz gemacht. »Ceccone,« ſagte er, »lieber Freund, hab' Dank für Deinen Eifer und komm' morgen, um Deine Belohnung abzuholen und mir ferner nützlich zu ſein. Jezt geh' und ſag' meinen Leuten, ſie ſollen mir auf der Stelle Herren Guid Antonio Veſpucci und Giovanni Manetti herbeirufen. Schnell, ſchnell, wir müſſen eilen, Maßregeln zu berathen.«

Ceccone entfernte ſich und auch der Cardinal brach auf.

„Willſt Du nicht unſerer Berathung anwohnen, verehrter Freund?“ frug ihn der Fürſt.

„Nein,“ verſezte Borgia, „ich will meine Zeit nicht mit eurem politiſchen Wiſchiwaſchi verlieren. Indeſſen darfſt Du verſichert ſein, daß ich in Rom, wohin ich dieſer Tage zurückkehren will, als Dein Freund handeln werde. Vor meiner Abreiſe ſehe ich Dich jedenfalls noch.“

Hiemit ging er und ließ den Fürſten mit ſeiner Angſt vor dem drohenden Sturme allein, den er weder zu beſchwören, noch zu beſtehen die Kraft beſaß. Draußen im Vorgemache traf er auf den Notar, der ſich ſo eben des Auftrags Pietro's entledigt und den Augenwink des Cardinals, daß er ihn zu ſprechen habe, vorhin nicht überſehen hatte. Sie gingen mit einander die Treppen hinunter und der Cardinal entließ das ſeiner vor dem Palaſtthor harrende Gefolge, indem er nur Einen deſſelben zurückbehielt, einen athletiſch gebauten, finſterblickenden Mann mit ſpaniſchem Geſichtsſchnitt, den er zu ſich herrief, um ihn leiſe zu fragen: „Nun, Michelotto, iſt das Wild aufgeſpürt?“

„Leider nein,“ verſezte Michelotto, der ſeines

Herrn vollkommen würdige Diener, „ich habe mir, wie Eure Eminenz wohl glauben wird, alle mögliche Mühe gegeben, aber in dieſem Florenz wimmelt es von ſchönen Kindern — “

„Maledetto!“ unterbrach ihn der Cardinal, den Boden ſtampfend, „hätte ich Dich doch bei meinem Hieherkommen bei mir gehabt. Ich wollte ihr Geſicht aus allen Weibern Italiens herausfinden, wenn ſie auf einem Haufen verſammelt wären.“

„Ei,“ meinte Michelotto, „das dürfte Eure Eminenz Eurem Getreuen ebenfalls zutrauen, hätte er auch nur die Spitze der Naſe des Jüngferchens einmal geſehen.“

Sie waren mittlerweile auf die Piazza de Pitti herausgetreten, und Ceccone, der unterthänigſt hinter dem Cardinal herſchlich, hatte die lezte Aeußerung Michelotto's vernommen. Inſtinktmäßig, wie der Spürhund die Fährte des Wildes, witterte er Böſes, und ſogleich ſchob er ſich vor, zog die Mütze und ſagte: „Eminenz, dürfte Euer gehorſamſter Sklave — “

„Halt, ſtill!“ ſchnitt die Eminenz die devote Rede des Notars entzwei und ſchritt haſtig vorwärts, „was iſt da drüben an der Ecke des großen Hauſes?“

Der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit war ein weibliches Weſen, das, an einer Hausecke ſtehend und ein flaches, offenes Körbchen, welches mit zierlich gebundenen Blumenſträußen gefüllt war, vor ſich haltend, die Vorübergehenden mit außerordentlich ſanfter Stimme einlud: „Kauft Blumen, friſche Spätblumen, ſo ſchön und duftig, wie ſie kaum im Frühling blühen!“

Der Zauber ihrer Stimme ging nicht verloren, denn ſtets drängten ſich Käufer um die ſchöne Blumenhändlerin, denn ſchön war ſie anzuſchauen, wie ein Lenztag, der ſtrahlend über die blühende Erde aufgeht. Ihr Haar fiel in ſüdlicher Schwärze, Seidenweichheit und Fülle zu beiden Seiten eines Antlitzes herab, dem tiefdunkle Augen italiſches Feuer, durchſichtige Weiße der klaren Stirne und der zarten Wangen aber ein nordiſches Colorit gaben. Doch genug dieſer unzureichenden Beſchreibung; denkt euch deutſche Anmuth und florentiniſche Gluth allüberall in einer weiblichen Geſtalt mittlerer Größe, aber voller Grazie und Harmonie, vereinigt, und ihr habt das ſchöne Blumenmädchen vor euch.

„So wahr ich ein Mann bin,“ rief der Cardinal aus, der mit ſeinen Begleitern herangekommen war, „das iſt ſie!“

Das Mädchen ſchreckte empor, erhob ihr ſinniges und liebliches Antlitz, und kaum hatte ſie den Cardinal erſpäht, als ſie, wie unlängſt am Dom, fliegenden Fußes in die Straße hineinwiſchte, welche von der Piazza de Pitti gegen die Piazza San Spirito hinläuft. Der Cardinal eilte ihr nach, aber die Verfolgte verſchwand hinter den Reihen einer Prozeſſion, welche ſo eben von San Spirito heraufkam und die ganze Breite der Straße einnahm. Der Cardinal mußte demzufolge die Verfolgung aufgeben. Mit den Zähnen knirſchend kehrte er zu ſeinen Begleitern zurück.

„Eminenz,“ ſagte Michelotto, „ich ſah jezt das Dirnlein und werde ſie wohl zu finden wiſſen.“ Ceccone aber, ein unterthäniges Grinſen auf den Lippen, wandte ſich an den erbosten Cardinal mit den Worten: „Wollen Eure Eminenz Ihrem allertreuge — “

„Den Tod auf Dein Geſalbader!“ zürnte Borgia, „kennſt Du das Mädchen?“

„Eurer Eminenz zu dienen, wer wird Flora Taddei, das ſchönſte Mädchen von Florenz, nicht kennen?“

„Was weißt Du von ihr?“ frug der Cardinal, ſchnell beſänftigt.

„Ihr Vater, Federigo Taddei, war vor Zeiten ein reicher Mann, ſtrebte aber zu hoch und fiel deßhalb etwas tief, d. h. er büßte den größten Theil ſeines Vermögens ein, weil er ſich mehr um Politica bekümmerte, als um ſeine ſtattliche Goldſchmiedsbude auf dem Ponte Vecchio. Als junger Burſch war er in die Welt hinausgezogen und hatte aus einer deutſchen Reichsſtadt, deren barbariſchen Namen ich vergeſſen, ein hübſches Weib mitgebracht, welches ihm aber nur ein einziges Kind, eben die ſchöne Flora, gebar. Als dieſe etwa dreizehn Jahr alt war, ſtarb ihr Vater, und ſeine Wittwe wurde in einen Prozeß verwickelt mit einem entfernten Verwandten, welcher Anſprüche auf die Hinterlaſſenſchaft des Signore Taddei machte. Der Verwandte — ich war ſein Anwalt — gewann den Prozeß, und ſo ſah ſich die Signora Taddei der Armuth preisgegeben, hätte aber wohl davor ſein können, wenn ſie gewollt hätte, denn ich hätte mich ihrer angenommen, aber —"

"Was willſt Du damit ſagen, Du Schuft?" unterbrach ihn der Cardinal.

"Nichts, gar Nichts," verſezte der Notar mit boshaftem Grinſen, "außer, daß ich gewohnt bin, die Leute zu behandeln, wie ſie mich behandeln. Hätten die Signora Taddei und ihr hochmüthiges Töchterlein erkennen wollen, daß ich ihr Freund bin, ſo wäre es anders gegangen!"

"Du haſt alſo die Wittwe um ihre Habe geprellt?"

"Behüte, behüte, es war ein ganz ehrlicher Handel; nur hielt ich an meinem Grundſatz feſt: wie Du mir, ſo ich Dir! und ſo," ſchloß Ceccone mit einem boshaften Gelächter, "iſt es denn gekommen, daß die Signora Taddei etwa zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes in Armuth verſtarb, und ihre Tochter als Blumenhändlerin ihr Brod erwerben muß."

"Hat ſie Verwandte?"

"Nein, ſie iſt ganz allein, aber," fügte er grinſend bei, "wenn ich mich nicht täuſche, ſteht ſie ja im Begriff, einen hohen, gnädigen und mächtigen Beſchützer ſich zu — "

„Still, Du Beſtie!“ brummte der Cardinal.

Fuhr es ihm wohl durch den Kopf, daß es ein himmelſchreiender Frevel ſei, die arme Waiſe zu verfolgen? Ach nein, denn im nächſten Augenblicke wandte er ſich wieder zu dem Notar mit den Worten: „Komm' mit nach meiner Behauſung, dem Palazzo Medicis, damit wir weiter über dieſe Flora ſprechen; beim geheiligten Bauch des Papſtes, ſie verdient ihren Namen und ſoll nicht umſonſt blühen, ſo wahr ich ein Mann bin!“

V.

Die Alpen hab' ich uberklommen
Zu Lieb' den blauen Lüften nicht;
Mich trieb's zu hören dieſen Frommen.
Lenau.

Den leichten Schwarm der Sorgenmücken
Erſauft der Wein. — —
Mehr iſt der Fluch der Seele werth,
Als fur die Fauſt ein ſcharfes Schwert.
Derſelbe.

„Gott ſegne Deinen Ausgang, mein Sohn, mein theures, mein einziges Kind, und ſeine Gnade führe Dich geſund und wacker, wie Du es jezt verläſſeſt, zurück unter Dein väterlich Dach!“

So hatte vor zwei Jahren die Ehefrau des reichen und angeſehenen Rathsherrn der Reichsſtadt Ulm, Herrn Walter Uhland's, geſprochen, als ſie ihre Mutterarme um den Nacken ihres zur Reiſe gegürteten Sohnes ſchlang und ſein Angeſicht mit ihren Thränen benezte.

Der Vater aber, ein ſtattlicher Mann, viel erfahren, geſinnungstüchtig und charaktervoll, ergriff die Hand des Scheidenden und ſagte: „Ich will Dir nicht lange vorpredigen, Heinz, denn ich glaube Deinem Wiſſen, Deiner Umſicht und Deinem Muth vertrauen zu dürfen. Ziehe denn hin, um Deinen Wiſſensdurſt zu befriedigen, aber laſſ' mir Dein Herz nicht hinter den Büchern vertrocknen, ſondern bedenke, daß das Leben ſelbſt der tüchtigſte Lehrmeiſter iſt. Und wenn auf der andern Seite die Verſuchungen des wälſchen Landes Dich zu umgarnen drohen, ſo denke daran, daß Du eine Mutter daheim haſt, deren Luſt und Troſt, und einen Vater, deſſen Stolz Du biſt!“

„Ich will es nie, nie vergeſſen!“ rief Heinrich aus und gab ſeinen Eltern unter ſtrömenden Thränen den Abſchiedskuß. Eine halbe Stunde ſpäter hielt er ſein Roß auf jener Anhöhe an, über welche heutzutage die Straße von Ulm gegen Biberach am Zuſammenfluß der Donau und Iller hinwegführt. Dort ſchaute er noch einmal auf die Vaterſtadt zurück, deren grandioſer Münſterthurm ſo ernſt aus dem Herbſtnebelſchleier hervorragte, und wiederholte ſein

Gelübde, der Liebe ſeiner Mutter und des Stolzes ſeines Vaters ſtets würdig zu bleiben. Dann bewältigte er ſeine weiche Stimmung, warf ſein Roß herum und ſprengte mit all' dem friſchen Lebensmuth eines geiſtig und körperlich geſunden Jünglings von kaum zwanzig Jahren, der zum erſtenmal den Wundern und Täuſchungen der Fremde entgegengeht, ein feuriges Pferd zwiſchen den Schenkeln und eine wohlgefüllte Börſe im Mantelſack hat, und einen treuergebenen Diener hinter ſich her trottiren hört, — in die freie Gotteswelt hinaus.

Heinrich Uhland war ein prächtiger Junge, aber kein Ideal, ſondern ein Menſch von Fleiſch und Blut. Er war in vortrefflichen Grundſätzen erzogen worden, denn er hatte das Glück, eine verſtändig liebende Mutter zu beſitzen und einen Vater von eben ſo heller Einſicht, als energiſcher Thatkraft. Jener verdankte der Jüngling die Entwicklung ſeiner reichen gemüthlichen Eigenſchaften, dieſer wußte ihm ſchon frühe jenen freien Mannesmuth einzupflanzen, welcher uns in dieſer Welt voller Kriecherei und Heuchelei ſo wohlthuend, aber freilich ſelten genug, entgegentritt. Denn es war der alte Uhland eine jener Kraftnaturen, denen das deutſche Bürgerthum, gegenüber fürſtlicher Gewaltluſt und adeliger Brutalität, in jenen Zeiten ſeinen ſelbſtändigen Aufſchwung verdankte. Stelle Dich feſt auf Deine eigenen Füße, ſo wirſt Du am ſicherſten ſtehen! das war eine Lieblingsmaxime des ehrenfeſten Bürgers, die er ſeinem Sohne oft genug wiederholte. Er ſelbſt hatte ſein Lebenlang daran feſtgehalten und es damit ſo weit gebracht, als er unter ſeinen Verhältniſſen bringen konnte und zu bringen wünſchte, denn ſein Name hatte in der inländiſchen und fremden Handelswelt gar guten Klang, er beſaß große Landgüter und ſchöne Häuſer in der Stadt, und ſeine Anſichten lenkten das Regiment von Ulm und lenkten es zum Beſten. Daneben wurde er von ſeiner Hausfrau noch immer abgöttiſch geliebt und verdiente dieſe Neigung, war der treueſte Freund und verſchloß keinem Hülfsbedürftigen ſeine Thüre. Um ſein höchſtes Lebensglück aber hätte ihn faſt ſein bürgerlicher Stolz gebracht. Er war nämlich als Jüngling mit Nicolaus von Schomberg, und durch dieſen mit deſſen Schweſter Gertrude bekannt geworden, hatte des Erſtern Freundſchaft und der

Leztern Liebe erworben. Aber der Adelſtolz der Familie ſträubte ſich gegen eine Verbindung des Fräuleins mit dem Ulmer Kaufmann. Da aber dieſer der Zuneigung Gertruds gewiß war, machte er ſich Nichts aus dem Naſerümpfen einfältiger adliger Vettern und Muhmen, machte ſich eines Tags nach Schomberg auf und trat mit den Worten zu ſeinem Freunde ein: „Hör', Nicolaus, Du biſt der Vormund Deiner Schweſter und ich komme daher zu Dir, Dich um ihre Hand zu bitten.“

Nun war Nicolaus zwar Uhland's Freund, allein es war etwas Unerhörtes, daß eine Schomberg einen Bürgerlichen heirathete, und der adelige Kitzel ſtach den Freiherrn, daß er erwiderte: „Aber bedenke, werther Freund, wir ſind eine Familie von ein paar Dutzend Ahnen, und du biſt — “

„Ein ſimpler Bürgersmann,“ unterbrach ihn der Freier heftig, „vermähle alſo Deine Schweſter in Gottesnamen mit Eurem verſchimmelten Stammbaum, und was mich betrifft, ſo ſoll Euch meine Freierei nicht mehr beläſtigen.“

Sprach's und ging und hätte ſeinen Entſchluß gehalten, wäre ihm auch das Herz darüber zerſprungen, denn er war ein leidenſchaftlich Blut in ſeiner Jugend und liebte Gertrude ſehr. Zum Glück für dieſe und ihn beſann ſich Nicolaus bald eines Beſſern und fuhr wenige Tage darauf mit ſeiner Schweſter gen Ulm, legte ſie dem Freunde in die Arme und ſagte: „Da nimm ſie, Du Trotzkopf, und mach' ſie glücklich!“ Und er machte ſie glücklich.

Zwei Jahre darauf gebar ſie ihm Heinrich, der, obgleich das einzige Kind des Paares bleibend, dennoch nicht das gewöhnliche Schickſal einziger Kinder hatte: verzärtelt zu werden. „Bei'm Wappen Ulms!“ hatte Herr Walter ausgerufen, als ihm die Wehemutter den Knaben zuerſt in die Arme legte, „bei'm Wappen Ulm's, das iſt ein ſtattlicher Burſche, und ſoll, will's Gott, einſt auch ein ſtattlicher Mann werden.“ Verzärtelung macht aber weder in körperlicher noch geiſtiger Hinſicht ſtattliche Männer, das wußte Herr Walter nicht nur ſehr gut, ſondern richtete auch die Erziehung Heinrich's ſtreng dieſem Wiſſen gemäß ein, und ſo war dieſer ſchon als Knabe ein tüchtiger Ringer, ein kühner Reiter, ein unermüdlicher Schwimmer, und wußte als angehender Jüngling nicht minder gut mit den Waffen, wie mit den

Menſchen und Büchern umzugehen. Dabei war er heiter, liebherzig, fromm und unverdroſſen zu jeder Arbeit, denn ſein Vater hatte ihm frühzeitig genug praktiſch zur Erkenntniß der Wahrheit verholfen: Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen. So wuchs er heran zur Freude ſeiner Eltern, und der Vater hatte nur Etwas an ihm zu tadeln, was freilich der Mutter im Stillen zum Entzücken gereichte, nämlich das, was er ſeines Sohnes phantaſtiſches Gemüth nannte, welches ſich leicht zur Begeiſterung entzündete, ja bis zur Schwärmerei fortreißen ließ. „Junge“, pflegte Herr Walter zu ſagen, „Du wirſt Dir noch ſchweres Herzeleid bereiten, ſo Du Deine närriſche Einbildungskraft nicht zügelſt, welche Dich den Eindrücken des Augenblicks, und wären es auch ſtets und immer nur gute, zum Spielballe hingibt. Ich verabſcheue zwar eine ewig gleichmäßige Fiſchnatur, aber ein Temperament, welches Feuer fängt wie trockenes Stroh, iſt mir nicht minder zuwider.“ Heinrich merkte ſich das, aber was konnte er dafür, daß alles Große und Schöne in ſeiner Bruſt einen lauten Widerhall fand? Mit Eifer gab er ſich dem Studium des Alterthums hin, welches damals, wie früher ſchon in Italien, ſo auch jezt in Deutſchland durch Männer wie Rudolf Agricola, Conrad Celtes und Johannes Reuchlin eine ſo glänzende und ſegensreiche Wiedererweckung erfuhr. Er hatte das Glück, von einem Studiengenoſſen Reuchlins unterrichtet zu werden, und, o wie erhoben ihn die Geſchichtſchreiber Roms, wie begeiſterten ihn die Dichter Griechenlands! Aber Herr Walter wollte keinen abſtrakten Gelehrten aus ſeinem Sohn machen, ſondern einen Mann des Raths und der That, der einſt in ſeiner Vaterſtadt oder in größern politiſchen Verhältniſſen eine nützliche und ehrenvolle Rolle ſpielen ſollte, und Heinrich ging hierauf um ſo bereitwilliger ein, da er, ungeachtet ſeiner feurigen Liebe für die Wiſſenſchaft, durchaus keine Bücherwurmnatur hatte. Er wandte ſich demnach zu praktiſchen Studien, und ſein bisheriger Lehrer machte ihn darauf aufmerkſam, wie vortheilhaft es für die Erreichung einer allſeitigen Bildung wäre, wenn er ginge, fremde Länder und Menſchen zu ſehen, und beſonders auf italiſchen Hochſchulen einen Curſus der Rechtskunde durchzumachen. Heinrich erfaßte dieſen Plan mit jener Begeiſterung, welche deutſche

Jünglinge von ſtrebſamem, poetiſch angehauchtem Geiſte von jeher drängte, Italien zu ſehen, und Herr Walter hatte Nichts dagegen. Deſto mehr Frau Gertrude, die ſich zuerſt gegen jede Trennung von ihrem einzigen Kinde heftig ſträubte und dann unaufhörlich von wälſcher Tücke und Verruchtheit, Ueppigkeit und Verderbtheit ſprach und alle die Gefahren aufzählte, denen ein junges Blut in dieſem Lande ausgeſezt ſei. Aber Herr Walter ſagte: „Man kann überall brav und überall lüderlich ſein; auch iſt der Heinz kein Muttersöhnlein mehr und ſoll mir kein Ofenhocker werden; die Fremde aber iſt die beſte Lebensſchule, drum mag er ſie durchmachen.“ Frau Gertrude ergab ſich endlich nach halbjähriger Oppoſition den Gründen ihres Gatten und den Bitten Heinrich's, und rüſtete dieſem das Reiſegepäcke mit einer Sorgfalt, wie das nur eine Mutterhand thut. Endlich war die Scheideſtunde gekommen und Heinrich mit einem Diener, welchen ihm die Mutter ausgeſucht, hinaufgezogen an den Bodenſee und hinüber in's Schweizerland.

Nachdem er die Naturgröße der Alpen beſtaunt und genoſſen, hatte er ſie glücklich überſtiegen, die zauberhafte Schönheit Venedigs bewundert, die übrigen lombardiſchen Städte ſich beſchaut und war dann nach Bologna gegangen, um auf dieſer berühmten hohen Schule die Jurisprudenz ſich zu eigen zu machen. Ein ſo trockenes Studium konnte aber das lebhafte Naturell Heinrichs nicht ausſchließlich in Anſpruch nehmen, beſonders in einem Zeitpunkt wie der damalige, wo ſich die große Revolution der Reformation nicht nur vorbereitete, ſondern reformatoriſche Beſtrebungen bereits entſchieden hervortraten. Seit Heinrich in Italien ſich befand, hatte er weit mehr, als früher, ja ſehr ernſt und viel, über kirchliche und politiſche Dinge nachdenken gelernt, er hatte hier ſo recht Gelegenheit, den Fluch geiſtlicher Tyrannei in ſeinen craſſeſten Conſequenzen walten zu ſehen, und ſein Denken ward dadurch immer unabhängiger und ſelbſtändiger, ſeine Geſinnung immer freiheitsſtolzer und ſeine Seele erfüllte eine glühende Sympathie für alle freiern Regungen der Zeit. Hieraus erklärt es ſich leicht, wie leidenſchaftlich ihn der Ruf von Savonarola's Geſinnungen, Reden und Handlungen bewegen mußte, und er hatte wirklich ſchon den Entſchluß gefaßt, die Rechtsbücher einſtweilen zuzuklappen, und ſich nach Florenz aufzumachen, um den großen Mann zu ſehen und zu hören, als ſein Oheim Nicolaus auf ſeiner Fahrt durch Italien in Bologna eintraf und auf ſeines Neffen Beſtimmung hin deſſen Abſicht bei Savonarola vermittelte, wie wir bereits erfuhren.

Zur Stunde, als ihm ſein Oheim aus Florenz gemeldet, Savonarola heiße ihn willkommen, hatte er ſich zum Aufbruch gerüſtet, und jezt ritt er, von ſeinem Diener gefolgt, die Straße hin, welche von den Apenninen herab in tauſend Krümmungen und Wendungen von Bologna aus nach Florenz führt. Er war der Stadt ſchon ſehr nahe und bei jedem Schritt ſeines feurigen Roſſes glänzte das lachende Thal des Arno mit ſeinen Feigenbäumen, Reben und Oliven ſeinem Blicke deutlicher entgegen.

Heinrich Uhland war nicht, was man einen „verwettert hübſchen Mann“ nennt; im Gegentheil, ſein Geſicht gehörte den einzelnen Theilen nach durchaus nicht zu den ſchönen, trug aber im Ganzen den Charakter intelligenter und energiſcher Mannhaftigkeit; die tiefblauen Augen blickten unter einer ſchön gewölbten Stirne hervor keck in's Leben hinein, bräumliche Röthe lag auf ſeinen Wangen und ſein Mund konnte herzgewinnend lächeln, obgleich er mehr zu groß, als zu klein war. Er trug ſein braunes Haar kurz geſchoren, wogegen ihm dichter Bartwuchs, den die wälſche Sonne ſo recht gezeitigt zu haben ſchien, um Lippen und Kinn wucherte. Die Höhe und Muskelkraft ſeiner ſchlanken Geſtalt hätte ſich keck mit der jener Germanen meſſen können, welche den Legionen Cäſar's beim erſten Anblick rieſenhaft erſchienen. Sein Anzug war halb der eines Studenten damaliger Zeit, halb der eines Mannes, welcher in einem Lande reiste, wo ſeine Sicherheit von der eigenen Wehrhaftigkeit abhing; daher trug er das einfache Barett eines Rechtsbefliſſenen von Bologna, unter ſeinem ſchwarzen Sammtwammſe aber glitzerten die feinen Stahlketten eines mailändiſchen Panzerhemdes hervor, Schwert und Dolch zierten ſeine Hüfte und ein langer Reitermantel gleitete nachläſſig von ſeinen Schultern auf die Croupe des Roſſes nieder.

Etwas umſtändlicher muß Heinrich's Diener beſchrieben werden, welcher bald läſſig hinter ſeinem Herrn einherkleppert, bald vertraulich zu ihm heranritt, immer aber ſeine Augen mit einem Ausdruck auf ihn geheftet hielt, welcher unbegränzte Ergebenheit verrieth. Philipp Lips, oder wie er ſich mit einer zeiterſparenden Abkürzung ſeines Namens gern nannte und nennen ließ, Phlips, war eine jener Figuren, welche die Natur in Stunden roſenfarbener Laune ſchafft, um das Geſchlecht, aus welchem Shakſpeare's unſterblicher Sir John hervorgegangen, nicht ausſterben zu laſſen. Phlips war häßlich bis zur Caricatur, aber ſeine Häßlichkeit erregte nicht Eckel, ſondern Lachen. Auf ſeinen kurzen, ſtämmigen Beinen thronte ein ungewöhnlich langer, viereckiger und knochiger Rumpf, an welchem vorne ein reſpectables Bäuchlein ſpaßhaft hin- und herbaumelte. Der Kopf des Mannes balancirte ſich auf einem langen, dünnen Halſe und glich auf's Frappanteſte einem Zuckerhut, denn er ſpizte ſich nach oben auf eine ſo haſtige Weiſe zu, daß ſein Eigenthümer immer ſchwere Noth hatte, eine auf dem Gipfel dieſer Pyramide feſthaltende Kopfbedeckung aufzutreiben. Und vollends dieſes Geſicht! Das eine Auge ſenkte ſich mehr als chineſiſch gegen die Naſe herab, während das andere, wie aus Furcht vor dieſem Naſenungethüm, ſich weit gegen das rechte Ohr hin zurückgezogen hatte. Und dieſe

Naſe! Fauſtgroß hing ſie da, chamäleonartig in allen Farben des Regenbogens ſpielend, eine brutale Thatſache, und überſchattete einen Mund, deſſen Größe eine unbeſtimmte oder vielmehr fabelhafte. Das ganze Geſicht, welches unter nordiſchem Himmel gewöhnlich ein ſtahlbläuliches Colorit gewieſen, prangte jezt unter dem Einfluß italiſcher Wärme in der ſchönſten Purpurgluth, aus welcher zur Abwechslung das Violett einer beträchtlichen Anzahl von Karbunkeln hervorſtach. Dieſen Karbunkeln leiſteten einige weißliche Bartbüſchel Geſellſchaft, denn die abnorme Bildung dieſes Geſichts geſtattete dem Bart keine regelrechte Anſiedlung, ſondern nur zerſtreute, ſpärliche Colonien. Lachte nun Phlips — und der ehrliche Burſche that es oft genug, — ſo führten dieſe Bartbüſchel und bemeldete Karbunkeln auf ſeinen Dampfnudelbacken einen wahrhaft bacchantiſchen Tanz auf. Und Phlips liebte alles Bacchantiſche, und die Braut im Hohenliede konnte ſich nie inbrünſtiger nach ihrem Geliebten geſehnt haben, als ſich Phlips zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, wenn er nicht gerade feſt ſchlief, nach dem naſſen Feuer ſehnte, welches, laut der Bibel, des Menſchen Herz erfreut und ſein Angeſicht glänzend macht wie Oel. Zuerſt, pflegte er zu ſagen, habe ich Abenteuer geliebt, dann die Mädels, und jezt liebe ich nur noch den Wein. Das war aber, ſo wahrheitsliebend ſonſt Phlips, nicht ganz der Wahrheit gemäß geſprochen, denn erſtlich liebte Phlips alle ſeine Mitgeſchöpfe, ausgenommen notoriſche Schurken, zweitens war er für weibliche Reize durchaus noch immer nicht unempfindlich, ob er gleich ſehr ſtoiſch über das Kapitel der Liebe philoſophiren konnte, drittens endlich hatte ſeine Neigung für eine herumſtreichende, abenteuerliche Lebensart mit den Jahren eher zu- als abgenommen. Indem er ſich dieſer Neigung hingegeben, hatte er, noch ein halber Knabe, dem Webſtuhl ſeines Vaters in der Frauenſtraße zu Ulm Lebewohl geſagt und war bis in's reifeſte Mannesalter hinein in der Welt umhergefahren, die verſchiedenſten Röcke tragend und die abweichendſten Gewerbe treibend, nur das eines Spitzbuben niemals. Einmal, in Frankreich, hatte er's bis zum Offizier gebracht, aber ſeine ſcurrile Häßlichkeit verwickelte ihn in ſo viele unangenehme Händel, daß er ſich bewogen fühlte, ſeinen Abſchied zu nehmen; ein ander' Mal hatte er als wunderthätiger Heilkünſtler, der aber ſeine Kunden nur mit reinem, etwas verſchiedenartig gefärbtem Quellwaſſer bediente, eine hübſche Summe zuſammengebracht, aber zwiſchen Sevilla und Cordova entledigten ihn Räuber ſeines Schatzes und ließen ihn halbtodtgeprügelt in einem Straßengraben liegen. Kurz, das Glück neckte ihn ſtets auf malitiöſe Weiſe, aber er war nicht der Mann, ſich durch dieſes Necken anfechten zu laſſen. Immer wußte er ſich wieder leidlich aus der Klemme zu ziehen, koſtete in Italien, Spanien, Frankreich, am Rhein und in Ungarn den Wein, in England das Ale, in Polen den Meth, und küßte daneben ſo viele Weiber, als ſich nur immer von ihm küſſen ließen, und das müſſen, wie er merken ließ, nicht wenige geweſen ſein, denn man mußte dem ehrlichen Burſchen gut werden, und hätte man auch anfangs vor ſeinem abſcheulichen Ausſehen die Augen zuſchließen müſſen. Endlich fiel es ihm ein, ſeinen Stab heimwärts zu ſetzen, und er kam in ſeiner Vaterſtadt an mit federleichtem Gepäcke, wie er ausgezogen, aber auch noch immer ſo biederherzig und frohgemuth wie damals. Er brachte, außer ſeinen vielfachen Erfahrungen, nur

Eine Ausbeute mit von ſeiner Wanderſchaft, und zwar eine etwas wunderliche, nämlich aus jedem Lande, das er geſehen, einen charakteriſtiſchen Fluch deſſelben, denn Phlips war ein erſchrecklicher Flucher und hatte die eigenthümliche Gewohnheit, eine ganze Reihenfolge einheimiſcher und fremder Flüche mit unglaublicher Geſchwindigkeit aus ſeinem koloſſalen Munde hervorſprudeln zu laſſen. Dieſe Gewohnheit war mit ihm ſo zu Fleiſch und Bein geworden, daß er, als ihm einſt zu Wien ein Mönch eröffnete, er werde nimmer in den Himmel kommen, wenn er ſeine ſündhafte Gewohnheit nicht ablege, den frommen Mann ganz naiv fragte: Pflegt man denn im Himmel nicht auch zuweilen ein Flüchlein loszulaſſen? Bewahre Gott! hatte der Pfaffe geantwortet und Phlips hierauf reſolut ausgerufen: Nun dann verzichte ich auf den Himmel! — Bei alledem war Phlips dennoch das, was die Franzoſen ein „bon enfant“, wir einen „grundguten Kerl“ zu nennen pflegen. Das erkannte Herr Walter Uhland, bei welchem er nach ſeiner Heimkehr in Dienſte getreten und der ihm, denn Phlips verſtand Alles, die Verwaltung eines ſeiner Landgüter übertragen hatte, und noch mehr Frau Uhland in Bälde. Er wurde darum in kurzer Zeit das Factotum des Hauſes, denn Herr Uhland nahm ihn in die Stadt, weil ihm der vielgewanderte Mann bei ſeinen ausgebreiteten Handelsgeſchäften durch genaue Kenntniß fremder Länder von mancherlei Nutzen ſein konnte. Frau Uhland hatte anfänglich an Phlips weingrüner Naſe und ſeinem läſterlichen Fluchen Anſtoß genommen, da ſie aber erfahren, daß Letzteres eine ebenſo unvertilgbare als harmloſe Gewohnheit ſei, und daß der Wein ihrem Diener die Beſinnung ebenſo wenig zu rauben vermöge, als einem wohlausgepichten Stückfaß, ſo hatte ſie nicht mehr viel gegen die lebhafte Zuneigung einzuwenden, welche ihr Heinz für den muntern Kumpan gefaßt, der ihm tauſend luſtige Geſchichten erzählte und ſeine Anhänglichkeit mit der unbegränzteſten Treue vergalt. Als daher Heinrich's Reiſe nach Wälſchland beſchloſſen war und die Mutter nach einem paſſenden Diener und Begleiter ſich umſah, fiel ihre Wahl wie von ſelbſt auf Phlips. Herr Walter billigte denn auch nach kurzem Bedenken dieſe Wahl, denn Phlips war muthig und umſichtig zugleich, zudem mit wälſcher Art und Sitte wohlbekannt, und hätte für ſeinen jungen Herrn nicht nur das Leben, ſondern auch, im Fall es dieſer ernſtlich wünſchte, das Fluchen gelaſſen. Alſo zog denn der ehrliche Phlips mit Heinrich, und obgleich ihn ſein angenehmes Verhältniß im Uhland'ſchen Hauſe leicht zu einer regelmäßigern Lebensart gewöhnt hatte, ſo tirilirte ſein wanderluſtig Herz dennoch wie eine dem Käfig entronnene Lerche, als er wieder die Luft der Fremde in ſeine Naſe ſog. —

Heinrich war den ganzen Weg von Bologna her ſehr einſylbig geweſen und in Gedanken verloren fürbaß getrabt, eine Aufführung, die ganz und gar nicht nach dem Geſchmack ſeines getreuen Dieners war. Zum Glück hatte dieſer nicht vergeſſen, ſich gegen alle Langeweile der Reiſe dadurch vorzuſehen, daß er eine nicht ganz kleine, mit einem Korbnetz umflochtene Fogliette in ſeine Satteltaſche geborgen, welche er jedesmal hervorzog, ſo oft ein Verſuch, ſeinen Herrn geſprächig zu machen, fehlgeſchlagen war, um ſie mit den Worten: „Wohl bekomm' Dir's, Phlips!“ an den Mund zu ſetzen. So hatte er es den ganzen Tag getrieben und ſeine Fogliette in jeder Herberge wieder füllen laſſen. Auch jezt holte er ſie wieder hervor, als ſein voranreitender Herr ſtille hielt, in den Anblick der prächtigen Zinnen und Thürme von Florenz verloren, welcher jezt vor ſeinen Blicken ſich aufthat.

„Ein herrliches Land!“ rief Heinrich aus.

„Ja, ja, Sennor,“ verſezte Philips, der ſeinem jungen Herrn ausländiſche Titel zu geben liebte, und ſezte die Flaſche ab, „das Gewächs hier herum iſt ganz gewiß weit vorzüglicher, als die lombardiſchen Ebenen es liefern, por vida de Dios!“

Und wieder that er einen ſchmatzenden Zug, hatte aber, indem er den Kopf rückwärts beugte und den Boden der Flaſche allmählig himmelwärts kehrte, das Unglück, ſeinen Hut, welcher ſich der abſonderlichen Form des Hauptes, auf welchem er hin- und herrutſchte ſtatt feſtzuſitzen, durchaus noch nicht gewöhnt hatte, zu verlieren, — ein Unglück, welches ihm heute ſchon zu verſchiedenen Malen begegnet ſein mußte, denn er hatte zuerſt nur einen Fluch darüber ausgeſtoßen, dann aber bei jeder Wiederholung des Hutverluſtes einen weitern beigefügt und es jezt bereits zu einer bedeutenden Anzahl ſolcher liebenswürdigen Formeln gebracht.

„**Wat Dukker is dat!**“ ſchrie er, vom Sattel herunterklitſchend, um ſeinen Hut aufzufiſchen, „**micago in su alma — que le diable m'emporte! foudre** und **chienfoudre** — Donnerhagel und Donnerſchieß!“ Letztere beide Flüche hatte er bei der Reiſe durch die Schweiz aufgeleſen.

Der Hut war zu den Hinterfüßen des Roſſes gekollert, welches in dem Augenblicke, da ſein Reiter den Hut erfaſſen wollte, heilloſerweiſe von einer Bremſe geſtochen wurde, deßwegen ſein rechtes Hinterbein hob und deſſen Huf in etwelche unangenehme Berührung mit Phlips linker Schulter brachte, ſo daß der gute Kerl neben ſeinem Hut in den Straßenſtaub niederpurzelte. Natürlich quoll eine ganze Cascade von Verwünſchungen aus ſeinem Munde und ſchloß mit der originellen, ſpeziell an den Gaul gerichteten: „Wenn dich nur das heilige Kreuzdonnerwetter durch Sonne und Mond ſchlüge, daß dir die Sterne am Schweiſe hängen blieben!“

Dieſer Fluch hatte noch nie in Heinrich's Ohren geſchallt und wendete demzufolge ſeine Aufmerkſamkeit dem Flucher zu.

„Hat es Unglück gegeben, fragte der junge Mann, als er ſeinen Diener vom Roſſe verſchwunden und auf der Straße ſitzen ſah.

„**Valga me Dios**! ganz gewiß, Herr. Die Beſtie, der ich jahrelang ihr Futter gereicht, reichte mir zum Dank einen Hufſchlag.“

„Bah, Du kannſt Dich tröſten, denn dieſer Hufſchlag hat Dir zu einem neuen Fluch verholfen.“

„**Pine död**, ganz gewiß, Herr.“

„Nun ſo ſteh' doch auf, Du ewiger Ganzgewiß!“

Phlips gehorchte, ſuchte ſeinen Hut auf ſeinem Zuckerhutſchädel möglichſt feſt zu drehen und beſtieg ſeinen Klepper wieder, nachdem er ihn noch mit einem: **satrazene sacramentsky cloop**! beehrt.

Als dieſe kleine Epiſode abgeſpielt war, ſetzten unſere Reiſenden ihren Weg fort und lenkten ihre Roſſe höhenabwärts in's Arnothal. Phlips ritt jetzt ſeinem Gebieter zur Seite und dieſer fragte: „Du weißt alſo in Florenz gut Beſcheid?“

„Ganz gewiß, Herr, **cospetto**, war hier, ehe ich nach Hiſpania ging, um die hitzigen Don's und Donna's heilkünſtleriſch mit klarem, braun und blau gefärbtem Waſſer abzukühlen, **carrajo**, kenne in dieſer Stadt alle Plätze und Straßen, Kirchen und

Paläſte, denn ich war mit einem jungen Venetianer hiehergekommen, der mich den ganzen Tag mit verliebten Beſtellungen umherjagte.“

„Magſt Dich gut ausgenommen haben als Liebesbote,“ bemerkte Heinrich lächelnd.

„Corpo de Bacco, ganz gewiß, Sir! ſag' Euch, ſeit damals ſind etliche fünfzehn Jährlein vergangen, Zeit genug, einen Mann herunter zu bringen. Ja, ja,“ fügte er hinzu, und ſein ehrliches Geſicht wurde ein Schmunzeln, „war damals eine luſtige Zeit in der Stadt da unten, parbleu, und zogen die jungen Fremden nicht hieher, um einen Mönch zu ſehen und Predigten zu hören —“

Heinrich nahm den Stich gutmüthig hin und bemerkte bloß: „Alter, von meiner Abſicht verſtehſt Du ſo viel, als der Eſel vom Lautenſchlagen.“

„Hang him, ganz gewiß, Signore, wollte nur ſagen, daß ſich damals die jungen fremden Herrn in Florenz verteufelt luſtig machten, daß, Gott ſtraf' mich, Tag und Nacht geſungen, getrunken, gemuſicirt, getanzt und gecupidicirt wurde.“

„Was?“

„Gecupidicirt, ganz gewiß, ſo nannte es mein venetianiſcher Herr, wenn er allen ſchönen Geſichtern nachlief, und, **mort de ma vie**, das muß man ſagen, von ſchönen Geſichtern ſtrozt dieſes Florenz: Weiber gibt's da, an deren Blicken, hol' mich der Teufel, ſelber der heilige Gabriel ſeine Erzengelflügel verbrennen könnte; jedennoch, jedennoch — "

"Nun?"

Phlips legte den Finger an die Naſe, ſein eines Auge blinzelte, das andere zwickerte und ſein Mund greinte unſäglich pfiffig, als er ſich folgendermaßen vernehmen ließ: "Seht, Caballero, halte es für meine heiligſte Pflicht, ganz gewiß, ſo halt' ich's, Euch zu ſagen, daß die florentiniſchen Signora's zwar über alle Maßen hübſch ſind, daß ſie Augen wie feurige Kohlen und Stimmen wie Nachtigallen beſitzen, und ſo's nicht ſo iſt, ſollen hunderttauſend Schock ſchwäbiſche Donnerwetter über mich kommen; aber bei alledem, ſeht Herr, Ihr ſeid jung, und Jugend hat, hol' mich Dieſer und Jener, keine Tugend alleweil, darum alſo, und ganz im Vertrauen geſagt, nehmt Euch vor dieſen Weibsleuten in Acht."

"Du vergißſt, daß Du vorhin auf mich geſtichelt, weil ich nach Florenz wolle, um Predigten zu hören, und ſpielſt jezt ſelber den Prediger.“

„**Peste**, ich den Prediger ſpielen? ich, der ich ſeit der Zeit, wo mich jener Vigilienhetzer in Wien, wißt Ihr, für ſeinen Himmel anwerben wollte, in welchem einem ehrlichen Kerl nicht erlaubt ſein ſoll zu fluchen, einen ſo ungeheuren Reſpekt vor Allem hege, was einem Prediger ähnelt, daß ich immer einen gehörigen Zwiſchenraum zwiſchen mich und dieſe Menſchenſorte lege, ganz gewiß, ſo thu' ich; nein, **por el amor**, wollte Euch nur eine Geſchichte erzählen, eine häßliche, vertrackte, verfluchte Geſchichte, ſag' ich Euch, die mir, oder vielmehr nicht mir, ſondern meinem cupidicinirenden venetianiſchen Nobili vor Zeiten in dieſem Florenz da arrivirte.“

„Ei, was arrivirte Deinem Nobili?“

„Etwas, was ihm ſehr unangenehm war, ganz gewiß. Laßt mich nur vorher einen Schluck nehmen, und Ihr ſollt erfahren, daß ich auch ſchon dabei geweſen bin, Schwerenoth, und daß ich recht that, wenn ich Euch andeutete, in jedem dieſer florentiniſchen Weibsleute ſtecke ein Stück vom Satan, aber,“ hier ſezte er die Flaſche an den Mund, der indeſſen groß genug war, am Hals derſelben den Schluß des Satzes vorbeizulaſſen: „aber verteufelt niedliche Dinger ſind ſie doch bei alledem, ganz gewiß.“

Mit einem Seufzer ſchob er die geleerte Fogliette in die Manteltaſche und räusperte ſich, um ſeine Hiſtorie vorzubringen, aber im nämlichen Augenblicke wurde die Aufmerkſamkeit ſeines Herrn auf etwas ganz Anderes hingezogen. Sie waren nämlich während ihres Geſpräches in's Arnothal herabgeritten und keine fünftauſend Schritte mehr von der Stadt entfernt. Langſam ſchritten ihre ermüdeten Thiere zwiſchen den villenbeſäeten Gärten hindurch, an üppigen Rebgeländen vorüber, deren Früchte in ſchwellender Reife prangten, als plötzlich aus den Lauben eines kleinen Weingärtchens, das hart an der Straße gelegen, aber von einer ziemlich hohen, wenn auch zerbröckelnden Mauer umgeben war, eine melodiſche Frauenſtimme die deutſche Weiſe erklingen ließ:

In dem lüfte-ſüzen Meien
So der Wald gekleidet ſtat,
So ſiht man ſich ſchone zweien
Allez daz iht liebes hat,
Und iſt mit einander fro,
Daz iſt recht diu Zit wil ſo.

„Bei der Seele meiner Mutter,“ ſagte Heinrich leiſe und winkte ſeinem Diener, ſtille zu halten, „das iſt ein deutſches Lied.“

„Ganz gewiß,“ bekräftigte Phlips, und die unſichtbare Sängerin fuhr fort:

Swa ſich Liep ze Liebe zweiet,
Hohen Mut diu Liebe git,
In der beiden Herzen meiet
Ez mit Fröuden elliu Zit.
Trurens will diu Liebe niht
Swa man Liep bi Liebe ſiht.

„S'iſt eine der ſchönſten Minneweiſen von unſerem Meiſter Ulrich von Lichtenſtein.“

„Ganz gewiß.“

Swa zwei Liep einander meinent
Herzeklichen ane Wank,
Und ſich beidiu des vereinent,
Daz ir Lieb' iſt ane Krank,
Die hat Got ze ſamen geben
Uf ein wunneklichez Leben.

„Das iſt ja eine himmliſche Stimme!“
„Ganz gewiß.“

Stätiu Liebe heizet Minne,
Liebe, Minne iſt al ein,
Die kann ich in mine Sinne
Niht gemachen wol zu zwein.
Liebe muz mir Minne ſin
Iemer in dem Herze min.

Swa ein ſtäte Herze vindet
Stäte Liebe, ſtäten Mut,
Da von al ſin Truren ſchwindet.
Stätin Liebe iſt alſo gut,
Daz ſie ſtäte Fröude git
Stätem Herzen alle Zit.

Die Sängerin verſtummte, und man hörte eine zweite Frauenſtimme in italiſcher Zunge ſagen: „Eine hübſche Weiſe, verſtünde ich nur die barbariſche Sprache desſelben, dieſe gräßlich ziſchenden und gurgelnden Laute; aber dennoch klingt's gut, Flora, bitte, ſing's zu Ende, wenn es noch mehr Strophen hat.“

„Ach, hätte ich nur den Schluß nicht vergeſſen, Nina,“ verſezte die Stimme der Sängerin, „es iſt eben gar lange her, ſeit ich das Liedchen zulezt geſungen.“

Heinrich beſann ſich, als er dieſe Worte — er hatte die italiſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt — vernommen, keinen Augenblick, ſondern ſang ſogleich mit heller Stimme die Schlußſtrophe des Liedes:

Möcht' ich ſtäte Liebe vinden,
Der wold' ich ſo ſtäte ſin,
Daz ich da mite überwinden
Wolde gar diu Sorge min.
Stäter Liebe wil ich gern,
Und unſtäte gar verbern.

Er mußte im Garten deutlich gehört worden ſein, denn als er geendigt, ſah er Flora Taddei's allerliebſtes Antlitz, auf welchem ſich Staunen und Ueberraſchung, aber keineswegs Schrecken malte, über die Mauer ſchauen. Neben ihr zeigte ſich das ächt italiſche Geſicht einer mittelalterlichen Frau, welche beim Anblick der Reiſenden ausrief: „Ecco, ecco, welch' ein ſchmucker Cavaliere und welch' ein Ungeheuer von einem Servente."

„Schaut, ſchaut," replicirte Phlips auf der Stelle, freilich in etwas holperndem Italieniſch, „welch' eine ſchmucke Signora und welch' eine gelbe Vettel von einer Duenna!"

In dieſer eben nicht ſehr zärtlichen Weiſe machten Phlips und Nina Strozzi zuerſt ihre gegenſeitige Bekanntſchaft. Nina Strozzi aber wohnte bei Flora Taddei, halb in der Eigenſchaft einer Dienerin, halb in der einer mütterlichen Beſchützerin, beſaß eine gutmüthige Seele, aber eine harſche Zunge, und liebte Flora ſehr, weßwegen denn Ceccone dem Cardinal Borgia nicht völlig die Wahrheit berichtet hatte, als er ſagte, das Blumenmädchen lebe ganz einſam. Phlips hatte übrigens ganz die rechte Weiſe getroffen, mit Nina umzugehen, und dieſe erkannte unſchwer, daß ſie es hier mit einem Menſchen von ihrem eigenen Schlag zu thun hätte. Indeſſen ſtreckte ſie die Waffen noch nicht.

„Ihr ſcheint mir aus dem gelobten Lande zu kommen, alter Burſche,“ ſagte ſie, „dieweilen Ihr die Traube Kaleb's mitten im Geſicht hängen habt.“

Der gutmüthige Ton dieſer Anſpielung auf Phlip's Naſen-Extravaganz benahm ihr den Stachel, weßwegen der Verſpottete nicht anſtand zu erwidern: „Iſt meine Naſe die Traube Kaleb's, ſo werdet Ihr bemerken, daß ſie noch das Sonnenlicht Eurer Augen bedarf, um reif zu werden.“

Und nun lachten Phlips und Nina herzlich zuſammen, und Flora und Heinrich ſtimmten ebenſo herzlich ein. Unter Leuten aber, die auch nur einmal recht zuſammen gelacht haben, macht ſich die Bekanntſchaft leicht. So kam es, daß fünf Minuten nachher die Zügel der beiden Roſſe um einen am Wege ſtehenden Feigenbaum geſchlungen waren, ihre Reiter aber jenſeits der Gartenmauer ſich befanden. Phlips und Nina wechſelten die munterſten Redensarten, er ließ ſich die ſchwellenden Weintrauben.

welche ihm ſeine neue Bekannte darbot, trefflich ſchmecken und — ſonderbar — Flora, die zweimal vor dem Cardinal ſo ſcheu die Flucht ergriffen hatte, lief jezt mit dem wildfremden Jüngling ſo zutraulich, ſo arglos und heiter durch die Weinranken und Blumenbeete des kleinen Gartens, welcher der Waiſe nebſt einem ſehr beſcheidenen Häuschen in der Strada San Gallo von dem beträchtlichen Vermögen ihrer Eltern allein noch geblieben war.

Aber Heinrich hatte etwas ſo Wackeres, Ritterliches, Deutſches an ſich, ſo gar nichts Verſtecktes, wer hätte ihm mißtrauen können?

Und Flora Taddei war durchaus keine jener unkörperlichen, ſchattenhaften und weſenloſen, „minniglichen Jungfrauen“, wie man ſie, ſteif und leblos, auf vielen Gemälden der alt- und neudeutſchen, chriſtlich-romantiſchen Schule und in des ſeligen Fouqué's Ritterromanen dahinſchweben ſieht, wie aus Lindenholz geſchnitzelt, mit Goldlack überpinſelt und am Marionettendraht der Unnatur gezogen. Sie war rein wie ein Kind, aber auch natürlich wie ein Kind, und der nämliche Inſtinkt der Unſchuld, welcher ſie vor dem Cardinal hatte die Flucht ergreifen laſſen, ließ ſie ſich dem nordiſchen Fremdling ohne Furcht und Arg nähern. Sie zeigte ihm ihre Blumenbeete, ihre Olivenbäume, ihre Feigenſchößlinge und band ihm einen Strauß, er aber erzählte von ſeiner Heimath, von ſeinen Eltern, ſeiner Vaterſtadt — ihre Bekanntſchaft, ihr gegenſeitiges Behagen machte in einigen flugſchnell entſchwundenen Stunden reiſſende Fortſchritte, denn es hatten ſich zwiſchen Beiden, außer gegenſeitigem perſönlichem Wohlgefallen, zwei gar mächtige Anknüpfungspunkte gefunden. Die deutſche Sprache nämlich, deren mütterlicher Klang dem Jüngling von Flora's Lippen in nie gehörter Süßigkeit entgegentönte, und Savonarola. Flora hatte auf Heinrich's verwunderte Frage: wie ſie zur Kenntniß der Sprache ſeines fernen Vaterlandes gelangte? dem Frager ihre und ihrer Eltern Geſchichte erzählt und, als ſie von ihrer deutſchen Mutter ſprach, bitterlich geweint, Heinrich aber das Vertrauen des Mädchens offen erwidert, indem er ihm die Abſicht auseinanderſezte, welche ihn nach Florenz geführt, worauf Flora freudig erwähnte, daß ſie eine unbegränzte Ehrfurcht vor dem Prior von San Marco hege, welcher ihre Mutter auf dem

Sterbelager getröſtet und von da ab der verlaſſenen Waiſe väterliches Wohlwollen zugewendet habe. Er beſuche zuweilen ihre niedrige Behauſung und allwöchentlich dürfe ſie ihm zweimal Blumen in's Kloſter ſenden.

Während dieſe Geſtändniſſe zwiſchen den beiden jungen Leuten gewechſelt wurden, waren die zwei Alten ebenfalls ganz cordial mitſammen geworden; Nina hatte ihrem neuen Freund, deſſen Bekanntſchaft ſie auf ſo ſpaßhafte Art gemacht, ihre und ihrer Herrin Verhältniſſe dargelegt und von Phlips dagegen die ſeinigen und die ſeines Herrn erfahren.

Endlich mußte man ſich, da der Abend hereinzubrechen begann, trennen, was jedenfalls mit allſeitigem Bedauern geſchah. Heinrich verbeugte ſich vor Flora ſo ehrerbietig, wie er es gegenüber den vornehmſten Damen nie gethan, und eine Befangenheit, welche den zwei jungen Herzen bisher völlig fremd geblieben, übernahm ſie jezt beim Abſchiede. „Ich werde Euch wiederſehen, holde Flora!“ war Alles, was er hervorbringen konnte, aber die Gluth ſeiner Augen zeigte, daß es ihm noch nie mit einem Verſprechen ſo Ernſt geweſen; Flora ihrerſeits vermochte nur ein ſchüchternes „Lebt wohl!“ zu ſtammeln, allein es war von einem Blick begleitet, welcher dem Jüngling ſagte, das „Willkommen!“ des lieblichen Kindes werde freudiger klingen, als jezt dieſes „Lebt wohl!“ Gewaltſam nahm er ſich endlich zuſammen, wandte ſich ab, ſchritt raſch zur Gartenthüre hinaus, band ſein Roß los, warf ſich darauf und dem Thiere die Sporen in die Flanken, daß es zornig aufwiehernd davoncourbettirte.

Minder befangen war der Abſchied Phlip's von Nina. Er nahm nämlich die fleiſchige Hand der Duenna in ſeine knochige und ſagte: „Todos diablos, hoffe, unſer erſtes Beiſammenſein werde nicht das lezte ſein, holdeſte Dame, werde mich gleich morgen wieder nach Eurem Anblick umthun, und inzwiſchen nehmt die Verſicherung, daß Ihr Euch heute einen Verehrer erobert habt und einen treuergebenen Diener obendrein, ganz gewiß.“

Sprach's und folgte ſeinem Herrn, während ihm Nina bis zur Gartenthüre das Geleit gab und ein duzendmal höchſt freundſchaftlich „Buona notte!“ nachrief. Als er verſchwunden, wandte ſie ſich zu

Flora zurück, ausrufend: „Was für herrliche Leute dieſe Tedeschi ſind!“

„Ja, der Signore Filippo iſt ſonder Zweifel ein ſchöner Mann,“ verſezte Flora neckiſch.

„Bah, bah, er ſteht nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre, das geb' ich zu, aber wie allerliebſt weiß er unſere Sprache zu handhaben und welche angenehme Dinge weiß er vorzubringen! Freilich der Signore Henrico — “

Flora kehrte ſich ab.

„Der macht eine etwas beſſere Gattung, nicht wahr, Herzchen?“

Flora antwortete Nichts und beſchäftigte ſich angelegentlichſt mit dem Ordnen der geſammelten Blumen.

„**O Dio**, was er für zärtliche Augen hat, blau wie der Himmel von Toskana, und welch' einen netten Bart!“

Flora blieb noch immer ſtumm.

„Ja, das muß man ſagen, der hat ein ganz ander Geſicht, als unſere lüderlichen Cavalieri, die da in den Straßen umherprunken, wie geſpreizte Pfauen, und nur darauf ſinnen, ehrlichen Mädchen Schmach anzuthun; gewiß iſt er ein ehrlich Blut, dieſer Signore Henrico — “

„O gewiß!“ bekräftigte Flora, und das Wort kam tief aus ihrer Seele, aber wie erſchrocken beugte ſie ſich ſogleich wieder auf ihre Blumen nieder.

„Bei der Madonna, gelobt ſei ſie! Du haſt Recht, Kindchen, und Signore Filippo ſagte mir, ſein Herr ſtamme aus dem beſten Hauſe einer ſchönen, reichen Stadt im Lande der Tedeschi, und die Stadt heiße U—U—U ach, der Name iſt kurz, aber ſchwierig auszuſprechen für — “

„Ulm doch nicht?“ fragte Flora außerordentlich lebhaft.

„Recht, recht, U—l—m, ja, ſo ſagte er, aber nannte Dir denn der Signore Henrico ſeine Heimath nicht?“

„Ich vergaß, nach dem Namen ſeiner Vaterſtadt zu fragen; Ulm, Ulm! o wie glücklich mich das macht!“

Und das ſchöne Kind ſprang von ſeiner Arbeit auf und ſchlug die Hände vor Freude zuſammen und gab der dicken Nina einen Kuß.

„Ulm, Ulm,“ wiederholte ſie dann ſinnend.

„aus Ulm iſt er; o, dann iſt er gewiß gut,“ brach ſie fröhlich aus, „war ja doch meine Mutter auch aus Ulm!“ —

Unterdeſſen ſprengte Heinrich der Porta San Gallo zu und Philips folgte ihm haſtig. Es war dieſem nicht entgangen, daß das kleine Abenteuer, welches ihnen ſo eben begegnet war, keinen unbedeutenden, ſondern im Gegentheil einen gewaltigen Eindruck auf ſeinen jungen Herrn gemacht habe, und er beſchloß ſogleich, das Entzücken, welches er auf Heinrich's Geſicht bemerkt hatte, als dieſer den Garten verließ, mit dem Dämpfer ſeiner burlesken Philoſophie zu erſticken, denn, calculirte er, mir ausgewettertem Burſchen kann ſo ein kleiner Handel mit der zuthulichen Nina Nichts ſchaden, Herr Heinrich aber iſt zu jung, um zu wiſſen, wie man mit wälſchen Weibsleuten umzuſpringen hat, will man ſich nicht die Finger an ihnen verbrennen. Dieſem löblichen Entſchluß zufolge ſagte er, nachdem er ſeinen Herrn eingeholt, alsbald: „Da hätten wir denn ſchon die Bekanntſchaft florentiniſcher Damen gemacht, und, carrajo, das muß man ſagen, eine ſchöne Sorte von Weiberfleiſch —“

„Still, Du Hallunke, und unterſteh' Dich nicht, über Flora Taddei zu raiſonniren!“

„Potz Duifel!“ brummte Phlips in den Bart, „ſteht es ſo? Aber ich will ihn abkühlen. Na, Herr,“ ſezte er dann laut hinzu, „ſie iſt ſchöner, als alle Blumen ihres Gartens zuſammengenommen, ganz gewiß, jedennoch, jedennoch — ſoll ich Euch, bis wir beim Stadtthor anlangen, nicht die betrübte Geſchichte erzählen, die meinem venetianiſchen Nobili vor Zeiten hier zuſtieß?“

Und Heinrich's Stillſchweigen für eine Einwilligung nehmend, hub er eine fürchterliche Hiſtorie an, deren Anfang verliebte Leidenſchaft, deren Mitte ſchauderhafte Eiferſucht, deren Ausgang eine haarſträubende Mordthat. Nachdem er ſeine Erzählung geendet und Heinrich noch immer in ſeinem Schweigen beharrte, dachte Phlips: „Le diable m'emporte, wenn er ſich jezt in Florenz verliebt!“

Der ehrliche Burſche wurde aus dieſer Ueberzeugung barſch aufgerüttelt, als Heinrich, plözlich aus ſeinem Sinnen erwachend und Alles um ſich her vergeſſend, ausrief: „Herrgott, wie ſchön iſt ſie!“

Phlips ſpizte ſeine wulſtigen Lippen, ließ einen leiſen Pfiff hören, hierauf einen ganzen Roſenkranz exquiſiter Flüche murmelnd aus ſeinem Munde ſtrömen und ſchloß dieſe Herzenserleichterung mit den Worten: „Er iſt verliebt ¡que te llevan todos los demonios de los diez y siete infernos! er iſt verliebt, ganz gewiß!“

VI.

Das Volk wird toll,
Und: Freiheit! Freiheit! ſehnſuchtsvoll
Ruft dann ſein Fluchen, ſein Gewinſel.
Lenau.

Fluch dir! Fort mit den Medici!
Derſelbe.

Von allen Thürmen grollten die Klänge der Sturmglocken über Florenz hin und ihr aufforderender Schall fand ein Echo in tauſend und aber tauſend Herzen; über die Plätze, die Brücken, durch die Gaſſen wälzten ſich tobende Volkshaufen, buntſcheckig bewaffnet mit Allem, was einer Waffe ähnlich ſah, fluchend, drohend, drängend. „Nieder mit den Tyrannen! Tod den Medici!“ Das war der Ruf, der aus tauſend Kehlen ſchallte, bald in ein orkanähnliches Brauſen zuſammenquellend, bald wieder in hundert verſchiedenen Tönen durch die Quartiere der Stadt hingellend.

Es war der 9te November 1494, und das Volk von Florenz befand ſich im Aufſtand gegen die Medici.

Das war aber ſo gekommen.

Carl der Achte, umgeben und berathen von Männern, wie der Herzog Ludwig von Orleans, der berühmte Kriegshauptmann d'Aubigny und der intriguante Guillaume Briſſonet, Biſchof von San Malo, war mit einem Heere von 6000 franzöſiſchen und 6000 bretoniſchen Armbruſtſchützen, 8000 gascogniſchen Fußgängern, 8000 ſchweizeriſchen Soldtruppen, 3600 Gensd'armes, nebſt 140 Stücken Geſchütz, über die Alpen gegangen und fand, unterſtüzt von Ludovico Sforza, bis jenſeits der Apenninen keinen Widerſtand, denn wie hätte das zerſplitterte Oberitalien, wo da zu Mantua die Gonzaga, zu Modena, Ferrara und Reggio die Eſte, zu Mirandola die Pico, zu Maſſa die Malaſpina, die Monaco und die Grimaldi herrſchten, während im Nordweſten die Herzöge von Savoien und die Markgrafen von Montferrat geboten, die Republik Genua aber die unterdrückende Hand des Tyrannen von Mailand ſchwer auf ſich fühlte und die Republik

Venedig zu ſelbſtſüchtig war, um für das gemeinſame Italien in die Schranken zu treten — wie hätte dieſes Oberitalien dem franzöſiſchen Einfall begegnen können, welchem noch dazu der mächtige Moro Mittel und Wege bahnte? Ohne Schwertſtreich durchzog der König mit ſeinem Heere das Land, umſchwärmt von den Tyrannen desſelben, die feig und niederträchtig genug waren, die Hand zu belecken, welche in den Eingeweiden ihres Vaterlandes wühlte. Wäre die Coalition zwiſchen Neapel, dem Papſt und Florenz beſſer organiſirt geweſen, oder an der Spitze des florentiniſchen Gemeinweſen ein beſſerer Mann geſtanden, als der rath- und thatloſe Tropf Pietro de Medicis, ſo hätte Carl's Unternehmung leicht von vorne herein eine unglückliche Wendung nehmen können, denn der König war mehr eitel, als tüchtig, mehr dem Glück vertrauend, als kriegserfahren, dem Ruhm in ſeinen Träumen, aber wachend dem Vergnügen nachjagend, dabei mit Geld und allen Kriegsbedürfniſſen ſehr ſchlecht verſehen. Aber Pietro hatte, ſtatt ſelbſtthätig und energiſch für ſein Land und ſeine Herrſchaft aufzutreten, nicht einmal der Commiſſion, welche die Florentiner zur Leitung der Vertheidigungsanſtalten ernannten, die nöthigen Mittel verſchafft, ſondern vielmehr dieſe geradezu verweigert. Ergrimmt über dieſes ſchmähliche Benehmen erhoben jezt die Gegner der mediceiſchen Tyrannei mit Entſchiedenheit ihr Haupt und fanden in Savonarola einen eben ſo kühnen als erfolgreichen Wortführer, denn Savonarola erkannte, daß die Zeit des Handelns gekommen und daß die Würfel günſtig liegen für die Wiedererweckung der florentiniſchen Freiheit. Bei Männern aber von ſo energiſcher Seele, wie die des Prior von San Marco oder vielmehr des „Propheten von Florenz“, denn alſo nannte ihn ſchon das Volk nah und fern, bei ſolchen Männern folgt dem Erkennen ſtets die That. Als daher die ſchlimme Kunde von der Erſtürmung der Gränzfeſte Fivizano durch die Franzoſen nach Florenz gelangte, trat Savonarola hervor aus ſeiner ſtillen Zelle und goß von der Kanzel des Domes herab den Strom ſeiner Freiheit-fordernden Beredtſamkeit in die Herzen der Bürger von Florenz, ſo daß die geängſtigte, erbitterte Volksſtimmung in der einen, allgemeinen und wahren Stimme ſich Luft machte: Pietro de

Medicis habe, abgeſehen von der Ungerechtigkeit und Gewaltſamkeit ſeines Regiments, durch ſeine ſchwankende Politik die ganze Exiſtenz der Republik dem Zufall preisgegeben.

Der Fürſt erkannte jezt, daß er Etwas thun müſſe, ſo er den drohenden Sturz des mediceiſchen Hauſes verhindern wollte, und faßte, ſtatt ehrenhaft dem Unglück die Stirne zu bieten, einen ſeinem Charakter gemäßen Entſchluß, den verächtlichen, ſich in's franzöſiſche Lager zu begeben, um gegen jeden Preis von König Carl den Frieden zu erbetteln. So glaubte er, wie alle Feiglinge zu glauben pflegen, durch Niederträchtigkeit dem Schickſal zu entrinnen. Die Franzoſen waren nach Fivizano's Erſtürmung vor die Stadt Serezana gerückt, welche aber ſammt ihrer Bergfeſtung Serezanello tapfer widerſtand und Verlegenheit über die Franzoſen brachte, weil ihnen einerſeits die Wegnahme der Stadt ſehr ſchwierig und auf der andern Seite es nicht rathſam war, einen unbezwungenen feſten Platz im Rücken zu laſſen. Da wurde dem König das Vorhaben Pietro's de Medicis gemeldet, und er ſandte dem Fürſten den Biſchof von San Malo, ſeinen Günſtling, und andere ſeiner Hofherren nach Pietraſanta entgegen. Dieſe geleiteten den Urenkel Coſimo's de Medicis in's franzöſiſche Lager, wo er, der „**Seigneur le grand Lombarde**“, wie ſie ihn nannten, den Franzoſen und dem ſchlauen Ludovico Sforza zum Geſpötte diente. Unter den entehrendſten Bedingungen erkaufte er von König Carl für Florenz den Frieden: die Gränzfeſtungen Serezana, Serezanello und Pietraſanta, ferner die Citadelle von Piſa, ferner der Hafen von Livorno, ſollten bis zur Beendigung des ganzen Krieges den Franzoſen übergeben werden und obendrein die Florentiner dem Könige zweimalhunderttauſend Dukaten leihen; dagegen verſprach er, die Republik Florenz in Bund und Schutz zu nehmen. Ein Schrei der Erbitterung über Pietro ſprang aus jedem Munde, als man in der Stadt die Nachricht von dieſen erniedrigenden Bedingniſſen vernahm, und da man überhaupt dieſem Frieden nicht traute, ſchon darum nicht traute, weil ein ſo verächtlicher Menſch, wie Pietro, ihn abgeſchloſſen, ſo beſchloß die Signorie, fünf Geſandte an den König zu ſenden, damit ſie ihn zur Schonung von Land und Volk und zur Freundſchaft für Stadt und Staat bewegen möchten. Zum Haupt dieſer Geſandtſchaft wurde Savonarola erkürt, und es war zu Piſa, wo er an König Carl jene berühmte Rede richtete, in welcher es unter Anderem heißt: „Gott, der Allmächtige, hat den Geſchöpfen ſeine Güte auf eine zweifache Weiſe mitgetheilt, indem er theils durch ſeine Liebe ſie an ſich ziehet, theils durch ſeine Gerechtigkeit ihre Uebertretungen nach Verdienſt beſtraft. Dieſe zwei Offenbarungsarten ſind ſo genau mit einander verbunden, daß man Spuren davon in allen Werken Gottes erkennen kann, wie auch die Schrift ſagt: die Wege des Herrn ſind Güte und Wahrheit. Zur Barmherzigkeit gehört, daß Gott die Sünder langmüthig trage und auf ſie warte, daß ſie Buße thun mögen, ſie mit ſüßer Stimme rufe und an ſich ziehe, die Berufenen aber mit Liebe umfaſſe, ſie aus Gnaden rechtfertige und mit ſeinen Gnaden kröne. Zur Gerechtigkeit aber, daß Gott, nachdem er lange die Sünder geduldig getragen, ſie oft und eindringlich gerufen, nachher, wenn ſie dieſes Alles verachten, ſeiner Gnade beraube, ihnen ſein Licht entziehe und es zulaſſe, daß ſie in Sünden fallen, zulezt aber ſie den ewigen Strafen übergebe. Da alſo die unermeßliche Güte Gottes die ſchweren Sünden Italiens lange mit großer Nachſicht getragen und langmüthig ſchon ſo viele Jahre auf die Buße dieſes Volkes gewartet, und oft mit ſüßer Stimme durch viele ſeiner Knechte gerufen hat, Italien hingegen die Ohren nicht hat öffnen, ſeines Hirten Stimme nicht hat erkennen wollen, ſondern vielmehr Sünden und Miſſethaten gehäuft, ſo hat der Allerhöchſte, ſeiner Gerechtigkeit den Lauf laſſend, beſchloſſen, das Gericht über dies Land zu verhängen. Weil aber Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in allen Werken Gottes beiſammen ſtehen, ſo hat Gott mir, einem ſeiner unnützeſten Knechte, es offenbart, daß er durch ſchwere Plagen und Heimſuchungen ſeine Kirche in unſern Tagen erneuern wolle, und dieſes iſt von mir, wie die ganze Stadt Florenz bezeugen kann, unter Aufforderung zur Buße ſchon lange gepredigt worden. Zwar habe ich den Namen Deiner Krone nie offen ausgeſprochen, weil Gott es nicht zuließ, aber gewiß, es war die Macht, die ich umſchreibungsweiſe andeutete. So biſt Du denn gekommen, o König, als Diener Gottes und der Gerechtigkeit. Heil Deiner Ankunft, nun und immerdar. Mit fröhlichem Herzen und heiterer Stirne empfangen wir Dich. Ja, Deine Ankunft hat alle Diener Chriſti mit großer Freude erfüllt, denn ſie hoffen, daß Gott durch Dich als Werkzeug die Hochmüthigen vom Stuhle ſtoßen und die Demüthigen erhöhen, das alte Chriſtenthum erneuen und das Ungeſtalte zur rechten Geſtalt bringen werde. So komm' denn zu uns mit Freudigkeit und Zuverſicht als Sieger; denn der Dich ſendet, hat den Sieg errungen für uns am Kreuzesſtamme! Vernimm aber, o König, meine Worte weiter mit Aufmerkſamkeit, und präge ſie Deinem Herzen ein! Der unnütze Knecht, der vor Dir ſteht, ermuntert und ermahnt Dich von Gotteswegen, daß Du überall Barmherzigkeit übeſt, beſonders auch gegen die Stadt Florenz, welche, obſchon mit großen Sünden beladen, doch viele Knechte Gottes vom geiſtlichen und weltlichen Stande in ſich faßt, um deren willen Du der Stadt ſelber ſchonen mußſt. So ermahnt er Dich auch, daß Du mit allem Fleiß Unſchuldige, Wittwen, Waiſen und Alle, die der Erbarmung werth ſind, ſchützeſt, vornehmlich auch die Keuſchheit der Gott geweihten Jungfrauen achteſt, damit nicht durch Deine Schuld die Sünden ſich häufen. Er ermahnt Dich endlich, Alles, womit das florentiniſche Volk oder ſonſt Jemand Dich beleidigt hat, huldreich zu vergeben. Gedenke Deines Erlöſers, der ſeinen Mördern am Kreuze verzieh. Und wenn Du dieſes, o König, thueſt, wird Gott Dein zeitliches Reich erweitern und Dir überall Sieg verſchaffen, zulezt aber ſein ewiges Reich Dir beſcheiden.«

In dieſer furchtloſen Weiſe ſprechend, war Savonarola, gleich einem Propheten des alten Bundes, vor den König getreten und hatte ihn erſchüttert und gerührt. Nachdem Savonarola geendigt, nahm ihn Carl ehrfurchtsvoll bei der Hand, führte ihn in das Innere ſeines Zeltes und hielt eine langdauernde geheime Unterredung mit ihm. Was da, abgeſehen von dem ihm gewordenen Auftrag, Savonarola zu dem König geſprochen, iſt nie bekannt worden. So viel aber iſt gewiß, daß es keine Früchte trug, denn Carl war ein kleiner Menſch und konnte Savonarola's große Ideen nicht faſſen. Indeſſen trug er von da ab doch große Achtung vor dem kühnen Mönch in ſeinem Herzen. Ein Irrthum war es freilich von Dir, großer Girolamo, wenn Du wähnteſt, die Zwergſeele eines Carl des Achten werde Feuer fangen an den Blitzen Deines Geiſtes; ein großer Irrthum war es, wenn Du vergaßeſt, daß man in Sachen der Freiheit nie und nimmer an einen Fürſten apelliren darf. Doch ſieh', während zu Piſa ein König Deine begeiſterte Mahnung nur mit glatten, nichtsſagenden Worten erwidert, iſt zu Florenz der Same, den Deine donnernden Predigten in die Gemüther des Volkes ſtreute, voll und kräftig aufgegangen. —

In der Straße Calzajoli, welche, die verworrene Häuſermaſſe zwiſchen dem Dom und der Piazza del Gran Duca durchſchneidend, noch jezt die Pulsader von Florenz iſt, bewegte ſich, zürnte, drohte und tobte der tauſendarmige Rieſe: das Volk. Ein Meer ſchwarzhaariger, bräunlicher Köpfe mit blitzenden Augen fluthete in der engen Straße auf und ab, naktarmige Männer, in deren Gruppen aber auch die reichen Gewänder von Leuten der vornehmſten Klaſſen ſichtbar waren und nicht minder die ernſte Ordenstracht der Dominikaner. Am nördlichen Ende der Straße, gegen den Dom zu, hatte der rieſige Laſtträger Pacca, einer jener Volkslieblinge, wie ſie zu allen Zeiten in großen Städten gefunden werden, ſich auf einen Eckſtein geſchwungen und ſprach, eine eiſerne Hebſtange ſchwingend, zur Menge; an der Piazza del Gran Duca that ſein Nebenbuhler in der Volksgunſt, der breitgebaute ſtierhalſige Waffenſchmied Staſſi, das Nämliche, und der Zuhörer: „Nieder mit den Medici!“ bildete den immer wiederkehrenden Refrain ihrer leidenſchaftlichen Apoſtrophen. Aber es war nur noch ein wildes Gewirre in dieſen Tauſenden, es fehlte der leitende Geiſt, denn der Pacca und Staſſi waren wohl geeignet, das Feuer des Aufſtands in den Herzen ihrer Mitbürger zu entflammen, nicht aber, dem feurigen Strom die Richtung vorzuzeichnen. Der Inſtinkt des Volkes fühlte das. Deßhalb umlagerten Schaaren deſſelben ſeit frühem Morgen das Kloſter San Marco, ſehnſüchtig der Heimkehr Savonarola's von Piſa entgegenharrend, und immer verlangender wälzte ſich der Ruf nach dem verehrten Manne herein von der Straße San Gallo an den Arno und hinüber bis zur Porta Romana.

Aber war auch der Meiſter fern, ſo wirkte doch zur Stunde ſein Geiſt in einem ſeiner Schüler.

Plötzlich machte ſich ein hochgewachſener, ſchöner Jüngling durch die Haufen Bahn. Sein Geſicht glühte, ſeine Augen flammten in mächtiger Erregung; der reiche Mantel war nachläſſig um ſeine Schultern geſchlagen, und in der Linken trug er ein blaues, zugerolltes Banner.

„Jakopo Sterli, der reiche, volksfreundliche Freund des Prior's von San Marco, eviva, eviva!“

Solches beifällige Murmeln und Rufen empfing den jungen Mann allum, als er von San Marco her auf den Domplatz und von da eilig in die Straße Calzajoli einbog; dem Volk ſagte ſein Inſtinkt, daß es jezt einen Führer gefunden.

„Bürger von Florenz!“ ließ Jakopo Sterli ſeine helltönende Stimme aus den dichteſten Gruppen vernehmen, „der hochwürdige Freund, nach dem Euer Rufen ſchreit, iſt bereits unterwegs hieher und bald ſollt Ihr ſeine geſegnete Stimme vernehmen. Allein wir dürfen inzwiſchen die Hände nicht in den Schooß legen, und der heutige Tag ſoll zeigen, wer mächtiger iſt, das Volk von Florenz oder ſeine Tyrannen. Mitbürger und Freunde, die Signorie hat ſich im Palazzo Vecchio verſammelt, um Beſchlüſſe zu faſſen gegen dieſen Pietro de Medici, der da unſer ſchönes Florenz zu Serezana an die Franzoſen verkauft hat. Der Tyrann aber iſt gewillt, die Signorie mit ſeinen Söldnern zu ſprengen und unſer Joch, wo möglich, noch ſchwerer zu machen. Schon hat er an ſeinen Schwager, den Pagol' Orſini, der, Ihr wißt es, auf ſeinen Burgen in der Romagna wie ein Räuber haust, Botſchaft geſandt, daß dieſer mit ſeinen Diebshorden in die Stadt einbreche, er ſelbſt aber iſt im Begriff, der Signoren ſich zu bemächtigen. Wollt Ihr Solches leiden, Bürger von Florenz?“

„Bei den fünf Wunden des Erlöſers, nein!“ ſchrie Pacca, der Laſtträger, welcher ſich dem jungen Nobili zur Seite geſtellt hatte, und ſein „Nein!“ wurde von Tauſenden und Tauſenden wiederholt.

„Wohlan denn,“ fuhr Sterli fort, „eilt zu den Thürmen, damit die Sturmglocken tönen, und,“ hiemit entrollte er das Panier, welches ein weißes

Kreuz im blauen Felde zeigte und mit Jubel begrüßt wurde, »und wer ein Herz hat und einen Arm für die Freiheit von Florenz, der ſchaare ſich um dieſes Banner und folge mir!«

Rief's und erhob die Fahne, zog ſein Schwert und ſchritt vorwärts gegen die Piazza del Gran Duca.

»Zur Signorie, zur Signorie! Nieder mit den Medici! Fort mit den Tyrannen! Freiheit und Florenz für immer!«

Mit dieſen Schreien, welche vom Sturmglockengeheul begleitet wurden, ſtrömte alles Volk dem begeiſterten Jüngling nach, und ſtimmte, während es ſo dahinwogte, plötzlich ein geiſtliches Lied an, welches, von Savonarola gedichtet, in Aller Mund war und mit der Strophe begann:

Iesu, sommo conforto,
Tu sei tutto il mio amore,
Et mio beato porto
Et sancto redemptore.
O gran bontà,
Dolce pietà,
Felice quel che teco vinto sta!

So ſehr alſo hatte der religiös-politiſche Geiſt, welcher Savonarola's Wirkſamkeit durchweg charakteriſirte, bereits der Florentiner ſich bemächtigt, daß ſie zur Wiedererlangung ihrer politiſchen Freiheit ſchritten, einen religiöſen Geſang auf den Lippen.

Auf der Piazza del Gran Duca angekommen, hielt der Zug vor der Loggia dei Lanzi, denn hier war das Quartier der Lanzenknechte Pietro's. Aber man fand nur wenige dieſer Söldner vor und dieſe leiſteten dem Volk keinen Widerſtand. Sie wurden entwaffnet, und wenige Sekunden ſpäter umflutheten die Schaaren der Inſurgenten den Palazzo, wo die Signorie verſammelt war. Jakopo Sterli ſicherte, unterſtützt von Vacca und Staſſi, die Eingänge durch eine Truppe wohlbewaffneter Bürger und pflanzte die Kreuzfahne vor dem Hauptportal auf.

Kaum hatte er dieſe Anordnungen getroffen, ſchollen vom Ponte Vecchio her Trompetenklänge und ein prachtvoller, waffenblitzender Zug ergoß ſich auf die Piazza. Es war Pietro de Medici mit ſeinen Brüdern, Giuliano und dem Cardinal Giovanni de Medici. —

Geſtern war der Fürſt von ſeiner ſchmählichen

Reiſe zurückgekehrt und ſeine Freunde hatten ihm nicht verhehlt, wie gefährlich es um die mediceiſche Herrſchaft ſtehe. Man hatte nun verſucht, den Pöbel der Vorſtadt San Gallo mit Geld und Verſprechungen zu gewinnen, um mit ſeiner Hülfe die Bürgerſchaft im Zaum zu halten. Aber vergebens, denn Pietro's Benehmen den Franzoſen gegenüber hatte ſogar die niedrigſte Volksklaſſe empört und allenthalben ſchallten ſeinen Agenten nur Verwünſchungen entgegen. Pietro blieb unſchlüſſig, was zu thun. Als es aber heute in aller Frühe in ſeinem Palaſt ruchbar geworden, daß ſich die Signorie ohne Wiſſen und Willen des Fürſten verſammelt hätte, um, geleitet von Filippo Ariguecci und Giuliano Salviati, über die ſchlimme Lage des Staats zu berathen, da mußte es auch dem geringen Faſſungsvermögen Pietro's einleuchten, daß ſeine Exiſtenz auf dem Spiele ſtehe. Er ſammelte eiligſt ſeine Anhänger und Soldknechte um ſich und kam nun in fürſtlichem Staat und Prunk dahergezogen, obgleich das wüthende Geſchrei des Volks ihm nichts Gutes weiſſagen konnte und die Drommeten ſeiner Condottieri von dem Gedröhn der

Sturmglocken übertönt wurden. Er gab ſich noch der eiteln Hoffnung hin, durch ſeine perſönliche Erſcheinung den Aufſtand zu beſchwichtigen oder durch die Waffen ſeiner Söldner niederzuſchlagen. Bald genug ward er enttäuſcht.

Als ſein Zug auf den Platz einlenkte, wurde er ſogleich von allen Seiten vom Volke umgeben, welches jezt für einige Augenblicke ſein tobendes Geſchrei verſtummen ließ, ſo daß Pietro und ſeine Begleiter unter unheimlicher Stille bis zum Thor des Palaſtes der Signorie vorritten. Hier aber, während ſeine Bewaffneten durch die Bürger zurückgedrängt wurden, trat dem Fürſten Jakopo Sterli keck entgegen mit der Frage: „Signore Pietro de Medicis, was ſucht Ihr hier?“

„Mein Recht auszuüben,“ entgegnete der Fürſt, „und einer Horde eidvergeſſener Signoren da droben ihre Pflicht zu lehren.“

„Ihr habt kein Recht,“ verſezte der Jüngling, „denn Euer Recht beſtand nur in angemaßter Gewalt und dieſe hat ein Ende.“

„Unverſchämter,“ ſchrie jezt der Fürſt wüthend, „gib Platz oder Du ſollſt meinen Zorn ſpüren!“

Zugleich erhob ſich an der Seite Pietro's ſein Bruder, der Cardinal Giovanni, in den Steigbügeln und ſtieß den Ruf: „Palle! Palle!“ * aus. Aber dieſes Stichwort der Medici, welches vordem Tauſende von Anhängern um ſie verſammelt hatte, rief nur das Wiedererwachen tauſendſtimmigen Geſchrei's: „Nieder mit den Tyrannen! Tod den Medici!“ hervor, welches ſich erſt legte, als plötzlich auf dem Altan des Palazzo Filippo Arigucci erſchien, gefolgt von der ganzen Signorie, und mit der Hand Ruhe winkte. Dann erhob er ſeine Stimme und rief hernieder: „Pietro de Medici, die Signorie von Florenz hat das Regiment der Republik wieder zu Handen genommen, erklärt die Gewalt Deines Hauſes für null und nichtig, den Staat für frei, Dich ſelbſt aber, und Deine Brüder für verbannt, und ſo Du Widerſtand wagen ſollteſt, für Rebellen und geächtet.“

„Diavolo et inferno!“ kreiſchte Pietro auf, und im Drange des Zornes ſeiner Feigheit vergeſſend, warf er ſein Roß herum und rief ſeinem Ge-

---

* Die Medici führten Kugeln in ihrem Wappen, wahrſcheinlich Abbilder der Pillen, welche ihre Ahnen als Aerzte ausgetheilt hatten.

folge zu: „Schlagt los, haut mir dieſe pöbelhaften Meuterer in Stücke und gebt Keinem Pardon!“

Dieſer brutale Befehl war nur das Signal eines allgemeinen Angriffs von Seite des Volkes und im ſelben Augenblick verwandelte ſich die ganze Piazza in eine Szene der unbeſchreiblichſten Wuth und Verwirrung. Im Nu waren Pietro und ſein Bruder Giuliano von ihren Roſſen geriſſen, und nur die energiſche Fürſprache Sterli's konnte ſie den Fäuſten der raſenden Menge entreißen und in den Palazzo in Sicherheit bringen, wo ſie ſofort als Gefangene verwahrt wurden. Glücklicher war der Cardinal, denn indem er ſich ſelbſt vom Pferde und ſeinen Purpurmantel von ſich warf, gelang es ihm aus dem Gedränge zu entkommen und einige Stunden ſpäter mit Hülfe eines treuen Freundes als Franziskanermönch verkleidet durch die Porta San Gallo aus der Stadt zu flüchten. Die Reiſigen Pietro's vermochten nicht den geringſten Widerſtand zu leiſten und hatten, von der Volksmaſſe zuſammengeknäult, gar nicht dazu kommen können, dem Befehl ihres Gebieters Folge zu geben. So wurden ſie mit leichter Mühe bewältigt, und die florentiniſche Freiheit hatte einen unblutigen Sieg errungen. Aber ſchonte auch die gerechte Erbitterung des Volkes das Leben ſeiner überwundenen Unterdrücker und ihrer Helfershelfer, ſo mußte es doch das ungerechte Gut der Medici entgelten. Es ward der Plünderung preisgegeben, und die Maſſen vertheilten ſich nach allen Quartieren der Stadt hin, wo eine Beſitzung des Hauſes Medici ſich befand, um das Decret der Confiscation dieſer Beſitzungen, welches die Signorie ſo eben proclamirt hatte, auf der Stelle zur Ausführung zu bringen. Der Palaſt Medicis, des Cardinals Behauſung in der Vorſtadt San Antonio, nebſt andern Häuſern und Gärten der Medici und ihrer Anhänger wurden geplündert und halb demolirt, wobei leider nicht nur die Geldſchätze, welche das mediceſche Haus aufgehäuft, geraubt, ſondern auch die wundervollen und äußerſt zahlreichen Kunſtwerke in deren Beſitz es geweſen, zerſplittert und zum Theil ſogar zerſtört wurden, wie die im Sct. Marcus-Garten vorgefundenen.

Ach, das Volk hat eben keinen Begriff von Aeſthetik und ſieht in den Kunſtſammlungen ſeiner Tyrannen nur Beweiſe ihrer Ueppigkeit und Verſchwendungsſucht. Und wer könnte das Volk darum tadeln?

Aber an der Verwüſtung des Eigenthums der Medici entzündete ſich gegen ſie die eingelullte Rachgier des Volkes wieder. Und mußte es denn nicht ergrimmen, als es all den Glanz und die Herrlichkeit ſah, in welchen ſeine Unterdrücker geſchwelgt? wenn ihm einfiel, daß dieſe marmornen Hallen, dieſe goldſtrotzenden Gemächer, dieſe unſchätzbar koſtbaren Kunſtgallerien ihren Prunk größtentheils jenem Staatsbankerott verdankten, durch welchen Lorenzo de Medicis auf Koſten von Florenz ſein Vermögen nicht nur der Schulden entlaſtet, ſondern auch bedeutend vergrößert hatte?

Pacca, der wilde, leidenſchaftliche Proletarier, wußte zuerſt dieſen Gedanken in ſeinen Genoſſen anzuregen und lieh ihm dann ſeine Stimme. „Was," rief er aus, ſollen wir umſonſt mit eigenen Augen geſehen haben, in welcher Ueppigkeit dieſe ſchurkiſchen Wichte unſer Mark und unſern Schweiß verpraßten? Corpo di Bacco, niemals!"

„Maledetto! Pacca hat Recht," ſchrie ſein Kamerad Staſſi, „ſie ſollen's entgelten, denn das

Zerſchlagen all' dieſes Flitterſtaats hat unſerm gerechten Rachegefühl kein Genüge gethan; nicht wahr, Mitbürger und Freunde?«

»Nein, das that es nicht, und wir wollen Rache, volle, geſättigte Rache haben!« antworteten hundert Stimmen, und in wenigen Minuten ſchwoll das Toſen des Aufruhrs wieder zum Orkan an, und von der Vorſtadt San Antonio aus ſtrömte die Volksfluth abermals gegen die Piazza del Gran Duca, mit Zuflüſſen aus allen Straßen und Gaſſen ſich vergrößernd und die Lüfte mit Ausbrüchen der Verwünſchung und Rachedrohung erſchütternd: »Tod den Medici! — Wir wollen Rache haben, volle, geſättigte Rache! — Ach, die Schurken wollten dem armen Volk keinen Pardon geben, thun wir daher daſſelbe an ihnen! — Zur Signorie, zur Signorie! — Heraus mit den Tyrannen! — Ihr Blut ſoll die Schmach ihrer Herrſchaft von Florenz abwaſchen! — Zum Tod mit ihnen, kein Verzeihen und keinen Pardon!«

Mit derartigem Geſchrei ſtachelte ſich das Volk immer mehr zur Wuth und mit der Mordluſt eines hungrigen Tigers kam es endlich auf der Piazza an.

Die Signòrie, welche noch immer verſammelt war, erſchrack ob dieſer unbändigen Wuth. Sie ſandte Jakopo Sterſi der heranſtürmenden Maſſe entgegen, um ſie zu beſänftigen. Allein der edle Jüngling hatte das »Tauſendgliederthier« wohl erregen können, — beſchwichtigen konnte er es nicht. Vergebens bat er, das ſtarke Volk von Florenz möchte den herrlichen Tag nicht entweihen, indem es einen völlig beſiegten Feind morde; ſeine Stimme verhallte ungehört in dem Rachegebrüll der Menge, und dieſe ſtürmte völlig entzügelt und von der unbändigſten Leidenſchaft gehezt, gegen den Palazzo heran. Schon donnerten hundert nervige Fäuſte an das verſchloſſene Portal, ſchon ſchickten ſich Hunderte an, die Fenſter zu erklettern, als plötzlich eine gewaltige Stimme, wie aus dem Himmel, in das tobende Gewirr niederſcholl:

»Im Namen Gottes, Volk von Florenz, halt' ein!«

Dieſer Ruf wirkte wie eine mächtige Zauberformel. Die Maſſe verſtummte, ließ von ihrem Vorhaben, den Palazzo, hinter deſſen Mauern ihre beabſichtigten Opfer geborgen waren, zu erſtürmen, augenblicklich ab, fluthete zurück, blickte aufwärts, und ſtatt des wüſten Rachegeheuls, brach jezt aus allen Kehlen der jubelnde Ruf:

„Girolamo Savonarola!“

Er war es. Heimkehrend von ſeiner Miſſion nach Piſa, wohin ihn Pietro Capponi, Domenico da Vecchia und ſein neuer Schüler, Heinrich Uhland, begleitet hatten, vernahm er in der Ferne das Heulen der Sturmglocken, beſchleunigte, klar ahnend, was in Florenz vorging, ſeine Reiſe nach Kräften und betrat den Palaſt der Signorie im nämlichen Augenblicke durch eine Hinterthür, als deſſen Vorderſeite vom Volk beſtürmt zu werden anfing. Den Signoren erſchien er wie ein Himmelsbote und ſogleich war er an's Werk gegangen, den mordluſtigen Aufruhr zu ſtillen.

Jezt ſtand er auf dem Balkon, von welchem herab vor wenigen Stunden die Medici zu Rebellen erklärt worden, und ſeine Augen leuchteten über die Menge hin, die Kopf an Kopf gedrängt, aber lautlos zu ihm aufblickte, nachdem ſie dem verehrten Manne durch den erwähnten Jubelſchrei ihre Verehrung gezollt.

„Volk von Florenz," hub er an, „einen glorreichen Tag haſt Du heute gelebt, und ſo lange nur noch ein Funke von Freiheitsgefühl und Vaterlandsliebe in den Herzen Deiner ſpäteſten Enkel lebt, werden ſie den 9ten November des Jahres 1494 ſegnen, als einen Tag der Wiedergeburt der florentiniſchen Republik. An dieſem Tage, werden ſie ſprechen, erhoben unſere Väter ihre Arme, um das Geſchlecht der Medici niederzuſchlagen, welche ſich in die Herrſchaft einſchlichen, wie Schlangen, dieſelbe mißbrauchten wie Wölfe und das herrliche Florenz preisgaben der Willkür und dem Spotte der Fremdlinge. Aber ich frage Dich: Sollen Deine Nachkommen genöthigt ſein, alſo fortzufahren: An dieſem Tage errangen unſere Väter ihre angeſtammte Freiheit wieder, aber, ach, hätten ſie doch ihren ſchönen Sieg nicht beſchmuzt mit dem Blute ihrer entwaffneten Gegner! Volk von Florenz, ſoll das Gedächtniß dieſes großen Tages alſo geſchändet werden bei der Nachwelt? Nein, Ihr Männer, die Ihr Euch heute der Freiheit ſo würdig bewieſen, die Ihr das Joch einer heuchleriſchen Tyrannei ſo kräftig vom Nacken geſchüttelt, nein, Ihr könnt nicht vergeſſen, daß der freie Menſch nicht Rache, ſondern Großmuth übt. Und wenn das Urtheil der Gegenwart und künftiger Zeiten nicht mahnend genug an Eure Bruſt klopft, wohlan, ſo gedenket Gottes, der da heute den Fall der Medici, welchen vorauszukünden ſeine Gnade mich würdigte, in Erfüllung gehen ließ. Wollt Ihr ſeine ſtrafende Gerechtigkeit durch unnützes, feiges Blutvergießen herausfordern, herausfordern im nämlichen Augenblicke, wo ein mächtiges fremdes Kriegsheer beinahe vor Euren Thoren ſteht? Glaubt Ihr, der fremde Sieger, vor welchem gegenwärtig Italien zittert, werde Eurer ſchonen, die Ihr des Lebens der eigenen Mitbürger nicht geſchont? Nein, Ihr werdet den Zorn Gottes nicht herausfordern zu dieſer Stunde, wo ich Euch von dem König der Franzoſen die Verſicherung bringe, daß er Eure Stadt friedlich und freundlich behandeln werde. Wozu auch die Unglücklichen tödten? Laßt ſie leben dieſe Medici und ihre verblendeten Anhänger, wer ſie auch immer ſeien; aber mit ihrer Schmach bedeckt, mögen ſie in's Exil wandern und ihre Strafe ſoll es ſein, leben zu müſſen fern der freien Gemeinde des wiedergebornen Florenz!"

Er brach ab, eine Antwort erwartend. Sie wurde ihm, denn nach einigen Augenblicken erhob ſich unter der Menge vielſtimmiges Gemurmel und tönte dann in den einſtimmigen Ruf zuſammen:

„So ſei es!“

„Dank Euch, Ihr Männer von Florenz! höret immer, wie Ihr es jezt gethan, auf die Stimme des Rechtes und der Ehre, und Ihr werdet ſtets frei ſein und würdig der Freiheit, die Ihr Euch heute wiederum erwarbet. Ihr Reich zu mehren in allen göttlichen und menſchlichen Dingen, das ſoll fortan Eure Aufgabe ſein, und ſo Ihr muthig und gewiſſenhaft an der Förderung dieſer Aufgabe arbeitet, ſoll Florenz aus der entwürdigten Lage, in welche es die Despotie geſtürzt, bald wieder lebensfreudig ſich erheben und ein Vorbild werden allen Völkern italiſcher Zunge. Dazu gebe der Herr, der allmächtige Gott, ſeinen Segen! Ihm gebührt, wie in Allem, auch hierin die höchſte Ehre und darum, dieß ſei für heute mein leztes Wort an Euch, gebet ſie ihm; ſeine Tempel erwarten Euch, gehet hin, ihm zu danken!“

Und ſo geſchah es, und das nämliche Volk, welches kaum noch vor Blutdurſt geſchäumt hatte, ging jezt, von Savonarola's Erſcheinung bewältigt, völlig umgeſtimmt von der Piazza weg und folgte fromm und demüthig dem Rufe der Ave-Maria-Glocken, welcher es hierhin und dorthin in die verſchiedenen Kirchen rief. Während aber das Volk von Florenz in den Kirchen auf den Knieen lag und Dankgebete für ſeine Befreiung vom Joche der Medici zum Himmel ſandte, wurden dieſe, Pietro und Giuliano — ihre Anhänger hatten ſich meiſtens geſtern und heute bereits aus dem Staube gemacht — unter ſtarker Bedeckung vor das Thor von San Gallo gebracht und dort in's Exil entlaſſen. Galle im Herzen, Scham auf der Wange und unmächtige Flüche auf der Zunge, traten ſie in die Nacht hinaus und ſchlichen knirſchend die Straße nach Bologna hin.

VII.

Ein Augenblick, ſo ſchnell er flieht,
Iſt g'nug, daß ſich zwei Herzen nie vergeſſen.
Lenau.

Was ich bisher noch nicht gekannt,
Hat mich allmächtig übermannt.
Derſelbe.

Heinrich Uhland hatte ſeinen Oheim nicht mehr in Florenz getroffen, denn Nicolaus von Schomberg war ſehr beweglichen Gemüths, konnte es nie lange an Einem Orte aushalten, und ſuchte im Leben ſtets nach neuen Verhältniſſen umher, wie er denn ſpäter, nachdem er alle Seiten einer ritterlichen, gelehrten und abenteuernden Laufbahn durchgelebt, in den Dominikaner-Orden trat, ſich ſehr hervorthat, Erzbiſchof von Capua und endlich durch Papſt Paul den Dritten Cardinal wurde. Er war indeſſen nicht ſich aufſpielen, jenes **Urbildes** eines Pedanten, welcher, „tondu à la Cesarine, vestu de son liripion à l'antique", im achtzehnten Kapitel des Gargantua als Abgeſandter der pariſer Univerſität zu dem jungen Rieſen geht, um im neunzehnten ſeine berühmte **hochergötzliche** Glockenrede zu halten. Für den äſthetiſchen Genuß unſeres Satirikers iſt es völlig gleichgiltig, ob er ſeine Rieſen und Rieſinnen als ins Ungeheuerliche vergrößerte Abbilder franzöſiſcher Könige und Königinnen, ſowie gleichzeitiger Hofherren und Hofdamen, Poeten, Prälaten, Profeſſoren u. ſ. w. angelegt und ausgeführt habe oder nicht.

Wenn ich ſagte, im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit müſſe man den Rabelais leſen und beurtheilen, meinte ich etwas anderes. Nämlich ſeine Sprache und Ausdrucksweiſe, welche der Art, daß er ſelbſtverſtändlich für Flegeljährige und für Backfiſche gar nicht da iſt. Auch wohl für Frauen überhaupt nicht, ausgenommen ſolche, welche etwa im Stande ſind, Luthers Streitſchriften und „Tiſchgeſpräche" zu leſen und zu vertragen. Dazu gehört aber bekanntlich ein ſehr wetterfeſt gepichter Magen. Im 16. Jahrhundert war der eigentliche Schutzpatron der Literatur kein anderer als der heilige Grobianus, welchen gerade auch Luther alltäglich anrief. Die Menſchen von damals hegten und bethätigten die Ueberzeugung „Naturalia non sunt turpia“ im weiteſtgehenden Sinne. Beim Rabelais kommt noch hinzu, daß er zumeiſt von Rieſen und Rieſinnen handelt und demnach die „naturalia“ bei ihm rieſige Dimenſionen annehmen. Beim Shakſpeare heißt es mal von einem: „Er weint Mühlſteine“; vom Rabelais kann es mitunter heißen: Er lacht Käslaibe, ſo groß wie Wagenräder und von nichts weniger als roſenöligem Geruch. So z. B. in dem, unbefangen humoriſtiſch angeſehen, zwar unſauberen, aber überaus luſtigen 13. Kapitel vom Gargantua. Der Pfarrer von Meudon nahm fürwahr kein Feigenblatt vor den Mund, noch anderswohin. Er nennt die Dinge ſammt und ſonders friſchweg mit ihren echten und rechten Namen. Er iſt ſo ehrlich, aufrichtig und natürlich, daß ich es begreiflich fände, wenn die guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen unſerer Tage ſich ob ihm entſetzten, — dieſelben guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen, welche die ſchamloſeſten franzöſiſchen Hetärendramen mit Entzücken auf deutſchen Bühnen willkommen heißen; dieſelben guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen, welche mit brutalſtem Kynismus geſchriebene franzöſiſche Unflatbücher — von Zola's „Nana" ſind in Deutſchland nicht viel weniger Exemplare verkauft worden als in Frankreich — mit Begierde verſchlingen. Hundert Rabelaiſe würden wahrlich nicht ausreichen, die ſchandbare Tartufferie, welche heutzutage in allem und jedem den Grundton der Geſellſchaft angibt, nach Gebühr zu züchtigen. Verglichen mit der bodenloſen Verderbtheit der neueſten, auch in Deutſchland ſo bevorzugten franzöſiſchen Literatur iſt Rabelais ein unſchuldiges Kind. Er iſt geradheraus, ungeſchminkt und ungeſchlacht, ja wohl, aber niemals iſt er lüſtern und ſchlüpfrig. Ich ſtelle den Satz auf und bin bereit, ſelbigen gegen jedermänniglich zu verfechten: — Im ganzen Rabelais ſteckt nicht ſoviel Gift, lange nicht ſoviel Gift, wie in jeder Nummer von einem jener infamen Lupanar-Journale, welche täglich auf den Boulevards von Paris ausgeboten und maſſenhaft verkauft werden — ad majorem Franciae gloriam.

Die Romanſatire „La vie inestimable du grand Gargantua" (1535) und „Pantagruel roy des Dipsodes" (1533) — die Fortſetzung erſchien zwei Jahre vor dem Anfang — iſt kein planmäßig entworfenes und ſyſtematiſch ausgeführtes Kunſtwerk. Sie hat auch keinen wirklichen Abſchluß, ſondern iſt, als Ganzes genommen, nur ein Koloß-Torſo. Die Form oder, wenn man will, die Formloſigkeit des Werkes läßt ganz deutlich erkennen, daß der Verfaſſer nicht nach einem regelrechten Plane, ſondern nur nach Luſt und Laune ſchrieb. Schon in den beiden erſten Büchern, welche ſich mit den Geſchicken und Erfahrungen des einer Rieſendynaſtie entſtammten Gargantua und ſeines Sohnes Pantagruel beſchäftigen, verliert ſich die Handlung häufig ganz ins Epiſodiſche. Vom dritten Buch an iſt der nominelle Held, der König Pantagruel, nur noch der Zuhörer und Zuſchauer von dem, was der Erzſchelm Panurg und der Mönch Jean reden und thun. In der Darſtellung der Reden, Thaten und Schickſale dieſer Beiden erhebt ſich die rabelais'ſche Satirik zur Glanzhöhe ihrer Macht und Gewalt. Die Schöpfung der genannten beiden Geſtalten iſt weitaus das Genialſte, was dem großen Satiriker gelungen. Panurg iſt der ſiebenfach deſtillirte, völlig ſkrupelloſe Realpolitiker und Opportuniſt, Bruder Hanns der unverdorbene, derbe Kraftmenſch, welcher an den Mönch Ilſan im „Roſengarten“ unſeres mittelalterlichen Heldenbuches erinnert, aber durch deſſen Naturwüchſigkeit doch eine ſtarkpulſirende Ader von Idealismus läuft und der allen theologiſchen und juriſtiſchen Dunſt und Quark mit dem kräftigen Athemaushauch des geſunden Menſchenverſtandes zerbläſ't und wegfegt. Wahre Kabinettſtücke burleſker und groteſker Spottdichtung ſind in dieſem dritten Buche die Heiratsverſuche oder vielmehr nur Heiratsgedanken des Panurg und ſodann die Gerichtsſcenen, in welchen der Richter Reitgans (Bridoye), „lequel sentencioit les procès au sort des dez“, die Hauptrolle ſpielt. Das 4. und 5. Buch bringt die phantaſtiſche Schilderung der Seefahrt Pantagruels und ſeiner Gefährten zum Orakel der göttlichen Flaſche, d. h. zur Aufſuchung der Wahrheit. Denn wir haben hier eine in rieſigen Verhältniſſen entworfene und vollendete Allegorie vor uns, aus deren Rahmen aber eine reiche Reihenfolge ſatiriſcher Zeitgemälde draſtiſch-lebenswahr hervorſpringt. Allen Arten von Thoren und Sündern wird darin fürchterlich mitgeſpielt. Aber ſein Kühnſtes leiſtete Rabelais in den Kapiteln vom Leben und Treiben auf der Inſel Bimbam (Isle sonnante). Da wird die geſammte Hierarchie, vom letzten Mönche bis hinauf zum Papſte, durch eine ſo ſcharfe Hohnhechel gezogen, daß Haut und Haare davonfliegen. Zum Schluſſe ſchlägt der Verfaſſer einen richtigen humoriſtiſchen Purzelbaum. Denn, nachdem unſere Wahrheitſucher endlich glücklich an ihr Reiſeziel gelangt ſind und die Prieſterin Bacbuc mit großer Feierlichkeit den Panurg dem Orakel vorgeſtellt hat, „da drang aus der Göttlichen Flaſche ein Geräuſch, wie wenn Bienen aus dem Leib eines jungen erſchlagenen Stieres hervorſchwärmen, oder wie eine Armbruſt, die man mit einem Widerriſt abſpannt, oder wie ein heftiger Regen, der plötzlich vom Himmel herunterdriſcht. Dann vernahm man das Wort: Trink!" Der Weisheit letzter Schluß wäre alſo dem Rabelais zufolge: „Im Wein iſt Wahrheit." Denn „de vin on devient divin" oder, wie Gelbcke überſetzt:

„Was der Traub' entquoll,
Gottes voll
Machen ſoll".

Man ſieht, die menſchliche Tragikomödie löſ't ſich beim Rabelais ſchließlich in abſolute Heiterkeit auf, wie ja das auch in den Stücken ſeines Zwillingsbruders im Geiſte, des Ariſtophanes, der Fall iſt. Neben dem großen attiſchen Komöden wird der große franzöſiſche Satiriker ſtets ſeinen Platz in der Weltliteratur behaupten. Die Gegenwart iſt zu ſchwächlich und zu ungeſund, um einen Rabelais hervorzubringen und zu ertragen. Hoffentlich erſteht in der Zukunft wieder einer. Ja, ich will wünſchen, daß, wenn dereinſt auf der ſterbenden Erde der letzte Akt beſagter Tragikomödie zu Ende gehen und des engliſchen Dichters vorahnende Viſion:

„The Sun's eye had a sickly glare,
The Earth with age was wan,
The skeletons of nations were
Around that lonely man“ —

zur Wirklichkeit geworden ſein wird, dieſer „lonely and last man“ zugleich der letzte Humoriſt und noch Rabelais genug ſein möge, um gute Miene zum böſen Spiele zu machen und mit Lachen zu ſich ſelber zu ſagen: „Tire le rideau, la farce est jouée“.

II.

Hermann Kurz*).

„Der Himmel lacht und heit're Lüfte ſpielen" . . .

Auf den kräftigen Schwingen ſeiner Silcher'ſchen Melodie rauſchte das Lied durch den vom Tabaksqualm erfüllten Sal, wo ich — es iſt lange, fürchterlich lange, volle 43 Jahre her — als Fuchs meinen erſten Kommers mitmachte.

Text wie Weiſe ergriff mich gleichermaßen.

„Von wem?" fragte ich meinen Nachbar.

„Der Hermann Kurz hat es gedichtet, der Silcher in Muſik geſetzt."

„Wer iſt der Kurz?"

---

*) **Geſammelte Werke von** Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyſe. 10 Bde. Stuttgart, A. Kröner, 1871.

„Ein Stiftler."

„Ein Stiftler?"

„Ja wohl, aber ein hinausgeſchmiſſener."

Das klang ganz eigen. Ungefähr ſo, als hätte der Sprecher ſagen wollen: „Ein famoſer Kerl!" Vielleicht war auch eine Miſchung von Eigenliebe dabei; denn mein liebenswürdiger Nachbar war ſelber ein „hinausgeſchmiſſener", d. h. ein weiland Inſaſſe des berühmten Tübinger „Stiftes", welchem er, rebus theologicis haud bene gestis und nachdem es ihm gelungen, die faſt unergründliche Langmuth des „Ephorus" Jäger, genannt Sabel, zu ergründen, zwar unfreiwillig, aber doch mit Freuden Valet geſagt hatte, um ſich der Juriſterei zu befleißigen, wenn auch nicht gerade leidenſchaftlich.

Der mir zu- oder auch abgeneigte Leſer wolle gefälligſt beachten, daß vorſtehendes Präludium vor 43 Jahren geſpielt hat. Wie es heutzutage mit dem Stift und mit den Stiftlern beſtellt ſein mag, iſt mir, der ich ſeit dem großen Exodus von 1849 mein ſchwäbiſches Heimatland, welches man bekanntlich auf Diſtanz am innigſten liebt, nicht mehr betreten habe, gänzlich unbekannt, und darum verwahr' ich mich förmlich dagegen, daß man aus den

Prämiſſen der Vergangenheit etwa unliebſame Schlußfolgerungen für die Gegenwart ziehe. Anno dazumal freilich, d. h. in meiner Fuchſenzeit, galt es für ausgemacht, daß der „Stiftler" von echtem Schrot und Korn eine abſonderliche Species vom Genus Homo darſtellte. Das Verhältniß des Stiftlers zum Deutſchen und Schwaben ließe ſich etwa ſo beſtimmen, daß man ſagte: Wenn der Deutſche gleich wäre einem Viereck, ſo wäre der Schwabe gleich einem Sechseck, der Stiftler aber gleich einem Achteck. Im Grunde genommen, flößte der richtige Stiftler Reſpekt ein, nämlich mittels der durchſchnittlichen Tüchtigkeit ſeiner Bildung. Schade, daß dieſer Bildung ein fataler Beigeruch anhaftete, das berühmte „Stiftsg'ſchmäckle", nur für Schwaben ſpürbar, aber keineswegs von allen Schwaben gern geſpürt. Unter den Stoffen, aus welchen daſſelbe zuſammengeſetzt war, nahmen die Ausſchließlichkeit und Selbſtgefälligkeit, die man den Stiftsbewohnern im allgemeinen ſchuldgab, vortretende Stellen ein. Das Ab- und Eingeſchloſſenſein, welches die Stiftsordnung vorſchrieb, verleitete die Herren Stiftler häufig dazu, ſich für etwas ganz Beſonderes zu halten. Es hatte ſich demzufolge im Laufe der Zeit ein hochgradiges von Florenz weggegangen, ohne für den Neffen und deſſen getreuen Diener eine paſſende Herberge zu miethen, welche an der Piazza San Marco, dem Kloſter ſchräg gegenüber, gelegen war, und bei Savonarola einen Brief für ihn zurückzulaſſen, worin er ihm dieſe Herberge bezeichnete.

Am Morgen, welcher auf den Abend ſeiner Ankunft in Florenz folgte, ſtellte ſich der junge Mann dem Prior von San Marco ſelbſt vor, und wurde liebevoll empfangen. Das Geſpräch, worein Savonarola ſeinen Gaſt verwickelte, zeigte ihm, daß Heinrich in den meiſten Disciplinen der Gelehrſamkeit jener Zeit tüchtig ſich umgethan, und dabei eine klare, freimüthige Anſicht von Welt und Zeit in ſich ausgebildet habe. Er ſagte daher:

»Ich ſehe, mein Sohn, daß ich Dich nur noch wenig werde lehren können, denn Du haſt Deine Jugend wohl benützt und Deinen Geiſt nach allen Seiten hin angebaut, auch iſt der gegenwärtige Zeitpunkt, wenigſtens hier in Italien, kein ſolcher, der da den Männern der Wiſſenſchaft geſtattet, ihre Studien zu einer Schranke zwiſchen ſich und der Welt zu machen. Die Gegenwart fordert nicht zurück-

Stiftsbewußtſein entwickelt, welches ſich mehr und mehr verſteifte im Hinblick auf die lange Reihe von ausgezeichneten Männern, welche innerhalb des Stiftes ihre Univerſitätsſtudien gemacht. Eine Anſtalt, aus welcher Hölderlin, Schelling, Hegel, Pahl, Schwab, Stälin, Baur, Strauß, Zeller, Schwegler, Viſcher, Waiblinger, Mörike, Hauff, Pfizer, Zimmermann, Seeger, Kurz u. ſ. w. in die Welt, will ſagen in die Wiſſenſchaft und in die Literatur ausgegangen, war ſicherlich berechtigt, ihren Stolz zu haben. Dieſes wohlberechtigte Stiftsbewußtſein kam nun aber, wie die Menſchen einmal ſind, in den Stiftlern nicht eben liebenswürdig zur Erſcheinung. Nämlich in Geſtalt einer Großmannsſucht und Ueberhebung, welche freilich in den Augen Wiſſender und Unbefangener weit mehr Beluſtigendes als Verletzendes hatten. War es doch erheiternd anzuſehen, wie ſo ein Muſterſtiftler, eingemauert in ſein potenzirtes Schwabenthum, in ſein bloßes Bücherwiſſen, in ſeinen rührenden Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, zu einem Selbſtbewußtſein oder, ſchwäbiſch zu reden, zu einem „Krattel" ſich verſtieg, welcher ihn ſelber glauben ließ und andere glauben machen wollte, er hätte den Schelling oder Hegel oder Hölderlin oder ſonſt eine oder gar mehrere der Berühmtheiten früherer „Promotionen“ im Leibe. Wirklich bedeutende Stiftler haben ſich oft genug über dieſen „Stiftlerkrattel“ luſtig gemacht, aber ſcharfnaſige Leute wollten behaupten, daß auch die bedeutenden, bedeutenderen und bedeutendſten Stiftler das erwähnte „G'ſchmäckle“ ihr Lebenlang nie losgeworden wären.

Wer es ganz gewiß nie loswurde, war der Hermann Kurz, zur Zeit ſeines Stiftlerdaſeins von ſeinen Mitbewohnern der Stube „Eisleben“ im Stift „Das blaue Genie“, ſpäter in unſerem ſtuttgarter Freundeskreis kurzweg „Der Blaue“ genannt. Der Urſprung dieſes Kriegs- oder Biernamens iſt etwas mythiſch. Von Einem, der zugleich mit Kurz die Stube Eisleben „behorſtete“, erfuhr ich, daß der Dichter dazumal leidenſchaftlich Spaniol geſchnupft, dabei blauer Schnupftücher ſich bedient habe und in Folge deſſen häufig mit angebläuter Naſe herumgegangen ſei. Da nun der Inhaber dieſer Blaunaſe ſeinen Kommilitonen für ein Genie gegolten, ſo hätten ſie ihn das blaue Genie genannt. Kurz ließ ſich das gefallen, nur latiniſirte er es, indem er ſich zu ſeinem Privatgebrauche Cäruleus — der Blaue — nannte. Unter dieſem

Namen hat er ſich in ſeine allerliebſte Novellenſkizze „Das Wirthshaus gegenüber“ humoriſtiſch eingeführt.

Sechs Jahre nach jenem Tage, wo ich Hermann Kurz zum erſtenmal hatte nennen hören, wurde ich in Stuttgart mit ihm perſönlich bekannt und befreundet. Die Bekanntſchaft wurde gemacht im Hauſe der Frau von Suckow (Emma von Niendorf), jener liebenswürdigen und anſpruchsloſen Schriftſtellerin, welche ihr Empfangzimmer mit feinſtem Takte zu einem neutralen Boden zu machen verſtand, auf welchem Menſchen der verſchiedenſten Anſchauungen und Richtungen zwanglos einander begegnen konnten. Die Freundſchaft wurde geſtiftet und befeſtigt beim „Burger Frank“ und beim „Bürger Ochſenzergle“, alſo in einem Bierkneiplein und in einer Weinſtube, welche Oertlichkeiten in der Zeit von 1843—49 allen von der damals jüngeren ſchwäbiſchen Generation, die ſich zum Liberalismus, Demokratismus, Republikanismus bekannten, vertraut waren und uns wenigen heute noch Lebenden jenes Kreiſes unvergeſſlich ſind. Denn ach! es gilt, zu klagen:

> „Ich habe gekannt manch ſchönes Kind
> Und manchen guten Geſellen!
> Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
> Es wogen und wandern die Wellen …“

Die Biographie, womit Paul Heyſe die Sammlung der Werke von Kurz eingeleitet hat, zeugt auf jeder Seite von warmer und feinfühliger Freundſchaft. Da und dort wäre jedoch dem Biographen eine genauere Kenntniß ſchwäbiſcher Menſchen und Dinge zu wünſchen geweſen. Auch iſt Heyſe über mehr als *einen* wichtigen Punkt und Wendepunkt in dem Lebenslaufe des ſchwäbiſchen Poeten hinweggegangen mit einem Stillſchweigen, welches recht fein diplomatiſch oder meinetwegen pietätvoll ſein mag, aber vieles unerklärt läßt. Hier iſt jedoch zu Erklärungen nicht der Ort, wie denn dieſe Zeilen überhaupt nicht darauf ausgehen, die biographiſche Arbeit Heyſe's zu ergänzen. Nur auf *einen* Punkt will ich flüchtig hindeuten. Der Lebensbeſchreiber hat wiederholt und ganz richtig betont, daß Kurz kein vom Glücke begünſtigter Mann geweſen. Aber eine andere Frage iſt, ob dieſe Thatſache *nur* den Verhältniſſen ſchuldzugeben war. Am Ende aller Enden bleibt es doch immer wieder wahr, daß ein jeder ſeines Glückes eigener Schmied ſei und ſein müſſe, und da möchte nicht zu leugnen ſein, daß unſer Dichter als ein ungeſchickter und läſſiger Schmied ſich erwieſen. Allerdings muß ſogleich beigefügt werden, daß dieſe Läſſigkeit und dieſer Unſchick zu ſeinem Weſen gehörten. Er war eben ein Träumer all ſein Lebtag. Er konnte es nie dazu bringen, aus der Traumwelt, welche er ſich in ſeinem Innern zurechtgemacht, entſchieden und entſchloſſen herauszugehen, und ich bin überzeugt, daß es der oben gekennzeichnete „Stiftlerkrattel" geweſen, welcher ihn wider Wiſſen und Willen verführte, ſich für ſo etwas Apartes zu halten, daß er gar nicht nöthig hätte, mit der Proſa des Lebens ſich auseinanderzuſetzen*).

---

*) Beſtätigung dieſer Anſicht gibt das „Nachlaß" überſchriebene Gedicht:

„Ich werde ſo von hinnen eilen
Mit tief geſchloſſenem Viſir,
Und ein paar arme ſtumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.
Nach dieſen werden ſie mich wägen,
Verdammung ſprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Buſen hob;
Wie ich am ſchönen Tag, in guter Stunde
Verſchmelzend Geiſt in Geiſt verwebt,
Mit einem kleinen Menſchenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemeſſen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel
Und wie wir dann in ſeligem Vergeſſen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.

So iſt es dann gekommen, daß er jede der ihm gebotenen Gelegenheiten, bei guter Zeit ſich eine feſtumfriedete Exiſtenz zu gründen, vornehm vorübergehen ließ. Ich möchte aber dieſes „vornehm“ nicht allein im tadelnden Sinne verſtanden wiſſen, ſondern auch im lobenden.

Ja, dieſer Sohn der alten Reichsſtadt Reutlingen war eine vornehme Natur und iſt es in allen Bedrängniſſen ſeines Daſeins geblieben. Er iſt im ganzen Wortſinn eine „anima candida“ geweſen und man darf auch von ihm ſagen, was von ſeinem größten Landsmann mit vollem Rechte geſagt worden, daß nämlich „tief unter ihm das Gemeine im wechſelloſen Scheine gelegen“. Daher wirkte auch das ihm anhaftende „Stiftsg'ſchmäckle“ nicht verletzend. Seine Milde und Duldſamkeit verleugneten ſich ſelten. Seine Entrüſtung mußte ſchon ſehr groß ſein, wenn ſie in heftiger Form hervorbrach. Sonſt war dieſer hochbegabte, mit ſo vielſeitigem Wiſſen

---

Vor ſolchem Leben friſch und reich
Wie ſind die Lettern todt und bleich!
Doch was ich mir in mir geweſen,
Das hat kein Freund geſeh'n, wird keine
Seele leſen.“

ausgeſtattete Mann mild im Urtheilen, maßvoll im Tadeln. Die ſchnöde deutſche Unſitte der Nörgelei lag ihm fern. Männer ſeines Schlages müſſen gewiß immer ſchmerzlicher vermiſſt werden in einer Zeit, wo jeder dumme Junge ſich zum Kritiker berufen glaubt und wo Geſellen, welche nie etwas, und wäre es auch nur das Geringſte, geleiſtet haben und nie etwas leiſten werden, ſich erfrechen dürfen, den Geifer ihres grünen Neides gegen alle Autoren zu verſpritzen, welche etwas können und der Nation etwas ſind. Wie noch ſo manches andere Gute könnten die Deutſchen auch literariſchen Anſtand von den Franzoſen lernen, wenn unſere mehr oder weniger lieben Landsleute es nicht vorzögen und nicht von jeher vorgezogen hätten, den weſtlichen Nachbarn nur ihr Schlechtes und Schlechteſtes abzugucken. In Frankreich iſt es undenkbar, daß literariſche Gaſſenbuben die großen Geſtalten der Literatur mit Koth bewerfen dürften. Bei uns dürfen ſie es und können dabei ſogar der heimlichen oder offenen Zuſtimmung vonſeiten des oberen und des unteren Pöbels ſicher ſein.

Einen wiſſenden Mann hab' ich Kurz genannt und das war er in der That. Es gereichte dem höheren Schulweſen Wirtembergs von jeher zur Ehre, daß jedes ſtudirende Landeskind, ſo es wollte, in den Stand geſetzt war, mit einem tüchtig gefüllten Schulſack die Univerſität zu beziehen. Auf dieſer iſt Kurz ſeinem Brotſtudium, der Theologie, ſoweit fleißig obgelegen, daß er im Stande, ſeinen Hochſchulkurſus mit Beſtehung des regelrechten Examens zu beſchließen. Sein ſodann gemachter Verſuch, vikariſirend als „Diener am Worte“ thätig zu ſein, war freilich von kurzer Dauer. Wahrſcheinlich hat der Umſtand, daß er kein Redner war, dieſen Verſuch noch beträchtlich abgekürzt. Fortan hatte er mit der Theologie keinen näheren Verkehr mehr. Innerſte Neigung führte ihn der Literatur zu und er hatte ſich für die Schriftſtellerei philologiſch und philoſophiſch ſehr eifrig und erfolgreich vorbereitet, wie das ja auch ſein Alters- und Studiengenoß, Mitpoet und Freund, der lange nicht genug gekannte Ludwig Seeger, der geniale Verdeutſcher des Ariſtophanes und des Béranger, gethan hatte. Es iſt bedauerlich, daß die zerſtreuten kritiſchen und literarhiſtoriſchen Forſchungen und Findungen von Kurz nicht geſammelt ſind. Eine Zuſammenſtellung dieſer Arbeiten würde die gründlichen Kenntniſſe, den ſpürenden

Scharfſinn und das beſonnene Urtheil des Verfaſſers erfreulich darthun. Schon während ſeiner Gymnaſialjahre in Maulbronn hatte Kurz nicht allein auf dem Gebiete der alten, ſondern auch der neuen Sprachen fleißig und mit ſchönem Erfolge ſich umgethan. Zeugniſſe hierfür ſind ſeine zahlreichen poetiſchen Ueberſetzungen, verdeutſchte Dichtungen von Arioſto, Shakſpeare, Byron, Moore, Cervantes. Den Ton von Shakſpeare und Byron hat der Ueberſetzer, wie mir vorkommt, nicht ganz getroffen. Dagegen müſſen ſeine Verdeutſchungen von Arioſt's „Orlando furioso“ und von Moore's „Paradise and the Peri“ zu den Meiſterwerken deutſcher Ueberſetzungskunſt geſtellt werden. Es iſt unmöglich, die „corbellerie“ — um nicht, wie die andere Lesart lautet, zu ſagen die „coglionerie“ — des Meſſer Lodovico gutlauniger und anmuthiger nachzudichten, als es Kurz gethan hat, und unvergleichlich ſchön wußte er auch das Schimmernde und Flimmernde, den lyriſchen Schmelz und die ſprachliche Muſik des berühmten moore'ſchen Gedichtes wiederzugeben. Die Uebertragung der ſchwankhaften „Zwiſchenſpiele“ des großen ſpaniſchen Dichters iſt ebenfalls vortrefflich gelungen. . . .

Zur Zeit meiner Befreundung mit Kurz ſtand er in der Vollkraft ſeines Wollens und Könnens. Der Roman „Schiller's Heimatjahre“ war erſchienen und hatte zwar nicht bei der Menge, aber doch bei Urtheilsfähigen einen Beifall gefunden, welcher den Verfaſſer wohl zu weiterem Schaffen ermuthigen konnte. Zunächſt arbeitete er an der Neudeutſchung und Beſchließung des „Triſtan“ Gottfried's von Straßburg, welches Werk, mit einer gediegenen Einleitung ausgeſtattet, unlange darauf veröffentlicht wurde. Kurz war dazumal eine hochragende, hagere, ſchmalſchulterige Geſtalt, mit vorgeneigtem Kopfe etwas ſchlotterig einhergehend. Bleicher Geſichtsfarbe, blonden Haares und Bartes, eckigen Gebarens und zugeknöpfter Haltung, wie er war, hatte ſeine ganze Erſcheinung für den flüchtigen Beobachter wenig Anziehendes. Bei genauerem Zuſehen mußten die anmuthige Bildung ſeines Mundes, der treuherzige Blick ungewöhnlich glänzender Augen und ein über die ganze Phyſiognomie gebreiteter Hauch träumeriſcher Reſignation den Beſchauer gewinnen. Zu ſeinen Gewohnheiten gehörte, zum „Burger Frank“ und zum „Bürger Ochſenſergle“ immer zu ſpät zu kommen, um ſich dann darüber zu ärgern, daß wir anderen ſeiner Meinung gezogene Forſchung, ſondern energiſches Handeln im Sinn und Geiſte Gottes. Was die edelſten Geiſter voriger und unſerer Tage in ſtiller Zelle gedacht und geſonnen, das muß jetzt heraus auf den lauten Markt, und das göttliche Rüſtzeug des Wortes gebraucht werden vor allem Volke. Daß Du aber gerade in dieſem bewegten Zeitpunkt hieherkamſt, mein Sohn, möchte für Deine künftige Stellung im Leben wohl günſtiger ſein, als wenn Dir Gelegenheit geboten worden, in beſchaulicher Zurückgezogenheit Deine Studien fortzuſetzen, denn, nachdem Du das Wiſſen alter und neuer Zeiten Dir angeeignet, kannſt Du nun hier lernen, es zum Wohle Deiner Brüder anzuwenden, und Dir durch Beobachtung unſerer florentiniſchen Zuſtände und Theilnahme an denſelben die nöthige Erfahrung erwerben, auf das öffentliche Leben Deines Heimathlandes dereinſt ſelbſtthätig und das Gute fördernd einzuwirken.«

Hierauf mußte ihm Heinrich von Deutſchland reden, und ſchilderte erſt das Land und deſſen Sitten, dann die kirchlichen und politiſchen Um- oder vielmehr Uebelſtände, die Ausartung und den gänzlichen Verfall des Ritterthums, die Verwilderung der zufolge immer zu früh gingen. Ein Hochgenuß war es, den Rubens (Seeger), den Oſtjäk (Fink) und den Blauen (Kurz) mitſammen in Erinnerungen an ihre Stiftlerjahre ſich ergehen zu hören. Dem Seeger fielen da die tollſten Schnurren nur ſo aus den Aermeln; der Fink lachte dazu, daß die Zimmerdecke ſchütterte; der Kurz lächelte, ſtill in ſich vergnügt „wie ein Maikäfer“, und nahm eine „währſchafte“ Priſe.

Zur Politik verhielt ſich der Dichter damals noch ganz gleichgiltig. Das änderte ſich aber mit ſeiner Ueberſiedelung nach Karlsruhe, wo er in mehrjährigem Umgange mit den Führern der badiſchen Kammeroppoſition zum regelrichtigen Liberalen ſich auswuchs. Er hat ſpäter die Wendungen und Wandelungen der liberalen Doktrin in aller Ehrlichkeit mitgemacht und ſelbſt die kindlichſten Illuſionen der Partei aufrichtig getheilt. Iſt es ihm doch unter anderem begegnet, daß er — zu Anfang des Jahres 1848 nach Stuttgart zurückgekehrt und nach dem großen Zuſammenbruch von 1849 und der Flucht des braven Adolf Weißer mit der Redaction vom „Beobachter“ betraut — lange noch mit der Seifenblaſe der ſogenannten „Trias-Idee“ ernſthaft ſpielte, nachdem der Bundestag ſchon wieder im thurn- und taxis'ſchen Palaſt in der Eſchenheimer Gaſſe inſtallirt war. Die Sache iſt, Politik war und blieb dem Träumer von Poeten im Grunde allzeit etwas Aeußerliches, etwas blos Anempfundenes, etwas Unſympathiſches. Hat er mir ja mitten im Wirbel des großen Sturmjahres einmal ſeufzend geſtanden, der ganze Zeitungskram ekelte ihn an, und er fühlte ſich recht glücklich, wenn er ſich aus der „heulenden Wüſte" der Tagesfragen für etliche Stunden in die ſtille Oaſe der Beſchäftigung mit irgendeinem literariſchen Problem zurückziehen könnte. Natürlich hat er deſſenungeachtet den ſchimmernden Märztraum von 1848 mit ganzer Seele mitgeträumt. Zeugniß deſſen ſein „Vaterlandslied", welches edle Gedicht das ganze Vertrauen, die ganze Hoffnung, den ganzen Jubel und Ueberſchwang jener wunderbaren Märztage gerade ſo ſeelenvoll offenbart, wie Freiligrath's Zornflammenſchrei „Der Todten an die Lebenden" die ganze Enttäuſchung, den ganzen Grimm und Groll der Novembertage herzzerreißend kundgibt.

Es iſt heutzutage ſchwer, in die Stimmung ſich zu verſetzen, aus welcher heraus Kurz ſein „Vaterlandslied" ſang. Ja, ich ſtehe nicht an, zu ſagen, daß man jenen Frühling miterlebt haben muß, um begreifen zu können, wie der ſchwäbiſche Dichter auf die Aetherhöhe weltbürgerlichem Idealismus ſich zu ſchwingen vermochte, von welcher aus er der „großen Mutter“ Germania in den Schlußſtrophen ſeines Gedichtes zurief:

„Lauſchend nach des Geiſtes Sonnen,
Sankſt du hin, zum Sterben wund;
Aber Flut vom Lebensbrunnen
Quell dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne dieſe!
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich ſteigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen ſich die Roſe
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und ſäuſelnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.

Endlich ſiegt der wahre Glaube,
Der die Menſchheit menſchlich macht.
Mit dem Oelblatt kommt die Taube
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein
Und der längſt verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein.“

Das Vaterlandslied erſchien im „Beobachter“ am 26. März von 1848, an jenem ſonnigen Sonntag, an welchem zu Göppingen am Fuße des Hohenſtaufen die große Volksverſammlung ſtattfand und welcher wohl der ſchönſte Tag der bekanntlich ſehr harmloſen ſchwäbiſchen „Revolution“ genannt werden darf. Als wir vom Bahnhof durch das Menſchengetümmel dem Platze vor dem Rathhauſe zuſchritten, von deſſen Balkon herab die Anſprachen gethan und die Schlußnahmen beantragt werden ſollten, diſputirte unterwegs Kurz mit dem „rothen Pfau“, welcher ſchließlich gelaſſen das große Wort ausſprach:

„Das Geſcheideſte wäre halt doch, wenn wir ohne weiteres die Republik proklamirten.“

Wogegen Kurz ganz furibund: „Was? Du wilde Gans, wohin verfliegſt du dich? Ihr Ueberſtürzler werdet alles zu Grunde richten.“

Der „rothe Pfau“ war über dieſen unerwarteten Ausbruch des „ſanftlebenden Fleiſches von Reutlingen“ für einen Augenblick bis zur Sprachloſigkeit verblüfft. Dann brummte er: „Jetzt hört aber doch alles auf, wenn auch noch der Blaue den Staatsmann heraushängen will.“

Der hinter ihm hergehende Oſtjäk tröſtete ihn:

„Ja, weißt du, Pfaule, ſeit etzlichen Tagen graſſiren halt die Staatsmänner. Jedennoch die blaue Staatsmänniſchkeit kommt mir grün vor, ſehr grün."

Wir lachten, der Blaue lächelte und nahm eine unendliche Priſe. Ueberhaupt ging es bei der ſchwäbiſchen „Revolution" ſelten ganz ohne Humor und Lachen ab, und das war wohl das Beſte daran. Die Spuren bewahrt ergötzlich der „Eulenſpiegel", welchen Ludwig Pfau im Sturmjahre redigirte. Kurz führte übrigens in der politiſchen und literariſchen Debatte ſelten die Keule als Waffe, ſondern zumeiſt den zierlich damaſcirten, aber ſcharfſchneidigen Stoßdegen der Ironie. In ſeiner Streitſchrift gegen einen leidenſchaftlichen Bekrittler ſeines „Triſtan", welche unter dem Titel „Der Kampf mit dem Drachen" 1845 erſchien, kann ich zwar nicht mit Heyſe ein Meiſterſtück „polemiſchen Humors" erblicken, wohl aber in der auf die auerbach'ſche Dorfhiſtorik gemünzten „Dorfgeſchichte" (Geſ. Werke, IX, 259 fg.) eine der beſten und zugleich gutmüthigſten literariſchen Satiren, die jemals in Deutſchland geſchrieben wurden. Da iſt attiſches Salz oder auch allerbeſtes ſchwäbiſches. Zu der lyriſchen Stimmungsfülle und dem Stilglanze, welche im „Vaterlandslied" walteten, hat ſich der Dichter ſpäter nur einmal noch erhoben, in dem prächtigen Gedichte „Der Fremdling“, einer hochpoetiſch-ſymboliſirenden Transfiguration des eigenen Schickſals.

Faſſt man die dichteriſche Thätigkeit unſeres Freundes und die Ergebniſſe derſelben zuſammen, ſo könnte man ihn, die Vorſtellung von einer ſchwäbiſchen Dichterſchule als eine berechtigte vorausgeſetzt, als den letzten Mohikaner dieſer Schule bezeichnen. Er war ſo recht ein ſchwäbiſcher Binnenmenſch, ein Schwabe im Superlativ, ein Reutlinger. Er iſt nie in einer großen Stadt geweſen, München ausgenommen; er hat nie das Meer geſehen, auch die Hochalpen nicht, kaum flüchtig ein Stück Voralpen. Sein Heimatland war ihm A und O, war und blieb ihm die Welt. Darum iſt in keines anderen ſchwäbiſchen Dichters Werken ſo entſchieden viel vom beſten Bein, Fleiſch und Blut des Schwabenthums wie in den Werken von Hermann Kurz. Dieſer Thatſache gegenüber konnte es wundernehmen, daß Kurz in ſeinem Heimatlande keineswegs populär geworden iſt, wenn man nicht beachtete, daß es von jeher ein ſchwäbiſches Specifikum geweſen, einheimiſche Talente zu miſſachten und hintanzuſetzen, unter Umſtänden auch zu verleumden, zu verfolgen oder zu vertreiben. Vollends ſolche, welche ſich unter die Schablone des altherkömmlichen wirtembergiſchen „Schreiberregiments“ nicht zu fügen verſtanden oder nicht fügen wollten.

Die Werke des ſchwäbiſchen Dichters par excellence, namentlich ſeine zwei großen Romane, wurden und werden in Norddeutſchland und ſonſt außerhalb Schwabens entſchieden mehr geleſen und gewürdigt als daheim. Freilich auch in der Fremde noch lange nicht nach Verdienſt. Den Hauptgrund ihrer geringen Verbreitung ſehe ich darin, daß Kurz es nie verſtand, die Frauen für ſich zu gewinnen, — die Frauen, von welchen doch die Beliebtheit eines Poeten vorzugsweiſe abhängt. Und warum gewann er ſie nicht? Weil ſeinen Schriften durchweg das Glattgeſtrichene, Geſchminkte, Kokette und häufig das Packende, Spannende, Senſationelle abgeht, weil er weit mehr ein Dichter der ſinnenden Betrachtung als ein Dichter der elementaren oder der raffinirten Leidenſchaft iſt, weil es endlich in ſeinen Erzählungen vor lauter Motiviren nicht häufig genug zu dramatiſch bewegtem Leben und Handeln kommt. Und wenn es dann doch dazu kommt, ſo iſt der Leſer und gar noch die

Leſerin gewöhnlich ſchon ſo ermüdet und abgeſpannt, daß ſie das Intereſſe an der ganzen Geſchichte verloren haben.

Kurz beſaß fraglos viele der beſten Eigenſchaften eines beſten Erzählers, aber dieſe Vorzüge wurden nicht ſelten paralyſirt durch den großen Fehler, daß unſer Freund jenen Beſuchern glich, welche die Thüre nicht mehr finden können. Er verſtand es nicht, bei guter Zeit zu Ende zu kommen und abzuſchließen. Das gab dann ſelbſt kleineren Sachen, z. B. der, pſychologiſch angeſehen, ſo meiſterhaften Novelle „Der Weihnachtsfund“, etwas ſo Gedehntes, daß die Geduld der meiſten Leſer daran erlahmte. Dieſes Nichtendigenkönnen iſt daran ſchuld, daß in der Kurz'ſchen Novelliſtik mehr als einmal der Ausgang nicht hält, was der Anfang verſpricht. Man fühlt mit einer gewiſſen peinlichen Theilnahme, wie dem Verfaſſer im Verlaufe ſeiner Erzählung mehr und mehr die Stimmung abhanden kommt und die Dialektik erſetzen ſoll, was die Phantaſie verweigert. Mitunter fällt darum das Ende dem Anfang gegenüber wahrhaft erſchreckend ab. So in der Novelle „Die beiden Tubus“. Die erſte Hälfte hat ein Meiſter des Humors gedichtet, aber die zweite verläuft in Trivialität. Was Gleichmaß und Geſchloſſenheit der Form angeht, ſo hat Kurz nichts Beſſeres geliefert, als ſeine zumeiſt auf Familientradition beruhenden Erzählungen, welche in der Geſammtausgabe unter der Ueberſchrift „Hauschronik“ zuſammengeſtellt ſind. Sie ſtanden urſprünglich in dem kurz'ſchen Novellenbuch „Genzianen“. Mir perſönlich ſind, wie ich geſtehe, dieſe Geſchichten das Liebſte von allem, was der Freund geſchaffen. Hier, meine ich, ſei es ihm ſo gut wie ſonſt nirgends geglückt —

> „Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
> Den goldnen Duft der Poeſie zu weben.“

Die eigentliche Domäne von Kurz war die Geſchichte Wirtembergs im 18. Jahrhundert. Auf dieſem Gebiete kannte er jeden Weg und Steg, jeden Berg und Bach, jeden Baum und Buſch, jeden Wald und Weiler. Auf dem Hintergrunde der Regierungszeit des Herzogs Karl hat er ſeine beiden großen Romangemälde „Schillers Heimatjahre“ und „Der Sonnenwirth“ ausgeführt. Jenes iſt das friſcher empfangene und künſtleriſcher gezeitigte und herausgearbeitete, dieſes das tiefer angelegte und ſeelenkundiger entwickelte. In jenem herrſchen idealiſtiſch-romantiſche Motive, in dieſem realiſtiſch-pſychologiſche. Als eine „ſchwäbiſche Volksgeſchichte“ durfte der Dichter ſeinen Sonnenwirth mit Fug bezeichnen. Ich wüßte kein Buch zu nennen, in welchem das altwirtembergiſche Volksdaſein zur angegebenen Zeit ſo umfaſſend, ſo anſchaulich und ſo lebenswahr geſchildert wäre wie hier. Den Höhepunkt erreicht die Erzählung und damit zugleich den Höhepunkt des tragiſchen Könnens unſeres Dichters im 37. Kapitel, da, wo der Sonnenwirthle, nachdem er den Fiſcherhanne erſchoſſen, ſeinem durch das Todesthal ahnungslos daherkommenden Vater von der Bergwaldwand herab zuruft: „Sonnenwirth von Ebersbach, wo haſt du deinen Sohn?“ Schade, daß auch bei dieſem Werke die ſchauende und geſtaltende Kraft des Verfaſſers nicht bis zum Ende vorhielt. Der letzte Theil iſt nur eine fleißige, aber trockene Relation nach Kriminalakten. „Schillers Heimatjahre“ leiden an einer gewiſſen Zwieſpaltigkeit. Der Roman hat keinen rechten Mittelpunkt. Der Held deſſelben im Romanſinne ſoll Heinrich Roller ſein, aber er wird durch die Erſcheinung Schillers fortwährend verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt. Die beſte Figur im ganzen Buche macht der Herzog Karl. Er iſt über-

Geiſtlichkeit, und verſchwieg auch das Unbehagen ſeiner Landsleute an allen gegenwärtigen Verhältniſſen nicht, ein Unbehagen, welchem der wieder erwachte Geiſt freierer Forſchung natürlich nur Vorſchub leiſtete.

„Ich hatte von jeher eine Sehnſucht, Deutſchland zu ſehen,“ äußerte Savonarola im Verlaufe des Geſpräches, „jezt fordert dieſes arme Italien dringend meine Gegenwart, aber wenn hier die gute Sache mit Gottes Hülfe den Sieg errungen haben wird, was ich hoffe und glaube, dann möchte ich wohl über die Alpen gehen, um ein Land kennen zu lernen, von welchem ich mir, und das ſoll kein eitles Selbſtrühmen ſein, ſchon frühe eine ganz andere Anſicht gebildet habe, als unter meinen Landsleuten gäng und gäbe iſt. Man ſpricht hier von deutſcher Barbarei, aber eine Nation, welche, noch dazu unvorbereitet durch die Weisheit des Alterthums, die Lehre unſeres Erlöſers ſo ganz zu erfaſſen und das Chriſtenthum zum innerſten Kern ihres Weſens zu machen wußte, dieſe Nation mußte zu Großem berufen ſein. Einen Theil dieſer ihrer großen weltgeſchichtlichen Miſſion hat ſie auch bereits haupt die am meiſten plaſtiſche und typiſche Geſtalt, welche Kurz geſchaffen hat. Dieſer Erzmiſchmaſch von aufgeklärtem Deſpoten, Jagdwütherich und Wüſtling, von Tyrann und Schulmeiſter leibt und lebt vor unſern Augen, obzwar unſer Dichter die Farben, mit denen er das Porträt malte, etwas abgedämpft hat. Es iſt ihm gelungen, den Herzog ſo zu ſagen dichteriſch zu rehabilitiren, indem er einen Stral altwirtembergiſcher Pietät auf denſelben fallen ließ.

Heyſe hat ſich mittels Veranſtaltung und Veröffentlichung der vorliegenden Geſammtausgabe gewiß den Dank aller Wiſſenden und Empfänglichen verdient. Aber verwunderlich iſt, daß in dieſer Geſammtausgabe gerade *das* Werk von Kurz fehlt, welches, wenn vom Dichter im engeren Sinne die Rede, fraglos für ſein bedeutendſtes gelten muß. Ich meine ſelbſtverſtändlich den von dem Freunde gedichteten Beſchluß des von Gottfried von Straßburg unvollendet gelaſſenen Triſtan. Noch im Mittelalter hatte, wie jeder weiß, das wunderſame Werk Gottfrieds zwei Poeten, den Heinrich von Freiberg und den Ulrich von Türheim, zur Vollendung angeeifert, und die Beiden hatten ſich auch nach einander ihrer Aufgabe entledigt, ſoweit eben ihre Mittel reichten.

In unſerem Jahrhundert ſodann hatten Follen und Immermann den reizenden Stoff zu ſelbſtſtändiger Behandlung wieder aufgenommen und hatte es der erſtgenannte nur zur Schaffung etlicher Bruchſtücke gebracht. Auch Immermann's herrlicher Wurf war nicht zum Ziele gelangt, weil den düſſeldorfer Meiſter der Tod vorzeitig hinwegnahm, wie er den ſtraßburger vordem vorzeitig hinweggenommen hatte. Kurz war glücklicher. Ja, als einen rechten Glücksfall rechne ich es ihm an, daß ihm gegönnt geweſen, das „Hohelied von Triſtan und Iſolde“ zu beſchließen. Denn wie hat er es beſchloſſen! So, daß der alte Gottfried, falls er aus ſeinem unbekannten Grabe ſich erheben und ſeines Nachfolgers Leiſtung betrachten könnte, wohl ſagen würde: „Das iſt mein lieber Sohn; an dem hab' ich Wohlgefallen.“ Ich will damit nur auf die Kongenialität des alten Beginners und des neuen Vollenders hingewieſen haben, indem ich ja nicht meinen kann, Kurz hätte in knechtiſcher Schmiegſamkeit ganz im Sinn und Stil des mittelalterlichen Meiſters gedichtet. Allerdings hielt er treulich die Grundlinie ein, welche die Sage und ſein Vorgänger ihm vorgezeichnet hatten. Aber ſtatt den Ton des 13. Jahrhunderts ängſtlich nachzukünſteln, ſchlug er kraftvoll den des 19. an, und wenn trotzdem ſeine Krönung von Gottfried's graziöſem Bau ſo harmoniſch zu demſelben ſtimmt, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß durch die ganze alte Liebesmär von Triſtan und Iſolde unverkennbar ein ſtark moderner Zug geht und daß ja auch der mittelalterliche Romantiker Gottfried von einem Vorwehen neuzeitlichen Geiſtes angehaucht war. Man denke nur daran, mit welcher lächelnden Ironie dieſer überlegene Genius da, wo er ſeine Heldin die Feuerprobe beſtehen läßt, das Ordalien-Inſtitut behandelt hat. Selbſt Heine hätte dieſe Mittelalterlichkeit nicht köſtlicher verſpotten können. Es iſt unmöglich, den Beſchluß vom Triſtan zu leſen, ohne den Beſchließer achten zu lernen und liebzugewinnen. Hier hält das Ende ganz, was der Anfang verſpricht. Mir iſt, wenn ich dieſe ſinn- und geiſtvollen, phantaſiereichen und melodiſchen Geſänge wieder leſe, immer, als blickten mich daraus die Augen des Freundes ſo träumeriſch-treuherzig an wie vor Zeiten. Dann vermag ich mich auch des bitteren Gefühles nicht zu erwehren, wie wenig die deutſche Leſerwelt dieſem vaterländiſchen Schriftſteller bislang gerecht geworden. Schade, daß er kein Franzos geweſen! Schade, daß er, ſtatt aus der Geſchichte, aus der Landes- und Volksart ſeiner Heimat heraus ſeine Romane und Novellen zu ſchreiben, nicht aus boue de Paris wüſte Fratzen geknetet hat! Schade, daß er, ſtatt ein ſtandhafter Idealiſt und echter Poet zu ſein, nicht den photographiſchen Apparat des hochgelobten „Realismus“ in Boulevardstheatern, Branntweinkneipen und ſonſtigen Kloaken herumgeſchleppt hat! Wäre er ein Franzos geweſen und hätte er ſo geſchmierakelt, ja dann würden die guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen zweifelsohne ſeine Bücher verſchlungen haben und verſchlingen.

Von den Verhältniſſen und Stimmungen des Freundes in ſeinen letzten Lebensjahren hab' ich keine nähere Kenntniß. Ich weiß nur, daß er ſeinen Lebensabend verhältnißmäßig ſorglos verbringen konnte. Der Ungerechtigkeit und Theilnahmloſigkeit des Publikums müde, hatte er der dichteriſchen Hervorbringung entſagt und ſich ganz ſeinem ſpät, zu ſpät erlangten Amt als einer der Univerſitätsbibliothekare zu Tübingen, ſowie ſeinen literariſchen und hiſtoriſchen Forſchungen gewidmet. Eine gediegene Frucht der letzteren war die im Jahre 1871 in Buchform erſchienene geſchichtliche Bilderreihe „Aus den Tagen der Schmach“. Wie Kurz im großen Jahre der Deutſchen fühlte und dachte, bezeugt ſchön die Zuſatzſtrophe, welche er dazumal (1870) ſeinem zehn Jahre zuvor gedichteten Märchen „Die zwölf Brüder und der Menſchenfreſſer“ anfügte. Dieſes politiſche Märchen hatte die Schlußzeile gehabt: „'s gibt keinen Oger mehr.“ Die Zuſatzſtrophe von 1870 nahm das auf und ſagte:

„Doch ja, den Oger gibt's zur Friſt
In ſeiner ſtolzen Babel,
Doch der begrab'ne Bruderzwiſt
Macht ihn erſt recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Muth im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott.“

Die Periode der Enttäuſchung, Ernüchterung und Erbitterung welche dem beiſpielloſen Aufſchwung des großen Jahres folgte, hat Kurz nicht mehr mitdurchleben müſſen. Der Anblick der traurigen Ebbe, welche ſo bald nach der prächtigen Hochflut von 1870—71 eintrat, blieb dem Patrioten erſpart. Auch iſt ihm das Sterben leichter geworden, als ihm das Leben geweſen. Am 10. Oktober von 1873 beſchloß ein plötzlicher Tod das innerlich ſo reiche, äußerlich ſo dürftige Leben des am 30. November von 1813 geborenen Dichters. „Das Herz war ihm geſprungen," meldet ſein Biograph und fürſorglich treuer Freund Heyſe.

Have, anima candida!

III.

Ein öſtreichiſcher Dichter.

Zweifelsohne werden in deutſchen Landen dermalen mehr Bücher gekauft, auch in Verſen geſchriebene, als in den dreißiger und vierziger Jahren, und es verwirklicht ſich mehr und mehr die Anſicht, daß zur Einrichtung eines anſtändigen Haushaltes auch eine Bücherei von kleinerem oder größerem Umfange gehöre. Aus eigener in den letzten Sommern gemachter Erfahrung kann ich bezeugen, daß die ſchmierigen Leihbibliotheken-Bände, welche an ſchweizeriſchen Kurorten früher eben ſo häufig als widerwärtig in den Händen deutſcher Damen ſichtbar waren, allmälig Büchern Platz gemacht haben, deren Einband auf Privatbeſitz hindeutet. Aber wenn meine Landsleute jetzt mehr Geld für die Literatur haben als früher, ſo iſt ihre Theilnahme für dieſelbe keineswegs in demſelben Grade geſtiegen. Ich meine die wirkliche, die echte und rechte Theilnahme, nicht die gemachte und nach den Vorſchriften der Konvenienz zur Schau geſtellte.

Kein Wiſſender wird mir widerſprechen wollen, wenn ich ſage: Das Geſchlecht von heute kann ſich keine deutliche Vorſtellung davon machen, was alles uns anderen, uns Menſchen der älteren Generation, die Literatur geweſen iſt, welche Bedeutung Dichter und Dichtungen zu unſerer Zeit hatten. Was hatten wir denn anderes in unſeren Studentenjahren, ſo wir nicht etwa, was freilich vielen von uns begegnete, im Irrgarten der Hegelei herumtaumeln wollten? Das deutſche Vaterland war ja nur als „geographiſcher Begriff“ erlaubt. Als treugehorſamſter Unterthan einer der drei Dutzende deutſcher Bundesſtaaten ſich zu fühlen, konnte doch wohl nur die allerordinärſten Packeſelſeelen befriedigen. Auch mit dem gebratenen Eis der Weltbürgerei hatten wir alle, die nicht zur genannten Seelen-Kategorie gehörten, uns gründlich den Magen verdorben und wollten davon nichts mehr wiſſen. Das Beſtehende in Staat und Kirche widerte uns an, und weil uns daran ſo vieles mißfiel, mißfallen mußte, verwarfen wir nach der Art brauſender Jugend alles. Wie glücklich ſind die jungen Leute von heutzutage! Die haben gut „poſitiv“ ſein. Sie „ſtört nicht im Innern vergeblicher Streit“. Sie brauchen ſich um Deutſchland keine Sorge zu machen. Sie gehören zur „Partei Biſmarck sans phrase“, überlaſſen beruhigt alles dem Allesmacher, arbeiten realpolitiſch an ihrer eigenen Carrière und haben daneben noch Zeit und Stimmung, ihren nicht gerade großen literariſchen Appetit mit allerhand dermalen wieder aufgewärmtem romantiſchem, niedlich in Verſen ſervirtem Kohl oder auch mit durchaus harmloſen antiquariſchen Romanſuppen zu ſtillen, zu welchen altdeutſche Reckenknochen oder egyptiſche Mumien mehr oder minder recht geſchickt verkocht worden ſind. Solche Koſt erhält das Blut in ruhig reichsunterthänlichem Umlauf, fördert einen regelmäßigen und ſanften geiſtigen Stuhlgang — was man jetzo Gehirn-Sekretionen nennt — und ſchwellt Männerherzen und Frauenbuſen mit dem lauwärmlichen Winde „zielbewußten“ Patriotismus. Dabei iſt dieſes Geſchlecht ganz außerordentlich mit ſich ſelbſt zufrieden und in ſeinem Opportunismus laut vergnügt. Junge

Leute — mitunter ſind es auch alte Laſſen — welche nie ein anderes Leid erlitten, als daß ſie etwa durch's Maturitäts-Examen gefallen oder daß der auserwählte Backfiſch ihnen einen andern dummen Jungen vorgezogen, oder daß ſie, falls ſie zur zweitgenannten Kategorie gehören, bei der Vertheilung von Ordens-Almoſen einmal leer ausgegangen, kurzum Burſche, denen das Buch der Geſchichte ein ſiebenfach verſiegeltes und der Kampf ums Daſein eine unbekannte Größe iſt, erklären hoch herab, nicht begreifen zu können, wie man ſo altfränkiſch ſein möge, ſich „von der Menſchheit ganzem Jammer anfaſſen" zu laſſen, und erlaſſen faſelnde Manifeſte gegen den „grundverderblichen Peſſimismus", von welchem ſie ungefähr ſo viel wiſſen und verſtehen, wie ein Kakadu von den Logarithmen.

Ja, wir anderen waren nicht ſo gut daran und konnten uns nicht in ſolcher Selbſtgefälligkeit wiegen. Wir hatten kein deutſches Reich, keinen allesmachenden Biſmarck, keinen alleinſeligmachenden Opportunismus. Wir hatten nur unſere „ideologiſche" Begeiſterung, unſere Liebe und unſern Haß, unſern nur allzu begründeten Groll und Zorn, nur das laſtende Gefühl der Gegenwart und nebelhafte Zukunftshoffnungen.

vollbracht, denn ſie war es, welche, vermöge der Kraft und Innigkeit ihres Charakters, Chriſti Religion bei allen Völkern triumphiren machte, und wenn ich, abgeſehen von der Heldenhaftigkeit Eurer Geſchichte und von der frühern Herrlichkeit Eures Kaiſerthums, nur das erwäge, was mir geſagt worden von der herzbewältigenden Gewalt Eurer Dichter, von dem erhabenen frommen Sinn Eurer Künſtler, von der gotttrunkenen Weisheit und Lauterkeit Eurer Gottesgelehrten, über was Alles mir vornehmlich Dein Ohm neulich die dankenswertheſten Aufſchlüſſe gab, — ſo muß ſich mir die Ueberzeugung aufdrängen, daß Dein Vaterland, mein Sohn, in künftigen Zeiten nicht minder weltbeherrſchend werde durch das Schwert des Geiſtes, als es in vergangenen durch das Schwert der Eroberung ward.“ —

Heinrich verließ das Kloſter in ſehr erregter Stimmung, und eilte in ſeine Wohnung, um ſeine Gedanken und Gefühle, deren Mittelpunkt Savonarola war, einem Briefe an ſeine Eltern anzuvertrauen. Er ſchrieb unter Anderem: „Nun ich ihm in's leuchtende Auge geblickt, dem ſo wunderbaren Manne, nun ich ſeine Stimme gehört und ſeinen

Eine ſolche Zeitſtimmung macht aber die Menſchen empfänglich und dankbar für die Offenbarungen der Poeſie, von welcher dazumal ein jetzt vergeſſener Poet mit Fug und Recht ſagen durfte:

> Noch wandelt immerdar wie weiland
> Mit Feuerworten inhaltsſchwer
> Die Poeſie vor jedem Heiland
> Als taufender Johannes her.

Der arme Heiland, welcher eigentlich eine Heilandin war, iſt ſeitdem obſolet geworden und gänzlich aus der Mode gekommen. Die Urſache iſt traurig klar. Die Arme hat es ja erleben müſſen, daß ihr die abſonderlichſten Lug- und Trugpropheten erſtanden, franzöſiſche und deutſche Kommuniſten, römiſche Bonzen, zariſche „Völkerbefreier". Sie hat es erleiden müſſen, daß ſie, ſtatt mit Lorbeer und Eichenlaub bekrönt zu werden, mit Petrol geſalbt wurde. Kein Wunder, daß ſie in ſchlechtem Geruch jetzunder. Zu unſerer Zeit war ſie hold und ſchön, von Ambroſia und Nektar duftend, und roſenbekränzt zog ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele den Völkern voran. Ihrer Vorläufer, ihrer Johanneſe waren viele, auch etliche auserwählte. Wunderliche Heilige gab es ebenfalls darunter. Aber ich frage alle meine

Altersgenoſſen, welchen noch ein Sonnenſtral von Jugend in der Seele haften geblieben, ob ihnen nicht das Herz höher ſchlage bei der Erinnerung an die Spannung, mit welcher wir dem Erſcheinen neuer Dichtungen von Rückert, Uhland und Chamiſſo, von Platen und Immermann, von Heine und Grabbe, von Lenau und Grün, von Moſen und Freiligrath entgegenſahen und mit welcher innigen Theilnahme die erſchienenen begrüßt und genoſſen wurden. Ja, damals gab es noch literariſche „Ereigniſſe“, und manchmal könnte einen wohl ein leiſer Zweifel beſchleichen, ob alle die politiſchen und ſocialen, welche wir ſeither erlebten, die Menſchen wirklich glücklicher gemacht hätten. Beſſer und weiſer jedenfalls nicht.

Dem Deutſch-Oeſtreicherthum gebührt der Ruhm, zu der berufenen Schar deutſcher Dichter der dreißiger und vierziger Jahre ein auserleſenes Fähnlein geſtellt zu haben. Während Grillparzer, verbittert durch eine blödſinnig-brutale Theatercenſur und die Ungerechtigkeit ſeiner Zeitgenoſſen, ſich grollend in ſein Kämmerlein zurückzog und ſozuſagen nur noch für ſich ſelbſt dichtete, rückte das beſagte Fähnlein rüſtig ins Feld, und zwar unter der Führung von Nikolaus Lenau und Anaſtaſius Grün. Man hat dafür wol auch ein anderes Bild gebraucht, indem man dieſen die Lerche, jenen die Nachtigall der deutſchen Freiheitslyrik nannte. Ohne Bild will ich ſagen, daß der im Oktober von 1822 zu Teplitz geborene Alfred Meißner, von welchem hier die Rede ſein ſoll, wie zu den begabteſten, ſo auch zu den wirkſamſten deutſch-öſtreichiſchen Dichtern gehörte, denen Niembſch und Auersperg aus dem metternichig vermauerten Oeſtreich hervor und nach Deutſchland herein die Bahn gebrochen haben.

Damals mußte man noch etwas ſein, um literariſch etwas vorzuſtellen und zu bedeuten. Die Literatur war noch nicht ſo rein oder unrein geſchäftsmäßig organiſirt wie ſie es heute iſt. Die jetzt ſo blühenden Vor- und Rückverſicherungs-Anſtalten für Ruf und Ruhm oder wenigſtens für das „Gefragtſein" auf dem Büchermarkte waren erſt in ſchüchternen Anfängen vorhanden. Die Reklame, welche jetzt zu einer ſo üppigen Roſe von Saron ſich entfaltet hat, lief noch in der „Unſchuld Flügelkleide" herum. Die Blitzpoſt exiſtirte noch nicht und die liebe Kameradſchaft konnte darum auch nicht mittels derſelben urbi et orbi verkünden, daß der große Bafel mit einer neuen Komödie ſchwanger ginge oder daß der größere Faſel ſich anſchickte, demnächſt von einem neuen Roman entbunden zu werden. Die Freimaurerei der Mittelmäßigkeit, die gelehrte wie die belletriſtiſche, beſaß noch nicht das weitverzweigte und einflußreiche Logennetz, worüber ſie dermalen verfügt, und war demnach auch nicht im Stande, aus jedem beliebigen Spatzen je nach Bedürfniß einen Sproſſer oder einen Adler zu machen.

So ſah ſich denn Meißner auf ſich ſelbſt geſtellt, als er ſich anſchickte, dem in der deutſchen Literaturgeſchichte ſchon ehrenhaft bekannten Namen, welchen er trug, zu neuen Ehren zu verhelfen. Sein Großvater nämlich war jener 1753 zu Bautzen geborene Auguſt Gottlieb Meißner, welchen Kaiſer Joſef zum Profeſſor der deutſchen Literatur an der Univerſität Prag gemacht hatte und welcher als Verfaſſer der „Skizzen", der „Bianca Capello" und des „Alkibiades" einer der beliebteſten Erzähler des vorigen Jahrhunderts geweſen war. Im Vorbeigehen ſei erwähnt, daß der Enkel Alfred pietätvoll die autobiographiſchen Aufzeichnungen des Großvaters geſammelt und unter dem Titel „Rokokobilder" (2. Aufl. 1876) zu einem ſehr leſenswerthen Buche zuſammengeſtellt hat, welches gar manches helle Streiflicht auf die joſefiſche Zeit wirft.

Der junge Mann gewann im Jahre 1846 den Doktorhut der Medicin, hat aber, ſo viel ich weiß, niemals im Schatten dieſer ehrwürdigen Kopfbedachung gewohnt, das heißt ärztlich prakticirt. Wie es ſcheint, wurde er durch die warme Anerkennung, welche ihm die erſte öffentliche Probe ſeines dichteriſchen Talentes eintrug („Gedichte" 1845) und welche das Erſcheinen ſeiner erzählenden Dichtung „Ziſka" (1846) raſch zu entſchiedenem Beifall ſteigerte, für immer der Literatur zugewendet. Die „Gedichte" liegen jetzt in zwölfter, der „Ziſka" ebenfalls in zwölfter Auflage vor („Dichtungen", 3 Bände, 1879).

Meißner's Stärke iſt nicht das, was man „reine Lyrik" zu nennen pflegt. Nicht als ob ihm die lyriſche Stimmung fehlte, aber ſie kommt ſelten unmittelbar heraus. Seine Lyrik iſt keine Blume, die ſich ſelbſtherrlich auf ihrem Stengel, das heißt auf der elementaren Empfindung wiegt. Vielmehr gleicht ſie, wenn ich recht urtheile, einer Rebe, die ſich am Stabe entweder des Gedankens oder der Thatſache emporrankt, ſei dieſe ein Vorgang des Tages, ſei ſie ein Ereigniß der Geſchichte. Wie als Menſch, ſo iſt Meißner auch als Dichter von der Illuſion jener völkerbrüderlichen Weltbürgerei ausgegangen, worin wir ja dazumal alle in Verſen und in Proſa herumduſelten, bis uns die lieben Nachbarn in Süd und Nord, Weſt und Oſt ſehr empfindlich auf die ihnen menſchenbruderſchaftlich und völkerſolidariſch entgegengeſtreckten Hände ſchlugen. In juvenilem Ueberſchwang hatte unſer Dichter ſogar deutſche Klagelieder für das „unterdrückte“ Czechenthum angeſtimmt, bis ihm ſozuſagen handgreiflich gezeigt wurde, wie die Herren Czechen mit dem Deutſchthum umzuſpringen gedächten, ſobald ſie das Heft in den Händen hätten. Bei guter Zeit hat ſich dann Meißner den Thorentraum von der Völkerbruderſchaft aus den Augen gerieben und hat ſich, wie jeder anſtändige deutſche Koſmopolit in den letzten zwanzig Jahren gethan, zum patriotiſchen Kredo bekehrt. Nur notoriſche Narren oder notoriſche Lumpe hängen heutzutage noch die fadenſcheinige Fahne der Weltbürgerei heraus. Wie warm unſerm Dichter das deutſche Blut durch die Adern rollt, beweiſen kraft- und klangvoll ſeine „Zeitklänge“ von 1870 bis 1871 („Dichtungen“, III, 157—190). Selbſtverſtändlich jedoch iſt Meißner's Patriotiſmus kein bornirter, wie ja überhaupt denkende und wiſſende Deutſche nie Chauviniſten ſind. Wir laſſen anderen Völkern gern ihr Recht, nur wollten und wollen wir endlich einmal auch das unſere haben und halten. Die Rolle des koſmopolitiſchen Kulturdüngers kommt uns durchaus nicht mehr begehrenswerth vor, aber niemals ſollen und wollen wir jene Ader von Univerſalität verleugnen, welche ſich durch das Germanenthum zieht und zu deſſen edelſten Eigenſchaften gehört, obzwar ſie ihm ſelber nicht ſelten hochgefährlich wird, weil ſie die Entäußerung der Nationalität ſo ſehr erleichtert. Im beſten Sinne pulſirt dieſe Ader in unſerm Dichter. Vieles vom Schönſten, was ihm gelungen, iſt derſelben entquollen. Das wunderbare Sichhineinfühlen in fremde Länder, Orte und Menſchenſeelen iſt geradezu ein Hauptcharakterzug von Meißner's Poeſie. Man leſe, wie er Byron und Shelley kennzeichnet („Dichtungen“, II, 173, 177). Ich glaube nicht, daß jemals ein Poet von einem Poeten bündiger und ſchöner charakteriſirt worden ſei, als Meißner in den ſechs Zeilen:

Ein ernſthaft ſpielend Kind, ein Maientag,
Der Schatten eines Menſchen, eine Laute,
Von jedem Windhauch tongeſchwellt — ein Hag
Voll Roſenduft, ein Geiſt, der Geiſter ſchaute,
Der Wurm und Vogel ſeine Brüder nannte
Und dem Natur ihr tiefſtes Sein vertraute —

den armen Shelley charakteriſirte, und ich kann es nicht tadeln, ſondern nur loben, daß er den Zug „a phantom among men“ aus einer berühmten Selbſtkennzeichnung des engliſchen Dichters herübergenommen hat. Einzig ſchön iſt das Gedicht „Venezia“ (D. II, 57), welches mit der Strophe:

Es ſchimmert eine hehre,
Seltſame Stadt im Meere,
Mit tauſend bunten Zinnen
Im Meere blau und ſtill:
Schön wie ein Traum zu ſchauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will —

anhebt. Ich ſtehe nicht an, zu ſagen, daß keiner der vielen Dichter, welche Venedig geſchildert, beſungen, betrauert haben, keiner, ſelbſt Göthe, Byron und Platen nicht ausgenommen, den traumhaften Zauber der ſterbenden Königin der Adria ſo magiſch ergreifend vor das Seelenauge gebracht hat, wie Meißner in dieſer herrlichen Elegie gethan — ja, ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine, „Venezia“ ſei das ſtimmungsvollſte und formſchönſte ſeiner Gedichte. Hier iſt es dem Dichter gelungen, die poetiſche Beſchreibung zur Lyrik höchſten Stils zu erheben.

Als epiſcher Maler von ſcharfer Zeichnung und geſunder Farbenblüthe hat er ſich erwieſen in den zwei „Reihen" von „Bildern und Geſtalten" (D. II, 139 fg. III, 89 fg.), worunter auch die vorzüglich gelungene Hiſtorie „Das Ende der Gironde" mit der geiſtvollen Schlußwendung. Das Romanzenbuch vom Huſſitenhelden Ziſka dürfte ſeine bleibende Bedeutung als einer der beſtgezielten epiſchen Würfe behaupten, welche den Poeten unſerer Zeit gelungen ſind. Es iſt in dem Werke ein uns wohlthuend anſprechender, jugendfriſcher Sturm und Drang, verbunden mit einer künſtleriſch ſicheren Beherrſchung der poetiſchen Mittel. Ihre Glanzhöhe erreicht die Dichtung in den prächtigen Romanzen „Die Adamiten" und „Der Winzerzug" (D. I, 119, 127).

Die reiche Thätigkeit, welche Meißner auch im Roman und in der Novelle entfaltet hat, iſt bekannt. Etliche zwanzig Bände zeugen davon. Unter den Romandichtungen ſteht der vierbändige Zeitroman „Schwarzgelb" mit ſeiner Ergänzung „Babel" obenan. Das Werk darf ſich ohne Anmaßung Gutzkow's „Ritter vom Geiſte" zur Seite ſtellen. Es iſt aber ſpecifiſch öſtreichiſch. Es baut auf dem Boden der öſtreichiſchen Staats- und Geſellſchaftszuſtände ſich auf, wie dieſelben nach vertoſ'tem Sturm von 1848 ſich geſtaltet hatten. Nur ein geborener Oeſtreicher, der aber zugleich ein ſo feinfühliger, ſcharf beobachtender, geſtaltungsmächtiger und auch des Humors nicht ermangelnder Dichter wie Meißner ſein mußte, war im Stande, ſo zu „öſtreichern", das heißt die charakteriſtiſche Oeſtreicherei in Figuren und Situationen ſo lebenswahr herauszugreifen und vor uns hinzuſtellen. Als die Meiſternovelle unſeres Poeten bezeichne ich ohne Zögern die, welche „Zur Ehre Gottes" überſchrieben iſt. Da kann man ſehen, wie ein rechter Dichter das vielbehandelte Problem des Jeſuitismus faſſt und handhabt.

Wenn ein Schriftſteller von der lang ausdauernden und vielſeitigen Hervorbringungskraft Meißner's auf das durchſchrittene Arbeitsfeld zurückblickt, ſo kann es nicht fehlen, daß er zu einer Nachleſe auf demſelben ſich angeregt fühlt. Liegen doch allenthalben Aehren umher, welche beim Garbenbinden nebenaus gefallen ſind. Eine ſolche Aehrenleſe vollzog auch Meißner und er hat den Ertrag derſelben in einem zweibändigen Buche geſammelt, welches unter dem Titel: „Schattentanz" (Zürich, Cäſar Schmidt, 1881) erſchienen iſt. Der Titel will mir, offen geſtanden, Händedruck gefühlt, iſt mir ſeine Gewalt über alle Gemüther leicht begreiflich, und deutlich iſt mir, warum man ihm den Namen des Propheten von Florenz gegeben, denn die Erinnerung an die Propheten des alten Teſtamentes drängt ſich ſchon bei ſeinem Anblick von ſelbſt auf. Wie bei jenen, vereinigt ſich auch bei Savonarola religiöſe und politiſche Weisheit im Brennpunkt der Prophetie, und wie jene, iſt er zugleich Sachwalter Gottes und des Volkes.“ —

Während er ſeinen Brief ſiegelte, kam Phlips in das Gemach und machte ſich allerhand zu ſchaffen, allein Heinrich war einestheils noch allzuſehr mit dem Eindruck beſchäftigt, den ſein Morgenbeſuch auf ihn gemacht, theils dachte er zu lebhaft ſeiner Eltern, um von ſeinem Diener viel Notiz zu nehmen. Für Phlips war es aber ſchon aus phyſiſchen Urſachen keine Kleinigkeit, lange den Mund zu halten, weil deſſen Umfang zu ſehr über alles gewöhnliche Maaß hinausging, um ſich leicht zuſammenpreſſen zu laſſen. Als er daher bemerkte, daß Heinrich mit ſeinem Geſchäft zu Ende gekommen, räuſperte er ſich und bemerkte: „Allen Reſpekt vor Eurem Ohm, nicht gefallen. Derſelbe thut ja dem Buche geradezu ein Unrecht an, denn der Inhalt iſt nichtsweniger als ſchattenhaft, ſondern voll tüchtiger Weſenheit und Wirklichkeit. Das Ganze kann man, wenn man will, ein originelles Memoirenbuch nennen. Es enthält ein großes Stück vom Leben des Verfaſſers, Stimmungen, Erfahrungen, Erlebniſſe, Erinnerungen; aber nicht in der Form ſelbſtbiographiſcher Darſtellung, ſondern in der mannichfach wechſelnden Einkleidung von Wanderſtudien, Reiſenovellen, Begegnungen und Geſprächen. Dieſe perſönlichen Denkwürdigkeiten in künſtleriſcher Form gewähren einen nicht geringen Grad von äſthetiſchem Genuſſe, welcher durch die Theilnahme für die mit liebenswürdigſter Anſpruchsloſigkeit ſich gebende Perſönlichkeit des Autors noch erhöht wird. Es ſteckt auch viel Ernſt, manche ſehr beherzigenswerthe Lehre in dieſen ſcheinbar ſo leicht hingeworfenen; mit humoriſtiſchen Arabesken verbrämten Skizzen. Heimat und Fremde, Deutſchland, Italien, Frankreich ſind die Schauplätze derſelben. Mitunter erweitert ſich die Skizze zu einer mit großer Liebe und Feinheit ausgeführten Novelle, wie „Toni" eine iſt, womit der zweite Band anhebt. Mit tragiſchem Humor getränkt iſt „Die Geſchichte von zehntauſend Gulden“, eine höchſt zeitgemäße Geſchichte fürwahr, namentlich gedankenloſen Optimiſten zum leſen und bedenken zu empfehlen, welche nicht müde werden, zu ſagen und zu ſingen, „wie ſo herrlich weit wir es gebracht“ — im Gründen und Schwindeln. Feinfühlige Leſer und Leſerinnen werden auch mit Vergnügen die verſchiedenen Tonarten auf ſich wirken laſſen, welche Meißner in den zwei Kapiteln „Frühlingstage in Ober-Italien“ (1858) und „Bilder aus dem neuen Italien“ (1874) anzuſchlagen verſtand. Unter den Geſtalten, welche uns da vorgeführt werden, iſt insbeſondere der „unabweisbare Landsmann“ (I, 211 fg.) von hochkomiſcher Ergötzlichkeit. Kaum minder ergötzlich geht es her am „Tiſche der Malcontenten“ (II, 166 fg.), welcher freilich vor einem ſehr ernſten Hintergrunde ſteht. Unſere innigſte, geradezu ſchmerzliche Theilnahme dagegen weiß der Verfaſſer zu erregen und feſtzuhalten mittels ſeines Aufſatzes „Letzte Erinnerungen an Heinrich Heine“ (II, 243 fg.), welche uns an die „Matratzengruft“ des todtkranken Dichters in der Rue d’Amſterdam führen. Die Darſtellung iſt eine keineswegs weinerliche, und doch bewegt ſie uns durch die ihr innewohnende Macht der Wahrheit zu Thränen, durch welche hindurch wir dann wol auch wieder lächeln müſſen, wenn von dieſem troſtloſen Krankenbette her ein unverwüſtlicher Humor ſeine klingende Schellenkappe ſchüttelt, wie zum Beiſpiel während der luſtigen Begegnung Meißner's mit dem verſchollenen Auguſt Lewald in der Matratzengruft geſchah. . . Summa: Eine ſolche Aehrenleſe laſſen wir uns mit Vergnügen gefallen. Die Aehren ſind von gutem Geſchmacke, nahrhaft, erquicklich, und die Art der Leſe bezeugt, daß der Schnitter noch im Vollſafte ſeiner Rüſtigkeit ſtehe. Möge ihm gegönnt ſein, noch manche Garbe zu binden und einzuheimſen!

Dieſem Wunſche will ich noch einen weiteren, größeren, allgemeineren beifügen, einen Wunſch, der dahin geht, daß jeder Deutſche, welcher Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, nach Vermögen die Deutſch-Oeſtreicher in dem guten Streit unterſtützen ſollte, den ſie für das Deutſchthum dermalen auszufechten haben und noch lange auszufechten haben werden. Solche Unterſtützung kann insbeſondere auch dadurch geleiſtet werden, daß die Mitarbeit Deutſch-Oeſtreichs an der nationalen Kultur, an unſerer Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft bei jeder Gelegenheit beachtet und geachtet, gewerthet und anerkannt wird. Die Deutſchen in Oeſtreich ſollen allzeit fühlen und ſich bewußt bleiben, daß ſie mit uns anderen Deutſchen nicht nur ein Fleiſch und Blut, ſondern auch ein Geiſt ſeien, und ſie ſollen ſich dieſes Gefühl und Bewußtſein ja nicht ſtören oder ſchädigen laſſen durch das ſelbſtgefällige und dünkelhafte Geſchwätz einer Boruſſomanie, welche hohenzollern'ſcher ſein will als die Hohenzollern und ſpreewäſſeriger iſt als die Spree.

Zwiſchen Falknis und Piz Alun.

I.

Ragaz.

Der Sommer von 1880 hat, wie jedermann merken mußte, neben den gewohnten ordentlichen Liebenswürdigkeiten unſeres lieben „gemäßigten“ Klima's auch noch verſchiedene außerordentliche entfaltet. Wir drei Freunde und Stammgäſte von Ragaz, welche eine im Propheten Daniel bewanderte Kurgäſtin die drei Männer Sadrach, Meſach und Abednego — wenn nicht vom nebukadnezariſchen Feuerofen, ſo doch vom kühlen „Quellenhof“ — wunderlich benamſete, wir drei Freunde alſo hatten im Juni ſattſame Gelegenheit, im Thale zwiſchen dem Piz Alun und dem Falknis häufig binnen Tagesfriſt zu erfahren, wie es der Epidermis eines civiliſirten Menſchen am Nordkap oder aber unter dem Aequator und umgekehrt zu Muthe wäre. Am Johannistage, welcher doch von kalenderwegen hätte ſo anſtändig ſein ſollen, etzliche Hochſommerlichkeit zu entwickeln, waren die Berge bis tief herab verſchneit und erfreute ſich eine Dame beim Morgenſpazirgang ihres vorſichtiger Weiſe mitgebrachten Pelzmantels. Wir durchmaßen mit langen Schritten die große Wandelhalle, eine der Zierden von Ragaz, und führten mehr oder minder anmuthige oder unmuthige Wettergeſpräche, als mir eine Karte gebracht wurde, welche beſagte, daß der liebe alte H. aus Stralſund im „Hof Ragaz“ eingetroffen wäre. Bald kam er ſelbſt, und wir tauſchten die Erinnerungen an unſer erſtes Zuſammentreffen am Ufer der reißenden und rauſchenden Tamina. Lang, lang war's her, gerade 25 Jahre! Noch ein Jahr früher war ich zum erſtenmal nach Ragaz gekommen und zwar in Geſellſchaft meines Freundes und Verlegers Otto Wigand, der nun auch ſchon lange „ruht im Bann des ewigen Schweigens“.

Ach, eines alternden Menſchen Fuß ſtößt überall an Gräber von Solchen, die Freud' und Leid mit uns getheilt hatten. Ja, ja, das Altwerden! Wohl dem, der auch dieſe ſchofle Einrichtung der „allgütigen Mutter" Natur, wie noch verſchiedene andere, mit Humor zu nehmen und zu tragen weiß! Es gibt auch in unſerer nüchtern-realiſtiſchen Zeit glücklicherweiſe noch ſolche Humoriſten. Im Wartſale des züricher Bahnhofes war ich auf einen Herrn geſtoßen, der mir bekannt vorkam. Ihm ging es mit mir gerade ſo. Nachdem wir eine Weile vigilirend um einander herumgegangen, trat die Idee in die Phaſe der Verwirklichung, d. h. wir erkannten uns. Hatten uns ſo etwa 26 Jährlein nicht mehr geſehen. „Nun, jünger ſind Sie gerade nicht geworden, lieber Freund." — „Ja, lieber Freund, glauben Sie denn, ich hätte rückwärts wachſen ſollen wie ein Kuhſchwanz?" entgegnete er.

Einen Genuß hat das Alter vor der Jugend voraus: den ruhigen Gedankenaustauſch zwiſchen Freunden, welche über verſchiedenes verſchieden denken können, aber in den Stürmen des Lebens die Reife oder, mit dem alten Lukretius zu ſprechen, die „Frömmigkeit" gewonnen haben —

„Mit gleichmüthigem Sinn hinſchauen zu können auf alles."

Demzufolge vermochten alle die Nücken und Tücken unſeres, wie bekannt, „gemäßigten" Klima's unſere Laune nicht zu trüben. Peripatetiker vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, ſprachen wir mitſammen de rebus omnibus et quibusdam aliis, obzwar unſere Geſpräche nicht gerade immer ordonnanzmäßig „reichsfreundlich“ geklungen haben mögen. Weder konſervative Hep-Hep-Rufer, noch nationalliberale Kompromißflickſchuſter würden daran Freude gehabt haben. Auch die Säulenheiligen vom Centrum nicht, obzwar wir am Morgen unſeres Abreiſetages noch der Einweihung einer zwiſchen dem „Hof Ragaz“ und dem „Quellenhof“ erbauten katholiſchen Kapelle durch Seine Gnaden den hochwürdigen Herrn Biſchof von St. Gallen aus andächtiger Ferne zuſahen.

Unſeren Lungen und Beinen mutheten wir nicht mehr zu, als für Beine und Lungen von, wie die Schweizer ſagen, „beſtandenem“ Alter ziemlich. Wenn ich meine Blicke an den Felswänden des Falknis emporſchweifen ließ, kam es mir ſchier verwunderlich vor, daß ich vor Zeiten einmal da droben geweſen, und wie einer halbverklungenen Sage horchte ich dem, was ein anmuthiges junges Mädchen aus Mainz, welches in den letzten Tagen die langwierige und beſchwerliche Erſteigung des Bergrieſen kühn unternommen und tapfer ausgeführt hatte, von dem viva mil annos, denn er hat uns ein hübſches Ding von einer Behauſung beſorgt, habe auch die Roſſe bereits von unſerer Nachtherberge hiehergebracht, während Eure Feder auf dem Pergament herumfuhr, wie der Teufel im Glas; waren auch ſehr ermüdet, die guten Thiere, haben aber jezt drunten eine prächtige Stallung und verzehren ihren Imbiß, was wir allewege jezt auch thun ſollten, ganz gewiß, denn obgleich Ihr von Eurem Beſuche im Kloſter drüben ſo erbaut zu ſein ſcheint, daß Euch Eſſen und Trinken entbehrlich, ſo iſt das bei Eurem getreuen Servitore durchaus nicht der Fall, maßen ich die Meinung hege, le diable m'emporte, der Menſch lebe nicht vom Worte Gottes allein, ſondern von jedem Stück Fleiſch und jedem Trunk Wein, welchen er die Kehle hinabglitſchen läßt, ganz gewiß.«

Dieſe Standrede, wenn ſchon mit geziemendem Ernſt vorgebracht, verfehlte dennoch ihren Zweck. Philips beſchloß alſo, eine andere Saite anzuſchlagen, die, wie er richtig ahnte, im Herzen ſeines nachdenklichen Herrn widerklingen mußte.

»Na,« ſagte er, »Ihr habt Euch noch nicht herrlichen drobigen Ausblick rundum und weithin in die Alpenpracht zu erzählen wußte. Alles hat ſeine Zeit. Es gab eine, wo auch ich eine Art von „Bergfex" geweſen, obzwar nicht von jener höchſten Potenz der jetzo modiſchen Bergfexerei, welche zum Frühſtück dieſes Horn oder jenen Piz „nimmt" und zum Veſperbrot das ſo- und ſovielte Gletſcherjoch „macht".

Wir faſſten die Reſolution, daß es für uns zeit-, lungen- und beinegemäß, den Bergmajeſtäten unſere Huldigungen für diesmal und fortan beſcheidentlich von untenhinauf darzubringen. Wer aber Jugend und einige Uebung im Bergſteigen beſitzt, ſollte während eines Aufenthaltes in Ragaz nicht verſäumen, einen oder etliche der umherragenden Gipfel zu erklimmen. Mit dem Guſchakopf und dem Fläſcherberg beginnend, mag er zum Piz Alun verſchreiten, um dann an den Vaſön (fälſchlich Faſanenkopf geheißen) ſich zu wagen und ſchließlich gar den Monte Luna, den Falknis, den Kalanda oder den Piz Sol zu „nehmen". Wer jedoch in Ragaz ernſtlich die Kur machen will — ich meine nicht die Damen-, ſondern die Waſſerkur — der laſſe die Bergſteigerei überhaupt bleiben und beſchränke ſich auf mäßige Bewegung! Niemand ſollte jedoch verſäumen, von Ragaz auszufliegen — man kann es auch zu Wagen thun — über den Lucienſteig nach Vaduz, der Hauptſtadt des forellenreichen Reiches Liechtenſtein, nach Seewis im Prätigau mit dem Blick auf die Seeſaplana, nach dem kaſkadengeſchmückten Weißthannenthal und endlich nach Vättis. Die Fahrt nach Vättis iſt von den genannten die belohnendſte. Wo auf der Höhe hinter dem Dorfe Pfäfers der Weg ins Taminathal ſich hinabſenkt, erſchaut man rechtshin die ganze zwiſchen den Vaſön und den Monte Luna eingeſpannte Reihe der Grauen Hörner mit ihren phantaſtiſch geformten Felszacken und ihren ſchimmernden Schneefeldern. Vättis ſelbſt liegt hart am nördlichen Fuße der ungeheuren Felspyramide des Kalanda, von welchem das Dichterwort:

„Aus einem tiefen, tiefen Thal
Steigt auf der Berg als wie ein Strahl" —

buchſtäblich gilt. Ueberſchreitet man den Bergſtrom und geht die kurze Strecke bis zur Baſis der unterſten Felsterraſſe des Kalanda hinan, zu einer Stelle, wo ich in verſchiedenen Jahren noch im Monat September die Schneetrümmer einer im Frühling herabgeſtürzten

Lawine vorgefunden habe, ſo thut ſich ein Einblick in das wildſchöne Kalfeuſerthal auf, aus deſſen Hintergrund, falls nämlich unſer „gemäßigtes“ Klima der Sonne zu ſcheinen gerade allergnädigſt geſtattet, der Sardonagletſcher hervorblitzt, der Vater der Tamina.

Weitere Ausflüge der ragazer Kurgäſte gehen über Chur, Reichenau und das mit Schlöſſern und Burgruinen reichgeſchmückte Domleſchg nach Thuſis zur Via mala, welche aber, unmittelbar nach der Quellſchlucht von Pfäfers geſehen, keine große Figur mehr macht. Eine ſolche macht aber die Straße über den Schyn, welche linkshin von Thuſis bei der Einmündung der Albula in den Rhein anhebt. Wer einmal dort, ſollte den kühn angelegten und wahrhaft prächtig ausgeführten Paßweg hinaufwandern bis zur ſchwindelnd hoch über die Albula geſpannten Solisbrücke. Der Blick hinunter in die Stromſchluchten, hinüber zum Piz Beverin, hinauf zu den dräuenden Gehängen des Piz d'Err iſt groß. In entgegengeſetzter Richtung ziehen die Ausflügler von Ragaz hinunter an den düſterſchönen Walenſee und dort von Murg oder Mühlehorn hinauf nach Obſtalden und auf guter Straße über den Kerenzerberg hinüber nach Mollis im Glarnerland, um auf dem Rückwege in der über dem Bahnhof von Weeſen hübſch gelegenen Herberge „Zum Speer“ angenehme Raſt zu halten. Iſt man aber im Glarnerland, ſo müßte man ein fühlloſer Barbar ſein, wollte man das zwiſchen den Glärniſch und den Wiggis hineingeſpaltene Klönthal nicht beſuchen, mit ſeinem die Felswände des Glärniſch widerſpiegelnden See unbedingt eins der eigenartigſten Hochthäler der Alpen, das einmal einer — ich glaube, ich war es ſelbſt — treffend mit der Poeſie Lenau's verglichen hat. Und thun Sie mir, meine mehr oder minder werthen Damen und Herren, thun Sie mir oder vielmehr ſich ſelber den Gefallen, von Glarus aus auf der jetzo das Linththal hinanraſſelnden Eiſenbahn bis zum ſchöngelegenen, heilkräftigen und nahrhaften Bade Stachelberg zu fahren, von da, an den Fätſchbach- und Schreienbachfällen vorbei, bis zum Tödihaus im „Thierfehd“ zu wandern und von dort — 's iſt ja nicht mehr weit — über die Pantenbrücke, unter welcher, tief im Abgrund, die junge Linth dahintobt, hinauf zur Ueli-Alp, allwo euch Se. Majeſtät der Bergkönig Tödi unwiderſprechlich darthun wird, daß er ein Prachtkerl sans phrase. Welche olympiſche

Ruhe dort oben! Welche Sicherheit vor alle dem politiſchen, geſchäftlichen, literariſchen und muſikaliſchen Spektakel drunten! Welche Auflöſung der tauſend Diſſonanzen des Menſchendaſeins in die balſamiſche Harmonie feierlichen Schweigens! Mit Wonne gedenk' ich noch jetzt eines milden, wolkenloſen Herbſttages, den ich, ziellos umherſchweifend, vor Jahren einmal ohne jede Störniß auf der Ueieli-Alp verbrachte. Dort iſt mir der Tiefſinn von Hölderlins Wort aufgegangen: „Nun verſteh' ich den Menſchen erſt recht, da ich fern von ihm in der Einſamkeit weile.“

Wer aber im Lande, d. h. in Ragaz bleibt, um redlich warmes Waſſer zu trinken, zu baden, ſich nebenbei vortrefflich — vielleicht etwas vortrefflicher als kurgemäß — zu nähren, in den ſchönen Gärten des Quellenhofes und des Hofes Ragaz umherzuſchlendern, im Waldparke droben zu träumen oder in der großen Säulenhalle vor dem Kurhauſe den Weiſen der vortrefflichen Kurkapelle zu lauſchen, der mag Vormittags zur Ruine Freudenberg ſpaziren, um von dort nach den ſieben oder mehr Kuhfirſten (d. h. Kuhrücken, nicht Kurfürſten) am Walenſee, nach den beiden Genzen und dem Alvier auszuſchauen, und mag dann gegen Abend hin die ſanft anſteigende Waldzickzacksſtraße hinaufwandern bis zur Ruine Wartenſtein, auf die von rechtsher der koloſſale Felsblock, welcher burgartig den Piz Alun krönt, herabſchaut, während links unten das Rheinthal bis Zizers ſich aufthut und das Auge auf dem ſatten Grün der Bergwände des Prätigau's ruht, von woher die Landquart durch die Klus hervorbricht, um ſich unfern der Tardisbrücke dem Rhein in die Arme zu werfen. Sind Luft und Licht dir gewogen, ſo ſiehſt du jenſeits des Stromes Maienfeld und Jenins aus dem grünen Kranz ihrer Weingärten weiß hervorſchimmern und ſpäter, wann die Dämmerung ſchon ihren Duftſchleier auf das Thal zu breiten ſich anſchickt, die rieſigen Felszacken des Falknis im Abendſtrale roth aufglühen. Wer im Beſitz eines leidlich gut erhaltenen Piedeſtals, ſollte auch den Beſuch des Dorfes Pfäfers, des nahebei gelegenen Tabor, ſowie des Bergdorfes Valens nicht verſäumen.

Der Gang von Ragaz die Tamina entlang zum Bade Pfäfers und zur hart dahinter ſich öffnenden Quellſchlucht, deren Großheit keine zweite Kluft oder Klamm im ganzen Umfange der Alpen erreicht, iſt für jeden Kurgaſt und für jede Kurgäſtin ſelbſtverſtändlich. Wer hier einmal gewandelt, unter ſich die toſend in ihrem Felsrinnſal daherſchäumende Sardona-Tochter, über ſich die gigantiſchen Wölbungen einer kyklopiſchen Naturarchitektur, der trägt einen Eindruck mit fort, welcher ſich niemals verwiſcht.

In Dunkel und Schweigen liebt die Natur ihre heiligſten Myſterien zu bergen. Aber der Menſch, zugleich ihr Sklave und ihr Tyrann, dringt wißbegierig und nutzungsſüchtig in ihre innerſten Geheimniſſe. So hat er auch hier, unter dem Bogen einer an urzeitliche Erdumwälzungen gemahnenden Rieſenhalle, einen Schacht in den Fels gebohrt, um die dampfende Najade bei ihrem Hervorſprudeln aus der Tiefe zu faſſen und zu fangen, damit ſie ihm dienſtbar ſei. Umwirbelt von Dampfwolken, welche die Leuchte des Führers nur ſchwach durchhellt, ſtehſt du, nachdem du etwa fünfzig Schritte in einem engen Stollen gethan, in einer wie von Berggeiſterhänden geweiteten Höhlung und blickſt über ein hölzernes Geländer hinweg in einen tiefen Keſſel hinab, von wo ein leiſes Gemurmel und Geplätſcher heraufkommt, kaum vernehmbar in dem von draußen hereindringenden Rauſchen der Tamina. Dort unten quillt die Heilquelle von Pfäfers-Ragaz, kriſtallhell, das klarſte, reinſte Urwaſſer von 30 Gr. R. Wärme, vergleichbar nur den ſchweſterlichen Waſſern von Gaſtein und Wildbad. Alswie ein von den geheimnißvoll im Erdinnern waltenden Mächten an die Oberwelt geiſterhaft heraufgeſandter Gruß muthet das leiſe Murmeln und Plätſchern dich an.

Biſt du dann wieder hervorgetreten aus Dampf und Dunkel auf die ſchmale Plattform vor dem Quellſchacht, von welchem aus die Röhrenleitung zum Bade Pfäfers und, bald über, bald unter der Erde, immer die Tamina entlang oder dieſelbe überbrückend, die Wegſtundelänge bis hinab nach Ragaz geht — da mag dir wohl der Gedanke kommen, wie wildſchauerlich es an dieſer Stelle vor 800 und etlichen 40 Jahren ausgeſehen haben müſſe, dazumal nämlich, als — wie Urgroßmutter Sage zu plaudern weiß — ſo um das Jahr 1038 herum eines Tages ein kühner Jägersmann, der Karl vom hohen Balken aus Valens, in den Taminaſchlund kecklich ſich hineingewagt und den Heilquell gefunden hat. Die Sage will ihr Recht, und ſo ſoll ihr nicht verübelt werden, daß ſie in ihrer naivpoetiſchen Weiſe dieſe Findung auszuſchmücken liebte. Der Jäger hatte ſein Leben gewagt, um eine von krächzenden Raben in den

Abgrund hineingejagte Taube vor ihren Verfolgern zu ſchützen — wohl ein Anklang an die Kloſterſage von Pfäfers-Pirminsberg, derzufolge ja eine „ſchneeweiße“ Taube (die Tauben ſind bei ſolchen Gelegenheiten bekanntlich immer weiß, ſchneeweiß) dem heiligen Pirmin und ſeinem Freunde Adalbert den Weg zu der Stelle auf der Bergterraſſe rechts am Fuße des Piz Alun gewieſen hatte, allwo zwiſchen 721 und 730 das jetzt zum Staatsirrenhaus des Kantons St. Gallen umgewandelte Kloſter gegründet und mit Benediktinermönchen aus der Reichenau bevölkert wurde. Längs des tobenden Gletſcherwaſſers durch das Geſtrüppe der bislang noch von keines Menſchen Fuß betretenen Urwaldwildniß ſich Bahn brechend, ſtand der Jäger plötzlich ſtaunend, ſtarrend ſtill, als er aus einem Felsſpalt weiße Dampfwolken hervorwirbeln ſah, welche der heiße Quell aus der verborgenen Tiefe heraufathmete. Der Finder des „Wunders“ machte als der Gotteshausmann, der er war, ſeinem Herrn, dem Abte von Pfäfers, ſchleunige Meldung. Aber 200 Jahre lang ließ man den köſtlichen Fund unbenutzt. Der Ort galt für unheimlich; denn möglicher, wahrſcheinlicher Weiſe ſogar waren ja die in ſo grauenvoller Oede geſpenſtig aus der Tiefe dringenden Dampfwolken wohl nichts anderes als der Odem- oder Brodemaushauch Sr. hölliſchen Majeſtät des Satans.

Die Kunde von dem erſten Quellfund war ſo völlig verſchollen, daß, als um das Jahr 1212 zwei Jäger aus Vilters, Thuoli und Vils, im Taminaſchlund zufällig den Quell wieder auffanden, ihre Entdeckung für etwas ganz Neues galt. Dieſe zweite Findung verſcholl aber nicht wieder. Der Fürſt-Abt von Pfäfers, Hugo der Zweite, machte um 1242 das heilſame Naß zuerſt leidenden Menſchen zugänglich. Aber dieſer Zugang war geradezu mit Lebensgefahr verbunden und zwar noch lange Zeit, auch dann noch, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart beim zuwegegebrachten Ausfluß der Quelle und auf quer über das toſende Rinnſal der Tamina gelegten Balken ein hölzern „Badhus“ gebaut, ſowie in die Felswand am linken Ufer des Bergſtroms eine Kapelle gehöhlt worden war — Spuren dieſer waldurſprünglichen und troglodytiſchen Bauten ſind noch jetzt bemerkbar — auch dann noch mußten die Badgäſte an Stricken oder hängenden Leitern in die furchtbare Kluft hinabklettern und in derſelben Halsbruch drohenden Weiſe wieder hinauf.

einmal Zeit genommen, unſere Wohnung recht zu beſichtigen, muß Euch daher ſagen, daß ſie eine fürtreffliche Lage hat da an der belebten Piazza, iſt zudem ein Eckhaus, und, — aber was **Dukker is dat?**“ unterbrach er ſich ſelbſt, ein Fenſter öffnend und große Ueberraſchung fingirend, „ſoll mich Dieſer und Jener, wenn wir nicht da in unſerer nächſten Nachbarſchaft eine alte Bekanntſchaft gegenüber haben! kommt doch einmal her, Signore, wird Euch intereſſiren, ganz gewiß.“

Dieſer Aufforderung mußte Heinrich nun doch Folge leiſten. Er trat an's Fenſter, welches auf eine Seitengaſſe hinausging, und ſah ein kleines Häuschen gerade gegenüber liegen. Unter der Thüre desſelben aber ſtand das Blumenmädchen, gerade von ihrem täglichen Verkaufgang durch die Stadt zurückgekehrt.

„Flora Taddei!“ rief der überraſchte junge Mann faſt überlaut.

Phlips aber war hinter ſeinen Herrn getreten, und das behagliche Greinen ſeines Mundes, das Durcheinanderhüpfen ſeiner Bartbüſchel und Karbunkeln hätte einem Dritten leicht verrathen, daß die

So iſt auch der ſchwerkranke und todmüde Flüchtling Ulrich von Hutten, von Zwingli an den reformiſtiſch geſinnten Abt Johann Jakob Ruſſinger — ſein Name bleibe in Ehren! — warm empfohlen, als Gaſt des Prälaten im Juni oder zu Anfang Juli's von 1523 in den Quellſchlund hinunter und nach erfolgloſer Kur wieder herauf gelangt. Der gute Abt erwies dem verketzerten und verfemten, namentlich von dem gelehrten Klügling Eraſmus von Rotterdam bis in den Tod hinein giftig gehetzten Patrioten alle Freundlichkeit, wie ſolche heutzutage wahrlich kein katholiſcher Prälat und kein lutheriſcher Propſt mehr einem Ketzer erwieſe. Bald darauf — am letzten Auguſt oder am erſten September? — iſt Hutten im Pfarrhaus auf der Inſel Ufnau im Zürichſee geſtorben. Der gebildetſte, hochherzigſte und tapferſte der Reformatoren, Ulrich Zwingli, hatte bis zuletzt ſeine „milde und feſte" Hand ſchützend über dem unglücklichen Mitſtreiter gehalten. Am 11. Oktober 1523 ſchrieb er aus Zürich an Bonifaz Wolfhart: „Hutten hat nichts, gar nichts von irgendeinem Werthe hinterlaſſen: keine Bücher, keine Fahrhabe, nichts als ſeine Feder" (nihil reliquit, quod ullius sit pretii: libros nullos habuit, supellectilem nullam praeter calamum). „Nichts als ſeine Feder!“ Natürlich. Er hatte ja ſein Vaterland mehr geliebt als ſich ſelbſt. Wäre er ein Opportunitätsſchwabbeler, Zweiächſeler und Manteldreher geweſen wie ſein Denunciant und Verfolger Eraſmus und alle die zahlreichen Eraſmi unſerer eigenen Tage, ſo würde er reich in ſeinem eigenen Haus und Bette geſtorben ſein und die Sippſchaft Eraſmorum hätte ihm nach ſeinem Tode auch noch ein Standbild aufgerichtet. „Nichts als ſeine Feder!“ Man meint das verachtungsvoll-mitleidige Lächeln zu ſehen, welches dieſer Nachruf unſern „liberalen“ Gründern und Gründergehilfen, welche die patriotiſche Phraſe ſo hübſch mit der einträglichen Jobberei und Gimpeljagd zu verbinden verſtanden, auf die Lippen lockt. Sie wußten und wiſſen beſſer für ſich zu ſorgen, dieſe Herren „Realpolitiker“ und Redenſeilgaukler, welche es glücklich dahingebracht haben, daß völlige Grundſatzloſigkeit für das Hauptmerkmal eines normalmäßigen deutſchen „Reichsfreundes“ gilt. . . .

Etliche Jahre ſpäter als Hutten beſuchte ſein berühmter Zeitgenoß Theophraſtus Paracelſus den Heilquell im Taminaſchlund und entwarf eine Beſchreibung deſſelben. Dieſen erſten Verſuch einer ſachkundigen Unterſuchung und Würdigung der wohlthätigen Naturgabe ließ der Abt von Pfäfers drucken und veröffentlichen, wodurch der Ruf des Bades immer weiter in die Welt ausging. Die junge Anſtalt hatte übrigens Schweres durchzumachen. Wiederholt, 1611 und 1629, brannte das Badhaus ab. Ein andermal war das nach der erſten Einäſcherung wiederhergeſtellte durch den Herabſturz von Felsblöcken zertrümmert worden. Nach dem zweiten Brande verſchritt man zu der dazumal ſehr ſchwierigen Unterſuchung der Taminaſchlucht ihrer ganzen Länge nach, um einen paſſenderen Platz zur Anlage der Badgebäude ausfindig zu machen, und unter dem Regimente der beiden Aebte Jodokus und Johannes wurde der Bau des Bades Pfäfers da in Angriff genommen, wo das ſeitdem vielfach umgebaute und vergrößerte noch jetzt ſteht, und zugleich wurde mit unſäglicher Mühwaltung die erſte Röhrenleitung von der Quelle bis zum Badhauſe hergeſtellt. Am Pfingſtfeſt von 1630 ſtrömte das Quellwaſſer zum erſtenmal durch dieſe an den Felswänden der Schlucht aufgehängte Röhrenleitung. Der Grundſtock der jetzigen Badbaulichkeiten, deren klöſterlicher Stil viele Beſucher zu der ganz irrthümlichen Anſicht verleitet, das Haus wäre urſprünglich ein Kloſter geweſen, rührt von dem Abte Bonifaz dem Erſten her (1704).

Alles hat ſeine Zeit, das Bergeſteigen wie das Daſein von Klöſtern. Das Kloſter Pfäfers-Pirminsberg hatte im Jahre 1838 ſo abgewirthſchaftet, daß die Säkulariſation räthlich, ja nothwendig geworden war. Einer der „aufgehobenen“ Konventualen hat mir ſeiner Zeit auf dem Wege zwiſchen Mels und Flums erzählt, die Mehrzahl der letzten Mönche von Pfäfers wäre entſchieden für die Aufhebung geweſen. Der Abt hätte die Rede, welche er im Kapitelſale inbetreff der Frage: Sein oder Nichtſein? an den verſammelten Konvent gerichtet, in die Schlußworte zuſammengefaſſt: „Die Sachlage, meine Brüder, iſt ſo, daß wir entweder zur ſtrengen Regel unſeres heiligen Stifters Benediktus zurückkehren oder aber die Regierung von St. Gallen um Aufhebung angehen müſſen“ — und darauf wäre zur Antwort ein lautes: „Aufheben! Aufheben!“ erſchollen. Man willfuhr dem Wunſche. Der Staat verſorgte die Mönche — es waren ihrer, wenn mein Gedächtniß mir treu iſt, noch 13 oder 15 — auskömmlich, richtete das Kloſter zu einer Irrenanſtalt her, erweiterte das Bad Pfäfers und machte daſſelbe eigentlich erſt recht zugänglich. Denn bislang hatte man von Ragaz her nur auf dem Umwege entweder über Valens oder über Dorf Pfäfers und nur mühſälig zu dem Bade gelangen können. Die St. Galler Regierung baute, in den Beſitz der Kloſtergüter gelangt, die kühne und ſchöne Straße längs der Tamina von Ragaz aufwärts bis Pfäfers, von wo ſie mittels einer Röhrenleitung einen Theil des Quellwaſſers zum „Hof Ragaz“ herabführte, welcher zeitweilig die Reſidenz der pfäferſer Aebte geweſen war und jetzt ebenfalls zu einer Badanſtalt eingerichtet, ſowie in den nächſten Jahren mittels beträchtlicher Anbauten zu ſeiner jetzigen Geſtalt gebracht wurde. Am 31. Mai von 1840 eröffnet, gedieh die Kuranſtalt „Hof Ragaz“ bald außerordentlich, beſonders vom Jahre 1844 an, wo die Gebrüder Hauſer als Pächter der ganzen Staatsdomäne Ragaz die Bewirthſchaftung übernahmen. Die beiden Eiſenſchienenwege, deren einer vom Bodenſee, deren anderer vom Walenſee heraufführt, haben ſelbſtverſtändlich zum Aufſchwunge des neuen Badortes viel beigetragen. Als ich die erſten Male nach Ragaz kam, exiſtirte die Eiſenbahn noch nicht, und dazumal durfte man, ohne beleidigend ſein zu wollen, den Ort wohl ein Neſt nennen. Heute iſt Ragaz mit ſeinen Hôtels und Penſionen, mit ſeiner ſchönen „Dorfbadhalle“, mit ſeinen hübſchen Privathäuſern und Gärten ein ſtattlicher Flecken, den eine „Stadt“ zu nennen Fremde nicht anſtehen.

Für dieſen Aufſchwung iſt ohne Frage der Uebergang der Staatsdomäne Pfäfers-Ragaz in Privatbeſitz geradezu epochemachend geweſen. Der Staat St. Gallen hatte die Verpachtung doch auch gar zu wenig einkömmlich, die Verzinſung dem Kapitalwerth der großen Domäne nicht entfernt entſprechend gefunden und finden müſſen. Er ſuchte einen vertrauenswürdigen und tüchtigen Käufer und fand einen ſolchen in der Perſon des Architekten Bernhard Simon aus Niederurnen im Glarnerland, eines self-made man im vollen Sinne des Wortes. Kaufweiſe erwarb dieſer ein- und umſichtige Mann die ganze Domäne Ragaz erb- und eigenthümlich, dazu die pfäferſer Heilquelle, die Quellſchlucht, das Bad Pfäfers und die Straße von dort nach Ragaz auf 100 Jahre (vom 1. Januar 1868 bis zum 31. December 1967). Der neue Beſitzer griff das Werk der Um- und Neugeſtaltung energiſch an und führte daſſelbe in großem

Stile durch. Der mächtige „Quellenhof", der Kurſal mit ſeinem impoſanten Säulenportikus, die ſchönen neuen Bäder mit der höchſt wohlthätigen Wandelhalle wurden erbaut, Gärten- und Parkanlagen mit Springbrunnen und Teichen geſchaffen, zu den Ruinen und Ausſichtspunkten Wartenſtein und Freudenberg, wie hinunter an den mittels koloſſaler Steindämme gebändigten Rhein und hinauf in den Buchenwald bequeme Wege geführt. Eine große Wohlthat für die Inſaſſen des Quellenhofes und des Hofes Ragaz iſt es auch, daß der Beſitzer — wir Stammgäſte pflegen ihn ſcherzweiſe den „Tyrannen" zu nennen — eine hoch droben am Piz Alun gewaltig hervorſprudelnde Quelle herrlichen Trinkwaſſers erworben und ſorgfältig in eiſernen Röhren zu Thale geleitet hat. Die neueſte Schöpfung des raſtloſen Mannes iſt die katholiſche Kapelle, welche er über der die beiden Höfe verbindenden Galerie erfindungsreich gewölbt hat, den Wünſchen gutkatholiſcher Franzöſinnen und Franzoſen zu Gefallen, welche ihre tägliche Meſſe möglichſt bequem hören wollen. Ein proteſtantiſcher Betſal findet ſich im Hof Ragaz. Das nächſte Jahrhundert ſieht vielleicht in Ragaz auch eine Synagoge, eine Moſchee und eine Pagode erſtehen, vorausgeſetzt, daß bis dahin die europäiſche Menſchheit auf ihrem dermaligen Krebsgange nach Kanoſſa und wahlverwandten Orten nicht in dem rieſigen Schafeſtall angelangt ſein werde, welcher die Aufſchrift trägt: „Ein Hirt und eine Heerde."

Ragaz iſt nachgerade ein Weltbad geworden, aber — Dank den Göttern! — kein geräuſchvolles Vergnügungsbad. Hierher kommt man nicht mehr oder minder läppiſcher Zeitvertrödelungen wegen, ſondern um ſeiner Geſundheit willen. Für Kurgäſte von jener Sorte, welche die Schweizer ſehr treffend „Luſtigmacher" zu nennen pflegen, iſt der Boden von Ragaz zu heiß oder vielmehr zu kühl. Von Lärm und Tumult keine Rede! Die Kurgeſellſchaft beſteht aus ernſten und geſetzten Leuten, welche ihre Leiden lindern, ausruhen, ſich auffriſchen wollen in dieſem wunderbar ſchönen Alpenthal. Am vollſten wird der Ort im Juli und Auguſt in Folge des Touriſtenzuges. Am angenehmſten iſt der Aufenthalt und Kurgebrauch im Juni oder im September. In dieſen beiden Monaten trifft man dort auch die meiſten deutſchen, deutſchſchweizeriſchen und deutſchöſterreichiſchen Familien, während im Hochſommer Engländer, Amerikaner, Ruſſen und Franzoſen vorherrſchen, durchſprenkelt mit Italienern und Spaniern, Polen und Skandinaviern. Seit 1870—71 hat auch das jährliche Kontingent deutſcher Officiere ſehr zugenommen, und es gereicht mir zur beſonderen Freude, ſagen zu können, daß ein wiſſender und merkender Mann im Umgange mit dieſen Männern unſchwer herausfühlen kann, warum und wieſo Deutſchland in ſeinem großen Jahre Frankreich beſiegen konnte, mußte.

Wär' ich ein orthodoxer Heide oder ein orthodoxer Chriſt, ſo hätte ich, dankbaren Gemüthes, längſt in der Quellſchlucht eine Votivtafel aufhängen müſſen. Da ich aber nur ein leidlich frommer Menſch im Sinne des Lukretius bin, ſo darf ich mich begnügen, dir, o hilfreiche Najade von Pfäfers-Ragaz, dieſes beſcheidene Weihgeſchenk geſtiftet zu haben.

II.

Zum jüdiſchen Krieg.

1.

Mai 1880.

„In fünfzig Jahren wird der Stephansdom eine Synagoge ſein.“

Der das ſprach, war ein am wiener Hofe beglaubigter Diplomat und zur Stunde, als er es ſprach, mein Tiſchnachbar im „Quellenhof“ in Ragaz.

Als das Wort gefallen, hoben links und rechts und hüben und drüben verſchiedene Mayer und Meyer, item diverſe Meierinnen und Maierinnen und weiterhin mehrere Majer und Mejerinnen die Köpfe und thaten ihre mehr oder minder orientaliſchen Augen fragend auf.

Nachbarſchaft ihn ganz und gar nicht überraſchte, und zwar darum nicht überraſchte, weil die dicke Nina ihn am vorigen Abend mit der Lage ihrer Wohnung bekannt gemacht, und er die Zeit, welche Heinrich in San Marco zugebracht, zu einer Fortſetzung ſeiner Bekanntſchaft mit Nina verwendet hatte.

Heinrich's Ausruf war zu Flora's Ohren gedrungen und ſie ſah zu dem Jüngling auf. Da war es ſchön anzuſehen, wie dieſe zwei jugendlichen Geſichter ſich anſchauten, purpurglühend, zwei Roſen gleich, die an einem ſchönen Pfingſtmorgen aufbrechen und ſich ſehnſüchtig gegen einander neigen, während im Buſche daneben die Nachtigall in das Morgengrauen hineinſingt und hoch in den Lüften die Lerche zu tirilliren beginnt. Und Heinrich und Flora ſtanden ja auch in dem Pfingſtfeſtalter des Lebens, in der roſigen Jugendzeit, und in ihrem Herzen ſang auch die Nachtigall der Liebe, und das lerchenhafte Tirili der Hoffnung klang durch ihre Seele. —

Sie kamen ſich bald näher, und hätte es zu ihrer gegenſeitigen Verſtändigung noch eines außer ihnen Liegenden bedurft, ſo fand ſich dieſes in einem Um-

„Sie glauben?“ entgegnete ich halblaut; denn meine angeborene Schüchternheit hätte ſich vor dem Kreuzfeuer beſagter Augen, wenigſtens der weiblichen, gern in ein Schneckenhaus zurückgezogen, ſo eins dageweſen.

„Zuverſichtlich!“ erwiderte er frei heraus, maßen ſeine Kurzſichtigkeit ihm gegen das Kreuzfeuer Deckung gewährte. „Zuverſichtlich! Sie werden ſchon ſehen.“

„Hm, ich denke, wir Beide werden es jedenfalls nicht mehr ſehen.“

„Thut nichts. Geſchehen wird es doch.“

„Nun, wenn es geſchieht, ſo wird es ſich auch ertragen laſſen.“

„Sehr reſignirt!“

„Warum nicht? Sind Sie ein rechter Prophet, ſo iſt ja das von Ihnen Prophezeite Schickſalsſchluß, und wer vermag dann etwas dagegen?“

„Das iſt wahr. Es iſt ja auch Schickſalsſchluß, daß die Hechte den Karpfen das Daſein ungemüthlich machen.“

„Gewiß. Die Hechte, ſo ſie groß und ſtark genug dazu ſind, freſſen ſogar die Karpfen auf. Aber ich meine, es wäre zeitgemäß und diätetiſch, draußen in der Veranda den Kaffee der Vertraulichkeit zu ſchlürfen und den Glimmſtengel der Beſchaulichkeit zu rauchen.“

Draußen ging dann das Zwiegeſpräch unbeaufſichtigter weiter.

„Ja, ja“ — ſagte er — „die jüdiſchen Hechte im chriſtlich-germaniſchen Karpfenteiche! Kein übles Bild. Ich fürchte, die Karpfen ſind dumm, träg und feige genug, ſich auffreſſen zu laſſen.“

„Dann geſchieht ihnen recht.“

„Wohl, wohl. Ich wollte nur, daß beſagte Hechte wenigſtens ſtumm wären.“

„Ein grauſamer Wunſch! Bedenken Sie doch, daß die erzwungene jüdiſche Redenverhaltung jahrhundertelang gewährt hat. Als die ſchlechthin gerechte, geſchichtlich nothwendige, von uns allen ein bißchen miterkämpfte Emancipation plötzlich den Spund aus dem Faſſe ſchlug, quoll das langverhaltene Redenwaſſer ſtromweiſe hervor. Das war doch ganz natürlich und in der Ordnung.“

„Ja, beim ober- und beim unterirdiſchen Zeus, ſo ſtromweiſe, daß man alle Urſache hätte, das Wort Parlamentarismus mit dem Worte Mauſchelismus zu erſetzen.“

„Na, na, keine chriſtlich-germaniſchen Superlative!

Wir Beide ſind ja keine Redner-Konkurrenten, und da es einmal zu den tiefgefühlten Bedürfniſſen unſerer Zeit gehört, daß alljährlich ſo und ſo viele Millionen Ellen Reden abgehaſpelt werden, ſo iſt's am Ende aller Enden einerlei, ob Leute mit Knollen- oder mit Stülp- oder mit Haken-Naſen ſelbige abhaſpeln."

„Sie verbitten ſich die Superlative und ſind doch heute ſelber ein Superlativ von Toleranz."

„Bitte, nicht bloß heute. Auch kein Superlativ, aber allerdings ein entſchiedener Poſitiv. Daß die Menſchen einander dulden und ertragen ſollen, das iſt ja doch der Weisheit letzter Schluß."

„Einander dulden und ertragen, was? Und man ſchilt Sie einen Peſſimiſten, Sie Optimiſticiſſimus, Sie! Freſſen oder ſich freſſen laſſen — das iſt die Parole der Weltgeſchichte."

„Leider! Aber wollen wir nicht, ſo lange wir auf dieſem friedlichen Fleck Erde zwiſchen dem Fuße des Piz Alun und dem des Falknis weilen, die ewige Kampfloſung hintanſtellen? Und da wir — mit Ihrer Erlaubniß etwas weniger waldurſprünglich zu ſprechen — vom Eſſen kommen und vom Eſſen reden, ſo möcht' ich Sie fragen: Eſſen Sie gern ungeſäuertes Brot?"

„Nein, ich mag die Mazzen nicht."

„Ich auch nicht. Aber iſt es nicht eigen, daß gerade das Volk, welchem ungeſäuertes Brot von ſakraler Bedeutung war, den Sauerteig der Weltgeſchichte vorſtellen mußte und muß?"

„Daran iſt etwas Wahres."

„Ja wohl. Das Judenthum war ſchon im Alterthum der weltgeſchichtliche Sauerteig, war es im Mittelalter und iſt es in der modernen Zeit mehr als je."

„Ei, ja doch, ein zerſetzendes Ferment! Es wirkt auf die Geſellſchaft lockernd, löſend, nivellirend, pulveriſirend."

„Es wirkt, wie es muß. Wann ſein Müſſen vorüber, ſeine Miſſion vollzogen iſt, wird es verſchwinden, wie ſchon ſo manches welthiſtoriſche Ferment, nachdem es ſeine Arbeit gethan, verſchwunden iſt. Nach den furchtbaren Kriſen und Kataſtrophen, welchen die moderne Geſellſchaft entgegentreibt — Sie ſehen, Sie haben mich angeſteckt mit Ihrer Weiſſagerei — ja, nach dieſen Kriſen und Kataſtrophen, welche, allen Vorzeichen zufolge, wohl ſicherer und früher eintreten dürften, als die Umwandelung Ihres Stephansdomes zur Synagoge, wird es kaum noch Juden geben, wenigſtens keine geſchloſſene Judenraſſe mehr."

„Hm, das ſcheint mir doch eine ſehr kecke Vermuthung angeſichts der zäh und hochmüthig behaupteten Ausſchließlichkeit dieſer Raſſe."

„Was wollen Sie? Die feſte Maſſe, zu welcher das Judenthum in dem Mörſer vielhundertjähriger Unterdrückung zuſammengeſtampft worden iſt, kann unmöglich ſo raſch zerbröckeln, wie allerdings im Intereſſe eines Verſchmelzungsproceſſes lebhaft zu wünſchen wäre."

„Das iſt es ja eben: die unter allerhand ſehr durchſichtigen Maſken ſich bergende hochmüthige, geradezu größenwahnſinnige Einbildung, von jeher das auserwählte Volk geweſen zu ſein und fortwährend zu ſein, ſie erklärt nicht nur, ſondern begründet auch das Volksvorurtheil, daß die Juden ſammt und ſonders Feinde ſeien."

„Das Vorhandenſein dieſer populären Anſchauung will ich nicht beſtreiten. Aber, dieſelbe vorausgeſetzt, meine ich, daß anſtändige Menſchen auch am Feinde das achten, was achtungswerth. Sodann glaube ich, daß bedeutend viel weniger chriſtlich-germaniſcher Neid und bedeutend viel mehr chriſtlich-germaniſche Findigkeit und Rührigkeit den Juden gegenüber ſehr am Platze wären. Endlich ſollten wir im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in der Kultur und in der Gerechtigkeit nachgerade doch ſo weit ſein, zu wiſſen und anzuerkennen, daß es unter jedem Volke und in jeder Raſſe, unter Germanen wie unter Romanen, unter Slaven wie unter Semiten, Gerechte und Schlechte, Biedermänner und Schufte, Helden und Lumpe, Heilige und Böſewichte gebe."

„So iſt es; aber Sie dürfen dieſen Satz beileibe nicht auf die Juden anwenden, wenigſtens nicht öffentlich. Sonſt ſchreit es ſogleich aus allen Ecken und Enden: „Zu deinen Gezelten, Iſrael!", und aus dieſen Gezelten würde ein Schopharblaſen gegen Sie erhoben werden, daß Ihnen Hören und Sehen verginge."

„Bah, ſo gefährlich iſt es denn doch wohl nicht. . ."

Vielleicht hätte ich nicht ſo zuverſichtlich geſprochen, wenn ich zur Stunde, wo der vorſtehende Dialog ſich ereignete, ſchon die etlichen Lebensjahre mehr zählte, die ich jetzt zähle. Denn, traurig zu ſagen, heutzutage darf man das eben behandelte

Thema kaum mehr anſchlagen, ohne Gefahr zu laufen, aus den erwähnten — journalpapierenen — Gezelten angeſchrieen zu werden, man rieche ſehr vernehmlich nach einer berliner Hofpredigerkutte, man ſei ein Hep-Hep-Rufer, ein mittelalterlicher Fanatiker, ein zeitwidriger Finſterling, und wenn keine asina Bileami, ſo doch ein deutſcher Eſel. Ich gebe gerne zu, daß die Hochvernünftigen und Feingebildeten in der Judenheit nicht alſo mit in den Schephar blaſen; allein die Feingebildeten und Hochvernünftigen bilden in der Judenheit gerade wie in der Heidenheit und wie in der Chriſtenheit nur die kleine Minderzahl. Die Mehrzahl der Juden aber — und zu dieſer Mehrzahl gehörten ſicherlich auch jene direkten Abkömmlinge Abraham's, Iſaak's und Jacob's, welche während der Gründerſchwindel-Jubelzeit mittels ihres frechen und geräuſchvollen Uebermuthes ſchweizeriſche Kurorte ſommerlang unſicher machten — die Mehrzahl der Juden, ſage ich, würde ſehr gut thun, etwas weniger empfindlich zu ſein und ſich zu gebaren. Es ſteht ihr fürwahr ſchlecht an, das Judenthum ſozuſagen für eine Bundeslade auszugeben, welche kein „Goi“ kritiſch anblicken, geſchweige tadelnd anrühren dürfe. Namentlich in Deutſchland ſteht ihr das ſchlecht an. Warum? Darum, weil bekanntlich die Deutſchen es auch ſich gefallen laſſen mußten, daß zwei Juden, Börne und Heine, jahrelang und wieder jahrelang das Deutſchthum der bitterſten, unerbittlichſten, giftigſten Kritik, dem ſchneidendſten Spott und Tadel unterzogen. Und doch zählen die Deutſchen ihre Tadler und Verſpotter Heine und Börne zu den Zierden ihrer Literatur. Hierin liegt gewiß mehr Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitsſinn, als in jenem dermalen ſo häufig und ſo widerwärtig ſich breitmachenden jüdiſchen Chauvinismus, welcher alles Ernſtes den lächerlichen Anſpruch erhebt, man müßte von deutſcher Seite alles und jedes Jüdiſche als ein gefeites Rührmichnichtan, das geſammte Judenthum als eine Mimosa pudica betrachten und behandeln, während er dagegen das Recht, alles Nichtjüdiſche zu kritiſiren, im weiteſten Umfange als ſelbſtverſtändlich in Anſpruch nimmt. Ich bin wahrlich weit davon entfernt, dieſes Recht beſtreiten zu wollen; aber ich ſage: Gegenrecht muß ſein, und wie du mir, ſo ich dir. Der chriſtliche Wucher zum Beiſpiel iſt gewiß abſcheulich, aber iſt darum etwa der jüdiſche verzeihlich? Wenn Gründer und Schwindler vom Stamme Teut als Bönhaſen in ihrem Gewerbe ſich herausgeſtellt haben, ſind darum etwa Zunftmeiſter vom Stamme Sem wie die Straußthaler und Kaminheimer als „große Männer“ zu verehren?

2.

November 1880.

Das Vorſtehende iſt im Frühjahr von 1880 geſchrieben worden. Als ich es ſchrieb, konnte ich nicht ahnen, daß im Spätjahr draußen im deutſchen Reiche oder wenigſtens im „führenden“ Staat und ganz namentlich in der „Hauptſtadt der deutſchen Intelligenz“ eine förmliche Judenhetze im Gange ſein würde, betrieben nach den Vorſchriften der bekannten Maxima Charta, d. h. der menſchlichen Dummheit.

Daß man ſich im Auslande baß darüber verwunderte oder wenigſtens ſo that, als verwunderte man ſich, und in allen möglichen Tonarten über die Intoleranz des Volkes der „Denker und Kritiker“ ſpottete oder ſchimpfte, war ganz in der Ordnung. Unſern liebenswürdigen und freundlich geſinnten Nachbarn iſt ja jede Gelegenheit, uns etwas anhängen zu können, ein gefundener und mit Begier verſchlungener Fraß. Das Geſchimpfe brauchte uns alſo weiter nicht aufzuregen, und wenn insbeſondere die engliſche Preſſe ſich auch jetzt wieder durch ihre Lümmelei hervorthat, ſo lieferte ſie uns dadurch nur einen weiteren Beweis, daß ſie der richtige druckpapierene Ausdruck des engliſchen Phariſäismus ſei, welcher jeden Splitter und jedes Splitterchen in fremden Augen ſieht und beſchreit, niemals aber den rieſigen Balken im eigenen. Die Preſſe eines Landes, welches dem konfuſeſten Faſelhanns des Jahrhunderts, dem Phraſentrapezſpringer Gladſtone als ſeinem „genialſten Staatsmann“ ſeine Geſchicke anvertraut, ſollte ſich billig enthalten, über ein fremdes Land Schimpfurtheile abzugeben, welche von der Unwiſſenheit eingeblaſen ſind und von der Heuchelei ſelbſtgefällig hergebetet werden.

Wir ſind vollkommen berechtigt, unſere mehr oder minder lieben Nachbarn zu erſuchen, gefälligſt vor ihren eigenen Thüren zu kehren, wo es ja Unrath genug wegzufegen gibt. Aber wir ſind auch verpflichtet, uns ſelber eine Sache klarzumachen, welche, wie nicht zu leugnen iſt, mehr und mehr eine bedrohliche Bedeutung erlangt hat.

ſtand, welcher ſich ſchon in den nächſten Tagen herausſtellte, daß nämlich Flora's Mutter eine Baſe von Heinrich's Vater war, deren Geſchichte Heinrich im väterlichen Hauſe oft hatte erzählen hören, ſo weit ſie dort bekannt war, und Frau Walter hatte ſogar ihrem Sohn bei ſeiner Abreiſe dringend aufgetragen, ſich in Wälſchland nach der guten Muhme Elsbeth zu erkundigen.

Gewöhnlich brachte Heinrich den ganzen Vormittag bei Savonarola zu, deſſen Vertrauen er raſch gewann und in deſſen Umgebung er die bedeutendſten Männer von Florenz kennen lernte, unter ihnen auch den jungen, enthuſiaſtiſchen Jakopo Sterli, mit dem er ſich innig befreundete. Durch Savonarola's Geſpräch gewann er bald eine klare Einſicht in die Verhältniſſe Italiens, in die ſtaatliche Lage Europa's und die bodenlos verdorbene der Kirche. Er begriff die Stellung ſeines väterlichen Lehrers und gelübdete, Kopf und Arm deſſen Planen zu leihen und bei ihm zu ſtehen in allen Nöthen, welche der prophetiſche Feuereiſer über den Mann bringen konnte und mußte. Savonarola ſeinerſeits wußte Heinrich's Geiſt und Charakter zu ſchätzen, und vertraute ihm Manches, War die widerjüdiſche Bewegung in Deutſchland, ſpeciell in Preußen, ſpeciellſt in Berlin, eine naturwüchſige und ſpontane oder eine künſtliche und gemachte?

Ja und nein.

Sie hatte in Form eines dumpfen Raſſe-Gefühls, einer inſtinktiven Antipathie ſchon ſeit Jahren in der deutſchen Volksſeele geſchwehlt und gegleitet. Das unterſteht für alle, welche die Dinge ſehen, wie ſie ſind, gar keinem Zweifel. Inſofern alſo war allerdings Naturwüchſigkeit und Spontaneität vorhanden. Kirchliche Dunkler und politiſche Rückwärtſer nahmen den ſchwehlenden und gloſtenden Funken mit Vergnügen wahr und verſchritten eifrig dazu, ſelbigen zu einem Feuer an- und aufzublaſen. Der Deutſche liebt es ja, zu ſyſtematiſiren. Junker, Hofprediger, Hetzkapläne, chauviniſtiſch-teutoniſche Streber und dergleichen ſchöne Seelen mehr brachten demnach Methode in den Unſinn, welcher ein ſolcher bleibt, auch wenn er als ein keineswegs unbegreiflicher bezeichnet werden muß, ſondern im Gegentheil als ein ſehr begreiflicher, ja ſogar als ein vielfach verzeihlicher — ſchon aus den Gründen, welche in meinem oben mitgetheilten Tiſchgeſpräche mit Herrn von T. im Quellenhof zu Ragaz berührt worden ſind.

Der widerjüdiſche Lärm iſt eine widerliche Blaſe, welche von der gährenden Verſtimmung emporgetrieben wurde, die ſich der Nation unmittelbar nach ihrem „großen Jahr“ und nach der Gründung des neuen deutſchen Reiches bemächtigt hatte. Dieſe Verſtimmung war ein Rückſchlag, welcher einem Geſetze der Natur wie der Geſchichte zufolge nach der im Jahre 1870—71 bis zum Aeußerſten getriebenen Muskel- und Nervenſpannung nothwendig eintreten mußte. Unerhörte, niedageweſene kriegeriſche Erfolge und die auf dieſelben begründete neue Großmachtſtellung Deutſchlands hatten in den Deutſchen überſchwängliche Hoffnungen wachgerufen. Im erſten Gefühle der Befriedigung war männiglich geneigt, die ſehr bedenklichen Seiten der verſailler Verträge und die klaffenden Fugen der Reichsverfaſſung zu überſehen. Von den Parteien hoffte jede, im neuen Reiche und durch daſſelbe ihre Wünſche verwirklicht zu ſehen. Der Bauer erwartete Minderung der Steuerlaſt, der Bürger einen gewaltigen Aufſchwung der Induſtrie und des Handels. Die Partei, welche in ihren Verſammlungen mit feuriger Begeiſterung zuerſt auf den römiſchen Papſt und dann weit hintennach mit kühler Konvenienz auf den deutſchen Kaiſer zu toaſten pflegt, wollte und forderte vor allem einen diplomatiſchen und, wenn nöthig, auch wohl einen kriegeriſchen „Römerzug“ zur Wiederherſtellung der weltlichen Macht des unfehlbaren Halb- oder Ganzgottes im Vatikan. Die Liberalen ihrerſeits träumten vom raſchen Herankommen ihres alleinſeligmachenden Reiches, d. h. des konſtitutionell-parlamentariſchen Regiments.

Alle dieſe Hoffnungen, Wünſche und Erwartungen ſind unerfüllt geblieben. Was kam, war nur der bekannte wüſte, ruchloſe, raſende Tanz um das bekannte Bieſt, welchen dann ein Donnerkrach auseinanderſtäubte, um auf dem ekelhaften Tanzplatze nichts zurückzulaſſen als eine furchtbare Zunahme der Verbrechen und der Selbſtmorde.

In ſolchen Aſchermittwochsſtimmungen, wie jetzt in Deutſchland eine eintrat, ſuchen die Völker mit Eifer einen Bock, welchen ſie mit ihren Sünden beladen und in die Wüſte des Haſſes und der Verwünſchung jagen könnten.

Und ſiehe, den Enkeln Teuts ging die Erkenntniß auf, die Nachkommenſchaft Sems, ſo in deutſchen Landen ſehr fruchtbar geweſen und vielfältiglich ſich gemehret hatte, müßte einen vortrefflichen Sündenbock abgeben.

Zur Begründung dieſer chriſtlich-germaniſchen Anſicht wurde allerlei vorgebracht, Wahres und Falſches. Hundertmal durchgedroſchenes Stroh hat man abermalen auf die Tenne der Debatte geſchüttet. Zu alten Vorwürfen geſellten ſich neue. Man erinnerte an die ſchmähliche Geſchichte der deutſchen Kriegsanleihe vom Juli 1870 und wie das jüdiſche Großkapital in Deutſchland dabei ſich verhalten, d. h. kühl ablehnend, während deutſche Judenfirmen gleichzeitig ſich beeilt hätten, Beiträge zur franzöſiſchen Kriegsanleihe zu zeichnen. Dabei vergaß man freilich, daran zu erinnern, daß nicht minder unpatriotiſch-ſpröde als das jüdiſche auch das chriſtlich-germaniſche Großkapital ſich erzeigt hatte, bis der Siegesſchlag von Sedan, wie die Thore von Rom, ſo auch die Kaſſendeckel der jüdiſchen und chriſtlichen Geldbarone in Deutſchland aufgeſprengt, obzwar letztere, die Kaſſendeckel, nicht ſehr weit*). Weiterhin mußte es unliebſam auffallen, daß bei Schaffung der Reichsmünze und der Reichsbank, wie bei Verwaltung der letztgenannten Anſtalt, jüdiſchen Geldleuten ein ganz unverhältnißmäßig großer Wirkungsraum gelaſſen wurde. Freilich, die „Sachverſtändigkeit" dieſer Herren ſtellte ſie in den Vordergrund. Allein die fragloſe Klugheit ihrer Raſſe hätte ſie daran erinnern ſollen, daß ihre vollſtändige Gleichberechtigung mit den Deutſchen doch von noch ſehr jungem Datum und demnach vorzeitiges Sichvordrängen ſehr unrathſam wäre. Das zu bedenken und zu beachten, hätten gewiß auch die jüdiſchen Parlamentarier ſattſamen Grund gehabt. Hätten ſie es bedacht und beachtet,

---

*) Im Oktober 1870, alſo einen vollen Monat nach dem Tage von Sedan, waren von den 100 Millionen der deutſchen Kriegsanleihe erſt 68 gezeichnet. Es iſt leicht verſtändlich, daß und warum insbeſondere die liberale Preſſe und Rednerei

---

die Geſchichte dieſer Anleihe todtzuſchweigen ſich bemühte und bemüht. Aber bei dieſem Bemühen ſollte ſie ſich wenigſtens vor ſo lächerlich-rabuliſtiſchen Beſchönigungsverſuchen hüten, wie in der Sitzung der preußiſchen Abgeordnetenkammer vom 22. November 1880 von fortſchrittlicher Seite einer gemacht wurde, alſo lautend: „Wenn damals nicht mehr Millionen gezeichnet worden ſind, ſo erklärt ſich das daraus, daß es ein Moment war, wo jeder baares Geld haben mußte wegen der beſorgnißerregenden Unruhe der Geſchäfte." Das iſt denn doch Mancheſterei in Lebensgröße! Die franzöſiſchen Geldleute, für welche das Kriegsjahr 1870—71 doch gewiß noch mehr, noch weit mehr „beſorgnißerregende Momente" gebracht als für die deutſchen, haben weniger mancheſterlich und mehr patriotiſch gedacht und gehandelt.

ſo würde dem deutſchen Reiche vielleicht dieſes oder jenes Geſetz erſpart worden ſein, das ſich theoretiſch und als Thema oratoriſcher Uebungen recht hübſch ausnehmen mochte, in der Praxis des Lebens jedoch ſehr bald als unbrauchbar oder geradezu ſchädlich ſich herausſtellte. Schließlich dürfen auch die argwöhniſchen Blicke nicht vergeſſen werden, welche die Deutſchen ſeit einer Reihe von Jahren nach jenſeits der Vogeſen werfen mußten. Sie konnten gar nicht anders, als dorten den genueſiſchen Juden ſcharf im Auge behalten, welcher ſich i. J. 1870 zum Diktator von Frankreich gemacht und als ihr, der Deutſchen, hartnäckigſter und gefährlichſter Feind ſich erwieſen hatte. Es konnte in Deutſchland ſchlechterdings nicht vergeſſen werden, daß der Jude Gambetta, umgeben von einer zu einem nicht geringen Theile ebenfalls aus Juden beſtehenden Jüngerſchaft, unſer Todfeind war und blieb und nur auf eine günſtige Gelegenheit lauerte, um als Prophet der „Revanche" ſich aufzuſpielen und aus den genasführten Franzoſen Kanonenfutter für ſeine Eitelkeit und Ehrſucht zu machen.

Das Gewicht aller dieſer mehr oder weniger berechtigten Klagen über jüdiſche Anmaßung, Ueberhebung und Feindſeligkeit mochte an und für ſich ein nur geringes ſein. Allein es wurde nach und nach wuchtvoll durch unleugbare Taktloſigkeiten der jüdiſchen Preſſe, welche allzu ſelbſtgefällig ſehen ließ, daß ſie in deutſchen Landen eine Macht geworden — und was für eine Macht![*]. Noch mehr aber durch die

---

[*] Die unter anderem auch nicht vergeſſen ſollte, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht weit iſt. Wenn z. B. unſere jüdiſchen Reichsmitbürger den Verfaſſer der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" mit Stolz den Ihrigen nennen, ſo iſt das nur recht und billig. Wenn ſie ihn jedoch in dem Vaterlande Leſſings, Göthe's und Schillers als einen „Poeten höchſten Ranges" auspoſaunen, ſo iſt das eine groteske Lächerlichkeit, die man von ſonſt ſo ſcharfverſtändigen Menſchen nicht erwarten ſollte. Auerbach hat gewiß ſchon manchmal im Stillen bei ſich geſagt: „Gott behüte mich vor meinen ſtammverwandten Poſaunern!" . . . Ueberhaupt müſſen gerade wir alle, die wir wiſſen, daß Deutſchland jetzt und künftig das feſte Zuſammenſtehen aller ſeiner Bürger, ſeien es Germanen oder Semiten, Katholiken oder Proteſtanten, Orthodoxe oder Ketzer, Pietiſten oder Heiden, dringend nöthig hat, von Herzen wünſchen, daß die deutſchen Juden ſelbſt den Schein raſſenhaft chauviniſtiſcher Beſonderheit und Ueberhebung vermeiden möchten. Nicht jeder Germane iſt ja geneigt, ſolche kleine Geſchichten wie die nachſtehende ſo ſpaßhaft zu finden wie ich. Binnen 20 Jahren habe ich Dutzende von jüdiſchen Studirenden aus allen Ecken und Enden der Erde zu Hörern gehabt und ich ſchulde und gebe denſelben das Zeugniß großen Fleißes und beſter Aufmerkſamkeit und Aus-

Schwere der von Jahr zu Jahr ſich ſteigernden Unzufriedenheit mit der Geſtaltung, d. h. Mißgeſtaltung der Dinge im deutſchen Reiche, woſelbſt loyalen Reichsbürgern ſogar die ihnen anfänglich gegönnte Kurzweil, welche die parlamentariſchen Vorgänge und Debatten ihnen geboten hatten, vergällt wurde, weil dieſes Schattenſpiel an der Wand alles dramatiſche Intereſſe verlor, ſeitdem der Biſmarck nicht mehr mitſpielte, und aus einer Haupt- und Staatsaktion, welche doch wenigſtens einen Schein von politiſcher Bedeutung gehabt hatte, zu einer ebenſo langweiligen als gehäſſigen Zänkerei zwiſchen Parteien und Perſonen herabſank.

Die Unzufriedenheit wollte und mußte ſich Luft machen, wollte und mußte einen Sündenbock haben und da gab es dann Leute, welche ſo gefällig waren, ihr einen zu zeigen.

---

dauer. Nun kommt da eines Tages — es iſt noch nicht lange her — ein junger Mann, eine meiner Vorleſungen zu belegen, und es findet zwiſchen uns dieſer kurze Dialog ſtatt. „Sie ſind, wie ich ſehe, aus Königsberg?“ — „Ja, ich bin aus der Stadt Johann Jakoby's.“ — „So? Ich war bis jetzt des Glaubens, Königsberg wäre die Stadt Immanuel Kant's.“ Er ging mit einer Miene, welche deutlich ſagte, daß er mich für einen ſehr „Zurückgebliebenen“ anſähe, was mich nicht wenig ergötzte.

Verehrer und Deuter der Bibel könnten ja die bekannte Sündenbockſtelle im „Levitikus“ (16, 20—21) geradenwegs auf den Herrn Hofprediger Stöcker deuten und ſo wäre die „chriſtlich-ſociale“ Miſſion deſſelben ſchon im Alten Teſtamente prophetiſch vorgezeichnet. „Und ſo er, Aaron (oder Stöcker), vollzogen hat die Sühnung des Heiligthums und der Stiftshütte und des Altars, ſoll er herbringen einen lebenden Bock und ſoll legen ſeine beiden Hände auf deſſen Haupt und bekennen auf ihn alle Miſſethat der Kinder Iſrael (oder Teut) und alle ihre Verfehlungen und ſoll ſolche legen dem Bock auf das Haupt und ſelbigen laſſen jagen in die Wüſte“ . . . .

Wiſſende Menſchen, denen bekannt, daß jede Zeit ihre, ja jedes Jahr ſeine Portion Narrheit haben und verbrauchen will, werden nicht verlegen ſein, wohin ſie Erſcheinungen wie die „Antiſemitenliga“ und die „Antiſemitenpetition“ thun müſſen. Wenn nur die Sache neben ihrer komiſchen nicht auch eine ſehr ernſthafte Seite hätte! Es gibt ja keinen noch ſo alten Wahn, der unter Umſtänden nicht wieder neu werden könnte. Ich habe in dieſen Tagen wieder einmal beim Twinger, beim Wurſtiſen und in der Limburger Chronik von der chriſtlich-germaniſchen Judenhatz des 14. Jahrhunderts ſchaudernd geleſen. Freilich, ihr meint mit überlegenem Achſelzucken: „Wer wird ſo etwas heutzutage für möglich halten?“ Wer? Nun, ich und mit mir gewiß alle, welche die Ausbrüche von Volksleidenſchaften ſchon in der Nähe zu ſehen Gelegenheit hatten. „Alles ſchon dageweſen“, iſt ein Wahrſpruch; aber: Alles ſchon Dageweſene kann wiederkommen, obzwar etwas anders angeſtrichen, iſt auch ein ſolcher. 1793 kam 1871 wieder. Habt ihr es ſchon vergeſſen?

In jedem Menſchen ſchlummert die Beſtie und in jedem Volke liegt das Ungeheuer an der Kette.

Schmach über die, welche die Beſtie wecken und das Ungeheuer entfeſſeln!

was er zur Zeit den eigenen Landsleuten noch verſchwieg, indem er erkannte, daß, wenn je in einer Bruſt, ſo gewiß in der Heinrich's jene berühmte deutſche Treue zu finden ſei. Als ihn daher die Signorie mit Pietro Capponi zum König Carl nach Piſa entſendete und Heinrich bat, ihn begleiten zu dürfen, wurde die Bitte gern gewährt.

Als aber Heinrich mit der Geſandtſchaft während des Aufſtands am 9ten November nach Florenz zurückkehrte, bewies er ſich als ächten Deutſchen. Denn ſchon außerhalb der Stadtmauern, da man die Sturmglocken heulen hörte, waren ſeine politiſchen Sympathien und Antipathien rein verſchwunden vor dem einen bangen Gedanken: Flora Taddei könne ſich in irgend einer Gefahr befinden, während die Florentiner ihre Freiheit wieder erkämpfen. Nachdem er daher die Geſandtſchaft bis zum Palaſt der Signorie begleitet, übergab er ſein Pferd an Phlips und eilte Hals über Kopf nach der Wohnung Flora's. Und das war, was man auch ſagen mag, ächtdeutſch gethan, denn die Deutſchen haben ſich, eingekeilt in ihre gemüthliche Sklaverei, von jeher viel zu viel mit der Sentimentalität abgegeben, und ſich von

III.

Excellenz Von der Zirbeldrüſe.

Ein Geſpräch.

Vielleicht erinnert ſich dieſer meiner Leſer oder jene meiner Leſerinnen meines alten Feind-Freundes oder Freund-Feindes, des Herrn Zachäus von der Zirbeldrüſe, mit welchem ich ſie vordem bekannt gemacht habe*). Wir waren Jugendfreunde geweſen, dann aber durch Schickſalsſchluß und Eigenwillen auf ſehr verſchiedene Lebenswege gewieſen oder geworfen worden. Er auf den glatten Weg, ich auf den rauhen. Mitunter führten uns dieſe Wege, wo ſie ſich etwa kreuzten, wieder zuſammen. So im Jahre 1875 im Thale zwiſchen dem Falknis und dem Piz Alun, und ſo wieder daſelbſt im Frühſommer von 1880. Dazumal, 1875, war er in der Blüthe ſeiner Geheimrathſchaft geſtanden, höchlich zufrieden mit ſich und der Welt, ein Biſmärcker auf Gnade und Ungnade, eine In-Sicht-Excellenz jeder Zoll. Seither waren alle Träume ſeines Ehrgeizes verwirklicht worden. Das flimmernde Wörtlein „wirklich“ hatte ſich vor ſeinen Geheimrathstitel hingeſtellt wie der Abendſtern vor den Mond. Sein Ordenregiſter hatte um verſchiedene Nummern zugenommen. Die „Excellenz“ war für ihn eine vollendete Thatſache geworden. Es war auch davon die Rede geweſen, daß bei dem ſtarken Verbrauch von Miniſtern durch den Herrn Reichskanzler der Excellenz Von der Zirbeldrüſe bald ein Miniſterportefeuille unter den Arm geſchoben werden würde.

---

*) Vgl. „Blätter im Winde“ (1875), S. 1 fg.

Als ich nun bei unſerem diesmaligen Zuſammentreffen den Mann auf mich zukommen ſah — es war auf einem der Fußpfade, welche ſüdlich von Ragaz von der zur Landquart ziehenden Straße linkshin an den Rhein hinabführen — war ich gewiß, dem Optimismus in Perſon zu begegnen. Ich ſollte aber ſeltſam enttäuſcht werden. Schon beim

Näherkommen fiel mir auf, daß die Excellenz ſchwarz gekleidet war, einen Trauerflor um den Hut und kein, abſolut kein Band im Knopfloche trug. Bei unſerer Begrüßung bemerkte ich, daß der Wirkliche bleich, zuſammengefallen und ſehr ergraut ausſah.

„Ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen; freute mich ſchon geſtern darauf, als man mir im Quellenhof auf Befragen mittheilte, daß Sie heute kommen würden.“ Das ſagte er, meine Hand feſthaltend, mit einer Weichheit und Zutraulichkeit, als hätte ſich zwiſchen den weiland Jugendfreunden niemals ein ſo breiter und tiefer Abgrund der Meinungs- und Schickſalsverſchiedenheit aufgethan.

Warum hätte ich auf dieſen Ton nicht eingehen ſollen? Habe ich es doch allzeit für eine beklagenswerthe deutſche Unſitte gehalten, die Gegenſätze, Reibungen und Konflikte politiſcher Anſchauungen, Ueberzeugungen und Stellungen auch in den Privatverkehr zu übertragen und jeden Andersdenkenden zu haſſen oder zu verachten. Das heißt nur den pfäffiſchen Fanatismus vom Gebiet der Kirche auch noch auf das des Staates herüberpflanzen, während doch jeder denkende und wiſſende Menſch längſt zu der Einſicht gekommen ſein ſollte, daß es überhaupt kein alleinſeligmachendes Dogma gibt, weder ein religiöſes noch ein politiſches, und daß demnach alle und jede Alleinſeligmacherei, die religiöſe wie die politiſche, nichts iſt als das Geſchäft von Gaunern, um Gimpel zu beſchwindeln. Welche Partei dürfte, vollends nach alledem, was wir in unſeren Tagen geſehen, der Behauptung ſich erfrechen, ſie beſäße das Privilegium der Ehrenhaftigkeit? Oder gar das der Weisheit? Wer die Augen offen hat, wird unter Republikanern nicht weniger Schwach- und Querköpfe erblicken als unter Monarchiſten und umgekehrt, unter Demokraten nicht weniger Schelme und Schufte als unter Ariſtokraten und umgekehrt. Peccatur intra ecclesiam et extra, d. h. die Ungläubigen haben den Gläubigen wahrlich auch nichts vorzurücken und umgekehrt. Ihr ſagt: Das ſind Wahrheiten, ſo wohlfeil wie Brombeeren! Ja wohl. Aber wenn man tagtäglich mitanſehen muß, wie unſere Zeitgenoſſen ſich ſelbſt und andere ſo recht mit Fleiß belügen, ſo darf man immerhin wünſchen, daß ſie ſich ſolche Brombeeren-Wahrheiten zu Gemüthe führen möchten, ob auch dieſelben trivial ſchmecken . . . .

Wir ſaßen mitſammen im Erlenſchatten auf dem kyklopiſch aufgeblockten Rheindamm. Zu unſern

Füßen wälzte der Strom ſein Gewäſſer, das die aus den Klüften des Piz Beverin herabſtürzende wilde Nolla ſchieferſchwärzlich gefärbt hatte. Drüben am andern Ufer glänzten die Thürme von Maienfeld im Sonnenſchein.

„Da bin ich vor fünf Jahren mit meiner lieben guten Zigonia auch geſeſſen,“ ſagte er wehmüthig.

Ich hütete mich, ihn daran zu erinnern, daß ſeine dreißigjährige Ehe mit der, wie er mir vorhin mitgetheilt hatte, unlängſt geſtorbenen „lieben guten“ Zigonia eigentlich ein dreißigjähriger Krieg geweſen war. Er ſchien jedoch meine Gedanken zu errathen, denn er fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Sie wiſſen, alter Freund, meine Frau hatte ihre Eigenheiten — wer hat nicht ſolche, und vollends wenn man zum genus femininum gehört? Das mecklenburgiſch-blaue Blut Zigonia's — hierbei machte der Sprecher einen ſchwachen Verſuch, zu lächeln — rollte ihr mitunter gar zu blitzblau-obotritiſch durch die Adern. Der animus opponendi, welcher ſie beſeelte, ihr Widerſpruchsgeiſt erhob ſich nicht ſelten zur dritten Potenz oder, wie die Zöllner und Sünder des Spiritismus ſagen, in die vierte Dimenſion. Allein bei alledem und trotz alledem habe ich das beelendende Gefühl, als wäre mit meiner Frau das Salz und der Pfeffer von meinem Tiſch und überhaupt aus meinem Leben verſchwunden, und hat ihr Tod in mein Daſein eine Lücke geriſſen, welche nicht wieder ausgefüllt werden kann.“

„Nun, ich denke, Ihre Stellung im Staat ſollte Ihnen ausreichendes Füllungs- und Stopfungsmaterial darbieten.“

Mit dieſer Aeußerung hatte ich aber, wie ich ſofort erfahren ſollte, einen ſehr empfindlichen Nerv ſchmerzlich berührt. Es kam eine Verſtimmung und Unzufriedenheit zum Ausbruch, welche ich aus dieſem Lebenskreiſe zu vernehmen fürwahr nicht erwartet hatte.

„Meine Stellung im Staat?“ ſagte er mit Bitterkeit. „Du lieber Gott, wer hat denn bei uns noch eine Stellung? Wer kann mit Fug und Recht ſagen, daß er eine Stellung im Staate habe?“

„Hm, doch gewiß Einer, ſollt' ich meinen.“

„Auch der nicht. Wäre ſeine Stellung eine ſichere, würde er ſie nicht ſo oft wechſeln. Er macht ja Röſſelſprünge wie der Springer im Schachſpiel. Jetzt vom Feudalismus hinüber zum Parlamentarismus und umgekehrt. Dann vom Gerlach zum Laſſalle und umgekehrt. Heute vom Bureaukratismus zum Liberalismus und morgen umgekehrt. Vor Jahresfriſt vom Schutzoll zum Freihandel und nach Jahresfriſt umgekehrt.“

„Wenn aber der Springer mittels ſeines Hin und Her, mittels ſeines Vor und Zurück die Partie gewinnt?“

„Gewinnt? Die Partie ſteht ſchlecht, ſag' ich Ihnen.“

„Sie überraſchen mich mehr, als ich ſagen kann. Ich glaubte, im Kreiſe deutſcher Excellenzen müßte man alles, was geſchieht oder nicht geſchieht, excellent finden.“

„Sie täuſchten ſich. Wer kann dieſes fahrige Weſen, dieſes ewige Experimentiren und Probiren, dieſes unerſprießliche Haſten und Taſten, vom ſtaatsdienerlich-geſchäftlichen Standpunkt aus betrachtet, billigen? Zudem iſt man ja doch auch Patriot in ſeiner Art.“

„Ach ja, in ſeiner Art. Bei uns iſt leider alles ſo in ſeiner Art. Wir haben ſo eine Art von Reich, ſo eine Art von Reichstag, ſo eine Art von Konſtitutionalismus und Parlamentarismus“ —

„Ei, Sie wiſſen ja wohl, was daran iſt. Nichts als Arabeſke und Dekoration."

„Das iſt für Menſchen mit ſehenden Augen und hörenden Ohren der Konſtitutionalismus und Parlamentarismus überall. Ob da etwas mehr, ob dort etwas minder, darauf kommt es nicht an."

„Wohl; aber Sie ſelbſt haben ja einmal ſehr nachdrücklich geſagt, daß man die konſtitutionell-parlamentariſche Komödie, wenn man ſie einmal ſpielen wollte, doch mit einigem Anſtand ſpielen ſollte. Bei uns ſind die Aufführungen nachgerade ſo jammerſälig geworden, daß jeder Menſch von gebildetem Geſchmacke ſich daran verekelt hat. Was iſt das für eine Spottgeburt von einer ſo zu ſagen Nationalrepräſentation, welche über die allerwichtigſten Angelegenheiten, über Frieden oder Krieg, ganz im Dunkeln gelaſſen wird, ſo lange im Dunkeln gelaſſen wird, bis man dem Volke befiehlt: Gib Geld her und zieh' ins Feld!"

„Aber, lieber Freund, gerade die Herren Nationalliberalen, zu welchen Sie ſich mit ſo großer Genugthuung zählten, ſind ja nicht müde geworden, zu predigen und zu preiſen, daß Deutſchlands Ehre, Sicherheit und Macht in den Händen Bismarcks gut aufgehoben ſei."

„Irren iſt menſchlich, einen Irrthum erkennen und eingeſtehen iſt rühmlich. Frankreich hätte uns ein ſattſam abſchreckendes Beiſpiel liefern können und ſollen, wohin ein Land komme, welches ſeine Geſchicke einem Menſchen anvertraut. Wohin ſind wir jetzt ſchon gekommen? Zur Iſolirung. Zum „in drangvoll fürchterlicher Enge" Eingequetſchtſein zwiſchen Rußland und Frankreich, ohne Freunde und Bundesgenoſſen."

„Wie denn? Das Bündniß mit Oeſterreich-Ungarn" —

„Bah, Sie werden doch dieſe Schemen- und Schein-Allianz, von der kein Menſch etwas Greifbares weiß, nicht ernſthaft nehmen wollen?"

„Die Deutſchöſtreicher" —

„Die Deutſchöſtreicher, entſchuldigen Sie, ſind ſehr gute Leute, aber trotz ihrer oder vielmehr gerade wegen ihrer großen muſikaliſchen Begabung und Muſikliebhaberei ſehr ſchlechte politiſche Muſikanten. Wären ſie beſſere, ſo hätten ſie, um nur eins zu ſagen, dem magyariſchen Chauvinismus, welcher die nationalen Gefühle und Rechte der Deutſchen in

Siebenbürgen, in der Zips und überall innerhalb ſeiner Machtſphäre mit brutaler Rohheit verletzt und vernichtet, ja auf eine barbariſche Austilgung des Deutſchthums ganz offen losgeht, ſchon ganz andere Lieder vorgeſungen. Ein deutſcher Miniſter, an welchem freilich nichts deutſch als der Name — und dieſer ſoll ja eigentlich ein wendiſcher ſein — iſt es auch geweſen, welcher jenen unſeligen „Ausgleich“ zuwegebrachte, demzufolge die Kultur der Unkultur unterthan ſein muß.“

„Mir will aber ſcheinen, die Deutſchen in Oeſtreich und insbeſondere die im Bereiche der Stephanskrone lebenden Deutſchen hätten ihre kümmerliche Lage zu einem nicht geringen Theile ſelbſt verſchuldet. Warum ſtellten ſie der über ſie gekommenen Vergewaltigung nicht von Anfang an eine entſchloſſenere und thatkräftigere Abwehr entgegen?“

„Ja, warum?“

„Weil ſie daran gehindert wurden und werden durch ein auch unter ihnen graſſirendes deutſches Nationallaſter, d. h. durch jene „duldſam träge Eſelei“, welche ſchon Herder zornvoll gerügt hat, durch die deutſchphiliſterhafte Friedfertigkeit und Anbequemerei, durch die dreimal vermaledeite weltbürgerdieſer immer wieder in's Philiſterthum hineinſchmeicheln laſſen, wenn der Geiſt ſie zu Thaten der Freiheit und zum Genuſſe derſelben trieb.

Heinrich fand indeſſen das Blumenmädchen in völliger Sicherheit in ihrer Wohnung, die robuſte Nina aber hatte ſich nicht enthalten können, auszugehen, um ſich das Beginnen des florentiniſchen Volkes mitanzuſehen, und es ward unſerm Freunde jener ſtillinnige Empfang, der da dem Liebenden ſagt, daß er willkommen ſei. Wie er nun neben dem Mädchen ſaß, vergaß er deſſen, was Draußen vorging. Es war ſo traulich und heimlich in dem Stübchen, ihm wurde gar ſelig zu Muthe und er begann von ſeiner Heimath zu reden, von den himmelhohen Bergen, die ſie von Wälſchland trennten, von den Burgen, welche ſich im grünen Rheine und der Donau ſpiegeln, wie er als Knabe mit ſeiner Mutter den Rhein hinabgefahren und ihm dieſe die Sage vom Rolandsfelſen und Nonnenwerth mitgetheilt habe, daß er ſchmerzlich geweint ob dem Mißgeſchick des tapfern Paladin und ſeiner Geliebten. Dann mußte er Flora dieſe rührende Sage von Liebe und Liebesnoth ebenfalls erzählen und gerieth liche Kulturdüngerbewußtſeinsreſignation, ein Ding, welches ebenſo dumm, wie das Wort lang iſt. Es fehlt eben den Deutſchen in Oeſtreich, wie den Deutſchen überhaupt, die Urſprünglichkeit und Energie des Raſſegefühls, der elementare Nationalwille und der unbeugſame Nationalſtolz“ *).

---

*) Inbetreff dieſes Mangels hat ein Deutſcher Gelegenheit, vonſeiten ſeiner Landsleute im allgemeinen und vonſeiten eines charakterloſen Literatenthums im beſonderen nicht ſelten Unglaubliches zu erleben, was eben nur bei uns zum Möglichen und Wirklichen werden kann. Ich will, obzwar nicht gewohnt, meine Leſer mit Betreffniſſen perſönlicher Natur zu behelligen, hier einmal einen kennzeichnenden Fall anführen. In der Zeitſchrift „Weſtermann'ſche Monatshefte“ (Januar 1881) wurde inmitten anderen literariſchen Notizenkrams auch von der 7. Auflage meiner „Deutſchen Kultur- und Sittengeſchichte“ und von meinem Buch „1870—71“ flüchtige Notiz genommen. Es geſchah in „warm empfehlender“ Weiſe, aber ſo, daß leicht zu erſehen, der Notizenmacher habe zur Beurtheilung dieſer Bücher wenig oder gar keinen Beruf. Mit lobhudelnden Phraſen iſt es da nicht gethan, auch nicht mit Anflickung von etlichen ſtereotypen Ausſtellungen, wie ſie nun ſchon ſeit vielen Jahren ein frère ignorantin papageilich dem andern über mich nachplappert. Darüber auch nur ein Wort zu verlieren hielt und halt' ich nicht der Mühe werth. Was ich hier gelegentlich rügen will, iſt, daß der fragliche Notizenſchreiber um meiner Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges willen mich einen „Franzoſenfreſſer“ geſcholten hat. Man ſollte meinen, daß ein Buch wie mein „1870—71“, welches in allen Kreiſen der Nation — das vaterlandsloſe Geſchmeiß,

„Wahr, bittertraurig wahr! Aber da es nun einmal ſo iſt und da die Deutſchen in Oeſtreich nicht das herrſchende Volk ſind, ſondern das beherrſchte, ſo iſt der Werth der öſtreichiſch-ungariſchen Allianz, wenn das Scheinding überhaupt dieſen

---

die ſchwarze, die rothe und die gelbe Internationale, natürlich ausgenommen — mit Theilnahme, Beifall und Dank aufgenommen wurde und darum innerhalb Jahresfriſt zwei ſtarke Auflagen erlebte, ſeinen Verfaſſer wenigſtens vor Inſulten von landsmänniſcher Seite ſicherſtellen würde. Franzoſen haben anerkannt, daß ich die Geſchichte jenes Jahres mit menſchenmöglicher Unparteilichkeit erforſcht und geſchrieben, daß ich auch ihnen, den Franzoſen, alle Gerechtigkeit und den franzöſiſchen Quellen jede gebührende Berückſichtigung hätte widerfahren laſſen. Ein deutſcher Anonymus dagegen durfte, augenſcheinlich ohne das Buch geleſen zu haben, obenhin ſich erdreiſten, mich einen „Franzoſenfreſſer“ zu ſchelten. Aehnliches wäre denn doch in einem ähnlichen Falle in Frankreich, in England, in Italien, in Ruſſland ſogar, rein unmöglich, weil das nationale Gefühl ruſſiſche, italiſche, engliſche und franzöſiſche Notizenſkribenten vor ſolchen Dummheiten bewahrt. Es wäre auch, will mir ſcheinen, dem Herausgeber der genannten Zeitſchrift wohlangeſtanden, einen deutſchen Schriftſteller, welcher nun ſchon 30 Jahre lang in der Fremde, und zwar unter nicht ſelten ſchwierigen Verhältniſſen, für das Recht und die Ehre ſeines Landes einzutreten und einzuſtehen nie gezaudert hat, vor einer ebenſo albernen als böswilligen Verunglimpfung durch einen ſeiner ſchlechtunterrichteten Mitarbeiter zu ſchützen. Ein franzöſiſcher, engliſcher, italiſcher, ruſſiſcher Editor hätte das nicht verſäumt.

Namen verdient, im Grunde gleich Null. Laſſen Sie nur einmal eine ernſte Gefahr an Deutſchland herantreten und dann werden Sie ſehen, welchen Beiſtand wir vonſeiten des von Magyaren und Slaven beherrſchten Oeſtreichs zu erwarten haben.“

„Keinen, ich geb' es zu. Wir werden allein ſein. Aber bei unſerem Evangeliſten Schiller ſteht geſchrieben:

„Der Starke iſt am mächtigſten allein.“

„Dichtung!“

„Im Jahre 1870—71 war es glorreiche Wirklichkeit.“

„Ausnahmsweiſe, ſehr ausnahmsweiſe.“

„Das Große und Hohe iſt immer eine Ausnahme, das Kleine und Gemeine die Regel.“

„Zugegeben. Aber von Ausnahmen können Völker und Staaten nicht leben.“

„Wenn eine Nation von 45 Millionen, eine Nation, welche, man ſage, was man wolle, die durchſchnittlich gebildetſte des Erdbodens iſt, ſich auf ſich ſelbſt ſtellt, der eigenen Kraft vertraut und ihr gutes Recht bis zum Aeußerſten zu wahren entſchloſſen iſt, ſo braucht ſie nicht um Freundſchaften zu ſorgen und um Allianzen zu werben. Es iſt für ſie viel geſunder, ehrliche Feinde zu haben, als falſche Freunde.

Ich meine, uns Deutſchen ſollte aus der Zeit von 1813—15 noch in lebhafter Erinnerung ſtehen das Wort: Gott behüte uns vor unſern Freunden!“

„Nun ja, der Leiter unſerer Politik hat ja dafür geſorgt, daß wir gar keine Gelegenheit haben werden, von Freunden zu ſprechen, weder im guten noch im ſchlimmen Sinne. Sie, der Sie in der Fremde leben, müſſen ja wohl wiſſen, daß die ganze neue Reichsherrlichkeit den im Auslande weilenden Deutſchen bislang nichts eingetragen hat als Mißtrauen, Haß, Schimpfworte, Steinwürfe und Prügel.“

„Daran iſt etwas Wahres und es wäre ſehr zu wünſchen, daß das „Civis romanus sum!“ thatſächlich in „Ich bin ein deutſcher Reichsbürger!“ überſetzt werden möchte. Der Reichskanzler dürfte auch mehr, als bis dahin geſchehen zu ſein ſcheint, ſeinen Agenten im Auslande begreiflich machen, daß ſie die Vertreter einer Großmacht, daß man mit der Beſcheidenheit gar nicht weit komme und daß nur ein feſtes Auftreten imponire. Aber, lieber Freund, das „Civis romanus sum!“ hat ſeine Vollbedeutung gewiß auch nicht binnen 10 Jahren erlangt.“

„Allerdings nicht, aber wenn die Reichswirthſchaft noch 10 Jahre ſo weitergeht wie bisher, ſo könnte der „Deutſche Reichsbürger“, ſtatt auszuwachſen, wieder zum Embryo werden. Haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Frechheit der Partikularismus bei jeder Gelegenheit neuerdings wieder ſeine Hörner hervorſtreckt? Das iſt die Folge der ſchweren Verſäumniſſe von 1866 und 1871, und wer hat in erſter Linie dieſe Verſäumniſſe verſchuldet?“

„In erſter Linie der beklagenswerthe Mangel unſeres Volkes an politiſchem Verſtand, Schick und Takt, ſowie an thatkräftiger Initiative. In zweiter Linie der dynaſtiſche Zopf und der legitimiſtiſche Aberglaube. Erſt in dritter Linie Biſmarck, der dazumal allerdings im Sinne eines feſter gefugten und ſtrenger geſchloſſenen Nationalſtaates mehr hätte durchſetzen ſollen und können, wenn er nämlich aus ſeiner eigenen Haut herauszuſpringen, von ſeiner eigenen Vergangenheit vollſtändig ſich loszuſchälen vermocht hätte. Das vermag aber kein Menſch, keiner! Napoleon war auch auf dem Kaiſerthron noch der Jakobiner, welcher er als Souslieutenant geweſen. Le jacobinisme à cheval hat die Staël das Empire genialiſch treffend genannt.“

„Unſer Empire könnte man etwa den Wirrwarr auf dem Gendarmengaul nennen.“

„Welche Sprache aus dem Munde eines Wirklichen Geheimrathes! Ich bin nicht neugierig und will alſo nicht fragen, auf welchen Wegen Sie dazu gekommen ſein mögen, die Dinge im deutſchen Reiche ſo trübe anzuſehen.“

„Ja, trübe, grauſchwarz wie das wüſte Waſſer, welches ſich da zu unſern Füßen dahinwälzt.“

„Oh, machen Sie ſich keine Sorge um den Rhein! Er geht im Bodenſee baden und kommt bei Konſtanz rein und lauter heraus, die Bläue des Himmels und das Grün ſeiner Ufer widerſpiegelnd.“

„Vorausgeſetzt, daß der Himmel blau und die Ufer grün ſeien, was bekanntlich den weitaus größeren Theil des Jahres hindurch nicht der Fall zu ſein pflegt. Und am Ende aller Enden verkommt Ihr glorioſer Rhein doch elendiglich im holländiſchen Sande.“

„Alles muß, wie ſeinen Anfang, ſo auch ſein Ende haben. Der Erdball ſelbſt und alles, was darauf, wird dereinſt untergehn und ſpurlos verſchwinden, hat der Seher von Stratford geweiſſagt, wiſſen Sie? Ewigkeiten kann es nicht geben, weil ſie undenkbar . . . . Aber ſagen Sie, iſt es nicht wunderlich, daß ich, der alte Republikaner, welchen der jetzo im deutſchen Reiche modiſche Servilismus mit Trauer und Abſcheu erfüllt, mit um ſo größerem Abſcheu, wenn er ſich heuchleriſch als Nationalſervilismus aufſpielt, — ja, daß ich alter Republikaner gegen Sie, eine der jüngſten Excellenzen, die Politik des Reichskanzlers vertheidigen muß?"

„Nun, ſie bedarf wahrhaftig der Vertheidigung, dieſe Politik."

„Sie iſt nicht vollkommen — wo gäbe es denn überhaupt Vollkommenes auf unſerem ſehr unvollkommenen Planeten? Sie hat ihre Mängel und Schwächen, abſtoßende ſogar. Aber kein Deutſcher von Herz und Kopf ſollte ſich weigern, anzuerkennen, daß nach langem, langem Harren in der Perſon des märkiſchen Junkers endlich ein Staatsmann erſchien, der Staatsmann, welcher mit genialiſcher Begabung den eiſernen Willen verband, endlich einmal wieder auf deutſchem Boden eine deutſche, eine nationale Politik zu machen, und welcher dieſes Wollen in großartige That zu wandeln wußte."

„Und es ſchließlich glücklich zuwegebrachte, daß wir jetzt nicht allein mehr vom Weſten, ſondern auch vom Oſten her gefährlich und fortwährend bedroht ſind."

„Ah, pfeift der geheimräthliche Oppoſitionswind aus dem berliniſch-nationalliberalen Loche der Ruſſephilie? Ja, ja, ich erinnere mich, daß die Zeitungsauguren des Nationalliberalismus vor etlichen Jahren den auf Konſtantinopel zu unternommenen Flugverſuch des moſkowitiſchen Adlers als einen glückverheißenden geprieſen und mit allem ihnen zu Gebote ſtehenden Wortaufwand ermuntert und gefördert haben. Echt nationalſervil das! Die lieben Auguren wähnten eben, der Beſtand der bekannten „ruſſiſchen Freundſchaft" wäre noch immer „thurmhoch" über jede Anzweifelung erhaben. Die Naſe des Nationalliberalismus hatte wieder einmal, wie ihr ja das gewöhnlich begegnet, die richtige Witterung verloren. Die ruſſiſche Freundſchaft war ſeit 1875 von ihrer Thurmhöhe zur ebenen Erde, ja unter die Erde herabgekommen. Wer aber kein nationalliberaler Tiftler und Düntler, ſondern ein Deutſcher von Herz und Kopf, der wird gern und freudig bekennen, unter den großen Verdienſten Bismarcks ſei keins der kleinſten, ſondern vielmehr eins der größten dieſes, daß er das ſchmachvolle Gängelband, woran der Zarismus Deutſchland leitete, entzweigeriſſen hat. Jedes der wüthenden Zorn-, Schimpf- und Drohworte, welches das größenwahnſinnige Moſkowiterthum über dieſes Vergehen des deutſchen Reichskanzlers ausgeſtoßen hat und ausſtößt, erhöhte und erhöht das Fußgeſtell von Biſmarcks Ruhm. Gewiß hat es ihn auch keine kleine, ſondern eine große und mühſälige Arbeit gekoſtet — man kennt ja die Traditionen des berliner Hofes — die Zerreißung jenes Gängelbandes durchzuſetzen."

„Oh, er hatte ja eine recht tüchtige Mitarbeiterin, die greiſenhafte Thorheit und Eitelkeit Gortſchakoffs, welchen die Erfolge ſeines weiland „Freundes" von Frankfurt her nicht mehr ſchlafen ließen."

„Nun ja, die tückiſchen Zettelungen und Machenſchaften des ruſſiſchen Kanzlers, Frankreich und Italien für eine Allianz mit Rußland, d. h. für ein Angriffsbündniß gegen Deutſchland und Oeſtreich zu ſtimmen und zu gewinnen, boten unſerem Reichskanzler eine gute Gelegenheit, dem weiland „Freunde" den Meiſter zu zeigen. Aber das eben macht ja den Staatsmann, daß er gute Gelegenheiten raſch, geſchickt und entſchloſſen zu benützen oder im Nothfall auch welche zu ſchaffen vermag."

„Und was iſt mit alledem thatſächlich gewonnen? Die „drangvoll fürchterliche Enge" bleibt doch beſtehen und die fortwährende Kriegsbereitſchaft, welche dieſer Drang uns aufnöthigt, iſt eine Rüſtung von ſo koloſſaler Schwere, daß ſie den armen Michel — ſelbſt angenommen, der Name bedeute der Starke, der Gewaltige, der Rieſe — mit der Zeit unfehlbar erdrücken müßte.“

„Mit der Zeit, ja. Vorerſt trägt er ſie noch in ſtattlich aufrechter Haltung und muß ſie tragen. Denn allerdings weiſen viele Zeichen darauf hin, daß dem Michel binnen kurzem wieder eine große, eine größte Probe und Prüfung ſeiner Stärke und Gewaltigkeit bevorſtehen werde. Vielleicht holt der Schickſalshammer ſchon wieder aus zum Schlagen der Stunde, —

„„Wann die Trompete, ſchrecklichen Klangs, Taratantara!
ſchmettert““ *).

„Ja, und zwar von zwei Seiten her. Wir werden gegen Oſten und gegen Weſten Front machen müſſen. Werden wir das vermögen?“

„Die Noth, lieber Freund, die unerbittliche Nothwendigkeit vermag viel. Sie hat ein Herz von Granit und Hände von Stahl. Zudem kommt mir das nach zwei Richtungen hin Frontmachenmüſſen doch ſehr problematiſch vor.“

---

*) „Cum tuba terribili sonitu taratantara dixit.“
Ennius.

dadurch ſo in Feuer, daß er ſich zulezt für Roland und das Blumenmädchen für deſſen Nonne anſah, kurz, daß er am Ende ſeiner Erzählung Flora in die Arme nahm und ihr ſagte, er liebe ſie nicht minder und werde ihr nicht weniger treu ſein, als der Neffe Carl's des Großen ſeiner Geliebten. Was Flora darauf erwiderte?

Ein deutſcher Dichter, der graciöſeſte Cyniker, welcher je gelebt, hat in Erzählung ſeiner Liebesgeſchicke einmal geſagt: „Sie war liebenswürdig und er liebte ſie, er aber war nicht liebenswürdig und ſie liebte ihn nicht.“ Dieſen Satz kann man auch auf Flora und Heinrich anwenden, nur muß man ihn folgendermaßen variren: Sie war liebenswürdig und er liebte ſie, er aber war nicht minder liebenswürdig und ſie liebte ihn ebenfalls.

Was wollt ihr weiter?

„Wie?“

„Problematiſch, ſagte ich. Mit der ruſſiſchen Offenſivkraft iſt es bekanntlich nicht weit her, ſogar Türken gegenüber, welche ja, wie jeder weiß, dazumal bei Plewna die großmächtigen Ruſſen geradezu in die Pfanne gehauen hätten, wenn dieſe nicht von den Rumänen, ſage von den Rumänen, herausgehauen worden wären. Auch hat ja der euch berliner Ruſſen ſo theure Zarismus dermalen und wohl noch für lange alle Hände voll zu thun, im eigenen Lande ſich aufrecht zu halten. Geſetzt aber, er wollte und könnte zum Kriege gegen das deutſche Reich vorſchreiten, ſo wäre es doch ſehr fraglich, ob die Franzoſen mitthun würden.“

„Was? Wir Beide haben ja, ſcheint es, ſeit unſerem letzten Beiſammenſein in dieſem Thal eine Verwandelung erlebt, welche in Ovids Metamorphoſen ſtehen könnte. Sie ſind zum Optimiſten, ich bin zum Peſſimiſten geworden.“

„Sachte, ſachte! Aus der Vogelperſpektive meiner Zurückgezogenheit ſehe ich dieſe Dinge weder peſſimiſtiſch noch optimiſtiſch an, ſondern ſo, wie ſie ſind.“

„Sie ſcheinen in Ihrer Zurückgezogenheit, in Ihrer Klauſe am Zürichberg das Revanchegeſchrei, welches von Jahr zu Jahr, ſtatt leiſer zu werden, nur brüllender geworden iſt, gar nicht gehört zu haben."

„Doch. Allein das Gebrüll von pariſer Gamins und Gaminsgenoſſen macht mir nicht bange. Paris iſt auch nicht mehr ſo ganz Frankreich wie ehedem und die ungeheure Mehrzahl der überhaupt ſparſinnigen Franzoſen beſteht aus zu guten Rechnern, als daß die rieſige Koſtenrechnung von 1870—71 für ſie nicht eine Warnungstafel wäre. Sodann wiſſen wir, daß das franzöſiſche Revanchegeſchrei vonwegen Waterloo's auch 15 oder 20 oder noch mehr Jahre gewährt hat, ohne daß die Revanche wirklich verſucht wurde. Endlich ſehen zur Stunde die Sachen, ich will nicht ſagen in Frankreich, aber doch in Paris ganz ſo aus, als ſtände eine Neuinſcenirung und Wiederaufführung der abſcheulichen Tragikomödie von 1792—94 bevor."

„Ja, die jammerſäligen Affen der mörderiſchen Phantaſten jener Schreckenszeit ſind rüſtig am Werke. Sie werden gewiß nicht ruhen, bis ſie die ſchwache, wolkenwandleriſche Girondiſtenregierung, welche die franzöſiſche Republik dermalen hat, geſtürzt und auf den Trümmern aller Freiheit, Ordnung und Sicherheit die Blutfahne des Terrorismus, heutzutage Commune genannt, aufgepflanzt haben. Aber gerade darin liegt die Gefahr für uns. Die Franzoſen, und zwar nicht etwa nur ein Bruchtheil, nein, die große Mehrheit der Nation, ſie werden ſich aus Verzweifelung, es wieder einmal vergeblich mit der Freiheit verſucht zu haben, abermals im Gloirefuſel berauſchen und es wird dann nur eines halbwegs kräftigen Stoßes vonſeiten der Revancheſchreier bedürfen, um die ganze Kraft Frankreichs kriegeriſch nach außen, d. h. gegen das deutſche Reich zu lenken."

„Das iſt möglich, ich geb' es zu; es iſt ſogar wahrſcheinlich, falls ſich die Dinge jenſeits der Vogeſen wirklich ſo geſtalten, wie Sie vorherzuſehen glauben. Sie hinwiederum werden aber nicht beſtreiten wollen, daß das neue deutſche Reich einem etwaigen franzöſiſchen Anfall und Anprall gegenüber denn doch ganz anders daſteht, als im Jahre 1793 das alte armſälige Reichsgeſpenſt daſtand."

„Gewiß. Aber es wäre denn doch zu wünſchen, daß unſerem Volke, welches ja ſattſam gezeigt hat, was es in kriegeriſcher Machtentfaltung zu leiſten vermöge, jetzt für lange wieder Raum und Zeit zu friedlicher Kulturentwickelung gegönnt würde."

„Natürlich iſt das zu wünſchen. Aber die Deutſchen werden ja nicht die Friedensbrecher ſein. Sie werden nur dafür ſorgen, daß ein an ihnen verübter Friedensbruch nicht ungeſtraft bleibe.“

„Und wäre es denn abſolut unmöglich, zu einem dauerhaften Frieden, zu einem wirklichen Einverſtändniß mit Frankreich zu kommen? Ich erinnere mich, in Ihrer Geſchichte von „1870—71“ geleſen zu haben, die zwiſchen Deutſchen und Franzoſen obwaltende Feindſchaft ſei ein großes Unglück für Europa, für die Menſchheit. Die beiden Völker ſeien zu beklagen, daß ſie ſich haſſen und befehden, ſtatt ſich mit einander zu verſtändigen. Und ferner, wenn ſie ſich aufrichtig verſtehen, mitſammen verſtändigen und, wozu ſie ganz das Zeug hätten, einander ergänzen wollten, ſo könnten ſie gemeinſam die Welt beherrſchen und der Civiliſation unermeßliche Dienſte leiſten.“

„Ja, ſo glaubte ich allzeit und ſo glaube ich noch. Die Frage iſt nur, ob ſich ein Mittel ausfindig machen ließe, die gewünſchte Verſtändigung anzubahnen und herbeizuführen. Sie ſitzen ja in Berlin an oder wenigſtens nicht weit von der Quelle. Wiſſen Sie vielleicht eins?“

„Gewiß. Man braucht ja nur unſer rechtmäßig und mit ſo großen Blutkoſten zurückerworbenes Eigenthum, Elſaß-Lothringen, den Franzoſen wieder auszuliefern und ſie ſchön um Verzeihung zu bitten, daß wir überhaupt ſo unbeſcheiden geweſen, daſſelbe zurückzuerwerben.“

„Entſchuldigen Sie, dieſer Scherz iſt nicht vom beſten Geſchmack.“

„Scherz? Und wenn ich ernſthaft ſpräche? Die franzöſelnden Experimente, welche man dermalen in den Reichslanden macht und machen läſſt, müſſen ja die dortigen Apoſtaten der Nationalität nur in der Meinung beſtärken, es würde bald die Zeit kommen, wo die Elſäſſer und Lothringer wieder ſo glücklich wären, den geliebten Franzoſen zum Kanonenfutter und zum Spottmaterial dienen zu dürfen, wie das vor 1870 ſo geweſen.“

„Die erwähnten Experimente ſcheinen mir denn doch weit mehr im deutſchen als im franzöſiſchen Sinne gemacht zu werden. Sollten ſie fehlſchlagen, ſo wird man eben wiederum ganz andere Saiten aufziehen müſſen. Zur Stunde, wo das deutſche Reich die Reichslande nicht mehr zu behaupten vermöchte, wäre es mit dem deutſchen Reich überhaupt vorbei.“

„Ganz meine Meinung.“

„Wohl, alſo geben Sie ein anderes Mittel an zur Erreichung des in Rede ſtehenden Zweckes.“

„Ich? Ich kenne keins. Es iſt dies auch gar nicht meine, ſondern Biſmarcks Sache. Wozu iſt man ein großer Staatsmann, ein ministre tout-puissant, ein ferreous chancellor?“

„Hm, ironiſiren und ſpotten iſt leicht, aber den Kriegspfad zwiſchen Deutſchland und Frankreich in einen Friedens- und Freundſchaftspfad umzuſchaffen, das iſt ſo ſchwer, daß es, wenn es überhaupt möglich, allerdings nur ein Biſmarck zuwegebringen könnte.“

„Glauben Sie an die Möglichkeit?“

„Kaum. Ja, wenn es ſich um etwas Dummes, Aberwitziges, Niederträchtiges handelte! Da wäre natürlich an der Verwirklichung, an der raſchen und leichten Verwirklichung nicht zu zweifeln. Aber wo etwas Geſcheides, Gutes, Gedeihliches in Frage, da ſtemmen alle Mächte des Unſinns, alle Dämonen des Unheils ſich dagegen. Indeſſen, die Prämiſſe des nur noch ſchlecht verkleiſterten Bruches mit Ruſſland iſt gegeben“ —

„Glauben Sie denn an dieſe Prämiſſe?“

„Alle Merkmale ſprechen für das Vorhandenſein derſelben.“

„Und Sie meinen, die logiſche Schlußfolgerung daraus würde ſein, daß der Reichskanzler ſein ganzes Genie, alle ſeine diplomatiſche Kunſt und Erfahrung aufbieten müßte, um zu einem dauerhaften Einvernehmen mit Frankreich zu gelangen?“

„So mein’ ich, obzwar ich recht wohl weiß, daß in der Politik aus Prämiſſen gar häufig Schlüſſe gezogen werden, welche mit der Logik wenig oder nichts zu thun haben.“

„Ja, ſo einen Schluß könnten Sie auch im Verlaufe dieſes Syllogismus erleben.“

„Oh, ich weiß gar wohl, die berliner Ruſſophilie iſt mit ihrem Ruſſiſch noch lange nicht zu Ende.“

„Darüber ließe ſich mancherlei mittheilen, aber Sie würden es ja doch nicht glauben, da es für Sie feſtſteht, daß Biſmarck ein genialer und nationaler Staatsmann — nach außen. Mag ſein, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Aber möchten Sie mir über dies oder das ſeines inneren Reichsregiments, z. B. über ſeinen Rückſprung vom Freihandel zum Schutzzoll nicht auch „„ein kräftig Wörtchen ſagen““?

„Da laſſen Sie mich aus, mein Beſter, öſtreichiſch zu ſprechen. Ich habe mich zwar redlich bemüht, dem Gange der bezüglichen Reichstagsdebatten zu folgen, habe auch eine Maſſe von Leitartikeln und Flugſchriften für und wider ſeufzend geleſen, muß aber geſtehen, daß mich dieſer Rattenkönig von Widerſprüchen, welche noch dazu alle mit ſtatiſtiſchen „„Grundlegungen““ und „„Beweiſen““ großthaten, ſchließlich ganz dumpf und ſtumpf, um nicht zu ſagen ganz dumm gemacht hat. Ich kann daher nur erklären, daß die neue Handelspolitik des Reichskanzlers ſchon darum mir nicht ſo ganz verwerflich vorkommt, weil der bekannte „Giftbaum“ mit allen ſeinen Blättern wüthend dagegen aufrauſchte. Ferner, daß ich gegen die Mancheſterei einen inſtinktmäßigen Aberwillen hege, ſchon darum, weil ſie aus England gekommen, alſo aus dem Lande der balſamirten Abſurditäten, der mumieſirten Mißbräuche und der brutalſten Selbſtſucht, aus einem vom ausgeſchämten Phariſäerthum regierten und dem unſerigen bitterfeindſeligen Lande. Sodann auch darum, weil ich ſehe, daß die einzige geſunde und dauerbare Grundlage eines Staatsweſens, eine ſelbſtſtändige Bauerſchaft, unter ausſchlaggebender Einwirkung der Mancheſterei in England bis auf die letzten Spuren vernichtet worden iſt und ſie das, ſo man ſie gewähren ließe, auch in Deutſchland unfehlbar zuwegebringen würde.“

„Ei, Sie ſind ja ein Agrarier comme il faut.“

„Meinetwegen; wenn Sie nämlich unter einem Agrarier einen Mann verſtehen, welcher überzeugt iſt, daß mit der Einbuße einer kräftigen, ſelbſtſtändig auf eigenem Grund und Boden ſitzenden Bauerſame jedes Land unrettbar dem Elend verfallen muß, nur noch etliche Tauſende von Prozen oben und Millionen von Proletariern unten zu Bewohnern zu haben.“

„Es gibt Leute, welche der Anſicht ſind, ſämmtliche Länder Europa's trieben einem ſolchen Zuſtande mehr oder weniger raſch entgegen und damit dem Strudel einer Revolution, mit welcher verglichen alle bisherigen nur geßneriſche Idyllien geweſen.“

„Ich gehöre leider zu dieſen Leuten, warum ſollte ich es leugnen? Alles, was ich um mich her vorgehen ſehe, muß mich in meiner düſteren Anſicht beſtärken, welche freilich den Gedankenloſen, den Unwiſſenden und Leichtfertigen ſehr unbequem iſt.“

„Ja, wir leben in einer Zeit, über welcher

Ahriman ſein Duzakhſkepter ſchwingt. Die Dews ſind fleißig an der Arbeit. Unter dem Anhauch dieſer Inſpiratoren predigen die Sekten der Zerſtörung überall in Europa insgeheim und leiſe, drüben in Paris ſchon ganz offen und laut Brand und Mord, den Weltbrand, den Geſellſchaftsmord. Die Götterdämmerung kommt heran."

„Da ſtimmen wir zuſammen. Wer Ohren hat, zu hören, und dieſelben nicht abſichtlich verſtopft, muß die Waſſer der neuen Sintflut heranrauſchen hören. Die zerſtörungsluſtigen Sekten allein würden die große Kataſtrophe wohl nicht herbeizuführen vermögen. Sie ſind ja ſelber nur ein einzelnes Symptom der allgemeinen ſocialen Krankheit. Aber alles — der Kapitalismus wie der Proletarismus, eine zügelloſe, auf ihr logiſches Ziel, den Kommunismus, entſchloſſen losgehende Demagogie, die jeden höheren, idealen, religiöſen und ſittlichen Ideengehaltes bare Kraftſtoffelei, die Verödung des Gemüthlebens und die Verpöbelung der öffentlichen Meinung, die Vollſtopfung der Jugend mit Wiſſenskram und Wiſſensdünkel, die Verflachung und Verſchlaffung der Charaktere, die rohe Selbſtſucht und der nagende Neid, die Hochmuthsdelirien der Wiſſenſchaft und die Kon-

VIII.

Dieſer weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen böſen Seele.
Und mit ihm der Knechte kühnſter,
Dem er Alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.
Lenau.

Zur ſelben Stunde, als in dem kleinen Häuschen an der Piazza San Marco zärtliche Geſtändniſſe ausgeſprochen und erwidert wurden, ſaßen unweit von San Maria Nuova zwei Männer in dem geräumigen Vordergemach eines großen Hauſes. Das Gemach trug Spuren früheren Glanzes, noch deutlicher aber jetzigen Schmutzes und die wenigen kärglichen Möbel konnten ihm das Ausſehen troſtloſer Oede nicht nehmen. Es war eben, wie das ganze Haus, ſehr heruntergekommen, ſeit es aus den Händen eines Gliedes des berühmten und unglücklichen kurrenzraſereien der Induſtrie, der bohrende, zerbröckelnde und zerſetzende Journalismus, die mit der ganzen Meute des Schwindels und der Reklame betriebene wilde Jagd nach dem Gelde und die noch wildere nach dem Vergnügen, die Großthuerei und das Scheinweſen, die ſtumpfe Gleichgiltigkeit inbetreff von Recht und Unrecht, die infame Liebhaberei, das Niederträchtige zu vertuſchen und das Ruchloſe zu beſchönigen, die ſyſtematiſche Einſchläferung des Gewiſſens und die „wiſſenſchaftliche" Abſchwächung des Gefühls der Verantwortlichkeit, die laxe Theorie und die feige Praxis in Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege — alles, alles arbeitet wetteifernd daran, die Schleuſen zu zertrümmern und die Dämme zu durchſtechen, um der hereinbrechenden Zerſtörungsflut freien Raum zu gewähren. Wehe unſern Kindern und Kindeskindern, welche das Chaos erleben und durchleiden müſſen."

„Und wann ſie es durchgelitten?"

„Dann wird der Verzweifelungsſchrei der Kreatur einen großartigen Deſpoten aufrufen, irgendeinen Cromwell, Friedrich, Napoleon oder Biſmarck, welcher die aus den Fugen gegangene Welt eiſenfäuſtig wieder einrenkt und Ordnung ſchafft."

Ein klein fein Nießwurzgärtlein.

I.

Die Windel des Konfucius.

1.

In China war's, ja, ja, im veritabeln
Chineſiſchen China, nicht im deutſchen, nein!
Glaub' nicht, ſüß Publikum, ich wolle ſabeln
Und führ' zum Gelben Fluß dich nur zum Schein.
Alſo in China wußt' ich aufzugabeln
Mein Thema, wiſſenſchaftlich, zart und fein,
Von des Konfucii Windel die Hiſtorie,
Chineſiſcher Gelehrſamkeit Glanzglorie.

Kopfüber ſtürz' ich medias in res,
Wie das Horaz vorſchreibt den Heldenſängern,
Schwör' auch bei Moſis Bart und Mahoms Feß,
Mein Lied nicht mehr als billig zu verlängern;
Item ſelbſt dort, allwo man liſpelt „yes“
Engliſch-ſcheinheiligſt, können alle bängern
Fließpapierſeelen feſt verſichert ſein,
Daß ſie nicht brauchen „shocking!“ aufzuſchrei'n.

O Heuchelei, hienieden du zweitmächtigſte
Großmacht — erſtmächtigſte bleibſt, Dummheit, du! —
Im Fiſtelton das phariſäiſch-prächtigſte
Loblied würd' ich anſtimmen dir im Nu,
Falls Konkurrenz mir nicht, die überſchlächtigſte,
Britiſch-brutal die Kehle hielte zu:
Derweil Old Gladſtone Heuchelſüßholz raſpelt,
Muß bleiben mein Pſalmgarn unabgehaſpelt.

Alſo in China war's. Der große Tſchi,
Stupend gelehrt, gelehrt faſt bis zur Krudität,
Im Forſchen und im Finden ein Genie,
Auf Du und Du mit jeder klaſſiſchen Nudität,
Präſes der höchſten Reichsakademie,
Geheimſter Hofrath, — frei von aller Nudität,
Trug zierlich er den achtzehnzölligen Zopf,
Ein Mandarin von dem geſcheckten Knopf.

Er kannte fremde Sprachen, auch die deutſche,
Und lag in Kontroverſen immerdar
Mit ſeinem Nebenbuhler, Doktor Leu-tſche,
Der jüngſt verübt zum Fauſt 'nen Kommentar,
Worin er trieb mit ſeines Wiſſens Peitſche
Den Hypotheſenkreiſel wunderbar.
Nun war auch Tſchi Fauſtkommentator, darum
Des Leutſche-Tſchi-Zanks gellend Lirumlarum.

Zum hellſten Lodern war der Streit gebracht
Durch die tiefſinnigen Gedankenſtriche
Im Hexentanze der Walpurgisnacht.
Tſchi ſchalt die Scene laut 'ne ärgerliche
Und wurde drob von Leutſche ausgelacht.
Tſchi, der Konfucianer, tobt, es ſtriche
Sotadiſcher Wind ſehr ſcharf durch dieſen Tanz.
Und Leutſche ſchnaubt: „Sie mißverſteh'n ihn ganz!"

„Als Laotſeaner ſag' ich kategoriſch:
Der Hexentanz iſt Tugend und Moral,
Sofern man faßt ihn myſtiſch-allegoriſch,
Statt katechismuskindiſch und banal."
„Sie Myſtikus!" — „Philiſter!" — Metaphoriſch
Und hoch, ja höchſt gelehrſam allzumal
Prügeln ſie ſich mit den Gedankenſtrichen,
Als ob dieſelben Bambusrohren glichen.

Seitdem erfüllte gallegrüner Groll
Die beiden wunderſchönen Forſcherſeelen,
Und jede war des grimmen Grames voll,
Die and're möcht ihr die Gedanken ſtehlen,
Und jede frug ſtirnreibend ſich: Was ſoll
Niedageweſenes ich aufkrakehlen,
Um meinen Feind zu bringen auf den Hund
Durch einen ungeheuerlichſten Fund?

Mandarin Leutſche war diesmal der Glückliche,
Der aufſtach einen koloſſalen Fund.
Nachdem er das Archiv, das ſak-ſok-ſükliche,
Erforſchet bis zum tiefſten Grund und Schund,
War er im Fall, zu machen die entzückliche
Botſchaft dem ganzen Reich der Mitte kund,
Daß er — o Ruhm! — entdeckt — es ſei kein Schwindel —
Vom göttlichen Konfuz die erſte Windel.

Ganz kampfgerüſtet trat er auf den Plan;
Er kannte ja die lieben Herr'n Kollegen
Und wußte, daß des Neides gelber Zahn
Alsbald ſich kritiſch-nagend werde regen.
Darum war rüſtig er gegangen dran,
Ein Schanzwerk um den Windelfund zu legen
In Form von einem dicken Buch in Quart,
Das durchzubeißen war entſetzlich hart.

Und mehr noch; denn er hatte ſeinen köſtlichen
Schatzfund zur Approbation entſandt
Klug aus dem Reich der Mitte, aus dem öſtlichen,
Zum weſtlichen, ins urgelehrte Land,
Wo man den Druck, das Pulver und den tröſtlichen
Satz vom beſchränkten Unterthanverſtand
Erfand, item den bieriſchen Biberalismus,
Nichz minder den maulthieriſchen Liberalismus.

Dort blühte der Profeſſor Schwiemel Kneiſt
— (Nicht zu verwechſeln mit Profeſſor Gneiſt etwa,
Der „alles, was er will, ſofort beweiſt“) —
Weltruhmsbeſitzer, kann man ſagen dreiſt etwa,
Unter dem Namen Doktor Spruhzius Feiſt,
Viel mit dem Sitzfleiſch, weniger mit dem Geiſt etwa
Arbeitend in Archäo- und Philologie,
Meiſter vom Stuhl der Loge „Zur Mikrologie“.

Gutachtend ſchrieb er: „An die hundert Wochen
Hab' das Objekt ich gründlich obſervirt,
Beſeh'n, beſchmeckt, begriffen und berochen,
Beſchabt, filtrirt und mikroſkopiſirt.
Jetzt darf ich auf das Schlußergebniß pochen,
Unwiderſprechlich hab' ich ſtabilirt:
Bewieſen iſt die Windel des Konfucius!
Dixi! Der infallible Doktor Spruhzius.“

In China ging darob der Jubel los;
Ein Hunderttauſend Gonge und Tam-Tame
Erhoben ihr Geklingel und Getos
(Im weſtlichen Reich der Mitte heißt's Reklame) —
Begeiſterung erfüllte Klein und Groß,
Der Kaiſerhof bezeigte Antheilnahme:
Verlängern durfte Leutſche ſeinen Zopf
Und ward geſchmückt mit dem grasgrünen Knopf.

Darauf im klaſſiſchen Pagodenſtyle
Hat für Konfucii Windel man ſogar
Errichtet einen Tempel in Fu-Fü-Le
Und ihr zu Hütern eine Bonzenſchar
Geſtiftet, auch mit feinem Taktgefühle
Bezahlt die ganze Koſtenrechnung bar;
Denn der Chineſe iſt kein ſolcher Lump,
Daß er Denkmäler bauen thät' auf Pump.

Dann ward ein Jahrbuch unverweilt begründet,
Das „Windel-Jahrbuch", allworein gelehrt
Manch Forſcherfäſſlein, mit Bedacht entſpündet,
Grundlegenden Inhalt gründlich hat entleert.
Hier wurde, beiſpielsweiſ', der Welt verkündet,
Was für Chineſen äußerſt wiſſenswerth,
Wie, wann und wo dereinſt geſurrt die Spindel,
Welche das Garn geſponnen zu der Windel.

Ein junger Forſcher machte ſich berühmt
Dadurch, daß er ausmittelte den Acker,
So mit dem Windelflachs war angeblümt
Im Jahr X X durch einen armen Racker,
Des Namens Hia-Hu, der — unverblümt
Muß ſingen ich's und ſagen — ſchlicht und wacker
Nach frommer Väter Sitte ſein Stück Feld
Wohl mit dem eignen Dünger hat beſtellt.

Geſchlechts der Pazzi in die ſeines jetzigen wucheriſchen Beſitzers übergegangen. Dieſer war kein Anderer, als der Notar Francesco Ceccone, und der ihm jezt am Kamine gegenüberſaß, Michelotto, der Alterego Ceſare Borgia's. Hätten ſich's wohl Heinrich und Flora träumen laſſen, daß, während ſie in der Beſeligung ſchwelgten, welche ihnen die Gewißheit ihres Glückes gab, nur wenige Straßen entfernt Pläne zur Vernichtung dieſes Glückes geſponnen würden? Sonderbar, nur zwei Menſchenpaare in der großen Stadt Florenz ließen an dieſem Abend das brauſende Leben, welches Plätze und Straßen bewegte, theilnahmslos an ſich vorübergehen, Heinrich und Flora, Ceccone und Michelotto. Aber in dem heimlichen Stübchen bei San Marco frohlockte die Liebe, in dem unheimlichen Zimmer bei San Maria Nuova brütete das Laſter.

Michelotto war einer jener Sünder, die man hartgeſottene nennt, aber ſeinem Herrn unwankbar treu und alſo weit beſſer, als Ceccone, der das Böſe nur zum Hebel des ſchmutzigſten Geizes machte und um Gold Jedem feil war, um Alle zu betrügen. Der Spanier, denn Michelotto war von Ge-

Ein andrer Streber kam zu Ruf und Stellen,
Weil nach unſäglichem Forſchen ihm gelang,
Des Drechſlermeiſters Namen feſtzuſtellen
— Er lautet abgekürzt Pu - Po - Pi - Pang —
Der, um die Windelſpindel herzuſtellen,
Die Drehbankſcheibe weiland bracht' in Schwang.
Das Windel-Jahrbuch ſetzte alles dieſes
Mit mehrerem ins Klare und bewies es.

2.

Jetzt erſt, mit teufeliſcher Bosheit, rollte
Der grimme Tſchi den Anſtoßſtein herbei.
Vom kritiſchen Olymp herab er grollte:
„Der frechſte Humbug iſt die Windelei!
Ein Zopf- und Knopfgeſchmückter wahrlich ſollte
Sich ſchämen einer ſolchen Schwindelei.
Ein Schnupftuch der Konfucia iſt das Ding!
Hier ſteht's erwieſen, hier in dieſem Ring —“

„Wo ich in tauſenden von Paragraphen
Erörtert das Problem bis auf den Kern
Und mir gelang ein völlig Lügenſtrafen
Des Myſtikers von ſcheingelehrtem Herrn.
Ich hoffe, daß ihn meine Hiebe trafen,
So daß er künftig hält die Hände fern
Von dem Gebiet der Findeldeuteleien
Und aufgibt ſeine Windelbeuteleien.“

Auch hatte Tſchi vorſorglich nicht verſchmäht,
Nach Leutſche's Vorgang auszuſchau'n beizeiten
Um eine weſtliche Autorität,
Des großen Spruhz Gutachten zu beſtreiten.
Er hatte einen Kampfhahn ausgeſpäht
Und ließ ihn die Arena ſtracks beſchreiten:
Den Doktor Spongaſpuz, im Land Italia
Meiſter vom Stuhl der Großloge „Lappalia“.

„Ich habe das Fakſimile“, ſchrieb der,
„Des Streitobjekts ſehr peinlich inquiriret,
Zerhauen und zerſtochen kreuz und quer,
Retortiſirt, ſpektralanalyſiret:
Facit: Wer wagt noch zu behaupten, wer,
Der Windelwahn ſei jetzt nicht exſtirpiret?
Bewieſen iſt das Schnupftuch der Konfucia!
Dixit il gran dottore Spongaspuzia.“

Hei, was nunmehr anhub ein Waffenklirren
Den Gelben und den Blauen Fluß entlang!
Man hörte nur die Loſungen noch ſchwirren:
„Hie Schnupftuch!“ und „Hie Windel!“ Wüthend rang,
Bewerfend mit unſauberſten Geſchirren
Einander heldenmüthig, Wong mit Wang.
Denn alſo die Parteien ſich betitelten,
Die ſich nach Noten ſchüttelten und knittelten.

Der Himmel weiß, was Unheil noch entſtanden
Aus dieſer Riva- und Rivalität,
So dazumalen fern in deutſchen Landen
Erfreute ſich nicht der Vitalität
Ein Mann, der längſt ſchon jeglichen zu Schanden
Gemacht in ſeiner Specialität.
Das war die Kompromißmuſik. Ihr Meiſter
Verfilzte ſelbſt die wiederhaarigſten Geiſter.

Er hatte ja ſchon fertig es gebracht,
Das Schwarz-Weiß und das Gelb-Weiß zu vermantſchen,
Und war gerade jetzt darauf bedacht,
Modernen Knoblauch und feudal-romant'ſchen
Kohl, item Feu'r und Waſſer, Tag und Nacht
Zum flauliberalen Bettelbrei zu pantſchen,
Als den chineſiſchen Konflikt er witterte,
Worauf es ihn gleich heftig kompromitterte.

Er gab dem Kitzel nach, obzwar ihm ſauer
Die Weitfahrt. Als er hinter ſich das Meer,
Setzt er ſich rittlings auf die Große Mauer
Und leiert die Vermittlungsſeufzer her.
Verblüfft zuerſt, die Hörer und die Schauer
Begeiſtern ſich allmälig mehr und mehr
Und ſpenden Beifall unſer'm edlen Ritter-
Virtuoſen auf der Kompromiſſe-Zither.

Denn angeheimelt fühlten die Chineſen
Als klaſſiſch Volk der rechten Mitte ſich
Von dem kautſchuklichen Juſte-Milieu-Weſen
Des ſchmiegſamlichen Kompromiſſerich,
Von dem alsbalde rühmlichſt war zu leſen,
Wie er den Teutſche-Tſchi-Konflikt beglich,
So daß die beiden Gegner —'s iſt kein Mythus —
Verſöhnten ſich nach akademiſchem Ritus.

Sie küßten ihre Zöpfe gegenſeitig
Und ſchnäbelten ſich mit bebrillten Naſen,
Nachdem ein Kompromiß, ein unzweideutig,
Gebracht zur Ruhe das gelehrte Raſen.
So wurde denn, gerade noch rechtzeitig,
Der Zwietracht Fackel endlich ausgeblaſen.
Ganz China ließ die Freudedrachen ſteigen
Und drehte ſich im feierlichen Reigen.

Im „Reichsanzeiger" ſtand gedruckt ſehr breit:
„Kund und zu wiſſen ſämmtlichen Chineſen
Thut Kaiſerliche Majeſtät: — Der Streit,
Ob Windel oder Schnupftuch? iſt geweſen.
Schnupftuch und Windel! wird fortan allzeit
Gedacht, geſagt, geſchrieben und geleſen.
So iſt verkleiſtert ſchön der böſe Riß
Und dieſe Kleiſterung heißt Kompromiß."

„Weil aber ſo ein Bürgerkrieg, ein triſter,
Beendigt ward in Unſerm weiten Reich,
Ernennen Wir den deutſchen Kompromiſter
Zum Ur- und Erz-Chineſen allſogleich,
Item zu Unſerm Kleiſtereiminiſter
Und ſchlagen ihn mit dieſem Pinſelſtreich
Zum Mandarin vom zwanzigzölligen Zopf
Und ſchmücken ihn mit dem graublauen Knopf.“

So ſah ſich endlich denn im fernen Oſten
Ein weſtliches Talent belohnt, bekrönt,
Das die Extreme häufig, die erboſ'ten,
Als Zitter- ja als Zwitterling verhöhnt.
Am Gelben Fluß ſcholl Stadt und Dorf von Toaſten,
Am Blauen jedes Haus vom Jubel dröhnt;
Ganz China trank Zweckthee in vollen Zügen
Und ſang: „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen!“

II.

Noten zur Zukunftsmuſik.

1.

Zukunftſchule.

Der Standpunkt „ideal“ iſt glücklich überwunden,
Die „Götter“ alle ſind in's Nichts dahingeſchwunden.
Wir denken poſitivſt, wir fühlen animaliſch
Und laſſen's wohl uns ſein nach Kräften „kanibaliſch“.
Was war, iſt uns egal; was ſein wird, noch egaler:
Wir zechen — pereant die künftigen Zechezahler!
Drum heißt die Loſung, ſo allein noch fleckt und kleckt:
„Fort mit der Pietät! Nieder mit dem Reſpekt!“
Und wie's zu gehen pflegt, ganz wie die Alten ſingen,
So zwitſchern, nicht doch, nein! ſo brüllen ſchon die Jungen.
Schulmeiſter Bombax hat, wie jüngſtens ich vernommen,
In ſeiner Zukunftſchul' zu fühlen das bekommen.
Schnurrbärtig und bebrillt, ein ſtrammer Darwiniſt,
Bekennt er ſich zum Spruch: „Der Menſch iſt, was er ißt.“

Schulhalten mag er nicht, das iſt ihm zu geringe;
  Er hat fürwahr zu thun viel wichtigere Dinge.
Als ſpräch' er hoch herab vom höchſten der Kameele,
  Docirt er: „Dummer Schnack, der Schwatz von einer
                                        Seele!
Was man ſo Seele nennt, das iſt ja nur sans phrase
  Der Ruchſinn, koncentrirt dahier in meiner Naſe.
Dies iſt der neueſte Triumph der Wiſſenſchaft,
  Der Forſchung allerköſtlichſte Errungenſchaft.“
Dann ſpricht von Zellen er, von Zuchtwahl, Deſcendenz,
  Und zieht aus alledem die logiſche Konſequenz:
„Ihr Buben, die ihr ſeid für unſern Zukunftſtaat
  Die hoffnungsvolle, reiche, kernige Zukunftſaat,
Ihr Theile der urheiligen Volksſouveränität,
  Mitbürger, ſeid gedenk des Wortes früh und ſpät,
Des Worts: Was ihr nicht ſeht, nicht höret und nicht ſpürt,
  Nicht riecht, nicht ſchmeckt, nicht greift, das auch nicht
                                        exiſtirt.
Die beſte Religion die iſt das Einmaleins,
  Und hab' ich ſelbſt kein Geld, je nun, ſo nehm' ich deins.
Der Menſch iſt halt ein Thier wie jedes andre Thier,
  Und wollt ihr beten, betet: Zweimal zwei macht vier.“ —
„Nein!“ — aus der Zukunftſaat ein derber Bengel ſchreit —
  „Mitbuben, glaubt ihm nicht ſo aus Gefälligkeit!
Daß zweimal zwei macht vier, das iſt noch nicht bewieſen,
  Obzwar es ſteht gedruckt beim alten Adam Rieſen.
Laſſt euch einſchenken nicht des Waſſers ſtatt des Weins,
  Ein richtiger Demokrat der pfeift auf's Einmaleins.

Und ſind wir Thiere, dann Herr Bombax iſt ein Eſel,
Der größte Eſel wohl von Ratibor bis Weſel.
Er kohlt nur alten Kohl, nichts weiß er und nichts kann er,
Drum werd' ihm zuerkannt ein flotter Hoſenſpanner!
Er iſt der Einzelne, wir aber ſind die Vielen;
Die Volksſouveränität die ſoll ihm mal was ſpielen!
Wir woll'n ihm zeigen, wie aufgeht die Zukunftſaat
Und wie man Schule hält im freien Zukunftſtaat."
Die Rede zündete. Mit Hurrah und Halloh
Schulmeiſterte die Bubenſchar Bombacem ſo,
Daß er von dieſem Tag, dem wehevollen, wann er
Erinnerte ſich an den „flotten“ Hoſenſpanner,
Mit wehmuthſchwerem Blick und ſprechender Gebärde
Im tiefſten Bockbierbaß der Wiſſenſchaft erklärte:
„Das Naſenſeeleſitzſyſtem iſt leeres Stroh,
Der Sitz der Seele, ach, der iſt ganz anderswo!"

2.

Zukunftsjuſtiz.

Verbrecher gibt's nicht mehr, nein, nur verirrte Brüder!
So leiern früh und ſpät der Pöbelſchranzen Lieder.
Der Menſch iſt willenlos, nichts weiter als ein Kreiſel,
Den in Bewegung ſetzt der Leidenſchaften Geißel;
Die Leidenſchaften ſelbſt ſie ſind Naturgeſetze,
Ganz unabhängig vom „moraliſchen Geſchwätze;"

Und folglich iſt allzeit, ſo man es recht erwägt,
  Unhaftbar für ſein Thun, „was Menſchenantlitz trägt.“
Recht und Gerechtigkeit? Ach was! Verjährter Plunder!
  Zukunftsjuſtiz ſie wirkt die blaueſten der Wunder.
Steht da vor dem Gericht ein Mann, der überführt,
  Wie ſeines Nachbars Frau „ſo unſanft er berührt,
Daß ſie daran verſtarb.“ Der Anwalt ſpricht begeiſtert:
  „Es war mein Herr Klient von Liebe ganz bemeiſtert!
Liegt Schuld vor, iſt die Frau allein damit beſchwert;
  Denn ſträubte ſie ſich nicht, ſo blieb ſie unverſehrt.
Ihr Herrn Geſchworene, kein dolus weit und breit,
  Von culpa nur etwas zu große Zärtlichkeit.“
Der Angeklagte dann: „Mitbürger, dies nur ſag' ich,
  Verirrter Bruder bin und Menſchenantlitz trag' ich.“
Darauf der Präſident gibt ſolche Rechtsbelehrung:
  „Die Procedur ergab, wo Schuld liegt und Beſchwerung.
Zu haſtig war der Mann, verbrecheriſch mit nichten;
  Die Todte hat verletzt die Bürgerinnenpflichten,
Und weil ſie nicht geglaubt an's Evangelium
  Der freien Lieb', kam ſie von Liebewegen um.“
Die Herrn Geſchworenen ſie geben ein „Nichtſchuldig!“
  Das liebe Publikum es drängt ſich ungeduldig
Glückwünſchend um den „Bruder“ her und jauchzt hellauf:
  „Die freie Liebe hoch! Kommt, trinken wir eins drauf!“

burt ein ſolcher, hatte vom Cardinal den Auftrag erhalten, in Florenz zurückzubleiben, um hier politiſche und andere Plane ſeines Gebieters zu betreiben, wozu Niemand beſſer taugte als eben Michelotto, der in alle Geheimniſſe des Hauſes Borgia eingeweiht war, muthig und, wie ſchon bemerkt, ſo treu, daß vielleicht nie ein größerer Schurke einen treueren Helfershelfer hatte, als Ceſare Borgia an ſeinem ſpaniſchen Stallmeiſter.

Lange ſaßen ſich die Beiden ſchweigend gegenüber, bis Michelotto anhub: „Hör' mal, Freund Ceccone, in dieſem gefängnißartigen alten Neſt ſind Eure Novemberabende etwas kühl, weßwegen ich bitte, das Feuer mehr anzuſchüren.“

„Mehr anſchüren, wohin denkt Ihr? Ich werde den halben Winter über nicht ſo viel Holz verbrennen, wie ich heute ſchon verbraucht.“

„Das iſt mir höchſt gleichgültig, alte Sparbüchſe, ich aber will nicht frieren, alſo Holz her!“

Ceccone wußte, daß ſein Gaſt nicht viel Widerſpruch ertrug, ſtand alſo ſeufzend auf, verließ das Zimmer und kam mit einer kleinen Tracht Holz auf den Armen zurück, denn Ceccone vereinigte in ſei-

3.

Zukunftshiſtorik.

Herr Odo Roſenzweig, ein faſt allwiſſender Mann,
Herr Bodo Lilienteig, der mehr noch weiß und kann,
Sie waren ſtamm- und blut- und geiſtverwandte Vetter
Und in der Wiſſenſchaft da waren Beide „Retter“.
Sie gründeten vereint die chemiſche Waſchanſtalt,
In deren Keſſeln raſch mit kritiſcher Dampfgewalt
Das allerſchmutzigſte Zeug geſammter Weltgeſchichte
Entſchmutzt ward und verklärt zu lieblichem Gedichte.
Drum haben beifallsſtolz ihr Banner ſie geſchwenkt
Und dieſen Wäſchereiproſpekt herausgehängt:
„Geſchichtewiſſenſchaft ſteht jetzt auf neuer Baſe,
Seitdem wir ausgelaugt ihr die moraliſche Phraſe
Und bis zur Evidenz bewieſen, daß Hiſtorik
Betrieben werden muß nicht ethiſch, ſondern chlorig.
Erwaſchen haben wir mit Eifer früh und ſpät
Dies Reſultat filtrirter Objektivität: —
Zum Erſten ſah es aus in der Hiſtorik duſter,
Weil thöricht ſie ſich hielt an die antiken Muſter.
Thukydides jedoch war ein beſchränkter Kopf,
Salluſt ein Rabuliſt und Tacitus ein Tropf.
Sie hatten kein Talent für diplomatiſchen Zickzack,
Dieweil verſtopft ihr Hirn vom patriotiſchen Schnickſchnack.

Zum Zweiten lag bei uns Geſchichtſchreibung im Argen,
  Weil ſie ſich lang geſträubt, für immer einzuſargen
Das Wort, das Schiller ſprach, der philiſtröſe Wicht,
  Die Weltgeſchichte, ha! die ſei das Weltgericht.
Das iſt denn doch fürwahr ganz obſoleter Plunder!
  Es ſpricht der richtige Hiſtoriker jetzunder:
Was Frevel? Was Verdienſt? Was Schuld? Was Unſchuld? Bah,
  Geſcheh'n mußt', was geſcheh'n, und alſo, wie's geſchah.
Vornehme Indolenz lehrt alles uns begreifen,
  Begreifen aber heißt verwiſchen und verſchleifen
Den Unterſchied von Recht und Unrecht, gut und bös,
  Womit man ſonſt gemacht viel albernes Getös.
Darum vermögen wir zu zünden neue Lichter
  Im Weltgeſchichtebuch und andere Geſichter
Zu malen für und flink geſchichtlichen Erſcheinungen,
  Die bisher ganz entſtellt durch lächerliche Meinungen.
Wir „retten“ Butz und Benz, vom edeln Katilina
  Herab bis zu der größten Zarin Katharina,
Der hochgelehrten Frau; denn aus dem Grund verſtand ſie
  Und kommentirte ſie Ovids Artem amandi.
Der Katilina gar, ja, der war nicht von Stroh,
  Socialhalunkokrat und Volksfreund comme il faut,
Antiker Ferdinand Laſſalle, wie ſteht im Buch er,
  Nur ohn' Helenchen roth und ohne Lothar Bucher.
Tiberius ſodann, der vielverkannte Mann,
  War nicht, wie der Moralphiliſter wähnt, Tyrann.

Genau beſeh'n, war er ein konſtitutioneller
Muſterregent, und wenn es noththat, auch ein ſchneller
Realpolitiker, der dachte recht und ſchlecht:
Wer im Beſitz der Macht, iſt im Beſitz vom Recht.
Was Nero anbelangt, ſo war er halt ein Künſtler,
D. h. etwas verrückt, Phantaſtikus und Dünſtler,
Jedoch ein Virtuos auf manchem Inſtrument
Und auch als Pyrotechniker ganz excellent.“ —
Nach dieſem Schema wenn Geſchichte wird geſchrieben,
Muß Wahn und Vorurtheil ſo ſpurlos bald zerſtieben,
Daß zielbewußt wir gehn die Rückentwicklungsbahn
Und glücklich wiederum beim Affen langen an.

III.

De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus

d. i.

Die Abhandlung von der wahnſinnigen Blutwurſt.

Von

Minutius Quisquilius von Pimperling,

Doktor, Profeſſor, Akademiker, Geheimrath, Ritter des hohen Ordens vom güldenen Maulkorb 3. Klaſſe mit Humboldtfedern am Ringe, u. ſ. w.

Ein unentbehrlicher Beitrag zur Göthe-Literatur.

Nach Vergleichung ſämmtlicher Handſchriften*) edirt

von

Jeremia Sauerampfer.

Vorrede des Verfaſſers.

Das Bönhaſenthum macht anitzo in der deutſchen Literarhiſtorik unerhört weite und freche Sprünge.

---

*) Es ſind deren ſechs, alle von des hochberühmten Verfaſſers eigener Hand herrührend. Denn er hat ſeine herrliche

Darum erheiſcht es die Würde der Wiſſenſchaft und das Wohl des Staates gleichermaßen, daß

Abhandlung nicht weniger als ſechsmal umgearbeitet, um derſelben den Stempel klaſſiſcher Vollendung aufzudrücken. Die drei älteren Handſchriften bezeichnet der Herausgeber hiermit der abſteigenden Linie ihrer Entſtehungszeit nach mit den Buchſtaben A, B, C, die drei jüngeren ebenſo mit den Buchſtaben X, Y, Z. Die Handſchriften B, X und Z ſind leider mehr oder weniger defekt. B iſt in Folge zeitweiliger Aufbewahrung in der Bibliothek zu Wolfenbüttel ſo vom Moder zerfreſſen worden, daß ſie faſt unleſerlich. X iſt nur ein Torſo, maßen von derſelben, wie dem Herausgeber auf dem Wege mühſäliger Specialforſchung zu eruiren gelungen, durch die blasphemiſchen Hände einer ſicheren Illiterata, deren Namen wir aus Humanität verſchweigen, zu einem, wie zu befürchten ſteht, ſehr profanen Gebrauche drei Blätter abgeriſſen worden ſind. Am meiſten gab Z dem Editor zu rathen und zu thun. Blatt 1 dieſer Handſchrift ſtellt ſich nämlich ſo dar, daß der Text unter einer urſprünglich vermuthlich hellroth geweſenen, ſpäter aber ins Dunkelbräunliche nachgedunkelten Kruſte verſchwindet. Der erſte Eindruck, welchen Herausgeber davon erhielt, war: Hier muß Blut gefloſſen ſein! Aber cujus? cur? quomodo? quando? Sollte auch der große Pimperling das bekannte „Skelett“ im Hauſe gehabt, ſollte unter ſeinem friedlichen Dache eine geheime Tragödie geſpielt haben? Hier konnte nur genaueſte Lokalforſchung zu abſchlußgebenden oder wenigſtens zu grundlegenden Reſultaten führen. Editor begab ſich demgemäß mit dem nächſten Kurierzug nach der weltbekannten Univerſitätsſtadt Mikrologingen, allwo, wie jedermann weiß, der Herr Geheimrath, Ritter u. ſ. w. von Pimperling ſeine gefeierte Lehrthätigkeit vor 1 bis 1½ Studenten pro Semeſter ſolcher Springerei gewehrt und dem Dilettantismus tüchtig auf die Vorderpfoten geklopft werde. Dem-

entfaltet hatte. Nachdem Herausgeber allda zu forſchen angegeben hatte, gelang es ſeinem — mit aller Beſcheidenheit ſei es geſagt — ſeinen Spürſinn, nach etlichen Wochen die rechte Fährte, d. h. in einem nahegelegenen Dorfe eine alte Magd aufzufinden, welche vordem bei von Pimperlings gedient hatte. Aber — eleleu! otototoi! — was für eine Strapaze nun, dieſem weiblichen Zweihänder einen Begriff beizubringen von der wiſſenſchaftlich-literargeſchichtlichen Bedeutung meiner Fragen und ſeiner, des Zweihänders, Antworten! Mit unendlicher Geduld und mittels Anwendung einer aus Sokrates und Peſtalozzi gemiſchten Methode gelang es mir aber ſchließlich doch, klarzuſtellen und zur Evidenz zu erheben, daß die fragwürdige dunkelbräunliche Kruſte auf Blatt 1 der Handſchrift Z herrühre von einem Teller voll Himbeerenmus oder Heidelbeerenmus, welchen des großen Pimperlings Erſtgeborener eines Tages in kindlicher Unbefangenheit über das Manuſkript ſeines Erzeugers hingegoſſen. Man bemerke: Himbeerenmus oder Heidelbeerenmus? das war nun die Frage, vor welcher Editor als ein Hamlet der Forſchung zweifelnd ſtand. Natürlich ging er die Chemie um Hilfe an. Aber von drei Chemikern, welche er zu Rathe zog, erklärte der erſte: „Himbeerenmus!“ der zweite: „Heidelbeerenmus!“ der dritte: „Weder Himbeeren noch Heidelbeerenmus!“ Was nun? Schon wollte Herausgeber rathlos die Forſcherhände ſinken laſſen, als er beim Rekapituliren ſeiner mit der alten Magd gehaltenen Dialoge auf einen Punkt ſtieß, von welchem ausgehend er auf dem Wege induktiver Folgerung zu einem unanfechtbaren Ergebniſſe kam. Nämlich, der mehrfach citirten zweihändigen Quelle zufolge

zufolge iſt es eine ſittliche Nothwendigkeit und eine chriſtlich-germaniſche Unterthanenpflicht, daß von Zeit zu Zeit ein Mann vom Fach aufſtehe und ſeinen ſtrammen Zunftzopf in majeſtätiſche Pendelſchwingung verſetze, ſich ſelber zur Ehre, der Wiſſenſchaft zur Förderung und den Bönhaſen zum erſpiegelnd ſtrafenden Exempel.

Solcher ſittlichen Nothwendigkeit mich beugend und ſolcher chriſtlich-germaniſchen Unterthanenpflicht mich unterziehend, habe ich meiner bis zum § 999 im dritten Kapitel der zweiten Hälfte des erſten Halbbandes vorgeſchrittenen Arbeit über die Berechtigung, beziehungsweiſe Nichtberechtigung des Tüpfelchens auf dem i in der deutſchen Recht-, beziehungsweiſe Unrechtſchreibung — (der ganze erſte Band dieſes, wie ich ja wohl ſagen darf, eminent gelehrten

---

war des großen Pimperlings verehrungswürdige Gattin eine „Raffel“ geweſen, d. h. eine in Fragen der Sparſamkeit bis zur äußerſten Linie der Möglichkeit vorgehende Hausfrau. Als ſolche vor die Mus-Frage: Himbeeren oder Heidelbeeren? geſtellt, hat ſie ſich, das unterſteht keinem Zweifel, für den Einkauf der letzteren entſchieden, weil ſelbige um etliche Pfennige billiger zu ſtehen kamen als erſtere. Alſo: Heidelbeerenmuskruſte — aere perennius! Mögen Mitſtrebende des Herausgebers über dieſen Triumph exakter Forſchung nicht allzu ſehr vor Neid ergrünen. Editor.

Werkes iſt ſelbſtverſtändlich der Begriffsbeſtimmung des Tüpfelchens, ſowie einer Unterſuchung der Quellen zur Geſchichte deſſelbigen Tüpfelchens gewidmet) — alſo dieſer zweifelsohne epochemachenden, weil die geſammte Germaniſtik auf neue Grundlagen ſtellenden Arbeit habe ich ſo viele Zeit abgemüſſigt, als erforderlich iſt, um der Bönhaſenheit wieder einmal zu zeigen, wie ein Mann vom Fach ſchwierige, ſchwierigſte literarhiſtoriſche Probleme anfaſſe und zur Löſung führe.

Es handelt ſich um ein Problem der Göthe-Biographik.

Schnell fertig iſt der rohe Laienverſtand mit dem Worte, des Altmeiſters Leben wäre ſattſamlich durch- und erforſcht. Es ſeien ja zu dieſem Zwecke alle Plunderkammern, Kaſten, Kiſten und Schubfächer, alle Mappen und alle Papierkörbe im deutſchen Reiche durchſtöbert und ſei ihr Papierſchnitzelinhalt bereits armvollweiſe auf den Büchermarkt ausgeleert worden. Wahr. Allein wo dem Laien, dem Bönhaſen und Dilettanten jede Möglichkeit weiteren Forſchens und Findens ausgegangen ſcheint, weiß der Mann vom Fach neue Möglichkeiten zu ſchaffen, indem er Thüren aufmacht, an welchen das profanum volgus nur in Fällen dringlicher oder beſſer dränglicher Nothwendigkeit nicht gedankenlos oder gar naſerümpfend vorübergeht. Wenn allerdings, von Archiven und Bibliotheken gar nicht zu reden, alle Plunderkammern, alle Kaſten, Kiſten und Schubfächer, alle Mappen und Papierkörbe im deutſchen Reiche nach Göthe-Reliquien von meinen Vor- und Mitforſchern gründlichſt ſchon durchſucht und bis zum letzten Papierfetzen ausgebeutet worden ſind, ſo blieben meinem Forſchereifer und meinem Finderglück doch gewiſſe loci vorbehalten, welche man zwar „vor keuſchen Ohren nicht nennen darf, welche aber keuſche Herzen nicht entbehren können", wenigſtens ſoweit ſolche im Bereiche der Civiliſation ſchlagen.

Die archivaliſchen Schätze dieſer Oertlichkeiten — deren Einrichtung und Beſchaffenheit, nebenbei bemerkt, einen untrüglichen Maßſtab für den Kulturgrad der Familien und der Völker abgeben*) — erſcheinen natürlich blöden Laienaugen nur als „Makulatur". Aber welchen Gewinn der ſcharfſichtige, tiefſinnige und methodiſch geſchulte Forſcher daraus ziehen kann, wird die nachſtehende Abhandlung unwiderſprechlich darthun.

---

*) Vgl. meinen Traktat „De locorum institutione, quibus Romani alvum exoneratum ire solebant", pag. 13 et passim. Autor.

Dieſelbe iſt durchweg aus neueröffneten Quellen geſchöpft, d. h. auf in den bezeichneten Archiven aufgefundene Akten und Urkunden geſtützt, welche ſelbſtverſtändlich einer langwierigen Sichtung und einer beſonnen abwägenden, in Objektivität förmlich ſchwelgenden Kritik unterzogen wurden. Da ich, mein Vorhaben zu einem gedeihlichen Ende zu führen, zahlloſe locos, „ſoweit die deutſche Zunge klingt", durchforſcht habe, ſo kann ich meine Quellen nicht einzeln citiren, ſondern nur ſummariſch nach Staaten und Städten. Wo es mir jedoch nöthig ſcheint, werde ich auch Gaſthäuſer namhaft machen. Meinen Quellen gebe ich die Geſammtbezeichnung „Acta locorum".

Ich glaube ſagen zu dürfen, daß meine hiermit opferwillig auf den Altar des Vaterlandes niedergelegte Leiſtung den Männern vom Fach als ein ſchwer-, ja ſchwerſtwiegender Beitrag zur Götheliteratur willkommen ſein werde. Daß ich, um auch dieſer meiner Arbeit den Charakter der exakten Wiſſenſchaftlichkeit zu ſichern, möglichſt wäſſerig, langweilig und unleſbar geſchrieben habe, dafür bürgt der Name Minutius Quisquilius von Pimperling.

ner Perſon ſowohl den Hausherrn als das Hausgeſinde.

„Da iſt mein ganzer Holzvorrath,“ ſagte er grämlich und ſchickte ſich zaudernd an, ein kleines Scheit in den Kamin zu ſchieben, allein der Spanier entriß ihm mit einem „**maledito gavacho**!“ die ganze Laſt und warf ſie ohne Umſtände auf die Gluth. Dann ſagte er: „Wir wollen das Geſchäft jezt beſprechen, d'rum bring' einen Trunk guten Weins, es ſpricht ſich leichter, wenn man die Kehle anfeuchtet.“

„Herr meines Lebens, Signor Michelotto, wo ſollt' ich armer Mann Wein hernehmen, beſonders in dieſen ſchlechten Zeiten?“

„Bah, mach's kurz, ich weiß, Dein Keller iſt gut verſorgt, und höre, wenn es ſich um ein einträgliches Geſchäft handelt, ſoll ſelbſt ein ſo ſchändlicher Geizhals wie Du nicht ſo knickerig thun.“

Nach einer Weile ſtand die erpreßte Flaſche auf dem Tiſche, und Michelotto nahm ſie ſofort für ſich in Beſchlag, „denn,“ ſagte er ſeinem Wirth, „würdeſt Du dürſten, ſo hätteſt Du vorausgeſehen, daß eine Flaſche nicht für zwei Männer ausreicht.“

Das Problem.

1) Hat die Frau Baronin Eliſabeth von Arnim, geborene Brentano, genannt Bettina*), zubenannt „Das Kind“**), im September des Jahres 1811 zu Weimar die Frau Geheimräthin Chriſtiane von Göthe, Excellenz, genannt „Die Vulpia“***), wirklich und thatſächlich eine „Blutwurſt“, und zwar, mit Anwendung der poetiſchen Redefigur des Klimax, eine „wahnſinnige“ Blutwurſt geheißen?

2) Wenn ja, war dieſe Beibenamſung als ein epitheton ornans oder aber als ein epitheton defigurans zu verſtehen und zu nehmen?

3) Welche Beziehung iſt nachweisbar zwiſchen der Poeſie Göthe's und der Blutwurſtigkeit†) ſeiner Frau Gemahlin?

---

*) „Bettine.“ Variante der Handſchrift Y. Editor.

**) Ob urſprünglich wohl im Sinne von „enfant terrible“ gemeint? Zuſatz der Handſchrift C. Editor.

***) „Die“ fehlt in dem Torſo der Handſchrift B. Editor.

†) Variante der Handſchrift Z: „Blutwurſthaftigkeit“.

Die Löſung.

Ad I.

a) Sogar Bönhaſen und Dilettanten wiſſen ſo obenhin, daß „das Kind", ſo man des Kindes eigenen Ausſagen glauben darf, ſchon im Jahre 1807 in Weimar den dazumal nicht mehr ganz jungen, d. h. achtundfünfzigjährigen Göthe mittels allerhand Kindlichkeiten, als da waren Umdenhalsfälle und Aufdieknieſitzungen, bettiniſch-lyriſch behelligt habe. Item, daß die „Vulpia", ſo anno citato noch nicht ganz ſeit Jahresfriſt die bürgerlich und kirchlich rechtmäßige Frau „Geheimderäthin" von Göthe war, zu ſothanen Bettinismen*) ſcheel geſehen habe, ſehr ſcheel, wozu ſie, wie nicht zu beſtreiten, nach dem Civilgeſetzbuch wie nach Knigge's „Umgang mit Menſchen" gleich ſehr berechtigt war. Es erhellt demnach aus den Geſetzen der menſchlichen Natur im allgemeinen und aus denen der weiblichen im beſonderen, braucht folglich weiter nicht aktenmäßig dargethan zu werden, daß die zweite Epiphanie des „Kindes" in Weimar, ſo im September von 1811 ſtatthatte, für die Frau Geheimräthin nicht gerade ein freudiges Ereigniß geweſen. Zwar kam das Kind diesmal nicht allein, ſondern in Geſellſchaft ſeines Eheherrn. Aber bei des Kindes bekannten kindlichen Anſichten über Kinderrechte mochte ja wohl die Frau Geheimräthin die Wiederholung der Kindeleien und Kindereien von 1807 erwarten und fürchten.

---

*) Handſchrift X: „Brentanologismen".

b) Soweit wäre alles klar, waſſerklar. Aber iſt, ſo muß die exakte Forſchung fragen, iſt das bisher Gemeldete für unbezweifelbar thatſächlich anzuſehen? War wirklich das „Kind“ im September von 1811 in Weimar? Das iſt erſt noch zu beweiſen und ich bin es, welcher den fachmänniſch-wiſſenſchaftlichen Beweis erbringt —

„Favete linguis! carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.“

c) Vom 2. auf den 3. September nächtigte*) der Herr Baron Joachim (gewöhnlich abgekürzt Achim) von Arnim mit Frau Gemahlin im Weißen Roß zu Treuenbrietzen, allwo der Herr Baron vor ſeiner

---

*) Handſchrift B: „Uebernachtete“. E.

Abreiſe nicht allzu angenehm überraſcht wurde durch einen beträchtlichen Zuſatz in ſeiner Rechnung. Nämlich das „Kind“ hatte ſich des Morgens, ſtatt, wie es einer Frau Baronin ziemlich, die Treppe herabzugehen, im gewohnten kindlichen Muthwillen auf das Treppengeländer geſetzt, war auf dieſem pfeilſchnell hinabgefahren und hatte bei Gelegenheit dieſer neueſten Offenbarung ſeines Genius mit ſeinen balancirenden Beinen ein mit Frühſtücksgeräthſchaften die Treppe heraufkommendes Stubenmädchen heftig angerempelt und umgerannt, ſo daß Töpfe, Teller und Taſſen in Trümmer gegangen*). Die nächſten Stationen des reiſenden Ehepaares unanfechtbar zu beſtätigen, iſt mir leider nicht gelungen, obzwar eine verläſſliche Andeutung vorliegt, daß ſelbiges in Wittenberg Nachtquartier genommen habe**). Vom 6. bis zum 8. September verweilten unſere Reiſenden in Halle***). Die Weiterreiſe ging über Merſeburg, Weißenfels, Naumburg, Apolda und am 11. September, Abends 3 Uhr 47 Minuten, ſtieg das Reiſepaar im oder, genauer zu ſprechen, vor dem Elephanten zu Weimar ab*). Dieſer Abſtieg war aber von einem Ereigniß begleitet. Nämlich von dieſem: — Das „Kind“ verlor eins ſeiner Strumpfbänder und ſetzte, um daſſelbe wieder am gebührenden Orte zu befeſtigen, mit kindlichſter Unbefangenheit den rechten Fuß — man bemerke wohl, den rechten, nicht wie ein gewiſſer Nichtfachmann in ſeiner Ungründlichkeit behauptet hat, den linken — alſo den rechten Fuß auf den Wagentritt u. ſ. w., worüber etliche vorübergehende Philiſter und Philiſterinnen baß ſich wunderten, beziehungsweiſe ärgerten**).

---

*) Acta locorum, Reichsland Elſaß, Straßburg, Rebſtöckle.

**) A. l. Wirtemberg, Ludwigsburg, Waldhorn; Regensburg, Rothes Roß.

***) A. l. Bern, Zum Falken; Bregenz, Schwarzer Adler; Augsburg, Drei Mohren.

---

*) A. l. München, Vier Jahreszeiten; Frankfurt a. M., Schwan; St. Gallen, Hecht; Nürnberg, Rother Hahn.

**) A. l. Baſel, Drei Könige; Heidelberg, Prinz Karl; Ulm, Steinbock; Mainz, Holländer Hof. — Nachdem ich mittels der bisherigen Citate aus den „Acta locorum“ die Exaktität meiner Forſchung für jeden Mann vom Fach genügend dargethan habe, glaube ich von fernerweiter Berufung auf meine Akten mich diſpenſiren zu dürfen. Zugleich benachrichtige ich die werthen Zunftgenoſſen, daß ich die koſtbare Aktenſammlung teſtamentariſch der Univerſitätsbibliothek zu Mikrologingen vermacht habe, unter der bereits höheren Ortes genehmigten Bedingung, daß dieſe Sammlung in einem eigenen Zimmer untergebracht werde und für ewige Zeiten — ein

d) In Folge der bezüglichen Bemühungen des Altmeiſters war zur im Texte angegebenen Zeit in Weimar eine Kunſtausſtellung zuwegegebracht und aufgethan worden. Heinrich Meyer, der bekannte Schützling Sr. geheimräthlichen Excellenz, hatte für dieſes dazumal noch nicht alltägliche Unternehmen das Meiſte gethan und demnach iſt es nur billig geweſen, daß den Malereien und Zeichnungen des beſagten Künſtlers ein vortretender Platz im Sale gegönnt war. Gerade nun aber dieſe Kunſtwerke gaben die Veranlaſſung zu einer — man geſtatte mir den etwas leichtfertigen Ausdruck — ja, zu einer Wiederaufwärmung des alten Zankkohls, welchen vor Zeiten Brunhild und Kriemhild vor der Pforte des Münſters zu Worms gekocht haben ſollen.

(Randgloſſe des Verfaſſers. Aus der ſoeben im Texte verwendeten nibelungiſchen Reminiſcenz iſt zu erſehen, daß auch ein Mann vom Fach geiſtreich und witzig ſein kann. Er braucht nur zu wollen, will aber ſelten oder nie, weil er derartige, der

---

Denkmal eifriger und erfolgreicher Fachmänniſchkeit — die Bezeichnung „Acta locorum Pimperlingensia“ trage, eine gewiß immer wieder auszuſchöpfende, aber nie ausgeſchöpfte Fundgrube für künftige Forſchergenerationen.

Würde der Wiſſenſchaft widerſprechende Allotria wie Geiſt und Witz billig den Bönhaſen und Dilettanten überläſſt.)

e) Die Sache iſt: in der Kunſtausſtellung trafen ſich Brunhild und Kriemhild, will ſagen die Frau Geheimräthin und das Kind. Es war am 15. September, Nachmittags 2 Uhr und 37 Minuten*). Nachdem die beiden Damen verſchiedene Blicke, ſo nicht gerade Blicke der Achtung und Zuneigung waren, einander zugeworfen hatten, ſagt die Frau Geheimräthin, vor einem Gemälde des genannten Künſtlers und Hausfreundes ſtillſtehend: „Der Meyer iſt halt doch ein Männle; der verſteht ſein' Sach'!“ Worauf das Kind mit genialiſchem Lockenſchütteln und kindlichem Lachen: „Der? Er verſteht von ſeiner Sach' nicht viel mehr als Sie davon verſtehen.“ Das Blut ſchießt der kleinen runden Excellenz in das ohnehin ſtark geröthete Geſicht. „Was? Sie unterſtehen ſich?" — „Warum denn nicht? Liebſte, Beſte, Sie verſtehen ja von der Kunſt gerade ſoviel wie ein Nilpferd vom Harfenſpiel." — „Sie unverſchämte Perſon!" — „Still, oder ich gebrauche Sie als Kegelkugel!" — „Sie hochnäſige Kletterſtange!" — „Sie Blutwurſt! Sie wahnſinnige Blutwurſt!"

---

*) Handſchr. Y: „2 Uhr 39 Minuten“. Hiermit ſtellt der Herausgeber, die Entſagung und Selbſtverleugnung des hochberühmten Herrn Verfaſſers nachahmend, die Mittheilung der Varianten ein, behält ſich aber vor, dieſelben geſammelt und kritiſch kommentirt in einer gelehrten Fachzeitſchrift zu veröffentlichen.

Wurſthafter Excurs.

Bevor ich die Unterſuchung weiterführe, muß ich eine kurze Orientirung auf dem Wurſtgebiete für angezeigt erachten.

In ſeiner luciden, Kennern wohlbekannten und hochwerthen Diſſertation: „De farciminum faciundorum usu et arte" hat der ehrwürdige Servaz Quinquakler den Beweis geliefert, daß der Brauch und die Kunſt des Wurſtmachens als ein ſpecifiſcher Ausfluß der indogermaniſchen Raſſenſeele erkannt und anerkannt werden müſſe. Im weiteren, daß im deutſchen Volksgemüthe mit der Zeit die roh-realiſtiſche Thatſache des Wurſtmachens und Wurſteſſens zum tranſcendent-idealiſtiſchen Begriffe der „Wurſtigkeit" filtrirt worden ſei.

Dieſer Filtrirungsproceß, dieſe Erhebung eines körperlichen Bedürfniſſes zu einer geiſtigen Funktion hat Jahrtauſende gewährt. Es kann aber gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß der Uebergang von der Wildheit zur Kultur, vom Gorillaſein zum Menſchſein in dem Augenblicke geſchah, als ein erleuchteter Affenmenſch auf die geniale Idee verfiel, einen Thiermagen oder einen Thierdarm mit Blut und Fett oder mit Fleiſchbrocken und Fett zu füllen, beziehungsweiſe zu ſtopfen. Das wurde für die anhebende Menſchheit von ungeheurer, von unermeſſlicher Bedeutung. Von noch ganz anderer als jener Augenblick, allwo ein Darm zur erſten Lyraſaite gedreht wurde. Ja meine Herren, ſchreiben Sie ſich's auf, prägen Sie ſich's tief ein: — Der erſte Wurſtmacher war der erſte Menſch und umgekehrt! Das ſteht unerſchütterlich feſt. Die Schöpfung der Wurſt iſt die Ouverture zum Drama der Civiliſation.

Von nicht gemeinem Intereſſe müßte es nun ſein, ſprach- und religionswiſſenſchaftlich, literarhiſtoriſch und volkswirthſchaftlich nachzuweiſen, allwie die Völker von indogermaniſcher Abſtammung den wurſtſchöpferiſchen Ahnherrn der Menſchheit allzeit hoch in Ehren gehalten, und zwar thatſächlich. Dadurch nämlich, daß ſie ſeine große Erfindung nicht nur unausgeſetzt ſich zu Gaumen und Magen führten, ſondern auch dieſelbe fortwährend vervollkommten. Ich beſcheide mich, den geneigten Leſer nur an etzliches wenige zu erinnern. Schon im homeriſchen Zeitalter war die Blutwurſt eine Zierde der Speiſetiſche vornehmer Häuſer. In der Odyſſee (XVIII, 44—45) ſagt Antinoos zu ſeinen Mitfreiern:

„Geißenmagen ſind da gethan auf gloſtende Kohlen,
Die, mit Blut und Fett gefüllt, wir uns röſten zum Nachtmahl" —

wobei ſelbſtverſtändlich, daß es ſtatt Geißenmagen ebenſo gut heißen könnte Schweinemagen. Wir treffen alſo bereits beim Homer jene Wurſtſorte, welche, allerdings unendlich verfeinert, unter dem volltönenden Namen Plunz oder Plunzen jetzt der Stolz ſüddeutſcher Metzelſuppen iſt*). Welchem chriſtlichen Germanen ſollte nicht das Herz aufgehen, wenn ihm

---

*) Wie liebenswürdig von dem großen Pimperling, daß er uns Süddeutſchen den Plunzen läßt, gleichſam zum Erſatz für den Göthe, den uns unlängſt ein berliner Profeſſor wegkaperte mittels ſeiner ſublimen Entdeckung, der Dichter des Fauſt ſei ein Norddeutſcher, ein antecipirter Preuße ſo zu ſagen, maßen derſelbe nicht am linken Mainufer in Sachſenhauſen, ſondern am rechten in Frankfurt geboren worden.
R. d. H.

„Das Volk tollt noch immer durch die Straſſen,“ bemerkte Ceccone, während ſein Geſellſchafter trank, „und das Freiheitsgebrüll will gar kein Ende nehmen.“

„Laſſ' mich in Ruhe mit dieſer einfältigen Geſchichte, der Dummkopf Pietro verdiente nicht mehr, als wie ein Bettler zur Stadt hinausgejagt zu werden.“

„Wäre nur Pagol' Orſini, ſein Schwager, um die beſtimmte Stunde hier eingetroffen mit ſeinem Condottieri, wir hätten der Canaille anders aufgeſpielt.“

„Unſinn, Freund Ceccone, dieſer Orſini iſt ein gleich miſerabler Burſche, wie Pietro. Derartige Menſchen werden nie Etwas gegen den Prior von San Marco vermögen, welcher ſchon lange die florentiniſchen Händel lenkt.“

„Ha, Savonarola, diavolo!“

„Was ſoll's?“

„Ich haſſe ihn.“

„Warum?“

Der Notar gab keine Antwort, ſondern hinkte zähnefletſchend im Zimmer umher. Dann bezwang der Name Pluntz ins Ohr plumpſt! Man wünſcht ſich ordentlich eine Hottentotenzunge, um recht onomatopoetiſch herausſchnalzen zu können: Pluntz!!! Und dann denke man ſich vollends das hehre Bild durch Arabesken von Sauerkraut eingerahmt! Kein Wunder, wenn ſich da auf der Netzhaut eines richtigen Enkels vom Teut das Univerſum in Geſtalt eines Wurſtkoloſſes ſpiegelt. Angeſichts eines ſolchen Weltpluntzes verſteht man erſt recht, warum und wieſo der — wie ich mit dem ganzen Freimuth eines deutſchen Gelehrten ſage — größte Staatsmann der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft nicht ſelten vom Gefühl „abſoluter Wurſchtigkeit“ angewandelt wurde und wird.

Die Athener wußten bekanntlich auch, was gut wäre. Die Wurſtkunſt erfreute ſich daher im perikleiſchen Zeitalter in der ſchönen Veilchenſtadt keiner geringeren Entwickelung als die Bau- und Bildnerkunſt. Sie ſchuf Magenwürſte (*ἀλλᾶντες*) und Darmwürſte (*χορδαί*) von allerhand Art. In den „Acharnae“ läßt Ariſtophanes in der Scene, wo zwiſchen Lamaches und Dikäopolis von mancherlei Leckerbiſſen die Rede iſt, den letztgenannten ausrufen (V. 1104):

„Geh', Burſch', und bringe mir den Bluntzen her!“

und noch deutlicher wird vom Bluntzen (ἀλλᾶς) gehandelt in den „Equites“, wo der dem „Paphlagonier“ (Kleon) zur Seite oder gegenüber geſtellte „Wurſtkrämer“ eine Hauptrolle hat, gleichſam als ein in die höchſte Potenz erhobener Kleon, als ein alle Schattirungen der Lumpagogie und Halunkokratie in ſich vereinigender Hauptlump und Erzhalunk, welcher den Kleon überkleoniſiren ſoll. In der großen Scene zwiſchen dem Demoſthenes und dem Wurſtkrämer vergleicht jener (V. 206—7) die Blutwurſt mit dem vornehmſten aller Fabelthiere:

„Groß iſt der Drache, groß auch iſt der Bluntz;
Blut ſäuft der Drache, Blut auch ſäuft der Bluntz“*) —

womit das hohe Anſehen, deſſen die Blutwurſtheit in der attiſchen Küche ſich zu erfreuen hatte, klärlich dargethan iſt.

---

*) Ich bitte die Zunftgenoſſen um Verzeihung, daß ich die Citate aus dem Ariſtophanes, wie das frühere homeriſche, ſtatt griechiſch deutſch gegeben. Vielleicht entſchuldigt dieſe Sünde gegen den heiligen Zopf wenigſtens einigermaßen meine Abſicht, gelegentlich einmal zu zeigen, wie man es anſtellen müſſe, um den Homer und den Ariſtophanes ſowohl ſtrikt ſinngetreu als auch geiſt- und geſchmackvoll zu verdeutſchen.

Item verſtanden die Römer die Wurſterei im allgemeinen und die Plunzerei im beſonderen ſehr zu ſchätzen. Sie unterſchieden bekanntlich zwiſchen den „tomacula“, welche die verſchiedenen Sorten von Bratwürſten umfaſſten, und den „botuli“, d. h. den Magen- oder Blutwürſten. Wichtigſte Würſteſtellen finden ſich, wie jedermann wiſſen könnte, beim Petron, wo wir (Satir. reliq. 31) vom Schmoren der Bratwürſte auf dem Roſte Zeugen ſind („fuerunt et tomacula super craticulam argenteam ferventia posita“). Bratwürſte gehörten derſelben Stelle zufolge zum „Voreſſen“ (gustatio) der römiſchen Hauptmahlzeit, der coena. Im Verlaufe derſelben entquellen dem aufgeſchnittenen Bauche des gebraten auf die Tafel geſetzten Schweines eine Menge von Brat- und Blutwürſten (l. c. 49: „ex plagis ponderis inclinatione crescentibus tomacula cum botulis effusa sunt“). Es iſt alſo erwieſen, daß bei römiſchen Feſt- und Zweckeſſen, wie ja das Bankett des Trimalchio eins war, die Würſte in mehreren Akten des Speiſedramas effektvoll auftraten. Die vom Horaz (Sat. II, 4, 60) erwähnten „hillae“ hat man ebenfalls als eine Wurſtſorte gedeutet. Die Stelle wird aber dadurch ziemlich räthſelhaft.

Denn es iſt ja darin offenbar vom Kuriren des Katzenjammers die Rede, und aber welchem Studenten — war es ein römiſcher, ſei es ein deutſcher — iſt es jemals eingefallen, das beſagte Leid mittels Würſten ſtillen zu wollen? Das wäre ja die richtige Roßkur. Da weiß fürwahr ein deutſcher Poet doch beſſeren Rath: —

„Ein mildes Reformiren
Acht' für die beſte Kur
Und ſtill' mit ſauren Nieren
Den Schmerz der Kreatur
Ein marinirter Harung
Iſt auch keine üble Nahrung;
Milcher und Roger ſei gleich äſtimirt,
Wenn er den Magen nur reſtaurirt.“

Wenn ich nun zum würdigen Abſchluſſe dieſes gelehrten und lehrreichen Excurſus noch in Erinnerung bringe, daß beim Seneca (Epist. 56) dem „botularius“, dem Wurſt-, ſpecifiſch Blutwurſthändler, der Ehrenplatz zwiſchen dem Buchhändler („librarius“) und dem Zuckerbäcker („crustularius“) angewieſen iſt, ſo ziehe ich aus allen den mitgetheilten kulinariſchen Thatſachen den unanfechtbaren Schluß, daß in der antik-klaſſiſchen Welt die Wurſt im allgemeinen und die Blutwurſt im beſonderen — quod erat demonstrandum — hoher Achtung und allſeitiger Würdigung ſich zu erfreuen hatte und daß ſie demzufolge auch in der modernen Zeit auf Klaſſicität wohlbegründeten Anſpruch hat.

Die Löſung (Fortſetzung und Schluß).

Ad II.

a) Invocatio. Jetzt aber, o all' ihr treufleißigen Papierkörbeverwalter, ihr gelehrten Haar- und philoſophiſchen Kümmelſpalter, ihr hochverdienten Göthe-Literatoren und blechbeſchienten Fauſt-Kommentatoren, ihr emſigen Bebrüter ungelegter Eier, Kameeleverſchlucker und Mückenſeiher, ihr Variantenwetzer, Buchſtabenhetzer und Kommataverſetzer, ihr ſcharfen Druckfehlerverbeſſerer und ſtumpfen Texteverwäſſerer, ihr tief-, tiefer- und tiefſtſinnigen Wortſchaumſchläger, Aus-, Ueber- und Unterleger —

„Hup, hup, wuwu! Juhu, juhu!
O kommt heran, o kommt heran zu mir, zu mir!
Heran, ihr alle meine Mitbefiederten!
Tiotio, tiotio, tiotio, tiotio —
O kommt eilends heran, folgend meinem Ruf —
Trioto, trioto, triototrinx!

Kommt, zu rathen mir, all' ihr vom Fach und Zopf!
Eilet hierher, hierher, hierher —
Torotero, torotoro, torotinx!
Kikkabau! Kikkabau!“ *)

b) Unter dem Anhauch ſolcher Inſpiratoren ſtürzen wir begeiſtert der Löſung des Knotens zu und faſſen uns dabei ſpartiatiſch-lakoniſch. Zumal alles Vorſtehende umſonſt (frustra) geſchrieben ſein müßte, ſo der fachmänniſche Leſer nicht merken ſollte, wohinaus wir wollen.

c) Dahinaus. „Lachend“ und „lockenſchüttelnd“ hat, wie von uns bewieſen worden, das „Kind“ die Frau Geheimeräthin eine „Blutwurſt“ genannt. Schlimmſten Falles wäre demnach hier Blutwurſt ein kindliches Neck-, Scherz- und Koſewort, wenn nicht die angeborene Gravität der Blutwurſt, die ſpaniſche Grandezza des Pluntzen („botuli cruore distenti“) die Verweiſung des Wortes in die Kategorie jener leichtfüßigen und zephyrflügeligen Wörter verwehrte. Beſten Falls — und das iſt unſer Fall — wollte das „Kind“, welches ſeiner Kindiſchkeit

---

*) Dies ſoll eine maßgebende Probe ſein, daß und wie ein Mann vom Fach die hochgehenden Wogen ſeiner Begeiſterung allzeit in den regelrechten Kanal eines klaſſiſchen Citats zu leiten verſteht.

ungeachtet von der blutwürſtigen Klaſſicität zweifelsohne unterrichtet war, der Frau Geheimeräthin eine Ehre anthun und ein von geiſtvollen Bezügen pluntzenhaft ſtrotzendes Kompliment machen, indem ſie dieſelbe eine Blutwurſt hieß. Es war nicht die Schuld des Kindes, daß die alſo Geehrte bei weitem nicht klaſſiſch genug gebildet war, die ihr angethane Ehre zu verſtehen und das ſchmeichelhafte Kompliment dankbar an- und aufzunehmen.

d) So wären wir denn glücklich zur Löſung des Problems gelangt oder könnten wenigſtens ſofort dazu gelangen, ſo nicht noch ein Stein des Anſtoßes uns im Wege läge. Wir entfernen jedoch denſelben ſpielend. Natürlich iſt die Rede von dem der „Blutwurſt“ vonſeiten des „Kindes“ vorangeſtellten Eigenſchaftswort „wahnſinnig“ oder vielmehr von der vulgär irrthümlichen Interpretation deſſelben. Denn eine wiſſenſchaftlich-fachmänniſche Interpretation ergibt ein ſo unumſtößlich ſicheres Reſultat, wie ſolche nur jemals in deutſchen Gauen aus Verfaſſungen heraus und in Verfaſſungen hinein interpretirt worden ſind.

e) „Was iſt Wahrheit?“ fragte der weiland Oberpräſident von Judäa. Was iſt Wahn? frage ich. Und meine Antwort lautet: Wahn iſt ein zweiſeitiger, um nicht zu ſagen zweiſchneidiger Begriff. Sieht man ihn von der einen Seite an, ſo gleicht er allerdings auf und eben einem Kandidaten fürs Irrenhaus. Aber warum ihn gerade von dieſer und nicht von jener Seite anſehen? Nämlich von jener, wo er keinem Verrückten, ſondern vielmehr einem Genius oder Dämon gleicht. Weiter: Der Grundquell von allem ſchöpferiſchen Wollen iſt die Phantaſie, der Grundtrieb alles künſtleriſchen Geſtaltens iſt die Begeiſterung. Nun ſind aber, mit der Lupe zugeſehen und exaktwiſſenſchaftlich geſprochen, Phantaſiethätigkeit und Begeiſterung auch nur Wahndinge und folgerichtig mag jeder Dichter für einen Wahnſinnigen und jeder Künſtler für einen Narren gehalten werden. Ich verwahre mich feierlich gegen die allfällige Unterſtellung von bönhäſiger oder dilettantiſcher Seite, als ob ich das im Sinne der Geringſchätzung geſagt hätte. Im Gegentheil, im Sinne der Hochſchätzung. So wurde ja die Sache ſchon von den Alten aufgefaßt und dargeſtellt. Zeuge deſſen Cicero (De divinat. I, 37): „Negat Democritus, sine furore quemquam poëtam magnum esse posse, quod idem dicit Plato.“ Zeuge deſſen auch Seneca (De tranquill. animi, XV, 16): „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit“ — welchen Kernſpruch ein moderner Poet mittels ſeines Doppelverſes:

„Dem Narren iſt der Genius verwandt
Und beide trennt nur eine dünne Wand“ —

nicht übel paraphraſirt hat. . . . Brauche ich nun noch viele Worte zu machen? Brauche ich den werthen Herren Mitzünftlern und Fachgenoſſen mit dem Holzſchlägel zu winken? Es iſt ja klar, nachgewieſen und bewieſen, daß das „Kind“ mit genialiſcher Beziehung auf die civilrechtliche und kirchliche Stellung der Frau Geheimeräthin als Ehefrau Wolfgangs des Einzigen das derſelben gemachte Kompliment mittels Beifügung des ornans „wahnſinnig“ zum epitheton „Blutwurſt“ beträchtlich verſtärken, ja auf eine geradezu phänomenale Höhe ſtellen wollte.

Ad III.

Unſere Unterſuchung mußte mit logiſcher Nothwendigkeit zu dieſem Schluſſe gelangen: —

Als eine Hervorbringung der gemeinſamen Arbeit von Natur und Kunſt, als ein klaſſiſches Gebilde ſteht die „wahnſinnige Blutwurſt“ vor uns, Idealismus und Realismus in vollendeter Miſchung und Durchdringung in ſich vereinigend, umfaſſend und beſchließend. Es iſt eine Wiederholung, nein, in Berückſichtigung der Chronologie, vielmehr eine Vorwegnahme der berühmten Heirat des Fauſt und der Helena im 2. Theile unſeres Univerſalgedichtes, die Vermählung des Deutſchthums mit der Griechheit, die Hochzeit des Romanticismus und der Klaſſik. Verſteht man jetzt endlich, was das „moderne Hellenenthum“ zu bedeuten hat? Begreift man endlich, was die Poeſie Göthe's iſt und vorſtellt? Nichts anderes als eine Wurſt! Die helleniſch-einfach-edle Form, profan Darm genannt, mit germaniſchem Geiſt, Gemüth und Gefühl als mit Blut, Fleiſch und Speck gefüllt — die Wurſtidee vollkommen ſchön zur ſinnlichen Erſcheinung gebracht! Evoe Bacche! Jo triumphe „und ſo fortan!“

er ſeine Aufwallung und ſagte: „Alſo Seine Eminenz beſteht darauf, das Blumenmädchen zu beſitzen?“

„Ja, und dieß iſt eben das Geſchäft, welches wir beſprechen wollen. Du kennſt die Verhältniſſe des Mädchens ganz genau?“

„Wir müſſen ſie entführen?“

„Das liegt auf der Hand, denn mein Herr hat durchaus keine Luſt, jetzt wieder nach Florenz zu kommen.“

„Begreife das, der Name Borgia hat hier ſchon lange einen anrüchigen Klang, und dieſer Savonarola, verflucht ſei er, würde ihn um ſo weniger reſpektiren, da ihn auch Seine lebensluſtige Heiligkeit, der Papſt, trägt. Aber ſagt, was erhalte ich, wenn ich mich mit dieſer häcklichen Geſchichte befaſſe?“

Michelotto begnügte ſich, ſtatt aller Antwort eine ſchwere Goldbörſe aus der Bruſttaſche ſeines Wammſes zu ziehen und damit vor den Ohren Ceccone's herumzuklimpern. Die grünen Augen des Notars begannen zu funkeln und haſtig griff er nach der Börſe.

Nachrede des Herausgebers.

Man lernt nie aus und erfährt mitunter, daß doch nicht alles ſchon dageweſen. Wie konnte ich mir träumen laſſen, daß mein ſeliger Freund Minutius Quisquilius, ein Pimperling jeder Zoll, vonſeiten der unſterblichen Sippſchaft der Pimperlinge ſo verkannt und ſo hart angelaſſen werden würde, daß er ſich, fürchte ich, etlichemale verblüfft und ärgerlich in ſeinem Grabe herumdrehen mußte.

Als ich, einer letztwilligen Verfügung des Freundes zufolge, im Mai von 1880 als gewiſſenhafter Editor die vorſtehende Abhandlung veröffentlicht hatte, mußte ich allſogleich mit Schrecken und Grauen ſehen und hören, daß in der Metropole der deutſchen Intelligenz ein Halbdutzend von Zunftzöpfen, ſo an pimperlingiſchen Nacken befeſtigt waren, berſerkerwüthig himmelan ſtarrte und die geſammte Pimperlingſchaft wie aus einer Kehle den Zornſchrei hervorſtieß: „Götheſchändung!“

Unter uns, es war, mutatis mutandis, ungefähr ſo, als hätte das in der Mähne eines Löwen ſchmarotzend hauſende Inſekt, ſowie man ihm auch nur von fernher ſeine Inſektheit zu Gemüthe führte, ſtrampelnd und zappelnd aufgeſchrieen: „Löwenſchändung!“

Dazumal, als die Abhandlung zuerſt erſchien, war man in beſagter Metropole mit den Vorbereitungen zur Enthüllung von Schapers edlem Göthe-Standbilde beſchäftigt. Das hatte ich in meinem Editor-Eifer überſehen. Hätte ich daran gedacht, ſo würde ich die Veröffentlichung noch eine Weile hintangehalten haben. Freilich, wie ich geſtehen muß, nicht gerade aus Rückſicht auf die Pimperlinge, wohl aber aus Achtung vor einer Feſtfeier, welche dem Patriarchen von Weimar galt. Mein Ver- oder Ueberſehen hatte dann der Herausgeber der Zeitſchrift zu büßen, worin die Abhandlung gedruckt war. Er wurde zur Feier der Standbildsenthüllung demonſtrativ nicht eingeladen. Die Herren Pimperlinge wollten ihre Rache haben und ſtiliſirten dieſelbe ſo, wie es von ihnen zu erwarten war.

Beim Anblick ſolcher Pimperlingſtilübung könnte man faſt zu der Anſicht kommen, der alte Görres hätte wohl nicht ſo ganz nebenaus geſchoſſen mit ſeinem Grobianismus: „Kein engeres, kleingeiſtigeres

Volk gibt es doch als das deutſche Gelehrtenvolk.“ (Briefwechſel, II, 285.)

Es wäre übrigens zu wünſchen, daß die vielen guten Leute und mehreren ſchlechten Skribenten, welche dem in Rede ſtehenden Handel ihre Aufmerkſamkeit zu widmen ſich bemüſſigt fanden, doch etwas gelehrter oder wenigſtens etwas wiſſender ſein möchten. Wären ſie das, ſo würden ſie die berühmte Blutwurſtgeſchichte, die ja buchſtäblich wahr iſt, nicht als eine Erfindung meines ſeligen Freundes behandelt haben. Ich verweiſe die Herren auf die nächſtliegende und bequemſte Bezeugung der angezogenen Thatſache, auf „Göthe's Leben“ von H. Düntzer, 1880, S. 565.

Mein guter ſeliger Minutius Quisquilius aber wird ſich hoffentlich bald wieder beruhigt in ſeinem Grabe zurechtgelegt haben. Vorausgeſetzt, er habe ſich ſelbſt gekannt, mußte er ja erkennen, wie die Pimperlinge nur ihrer Art und Natur gemäß handelten, als ſie ſich darüber erboſ'ten, daß er ſich hatte beikommen laſſen, das ganze Geheimniß ihres Weſens und Waltens an die Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen, d. h. jene elende Kleinkrämerei zu photographiren, welche ſich in unſeren Tagen immer breiter und mauſiger macht und mit handwerksmäßig mechaniſcher Befliſſenheit ſich bemüht, unſerem Volke die großen Geſtalten ſeiner Kulturhelden hinter unendlichen Wolken von Papierkörbeſtaub und Kehrichtfäſſerdunſt zu verbergen.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Var. 380 k2 / 1551

(Das rote Quartal.

Eine geſchichtliche Epiſode.

(März—Mai 1871.)

Von

Johannes Scherr.

[1885]

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorſpruch.

Aſchenbrödel-Wahrheit muß, ſchlechtgenährt und ſchlechtgekleidet, im Hauſe der Menſchheit ſchwere Arbeit verrichten, während Lüge und Täuſchung, in Sammet und Seide gehüllt, mit Schminke und Juwelen bedeckt, in der Welt die großen Damen ſpielen, beſchmeichelt, umworben, geliebkoſ't. In der Dichtung kommt zuweilen das arme Aſchenbrödel ſchließlich noch zu Ehren, in der Wirklichkeit niemals. Denn wenn zu Zeiten das Feuer der Thatſachen den Menſchen allzu fühlbar auf den Nägeln brennt, beeilen ſie ſich, die Kühlſalbe der Illuſion darauf zu ſtreichen, um ja nicht zum vollen Bewußtſein der Wahrheit zu kommen. Sie wollen nicht belehrt, ſie wollen nur belogen ſein.

Daher die traurig geringe Wirkſamkeit der ſtrengen Lehrerin Geſchichte und daher auch die große Volksbeliebtheit der Fabulirerin Legende, welche ſich dem Täuſchungsbedürfniſſe der Menſchen gemäß herauszuſchminken und aufzuſtaffiren verſteht.

So hat denn auch die Geſchichte der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur geringe Lehrkraft entwickelt, während die Legende der Revolution ungeheure Wirkung that und bis zur Stunde noch thut.

Der erſtgeborene Wechſelbalg dieſer Legende iſt der franzöſiſche Größenwahn.

Zwar hatte, wie jedermann weiß, die Beeiferung, womit vom Mittelalter ab Europa den franzöſiſchen Moden huldigte und nachlebte, die im keltiſch-romaniſchen Weſen wurzelnde Nationaleitelkeit der Franzoſen ſchon vordem ſattſam geſtärkt und gehätſchelt. Seit der Zeit Ludwigs des Vierzehnten vollends war die geſammte vornehme Bildung in unſerem Erdtheile zur mehr oder weniger tölpiſchen Äffin der franzöſiſchen geworden, ſo ſtupid, ſo niederträchtig ſich gebarend, daß jeder beliebige franzöſiſche Friſeur oder Confiſeur außerhalb Frankreichs als Kulturträger und Civiliſator ſich fühlen konnte und durfte. Aber das volle Grande-Nation-Bewußtſein, der hoch- und höchſtgradig-größenwahnſinnige Dünkel und Übermuth überkam die Franzoſen doch erſt dann, als ſie wahrnahmen, daß ihre Nachbarn einfältig genug waren, zu wähnen, ſie, die Franzoſen, brächten ihnen auf der Bajonnette Spitzen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, während die Bringer dieſer ſchönen Sachen in Wahrheit die Nachbarländer brandſchatzten, ausraubten und ſchließlich annektirten und tyranniſirten.

Ja — wunderſam zu ſagen! — ſogar über dieſe brutale Thatſache trug es die gleißende Legende von der befreienden und civiliſirenden Miſſion Frankreichs davon.

Alſo konnte es gar nicht fehlen, daß ſich im franzöſiſchen Nationalgehirne die Wahnidee fixirte, Frankreich ſei der Mittelpunkt der Welt, Paris aber als Mittelpunkt Frankreichs ſei die „heilige Stadt", ſei die „Weltleuchte", ſei „Kopf und Herz der Menſchheit". Demzufolge bezweifelte kein richtiger Franzoſe, daß das Univerſum eigentlich an der Seine läge und daß nur Frankreich das Genie und das Recht hätte, zu denken, zu wollen und zu befehlen.

Wiſſende werden bezeugen, daß dieſer Satz keine Übertreibung enthalte; Unwiſſende mögen die Beſtätigung desſelben in den Büchern nachſuchen, welche Legendarier wie Thiers, Blanc und Michelet über die franzöſiſche Revolution verfaßt haben. Nicht das wirklich Heilſame, nicht das wahrhaft Große, was die Revolution gewollt und vollbracht hat, wird in dieſen Büchern nach Gebühr betont

„Hand weg, amigo,“ ſagte der Spanier abwehrend, „der Beutel enthält hundert vollwichtige Ducati, welche aber erſt in Deine Klauen übergehen werden, wenn Du Deine Obliegenheit erfüllt und das Mädchen in meine Hände geliefert haſt.“

„Ich will es, ich will es!“ kreiſchte der Notar heftig, „und werde dann das Gold haben, das ſchöne, blanke, rothe Gold und meine Rache obendrein, hahahaha!“

„Deine Rache, was ſoll das heißen?“

„Seht,“ verſezte Ceccone, den der Anblick der Goldbörſe ſo in Erſtaſe gejagt, daß er ſeiner gewöhnlichen vorſichtigen Zurückhaltung vergaß, „ſeht, ich habe auch eine Rechnung abzuſchließen mit dieſer Flora, welche ſich theilweiſe noch von ihren Eltern herſchreibt.“

„Wie ſo?“

„Ich kannte den Signore Taddei gut; er war ein reicher Mann und ich beſorgte ihm viele Schreibereien, kam alſo viel in's Haus und lernte ſein Weib kennen. Es gefiel mir, und da ich keines hatte, glaubte ich, der Goldſchmied könne mir ſchon einen zeitweiſen Antheil an dem ſeinigen geſtatten.“

und gefeiert, nein! wohl aber die größenwahnſinnige Einbildung vom Privilegium und Monopol Frankreichs, ſtets „an der Spitze der Civiliſation zu marſchiren". Im übrigen iſt es ja bloß gerecht, zu ſagen, daß nicht etwa die Zeitgenoſſen, die Augen- und Ohrenzeugen, die Mithandelnden und Mitleidenden der Revolution die unheilvolle Legende derſelben aufgebracht haben. Man leſe nur die zeitgenöſſiſchen Berichte von Mercier, Beaulieu, Toulangeon, Lacretelle, Jullien, Prudhomme, Nodier und Anne Louiſe Germaine de Staël. Urſprung und Wachsthum der revolutionären Legende ging im Schoße der liberalen Oppoſition vor ſich, welche dem reſtaurirten Bourbonenthume den Krieg machte. Einer der publiciſtiſchen Leiter dieſer Oppoſition, Mignet, hat in ſeiner Geſchichte der Revolution der liberalen Mythenbildnerei den Stempel ſeiner Autorität aufgedrückt. Auf der von ihm eröffneten Bahn ſchritten die oben namhaft gemachten Mythenſchreiber immer weiter und kecker vor. Die alſo groß gefütterte Legende der Revolution hat dann, verbunden mit der durch Ségur, Béranger, Thiers und andere aufgeſchwindelten Legende des Napoleonismus, dem franzöſiſchen Liberalismus jahrelang als ein vielgehandhabtes und vielwirkſames Oppoſitionsmittel gedient.

Aber die Parteien, welche hinter der liberalen ſich erhoben, zogen aus den Prämiſſen der Revolutionsmythe andere Schlußfolgerungen, als die parlamentariſch-konſtitutionelle Oppoſition wollte und wünſchte. Die Radikalen, die orthodoxen Republikaner ſchnitten ſich aus dem Legendenbuch der Revolution das Kapitel vom Jahre 1793 als den Lieblingsgegenſtand ihrer Verehrung und Nachahmungsbegierde heraus. Sie wähnten demzufolge, vom „Mittelpunkte der Welt", von Paris aus, mittels des Evangeliums Sankti Jakobi ganz Europa revolutioniren und republikaniſiren zu können, — das ſei ihre Miſſion. Den verſchiedenen Sekten der Socialiſten und Kommuniſten, welche Saint-Simon, Fourier, Cabet und Blanc herangezogen hatten, genügte aber das bei weitem nicht. Sie laſen aus der revolutionären Legende noch ganz anderes heraus. Nämlich, daß alles Beſtehende nur werth ſei, vernichtet zu werden, daß demnach die europäiſche Geſellſchaft zu einem ungeheuren Trümmerhaufen zuſammengeworfen werden müſſe, damit ſodann auf dem mittels der abſoluten Gleichheitswalze abgeplatteten Ruinenfeld ein ſocialer Neubau errichtet werden könne, in welchem es keinen Gott und keinen König, keinen Staat und keine Kirche, kein Eigenthum und keine Ehe, keine Familie und kein Erbrecht, keinen Reichthum und keine Armuth mehr gebe.

Noch auf einen weiteren Unterſchied iſt aufmerkſam zu machen. Die radikalen Politiker hielten das Dogma des franzöſiſchen Größenwahns ſtramm aufrecht, ſo ſtramm, daß Republikaner von der Sorte der Quinet und Gambetta noch unmittelbar vor 1870 der Überzeugung waren, vor Begründung der republikaniſchen Völkerſolidarität müßte noch ein Krieg geführt werden, um das ganze linke Rheinufer für Frankreich zu erobern. Das ſollte dann allerdings, meinten die Herren, der letzte Krieg ſein. Die franzöſiſchen Socialiſten und Kommuniſten dagegen gaben ſich mitunter ernſthafte Mühe, mit allen übrigen „verfaulten“ Standpunkten auch den des größenwahnſinnigen Chauvinismus zu überwinden. Wenn man darauf ausgeht, die ganze Menſchheit in einen Brei zuſammenzurühren, muß man doch anſtandshalber ein bißchen koſmopolitiſch ſchillern. Sehr wahrſcheinlich behielten ſich die franzöſiſchen Socialiſten und Kommuniſten im geheimen das Privilegium vor, in dieſem Menſchheitsbrei das Gewürze vorzuſtellen, aber öffentlich thaten ſie mehr und mehr weltbürgerlich, namentlich dann, als, von 1864 an, die ſocialiſtiſchen Sekten Frankreichs bewußt oder unbewußt den Loſungen gehorchten, welche der „Generalrath“ oder vielmehr das „Dirigirende Komité“ des „Internationalen Arbeiterbundes“ von London ausgehen ließ.

Daß, warum und wie Napoleon der Dritte der Internationale und des Socialismus als Hilfsmittel ſeiner Politik ſich bediente, iſt allbekannt. Ebenſo, daß dieſe vonſeiten des zweiten Empire empfangene Gunſt die ſocialiſtiſch-internationale Propaganda in Paris außerordentlich erleichterte und erfolgreich machte. Bei dem Sturze des Kaiſerreiches fühlten ſich demzufolge die „Rothen“ — dieſe Farbebezeichnung will ich fürder der Wortkürze halber für die ſocialiſtiſch-kommuniſtiſch-internationale Partei gebrauchen — ſtark genug, handelnd auf den Plan zu treten, um ſich der Herrſchaft über Paris und damit ſelbſtverſtändlich über Frankreich zu bemächtigen. Aber es war doch noch etwas zu früh. Die Belagerung von Paris durch die Deutſchen mußte erſt noch vorangehen, um die blau-weiß-rothe Mehrheit der Pariſer auf jene Stufe von Begriffsverwirrung und Stumpfſinn herabzudrücken, auf welcher angelangt ſie die Tyrannei der rothen Minderheit ſich aufhalſen ließ.

Für dieſe Minderheit lagen die Sachen nach dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes und des Präliminarfriedens von Verſailles außerordentlich günſtig. Als wäre er ihr treufleißiger Mandatar geweſen, hatte Jules Favre gegenüber den Wünſchen und Warnungen der deutſchen Unterhändler es durchgeſetzt, daß die Pariſer Nationalgarden ihre Waffen behalten durften. Die Mehrzahl dieſer Bürgerwehr beſtand aber im März von 1871 aus revolutionären Elementen, welche das während der Belagerung der Stadt durch die Deutſchen mehr oder weniger ernſt betriebene Soldatenſpiel um ſo lieber weiterſpielen wollten, als damit der Weiterbezug des ſeit dem September von 1870 gewohnt und liebgewordenen Tagesſoldes von anderthalb Franken ſelbſtverſtändlich verbunden ſein müßte, während Weib und Kind ihren Lebensunterhalt aus den Staatsmagazinen bezögen. So verfügten denn die Rothen, nachdem ſie der Gewalt ſich bemächtigt hatten, über eine leidlich organiſirte Streitmacht von zweihundertfünfzig mehr oder weniger ſtarken Bataillonen, deren zuverläſſigſte aus den Wehrmännern der Faubourgs Montmartre, Villete, Belleville, Menilmontant, Montrouge, La Chapelle und Glacière zuſammengeſetzt waren.

Wenn dieſe ſeit Monaten aller Arbeit und Häuslichkeit entwöhnten, von allen Begehrlichkeiten, wie der Müſſiggang ſie ausbrütet, erfüllten, bildungsloſen, leichtgläubigen, durch die Wahnorakel verrückter oder gauneriſcher Klubbredner bis zum Irrſinn verhetzten Menſchen ſich zählten; wenn ſie, wie ſie ja thaten, im Gambetta-Bülletinsſtil einander vorlogen, Frankreich und Paris wären nicht beſiegt, ſondern nur an die „Pruſſiens“ verrathen und verkauft worden, verrathen und verkauft von den Imperialiſten, Legitimiſten, Orleaniſten und Bourgeoisrepublikanern, von den Badinguet, Bazaine, Thiers und Favre; wenn ſie phantaſirten, die alte Geſellſchaft habe augenſcheinlich einen ehrloſen Bankerott gemacht, die große Liquidation ſei demnach vorzunehmen, um eine neue, die rothe, die atheiſtiſche und die kommuniſtiſche Geſellſchaftsfirma zu gründen, den Vierten-Stand-Staat, die proletariſche Kommune; wenn zu dieſen heimiſchen Elementen und Motiven eines radikalen Umſturzes noch die „katilinariſchen Exiſtenzen“ hinzukamen, welche aus allen Ecken und Enden der Erde in der prächtigen Weltkloake Paris zuſammenfloſſen, alle ihre Laſter und Leiden, ihre Illuſionen und Enttäuſchungen, ihre Gewiſſensbiſſe und Rachegefühle, ihre Begierden und Hoffnungen in dieſe ohnehin ſchon von hölliſchem Schwefeldunſt erfüllte Atmoſphäre ausathmend: — ja, ſo war es kein Wunder, ſondern nur die natürliche Wirkung natürlicher Urſachen, daß die Wetterwolke in das furchtbare Märzgewitter ausbarſt, und entſprach es der Logik der Sachlage, daß der franzöſiſche Größenwahn ſich vermaß, Paris, Frankreich, Europa, die Welt umzuwandeln und die Menſchheit unter der rothen Fahne marſchiren zu machen.

Mit alledem iſt das Regiſter der Urſachen vom weltgeſchichtlichen Märzkrach des Jahres 1871 noch nicht erſchöpft. Man muß in dieſes Regiſter noch einſtellen das Miſſtrauen, den Zorn und Ingrimm, womit tauſende, hunderttauſende von Pariſern, die keineswegs zu den Rothen gehörten, auf die in Verſailles tagende Nationalverſammlung blickten, welche „Bauern- und Krautjunkerverſammlung“ nicht allein in ihrer entſchiedenen Mehrheit royaliſtiſch geſinnt war, ſondern auch das „Verbrechen“, ja den „Wahnſinn“ verübt hatte, Paris, die „heilige Stadt“, das „Centrum des Weltalls“, die „Weltleuchte“ mit dem politiſchen Interdikt zu belegen. Sodann iſt mit Betonung auf das vom Reichskanzler Bismarck im deutſchen Reichstage geſprochene Flügelwort zu verweiſen: „In der Pariſer Kommune war ein Kern von Vernunft, nämlich das Verlangen nach einer Gemeinde-Ordnung, wie ſolche in Deutſchland exiſtirt.“ Monſieur de Mazade begeht einen abſichtlichen oder unabſichtlichen Irrthum, wenn er in ſeinem Buche „La guerre de France“ (II, 461) dieſes Wort als eine „plaisanterie teutonne“ bezeichnet. Der Reichskanzler meinte es ernſt und ſeine Äußerung ſignaliſirte nur eine geſchichtliche Thatſache, dieſe nämlich, daß unter den Motiven der Inſurrektion vom März 1871 ganz unzweifelhaft auch das Verlangen ſich befand, die unheilvollen Feſſeln einer deſpotiſchen, auſſaugenden Centraliſation, wie das Ancien Régime, der Konvent und Napoleon ſie Frankreich auferlegt hatten, endlich zu brechen und der erdrückenden Staatsallmacht gegenüber ein ſelbſtſtändigeres Gemeindeleben zu pflanzen und zu pflegen. Leider iſt ſofort beizufügen, wie aus dieſem vernünftigen Gedankenkerne nur die brutale Unvernunft der Thatſache hervorwuchs, daß die „Bürger“ Kommuniſten von 1871 es für ſelbſtverſtändlich anſahen, die „Kommune“ Paris müßte und würde Frankreich ebenſo ſouverän und deſpotiſch beherrſchen, wie die Hauptſtadt zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, zur Zeit des Konvents, zur Zeit Napoleons des Erſten und des Dritten das Land beherrſcht hatte. Wäre ſie nicht dieſer Meinung geweſen, wie hätte ſie es wagen können, ihren Willen, den Willen einer Handvoll Abenteurer, dem Geſammtwillen der Nation, welcher ſich mittels der Wahlen zur Nationalverſammlung — der freieſten Wahlen, die jemals in Frankreich ſtattgefunden — ſoeben ganz deutlich und beſtimmt ausgeſprochen hatte, geradezu entgegenzuſetzen? „Wir kümmern uns den Teufel um die Provinzen“, geſtand der Hauptkyniker der Kommune, Citoyen Rigault.

Noch iſt aber zur Wurzelurſache von 1871 hinabzuſteigen. Denn Albernheit wäre es, zu glauben, das Problem dieſer Erſcheinung könnte gelöſt werden mittels des einfachen Satzes, eine durch das Zuſammenwirken unerhörter Umſtände begünſtigte Bande von Narren und Gaunern habe das rothe Quartal gemacht. Allerdings iſt es wahr, daß Narrheit und Gaunerei ſtets zu den Großmächten auf Erden gehört haben und ſtets dazu gehören werden. Und nicht weniger wahr iſt, daß den ganzen Verlauf der ſogenannten Weltgeſchichte entlang hunderttauſende und Millionen von Menſchen mit Begeiſterung, mit Fanatismus für blanke Narrheiten, für handgreifliche Gaunereien in den Tod gegangen ſind, als für Ideale und Idole. Warum? Weil ſie daran glaubten. Nicht das Sein der Dinge beſtimmt ihren Werth, ſondern der Schein, und nicht die Wahrheit, ſondern der Kredit einer Idee regelt ihre Wirkſamkeit. Nur die rückwärts gewandte Parteibornirtheit könnte beſtreiten wollen, daß tauſende der Kommunarden von 1871, indem ſie ihr Leben für die Kommune ließen, für die Sache ihres Volkes, für die Sache der Menſchheit zu ſterben glaubten.

Schon das muß in wiſſenden und ernſtprüfenden Menſchen das Gefühl erregen, daß es ſich hier keineswegs nur um ein leichtfertig angehobenes und mit beſtialer Wildheit durchgeführtes Abenteuer handelte, ſondern um eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Natürlich ſoll damit nicht etwa beſtritten werden, daß ſelbſtſüchtige Berechnungen und wüſte Leidenſchaften dabei mitgeſpielt haben, wie das ja bei der Inſcenirung geſchichtlicher Nothwendigkeiten allezeit und überall ſo war, iſt und ſein wird. Denn der Menſch, wie er nun einmal iſt, macht die Geſchichte, und ſie iſt ja auch darnach.

Was für eine geſchichtliche Nothwendigkeit ſtand nun im März von 1871 in Frage? Welche Entwickelungsidee rang nach Verwirklichung?

Die Idee der ſocialen Revolution.

Und dieſe wäre eine geſchichtliche Nothwendigkeit?

Nicht minder gewiß, als die politiſche Revolution des achtzehnten Jahrhunderts eine geſchichtliche Nothwendigkeit war. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte den Samen derſelben geſtreut; im ſechszehnten ging er auf; das ſiebzehnte zeitigte die Saat und am Ende des achtzehnten wurde „mit Eiſen und Blut“, wie das herkömmlich bei ſolchen Geſchäften, die reife Ernte eingethan: — die ſtaatsbürgerliche Gleichberechtigung der verſchiedenen Volksklaſſen. Noch während dieſe Arbeit im Gange, iſt die Thränenſaat der ſocialen Revolution dem Boden der Zeit anvertraut worden. Das neunzehnte Jahrhundert ſodann hat dieſe Saat üppig aufſchießen gemacht. Prozenthum und Pauperismus, der pralende Übermuth des Geldſackes und der brutale Neid des Bettelſackes ſind die treibenden Kräfte. Die rieſenhafte Entwickelung der Großinduſtrie und die mit derſelben naturnothwendig verbundene Züchtung eines millionenzähligen Proletariats ſteigern von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde die ſociale Kriſis, und dieſe wird unausweichlich zur großen Kataſtrophe führen, zur größten der ſogenannten Weltgeſchichte, zur Durch- und Ausfechtung des grimm- und wuthvollſten Kampfes, des Klaſſenkampfes.

Und der vernünftige Kern dieſer entſetzlichen Frucht? Laſſen wir, was man Vernunft zu nennen übereingekommen iſt, beiſeite. Der aus allen Phraſenhüllen herausgeſchälte *menſchliche* Kern der ſocialen Frage und demnach auch die Moral der ſocialen Revolution iſt und wird ſein: Steh' du auf vom Tiſche des Lebens, damit ich niederſitzen und ſchmauſen kann!

Wer ſehende Augen hat und ſie aufthun will, wird dieſen Kern durch alle die Redensarten und Handlungen, Narrheiten und Ruchloſigkeiten der Pariſer Kommune von 1871 hindurch deutlich erkennen. Dieſe Kommune war das lehrreiche Vorſpiel zu der „in Vorbereitung befindlichen“ Koloſſaltragödie der ſocialen Revolution.

„Schwarzſeherei!“ brummt ihr. „Wir kennen ja die langweilige peſſimiſtiſche Tonart.“

Ihr leugnet alſo das ſociale Problem?

„Nicht doch! Aber erſtens iſt die Gefahr weder ſo groß noch ſo nahe, wie die Hypochondrie uns glauben machen möchte, und zweitens kann der fernher drohende Sturm unſchwer beſchworen werden mittels Reformen, welche der Kathederſocialismus in Verbindung mit den Regierungen ſchon beſorgen wird.“

Wirklich? Haben im vorigen Jahrhundert die politiſchen Reformen die *politiſche* Revolution verhindert? Was haben alle die ehrlich gemeinten reformiſtiſchen Wollungen und Vollbringungen der „erleuchteten“ Deſpoten und ihrer „aufgeklärten“ Miniſter gefruchtet? Nur ſoviel, daß ſie den Ausbruch der Revolution beſchleunigten. Heutzutage iſt die Lawine der *ſocialen* Umwälzung im raſchen Rollen. Reformen werden nur Staub auf ihrer Bahn ſein. Das Rieſentrauerſpiel wird in Scene gehen auf der Weltgeſchichtebühne.

Ihr wendet euch ab von dieſer düſtern Weiſſagung, ungläubig, unwillig, ſpottlachend ſogar?

O, ihr habt recht! Denn Thorheit iſt es, Tauben die

Wahrheit zu ſagen oder Blinde ſehen machen zu wollen. Überall und allzeit haben die Menſchen unangenehme Warnungen in den Wind geſchlagen. Als in den ſechziger und ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der traurigen Gabe der Zukunftſchau ausgeſtattete Männer wie Voltaire und Rouſſeau das Kommen der Revolution vorherſagten, da hat ihnen die Gedankenloſigkeit, welche nicht über die eigene Naſenſpitze hinausſieht, auch ins Geſicht gelacht, als Schwarzſehern, Hypochondern und Grillenfängern. Später freilich iſt dann den Spottlachern das Lachen vergangen, gründlich.

Auch denen von heute wird es eines wüſten Tages vergehen, gründlichſt. Denn die Logik der Geſchichte will ihr Recht und die Geſchicke müſſen ſich erfüllen.

1.

Mordſpektakel.

Man ſchrieb den 18. März 1871 und der ſouveräne Unverſtand flackerte und qualmte wieder einmal vollkräftig in der „Weltleuchte“ Paris.

Schon am 31. Oktober von 1870, dann am 22. Januar von 1871 hatte das Schwefelfeuer ſtark geglommen und geglostet, aber es hatte an der Apathie der Pariſer zu wenig Nahrung gefunden und konnte daher durch die ſchwachen Hände der „Défense nationale“ ſanft niedergedrückt werden.

Heute dagegen war, wie ſchon geſagt, der ſouveräne Unverſtand obenauf. Hüben und drüben. Denn der Frevelhaftigkeit der Inſurrektion entſprach vollſtändig die Schwäche der Regierung. Freilich iſt es billig, anzuerkennen, daß die letztere, das heißt die Diktatur von Monſieur Thiers, in der denkbar ſchwierigſten Lage ſich befand. Sie fand ſich ja den deutſchen Siegern, der royaliſtiſch-klerikalen Nationalverſammlung und der ſocialiſtiſchen Emeute zugleich gegenübergeſtellt. Sie hatte die Mehrheit der Verſailler Verſammlung von rückwärtſigen Überſtürzungen abzuhalten; ſie hatte die Frankreich auferlegten Friedensbedingungen zu erfüllen, das fremde Beſatzungsheer zu verköſtigen, die Löſungsmilliarden herbeizuſchaffen, die Armee ganz neu zu organiſiren, während hunderttauſende von franzöſiſchen Soldaten noch Kriegsgefangene in Deutſchland waren, und mit all dieſer ungeheuren Arbeit beladen, ſollte ſie auch noch der rothen Revolte die Stirne bieten.

Trotzdem trifft die Regierung der gerechte Vorwurf, daß ſie weit mehr hätte thun können, als ſie gethan hat, um den 18. März zu verhindern, und daß ſie, was ſie that, weit beſſer hätte thun können. Sie mußte ja wiſſen und ſie wußte auch zweifellos, welche Elemente der Überſpanntheit, des Utopismus, des Wahnſinns, der Begehrlichkeit und der Zerſtörungswuth die bewaffnete ſogenannte Nationalgarde der Hauptſtadt in ſich barg. Des Unheils Anfang war allerdings die im Waffenſtillſtandsvertrag auf Andrängen Favre's ſtipulirte Fortdauer der bürgerwehrlichen Bewaffnung, aber die Regierung Thiers ließ den Schaden fortſchwären, indem ſie geſtattete, daß die Wehrmänner der ſocialiſtiſch-internationalen Verſchwörung hunderte von Geſchützen unter dem lächerlichen Vorgeben, dieſelben vor der Wegnahme durch die am 1. März ihren Triumpheinzug in Paris haltenden Deutſchen zu bewahren, auf dem Montmartre, auf der Butte Chaumont und anderwärts zuſammenbrachten und daſelbſt als ein augenſcheinliches Aufſtandsmittel bewachten. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß es dem glühend patriotiſchen Greiſe, welcher von Verſailles aus Frankreich regierte, als unmöglich, ja als undenkbar vorkam, Franzoſen könnten angeſichts der in den Oſt- und Nordforts von Paris ſtehenden und den ganzen Norden und Oſten Frankreichs noch unter der Gewalt ihrer Waffen haltenden deutſchen Sieger die Fahne des Bürgerkrie-

„That er es?“

„Die plumpe Deutſche verſtand, obgleich bereits zehn Jahre hier lebend, unſere Sitten immer noch nicht, wies mir, als ich ihr meine Inclination auseinanderſetzte, die Thüre, und als ich am andern Tag wiederkam, ſagte mir Signore Taddei: Wenn Ihr ein Mann wäret, würde ich Euch meinen Degen zwiſchen die Rippen bohren, da Ihr aber bloß ein Hallunke ſeid, muß ich Euch anders bedienen.“

„Und wie bediente er Dich?“

„Er rief ſeine Geſellen, worauf dieſe mit Fäuſten und Hammerſtielen ſo lange auf mir herumdroſchen, bis ſich an meinem ganzen Leibe keine Ader mehr regte, und halbtodt warfen ſie mich dann auf die Straße.“

„Bravo, bravo, Du biſt noch gut davon gekommen.“

„Gut davon gekommen? ſo? ich war ein halbes Jahr lahm und konnte mich nicht regen und bewegen. Aber ich ſchwur, mich zu rächen, und wenn ich dieß auch langſam thue, ſo thue ich es doch; ich hinke an einem Fuße, kann alſo nicht ſo ſchnell gehen, komm aber doch zum Ziele, hahahaha, 's iſt ges erheben. Allein ein ſo welterfahrener und menſchenkundiger Mann wie Thiers mußte auch dieſe furchtbare Möglichkeit zugeben, ſo er erwog, daß in der Hauptſtadt tauſende und wieder tauſende von Leuten lungerten und lauerten, welchen der Glaube an die hölliſche Botſchaft, daß die Arbeit ein Fluch und der Genuß, der beſtiale Sinnengenuß, das einzige Heil ſei, alles, was heilig unter Menſchen, alles, was die Geſellſchaft bindet und zuſammenhält, Vaterlandsliebe, Nationalehrgefühl und Pflichtbewußtſein, längſt zu einem Spottlachen gemacht hatte. Es war ja das Geheimniß der Komödie, daß die Nationalgarden der revolutionären Quartiere einem „Centralkomité“ gehorchten, welches ungefähr ſo zuſtandegekommen, wie ihrer Zeit in der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt von 1792 die revolutionäre Kommune von Paris. Man wußte, daß die ſchon im letzten Winter ausgegebene Loſung „Errichtung einer Kommune!“ in den Maſſen zum gehätſchelten Afterglauben geworden war. Man wußte, daß der alte Erzverſchwörer Blanqui, welcher zur Zeit Louis Philipps ſeine Mitverſchworenen an die Polizei verrathen und überliefert hatte, trotzdem aber oder gerade darum beim Geſindel ſeine Geltung und ſeinen Einfluß behalten hatte, in Paris alles für den Ausbruch einer Kommune-Inſurrektion vorbereitet hatte und dann nach Lyon abgereiſt war, um dergleichen Inſurrektionen auch in den Städten von Süd- und Oſtfrankreich zu organiſiren. Man wußte endlich, daß ſeit Wochen Katilinarier aller Länder, alle die koſmopolitiſchen oder, beſſer geſagt, koſmopolakiſchen Abenteurer, von denen geſchrieben ſteht: „La révolution c'est notre carrière“ — in der Hauptſtadt zuſammenſtrömten, Geiern gleich, die ein Aas witterten. Ja, man wußte das alles in Verſailles und dennoch wähnte man, die offenkundige Gefahr nicht beachten oder gar verachten zu dürfen. Und als man dann nach langem ſträflichem Zaudern zum Handeln und zum Einſchreiten ſich entſchloß, als man zum

Zurückfordern und Zurückholen der auf dem verbarrikadirten Montmartre aufrühreriſch in Batterie gebrachten Kanonen und Mitrailleuſen vorſchritt, da war das Unternehmen ſo ſchluderig geplant und wurde daſſelbe ſo läſſig und faul ausgeführt, daß es den Verſchwörern nur die ſeit Wochen erlauerte Gelegenheit zum Losſchlagen und damit zur Ergatterung der Herrſchaft über Paris gab.

Die militäriſchen Verfügungen waren unzulänglich getroffen und wurden zuſammenhangslos ins Werk geſetzt. Die dazu verwendete Truppenzahl war wohl ausreichend — die Beſatzung von Paris war ja auf 30,000 Mann gebracht worden — aber gerade auf den Punkt der Entſcheidung hatte man ein durchaus unzuverläſſiges Linienregiment hingeſchickt. Anfangs ging alles ganz glatt. In den erſten Stunden vom 18. März ſetzten ſich die Kolonnen der Truppen gegen den Montmartre, gegen Belleville und die Butte Chaumont in Marſch. Im erſten Morgengrauen waren alle Zugänge zu dieſen Höhenquartieren von Weſten und Süden her ausreichend beſetzt. Eine Brigade, zuſammengeſetzt aus dem Infanterieregiment Nr. 88, einem Bataillon Chaſſeurs de Vincennes und etlichen Schwadronen Gensdarmen, ſteigt unter dem Befehle des Generals Lecomte die ſteilen engen Gaſſen zum Thurme Solferino auf dem Montmartre hinauf. Der General Suſbielle erreicht und beſetzt zur gleichen Zeit die Place Pigalle mit einer Schwadron berittener Chaſſeurs und einer Kompagnie Gensdarmen. Beide Generale finden weder auf ihrem Wege noch droben Widerſtand. Es war eine Überraſchung in aller Form und die ſchlechtbewachten Geſchütze befanden ſich demnach alsbald in der Gewalt der Truppen. Es handelte ſich nur noch um das Fortſchaffen der Kanonen. Aber gerade damit haperte es. Weder war die nöthige Anzahl von Pferden zur Stelle, noch konnte ſie zeitig genug herbeigeſchafft werden. Überhaupt klippte und klappte nichts und vom letzten Trainſoldaten an bis hinauf zum erſten

General des Tages wurde heute kläglich offenbar, daß die auf Frankreich laſtende Wirrſäligkeit der Anarchie auch in den Überreſten der Armee graſſirte.

Derweil hatten Frühſchoppentrinker von den Weinſtuben aus, ſowie Frühſtücksbrote holende Köchinnen in den Gaſſen vom Montmartre und in den benachbarten Quartieren das Lärmzeichen gegeben. Scharen von johlenden Jungen, fiſtulirenden Weibern und fulminirenden Bürgerwehrmännern begannen unter dem Rollen des Generalmarſches und dem Heulen der Sturmglocken herbeizuwimmeln und heranzuwuſeln. Gruppen von zornigen Patrioten und zornigeren Patriotinnen ſchoſſen wie aus dem Boden auf und von Haufen zu Haufen ging das wilde Geſchrei: „Verrath! Verrath! Man will uns unſere Kanonen ſtehlen. Der Erzſchurke Thiers will uns wehrlos machen und dann zuſammenkartätſchen. Nieder mit den Kanonenräubern!“

Der „Erzſchurke“ Thiers! Das war der dem Manne, welcher die Befreiung ſeines Landes von der fremden Invaſion und den Wiederaufbau des franzöſiſchen Staatsweſens dermalen zur Arbeit ſeiner Tage und zur Sorge ſeiner Nächte machte, dargebrachte Dank. Ein richtiger Volksdank, wie er überall im Weltgeſchichtebuch ſteht. Nur Gaukler und Gauner ſind der Gunſt und des Beifalls der niedrigen wie der vornehmen Menge gewiß. Die Kunſt der Popularität beſteht darin, noch gemeiner zu ſein als der obere und der untere Pöbel, und wer Menſchen wie Völkern imponiren will, der muß damit anfangen, ſie zu verachten. Die Nerone, die Tamerlane, die Iwane, die Napoleone werden in der mit bebendem Erſtaunen zu ihnen aufblickenden Erinnerung der Nachwelt zu Halb- oder Ganzgöttern. Warum? Weil ſie der niederträchtig vor ihnen im Staube liegenden Menſchheit den Eiſenfuß auf den Nacken drücken: „Kuſch!“ Dem Sokrates den Schierlingsbecher und dem Propheten von Nazaret den Kreuzgalgen, aber dem Sulla die Diktatur und dem Scheuſal von Kaligula die Weltherrſchaft und die Vergötterung! Manon Roland aufs Schaffot, Marat ins Pantheon! Dem Schiller einen unbezahlten Fichtenbretterſarg, dem glücklichen Börſenſchwindler und Millionendieb ein marmoren Mauſoleum! Immer und ewig dieſelbe wüſte Traveſtie von des Ariſtoteles Hymnus auf die

> „Tugend, der Sterblichen mühvolles Ziel,
> Herrlichſter Kampfpreis irdiſchen Trachtens,
> Jungfrau von weltüberwindender Macht!“

Es war kein Gefecht, ſondern nur ein wirrſäliges Durcheinander von Arbeiterbluſen, Weiberjupons, rothen Soldatenhoſen und blauen Bürgerwehrröcken, von kecker Zumuthung auf der einen und jämmerlicher Nachgiebigkeit auf der andern Seite, was die Sache entſchied. Die Truppen wollten ſich nicht ſchlagen. Als Nationalgardenbanden aus Montmartre, La Villette und Batignolles durch die Rue Müller gegen die vom General Lecomte beſetzte Stellung heranrückten, ging alsbald das „Fraterniſiren“ los, das heißt die Soldaten, voran das 88. Linienregiment, entſchlugen ſich aller Mannszucht, kehrten die Gewehrkolben in die Höhe, löſten ihre Reihen, miſchten ſich mit dem „Volke“, ließen ſich von Dirnen in die zahlreichen Kneipen ziehen und ſangen in raſch erlangter Weinbegeiſterung mit allen den Patrioten und Patriotinnen um die Wette die Marſeillaiſe, welche der arme Rouget de l'Isle ſicherlich ungedichtet gelaſſen hätte, ſo er vorausgehört, von was für Schmutzmäulern ſie anno 1793 und anno 1871 hergebrüllt werden würde. Der unglückliche General Lecomte, deſſen Befehl, auf den andringenden Inſurgentenhaufen zu feuern, nur das eben gemeldete Reſultat gehabt, wurde mitſammt ſeinem Stabe und einer Anzahl feſt und treu gebliebener Gensd'armen gefangen genommen und, umheult von geiferndem und zeterndem Geſindel, zunächſt nach dem Chateau Rouge in der Rue Clignancourt geſchleppt.

Ähnlich klägliches Ende nahm das Unternehmen der Regierung auf der Place Pigalle und auf der Butte Chaumont in Belleville. Mit Ausnahme der Gensdarmerie, welche doch bei weitem nicht ſtark genug war, den Aufruhr zu bändigen, ließen ſich die Truppen überall bereitwillig finden, mit dem Pöbel zu „fraterniſiren“, d. h. Geſetz, Ehre und Pflichtgefühl mit Füßen zu treten. Der General Vinoy, welcher die alſo ſchmählich vergeckte Expedition befehligte, ſah ſich, um ſeine noch unverführten Regimenter vor Anſteckung zu bewahren, genöthigt, gegen Mittag den Rückzugsbefehl zu geben. Demzufolge räumten die Regierung und ihre bewaffnete Macht die ganze am rechten Seineufer gelegene Stadt, und auch die Räumung der Quartiere des linken Ufers ließ nicht lange auf ſich warten. Herr Thiers mochte ſich erinnern, daß er am Morgen des 24. Februars von 1848 dem ſtürzenden Louis Philippe gerathen hatte, alle Truppen zuſammenzunehmen, um ſich mit denſelben aus der aufrühreriſchen Hauptſtadt nach St.-Cloud zurückzuziehen und dann wohlvorbereitet von dort aus angriffsweiſe gegen die Revolution vorzugehen. Überdies blieb auch für die Regierung, nachdem zwei Aufrufe, welche ſie im Laufe des Tages an die Nationalgarde richtete, um dieſe gegen eine „Handvoll Verblendeter, welche ſich über das Geſetz ſtellten und geheimen Oberen gehorchten, zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Republik“ unter die Waffen und zum Handeln zu bringen, vollſtändig erfolglos ſich erwieſen hatten, kaum etwas anderes übrig als der Rückzug nach Verſailles. Die Truppen zum „Fraterniſiren“ geneigt, die Bürgerwehr, auch die der nicht inſurgirten Quartiere, dem ſiegreichen Aufſtand mit ſtumpfer Ergebung zuſehend, — unter dieſen Umſtänden mußte der Geſcheidere vorderhand nachgeben, d. h. einpacken und gehen.

Während aber die Regierung zurückwich, ging das aus ſeiner Verborgenheit aufgetauchte „Centralkomité“ vorwärts, d. h. es ließ aus ſeinem Sitzungslokal Nr. 6 in der Rue des Roſiers auf Montmartre ſeine Vorwärtsbefehle ergehen und dieſe wurden pünktlich vollzogen. Nachdem im Laufe des Vormittags die Quartiere Montmartre, Belleville und La Villette mittels praktiſch und emſig getriebener Barrikadologie zu wohlverſchanzten, kanonenbekränzten Hauptſtützpunkten der Inſurrektion gemacht waren, wurde des Nachmittags angriffsweiſe gegen das Centrum von Paris vorgegangen. Die Eroberung war leicht, denn es gab ja keinen Widerſtand. Als der Abend zu dämmern begann, befand ſich ſo ziemlich das ganze rechtsuferige Paris in der Gewalt der Rothen, nachdem ſie ſchon gegen 4 Uhr neben anderen wichtigen Punkten und Gebäuden auch des auf dem Vendômeplatze gelegenen Generalſtabspalaſtes ſich bemächtigt hatten. Dieſes Haus und dieſer Platz, ſie ſind dann das militäriſche Hauptquartier des Aufſtandes geworden.

Ein ſo großer und raſcher Erfolg war doch wohl einer Siegesfeier werth. Wie wär' es, wenn wir dieſen 18. Märztag roth anſtrichen im ohne Zweifel wieder einzuführenden Kalender von 1793? „Blut iſt ein ganz beſonderer Saft“ und „la sainte canaille“ will ihr Amuſement haben. Der chriſtliche Herrgott zwar iſt abgethan in unſerm Glauben oder Nichtglauben, aber mit dem alten grimmigen Baal-Moloch iſt es etwas anderes und an Opfern fehlt es ja nicht.

In Wahrheit, es fehlte nicht an Opfern und die Opferung ſtand nicht lange aus.

Der gefangene General Lecomte war, wie oben gemeldet wurde, zunächſt ins Chateau Rouge gebracht und daſelbſt durch das 169. Bataillon der Nationalgarde bewacht worden. Wuthſchnaubendes Geſindel ſchrie nach ſeinem Blut. Um 3 Uhr Nachmittags machte dieſes Geſchrei den beiden Kapitänen, welche das Bataillon befehligten, ſo angſt und bange, daß ſie, der Verantwortlichkeit ſich zu entſchlagen, beſchloſſen, den Gefangenen in die Rue des Roſiers hinaustransportiren zu laſſen. Auf dem Wege dahin war das Leben des Generals wiederholt in Gefahr. Droben wurde er von einem Haufen ſeiner eigenen, verrätheriſchen Soldaten mit ſcheuſäligen Schimpfreden empfangen. Er ſetzte allem dem Infamen die Verachtungsruhe eines Braven entgegen, bekanntlich die einzige Waffe, welche einem Gentleman dem Mob gegenüber ziemt.

Derweil geſchah in einer der an das Elyſée Montmartre ſtoßenden Straßen zur Vervollſtändigung des Opferfeſtes dieſes. Ein wüſter Knäuel von Bürgerwehrleuten, Soldaten, Weibern und Kindern verhandelt die Ereigniſſe des Tages und erſchöpft ſich in Verwünſchungen des Generals Lecomte. „Er hat ſeine Soldaten zum feuern auf das Volk kommandirt; dreimal hat er Feuer kommandirt, der Lumpenhund!“ geifert eine Megäre von Marketenderin. „Er hat rechtgethan,“ ſagt nachdruckſam ein hochgewachſener, weißbärtiger Greis von ſoldatiſcher Haltung, aber im ſchwarzen Bürgerkleid. Die Menge beantwortet dieſe Bemerkung mit einem Hagel von Flüchen und Verwünſchungen. Aber uneingeſchüchtert ſagt der alte Herr noch lauter: „Ja, der General that nur ſeine Schuldigkeit. Ihm war von ſeinen Vorgeſetzten befohlen, die Kanonen zu holen und die Rottirungen zu zerſtreuen, und er mußte dieſen Befehl vollziehen.“ Die Megäre, vielleicht die Enkeltochter einer der „Guillotinefurien“ von 1793, ſpringt mit einem Satze vor den greiſen Wahrheitſager hin, ſieht ihn ſcharf an, hält ihm die geballte Fauſt unter die Naſe, ſchnaubt ein wüthendes „Ha!“ hervor und ſchreit dann, rückwärts gewandt, der Horde zu: „Das iſt Clément Thomas.“

Ein Todesurtheil! Denn ſeit lange ſchwärender Pöbelhaß ruhte auf dem General Clément Thomas. Er hatte ja zweimal, im Jahre 1848 und dann wieder im Winter von 1870—71, das Oberkommando über die Pariſer Nationalgarde gehabt und beidemal hatte er ehrlich und energiſch ſeine Schuldigkeit gethan. Auch gegen den Pöbel gethan. Jetzt war der Pöbel obenauf und pöbelte darauf los, wie von ihm zu erwarten.

Wahrſcheinlich wäre der furchtloſe Greis auf der Stelle in Stücke zerriſſen worden, ſo nicht ein Bluſenmann vorſprang und dem General zudonnerte: „Ha, du wagſt es, den Volksmörder Lecomte zu vertheidigen? Wart, wir wollen dich ihm beigeſellen. Das wird ein hübſches Paar abgeben.“ Allſeitige Zuſtimmung zu dieſem ſinnreichen Vorſchlag. Die Rotte zwingt den Greis in ihre Mitte und ſchleppt ihn unter fortwährenden Läſterungen und Drohungen fort zu dem kleinen, geheimnißvollen Hauſe Nr. 6 in der Rue des Roſiers. Kurz zuvor war der General Lecomte dort angelangt. Clément Thomas wird ihm beigeſellt zu einem furchtbaren Todesgang.

Was für Scenen ſpielten ſich jetzo, zwiſchen 4 und 5 Uhr, in dieſem Hauſe ab? Man weiß es nur beiläufig, nicht genau; denn alles war ja Trubel und Tumult, Unſinn und Wuth. Waren Mitglieder vom „Centralkomité“ anweſend? Es ſcheint nicht, denn es wird berichtet, das Komité habe zu dieſer Stunde in der Mairie des 18. Arrondiſſement Sitzung gehalten. Von anderer Seite wird freilich gemeldet, allerdings ſeien Mitglieder des Komité in der Rue des Roſiers anweſend geweſen und ſie hätten gewünſcht, daß man das Leben der beiden Generale ſchonte und dieſelben als Geiſeln in Haft behielte. Aber auch angenommen, dieſer Wunſch ſei vorhanden geweſen und ausgeſprochen worden, ſo fand er jedenfalls keine Erfüllung. Die unſelige Legende der Revolution that wieder einmal ihre Wirkung, die Nachäfferei des ſchöngefärbten Schreckensjahres 1793 mit ſeiner durch Lamartine „vergoldeten“ Guillotine verlangte nach einer Gerichtsparodie, wie ſolche bei Gelegenheit der Septembermorde von 1792 in den Gefängniſſen von Paris aufgeführt worden waren. Ein „Kriegsgericht“ ſollte gebildet werden, um die beiden Generale davor zu ſtellen. Wer von den Anweſenden noch eine Fiber von Ehre und Scham im Leibe hatte, weigerte ſich, in dem Mordgerichte zu ſitzen. Aber draußen heulte das Pack ſein „A mort! A mort!“ mit ſteigender Wildheit und ſo that ihm drinnen eine Dreck- und Spottgeburt von Tribunal den Willen. Ein Kerl Namens Verdaguer, notoriſcher Dieb zwar, aber dermalen Kommandant des 91. Bataillons, und der „Kapitän“ Kerdanſli, ein polniſcher Revolutionsreiſender, ſaßen mit auf der Richterbank. Die traurige Poſſe währte jedoch, ſo kurz ſie war, der draußen heulenden Meute zu lange. Die ſouveräne Pöbelhefe, vermiſcht mit Franctireurs, Linienſoldaten, garibaldiſchen Rothhemden, ſtrudelt hinein in den Sal und ſchwemmt die beiden Generale weg, die Treppe hinab und in den kleinen Garten.

Hier ſpielt ſich die Mordſcene ab.

Ein Kerl in der Uniform eines Bürgerwehroffiziers packt Clément Thomas, hält ihm einen Revoler an die Kehle und brüllt ihn an: „Geſtehe, daß du die Republik verrathen haſt!“

Der greiſe Republikaner gibt nur ein Achſelzucken der Verachtung zur Antwort.

„Zum Tode mit ihm! Zum Tode!“ heult die dicht am Gartenzaun geſtaute Menge.

Er wird gegen die Hintermauer des Gartens geſtoßen. Dort richtet er ſich zur ganzen Höhe ſeines Wuchſes auf, kreuzt die Arme und erwartet die mörderiſchen Kugeln.

Ein Augenzeuge hat nachmals ſich des Umſtandes erinnert, daß der friſchausgeſchlagene Blüthenzweig eines der Pfirſichbäume, welche an der Mauer ſtanden, über das Haupt des Generals emporgeragt habe wie zur Bekränzung des Opfers.

Eine Rotte von uniformirten und nichtuniformirten Halunken entladet blindlings die Gewehre auf den verlorenen Mann. Er wird nicht getroffen, nur ſeinen Hut durchſchlägt eine Kugel. Er nimmt ihn ab und entlaſtet ſeine Seele mittels des Zornſchreis: „Feiglinge und Schurken ſeid ihr alleſammt.“ Da kracht wieder ein Schuß. Getroffen ſtürzt der Gemordete vornüber auf Bruſt und Antlitz und nun zerſetzen noch mehr als vierzig Kugeln ſeinen Körper.

„Jetzt kommſt du dran!“ brüllte man dem General Lecomte zu.

Gefaſſt ſchreitet der alſo Gerufene der Mauer zu. Ein fahnenflüchtiger Soldat ſpringt vor, hält dem General die Fauſt vors Geſicht und ſchreit: „Du haſt mich mal für dreißig Tage in Arreſt geſchickt. Dafür ſollſt du von mir den erſten Schuß kriegen.“

Lecomte geht vorwärts, ſteigt über den Leichnam ſeines Schickſalsgenoſſen hinweg und ſtellt ſich an die Mauer. „Feu!“ Diesmal iſt die Salve beſſer gezielt und ins Herz getroffen ſtürzt der General rückwärts zu Boden.

„Vive la république!“ brüllt die grauſame Menge, ganz wie ihre Großväter und Großmütter im Jahre 1793 gebrüllt hatten, ſo das „rasoir national“ auf dem Revolutionsplatze ſein Tagewerk gethan, d. h. den dreißigſten, vierzigſten, fünfzigſten, ſechzigſten Kopf abgeſchnitten hatte. Der uralte Glaube, daß alles große Neue die Bluttaufe empfangen müſſe, will nicht aus dem Volke hinaus. Er iſt auch wohlbegründet, wie die Weltgeſchichte darthut. Aber ſie thut auch dar, daß der Pöbel allzeit und überall unter dem Blute, womit die Vorſchrittsideen getauft und befruchtet werden müſſen, nicht ſein eigenes, ſondern das anderer Leute verſtanden hat.

Nach vollbrachtem Mord erſchien der Herr Maire des 18. Arrondiſſements, der Citoyen Clemenceau, mit ſeiner Amtsſchärpe umgürtet, auf der Blutbühne. Früher zu kommen ſei ihm nicht möglich geweſen, ſagte er. Er ſei anderwärts zu ſehr beſchäftigt geweſen. Auch das „Centralkomité“ war anderwärts zu ſehr beſchäftigt, als daß es ſich um ſo eine Bagatelle wie die Ermordung von zwei unpopulären luſtig, daß ich jezt im Stande bin, dieſer Flora Alles mit Zinſen heimzubezahlen.“

„Weiter, weiter!“ gebot der Spanier, den das Gebahren des Notars aneckelte.

„Taddei ſtarb an einem hitzigen Fieber und ein Jährlein darauf ſah ich ſein Töchterlein zufällig auf der Straße, es war herangewachſen und ich ging zu ſeiner Mutter, um ihr meine Dienſte anzutragen.“

„Gojo, Du wollteſt, da es bei der Mutter mißlungen war, die Tochter verführen?“

„Denkt, was Ihr wollt, ſo viel iſt gewiß, daß die Signora ihren Hochmuth noch nicht eingebüßt hatte und Flora mich einen garſtigen Sündenbuckel ſchimpfte, worauf ich mich entfernte. Selbigen Tags noch kam ein entfernter Vetter des verſtorbenen Goldſchmieds zu mir, der einige Anſprüche an deſſen Hinterlaſſenſchaft zu haben glaubte. —“

„Das heißt, Du gingſt zu ihm und Deine Rachſucht gab ihm den Satansgedanken ein, die Wittwe zu plündern.“

„Wie Ihr wollt, ich führte den Prozeß für ihn und gewann, denn, mein werther Herr Spanier, Generalen hätte kümmern können. Ebenſo war auch der Kommandant der Bürgerwehr von Montmartre, der Bürger Bergeret mit ſeinem rothbefederten Generalshute, anderwärts beſchäftigt geweſen zur Stunde, als der Gräuel in der Rue des Roſiers geſchah, nämlich im Hôtel de Ville, um bei der Theilung der Beute und der Vertheilung der Machtrollen nicht zu kurz zu kommen.

Ja, im Hôtel de Ville wurde am Abende des 18. März das Hallali geblaſen. Dorthin hatte ſich das „Centralkomité“ übergeſiedelt und ſeine Mitglieder, die noch heute Morgen nichts geweſen als geheime Verſchwörer, waren jetzt öffentlich die Herren von Paris und dehnten mit Behagen die proletariſchen Glieder auf der damaſtenen und ſammetnen Polſterung der Prachtmöbel, womit das Empire die Säle des Stadthauſes ausgeſtattet hatte.

Ein Zug von wahrhaft rabelais'ſchem Kynismus geht durch die ganze Geſchichte des rothen Quartals von 1871. Auch bei dem Einzuge des Centralkomité ins Hôtel de Ville kam derſelbe zum Vorſchein. Frohüberraſcht, in das alte Hauptquartier der Revolution ohne irgend einen Widerſtand eingezogen zu ſein, ſoll der Bürger Aſſi, welcher der neuen Stadthausregierung vorſaß, ausgerufen haben: „Wir brauchten die Thore des Hôtel de Ville nicht einzuſchießen, ſondern ſie gingen von ſelber auf, als wir auf dem Grèveplatze unſer Waſſer abſchlugen.“

Nach eingebrochener Nacht ging es hoch her in den Schenken der Stadt rechts von der Seine. Das „Volk“ von Paris ſchwelgte in dem Hochgefühle, wieder einmal eine Revolution gemacht zu haben, die Angſtphiliſter luden, ſtatt ihre Gewehre zu laden, ihre Koffer, und „la sainte canaille“ torkelte weinſelig über die Boulevards.

2.

Wie die Blauen demonſtriren — Und die Rothen remonſtriren.

Es iſt überflüſſig, mittels Herzählung der Verſöhnungs- und Ausgleichungsverſuche, welche während der Nacht vonſeiten der Regierungsmitglieder Favre und Picard und vonſeiten gemäßigter Demokraten wie Tolain, Langlois und Lockroy angeſtrengt wurden, Papier und Druckerſchwärze zu vernutzen. Alle dieſe Verſuche ſcheiterten und mußten ſcheitern, weil von vornherein doch kein rechter Ernſt und Eifer dabei war. Aufſeiten der Regierung nicht, weil Monſieur Thiers, ſobald er den Umfang der Kataſtrophe erfahren, ein- für allemal ſeinen Entſchluß gefaßt haben mochte, einen Entſchluß, welchen ein von ihm geſprochenes oder auch ihm in den Mund gelegtes Wort — ſo ein „mot“, womit ja die Franzoſen gleich bei der Hand ſind — bündig formulirte: — „Hat Paris *uns* verlaſſen, ſo verlaſſen *wir* Paris.“ Aufſeiten der Inſurgenten nicht, weil dieſe, ſobald ſie ſich im Hôtel de Ville feſtgeſetzt hatten, ihre wahre Natur herauskehrten, das von der Regierung gemachte Zugeſtändniß der demnächſtigen Vornahme von Municipalwahlen ſpottlächelnd ablehnten und endlich geradeheraus erklärten, ſie anerkännten die Autorität von Thiers nicht mehr und würden alle in Paris nöthigen Wahlgeſchäfte ſelber beſorgen.

Das war Frakturſprache, von dem geſcheiden und thatkräftigen Miniſter Picard ganz richtig alſo verſtanden, daß er bei ſothanen Umſtänden gutthäte, von dem Regierungsapparat alles nur Erraffbare auf die Eiſenbahn und nach Verſailles zu ſchaffen. That ſo, der Mann, rettete Kaſſen, Akten, Regiſter, Material aller Art, ſoviel er eben zuſammenraffen und wegſchicken konnte, das Verwaltungsperſonal der verſchiedenen Miniſterien und anderen Behörden inbegriffen. Die Bank von Frankreich hat er freilich nicht aufzupacken vermocht, auch die Generaleinnahmeſtelle des ſtädtiſchen

Octroi nicht. Die Zeit war zu kurz. Denn am Abend des 19. März war die Räumung der Hauptſtadt ſeitens der Regierung von Frankreich vollendet. Eine tröſtliche Epiſode in der traurigen Geſchichte dieſes Abzuges war die feſte, fahnentreue Haltung der Linienregimenter 43 und 69, welche erſt am 20. März vom Luxemburgpalaſt weg durch die Pforte Maillot nach Verſailles marſchirten, nachdem ſie auf die Aufforderung des „Centralkomité“, die Waffen zu ſtrecken, die Antwort gegeben hatten: „Kommt und holt ſie!“ Keiner der neuen Stadthausherren hatte für gut gefunden, dieſer ſoldatiſchen Einladung Folge zu leiſten.

Alſo wären denn doch noch ſolide Mittel zum Widerſtand in Paris vorhanden geweſen? Etliche gewiß. Ob aber ausreichende? Schwerlich. Der am 19 März von der Regierung vor ihrem Abzug an die Nationalgarde gerichtete Hilferuf verſcholl wirkungslos. „Wer ſind“ — ſo hieß es darin — „die Männer des Centralkomité? Niemand kennt ſie; ihre Namen ſind neu; niemand weiß, was für einer Partei ſie angehören. Sind es Kommuniſten, Bonapartiſten, Preußen? Sind es Agenten dieſer dreifachen Coalition? Jedenfalls ſind es Feinde von Paris, das ſie der Plünderung, Feinde Frankreichs, das ſie den Preußen, Feinde der Republik, die ſie dem Deſpotismus ausliefern. Die von ihnen verübten abſcheulichen Verbrechen entziehen allen, welche mit ihnen gemeinſame Sache machen oder auch nur ſie ertragen, jegliche Entſchuldigung. Wollt ihr die Verantwortlichkeit für ihre Mordthaten und für die Ruinen, welche ſie zu häufen im Begriffe ſind, mitübernehmen? In dieſem Falle bleibt ruhig zu Hauſe! Wenn ihr aber auf eure Ehre, auf eure heiligſten Güter etwas haltet, ſo ſchart euch um die Regierung der Republik und um die Nationalverſammlung!“

Und ſiehe, ſie blieben ruhig zu Hauſe, die Herren Philiſter von Paris. Sie bleiben ja allzeit und überall ruhig zu Hauſe an Tagen der Entſcheidung, die Herren

Philiſter von Europa, und ſo werden ſie auch an dem Entſcheidungstage, wann die europäiſche Kommune dermaleinſt ausgerufen wird, ruhig zu Hauſe bleiben!

Es gab Quartiere in Paris, wo man ſich am 19. März nicht nur keine Sorge machte um das am Tage zuvor Geſchehene, ſondern wo man davon nicht einmal etwas Beſtimmtes wußte. Catulle Mendès begegnete in der Rue de la Grange-Batelière, alſo mitten in der Stadt, einem Bekannten und fragte ihn: „Was gibt es Neues?“

„Neues? Wüßte nicht, was. Doch warten Sie! Man ſagt, es habe geſtern auf dem Montmartre etwas abgeſetzt.“

Wohl, es hatte etwas abgeſetzt, etwas, das den ſorgloſen Pariſern eine zweite Belagerung zu koſten geben ſollte. Zu Mittag erfuhren ſie auch, wem ſie fortan zu gehorchen und was ſie zu thun hätten. Es finden ſich ja immer Leute, welche ſich mit der Mühſal beladen, ihren lieben Mitleuten das zu ſagen.

Die rothe Republik proklamirte ſich mittels weißer Maueranſchläge, deren einer an die Bürger im allgemeinen und deren anderer an die Bürgerwehr im beſonderen gerichtet war. Der erſte Anſchlag lautete: „Franzöſiſche Republik. Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft. Bürger! Das Volk von Paris hat das Joch abgeſchüttelt, welches man ihm auflegen wollte.“ (Hm, wie kann man denn etwas abſchütteln, was einem noch gar nicht aufgelegt iſt? Logik und Arbeit gehörten und gehören allzeit zu den richtigen Katilinariern verhaſſteſten Dingen.) „Ruhig und in ſeinem Kraftbewußtſein unerſchütterlich hat es wie ohne Herausforderung ſo auch ohne Furcht den Angriff der ſchamentblößten Thoren erwartet, welche Hand an die Republik legen wollten.“ (Wo ſo? Waren denn die Frankreich gehörenden Kanonen, welche die rechtmäßige Regierung der Republik den Händen einer aufrühreriſchen Sekte entziehen wollte, identiſch mit der „Republik“? Gewiß nicht, aber auf eine dumme Lüge mehr oder weniger kommt es in derartigen auf die „Volksmündigkeit“ berechneten Kundgebungen bekanntlich nicht an.) „Diesmal haben unſere Brüder von der Armee mit Entrüſtung ſich geweigert, die Bundeslade unſerer Freiheiten antaſten zu laſſen.“ (Jetzt machen dieſe Konfuſionarii Konfuſionariorum die Kanonen vollends zur Bundeslade! Recht hübſch nimmt ſich übrigens dieſes bibliſche Bild im Munde eingeſtanden atheiſtiſcher Kommunarden aus.) „Dank allen! Mögen Paris und Frankreich jetzt mit vereinten Kräften den feſten Grund zu einer echten Republik (nämlich was WIR darunter zu verſtehen geruhen) legen, als zu der Staatsform, welche einzig und allein im Stande, die Ära der feindlichen Einbrüche und der Bürgerkriege auf immer abzuſchließen.“ (Vom Aufhören der Bürgerkriege faſeln in derſelben Stunde, wo man ſelber die Fackel des Bürgerkrieges erhebt, das geht ſogar über pfäffiſche Heuchelei noch hinaus.) „Der Belagerungszuſtand iſt aufgehoben. (Für wie lange?) Die Bevölkerung von Paris wird in ihren Bezirken zuſammenberufen zur Vornahme der Gemeindewahlen. Schutz und Sicherheit aller Bürger durch die Bürgerwehr wird gewährleiſtet.“ (Wir werden dieſen Schutz und dieſe Sicherheit kennen lernen.) Hôtel de Ville von Paris, 19. März 1871. Das Centralkomité der föderirten Nationalgarde: Aſſi, Billioray, Ferrat, Babick, Moreau, Dupont, Varlin, Bourſier, Mortier, Gouhier, Lavallette, Jourde, Rouſſeau, Lullier, Blanchet, Groſlard, Barroud, Gereſme, Fabre, Pougeret.“*)

In einer zweiten Proklamation benachrichtigen die nämlichen Herren Citoyens die Nationalgarde, das Centralkomité habe die „Miſſion“, die Vertheidigung von Paris und der Volksrechte zu organiſiren, erfüllt und eine Regierung, „die uns verrathen hat“, verjagt. In einem dritten weißen Anſchlag waren die hochmögenden Herren vom Centralkomité ſo gütig, die Wahl einer „Kommune“ für Paris auf den 22. März anzuſetzen.

---

*) Außer dieſen trugen ſpätere Kundgebungen des Centralkomité auch die Unterſchriften: Arnaud, Arnold, Bouit, Fortuné und Viard. Sodann werden noch andere wie Avoine, Caſtioni, Grelier, Joſſelin, Liſbonne, Maljournal als frühere oder ſpätere Mitglieder des Komité genannt.

Wir werden alſo die welterlöſende Heilandin, die weltbeglückende Meſſiaſin Kommune endlich haben. Unſer biederes Centralkomité wird uns binnen drei Tagen geben, was eine „verrätheriſche Regierung“ uns ſeit ſechs Monaten vorenthalten hat. Glückauf!

So lautete die öffentliche Meinung in Montmartre, Villette, Belleville „und der Enden“ — (wie die Schweizer ſagen). Und das übrige Paris? Schwieg ſtill und ließ mit ſich machen, was man wollte. Tauſende blieben vor den drei ſignaliſirten Straßenplakaten ſtehen, laſen Inhalt und Unterſchriften, begnügten ſich aber zu fragen: „Wer ſind dieſe Leute?“ und gingen theilnahmelos weiter.

Nun, „dieſe Leute“ waren allerdings lauter „viri obscuri“, obscurissimi, aber ſie gaben, mit rothen Schärpen umgürtet, Befehle und man gehorchte ihnen. Nicht etwa nur der Ouvrier, ſondern mit ganz beſonderer Beeiferung auch der richtige Epicier von Paris, wie nicht weniger der Kleingewerbemeiſter, unter welchen Bevölkerungsklaſſen die thörichte Verordnung der Regierung, alle während der deutſchen Belagerung der Hauptſtadt geſtundeten Wechſel müßten ſofort eingelöſt werden, großen und gerechten Zorn erregt hatte. Noch ein ähnlicher harter Regierungserlaß, demzufolge alle ſeit den Belagerungsmonaten rückſtändig gebliebenen Miethen alsbald bezahlt werden ſollten, traf die ſogenannte kleine Bourgeoiſie ſchwer. Es wäre nicht nur billig geweſen, es war ſchlechthin nothwendig, gerade den Leuten vom Mittelſtande, welcher ja ſeit dem September von 1870 in Paris am ſchwerſten gelitten hatte, die nöthigen Friſten zur Erfüllung von Verbindlichkeiten zu geben, die ein Theil des Nationalunglücks waren.

Überhaupt muß man ſagen, daß die Regierung vor wie nach dem Ausbruch der Inſurrektion übel berathen war. Die ganze Art und Weiſe, wie ſie durch die Maires von Paris und die Abgeordneten der Hauptſtadt zur Nationalverſammlung die Vermittelungsverhandlungen mit dem Centralkomité führen ließ, beweiſt dies. Einen weiteren Beweis gibt die Ernennung des Admirals Saiſſet zum Oberkommandanten der Pariſer Nationalgarde ab; denn der Ernannte hat ſich ja ganz unfähig erwieſen, die Situation auch nur zu verſtehen, geſchweige ſie zu beherrſchen. Der gute Seemann that, als hätte er es mit angeheiterten, aber im Grunde gutmüthigen Matroſen zu thun, während er es doch mit „dieſen Leuten“ zu thun hatte. Da konnte nur ein ſchmähliches Fiasko herauskommen.

Wenn man vollends erwägt, daß ſich die beſitzenden Klaſſen in Paris denn doch allmälig ermannten, daß die Nationalgarden der mittleren und weſtlichen Quartiere, nahezu 30,000 Mann, eine Abordnung an Thiers nach Verſailles ſchickten, um ihm ſagen zu laſſen, daß ſie acht Arrondiſſements beſetzt hielten und, ſo er ihnen Offiziere, Geſchütze und Munition ſchickte, bereit wären, gegen die Inſurgenten zu marſchiren, und wenn man dem gegenüber die kühle Ablehnung vonſeiten des Herrn Thiers erwägt, der zurückſagen ließ, er könnte ihnen nicht helfen und riethe ihnen, mit Kind und Kegel Paris zu verlaſſen, ſo dürfte man mittels dieſer Erwägungen unſchwer zu der Schlußfolgerung gelangen, das Haupt der Exekutivgewalt müßte von vornherein dahin ſich entſchieden haben, keine „zertheilende“ Salbe aufzuſtreichen, ſondern vielmehr das Kommunegeſchwür reif werden zu laſſen, um es aufzuſchneiden und auszubrennen. Er hat dann wirklich ſo gethan. Aber wer könnte ſo thöricht ſein, zu wähnen, die Eiſen- und Feuerkur hätte geholfen? Sie war nur ein Palliativmittel, nichts weiter. Das Krebsgeſchwür wird wiederkommen, da oder dort. Die Krankheit ſteckt ja der Geſellſchaft im Blute.

Was die Herren Citoyens vom Stadthauſe betrifft, ſo konnte es ihnen nur recht ſein, die Regierung mit Unterhandlungen zu „amüſiren“, bis ſie ſich allſeitig in der Macht feſtgeſetzt hatten. Sobald dieſes geſchehen, ließen ſie die Unterhändler barſch abfahren.

Die „Ordnungspartei“ raffte ſich am 21. und 22. März zu einer „Friedensdemonſtration“ auf, die ja recht wohlgemeint war, aber ſehr übel verlief. Am erſtgenannten Tage ſammelte ſich um halb zwei Uhr ein Häuflein von zwanzig Männern auf dem Platze vor der neuen Oper. Einer, und zwar ein Linienſoldat, trug der ſich in Bewegung ſetzenden Gruppe eine Fahne vor mit der Inſchrift „Union des amis de l'ordre“. In ihrem Vorſchreiten durch verſchiedene Straßen und Quartiere vergrößerte ſich die Proceſſion der Ordnungsfreunde raſch. Die Boulevards entlang wurden ſie allenthalben aus den aufgeriſſenen Fenſtern mit den Rufen: „Es lebe die Ordnung! Hoch die Nationalverſammlung! Nieder mit der Kommune!“ empfangen. Widerſtand fanden ſie keinen. Da und dort präſentirten ſogar Abtheilungen der Nationalgarde, an deren Aufſtellung ſie vorüberkamen, vor ihnen das Gewehr. So in der Rue Drouot und in der Rue de la Paix. Auch den Zutritt zum Platze Vendôme, der von „föderirten“ Bataillonen ſtrotzte, wehrte man ihnen nicht. Als ſie unter den Fenſtern des Generalſtabsgebäudes angelangt waren, trat oben ein junger, rothbeſchärpter Mann auf den Balkon heraus und rief herunter: „Bürger, im Namen des Centralkomité ...“ „Alsbald jedoch“ — ſo berichtet ein Theilnehmer an der Friedenskundgebung — „alsbald wurde er von unſerer Seite durch ein vielſtimmiges Pfeifen und durch die Rufe unterbrochen: „Hoch die Ordnung! Hoch die Nationalverſammlung! Hoch die Republik!“ Deſſenungeachtet wurden wir in keiner Weiſe angegriffen, nicht einmal bedroht. Wir umzogen die Napoleonsſäule und marſchirten wieder auf die Boulevards hinaus nach dem

Eintrachtsplatze.“ Die Proceſſion kam ſchließlich zu ihrem Ausgangspunkte auf dem Opernplatze zurück. Sie zählte jetzt wohl an viertauſend Köpfe und vor dem Auseinandergehen traf man die Verabredung, am folgenden Tage zur ſelben Stunde die heute ſo gelungene Kundgebung zu wiederholen.

Dieſe Verabredung iſt eingehalten worden, und zur beſtimmten Stunde ſetzte ſich demnach am 22. März eine unbewaffnete, aber theilweiſe mit der Uniform der Nationalgarde angethane Schar von Ordnungsfreunden, nach etlichen Angaben nicht weniger als zehntauſend Männer, jedenfalls aber mehrere tauſende, von der neuen Oper aus in Bewegung. Neben den ſchon geſtern erſchollenen Friedens- und Ordnungsrufen vernahm man aus den Reihen ab und zu auch dieſen: „Man muß dem Centralkomite ſeine angemaßte Gewalt abfordern und abnehmen.“ Dieſer Ruf deutete offenbar darauf hin, daß nicht alle Theilnehmer an dem Zuge lediglich friedlich demonſtriren wollten. Auch das vorhin gebrauchte „unbewaffnet“ kann nicht von allen gelten. Denn es unterſteht keinem Zweifel, daß etliche der Ordnungsfreunde mit Revolvern und Stiletſtöcken bewaffnet geweſen ſein müſſen.

Es iſt möglich, daß von keiner der beiden Parteien ein gewaltſamer Zuſammenſtoß vorhergeſehen, gewollt oder gar geplant war. Aber nicht weniger möglich iſt, daß ein ſolcher Zuſammenſtoß von beiden Seiten gewünſcht war. Denn beide Parteien konnten es ganz wohl in ihrem Intereſſe finden, einen Bruch herbeizuführen. Wenigſtens einzelne Perſonen hüben und drüben konnten die Sache ſo anſehen. Gewißheit zu erlangen, wird wohl nie möglich ſein.

Eine große Trikolore wird dem Zuge vorangetragen, in welchen auch der Admiral Saiſſet ſich eingereiht hat. Man erblickt neben der Uniform der Bürgerwehr auch die der Linie und der Marine, viele Fräcke und Paletots, keine Bluſe. Als Erkennungszeichen haben die Ordnungsfreunde ein blaues Band ins Knopfloch geknüpft. Durch die Straße Neuve St.-Auguſtin, dann durch die Straße de la Paix. Aber beim Ausmünden auf den Vendômeplatz, allwo Kanonen und Mitrailleuſen aufgefahren und die Föderirten unter den Waffen ſind, ſtockt die Proceſſion.

Wenn man dem Abbé Lamazou, welcher als Diener der bekannten „Religion der Liebe“ ſeine Erlebniſſe während der Kommune-Zeit erzählt hat, glauben wollte, ſo hätten, was jetzt geſchah, einzig und allein die Rothen auf dem Gewiſſen. Wir wollen den Zeugen abhören, weil es bei dem ungeheuren Beifall, welchen ſein Buch „La place Vendôme et la Roquette“ (12. édit. 1873) in Frankreich gefunden, immerhin von Intereſſe ſein dürfte, eine Stimme aus der ſchwarzen Internationale über die rothe zu vernehmen. „Beim Eingange zum Vendômeplatz ſtieß die Marſchkolonne, ermuthigt durch die Quartierinſaſſen, auf ein Inſurgentenkorps, welches Bergeret kommandirte. Dieſer ließ ſeine Leute in Schlachtordnung treten und die Bajonnette kreuzen. Einige Augenblicke ſpäter konnte ich mit eigenen Augen bemerken, daß dieſe Inſurgenten faſt durchweg Leute von vorgerücktem Alter waren. Betrunken und abgeriſſen, wie ſie waren, ſtellten ſie ſich ſo recht dar als die wüſten Geſellen, welche der Aufruhr auf die Gaſſen ſpeit und welche das letzte Aufgebot des knechtiſchen Hundepacks bilden (qui forment le dernier ban de la canaille servile). Es gab darunter eine nicht geringe Anzahl jener Greiſe, welche, durch Faulheit und Laſter heruntergekommen, nichts mehr zu verlieren haben und demzufolge die zuverläſſigen Rekruten für jeden Aufruhr ſind, mag derſelbe kommen, von welcher Seite er will. Die Ordnungsmänner ſchwenkten ihre weißen Taſchentücher und erklärten laut, daß ihre Abſicht eine durchaus friedfertige. In dem Augenblick aber, wo etliche der Inſurgenten ihre Gewehrkolben aufwärts kehrten, um mit dem geſunden Bevölkerungstheile von Paris zu fraterniſiren, ließ Bergeret die Trommeln man kann Alles, wenn man ſich zu rächen ſtrebt. Kurze Zeit darauf wohnte die Signora Taddei in einem ganz kleinen Häuschen bei San Marco, welches ihr nebſt einem Weingärtchen vor der Porta San Gallo von ihrem vorigen Wohlſtand allein noch geblieben. Dann ſtarb ſie, und als alter Freund der Familie hielt ich es für meine Pflicht, nach der verlaſſenen Waiſe Flora mich umzuſehen. Ich wollte ihr meinen Schutz angedeihen laſſen und verlangte dagegen nur einige kleine Gefälligkeiten, war auch wirklich unausgeſezt thätig, ſie zum Erzeigen dieſer Gefälligkeiten zu bringen, da bringt mir eines Tages ein Fradre von San Marco einen Zettel von Savonarola, worin mich dieſer benachrichtigt, daß wenn ich nicht aufhöre, Flora Taddei mit meinen verbrecheriſchen Abſichten zu verfolgen, wenn ich mich unterſtehe, auch nur noch einmal die Wohnung des Mädchens zu betreten, er Mittel finden würde, meiner Sündenlaufbahn für immer ein Ende zu machen.«

»Da zogſt Du natürlich mit langer Naſe ab?«

»Was konnte ich thun? Savonarola hatte der ſterbenden Mutter verſprochen, ihr Kind zu ſchützen, rühren und nahm eine drohende Haltung an. Ein Flintenſchuß wurde auf die dreifarbige (der Friedensproceſſion vorangetragene) Fahne abgefeuert und feſt in demſelben Moment krachte eine mörderiſche Salve in die Ordnungsleute hinein, welche nach allen Seiten auseinanderſtoben. Die Mörder waren ſo aufgeregt, viele darunter ſo toll vor Angſt, daß ſie ihre vor ihnen ſtehenden Kameraden rücklings niederſchoſſen. Über jeden Zweifel erhaben iſt, daß weder eine Flinte noch ein Revolver aus den Reihen der Ordnungsleute abgefeuert wurde."

Doch nicht ſo ganz über jeden Zweifel erhaben, Euer Hochwürden! Es iſt bei ſolchen Gelegenheiten in der Regel hüben und drüben etwas nicht in der Ordnung. Wenn die Beſtie im Menſchen ſich aufrichtet und an ihrer Kette raſſelt, pflegt ihr der boshafte Leibzwerg der Weltgeſchichte, der Zufall, gar gern zu Dienſten zu ſein. Er rührt dann raſch eine jener Teufeleien an, welche man Miſſverſtändniſſe zu nennen pflegt. So eine Teufelei, ſo ein Miſſverſtändniß, wie z. B. eins in der neunten Abendſtunde vom 23. Februar 1848 vor dem Hôtel des Capucines in Paris und ein anderes in der dritten Nachmittagsſtunde vom 18. März auf dem Schloßplatz in Berlin geſpukt, ja, ſo eins hat allem nach auch auf dem Vendômeplatz zu Paris am 22. März von 1871 ſeinen diaboliſchen Spuk getrieben. In ſolchen Stunden erweiſt ſich namentlich das weiſe Warnungswort: „Spiele nicht mit Schießgewehren!" als ſehr begründet. Denn Schießgewehre ſcheinen dannzumal eine unwiderſtehliche Neigung zum Losgehen zu haben.

Die Blauen — ſo will ich, falls es meinen Leſern und hoffentlich auch Leſerinnen genehm, fortan kurzweg die pariſer Ordnungspartei nicht nur, ſondern auch die rechtmäßige, vorderhand in Verſailles kampirende Regierung der Republik ſammt allen ihren Anhängern bezeichnen — die Blauen alſo kamen durch die Rue de la Paix zum Vendômeplatz gezogen. Dort angelangt, ſahen ſie ſich den von dem Bürger Platzkommandanten Bergeret befehligten Rothen gegenüber, welche den Zugang zu dem Platze ſperrten. Aus den blauen Reihen kamen die Rufe: „Hoch Frankreich! Hoch die Ordnung!“ aber auch einzelne Schreie: „Nieder mit dem Centralkomité! Nieder mit den Mördern!“ Warum hätten ſich denn unter den Ordnungsleuten nicht etliche, ſogar mehrere Schreihälſe ſollen befinden können, welche wähnten, da man einmal am Demonſtriren wäre, könnte und müßte man die Rothen zu Boden demonſtriren, niederſchreien? Vielleicht verlangten die Demonſtranten weiter nichts, als den freien Durchpaß, aber, alles zuſammengehalten, ſcheint es ausgemacht, daß erſtens dieſes Verlangen eine drohende Form angenommen habe und zweitens die Rothen von vornherein entſchloſſen waren, die Blauen nicht auf den Vendômeplatz hereinzulaſſen. Der Bürger Platzkommandant ließ demnach ſeine Leute ein Viereck formiren, die Gewehre laden, die Bajonnette aufpflanzen und ſo ſperrte dieſe lebende Barrikade den Zugang von der Friedensſtraße her.

Jetzt fällt der in ſolchen Sachlagen nicht mehr ungewöhnliche Miſſverſtändnißſchuß. Wer hat ihn abgefeuert? Natürlich ein Rother, ſagen die Blauen. Wogegen die Rothen: „Der Schuß, ein Piſtolenſchuß, kam aus den Reihen der Blauen und hat den Bürger Maljournal, Mitglied unſeres Centralkomité, am Schenkel verwundet. Das wird uns ein gewiß unverdächtiger und kompetenter Zeuge, der berühmte amerikaniſche General Sheridan, der aus einem Fenſter der Rue de la Paix den Vorfall mitanſah, bezeugen.“ Und was ſagt der General? Der General ſagt „Ja“ — aber er fügt hinzu: „Wie die Elenden ihr Land entehren!“ und unter den „Elenden“ will er die Rothen verſtanden wiſſen, welche den ſinnlos herausfordernden Schuß — wenn es wirklich ein ſolcher war — mit einer mörderiſchen Salve beantworteten. Zwar behaupten ſie, es ſei, als die Blauen den Durchpaß mit Gewalt hätten erzwingen wollen, der warnende Trommelwirbel geſchlagen und erſt nach Nichtbeachtung des Signals ſei Feuer kommandirt worden. Aber Thatſache iſt, daß Feuer kommandirt und in die dichtgeſtauten Reihen der Blauen hinein die Salve gefeuert wurde, bevor es möglich geweſen, das Warnungsſignal zu beachten und demſelben Folge zu leiſten.

Die Wirkung dieſer Salve, womit der Bürgerkrieg eröffnet wurde, war, wie ſie ſein mußte. Die blaue Demonſtration zerſtob in alle Winde. Zahlreiche Verwundete trugen den Schrecken in die benachbarten Quartiere. Zwanzig Todte, darunter ein Oberſt, ein Leutnant, ein Vicomte, ein Bankier, ein Wechſelagent, ein Ingenieur, rötheten mit ihrem Blute das Pflaſter. Die Rothen ſcheinen doch ſelbſt über die Schlächterei erſchrocken zu ſein. Wenigſtens iſt feſtgeſtellt, daß ihre Offiziere ſie am Weiterſchießen hinderten. Auch ſie zählten übrigens zwei Todte und acht Verwundete. Muß man annehmen, daß nach Abfeuern der rothen Salve auch aus den Reihen der Blauen geſchoſſen worden ſei? Oder iſt die oben angeführte Behauptung des Abbé Lamazou, die Rothen hätten in der Verwirrung ſelber auf einander gefeuert, als Erklärung dieſer Tödtungen und Verwundungen zuläſſig?

Feſt ſteht, daß die Herren Bürger vom Centralkomité das auf dem Vendômeplatze Geſchehene ausdrücklich guthießen und nach empfangenem Bericht darüber zweierlei beſchloſſen. Erſtens, daß ſich die auf dem Vendômeplatze kommandirenden Offiziere „um das Vaterland verdient gemacht hätten“, und zweitens, daß keine blauen Kundgebungen mehr ſtattfinden dürften. Denn Freiheit muß ſein, d. h. jeder muß nach unſerer Façon frei ſein.

Der rothe Schrecken, welcher am Abend des 22. März vom Vendômeplatz ausging, unterwarf thatſächlich ganz Paris dem Machtgebote des Centralkomité. Faſt unglaublich klingt es, daß der Admiral Saiſſet auch jetzt noch an die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung glaubte und mit den Herren vom Stadthauſe in Unterhandlungen blieb. Am Morgen des 24. März ließ er ſogar, freilich ohne die Ermächtigung der Regierung eingeholt zu haben, eine Proklamation anſchlagen, worin er folgende Zugeſtändniſſe vonſeiten der Regierung und der Nationalverſammlung verhieß: „Volle Anerkennung der Gemeindefreiheiten, Wahl der Offiziere aller Grade durch die Nationalgarde ſelber, Änderung des Wechſelgeſetzes, Milderung des Miethzinſengeſetzes.“

Von der paſſiven Bevölkerung der Hauptſtadt, aber auch nur von der paſſiven, wurde dieſer Erlaß, der eben doch nur ein Apokryphon’, eine gutgemeinte Täuſchung war, mit freudiger Zuſtimmung begrüßt. Im Stadthauſe lachte man darüber. „Die Blauen ſind ebenſo dumm wie ſchwach“, meinte der Bürger Aſſi. Indeſſen wurde für gut befunden, die Unterhandlungskomödie, in welcher ſich ja auch die Deputirten von Paris, ſowie die Maires und ihre Adjunkten zu Dupes-Rollen hergaben, noch 24 Stunden weiterzuſpielen. Alle die Herren Unterhändler von blauer Seite waren in Wahrheit „ebenſo dumm wie ſchwach“. Sie merkten gar nicht, daß den Leitern der Inſurrektion ungeheuer viel, alles daran lag, die Wahl einer Kommune als den Wunſch und die That der Geſammtbevölkerung von Paris hinzuſtellen und erſcheinen zu laſſen, und bewilligten eine der darauf abzielenden Forderungen des Centralkomité nach der andern. So kam die „Vereinbarung“ zuſtande, daß Sonntags den 26. März von morgens 8 Uhr bis nachts 12 Uhr Paris ſeine „Kommune“ wählen ſolle.

Damit hatten die Stadthausherren, was ſie wollten. Der gute Admiral Saiſſet trieb die Kindlichkeit ſo weit, daß er als nach beſtverrichtetem Werke die Bataillone der Bürgerwehr, welche noch bis zum 25. März unter ſeinem Kommando verharrt waren, entließ und am Abend des

Tages mit dem frohen Bewußtſein, den Bürgerkrieg im Keime erſtickt zu haben, nach Verſailles hinausfuhr. Wie er dort empfangen wurde und bis zu welchem Grade der Verlängerung dieſer Empfang ſein Geſicht brachte, iſt nicht genau bekannt.

Im Hôtel de Ville war man an dieſem Abend ſiegesgewiß. Die Blauen hatten ſich dumm und ſchwach erwieſen, die Rothen ſchlau und ſtark. Die Maſſen aber fallen bekanntlich überall und allzeit dahin, wo die größere Kraftentwickelung ſtattfindet.

3.

Endlich haben wir die Kommune!

„**Aux urnes!**“ hieß die Loſung der Pariſer am 26. März und von allen Wänden herab predigten rothe Plakate die Tugenden einer ausgiebigen Anzahl von Kommune-Kandidaten.

Helles Sonntagswetter, und man macht ſeine Wählerpflicht im warmen Sonnenſchein ab wie ein anderes Sonntagsvergnügen. Alles iſt munter und wohlauf. Das Paris beherrſchende Roth iſt heute kein düſteres, ſondern ſchillert roſenröthlich. Was kümmern uns die von den Wällen der Nord- und Oſtforts verwundert nach der „Weltleuchte“ hereinſchauenden „deutſchen Barbaren“? Nichts. Was fragen wir nach dem in Verſailles ſich duckenden Nußknacker von Thiers? Weniger als nichts. Denn wir ſind ſouverän, wir Söhne der Weltſonne Paris, ſouveränſt, und wir wollen heute wieder einmal den Erdball in Erſtaunen ſetzen, indem wir ihm zeigen, wie man eine Kommune comme il faut zuwegebringt. Es iſt endlich an der Zeit, daß unſere dreimalheilige Dreieinigkeit „Liberté, **Egalité, Fraternité**“ zur Wahrheit und Wirklichkeit werde auf Erden. Denn — alſo hat der Bürger Jules Allix in einer Klubbſitzung von Belleville prophetirt und dekretirt — „frei ſein muß jeder, gehorchen keiner. Sogar das Kind muß frei ſein von der Geburt an, maßen es niemand Gehorſam ſchuldet, auch ſeinen Eltern nicht.“

Dieſes und andere ähnliche prächtige Principien in Thatſachen zu verwandeln, wählen wir alſo heute unſere hochgelobte Kommune. ...

Es geht dabei ganz ordentlich her, das muß man ſagen. Die Pariſer ſcheinen durchaus zeigen zu wollen, daß ſie mit allem Anſtand, ja ſo zu ſagen mit Eleganz anarchiſch zu ſein vermögen. Aber was anarchiſch? Regierung muß ſein und wir haben den einköpfigen „Tyrannen“ Thiers nur abgeſchüttelt, um uns einen ſiebzig- oder gar neunzigköpfigen aufzuladen. Variatio delectat mulieres virosque.

Würdevoll marſchiren die Bürgerwehrmänner in größeren und kleineren Gruppen nach den Abſtimmungslokalen, während ihre beſſeren Hälſten in die verſchiedenen Kirchen zur Meſſe gehen; denn die Pariſerin vom anſtändigen Mittelſtand iſt bis über die Ohren in Katholicismus getaucht. Die Herren Bürger vom Stadthauſe laſſen ihre Boten durch die verſchiedenen Quartiere rennen, und da es an Pferden für die Adjutanten fehlt, ſieht und hört man Garibaldiner im vollen Seiltänzerwichs der Garibalderei auf Velocipèdes durch die Straßen ſauſen. Wer nachmittags ſich die Mühe nehmen will, die große Barrikade zu erklettern, welche man am 19. März aufgethürmt hat, um den Stadthausplatz gegen die Rue Rivoli hin abzuſperren, kann von dort herab ein fröhliches Drängen und Treiben auf dieſem Platz erſchauen. An 20,000 Bürgerwehrleute ſind da verſammelt und die Muſikbanden verſchiedener Bataillone ſpielen auf. Rothhemden und Blaubluſen ſchäkern mit Damen, die mehr oder weniger „von jener Sorte“ ſind. Zuaven und Turkos tanzen mit Marketenderinnen zwiſchen den Geſchützen, welche, in Batterie gebracht, ihre Mündungen den Ausgängen des Platzes zukehren.

Der Mitglieder des „Conseil municipal“ — dieſe Benennung klebte man vorderhand noch der Kommune als ein Feigenblatt auf — ſollten 90 ſein, der eingeſchriebenen Wähler waren 490,000. Aber von dieſen hatte ſich mehr als die Hälfte den Proteſt hinter die Ohren geſchrieben, welchen am 19. März 35 pariſer Journale einmüthig gegen die Giltigkeit dieſer Wahl zum voraus erhoben hatten, zu nicht geringer Erboſung der Herren vom Centralkomité, welche darauf in ihrem „Journal officiel“ am 22. März eine drohende Kundgebung erließen, deren kurzer Sinn war, daß ſie die Freiheit der Preſſe achten würden, ſolange dieſelbe ſo frei wäre, nur in ihrem, der Stadthausherren, Sinne zu ſchreiben. Nur 277,300 Wähler gingen zu den Urnen und aus dieſen kamen als gewählt hervor die (nach der Reihenfolge der 20 Arrondiſſements gezählten) Bürger 1) Adam, Barré, Méline, Rochard; 2) Brelay, Chéron, Loiſeau-Pinſon, Tirard; 3) Arnaud, Demay, Dupont, Murat, Pindy; 4) Amouroux, Arnould, Clémence, Gérardin, Lefrançais; 5) Blanchet, Jourde, Ledroit, Régère, Tridon; 6) Beſlay, Goupil, Leroy, Robinet, Varlin; 7) Brunel, Lefèvre, Pariſel, Urbain; 8) Allix, Arnould, Rigault, Vaillant; 9) Desmareſt, Ferry, Naſt, Parent, Ranc; 10) Babick, Champy, Fortuné, Gambon, Pyat, Raſtoul; 11) Aſſi, Avrial, Delescluze, Eudes, Mortier, Protot; 12) Fruneau, Gereſme, Theiß, Varlin; 13) Chardon, Duval, Fränckel, Maillot; 14) Billioray, Decamp, Martelet; 15) Clément, Langevin, Vallès; 16) Bouteiller, Marmottan; 17) Chalain, Clément, Gerardin, Malon, Varlin; 18) Blanqui, J. B. Clément, Dereure, Ferré, Groſſet, Theiß, Vermorel; 19) Buget, Courent, Delescluze, Miot, Oſtyn, Oudet; 20) Bergeret, Blanqui, Flourens, Ranvier.

Abgeſehen von den Doppelwahlen und dem von Paris abweſenden Blanqui, iſt die thatſächliche Mitgliederzahl der

Kommune nie eine vollzählige geweſen. Denn keineswegs waren alle die Gewählten mit der Sache einverſtanden. Die ſämmtlichen Erkorenen der Arrondiſſements 1, 2, 9 und 16 verweigerten die Annahme der Wahl. Ebenſo in anderen Bezirken die Herren Fruneau, Goupil, Lefèvre, Leroy, Murat und Robinet. Am 16. April verſchritt man zu Ergänzungswahlen, an welchen aber nur ein Achtel der Wahlberechtigten theilnahm. Unter den Gewählten ſind Cluſeret, Courbet, Garibaldi (Menotti) und Véſinier zu nennen. Andere, wie Brioſne und Rogeard, lehnten das ihnen übertragene Mandat ab. In drei Bezirken kam wegen allzu dünner Betheiligung gar keine Wahl zuſtande. Die Kommune war demnach vom Anfang bis zum Ende niemals vollſtändig; niemals repräſentirte ſie ſämmtliche Quartiere oder gar ſämmtliche Bevölkerungsklaſſen von Paris. Wohl war unter ihre rothen Mitglieder da und dort ein blaues oder wenigſtens röthlichbläuliches hineingeſprenkelt, z. B. der Bürger Beſlay und der wackere Färbergeſell V. Clément, aber Blauheit oder auch nur Bläulichkeit vermochte gegen das triumphirend herrſchende Roth nicht aufzukommen.

Frühmorgens am 26. März hatte das Centralkomité mittels einer vom Tage zuvor datirten Proklamation ſeine Selbſtauflöſung angekündigt. Aber es war das eigentlich nur Einſothun. Denn nach öffentlich aufgelöſtem Komité fuhr ein geheimes, welchem Aſſi vorſaß, zu beſtehen und zu amten oder wenigſtens mitzuamten fort.

Am 28. März wurden die „Saturnia regna“ der Kommune auf dem Stadthausplatz unter großem Feſtjubel ausgerufen und ſah die frühlingswarm ſcheinende Sonne wieder einmal eins jener pariſer Haupt- und Staatsſpektakel, wie ſie deren an derſelben Stelle ſchon ſo manches geſehen hatte. Einhundert oder gar zweihundert Bataillone Bürgerwehr waren da in Parade aufgeſtellt. Vor der Front des rieſigen Stadtpalaſtes war eine große Bretterbühne aufgeſchlagen. Darauf ſaßen die Mitglieder des gehenden Centralkomité und die der kommenden Kommune, alle mit rothen Schärpen geſchmückt. Über die Bühne ragte eine gipſerne Statue der Republik empor, einen rothen Gürtel über den Hüften, die rothe phrygiſche Mütze auf dem Kopfe. Vor die eherne Bildſäule Heinrichs des Vierten ſammt ſeinem bronzenen Gaul hatte man eine ſpaniſche Wand von rothen Fahnen hingeſtellt, um die Augen der Bürger und Bürgerinnen, Republikaner und Republikanerinnen durch den Anblick eines „Tyrannen“ nicht zu beleidigen. Die eigentliche Ceremonie, das heißt die Übergabe der Gewalt vonſeiten des Centralkomité an die Kommune, wurde kaum bemerkt in dieſer Flut von Farben, Sonnenſtralen und Waffenglitzern, in dieſem Schwall von hunderttauſend Menſchenſtimmen. Das Vive la république!“ wurde auf der Eſtrade ausgebracht und zur Antwort ſcholl vom Platze herauf zurück: „Vive la commune!“ Ein Meer von Bajonnetten, Degenſpitzen, Hüten, Käppis und Taſchentüchern wogt empor. Die ſämmtlichen Muſikbanden intoniren die Marſeillaiſe; alle Anweſenden, Männer, Frauen, Kinder fallen ein in die herzbewegende Weiſe des alten Zauberliedes und die am Seinequai aufgeſtellte Batterie donnert den Takt des brauſenden Chorgeſangs.

Eine ganze Reihe von Augen- und Ohrenzeugen hat erklärt, daß dieſer Augenblick ein ſehr ergreifender geweſen ſei und daß ſich dabei das Volk von Paris wieder einmal in ſeiner ganzen Begeiſterungsfähigkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt habe.

Zweifelsohne. Aber bei alledem drängt ſich einem doch die Wahrnehmung auf, daß ſchon der feſtliche Beginn der Kommuneherrſchaft die Geiſtesöde, den Ideenmangel und die Gedankenarmuth der ganzen Bewegung ſignaliſirte und ſymboliſirte. Nicht einmal ihre Inthroniſirung wußten die Herren von der Kommune irgendwie originell in Scene zu ſetzen. Das ganze Spektakel vom 28. März mußte jedem

Kenner der Revolutionsgeſchichte wie ein Abklatſch jener Spektakel vorkommen, welche anno 1793 der „Oberceremonienmeiſter des Schreckens“, der Maler David, inſcenirt hatte. Nur mehr Roth wurde jetzt aufgewendet und bedeutend weniger Redekunſt. An Phraſenſchwulſt und Tiradenbombaſt dagegen fehlte es auch jetzt nicht. Sagte doch das ſcheinbar gegangene Centralkomité am Abend des Tages in einem Maueranſchlag den Bewohnern von Paris, daß dieſen „heute dem großartigſten Schauſpiel anzuwohnen gegönnt geweſen ſei, welches jemals Menſchenaugen geblendet und Menſchenherzen gerührt hat. Denn Paris begrüßte die Republik und hieß ſie willkommen. Paris ſchlug im Buche der Geſchichte eine neue Seite auf und ſchrieb ſeinen mächtigen Namen darauf“ — u. ſ. w. im Geleier nach bekannter Melodie. Charakteriſtiſch, wenn auch nicht origineller als das übrige, war der Schluß des Aktenſtücks. Man weiß ja, daß ſchon die Reden und Proklame der erſten Revolution neben „la patrie“ immerfort „l'humanité“ und „le genre humain“ geſtellt, ſowie das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft allen Völkern des Erdkreiſes zu bringen verheißen hatten. So auch das Abendproklam vom 28. März. Denn nachdem es die „ſtolze Parole“ ausgegeben: „Den Tod für das Vaterland!“ forderte es die Pariſer auf, feſt und vertrauensvoll um die Kommune ſich zu ſcharen, weil nur dadurch das große Endziel zu erreichen wäre: — die „Univerſalrepublik“.

Der gewohnte galliſche Größenwahnſinn, wiederum der alte Chauvinismus, diesmal mit einem rothen Mäntelchen angethan.

4.

Wer waren ſie? Was wollten ſie?

Derweil das ſouveräne Volk am Abend vom 28. März in ſeine Tavernen ſchlampampen ging, ſetzten ſich die neuen und dieſer Pfaffe iſt jezt allmächtig in Florenz. Aber gewiß, auch an ihm werde ich noch Rache nehmen, nur Geduld, Geduld, denn ich gehe, wie ſchon geſagt, etwas langſam, ganz wie der liebe Herrgott, und, wie dieſer, räche ich jezt am Kinde das Leid, was die Eltern mir angethan. Ja, ja, Signore Michelotto,“ fuhr er fort, aufſpringend und im Gemache hin und her grimaſſirend, „glaubt mir, Gold und Rache ſind die einzigen lobenswerthen Dinge im Leben.“

„Carrajo,“ brummte der Spanier vor ſich hin, „was weiß dieſe Kröte vom Leben?“

Ceccone ſezte ſich wieder und ſagte: „Jezt laßt mich kurz und bündig hören, was Ihr von mir verlangt.“

„Nach Allem, was Du mir da über das Mädchen geſagt haſt, bleibt uns nur der Weg der Gewalt, um den Willen meines Herrn auszuführen, welcher dahin geht, das Mädchen auf eine ſeiner Burgen in der Romagna zu ſchaffen. Nun aber ſcheint mir eine offene Gewaltthat dieſer Art unter den heute eingetretenen Umſtänden durchaus nicht zuläſſig, weil der Cardinal Gründe hat, ſeinen

Souveräne des Souveräns, Meſſieurs les Citoyens de la Commune, im Feſtſale des Stadthauſes zum Inſtallirungsbankett. Dabei ging es aber nicht eben heiter her. Denn ſchon in der erſten Stunde ihres Beſtehens erwies ſich die Kommune als ein keineswegs kompaktes Ding und die Gegenſätze, welche ſie in ſich barg, barſten ſofort aus. Das konnte gar nicht anders ſein, maßen die etlichen ſechzig Mitglieder der neuen Regierung von ſehr verſchiedenen Anſchauungen ausgingen und demnach auch verſchiedenen Zielen zuſtrebten. Schon heute brachte es eine bedenkliche Diſſonanz in die Feſtharmonie, daß wenigſtens einer der Gewählten, Herr Tirard vom 2. Arrondiſſement, mit Betonung erklärte, er betrachte ſich nur als Mitglied einer Gemeindevertretung von Paris. Dieſe ſei nach ſeiner Auffaſſung durchaus nur eine municipale, keine politiſche Behörde, habe daher auf ſtädtiſche Angelegenheiten ſich zu beſchränken und ganz und gar keine Berechtigung, Politik zu treiben.

Man kann ſich unſchwer vorſtellen, wie gerade und ſcharf dieſe Anſchauung ſolchen Kommunarden gegen den Strich ging, welche — und ſie waren die große Mehrheit — in der Kommune eine politiſche und zwar hochgradig revolutionäre Maſchine erblickten. Sicherlich war die Anſicht Tirards auch die von mehreren ſeiner Kollegen, aber nur er hatte den vollen Muth ſeiner Überzeugung, indem er, ſowie er wahrgenommen, wie wenig Anklang ſeine Meinung gefunden, ſofort das kaum angetretene Mandat niederlegte.

Dieſes Vorgehen Tirards zeigte den Ultras, daß ſie immerhin noch mit einem gemäßigten, ſolid bürgerlichen Elemente in Paris zu rechnen haben würden und nicht ſo ohne weiteres mit den Dogmen eines Blanqui, mit internationalen Phantaſtereien, ſocialiſtiſchen Schwarbeleien und kommuniſtiſchen Räubereien hervortreten dürften.

Das machte die Bankettirer im Hôtel de Ville nachdenklich und das Bankett ſelber kurz und düſter. Beim Hinweggehen ſoll einer der Feſtgenoſſen die Äußerung gethan haben: „Mit Wein hat die Kommune angehoben; mit Blut wird ſie enden.“

Dieſe Weiſſagung zu thun iſt eben keine große Kunſt geweſen. Man brauchte nur die Mehrzahl der Geſellen anzuſehen, aus welchen die Kommune zuſammengeſetzt war.

Gewiß müßte man es nicht nur als ungerecht, ſondern auch geradezu als ſtupid bezeichnen, ſo man leugnen wollte, daß auch Ehrenmänner in der Kommune ſaßen. Ja, Männer von tadelloſer Lebensführung, von nicht gemeinem Wiſſen und von ſelbſtloſer Begeiſterung ſaßen darin. Es gab da Gelehrte, Geſchäftsleute, Arbeiter, welche ohne Frage zu den beſten Bürgern ihres Landes gehörten. So z. B. der ſechsundſiebzigjährige Alterspräſident der Kommune, der Ingenieur Beſlay, der Publiciſt Vermorel, der Juriſt Protot, der Arzt Raſtoul, der Färbergeſell V. Clément, nicht zu verwechſeln mit dem wüthenden Fanatiker J. B. Clément.

Aber die Mehrzahl, die Mehrzahl! Sie war der Auswurf der Weltkloake Paris. Winkeladvokaten, Winkelliteraten, Winkelärzte, bankerotte Krämer, weggejagte Kommis, verſtickte Studenten, verbummelte Arbeiter, ein Rattenkönig von Unwiſſenheit, Faulheit, Neid, Dünkel, Größenwahn, Vermeſſenheit und Begehrlichkeit, ein Katilinariat, wie es im Salluſtius ſteht — das waren die Leute, welchen die Hauptſtadt Frankreichs ihr Schickſal anvertraut hatte.

Ein gewiß unverdächtigter und kompetenter Zeuge, der ſchon mehrfach erwähnte brave Viktor Clément, hat dieſer Kommune-Sippſchaft ein glühendes Brandmal aufgedrückt. In die Kommune gewählt und zum Maire des 18. Arrondiſſements ernannt, beſuchte der heißrepublikaniſch und hochſocialdemokratiſch geſinnte, aber ehrliche Färbergeſell ſeinen Meiſter Hallu in Faubourg Baugirard. „Nun, was halten Sie von der Kommune?“ fragte der Meiſter. „Was ich davon halte?“ gab Clément zur Antwort. „Ich fürchte, ſie iſt eine Rotte von Schurken, eine Bande von Jakobinern, die nichts Gutes zuſtandebringen werden, und ich wollte, ich ſtände erſt wieder in meinen Holzſchuhen und an meiner Bütte.“ Dieſer wirkliche und wahrhafte, nicht bloß gemalte oder geſchriebene Arbeiter, wie deren ſo viele herumlaufen, iſt wohl als der Menſch zu bezeichnen, welcher während des rothen Quartals in Paris das meiſte Gute gethan und das meiſte Böſe verhütet hat.*)

Zu den gefährlichſten Kommunarden gehörten Pyat, Barlin und Vallès, zu den bösartigſten Aſſi, Urbain, Billioray und Régère, zu den verrückteſten Lullier und Allix. Der verbiſſenſte, gefrorenſte Fanatiker in der ganzen Bande war ohne Zweifel Delescluze. In dem Schreiner Pindy, welchen ſeine Kollegen zum Gouverneur des Stadthauſes machten, verband ſich mit dem rötheſten Roth ein brutaler Humor. Er war der Mann, lachend zu ſagen: „Geht die Sache ſchief, ſo ſpreng' ich das Stadthaus mitſammt der Kommune in die Luft!“ und er war auch der Mann, zu thun, wie er ſagte. Zwei Narren in Folio waren der verlotterte Schulmeiſter Lefrançais und der vergeckte Mediciner Babick: ſie vertraten mitſammen den höchſten und tiefſten Blödſinn der Kommuniſterei. Aber die ruchloſeſten, verhärteſten, kälteſtgrauſamen Mitglieder der Kommune ſind ohne Frage der verbummelte Buchhalter Theophil Ferré und der verſtickte Student Raoul Rigault geweſen. Ferré, der kleine, dürre, knirpſige Kommis, und der aufgeſchwemmte, zierbengelige Kneipenläufer Rigault waren von der Revolutionslegende ſo recht beſeſſen. Der eine hatte ſich den Hébert, der andere den Marat zum Muſter und Vorbild genommen. Im Sprechen äfften ſie den Hyperbelbombaſt von Danton nach. Insbeſondere that dies Rigault, deſſen namenloſe Eitelkeit ſich darin gefiel, mit ſeinem Atheismus und Maratismus ſtaatzumachen und zu renommiren. „Wenn ich für vierundzwanzig Stunden Polizeipräfekt wäre" — pflegte er zu ſagen — „ſo würde es mein erſtes Geſchäft ſein, einen Verhaftsbefehl gegen den Herrgott zu erlaſſen, und wenn er ſich nicht finden ließe, würde ich ihn zum Tode verurtheilen und in effigie hinrichten laſſen." Ein andermal ließ er ſich vernehmen: „Ich habe eine wichtige Erfindung gemacht und will, wo möglich, ein Patent darauf nehmen. Meine Erfindung beſeitigt die Guillotine. Dieſe iſt zwar ganz ehrenwerth, aber ſie iſt, wie ja ſchon der ſelige Bürger Carrier meinte, zu langſam. Man muß veraltete Einrichtungen dem Fortſchritt zu opfern und aus der Wiſſenſchaft Vortheil zu ziehen wiſſen. Die Guillotine hat ihre Zeit gehabt. Das Ding iſt veraltet. Ich habe eine elektriſche Batterie konſtruirt. Die arbeitet ſicher, ſauber, ſchnell und geräuſchlos. Sie kann, wenn es euch beliebt, 500 Reaktionäre mit einem Schlag vernichten." Ein frommer Mann würde es eine Ironie Satans nennen, daß dieſer Menſch wirklich ſeinen Wunſch, Herr in der Polizeipräfektur zu werden, erfüllt ſah. Ich für meinen Theil ſage nur, daß in Frankreich nichts unmöglich iſt. Es iſt auch nicht verwunderlich, daß die Jakobiner von 1871, ſobald ſie zur Macht gelangten, als die ärgſten Tyrannen auftraten: ſie waren ja die Affen der Jakobiner von 1793. Ganz in der Ordnung alſo, daß dieſe „Freiheitshelden" mit höchſter Erbitterung auch die Preſſefreiheit verfolgten. So namentlich Rigault. Als er eines Tages einen Journaliſten hatte verhaften laſſen, ging ein Kollege deſſelben zu ihm, um die Freilaſſung des Gefangenen zu erbitten. Im Verlaufe des Geſpräches ſagte der Bittſteller:

---

*) Cléments Perſönlichkeit, Auftreten und Handeln haben nachmals ſogar auf das verſailler Kriegsgericht einen ſo günſtigen Eindruck gemacht, daß es dieſes Mitglied der Kommune mit der faſt beiſpiellos gelinden Strafe von nur drei Monaten Haft belegte.

„Man ſcheint dermalen die Freiheit der Preſſe gering zu achten."

Worauf Rigault: „Freiheit der Preſſe? Kenne das nicht."

„Sie wollen nichts davon wiſſen? Aber Sie haben ja dieſelbe früher täglich gefordert.“

„Ja, das war eben zur Zeit Badinguets (Napoleons III.). Überdies habe ich für meine Perſon zum voraus erklärt, daß wir nun und nimmer eine gegneriſche Preſſe dulden würden, wann wir einmal die Stärkeren wären. Wir ſind es jetzt und folglich dulden wir keine oppoſitionelle Preſſe.“

Es fehlte nur noch, daß dieſer Marat von 1871 ſagte: „La presse c'est moi.“ Das wäre eine zeit- und ortsgemäße Variation des alten Despotenwortes von Ludwig dem Vierzehnten geweſen.

Wenn bei Burſchen wie Ferré und Rigault der Fanatiker nur eine leichte Maſkirung des Böſewichtes war, ſo ſtellte ſich dagegen in der Perſon von Guſtav Flourens der Typus des Erzphantaſten dar. Sohn eines bekannten Gelehrten und ſelber wiſſenſchaftlich durchgebildet, hatte Flourens ſeinem Wiſſen nie den geringſten Einfluß auf die Phantaſmen geſtattet, worin er von jugendauf lebte und webte. Gut und großmüthig von Natur, wie vor ihm der ihm geiſtesverwandte Armand Barbès geweſen, war der junge Mann ebenfalls ein Opfer des Revolutionsmythus geworden, ſo ſehr, daß ſich in ſeinem Gehirne die Idee fixirte, man müßte Revolution machen um der Revolution willen. Zu fragen, was denn am Ende aller Enden aus dieſer Revolution in Permanenz werden ſollte, fiel ihm natürlich nicht ein. Er wäre ja ſonſt nicht geweſen, was er war, ein richtiger Wolkenkuckuksheimer, ein enthuſiaſtiſcher Bürger von Utopia.

Sieht man von dieſen und den übrigen ſchon früher namhaft gemachten Ausnahmen ab, bei welchen der Wahnwitz wenigſtens nur auf irregeleiteter Begeiſterung und chaotiſcher Begriffsverwirrung, nicht aber auf den ſelbſtſüchtigen Berechnungen der Eitelkeit, der Ehrſucht, der Gaunerei und Schurkerei beruhte, ſo iſt man vollſtändig berechtigt, die andern Mitglieder der Kommune als traurige

Produkte der rohmaterialiſtiſchen Anſchauungs- und Denkweiſe unſerer Zeit zu bezeichnen. Auch dieſe Narren und Verbrecher ſind echte Prieſter der Mammonsreligion des Jahrhunderts, nur in anderer Form als unſere Geldkönige und Börſenfürſten, welche den Schweiß und das Mark der Völker in ihren Kaſſen anſammeln und durch ihre übermüthige Protzerei den Neid und Groll der vom Bankette des Lebens Ausgeſchloſſenen herausfordern. Als einer dieſer Könige, James Rothſchild, in Paris vor etlichen Jahren ſtarb, hinterließ er ſeinen Söhnen 1600 Millionen oder mehr. Und zu denken, daß zu ſolchem ungeheuerlichen, man möchte ſagen ſündhaften Reichthum einer Familie jene „Blutgelder“ den Grund gelegt haben, wofür die heſſenkaſſeler „Landesväter“ Karl der Erſte, Wilhelm der Achte, Friedrich der Zweite und Wilhelm der Neunte ihre armen „Landeskinder“ zu tauſenden und wieder tauſenden an verſchiedene kriegführende Potentaten verſchacherten, ſo recht en gros der letztgenannte an die Engländer während des Unabhängigkeitskampfes der Amerikaner! Dieſer Familienſchatz, an welchem mehr Flüche hafteten als an dem Nibelungenhort, iſt dann zur napoleoniſchen Zeit dem alten Amſchel, dem Begründer der Dynaſtie Rothſchild, zum „aufheben“ gegeben worden und der alte Amſchel wußte damit ſo geſchickt zu jobbern, daß ſchon ſein Sohn der Großmeiſter der europäiſchen Jobberei, der eigentliche Kohen hagadol (Hoheprieſter) im Tempel Mammonis war.

Auf unſerer Zeit liegt das grauſame Verhängniß, die geſellſchaftlichen Gegenſätze immer ſchärfer zuzuſpitzen, dem Abgrund zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen dem Zuviel und dem Zuwenig immer breiter und tiefer zu machen. Schon einen Blick in dieſen Abgrund thut, wer die pariſer Kommunewirthſchaft von 1871 betrachtet. Seht immerhin hinunter, ihr, die ihr zu ſehen, zu fühlen und zu denken wagt. Aus der finſtern Tiefe ſtarrt euch das rothe Drachenhaupt der ſocialen Frage entgegen, nicht wahr? Ihr kehrt euch ſchaudernd ab und eure zagende Seele überfröſtelt die Angſt, daß eines Tages der Drache dem Abgrund entſteigen und Ströme von Wuth und Glut und Blut über die Erde hinhauchen könnte. Ja, euch und alle nicht Gedankenloſen ſchauert die Ahnung an vom Kommen der großen Weheſtunde, wann die empörte Arbeit, eine rachewüthige Kriemhild, dem grimmen Hagen Kapital den Goldhelm mitſammt dem Haupte herunterſchlagen und die ſociale Götterdämmerung alle ihre Schrecken loslaſſen wird ....

Am 29. März erfolgte die Konſtituirung der Kommune. Sie beſtellte einen Vorſtand, welcher wöchentlich wechſeln ſollte, und den erſten Wochenvorſtand bildeten die Bürger Lefrançais als Vorſitzer, Bergeret und Duval als Beiſitzer, Rigault und Ferré als Schriftführer. Dann theilte ſich die Kommune in zehn Kommiſſionen, welche die verſchiedenen Zweige der Civil- und Militärverwaltung nach Art der früheren Miniſterien beſorgen ſollten. Es gab z. B. eine Finanzkommiſſion, in welcher der Student Jourde, ein geborenes Finanztalent, die Hauptrolle ſpielte; eine Kriegskommiſſion, wo ſich die Bürger Eudes, Bergeret, Flourens, Cluſeret, Roſſel, Delescluze an der erſten Stelle ablöſ'ten: eine Sicherheitskommiſſion, welche die Funktionen der bisherigen Polizeipräfektur übernahm und worin die Bürger Aſſi, Ferré und Rigault herrſchten. Der letztere hatte ſich übrigens ſchon am 20. März in der Polizeipräfektur inſtallirt und der Gewalten des verjagten Polizeipräfekten ſich bemächtigt. Später wärmte man für ihn das Amt und den Titel eines „Procureur de la Commune“ von 1792 wieder auf. Göttin der Gerechtigkeit, du haſt dir fürwahr ſchon allerhand Prieſter gefallen laſſen müſſen, aber ein ſolches Exemplar wie den Bürger Rigault wohl ſelten. Das war ſo ein Wächter der öffentlichen Sicherheit, wie der Bürger Jules Vallès, welcher das Diktum von ſich gab, Homer ſei nur „ein alter Schafskopf“ geweſen, eine Art von Unterrichtsminiſter war.

Die Rede, womit der alte Beſlay die erſte Sitzung der Kommune ſchloß und worin er die Loſung ausgab: „Friede und Arbeit!“ ſchien eine Gewähr zu bieten, daß Verſtand und Mäßigung in der Verſammlung obenauf ſeien. Aber es ging hier, wie es bei derartigen Vorkommniſſen immer und überall zu gehen pflegt. Je raſcher die Dinge in Fluß und Schuß kamen, deſto lauter und gewaltthätiger machten ſich die Leidenſchaften geltend und drängten die verſtändige Erwägung mehr und mehr beiſeite. Bald mußten die Beſonnenen und Gemäßigten erkennen, daß ſie gegenüber den Überſpannten und Wüthenden in machtloſer Minderheit ſich befänden, und ſo blieb von ihnen einer nach dem andern aus den Sitzungen der Kommune weg.

Auch die Ultras, welche jedoch die herrſchende Mehrheit ausmachten, ſtimmten nicht einmal im Princip überein. Sie zerfielen in Jakobiner und Kommuniſten. Die einen bekannten ſich zum Sankt-Jakob von 1793 und wollten eine Republik à la St.-Juſt und Robespierre, jedoch mit Beſeitigung der Centraliſation, was doch ein Widerſpruch in ſich ſelbſt war; die andern ließen die Republik nur gelten als die Baſis, auf welcher ſie nach dem Bauplan der Internationale den kommuniſtiſchen Proletarierſtaat aufrichten wollten. Die beiden Fraktionen hielten ſich bis zuletzt in der Kommune die Wage und ſo iſt es gekommen, daß auch dieſer kreißende Berg nur eine Maus gebar, d. h. daß die Kommune ein poſitiv-revolutionäres Reſultat gar nicht erzielte, daß ſie ſich politiſch, ſocial und volkswirthſchaftlich als durchaus unfruchtbar erwies, daß ſie nur alles, was ſie erreichen konnte, zu zerſtören, lediglich aber nichts, gar nichts zu ſchaffen vermochte. Tiefbeſchämend für die Menſchheit iſt es, daß einer Rotte von ſo mittelmäßigen Köpfen, von ſo ordinären Geſellen ſo viel Unheil anzurichten geſtattet war. Was man auch thun mag, das Phänomen des rothen Quartals von 1871 zu erklären, immer iſt und bleibt die Möglichkeit des Phänomens eins der traurigſten Armuthszeugniſſe, welche das Menſchengeſchlecht ſich ausgeſtellt hat.

Die Kommune regierte ohne Programm, wenn man nicht etwa für ein ſolches gelten laſſen will ein an das „Volk von Frankreich“ erſt am 19. April erlaſſenes Manifeſt, ein Aktenſtück, womit der ganzen Geſchichte des Landes brutal ins Geſicht geſchlagen wurde. Das Manifeſt verlangte eine bis zum Äußerſten gehende Decentraliſation. Die franzöſiſche Republik, wollten die Herren Kommunarden, ſollte beſtehen aus ſo vielen Kommunen, als Frankreich Ortſchaften beſäße, und dieſe Gemeindefreiheit ſollte nur beſchränkt ſein durch die Gleichberechtigung der Gemeinden, welche mittels Vertrags zu einer ſtaatlichen Einheit zuſammentreten würden.

Etwas Unfranzöſiſcheres als dieſe bis zum äußerſten Extrem, geradezu bis zur Pulveriſirung getriebene Zerſtückelung des Staatskörpers ließe ſich kaum ausſinnen. Jeder Wiſſende kennt die mancherlei und großen Schäden, welche für das franzöſiſche Volk aus der maßloſen Centraliſation erwachſen ſind. Aber jeder Wiſſende weiß auch, daß eine ſolche Centraliſation dem Gallierthum im Blute lag und liegt, und daß demzufolge die geſammte geſchichtliche Entwickelung Frankreichs folgerichtig darauf hingearbeitet hat. Das Gute und Vortheilhafte, welches der Centraliſation doch immerhin auch zu eigen, beibehalten, das Schlechte und Schädliche derſelben allmälig ausſcheiden, das wäre patriotiſch und ſtaatsmänniſch gehandelt. Aber von heute auf morgen die Geneſis des Staates verneinen, den ganzen Staatsorganismus auf den Kopf ſtellen und dem Franzoſenthum dekretiren wollen, aus ſeiner Haut zu fahren, das war offenbar Wahnſinn. Der einzige originelle Anlauf alſo, welchen die Kommune nahm, mußte ſie von rechtswegen ins Narrenhaus führen.

Von der Gelegenheitsgeſetzgebung der Herren vom Stadthauſe zu reden, iſt nicht der Mühe werth. Dergleichen Akte, wie z. B. das zu Gunſten der Schuldner erlaſſene Wechſel- und Miethegeſetz, gehörten zu den Nothbehelfen einer Regierung, die von der Hand in den Mund lebte. Um ſich einen ſittlichen Firniß zu geben, verbot die Kommune alle Arten von Hazardſpielen und in einem Anfall von kommuniſtiſchem, d. h. die perſönliche Freiheit und Selbſtbeſtimmung für nichts achtendem Weltbeglückungseifer verbot ſie den Bäckern, bei nachtſchlafender Weile Teig zu kneten und Brot zu backen. Der „Delegirte beim Unterrichtsweſen“, Bürger Vaillant, auf deutſchen Hochſchulen gebildet, gab ſich viele Mühe, Schulorganiſationspläne, die an und für ſich gar nicht übel waren, zu entwerfen, die aber natürlich Papier blieben. Auf die Anregung von Pyat wird das vom 3. April datirte Dekret der Kommune zurückgeführt, welches die Trennung der Kirche vom Staat ausſprach, die Staatsausgaben für den Kultus unterdrückte und die ſämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöſter und Kongregationen beſchlagnahmte und als Nationaleigenthum erklärte. Dieſes Geſetz gelangte, ſoweit die Zeit reichte, zur Ausführung.

Die Finanzen der Kommune wurden vom Bürger Jourde ebenſo geſchickt als gewiſſenhaft verwaltet, wie denn dieſer junge Mann ſicherlich auch durch perſönliche Ehrenhaftigkeit unter ſeinen Kollegen hervorragte. Die tägliche Ausgabe betrug etwa 800,000 Franken. Gedeckt wurde dieſer Bedarf durch die Acciſe, die Tabaksregie, die Stempelgebühren, die Zwangsanleihen bei den Eiſenbahngeſellſchaften und bei der Bank von Frankreich. Beraubt wurde dieſe nicht, weil ſich namentlich Jourde und Beſlay dem Raube energiſch widerſetzten, dagegen tüchtig angezapft. Es darf gewiß als ein finanzpolitiſches Kurioſum ohnegleichen bezeichnet werden, daß die Bank von Frankreich — mit Vorwiſſen und Beiſtimmung von Monſieur Thiers — in den letzten Tagen der Kommune förmlich den Kaſſirer derſelben machte und ihr Tag für Tag 800,000 Fr. ausbezahlte. Die

Namen in Florenz nicht zu compromittiren, beſonders da das Mädchen unter dem Schutze dieſes vielvermögenden Mönches ſteht.“

„Und Ihr könnt noch beifügen,“ unterbrach Ceccone den Redenden, „daß Gewaltthätigkeit um ſo mißlicher iſt, da das Mädchen, wie ich beſtimmt weiß, ſeit Kurzem noch einen zweiten Beſchützer gefunden hat, einen Signore Tedesco, der, wie man ſagt, hieherkam, um bei Savonarola Weisheit zu holen, nebenbei aber Zeit fand, bei Flora den Liebhaber zu ſpielen.“

„Demonio! kennſt Du dieſen Deutſchen?“

„Vom Anſehen, ich begegne ihm oft und er ärgert mich jedesmal, denn er iſt jung, ſchön und glücklich, ſieht aber nicht ſo aus, als ließe er ſich ſein Liebchen gutwillig entreißen.“

„Bah, für ſolche Signori iſt der da gut,“ meinte Michelotto, den Dolch, welcher in ſeinem Gurt ſteckte, halb aus der Scheide ziehend, „aber ſag', wie ſtellen wir die Sache an, denn ich bin hier mit der Oertlichkeit zu wenig vertraut, um ſelbſt einen Plan entwerfen zu können und zudem halte ich es aus guten Gründen dem Intereſſe mei-

Bezüge der Beamten waren übrigens ſehr mäßige. Am 2. April wurde dekretirt, daß die höchſte Jahresbeſoldung eines Gemeindebeamten auf 6000 Fr. fixirt ſein ſolle. Die Mitglieder der Kommune bezogen ein Taggeld von 15 Fr., weiter nichts. Ein Obergeneral erhielt 16 Fr. Taggeld, ein Nationalgardiſt 1½ Fr. und die Verköſtigung. Daß die Kommunarden in ſybaritiſchen Bakchanalien und babyloniſchen Orgien geſchwelgt hätten, iſt Verleumdung. Bürger Jourde hat nachmals vor dem Kriegsgerichte in Verſailles die Geſammtausgabe der Kommune auf 53 Millionen angeſchlagen und es war ihm auf's Wort zu glauben.

Wie das rothe Quartal erſt verſtändlich wird, wenn man die während des zweiten Empire aufgekommene, von den Tuilerien beſchützte und von der Börſe gehätſchelte, ſo recht aus „boue de Paris" geknetete Literatur kennt, dieſe Literatur der bronze-ſtirnigen Gemeinheit, der brutalen Selbſtſucht und des triumphirenden Laſters, aus welcher ja die Kommunarden wohl den Schluß ziehen durften, eine ſolche Geſellſchaft wäre nur der Vernichtung werth, — ſo muß man die Kommune-Literatur, dieſe zahlreich wie Brenneſſeln und Giftpilze aufgeſchoſſenen Journale durchmuſtern, um ſo recht zu erfahren, welche Hefe wilder Inſtinkte und wüthender Leidenſchaften damals in Paris brodelte und gohr. Unduldſam und gewaltthätig, wie die rothen Komödianten von 1793 geweſen, waren auch durchweg ihre Affen von 1871. Nur ihre eigenen Stimmen wollten ſie hören und ſo wurde jede abweichende Meinung und Meinungsäußerung geächtet. Dieſe Freiheitsheuchler waren fanatiſche Pfaffen der Tyrannei. Was nicht für ſie war, ſollte gar nicht ſein. Die Preſſe, welche nicht aus der kommuniſtiſchen Tonart ſchrieb, wurde gewaltſam unterdrückt. Nicht etwa nur die monarchiſchen Blätter mußten verſtummen, ſondern auch die republikaniſchen. Nicht etwa nur der bonapartiſtiſche „Gaulois" oder die orleaniſtiſche „Revue des deux mondes", ſondern ebenſo der republikaniſche „Siècle".

An der Stelle der weggefegten anſtändigen Journaliſtik machte ſich eine wirkliche und wahrhafte Canaille-Preſſe ſchamlos breit. Das lumpigſte literariſche Zigeunerthum von Paris kam aus ſeinen Schlupfwinkeln hervor und tanzte auf den Straßen ſeine journaliſtiſche Carmagnole. Auch hierin, wie in anderem, um nicht zu ſagen in allem, wurden die wüſteſten Erinnerungen der erſten Revolution wieder aufgewärmt. Da konnte es nicht fehlen, daß auch Hébert's blut- und ſchmutztriefendes Journal „Le père Duchêne“ wiedererſtand. Und dieſes von Vermerſch redigirte Blatt verkaufte täglich 70,000 Exemplare und brachte ſeinen Schmierfinken Tag für Tag 1000 Franken Nettoprofit. Wollt ihr mit eigenen Augen ſehen, was für unzüchtige und mordluſtige Sprünge die Menſchenbeſtie in dem Paris des rothen Quartals machte, ſo nehmt dieſe oder jene Nummer vom „Vater Duchêne“ zur Hand. Aber zieht zuvor, ich bitt' euch, Handſchuhe an und verbindet euch die Naſen!

5.

Verhaftet euch unter einander!

Wie ging es derweil außerhalb der „intellektuellen Centralſonne des Weltalls“ her? Fand das „hehre“ Beiſpiel, welches Paris gegeben, in den Provinzen Zuſtimmung und Nachahmung? Was machten die Blauen und was that Monſieur Thiers?

Es ging in den Provinzen nicht ſo, wie es die Herren vom pariſer Stadthauſe wollten und wünſchten. Das „hehre“ Beiſpiel war ſo ziemlich umſonſt gegeben. Die Pulveriſirung Frankreichs zu einem Chaos von Kommunen entſprach mit nichten dem Nationalgeſchmack. Die internationale Verſchwörung hatte zwar in verſchiedenen Städten tüchtig vorgearbeitet und es gingen dann auch auf die Kunde vom 18. März hin da und dort, in Lyon, in

St.-Etienne, in Marſeille, in Toulouſe, in Rouen, rothe Flatterminen los. Aber eben doch nur Flatterminen oder ſogar nur „Feuerteufel“, ein bißchen praſſelnd und ſtinkend, aber ohnmächtig, zu zünden und zu ſprengen. Dieſe Krawalle ſchlug die blaue Regierung unſchwer nieder und der ganze Rummel in den Provinzen hatte ein Ende, nachdem es gelungen war, den Hauptminirer Blanqui zu Kaſtelnau dingfeſtzumachen. Die fünfzig oder ſechzig pariſer Tyrannen logen zwar ſich ſelber und ihren Unterthanen bis zuletzt vor, ihre „Brüder“ in den Provinzen würden ihnen zur Hilfe heranziehen, maſſenhaft, unwiderſtehlich; Thatſache aber war, und zwar ſehr bald, daß die pariſer Kommune vom Lande nichts zu erwarten hatte. Die Provinz emancipirte ſich diesmal von der Hauptſtadt und trieb in ihrer eigenen Manier, welche eine ganz geſcheide war, Decentraliſation.

Der kleine Thiers draußen in Verſailles war unterdeſſen auch nicht müſſig. Im Gegentheil, thätig bis zum Fieber. Er hatte mehr als eine begangene Dummheit gutzumachen und er machte ſie gut. Vorderhand freilich nur theilweiſe; denn maßen er ſchon am 25. März eine Streitmacht von 40,000 Mann mit 520 Geſchützen zur Hand hatte, ſo iſt wohl die Frage erlaubt, warum Thiers die ganz kopfloſen, wahrhaft rührend einfältigen Machenſchaften des Admirals Saiſſet zugelaſſen und nicht vielmehr einen Angriff auf Paris unternommen hatte, der ja am genannten Tage noch unendlich viel leichter geweſen wäre als eine Woche ſpäter, wo die Rothen die ganze Umwallung von Paris in ihrer Gewalt und ihre Streitkräfte organiſirt hatten. Sogar der Forts auf der Südſeite der Stadt waren ſie leicht Meiſter geworden, dagegen in dem Verſuch, auch der rieſigen Citadelle des Mont Valerien ſich zu bemächtigen, geſcheitert. Ein noch rechtzeitig auf den Mont geſchickter zuverläſſiger Kommandant hielt an der Spitze einer pflichttreuen Beſatzung dieſe wichtige, die Weſtfront von Paris deckende Feſtung für die Blauen, — ein für die Rothen, wie ſich bald zeigen ſollte, höchſt widerwärtiger Umſtand. Ein höchſt eigenthümlicher, ja in ſeiner Art einziger war es dagegen, daß die Anweſenheit der deutſchen Truppen in den Nord- und Oſtforts nicht weniger den Rothen als den Blauen zum Vortheile gereichte. Den Rothen, weil ſie demzufolge nur die Weſt- und Südſeite der Stadt zu vertheidigen hatten, den Blauen, weil ſie nicht die ganze Stadt zu umſchließen brauchten und die Kraft ihres Angriffs auf die ſüdliche und weſtliche Front koncentriren konnten. Aber der Menſch iſt eine undankbare Beſtie. Nachmals haben Blaue und Rothe brüderlichſt mitſammen über die Deutſchen geſchimpft wie Rohrſpatzen und unſer oben citirter hochwürdiger Abbé Lamazou hat, vom heiligen römiſchen Geiſte inſpirirt, ſogar die ſublime Entdeckung gemacht, die Kommune ſei nichts anderes geweſen als eine „preußiſche Intrike“, item die Kommuniſten und Petroleurs ſeien „beim Biſmarck und beim Moltke in die Schule gegangen“.

Daß die Rothen über bedeutende Streitkräfte und über ausreichendes Kriegszeug aller Art zu gebieten hatten, iſt ſchon früher dargethan worden. Auch an Generalen fehlte es der Kommune nicht. Freilich waren das Generale von der Sorte der Flourens, Eudes, Brunel, Duval, Bergeret und Lullier, welche an den oberſten Stellen befehligen ſollten, bis zur Übernahme des alleroberſten Befehls der damit betraute und eilends herbeigerufene Garibaldi eingetroffen wäre. Diesmal war aber der gute Alte von Kaprera klüger als anno 1870. Eingedenk der Erfahrungen, welche er neulich mit den Franzoſen und die Franzoſen mit ihm gemacht hatten, blieb er ruhig auf ſeiner Geißeninſel ſitzen.

Es war aber auch kein Spaß, General der Kommune zu ſein. Der Revolutionsmythus, der Konvent habe ſeine Generale ſo lange zur Guillotine geſchickt, bis ſich welche gefunden hätten, die zu ſiegen verſtanden, hatte ja im Stadthauſe bedenklich viele Gläubige und Bekenner. Das Meſſer der Guillotine zwar machte man vor der Hand nicht zum Kritiker der Strategen und Taktiker, aber man verhaftete ſich mehr oder weniger gemüthlich untereinander. Der zweifelsohne mehr als halbtolle weiland Marineleutnant Lullier wurde ſchon am 26. März von ſeinem Bürgerwehrkommando abgeſetzt, verhaftet und eingeſteckt. Es hieß, von wegen eines Stuhles, welchen er im Feuer der Debatte ſeinem ehrenwerthen Kollegen Aſſi an den Kopf geworfen hätte. Am 2. April brach aber der ehrenwerthe Lullier aus und erklärte in Rocheforts „Mot d'ordre“, er werde fortan nur mit zwölf Revolvern in den Taſchen herumgehen. An demſelben Tage ließ die Kommune ihr ehrenwerthes Mitglied Aſſi verhaften und an den Schatten thun unter der Anſchuldigung, ein Weibler und Werber für den Bonapartismus zu ſein. Ja, ja, dieſe ehrenwerthen Bürger von der Kommune hatten der großen Mehrzahl nach vollauf Urſache, einander für verdächtig zu halten.

Am 1. April ernannte die Kommune den verbummelten Mediciner Eudes zum Quaſikriegsminiſter (zum „Delegirten beim Kriegsweſen“) und den geweſenen Buchdruckereifaktor Bergeret, bislang Sergeant in der Bürgerwehr, zum Generalſtabschef. Am folgenden Tage hat dann der Krieg zwiſchen den Blauen und den Rothen ernſtlich angehoben infolge der Vorſchiebung einer Truppenſchar von St.-Cloud her bis an die Seine durch den General Vinoy, obzwar Monſieur Thiers der Meinung war, erſt dann zum Angriff auf Paris zu verſchreiten, wann er über mindeſtens 130,000 Mann zu verfügen hätte. Eine ſolche oder noch größere Truppenzahl unter der Trikolore zu verſammeln, wurde aber dem Regierer Frankreichs erſt möglich mittels Unterhandlungen mit dem deutſchen Reiche. Dieſe Unterhandlungen haben dann auch, wie bekannt, zum Ziele, d. h. viele tauſende und abermals viele tauſende franzöſiſcher Offiziere und Soldaten aus der deutſchen Kriegsgefangenſchaft heim und unter die dreifarbige Fahne geführt.

Am 2. April alſo ging der blutige Tanz los. Eine über die Seinebrücke von Neuilly und bis Courbevoie vorgegangene Erkundungsſchar der Rothen ſtieß dort mit den Vortruppen Vinoy's zuſammen und ſchoß ſich mit denſelben herum. Die Rothen ſagten, die Blauen, und die Blauen ſagten, die Rothen hätten angefangen — natürlich „verrätheriſch“. Da ſich auch die Feuermäuler des Mont Valerien in den Zank miſchten, hatten die Rothen bewegliche Gründe, nicht nur über die Seinebrücke, ſondern auch hinter die Porte Maillot, d. h. hinter die ſchützende Umwallung von Paris zurückzugehen. Die Blauen füſilirten in ihren Händen gebliebene Gefangene „sans phrase“. Zur Antwort auf die Mordſchüſſe vom 18. März, ſagten ſie ſpäter. Man ſieht, in dieſem franzöſiſchen Bürgerkriege begann es tüchtig zu ſpaniolen.

Nun brauſ'te, was roth in der Stadt, gewaltiglich auf. Was, wir ſollten uns von dem Nußknacker Thiers und ſeiner Krautjunker- und Bauernverſammlung alſo mitſpielen laſſen? Kanonen auf den weſtlichen Wall! Aux armes, citoyens! Nach Verſailles! Nach Verſailles! Laſſt unſere Generale ihre Schuldigkeit thun, damit wir das vermaledeite Neſt des Royalismus und Klerikalismus da draußen ausnehmen und mit einem Schlage unſerer hochgelobten Kommune Bahn brechen im ſchönen Frankreich!

„Unſere Generale“ Eudes, Bergeret, Duval und Flourens thaten denn auch richtig ihre Schuldigkeit, hielten Kriegsrath und ſetzten einen Plan auf, wozu die Vollziehungskommiſſion im Stadthauſe ja und Amen ſagte. Abends heizte ein Maueranſchlag, worin mit Charette's „Chouans“, „päpſtlichen Zuaven“, Trochu's „bretoniſchen Läuſekerlen“, „royaliſtiſchen Verſchwörern“, und ähnlichem Zornfutter nicht ſparſam umgegangen wurde, den mehr oder weniger heldiſchen Bürgern tüchtig ein.

Am folgenden Morgen geſchah der Ausfall, der aber nicht glänzend ausfiel. Um 4 Uhr in Marſch geſetzt, brachen die Rothen in drei Kolonnen aus der Umwallung hervor. Zur Linken ſollte der „General“ Eudes über Montrouge auf der Straße von Clermont gegen Villacoublay vorgehen. In der Mitte der „General“ Duval über Iſſy und Meudon gegen Viroflay. Auf der Rechten ſollten die „Generale“ Bergeret und Flourens Rueil und Bougival zu erreichen ſuchen. Als Geſammtwirkung dieſer drei Ausfallsſtöße war ein Vorſtoß auf Verſailles geplant, „um die Schlange in ihrem Neſte zu zertreten“. Nun aber gehören zur Ausführung eines Plans bekanntlich immer zwei. Einer, welcher denſelben ausführt, und ein anderer, welcher die Ausführung zuläſſt. Im vorliegenden Falle verſagte der andere den Dienſt, d. h. die Blauen ſchickten die Rothen mit blutigen Köpfen heim, nachdem wiederum insbeſondere das mörderiſche Feuer des Mont Valerien das ganze Unternehmen von vornherein dem Scheitern nahegebracht hatte. Die ſämmtlichen „Generale“ der Kommune wurden auf allen Punkten geſchlagen und der ganze Ausfall ſchließlich am folgenden Tage hinter die Wälle zurückgeworfen. Zwei der rothen Häuptlinge kehrten nicht wieder in die Stadt zurück. Der phantaſtiſche, aber ehrlich-fanatiſche und tapfere Flourens wurde, mit ſeinen Truppen von Paris abgeſchnitten, am 4. April in einem Hauſe unweit Rueil, wo er genächtigt hatte, von verſailler Gensd'armen, welche von Bauern auf ihn gehetzt wurden, überfallen und fiel, den Säbel in der Hand, unter dem Säbel eines Gegners. Den gefangenen Duval ließ der General Vinoy erſchießen. Als dieſem der Gefangene vorgeführt worden, fragte er ihn: „Was würden Sie mit mir machen, ſo ich Ihr Gefangener wäre?“ worauf Duval als aufrichtiger Mann antwortete: „Sie erſchießen laſſen.“ Man that ihm, wie er gethan haben würde. Wie du mir, ſo ich dir.

Die arme Mutter von Guſtav Flourens holte den todten Sohn von Verſailles, wohin man ihn gebracht hatte, nach Paris herein. Man hatte ihr den Leichnam ausgeliefert, aber unter der Bedingung, daß die Beſtattung ohne Pomp und Demonſtration vor ſich ginge. So folgten nur die troſtloſe Mutter mit ihren zwei übrigen Söhnen und ein Prieſter dem Sarge zum Père Lachaiſe. Am Tage darauf ſtand in einem rothen Blatt: „Ein Prieſter hat Flourens in geweihter Erde begraben. Das iſt ein Unglücksſchlag über das Grab hinaus.“ Der Schlag that aber nicht mehr weh einem, welcher eingegangen war in das große Schweigen, worin ja dereinſt der verglühte Erdball ſelbſt verſinken wird, mit allen ſeinen Scheinfreuden und Peinleiden ſtill verſinken wird, wie eine verblühte Waſſerlilie in die Tiefe ſinkt ... Aus dem Begräbniß von anderen 31 Gefallenen machte man ein großes Spektakel. Denn wie alle Deſpoten wußten auch die Stadthausherren, daß man der Menge „panem et circenses“ verſchaffen müßte. Zugleich wurde eine Proklamation ausgegeben, worin es lapidariſch hieß: „Die Banditen von Verſailles erwürgen oder erſchießen unſere Brüder, die in ihre Hände gefallen. Wenn ſie noch einen einzigen unſerer Wehrleute ermorden, ſo werden wir das mit der Hinrichtung einer gleichen oder doppelten Anzahl von Gefangenen beantworten.“ Ein Vorwink, aber ein Vorwink mit der Mordkeule auf das Scheuſälige hin, was ſpäter in La Roquette und anderwärts geſchehen ſollte. ...

Am Tage des miſſlungenen großen Ausfalls war der Bürger Cluſeret von der Kommune zum Delegirten beim Kriegsweſen ernannt worden. Dieſer neue Kriegsminiſter durfte ſich kecklich General ſchelten laſſen. Vor Zeiten, im Krimkrieg, Kapitän in einem Jägerbataillon, hatte er — man weiß nicht recht, warum — den franzöſiſchen Dienſt verlaſſen, das ſiciliſche Abenteuer Garibaldi's mitgemacht, dann den großen amerikaniſchen Bürgerkrieg. Ein richtiger Condottiere unſeres Jahrhunderts, hatte er die Witterung der Revolution und lief überallhin, wo „etwas los war“. Im übrigen war er ein muthiger Soldat und kein ungeſchickter Offizier. Seinem organiſatoriſchem Talent und ſeiner kriegsminiſterlichen Thätigkeit iſt es hauptſächlich auf Rechnung zu ſchreiben, daß die Rothen Paris ſo lange gegen die Blauen zu halten vermochten. Er brachte Ordnung und Straffheit in den militäriſchen Dienſt. Mit den aus Buchdruckern und Buchbindern zu „Generalen" gewordenen Nullen machte er wenig Federleſens. Den Hohlkopf Bergeret, welchen die Kommune nach ſeiner kläglichen Feldherrnprobe vom 3. April zum Stadtkommandanten ernannt hatte, ließ er abſetzen und verhaften, um den tüchtigen Polen Dombrowſki auf dieſen wichtigen Poſten zu ſtellen. In einer unglücklichen Stunde ernannte Cluſeret zum Generalſtabschef den jungen, begabten, aber vom Ehrgeiz verzehrten und ränkeſüchtigen Geniekapitän Roſſel, welcher nach dem Falle von Metz ſein den Deutſchen gegebenes Ehrenwort gebrochen hatte und ſpäter von der dreifarbigen Fahne ſeines Landes zur rothen übergelaufen war, — ein Menſch, welcher den ihm ſpäter zutheil gewordenen Tod an dem rothen Pfahl auf der Ebene von Satory wohlverdient hat. Sofort nach ſeiner Beſtallung fing er gegen Cluſeret zu ränkeln und zu zetteln an und ſeinen Machenſchaften iſt es zweifelsohne in erſter Linie zuzuſchreiben, daß die Kommune am 30. April ihren Kriegsminiſter abſetzen und verhaften ließ. An ſeine Stelle trat Roſſel als proviſoriſcher Kriegsminiſter. Weil er aber merkte, daß die übernommene Würde nur eine für ſeine Schultern viel zu ſchwere Bürde ſei, warf er ſein Miniſterium ſchon am 9. Mai der Kommune vor die Füße. Darauf obligate Verhaftung des auſlüpfiſchen Menſchen, der aber mitſammt ſeinem Wächter, dem Kommunarden Gérardin, aus ſeinem proviſoriſchen Arreſt im Stadthauſe verduftete und ſpurlos verſchwunden blieb bis zum 8. Juni, wo ihn die blaue Polizei in ſeinem pariſer Verſteck abfaßte.

Nach der mit Roſſel gemachten Erfahrung wollte die Kommune von keinem Offizier mehr als Kriegsminiſter wiſſen und ernannte zum Delegirten beim Kriegsweſen den Bürger Delescluze, genannt „der Alte vom Berge", welcher dann die letzten Kämpfe und Krämpfe der Kommune im ſtrengjakobiniſchen Stile von 1793 diktatoriſch geleitet hat. Von jugendauf Verſchwörer, hatte er gegen das Julikönigthum, gegen die Pſeudorepublik von 1848, gegen das zweite Empire gekämpft und ſchwere Verfolgungen erlitten. Was er in franzöſiſchen Gefängniſſen und unter der Glutſonne von Cayenne ausgeſtanden, hatte ſeinen Leib ausgetrocknet und ſein Herz zu Stein gemacht. Dieſer lange, hagere, bleiche Graubart ſah aus wie der verkörperte Gedanke von Robespierre. Zudem, was hatte er zu verlieren? Nichts. Am 18. März begegnete ein Bekannter dem Bürger Delescluze auf der Straße und äußerte beſorgnißvoll: „Und wenn nun die Preußen ſich dreinmiſchen und Paris in Brand ſchießen?" — „Mir ganz egal," gab der Alte vom Berge zur Antwort; „ich bin nicht Hausbeſitzer."

6.

Es wird kanonirt, prophetirt und charlataniſirt.

Das „Alles ſchon dageweſen" hält auch nicht mehr ſtand. Denn in unſeren Tagen hat die menſchliche Tragikomödie, ſonſt auch Geſchichte genannt, uns wahrhaftig verſchiedene noch nicht dageweſene Figuren und Scenen vorgeführt. War nicht die ganze Scenerie des Kommuneſpiels eine neue, inſofern die deutſchen Soldaten ſehr wahrnehmbar in den Kuliſſen ſtanden? Und iſt nicht der Marſchall Mac Mahon eine neue, noch nicht dageweſene Figur? Gewiß iſt er das. Nicht darum zwar, weil er, der notoriſche Royaliſt, den Präſidenten einer Republik vorſtellte, ſondern deſſhalb, weil er, der bei Wörth davongerittene und bei Sedan davongetragene General, zum Staatsoberhaupt ſeines Landes erkoren worden. Daß ſiegreiche Degen zu Stepnes Herrn für angemeſſen, daß ſich ſein erſter Dienſtmann ſo wenig, als immer möglich, öffentlich hier blicken läßt, nachdem man die Medici zum Teufel gejagt. Gewiß haſt Du Dir ſchon Etwas ausgedacht, oder muß ich, Deinen Witz zu ſchärfen, noch einmal meine Börſe vor Deinen Ohren ſchütteln?“

„Thut das immerhin, denn Nichts klingt ſo lieblich wie Gold, vor Allem aber vergeßt nicht, daß ſich hundert vollwichtige Ducati in der verſprochenen Börſe befinden, und nun paßt auf.“

„Laſſ' hören!“

„Es gilt für eine ganz beſtimmte Sache, daß dieſer König Carl mit ſeinen Franzoſen hieherkomme. Was er eigentlich in Florenz will, iſt mir unbekannt und höchſt gleichgültig, das aber mit Sicherheit vorauszuſehen, der Tag ſeines Einzugs werde ein höchſt tumultuoſer ſein. Und dieſen Tag müſſen wir benützen, unſern Anſchlag auf das Mädchen auszuführen. Savonarola und auch der deutſche Signor werden an dieſem Tage nach andern Dingen zu ſehen haben, als nach dem Blumenmädchen, und ſollte ſich hintennach Jemand um deſſen Entführung tern wurden, das iſt ſchon oft dageweſen. Daß ein zerſchlagener Degen als Skepter fungirte, das war neu.

Maßen der alte Thiers nicht ſelber zu Pferde ſteigen konnte — gewiß zu ſeinem großen Leidweſen — ſo mußte er ſich nach einem paſſenden Obergeneral umſehen, und ſeine Wahl fiel auf den aus deutſcher Kriegsgefangenſchaft zurückgekehrten Mac Mahon. Daß dieſer trotz Wörth und Sedan noch ein ſolches Anſehen behalten hatte, zeugt immerhin von ſeiner ſoldatiſchen Tüchtigkeit. Vielleicht wollte die Quaſi-Republik durch die Ernennung des ſehr katholiſchen Marſchalls der hochwürdigen Kleriſei eine Bürgſchaft geben. Übrigens war ja auch die Auswahl nicht groß.

Der Marſchall hatte ausreichende Streitkräfte unter ſeiner Hand, an 150,000 Mann. Die „aktive" Armee, anfänglich drei, ſpäter fünf Korps ſtark, wurde von den Generalen Ladmirault, Ciſſey, Du Barrail, Douay und Clinchant kommandirt. Die „Reſervearmee" befehligte der General Vinoy. Nachdem die Organiſation, Ausrüſtung und Vertheilung der Truppen vollendet war, begannen die Blauen am grünen Donnerstag (6. April) ihre Angriffsbewegungen gegen die Rothen. In der Richtung auf Neuilly zunächſt. Die Feldwachen der Rothen, welche ſich wieder bis Courbevoie vorgewagt hatten, wurden von dort über die Seinebrücke und die Avenue hinab bis zur Porte Maillot zurückgetrieben. Zugleich überſchüttete der Mont Valerin Neuilly und deſſen Umgebung, ſowie am folgenden Tage die Champs-Elyſées und das Quartier Les Ternes mit Kugeln, welche eiſerne Boten den Pariſern den ganzen Ernſt der Lage und den Beginn des zweiten Bombardements der Stadt verkündeten. Der Karfreitag ſah einen achtſtündigen mörderiſchen Kampf um den Beſitz der Brücke von Neuilly. Die Rothen ſchlugen ſich mit Todesverachtung und erſt am nächſten Tage (8. April) verzichteten ſie darauf, die von den Blauen genommene wichtige Brücke wiederzunehmen. Nach ſchweren Verluſten konnten demzufolge die Regierungstruppen am rechten Seineufer Batterieen errichten, welche im Verein mit denen des Mont Valerien die Porte Maillot in der Umwallung und über dieſe hinweg den Arc de Triomphe und die Champs-Elyſées zu Zielpunkten nahmen. Den Oſterſonntag und Oſtermontag über ruhten die Waffen. Am 11. April ſodann inaugurirte der Marſchall ſeine Oberbefehlshaberſchaft durch ein heftiges Artilleriefeuer, welches die blauen Batterieen von Neuilly und Chatillon aus gegen die Porte Maillot und die Südforts richteten. Ein in der Nacht mit bedeutenden Streitkräften unternommener Verſuch, die Südforts mittels Überrumpelung zu nehmen, ſchlug gänzlich fehl. Die Rothen waren wachſam und gut vorbereitet. Sie bereiteten den Überrumpelern einen ſo heißen Empfang, daß dieſe ihn zu heiß fanden und eiligſt den Rückzug antraten. Viel beſſer gelang etliche Tage darauf den Blauen ein Schlag vor der Weſtfronte der Stadt: die Erſtürmung des bei Aſnières gelegenen, von den Rothen beſetzten und befeſtigten, den Strom, ſowie die Straße zwiſchen Courbevoie und Aſnières beherrſchenden Schloſſes Becon durch die Truppen des Generals Montaudon am 17. April. Dies war für die Rothen ein nicht zu miſſachtendes Signal, ſich definitiv auf das rechte Seineufer zurückzuziehen. Die Fortſetzung der Kämpfe in dieſer Gegend, hartnäckige Feuergefechte ohn' Ende mit ſich bringend, fiel ſchwer auf die zwiſchen der Umwallung und dem Strome gelegenen Ortſchaften Clichy, Levallois, Champerret, Villiers und Neuilly, deren Inſaſſen ſich und ihre Habſeligkeiten, ſo gut es ging, nach Paris hineinflüchteten, während die zierlichen Dörfer oder Städtchen ſelbſt unter den ſich kreuzenden Geſchoſſen in Trümmer ſanken. Der Plan des Marſchalls wollte, daß die Truppen auf der Südſeite wenigſtens ebenſo weit vorgeſchritten ſein müßten wie auf der Weſtſeite, bevor von beiden Seiten ein gleichzeitiger Angriff auf die Umwallungslinie geſchehen könnte. Aber in den Südforts, namentlich in Iſſy und

Vanves, behaupteten ſich die Rothen mit wilder Zähigkeit bis in den Mai hinein gegen ihre blauen Belagerer. Denn hier ſahen ſich die Generale der letzteren genöthigt, zu förmlichen Belagerungen zu ſchreiten, mit Laufgräben und allem Zubehör vorzugehen. Der Kampf um dieſe Citadellen führte allerhand Kriſen im Schoße der Kommune mit ſich und gab auch den unmittelbaren Anſtoß zum Sturze von Cluſeret. Am 9. Mai fiel Iſſy, am 14. Mai Vanves endgiltig in die Hände der Blauen. Die rothe Fahne war ſelbſt auf den Trümmerhaufen, wozu die Kugeln der Belagerer die beiden Burgen gemacht hatten, bis zur äußerſten Möglichkeit aufrechtgehalten worden.

Nunmehr konnten die Truppen des Marſchalls gegen die Umwallung der Stadt ſelber vorgehen, aber nicht etwa mit einem Sturmangriff, welcher vorerſt ganz ausſichtslos geweſen wäre. Spitzhacke, Spaten und Schaufel, die Berechnungen und Künſte des Ingenieurs, die Wirkſamkeit des Belagerungsgeſchützes mußten vorerſt in Anwendung gebracht werden und wurden es. Im Lieblingsparke der Pariſer, im Bois de Boulogne, zwiſchen jenen kokett ſich kreuzenden Fahr-, Reit- und Wandelwegen, auf welchen ſonſt der Luxus allen ſeinen Übermuth und Frauenſchönheit alle ihre Lockungen entfaltet hatten, wurde jetzt eine rieſige Schanze aufgebaut und mit 70 Geſchützen ſchwerſten Kalibers bewaffnet. Dieſe Batterie ſpie ſofort ihren Eiſenhagel auf den ihr gegenüber liegenden Wall und die dahinter gelegenen anmuthigen Vorſtädte Auteuil und Paſſy, und Dank dieſem Eiſenhagel vermochte der hier kommandirende General Douay ſeine Laufgräben der Umwallung raſch näher zu treiben.

Aber aller Eifer der Blauen, alle ihre Vorſchritte waren doch bei weitem nicht raſch genug, um den unheilvollen Gedanken, womit die Kommune oder wenigſtens die Fanatiker in derſelben ſich trugen, von vornherein die Möglichkeit einer Verwirklichung abzuſchneiden. Daß ſolche Gedanken, eine beiſpielloſe Kataſtrophe vorzubereiten, vorhanden waren, hat nachmals die kriegsgerichtliche Unterſuchung klargeſtellt. Übrigens hatten die Fanatiker und die Charlatane des rothen Schreckens ihrer Abſichten auch gar kein Hehl. Im Gegentheil, ſie machten förmlich damit Parade. Einer der rothen Hauptcharlatane — zum Fanatiker war er viel zu frivol — Jules Vallès, Mitglied der Kommune, ſagte jedem, der es hören wollte, mündlich und in ſeinem Goſſenblatt „Cri du peuble“ ſchriftlich, daß die Rothen den Blauen Paris nur als einen Trümmerhaufen überlaſſen wollten und würden. „Die Banditen von Verſailles mögen ein Fort nach dem andern nehmen. Sie mögen auch die Stadtumwallung niederwerfen. Aber keiner ihrer Soldaten wird trotzdem Paris betreten. Wenn Thiers etwas von Chemie verſteht, ſo wird er uns verſtehen. Die Armee von Verſailles mag wiſſen, daß Paris vor nichts, aber auch vor gar nichs zurückſchrecken wird und daß alle Maßregeln getroffen ſind.“

Wie wohlbedacht dieſe Drohungen waren, hat der Schlußakt des rothen Quartals nur allzu roth, zu blut- und feuerroth bewieſen. Unſer Charlatan von Prophet freilich ſcheint nicht daran geglaubt zu haben, daß andere ſeine finſteren Prophezeiungen in Erfüllung bringen würden. Nachſtehende Scene, die ein durchaus verläſſlicher Zeuge mitgetheilt hat, zeichnet den Menſchen und mit ihm alle jene gewiſſen- und ſchamloſen Zigeuner, welche aus der Agitation ein Handwerk und aus der Revolution eine Verſorgungsanſtalt gemacht haben und machen.

Am 11. Mai erzählte im Café Madrid ein Pariſer dem deutſchen Publiciſten G. Schneider Folgendes: „Ein Freund von mir, der Direktor des Journals ‚Eclipſe‘, war von einem gewiſſen Pilotell, der, — ein Karikaturenzeichner letzten Ranges und verkommenes Subjekt — vom Centralkomité zum Quaſiminiſter der ſchönen Künſte erhoben, dieſen hohen Poſten mit der Stelle eines Polizeikommiſſärs vertauſcht hatte, ausgeplündert und arretirt worden. Ich wollte verſuchen, durch Vallès die Freilaſſung des Verhafteten zu erlangen, und da man mir ſagte, daß er bei dem Weinhändler Delille an der Place des Victoires zu ſpeiſen pflegte, ging ich dorthin. Bald trat Vallès ein. Er hatte ſich den Bart verſchneiden laſſen und trug Sommerkleider mit einer rothen Roſette im Knopfloch. Den unvermeidlichen Schleppſäbel an der Seite, eingehüllt in einen polniſchen Schnürenrock, Ungarſtiefeln an den Füßen, eine Fiſchottermütze auf dem Kopfe, rief er mir zu: „Wollen Sie meine Stelle im Hôtel de Ville einnehmen?“ — „Schönen Dank! Ich habe keine Luſt, füſilirt zu werden.“

Er legte Mütze, Rock und ſelbſt Weſte ab. Seine ſchwarzen Haare trofen von Schweiß; ſeine Augen glühten in Fieberhitze; ſeine Bruſt keuchte. „Was für ein Handwerk!“ rief er aus. „Und ich, der ich ſo faul bin! Dieſe Leute dort werden mich noch verrückt machen. Sitzung bei Tage, Sitzung bei Nacht. Und wozu? Das Lob Babeufs zu ſingen! Sehen Sie, die Verſailler entreißen uns Stunde für Stunde Terrain, Mauer, Hoffnung, wir aber ſind auf heute Abend zuſammenberufen, um über einen Antrag Courbets zu rathſchlagen, der mit ſeiner Demiſſion droht, wenn man nicht die Abſetzung Gottes dekretirte. Ich meinerſeits werde gegen den Antrag ſtimmen. Gott genirt mich nicht. Nur Chriſtus mag ich nicht leiden, ſo wenig wie alle Scheinberühmtheiten.“ Vallès, der niemals gutherzig geweſen, ſchlug mir meine Bitte ab. Ich fragte dann noch: „Wie ſoll das alles enden?“ — „Oh, auf die einfachſte Weiſe von der Welt,“ entgegnete er. „Cluſeret oder ein anderer verkauft den Verſaillern ein Wallthor und eines ſchönen Morgens lieſ't man uns in unſeren Betten auf — ein hübſcher Blumenſtrauß für Cayenne! Ich jedoch hoffe zur rechten Zeit benachrichtigt zu werden! Mein Koffer iſt gepackt: ich mache mich aus dem Staube nach der Schweiz oder Belgien. Binnen ſechs Monaten giebt es in Frankreich einen Regierungswechſel, der eine Amneſtie mit ſich bringt. Dann kehre ich zurück und werde, Dank meiner Popularität, Deputirter. Als ſolcher nehme ich Platz auf den Bänken der Oppoſition, d. h. der gemäßigten Oppoſition, und meiner Treu, es iſt ja alles möglich, und ich ſehe nicht ein, warum ich nicht Miniſter werden ſollte. Erneſt Picard iſt's ja auch geworden.‘“

7.

Verfolgungswahnſinn.

„Einen Diktator müſſen wir haben. Wir brauchen die Diktatur!“ rief Rochefort in ſeinem „Mot d'ordre“ aus, und wahrſcheinlich fühlte dieſer Schnurrant mit der Feder in ſich ſelber das Zeug zu einem richtigen Diktator. Die ins Schranken- und Sinnloſe überſpannte Demokratie iſt auch wirklich allzeit und überall in eine Diktatur ausgelaufen. Wenn die Menſchen merken, daß ihnen mit dem Aberglauben an den ſouveränen Unverſtand der Mehrheit nicht geholfen ſei, ſo werfen ſie ſich wieder dem Aberglauben an den ſouveränen Verſtand der Minderheit in die Arme, ſo leidenſchaftlich, daß ſie die Minderheit ſchließlich auf eine Perſönlichkeit einſchränken und nun von einem einzelnen Menſchen erwarten, was die ganze Menſchenmaſſe nicht zu leiſten vermochte. Natürlich werden ſie dann auch wieder betrogen. Denn von der Täuſchung zur Enttäuſchung und von dieſer wieder zu jener zu taumeln, das iſt das Loos der Menſchheit.

In der Kommune fand jedoch die Forderung Rocheforts keinen Anklang. Die Herren vom Stadthauſe hielten ſich für viel zu wichtig, als daß ſie irgendwem die Diktatur gegönnt hätten. Sie amteten alſo fort, hatten aber unter ſich fortwährend mehr oder minder heftige Schiſmen auszugleichen. Auch mußte ja die Kommune das thatſächlich fortbeſtehende, aus dem Hôtel de Ville in ein Haus der Rue l'Entrepot übergeſiedelte Centralkomité mitregieren laſſen.

Wenn aber die einköpfige Diktatur verwerflich, wie war es mit einer vielköpfigen? Im Evangelio Sankti Jakobi vom dreimalheiligen Jahr 1793 ſtand ja zu leſen, daß ſo eine Diktatur, genannt Comité du salut public oder Wohlfahrtsausſchuß, Frankreich und die Republik gerettet habe. Alſo fahren wir getroſt fort in unſerer Affenpolitik und machen wir ebenfalls einen Wohlfahrtsausſchuß, auf daß Frankreich und die Kommune gerettet werden. Der Bürger Miot ſtellt den bezüglichen Antrag, und derſelbe geht durch mit 34 gegen 28 Stimmen. Darauf am 1. Mai Wahl des Ausſchuſſes durch die 34 Bejaher der Frage. Reſultat: die Bürger Arnaud, Meillet, Ranvier, Pyat, Gérardin ſind Wohlfahrtsausſchüſſler. Dieſe Fünfeinigkeit iſt aber nicht von Dauer. Nach dem 9. Mai, von wo ab — Fort Iſſy war verloren — der ganze Handel ſchief, ſehr ſchief zu gehen anfing, wird ein neuer Wohlfahrtsausſchuß beſtellt — aus den Bürgern Arnaud, Billioray, Eudes, Gambon und Ranvier. Allein das Ding iſt überhaupt nicht recht lebensfähig. Eine ſtarke Minderheit, worunter Beſlay, Clément, Jourde, Vermorel, proteſtirt von vornherein gegen die ganze Wohlfahrtsausſchüſſelei, als der Einheit und dem Zwecke der Kommune zuwider. Die wirkliche Macht, ſoweit ſolche noch einheitlich vorhanden, geht nach dem 9. Mai auf den Kriegsdelegirten Delescluze über. Mit der Oberbefehlshaberſchaft über die ſämmtlichen Streitkräfte wird der Pole Dombrowſki betraut, an welchen alsbald zwei Landsleute, zwei jener „edlen Polen aus der Polakei", wie Heine ſie beſungen, Byſzynſki und Wolowſki, ſich heranmachen, um ihn mit Verſailles in Beziehung zu ſetzen, d. h. zum Verrath zu verlocken, was aber nicht gelungen zu ſein ſcheint oder wenigſtens nicht zum Ende geführt werden konnte. Denn Dombrowſki hatte gar nicht mehr die nöthige Zeit, der etwa übernommenen Verpflichtung nachzukommen. Im übrigen ſpielte von jetzt an ſo ziemlich jeder Kommunard in Paris den Diktator auf eigene Fauſt, ſoweit eben ſeine Fauſt reicht. Die Fäuſte von Geſellen wie Rigault und Ferré reichten leider weit, viel zu weit. . . .

Am 12. Mai gab der Wohlfahrtsausſchuß in einer Proklamation den Nothſchrei von ſich, daß die „Reaktion daran verzweifelte, Paris mittels Waffengewalt zu beſiegen“, und darum darauf ausginge, die Kräfte der Rothen „mittels Korruption zu zerſtören“. Dann noch beſtimmter: „Ihr (der Reaktion) mit vollen Händen ausgeſtreutes Gold hat bei uns käufliche Gewiſſen gefunden.“ Ja wohl! Selbſt der ſchaugeſpielte Fanatismus eines Billioray und Mortier von der Kommune ſoll der gelben Beredſamkeit des verſailler Goldes nicht widerſtanden haben. Indeſſen wurden alle Anſchläge der Verräther, dieſes oder jenes Thor den Blauen zu öffnen, vereitelt. Das Unheil wollte und mußte ſeinen Verlauf haben.

Mit dem Anfang des Maimonds kam es in raſcheres Rollen und Stürzen. Die Miſſachtung der Freiheit der Perſonen und der Sicherheit des Eigenthums nahm von Tag zu Tag größere Verhältniſſe an. Die Razzias bei miſſliebigen reichen Leuten, die Plünderung von Kirchen und Privathäuſern, die Verhaftungen „Verdächtiger“, die Jagd auf „Refraktäre“, d. h. auf Leute, welche ſich dem Zwangsdienſte in der Bürgerwehr entziehen wollten, das alles mehrte ſich in erſchreckendem Maße und nahm immer entſchiedener den Charakter rohrother Brutalität an. Am 14. Mai ließ der Wohlfahrtsausſchuß der Kommune das Dekret ausgehen, daß jeder und jede fortwährend ihre gehörig ausgefertigte und viſirte „Bürgerkarte“ bei ſich tragen ſolle. Wer nicht im Beſitze einer ſolchen betroffen würde, ſollte ohne weiteres eingethürmt werden. Auch damit hat ſich der rothe Schrecken von 1871 wiederum nur als der Affe des rothen Schreckens von 1793 erwieſen.

Doch muß man zugeſtehen, daß die Terroriſten von 1871 in ihrem weiteren Vorſchreiten etwelche Originalität entwickelten. In der Verfeinerung der Teufelei, wie auch im Ungeheuerlichen, trugen ſie es ſogar über ihre Vorgänger und Vorbilder davon. Die Machenſchaft mit den „Geiſeln“ einerſeits, der Hunnengedanke, Paris zu verbrennen, andererſeits geben hierfür Zeugniß. Aber nein, auch dieſer Gedanke war ja nicht neu. Die Zerſtörung von Lyon durch die alten Jakobiner konnte die neuen zur Zerſtörung von Paris reizen, und hat uns nicht Frau Dudevant (Georges Sand) in ihrer Lebensgeſchichte erzählt, daß, als ſie eines Spätabends zu Anfang der vierziger Jahre mit ihrem Freunde Michel de Bourges den Quai der Tuilerien hinabgegangen, der genannte Radikale mit ſeinem Stocke gegen die Quadern des Palaſtes geſchlagen und ausgerufen habe, dieſes Schloß und alle die Paläſte und Monumente in Paris müßten zerſtört werden, bevor eine neue Zeit anbrechen könnte?

Die düſtere Wahrſagung ging in Erfüllung. Und was für ein „Neuzeitliches“ iſt dann gekommen? Die Republik des Belagerungszuſtandes, die Republik, welche ſich vor dem eigenen Namen fürchtete .....

Wenn man, was freilich nicht leicht iſt, kaltblütig den Gang der Tragödie des rothen Quartals betrachtet, ſo drängt ſich einem der Gedanke auf, die vortretenden Rollenträger des Stückes müßten vom Verfolgungswahnſinn ergriffen worden ſein. Vom thätigen, wohlverſtanden! nicht vom leidenden. Man ſpürt da überall den Narren, aber den blutdürſtigen Narren, welcher Methode in ſeinen Wahnwitz zu bringen weiß und folgerichtig raſ't.

Daß aber die jakobiniſche Verfolgungswuth von 1871 in erſter Linie gegen die Prieſter ſich kehrte, iſt ſehr begreiflich. Was hatten die Pfaffen nicht alles an Frankreich geſündigt! Sie, die jeder Scheuſäligkeit des Despotismus ihren Segen gegeben, jedem an dem franzöſiſchen

Volke durch das Königthum verübten Frevel ihr Tedeum geſungen und im hellen Lichte des 19. Jahrhunderts ihr ſchandbares Verdummungs- und Verdunkelungsgeſchäft mit mehr als mittelalterlicher Schamloſigkeit getrieben hatten. Sie, die ſich unter die eifrigſten Bekenner und Verkünder der größten Lüge, welche jemals gelogen worden, der Papſtlüge, eingereiht und das Chriſtenthum in Frankreich zu einem der roheſten und abgeſchmackteſten Götzendienſte gemacht haben, womit irgendwann und irgendwo plumpe Gaukler die ſtupide Menge äfften. Extrem ruft ja das Extrem. Zu allen Zeiten und überall war es ſo. Es iſt kein bloßer Zufall, es iſt eine furchtbare weltgeſchichtliche Lehre und Warnung, daß die ſchwarzen Orgien des Afterglaubens von La Salette, Lourdes und Paray-le-Monial und die rothen Orgien des Jakobinismus von La Roquette in demſelben Lande und in derſelben Zeit in Scene geſetzt worden ſind.

Die Verhaftungen der Prieſter, Mönche und Nonnen waren ſchon im April ein Lieblingsgeſchäft der Kommunarden und wurde ſo eifrig betrieben, daß bis zum Ende des Monats wenigſtens 200 Perſonen dieſer Kategorie in der Conciergerie, in Mazas und La Santé eingekerkert waren. Etliche ließ man wieder laufen. Die Ausleſe behielt man vorderhand als „Geiſeln“, um dieſelben gelegentlich gegen von den Blauen gefangene Rothe auszuwechſeln oder auch an dieſen „Geiſeln“ zu rächen, was die Verſailler gegen Leute von der Kommune ſündigten. Der Erzbiſchof von Paris, Darbov, wurde verhaftet in der ganz beſtimmten Abſicht, ſeine Freilaſſung Herrn Thiers anzubieten als Äquivalent für die Freigebung Blanqui's. Herr Thiers fand es nicht gerathen, auf dieſes Anſinnen einzugehen.

Die Verhaftung des Erzbiſchofs erfolgte am 4. April, Nachmittags 2 Uhr. Zugleich mit ihm wurden verhaftet ſeine Generalvikare Lagarde und Jourdan. Weiterhin die bekümmern, ſo kann dieſe leicht auf Rechnung der franzöſiſchen Soldateska geſchrieben werden.“

„Das läßt ſich hören, aber wie dem Mädchen beikommen?“

„Den Punkt muß ich mir erſt noch reiflicher überlegen, aber verlaßt Euch darauf, am Tage, wo die Franzoſen einziehen, liefere ich Flora Taddei in Eure Hände. Sie fortzubringen iſt dann Eure Sache.“

„Gut; haben wir nur erſt Gelegenheit, uns ihrer zu bemächtigen, ſo ſoll ſie bald ſein, wo der Cardinal ſie zu haben wünſcht.“

„Der Cardinal hat Euch nicht allein hier gelaſſen?“

„Nein, ich habe zwei Burſchen bei mir, Landsleute aus Katalonien.“

„Könnt Ihr Euch völlig auf ſie verlaſſen?“

„Carrajo, ſie ſind ſtark wie Büffel und würden den Papſt mit ſeinen eigenen Eingeweiden erdroſſeln, ſo ich wollte.“

„Gut, haltet Euch ſammt Euren Leuten und Pferden am Tage, wo der König einzieht vom frühen Morgen an bereit, ich werde dann kommen und Euch ſagen, was zu thun.“

Abbés Surat, Petite Blondeau, Cerze, Allard, der Pfarrer Deguerry von der Madeleine, ſechs Dominikanermönche von St.-Jean de Beauvais, die Jeſuiten Ducoudray, Caubert und Clerc, und dieſen prieſterlichen Gefangenen geſellte man den alten Herrn Bonjean, weiland Senator des Empire. Allein die Verhaftungswuth richtete ſich nicht etwa nur auf Prieſter, auf Royaliſten und Bonapartiſten, ſondern auch auf Republikaner, welche der Kommune nicht huldigten oder welche den Groll eines der Stadthaustyrannen auf ſich gezogen hatten. Aus beiderlei Urſachen wurde der allgemein geachtete Republikaner Guſtav Chaudey vom „Siècle“ eingekerkert, um ſpäter ſchaudbar hingemordet zu werden. Es hatte den Bürger Rigault verdroſſen, daß der arme Chaudey in ihm ſchlechterdings keinen großen Mann, ſondern höchſtens einen traveſtirten Danton ſehen wollte.

Der Bürger Rigault blähte ſich aber in der Polizeipräfektur wie ein Sultan des rothen Schreckens. Als der verhaftete Erzbiſchof von Paris vor ihn geführt wurde und den ſalbungsvollen Sermon erhob: „Liebe Kinder, ich bin kein Politiker; ich verſtehe nur die Ausübung meines Friedensamtes. Liebe Kinder, denkt doch nach und bedenkt, was ihr thut!“ — da runzelte und raſſelte ihn der Prokurator der Kommune an: „Was, Kinder! Sie ſtehen hier nicht vor Kindern, Bürger, ſondern vor einer Behörde. Und was Ihr Gepredige betrifft, ſo können Sie das beiſeite laſſen. Wir kennen das Zeug; ſeit achtzehnhundert Jahren macht ihr es der Welt vor.“ Der Erzbiſchof wagte von der Ungeſetzlichkeit ſeiner Verhaftung zu reden. Aber da kam er übel an. „Pflichtvergeſſener Pfaffe!“ ſchrie ihm Rigault zu. „Sie, der Sie dem Meineid auf dem Throne geweihräuchert haben, Sie wagen es, das Wort Geſetzlichkeit im Munde zu führen?“

Leider war dieſe brutale Abfertigung keine ungerechte, ſondern eine nur allzu verdiente. Denn allerdings hatte

Monſeigneur Darboy, gleich ſeinem Vorgänger Sibour, vor der bekannten ſemitiſchen Naſe des meineidigen Verbrechers vom 2. December huldigend und ſegnend das Weihrauchfaß herumgeſchwungen.

Etliche Tage ſpäter, als der Erzbiſchof nach Mazas gebracht worden, ging der Doktor Demarquay, bekannt und beliebt wegen ſeiner unermüdlichen Fürſorge für die Verwundeten, den Beherrſcher der Polizeipräfektur um die Freilaſſung des Prälaten an. „Wie mögen Sie ſich um ſolches Pack kümmern?“ fragte Rigault lachend. „Wenn Sie nicht aufhören damit, laſſ' ich Sie verſohlen.“ Als aber der Arzt weiter in ihn drang, rief er zornig aus: „Unmöglich, Bürger Doktor! Die Loſung unſerer Revolution iſt: Tod den Prieſtern!“

8.

Zerſtörungscancan.

Wer ſchon Wahnwitzige beobachtet hat, weiß, daß mit ihren Wuthſchreien das blödſinnige Lallen, mit ihren Zorngrimmaſſen das kindiſche Lachen zu wechſeln pflegt.

Die Kommune hat es auch ſo getrieben. Sie fiel aus dem Wilden ins Läppiſche, aus dem Schrecklichen ins Lächerliche und umgekehrt. Wo ihr Zerſtörungstrieb nicht mordete und ſengte, faſelte er. Die Zerſtörung des Hauſes von Thiers war die kindiſche Rache eines dummen Lümmeljahrejungen, die Zerſtörung der Napoleonſäule auf dem Vendômeplatz eine barbariſche Albernheit, welche bewies, daß die Kommunarden den Geiſt ihrer eigenen Nationalität gänzlich verkannten und daß für den mit Recht berühmten franzöſiſchen „Eſprit“ im rothen Quartal kein Platz war.

Die erſte Gebäulichkeit, an welcher die Kommune ihren rothen Zorn ausließ, war die Kirche Bréa, zur Erinnerung an den während der Juniſchlacht von 1848 durch die Inſurgenten ſchändlich ermordeten General dieſes Namens im dreizehnten Arrondiſſement erbaut. Dieſes Zerſtörungswerk ſah ganz ſo aus, als wollten dadurch die Mörder der Generale Thomas und Lecomte den Mördern des Generals Bréa eine nachträgliche Ehrenerklärung geben. Dann ſollte die Reihe an die ſogenannte Sühnekapelle (für die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten) kommen, allein der Zerſtörungsbefehl gelangte nicht zur Ausführung.

Schon am 3. April hatte die Kommune ein Anklagedekret gegen Thiers und ſein Miniſterium geſchleudert. Zugleich ein Raubdekret, denn die Beſitzthümer der Regierungsmitglieder ſollten mit Beſchlag belegt werden, bis die Angeklagten „vor der Volksjuſtiz" erſchienen wären, um ſich zu verantworten. Wofür? Dafür, daß ſie patriotiſch genug geweſen waren, das ihnen vonſeiten der rechtmäßigen Nationalverſammlung Frankreichs übertragene Regierungsmandat unter den ſchwierigſten Umſtänden anzunehmen und dem rothen Wahnſinn entgegenzutreten. Am 9. Mai wurde in Paris eine Proklamation bekannt, welche Herr Thiers Tags zuvor an die Bevölkerung der Hauptſtadt gerichtet hatte. Darin verſprach er den Wehrleuten, welche die Waffen niederlegen würden, Verzeihung, ſowie den Arbeitern jede mögliche Unterſtützung, zugleich aber kündigte er die nachdruckſame Niederwerfung des Aufſtandes an. Am 10. Mai oder, wie ſie datirte, am 21. Floréal — denn auch die hiſtoriſche Kurioſität des „republikaniſchen" Kalenders von 1793 hatten die Stadthausaffen unter dem Staube der Verſchollenheit hervorgeſcharrt — gab die Kommune ihre Antwort auf dieſe Proklamation, das heißt der Wohlfahrtsausſchuß dekretirte, das Vermögen von Thiers ſei zu konfiſciren und ſein Haus auf der Place St.-Georges dem Erdboden gleich zu machen.

Am 14. Mai wurde unter der Leitung der Bürger Fontaine und Andrieu, jener ſo zu ſagen Domänen-, dieſer Bautenminiſter, der kindiſche Vandalismus in Ausführung gebracht. Das Mobiliar, die Gemälde, die beträchtliche

Bibliothek, die reiche Münzenſammlung des geſetzmäßigen Staatsoberhauptes wurden weggenommen und das Haus bis auf den Grund zerſtört. Ein Mitglied der Kommune illuſtrirte den Bildungsgrad dieſer Sippſchaft mittels ſeines ſcharfſinnigen Vorſchlags, die aus dem niedergeriſſenen Hauſe geraubten Bronzeſtatuetten und alten Münzen in die Münze zu ſchicken, um eine hübſche Anzahl von Souſtücken daraus zu prägen.

Am vorhergegangenen Tage hatte im „Journal officiel“ dieſes Dekret geſtanden: „In anbetracht, daß die kaiſerliche Säule auf dem Vendomeplatz ein Symbol viehiſcher Gewalt (un symbole de force brute) und falſchen Ruhmes, eine Bekräftigung des Militarismus, eine Verneinung des internationalen Rechtes, ein den Beſiegten durch die Sieger zugefügter Schimpf, ein fortwährendes Attentat auf eins der drei großen Principien der franzöſiſchen Republik, die Bruderſchaft, — beſiehlt die Kommune: Die Säule auf dem Vendomeplatz wird umgeſtürzt.“ Den Kommentar zu dieſem Dekret gab der Bürger Pyat in ſeinem „Vengeur“:

„Paris wird den Mann vom Brumaire mitſammt dem Piedeſtal umwerfen, welches er ſeinem Stolz und unſerer Schande, ſeiner Tyrannei und unſerer Knechtſchaft, unſeren Attentaten auf uns ſelbſt und auf andere, endlich unſeren Verbrechen gegen die Freiheit Frankreichs und Europa's aufgerichtet hat. Die eroberungsluſtigſte, aber auch erobertſte, die kriegeriſchſte, aber auch friedfertigſte Raſſe giebt dieſes Freundſchaftspfand den Nationen. A bas la colonne!“

So angeſehen — das iſt wahr — hatte die Sache ſchon ihren Sinn. Aber gerade dieſe Betrachtungsweiſe war durch und durch unfranzöſiſch, ſo unfranzöſiſch, daß gerade der Umſturz der napoleoniſchen Gloire-Säule hunderttauſende, vielleicht Millionen von Franzoſen ſtandhaft glauben machte und noch immer glauben macht, die Kommune, welche ſo ungeheuerlich Unfranzöſiſches wollen und thun konnte, müßte ſchlechterdings eine fremde Machenſchaft geweſen ſein.

Für den eigentlichen Vendomeſäulenſtürzer muß bekanntlich der Maler Guſtav Courbet gelten, Mitglied der Kommune, in ſeiner Kunſt ein Realiſt, in der Politik ein Narr. Nur ein ſolcher konnte beim Beginne der Belagerung von Paris durch die Deutſchen an dieſe ein Sendſchreiben erlaſſen, worin es hieß: „Gebt uns eure krupp'ſchen Kanonen! Wir wollen ſie mit den unſerigen zu einer zuſammengießen. Dieſe letzte Kanone ſoll mit ihrer Mündung in die Höhe gerichtet, mit einer Freiheitsmütze bekränzt und als ein gemeinſamer Denkmalkoloß auf dem Vendomeplatz aufgeſtellt werden. Dieſe Säule ſoll euch und uns gehören; ſie ſoll die Säule der Völker, die Säule der für immer verbündeten Länder Deutſchland und Frankreich ſein." Um dieſer deutſch-franzöſiſchen Phantaſierieſenkanone des exaltirten Malers platzzumachen, mußte die Napoleonſäule weg. Alſo bringen wir es dahin, daß die Kommune, in welcher wir ja ſelber ſitzen, das ohnehin — künſtleriſch betrachtet — unſchöne Ding von bronzenem Pfahl wegdekretire.

Und er brachte es richtig dazu. Sehr wahrſcheinlich haben wir es, wie auf Schritt und Tritt in dieſer Hiſtorie, auch hier wieder mit einem Plagiat zu thun, mit einer Nachäfferei der ſansculottiſchen Nivellirungswuth von 1793. Hatten damals doch in der Wolle rothgefärbte „Patrioten" die Abtragung der Thürme von Notre Dame, ſowie des Münſterthurms von Straßburg gefordert, weil dieſe „ariſtokratiſchen Unverſchämtheiten von Thürmen" dem Gleichheitsprincip hohnſprächen.

Den Umſturz der Säule, Dienſtags den 16. Mai, umgab man mit allerlei rothem Brimborium und Firlefanz. An 20,000 Menſchen, mehr oder weniger, wohnten dem Spektakel an. Es hieß in der Menge, ein Engländer habe 1000 Francs geboten, ſo man ihm geſtattete, als der letzte zur Baluſtrade der Säule hinaufzuſteigen, von wo man eines ſo prächtigen Rundblickes über die ſchönſte Stadt auf Erden genoß. Ein anderer Engländer ſoll gar 1 Million angeboten haben, ſo man ihm den ehernen Koloß käuflich überließe. Um 3½ Uhr begannen die Ingenieure das Zerſtörungswerk, das nur mit Hinderniſſen vor ſich ging. Um 5½ Uhr wankte die Säule, neigte ſich, löſ'te ſich von ihrem Sockel und ſtürzte mit einem dumpfen Krach auf die aufgeſchichteten Sand-, Reiſig- und Strohhaufen nieder. Im Sturze löſ'te ſich von der auf dem Säulenknaufe ſtehenden Napoleonſtatue der Kopf ab und rollte weithin. Die Menge brach in einen Schrei aus, der ebenſo gut Freude als Trauer ſignaliſiren konnte, Muſikbanden ſpielten die Marſeillaiſe, rothbeſchärpte Kommunarden ſtiegen auf den Stumpf der Säule, ſchwangen die rothe Fahne und hielten rothe Reden, Veteranen aus der napoleoniſchen Zeit ſtießen Flüche aus oder vergoſſen Thränen, aber man hörte auch die Bemerkung: „Das iſt das Ende der (napoleoniſchen) Legende“! was freilich nur eine philoſophiſche Anſicht, keine geſchichtliche Thatſache war. Denn der Glaube an den napoleoniſchen Mythus iſt in Frankreich ſo wenig zu Ende wie der Glaube an den römiſch-katholiſchen. Der weiland Graf Rochefort klatſchte in ſeinem „Mot d'ordre“ dem Sturze der Säule Beifall und forderte das Volk auf, annoch ein anderes „monument depravateur“ zu zerſtören, d. h. die „Histoire du consulat et de l'empire“ von A. Thiers auf dem Vendômeplatze zu verbrennen.

Man ſieht, die Fanatiker aller religiöſen wie aller politiſchen Glaubensbekenntniſſe ſind mit dem Verbrennen geſchwind bei der Hand. Der Marſchall Mac Mahon kannte und traf die Stimmung der Franzoſen jedenfalls beſſer denn die Spektakelmacher der Kommune, als er die Nachricht von der Zertrümmerung der Säule mit einem Tagesbefehl an ſeine Soldaten beantwortete, worin er ſagte: „Die Vendômeſäule iſt gefallen. Sie, welche der Feind geſchont, die Kommune von Paris hat ſie zerſtört. Leute, welche ſich Franzoſen nennen, haben es gewagt, angeſichts der Deutſchen, deren Blicke auf uns gerichtet ſind, dieſe Bezeugung der Siege unſerer Väter über das verbündete Europa zu zerſtören. Hofften etwa die ehrloſen Urheber dieſes Attentats auf den nationalen Ruhm, damit die Erinnerung an die kriegeriſchen Tugenden auszutilgen, deren glorreiches Symbol dieſes Denkmal war? Nein, die Erinnerungen, an welche die Säule uns mahnte, werden in unſeren Herzen fortleben und wir werden, durch ſie begeiſtert, Frankreich ein neues Unterpfand unſerer Vaterlandsliebe, Hingebung und Tapferkeit geben.“ Das war franzöſiſch zu Franzoſen geſprochen und das ganze Gebaren der Soldaten des Marſchalls während des jetzo anhebenden Verzweiflungskampfes um den Beſitz von Paris hat den Beweis geliefert, daß ſie dieſe Sprache verſtanden und befolgten.

Am folgenden Tage, 17. Mai, hielt die Kommune eine ihrer wichtigſten Sitzungen. Es handelte ſich dabei um die Ausführung ihres ſchon am 7. April erlaſſenen Dekrets inbetreff der Geiſeln, deſſen 6 Artikel alſo lauteten: „1) Jede Perſon, die des Einverſtändniſſes mit der verſailler Regierung beſchuldigt wird, ſoll ſofort in Anklagezuſtand verſetzt und in Haft genommen werden. 2) Eine Anklage-Jury wird binnen 24 Stunden eingeſetzt, um von den Verbrechen, die ihr überwieſen werden, Kenntniß zu nehmen. 3) Die Jury entſcheidet binnen 48 Stunden. 4) Alle Angeklagten, die durch den Urtheilsſpruch der Anklage-Jury gefangen gehalten werden, ſind die Geiſeln des Volkes von Paris. 5) Jeder Tödtung eines kriegsgefangenen Anhängers der Kommune von Paris folgt ſofort die Tödtung einer dreifachen Anzahl von Geiſeln, die auf Grund des Artikel 4 gefangen gehalten ſind und durch das Loos bezeichnet werden ſollen. 6) Jeder Kriegsgefangene wird vor die Anklage-Jury geführt, welche entſcheiden wird, ob er in Freiheit geſetzt oder als Geiſel zurückgehalten werden ſoll.“

Plagiat wiederum, nichts als Plagiat! Das ganze Machwerk war nicht dem Text, aber dem Sinne nach nur ein Abklatſch des „Geſetzes inbetreff der Verdächtigen", welches der Konvent im Auguſt von 1793 erlaſſen hatte.

Die in vier Sektionen getheilte Anklage-Jury trat ſofort in Thätigkeit und verwies demnächſt 36 arme Teufel von pflichttreuen Gensd'armen und Stadtſergeanten, welche ſich in ihrer Gewalt befanden, in die lebensgefährliche Kategorie der „Geiſeln". Es war das nur ein geſchminktes Todesurtheil, gerade ſoviel werth wie die Verdikte, welche der „Bürger" Maillard inmitten des Blutdampfes der Septembermetzelei von 1792 in der „Abtei" gefällt hatte.

Es exiſtirt eine Zeugenausſage des Herrn Rouſſe, Stabträgers der Advokaten von Paris, welche in draſtiſcher Weiſe das Amten des Bürgers Delegirten beim Juſtizweſen, Protot, im Juſtizminiſterium und das des Bürgers Prokurator der Kommune, Rigault, im Juſtizpalaſt beleuchtet. An beiden Orten ging es formlos und etwas pöbelig zu, doch nicht tumultuariſch. Herr Rouſſe verſuchte muthig zu Gunſten des Erzbiſchofs Darboy und des auf eine Angeberei vonſeiten des „Père Duchêne" hin verhafteten Redacteurs und Advokaten Chaudey zu interveniren. Natürlich umſonſt. Der Bürger Rigault — „ein kleiner Menſch von etwa dreißig Jahren, brünett, mit einem Vollbart, einem harten Geſichtsausdruck und einem breiten rothen goldgeränderten Band im Knopfloche", wie Rouſſe ihn beſchreibt — gab auf die gelegentliche Frage ſeines Beſuchers: „Wie viele Prieſter haben Sie denn verhaften laſſen?" die Antwort: „Ich weiß es nicht genau, aber jedenfalls lange nicht genug." Auf ein Beſorgnißwort des Herrn Rouſſe, ob nicht eine Wiederholung der Septembermorde von 1792 zu befürchten wäre, entgegnete Bürger Rigault beſchwichtigend: „Oh, fürchten Sie nichts derartiges! Wir ſind ganz und gar die Herren und Meiſter des Volkes."

In der That, das waren ſie. Wie ein wohldreſſirter Pudel die Winke oder Worte ſeines Herrn, alſo befolgte das Volk von Paris die Anordnungen und Befehle der

Stadthausgebieter. Dadurch kam Ordnung in die Unordnung, Methode in den Wahnſinn. Die Regierungsmaſchine arbeitete ſo regelrecht wie eine andere. Abgeſehen von der dem Syſteme anhängenden Unannehmlichkeit, daß niemand auch nur eine Stunde ſicher war, für den Dienſt in der Bürgerwehr gepreſſt und den Kugeln der Blauen entgegengetrieben oder als des Einverſtändniſſes mit Verſailles verdächtig verhaftet und den Geiſeln beigeſellt zu werden, abgeſehen auch von dem Ärgerniß für fromme Seelen, daß die Kirchen geſchloſſen oder in Klubblokale verwandelt waren, konnte man in Paris während der zweiten Belagerung ganz anſtändig, ja vergnüglich leben. Viele, ſehr viele Leute lebten auch wirklich ganz vergnüglich in den Tag und vergnüglichſt in die Nacht hinein. Von einem bis zum Morgengrauen verlängerten Bakchanal auftaumelnd, fuhren Lebemänner und Lebeweiber mitſammen nach den Champs Elyſées hinaus, um ſich am Anblick der Flammenfurchen zu ergötzen, welche die von dieſſeits und jenſeits des Stromes ſich kreuzenden Bomben und Granaten in der Luft hinter ſich herzogen. Die Theater waren überfüllt, und während von der Umwallung her der Kanonendonner dröhnte, wollte ſich das Publikum über Poſſen wie „Die dreiſchnäbelige Ente“ und andere ähnliche faſt zu Tode lachen.

Und was gab es nicht täglich auf den Straßen zu begaffen! „La mère Commune“ ſorgte ja befliſſentlichſt, daß es nie an Spektakeln fehlte. Eines ſchönen Aprilmorgens veranſtalten wir auf dem Boulevard Voltaire zu Füßen der Statue des Patriarchen von Ferney einen „Auto de fe“, aber keinen ſpaniſchen Glaubensakt, ſondern einen, wie r uns Bürgern der Republik Utopia geziemt. Angeſichts iner ungeheuren Menſchenmenge zertrümmern wir feierlich ine Gouillotine, „die der Tyrann Thiers hat neu anrtigen laſſen“, und verbrennen die Trümmer des vermaledeiten Mordinſtruments, welches der Menſchenbruder ſchaft hohnſpricht, feierlichſt auf einem zu dieſem Zwecke geſchichteten Holzſtoße. Wozu denn ſoll uns noch die umſtändliche Wegſäuberungsmaſchine des Doktors Guillotin, da wir die einfacheren, expeditiveren, „wunderwirkenden“ Chaſſepots haben? Der Wonnemond bringt uns reichen Wechſel von Augenweide. Wir ſehen das verfemte Haus am St. Georgsplatze einreißen, ſehen die Vendomeſäule fallen, und nachdem am 17. Mai die große Munitionsfabrik auf dem Marsfelde in die Luft geflogen — zweifelsohne eine teufliſche Bosheit der Blauen! — veranſtaltet die Kommune den mehr als hundert Opfern der Exploſion einen Beſtattungspomp, welcher die ganze Majeſtät der Trauer und der Rache zur Schau ſtellt. Und ſind nicht Tag für Tag die Schaufenſter der Kaufläden von Karikaturen voll, die ſo draſtiſch, daß ſie ſogar unſeren Loretten und Biches und Kokotten unter dem Roth ihrer Schminke noch ein anderes Roth auf die Wangen jagen? Und regnet es nicht täglich geiſtreiche und zwangloſe Bonmots? Was kommt dem Witze gleich, den der Bürger Prokurator der Kommune riß, indem er einem Pfaffen, welcher ihn gebeten, ſeine Amtsbrüder in Mazas beſuchen zu dürfen, dieſen Paſſirſchein ausſtellte: „Ein gewiſſer N. N., welcher ſich für den Diener eines gewiſſen Herrn Gott ausgiebt, darf ein- und ausgehen.“

Sodann ſteht es uns frei, die in den Sälen der Tuilerien zur Ergötzung des „peuple souverain“ vonſeiten der Kommune veranſtalteten Koncerte zu beſuchen, oder aber wir verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen, die Ubung unſerer Bürgerpflicht mit dem Amuſement, indem wir einen der in den weiland Kirchen debattirenden Klubbs beſuchen, wo es Abends immer laut und luſtig hergeht und Damen in Menge vorhanden ſind — Damen, ſag' ich euch, wie ſie im Pandämonium ſein müſſen. Etliche dieſer Klubbs treiben die Liberalität und Toleranz bis zum Exceß. So iſt z. B. am Eingange der Kirche Nikolas des

„Ich werde bereit ſein, aber bedenke, was Du verſprochen und daß es nicht ſo ganz ungefährlich für Dich ſein dürfte, wenn Du mich umſonſt ſo lange hier hinhielteſt.“

„Seid ruhig, ich gedenke der hundert Ducati und damit iſt Alles bedacht.“

Es war inzwiſchen völlig Nacht geworden und der Spanier ſtand auf, hüllte ſich in ſeinen langen Mantel, wünſchte dem Notar kurz eine gute Nacht und ging der Thüre zu.

„Halt,“ rief ihn Ceccone zurück, „noch ein Wort. Im Falle dieſer Signor Tedesco bei Ausführung unſeres Geſchäftes wider Erwarten mit Euch zuſammenträfe, ſo thut mir den Gefallen und gebt ihm Eins unter die Rippen, wollt Ihr?“

Michelotto nickte mit dem Kopfe und ging, begleitet von dem Notar, der das Haus ſorgfältigſt hinter dem Gaſte verriegelte. In's Zimmer zurückgekommen, griff er nach der Weinflaſche und da er fand, daß der Spanier ſie nur zur Hälfte geleert hatte, ſchien er es vollends thun zu wollen, beſann ſich aber ſchnell eines Andern und verſchloß die Flaſche in einen Schrank mit den Worten: „Wäre

Champs in der Rue St.-Martin die Klubbordnung angeſchlagen, welche alſo lautet: „1) Von heute an finden die Klubbſitzungen und der Gottesdienſt in demſelben Lokale ſtatt. 2) Um der Einträchtigkeit willen wird der Prieſter die Gläubigen anreden: Bürger! und die Klubbredner ihrerſeits werden ſagen: Meine Brüder! 3) In der Sakriſtei iſt eine Wirthſchaft eingerichtet, damit die Bürger, welche der Meſſe angewohnt haben, die Eröffnung der Klubbſitzung abwarten können, ohne die Kirche zu verlaſſen. 4) Den Klubbrednern iſt unterſagt, das als veraltet abgeſchaffte Wort Gott in den Mund zu nehmen.“

In dieſem „duldſamen“ Klubb ſtand eines Abends die Theſe: „Verachtung der Geſetze und Umſturz aller Einrichtungen ſind die erſten Pflichten eines freien Mannes“ — auf der Tagesordnung. Hier, in der Kirche Nikolas des Champs, hörte ein deutſcher Ohrenzeuge am Abend vom 14. Mai einen Vortrag mit an, gehalten von einer Emancipirten, einen raren Vortrag über die Rechte der Frauen. Die Vorträglerin kam zu dieſer Schlußfolgerung: „Die Männer ſind dazu da, um viel, ſehr viel Geld zu verdienen und nur um Geld zu verdienen; die Frauen dagegen, um 1) dieſes Geld auszugeben und um 2) möglichſt wenige Kinder zu haben. Denn die Kinder ſind nächſt den Regierungen das größte Übel auf Erden. Je mehr es Menſchen giebt, deſto mehr vertheilt ſich der Beſitz, folglich deſto mehr Armuth. Wir Franzöſinnen haben den weſentlichen Vorzug vor den Frauen anderer Nationalitäten, daß wir keine ſolchen Fruchtbäume ſind, wie z. B. die Deutſchinnen und die Engländerinnen, welche, das iſt klar, ebenſo langweilig als koſtſpielig ſein müſſen.“ Zu derſelben Zeit, vielleicht an demſelben Abend, wohnte ein franzöſiſcher Ohrenzeuge der Klubbſitzung in der Kirche St.-Jacques an. Hier ging es ſchon weniger tolerant zu: Gott, Prieſter und Gottesdienſt wurden nicht geduldet. Das Becken beim Eingang enthielt ſtatt des Weihwaſſers Tabak. Der Altar diente zum Schenktiſch und war mit Flaſchen und Gläſern beſetzt. Der Statue der Muttergottes in einer Seitenkapelle hatte man die Uniform einer Marketenderin angethan und eine Tabakspfeife in den Mund geſteckt. Auch hier überwog die Anzahl der Bürgerinnen die der Bürger weit und „ein großer Theil dieſer Patriotinnen erfreute ſich mit gerechtem Stolze einer Naſe, deren Roth würdig geweſen wäre, auf den Zinnen des Hôtel de Ville zu flattern". Von der Kanzel herab, welche als Rednerbühne diente, donnerte ein emancipirteſtes Frauenzimmer gegen das „abſcheuliche Inſtitut der Ehe". Unter großem Beifall argumentirte die Rednerin: „Die Ehe, vielgeliebte Mitbürgerinnen, iſt der größte Irrthum der alten Geſellſchaft. Verheiratet ſein und Sklave ſein iſt ganz einerlei. Wollt ihr Sklaven ſein? (Nein! Nein!) In einem wahrhaft freien Staate müßte die Ehe gar nicht geduldet werden, man ſollte ſie für ein Verbrechen anſehen und ſtrenge verbieten. Denn niemand hat das Recht, mittels Preisgebung ſeiner eigenen Freiheit ſeinen Mitbürgern ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben. Die Ehe iſt, wie leicht zu beweiſen, nichts als ein fortwährendes Attentat auf die guten Sitten." (Beifallsſalve.) Ein dritter zahlreich beſuchter Weiberklubb trieb ſeine Mummereien in der Kirche St.-Ambroiſe. Hier war beſonders die „totale Abſchaffung der Religion" das Thema, über welches das Geſchnatter der tollgewordenen Gänſe ſich ausließ. Im Klubb der Kirche St.-Euſtache dagegen führten ſich die Weiber verhältnißmäßig konſervativ auf und fiſtulirten mitunter heftig gegen die Maßnahmen der Kommune.

Das Jahr 1793 hatte ſeine „Strickerinnen Robespierre's" und ſeine „Guillotinefurien" gehabt; das Jahr 1871 hatte ſeine „Amazonen" und ſeine „Marketenderinnen der Kommune". Alte Narrheiten kehren in neuen Verkleidungen immer wieder. Die Weltgeſchichte würde ja ein unausſtehlich trauriges Trauerſpiel ſein, wenn ſie nicht zugleich ein luſtiger Karneval wäre. Welche Sorte von Weibern in den Rollen von Amazonen oder Marketenderinnen ſich gefiel, braucht nicht erörtert zu werden. Doch iſt um der Wahrheit willen zu ſagen, daß nicht lauter Auswurf in die bewaffneten Weiberbanden — es ſollen an den letzten verzweifelten Kämpfen der Kommune an 10,000 Streiterinnen theilgenommen haben — ſich einreihen ließ. Jugendgrüner Enthuſiasmus oder die gefrorene Verbitterung des Altjungfernthums machten auch reinere Frauen zu Amazonen. Dies gilt z. B. von der jungen Ruſſin Demitriew, welche die erſte Anregung zur Weiberbewaffnung großen Stils gegeben, und von der ältlichen Schulmeiſterin Louiſe Michel, der ihr heldiſches Fechten den Namen einer „Jeanne d'Arc der Kommune" eintrug und die auch nachmals vor dem Kriegsgerichte zu Verſailles noch die ganze Unbeugſamkeit einer Fanatikerin bewies. Wenn das Weib einmal die Schranken der Weiblichkeit überſprungen hat und in der Region der Extreme ſich herumtreibt, überbietet es bekanntlich den Mann an Wildheit und Wuth. Das Amazonenthum von 1871 war demnach häufig genug reines oder vielmehr unreines Megärenthum. Eines Apriltages tritt ſo ein ſtreitbares Weib, das Gewehr mit blutigem Bajonnett über die Schulter gehängt, in der Rue de Montreuil in einen Laden. Eine anweſende Bürgersfrau, welche die Eintretende kennt, ſagt zu ihr: „Wäre es nicht beſſer, Sie blieben zu Hauſe und pflegten Ihre armen Würmer?" Sofort wirft ſich die Kommuneſoldatin auf die Frau, beißt ſie in den Hals, ſpringt dann etliche Schritte zurück und reißt wüthend ihr Gewehr von der Schulter, um auf die Gegnerin Feuer zu geben. Aber plötzlich überzieht eine fahle Bläſſe ihr Geſicht; ſie läßt die Waffe fallen, ſtürzt ſelber zu Boden und iſt todt. Die Wuth hatte ihr eine Herzader zerriſſen.

Wollt ihr den ſittlichen oder unſittlichen Zuſtand einer Zeit, eines Ortes kennen, ſo fragt dem Weibe nach. Wie die Frau, ſo die Geſellſchaft. Das Paris der Kommune war ein ungeheures Freudenhaus. Leſ't die Schilderungen der Augen- und Ohrenzeugen Vaccioceo, Schneider und Mendès. Der letztgenannte ſchrieb in ſein Tagebuch, einer ſeiner Freunde habe, empört über die Frechheit, womit das Laſter auf den Boulevards ſeine ſchmachvollen Triumphe feierte, die düſteren Worte zu ihm geſprochen: „Wann Paris vollſtändig zerſtört ſein wird, wann ſeine Häuſer, ſeine Paläſte, ſeine Denkmäler in Trümmer und Staub zerfallen, den verfluchten Boden bedecken und der Himmel nur noch auf eine ungeheure Ruine herabſieht, dann wird man aus dieſer unermeßlichen Todtenſtadt das Geſpenſt eines Weibes auftauchen ſehen, ein Skelett, mit gleißender Robe angethan, entblößt bis unter die Rippen, den Schädel aufgeputzt mit falſchen Locken und flimmerndem Geſchmeide, und dieſes von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen wanken. Das Geſpenſt wird zeitweiſe den Kopf umwenden, um zu ſehen, ob nicht irgendein ebenfalls ins Leben zurückgerufener Wüſtling ihm in dieſe Öde folge, und dieſes ſchauerliche Geſpenſt wird der verfluchte Schemen der Sünderin Paris ſein.“

9.

„Oh, welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!“

Derweil nahm der Bürgerkrieg ſeinen Fortgang und ſteigerte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſeinen Grimm und ſein Grauſen.

Aber fanden ſich denn nicht hüben und drüben Männer, welche geſund genug fühlten und dachten, das Vaterland über die Partei zu ſtellen und um jeden Preis, d. h. um jeden Preis gegenſeitiger Nachgiebigkeit dieſem ſchrecklichen, ärgernißvollen Kampfe ein Ende zu machen? Nein. Oder wenigſtens hatten ſolche Männer keine Macht. Dieſe war hüben und drüben bei den Fanatikern, welche von nichts wiſſen wollten als von der Vernichtung des Gegners.

Es war rein vergeblich geweſen, daß am 9. April die „Union républicaine“, ein Verein von beſonnenen Republikanern, mit gemäßigten Mitgliedern der Kommune eine Vereinbarung erzielte, welche das Programm aufſtellte: „Staatliche Einheit Frankreichs und municipale Selbſtſtändigkeit der Gemeinden“ — und dieſes Programm zur Baſis einer Waffenſtillſtands- und Friedensverhandlung mit der Nationalverſammlung gemacht wiſſen wollte. Die royaliſtiſchen und pfäffiſchen Ultras, welche die Mehrheit dieſer Verſammlung ausmachten, wollten von ſolchem Programme nichts hören. Dieſe Rückwärtſer ſchrieen auch jetzt wieder, wie ſie oder ihre Geſinnungsgenoſſen im Juni von 1848 geſchrieen hatten: „Man muß ein Ende machen mit der Revolution!“ und das Haupt der Executivgewalt, Herr Thiers, war ganz entſchieden derſelben Meinung. Das äußerſte Zugeſtändniß, zu welchem er ſich herbeiließ, war das Verſprechen einer allgemeinen Amneſtie im Falle der Unterwerfung von Paris. Nur die Mörder von Thomas und Lecomte ſollten, wie billig, von dieſer Amneſtie ausgenommen ſein.

Auch das Auftreten der pariſer Freimaurer zu Gunſten einer Ausgleichung und Verſöhnung ſchlug gänzlich fehl und vermehrte nur die ohnehin reiche Spektakelſammlung des rothen Quartals um ein weiteres. Als am 29. April die Brüder Freimaurer, 8000 oder gar 10,000 Köpfe ſtark, beim Stadthauſe ſich verſammelten, um durch ihren Bruder Redner Thiriſocq mit den Kommunarden Beſlay, Meillet und Pyat höchſt wohlgemeinte und ſonor deklamirte Standreden über die Schönheit und Wünſchbarkeit des Weltfriedens und der Menſchenbruderſchaft auszutauſchen, und als ſie ſodann in feierlicher Proceſſion mit ihren Fahnen, Schurzfellen, Winkelmaßen und Kellen durch die Stadt zur Umwallung hinauszogen, um auf derſelben ihr großes weißes Friedensbanner mit der Inſchrift „Aimons-nous!“ aufzupflanzen, da konnte man wieder einmal recht deutlich ſehen, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt. Die Freimaurer thaten dieſen Schritt mit allem Anſtande, das muß man ſagen, mit echt franzöſiſch-theatraliſcher Grazie. Allein das ganze Schauſpiel endete damit, daß eine aus einem Geſchützrohre der Blauen kommende Kugel das Friedensbanner mitſammt ſeiner liebſeligen Deviſe in Fetzen riß.

Ein letzter Vermittelungsverſuch ward noch in der letzten Stunde gemacht, d. h. als der Todeskampf der Kommune bereits begonnen hatte. Gegen den 20. Mai hin mußten nämlich ſelbſt die rötheſten Reihen in der Kommune erkennen, daß keine Hoffnung auf Sieg mehr wäre. Am genannten Tage ließ demnach der Wohlfahrtsausſchuß ſich herbei, Delegirte der „Union republicaine“ zu ermächtigen, auf Grund des vorhin erwähnten Programms derſelben in Verſailles einen Waffenſtillſtand zu beantragen. Allein die Delegirten vermochten erſt am 22. Mai eine Audienz bei Thiers zu erlangen und dannzumal waren die Blauen ſchon in die Stadt eingedrungen und raſ'te der Kampf innerhalb derſelben ſo wüthend, daß ſelbſt beim beſten Willen kaum daran zu denken war, demſelben Einhalt zu thun. Übrigens war dieſer beſte Wille auch nicht vorhanden, in der Präfektur zu Verſailles ſo wenig wie im Stadthauſe von Paris. Dort nicht, weil man des Sieges gewiß war; hier nicht, weil man ſich ſo oder ſo verloren ſah, obzwar man ſich und anderen noch immer vorlog, daß Rettung und ſogar Triumph möglich wäre.

Die letzte Maiwoche brachte die Kataſtrophe, brachte hochrothe Pfingſten, wie Paris noch keine geſehen hatte.

Wenn man vom Boulogner Walde her durch die Porte La Muette die große Umwallung paſſirt und den Schienendamm der Gürteleiſenbahn hinter ſich hat, ſo erblickt man in der Richtung auf Paſſy zur Rechten Park und Schloß

La Muette. Hierher hatte der Obergeneral der Kommune, Dombrowſki, ſein Hauptquartier verlegt, als es der Entſcheidung zuging. Er ſtellte den mehr und mehr an den Wall herangekommenen Belagerern einen zähen und geſchickten Widerſtand entgegen, vermochte aber mit ſeinen Mitteln die Überlegenheit der blauen Artillerie in die Länge nicht zu beſtreiten. Dieſe Überlegenheit machte es dem Polen am 20. Mai klar, daß die Walllinie, ob zwar bis zur Stunde noch keine Breſche in dieſelbe gelegt war, nicht mehr zu halten wäre und daher von der Porte Maillot bis hinunter zur Porte St. Cloud geräumt werden müßte. Aber nur, um eine zweite Vertheidigungslinie deſto hartnäckiger zu halten, den Schienendamm der Gürtelbahn, welcher ganz zweckentſprechend gelegen und gebaut war. Den Rückzug auf dieſe Linie befahl Dombrowſki am folgenden Tage.

Wäre nun der Rückzug mit der erforderlichen Ordnung vollzogen worden und hätten ſich die Rothen auf und hinter dem Eiſenbahndamm gehörig einzurichten vermocht, ſo würden ſie zweifellos imſtande geweſen ſein, die Weſtfront der Stadt noch mehrere Tage, vielleicht ſogar Wochen vor dem Einbruch der Blauen zu ſchützen. In dieſem Falle, ſo hat man mit Recht gefolgert, müßte die Kataſtrophe noch viel ſchrecklicher geworden ſein, weil der rothe Zerſtörungswahn mehr Zeit gehabt hätte, ſeine Abſichten zu Thaten zu machen. Auf das Vorhandenſein ſolcher Abſichten iſt ſchon früher hingewieſen worden. Doch mag hier noch die Bemerkung ſtehen, daß die Behauptung, es ſei im Schoße der Kommune oder des Wohlfahrtsausſchuſſes oder des Centralkomité ein förmlicher Plan zur ſyſtematiſchen Zerſtörung von Paris im Falle der Niederlage, ein förmlicher Plan der Unterminirung, Sprengung und Verbrennung der Stadt ausgearbeitet worden, nirgends erwieſen wurde, auch durch die nachmalige Procedur der Kommunarden vor dem Kriegsgerichte nicht. Freilich die Tendenz zu einer ſolchen Ungeheuerlichkeit rumorte unter mehr als einer Schädeldecke, wie uns ja von der Hand mehr als eines Mitgliedes der Kommune ſchwarz auf weiß bezeugt iſt. Aber es wird nichts ſo heiß geſpeiſ't, als es gekocht iſt, und von der fixen Vorſtellung eines Narren bis zur methodiſchen Ausführung derſelben iſt ein weiter Weg. Demnach dürfte, alles zuſammengehalten, die geſchichtliche Wahrheit ſein, daß der wahnwitzige Zerſtörungsgedanke, obzwar von dieſem oder jenem Fanatiker ſchon viel früher ausgeheckt, erſt in den Nöthen des Verzweiflungskampfes ſyſtematiſch thatſächliche Geſtalt gewann und daß die mit Petrol getränkte Brandfackel zunächſt als ſtrategiſches Mittel in Anwendung kam. Jedoch ſoll damit keineswegs verneint werden, daß dieſe Fackel, nachdem ſie einmal geſchwungen war, in den Händen von Geſellen wie Ferré und Rigault zur gemeinen Mordbrennerfackel geworden und daß dieſe und ihnen ähnliche Böſewichte dem teufliſchen Gelüſte nachgegeben haben, die Zerſtörung der Paläſte und Häuſer von Paris um der Zerſtörung willen zu betreiben.

Wäre dieſen Raſenden Zeit gelaſſen worden, ja dann würde Paris, ganz Paris in einem Flammenmeere verſunken ſein.

Sie hatten keine Zeit.

Montags den 22. Mai wurden in der Morgenfrühe die Pariſer durch einen furchtbaren, von Weſten her vorſchreitenden Kanonendonner geweckt. Wer auf die Straßen hinabeilte, ſah Volkshaufen vorüberlaufen und hörte ſie ſchreien: „Die Blauen ſind in der Stadt. Die Verſailler ſind einmarſchirt.“ Oder: „Die Rothhoſen ſind da. Wir ſind verrathen.“ Oder: „Man ſchlägt ſich beim Viadukt von Auteuil und auf dem Marsfelde.“ Dem Geſchützedonner vom Weſten giebt ſolcher vom Nordoſten Antwort. Die Batterieen auf dem Montmartre werfen ihre Bomben zum Triumphbogen hinüber. Neue Volkshaufen, neue Schreie der Angſt, der Wuth, der Verzweiflung. Dann das alles zuſammengefaſſt in den Ruf: „Barrikaden!“ Auf den Boulevards wenige Eilgänger, Wirthſchaften und Magazine geſchloſſen. Der Barrikadenbau beginnt in allen gegen den Rundplatz, aus welchem der Arc de Triomphe aufragt, hinausführenden Straßen. Vorüberſprengende Offiziere, kreiſchende Kommandoworte, fieberiſche Thätigkeit von Männern, Frauen, Kindern, welche Pflaſterſteine und anderes Barrikadenmaterial herbeiſchleppen. Hochaufgeſchürzte Amazonen, Ingrimm auf den bleichen Geſichtern, die rothe Kappe aufs wirre Haar geſtülpt, haben ſich vor Mitrailleuſen geſpannt und ziehen dieſelben im Laufſchritt herbei. Vorbeigehende, die weder Bürgerwehrröcke noch Bluſen anhaben, werden ohne Umſtände zum Steinetragen gepreſſt, mehr oder weniger höflich oder grob. „Nicht wahr, Monſieur, Sie werden ſo freundlich ſein, uns ein bißchen zu helfen?“ Aber auch aus der Dur-Tonart: „Bürger, du wirſt ſo gefällig ſein, uns nicht zu beſpioniren, ſondern Steine herbeizutragen, oder ich ſchlage dir den Schädel ein.“

Die Blauen waren alſo in der Stadt. Wie war das zugegangen? Hatte wirklich der Prophezeiung des Bürgers Jules Vallès gemäß einer der Kommune-Generale dieſes oder jenes Thor an die Verſailler verkauft? Nein. Ihr Erfolg, d. h. die Möglichkeit des Eindringens in die Stadt, war für die Regierungstruppen ſelbſt eine Überraſchung geweſen. Die zweite Belagerung von Paris endete mit einem Handſtreich, welcher zunächſt durch die kühne Entſchloſſenheit eines einfachen Bürgers ermöglicht wurde.

Die Belagerer hatten ihre Laufgräben bis unter den Wall vorgetrieben. Bis Dienſtags den 23. Mai hofften ſie Breſche ſchießen und dann zum Sturmangriff ſchreiten zu können. Sie wußten nicht, daß die Überlegenheit ihrer Batterieen den Rothen die längere Behauptung der Umwallung unmöglich gemacht und demzufolge Dombrowſki den Rückzug zum Gürtelbahndamm befohlen hatte. Ebenſo unbekannt war ihnen, daß dieſer Rückzug ſehr unordentlich bewerkſtelligt wurde und die Streiter der Kommune, ſtatt in ihrer neuen Aufſtellung ſich gehörig einzurichten, vorgezogen hatten, in den Schenken von Auteuil und Paſſy ſich ein Sonntagsvergnügen zu machen. Bei ſothanen Umſtänden war die Umwallung aufgegeben und leer, der Bahndamm dagegen entweder noch gar nicht oder doch nur ungenügend beſetzt.

Um 3 Uhr Nachmittags ſahen Rothhoſen, welche in der bis nahe vor die Baſtionen der Porte St.-Cloud getriebenen Tranchée wachtſtanden, einen bürgerlich gekleideten Mann auf der Höhe der Umwallung erſcheinen, ein weißes Tuch ſchwenkend. Das war der Bürger Jules Ducatel, ein Subalternbeamter beim ſtädtiſchen Straßenweſen. Mit Einſetzung ſeines Lebens benutzte er den günſtigen Augenblick, um die Regierungstruppen zu verſtändigen, daß ſie den Wall überſteigen könnten, ohne Gegenwehr zu finden. Ein Kapitän vom Genie, Garnier, der an dieſer Stelle die Belagerungsarbeiten leitete, bemerkte den winkenden Mann ebenfalls, traute jedoch dem Gewinke nicht recht, ſondern argwohnte auſſeiten der Rothen die Kriegsliſt, die Blauen auf eine Mine zu locken. Trotzdem, da Ducatel, auf die Gefahr hin, in jedem Augenblick von Wehrleuten der Kommune in ſeinem gefährlichen Beginnen überraſcht und niedergeſchoſſen zu werden, mit ſeinem Taſchentuche zu weben fortfuhr, näherte ſich der Offizier dem Manne bis auf Gehörweite, rief ihn fragend an und erfuhr von ihm den Sachverhalt. Garnier vergewiſſerte ſich mittels einer ſofort vorgenommenen Erkundung von der Wahrheit der Ausſage Ducatels, und ein gerade zufällig in den Laufgräben weilender Seekapitän, Namens Trèves, depeſchirte die unverhoffte Neuigkeit nach Verſailles. Die Führer der zunächſt ſtehenden Truppentheile wurden ebenfalls eilends benachrichtigt und begannen noch vor 4 Uhr ihre zweckdienlichen Bewegungen. Die Diviſion Bergé bemächtigte ſich der Porte St. Cloud, die Diviſion Berthaut des Nauheilloſe Vergeudung, jezt Wein zu trinken, da ich den Vorgenuß der Rache ſchlürfen kann. Heiſa, feines Dämchen, haſt mich einen Sündenbuckel genannt, wollen ſehen, was der Borgia aus Dir macht und Michelotto aus dem fremden Jüngelchen, das Dir ſo ſchnell den Kopf verrückte. Heiſa, wollen ſehen, wollen ſehen! Und dann die hundert Ducati, hundert vollwichtige Ducati, o, wie glitzerten und klingelten die!«

mes zwiſchen der Umwallung und dem Bahndamm. Dann wurden fliegende Kolonnen innerhalb der Wälle nordwärts vorgeſchoben, um ſich der Thore von Auteuil und Paſſy zu bemächtigen, durch welche dann die draußen bereitſtehenden Mannſchaften des Generals Ladmirault hereindrangen. Etwas ſpäter marſchirte auf der Südſeite das Korps Ciſſey durch die Thore von Verſailles und Vanves in die Stadt. Die Dunkelheit war noch nicht völlig hereingebrochen, als ſich ſchon 80,000 Mann Regierungstruppen auf der Stadtſeite der Umwallung befanden, die drei Korps der Generale Douay, Ladmirault und Ciſſey. Es muß denn doch eine große Lockerung und Lotterung unter den Rothen eingeriſſen geweſen ſein an jenem Sonntagsabend. Denn der Widerſtand, welchen die Blauen fanden, war ſo nichtsſagend, daß ſie noch an demſelben Abend zu weiterem Vorgehen ſich entſchließen konnten. Die Dunkelheit begünſtigte dieſe weiteren Handſtreiche, welche das Schloß La Muette, den Trokadero, den Triumphbogen, das Marsfeld und das ganze Quartier Vaugirard in die Gewalt der Truppen brachten. Auf dem Trokadero und beim Arc de Triomphe verſuchten die überraſchten Rothen allerdings Gegenwehr, vermochten aber damit nicht aufzukommen. Am letztgenannten Orte waren ſie mitten im Bau einer Batterie überraſcht worden. Die Blauen kehrten die Geſchützmündungen alsbald gegen die Champs Elyſees hinab und ſchickten Kugeln bis zum Induſtriepalaſt und Eintrachtsplatz. Dieſe Begrüßung beantworteten die Rothen mit Geſchoſſen, welche eine von ihnen auf der Terraſſe der Tuilerien errichtete Batterie die Prachtſtraße der Champs Elyſees entlang zum Triumphbogen hinaufſandte.

In der inneren Stadt vernahm man wohl dieſes Kanonenduett, aber man war ſolchen Singſangs ſeit Monaten ſo gewohnt, daß man ſich zum ſchlafen niederlegte, ohne zu ahnen, daß die Blauen innerhalb der Umwallung. Soweit dieſe am Abend in der Dunkelheit hatten vordringen können, waren ſie in dieſen Quartieren, namentlich in den Weſtendquartieren rechts der Seine laut ſympathiſch empfangen und als Befreier begrüßt worden. Das war ganz in der Ordnung. Aber nicht in der Ordnung war, daß die Soldaten der Regierung jetzt ſchon alle Rothen, deren ſie habhaft werden konnten, erbarmungslos niedermachten und von ihren Offizieren von dieſer Mordwuth keineswegs abgemahnt, ſondern vielmehr noch dazu angeeifert wurden. Alle auch nur halbwegs anſtändigen Menſchen in Europa haben ſich über die Gräuel, welche die Rothen während des Verzweiflungskampfes der Kommune verübten, entſetzt. Aber der nur allzu gerechtfertigte Abſcheu hätte nicht bloß auf eine Seite fallen ſollen. Denn nicht allein die rothen Beſiegten, ſondern auch die blauen Sieger haben ſich wie wilde Beſtien aufgeführt. Nein, nicht ſo, ſondern ſo wild und wüſt, wie nur der Menſch, nicht das Thier, zu wüthen vermag. Da, in dieſer ſchrecklichen pariſer Woche hat ſich die vielgerühmte „chriſtliche“ Civiliſation wieder einmal herrlich ſehen laſſen, wie ſie ſich eben immer und überall ſehen ließ und ſehen läſſt, wo die elementaren Triebe und Leidenſchaften der Menſchenbeſtien, alle konventionellen Anerzogenheiten abſtreifend, kämpfend aufeinanderprallten und aufeinanderprallen. . . .

Das war ein Erwachen am Morgen dieſes 22. Maitags! Von Vaugirard im Süden bis zum Montmartre und La Villette im Norden, vom Quai d'Orſay und von der Madeleine im Weſten bis nach Belleville und zum Père Lachaiſe im Oſten lief der Schreckensruf: „Die Verſailler ſind in der Stadt!“ Aber alsbald rollte dieſem Ruf wie ein Widerruf der Alarmſchrei nach: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!“ Und mit dieſen in tauſenderlei Modulationen wiederholten Rufen und Schreien miſchten ſich das Wirbeln der Trommeln, die Hörnerſignale, das Heulen von tauſend Sturmglocken, das Raſſeln fahrender Geſchützzüge, das „Huſten“ der Mitrailleuſen, Bombengeziſche, Chaſſepotsgeknatter — und alle dieſe Laute floſſen zuſammen in einen chaotiſchen Schwall, in ein dumpfes, unartikulirtes, nervenfolterndes Gedröhne. Man konnte glauben, das Todesröcheln der Rieſenſtadt zu hören.

Noch war es aber nicht ſo weit. Die rothe Fahne ſenkte ſich nicht faul und feig vor der trikoloren. Nein, bis zur äußerſten Möglichkeit wurde ſie emporgehalten, ſolange überhaupt noch Arme da waren, ſie zu halten. Nur deutſche Hofhiſtoriographen, Leute ohne Eingeweide, oder Liberale mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung könnten beſtreiten wollen, daß hier für eine ſchlechte Sache mit einem Todesmuth geſtritten wurde, wie er ſelbſt für eine beſte nie heldiſcher aufgewendet worden.

In der Frühe wurde ein Aufruf vom Kriegsdelegirten Delescluze ausgegeben, der zum Widerſtande bis aufs Meſſer aufforderte. Ein wunderliches Dokument, ganz aus unbeſtreitbaren Wahrheiten und groteſken Lügen zuſammengerührt. Alles aus dieſer Tonart: „Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen! Ihr wiſſt, es handelt ſich darum, zu ſiegen oder den Pfaffenknechten von Verſailles in die unbarmherzigen Hände zu fallen, dieſen Schuften, welche Frankreich den Preußen ausgeliefert haben und uns jetzt den Preis für ihren Verrath bezahlen laſſen wollen. Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!“

Die Kommune, des Centrums der Stadt, ſowie der im Norden und Oſten gelegenen Vorſtädte ſicher, hatte alſo den Kampf um ihr Sein und Nichtſein an- und aufgenommen. Nicht vergebens auch rief ſie zu den Waffen. Wohl an 50,000 Streiter gehorchten dem Rufe, darunter ganze Bataillone von Amazonen. Es mußte ſelbſt von den Siegern, als ſie die Geſchichte der Beſiegten ſchrieben, widerwillig anerkannt werden, daß von Frauen die Barrikaden häufig am hartnäckigſten vertheidigt wurden. Auf den endlich von den Truppen erſtürmten Trümmern vieler dieſer improviſirten Citadellen fand man die Leichen ſchöner

Mädchen, auf der Schulter die Offiziersepauletten, im jungen Buſen die Todeswunde. Überwältigt und gefangen, ließen Streiterinnen der Kommune nicht ab, noch mit den Fäuſten und Zähnen zu kämpfen, bis man ſie niederſchoß.

Das unerwartete Eindringen der Blauen hatte das Vertheidigungsſyſtem der Rothen ſehr lückenhaft gelaſſen. Der Barrikadenbau konnte in vielen Straßen erſt Montags den 22. Mai angehoben werden und mußte daher überhaſtet werden. Etliche Hauptpunkte jedoch konnten für wohlvorbereitet gelten, dem Angriff zu trotzen. So auf dem linken Stromufer das rechts von der Rue Jacques gelegene Pantheonquartier, auf dem rechten das Hotel de Ville, der Vendômeplatz, das Chateau d'Eau, weiterhin die Butte Montmartre, die Butte Chaumont oberhalb Belleville und der bekannte Kirchhof Père Lachaiſe, oſtwärts zwiſchen der Gürteleiſenbahn und der Umwallung gelegen.

Am 22. Mai hörte die Kommune als ſolche zu exiſtiren auf, indem ſich ihre Mitglieder an ihre verſchiedenen Poſten in den einzelnen Bezirken begaben. Zu einer vollzähligen gemeinſchaftlichen Berathung traten ſie nicht wieder zuſammen. Im Stadthauſe verblieb nur die Delegation beim Kriegsweſen und das Komité der öffentlichen Sicherheit. Die letzte Nummer des „Journal officiel“ kam am 23. Mai heraus. Zu den letzten Bekanntmachungen der Kommune, die aber ſchon nur noch von Hand zu Hand verbreitet werden konnten, gehörte das berüchtigte, vom „3. Prairial des Jahres 79“ datirte, von Delescluze, Régère, Ranvier, Johannard, Veſinier, Brunel, Dombrowſki unterzeichnete Branddekret: „Bürger Millière wird an der Spitze von hundert Zündern (fuséens) die verdächtigen Häuſer — (d. h. Häuſer, aus welchen irgendein feindſeliger Akt hervorgehen ſollte) — und die öffentlichen Denkmäler auf dem linken Ufer anzünden. Bürger Dereure mit hundert Brandmännern iſt für das 1. und 2. Arrondiſſement beauftragt. Bürger Billioray mit hundert für das 9. und 10. Arrondiſſement. Bürger Beſinier mit fünfzig im beſonderen für die Boulevards von der Madeleine bis zur Baſtille. Die Bürger werden ſich mit den Barrikadenchefs ins Einvernehmen ſetzen, um die Ausführung dieſer Befehle zu ſichern.“ Gegen die Echtheit dieſes Dokumentes haben ſich jedoch ſchwerwiegende Bedenken erhoben, ſo ſchwere, daß ich es ausdrücklich nur als ein zweifelhaftes gelten laſſen kann, ja ſogar, was meine perſönliche Meinung angeht, für ein nachträglich fabricirtes anzuſehen entſchieden geneigt bin. Dagegen halte ich den berüchtigten, obzwar von rother Seite her ebenfalls für untergeſchoben erklärten, lapidariſch-lakoniſchen Brandbefehl Ferré's: „Verbrennt ſofort das Finanzminiſterium!“ (faites de suite flamber Finances) für echt, bis die Falſchheit der Unterſchrift dargethan iſt.

Wäre des Grafen und Abbé Sieyès Todesvotum gegen den ſechszehnten Ludwig („la mort sans phrase“) nicht apokryph, ſo hätten wir hier ein recht dazu paſſendes Parallelwort: — „Die Brandfackel ſchlechtweg!“ Aber klingt aus dem Brandbefehl des Bürgers Ferré für hörende Ohren nicht etwas wie Weiſſagung heraus? Etwas, das alle die „Großen Bücher“ in den Finanzminiſterien Europa's bedroht? Könnte es nicht geſchehen, daß unſere Nachkommen zu der Einſicht gelangten, ſie wären für die Sünden ihrer Vorfahren doch eigentlich nicht verantwortlich? Nicht verantwortlich und haftbar für unſere gewiſſenloſe Staatsſchuldenmacherei, für dieſes ſelbſtſüchtige Vorwegeſſen der Zukunft, für dieſe ſchändliche Belaſtung noch ungeborener Geſchlechter? Wird die Prämiſſe der geſammten dermaligen Finanzwiſſenſchaft, d. h. Schuldenwirthſchaft, die ja zumeiſt nur der Raubritterſchaft vom goldenen Kalbe zu gute kommt, nicht logiſcherweiſe zu der Konkluſion führen: „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ und müßte dann ein europäiſches „Faites flamber Finances!“ nicht als Wahrſpruch der Nemeſis anerkannt und begrüßt werden? …

10.

Das rothe Geſpenſt geht leibhaft um.

Der Marſchall Mac Mahon hat ſich als Leiter der Einnahme von Paris und der Niederwerfung der Kommune zweifellos als tüchtiger General erwieſen, wenigſtens als ein weit tüchtigerer denn im Feldzug von 1870. Nachdem die Kommune einmal im Vollbeſitze der Hauptſtadt und ihrer unermeßlichen Hilfsmittel, waren zur Wiedergewinnung von Paris Streitkräfte nöthig, die ſich nicht aus dem Boden ſtampfen ließen. Es hat ſich überhaupt noch nie etwas Rechtes und Tüchtiges aus dem Boden ſtampfen laſſen. Woher dem Marſchall das Material an Soldaten hauptſächlich zufloß, iſt ſchon früher erwähnt worden. Nach der Unterzeichnung des Definitivfriedens zwiſchen Deutſchland und Frankreich am 10. Mai zu Frankfurt und nach der Ratifikation dieſes Friedensvertrages durch die Nationalverſammlung zu Verſailles am 13. Mai war der Zufluß ein ſo ausgiebiger geworden, daß ſich Mac Mahon inſtandgeſetzt ſah, die Organiſation ſeiner Truppen zu vollenden. Er hatte zuvörderſt drei Korps formirt, zwei Infanterie- und ein Kavalleriekorps (Ladmirault, Ciſſey, Du Barrail). Dazu waren dann zwei weitere Armeekorps gekommen (Douay und Clinchant) und endlich noch eine aus drei Diviſionen beſtehende Reſerve unter dem General Vinoy. So gerüſtet, ſah ſich der Marſchall kräftig genug zum entſcheidenden Handeln und dieſes war, wie wir geſehen, auf den 23. Mai angeſetzt. Die Ereigniſſe vom 21. Mai hatten aber den Angriff vorgerückt. Vom Mont Valerien herab hatte der Obergeneral den Einbruch der Truppen in die Stadt geleitet. Dann hatte er ſich zur Stunde, als der Trokadero, das Marsfeld und die Kriegsſchule von denſelben genommen waren, von der Citadelle herab und in die Mitte ſeiner Regimenter begeben. Während der Nacht traf er ſeine Beſtimmungen und Verfügungen inbetreff der großen Straßenſchlacht, welche am folgenden Tage anhob und erſt nach ſiebentägigem Streiten zu Ende ſein ſollte, — nach einem Streite, von welchem der Dichter hätte ſingen können, was er von der Beſtürmung Jeruſalems durch die Römer des Titus geſagt hat:

„Oh, welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!
Aus tauſend Wunden ſprang ſo voll das Blut,
Als wären unverſiegbar ſolche Brunnen …“

Friſch, klar, ſonnig, ſo recht ein Maimorgen, ging der vom 22. über Paris auf, welches dieſem Frieden und Glanz der Natur gegenüber wieder einmal darthat, was es mit der vielgeprieſenen Civiliſation unſeres Jahrhunderts eigentlich auf ſich habe. Von beiden Seiten wurde die ſiebentägige Schlacht mit gleicher Wuth gefochten. Der Unterſchied war nur, daß die Blauen mit Methode, die Rothen dagegen mit Verzweiflung wütheten.

Der Marſchall hütete ſich wohl, den Stier bei den Hörnern faſſen zu wollen, d. h. einen Maſſenangriff auf das furchtbar barrikadirte Centrum der Stadt zu unternehmen. Er und ſeine Generale griffen die Sache anders an. Im Beſitze einer feſten Operationsbaſis, verſchritten ſie zu einer Reihe von koncentriſchen Angriffsbewegungen, welche den Zweck hatten und erreichten, auf Seitenwegen und ſelbſt mitten durch Häuſerwände und Häuſerreihen hindurch die feſteſten „Volkscitadellen“ zu umgehen, Paris mittels Beſetzung der Hauptverkehrsadern und der ſtrategiſchen Punkte mälig zu umſtricken und einzuwickeln, um dann die Umſchnürung feſter und enger zu machen, zuletzt ſo eng und feſt, daß mit einem letzten Würgegriff der Inſurrektion ihr letzter Athemzug zu entpreſſen wäre.

Angenommen, ein Beobachter hätte von der Kuppel des Invalidenpalaſtes herab den Bewegungen der fünf Kolonnen, in welche der Marſchall ſeine Streitkräfte getheilt hatte, am 22. Mai zuſehen können und hätte bei dieſer Schau das Antlitz nach Norden gekehrt, ſo würde er ganz linkswärts die Kolonne des Generals Ladmirault die Linie der Gürteleiſenbahn aufwärts verfolgen geſehen haben, eine Bewegung, welche den Zweck hatte, einem der Hauptbollwerke der Rothen in den Rücken zu kommen, dem Montmartre. Demſelben Ziele ſtrebt der General Clinchant zu, welcher vom Triumphbogen aus gegen den Park von Monceau und Batignolles hinausdrängt. Der General Douay ſeinerſeits ſucht im Centrum die Champs-Elyſees und den Beauvauplatz zu gewinnen. Zur Rechten, auf dem linken Seineufer, lenkt der General Ciſſey ſeine Truppen auf den Bahnhof Montparnaſſe zu, um ſich von dort den Weg zum Pantheon zu öffnen. Die Reſerve unter Vinoy behält der Marſchall bei der Hand, um damit nach Bedarf Douay oder Ciſſey zu unterſtützen.

Den erſten bedeutenden Vorſchritt machte der letztgenannte General. Noch am 22. Mai. Sein Sturm auf den bezeichneten Bahnhof gelang, auch entriß er den Rothen die gewaltige Barrikade, welche ſie hinter der Umwallung auf der Straße nach Orléans erbaut hatten, und brach ſich damit Bahn zur Butte aux Cailles. Auch im Centrum und auf der Linken war die Schlacht im Gange, führte jedoch erſt am folgenden Tage zu einem für die Blauen beträchtlichen Ergebniß. Dies war kein anderes als der am 23. Mai mit ganzem Erfolg unternommene Angriff auf das Montmartre-Quartier. Clinchant bedrängt es vom Süden und Weſten aus, Ladmirault faſſt es vom Norden her. Mittags 1 Uhr flattert die Trikolore auf der Spitze des Thurmes von Solferino. Noch zwei Stunden lang aber tobt der Kampf um die mächtige Barrikade auf dem Platze Pigalle, ſo recht die Arx oder Akropolis der Kommune. Hier befehligt Dombrowſki in Perſon, wird niedergeſtreckt und ſterbend zum Spital Lariboiſière getragen, wo er am nächſten Morgen ausathmet. Der Verluſt des Montmartre bedeutet für die Rothen ſchon ihre entſchiedene ſtrategiſche Niederlage. Auf Sieg kann jetzt nicht einmal der Wahnſinn mehr hoffen. Die beiden Plätze Pigalle und Blanche ſind mit Blutlachen bedeckt, 100 Kanonen, mehrere tauſende von Gefangenen ſind die Beute der Sieger. Die Rache beginnt ihre Füſiladen an der Stelle, wo am 18. März der Frevel die ſeinigen begonnen hatte. Der General Ladmirault bleibt vorderhand auf Montmartre ſtehen; der General Clinchant ſteigt auf die äußere Boulevardlinie hinab, um von dieſer aus und über die innere hin mit dem General Douay im Centrum Fühlung zu ſuchen. Links der Seine hat inzwiſchen der General Ciſſey ſeinen Vormarſch, allerdings unter ſchwerem Ringen, bis zur Kirche St.-Sulpice fortgeſetzt.

Die Nacht ſinkt herab auf die rothen Walſtätten des zweiten Schlachttages, auf Weh und Wunden ohne Zahl. Tauſende von Wachtfeuern laſſen kein Dunkel aufkommen und das Gebrauſe und Getoſe ruht kaum für etliche Stunden. Dann kommt der dritte Tag —

„Aufgeht die Sonne; unterſinkt ſie wieder;
Sie ſieht nur Blut und Tod; ſie ſteigt empor; —
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.“

Noch hielten die Rothen nicht nur den Oſten der Stadt, ſondern auch das Centrum unter ihrer Hand. Die Tuilerienterraſſe, das Schloß ſelber, den Louvre, das Palais Royal, die Madeleine, den Vendômeplatz machten ſie am 23. Mai den Angreifern noch immer ſtreitig und behaupteten dieſe Punkte den ganzen Tag hindurch.

Mittels Umgehungen, Häuſerdurchbrüchen, Maſſenwirkungen des ſchweren Geſchützes ſuchten die Blauen, deren Harſte in ſicherem Einvernehmen und unter feſteinheitlicher Oberleitung handelten, dieſe Centralſtellung ihrer Gegner zu bewältigen, um dann, ſtromaufwärts dringend, den Herzſtoß auf den Aufſtand zu führen, d. h. das Hotel de Ville anzugreifen. Gleichzeitig mit dieſen Operationen im Mittelpunkte der Stadt gingen draußen an der Peripherie derſelben andere vor ſich, welche die Abſicht hatten und erreichten, die drei Südforts Montrouge, Bicêtre und Ivry den Rothen zu entreißen. Die von dem Generalſtabsoffizier Leperche geſchickt geleiteten, von den Oberſten Deloſſre und Desgarets tüchtig geführten, durch die Reiterei des Generals Du Barrail kräftig unterſtützten Angriffe auf die genannten Citadellen hatten zur Folge, daß die Vertheidiger es gerathen fanden, die Werke aufzugeben und in mehr oder weniger eiligem Rückzug ihr Heil zu ſuchen. Jedoch erſt, nachdem ſie bis zum 25. Mai ausgehalten hatten.

Sie hielten überhaupt überall aus, ſolange auszuhalten war. Die Kämpfer der Kommune der Feigheit zu bezichtigen, iſt nicht allein ungerecht, ſondern heißt auch die Thatſachen nicht ſehen wollen und iſt demnach ganz albern. Der gerechte Urtheiler muß es ja geradezu ſtaunenswerth nennen, daß die Rothen der ganzen Überlegenheit militäriſcher Technik und Diſciplin gegenüber den Kampf ſo lange zu führen vermochten, ſie, die ohne einheitliches Kommando und darauf angewieſen waren, alles, was ihre Gegner vor ihnen voraushatten, mittels ihrer Anſtelligkeit und Todesverachtung einigermaßen auszugleichen.

Aber, wohlverſtanden, ich ſpreche von den wirklichen Kämpfern der Kommune, nicht von dem ſchandbaren Geſindel, welches die Waffen nur trug, um damit wehrloſe Opfer hinzuſchlachten, zum Abſcheu der Mit- und Nachwelt.

Solches Geſindel, Auswurf der Rieſenkloake Paris, durch alle Latrinen der Gaunerei gekrochene Halunken, auf allen Schmutzwegen der Ausſchweifung bewanderte Dirnen, ſah man ſchon am 23., zahlreicher noch am 24. Mai in den Straßen zwiſchen dem Baſtilleplatz und dem Père Lachaiſe lungern und lauern, Aasvögeln gleich, welche Leichen wittern. Sie umkreiſ'ten die Mauern des Gefängniſſes La Roquette und krächzten gräſſliche Drohungen zu den

IX.

Florenz! wer wird den König bannen
Der über Dich ſein Schwert gezückt?
Wer jagt das ſtarke Heer von dannen,
Das ſiegesfrech Dich quält und drückt?
Girolamo, der fromme Krieger,
Tritt kühnen, gottgeſtärkten Blicks
Zum ſtolzen königlichen Sieger
Lenau.

Man ſchrieb den 17ten November und Florenz war vor der Sonne wach geworden. Heute ſollte König Carl der Achte ſeinen Einzug in die Stadt halten und wurde mit banger Beſorgniß erwartet, denn man konnte ſich nicht verhehlen, daß der König, trotz Savonarola's Miſſion und der Vertreibung der Midici, eher feindſelig als freundlich gegen Florenz geſinnt war, und es lief ein, wie es ſich nachher zeigte, nur zu wohl begründetes Gerücht um, demzufolge der König im Sinne hatte, mit ächt franzöſiſcher Perfidie der Oberherrſchaft über vergitterten Fenſtern empor, hinter welchen die „Geiſeln“ geſangen ſaßen.

Aber nicht dieſe Elenden hätten das rothe Geſpenſt vom September von 1792 wieder herauſzubeſchwören vermocht. Von amtswegen wurde es herauſbeſchworen. Die Kommune hatte den Beſchluß gefaſſt, die ſämmtlichen Geiſeln ſollten umgebracht werden.

Ort, Tag und Stunde dieſes Beſchluſſes, ſowie die Namen der Mitglieder, welche dabei mitgewirkt, genau zu ermitteln, iſt bislang nicht gelungen. Feſt aber ſteht, daß das Exekutivkomité am Mittwoch den 24. Mai dieſen Befehl erließ: „Der Bürger Rigault in Gemeinſchaft mit dem Bürger Régère wird mit der Ausführung des Dekrets der Kommune inbetreff der Geiſeln beauftragt. Unterzeichnet: Delescluze. Billioray.“

Die Vertheidiger der Kommune ſagen, dieſes Blutdekret ſei nur erlaſſen worden zur gerechten Wiedervergeltung der Gräuel, welche die „Inſurgentenjagd“ verübte, die von den Blauen in den von ihnen eroberten Stadtvierteln erbarmungslos angeſtellt wurde. Das mag ſo ſein und kein gerechter Mann wird anſtehen, die Gräuel dieſer Menſchenjagd nachdruckſam zu brandmarken. Allein immerhin beſteht ein Unterſchied zwiſchen dieſen Barbareien, welche eine kampftoll gewordene Soldateſka auf von dem Blute ihrer Kameraden dampfenden Walſtätten gegen mit den Waffen in der Hand ergriffene oder ihr als ſolche bezeichnete Kommunarden verübte, und der kaltblütig angeordneten und kanibaliſch-roh ausgeführten Abſchlachtung von armen Gefangenen, welche an dem Mordkampfe gar nicht theilgenommen hatten. Nicht die Leidenſchaft, nein, die kühl berechnende Grauſamkeit hat das Signal zu den ruchloſen Maſſenmorden gegeben, wie ſie am 24. Mai begannen. Das iſt das glühendſte Brandmal, welches die Kommune ſich aufgedrückt hat.

Der Bürger Rigault zauderte nicht, zu thun, was ihm eine Luſt. Dieſer Menſch war einer von jenen in unſerer Zeit nicht eben ſeltenen Kalkulatoren, welche die materialiſtiſche Lehre des Jahrhunderts als einen Panzer tragen, an welchem alles abprallt, was Gefühl, Menſchlichkeit, Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit heißt. Solchen Strolchen iſt das Laſter eine Eleganz und der Frevel ein Zeitvertreib. Sie kennen und anerkennen nichts als ihr eigenes kleines, hohles, eitles, vom Größenwahn aufgeblähtes Ich, und die Selbſtſucht, keck, frech, ſchamlos bis zur Hündiſchkeit, iſt das Idol, vor welchem ſie auf dem Bauche liegen.

Der Mordbefehl des Exekutivkomité war kaum in Rigaults Händen, als er nach St.-Pelagie eilte, wo der von ihm gehaſſte Republikaner Chaudey eingekerkert war. Der Prokurator der Kommune zeigte dem Gefängnißdirektor Ranvier an, daß die Stunde der „Hinrichtung“ der Geiſeln geſchlagen habe und daß Chaudey „den Tanz beginnen werde“. Selbſtverſtändlich hatte die Kommune bei Zeiten dafür geſorgt, das Verwaltungs- und Aufſichtsperſonal in den Gefängniſſen aus „Bürgern“ zuſammenzuſetzen, auf die ſie ſich verlaſſen konnte. Ihre Gefängnißdirektoren waren jedenfalls Leute, die als im Gefängnißleben erfahren bezeichnet werden mußten. So dirigirte z. B. in La Roquette ein gewiſſer François — in einigen Zeugenausſagen heißt er auch Lefrançais — welchem die Züchtlingsjacke, die er früher getragen, noch jetzt ganz gut auf Leib und Seele gepaſſt hätte.

Der arme Chaudey wurde in die Schreibſtube des Gefängniſſes heruntergebracht, wo ihn der Bürger Prokurator alſo begrüßte: „Bürger, ich bin beauftragt, die Hinrichtungen in den Gefängniſſen zur Ausführung zu bringen. Sie kommen heute daran, ſofort — binnen einer Stunde werden Sie erſchoſſen ſein.“ Chaudey ward durch dieſe brutale Eröffnung begreiflicherweiſe verblüfft, faſſte ſich aber raſch und ſagte: „Aber, Raoul Rigault, haben Sie denn auch bedacht, was Sie thun wollen?“ — „Allerdings. Ich vollziehe einen Beſchluß der Kommune. Das iſt alles!“ — „Aber Sie wiſſen doch, ich bin ein guter Republikaner. Sie ſchädigen eine heilige Sache. Sie bringen die Republik um.“ — „Gleichviel. Sie ſterben wie alle die übrigen Geiſeln.“ — „Aber, Bürger Rigault —“ „Genug, meine Zeit iſt knapp. Wollen Sie etwa einen Beichtvater?“ „Scherzen wir nicht! Sie wiſſen recht gut, daß ich keinen Beichtvater will.“ — „Sie ſind ein Mörder, Sie haben es verſchuldet, daß Blanqui umgebracht wurde.“ — „Aber Blanqui lebt ja; ich kann das beweiſen. Vielleicht vermag ich ſogar ſeine Austauſchung zu bewirken.“ — „Aha, Sie ſtehen alſo mit Verſailles in Verbindung? Wohlan, Sie und alle die andern Geiſeln ſterben.“ — „Gut, ich werde Ihnen zeigen, daß und wie ein Republikaner zu ſterben weiß.“

Der Wackere zeigte es. In den Rundgang des Gefängniſſes geführt, wo das Mordpeloton ſeiner harrte, wurde er der Kapelle zur Seite in einen Mauerwinkel geſtellt. Der Bürger Prokurator gönnte ſich das Vergnügen, mit gezogenem Degen den Mordakt zu kommandiren. Schlecht getroffen ſtürzte Chaudey zu Boden und hatte noch die Kraft, zu rufen: „Vive la république!“ Da wirft ſich mit den Worten: „Ich will dir die Republik ſchon aus den Schädel treiben!“ der Brigadier Gentil, ein Haupthandlanger Rigaults, auf den Verwundeten und jagt demſelben eine Revolverkugel „durch den Rachen“, wie er ſich ſpäter lachend rühmte. Die Ausplünderung des Todten durch die Mörder gehörte mit zum Ganzen. Neben Chaudey's Leichnam wurden etliche Minuten darauf noch die von drei gefangenen Gensd'armen hingeworfen, auf welche man, den Gräuel zu würzen, in dem Rundgange wie auf Jagdthiere unter Zoten, Flüchen und Gelächter geſchoſſen hatte. Nach alſo vollzogenem Menſchenopfer brach der Bürger Rigault nach dem Gefängniſſe La Sante auf, „um ſein Geſchäft fortzuſetzen“ ....

Die Muſe der Geſchichte hat die traurige Verpflichtung, vor nichts zurückſchaudern zu dürfen und alles ſagen zu müſſen. Aber ſie hat auch das Recht, mit beſchwingten Sohlen über Blutlachen hinwegzuſchreiten. Müßte man doch ſelber ſo eine rothe Beſtie von 1871 ſein, wollte man ſich dazu hergeben, die gräſſliche Reihe der Niedermetzelungen der Geiſeln und anderer Opfer breitſpurig zu durchwaden. Auch zu zählen brauchen wir die Gemordeten nicht genau. Die Zahl macht bei ſolchen Schreckniſſen eigentlich gar nichts aus. Nicht wie viele Opfer die Inquiſition, die Hexentribunale, die Bartholomäusnacht, die Septembermorde und das rothe Quartal hingeſchlachtet, macht den Gräuel aus, ſondern dieſes, daß überhaupt Menſchen ſo gegen Menſchen wüthen konnten und gewüthet haben.

Den ſcheuſäligſten Anblick gewährten auch wiederum hierbei die weiblichen Scheuſale, wie die „Amazonen" Katharine Rogiſſart, Natalie Lemel, Zelie Grandel und Marguerite Gandair, genannt Lachaiſe. Die letztgenannte hat eine Hauptrolle bei den Mordthaten geſpielt und ſich ganz unglaublich gräulich in La Roquette aufgeführt, ſowie bei der Abſchlachtung des Grafen de Beaufort, welcher als Officier in der Armee der Kommune gedient hatte, aber plötzlich, ohne einen Schatten von Grund, durch die Furie des Verraths bezichtigt und auf ihr Betreiben auf dem Voltaireplatze niedergemacht wurde. Das Wildſchwein von Weib ſtampfte auf dem noch warmen Leichnam herum und ſagte etwas und that etwas, was nicht beſchrieben werden kann.

Mittwochs, den 24. Mai, begannen die Maſſenmorde. An der Spitze der Mörderrotte, welche ſchon ſeit etlichen Tagen La Roquette umlauert hatte, brachen die Grandel und die Lachaiſe in das Gefängniß ein. Die letztgenannte Megäre that gerade ſo, als wäre ſie die amtlich beſtellte Leiterin der Mordarbeit, welche von den Gefängnißbeamten freilich mehr nur zugelaſſen als angeordnet worden iſt, aber doch zugelaſſen.

Das Nachtſtück, wie der Erzbiſchof Darboy und fünf ſeiner Mitgefangenen im Hofraume des Gefängniſſes beim Fackelſchein niedergemetzelt wurden, hat ſich dem ſchaudernden Gedächtniß der Zeitgenoſſen unverlöſchbar eingeprägt.

Nach verübtem Frevel wies einer der Mörder den Wächtern Pinet und Bourguignon ein Piſtol mit den Worten: „Seht, es raucht noch. Damit hab' ich dem Kerl von Erzbiſchof den Garaus gemacht." Ein anderer bemerkte grinſend: „Dieſer alte Hund von Darboy wollte nicht ſterben, dreimal noch verſuchte er aufzuſtehen." Draußen auf dem Platze pralten die Mordbuben ganz laut: „Wir haben 50 Franken verdient."

Etliche Tage darauf fand man auf der Mairie des 11. Arrondiſſements dieſes lakoniſche Protokoll: „Komite der öffentlichen Sicherheit. Heute, den 24. Mai, 8 Uhr Abends ſind im Gefängniſſe La grande Roquette Georges Darboy, L. B. Bonjean, L. Ducoudray, M. Allard, A. Clerc und G. Deguerry hingerichtet worden. Kommune von Paris. Kabinett des Chefs der öffentlichen Sicherheit. Gemeindepolizei." Dieſes Aktenſtück trägt das amtliche Siegel der Polizeipräfektur, aber keine Unterſchrift. Es iſt jedoch feſtgeſtellt, daß der Bürger Ferre, der Delegirte bei der öffentlichen Sicherheit, am 24. Mai zweimal in La Roquette ſich zu ſchaffen machte, am Vormittag und am Nachmittag. Vor dem Kriegsgerichte zu Verſailles hat ein Hauptzeuge dem Angeklagten Ferré ins Geſicht geſagt, daß dieſer die Mordrotte perſönlich in das Gefängniß geführt habe. Dieſer Augenzeuge war der Civilingenieur Duval, ein Ehrenmann, ebenfalls als „Geiſel" eingethürmt. Der Gerichtspräſident: „Sie ſind alſo ganz ſicher, in dem Angeklagten Ferré das Mitglied der Kommune zu erkennen, welches gemeinſchaftlich mit Ranvier das Exekutionspeloton in La Roquette einführte und welches Sie am 24., 26. und 27. Mai in der Schreibſtube des Gefängniſſes geſehen haben?" Herr Duval: „Ja, ich ſchwör' es." Übrigens iſt auch die

Anweſenheit Rigaults in La Roquette während jener Mordtage wohlbezeugt. Summa: Die Schlächtereien in dem genannten Geſängniß ſind **nicht** etwa nur zufällige geweſen, ſondern amtlich angeordnete, nicht ein bloßer Pöbelexceß, ſondern eine vorbedachte, berechnete That der Kommune, eine That, bei deren Ausführung ſie ſich ſolcher Thiermenſchen bediente, wie ſie ihr in Hülle und Fülle zur Hand waren.

Donnerstag, den 25. Mai, mußten die Dominikanermönche von Arcueil, wo ſie eine Schule hatten, in den Tod gehen. Sie waren, 23 Patres und Fratres, auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes am 19. Mai verhaftet und in das Fort Bicetre gebracht werden. Als am 25. die Rothen das Fort aufgeben mußten, ſchleppten ſie die Mönche mit ſich, ſtellten ſie auf einer Barrikade der Avenue d'Italie den Kugeln der Blauen bloß, und nachdem ſie gegen Abend zu auch die Barrikade hatten verlaſſen müſſen, maſſakrirten ſie mit ſchon gewohnheitsmäßiger Brutalität die wehrloſen Opfer, von welchen nur einige wenige zu entfliehen vermochten.

Weiter, weiter in dieſem Blutſumpfe! Wir müſſen hindurch ....

Nach der Ermordung des Erzbiſchofs und ſeiner Todesgenoſſen war es drei Geiſtlichen, dem Generalvikar Surat, dem Abbé Beourt und dem Miſſionär Houillon, gelungen, in Gemeinſchaft mit dem Stadtſergeanten Chaulieu aus der großen Roquette zu entweichen. Aber alsbald hatte ſich eine Jägerſchar, geführt von einer Megäre, welche in der Linken eine rothe Fahne und in der Rechten ein Meſſer hielt, auf die Fährte der Flüchtlinge geworfen. Sie wurden eingeholt, in den Hof der Petite Roquette geſchleppt, an die Mauer geſtellt und niedergeſchoſſen. Chaulieu bat die Fahnen- und Meſſerträgerin — Wolff-Guyrad hieß die Vettel — ſein Leben zu ſchonen, da er der Vater von acht unerzogenen Kindern ſei. Sie ſchleuderte ihm eine Zote ins Geſicht und kommandirte „Feuer!" Ein Gaſſenjunge, einer jener Gamins, welche Auguſt Barbier mit dem ätzenden Griffel eines Juvenal alſo gezeichnet hat:

„Dein echt Geſchlecht, Paris, das iſt der Straßenſchreier,
Halbwüchſig, ſchmutzig fahl, wie ein verſchliſſner Dreier,
Das ungezogene Kind, der Taugenichts, der träg
Verſchlendert Tag um Tag, der gern auf ſeinem Weg
Die magern Hunde quält und, ſeinen Gaſſenbauer
Sich pfeifend, ſchlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer;
An nichts glaubt dieſes Kind; es ſpeit die Mutter an;
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeſchmackter Wahn;
Was zuchtlos nur und frech, ſpukt in des Buben Hirne,
Dem reif das Laſter ſteht auf fünfzehnjähr'ger Stirne“

ja, ein ſolcher Sproß „de la race de Paris“ ſtand ſpäter, der Mitſchuld an dieſem Mord angeklagt, vor dem Kriegsgericht und gab auf die Frage des Vorſitzenden, warum er auf die Prieſter-Geiſeln geſchoſſen habe, kurzweg die Antwort: „Weil man keine Religion mehr braucht.“ Das ſind ſo Folgen der Thatſache, daß eine Stadt, welche ſich rühmt, die „Weltleuchte“, die „Sonne der menſchlichen Civiliſation“ zu ſein, barbariſch genug war und iſt, innerhalb ihrer Mauern 60,000 Kinder ohne alle Schulbildung und Erziehung aufwachſen zu laſſen.

Freitags, den 26. Mai, gab man dem Pöbel von Belleville jenes entſetzliche Schauſpiel, welches unter dem Namen des Gemetzels in der Straße Haxo bekannt iſt. Man hatte zu dieſer ſchrecklichen Opferung 52 Geiſeln, 14 Geiſtliche und 38 Stadtpoliziſten (Gardes de Paris), aus La Roquette geholt. Zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends führte man die Opfer inmitten einer Proceſſion von johlenden Banditen und lachenden Vetteln die Rue de Paris hinauf und dann rechtshinein in die Rue Haxo. In dieſer ſtand rechts und links dichtgedrängt die Menge, welche die dem Tode geweihten Männer mit wüthenden Verwünſchungen überſchüttete. „Nieder mit ihnen! Schießt ſie todt!“ war der Kehrreim des kanibaliſchen Gebrülls. Bei dem Hauſe Nr. 83 wurden die Geiſeln in einen Hofraum oder vielmehr in einen unmmauerten Graben hineingetrieben. Stabsoſſiciere von verſchiedenen Bataillonen, in Schärpen und Borten prangend, wohnten der anhebenden Schlächterei an. Chaſſepot und Revolver thaten ihr Werk, thaten es ſo lange, bis keins der Schlachtopfer mehr athmete. Die Leichen warf man in den Kellerraum eines unvollendeten Gebändes. Als der Gräuel zu Ende, brach die Menge in ein wildes Beifallsgeheul aus und junge Weiber liefen auf die Mordbuben zu, drückten ihnen die pulvergeſchwärzten, blutbeſpritzten Hände und riefen ihnen zu: „Brav gemacht, gut gearbeitet, Schatz!“

Auf Sonnabend, den 27. Mai, ſcheint noch eine Schlachterei größten Stils geplant geweſen zu ſein, darauf deutete es hin, wenn der Bürger Ferré in der Schreibſtube der großen Roquette erſchien und die Freilaſſung und Bewaffnung der in dem Gefängniſſe verwahrten Kriminalverbrecher und Bagnokandidaten anordnete. Offenbar in der Meinung, durch dieſe ehrenwerthen „Bürger“ alle noch im Hauſe vorhandenen „Geiſeln“ niedermachen zu laſſen. Allein, den Böſewichten gelangen an dieſem Tage nur noch einzelne Mordthaten. Zu weiteren ließ ihnen das bedrohliche Vorrücken der Blauen keine Zeit mehr. Auch verbarrikadirten ſich die Geiſeln, durch dieſen oder jenen Wächter heimlich unterſtützt und von der Annäherung der Retter unterrichtet, in ihren Zellen, entſchloſſen, ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Die Bagnokandidaten ihrerſeits fanden es mehr nach ihrem Geſchmacke, davonzugehen, als eine mehr und mehr gefährlich werdende Blutarbeit zu verrichten. Der „Bürger Gefängnißdirektor“ François hatte zwar eine hübſche Anzahl von Orſinibomben in Bereitſchaft, um damit, wie er pralte, noch im letzten Augenblick die ſämmtlichen Geiſeln zu vernichten. Aber auch er fand es in der Erinnerung an Züchtlingskleider und Züchtlingskoſt gerathen, ſich davonzumachen, bevor der „letzte Augenblick“ gekommen war.

Die aufgehende Pfingſttagsſonne ſtralte Troſt und Befreiung in die Angſt- und Todeshöhle von La Roquette.

11.

Blut und Feuer — Feuer und Blut.

„Wann ich todt, mag die Welt in Feuer aufgehen!“ ſagte Tiberius.

„Nach uns die Sündflut!“ ſagte Madame de Pompadour.

„Wann unſere Zeit gekommen, wird Paris uns gehören oder Paris wird nicht mehr ſein! Wir oder das Nichts!“ ſagte ſchon vor der Kataſtrophe von Sedan, alſo vor dem Sturze des Kaiſerreichs, ein Häuptling der rothen Mongolen von 1871.

Ja, der rothen „Mongolen“. Denn genau ſo, wie es im Mittelalter die gelben Mongolen getrieben hatten, ſo trieben es im Mai von 1871 die Kommunarden. Was ſie nicht zu beſitzen und zu behaupten vermochten, ſollte vernichtet werden, damit es wenigſtens auch andere nicht beſäßen.

Ganz dieſelbe wilde Selbſtſucht, wie ſie aus dem finſteren Deſpoten Tiber gegrollt und aus dem leichtſinnigen Buhlweib Jeanne Antoinette Poiſſon gelacht hatte.

Es war etwas, nein, viel, alles von der Entmenſchung, welche die Bürgerkriege der Römer zur Zeit des Unterganges der Republik kennzeichnete, in dieſem franzöſiſchen Bürgerkriege des rothen Quartals. Aus der mörderiſchen Maiwoche heraus ſchaudert uns auf Schritt und Tritt das Zähnefletſchen und das Wuthgebrüll wilder Thiere an. Das iſt nichts Menſchliches mehr, weder hüben noch drüben. Auf der einen Seite nur noch die Raſerei der Verzweiflung, auf der andern nur noch der Rauſch der Rache.

Wenn der Wohlfahrtsausſchuß der Kommune in einem ſeiner letzten Aufrufe zeterte: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden! Kein Erbarmen! Schießt alle nieder, welche den Verſaillern die Hand reichen könnten. Feuer! Feuer!“ ſo gab es unter den Blauen Offiziere genug, welche die Soldaten zu maſſenhaftem Niederſchießen ihrer Gefangenen unaufhörlich anſtachelten. Vor allen andern aber hat ſich ein Bonapartiſt, der Marquis und Oberſt de Gallifet, durch ſein blutgieriges Wüthen berufen gemacht.

Freilich, es mußte biegen oder brechen. Vom 23. Mai an handelte es ſich für die beiden kämpfenden Parteien ſchlechterdings um nichts anderes mehr, als welche von ihnen die Kraft hätte, die Gegnerin unter die Füße zu treten.

Nachdem der düſtere Jakobiner Delescluze die Einbußen des Tages erfahren und damit die Überzeugung erlangt hatte, daß der Anfang vom Ende gekommen ſei, ſagte er: „Paris ſoll in die Luft! Eher ſoll es bis auf den Grund niedergebrannt als den Royaliſten überliefert werden!“

Dieſes Wort kann füglich als das Signal genommen werden, welches den Zündern und Zünderinnen — (eine hübſche Sorte von „flamines“ und „flamininae“ fürwahr!) — an ihr ſchreckliches Werk zu gehen und dem Pulver das Petrol zu geſellen gebot.

In der Nacht vom Dienſtag auf den Mittwoch (23. bis 24. Mai) wurde das Namenloſe vorbereitet: die Feuerbeſtattung der „Weltmetropolis“.

Wer dann im Morgengrauen von den Höhen von Meudon oder Montretout auf Paris hinabgeſchaut hätte, würde geſehen haben, wie der rothe Hahn ſeine erſten Flüge that, um, eine Feuerfurche hinter ſich herziehend, von den Tuilerien zum Louvre, zum Palais Royal, zum Finanzminiſterium und weiter, immer weiter zu fliegen.

Aber wer nach allen den vorhergegangenen Schrecken das florentiniſche Gemeinweſen ſich zu bemächtigen. Die Florentiner verſäumten nicht, auf alle Fälle ſich zu rüſten, und die Signorie zog, während ſie alltäglich angeſehene Männer ins franzöſiſche Lager ſandte, um gegenſeitig Frieden und Vertrauen herzuſtellen und aufrecht zu erhalten, zu gleicher Zeit auch eine tüchtige Anzahl bewaffneten Landvolks in die Stadt und nicht minder die Condottieri, welche die Republik in ihrem Sold hatte, um auf alle Fälle gefaßt zu ſein. Ueberdieß wurde angeordnet, daß beim Läuten der Sturmglocken die Bewohner des florentiniſchen Gebiets maſſenhaft der Stadt zu Hülfe eilen ſollten.

Der erſte Sonnenſtrahl flog röthlich die Thurmknäufe an, als im Garten von San Marco Savonarola mit Heinrich Uhland zwiſchen dem verbleichenden Grün der Bäume und Hecken hinwandelte. Heinrich hatte dem Prior ſo eben Bericht abgeſtattet von den lezten Anſtalten, welche man zum Empfang der Franzoſen getroffen, und Savonarola ſagte nun: „Es iſt gut ſo, daß man ſich vorgeſehen hat, denn wir haben alle Urſache, gegen die Franzoſen auf der Hut zu ſein.“

noch leichtherzig genug geweſen war, die Nacht zu verſchlafen, den machte der Entſetzensſchrei: „Paris ſteht in Flammen!“ aus dem Bette ſpringen. Und ein Tag brach an, nein, eine ganze Reihe von Tagen, von denen jeder glauben konnte, das alte Weltgerichtslied wäre für ihn geſungen: —

„Dies irae, dies illa
Solvet urbem in favilla“*) . . . .

Derweil war das wilde Ringen zwiſchen Rothen und Blauen um den Beſitz von Paris noch lange nicht zu Ende. Hier und dort ſchlug man ſich mit ſteigender Erbitterung. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldiſch. Als föchten ſie für die beſte Sache, für welche jemals ein Gewehr geladen und ein Schwert gezogen worden, gaben die Kämpfer der Kommune ingrimmig ihr Leben dahin. Auch mitunter mit jenem lachenden Gleichmuth, womit die alten Nordlandsrecken in den Tod gingen. Bei der Porte St. Martin hielt mitten im Kugelregen ein Bluſenmann die rothe Fahne, deren Träger er war, hoch empor und lehnte ſich dabei mit dem Rücken an ein hinter ihm ſtehendes Faß. „Biſt du müde oder faul?“ fragt ihn ein Mitſtreiter. „Weder dies noch jenes,“ giebt er zur Antwort; „ich lehne mich an, um nicht umzufallen, wenn ich getroffen werde, und auch dann noch die Fahne feſthalten zu können.“

Noch am Dienſtag hatten die Blauen, abgeſehen von der Wegnahme des Montmartre, von deſſen Höhe ſie ihre Bomben nach Belleville und zum Père Lachaiſe hinüberwarfen, beträchtliche Eroberungen gemacht. Der General Ladmirault ſchob ſeine Truppen die äußeren Boulevards entlang oſtwärts vor, der General Clinchant verfolgte in

---

*) Tag des Zornes, Tag der Rache,
Wirfſt die Stadt in Schutt und Aſche.

den Quartieren zwiſchen den beiden Boulevardslinien die gleiche Richtung. Ebenſo im Centrum die Generale Douay und Vinoy. Alle dieſe Bewegungen, welchen der General Ciſſey auf dem linken Ufer die ſeinigen anpaſſt, richten ſich koncentriſch auf das Hotel de Ville. Ciſſey iſt noch am Dienſtag bis gegen die Rue du Bac hin vorgedrungen, während auf dem rechten Stromufer die Terraſſe der Tuilerien, die Madeleine und der Vendômeplatz von den Truppen genommen werden, welche auch in der Chauſſée d'Antin und in der Rue Lafayette feſten Fuß faſſen.

Fürder bereitet die Nacht dem Kampfe keine Unterbrechung mehr. Für Beleuchtung ſorgen ja die Petroleurs und die Petroleuſen. Es hat den Anſchein, als müßte ſich die ganze Rieſenſtadt zu einem ungeheuren Feuerherde geſtalten, und inmitten von Glut und Rauch geht das Gewürge weiter.

Am Morgen vom 21. Mai nehmen die Blauen die Börſe und den Börſenplatz. Douay geht gegen die hochbarrikadirte und zähvertheidigte Pointe de St. Euſtache vor und bewältigt ſie nach herben Verluſten. Dann bedroht er von der Rue de Rambuteau her das Stadthaus, gegen welches von der Uferſeite her Vinoy auf der Rue Rivoli vorgeht, während Ciſſey nach Bemeiſterung der Barrikaden auf dem Pont Neuf ſeinen Waffengefährten von der Seine-Inſel her die Hand reicht. Der jetzt anhebende Kampf um das Hotel de Ville währt mit wachſender Wuth die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Tag. Dann räumen die Rothen ihr Hauptquartier, das Hauptquartier ſo mancher Revolution. Aber die Blauen ſollen es nicht haben! Ein furchtbarer Knall, welcher ringsum die Erde beben macht, eine ungeheure tiefſchwarze Dampfmaſſe, die ſich langſam aufwärts wälzt, dann ein greller Feuerſchein, der an allen vier Ecken des Stadthauskoloſſes emporſpringt. Der Bürger Pindy hat ſein Wort gehalten: das Hotel de Ville ſteht in Flammen und brennt um die Wette mit den

Tuilerien, der Louvrebibliothek, dem Palais Royal und dem Finanzminiſterium, dem Ehrenlegionspalaſt, dem Palais d'Orſay, dem Juſtizpalaſt und der Polizeipräfektur, die brennenden Theater, Markthallen, Fabriken und Privathäuſer nicht gerechnet. Nur das raſche Vordringen Ciſſey's auf dem linken Ufer hatte den Petroleurs die Anzündung des Pantheon verwehrt oder waren die Zünder und Brenner ſelbſt davor zurückgeſchreckt? Sie wußten ja, daß in den Kellern des Tempels 16 Millionen Patronen, 20 Tonnen Pulver und mehrere Kiſten Dynamit lagerten — ein ſchlafender Vulkan. Wäre derſelbe mittels der Brandfackel geweckt worden und ausgeborſten, ſo müßte die Verwüſtung eine geradezu unerhörte geweſen ſein.

Um die dritte Hauptſtellung der Kommune im Centrum, um das Chateau d'Eau, mußte noch lange gerungen werden, vom Donnerstagsmorgen bis zum Freitagsmorgen. Das Vorſchreiten der vier vereinigten Truppenkorps, welche auf dem rechten Ufer kämpfen, zum Kanal St. Martin und zum Baſtilleplatz iſt mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Unaufhörlich regnen auf die zwiſchen der Gürteleiſenbahn und der inneren Boulevardslinie gelegenen Stadtquartiere die Granaten und Petrolbomben, welche die Batterieen der Rothen von der Butte Chaumont in Belleville und vom Père Lachaiſe herab- und hereinſchleudern. Dieſe Punkte, ſowie der Faubourg du Temple und die Rue d'Angoulême ſind die letzten Halte der Inſurrektion, welche ihr gehärtetſter Führer, Delescluze, ſchon am Tage vor dem Verluſte des Stadthauſes als eine Sache bezeichnet hatte, für die kein Sieg mehr zu hoffen, ſondern nur noch der Tod zu ſuchen wäre. . . .

Es dürfte ein eitles Mühen ſein, von dem Paris, wie es vom Mittwoch den 21. bis zum Sonntag den 28. Mai ſich darſtellte, eine auch nur annähernd deutliche Vorſtellung ſich zu machen. War es doch wie das Hereinbrechen des Chaos. Nur etwa die gigantiſche Phantaſie eines Dante vermöchte von dieſer „città dolente“ der Wirklichkeit ein Bild zu geben. Was uns Augen- und Ohrenzeugen berichten, iſt bloßes Stückwerk und kann nicht mehr ſein. Sie vermochten nicht alle die Schreckniſſe, die ſie mit allen Poren einathmeten, zu unterſcheiden und feſtzuhalten, geſchweige zu einem Geſammtgemälde zu gruppiren. Ein franzöſiſcher Zeuge ſagt aus: „Man muß vom 23. bis zum 28. Mai in Paris geweſen ſein, um ſich eine Vorſtellung von dem entſetzlichen Anblick bilden zu können, welchen die große Stadt während der Feuersbrünſte darbot, die nach der Meinung ihrer Urheber ſie in Aſche legen ſollten. Die mörderiſchen Kämpfe, welche die Armee der Ordnung und die der Demagogie einander lieferten, die Hohlgeſchoſſe, welche nach allen Richtungen platzten, die Gefahren jeder Art, von denen das Leben der Bewohnerſchaft in jedem Augenblick bedroht war, — das alles war gewiß angethan, hochgradigen Schrecken zu erregen. Aber dennoch war nichts ſo erſchütternd, ſo erſtarrend, ſo verzweifelnd wie der Anblick von allen dieſen den Flammen überlieferten Monumentalbauten, in welchen ſeit Jahrhunderten mit religiöſer Sorgfalt ſo viele Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft angeſammelt worden waren. Beobachter, welche von der Höhe von La Roquette“ — (wo unſer Zeuge als Geiſel gefangen ſaß) — „oder von der Hochebene von Chatillon dieſe Feuersbrünſte betrachteten, ſagten ſich mit Entſetzen, daß die prächtige Hauptſtadt der modernen Civiliſation zu einem Trümmerhaufen werden müßte; denn ſie glich ja einem ungeheuren Glühofen, einem koloſſalen Feuerherd, von welchem Flammenſtröme aufſchoſſen und rieſige Rauchwolken emporwirbelten.“ Ein Augenzeuge von jenſeits des Kanals brach beim Anblick der brennenden Tuilerien, des brennenden Louvre, des brennenden Palais Royal, der brennenden Rue Royale in die Worte aus: „Sie brennt wahrhaft königlich, die ganze Seite der Straße von dem Madeleineplatz bis zur Rue des Faubourg St. Honoré. In dieſer letztgenannten Straße ſind alle Goſſen voll Blut. An jeder Straßenecke ſteigt eine Barrikade auf. Kanonendonner, Muſketengeknatter, Mitrailleuſengehuſte, bilden zuſammen ein Orcheſter, das zu dieſem Drama der Zerſtörung die Muſik macht. Angeſichts dieſer Schreckniſſe faſſt unbeſchreibliche Wuth die Menge. Bislang hatte ſie im Gefühl ihrer Befreiung nur Hoch und Hurrah geſchrieen, jetzt aber wandelt ſich ihre Freude in beſtialiſchen Rachegrimm. Zitternd und keuchend vor Zorn erzählt man ſich, daß das Petrolfeuer auch das Finanzminiſterium und alle öffentlichen Gebäude am Quai d'Orſay ſowie in der Rue du Bac verzehre. Die das Sonnenlicht auslöſchenden Flammengarben und Rauchmaſſen fachen in den Herzen der Pariſer einen Brand an, nicht weniger wild, teufliſch und vernichtend. „Schießt alle Gefangenen nieder! Kein Erbarmen! Nieder mit den Petrolmännern und Petrolweibern!" ſchreien die Leute wie wahnwitzig den Soldaten zu. Und alsbald hebt eine wüthende, ſchauderhafte, haarſträubende Jagd auf die Verdächtigen an. Man ſucht, faßt und füſilirt Männer und Weiber auf der Stelle. Und dieſes Höllengeſchäft treiben am eifrigſten die Frauen."

Man hat es ein Wunder genannt, daß nicht die äußerſten Befürchtungen ſich verwirklicht, daß nicht die Flammen ganz Paris eingeäſchert hätten. Das Wunder erklärt ſich aber wie alle die ſogenannten Wunder aus natürlichen Umſtänden. Zunächſt aus der ſchon früher betonten Haupturſache, daß der unerwartet frühzeitige Einbruch der Blauen in die Stadt die Vernichtungspläne der Rothen nur theilweiſe zur Reife und zur Ausführung kommen ließ. Nebenurſachen kamen hinzu: das energiſche Vorſchreiten der Truppen warf Unordnung in die Reihen der Kommuneſtreiter und dieſe ſtörte dann auch vielfach die Arbeit der Zünder; Hauseigenthümer fanden in der äußerſten Gefahr ſo viel Muth, den Brandlegungen mit Gewalt ſich zu widerſetzen; pfiffige Portiers führten die anlangenden Brandmänner in die Keller und füllten ſie mit Wein bis zur Beſinnungsloſigkeit; endlich darf als ſicher angenommen werden, daß vielen Brennern im letzten Augenblicke Herz und Hand verſagten, ihre hölliſchen Aufträge zu vollziehen. . . .

Und immer noch flatterte die rothe Fahne und fuhren die Batterieen der Butte Chaumont und des Père Lachaiſe auf die Stadt zu feuern fort. Nur kurze Pauſen des Aufathmens gönnte ſich der Verzweiflungskampf. In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend raſ'te er mit unſäglicher Wuth um Belleville her, deſſen gehügelte Quartiere und winkelige Gaſſen von Barrikaden ſtarrten. Das ganze Neſt ſchwimmt in einem grellen Roth, denn die ungeheuren Speicher („Docks") brennen lichterloh. Die „ſtrategiſche" Brandfackel hat auch hier ihr Werk gethan. Wie zwei rieſige Ausrufungszeichen ragen die ſpitzen Thürme der Kirche von Belleville aus dem Feuerſchein empor. Vom Montmartre herüber ſchlagen die Bomben der Blauen fort und fort in das Häuſergewirre. Immer neue Brände ſpringen auf. Doch mit unbeugſamem Fanatismus halten die Belleviller an der verlorenen Sache.

Noch einen ganzen Tag, den 27. Mai. Denn nachdem das ſchreckliche Getöſe gegen Tagesanbruch eine Weile verſtummt geweſen, hebt es von neuem an und wieder beginnt das Streiten und Morden. Die Sonne, müde der Gräuel, die ſie ſeit drei Tagen geſehen, hatte einen dichten Wolkenſchleier vor ihr Antlitz gezogen; aber der Widerſchein der Feuersbrünſte färbte das Grau dieſes Schleiers kupferroth. Mithandelnde in dem furchtbaren Trauerſpiel haben nachmals ausgeſagt, daß der Anblick von Paris an jenem trüben Maimorgen von einer wahrhaft geſpenſtigen Unheimlichkeit geweſen ſei.

Man mußte ein Ende machen. Die Blauen holten aus zum letzten Schlag. Sie waren zur Stunde damit fertig geworden, die Inſurrektion einzukreiſen, ſie in einen Cirkel von Eiſen, Blut und Feuer einzuſchließen, welcher von

Belleville und vom Père Lachaiſe bis ungefähr zum Boulevard Beaumarchais, zum Baſtilleplatz, zur Rue de Charonne und zur Rue du Temple reichte. Aber auch aus dieſem Kreiſe heraus ſetzten die Rothen den blauen Angreifern einen ſo energiſchen Widerſtand entgegen, daß gegen Mittag zu unter den Generalen der Regierung die Rede ging, es werde nichts übrig bleiben, als Geſchütze allerſchwerſten Kalibers herbeizuſchaffen, um damit die zur Zeit noch hartnäckig behaupteten Quartiere in einen ungeheuren Trümmerhaufen zu verwandeln. Erſt der Abend brachte, ohne daß zu dieſem Äußerſten geſchritten werden mußte, die Entſcheidung. Die Generale Ladmirault und Vinoy führten ſie herbei. Jener faßt, nachdem er ſich der Vorſtadt Villette bemächtigt hat, die Butte Chaumont von hinten und erſtürmt ſie; dieſem gelingt der Sturmlauf auf den Père Lachaiſe, von wo aus er noch am ſpäten Abend bis zur La Roquette hereindringt. So war denn Belleville gebändigt und die Rachefurie ging in ſeinen halbzerſtörten Gaſſen bis weit in die Nacht hinein würgend um. Scharen von rothen Flüchtlingen ſuchten in der Richtung von Vincennes, welches Fort bis zum 29. Mai ſich hielt, Rettung und Zuflucht, wurden aber auf dieſem Fluchtweg ſcharenweiſe von ihren blauen Verfolgern niedergemacht.

Nun iſt, was noch von der Kommune und den Kommunarden übrig, im Faubourg du Temple und in der Rue d'Angoulême eingekeilt. Noch halten ſie aus, die Nacht über und den Morgen vom Pfingſtſonntag, obzwar das Stummbleiben der Kanonen auf der Butte Chaumont und dem Père Lachaiſe ihnen verkündigt, daß alles aus und vorbei und die Todesſtunde gekommen. Gegen Mittag ſind ſie in die Rue d'Angoulême eingeſchnürt. Sie haben keine Geſchütze mehr und nur noch eine Barrikade. Dieſe behaupten ſie, bis die vom Faubourg du Temple her die Straße heraufſauſenden Kanonenkugeln die letzte Schutzwehr niederwerfen und die letzten Vertheidiger den

Chaſſepotſchüſſen und Bajonnetſtößen der heranſtürmenden Soldaten erliegen.

Auf den Trümmern dieſer letzten Barrikade lag barhaupt, waffenlos, fünf Todeswunden in Bruſt und Haupt, ein hagerer Greis. Der letzte Häuptling der Kommune, Delescluze, hatte hier um 12 Uhr Mittags den Tod geſucht und gefunden. Nicht geſucht, aber doch mit leidlicher Faſſung hingenommen hatte den Tod der Prokurator der Kommune, Rigault, welcher im Bürgerwehranzug ergriffen, erkannt und an der Ecke der Rue Gay-Luſſac von Chaſſeurs des 19. Regiments füſilirt worden war. Verſchiedenen anderen Mitgliedern der Kommune war daſſelbe widerfahren. So dem Bürger Millière, welchen Soldaten auf den Stufen des Pantheon niedergeſchoſſen hatten. Vielen Kommunarden jedoch gelang die Flucht, theils noch während der Agonie der Kommune, indem ſie ſich durch die von den Deutſchen beſetzte Fortslinie zu ſchmuggeln wußten, theils ſpäter. So dem pfiffigen Pyat, der allzu zärtlich für ſeine ſorgfältig gepflegte Haut beſorgt war, als daß er ſie hätte riſkiren mögen. Manche Helden der Kommune wurden unter nicht eben heldiſchen Maſken und Verkleidungen entdeckt und gefangen genommen. So der Bürger Roſſel als ſchneehaariger Greis, in welchen er ſich mittels der Chemie verwandelt hatte. Andere hatten die Kleider ihrer Maitreſſen angethan und ſich mit den Chignons derſelben aufgeputzt. Übrigens iſt ja auch der Ex-Premier Louis Philipps, der Jeſuit Guizot, am 24. Februar 1848 in Weiberkleidern davongeſchlichen. Noth kennt keinen Unterſchied zwiſchen Pantalon und Jupon.

Um 2 Uhr Nachmittags vom 28. Mai verkündigte eine Proklamation des Marſchalls den Pariſern: „Die Armee Frankreichs hat euch gerettet. Paris iſt befreit, der Kampf zu Ende, die Ordnung wiederhergeſtellt.“ Draußen in Verſailles trug Monſieur Thiers die traurige Siegesbotſchaft in die Nationalverſammlung mit den Worten: „Paris iſt ſeinem wirklichen und wahrhaſten Souverän zurückgegeben, das heißt Frankreich.“

12.

Facit.

Zweierlei pflegt Erſcheinungen, wie wir eine an uns vorübergehen ließen, auf dem Fuße zu folgen: — die Rache der Sieger und die Koſtenrechnung.

Das erſtere, die Rache der Sieger hat auch anno 1871 gezeigt, wie weit wir es gebracht haben in der bekannten „Religion der Liebe“.

Beiſpiele von entgegengeſetzter Art ſind ſelten und reizen nicht zur Nachahmung. Das erhabene Beiſpiel von Milde, Schonung und Verzeihung, welches die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft i. J. 1847 den beſiegten Sonderbündlern gegenüber, und das noch erhabenere, welches die nordamerikaniſche Union i. J. 1865 den beſiegten Seceſſionsfrevlern gegenüber gegeben — ſolche republikaniſche Beiſpiele ſind natürlich für Monarchieen nicht nachahmungswürdig.

Indeſſen wird, wer in den Sentimentalitätskrämern von neumodiſchen Juriſten, welche wohl das Blut von Gemordeten, nicht aber das von Mördern fließen ſehen können, keine Orakelgeber, ſondern nur phantaſtiſche Theorieenſpinner erblickt, nicht anſtehen, zu bekennen, daß die franzöſiſchen Krieger vom Mai 1871 denn doch eine ganz andere Berechtigung zur Rache an überwieſenen Mördern und Mordbrennern hatten als die deutſchen Sieger vom Juni 1849 an den beſiegten Reichsverfaſſungskämpfern. Der franzöſiſche Liberalismus machte daher, als er den Wahrſprüchen des Kriegsgerichtes in Verſailles zuſtimmte, immerhin eine weit noblere Figur als der deutſche, welcher, nachdem er durch ſeine aus Dummheit und Dünkel, aus Hochmuth und Feigheit, aus Impotenz und Seſſelſucht gemiſchte „Staatsmänniſchkeit“ anno 1848 alles verdorben hatte, die Standrechtsſchüſſe von Mannheim, Raſtatt und Freiburg mit beifälligem Händereiben und unterthänigem Schmunzeln begleitete. Eine ſchwere Makel haftet an Herrn Thiers, ſeinen Miniſtern und Generalen, daß ſie den trikoloren Schrecken, welcher den rothen in Paris abgelöſ't hatte, gewähren ließen. Es mochte allerdings ſchwer ſein, die durch alle die Strapazen und Gefahren des ſechstägigen Straßenkampfes aufgeſtachelte Wuth der Soldaten zu ſänftigen; aber es hätte trotzdem verſucht werden ſollen. Es wurde entweder gar nicht oder doch nicht ernſtlich verſucht. Daher der Gräuel jener maſſenhaften Niederſchießungen gefangener Kommunekämpfer. Die Ziffer derſelben iſt nicht aktenmäßig feſtgeſtellt, allein die Schätzung auf 20,000, worunter etwa 4000 Weiber und Kinder!!! iſt kaum zu hoch, vielleicht eher zu niedrig gegriffen. Auch die Zahl der auf den Barrikaden ſelbſt gefallenen Kommunarden iſt nicht amtlich erhärtet, ſicherlich aber darf man 10,000 anſetzen, was mit den unmittelbar erſchoſſenen Gefangenen die Summe von 30,000 Todten ergäbe.

Ein im November 1875 durch den General Appert an die Nationalverſammlung erſtatteter Bericht über die Thätigkeit der Kriegsgerichte von 1871 ſtellte amtlich feſt, daß nach vollendeter Einnahme von Paris ungefähr 38,000 Gefangene ſich in den Händen der Armee befanden. Darunter waren 7460 rückfällige Kriminalverbrecher, 5000 fahnenflüchtige Soldaten und 850 Weiber. Überhaupt in Unterſuchung gezogen wurden 30,000 Perſonen. Davon ſind 18,830 nach der Vorunterſuchung freigelaſſen und 11,170 vor die Kriegsgerichte geſtellt worden, darunter auch 80 Kinder. Mehrere Todesurtheile fällten die Kriegsgerichte gegen zur

„Auch Ihr traut ihnen alſo nicht mehr, mein Vater?“

„Ach, mein Sohn, ich glaube jezt, mich in dieſem König Carl ſehr geirrt zu haben, wenn ich von ihm eine direkte Einwirkung auf die traurige Lage Italiens und auf die noch traurigere der Kirche erwartete. Er ſprach mir in Piſa vom Ausſchreiben eines allgemeinen Concils und ich that Alles, um ihn für dieſe große Idee zu begeiſtern, aber wie es ſcheint, iſt ſie zu groß, um in der Seele des Königs Platz zu haben, und für Florenz müſſen wir ohnedieß das Schlimmſte von Seiten Carls beſorgen, nachdem wir in Erfahrung gebracht, daß er mit den verjagten Medici in Unterhandlung getreten. Ich hoffe aber zu Gott, daß die Lenker der florentiniſchen Republik ſeinen Anſchlägen mit Kraft entgegentreten.“

„Ihr glaubt alſo, das Schwert werde entſcheiden müſſen, mein Vater?“

„Verhüte es Gott, denn unſere Streitkräfte ſind zu wenig geordnet, um es mit dem wohlgeübten und wohlbefehligten Heere der Franzoſen aufnehmen zu können, weßwegen auf alle Weiſe

Kommune übergelaufene Militärperſonen, ſo gegen Roſſel. Im Ganzen fielen 110 Todesſprüche, wovon 24 zur Vollſtreckung kamen. Von den gefangenen Mitgliedern der Kommune wurden zwei zum Tode verurtheilt, Ferré und Lullier, aber nur jener hingerichtet. Andere, wie Urbain, Trinquet, Aſſi, Billioray, Champy, Liſbonne, Régère, Ferrat, Grouſſet, Verdure, Jourde und Raſtoul erhielten in nicht ganz gerechter Abſtufung lebenslängliche Zwangsarbeit, Deportation in Feſtungen oder einfache Deportation (nach Neukaledonien) zugemeſſen. Die proceſſirten wilden Klubbgänſe und Amazonen kamen ziemlich gelinde weg. Nur über 6 überführte Petroleuſen verhängte das Kriegsgericht die Strafe lebenslänglicher Zwangsarbeit. Auch der alte Blanqui und der weiland Laterne-Rochefort wurden nachträglich zur Deportation verurtheilt.

Das Gebaren der Kommunarden vor dem Kriegsgericht war wohl in einzelnen Exemplaren, z. B. in Ferré und Lullier, komödiantiſch-frech, aber nichts weniger als heldiſch und erhaben. Die meiſten legten ſich wie ganz gemeine Halunken aufs leugnen und lügen. Nur ſehr wenige hatten den Muth, zu ihren Thaten zu ſtehen. Zu dieſen wenigen gehörte der belleviller Schuſter Trinquet, ein ſonſt unbedeutender Halbnarr, der aber jetzt mannhaft Farbe bekannte und, von der Feigheit ſeiner Schickſalsgenoſſen angewidert, ausrief: „Als mich meine Mitbürger in die Kommune gewählt hatten, glaubte ich nicht, ſie hätten mich mit dieſer Wahl beehrt, damit ich am Tage der Gefahr die Kommune verleugnete. Ich habe mich bis zur letzten Stunde geſchlagen, mein Rock und mein Käppi wurden von Kugeln durchlöchert und ich beklage nur eins, nämlich nicht gefallen zu ſein, damit ich nicht heute mitanſehen müßte, wie meine Kameraden ſich ihrer Verantwortlichkeit entziehen wollen.“

Am 2. Auguſt von 1871 gab der Marſchall Mac Mahon ſeinen Rapport über die Verluſte aus, welche die Armee in der Niederkämpfung der Kommune vor und in Paris erlitten hatte. Sie bezifferten ſich auf 83 todte und 430 verwundete Officiere, auf 794 todte, 6024 verwundete und 183 vermiſſte Soldaten.

Der Feuerſchaden war koloſſal. Die Ruinen der Tuilerien und des Stadthauſes allein repräſentirten eine Einbuße von 60 Millionen, die des Finanzminiſteriums eine ſolche von 15 Millionen, die der „Docks“ von Belleville und Villette eine von 27 Millionen, die des Staatsraths- und Rechnungshofgebäudes eine von 10 Millionen, die des Juſtizpalaſtes, der Conciergerie und der Polizeipräfektur mitſammen eine von 6 Millionen. Der Geſammtſchaden, die zerſtörten Staatsgebäude, Kirchen, Paläſte, Theater, Fabriken, Speicher und Privathäuſer zuſammengethan und die vernichteten Mobilien und Waaren dazugerechnet, iſt auf die Summe von 500 Millionen anzuſchlagen und dieſer Anſchlag dürfte noch entſchieden zu niedrig gegriffen ſein.

Wie furchtbar die Kommune in Wehr und Waffen geſtanden hatte, mag ſchon aus der Thatſache klar werden, daß die blauen Sieger den rothen Beſiegten 2500 Kanonen und Mitrailleuſen, ſowie mehr als 400,000 Schießgewehre aller Art abgenommen haben.

Und nun wollen wir das Facit dieſer Blut- und Brandrechnung ziehen, indem wir die Frage ſtellen: Wozu der ganze Gräuel?

Was iſt mit ſo vielem Kraftaufwand, mit ſo viel Wuth und Weh, mit ſo viel Blut und ſo viel Thränen erreicht worden? Was hat Frankreich dadurch gewonnen?

Rein nichts, wohl aber hat es viel verloren.

Ja, ſo viel verloren, daß Frankreich Urſache haben dürfte, in ſeinem Geſchichtekalender den 18. März von 1871 als einen Nationaltrauertag, als einen, ja wohl als den „dies nefastissimus“ zu verzeichnen. — Warum?

Weil das mit jenem Tage angehobene rothe Quartal im Grunde eine Verleugnung der wahrhaft großen, befreienden und erlöſenden Principien von 1789 geweſen iſt. Dieſe hatten ja — das iſt und bleibt ihr unvergänglicher Ruhm — die ſociale Einheit verkündet und begründet, und zwar theoretiſch dadurch, daß ſie die Gleichheit der politiſchen Rechte aufſtellten, praktiſch dadurch, daß ſie an die Stelle der Privilegien der Geburt oder der Kaſte die Berechtigung der Arbeit und des Verdienſtes ſetzten. Die Kommunarden von 1871 dagegen, wenigſtens diejenigen, welche ſich zu Werkzeugen der Internationale hergaben, wollten hinter der ſpaniſchen Wand einer angeblichen Demokratie, welche aber in Wahrheit nur eine Pöbeltyrannei war, den Grundſatz der Gleichheit vernichten, indem ſie auf die Schaffung einer neuen Kaſte, die der Handarbeiter, abzielten und mittels dieſer Kaſte eine neue Klaſſendeſpotie, die des bevorrechteten Proletariats über die übrigen Volksklaſſen, zu begründen ſtrebten. Daß damit der Rückfall der Geſellſchaft aus der Civiliſation in die Barbarei begonnen haben würde, muß jedem, welcher fünf geſunde Sinne beſitzt und davon Gebrauch machen will, einleuchtend ſein.

Wir andern Demokraten ſind von ganzem Herzen bereit, die Tyrannei des Geldſacks niederkämpfen zu helfen; aber gegen eine bloße Erſetzung derſelben durch die Tyrannei des Bettelſacks verwahren wir uns entſchieden. . . .

Die unmittelbaren Schäden, welche das rothe Quartal — auch abgeſehen von der dreihundertfachen Menſchenhekatombe und dem Brandſchaden — angerichtet hat, ſind ebenſo ſchmerzlich als handgreiflich. Angenommen, der Drang nach Decentraliſation, das Verlangen nach Gemeindefreiheit ſei der urſprüngliche Gedanke der Kommune geweſen, was hat ſie durch ihre Art und Weiſe, dieſen Gedanken zu verwirklichen, bewirkt? Nichts als die Straffung und Schärfung der Centraliſation, die Auslöſchung ſogar des bloßen Gedankens gemeindlicher Selbſtverwaltung in Frankreich.

Und was hat die aberwitzige rothe Rebellion gegen die Republik des Herrn Thiers zuwegegebracht? Nichts als die Republik der Herren Broglie und Buffet, alſo die ſchnödeſte Gaukelei, welche jemals einer Nation vorgemacht worden iſt.

Und auch daran war es noch nicht genug. Der frevelhafte Vorſtoß der Kommune nach Wolkenkuckuksheim verurſachte einen Rückſchlag von ſolcher Macht, daß die Wiederinthroniſirung des Mittelalters in Frankreich in der Perſon des Grafen von Chambord bekanntlich nur an der e—hrenhaften Seite dieſer Perſönlichkeit ſcheiterte.

Was endlich das mörderiſche Wüthen der Kommunarden gegen die Prieſter angeht, ſo liegen die Folgen hell oder vielmehr dunkel, ſehr dunkel zu Tage. Denn es iſt ja eine ganz zweifelloſe Thatſache, daß das im Mai von 1871 durch die Rothen vergoſſene Prieſterblut in Frankreich für das Pfaffenthum ein Mairegen geworden, welcher es zur üppigſten Blüthe trieb, zu einer Blüthe, welche anzukünden ſcheint, daß „la grande nation“ nicht mehr — wie ſie bislang wenigſtens in ihrer Einbildung gethan — an der Spitze der Civiliſation, wohl aber unter dem Banner des Heiligen von Loyola an der Seite Spaniens marſchiren werde.

Das iſt die Schuldrechnung des rothen Quartals. Nur Narren können ſie abmindern, nur Gauner können ſie leugnen wollen. Sie iſt ſehr lehrreich; aber damit will ich nicht ſagen, daß ſie die Menſchen viel oder auch nur etwas lehren werde. Das wäre ja gegen alle herkömmliche moraliſche Kleiderordnung und würde den alten Hegel Lügen ſtrafen, welcher ſein wahrſtes Wort geſprochen hat, als er ſagte: „Die Geſchichte lehrt nur, daß ſie die Leute nie etwas lehrte.“

Alſo weiter im gewohnten und beliebten „Laissez faire, laissez aller!“ mehr oder weniger liebe Zeitgenoſſen. Immer rüſtig weiter geſchwindelt, bis euch eines ſchwarzen oder rothen Tages der europäiſche Generalkrach wie ein Blitz auf die Köpfe fällt.

Ende.

Letzte Gänge.

Von demſelben Verfaſſer erſchien im gleichen Verlage:

Germania. Zwei Jahrtauſende deutſchen Lebens, kulturgeſchichtlich geſchildert.

Mit Bildern erſter deutſcher Künſtler.

Pracht-Ausgabe. 370 Seiten Text mit 248 Illuſtrationen und 64 ganzſeitigen Bildern in Tondruck. 34 Hefte à 1½ Mk., in reichſtem Prachtbande 70 Mk.

Ausgabe in Gartenlaube-Format. 370 Seiten Text mit 248 Illuſtrationen und 24 ganzſeitigen Bildern. 40 Hefte à 40 Pf., in reichem Einbande 20 Mk.

Porkeles und Porkeleſſa. Eine böſe Geſchichte.

Dritte Auflage. Mit beſonderem Vorwort des Verfaſſers. 3 Mark.

Geſtalten und Geſchichten. Offener Brief an M. C. in M. — Die Borgia. — Eine Emancipierte des 17. Jahrhunderts. — Die betrübſame, jedennoch ſinnreiche und lehrhafte Geſchichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortiſſima Pianoſa. — Römiſche Cäſaren: 1. Tiberius. 2. Caligula. — Eine Verſchwörung. — Wallfahrt nach Maria-Einſiedeln. Zweite Auflage. 9 Mark.

getrachtet werden muß, für jezt den Frieden mit dem König zu erhalten, denn unterläge Florenz ſeiner Waffengewalt, ſo wäre es einer weit ſchlimmern Knechtung anheimgegeben, als die mediceiſche war. Nein, nein,“ fuhr er nachdrücklich fort, „wir müſſen erſt die Freiheit im Innern feſtſtellen, bevor wir ſie nach Außen vertheidigen können, die Volksherrſchaft muß erſt eingerichtet, das Volk im Beſitze ſeiner Rechte ſein und ſie kennen gelernt haben, bevor es zum Kampfe für dieſelben aufgerufen werden darf.“

„Ihr wollt alſo zur Democratie vorſchreiten, mein Vater?“

„Ja, das will ich und mit mir die edelſten Herzen von Florenz. Sieh, mein Sohn, dieſer Carl von Frankreich war der lezte Fürſt, auf den ich baute, und immer klarer wird es mir, warum Chriſtus ſein Evangelium nicht den Großen der Erde, ſondern dem Volk verkündigt hat. Nur aus dem Volk kann das wahre Heil der Menſchheit hervorgehen, denn nur das Volk kennt den Egoismus nicht, welcher allezeit das leitende Princip der Fürſten ſein wird. Ja, ich will einen Volksſtaat

H. mi. [illegible]

Letzte Gänge

von

Johannes Scherr

Mit dem Bilde Scherrs in Lichtdruck

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1887

Alle Rechte,
insbesondere in Beziehung auf Uebersetzungen, sind von der
Verlagshandlung vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Die Jeſuiten 1

Im Hörſaal 121

In memoriam 185

Nekrolog 215

Jeſuiten und Freimaurer.

Drei Bücher Kulturgeſchichte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Ich will das Werden, Wachſen und Wirken von zwei ſozialen Gebilden darſtellen, welche als kulturgeſchichtliche Erſcheinungen erſten Ranges zu kennzeichnen ſind — das Werden, Wachſen und Wirken des Jeſuitenordens und des Vereins der Freimaurer, welchen man ja auch wohl einen Orden zu nennen pflegt.

Wer jemals mit dieſen beiden Erſcheinungen ſich beſchäftigt hat, und wäre es auch nur obenhin, der weiß, daß man ſie häufig miteinander verglichen, ſie nebeneinander geſtellt hat. Dieſem Parallelismus kommt eine Berechtigung zu, inſofern beide Verbindungen Vermächtniſſe des Mittelalters an die Neuzeit ſind; ſodann, inſofern beide über die nationale Begrenzung ſich erhoben und eine univerſale Thätigkeit und Geltung anſtrebten; weiterhin, inſofern jede derſelben in der Entwickelung menſchlicher Ziviliſation einen großen Stand ſich zu machen wußte; endlich, inſofern beide bis zum heutigen Tage, bis zur Stunde in lebendigſter Wirkſamkeit blieben und große Kreiſe der Geſellſchaft zu beeinfluſſen fortfahren.

Zu dieſen Aehnlichkeiten kommt noch die weitere, daß beide Orden wenigſtens in den Augen der kenntnis- und urteilsloſen Menge mit dem Nimbus und Reiz des Geheimnisvollen umgeben waren und ſind, demzufolge ſich ein ganzer Fabeln- und Legendenknäuel gebildet hat über die abſonderlichen oder gar fürchterlichen Myſterien, welche ſich hinter dem kirchlichen Zeremoniell der Jeſuiten, wie hinter dem Logenritual der Freimaurer bergen ſollen.

Hier jedoch endet das Nebeneinander und hebt das Gegenüber an. Denn innerlich und weſenhaft verhalten ſich Jeſuitismus und Freimaurerei zu einander wie Antitheſen und Gegenpole.

Kirchlich und Menſchlich, Beharrung und Bewegung, Abſolutismus und Freiheit, Eifer und Duldſamkeit, Bevormundung und Selbſtbeſtimmung, Mittelalter und Neuzeit, Glaube und Zweifel, Dogmatismus und Forſchung, Zentraliſation und Föderalismus — das ſind die Gegenſätze, welche eine breite und tiefe Kluft zwiſchen den beiden Orden klaffen machen.

Beiden muß zugeſtanden werden, daß ſie überzeugungsvoll und ſtandhaft an ihren Prinzipien gehangen und gehalten haben, im Unglück wie im Glück. Zeitweilig jedoch haben ſich die Verhältniſſe ſo wunderlich verſchoben, daß der Jeſuitismus und das Maurertum die Rollen gänzlich getauſcht zu haben ſchienen, indem jener die Bewegung, dieſes die Beharrung vertrat. Wir müſſen uns im übrigen auch hier ſtets gegenwärtig halten, daß alle menſchlichen Schöpfungen und Einrichtungen, welche der ſchweren Probe des praktiſchen Daſeins mit allen ſeinen Wirklichkeiten und Gemeinheiten unterworfen ſind, der Gefahr des Aus- und Entartens nicht zu entgehen vermögen. Aber wenn Inſtitute, deren Dauer ſchon nach Jahrhunderten zählt — was wenigſtens beim Jeſuitenorden der Fall —, trotz alledem und alledieſem noch in der Gegenwart eine ſo umfaſſende und tiefgreifende Wirkſamkeit zu entfalten im ſtande ſind, wie die beiden in Rede ſtehenden, ſo zeugt das denn doch von einer außerordentlichen Lebenskraft. Und von noch etwas zeugt es, davon, daß die Löwin Prinziptreue doch ein unendlich viel edleres Geſchöpf ſei als die Katze Opportunität.

Die Thätigkeit der Freimaurerei war die ſtillere und unſcheinbarere, die des Jeſuitismus die geräuſchvollere und glänzendere. Freilich hat auch jene eine Zeit gehabt — die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts —, während welcher ſie großen Lärm machte und viel Staub aufwirbelte in der Welt. Sodann wieder während der Reſtaurationszeit, als ſie in ihrer Verquickung mit dem Karbonarismus in Italien, Spanien und Frankreich unmittelbar in die Völkergeſchicke einzugreifen trachtete. Seither herrſcht in den Logen politiſche Windſtille, und wo dieſelbe unterbrochen wurde, wie z. B. in den Logen von Paris während der Belagerung der Stadt durch die Deutſchen 1870—1871, da iſt das freimaureriſche Ideal zumeiſt nur in Geſtalt der Lächerlichkeit in die öffentliche Erſcheinung getreten.

Vor ſechsunddreißig Jahren habe ich vom Weſen und Wirken der Geſellſchaft Jeſu dieſe Kennzeichnung entworfen: Der Jeſuitismus wollte die ganze Erde zu einem ſogenannten Gottesſtaat machen, deſſen Verfaſſung das römiſch-katholiſche Dogma war, zu einer Domäne des Papſttums, welches aber nur ein Werkzeug in den Händen des Ordens ſein ſollte und gewöhnlich auch war. Jedem zweifelnden und rebelliſchen Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein verſchwommenes Fühlen zu ſetzen, mit unerhörter Syſtematik und eiſerner Folgerichtigkeit die Verdumpfung und Verknechtung der Maſſen durchzuführen, die ge-

und eine Volkskirche, deren beider Verfaſſung das Chriſtenthum, deren Haupt Gott. Und das iſt die ächte Demokratie und die wahre Hierarchie, vereinigt in der Theokratie.«

Ein Laienbruder unterbrach das Geſpräch, indem er einen Brief für den Prior brachte, und Heinrich bemerkte, daß während er das Schreiben las, eine Wolke des Leides ſein ſchönes Antlitz überſchattete und eine Thräne an ſeinen Wimpern funkelte.

»Geh, mein Sohn,« ſagte Savonarola, den Brief zuſammenfaltend, mit ſchmerzlicher Stimme, »verlaſſe mich jezt, denn meine Seele iſt ſehr betrübt: mein Herzensfreund, Giovanni della Mirandola, iſt todt.«

Heinrich wurde tief ergriffen von der Trauer, welche aus dieſen Worten ſprach, und entfernte ſich ſtumm. In ſeiner Wohnung traf er ſeinen Freund Jakopo Sterli, der ein feſtlich Gewand, aber auch zugleich einen Panzer angethan und ein langes Schwert umgürtet hatte.

»Warum ſo kriegeriſch, Freund Jakopo? fragte Heinrich nach herzlichem Morgengruß.

»Warum? lieber Freund, Du weißt ſo gut

ſcheiten Köpfe, wie die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorteile an ſich zu feſſeln, die vornehme Geſellſchaft zu gewinnen mittels einer Moraltheorie, welche durch ihre Klauſeln und Vorbehalte leicht in ein Lehrbuch des Laſters ſich verwandelte, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfniſſe zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habſucht, heute der Gemeinheit, morgen dem Ehrgeize zu ſchmeicheln, alles zu verwirren, um alles zu beherrſchen, die Ziviliſation mählich herabzudrücken zu einer bloßen Vegetation und die Menſchheit ſchließlich umzuformen zu einer Schafherde: darauf ging die Geſellſchaft Jeſu aus. Ihre Organiſation war ein politiſches Kunſtwerk höchſter Potenz, großartig im Entwurf, vollendet, geſchickt in der Ausführung. Hier iſt im vollendeten Gegenſatze zu der in ihrer Urſprünglichkeit auf die Selbſtbeſtimmung des Menſchen gerichteten Idee der Reformation das völlige Aufgehen der einzelnen Perſönlichkeit in einem ſozialen Ganzen durchgeführt, und darum berührt ſich der Jeſuitismus des 16. Jahrhunderts ſo nahe mit dem Sozialismus des 19. Das Herz des Jeſuiten ſchlug und ſchlägt in der Bruſt ſeines Ordens. Nie hat ein General gehorſamere, unerſchrockenere und ausdauerndere Soldaten gehabt als der Jeſuitengeneral, und nie wurde ein Heer mit meiſterhafterer Strategie und Taktik geführt als die „Compagnie Jeſu". Zu vielfältiger Proteuswandlung und dennoch ſtets dieſelbe, ſo führte ſie nimmerraſtenden Krieg gegen den neuzeitlichen Geiſt. Alles wurde auf dieſen Zweck bezogen, und alles mußte demſelben dienen. Der Jeſuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künſtler, Erzieher, Beichtiger, Arzt, Juriſt, Miſſionär, Krankenpfleger, Kaufmann, je nach den Umſtänden und dem Gutfinden ſeiner Oberen, aber allzeit blieb er Jeſuit. Er verband ſich heute mit den Fürſten gegen die Völker, um vielleicht morgen ſchon, wann bei veränderter Konſtellation der Vorteil ſeines Ordens es heiſchte, mit den Völkern wider die Fürſten zu ſtehen und zu gehen. Es verſchlug ihm nichts, die Empörung zu predigen und zugleich zur Errichtung von Schafotten für die Empörer anzueifern. In Zeiten, wo die Staatskunſt den Meuchelmord für ein ſelbſtverſtändliches Auskunftsmittel anſah, machte ſich auch die Politik der Jeſuiten nichts daraus, den Dolch und die Giftviole, wenn nicht ſelber zu handhaben, ſo doch in den Händen von Attentätern zu lenken. Die äußere Verwandelungsfähigkeit und das Anbequemungstalent des Jeſuitismus waren in Betracht der Starrheit ſeines Prinzips doppelt erſtaunlich. Der Jeſuit überſchiffte Meere und durchwanderte Wüſten, um unter tauſend Gefahren in Indien, China und Japan das Chriſtentum zu verbreiten und ſich mit von Begeiſterung leuchtender Stirne zum Märtyrertode zu drängen. Er führte drüben in Südamerika das Beil des Anſiedlers und den Spaten des Pflanzers, um in der Urwaldwildnis einen Staat zu gründen, während er hüben in Europa Staaten untergrub und über den Haufen werfen half. Er zog Armeen als fanatiſcher Kreuzzugsprediger voran und leitete zugleich ihre Märſche mit dem Feldmeßzeug des Ingenieurs. Er ſchweigte das Gewiſſen des vornehmen Herrn, welcher ſeine Stieftochter verführt hatte, wie das der großen Dame, welche mit ihren Lakaien Ehebruch trieb. Für alles wußte er Rat oder Troſt, für alles Mittel und Wege. Er entwarf mit gleicher Geſchicklichkeit Staatsverfaſſungen, Feldzugspläne und rieſige Handelskombinationen. Er ſcharrte mit geiziger Hand Haufen Goldes zuſammen, um ſie mit freigebiger wieder zu verſchleudern — dieſes wie jenes „ad majorem dei gloriam“. Mit den Fröhlichen lachte, mit den Traurigen weinte er. Dem reichen Sünder gab er einen Schutzbrief vor der Hölle, der armen Dulderin eine Anweiſung auf das Himmelreich. Seine nieverſagende Findigkeit imponierte den Männern, ſein weltmänniſcher Schick und

Schliff den Frauen. Mit Politikern ſprach er wie ein Politiker, mit Gelehrten als ein Gelehrter, mit Soldaten wie ein Soldat, mit Bauern als ein Bauer. Er war ebenſo gewandt im Beichtſtuhl, Lehrzimmer und Ratſaal, wie auf der Kanzel und auf dem Diſputierkatheder. Er konnte die Nächte hinter Aktenfaszikeln verwachen, mit unbefangener Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläſte ſich bewegen und mit ruhiger Faſſung die Peſtluft der Lazarette einatmen. Aus dem goldſchimmernden Kabinette eines Monarchen, welchen er zur Ausrottung der Ketzerei geſtachelt hatte, ging er in die ſchmutztriefende Hütte der Armut, um einen Ausſätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, brachte er es über ſich, in einem Kreiſe leichtfertiger Höflinge, ſkeptiſch ſchillernde Witzleuchtkugeln ſteigen zu laſſen. Er vermochte abwechſelnd als Zelot oder Freigeiſt, als Kuppler oder Moraliſt, als hingebend aufopfernd oder tödlich haſſend, als Teufel oder Engel ſich aufzuſpielen — alles „zur größeren Ehre Gottes", d. h. zur Förderung des Endziels der „Compagnie". Ueberall war er daheim, denn er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde: das alles mußte ihm der Orden ſein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbſtverleugnung und Thatkraft lebte und ſtarb. Nie, fürwahr, hat der Menſchengeiſt ein ihm gefährlicheres Inſtitut geſchaffen als den Jeſuitismus, und nie hat ein Kind mit ſo rückſichtsloſer Entſchloſſenheit ſeinem Vater nach dem Leben geſtrebt wie dieſes.

Hätte ich heute dieſes Bild noch einmal zu ſchaffen, ſo würde ich vielleicht dieſe oder jene Linie desſelben etwas weniger ſcharf ziehen und die Farben da und dort etwas abdämpfen. Nach reiflicher Prüfung muß ich jedoch das gegebene Gemälde beſtehen laſſen, weil ich es, als Ganzes betrachtet, für naturwahr in der Zeichnung und für hiſtoriſchgerecht in der Farbengebung anſehe. Der Geſamteindruck, den es hervorbringen ſoll und, wie ich hoffe, auch hervorbringen wird, dürfte die Erkenntnis ſein, daß die „Compagnie Jeſu" eine Macht, eine Großmacht war und noch iſt.

Ja, noch iſt! Vielleicht ſogar dermalen eine größere Macht als je vordem. Warum? Darum, weil heute nicht etwa nur unwiſſende, ſchafige Maſſen, ſondern auch Hunderttauſende, ja Millionen von mehr oder minder feſt auf dem Boden der Bildung des 19. Jahrhunderts ſtehenden Leuten die Geſellſchaft Jeſu für ein gutes, für ein wohlthätiges, ja für ein notwendiges Inſtitut halten.

Das iſt der gewaltige Rückſtoß, welchen die chriſtlichideale Weltanſchauung dem brutalen Vorſtoß des ſeelloſen, gemeinen, dem Anarchismus und Nihilismus, alſo der Barbarei die Pforten aufthuenden und die Wege bahnenden Materialismus zur Antwort gegeben hat. Vorſtoß und Rückſtoß mögen vom Standpunkt der Vernunft aus gleichermaßen zu beklagen ſein. Aber ſie ſind einmal geſchehen, und wir müſſen ſie uns gefallen laſſen. Thatſachen kann man wohl erklären, aber nicht ungeſchehen machen. Die Hiſtorik muß dieſelben nehmen, wie ſie ſind, und kann nicht mehr thun als nachweiſen, wie ſie geworden und was ſie gewirkt.

Die Wirkung des Jeſuitismus war dieſe, daß er die Kirche ſamt ihrer hierarchiſchen Spitze, den Stuhl Petri, in ſich aufgeſogen hat. Dieſe Aufſaugung begann mit dem Konzil von Trient und wurde durch das Konzil von Rom (1870) vollendet. Katholizismus — von dem ſogenannten Altkatholizismus, einer bedeutungsloſen Sekte, einer zwiſchen dem Vatikan und der Wartburg kläglich hin- und herſchwankenden Halbheit zu reden, lohnt ſich nicht der Mühe — alſo Katholizismus und Jeſuitismus ſind jetzt dasſelbe, ſind eine Seele und ein Leib, und der „weiße“ Papſt iſt nur noch das Sprachrohr und die Schreibfeder des „ſchwarzen“. Seit der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria am 8. Dezember 1854, ſeit dem Erſcheinen der Encyklika und des Syllabus vom 8. Dezember 1864, ſeit der Dogmatiſierung der päpſtlichen Unfehlbarkeit am 18. Juli 1870 iſt dieſe notoriſche Thatſache auch eine eingeſtandene. Der Papſt heißt das Haupt der Kirche, der Jeſuitengeneral iſt es. Jener repräſentiert, dieſer regiert. Jener hat den Prunk, dieſer die Macht. Jener bulliſiert, was dieſer dekretiert.

Er hat auch in dieſen Tagen ſeine Macht wieder triumphierend erwieſen, indem er dekretierte, daß Preußen nach Kanoſſa gehen müßte, um aus dem ſogenannten Kulturkampf herauszukommen, den es angefangen hatte in dem Wahn, mit der römiſchen Kurie wäre ſo leicht fertig zu werden wie mit einem unterthänigen lutheriſchen Oberkonſiſtorium. Die Kirche hat dem Staate wieder einmal die Meiſterin gezeigt. Wiſſende hatten vorausgeſehen und auch vorausgeſagt, daß es ſo kommen würde; aber der bekannte neunmalweiſe bureaukratiſche Dünkel wollte auch bei dieſer Gelegenheit nichts ſehen und hören als die eigene Einbildung. Jetzt iſt er gehörig ad absurdum geführt, was ihn aber durchaus nicht abhalten wird, bei der erſten Veranlaſſung weltgeſchichtliche Angelegenheiten abermals aus dem engen Sehwinkel der Schreibſtube zu betrachten.

Ja, die Löwin Prinziphaftigkeit hat die Katze

Opportunität im ſogenannten Kulturkampf ſchließlich untergekriegt. Erhebt man ſich aus den Niederungen der gäng und gäben Parteimeinungen zur Aetherhöhe philoſophiſchen Gleichmuts, von welcher herab Wiſſenſchaft und Erfahrung die menſchlichen Dinge anſehen und werten lehren, ſo wird man in dieſem kläglichen Ausgang des geräuſchvollen jahrelangen Spektakels etwas Tröſtliches finden und anerkennen. Das Tröſtliche, daß es neben dem Dampfkeſſel und der Elektriſiermaſchine, neben der mathematiſchen Formel, neben „Eiſen und Blut“ doch auch noch andere Mächte gebe — Mächte, denen man weder mit dem Mikroſkop noch mit der Retorte, weder mit dem Kurszettel noch mit dem Gendarm beikommen kann. Gewiß, es iſt an der Neige des 19. Jahrhunderts traurig zu ſagen, daß der Sieg des Jeſuitismus über den Bureaukratismus den Triumph der mittelalterlich-kirchlichen Idee über den modernen Staatsgedanken ſignaliſiere. Aber es liegt, wie geſagt, doch auch etwas Tröſtliches in der Thatſache, daß es das Prinzip über eine grundſatzloſe „Realpolitik“ davongetragen hat. Selbſtverſtändlich iſt nicht zu hoffen, die Zerfahrenheit, Verblaſenheit und Verſchwommenheit unſerer mehr oder minder lieben Zeitgenoſſen werde daraus eine Lehre ziehen. Das Verhängnis will ſeinen Verlauf haben.

Und es war menſchlicher Vorausſicht nach eine verhängnisvolle, eine ſchickſalsſchwere Stunde, als am 12. April 1886 der Herr Reichskanzler im preußiſchen Herrenhauſe die große Rede hielt, welche mir die traurige Genugthuung gewährte, daß ich richtig vorhergeſehen, als ich im Oktober 1885 vorhergeſagt („Geſtalten und Geſchichten“, S. 26), ein Stück Kanoſſa könnte gelegentlich auch in der Wilhelmsſtraße von Berlin liegen. Es war eine Unterwerfungsrede in aller Form. Verſtändlich genug, obzwar nicht mit dürren Worten, wurde darin geſagt, daß der preußiſche Staat mit ſeinen Hunderttauſenden von Soldaten nichts wider den Vatikan vermöge, daß gegen die Organiſation und Disziplin des ſchwarzen Heeres der Ecclesia militans nicht aufzukommen ſei. Und dieſes Geſtändnis aus ſolchem Munde! Ja, es war nicht nur eine thatſächliche, ſondern auch und geradezu eine prinzipielle Waffenſtreckung, ein erſchütterndes moraliſches Sedan. In der „Santa Caſa heiligen Regiſtern“ wird dieſer 12. April von 1886 mit Fug und Recht als ein Tag großen Triumphes verzeichnet werden . . . .

Vor den glänzenden Erfolgen, welche in neuerer und neueſter Zeit dem Jeſuitenorden zugefallen ſind, müſſen die gleichzeitigen Erfolge des Freimaurerordens beſcheiden zurücktreten. Die Arbeit der Werkleute am

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03470/019

wie ich, daß die franzöſiſche Treue gleichviel wiegt, wie weiland die puniſche. Du kommſt von Savonarola, was meint er?“

„Daß dem König nicht zu trauen, daß aber ein friedliches Vernehmen mit ihm in dieſem Augenblick unumgänglich nothwendig iſt.“

„Ich ſehe ſeine Gründe wohl ein und werde mich bemühen, ihnen nachzuleben, obgleich mir die Fauſt juckt, auf die unverſchämten Franzoſen loszuſchlagen, welche Italien wie ein Heuſchreckenſchwarm kahl freſſen. Jedenfalls iſt es gut, daß ſich unſere Signorie möglichſt vorgeſehen hat, und außerdem habe ich mit den Volkshelden Vacca und Staſſi ausgemacht, daß ſie ihre Brüder aus der Vorſtadt San Gallo bereit halten, auf den erſten Wink hin über die Franzoſen herzufallen, ſo dieſelben ein verrätheriſches Gelüſte anwandeln ſollte. Aber ſag', wird Savonarola mit beim Empfang des Königs ſein?“

„Nein, er ſchlug eine dahin lautende Bitte der Signorie ab, und zudem iſt er durch die eben eingegangene Nachricht vom Ableben ſeines Freundes Giovanni della Mirandola in tiefes Leid verſezt worden.“

Tempel der Humanität iſt eben vom Anfang an auf den Goetheſchen Vorſchrittsweg „ruhiger Bildung“ gewieſen geweſen, und der Vorſchritt auf demſelben kann nur ein langſamer ſein, iſt ſogar häufig ein kaum merklicher. Die Organiſation der Compagnie Jeſu iſt darauf angelegt, nach Bedarf mit draſtiſcher Gewalt auf die Maſſen zu wirken. Die Organiſation des Freimaurerbundes könnte man als eine Verwirklichung des horaziſchen Verſes bezeichnen: „Odi profanum vulgus et arceo“. Dazu kommt, daß die Francmaçonnerie ſchon frühzeitig in der vornehmen Welt zur Mode geworden iſt und daß die in gewiſſen Fürſtenhäuſern, z. B. in dem der Hohenzollern, die Tradition verlangt, die Prinzen ſollen das Schurzfell vorbinden und die Kelle zur Hand nehmen. Läßt man auch nicht außer acht, daß in den Freimaurerlogen zumeiſt Angehörige der beſitzenden und der ſogenannten gebildeten Klaſſen ſich zuſammenthun, ſo folgt aus alledem, daß der Freimaurerorden einen gewiſſen exkluſiven Charakter hat und, vorzugsweiſe in den Ländern germaniſcher Raſſe, eine ausgeprägt konſervative Färbung trägt. Hieran ändert nichts der Umſtand, daß in den Logen der deutſchen Schweiz und Nordamerikas dieſer Konſervatismus ein republikaniſcher, in den Logen des Deutſchen Reiches, Dänemarks, Schwedens, Hollands und Englands dagegen ein monarchiſcher iſt. Prinzipiell ſollten freilich im Freimaurerbunde politiſche Unterſchiede und Gegenſätze ſo wenig in Betracht kommen wie nationale, religiöſe und konfeſſionelle. Aber auch in den Logen iſt eben das „Fleiſch“, d. h. die gemeine Wirklichkeit, nicht etwa ſchwächer, ſondern vielmehr ſtärker als der „Geiſt“, d. h. die Idee.

Der in ſeinem Charakter und in ſeinen Einrichtungen liegenden Hinderniſſe ungeachtet ſind die ſtille Arbeit und die unauffällige Wirkſamkeit des Freimaurerbundes auch in neuerer und neueſter Zeit keineswegs unfruchtbar oder gering geweſen, ſondern ſie haben, im Sinne der Aufhellung und der Menſchlichkeit geübt, vielmehr zu Leiſtungen und Ergebniſſen geführt, welche weniger in die Augen ſpringend als tiefgreifend waren. Warum ſonſt ſollte das Freimaurertum dem Jeſuitismus ſo gefährlich erſchienen ſein und erſcheinen? Weiß doch jedermann, daß auf Antreiben von ſeiten der „ſchwarzen“ Päpſte im „Al Gesu“ die „weißen“ im Vatikan aus ihrem Anathemenmagazin die kräftigſten Flüchedonner hervorgeſucht haben, um dieſelben auf die Logen und ihre Inſaſſen zu ſchleudern. Dieſe Verdonnerungen kennzeichnen die Stellungen der beiden Orden zu oder vielmehr wider einander deutlich genug. Jeſuitismus und Freimaurertum waren und ſind und bleiben wohl noch lange zwei feindliche, einander verneinende, abſtoßende und befehdende Fermente in dem Gärungsprozeß der ſozialen Entwickelung.

Was mein perſönliches Verhalten zu dieſen beiden kulturgeſchichtlichen Erſcheinungen angeht, ſo iſt es das des unbefangenen Betrachters, Darſtellers und Urteilers, welcher nach Anleitung der zuverläſſigſten Quellen und beſten Hilfsmittel ſeine Arbeit thut*). Ich trete an dieſe heran, wie der Geognoſt an die Unterſuchung einer Geſtein- oder Metallart herantritt, „sine ira et studio“, ohne Antipathie und ohne Sympathie. Jeſuiten und Freimaurer, als ſolche, ſind mir gleichermaßen gleichgültig, ganz und gar gleichgültig. Aber in den beiden feindlichen Inſtituten erkenne und anerkenne ich zwei hochbedeutſame Verſuche, die Menſchheit ſo oder ſo beſſer und glücklicher zu machen, als ſie iſt. Der eine dieſer Verſuche kehrt ſich nach rückwärts, der andere wendet ſich nach vorwärts. Der

---

*) Nachſtehend ein Verzeichnis der wichtigeren von mir zu Rate gezogenen und benutzten Quellſchriften und Bücher. 1) Für die Geſchichte des Jeſuitismus: Ribadeneira, Vita Ignatii Loyolae, 1574. Maffei, De vita et moribus Ignatii Loyolae, 1585. Brühl, Geſchichte des heil. Ignatius von Loyola, 1845. Genelli, Das Leben des heil. Ignatius von Loyola, 1848. Orlandino, Historia societatis Jesu, I. 1615. Imago primi saeculi societatis Jesu, 1640. Corpus institutorum societatis Jesu, 1702, neu aufgelegt unter dem Titel: Institutum S. J., 1757. Wolf, Allg. Geſchichte der Jeſuiten, 2. Aufl., 1803. Dallas, History of the Jesuits, 1816. Spittler, Ueber Geſchichte und Verfaſſung des Jeſuitenordens, 1817. Scheffer, Précis de la histoire générale de la compagnie de Jésus, 1824. Sugenheim, Geſchichte der Jeſuiten in Deutſchland, 1847. Gieſeler, Lehrbuch der Kirchengeſchichte, 2. Aufl., 2. Bd., 3. Abteilung. Bode, Aus dem Kloſter, 1847. Bode, Das Innere der Geſellſchaft Jeſu, 2. Aufl., 1847. Julius, Die Jeſuiten, 3 Bde., 1854. (Köhler,) Erinnerungen eines ehemaligen Jeſuitenzöglings, 1862. Zirngiebl, Studien über das Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu, 1870. Graf F. Deym, Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinſchädlichkeit des Jeſuitenordens, 2. Aufl., 1872. Huber, Der Jeſuitenorden nach ſeiner Verfaſſung und Doktrin,

---

Wirkſamkeit und Geſchichte, 1873. Philippſon, Weſteuropa im Zeitalter von Philipp II., Eliſabeth und Heinrich IV., Einleitung, 1883. Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes, Bd. 4, S. 371 fg., 1885. 2) Für die Geſchichte der Freimaurerei: Krauſe, Die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft (2. Aufl.), 1820. Heldmann, Die drei älteſten geſchichtlichen Denkmale der deutſchen Freimaurerbrüderſchaft, 1819. Wedekind, Pythagoräiſcher Orden, 1819. Sarſena, 4. Aufl., 1820. Lenning, Freimaurer-Encyklopädie, 3 Bde., 1822 fg. Latomia, 1842 fg. Kloß, Bibliographie der Freimaurerei, 1844. Kloß, Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung, 1847. Keller, Geſchichte des eklektiſchen Freimaurerbundes, 2. Aufl., 1857. Schauberg, Vergleichendes Handbuch der Symbolik der Freimaurerei, 3 Bde., 1861 fg. Findel, Geſchichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entſtehens bis auf die Gegenwart, 2 Bde., 5. Aufl., 1883. Lawrie, History of freemasonry, 1804. Halliwell, The early history of freemasonry in England, 1840 (verdeutſcht von Asher und von Marggraff). Rebold, Histoire générale de la franc-maçonnerie, 1851.

eine zielt auf ein vorgeſtelltes Jenſeits, der andere auf das thatſächliche Diesſeits. Der eine will die Menſchen „ſelig“, der andere will ſie „menſchlich“ machen.

Es iſt ein tiefweiſes Wort, jenes neuteſtamentliche: „Der Menſch lebt nicht allein vom Brote“. Soll er nicht vertieren, ſo muß er etwas haben, an etwas glauben, was ihn über die Drangſal des Kampfes ums Daſein emporhebt. Ob er dieſes Etwas im Himmel ſuche oder auf Erden, iſt am Ende aller Enden einerlei. Aber ohne Illuſionen, Ideale, Götter iſt er nur eine Beſtie, ſei es eine wilde, ſei es eine wüſte.

Der Jeſuitismus und die Freimaurerei, ſie gehören, der eine wie die andere, zu den großartigſten Idealen oder Illuſionen, welche der Menſchengeiſt jemals ausgeſonnen hat. Sie ſind daher im vollſten Maße berechtigt, zu fordern, daß man ſie in ihrem Weſen kenne und nach ihrer Weſenheit beurteile.

Die Jeſuiten.

I.

„Al Gesù.“

In Rom, am Fuße des Felshügels, welcher das Kapitol trägt, ſteht ein gewaltiger Quadratbau, im Stile der Spätrenaiſſance dreiſtöckig aufgeführt, maſſiv, düſter, klöſterlich. Die ganze Nordſeite des Vierecks entlang erhebt ſich eine Kirche von großen Verhältniſſen, überragt von einer mächtigen Kuppel.

Das iſt die „Casa professa di Gesù“, gewöhnlich kurzweg „Al Gesù“ geheißen, die Muſterkirche und das Mutterhaus der Jeſuiten, die Reſidenz ihres Generals.

Die Erbauung der Kirche geht ins Jahr 1575 zurück. Vignola, welcher auch an der Peterskirche mitbaute, entwarf den Plan und begann das Werk. Sein Schüler Della Porta hat es vollendet, nicht ganz im ſtrengeren Sinne des Meiſters, doch immerhin wirkſam, ja imponierend. Ueber dem Querſchiff wölbt ſich hoch und weit die Hauptkuppel. Das Langſchiff wird rechts und links von bekuppelten Kapellen flankiert. Das Innere zeigt durchweg eine Ausſchmückung voll Reichtum und Pracht. Eine verſchwenderiſche Aufwendung von Marmor, Gold, Malerei und Skulptur hat da eine ſchöne Geſamtwirkung geſchaffen — „ſchön" im römiſch-kirchlichen Sinne verſtanden. Alles zeugt von einer feinen Berechnung, was die verſchiedenen Künſte im Dienſte des Glaubens, des römiſch-katholiſchen Glaubens zu leiſten vermochten. Man gewinnt in und aus dieſer jeſuitiſchen Muſterkirche den Eindruck, dieſelbe verſinnbildliche meiſterlich die Grundtendenz des Jeſuitismus, die menſchliche Schwäche und Bedürftigkeit zur Baſis ſeiner vielgeſtaltigen Thätigkeit zu machen. Nicht das Denkvermögen des Beſchauers ſoll hier angeregt, nein, ſeine Einbildungskraft ſoll aufgeregt, ſein Gefühl aufgereizt werden bis zur myſtiſchen Ekſtaſe, um dann aus der Schwindelhöhe derſelben in den Dämmerzuſtand der Willensentäußerung, ja der Empfindungsloſigkeit hinabzuſinken.

Alljährlich am 31. Juli, dem Tage des heilig geſprochenen Ordensſtifters Ignatius, legte die Kirche ihren reichſten Schmuck an. Gobelinteppiche mit Darſtellungen von Scenen aus dem Leben des Heiligen zierten die Wände. Von den Wölbungen der Decke bis zu den Stufen der Altäre herab waren Gewinde von Kerzenbündeln gezogen, welche Namenszüge bildeten oder Sonne und Sterne darſtellten. In einem Lichtmeere ſchwamm der Altar des heiligen Ignatius mit ſeinen Lapis-Lazuli-Säulen, funkelnd von Gold, blitzend von Edelgeſtein. Das Altarbild, die Madonna zeigend, welche dem Ordensſtifter eine rote Fahne darreicht, war an dieſem Tage weggezogen, und ſo wurde die prachtvoll ausgezierte Niſche ſichtbar, in welcher die Statue des Heiligen ſtand. Das Bild des Mannes, welcher einen nicht kleinen Teil ſeines Daſeins hindurch vom Bettelbrot gelebt hatte, ſtand da in Glanz und Pracht eines indiſchen Götzen, ſtand da in einem Meßgewand von gediegenem Silber, auf deſſen mattem Weiß die koſtbarſten Edelſteine ſchimmerten.

Die Altarwände bergen den prächtigen Sarkophag, in welchem die Gebeine des Ordensſtifters ruhen. Rechts und links vom Altar ſind weiße Marmorgruppen zu ſehen mit mehr als lebensgroßen Figuren. Zur Rechten der zürnende Gott, wie er Blitze ſchleudert auf zu ſeinen Füßen in ohnmächtigem Grimm ſich windende Männer, deren Geſichtszüge unverkennbar den Zügen Luthers und Calvins nachgebildet ſind. Zur Linken die in Frauengeſtalt verkörperte Religion, mit der einen Hand himmelan zeigend, mit der anderen niederwärts auf das halb aufgerichtete Ebenbild Heinrichs VIII. von England, welcher ein üppig geformtes Weib, die Anna Boleyn, zu ſich

„Was, der edle Fürſt iſt todt? Da ſtarb einer der wackerſten Männer Italiens, und Savonarola verlor an ihm einen ſeiner treueſten Freunde, allein glaube mir, deſſenungeachtet wird der Prior auf ſeinem Poſten ſein, wenn es Noth thut, und für Florenz ſprechen und handeln.“

Phlips brachte ſeinem Herrn Mantel und Hut, zugleich auch eine prächtige Herbſtroſe, welche er an der Schleife des Hutes befeſtigte, indem er Heinrich einen pfiffigen Blick zuwarf. Sterli ſah dieſen Blick und verſtand ihn. „Aha,“ ſagte er lächelnd, „Flora Taddei will Dir eine Erinnerung an ſie in das Getümmel mitgeben?“

„Es bedarf einer ſolchen nicht,“ verſezte Heinrich offen.

„Das glaube ich. Du biſt glücklich, lieber Freund!“

„Ich bin es.“

„Und weiß unſer gemeinſchaftlicher Vater, denn ſo dürfen wir Savonarola nennen, von Deinem Verhältniß zu ſeinem ſchönen Schützling?“

„Noch nicht, aber er ſoll es morgigen Tages erfahren und zugleich meine Abſicht, Flora unter herabzieht. Aus beiden Gruppen ſpricht deutlich der kriegeriſche Geiſt der „Compagnie Jeſu“: — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert.“

Der von den vier Seiten des „Al Gesù“ eingeſchloſſene Raum bildet einen ſorgfältig gepflegten Garten. Das Ausſehen der drei oſtwärts, ſüdwärts und weſtwärts ſchauenden Fronten des Profeßhauſes iſt ſo, daß dieſes ſtark einem Gefängniſſe ähnelt. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes liegen zu hoch, als daß man von außen hineinſehen könnte, und ſind noch dazu mit dicken Eiſenſtaben und Drahtgeflechten vergittert. Vor den Fenſtern der oberen Stockwerke ſind häßliche hölzerne Kaſten befeſtigt, welche den Blick auf die Straße unmöglich machen. Das Erdgeſchoß des Kloſters enthält die Küche und die Vorratskammern, die Speiſeſäle, Sprechzimmer und Werkſtätten. Denn der Orden iſt ſein eigener Handwerker, Schuſter, Schneider, Tiſchler ꝛc. Verſchiedene Treppen, breite und ſchmale, führen in den zweiten und dritten Stock. Treppenwände und Korridore ſind reinlich geweißt. Ueberall hängen Bilder, Ordensheilige und Ordenslegenden darſtellend, mehr oder minder fein oder auch roh gemalt. Dazwiſchen Madonnenbildniſſe mit kleinen brennenden Ampeln davor. Noch häufiger grellbunte Darſtellungen der Fegefeuerqualen, welche die „povere anime“ durchzuleiden haben.

Im weſtlichen Flügel des zweiten Stockwerks befinden ſich die mit äußerſter Einfachheit eingerichteten Wohnräume des Generals, ſowie die Zellen der Patres, Aſſiſtenten und Sekretäre. Auf den anderen drei Seiten die Zellen für den Rektor und Miniſter des Profeßhauſes, wie auch für den Rektor des Collegium germanicum. Weiterhin die große Aula, die Bibliothek und die Krankenzimmer mit einer für die Inſaſſen derſelben beſtimmten Kapelle. Bemerkenswerter iſt eine andere, zu welcher von der Wohnung des Generals ein ſchmaler Gang führt. Zu dieſer Kapelle ſind nämlich die Räumlichkeiten umgewandelt worden, welche der Ordensſtifter bewohnt hatte und welche man pietätvoll aus dem alten Bau des Hauſes in den neuen herübergenommen hat. Die kleine Vorhalle iſt mit Fresken geſchmückt, welche den heiligen Ignatius als Billardſpieler zeigen, aber auch im heißen Kampfe mit Teufeln, welche ihm furchtbar zuſetzen, weil er der Hölle ſo viele Seelen entzogen. In der Kapelle ſelbſt, deren Wände und Decke mit Abrechnung ſpäter angebrachter Verzierungen in ihrem urſprünglichen Zuſtande erhalten ſind, iſt wohl das Bedeutendſte, auf was der Blick fällt, die eingerahmt dahängende älteſte Urkunde des Ordens, beſagend, wie Ignatius und ſeine erſten Genoſſen zur Aufrichtung der „Compagnie Jeſu“ ſich verpflichten und dieſe Verpflichtung mit ihrem Blute unterzeichnen.

Ein großer Schrank enthält eine Art von Attrappe, denn die geöffnete Thür zeigt hinter einem Eiſengitter die lebensgroße, vortrefflich gearbeitete Wachsfigur des Ordensſtifters, angethan mit den Kleidern, die er bei Lebzeiten getragen. Da, wo ſein Sterbebett geſtanden, iſt ein Altar aufgebaut, allwo am 31. Juli die Meſſe leſen zu dürfen für eine der höchſten Gunſtbezeigungen gilt, welche der General gewähren kann.

Von dieſer Stätte iſt der weltgeſchichtliche Gedanke der Gegenreformation zuerſt in ſeiner ganzen Schärfe und Energie in die Welt ausgegangen.

Das dritte Stockwerk des Kloſters enthält eine Menge Zellen, auch die für die Zöglinge des Germaniſchen Kollegs beſtimmten, geſchieden in die „Camera philosophorum“ und in die „Camera theologorum“, dann Rekreationsſäle, zwei Kapellen und die Bibliothek des Germanikums. In dieſer dürftigen Bücherei ſteht eine Rarität, nämlich ein wohlverſchloſſener Schrank mit der Ueberſchrift „Die Hölle“ (l'inferno). Da drin ſind Bücher von etlichen deutſchen Philoſophen und Theologen verſperrt. Möglicherweiſe iſt darunter auch der Hegel, welcher in dieſer „Oubliette“ über ſeinen Satz „Alles Wirkliche iſt vernünftig und alles Vernünftige iſt wirklich —“ nachdenken mag. Eine andere Rarität hat zur Zeit des Pio Nono — die vom „Al Gesù“ gegebene Schilderung bezieht ſich überhaupt auf die Zeit der Pontifikate des ſechzehnten Gregors und des neunten Pius — ein neugieriger Germaniker eines Tages in den Dachräumen des Kloſters unter altem Gerümpel aufgeſtöbert: ein lebensgroßes Ebenbild Joſephs II. Die Jeſuiten hatten ſelbiges malen laſſen, um einen ihrer Säle damit zu zieren, zur Zeit, als ſie wähnten, der Kaiſer ſei ihnen freundlich geſinnt. Später, als ſie ihren Irrtum erkannt, hätten ſie den gekrönten Aufklärer wohl gern leibhaftig in den erwähnten „Inferno“ verſperrt, und weil das nicht möglich, verurteilten ſie wenigſtens ſein Bildnis zur Verbannung in die Rumpelkammer.

So war das Generalquartier der Compagnie Jeſu und ſo ſteht es noch am Fuße des Kapitols, obzwar der General zur Stunde nicht darin reſidiert. Unter dieſem Dache wurde ein nicht kleines Stück Weltgeſchichte gemacht. Da iſt viel ausgeſonnen, verhandelt und beſchloſſen worden, was Menſchengeſchicke bedingte und Völkerloſe beſtimmte. Hier ſtand ein zwar nicht „ſauſender“, ſondern geräuſchlos, aber raſtlos wirkender Webſtuhl der Zeit. Da, in dieſem ſteinernen Kloſterzelt, entwarfen kühne Generale großartige Feldzugspläne. Von hier aus wurden Heere gelenkt, wie es trefflicher organiſierte, beſſer gerüſtete, ſtraffer diſziplinierte, unerſchrockenere und ausdauerndere nie und nirgends gegeben hat.

Die Soldaten dieſer ſtreitbaren Miliz trugen keine

Helme und keine Waffenröcke, keine Gewehre und keine Schwerter, ſondern nur Schaufelhüte und ſchwarze Talare, Skapuliere und Breviere, und doch haben ſie Kriege geführt und Eroberungen gemacht, zu deren Unternehmung und Gewinnung eine größere Geſchicklichkeit und ein ſtandhafterer Mut erforderlich waren, als zur Durchfechtung von hundert Feldſchlachten.

Denn die ſchwarz uniformierte Compagnie Jeſu hat, befehligt von ihrem General, dem ſchwarzen Papſt — „papa nero" hieß in Rom der Herr und Meiſter vom „Al Gesù" im Gegenſatze zum „papa bianco", dem Herrn und Meiſter vom Vatikan —, ja, ſie hat den Vorſchritt der religiöſen Revolution des 16. Jahrhunderts nicht nur gehemmt, nicht nur zum Stillſtand gebracht, ſondern ſie zwang auch, an die Spitze der Gegenrevolution ſich ſtellend, die Feindin zum Rückſchreiten, zu ganz gewaltigem Rückſchreiten. Nicht allein in räumlicher Beziehung, ſondern auch in moraliſcher. Sie entriß ja der Reformation nicht nur weite Gebiete wieder, welche dieſe ſchon endgültig gewonnen glaubte, ſondern ſie brachte den Proteſtantismus auch dahin, von ſeinem eigenen Prinzip abzufallen, weil er, in die Verteidigungsſtellung gedrängt, dieſe nur behaupten zu können wähnte, falls er der verſteinerten jeſuitiſch-katholiſchen Orthodoxie eine verknöcherte lutheriſch-proteſtantiſche Rechtglaubigkeit entgegenſtellte.

Dieſer Sieg des Prinzips der Autorität über das Prinzip der Freiheit, dieſer Triumph des Glaubens über den Gedanken war die größte That, welche dem Jeſuitismus gelungen. Sie zeigte ſo recht, was eine wohl organiſierte und ſtreng disziplinierte Macht zu wirken vermag, welche auf den Granit der menſchlichen Dummheit gegründet iſt. Wer auf dieſem Fundament baut, der baut allezeit und überall ſicher. So hat auch der Gründer der Geſellſchaft Jeſu gebaut, welcher als der Menſchenkenner, der er war, die Menſchen nahm, wie ſie weſenhaft ſind, immer waren und immer ſein werden.

2.

Der Gründer.

Er kam aus Spanien, der Heimat wildeſter Glaubenswut.

Hier hatte, was ſich Chriſtentum nannte, jahrhundertelang auf Leben und Tod mit dem Islam gerungen, die gotiſche Barbarei mit der arabiſchen Kultur, welcher jene ſo ziemlich alles zu Vermenſchlichende dankte. Den Dank ſtatteten die Chriſten ihren Lehrmeiſtern damit ab, daß ſie dieſelben verachteten.

Mit der Aufpflanzung des ſiegreichen Kreuzes auf dem letzten Bollwerk der Morisken, auf der Alhambra von Granada, durch die „katholiſchen Könige“ Ferdinand und Iſabella fiel die Stiftung der ſpaniſchen Inquiſition zuſammen, die energiſche Kraftäußerung eines Fanatismus, wie einen ſolchen die Welt noch nicht geſehen hatte. Die Torquemada und Arbues haben die fürchterliche Maſchine des „heiligen Offiz“ konſtruiert und, ſorglos im Sinne der ungeheuren Mehrheit ihrer Landsleute, in Gang geſetzt. Nur auf ſpaniſchem Boden, nur bei einem Volke, welches den Kampf gegen die „Ungläubigen“ ſeit Jahrhunderten als ſeine erſte und höchſte Pflicht angeſehen und zu üben gewohnt war, konnten die gräßlichen „Glaubensakte“ (autos de fé) zum feierlichſten und vornehmſten und zugleich zum volkstümlichſten und liebſten Schauſpiele werden. Nur unter einem ſolchen Volke konnte es für dichteriſches Verdienſt und höchſte Kunſtvollendung gelten, wenn ein Lope und ein Calderon in ihren „Fronleichnamsſpielen“ (autos sacramentales) dieſelben Fanatismusflammen lodern ließen, welche auf den „Quemaderos“ der ſpaniſchen Städte Hunderte, Tauſende von „Ketzern“ verzehrten. Der Wille und Wunſch, alle nicht unbedingt und eifervoll dem römiſch-katholiſchen Dogma und Kult Anhängenden vom Boden Spaniens, ja vom Erdboden vertilgt zu ſehen, der glühte in jedem echten Spanier.

Der Gründer des Jeſuitenordens war ein echter Spanier, jeder Zoll ein Spanier des 16. Jahrhunderts. Auch in ihm alſo brannte heiß das unerbittliche Glaubensfeuer der „autos sacramentales“ und der „autos de fé“. Aber ſein Fanatismus war nicht ein wütender, ſondern ein rechnender. Vielleicht hat ſich nie wieder in einem Menſchen ſo wie in dieſem die Energie der Abſtraktion mit der nüchtern verſtändigen Anſchauung und Wertung der Wirklichkeit verbunden. Er war in ſeinem Wollen, die Menſchheit zu theokratiſieren, die Erde zu einer päpſtlichen Univerſalmonarchie zu geſtalten, fraglos ein Idealiſt höchſter Potenz, in ſeinem Thun dagegen ein Realiſt, mit welchem verglichen alle die großen und kleinen „Realpolitiker“ unſerer eigenen Zeit als klägliche Pfuſcher erſcheinen. Denn nie wieder hat ein Menſch ſein ungeheuer kühn abgeſtecktes Ziel mit ſo eiſerner Folgerichtigkeit feſtgehalten, nie wieder hat einer mit ſo unbeirrbar kluger Berechnung alle Mittel und Möglichkeiten ſeiner Zeit dem *einen* Zwecke dienſtbar zu machen gewußt.

Zu leugnen, daß der „Fundator“ ein in ſeiner Art großer, ja ſogar einziger Mann geweſen, iſt nur der Unwiſſenheit oder der Parteiborniertheit erlaubt. Ein deutſcher Kirchenhiſtoriker, Karl Haſe, hat ihn einen „beſchränkten Kopf“ genannt. Jawohl, er war ein beſchränkter Kopf, inſofern ihm jene urſprüngliche Genialität abging, welche der menſchlichen Intelligenz neue Bahnen idealen oder realen Schaffens aufthut. Er war ein beſchränkter Kopf im ſelbigen Sinne, in welchem auch Luther ein ſolcher geweſen iſt. Der geiſtige Horizont von dieſem wie von jenem war ein enger und bei beiden ein weſentlich theologiſcher. Die Welt antiker Schönheit, deren Pforten der Humanismus aufgeſchloſſen hatte, mutete ſie fremd an oder ſtieß ſie ganz ab. Ueberfülle und Vielfältigkeit von Ideen zerſtreute und verwirrte weder den Martinus noch den Ignatius; ein ſolcher „embarras de richesses“

war ihnen unbekannt. So vermochten ſie all ihr Dichten und Trachten auf einen Punkt zu richten, deſſen zwei Seiten freilich Gegenpole waren. Denn für den einen hieß dieſer eine Punkt: Los von Rom! und für den anderen: Hin zu Rom! Beide waren vom „furor theologicus“ durchglühte Eiferer: der Deutſche ein zentrifugaler, der Spanier ein zentripetaler.

Wie der Sprößling ſächſiſcher Bauern, ſo ging auch der Abkömmling baskiſcher Hidalgos von einer Thatſache aus. Jenem war die Thatſache, auf der er ſtand, die Bibel, dieſem das Papſttum. Keinem von ihnen fiel es ein, den Grund und Urſprung weder dieſer noch jener Thatſache zu unterſuchen. Dem einen galt dieſe, dem anderen jene als von und in ſich ſelbſt wahr, als keines Erweiſes bedürftig, als ſchlechthin heilig und unantaſtbar. In der Anſchauung des Stifters der Geſellſchaft Jeſu ſtand die Welt auf dem Fels Petri, in der Anſchauung des deutſchen Reformators ſtand die Welt auf der Bibel. Mit einer wunderſamen Kraft des Gemütes, mit einer faſt übermenſchlichen, durch jeden von ihnen mittels heißer Seelenkämpfe errungenen Stärke des Glaubens hingen ſie an dieſen Vorſtellungen. Beide befanden ſich gewiſſermaßen im Falle jener Hindus, welche glauben, die Welt ſtehe auf einem rieſigen Elefanten, aber nie daran denken, die Frage aufzuſicherem Geleite in meine deutſche Heimath zu ſenden, damit ſie im elterlichen Hauſe meiner harre, bis ich meine Lehrzeit in der Fremde vollends beendigt.«

»Das iſt edel gedacht, **caro mio**, und ich bin gewiß, der Prior billigt dieſe Deine Abſicht. Aber horch', das Getümmel in den Straßen wird immer lebhafter, wir müſſen uns beeilen, meine Diener warten unten und Dein luſtiger Phi—lip—iſo — **per Dio**, welch' ein ſchrecklicher Name — wird Dich wohl ebenfalls begleiten?«

„**Corpo di Bacco**,“ ließ ſich Phlips vernehmen, »das will ich meinen, Signore, ſeht Ihr nicht, daß ich einen neuen Mantel anhabe, um ſtattlich hinter meinem Herrn einherzuſchreiten? Aber da Ihr ganz gewiß eine Urſache angeben könnt, warum Ihr Eure Bruſt in Eiſen geſchnallt habt, ſo theilt ſie meinem Herrn mit, daß er ebenfalls — «

»Du haſt Recht, ganz Recht,« unterbrach ihn Sterli und wandte ſich zu Heinrich mit den Worten: »ich bitte Dich, leg' Dein mailändiſch Panzerhemd an, denn man kann nicht wiſſen, was vorfällt, und verſieh Dich mit einer tüchtigen Waffe.«

werfen, worauf denn der welttragende Elefant ſtehe. Um das Warum? das Warum? kümmerte ſich weder der Spanier noch der Deutſche. Jenem kam es nicht zu Sinne, dem Fundament vom Felſen Petri nachzuſpüren, und dieſer trieb ſeine logiſche Schlußfolgerung keineswegs bis zu der Erkenntnis und dem Eingeſtändnis, daß ſein welttragender Bibelelefant haltlos in der Welt ſtünde, ſo man demſelben die Autorität der kirchlichen Tradition unter den Füßen wegzöge.

Wer ſich auf den Grund eines Brunnenſchachtes ſtellt, um den Himmel zu betrachten, der wird nur ein kleines Stück davon zu ſehen bekommen. Der deutſche Reformator und der ſpaniſche Fundator, ſie ſahen die Welt aus der Brunnentiefe des Theologismus an, des ſcholaſtiſch orthodoxen oder des bibliſch orthodoxen. Daher ihre Beſchränktheit. Aber beſchränkte Köpfe dieſer Art ſind gerade die eigentlichen Bretterbohrer und Wändeeindrücker der Weltgeſchichte. Denn ſie wiſſen ganz genau, was ſie wollen, und ſpannen ihr Dichten nicht weiter, als ihr Trachten zu reichen vermag. Ihre Vollbringungen auf dem Gebiete der Praxis des Lebens pflegen weit dauerhafter zu ſein als die Schöpfungen der Menſchen von Genie, weil eben das Mittelmäßige und ſogar das Bornierte der ungeheuren Mehrzahl der Leute unendlich viel wahlverwandter, verſtändlicher und bequemer iſt als das

Genialiſche. Ein Luther ſiegte, während ein Hutten kläglich zu Grunde ging; ein Savonarola iſt verbrannt und ein Loyola heilig geſprochen worden. Wer in die Länge die Menſchen führen will, darf ihnen nicht zumuten, zu laufen, geſchweige zu fliegen, ſondern muß ſich begnügen, ſie überhaupt nur gehen zu machen. Am liebſten iſt es ihnen, ſo man ſie im Kreiſe herumführt, ohne daß man ſie es allzu handgreiflich merken läßt.

Es hat niemals einen General gegeben, welcher ſolche Führung beſſer verſtanden hätte als der erſte General der Compagnie Jeſu.

Im ſpaniſchen Baskenlande Guipuzcoa ſtand im 15. Jahrhundert eine Ritterburg, welche Loyola hieß und die Heimſtätte des alten Hidalgogeſchlechts der Lopez de Recalde war. Im Jahre 1491 wurde dem Burgherrn ſein jüngſtes Kind geboren, das dreizehnte, ein Sohn, welcher in der Taufe den Namen Iñigo (Ignaz) erhielt. An ſeiner Wiege iſt dem Jungen nicht geſungen worden, was aus ihm werden ſollte, nämlich eine weltgeſchichtliche Geſtalt. Der herangewachſene Don Iñigo Lopez de Recalde ſchien als jüngſter Sohn eines altadeligen, hinlänglich mit Kindern, aber nicht in entſprechendem Maße mit Gütern geſegneten Hauſes durch die Verhältniſſe darauf angewieſen, bei Hofe oder im Lager ſein Glück zu machen. Er hat auch zuvörderſt auf dieſe Laufbahn ſich begeben, d. h. auf die des Höflings und Soldaten. Hierzu brauchte man nur Gewandtheit in körperlichen Uebungen und ritterlichen Bräuchen. Beſchwerung mit Kenntniſſen war überflüſſig; doch hatte der junge Iñigo ſeine ſpaniſche Mutterſprache leſen und ſelbige auch notdürftig ſchreiben gelernt, bevor er als Page in die Dienſte König Ferdinands des Katholiſchen trat. Etwas ſpäter wurde er unter die Knappen des Duque de Najara aufgenommen. So eine Pagen- und Knappenſchaft diente aber im damaligen Spanien als Vorſchule für den Dienſt als Offizier.

Selbſt die zärtlichſten Biographen Loyolas wir folgen dem allgemeinen Brauch, den „Gründer“ nicht mit dem Namen ſeiner Familie, ſondern mit dem ſeiner Geburtsſtätte zu bezeichnen, ja ſelbſt ſeine zärtlichſten Biographen in alter und neuer Zeit, wie Maffei, Gonzalez, Ribadeneira, Genelli, Brühl, haben von dem jungen Iñigo nichts zu melden gewußt, was den ſpäteren Heiligen hätte ahnen laſſen. Er war ein Page, Knappe und Ritter und nach dem Schnitt und Stil der ſpaniſchen Ritterſchaft ſeiner Zeit. Cervantes hat den Typus in ſeinem herrlichen Buche vom Don Quichotte unſterblich gemacht, den in die Sphäre des Ideals erhobenen Typus ſpaniſchen Rittertums. Auch Iñigo war ſtark donquichottiſch angehaucht. Glühend von Ehrgeiz und Ruhmesdurſt, ganz erfüllt von jenem Geiſte der Abenteuerlichkeit, welcher in Loyolas Zeitgenoſſen Cortez und Pizarro weltgeſchichtliche Bedeutung gewann, war ſein Sinnen und Minnen darauf geſtellt, glänzende Waffenthaten zu vollbringen und es wie im Kriege ſo auch in der Liebe ſeinem Muſter und Vorbild gleichzuthun, dem Helden des weltberühmten Ritterromans „Amadis“. Zu ſolchen ritterlichen Uebungen und Bemühungen gehörte ſelbſtverſtändlich auch die Wahl einer „Herrin“ und „Herzensgebieterin“, wobei es aber unſer Ritter nicht machte wie der ſinnreiche Caballero de la Mancha. Er wollte höher hinaus. Denn nicht eine Dulcinea von Toboſo, ſondern eine der Infantinnen des königlichen Hauſes wählte er zu ſeiner „dama de corazon“. Man ſieht, Loyola liebte in jungen Jahren alle die romantiſche Narretei, welche des größten ſpaniſchen Dichters ambroſiſcher Humor mit unvergänglichen Zügen in das Buch der Weltlitteratur eingezeichnet hat.

Im Jahre 1521 finden wir unſeren Ritter, welcher jetzt dreißig Jahre alt, als Hauptmann und Compagniechef im Dienſte des Monarchen, der als König von Spanien Carlos I. und als Kaiſer des Heiligen Römiſchen Reiches Teutſcher Nation Karl V. hieß. Der Hauptmann lag mit ſeiner Compagnie in Pampelona, der Hauptſtadt von Navarra, als dieſe von den Franzoſen belagert und genommen wurde. Noch hielt ſich aber die Citadelle, bis auch ſie am 20. Mai genannten Jahres den ſtürmenden Franzoſen erlag. Bei Verteidigung der Stadt und der Burg hatte ſich Loyola rühmlichſt hervorgethan, und an jenem Maitag ſtand er in der Breſche den Stürmern entgegen, den Widerſtand ordnend und führend, zäh ausdauernd, bis ihm eine feindliche Geſchützkugel das rechte Bein zerſchmetterte und zugleich ſein linkes durch einen Steinſplitter der zerſchoſſenen Mauer verletzt wurde.

Die Sieger bewieſen ihre Achtung dem tapferen Beſiegten und Schwerverwundeten dadurch, daß ſie ihn, ſo gut wie es eben gehen mochte, in ſeine Heimat und in ſein Vaterhaus bringen ließen, wo er eine lange und qualvolle Heilkur durchzumachen hatte. Dieſelbe war, wie in jenem abgelegenen Erdwinkel nicht anders zu erwarten, zuerſt eine gänzlich verpfuſchte. Das gebrochene Bein wurde ganz falſch eingerichtet und mußte darum zum zweiten- und drittenmal gebrochen werden, um beſſerer Heilung zugänglich zu ſein. Dann ſtand unter dem Knie ein Ueberbein häßlich hervor, welche Entſtellung ſich Loyola entſchloſſen abſägen ließ. Endlich genas er, aber die Breſche von Pampelona hatte ihm ein Andenken mitgegeben, das er nie wieder losgeworden iſt: er blieb ſein lebenlang hinkend.

Ein anderer Menſch als er zuvor geweſen, erhob er ſich vom Lager der langen Pein. Oder wenigſtens nahm all ſein Fühlen, Sinnen und Trachten eine der früher verfolgten entgegengeſetzte Richtung. Denn nicht mehr auf irdiſchen Glanz und weltlichen Ruhm ſtand ihm der Sinn, ſondern auf das, was ihm als das Himmliſche und Ewige erſchien. Spanier und Ritter blieb er trotz alledem, nur vergeiſtlichte ſich ihm die Vorſtellung vom Rittertum und ſeine Spanierſchaft erweiterte ſich zu jener Tendenz der Univerſalität, welche ja gleichzeitig auch die ſpaniſche Monarchie ſo energiſch bethätigte.

Während trauriger Tage und qualvoller Nächte war ihm der uralte Weltſchmerzgedanke vom Jammerſal und der Eitelkeit des Menſchendaſeins nahegetreten — jener Gedanke, über deſſen ſchauerliche Tiefe die Glücklichen leicht wie Kork hinwegſchwimmen, wogegen Unglückliche darin verſinken. Vielleicht wäre der leidende Loyola nicht nur darin verſunken, ſondern auch ertrunken, falls ihm nicht ſein ſpaniſch-katholiſcher Glaube ein Rettungsſeil zugeworfen hätte. Zunächſt in Geſtalt von allerhand Heiligenlegenden, mit deren Leſung er ſich auf ſeinem Krankenlager die Zeit und die Schmerzen zu vertreiben ſuchte. Seine immer ſehr thätige Einbildungskraft erhitzte ſich bis zum Siedegrad an den dickaufgetragenen Schilderungen der ungeheuerlichen Thaten und ungeheuerlicheren Leiden, des Wunderwirkens und des Marterduldens von allen den Halbgöttern der chriſtlichen Mythologie. Und dieſer Mann war keiner von jenen Phantaſiemenſchen, deren Begeiſterung nur eine ſtrohfeurige. Die Viſionen, welche er in ſeinen Fieberdelirien hatte, ſie wurden ihm zu Thatſachen, welche er mit der beiſpielloſen Macht ſeines Gemütes feſthielt. Legende und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart verſchwammen in ſeinen Halluzinationen. Warum ſollte, was der Heilige von Aſſiſi und der heilige Dominik gethan, nicht abermals gethan werden können? Warum ſollte nicht er, Loyola, dazu beſtimmt ſein, ſolches oder ähnliches zu thun?

Schon ſpürte er in ſich ein Unbegreifliches, ein Uebermenſchliches, etwas wie Heiligkeit und Wunderkraft. Er fühlte ſich zu einem Ritter des Geiſtes berufen, zu einem Ritter des ſpaniſch-katholiſchen Geiſtes ſeines Jahrhunderts natürlich. Nicht mit dem Schwert, ſondern mit dem Kreuz in der Hand, galt es fortan zu ſtreiten, zu ſtreiten für Gott und, was dasſelbe, für den Statthalter Gottes auf Erden, für den Papſt, und wider die Ungläubigen. Zuvörderſt aber mochten dieſe verzückten Träumereien doch noch nicht ſo ganz ohne Beimiſchung von Weltlichkeit ſein. Der Geiſt der Askeſe rang in dem kümmerlich geneſenden Manne zuweilen heftig mit fleiſchlichen Begehrniſſen („cosas de carne“). Dann gaukelten durch ſein Gehirn verlockende Bilder, wie er die Ruhmeskränze ſeiner geiſtlichen Ritterſchaft der hochſtehenden „Dame ſeines Herzens“ zu Füßen legen und zum Dank dafür von ihr wohl auch den heißbegehrten Minneſold empfangen würde. Doch dieſe Verdunkelung ſeiner Seele wich bald wieder und für immer der Erleuchtung. Er erkannte, daß es, um Großes für das Reich Gottes zu wollen und zu vollbringen, nötig ſei, das Werkzeug, alſo ſich ſelber in den gehörigen Stand zu ſetzen, den alten Menſchen aus- und einen neuen anzuziehen. Wie und womit? Mittels Enthaltſamkeit, Büßungen, frommer Werke aller Art.

Er beginnt damit, das Gelöbnis unverbrüchlicher Keuſchheit zu thun, und ſiehe, wie mit einem Zauberſchlag verwandelt ſich daraufhin die irdiſche Liebe zur Dame ſeines Herzens in die himmliſche zur allerſeligſten Jungfrau und Himmelskönigin Maria. Er hat eine entzückende Viſion. Die Gottgebärerin erſcheint ihm, ihr Kind, das Heil der Welt, in den Armen, unſagbar ſchön, holdſelig und huldreich umflammt von einer Strahlenglorie. Er ſpringt vom Lager, wirft ſich vor der blendenden Erſcheinung in den Staub und ſchwört ſich zum Dienſtmann ſeiner himmliſchen Herrin.

Jetzt iſt ſein Los entſchieden; aus einem Soldaten Kaiſer Karls iſt er ein Soldat Gottes geworden, aus dem Ritter einer Infantin ein Ritter der Himmelskönigin. Ihr zu Ehren gelobt er Beſchwerlichſtes und Gefährlichſtes: eine Pilgerfahrt zum heiligen Grab in Jeruſalem. Und dann? Er hat daran gedacht, nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina in das Kloſter der Kartäuſer zu Burgos zu treten. Nachdem er jedoch die

Statuten dieſes Ordens einer genauen Kenntnisnahme unterzogen, iſt er von dem Gedanken, Kartäuſermönch zu werden, wieder abgegangen. So ein lebendig Begrabenſein ließ ſich mit ſeinem Thatendrang nicht vereinigen. Seine geiſtliche Ritterſchaft ſollte und wollte keine müßig-beſchauliche ſein, ſondern eine energiſch-handelnde, und wie überſchwenglich, wie viſionär-myſtiſch ſeine Anſchauungen und Gefühle waren, ſie haben ihn niemals verhindert, die Mittel und Wege zur Erreichung ſeiner Ziele verſtändig und klarſichtig zu erwägen.

3.

Büßer, Pilger und Bettelſtudent.

Nun galt es, Ernſt zu machen mit dem neuen Leben, und das war nicht leicht. Denn ſchon die Losreißung vom Alten erforderte einen nicht geringen Kraftaufwand. Der Bruch mit ſeiner Vergangenheit bedeutete ja für Loyola zugleich einen gewaltſamen Riß mitten durch die Familienbande. Er vollzog denſelben ohne Zaudern und ſchuf damit ein Vorbild für jene vollſtändige Entfremdung von Familienrückſichten und Verwandtſchaftsregungen, welche die Geſellſchaft Jeſu von ihren Mitgliedern forderte und fordert.

Das Gebaren des kranken und des geneſenden Iñigo war den Seinigen ſchon längſt auffallend und verdächtig vorgekommen. So ſehr, daß ſie ihn wohl für verrückt halten mochten. Das war ein großes Leid für ſie, denn das Haus Recalde hatte große Hoffnungen auf ſeinen jüngſten Sproß geſetzt. Daran mahnte ihn ſein älteſter Bruder, Don Garcias, als Iñigo im März 1522 ſeine Lenden gürtete, um die väterliche Burg zu verlaſſen. Der Ritter vom ſpaniſchen Geiſte des 16. Jahrhunderts fand es nicht angezeigt,

„Bah, ich will mich nicht mit dem Rüſtzeug ſchleppen und mich auf meinen guten alten Stoßdegen verlaſſen; laßt uns gehen!“

Sie gingen, und wie ſie, gefolgt von ihren Dienern, in die Straße gegen den Dom hinab einbogen, ſchauten ihnen hinter den kleinen, runden Fenſterſcheiben in Flora's Häuschen hervor zwei Augenpaare theilnehmend nach: das Blumenmädchen bewunderte den ſtolzen, männlichen Gang ihres Geliebten und Nina Phlips' neuen Mantel.

Der Tag war ſchön, die Stadt hatte ein feſtliches Anſehen, und je mehr ſich die Jünglinge dem Mittelpunkt derſelben näherten, deſto ſtärker wurde das Gedränge, deſto größer der Lärm. Alle Quartiere ſpieen ihre Bevölkerungsmaſſe in die Straße Calzajoli aus, von wo die Haufen an den Arno hinab, über die Brücken, den Lung Arno hin, gegen die Porta San Frediano ſtrömten. Allüberall buntes Gewühl, toſende Stimmen, funkelnder Waffenglanz. Hier ſchritt der reiche Bürger in feſtlicher Tracht ernſt einher, dort der Proletarier aus den Vorſtädten trotzig in ſeinen Fetzen, die Hand am Knittel oder am Stilettgriff, da eine Gruppe ſtämdem Bruder gegenüber mit der lauteren Wahrheit herauszugehen, d. h. zu geſtehen, daß er eine abenteuerliche Buß-, Pilger- und Bettelfahrt anzutreten im Begriffe ſei, aber lügen wollte er auch nicht. Er erklärte daher, während ihm der Sinn nach dem berühmten Heiligtum auf dem Montſerrat unfern von Barcelona ſtand, daß er den Herzog von Najara in Navarreta beſuchen wollte, und lieferte ſo ein Muſter jener Zwei- oder Mehrdeutigkeit der Ausdrucksweiſe, welche man ſpäter den Jeſuiten vorgeworfen hat. Denn was Iñigo ſagte, iſt wahr und nicht wahr geweſen. Er beſuchte ja wirklich den genannten Granden — zunächſt.

Von Navarreta lenkte er die Schritte ſeines Maultiers dem Montſerrat zu. Wo er unterwegs nächtigte, lag er dem Bußwerk ob, welches er zu ſeiner Reinigung und Kaſteiung für nötig und dienlich hielt, d. h. er geißelte ſich bis aufs Blut. Untertags hing er dem Vorſatz ſeiner Pilgerfahrt ins heilige Land nach. Auf dem Montſerrat, dem Sägeberg — ſo genannt, weil ſeine himmelan ſtarrenden Felszacken den Zähnen einer Säge gleichen —, war die uralte Benediktinerabtei gelegen, welche durch ihr vielbeneidetes Heiligtum, ein Mirakelbild der Madonna, zu ungeheurem Reichtum gelangt war. Das Bild thronte in einer Kapelle, deren Decke und Wände mit Goldplatten bekleidet waren. Im Geflimmer von

75 ſilbernen Ampeln blitzte und leuchtete die von dem koſtbarſten Edelgeſtein ſtarrende Statue der Himmelskönigin wie ein Juwelenſchrein.

Don Jñigo begann damit, daß er ſein Reittier dem Kloſter ſchenkte. Dann wandte er ſich an den Mönch, welcher unter ſeinen Kloſterbrüdern für den ſtrengſten Asketen galt. Dieſem vertraute er ſein Vorhaben, nach Jeruſalem zu pilgern, fand Zuſtimmung von ſeiten des frommen Mannes und legte demſelben eine peinlich gewiſſenhafte Generalbeichte über ſeine ganze Vergangenheit ab. Hierdurch, ſowie durch dreitägiges Faſten und Beten, auch durch Beſchaffung eines Pilgeranzugs, bereitete er ſich auf einen feierlichen Akt vor, welchen ſeine noch immer von ritterlichen Erinnerungen erfüllte Phantaſie ausgeſonnen hatte. Er wollte ſich zum Kämpen ſeiner himmliſchen Herrin weihen, er wollte ſozuſagen den geiſtlichen Ritterſchlag empfangen und zu dieſem Zweck eine förmliche „Waffenwacht“ halten, wie die Knappen als Kandidaten des Rittertums in der Nacht vor dem Empfang des Ritterſchlags zu thun pflegten.

In der Nacht vom 24. auf den 25. März 1522 unterzog er ſich dieſer Zeremonie. Er entledigte ſich ſeines adeligen Anzugs und verſchenkte denſelben an einen Bettler, den er in einem Winkel der Kloſterkirche knieen ſah. Hierauf legte er ſeine Pilgertracht an, begab ſich in die Kapelle der Jungfrau, hing ſeine

Waffen als Weihgeſchenk neben dem Altar auf und verwachte, auf den Stufen desſelben halb ſtehend halb knieend, die Nacht in inbrünſtigem Gebet. Am Morgengrauen ſodann ging der Ritter der Himmelskönigin, ſeinen Pilgerſtab in der Hand, ſtill von dannen und den Berg hinunter, um ſeine Schritte dem kataloniſchen Städtchen Manreſa zuzulenken.

Dort hat er, eine Gelegenheit zur Einſchiffung nach Paläſtina erharrend, zehn Monate verbracht, als Bettler mit Bettlern lebend, im Hoſpital die niedrigſten Krankenwärterdienſte verrichtend, härteſten Selbſtpeinigungen ſich unterziehend, ganz in Schmutz und Elend verſunken wie ein indiſcher Fakir. Er kam in der krankhaften Ueberreizung ſeiner Nerven bis an die Schwelle der Verzweiflung, und Selbſtmordsgedanken ſtiegen in ihm auf. Er fürchtete, nicht zum Heiligen berufen zu ſein, er wollte an ſich ſelbſt und an ſeiner geiſtlichen Ritterſchaft verzweifeln, während er doch immer wieder in ſeinem Innerſten eine geheime Stimme zu hören glaubte, die ihm ſagte, daß er zu Großem berufen ſei.

Aus dieſer moraliſchen Kriſis rettete ihn eine phyſiſche. Er hatte ſo viele Leiden auf ſich gehäuft, daß er der Laſt erlag. Er verfiel in ſchwere Krankheit, und es ſah wirklich einem Wunder ähnlich, daß er mit dem Leben davonkam. Diesmal brachte er von ſeinem Krankenlager die Ueberzeugung mit, daß in

Bußübung und Kaſteiung Maß zu halten ſei, weil, wer im Dienſte Gottes und der Himmelskönigin thätig ſein wolle, der Geſundheit bedürfe. Und noch etwas brachte er vom Krankenbette mit: das Gefühl, daß er der himmliſchen Barmherzigkeit gewiß ſein dürfe und daß er ein berufenes, ja ein auserwähltes Werkzeug Gottes ſei.

Die jeſuitiſche Legende hat dies in das Gewand von Viſionen gekleidet, welche dem Fundator geworden. In ſeligen Entzückungen habe er den Himmel offen, die göttliche Dreifaltigkeit, die Gottesgebärerin und ganze Scharen von Heiligen geſchaut. Die Legende weiß auch zu melden, der Gründer habe in einer Berghöhle bei Manreſa einſiedleriſch gehauſt, was ja an und für ſich gar nicht unwahrſcheinlich ſein mag. Von verſchiedenen Religionsſtiftern und Propheten wird erzählt, daß ſie vor dem Antritt ihrer Miſſion die Einſamkeit ſuchten, wohl wiſſend, daß dieſe die Mutter großer Gedanken iſt. Moſes hielt in den Felsſchluchten des Sinai Zwieſprache mit Elohim, Zarathuſtra weilte zehn Jahre in den Bergwildniſſen des Hindukuſch, Sakjamuni Buddha floh aus ſeinem Palaſt in die Abgeſchiedenheit brahmaniſcher Waldeinſiedeleien, Elias liebte die Bergöden des Horeb, Jeſus ging in die Wüſte, Mohammed barg ſich in einer Höhle des Berges Zara. Geſchichtlich ſicher iſt, daß Loyola wenn nicht den erſten Entwurf, ſo doch die Anregung zu ſeinen berühmten „Geiſtlichen Uebungen“ (Exercitia spiritualia) aus Manreſa mit ſich nahm, die Anregung zu dieſer Vorſchule des Jeſuitismus, welche bald eine beiſpielloſe pädagogiſche Wirkſamkeit zu entwickeln beſtimmt war. Der Grundgedanke dieſer Methode der Einweihung in Asketik und Myſtik gehörte jedoch nicht dem Fundator an. Es war kein gefundener, ſondern nur ein angeeigneter. Loyolas „Exercitia spiritualia“ ſind eine Nachbildung des „Exercitatorium spirituale“, welches Don Garcia Ciſneros, Benediktinerabt zu Manreſa, als eine Begleitung zum frommen und beſchaulichen Leben ſchon im Jahre 1500 veröffentlicht hatte. Die Jeſuiten haben ſich bemüht, die Spuren dieſer Thatſache zu vertilgen; es iſt ihnen aber nicht gelungen. Ein Exemplar des verſchwunden und verſchollen geglaubten Büchleins, vielleicht das einzige noch erhaltene, iſt in der Bücherei von Monte Caſſino aufgefunden und dann 1856 zu Regensburg neu gedruckt worden. Wenn aber damit erwieſen iſt, daß Loyola nicht der Erfinder der „Geiſtlichen Uebungen“ iſt, ſo hindert das nicht, anzuerkennen, daß dieſelben durch ihn ſyſtematiſch ausgebildet, vervollkommnet und ſo zweckdienlich gehandhabt wurden, daß ſie — ſelbſtverſtändlich immer im Sinne des „Gründers“ — als ein wunderſam geſchickt gebautes und geſchloſſenes Syſtem der Erziehung des Menſchen „für den Himmel“ ſich darſtellten.

Denn dies ja war das Ergebnis der leiblichen Kaſteiungen und der ſeeliſchen Kämpfe, welche Loyola zu Manreſa durchgemacht und beſtanden hatte, daß ihm in der Form ekſtatiſchen Schauens die Erkenntnis aufgegangen, die Beſtimmung des Menſchen ſei, zur Ehre Gottes zu leben, Gott zu dienen und mittels dieſes Dienſtes die ewige Seligkeit zu verdienen. Darin lag ſchon der Keim von der ſpäteren Loſung der Compagnie Jeſu: „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ und ebenſo die Wurzel des weſentlich kriegeriſchen Charakters dieſer Compagnie. Denn welcher Dienſt konnte Gott wohlgefälliger ſein als die Bekämpfung ſeiner geſchworenen Feinde, der Ungläubigen und der Ketzer? Die „Exercitia spiritualia“, welche Anleitungen gaben und Wege wieſen zur Ueberwindung der menſchlichen Ich- und Selbſtſucht, zur Geringſchätzung der irdiſchen Dinge, zur Erringung der Sinnenreinigung und geiſtigen Vollkommenheit, und zwar mittels ſtrenger Selbſtprüfung, Gebet, aufrichtiger Reue und ehrlicher Buße, innerlicher und nach den Umſtänden auch äußerlicher, wie Faſten, Geißelung und ähnlicher Kaſteiungen — dieſe „Geiſtlichen Uebungen“, welche in drei Stadien zur Reinigung, zur Erleuchtung, zum Einsſein mit Gott führen ſollten, ſie waren beſtimmt, die Rekrutenſchule der Compagnie Jeſu zu werden, und ſie ſind das geworden. Tauſende und wieder Tauſende ſind in dieſer Schule zu willenlos gehorſamen, dienſteifrigen, Gefahren und Tod verachtenden Soldaten des Ordens gedrillt worden, deſſen Fahnen, worauf das „I. H. S.“ geſtickt war, einem Heere voranflatterten, das man mitunter ſchlagen, aber bis zum heutigen Tage noch nicht beſiegen konnte. Man dürfte es wohl als Uebertreibung bezeichnen, wenn einer, welcher die „Geiſtlichen Uebungen“ Loyolas ſelber mitgemacht hatte — Heinrich Bode („Das Innere der G. J.“, 1847, S. 37 und S. 41) —, die Behauptung aufſtellte, die Wirkung dieſer Exerzitien ſei ſo gewaltig, daß ein Nichtkatholik, falls er dieſelben hingebungsvoll durchgemacht, katholiſch, ja ſogar Jeſuit werden müſſe; allein etwas Wahres iſt doch daran. Man redet ſprichwörtlich von kleinen Urſachen und großen Wirkungen; aber bei näherem Zuſehen erweiſen ſich jene zumeiſt als keineswegs klein. Sobald man ſich auf den chriſtlich-gläubigen Standpunkt ſtellt, wird man das Büchlein „Exercitia spiritualia S. Ignatii de Loyola“, welches zuerſt von Papſt Paul III. gutgeheißen, belobt und empfohlen wurde, und welches zunächſt durch ſeinen völlig reizloſen, einfachen und nüchternen Stil, wie man ſolchen von einem Fanatiker gar nicht erwarten konnte, den Leſer überraſcht, als ein tiefdurchdachtes, nicht auf abſtrakte Spekulation, ſondern auf Welt- und Menſchenkenntnis baſiertes Werk erkennen und anerkennen müſſen. Es iſt praktiſche Seelenkunde, in ſeiner Art geradezu ein pſychologiſches Meiſterſtück. — Nach dieſer kurzen und zweckdienlichen Abbeugung von unſerem Wege kehren wir auf denſelben zurück.

Der ihm gewordenen Erleuchtung ſicher und mehr als je entſchloſſen, die Pilgerreiſe ins gelobte Land anzutreten, bettelte ſich Loyola von Manreſa nach Barcelona hinab. Hier erprobte er zuerſt den Einfluß ſeiner Perſönlichkeit auf die Frauenwelt. Es mußte von dem beſcheiden und demütig ſich verhaltenden Manne im Bettleranzuge doch etwas ausgehen von jenem Geheimnisvollen, was Macht verleiht über Menſchen. Zwei fromme und angeſehene Damen, Donna Zepilla Rocaberti und Donna Iſabel Roſer, nahmen ſich ſeiner mitleidig an. Ihr Beiſtand ermöglichte es ihm, nach Italien unter Segel zu gehen. Er ſtieg in Gaeta ans Land und durchwanderte Italien, um über Rom nach Venedig zu gelangen. Den härteſten Entbehrungen ausgeſetzt, tagsüber ſeine kärgliche Nahrung erbettelnd, nächtlich die Steinflieſen der ſtädtiſchen Straßen zum Bette und den Himmel zur Decke nehmend, fand er doch immer wieder Menſchen, deren Barmherzigkeit ihm die Ausführung ſeines Vorſatzes möglich machte. So konnte er am 14. Juli in der Lagunenſtadt zu Schiffe ſteigen, am 31. Auguſt in Joppe den Boden Paläſtinas betreten und am 4. September 1523 in Jeruſalem einwandern.

Mit ſo inbrünſtiger Andacht hat er in der heiligen Stadt und ihrer Umgebung alle die Pilgerbräuche mitgemacht, daß er, wie es ſcheint, während ſeines ganzen Aufenthalts in einer Art von Verzuckung ſich befand. Inmitten derſelben muß ihm aber doch der ganz richtige Gedanke gekommen ſein, daß ſeine Hoffnung, im heiligen Lande als Heidenbekehrer wirken zu können, eitel geweſen. Die Mauer der thatſächlichen Verhältniſſe erwies ſich ſo hart, daß auch ein ſo eiſerner Schwärmerſchädel, wie er auf den Schultern Loyolas ſaß, ganz vergeblich dagegen angerannt wäre. Unſer Fanatiker war auch viel zu weltklug, um ſo ein Anrennen zu verſuchen. Er verließ Paläſtina ohne weiteren Gewinn als die Erinnerung an die beſeligenden Eindrücke, welche ſeine Gläubigkeit an den heiligen Stätten empfangen hatte, und betrat im Januar 1524 die Küſte von Italien wieder, um von dort nach Spanien ſich heimzubetteln.

Das praktiſche Reſultat ſeiner ganzen Pilgerfahrt war, daß der jetzt dreiunddreißigjährige Mann erkannt hatte, er müßte, um in der Welt wirken zu können, vor allem etwas lernen, und mit eiſerner Willenskraft machte er ſich daran. Unterſtützt von ſeiner Gönnerin Donna Iſabel, ſetzte er ſich in Barcelona unter die Knaben, welche ein ihm befreundeter Schulmeiſter, Don Ardebal, in Latein unterrichtete. Denn die Aneignung der Kenntnis dieſer Sprache war dazumal die unumgängliche Vorausſetzung von allem Studium.

Man kann ſich denken, allwie der dreiunddreißigjährige Pennal an den lateiniſchen Deklinationen und Konjugationen, an den Regeln der Formenlehre und den Stilvorſchriften der Syntax zu kauen und zu würgen hatte. Ein Ciceroniſcher Lateiner iſt er freilich nie geworden, aber nach zwei Jahren hatte er von der Sprache der Kirche und der Wiſſenſchaft doch ſo viel in ſeinen Schulſack gethan, daß er im ſtande war, an der Univerſität Alcala einen Kurſus der Philoſophie durchzumachen. Seinen Lebensunterhalt erbettelte er nach ſchon gewohnter Weiſe in der genannten Stadt vor den Thüren, und ein mitleidiger Hoſpitalvorſtand räumte dem Bettelſtudenten eine Zelle zur Wohnung ein. So trieb er es auch in Salamanca, wohin er ging, Theologie zu ſtudieren.

Der Lernende war jedoch auch ſchon ein Lehrender. Mit einem nicht gewöhnlichen Maß von Beredſamkeit begabt, hat er auf Straßen und Plätzen zu predigen angefangen und Leuten aus dem Volke, Kindern, Männern und Weibern, Unterricht in den chriſtlichen Glaubenslehren gegeben. Mit nicht geringem Erfolg. Schon bildete ſich um den feurigen Prediger und eifrigen Katecheten ein Kreis von begeiſterten Verehrern und begeiſterten Verehrerinnen; auch ſtrömten ihm die Almoſen nur ſo zu. Freilich, neben dieſer hellen Seite hatte die Sache auch eine dunkle. Das „heilige Offiz" nämlich wurde aufmerkſam auf den wunderlichen Heimiger Bauern und Hirten aus den Apenninen, das ſtruppige Haar in ein ſchmutziges Netz, die braunen Arme in ein zottiges Ziegenfell gehüllt, weiterhin eine Schaar von Söldlingen der Republik, kecke, verwogene Geſellen, die wilden Züge halb im Bart verborgen, die Sturmhaube auf dem Kopf, um die Bruſt den Küraß, die Hände in büffelledernen Handſchuhen, mächtige Schwerter und lange Dolche an den Lenden. Zwiſchen hin ſchlüpften dralle Landmädchen aus der Umgegend in ihrer neckiſchen Tracht und emſig waren Dutzende junger Nobili's hinter ihnen her, in hellfarbenen Sammtmänteln prunkend, das Federbaret kokett auf die langen ſchwarzen Locken gedrückt. Von den Balkonen und Fenſtern aber ſahen die Frauen von Florenz neugierig auf das rufende, fragende, ſchreiende, lachende und bangende Gewirre hernieder, prangend in ihrer toskaniſchen Schönheit.

Jenſeits des Fluſſes, von der Piazza del Carmine an bis zur Porta Frediano, kam mehr Ordnung in die Menſchenmaſſe. Sie begann ſich, von Magiſtraten und den Offizieren der Soldtruppen, welche Spaliere bildeten, geordnet, zu beiden Seiten ligen im Bettlerrock und betrachtete das Predigen und Katechiſieren desſelben als unziemliches, vielleicht ſogar nach Ketzerei ſchmeckendes Pfuſchwerk. Wen aber die Inquiſition ſo anſah, dem pflegte ſie auch Gelegenheit zu geben, die Innenſeite ihrer Kerker kennen zu lernen. Zweimal erhielt Iñigo dieſe Gelegenheit, ſchon in Alcala für ſechs, dann wieder in Salamanca für drei Wochen. Dort und hier mußte ſich aber der Beargwöhnte vor der beſtellten Unterſuchungskommiſſion ganz gut zu verantworten. Seine Erklärungen über verſchiedene heikle Punkte der chriſtlichen Dogmatik fielen befriedigend aus. Auch ward er als im kanoniſchen Recht leidlich feſt beſchlagen gefunden. Dagegen kopfſchüttelten die Herren Richter über eine Stelle in Loyolas ſchriftlichen Aufzeichnungen. Es ſcheint das ein erſter Entwurf zu den „Geiſtlichen Uebungen“ geweſen zu ſein. Darin fand ſich eine eigenartige Anſicht über den Unterſchied zwiſchen ſogenannten „Todſünden“ und ſogenannten „läßlichen Sünden“. Stoßen wir hier auf den erſten Keim der nachmals ſo berufenen oder verrufenen „Jeſuitenmoral“, auf den Embryo der jeſuitiſchen „Kaſuiſtik“? Möglich, wahrſcheinlich ſogar. Denn der „Gründer“ hat jedenfalls ſchon frühzeitig den Gedanken gehegt und gepflegt, daß man mit den menſchlichen Schwächen und ſogar mit den menſchlichen Laſtern ſänftiglich umſpringen müßte, ſo man die Menſchen anlocken, gewinnen und beherrſchen wollte.

Die Kommiſſarien des „heiligen Offiz“ gingen über den Stein des Anſtoßes hinweg und gaben Loyola frei. Es dürfte nicht unſtatthaft ſein, anzunehmen, daß gerade in ſeinem Verhaft der ſchon lange in ihm arbeitende Vorſatz, als ein Kriegsmann der „ecclesia militans“ gegen Heiden und Ketzer zu Felde zu ziehen, feſtere Geſtalt gewonnen habe, — die Geſtalt der beſtimmten Abſicht, zur Führung dieſes Krieges ein Verbündnis, eine Gemeinſchaft zu ſtiften oder, ſpaniſch zu reden, eine geiſtliche Armada zu werben und auszurüſten.

Als beſter Werbeplatz erſchien ihm Paris, an deſſen hoher Schule, der Sorbonne, es von Studenten aller Nationen wimmelte. Dorthin alſo machte er ſich im Winter von 1527/28 auf dem Fußwege, ſah ſich jedoch, in der Hauptſtadt Frankreichs angelangt, genötigt, wieder von vorn anzufangen, d. h. noch einmal lateiniſche Grammatik und „Philoſophie“ durchzuſchwitzen, um zum Studium der Theologie zugelaſſen zu werden. Seine Bettelſtudentenſchaft wußte er übrigens jetzt in eine höhere Potenz zu erheben, indem er ſich ſozuſagen zum Almoſenrentner zu machen verſtand. Er vermochte nämlich ſeine alten Gönner und Gönnerinnen in Spanien, wie neue in Frankreich und Belgien gewonnene, ihm ihre frommen Spenden in regelmäßiger Wiederkehr zufließen zu laſſen. Infolgedeſſen war Iñigo, ohne jedoch darum ſeine ſtrenge und kärgliche Lebensführung aufzugeben, ſtets bei Kaſſe, konnte die Koſten, welche die Erwerbung der akademiſchen Grade des Baccalaureats und des Magiſteriums erforderte, aufwenden und vermochte gelegentlich auch Freunden aus der Not zu helfen.

Gerade mittels ſolcher Hilfeleiſtung hat er die erſten ſeiner eigentlichen Schüler an ſich gezogen und von dem Werte ſeiner Freundſchaft überzeugt, den Studenten Pierre Lefèvre, einen Savoyarden, und den Dozenten Francisco Xaviero, einen Spanier, welcher aus einem vornehmen Hauſe ſtammte. Daß Iñigo dieſe zwei grundverſchiedenen jungen Männer, den einfachen und beſtimmteren Lefèvre, wie den eiteln, gefall- und ruhmſüchtigen Xaviero, gleich ſehr an ſich zu feſſeln verſtand, daß er beide mit ſeinen Anſchauungen zu erfüllen, ſie für ſeine Abſichten vollſtändig zu gewinnen, ſie ſeinem Willen unbedingt zu unterwerfen wußte, das ſtellte die Macht ſeiner Perſönlichkeit außer Zweifel. Von der Stunde, wo er ſicher war, dieſe beiden erſten gelehrigen und begeiſterten Werkzeuge ſeiner Pläne gewonnen zu haben, darf man den Urſprung der Compagnie Jeſu datieren. Und in dieſelbe Zeit fiel eine bedeutſame Umbildung oder vielmehr Zuſpitzung von Loyolas urſprünglicher Idee. Denn die große Gefahr, welche der römiſchen Kirche von ſeiten der reformatoriſchen Bewegung drohte, war derweil auch ihm zum Bewußtſein gekommen. Heiden bekehren war zweifelsohne ein verdienſtliches Werk. Aber ein noch verdienſtlicheres und noch dazu drängenderes ſei es, den Stuhl Petri wider die „ſataniſche Rebellion“ eines Luther, eines Calvin, eines Zwingli und anderer „Höllenbrände“ zu ſchirmen. Im Grunde lieſen ja beide Kampfrüſtungen auf eins hinaus: es war immer ein „ad majorem dei gloriam“ unternommener und gefährlicher Krieg.

Iñigos mit Eifer fortgeſetzte Menſchenfiſcherei brachte weitere Erfolge. Seinen zwei erſten Schülern vermochte er bald wieder andere zu geſellen: den Portugieſen Simone Rodriguez und die Spanier Jayme Laynez, Nicolao Bobadilla und Alfonſo Salmeron. Die ſechs jungen Männer machten unter ihres Meiſters Leitung die „Geiſtlichen Uebungen“ durch, und zwar mit erſtaunlicher Wirkung. Alle ſechs gehörten von jetzt an mit Leib und Seele dem Führer.

Uns moderne Menſchen koſtet es nicht geringe Mühe, das Weſen und die Macht dieſer Exerzitien auch nur einigermaßen uns zu vergegenwärtigen. Wir müſſen aber bedenken, daß der in der einleitenden Betrachtung dieſes Exerzierreglements der Compagnie Jeſu ſtehende Satz: „Der Menſch iſt dazu geſchaffen, daß er Gott fürchte und preiſe und dadurch, daß er ihm dient, ſeine Sele rette“ — für die Menſchen des 16. Jahrhunderts eine abſolute Wahrheit geweſen iſt. Es mußte für ſie demnach eine Lehre und Anweiſung, wodurch ſie in den Stand geſetzt wurden, dieſen Endzweck des Menſchendaſeins zu erreichen, von zaubermächtigem Reize ſein. Einmal in dieſen Zauberkreis gebannt, konnten ſie nicht mehr entrinnen. Der Jeſuitenorden hatte daher alle Urſache, die „Exercitia spiritualia“ hochzuhalten. In einer 1599 gedruckten „Anleitung“ dazu ſteht geſchrieben: „Ueber die meiſten der Unſerigen kam durch die Exerzitien der Geiſt der Berufung, und mit Wahrheit kann geſagt werden, daß dieſen Uebungen die Geſellſchaft ihren Urſprung, ſowie ihr Wachstum verdanke.“

Dies war ganz im Sinne Loyolas geſagt, welcher bei ſeinen Lebzeiten ſtets bekannt und ſeinen Schülern immer nachdruckſam eingeprägt hatte, daß die „Geiſtlichen Uebungen“ das ſicherſte Mittel ſeien, um die Menſchen zu einer vollſtändigen Aenderung ihrer Lebensweiſe und zur radikalen Umformung ihres ganzen Sinnens und Trachtens zu bringen. Der „Gründer“ hat daher keine Gelegenheit, ſeine Zeitgenoſſen zur Vornahme der Exerzitien zu bewegen, vorübergehen laſſen. Ein artiges Beiſpiel bietet die bekannte, vom alten Ribadeneira erzählte Anekdote, wie Loyola in Paris einen ſehr weltlich geſinnten Arzt mittels einer gewonnenen Billardpartie daran kriegte, den „Geiſtlichen Uebungen“ ſich zu unterziehen. Nicht wenige Jeſuiten ſtellten dieſe ſo hoch, daß ſie der Meinung waren, der Orden ſollte ſeine ganze Thätigkeit darauf beſchränken;

denn dadurch würde er ſich die weiteſte und erſprießlichſte Wirkſamkeit ſichern. Dieſe Anſicht hat ſich auch bis in unſere Tage herab erhalten. So urteilte ein Kenner im Jahre 1840: „Die Ignatianiſchen Geiſtesübungen bilden die ſinnreichſte, ihren Zweck ganz pſychologiſch berechnende und ſyſtematiſch verfolgende Kombination von asketiſchen Heilmitteln, deren redlicher Gebrauch die Umwandlung des Exerzitanten faſt unfehlbar bewirken muß.“

Um das Geſagte verſtändlich und begreiflich zu finden, müſſen wir das immer gegenwärtig halten, daß das in Rede ſtehende Syſtem der Askeſe ausgedacht und zuerſt in Anwendung gebracht wurde zu einer Zeit, wo die Leute noch ſo „fromm“ geweſen ſind, daß ſie es ganz in der Ordnung fanden, wenn, wie in Paris unter der Regierung des „ritterlichen“ Königs Franz geſchah, Menſchen lebendig verbrannt wurden, weil ſie während der Faſten Fleiſchſpeiſen genoſſen hatten.

1.

Die Gründung.

Sie lag zweifelsohne in der Luft eines Zeitalters, welches von religiöſen Motiven ebenſo heftig bewegt und in ſeinen Tiefen aufgewühlt war, wie das 19. Jahrhundert von politiſchen und ſozialen bewegt und durchwühlt iſt.

Bei den Germanen ging aus dieſem Sturm und Drang die Reformation hervor, die Empörung gegen Roms Tyrannei. Bei den Romanen die geſchickte Untermauerung vom Felſen Petri, die Neubefeſtigung der Herrſchaft Roms.

Zur ſelbigen Zeit, wo diesſeits der Alpen in einer Wittenberger Kloſterzelle ein deutſcher Auguſtinermönch die erſte ferne Möglichkeit eines Abfalls vom Papſttum erwog, drängte ſich jenſeits der Alpen einer nicht geringen Anzahl von redlich frommen Männern die Notwendigkeit auf, die klaffenden Wunden der Kirche zu heilen.

Solche Männer ſaßen aber nicht auf dem „Stuhle des Apoſtels“, welcher Stuhl eigentlich, wie bekannt, ein antiker Badſeſſel geweſen iſt. Päpſte vom Schlage des ſechſten Alexander, des zweiten Julius, des zehnten Leo, des ſiebenten Clemens und des dritten Paul, ſie waren nicht die Leute, von der erwähnten Notwendigkeit ſich überzeugen zu laſſen oder derſelben, auch wenn ſie die Augen nicht ganz davor verſchließen konnten, ernſtlich und ausdauernd Rechnung zu tragen. Nicht von obenher demnach, ſondern von untenauf kam, wie ja immer und überall alles wahrhaft und währſchaft Große in der Welt, der den Katholizismus verjüngende Stoß und Trieb, welcher die Kirche befähigte, der gegen ſie gerichteten Rebellion die Spitze zu bieten.

Es war im Weſen dieſer Kirche begründet, daß Verſuche zur Heilung ihrer Schäden und Gebreſten im Bereiche der Möncherei angeſtellt wurden. Innerhalb des Ordens der Kamaldulenſer, wie im Franziskanerorden ſind reformiſtiſche Anläufe genommen worden. Noch wichtiger als der aus dem letztgenannten herausgezweigte volkstümliche Orden der Kapuziner erwies ſich für die Neubelebung und Kräftigung des Katholizismus der neugegründete Orden der Theatiner, ſowie die durch Philipp von Neri geſtiftete Kongregation der heiligen Dreifaltigkeit. Aber alle dieſe Gründungen mußten bald weit zurücktreten vor der Compagnie Jeſu.

Im Frühjahr 1534 hatte Loyola den akademiſchen Grad eines „magister artium“ gewonnen und im

Sommer ſchien ihm die Zeit gekommen zu ſein, den mit ſeinen ſechs Freunden geſchloſſenen Bund mittels einer feierlichen Handlung zu bekräftigen. Er entwarf zu dieſem Zwecke eine Gelöbnisformel, kraft welcher die Freunde geloben ſollten, in Armut und Keuſchheit zu leben, ſowie einen geiſtlichen Kreuzzug zur Bekehrung der Ungläubigen ins heilige Land zu unternehmen. Falls die Erfüllung des dritten Gelübdes unmöglich ſein ſollte, wollten ſie ſich dem Papſte zu beliebiger Verwendung anbieten. Die Formel wurde einer gemeinſamen Beratung unterſtellt und genehmigt. Nach gehaltenem Ratſchlag bereiteten ſich die Sieben mittels Faſten, Gebet und Beichte auf die Ablegung der drei Gelübde vor. Dann begaben ſie ſich am Tage der Himmelfahrt Mariä, dem 15. Auguſt, zur Marienkirche zu dem Montmartre. Dort las Lefèvre, als der einzige von ihnen, welcher bereits Prieſter war, die Meſſe. Als er darin bis zu der „Kommunion“ gelangt war, wandte er ſich zu ſeinen auf den Altarſtufen knieenden Gefährten, reichte einem jeden, nachdem derſelbe mit lauter Stimme die Gelübde geleiſtet, die Hoſtie dar, kommunizierte dann ſelber und beſchloß mit dem „Ite, missa est“ den feierlichen Akt.

So war unſcheinbar und unbeobachtet eine Thatſache in die Welt getreten, die ſich bald als von unberechenbarer Tragweite erweiſen ſollte. Die Geſellſchaft Jeſu, welcher unlange darauf der Savoyarde le Jay und die beiden Franzoſen Codur und Brouet ſich anſchloſſen, war gegründet, obzwar der Bund noch nicht dieſen Namen führte. Waren doch dem Gründer ſelbſt, wie ſeinen Geſellſchaftern dazumal der wirkliche Zweck und das eigentliche Ziel der Verbindung noch unklar und unbeſtimmt. Den Eidgenoſſen vom Montmartre ſchwebte vorderhand nur der Gedanke vor, daß ſie berufen ſeien, „zur größeren Ehre Gottes“ zu leben, zu ſtreben und, wenn nötig, zu ſterben. Das Wann, Wo und Wie — ſo waren ſie überzeugt würde ſich ſchon finden, und ihr Glaube betrog ſie nicht.

Zunächſt gaben ſie ſich an die Fortſetzung ihrer Studien. Allein im folgenden Jahre, und zwar, wie es ſcheint, ſchon zu Anfang desſelben, fand es Iñigo angezeigt, ärztlichem Rate zufolge zur Stärkung ſeiner angegriffenen Geſundheit für eine Weile nach Spanien heimzukehren. Er that dies aber nicht, ohne mit ſeinen neuen Genoſſen die feſte Verabredung getroffen zu haben, daß ſie ſich ſamt und ſonders im Januar 1537 in Venedig zuſammenfinden wollten, um ſich dort nach Paläſtina einzuſchiffen. In der ſpaniſchen Heimat verbrachte Loyola ſeine Zeit in gewohnter Weiſe, d. h. als Wanderprediger und Exerzitienleiter. Schon war ſein Ruf groß, ja, ſeine Landsleute glaubten zu ſpüren, daß ſchon ein Ruf von Heiligkeit von dem ſtrengfrommen Manne ausginge.

der Straße aufzuſtellen, um den feierlichen Zug der Mitglieder der Signorie, der Gonfalonieri, der Häupter der Geiſtlichkeit und des Adels durchzulaſſen, welcher, das Banner von Florenz vorauf, das eine rothe Lilie im weißen Felde zeigte, von Herolden, Beamten und Dienern aller Art umgeben, ſich langſam dem franzöſiſchen König entgegenbewegte, welcher ſein Heer von Piſa heranführte. Zuweilen hörte man in der Ferne eine Trompetenfanfare erſchmettern, ein Zeichen, daß der König nicht mehr weit von der Stadt ab ſei, und allmählig verſtummte das Getöſe und in ſtiller Spannung ſahen die Tauſende, welche die kleinere Stadtſeite am linken Ufer des Arno hin erfüllten, den Dingen entgegen, die da kommen ſollten.

Jakopo und Heinrich wanden ſich glücklich die Menge hindurch bis zur Porta, wo ſie unfern der Herren von der Signorie, deren Zug hier ſtillhielt, einen bequemen Platz fanden. Hier trafen ſie den rieſigen Pacca, der mit aufgeſtülpten Hemdärmeln, die phrygiſche Mütze auf dem grimmigen Kopf, die Hände auf ſeine Hebſtange geſtützt, hart an dem Thore ſtand, deſſen Thürflügel man ausgehoben

Zu Anfang des Jahres 1537 war der Fundator in Venedig und fand hier ſeine neuen wortgetreuen Genoſſen vor. Allein der zwiſchen dem Padiſchah und der Republik von San Marco entbrannte Krieg machte die Einſchiffung nach Paläſtina unrätlich, ja unmöglich. Die Freunde beſchloſſen, ein Jahr lang zu warten, und falls dieſe Friſt verſtriche, ohne ihnen die Möglichkeit darzubieten, nach dem heiligen Lande zu gelangen, wollten ſie darin einen Wink Gottes ſehen, daß ſie zu anderweitiger und anderwärtiger Wirkſamkeit auserkoren wären. Sie verlebten das Wartejahr nicht unthätig. In der Lagunenſtadt ſelbſt und in den Städten des venezianiſchen Gebiets wirkten ſie eifrig als Straßenprediger, als Unterweiſer von Kindern und Unwiſſenden und in den Hoſpitälern als Krankenpfleger, die vor keiner Mühe und Gefahr zurückſchreckten. Ihre begeiſterte Frömmigkeit, verbunden mit einer ſtrengſittlichen Lebensführung, gewann ihnen die Bewunderung und Anhänglichkeit von hoch und niedrig.

Es iſt angezeigt, ſchon hier darauf aufmerkſam zu machen, daß die Dauer und Macht der Geſellſchaft Jeſu zu einem nicht geringen Teil auf dem zweifellos moraliſchen Lebenswandel der großen Mehrzahl ihrer Mitglieder beruhte und insbeſondere darauf, daß ſie das Gelübde der Keuſchheit ernſt nahmen. Selbſtverſtändlich gab es auch im Jeſuitenorden

„räudige Schafe“ genug, Ausſchweifende und Wüſtlinge. Aber doch nur ausnahmsweiſe. Sogar Abtrünnige, ſogar Ausgeſtoßene des Ordens haben in früherer und ſpäterer Zeit ſich gedrungen gefühlt, zu bezeugen, daß ſie in den Jeſuitenklöſtern keine Unſittlichkeit wahrgenommen hätten. Ohne dieſe moraliſche Haltung der meiſten Mitglieder des Ordens — „moraliſch“ iſt hier zunächſt im geſchlechtlichen Sinne gemeint — wäre der ungeheure und dauerhafte moraliſche Einfluß desſelben auf die Geſellſchaft ſchlechthin unerklärlich. Man erinnere ſich nur, wie die ſittliche Verſunkenheit der hohen und niederen Kleriſei im 15. Jahrhundert das Anſehen der Kirche ſo geſchwächt hatte, daß die Reformation im 16. Jahrhundert eine Möglichkeit wurde . . .

Während des Wartejahres im Venezianiſchen ſind alle Genoſſen Loyolas, welche die Weihe noch nicht hatten, in den prieſterlichen Stand getreten, den Fundator ſelbſt inbegriffen, welcher am zweiten Weihnachtsfeiertag von 1538 ſeine Primizmeſſe las. Zugleich bewerkſtelligte ſich in dieſem eine hochbedeutſame Klärung ſeiner Anſichten und Abſichten. Er hatte, durch regelmäßige und reichliche Geldſendungen von Spanien her unterſtützt, ſeine Wohnung im Kollegium der Theatiner in Venedig genommen. Hier erhielt er zuerſt einen deutlichen Einblick in die religiöſe Bewegung der Zeit. Hier kam ihm ſchreckhaft zum

Bewußtſein, welche Gefahren der „alleinſeligmachenden“ Kirche von ſeiten des „Aufruhrs“ drohten, deſſen Fahnen Luther, Zwingli und Calvin aufgepflanzt hatten. Der Proteſtantismus, das war der Feind! Vor den Griffen dieſer „Teufelskralle“ galt es die Seelen zu wahren. Warum noch in die Ferne blicken und ſtreben? In der Nähe that ſich ja eine Walſtatt auf, allwo heiße und glorreiche Kämpfe „ad majorem dei gloriam“ zu beſtehen waren. Züngelte die Flamme der lutheriſchen Ketzer nicht auch ſchon über die Alpen herüber nach Italien? Jawohl, ſo that ſie. Da war es geboten, zu löſchen und zu retten.

Auf dem Urgrund der fraglos meiſterhaften und glühenden Ueberzeugung Iñigos, daß es ein Jenſeits gebe, daß in dieſem Jenſeits die wahre Beſtimmung des Menſchen liege, deſſen Seele den Tod des Leibes überlebe, ferner, daß nur die Lehre und der Gottesdienſt der römiſch-katholiſchen Kirche die Möglichkeit, die Sicherheit, die Gewißheit des Seligwerdens der unſterblichen Menſchenſeele gewähren und verbürgen, endlich, daß gerade darum jedem wahrhaft gläubigen Chriſten die heilige Pflicht und Schuldigkeit obliege, alle ſeine Kräfte und Gaben anzuſtrengen, alles aufzubieten, um die unbedingte Autorität und Macht der römiſch-katholiſchen Kirche zu erhalten, zu ſtärken, zu wahren — auf dieſem Urgrunde ſeines Schauens, Fühlens und Glaubens errichtete Inigo den Bau ſeines Ordens, einen Bau, deſſen Umriſſe und einzelne Teile in ſeinem Geiſte mehr und mehr beſtimmte Linien, ausgeſtaltete Formen und deutliche Farben annahmen.

Es ſollte ein Orden von Regularprieſtern werden, ein Orden nicht der Weltentſagung, ſondern vielmehr der Weltbeſtreitung, ein Orden, welcher nicht den Frieden, ſondern den Krieg bringen ſollte, einen für das Seelenheil der Menſchen, zur Ehre Gottes und folglich zum Ruhme des päpſtlichen Thrones, ſowie wider den Satan und die Hölle und folglich zur Vertilgung der Ketzerei raſtlos zu führenden Krieg. Darum ſollte dieſer Orden einen Namen tragen, welcher ſein Weſen und ſeine Beſtimmung der Welt laut verkündigen, ihn ausdrücklich als „eine Legion Gottes“, als eine geiſtliche Landsknechtſchaft kennzeichnen würde. Wie die Fähnlein oder Regimenter der Landsknechte nach ihren Hauptleuten benamſet werden, alſo ſollte der neue Orden nach ſeinem Hauptmann benannt ſein. Die „Compagnie Jeſu“ müßte er heißen, in der Sprache der Kirche die „Societas Jesu“, weil mit dieſem lateiniſchen Worte das ſpaniſch-ſoldatiſche „Compania“ wiederzugeben ſei.

Man ſieht, unſere deutſche Bezeichnung „Geſellſchaft Jeſu“ ſignaliſiert das Weſen des Ordens bei weitem nicht deutlich genug, weil unſer Wort „Geſellſchaft“ einen techniſch-militäriſchen Sinn gar nicht hat. Wollten wir „Compania“ oder „Societas Jesu“ ſinngetreu verdeutſchen, ſo müßten wir [illegible] oder Herrſcher Jeſu ſagen …

Von einer Kreuzfahrt ins gelobte Land war unter den Eidgenoſſen vom Montmartre weiter keine Rede mehr. Sie hatten jetzt als ihr nächſtes Ziel Rom erkoren. Von der Hauptſtadt der Chriſtenheit müßte der Kreuzzug gegen die Ketzerei ausgehen. Bevor das Jahr 1537 ganz zu Ende, treffen wir Loyola in der Siebenhügelſtadt, wo ſich bald ſeine Genoſſen um ihn ſammelten, und zwar in ſchon vermehrter Anzahl, wie denn die „Compania“ namentlich in dem jungen Spanier Francisco Strada um dieſe Zeit einen vortrefflichen Rekruten gewonnen hatte. Zum Quartier diente der Genoſſenſchaft zuerſt die Villa Garzonio, doch erwies ſich dieſelbe bald als zu klein und wurde daher mit einem größeren gemieteten Hauſe vertauſcht. Es war übrigens einer der Grundſätze des Gründers, die Mitglieder der „Heerſchar“ an häufigen Wechſel der Wohnung und plötzliche Neuerung der Lebensweiſe zu gewöhnen. „Unſere Häuſer ſind wie Zeltlager,“ hat darum ein berühmter Jeſuit, Suarez, treffend geſagt.

Papſt Paul III. war den Loyolaiten gewogen, und ſo ſchien ſich für dieſe in Rom zuvörderſt alles gut anlaſſen und geſtalten zu wollen. Im Mai 1538 wurden ſie ermächtigt, überall in der Stadt und Umgegend zu predigen, die Beichte zu hören, Abſolution zu erteilen und die Sakramente zu ſpenden. Eifrigſt machten ſie von dieſer Ermächtigung Gebrauch. Aber gerade ihr Eifer machte ſie der eingeſeſſenen Kleriſei bald verdächtig und läſtig. Mönche und Weltgeiſtliche empfanden gleichermaßen die Konkurrenz dieſer Eindringlinge ſehr ſchmerzhaft. Als das Wohlwollen des Papſtes für den „ſpaniſchen Schwärmer“ und ſeine Gefährten immer zunahm, als er zweien von dieſen „hergelaufenen Prieſtern“ theologiſche Vorleſungen in der Sapienza, der römiſchen Univerſität, übertrug, als fernerhin die Loyolaiten mittels ihres hilfreichen, aufopfernden, keine Mühſal ſcheuenden Verhaltens während einer ſchweren Hungersnot, welche im Winter 1538/39 Rom heimſuchte, eine große Volksbeliebtheit gewannen, da erhob ſich in klerikalen Kreiſen bis hinauf ins Kardinälekollegium gegen ſie ein lautes Geſchrei als gegen „Ketzer“ und „Volksaufwiegler“.

Es iſt eine jener Ironien, von welchen das Buch der Geſchichte ſtrotzt, daß zur Zeit, als in Deutſchland das Luthertum ſchon alles mögliche that, um ſeinen revolutionären Urſprung vergeſſen zu machen und als religiös-orthodox und politiſch-ſervil ſich aufzuſpielen, in Rom Loyola und ſeine Genoſſen, deren Compagnie ſo bald zur feſteſten Stütze der Autorität und Stabilität werden ſollte, als Revolutionäre verſchrieen wurden.

Der eiſerne Wille des Gründers, welcher wie ſeine Begeiſterung und Tapferkeit, ſo auch ſeine Klugheit und Zähigkeit ſeinen Schülern einzuhauchen verſtand, überwand auch dieſe Bedrängnis. In einer perſönlichen Unterredung ſetzte er Paul III. ſein und ſeiner Genoſſen Denken, Wollen und Thun auseinander und drang auf eine ſtrenge Unterſuchung ihres ganzen Gebarens. Der Papſt beauftragte den Governatore von Rom mit dieſer Unterſuchung, deren Reſultat ein für die Loyolaiten höchſt günſtiges war. Die Tadelloſigkeit ihres Wandels, die Korrektheit ihrer Lehren, ihre hingebungsvolle und wirkſame Thätigkeit in der Seelſorge, Armenhilfe und Krankenpflege wurden dadurch klar und in ſo helles Licht geſtellt, daß alsbald ein Zudrang von Rekruten zu der ſich bildenden Compagnie erfolgte.

Loyola erkannte, daß man das Eiſen ſchmieden müſſe, ſolange es heiß iſt. Die Gunſt der öffentlichen Meinung, welche ſeiner Sache ſich zugewendet hatte, mußte benutzt werden, um „das Fähnlein“ der Compagnie Jeſu wirklich „aufzurichten“, d. h. den Orden förmlich zu konſtituieren und ſelbigen durch den Statthalter Chriſti ſanktionieren zu laſſen.

Er verſammelte ſeine Genoſſen um ſich, und mittels einläßlicher Beratungen, Erörterungen und Debatten wurde der Grund- und Aufriß des wohldurchdachten und kühnen Bauwerkes entworfen, feſtgeſtellt und genehmigt.

Zu den ſchon früher von ihnen gebilligten und geleiſteten mönchiſchen Gelübden der Armut und der Keuſchheit fügten ſie jetzt als drittes das des Gehorſams, der abſoluten Obedienz. Den Oberbefehl über die Compagnie ſollte der General führen, welchem ſeine Gewalt auf Lebenszeit übertragen wurde. Seine Untergebenen ſollten ihn anſehen und verehren als „eine Verkörperung und Anweſenheit Chriſti“. Das ſchmeckte allerdings ruchbar genug nach Dalai-Lamaismus; aber wir werden ſehen, daß dieſem Abſolutismus immerhin Schranken geſetzt waren. Von höchſter Wichtigkeit, weil den innerſten Kern der neuen Stiftung bloßlegend, iſt geweſen, daß die Stifter beſchloſſen, es ſei den erwähnten drei herkömmlichen Mönchegelübden ein viertes als das ſpezifiſch-jeſuitiſche anzureihen. Die Mitglieder der Compagnie Jeſu ſollten und müßten nämlich geloben, „ihr Leben dem unabläſſigen Knechtsdienſte (perpetuo servitio) Jeſu Chriſti und der römiſchen Oberprieſter zu weihen, unter dem Banner des Kreuzes für Gott zu Felde zu ziehen (sub crucis vexillo deo militare), einzig und allein dem Herrn und ſeinem Vikar auf Erden, dem Papſte, zu dienen, und zwar, daß ſie, was immer der jeweilige Pontifex zum Heile der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in was für Länder er ſie ſenden möge, ohne irgendwelche Zögerung oder Einwendung auf der Stelle (illico), ſoweit es möglich (quantum in nobis fuerit), in Ausführung zu bringen verpflichtet ſein ſollten“.

Die Ergebniſſe der gehaltenen Ratſchläge ſummierte Loyola in einer in fünf Kapitel geteilten Denkſchrift und ließ dieſe urſprüngliche Verfaſſungsurkunde des Jeſuitismus, dieſe Magna Charta des „Institutum Societatis Jesu“, durch den Kardinal Contarini dem Pontifex zur Genehmigung überreichen. Paul III., obzwar dem Gründer und der Genoſſenſchaft wohlgeneigt, verzögerte dennoch für eine Weile ſeine Sanktion. Vielleicht hatte er ſo etwas wie eine Ahnung, daß der General des neuen Ordens zu einem „ſchwarzen Papſt“ auswachſen könnte, welcher dem „weißen“ überlegen wäre. Aber auf der anderen Seite waren die Vorteile, welche die Dienſte der Compagnie Jeſu für den römiſchen Stuhl verſprachen, doch augenſcheinlich zu groß, als daß der Vatikan, angeſichts der Bedrohung und Beängſtigung durch die Reformation, dieſe Dienſte nicht hatte annehmen ſollen und wollen. Der Papſt hat ja, ſo wird gemeldet, nachdem er von dem Statut Loyolas Kenntnis genommen, im Hinblick auf die offenbar gegen die „Ketzerei“ gerichtete Tendenz der Compagnie in der Aufrichtung derſelben den Finger Gottes geſehen („Hic est digitus dei!“). Dieſen Finger glauben bekanntlich die Menſchen immer zu ſehen, wenn ſie ſich einbilden, derſelbe winke, wie ſie es wünſchen.

Am 27. September von 1540 erging die päpſtliche Bulle, kraft welcher der Jeſuitenorden oder, wie ſelbiger nachmals in der 25. Sitzung des Konzils von Trient offiziell betitelt wurde, die „Religio Clericorum Societatis Jesu“ genehmigt, anerkannt und in den Kreis der kirchlichen Inſtitute aufgenommen wurde. Den dabei gemachten Vorbehalt, daß der neue Orden auf die Zahl von 60 Mitgliedern beſchränkt ſein ſollte, hob der Papſt drei Jahre ſpäter auf. Und dabei ließ er es nicht bewenden. Der perſönliche Einfluß des Gründers auf den Papſt war ſo groß und die Merkmale der Wirkſamkeit des Ordens traten bald ſo augenfällig hervor, daß Paul III. und ſein Nachfolger Julius III. die Compagnie Jeſu mit Gunſtbezeigungen überſchütteten. Dieſelbe wurde unmittelbar dem päpſtlichen Stuhl unterſtellt und von jeder biſchöflichen „Korrektion“ und „Jurisdiktion“ durchaus unabhängig gemacht. Ueberall auf Erden durften die Jeſuiten predigen, die Sakramente ſpenden, zu jeder Tageszeit die Meſſe celebrieren und auch für ſolche Sünden und Verbrechen, deren Beurteilung dem kanoniſchen Rechte zufolge der römiſchen Kurie vorbehalten war, Abſolution erteilen. Alles zuſammengehalten war die Stellung des neuen Ordens bald eine ſolche, daß er eine Macht nicht ſowohl in als vielmehr über der Kirche darſtellte eine Macht, die für unantaſtbar gelten konnte, ſeit Julius III. im hatte, um dem König das vollkommene Zutrauen der Stadt zu zeigen. Daß übrigens dieſes Vertrauen kein allgemeines, ſondern nur ein politiſch zur Schau geſtelltes war, bewies der Laſtträger Vacca, indem er zu Sterli herantrat und ihm leiſe zuflüſterte: „'S iſt Alles in Ordnung, Signore, und ſo es den Franzmännern einfallen ſollte, mit Florenz ihren Uebermuth zu treiben, werden wir noch weniger Umſtände mit ihnen machen, als wir mit den Medici gemacht haben.“

„Gut, mein Freund,“ gab Sterli zurück, „aber vergiß nicht, daß nicht wir es ſein dürfen, welche das ſcheinbar gute Vernehmen der Republik mit den Feinden ſtören.“

Ein weiteres Zwiegeſpräch wurde durch einen Haufen von Gaſſenjungen verhindert, welcher den Franzoſen entgegengegangen und jezt durch das Thor hereinſtrömte mit dem Geſchrei: „Sie kommen, ſie kommen, ſie ſind dicht hinter uns!“

In der That wälzte ſich eine dichte Staubwolke heran, und als ſie ſich verzog, ſah man die blitzenden Colonnen des franzöſiſchen Heeres weithin die

Jahre 1551 eine Bulle ausgehen ließ, allworin mit dem großen Bannfluch und deſſen Folgen alle bedroht wurden, welche die Inſtitutionen, Rechte und Vorrechte der Geſellſchaft Jeſu angreifen und ſchädigen oder den Jeſuiten in der Ausübung ihrer Thätigkeit hinderlich ſein würden.

Es lag vom Anfang an im Weſen und Streben des Jeſuitenordens, daß er gleichermaßen ein religiöſes und ein politiſches Inſtitut ſein mußte, ja geradezu der Träger von Roms Politik. Demzufolge hat ſchon der Gründer dieſelbe Zähigkeit, Geſchicklichkeit und Schlauheit, womit er den Beiſtand und die Gunſt der Päpſte gewonnen, in Anwendung gebracht, um die Gunſt und den Beiſtand der Könige, Fürſten und Miniſter, überhaupt der herrſchenden und reichen Kreiſe und Klaſſen zu gewinnen. Auch dieſe Bemühungen waren von höchſt bedeutenden Erfolgen begleitet, von ſo erſtaunlichen, daß ohne Berückſichtigung derſelben die Geſchichte der zweiten Hälfte des 16. und der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts unverſtändlich ſein würde. In dieſer ganzen Zeit iſt an den katholiſchen Höfen, ja mitunter auch an proteſtantiſchen, der jeſuitiſche Geiſt, verkörpert in Beichtvätern und Erziehern und auch außerdem in allerhand Verwandlungen erſcheinend, der eigentliche animus agens et movens, die lenkende und treibende Kraft geweſen.

Im April von 1541 waren die Mitglieder des neuen Ordens zur Wahl ihres Oberhauptes, zur Erwählung des erſten „generalis praepositi“ geſchritten. Selbſtverſtändlich enthielten die ſämtlichen am 9. April eröffneten Wahlzettel den Namen Iñigos, ſein eigenes Votum ausgenommen, welches charakteriſtiſch lautete, er gebe dem ſeine Stimme, welcher die meiſten Stimmen auf ſich vereinige. Loyola erbat ſich Bedenkzeit, und es hieße ungerecht ſein, wenn man ſein Zögern Heuchelei und Koketterie nennen wollte. Der Mann hatte von dem Generalat einen ſo ernſten und hohen Begriff, daß er ſicherlich dachte, was er ſagte, nämlich die Bürde wäre zu ſchwer für ſeine Schultern. Erſt der Zuſpruch von Jayme Laynez: „Vater, entweder du nimmſt das Amt an, welches Gott ſo ſichtbarlich dir auflegt, oder ich beantrage, daß die Compagnie ſich auflöſe,“ beſeitigte Loyolas Bedenken. Am 19. April erklärte er die Annahme der Wahl.

Er hat den Oberbefehl über die „Heerſchar Jeſu“ bis zu ſeinem Tode (1556) geführt. Mit Straffheit, Wachſamkeit, Glück und Glanz. Wie durch das Ordensſtatut ſelbſt, ſo hat er durch verſchiedene unter ſeinem Regiment getroffene Einrichtungen und Maßnahmen dem Jeſuitismus das dauerhafte Gepräge ſeines Geiſtes und Charakters aufgedrückt.

Als die erſte der bald ſo berufenen Erziehungs- und Lehranſtalten des Ordens wurde 1550 das „Collegium romanum“ gegründet, das eigentliche

Hauptquartier der Compagnie, woraus ſchon nach wenigen Jahren etliche hundert ſtreitſüchtige Jeſuitenſchüler hervorgingen, um ſich über Italien und in die verſchiedenen Länder Europas auszubreiten, überallhin die Lehren des Ordens tragend, allenthalben in mancherlei Form und Geſtalt die Zwecke desſelben fördernd. Schon 1552 war Loyola in den Stand geſetzt, den Palazzo Salviati zu erwerben und denſelben zum bleibenden Stammſitz und Generalquartier der Compagnie umzubauen und einzurichten. In demſelben Jahre that er einen andern glücklichen Griff, indem er das „Collegium germanicum“ gründete. Damit wollte er die „deutſche Ketzerei“ ins Herz treffen. Von Deutſchland war die Reformation ausgegangen. Dort ſollte ſie bekämpft werden, und zwar durch Deutſche ſelbſt, die im genannten Kollegium in Rom zu Ketzerfeinden jeſuitiſch gedrillt wurden. Schon im zweiten Jahre ſeines Beſtehens zählte das Germanikum 25 aus Deutſchland hergelockte Zöglinge, und mit dieſer Dreſſuranſtalt für Kleriker wurde dann ein Inſtitut verbunden, worin junge deutſche Edelleute ihre Erziehung erhielten, natürlich ſo, daß dieſe Söhne vornehmer und reicher Häuſer befähigt wären, ſpäter ebenfalls in ihrem Vaterlande „zur größeren Ehre Gottes“ thätig zu ſein.

5.

„Institutum Societatis Jesu.“

Man hat die Verfaſſung der Compagnie Jeſu einen „aus Granit aufgetürmten Bau“ genannt, welcher ſo gedacht und ausgeführt worden, daß er „weder von außen herein geſtürmt, noch von innen heraus geſprengt werden könne“. Als der feſte Kern des ganzen Bauwerkes iſt fraglos die eiſerne Manneszucht zu bezeichnen, welcher ſeine Mitglieder zu unterwerfen dem Orden gelang, um die Willenloſen ganz ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen; aber nicht weniger auch das Gefühl der Solidarität, wie es bis dahin ſo kräftig noch keine menſchliche Geſellſchaft beherrſcht hatte, und welches auch den allmächtigen General doch wieder zum Gegenſtande der Ueberwachung und Kontrollierung von ſeiten ſeiner Untergebenen machte.

Die Verfaſſung der Compagnie iſt kein mit einmal fertig gemachtes und abgeſchloſſenes Werk, ſondern ein allmählich gewordenes und gewachſenes. So einen Granitbau improviſiert man nicht. Die Jeſuiten hatten ihr I. H. S.-Banner ſchon weit umher auf dem Erdball aufgepflanzt, als die Oberen dazu vorſchritten, zum Gebrauche der Ordensglieder, und nur dieſer, die Geſetze, Vorſchriften und Anweiſungen der Geſellſchaft zuſammenzuſtellen und als erſtes und eigentliches Konſtitutionsbuch drucken zu laſſen im Jahre 1584. Vervollſtändigt erſchien dieſes „Corpus institutorum Societatis Jesu“ viel ſpäter, erſt 1757, in zwei Foliobänden unter dem Titel „Institutum Societatis Jesu“. Seit der Beſtätigung des erſten Statuts durch Paul III. waren alſo 217 Jahre vergangen. Derweil hatte die Verfaſſung des Ordens Zeit gehabt, auszureifen.

Man kann dieſelbe als eine ſehr geſchickt bewerkſtelligte Miſchung demokratiſcher, ariſtokratiſcher und monarchiſcher Elemente kennzeichnen. Demokratiſch iſt ſie, inſofern jeder Jeſuit vom unterſten Grade der Compagnie zum höchſten gelangen kann. Ariſtokratiſch, inſofern die geſetzgebende Gewalt ſowie die Wahl des Generals bei der Generalverſammlung iſt, welche aus den eigentlichen „Oberen“ beſteht. Monarchiſch, inſofern der General innerhalb der Schranken der Verfaſſung unumſchränkt herrſcht. Vielleicht wäre es am richtigſten, den Orden als eine Militärmonarchie zu bezeichnen: 1) darum, weil die Jeſuiten ſich ſelber eine Compagnie von Soldaten nennen („quorundam militum societas“), und 2) deshalb, weil der Jeſuitengeneral einem Monarchen gleicht, welcher ſein Heer als Generaliſſimus befehligt, aber des Rates und der Beihilfe ſeines Generalſtabes nicht entbehren kann.

Unbedingter, ſoldatiſch ſtraffer Gehorſam war das A und O des jeſuitiſchen Credos, war und iſt die Seele des Jeſuitismus. Seine ganze Geſchichte ſtellt nur eine unendliche Variation dieſes Themas dar. Schon die Briefe des Gründers betonen bei jeder Gelegenheit, daß es notwendig, dem Prinzip der Autorität zur ſchärfſten Zuſpitzung zu verhelfen. „Mögen" — ſo hat er über die „Tugend des Gehorſams" in einem ſpäter in die Konſtitution aufgenommenen Schreiben ſich ausgelaſſen — „mögen die anderen religiöſen Gemeinſchaften uns durch Faſten, Nachtwachen und ſonſtige Strenge bezüglich der Nahrung und Kleidung übertreffen, unſeren Brüdern kommt es zu, durch wahren und vollkommenen Gehorſam, durch Verzichtleiſtung auf eigenen Willen und Verzichtleiſtung auf eigenes Urteil ſich hervorzuthun." Dieſe Anſicht und Vorſchrift hat dann einen nachdruckſamen oder, wenn man will, furchtbaren Kommentar gefunden in der berühmten Stelle des „Institutum" (I, 408): „Jeglicher ſei überzeugt, daß ſolche, welche im Gehorſam leben, von der göttlichen Vorſehung durch Vermittelung ihrer Oberen ſich alſo handhaben und lenken laſſen müſſen, wie wenn ſie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent), welchen man nach Belieben wenden und drehen kann; oder auch, als ob ſie wären wie der Stab eines Greiſes (vel similiter atque senis baculus), welcher dem, der ihn trägt, dient, wo und wie immer er denſelben gebrauchen will. Gerade ſo muß der Gehorſame alles (rem quamcunque), was ihm ſein Oberer zum Vorteil (ad auxilium) des ganzen Ordens zu thun befehlen mag, mit heiterem Gemüte vollbringen (cum animi hilaritate debet exequi)."

Der Sinn dieſer Stelle iſt ganz beſtimmt und klar. Sie läßt eine andere Deutung, als ihr Wortlaut ergibt, gar nicht zu und hat auch meines Wiſſens nie eine vom Wortlaut abweichende erlangt. Anders dagegen verhält es ſich mit einer kaum weniger berühmten Stelle im 5. Kapitel des 6. Teils der Konſtitutionen, welche lautet: „Wir halten dafür, daß keinerlei Beſtimmungen, Erklärungen oder Lebensordnungen die Verpflichtung zu einer Todſünde oder zu einer läßlichen Sünde auferlegen können, es wäre denn daß der Obere ſolches im Namen unſeres Herrn Jeſus Chriſtus oder in Kraft des Gehorſams befehlen würde (visum est nobis, nullas constitutiones, declarationes vel ordinem ullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine domini nostri Jesu Christi vel in virtute obedientiae juberet)." Darüber iſt nun viel und heftig hin und her geſtritten worden. Die Jeſuitenfeinde behaupten, hier liege ein ſchlagender Beweis vor, daß die Verfaſſung der Compagnie Jeſu die Mitglieder derſelben geradezu verpflichte, auf

Befehl der Oberen zu ſündigen und zu freveln, was denn doch ein erſchreckendes Licht auf die Moral des Ordens werfe. Die Jeſuiten und ihre Freunde dagegen erklärten, dieſe Auslegung der bezeichneten Stelle ſei ſinnwidrig. Die wirkliche Bedeutung derſelben ſei, daß die Verfaſſung der Compagnie die Mitglieder nicht unter (Begehung) einer Sünde zu etwas verpflichte. Wie dieſe Auslegung der Stelle mit dem Wortlaut ſich decken ſoll, kann freilich kein Verſtand der Verſtändigen ſehen, aber die jeſuitiſche Dialektik hat ja ſolche Kunſtſtücklein häufig zuwege gebracht. Seltſam iſt immerhin, daß die Compagnie eine derartige, mildeſtens geſagt, Zweideutigkeit in ihre Verfaſſung aufgenommen hat. Aber die Geſchichte des Jeſuitismus gewöhnte uns ja vom Anfang her an Seltſamkeiten. War doch der Gründer ſelbſt eine ſolche, und zwar eine ins Quadrat erhobene. Und außerdem, es konnten ja möglicherweiſe Fälle eintreten, allwo die Politik der Compagnie es gebieteriſch erforderte, daß „ſuperior ea juberet“. Im Grunde hieße es die Compagnie herabſetzen, wollte man ihr zulegen, daß ſie vor den äußerſten Konſequenzen ihres Prinzips zurückgeſchrocken ſei. Gerade dadurch, daß ſie das nicht that, wurde ſie, was ſie geworden: eine Macht über Menſchen. Zu einer ſolchen wird man auf die Dauer nur durch Prinziptreue und logiſche Konſequenz, nicht aber mittels opportuniſtiſchen Windfahnentums, obzwar dieſes im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als höchſte politiſche Weisheit aufgeſchwindelt und als ſolche von der denkträgen und charakterloſen Bildungsphiliſterei anerkannt worden iſt.

Dieſer „alles verzeihenden, weil alles begreifenden“ Bildungsphiliſterei unſerer Zeit, dieſer „realpolitiſchen“ und „opportuniſtiſchen“ Molluskenhaftigkeit ſteht kein Recht zu, das Moralſyſtem des Jeſuitismus zu verurteilen. Dasſelbe iſt ja einer gewiſſensſtumpfen, nur den Erfolg anbetenden und nur den Mißerfolg verurteilenden Geſellſchaft wie auf den Leib geſchnitten, und man könnte unſchwer auf die Vermutung kommen, daß inſonderheit die ſittlich-ſchlaffe Juriſterei und die laxe Juſtizpflege neueſter Mode ihre Anſchauungen und Anregungen der verrufenen Probabilitätslehre der Jeſuiten zu verdanken haben, daß Rechtslehrer und Richter bei den Kaſuiſten der Compagnie Jeſu in die Schule gegangen ſeien.

Der „Probabilismus“ iſt keine jeſuitiſche Erfindung, denn derſelbe wurde nachweisbar nicht im Jeſuiten-, ſondern vielmehr im Dominikanerorden zuerſt ſyſtematiſiert, reicht jedoch mit ſeinen Wurzeln weit über das 16. Jahrhundert hinauf. Seine Urahne iſt unzweifelhaft die mittelalterliche Scholaſtik, jene Baſtardphiloſophie, welche der beim Ariſtoteles in die Gedankendreſſur gegangene Schulwitz mit der chriſtlichen Glaubenslehre zeugte. Dieſem zweiſchlächtigen Balg waren namentlich durch ſcholaſtiſche Autoritäten wie Duns Scotus und William Occam die abſonderlichſten kautſchukmänniſchen Verrenkungen gelehrt worden. Ohne Bild: die Scholaſtik war aus lauter Scharfſinnigkeit nachgerade ins Läppiſche und Skurrile gefallen und ihre Tüftelei hatte einen merkbaren Zug von Leichtfertigkeit angenommen. Stellte und verhandelte ſie doch, wie allbekannt, „philoſophiſche“ Fragen von dieſer Sorte: „Wie hätte der Sohn Gottes die Erlöſung der Menſchen bewerkſtelligen können, ſo es ihm gefallen, in der Geſtalt eines Steines oder eines Holzes oder eines Kürbis oder eines Eſels auf die Welt zu kommen?“ Bei ſcholaſtiſchen Tüftlern waren die dominikaniſchen Doktringeber des Probabilismus in die Schule gegangen. Von ihnen lernten die Jeſuiten, und es ſteht feſt, daß erſt auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert die Lehre von der Wahrſcheinlichkeitsmoral in die Compagnie Jeſu eingeführt wurde, und zwar durch Gabriel Vasquez. Ebenſo, daß die Verbreitung und Verwendung dieſer Doktrin keineswegs ohne Oppoſition im Orden Platz griff. Zwei Generale, Vitelleschi und Gonzalez, ſowie eine Generalverſammlung des Ordens, die dreizehnte (1687), haben ſich gegen die probabiliſtiſche Lehre erklärt, und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts ſind aus den Reihen der Compagnie Jeſu Proteſte dagegen laut geworden. Aber es ging mit dieſem Widerſtand

Straße bedecken, und hörte den Trompeten- und Paukenſchall näher und näher klingen.

Der Boden erdröhnte unter den Schritten der Vorhut der franzöſiſchen Armee, denn dieſe Vorhut bildeten die ſchweizeriſchen Söldner, kein aus allen Ländern zuſammengerafftes Geſindel, womit die heutigen Machthaber Italiens unter dem Namen von „Schweizertruppen“ ihre Unterthanen im Zaume halten, nein, wirklich die athletiſchen, ſehnigen Söhne der Alpen, reich gekleidet, vollſtändig gerüſtet, die damalige Nationalwaffe der Eidgenoſſenſchaft, die ſchwere Hellbarte, auf der Schulter.

„Da ziehen ſie,“ bemerkte Heinrich ſeinem Freunde, „die Männer der Freiheitsſchlachten von Sempach, Laupen und Murten im Solde eines Königs, bezahlte Schlächter eines fremden Fürſten.“

„Bah,“ entgegnete Sterli, „wer ſie bezahlt, der hat ſie, kein Geld, keinen Schweizer! ſagt das Sprüchwort, aber prächtige Burſche ſind es dennoch.“

Sie ſchritten vorüber, gemeſſen, kalt und ſtolz. Eine große Schaar leichtbewaffneter Armbruſtſchützen folgte, kleine, lebhafte Leute mit klugen Augen und gerade ſo, wie es mit der Vorſchrift des Gründers, der Orden ſollte ſich nicht mit Politik befaſſen, ergangen iſt, d. h. das Intereſſe der Compagnie ſtand ſich bei der probabiliſtiſchen Praxis, die ja ein gar bequemes und wirkſames Leitſeil der Seelen abgab, zu gut, als daß ſie darauf hätte verzichten wollen. Was aber die Politik anging, wie hätte ſich der Orden, nachdem er einmal eine weſentlich politiſche Macht geworden, derſelben entſchlagen können.

Was war nun der „Probabilismus"? Die knappſte Formulierung der Antwort auf dieſe Frage dürfte lauten: Ein Schlaftrunk für das Gewiſſen. Eine Anſicht iſt wahrſcheinlich („probabel"), wenn ſie ſich auf gewichtige Gründe oder auf die Autorität eines „doctor gravis", d. h. eines gelehrten und frommen Klerikers ſtützt. Aber der Menſch, wenn er in ſeinem Gewiſſen über das, was er thun oder nicht thun ſoll, unſicher iſt, mag unter Umſtänden auch einer weniger ſüßen und wahrſcheinlichen Meinung vor der wahrſcheinlicheren und ſüßeren den Vorzug geben. Sind vollends die Autoritäten über die Sündhaftigkeit oder Nichtſündhaftigkeit von dieſem und jenem, oder über den Grad von Sündhaftigkeit nicht gleicher oder gar entgegengeſetzter Meinung, ſo mag der Menſch ſein Thun oder Laſſen nach der ihm bequemeren Meinung einrichten, ſollte ihm dieſe auch als unwahrſcheinlich („unprobabel") erſcheinen. Es iſt klar, daß in der

Beichtſtuhlspraxis dieſe ganze Haarſpalterei zu einer Rabuliſterei ausſchlagen mußte, welche dem Sittengeſetz taſchenſpieleriſch ein Schnippchen ſchlug oder wenigſtens ſchlagen konnte. Denn in ſeinen äußerſten Konſequenzen löſte der Probabilismus die chriſtliche Lehre von der Sünde, vom Sündenbekenntnis und der Sündenvergebung in eine dialektiſche Spiegelfechterei auf. Zu den Finten derſelben gehörte auch die jeſuitiſche Lehre von der „attritio“ und der „contritio“, d. h. von der „natürlichen“ und der „vollkommenen“ Reue. Jene entſpringt aus der Furcht vor den Folgen der Sünde, dieſe aus dem Schmerz über die Sünde. Zur Sündenvergebung und zur Zulaſſung zum Empfange der geweihten Hoſtie reicht die „natürliche“ Reue des Beichtenden aus.

Die geſamte ſeelſorgerliche Praxis der Jeſuiten, ſowie ihre durchweg auf Sinnenpomp abzielende Handhabung des Gottesdienſtes und inſonderheit ihre Begünſtigung eines bis zur grobſinnlichen Abgeſchmacktheit getriebenen Marienkultus mußten dem Orden notwendig den Vorwurf zuziehen, daß ſeine Moraltheorie und ſeine Paſtoraltheologie ebenſo lax ſeien, wie ſeine gottesdienſtlichen Veranſtaltungen und Verrichtungen rein auf Aeußerlichkeiten geſtellt. Allein die Compagnie machte ſich wenig daraus. Hielt ſie doch Beweiſe genug in ihren Händen, daß ihre Theorie und ihre Praxis den Leuten baß gefielen und daß ſie damit außerordentliche Erfolge erreicht hatte. In einer ihrer amtlichen Schriften, der „Imago primi saeculi Societatis Jesu", berühmen ſich die Jeſuiten frank und frei ihrer Anbequemungskunſt: „Die Geſellſchaft Jeſu ſucht ſich den Sitten aller anzubilden und anzupaſſen, alle Aemter zu übernehmen, alle Menſchen zu ertragen, allen alles zu ſein. Das iſt die Geſchicklichkeit und Betriebſamkeit einer ſinnreichen Liebe, welche mit dieſem ſüßen Zauber die Widerſtrebenden anfaßt; das iſt das goldene Netz, womit man Seelen fängt."

Von ſelbſt drängt ſich hier auf die Zunge oder in die Feder das vielberufene Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel."

Man iſt bekanntlich gewohnt, dieſes Wort entweder geradezu für die eigentliche Loſung der Compagnie Jeſu zu halten oder wenigſtens anzunehmen, daſſelbe kennzeichne ebenſo bündig und ſcharf als gerecht das innerſte und eigenſte Weſen des Jeſuitismus, wie dieſes in den geheimen Vorſchriften und Wegweiſungen des Ordens, in den „Monita secreta Societatis Jesu", welche zuerſt in Krakau 1612 mit dem Titel „Monita privata Societatis Jesu" im Druck erſchienen, des breiteren dargelegt und auseinandergeſetzt worden ſei.

Dieſes Büchlein, behaupteten und behaupten die Gegner der Compagnie, enthielte die Geheimlehre des Ordens, die eigentliche Quinteſſenz des Jeſuitismus. Aber es iſt zu ſagen, daß ſchon die verſchiedenen und einander widerſprechenden Angaben, wie und wo dasſelbe aufgefunden und in die Oeffentlichkeit gebracht worden ſei, die Echtheit des Schriftſtückes bedenklich verdächtigen. Der Orden hat auch von Anfang an mit aller Beſtimmtheit und Entſchiedenheit Proteſt eingelegt, daß die „Monita secreta“ jemals von der Compagnie Jeſu ausgegangen wären oder in derſelben Geltung gehabt hätten. Das Machwerk ſei nur ein gehäſſiges Pamphlet, ein ſchändliches Pasquill. In Wahrheit, ſo ſieht das Büchlein aus. Aber es kann um der genauen Kenntnis des Inneren der Geſellſchaft Jeſu willen, welche es durchweg darlegt, wohl nur von einem Jeſuiten herrühren. Vielleicht von einem, welcher zu mutlos, die ihn drückenden Ordensbande zu zerreißen, ſeiner heimlichen Empörung gegen dieſen Druck verſchwiegenen Ausdruck geben wollte. Oder von einem Ausgetretenen oder Ausgeſtoßenen, welcher für wirklich von ſeiten des Ordens erlittenes Unrecht oder auch für nur eingebildetes ſatiriſch Rache zu nehmen gedachte, Wahres und Falſches pamphletariſch vermiſchend. Zur Baſis für ein ausſchlaggebendes Urteil über die Compagnie Jeſu darf das zweideutige Ding jedenfalls nicht gemacht werden.

„Der Zweck heiligt die Mittel.“ Daß dieſer ſo recht realpolitiſche und opportuniſtiſche Satz vom Richterſtuhl des Sittengeſetzes aus unbedingt zu verurteilen iſt, bedarf kaum der Erwähnung, geſchweige der Erweiſung. Aber wie ſteht es damit in der Praxis des Lebens? im Gewühle des Kampfes ums Daſein? beim Wettrennen der Konkurrenz? Ich fürchte, ſo, daß 99 Menſchen von 100 ganz naiv und unbefangen jenen verpönten Grundſatz praktizieren. Und dieſelben Leute ſchlagen dann ſozuſagen einen Purzelbaum ſittlicher Entrüſtung, wenn man ihnen gelegentlich in Predigten oder in Kammer- oder Tiſchreden oder in Zeitungsartikeln zu Gemüte führt, daß die Jeſuiten ſo verrucht geweſen ſeien, den höchſt verwerflichen Satz vom Zwecke, der die Mittel heilige, aufzubringen.

Die geſchichtliche Wahrheit iſt, daß dieſer Satz nicht allein in der Praxis, ſondern auch in der Theorie exiſtierte, bevor es Jeſuiten gab. Er findet ſich ja andeutungsweiſe ſchon in der Schrift des Ariſtoteles „Vom Staat“ und iſt ſpäter durch Machiavelli mit breiteſter Deutlichkeit in ſeinem „als wie mit Teufelsfingern“ geſchriebenen Büchlein „Vom Fürſten“ abgehandelt worden. Noch denkwürdiger iſt eine bezügliche Stelle beim Luther, auf welche Huber mit Recht nachdruckſam hingewieſen hat (a. a. O. S. 112). Im Jahre 1520, alſo zu einer Zeit, wo der ſpaniſche Offizier Loyola noch nicht die entfernteſte Ahnung von der Stiftung des Jeſuitenordens hatte, ſchrieb Luther an Johann Lange: „Wir hier (in Wittenberg) ſind überzeugt, das Papſttum ſei der Sitz des wahren und wirklichen Antichriſts, wider deſſen Trug und Tücke wir um des Heils der Seelen willen alles für erlaubt halten (nos hic persuasi sumus, papatum esse veri et germani Antichristi sedem, in cujus deceptionem et nequitiam ob salutem animarum nobis omnia licere arbitramur)." Das hieß doch mit aller Entſchiedenheit bekennen, daß der Zweck die Mittel heilige. Philoſophen des Mittelalters und der Neuzeit haben über das Geltenlaſſen oder die Verwerfung des Satzes hin und her geſtritten. Die größte ſcholaſtiſche Autorität der römiſchen Kirche, Thomas von Aquino, hat ausdrücklich erklärt, daß übel beraten ſei, wer einen guten Zweck mittels ſchlechter Mittel zu erreichen trachte. Spinoza dagegen fand es naturrechtlich begründet, daß der Zweck die Mittel heilige, und allerdings beweiſt die Natur alltäglich und allſtündlich, daß ſie bei der Erreichung ihrer Zwecke durchaus nur nach der Zweckmäßigkeit und nicht etwa nach der Moralität ihrer Mittel frage. Hegel hat ſich bemüht, den vielberufenen Satz als philoſophiſch unrichtig zu erweiſen, und die neuzeitlichen Philoſophen und Theologen ſind ihm zahlreich beigetreten. Der große Kant freilich hatte achſelzuckend gemeint, es ſei noch keinem Philoſophen geglückt, die Praxis der Politik mit der Theorie der Moral in Uebereinſtimmung zu bringen, und wenn die Jeſuiten der Maxime: „Der Zweck heiligt die Mittel" gemäß handelten und handeln, ſo konnten und können ſie mit Fug ſagen, daß ſie es nur machten und machen wie die Politiker aller Zeiten und Parteien.

Der unbefangene und gerechte Urteiler wird alſo in betreff dieſes Punktes der Compagnie Jeſu nicht mehr Schuld zuwälzen als der Natur und der Menſchheit. Angeſichts des brutalen Cynismus, womit die Materialiſten und Anarchiſten unſerer Tage die gemeinſte Selbſtſucht als höchſtes Geſetz ausſchreien, wäre es vollends lächerlich, den Jeſuiten ein Verbrechen daraus machen zu wollen, daß ſie thun, was alle Welt thut, d. h. daß ſie in einer Zeit, allwo der Leiter eines großen Geldinſtituts offen ausſprechen durfte, mit dem Katechismus in der Hand vermöge man keine Geſchäfte zu machen, die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke nicht auf die Goldwage der Moral legen.

Dagegen iſt es nur gerecht, ſcharf zu betonen, daß die Art und Weiſe, wie der Jeſuitismus mit der Sittenlehre im allgemeinen und im beſonderen umſprang, ein Verwerfungsurteil herausfordern mußte. Die „Kaſuiſten“ des Ordens, unter welchen ein Escobar oder ein Buſenbaum als typiſche Figuren daſtehen, waren Rabuliſten, welche aus Weiß Schwarz oder aus Schwarz Weiß zu machen verſtanden, Taſchenſpieler, die mit Begriffen und Worten ein frivoles Ball- und Becherſpiel trieben, Tauſendkünſtler, welche mit der Moral hantierten als mit einem bequemen

Vexierding, das man je nach den Umſtänden dieſe oder jene Form annehmen laſſen, nach Belieben prunkend zeigen oder aber achtlos in die Taſche ſtecken konnte — ſo oder ſo, überall und allezeit „ad majorem dei gloriam“, d. h. zur Förderung der Ordenszwecke. Als ganz abſcheulich kam die ſeelſorgerliche Theorie der Jeſuiten zum Vorſchein, wenn ihre Kaſuiſten von geſchlechtlichen Sachen handelten. Da wurde ihre Paſtoraltheologie ſchlankweg zur Zotologie. Es gibt von Jeſuiten herrührende Anleitungen zum Beichthören, die in der Schamloſigkeit das Unglaubliche leiſten. Daß dieſe Lehrbücher lateiniſch geſchrieben wurden, iſt gar keine Entſchuldigung. Latein war ja die Unterrichtsſprache in den Jeſuitenkollegien. Vom Pater Moja im 17. bis zum Pater Gury im 19. Jahrhundert zieht ſich ein peſtilenziſcher Strom von Schmutz herab. Wir wollen denſelben, für welchen in einem anſtändigen Buche kein Raum iſt, ſchweigend zur Seite leiten, in den rieſigen Schweinekober hinein, wohin er gehört . . .

Das Ziel, welches der Stifter ſeiner Gründung geſteckt hatte und das bis zum heutigen Tage von der Geſellſchaft Jeſu thatkräftig angeſtrebt wurde, war die Ausbreitung und beziehungsweiſe Wiederherſtellung des mittelalterlichen Katholizismus. Hierauf iſt wie die Doktrin und der Kult der Jeſuiten mit ſeinem Mariä- und Reliquiendienſt, mit ſeinem theatraliſchen Zeremoniell und ſeinen augenfälligen Bußübungen, wie weiterhin ihre Moraltheorie und ſeelſorgerliche Praxis, ſo auch und vor allem ihre Ordensverfaſſung berechnet geweſen und geblieben.

Derſelben zufolge gliedert ſich die Compagnie Jeſu in vier Klaſſen oder Kreiſe. Der äußerſte und weiteſte Kreis umſchließt alle, welche unter dem Gehorſam des Generals leben, alſo auch die Novizen. Nur geiſtig und körperlich Geſunde, ſowie nur gut Beleumundete ſollen zum Noviziat zugelaſſen werden, keine Verehelichten, keine Sklaven, auch keine Abkömmlinge von Mohammedanern oder Juden. (Die Juden wurden jedoch ſpäter zu Gnaden angenommen, und der Orden zählte und zählt nicht wenige getaufte Israeliten.) Geſetzlich ſoll die Zulaſſung zum Noviziat nicht vor erreichtem 14. Lebensjahre erfolgen, aber der General kann Ausnahmen geſtatten. Die Novizen ſcheiden ſich in drei Arten: die einen wollen geiſtliche, die anderen weltliche Mitglieder der Compagnie werden, die dritten ſind ſogenannte „Indifferente“, d. h. bereit, ſich einer von den Oberen beliebten Verwendung zu unterziehen. Das bis in alle Wichtigkeiten und Kleinigkeiten hinaus geregelte Noviziat — die Schriften von Bode und Köhler (ſ. o.) geben darüber authentiſche und belehrende Aufſchlüſſe — ſoll zwei Jahre währen und iſt eine ſtrenge Prüfungszeit, insbeſondere auch darauf angelegt, den

Novizen „von der Welt“, d. h. von allen Familienbanden, von allen Verbindungen mit „da draußen“ loszumachen und ihn ſo zu drillen und zu dreſſieren, daß er ſchließlich „perinde ac si cadaver“ im Sinne der Ordensobedienz ſei.

Nach wohlbeſtandenem zweijährigen Noviziat und nach abgelegten Prüfungen werden die Novizen in den zweiten der vier nach innen ſich verengenden Kreiſe aufgenommen. Entweder als weltliche Koadjutoren („coadjutores temporales“), Ordensmitglieder, welche für die zeitlichen Bedürfniſſe der Compagnie zu ſorgen haben, als Sakriſtane, Hausdiener, Gärtner, Handwerker, Köche, Güterverwalter, oder als genehmigte Scholaſtiker („scholastici approbati“), welche im Lehr- und Erziehungsfach oder in prieſterlichen Aemtern des Ordens verwendet werden ſollen. Beide Klaſſen legen die drei Gelübde des Gehorſams, der Armut und der Keuſchheit ab, obzwar nicht öffentlich, und verpflichten ſich dadurch der Geſellſchaft Jeſu dergeſtalt, daß ſie nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Generals dieſelbe wieder verlaſſen können.

Den weltlichen Koadjutoren liegt noch eine zehnjährige Probezeit ob, und ſie müſſen das dreißigſte Jahr zurückgelegt haben, bevor ſie zur öffentlichen und feierlichen Leiſtung der drei Gelübde zugelaſſen und demzufolge als wirkliche Mitglieder der Compagnie betrachtet werden. Die genehmigten Scholaſtiker werden braunen Geſichtern, denen der gascogniſche Leichtſinn und Lebensmuth aufgedrückt war. Und jezt, nachdem noch einige Hundert ſchwergerüſteter Gensd'armes vorübergeritten, nahte König Carl ſelbſt, umgeben von ſeinem glänzenden kriegeriſchen Hofſtaat. Vor ihm her wurde das königliche Banner von Frankreich getragen und gab ſeine goldgeſtickten Felder den Lüften preis; über ihn wölbte ſich ein Baldachin von rother Seide, deſſen Stangen Edelleute trugen und an ſeiner Seite ritt Gillaume Briſſonet, Biſchof von St. Malo, im Ornat ſeiner Würde prunkend, die Miene und Haltung eines Mannes darlegend, der ohne Verdienſt Günſtling eines mächtigen Monarchen geworden. Der König ſelbſt, von Figur höchſt unbedeutend, ſogar unförmlich, mit einem Geſichte, dem nur die feurigen Augen einige Würde verliehen, während es von Ausſchweifungen aufgedunſen und erſchlafft war, trug ſich wie ein Sieger, der in eine eroberte Stadt einzieht. Der gekrönte Helm ließ nur wenig von ſeinem Kopfe ſehen, er hatte einen Silberharniſch angethan und ſein gepanzerter Fuß ruhte im goldenen Steigbügel, während Edelknaben, Lanze und nach abſolviertem Studium der Rhetorik und Litteratur, der Philoſophie, Mathematik und Phyſik zumeiſt etliche Jahre lang als Hilfslehrer in einem der Erziehungshäuſer des Ordens verwendet, dann zum Studium der Theologie herangezogen und nach Beendigung desſelben binnen vier bis ſechs Jahren zu Prieſtern geweiht. Damit und ſodann mittels öffentlicher und feierlicher Ablegung der drei einfachen Gelübde werden ſie geiſtliche Koadjutoren („coadjutores spirituales"), auch „Profeſſen der drei Gelübde" geheißen, und treten in den dritten Kreis der Geſellſchaft Jeſu ein als eigentliche Angehörige derſelben. Ihre Thätigkeit iſt eine ſeelſorgerliche, miſſionäriſche und pädagogiſche, zuweilen auch eine diplomatiſche und häufig eine litterariſche. Aus dieſem Kreiſe pflegen die gewandteſten und mutigſten Sendlinge und Agenten, wie die geſchickteſten Publiziſten des Jeſuitismus hervorzugehen. Zu den Rechten der geiſtlichen Koadjutoren gehört auch, daß ſie zu den Generalverſammlungen der Compagnie abgeordnet werden können und in denſelben ſitzen und ſtimmen dürfen, nur nicht bei der Wahl des Generals.

Um aus dem dritten Kreiſe in den vierten und innerſten vor- und einzurücken, bedarf es neben einem Alter von mindeſtens 45 Jahren ausgezeichneter Gelehrſamkeit und Tüchtigkeit, bereits notoriſch um den Orden erworbener Verdienſte und überdies noch einer beſonderen zweijährigen Prüfungszeit, welche damit beſchloſſen wird, daß der zu Promovierende ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung nachweiſen und drei Tage lang betteln gehen muß. Nach Erfüllung dieſer Bedingungen fügen die Kandidaten zu den drei gewöhnlichen Gelübden nach Vorſchrift des Ordensſtatuts noch das an den Papſt, als „an den zeitweiligen Statthalter Chriſti“ gerichtete vierte hinzu: „Ohne Einrede, ohne Reiſegeld zu begehren, überallhin in der Welt zu gehen, allwohin zu gehen der Papſt befehlen mag, ſei es unter Gläubige oder Ungläubige, für Dinge, welche auf den Dienſt Gottes und auf den Vorteil der chriſtlichen Religion abzielen.“ So wird man ein „Profeß der vier Gelübde“ und Mitglied derjenigen Klaſſe von Jeſuiten, welche den Kern der Compagnie bilden. Dieſe „professi nostri“ — ſo geheißen im Gegenſatz zu den Profeſſen der drei Gelübde, „professi externi“ — ſind an Zahl verhältnismäßig gering: auf hundert Mitglieder des Ordens mögen vielleicht ihrer zwei kommen. Sie formieren den Generalſtab der Heerſchar Jeſu. Sie wählen den General und führen in den Generalverſammlungen das leitende Wort. Aus ihrem Kreiſe werden die höchſten Würdenträger beſtellt, die „Aſſiſtenten“, d. h. die Geheimräte („consultores“) und Beaufſichtiger („admonitores“) des Generals, die „Provinziale“, d. h. die gebietenden Oberen einer der „Provinzen“ des Ordens, die „Superioren“ der Profeßhäuſer, die „Rektoren“ der vornehmſten Erziehungsanſtalten, die Beichtväter von Königen und Königinnen, Prinzen, Prinzeſſinnen und ſonſtigen großen Herren und Damen, die „Prokuratoren“, welche die Finanzen, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Compagnie zu verwalten haben. Denn, wohlverſtanden, das Gelübde der „Armut“ iſt im Jeſuitenorden „cum grano salis“, ja mit einem ungeheuer großen Brocken Salz zu verſtehen. Der einzelne Jeſuit, inſonderheit der hochſtehende, der Profeß der vier Gelübde, muß arm ſein und darf ſich auch für ſeine geiſtlichen und pädagogiſchen Verrichtungen nicht bezahlen laſſen. Aber die Compagnie, die darf „Almoſen“, d. h. Geſchenke und Vergabungen aller Art, annehmen. Nur ſoll es nicht ſo ausſehen, als wären dieſe „Almoſen“ die Vergütung für von der Geſellſchaft geleiſtete Dienſte, ſondern ſo, als flöſſen die Spenden ganz aus freier Hand und rein nur „zur größeren Ehre Gottes“.

Auf dieſe ſinnreiche Weiſe, ſowie durch kühne Handelsſpekulationen, iſt der „Bettelorden“ der Jeſuiten zum Beſitz von unermeßlichem Gut und Geld gelangt.

Neben den offiziellen Jeſuiten der vier gekennzeichneten Kreiſe oder Klaſſen — Scholaſtiker, Koadjutoren, Profeſſen von drei und Profeſſen von vier Gelübden — gab und gibt es aber auch noch offiziöſe, die ſogenannten „Affiliierten“, die Zugewandten oder Angereihten, deren Vorhandenſein durch die Publiziſten des Ordens freilich gelegentlich beſtritten und abgeleugnet worden iſt. Trotzdem kann die Exiſtenz von „affiliierten“ Jeſuiten einer ernſten Anzweifelung kaum unterſtellt werden. Der Vorteil, in der Weltgeiſtlichkeit, ſowie in der Laienwelt, beſonders in der vornehmen oder reichen, zuverläſſige Verbündete zu haben, lag zu handgreiflich nahe, als daß er von der jeſuitiſchen Politik hätte überſehen werden können. Auf der anderen Seite verbürgte ja die Verbindung mit dem Orden und die Förderung der Zwecke desſelben köhlergläubigen Menſchen ihr Seelenheil, wie nebenbei nicht minder allerhand zeitliche Vorteile. Deſpotiſchen Fürſten und herrſch- und habgierigen Miniſtern mußte ganz beſonders naheliegen, durch verſchwiegenen Anſchluß an die mächtige Compagnie die Unterſtützung derſelben zu erlangen. Weiterhin hatte es ja der General in der Hand, mittels Modifizierung der Ordensgelübde, mittels Dispenſen u. ſ. w. den Affiliierten alle möglichen Erleichterungen zu gewähren. Eine Ordenstracht brauchten ſie um ſo weniger anzulegen, da auch die Jeſuiten ſelber keine hatten. Sie gingen in ſchwarzer Tuchkleidung vom Schnitt, wie er bei Gelehrten üblich. Sie trugen ein talarartiges, bis an den Hals geſchloſſenes Unterkleid, darüber ein langes, ſchwarzes, vorn offenes Uebergewand und als

Kopfbedeckung entweder ein ſchwarzes Barett mit vier Ecken — das „viereckichte oder vierhörnige Jeſuwiderhütlein“ nennt es der alte Fiſchart — oder einen ſchwarzen Hut mit flachem Boden und breiter Krempe, welche an den Seiten mit einer Schnur aufwärts gebogen war, den ſogenannten Schaufelhut. Uebrigens ging der Jeſuit mit Erlaubnis oder auf Befehl der Oberen auch in der Tracht der Weltleute, wenn die Verhältniſſe dies angezeigt erſcheinen ließen. Aus alledem erhellt, daß es Mitglieder der Compagnie Jeſu geben konnte und kann — „Affiliierte“ —, welche im weltlichen Stande und ſogar in der Ehe lebten. Derartige Jeſuiten ſollen geweſen ſein die Kaiſer Ferdinand II. und Ferdinand III., die Könige Jao III. von Portugal, Siegmund III. von Polen und Ludwig XIV. von Frankreich, ſowie der Kurfürſt Maximilian I. von Bayern. Auch fürſtliche und prinzeßliche Jeſuitinnen werden genannt. Aktenmäßige Sicherheit über die Jeſuiten „von der kurzen Robe“, wie man die Affiliierten zu bezeichnen pflegt, iſt freilich bis zur Stunde noch nicht zu erlangen geweſen.

Das Regiment der Compagnie war im ganzen wie im einzelnen ſtreng und ſtraff, das Leben in den Profeßhäuſern und Kollegien auf dem Fuß der Wohlanſtändigkeit und Schicklichkeit eingerichtet und geregelt. Wohllebigkeit, aber auch Ueberſpannung der Askeſe waren daraus verbannt. Der General herrſchte mittels der Provinziale, dieſe regierten mittels der Superioren, Rektoren und Prokuratoren. Der Geſchäftsgang war muſterhaft genau und raſch. Nie iſt eine Verwaltungsmaſchine zweckdienlicher gebaut, beſſer geölt und geſchickter gehandhabt worden als die der Geſellſchaft Jeſu.

Das demokratiſche und parlamentariſche Element in der Verfaſſung derſelben kommt zur Geltung in den geſetzmäßigen Verſammlungen der Mitglieder, in den Prokuratoren-, Provinzial- und Generalkongregationen. Die Verhandlungen der beiden erſtgenannten finden regelmäßig von drei zu drei Jahren ſtatt, außerdem auch bei ungewöhnlichen Veranlaſſungen. Die Generalkongregationen werden nicht periodiſch, ſondern nur unter außerordentlichen Umſtänden durch den General oder deſſen Stellvertreter berufen, ſollen nur in Rom zuſammentreten und gewähren die volle Stimmfähigkeit bloß den Profeſſen der vier Gelübde, den Provinzialen und ſolchen Superioren, Rektoren und Prokuratoren, welche in den Provinzialkongregationen Sitz und Stimme haben. Dieſer ganze parlamentariſche Apparat iſt ſelbſtverſtändlich, wie eben alles und jedes in der Compagnie Jeſu, ſo konſtruiert, daß er ein weiteres wirkſames Mittel zur Handhabung ſtraffer Disziplin und ſcharfer Ueberwachung abgibt. Man kann überhaupt ſagen, das ganze Daſein der Mitglieder des Ordens ſei nur eine unausgeſetzte gegenſeitige Beobachtung und Ueberwachung. Die Kette derſelben iſt vom Noviziat hinaufgeſpannt bis zum Generalat. Denn wenn alle Fäden des ewigen Viſitierens und Kontrollierens in der Hand des Generals zuſammenlaufen, ſo iſt dieſer doch auch ſeinerſeits, wie ſchon erwähnt worden, der Gegenſtand einer beſtändigen Beaufſichtigung und Kontrolle. Der General iſt der oberſte Spion und zugleich der oberſte Beſpionierte. Die in ſeinem Inneren bis zur äußerſten Raffiniertheit ausgebildete Polizeikunſt des Ordens war und iſt eines ſeiner erfolgreichſten Machtmittel nach außen.

Mit ſeinem wirklichen Eintritt in die Geſellſchaft Jeſu ſtirbt der Jeſuit wie der Familie, ſo auch dem Vaterlande ab, um nur noch in der Compagnie und für dieſelbe zu leben. Er hat keine Privatintereſſen, kein Eigentum und keinen Willen mehr. Er iſt nicht mehr eine Perſönlichkeit, ſondern bloß noch je nach dem Gutfinden der Oberen ein ſo oder ſo geformtes Werkzeug in den Händen derſelben „perinde ac si cadaver sit“. Heimatlos, verwandtenlos, freundlos, muß er zu jeder Stunde bereit ſein, von einem Ort zum anderen, aus dieſem Land in jenes zu wandern, jetzt in irgend ein Zentrum der Kultur, dann wieder in ferne Wüſteneien verſetzt, heute zur Mitwirkung an den feinſten Geweben europäiſcher Diplomatie, morgen zur Heidenmiſſion unter kannibaliſchen Barbaren kommandiert zu werden. Um es kurz zu ſagen, die Jeſuiten, vom niedrigſten bis zum höchſten, waren nur Treibriemen, Räder, Walzen, Stifte und Kurbeln in einer beiſpiellos kunſtvoll gebauten, mit der Dampfkraft des Glaubens in Betrieb geſetzten Koloſſalmaſchine.

Und ſo wie er war, konnte der Orden ſchon bald nach ſeinem Aufkommen nicht verfehlen, bei denkenden Menſchen, alſo bei einer Minderheit, ſehr gemiſchte Gefühle hervorzurufen — im Hinblick auf ſeine meiſterliche Organiſation, ſeine Energie, Aufopferungsfähigkeit und Wirkungskraft: gewaltigen Reſpekt; im Hinblick auf ſeine fanatiſche Unduldſamkeit, ſeine zweideutige Moraltheorie und ſeine ſkrupelloſe Politik: ſcheue Furcht. Streng ſittliche und wahrhaft fromme, aber hellſichtige und duldſame Menſchen haben darum ſchon frühzeitig gedacht, was ſpäter ein lateiniſcher Reim ausſagte:

„O vos, qui cum Jesu itis,
Non ite cum Jesuitis!“

6.

Die Compagnie marſchiert.

Aber was auch eine Minderheit von Menſchen denken mochte, die Leute gingen ſcharenweiſe mit den Jeſuiten, zu Hunderttauſenden, zu Millionen.

Seit den Triumphen, welche das Chriſtentum in ſeiner erſten Jugendfriſche gewonnen, ſeit den Siegen, welche der Islam im erſten wilden Auflodern ſeines Fanatismus davongetragen, waren Erfolge, wie ſie dem Jeſuitismus zu teil wurden, nicht mehr geſchaut worden. Das Vorſchreiten und Umſichgreifen dieſes Brandes war viel raſcher und draſtiſcher als das des Lichtſchimmers der Reformation. Wo dieſe ſozuſagen die Flöte der Ueberzeugung geblaſen, marſchierte die Compagnie Jeſu mit den Trompeten und Pauken der Ueberredung, der Ueberſchreiung auf. Die Menge aber hat bekanntlich zu allen Zeiten die Blechmuſik geliebt und Trompeter und Pauker den Flötiſten und Geigern vorgezogen.

Noch das 16. Jahrhundert ſah den großen kulturgeſchichtlichen Umſchwung. Der Proteſtantismus wurde aus einem Angreifer zu einem Angegriffenen, aus einem Eroberer zu einem Verteidiger, welcher aus gar vielen der von ihm zuvor gewonnenen Stellungen vor dem Anſturm des Jeſuitismus mit geſenkten oder wohl gar verlorenen Fahnen zurückweichen mußte. Nicht allein phyſiſch, ſondern auch moraliſch, auf welche Art von Rückzug im Verlaufe unſerer Betrachtung ſchon früher hingewieſen wurde.

Die Geſellſchaft Jeſu war beim Tode ihres Gründers und erſten Generals 17 Jahre alt und ſchon zählte ſie 1000 Mitglieder, worunter 35 Profeſſen der vier Gelübde, und 100 Niederlaſſungen in 12 „Provinzen“. Loyolas Nachfolger im Generalat war einer ſeiner erſten Schüler, der Spanier Jayme Laynez, welcher von 1556 bis 1565 befehligte und dem der Orden hoch verpflichtet iſt. Er hatte zum Nachfolger abermals einen Spanier, und zwar einen ſpaniſchen Granden, den Duque Franciſco de Borja (ital. Borgia), einen Urenkel Alexanders VI.; denn er war ein Enkel jenes Duca Juan di Gandia, welcher der älteſte Sohn des genannten Papſtes (Rodrigo Borja) geweſen und auf Anſtiften ſeines Bruders Ceſare Borgia in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 ermordet und in den Tiber geworfen worden war. Dieſem dritten General (1565 bis 1572) folgte als vierter Ewerard Mercurian (1572 bis 1581), von Herkunft gleichfalls ein Spanier, wie es ſcheint. Der

Schild des Königs tragend, unmittelbar hinter ihm herritten. Er gefiel ſich heute beſonders, den Sieger und Eroberer zu ſpielen. Warum? wird ſich bald zeigen. Unter ſeinen nächſten Begleitern that ſich ein ernſter Mann hervor, der, verglichen mit dem übertriebenen Putz und Glanz der übrigen Feldhauptleute, ſehr einfach gerüſtet war, aber ſein rothbraunes Roß mit dem Gebahren eines vollendeten Ritters und Kriegers führte, während ſein offener Helm verwitterte, aber geiſtvolle Züge ſehen ließ. Es war der wackere Schotte d'Aubigny, der eigentliche Lenker der Armee. Alle die franzöſiſchen Herren, mit Ausnahme des Königs und des Biſchofs von St. Malo, trugen die Schwerter blank, und die ihnen folgende reiſige Schaar königlicher Leibwächter hatte die Lanzen erhoben und an die Hüften geſtüzt, welche kriegeriſche Haltung auffallen mußte, wenn man bedachte, daß ja der König nur als Freund und Bundesgenoſſe in die Stadt einziehen ſollte, nicht aber als erobernder Fehdebringer.

Vor dem Thore hielt der König die Zügel ſeines Roſſes an, aber die Gonfalonieri traten vor, ergriffen dieſelben und führten ſo den König in die fünfte General, Claudio Aquaviva (1581 bis 1615) ein Neapolitaner aus dem herzoglichen Hauſe Atri, war einer der bedeutendſten von allen, welche das Generalatsregiſter der Compagnie aufzuweiſen hat. Verfolgt man dasſelbe weiter und bis zum Jahre 1730 herab, ſo begegnet man dieſen Namen: Muzio Vitelleschi (1616 bis 1645), Vincenti Caraffa (1646 bis 1649), Francesco Piccolomini (1649 bis 1652), Aleſſandro Gottofridi (1652 bis 1652), Goswin Nickel (1652 bis 1664, ein weißer Rabe ſozuſagen, d. h. der einzige Deutſche unter allen dieſen Spaniern und Italienern), Giovanni Paolo Oliva (1664 bis 1682), Karl van Noyelle (1682 bis 1697, ein Belgier), Thyrſo Gonzalez (1697 bis 1706) und Angelo Tamburini (1706 bis 1730).

Die Mehrzahl dieſer Generale zählte keineswegs zu den Nummer Eins Männern; verſchiedene darunter waren ſogar notoriſche Nullen. Allein der Organismus des Ordens war ſchon ſo kräftig und innerlich wie nach außen ſo gefeſtigt, daß auch unbedeutende Oberhäupter ſeinen Fortſchritt nicht hemmen konnten, ſondern fördern mußten. Der Ausbau der Verfaſſung ging ſtetig und gedeihlich weiter, und der Marſch der Compagnie geſtaltete ſich mehr und mehr zu einem Siegesmarſch.

Unmittelbar nach ſeiner Gründung hatte der Orden ſein Bekehrungsgeſchäft im großen Stil eröffnet und ſeine Miſſionsthätigkeit nach zwei Richtungen hin begonnen. Außerhalb Europas wider die „Heiden“, innerhalb unſeres Erdteils wider die „Ketzer“. Der neben Loyola hervorragendſte Mann der Geſellſchaft, Francisco Xaverio, welchem ſogar aus proteſtantiſchem Munde das Lob eines „unausſprechlichen und heiligen Eifers“ zu teil geworden, machte ſich ſchon im Jahre 1542 nach Oſtaſien auf, um in den portugieſiſchen Kolonien von Indien und dann in Japan das Chriſtentum zu predigen — mit da und dort glänzendem, aber nirgends dauerhaftem Erfolg. Denn dieſer Miſſionar war zu hoch geſinnt, um ſich zu diplomatiſchen Anbequemungskünſten herabzulaſſen, wie ſie jeſuitiſche Nachfolger auf ſeinen Pfaden dem Brahminismus, dem Buddhismus und dem Konfucismus gegenüber ohne Skrupel geübt haben, mit freilich auch nur dauerloſem Glück. So der Pater Ricci in China und der Pater Nobili in Indien. Rechnet man alles zuſammen, was die Jeſuiten in ihrer auf die Bekenner des Brahminismus, Buddhismus und Mohammedanismus abzielenden Bekehrungsarbeit gewonnen haben, ſo iſt das Ergebnis eigentlich ein recht unbedeutendes, wie man ja von der chriſtlichen Miſſion unter den Gläubigen der genannten Religionen überhaupt und bis zum heutigen Tage herab ſagen kann: „Viel Geſchrei und wenig Wolle.“

Ganz andere, nicht nur unverhältnismäßig weit größere, ſondern auch wirklich dauerhafte Triumphe erfocht die Compagnie Jeſu in Europa mittels ihrer Feldzüge wider die „Ketzerei“.

Zunächſt in Italien, wo alle über die Alpen herübergeflogenen Funken reformatoriſchen Geiſtes durch die unerbittlich aufſtampfenden Füße der Jeſuiten und Jeſuitengenoſſen ausgetreten wurden, und unter dem Oberkommando des Generals Laynez namentlich im Jahre 1561 der brennende Rechtgläubigkeitseifer gegen die Sekte der Waldenſer im Norden und im Süden der Halbinſel mörderiſch ſich ausließ. Etliche Tauſende von „Ketzern“ und „Ketzerinnen“ ſind bei Gelegenheit dieſer „Rettung der Religion“ in Kalabrien und in den Alpenthälern von Piemont dem Moloch des „alleinſeligmachenden“ Glaubens geopfert worden. An allen italieniſchen Höfen, nur den von Florenz ausgenommen, hatten die Jeſuiten bald einen großen und einen herrſchenden Einfluß, und wenn mitunter ein italiſcher Staat, wie z. B. die Republik Venedig, gegen die loyolaitiſche Umſtrickung mehr oder minder heftig ſich ſträubte, ſo wußte die Politik vom „Al Geſu“ dieſes Sträuben doch immer zu einem bald wieder aufgegebenen zu machen.

Die Jeſuiten bedienten ſich ſchon dazumal des Kunſtgriffes, deſſen ſie ſich ſpäter ſo häufig bedienten und noch heute bedienen: ſie machten den Machthabern bange. Dazumal mit der Reformation, wie nachmals mit der Revolution. Sie wußten die Inhaber von

Thronen und Thrönlein, wie von Miniſter-, Bürgermeiſter- und Räteſeſſeln zu überreden, daß für Möbel dieſer und jener Art nur die Altäre der alleinſeligmachenden Kirche und ganz vorzugsweiſe die von ihnen, den Mitgliedern der Compagnie Jeſu, bedienten Altäre zuverläſſige Stützen und Rückhalte abgäben. Sie wußten es den herrſchenden Klaſſen einleuchtend zu machen, daß der hölliſche Wechſelbalg, welchen der Teufel mit der Apoſtaſie gezeugt, die ſogenannte Reformation, notwendig die politiſche Revolution gebären würde. Weil Rebellen gegen das Papſttum, müßten die Ketzer ſchlechterdings auch Rebellen gegen das Königtum ſein und wie die kirchliche, ſo auch alle und jede ſtaatliche Autorität verwerfen. Das predigten die Jeſuiten, und damit fanden ſie Glauben zur ſelbigen Zeit, wo das Luthertum im Servilismus ſchon ſich ſelber zu überbieten und zu übertreffen ſuchte und mußte, und wo der Calvinismus in Genf ein bis zum Aberwitz deſpotiſches Regiment führte!

Spaniſch von Herkunft und ſuperlativiſch ſpaniſch ſeiner ganzen Natur nach, mußte der Jeſuitismus den Weg in ſein Heimatland für einen gewieſenen und geebneten halten. Aber er fand denſelben wider Erwarten ſehr holperig und vielfach verſperrt. Die lieben Mitbrüder in Chriſto thaten alles mögliche, um die gefürchteten loyolaitiſchen Konkurrenten vom ſpaniſchen Boden fern zu halten. Der erſte Hierarch des Landes, der Kardinal-Erzbiſchof von Toledo, wollte nicht nur nichts von den Jeſuiten wiſſen, ſondern unterſagte auch ſeinem Klerus jede Verbindung mit denſelben. Es ging ein Geſchrei um in den ſpaniſchen Klöſtern: „Was, dieſer Iñigo de Recalde will ſich als Ordensſtifter aufthun? Er, von dem kein Menſch zu ſagen weiß, daß er auch nur das kleinſte Wunder verrichtet hätte, während unſere Ordensſtifter, der heilige Franziskus und der heilige Dominikus, die allergrößten nur ſo aus den Aermeln ſchüttelten. Weg mit ihm! Anathema ſit.“ (Die Jeſuiten merkten ſich das und ſorgten dafür, daß ihr Stifter das, was er bei Lebzeiten verſäumt hatte, nach ſeinem Tode als „heiliger Leib“ ausgiebig nachholte.) Schlimm war fernerweit, daß auch König Carlos I. (Kaiſer Karl V.) ſeiner Rechtgläubigkeit ungeachtet die Compagnie Jeſu ſcheel und mißtrauiſch anſah, weil ihre unbedingte Abhängigkeit vom Papſte, mit welchem er ja nicht ſelten in politiſche Händel und Fehden geriet, ihm höchſt bedenklich vorkam. Sogar ſein Sohn und Nachfolger Philipp II., der Erzfanatiker, hegte anfänglich ſtarke Bedenken gegen die Jeſuiten. Aber dieſe verſtanden es, mittels Klugheit, Liſt, Geduld und Beharrlichkeit allen dieſen Hinderniſſen obzuſiegen. Der Anfang ihrer Eroberung Spaniens datiert vom Eintritt des Vizekönigs von Katalonien, Francisco Borja, Duque de Gandia, in den Orden (1548), welcher, wie ſchon gemeldet, dieſen Urenkel des verrufenſten aller Päpſte aus Dankbarkeit ſpäter zu ſeinem dritten General erhob. Das Beiſpiel dieſes ſpaniſchen Granden wirkte zu gunſten der Jeſuiten mächtig auf ſeine Landsleute aller Klaſſen, insbeſondere der unterſten und der oberſten. Die möncheſüchtigen Spanier konnten ihrer Lieblinge gar nicht genug haben und nahmen alſo den neuen Orden mit Begeiſterung auf. Die Kirchen erwieſen ſich bald als zu klein, um die Scharen der Hörer und Hörerinnen zu faſſen, welche ſich um die Kanzeln der loyolaitiſchen Prediger drängten. Schon im Jahre 1548 vermochten die Jeſuiten in Salamanca, der erſten Univerſität Spaniens, ein Kollegium zu erbauen. Zur gleichen Zeit faßten ſie auch in Alcala Fuß, und von den beiden Hochſchulſtädten aus verſchlängelten ſie ſich raſch über das ganze Land. Und wie hier, ſo wußten ſie ſich auch in den ſpaniſchen Niederlanden aus dem Verhältnis des offiziöſen Geduldetſeins binnen wenigen Jahren in das des offiziellen Anerkanntſeins emporzuarbeiten. Ihr Sturmbock und Breſcheſtoßer war hier jener Lefèvre, welchen wir als den erſten Schüler des „Gründers" kennen lernten. Auf Zureden des Duque de Feria, der einen Bruder im Orden hatte, bewilligte Philipp II. den Jeſuiten die Anſiedelung in den niederländiſchen Provinzen (1556), und die Gunſt der Statthalterin Margareta von Parma, welche einen von der Compagnie zum Beichtvater genommen, ermöglichte ihnen die Gründung von Kollegien in Löwen und Antwerpen (1562).

In Portugal brauchten ſie ſich nur zu zeigen, um zu ſiegen, nachdem ihnen der portugieſiſche Schüler Loyolas, Simone Rodriguez, den Weg gebahnt hatte. König Jao III. machte ſich zu ihrem unterthänigen Diener, baute ihnen ein Profeßhaus in Liſſabon, ſowie ein großes und prächtiges Kollegium in Coimbra und anvertraute ihnen ſeinen Thronerben Don Sebaſtian zur Erziehung. Dieſe war der Art, daß der Infant, nachdem er König geworden, nichts Geſcheiteres zu thun wußte, als zur Bekehrung der Ungläubigen einen hirntollen Kreuzzug nach Nordafrika zu unternehmen (1578), welcher ihm auf der Ebene von Alcaſſar Heer, Krone und Leben, ſowie ſeinem Lande für länger als ein Halbjahrhundert die Selbſtändigkeit koſtete, indem Portugal infolge jener Kataſtrophe eine leichte Beute der Ländergier Philipps II. wurde. Als Staatskünſtler demnach hatten ſich am Ufer des Tajo die Jeſuiten nicht bewährt. Allein dieſes Fiasko verſchlug ihnen wenig. Ob der König von Portugal Don Sebaſtian oder Don Philipp hieß, ſie regierten die Portugieſen und, was noch wichtiger war, die Portugieſinnen.

Frankreich wurde auf die loyolaitiſche Invaſion vorbereitet unter der Regierung Heinrichs II., eines wilden Ketzerfeindes, durch den Biſchof von Clermont, Du Prat, und dann zubereitet durch den Kardinal von Lothringen, Charles de Guiſe, welcher in Rom mit dem „Gründer“ bekannt und von dieſem für die Zwecke des Ordens gewonnen worden war. Im Jahre 1550 marſchierte die Compagnie in Frankreich ein und ſchlug ihre Quartiere in einem Profeßhauſe und in einem Kollegium auf, deren Erbauung der König geſtattet hatte. Aber der Jeſuitismus hatte noch jahrelang auf franzöſiſchem Boden ſcharf zu ringen, bis ihm die Niederdrückung des Widerſtandes, den er fand, gelingen wollte. Dieſer Widerſtand ging von einem nicht kleinen Teil der Prälatur und von einem ſehr großen der Welt- und Kloſterkleriſei aus, wurde aber am thatkräftigſten geleiſtet durch das Parlament und durch die Univerſität („Sorbonne“) von Paris. Jenes verweigerte wiederholt die „Einregiſtrierung“ der königlichen Ordonnanz, kraft welcher die Jeſuiten in Frankreich zugelaſſen waren, und die gab 1554 das feierliche Verdikt ab, die Geſellſchaft Jeſu „ſei dazu gemacht, den Glauben zu gefährden, wie nicht minder den Staat, auch den Frieden in der Kirche zu ſtören und überhaupt mehr zum Zerſtören als zum Schaffen“. Allein die Jünger Loyolas dachten: „gutta cavat lapidem“ und tröpfelten ſo lange ihre diplomatiſchen Ränke und Schwänke auf den Stein des Anſtoßes, den ſie in Frankreich gefunden, bis derſelbe glücklich durchhöhlt war. Schon im Jahre 1561 war es demzufolge der großen Mehrheit des oberen und unteren franzöſiſchen Klerus zum vollen Bewußtſein gebracht, daß man zur Abwehr der proteſtantiſchen „Ketzerei“ des Beiſtandes der Compagnie Jeſu nicht zu entbehren vermöge, und jetzt hatten die Loyolaiten gewonnenes Spiel. Sie ließen ſich die ihnen anfänglich noch auferlegten Bedingungen und Beſchränkungen gefallen, wohl wiſſend, daß das nur Wind und Worte, und richteten ihr Abſehen vorzugsweiſe darauf, der Erziehung und der Gewiſſensleitung der vornehmen Geſellſchaftskreiſe ſich zu bemächtigen. Sobald ihnen das gelungen wäre, kalkulierten ſie ganz richtig, würden ſie die „Société“, Hof und Stadt, „Tout Paris“ beherrſchen und folglich Frankreich. Ihre Rechnung war gut und beſtand die Probe.

Noch mehr in die Augen fallende und raſcher gepflückte Siegesfrüchte brachte der Compagnie Jeſu ihr Einmarſch in Deutſchland. Dieſes galt ja dem General für die wichtigſte Kampfſtätte, und er hatte von Anfang an ſein Augenmerk darauf gerichtet. In Anwendung des häufig von ihm gebrauchten Beſcheidenheitsſtiles ſchrieb Loyola im Juli 1553 an ſeine Soldaten: „Unſere Compagnie muß nach der Maßgabe unſerer ſchwachen Kräfte mit ganz beſonderem Eifer Deutſchland zur Hilfe eilen, welches ja durch die Peſtilenz der Ketzerei der größten Gefahr ausgeſetzt iſt.“ Aber ſchon dreizehn Jahre zuvor war der Vortrab der jeſuitiſchen Heerſchar auf deutſchem Boden erſchienen, drei Mann hoch, in den Perſonen von Pierre Lefèvre, welcher ſich in Deutſchland Peter Faber nannte, Claude Le Jay und Nicolas Bobadilla. Sie wußten als Kanzelredner und Streittheologen, ſowie durch die Strenge ihres Wandels und ihre Mühwaltungen für Arme und Kranke Anſehen und Anhang zu gewinnen. Den Lefèvre ſandte ein Befehl des Generals bald aus Deutſchland nach Spanien, Le Jay dagegen machte in Bayern, Bobadilla in Oeſterreich für die Compagnie Quartier. Die Wittelsbacher und die Habsburger waren ja ganz die Leute, wie der Jeſuitismus ſie brauchte. Bei denen konnte man ſich mit Erfolg als Retter von Altar und Thron aufſpielen. Der Herzog Wilhelm IV. von Bayern übergab ſchon 1549 die theologiſchen Lehrſtühle der Hochſchule Ingolſtadt den Loyolaiten; ſein Nachfolger Albrecht V., ein noch heftigerer Ketzerbekehrer, baute den lieben Vätern 1557 ein Kollegium in genannter Stadt und 1559 ein zweites in München. Sie arbeiteten aber auch wacker „ad majorem dei gloriam“: ſeit 1558 war unter ihrer Leitung die ketzerzerquetſchende Maſchine der Inquiſition in Thätigkeit. Der Proteſtantismus im Herzogtum Bayern pfiff bald auf dem letzten Loche oder er pfiff vielmehr gar nicht mehr. In Oeſterreich haperte es anfangs mit der Jeſuiterei. Kaiſer Karl V. ſtand ihr

Stadt, die Signorie ging ihm huldigend entgegen und aus ihren Reihen trat Pietro Capponi, der edelſten Florentiner Einer, entſchiedener Patriot, Freund Savonarola's, ein Mann in kräftigſter Mannesreife, weiſe im Rath, energiſch im Handeln. Er entblößte ſein Haupt, bog leicht das Knie, dann gefaßt und ruhig ſich aufrichtend hielt er an den Monarchen die kurze Anrede: „Allerchriſtlichſter König! die florentiniſche Republik entbietet Dir durch meinen Mund ihr herzliches Willkommen! Ziehe ein mit Deinen Kriegern und genieße nach den Mühen des Krieges die Ruhe und Freuden, welche Dir und ihnen die Stadt gern und gaſtlich anträgt. und mögen die gegebenen und empfangenen Rechte der Gaſtfreundſchaft das Band des Friedens zwiſchen Dir, o König, und dem Volke von Florenz immer feſter knüpfen. Mit Vertrauen haben wir Dich in unſere Mauern aufgenommen und mit ehrfurchtsvoller Zuverſicht bauen wir auf Deine Weisheit, Deinen königlichen Sinn und Deine Gerechtigkeit, daß Du in Deinem Wohlwollen für die florentiniſche Gemeinde beharreſt und auf dem Fundament dieſes Wohlwollens die zwiſchen Dir und uns abzuentgegen aus ſchon berührten Gründen, dann auch inſonderheit noch darum, weil ihm die Jeſuiten in Deutſchland ſeine diplomatiſchen Zirkel, d. h. ſeinen Verſuch, mittels des ſogenannten „Interim“, welches „den Schalk hatte hinter ihm“, den kirchlichen Frieden im Reiche herzuſtellen, zu ſtören nicht anſtanden. Aber bei des Kaiſers Bruder, dem römiſchen König Ferdinand, fanden die „Jeſuiter“, wie ihre Freunde, oder die „Jeſuwider“, wie ihre Feinde in Deutſchland ſie nannten, bereitwilliges Gehör und gaſtliche Aufnahme. Schon 1551 führte dieſer Habsburger die Compagnie förmlich in die öſterreichiſchen Erblande ein, indem er ihr ein leeres Dominikanerkloſter in Wien als Sitz anwies. Das war die erſte loyolaitiſche Pflanzſtätte auf deutſcher Erde. Der Pater Le Jay wurde als Rektor des Wiener Kollegiums berufen und nach ſeinem bald erfolgten Tode auf dieſem Poſten abgelöſt durch einen der berühmteſten Offiziere der Heerſchar Jeſu, durch den 1520 zu Nymwegen geborenen Peter de Hondt, auch Canis (Hund), gewöhnlich aber Caniſius geheißen. Auch dieſer bedeutende Mann war durch die ignatianiſchen „Exerzitien“ für den Orden gedrillt worden, durch dieſelben „geiſtlichen Uranlagen“, allworüber dazumal in proteſtantiſchen Kreiſen ſo abſonderliche Meinungen umgingen, wie im Mittelalter über die Myſterien der Templer umgegangen waren und ſpäter in katholiſchen und proteſtantiſchen Kreiſen über die Heimlichkeiten der Freimaurer umgingen. Wenn man da hinhörte, erfuhr man, daß die Exerzitien eigentlich eine Schulung in hölliſchen Zauberkünſten ſeien. Ein calviniſcher Prädikant donnerte von der Kanzel herab, daß „die Jeſuiter gar viele zu ſonderlichen Uebungen verführen, ſo ſie Exerzitien nennen“, und verſicherte, zu wiſſen, daß „da die Opfer mit Dampf und anderen Mitteln berauſcht werden, wo ſie dann den Teufel leibhaftig zu ſehen vermeinen, auch gleich den Ochſen brüllen, Chriſto abſchwören und dem Teufel dienen müſſen“.

Caniſius hat es um die Compagnie wohl verdient, daß er bei ſeinen Lebzeiten zum erſten Provinzial der neugeſchaffenen Ordensprovinz Oberdeutſchland und Oeſterreich ernannt und nach ſeinem Tode
17. zum Heiligen befördert wurde. Der klugen, geſchickten und ausdauernden Thätigkeit dieſes Mannes in Wort und Schrift — er ſtellte dem berühmten lutheriſchen deutſchen Katechismus den ebenſo berühmten caniſiſchen deutſchen entgegen (1575) — hat der römiſche Stuhl vornehmlich die gewaltigen Erfolge zu danken, welche in deutſchen Landen die alte Kirche über die neue davontrug. Dabei iſt freilich anzumerken, daß der jeſuitiſchen Arbeit an der Neubefeſtigung des Katholizismus in Deutſchland wie anderwärts günſtige Zeitumſtände zur Hilfe kamen. So dieſer, daß die Jeſuiten die wenig verhüllte Leitung des am Ausgang

des Jahres 1545 zu Trient eröffneten Konzils ſich zu verſchaffen wußten, die Inſpirierung jener Kirchenverſammlung, deren Beſchlüſſe die katholiſche Gegenreformation zum Abſchluß brachten. So der weitere Umſtand, daß das Haus Habsburg unentweglich katholiſch blieb, ſich unerſchütterlich auf den Boden des „Tridentinum“ ſtellte und ſowohl in ſeinem deutſchen als auch, und noch viel mehr, in ſeinem ſpaniſchen Zweige ſeine ganze Macht einſetzte, um den Proteſtantismus niederzuwerfen oder wenigſtens zurückzudämmen und einzugrenzen. Endlich, daß in dieſem Beſtreben mit den Habsburgern ihre bitterſten Feinde, die Valois und Bourbons, wetteiferten, und daß die fanatiſch katholiſchen Waſa auf den Thron von Polen gelangten.

Es iſt unthunlich und überflüſſig die örtlichen und moraliſchen Eroberungen, welche die Compagnie Jeſu im Deutſchen Reiche machte, hier einzeln aufzuzählen. Es genügt ja, überſichtlich anzugeben, daß die „Jeſuiter“, bevor das 16. Jahrhundert herum, von ihren drei Hauptquartieren in Deutſchland, von Wien, Ingolſtadt und Köln aus an alle biſchöflichen Pfalzen und an alle katholiſchen Höfe und Hochſchulen vordrangen; ſie wußten es den katholiſchen Deutſchen mundgerecht zu machen, daß der Jeſuitismus der alleinrichtige und folglich alleinſeligmachende Katholizismus ſei. Goldene Zeiten vollends brachen für die Compagnie an, nachdem der Erzherzog Ferdinand von der Steiermark, welcher zu Loretto der Muttergottes als ſeiner „Generaliſſima“ ſich zugeſchworen hatte, Kaiſer Ferdinand II. geworden war. Dieſer würdige Bluts- und Wahlverwandte ſeines Vetters von Spanien, Philipps II., überhäufte die Jeſuiten ſo ſehr mit Begabungen und mit Zuwendungen aller Art ſo maßlos, daß den frommen Vätern mitunter vor der Freigebigkeit des kaiſerlichen Fanatikers förmlich bange wurde, weil ſie beſorgten, der Neid der anderen Orden müßte dadurch doch allzuſehr gegen ſie aufgereizt werden. Freilich hielten ſolche Bangigkeiten nie lange vor, und die Loyolaiten wurden nie müde, heiſchende Hände auszuſtrecken.

Wenn die Compagnie Jeſu im Jahre 1617, alſo 77 Jahre nach ihrer Aufrichtung, das bislang Erreichte überſchlug, hatte ſie guten Grund, damit zufrieden zu ſein. Beſaß ſie doch dazumal in 32 Ordensprovinzen 23 Profeßhäuſer, 41 Prüfungshäuſer, 123 Reſidenzen, 372 Kollegien und 13 112 Mitglieder. Schon 9 Jahre ſpäter war die Zahl ihrer Provinzen auf 39, die der Profeßhäuſer auf 25, die der Miſſionsſtationen auf 63, die der Seminarien auf 136, die der Kollegien auf 467, die der Reſidenzen und ſonſtigen Häuſer auf 778, die der Mitglieder auf 15 493 geſtiegen. Die größte Ausdehnung und den weiteſten Machtbeſitz erreichte die Compagnie gerade zur Zeit, als in der Perſon Friedrichs II. von Preußen die „Aufklärung“ einen Königsthron beſtiegen hatte. Denn der Orden zählte im letzten Jahrzehnt der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts 22 589 Mitglieder, wovon 11 293 Prieſter waren, in 39 Provinzen, 24 Profeßhäuſern, 61 Novizenhäuſern, 176 Seminarien, 273 Miſſionen, 335 Reſidenzen und 669 Kollegien. Das Vermögen der Geſellſchaft war koloſſal, ihr Einfluß in der katholiſchen Welt gebietend, in der proteſtantiſchen ſehr ſpürbar, ihr Stolz zügellos. Aber es ſteht geſchrieben: „Hochmut kommt vor dem Fall.“

7.

Allwie die Compagnie Politik machte und Krieg führte.

Es muß ein ganz thörichtes Beginnen genannt werden, wenn man der Politik und der Kriegsführung des Jeſuitenordens den weißen Mantel der Unſchuld umhängen will. Die Compagnie nimmt ſich darin ſchlecht aus, ja geradezu ſo lächerlich, wie ſich etwa ein Fra Diavolo ausnehmen würde, ſo man ſelbigen in ein Nonnenhabit ſteckte. Der Jeſuitismus hatte der „Ketzerei“ den Krieg erklärt, den Krieg bis aufs Meſſer, und er handelte demnach nur folgerichtig, wenn er denſelben auch wirklich „bis aufs Meſſer“ führte. „On ne peut pas faire une omelette sans casser des œufs“, ſoll irgend ein Revolutionsmann geſagt haben. Die Jeſuiten ſagten weniger profan: „Omnia ad majorem dei gloriam“ und bedachten ſich gar nicht, Eier in Menge zu zerſchlagen, wo es galt, zur Ehre Gottes einen recht ſaftig orthodoxen Pfannkuchen zu backen. Dazu muß aber angemerkt werden, daß viele von den Ränken und Schwänken, welche die Loyolaiten auf der Szene oder mehr noch hinter den Kuliſſen des Welttheaters während der letzten drei Jahrhunderte geſpielt haben ſollen, zu jenen Fabeln gehören, an welche zu glauben nur noch der Ignoranz unſerer Feuilletonsfexe erlaubt iſt. Auch nach Abzug ſolcher Phantaſien bleibt von jeſuitiſchen Machenſchaften immerhin noch genug übrig, um das Urteil zu begründen, daß der Loyolaismus gar häufig nicht nur einen, ſondern alle zehn Finger in der Geſchichte der Neuzeit — dieſe von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an gerechnet — gehabt habe.

Die Compagnie hat ſich, wie jedem bekannt, eine ſtaatsrechtliche Doktrin zurechtgemacht, welche, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, in den theokratiſchen Wein eine ſtarke Doſis demokratiſchen Waſſers goß. Zur Baſis ihrer Anſicht vom Staat nahmen die loyolaitiſchen Politiker den An- und Ausſpruch der großen Päpſte des Mittelalters, daß der Stuhl Petri hoch über allen Thronen der Welt ſtände, und daß demnach von göttlichen Rechtes und Willens wegen weltliche Herrſcher ihre Berechtigung nur aus der Belehnung von ſeiten des jeweiligen Statthalters Chriſti ableiten konnten. Allein die Schroffheit dieſes theokratiſchen Feudalismus fand eine höchſt bedeutſame Milderung durch die jeſuitiſche Lehre von der Volksſouveränität. Es mag freilich die Unwiſſenheit noch heutzutage nicht wenig überraſchen, zu vernehmen, daß die Theorie der modernen Volksſouveränität von der Geſellſchaft Jeſu ausgegangen; aber es iſt doch ſo. Die königliche und überhaupt die ſtaatliche Gewalt wurde vom Volke hergeleitet und die Schlußfolgerungen aus dieſer Vorausſetzung bis zur äußerſten Schärfe zugeſpitzt. Im Hintergrunde ſtand freilich immer der Gedanke, daß die prieſterliche Würde und Gewalt, als unmittelbar aus Gott erfloſſen, der von Menſchen herrührenden fürſtlichen unendlich überlegen ſei.

Laynez, der zweite General der Compagnie, hat auf dem Trienter Konzil dieſe Ideen von Kirche und Staat kühn und eindringlich dargelegt und behauptet. Seine Aufſtellungen ſind dann durch Bellarmin in dem berühmten Traktat „De potestate romani pontificis in rebus temporalibus" (1610) ſyſtematiſiert worden. Die Eſſenz ſeiner Ausführungen war, daß der Staat auf einem von Gott gegebenen Naturgeſetze beruhe, welches die Menſchen antreibe, eine Obrigkeit zu erwählen und derſelben zu gehorchen. Die Gewalt im Staate könne daher keinem einzelnen, ſondern nur dem ganzen Volke zuſtehen, welches je nach ſeiner Neigung dieſelbe einem oder auch mehreren übertrage. Immer vorbehältlich des Rechtes, dieſe Uebertragung zurückzunehmen und anderweitig zu verleihen. Hieraus folgt, daß die Fürſten und die weltlichen Obrigkeiten insgeſamt ihre Vollmachten nur kraft des Volkswillens und der Volkswahl beſitzen, und daß dieſe Vollmachten unter Umſtänden durch den Vollmachtgeber, das Volk, für verwirkt erklärt werden können. Aber nun legt die Theokratie wiederum der Demokratie den Zügel an — aber die Wahl des Fürſten durch das Volk wird erſt perfekt und vollgültig, wenn ihr der Papſt ſeine Sanktion erteilt, wie denn auch ein ſchlechter Fürſt nicht allein durch das Volk abberufen, ſondern auch gegebenen Falles durch den Statthalter Chriſti abgeſetzt werden kann.

Schon vor dem Erſcheinen von Bellarmins Traktat hatte der ſpaniſche Jeſuit Mariana dieſe Einſchränkung des demokratiſchen Prinzips durch das theokratiſche rundweg verneint. Juan Mariana (1537–1623), um des mannhaften Freimutes willen, womit er ſeine „Historia general de España“ verfaßte, der ſpaniſche Tacitus genannt, war eine merkwürdige Erſcheinung, einer der bedeutendſten Gelehrten und zugleich einer der geiſteshellſten und freimütigſten Menſchen ſeiner Zeit. Seine Perſönlichkeit wie ſeine Schriftſtellerei würden kaum verraten laſſen, daß er am Hofe Philipps II. der Erzieher des nachmaligen dritten Philipps geweſen iſt, und es muß ſeltſam erſcheinen, daß ſeine berühmten drei Bücher vom König und von des Königs Erziehung (de rege et regis institutione libri III. 1599) mit Billigung der ſpaniſchen Regierung wie der Compagnie — kein Jeſuit durfte eine Schrift veröffentlichen ohne „Approbation der Oberen“ — gedruckt werden konnten. Marianas im erſten Teil ſeines Werkes vorgetragene Staatslehre iſt eine Vorwegnahme von Rouſſeaus „Contrat social". Aus der unerträglichen Anarchie des Naturzuſtandes retteten ſich die Menſchen mittels der Begründung ſtaatlicher Ordnung, welche Begründung mittels der Erwählung eines Oberhauptes, eines Vorderſten, Fürſten, Königs, vor ſich ging. Das rechte Königtum, deſſen Machtübung durch Geſetze geregelt und durch den Beirat der Beſten eingegrenzt iſt, muß als die verhältnismäßig trefflichſte Staatsform anerkannt werden, weil ſie am meiſten Stetigkeit verſpricht. Das Bild, welches Mariana von ſeinem Königsideal entwirft, zeigt ihn als überzeugten Monarchiſten, aber auch als einen warmherzigen und weiſen Volksfreund. Die Souveränität des Volkes iſt ihm eine erwieſene und unanfechtbare Thatſache: 1) weil das Königtum lediglich aus der Volkswahl entſprang; 2) weil das Volk mächtiger iſt und bleibt als der König; 3) weil es naturrechtlich, naturnotwendig eine Schranke gegen die Ausartung des Königtums in Tyrannei geben muß. Aus dieſer theoretiſchen Promiſſe zog der ſpaniſche Jeſuit die kühnſten praktiſchen Konſequenzen: das Recht der Revolution für die Völker, das Recht des Tyrannenmordes für den Menſchen. Denn es gibt ja leider nicht nur rechte Könige, ſondern auch ſchlechte. Das ſind die Gefährder des Staates, die Volkspeiniger, die Tyrannen. Gegen dieſe darf ſich das Volk empören, ſie abſetzen und, wenn nötig, auch ſchließenden Verträge errichteſt. Damit Du aber, o König, deutlich ſeheſt, wie entſchieden wir uns für immer von jenem verdorbenen und tiefgeſunkenen Geſchlechte, von den Medici, die uns tyranniſirten und ſich mit Deinen Feinden gegen Dich verbündeten, losgeſagt haben, ſo werfe ich das Wappen unſerer verjagten Beknechter vor die Füße Deines Roſſes, daß es von demſelben zerſtampft werde und ſeine Vernichtung ein Zeichen ſei, daß mit dem Aufhören des mediceiſchen Anſehens in Florenz, aller Groll zwiſchen Dir, o König, und der Republik vernichtet ſei!«

Den Worten folgte die That, denn Capponi zog unter ſeinem Mantel hervor das Wappen der Medici, mit ſeinem Rieſen, ſeinem Leuen, ſeinen goldenen Kugeln, und warf es dem königlichen Roſſe vor die Füße. Aber der König ſchien von Capponi's Anrede nicht ſehr erbaut zu ſein, ein finſterer Schatten fuhr über ſeine Züge, er murmelte haſtig eine kurze Entgegnung, die man aber nicht verſtehen konnte, dann ſpornte er ſein Roß, daß das Wappen unter deſſen Hufen zerſplitterte und ſezte ſeinen Einzug fort. Das Gefolge umabthun. Mariana ſtellt als eine Notwendigkeit, als ein „Recht“ hin, die Tyrannei mittels Geſetzen und mittels Waffen zu vernichten („qui non confiteatur, tyrannidem exentere fas fore, legibus et armis“), und er ſagt ausdrücklich, daß, falls eine Volkserhebung aus dieſem oder jenem Grunde unmöglich, jeder einzelne Menſch berechtigt ſei, den gemeinſamen Feind aller ſo oder ſo zu töten. Mit allen Waffen iſt Jagd zu machen auf den Tyrannen als auf ein grauſames Ungeheuer („omnium telis exagitandum statuas quasi crudele monstrum telis incubans“). Es iſt in dieſen marianiſchen Sätzen ein Geiſt und ein Ton, welche nicht verfehlen können, uns anzumuten wie eine Vorwegnahme jener herrlichen Stelle der Rütliſzene in Schillers Tell, welche anhebt:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!“

Am Schluſſe ſeines merkwürdigen Buches läßt freilich der Verteidiger des Rechtes der Empörung, der Verherrlicher des Tyrannenmordes den Jeſuiten deutlich genug ſehen, d. h. den römiſch-katholiſchen Prieſter, welchem denn doch die „Alleinſeligmachende“ wie über alles und jedes, ſo auch über die Volksſouveränität ging. Ihm zufolge haben nämlich der Frieden und die Ordnung im Staate zur unerläßlichen Vorausſetzung die Einheit im Glauben. Die Störung der Glaubenseinheit müſſe notwendig unzählige Uebel herbeiführen. Darum ſei die Obrigkeit verpflichtet, über die religiöſe Gleichförmigkeit der Unterthanen mit Strenge zu wachen und jeden Verſuch, die Glaubenseinheit zu gefährden, unbedingt zu unterdrücken.

Daß ſich hieraus Waffen ſchmieden ließen, welche gegen die Reformation und die Proteſtanten, inſonderheit gegen die proteſtantiſchen Fürſten und Obrigkeiten gekehrt werden ſollten, iſt einleuchtend. Noch deutlicher als Mariana hatte in dieſer Richtung ſchon etliche Jahre vor dem Bekanntwerden des Buches „De rege“ eine jeſuitiſche Veröffentlichung ſich ausgedrückt, welche unter dem Titel „De justa reipublicae cristianae in reges impios et haereticos auctoritate“ im Jahre 1592 erſchienen war, ebenfalls mit „Approbation der Oberen“, wie des Königs von Spanien. Auch darin iſt die Souveränität des Volkes anerkannt und die Machtvollkommenheit desſelben über die fürſtliche geſtellt, weil jene unmittelbar von Gott ausgehe, dieſe dagegen nur mittelbar, d. h. durch Uebertragung von ſeiten des Volkes. Daraus folge, daß gegen „ſchlechte“ Fürſten die Völker ſich empören oder derſelben ſonſtwie ſich entledigen dürfen. Ihre eigentliche Spitze wendet dieſe Doktrin natürlich gegen die „ketzeriſchen“ Fürſten; denn dieſe ſind von vornherein und unbedingt „ſchlecht“, und „Böſewichte“ und „Tyrannen“, mit welchen man um jeden Preis und mit allen Mitteln abfahren und ein Ende machen muß.

Die politiſche Theorie der Compagnie Jeſu läßt ſich demzufolge in die knappe Formel bringen: Päpſtliche Oberherrlichkeit über alle Staaten — Volksſouveränität unter Vorausſetzung und Anerkennung der päpſtlichen Univerſalmonarchie — Recht der Revolution gegen ſchlechte, vorzugsweiſe gegen „ketzeriſche" Obrigkeiten und Zuläſſigkeit des Tyrannenmordes.

Für jeden dieſer Sätze kann neben und nach den bereits namhaft gemachten jeſuitiſchen „Autoritäten" noch eine ganze Reihe von ſolchen angeführt werden: Molina, Salmeron, Escobar, Valentia, Suarez, Buſenbaum, Gretſer und andere.

Und der jeſuitiſchen Theorie hat die jeſuitiſche Praxis entſprochen. Ableugnungen, Beſchönigungen und Bemäntelungen ſind den geſchichtlichen Thatſachen gegenüber ganz unmächtig. Die Praxis iſt ſogar der Theorie voraufgegangen, und jene war nur eine Abſchattung von dieſer. Das wird ſchlagend erwieſen durch den offenbaren Einfluß, welchen die Machenſchaften der „Heiligen Ligue" zur Zeit Karls IX. und Heinrichs III. in Frankreich auf die Ausbildung der jeſuitiſchen Staatslehre geübt haben.

Kein Mann von Wiſſen und Gewiſſen wird beſtreiten können oder wollen, daß Geiſt und Wille der Compagnie Jeſu in der zweiten Hälfte des 16. und in der erſten des 17. Jahrhunderts die Politik der Höfe von Rom, Madrid, Wien, München und Krakau bedingt und beſtimmt haben. Und ebenſowenig, daß im beſonderen der Jeſuitismus es geweſen, welcher die Sturmglocken der Bartholomäusnacht (1572) zog, nachdem er die Mordwaffen zu dieſer furchtbaren Schlächterei geſchliffen hatte, wie er ja auch den Bau der Pariſer Barrikaden am 12. Mai 1588 leitete und dem Dominikanermönch Clement das Meſſer in die Hand drückte, welches am 31. Juli 1589 Heinrich III. meuchleriſch mordete. Papſt Sixtus V. lobpſalmierte den Mörder in offenem Konſiſtorium, und Mariana rief in ſeinem citierten Buche „Vom König" frohlockend aus: „Clement, eine ewige Zierde Galliens, hat ſich durch den Mord des Königs einen unermeßlich großen Namen gemacht." Daß die von Barrière und Chaſtel gegen Heinrich IV. unternommenen und fehlgegangenen Attentate auf jeſuitiſche Eingebungen zurückzuführen waren, unterſteht keinem Zweifel, und daß Ravaillac, welcher am 14. Mai 1610 in der Rue de la Ferronnerie den mörderiſchen Dolchſtoß auf den König führte, durch die jeſuitiſche Lehre von der Verdienſtlichkeit des Tyrannenmordes fanatiſiert war, auch vor der That ſein Vorhaben einem Jeſuitenpater in der Beichte mitgeteilt hatte, iſt erwieſen. Der liederliche Bourbon war alſo umſonſt zum Renegaten geworden, hatte umſonſt mit den Jeſuiten geliebäugelt und die Compagnie hoch begünſtigt. Dem Könige, welcher den Reformierten einen Freibrief, das Edikt von Nantes, ausgeſtellt hatte, kraft deſſen die „Ketzer" nicht nur freie Religionsübung, ſondern auch das volle Staatsbürgerrecht, ja ſogar eigene Feſtungen beſaßen, dem durfte und konnte im „Al Gesù“ nicht verziehen werden.

Sechsundzwanzig Jahre vor dem von Ravaillac geführten Mordſtoße hatte zu Delft in Holland der Burgunder Gérard einen Mordſchuß losgefeuert, welcher als Widerhall gar manches „Te deum laudamus“ in der katholiſchen Welt wachrief. Denn dieſer Schuß hatte ja einen der gefährlichſten „Ketzer“, Wilhelm von Oranien, niedergeſtreckt. Der Prinz war keineswegs der makelloſe Held und Martyrer, als welchen konfeſſionelle Parteiborniertheit ihn hinzuſtellen liebte und liebt, ſo wenig wie der Held von Goethes Tragödie der geſchichtliche Egmont geweſen iſt. Es wäre überhaupt ein grober Irrtum, anzunehmen, der Abfall der Niederlande von Spanien im 16. Jahrhundert ſei nur durch idealiſche, durch nationale oder vorzugsweiſe durch religiöſe Motive bewirkt worden. Im Gegenteil, es ſpielten dabei ſehr gemeine Beweggründe mit. In erſter Linie dieſer, daß der niederländiſche Adel, durch unſinnigen Aufwand großenteils ruiniert, den Spaniern die Ausbeutung des Landes mißgönnte und dieſelbe lieber ſelber beſorgen wollte. Von dem Oranier zu glauben, daß er durch religiöſe Begeiſterung zur Rebellion gegen Philipp II. getrieben worden ſei, iſt ſchon darum unſtatthaft, weil der Prinz erſt im Verlaufe der Rebellion zum Calvinismus übertrat. Er war früher gar nicht der Mann, ſich um religiöſe Dinge irgendwie zu kümmern. Ihn trieben zur Empörung der Mißmut über die ſpaniſche Wirtſchaft in den Niederlanden und, wohl noch heftiger, ſein Ehrgeiz und die ungeheuere Schuldenlaſt, welche er mittels maßloſer Verſchwendung angehäuft hatte. Er fühlte ſich berufen und hatte auch fraglos das Zeug dazu, die Niederlande zu regieren. Damit er das könne, mußte die Herrſchaft Philipps II. abgeſchüttelt, mußten die Spanier ausgetrieben und die Niederländer vom Katholizismus zum Proteſtantismus herübergeführt werden. Mit bewunderungswertem Talent als Parteiführer, Staatsmann und Feldherr hat der Prinz dieſen Plan der Verwirklichung, wenigſtens teilweiſe, entgegengeführt und die Gründung der niederländiſchen Republik vorbereitet. In ihm war der Politik des Jeſuitismus ein Gegner erſtanden, welcher es in Feinheit und Energie, in Findigkeit und Beharrlichkeit mit ihr aufnehmen konnte. Wie nur je von einem Menſchen durfte von Wilhelm dem Schweigſamen geſagt werden, daß er „gewachſen mit ſeinen größeren Zwecken". Seine Stellung und Bedeutung wurde am beſten gekennzeichnet durch die Wildheit des Haſſes, welchen ſeine Feinde ihm trugen, voran Philipp II. und deſſen Statthalter in Brüſſel, Aleſſandro Farneſe von Parma. Der König von Spanien erklärte den großen Führer der niederländiſchen Empörung als geächtet und vogelfrei und ſetzte auf deſſen Kopf einen Preis von 25000 Kronen. Zur Antwort hierauf ſagten die unter Führung des Geächteten konföderierten Nordprovinzen der Niederlande dem ſpaniſchen Könige förmlich den Gehorſam auf und proklamierten ſich als frei und unabhängig. Aber binnen zwei Jahren nach der Aechtung des Oraniers wurden fünf Mordattentate gegen ihn geplant und verſucht. Ein ſechſtes gelang: am 10. Juli 1584 iſt der Prinz auf der Treppe ſeiner Behauſung in Delft durch Balthaſar Gérard, welcher ſich unter dem Namen Franz Guion und unter der Maske eines eifrigen Calviniſten in ſeinen Dienſt einzuſchleichen gewußt hatte, meuchleriſch angefallen und erſchoſſen worden. Der Mörder, ergriffen, gefoltert und martervoll hingerichtet, hat, noch im Untergange ſeiner That als einer hochpreislichen ſich freuend, bis zu ſeinem letzten Augenblick jene faſt übermenſchliche Standhaftigkeit bewieſen, welche eben nur höchſtgradiger Fanatismus menſchlichen Nerven zu verleihen vermag. Er hat vor ſeinen Richtern, aber freilich, was wohl zu berückſichtigen iſt, auf der Folterbank ausgeſagt, daß er dem Rektor des Jeſuitenkollegiums in Trier ſeinen Mordplan mitgeteilt und die Billigung ſamt dem Segen desſelben empfangen habe. Dagegen ſei ihm von einem anderen Pater im Trierer Kollegium entſchieden abgeraten worden. In ſeinem Entſchluſſe dadurch etwas wankend geworden, habe er in Tournay den Rat eines dritten Jeſuiten, des „berühmten“ Paters Géry eingeholt, und von dieſem ſei er wiederum in ſeinem Vorhaben befeſtigt, ſowie um desſelben willen höchlich gelobt worden. Er hatte ſich dann in Brüſſel dem Prinzen von Parma vorgeſtellt, welcher ja ſchon lange nach einem brauchbaren Mann zur Ermordung Oraniens ausgeſchaut hatte. Gehörte doch, kennzeichnend die „Moral“ der Zeit, der Meuchelmord zum dazumaligen Inventar der Politik der Zeit. Parma wies den unanſehnlichen, ſchmächtigen, dünnbeinigen und dünnbärtigen Menſchen anfangs ab, weil ihm derſelbe zur Ausführung eines ſo ſchwierigen Unternehmens untauglich ſchien. Gérard wußte aber den Statthalter eines beſſeren zu überzeugen, und der Farneſe hat dann auch nach vollbrachter Mordthat die Ausfolgung des Mordpreiſes an die Familie des Mörders von Philipp II. verlangt und erhalten. Der König that ſogar noch ein übriges: er erhob die Hinterlaſſenen Gérards in den Adelſtand.

Es mag genug ſein, dieſes eine konkrete Beiſpiel von jeſuitiſch-ſpaniſcher Politik etwas genauer angeſehen zu haben. Dasſelbe kann widerſpruchslos bezeugen, daß und wie die Maxime — „der Zweck heiligt die Mittel“ — ganz offen und unverblümt zur Anwendung kam. Aehnlich wie hier geſchah das auch in jenem langen Weiberzank von weltgeſchichtlicher Bedeutung, welcher zwiſchen der häßlichen, rothaarigen und verliebten Heuchlerin Eliſabeth Tudor von England und der ſchönen, braunlockigen und verliebten Romantikerin Maria Stuart von Schottland ſich abſpielte. Der Jeſuitismus zog aber bei dieſem Handel, welcher ja nur eine Epiſode des großen Kampfes zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus war, entſchieden den kürzeren. Auch die ſehr ſtark nach jeſuitiſcher Inſpiration ſchmeckende „Pulververſchwörung" gegen Jakob I. und ſein Regiment vergeckte kläglich (1606). Man muß aber ſo gerecht ſein, nicht zu verſchweigen, daß die Pulververſchwörer Catesby, Fawkes und Genoſſen zu ihrem verzweifelten Unternehmen durch die kannibaliſch grauſamen Verfolgungs- und Unterdrückungsgeſetze, welche in England gegen den Katholizismus geſchleudert worden, ſtupiderweiſe herausgefordert waren. War doch überhaupt vom Anfang her die ganze Art und Weiſe, wie der Proteſtantismus oder Quaſiproteſtantismus in England eingeführt und durchgeſetzt wurde, ſo verächtlicher und zugleich ſo gewaltthätiger Natur, daß die Katholiken vollauf berechtigt geweſen ſind, dieſen zweiſchlächtigen Baſtard zu haſſen und zu verabſcheuen.

Hinwiederum begründet das Verhalten der Compagnie Jeſu im Dreißigjährigen Kriege, vom menſchlichen wie vom nationalen Standpunkt aus angeſehen, das allerſchärfſte Verdammungsurteil, und es ändert und mildert daran gar nichts, daß einzelne deutſche

Jeſuiten die namenloſen Greuel, welche dieſer Krieg über ihr Vaterland brachte, warmherzig beklagt und betrauert haben.? So Jakob Balde, welcher in gut gebauten lateiniſchen Oden, die ein Herder der Verdeutſchung würdigte, ſolcher Klage und Trauer Ausdruck gab.

Aber hat es denn dazumal in Deutſchland, von den wenigen, ſehr wenigen Menſchen, den Patrioten vom Edelmetallſchlag eines Friedrich von Logau abgeſehen, einen menſchlichen und nationalen Standpunkt gegeben? Nein! Nur einen theologiſch-bornierten und fanatiſch-konfeſſionellen. Von dieſer Thatſache muß das Urteil über die Leute jener Zeit ausgehen, und hält man dieſen Geſichtspunkt feſt, ſo wird ſich ergeben, daß hinſichtlich des ſchrecklichen dreißigjährigen Jammerſals Katholiken und Proteſtanten, Prädikanten und Jeſuiten einander blutwenig oder, wenn man will, ſehr viel und gleich viel vorzuwerfen hatten.

Es wäre einmal an der Zeit, das dumme, von der Parteiborniertheit kritiklos angenommene und weitergegebene Märchen, die Reformation habe die Menſchen beſſer, die Sitten edler gemacht, als ein ſolches anzuſehen und beiſeite zu ſtellen. Denn die Wahrheit iſt, daß die Menſchen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beträchtlich gemeiner und roher geweſen ſind als in der erſten. Abgeſehen von allem anderen, wird das ſchon durch die herben Klagen bezeugt, welche Luther in ſeinen alten Tagen über die ringte ihn wieder und die florentiniſchen Magiſtrate ſchloſſen ſich dem königlichen Geleite an.

„Haſt Du die Grimaſſe geſehen, welche der König zu der Anrede Capponi's ſchnitt?“ fragte Sterli ſeinen Freund.

„Ja wohl,“ verſezte Heinrich, die Anrede war ihm eben zu republikaniſch, er erwartete gewiß franzmänniſche Speichelleckerei.“

„Ei, da iſt der Pietro Capponi nicht der Mann dazu, wie Carl ſchon wiſſen konnte, denn er hat ihn ja als Geſandten der Republik genugſam kennen gelernt.“

„Mich freuten ſeine Worte herzlich, es war Mannesmuth darin und republikaniſcher Stolz.“

Sie waren inzwiſchen gegen den Lung Arno hinaufgegangen, über welchen ſich der prächtige Zug langſam hinbewegte, als ſie plötzlich rückwärts an der Porta Waffen erklirren und zornige Stimmen durcheinanderſchreien hörten, aus welchen ſich die Rufe: **„Pour la France!“** und **„Per Firenze!“** bald deutlich hervorhoben.

Da haſt Du den Frieden zwiſchen den Franzoſen und dem Volk von Florenz, ſie ſind, per fürchterliche Verwilderung ſeiner Zeit- und Konfeſſionsgenoſſen anſtimmte. War die Lebensführung an den proteſtantiſchen deutſchen Höfen etwa eine geſittetere und anſtändigere als an den katholiſchen? Im Gegenteil, ganz im Gegenteil! Der Kurfürſt Chriſtian von Sachſen ſoff ſich zu Tode, am pfälziſchen, heſſen-kaſſelſchen und jülich-kleveſchen Hofe rumorte ein Laſter- und Lotterleben, das aus einem Skandal in den anderen fiel. Man leſe doch die Denkwürdigkeiten des ehrlichen Hans von Schweinichen, ſo man erfahren will, wie das Luthertum den Sinn der Menſchen „vertieft“ und die Sitten „veredelt“ hat.

Die dynaſtiſche Selbſtſucht und der widernationale Partikularismus der deutſchen Fürſten iſt nie plumper und widerlicher zum Vorſchein gekommen als zur Reformationszeit. Die habsburgiſchen Träger der Kaiſerkrone waren ſo vollſtändig verausländert, daß Karl V. nicht einmal deutſch zu ſprechen verſtand. Die Enkel und Urenkel vom Kaiſer Max, welcher, ſtatt als den „letzten Ritter“ ſich aufzuſpielen, geſcheiter gethan hätte, ein rechter deutſcher König zu ſein, waren je nach den Umſtänden Spanier, Burgunder, Wallonen, Italiener, Böhmaken und Magyaren, Deutſche niemals. War es aber mit der Deutſchheit der lutheriſchen Fürſten beſſer beſtellt? Bewahre. Albrecht von Brandenburg, den Deutſchorden, der ihn zum Oberhaupte gewählt, verratend, ging bei dem Polenkönig betteln, um mit

Hilfe von deſſen Oberherrlichkeit ſeinen Hofmeiſterſtab in ein Herzogskrönlein umſchmieden zu können. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen erkaufte ſich mittels ſchnöden Reichsverrats die Allianz des Franzoſenkönigs und ermöglichte es dadurch dieſem, Metz dem Reiche zu rauben, wie in ſpäterer Zeit ein deutſcher Biſchof einem anderen Franzoſenkönig half, Straßburg dem Reiche zu ſtehlen.

Im Dreißigjährigen Kriege riefen Kaiſer Ferdinand II. und der Kurfürſt Max von Bayern mit ihren Jeſuiten den Auswurf von Spanien und Italien, ſowie halbtieriſche Slawenhorden nach Deutſchland; aber die proteſtantiſchen Fürſten mit ihren Prädikanten riefen ihrerſeits die Schweden und Franzoſen herein. Es möchte ſchwierig, wenn nicht unmöglich ſein, zu beſtimmen, welche von dieſen Fremdlingen in gräßlichem Wetteifer am meiſten dazu beigetragen haben, unſer armes Vaterland zu der leichen- und trümmerbeſäten Wüſte zu machen, die es im Jahre 1648 geweſen iſt.

Spürte man etwa die „ſittliche Vertiefung", welche die Reformation mit ſich gebracht haben ſoll, in der ſcheußlichen Tragikomödie der Wiedertäuferei zu Münſter (1533—1535)? Oder in alledem Blödſinn, welchen die lutheriſchen und die calviniſchen „Streitpfaffen" in ihren ſynergiſtiſchen, kryptocalviniſtiſchen, adiaphoriſtiſchen und anderen dergleichen Zänkereien und Stänkereien hin und her quatſchten?

Haben die proteſtantiſchen Malefizgerichte mit weniger Eifer Hexen verbrannt als die katholiſchen? Behüte! Die Proteſtanten wetteiferten mit den Katholiken redlich im Streite „wider Satans Reich“, wie denn ja Luther ſelber bekanntlich ein begeiſterter, ein fanatiſcher Bekenner des Glaubens an den Teufel geweſen war. Haben Calvinismus und Luthertum nicht ebenfalls „Glaubensgerichte“ gehabt wie der Katholizismus? Allerdings. Die calviniſche Inquiſition in Genf ließ den Miguel Servedo verbrennen (1553), weil er ſo ketzeriſch war zu behaupten, das Einmaleins und das Dogma von der Dreieinigkeit deckten ſich nicht, und die lutheriſche Regierung Chriſtians II. von Sachſen, des Saufbolds, ließ den Kanzler Nikolaus Krell, einen trefflichen Mann und Beamten, jahrelang im Kerker quälen und dann enthaupten (1605), weil er verdächtig war, den Calvin für eine größere theologiſche Autorität gehalten zu haben als den Luther.

So war in Wahrheit die angeblich durch die Reformation bewerkſtelligte „ſittliche Verjüngung“, ſo die proteſtantiſche „Duldſamkeit“. Im Fabelnbuch der Parteiborniertheit werden natürlich dieſe ſchönen Dinge deſſenungeachtet zu paradieren fortfahren.

Da paradiert auch, nur auf einer anderen Seite, noch immer das Jeſuitenſtücklein von den vergifteten Wachskerzen, mittels deren Arſenikduft dem Kaiſer Leopold I. im Jahre 1670 ans Leben zu gehen verſucht worden ſei. Warum aber die Jeſuiten den kaiſerlichen Halbtrottel, welcher ja ihr gehorſamer Diener war, hätten „expedieren“ ſollen und wollen, iſt nicht einleuchtend. Ein fügſameres Werkzeug auf dem Throne der Habsburger war ja nicht denkbar. Wahr iſt dagegen, daß ſie zu gunſten des „allerchriſtlichſten“ Königs und abſcheulichſten Deſpoten, Ludwigs XIV., gegen das Haus Habsburg Partei nahmen und zum Vorteil der franzöſiſch-türkiſchen Politik den einfältigen Leopold zur Verfolgung der Proteſtanten in Ungarn anſtachelten. Von dem ſchroffen Bourbon glaubten ſie ſich eben hinſichtlich der Vernichtung des Proteſtantismus mehr verſprechen zu dürfen als von dem Pfaffen Habsburger. Freilich ſchuldeten ſie dieſem und ſeinen Vorfahren eine Unſumme des Dankes, allein ein ſo unpraktiſches Ding wie Dankbarkeit hat das Verhalten der Compagnie nie beſtimmt. Im übrigen herrſchten ſie bis in die letzte Zeit der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia in Oeſterreich unbeſchränkt. Es war vergeblich, daß der beſte General und hellſtſichtige Staatsmann, welchen das Haus Habsburg jemals beſaß, Prinz Eugen von Savoyen, ein ganz entſchiedener „Widerjeſuwider“ geweſen. Er hatte gegen die allmächtige Compagnie nichts auszurichten vermocht und auch noch eins der ſchnödeſten Jeſuitenſtücke, die von den lieben Vätern veranlaßte barbariſche Austreibung der Proteſtanten aus

Salzburg durch den Erzbiſchof Firmian, einen Bonzen ſtupideſter Art, im Jahre 1732 mitanſehen müſſen.

Die Schweiz wurde durch die Compagnie zuerſt vom Veltlin her angegriffen, welche Landſchaft dazumal unter der Herrſchaft von Graubünden ſtand. Die Bündner wehrten den Angriff längere Zeit ab, und erſt im Jahre 1631 gelang es dem Orden, in Bormio einen feſten Sitz zu erhalten. Schon früher hatte er aber Luzern, welches eine Empfehlung von ſeiten des Erzbiſchofs Borromeo von Mailand den Jeſuiten öffnete, zu ſeiner erſten Hauptſtellung in der Eidgenoſſenſchaft zu machen gewußt (1574). Die Luzerner ſchenkten ihnen eine Kirche und richteten ihnen ein Kollegium ein. Im Jahre 1578 begannen ſie hier ihre Lehrthätigkeit. Als zweite ſchweizeriſche Hochburg gewannen ſie Freiburg (1582). Dann gründete ihnen der Biſchof Blarer von Baſel eine Niederlaſſung in Pruntrut. Im Jahre 1625 niſteten ſie ſich in Sitten ein, 1646 in Solothurn. Wie ſie den Krieg gegen den Proteſtantismus im Alpenlande zu führen gedachten, davon gab jenes Blutbad Zeugnis, welches 1620 in Veltlin auf ihr Anſtiften von fanatiſierten katholiſchen Pöbelrotten unter den Proteſtanten angerichtet wurde und an 600 Menſchen das Leben koſtete. Die Geſchichte der Schweiz im 17., 18. und 19. Jahrhundert weiß von den Praktiken der Compagnie Jeſu bekanntlich genug und mehr als genug zu erzählen.

Im Hörſaal.

1.

Die Berechtigung der materialiſtiſchen Anſchauung, Betrachtungsweiſe, Stimmung und Thätigkeit innerhalb vernünftiger Schranken und Grenzen wird kein denkender und wiſſender Menſch beſtreiten oder gar leugnen wollen. Es wäre dies ebenſo lächerlich als vergeblich; denn ſelbſt der ſtandhafteſte Idealiſt — — rechnet mit der Materie.

Eine Gewiſſenspflicht und zugleich eine Amtspflicht erfülle ich, indem ich in meinen Vorträgen gegen den Strom zu ſchwimmen unternehme, d. h. der gegenwärtig einſeitig herrſchenden, ſicherlich aber vorübergehenden materialiſtiſch-mechaniſtiſchen Anſchauungs- und Denkweiſe gegenüber nachzuweiſen und klarzuſtellen verſuche, was in dem bisherigen Lebens-, d. h. Bildungsgange der Menſchheit der Geiſt, der Gedanke Großes vollbracht, wie er die Materie ſich unterworfen, welche Wunder der Glaube an das Ideal gewirkt habe. Denn unter Idealismus verſtehe ich mit dem großen griechiſchen Philoſophen Platon den Glauben an die Urideen, an die Urbilder des Guten und Rechten, des Wahren und Schönen — Urideen, Urbilder, welche dem Menſchen allerdings nicht eingeboren ſind, wie Platon gemeint hat, ſondern die ſich der Menſch vielmehr auf dem mühſeligen Wege vieltauſendjähriger Kulturarbeit aneignen mußte, aber ſo ganz, ſo feſt, ſo unverlierbar angeeignet hat, daß ſie als Fixſterne am moraliſchen Firmamente der Menſchheit leuchten, durch alles Gewölke intellektueller oder ſittlicher Verdunkelungen und Verirrungen immer wieder ſiegreich hindurchſtrahlen und, wie ſie in der Vergangenheit gethan, ſo auch in der Zukunft unſerem Geſchlechte ſeine Vorſchrittsbahn zeigen und erhellen.

Dieſem will ich, um die Zeitgemäßheit meiner An- und Abſicht zu illuſtrieren, nur noch hinzufügen, daß ſelbſt hartnäckigſte Materialiſten — vorausgeſetzt, es ſeien redliche Menſchen — gerade im Hinblick auf unſere Gegenwart ſich der Wahrnehmung und Einſicht nicht verſchließen werden, daß die Konſequenzen des einſeitig gefaßten und einſeitig bethätigten Materialismus, und zwar des wiſſenſchaftlichen, theoretiſchen wie des ſozial-praktiſchen, ſehr traurige, für das Fortbeſtehen und Gedeihen der menſchlichen Geſellſchaft höchſt gefährliche ſeien. (Humboldt, Liebig, Dubois-Reymond.) Ich will mich begnügen, zwei Thatſachen aus der bezüglichen Stoffmaſſe herauszugreifen, um den ſoeben ausgeſprochenen Satz zu erhärten: der Schwindel und die Genußwut.

Der Materialismus, als wiſſenſchaftliche Theorie genommen, hat den Anſpruch erhoben, die letzten Gründe alles Seins und Lebens nachzuweiſen, das große Sphinxrätſel von der Welt und vom Menſchen zu löſen. Schon im vorigen Jahrhundert erhob er in den Schriften eines Condillac, eines Lamettrie, eines Holbach und anderer dieſen Anſpruch. Er hat aber ſein Verſprechen niemals gelöſt, damals ſo wenig wie heute. Die preiswürdigen Forſchungen und Findungen der Naturwiſſenſchaften in unſeren Tagen ſind allbekannt. Angenommen nun aber, die durch ſie beigebrachten Nachweiſe, daß und wie die Organismen auf dem Wege chemiſch-phyſiologiſcher Entwickelung zu ihrem jetzigen Zuſtande gelangt ſeien, enthalte die lautere Wahrheit, ſo wird dadurch das Warum des Warum keineswegs beantwortet. Woher die Keime der Organismen? Woher der uranfängliche Trieb ihrer tauſenderlei Verbindungen zum Zwecke der Herſtellung der mannigfaltigſten Lebensformen? Entweder muß man die *Zweckmäßigkeit* dieſer Lebensformen zugeben, und damit iſt auch die Annahme der bloßen *Zufälligkeit* ganz entſchieden ausgeſchloſſen, oder aber man muß mit Arthur Schopenhauer, welcher in unſeren Tagen die nihiliſtiſche Lehre des uraltaſiatiſchen Buddhismus wieder erneuerte, glauben, das

Dio, ſchon hinter einander her!“ rief Sterli, und wandte ſich.

„Laſſ' uns eilen,“ entgegnete Heinrich, „vielleicht ſind wir im Stande, Unheil zu verhüten.“

Eilends kehrten ſie um und fanden an der Porta die Proletarier von San Gallo mit dem Nachtrab der franzöſiſchen Armee bereits in erbittertem Handgemenge. Die beiden Jünglinge riefen vergebens den Kämpfenden zu, einzuhalten, Niemand hörte ſie, Niemand gab ihnen Antwort, und da ſie beide jung waren und ſchlachtenmuthig, da ſie zudem die florentiniſchen Volksmänner von den beſſerbewaffneten Franzoſen zurückdrängen ſahen, ſo hatten ſie, ſie wußten ſelbſt nicht, wie es kam, bald ebenfalls vom Leder gezogen und mit ihren Schwertern in den Kampf ſich gemiſcht, welcher immer heftiger entbrannte und den Boden bereits mit Todten und Verwundeten zu decken begann.

Er war aber entſtanden, indem ein franzöſiſcher Seigneur ſein Roß heftig gegen den Laſtträger Pacca, welcher gänzlich unbeſorgt dem königlichen Zuge nachſchaute, hatte anſprengen laſſen, ſo daß er den Rieſen taumeln machte. Aber im nächſten ganze Welt und Menſchendaſein ſei nur ein Schwindel, ein Humbug, ein Betrug, eine Prellerei. Dann aber müßte man wieder fragen: Wozu der Schwindel? Ich gebe zu, daß Kenner der Menſchen und der Geſchichte unſchwer zu dieſem peſſimiſtiſchen Credo gelangen können. Aber ich weiß auch, daß in jedem ehrlichen Peſſimiſten die ewige, jeden denkenden Menſchen beſchäftigende Frage nach dem Warum des Warum ruhelos arbeitet. Nun hüte ich mich allerdings wohl, behaupten zu wollen, der Idealismus, die idealiſtiſche Weltanſchauung vermöge dieſe Frage mit der Schärfe und Unwiderſprechlichkeit mathematiſcher Beweisformeln zu löſen; aber ich ſtehe nicht an, zu ſagen, daß die idealiſtiſche Anſchauungsweiſe unſerer Phantaſie und unſerer Vernunft wenigſtens etwas Vorſtellbares an die Hand gibt, indem ſie alles Werden, Wachſen und Sein in der Natur wie in der Geſellſchaft auf eine denkende und wollende Endurſache, auf eine Urſubſtanz zurückführt, auf eine causa movens, mit Spinoza zu ſprechen, auf ein geheimnisvolles, unergründliches Etwas, welches die Menſchen mit den verſchiedenſten Benennungen, als da ſind Schickſal, Verhängnis, Vorſehung, ſittliche Weltordnung oder Gott zu bezeichnen pflegen. Die erleuchtetſten Geiſter, die reinſten Gemüter aller Zeiten und aller Völker haben mit der Ergründung dieſes Geheimnisvollen ſich abgemüht. Vergebens! Aber nur Leute, welche mit den Rätſeln unſeres Daſeins kurzweg dadurch ſich abzufinden wähnen, daß ſie die noch dazu ſehr häufig von Narren oder Gaunern ausgegebenen Stich- und Modewörter des Tages gedankenlos nachplappern, vermögen ſich ſelbſt und anderen vorzuſchwindeln, es ſei unwahr, daß in jedem geſund organiſierten Menſchen in dieſer oder jener, je nach ſeiner Bildungsſtufe gemodelten Form die Ahnung von Ueberirdiſchem lebe, die Ahnung von einem Ewigen, Unfaßbaren, Unerforſchlichen, welches nicht faſſen, nicht begreifen zu können ſelbſt der größte, redlichſte, unerbittlichſte Denker des modernen Weltalters, J. Kant, in großartiger Beſcheidenheit eingeſtanden hat.

In dieſem Ewigen, Unnahbaren, Unerklärten, Unerforſchten und Unerforſchlichen erkennen wir die Zentralſonne der geiſtigen, der moraliſchen Welt, den Grundintellekt, das Urideal. Wir denken uns, daß von dieſem die einzelnen Urideen, die einzelnen Ideale ausgehen wie die Licht, Wärme und Leben bringenden Strahlen von der phyſiſchen Zentralſonne unſeres Planetenſyſtems.

Dieſer Satz, welchem ich nicht eine dogmatiſche Bedeutung im Sinne irgend welcher Orthodoxie beilege, ſondern nur die Bedeutung einer wiſſenſchaftlichen Annahme und Vorausſetzung, bildet die Baſis, auf welcher die idealiſtiſche Betrachtung der Welt, der Menſchheit und ihrer Geſchichte ſich aufzubauen hat.

Wenn Sie, meine Herren, offenen Auges in das Leben der Menſchen blicken, und wenn Sie die Blätter des Buches der Geſchichte leſen, ſo werden Sie finden und wird Ihnen klar werden, daß aller berechtigten und unberechtigten Anſprüche der Materie ungeachtet in der Entwickelung des einzelnen Menſchen wie in der Entwickelung der Völker die Idee, das ideale Ziel, dem ihr Sinnen und Trachten entgegenſtrebt, das geiſtige, beſeelende und bewegende Motiv ausmacht. Nicht allezeit erſcheint und offenbart ſich dieſe Seele der Menſchheit, das Ideal, in gleicher Kraft und Stärke. Ganze Zeiträume hindurch iſt es wie aus der Welt verſchwunden. Es wirkt dann in der Stille, unſichtbar geheimnisvoll, von wenigen nur geahnt, gekannt und anerkannt. Plötzlich jedoch in einer großen Stunde, wo es ſich vielleicht um das Sein oder Nichtſein einer Nation handelt, tritt das Ideal glorreich wieder hervor, um den Menſchen und ganzen Völkern zur Richtſchnur ihres Denkens und Handelns zu werden, um ihnen voranzuleuchten, wegzeigend und ermutigend, wie in der hebräiſchen Sage Jahve in Geſtalt einer Feuerſäule ſeinem Volke führend durch die Wüſte vorangeleuchtet hat. Es iſt wunderſam zu ſehen, wie in ſolchen Zeiten die widerſtrebenden Bekämpfer des Ideals deſſen Aufſchwung und Wirkung nur noch mehr befördern. Es kann einem Zweifel gar nicht unterſtellt werden, daß eines Volkes Vor- und Rückſchritt durch das bewußt oder unbewußt ihm vorſchwebende Ideal bedingt und beſtimmt wird. Aber wie die Strahlen der Sonne je nach dem Medium, welches ihr Licht mit der Netzhaut unſeres Auges vermittelt, eine verſchiedene Färbung annehmen, ſo wechſeln im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende auch die Erſcheinungsformen des Ideals. Auch die Ideen haben ihre Zeit. Auch ſie altern, leben ſich aus, verwandeln ſich oder verſchwinden ganz aus dem Kreiſe der Anſchauungen und Stimmungen der Völker, um durch andere erſetzt zu werden. So geſchieht es, daß bald die religiöſen, bald die politiſchen, bald die ſozialen Ideale im Vordergrunde ſtehen, herrſchen und demnach dem Geiſte der Zeit Ziel und Richtung weiſen und den menſchlichen Einrichtungen, den Geſetzen und Sitten, wie den wiſſenſchaftlichen Arbeiten und den künſtleriſchen Schöpfungen ihren Stempel aufdrücken. Solche leitende Ideen ſind dann für eine jeweilige Epoche der allgemein gültige, der wahrſte und tiefſte Ausdruck des Volkscharakters und laſſen mit voller Beſtimmtheit auf das Weſen desſelben ſchließen.

2.

Zweifelsohne iſt am 2. September von 1870 im Buche der Weltgeſchichte ein neues Kapitel aufgeſchloſſen worden. Was uns dieſes Kapitel bringen, wie ſich die Zukunft geſtalten wird, das liegt, mit dem frommen Heiden Homer zu ſprechen, „im Schoße der Götter“. Unſere Aufgabe iſt es, mit umſichtigem Eifer zu unterſuchen und mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit darzulegen, wie alles ſo gekommen, wie alles ſo kommen mußte. Man muß wiſſen, woher man kommt, um zu wiſſen, wo man ſteht und wohin man geht. Man muß die Vergangenheit kennen, wenigſtens einigermaßen ahnen, um die Gegenwart zu verſtehen und die Zukunft zu kennen. Ohne Kenntnis der Geſchichte iſt dem Menſchen alles, was um ihn her vorgeht, ſchlechterdings unbegreiflich, geradezu ein Rätſel. Daher die bornierte Anſchauung und ſtupide Auffaſſung der Erſcheinungen unſerer Zeit von ſeiten der kenntnisloſen und urteilsloſen Menge. Das hiſtoriſche Studium allein eröffnet eine klare Einſicht in das Weſen des unendlichen ſozialen Prozeſſes, mit deſſen Entwickelungsſtadien, mit deſſen Kriſen, Peripetien und Kataſtrophen wir alle, jeder an ſeiner Stelle, durch tauſend unſichtbare und dennoch unzerreißbare Fäden und Bande verknüpft ſind. Die Geſchichte iſt nicht allein für Gelehrte, für Staatsmänner, für Politiker vom Fach eine unumgängliche Schule, ſondern auch ebenſoſehr für den ſchlichten Bürger, für den Künſtler, für den Kaufmann, für den Techniker, für den rationellen Handwerker ſogar, überhaupt für jeden nach wirklicher Bildung ſtrebenden Menſchen, der ſich klar werden will über ſein eigenes Weſen, über ſein Wollen und Können, über ſeine Pflichten und Rechte, d. h. alſo über ſeine Stellung zur Geſellſchaft.

Die Bedeutung der Geſchichtswiſſenſchaft ſo gefaßt — und dieſe Faſſung iſt ſicherlich die richtige —, muß es einleuchtend ſein, daß an dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Vorſchritt unſerer Tage auch die Hiſtorik ſich beteiligen mußte und beteiligt hat. Nachdem vom Beginne unſeres Jahrhunderts an für die Auffindung, kritiſche Unterſuchung, Sichtung und Wertung des hiſtoriſchen Materials unermeßlich viel gethan worden, hat auch die Behandlungsweiſe dieſes Materials allmählich ſich umzugeſtalten angefangen. Das Ziel dieſer Umgeſtaltung iſt, die abſtrakt-politiſche Hof-, Kabinetts-, Staats- und Kriegshiſtorik in die konkret-menſchliche Kulturgeſchichtſchreibung umzuwandeln und dadurch die Geſchichtswiſſenſchaft für das menſchliche Geſchlecht erſt recht fruchtbar zu machen. Bedeutſame Anregungen zu dieſer Umwandlung reichen ins 18. Jahrhundert zurück, das ja überhaupt eine ſo unerſchöpflich reiche Gedankenſaat ausgeſtreut hat, daß auch unſere Zeit noch zumeiſt von den Garben derſelben lebt. Die beiden Franzoſen Montesquieu und Voltaire, der Schotte Hume, der Engländer Gibbon und mit höchſter Genialität der Deutſche Herder, ſie haben zuerſt eine rationelle Geſchichtſchreibung begründet und der Geſchichtswiſſenſchaft mit Entſchiedenheit die Wendung zur Kulturhiſtorik gegeben. (Herders Meiſterbuch, betitelt „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte“, iſt als das Fundament anzuſehen, auf welchem ſich eine wahrhafte Hiſtorik der menſchlichen Ziviliſation aufbauen läßt.)

Eine ſolche Hiſtorik hat zur höchſten Aufgabe, an der Löſung des großen Problems mitzuwirken, was denn das Menſchendaſein eigentlich ſei und bedeute. Woher, wozu, warum, wohin das menſchliche Geſchlecht? Dieſe ſchwerwiegenden Rätſelfragen, welche jedem denkenden Menſchen nahetreten, ſoll die auf wahrheitstreue Darſtellung der welthiſtoriſchen Thatſachen baſierte Philoſophie der Geſchichte zu beantworten verſuchen.

Sie hat es an Beantwortungsverſuchen nicht fehlen laſſen; allein die Muſterung dieſer Verſuche im einzelnen gehört nicht hierher. Es reicht für unſeren Zweck aus, zu ſagen, daß die geſchichtsphiloſophiſch auf die erwähnten Fragen gegebenen Antworten entweder auf idealiſtiſch-deduktivem oder auf realiſtiſch-induktivem Wege geſucht worden ſind. Wir ſtoßen alſo auch hier auf die großen Gegenſätze von Idealismus und Materialismus, welche von jeher die intellektuelle Welt in ihren Tiefen bewegten und heutzutage dieſelbe heftiger als je bewegen. Sie werden auch niemals verſöhnt und ausgeglichen werden; denn gerade auf der ewigen Reibung dieſer Gegenſätze beruht die Entwickelung der Ziviliſation, und dieſe leidet nur dann Not, wenn der eine oder der andere der beiden Gegenpole einſeitig vorwiegt und die Wirkung des anderen allzuſehr paralyſiert.

Eine idealiſtiſche Löſung des erwähnten großen Problems wurde zunächſt auf religiöſem Wege geſucht.

Die Religion, wie ſie ſich in den Lehren und Kulten der verſchiedenen jüdiſchen, chriſtlichen und islamitiſchen Kirchen, Konfeſſionen und Sekten fixiert hat, macht ſich die Erklärung der Bedeutung und Beſtimmung von Welt, Geſchichte und Menſchheit leicht, indem ſie alles ausgehen läßt, abhängig macht und zurückführt von einem und auf einen außerweltlichen Gott, deſſen unerforſchliche Ratſchlüſſe alles anordnen und lenken. Dieſer dem gläubigen Denkniveau genügenden Anſicht zufolge würde die ganze Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft durch eine Art himmliſcher Polizeidirektion geleitet. Ueber dieſe wiſſenſchaftlich ganz wertloſe kirchlich-theologiſche Anſchauung hebt ſich die philoſophiſch-pantheiſtiſche hoch empor, welche das Prinzip der Immanenz verkündigt, d. h. die Lehre vom Sein und Wirken der Gottheit in der Natur und im Menſchengeiſt.

Wie jedermann weiß, iſt das pantheiſtiſche Evangelium von der Identität, von der Dieſelbigkeit der Natur und des Geiſtes, der Gottheit und der Menſchheit am konſequenteſten formuliert worden durch den deutſchen Philoſophen Hegel. Was immer an dem perſönlichen Charakter dieſes Mannes wie an ſeinem philoſophiſchen Syſtem zu tadeln ſein mag und mit Recht zu tadeln iſt, gewiß iſt dennoch, daß das Endergebnis ſeiner geſchichtswiſſenſchaftlichen Forſchungen und Arbeiten eine große Wahrheit enthält, die Wahrheit, welche er niederlegte in dem Satze: „Die Weltgeſchichte iſt der Vorſchritt im Bewußtſein der Freiheit.“ Damit iſt als Zweck der welthiſtoriſchen Kulturarbeit hingeſtellt die vorſchreitende Freimachung und Humaniſierung der Geſellſchaft; denn nur der human gebildete Menſch vermag ein freier zu ſein.

Das Menſchengeſchlecht trägt, wie jeder einzelne, nicht ganz intellektuell und moraliſch verwüſtete Menſch, den unaustilgbaren Trieb der Vervollkommnung in ſich. Das Weſen der Menſchheit, der Menſch an ſich bleiben freilich immer dieſelben. Daß aber die Menſchheit, was die Formen angeht, in welchen ſich ihr Weſen offenbart, von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad zu größerer Bildung, Einſicht, Veredelung, mit einem Worte zu größerer Vermenſchlichung und Freiheit ſich emporgerungen hat, iſt eine handgreiflich gewiſſe, unerſchütterlich feſtſtehende Thatſache. Eine logiſche Konſequenz derſelben iſt, daß die Veredelungstriebe und Vervollkommnungskräfte, welche bisher in den Menſchen und in der menſchlichen Geſellſchaft thätig geweſen ſind, auch fernerhin thätig ſein werden. Folglich wird der „Vorſchritt im Bewußtſein der Freiheit“ auch künftig ſich raſtlos bewerkſtelligen. Hierin ſind Idealiſten und Realiſten, Optimiſten und Peſſimiſten einig.

Im weiteren freilich gehen ihre Anſchauungen ſchroff auseinander. Der idealiſtiſche Optimismus ſieht und verkündigt als Ziel des welthiſtoriſchen Entwickelungsprozeſſes eine Ausgleichung aller moraliſchen und ſozialen Gegenſätze und Widerſprüche, ein Reich der allgemeinen Freiheit und unbedingten Liebe, ein wahres Paradies, ein goldenes Zeitalter, wie es nur jemals eine kühne Dichterphantaſie erſonnen hat oder erſinnen mag. Der realiſtiſche Peſſimismus ſchüttelt zu dieſer ſchönen Ausſichtseröffnung, zu dieſer, wenn ich ſo ſagen ſoll, paradieſiſchen Zukunftsmuſik den Kopf und meint — meiner Ueberzeugung zufolge mit vollem Rechte —, der Menſch vermöge nur aus der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft zu ſchließen. Vergangenheit und Gegenwart geſtatten aber ſchlechterdings keinen Schluß auf ein zukünftiges Paradies. Aller-

Augenblicke hatte Vacca's Fauſt den Zügel des Roſſes gepackt und drückte das Thier auf die Hinterbeine nieder. „Was ſoll das, Du Schurke," ſchrie der erboste Franzoſe, „ſiehſt Du nicht, daß ich ein Ritter des Königs von Frankreich bin?" „Und wärſt Du der König von Frankreich in eigener Perſon," rief ihm der gereizte Proletarier entgegen, „ſo ſollteſt Du einen freien Bürger von Florenz nicht ungeſtraft anrennen und einen Schurken ſchelten!" Der Franzoſe zückte ſein Schwert und verwundete leicht die nackte Schulter ſeines Gegners, aber dieſer ſchnellte ihn jezt mit der Linken aus dem Sattel und ließ mit der Rechten ſeine Hebſtange auf des Feindes Haupt niederfallen mit einem Schlage, der des Franzoſen Helm und Hirnſchaale zugleich zerbrach. Als die Fremden ihren Landsmann fallen ſahen, ſtießen ſie ſogleich ihren Kriegsruf aus und fielen Vacca an, zu welchem ſich bereits ſeine Genoſſen geſellt hatten, und ſo entzündete ſich das Gefecht, in deſſen dickſten Knäuel ſich Heinrich und Sterli bald verwickelt fanden, und wo der Erſtere Gelegenheit hatte, dem rieſigen Vacca das Leben zu retten, denn während der Laſtträger zwei bretodings wird das Streben und Ringen der Menſchheit nach Freiheit und Humaniſierung niemals aufhören, weil dieſes Streben mit dem Weſen des Menſchen identiſch iſt. Allein ein Endziel, ein ſogenanntes goldenes Zeitalter wird dieſes Streben und Ringen nie erreichen; denn eine ſolche Zielerreichung wäre gleichbedeutend mit Aufhören der Entwickelung, wäre Stillſtand und folglich Rückſchritt, welcher dem Weſen des Menſchen geradezu widerſpricht. Die paradieſiſche Zukunftsmuſik iſt demnach ein Nonſens, und die Weltgeſchichte wird in alle Zukunft hinaus das ſein, was ſie ſchon in der älteſten Vergangenheit war und in der Gegenwart iſt: ein raſtloſer Kampf. „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein.“ In dieſe Worte hat einer der erlauchteſten Träger und Offenbarer des Genius der Menſchheit, Goethe, mit jener tiefen Lebensweisheit, welche alle ſeine Werke kennzeichnet, die Beſtimmung des Menſchen und folglich auch der Menſchheit zuſammengefaßt.

In dieſem ewigen Fortſchrittskrieg und Vervollkommnungskampf, genannt Weltgeſchichte, muß jeder ſeinen Mann ſtellen, iſt jeder an ſeinem Orte und nach ſeinen Kräften ein Streiter und Soldat. Inſofern nun vermöge des Weſens der Menſchheit und ihrer Geſchichte jeder ein Soldat ſein muß, iſt die menſchliche Willensfreiheit allerdings beſchränkt. Allein innerhalb des Rahmens dieſer Notwendigkeit iſt der menſchliche Wille frei, denn es ſteht bei einem jeden, ein guter oder aber ein ſchlechter Soldat zu ſein.

Ich ſage dies mit Bezug auf eine geſchichts-philoſophiſche Anſicht, welche in neueſter Zeit aufgekommen iſt, vertreten namentlich durch den Franzoſen Auguſt Comte, und mit viel mehr Geiſt, Wiſſen und Schärfe durch den Engländer Thomas Buckle. Comte hat ſeine Anſichten in ſeinen zwei Hauptwerken „Philosophie positive“ und „Politique positive“ entwickelt, und es haben dieſe unerträglich breitſpurig und langweilig geſchriebenen Bücher um ihrer Paradoxien willen Aufſehen und ſogar gläubige Verehrer gefunden. Ihr wiſſenſchaftlicher Wert iſt gering, weil Comte in hiſtoriſchen Dingen teils eine kraſſe Unwiſſenheit entwickelt, teils die hiſtoriſchen Thatſachen ſo lange reckt und ſtreckt, falſch färbt, preßt und quetſcht, bis ſie unter die Schablone ſeines ſogenannten Syſtems paſſen. Buckle dagegen hat in ſeiner „History of civilisation in England“, welche zu vollenden ein frühzeitiger Tod ihm verwehrte, umfaſſende Beleſenheit und redliches Streben nach Wahrhaftigkeit entwickelt. Die von ihm aufgeſtellte geſchichts-philoſophiſche Theorie hat viel Beſtechendes. Mit Beiſeiteſtellung aller theologiſchen Vorausſetzungen will Buckle die Entwickelung der Menſchheit durchaus und einzig nur von der Natur abhängig wiſſen. Die Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem der Menſch geboren wird und lebt, beſtimmt, verbunden mit den Einflüſſen des Klimas und der Raſſe, ſein Schickſal. Dieſen ihn abſolut beherrſchenden Mächten hat der Menſch keinen freien Willen entgegenzuſetzen. Er iſt mit allen ſeinen Inſtinkten und Trieben, Anſchauungen, Gefühlen, Gedanken, Wünſchen und Handlungen ſchlechthin das Produkt der Naturgewalten. Die Naturgeſetze beſtimmen mithin nicht allein die natürliche, ſondern auch die geiſtige, die moraliſche Welt, und die Geſchichtswiſſenſchaft hat die Aufgabe, dies allſeitig aufzuſpüren und nachzuweiſen. Dadurch gelange man dazu, daß, wie die Naturwiſſenſchaft die Geſetze der phyſiſchen Erſcheinungen aufgefunden und feſtgeſtellt hat, ſo die Geſchichtswiſſenſchaft die Geſetze der intellektuellen und moraliſchen Erſcheinungen feſtſtellen würde, woraus ſich dann die Einſicht ergäbe, daß das geſchichtliche Daſein der Menſchheit gerade ſo nach ewigen und unveränderlichen Geſetzen vor ſich gehe wie das Leben und Walten der Natur. — Es iſt wahr, es waltet eine gewiſſe Geſetzlichkeit im Wachſen und Welken der Völker wie der Individuen; aber auch ein Unbewußtes, Unberechenbares, manches Zufällige und viel menſchliche Leidenſchaft.

Ich brauche nicht zu ſagen, wie ein Fatalismus von furchtbaren Konſequenzen in dieſer Lehre liegt. Sie betrachtet den Menſchen, dieſen wunderbaren Mikrokosmos, wie ein geiſt-, willen- und lebloſes Naturding, wie einen Stein, ein Mineral, höchſtens wie eine Pflanze. Dieſe Lehre wirft das moraliſche, das ethiſche Moment aus der menſchlichen Geſellſchaft, aus der Geſchichte hinaus, verwiſcht den Unterſchied von gut und böſe, pflanzt, obzwar ohne es zu wollen, eine niederträchtige Reſignation den Menſchen ein, predigt eine infame Erfolganbetung und müßte, wenn herrſchend geworden und befolgt, ſchließlich eine vollſtändig phyſiſche, moraliſche Verſumpfung der Menſchheit herbeiführen. Denn wer, frage ich, ſollte und wollte ſich noch irgendwie mühen, wer wollte noch ſtreben und ringen, wer ſeine Phantaſie mit großen Anſchauungen und ſeine Seele mit hochherzigen Gefühlen füllen, wer ſeine Stirn mit dem Schweiße der Gedankenarbeit feuchten, wenn mit oder ohne unſer Zuthun die Geſchicke der Menſchheit mit der eintönigen, mechaniſchen Regelmäßigkeit und unerbittlichen Stetigkeit des Auf- und Niedergehens der Geſtirne ſich erfüllten?

Nein, zu dieſer troſtloſen Lehre wollen wir uns nicht bekennen. Wenn man die Moral aus der Politik und Geſchichte entfernt, wenn man aufhört, an die Handlungen der Menſchen den ſittlichen Maßſtab zu legen, wenn man den Gegenſatz von gut und böſe, von Wahrheit und Lüge, von Recht und Unrecht, von Freiheit und Sklaverei in der Hingabe an eine fataliſtiſche Blaſiertheit verſchwinden läßt, ſo pflanzt man nur eine Generation von groben Selbſtſüchtlingen und elenden Feiglingen. Was wäre für ſo eine moraliſch verſumpfte Geſellſchaft ohne Gewiſſen, ohne Ehrgefühl, ohne Mannesſtolz und Vaterlandsliebe noch das Wort Freiheit? Eben nur ein leerer Schall. Eine derartig entſittlichte Geſellſchaft würde nur noch für ihr materielles Intereſſe und für ihre ſinnlichen Gelüſte Sinn und Empfänglichkeit beſitzen und vor jedem Deſpotismus, welcher ihr Befriedigung dieſer gemeinen Inſtinkte verſpräche, knechtiſch die Kniee beugen, um raſch einer Verderbnis entgegenzufaulen, welche mit einem ſchmachvollen Untergang enden müßte. (Das zweite Empire!)

Wenden wir daher einer ſo unſittlich-materialiſtiſch-mechaniſtiſchen Auffaſſung der Geſchichte verachtungsvoll den Rücken, einer Geſchichtsphiloſophie, deren letztes Wort, falls ſie ehrlich ſein wollte, lauten müßte: Die Welt iſt nur für das glückliche Verbrechen und das triumphierende Laſter da. Die echte Geſchichtswiſſenſchaft hat nicht allein die Aufgabe, die Menſchen mit den Thatſachen des Entwickelungsprozeſſes der Menſchheit bekannt zu machen, ſondern auch und ebenſo die, das Unrecht zu brandmarken und das Recht zu verteidigen, die Lüge zu entlarven und die Wahrheit zu verkünden, die verletzte Freiheit zu rächen und die Tyrannei zu bekämpfen. Ihr Amt iſt alſo ein ganz weſentlich ſittlich ſoziales. „Des gewiſſenhaften Hiſtorikers Pflicht iſt es, die großen epiſchen und dramatiſchen Handlungen zu entrollen und nachzuweiſen, welche derſelben zum Heil oder zum Unheil, zur Vervollkommnung oder zur Erniedrigung des Menſchengeſchlechts beigetragen haben.“ Die Weltgeſchichte iſt, ich wiederhole es, ein raſtloſer Kampf zwiſchen Licht und Finſternis, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Freiheit und Sklaverei. Jeder, ſelbſt der unbedeutendſte Menſch, muß ſo oder ſo an dieſem Kampfe ſich beteiligen, und jeder iſt verantwortlich für die Art und Weiſe, wie er kämpft.

3.

Die Darlegung des Entwickelungsganges der litterariſchen Leiſtungen einer Nation iſt die intellektuelle Geſchichte derſelben; eine allgemeine Geſchichte der Poeſie bildet demnach die ideale Geſchichte der Menſchheit. Beſtimmter formuliert iſt die Geſchichte der ſchönen Künſte und insbeſondere die der Poeſie die pſychologiſche Geſchichte des Menſchengeſchlechts, die Geſchichte, welche nicht die äußeren Schickſale und Zuſtände der Völker, ſondern ihre inneren Erlebniſſe, ihre Seelenſtimmungen, ihre freudigſten und ſchmerzlichſten Erfahrungen, ihre traurigſten wie ihre ſtolzeſten Erinnerungen, ihre teuerſten, mit Schweiß, Thränen und Blut erworbenen Güter, ihr beſtes Glauben, Lieben und Hoffen beſchreibt. Dieſe Geſchichte bildet demnach ſo recht eine Aſtrognoſie, eine Geſtirnkunde aller der leuchtenden Sternbilder, welche als Leitſterne des Lebens und Strebens der Menſchheit vom Uranfang an bis zum heutigen Tage im Geiſte derſelben auf- und niedergegangen ſind. Denn dasjenige, worin der Menſch Befriedigung ſucht, oder diejenige Art von Genuß, welche ein Menſch erſtrebt, erſcheint ihm als ein Ideal, und falls er dieſes Ideal verkörpert, ſei es mittels des Bildes, ſei es mittels des Wortes oder Klanges, alſo mittels der bildenden oder der redenden Künſte, ſo entſteht ein Kunſtwerk. Die verſchiedenen Schönheitsideale aber, zu denen die verſchiedenen Glieder der menſchheitlichen Familie zu verſchiedenen Zeiten ſich hingeneigt haben, bezeichnen, in Kunſtwerken ausgeprägt, wie leuchtende Markſteine die verſchiedenen Stimmungen der Geiſter, die verſchiedenen Endziele ihrer geheimſten Wünſche, ihrer innerſten Beſtrebungen; ſie markieren die Stadien und Stationen, welche unſer ewig ſtrebendes Geſchlecht auf ſeiner Entwickelungsbahn bis heute durchlaufen hat.

Neben dieſer kulturhiſtoriſchen Bedeutung kommt aber der Kunſt und wiederum insbeſondere der Poeſie, als der umfaſſendſten, dauerndſten und wirkungsreichſten aller Künſte, auch noch eine ſehr beachtenswerte ſeeliſche oder gemütliche zu. Sie erhebt den Menſchen, ſie begeiſtert ihn, und folglich veredelt ſie ihn. Und wie der Dichter — in der höchſten Bedeutung des Wortes — der Lehrer und Prophet der Menſchheit iſt, ſo iſt er auch und ebenſo ſehr ihr Tröſter, ihr Seelenarzt, welcher in die Wunde, die uns die rauhe Hand der Wirklichkeit ſchlägt, den ſchmerzenſtillenden und heilenden Balſam ſeiner Worte gießt. Schön hat ein erlauchter Toter, L. B., dies alſo ausgedrückt in ſeiner berühmten Denkrede an J. P. Fr. Richter, wo er ſagte: „Die Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glückes, die Stufen des Alters ſteigen auf und nieder, nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben würde ein ewiges Verbluten ſein, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet; einen Frühling, der nicht verblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend."

Eine wunderſame Periode, dieſes 18. Jahrhundert, ſo ein Frühling der Menſchheit, wie ſolche Frühlinge nur ſpärlich und nach langen Zwiſchenräumen wiederkehren — ein Völkermai, wo in dieſem unſerem alten Europa das ganze intellektuelle Leben aufs neue in Saft und Blüte ſchoß und nicht allein auf den Höhen des Daſeins, in den Kreiſen der Bildung, nein, auch in den Niederungen der Geſellſchaft, in den Maſſen ein inſtinktives Ahnen ſich kundgab, daß ein neues Weltalter anzubrechen im Begriffe ſei, daß ein neues Evangelium der Freiheit und Gleichheit den Menſchen gebracht werde, daß die Erlöſung vom Mittelalter, d. h. vom Joche fürſtlicher, junkerlicher und pfäffiſcher Deſpotie bevorſtehe

Zu den vortretenden Charaktermerkmalen dieſes durch und durch emanzipativen Jahrhunderts gehörte auch ſein ganz erſtaunlicher, geradezu beiſpielloſer Reichtum an großen und gewaltigen Menſchen, ein Genius höchſter Potenz und zwar ein Genius auf idealem wie auf realem Gebiet. In Wahrheit, es war die Epoche der klaſſiſchen Menſchen. Denn eine ununterbrochene Kette von zerſtörenden und ſchaffenden Geiſtern, von großen Dichtern und Denkern, von Künſtlern und Erfindern, von Staatsmännern und Feldherren, von großen Königen und großen Bürgern ſpannte ſich durch das 18. Jahrhundert herab. Vergleicht man mit dieſem Reichtum die Produktionskraft unſeres eigenen Jahrhunderts, ſo erſcheint dieſelbe in einem wahrhaft kläglichen Lichte. Und nicht minder fällt die Vergleichung zum greifbaren Nachteile unſeres Jahrhunderts aus, wenn man mit der Grundſtimmung der Menſchen des 18., mit ihrer außerordentlichen Empfänglichkeit, ihrem Seelenſchwung, ihrem Enthuſiasmus, ihrer edlen Simplizität und Genügſamkeit, mit ihrem hoffnungsfreudigen Idealismus den verdroſſenen Materialismus, die abgelebte, nörgelnde Blaſiertheit, die mechaniſche, allem Höheren feindſelig abgewandte Erwerbsſucht und Genußwut, die für das wahrhaft Schöne ganz unempfängliche Gefühlsſtumpfheit, den begeiſterungsloſen, nützlichkeitswütigen Proſaismus unſerer Tage vergleicht.

Leſſing, Goethe, Schiller, die Schöpfer der klaſſiſchen Litteratur Deutſchlands, traten zu einer Zeit hervor, die für ihr Kommen vorbereitet war, und auf einem Boden, welcher geeignet und bereit war, die geiſtigen Saaten, welche ſie ihm anvertrauten, liebeniſche Bogenſchützen niederzuſchlagen im Begriff war, rannte ein Gensd'arm mit eingelegter Lanze gegen ſeine unbeſchützte Hüfte und würde ihn durch und durch geſtoßen haben, hätte nicht Heinrich's Schwert den Lanzenſchaft entzwei, und deſſen Führer darauf ſelber vom Roſſe gehauen. Pacca bemerkte die That, warf unſerm Freunde einen dankenden Blick und die kurzen, aber ausdrucksvollen Worte zu: „Signore Tedesco, das ſoll nie und nimmer vergeſſen werden!“ Die Diener der beiden Jünglinge waren ihnen natürlich gefolgt und der luſtige Phlips ſchlug wacker um ſich, während ſeine Stimme ſchimpfend und fluchend zuweilen aus dem Getoſe herausgellte: „Auf ſie, immer friſch auf die lumpigen Franzen! Hurrah und Heiſa! Gebt's ihnen tüchtig! Potz Bluoſt und Herrgöttlihagel!“ — welchen Fluch er ebenfalls ſeiner Reiſe durch die Schweiz verdankte.

Es iſt ungewiß, zu welchen traurigen Reſultaten dieſer Kampf geführt hätte, wenn er nicht plötzlich durch den Biſchof von St. Malo und Pagolo Soderini unterbrochen worden wäre, welche herbeieilten, dem unnützen Blutvergießen ein Ende zu machen. Als nämlich der Kampflärm die Ohren voll zu empfangen und zu zeitigen. Denn alles hat ſeine Zeit, und es wäre geradezu ein Wunder, alſo ein Ding, welches unmöglich, welches nie war, nie iſt und nie ſein wird, ja ein Wunder wäre es, falls in unſeren Tagen, in dieſer Zeit eines eiſernen Realismus ein großer Dichter aufſtände, ein Poet, deſſen Schöpfungen, um ein Goetheſches Wort zu gebrauchen, von Menſchengeſchick beſtimmender Wirkung wären.

Von ſolcher Wirkung waren aber die Werke unſeres klaſſiſchen Dreigeſtirns.

Es muß nun ſofort mit Betonung bemerkt werden, daß Wirkſamkeit und Wirkung der drei Unſterblichen zwei große Seiten oder Richtungen unterſcheiden laſſen. Ihr Streben und ihr Vollbringen iſt nämlich zugleich ein nationales und ein weltbürgerliches, ein menſchheitliches geweſen.

Nach der erſten Richtung hin handelte es ſich darum, den emanzipativen Geiſt des 18. Jahrhunderts in Deutſchland zur höchſten Erſcheinungsform zu bringen. Dies eben wurde durch Leſſing, Goethe und Schiller vollbracht. Sie waren Kämpfer und Befreier. Leſſing befreite den deutſchen Genius vom hölzernen Joche einer pedantiſchen, geiſtloſen Gelehrſamkeit, von dem bleiernen Stirnbande des Afterglaubens eines orthodoxen Theologismus, ſowie von dem kläglichen Gängelbande der Autorität falſcher Kunſtprinzipien. Er vindizierte ſeiner Nation das Recht, ja die Pflicht des freien Denkens und ſchuf als Poet zuerſt ein deutſches Drama, an ſich ſelbſt demnach, obgleich in ſeiner Beſcheidenheit bekennend, daß er eigentlich kein Dichter ſei, die höchſte Forderung der Poeſie ſtellend und ſie ruhmvoll erfüllend. — Goethe ſeinerſeits kämpfte für die Freiheit und Kunſt und erkämpfte ſie. Er reinigte die Atmoſphäre der deutſchen Kultur von den Stickſtoffdünſten theologiſcher Vorausſetzungen und philiſterhafter Vorurteile, und in dieſer gereinigten Sphäre ſtellte er dann mit wunderbarer und univerſaler Schöpfungsmächtigkeit jene Gebilde von ewiger Schönheit auf, in welchen ſich die friſcheſte, ſeelenvollſte Naturwahrheit des Gehalts mit der höchſten Kunſtvollendung der Form verbindet. — Schiller endlich leitet mit ſeiner ganzen Thätigkeit als Völkerlehrer und Dichterprophet von der Freiheit des Denkens und Fühlens zu der des Handelns hinüber. Er iſt ein ganz weſentlich ſittlicher Dichter — Sittlichkeit in dem erhabenen Sinne genommen, daß darunter die beſten und höchſten Kräfte des Menſchen und deren Bethätigung im Dienſte der Vernunft verſtanden werden. Der Kern von Schillers Wollen und Thun iſt dieſer, daß er mittels der freien Kunſt den Menſchen zum Bürger des freien Staates erzogen wiſſen will.

Indem aber die Drei die edelſten in ihrem Volke liegenden Gaben und deſſen höchſte Strebungen zur Vollendung führten, haben ſie zugleich auch den weltbürgerlichen Charakter des Germanentums herrlich erwieſen. Sie vollzogen die geiſtige Befreiung ihrer eigenen Nation, ſie führten dieſelbe auf die höchſte Stufe der Kunſt; aber dabei richtete ſich ihr weltweiter Blick über die Grenzen ihres Vaterlandes weit hinaus, die Intereſſen der ganzen Menſchheit umſpannend. Das eben iſt das Auszeichnende an dieſen auserwählten Geiſtern, daß ſie vermöge des reinmenſchlichen Seelengehalts, vermöge der erhabenen, ewig friſchen Humanität, welche in ihren Werken pulſiert, die Lehrer, Begeiſterer, Propheten und Tröſter aller Völker ſein können, daß ſie für die ganze ziviliſierte Welt dieſes von Jahr zu Jahr mehr wirklich geworden ſind und daß ſie die hochwillkommenen und verehrten Zeitgenoſſen noch der fernſten Geſchlechter der Zukunft ſein können und ſein werden. Darum ſprach ich von ihren Werken als von Menſchengeſchick und Völkergeſchick beſtimmenden und beeinfluſſenden. Denn in vollem Maße gilt von Leſſing, Goethe und Schiller das Wort:

„Wer die Sache der Menſchheit als ſeine eigne betrachtet,
Hat an der Götter Geſchäft, hat am Verhängniſſe teil.“

4.

Der Einwurf, die Geſchichte einer ſo naheliegenden Zeit (1830—1860) ſei zur Behandlung noch nicht reif, iſt nicht ſtichhaltig, außer in den Augen von Leuten, welche meinen, die Geſchichte eines Zeitalters müßte erſt überreif, d. h. faul geworden ſein, bevor ſie ſich zur Behandlung eigne. Das mag ganz gut ſein für Hiſtoriker, welche, weil ſie nach keiner Seite hin keinen Menſchen und keine Partei verletzen wollen, ſich wohlweislich hüten, mit naheliegenden Perioden ſich zu beſchäftigen.

5.

Was war, als Perikles die Laufbahn des demokratiſchen Staatsmannes, Redners und Feldherrn antrat, der ihn bewegende Grundgedanke? Die Antwort auf dieſe Frage wird ſich etwa ſo formulieren laſſen: Er wollte ſeine geliebte Vaterſtadt Athen zur Königin der Städte, zur Perle ſeiner Zeit und Welt machen. Innerhalb dieſer Stadt und ihres Gebietes und, wo möglich, in ganz Hellas wollte er die demokratiſche Staatsidee, das Prinzip des volksmäßigen Selfgovernments zu einem hohen, lichten, harmoniſch-ſchönen Bau geſtalten, in deſſen Hallen die Athener und Hellenen als ein empfängliches und ſtrebſames Künſtlervolk des heiterſten Daſeins ſich erfreuen ſollten. Man muß geſtehen, das hieße eine ſtaatsmänniſche Aufgabe in ſehr idealiſchem Sinne faſſen, das hieße die ſchwere Kulturmiſſion übernehmen, ein ganzes Volk zur Sonnenhöhe der eigenen harmoniſch-ſchönen Bildung emporzuheben. Aber man muß auch geſtehen, daß dieſe Miſſion erfüllt wurde, ſoweit ſie eben zu erfüllen war, d. h. ſoweit das perikleiſche Staatsideal überhaupt unter den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, und unter den Griechen, wie ſie nun einmal waren, der Verwirklichung fähig geweſen iſt.

Und auf demokratiſchem Wege alſo, fragen wir, wurde dieſe Miſſion erfüllt und dieſe Aufgabe gelöſt? Allerdings; nur muß man die attiſche Demokratie nehmen, wie ſie unter der Leitung Perikles' war und wie die Volksherrſchaft überall und allezeit ſein wird, wo und wann ein Mann vom perikleiſchen Schlage ihr Führer und Leiter. Perikles anerkannte unumwunden und vollſtändig das Prinzip der Volksſouveränität: alle Gewalt ruht in der Geſamtzahl der Staatsbürger, alle Gewalt geht von dem Volke aus und kehrt in dasſelbe zurück, und es übt dieſe ſeine Obergewalt, ſeine Souveränität vermöge ſeines allgemeinen Stimmrechts. Aber ein Mann wie Perikles konnte ſich natürlich keinen Augenblick der Täuſchung hingeben, das Volk, die Maſſe der Bürger vermöge ſich ſelbſt zu regieren. Er wußte und alle denkenden Männer wiſſen es mit ihm, und nur jämmerliche Volksſchmeichler geben ſich den Anſchein, es nicht zu wiſſen, daß jedes Volk regiert werden muß, daß ſeine Führer es leiten, ihm ſeine wahren und dauernden Intereſſen deutlich machen müſſen, wenn nicht der Staat dem erbärmlichſten Demagogentum und damit dem Zufall, der Willkür und Anarchie preisgegeben werden ſoll. Der wahre und wirkliche, der echte und rechte Volksführer aber ſoll herrſchen, d. h. er ſoll den vernünftig geleiteten Geſamtwillen der Bürger zum entſprechenden thatſächlichen Ausdruck bringen auf den verſchiedenen Gebieten des Staatslebens. Alſo wird die bürgerliche Rechtsgleichheit und Freiheit, wie ſie den Geſetzen eines Freiſtaats entſpricht, mit der einheitlichen Führung der Staatsgeſchäfte, wie die Vernunft ſie verlangt, verbunden und in Einklang gebracht. Und ſo iſt es im perikleiſchen Athen geweſen. Daher darf man mit Fug ſagen, daß die Vorſtellung, welche Perikles von einem freien, ſchönen, des Menſchen würdigen Daſein ſich gebildet hatte, in Athen während der Regierung oder Volksleitung dieſes außerordentlichen Mannes verwirklicht worden ſei. Freilich, dieſer Zuſtand war eben zu ſchön, zu frei, zu menſchenwürdig, als daß er hätte dauern können. Denn es iſt ja eine tiefſchmerzliche Thatſache der Weltgeſchichte, eine ſich immer wiederholende Thatſache, daß die Menſchen nicht dazu angethan ſind, das Schöne, Große, Würdige, Edle lange zu ertragen, während ſie das Joch des Dummen, Gemeinen, Schlechten und Beſtialiſchen geduldig Jahrhunderte und ſogar Jahrtauſende ſchleppen.

6.

Es iſt allerdings wahr, daß M. P. Cato nicht das geweſen iſt, was man heutzutage einen Realpolitiker nennt, d. h. kein Mann, welcher jede vollendete Thatſache annimmt und gelten läßt, nicht weil ſie recht und gut iſt und ſeinen Ueberzeugungen entſpricht, ſondern nur, weil ſie eben eine vollendete Thatſache iſt. Eine ſolche ſogenannte Realpolitik führt ganz notwendig zur Verlotterung, Verluderung und Verleugnung aller Grundſätze, zur niederträchtigſten Vergötterung und Anbetung des Erfolges, ſei dieſer ein ſo verwerflicher und unſittlicher, als er immer ſein mag, mit einem Worte zur vollſtändigen politiſchen Korruption. Daher haben denn auch die Erfolganbeter alter und neuer Zeit den Cato mit Hohn und Geifer überſchüttet, haben den Mann, welcher gewiſſermaßen der letzte Römer genannt werden muß, als einen ſchulmeiſternden Ideologen, als einen Pedanten, geradezu als einen Narren hingeſtellt. Man kann es nur bedauern, daß auch ein Gelehrter von ſo reichem Wiſſen und von ſo glänzendem Geiſte wie Theodor Mommſen im dritten Bande ſeiner römiſchen Geſchichte dieſer kläglichen Ungerechtigkeit ſich ſchuldig gemacht hat.

Die Wahrheit iſt, daß M. P. Cato allerdings zu ſehr Prinzipmann war, um die vollendete Thatſache des Ueberganges der römiſchen Republik in die cäſariſche Monarchie ruhig hinzunehmen, daß aber dieſer ſtarre Prinzipmann mehr ſittliche Kraft und Manneswürde in ſich getragen hat als ſo manche ſeiner Feinde zuſammen.

Cato hatte ſeine Schwächen und Mängel — wo iſt denn jemals ein Menſch geweſen, welcher ſie nicht hatte? —, allein der geſunden Anſchauung und dem gerechten Urteil wird er dennoch ſtets eine ehrwürdige, in ihrer Art große und faſt einzige Erſcheinung ſein. Ueberall, wohin er in ſeiner Zeit blickte, trat ſeinen Augen Halbheit, Schwäche, ſittliche Entartung, frevelhafter Uebermut auf der einen, knechtſelige Erniedrigung auf der anderen Seite entgegen. Aber ſtatt ſich dadurch entmutigen zu laſſen, forderte er von ſeiner eigenen Kraft das Schwierigſte, ja das Unmögliche. „Je tiefer der Abgrund war und je drohender die Gefahr, deſto ſtärker empfand er die Mahnung zu trotzigem Widerſtand. Auf dem ſchmalen Pfade der Pflicht erſchien ihm die kleinſte Abweichung als ein Frevel am ewigen Recht, und damit der Strom des Verderbens nicht auch ihn überflute, trat er ſeinem Zeitalter und ſeinen Zeitgenoſſen ſchroff entgegen, warnend, mahnend, zürnend, der verkörperte Geiſt des alten Römertums.“

Vergebens. Aber als die Sache der Freiheit verloren, als die Republik überwunden und blutend zu den Füßen des ſiegreichen Cäſar hinfiel, da blieb ihrem redlichſten und edelſten Verteidiger, da blieb dem Cato noch übrig, ein großes Beiſpiel zu geben, das Beiſpiel eines Mannes, der lieber ſterben als vom Rechte laſſen, lieber das Daſein hinwerfen als ein Daſein führen wollte, das er ſeiner ganzen Anlage und Ueberzeugung nach nur für ein entwürdigtes anſehen konnte. Nachdem Cäſar in der blutigen Schlacht bei Thapſus auf der Nordküſte von Afrika das letzte republikaniſche Heer beſiegt hatte und demnach alles verloren war, da gab Cato in der Stadt Utika unweit Karthago, wo er zuletzt als einer der republikaniſchen Generale kommandiert hatte, ſich den Tod, um den Untergang der römiſchen Republik, ſeines Ideals, nicht überleben zu müſſen. Mit einer wahrhaft rührenden Fürſorge war er bis zuletzt für das Wohl ſeiner Leute und der ihm anvertrauten Stadt bedacht. Dann, nachdem er allen ſeinen Obliegenheiten als General, als Menſch und Familienhaupt beſtmöglich Genüge geleiſtet, ſtieß ſich der achtundvierzigjährige Mann im Jahre 46 v. Chr. mit ruhiger Faſſung, ſo recht als ein ſtoiſcher Philoſoph, das Schwert in die Bruſt.

„Cato, wie beneide ich dich um deinen Tod!“ rief der ſiegreiche Cäſar aus, als er den Selbſtmord ſeines hochherzigen Gegners vernahm.

der Florentiner Magiſtraten erreichte, brach ſich Capponi Bahn zu dem König mit den Worten: „Sire, an der Porta San Frediano hat ſich ein Kampf zwiſchen dem franzöſiſchen Nachtrab und unſern Vorſtädtern entſponnen, welcher geſchlichtet werden muß, wenn nicht großes Unheil entſtehen ſoll!“ Der König ſchien anfangs nicht übel Luſt zu haben, den Kampf eher zu einem allgemeinen zu machen, als aufhören zu laſſen, als er aber um ſich ſchaute und überall die dichtgedrängten Maſſen bewaffneter Bürger, ſich ſelbſt und ſeine Krieger in den Straßen einer fremden Stadt ſah, ordnete er den Biſchof von St. Malo ab, die Sache zu ſchlichten. Zu dieſem geſellte ſich Soderini, und als ſie mit den Rufen: „Haltet ein, im Namen des Königs!“ und „Ruhe, im Namen der Republik!“ herbeieilten, gelang es der geiſtlichen Würde des Einen die Franzoſen, der Popularität des Andern die Florentiner zu beſchwichtigen.

So wurde der Friede wiederhergeſtellt, und die Franzoſen zogen vollends in die Stadt ein, hatten aber an der Porta San Frediano eine tüchtige Lehre erhalten, daß das Volk von Florenz nicht mit ſich Schimpf treiben laſſe.

Gewiß ein ehrenvollſtes Zeugnis aus Feindesmund. Ich habe demſelben nur noch hinzuzufügen, daß es traurig um die menſchliche Geſellſchaft ſtünde, ſo ſie nicht mehr imſtande wäre, eine Charakterfigur wie die des Cato zu werten, zu würdigen und hochzuhalten. Nicht der Erfolg iſt Prüfſtein geſchichtlicher Charaktere, ſondern das Recht, die Wahrheit und die Menſchlichkeit. Sonſt müßten ja gar häufig die größten Schurken für die verehrungswürdigen Geſtalten der Weltgeſchichte gelten. Männer wie Cato haben die unvergängliche Bedeutung, daß ſie in Zeiten der Verderbnis, Feigheit, Niedertracht und Knechtſchaffenheit das Gewiſſen der Menſchheit in ihrer Bruſt trugen und aus dieſem Gewiſſen heraus auch in ihrem perſönlichen Unterliegen noch einen ewiggültigen Proteſt gegen Unrecht, Deſpotismus und Sklavenſinn erhoben.

7.

Das Hauptmerkmal aller wahrhaft bedeutenden Menſchen, die raſtloſe Arbeitsluſt und die unerſchöpfliche Schaffenskraft, findet ſich auch bei Karl dem Großen im höchſten Maße. Seine Thätigkeit war von erſtaunlicher Vielſeitigkeit. Er war Feldherr, Staatsmann, Geſetzgeber, Organiſator, ein Kulturbringer und Ziviliſator erſten Ranges, er war der Gründer und Regent einer Weltmonarchie und zugleich ein ſorglicher Hauswirt. Er überwachte den Gang der Staatsgeſchäfte und die Bewirtſchaftung ſeiner Meierhöfe mit gleich ſorglichem und ſcharfblickendem Auge. In ſeinen Kapitularien finden ſich Verordnungen in betreff höchſter Staatszwecke und Vorſchriften über die Verbeſſerung der Obſt- und Gemüſekultur hart nebeneinander.

Das eben iſt ja das Eigentümliche auserwählter Menſchen, daß ſie aus dem ſcheinbar überwältigend Großen wie aus dem ſcheinbar bedeutungsloſen Kleinen ſtets das Richtige, das wirkſame Moment herauszufinden wiſſen.

Aber ſelbſt der außerordentlichſte Menſch bleibt immer ein Menſch und iſt kein Fabeltier von Engel. Das will ſagen, dieſer Mann von raſtloſer Thätigkeit, von einer dem Höchſten zuſtrebenden Bildſamkeit des Geiſtes, von einer eiſernen Willenskraft und einem die Erde umſpannenden Blicke, hatte hinwiederum Mängel und Makel an ſich, welche zum Teil von dunkelſter Art geweſen ſind. Er fühlte ſich zum Herrſcher berufen und war zum Herrſcher berechtigt, wie nur wenige vor und nach ihm. Allein da ſein oberſter Zweck die Herrſchaftsübung an und für ſich, d. h. die Herrſchſucht war, ſo opferte er ihr alles. Wo ſie in Frage kam, wo ſie es zu verlangen ſchien, wandte er mit Verleugnung ſeiner eigenen beſſeren Natur unbedenklich die gewaltſamſten, die empörendſten Mittel an, mit Verachtung aller Gebote und Anforderungen des menſchlichen Sittengeſetzes. Sein Staatszweck machte ihn taub gegen alle Vorſchriften der Menſchlichkeit und ſeine greuelvoll-grauſame Bekehrung der von ihm beſiegten Sachſen zum Chriſtentum iſt ein wahres Muſter einer über alle Schranken menſchlicher Gefühle kalt ſich hinwegſetzenden Tyrannenpolitik, einer Tyrannenpolitik, welche ſich ſelber und anderen einbilden will, die frevelhaften Gelüſte des eigenen Herzens ſeien Forderungen der Weltgeſchichte. Karl hat niemals Anſtand genommen, zur Erreichung ſeiner Ziele jeglicher Mittel, auch der ſchlechteſten und verwerflichſten, ſich zu bedienen. Es fehlte ihm als Politiker und Regent ebenſoſehr alles höhere Rechtsgefühl, wie ihm als Privatmann alles feine Schicklichkeitsgefühl abging.

8.

Es iſt höchlich zu beklagen, daß die freiſinnig humane, geiſtvolle und milde Geſtaltung des Proteſtantismus, wie dieſe in der Anſchauung und dem Bekenntniſſe Zwinglis und der Zwingliſchen Partei ausgeprägt war, durch das Luthertum und den Calvinismus ſo weit überflügelt wurde. Denn im Luthertum ſowohl als im Calvinismus gewann die Pfafferei, d. h. die Herrſchſucht, Unduldſamkeit und Verfolgungswut, raſch und gänzlich das Uebergewicht über das urſprüngliche Prinzip der Reformation, d. h. über den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit, über das Recht der freien Forſchung, über die ſittliche Macht der freien Selbſtbeſtimmung. Die beiden großen proteſtantiſchen Genoſſenſchaften, Lutheraner und Calviniſten, beeilten ſich aus allen Kräften, ihre Glaubensſyſteme in immer ſchroffere und ſtarrere Formeln einzuſchnüren. Dieſe Erſtarrung und Ertötung des reformatoriſchen Prinzips konnte natürlich nicht geeignet ſein, dem Proteſtantismus neue Bekenner aus dem Schoße der alten Kirche zuzuführen, und noch mehr mußten ſich die Menſchen vom Uebertritte zum Proteſtantismus abgeſchreckt fühlen, wenn ſie das wütende, giftige Pfaffengezänke mit anhörten, womit Lutheraner und Calviniſten einander gegenſeitig verfolgten, ſo zwar, daß dieſer jämmerliche Zank um blödſinnige Dogmen gar häufig in blutdürſtiges Wüten ausſchlug, welches den von der katholiſchen Inquiſition verübten Greueln durchaus nichts nachgab.

9.

Der ganze Verlauf der Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft zeigt jedoch, daß eine große Macht noch nie freiwillig ihr Zepter niedergelegt hat. Auch die Kirche that das nicht. Alle die gewaltigen Schläge von denen der chriſtliche Hierarchismus im 15. und 16. Jahrhundert betroffen worden, hatten ihn wohl gebeugt, nicht aber gebrochen. Er raffte ſich auf zu einem zäheſten Widerſtande, zu einem Widerſtand auf Tod und Leben. Und er konnte das, weil er ſich, und zwar im Reformationszeitalter ſelbſt, ein Werkzeug, ein Rüſtzeug ſchuf, das zur Verteidigung und zum Angriffe gleich geſchickt war, ein Rüſtzeug von wunderbar ſinnreicher Konſtruktion, geradezu die kunſtvollſte Maſchinerie, welche prieſterliche Politik je erſonnen und ausgeführt hat, die ſogenannte Geſellſchaft Jeſu, den Jeſuitismus, welcher bis zu dieſer Stunde den großen Kampf des kirchlichen Dogmatismus gegen die moderne Weltanſchauung geführt hat.

Die hierarchiſche Reaktion gegen den modernen Geiſt, gegen die neuzeitliche Forſchung, Wiſſenſchaft und Staatsidee brachte, wie bekannt, jenen hoffentlich letzten und furchtbarſten Religionskrieg zuwege, welcher von 1618—1648 gewährt hat und darum der Dreißigjährige Krieg genannt wird. Mit dem ſogenannten weſtfäliſchen, weil zu Münſter und Osnabrück in Weſtfalen zum Abſchluſſe gekommenen Frieden, gegen den charakteriſtiſcherweiſe der Papſt aus allen Kräften proteſtierte, hob eine neue Zeit an. Denn von jetzt an war das große Prinzip nur geltend, daß die menſchliche Geſellſchaft nicht mehr von geiſtlichen, ſondern vielmehr von weltlichen Intereſſen beſtimmt werde. An die Stelle eines fiktiven Jenſeits, worauf bis dahin die höchſten Gedanken und Beſtrebungen der Menſchen ſich konzentriert hatten, trat das Diesſeits, das reale Daſein mit ſeinen auf die ewigen, unwandelbaren, mehr und mehr erkannten Naturgeſetze baſierten Bedürfniſſen und Forderungen. Der moderne Staatsgedanke erhob ſich in jugendlicher Kraft gegen den mittelalterlichen Hierarchismus, und es muß als eine jener ſcharfen Ironien, welche uns in der Geſchichte ſo oft begegnen, bezeichnet werden, daß es ein Kardinal der römiſchen Kirche war, welcher dieſen Gedanken des modernen Staates, dieſe Verweltlichung der Politik zuerſt im ganzen Umfange erfaßte und zur Staatspraxis machte: Richelieu. Das Werk dieſes großen Staatsmannes bildete die Begründung des abſoluten Königtums, des monarchiſchen Abſolutismus.

Das war eine hochbedeutſame kulturgeſchichtliche

Erſcheinung, welche etwa nur vom republikaniſchen Standpunkte aus betrachten zu wollen durchaus unſtatthaft, weil unhiſtoriſch und unwiſſenſchaftlich wäre. Das abſolute Königtum war zu ſeiner Zeit und unter den damaligen Verhältniſſen — wohlverſtanden! — überall, wo es in Europa zur reinen Darſtellung, zu ungehemmter Thätigkeit kam, aller ſeiner furchtbar dunkeln Schattenſeiten ungeachtet, eine wirkliche und große Kulturmacht, ein ſozialer Vorſchritt von höchſter Kraft. Das abſolute Königtum wirkte aufräumend und ſchöpferiſch zugleich. Aufräumend, denn es machte der feudalen Adelsanarchie ein Ende und zwang nicht minder die Hierarchie zur Anerkennung der modernen Staatsidee. Der monarchiſche Abſolutismus machte den Gedanken, daß die weltlichen, die realen Intereſſen der Geſellſchaft den geiſtlichen vorgehen müßten, zu einer Thatſache. Schon das war ein ungeheueres Verdienſt. Er that aber noch mehr: er ſchuf Ordnung, dieſe Baſis aller Ziviliſation. Die Ordnung ermöglichte eine ſtetige Landwirtſchaft, ſowie das Aufblühen der Induſtrie und des Handels. Ackerbau, Induſtrie und Handel erzeugten Wohlſtand und Reichtum. Dieſer förderte die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Thätigkeit, welche ihrerſeits die Kultur in immer weitere Kreiſe trug, das ganze mittelalterliche Daſein der Völker in Fluß brachte, immer neue Gedankenſaaten ausſtreute und raſtlos neue Entwickelungsphaſen vorbereitete und einleitete. Es kann daher gar keinem Zweifel unterſtehen, daß der königliche Abſolutismus der unentbehrliche und wirkungsmächtige Vorläufer und Wegbahner des Demokratismus unſerer eigenen Tage geweſen iſt. So ſolgt eben in der unendlichen Schule der menſchheitlichen Erziehung ein Kurſus dem andern und der ewige Schüler, der Menſch, kann keinen überſpringen. „Natura non facit saltus.“ Ebenſo: „Historia non facit saltus.“

Die aufgeregten Gemüther ſänftigten ſich wieder während der feierlichen Ceremonien des Hochamtes, welches in der Kathedralkirche der Stadt, Santa Maria del Fiore — jezt vorzugsweiſe unter der Bezeichnung „Duomo“ gekannt — abgehalten wurde, denn dorthin hatte die Signorie den königlichen Zug zuerſt gelenkt. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeit wurde der fürſtliche Gaſt in den mediceiſchen Palaſt geführt, der jezt den Namen Palazzo Riccardi trägt und für den König eingerichtet worden war, nachdem er vor wenigen Tagen kaum der Zerſtörungsluſt des Volkes entgangen. Hier, in dem großen Empfangſaale, wo Lorenzo de Medicis oft Hunderte von Gäſten bewirthet hatte und der einer antiken Säulenhalle glich, war ein prächtiges Bankett zugerüſtet worden, zu welchem ſich jezt der König niederließ, umgeben von ſeinen Großen und den Häuptern der florentiniſchen Magiſtratur.

Inzwiſchen eilte Heinrich, nachdem er einige Augenblicke bei Flora zugebracht und mit ſeinem getreuen Pblivs den Imbiß, welchen dieſer unter all' dem Gewühle des Tages zu beſorgen nicht vergeſſen, eingenommen hatte, nach San Marco, um

10.

Kein Zweifel, wenn wir von der erreichten Kulturhöhe unſerer eigenen Zeit auf jene zurückblicken, welche ſich vom 17. Jahrhundert bis zur franzöſiſchen Staatsumwälzung herabdehnte, ſo wird der Anblick ein höchſt unerbaulicher, ja geradezu abſchreckender ſein. Wir ſehen da die Menſchen, und zwar bis in die gebildetſten Kreiſe hinauf, ohne allen Gemeinſinn dahinvegetieren, die Städtebürgerſchaften verkrähwinkelt, die Bauern noch größtenteils im Zuſtande der Hörigkeit. Die ſchrankenloſe Fürſtengewalt wirkt in ſittlicher Beziehung durchaus unheilvoll. Das Praſſen und Schwelgen der Höfe war geradezu eine Satire auf das Elend des Volkes. Die meiſten Dynaſtien verſimpelten geradezu infolge ihrer Ausſchweifungen und Ruchloſigkeiten. Wie alle materielle, ſo ſollte auch alle intellektuelle Thätigkeit durchweg nach den allerhöchſten Launen ſich richten. Mittels gewaltſamer Edikte glaubten die Gewalthaber und ihre Günſtlinge alles regeln und regieren zu können, die Landwirtſchaft wie die Induſtrie, den Handel wie die Wiſſenſchaft und die Kunſt. Liederlichkeit und

Frevelluſt oben, dumpfe Philiſterei in der Mitte, Roheit, Unwiſſenheit, Aberglaube und Armut unten. Kein anmutiges Bild fürwahr. Und doch werden Sie, wenn Sie dieſes Bild mit dem vergleichen, welches ein Kulturgemälde des 15. und 16. Jahrhunderts darbietet, im ganzen und großen einen höchſt bedeutenden Vorſchritt entdecken. Aber — wohlverſtanden! — nur einen materiellen und intellektuellen Vorſchritt, nicht einen moraliſchen. Und zwar warum nicht auch einen ſolchen? Darum nicht, weil es mit dem ſittlichen Vorſchritt der Menſchheit eine ganz eigene Sache iſt, d. h. wenn man näher und ganz unbefangen zuſieht, ſo erkennt man, daß die Summe des unſerer armen menſchlichen Natur angearteten, eingeborenen, innewohnenden Guten und Böſen im Grunde immer und überall die gleiche bleibt. Ich möchte den ſehen, der mir beweiſen könnte, daß im ganzen und großen die moderne Geſellſchaft ſittlich höher ſtände als die antike. Jede Zeit hat ihr Maß von Tugenden und von Laſtern. Die Formen dieſer Tugenden und Laſter wechſeln, das Weſen bleibt. „Jedes Stadium der Ziviliſation begünſtigt und fördert gewiſſe Anlagen, Stimmungen, Neigungen, politiſche und ſoziale Anſchauungen und Richtungen und ſtellt dagegen andere hintan oder verhindert und vertilgt ſie wohl auch gänzlich.“ Nur ganz Unwiſſende können leugnen wollen, daß unſere moderne Kultur nicht wenige, ſondern ſehr viele Erſcheinungen hervorgerufen hat und groß wachſen ließ, welche unbedingt als unmoraliſch, als ſittlich ſchlecht und verwerflich zu bezeichnen ſind. Viele der beſſeren und beſten Eigenſchaften unſerer Vorfahren ſind gerade erdrückt und erſtickt worden. Und dennoch wird auch kein Wiſſender leugnen wollen, daß unſere Ziviliſation im ganzen und großen ſehr viel höher ſteht als die unſerer Großväter und Urgroßväter.

Es kann demnach gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß auch der Abſolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts ein Kulturfaktor geweſen iſt; denn ohne die binnen jener zwei Jahrhunderte unter der Herrſchaft der fürſtlichen Autokratie in Europa gemachten materiellen und intellekten Vorſchritte wären die unſeres eigenen Jahrhunderts gar nicht möglich geweſen, weil eben die ganze Ziviliſation weſentlich Entwickelung iſt und demnach ſtets die Gegenwart die Vergangenheit zu ihrer unumgänglichen Vorausſetzung hat. Es iſt auch, wie ich hier mit ſchärfſter Betonung ſagen will und wie die Kulturgeſchichte es unwiderleglich beweiſt, total falſch, zu meinen, irgend eine beliebige Staatsform als ſolche ſei der Kultur hinderlich oder förderlich. Die Kulturgeſchichte führt überhaupt den Beweis, daß die Beſchaffenheit des Staatsregiments von weit weniger Einfluß, als es häufig den Anſchein hat, auf die Wechſel und Wandelungen der ſozialen Entwickelung iſt. Gar nicht ſelten ſetzt gegenüber der Staatsgewalt die Geſellſchaft ihren Willen durch und bringt ſogar bloße Marotten allen Staatsgeſetzen zum Trotze zur Geltung. Oder umgekehrt gelingt es der Staatsgewalt mitunter, den Vorurteilen der Bevölkerungen zum Trotze etwas aufzubringen, einzuführen und geltend zu machen, wogegen ſich das Volk aus Leibeskräften ſträubt und was ſich doch als eine große ſoziale Wohlthat geltend macht.

11.

A. H. Francke (ſtarb 1727) gründete 1694 zu Halle ſeine berühmten Erziehungsanſtalten, in welchen er die von ihm theoretiſch geforderte Gemütsbildung der Kinder mit ſchönem Erfolge praktizierte. Dieſer Pietiſt muß als einer der hochſtgeſinnten, menſchenfreundlichſten, aufopferndſten Menſchen ſeines Jahrhunderts in ehrenvollem Andenken behalten werden. Er hat den Beweis geliefert, daß wahrhaft edle Naturen durch die Feſſeln engherziger Dogmen niemals verhindert werden können, das Richtige zu erkennen und das Tüchtige zu thun. Franckes Chriſtentum iſt in Wahrheit eine Religion der Liebe geweſen, während es bei Hunderttauſenden und wieder Hunderttauſenden von katholiſchen und proteſtantiſchen Bonzen eben nur eine Religion des Haſſes war und iſt.

12.

Zu einem tiefen Verfalle, wie er vorliegt in der Beugung unter die unerbittliche Tyrannei, welche Napoleon I. in ſeinem Kaiſerwahnſinn handhabte, hat bekanntlich auch der Verſuch der Franzoſen geführt, die Idee der Revolution zu verwirklichen, die „großen Prinzipien von 1789“, wie man ſich emphatiſch auszudrücken pflegt, in Staat und Geſellſchaft praktiſch zu machen. Wir haben eben hier eines jener unzähligen Beiſpiele vor uns, daß alle Hoffnungen, Ideen rein und raſch in die Wirklichkeit zu überſetzen, durchaus trügeriſch ſind.

Sehen wir uns das etwas näher an. Wie jedermann weiß, iſt die Revolution von den ſogenannten Menſchenrechten, d. h. von dem Fundamentalſatze ausgegangen, daß alle Menſchen vermöge ihrer Geburt gleiche Rechte haben. Daß dies nur ein wohlmeinender Unſinn, iſt völlig klar. Es widerſpricht ja vollſtändig der Natur, und nichts der Natur Widerſprechendes kann ſich lange behaupten. Die Natur nämlich iſt bekanntlich die ärgſte Ariſtokratin, die man ſich denken kann; ihre Gebilde ſind von denkbar möglichſter Ungleichheit.

und ſie hat nie und nirgends das geringſte Bedenken, das Schwächere dem Stärkeren, die niedrigeren Organismen den höheren zum Opfer zu bringen. Durchmeſſen Sie das ganze Reich der Natur, überall werden Sie nur das Recht des Stärkeren triumphieren ſehen. Der Ochſe iſt ſo gut ein Organismus wie der Menſch, aber der letztere iſt der ſtärkere von beiden, ſchlägt alſo jenen tot und frißt ihn auf, ohne ſich auch nur im geringſten um die heiligen Ochſenrechte zu kümmern. Das Dogma von der abſoluten Gleichheit der Menſchen iſt nicht mehr und nicht weniger ein Wahn als irgendein religiöſes Dogma. Die Ethnologie, die Lehre von den Völkern, von den verſchiedenen Menſchenraſſen und ihren Eigenſchaften, proteſtiert auf Schritt und Tritt gegen dieſen albernen Gleichheitswahn, welchen beim heutigen Stande der Völkerkunde nur politiſche Charlatane noch austrompeten und nur Kretins noch glauben können. Es gibt nun einmal höher und niedriger begabte Menſchen, wie es edlere und niedrigere Menſchenraſſen gibt, und jene und dieſe unter eine Schablone bringen, über einen Kamm ſcheren zu wollen, iſt ein Blödſinn. Die franzöſiſche Revolution mußte des auch innewerden. Sie vermochte ihren Fundamentalſatz von der Menſchengleichheit nicht einmal annähernd, nicht einmal in Nebenſachen durchzuführen. War ſie doch mit allen ihren Dekreten und Geſetzen nicht einmal imſtande, den Adel und die

Adelstitel zu beſeitigen. Warum? Einfach darum, weil die Eitelkeit eine unausrottbare Eigenſchaft des Menſchen iſt und weil dieſe Eitelkeit unendlich viel mächtiger iſt als alle Staatsformen und alle Staatsgeſetze. Trotzdem, daß Frankreich nicht nur eine, ſondern drei Revolutionen durchgemacht hat, exiſtiert der Adel in Frankreich und ſind die Adelstitel ſo angeſehen und ſo außerordentlich begehrt, daß jeder Franzoſe — ich meine die Durchſchnittsmenſchen, denn mit den Ausnahmemenſchen kann man nicht exemplieren — den ſehnlichſten Wunſch hat, das de vor ſeinen Namen zu kleben. Reſpekt vor adeligen Titeln herrſcht auch in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz. Man kennt auch republikaniſche Titelſucht. Aus alledem erhellt, daß die Menſchen keineswegs die Gleichheit wollen, ſondern die von der Natur geſetzte Ungleichheit mit allen Kräften hegen und pflegen.

Weiter: ein zweiter Fundamentalſatz der Revolution war das Dogma von der Volksſouveränität. Wurde dieſe Idee verwirklicht? Konnte ſie verwirklicht werden? Sehen Sie ſich nur die Geſchichte Frankreichs von 1789 bis heute an und Sie werden geſtehen müſſen, daß dieſes Dogma der blankſte Humbug geweſen und geblieben, ein Humbug, welchen jede der gerade im Beſitze der Macht ſtehenden Parteien zu ihren gunſten auszubeuten ſuchte und wußte. Hat doch ſogar Napoleon III. ſeine zwanzigjährige Deſpotie auf die Baſis der ſogenannten Volksſouveränität geſtellt, d. h. auf die Verhöhnung dieſes Dogmas. Und der Republikaner Gambetta hat es Anno 1870–71 gerade ſo gemacht. Wirklich und ehrlich kann von der Volksſouveränität in ihren äußerſten Konſequenzen nur etwa in Miniaturrepublikchen die Rede ſein, wo man das Volk zu jeder Stunde zu verſammeln vermag und wo eben alle Verhältniſſe des Lebens von hoher oder höchſter Einfachheit ſind. Und auch dort ſogar iſt in der politiſchen Praxis die Volksſouveränität ein Phantom.

Endlich: Abſchaffung der Kirche und der Prieſter. Wie hat dieſes Wollen der franzöſiſchen Revolution geendet? Geradezu in ſein Gegenteil hat es umgeſchlagen. Frankreich war nie katholiſcher, nie abergläubiſcher, nie fanatiſcher als heute.

Nun aber wollen wir uns der Lichtſeite dieſer großen weltgeſchichtlichen Erſcheinung der franzöſiſchen Revolution zuwenden.

Dieſe Lichtſeite iſt, daß die franzöſiſche Revolution mittels der neuen Ideale, welche ſie aufſtellte, ganz außerordentlich Großes für die Weiterbildung der europäiſchen und der menſchheitlichen Ziviliſation geleiſtet und gewirkt hat.

Die Menſchheit bedarf der Ideale ganz naturnotwendig. Selbſt wenn, wie ja der konſequente Materialismus behauptet und behaupten muß, die Ideale ſamt und ſonders nichts wären als Illuſionen und

Wahngebilde, würden ſie dennoch für die Menſchen nicht weniger notwendig ſein als das tägliche Brot. Der Beweis hierfür liegt greifbar deutlich auf jeder Seite des Buches der Geſchichte. Ja, die Völkerkunde hat die Beweiſe beigebracht, daß ſogar Völker, die auf der allerniedrigſten Kulturſtufe ſtehen, daß ſogar tierähnliche Wilde wie die Eingeborenen Auſtraliens, wie die Botokuden, die Feuerländer und die Buſchmänner ihre Ideale haben, d. h. ihre religiöſen Vorſtellungen. Denn bekanntlich manifeſtiert ſich die menſchliche Illuſionsbedürftigkeit, der menſchliche Idealismus auf niedriger Ziviliſationsſtufe durchweg in religiöſer Form. Und auch hier berühren ſich ſozuſagen die Extreme. Denn, bemerken Sie wohl, auf höchſter Kulturſtufe nimmt der Idealismus häufig wieder religiöſe Form an, d. h. der Staatsmann, der Forſcher, der Künſtler, ſie alle pflegen, wenn ſie eben rechte Staatsmänner, Forſcher und Künſtler ſind, ihre Ideale mit jener Glut der Begeiſterung, mit jener Leidenſchaft, mit jenem Fanatismus, wie ſie eben der Religion anzuhaften pflegen.

Uebrigens wechſeln die heiligen Illuſionen, die Ideale, wie die aufeinander folgenden und einander verdrängenden Geſchlechter der Menſchen. Natürlich, denn die Ideale ſind ja die Endprodukte der herrſchenden Grundſtimmung einer Zeit. Im antiken Weltalter waren die Ideale weſentlich politiſche, im Mittel dem Prior ausführlichen Bericht über die Vorgänge des Morgens abzuſtatten. Er fand indeſſen den verehrten Mann ſchon genau unterrichtet durch den Canonicus Ulivieri, welchen er bei ihm traf. Savonarola war beſorgt und ſchloß aus der Leichtigkeit womit ſich zwiſchen Franzoſen und Florentinern bei der Porta Frediano ein blutiges Gefecht entſponnen hatte, ganz richtig auf die Unhaltbarkeit des guten Vernehmens zwiſchen dem König und der Republik. Auch abſtrahirte er ſich aus der kriegeriſchen Art des Einzugs Carl's ohne viele Mühe deſſen herriſche Gelüſte.

„Wir müſſen ſehr auf unſerer Hut ſein, meine Freunde,“ ſagte er, „und je bälder wir uns dieſe Franzoſen vom Hals ſchaffen, deſto heilſamer wird es für die florentiniſche Freiheit und Selbſtändigkeit ſein.“

Dann bat er Ulivieri, nach dem mediceiſchen Palaſt zu gehen, um den weitern Verlauf der Dinge zu beobachten. Der Canonicus war ſogleich bereit und trug unſerem Freunde an, ihn mitzunehmen, welches Anerbieten freudig angenommen wurde. Sie gingen und fanden die Straßen verhältnißmäßig alter weſentlich religiöſe, im modernen Weltalter ſind ſie weſentlich ſoziale.

Die franzöſiſche Revolution nun hat mit einer ebenſo ehrlichen als gewaltſamen Energie den Verſuch gemacht, dieſes moderne ſoziale Ideal auf dem Wege praktiſcher Politik zu verwirklichen. Indem ſie ihre heilige Illuſion dogmatiſierte, gelangte ſie zu der Formel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Die Völker haben bis heute noch nie und nirgends bewieſen, daß ſie wirklich frei, d. h. wirklich und dauerhaft ſich ſelbſt beſtimmend ſein können, und am allerwenigſten haben das bekanntlich die Franzoſen bewieſen. Was ſodann die Gleichheit der Menſchen und der Völker angeht, ſo habe ich dieſe Gleichheitsphraſe als einen ſchreienden Unſinn bereits erwieſen. Und was endlich die Bruderſchaft der Menſchen und der Völker betrifft, ſo kann, wie jedermann weiß, d. h. jedermann, wer Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, in Wahrheit und Wirklichkeit nur von einer ſolchen Bruderſchaft die Rede ſein, wie ſie der bewunderungswert tiefſinnigen altteſtamentlichen Sage zufolge zwiſchen Kain und Abel beſtand.

Trotzdem waren die kulturellen Wirkungen der Revolutionsideale höchſt bedeutend. Warum? Antwort: Die Menſchen glaubten an dieſe Ideale, und es iſt ein wahres Wort, daß der Glaube Berge zu verſetzen vermöge. In der That, der Glaube an die revolutionäre Dreieinigkeit „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ hat ebenfalls Berge verſetzt oder ganz weggefegt, Berge nämlich von mittelalterlichem Wuſt und Unrat, welche im gewöhnlichen Schlendrian ſich noch lange zu halten und zu behaupten vermocht hätten. Die Revolution war wie einer jener wütenden, höchſt aufregend auf die menſchlichen Nerven wirkenden Föhnſtürme, welche in der Schweiz den Frühling zu verkündigen und zu bringen pflegen. Sie fegen ungeheuere Laſten von Winterſchnee weg, ſie bringen ſozuſagen das ganze Leben der Natur wieder in Gang, ſie bahnen dem früchtereifenden Sommer die Wege, welchem Sommer freilich immer wieder der Winter folgt in dem momentanen Kreislaufe des Jahres. Ja, der Föhnorkan der Revolution hat das Mittelalter weggetaut, weggeſchmolzen, weggefegt. Er hat auch den Abſolutismus weggeblaſen, wenigſtens theoretiſch und prinzipiell. Die Revolution bewerkſtelligte demnach einen ungeheueren politiſchen Vorſchritt, indem ſie an die Stelle des Abſolutismus den Konſtitutionalismus ſetzte, dieſe für die Völker, wie ſie nun einmal ſind, ganz naturnotwendige Vorſchule des Demokratismus. Man kann alſo mit Grund ſagen, daß die Revolution ihre ſtaatliche Aufgabe im ganzen und großen gelöſt habe. An ihrem ſozialen Problem dagegen iſt ſie vollſtändig geſcheitert. Natürlich! Denn die Gleichheit der Menſchen und Völker iſt ein

Ideal, deſſen Verwirklichung den Naturgeſetzen widerſpricht. Nur Narren glauben daher an die Möglichkeit dieſer Verwirklichung, und Gauner ſtellen ſich an, daran zu glauben, um mit dieſer Leimrute Gimpel zu fangen.

13.

Man hat die Smithſche Theorie, im Gegenſatze zu dem Colbertſchen Merkantilſyſtem und im Gegenſatze zu dem Quesnayſchen ſogenannten ökonomiſtiſchen oder phyſiokratiſchen Syſtem, als das Induſtrieſyſtem bezeichnet. Es hat in ſeiner Anwendung zweifelsohne höchſt mächtig und wohlthätig gewirkt. Aber auch ſeine Schattenſeiten haben ſich deutlich und ſchmerzlich genug bemerklich gemacht. Das „laissez faire!“ oder „laissez aller!“, welches das Smithſche Syſtem predigt, darf keineswegs etwa als der volkswirtſchaftlichen Weisheit „letzter Schluß“ genommen werden. Auch dieſes Syſtem kränkelt eben an jener Einſeitigkeit, welche allem menſchlichen Denken und Thun, auch dem beſten, anhaftet und eine immanente Notwendigkeit des Kampfes ums Daſein ſein zu müſſen ſcheint. Denn nicht nur die Natur oder nur die Arbeit oder nur das Kapital, ſondern vielmehr alle drei mitſammen erzeugen Werte und Güter. Träumer und Phantaſten, welche die menſchliche Natur nicht kennen und von der Geſchichte nichts wiſſen wollen, fabulieren, es müßte und könnte einmal das Gleichgewicht der genannten drei großen

Faktoren und Motoren gefunden und dadurch der Ausbeutung der einen Menſchen durch die anderen ein Ende gemacht werden. Das wäre ja recht ſchön und inbrünſtig zu wünſchen. Leider aber zerſtört der ganze bisherige Verlauf der Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft derartige Phantaſien unerbittlich. Die Entwickelung der Menſchheit iſt und bleibt ein ruheloſer Kampf. Ein Friede iſt undenkbar, denn der Friede wäre der Tod.

14.

Im Vordergrund, im Vordertreffen des Kulturkampfes unſerer Zeit ſtehen die hiſtoriſchen und die exakten Wiſſenſchaften. Jene dienen dem Geſchlechte von heute dadurch, daß ſie die Vergangenheit vollſtändig klarſtellen und den Menſchen, indem ſie ihnen ſagen: „Seht, von dorther ſeid ihr gekommen," den Weg zeigen, wohin ſie zu gehen haben. Dieſe, die mathematiſchen, phyſikaliſchen und techniſchen Wiſſenſchaften, eröffnen und bahnen die Zukunftswege der menſchlichen Geſellſchaft. Von der ungeheueren Arbeit, welche auf dieſen Gebieten ſeit fünfzig Jahren gethan worden iſt, kann man ſich wenigſtens annähernd ſchon eine Vorſtellung machen, wenn man ſich auch nur der Thätigkeit eines Alexander von Humboldt, eines Gauß, eines Liebig, eines Oerſted, eines Lyell, eines Agaſſiz, eines Elie de Beaumont, eines Darwin, eines Häckel, eines Paſteur, eines Helmholtz erinnert. Die Findungen und Veranſtaltungen der modernen Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Phyſiologie und Mechanik halten eine intellektuelle und ſoziale Revolution im Gange, deren geräuſchloſe Koloſſalität die bisherigen politiſchen Revolutionen als wahre Kinderſpiele erſcheinen läßt. Wir ſtehen mitten in dieſer Umwälzung, deren Beginn man datieren kann von der allſeitigen Anwendung der Dampfkraft, der Einführung der Eiſenbahnen und der Verallgemeinerung der elektriſchen Telegraphie.

Die politiſche Tendenz dieſer unaufhaltſamen Revolution, welche ſolche anachroniſtiſchen Tollheiten wie die neueſten Anmaßungen des Papſttums verächtlich unter ihre Füße treten wird, die politiſche Tendenz iſt die Verbindung und Verſöhnung des Nationalitätsprinzips mit der Freiheitsidee, alſo die Herſtellung des nationalen Rechtsſtaates. Die ſoziale Tendenz der modernen Entwickelung iſt die größere Vermenſchlichung der Geſellſchaft in materieller, intellektueller und ſittlicher Beziehung. Welchen Ausgang aber wird dieſe Umwälzung haben? Gar keinen. Denn der Kulturprozeß iſt ja ſeinem Weſen zufolge ein unendlicher, und kaum hat die Weltgeſchichte eine Aufgabe gelöſt, ſo heiſchen ſchon wieder andere Unterſuchung und Löſung.

Die Arbeit am Bau der Zukunft iſt eine nie raſtende. Die Hoffnungen auf ein Zukunftsparadies, auf ewigen Frieden, auf ungeſtörtes Völkerglück und dergleichen ſchöne Sachen mehr ſind nur Hoffnungen von Kindern und Thoren. Ohne Kampf keine Entwickelung, und weil die Geſellſchaft die raſtlos vorſchreitende Entwickelung iſt, ſo iſt es ihre Beſtimmung, zu kämpfen, ſolange überhaupt ihre labyrinthiſche Laufbahn währt. Frieden gibt nur der Tod. Aufhören des Kampfes ums Daſein iſt alſo gleichbedeutend mit dem Erlöſchen des Daſeins ſelbſt. Das große Sphinxrätſel: „Warum der Menſch und wozu die Weltgeſchichte?“ wird nie gelöſt werden. Auch dann nicht, wenn mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit des Erdballs das Aufhören der Menſchheit von ſelbſt gegeben ſein wird. Wir müſſen das eben mit Reſignation hinnehmen und die uns auferlegte Arbeit thun, wie ſie unſere Vorfahren thun mußten und unſere Nachfahren werden thun müſſen.

Und das wäre das Reſultat, das der Troſt, welchen die Kulturgeſchichte zu gewinnen und zu ſpenden weiß? Jawohl. Ich weiß kein anderes Reſultat und keinen anderen Troſt. Denn die Geſchichte iſt nicht dazu da, zu phantaſieren wie die Poeſie und wie die Religion, welche den Menſchen eine roſenrote, goldene Zeitalterzukunft vormalen. Sondern die Geſchichte kann, eben weil ſie Geſchichte iſt, nur ſagen: „So war es, und weil es in der Vergangenheit ſo war, wird es in der Zukunft ſo ſein. Die Formen der menſchlichen Geſellſchaft wechſeln, aber das Weſen bleibt.“

In memoriam.

ruhig, denn die franzöſiſche Armee war in die Quartiere der Stadt vertheilt worden, um in den Häuſern der Bürger verköſtigt zu werden. Als ſie den Palazzo betreten hatten, befremdete ſie die Stille, die, trotz der zahlloſen Menge von Kriegern, Edelleuten und Dienern, welche die Hallen erfüllten, auf Gängen und Treppen herrſchte. „Das ſieht keinem Feſte gleich, Signore Henrico,“ bemerkte der Canonicus, „da ſcheint Ernſteres vorzugehen.“

Er hatte Recht; denn mitten im Bankett ließ der König ſeiner Verſtimmung gegen die florentiniſche Signorie freien Lauf, da ihn die Mitglieder derſelben nicht, wie er es erwartet, als demüthige Knechte, ſondern als freie Männer empfangen hatten. Er hatte gewähnt, Florenz werde ſich ihm unterthänig zu Füßen ſenken und ſich gar nicht einfallen laſſen, gegen ſeine Oberherrlichkeit, welche zu beanſpruchen er feſt entſchloſſen war, zu proteſtiren. Aber der Empfang an der Porta San Frediano belehrte ihn eines Andern, ſeine Eitelkeit fühlte ſich tief verlezt und ließ ihn vergeſſen, daß die Stunde eines feſtlichen Mahls keine paſſende Zeit zu ernſten Verhandlungen ſei. Daher hatte er den Florentinern

Letzter Gang.

1.

In memoriam.

Wenige Wochen vor ſeinem Hinſcheiden hatte Profeſſor Johannes Scherr ſich zum letztenmal vom Krankenlager nach ſeinem Arbeitszimmer hinüber geſchleppt und dort aus dem Schreibpulte das Manuſkript hervorgeholt, das, leider ein Torſo, die erſte Arbeit dieſes Buches bildet. Mit wehmütigen Gefühlen hatte er es ſeinem Verleger überſchickt, gleichſam wie um ihm zu zeigen, daß er wenigſtens den guten Willen gehegt, ſein Verſprechen einer Arbeit über Jeſuitismus und Freimaurerei zu erfüllen.

Aber dem guten Willen entſprach die Kraft der Ausführung nicht mehr. Sie war durch den furchtbaren Anſturm der Krankheit gebrochen. Dem letzten Gange nach dem Hörſaale im eidgenöſſiſchen Polytechnikum (Mai 1886) und dem letzten Gange nach dem Arbeitszimmer (im Herbſte) folgte bald derjenige, von dem noch kein Irdiſcher wiedergekommen iſt. Eine Herzlähmung endete wahrhaft erlöſend die zeitweiſe entſetzlichen Leiden der letzten Wochen Scherrs.

Am 24. November, drei Tage nachdem der Befreier Tod ſein Werk gethan, bewegte ſich ein gewaltiger Leichenzug von der Wohnung des Entſchlummerten nach den Hallen der Frauenmünſterkirche. Aus nah und fern hatten ſich Freunde, Kollegen, dankbare Schüler und Verehrer Scherrs eingefunden. Die ſtudierende Jugend gab ihrem Lehrer unter den ernſten Klängen einer Trauermuſik und nach ihren Vereinigungen geordnet mit umflorten Fahnen das letzte Geleite. Feierliches Orgelſpiel, erhebende Vorträge des Tonhalleorcheſters und ergreifende Lieder des akademiſchen Geſangvereines, der mit vollem Rechte bei dieſem Anlaſſe das Horaziſche „Integer vitae" erklingen ließ, wechſelten bei der Feier in der Kirche mit den Anſprachen des Stiefſohnes des Verſtorbenen, Pfarrer Haggenmacher, und des Vertreters der Behörden und Lehrerſchaft des Polytechnikums, Profeſſor Dr. Julius Stiefel.

Vom klaren Himmel ſandte die Spätherbſtſonne noch ihre letzten freundlichen Strahlen nieder, als der Leichenzug ſich nach dem weit von der Stadt Zürich entfernten Zentralfriedhofe bewegte. Dort nahm ein ſtill gelegenes Grab an der Nordmauer die ſterbliche

Hülle Scherrs auf. Die Studierenden ſenkten die Fahnen über der Gruft, und einer aus ihnen, Ugo Biſutti aus Udine, rief dem verehrten Lehrer noch bewegte Dankesworte nach.

Scherrs letzter Gang war vollbracht. Bei der Bedeutung dieſes Mannes wird es nur als berechtigt erſcheinen, wenn als Erinnerungsblätter gleichſam, gepflückt auf dieſem letzten Gange, die nachfolgenden Anſprachen, ſowie Profeſſor G. Mählys Nachruf in der „Allgemeinen Zeitung“ hier wiedergegeben ſind

2.

Aus der Anſprache von Pfarrer Haggenmacher.

Geehrteſte Trauerverſammlung!

Entführt das Geſchick einen Menſchen von unſerer Seite, mit dem wir uns durch die Bande des Blutes, der Liebe, der Freundſchaft verbunden fühlten und mit dem wir eine gute Strecke des Lebens gemeinſam wanderten, ſo pflegen wir noch dem Scheidenden bewegteren Gemütes nachzuſchauen. Doppelt ſtark empfinden wir dann, was er für uns, was er auch für viele andere geweſen. Das Bild ſeines Weſens und Wirkens ſteigt lebendig vor der Seele auf, und aus ihm heben ſich wieder beſonders heraus die Züge ſeines Charakters. Und wann iſt das mehr der Fall, als wenn das Scheiden wie hier ein ſolches für immerdar im Tode ward?

Kein billig Denkender kann es mir jetzt übel deuten und als Eitelkeit oder gar Schmeichelei auslegen, geſtatte ich mir, ob auch durch enge Bande der Angehörigkeit mein Leben lang mit dieſem Entſchlummerten verbunden, in wenigen Zügen nicht ſowohl eine

Lebensſkizze zu bieten, als auf ſein inneres Weſen und ſeinen Charakter hinzudeuten. Stand doch Scherr fürwahr als ein ſcharf ausgeprägter eigenartiger Charakter da, der, im Kampfe des Lebens geſtählt, auch manchen herberen Zug annahm. Wie überhaupt keinem Staubgeborenen, der da weiß, daß jedes würdige Menſchenleben einen höheren Zweck hat, und der dieſen zu erfüllen ſtrebt, der Kampf erſpart bleibt, ſo war ſolcher auch Scherr reichlich beſchieden. Er wußte, daß Leben kämpfen heißt, und richtete ſich danach. Und fürwahr einen hervorragenden Kämpfer tragen wir in ihm zu Grabe und einen treuen, der ſeine Waffe bis zum letzten Augenblicke nicht ſinken ließ.

Sproſſe einer kinderreichen Schulmeiſterfamilie, hatte er von früh auf Gelegenheit, mit Sorge und kargen Lebensverhältniſſen bekannt zu werden. Während ſeiner Schulzeit und Studienjahre auf Gymnaſien und Hochſchulen der württembergiſchen Heimat wie des Auslandes galt es für ihn, ſich in ſtrenger Selbſtbeſchränkung und mancher Entſagung zu üben. Die feſte Entſchloſſenheit und Unbeugſamkeit, ein Erbteil vom Vater her, das empfängliche und reiche Gemüt, eine Mitgabe ſeiner Mutter, eiſerner Fleiß, der das angeborene hohe Talent auf Wucherzinſen anlegte, und ein reich Teil Lebensfrohmutes und geſunden Humores halfen ihm manche Verſuchung entbehrungsvoller Tage der Jugendzeit ſiegreich überwinden.

Seine Loſung hieß ja von früh an: „Gradaus!“ und keiner der vielen Gegner, die er ſich durch ſeine Art erworben, wird ihm das Zeugnis verweigern können, daß er dieſe Loſung treu befolgte bis ans Ende. Knorrig, aber auch feſt wie eine Eiche, war und blieb er ein ſtandhafter Prinzipmann, um mich eines Ausdruckes zu bedienen, den er ſelbſt gern von ihm ähnlich Gearteten gebrauchte.

Und wie hat das Herz dieſes Mannes von ſeinen jungen Tagen an bis zum Tode von glühender Liebe für die Freiheit, die Größe und das Wohl ſeines deutſchen Vaterlandes und Volkes geſchlagen. Da war es denn kein Wunder, wenn es in den vierziger Jahren, als weitum die Völker Europas von einem Frühling der Freiheit und Gerechtigkeit träumten, auch von dieſem Frühlingswehen ergriffen wurde. Scherr ſtellte ſich, vom Vertrauen vieler ſeiner Mitbürger getragen, auch in die Reihen der Vorkämpfer für Volksfreiheit und Volksrechte. Und daß er dabei eine ſchneidige Klinge führte, dafür zeugte ſeine Verurteilung zu fünfzehnjähriger Kerkerhaft ſeitens der ſiegreichen Reaktion. Glückliche rechtzeitige Flucht rettete ihn in die Schweiz, die er ſchon in der Jugendzeit kennen und lieben gelernt und die er oft dankbar ſein zweites Vaterland genannt hat. Die Frucht dieſer politiſchen Kämpfe war für ihn nun manche Jahre hindurch wieder vielfacher Kampf mit der Sorge in dem Haushalte, den er mit Frau M. S. Kübler gegründet, jener treuen Mitkämpferin, die ſo trefflich die Art ſeines Geiſtes und Charakters verſtand und ihm in düſterſten Tagen durch ihre Mitarbeit manche Sorge erleichterte. Wer ihm im engeren Kreiſe des Hauſes nahe geſtanden, wie es mir, dem Sprechenden, vergönnt war, der weiß, mit welcher Liebe er all den Seinen zugethan war, wie er ein Haupt des Hauſes war, das an ſich jenes evangeliſche Wort von dem guten Hausvater wahr machte, der aus ſeinem Schatze des Wiſſens und Könnens das Beſte, Altes und Neues den Seinigen darbietet. Manche, die Scherrs Schriften laſen und leſen, werden aus denſelben kaum erkennen, welch ein liebewarmes Gemüt die oft rauhe Seite ſeines Außenweſens verbarg. Es wußten's mehr nur ſeine nächſten Angehörigen; mir aber iſt es in dieſer Stunde eine ſüße Pflicht der Dankbarkeit, zu bezeugen, daß er mir war, was je nur ein treuer Vater einem Sohne ſein kann, und war ich doch nicht ſein eigen Kind. Und wer ihm ein treuer Freund geweſen, der weiß auch ſeine Freundestreue zu preiſen; wer aber als Schüler um ſeinen Rat und ſeine Hilfe gebeten, den hat er, ein bewährter Lehrer, nicht von ſich gehen laſſen, ohne ihm eine gute Waffe für den Kampf auf dem Felde des Geiſtes mitgegeben zu haben.

Ein ſcharfer Hauch der Verbitterung und des Peſſimismus weht durch manche Blätter der Schriften

Scherrs, weshalb ſich viele von ihnen abgeſtoßen fühlten. Woher dieſer Charakterzug? Er wurzelte in ſeinem unbeſiegbaren Glauben an das Ideale und deſſen Wahrheit, an die Macht des Guten und Schönen. In den Dienſt dieſes Glaubens ſtellte er das Schwert ſeines ſtarken Geiſtes, durchglüht von grimmem Zorne und Haſſe gegen allen rohen und gemeinen Materialismus, der die Welt entgöttert und entgeiſtet. Seinem Lieblingsdichter Schiller folgend, flüchtete er immer wieder gern in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen“. Doch nicht etwa, um zurückgezogen ſelbſtgenugſam ſich für ſich allein an den Ideen der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der echten Humanität zu erquicken und über die rauhe Wirklichkeit der Dinge im Schmollwinkel ſich hinwegzutröſten, nein, vielmehr um mit neuer Kampfesfreudigkeit in ſeinen zahlreichen Schriften und als Lehrer für eben die Güter einzutreten und zu wirken, die er als die edelſten erkannt hatte, feind aller Halbheit und Mattherzigkeit.

Es iſt wahr, ein Gläubiger im Sinne irgend einer Kirche wollte er nie ſein, aber jede aufrichtige und duldſame Religioſität achtete er hoch, groß denkend von Jenem vor allen, der ſein Kreuz nach Golgatha getragen. Es iſt wiederum wahr, er kämpfte oft grollend unter dem Feldzeichen eines düſteren Peſſimismus. Aber wer als Leſer ihn recht geleſen und verſtanden, wer als Zuhörer — und wie viele im Lebenskampfe Ergraute ſaßen da neben thatenfrohen Jünglingen — ihn recht gehört, der merkte ja wohl, daß ſein Peſſimismus doch nur ein Ausdruck des Schmerzes war darüber, daß alle die Ideale ſo langſam ſich verwirklichten, an die er felſenfeſt glaubte. Hinter der dunkeln, rauhen und bitteren Schale lag ein edler, goldener Kern. Manche ſchmerzliche Erfahrung und Enttäuſchung hatte eben einen bleibenden Stachel in ſeinem Herzen zurückgelaſſen. Wer aber keinen ſolchen je verſpürt, gibt ſich das bedenkliche Zeugnis, daß er nie ſchwer gerungen und heiß gekämpft habe. Es iſt ferner wahr, daß mancher wuchtige Streich, den er geführt hat, den Gegner unnötig verletzte oder auch unverdient traf. Doch erhob er nie den Anſpruch auf Unfehlbarkeit in der Führung ſeiner Waffe. Das iſt gewiß, daß er mit ihres Stahles Schärfe nicht nur Wunden geſchlagen, ſondern auch fruchtbaren Grund wie mit einer Pflugſchar aufgebrochen hat für eine ideale Saat, die allen Feinden zum Trotze ſpäter noch eine gute Ernte bringen wird.

Doch genug der Züge zu ſeinem Charakterbilde. Wie ſchmerzlich fiel es ihm letzten Frühling, als juſt ringsum ein neues, volles Leben aufgeblüht war, von heftiger Krankheit ergriffen die Waffen niederlegen zu müſſen. Tiefe Wehmut beſchlich ihn, erkannte er, wie nach dem dritten Becher Weins, den er getrunken, unumwunden ſeine herrſchſüchtigen Abſichten kund gethan, war aber auf entſchiedenen Widerſpruch geſtoßen.

So war die Feſthalle zum Schauplatz politiſchen Haders geworden, und als Ulivieri, dem ſein geiſtliches Gewand leicht den Weg bahnte, mit Heinrich vor der Thüre derſelben ankam, hörten ſie die zornige Stimme des Königs ausrufen: „Ihr vergeßt alſo, meine Herren von Florenz, daß ich gepanzert und mit erhobener Lanze in Eure Stadt eingezogen, und mir demzufolge nach franzöſiſchem Kriegsbrauch und Kriegsrecht die Oberhoheit über dieſe Eure Stadt zukommt?“

„Mit nichten, Sire,“ ließ ſich hierauf eine gemäßigte, aber nachdrückliche Stimme — es war die von Filippo Arigucci — vernehmen, „erſtlich ſeid Ihr nicht als Feind, ſondern als Freund gekommen, denn ſonſt würde Euch ein ganz anderer Empfang geworden ſein, und zweitens leben wir nach florentiniſchem Recht und Brauch und anerkennen weder franzöſiſche noch irgend fremde Bräuche und Rechte.“

Eben verhallte dieſe mannhafte Antwort, als es auch die treueſte, liebevollſte Pflege der Gattin und die Sorge des Arztes ihm die Kraft nicht wiedergeben konnten, noch einmal auf den Plan zu treten. Der Mann, der ſchon in früheren Jahren ſtandhaft ſchwere körperliche Leiden geduldig getragen hatte und jetzt die Feſſeln eines ſchmerzreichen Siechtums ſich auferlegt ſah, litt am meiſten gemütlich, wenn ſeine zeitweiſen kurzen Verſuche, wieder zu arbeiten, ſich als ohnmächtig erwieſen. Aber eine freundliche Milde, die das Feuer des Kampfes oft hinterhalten hatte, ließ ihn nun auch Dinge und Menſchen, die er etwa zu peſſimiſtiſch trübe geſchaut, in freundlicherem Lichte ſehen.

Nicht ihm ſelbſt ganz unerwartet, aber doch unvermutet ſchnell und mildfreundlich, wie er es gewünſcht, nahm ihn der Tod hinweg aus den Reihen der Erdenkämpfer. Wir ſprechen über ſeiner Hülle: Du haſt viel gekämpft, haſt auch viel gelitten, aber um höchſte Güter in Treue und Liebe. Nun ruhe aus! Friede deiner Aſche!

3.

Rede von Profeſſor Dr. Julius Stiefel.

Es iſt mir der ehrende Auftrag geworden, im Namen der Schulbehörde und im Namen der Lehrerſchaft des eidgenöſſiſchen Polytechnikums der großen Verdienſte zu gedenken, welche der abgeſchiedene Profeſſor Johannes Scherr als Lehrer der Geſchichte an der oberſten Bildungsanſtalt unſeres Landes während ſechsundzwanzig Jahren treueſter Pflichterfüllung ſich erworben hat.

Ich will verſuchen, dieſen Auftrag zu erfüllen, obwohl durchdrungen von dem Gefühle, daß an dieſer Stelle einer jener Männer ſprechen ſollte, die dem teuren Verſtorbenen durch langbewährte Freundſchaft, durch Gleichheit des Alters, der Beſtrebungen, der Lebensſchickſale innerſt verwandt und verbunden waren. Allein nahezu vollſtändig gelichtet hat ſich die Reihe jener edlen deutſchen Männer, welche, durch den Wellenſchlag politiſcher Bewegungen in unſer kleines Bergland hineingedrängt, Aſyl und Amt, das wir ihnen boten, hundertfältig durch ſegensreiches Wirken vergalten und zwiſchen ihrer unvergeßlichen Heimat und unſerem ſchweizeriſchen Vaterlande innige geiſtige Bande geknüpft haben. Vorangegangen iſt dem Verblichenen der teure Bruder, Dr. Thomas Scherr, der einſichtige Organiſator des zürcheriſchen Volksſchulweſens, der begeiſternde Lehrerbildner. Vorangegangen ſind ihm die treuen Freunde und Kollegen: der markige, willensmächtige Bolley, Scherrs vertrauteſter Herzensfreund; der feine, milde, geiſtig bewegliche Culmann; Gottfried Semper, der große Kenner und ſchöpferiſche Meiſter der Schönheit, der ſo gern als eifrigen Leſer Scherrſcher Schriften ſich bekannte; der für Kunſt und Freiheit glühende G. Kinkel. Vorangegangen ſind ihm auch ſeine ſchweizeriſchen Freunde: Auguſtin Keller, Jonas Furrer und Alfred Eſcher, mit denen er ſo redlich in böſen und guten Tagen Liebe und Sorge, Freude und Stolz um unſer kleines, teures Vaterland teilte, und denen er, als edelſten Trägern vornehmen Republikanertums, mit ſeiner Kunſt und Macht der Geſtaltung litterariſche Denkmale geſchaffen hat, für welche wir Schweizer ihm noch beſonderen Dank zollen.

Sie alle wiſſen, wie an den Abenden, da Profeſſor Scherr ſeine Vorleſungen hielt, das größte Auditorium des Polytechnikums die Scharen wißbegieriger Zuhörer oft kaum zu faſſen vermochte. Worin lag das Geheimnis ſeiner auf ſo manche

Generationen wirkenden Anziehungskraft? Es lag nicht in irgend welchen beſtechenden äußeren Vorzügen; weder in jenem einſchmeichelnden, ſüßmelodiſchen Wohllaut der Stimme und Sprache, wodurch Kinkel entzückte, noch in jener Macht des Auges und der unmittelbaren perſönlichen Beziehung, welche manche Redner ſofort zu ihrer Hörerſchaft gewinnen. In der Art, wie der behäbige Mann mit dem breiten Gang, den offenen Geſichtszügen, der geiſtbeleuchteten Stirne zum Katheder ſchritt, wie er bedächtig ſein Manuſkript ſich vorlegte, ſein Auge bewaffnete, lag etwas behaglich Magiſtermäßiges. Niemand hätte den kampfluſtigen Schriftſteller ſich alſo vermutet. An ſein breit und herb klingendes Organ, das mühelos weite Räume beherrſchte, an ſeine etwas ſchwäbelnde Ausſprache in eigentümlicher Verbindung mit dem auch im Anlaut ſcharf norddeutſch geſprochenen „St“ mußte man ſich erſt gewöhnen. In ſeiner Haltung war er den Hörern mehr ab- als zugewandt. Sein Auge ſchweifte gern, während er aus Geiſt und Seele herausſprach, wie träumend in das zauberiſche Landſchaftsbild hinaus, das die Fenſter ſeines Hörſaals ihm entgegenwarfen. Die Rede floß ihm ungleichmäßig, nicht in jenem ungebrochen ſtrömenden Guß wie die Diktion ſeiner Schriften. Und dennoch lag man ſehr bald in ihrem Bann.

Dieſer Zauber von Scherrs Kathedervortrag ſtrömte aus innerlichen Quellen und war von mannigfacher Art.

Den unmittelbarſten Reiz übte die unvergleichliche Friſche des Inhalts und der Form, die ſich auch dann noch nicht verlor, ja nicht einmal ſchwächte, als ihm die körperliche Rüſtigkeit zu verſagen begann. Dieſe Urfriſche aber hatte ihren Quell in einer unverſieglichen Luſt des Lernens wie des Lehrens, welche Scherrs eigenſte Natur ausmachte, und wodurch er für die ſtudierende Jugend ſo unmittelbar vorbildlich wurde. Scherr brachte immer wieder Neues, er ſchien ſelber immer wißbegierig, forſchensluſtig. Stoffe, die in programmmäßigem Turnus vorgetragen werden müſſen, brachte er in immer neuen Wendungen. Einer pädagogiſch veranlagten Familie entſproſſen, trug Scherr den Trieb des fröhlichen Aneignens, Verarbeitens, Wiedergebens von Haus aus im Blute. Seine Beleſenheit war die „uferloſe“ Jean Pauls, ſein Behagen des Dozierens fühlte ſich aus jedem Worte heraus. Den erzieheriſchen, belehrenden Trieb ſtrebte er nun in größtem Umfang auszuleben. Ihm war es eine innerſte Luſt, durch gemeinverſtändliche, plaſtiſche Darſtellung von Geſchichtswiſſenſchaft, zeitweiſe auch von Litteraturgeſchichte, der ihm lauſchenden internationalen Jugend ein ideales Gegengewicht gegen die techniſchen, exakten, formaliſtiſchen Kenntniſſe zu bieten, wie er in ſeinen Schriften in großen Zügen und weiteſtem Umfang Geſchichte und Politik, Kulturgeſchichte und Poeſie zum Gemeingut des Volkes zu machen ſtrebte. Raſtloſer Fleiß, bewunderungswürdige Raſchheit der Auffaſſung, eine geradezu beiſpielloſe Gedächtniskraft, ausgebreitete Sprachkenntniſſe befähigten ihn in außerordentlichem Maße zu dieſer Aufgabe.

Aber keineswegs bloß Gedächtnisſchatz, Notizenwerk, Bücherweisheit war ſein Wiſſen. Es ſtrömte ihm zugleich aus dem Leben, aus der Erfahrung zu. Durch volle fünfzig Jahre hin hat Scherr Geſchichte und litterariſche Bewegungen miterlebt, miterlitten, miterſtritten! Daher kam ihm jene wunderbare lebendige Anſchauung von den politiſchen und litterariſchen Dingen, daher jene Kraft der Vergegenwärtigung und ſchimmernder Farbe in der Darſtellung, daher jene kühn gezogenen Analogien, wodurch er einer internationalen Zuhörerſchaft von ſehr ungleichartiger Vorbildung die entlegenſten Zeiten und Völker nahe zu rücken wußte, allerdings oft den Stoff gewaltſam moderniſierend.

Dieſes doppelſtrömige Wiſſen nun warf Scherr aus einem reichen, vielbeweglichen Geiſte zurück. Ein Sprühregen von Gedanken und geiſtreichen Einfällen, von Ideen und Sentenzen durchwirkte ſeine Rede. Die geiſtige Durchleuchtung des Stoffes, die Herrſchaft des Gedankens über die Materie, oft ein ſouveränes Spiel des Denkens, der Phantaſie, und des Humors mit dem Stoffe verliehen ſeinem Vortrag jenen packenden Reiz, der für Studierende naturwiſſenſchaftlicher und techniſcher Fächer noch ſeine ganz beſondere Bedeutung hatte.

Dieſe Ideen und Tendenzen waren die ſpezifiſch modernen: Probleme und Meinungen, Poſtulate und Streitfragen, wie ſie das unmittelbare Leben, die drängende Folge politiſcher Ereigniſſe, der Tag, ja die Stunde aufbrachten. Daher ſchon in der Wahl der Stoffe die ausgeſprochenſte Vorliebe für moderne, ja modernſte Vorgänge. Als ein kühner Pionier iſt Scherr in das Gewirr zeitgenöſſiſcher Politik eingedrungen, ſammelnd, ſichtend, in kecken Umriſſen, Skizzen, Fresken geſtaltend. Das Anrecht des Hiſtorikers auch auf die Gegenwart hat er in ausgedehnteſtem Maße zur Geltung gebracht, das Intereſſe für moderne Geſchichte, für die Erfaſſung der Zeit in eminenter Weiſe geweckt. Die politiſchen Ereigniſſe ſogar unmittelbar während ſeiner akademiſchen Thätigkeit hat er, Schritt für Schritt ſich ihnen an die Ferſe heftend, alle in ſeinen Vorleſungen ſich rückſpiegeln laſſen: Napoleons III. Staatsſtreich und Mißwirtſchaft, die Miſère der deutſchen Bundestagspolitik, den Krieg von 1866, das große Jahr Deutſchlands, die ſozialen Gärungen, die klaffenden Kontraſte von Deſpotie und Revolution, von ultramontanen und rein humanitären Beſtrebungen und Organiſationen. Ja, wie Börne, Heine und Gutzkow hatte er den Mut, auch das Werdende, Gärende, Unfertige einer ſelbſt unfertigen Zeit in Rede und Schrift aufzufangen. Er erſcheint ſo häufig — namentlich in ſeinen Eſſays — ungleich mehr als Publiziſt und Journaliſt, als Verkündiger und Verbreiter zeitgenöſſiſcher Bewegungen und Strebungen, denn als Hiſtoriker; wie er in ſeinen ſtrenger geſchichtlichen Werken, denen ein bedeutendes, populärhiſtoriſches Gewicht nicht abgeſprochen werden kann, den Journaliſten auch nie ganz verleugnet. Aber ſein Journalismus hat immer einen großen Zug, wie der Börnes und Gutzkows; es iſt nicht der leichtkarätige; es iſt ein geiſtgeweihter, hiſtoriſch geſättigter, ein Journalismus auf großem Poſtament und mit weltgeſchichtlichen Perſpektiven.

Zu dieſem reich beweglichen Denken, das aber vor den letzten logiſchen Konſequenzen mit einem praktiſch-naiven Inſtinkt klug umbeugte, trat als letzter mächtiger Faktor: Gemüt, Empfindung, Leidenſchaft. Mit dem Herzen faßte Scherr alle Dinge auf, aus der Stimmung heraus, oft aus einer ſehr momentanen, ſprach und ſchrieb er. Das gab das lyriſche und dramatiſche Element, den Kampfton ſeines Wortes. Hieraus entſprangen die reichen Kontraſte und ſchroffen Wechſel ſeiner Anſichten und Stimmungen, die oft zu grellen

Lichter und zu ſchwarzen Schatten, die häufig ungemeſſen hyperboliſierende Gewaltſamkeit der Darſtellung; aber auch „Seelenwärme, innere Wärme, Mittelpunkt“: Feuer loderndes! zündendes!

Aus dieſen innerlichen Elementen erwuchs auch der ethiſche Geiſt ſeiner Darſtellung: ſeine Begeiſterung für die Freiheit auf allen menſchlichen Gebieten, für Hebung und Förderung der gedrückten Schichten, für möglichſte Ausgleichung der ſozialen Ungerechtigkeiten. Wenige Tage, bevor die tödliche Krankheit ihn befiel, äußerte er mir ſeine tiefe Anteilnahme an der gerechten Sache der belgiſchen Arbeiter. Seine warme Liebe und Sorge für die unteren Volksſchichten gerade, deren hartes Ringen er aus eigener Erfahrung kannte, erregte in ihm jenen berſerkerhaften Zorn, wenn er die ſoziale Entwickelung durch Utopien und Jakobinertum gefährdet und diskreditiert glaubte. Aber die Darſtellung gerechter und reiner Volksbewegungen und Aufſtände war ſeine innerſte ſchriftſtelleriſche Luſt: jene Stunden, da er mit ſeinem markigen Wort, deſſen Herbigkeit wieder ſo wunderſam von warmem Seelenton angehaucht war, die Freiheitskriege von Hellas und Amerika, die nationale Erhebung des deutſchen Volkes von 1813–1815, die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 ſchilderte: ſie werden jedem ſeiner ehemaligen Zuhörer unvergeßlich bleiben — als zu den ſchönſten akademiſchen Erinnerungen zählende!

Was immer die Gelehrten von der ſtrengen hiſtoriſchen Obſervanz an Scherrs Geſchichtsbehandlung mögen auszuſetzen haben, ſein Buch vom Blücher und von 1848, ſeine „Germania“ und ſein „Krieg von 1870“ ſind vom unvergänglichen Zug und Hauch des echten Völkerfrühlings und glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe durchweht.

Und ethiſch hoch und ſchön war auch Scherrs energiſches Pathos für alles Gute und gegen alles Schlechte; mochte es auch noch ſo jäh zwiſchen Enthuſiasmus und Verzagtheit, zwiſchen Optimismus und Peſſimismus fluten und ebben. Sein jeweiliger Peſſimismus, ſein raſtloſer Eifer in Kennzeichnung und Brandmarkung alles Böſen, Verkehrten, Niederträchtigen war ja der Schmerzensſchrei eines treuen Idealismus und der Aufrüttelungsruf zur immer erneuten, idealen Kampfesarbeit. Politiſche, Kultur- und Litterärgeſchichte waren ihm überhaupt nur Mittel zu dem Zwecke: das politiſche und ethiſche Denken und Fühlen in den weiteſten Volksſchichten zu wecken und zu bilden. Und fürwahr! Scherr hat mächtige Fermente in die moderne Geſellſchaft geworfen: in die internationale Jugend, die horchend zu ſeinen Füßen ſaß, unter denen ſo viele Söhne jener Benjaminvölker des Oſtens waren, die mit ihrem mächtig erwachenden Nationalgefühl die Berechnungen der Diplomaten und dem Canonicus und Heinrich gelang, in den Saal zu dringen. Sie ſahen den König oben an der langen Tafel unter einem für ihn errichteten Thronhimmel ſitzen, ſeine Ritter und Hofleute zunächſt um ihn. Die untere Hälfte der Tafel, welche noch mit dem ſchweren Silberzeug des Banketts beſezt war, nahmen die Florentiner Magiſtraten ein, und aus ihrer Mitte hatte ſich ſo eben Arigucci erhoben, dem König auf ſeine hochmüthige Frage Beſcheid zu geben. Jezt ſezte er ſich wieder mit der gefaßten Miene eines Mannes, der wacker für ſein Vaterland geſprochen. Auf Carl's Geſicht aber wechſelte Röthe und Bläſſe, und dieſer Wechſel machte es noch unanſehnlicher, als es im Zuſtand der Ruhe war. Sein Auge aber funkelte grimmig die florentiniſchen Herrn an, welche in ihrer einfachen ſchwarzen Sammttracht auffallend von dem buntſcheckig gepuzten Hofſtaat abſtachen. Offenbar wollte aus des Königs Mund ein gewaltiger Zornausbruch losbrechen, als ſich Pagol' Antonio Soderini aus der Mitte der Signorie erhob, vor den Thron des Königs trat, ehrfurchtsvoll grüßte und alſo ſprach: „Sire, ſeit langer Zeit her hat die florentiniſche die brutale Politik der Deſpoten zu ſchanden machen und heldiſch um ihre Freiheit ringen.

Doch nicht nur aufrütteln und erregen wollte Scherr, nein, auch ſänftigen, läutern, erheben. Das *Evangelium des Schönen*, der ſeelenbildende Zauber der Poeſie erſchien ihm als ein wirkſamſtes Mittel hierzu. Dem Panier der äſthetiſchen Erziehung des Menſchengeſchlechts, das Leſſing und Herder, Goethe und Schiller, Wilhelm von Humboldt und Schlegel über ihrem Volke erhoben, hat er einen treuen Kämpfer geſtellt. In ſeinen Vorleſungen über *„weltlitterariſche Charaktere“* namentlich ſuchte er durch Auswahl alles Schönſten, was unter jeglicher Sonne dem Borne der Poeſie entquollen, die Jugend für das Ideale zu gewinnen und ihr fürs ganze Leben den Sinn für die edelſte Erholung und den reinſten Genuß, wie Poeſie und Kunſt ihn bieten, zu erſchließen. Bei allem äſthetiſchen Feingefühl war ſein Blick doch vornehmlich auf den Gedankengehalt, beſonders den aufklärenden, gerichtet. Daher ſeine ausgeſprochene Vorliebe für Leſſing und Schiller; für Goethes Fauſt; für Rückert und Uhland, Börne und Platen; für Julius Moſen, Gutzkow und Jordan, die anzupreiſen er ſich nicht genug thun konnte.

Dem weiten Umfang des Stoffes entſprach die *Kunſt und Gewalt der Darſtellung*. Man wird Scherr nie gerecht werden, wenn man das Naturſpiel von Hiſtoriker und Journaliſten, Dichter und Satiriker in ſeinem innerſten Weſen nicht zu verſtehen vermag. Sein geſprochenes Wort war, wie ſein geſchriebenes, eine merkwürdige, oft ſeltſame Miſchung von draſtiſcher Urwüchſigkeit mit künſtleriſchem Glanz und Schliff, wobei es ohne Derbheit und Barockheit ſo wenig abging wie bei Carlyle, Rabelais, Fiſchart. Aber in Wort und Bild war er immer farbenkräftig, durchſchlagend, ins Herz treffend: es war gehauen und geſtochen, wie wir Schweizer ſagen. Mit wenigen markigen Zügen, mit mächtigen Freskoſtrichen wußte er Perſönlichkeiten, dichteriſche Werke, Situationen, ja den Umriß ganzer Zeitalter rund hinzuſtellen vor das Auge der Phantaſie: daß es eine Luſt war zu ſchauen, wo man nur zu hören gekommen war! Der ſcharfgeſpitzte Pfeil ſeiner aphoriſtiſchen Urteile aber flog oft ſo klingend ins Zentrum, daß die Seele der beweglichen Jugend innerlichſt aufjauchzte.

Dazu kam eine reizvolle Kunſt in Anordnung, Gruppierung und Aufbau des Stoffes. Der ausgeſprochen novelliſtiſche Zug: die Fülle maleriſcher Einzelzüge, der reiche Griff in das Anekdotiſche — zugleich die dramatiſche Vergegenwärtigung, der Wurf des Stoffes in große Bilder und Szenen: das alles verlieh Scherrs Kathedervortrag noch unmittelbarer jene feſſelnde, Behagen weckende Wirkung, die ſeine hiſtoriſchen Schriften zu den geleſenſten der

Geſchichtslitteratur macht. Ganz beſonders aber eignete ihm ein ſpielendes Geſchick der Maſſenbewältigung; wenn er Revolutionen, Verſchwörungen, Kabinettsintriguen ſchilderte, war es ein ſpezifiſch äſthetiſcher Genuß, die Knäuel ſich verwickeln und abrollen zu ſehen.

Und was war er nicht für ein Charakterzeichner und Seelenmaler! Wie wußte er, einen Cäſar, einen Bonaparte, einen Sulla oder Cromwell ſchildernd, in blitzartigen Lichtern tief verſchlungene, dämoniſche Gemüter zu erhellen und titaniſche Naturen in mächtigen Umriſſen aufzufangen. Hatte man ihn aber über Perikles oder Waſhington, über Franklin oder den Freiherrn von Stein ſprechen hören, ſo blieb einem das leuchtende Bild geiſtgeweihter ſtaatsmänniſcher Größe, des lauterſten Patriotismus unvergänglich in das Herz eingeſenkt.

Das ſpezifiſch Künſtleriſche aber, was die beſonderſte Eigenart und das innerſte Geheimnis von Scherrs Darſtellung ausmachte, war die mächtige Mitwirkung der Phantaſie. Sie hat ihm manchen Streich geſpielt in Rede und Schrift, aber ſie war es auch, die ihm die herrlichen Eingebungen verlieh, in denen er bisweilen wie ein Dichter und Seher weittragende Wahrheiten ausſprach. Seine Darſtellungen waren durchweg geartet und geſtaltet nach jenem Wort ſeines erklärten Lieblingsbuches:

„Laßt Phantaſie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören!"

In der That, die komiſche und ſatiriſche Ader war mächtig in Scherr. Ein Schalk, ein Kobold ſaß ihm im Nacken; der kicherte, klingelte, rumorte, renommierte unabläſſig hervor. In ſeiner Gepflogenheit unter allen Umſtänden das Ding beim wahren Namen zu nennen, miſchte ſich urſchwäbiſch derbes Auflachen über die Verkehrtheit der Welt, die Schelmenſtreiche der Materie und die Entartung gewiſſer Naturen und Zeiten mit dem Eifer der Wahrheitsenthüllung gegenüber diplomatiſchem oder gar ſcheinheiligem Vertuſchen und Beſchönigen.

Aus dieſen mannigfachen Elementen bildete ſich jene reiche Symphonie redneriſcher Wirkungen des Scherrſchen Kathedervortrags, der bald mit ſprühender, zündender, bannender Gewalt die Zuhörer packte, rüttelte, durchblitzte, bald „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwang". Fürwahr, wenn man den Hörſaal verließ: man war nicht fertig mit der Sache, nein, recht im Gegenteil glühte man, ſelbſt ſich nun damit zu beſchäftigen, ſich darin zu vertiefen. Und nicht das letzte Zaubermittel, das dabei wirkte, war die in ſeiner ganzen Vortragsweiſe ſo unverkennbar mitklingende Liebe zur Jugend, die aus ſeiner eigenen, unverwüſtlichen Jugendlichkeit des Geiſtes und goldlauteren Herzens quoll, und der gewinnende Humor, die gemütvolle Liebenswürdigkeit im perſönlichen Verkehr mit den Studierenden.

Nehmt alles nun in allem: das ſchweizeriſche Polytechnikum hat einen trefflichen Mann verloren, einen Lehrer originellſter Art, einen unnachahmlichen Meiſter des akademiſchen Vortrags; die litterariſche, politiſche und ſoziale Welt aber einen realen Kämpfer für das Ideale!

Mir iſt, ich hör' ein Flüſtern in den Lüften über dieſem Sarge, ein Grüßen aus dem ſtillen, ernſten Geiſterreiche, ein mannigfaltiges, aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt, auf Flügeln aller Winde hergetragen! Doch am vernehmlichſten klingt mir vom Père Lachaiſe, wo deutſche Söhne neben Frankreichs großen Toten ruhen, die Stimme des edlen Börne herüber, und von Siziliens ewig ſonnigen Geſtaden wie Meereswogenſchlag melodiſch Platens Gruß, und aus der deutſchen Heimat, wohin der nunmehr Abgeſchiedene von freier Schweizerhöhe ſo oft umflorten Blickes, ſehnſuchtbrennenden Auges ausſchaute, das Willkommenswort des Geiſtesritters, und von Julius Moſens friedumwehter Ruheſtätte der Widerhall des Freundesgrußes, den ihm der Ueberlebende auf die Erlöſung von langer Leiden Qual einſt nachgerufen, nicht ahnend, wie ein gleiches Los ihm ſelbſt beſchieden. Und alle grüßen ſie den Geiſtesfreund, der, ſelber der Verbannung Brot eſſend, den Verbannten oder im eigenen Heimatland Verfolgten und an die Schwelle der Vergeſſenheit Gedrängten ſo eifervoll, ſo warm und mächtig klingend der Anerkennung Wort geſprochen.

Und du, in deiner blühenden Lebensfülle, unſerer Zukunft Stolz und Bürge: ſtudierende Jugend, die du des Abgeſchiedenen letzten Wunſch, ſtill und ohne Gepränge ihn zu ſeiner Ruheſtätte zu begleiten, zartſinnig zu erfüllen und doch zu vereinen wußteſt mit dem eigenen Drang, deine innerſte Liebe und Begeiſterung für ihn nicht ohne Ausdruck zu laſſen: ſei dir Dank dafür geſagt!

Umflorte Fahnen und Paniere! Farbenleuchtende Symbole ihr von allem Höchſten, Edelſten des Daſeins, worin die innerſte Seele des Verblichenen geatmet hatte: des Glühens für Vaterland und Freiheit, des Aufſchwungs des Gemütes zu den ewigen Dingen, zu Wahrheit, Weisheit, Schönheit: die ihr euch eines huldigenden Augenblickes Dauer neigtet über eines braven Kämpfers würdevollem Staub — entrollt euch wieder, ragt wiederum hinaus ins volle Kampfesleben, auf daß eine allen edlen Vorfechtern freudig nachſtrebende Jugend zu eigenem Werk ſich um euch ſchare:

„Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!“

I.

Nachruf von stud. chem. Ugo Biſutti am Grabe des Verſtorbenen.

Im Namen der Studierenden beider Hochſchulen Zürichs überbringe ich dem Profeſſor Johannes Scherr den letzten, den Scheidegruß.

Alle, die heute ſeine irdiſche Hülle bis zu dieſer ſtillen und trauerweckenden Stätte begleitet, ſie alle fühlen gar wohl, welch großen Verluſt Litteratur und öffentlicher Unterricht durch ſein allzufrühes Hinſcheiden erlitten haben. Allein niemand vermag dieſen Verluſt tiefer zu empfinden als gerade diejenigen, die ſich noch vor wenigen Monaten an ſeinen gelehrten, offenen und bezaubernden Worten begeiſterten, die, in inniger Fühlung mit ihm, ſeinen Gedanken und Ideen lebten und die nun heute von ihm, dem nicht nur geſchätzten, nein, auch wirklich geliebten Lehrer, für immer Abſchied nehmen müſſen. — In ſeinen Büchern und Schriften liegt zwar die Frucht ſeiner langen und emſigen Studien und Forſchungen aufbewahrt; dort liegen ſie geſammelt, ſeine allumfaſſenden Ideen, ſeine wunderbar tiefen Gedanken; aber das geiſtvolle Wort der hinreißenden Beredſamkeit, der Zauber, den er auf ſeine Zuhörer ausübte, — ſie (dankbar ſei es hier geſagt) für alles wahrhaft Edle und Gute entflammend —, können nur als teuere Erinnerungen in unſeren Herzen weiterleben. — Wie ſehnten wir uns nicht, wenn der einem ermüdenden Studium abſtrakter, trockener Wiſſenſchaft gewidmete Tag zur Neige ging, wie ſehnten wir uns da nicht nach jenen Stunden froher, geiſtiger Geſelligkeit, in welchen er uns ſeine Probleme aus der Geſchichte entwickelte und unſerer Gedankenwelt ſo manchen neuen, ungeahnten Horizont erſchloß. Es war ein fühlbarer Mangel in dem Herzen eines jeden ſeiner Schüler, ein unliebſames Entbehren jener geiſtbelebenden Zuſammenkünfte, als Profeſſor Dr. Scherr, von der Krankheit endlich überwunden, ſeinen viel und gern von Lauſchenden umringten Katheder meiden mußte. Er that es aber nicht früher, als bis ihm das Schickſal nach dem langen Kampfe für das Ideale den neuen und ſchrecklichen mit dem Tode auferlegte. Nun hat er ausgerungen, — ſeinen Lebenskampf hat er gekämpft mit jenem Mute und jener ſiegesfrohen Zuverſicht, die gerade ihn zu einem der berufenſten Streiter für Wahrheit und Recht geſtempelt haben. Nun ſchließt ſich über ihm die Erde. Sie ſei ihm leicht. — Ein Denkmal aber hat er ſich ſelbſt errichtet, das, um mit dem Dichter zu ſprechen, Stein und Erz überdauert, ein Denkmal in den Herzen ſeiner Schüler, die es ſich an der Bahre des geliebten Altmeiſters geloben, aus ſeinem belehrungsreichen Leben ſtets das Beiſpiel unverdroſſener Arbeit, ſtarker Tugend und unerſchütterlichen Charakters zu ſchöpfen und gleich ihm zu ſtreben nach den Idealen der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Nekrolog

von

Profeſſor Dr. J. Mähly.

Republik mit Dir verhandelt, und nachdem ſie ihre, die feindlichen, Tyrannen verjagt, glaubte ſie Deiner Freundſchaft verſichert ſein zu dürfen, wie Du verſprochen. Nun aber willſt Du, als Gaſt in unſern Mauern empfangen, ſtatt des Joches, welches wir kaum und auch zu Deinem Frommen abgeſchüttelt, das Deinige auflegen. Nicht alſo, denn vom erſten bis zum lezten Florentiner ſind wir entſchloſſen, die neuerworbene Freiheit um keinen Preis dahinzugeben. Höre aber, was die Väter der Republik durch mich Dir entbieten, höre es mit gnädigem Ohr und dann thue, wie Dir gefällt. Sire, alles zwiſchen Dir und uns bisher Vorgefallene, ſofern es Feindſeliges iſt, ſei vergeben und vergeſſen, Du nimm uns in Deine Freundſchaft, Deine Bundesgenoſſenſchaft und Deinen Schutz auf, die florentiniſche Republik dagegen bringt dem Frieden und der Eintracht mit Dir dieſe Opfer. Erſtlich ſagt ſie ſich feierlich von der Convention mit Neapel und dem römiſchen Stuhle los, welche Pietro de Medicis gegen Dich eingegangen, zweitens übergibt ſie Dir bis zu Deinem Wegzuge aus Italien die Städte Piſa und Livorno und ihre ſämmtlichen feſten Plätze, doch

Incorrupta fides nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?

Mit Scherr iſt einer von den Männern zu Grabe gegangen, welche die Natur dem ganzen Menſchengeſchlechte ſchenkt, und wir müſſen der „gütigen Mutter" um ſo dankbarer für dieſes Geſchenk ſein, als ſie keine Verſchwendung damit treibt, wenn ſie auch ihre Lieblinge ſelber mit ihren Gaben verſchwenderiſch ausſtattet. Ein ſolcher Liebling iſt Johannes Scherr geweſen, zu kurz gekommen iſt er nur in einer Hinſicht: er iſt nicht geboren im Schoße der Fülle und des Glücks; aber dieſer Mangel iſt reichlich aufgewogen, mehr als erſetzt worden durch die Schätze, welche die durch die Entbehrung geweckte und geſtählte Kraft gehoben und ans Licht gefördert hat. Hätte ſchon dem Kinde oder auch dem zum Manne Herangereiften die Sonne des Glücks gelächelt, dieſe Kraft wäre zwar höchſt wahrſcheinlich nicht latent geblieben, aber ſie hätte ſich ſchwerlich zu ſolcher Energie angeſpannt und mit ſolcher Wucht entladen. Eine Natur wie die ſeinige, die ſo mühelos aus dem Vollen ſchöpfte, würde unter allen Umſtänden aus den Geleiſen des Mittelmäßigen und Alltäglichen herausgetreten ſein; aber die harte Schule des Lebens, der Kampf ums Daſein haben ſie dermaßen geſtärkt, daß ſie ſich an das Höchſte wagte und das Schwerſte leiſtete. Sie hätte ſpäter, als Scherr ſchon ein Leben voller Arbeit, und ruhmvoller Arbeit, hinter ſich und eine ſorgenfreie Zukunft vor ſich hatte, ſich Ruhe gönnen dürfen, wenn Scherr ein anderer geweſen wäre, als er war. Aber die Ader dieſer Kraft ſtrömte zu voll und zu reich, als daß ſie hätte ſtill ſtehen können. Es war nicht Ehrgeiz, wenn Scherr bis zu ſeinem Tode raſtlos und in gleichem Tempo wie in den Zeiten des ſchönſten Mannesalters weiterarbeitete und der ſtaunenden Mitwelt Buch um Buch ſchenkte; es war der Drang, ſich ſelber und der Mitwelt in ſteigendem Maße zu genügen. Weit entfernt zwar von jener falſchen Beſcheidenheit, die uns „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl" vorlügt, that er ſich doch ſelber nie ein Genüge und ſah in jedem neuen Erfolg einen neuen Sporn zu weiterem, reiferem Schaffen. Man mag dieſer Natur nahe kommen, wo man will, ſie prüfen und ſondieren, wie man will, überall ſtößt man auf Gediegenes, nirgends tönt es hohl; man mag den Charakter, das Talent, das Wiſſen und Können auf die Wage legen: es zieht alles ſchwer, und es iſt nicht leicht, zu ſagen, auf welcher Seite ihre eigentliche Stärke liege, ob im Herzen oder im Hirn, im Menſchen, im Schriftſteller oder im Gelehrten; aber Kern war alles an ihr, nirgends Hülle, nirgends Schein. Er war ein deutſcher Mann im beſten Sinne; „einzelne wunderliche und wilde Wucherungen freilich muß man dieſer deutſchen Eiche, die draußen im Freien, von Wind und Wetter umdroht, ſteht, nachſehen“. Scherr war ein überlegener Geiſt, und ſolchen iſt es gegeben, originell zu ſein. Die Originalität war bei ihm die gute deutſche „Urſprünglichkeit“, d. h. naturwüchſig, angeboren, nicht künſtlich anerzogen und mühſam gepflegt. Seine Feinde — er hatte und hat jetzt noch ſolche, wie jeder echte Menſch, welcher die Wahrheit über alle Rückſicht ſtellt — ſeine Feinde alſo wollen wiſſen, jene Originalität ſei keine echte geweſen, Scherr habe ſie nur als Maske getragen, um zu imponieren. Wir aber möchten den Künſtler kennen, der eine ſolche Maske zu fertigen vermöchte: unſere höchſte Bewunderung ſollte ihm nicht fehlen, und wir möchten ſeinen Gegnern und Neidern zurufen: Schafft euch auch eine ſolche an, drapiert euch „nach berühmten Muſtern“, und wenn's euch gelingt, ſo wollen wir euch noch höher ſtellen als Scherr, denn dann ſeit ihr vollendete Künſtler! — Nein, die Kunſt ſteht diesſeits einer Grenze ſtill; was darüber iſt, gehört zum Bereich des Genies. Scherrs Freunde wiſſen, wie wahr und treu der Mann auch gegen ſich ſelber war; wer ihm nicht näher ſtand, darf getroſt ſeine Bücher für den Spiegel ſeines Weſens halten und ſeine Züge darin erblicken; ſie und er ſind eins.

Dieſe Bücher! Es iſt ihrer eine ſtattliche, eine ungewöhnliche Zahl. Wer will ihnen gerecht werden? Wer das Vergängliche ausſcheiden vom Bleibenden? Ein ſtaunenswerter Fleiß im Bunde mit einer nicht minder ſtaunenswerten Beleſenheit und Vielſeitigkeit hat ſie geſchaffen; aber auch dieſe drei hätten nicht ausgereicht, ohne die vierte und größte ſeiner Gaben: die wunderbare, ſpielende Leichtigkeit, die Gegenſtände, ſo verſchieden ſie auch ſind, zu beherrſchen, zu durchdringen, darzuſtellen. Er hat die nie ruhende Feder niedergelegt, nicht weil er müde, ſondern weil er krank war. Jetzt ruht auch er; am 24. November haben ſie ihn in Zürich, ſeiner zweiten Heimat, begraben. Alles in allem gilt von ihm, was Strauß in ſeiner berühmten Vorrede zu „Hutten" ſagte: „Wo immer in deutſchen Landen gegen Verfinſterung und Geiſtesdruck, gegen Pfaffen- und Deſpotentum (wir dürfen hinzuſetzen: gegen die Verkehrtheit und Dummheit in jeder Geſtalt) eine Schlacht gewonnen wird, da iſt ſein Geſchoß dabei geweſen."

Sein Leben, beſonders der Sturm- und Drangperiode, liegt nicht ſo durchſichtig vor uns, als wir es wünſchen; er hat nicht den Drang in ſich verſpürt oder, wie mancher tief unter ihm ſtehende „Geiſtesheld“, die Eitelkeit beſeſſen, ſeine Memoiren zu ſchreiben. Nur gelegentlich und andeutend ſpricht er von ſich. So im „Heidekraut“ (1883) S. 2: „Am Fuße des Burghügels (vom Stammſchloß derer von Rechberg, in dem „Hohenrechberg“ genannten Weiler) lag zwiſchen ſeinem Baumgarten und ſeinem Gemüſegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. Oktober im Teuerungsjahre 1817 als das zehnte Kind des Schulmeiſters geboren wurde. Aus den Fenſtern unſerer Wohnſtube ſahen wir auf den nahen Hohenſtaufen und fern hinüber auf die vorſpringenden Gipfel der ‚Schwäbiſchen Alp‘ ... Vielleicht darf ich ſagen, daß mir von der Weite dieſes Ausblicks von Jugend auf etwas in der Seele geblieben.“ In der Nähe lag die alte Reichsſtadt Gmünd, allwo „der Weihwedel die Bibel endgültig in die Flucht geſchlagen“, und der junge, ebenfalls katholiſche Johannes wanderte tagtäglich aus ſeinem dörflichen Heim dorthin als Schüler des Gmünder Untergymnaſiums. Was aus den neun Geſchwiſtern geworden iſt, wiſſen wir nicht, außer von dem einen, dem berühmt gewordenen Pädagogen Thomas Ignaz (begraben in Tägernweiler, Kanton Thurgau), der im Leben des jungen Johannes keine unwichtige Rolle ſpielt. Vater Scherr iſt, nach dem Zeugnis des Sohnes, ein ſehr begabter Mann geweſen, hat aber auf die Entwickelung des pſychiſchen Lebens. in ſeinem Sohne Johannes weniger beſtimmend eingewirkt als die Mutter. Dieſe hat, wie wir es ſo oft bei Müttern bedeutender Männer finden, auf das Gemüt ihres Sohnes durch vortreffliche Eigenſchaften einen nachhaltigen Einfluß geübt. Scherr, der ihr Andenken zeitlebens hoch und heilig gehalten hat, nennt ſie ſeine „fromme Mutter, fromm nicht allein im kirchlichen, ſondern auch im beſten und ſchönſten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann“. In der Vorrede zu „Schiller und ſeine Zeit“ hat er ihr ein pietätvolles Denkmal geſtiftet: „Es iſt ein Lieblingswunſch meiner Jugend geweſen, die Lebensgeſchichte des großen Mannes zu ſchreiben, welcher als ein Leitſtern ſtetig ob den Wirrſalen meines Daſeins geleuchtet hat. Ich wurde früh gewohnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu demſelben aufzublicken. In meinem väterlichen Hauſe gab es ein hochgeſchätztes, braungebundenes Buch, eine der erſten Auflagen von Schillers Gedichtſammlung, und oft ſah ich dasſelbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner teueren Mutter, in Händen, welche tagsüber unermüdlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad ſich abgemüht hatten. Noch ſteht mir die Stunde friſch im Gedächtnis, wo ich am Abend eines Sommerſonntags mit der Unvergeßlichen unter dem Apfelbaum vor dem Hauſe ſaß, während die Sonne rotglühend hinter den Scheitel des Hohenſtaufen hinabſank. Da las ſie dem von ſchwerer Krankheit geneſenden Knaben die ſchöne, ihren frommen Sinn beſonders anmutende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, ſo gut ſie, die einfache Dorflerin, es vermochte. Das war meine erſte Bekanntſchaft mit dem großen Dichter, und der damals empfangene tiefe Eindruck iſt geblieben. Die dunkle Ahnung des Knaben von Schillers Größe wurde in dem Jüngling zu begeiſterter Vorliebe.“ — Der Wunſch der Mutter war, daß Johannes Theologie ſtudieren möchte. Dieſen Wunſch hat freilich der Sohn nicht erfüllt. Wir wollen's ihm nicht verargen. Seiner Kirche hat er, als Kloſterſchüler zu Gmünd, den Tribut dadurch abgetragen, daß er öfter daſelbſt als Chorknabe funktionieren mußte. Scherr als Chorknabe! — Darin ſpielt ein gewiſſer Humor der Weltgeſchichte. Früh ſchon finden wir Johannes in Zürich. Sein Bruder Thomas, Taubſtummenlehrer in Gmünd, war 1825 in derſelben Eigenſchaft an die Blinden- und Taubſtummenanſtalt der genannten Schweizerſtadt berufen worden und zog den jüngeren Bruder nach ſich. Dieſer ſprach von dem älteren Bruder ſtets mit großer Liebe und Achtung und nannte ihn „den großmütigen Beſchützer ſeiner Jugend“. Und doch war er ſtreng gehalten und nicht auf Roſen gebettet. Einem treuen Freunde zeigte er einſt auf einem Spaziergang das Fenſter eines Dachſtübchens und ſagte wehmütig: „Sieh, ich hatte es in meiner Jugend nicht zu gut; da droben mußte ich oft hungernd und frierend, ohne Geſellſchaft und Freunde, lange Winternächte durchſtudieren.“ Und irgendwo in einer ſeiner Schriften ſagt er: er habe in ſeiner Jugend ſo viele Bitterniſſe ſchlucken müſſen, daß ihm das Herz in Galle ſchwamm. Er mochte dabei vor allem an ſeinen Aufenthalt als Penſionär im Hauſe eines damals bekannten Pädagogen Wurſt denken, der, wenn auch vielleicht ein gelehrter Mann, für die leiblichen Bedürfniſſe ſeiner Penſionäre gründlich ſchlecht ſorgte. Er fütterte ſie nämlich einen ganzen Winter lang tagtäglich, ohne irgend welche Abwechſelung, mit ſchlechtem Sauerkraut und einem Stück Brot, ſo daß Scherrs Mutter, als dieſer am Ende des Semeſters heimkam, über dem ſchlechten Ausſehen des Jungen eine Anwandlung von Ohnmacht bekam. Scherr pflegte dies zu erzählen, wenn etwa von der Anmaßung der jetzigen Jugend die Rede war. Die Szene dieſer Jugendtragödie dürfte im Städtchen Ehingen an der Donau zu ſuchen ſein; jedenfalls war Scherr eine Zeitlang (nach eigener Angabe) zu Ehingen an der Schule. Von 1837–1840 hielt er ſich als Student in Tübingen auf und beſchäftigte ſich mit philologiſchen, philoſophiſchen und geſchichtlichen Studien. Für ſeine Anlage und Richtung war Tübingen der geeignete Ort, die freie Forſchung dort in der Blüte.

„Die Arbeiten und Lehren eines Baur und ſeiner Schüler, eines Schwegler, Strauß, Viſcher konnten an dem ſtrebſamen Jüngling nicht wirkungslos vorübergehen.“ Inzwiſchen war ſein nach Küßnacht als Leiter des Lehrerſeminars berufener Bruder Thomas durch die Septemberrevolution (1839) von dort weggeſprengt worden und hatte bei Winterthur eine Privatanſtalt gegründet. Er berief nun den Bruder als Hilfslehrer (für Litteratur und Geſchichte) dahin und nahm ihn auch als Mitarbeiter an ſeiner „Gemeinfaßlichen Geſchichte der religiöſen und politiſchen Ideen“ (1840) auf, ein Buch, welches Johannes ſpäter völlig ſelbſtändig zu ſeiner 1855 erſchienenen „Geſchichte der Religion“ erweitert und vertieft hat (2. Aufl. 1860). Schon in Winterthur finden wir Johannes Scherr in reger litterariſcher Thätigkeit, und er ſetzte dieſe in ſeinem neuen Wohnſitz Stuttgart fort, wohin er 1843 gezogen war. Mit der Liebe im Herzen verließ er Winterthur und führte bald ſeine ſchöne und geiſtreiche Braut, Suſette Kübler, heim, die er in der Schweiz kennen gelernt hatte. Es war und blieb bis zu Ende eine für beide Teile überaus glückliche, beide fördernde, beiden zum Segen gereichende Ehe. Freilich kehrte auch, beſonders am Anfang, die Sorge ein. Scherr hatte mit ſeiner Frau zugleich zwei ihrer Söhne — Suſette Kübler war eine geſchiedene Haggenmacher — zu ſich ins Haus genommen und ernährte auch dieſe mit Vorbehalt der Einkünfte dieſer Städte und Feſtungen, drittens bezahlt ſie Dir 120,000 Ducaten Subſidiengelder in drei Terminen, viertens bewilligt ſie den Einwohnern der Stadt Piſa, welche ſich, verleitet von Schlechtgeſinnten, gegen uns empört und unter Deinen Schutz geſtellt haben, vollkommene Amneſtie, und fünftens endlich wird ſie, um Dir gefällig zu ſein, die confiscirten Güter der Medici, welche ſich, wie wir gehört, deßhalb an Dich gewandt, herausgeben unter der Bedingung, daß Pietro und ſeine zwei Brüder hundert Miglien von dem Gebiete der Republik ſich fernhalten. Dieß, o König, iſt das Aeußerſte, was wir bewilligen können und dürfen, ohne die Ehre von Florenz zu ſchänden, und an dieſen Vorſchlägen werden wir und die geſammte Gemeinde von Florenz feſthalten, ſo wahr uns Gott helfe!«

Abermals verbeugte ſich der Redner ehrerbietig vor dem König und ging dann feſten Trittes an ſeinen Platz zurück. Heinrich aber ſah den Kampf der Leidenſchaften auf Carl's Antlitz ſich erneuern, und plötzlich durchfuhr ihn ein guter Gedanke, und das jezt Kommende ahnend, eilte er raſch aus dem aus ſeiner „Armut“. Als Scherr krank daniederlag, griff die Frau, um Geld zu ſchaffen, zur Feder und überſetzte aus dem Franzöſiſchen. Damals fing ſie auch an, für die Hausfrauenwelt zu ſchreiben; mit welchem Erfolg, iſt bekannt. Später hat ſie ihrem Manne durch ihre Kenntnis der modernen Sprachen treffliche Dienſte geleiſtet, beſonders als er an ſeinem „Bilderſaal der Weltlitteratur“ und ſeiner „Allgemeinen Geſchichte der Litteratur“ arbeitete. Mit innigſtem Dank hat Scherr allzeit ihrer aufopfernden Liebe und treuen Hilfe gedacht. Als ſie (4. Februar 1873) ſtarb, wollte dem ſtarken Manne das Herz brechen. Damals hat er, zum erſtenmal wieder nach 24jährigem Fernſein, aber auch zum letztenmal, den deutſchen Boden betreten, um, wenn auch nur kurze Zeit, der alten Heimat ſein neues, bitteres Leid zu klagen (vgl. den Aufſatz „Nur eine Hausfrau“ im Jahrgang 1873 der „Gartenlaube“). Scherr hat ſich zum zweitenmal, wiederum mit einer Schweizerin, Marie Lüthy, verheiratet (1874), und wiederum durfte er, wie einer ſeiner Freunde ſagt, „in das hohe Lied vom Weibe von Herzen einſtimmen“. Er ſelbſt äußert ſich alſo darüber: „Ich bin wahrlich kein Glückspilz und habe viel Leid und Sorgen durchgemacht, aber zweimal iſt mir der große Wurf gelungen, ſo gelungen, daß ich den Göttern nicht dankbar genug ſein kann.“ Die letzte lange und bange Krankheit Scherrs war nicht nur für ihn, ſondern auch für ſeine Frau, die ihn allein pflegte, eine überaus ſchwere Leidensprobe. Wie ſie dieſelbe beſtanden hat, wiſſen die allein, die es ſelbſt mit angeſehen.

In Stuttgart wirkten bald neben den litterariſchen noch andere Impulſe, welche beinahe verhängnisvoll für ſein Leben geworden wären, auf Scherr, nämlich die politiſchen. In ſeiner Schrift „Württemberg im Jahre 1843“ warf er der Regierung den Fehdehandſchuh hin und rief zum Kampf gegen die damals herrſchenden Mißſtände in Religion und Kirche, Schule und Staat. Die Schrift, in Winterthur gedruckt, wurde der Zenſur denunziert und die Polizei fahndete auf Exemplare, fand aber keine. Trotzdem kam das Buch in das Kabinett des Königs; der Monarch las es und befahl ſogleich die Freigebung des buchhändleriſchen Vertriebs. Aber Scherr wollte nicht bloß durch die Schrift, ſondern auch durch das lebendige Wort wirken. Er ließ ſich daher gern vom Bezirk Geißlingen an Stelle des Märzminiſters Römer, des früheren Führers der Oppoſition, zum Mitglied der Abgeordnetenkammer wählen. Auch D. F. Strauß ſaß in derſelben, gehörte aber der Rechten an, während der ungeſtümere Scherr ſeinen Platz auf der Linken nahm. „Dieſer ſpielte mit ſeinen jugendlichen Freunden in der Kammer und in der Preſſe den konſervativen Perücken viel Schabernack, ſo namentlich dem ſich als Reaktionär entpuppenden religiöſen Revolutionär Strauß, den Scherr wegen eines Votums zu gunſten der Wiedereinführung der Todesſtrafe förmlich aus der Kammer hinausgedonnert hat.“ (Später hat Scherr in dieſen Fragen ſeine Anſicht total geändert und ebenſo eifrig für die Todesſtrafe [wenigſtens an ſchweren Verbrechern] als damals gegen dieſelbe plädiert. Die Politiker der ſtrengen Konſequenz brandmarken dies als Abfall und Felonie, denkende und fühlende Menſchen werden es begreifen und — würdigen; der „Gebrandmarkte“ befindet ſich in guter Geſellſchaft.) Im Winter 1848—1849 hielt er zu Stuttgart in politiſchen Verſammlungen zündende Reden für Deutſchlands Einheit und Größe. Als ſich die Reaktion zu regen begann, ernannten die Freiſinnigen einen „Landesausſchuß“, der die Leitung der „Volksvereine“ übernehmen ſollte. Scherr war Mitglied desſelben, als ſolcher veranſtaltete er (Pfingſtmontag 1849) eine Volksverſammlung in Reutlingen, woſelbſt er der eigentliche Redner des Tages war. Sein dortiges, unter den damaligen Umſtänden allerdings revolutionäres und völlig republikaniſches Auftreten gab den direkten Anlaß zu ſeiner Verfolgung. Nach Unterdrückung des badiſchen Aufſtandes nämlich faßte die Reaktion in Württemberg neuen Mut und beſchloß, zunächſt den Mitgliedern des Landesausſchuſſes den Prozeß zu machen. Scherrs Glück wollte es, daß ſeine Frau Bekanntſchaft mit einer Hofdame und ſeine Magd intime Beziehungen zu einem Poliziſten hatte. Der Mann wie die Dame bekamen Wind von der Sache und machten Meldung. Es war hohe Zeit; ſchon ſtand eine Polizeiwache vor Scherrs Wohnung, als dieſer durch die Hinterthür über den benachbarten Friedhof entkam und von dort als angeblicher Kranker in einen unweit des Friedhofes bereit gehaltenen Wagen gebracht wurde, der mit einigem Pferdewechſel nach einer geeigneten Station der Bahn nach Friedrichshafen fuhr. Glücklicherweiſe ſpielte damals der Telegraph noch nicht, ſonſt wäre Scherr ſicher eingeholt worden; ſein Los wäre entſetzlich geweſen, denn der in contumaciam gefällte Urteilsſpruch lautete auf 15 Jahre Zuchthaus. Ein Nachen brachte ihn glücklich über den Bodenſee auf freien Schweizerboden. Seiner Frau legte niemand in Stuttgart etwas in den Weg, ſie konnte unangefochten mit aller Fahrhabe nach der Schweiz ziehen; der Hof ſchien froh zu ſein, daß er den gefährlichen Mann ſamt Frau los geworden war. In Zürich, ſeinem altbekannten Zürich, galt es nun aber zu arbeiten; die Freiheitsnot war wohl vorüber, aber die Finanznot dafür eingekehrt. Scherrs litterariſche Thätigkeit war materiell nicht ſo lohnend, als man meinen ſollte, weil er durch die Fallimente zweier ſeiner Verleger um ſein ſauer erſchriebenes Vermögen kam. Als Privatdozent an der

Univerſität hielt Scherr Vorleſungen von 1849–1852 und begab ſich hierauf aus Familienrückſichten nach Winterthur. Hier lebte er acht Jahre hindurch ſeinen Studien und litterariſchen Arbeiten; um ſich die Laſten und Koſten des Haushalts zu erleichtern, nahm er bis 1856 Penſionäre in ſein Haus, die von ſeiner Frau und ihm ſelber unterrichtet wurden. Im Jahre 1860 erhielt er den Ruf als Profeſſor der Geſchichte und Litteratur an das Polytechnikum in Zürich, und jetzt beginnen auch die Jahre ſeiner ökonomiſchen Wohlfahrt. Sein Ruhm ſtieg mit jedem Jahre, ſein Produktionsdrang ſteigerte ſich eher, als daß er durch die akademiſche Thätigkeit beſchränkt worden wäre, Buch um Buch entſtammte ſeiner Feder, und mag man ſich auch nicht für alle begeiſtern — keinem klebt doch der Tadel der Langweile an. Bald war er auch einer der beliebteſten und geſuchteſten Dozenten. Verfaſſer dieſer Skizze hat im „Biographiſchen Schriftſtellerlexikon" (Leipzig 1882) eine Ueberſicht über die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Scherrs zu geben verſucht und muß für die Titel darauf verweiſen. Möglich, daß ihm eines oder das andere entgangen iſt. Hinzugekommen ſind ſeither „Porkeles und Porkeleſſa", 1882 (eine Art Tendenzroman, für den ſich die „Freunde Israels" ſchwerlich begeiſtern werden), „Neues Hiſtorienbuch", 1884, „Heidekraut", 1884, „Geſtalten und Geſchichten", 1886, „Die Nihiliſten", 1885, und verſchiedene, teilweiſe ſehr erweiterte Neuauflagen und Neubearbeitungen (wie die der „Menſchlichen Tragikomödie“, 1882—1883, 6 Bände, des „Bilderſaals der Weltlitteratur“, 1885, 3 Bände, u. a.).

Die meiſten ſeiner Schriften haben wiederholte Auflagen erlebt. Scherrs belletriſtiſche Thätigkeit iſt von ſeiner wiſſenſchaftlichen nicht leicht zu ſcheiden, weil er es wie kein anderer verſtanden hat, dem Ernſt ſeiner Darſtellung die Würze des Unterhaltenden beizumiſchen und den Humor auf allen ſeinen Exkurſionen als Begleiter mitzunehmen. Vor keiner Aufgabe iſt dieſer univerſelle Geiſt zurückgeſchreckt, und was er auch erfaßte, trägt ſein Gepräge. Auch als Novelliſt hat er teilweiſe Vorzügliches geleiſtet. In erſter Linie möchte hier „Roſi Zurflüh“, eine Geſchichte aus den Alpen (1860), und der viel Zeitgeſchichtliches und Biographiſches enthaltende Roman „Michel“, Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit (1858, 2 Bände), zu nennen ſein. Seine jugendlichen Dichterwerke „Laute und leiſe Lieder“ und das (unvollendet gebliebene) komiſche Epos „Hans von Dampf“ ſind wohl nur weniger bekannt geworden; dem Schreiber dieſer Zeilen ſind ſie nie zu Geſicht gekommen. Die gelegentlich in ſeinen Schriften eingeſtreuten poetiſchen Verſuche und Anwandlungen ſind meiſtens tendenziös zugeſpitzt; ſie ſprudeln von Witz, Laune und Lauge, aber dem ſaftigen Kern fehlt die graziöſe Hülle, die leichte, gefällige und geflügelte Form und der melodiſche Fluß. — Von Scherrs weiterem Privatleben iſt, inſonderheit ſeit dem Tode ſeiner erſten Frau und dem ſeines Freundes Pompejus Bolley, des bekannten Chemikers, nicht viel zu vermelden. Der früher ſo fröhliche, unterhaltende Geſellſchafter zog ſich in die Stille ſeines Studierzimmers zurück, was auch um ſeinetwillen zu bedauern war, weil es ſeiner hypochondriſchen Anlage Nahrung gab. Sonſt war Scherr eine robuſte Natur. In den letzten Jahren jedoch erlitt ſeine durch regelmäßigſte Lebensweiſe und alljährliche Erholungskuren (vorzugsweiſe in Ragaz) trotz angeſtrengteſter Geiſtesarbeit kräftig gebliebene Geſundheit harte Stöße. Ihn quälte ein Ohrenleiden (ein in ſeiner Familie heimiſches Uebel), das nicht nur Schwerhörigkeit, ſondern eine äußerſt ſchmerzliche Erkrankung der Ohrknochen zur Folge hatte. Durch eine noch ſchmerzhaftere Operation davon befreit, erholte er ſich ſcheinbar vollkommen (1881), war aber in beſtändiger Furcht, das gleiche Uebel möchte auch ſein geſundes Ohr befallen. Aber es ſtellte ſich ein anderes Leiden ein. Schon 1883 hatte ihn bei einem Aufenthalt auf der Friedau (Kanton Solothurn) eine gefährliche Lungenentzündung befallen, und dieſe ſcheint den Grund zu ſeiner letzten tödlichen Krankheit gelegt zu haben. Urplötzlich, ganz unerwartet kam dieſe (eine Rippenfellentzündung) über ihn und brachte entſetzliche Schmerzen. Sofort ahnte man, daß er ſich nicht mehr oder dann nur zu längerem Hinſiechen erheben werde, und ſo kam es auch. Es wurde der Kampf einer eiſernen Natur gegen den langſam, aber unerbittlich nahenden Tod. Nur noch einige Male wagte es der Kranke, ſeine liebe Bücherei zu beſuchen, doch jedesmal hatte er das Wagnis zu büßen. Sein Leiden war unſäglich. Aber während der Körper immer ſchwächer wurde, blieb der Geiſt ſtark; aus der nach Atem ringenden Bruſt brachte er von Tag zu Tag mühſamer die Worte heraus, und doch unterhielt er ſich mit den wenigen Freunden, die er noch empfangen konnte, zeigte für alles, was auf dem großen Weltſchauplatz und im engen Hauſe vorging, Intereſſe und las (oder ließ ſich leſen) die „Allgemeine Zeitung“, ab und zu auch ein Züricher Blatt und das „Jahrbuch des ſchweizeriſchen Alpenklubs“. Eine Zeitlang ſchien es, als ob das Uebel einen langſameren, milderen Verlauf nehmen wollte; da, am letzten Tage des Oktober, packte es ihn urplötzlich mit neuer Heftigkeit und beſchleunigte die Kataſtrophe. Seine Tag und Nacht um ihn beſchäftigte Gattin glaubte, er werde die Nacht nicht überleben, und doch hielt ſeine Natur noch eine Zeitlang ſtand. Er fühlte aber, daß es zu Ende gehe, und äußerte ſich darüber zu ſeinem Stiefſohn, Herrn Pfarrer Haggenmacher. Auch über Kant ſprach er, wie dieſer ſo ſchön habe reden können von der Macht des Gemüts; er meinte, eine ſolche Leidensprobe mache den Philoſophen in ihm beinahe zu ſchanden. Am Vormittag des 21. November, nachdem er ſich noch ein wenig Toilette hatte machen laſſen und den Thee getrunken hatte, ſank er mit einem Seufzer leblos zuſammen; die Gattin als Witwe und zwei noch junge Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, als Waiſen zurücklaſſend. (Aus erſter Ehe lebt ein verheirateter Sohn in Chicago.) Anfang und Schlußſatz aus Scherrs Teſtament mag hier Platz finden: „Bei klarem Geiſte und körperlicher Vollkraft, aber eingedenk der menſchlichen Hinfälligkeit habe ich heute am 6. Februar 1880 in meiner Wohnung im Hauſe zum Sonneneck in Oberſtraß bei Zürich die nachſtehenden letzten Willensbeſtimmungen niedergeſchrieben und kraft derſelben über meine Hinterlaſſenſchaft verfügt u. ſ. w. Die Fürſorge für die Grabſtätte meiner erſten Frau überbürde ich meiner zweiten. Meinen Kindern überlaſſe ich meinen Segen, meinen Freunden mein Andenken, meinen Feinden meine Verzeihung und meinem Vaterlande meine innigſten Wünſche.“ Bei bedeutenden Männern erregt auch das Körperliche und Vergängliche unſer Intereſſe und unſere Teilnahme. So mag hier geſagt ſein, was wohl wenige wiſſen, daß Scherr an einem Auge völlig blind war und das Mechaniſche ſeiner großartigen Lebensarbeit, das Leſen und Schreiben, nur mit dem anderen, geſunden Auge beſorgen mußte.

Als ganz kleines Kind nämlich wurde er von den Seinigen während der Erntezeit bei einem plötzlich eingetretenen Hagelwetter auf dem Felde nicht beachtet oder vergeſſen und blieb dort einige Zeit liegen, bis ihn eine Schweſter holte. Ein Hagelkorn hatte inzwiſchen das rechte Auge des auf dem Rücken liegenden Kindes derart getroffen, daß das Augenlicht für immer verloren ging. Scherr ſprach niemals davon, weil er nicht bemitleidet ſein wollte.

In der Reihe jener „wackeren Schwaben“, die durch die Macht ihres Wortes jung und alt entzückt, gehoben, getröſtet und den Ruhm „deutſcher Zunge“ vermehrt haben, iſt die kernige Geſtalt Johannes Scherrs wahrlich nicht die hinterſte. Er verdient es, daß auch ſeines Ruhmes gedacht werde. Die kurze Skizze, die wir dem Leſer mitgeteilt haben, reicht eben hin zu einem Umriß; aber nur ein Vollbild kann dem Verdienſt und der Bedeutung des Mannes gerecht werden, der, gerade weil er nicht auf der breiten Straße des Herkömmlichen, ſondern ſeine eigenen Wege gegangen iſt, ſo verſchiedene Urteile hat erfahren müſſen. Nun ſtellen auch die folgenden Striche bei weitem noch kein Vollbild dar, aber ſie möchten wenigſtens den Hauptzug ſeines geiſtigen Weſens, den ſchriftſtelleriſchen, in ein möglichſt helles und richtiges Licht ſtellen. Denn gerade hier gehen, je nach Stimmung, Geſchmack und Schule, die Anſichten am weiteſten

Saale, rannte die Treppe hinunter und, ſo ſchnell ihn die Füße trugen, nach dem Kloſter San Marco. Der König ſchwankte noch einige Minuten zwiſchen den Eingebungen der Klugheit, welche ihn die vorgeſchlagenen Bedingungen eingehen hieß, und denen ſeines aufbrauſenden Temperamentes. Das Leztere trug den Sieg davon, denn heftig rief der König aus: „So, das ſind Eure Bedingungen, Ihr Herren von Florenz? Nun will ich Euch die Meinigen zu hören geben, und merkt es Euch, ſo ſie Euch, zumal ich meine gerechten Anſprüche auf die Oberherrlichkeit und Jurisdiktion über Eure Stadt zum Voraus hingeben will, nicht genehm ſind, laſſe ich zur Stunde in die Kriegstrompete ſtoßen! Meiſter Raoul,“ fügte er bei, indem er ſich zu ſeinem Geheimſekretär wandte, der mit einer Pergamentrolle dem Thronſeſſel zur Seite ſtand, „tritt vor und thue, was Deines Amtes iſt!“

Meiſter Raoul gehorchte, trat vor, entfaltete ſeine Rolle und fing an, die Bedingungen des Königs abzuleſen, deren Inhalt im Ganzen für Florenz ſchmachvoll, im Speciellen, vornehmlich in Bezug auf die Subſidiengelder, das Unerſchwingliche forderte.

auseinander. Der Vorwurf, daß er gefliſſentlich und beharrlich auf das Originelle und Hyperoriginelle des Gedankens, ſowie (und hauptſächlich) der Darſtellung ausgegangen ſei, iſt ebenſo wohlfeil als ungerecht. Er hat freilich auch als Schriftſteller, dem alle Farben der Darſtellung, alle Mittel der Stilkunſt, alle Waffen der ſprachlichen Rüſtkammer zu Gebote ſtanden wie kaum einem, zu Gegenſtänden gegriffen, die nur und lediglich durch die Virtuoſität der formellen Behandlung zu etwelcher Bedeutung konnten erhoben werden, wie etwa auch ein genialer Muſiker ein an ſich unbedeutendes, ſogar triviales Motiv durch einen Sprühregen prickelnder Capriccios zu einem Schein von Tiefe und Gediegenheit herauszuputzen vermag — aber nach ſolchen buntfarbigen und bald verpuffenden Leuchtkugeln, die der Geiſt in müßigen Augenblicken, gleichſam mit ſich ſelber tändelnd und ſpielend, aufſteigen läßt, darf ein Schriftſteller, wie Scherr, nicht beurteilt werden. Das ſind, wenn man will, höchſtens Arabesken oder Grotesken am Monumentalbau. Solcher Monumentalbauten hat aber Scherr ſich ſelber mehr als eine errichtet; wir nennen beiſpielsweiſe nur zwei, die allein hinreichen würden, ihn in die erſte Reihe deutſcher Schriftſteller zu verſetzen — ſein Geſchichtswerk über den „Deutſchen Krieg" (das Jahr 1870–1871) und ſeine Schiller-Biographie. Wer ſich unbefangen in die Lektüre dieſer Schriften verſenkt, wird, wenn er überhaupt Sinn und Empfänglichkeit für die Kunſt der Darſtellung mitbringt, geſtehen, daß in deutſcher Sprache noch ſelten Werke von ſo tadelloſer Formſchönheit geſchaffen worden ſind. Die großartige Trilogie des erſtgenannten, in dieſer beabſichtigten und von vornherein ſich als Kunſtwerk ankündenden Gliederung wirkt mit der Wucht eines äſchyleiſchen Dramas auf den Leſer, erſchütternd und erhebend zugleich. Keine Spur von Originalitätsſucht, von geſuchten Effekten, von ſprachlichen „Seiltänzereien“ und rhetoriſchen Künſteleien; in der maßvollen, durch das feinſte Sprachgefühl geadelten Form, die durchaus mit den Ereigniſſen Schritt hält, ziehen dieſe, bald in raſcherem, bald in gemäßigterem Schritt, an unſerem Auge vorüber, und die Sprache erhebt ſich zu grandioſem Schwung nur da, wo es not thut, d. h. wo die Pulſe des Leſers fliegen und ſein Herz in Furcht oder in Freude bebt; wir leſen nicht bloß mit den Augen, ſondern wir ſchauen das Geleſene, zu farbigen, lebendigen Bildern verkörpert, vor uns, ja wir hören aus dieſen blank geſchliffenen, feindlich aufeinander prallenden Worten das Waffengeklirr heraus, und aus der Ferne zuerſt, dann näher und näher ſchallt, über allem vernehmbar, der eherne Schritt der Nemeſis. Kein unebenes, unpaſſendes oder falſch geprägtes Wort, auch kein unklares oder unſchönes Bild verunziert dieſes in ſeinen Farbentönen wunderbar abgeſtufte Gemälde mit ſeiner wechſelvollen Szenerie, ſeinen Lichtern und Schatten. Und wie der Tragödiendichter ſeine verſchiedenen Figuren mit ihren weit auseinander klaffenden Neigungen und Beſtrebungen ſich abheben läßt auf dem Hintergrunde einer einheitlichen Idee, ſo geſchieht es auch hier. Zwar ſind es allerdings zunächſt die Ereigniſſe ſelber, welche das Drama geſchaffen haben, ſie mußten ſich mit Naturnotwendigkeit aus ihrem Hintergrunde heraus entwickeln; aber dieſen Hintergrund klarzulegen als nationalen Größenwahn, die aus ſeinem Schoße hervordrängenden Ereigniſſe im Spiegel der Kunſt zu faſſen, den Naturprozeß zugleich zu einem künſtleriſch dramatiſchen zu geſtalten, ohne daß die geſchichtliche Wahrheit auch nur in einem Punkte verletzt wird, das vermag doch nur ein hervorragender Schriftſteller. Man wird freilich ſagen: Schönheit der Darſtellung allein macht den Geſchichtſchreiber noch nicht, und man wird fragen: Steht die Treue derſelben auf gleicher Höhe? Man hat in der That ſchon ſo gefragt, weil man glaubte, Scherr als Geſchichtsforſcher völlig leugnen, ſeine Thätigkeit als Geſchichtſchreiber aber mit dem Ausdrucke „Populariſierung der Hiſtorie“ abthun zu ſollen. Referent fühlt ſich nicht berufen, dieſe Frage zu entſcheiden: für den beſonderen Fall aber, der im „Deutſchen Krieg“ vorliegt, fühlt er ſich gedrungen, dem Verfaſſer auch den Begriff und das Weſen der „Forſchung“ in vollem

Sinne zu vindizieren, und zwar thut er dies aus eigener Einſicht und Anſchauung. Er hat den „Alten vom Züricherberg“ bei der Arbeit belauſcht, er hat deſſen ſtaunenswerte Kollektaneen und Quellenexzerpte muſtern dürfen. Er weiß allerdings auch, daß Sammeln und Häufen noch keine Gewähr bietet für geſchichtliche Treue; es gehört dazu ein ſtarker, ſelbſtändiger Geiſt, der die Feſſeln ſeiner eigenen Subjektivität zu ſprengen, Neigungen, Wünſche, Eindrücke zurückzudrängen und ſich als neutraler Beobachter in den Dienſt der Wahrheit zu ſtellen vermag. War Johannes Scherr im ſtande, ſeiner durch und durch ſubjektiven Natur dieſes Opfer der Entſagung und Selbſtentäußerung zu bringen? Er, der ja in Wort und Schrift — wie oft! — jener „kühlen Objektivität“ des Hiſtorikers ſein Pereat gebracht hat, iſt er ſeinem eigenen Prinzip untreu geworden? Das nicht; es war auch nicht nötig, er iſt auch hier zu ſeinem Prinzip geſtanden, weil er es für das allein richtige, ja mögliche hielt. Mit Recht. Und doch muß, wer ihn überhaupt kennt, zu ſeinem Lobe ſagen und bekennen, daß er in jenem Werke einen Kampf mit ſeiner eigenen Natur beſtanden hat, um ſie in die möglich engſten Schranken zurückzudrängen. Der Kampf war ein Sieg, und ſchon darum iſt das Werk eine That. Nicht, daß ſich deswegen die Bilder, die es uns vorführt, anders präſentieren, als ſie ſich in ſeinem Auge gemalt haben. Das konnte er nicht, wollte er auch nicht; aber er war redlich bemüht, ſein Auge vorher zu läutern und die Nebel des Vorurteils, die Flore der Launen und „Stimmungen“ von ihm fern zu halten. Er hat ſich dadurch über Menſchen und Dinge emporzuſchwingen und den Standpunkt des unparteiiſchen Richters einzunehmen vermocht, ſoweit dies überhaupt möglich iſt. Dieſe Möglichkeit hat ſich in der um den großen Krieg ſich gruppierenden Litteratur ſelten genug in Wirklichkeit verwandelt; um ſo größer iſt Scherrs Verdienſt. Unerbittlich gegen die Leiter und Führer des Feindes, iſt er dieſem ſelber auf eine Weiſe gerecht geworden, wie kaum ein anderer ſeiner Landsleute. Den Franzoſenkaiſer ſelber hat er vielleicht zu ſchwarz gemalt; das abſchließende Wort über ihn kann erſt die Zukunft, d. h. noch nicht unſer Jahrhundert, ſprechen.

Von Schweizern hat Scherr oft den Vorwurf annehmen müſſen, er habe ſeinen deutſchen Sympathien zu viel Raum verſtattet; früher habe man von ſolchen nicht viel bei ihm verſpürt, er ſei alſo ſeinen Ueberzeugungen untreu, ſei — das Wort wurde gehört — ein Renegat geworden. Nichts Ungerechteres als dieſer Vorwurf. Loben ſoll man ihn vielmehr darum, daß er trotz erlittener Unbill, die ihn jahrzehntelang vom deutſchen Boden und Vaterlande fern hielt, als echter Menſch und Patriot ſeine Liebe zu Heimat und Volk nicht hat erlöſchen, ſogar mächtig auflodern laſſen in jenen Tagen, als ſein Volk, vom langen Schlaf erwacht, den großen Waffengang um die Ehre antrat. Wohl hat er oft und viel jenen alten deutſchen Michel aufs Korn genommen und ſeine Schlafmütze mit einer Unmaſſe von Projektilen des Witzes und Spottes geſpickt, wie nur ein Scherr ſie auf Lager hatte; aber er hat auf und zwiſchen den Zeilen ſtetsfort auf ſolche Eigenſchaften des genannten Michel hingedeutet, die ihn mit Zeit und Gelegenheit gar wohl zu einem Ritter Sankt Georg machen könnten. Und ſo geſchah's denn auch. Der Michel war dem Johannes doch ans Herz gewachſen, das fühlt, wer zu leſen verſteht. Und doch, als das längſt Gehoffte geſchehen und die Metamorphoſe perfekt geworden war, hat Scherr Maß zu halten gewußt und durchaus nicht alles für vollkommen und nachahmenswert befunden, was zwiſchen Rhein und Oder geſprochen, geſchrieben und gethan wurde. Er hat in ſeinen nach dem Kriege erſchienenen Schriften Signale genug aufſteigen laſſen, die verkünden ſollten, daß an Bord noch nicht alles in Ordnung und der Hafen noch lange nicht erreicht ſei. Selbſt gegen die donnerfrohen Olympier ſeiner deutſchen Heimat hat er ſich nicht geſcheut, ſein ſtrafendes Verdikt abzugeben, wo ihm ſolches nötig ſchien, und letzteres iſt öfters der Fall geweſen, als ſogar ſeine deutſchen Freunde gern geſehen haben. Auch hierin hat Verkennung oder Haß bloß den Geiſt des

Widerſpruches oder das gewohnheitsmäßige Gebaren des ungeſtümen und nie zufriedenen „Polterers“ oder weiß der Himmel welche ſonſtigen pſychiſchen Krankheitsſymptome erblicken wollen. Und es war doch die lautere Wahrheitsliebe, nichts anderes, was dem raſtloſen Kämpen ſeine Waffe, die Feder, in die Hand drückte. Daß er bei dieſen Gängen und Ausfällen ohne Anſehen der Perſon verfuhr und ſich auch um die Regeln der graziöſen Fechtkunſt wenig kümmerte, mag devote Seelen verſtimmt haben; wir in der Schweiz haben ihm dieſe „Rückſichtsloſigkeit“ hoch angerechnet und auf das Konto ſeines Lobes geſetzt; wir haben uns ſogar mit dem Bewußtſein geſchmeichelt, dieſen Mann politiſch ein wenig erzogen zu haben. Denn fraglos hat die Schweizerluft auf die politiſche Konſtitution Scherrs eingewirkt, und zwar günſtig, wie bei jeder normalen Natur. Der Wandel hat ſich leiſe vollzogen, wenn es überhaupt ein Wandel geweſen iſt, und nicht viel mehr eine Klärung, freilich mit dem Niederſchlage von Enttäuſchungen. Im „freien“ Lande hat er auch viel Unfreies, viel Menſchliches, Allzumenſchliches vorgefunden; der Freiheitstrank, nach welchem ſeine männliche Seele dürſtete, war nicht immer vom reinſten Geſchmacke, und ſein Glaube an die Unabhängigkeit der Geſinnung hat arge Stöße erlitten. Er hat als Nichtſchweizer mit gutem Takte ſich vom Getriebe der einheimiſchen Politik ferngehalten, wenigſtens in ſeinem Handel und Wandel. In ſeinen Schriften freilich hat er dem Drange ſeiner Wahrheitsliebe und ſeines Rechtsgefühls keine Feſſeln anlegen laſſen, und er geißelt die Tagesgötzen, in welchem Lager er ſie auch findet; die Verknöcherung des ſtaatlichen und kirchlichen Lebens war ihm ebenſo zuwider als der tolle Veitstanz des extremen Radikalismus; den Volksſchmeichlern beiderlei Kalibers, den roten wie den ſchwarzen, riß er gelegentlich, ohne ſie mit Namen zu nennen, die Heuchlermaske vom Geſicht; aber auch dem Volke, dem leichtgläubigen, wankelmütigen, undankbaren und dennoch betrogenen, hat er, ein Sohn aus dem Volke, bittere Wahrheiten geſagt. Er mag nicht immer das Richtige getroffen haben, denn er war, wenn auch ein großer Geſchichtskenner und ein tüchtiger Geſchichtsforſcher, doch kein eigentlicher Politiker; dazu fehlte ihm die „hohe Schule“ des erbarmungsloſen Verſtandes, der alles, was Herz und Gefühl heißt, beiſeite wirft.

Scherr war Gemütsmenſch durch und durch, auch da, wo ſeine Worte Pfeile ſind; als ſolcher war er für die Politik nach heutigem Zuſchnitte nicht gemacht. Seine Ueberzeugung und ſein Orakel war das Gemüt, und dieſem iſt er durch alle Wandlungen der Anſichten hindurch, wie jeder Denkende ſie durchmacht und durchmachen muß — ſonſt wäre er eben kein Denkender —, zeitlebens und unentwegt treu geblieben. Merkwürdig, ja unglaublich, daß man's ihm im freien Lande übel vermerkte, wenn er etwa für ſeine deutſchen Landsleute ſich ins Zeug legte und ſein Wort erhob gegen den Mißbrauch der „Freiheit“, d. h. gegen die Rohheit, die ſich der mißleitete Pöbel gegen die Genannten erlaubte. Wir Schweizer wiſſen doch wahrlich ein Lied vom „Heimweh“ zu ſingen — und wollen es einem anderen verargen, wenn auch ihn „in der Fremde“ dieſes Gefühl beſchleicht? Das ſcheint denn doch den „deutſchen Michel“ noch zu übermicheln! Ganz folgerichtig und der Art des Mannes entſprechend war es, daß Scherr den Elſäſſern ihre Gallomanie nie verzeihen konnte und ihnen ſchnöden Undank, Mangel an Vaterlandsliebe, Abfall von Pflicht und Gewiſſen vorwarf. Deutſch an Leib und Seele, waren ſie teils in der Not des Krieges dem Reichsfeinde abgetreten, teils durch infamen Verrat eine Beute desſelben geworden und jetzt, als das gewaltſam aus den Fugen geriſſene Recht wieder eingerenkt und der tauſendjährige Verband hergeſtellt wurde, vergaßen ſie der alten Buts- und Stammesgemeinſchaft ſo ſehr, daß ſie, ſtatt den neuen Zuſtand als einen errungenen mit Jubel zu begrüßen, ihn vielmehr als einen aufgedrungenen verabſcheuten! Die Radikalen freilich, die nur für den Schall hohler Worte, nicht aber für den menſchlichen Herzſchlag Ohren haben, wenden ihre Sympathien den Elſäſſern zu, denn die Franzoſen ſind ja die große Nation, welche in Europa das „Prinzip der Freiheit“ vertritt und wer wollte nicht lieber zu ihnen gehören, als zu den monarchiſtiſch geſinnten Deutſchen?!

Dieſe und ähnliche Phraſen ſchwirren ja heutzutage in der Luft und zählen mit zu den Gebrechen des Jahrhunderts; ſie ſind die geiſtigen Pocken des lebenden Menſchengeſchlechts, und gegen ſie hilft und feit kein Impfſtoff als der Hohn, der unabläſſige Hohn, der ſie vor allem Volke an den Pranger ſtellt. Unter den Lebenden aber hat keiner gerechteren Anſpruch auf den Meiſtertitel in dieſem Fache als unſer Scherr, und zwar war er nicht bloß ein, ſondern geradezu der Meiſter. Sein Leben lang iſt er als ehrlicher, aber auch als ſchneidiger Ritter darauf ausgegangen, die Drachenbrut der Phraſe zu bekämpfen; wo er ſie nicht auf der Heerſtraße fand, iſt er ihr nachgezogen in entlegenere Gehege, wo ſie gleichfalls ihr Unweſen treibt, denn ſie kauert und lauert an gar manchem Orte. Der Ausritt zum Phraſenſtrauße iſt unſerem Kampen nach und nach zur ſüßen Gewohnheit geworden, und er hat es nicht mehr laſſen können, auch auf anderen Fahrten kleine Abſtecher nach der genannten Richtung zu machen. Das mag ja ab und zu mit der ſtrengen Logik und Syſtematik ſich ſchlecht reimen, aber es ſtört den Genuß der Lektüre nicht; im Gegenteil, es ſteigert ihn. Der plötzliche Einbruch

Aber der Schreiber vollendete nicht, denn plötzlich ſprang Pietro Capponi zornglühend auf und auf den Vorleſer zu, entriß ihm das Pergamentblatt, zerſchlizte es und warf die Fetzen dem König vor die Füße, ausrufend: „Beim heiligen Kreuz, wenn das Eure Bedingungen ſind, ſo wollen wir ſehen, ob unſere Schwerter nicht ſo gut ſchneiden wie die Eurigen, und wenn Ihr in die Trompete ſtoßt, ſo wollen wir unſere Sturmglocken läuten!“

Sämmtliche Anweſenden fuhren, von dem kühnen Wort elektriſch berührt, von ihren Sitzen und mit den Händen an's Schwert, während ſich Franzoſen und Florentiner in unbeſchreiblichem Tumult durcheinanderwirrten, über welchen die vor Zorn halb erſtickte Stimme des Königs hinſchrillte: „Zu den Waffen, zu den Waffen, meine Seigneurs! Gebt das Signal zum Angriff und laßt über die Klinge ſpringen, was da lebt in Florenz!“

Aber dieſer barbariſche Befehl blieb unausgeführt, denn aus den Gruppen, welche ſich wild der Thüre zudrängten, trat mit einmal, von Heinrich im entſcheidenden Moment herbeigerufen, Savonarola hervor und ſchritt, ein Crucifix in der Rechten, gerade aus den akademiſchen Geleiſen der Objektivität in das naturwüchſige Gebiet des Subjektiven reizt den Leſer, ſeinem Führer, der ihm gerade hier in ſolchen Abſchweifungen ad libitum in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, wie er leibt und lebt, entgegentritt, zu folgen und ſeine Turnierkunſt zu bewundern, mit dem ſicheren Gefühle, daß er alle ſeine Gegner auf den Sand ſetze, den einen mit feiner Klinge, den anderen mit grobem Kolben, aber immerhin — auf den Sand. Es iſt wahr, Scherr wiederholt ſich oft; er braucht die gleichen Waffen und führt die gleichen Hiebe — aber wiederholen ſich denn die Phraſe und die Lüge nicht auch täglich, ſtündlich, im Munde von Großen und Kleinen, im Salon und in der Bierkneipe, in Wort und Schrift?

Sieht man übrigens genauer zu, ſo nehmen ſich dieſe vielgerügten Wiederholungen denn doch etwas anders aus als eine „Selbſtkopie“ (mit welchem Worte impotente Gegner ihn niedergeblitzt zu haben vermeinen). Scherrs Sprachſchatz iſt ſo tief und unergründlich, daß er für ſeine Gedanken ſtets wieder neue Nuancen des Ausdrucks findet; hat er aber einmal das richtige und wuchtige Wort gefunden oder geſchaffen, das den Begriff, wie der Stempel die Münze, ausprägt — und dieſer Fall zählt nicht bloß nach Dutzenden —, warum ſoll er den Donnerkeil unbenutzt liegen laſſen und bloß Pfeile ſchmieden? Er gibt, was er kann, ſein Beſtes und Kräftigſtes, und er weiß, was er will; und der Leſer weiß es auch und braucht nicht zwiſchen den Zeilen zu leſen. Für dieſen iſt es ein angenehmes Gefühl, ja ein Genuß, zu wiſſen: „Ich habe im Buche den Mann, wie er leibt, lebt und denkt, den Kern zuſamt der Schale; er geht geradeaus, kennt nicht die Scheuklappen der Rückſicht und Prüderie, ſpielt nicht Verſteckens mit der Sprache aus Angſt, durch die Wahrheit zu verletzen."

Derb konnte Scherr freilich ſein, urderb, aber nur, weil er biderb war, weil er wußte, daß es Auswüchſe gibt, die man mit dem Hammer zerſchmeißen muß, und den Hammer ſoll man nicht mit Handſchuhen anfaſſen und braucht man nicht mit Grazie zu ſchwingen. Auf die Lügen von der Reife und Mündigkeit des Volkes, auf die Niedertracht der Demagogen, auf die Unmoral der Jeſuiten („Jeſuwider"), auf pfäffiſche Heuchelei und menſchliche Dummheit und ſo manchen anderen Schaden am Leibe des Jahrhunderts, die Verjudung der Preſſe, die Feilheit und Feigheit der Geſinnung, das Geldprotzentum und die Mammonſeuche, hat er weidlich losgehämmert, und er durfte es, er ſtand in keinem anderen Solde als in dem ſeiner Ueberzeugung. Und weil er eben wie wenige auf der Höhe der Zeit ſtand, durfte er ſich auch ungeſcheut an die Höchſten wagen.

Grob — das Wort iſt nicht fein, aber wahr, und wir würden die Manen Scherrs verletzen, wollten wir es abſchwächend umſchreiben — grob konnte er auch ſein, großartig grob, aber eben doch großartig, der Kolben war aus Ebenholz, er ſchlug nicht mit dem gemeinen Dreſchflegel drein, wie ſo mancher ſogenannte Gelehrte von heute, der ſich „groß dünkt“ in ſeiner Impotenz, wenn er die kleinen Schwächen großer Männer konterfeit, vielleicht auch, um der größeren maleriſchen Wirkung willen, eine Portion Perſidie unter die Farben miſcht. Perſid iſt Scherr nie geweſen, wohl aber hat er zur Genüge die Bedeutung dieſes Wortes an ſich erfahren. Ihm wäre es nie eingefallen, das Land, das ihm Obdach und Brot gewährt hatte, zu verunglimpfen und nur die ſchlimmen und ſchlimmſten Seiten desſelben herauszukehren, während der guten und ſchönen doch ſo viele ſind. Von dieſer Perſidie hat die Schweiz einige beweiskräftige Muſter ſchriftſtelleriſchen Zeichens, auch aus neuerer Zeit, aufzuweiſen, z. B. einen Herrn — der Name ſei verſchwiegen — der ſich mit der Darſtellung der griechiſchen Ethik zu ſchaffen gemacht hat. Perſid ſcheint es uns auch, wenn, wie jetzt geſchieht, eine alte Geſchichte aus Scherrs Vergangenheit aufgewärmt wird, welche augenſcheinlich dazu dienen ſoll, ihn des politiſchen Wankelmuts und der Geſinnungsloſigkeit zu zeihen. Sie beweiſt aber (angenommen, ſie ſei wahr) gar nichts, als daß das „Alte vergangen“ und vieles anders geworden iſt — zunächſt aber an den Dingen. Und ſelbſt, wenn es der Menſch wäre, der ſich wandelt — liegt dies nicht in der Natur? Oder gilt das Naturgeſetz der Entwickelung und des Fortſchrittes nicht auch für das Individuum? Sind die Altersſtufen nicht auch geiſtige Entwickelungsſtufen? „Ich altere wohl, aber ich lerne fort und fort,“ ſagt ſchon der griechiſche Dichter — aber die politiſchen Fanatiker von heute wollen, in ihrer Sphäre, dieſes Weltgeſetz nicht anerkennen. Der Menſch muß, noch ehe er denken gelernt hat, als Politiker für und fertig ſein. Ueberall, im religiöſen, im ſittlichen Verhalten, im geiſtigen Habitus gibt es Entwickelung, dort aber — bewahre! Da wird nichts zu- oder beſſer gelernt, da iſt jede Entwickelung Abfall, Verrat an der guten Sache. Alſo iſt auch Scherr ein Verräter, denn hört, was euch erzählt wird! Er iſt anno ſo und ſo Anſtifter einer nächtlichen Verſammlung geweſen, die an irgendwelchem See ſtattfand, und hier wurde der damalige Prinz von Preußen, jetziger Kaiſer von Deutſchland, in effigie verbrannt und die Aſche ins Waſſer geſtreut. Und der gleiche Scherr hat zwanzig und mehr Jahre ſpäter, als Deutſchland unter Preußens Führung einig und groß geworden war, dieſe Erhebung mit Begeiſterung begrüßt und mit Hochachtung der großen Männer gedacht, die jenen Umſchwung ins Werk geſetzt hatten. Iſt das nicht eine vollſtändige Frontveränderung? Erſt Republikaner, und zwar, wie noch lebende Freunde und Geſinnungsgenoſſen zugeben, der entſchiedenſten, extremſten einer, ein echter Volkstribun, deſſen zündendes Wort die Maſſen entflammte — dann ein Herold des Kaiſertums und ſeiner Größe! Wir denken: wer aus dieſen Thatſachen einen Strick drehen will, handelt perfid, und er müßte ihn für die Edelſten des deutſchen Volkes drehen. Scherr war von jeher ein feuriger Patriot, dem Deutſchlands Wohl und Größe über alles ging; die Verfaſſungs- und Regierungsform kam erſt in zweiter Linie; er irrte (übrigens in ſehr reſpektabler Geſellſchaft), wenn er nur von einer Republik die Verwirklichung ſeiner Ideale erhoffte, und als ſeine Hoffnung in anderer Form und auf andere Weiſe in Erfüllung gegangen war, da war es doch natürlich, ja es war ſogar folgerichtig, daß er ſich des gewonnenen Kernes freute und die Schale preisgab. Er hat überhaupt auf die Schale, wo ſie auch ſonſt noch im bürgerlichen und im geſellſchaftlichen Leben eine Rolle ſpielt, wenig gehalten, in der Kunſt freilich hat er ihren vollen Wert anerkannt — weil ſie hier weſentlich iſt, die ebenbürtige Schweſter des Inhalts —, und in einer Kunſt hat er dieſe Wertſchätzung in That umgeſetzt und durch ſein eigenes Beiſpiel glänzend illuſtriert: in der Kunſt der Sprache. Hier iſt er Künſtler, grandioſer Künſtler, wenn auch nicht immer ganz fleckenlos. Auch an ſeinem Kern — und eine kernhafte Natur durch und durch iſt doch Scherr — kann man ja einige rauhe und ſchwache Stellen finden: Abſonderlichkeiten, Vorurteile und Schrullen, Widerſprüche. Das meiſte ſtammt aus den wechſelnden Stimmungen, und dieſe wieder haben ihren Sitz im Gemüt. Die Geſtalt Luthers — um ein Beiſpiel anzuführen — iſt ihm durch und durch antipathiſch, er ſieht in dem gewaltigen Glaubenshelden nur den wilden, unerbittlichen Fanatiker, den Urheber der deutſchen Zerriſſenheit; für die großen Züge am Weſen dieſes Mannes hat er kein Auge. Spielen vielleicht in dieſe einſeitige Anſchauung noch Eindrücke aus der Jugendzeit, will ſagen des katholiſchen Jugendunterrichts? Schwerlich, denn dieſe, ſoweit ſie mit beſagtem Kultus zuſammenhängen, hat Scherr ſonſt ſo gründlich ver- und überwunden, daß alles eher als gerade dieſe Spur an ihm zu entdecken iſt; der frühere Chorknabe hat jedes Atom, wenn ein ſolches aus den Wolken ſeines Räucherfaſſes an ſeinem Leib hängen geblieben war, weggewiſcht. Er hat durch dieſe Rückſichtsloſigkeit, die übrigens nicht bloß Luther, ſondern auch andere Heilige unter das Meſſer nahm, manchen, die doch nicht gerade in den Geleiſen der Frömmigkeit wandeln, ins Herz geſchnitten. Männiglich auch, und noch tiefer, hat er verletzt durch ſeine unverblümten Auslaſſungen gegen die Religion, inſonderheit die chriſtliche. Aber gerade hier ſcheint ſein

Urteil, je nach der Stimmung, hin und her zu ſchwanken. Bald ſieht er in der Religion eine Erfindung der Prieſter zum Zwecke leiblicher und geiſtiger Knechtung, bald die unentbehrliche Tröſterin des Menſchengeſchlechts; er beſingt beide Themata in den mannigfaltigſten Variationen. Bei welchem iſt es ihm Ernſt? Bei beiden; er hält beide cum grano salis für wahr, und eines ſchließt das andere nicht aus, denn — jedes Ding hat zwei Seiten. „Nur die dünkelhafte Vielwiſſerei unſerer Tage“ — ſagt er in ſeinem „Heidekraut“ — „weiß nicht oder leugnet in ihrer Borniertheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verſtehe — nur mittels religiöſer Vorſtellungen mit der idealen Welt in Beziehung geſetzt werden kann.“ Und der gleiche Idealiſt Scherr — denn das iſt er, und ſein ganzer Peſſimismus iſt die Ausſtrahlung ſeines Schmerzes darüber, daß dieſe Ideale auf Erden bisher nicht verwirklicht ſind — der gleiche Idealiſt, der ſich zum Kämpen der Religion aufwirft und die Materialiſten, wo er ihnen begegnet, mit Keulenſchlägen niederſchmettert, der in der Geſchichte das Weltgericht ſieht und an das Walten der Nemeſis glaubt, geht mit dem Gott der Chriſten ſo ungeniert und unerſchrocken um, daß ihn — oder vielmehr ſeinen Verleger — das Berliner Stadtgericht wegen Gottesläſterung zu einigen Wochen Gefängnis verurteilt! Auch dieſe Widerſprüche übrigens löſen ſich für den, der zwiſchen Buchſtabe und Geiſt, zwiſchen der geſchriebenen und der ungeſchriebenen Religion zu unterſcheiden vermag, und ähnlich werden auch die übrigen ſcheinbaren Diſſonanzen ſich in Einklang bringen laſſen. Gleichwohl kann und ſoll nicht geleugnet werden, daß Scherr ſich nicht auch einmal einem Witze, der ihm gerade durchs Gehirn fährt, einem Bonmot, einer Pointe oder einem ſprachlichen Effekt zuliebe hat verleiten laſſen, zu ſagen, was er nicht voll und ganz empfand. An dieſe Klippe ſind ſchon viele ſeinesgleichen angefahren; als Beiſpiel mag Heinrich Heine genannt ſein. Die Verſuchung muß für ſolche Leute eine wahre Sirene, die Entſagung eine Herkulesarbeit ſein.

Facit indignatio versum. Der Ingrimm führt aber die Feder, auch ohne daß Verſe fließen; ſo bei Scherr. Die wahre Satire iſt die Begeiſterung des Haſſes; der Humor hat den Haß überwunden. Natur und Erfahrung haben in Scherr zuſammen den Satiriker geſchaffen; ſeine univerſelle Bildung zeitigte an demſelben Stocke die Blüten des Humors. Er greift aber nicht, wie man ſo oft glaubt, im Drange der Spottluſt oder aus Sucht, zu ſtigmatiſieren, nach ſolchen Menſchen und Dingen, welche das Brandmal verdienen, er wühlt nicht, wie man etwa ſagen hört, mit Vorliebe im Kehrichthaufen der Geſchichte, ſondern weil, leider, die böſen Dämonen in der Luft ſchwirren, greift er nach ihnen und zeigt ſie uns im leibhaftigen, ſchaurigen Konterfei. Aber daß er ein ebenſo großer Meiſter war im Abbilden des Guten und Schönen, das beweiſt vor allem ſein „Schiller“. Auch „Blücher und ſeine Zeit“ entzückt durch eine Fülle farbenprächtiger Gemälde. Was die Sprache überhaupt leiſten kann, um uns das optiſche Bild zu erſetzen, iſt hier verwendet; keine Nüance fehlt, vom leuchtenden Farbenſpiele bis zu den duftumſponnenen Linien des verſchwimmenden Umriſſes und der bloßen Andeutung. Und doch ſteht „Schiller“ noch höher, und zwar zunächſt darum, weil hier ſich Scherr bemüht hat, nicht zwar ſeine Eigentümlichkeiten, aber doch die allzu markigen oder kantigen Züge ſeiner Schreibweiſe fern zu halten oder zu mildern. Dadurch iſt das Buch, ganz abgeſehen von ſeinem Inhalt, ein Kunſtwerk geworden, wie in deutſcher Sprache wenige geſchaffen worden ſind. Scherr hat hier das Beſte und Gediegenſte ſeines eigenen Weſens gegeben; das Buch iſt mit Herzblut geſchrieben; der Glanz und die Wärme der Darſtellung, die Höhe des Standpunktes und die Tiefe der Empfindung, der weite, Gleichzeitiges und Vergangenes beherrſchende Blick, das gewiſſenhafte Streben, die Sympathie für den Liebling ſeiner Seele nicht über die Schranken der Wahrheit hinausquellen zu laſſen — alles das macht die Lektüre dieſes „Volksbuches“ zu einem herzerquickenden Genuß. Manchen, der ſich von der ſcharfen und wohl auch ſchroffen Art Scherrs abgeſtoßen fühlte, hat das Buch über Schiller wieder mit ihm verſöhnt. Und ſo iſt's recht. Hier und in ähnlichen Leiſtungen muß man Scherrs Kern und Weſen ſuchen, man findet dann mit dem Schriftſteller zugleich den Menſchen. Es iſt kleinlich, ſeinen Schrullen nachzuſpüren; er hat ſolche, er iſt auch nicht frei von wirklichen Fehlern: er iſt oft zu bitter, ſieht oft zu ſchwarz, ſchreibt zu ungeniert und bringt vielleicht den „waldurſprünglichen“ Faun, auch wo es nicht gerade nötig iſt, auf die Szene. Daß er aber dieſen ruppigen, ſtruppigen Geſellen mit Vorliebe auf den Katheder geſtellt und ſeinen Zuhörern präſentiert habe, hat ſich als ein Gerede böſer Zungen herausgeſtellt. Scherr war kein Pedant, der die Tragweite jedes Wortes ängſtlich abmaß, er verſperrte einem Kraft- und Saftworte, wenn es ihm auf die Zunge kam, den Weg nach außen nicht; aber vor Exzeſſen bewahrte ihn ſein pädagogiſcher Takt, der wohl, als Erbſtück, vom Vater auf ihn übergegangen war.

Scherrs Zuhörer zählten übrigens nach Hunderten, und wenn ſie auch ab und zu etwas „Geſalzenes“ oder „Pikantes“ zu ſchmecken bekamen, ſo erhielten ſie jedenfalls auch andere Nahrung, ſonſt wären ſie nicht in dieſer Anzahl gekommen. Den ganzen Scherr nach ſolchen Zuthaten beurteilen zu wollen, iſt ebenſo unauf den König zu. Und ſo imponirend war, wie immer, ſo auch jezt ſeine Erſcheinung, daß plötzlich die Verwirrung ſich ſchwichtigte, Jeder ſtehen blieb, wo er ſtand, und der, noch eben im höchſten Zorn tobende König, wie von einer höhern Macht getrieben, dem Mönche ehrerbietig einige Schritte entgegentrat. Savonarola aber hielt ihm das Crucifix vor und ſprach: „Dieſer iſt es, der Himmel und Erde erſchaffen hat; ehre nicht mich, ſondern den, welcher König der Könige und Herr der Herren iſt, welcher die Welt erbeben läßt und den Königen den Sieg gibt nach ſeinem Willen und ſeiner Gerechtigkeit, welcher auch Dich mit Deinem ganzen Heere aufreiben kann, ſo Du nicht von dem grauſamen Vorhaben abſteheſt, welches ich Dich ſo eben ausſprechen hörte. O glaube mir,“ fuhr er fort und ſeine Stimme hob und ſenkte ſich mit den ihr eigenthümlichen, unwiderſtehlichen Modulationen, „glaube mir, die Freunde und Knechte Gottes, die vielen unſchuldigen Seelen, die in dieſer Stadt ſind, würden Tag und Nacht zu Gott ſchreien, und er würde ihr Gebet nicht unerhört laſſen. Und weißſt Du nicht, daß es dem Herrn ein Kleines iſt, den Sieg gerecht, als ſeine ſprachlichen Leiſtungen nach dem oft wunderlichen, aber niemals ſchalen Schnickſchnack zu bemeſſen, den er dem Stil beimiſcht. Wer ihm „Ungeſchmack und Manier“ im allgemeinen vorwirft, ſagt nicht die Wahrheit. Mehr als eine ſeiner Schriften mag dieſen Vorwurf verdienen. Der Mann hat deren zu viele geſchrieben, auch, „der Not gehorchend“, ſchreiben müſſen, als daß alle die Zeit überdauern konnten. Aber an den Monumenta aere perenniora vermögen wir nichts von Ungeſchmack zu entdecken. Solche aber hat Scherr ſich auch errichtet, und wir denken ſogar, einem Sprachgewaltigen wie ihm iſt etwa auch einmal ein Griff erlaubt, von dem der Schwache und Zage abſtehen muß. Scherr durfte von der „Metternichtigkeit“ des Zeitalters ſprechen, durfte den „König Infinitiv“ wagen, durfte klagen über die „Dichteritis“; dieſe und andere Wagniſſe laufen unbeanſtandet mit in der großen Zahl der neugeſchaffenen Wörter oder Wortbildungen ureigenſten Gepräges, womit Scherr die deutſche Sprache bereichert hat; nicht alle halten Stich, gegen andere, die Aufnahme verdienten, haben ſich die Zeitgenoſſen merkwürdig ſpröde verhalten, manche werden Eigentum der Sprache bleiben. Wer ſoll denn auch dem Reichtum neuer Begriffe, die aus unſeren verfeinerten Lebensformen, unſeren erweiterten Kenntniſſen, unſeren geſteigerten Bedürfniſſen quellen, die richtigen Sprach kanäle öffnen, wenn es nicht auserwählte Geiſter thun? Nicht nur die Kraft, auch den Trieb zu Neuſchöpfungen hat Scherr beſeſſen, und ſie haben beide vorgehalten, ſolange er ſchrieb, und er ſchrieb, kann man ſagen, ſolange er lebte. In ſeiner letzten Publikation „Geſtalten und Geſchichten“ quillt und ſprudelt es noch wie in ſeinen beſten Zeiten; keine Spur von Verdunſten und Verſiegen, und ein Leſer, welchen bei dieſen wunderbar friſchen, vollſaftigen Bildern etwas wie Langweile anwandeln ſollte, würde dem eigenen Geſchmacke ein bedenkliches Zeugnis ausſtellen. Da leſen wir (in der Vorrede) von der „Zeit, wo unſer Volk mit der Sklaverei und der Slawerei auf Tod und Leben ringen muß“ (und die bulgariſche Frage war damals noch nicht aufgetaucht!), von dem „gedunſenen Konfuſionär und Wortſchaumblaſenbläſer Gladſtone“, von einem „Schlag ins Kontor des päpſtlichen Weltgeſchäftes“, von einem, der hinter den Kuliſſen „machenſchaftet“, und einem anderen, der ſeinen ruchloſen Vorgänger noch „überruchloſt“, wir hören von dem „Jammerſal“, daß ſo viele Menſchen „ein konfeſſionelles Brett vor der Stirne haben“, und wiederum von der „Knechtſchaffenheit“ anderer (überhaupt ein Lieblingsausdruck Scherrs), von einem gewiſſen römiſchen Imperator, der „aus einem Genußſex ein Blutſex geworden war“, von dem „vornehmſüßen Pöbel, dieſem betitelten Menſchenkehricht“; ihren

Teil bekommen nicht bloß die „Goethe-Philologen“, über deren kleinlichen und unfruchtbaren Ameiſenfleiß Scherr ſich bei jedem Anlaſſe ereifert, ſondern auch die „Mikroſkopiker in der Spezialität der Stammbaumblattlauſe“, und die „Genies, die 'mal einen auf Verſefüßen hüpfenden Floh gefangen und glauben, ſie hätten einen Elefanten oder Löwen erlegt“, oder die, ſo „den Schnarchchor zur Welttragödie“ bilden. Da wird von einem erzählt, welcher „der reine Bildungskautſchuk geweſen“, von dem Zufall, er ſei „der Leibzwerg der Kleiïn Hiſtoria“, von „konſervativen Hauchen und liberalen Säuſelungen, der Aufrichtigkeit Windmachers, der Großmächtigkeit Deutſchlands und der Seidenſpinnerei unſerer alexandriniſchen Bücherwürmer“; da glaubt einer beim jähen Erwachen Donnerſchläge zu hören, aber „es donnerte nicht, es wagnerte“ (nämlich auf dem Klavier im oberen Stock), und wie ihm dann „zu Unmute“ war, erfährt der Leſer gleichfalls. „Die galliſche Nation“ — heißt es ebenda — „glaubte an den Säbel Bonapartes als einen allmächtigen Zauberſtab, welcher ihr ‚Brot und Spiele‘ ſchuf und zudem als ein wunderſamer Schwert-Fidelbogen ſich auswies, der dem galliſchen Größenwahn zum hochwillkommenen Gloiretanz aufſpielte“, und für dieſen Bonaparte gehörte der (am Herzog von Enghien vollzogene) „Aderlaß zur politiſchen Medizin“; er that ferner, was die Franzoſen wollten, nämlich er „ſtimmte die Phraſendrehorgel auf einen anderen Ton“! Die öffentliche Meinung aber „iſt nichts anderes als der aus dem hohlen Bauche der Unwiſſenheit oder der vollen Gallenblaſe der Bosheit hervorgurgelnde Klatſch“. Wie blank und ſchneidig in der Form und wie wahr dem Inhalte nach iſt dann (ebenda S. 376) ſeine Betrachtung: „Der moraliſche Vorſchritt unſerer Zeit verhält ſich zum materiellen wie ein alter, müder Droſchkengaul zu einem jungen, feurigen Vollblutrenner. Deshalb ſind genau in demſelben Maße, in welchem das menſchliche Denkvermögen ſtraffer wurde, die ſittlichen Bande ſchlaffer geworden, und aus dieſer Schlaffheit entſpringt der molluskiſche Philanthropieſchwindel, die feige Nachſicht mit dem Laſter und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande . . . Mag die Wiſſenſchaft von Entdeckung zu Entdeckung ſtürzen, ſie vermag, weil der ethiſchen Seele entbehrend, die Menſchen nicht mehr zu veredeln, ſondern nur noch zu raffinieren. Daher die Thatſache, daß je mehr jetzt das Leben den Menſchen bietet, dieſe nur deſto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußſüchtiger werden. Daher die Verrohung der Maſſen, die Verwilderung unſerer Zeitgenoſſen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnſinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausſchweifung, die Laſtergründe, wie ſie in dieſen

Tagen drüben im ſcheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältnis zwiſchen dem Ueberſchuſſe an materieller und dem Mangel an moraliſcher Kraft iſt das große Unglück unſerer Zeit, welche darum eine immer erſchreckendere Aehnlichkeit mit der antiken Welt gewinnt, wie dieſe war, als ſie ihrem Untergang entgegentrieb.“ Das ſind menſchlich wahre und aus den Tiefen des Gemüts ſtammende Worte, das iſt ethiſches Gepräge, die warme Sprache des fühlenden Subjektes, welches den Erſcheinungen und Objekten kühl gegenüberſtehen nicht will, noch kann. Und dieſe Auffaſſung iſt der Pulsſchlag ſeiner Geſchichtſchreibung. Mag eine berufenere Feder ſeine Bedeutung als Hiſtoriker würdigen, ſo viel iſt ausgemacht: der rein menſchliche Standpunkt, den er einnimmt, im Verein mit den oben berührten ſprachlichen Tugenden, verleiht ſeinen Geſchichtsbildern einen beſtrickenden Zauber und unvergänglichen Reiz. Keiner der Modernen kann ſich hierin mit ihm meſſen. Wohl iſt es wahr, der Peſſimismus ſchaut uns aus ſeiner Darſtellung unverwandt und unverhüllt ins Angeſicht; andere werden ſagen: er ſtarrt oder er grinſt uns entgegen. Wir aber meinen, gerade er gebe ihr Farbe und Bewegung; denn es iſt nicht der feige und nervenſchwache Peſſimismus, der ſich in Wehmut auflöſt und im Zagen verſtummt, ſondern der männliche, thätige, der die Donnerſtimme erhebt gegen die Verworfenheit, der dem Laſter den Fluch ins Geſicht ſchleudert, der auflodert im Ingrimm, im wilden Schmerz über die unerreichten, unerfüllten Ideale aufſchreit und auch in der Verzweiflung die Waffen des Wortes nicht ſenkt. Einem Verſtande, der über den Weltlauf nachdenkt und dem nicht ganz beſondere Troſtſtimmen ins Herz raunen, müſſen jene Töne ſympathiſcher klingen als das ſüße Geflöte jener Glücklichmacher, die der ſeufzenden Kreatur immer nur die eine Melodie vorſpielen, wie ſchön und herrlich die Welt ſei. Ueberhaupt haben die Optimiſten einen ſchweren Stand, wenn ſie Geſchichte ſchreiben wollen, nämlich wahre Geſchichte, nicht gefälſchte oder im Prisma der Religion aufgefaßte. Der echte Hiſtoriker muß erblaſſen, wenn er dem furchtbaren Ernſt der Ereigniſſe ins Angeſicht ſchaut. Scherr hat die Geſchichte nicht bloß gekannt — dazu befähigte ihn vor allem ein phänomenales Gedächtnis —, er hat ſie auch geiſtig in ſich verarbeitet und ſich ſeine Weltanſchauung daraus gebildet. Ein Philoſoph war er nicht (obſchon er in ſeinem Wiſſensdrange ſich auch mit den Lehrſätzen der Weltweiſen vertraut gemacht hatte), aber ein ſcharfer und kühner Denker, ein Weltweiſer in der Hausjacke, der auf die Spekulation im Galakleide keine allzugroßen Stücke hielt. Für ihn gab es nicht bloß auf dem intellektuellen, ſondern auch auf anderen Gebieten „Aufgaben, welche überhaupt nicht zu löſen ſind. Selbſt ein mit Allmacht und Allweisheit ausgeſtatteter Gott (meint er) könnte die ſogenannte ſoziale Frage nicht zu einer vorſtellbar glücklichen Löſung führen, ſo er nicht vorher die Menſchen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelweſen, geſchlechtslos, bedürfnislos, leidenſchaftslos ... Kinder und Dichterlinge mögen ſich an der Fata Morgana eines ‚ewigen Friedens' unter den Völkern, einer ‚ſozialen Harmonie' unter den Menſchen ergötzen. Männern ziemt es, die Menſchen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie ſie ſind, wie ſie in ihrer Weſenheit immer waren und darum allezeit auch ſein werden, ſein müſſen. Nicht allein das Erdenleben in allen ſeinen Erſcheinungsformen, ſondern auch das ganze Univerſum in allen ſeinen Ausſtrahlungen iſt ein ewiger Krieg aller gegen alle: Frieden wird erſt der Schluß der Welttragödie bringen, und dieſer Friede wird nur der des Todes ſein." Das klingt nicht erbaulich und nicht tröſtlich. Aber wo ſteht denn geſchrieben, daß der Weltprozeß tröſtlich ſein müſſe? Ob tröſtlich, ob troſtlos, kann keiner der Lebenden ſagen, wir wiſſen nur, daß er iſt. Wir wollen dem Leſer, der das Buch Scherrs nicht zur Hand hat, auch den Schluß desſelben nicht vorenthalten; es ſind die letzten Worte, die er überhaupt für die Oeffentlichkeit geſchrieben hat: „Denn es ſteht geſchrieben, nicht in Büchern, aber in den Sternen: Die Thorheit, ſiehe, ſie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja!“ Am Schluß der (an Moritz Carriere gerichteten) Vorrede aber ſagt er: „Ich hoffe, wir werden auch im neuen Jahre die alten bleiben.“ Er iſt es geblieben, zwar nicht lange mehr, denn er ſtarb noch im ſelben Jahre; aber auch bei längerem Leben hätte er von ſeiner Art nicht gelaſſen, denn ſie war zu kernhaft, zu feſt gegründet und zu tief gewurzelt.

So lebte und ſtrebte Johannes Scherr; wenigſtens hat ſich ſein Weſen alſo abgebildet und feſtgeprägt in der Erinnerung deſſen, der dieſe Zeilen unter dem Eindruck herzerfüllender Wehmut niederſchreibt, um die Züge des Verſtorbenen im Umriß zu zeichnen. Sie ſollen der Wahrheit entſprechen, nicht der mildernden oder verſchönernden Fürſorge der Freundſchaft. Es hält zwar ſchwer, einem Verhältniſſe, welches durch einen jahrzehntelang gepflogenen Briefwechſel unterhalten und genährt wurde, keinen Einfluß zu verſtatten auf das Urteil, und das Hochgefühl, einem ſolchen Manne nahe geſtanden zu ſein, nicht überſtrömen zu laſſen in die Geleiſe ruhiger, objektiver Darſtellung; aber am redlichen Willen wenigſtens hat es nicht gefehlt, und jede dieſer Zeilen, wie ſie aus der Feder des Schreibenden gefloſſen, iſt zugleich der Ausfluß ſeiner Ueberzeugung, jeder Satz ſein Glaubensſatz. Und er ſieht mit hoher Genugthuung, daß dieſer

Glaube, wenigſtens im allgemeinen, auch von anderen geteilt wird. In der Gedächtnisrede auf Scherr, die ihm ſein Amtsgenoſſe gehalten hat, finden ſich folgende Worte: „Im Herzen, aus der Stimmung hat er die Dinge aufgefaßt. Hieraus entſprang der ethiſche Geiſt ſeiner Darſtellung, ſeine Begeiſterung für die Freiheit, für die Ausgleichung der ſozialen Ungleichheit, für die Bewegungen und Erhebungen des Volkes zum Zwecke ſeiner Freiheit, ſein Pathos für alles Gute und gegen alles Schlechte. Mächtige Fermente hat er in die moderne Geſellſchaft hineingeworfen und mittels ſeines Vortrages bis hin auf jene Benjamine der öſtlichen Völker gewirkt, welche gegenüber einer perfiden Diplomatie um ihre Freiheit kämpfen. Alles in allem war Scherr eine Perſönlichkeit originalſter Art, ein Meiſter des akademiſchen Vortrages, ein litterariſcher Lehrer weiteſter Kreiſe, ein wackerer Kämpfer für Freiheit, Vaterland und höhere Bildung.“ Gewiß, und wir ſetzen ergänzend hinzu: ein Sprachbildner und Sprachgewaltiger wie kaum ein zweiter unter den Sprach- und Zeitgenoſſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

mit Wenigen oder mit Vielen zu geben? Durch Moſis und Joſuas Gebet überwanden die Israeliten ihre Feinde, und ſo kann Gott auch hier es thun. Darum ſtehe ab von Deinem Vorhaben, und begnüge Dich mit dem, was Du haben kannſt, mit den Herzen dieſes Volkes!«

So ſprach er, und ſein Wort, das am neunten November die Wuth des rachedürſtigen Volkes bezähmt hatte, dämpfte heute die Zornluth eines leidenſchaftlichen Königs, deſſen leicht bewegliches Naturel ſich einer Kraftnatur fügen mußte, wie ſie aus Savonarola's Augen blickte und aus ſeinem Munde ſprach.

Carl ſtand erſchüttert, dann ſenkte er ſein Haupt auf das Crucifix nieder, küßte es andächtig und ſagte: »Ihr habt ein paſſendes und gutes Wort geſprochen, hochwürdiger Vater, ich danke Euch!«

Hierauf wandte er ſich zu den Mitgliedern der Signorie, ſprechend: »Ihr Herren von Florenz, ich erkläre, daß ich bereit bin, Eure Bedingungen anzunehmen und auf ſie hin den feſten Friedens-Vertrag mit der florentiniſchen Republik zu beſchwören!« —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7

SCHERR,J. FN. 03471/020

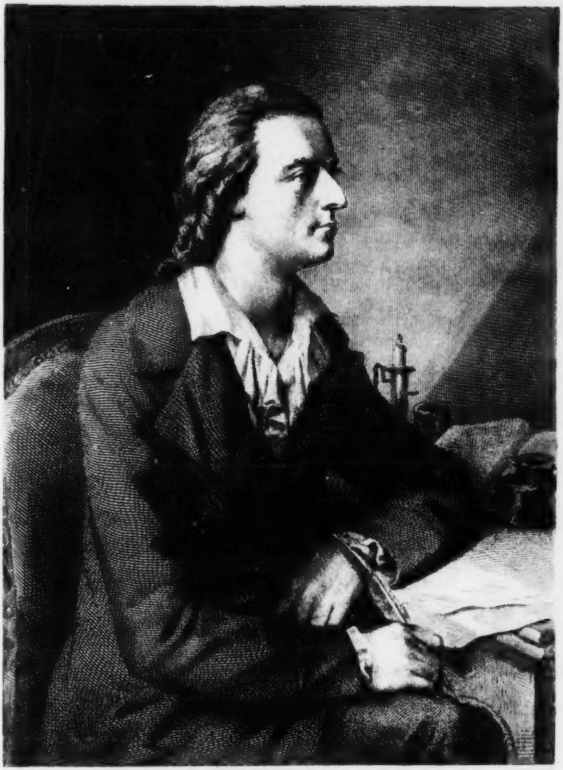
[illegible]

Friedrich Schiller.

Feſtſchrift
zur
Säcularfeier ſeiner Geburt.

„Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er ſucht es nicht darin."

Das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen behalten Verfaſſer und Verleger ſich vor.



Schiller

und

ſeine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den Manen

Karl Auguſt's.

Vorrede.

Es iſt ein Lieblingswunſch meiner Jugend geweſen, die Lebensgeſchichte des großen Mannes zu ſchreiben, welcher als ein Leitſtern ſtätig ob den Wirrſalen meines Daſeins geleuchtet hat. Ich wurde frühe gewöhnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu demſelben aufzublicken. In meinem väterlichen Hauſe gab es ein hochgeſchätztes braungebundenes Buch, eine der erſten Ausgaben von Schiller's Gedichtſammlung, und oft ſah ich daſſelbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner theuren Mutter, in Händen, welche tagüber unermüdlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad ſich abgemüht hatten. Noch ſteht mir die Stunde friſch im Gedächtniß, wo ich am Abend eines Sommerſonntags mit der Unvergeßlichen unter dem alten Apfelbaum vor dem Hauſe ſaß, während die Sonne rothglühend hinter dem Scheitel des Hohenſtaufens hinabſank. Da las ſie dem von ſchwerer Krankheit geneſenden Knaben die ſchöne, ihren frommen Sinn beſonders anmuthende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, ſo gut ſie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war meine erſte Bekanntſchaft mit dem großen Dichter und der damals empfangene tiefe Eindruck iſt geblieben.

Die dunkle Ahnung des Knaben von Schiller's Größe wurde in dem Jüngling zu begeiſterter Vorliebe, welche mich ſchon in Studentenjahren nach Materialien zu einer Biographie des Dichters

Er hielt ſein Wort, und in der Kathedrale Santa Maria del Fiore wurde der Friedenstraktat von florentiniſcher und franzöſiſcher Seite auf dem Altar feierlichſt beſchworen, wobei der König ſeinen Eid auf das Evangelienbuch ablegte und Savonarola das Te Deum laudamus[1] anſtimmte.

umſchauen machte. Aber mancherlei innerliche und äußerliche Umſtände, deren Erwähnung nicht hieher gehört, ließen erſt den gereifteren Mann, welcher die ganze Bedeutung Schiller's für Gegenwart und Zukunft verſtehen gelernt hatte, zur Ausführung eines langgehegten Vorhabens kommen. Zwar konnte der Verſuch überflüſſig erſcheinen, nachdem Karoline von Wolzogen, Guſtav Schwab und der Schotte Carlyle ihre Lebensbeſchreibungen des Dichters veröffentlicht hatten und nachdem vollends das bekannte umfangreiche — nachmals in der kleineren Ausgabe durch Heinrich Viehoff mannigfach berichtigte — Buch von Karl Hoffmeiſter erſchienen war. Allein die Betrachtung, daß, unbeſchadet der großen Verdienſte, welche den genannten Biographieen Schiller's jeder in ihrer Art zuerkannt werden müſſen, eine wirkliche und wahrhafte Lebensgeſchichte des Dichters erſt möglich geworden, nachdem der Schiller-Körner'ſche Briefwechſel (1847), ſowie die vervollſtändigte Ausgabe des Schiller-Göthe'ſchen (1856) und das einzig-ſchöne Buch „Schiller und Lotte“ (1856), worin Schiller's Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, die Correſpondenz ihres Vaters mit den Schweſtern von Lengefeld großſinnig in der urſprünglichen Form mittheilte, erſchienen waren, — dieſe Betrachtung ließ mich mit neuem Muth einen alten Plan wieder aufnehmen. Auch anderweitig war die Quellenſammlung zu einer Biographie Schiller's inzwiſchen weſentlich bereichert worden. So, beiſpielsweiſe zu reden, durch das fleißige documentariſche von Maltzahn herausgegebene Buch des zu frühe hingegangenen Boas über Schiller's Jugendjahre, durch den „Literariſchen Nachlaß“ Karoline's von Wolzogen, die Memoiren Ludwig's von Wolzogen, die Erinnerungen der Henriette Herz und eine ganze Reihe von gedruckten Briefſammlungen aus der claſſiſchen Zeit unſerer Literatur. Weiter will ich mich über den literariſchen Apparat meines Unternehmens hier um ſo weniger auslaſſen als die „Belege und Erläuterungen“, auf welche im Texte fortwährend verwieſen iſt, die benützten Quellen und Hülfsmittel überall gewiſſenhaft nachweiſen. Tiefer eindringenden Leſern dürfte dieſer Anhang zu meiner Schrift manchen nicht unwillkommenen Wink geben.

Nach vieljähriger, oft unterbrochener und wieder angeknüpfter Vorbereitung an die Arbeit gegangen, theilte ich beim Herannahen der Säcularfeier von Schiller's Geburt meinem Freund und Verleger mit, es ſei dies wohl der paſſendſte Zeitpunkt für das Erſcheinen meines Buches. Er ging mit Feuereifer auf meine Anſicht ein und wollte, daß die neue Lebensgeſchichte des Dichters zugleich eine Jubelſchrift, daß ſie auch in ihrem Aeußeren eine Huldigung ſei, nicht unwürdig, dem Unſterblichen dargebracht zu werden, welchem die deutſche Nation, welchem die Menſchheit eine nie abzutragende Summe des Dankes ſchuldet. Es wurde keine Mühwaltung geſpart, kein Opfer geſcheut, um dieſen Zweck zu erreichen, und es bleibt mir nur zu wünſchen, daß der Text als nicht allzu weit hinter dem künſtleriſchen und typographiſchen Schmuck deſſelben zurückſtehend erfunden werde. Die Veröffentlichung von Emil Palleſke's Schrift über Schiller's Leben und Werke, von welcher ich zeither viel Rühmliches hörte, hätte das Unternehmen, abermals mit einer Biographie des Dichters hervorzutreten, bedenklich erſcheinen laſſen können, falls ein ſolches Bedenken nicht zu ſpät gekommen wäre, um noch irgend einen Einfluß zu üben. Als der erſte Band von Palleſke's Buch im Sommer 1858 erſchien, befand ſich die Handſchrift des meinigen druckfertig in den Händen des Verlegers und waren die Künſtler, welche die Zeichnungen übernommen hatten, bereits in voller Thätigkeit begriffen.

Meine Arbeit beanſprucht Selbſtſtändigkeit der Forſchung, des Urtheils und der Form. Der Standpunkt, von welchem ich ausging, war weniger der literarhiſtoriſche als vielmehr der kulturgeſchichtliche. Ich wollte keine Aeſthetik der Werke unſeres Dichters ſchreiben, wie ſie ja ſchon Karl Grün im Ganzen und faſt unzählige Andere im Einzelnen geſchrieben haben, und darum iſt der kritiſchen Analyſe von Schiller's Dichtungen nur ſo viel Raum gegeben als ſich mit meinem Plane vertrug. Dieſer war, ein Lebensbild Schiller's und ſeiner Zeit zu liefern. Gervinus hat uns den Weg gezeigt, auf welchem die Literargeſchichte zur Kultur- und Sittenhiſtorie ſich erweitert, und auf dieſem Wege bin ich vorgegangen, indem ich verſuchte, innerhalb eines nicht allzu weit geſpannten Rahmens ein treues Gemälde jener Epoche zu entwerfen und auszuführen, auf welche, allen ihren Schatten zum Trotz, kein Deutſcher zurückblicken kann, ohne daß ihm gerechter Stolz die Bruſt ſchwellte. Um mit einem Worte meine Abſicht ins Klare zu ſetzen, wage ich zu ſagen, daß ich ein biographiſches Kunſtwerk ſchaffen wollte. Eine unbefangene Kritik mag entſcheiden, inwieweit das Können dem Wollen entſprochen habe.

Während ich, heimatfern, dieſes ſchreibe, ſehe ich drohendes Gewölk an des Vaterlandes Gränzmarken aufſteigen. Täuſchen die Zeichen nicht, wird Deutſchland binnen Kurzem wieder eine große Prüfung zu beſtehen haben. Möge dann kein Herz und kein Arm vaterländiſchem Dienſte ſich verſagen! Oder ſollten alle die ernſten Lehren unſerer Geſchichte für uns verloren ſein? Sollten unſere edelſten Geiſter umſonſt gearbeitet, gelitten und geſtritten haben? Sollte Deutſchland nie werden, was es werden kann, werden muß, ſobald es thatkräftig will, der Hort des Rechtes, der Freiheit und des Friedens der Welt? Ich mag dieſe Vorrede nicht mit trüben Ahnungen ſchließen, ich will nicht glauben, daß irgend ein Deutſcher ſich ſoweit erniedrigen könnte, zu wollen, daß die Zeiten des Rheinbunds, die Tage von Auſterlitz, Jena und Wagram wiederkehrten. Damals, ach, wurde die Mahnung überhört, die unſer großer Dichter und Seher als ein prophetiſches Vermächtniß auf Attinghauſen's Lippen gelegt hatte. Tauſendmal ſind die goldenen Worte wiederholt worden, aber nicht oft genug kann man jedem Deutſchen jeden Standes zurufen: —

Die angebor'nen Bande knüpfe feſt,
Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen;
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!
Drum haltet feſt zuſammen, feſt und ewig,
Seid einig, einig, einig!

Winterthur, im Februar 1859.

Dr. J. Scherr.

Inhalt.

Seite
Vorwort VII
Inhalt XI
Verzeichniß der Illuſtrationen XVII

Einleitung:

Das achtzehnte Jahrhundert . . . . 1—36

Erſtes Buch.

Schiller's Lehrjahre.

Erſtes Kapitel: Die Heimat.

Altwürtemberg. — Die Schwaben. — Zur Geſchichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies.“ — Kirche, Schule und Gelehrſamkeit 37

Zweites Kapitel: Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaſpar Schiller und Eliſabeth Dorothea Kodweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Oſtermontag. — Lorch. — Erſter Unterricht und erſte Freunde. — Die Reichsſtadt Schwäbiſch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Zilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation 67

Drittes Kapitel: Die Akademie.

Seite

Herzog Karl in der zweiten Hälfte ſeiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürſtliche Beichte. — Schubart's Einkerkerung. — Geneſis der Karlsſchule. — Die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieſelbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Juriſt werden ſoll, ſeine Mitſchüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Medizin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauſpieler. — Poetiſche Verſuche und proſaiſche Hinderniſſe. — Ein gedruckter Erſtling. — Bekanntſchaft mit Rouſſeau, Oſſian und Shakſpeare. — Ein kaiſerlicher Beſuch. — Göthe in der Akademie . . . 83

Viertes Kapitel: Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung deſſelben. — Teutoniſcher Patriotismus, ſittlicher Rigorismus und ſentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländiſche Dichtergenoſſenſchaft. — Herder. — Shakſpeare in Deutſchland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Göthe. — Merck. — Lavater. — „Geniereiſen." — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf." — Herzog Karl Auguſt und Herzogin Luiſe. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgenieſtyl. — Gäſte. — Das „Wüthen." — Theatraliſche Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirthſchaft 112

Fünftes Kapitel: Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller lieſt im Bopſerwald ſeinen Freunden die Räuber vor. — Entſtehungsgeſchichte dieſer Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Diſſertation. — Schiller diſputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaſte mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren 141

Sechstes Kapitel: Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Viſcherin. — Eine Junggeſellenwirthſchaft. — Portrait des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. würtembergiſchen Feldſcherers. — Der Moſt gährt. — Frau von Wolzogen. — Emetica und Aeſthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Aſperg. — Ein Freund. — Dramaturgiſche Leiden. — Heimliche Reiſe nach Mannheim 153

Siebentes Kapitel: Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura-Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arreſt. — Kabale und Liebe. — Ein Denunciant und eine letzte Audienz. — Der Entſchluß zu Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abſchiedsgang. — Der 17. September 1782. — „O, meine Mutter!" . 171

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

Erſtes Kapitel: Oggersheim.

Seite

Illuſionen und Enttäuſchungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fieſco macht in erſter Verleſung Fiasco. — Die „verwünſchte Declamation“. — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungsſtunden. — Ein paniſcher Schrecken. — Entſchluß, den Wanderſtab weiter zu ſetzen. — Zurückweiſung des Fieſco. — Druck des Stückes. — Die gelöſchten Kreideſtriche. — Abſchied von Streicher. — Eine Winterreiſe und eine Parallele 193

Zweites Kapitel: Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einſamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Hoffnung. — Störniß. — Werther'ſche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit Dalberg. — Halkyoniſche Tage. — Abreiſe von Bauerbach . . 213

Drittes Kapitel: Mannheim.

Ankunft. — Dalberg'ſches „Pulverfeuer.“ — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Laſtende Unraſt. — Ein lieber Beſuch. — Der Fieſco und die Luiſe Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteriſtik dieſer Trauerſpiele. — „Geiſtweiſe“ in der Heimat. — Eintritt in die kurpfälziſche deutſche Geſellſchaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorſchritt des Don Carlos. — Die Rheiniſche Thalia. — Erſte Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Geldjammer und ſonſtige Bedrängniſſe. — Bei Hofe. — Der Herzoglich Weimar'ſche „Rath“ Schiller. — „Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand.“ — Nach Sachſen! 227

Viertes Kapitel: Leipzig. Gohlis. Loſchwitz. Dresden.

Rückblick. — Chriſtian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig. — „Afflatus divinus.“ — Eine ſchwärmeriſche Stunde. — Großmuth der Freundſchaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythus. — Don Carlos in Proſa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loſchwitz. — Glückliche Tage. — Dichteriſche Arbeiten und hiſtoriſche Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeiſterei der Leidenſchaft und Reſignation 253

Fünftes Kapitel: Weimar.

Der Weimar'ſche Kreis bei Schiller's Eintritt in denſelben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grüngelber Weſte und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntſchaften. — Fahrt nach Jena. — Rieſen und närriſche Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnſucht nach einer häuslichen Exiſtenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundſchaft. — Trübe Stunden. — Der Geiſterſeher. — Eine kulturgeſchichtliche Epiſode. — Die Götter Griechenlands 273

Sechſtes Kapitel: Volkſtädt und Rudolſtadt.

Seite

Beim Cantor Unbehaun. — „Viel an der Kunkel." — Im Hauſe Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schiller's Ariſtokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerswerkſtatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Ueberſetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geſchichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Hiſtoriker. — Die Künſtler. — Der Dichterphiloſoph. — Anregung zu einem epiſchen Gedicht. — Umzug nach Rudolſtadt. — Zuſammentreffen mit Göthe. — Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Reſultate des Volkſtädt-Rudolſtädter Sommers. — Karoline . 311

Siebentes Kapitel: Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertölpelung". — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Profeſſur und das Magiſterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athen an der Saale. — Wie das erſte „Abenteuer" auf dem Katheder glücklich und rühmlich beſtanden wurde. — Ein überrheiniſches Seitenſtück. — Schiller's Republikanismus. — Akademiſche Kehrſeiten. — Line und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchſtädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Löſung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Wenigenjena. — Stimmen aus dem Honigmond. — Schluß der Wanderjahre . . 330

* * *

Drittes Buch.

Schiller's Meiſterjahre.

Erſtes Kapitel: Die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutſche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenſchaft flieht, die Liebe muß bleiben." — Portrait des Dichters in den Jahren ſeiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die Neue Thalia. — Hiſtoriſche Abhandlungen. — Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit." — Vorleſungen. — Aeſthetiſche Abhandlungen. — Geſellige Verhältniſſe. — Wolken und Tumulte. — Novalis. — Baggeſen. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeſchichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein ſchönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomiſche Sorgen. — Die frohe Botſchaft aus Dänemark . . 383

Zweites Kapitel: Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philoſophiſche Studien. — „Ueber Anmuth und Würde." — Ausflug nach Dresden. — Liebe Beſuche. — Verhalten deutſcher Größen zu der franzöſiſchen Revolution. — Forſter. — Klopſtock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechzehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gille citoyen français. — Einrichtung einer eigenen „Menage". — „Der Schwabe regt ſich." — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne" und Schiller's erſte Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl.

Seite

— Ein Triumph. — In Stuttgart. — Dannecker. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weiſſagung. — Rückkehr nach Jena. — Die äſthetiſche Erziehung des Menſchen 412

Drittes Kapitel: Horentanz und Xenienkrieg.

Schiller und Göthe ſchließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer iſt der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Geſprächsweiſe. — Fichte. — Jena und Weimar. — Die wiſſenſchaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung.“ — Die Horen. — Schiller's und Göthe's Widerſacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philoſophiſchen Speculation zur Poeſie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben.“ — Der Muſenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutſchland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schiller's Verhältniß zum Chriſtenthum. — Der Patriotismus des Dichters. 440

Viertes Kapitel: Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Iffland's Gaſtſpiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unſerer Literatur von der Claſſik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'ſche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürſtliche Titanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publicum. — „So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen.“ — Schiller im Beſitze von Haus und Garten. — Poetiſche Abſichten und Probleme. — Der äſthetiſche Gewiſſensrath. — Die Balladenzeit. — Kulturhiſtoriſche Lyrik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe . . . 481

Fünftes Kapitel: Wallenſtein.

Das franzöſiſche und das deutſche Theater. — Iffland. — Kotzebue. — Verſuch einer Reform. — Entſtehungsgeſchichte des Wallenſtein. — Die Wallenſtein'ſche Trilogie auf der Weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — Fleck als Wallenſtein. — Reſultate. — Schiller und die Königin Luiſe von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakteriſtik des Wallenſtein. — Die romantiſche Schule und ihr Verhältniß zu Schiller. — Schelling. — Novalis. — Die beiden Schlegel. — Tieck. — Ein Wort von Rahel Levin 517

Sechstes Kapitel: Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Meſſina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanken hinſichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schweſter Chriſtophine und Schwager Reinwald. — Die Ueberſiedelung nach Weimar, zunächſt für die Wintermonate, beſchloſſen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen Karoline. — Die Malteſer. — Schwere Erkrankung Lotte's. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und contrerevolutionärer Aberwitz. — Krähwinkelig. — Bearbeitung des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was iſt Poeſie und wer iſt ein Poet? — Die Jungfrau. — Neue dramatiſche Pläne. — Im Körner'ſchen Weinbergshaus zu Loſchwitz. — Der Triumph in Leipzig. — Zelter bei Schiller. — Das Mittwochskränzchen und eine Kotzebue'ſche Intrigue. — Dramaturgiſche Experimente. — Eigen Dach und Fach. — Der Adelsbrief. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — Eine „verwünſchte Acclamation.“ — Unter Kriegsleuten.

Seite
— Serenade und Morgenſtändchen zu Lauchſtädt. — Schiller und der König von Schweden 314

Siebentes Kapitel: **Wilhelm Tell.**

Zwei Warnungstafeln im Buche deutſcher Geſchichte. — Wien und Berlin. — Schiller und Napoleon. — Studien für den Tell. — Hegel. — Klopſtock's, Herder's und Kant's Tod. — Anne Louiſe Germaine de Staël. — Der Tell vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichts. — Der Dichter am Trinktiſch. — In der preußiſchen Hauptſtadt. — Henriette Herz über Schiller. — Ein lockender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Menſch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künſte. — Der letzte Winter. — Ueberſetzung von Racine's Phädra. — Demetrius. — Letzte Lebenstage und Tod des Dichters. — Göthe's Schmerz. — Die Beſtattung. — Die Trauer. — Lotte und Karoline. — Die Fürſtengruft. — Die Apotheoſe. — Schluß 390

* * *

Verzeichniß der Illuſtrationen.

Seite

1. Portrait: Schiller. Titelbild. Originalzeichnung von G. Schlick. Geſtochen von Sichling.
2. Portrait: Friedrich der Große. Originalzeichnung von A. Menzel. Geſchnitten von A. Vogel 38
3. Portrait: Joſeph II. Originalzeichnung von Burger. Geſchnitten von A. Vogel 41
4. Portrait: Klopſtock. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von Aré. 43
5. Portrait: Wieland. Originalzeichnung von G. Kong. Geſchnitten von W. Aarland 47
6. Portrait: Leſſing. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von W. Aarland 50
7. Portrait: Herzog Karl von Würtemberg. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von A. Vogel 62
8. Schiller's Geburtshaus in Marbach. Geſchnitten von E. Lauſer . . 68
9. Portrait: Schiller's Mutter. Originalzeichnung von F. Hartmann. Geſchnitten von W. Aarland 71
10. Die Militär-Akademie in Stuttgart. Zeichnung nach einem Croquis von Maltè. Geſchnitten von E. Lauſer 90
11. Portrait: Herder. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von J. G. Flegel 123
12. Portrait: Göthe. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von J. G. Flegel 133
13. Portrait: Karl Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar. Originalzeichnung von F. Hartmann. Geſchnitten von W. Aarland 134
14. Schiller lieſt ſeinen Freunden im Bopſerwald die „Räuber" vor. Originalzeichnung von Th. v. Oer. Geſchnitten von H. Bürkner . . . 143

X.

Heute muß das Werk vollbracht ſein!
Lenau.

Heinrich verließ den Palazzo Medicis an der Seite Savonarola's und begleitete dieſen nach San Marco. Es drängte ihn, den väterlichen Freund zum Vertrauten ſeines Gemüthlebens zu machen, ihm von Flora zu ſprechen und mitzutheilen, was er ſich das Mädchen betreſſend für einen Plan ausgeſonnen. Die beabſichtigte Mittheilung ging aber nicht vor ſich, denn Heinrich empfand eine unüberwindliche Scheu, den Mann, der ſo eben das Geſchick eines Staates entſchieden hatte, am Schluſſe eines hiſtoriſchen Tages mit ſeinen Privatangelegenheiten, mit ſeinem Ich zu behelligen. Zudem fanden ſich unmittelbar nach des Priors Heimkehr deſſen

Seite
15. Schiller's letzte Audienz beim Herzog Karl in Hohenheim. Originalzeichnung von Th. v. Oer. Geſchnitten von H. Bürkner 184
16. Schiller und Streicher auf der Flucht. Originalzeichnung von Th. v. Oer. Geſchnitten von H. Bürkner 202
17. Schiller mit dem treuen Streicher in der Dorfherberge zu Oggersheim. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von J. G. Flegel . . 206
18. Schiller's Aſyl in Bauerbach. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von J. G. Flegel 214
19. Das Schillerhaus in Gohlis. Geſchnitten von E. Laufer . . . 250
20. Schiller und Körner in Loſchwitz. Originalzeichnung von Th. v. Oer. Geſchnitten von H. Bürkner 263
21. Portrait: Charlotte von Lengefeld. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von W. Aarland 295
22. Schiller's Wohnung in Volkſtädt. Geſchnitten von J. G. Flegel . . 312
23. Schiller's Trauung mit Lotte in der Kirche von Wenigenjena. Originalzeichnung von L. Richter. Geſchnitten von Gaber 379
24. Portrait: Kant. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von W. Aarland 398
25. Schiller in dem großen Saale der Karlsſchule von den Karlsſchülern huldigend begrüßt. Originalzeichnung von Th. v. Oer. Geſchnitten von H. Bürkner 433
26. Schiller- und Göthe-Denkmal in Weimar. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von J. G. Flegel 447
27. Portrait: Jean Paul. Originalzeichnung von A. Neumann. Geſchnitten von Ade 488
28. Schiller's Garten in Jena. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von W. Aarland 504
29. Huldigungsſzene vor dem Theater in Leipzig. Originalzeichnung von Th. v. Oer. Geſchnitten von H. Bürkner 564
30. Schiller's Haus in Weimar. Geſchnitten von Ade 569
31. Schiller's Arbeitszimmer. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von Ade 571
32. Schiller auf dem Sterbebette. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von J. G. Flegel 606
33. Die Fürſtengruft in Weimar. Originalzeichnung von C. Hartmann. Geſchnitten von J. G. Flegel 616
34. Schiller's Denkmal in Stuttgart. Geſchnitten von Ade 617

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Aus dem Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts, von weſentlich lyriſchen Elementen durchdrungen, entſprangen die ſtaunenswertheſten Erſcheinungen des Friedens und des Kriegs, Heroen und Geſetzgeber, Weiſe und Poeten, Muſiker und Bildhauer, hohe und herrliche Menſchen. Dieſe Zeit war ein ſchöner Dithyrambus auf die Menſchheit.

Gregorovius.

Einem großen und guten Manne, dem geliebteſten der vaterländiſchen Heroen verſuche ich ein Denkmal aufzurichten, — ein Denkmal dankbarer Ehrfurcht, aber auch geſchichtlicher Treue und Wahrhaftigkeit. Blinde Bewunderung, ſklaviſche Vergötterung liegen mir ferne; denn ich fühle, daß Wahrheit der einzige Maßſtab iſt, welcher an wirkliche Größe gelegt werden darf. Der gemachten mag Wohldienerei frommen, die echte wird dadurch erniedrigt. Wo eitle Anſprüche die Unterſuchung ſcheuen und um Schonung bitten, verlangt das Verdienſt nur Gerechtigkeit. Wenige, ſehr wenige Geſtalten der Geſchichte haben ſo geringe Urſache, wie Friedrich Schiller, die tageshelle Beleuchtung zu fürchten. An dieſer erlauchten Erſcheinung treten die Schatten nur hervor, um deutlicher zu zeigen, wie lauter und mächtig das von ihr ausgehende Licht ſei, und auch der ſtrengſte Richter wird zuletzt voll Pietät und Rührung dieſe von Leiden niedergebeugte und dennoch bis ans Ende von himmliſcher Begeiſterung ſtralende Stirne bekränzen.

So werde ich, geſtützt auf vieljährige, liebevolle Prüfung der Acten, erzählen, wie Schiller gelebt und geſtrebt, gelitten und geſtritten, was er gewollt und vollbracht hat, wie ſeine Zeit ihn und wie er ſeine Zeit bewegte, wie er aus den chaotiſchen Regionen titaniſcher Empörung zu den Aetherhöhen reiner und maßvoller Schönheit ſich hinaufkämpfte, um dem Genius des Dichters die Würde des Völkerlehrers und Propheten zu vermählen, ſeine Sendung, die Herzen zu tröſten, die Geiſter zu adeln, die Seelen zu löſen von der „Angſt des Irdiſchen“ und vermittelſt der Kunſt die Menſchen zu ſittlich-freier Würde zu erziehen, bis zum letzten Hauch erfüllend, — und wie er endlich — ein ſchönes Wort Göthe's über den großen Freund zu wiederholen — vom Gipfel ſeines Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen.

Der Künſtler, welcher ein hiſtoriſches Bild malt, hat Sorge zu tragen, daß die Hauptfigur ſeines Gemäldes klar und beſtimmt vom Hintergrunde ſich abhebe. Aber des letzteren kann er zur Geſammtwirkung nicht entbehren, und wenn es ihm erlaubt, ja geboten iſt, denſelben mehr nur ſkizzenhaft zu halten, ſo muß er doch darauf achten, keinen weſentlichen Zug zu vernachläſſigen, welcher den Zuſammenhang des Helden mit ſeiner Zeit veranſchaulichen mag. Ebenſo wird der Bildhauer bei Aufrichtung einer geſchichtlichen Statue darauf bedacht ſein, dieſe, wo immer möglich, ſo zu ſtellen, daß die architektoniſche Umgebung gleichſam eine hiſtoriſche Folie des Standbildes abgibt.

In Anwendung von dieſem auf die Pflicht des Biographen liegt mir zuvörderſt ob, die Umriſſe des Bildes zu entwerfen, deſſen Mittelpunkt Schiller ſein wird, oder, mit andern Worten, den Hintergrund zu zeichnen, aus welchem die theure Geſtalt plaſtiſch vortreten ſoll. Große Geiſter ſind freilich die „Zeitgenoſſen aller Zeiten“, allein ihr Werden und Wirken, ihr Thun und Laſſen, ihre Tugenden und Schwächen, ihre Arbeiten und Triumphe, ihr Leid und ihre Luſt, ihr ganzes Sein und Gebaben — das Alles kann nur volles Verſtändniß und volle Würdigung finden, wenn ſtets im Auge behalten wird, welche Förderung das eigene Zeitalter ihnen angedeihen ließ und welche Hinderniſſe ihnen daſſelbe entgegengeſtellt hat. Ich werde demnach auf den nächſtfolgenden Seiten den kultur- und ſittengeſchichtlichen Charakter des 18. Jahrhunderts ſkizziren. Mit dieſem Wort iſt geſagt, daß es dabei nicht auf Detailſchilderung abgeſehen ſei. Wo aber ſolche der Leſer in dieſer Skizze vermiſſen ſollte, darf er ſicher ſein, daß der hier bloß berührte Gegenſtand in den folgenden Abſchnitten an paſſender Stelle ſeine weitere Ausführung finden werde. Zunächſt handelt es ſich nur darum, den Hintergrund des Bildes mit flüchtigen Linien zu umſchreiben und mit gedämpften Farben zu untermalen.

I.

Wie das Meer, ſo hat auch die Geſchichte der Menſchheit ihre Flut und Ebbe: nur bemeſſen ſich hier die Zwiſchenräume nicht wie dort nach Stunden, ſondern nach Jahrhunderten. Auf Zeiten, wo die Völker, wie mit ſchlafender Seele, zwiſchen der gemeinen Sorge um des Lebens Nothdurft und dem grobſinnlichen Genuß ein dumpfes Daſein hinfriſten, folgen Epochen, wo der prometheiſche Funke in den Menſchen aufs Neue aufglüht, wo ihre Pulſe friſchlebendig allem Großen und Schönen entgegenſchlagen und ihre Bruſt mit Entzücken das Fluidum der Begeiſterung trinkt, welches die geſellſchaftliche Atmoſphäre durchzieht. In ſolchen Flutzeiten, wo freilich mit der edelſten Leidenſchaft nur allzuhäufig die gemeinſten Affecte ſich verbinden, wird der Menſch im Guten wie im Böſen über das normale Maß ſeines Vermögens, ja ſeines Wollens hinausgeriſſen. Da treibt mit der unwiderſtehlichen Gewalt einer Springflut die Nationen ein dämoniſcher Trieb vorwärts. In ſolchen Perioden werden Staaten errichtet oder zertrümmert, werden Feſſeln zerbrochen und Baſtillen zerſtört. Die Erde erdröhnt von Waffen, denn die mächtigſten Gedanken einer Zeit ſtreben gewaltſam nach Verwirklichung. Unter ungeheuren Wehen ringt ſich ein großer Zukunftsgedanke aus dem Mutterſchooße der Gegenwart und greift mit zwingender Macht von den höchſten Höhen der Geſellſchaft bis in die tiefſten Niederungen hinab oder umgekehrt. Hat er aber dem Zeitalter ſein Gepräge aufgedrückt, ſo iſt ſeine Miſſion erfüllt. An die Stelle erbitterten Kampfes tritt die ſchlaffe Gewöhnung. Der Menſch lebt ſich in die neuen Zuſtände ein, als müßten ſie ewig dauern, als müßte der irdiſchen Dinge raſtloſer Wechſel endlich für immer zur Ruhe gekommen ſein. Alſo herrſcht nach der Flut die Ebbe in der moraliſchen Welt, bis wieder ein neuer Anſtoß zur Bewegung dieſer conſervirenden oder reagirenden „Kraft der Trägheit“ ein Ziel ſetzt und neue ſchickſalsmächtige Ideen — erſt von ferne mit lindem Säuſeln ſich ankündigend, dann mälig und mälig zum toſenden Gewitter anſchwellend — einen vermorſchten Geſellſchaftsbau vor ſich niederwerfen und auf den Trümmern ausgelebter Formen eine friſche Saat der Zeit aufgrünen laſſen.

Deſſen zur Beſtätigung ſehen wir, vom Alterthum zu ſchweigen, im 12. und 13. Jahrhundert die Gedanken, welche den Ideengehalt des Mittelalters ausmachten, in ihrer Vollreife thätig und mächtig. Die Ausbildung des Lehenſtaates einerſeits, die Entſcheidung des Kampfes zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum zu Ungunſten des erſteren andererſeits, bezeichnen nach der politiſchen Richtung hin die Triumphe damaliger Anſchauungen. Das religiöſe Dichten und Trachten des Mittelalters erreicht in den Kreuzzügen mit ihren furchtbaren Zwiſchenſpielen — Geißlerfahrten, Judenſchlachten, Albigenſerkriegen — ſeinen Gipfel- und Glanzpunkt. Und wie auf dem realen Gebiete, ſo findet zur angegebenen Zeit die mittelalterliche Idee auch auf dem idealen ihre größtmögliche Verwirklichung. Die gothiſche Architektur beginnt ihre frommen Rieſenbauten, in welchen der chriſtkatholiſche Gedanke am vollſtändigſten zur ſinnlichen Erſcheinung kommt. Die Troubadours der Provence und die Trouvères Nordfrankreichs ſtiften jene romantiſche Poeſie, welche dann unſere deutſchen Epiker und Lyriker der Hohenſtaufenzeit zur Vollendung führen. Durch Thomas von Aquino wird die auf das katholiſche Dogma baſirte Philoſophie des Mittelalters, die Scholaſtik, zum Abſchluß gebracht und endlich faßt der Genius von Dante Alighieri in dem Focus ſeiner

Göttlichen Komödie alle Seiten der mittelalterlichen Weltanſchauung zu einer Einheit zuſammen, in Zügen, „wie ſie der Blitz in Felſen ſchreibt.“

Aber von dieſer Höhe welcher Sturz in den Sumpf des 14. Jahrhunderts! Da entartet Alles. Die romantiſchen Typen des Mittelalters werden zu grotesken Verzerrungen, die Sitte wird zur Unſitte, das Ritterthum zum Räuberthum und eine plumpe Zuchtloſigkeit zieht alle Stände und Geſchlechter in ihren Strudel. Der lange Verweſungsprozeß der mittelalterlichen Lebensformen ſetzt ſich dann im 15. Jahrhundert fort, bis Kirche, Staat, Geſellſchaft ganz offenkundigem Marasmus verfallen ſind. Doch jetzt iſt die Zeit der Ebbe wieder zu Ende: in den letzten Jahrzehnten des 15. und in den erſten des 16. Jahrhunderts rauſchen die Wogen einer weltgeſchichtlichen Flut reinigend über die verſchlammten Länder hin. Die große Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hebt an, ſobald die erneuerte Bekanntſchaft mit der antiken Bildung, die Wiedererweckung der claſſiſchen Studien, als das Morgenroth eines neuen Geiſtestages aus Italien über die Alpen herüberleuchtet. In die dumpfe Nacht nordiſcher Möncherei dringen die Sonnenpfeile eines lebensfreudigen Humanismus. Nun wird es der Menſchheit zu eng in dem mittelalterlichen Dogmengehäuſe: ihre Glieder dehnend ſprengt ſie es und ſtrebt allwärts nach Luft, Licht und Bewegung. Was die Weiſen aller Zeiten gedacht, was die Dichter erſonnen, die beſten Reſultate einer vieltauſendjährigen Kulturarbeit — Guttenberg's glorreiche Erfindung macht ſie allmälig zum Gemeingut der Menſchheit. Der erſte Karthaunenſchuß, welchen abzufeuern die Entdeckung des „Schwarzkünſtlers“ Berthold Schwarz möglich macht, iſt das Signal zur anhebenden Zerſtörung der Feudaltyrannei. Gioja gibt den Seefahrern den Kompaß, den ſichern Wegweiſer in der Waſſerwüſte des Ozeans, und alsbald rückt eine Heroenſchaar moderner Argonauten — Diaz, Gama, Colon, Magelhaens — die Gränzen der Erde in vorher kaumgeahnte Fernen hinaus, während Kopernikus, Galilei und Kepler die Vorſtellungen vom Weltgebäude auf ganz neue Grundlagen ſtellen, die Sonne als die Weltleuchte „in die Mitte des ſchönen Naturtempels auf einen königlichen Thron ſetzen, von welchem aus ſie die ganze Familie der kreiſenden Geſtirne lenkt“, und es durch ihre Findungen ihrem Nachfolger Newton ermöglichen, das „Spiel und den Zuſammenhang der inneren, treibenden und erhaltenden Kräfte“ zu erkennen und zu enthüllen.

Die humaniſtiſchen Studien, in Deutſchland mit dem Ernſt und der Wärme einer Herzensſache betrieben, brachten den Geiſt religiöſer Oppoſition zur Reife, welcher ſchon während des Mittelalters in den deutſchen Myſtikern ſich bethätigt hatte. Die philologiſche Polemik eines Reuchlin und Erasmus wurde durch Hutten zur nationalen erhoben. Alle Claſſen des deutſchen Volkes, bis zum leibeigenen Bauer herab, waren ergriffen und getrieben von dem Verjüngungshauch, welcher durch die Zeit ging. Da ſchritt zu Wittenberg der beherzte Mönch aus ſeiner Zelle hervor und machte den Gedanken der Reformation zur That. Aber der große Reformator beſaß wohl geſunden Menſchenverſtand und Muth genug, die beleidigte Natur an den Mönchsgelübden zu rächen, nicht aber Genie und Weltkenntniß genug, die patriotiſchen Hoffnungen und Entwürfe ſeiner beſten Zeitgenoſſen ſtaatsmänniſch zum Ziele zu führen. In Luther's theologiſcher Beſchränkung lag der Keim des Unglücks, daß die Reformation gerade in ihren beſten Tendenzen ſcheiterte, um ſo entſchiedener ſcheiterte, als die leider gleichzeitig eingetretene Hiſpaniſirung des Hauſes Habsburg an entſcheidender Stelle das Verſtändniß der reformatoriſchen Ideen verwehrte. So gewann unſer Vaterland, ſtatt der gehofften kirchlichen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Wiedergeburt, nur die kirchliche Spaltung, womit die Einheit des deutſchen Reiches nach innen und ſeine Weltſtellung nach außen vernichtet war. Andere Völker, vor allen das engliſche, ernteten, wie das herkömmliche deutſche Geſchick iſt, von unſeren Anſtrengungen die Früchte. Aber wenn auch keiner der vaterländiſchen „Blüthenträume“ reifte, welche die edle Leidenſchaft eines Hutten beim Beginn der reformatoriſchen

Bewegung geträumt hatte, dennoch wird dieſe Epoche ihren Rang als eine der emanzipativſten in der Weltgeſchichte behaupten. Der große Bruch mit dem Syſtem des Mittelalters war erfolgt. Der bloß mechaniſchen und äußerlichen Autorität trat der innere freie Trieb des Menſchen, dem ſtarren Dogma die ſittliche Selbſtbeſtimmung der Perſönlichkeit, der todten Werkheiligkeit der lebendige Glaube gegenüber. Die freie Forſchung war begründet. Noch ſchüchtern zwar und ungelenk begann die Vernunft ihrer Souverainetät ſich bewußt zu werden; aber doch ſchon übte ſie im Stillen ihre Kraft, um ſpäter Schritt für Schritt zur Erkenntniß und Verkündigung der Menſchenrechte vorzuſchreiten. Von der Reformationszeit datirt der Kampf der zwei großen Prinzipien, welcher ſeither der eigentliche Motor der geſchichtlichen Entwicklung geweſen iſt, — der Kampf des germaniſchen Prinzips der Autonomie mit dem romaniſchen der Autorität.

Das 17. Jahrhundert brachte zunächſt den großen romaniſchen Rückſchlag. Die römiſche Kirche, vermittelſt des Jeſuitismus reſtaurirt, erhob ſich kriegeriſch gegen das Vordringen des Proteſtantismus. Es trat da eine jener Perioden ein, bei deren Betrachtung der Hiſtoriker alle Kraft ſeines Glaubens an den Genius der Menſchheit aufbieten muß, um nicht an dieſer zu verzweifeln. Ein Krieg von faſt beiſpielloſer Dauer und Zerſtörungswuth wurde auf deutſchem Boden ausgefochten. Er verminderte die Bevölkerung unſeres Landes um drei Viertheile, warf die Städte in Ruinen, machte die Dörfer zur Heimat der Wölfe, ganze Landſchaften zu Einöden und endete, nachdem er die geſammte deutſche Kultur in Frage geſtellt, mit einem Friedensſchluß voll Unheil und Schmach. Zur Zeit unſerer großen Kaiſerdynaſtieen die herrſchende Großmacht, zur Reformationszeit die leitende Geiſtesmacht des Erdtheils, ſank Deutſchland im 17. Jahrhundert nicht nur zu politiſcher Nullität, ſondern auch zur geiſtigen Sklaverei herab. Das Lutherthum und der Calvinismus waren in dieſer unſeligen Zeit zu ſeelenloſer Kleinmeiſterei erſtarrt, mit kläglichſtem Schulgezänk die Gemüther einengend und verbitternd, vom

Freunde im Kloſter ein, und es war abzuſehen, daß die florentiniſchen Angelegenheiten ihren Kreis bis tief in die Nacht beſchäftigen würde. Er nahm alſo Abſchied und fand an der Kloſterpforte den ehrlichen Phlips ſeiner harrend.

Der gute Mann war etwas beſpizt, denn er hatte in Geſellſchaft von Vacca und deſſen Cameraden nach dem Kampf von heute früh den Nachmittag einem Gelage gewidmet, zu welchem der Proletarier den Diener ſeines Lebensretters eingeladen, und da auf ſeine und ſeines Herrn Geſundheit ſo viele Becher leeren müſſen, daß ſeine Haltung einigermaßen aus dem Gleichgewicht gekommen. Aber als ein Mann, der ſeine Stellung im Leben nie aus den Augen verlor, hatte er ſich von ſeinen Zechgenoſſen ſogleich losgeriſſen, um ſeinem Herrn zu Dienſten zu ſein, als er ihn mit Savonarola über die Piazza nach San Marco zugehen ſah.

„Na,“ ſagte er, „Caballero, das muß man zugeben, die Florentiner Signori, wohlverſtanden die Signori aus der Vorſtadt San Gallo, beſitzen Lebensart — Passa-tbrem-tem-tem — gaſtfreundliche Burſche das, ganz gewiß, deren Bekanntſchaft nationalen Leben losgelöſt, hierarchiſch unduldſam nach unten, unglaublich nachgiebig nach oben. Mit der Kanzel wetteiferte an Unerſprießlichkeit, Kleingeiſt, Engherzigkeit und Servilität die Kathedra. Das offizielle gelehrte Weſen von damals war eitel Barbarei. Die Dialektik des Aberwitzes, welche von den Theologen und Juriſten beider Confeſſionen zu Gunſten der Hexenprozeduren entwickelt wurde, liefert den ſchrecklichen Beweis hiefür. Die Pedanterei ging ins Ungeheuerliche: — ein Profeſſor zu Tübingen brauchte z. B. volle fünfundzwanzig Jahre (1624—1649), um ſein Collegium über den Propheten Jeſaia fertig zu bringen. Die Literatur ihrerſeits, Sklavin ausländiſchen Ungeſchmacks, widerſpiegelte hier die Dürre der Kathederweisheit, dort die ſittliche Verwilderung der Zeit. Doch in Betreff der literariſchen Zuſtände müſſen wir, zurückblickend, etwas weiter ausholen.

Das germaniſche Heidenthum hat uns als Zeugniſſe waldurſprünglicher Poeſie nicht allein jene großartigen nationalen Sagenkreiſe hinterlaſſen, welche die Urkunden des Heroenzeitalters unſeres Volkes vorſtellen, ſondern auch einzelne dichteriſche Geſtaltungen dieſer Sagen. So das fragmentariſche Hildebrandslied, das angelſächſiſche Beowulfslied und das, freilich erſt im 10. Jahrhundert von einem St. Galler Mönch in lateiniſchen Hexametern niedergeſchriebene Lied vom aquitaniſchen Walther. Dieſe Geſänge geben ein Bild von germaniſcher Sinnesweiſe und Lebensführung zur Zeit der Völkerwanderung. Hier athmet die primitive Kraft und Wildheit eines die weltgeſchichtliche Bühne erobernd beſchreitenden Volkes. Die römiſch-chriſtliche Kultur der karolingiſchen Epoche bemühte ſich, dieſe urzeitlich-heidniſchen Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen. Doch waren dieſelben mächtig genug, der berühmten altſächſiſchen im 9. Jahrhundert gedichteten Evangelienharmonie, der Heliand (Heiland), noch ein ganz nationales Gepräge zu geben, während in der wenige Jahrzehnte ſpäter entſtandenen oberdeutſchen Evangelienharmonie des Weißenburger Mönches Otfrid, der älteſten Kunſtdichtung unſerer

Literatur, die nationalen Anſchauungen den chriſtlichen ſchon völlig untergeordnet ſind. An die Stelle dieſer geiſtlichen Dichtung trat in den Zeiten der Kreuzzüge die ritterliche, aus Frankreich, der Heimat des ritterlich-romantiſchen Ideals, Anregung, Formen und Stoffe holend. Während damals die Dramatik in den kirchlichen Myſterienſpielen ihre erſten ungefügen Anläufe nahm, blühten Lyrik und Epik zu reichſter Fülle auf. Was jene, den Minnegeſang, angeht, ſo iſt freilich nicht zu verſchweigen, daß unſere Minneſänger das Feuer und die Energie der provençaliſchen Troubadours nicht erreichten. Die deutſche Minnedichtung iſt im Grunde eine ſehr zahme, eintönige, beſchränkte. Es fehlt ihr nicht an einzelnen innigen Herzenstönen, aber auch nicht an einer ſtarken Beimiſchung von bettelhaftem Knechtsſinn. Der einzige Walther von der Vogelweide erhebt ſich zu freieren und höheren Geſichtspunkten und zeigt uns in ſeinen Liedern, welche ſich nicht, wie die ſeiner Mitſänger, ausſchließlich und ermüdend monoton um Minneleid und Minneluſt drehen, das Gefühl und den Verſtand eines erleuchteten Patrioten. Unter den ritterlich-romantiſchen Epikern ragen Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg weit über die andern hinweg. In Wolfram war ein Genius von außerordentlichem Tiefſinn thätig. Er hat in ſeinem Gedicht von Parzival den Gralmythus zu einem pſychologiſchen Epos geſtaltet, welches man mit Fug die erſte große That der deutſchen Idealiſtik nannte. Die Idee dieſes merkwürdigen Werkes iſt das Verhältniß von Gott und Menſch, von Irdiſchem und Ewigem. Es will zeigen, wie der Zweifel im Menſchen entſtehe, wohin er ihn führe und wie er, im chriſtlichen Sinne, überwunden werden könne durch das Myſterium der Erlöſung durch Chriſtus. Im ausgeprägten Gegenſatze zu Wolfram, welcher die Erde himmelwärts zu heben trachtet, zieht ſein Zeitgenoſſe Gottfried den Himmel zur Erde herab. Es iſt Antik-Sinnliches, etwas von Helleniſchem in dieſem herrlichen Poeten. Er proteſtirt ausdrücklich gegen Myſticismus und Ascetik und ſein Gedicht von Triſtan und Iſolde, bezaubernd friſch und melodiſch, iſt wie eine Antecipation Göthe'ſchen Humanismus und Göthe'ſcher Anmuth. Zur gleichen Zeit, wo dieſe Werke geſchaffen wurden, wandten ſich Dichter von großem, ja größtem Talent pietätsvoll zu den Ueberlieferungen des alteinheimiſchen Volksgeſangs zurück. So entſtanden die Sammlungen und Ueberarbeitungen der alten, Jahrhunderte lang durch fahrende Volksſänger gepflegten nationalen Heldenlieder von Sigfrid und dem Nibelungenhort, von Dietrich von Bern und ſeinen Recken, vom Hünenkönig Etzel, von der Frieſenkönigstochter Gudrun, von der Schildjungfrau Brunhild, von Chriemhild und dem Roſengarten zu Worms. Das Nibelungenlied, in ſeiner Art das Gewaltigſte, was der germaniſche Geiſt hervorgebracht, und das Gudrunlied ſind die edelſten Geſtaltungen dieſer Sagen. Die Dichter, welche uns dieſe Heldengeſänge in ihrer jetzigen Form gaben, zollten ihrer Zeit einen redlichen Tribut, indem ſie den altheidniſchen Rieſengeſtalten chriſtlich-romantiſche Gewänder anthaten; allein das heidniſch-wilde Muskelſpiel der Helden und Heldinnen ſchiebt dieſe Gewandung fortwährend bei Seite. Wir ſtehen da überall auf urzeitlich-germaniſchem Boden und recht charakteriſtiſch iſt es, wenn z. B. im Lied vom Roſengarten der Mönch Ilſan, eine köſtliche Figur, ſeiner Kutte zum Trotz ganz wie ein urwäldlicher Berſerker ſich gebärdet. Auseinanderzuſetzen, wie die ritterlich-romantiſche Lyrik durch eine zum Theil ganz vortreffliche Lehrdichtung hindurch zuletzt zur elenden Pritſchmeiſterei, die ritterliche Epik durch breite Epigonenverſuche hindurch zur ungeſchlachten Proſa der Volksbücher ſich abſtufte, dazu iſt hier kein Raum.

In dem Maße, in welchem während des 14. und 15. Jahrhunderts die Formen der ritterlich-romantiſchen Poeſie zum Gemeinen und Rohen herabſanken, verwitterte auch das Intereſſe an ihrem Inhalt. Wenigſtens unter den gebildeteren Claſſen der Nation, wo die Entwerthung und Entfremdung der Ueberlieferungen einheimiſcher Dichtung zu der mehr und mehr ſich verbreitenden Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum in genauem Verhältniß ſtand. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die Literatur eine ganz antikiſirende Richtung angenommen, und da die Gelehrten nur lateiniſch ſprachen und ſchrieben, ſo blieb der deutſchen Muſe nur übrig, beim eigentlichen Volk eine Zuflucht zu ſuchen. Dort, wo um dieſe Zeit eine Fülle ſchönſter Volkslieder gedieh, mußte man die deutſche Poeſie ſuchen, weit mehr als in den zwar wohlgemeinten, aber ſchnörkelhaften Singſchulen der ſtädtiſchen Meiſterſänger, über deren handwerksmäßige Plattheit nur Meiſter Hans Sachs vermöge reichen Gemüthes und klaren Verſtandes emporragte. Die humaniſtiſche Bewegung wurde für die Literatur erſt recht fruchtbar, als ein Mann wie Hutten die Probleme des Reformationszeitalters dem Volke in der deutſchen Mutterſprache zu vermitteln begann. Dann gab die Luther'ſche Bibelüberſetzung der Literatur mit einem neuen Inhalt auch die neue Form, deren beſte nationalliterariſchen Aeußerungen zunächſt das proteſtantiſche Kirchenlied und die in Fiſchart gipfelnde reformiſtiſche Satire waren. Auch die polemiſchen Komödien jener Tage, den derben Ton des reichſtädtiſchen „Faſtnachtsſpiels“ auf die alte Myſterienbühne verpflanzend, gehören hierher. Das von katholiſcher wie von proteſtantiſcher Seite gleich eifrig geförderte Schulkomödienſpiel hatte zwar ſeinerſeits keine literariſchen Reſultate, trug aber doch zur Weiterbildung der ſzeniſchen Kunſt nicht wenig bei.

Im 17. Jahrhundert iſt die Lostrennung der Literatur vom Leben vollſtändig durchgeführt. Das Volk iſt von der Betheiligung an jener ganz zurückgetreten: — ſogar die ſogenannten Volkslieder dieſer Zeit ſind nur Machwerke der Gelehrten. Dieſe monopoliſiren die Literatur und ſie nimmt unter ihren Händen die unerquicklichſten Geſtaltungen an. Der Zuſammenhang mit den Schätzen und Traditionen der alteinheimiſchen Literatur war völlig zerriſſen: die gelehrten Literatoren wußten Nichts vom nationalen Alterthum, ſondern nur vom griechiſchen und römiſchen, und zwar vielfach nur durch die umfärbende oder geradezu fälſchende Vermittelung der Franzoſen und Italiener, welche die Vorbilder einer ſklavenhaften und plumpen Nachahmung abgaben. Zwar in den erſten zwei Dezennien des Jahrhunderts hatte noch ein beſſerer Geiſt in Deutſchland ſich zu regen verſucht. Ein vaterländiſch geſinnter Fürſt, Ludwig von Anhalt-Köthen, hatte 1617 die Fruchtbringende Geſellſchaft oder den Palmenorden geſtiftet, welcher einerſeits die neuhochdeutſche Mundart als allgemeine Schriftſprache neu befeſtigte, andererſeits darauf ausging, die von Ausländerei trunkenen höheren Geſellſchaftskreiſe an deutſche Sprache, Bildung und Sitte zu erinnern. Auf ſolche Beſtrebungen gründete dann Opitz ſeine Wiedererneuerung der nach Inhalt und Form ganz elend gewordenen deutſchen Dichtung. Er war ein wohldenkender Patriot, der aber unglücklicher Weiſe von Poeſie keine Ahnung hatte. Deßhalb ſtellte er als Grundgeſetz derſelben in ſeinem berühmten „Buch von der deutſchen Poeterey“ (1624) die lehrhafte Verſtändigkeit hin und verwies zur Erfüllung deſſelben auf die unbedingte Nachahmung der Alten und ihrer modernen Nachahmer. Indeſſen auch größere Talente und Kräfte vermochten in der ungeheuern Trübſal des inzwiſchen hereingebrochenen dreißigjährigen Krieges zu keinen bedeutenden Leiſtungen zu gelangen. So ließ z. B. die ſchreckliche Zeit den Genius des tief und fein fühlenden Flemming nicht zur Reife kommen und trieb den hochbegabten Andreas Gryph, welcher unter günſtigeren Umſtänden ein Stück deutſchen Shakſpeare's hätte werden können, in die falſchen Geleiſe einer verzerrten und gräuelhaften Tragik hinein. In Folge der politiſchen Einflüſſe des Auslandes, wie in Folge der Zuſammenwürfelung aller Arten von fremden Kriegsvölkern auf deutſchem Boden, ſchien das deutſche Weſen aus ſeinen Wurzeln geriſſen werden zu ſollen. Mit einer faſt beiſpielloſen ſittlichen Corruption ging ein unerhörtes Verderbniß der Sprache Hand in Hand. In Wahrheit, die Sprache der „Gebildeten“ von damals war ſo bunt und abgeſchmackt wie eine Narrenjacke. Vergebens ſetzten ſich ernſtere und redlichere Schriftſteller, wie Michel Moſcheroſch (Philander von Sittenwalt) und der Verfaſſer des vortrefflichen Sittenromans Simpliciſſimus, dem moraliſchen und ſprachlichen Unfug entgegen. Die Literatur, in Nachahmung der italiſchen Seicentiſten auf der tiefſten Stufe der Entartung angelangt, war nur noch ein Cultus der Zuchtloſigkeit und Grauſamkeit. So finden wir ſie in den Werken von zwei Chorführern der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, Hofmannswaldau und Lohenſtein. Der Schwulſt ihrer Sprache, wie die Laſcivität ihrer Anſchauungen überſteigen alle Vorſtellung. Hätten wir nicht die gedruckten Zeugniſſe vor uns, würden wir es geradezu unglaublich finden, was man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutſchland für „galant“, für ſchön, für poetiſch, für tragiſch hielt.

Man muß jedoch dieſe verpeſtete Atmoſphäre kennen, um die glorreiche Reinigungsarbeit, welche unſere großen Geiſter im 18. Jahrhundert vollzogen, in ihrem ganzen Umfange zu verſtehen und nach ihrem ganzen Werthe zu ſchätzen. Niemals iſt unter ungünſtigeren Vorausſetzungen ein ſchwierigeres Werk unternommen worden. Das 17. Jahrhundert ſteht als ein Brand- und Schandmal in der deutſchen Geſchichte. Nur noch in wenigen edleren Gemüthern glomm deutſcher Sinn ſchüchtern unter dem Wuſt einer aus ſittlicher Schlaffheit und ſchamloſer Zügelloſigkeit abenteuerlich gemiſchten Zeitſtimmung. Das „alamodiſche“ Unweſen, d. i. die blindeſte Nachäfferei von Fremdländiſchem in Tracht, Sitte und Sprache, beherrſchte die tonangebenden Kreiſe ganz und gar. Alles war in Deutſchland daheim, nur Vaterländiſches nicht. Die katholiſchen Höfe empfingen von Rom und Madrid her Anregungen und Befehle, die proteſtantiſchen verriethen die deutſchen Intereſſen an Frankreich. Die Reichsverfaſſung war eine verrottete Maſchine, die zwar mitunter laut knarrte und klapperte, aber keine Wirkung mehr that; denn des Reiches „Herrlichkeit“ war durch den weſtphäliſchen Frieden zur Spottgeburt einer Anarchie herabgeſunken, deren politiſches Thun und Laſſen vollkommen der Anarchie entſprach, welche in den ſittlichen und literariſchen Zuſtänden herrſchte.

Am Schluſſe des 17. Jahrhunderts ſtand eine große Veränderung im Staatsweſen des Continents fertig da. An die Stelle des in Ruinen fallenden germaniſchen Feudalſtaats, welcher ſich nur in dem inſulariſchen England und nur vermittelſt zweier Revolutionen zur ariſtokratiſch-repräſentativen Monarchie zu entwickeln vermocht hatte, trat auf dem europäiſchen Feſtland der romaniſche Abſolutismus, in Spanien geboren, aber in Frankreich großgezogen, geſchult, raffinirt. Hier hatte von Philipp Auguſt an eine Reihe von Königen und Miniſtern an der Ausbildung und Verwirklichung der abſolutiſtiſchen Staatsidee gearbeitet. Es war das einem Lande ganz angemeſſen, deſſen Bevölkerung wie nur wenige andere das Talent der Knechtſchaft beſitzt, wie nur wenige andere zur Ertragung der Freiheit unfähig iſt und unter allen Umſtänden einen Herrn, einen Deſpoten, einen Götzen nöthig hat. Ludwig XI. und nach ihm Richelieu und Mazarin hatten für das abſolute Königthum ſo viel gethan, daß Ludwig XIV. nur noch die letzte Hand anzulegen brauchte, um die Phraſe: Der Staat bin ich! zur vollendeten und allſeitig anerkannten Thatſache zu machen. Er wurde das vergötterte Muſter der feſtländiſchen Fürſten, auch ſolcher, welche durch ſeine beiſpielloſen Uebergriffe zum Kriege gegen ihn gezwungen waren. Die Mode des Abſolutismus von Verſailles graſſirte mit der Heftigkeit anderer franzöſiſcher Moden in Europa. Alle Claſſen der Geſellſchaft waren unter dieſem nivellirenden Deſpotismus dem Weſen nach gleich erniedrigt und nur die Formen der Knechtſchaft ſtatuirten Unterſchiede. So eröffnete ſich das 18. Jahrhundert.

2.

Wie man auch immer über dieſe große Epoche urtheilen mag, gewiß iſt, daß ſie eine der außerordentlichſten, vielgeſtaltigſten, poeſievollſten, ideen- und thatenreichſten der Weltgeſchichte war. Welche Fülle von „Menſchengeſchick beſtimmenden“ Gedanken auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und Strebens! Welche unüberſehbare Reihe von originellen Menſchen, von edlen, großen, räthſelhaften und ſchrecklichen Charakteren! Welches Gedränge von Helden, Dichtern, Denkern, Künſtlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtiſanen! Weichſte Gefühlſamkeit und Thränenſeligkeit wechſelt mit prometheiſchem Trotz und der titaniſchen Kühnheit des Wollens geſellt ſich die genialſte Kraft des Vollbringens. Wildeſte Skepſis, das ſchneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, ſpringt jach in myſtiſche Verzücktheit um oder umgekehrt ſchwärmeriſche Zerknirſchung in blasphemiſchen Atheismus. Neben dem unbändigen Geziſch und Gehöhne eines ſouverainen Spottes, der, trunken von Zerſtörungsluſt, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigſten Herzenslaute erhabenſter Begeiſterung auf. Wunderbarſtes wird gedacht, Unerwartetſtes geſchieht auf dieſem Boden, welcher vulkaniſch unter den Füßen der Menſchen ſchwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Heros unſere Bewunderung, ein Geſetzgeber unſere Dankbarkeit, ein Poet unſer Entzücken erntete, bläht ſich im nächſten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine ſchwüle Atmoſphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Myſticismus, Intriguengeiſt und ſtahlhartem Egoismus umgibt uns; aber in dieſer Luft des Verderbens blühen mit einmal, himmliſchen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thatſachen der Vernunft und Humanität.

Es war die Beſtimmung des 18. Jahrhunderts, die unvollendete Miſſion des 16. wieder aufzunehmen. In Weiterführung derſelben hat es auf allen Gebieten, wenigſtens theoretiſch, die europäiſche Geſellſchaft von der mittelalterlichen Befangenheit und Gebundenheit erlöſt. Es hat das Vorurtheil der Kaſtenunterſchiede ſpottlachend in die Luft geblaſen, hat das Bürgerthum neu geſchaffen, hat den leibeigenen Bauer in den Kreis der Menſchen eingeführt; aber es hat auch das ſittliche Fundament der Geſellſchaft unterhöhlt und neben Schlechteſtem auch Beſtes entwürdigt und entwerthet. Ziemte es ſich, von der ernſten Geſchichte in leichten Bildern zu ſprechen, ſo könnte man dieſe wunderbar bewegte Zeit ein wahres Carneval von ſchneidenden Gegenſätzen nennen. Allein aus dieſem gährenden Chaos von Blaſirtheit und Enthuſiasmus, von mondſcheinzarter Empfindſamkeit und grober Sinnenluſt, von frechem Unglauben und kindiſcher Wunderſucht, von roheſtem Materialismus und ätheriſcher Gedankenhoheit, von raffinirter Unnatur und überſchwänglicher Naturfreude klingt als ſtarker Grundton immer wieder der emanzipative Sturm- und Drangruf und über dem Wirrniß ſittlicher Verkommenheit erhebt ſich adlergleich der Glaube an das Ideal.

Zwei intellectuelle Mächte löſen ſich in der Herrſchaft über dieſe Welt von Contraſten ab. Erſt ſchwingt ein weltgeſchichtlicher Witz ſein boshaft lachendes Szepter und ſchlägt damit an die Grundſäulen der Geſellſchaft, um zu zeigen, wie hohl und morſch dieſelben geworden. Dann geſtaltet ſich der Ueberdruß an dem altersſchwachen Beſtehenden zur leidenſchaftlichen Sehnſucht nach neuen Zuſtänden und dieſes weltgeſchichtliche Pathos macht, vermittelſt einer ungeheuren Umwälzung, die moderne Weltanſchauung über die mittelalterliche triumphiren. Alles drängt und treibt auf dieſes Ziel hin, bewußt und unbewußt. Alle macht das Jahrhundert ſeinem Geiſte dienen, von dem einſamen Denker an, der unter Noth und Verfolgung erhabene Zukunftsgedanken ſinnt, bis hinab zu der üppigen Courtiſane, die in byzantiniſchen Orgien den Schweiß eines Volkes vergeudet. Und merkwürdig, gerade in dieſem Zeitalter der Aufklärung, wo eine unerbittliche Kritik alle Illuſionen der Romantik zu zerſetzen, zu vernichten ſich abarbeitet, nimmt die Weltgeſchichte eine ganz abenteuerliche Geſtalt an und dieſe Geſellſchaft in Perücke und Haarbeutel, im Reifrock und Stelzſchuh wird von phantaſtiſchen Träumen, Wünſchen und Begierden verzehrt. Ja, durch das ganze Jahrhundert ſpannt ſich eine Kette von bizarren Erſcheinungen, grellbunten Schickſalswechſeln und romanhaften Ereigniſſen im öffentlichen und privatlichen Leben.

Auf der Schwelle des Jahrhunderts ſteht im ganzen Pomp des vollendeten Abſolutismus Ludwig der Vierzehnte, ein Erdengott, welcher zum Hofnarren einen Molière, zu Schmeichlern einen Corneille, Racine und Boſſuet hat. Eingehüllt in eine Wolke von Weihrauch, braucht der Jupiter nur die Locken ſeiner Perücke zu ſchütteln, um einem Erdtheil Beſorgniß und Furcht einzuflößen. Aber dieſer Autokrat, welcher neben einem Louvois auch einen Colbert zum Miniſter hatte, d. h. dem Regierungsprinzip des modernen Militärſtaats als ein zweites den modernen Induſtrialismus geſellte, — dieſer ſouveraine Monarch, welcher, um ſagen zu können: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ viele Jahre hindurch Europa mit einer verheerenden Flut von Bajonnetten bedeckte, er vergrämt ſeine letzten Lebensjahre, ſich ſelbſt und Allen verhaßt und zur Laſt, unter der eiſernen Zuchtruthe einer Betſchweſter, der Wittwe eines Poſſenreißers, die er zu ſeiner Gemahlin gemacht. Ein deutſcher Fürſt, von der Natur zum Herkules gebildet, zieht wie ein irrender Paladin von König Artus' Tafelrunde nach einer Königskrone aus, — nur mit dem Unterſchiede, daß Gold und Intrigue ſeine Waffen ſind, und errichtet, nachdem er das Traumbild dieſer polniſchen Krone erjagt, mitten in einem Lande von ſtrenglutheriſch-frommer Zucht und Sitte ein orientaliſches Sultanat, funkelnd und rauſchend von märchenhafter Pracht und Schwelgerei. Dieſes Sultans Todfeind, der zwölfte Karl von Schweden, wirft ſich, ein nordiſcher Alexander, erobernd in die unermeßlichen Einöden Rußlands und erliegt nicht minder dem eigenen Starrſinn als dem Glück jenes energiſchen Civiliſators, welcher, den Kantſchu in der Fauſt, ſein Volk aus dem Dunkel aſiatiſcher Barbarei heraus und der Helle europäiſcher Bildung entgegentreibt, das „Mädchen von Marienburg“ neben ſich auf den Thron ſetzt, den eigenen Sohn ſeiner Staatsidee zum Opfer bringt und durch Gründung von Petersburg, ſowie durch Annahme des kaiſerlichen Titels der Welt verkündigt, daß im Oſten des Erdtheils eine neue Ordnung der Dinge begonnen habe. Das Werk dieſes Kraftmenſchen, deſſen Leben zwiſchen der Ausführung rieſenhafter Pläne und roheſten Vergnügungen verfloß, wird von einer Frau fortgeſetzt. Eine kleine deutſche Prinzeſſin beſteigt, über den Leichnam ihres Gemahls hinwegſchreitend, den Czarenthron und verwandelt, eine wunderbare Miſchung von glühendem Temperament, Verſtellungskunſt und Herrſchergeiſt, die wir heute früh an der Porta San Friano gemacht, hätten ihren lezten Paoli drauf verwendet, meine durſtige Leber mit ihren hitzigen Weinen zu pfeffern, ganz gewiß.“

„Mir will ſcheinen, Du ſeieſt ſattſam gepfeffert worden,“ verſezte Heinrich lachend.

„**Pine död**, Monſignore, ich habe leider Gottes keinen Hahnen im Schädel, wie jener rathsherrliche Hanſeat, durch welchen der Weindunſt einen Abzug hätte, jedennoch, und zugegeben, meine Verfaſſung ſei dermalen nicht die nüchternſte, weiß ich doch zu errathen, was Euch in dieſem Augenblick durch den Kopf fährt und wohin Eure Füße wie von ſelbſt ſtreben, ganz gewiß.“

Und er greinte ſeinen Herrn an, mit den Augen zwinkernd und blinzelnd und den widerſpenſtigen Hut auf dem Kopfe feſtdrehend.

Heinrich lachte und ſezte ſeinen Weg über den Platz gegen Flora's Häuschen hin fort. Allein Phlips eilte ihm nach und ſagte: „Seid auf'm Holzweg, Sir, wie man im luſtigen alten Schwabenland zu ſagen pflegt, **per vida de Dios**, ſeid auf'm Holzweg, werdet das Neſt leer finden und vorzeitlichen Mythen von der babyloniſchen Semiramis droben am Newageſtade in welthiſtoriſche Wirklichkeit, wirft einem Potemkin und anderen Corporalen die höchſten Ehren, Würden und Reichthümer des Reiches zum Spielzeug hin, ſieht trockenen Auges ganze Völker unter dem Schwert ihrer Eroberungspolitik verbluten und zerfließt am Sterbebette des geliebten Lanskoi in Verzweiflungsthränen. Wie die zweite Katharina in ihrem Genie und in ihren Leidenſchaften, ſo findet ihre Zeitgenoſſin Maria Thereſia in dem ſtandhaften Glauben an ihr göttliches Recht und in ihrer Mutterliebe die Quellen eines Muthes, welcher mit Manneskraft höchſten Gefahren trotzt. Aber, widerfahrene Unbill zu rächen, verbindet ſich dieſe ſittenſtrenge Frau, dieſe keuſche Gattin und treffliche Mutter mit einer Czarin Eliſabeth und einer Marquiſe Pompadour und verſchafft ſo ihrem Gegner, dem preußiſchen Friedrich, Gelegenheit zur Vorführung der Heldenrolle in einem „Schauſpiel für Götter“, d. h. in dem Kampf eines großen Mannes mit dem Schickſal.

Neben dieſen und anderen Staatsactionen des Jahrhunderts ſpielen ſich zahlloſe Intriguendramen ab. Nicht allein politiſche „Mantel- und Degenſtücke“, ſondern auch erotiſche Boudoirſpiele, wo ſeidenweiche, von den koſtbarſten Spitzen bedeckte Händchen die Giftphiole handhaben oder dem willigen Bravo mit der Goldbörſe zugleich den rächenden Dolch in die Fauſt drücken. Während deutſche Abenteurer, ein Oſtermann, ein Münnich, auf ruſſiſchem Boden, ungebeugt durch ſchroffeſte Glückswechſel, die civiliſirende Miſſion der germaniſchen Race erfüllen, durchzieht ein Schwarm von ſüdländiſchen Singern und Springern, Buhlerinnen, Spielern und Induſtrierittern aller Art, meiſt zu Venedig, der damaligen Hochſchule der Ausſchweifung, in allen Künſten der Ueppigkeit, des Betrugs, der Infamie ausgebildet, beutelüſtern die cisalpiniſchen Länder und lebt herrlich und in Freuden, wie vormals das päpſtliche Rom, von den „Sünden der nordiſchen Barbaren.“ Es war die Blüthenzeit einer fabelhaften Schwindelei. Die unerhörte Dreiſtigkeit derſelben entſprach genau der Begierde, womit die blaſirte, in Unſitte und Glaubensloſigkeit verſunkene vornehme Welt neuen Reizungen entgegenſchmachtete. Nachdem man kaum die Myſterien des Offenbarungsglaubens mit Voltaire'ſchem Gelächter in alle Winde geſtreut, wollte man neue Myſterien haben und natürlich fehlte es nicht an Myſtagogen, welche dieſem Bedürfniß entgegenkamen. Der Hang zum Wunderbaren iſt ſo alt wie die Menſchheit und wird nur mit dieſer ſterben; aber niemals, ausgenommen im ſinkenden Römerreich, hat ſich der thörichtſte Wunderglaube ſo hart neben den vollendeten Unglauben geſtellt wie im 18. Jahrhundert. In demſelben Paris, deſſen Straßen noch ſo eben von den blasphemiſchen Cynismen der Gelage des Duc d'Orleans und ſeiner Roués widerhallten, erneuern die „Verzückten" (Convulsionnaires) die myſtiſch-asketiſchen Schamloſigkeiten der Geißler und Tänzer des Mittelalters. Tollſte Märchen verſchaffen ihren kecken Erfindern die Mittel, im höchſten Styl von Grandſeigneurs zu leben. Ein Caſanova läßt ſich von einer alten Thörin das Verſprechen, ſie vermittelſt magiſcher Operationen, deren Lächerlichkeit nur von ihrer Ruchloſigkeit übertroffen wird, zu verjüngen, mit einer Million bezahlen; ein Caglioſtro erbeutet ungeheure Summen, indem er die myſterienſüchtigen vornehmen Kreiſe Europa's jahrelang mittelſt handgreiflichen Hokuspokus äfft, und noch immer dampfen die koſtſpieligen Rauchfänge der Goldtinktur- und Lebenselixirküchen des 17. Jahrhunderts. Fürwahr, wir empfangen den Eindruck von gedankenſchnell wechſelnden Bildern einer magiſchen Laterne, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in denſelben Tagen ein Waſhington, der Typus höchſter Menſchenwürde und Bürgertugend, den befreienden und ein Suwarow, halb Heros, halb Tollhäusler, den unterjochenden Feldherrnſtab führte, — oder, daß zur nämlichen Zeit, wo droben in Königsberg ein Kant ſeine „Kritik der reinen Vernunft" ſchuf, drunten in Berlin ein Biſchofswerder die nächſte Umgebung des Throns, auf welchem Friedrich der Große ſaß, in die Rauchpfannendünſte plumpſten Geſpenſterſpukes hüllte.

Auf der großen Bühne war inzwiſchen das Drama des Jahrhunderts ſeinen Höhepunkten und Kataſtrophen entgegengeſchritten. Das Verkommen Polens und das Emporkommen Rußlands, die Erwerbung der königlichen Souverainetät von Seiten Preußens und die Berufung der hannoverſchen Dynaſtie auf den Thron von Großbritannien, — alle dieſe Thatſachen begründeten neue Zuſtände, ſteckten neue Ziele auf, wieſen der ſtaatlichen und ſozialen Entwicklung neue Wege. Und mit den äußerlichen Staatsveränderungen ging ein mächtiger innerlicher Umwälzungsprozeß Hand in Hand. Neue Bedürfniſſe drängten überall zur Findung und Schaffung neuer Mittel. Die Politik mußte ſich mehr und mehr auf neue ſtaatswirthſchaftliche Grundlagen ſtellen. Neue nationalökonomiſche Theorieen befruchteten die Landwirthſchaft, die Induſtrie, den Handel und ſchon lehrte die geniale Schwindelei eines Law die moderne Geſellſchaft mit fictiven Werthen rechnen. In eben demſelben Maße, in welchem eine revolutionäre Literatur — wir werden ſie etwas näher ins Auge zu faſſen haben — die bisherigen politiſchen, religiöſen und ſozialen Lebensmächte untergrub, kam eine neue, die bürgerliche Geldmacht, immer entſchiedener empor. Die Gloriole, welche der vierzehnte Ludwig dem monarchiſchen Prinzip um die Stirne gelegt hatte, war in den Orgien der Regentſchaft erblichen, die nicht nur das Königthum profanirte, ſondern auch, indem ſie den notoriſch laſterhafteſten und glaubensloſeſten Menſchen, einen Dubois, zum Cardinal machte, die Kirche ſchwer compromittirte. Nachdem vollends in dem Hirſchpark des fünfzehnten Ludwig's die königliche Würde von ihrem eigenen Träger rückſichtslos in den Staub getreten worden, war der Zauber der Monarchie ſo geſchwächt, daß ſich der Enthuſiasmus leicht begreift, womit das große republikaniſche Experiment jenſeits des atlantiſchen Ozeans in Europa begrüßt wurde. Dieſem Prolog folgte die weltgeſchichtliche Tragödie der franzöſiſchen Revolution. Dem zu Anfang des Jahrhunderts geſprochenen Wort autokratiſchen Uebermuths: „L'état c'est moi!“ antwortete am Ausgang als ein furchtbares Echo der Fallbeilſchlag vom 21. Januar 1793. Aber der bis zum Wahnſinn geſteigerten Action trat die Reaction auf die Ferſen und unter den ungeheuren Wehen einer vereitelten Wiedergeburt ſank das gealterte Europa ermattet zu den Füßen eines glücklichen Soldaten nieder.

3.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts markirt ziemlich ſcharf den Scheidepunkt von zwei Epochen, zwei Syſtemen, zwei Geſellſchaften. Der Kulturcharakter der erſten Hälfte iſt in den vorgeſchritteneren Staaten eine mit franzöſiſchem Firniß übertünchte, in den zurückgebliebeneren eine naturwüchſige Barbarei. Ein unerquickliches Gemiſch von beiden begegnet uns bis gegen 1750 zu in den deutſchen Ländern. Auch hier, wie überall — England bei Seite gelaſſen — war die Autokratie Ludwig's XIV. hochbewundertes und eifrigſt nachgeahmtes Vorbild. Aber wenn in Verſailles der Deſpotismus vermöge ſeiner gewaltigen Dimenſionen wenigſtens den Schein der Größe an ſich hatte, ſo war er an den kleineren und kleinſten Höfen nur eine ebenſo lächerliche als drückende Caricatur. Der vaterländiſchgeſinnte Hiſtoriker, welcher die Freude am Skandal nicht kennt, wird mit Schmerz die traurige Thatſache berühren, daß die deutſchen Hofgeſchichten von damals — eine Volksgeſchichte gab es nicht — mit wenigen, ſehr wenigen ehrenwerthen Ausnahmen nur eine vielgliederige Skandalchronik waren. Kaum ein Jahrhundert iſt ſeither verfloſſen und doch iſt uns, als blickten wir in eine ganz fremde, weit hinter uns liegende Welt hinein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß damals ganz unverholen die Anſicht im Schwange ging, Sittengeſetz und Anſtandslehre hätten nur für die „Roture“ und „Canaille“, d. h. für Bürger und Bauer, nicht aber für die höheren Stände Geltung. Unter den letzteren war eine moraliſche Erſchlaffung daheim, die ihre Kreiſe weiter und weiter ausdehnte, ſo daß, wie wir ſpäteren Ortes ſehen werden, am Ende des Jahrhunderts die Verwirrung der ſittlichen Begriffe ſelbſt gebildetſte Geiſter und edelſte Gemüther nicht unberührt gelaſſen hatte.

Der Eifer einzelner, wenn auch noch ſo hochgeſtellter Perſönlichkeiten vermochte gegen die leichtfertige Zeitſtrömung nicht aufzukommen. Die ſtrenge Sittenwächterin Maria Thereſia war mit all ihrer Energie nicht im Stande, die Zuchtloſigkeit der Wiener Geſellſchaft auszutilgen; im Gegentheil, ihre „Keuſchheitscommiſſionen“ machten das Uebel nur ärger, indem dieſelben den franzöſiſchen Modelaſtern und Laſtermoden alle Niederträchtigkeiten der Spionage und Angeberei geſellten. Anderwärts, wo, wie am Hofe des zweiten Königs von Preußen, das ganze franzöſiſche Weſen dem Souverain perſönlich verhaßt war, wurde die Frivolität durch eine Unkultur erſetzt, welche für deutſch biderb gelten wollte, aber nur teutoniſch roh war. Wenn man die hofgeſchichtlichen Denkwürdigkeiten aus jener Zeit zur Hand nimmt, die Memoiren eines Freiherrn von Pöllnitz, einer Markgräfin von Baireuth, ſo begreift man das Entſetzen, welches ein redlich und patriotiſch denkender Hofmann, wie der wackere Knebel war, bei dieſer Lectüre empfand. „Welche Barbarei — rief er in einem Briefe an ſeine Schweſter Henriette aus — herrſchte nicht an den deutſchen Höfen! Welches Elend, welche Rohheit! Alles knechtiſche Dienerei, nirgends freier, edler, wahrer Patriotismus. Und das ſind die Zeiten, deren Verluſt wir beſeufzen ſollen! Nur auf Sitten erbaut erhält ſich ein Staat, ſo gut wie jeder einzelne Menſch.“

In Wahrheit, unſer Vaterland bot in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein klägliches Bild von Verkommenheit, Unfreiheit und Erniedrigung. Der Reichshaushalt anarchiſch zerrüttet und zerfahren, das kirchliche Leben verſumpft. Im katholiſchen Süden die graſſen Erſcheinungen hiſpaniſcher Bigoterie, im proteſtantiſchen Norden ein ſeelenloſer und ſerviler Bibelbuchſtabendienſt. Zwiſchen den bevorrechteten, genießenden Ständen und der rechtloſen, arbeitenden

Menge eine ſo unermeßliche Kluft, daß beide Nichts mit einander gemein hatten als die Luft. Das Nationalgefühl erloſchen, das öffentliche Gewiſſen unterdrückt. Der Adel depravirt, das Bürgerthum verholzt, die Bauern und die vermittelſt Liſt und Gewalt zuſammengefangenen Soldaten, die Aermſten der Armen, unter gränzenloſem Druck entmenſcht und ſo ſehr als Nichtmenſchen angeſehen, daß noch um 1750 in amtlichen Erlaſſen Ausdrücke auf ſie angewandt wurden, die der Gebildete von heute auch nur auf Thiere anzuwenden vermeidet. Elend und barbariſch, wie alles Uebrige, war auch das gelehrte Weſen. Wüſtes Raufboldthum und ſchmähliche Völlerei tumultuirten auf den deutſchen Univerſitäten und die Docenten waren den Studenten völlig ebenbürtig. Männer, wie der vielſeitige Leibnitz, welcher, ein Hauptmitbegründer der modernen Philoſophie, die Wiſſenſchaft aus den obſcuren Studirſtuben heraus und in die Geſellſchaft hatte einführen wollen, oder wie der hellſichtige Thomaſius, der ſein Lebenlang, wie dem Hexenprozeß und anderem Aberwitze ſeiner Zeit, ſo auch durch Empfehlung und Gebrauch der Mutterſprache in gelehrten Dingen der barbariſchen Lateinerei energiſch den Krieg gemacht, hatten nicht durchdringen können. Dummheit, Schlendrian und Gemeinheit machten ſich auf Kathedern, Kanzeln und Kanzleien breit. Die herrſchende Juriſterei war der herrſchenden Theologie ſo ſehr würdig, daß noch die ganze erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch die Monſtroſität der „Malefizgerichte“ in Thätigkeit blieb. Erſt 1749 loderte zu Würzburg der letzte Hexenbrand im deutſchen Reich, eine arme ſiebzigjährige Nonne verzehrend. Die Kriecherei der Patentträger einer barbariſchen Gelahrtheit ging den herrſchenden Gewalten gegenüber ins Unglaubliche. Die Wuth dieſer Pedanten gegen alle Vernunft und freie Bewegung war ſo blindſelbſtſüchtig, ihr ganzer Kram und Quark ſo unerſprießlich, daß man ſtark verſucht iſt, den freilich nicht feinen Spaß gerechtfertigt zu finden, welchen ſich Friedrich Wilhelm I. machte, indem er 1737 zwiſchen dem halbverrückten Magiſter Morgenſtern und den Pro-

Denkens hinzuſtellen, der Gegenſatz von Geiſt und Materie wurde dadurch nicht überwunden. Auch des genialen Spinoza großartiger Verſuch, alles Individuelle und Partielle als Endliches in der Unendlichkeit der göttlichen Subſtanz verſchwinden zu machen, vermochte den Dualismus von Idee und Wirklichkeit nicht völlig aufzuheben und ſo ſehen wir von dem Grundſtamm der modernen Philoſophie zwei große Aeſte auslaufen, den Idealismus, welcher zunächſt durch Leibnitz ſeine Formulirung erhielt, und den Realismus, welchem zuerſt der Engländer Locke wiſſenſchaftliche Geſtalt verlieh. In dem Locke'ſchen Empirismus wurzelt die emanzipative oder, wenn man will, revolutionäre Literatur des 18. Jahrhunderts. Die realiſtiſche Richtung, mißtrauiſch, zweifleriſch und unterſuchungsluſtig von Haus aus, wurde durch den Schotten Hume und den Franzoſen Bayle zu ſcharfem Skepticismus zugeſpitzt. Dieſer richtete ſeine Kritik gegen den Supranaturalismus, und indem er die Wahrheit der Offenbarung in Frage ſtellte, mußte er auch die factiſchen Conſequenzen des Offenbarungsglaubens, Intoleranz und Glaubenszwang, verwerfen. Schon Locke hatte in beredten und berühmten Worten die religiöſe Toleranz empfohlen und dieſer edle Begriff wurde jetzt eine der großen Loſungen des Jahrhunderts.

Von dem Boden der Locke'ſchen Erfahrungsphiloſophie aus unternahm darauf eine Reihe von engliſchen Schriftſtellern ihre kritiſchen Feldzüge gegen die Orthodoxie. Man nannte dieſe Kritiker (Toland, Tindal, Woolſton, Morgan u. A.) Freidenker oder Deiſten, welche letztere Bezeichnung man wohl auch mit der von Atheiſten vertauſchte, weil die kühneren Freidenker nicht allein das Dogma von einem dreieinigen, ſondern überhaupt das von einem perſönlichen, nach menſchlichen Vorſtellungen geſtalteten Gott verneinten. Herren der vornehmen Kreiſe, wie die Lords Shaftesbury und Bolingbroke, wandten ſich der deiſtiſchen „Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes" zu und propagirten dieſelbe geiſtvoll und witzig in der ariſtokratiſchen Geſellſchaft. Von dieſen Kreiſen aus verbreitete ſich dann die ſkeptiſche Weltanſchauung in die Salons der feſtländiſchen Ariſtokratie, zunächſt der franzöſiſchen, welche, getrieben von dem Ungeſtüm ihres nationalen Temperaments, mit den neuen Anſichten nicht nur in der Weiſe der kühleren engliſchen Oligarchen ein frivoles Spiel trieb, ſondern vielfach an der Verwirklichung der revolutionären Ideen bis zu einem gewiſſen Grade alles Ernſtes mitarbeitete und, weil ſie den Ton in Europa angab, den Bemühungen der franzöſiſchen Autoren, auf welche die Wortführung der Freidenkerſchaft übergegangen war, bei den Privilegirten des Continents Eingang verſchaffte.

Dies iſt ein Umſtand, welcher bei Würdigung der Geneſis der Umwälzungen des 18. Jahrhunderts ſehr ins Gewicht fallen muß. Die in machtloſe Höflinge verwandelten Feudalherren ſchürten den Brand, welcher die feudale Welt verzehren ſollte, und, eingedenk ihrer tiefen Demüthigung durch die fürſtliche Macht und die mit dieſer verbündete Kirche, ergötzten ſie ſich ſchadenfroh an dem Gezüngel der Flammen, welche ſchon die Stufen von Thron und Altar umleckten. Nur ſehr allmälig ſummten die bürgerlichen Claſſen die revolutionären Weiſen nach, welche der Adel ihnen vorſang. Das jubelnde Gelächter, womit droben in den Salons Voltaire's zerſtöreriſche Witze überſchüttet wurden, war eine Aufforderung an das Volk, ſeinerſeits drunten auf der Gaſſe die Carmagnole anzuſtimmen. Der dritte und der hinter dieſem ſchon drohend ſich erhebende vierte Stand erwies ſich binnen Kurzem ſehr gelehrig. Wenn droben in den Kreiſen der geiſtreichen Modeherren jenes prophetiſche, ſchon zum Voraus den Blutgeruch des Grèveplatzes hauchende Diderot'ſche Couplet vom letzten König und vom letzten Prieſter intonirt wurde, ließ von drunten der wilde Refrain nicht auf ſich warten. Und dennoch hatten die ariſtokratiſchen Frondeurs keine Ahnung, wie bald ſie von den demokratiſchen Demagogen bei Seite geſchoben werden würden. Alle die Ducs und Chevaliers, alle die Marquiſen und Comteſſen, welche ſich bei der Aufführung von Beaumarchais' Figaro die Hände roth klatſchten, ließen es ſich nicht im Traume einfallen, daß die Worte: „Vous vous êtes donné la peine de naitre, et rien de plus!“ welche der kecke Komöde den Privilegirten zuſchleuderte, nicht ſo faſt eine witzige Abtrumpfung ihrer maßloſen Anſprüche als vielmehr ein Todesurtheil ſeien, welches bald genug von dem Revolutionstribunal beſtätigt werden ſollte.

Eine räthſelhafte Erſcheinung, dieſes Frankreich des 18. Jahrhunderts mit ſeiner raffinirt deſpotiſchen Regierungsform und ſeiner bis zur äußerſten Zügelloſigkeit entfeſſelten Literatur. Welcher Sprung ſchon von der fictiven Claſſik eines Corneille und Racine, wo Pſeudogriechen und Pſeudorömer im Hofcoſtüm von Verſailles kunſtvoll geglättete Sentenzen declamirten, die alle mehr oder weniger auf die Glorificirung Ludwig's des „Großen“ berechnet waren, bis zu den Trauerſpielen Voltaire's, wo die dramatiſche Form nur noch als das bequeme Vehikel freigeiſteriſcher Anſichten erſcheint. Das Terrain war übrigens zur Aufnahme der aus England herübergreifenden neuen Ideen in Frankreich ſchon lange vorbereitet. Der ſkeptiſche Empirismus lehnte ſich hier an die antipfäffiſche Satire eines Rabelais und Pascal und es hatten praktiſche Denker, wie Montaigne, Rochefoucauld, La Bruyères und Saint-Evremont, ſchon während des 17. Jahrhunderts die Wege vorgezeichnet, auf welchen im folgenden der geſunde Menſchenverſtand den beſtehenden kirchlichen, ſtaatlichen und ſozialen Verhältniſſen kritiſch zu Leibe gehen konnte. Er that dies mit der Richtung auf beſtimmte politiſche Ziele in den Schriften von Montesquieu, welcher, angeregt durch die Verfaſſung Englands, in ſeinem „Esprit des Lois“ der abſolutiſtiſchen Praxis die Theorie der conſtitutionellen Monarchie entgegenſtellte und das genannte Buch zur Bibel des modernen Liberalismus und Parlamentarismus machte.

Von einem ſolchen poſitiven Streben war der Mann, deſſen Name und Wirkſamkeit wie der und die keines zweiten das Jahrhundert erfüllt hat, weit entfernt. Voltaire, der große Perſifleur, war das Täubchen ausgeflogen. 'S iſt eben ein ſchöner Abend für dieſe Jahrszeit und ich ſah die Signorina mit der liebenswürdigen Nina vor einer Stunde gegen das Thor hinausgehen, werden wohl, wie mir ſcheinen will, in ihrem Garten friſche Luft ſchöpfen, ganz gewiß.“

Heinrich lenkte dieſer Hinweiſung zufolge ſogleich in die Straße San Gallo ein und ging raſch dem Thore zu, während ihm Phlips langſam nachhumpelte. So lange die Stadt mit ihren Menſchengruppen und ihrer aufgeregten Stimmung, die noch nicht zum gewöhnlichen Alltagstreiben hatte zurückkehren können, unſern Freund umfing, weilten ſeine Gedanken bei dem, was er heute erlebt, und er ließ die wechſelnden Szenen des Tages noch einmal an ſich vorübergehen, um die Lage der florentiniſchen Republik, für welche ihm durch Savonarola die lebhafteſte Sympathie eingeflößt worden, klar zu begreifen, damit er nöthigenfalls auch handelnd eingreifen könne, denn er hatte ein Wort des Priors von San Marco mit Begeiſterung erfaßt, das Wort: wo immer der Menſch, ohne Rückſicht auf Heimath und Fremde, für Freiheit und Wahrheit in die geſchaffen, zu ſpotten und durch Spott zu zerſtören. Dieſes Genie der Verneinung, Apoſtel des ſouverainen Witzes, wandelte, wie einſt Lukian durch die verfaulte antike Welt gewandelt war, durch die abgelebte romantiſche und machte vor dem ſtereotypen Hohnlächeln ſeiner Lippen ein mittelalterliches Geſpenſt nach dem andern erbleichen. Der Einfluß dieſes Spötters, deſſen beſter Witz geweſen iſt, daß er einen Papſt bewog, die Widmung ſeiner Tragödie Mohammed anzunehmen, in welcher unter dem Bilde des moslemiſchen der chriſtliche Fanatismus bis in ſeine letzten Schlupfwinkel verfolgt wird, — der Einfluß dieſes Spötters war ein unermeßlicher. Tiſchgenoſſe Friedrich's des Großen, Correſpondent Katharina's II., zugleich der Schmeichler und Verhöhner, zugleich der Sklave und Tyrann der Könige, der gehätſchelte Liebling der „guten“ Geſellſchaft, das Entzücken der geiſtreichen Herren und Damen in allen civiliſirten Ländern, iſt Voltaire ein halbes Jahrhundert lang der geiſtige Regent Europa's geweſen und nie, ſo lange die Welt ſteht, hat ein Autor über ſeine Zeitgenoſſen ſo weitgreifend und abſolut geherrſcht wie der Verfaſſer des Candide und der Pucelle d'Orleans.

Vermöge ſeiner witzigen Polemik gegen alles Ueberlieferte erſcheint Voltaire überall, wenn nicht als Initiator, ſo doch als Leiter und Chorführer der Anhänger einer Philoſophie, welche ſich durch die naturwiſſenſchaftliche Thätigkeit eines Buffon, Condillac und Anderer raſch zum ausgeſprochenen Materialismus eines La Mettrie und zum grau in Grau gemalten Atheismus des „Maitre d'hôtel de la philosophie“ Holbach fortbildete. Die Moral dieſes materialiſtiſchen Evangeliums, d. h. den nackten Egoismus, hat bekanntlich Helvetius in ſeinem Buch De l'Esprit gepredigt, und nachdem die Pariſer Geſellſchaft — eine andere gab und gibt es in Frankreich nicht — durch das freigeiſteriſche Geplauder der literariſchen Salons (Bureaux d'esprit), wie die Tencin, die Geoffrin, die Du Deffant, die d'Espinaſſe und andere mehr oder weniger emanzipirte Frauen ſie hielten, für ein ſolches Unternehmen hinlänglich empfänglich gemacht war, wurde der geſammte reformiſtiſche und revolutionäre Ideenkreis des Jahrhunderts zu einem leichtfaßlichen, von Diderot und d'Alembert glänzend redigirten Converſationslexikon verarbeitet, welches unter dem Titel „Encyclopédie“ eine weltgeſchichtliche Bedeutung gewonnen hat. Hier wurde die Geſellſchaft des ancien Régime auf den Secirtiſch geſchleppt und wurden die Schäden des kranken Organismus mit erbarmungsloſem Meſſer bloßgelegt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wie ſchon angedeutet worden, viele Mitglieder der vornehmen Kreiſe in Frankreich und außerhalb deſſelben mit Aufrichtigkeit, ja ſogar mit Enthuſiasmus den befreienden Gedanken der Zeit, der Sache der Aufklärung und Toleranz zugethan waren. Wie hätte es ſonſt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen „aufgeklärten Deſpotismus“ geben können und wie erklärte ſich ſonſt das liberale Benehmen der beſten Edelleute und Prieſter Frankreichs beim Beginne der Revolution? Allein die Maſſe der Privilegirten konnte ſich nicht vorſtellen, daß die encyklopädiſche Literatur etwas Anderes ſei und ſein könnte als ein wie andere Moden vorübergehender Gegenſtand geiſtreicher Cauſerie, der Skandalfreude oder der bloßen Neugier. Dies zeigte ſich klärlich, als Rouſſeau, die ganze Macht ſeines Genies und die moraliſche Wucht ſeiner großartigen Entſagung der Voltaire'ſchen Frivolität entgegenſetzend, die Reſultate der freigeiſteriſchen Kritik zu ſittlichen und politiſchen Poſtulaten formulirte. Alle Frivolen — und ihre Zahl war Legion — überkam ein nicht geringes Entſetzen, als ſie erfahren mußten, daß es doch nicht ſo ganz leicht ſei, dem Naturevangelium Jean Jacques' nur die Bedeutung einer tollen Sonderlingsgrille beizulegen und den mächtigen Anſtoß zu einer umfaſſenden Bewegung in den politiſchen und pädagogiſchen Anſchauungen, welcher von dieſem außerordentlichen Mann ausging, als nicht geſchehen zu betrachten. Das eben iſt ja Rouſſeau's weltgeſchichtliche That, daß er die geiſtige Bewegung des Jahrhunderts zuerſt mit Entſchiedenheit aus der Sphäre des Witzes in die der Leidenſchaft hinübergeleitet hat. Mit Jean Jacques hört das geiſtreiche Spiel mit den Problemen der Zeit auf und hebt der pathetiſche Ernſt an. Zwar, wie Jedermann weiß, konnte Rouſſeau das franzöſiſche Naturell nicht ſo ganz verleugnen, daß nicht ſein Pathos mitunter in kaum geringerem Maße als der Witz Voltaire's auf den Effect (im gemeinen Sinne des Wortes) berechnet geweſen wäre; aber daß der große Schriftſteller an die Mächte des Gemüthes, an die beſten Gefühle des Menſchen appellirte, ſtatt ſich zu begnügen, den Verſtand zu beſchäftigen und den Eſprit zu amüſiren, das unterſcheidet ihn ſo ſcharf und ſchön von den Encyklopädiſten. Mit einer Beredtſamkeit ohne Gleichen hat der Verfaſſer des „Katechismus der Revolution“ (Contrat social) die Unnatur der geſellſchaftlichen Convenienz bekämpft, von der Verwahrloſung oder Verbildung der Kinder an bis hinauf zu den höchſten Spitzen der Corruption in Staat und Kirche, und wenn er ſich von ſeinem Haß gegen die ſchreienden Uebelſtände des ancien Régime zu der Empfehlung eines chimäriſchen Naturzuſtandes und zur Erdichtung einer unmöglichen Demokratie fortreißen ließ, ſo hat er doch daneben in der Tiefe ſeiner Bruſt eine Begeiſterung gefunden, energiſch genug, gegenüber einem troſtloſen Materialismus dem Menſchenherzen den Glauben an ſeine ewigen Rechte zu retten. Die Hand, welche inmitten der Orgien Voltaire'ſchen Hohnes das ſchönſte Blatt der Literatur Frankreichs niederſchrieb, das Glaubensbekenntniß des ſavoyiſchen Vikars, muß uns geſegnet ſein für und für. Es war in Rouſſeau ein Hauch echter Prophetie, auch abgeſehen davon, daß er die Revolution des Beſtimmteſten vorhergeſagt hat. Der idealiſtiſche und kosmopolitiſche Zug des Jahrhunderts iſt mächtig in ihm geweſen und ſo begegnen wir denn in der Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur, deren Träger Natur! Freiheit! Humanität! Weltbürgerthum! auf ihre Fahnen ſchrieben, überall den Spuren ſeines Einfluſſes.

Vorerſt freilich — wir wollen ſagen in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts — war in dem deutſchen Geiſtesleben von Sturm und Drang Nichts wahrzunehmen. Die Poeſie, falls dieſer Name hier überhaupt anwendbar iſt, ſchleppte ſich mühſelig in den Geleiſen herkömmlicher Nachahmung fort. Da und dort verkümmerte ein wirkliches Talent, wie das Günther's, frühzeitig in elenden Verhältniſſen und das dichteriſche Vermögen eines Brockes oder auch eines Haller reichte nicht aus, die Nachahmung der poetiſchen Naturmalerei, wie ſolche im Gegenſatze zu der Pope'ſchen Salonsdichtung die Thomſon und Gray in England aufgebracht, für die deutſche Literatur ſonderlich erſprießlich zu machen. Hagedorn ſeinerſeits erinnerte mit ſeiner geſelligen Lyrik nur an die größere Eleganz ſeiner Vorbilder, eines Chaulieu und Chapelle, und die Satire eines Rabener und Zachariä konnte ſchon bei ihrem Entſtehen mehr nur auf ſittengeſchichtlichen als auf äſthetiſchen Werth Anſpruch machen. Dagegen muß der Gellert'ſchen Fabelndichtung, obſchon ſie ſich über eine gewiſſe ſpießbürgerliche Verſtändigkeit nirgends erhebt, ein wahrhaft nationalliterariſches Verdienſt zuerkannt werden. Gellert's Fabeln populariſirten die Literatur, indem ſie ihr die Theilnahme des Mittelſtandes gewannen und vermöge ihrer redſeligen Deutlichkeit ſogar in die unterſten Volksſchichten eindrangen. Hier war doch endlich einmal wieder ein Poet aufgetreten, welcher im Vaterlande daheim war und deutſch fühlte, dachte und ſchrieb, ein Poet, deſſen volksthümliche Manier doppelt liebenswürdig erſchien im Gegenſatz zu dem excluſiven Gelehrtendünkel eines Gottſched, der mit einer bis dahin noch unerhörten Selbſtgefälligkeit ſein gallomaniſches Szepter über den deutſchen Literaten ſchwang. Die Pſeudoclaſſicität der Franzoſen als ein Geſetz verehrend, welches für alle Ewigkeit gelten müſſe, hat dieſer arbeitſame und in ſeiner Art wohlmeinende, ja ſelbſt patriotiſche, aber von allen Muſen und Grazien verlaſſene Leipziger Magiſter in Verbindung mit ſeiner ſchöngeiſtigen Frau den Verſuch gemacht, wie alles Franzöſiſche, ſo auch die Pariſer Bureaux d'Eſprit nachzuahmen, was gerade in demſelben Maße gelang, in welchem die elenden Reimer, welche er um ſich verſammelte, die franzöſiſche „Claſſik“ erreichten.

Indeſſen muß man Gottſched doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er redlich ſich bemühte, die Literatur, welche einem herben aber wahren Wort zufolge damals nur allzu ſehr gewohnt war, „ſich in der Goſſe zu wälzen", wieder Anſtand zu lehren und das deutſche Theaterweſen aus ſeinem barbariſchen Naturalismus herauszureißen. Er machte dem tollen Opernſpectakel, der brüllenden „Haupt- und Staatsaction" und der unſauberen Hanswurſtkomödie, welche — eine Widerſpiegelung roher Sitten — beſonders in Wien florirte, gleichmäßig den Krieg und ſuchte mit Beihülfe der für ihren Beruf begabten und begeiſterten Schauſpielerin Karoline Neuber zu Leipzig ein kunſtgerechtes, d. h. nach franzöſiſchen Vorſchriften regelrechtes Theater einzurichten. Freilich ließ die poetiſche Ohnmacht des Mannes ſeine wohlgemeinten, wenn auch ſchiefen dramaturgiſchen Abſichten im Stich. An die Stelle des auf ſein Betreiben 1737 auf der Leipziger Bühne feierlich in effigie verbrannten Hanswurſts vermochte er nur ein Ding zu ſetzen, wie ſein „Sterbender Cato" war, d. h. einen nach Boileau'ſchem Rezept angefertigten Gliedermann, der nur den Mund zu öffnen brauchte, um das Publikum mit Bedauern an den verbannten Harlekin zurückdenken zu machen. Man ſtelle ſich den Cato von Utica vor, wie er — im Coſtüm eines Pariſer Petitmaitre, in gepuderter Zipfelperücke, goldbordirtem Hut, weißſeidenen Zwickelſtrümpfen und Schnallenſchuhen mit rothen Abſätzen, den Galanteriedegen an der Seite — Gottſchediſche, in froſtigſte Alexandriner eingewickelte Plattheiten declamirt, und dieſem „Römer" gegenüber die „Römerin" Portia im ungeheuerlichen Reifrock, eine thurmhohe Friſur auf dem Kopf, Schönpfläſterchen im Geſicht, die Taille weſpenartig zuſammengeſchnürt, den Buſen kokett herausgepreßt, durch die zollhohen Stelzchen an den Schuhſohlen gezwungen, den Körper ſeiltänzeriſch auf den Fußſpitzen zu balanciren — und fürwahr, man wird den Rouſſeau'ſchen Schrei nach Natur, welcher ſo wildſehnſüchtig in dieſe Welt von Fratzen hereinklang, vollauf gerechtfertigt, man wird es begreiflich finden, daß, in Anſehung der idealiſtiſchen Grundſtimmung des deutſchen Weſens, dieſer Schrei gerade in Deutſchland den lauteſten Widerhall wecken mußte.

5.

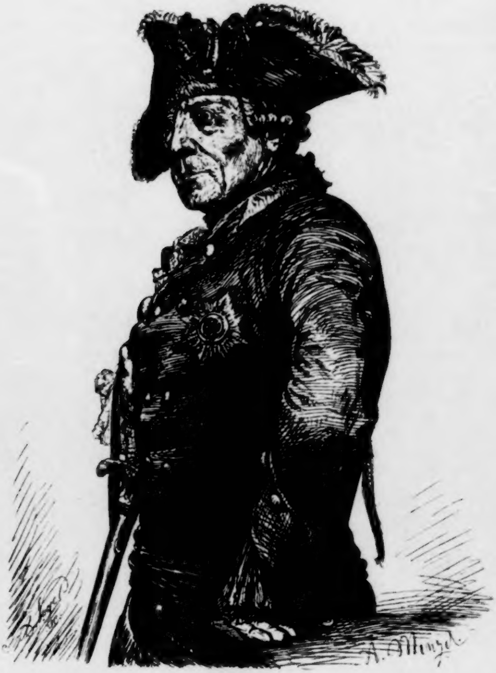
Unter dem Einfluß der Reformliteratur, wie ſie von Frankreich aus die gebildeten Kreiſe Europa's beherrſchte, gewannen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die neuen Prinzipien auf dem ſtaatlichen und kirchlichen Gebiete poſitive Geſtaltung. Die Abgelebtheit der mittelalterlichen Formen lag zu ſehr am Tage, um länger überſehen werden zu können. Neue Bedürfniſſe rechtfertigten überall die Kritik des Alten und Veralteten und den Staatenlenkern ſelbſt mußte eine Oppoſition willkommen ſein, welche ihnen die Wege zu Veränderungen bahnte, die ſchon um ihres eigenen Vortheils willen mehr und mehr unausweichlich geworden waren. Der Abſolutismus mußte ein „aufgeklärter" werden, d. h. er mußte den Vorſchritt der Völker wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu ſeiner eigenen Sache machen, er mußte die Bewegung zu lenken ſuchen, um nicht von ihr überflügelt zu werden. Freilich hat nachmals die Revolution bewieſen, daß ſelbſt königliche Hände eine rollende Lawine nicht zu leiten oder gar aufzuhalten vermögen; aber vorerſt ſahen nur einige tiefer blickende Geiſter voraus, daß der Umwälzung von oben auf halbem Wege eine Umwälzung von unten begegnen könnte. Mit anderen Worten, die Möglichkeit einer Revolution ahnte nur ein Voltaire, ein Rouſſeau, während über die Nothwendigkeit von Reformen alle Denkenden und Redlichen einverſtanden waren.

Demzufolge ging der „erleuchtete Deſpotismus" überall rüſtig an ſein Werk, den mittelalterlichen Feudalſtaat vollends zum modernen Polizeiſtaat umzuſchaffen. Befreiung der Völker von feudalem Druck, Aufhebung der Leibeigenſchaft, geſteigerte Nutzbarmachung der natürlichen und induſtriellen Hülfsquellen der Länder für den Staatshaushalt, Vermenſchlichung einer barbariſchen Geſetzgebung und Rechtspflege, Milderung der ſchroffen Kaſtenunterſchiede, Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen: — das waren die in politiſcher und ſozialer Richtung angeſtrebten Ziele. Auf dem religiöſen Gebiet griff der große Grundſatz gegenſeitiger Duldſamkeit entſchieden Platz und weder die römiſche Curie noch die proteſtantiſchen Kirchen vermochten der Einwirkung des Zeitgeiſtes ſich zu entziehen. Die lutheriſche Orthodoxie wurde durch den deutſchen Rationalismus, welcher die Miſſion der engliſchen Freidenker weiterführte, in der öffentlichen Meinung gerichtet, während innerhalb der katholiſchen Kirche in der Aufhebung des Jeſuitenordens durch den liberalen Papſt Ganganelli — welcher freilich, melancholiſcher Ahnung voll, mit Unterzeichnung der Aufhebungsbulle ſein Todesurtheil unterſchrieben zu haben bekennen mußte — ferner in den Anläufen der Illuminaten und endlich in den Joſephiſchen Reformen die Aufklärung ihre Höhepunkte erreichte.

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß mit Alledem die weltgeſchichtliche Entwicklung einen mächtigen Schritt nach vorwärts that. Aber nicht minder wird der Unbefangene zugeſtehen, daß an den Unternehmungen des erleuchteten Deſpotismus, ſelbſt an ſeinen beſten, der Fluch des Zwanges, der Willkür und des zudringlichen Hineinregierens in Alles und Jedes haftete. Sei ſie eine finſtere oder erleuchtete, immer iſt es die Natur der Gewaltherrſchaft, daß ſie ernten will, bevor die Ausſaat gekeimt hat, geſchweige großgewachſen iſt. Der Grundfehler der commandirten Aufklärerei war das Generaliſiren, das ſchablonenmäßige Zuſchneiden, die geringe Achtung oder vielmehr entſchiedene Mißachtung der Individualität der Völker wie der Perſonen. Die gekrönten Aufklärer und ihre Miniſter hielten durchſchnittlich dafür, es genüge, die encyklopädiſchen Formen aus Paris zu verſchreiben und die Völker wie Töpferthon in dieſelben hineinzupreſſen. Aber erſtens ſind die Menſchen doch nicht ſo ganz Töpferthon und zweitens kommt die in den Maſſen ruhende Kraft der Trägheit viel ſympathetiſcher einer befohlenen Verdunkelung als einer befohlenen Erleuchtung entgegen. Vermittelſt ſouverainen Beliebens, vermittelſt des „Car tel est notre plaisir!“ laſſen ſich wohl aufkläreriſche Edicte, nicht aber läßt ſich damit eine wirkliche Kultur ſchaffen und deßhalb ſind auch ſo viele von den Thaten des „Despotismo illustrado“ eben nur papierene geweſen, die ſich bald genug wirkungslos in dem Maculaturkorb der Geſchichte verloren. Auch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutſchland und anderswo an entſcheidender Stelle mit der aufkläreriſchen Theorie ſtets eine entſprechende Praxis Hand in Hand gegangen ſei. Gerade in dieſe Zeit fallen willkürlichſte Acte von Kabinetsjuſtiz, gerade an dieſer Zeit haftet ein dunkelſter Makel deutſcher Geſchichte, — die Behandlung der Unterthanen Seitens ihrer Landesherren als einer bloßen Waare, welche an den Meiſtbietenden verhandelt wurde.

So, wie er einmal war, mit allen ſeinen Vorzügen und vielen ſeiner Schwächen, erſcheint der aufgeklärte Abſolutismus höchſter Potenz in Friedrich dem Großen. Eines Tages erfuhr Europa plötzlich, daß die vielverhöhnte „Potsdamer Wachtparade“ Friedrich Wilhelm's I. noch zu ganz anderen Dingen gut ſei als zum Parademachen und daß die vielen Millionen Thaler doch nicht aus bloßem Geiz in den Gewölben des Berliner Schloſſes aufgeſpeichert worden. Was der Vater vorbereitet hatte, die Erhebung Preußens zur europäiſchen Großmacht, — der Sohn vollbrachte es. Das thatſächliche Manifeſt dieſer Erhebung, die Wegnahme Schleſiens, erſchien zwar den pedantiſchen Staatsperücken, welche mit weitſchichtigſter Gründlichkeit das deutſche Reich zu Tode regierten, als ein muthwilliger Schülerſtreich, welcher ſofort ſeine Beſtrafung finden würde. In Wahrheit aber war ſie die von einer genialen Natur dem Geſchick hingeworfene Herausforderung, und als dieſelbe nach einigem Zögern angenommen wurde, da war das Schlußreſultat eines von dem kleinen Preußen ſieben Jahre lang gegen das verbündete Europa ruhmvoll beſtandenen Krieges dieſes, daß niemals der großartige Kampf des Menſchen mit dem Schickſal großartiger geführt worden ſei, als hier durch Friedrich den Großen geſchah.

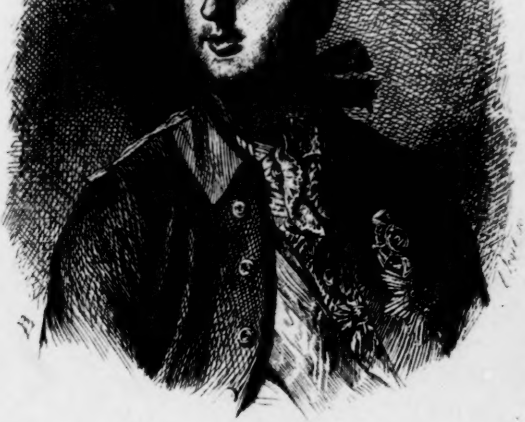
Für Deutſchland iſt die Bedeutung dieſes Helden und Herrſchers die geweſen, daß er durch ſeine heroiſche Laufbahn die tiefgeſunkene Achtung der Welt vor deutſchem Weſen wieder erhöhte und den Deutſchen das verlorene Selbſtgefühl zurückgab; ferner, daß er, dem kaiſerlichen Oeſtreich ein thatſächlich gleichberechtigtes Preußen zur Seite ſtellend, den Gegenſatz der beiden Staaten zu dem Angelpunkte machte, um welchen ſich fortan die Entwicklung deutſcher Geſchichte zu drehen hatte. Die weltgeſchichtliche Bedeutung Friedrich's war einerſeits, daß er Preußen in die Reihe der Großſtaaten von Europa einführte; andererſeits, daß er ganz entſchieden als gekrönter Aufklärer regierte. Wie mit der Aufhebung der Tortur, iſt er überall vorangegangen, die neuen Prinzipien des Jahrhunderts zu praktiſchen Reformen zu geſtalten. Er ließ auch Jedermann bis zu einem gewiſſen Grade ſeine Meinung ſagen, wie „Jeden nach Seiner Faßon Selich werden". Den unbedingten Autokraten hat er aber bei Alledem ſein Leben lang nie verleugnet. Das Vollbewußtſein des „Droit divin" war in keinem ſeiner gekrönten Zeitgenoſſen ſtärker als in dem Manne, der von ſich zu ſagen liebte, er ſei nur der erſte Diener des Staates, und wenn der große König am Ende ſeiner Laufbahn murrte, daß er „müde ſei, über Sklaven zu herrſchen", ſo kommt dieſem Worte nur der Werth einer kühnen Selbſtperſiflage zu. Einem Italiäner, Alfieri, kam der ganze preußiſche Staat wie eine ungeheure Wachtſtube, einem Engländer, Hanbury, kam er wie ein ungeheures Gefängniß vor und ein Deutſcher, der behutſame, ſchmiegſame Wieland, konnte ſich nicht enthalten, der blinden Vergötterung des heldiſchen Königs gegenüber zu äußern: „König Friedrich iſt zwar ein großer Mann, aber vor dem Glück, unter ſeinem Stocke


A. Menzel

Schranken tritt, da kämpft er unter dem Panier der Menſchheit und ſchafft an ihrem Heil. Daß Heinrich im Stande war, dieſen Gedanken zu ergreifen, war ihm ſelbſt ein Beweis, daß ſein geiſtiger Geſichtskreis ſeit ſeinem Aufenthalt in Florenz ſich mächtig erweitert habe, daß ſein, von reichsſtädtiſchen Herkömmlichkeiten befangener, vormaliger Standpunkt jezt im Allgemeinen menſchlicher geworden. Den Einſichten und Ideen gemäß, welche ihm dieſer Standpunkt gewährte, wollte er fortan auch wirken. Das iſt kein Abfall vom Vaterlande, ſagte er zu ſich, kein Aufgeben der vaterländiſchen Intereſſen, wenn ich nach meinen Kräften mitwirke, die weiſen Abſichten dieſes gottbegeiſterten Mönches in's Leben einzuführen. Freilich nimmt er zunächſt nur Italien zum Vorwurf ſeiner Wirkſamkeit, Italien, zwiſchen welchem und Deutſchland ein ſo gewaltiger Unterſchied ſtattfindet, ja eine tiefgewurzelte Antipathie herrſcht, allein irgendwo muß doch das Licht einer beſſern Zeit zuerſt aufgehen und flammt es erſt hier, ſo wird ſein verjüngender Schein nicht minder raſch über die Alpen dringen, als vormals und jezt noch die römiſche Verfinſterung der Welt

(ſive Szepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!“ Indeſſen, welchen Irrthümern auch dieſer ſeltene Menſch und Regent verfallen iſt, welche Mißgriffe, namentlich in nationalökonomiſcher Beziehung, er begangen und wie ſehr er durch eine ungerechte Bevorzugung des in ſeinen berühmten Marginalreſolutionen von ihm häufig ſo bitter verhöhnten Adels — die ſo weit ging, daß er nur adeligen Offizieren Ehrgefühl zutraute — dem Geiſte ſeiner Zeit und ſeinen eigenen Grundſätzen ins Geſicht geſchlagen, immer wird er als eine der bedeutendſten Geſtalten der Weltgeſchichte daſtehen und nie wird ein Empfänglicher ohne Ehrfurcht und Rührung im Teſtament des großen Königs die Stelle leſen, wo er der Wahrheit gemäß ſagte, daß er nur über ein geringes Privatvermögen zu verfügen habe, weil er „die Einkünfte des Staats immer als eine Bundeslade betrachtete, welche keine unheilige Hand berühren durfte.“

Was freilich Friedrich's Verhalten zur deutſchen Bildung oder vielmehr gegen dieſelbe betrifft, ſo kann der Patriot daſſelbe wohl begreiflich, nicht aber verzeihlich finden. Es iſt wahr, Friedrich hatte das Unglück, daß ihm ſchon in früheſter Kindheit durch ein paar ganz und gar franzöſirte Frauen, denen er anvertraut war, ein ſtarkes Vorurtheil gegen das deutſche Weſen eingeimpft wurde. Es iſt ferner wahr, daß der Anblick des mit mechaniſcher Frömmelei verquickten Teutonismus, welcher am Hofe ſeines Vaters herrſchte, nicht eben geeignet geweſen, dem heranwachſenden Prinzen ſeine Vorliebe für elegante Pariſer Moden oder für franzöſiſche Frei- und Schöngeiſterei zu verleiden. Allein ebenſo wahr iſt, daß, nachdem der König die Nichtsnutzigkeit des Franzoſenthums im Krieg und Frieden, an ſeiner Tafel zu Sansſouci, wie auf dem Schlachtfeld von Roßbach oder in ſeiner franzöſiſchen Abenteurern anvertrauten Kaffee- und Tabaksregie, ſattſam kennen gelernt hatte, es doch wohl der Mühe werth geweſen wäre, zu unterſuchen, ob denn eine Kultur, welche nur ſolche Reſultate lieferte, wirklich über die vaterländiſche ſo unendlich erhaben ſei. Wenn Friedrich bei ſeiner aus Wunderbare ſtreifenden Arbeitsfähigkeit auch nur den zehnten Theil der Zeit, welche er mit franzöſiſcher Verſemacherei verlor, darauf verwandt hätte, das edle Streben der rings um ihn her erwachten deutſchen Geiſter zu beachten, gewiß, Klopſtock hätte ihn nicht mit vollem Rechte den „Fremdling im Heimiſchen“ zu ſchelten Gelegenheit gehabt. Wenn der große König das angebliche Sapphothum einer Karſchin mit zwei Thalern hinlänglich honorirt glaubte, wenn er von den gereimten und ungereimten Lobhudeleien der Gleim und Ramler keine Notiz nahm, wenn ihm zum Verſtändniß der religiöſen Lyrik Klopſtock's das Organ fehlte, ſo wird kein Verſtändiger ihn darum tadeln wollen. Aber was ſoll man dazu ſagen, daß der königliche Literat die edelſte Huldigung, welche dem Genius und der Stellung Friedrich's des Großen zu Theil geworden, die bei der erſten Aufführung durch die Döbbelin'ſche Truppe am 19. März 1768 von den Berlinern mit unerhörtem Beifallsſturm aufgenommene „Minna von Barnhelm“ überſah, weil ſie eben nur von einem Deutſchen dargebracht wurde? Was dazu, daß er durch Unterhaltung einer franzöſiſchen Akademie inmitten eines deutſchen Landes die Geiſteskultur deſſelben zu fördern wähnte? Was dazu, daß er noch im Jahre 1780, alſo nach dem Erſcheinen der Emilia Galotti, des Götz und Werther, des Nathan und des Oberon, ſein Libell „De la littérature allemande“ ausgehen ließ, worin er mit der ganzen Naivetät der Ignoranz einen Shakſpeare und Göthe ſchmähte und von ſeinen deutſchen Landsleuten ſagte, „ſie hätten bislang Nichts gekonnt als eſſen, trinken und zuſchlagen“? Wahrlich, zu einer Zeit, wo Leſſing längſt eine claſſiſche deutſche Proſa geſchaffen und Wieland den Franzoſen auf ihrem eigenen Gebiete Lorbeern abgerungen hatte, hätte man billig erwarten dürfen, daß ein deutſcher Monarch, der noch dazu den Anſpruch erhob, ein Literat zu ſein, die deutſche Sprache und Literatur nach ihren vorliegenden Leiſtungen ſtatt nach ſeinem eigenen vorſündflutlichen und grotesken Deutſch beurtheile.



Unwillkürlich muß man, wenn man mit Bedauern von Friedrich's undeutſchem Weſen redet, zugleich mit Freude des aufrichtigen Wortes von Kaiſer Joſeph dem Zweiten gedenken, daß „er das gemeinſchaftliche Vaterland liebe und ſtolz darauf ſei, ein Deutſcher zu ſein.“ Wie ſehr auch Joſeph ſeinen großen Gegner als Aufklärer zum Vorbild nahm, hinſichtlich der blinden Verehrung von Franzöſiſchem und der ebenſo blinden Verwerfung von Vaterländiſchem that er es ihm keineswegs nach. Es mag dieſes, wie überhaupt der Unterſchied zwiſchen Friedrich und Joſeph, ſeinen Grund darin haben, daß jener mit dem Kopfe, dieſer mit dem Herzen dachte. Das war Friedrich's Vortheil und Joſeph's Unglück; aber wenn die Parallele zwiſchen dem aufkläreriſchen König und dem aufkläreriſchen Kaiſer gewöhnlich ſo ſehr zum Nachtheil des letzteren auszufallen pflegt, ſo vergißt man, daß es eine unendlich viel leichtere Sache war, den einheitlichen, vorwiegend von einer und derſelben Nationalität getragenen, ſchon von Friedrich Wilhelm I. ſtraff-militäriſch organiſirten und an unbedingten Gehorſam gewöhnten preußiſchen Staat in die neuen Formen einzuzwängen, als das tief in hiſpaniſch-mittelalterlicher Trägheit ſtecken gebliebene Oeſtreich, ein Conglomerat widerhaariger Nationalitäten, in einen modernen Staat umzuſchaffen. Der Erfolg iſt, was man auch ſage, nicht allein der Maßſtab der urtheilsloſen Menge, ſondern im Grunde auch der Werthmeſſer der Geſchichte. Tadelnswertheſtes, was Friedrich unternommen, z. B. die Theilung von Polen, wird geprieſen oder wenigſtens bemäntelt, weil es ihm geglückt iſt; Löblichſtes, was Joſeph angeſtrebt, z. B. die Befreiung des Ungarvolkes von oligarchiſcher Barbarei, genannt Verfaſſung, wird getadelt, weil es ihm mißglückte. Keine Frage, die oben berührte Schattenſeite des aufgeklärten Deſpotismus haftete in bedeutendem Grade auch an Joſeph und ſeinem Thun, in noch höherem als an dem Friedrich's, weil dieſer jenen, wie an Genie, ſo auch an Kenntniß der Geſchäfte übertraf und, aller ſchönen Illuſionen ledig, die Menſchen nahm, wie ſie ſind. Aber wenn der edle Kaiſer mit Herrſcherthaten, welche — wie das Toleranz- und Preßfreiheitsedict von 1781, das Civilgeſetzbuch von 1786, das Strafgeſetzbuch von 1787 und das Steueredict von 1789 — zu den glorreichſten der deutſchen, ja der Geſchichte überhaupt gehören, verhältnißmäßig wenig oder nichts ausgerichtet hat, ſo war das doch wohl nur inſofern ſeine Schuld, als er ſich in dem Glauben an das Gerechtigkeitsgefühl der Privilegirten getäuſcht und nicht erwartet hatte, der Unverſtand der Maſſen würde ſo groß ſein, daß ſie gegen ihren Befreier und Wohlthäter Partei nähmen. Das war der tragiſche Irrthum, an welchem das beſte Herz brach, welches jemals in der Bruſt eines Kronenträgers geſchlagen hat. Joſeph tritt uns menſchlich viel näher als Friedrich. Denn wo wir dieſen ſeiner Kraft und ſeiner Erfolge wegen bewundern, lieben wir jenen um ſeiner Güte und ſeiner Leiden willen. Und es iſt auch gar nicht wahr, daß Joſeph nur ein edler Schwärmer geweſen ſei. Wie richtig und vorahnend der Grundgedanke war, von welchem er bei ſeinem Reformwerk ausging, der Gedanke, daß eine Regeneration Oeſtreichs auf der Einheit des Staates fußen müſſe, dafür hat das 19. Jahrhundert Zeugniß abgelegt, indem es dieſen Joſephiſchen Gedanken wieder aufnahm und ſo den Manen des unglücklichen Kaiſers wenigſtens nach dieſer Seite hin die ſchuldige Sühne bot.

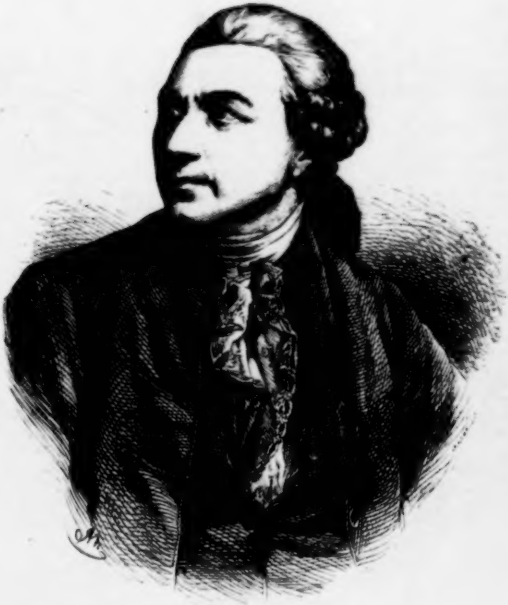
G.

Nichts kann in ſeinen Wirkungen und Folgen auf und für das deutſche Kulturleben verſchiedener ſein, als der dreißigjährige Krieg des 17. und der ſiebenjährige des 18. Jahrhunderts es geweſen ſind. Denn wie jener alle Bildungskeime zu vernichten drohte und viele wirklich vernichtete, ſo hat dieſer alle neu belebt und befruchtet. Zwar iſt es nur billig, anzuerkennen, daß ſchon vor der bezeichneten

Kriſis da und dort in Deutſchland Manches für Geltendmachung der neuen Ideen geſchah; wie auch, daß bereits die große literariſche Bewegung im Gange war, welche in Göthe und Schiller ihren Abſchluß finden ſollte. Allein im Großen und Ganzen zeigte ſich das deutſche Leben doch ſo tief verſumpft, daß die gründlichſte Aufrüttelung vonnöthen war, um neuen Geſtaltungen Luft, Licht und Raum zu ſchaffen. Als Held und Lenker dieſer wohlthätigen Grunderſchütterung iſt Friedrich der Große, ſeiner Franzöſirtheit zum Trotz, ein nationaler Kulturheros geworden. Göthe, der ſonſt in alten Tagen, als er die Erinnerungen ſeines Lebens aufzeichnete, von einem quietiſtiſchen, um nicht zu ſagen ſchönfärbenden Hofton ſich nicht immer fernhielt, hat an der Stelle von „Wahrheit und Dichtung“, wo er von dem Einfluß des ſiebenjährigen Krieges auf die Literatur ſpricht, treffend geurtheilt, daß durch die Thaten Friedrich's erſt ein wahrer, höherer, eigentlicher Lebensinhalt in die deutſche Poeſie gekommen ſei. Richtig hat er hervorgehoben, daß die Abneigung Friedrich's gegen das Deutſche für die Bildung des Literarweſens eigentlich ein Glück geweſen ſei; denn „man that Alles, um von dem Könige beachtet zu werden, aber man that's auf deutſche Weiſe, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für Recht erkannte, und wünſchte und wollte, daß der König dieſes deutſche Recht anerkennen ſolle.“

Das iſt's! Man erreichte freilich nicht das zunächſt Gewünſchte und Gewollte, aber aus dem Widerſpruch gegen die ungerechte Geringſchätzung von Seiten des großen Königs erwuchs der deutſchen Muſe die Kraft, ihm zu zeigen, daß ſie — wie es in Klopſtock's edler Strafode heißt — „ſeiner werther ſei als er ſie kenne.“ Ja, Friedrich's Antipathie gegen das deutſche Weſen war nicht die Mutter, aber recht eigentlich die Amme der freien Selbſtbeſtimmung unſerer Literatur. Hätte ſich ihr der Held der Zeit freundlich zugeneigt, ſein Einfluß wäre mächtig genug geweſen, die Literatur auf falſche Bahnen zu leiten, und im günſtigſten Falle wäre uns dann im 18. Jahrhundert das zu Theil geworden, was Frankreich ſchon im vorhergehenden erhalten hatte, eine — wenn wir die Molière'ſche Komödie ausnehmen — kalte, geſpreizte, alles Naturſinns baare und darum lebloſe Hofdichtung. Dank der hochmüthigen Abwendung Friedrich's von ihr, wurde die deutſche Bildung vor dem Unglück bewahrt, der heimiſchen Stätte ihrer naturgemäßen Entwicklung entriſſen zu werden, den Kreiſen des deutſchen Mittelſtandes. Aber Dank auch dem reformatoriſchen Walten Friedrich's und gleichgeſinnter Fürſten, Dank der heilſamen Kriſis des ſiebenjährigen Krieges, daß ein gebildeter Mittelſtand in Deutſchland aufkommen konnte, ein Stand, in welchem das eigenſte Weſen unſerer Nationalität zu neuen Thaten ſich ſammelte. Es iſt eine der denkwürdigſten Erſcheinungen in unſerer Geſchichte, daß gerade zu der Zeit, wo der Ruhm des populärſten Fürſten, welchen Deutſchland ſeit Jahrhunderten beſeſſen, die von demſelben repräſentirte, empfohlene und befohlene franzöſiſche Bildung entſchiedener als je über die vaterländiſche triumphiren zu machen ſchien, — daß, ſage ich, gerade zu dieſer Zeit der deutſche Genius energiſcher als je ſeine Schwingen rührte, um ſeine kühnſten Flüge zu beginnen.

Die Anfänge dieſer Bewegung waren beſcheidene. Ihr Ziel, die Freiheit der Wiſſenſchaft, die Löſung des denkenden Menſchen aus den Feſſeln dogmatiſcher Satzung, die Emanzipation der deutſchen Kunſt von der Willkür romaniſcher Theorie, wurde vorerſt nur von wenigen auserwählten Geiſtern klar erfaßt. Die Herrſchaft des „fremden Regelzwanges“ wurde nicht plötzlich durch überwältigend originale Schöpfungen gebrochen, ſondern zunächſt Schritt für Schritt vermittelſt kritiſcher Bemühungen untergraben. Gegen die gallomaniſche Dictatur Gottſched's erhob ſich im deutſchen Süden, in der Schweiz, eine Oppoſition, welche ſich auf die Bekanntſchaft mit der engliſchen Literatur ſtützte. Die beiden Züricher Breitinger und Bodmer verneinten die franzöſiſche Theorie, welche das Weſen der Poeſie in die formelle, um nicht zu ſagen ceremonielle „Correctheit“ ſetzte, und führten aus, die Aufgabe des Dichters ſei vielmehr, die



darüber geſchlichen iſt, und vielleicht, flüſterte ihm der jugendliche Ehrgeiz zu, vielleicht iſt es mir, wenn ich treu an Savonarola halte und ſein Werk hier fördere, beſchieden, dereinſt als einer der erſten Sendeboten des Reiches der Wahrheit und Freiheit in deutſchen Landen aufzutreten.

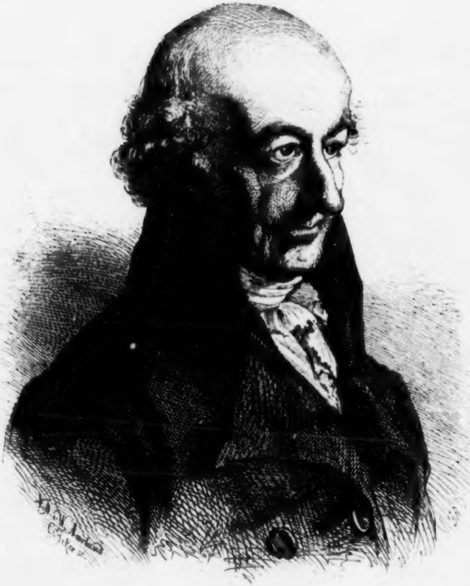
Als er die Porta San Gallo hinter ſich hatte und gegen die über den Mugnanofluß führende Brücke zuwandelte, nahm ſein Sinnen eine andere Richtung und ſein Geiſt ſenkte die ehrgeizigen Schwingen vor dem Gedanken an das einfache Blumenmädchen und gaukelte träumeriſch durch den Blüthenraum jenes Eden hin, deſſen himmliſche Entzückungen neulich ein deutſcher Dichter ſo ſchön verherrlichte, indem er ſang:

O ſüßer Zauber, wonnereich,
Wer ſpricht Dich aus, was kommt Dir gleich,
Wenn erſte Liebe unbewußt
Aufblizt in jugendlicher Bruſt;
Das junge Herz die ganze Laſt
Der neuen Seligkeit nicht faßt;
Ein Schauer durch die Sinne dringt,
Die Sehnſucht unter Wonnen ringt,
Nichts ſieht, als des Geliebten Blick,

Eingebungen einer lebendigen Phantaſie und einer durch liebevolle Naturbetrachtung genährten friſchen und warmen Empfindung anſchaulich zu geſtalten. Naturwahrheit und unmittelbare Stimmung müſſe in die Poeſie zurückkehren, der ſeit Opitz gültige, einſeitig lehrhafte und moraliſirende Standpunkt müſſe überwunden und von der Didaktik und Lyrik zum Epos und Drama vorgeſchritten werden. Aber die Deutſchen waren durch die lange Abhängigkeit von der franzöſiſchen Autorität ganz des Glaubens entwöhnt worden, daß ſie durch eigene Kraft Etwas vermöchten, und ſo brachen ſich der geſchloſſenen Phalanx der Gottſchedianer gegenüber die neuen Prinzipien nur langſam Bahn. Erſt dann, als **Klopſtock** in den „Bremer Beiträgen“ 1748 mit den erſten Geſängen des „Meſſias“ hervorgetreten war, dämmerte die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer deutſchen Originaldichtung auf.

Jedermann weiß, daß die Theilnahme, welche **Klopſtock's** großes Werk bei ſeinem Erſcheinen erregte, nicht nach den Eindrücken beurtheilt werden darf, welche der heutige Leſer davon empfängt. Wenn heutzutage, wo wir ſeine äſthetiſchen Unzulänglichkeiten kennen, ſeine lyriſche Verſchwommenheit, ſeinen Mangel an ſinnlicher Begreiflichkeit und epiſcher Plaſtik, dieſem Gedichte nur noch die Bedeutung eines literarhiſtoriſchen Ereigniſſes zukommt, ſo hatte es damals das Vollgewicht einer nationalen That. Es wirkte in ſeiner Art ſo mächtig auf die Nation, wie zweihundert Jahre früher die Luther'ſche Bibelüberſetzung in der ihrigen gewirkt hatte, und dieſe Wirkung wurde noch vervollſtändigt, bei den Gebildeteren ſogar weit übertroffen durch **Klopſtock's** Odendichtung, welche in einer Sprache voll urſprünglicher Friſche und kernhafter Gedrungenheit von keuſcher Liebe, enthuſiaſtiſcher Freundſchaft, regem Naturſinn, patriotiſchen Anſchauungen und edlem Lebensgenuß redete. **Klopſtock's** Dichten war das Rieſeln eines köſtlichen Felſenquells in der dürren Wüſte der Nachahmung. Endlich war in Deutſchland doch wieder einmal ein Dichter aufgeſtanden, welcher, über die kläglichen Schranken der literariſchen Convenienz mit Verachtung hinwegſchreitend, in den eigenen Buſen griff, aus „allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt“, aus „allem Hohen, was Menſchenherz erhebt“, ſeine Inſpiration ſchöpfte und, wenn auch in den Mitteln vielfach ſich vergreifend, ſeinen Landsleuten zuerſt das Gefühl des Vaterlandes wieder wachrief, durch ſein Wort wie durch ſeine Perſönlichkeit die Literatur Selbſtſtändigkeit und Würde lehrte und in allen jungen Herzen ein religiöſes Glühen für Alles entfachte, was „des Schweißes der Edlen werth.“

Dennoch war es eine glückliche Fügung, daß der nicht ſelten in unerſprießlichſten und unerquicklichſten Abſtractionen ſich bewegende Spiritualismus Klopſtock's in dem Senſualismus Wieland's ein Gegengewicht fand. Wieland leitete die junge deutſche Poeſie aus den ſeraphiſchen Regionen, wo ſie mitunter in Gefahr war, in Weihrauch- und Thränendampfwolken zu verflattern, auf den feſten Boden der Wirklichkeit zurück. Ihm vornehmlich haben wir es zu verdanken, daß ein gedeihlicheres Wechſelverhältniß zwiſchen Literatur und Leben angebahnt wurde, als bis dahin beſtanden hatte. Kein Genius erſten Ranges, aber ein elaſtiſches und vielſeitiges Talent, war der Mann wie eigens dazu gemacht, unſere noch ungefüge und täppiſche Dichtung weltmänniſch zu ſchulen. Seine Muſe iſt doch in der That eine Grazie geweſen, wenngleich dieſe deutſche Griechin ihre aus Paris verſchriebene Coiffüre, Chauſſüre und Tournüre etwas zu kokett ſehen ließ. Wieland beabſichtigte nicht und konnte der ganzen Anlage ſeines Weſens zufolge nicht beabſichtigen, abſolut Neues und Originales geben zu wollen. Er beſchied ſich, thatſächlich zu beweiſen, daß ein deutſcher Poet gerade ſo elegant und galant, ſo leicht und im Nothfall auch ſo leichtfertig ſchreiben könne wie ein franzöſiſcher. Dadurch gewann er, während Klopſtock die Jugend begeiſterte, gereifteren Leuten, den Herren und Damen der franzöſirten vornehmen Kreiſe ein Intereſſe für die deutſche Literatur ab und es liegt auf der Hand, daß dieſer Umſtand für die Weiterentwicklung unſeres Kulturlebens von nicht geringer Wichtigkeit ſein mußte.



Wieland, mit ſeiner toleranten Bonhommie, mit ſeiner weltmänniſchen Beweglichkeit und Heiterkeit, ſeiner gutmüthigen Skepſis und Ironie, mit ſeiner ſokratiſchen Unterhaltungsgabe und ſeinem ſchelmiſchen Lächeln, er war vortrefflich dazu angethan, zwiſchen den bürgerlichen und den ariſtokratiſchen Claſſen den literariſchen Vermittler zu machen. Als ſolcher hat er den idealiſtiſchen Strebungen der Zeit ein zierlich realiſtiſches Gepräge aufgedrückt und dieſelben als gangbare Münze in den großen Verkehr gebracht, ſo daß er in ſeinen alten Tagen mit vollem Recht als ſeines Verdienſtes ſich rühmen durfte, er habe fünfzig Jahre lang eine Menge von Ideen in Umlauf geſetzt, welche den Schatz der Nationalkultur vermehrt hätten.

Die literariſchen Richtungen, welche von Klopſtock auf der einen, von Wieland auf der andern Seite ausgingen, werden uns ſpäter begegnen, beſonders da, wo wir die Literaturzuſtände, wie ſie beim Auftreten Schiller's waren, ins Auge zu faſſen haben. Wir führen alſo hier den Faden unſerer Darſtellung nicht bis zur „Sturm- und Drangperiode" fort, ſondern berühren nur noch, was zur Abrundung der gegebenen Skizze von der aufkläreriſchen Bewegung dienlich ſein mag. Selbſtverſtändlich ſieht der unbefangene Geſchichtſchreiber dieſe Bewegung nicht in der falſchen und verleumderiſchen Beleuchtung, in welcher pſeudogenialiſche Romantiker von älterem und neuerem Datum dieſelbe zu zeigen belieben. Keine Frage, es gab unter den Aufklärern platte, mitunter unausſtehlich proſaiſche und langweilige Geſellen und es laſſen ſich der Aufklärung bedauerliche Mißgriffe und bedenkliche Ausſchreitungen nachweiſen. Aber deßhalb die ganze Richtung in Bauſch und Bogen verdammen, heißt nur die alte Forderung wiederholen, daß das Licht keinen Schatten werfen ſollte. Schatten war da, aber nur der Schatten jener Fülle von Licht, die ſich in der Aufklärungsperiode über die finſtere Barbarei verbreitete, welche bis dahin das deutſche Leben bedrückt und beengt hatte.

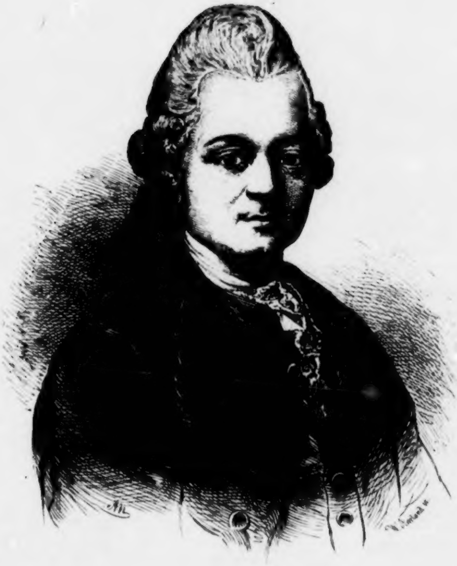
Bürgerlich ihrem innerſten Weſen nach, machte die Aufklärung den von ihr erzogenen Mittelſtand zum Träger einer öffentlichen Meinung, welche ſie neuſchuf und in Achtung zu ſetzen wußte. Ueberall bereitete die hausbackene Verſtändigkeit der Aufklärer dem Humanismus die Wege, deſſen höhere ſoziale und künſtleriſche Ziele freilich ſpäter mit dem bürgerlichen Mittelmaß nicht ſelten in Conflict kamen. Dieſe beiden Seiten der Aufklärung zeigt uns die typiſch gewordene Geſtalt des Berliner Schriftſtellers und Buchhändlers Nicolai, welchen ein Leſſing ſeiner Freundſchaft und ein Göthe ſeiner Feindſchaft würdigte. Von dem Nicolai'ſchen Kreiſe ging unmittelbar oder mittelbar der Aufſchwung der deutſchen Journaliſtik aus, welcher ſich in den „Literaturbriefen", der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek", den „Göttinger" und „Frankfurter gelehrten Anzeigen", der „Jenaiſchen Literaturzeitung", dem „Deutſchen Merkur" und anderen Zeitſchriften Organe ſchuf, welche die Kreiſe des Wiſſens auf bisher unbekannte Entfernungen ausdehnten. Indem ſo die deutſche Bildung aufhörte, eine excluſiv gelehrte zu ſein, und nach Gemeinfaßlichkeit ſtrebte, iſt es bei der vorwiegend theologiſchen Stimmung der Deutſchen von größter Wichtigkeit geweſen, daß die aufkläreriſche Tendenz innerhalb der Theologie ſelber Fuß faßte. Der Pietismus war im Verlaufe der Zeit nicht weniger hohl und geiſtlos geworden als die Orthodoxie, gegen welche er in ſeinen beſſeren Tagen reagirt hatte. Die Bemühungen eines Dippel und mehr noch die eines Edelmann, ihr religiöſes Bewußtſein aus den Banden der Sectirerei zu retten, hatten einen Uebergang vom Myſticismus zum Kriticismus angebahnt. Gelehrte wie Semler, Michaelis und Reimarus ſuchten nun auch in der Theologie das Prinzip der freien Forſchung zu Ehren zu bringen und in Verbindung damit befehdeten die Popularphiloſophen Spalding, Abbt, Sturz, Eberhard, Mendelsſohn, Garve und Zimmermann hierarchiſchen Fanatismus, bigote Kopfhängerei und barbariſchen Aberglauben aller Art. Die gemeinſame Arbeit dieſer Schriftſteller machte in religiöſen Dingen jene liberale Denkweiſe herrſchend, welche man Rationalismus nennt, und pflanzte Duldſamkeit in unzählige Herzen. Eine andere

Reihe von Aufklärern, voran die beiden Moſer, Pütter, Schlözer und Möſer, der preiswürdige „Anwalt des Vaterlandes“, unterzogen ſich der herkuliſchen Arbeit, die politiſchen Vorſtellungen aufzuhellen, Unrecht und Gewaltthat zu rügen und das eingeſchlafene Bewußtſein des Staatsbürgerthums wieder in den Deutſchen zu wecken. Eine große Reform der empiriſch-hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vollzog ſich, ausgehend vornehmlich von der 1736 eröffneten Univerſität Göttingen, wo Heyne, der Vorläufer von Friedrich Auguſt Wolf, claſſiſche Philologie, Käſtner und Lichtenberg Mathematik und Phyſik lehrten. Durch Schröckh und Planck wurde die kirchliche, durch Spittler und Heeren die weltliche Geſchichtſchreibung, durch Eichhorn die Kulturhiſtorik auf neue Grundlagen geſtellt, d. h. auf die einer vorurtheilsloſen Kritik, und Winckelmann ſeinerſeits eröffnete durch ſeine geniale Betrachtung der griechiſchen Kunſt Anſchauungen, an welchen unſere Claſſik weſentlich zur Vollendung ſich heraufgebildet hat. Von nicht geringerer Bedeutung waren die aufkläreriſchen Bemühungen, das Gebiet der Erziehung von mittelalterlich-ſcholaſtiſchem Wuſt reinzufegen und auch hier an die Stelle des theologiſchen Schlendrians humaniſtiſch-realiſtiſche Prinzipien zu ſetzen. Allerdings blieben die in den ſogenannten „Philanthropinen“ angeſtellten pädagogiſchen Sturm- und Drangverſuche eines Baſedow nicht frei von Thorheit und Charlatanismus, dafür aber bewährte ſich der hochherzige Peſtalozzi als ein pädagogiſcher Reformer, deſſen mathematiſch-analytiſche Methode des Anſchauungsunterrichts für die Volkserziehung eine neue Epoche begründete. Erſt von da an exiſtirte die Möglichkeit, daß die Geſammtheit der Nation allmälig in den Kreis humaner Bildung eintreten konnte.

Unterdeſſen waren zwei auserwählte Geiſter vorgerückt, um der deutſchen Aufklärung in nationalliterariſcher und wiſſenſchaftlicher Richtung den höchſten Ausdruck zu geben, — Leſſing und Kant. Von Letzterem wird zu handeln ſein an dem Orte, wo der Einfluß der Kantiſchen Philoſophie auf Schiller zur Sprache kommen muß.

Was Leſſing angeht, ſo war ſeine literariſche Bedeutung für Deutſchland keine geringere als die politiſche Friedrich's des Großen. Leſſing iſt der eigentliche Befreier unſeres Landes von der geiſtigen Fremdherrſchaft geworden, indem er darthat, daß der Deutſche da, wo er diente, zu herrſchen berufen ſei. In dieſem großen Manne verband ſich vielſeitigſtes Wiſſen und raſtloſeſte Arbeitskraft mit klarſtem Verſtande und reifſter Beſonnenheit, ſittliche Gediegenheit des Charakters mit erleuchteter Vaterlandsliebe. Mit ſeinen theologiſchen und archäologiſchen Streitſchriften hebt unſere wiſſenſchaftliche, mit ſeinen Literaturbriefen, ſeinem Laokoon und ſeiner Hamburger Dramaturgie hebt unſere äſthetiſche Kritik an. Er ſchob den pſeudoantiken Flittertand des franzöſiſchen Geſchmacks bei Seite, zeigte hinter demſelben das wirkliche antike Schönheitsideal und lehrte, was und wie von dieſem die deutſche Kunſt lernen ſolle. Er zuerſt begriff und verkündigte die Größe Shakſpeare's und welche Wirkungen Deutſchland und die Welt von dieſem Genius empfangen könne.

Von Leſſing zu reden vermag ein Deutſcher nicht, ohne daß ihm das Herz aufginge. Er war es, der, franzöſiſchem Uebermuth deutſches Selbſtgefühl entgegenſetzend, das ſtolze Wort ſprach: „Man zeige mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte" — und bewies durch Thaten, wie ſehr berechtigt er war, ſo zu ſprechen. Er ſtellte ſchon 1755 den geſchraubten Declamationen des franzöſiſchen und franzöſirenden Drama's die bürgerliche Lebenswahrheit ſeiner Sara Sampſon entgegen, gab 1763 unſerer Literatur ihre beſte Komödie, die Minna von Barnhelm, eine Dichtung voll nationalen Gehalts, und ſchuf 1772 die erſte deutſche Tragödie, welche dieſen Namen verdiente, ſeine Emilia Galotti. Sein Lebenlang hat er die Wahrheit geſucht um ihrer ſelbſt willen. Nie iſt ein gemeiner, ſelbſtſüchtiger Gedanke in dieſes einſame, edle und männliche Herz gekommen und nur einmal ſtieß der tapfere Kämpfer einen halbunterdrückten Schmerzensſchrei aus, als der Tod das Weib, welches ihn liebte, frühzeitig hinwegnahm. Der



Nichts fühlt, als ſeines Kuſſes Glück,
Nichts hört, als ſein viel ſüßes Wort;
Hingeben möcht' die ganze Welt,
Nichts eigen mehr für ſich behält, —
Der Seele Schatz, des Leibes Hort,
Wie reich er ſei, — und nicht bedenkt,
Was ſie empfängt und was verſchenkt!

In Gefühlen, wie ſie hier der Dichter ausgeſprochen, ſchwelgte Heinrich, als ihn außerhalb der Stadtmauern die abendliche Stille und Einſamkeit umfing. Er gedachte der Schönheit Flora's, ihrer Edelſinnigkeit, ihrer Bildſamkeit und Liebeshuld. Sie hatte ihm all' ihr Denken und Empfinden offen dargelegt, keinen Umſtand ihres Lebens verhehlt und auch mit den Nachſtellungen, welche ihrer Familie durch Ceccone widerfahren, ihn bekannt gemacht und ihre Begegnung mit dem Cardinal Borgia vertraut. Auf dieſe Mittheilungen gründete ſich Heinrich's Plan, die Geliebte dem Lande des Frevels, welches Italien damals war, baldmöglichſt zu entziehen und ihre Unſchuld und Liebenswürdigkeit in das ſichere Vaterhaus zu retten. Ja, monologiſirte er jezt, das muß geſchehen, denn hier iſt

klare, friſche, energiſche Gedankenſtrom des theuren Mannes drang reinigend bis in die dunkelſten Winkel des Augiasſtalls deutſcher Philiſterei. Immer auf ſeinem Poſten, immer ſchlagfertig, erhöhte er, ob er ſtrafte, ob er anerkannte, die Wirkung ſeines Wortes durch edelſtes Maßhalten. Dem Lichte der Vernunft ein unbeirrbares Auge zugekehrt, ſchritt er vor, das Gewürm der Finſterniß unter ſeinen Ferſen zermalmend, nach allen Seiten hin das Geſtrüppe barbariſcher Gewöhnung und conventioneller Lüge niedertretend, überall anregend, pfadzeigend, muſtergebend. Er iſt der erſte wahrhaft freie Menſch, Forſcher und Künſtler in unſerem Lande geweſen. Mit ſeiner Vaterlandsliebe hat er nicht groß gethan, aber auf Schritt und Tritt hat er ſie bethätigt. Und Deutſchland erſchöpfte nicht die Fülle ſeiner Erkenntniß und ſeiner Liebe. Jene weltweite Geſinnung, welche „die Sache der Menſchheit als die eigene betrachtet“, ſchwellte ſeine Bruſt und dictirte ihm am Ende ſeiner Laufbahn das Schauſpiel vom weiſen Nathan, ein Hoheslied deutſcher Humanität und deutſchen Weltbürgerthums, ein Gedicht voll wunderbarer Zukunftsahnung, welches unſerem Auge die tröſtliche Fernſicht in eine wahrhaft humane Entwicklung der Menſchheit aufthut. So hat denn Leſſing unſerer Claſſik ihr Ziel vorgezeichnet: die Füllung helleniſch ſchöner und maßvoller Formen mit deutſchem Gemüth und Geiſt, mit germaniſcher Innerlichkeit. Dieſes „moderne Griechenthum“, welches in Göthe und Schiller culminirte, hat ſeine Mängel und Gebrechen, wie alles Menſchliche; aber darob ſollte man nicht vergeſſen, daß das moderne Griechenthum es war, welches uns Deutſche zu freien Menſchen machte und uns befähigt, freie Staatsbürger zu werden.

Jener Bildungstrieb, jene lebhafte Theilnahme für die Literatur, jene Empfänglichkeit für das Schöne, wodurch ſich die deutſche Geſellſchaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſo vortheilhaft auszeichnete, ſie weckten und nährten neben der Poeſie auch die übrigen Künſte. Von geringer Bedeutung war freilich, was zunächſt in den bildenden, in Baukunſt, Bildnerei und Malerei, geleiſtet wurde. Zwar kamen reiche Sammlungen von Kunſtſchätzen zuſammen, in Düſſeldorf, Dresden, Wien und Berlin, auch wurden Kunſtſchulen eröffnet und ein Mengs, ein Hackert, ein Chodowiecki erwarben daheim und auswärts dem künſtleriſchen Talent der Deutſchen Ruf und Achtung; allein im Ganzen waren die bildenden Künſte innerlich doch allzuſehr im leidigen Zopfthum befangen und äußerlich viel zu ſehr nur Spielwerk launiſchen Mäcenatenthums, als daß ſie auf die Entwicklung der nationalen Kultur bedeutend hätten einwirken können. Erſt mußte das von Winckelmann angeregte Studium der Antike durchgreifen, erſt mußte unſere aufſtrebende Dichtung dem Künſtlerauge neue Welten aufſchließen, bevor die Möglichkeit gegeben war, daß die Carſtens, Schick und Wächter, die Dannecker und Schinkel einen von der Verſchnörkelung franzöſiſcher Pſeudoclaſſik emanzipirten Kunſtſtyl in Deutſchland begründeten.

Raſcher zugleich und glänzender als der Vorſchritt der bildenden Künſte war der Aufſchwung deutſcher Muſik und deutſcher Schauſpielkunſt. Geiſtvolle Theoretiker, ein Mattheſon und ein Marpurg, thaten für die Muſik, was die Kritik Winckelmann's und Leſſing's für die bildende Kunſt und die Poeſie wirkte, und mit ſolcher Aufhellung der Begriffe vom Muſikaliſch-Schönen ging die ſchöpferiſche Praxis einer ganzen Reihe talentvoller und genialer Tondichter Hand in Hand. Benda führte das Melodram, Hiller das Liederſpiel bei uns ein, Haydn gab uns die heitere Anmuth ſeiner Symphonieen und ließ den Schöpfungsmythus und der Jahreszeiten Wechſeltanz in großen Tongemälden an den entzückten Ohren ſeiner Zeitgenoſſen vorübergehen. Gluck verſchaffte der Naturwahrheit und dem Tiefſinn deutſcher Muſik einen glänzenden Triumph über italiſche Weichlichkeit und Ueppigkeit, indem er einen edleren Opernſtyl begründete. Auf Gluck folgte Mozart, der Göthe der Muſik, und ſchon rüſtete ſich Beethoven, neben den Schöpfer des Don Juan zu treten, wie der Dichter des Wallenſtein neben den des Fauſt trat.

Bei der entſchiedenen Bevorzugung, welche das muſikaliſche Drama an den Höfen fand, war es für das recitirende, das eigentliche Schauſpiel, eine ſehr ſchwierige Aufgabe, aus dem rohen Naturalismus des vagabundirenden Komödiantenweſens einerſeits, aus der Gottſchediſchen Oede der rhetoriſchen Phraſe andererſeits zur Höheſtellung und Geltung eines nationalen Bildungsmittels ſich heraufzuarbeiten. Ein erſter Schritt hiezu war die Stabilität des Theaters, wofür die Fixirung der Ackermann'ſchen Truppe, welcher auch Eckhof angehörte, im Jahre 1767 zu Hamburg ein wirkſames Beiſpiel gab. Nachdem hier das erſte deutſche „Nationaltheater“ gegründet war, entſtanden ſolche auch anderwärts, wie zu Wien, wo Kaiſer Joſeph 1776 die deutſche Bühne unter ſeinen unmittelbaren Schutz nahm und das nachmals ſo berühmt gewordene Burgtheater einrichtete. Die Thätigkeit Leſſing's als Dramaturg und dramatiſcher Dichter, die genauere Bekanntſchaft mit Shakſpeare, die weitere Einrichtung von Nationaltheatern zu Mannheim und Berlin, ferner die dramatiſchen Jugendthaten Göthe's und Schiller's, welche das Publikum elektriſirten, endlich das Auftreten ſo großer Schauſpieler, wie Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck waren, — das Alles wirkte gemeinſam, die deutſche Schauſpielkunſt zu heben, zu adeln und ihr das lebhafteſte Intereſſe der Nation zuzuführen.

So finden wir denn, Alles zuſammengehalten, daß die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für unſer Vaterland eine jener geſegneten Perioden geweſen iſt, wo alle edlen Triebe und Neigungen des Menſchen in Saamen ſchießen, zu Blüthen ausſchlagen und Früchte reifen. Ja, das war eine ſchöne, große, hohe Zeit, allen ihren Unzulänglichkeiten, Ueberhebungen und Irrthümern zum Trotz. Es iſt vom Jahre 1784 ein kulturgeſchichtliches Document auf uns herabgekommen, welches nicht ohne eine Beimiſchung von Selbſtgefälligkeit, aber im Ganzen wahr und richtig das Zeitalter der Aufklärung charakteriſirt. Ich meine die „Gedächtnißurkunde an die Nachkommenſchaft“, welche am 3. November 1856 in dem Behufs einer Reparatur herabgenommenen Thurmknopfe der Margarethenkirche zu Gotha gefunden wurde. Sie lautet ſo: — „Unſere Tage füllten den glücklichſten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiſer, Könige, Fürſten ſteigen von ihrer gefürchteten Höhe menſchenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Rieſenſchritten. Der unſeren Eltern ſo ſchreckliche Feind der Chriſtenheit zittert vor unſerer Macht. Tauſende unſerer Brüder und Schweſtern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate geſchenkt. Glaubenshaß und Gewiſſenszwang ſinken dahin; Menſchenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künſte und Wiſſenſchaften blühen und tief dringen unſere Blicke in die Werkſtätte der Natur. Wir haben dem Blitze ſeinen Weg vorgezeichnet, mit ſeinem Feuer in unſeren Zimmern geſpielt und unheilbare Krankheiten damit geheilt. Wir haben die Luft durchſchifft, haben Pflanzen nach Belieben vermählt und den Embryo im Hühnerei ohne Brütwärme entwickelt. Wir haben das Peſt- und Blatterngift durch Einpfropfung beſiegt, haben dreizehn Luftarten gefunden, Metalle in ihnen in Brand geſteckt, ſie ſtatt Schießpulvers verbraucht. Wir haben weißes Gold entdeckt, Queckſilber gehärtet und, was weit mehr iſt, wir haben Aberglauben beſtritten, beſiegt und dichte Dunkelheit zerſtreut. Handwerker nähern ſich gleich den Künſtlern der Vollkommenheit, nützliche Kenntniſſe keimen in allen Ständen. Aber Schöngeiſterei und Empfindelei ſind die Plagen unſeres Zeitalters und zügelloſe Modeſucht und übertriebener Prunk hemmt den allgemeinen Wohlſtand. . . . Hier habt ihr eine getreue Schilderung unſerer Zeit. Blickt nicht ſtolz auf uns herab, wenn ihr höher ſteht und weiter ſeht als wir; erkennet vielmehr aus dem gegebenen Gemälde, wie ſehr wir mit Muth und Kraft euren Standort emporhoben und ſtützten. Thut für eure Nachkommenſchaft ein Gleiches und ſeid glücklich!“

Erſtes Buch.

Schiller's Lehrjahre.

1759 — 1782.

Wie aus des Berges ſtillen Quellen
Ein Strom die Urne langſam füllt
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt;
Es werfen Steine, Felſenlaſten
Und Wälder ſich in ſeine Bahn,
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Maſten
Sich rauſchend in den Ocean!

So ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und Nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Die Ideale.

Erſtes Kapitel.

Die Heimat.

Altwürtemberg. — Die Schwaben. — Zur Geſchichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies“. — Kirche, Schule und Gelehrſamkeit.

„In Deutſchland dürfte ſich kaum eine Gegend finden, welche ſchöner wäre als das Würtemberger Land. Der Boden iſt vortrefflich, das Klima mild und geſund, Berge, Thäler, Wieſen, Quellen und Wälder, Alles höchſt angenehm. Die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein iſt wie das Land. Stuttgart ſelbſt nennen die Schwaben das irdiſche Paradies; ſo anmuthig iſt die Lage der Stadt.“

So ſchrieb im Mai 1519 Ulrich von Hutten aus dem bei Eßlingen aufgeſchlagenen Feldlager des ſchwäbiſchen Bundesheeres, welches in Würtemberg eingerückt war, um die Wegnahme der Bundesſtadt Reutlingen an dem übelberathenen Herzog Ulrich zu rächen. Der berühmte Ritter, welcher den wider Erwarten raſch beendigten

Kriegszug im Sinne eines Bluträchers für ſeinen von Ulrich erſchlagenen Vetter Hans mitmachte, war vollauf berechtigt, zwiſchen Würtemberg und anderen deutſchen Landſchaften Vergleichungen anzuſtellen; denn ſchon hatte er das Vaterland bis zu den Oſtſeegegenden hinauf, nach Olmütz hinüber und nach Wien hinab durchwandert und konnte daher aus eigener Anſchauung reden. Er hat auch kaum zu viel geſagt, denn, in Wahrheit, Altwürtemberg iſt ein ſchönes Stück Erde. Die Bergwälle des Schwarzwaldes im Süden und Weſten, der ſchwäbiſchen oder rauhen Alp im Oſten, des Welzheimer Wäldes im Norden umgränzten das Herzogthum, welches aus den Umwälzungen der napoleoniſchen Zeit als ein Königreich hervorgegangen iſt, ſo ziemlich mit Verdoppelung ſeines früheren Flächeninhalts. Der Neckar, aus dem tannendunkeln Schwarzwald hervorbrechend, zuerſt in nordöſtlicher Richtung am Fuß der kühngegipfelten Alp hinſtrömend, dann nach ſcharfer Abbeugung bei Plochingen in maleriſchen Windungen weſtnördlich ziehend, iſt der Hauptfluß des Landes. Von der Neckarniederung laufen links und rechts in reizendem Wechſel Höhenzüge und Thaleinſchnitte aus, jene auf ihren Scheiteln Laub- und Nadelgehölz tragend und zahlreiche Quellen von kleinen Flüſſen in die Thäler niederſendend, dieſe in ſaftigem Wieſengrün oder im goldenen Aehrenſchmuck prangend. Da und dort ſchon am oberen, überall aber am unteren Laufe des Neckars ſiehſt du die anmuthig geſchwungenen Hügelhalden mit Rebenpflanzungen bedeckt. Zahlreiche kleine Städte, im Obſtbaumſchatten ruhende Dörfer, Weiler und Höfe bieten das Bild eines wohlbeſiedelten Landes, welchem in Geſtalt häufig vorkommender Burgruinen auch die Erinnerungszeichen „romantiſcher“ Vergangenheit nicht fehlen.

Von ihren Stammesbrüdern im „Oberland“ lange durch politiſche und, ſeit der Reformation, noch einſchneidender durch religiöſe Verhältniſſe getrennt, machen die Altwürtemberger oder „Unterländer“ ohne Frage einen begabteſten und eigenthümlichſten deutſchen Volksſtamm aus. Acker- und Weinbau, bei der unter ihnen außerordentlich vorgeſchrittenen Güterzerſtückelung mit beiſpielloſem Fleiße betrieben, bilden noch heutzutage die breite Grundlage ihres Daſeins. Es ſind zähe, beharrliche, an Arbeit und Entbehrung von Kindesbeinen an gewöhnte Menſchen. Mit einem Stücke Brot und einem Kruge Cider ausgerüſtet, geht der „Wingärter“ (Weingärtner) frühmorgens an ſein mühſeliges Tagwerk, von welchem erſt der letzte Dämmerſchein des Abends ihn abruft. Das Aeußere dieſes arbeitſamen Geſchlechtes ſtellt ſich durchſchnittlich nicht gerade vortheilhaft dar. Starker Knochenbau, mittelgroße, gedrungene, ſehnige Leibesgeſtalt, flachsblondes Haar, blaßblaue Augen, — das iſt altwürtembergiſcher Typus. Das Landvolk in der Regel frühzeitig allzuſehr „zuſammengeſchafft“, um ſchön ſein zu können, in den Städten jedoch und überhaupt bei behaglicherer Exiſtenz männliche und mehr noch weibliche Schönheit nicht ſelten. Die Frauen ſchlank, vollbuſig, friſcher Hautfarbe, und wenn nicht immer regelmäßiger, ſo doch häufig anmuthiger Geſichtsbildung. Bei beiden Geſchlechtern bemerkt man im Gang etwas Läſſiges, in der Haltung etwas Unbeholfenes, im Gang das, was wir Schwaben „latſchig“ nennen. Aber auch da, wo dieſe Mängel nicht durch höhere Bildung aufgehoben oder wenigſtens gemildert ſind, in den Augen ein Ausdruck zutraulicher Gutmüthigkeit, auf der Stirne ein Stral von Intelligenz und um den Mund ein Zug halbverſteckter Schalkheit und Schelmerei, ohne welchen namentlich ein hübſches „Schwobamädle“ gar kein ſolches wäre. Summa: knorrige, bei der erſten Begegnung und beſonders gegen Fremde zurückhaltende und verſtockte, mitunter ganz „viereckig“ ſich anſtellende, aber ſtrebſame, ausdauernde, tiefinnerliche, auf das Ernſte und Tüchtige gerichtete Menſchen. Reich ausgeſtattet mit Phantaſie und Abſtractionskraft, ſehr oft von einer ſtarken Ader Humors durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuß geneigt, heute grübleriſch bis zur Hypochondrie, morgen luſtig bis zum Exceß, gemüthliche „Kneipbrüder“ und finſtere „Stündler“, nicht ſelten dem kühnſten Idealismus leidenſchaftlich zugewandt und doch auch wieder keine Sicherheit für ſo viel Schönheit und Reiz. Ich ſelbſt will ſie bis gen Venedig geleiten und von dort ſoll ſie unter dem Schutz des guten Phlips die Alpen überſteigen. Gewiß werden meine Eltern das liebe Kind mit elterlicher Zärtlichkeit empfangen, wenn ich ihnen ſchreibe, wie das Alles ſo gekommen zwiſchen mir und ihm. Und zudem iſt ja Flora durch ihre Mutter bereits ein Mitglied unſerer Familie. Doch dieſes Alles iſt ganz und gar unnöthig, denn Flora wird und muß ſich überall die Herzen gewinnen, beſonders ſo edle, wie das meines Vaters, ſo liebevolle, wie das meiner Mutter. Und dann die Freude, das Entzücken, wenn ich nach ein paar kurzen Jahren in die Heimath kehre und die Braut mir entgegentritt auf der Schwelle des Vaterhauſes und die Mutter ſie in meine Arme legt und der würdige Vater unſern Bund ſegnet.

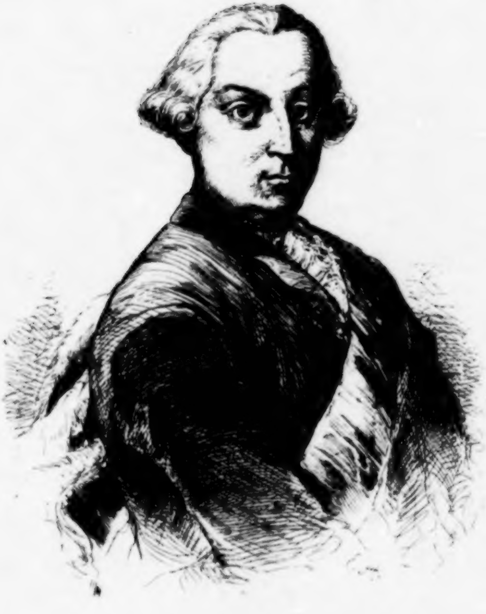
Dieſe Situation malte ſich Heinrich's Phantaſie bis in's Speciellſte aus, der Ueberſchwang ſeiner Empfindungen verkörperte ſich allmählig in Worte und — wen Eros berührt, ſagt Platon, der wird ein Poet — unwillkürlich quollen aus ſeiner Seele ein paar Strophen von Wiederſehen und Liebesglück.

bedächtig, zaudernd, hochfliegendſte Entwürfe mit unerbittlichſter Kritik zerſetzend, — ſo ſind die Schwaben.

Altwürtemberg war, wie Jedermann weiß, aus kleinen und dunkeln Anfängen allmälig zu einem Herzogthum des deutſchen Reiches erwachſen. Wenn der Reiſende heutzutage im Stuttgarter Bahnhof den Dampfwagen beſteigt, gelangt er auf dem ſüdöſtlichen Schienenweg längs des ſchönen Schloßparks binnen wenigen Minuten in einen Tunnel, welcher unter der königlichen Villa Roſenſtein durch den Hügel gebohrt iſt. Beim Hinausrollen aus dem finſteren Gewölbe auf die über den Strom geſpannte Brücke geht ein Landſchaftsbild von bezaubernder Anmuth vor ſeinen Blicken auf, das Neckarthal zwiſchen Cannſtadt und Eßlingen. Mittelpunkt und Krone des ganzen Bildes iſt der Rothe Berg, eine über dem Dorfe Untertürkheim aus dem reizenden Rebenhügelgelände vorſpringende Kuppe, von welcher ein tempelförmiges Gebäude thalwärts ſchaut. Es iſt das Mauſoleum einer ſchönen, klugen und guten Frau, der Königin Katharina, deren Andenken in Würtemberg zu den geſegnetſten gehört. An der Stelle, wo König Wilhelm der betrauerten Gemahlin dieſes Denkmal erbaut hat, ſtand früher die Stammburg des alten Dynaſtengeſchlechts der Herren zu Würtemberg und Beutelſpach. Im 12. und 13. Jahrhundert finden wir ſie als Grafen und vortretende Anhänger der Hohenſtaufen, von deren preisgegebener Hinterlaſſenſchaft ſie ſich dann einen reichen Antheil zu erwerben wußten. Der Hohenſtaufenberg ſelbſt bildete bis zu den großen Veränderungen, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts eintraten, Altwürtembergs Gränzmarke gegen die reichsſtädtiſchen und reichsritterſchaftlichen Gebiete in den oberen Thalſchaften der Rems und Fils. Nachdem am Ende des 15. Jahrhunderts durch den trefflichen Eberhard im Bart das Haus Würtemberg den Herzogshut überkommen hatte, wurde zur Reformationszeit das Land durch ſeinen im Exil nachdenklich gewordenen Herzog Ulrich zum Lutherthum hinübergeführt. Es blieb von da an ein Hauptſitz und eine Hauptſtütze des lutheriſchen Bekenntniſſes im ſüdweſtlichen Deutſchland. Hier, wie überall, war dieſes Bekenntniß im 17. Jahrhundert dogmatiſcher Erſtarrung verfallen und ſo konnte es bei dem ſchwäbiſchen Bedürfniß gemüthlicher Anregung nicht fehlen, daß beim Aufkommen des Pietismus viele Gemüther von der Landeskirche ſich abwandten und in allerlei Sektirerei religiöſe Befriedigung ſuchten. Mochte dieſe jedoch in orthodoxer oder in pietiſtiſcher Form geſucht werden, immerhin trug das Leben Altwürtembergs eine vorſchlagend religiöſe Färbung und das theologiſche Studium blieb von allen gelehrten Disciplinen die am meiſten gepflegte und geehrte.

Der verheerende Sturm des dreißigjährigen Krieges hat auch an Altwürtemberg ſeine volle Wuth ausgelaſſen. In dieſen ſchrecklichen Drangſalen ſanken 8 Städte, 45 Dörfer, 36,000 Häuſer in Aſche und verminderte ſich die Bevölkerung von 400,000 Köpfen auf 48,000. Noch hatte ſich das Land von den Nachwehen des ungeheuren Unglücks nicht erholt, als die Kriege Ludwig's XIV. neue Heimſuchungen brachten. Und das war noch nicht das Schlimmſte. Denn mit dem 18. Jahrhundert begann auch für Würtemberg die unheilvolle Wirkung, welche die Regierungs- und Hofhaltungsweiſe des genannten franzöſiſchen Autokraten auf Deutſchland übte, die Periode, wo jeder deutſche Fürſt ſein Verſailles und ſeine Monteſpan haben wollte, die Periode, welche unter der Ueberſchrift „die ſchweren Zeiten der Grävenitz“ ein düſterſtes Kapitel der Geſchichte von Altwürtemberg ausmacht. Damals fing die Franzöſirung der vornehmen Kreiſe in Tracht, Sitte, Bildung und Sprache an. Zu dem bis dahin herrſchend geweſenen, ſteiflutheriſchen, aber ehrbaren und patriarchaliſchen Ton des Lebens kam der ganze Wuſt franzöſiſcher Etikette, franzöſiſcher Geziertheit und — franzöſiſcher Sittenloſigkeit. Widerhaarigſtes ſtand da nebeneinander. Droben in den winkeligen Gaſſen der Univerſitätsſtadt Tübingen ſtiegen, mittelalterlich bemantelt, in ſteifſter Gravität lutheriſche Scholaſtiker umher; drunten durch die breiten, ſchnurgeraden Straßen von Ludwigsburg tänzelten in Alongeperücken und Bandroſenſchuhen Nachbilder der Verſailler Hofherren, von Stickereien ſtrotzend, von Bändern und Spitzen flatternd, biſamduftend, galante Arien aus italiſchen Opern trällernd.

Nachdem die Gewaltſamkeiten der Regierung von Eberhard Ludwig's Nachfolger Karl Alexander durch den plötzlichen Tod dieſes Fürſten — dem als tragiſches Nachſpiel die Hinrichtung ſeines verhaßten Miniſters, des „Jud Süß“ folgte — ein Ende gefunden, gelangte nach kurzem vormundſchaftlichen Interregnum Karl Eugen im Jahre 1744 als Sechszehnjähriger zum Regiment und das glühende Temperament des jungen Herzogs durchbrach bald die Schranken der weiſen Lehren über Regentenpflichten, welche er aus dem Munde Friedrich's des Großen zu vernehmen Gelegenheit gehabt hatte. Es war in dem jungen Fürſten Etwas von dem Stoffe zu einem großen Herrſcher, ja vielleicht für Altwürtemberg nur zu viel; denn es mag billig angenommen werden, daß er an der Spitze eines großen Staates ſeine unzweifelhaft bedeutenden Gaben zu wohlthätiger Entfaltung gebracht hätte, während er als Herzog von Würtemberg die erſte Hälfte ſeiner Regierungszeit an den Verſuch verlor, wenigſtens im Styl eines größten Monarchen von damals zu leben. Beſeelt von einem Machtgefühl, wie es ſouverainer nicht die Bruſt des vierzehnten Ludwig's geſchwellt hatte, wollte der Herzog gewiß nicht ein allbekanntes Wort des Bourbon parodiren, ſondern nur ſeine innerſte Ueberzeugung kundgeben, als er eines Tages dem Sprecher einer Bürgerdeputation von Tübingen, welcher beſcheiden an die Noth des Vaterlandes erinnert hatte, zuherrſchte: „Was Vaterland? Das Vaterland bin ich!“ Daß dieſes abſolute Machtbewußtſein mit der altwürtembergiſchen Verfaſſung ſchlecht ſich vertrug, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn aber geſagt werden muß, daß Karl in ſeinen Zerwürfniſſen mit der aus den Prälaten (Generalſuperintendenten) und den Abgeordneten der Städte beſtehenden Landesvertretung mit äußerſter Willkür dreinfuhr, ſo darf auch nicht verſchwiegen werden, daß dieſe „Landſchaft“ weit mehr nur eine oligarchiſche Familienkette als eine wirkliche Volksrepräſentation geweſen iſt. Wie ſtreng jedoch immer die



Geſchichte über Regiment und Lebensführung des Herzogs bis zum Jahre 1770 urtheilen mag und muß, gewiß iſt, daß es ſelten einen populäreren Fürſten gegeben hat, als er war und noch iſt. Ueberall, wohin man in Altwürtemberg den Fuß ſetzt, lebt das Andenken an Herzog Karl oder, landesmundartlich zu ſprechen, an „Karl Herzich“ im Volke fort. Er iſt dem Altwürtemberger, was der alte Fritz dem Altpreußen iſt, eine halbmythiſche Figur, der Held von hundert Anekdoten. Alle ſeine Irrthümer und Fehler, alles Gewaltſame und Verletzende, was er ſelbſt beging oder Höflinge, Soldaten und Beamte mit Herzen von Stein und Stirnen von Bronce, wie Montmartin und Rieger, Wittleder und Gegel, begehen ließ, alle Folgen ſeines Soldatenluxus und ſeiner Jagdluſt, ſeiner zügelloſen Sinnlichkeit und ſeiner Sucht, um jeden Preis zu glänzen, kurz, alle ſeine Ausſchreitungen ſind vergeſſen; aber von ſeiner Leutſeligkeit und Zugänglichkeit, von ſeiner ungemein geſchickten Art, ſich zu dem gemeinen Mann herabzulaſſen, von ſeinen Sentenzen und Scherzreden erzählt man ſich noch immer in den Kunkelſtuben. Zudem war er ein höchſt ſtattlicher Mann, deſſen feuriges Auge und männlich ſchönes Geſicht, deſſen körperliche Rüſtigkeit und frankes Auftreten der Menge imponirten, während ſeine Liebenswürdigkeit, wenn er liebenswürdig ſein wollte, feinſte Damen in Reifröcken und Stelzchenſchuhen und barfüßige Bauernmädchen gleichermaßen bezauberte.

Zur Zeit, von welcher hier die Rede iſt, war des Herzogs Hofhaltung die glänzendſte in Deutſchland und der herzogliche Bibliothekar Uriot hatte vermittelſt im umſtändlichſten Curialſtyl verfaßter Feſtbulletins („Déscriptions“) dafür zu ſorgen, daß Mit- und Nachwelt hierüber in keinem Zweifel ſein könne. Alles, was zum Hofe gehörte, war reich, prächtig, üppig. Zahllos die höhere und niedere Dienerſchaft: es wimmelte da von Marſchällen, Kammerherren, Jagdjunkern, Pagen, Lakaien, Heiduken, Mohren und Läufern. In mit Goldſtickerei bedeckten, mit koſtbarem Rauchwerk beſetzten Uniformen zogen die Leibjäger auf, paradirten die Leibhuſaren, thaten die

Leibtrabanten ihren Dienſt. Von einer zahlreichen Stalldienerſchaft wurden im herzoglichen Marſtall an ſechshundert Pferde edler Zucht verpflegt. Ein wohlgerüſtetes Waidgefolge begleitete mit engliſchen und däniſchen Meuten den Gebieter zu ſeinen Feſtinjagden, wobei Tauſende von Hirſchen, Wildſchweinen und anderem Gewild erlegt wurden. Alles betrieb der Fürſt in großem Maßſtab. So ſeine Bauluſt, ſo ſein Gefallen an Muſik, Oper und Ballet. Er hatte zu Architekten einen Leger, Bilfinger, Retti und De la Guevière, er baute das neue Schloß zu Stuttgart, das Seehaus, die Solitude, Hohenheim. Guibal malte die Decken der Prachtſchlöſſer, welche des Gebieters Wink plötzlich in Wald und Wildniß erſtehen ließ, — Aſyle ländlicher Zurückgezogenheit, wie er meinte, aber bald Sitze rauſchender Feſte. Eine Wolke vornehmer Gäſte erſchien dabei, Dutzende von Fürſten, Reichsgrafen und Edeldamen. Jagden, Bankette, hohes Spiel, „Wirthſchaften", venetianiſche Meſſen und Concerte füllten die Feſttage aus. Die Abende brachten theatraliſche Augenweide, Bälle, Illuminationen und Feuerwerke, welche Veroneſe, der „erſte Pyrotechniker Europa's", anfertigte. Das Opernhaus zu Ludwigsburg, nach damaligem Geſchmack im Innern mit Spiegelglas bekleidet, war das größte in Deutſchland. Künſtler von europäiſchem Rufe, mit Gewährung jeder Forderung aus Italien und Frankreich verſchrieben, waren da thätig. Jomelli führte den Taktſtock, Noverre leitete das Ballet, in welchem Veſtris auftrat, gnädig ſeine Zeit zwiſchen Paris und Stuttgart theilend. Aprile war Primuomo, die Maſi Primadonna, Nardini, Lolli und Teller ſpielten Geige, Rodolfi blies das Horn, Plas die Hoboe. Wenn in den Prunkopern Schlachtſzenen vorkamen, erſchienen vier- bis fünfhundert Figuranten und ganze Schwadronen mit beſchuhten Pferden auf der Bühne.

Abſeits von dieſem höfiſchen Glanz, in Kreiſen, welche mit den hauptſtädtiſchen nicht in allzunaher Berührung ſtanden, ging inzwiſchen die altwürtembergiſche Lebensführung ihren herkömmlich einfachen und genügſamen Gang. Frucht-, Obſt- und Weinbau bildeten die Nahrungsquellen der Bevölkerung. Induſtrie und Handel befanden ſich noch im Zuſtande ſchüchterner Anfänge und Verſuche. Die Stände waren auch im geſelligen Verkehre ſchroff getrennt, der durchſchnittlich arme und auf Hofdienſt angewieſene Adel vom Bürgerthum und dieſes von der Bauerſchaft. Das Beamtenthum — Altwürtemberg hieß das „Schreiberparadies“, über welchem ſich ein ſehr excluſiver „Verwandtſchaftshimmel“ wölbte — bildete eine Welt für ſich. Der barſche „Er-Styl“ und eine weitſchweifige, mit barbariſchen Latinismen geſpickte Kanzleiſprache bezeichneten die weite Kluft zwiſchen Regierenden und Regierten. Durchſchnittlich gering beſoldet, ſuchten ſich die öffentlichen Diener nicht ſelten durch Erlangung unrechtmäßiger Vortheile zu helfen. Die Landeskirche hielt ſich ſtreng innerhalb der Schranken lutheriſcher Rechtgläubigkeit und war in ein pedantiſches Tabellenweſen verſtrickt. Das ging mitunter bis zum abſolut Lächerlichen[1]). Unter dem Volke wucherte der Pietismus und verlieh ſeinem Daſein die Färbung düſterer Reſignation. Für den Volksunterricht war übrigens ſeit der Reformation in Würtemberg wenigſtens ſo viel geſchehen, daß auch auf dem Lande den Kindern die Möglichkeit offenſtand, etwas leſen, ſchreiben und rechnen zu lernen. Aber wie überall vor der großen Peſtalozzi'ſchen Reform, war auch hier das Volksſchulweſen ein todter Mechanismus[2]). In philologiſcher und theologiſcher Gelehrſamkeit hatten ſeit den Tagen des Reuchlin und Brenz die Würtemberger einen guten Ruf. Das Gymnasium illustre in Stuttgart, die lutheriſchen Kloſterſchulen im Lande und die Univerſität Tübingen erzogen Schaaren jener wohlbekannten „ſchwäbiſchen Magiſter“, welche als Informatoren in alle Welt gingen. Aber dieſes ganze altwürtembergiſch-gelehrte Weſen hatte etwas klöſterlich Enges, Befangenes, Gedrücktes, vermiſcht nicht ſelten mit einem Magiſterdünkel, welcher neuen Ideen den Zutritt nur deßhalb wehrte, weil ſie von auswärts kamen. Die aufſtrebende vaterländiſche Literatur brach ſich in Würtemberg nur ſchwer und langſam Bahn; denn in gelehrten Kreiſen wurde ſie lange als bloße Spielerei über die Achſel angeſehen, während von den höfiſchen Kreiſen aus die franzöſiſche Bildung gegen ſie reagirte. Allerdings gab es zu Herzog Karl's Zeiten auch in Würtemberg Gelehrte, welche ſich nicht damit begnügten, auf herkömmlichen Standpunkten theologiſche und juriſtiſche Quartanten zu ſchreiben, ſondern für die geiſtige Bewegung des Jahrhunderts ein offenes Auge und einen regen Sinn zeigten; allein wie ſich zu dieſer Bewegung die Entſcheidung gebenden Kreiſe verhielten, erhellt klar genug aus dem Umſtand, daß gerade die erleuchtetſten Geiſter, welche bis zum Ende des Jahrhunderts aus dem Lande hervorgingen, in der Heimat keine Stätte der Wirkſamkeit finden konnten.

So war, in flüchtigen Umriſſen gezeichnet, Altwürtemberg, als in einem unbedeutenden Landſtädtchen, unter dem Dach eines bürgerlichen Hauſes, das mehr den Namen einer Hütte verdiente, der größte Genius geboren wurde, welchen Schwaben dem Vaterlande gegeben hat.

Zweites Kapitel.

Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaſpar Schiller und Eliſabeth Dorothea Kodweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Oſtermontag. — Lorch. — Erſter Unterricht und erſte Freunde. — Die Reichsſtadt Schwäbiſch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Zilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation.

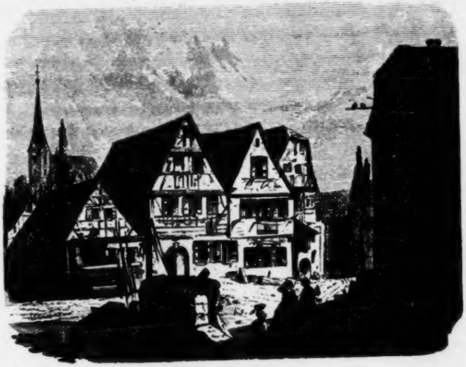
Eine ſtarke Wegſtunde unterhalb des Einfluſſes der Rems in den Neckar liegt am rechten Ufer deſſelben auf anſteigendem Boden das Städtchen Marbach. Die Landſchaft trägt ganz den früher berührten altwürtembergiſchen Charakter: ſie iſt weder großartig noch auch beſonders maleriſch, aber der ſtillgleitende Strom, das Wieſengrün der Thalſohle, die Rebenhügel mit den Obſtbaumgruppen dazwiſchen verleihen ihr idylliſche Anmuth. Marbach iſt ein ſo echtes und gerechtes ſchwäbiſches Landſtädtchen, wie es nur eines geben kann. Die während des 15. Jahrhunderts im gothiſchen Styl ſchön erbaute Alexanderskirche, Ueberreſte einer ſtarken Ringmauer und ein wohlerhaltener mittelalterlicher Thorthurm bezeugen, daß die Marbacher Commune in früherer Zeit Anläufe genommen habe, wie ſie ſeit den Kriegstrübſalen, welche im 17. Jahrhundert über den Ort ergingen, nicht mehr vorkamen. Was heutzutage die Städte zu Städten macht, die Theilnahme an der induſtriellen und commerdie er nach einer jener uralt ſchwäbiſchen Volksmelodien abſang, welche unter melancholiſchen Tonfällen die himmelhoch jauchzende Beſeligung eines liebenden Herzens bergen.

Alſo ſinnend und ſingend war er dem Gärtchen Flora's bis auf etwa tauſend Schritte nahegekommen, als er von dorther Rufe zu vernehmen glaubte, die ihm ſein Lied in der Kehle ſtocken machten. Und er täuſchte ſich nicht, denn vernehmlicher ſchlug jezt weiblicher Hülferuf an ſein Ohr und er unterſchied Flora's Stimme. Tödtliches Erſchrecken bannte ihn einen Augenblick regungslos, im nächſten aber flog er dahin, mit gezogenem Degen, alle Kräfte anſtrengend und lautaufſchreiend: „Ich komme, Flora, ich komme!“

Ach, er kam zu ſpät. Denn als er die Stelle, wo er damals zuerſt die Stimme der Geliebten gehört hatte, erreichte, ſah er Flora und ihre Duenna, denen man weite Mäntel über den Kopf geworfen, von zwei verlarvten Männern auf ihren Roſſen gehalten und eben ſchickten ſich dieſe Räuber an, mit ihrer Beute das Weite zu ſuchen. Heinrich ſah nur Flora und hörte nicht den ziſchelnden Laut:

ciellen Bewegung, fehlt dem durch die modernen Verkehrsmittel zur Seite geſchobenen Marbach. Es iſt ein ſogenanntes Bauernſtädtchen, d. h. die Mehrzahl ſeiner Bewohner beſchäftigt ſich mit Landwirthſchaft. Dem Fremden mag zunächſt die Menge der Wirthshausſchilder das Auffallendſte ſein. In der That, es iſt dafür geſorgt, daß ein guter Theil des in der Umgebung gebauten Weines und Ciders in der Stadt ſelbſt ausgeſchenkt werde.

Aber der Reiſende, welchen eine fromme Abſicht hergeführt, wird die langgeſtreckte Hauptgaſſe — ſie macht eigentlich das ganze Städtchen aus — raſch durchmeſſen. Er beugt in ſüdöſtlicher Richtung in eine gegen die Kirche hinführende Nebengaſſe aus und gelangt auf einen freien Platz, wo ein Rohrbrunnen ſteht. Hier ſieht er ſich einem kleinen Hauſe mit Riegelwänden gegenüber, unter deſſen linker Dachecke ein plumpes Bäckerſchild vorſpringt. Es ſtellt ſich recht arm und niedrig dar, dieſes Bäckerhäuschen, außen und innen. Ein kleiner verrauchter Vorplatz führt dich von der Hausthüre zu einigen

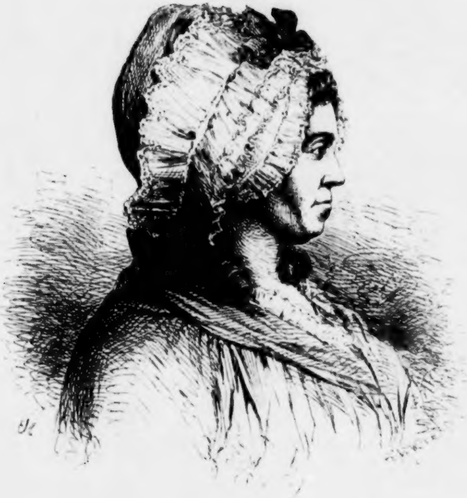


hölzernen Stufen, über welche hinweg du in die Stube gelangſt. Bänke laufen längs der Wände hin, ein großer Kachelofen und ein plumper Tiſch verengen den ohnehin knappen Raum. Die Stube ſieht ganz bäuriſch und gewöhnlich aus. Eine kleine ſchwarze Gipsbüſte in der Wandecke und ein kleiner Schrank mit etlichen Bänden, deren Titelſchild ein erlauchter Name ziert, erinnern dich nur ſchwach daran, daß du auf geweihtem Boden ſteheſt. Aber alledem zum Trotz und ſelbſt der widerwärtigen Störniß durch eine Unzahl ſummender Fliegen ungeachtet fühlſt du in dir eine Regung vom Cultus des Göttlichen im Menſchenleben.

Denn in dieſem Raume wurde am 10. November 1759 Friedrich Schiller geboren[3]). Dort in der Ofenecke, wo jetzt eine große Bäckermulde ſteht, ſtand einſt die Wiege des Dichters.

An den Umſtand, daß in Schiller's Geburtshaus noch jetzt das Bäckerhandwerk betrieben wird, knüpft ſich zwanglos die Bemerkung, daß der Dichter auf väterlicher und mütterlicher Seite Bäcker zu Vorfahren hatte. Sein Vater, Johann Kaſpar Schiller, geboren am 27. October 1723, war der Sohn des Bäckers und Schultheißen Johannes Schiller, welcher in dem großen, zwei Stunden nordwärts von dem alten Hohenſtaufenſtädtchen Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld wohnte, wohin des Dichters Urgroßvater von Großheppach im Remsthal gezogen war. Wenn auch nicht mit voller, ſo doch mit einiger Sicherheit läßt ſich Schiller's väterlicher Stammbaum bis in die Zeiten des Bauernkriegs hinauf verfolgen. In dem ſchönen, weinreichen Heimatthal mögen die Altvorderen des Dichters ſchon in den Tagen, wo der „arme Konrad“ gegen unerträglichen Feudaldruck die Fahne bäuerlicher Empörung erhob, ſchlichte und fleißige Winzer geweſen ſein. Johann Kaſpar Schiller verlor im Alter von zehn Jahren ſeinen Vater. Er wurde zu einem Chirurgen in die Lehre gethan, nahm, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Feldſcherer Dienſte in einem baieriſchen Huſarenregiment, mit welchem er in den Niederlanden den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg mitmachte, neben ſeinen wundärztlichen Pflichten gelegentlich auch die eines Unteroffiziers erfüllend. Nach dem Abſchluß des Friedens von Aachen 1748 in die Heimat zurückgekehrt, ließ er ſich in Marbach als Wundarzt nieder. Hier lernte er im Hauſe des Bäckers und Gaſtwirths zum Löwen, Georg Friedrich Kodweiß, deſſen Tochter Eliſabeth Dorothea kennen. Die Bekanntſchaft gedieh zu gegenſeitiger Neigung und im Jahre 1749 wurde das Paar Mann und Weib.

Des Sohnes Ruhm hat auch auf die Eltern einen verklärenden Schimmer zurückgeworfen; aber die poetiſche Ausſtaffirung, welche man ihnen anthat, hält vor einer näheren Unterſuchung nicht Stand. Johann Kaſpar und Eliſabeth Dorothea Schiller waren redliche, brave, gute Menſchen und auch nicht ohne geiſtige Strebſamkeit; allein das Bemühen, Andeutungen von Genialität in ihnen aufzuzeigen, iſt ein eitles. Der Chirurgus Schiller war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlproportionirt, rüſtig und lebhaft, verſtändigen Geſichtsausdruckes, etwas ſteifmilitäriſcher Haltung und nicht ohne einen Zug von Pedanterie um den Mund. Redlich bemüht, auch in ſpäteren Jahren noch die Lücken ſeiner Bildung möglichſt auszufüllen, entzog er ſich den Einwirkungen der aufkläreriſchen Tendenzen jener Zeit nicht, ohne darum im Weſentlichen den religiöſen Ueberzeugungen ſeiner Jugend untreu zu werden. Er hielt ſein Lebenlang mit Entſchiedenheit die Bräuche lutheriſcher Hausandacht feſt, aber er war auch einſichtsvoll genug, dem großen Sohne nicht mit engherzigen Bekehrungsverſuchen zur Laſt zu fallen. Ein Mann ſtrenger Ordnung und Pflichterfüllung, gewann er ſich das Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten und die Achtung ſeiner Untergebenen im hohen Grade. Es muß bei all der Feſtigkeit, womit er auf ſein hausväterliches Anſehen hielt, in ſeinem Gebahren etwas Tiefgemüthliches geweſen ſein; denn Gattin und Kinder bezeugten ihm bis zuletzt nicht allein tiefe Ehrerbietung, ſondern auch innigſte Liebe. Zuweilen ſcheint ſein vorwiegend praktiſches Naturell eines höheren Aufſchwungs fähig geweſen zu ſein und es wäre möglich, daß er in einer ſolchen Stunde wirk-



lich jenen Morgenpſalm in Reimen verfaßt hätte, welchen man ſpäter unter den Papieren ſeiner Gattin fand 4). Frau Eliſabeth Dorothea war bei ihrer Verheiratung ein ſchlankes Mädchen mit hochblonden, ins Röthliche ſpielenden Haaren. Ohne ſchön zu ſein, beſaß ſie eine edelgebildete Stirne, gewinnend milde Züge und ſeelenvolle Augen, deren Blick zu der lauteren Herzensgüte ſtimmte, welche in jungen und alten Tagen ihre Phyſionomie wohlthuend auszeichnete. Sanft und demüthig, hing ſie mit Zärtlichkeit an den Ihrigen, ertrug ſtillgefaßt die Prüfungen des Lebens und wartete ihrer Pflichten mit geräuſchloſem Fleiß. Sie war keine Empfindlerin oder Schwärmerin, auch keine Muſikerin oder gar Dichterin, zu was Allem eine übelberathene Pietät ſie hat machen wollen 5). Aber ihr religiöſes Gefühl war tief, und wenn ihre Bildung über das Maß der Kenntniſſe eines altwürtembergiſchen Bürgermädchens im Ganzen nicht hinwegragte, ſo wohnte ihr doch ein reger Sinn für die Natur, wie für das Schöne und Große in der Geſchichte inne. In ihren knappzugemeſſenen Mußeſtunden las ſie gerne, neben der Bibel die Gedichte von Gellert und Uz, auch Naturgeſchichtliches und mit beſonderer Vorliebe die Lebensbeſchreibungen großer Männer.

In Betracht der genügſamen bürgerlichen Verhältniſſe von damals begann der Hausſtand der Neuvermählten unter nicht ungünſtigen Umſtänden. Der Bräutigam hatte als Junggeſell ſparſam gelebt und der Marbacher Löwenwirth, welcher ſpäter verarmte, war zu jener Zeit noch ein Mann, der ſeiner Tochter Etwas mitgeben konnte. So brachten die jungen Eheleute ein Vermögen von ſiebenhundert Gulden zuſammen 6). Allein obgleich ihr Bund acht Jahre lang kinderlos blieb, mußte der Gatte bald bemerken, daß die Erträgniſſe ſeiner Barbierſtube und ſeiner wundärztlichen Praxis doch nur ein kümmerliches Auskommen boten. Gerade zur Zeit, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, ſcheint er ſich verlangender als bisher nach einer Aenderung und Beſſerung ſeiner Lage umgeſehen zu haben. Vielleicht auch ermunterte ihn das Beiſpiel ſeines Herzogs, den Krieg, wie dieſer in Form eines Subſidienvertrags mit Frankreich im Großen, ſo für ſeine Perſon und mit Einſetzen ſeiner Perſon im Kleinen zu einer Erwerbsquelle zu machen. Wahrſcheinlicher jedoch iſt, daß er es ſatt hatte, den Marbachern ihre Wochenbärte abzunehmen und den Marbacherinnen zur Ader zu laſſen. Genug, er nahm wieder Militärdienſte und erhielt ein Patent als Fähnrich und Adjutant im würtembergiſchen Regiment Prinz Louis. Während er ſich anſchickte, mit demſelben nach Böhmen zu rücken, gab Frau Eliſabeth Dorothea ihrem Eheherrn im September 1757 das erſte Kind, ein Töchterlein, welches den Namen Chriſtophine erhielt. Bekanntlich haben ſich der Herzog von Würtemberg und ſeine Soldaten im Kampfe gegen den alten Fritz, wie der große Preußenkönig an den Beiwachtfeuern ſchon damals hieß, nicht eben hervorgethan, außer etwa in dem, was in der neueren und neueſten Kriegsſprache euphemiſtiſch „Rückwärtsconcentriren“ genannt wird. Der Fähnrich Schiller indeſſen hatte Gelegenheit, ſeine vielfachen Gaben für ſeine Kameraden nutzbar zu machen, indem er neben dem Degen gelegentlich auch das chirurgiſche Beſteck führte und außerdem, wo es noththat, den Dienſt eines Feldkaplans verſah.

Es war im Spätherbſt 1759, als Schiller, zum Lieutenant im Romann'ſchen Infanterieregiment avancirt, in dem Uebungslager ſtand, welches, ſo lange die Soldatenluſt des Herzogs währte, zu dieſer Jahreszeit jedesmal auf dem Neckarplateau zwiſchen Ludwigsburg und Cannſtadt aufgeſchlagen war. Zufolge einer Ueberlieferung, welche anzuzweifeln kein Grund vorliegt, ſtattete Frau Eliſabeth von ihrem elterlichen Hauſe in Marbach aus ihrem Gatten einen Beſuch im Lager ab und wurde unter dem Dach ſeines Zeltes von den Vorwehen ihrer zweiten Niederkunft überfallen. Mit Noth konnte ſie noch die kurze Strecke ins Elternhaus zurücklegen und wurde hier am 10. November von einem Knaben entbunden[7]). Vielleicht dachte die Mutter lebhaft an jenen Lagerbeſuch zurück, als ſie ſpäter „Wallenſtein's Lager“ las.

Am 11. November 1759 wurde der Knabe getauft und zwar auf die Namen Johann Chriſtoph Friedrich. Er war ein zartes Kind, welches von den Kinderkrankheiten viel zu leiden hatte. Beſonders hart ſetzten ihm die Kinderkrämpfe zu, welche man in Schwaben mit dem Namen „Gichter“ bezeichnet. Wie gemüthlich, war der Junge auch körperlich mehr nach der Mutter als nach dem Vater geartet. Von Frau Eliſabeth hatte er den ſchlanken Körperbau, das röthlichblonde Haar, die breite Stirne und die ſanftblickenden Blauaugen, welche, in jungen Jahren oft krankhaft afficirt, ein gutmüthig-ſchelmiſches Blinzeln ſich angewöhnten. Die robuſte Geſundheit, das rüſtige Weſen des Vaters fehlte dem Kinde; aber es hatte von demſelben andere treffliche Anlagen überkommen, die ſich ſpäter zu ſchönſten Charaktereigenſchaften entwickelten.

Der kleine Fritz blieb mit der Mutter und Schweſter im großväterlichen Hauſe zu Marbach, bis nach Abſchluß des Hubertsburger Friedens (1763) der Vater nach Würtemberg zurückkam. Eine bleibende Stätte war aber der Familie Schiller noch nicht bereitet. Frau Eliſabeth mußte ihrem Gatten nach Cannſtadt folgen, wo er in Garniſon ſtand, und von da bei der Verlegung ſeines Regiments nach Ludwigsburg. Jetzt begann auch die väterliche Einwirkung auf den Knaben und zwar war dieſelbe nach der Sinnesweiſe des Vaters hauptſächlich eine religiöſe. Schweſter Chriſtophine, in ſchwäbiſcher Abkürzung Phinele, welche mit gränzenloſer Liebe an dem Bruder hing, hat, hochbetagt, aus dem Schacht ihres außerordentlich treuen Gedächtniſſes Erinnerungen heraufgeholt, wie ſich der kleine Fritz bei dem patriarchaliſchen Hausgottesdienſt der Familie benahm. Wenn der Vater, erzählt ſie, aus der Bibel vorlas oder die Morgen- und Abendgebete ſprach, „da war es ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergeſicht zu ſehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte, und die kleinen mit Inbrunſt gefalteten Hände gaben ihm das Anſehn eines Engelsköpfchens.“ Chriſtophine hat uns auch einen weiteren charakteriſtiſchen Zug aus ihren und ihres Bruders Kindertagen überliefert. Frau Eliſabeth pflegte die ſonntägliche Muße zu benutzen, um mit ihren Kindern von Ludwigsburg aus ins großväterliche Haus nach Marbach zu wandern. Auf einem ſolchen Gang an einem frühlingsmilden Oſtermontag erzählte die Mutter den Kindern die evangeliſche Geſchichte, wie ſich auf dem Wege der zwei Jünger nach Emmaus Jeſus zu ihnen geſellte. Während der Erzählung waren die Dreie auf den Gipfel der Anhöhe gelangt, wo der Weg ins Neckarthal abfällt, und, hingeriſſen von dem Zauber feiertäglicher Ruhe ringsher und wie inſpirirt von dem Hauche der Andacht, welcher aus dem evangeliſchen Berichte ſie anwehte, knieten Mutter und Kinder auf den Raſen nieder und beteten ſtill.

Im Jahre 1765 ward Herr Johann Kaſpar unter Verleihung des Hauptmannscharakters mit einer Miſſion betraut, welche gewiß ſeinen Wünſchen nicht ſehr entſprach. Er wurde commandirt, als Werboffizier nach der Reichsſtadt Schwäbiſch-Gmünd zu gehen, mit der Erlaubniß, in dem würtembergiſchen Gränzflecken Lorch zu wohnen. Der Hauptmann nahm ſeine Familie mit und ſchlug zu Lorch in der Herberge zur Sonne ſein Quartier auf. Das langgeſtreckte Dorf liegt anderthalb Stunden unterhalb der genannten Stadt an der Rems. Durch tiefgrünen Wieſengrund ſchlängelt ſich der Fluß. Tannenbewaldete Höhen ſchließen das Thal ein. Oſtwärts vor dem Dorfe windet ſich die Rems um den Fuß eines ſteilvorſpringenden Hügels, der auf ſeinem breiten Rücken das alte Kloſter Lorch trägt, welches mit vielem Anderen aus der hohenſtaufiſchen Verlaſſenſchaft an das Haus Würtemberg gekommen. Zur Zeit der Römerherrſchaft im ſüdlichen Deutſchland ſtand hier ein Caſtell, welches die Römerſtraße durch den Welzheimer Wald deckte. Die Hohenſtaufen begabten das Kloſter reichlich und machten die Kloſterkirche zu ihrer Familiengruft. Doch ruht keiner der großen Kaiſer und Könige des Hauſes in derſelben, wohl aber neben vielen Gliedern der Familie jene byzantiniſche Prinzeſſin Irene, Gemahlin des durch Otto von Wittelsbach ermordeten Königs Philipp, welcher der Schrecken und Gram über die Unthat das Herz brach. Auf der Nordſeite des im Bauernkrieg halbzerſtörten Kloſters breitet eine ungeheure, vielhundertjährige Linde ihre Aeſte aus. Von der ſüdlichen Ringmauer herab genießt man eines prächtigen Ausblickes auf das Remsthal und auf die kühngeformte Bergreihe des Albuch. Von dieſer zweigen ſich drei iſolirte Kalkſteinpyramiden ab, der Hohenſtuifen, der Hohenrechberg und der Hohenſtaufen, welche ſich auf der Hochebene zwiſchen Rems- und Filsthal wie die Winkelpunkte eines unregelmäßigen Dreiecks gegenüberſtehen. Es iſt ein zugleich heimelig und romantiſch gelegener Ort, dieſes Lorch, und mit ſeiner Natur, ſeinen ſagenhaften Ueberlieferungen und geſchichtlichen Erinnerungen wohlgeeignet, in jungen begabten Menſchen dichteriſche Stimmungen zu erregen. Wohl möglich daher, ſogar wahrſcheinlich, daß während ſeines Aufenthalts in Lorch den kleinen Fritz zum erſten Mal jene ebenſo vage als ſüße Träumerei und Traumbildnerei überkam, jener gaukelnde Inſtinkt des Schaffens und Geſtaltens, welcher zu Dichtern Geborene ſchon mit Knabenaugen die Welt anders anſehen lehrt, als gewöhnliche Menſchenkinder ſie ſehen.

In Lorch erhielt der Knabe den erſten regelmäßigen Unterricht und zwar durch den Pfarrer des Ortes, Philipp Ulrich Moſer, welcher der Hausfreund der Schiller'ſchen Familie wurde. Er hatte zum Mitſchüler den Sohn des Pfarrherrn, Chriſtoph Ferdinand Moſer, mit welchem und der Schweſter Chriſtophine er gemeinſam leſen, ſchreiben und die übrigen Anfangsgründe des Wiſſens lernte. Bald wurde auch zum Latein vorgeſchritten. Der Lehrer war eifrig und ſtreng, gewann ſich aber doch die Zuneigung ſeines von Haus aus an ernſte Zucht gewöhnten Zöglings. Was Fritzens Vorſchritte im Lernen betrifft, ſo waren es keine ungewöhnlichen. Er iſt überhaupt keines jener frühreifen Wunderkinder geweſen, deren ungeſunde Treibhausentwicklung nur in ſeltenſten Fällen die erregten Erwartungen erfüllt. Man weiß auch von keinen pikanten Einfällen und vorzeitigen Genie-

„ecco, l'amatore!“ der in dem Augenblick ſeines Erſcheinens hinter der Gartenmauer hervorkam. Hineilen, den Verlarvten, welcher Flora vor ſich auf dem Sattel hielt, mit einem gewaltigen Schwertſchlag vom Roſſe werfen und die ſchützende Hand nach der Geliebten auszuſtrecken, das war ſchneller gethan, als hier erzählt wird, aber im nämlichen Momente fühlte der Jüngling einen eiſigen Zuck in der rechten Hüfte, ſtürzte, nach vergeblichem Bemühen, ſich aufrecht zu erhalten — denn Michelotto's Stilett hatte ihn zu gut gefaßt — blutüberſtrömt zu Boden und mußte mit brechendem Auge ſehen, wie ein dritter Verlarvter, welcher ihn meuchlings getroffen, die vom Roſſe geſunkene Flora ergriff, ſie vor ſich in den Sattel zwängte und, ſeinem Spießgeſellen, der die vor Schreck regungsloſe Nina vor ſich hatte, winkend, dem Pferde die Sporen einſezte und, blitzſchnell durch Dick und Dünn ſprengend, ſüdwärts verſchwand, während der zweite Räuber ihm zu folgen ſich beeilte.

Als der ehrliche Philips, von dem ſchwachen Getöſe herbeigeſchreckt, einige Minuten ſpäter auf dem Platze erſchien, war alles ringsher ſtill, und blitzen aus ſeinen Kinderjahren oder, wo ſolche ein Biograph kritiklos dem andern nacherzählte, laſſen ſie ſich unſchwer auf die trübe Quelle Oemler'ſcher Phantaſie zurückführen. Unzweifelhaft wahr dagegen iſt die bekannte Erzählung Chriſtophine's, daß ihr kleiner Bruder ſchon frühzeitig das Bedürfniß fühlte, den Vorſtellungen, welche ihn bewegten, Worte zu verleihen, und bei der vorherrſchenden Richtung, welche die ſchwäbiſche Bildung damals zur Theologie hatte und zum Theil noch jetzt hat, ging es ganz natürlich zu, daß Fritzle von der Mutter oder Schweſter ſich eine ſchwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufſetzen ließ, auf einen Stuhl ſtieg und von dieſer Kanzel herab eine Predigt hielt. Wie Kinder zu thun pflegen, nahm er die Sache ſehr ernſt und wurde unwillig, wenn Jemand über ſeine Vorträge lachte. „Tiefer Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele.“ Allerdings, nur darf man dabei Zweierlei nicht vergeſſen: erſtlich, daß Schiller vermöge ſeiner ganzen Geiſtesanlage weit mehr dazu berufen war, ein Prediger für die Menſchheit als für die Kirche zu werden, und zweitens, daß die Symptome theologiſcher Neigungen in dem Knaben ſicherlich von der Mutter und wohl auch vom Vater genährt wurden, theils aus frommem Sinn theils in Berückſichtigung des Umſtandes, daß die im proteſtantiſchen Würtemberg beſtehenden Kloſterſchulen die Mittel boten, den Sohn ohne bedeutende Koſten zu einem geachteten Berufe heranzubilden.

Fritz hielt ſich fleißig zur Schule und Kirche und ſeine unbegränzte Herzensgüte gewann ihm die Liebe Aller, mit welchen er in Berührung kam. Das Leben im elterlichen Hauſe oder vielmehr Quartiere war einfach, ſparſam, ſelbſt dürftig, denn der Sold des Vaters blieb aus und die Familie mußte von den kleinen Erſparniſſen früherer Jahre zehren. Doch herrſchte Friede und Eintracht in dieſem genügſamen Kreiſe. Kam der Vater von ſeinen Geſchäftsgängen heim, ſo beſchäftigte er ſich viel mit den Kindern, erklärte ihnen die geſchichtlichen Denkmäler der Gegend, erzählte ihnen vom großen Friedrich und ſchilderte, was er ſelbſt vom Kriege und Lagerleben geſehen. Zu ihren Freiſtunden tummelten ſich die Geſchwiſter mit dem jungen Moſer in Feld und Wald und machten weite Gänge in die Berge. Zu den drei Spielgenoſſen hatte ſich noch ein vierter geſellt, der einige Jahre jüngere Karl Philipp Conz aus Lorch, welcher ſich ſpäter in ſeinem Heimatland als Philolog und Poet bekannt machte und ein treuer Freund Schiller's blieb. Waren die Kinder ſpielmüde, ſo ſaßen ſie wohl mitſammen droben unter der uralten Kloſterlinde, ſahen in die ſchöne Landſchaft hinaus, erzählten ſich Geſchichten und vertrauten einander, was ſie Alles im Leben werden und thun wollten 8).

Eindrücke und Anregungen ganz neuer Art mußte Fritz in der nahen Stadt Gmünd empfangen, wohin er mit Vater und Mutter nicht ſelten kam 9). Es gab hier für einen ſtreng im lutheriſchen Lehrbegriff erzogenen Knaben viel Ueberraſchendes zu ſehen und zu hören. Die alte Reichsſtadt, ſowie die an ihr kleines Gebiet angränzende Grafſchaft Rechberg waren im Gegenſatz zum würtemberger Land der alten Confeſſion zugethan geblieben. Die Gmünder galten ſogar weitum für ganz beſonders eifrige Katholiken. Die Stadt zählte nicht weniger als vier Mönchsklöſter und zwei Nonnenklöſter. Aber ihre Einwohner, durch eine blühende Gold- und Silberinduſtrie und einen ausgebreiteten Handel in behaglichen Umſtänden, waren nicht nur ſehr katholiſch, ſondern auch ſehr lebensluſtig. Daher begleitete ein ebenſo glänzender als heiterer Pomp die zahlreichen religiöſen Feſte. Auf dem freien Platz bei der ſchönen gothiſchen Kathedralkirche war zu Oſtern die weitläufige Myſterienbühne aufgeſchlagen, auf welcher nach mittelalterlichem Brauche die Paſſionsgeſchichte Chriſti tragirt wurde. Es iſt aber kaum anzunehmen, daß bei Anſchauung dieſes Myſterienſpiels der junge Schiller die erſten theatraliſchen Eindrücke erhalten habe, und zwar darum nicht, weil dem ſtrengen Vater ſolches Spiel wie eine Profanirung von Heiligſtem vorkommen und er deßhalb die Seinigen davon fernhalten mochte. Dagegen iſt ausgemacht, daß Fritzle und Phinele häufig nach dem ſogenannten Salvator oder Kalvarienberg bei Gmünd gingen, einem aus der katholiſchen Umgegend außerordentlich ſtark beſuchten Wallfahrtsort. Eine Reihe von halboffenen Kapellen, in welchen die Leidenshiſtorie Jeſu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargeſtellt iſt, zieht ſich die Anhöhe hinauf. Oben ſteht eine weitſchichtige, zum Theil in den lebendigen Fels gehauene Kirche. An gewiſſen Feſttagen war der Salvator, deſſen Höhe eine reizende Fernſicht gewährt, das Ziel ſtattlicher Prozeſſionen, welche ſich mit wehenden Fahnen, tönenden Hymnen und klingender Muſik den Berg hinaufbewegten. Droben wurde im Freien gepredigt und hierauf in einer offenen Halle, wo die am Altar dienende Prieſterſchaft der verſammelten Volksmaſſe ſichtbar war, ein ſolennes Hochamt celebrirt. Weihrauchwolken wirbelten empor, Orgelklänge antworteten dem Meßgeſang des Prieſters und die dichtgedrängte Menge ſank vor der erhobenen Monſtranz auf die Kniee. Ich glaube keiner Willkürlichkeit mich ſchuldig zu machen, wenn ich annehme, daß auf den Anblick dieſes Schauſpiels, deſſen der junge Schiller zu wiederholten Malen genoſſen haben mag, die Keime jenes äſthetiſchen Intereſſes für das Poetiſche im katholiſchen Cult, von welchem im Gang nach dem Eiſenhammer, in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans ſo beredte Beweiſe gegeben ſind, zurückzuführen ſein dürften.

Den Hauptmann drängte es inzwiſchen um ſo mehr, von ſeinem unergiebigen Poſten wegzukommen, als ſich ſeine Familie zu Anfang des Jahres 1766 wieder um ein Töchterlein, Luiſe, vermehrt hatte. Er war außerdem vielleicht der ganzen Soldaterei und jedenfalls des Werbgeſchäftes müde. Seine Herzensneigung ging auf die Landwirthſchaft und zwar ſpeziell auf die Obſtzucht, deren theoretiſche und praktiſche Seite er eifrigſt cultivirte. Hiezu erhielt er Gelegenheit, als ihn auf eine nachdrückliche Vorſtellung hin der Herzog 1768 endlich von Lorch abrief und zur Garniſon von Ludwigsburg commandirte. Der einförmige Garniſonsdienſt genügte dem Thätigkeitstrieb des Mannes nicht. Er miethete in der Umgebung der Stadt ein Stück Land und legte auf demſelben eine Baumſchule an, deren treffliches Gedeihen bald auch die Aufmerkſamkeit des Herzogs erregte, welcher bei allen ſeinen Fehlern doch ſchon damals ein Auge für Tüchtigkeit und Strebſamkeit hatte. Was den jungen Fritz angeht, ſo mochte er ſich nur ſchwer und ungern von dem ihm liebgewordenen Lorch trennen. Wenigſtens hat er in ſpäterer Zeit gern und oft an das vom Hohenſtaufen überragte Remsthal zurückgedacht. Auch ſeines dortigen Lehrers Moſer erinnerte er ſich mit dankbarer Pietät, wie das edle dem würdigen Paſtor in den Räubern aufgerichtete Denkmal bezeugt.

Zunächſt freilich mag das rauſchende Leben, welches ſich damals auf den breiten Straßen von Ludwigsburg entfaltete, die Erinnerung an das idylliſche Lorch in dem Knaben zurückgedrängt haben. Die Stadt war zu dieſer Zeit herzogliche Reſidenz, denn Karl hatte ſeine ewigen Händel mit der „Landſchaft", die in Stuttgart tagte, dieſe Hauptſtadt des Landes dadurch entgelten laſſen wollen, daß er ſeinen glänzenden Hof nach Ludwigsburg verlegte. Wir haben dieſen Glanz ſchon früher berührt und iſt alſo hier nur zu ſagen, daß die Szenen des Luxus und Prunkes, namentlich die phantaſtiſchen Aufzüge zur Carnevalszeit, die venetianiſchen Meſſen und dergleichen Schauſtellungen mehr, auf Fritzens lebhafte Phantaſie bedeutend gewirkt haben müſſen. Er ſah auch — bei welcher Gelegenheit, iſt nicht anzugeben — zum erſten Mal eine theatraliſche Darſtellung, eine jener italiſchen Prunkopern, welche mit der höchſten Verſchwendung von Decorations- und Maſchineriekünſten über die Bretter des prächtigen Opernhauſes gingen. Die Folgen blieben nicht aus. Der künftige Dramatiker regte ſich in dem heranwachſenden Knaben. Pläne zu Trauerſpielen gingen ihm durch den Kopf und auch zu Verſuchen zur Ausführung derſelben kam es, aber die Hauptſache blieb doch vorerſt eine ſpielende Nachahmung des Geſehenen. Mit Beihülfe der treuen Chriſtophine, welche ein hübſches Talent zum Zeichnen und Malen beſaß, wurde ein Theaterchen zuſammengepappt, wurden Figuren ausgeſchnitten und ſo ward ein leidliches Puppenſpiel zuwegegebracht, welches die Geſchwiſter mitſammen agirten, vor einem Kreiſe von leeren Stühlen, welche die Zuſchauerſchaft vorſtellen ſollten.

Damals muß Fritz auf den Straßen von Ludwigsburg oft einem Manne begegnet ſein, aus deſſen ſchwelgeriſch aufgedunſenem Geſicht unter einer prachtvollen Stirne hervor geiſtvolle Augen keck in die Welt blickten und der ſeinen modiſchen Anzug mit genialer Nachläſſigkeit trug. Das war Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, der Poet und Muſiker, welcher, nachdem er in dem Bergſtädtchen Geißlingen den Schulmeiſterbakel geführt und ein ehrſames Bürgermädchen geheiratet hatte, als Stadtorganiſt nach Ludwigsburg berufen worden war. Nicht zu ſeinem Glücke, denn das heiße Temperament des Mannes fand in der üppigen Reſidenz, wo ihn ſein Witz und ſeine poetiſchen und muſikaliſchen Gaben in den Kreiſen vornehmer und niedriger Lebemänner beliebt machten, Gelegenheit zu zügelloſer Entwicklung. Ludwigsburg war in jenen Tagen eine Stätte ſittlicher Verdorbenheit und die überwiegende Mehrzahl der dortigen Geſellſchaft illuſtrirte recht klärlich das goldene Dichterwort von den ſchlimmen Einflüſſen fürſtlicher Ausſchreitungen 10). Schubart ſchwamm luſtig mit dem Strome. Nicht genug, daß er das Trinken bis zum Exceß trieb, er hielt ſich auch eine Art von Maitreſſe. Einen ſchroffen Gegenſatz zu dem leichtſinnigen Organiſten bildete aber ſein Vorgeſetzter, der Special Zilling, ſeines Zelotismus halber vom Volke nur „der lutheriſche Pfaff“ genannt. Dieſer Zilling iſt eine recht typiſche Figur eines altwürtembergiſchen Hierarchen. Orthodox bis zur Bornirtheit, hielt er, wenigſtens nach unten, mit ſolcher Gravität auf ſeine geiſtliche Würde, daß ihm ſogar ſein leiblicher Bruder, welchen der Zufall zu ſeinem Küſter gemacht, den Kirchenrock nicht ohne tiefe Verbeugungen umhängen durfte. Zwiſchen ihm und Schubart mußte es natürlich bald zu heftigen Reibungen kommen. Der leichtfertige Lebenswandel des Organiſten bot dem Special begierig ergriffene Gelegenheit zu Denunciationen; allein er drang entſcheidenden Ortes erſt dann damit durch, als Schubart's unbezähmbarer Hang zu Spott und Satire über die Zilling'ſche Region hinaufgriff. Jetzt erhielt der Poet im Mai 1773 jenen Laufpaß, welcher eine ſo köſtliche Probe altwürtembergiſchen Kanzleiſtyls abgibt[11]), und begann ſofort ſeine publiziſtiſche Odyſſee, welche vier Jahre ſpäter in der Kerkerhöhle auf Hohenaſperg ein ſchreckliches Ende nehmen ſollte.

Bei der Ueberſiedelung der Eltern nach Ludwigsburg wurde Fritz ein Zögling der lateiniſchen Schule der Stadt, wo, da dieſelbe weſentlich eine Vorbereitungsanſtalt für die theologiſchen Kloſterſchulen war, hauptſächlich Latein, ſowie die Anfangsgründe des Griechiſchen und Hebräiſchen gelehrt wurden. Der Magiſter Johann Friedrich Jahn, unter deſſen Obhut Fritz hier kam, war weder mehr noch weniger Pedant als andere Magiſter von damals, und wenn er gerne vermittelſt des Stockes ſeinen Schülern „der großen Römer Weisheit auf den Rücken malte“[12]), ſo that er damit weder mehr noch weniger als andere Präceptoren auch. Gegen Oſtern 1769 mußte Fritz nach Stuttgart wandern, um dort das Landexamen zu beſtehen. „Landexamen“! furchtbares Wort, deſſen Furchtbarkeit in ihrem ganzen Umfang nur ein altwürtembergiſches Knabenherz ermeſſen kann. Die Einrichtung beſteht meines Wiſſens noch heute. Alljährlich müſſen die Zöglinge der niederen lateiniſchen Schulen, welche ſich der Theologie widmen wollen, nach Stuttgart kommen, um ſich von den Lehrern des dortigen Gymnaſiums prüfen zu laſſen, ob ſie der Aufnahme in die klöſterlichen „Seminarien“ würdig ſeien. Viermal, von 1769—72, hat der junge Schiller dieſe Prüfungen mit gutem Erfolg beſtanden. Er war ein fleißiger Schüler, ſchon um dem ſtrengen Vater genugzuthun. Nur mit der Religion haperte es, d. h. der mürriſche Präceptor konnte es gar nicht begreifen, daß, während er in der Schule mit der ganzen troſtloſen Trockenheit damaliger Katechetik dogmatiſche Langeweile trieb, der Fritz lieber unter der Bank heimlich geiſtliche Lieder von Luther und Gerhard las. Da wurde denn der Stock in Thätigkeit geſetzt und ohne Weiteres der Schluß gezogen, es habe „der Knabe noch gar keinen Sinn für Religion“. Charakteriſtiſch genug las Fritz zur nämlichen Zeit, wo dieſer Ausſpruch geſchah, gerade mit beſonderem Eifer die Pſalmen und die Viſionen und Orakel der Propheten. Von dem Genius, welcher in dem Knaben ſchlummerte, hat keiner ſeiner Ludwigsburger Lehrer auch nur die entfernteſte Ahnung gehabt und man kann es ihnen auch kaum verdenken, eben weil dieſer Genius noch ein ſchlummernder war. Fritz gehörte zwar zu den beſten Zöglingen der Schule und that ſich in den oberen Claſſen, wo Ovid, Virgil und Horaz „tractirt“ wurden, namentlich im Latein hervor. Aber es muß geſagt werden, daß die lateiniſchen Diſtichen, welche er da verfertigte, den übriggebliebenen Proben nach zu urtheilen, den künftigen Dichter nicht errathen ließen. Sie erheben ſich, ſowohl Inhalt als Form betreffend, durchaus nicht über das Niveau derartiger Schulexercitien. Lebhaft erhielt ſich unter ſeinen Schulkameraden die Erinnerung an ſeine Seelengüte und Liebenswürdigkeit. Die ſchwächeren ſeiner Mitſchüler appellirten nie vergeblich an ſeine Gutmüthigkeit, den ſtärkeren imponirte ſein furchtloſer Sinn.

Das Jahr 1770 entzog dem Knaben das Glück des Familienlebens. Herzog Karl glaubte nämlich mit Grund, in dem Hauptmann Schiller den rechten Mann gefunden zu haben, die Aufſicht über die umfangreichen Gärten und Baumpflanzungen zu führen, welche um das prächtige, in den Jahren 1763—67 erbaute Luſtſchloß, die „Solitude“, her angelegt worden. Dorthin wurde Herr Johann Kaſpar verſetzt, bezog in einem der zahlreichen Nebengebäude des Schloſſes eine Amtswohnung und verbrachte, ſpäter zum Rang eines Majors erhoben, in dieſer neuen Stellung ſeine ganze übrige Lebenszeit. Frau Eliſabeth gebar auf der Solitude 1777 ihr letztes Kind, Nanette oder, wie ſie in den Briefen der Familie heißt, Nane. Der Vater ſoll bis zu ſeinem Tode nicht weniger als 60,000 Baumſtämme gepflanzt haben. Auch trat er in ſeinem Fache als Schriftſteller auf, indem er 1795 das geſchätzte Buch „die Baumzucht im Großen“ herausgab. Fritz blieb, ſeinen Schulcurſus zu beendigen, in Ludwigsburg zurück und wurde beim Präceptor Jahn in Wohnung und Koſt gegeben. Das war ein ſchlimmer Tauſch und unter der Zuchtruthe des wohlmeinenden und in ſeiner Art tüchtigen, aber griesgrämigen und nachſichtsloſen Mannes verdüſterte ſich das muntere Weſen des Knaben. Es konnte nicht an „Colliſionen“ zwiſchen ihm und dem Präceptor fehlen. Zum Glück hatte er unter ſeinen Schulkameraden zwei Herzensfreunde gefunden, Friedrich Wilhelm von Hoven und Immanuel Gottlieb Elwert, bei denen er, wie ſie ſeine Knabenfreuden getheilt hatten, jetzt in ſeinen Knabenleiden Troſt fand. Aber noch tröſtlicher war es doch, wenn er ſich der geliebten Mutter mittheilen konnte, und wie ſehnſüchtig mag er ſtets dem Sonntag entgegengeharrt haben, wo er die ſchnurgerade, faſt drei Stunden lange Allee, welche von der Stadt zur Solitude führte, hinaufeilen durfte, um droben die Liebe zu finden, wie nur eine Mutter ſie geben kann.

Die gedrückte Stimmung, die ſich während ſeiner zwei letzten Ludwigsburger Schuljahre bei dem Knaben bemerklich machte, wurde gewiß eher vermehrt als gemindert durch den Umſtand, daß er bei dem leidigen Zionswächter Zilling den Vorbereitungsunterricht zur Confirmation ausſtehen mußte. Der Special hat ihn auch am 1. Maiſonntag 1772 eingeſegnet. Es wird uns erzählt, daß am Vorabend dieſes religiöſen Actes Schiller's erſtes Gedicht in deutſchen Reimen entſtanden ſei. Denn die Mutter ſei von der Solitude herabgekommen und habe ihren Fritz müßig auf der Straße ſchlendernd getroffen, ſtatt daß er daheim auf den morgigen Tag andächtig ſich geſammelt hätte. Sie warf ihm dieſe Gleichgültigkeit vor und, den Vorwurf zu entkräften, habe der Knabe ſeine Confirmandengefühle noch an demſelben Abend in einem lyriſchen Erguß ausgeſprochen. Die gute Frau Eliſabeth wurde dadurch ſicherlich beſänftigt, als aber der Sohn am folgenden Tage ſein Gedicht auch dem Vater zeigte, fragte ihn dieſer nur mit Lächeln: „Biſt du närriſch geworden, Fritz?“[13] Im

Herbſt ſollte er in eine der niederen Kloſterſchulen eintreten, um daſelbſt in mönchiſcher Tracht und Zucht einen mehrjährigen Vorbereitungscurſus zum theologiſchen Univerſitätsſtudium durchzumachen. Bei Annäherung des entſcheidenden Zeitpunktes verdoppelte Fritz ſeinen Fleiß. Ein ſtrenger Examinator gab ihm das Zeugniß, „er überſetze die in den Trivialſchulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechiſche neue Teſtament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe auch einen guten Anfang in der lateiniſchen Poeſie, doch ſeine Handſchrift ſei ſehr mittelmäßig.“ Der Knabe ſollte aber das zunächſt geſteckte Ziel ſeines Eifers nicht erreichen. Es war anders beſchloſſen.

Wie ſehr haben wir es zu beklagen, daß Schiller nie die nöthige Muße gefunden, uns mit eigener Hand den Entwicklungsgang ſeines Geiſtes zu zeichnen. Welch ein ganz anderes Bild würde uns dann ſchon ſeine Knabenzeit gewähren, über welche jetzt nur dürftige und abgeriſſene Notizen auf uns gekommen ſind. Der Dichter ſcheint in der That einmal mit dem Gedanken ſich getragen zu haben, ſeine Jugendgeſchichte ſelber zu ſchreiben. Es war in der Zeit ſtiller Befriedigung in den erſten Tagen ſeiner Ehe, als er ſeinen Vater bat, ihm Alles zu ſenden, was ſich unter deſſen Papieren von ſeinen früheſten Arbeiten etwa noch vorfinden möchte, weil ihn „dieſe Dinge jetzt intereſſirten und er ſie zur Geſchichte ſeines Geiſtes brauche.“ Der Vater intereſſirte ſich höchlich für den in dieſen Worten angedeuteten Vorſatz, welcher leider unausgeführt blieb[14]). Ein reizendes reichsſtädtiſches Idyll, liegt die Jugendgeſchichte Göthe's in „Wahrheit und Dichtung“ vor uns. Schillern ſollte es nicht ſo gut werden, eine ſolche Kinderzeit zu durchleben und ſie ſpäter in behaglicher Rückerinnerung mit künſtleriſcher Anmuth zu beſchreiben. Doch hier iſt noch nicht der Ort, hervorzuheben, wie ſehr ſeinem großen Freunde und Mitſtrebenden gegenüber Göthe ein Glücklicher genannt werden muß.

Drittes Kapitel.

Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte ſeiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürſtliche Beichte. — Schubart's Einkerkerung. — Geneſis der Karlsſchule. — Die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieſelbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Juriſt werden ſoll, ſeine Mitſchüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Medizin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauſpieler. — Poetiſche Verſuche und proſaiſche Hinderniſſe. — Ein gedruckter Erſtling. — Bekanntſchaft mit Rouſſeau, Oſſian und Shakſpeare. — Ein kaiſerlicher Beſuch. — Göthe in der Akademie.

Später als in vielen anderen deutſchen Ländern erfolgte in Altwürtemberg die Wendung von der gedankenloſen Willkürherrſchaft zu jener Regierungsweiſe, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „aufgeklärter Deſpotismus“ auftrat und als ſolcher in der Einleitung charakteriſirt worden iſt. Aber doch erfolgte auch hier dieſe Wendung. Der helle Verſtand, womit Herzog Karl begabt war, trat aus der vieljährigen Verdunkelung durch ein Leben voll Saus und Braus und die Schmeichlerkünſte ehrvergeſſener Menſchen er traf nur zwei Leichen, denn eine ſolche war der von Heinrich's Degen am Haupt getroffene Bandit und eine ſolche mußte ihm auch der Jüngling ſcheinen, der ſtarr und regungslos und todtenfahl in ſeinem Blute lag. Die Kniee des treuen Dieners wollten brechen, als er die Szene überſchaute, welche durch die Schatten der herangekommenen Dämmerung noch troſtloſer gemacht wurde. Eine Angſt, wie er ſie nie empfunden, durchbebte Philips; krampfhaft ſchluchzend warf er ſich neben ſeinen Herrn nieder, und wimmernd ſtieß er die Worte hervor: „Wehe mir und Fluch über mich, daß ich nicht an ſeiner Seite ſtand!“ während weit in der Ferne mählig verhallte des Blumenmädchens Schmerzensruf: „Heinrich! Heinrich!“

mehr und mehr hervor. Freilich war die Beſſerung keine plötzliche und konnte es auch nicht ſein. Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft, man tritt die Geſetze nicht ungeſtraft mit Füßen. Die augenblicklichen Aufwallungen und Launen der Willkür verhärten ſich gar zu leicht zu Gewohnheiten und das verfeſtigte Bewußtſein abſoluter Machtvollkommenheit wird nur ſchwer dazu gebracht, anzuerkennen, daß auch Andere Rechte haben. Indeſſen mußte der Herzog einſehen, daß in der bisherigen Weiſe nicht mehr fortzufahren ſei. Die Mittel waren ſchlechterdings nicht mehr zu erſchwingen. Und dann, wie ſehr auch die deutſche Reichsgewalt heruntergekommen war, in den Händen eines redlichen Mannes, wie Kaiſer Joſeph II. geweſen iſt, erwies ſie ſich doch noch immer „competent“ genug, zu entſcheiden, daß die Bewohner eines deutſchen Reichslandes doch nicht ſo ganz nur eine Schaar frohnender Knechte ſeien. Genug, die würtembergiſchen Stände hatten ihren Herzog gehäufter Verfaſſungsverletzungen halber beim Kaiſer verklagt und nach langem Hin- und Herziehen der Sache kam, unter preußiſcher Vermittelung, zwiſchen Karl und der „Landſchaft“ 1770 jener Ausſöhnungsvertrag zu Stande, welcher unter dem Namen „Erbvergleich“ in der Geſchichte Würtembergs bekannt iſt und demzufolge der Fürſt ſich verpflichtete, fortan nach Verfaſſung und Geſetz zu regieren, das Land der übermäßigen Belaſtung zu entheben und jene ſchreienden Mißbräuche abzuſtellen, welche die rächende Muſe in „Kabale und Liebe“ mit unauslöſchlichen Flammenzügen verzeichnet hat.

Der gute Wille Karl's mochte ein aufrichtiger ſein, denn die Zeit hatte das Feuer ſeiner Leidenſchaften gedämpft. Es fehlte auch, ihn nachdenklich zu ſtimmen, nicht an düſteren Erlebniſſen, wie z. B. ein ſolches die Gefahr war, durch die Hand der eigenen, an den Fürſten Anſelm von Th... vermählten Schweſter vergiftet zu werden. Aber die Gewohnheit war ſtark und man darf mit Grund bezweifeln, daß die Beſtimmungen des Erbvergleichs zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht um dieſe Zeit eine ſeltene Frau den heilſamſten

Einfluß auf den Herzog zu üben begonnen hätte. Man mag über das Verhältniß Franziska's von Hohenheim zu Karl unter dem Geſichtspunkt ſtrenger Moral urtheilen, wie man will, immer wird man zugeben müſſen, daß daſſelbe dem Land zum Heile geworden. Franziska, nicht ſo ſehr durch Schönheit als vielmehr durch Grazie in Haltung, Benehmen und Ausdrucksweiſe ausgezeichnet, war als armes Edelfräulein 1748 zu Adelmannsfelden bei Aalen geboren. Ihr Vater, ein Herr von Bernardin, hatte ſie mit einem buckligen, aber reichen Herrn von Leutrum verheiratet. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Herzog ſie bei einer Adelsreunion zu Pforzheim kennen lernte und einen ſo außerordentlichen Eindruck von ihr empfing, daß er auf der Stelle ſeine Maßregeln traf, um in den Beſitz der jungen Frau zu gelangen. Er ernannte den Herrn von Leutrum ſofort zu ſeinem Reiſemarſchall, was dieſem die Verpflichtung auferlegte, dem heimreiſenden Herzog vorauszueilen, während ſeine Gemahlin die Reiſe in der herzoglichen Kutſche machte. Dieſe hielt vor dem Luſtſchloß La Favorite im Ludwigsburger Parke, wo ſich der Herzog mit der Dame verſtändigte. Einer munteren Sage zufolge, die, wahr oder erfunden, jedenfalls das Hofleben von damals kennzeichnet, habe ſich der Herr Reiſemarſchall, während drunten in der Favorite ſeine Frau die Favorite Karl's ward, droben im Stadtſchloß im Gefühl ſeiner neuen Würde gebläht, ohne ſich das Flüſtern und Lächeln der Hofleute deuten zu können. Weil aber ſeine Anweſenheit unbequem geworden, habe ein gewiegter Kammerherr auf einen Wink Sereniſſimi dem Herrn Reiſemarſchall die erſtaunliche Neuigkeit mitgetheilt, es ſei in der Reſidenz ein ſeltenſtes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, das auf der Herreiſe plötzlich in einen Hirſch von ſechszehn Enden ſich verwandelt hätte. Da endlich habe der arme Mann gemerkt, welche Stunde die Glocke geſchlagen, und ſei, ohne die entführte Gemahlin zu reclamiren, auf ſeine Güter abgereiſt.

In Franziska gewann der Herzog nicht allein eine Geliebte, ſondern auch eine Freundin, die es verſtand, ihren Liebhaber, wenn nicht ganz, ſo doch großen Theils auf eine beſſere Bahn zu lenken. Ihr vorzugsweiſe iſt die Umwandlung des Fürſten zuzuſchreiben. Die verfaſſungsmäßige Regierung wurde jetzt wenigſtens annähernd eine Wahrheit. Die gröblichſten Uebelthäter und Quäler, wie Montmartin und Wittleder, erhielten ihre Entlaſſung und es wurden mit Eifer und Kenntniß vom Herzog Anſtalten getroffen, dem erſchöpften Lande aufzuhelfen. So durch Minderung des zerſtöreriſchen Wildſtandes, durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft, Veredlung des Weinbaus, Anlegung von Straßen und Wegen, Einführung einer Forſtpolizei, Abſtellung der koſtſpieligen Soldatenpracht, Unterſtützung von Gewerben und neuen Induſtriezweigen. Franziska, den rauſchenden Vergnügungen abgeneigt, insgeheim von einem brennenden Schamgefühl gequält, daß ſie im beſten Falle doch nur einen tiefſinnig Shakſpeare'ſchen Spruch beſtätige13), und deßhalb die Zurückgezogenheit ſuchend, wußte auch dem Herzog Geſchmack an ländlicher Stille beizubringen. So wurde jetzt das Schloß Hohenheim Hauptreſidenz Karl's. Er hatte es 1768 zu bauen angefangen, auf der Hochebene zwiſchen Stuttgart und Echterdingen, wo Angeſichts der Bergſpitzen der ſchwäbiſchen Alp der Garbenhof geſtanden. Anfangs war es nur auf den Bau eines Landhauſes abgeſehen geweſen, aber es ging auch hier, wie es mit der Solitude gegangen war. Hohenheim wurde ein Prachtpalaſt, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen mit all den bizarren Spielereien der Horticultur von damals. Aber das buntſchimmernde Getümmel von Höflingen, Gäſten, Künſtlern und Soldaten, welches vormals die Wälder der Solitude mit Feſtgeräuſch erfüllt hatte, zog nicht mit in Hohenheim ein. Der Herzog lebte hier nicht ſo faſt auf fürſtlichem, als vielmehr auf dem Fuß eines wohlhabenden Gutsbeſitzers. Daher verödete Ludwigsburg, die Solitude entſprach jetzt mehr und mehr ihrem Namen und aus Stuttgart verſchwanden die vornehmen Paraſiten, die italiſchen Trillerſchläger und Tänzerinnen, die franzöſiſchen Virtuoſen und Actricen. Franziska lehrte den Herzog zum erſten Mal in ſeinem Leben das Glück der Häuslichkeit kennen und er erwies ſich dankbar dafür. Er ließ die Freundin, ſein „Franzele“, durch den kaiſerlichen Hof zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen, vermählte ſich nach dem Tode ſeiner Gemahlin mit ihr (1786) und erhob ſie zuletzt förmlich zur Herzogin.

Unter dem ſanften, aber dauernden Hausregiment dieſer Frau ſcheint den alternden Fürſten beim Rückblick auf die Vergangenheit zuweilen eine Empfindung von Scham und Reue angewandelt zu haben. Hieraus erklärt ſich die Entſtehung jenes höchſt eigenthümlichen Actenſtückes, welches Karl 1778 ausgeben ließ, damit es am 11. Februar, ſeinem fünfzigſten Geburtstag, von allen Kanzeln des Landes verleſen werde. Es war ein förmliches Sündenbekenntniß mit angehängter Reuebezeugung und dem ſchließlichen Verſprechen an ſeine Unterthanen, daß „die Zukunft von nun an von ihm einzig zum Wohle derſelben verwendet werden ſolle, ſo daß ſie in ihrem Landesherren ſtets einen ſorgenden, treuen Vater würden verehren können.“ So ganz ſtreng und ſtricte wurde dieſes feierliche Gelöbniß freilich nicht erfüllt. Es fehlte auch in der zweiten Hälfte von Karl's Regierung nicht an ſtarkem Mißbrauch der Gewalt. Selbſt von der früher im weiteſten Umfange betriebenen Seelenver — mietherei konnte er nicht ganz abſtehen und noch im Jahre 1786 wurden tauſend Mann würtembergiſcher Soldaten an die Holländer zum Dienſt in den Colonien „überlaſſen“. Auch die an dem unglücklichen Schubart, der nicht einmal ein Unterthan des Herzogs war, mit Anwendung ſchnöder Liſt verübte Rache gehört hieher. Dieſer Streich fand gerade ein Jahr vor Veröffentlichung des erwähnten Sündenbekenntniſſes ſtatt und Karl's Zerknirſchung ging keineswegs ſo weit, das ſchreiende Unrecht ſofort gutzumachen. Schubart wurde von Ulm weg, wo er in reichsſtädtiſcher Sicherheit ſeine „Deutſche Chronik“ ſchrieb, in den letzten Tagen des Januar 1777 durch einen würtembergiſchen Beamten nach Blaubeuren gelockt, dort gefangen genommen und auf den Aſperg geſchleppt, wo er zehn volle Jahre ohne

Verhör und Urtheil ſchmachtete. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu ſagen, warum dieſer Frevel an ihm begangen werde; zweifelsohne aber geſchah es aus Rache, denn Schubart hatte ſich in ſeiner Zeitſchrift und mehr noch am Wirthshaustiſche mißfällige Anſpielungen auf den Herzog erlaubt. Der Herzog war ſelber auf den Aſperg gekommen, um der Einkerkerung des unglücklichen Mannes zuzuſehen16). Franziska war mit ihm und dieſer Umſtand heftet einen dunkeln Makel an den Charakter derſelben. Die ſonſt ſo gutmüthige Frau ſcheint nicht die Kraft gehabt zu haben, zu vergeſſen, daß der arme Poet beim Weinglas nicht eben erbauliche Witze über ihr Verhältniß zum Herzog losgelaſſen und ihr den Spottnamen „Donna Schmergalina" geſchöpft hatte.

Karl konnte nicht ſtillſitzen. In dem Grade, in welchem ſeine Genußſucht nachließ, wuchs ſein Thätigkeitstrieb. Auch jetzt noch ſollte und mußte von ihm geſprochen werden, aber nicht mehr um ſolcher Großthaten willen, wie ſie Uriot vordem in die Welt hinausposaunt hatte. Eine Liebhaberei mußte er haben, er mußte ein Steckenpferd tummeln und man könnte glauben, daß ein bloßer Zufall ihm gerade das pädagogiſche untergelegt habe, wüßte man nicht, daß die Erziehungsluſt mit zur Signatur der Zeit gehörte. Rouſſeau's „Emile" war 1762 erſchienen und hatte ſeine epochemachende Wirkung auch auf Deutſchland ausgedehnt. Es iſt freilich entſchieden zu verneinen, daß die pädagogiſche Liebhaberei des Herzogs direct auf Rouſſeau zurückzuführen ſei. Eine ſo autokratiſche Natur, wie die Karl's, mußte ſich, ganz wie die Friedrich's des Großen, von dem Demokratismus des berühmten Genfers nicht angezogen, ſondern abgeſtoßen fühlen. Aber der pädagogiſche Trieb lag einmal in der Luft, er machte einen weſentlichen Theil des aufgeklärten Deſpotismus aus und traf außerdem bei Karl mit einer bedeutſamen Wendung ſeines Lebens zuſammen. Es war ſeine Art, was er angriff, mit leidenſchaftlichem Eifer anzugreifen und geringfügige Anfänge raſch zu großartigen Veranſtaltungen zu erweitern.

Die ſchulmeiſterliche Färbung ſeines Weſens wurde binnen kurzer Zeit eine ſo prononcirte, daß ſie den Spott herausforderte. Aber als Schubart ſeinen bekannten Witzpfeil auf den Herzog abſchoß[17], da hätte er ſich wohl nicht träumen laſſen, daß der Verſpottete zehn Jahre hindurch ſeine pädagogiſche Zuchtruthe über ihm ſchwingen würde. Es ſieht nämlich ganz ſo aus, als wäre die Gefangenhaltung des Dichters, wennſchon zunächſt vom Rachegefühl eingegeben, von dem Herzog wie ein pädagogiſches Experiment betrachtet worden. Das Experiment blieb denn auch nicht erfolglos: die Kerkerſchule auf dem Aſperg knickte den hochſtrebenden Geiſt Schubart's und machte den Mann zum Heuchler und Hofpoeten. In Wieland's Agathon hat man ebenfalls ſatiriſche Anſpielungen auf den Schulmeiſtertic Karl's gefunden, aber Wieland entging wenigſtens dem Unglück, mit demſelben nähere Bekanntſchaft zu machen[18]. Im Uebrigen iſt es ſelbſtverſtändlich, daß der eitle oder komiſche Anſtrich, welchen des Herzogs pädagogiſcher Eifer nicht ſelten zeigte, uns nicht abhalten darf, anzuerkennen, daß Karl mit ganzer Seele bei der Sache war und daß er durch Gründung einer Anſtalt, aus welcher eine ganze Reihe ausgezeichneter und ausgezeichnetſter Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie treffliche Generale und Staatsmänner hervorgegangen ſind, Deutſchland und der Welt einen großen Dienſt erwieſen hat.

Die Anfänge dieſer Anſtalt waren ſo, daß nicht zu vermuthen ſtand, es würde ſich daraus die berühmte Militär-Akademie entwickeln, welche, zur Zeit ihrer Blüthe mit Zöglingen aus der Heimat und Fremde angefüllt, endlich durch kaiſerliches Diplom (datirt vom 22. Dezember 1781) förmlich zur Hochſchule erhoben wurde und zwar unter dem offiziellen Titel: „Die Hohe Karlsſchule“ oder „Karls-Hohe-Schule“[19]. Der Herzog hatte 1770 auf der Solitude unter dem Namen „Militäriſches Waiſenhaus“ ein Erziehungs- und Wohlthätigkeitsinſtitut geſtiftet, beſtimmt, arme Soldatenkinder aufzunehmen und dieſelben zum Dienſt in den herzoglichen Gärten und bei den herzoglichen Bauten heranzubilden. Die Leitung hatte der Hauptmann Seeger, ein wohlmeinender Mann, deſſen Ein- und Umſicht aber mit militäriſcher Pedanterei ſtark verquickt war. Im Februar 1771 erhielt das Waiſenhaus den Namen „Militär-Pflanzſchule“ und zugleich ein erweitertes Reglement, wonach in dieſer Anſtalt nicht nur Soldatenſöhne zu Handwerkern und „Artiſten“, ſondern auch „junge Cavaliers- und Offiziers-Knaben zu künftigen Miniſterial-, Hof- und Kriegsdienſten gebildet werden ſollten.“ Demzufolge wurde das Lehr- und Aufſichtsperſonal bedeutend vermehrt, es wurden Profeſſoren für wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Disciplinen, ſowie Fechtmeiſter, Stallmeiſter, Tanzlehrer und Exerciermeiſter angeſtellt. Schon 1771 zählte das Inſtitut 361 Zöglinge, welche in 18 Zimmer und Säle „einrangirt“ waren.

In dieſe militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude trat zu Anfang des Jahres 1773 der vierzehnjährige Friedrich Schiller als Zögling ein, angethan mit „einem blauen Röcklein nebſt Camiſol ohne Ermel“, im Beſitze von fünfzehn Schulbüchern und einer Baarſchaft von 43 Kreuzern. Er kam nicht freiwillig. Der Herzog, begierig, ſeine Pflanzſchule möglichſt raſch mit Pflänzlingen zu füllen, hatte in den Schulen Nachfragen nach fähigen Offiziersſöhnen anſtellen laſſen. Fritz wurde ihm als ein ſolcher bezeichnet und der Fürſt machte dem Hauptmann den, wie er meinte, höchſt gnädigen Vorſchlag, deſſen Sohn in der Pflanzſchule koſtenfrei unterrichten und erziehen zu laſſen. Dieſe Gnade war ein Befehl: hing doch die ganze Exiſtenz der Schiller'ſchen Familie unbedingt von dem Herzog ab. Damals mögen viele bittere Thränen aus Frau Eliſabeth's Augen gefloſſen ſein; denn ſie mußte ihren Herzenswunſch, den geliebten Sohn dereinſt auf der Kanzel zu ſehen, einem Willen opfern, welcher keinen Widerſpruch duldete. Daß Fritz ſelber den Eingriff in ſeinen Lebensplan ſchmerzlich empfand, iſt gewiß; doppelt ſchmerzlich deßhalb, weil dadurch die Lieblingshoffnung der heißgeliebten Mutter ſcheitern ging. Herr Johann Kaſpar, der ſich ebenfalls gewöhnt hatte, in ſeinem Sohne den künftigen Geiſtlichen zu erblicken, mochte ſich im Stillen grämen; aber den Seinigen zeigte er ein ſtrenges Geſicht und ſprach davon, daß es eines Offiziers „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" ſei, die Ordre ſeines Kriegsherrn zu pariren. Alſo keine Winkelzüge, kein Geſeufze, kein Gegreine! Was ſein muß, muß ſein, und zudem, Sereniſſimus meint es ja ſo gut mit dem Jungen!... Es iſt der Fluch der Willkür, daß ſie ſelbſt da, wo ſie wohlthun will, Schmerzen bereitet. Einigen Troſt mochte der betrübten Mutter der Umſtand gewähren, daß ihr Fritz, welcher — ſo wollte es der Herzog — ſtatt eines Predigers ein Juriſt werden ſollte, zunächſt in ihrer Nähe, im Umkreiſe der Solitude lebte.

Verfolgt man die vom Rothenbildthor Stuttgarts aus den Haſenberg hinanführende Straße, ſo empfängt Einen auf der Höhe ein Buchenwald, durch welchen hin man binnen einer Stunde bequem dem berühmten Luſtſchloß zuſchlendert. Es ſteht mit ſeinem Treppenvorbau und ſeiner ſchönen Kuppel jetzt recht ſtill an dem Bergabhang, von welchem man über das weite Blachfeld hinweg zum Aſperg hinüberſieht. Nur Sonntags wird die herrſchende Stille durch ſtädtiſche Beſucher für ein paar Stunden unterbrochen. Von den zahlreichen Nebengebäuden des Schloſſes exiſtiren nur noch wenige. Auch die Militär-Akademie — denn dieſen Namen erhielt die Pflanzſchule ſchon 1773 — iſt verſchwunden. Ebenſo die Wunder damaliger Gartenkünſte. Spuren derſelben triffſt du noch überall bei einer Wanderung durch die Umgebungen des Schloſſes, und wenn du dich endlich ermüdet auf einer Raſenbank in einem verwilderten Boskett niederläſſeſt, haſt du vielleicht eine Stelle betreten, wo vor Zeiten Friedrich Schiller ſein vierzehnjährig Herz in den Entzückungen des Klopſtock'ſchen Meſſias badete. Denn Klopſtock war der große Liebling des werdenden Jünglings und der erhabene Idealismus dieſes Dichters hat unſtreitig auf ſeinen jungen Verehrer bedeutſame Wirkung gethan. Aber die Gelegenheit, auf einſamen Spaziergängen oder etwa in Geſellſchaft ſeines Jugendkameraden Hoven, mit welchem Fritz in der Pflanzſchule wieder zuſammengetroffen, ſolchen poetiſchen Genüſſen zu fröhnen, war keine häufige. Der Herr Major von Seeger, welcher dem Inſtitut als Intendant vorgeſetzt war, hielt ſtreng auf das Reglement, das mit militäriſcher Pünktlichkeit eine Tagesordnung feſtſetzte, welche für Allotria, wozu die vaterländiſche Literatur gerechnet wurde, nur ſpärlichſten Raum ließ. Fritz hatte genug zu thun, ſeine Vorbereitungsſtudien zur Jurisprudenz vorſchriftsmäßig zu treiben. Er vervollkommte ſich im Latein und beim Stiftungsfeſt der Akademie am 14. Dezember 1773 erhielt er den erſten Preis in der griechiſchen Sprache, eine ſilberne Medaille mit dem Bilde des Herzogs, welcher ſo recht con amore ſein pädagogiſches Steckenpferd ritt. Er war faſt täglich in der Akademie, wohnte den Lectionen und Prüfungen an, verkehrte traulich mit den Zöglingen, nannte ſie ſeine Söhne, und wenn er mit ſeiner „Franzel“ nach Stuttgart hinabfuhr, ſah man die herzogliche Kutſche nicht ſelten außen und innen mit Pflanzſchülern vollgepfropft, welche zur Belohnung guter Aufführung dieſe Fahrten mitmachen durften.

Gewöhnliche Geiſter konnten einen ſo väterlich geübten Zwang, welcher übrigens auch häufig zum Stocke griff und mit verletzenden Strafmaßregeln dreinfuhr, unſchwer ſich gefallen laſſen und in den Geleiſen reglementariſcher Studien gemächlich fortſchlendern. Ebenſo natürlich aber iſt es, daß ein Jüngling, in welchem der Genius ſich zu regen begann, nur widerwillig in eine Exiſtenz ſich fand, welche zugleich die einer Kaſerne und eines Kloſters war. Wir wiſſen daher von bitteren Klagen, welche der junge Schiller in Briefen an Jugendfreunde ausſtieß, die mit der größten Heimlichkeit geſchrieben und an ihre Adreſſen geſchmuggelt werden mußten. Doch waren ſolche trübe Stimmungen vorerſt mehr nur vorübergehende als bleibende und es hatte ſich des vulkaniſchen Feuers noch nicht genug in der Bruſt des Jünglings angeſammelt, um ſchon jetzt auszubrechen. Wir beſitzen ein merkwürdiges Document, aus welchem erſichtlich iſt, in welchem

Lichte Schiller während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in der Akademie ſeinen Mitſchülern erſchien. Es war nämlich vom Herzog angeordnet worden, daß die Zöglinge von Zeit zu Zeit Aufſätze an ihn einliefern ſollten, in welchen ſie ſich ſelbſt und ihre Mitzöglinge ſchilderten. Eine Zuſammenſtellung der Aeußerungen von 47 Akademiſten über Schiller ergab in der Hauptſache folgendes Reſultat: — „Schiller iſt faſt in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch beſonders Beider Neigung auf die Poeſie, und zwar bei Schiller auf die tragiſche. Iſt ſehr lebhaft und luſtig, hat gar viel Einbildungskraft und Verſtand; iſt ſehr beſcheiden, ſchüchtern, ſehr freundlich und mehr in ſich ſelbſt vergnügt, als äußerlich, lieſt beſtändig Gedichte. Seiner Kränklichkeit iſt es zuzuſchreiben, daß er ſich in den Wiſſenſchaften nicht ſo ſehr, wie Andere, hat hervorthun können. Gegen ſeine Vorgeſetzten iſt er ehrfurchtsvoll. Legt ſich auf Rechtsgelehrſamkeit. Sehr dienſtfertig, freundſchaftlich und dankbar, ſehr aufgeweckt und ſehr fleißig. Iſt gewiß ein guter Chriſt, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poeſie. Iſt zwar nicht ganz mit ſich ſelbſt, aber doch vollkommen mit ſeinem Schickſal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet ſeine Gaben nicht gut an 20).“

Man ſieht, dieſes Bild iſt ein ziemlich ſchwankendes. Aber drei Züge treten an demſelben mit Beſtimmtheit hervor: der gute Charakter des Jünglings, dann ſeine Kränklichkeit, welche, ach, die Qual ſeines ganzen Lebens werden ſollte, und endlich der dichteriſche Inſtinkt, welcher ſich noch während des Aufenthalts auf der Solitude mehr und mehr zum Bewußtſein heraufbildete. Freilich äußerte ſich der poetiſche Drang Schiller's zunächſt mehr nur empfangend und nachbildend denn ſchöpferiſch. Klopſtock's Meſſias gab ihm den Gedanken ein, Moſes zum Helden eines religiöſen Epos zu wählen, die düſtere Tragik von Gerſtenberg's Ugolino, welchen er ſchon 1773 kennen lernte, regte ihn an, ein Trauerſpiel, der Student von Naſſau, zu verſuchen, und Leiſewitz's Julius von Tarent begeiſterte ihn zu einer Nachahmung, welche den Titel Cosmus (oder Julian?)

XI.

Sein Lebensglück iſt ihm verweht zur Sage,
Die er ſich ſelbſt erzählt; ſie klingt ſo traurig.

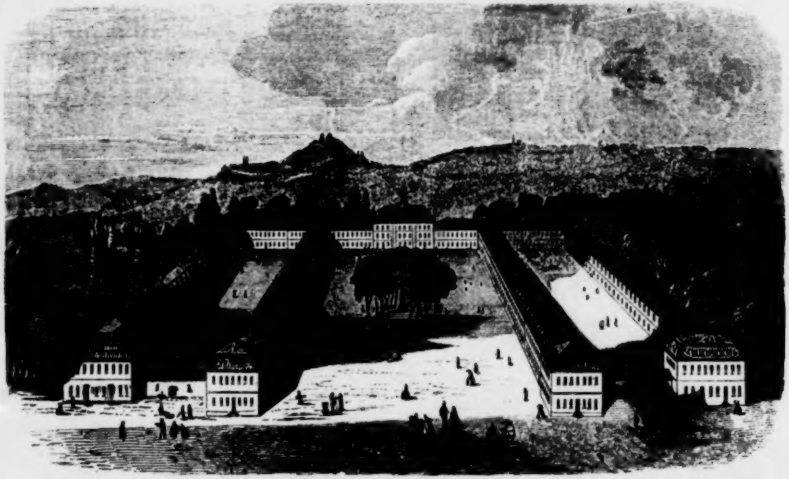
Lenau.

„Es iſt eine ſchlimme Wunde, eine ſehr ſchlimme, und der Stoß des Banditen ging haarſcharf am Sitz der Lebenskraft vorbei, aber der junge Mann iſt von ſtarker Conſtitution und ſcheint ganz unverdorbenes Blut in den Adern zu haben; wollen unſer Beſtes leiſten und hoffen, die Natur werde auch das Ihrige thun.“

So hatte der berühmte Dottore Monti ſich geäußert, nachdem er in der Zelle Savonarola's die Wunde Heinrich Uhland's unterſucht und verbunden, als dieſer von dem treuen Philips auf deſſen Armen nach dem Kloſter San Marco gebracht worden war, denn der verzweifelnde Diener hatte vorgezogen, hier für den Verwundeten Hülfe zu ſuchen, ſtatt denvon Medici führte. Dieſe nachmals verſchollenen Verſuche fanden in dem engeren Freundeskreiſe, welcher ſich um Schiller her gebildet hatte, beifällige Anerkennung, um ſo mehr, da Fritz die poetiſchen Anläufe ſeiner Freunde Hoven, Peterſen und Scharffenſtein ebenfalls ſchön fand. Der Abgott der ſtrebſamen Jünglinge war Göthe, deſſen Götz und Werther, eben erſchienen, eine ſo unwiderſtehliche Wirkung thaten, daß ſich ſelbſt die ſtreng gehüteten Thore der Militär-Akademie auf der Solitude nicht vor dieſen Werken eines Genius verſchließen konnten, mit deſſen Auftreten eine neue Epoche der deutſchen Literatur anhob. Herzog Karl freilich, durch und durch ein Adept der franzöſiſchen Bildung, war nicht geneigt, dieſem neuen Ton Zutritt zu geſtatten, auch vorausgeſetzt, daß er denſelben verſtanden hätte. Oder verſtand er ihn vielleicht nur allzugut? Ahnte er, daß die neue kraftgeniale Poeſie einen Geiſt großzog, welcher allem Deſpotismus todfeindlich geſinnt war? Wenigſtens that er ſein Möglichſtes, dieſen Geiſt von ſeiner Akademie fernzuhalten. Mit welchem Erfolge, beweiſt, von Schiller ganz abgeſehen, ſchon der Umſtand, daß der alte Fürſt ein Jahr vor ſeinem Tode, als er bei dem furchtbaren Gange, welchen die franzöſiſche Revolution genommen, in ſeiner Akademie eine antirevolutionäre Warnungs- und Strafrede hielt, von den Karlsſchülern förmlich ausgepfiffen wurde. Es muß die bitterſte Kränkung geweſen ſein, die er in ſeinem Leben erfahren. Er hat damals zur Antwort bloß einen ſtummen Blick kummervollen Vorwurfs auf die kecken Jünglinge geworfen und von da ab die Räume der Karlsſchule nur noch ſelten betreten.

Auf unſer vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten zurückzukommen, ſo iſt zu ſagen, daß man den jungen Leuten einige Selbſtgefälligkeit bei gegenſeitiger Anerkennung ihrer Verſuche ſchon zu gute halten wird, wenn man bedenkt, daß ſie Zeit und Gelegenheit zur Uebung in dichteriſcher Kunſt einem unnachſichtigen und pedantiſchen Aufſichtsperſonal förmlich abliſten mußten. Charakteriſtiſch war dabei die frühzeitige Hinneigung Schiller's zu großen oder wenigſtens tragiſchen Stoffen, welche ihn jene träumeriſche Weichheit und Sentimentalität, wie ſie dem erſten Jünglingsalter häufig eigen, verſchmähen ließ. Als Scharffenſtein in den Tagen ſeines Alters ſeine Erinnerungen an jene Zeit ſammelte, machte er die treffende Bemerkung, die eigentliche Wurzel der erwachenden Poeſie ſeines großen Freundes ſei deſſen Haß gegen den Zwang der Convenienz geweſen, welchem er in der Akademie unterworfen war. Wenigſtens in Verſen wurde gegen einen Druck angekämpft, deſſen Wucht gerade die begabteren Zöglinge doppelt fühlen mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, das Leben in der Akademie gab dem Genius Schiller's für immer jene Richtung auf die Freiheit, welche auch Göthe als das große Merkmal der Schiller'ſchen Dichtung anerkannt hat31). Scharffenſtein erzählt uns, daß Schiller eine Ode, in welcher er die freimüthige Feſtigkeit feierte, welche der Freund (Scharffenſtein) bei Gelegenheit gegen den Intendanten bewieſen, für das beſte ſeiner Erſtlingsgedichte gehalten hätte. Den ernſten, auf das Tüchtige und Große gerichteten Sinn des Jünglings erkennt man auch aus ſeiner damaligen Lectüre. Er las mit Vorliebe die luther'ſche Bibelüberſetzung, welche auf die Bildung ſeines Styls bedeutenden Einfluß hatte, dann die Schriften von Leſſing, Mendelsſohn und Garve. Aber über Alles ging ihm Plutarch, welcher die großen Geſtalten des Alterthums an ſeiner Seele vorüberführte. Wenige Jahre ſpäter las in der Militärſchule zu Brienne der junge Bonaparte den Plutarch mit der nämlichen Vorliebe, aber der junge Corſe zog eine andere Nahrung daraus als der junge Schwabe. Während der griechiſche Rhetor dieſen helleniſche Humanität und römiſchen Republikanismus lehrte, begeiſterte er jenen für die Idee des Cäſarismus.

Die Ausdehnung, welche die Militär-Akademie binnen wenigen Jahren gewonnen hatte, machte eine Erweiterung der Räumlichkeiten nöthig, in welchen die Anſtalt untergebracht war. Der Herzog hatte ſchon 1772 den Plan zu einem großen neuen Gebäude entwerfen laſſen und die feierliche Grundſteinlegung hatte auf der Solitude ſtattgefunden. Dabei blieb es aber; denn Karl beſchloß, die Akademie nach Stuttgart zu verlegen, und zwar in die Kaſerne hinter dem neuen Schloſſe, welche zu dieſem Zwecke zu einem großen vierflügeligen Hauſe umgebaut wurde. Das Gebäude trägt noch heutzutage den Namen Akademie: es breitet ſeine langen Fenſterreihen, ſeine Corridore und Hofräume zwiſchen der ſogenannten Planie, der Neckarſtraße und dem Schloßpark aus. Man hatte zwar einiges Bedenken getragen, die jungen Leute den Gefahren der „verführeriſchen“ Stadt — für eine ſolche galt Stuttgart damals — auszuſetzen, aber man glaubte dieſen Gefahren vermittelſt einer Potenzirung der militäriſchen Disziplin und einer raffinirten Ueberwachung doch wohl die Spitze bieten zu können. Die feſtliche Ueberſiedelung der Anſtalt in die Hauptſtadt erfolgte am 18. November 1775. Der Herzog wollte den Stuttgartern, welchen er durch Verlegung der Akademie keinen geringen Vortheil zuwandte, deutlich zeigen, wie ſehr ihm das Inſtitut am Herzen lag. Eine feierliche Einholung war angeordnet. Karl begab ſich Vormittags, gefolgt von dem noch jetzt beſtehenden Corps der bürgerlichen Stadtreiter, den Haſenberg hinauf, auf deſſen Höhe er die Akademiſten erwartete. Geführt von ihren Offizieren, kamen ſie in Paradeuniform von der Solitude herüber und defilirten vor dem Herzog, welcher ſich zu Pferde an die Spitze des Zuges ſetzte und denſelben die Steige hinab und im Parademarſch durch die Stadt führte. In dem von den Stuttgartern mit lautem Zuruf begrüßten Zuge marſchirte auch der ſechszehnjährige Schiller, aber der langhalſige Jüngling, deſſen blaſſes Geſicht Sommerſproſſen bedeckten, muß nicht eben reizend ausgeſehen haben in ſeiner hellblauen Aermelweſte von Commißtuch mit Kragen und Aermelaufſchlägen von ſchwarzem Plüſch, weißtuchenen Hoſen, in welchen unverhältnißmäßig lange Beine ſteckten, auf dem Kopf einen kleinen Dreimaſter, unter welchem an den Schläfen zwei mit Gips gekleiſterte Papilloten hervorſtanden, während hinten ein enormer falſcher Zopf vom Nacken den Rücken hinabbaumelte. Beim Eintritt



in die Akademie wurde der Herzog von den Profeſſoren der Anſtalt empfangen, worauf ſich der Zug unter Trompeten- und Paukenſchall nach der Akademiekirche bewegte. Der Prälat Faber hielt die Feſtpredigt, nach deren Beendigung der Herzog ſelbſt die Zöglinge in ihre neue Behauſung einführte und einem jeden ſeinen Platz anwies. Ein Bankett in dem großen Speiſeſaal beſchloß die Feier[22]). Zugleich mit der Akademie wurde noch ein zweites Inſtitut von der Solitude nach Stuttgart verlegt und daſelbſt im alten Schloß untergebracht, die unter dem Patronat der Gräfin von Hohenheim ſtehende „Ecôle des Demoiselles“, in welcher Töchter adeliger Häuſer für das vornehme Geſellſchaftsleben und arme Bürgermädchen zur Ausübung der „Theatralkünſte“ erzogen und gebildet wurden. Die Planie trennte die beiden Anſtalten. Hüben regierte der Herr Intendant Seeger, drüben die Frau Intendantin Seeger.

Die Ueberſiedelung der Akademie nach Stuttgart wurde wiederum zu einem Wendepunkte in Schiller's Jugendleben und zwar nicht allein in örtlicher Beziehung. Er hatte während des erſten in der Akademie verbrachten Jahres alte Sprachen unter dem Profeſſor Naſt, Franzöſiſch unter Uriot, Geographie und Geſchichte unter Schott, Mathematik unter Moll und Philoſophie unter Abel ſtudirt. An den Letztgenannten, den populärſten Lehrer der Anſtalt, hatte er ſich innig angeſchloſſen. Im zweiten Jahre hatte er das Rechtsſtudium zu betreiben angefangen, aber es in dem noch dazu von zwei entſchiedenen Pedanten vorgetragenen ſpitzfindigen Formelweſen, welches damals Jurisprudenz hieß, nicht eben weit gebracht. Ja, er war hinter ſeinen Mitzöglingen ſo offenbar zurückgeblieben, daß die oben mitgetheilten ungünſtigen Cenſuren hierin ihre Erklärung finden. Hoven, deſſen Selbſtbiographie manchen Lichtſtral auf die Jugendgeſchichte ſeines großen Freundes wirft, erzählt, einer der Rechtslehrer auf der Solitude hätte Schiller zuletzt geradezu für talentlos erklärt. Da ſei aber der gerade anweſende Herzog, deſſen pſychologiſcher Blick tiefer ging als der des Kathedermannes, dazwiſchengetreten mit den Worten: „Laßt mir den da nur gewähren; aus dem wird was!“ Daß einen jungen Menſchen, der bei äußerſt lebhafter und reizbarer Phantaſie in den unklaren Stimmungen und Strebungen der Entwicklungsperiode ſchwankte, inſtinktmäßig ſeiner wahren Beſtimmung entgegenſchritt und doch bei jedem Schritte von äußeren Verhältniſſen gehemmt und zurückgehalten wurde, die Juriſterei von damals nicht anziehen konnte, begreift ſich leicht. Ebenſo, daß er eine gebotene Gelegenheit, das unerquickliche Berufsſtudium mit einem anderen zu vertauſchen, gerne ergriff. Der Herzog hatte bei Verlegung der Akademie nach Stuttgart derſelben neben anderen Erweiterungen auch eine mediziniſche Facultät beigefügt und unter den Zöglingen Umfrage halten laſſen, welche von ihnen zum Studium der Arzneiwiſſenſchaft geneigt wären. Unter den Sieben, welche ſich zunächſt meldeten, waren Schiller und Hoven, welche, im akademiſchen Styl zu ſprechen, nur der Abſcheu vor der Themis dem Aeskulap in die Arme trieb. Herr Johann Kaſpar auf der Solitude droben murrte über dieſe abermalige „Umſattelung“ ſeines Fritz und brummte ſo etwas von den koſtſpieligen juriſtiſchen Büchern, welche vergeblich angeſchafft worden ſeien; aber der Herzog, welcher nun einmal in ſeiner Akademie auch Mediziner haben wollte, billigte die Umſattelung vollkommen.

Der Rahmen der Militär-Akademie war jetzt ein ſo weitgeſpannter, daß innerhalb deſſelben Juriſten, Verwaltungs- und Finanzbeamte, Mediziner, Offiziere, Kaufleute, Baukünſtler, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Modellirer, Muſiker, Schauſpieler, Tänzer, Kunſtgärtner, Jäger und Bereiter ihre Ausbildung finden konnten. Die ganze Organiſation der Anſtalt war bekanntlich eine ſtreng militäriſche. Die Direction hatte der Oberſt Seeger, unter ihm commandirten die Majore Alberti und Wolff, ſowie Aufſeher verſchiedener Grade, unter welchen der Lieutenant Rieß ſich hervorthat, eine Corporalsnatur höchſter Potenz, zugleich der Schrecken der Akademiſten und die Zielſcheibe aller guten und ſchlechten Witze, welche von den jungen Leuten ausgeheckt wurden. Dieſer Rieß witterte verpönte Bücher hinter wohlverſchloſſenen Schrankthüren, und wehe dem Jüngling, welcher der Sehnſucht ſeines Alters nach dem verbotenen Genuß einer Pfeife in einem entfernteſten Winkel der Akademie nachgab. Der Rieß ſchnüffelte Raucher und ſogar Schnupfer unerbittlich auf und hatte es bald herausgebracht, daß Schiller zu dieſen beiden Claſſen von Verbrechern gehörte. Die ordonnanzmäßige „Propreté“ des Lieutenants ſtieß ſich auch nicht wenig an der Läſſigkeit, womit der Eleve Schiller ſein Aeußeres behandelte und welche allerdings weit gegangen ſein muß, denn wir haben allen Grund, anzunehmen, daß Herr Rieß keineswegs ohne Urſache eines Tages zu dem Eleven Schiller das hiſtoriſche Wort geſprochen habe: „Er iſt ein Schweinpelz!“[23]) Freilich iſt es nicht unbegreiflich, daß eine Schiller'ſche Natur gerade durch die unausgeſetzte Nöthigung zur „Propreté“, deren widerwärtigſte Seite das ewige Zopfmachen und Friſiren war, wobei ſich die Zöglinge gegenſeitig helfen mußten, in das entgegengeſetzte Extrem verfiel.

Die Akademiſten waren in fünf Diviſionen eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann commandirt wurde. Die erſte Diviſion bildeten ausſchließlich die „Cavaliersſöhne“, welche unter anderen Vorrechten auch das beſaßen, dem Herzog bei feierlichen Gelegenheiten die Hand küſſen zu dürfen, während die Offiziersſöhne und übrigen bürgerlichen Eleven ihre Huldigungsküſſe einem Zipfel des herzoglichen Rockes aufdrücken mußten[24]). Jede Diviſion hatte ihre beſondere Tafel in dem großen Speiſeſaal und ihren beſonderen Schlafſaal. Der Herzog hatte auch einen akademiſchen Orden „bene merentibus“ geſtiftet und die damit Beliehenen, die „Chevaliers“, deren Zahl aber ſelten mehr als acht oder neun betrug, genoſſen ebenfalls einiger Privilegien, bekamen an ihrer eigenen runden Tafel beſſere Gerichte und hatten ein eigenes Schlafzimmer[25]). Trommelſchlag und Commandowort regelten Alles. Auf Commando wurde Toilette gemacht, wurden die Lectionen gehört, wurde ſtudirt, geſpeiſt, gebetet, ſchlafen gegangen[26]). Das ging ſo das ganze Jahr hindurch, denn Ferien gab es in der Akademie keine. Spaziergänge im Freien wurden nur ſelten gemacht und dann immer unter ſtrenger Aufſicht. Doch fehlte es den Akademiſten nicht an Gelegenheit zur Bewegung, denn ſie erhielten Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. In dem geräumigen Garten war jedem ein Beet zugetheilt, das er ſelbſt bebaute, und auch Waſſerbaſſins zur Uebung im Schwimmen waren da. Wunderlich machte es ſich, wenn die älteren Eleven zuweilen Winters truppweiſe auf Maskenbälle („Redouten“) commandirt wurden. Sie mußten dabei paarweiſe mit den Schülerinnen der Ecôle des Demoiselles gehen und das linkiſche Benehmen der jungen Leute, die unter dem unausgeſetzt über ihnen ſchwebenden Commandoſtock in hölzerner Schüchternheit neben einander hergingen, erregte auf der Redoute immer große Heiterkeit. „Da kommen die Mönche und Nonnen!“ hieß es bei ihrem Erſcheinen. Im Uebrigen wurden die Eleven vor Berührungen mit dem weiblichen Geſchlechte ſorgfältigſt gehütet. Nur Müttern und unerwachſenen Schweſtern war an beſtimmten Tagen der Eintritt in die Akademie geſtattet. Außerdem durfte vom geſammten Frauengeſchlecht nur die Gräfin Franziska dieſe Räume betreten, wo in engem Bunde gelehrte Pedanterei und ſoldatiſcher Kamaſchendienſt ihre Herrſchaft aufgeſchlagen hatten. Es konnte nicht fehlen, daß ſich viele Karlsſchüler ſpäter der Erſcheinung dieſer anmuthigen Frau wie eines Sonnenſtrals erinnerten, welcher tröſtend und erheiternd in die dumpfe Kaſernenwirthſchaft fiel[27]).

Der Herzog kam, wenn er in der Gegend war, viele Jahre hindurch faſt täglich aus dem Schloſſe herüber oder von Hohenheim herab. Die Akademie war jetzt ſeine Leidenſchaft. Er unterſuchte Alles bis ins Einzelnſte hinein, vertheilte Belohnungen und dictirte Strafen[28]). Neben dem großen Speiſeſaal hatte er ſich ein bekuppeltes Gemach mit korinthiſchen Säulen einrichten laſſen, wo er oft mit ſeiner „Franzel“ Abendtafel hielt, zu welcher Beamte oder Profeſſoren der Anſtalt gezogen wurden. Mit den Zöglingen unterhielt er ſich häufig, oft ganz cordial und väterlich. Den vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen wohnte er vom Anfang bis zum Ende bei, miſchte ſich auch wohl ſchulmeiſterlich darein, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſein Mangel an Fachkenntniſſen ihn arg proſtituirte 29). Der Fürſt konnte das Brillirenwollen noch immer nicht laſſen und daher mußte ſich ſein akademiſches Steckenpferd nicht ſelten, namentlich vor fremden Gäſten, zum wohldreſſirten Paraderoß aufputzen. So beſonders am 14. Dezember, dem Tag der Stiftungsfeier der Akademie, und an den Geburtsfeſten des Herzogs und der Gräfin von Hohenheim. Da wurden Preiſe ausgetheilt, von Profeſſoren und Eleven Feſtreden gehalten, deren adulatoriſchen Weihrauch der Fürſt wohlgefällig einſog, und da wurden auch auf dem in der Akademie eingerichteten, unter Uriot's Leitung ſtehenden Theater eigens zu dieſen Feſten gedichtete und von Zöglingen der Akademie in Muſik geſetzte Feſtſpiele aufgeführt, und zwar von den Akademiſten ſelber in Gemeinſchaft mit den Demoiſelles der Ecole, welchen in dieſen allegoriſchen Stücken die Rollen der Göttinnen und Nymphen zufielen, während die übrigen Frauenrollen wohl oder übel von Karlsſchülern geſpielt werden mußten. Natürlich beſtand das Orcheſter ebenfalls aus Mitgliedern der Anſtalt. Daß Schiller bei ſolchen Gelegenheiten wiederholt als Schauſpieler aufgetreten, iſt gewiß; nicht minder aber, daß er ein wahrhaft ſchrecklicher Schauſpieler war, der ſich in komiſche Rollen gar nicht zu finden wußte und in tragiſchen den Herodes ſo überherodiſirte, daß er die Zuſchauer viel mehr zum Lachen als zum Weinen brachte. Am ärgſten muß er es, dem Bericht des Augenzeugen Peterſen zufolge 30), als Träger der Titelrolle von Göthe's Clavigo getrieben haben, welches Stück die Akademiſten zur Feier des herzoglichen Geburtstages am 11. Februar 1780 aufführten. In der großen Szene mit Beaumarchais ſei Clavigo-Schiller wie beſeſſen auf dem Stuhle herumgerutſcht, ſo daß die Zuſchauer lachend erwarteten, er würde herunterfallen. Dagegen ſcheint er als Feſtredner mehr Glück gemacht zu haben. Er wurde bei zwei Geburtsfeſten der Gräfin von Hohenheim (1779—80) zu einem ſolchen beſtellt und ſprach das eine Mal über das vom Herzog gegebene Thema: „Gehört allzu viel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend?“ — das andere Mal über das Thema: „Die Tugend, in ihren Folgen beleuchtet.“ Beide Reden ſind voll von Bombaſt, durch welchen dann und wann ein rhetoriſcher Blitz zuckt, und beide laufen auf die Verherrlichung des Herzogs und der Gräfin hinaus. Zu ihrem Geburtsfeſt i. J. 1778 brachte Schiller im Namen der Akademie der Gräfin auch ein Huldigungsgedicht dar, in welchem ſie, die damals eben doch nur die Maitresse en titre war, als „das Muſterbild der Tugend“ gefeiert wurde 31). Zu einem der Geburtsfeſte des Herzogs endlich ſchrieb Schiller ein kleines Vorſpiel, betitelt „der Jahrmarkt“, welches in der gewöhnlichen Weiſe von den Eleven aufgeführt wurde. Einer der Lebensbeſchreiber des Dichters adoptirt in Beziehung auf dieſe jugendlichen Producte den Satz einer Zeitſchrift vom Jahr 1805, wo geſagt iſt, es hätten dieſe Verſuche ſchon den genialiſchen Kopf verrathen, „der mit Proteus' Zauberkraft ſich in jede Form zu wandeln wußte.“ Wir unſererſeits können beim beſten Willen wenig Genialität in dieſen Sachen finden, wohl aber Spuren jener Verwirrung der ſittlichen Begriffe, wie ſie, von oben herab gepflanzt und ermuthigt, damals in Deutſchland häufig genug war. Oder ſollen wir auch den Nebenumſtand in Anſchlag bringen, daß ſämmtliche Akademiſten, wie uns einer derſelben ausdrücklich bezeugt, in die Gräfin von Hohenheim „ſo zu ſagen förmlich verliebt waren?“ Aber wenn auch, ſo bleibt immer die Thatſache ſtehen, daß der jugendliche Schiller zur gleichen Zeit in öffentlichen Lobpreiſungen des Herzogs und der herzoglichen Geliebten ſich erſchöpfte, wo er im Geheimen ſchon an den Räubern dichtete, ſein Genius alſo bereits ſich gefunden hatte. Wollen wir damit einen Vorwurf ausſprechen? Keineswegs. Wäre es doch eine große Thorheit, von einem neunzehnſelben in ſeine eigene Behauſung zu ſchaffen und der Prior dieſes nicht nur gebilligt, ſondern den Verunglückten mit der ſchmerzlichen Theilnahme eines Vaters empfangen. Er war durch ſeinen Großvater in manches Geheimniß der Heilkunde eingeweiht worden und unter ſeinen eifrigen und zweckmäßigen Bemühungen kehrte zuerſt wieder eine ſchwache Lebensregung in den erſtarrten Körper des Jünglings zurück. Inzwiſchen kam der von ihm beſchickte Wundarzt, der geſchickteſte der Stadt, und gab nach genauer Unterſuchung obigen Ausſpruch von ſich, den er mit einer Menge gelehrter Citate und Anſpielungen verwob und unterſtüzte. Der Kranke wurde dann in ein, von des Priors Zelle nur durch einen Bretterverſchlag getrenntes, Gemach gebracht und verfiel wiederum in einen todähnlichen Schlaf.

Seither waren zwölf Tage verfloſſen. Das Wundfieber hatte ſich eingeſtellt und kaum bewältigt werden können, denn es durchtobte dieſen jugendkräftigen Leib mit einer Wuth, wie ſie dem Dottore Monti in all' ſeiner Praxis noch nie vorgekommen war. Indeſſen war er ein zu einſichtiger Arzt, um ſich von dieſer ungewohnten Erſcheinung ſchrecken zu laſſen, und ſo jährigen Jüngling zu fordern, daß er im Beſitz einer conſequenten Charakterbildung ſei, und überdies erſcheint uns Schiller in ſeiner Lobrednerrolle durchaus in der Lage eines Sklaven, welcher weiß, daß er loben und huldigen muß, und deßhalb in einer Art von Verzweiflung lieber den Mund gleich recht voll nimmt.

Es wäre ungerecht, wollte man die den Akademiſten gebotene Gelegenheit, als Mimen und Rhetoren öffentlich ſich hervorzuthun, durchaus nur auf Herzog Karl's Sucht, zu glänzen, zurückführen. Allein an den gelegentlich früher von einem ehemaligen Karlsſchüler ſelbſt hervorgehobenen Tadel der ganzen Anſtalt, daß ſie einſeitig auf Stachelung des Ehrgeizes hingewirkt habe, iſt hier doch zu erinnern. Welche Verlockung jugendlicher Gemüther zur Eitelkeit lag in allen dieſen Schauſtellungen! Zumal für Schiller, dem noch von anderer Seite her eine gute Meinung von ſich ſelbſt beigebracht wurde. Da waren die befreundeten Akademiegenoſſen — zu den ſchon früher Genannten hatten ſich in Stuttgart noch Zumſteeg, Dannecker, Schlotterbeck, Heideloff, Haug und Kapf geſellt — welche den angehenden Poeten bewunderten. Da war ferner Balthaſar Haug, der Vater des eben erwähnten Eleven, welcher an der Akademie ſchöne Wiſſenſchaften und deutſche Styliſtik docirte und, ſelber ein Stück Poet, eine Monatſchrift, das „Schwäbiſche Magazin“, herausgab, in welchem den ſchwäbiſchen Muſen von damals Raum zur Aeußerung gegeben war. Es mochte dem Lehrerbewußtſein des Profeſſors nicht wenig wohlthun, als er im 10. Stück des Jahrgangs 1776 ſeiner Zeitſchrift ein Gedicht von ſeinem Schüler Schiller, betitelt „der Abend“, abdrucken und darunter ſchreiben konnte: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von ſechszehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.“ So ſah ſich alſo der ſechszehnjährige Knabe zum erſten Mal gedruckt — wonnevolle Empfindung, wie ſie eben nur ein werdender Autor kennt — und es ſteht zu vermuthen, daß das Blatt ſofort nach der Solitude gewandert ſei und dort der zärtlichen Mutter eine Freudenthräne, ja ſelbſt dem ſtrengen Herrn Hauptmann ein beifälliges Kopfnicken entlockt habe.

Dieſes erſte von Schiller gedruckte Gedicht iſt eine Art Pſalm, in welchem eine aus Uz'ſchen und Klopſtock'ſchen Tönen gemiſchte Reminiscenz vorſchlägt. Solche Anlehnung an hochgehaltene Vorbilder iſt bei dem Alter, in welchem der Dichter ſtand, ſehr begreiflich. Man weiß, daß die Erſtlinge ſelbſt größter Dichter wenig Originalität verrathen. Dante ſchrieb Canzonen im Styl der provençaliſchen und ſiziliſchen Troubadours, bevor das Exil ihn zum Schöpfer der Göttlichen Komödie weihte, Shakſpeare erging ſich in der aus Italien nach England verpflanzten Concettilyrik ſeiner Zeitgenoſſen, bevor er in Romeo und Julie als er ſelbſt auftrat, und auch blindeſte Göthomanen werden kaum behaupten wollen, daß ſchon in der „Laune des Verliebten“ oder in den „Mitſchuldigen“ der Dichter des Fauſt, der Iphigenie und Dorothea ſich angekündigt habe. Zwei Stellen jedoch müſſen in dem Gedicht, womit Schiller zuerſt vor die Oeffentlichkeit getreten iſt, als eigenthümlich betont werden, die, wo er Gott nicht um Macht und Reichthum, ſondern um Geſänge bittet[32]), und die Anfangsſtrophe, in welcher man wohl mit Grund eine Andeutung der außerordentlichen Theilnahme erblickt hat, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner zu jener Zeit in allen jungen Herzen erregte[33]). Die Zöglinge der Akademie ſchwärmten für Washington und Franklin, wenigſtens die Mehrzahl; denn es gab unter ihnen auch Parteigänger der Engländer und ſo fand der große welthiſtoriſche Streit jenſeits des Ozeans in der ſtreng ſoldatiſch eingerichteten Lieblingsanſtalt eines deutſchen Fürſten ſein kleines Spiegelbild. Es hätte müſſen mit einem Wunder zugehen, wenn Schiller dieſer Angelegenheit kein Intereſſe abgewonnen hätte. Mag ſein, daß er, wie Peterſen verſichert, damals wenig Zeitungen las — ſie waren auch darnach — allein ſchon der glühende Fluch, welchen er in dem Gedicht „der Eroberer“, das 1777 im Schwäbiſchen Magazin erſchien, dem Deſpotismus zuſchleuderte, verräth laut genug, daß der Jüngling das Weben des Sturm- und Dranggeiſtes der Zeit zu fühlen angefangen hatte.

Wie ſehr ihm aber dieſer Geiſt die Seele ſchwellen mochte, ſeine in widerwärtigen Verhältniſſen frühgeübte Kraft des Willens lehrte ihn eine Selbſtbeherrſchung, welche ihn nur ſelten mit der Disziplin der Akademie in Conflict kommen ließ. Im Kreiſe ſeiner poetiſchen und künſtleriſchen Freunde wich er einem Scherze nicht aus, verſuchte ſich mit denſelben in dichteriſchen Kampfſpielen, die nicht gerade immer auf dem ſauberſten Boden ſich bewegten, und ließ manche verſifizirte Neckerei ausgehen. Sonſt lebte er ernſt und ſtill vor ſich hin. Viel in ſich gekehrt, wie er war, ſchenkte er der äußeren Welt nicht jene geſchmeidige Aufmerkſamkeit, welche ſie fordert, und dieſem Umſtand, verbunden mit dem etwas ſteifen Gange und der aufrechten Haltung des Jünglings, mag es zugeſchrieben werden, daß er Solchen, die ihm nicht näher ſtanden, ſtolz erſchien. Wie mir aber ſcheinen will, muß etwas von dem „Stolzen und Großartigen“ in Haltung und Gang, welches ſechsundvierzig Jahre ſpäter Göthe dem heimgegangenen Freunde nachrühmte, wohl ſchon in dieſer Zeit hervorgetreten ſein. Eine Frau, welche ihren Sohn in der Akademie beſuchte und bei dieſer Gelegenheit Schiller den Schlafſaal hinunterſchreiten ſah, rief überraſcht aus: „Sieh' doch, der dort bildet ſich wohl mehr ein als der Herzog von Würtemberg[32]).“ Mitunter kam auch wohl die dichteriſche Begeiſterung ſo wild und gewaltſam über ihn, daß er ihre Eingebungen unter wüthendem Auffahren, Zucken und Schnauben zu Papiere brachte, mit den Füßen den Boden ſtampfend. Einem Kranken, bei dem er im Krankenzimmer der Akademie wachte, erſchien er in einem ſolchen Augenblicke wie ein Tobſüchtiger[33]). Es kochte und ſtürmte damals aber auch heftig in der jungen Dichterbruſt. Von ſeinem Berufsſtudium nur nach der phyſiologiſchen und pſychologiſchen Richtung hin angezogen, gab ſich Schiller den Einwirkungen einer ziemlich bunten Lectüre mit Begierde hin. Voltaire's ätzender Spott ſtieß ihn ab, obwohl es nicht fehlen konnte, daß im Vorſchritt ſeiner Bildung jene bibliſch-klopſtock'ſche Gläubigkeit, welche noch das Gedicht „der Abend“ geathmet hatte, mehr und mehr der Skepſis wich. Den ſüßen Rauſch, womit Rouſſeau's Neue Heloiſe junge und unverdorbene Gemüther unwiderſtehlich erfüllen muß, hat er redlich durchgekoſtet. Eine Zeitlang nahm ihn die melancholiſche Naturſchwelgerei der Lieder Oſſian's gefangen, welche ihm Peterſen und Hoven verdeutſchten. Aus den kraftgenialiſchen Dramen Klinger's ſprach ihn eine verwandte Natur an. Aber am nachhaltigſten wirkte auf ihn die Bekanntſchaft mit Shakſpeare. Wie er ſie machte, iſt bekannt. Profeſſor Abel, ein Mann von Geiſt, war gewohnt, in ſeinen Vorträgen philoſophiſche Sätze durch Stellen aus Dichtern zu illuſtriren. So verdeutlichte er eines Tages ſeinen Zuhörern die Conflicte der Leidenſchaften, indem er paſſende Züge aus Shakſpeare's Othello nach Wieland's Ueberſetzung anführte 36). Schiller ſchaute hoch auf und wurde ganz Ohr. Nach beendigter Stunde erbat er ſich von dem Profeſſor das Buch und warf ſich mit Feuereifer auf das Studium des großen Dichters. Von den erſten Eindrücken deſſelben auf ſein Gefühl hat er ſpäter in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung klare Rechenſchaft gegeben 37) und es iſt von nicht geringem Intereſſe, mit der betreffenden Aeußerung Schiller's jene Stellen in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren und im elften Buch von Wahrheit und Dichtung zuſammenzuhalten, wo ſich Göthe über die erſte Wirkung Shakſpeare's auf ihn ausläßt. Auf Göthe wirkte der Brite unmittelbar und allgewaltig wie eine ungeheure Naturerſcheinung, Schiller dagegen mußte ſich, um eine reine und große Wirkung zu empfangen, das Verſtändniß Shakſpeare's erſt philoſophiſch vermitteln.

Während in der angedeuteten Weiſe die Welt der Phantaſie um den Jüngling her ſich erweiterte, gingen auch in der Wirklichkeit eindrucksvolle Erſcheinungen an ihm vorüber. Wenn Herzog Karl bezweckt hatte, die Augen der Welt auf ſeine Akademie zu lenken, ſo konnte er ſich freuen, daß dieſe Abſicht in Bälde vollauf erreicht wurde. Der

Ruf der Anſtalt ging weit. Nicht nur aus der Mehrzahl der europäiſchen Länder, ſondern ſelbſt aus Amerika und Oſtindien kamen Zöglinge und aus dem In- und Auslande führte Theilnahme oder Neugier Beſucher aus allen Ständen herbei. Gewiß war es erſtere, welche den Beſuch Kaiſer Joſeph's II. veranlaßte. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein kam der edle Monarch auf ſeiner Reiſe nach Paris am 7. April 1777 in Stuttgart an, wo er mehrere Tage verweilte und mit ſeiner gewohnten Einfachheit und Unſcheinbarkeit auftrat. Er wollte auch hier lernen und verbrachte daher faſt ſeine ganze Zeit in der Akademie, welche ihm zeigen zu können der Herzog nicht wenig ſtolz war. Der Kaiſer hörte am erſten Tag ein von den Eleven gegebenes Concert und ſah ſich ihren Aufmarſch im großen Speiſeſaal an. Am zweiten Tage beſuchte er mehrere Vorleſungen in der Akademie, unterhielt ſich in ſeiner ſchlichten und freundlichen Weiſe mit Profeſſoren und Zöglingen und ließ ſich Abends die Aufführung einer Oper durch Akademiſten und Demoiſelles der Ecole gefallen. Er hinterließ einen ſehr günſtigen Eindruck.

Aber mochte es auch für den Eleven Schiller kein geringes Ereigniß ſein, zu ſehen, wie das Haupt des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, der, wenn auch nicht mehr der Macht, ſo doch immer noch dem Titel und der Würde nach höchſte Potentat der Erde, ſo menſchlich frei und gut in ſeiner Nähe verkehrte, — dennoch darf angenommen werden, daß ein anderer Beſuch, welcher anderthalb Jahre ſpäter in der Akademie eintraf, den jungen Dichter noch tiefer bewegt habe. Auf der Rückkehr von der „Geniereiſe“, welche Karl Auguſt von Weimar mit ſeinem Freunde Göthe im Herbſt 1779 nach der Schweiz unternommen, wurde der Stuttgarter Hof beſucht und kamen die Reiſenden noch gerade recht, das Stiftungsfeſt der Akademie am 14. Dezember mitzubegehen. Nachdem Göthe und ſein herzoglicher Freund der Morgenfeier in der Akademiekirche angewohnt und im Schloſſe geſpeiſt hatten, führte Herzog Karl ſeine Gäſte Abends in den großen Saal der Akademie, wo die feſtliche Preisvertheilung ſtattfand. Draußen ſchlug die Trommel, Commandoworte tönten, die beiden großen Pforten thaten ſich auf und herein marſchirten die Colonnen der Eleven. Die leuchtenden Augen Hunderter von Jünglingen, die ſich am Götz begeiſtert, am Werther berauſcht hatten, waren auf die lange Tafel am oberen Saalende gerichtet, auf welcher die zu vertheilenden Preiſe lagen. Dort ſtand Herzog Karl, zu ſeiner Rechten der Herzog von Weimar, zu ſeiner Linken der Dichter mit der ſtattlichen Geſtalt und den männlich-ſchönen Zügen, mit dunkeln Feueraugen das eigenthümliche Schauſpiel betrachtend. Den jugendlichen Herzen mochte es wohlthun, zu bemerken, daß Herzog Karl wie ſeinen fürſtlichen Gaſt ſo auch deſſen Freund mit ausgezeichneter Artigkeit behandelte[38]. Profeſſor Consbruch hielt die Feſtrede und der Eleve Hoven will bemerkt haben[39], daß darin eine Anſpielung auf den Werther vorgekommen und Göthe darüber roth geworden ſei. Als die Eleven, welche ſich im abgelaufenen Schuljahr ausgezeichnet hatten, zur Empfangnahme der Preiſe aufgerufen wurden, näherte ſich auch Schiller der Tafel, denn er hatte ſich Preiſe in zwei mediziniſchen und einem chirurgiſchen Fache verdient. Wie muß ihm das Herz gepocht haben, als er ſich da dem berühmten, auch von ihm ſo ſehr bewunderten und geliebten Dichter gegenüberſah, welchen Fürſten wie Einen ihres Gleichen behandelten! Ob Göthe damals den hochaufgeſchoſſenen Jüngling beachtete? Schwerlich. Ging er doch, wie wir ſehen werden, bei einer zweiten, viel näheren Begegnung theilnahmlos an ihm vorüber und noch mußten nachher Jahre vergehen, bevor die beiden größten Geiſter ihres Landes in Freundſchaft ſich zuſammenfanden.

Aber hier unterbrechen wir für eine Weile die Fortführung der Jugendgeſchichte Schiller's; denn es ſcheint mir paſſend, an die Erſcheinung des Chorführers der Sturm- und Drangzeit unſerer Literatur in der Militär-Akademie eine Schilderung dieſer denkwürdigen, in das deutſche Kulturleben ſo tief eingreifenden Epoche zu knüpfen.

Viertes Kapitel.

Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung deſſelben. — Teutoniſcher Patriotismus, ſittlicher Rigorismus und ſentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländiſche Dichtergenoſſenſchaft. — Herder. — Shakſpeare in Deutſchland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Göthe. — Merck. — Lavater. — „Geniereiſen.“ — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf.“ — Herzog Karl Auguſt und Herzogin Luiſe. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgenieſtyl. — Gäſte. — Das „Wüthen.“ — Theatraliſche Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirthſchaft.

Während der junge Schiller in Ludwigsburg auf der Schulbank ſaß und dann auf der Solitude und zu Stuttgart in der akademiſchen Clauſur ſeinen Studien oblag oder unſicheren Schrittes die erſten Gänge in der Welt der Phantaſie verſuchte, hatte ſich draußen in Deutſchland eine literariſche Revolution vollzogen, welche vielfach auch auf das ſoziale Gebiet herüberſpielte und überhaupt in ganz unverhältnißmäßig höherem Grade, als es bis dahin der Fall geweſen, Literatur und Leben in Wechſelbeziehung und Wechſelwirkung ſetzte. Man iſt übereingekommen, die Helden dieſer tumultuariſchen

Bewegung unter dem Geſammtnamen der „Stürmer und Dränger“ oder auch der „Kraftgenies“ zu begreifen, und es iſt die erſtere Bezeichnung von ihnen ſelbſt, die letztere von ihren Gegnern aufgebracht worden. So ein Collectivname verleitet aber leicht zu Mißverſtändniſſen, und wenn auch wahr iſt, daß ſämmtlichen Stürmern und Drängern die mehr oder weniger ungeſtüme, mehr oder weniger rückſichtsloſe Fehdeluſt gegen alles Aus- und Abgelebte, Greiſenhafte, Unzulängliche und Verrottete in Kunſt und Wiſſenſchaft, Dichtung und Wirklichkeit, Staat, Kirche und Geſellſchaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturmlaufen gegen religiöſe, ſoziale und literariſche Beſchränktheit, gegen Kaſtenweſen und Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in Denkweiſe, Sitte und Tracht, als das gemeinſame Merkmal zukommt, ſo muß doch betont werden, daß innerhalb der „Partei der Zukunft“ von damals ſehr bedeutende Unterſchiede und Farbennuancen vorkamen, daß man weder über den ſchließlich zu erreichenden Zweck noch über die anzuwendenden Mittel einig war und daß daher die Einen den Bruch mit der Vergangenheit prinzipiell, die Andern nur formell verſtanden wiſſen wollten. Die verſchiedenen Urſachen und Anregungen, deren Zuſammenwirken den Anſtoß zu der in Rede ſtehenden Bewegung gab, habe ich in der Einleitung zu meinem Buche ausreichend dargelegt, darf alſo, dorthin zurückweiſend, hier der Wiederholung mich enthalten und kann ſogleich an die drei Gruppen oder Kreiſe herantreten, in welchen hauptſächlich das Thun und Treiben der Original- und Kraftgenies ſich ſammelte. Demnach werden wir zunächſt den Göttinger Hainbund ins Auge faſſen, dann von der Dichtergenoſſenſchaft reden, welche ſich in den Rhein- und Maingegenden um ihren Mittelpunkt Göthe zuſammenthat, und uns endlich die „Geniewirthſchaft“ mitanſehen, welche einige Jahre hindurch am Weimarer Muſenhof ſauſte und brauſte.

An der Univerſität Göttingen, einem Hauptſitze der deutſchen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, hatte ſich zu Anfang der ſiebziger Jahre ein Kreis von ſtrebſamen Männern und Jünglingen zuſammengefunden, welche von der aufgeregten Zeitſtimmung alle mehr oder weniger tief ergriffen waren: Voß, Hölty, Miller, Wehrs, Ewald, Hahn, die beiden Grafen Chriſtian und Friedrich Stolberg, Esmarch, Clauswitz, Cloſen, Cramer, Klöntrup, Bürger. Die Rolle eines Mentors hatte in dieſem Kreiſe der empfängliche, aber bedächtige Boie, welcher 1770 den Göttinger Muſenalmanach gründete als einen Sammelplatz für junge Poeten. Auch Leiſewitz, der Dichter des Julius von Tarent, ſtand dem Göttinger Kreiſe nahe und ebenſo Claudius, unter dem Namen des Wandsbecker Boten vielgenannt, ein Sänger von Liedern, deren Schönheit ſelbſt ihre mitunterlaufende pietiſtiſche Verdüſterung kaum beeinträchtigen kann. Die Poeſie des Alterthums, mehr aber noch die engliſche Literatur, ſo eben durch die Percy'ſche Sammlung alter Balladen und durch den Macpherſon'ſchen Oſſian, dieſe keckſte und zugleich genialſte aller literariſchen Fälſchungen, aufgefriſcht, wirkten bedeutend auf die Göttinger ein. Am allermeiſten aber that dies Klopſtock, der Abgott dieſer Jünglinge, welche die geſchworenen Feinde der Wieland'ſchen Richtung waren, die um dieſe Zeit durch die Nicolay (nicht zu verwechſeln mit dem Aufklärer Nicolai) und Meißner zu langweiliger Breite ſich fortſpann, um in Alxinger zur Plattheit und in Blumauer zur baaren Gemeinheit abzuſinken. Das echteſte Dichtertalent der ganzen Genoſſenſchaft war ohne Frage Bürger, zu frühe und nicht ohne eigene Schuld vom Wirbel unglücklicher Verhältniſſe verſchlungen, als daß es ihm vergönnt geweſen wäre, das Gold ſeiner Poeſie von ihren Schlacken reinzuſchmelzen, aber bei Alledem als urkräftiger Balladenmeiſter in die Entwicklung unſerer Literatur ſchöpferiſch eingreifend. Auch in Bürger wühlte der Sturm und Drang jener nach neuen Lebensformen unſicher taſtenden Zeit heftig genug, aber er war doch lange nicht hinreichend ſchwärmeriſch, die Illuſion ſeiner Freunde zu theilen, das Poetiſche würde ſich in Form eines Dichterbundes auch ſozial verwirklichen laſſen. Der Hauptträger dieſer Idee war Voß, nachmals durch Verdeutſchung des Homer um die deutſche Kultur ſo hochverdient und bis zu ſeinem Tode ein unerſchütterlich thatkräftiger Kämpe für Vernunft und Recht, ein Mann, ein Charakter, wie es in unſerer Literatur nur wenige gibt. Von Kindheit auf hatte er die Mittel ſeiner Bildung der Entbehrung abgerungen und es bewegt Einem das Herz, zu ſehen, welche Reinheit und Weichheit des Gefühls, welchen hochfliegenden Idealismus unter allem Druck frühzeitiger Sorgen der Jüngling ſich bewahrte. Selbſt da, wo dieſe Hingabe an das Ideal in kindliche Schwärmerei, ja mitunter ſelbſt in thränenſelige Sentimentalität ſich verliert, iſt ſie immer noch achtungswerth, wenigſtens verglichen mit dem bronceſtirnigen Realismus unſerer Tage, und wenn andererſeits der ebenſo vage als überſtiegene Teutonismus, welchem wir in dem Göttinger Kreiſe begegnen, nicht ſelten ein Lächeln auf unſere Lippen rufen muß, ſo iſt darob doch nicht zu vergeſſen, daß es in dem erniedrigten Deutſchland von damals nichts Kleines war, ſich als Deutſcher zu fühlen und auszuſprechen. Endlich iſt in dem Treiben der Göttinger ein idylliſcher Zug, welcher Jeden anmuthen muß, welchem in dem Geräuſch und Raffinement von heute der Sinn für Naturfreude und Einfachheit in Führung des Lebens noch nicht abhanden kam.

Voll der Begeiſterung für Freundſchaft, Freiheit und Vaterland, welche die Poeſie Klopſtock's in ihm angefacht hatte, war Voß nach Göttingen gekommen, um ſeine Studien fortzuſetzen, und bald ſammelten ſich um ihn und Boie die ſchon oben Genannten, welche alle mehr oder weniger Dichter waren oder ſich wenigſtens dafür hielten. Denn es mag gleich hier geſagt werden, daß die poetiſchen Reſultate des Hainbundes, wenn wir die Gedichte von Voß, Bürger, Hölty und etwa die des jüngeren Stolberg ausnehmen, den großen Anläufen und Erwartungen keineswegs entſprachen. Aber das Leben und Treiben innerhalb des Bundes ſelbſt macht eine eigenthümlichſte Epiſode der deutſchen Literaturgeſchichte aus. Die Briefe von Voß an ſeinen Freund Brückner und an ſeine nachmalige Frau, Erneſtine gelang es ihm endlich, der Entzündung Herr zu werden, wobei er aber dem Prior bemerkte, die Pſyche des Kranken müſſe wohl noch angegriffener ſein, als deſſen phyſiſche Exiſtenz und jene reagire nachtheilig auf dieſe, eine Eröffnung, die indeſſen den Prior, der jede Stunde des Tages und der Nacht, welche er ſeinen Geſchäften abgewinnen konnte, am Lager ſeines jungen Freundes zubrachte, durchaus nicht befremdete, denn der Kranke hatte ihm einestheils in ſeinem fieberiſchen Phantaſiren alle Myſterien ſeines Herzens und die ganze Geſchichte ſeines Verhältniſſes zu Flora offenbart, anderntheils war er durch Phlips ausführlich mit der Liebe des Paares bekannt gemacht worden. Die Entführung des Blumenmädchens hatte den Prior gleich ſchmerzlich getroffen, wie Heinrich's lebensgefährliche Verwundung, und ſich auf der Stelle der Nachſtellungen entſinnend, welchen Flora und deren Familie von Seiten des Notars Ceccone ausgeſezt geweſen, ſchrieb er das Mißgeſchick ſeiner geliebten Schützlinge dieſem zu und wandte ſich daher ſogleich an die Behörden mit der Anzeige ſeines Verdachts. Sein Anſehen bewirkte, daß auf Ceccone gefahndet und ſein Haus unter-

Boie[40]), führen uns mit köſtlicher und unnachahmlicher Naivetät und Friſche dieſes kulturgeſchichtliche Idyll vor, in welchem Kraftgenialität und Empfindſamkeit ſeltſam genug ſich miſchen. Am 17. Juni 1772 deutet Voß in einem Briefe an Brückner an, daß die Grundlagen des Bundes gelegt ſeien: — „Wir verſammeln uns der Reihe nach bei einem, gemeiniglich Sonntags Nachmittags. Die Producte eines jeden — (nämlich die von jedem Mitglied des Kreiſes die Woche über gefertigten Gedichte) — werden vorgezeigt und beurtheilt und von Boie verbeſſert.“ Schon Ende Septembers wird dann der Freund von der förmlichen Stiftung des Bundes der Barden — die Klopſtock'ſche Fiction von altdeutſchem Bardenweſen wurde nämlich von den Jünglingen adoptirt — freudig in Kenntniß geſetzt: — „Ach, den 12. September hätten Sie hier ſein ſollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und ſogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen und tanzten ſo um den eingeſchloſſenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unſeres Bundes an und verſprachen uns eine ewige Freundſchaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unſeren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu dieſem Endzwecke die ſchon gewöhnliche Verſammlung noch genauer und feierlicher zu halten.“ Ueber die Einrichtung dieſer Verſammlung gibt dann ein Schreiben vom 3. November das Nähere an. „Alle Sonnabend um 4 Uhr kommen wir bei einem zuſammen. Klopſtock's Oden und ein in ſchwarz-vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tiſche. Sobald wir alle da ſind, lieſt einer eine Ode aus Klopſtock her und man urtheilt alsdann über die Schönheiten derſelben. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergeleſen und darüber geſprochen. Das ſchwarze Buch heißt das Bundesbuch und ſoll eine Sammlung von Gedichten unſeres Bundes werden.“ Es ging aber in den Verſammlungen der Barden nicht immer ſo trocken her. Am 26. October ſchrieb Voß: „Einige Tage vor ſeiner Abreiſe nöthigte Ewald den ganzen hieſigen Parnaß zum Abſchiedsſchmauſe. Das war nun eine Dichtergeſellſchaft und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus. Boie oben im Lehnſtuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenſchüler. Geſundheiten wurden getrunken. Erſtlich Klopſtock's. Boie nahm das Glas, ſtand auf und rief: Klopſtock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillſchweigen trank er. Nun Ramler's, nicht voll ſo feierlich; Leſſing's, Gleim's, Geßner's, Gerſtenberg's, Uzens u. ſ. w. und nun mein allerliebſter beſter Brückner mit ſeiner Doris. Ein heiliger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, die Miller mit ihrer männlichen deutſchen Kehle, Boie und Bürger mit Silberſtimmen und Hölty und ich mit den übrigen das feurige: Lebe! ausriefen. Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's — (ohne Zweifel, denn der Dichter der Lenore theilte die Klopſtock'ſche Befangenheit ſeiner Freunde nicht). Man ſtand mit vollen Gläſern auf und — Es ſterbe der Sittenverderber Wieland! es ſterbe Voltaire!“

Nicht ſelten fällt der heilige Eifer, womit die jungen Leute ſich ans Dichten geben, ins Komiſche. So ſchreibt Voß am 8. November: „Bei Boie war eben der Bund verſammelt und wie wir um ſieben Uhr weggingen, flüſterte mir Boie ins Ohr, die Grafen Stolberg würden um neun Uhr ihn beſuchen; ich ſollte auch kommen. Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeiſterung und wollte anfangen zu ſchreiben, als Hahn hereintrat. Kurz, er fühlte auch ſo was und wir entſchloſſen uns, Hölty abzufordern und wieder ins

Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verſe zu machen. Ich ſagt' es Boie; der nahm mich lächelnd beim Arm, ſchob mich zur Thüre hinaus und gab mir ſeinen Segen. Und ſo wanderten wir drei bei Mondſchein nach Wehnde und da dichteten wir um die Wette.“ Der Eintritt der beiden jungen Grafen Stolberg in den Hainbund erhöhte die Hoffnungen der Mitglieder ſehr bedeutend und bei der ſchroffen Ständeſcheidung, welche damals wie im politiſchen ſo auch im geſelligen Leben Deutſchlands noch exiſtirte, war dieſe enge Befreundung hochadeliger Studenten mit armen bürgerlichen in der That ein Ereigniß, das einem Symptom bevorſtehender Umwälzungen gleichſah. Fritz Stolberg insbeſondere ſchloß ſich innig an Voß an und wetteiferte mit dieſem in urteutoniſcher Begeiſterung, wie denn der Letztere einmal (16. Juni 1773) ſeiner Erneſtine ſchreibt, er ſei mit dem jüngeren Stolberg und Hahn bis Mitternacht ohne Licht in ſeiner Stube herumgegangen und „da ſprachen wir von Deutſchland, Klopſtock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unſchuld nicht achtet. Es ſtand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machten unſer ohnedies ſchon heftiges Geſpräch ſo wüthend und zugleich ſo feierlich ernſthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig geweſen wären.“

In der That, ſie träumten vom Handeln, dieſe jungen Lyriker, während ſie ihre zornſchnaubenden Tyrannenoden dichteten und einander vordeclamirten. Vom „Hain“(=Bund) hegten ſie eben ſo große als unbeſtimmte Erwartungen. „Es kann nicht anders ſein“, ſchreibt Voß am 24. Februar 1773 an Brückner, „der Bund muß einmal Deutſchlands Vortheil ſtiften, mit dem Eifer, der alle ſeine Glieder beſeelt und dem würdigen Zuwachs, den er erhält.“ Als vollends Klopſtock mit dem Bunde in freundlichen Verkehr trat und deſſen Tendenzen billigte, kannte der Enthuſiasmus keine Gränzen mehr. „Komm her, mein liebſter Bundesbruder, und umarme mich!“ ruft Voß unterm 6. März 1774 Brücknern zu. „Boie hat einen

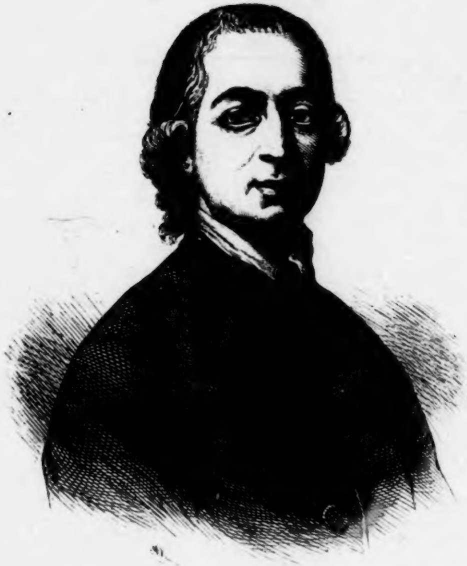
Brief von Klopſtock an den Bund mitgebracht. Der größte Dichter, der erſte Deutſche von denen die leben, der frömmſte Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerſtenberg, Schönborn, Göthe und einige Andere, die deutſch ſind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Laſters und der Tyrannei aufzuhalten ſuchen." Als Klopſtock im Spätherbſt 1774 nach Göttingen kam, wurde er von den Hainbündlern mit einer Ehrfurcht empfangen, wie ſie ſolche keinem Kaiſer gezollt hätten. Sie ſaßen den ganzen Tag „um ihn herum", ſeinen Worten zu lauſchen. Der verehrte Mann zeigte ſeinen Jüngern auch den Brief, vermittelſt deſſen ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden zu ſich eingeladen hatte[41]. Das Jahr zuvor hatte der Hainbund den Geburtstag des Chriſtus- und Hermannsſängers mit großer Feierlichkeit begangen[42]. Ein Brief von Voß an Brückner (4. Aug. 1773) zeichnet das charakteriſtiſche Bild dieſer Feier. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube (es regnete den Tag) zuſammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geſchmückt. Oben ſtand ein Lehnſtuhl ledig, für Klopſtock, mit Roſen und Levkoien beſtreut, und auf ihm Klopſtock's ſämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerriſſen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgeſängen und Hahn etliche ſich auf Deutſchland beziehende Oden von Klopſtock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerriſſenen Idris ſtampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopſtock's Geſundheit, Luther's und Hermann's Andenken, des Bundes Geſundheit, dann Ebert's, Göthe's, Herder's. Klopſtock's Ode der Rheinwein ward vorgeleſen. Nun war das Geſpräch warm. Wir ſprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutſchland, von Tugendgeſang, und du kannſt denken, wie. Dann aßen wir, punſchten und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß."

Gewiß konnte der ehrliche Voß, als er einundzwanzig Jahre ſpäter Wieland's Haus betrat und daſelbſt mit der ganzen Bonhommie des Geſchichtsſchreibers der Abderiten empfangen wurde, nicht ohne ein Gefühl von Scham und Reue auf dieſes Autodeſé zurückblicken 43). Faſt aber will mir ſcheinen, in dem erwähnten Brandopfer verrathe ſich ſchon ein Vorgeſchmack von der Ketzerriecherei und Ketzerrichterei des ſpäter — einen Voß'ſchen Ausdruck zu gebrauchen — unter die „Dunkler" gegangenen Fritz Stolberg, welcher ſich ja auch, wie wir ſeines Ortes ſehen werden, durch Erlaſſung eines Fehdebriefes gegen Schiller den Heiligenſchein zu verdienen ſuchte. Während ſeines Zuſammenlebens mit den Hainbündlern in Göttingen war jedoch Stolberg ganz Feuer und Flamme, ganz Kraftgenie, deſſen poetiſche Manifeſte gegen Deſpoten und Pfaffen nicht ſelten in ein unarticulirtes Lallen der Wuth verliefen. Aus ſolchem aufgebauſchten Zürnen fielen unſere jungen „Tyrannenerſchütterer" dann häufig in die allerweichſten Rührungen, ſo daß man z. B. glauben könnte, es handle ſich um ein ungeheuerſtes Unglück, wenn Voß ſeiner Erneſtine am 18. September 1773 den Abſchied der Stolberge beſchreibt: — „Der 12. September wird mir noch oft Thränen koſten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch ſo ziemlich heiter, bisweilen etwas ſtiller als gewöhnlich; einigen ſah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngeren Grafen Geſicht war fürchterlich. Er wollte heiter ſein und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie ... Jeder wollte den Andern aufheitern und daraus entſtand eine ſolche Miſchung von Trauer und verſtellter Freude, die dem Unſinn nahekam (ja wohl!). Jetzt wollten wir durch Geſang die Traurigkeit zerſtreuen; wir wählten Miller's Abſchiedslied. Hier war nun alle Verſtellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen ſtrömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Das Geſpräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, ſchwuren uns ewige Freundſchaft, umarmten uns. Jetzt ſchlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir ſuchten uns wehmüthiger zu machen und ſangen von Neuem das Abſchiedslied und ſangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen." — Natürlich konnte bei ſo empfindſamer Dispoſition auch die Liebe nicht ausbleiben. Es wurde im Hainbund eine ſchwere Menge von Oden und Elegieen „an die unbekannte Geliebte" gemacht, aber wenn dann an die Stelle der Phantaſiebilder ein wirkliches Mädchen trat, ſo ging es dabei höchſt ehrbar her. Dieſen Jünglingen war es Ernſt mit ihren Tugendgefühlen und Tugendgeſängen und ſie dachten nur daran, die Erwählte ihres Herzens als ehrſame Hausfrau heimzuführen. Dann und wann miſcht ſich in dieſe hainbündleriſche Erotik auch ein komiſch-ſpießbürgerlicher Ton: ſo, wenn der gute Voß mitten in dem erſten halb ſchüchternen halb ekſtatiſchen Geſtändniß, womit er gegen ſeine Erneſtine herausgeht, plötzlich nach ſeiner Tabakspfeife ruft[44]).

Wie leicht erklärlich, zerrannen alle die großen Entwürfe und Hoffnungen des Hainbundes in Nichts. Die jungen Leute zerſtreuten ſich bald nach allen Himmelsgegenden und wandelten ſehr verſchiedene Wege im Leben. Voß heiratete ſeine Erneſtine, zog mit ihr nach Wandsbeck, wo er, ſeine Ueberſetzung Homer's beginnend, mit ſeiner jungen Gattin und mit der Familie des Wandsbecker Boten ein ſo idylliſch-genügſames Leben führte, daß wir Epigonen kaum begreifen können, wie man in ſolcher Beſchränkung und Armuth nicht nur idealiſtiſch geſtimmt bleiben, ſondern auch zufrieden und glücklich ſein konnte. Im Herbſte 1778 kam Voß als lateiniſcher Schulmeiſter nach Otterndorf im Lande Hadeln und von dort 1782 in gleicher Eigenſchaft nach Eutin, wo er wieder mit Fritz Stolberg zuſammentraf, aber auch den Jugendfreund durch deſſen Uebertritt zum Katholicismus verlor. Später ging er nach Jena und von da endlich nach Heidelberg. Er hatte ſich an der Hand der Griechen und Römer, die er verdeutſchte, aus den Nebelregionen Klopſtock'ſchen Teutonismus zu klareren Anſchauungen emporgearbeitet und für das eigene Talent in der poetiſchen Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Klein- und Stilllebens den paſſenden Ton gefunden, wie ſeine Idyllen von der Pfarrerstochter Luiſe und vom redlichen Dorfſchulmeiſter Tamm unvergänglich bezeugen. Aber die Erinnerung an die enthuſiaſtiſche Zeit des Hainbunds blieb dem trefflichen Manne ſtets eine goldene, und noch im Jahre 1803 ſprach er in einem Briefe an Miller in Ulm ſeine Sehnſucht „nach der ſpäten Erneuerung eines ehemaligen Bundestages" aus.

Etwas früher als in Göttingen die jugendliche Kraftgenialität träumte, ſchäumte und — weinte, hatte ſich in Straßburg um den jungen Göthe, welcher im Frühjahr 1770 zur Vollendung ſeiner Rechtsſtudien dieſe Univerſität bezog, ein Kreis von Stürmern und Drängern geſammelt. Göthe ſelbſt erfuhr hier wirkſamſte Anregungen für die Entfaltung ſeines Genius und zugleich wob ſich im ſchönen Elſaß in das vielbewegte und unruhvolle Treiben des jungen Dichters die reizendſte Epiſode ſeines Lebens, ſeine Liebe zu Friederike Brion, die anmuthige, gute und edelmüthige Pfarrerstochter von Seſenheim. Viele Jahre ſpäter, als er ſeine Selbſtbiographie niederſchrieb, ging dem alten Herrn noch das Herz auf, als er ſich den Augenblick vergegenwärtigte, wo das ſchöne Kind zum erſten Mal vor ihn trat, „ſchlank und leicht, als wenn ſie Nichts an ſich zu tragen hätte, aus heitern blauen Augen deutlich umherblickend, die gewaltigen blonden Zöpfe vom niedlichen Köpfchen niederhängend, im kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben, im knappen weißen Mieder und ſchwarzer Taffetſchürze auf der Gränze zwiſchen Bäuerin und Städterin ſtehend." Kein Zweifel, mancher von jenen innigſten Herzenslauten, denen wir in Göthe's Werken begegnen, iſt durch Friederike hervorgerufen worden. Aber der Verlauf, welchen das Verhältniß des Dichters zu dieſem Mädchen nahm, kann uns auch zeigen, daß im Göthe'ſchen Kreiſe in Sachen der Liebe weit „genialiſcher" verfahren wurde als in dem der Hainbündler.

Als das „bedeutendſte Ereigniß", welches in ſeinen Aufenthalt zu Straßburg fiel, hat Göthe ſeine daſelbſt mit Herder gemachte



Bekanntſchaft bezeichnet. Herder war als Hofmeiſter eines Prinzen von Holſtein-Eutin nach Straßburg gekommen und verweilte längere Zeit daſelbſt, um ärztliche Hülfe gegen ein ſchmerzhaftes Augenübel zu ſuchen. Fünf Jahre älter als Göthe liebte er es, dieſen um der fahrigen Unruhe oder, wie ſich Herder ausdrückte, um des „Spatzenmäßigen" in ſeinem Gebahren willen zu hofmeiſtern. Trotzdem bildete ſich bald ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihm und Göthe, denn dieſen ließen die großen Vorzüge Herder's deſſen Wunderlichkeiten mit guter Laune ertragen. Herder war bereits ein Mann von Ruf. In die Fußſtapfen Leſſing's tretend, hatte er wie dieſer ſeine Laufbahn als Kritiker begonnen, aber, ein Product der Sturm- und Drangperiode, ging die Kritik in Herder's Erſtlingsſchriften („Fragmente über die neuere deutſche Literatur" und „Kritiſche Wälder") im Sturmſchritt einher. Schon in dieſen Jugendarbeiten jedoch ließ Herder das Weſen ſeiner raſtloſen und umfaſſenden literariſchen Thätigkeit durchblicken: — das Vermitteln der antiken Bildung mit der chriſtlichen, die univerſelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerſtreuten Kulturſchätze, das kosmopolitiſch gebildete Ohr, welches die Klänge der Univerſalharmonie der Poeſie vernahm, verſtand und Andere verſtehen machte. Man weiß, daß die edle Natur Herder's ſpäter vielfachen Trübungen ausgeſetzt war, in Folge deren auch das herzliche Verhältniß zu Göthe zuletzt völlig ſich löſte. Unzufrieden, ein Geiſtlicher zu ſein, und doch zu gewiſſenhaft und zu ſtolz, um die Pflichten ſeines Amtes nicht mit Würde zu erfüllen, unzufrieden mit ſeiner amtlichen wie mit ſeiner ſozialen Stellung, gerieth der große Schriftſteller in älteren Jahren auch zur Literatur ſeines Landes in ein ſo unerquickliches Verhältniß, daß er die beſten Geiſtesthaten Göthe's und Schiller's nicht mehr verſtehen konnte oder wollte und ſich, wie wir ſpäter erfahren werden, nicht ſcheute, dem Schönſten gegenüber das Elendeſte anzupreiſen.

In der Straßburger Zeit jedoch waren Herder's Verſtimmungen und Moroſitäten erſt nur vorübergehende. Mit offener Seele ließ ſucht wurde. Aber der Notar war fort und der Umſtand, daß er, wie eine alte Frau ausſagte, die dem Geizhals zuweilen Dienſtbotengeſchäfte verrichtet hatte, am nämlichen Abend die Stadt verlaſſen, an welchem das Attentat gegen das Blumenmädchen ſtattgefunden, konnte den Verdacht, der auf ihm laſtete, nur erhöhen. Vorderhand konnte freilich weiter in der Sache Nichts geſchehen und Savonarola mußte es dem Zufall anheimſtellen, mehr an den Tag zu bringen, vor Allem aber Heinrich's Geneſung abwarten. Seit einigen Tagen zeigten ſich wirklich deutliche Symptome derſelben, das Fieber war gewichen und die bedenkliche Schwäche, welche ihm gefolgt, entlaſtete den Kranken allmählich ihres lähmenden Bannes. Geſtern, am 28ſten November 1494, an welchem Tage Carl der Achte, mit ſeiner Armee aus Florenz abzog, hatte Dottore Monti den Kranken außer Gefahr erklärt, und heute gegen die Abendſtunde trat Savonarola aus ſeiner Zelle zu Heinrich ein, um dieſen wieder im Leben willkommen zu heißen.

Er fand den Geneſenden in ſanftem Schlummer liegen und den getreuen Phlips zu Füßen des Bettes.

er die hochwogende Flut jener Tage auf ſich wirken und ſeine Gedichte aus dieſer Periode tragen den Stempel der Kraftgenialität. Göthe ließ ſich gerne von ihm belehren und Herder verſtand es, dem jungen Titanen ganz neue Blicke in Weſen und Form der Dichtkunſt aufzuthun. Herder drang überall auf das Urſprüngliche, verwarf das franzöſiſch Gemachte und Gekünſtelte, grub mit ſicherer und frommer Hand die Quellen der Volkspoeſie auf und ließ nur ſolche Dichter gelten, welche aus dieſem ewigen Jungbrunnen ihre Inſpiration geſchöpft hatten. So erſchloß er dem Freunde die Welt Homer's, Oſſian's und Shakſpeare's. Wer Göthe kennt, weiß, wie dieſe Drei auf ihn gewirkt haben. Was insbeſondere Shakſpeare angeht, ſo iſt Jedem bekannt, welches wichtige Moment in der Aufſchwungsgeſchichte unſerer Literatur die Bekanntſchaft mit dieſem Heros abgab. Und doch war es noch gar nicht lange her, ſeit der Name Shakſpeare's in Deutſchland bekannt geworden. Zwar hatte denſelben Georg Morhof ſchon 1682 zum erſten Mal erwähnt und dann 1708 Barthold Feind, aber noch Bodmer kannte nicht einmal den wahren Namen des Dichters und nannte in ſeiner Abhandlung vom Wunderbaren in der Poeſie (1740) denſelben Saſpar oder Saſper. Ein Jahr darauf erſchien zu Berlin die erſte Ueberſetzung eines Shakſpeare'ſchen Stücks, des Julius Cäſar, und gab Gottſched Gelegenheit zu einem bornirten Verdict 43). Allein ſelbſt Wieland noch äußerte in den Anmerkungen zu ſeiner Verdeutſchung Shakſpeare'ſcher Dramen ganz abgeſchmackte Anſichten über den größten der Dichter, welchem erſt durch Leſſing und Herder eine richtigere Würdigung widerfuhr.

Für die rhein- und mainländiſche Dichtergenoſſenſchaft, in welcher neben Göthe Klinger, Lenz, Hahn (nicht zu verwechſeln mit dem Hainbündler dieſes Namens) und Wagner hervorragten, war Shakſpeare das A und O. Die Strebungen dieſer Jünglinge, welche mit dem ganzen Feuer und Ungeſtüm der genialen Jugend von damals gegen das Herkömmliche in Literatur und Leben ſich auflehnten, werden ganz gut mit dem Wort Titanismus bezeichnet. Denn in Wahrheit wühlte und brauſte in ihnen ein titaniſches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Ueberzeugungen ſie, im Gegenſatze zu der lyriſchen Richtung der Hainbündler, mit Vorliebe vermittelſt der „Wucht des dramatiſchen Pathos“ geltend zu machen ſuchten. Keck griffen ſie nach den größten Stoffen und Formen, riſſen die Sprache aus ihrem anſtändig-langweiligen Menuettgang heraus, lehrten ſie neue Wendungen und gewagteſte, aber auch vielfach gelungenſte Sprünge und gaben der in den Studirſtuben Verblaßten wieder ein lebensfriſches Colorit, indem ſie an die Stelle der conventionellen Phraſe den leidenſchaftlich-unmittelbaren Ausdruck, an die Stelle des abſtracten Begriffs die concret-volksthümliche Anſchauung ſetzten. Es iſt wahr, die deutſche Muſe ſträubte ſich Anfangs gegen die gewaltſamen Umarmungen der Wildlinge, aber bald erwiderte ſie die feurigen Küſſe der munteren Jungen, obgleich dieſe nicht ſehr ceremoniös mit ihr verfuhren. Denn ſie ſchlugen ihr das thurmartige Toupet vom Kopfe, daß der Puder davonſtob, traten ihr die ſtelzenhaften Abſätze von den Schuhen, wiſchten ihr Schminke und Schönpfläſterchen von den Wangen, entſchnürten ſie ohne Umſtände des Fiſchbeinharniſches, genannt Corſet, entledigten ſie des ſchrecklichen Reifrocks und führten ſie in einem mitunter nicht gerade übermäßig decenten Anzug hinaus in Wald und Gebirge, mitten hinein wie in den Kirmeßjubel unter der Dorflinde ſo auch in den Tumult der Weltgeſchichte.

Aber freilich entſprach zunächſt nur bei dem einen Göthe dem dichteriſchen Wollen vollauf das Können. Einige ſeiner Mitſtrebenden, wie Hahn und Wagner, verſchwendeten ein unzulängliches Talent an tragiſchen Vorwürfen, aus welchen ſie nur kraftgenialiſche Ungeheuerlichkeiten zu machen verſtanden, Andere wußten ſich trotz reichſter Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So beſonders der arme Lenz, den der Zwieſpalt von Ideal und Wirklichkeit endlich nach Verübung zahlloſer genialiſcher „Affenſtreiche“ dem

Wahnſinn in die Arme jagte und der zuletzt im fernen Moskau elend verkam. Seine Dramen veranſchaulichen, was Göthe damit meinte, wenn er ſagte, die Verehrung Shakſpeare's ſei unter ſeinen Jugendfreunden bis zur Anbetung geſtiegen. Hier iſt überall ein Stück Shakſpeare, aber ein tollgewordener Shakſpeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockſte, Fratzenhafteſte und doch auch wieder Zarteſtes und Innigſtes in einem Gewimmel und Gewuſel durcheinander, daß es Einem vor den Augen flimmert. Von gediegenerem Stoffe war Klinger, ein Mann voll ſittlichen Ernſtes, nach Ueberwindung ſeines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines ruſſiſchen Generals die ſtoiſch-unabhängige Geſinnung eines altrömiſchen Republikaners bewahrend. Unter ſeinen Erſtlingswerken findet ſich das Drama „Sturm und Drang“, welches dieſer ganzen Literaturperiode ihren Namen gegeben hat. Die Perſonen, welche darin auftreten, charakteriſiren recht gut den titaniſchen Uebermuth und die titaniſche Verzweiflung einer poetiſchen Jugend, welche ſich, mit Klinger zu reden, „über eine Trommel ſpannen laſſen wollte, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raume einer Piſtole hätte exiſtiren mögen, harrend, daß eine Hand ſie in die Luft knallte“[46]. Das wahre Weſen der Kunſt, ihre Selbſtherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er vulkaniſirte erſt in einer Reihe von Trauerſpielen, welche jetzt nur noch als erſtarrte Lavablöcke in der Literaturgeſchichte daſtehen, dann in einer Reihe von Romanen, um zu demonſtriren, zu warnen, zu ſtrafen. Und worauf lief ſeine ganze Weltanſchauung hinaus? Auf das bekannte Rouſſeau'ſche Axiom, daß Alles, wie es aus der Hand der Natur komme, gut ſei und daß Alles unter den Händen der Menſchen ſchlecht werde — ein Axiom, welches in Klinger's Schriften zu der troſtlos fataliſtiſchen Ueberzeugung verſteinerte, das Gute und Edle ſei in dem großen Narrenhaus, genannt menſchliche Geſellſchaft, nur da, um zu leiden und unterzugehen, während das Böſe triumphire.

Göthe ſelbſt war in der Straßburger Zeit eine Beute der widerſtrebenden Stimmungen und Tendenzen, welche durch das „Labyrinth" ſeiner Bruſt ſchwankten. Der Tumult um ihn her mußte auch ihn verwirren. Er hatte trotz ſeiner Jugend ſchon viel erlebt, mehr noch geſehen, manches verſucht. Mit den beengend religiöſen Eindrücken, welche der Umgang mit dem frommen Fräulein von Klettenberg in ihm hinterlaſſen, war er nach Straßburg gekommen und hier war ſein ſchon vorher erregtes Intereſſe für Hamann, einen Frommen anderer Art, durch Herder aufgefriſcht worden. Hamann, der „Magus im Norden", wie ſeine Verehrer ihn hießen, hat ebenſo ſehr in die religiöſe wie in die literariſche Bewegung jener Zeit mächtig eingegriffen. Durch alle ſeine zahlloſen Pamphlete, geſchrieben in einem dunkeln, ſibylliniſch-orakelnden „Heuſchreckenſtyl", geht der kraftgenialiſche Grundgedanke, daß dem greiſenhaften Geiſt der Ueberlebung, der gelehrten Kleingeiſterei und Pedanterei, allen den veralteten Schulſatzungen im Leben und Dichten ein Ende gemacht werden ſollte. Zur Natur, zum Kindesalter der Völker müſſe man zurückkehren, damit aus der Einfalt des kindlichen Glaubens eine neue Einheit des Bewußtſeins, eine neue Geſellſchaft, eine neue Poeſie hervorgehe. Dieſe Forderungen konnten ſich, mit Abrechnung der Hamann'ſchen Bibelgläubigkeit, die Originalgenies ſchon gefallen laſſen. Herder's mehr humaniſtiſche und äſthetiſche als theologiſche Betrachtung der alten Religionsurkunden wies dem Wolfgang einen Weg, zu menſchlich-freier Auffaſſung der religiöſen Probleme zu gelangen, und da Naturgenuß und Freundſchaft, mehr aber noch die ſonnige Liebe Friederike's ihm das Herz wärmte, ſo trieb den jungen Dichter Alles, die „inneren Stimmen" ſprechen und ſingen zu laſſen. Mehrere ſeiner ſüßeſten Lieder ſind damals entſtanden und großartigſte Stoffe drängten ſich an ihn heran: Mohammed, Ahasver, Prometheus, Fauſt. Er entſchied ſich aber, wie bekannt, zunächſt für den Götz von Berlichingen, welchen ihm ſeine damalige enthuſiaſtiſche Hinneigung zu „deutſcher Art und Kunſt" nahegebracht hatte. Zu dieſem Drama kam nach dem Aufenthalt in Wetzlar, wohin der Doctor Göthe im Sommer 1772 gegangen, um beim dortigen Reichskammergericht ſchleppenden Andenkens, wie ſein Vater wollte, „ſich in praxi zu verſuchen“, der Roman Werther's Leiden, welchen er, die volle Glut ſeiner Leidenſchaft für die einem Anderen verlobte Lotte Buff ausſtrömend, binnen vier Wochen aufs Papier warf. Mit dieſen beiden epochemachenden Dichtungen entrichtete Göthe der Sturm- und Drangſtimmung ſeinen Tribut. Was ſeine Zeitgenoſſen fühlten und dachten, er ſtellte es zum Kunſtwerk geſtaltet vor ſie hin. Der Götz veranſchaulicht den in weit höherem Grade reinmenſchlichen und individuellen als politiſchen Freiheitsdrang jener Zeit; der Werther repräſentirt die andere Seite der Kraftgenialität, die abſolute Vertiefung in ideale Herzensbedürfniſſe, eine Schwärmerei, welche an der Klippe der Convenienz lieber ſcheitern als ſie umſchiffen will.

„Bei Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln!“ hatte der Kriegszahlmeiſter Merck gemahnt, als Göthe, ins väterliche Haus nach Frankfurt zurückgekehrt, mit Veröffentlichung des Götz und Werther zögerte. Die Freundſchaft Merck's, des verſtändigen, mit kritiſchem Takt und doch auch mit lebhaftem Intereſſe für alles Schöne und Tüchtige ausgeſtatteten Mannes, war einer der beſten Gewinnſte, welche Göthe aus der Glücksurne zog. Ueberhaupt machte es einen Theil ſeines Glückes aus, daß er in jeder Periode ſeines Lebens Freunde fand, die wahrhaft fördernd auf die verſchiedenen Phaſen ſeines Genius einwirkten. Der Dichter hat in ſeinem Alter nicht ganz gerecht den trefflichen Merck als den Mephiſto des Fauſt-Göthe bezeichnet. Denn der Freund war keineswegs ein Geiſt, der ſtets verneinte. Allerdings warnte er: „Die Andern — (dies ging wohl auf die Hainbündler) — ſuchen das Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nur dummes Zeug; dein Beruf iſt es, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben“ — und warf wohl auch ein trockenes Wort hin, „keinen ſo Quark zu machen, wie die Andern auch machen könnten“, aber gerade in einem der angeführten

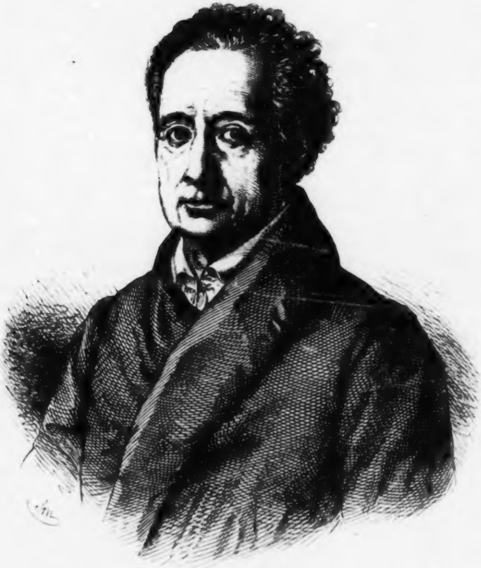
Worte hat Merck mit ſicherſtem Inſtinkt die Aufgabe des Göthe'ſchen Genius, dem Realen das ideale Gepräge aufzudrücken, dargelegt. Göthe that indeſſen, wie der Freund wollte, indem er 1773 den Götz und 1774 den Werther gedruckt ausgehen ließ, prächtige Blitze der Poeſie, denen ſofort ein mächtiger Donner des Beifalls nachrollte.

Die Wirkung dieſer Werke war, ein Lieblingswort jener Zeit zu gebrauchen, erſtaunend. Eines ſchönen Morgens ſtand Göthe als berühmter Mann auf. Sein elterliches Haus wurde eine Wallfahrtsſtätte bedeutender Menſchen. Die Mutter, jene originelle Frau, welche unter dem Titel der Frau Rath oder der Frau Aja47) in der Götheliteratur eine ſo prächtige Figur macht, hatte alle Hände voll zu thun, die zu- und abgehenden Gäſte, mitunter wunderliche Heilige, zu bewirthen, und ſelbſt der ſteifreichsſtädtiſche Herr Rath ſchüttelte nur im Stillen den Kopf, wenn der kraftgenialiſche Tumult in die ſtrenge Ordnung des Hauſes zu den drei Leiern hereinbrach, wie bei dem Beſuch der Brüder Stolberg geſchah, wo dem Weinkeller des alten Herrn übel mitgeſpielt wurde. Es kam aber auch Klopſtock, der in der deutſchen Geſellſchaft das prieſterliche Anſehen eines antiken Vates behauptete, und es kam Lavater, der vielberufene Heilige vom Ufer der Limmat. Nach Geßner's Lebensbeſchreibung Lavater's ging die erſte Zuſammenkunft deſſelben mit Göthe im echtkraftgenialen Styl vor ſich. „Biſt's?“ — „Ich bin's!“ — Lavater, eine urſprünglich reine und edle Natur, wurde Seitens heiliger und unheiliger Frauen nach und nach zu jener ſublimen Verſchrobenheit hinaufgehätſchelt, die den Mann in ſo notoriſchen Charlatanen und Gaunern, wie Gaßner und Caglioſtro waren, größte Menſchen und gottbegnadigte Wunderthäter erblicken ließ und ihn zuletzt alles Ernſtes glauben machte, er ſei wirklich der Sanct Lavatus, für welchen ihn ſeine Verehrerinnen hielten. Seine Miſſionsreiſen in Sachen eines mit kraftgenialer Fühlſamkeit ſeltſam verquickten Chriſtenthums, das aber bei aller Warmbrüderlichkeit doch auf das zelotiſche Dilemma: „Entweder Chriſt oder Atheiſt!“ hinauslief, ſowie in Sachen der auf thörichteſte Willkür baſirten, von ihm aufgebrachten Mode der Phyſiognomik, welche dann der geiſteshelle Lichtenberg vermittelſt ſeiner „Phyſiognomik der Hundeſchwänze“ gebührend lächerlich machte, gehörten mit zur Signatur der Zeit, — wie auch die Figur des im Göthe'ſchen Hauſe ebenfalls ſeine Aufwartung machenden Leuchſenring mit dazu gehörte, jener Typus eines Empfindlers, Briefwechslers und Schwarmgeiſts von damals, der allen Berühmtheiten nachjagte, einen geheimen „Orden der Empfindſamkeit“ ſtiften wollte und immer mit Brieftaſchen bepackt war48).

Fehlte es gerade daheim an Beſuchen, ſo unternahm der Wolfgang zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen „Geniereiſen“ in die Nähe und Ferne. Es iſt uns davon manche hübſche Geſchichte überliefert und auch davon, wie der Dichter den Zauber ſeines Ruhmes durch die Magie ſeiner Perſönlichkeit noch erhöhte. Freund Merck zu beſuchen, ging er oft nach Darmſtadt hinüber. Da gaben ihm die artigſten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus und in Darmſtadt ſetzte er ſich auf die ſteinerne Treppe vor Merck's Hausthüre, um den um ihn verſammelten Mädchen „Genieaudienz“ zu geben49). Nach allen Seiten hin wurden mit dem ganzen Freundſchaftsenthuſiasmus jener Tage Verbindungen angeknüpft, rheinabwärts beſonders mit dem Jacobi'ſchen Kreiſe in Pempelfort, der wie alle Welt alsbald von Göthe bezaubert war50). Die drolligſte Geniereiſe war aber wohl jene, welche im Sommer 1774 das „Weltkind“ Göthe mit den beiden „Propheten“ Lavater und Baſedow nach Ems und Koblenz machte. Lavater, dem der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus Herzensſache war, mit Baſedow, dem pädagogiſchen Radicalreformer und enragirten Nationaliſten, welcher zu dem Dogma von der Trinität ſo zu ſagen im Verhältniß perſönlicher Feindſchaft ſtand, und mit Göthe, welcher damals an ſeinem Prometheus und ſeinem Fauſt dichtete, in einem Wagen auf einer gemeinſchaftlichen Vergnügungsreiſe begriffen — da haben wir einen der ſchönſten Contraſte einer contraſtvollen Epoche. Auf dieſer Reiſe hatte am Wirthstiſche des Gaſthofs zu den drei Reichskronen in Koblenz jene claſſiſche Szene ſtatt, welche uns Göthe in der kraftgenialen Manier beſchrieben hat, womit er ſeine zu jener Zeit vom Stapel gelaſſenen ſatiriſchen Brander „Götter, Helden und Wieland“, „Pater Brei“ und „Satyros“ auftakelte[31]). Im folgenden Jahre machte Göthe in Geſellſchaft der beiden Stolberge eine Schweizerreiſe, die hauptſächlich Lavatern galt, welcher aber mit den gräflichen Brüdern, die ſich als vollſtändige Kraftgenies gebärdeten, ſeine liebe Noth haben mochte[32]). Göthe's Freundſchaftsgefühl für den Züricher Propheten währte ungeachtet der zudringlichen, auch an Göthe verſuchten Proſelytenmacherei des Letzteren bis zur italiſchen Reiſe des Dichters, welche ja überhaupt den großen Wendepunkt in ſeinen Anſchauungen ausmachte[33]).

Inzwiſchen hatte im Februar 1774 die durch Knebel vermittelte Begegnung Göthe's in ſeiner Vaterſtadt mit dem Erbprinzen Karl Auguſt von Sachſen-Weimar und deſſen Bruder Conſtantin ſtattgefunden. Götz und Werther hatten auf den ſelbſt von einer vollen Ader von Kraftgenialität durchzogenen Erbprinzen, welcher damals ein ſiebzehnjähriger Jüngling war, mächtig gewirkt und die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Dichter wob zwiſchen dieſem und Karl Auguſt, der wirklich ein Fürſt, ein Vorderſter ſeiner Zeit und ſeiner Nation wurde, ein Band der Sympathie, welches nur der Tod zerreißen ſollte. Der Prinz hatte dem Geiſt des Jahrhunderts gemäß eine liberale Erziehung erhalten. Seine Mutter, die geiſt- und gemüthvolle Amalia von Braunſchweig, in ihrem ſiebzehnten Jahre mit dem Herzog Ernſt Auguſt von Weimar vermählt, war ſchon als Achtzehnjährige Wittwe geworden und hatte damit Pflichten übernommen, denen ſie ſo Genüge that, daß ſie in jenem edlen Document, ihrem Selbſtbekenntniß („Meine Gedanken“) mit Recht ſagen durfte, die ſchönſte Frühlingszeit ihres Lebens ſei Nichts als Aufopferung für Andere geweſen. Klein von Statur, machten ihre ſpirituellen Züge, ihr graziöſer Gang, ihre Gewandtheit im mündlichen Ausdruck ſie zu einer angenehmen Erſcheinung. Mit warmem Blut, einem zärtlichen Herzen und einer lebhaften Phantaſie verband ſie eine große Lernbegierde. Als ſie 1762 Wieland zum Lehrer ihres Erſtgeborenen berufen hatte, ward ſie ſelber noch ſeine Schülerin und lernte bei ihm Griechiſch, um den „Grazienſchlingel“ des Alterthums, den Ariſtophanes, in der Urſprache leſen zu können. Dieſer Zug deutet ſchon auf ein heiteres Temperament, welchem nachgebend ſie auch wohl einem derberen Scherze nicht prüde aus dem Wege ging[54]. Mit Papa Wieland ſtand ſie auf ſo freundſchaftlichem Fuße, daß der Freund in ſeinen älteren Jahren ſich's zuweilen herausgenommen habe, neben der Herzogin auf dem Sopha ſitzend ſein Mittagsſchläfchen zu halten.

Weimar war damals noch „mehr Dorf als Stadt“, aber die Feſtſetzung Wieland's bezeichnet den Anfang der Entwicklung dieſer kleinen Reſidenz zur geiſtigen Metropole von Deutſchland, was ſie in Wahrheit lange Jahre geweſen iſt. Unlange nach Wieland kam Bertuch, der Ueberſetzer des Don Quixote, dann der feine, ehrenwerthe, tüchtig gebildete Knebel, als Erzieher des Prinzen Conſtantin berufen. Nahm man dazu noch den launigen Märchenerzähler Muſäus, Profeſſor am Gymnaſium, und die beiden Hofherren F. H. von Einſiedel und K. S. von Seckendorf, dieſer ein nicht verächtlicher Componiſt und Poet, jener ebenfalls in Muſik und Stegreifsdichtung gewandt und in ſeiner ſchwankhaften Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der „ami“ par excellence, aber nicht, wie oft geſchehen iſt, mit ſeinem abenteuerlichen jüngeren Bruder zu verwechſeln[55] — ſo hatte man ſchon Etwas, was einem „Weimarer Muſenhof“ ähnlich ſah. Aber die wirkliche Eröffnung deſſelben datirt doch erſt von der Ankunft Göthe's. Im September 1775 trat Karl Auguſt die Regierung an. Im October führte er ſeine Braut heim, die Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt, ſah bei dieſer Gelegenheit Göthe abermals in Frankfurt und wiederholte demſelben die ſchon früher an den Dichter gerichtete Einladung an ſeinen Hof. Göthe, der in dem jungen

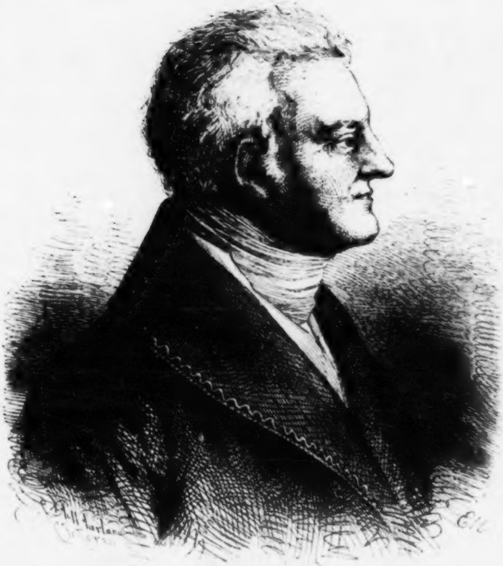


welches dieſer ſeit der Unglücksnacht nur auf Augenblicke verlaſſen und ſo Tage verlebt hatte, die ohne Zweifel die bitterſten ſeines Lebens waren, denn ſie hatten ihm, außer der peinigenden Angſt für ſeinen Herrn, auch noch die ſchreckliche Verzichtung auf ſeine liebſten Angewöhnungen, Trinken und Fluchen, auferlegt. Er war demzufolge ſichtbarlich herabgekommen und nur die Gewißheit der Rettung Heinrich's hielt ihn aufrecht. Als der Prior eintrat, ſtand Phlips ehrfurchtsvoll von ſeinem Sitze auf und nachdem er über das Befinden ſeines Herrn die lezten Stunden her Bericht erſtattet, ſagte ihm Savonarola: „Geh' jezt, mein Sohn, und ruhe Dich aus, ich werde bis Mitternacht hier Deine Pflicht verſehen.“

Phlips folgte dieſer Aufforderung, nachdem er zuvor ſorglich den Kranken noch beſichtigt und die Arzneien in Ordnung geſtellt. Als er die Thüre des Gemachs leiſe hinter ſich zuzog, ward in ſeiner Kehle ein gurgelnder Ton hörbar und als er die Treppen zur Kellermeiſterei des Kloſters hinabſtieg, ergoß ſich aus ſeinem Mund ein murmelnder Strom jener geliebten Redensarten, den er nun ſchon ſo lange hatte zurückdämmen müſſen

Fürſten eine gleichgeſtimmte Natur gefunden, ergriff die gebotene Gelegenheit, von Frankfurt wegzukommen, um ſo herzhafter, als die quälenden Nachwehen ſeines ebenſo leidenſchaftlichen als unerquicklichen Verhältniſſes zu Lili (Eliſabeth Schönemann) einen Wechſel des Ortes und der Umgebungen räthlich machten. Am 7. November langte er zu Weimar an, in der obligaten „Genietracht“ — blauer Wertherfrack mit Meſſingknöpfen, gelbe Weſte, weiße Cannevasbeinkleider und Stulpenſtiefeln[56]) — welche, weil der junge Herzog ſie adoptirte, für eine Weile ſo zu ſagen Weimarer Hoftracht wurde[57]).

Die Erſcheinung des von Genialität, Lebensluſt, Liebenswürdigkeit und Muthwillen funkelnden Dichters, deſſen hochwogende Seele in einem Leibe wohnte, welcher ihn zum ſchönſten Manne ſeiner Zeit machte, war eine unwiderſtehlich ſiegreiche. Selbſt der klarverſtändige Knebel berichtet, wie ein Stern ſei Göthe am Weimarer Himmel aufgegangen[58]). Wieland, der kurz zuvor von dem muthwilligen Dichter ſo herb ſatiriſirte Wieland ſchrieb am 10. November an Fritz Jacobi: „Morgens um 5 Uhr iſt Göthe in Weimar angelangt. O mein beſtes Brüderchen, was ſoll ich dir ſagen? Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich beim Geheimerath von Kalb, wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß. Alles, was ich Ihnen nach mehr als einer Kriſis, die in mir dieſe Tage über vorging, jetzt von der Sache ſagen kann, iſt dies: Seit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Göthe wie ein Thautropfe von der Morgenſonne“[59]). Dem jungen Fürſten ging in der Freundſchaft mit Göthe, die ſo dauernd und für Beide ſo fruchtbar werden ſollte, das Leben erſt recht auf, um ſo mehr, da ſich in dieſer erſten Zeit zwiſchen ihm und ſeiner jungen Gemahlin kein recht gedeihliches Verhältniß, wie es ſpäter eintrat, geſtalten wollte. Karl Auguſt war das, was Göthe eine „dämoniſche Natur“ nannte. Er hat den fürſtlichen Freund auch ausdrücklich als eine ſolche bezeichnet, d. h. als einen geborenen großen Menſchen. Zwei weitere Ausſprüche Göthe's über den Herzog: „Er pflanzt und möcht' auch, daß es ſchon gewachſen wäre“ — und: „Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm Nichts; hätte er ſich eines erringen, erjagen, erſtürmen können, das wäre ihm Etwas geweſen“ — deuten an, wie ſich der Fürſt in der Jugend hatte und gebahrte. Der Sturm und Drang der Zeit war mächtig in ihm und er hat das Bacchanal der Kraftgenialität redlich mit durchgemacht. Aber er war auch eine edle Natur, ein wahrhaft guter Menſch, der es ſich angelegen ſein ließ, alles Rechte und Schöne nach Kräften zu fördern. Jenes bekannte Epigramm, worin Göthe erklärt hat, es wäre „ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein“, wenn alle deutſche Fürſten ſeinem Herzog glichen, iſt wahrlich keine höfiſche Schmeichelei, ſondern, Alles zuſammengenommen, ein verdientes Lob geweſen. Der Ruhm Karl Auguſt's beruht keineswegs allein darauf, daß ſein Name mit größten unſerer Kulturgeſchichte als der eines Helfers und Freundes unzertrennlich verknüpft iſt, nein, es muß auch geſagt werden, daß er ein rechter und treuer Patriot, daß er wie der freiſinnigſte ſo auch, im höchſten und weiteſten Sinne des Wortes, der menſchlichſte Fürſt geweſen iſt, welchen Deutſchland je gehabt hat[60]. Seine Gemahlin Luiſe nimmt in dem Ehrenkranz deutſcher Frauen für immer eine vortretende Stelle ein. Gegen die Ausſchreitungen der Geniewirthſchaft am Hofe, welche in die erſten Jahre ihrer Ehe fiel, bildete die Herzogin ein wohlthätiges Gegengewicht, indem ſie auf ihre Würde hielt und darauf beſtand, daß wenigſtens in ihrer nächſten Umgebung gewiſſe Gränzen eingehalten würden. Temperament und Gewöhnung verliehen ihr eine Haltung, welche kalt und ſtolz erſcheinen konnte; aber ihr Herz war voll Edelmuth, und wie groß ſie dachte, trat herrlich zu Tage, als ſie in der furchtbaren Trübſal, welche 1806 nach der Schlacht bei Jena über ihr Haus und über das Land hereinbrach, dem zornſprühenden Welteroberer gegenüber den ganzen Heroismus einer ſchönſten Weiblichkeit entfal-



tete und dem rückſichtsloſen Deſpoten Hochachtung vor einer deutſchen Frau und Fürſtin abzwang[61]).

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Perſönlichkeiten, Männer und Frauen, ſtand zu dem kleinen Weimarer Hof, als Göthe an demſelben erſchien, in bleibender oder gaſtfreundlicher Beziehung. Schon im October 1776 kam Herder, auf Göthe's Betreiben als Oberhofprediger und Generalſuperintendent vom Herzog berufen. Zu den ſchon früher nambaft gemachten Hofherren von Geiſt gehörte auch der Kammerherr von Wedel, Karl Auguſt's Jugendgeſpiel und treuer Jagdgenoß. Mit Dalberg, dem kurmainziſchen Statthalter in Erfurt, mit den Prinzen Auguſt von Gotha und Adolf von Barchfeld, mit dem Fürſten Franz von Deſſau wurden lebhafte Verbindungen unterhalten. Von Frauen, die zum Hofkreiſe gehörten, ſeien die witzige Thusnelda von Göchhauſen genannt, das in alle Schwänke der Kraftgenies mit guter Laune eingehende Hoffräulein der Herzogin Amalia, dann die Kammerpräſidentin Kalb, die Gräſin Werther, Luiſe von Imhof, die „kleine“ Schardt, und Charlotte von Stein, Gemahlin des Oberſtallmeiſters, zehn Jahre hindurch die große Flamme Göthe's, für welchen die anmuthige Frau, obgleich nie eigentlich ſchön und über die Jugendfriſche ſchon hinaus, in dem Tumult der „luſtigen Weimarer Zeit“ ein rechter Leitſtern wurde[62]). Auch Corona Schröter, die ſchöne Sängerin, muß hier noch genannt werden, welche in den theatraliſchen Spielen des Hofes voranſtand und in Göthe's Bruſt ein altes Liebesfeuer neu entfachte[63]). Auf die früheren Genoſſen Göthe's mußte die große Neuigkeit von dem Glück, welches der Wolfgang am Weimarer Hofe gemacht, ſehr anziehend wirken. Lenz kam, meldete Göthen ſeine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich iſt angekommen und ſucht, wohin er ſeinen Fuß ſetze,“ wurde gaſtlich aufgenommen und machte „Affenſtreiche“ und „Eſeleien“, bis man ihn fortſchaffen mußte. Dann erſchien Klinger und las ſeine titaniſirenden Trauerſpiele vor, bis Göthe davonlief mit den Worten: „Das halte der Teufel aus!“ Ein noch ſonderbarlicherer

Gaſt war der Schweizer Kaufmann, von dem der wunderſüchtige Lavater ſagte: „Er kann, was er will“ — der aber in Wahrheit Nichts konnte als die Kraftgenialität zur höchſten Potenz der Extravaganz und Unverſchämtheit erheben. Göthe machte ihn unſanft „abfahren“, worauf er nach Deſſau ging, um am dortigen Hofe den Rouſſeau'ſchen Naturſohn zu ſpielen64). Bei der Anweſenheit der Brüder Stolberg, die noch im vollen Saft ihrer phantaſtiſchen Jugendlichkeit ſtanden, wurde teutoniſch gezecht und wurden ſonſt allerhand geniale Kraftſtücke ausgeführt. Später nahm auf wiederholte Einladungen hin Merck „ſeinen Rappen zwiſchen die Beine“ und that eine Fahrt nach Hofe. Er gefiel den Weimarer Fürſtlichkeiten und Notabilitäten ſehr, ſoll aber, wenn Falk treu berichtet hat65), das höfiſche Genietreiben Göthe's mit nicht ſehr günſtigen Augen angeſehen und gemurrt haben: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen! Gibt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?“

Aber der kraftgeniale Moſt wollte und mußte ausgähren. Dieſen Gährungsprozeß weiter im Einzelnſten zu verfolgen, iſt hier nicht ſtatthaft. Wildluſtig und ungefüge genug that ſich mitunter die vom Herzog ganz offen und von der Herzogin Mutter unter der Hand begünſtigte Geniewirthſchaft auf. Es mag Etwas von Böttiger'ſchem Klatſch in der Ueberlieferung ſein, daß Göthe, wenn ihn der dämoniſche Drang erfaßte, ſich mit aufgelöſtem Haar mänadiſch auf dem Boden gewälzt habe, daß der Dichter und ſein herzoglicher Dutzbruder oft ſtundenlang auf den Marktplatz der Stadt ſich geſtellt hätten, um mit „abſcheulich großen“ Parforcekarbatſchen mit einander um die Wette zu knallen66), daß das ſtudentiſche „Schießen“ von den Originalgenies im größten Styl betrieben worden ſei und Anderes der Art mehr. Aber ſo ganz unwahrſcheinlich iſt das Alles keineswegs, denn Göthe ſelbſt ſchrieb (5. Jan. und 8. März 1776) an Merck: „Ich treib's hier freilich toll genug. Wir machen Teufelszeug“ — und Wieland meldet Demſelben (26. Jan. 1776): „Göthe lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenſchein tour à tour, comme vous savez, und macht uns Alle glücklich, er mache, was er will.“ Göthe, ein Virtuos in allen körperlichen, wie in ſo vielen geiſtigen Uebungen — er führte unter Anderem auch das Schlittſchuhlauſen in Weimar ein — hat zwar in dem kraftgenialen Tumult, deſſen Mittelpunkt er war, ſein edleres Selbſt nie verloren, aber doch war er immer mit dabei, wo es galt, „die beſtialiſche Natur zu brutaliſiren“ 67), nicht ſelten bis zum Uebermaß. „Wir waren oft ſehr nahe am Halsbrechen“, erzählt er ſelbſt. „Auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüſſe, bergauf, bergab, Tage lang ſich abzuarbeiten und dann Nachts bei einem Feuer im Walde zu campiren, das war nach des Herzogs Sinn“ 68). Die Luſtſchlöſſer Belvedere, Ettersburg und Tieffurt, dann die Umgebungen von Stützerbach, Ilmenau, Dornburg, Lauchſtädt waren die Schauplätze des poetiſchen Zigeunertreibens, wobei natürlich tüchtig poculirt und nicht weniger „gemiſelt“ d. h. geliebelt wurde, denn die Mädchen hießen in dem kraftgenialen Rothwelſch „Miſels“. Das vergrößernde Gerücht, d. h. eine von neidiſchem Uebelwollen aufgeſtachelte Klatſchſucht ließ es nicht fehlen, die geniewirthſchaftlichen Vorkommniſſe ins Ungeheuerliche auszumalen und ſo konnte Zimmermann aus Hannover an Herder die lächerlichen Worte ſchreiben, er habe aus Weimar eine Menge Dinge vernommen, bei denen ſich „alle ſeine Haare ſenkrecht in die Höhe gerichtet hätten.“ Das eben war das Eigenthümliche der Weimarer Kraftgenialität, daß durch die Unbändigkeit, ja durch die mitunterlauſende Rohheit derſelben, wie Göthe in dem eben citirten Gedicht ſagt, immer wieder edle Sitte durchſchlug 69). War man des Treibens und Hetzens und „Wüthens“ in Feld und Wald und Gebirge müde, ſo griff man daheim zum Komödienſpiel, der Herzensfreude der Herzogin Amalia. Weimar hatte damals noch kein ſtehendes Theater und nur eine

Komödiantenbande unter Bellomo's Direction ging ab und zu. In der eigentlichen Genieperiode aber ward bei Hof ein Privattheater eingerichtet, auf welchem die Fürſtlichkeiten und die Hofleute ſelber die Rollen übernahmen. Göthe war Dirigent, Theaterdichter und Schauſpieler zugleich. Der Apparat war ſehr einfach und die Koſten unbedeutend. Muthwilligſte Neckerei hatte dabei freilich nicht ſelten offenen Raum. So wurde in einer tollkomiſchen, von Göthe gedichteten, von Seckendorf componirten Oper, „die geflickte Braut", nachmals zum „Triumph der Empfindſamkeit" abgeſchwächt, dem bei der Aufführung zu Ettersburg anweſenden Papa Wieland vermittelſt einer Parodie ſeiner „Alceſte" ſo arg mitgeſpielt, daß er im Zorne davonlief[70]. Aber auch Göthe's Iphigenie in ihrer erſten Geſtalt kam am 6. April 1779 auf dem fürſtlichen Privattheater zuerſt zur Aufführung und man möchte ſagen, daß mit der Erſcheinung dieſer edlen Dichtung die kraftgenialiſche Atmoſphäre Weimars ſich zu klären und zu reinigen begonnen habe[71].

Den Abſchluß des Kraftgenieweſens bildete die Geniereiſe, welche der Herzog im Herbſt 1779 mit Göthe und Wedel zu Pferde — wie das übrigens damals noch eine ſehr gewöhnliche Reiſeart für Männer war — in die Schweiz unternahm. Bei der Zurückkunft nach Weimar trug der Herr Geheimerath, welcher jedoch nach Wieland's Zeugniß (an Merck, Juli 1776) „ſchon lange vorher und von dem Augenblick an, wo er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, mit aller ziemlichen Weltklugheit ſich aufgeführt hatte", — bordirte Weſten und Staatsröcke und trat auch äußerlich mit dem ganzen Miniſteraplomb auf. Er mochte bemerkt haben, daß ſich das „Regiment" denn doch nicht ſo im Spaße führen laſſe, und auch „das nahe an ſtille Wuth gränzende odium Vaticinianum" gegen den beneideten Günſtling konnte ihm nicht entgangen ſein[72]. Er warf ſich jetzt mit allem Ernſt in die Geſchäfte, aber er fühlte und ſagte, daß er „eigentlich zum Schriftſteller geboren" und demnach die Zeit, welche er dieſem ſeinem wahren Beruf entzöge, eine verlorene ſei. Auch der fürſtliche Freund machte ihm Sorge; beſonders wirkte des Herzogs leidenſchaftliche Neigung fürs Militär vielfach ſtörend und verwirrend. Der Ueberdruß des Dichters am Hofleben ging um dieſe Zeit bis zu hypochondriſcher Verſtimmung. Damals ſchrieb er an Frau von Stein: „Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen“ — und das Mißfallen an der Gegenwart verdüſterte ihm auch die Erinnerung an die Vergangenheit, beſonders an die kraftgeniale, ſo ſehr, daß er nur noch mit Widerwillen, ja mit Reue auf dieſelbe zurückblicken mochte[73]). Karl Auguſt ſeinerſeits, jünger und leichtblütiger als der Freund, war von der Gravität und „Taciturnität“ ſeines Herrn Kammerpräſidenten Anfangs nicht ſehr erbaut[74]) und meinte auch ſpäter noch, es ſei „gar poſſierlich, wie der Menſch gar ſo feierlich werde“[75]). Er ſelbſt, der Herzog, gehörte zu den glücklichen Sterblichen, die an Geiſt und Gemüth nicht altern. Er hat ſich den ſtudentiſchen Humor ſeiner Jugend bis zuletzt bewahrt und es iſt ergötzlich, zu hören, wie der Fürſt dem ceremoniös gewordenen Jugendfreunde gegenüber mit kraftgenialiſch-ungenirter Redeweiſe herausging[76]).

Aber es lag in der Natur der Sache, daß eine Epiſode, wie die Sturm- und Drangperiode im deutſchen Kulturleben war, nicht von langer Dauer ſein konnte. Je heftiger die An- und Aufſpannung der Gemüther geweſen, um ſo raſcher mußte ſie nachlaſſen, um ſo mehr, da das deutſche Staatsleben nicht danach angethan war, dem Thatendrang einer kraftgenialen Jugend entgegenzukommen. Die deutſche Geniezeit, in welcher auch Schiller's Erſcheinung wurzelt, iſt eines der Vorſpiele der großen Umwälzungen geweſen, die ſich am Ausgang des Jahrhunderts vollzogen. Der Saus und Braus der Kraftgenialität glich den Aequinoctialſtürmen, welche den Frühling ankündigen. Es brach auch wirklich in jenen Tagen für Deutſchland ein neuer Geiſtesfrühling an. Und nicht nur Das. Denn wenn auch die neue Literatur als ihr nächſtes Ziel nur die Souverainetät

Unterdeſſen ſezte ſich Savonarola an das Lager ſeines jungen Freundes und ſchaute liebevoll in ſein bleiches, abgemagertes Antliz, auf deſſen Stirne ſich jezt zum erſtenmal die furchende Handſchrift tiefen Leides zeigte. Der Prior bemerkte dieſes Siegel des Liebesſchmerzes und ſagte leiſe: „O daß dieſer Kelch an Keinem vorübergeht!“ Dann verſank er in Nachſinnen und von ſeinem Geſichte verſchwand nach und nach der Ausdruck würdevollen Ernſtes, demſelben eigen, und ſeine Züge nahmen jene melancholiſche, halb lächelnde, halb weinende Faſſung an, welche das Menſchenantliz zeigt, wenn die Seele ſich ihren innigſten Empfindungen hingibt. Eine Bewegung des Geneſenden weckte ihn aus ſeinem träumeriſchen Hinbrüten, und als Heinrich noch halb im Schlafe den Namen „Flora“ murmelte, legte er ihm ſanft die Hand auf die Stirne und ſagte: „Mein Sohn, Gott wird mit ihr ſein, um welche Dein Herz bekümmert iſt.“

„O mein Vater!“ ſtöhnte der jezt völlig wache Jüngling ſchmerzvoll auf.

„Schwichtige Deinen Gram mit männlicher Kraft.

der Kunſt im Auge hielt, ſo war ſie doch zugleich voll befruchtender Anregungen für die Weiterentwicklung des politiſchen und ſozialen Lebens unſeres Landes. Wer die Zuſtände der deutſchen Geſellſchaft in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennt, wird nicht beſtreiten wollen, daß es ſchon ein Stück ſozialer Revolution war, wenn der Dichter des Götz und Werther mit einem deutſchen Herzog auf Du und Du ſtand.

Fünftes Kapitel.

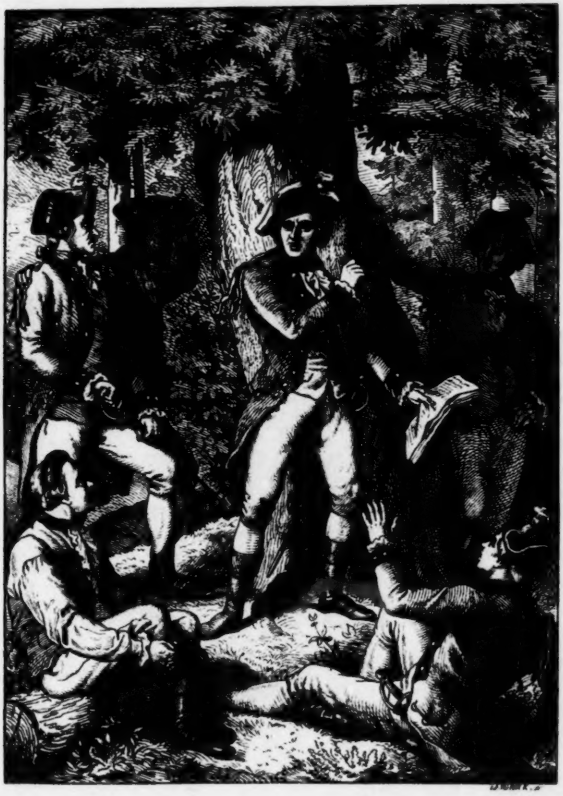
Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller lieſt im Bopſerwald ſeinen Freunden die Räuber vor. — Entſtehungsgeſchichte dieſer Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Diſſertation. — Schiller diſputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaſte mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren.

„Ich muß geſtehen", äußerte Herzog Karl am 13. November 1779 gegen den Intendanten ſeiner Akademie, — „ich muß geſtehen, der Eleve Schiller hat in ſeiner Diſſertation viel Schönes geſagt und beſonders viel Feuer gezeigt. Eben deßwegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt, denke ich, kann die Diſſertation noch nicht öffentlich in die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm[77]) ſein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

Dieſe Entſcheidung des herzoglichen Cenſors war ein dicker Cenſurſtrich kreuz und quer durch eine Hoffnung, welcher ſich der

Eleve Schiller das ganze Jahr her überlaſſen hatte. Von dem brennenden Wunſch getrieben, endlich aus der akademiſchen Kaſerne loszukommen, hatte er ſich in dieſer Zeit den nöthigen Zwang angethan, um mit Fleiß und Beharrlichkeit ſeinem Brotſtudium obzuliegen. Nicht ohne Erfolg; denn über ein Thema aus ihrer Fachwiſſenſchaft eine Abhandlung einzureichen, waren die Akademiſten erſt dann ermächtigt, wann ſie ihren Lehrern hiezu befähigt genug vorkamen. Erſchienen dieſe Abhandlungen den beurtheilenden Fachmännern und in letzter Inſtanz dem Großpädagogarchen, dem Herzog, der Veröffentlichung durch den Druck würdig, ſo galt die Erziehung der Verfaſſer für vollendet und die Stunde der Erlöſung aus der Akademie hatte geſchlagen. Schiller's Probeſchrift vom Jahr 1779 führte den Titel „Philoſophie der Phyſiologie“ und er hatte ſich in dieſer deutſch entworfenen, dann lateiniſch ausgeführten Diſſertation vorgeſetzt, das leibliche und das ſeeliſche Leben, ſowie die Wechſelbeziehungen beider im Menſchen zu betrachten und darzulegen, was, den übriggebliebenen Bruchſtücken nach zu urtheilen, in einer Weiſe geſchah, welche zeigt, daß der Jüngling ſchon hier aus den Schranken handwerksmäßiger Anſchauungen zu philoſophiſcher Durchdringung der Naturgeſetze vorzuſchreiten ſtrebte. Weil vollends dieſer Verſuch mit etlichen kraftgenialen Ausfällen auf anerkannte Autoritäten gewürzt war, ſo langte Schiller mit ſeiner Abhandlung etwas unſanft an den mediziniſchen Zopf ſeines Lehrers und jetzigen Beurtheilers Klein, welcher zwar den „guten und auffallenden Seelenkräften und dem Alles durchſuchenden Geiſt“ des jungen Mannes Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber zugleich — und allerdings nicht ganz mit Unrecht — verlangte, daß derſelbe erſt noch die „jugendlichen Gährungen“ überwinde, bevor er von der Schule losgeſprochen werde. Demzufolge entſchied der Herzog in der angegebenen Weiſe. Ob der Herr Intendant, indem er dem jungen Mann dieſe Entſcheidung mittheilte, denſelben auch die Vergoldung der Pille, nämlich die Meinung des Herzogs, daß Schiller dereinſt gewiß ein „recht großes Subjectum“-



werden könne, ſehen ließ, vermag ich nicht zu ſagen. Aber gewiß iſt wohl, daß der Fürſt, als er jenes Wort ſprach, nicht geahnt hat, in welchem Umfange daſſelbe ein prophetiſches ſei.

Alſo das „zu ſtarke“ Feuer Schiller's ſollte vermittelſt der Verlängerung ſeines akademiſchen Curſes um ein Jahr „noch ein wenig gedämpft werden.“ Eitle Berechnungen der Menſchen! Gerade dieſes Jahr verlängerten Zwanges blies das Feuer zur ſturm- und drangvollen Lohe an. Gerade dieſes Jahr übte auf den Vulkan in der jungen Dichterbruſt einen ſolchen Druck, daß er um ſo heftiger aufkochte, überſchäumte und einen wildprächtigen Lavaſtrom auswarf: — „Die Räuber.“

In der Morgenfrühe eines ſchönen Sommerſonntags — ſo will eine durchaus glaubwürdige Ueberlieferung[78], die ſich aber nach Art mündlicher Traditionen um genaue Angabe des Tages leider nicht bekümmert hat — war die Diviſion, bei welcher Schiller und mehrere ſeiner Freunde ſtanden, unter Führung ihres Hauptmanns zu einem ordonnanzmäßigen Spaziergang ausgerückt. Der Zug ging die alte Weinſteige hinauf zu dem Wald, welcher noch jetzt, freilich vielgelichtet, die Bopſerhöhe krönt. Hier gab's ein Gemunkel unter der Schiller umgebenden Gruppe — Hoven, Heideloff, Dannecker, Kapf, Schlotterbeck — und während die Andern auf dem Wege nach Birkach zu vorwärts gingen, ſchlugen ſich die ſechs Freunde einzeln und verſtohlen ſeitwärts in den Wald. An einer heimeligen Stelle machten ſie Halt und lagerten ſich auf das Moos, mit Ausnahme Schiller's, welcher, an den Stamm einer Fichte gelehnt, ein zerknittertes, vielfach um- und durchgearbeitetes Manuſcript aus der Bruſttaſche ſeiner Uniform zog. Es war ſein Trauerſpiel, das er bei dieſer dem Reglement der Anſtalt abgeliſteten Gelegenheit den Freunden im Zuſammenhange vorleſen wollte. Der Vortrag des Dichters war Anfangs ruhig und gehalten, als er aber zu der Stelle in der fünften Szene des vierten Actes kam, wo Karl Moor ſeinen todtgeglaubten Vater in dem Thurmkerker wiederfindet, ſteigerte ſich der Ausdruck des Vorleſers ſo ſehr, daß die Freunde über die Großartigkeit der Dichtung und die Leidenſchaftlichkeit der Declamation in Erſtaunen, ja in Beſtürzung geriethen, um dann in lauteſte Beifallsbezeugungen auszubrechen.

Ich wage nicht zu entſcheiden, ob dieſe Szene, von welcher Heideloff als Augen- und Ohrenzeuge eine Skizze entworfen hat und welche nachmals von Dramatikern und Künſtlern mit künſtleriſcher Freiheit reproducirt wurde, in das Jahr 1779 oder aber in das folgende zu ſetzen ſei, glaube aber, das letztere Datum ſei vorzuziehen. Die Räuber wurden nämlich anerkannter Maßen während des letzten Jahres von Schiller's Aufenthalt in der Akademie im Weſentlichen vollendet und konnten kaum vor dem Sommer 1780 ſo weit vorgerückt ſein, wie die berührte Vorleſung ſchließen läßt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß aus ſchon beregten Urſachen der jugendliche Dichter gerade im Jahre 1780 in der rechten Räuberdichtungsſtimmung ſich befinden mußte. Doch ſoll damit keineswegs beſtritten werden, daß die Anfänge der epochemachenden Tragödie von früher datiren können und wirklich datiren. Sie reichen in Wahrheit in das Jahr 1777 zurück. Schiller's Genius war nie ſo geartet, daß er in *einem* Wurfe ein Werk fertig brachte. Er arbeitete langſam, immer vor-, wieder zurück- und abermals vorſchreitend, ſein Dichten war kein improviſatoriſches. Außerdem verwehrte ja ſchon die peinlich ſtrenge Tagesordnung der Akademie jede Möglichkeit, ein ſolches Stück in *einem* Zuge oder auch nur in unbedeutenden Zwiſchenräumen zu ſchreiben. Jede darauf verwandte halbe oder ganze Stunde war eine der akademiſchen Haus- und Studienordnung förmlich abgeſtohlene und es liegt hierin ſchon ein Erklärungsgrund, und zwar kein unbedeutender, von der bis zum wilden Grimm vorgehenden Gewaltſamkeit des Gedichts. Man denke ſich einen jungen Titanen, welcher, mit Spiegelberg zu reden, „unter der milzſüchtigen Laune eines gebieteriſchen Corporals“ zu leiden hat, d. h. einem ſchnüffelnäſigen Rieß die Augenblicke ablauern muß, wo er ſeine Geliebte, die Muſe, küſſen kann, und man wird ſich über den Ungeſtüm dieſer Küſſe nicht eben verwundern.

Es iſt ſeines Ortes erwähnt worden, wie frühzeitig ſchon der junge Schiller mit dramatiſchen und zwar mit tragiſchen Entwürfen ſich getragen habe. Erſt in einer viel ſpäteren Zeit ſeines Lebens, damals, als der Wallenſtein entſtand, kam es ihm zu klarem Bewußtſein, daß er geboren, ein Tragöde zu ſein. Doch mußte den Jüngling ſchon die Bekanntſchaft mit Shakſpeare entſchiedener auf ſeine Beſtimmung hinleiten und dann gaben die theatraliſchen Spiele, denen wir in der Akademie begegneten, für die Entwicklung ſeines dramatiſchen Hanges auch äußerliche Anregungen ab. Sein Freund Heideloff, angehender Maler und Architekt, wurde noch als Zögling der Militär-Akademie von dem Herzog bei Zurüſtung höfiſcher Feſte vielfach als Decorateur verwendet und hatte ſich bei ſolchen Anläſſen beſonders auch Kenntniß der Bühnentechnik erworben. Er war demzufolge bei den dramatiſchen Darſtellungen in der Akademie ſelbſt der eigentliche Schöpfer und Lenker des ſzeniſchen Apparats und ermunterte einerſeits, um über die nöthigen Prologe, Epiloge u. dgl. m. verfügen zu können, den Freund zur theatraliſchen Gelegenheitsdichterei, andererſeits zur Uebernahme von Rollen. Das Letztere war freilich ein Fehlgriff, denn wenn je ein Menſch nicht zum Schauſpieler geboren wurde, ſo war es Schiller. Aber die Beſchäftigung mit der Bühne befruchtete den eigenſten Trieb der jungen Dichterſeele und verlangend ſah er ſich nach einem Stoff um, aus welchem ſich ein Drama bilden ließe. Freund Hoven machte ihn auf die Geſchichte von zwei feindlichen Brüdern aufmerkſam, welche in Haug's Schwäbiſchem Magazin ſtand und wahrſcheinlich von Schubart herrührte[79]). Dieſes Thema ergriff der Dichter und begann es dramatiſch zu formen. Aber die Ausführung ſchritt langſam vor. In aller Heimlichkeit ward hier ein Monolog, dort eine Szene zu Papier gebracht. Es klingt ſagenhaft, darf jedoch auf das Zeugniß von Schiller's trefflicher Schweſter Chriſtophine hin[80]) als volle Wahrheit angenommen werden, daß der Dichter zuweilen ein Unwohlſein fingirte, um im Krankenſaal der Akademie über die reglementariſche Abendſtunde hinaus die Vergünſtigung einer Lampe zu genießen, deren Schein einen Theil der Räuber entſtehen ſah. Kam dann der viſitirende Aufſeher, ſo fuhr das Manuſcript unter bereitliegende mediziniſche Bücher, und wenn, wie nicht ſelten geſchah, der Herzog ſelbſt die Runde machte, mochte er das ſpätnächtliche Aufſitzen des Eleven Schiller bei ſcheinbar fachwiſſenſchaftlichen Studien nicht ungnädig vermerken.

So entſtanden bis zum Schluß des Jahres 1780 allmälig die Räuber. Da ich aber, wie ſchon im Vorwort zu meinem Buch erklärt worden, keine Aeſthetik der Werke Schiller's, ſondern die Geſchichte ſeines Lebens ſchreibe, mag der Leſer weder hier noch weiterhin lange Abhandlungen über die erſteren erwarten. Zu meinem Zwecke reicht es aus, die Bedingungen und Verhältniſſe anzugeben, unter welchen Schiller's Werke geſchaffen wurden, und hervorzuheben, was ſie wollten und wie ſie wirkten. Was die Räuber angeht, ſo war das Stück ſeinem Gehalt wie ſeiner Form nach ein Product der Sturm- und Drangzeit, eine glänzendſte Offenbarung der Kraftgenialität, welche hier unter dem Druck äußerer Umſtände zur ganzen Energie ihres Ausdrucks ſich erhob. Die Aeußerung Karl Moor's in der zweiten Szene des erſten Acts, daß das Geſetz noch keinen großen Mann gebildet habe, aber die Freiheit Koloſſe ausbrüte, enthält das ganze Drama im Keim. Die Räuber waren alſo ein Fehdebrief, ein wilder Kriegsruf gegen das Geſetz, d. h. gegen die geſellſchaftliche Convenienz, und wie ſich der Geiſt des Stückes zornvoll gegen dieſe aufbäumt, ſo wirft auch die Sprache alle Schranken des conventionellen Anſtands revolutionär vor ſich nieder. Das geht ſo weit, daß man deutlich merkt, der Dichter habe ſich der bei Studenten der Medizin häufig vorkommenden Gewohnheit, mit phyſiologiſchen Cynismen förmlich Parade zu machen, nicht entſchlagen können oder wollen. Die Freiheit, die er verlangt und anſtrebt, iſt im Grunde eine ſo inhalts- und zielloſe, daß ſie aus der Luft Rouſſeau'ſcher Abſtractionen mit Nothwendigkeit in den Schmutz des Räuberlebens herabfallen muß. Poſitiv iſt in der Tragödie nur der unbändige Veränderungstrieb einer Jugend, welcher es in der eigenen Haut zu enge geworden war. Alles Uebrige iſt abſtract und ſo ſind auch die Perſonen, obgleich Schiller in den Figuren ſeiner Bande verſchiedene ſeiner Mitzöglinge zu portraitiren verſucht hat. Lebenswirklichkeit muß man in dem Stücke nicht ſuchen: was für eine Schemengeſtalt iſt z. B. Amalia! Aber freilich, als Göthe die Maria und Eliſabeth im Götz, die Lotte im Werther zeichnete, ſtanden ihm ſchon die realen Züge zu Gebote, welche er an Gretchen, Aennchen, Friederike und Charlotte erfahren hatte. Was wußte dagegen Schiller, als er die Räuber ſchrieb, von den Frauen? Nichts. Was von der Welt überhaupt? Nur, was im Plutarch und Rouſſeau ſtand, denn den Shakſpeare hat er ſelbſtgeſtändlich erſt viel ſpäter verſtanden. Die Charaktere in den Räubern ſind daher keine Menſchen, ſondern nur Abſtractionen himmelhoher Tugenden oder höllentiefer Laſter, wie eben der ins Ungeheuerliche vergrößernde und zugleich verzerrende Hohlſpiegel ſie zeigt, in welchem eine geniale und unerfahrene Jugend die Welt zu ſehen leicht ſich verführen läßt. Schiller, als Verfaſſer der Räuber, wird, ſcheint mir, vortrefflich charakteriſirt, wenn man auf ihn anwendet, was Jean Paul von einem ſeiner Jünglinge ſagt: — „Dieſer Heros, in der Karthauſe und mehr unter der Vorwelt als Mitwelt aufgewachſen, legte an Alles antediluvianiſche Rieſenellen.“ Wie Jedermann weiß, hat der Dichter in ſpäterer Zeit keineswegs mit väterlicher Zärtlichkeit auf ſeinen wilden Erſtling zurückgeſehen, ja er hat die Räubertragödie ſchon vier Jahre nach ihrer Vollendung als ein „Ungeheuer“ verdammt[81]). Er iſt dabei mit jener ganzen Strenge gegen ſich ſelbſt verfahren, welche nicht der geringſte adliche Vorzug eines Mannes geweſen iſt, deſſen Muſe das Gewiſſen war[82]). Aber, wie mir ſcheint und wie es auch einem ſo feinen und gegen Schiller keineswegs mein Sohn, und bedenke, daß nur ein Feigling dem Mißgeſchick widerſtandlos erliegt.«

»Ach, mein Vater, meine Seele ringt aus allen Kräften gegen die Verzweiflung, ſeit ich aus der Nacht der Ohnmacht wieder zum Tag des Bewußtſeins erwachte, aber vergebens.«

»Du läſterſt, denn indem Du der Verzweiflung anheimzufallen fürchteſt, begibſt Du Dich des Vertrauens auf ihn, der ſeine Macht und Güte an Deinem zum Tode getroffenen Körper eben ſo herrlich geoffenbart. Aber meine Rede ſoll nicht ſtrafend klingen, ſondern nur ermuthigend und auf deſſen Hülfe verweiſend, der Dich gerettet und auch das holde Kind, um welches Du trauerſt, nicht untergehen laſſen wird.«

»O, Ihr könnt nicht ermeſſen, was ich leide!«

»Ich kann es.«

»Ihr wißt nicht, was mir in Flora gegeben und was mir in ihr entriſſen ward!«

»Ich weiß es.«

»Nein, nein, nein!« rief Heinrich leidenſchaftlich aus, »Euer Geiſt lebt und webt in einer Sphäre, die weit, weit über dem Kampfe menſchlicher Gefreundlich geſinnten Kenner wie Ludwig Tieck ſchien, nicht ganz mit Recht. Denn auch abgeſehen davon, daß die Räuber ein unvergängliches Document der Stimmung ihrer Entſtehungszeit ſind, und abgeſehen von der ungeheuren Wirkung, die ſie gethan, kann dieſe Tragödie Züge einer urſprünglichen Kraft und Größe aufweiſen, wie ſie der Dichter ſpäter kaum je wieder erreicht und jedenfalls nicht übertroffen hat. Wer jemals aus dem Munde eines bedeutenden Darſtellers den Traum Franz Moor's vom Weltgericht vernommen hat (Act 5, Sz. 1), der wird geſtehen müſſen, daß hier eine Region des Erhabenen erreicht iſt, welche ſelbſt ein Aeſchylos, ein Dante und Shakſpeare nur in glücklichſten Momenten erreichen.

Die düſtere, gewaltſam aufgereckte Phantaſiewelt der Räuber, in welcher der junge Dichter während der Jahre 1779—80 lebte und webte, muß tiefe Schatten in ſein Gemüth geworfen haben. Wir finden ihn um dieſe Zeit in einer trüben, lebensüberdrüſſigen, faſt verzweifelnden Stimmung87). Aber es iſt nichts Ungewöhnliches, daß begabte Naturen in Jünglingsjahren einer ſolchen vorübergehenden Muthloſigkeit verfallen, vollends bei widerwärtigen äußeren Verhältniſſen. So ein jugendlicher Himmelsſtürmer bildet ſich ein, mit der Convenienz Fangball ſpielen, mit des „Reimes Hammer" die ſpröde Wirklichkeit in Trümmer ſchlagen zu können. Stößt dann der idealiſtiſche Wolkenwandler recht hart mit den realen Zuſtänden zuſammen, ſo verfällt er zeitweilig jenem Welt- und Lebensekel, welcher ja auch den jungen Göthe, der doch ſchon als ſolcher ſo ziemlich praktiſch mit der Wirklichkeit ſich abzufinden wußte, eigenem Geſtändniß zufolge mit dem ſelbſtmörderiſchen Dolche ſpielen ließ. Zum Glück kennen die „melancholiſchen Jacques" von achtzehn bis zwanzig Jahren die Welt noch nicht hinlänglich, um aus dem Spiele Ernſt zu machen. Schiller übrigens fand gegen trübe Gedanken ſchon damals ein heilſames Gegengewicht in der „Beſchäftigung, die nie ermattet." Er wandte ſich mit neuem Eifer dem Studium des Alterthums zu, als ob er das Bedürfniß fühlte, das ſturm- und drangvolle Chaos, aus welchem Karl Moor hervorging, wenigſtens auf Stunden mit dem klaren Himmel und dem goldenen Sonnenlicht der antiken Poeſie zu vertauſchen. Wahrſcheinlich angeregt durch die eben erſchienenen Geſänge von Bürger's metriſcher Verdeutſchung des Homer, verſuchte er wie zur Vorübung auf eine ſpätere Arbeit Bruchſtücke aus Virgil's Aeneis in Hexametern zu übertragen 34). Aus mehr innerlichem Drang entſprang um dieſelbe Zeit, veranlaßt durch den Tod von Hoven's in der Akademie geſtorbenem jüngeren Bruder, die Elegie „eine Leichenphantaſie", eines der wenigen Jugendgedichte, welche Schiller ſpäter der Aufnahme in ſeine Gedichtſammlung würdig erachtete 35).

Inzwiſchen war die Zeit herangekommen, den im vorigen Jahre mißlungenen Verſuch zu wiederholen. Behufs der Entlaſſung aus der Akademie mußte eine neue Diſſertation verfaßt werden. Unſer Candidat der Medizin wählte als Thema: „Der große Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen." Es wurde gebilligt, aber unter der Bedingung, daß Schiller daneben noch eine lateiniſche Abhandlung De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum ſchreibe, was denn auch beiläufig und obenhin geſchah. Mit viel mehr Ernſt und Eifer wurde das ſelbſtgewählte Thema angefaßt und ausgeführt. Es mußte einen ſtrebſamen Geiſt anziehen, welcher am Secirtiſch, das Skalpell in der Hand, oft genug dem geheimnißvollen Punkte nachgeſpürt haben mochte, wo animaliſches und ſpirituelles Leben ſich berühren. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß ein junger Mediziner in ſeiner Abhandlung die Sinnlichkeit zur Baſis aller menſchlichen Thätigkeit machte, aber bemerkenswerth war das immerhin für den künftigen großen Repräſentanten des Idealismus. Der Poet verleugnete ſich übrigens auch in dieſer Arbeit nicht, indem zur Erhärtung phyſiologiſcher und pſychologiſcher Sätze mit Vorliebe Dichter citirt wurden, z. B. Shakſpeare. Recht ergötzlich aber mußte es dem Candidaten vorkommen, ſeine Herren Cenſoren ein Bißchen zu myſtifiziren. Er hatte nämlich den Freunden verſprochen, eine Stelle aus den Räubern in die Diſſertation einzuſchmuggeln, und er hielt Wort, indem er ſein Werk unter dem fingirten Titel: „Life of Moor, tragedy by Krake“, citirte. Noch mehr, es kam in der Abhandlung auch eine ganz beſtimmte Hindeutung vor, daß Schiller ſchon damals einen zweiten tragiſchen Stoff ins Auge gefaßt hatte, den Fiesco. Die von Amtswegen beſtellten Beurtheiler der Abhandlung zollten dem Verfaſſer das Lob, er habe ſein Thema „mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftſteller ſchicklich benutzt, ſondern auch ſelbſten über die Materie gedacht.“ Die Diſſertation wurde demgemäß gedruckt. Schiller hatte ſie dem Herzog zugeeignet und am Schluſſe der Widmung geſagt: „Dieſe Blätter ſeien dem Stifter meines Glückes geheiligt; aber die Nachſicht des Vaters beſchütze dieſen ſchwachen Verſuch vor den gerechten Forderungen des Fürſten“ — Worte, die ſich in der Feder, welche ſo eben die Räuber niedergeſchrieben hatte, ziemlich ſonderbar ausnehmen.

Dem Reglement gemäß ſollte der Candidat ſeine Diſſertation in öffentlicher Diſputation vertheidigen und war das auch auf dem Titelblatt des urſprünglichen Druckes in Ausſicht geſtellt86). Da aber das ausführliche Prüfungsprogramm der Akademie für 1780 einer ſolchen Diſputation nicht erwähnt, ſo ſcheint es, die Ceremonie ſei dem Dichter erlaſſen worden. Dagegen wiſſen wir aus einer der lauterſten und wichtigſten Quellen der Jugendgeſchichte Schiller's87), daß dieſer bei der in Rede ſtehenden Jahresprüfung, wenn nicht in eigener Sache, ſo doch als Opponent gegen einen Profeſſor in lateiniſcher Sprache diſputirend aufgetreten iſt. In den Reihen des zahlreich bei dieſer Feierlichkeit anweſenden Publikums ſtand, ſchüchterner Neugierde voll, ein junger Tonkünſtler, beſtimmt, in der trübſten Periode von des Dichters Leben dieſem als treueſter Freund ſich zu bewähren. Der Jüngling wußte bis dahin Nichts von Schiller und kannte nicht einmal deſſen Namen. Aber während der Dichter dem Profeſſor opponirte, machte die Erſcheinung deſſelben — die röthlichen Haare, die gegen einander ſich neigenden Kniee, das ſchnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft ſprach, das öftere Lächeln während des Sprechens, beſonders aber die ſchön geformte Naſe und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete — einen unauslöſchlichen Eindruck auf den jungen Muſiker. Als die Diſputation zu Ende und die von Zöglingen der Akademie aufgeführte Feſtcantate verklungen war, ſchloß er ſich dem Zug in den großen Speiſeſaal an und bemerkte hier, daß Herzog Karl ſich huldvoll mit Schiller unterhielt, den Arm auf deſſen Stuhl lehnte und in dieſer Stellung lange mit ihm ſprach; wie auch, daß Schiller gegen ſeinen Fürſten daſſelbe Lächeln, daſſelbe Augenblinzeln behielt wie vorhin gegen den Profeſſor[88]).

Hiemit war des Dichters Lehrzeit in der Militär-Akademie beſchloſſen. Aber indem ſich Ende Dezembers 1780 die Pforten der Anſtalt endlich zum Austritt vor ihm aufthaten, führten ſie den jungen Mann keineswegs in die erſehnte Freiheit. Es gab da ein fatales Document, einen Revers, welchen der Hauptmann Schiller und ſeine Frau am 23. September 1774 unterzeichnet hatten. Kraft dieſes Reverſes war der Dichter — wie alle unentgeldlich in der Militär-Akademie erzogenen Jünglinge — verpflichtet, „ſich gänzlich den Dienſten des herzogl. würtembergiſchen Hauſes zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigſte Erlaubniß nicht daraus zu treten“[89]). Geſtützt hierauf, geruhte der Herzog, das Gängelband militäriſcher Subordination, an welches der Dichter bisher gebunden geweſen war, nicht zu löſen, ſondern nur etwas zu verlängern. Mit andern Worten, Schiller wurde bei dem nach ſeinem Commandanten, dem General Augé, genannten und in Stuttgart garniſonirenden Grenadierregiment, welches bei der Verwahrloſung, in die das Militärweſen gefallen, aus dritthalbhundert nicht ſo faſt Soldaten als vielmehr Invaliden beſtand, die in jämmerlich geflickten Uniformen und gelegentlich bettelnd durch die Straßen ſchlichen, als Regimentsarzt ohne Porte d'épée — eine herbe Demüthigung für den Jünglingsſtolz — angeſtellt mit einer Monatsgage von — **18 Reichsgulden.** Das war kein ermuthigender Anfang, um ſo weniger, da der junge Mann die mediziniſche Praxis von vorneherein mit Abneigung betrachtete. Gewiß, es muß eine Stunde bitterer Enttäuſchung für Herrn Johann Kaſpar und Frau Eliſabeth geweſen ſein, als der neugebackene Regimentsmedicus ſein Patent nach der Solitude brachte. Hatte nicht der Herzog den Eltern für ihren Sohn, als er dieſen willkürlich der gewünſchten theologiſchen Laufbahn entriß, eine „ſehr gute Verſorgung“ in Ausſicht geſtellt? Und jetzt — „Feldſcherer“ ohne Degenquaſte, d. h. ohne Offiziersrang, mit 216 Gulden jährlich, ſchon damals in Stuttgart zu viel zum Sterben und nicht genug zum Leben, — nicht ganz 36 Kreuzer täglich, eine „ſehr gute Verſorgung“ in der That! Als nach der berührten akademiſchen Feierlichkeit der Herzog, traulich auf Schiller's Stuhl gelehnt, ſich ſo lange und gnädig mit dem jungen Manne unterhalten hatte, konnte dieſer denken, er habe doch wohl nicht ohne Grund in der Widmung ſeiner Diſſertation den Fürſten den „Stifter ſeines Glücks“ genannt. Jetzt, aus dem knappzugemeſſenen Urlaub von der Solitude nach der Reſidenz zurückgehend, mochte er, die beſtürzten Mienen der Seinigen noch vor Augen, mit Bitterkeit empfinden, daß Herzog Karl eine eigenthümliche Methode habe, die Leute glücklich zu machen.

Sechstes Kapitel.

Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Viſcherin. — Eine Junggeſellenwirthſchaft. — Portrait des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. würtembergiſchen Feldſcherers. — Der Moſt gährt. — Frau von Wolzogen. — Emetica und Aesthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Aſperg. — Ein Freund. — Dramaturgiſche Leiden. — Heimliche Reiſe nach Mannheim.

Von der Königsſtraße, heute der Hauptpulsader der Stadt und Reſidenz Stuttgart, führen mehrere enge Gaſſen nach dem Marktplatz hinunter. An der ſüdöſtlichen Ecke deſſelben läuft die ſchmale Marktſtraße auf eine Brücke zu, welche hier über die Partie honteuse der Reſidenz, über den Neſenbach gelegt iſt. Wenn du, ſtatt die Brücke zu überſchreiten, dich zur Rechten hinaufwendeſt, ſo befindeſt du dich in der Eberhardsſtraße, welche zwiſchen dem an die Hirſchgaſſe angelehnten Häuſergewirre auf der einen und der Hauptſtädterſtraße auf der andern Seite mitten inneliegt. Hier, auf dem Kleinen Graben, denn ſo hieß die Eberhardsſtraße damals, beſaß der mehrerwähnte Profeſſor Haug zwei Häuſer. Das eine bewohnte er, im andern hatte er ſich ſein Auditorium eingerichtet und die hievon nicht in Anſpruch genommenen Räume an die Frau Luiſe Dorothea Viſcher, Wittwe eines Hauptmanns, vermiethet. Die Viſcherin, wie ſie auf gut ſchwäbiſch hieß, war eine magere Blondine von dreißig oder doch „ſtark neunundzwanzig“ Jahren, ohne körperliche Vorzüge, man hätte denn ihre ſchmachtenden blaßblauen Augen für einen ſolchen gelten laſſen wollen. Aber ſie war eine gutherzige Frau, ein „Bißle“ muſikaliſch und mehr als ein „Bißle“ ſchwärmeriſch. Sie muß für Männer, namentlich für junge und unerfahrene, nicht ohne Anziehungskraft geweſen ſein; denn noch 1783 hatte ſie mit einem jungen Edelmann aus Wien, welcher auf der Karlsſchule ſtudirte, ein Abenteuer, das in eine förmliche Entführung auslief[90]). Die Hauptmannswittwe, Mutter von zwei Kindern, befand ſich in ökonomiſchen Verhältniſſen, welche es räthlich machten, die entbehrlichen Räume ihrer Wohnung ihrerſeits wieder zu vermiethen, und das geſchah auch mit einem nicht ſehr großen Parterrezimmer, welches zwei Kameraden von der Akademie her, der Lieutenant im Gablenz'ſchen Infanterieregiment Franz Joſeph Kapf und der Regimentsmedicus Friedrich Schiller, gemeinſchaftlich bezogen.

Es war da eine nichts weniger als elegante Junggeſellenwirthſchaft etablirt. Ein großer Tiſch, zwei Bänke, ein Kleiderrechen an der Wand, in einem höhlenartigen Alkoven zwei Feldbetten, in einer Ecke ein Magazin von rohen Kartoffeln, nebſt leeren Bouteillen, Tellern, Tabakspfeifen, — das war die Ausſtattung des gewöhnlich von einer ſchweren Tabaksatmoſphäre gedrückten Raumes. Der gute Scharffenſtein — nach ſeinem Austritt aus der Akademie ebenfalls Lieutenant im Regiment Gablenz — als er ſich ſpäter dieſes Parterrezimmer ins Gedächtniß zurückrief, nahm keinen Anſtand, auf daſſelbe die reſpectswidrige Bezeichnung „Loch“ anzuwenden[91]). Zu dieſer Wohnung paßte dann recht gut die groteske Figur des in einer geflickten Uniform ſteckenden Fourierſchützen Kronenbitter, welchen Schiller aus den Soldaten ſeines Regiments zu ſeinem „Kerl“, will ſagen Aufwärter, ausgewählt hatte und welcher, ein echtſchwäbiſcher „Latſche", halb aus Dummheit halb aus Schelmerei allerlei Störung und Verwirrung in dem ärmlichen Haushalt anrichtete.

Aber die Erſcheinung des Herrn Regimentsmedicus ſelbſt ſpielte nicht wenig ins Groteske. Mit durchaus nicht ſchmeichelndem, aber markigem Pinſel hat Scharffenſtein das Portrait des Dichters aus jener Zeit entworfen. Es zeigt uns, daß Schiller von „langer, gerader Statur war, gewölbter Bruſt, langgeſpalten, langarmig, ſehr langhalſig. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen (blauen?) Augen inclinirten ſich bei der Naſenwurzel mehr zuſammen. Dieſe Partie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus; das Kinn war ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken beſäet; die Augenlider waren meiſtens inflammirt, das buſchige Haupthaar roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller declamirte." Der Zeichner fügt hinzu, Schiller habe damals etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournüre gehabt. Aber, gerechter Himmel, wie hätte ſich auch irgend ein Menſch elegant gehaben können in dem reglementariſchen Regimentsmedicusgehäuſe, in welchem der arme Junge ſteckte? Scharffenſtein ſah den Freund, als ſich dieſer zuerſt auf der Parade bei ſeinem Chef zu Dienſt meldete, alſo zum erſten Mal in voller Tracht und Pracht ſeiner Charge aufmarſchirte, — „eingepreßt in die Uniform nach altem preußiſchen Schnitt, die bei den Regimentsfeldſcherern noch extra ſteif und abgeſchmackt war; drei von Gips ſtarrende Rollen, welche Locken vorſtellten, an jeder Seite des Geſichts, während der kleine Militärhut kaum den Kopfwirbel bedeckte, in deſſen Gegend ein langer und dicker Zopf gepflanzt war, und eine roßhaarene Binde den langen Hals einzwängte.“ Das Merkwürdigſte aber war das Fußwerk, denn vermöge des den Kamaſchen unterlegten Filzes waren die Beine des Regimentsmedicus „wie zwei Cylinder und von einem größeren Diameter, als die in knappe Hoſen eingepreßten Schenkel,“ und da er in den ſchrecklichen, „ohnehin mit Schuhwichſe ſehr befleckten“ — (o „Kerl“ Kronenbitter!) — Kamaſchen die Kniee nicht recht biegen konnte, ſo bewegte er ſich „wie ein Storch.“

Das gewährte freilich kein ſo poetiſches Bild wie Göthe, im idealen griechiſchen Gewand auf dem herzoglichen Liebhabertheater zu Weimar ſeinen Oreſt darſtellend. Indeſſen haftete das Caricaturmäßige nur an dem Amtshabit Schiller's, nicht an ſeiner Perſönlichkeit, deren Aeußeres ſich noch dazu mit den Jahren vortheilhaft veränderte. Da er beim Austritt aus der Akademie die nicht gewöhnliche Höhe von ſechs Fuß drei Zoll erreicht hatte, ſo iſt anzunehmen, daß er ſchon damals völlig ausgewachſen war. In männlichen Jahren nahm dann ſeine Naſe entſchieden die adlermäßige Form an, ſein Teint wurde rein und klar, die Entzündung wich von ſeinen Augenlidern, die Sommerſproſſen verſchwanden von ſeinen Wangen, die Farbe der Haare milderte ſich zum Goldblond. Bei aller Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens, welches Alle, die ihm nähertraten, empfanden und anerkannten, muß in reiferen Jahren ſeine Haltung eine imponirende geweſen ſein. Göthe bezeugt dies. Als am 18. Januar 1825 das Geſpräch zwiſchen ihm, Eckermann und Riemer auf Schiller kam und Riemer bemerkte, der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen ſei ſtolz, nur die Augen wären ſanft geweſen, da ſagte Göthe: „Ja, alles Uebrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft.“

Ein Kreis alter lieber Freunde ſchloß ſich um den angehenden Regimentsmedicus. Da waren, wie ſchon erwähnt wurde, Kapf und

Scharffenſtein und da waren auch die Akademiegenoſſen Peterſen und Reichenbach, beide an der herzoglichen Bibliothek angeſtellt. Von Ludwigsburg herein, wo er als Waiſenhausarzt fungirte, kam Hoven, ſo oft es ſich machen ließ, und von den Fildern herab Schiller's Jugendgeſpiel aus der Lorcher Zeit, Conz, welcher jetzt nach durchlaufener Studienbahn droben in Vaihingen Vicarius geworden. Das Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben war oft der Schauplatz heiterſter Sympoſien, deren materielle Hauptbeſtandtheile „Knackwurſt“ und ſelbſtbereiteter Kartoffelſalat ausmachten. Denn dieſe jungen Leute beſaßen viel Humor, einen vortrefflichen Appetit, desgleichen einen ſtudentiſchen Durſt und wenig Geld. Aber ſie waren jung, lebensluſtig und alle mehr oder weniger genialiſch geſtimmt, kraftgenialiſch nämlich. Und bei allen konnte der in der Akademie durch ſtrenge Disciplin niedergehaltene jugendliche Muth und Uebermuth jetzt erſt ausſchlagen. Da ſchlug er denn wohl auch mitunter tüchtig über die Stränge. Es wurde gezecht, geraucht, geſpielt und geliebelt. Drüben in der Hauptſtädterſtraße befand ſich das Wirthshaus zum Ochſen, ſo ein echtſchwäbiſch-gemüthliches Wirthshaus, das ſich vortrefflich zur „Geniesherberge“ eignete. Da ging es, an Winterabenden bei der Manille, zur Sommerszeit auf der Kegelbahn, in Sprache und Gebahren kraftgenialiſch her[92]). Man mußte doch auch einmal burſchicos leben. Wenn der Peterſen den Kameraden einen Abſchnitt aus dem „ſtupend gelehrten“ Buch „Ueber die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunke“, an welchem er damals ſchrieb, zum Beſten gab, ſo wirkte das ſo ſympathetiſch, daß man es bei einem Schoppen nicht bewenden laſſen konnte, ſondern dem zweiten der dritte und dieſem wohl auch ein vierter folgte[93]); und wenn der Kapf, der Don Juan der Tafelrunde, mit ſeinen neueſten Eroberungen pralte, ſo konnte man ſich doch wohl nicht enthalten, das ſchlanke Kellermädchen zu haſchen und die Friſche ſeiner Wangen und Lippen küſſend zu proben. Es geht nun einmal ſo zu in der jungen Welt. Zudem war Stuttgart zu Herzog Karl's Zeiten eine fühle und Neigungen und Schmerzen liegt. Euer Weſen bewegt ſich in harmoniſchem Gleichmaß, das nicht geſtört werden kann durch irdiſche Wünſche, ausgezogen habt Ihr längſt, ſo ihr es je getragen, das ſelbſtiſche Gewand perſönlicher Luſt und perſönlichen Weh's, in rein menſchheitlichem Denken und Handeln iſt Euer ganzes Sein aufgegangen, — Ihr habt nie ein Weib geliebt!“

Savonarola ſprang plötzlich von ſeinem Stuhle auf, die Bläſſe der tiefſten Gemüthsbewegung überzog ſein Geſicht und heftig, faſt rauh, ſprach er die Worte: „Knabe, taſte dieſe Narbe nicht an!“

Mit großen Schritten ging er dann im Gemache hin und her.

Heinrich erſchrack, denn er hatte den Prior wohl ſchon begeiſtert, nie aber ſo leidenſchaftlich erregt geſehen.

„Verzeiht mir, mein Vater,“ bat er, „ſo ich Euch wehgethan, gewiß nur die Befangenheit meines Schmerzes konnte mich zur Undankbarkeit gegen Euch bringen.“

Savonarola trat zu dem Jüngling, drückte herzlich deſſen bittend ausgeſtreckte Hand und ſprach,

„gefährliche“ Stadt. Die moraliſche Anſchauung der Bevölkerung war eine ſo laxe, daß man nur zu geneigt ſein mochte, zu den Ausſchreitungen der Jugend ein Auge oder gar beide zuzudrücken. Es iſt nicht zu verſchweigen, daß dieſe unlautere Atmoſphäre auch auf Schiller nicht ganz ohne Wirkung blieb. Einzelnheiten anzugeben vermögen wir freilich nicht, aber ſelbſt eine ſo discrete und zartfühlende Lebensbeſchreiberin, wie Karoline von Wolzogen war, hat ſich nicht enthalten können, anzudeuten, daß „Sinnentaumel“ und „jugendliche Thorheit“ nach ſo lang entbehrter Freiheit auch auf den Regimentsmedicus ihre Macht geübt und „Finanzverlegenheiten“ zur natürlichen Folge gehabt hätten. Ein heilſames Gegengewicht zu den reſidenzlichen Verlockungen bildete indeſſen die Nähe von Schiller's Familie. Wo das ſtrenge Kopfſchütteln des Vaters nicht wirkte, da wirkte eine „im weichen Liebeston“ Seitens der Mutter angebrachte Warnung um ſo ſicherer. Die Solitude blieb auch, ſo oft ein kurzer Urlaub zu erlangen war — ohne einen ſolchen durfte der Regimentsmedicus die Stadt nicht verlaſſen — das Lieblingsziel der Ausflüge Schiller's und ſeiner Freunde, wenn ſie, wie Scharffenſtein erzählt, „einen guten Tag haben wollten; denn was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und ſeine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!“ Der General ging an dieſer Stelle ſeiner Jugenderinnerungen nicht vorüber, ohne der guten Frau Eliſabeth ein Ehrenmal aufzurichten. „Nie — ſagt er — habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war.“

Zu dem ſänftigenden Einfluß, welchen eine ſolche Mutter auf den brauſenden Jüngling üben mußte, kam der einer mütterlichen Freundin, welche Schiller um dieſe Zeit in Frau Wilhelmine von Wolzogen gewann. Sie war die Gattin des Freiherrn Ernſt Ludwig von Wolzogen, aber ſchon ſeit 1774 verwittwet. Der Freiherr hatte ſeiner Wittwe die Sorge für fünf Kinder und dazu nur die im Rhöngebirge gelegenen beiden kleinen Waldgüter Bauerbach und

Oberharles hinterlaſſen[94]). Sie brachte 1775 ihren älteſten Sohn Wilhelm in die Militär-Akademie nach Stuttgart, in welcher dann auch die drei übrigen Söhne erzogen wurden. Die beiden älteren Brüder Wolzogen waren in dieſer Anſtalt Schiller's Commilitonen geweſen, aber, etwas jünger als er und einer andern Lehrabtheilung angehörend, wenig mit ihm in Berührung gekommen. Wilhelm von Wolzogen konnte damals noch nicht ahnen, daß er mit dem Dichter ſpäter in ſo nahe verwandtſchaftliche Beziehungen treten würde; aber angezogen von dem ſteigenden Dichterruf Schiller's, welcher in der Akademie ein öffentliches Geheimniß war, empfahl er den aus der Anſtalt getretenen Mitzögling an ſeine Mutter, welche von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Bauerbach häufig zu längerem Verweilen nach Stuttgart kam, um ihren Söhnen näher zu ſein. Frau von Wolzogen bildet mit jenen Kreis auserwählter Frauen, welche unſeren großen Geiſtern des vorigen Jahrhunderts in Freundſchaft nahegetreten ſind und wohlthätig auf ſie eingewirkt haben. Für Schiller war die Bekanntſchaft mit dieſer Dame ein großer Gewinn. Denn er konnte im Umgang mit ihr, die eine lebhafte Theilnahme für das Gute und Schöne mit ſeltener Herzensgüte und geſelliger Anmuth verband, edlere Sitten kennen lernen als in der Geniesherberge zum Ochſen im Schwange gingen. Der freundlich Empfangene ſchloß ſich innig an die treffliche Frau an, brachte ſie auch nach der Solitude hinauf und ſtiftete zwiſchen ihr und den Seinigen eine treue Freundſchaft. Ebenſo führte er die Hauptmännin Viſcher bei Frau von Wolzogen ein, und daß die Letztere dies nicht nur geſchehen ließ, ſondern auch zu der Viſcher in ein freundſchaftliches Verhältniß trat, beweiſt, daß der Ruf der Hauptmännin damals noch ein unverſehrter geweſen ſein muß. Eine dritte Freundin gewann Schiller in Ludovike Reichenbach, einem hoch und rein geſtimmten, künſtleriſch begabten Mädchen, welches mit Schweſter Chriſtophine befreundet war und es dem Dichter für das ganze Leben wurde.

Im Umgange mit ſeinen Freunden und Freundinnen vergaß der Regimentsmedicus gerne die Widerwärtigkeiten ſeines Amtes. Dieſes war keine Sinecure, denn, wie ſchon erwähnt worden, gehörten die 240 Augé'ſchen Grenadiere ſo ziemlich in die Claſſe der Invaliden. Da machte denn der Lazarethdienſt unſerem Dichter nicht wenig zu ſchaffen. Er ſcheint aber bei ſeinen Curen ſehr kraftgenialiſch zu Werke gegangen zu ſein, denn ſein mediziniſcher Vorgeſetzter, der Leibmedicus Elwert, hatte wiederholte Veranlaſſung, gegen allzu draſtiſche Experimente des jungen Heilkünſtlers einzuſchreiten. Das verräucherte Gebälke der Gaſtſtube zum Ochſen hat gewiß manche tolle Schnurre mitangehört, welche der ſarkaſtiſche Peterſen im Kreiſe der Genoſſen über Schiller's ärztliches Gebahren losließ. Und der Regimentsmedicus ſelbſt ſtand nicht an, die Sache vom Standpunkt des Humors anzuſehen. In einer Selbſtkritik der Räuber, welche er nach dem Erſcheinen des Stückes anonym in das Würtembergiſche Repertorium einrücken ließ, ſpöttelte er: „Der Verfaſſer der Räuber ſoll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon ſein, und wenn das iſt, macht es dem Scharfſinne ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis ebenſo lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Cur übergeben." Die Wahrheit iſt, Schiller liebte ſeinen amtlichen Beruf nicht. Eine Zeit lang ſuchte er ſich darüber zu täuſchen, indem er meinte, nur der praktiſchen Seite der Arzneiwiſſenſchaft vermöge er keinen Geſchmack abzugewinnen, und ſo trug er ſich jetzt und auch ſpäter noch mit dem Plane, die theoretiſche Seite der Heilkunſt zu cultiviren, um als Dozent derſelben aufzutreten. Aber jetzt wie ſpäter iſt es bei dem Vorhaben geblieben. Das Schickſal hat nicht gewollt, daß Schiller etwas Anderes werde als eben er ſelbſt, Schiller[25]).

Im Anfang zwar machte er gute Miene zum böſen Spiele, und wenn er vorſchriftsmäßig Morgens zur Kaſerne, dann von da nach dem Lazareth und von dort zur Wachtparade „ſtorchte", ſo tröſtete ihn auf dieſen Gängen die Ausſicht auf einen mehr oder weniger burſchicoſen Abend im Ochſen. Allein auf die Länge konnte das Genügen an dem eintönigen Lauf eines zwiſchen Emeticaverſchreiben, Rapportabſtatten und „gemüthlichem Kneipen“ verſtreichenden Lebens nicht vorhalten. Es iſt nicht Jedem gegeben, ſich zu beſcheiden, in dem zur Abſpielung trivialer Weiſen conſtruirten Drehorgelwerk des Lebens ein kleines, unbeachtetes Stiftchen vorzuſtellen. Das Licht will leuchten: das iſt ſeine Natur und ſein Recht. Außerdem waren 36 Kreuzer täglich auch kein Einkommen, auf deſſen Vermehrung man nicht bedacht zu ſein brauchte. Ach, jenes bittere Wort eines engliſchen Poeten auf einen armen Bruder in Apoll[96]) paßt nur allzu gut auch auf Schiller. Auch er hätte nur allzu oft ſagen können: Muſe, dein Name iſt Armuth! Freilich, der Einfall, zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen ein Schriftſteller, ein deutſcher Schriftſteller zu werden, wäre unverzeihlich, wenn nicht einem Jüngling von einundzwanzig Jahren, der noch dazu ein Dichter war, wunderlichſte Einfälle zugute gehalten werden müßten.

Eines Abends — der Tag mochte für den Herrn Regimentsmedicus ein beſonders verdrießlicher geweſen ſein — flüchtete Schiller in die böhmiſchen Wälder, d. h. er nahm das Manuſcript der Räuber wieder vor, um es noch einmal durchzuarbeiten. Denn das Stück ſollte gedruckt werden, das war beſchloſſen und die Freunde billigten von Herzen dieſen Beſchluß. Abel und Peterſen legten auf Spaziergängen dem Dichter freilich ans Herz, an dem Gedicht noch dieſe und jene einſchneidendere Veränderung vorzunehmen, und nach ſeiner ihm ſchon damals zur Gewohnheit gewordenen Art, in Betreff ſeiner Arbeiten das Für und Wider gerne mit Freunden durchzuſprechen, was ſo ſehr gegen die Weiſe Göthe's war[97]), nahm er die gemachten Einwürfe wohlwollend auf; allein viel Beachtung hat er denſelben doch nicht geſchenkt und durfte das auch nicht, wenn die Originalität des Werkes nicht darunter leiden ſollte. Endlich war es druckfertig und es fehlte nur noch ein Verleger — wahrlich keine Kleinigkeit! Hatte doch auch Göthe für ſeinen Götz keinen gefunden und dieſes Drama auf eigene Koſten drucken laſſen müſſen. In Stuttgart wollte ſich kein Buchhändler zu dem Wagniß verſtehen und Schiller trug deßhalb ſeinem Freunde Peterſen, welcher gerade auf einem Ausflug nach dem Rhein begriffen war, brieflich auf, dort herum anzuklopfen. „Höre, Kerl, — ſchloß der Brief — wenn's reüſſirt! Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf ſchänken laſſen." Mit dem Burgunder hatte es aber gute Weile, denn Peterſen fand auch auswärts keinen Verleger, obgleich Schiller erklärt hatte, mit einem Honorar von 50 Gulden ſich begnügen zu wollen **). Nun blieb dem Dichter nur übrig, ſein Werk auf eigene Rechnung drucken zu laſſen; aber der obſcure Buchdrucker, an welchen ſich Schiller zu dieſem Behufe wandte, hatte die obſcure Idee, die Druckkoſten ſofort baar in Händen haben zu wollen, und die Kaſſe des Regimentsmedicus befand ſich natürlich in dem gewohnheitsmäßigen Zuſtande der Leere. Die Bürgſchaft eines Freundes ermöglichte es dem Dichter, die nöthige Summe aufzunehmen, und die Räuber gingen unter die Preſſe.

Während des Druckes ſandte Schiller die Aushängebogen an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan nach Mannheim, welcher ſich als Freund und Förderer der Poeſie, insbeſondere der dramatiſchen, einen Namen gemacht hatte. Herr Schwan war gebildet genug, den Genius des Dichters ſofort zu erkennen, und Schiller ſeinerſeits fühlte ſo ſehr das Richtige mancher Bemerkung und Ausſtellung des Mannes, daß er mehr als eine grelle Stelle des Stückes noch geſchwind änderte und namentlich die Vorrede ganz unterdrückte, indem er dieſelbe durch eine neue erſetzte. Der briefliche Verkehr mit Schwan hatte aber noch eine wichtigere Folge. Der Hofkammerrath lief nämlich, wie er am 11. Auguſt 1781 dem Dichter ſchrieb, mit den Aushängebogen der Räuber ſogleich zu dem Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher das Mannheimer Theater als Intendant leitete, las demſelben die dramatiſche Novität „brühwarm" vor und veranlaßte den Freiherrn, mit dem Dichter wegen Umarbeitung des Stückes Behufs der Darſtellung auf der Mannheimer Bühne in Unterhandlung zu treten — ein Ereigniß von äußerſter Wichtigkeit in Schiller's Leben, welches damit eine entſcheidende Wendung nahm.

Inzwiſchen erſchien im Hochſommer 1781 die erſte Ausgabe der Räuber**), und zwar ohne den Namen des Verfaſſers, welcher demnach das ganz beſtimmte Bewußtſein hatte, daß die Veröffentlichung ſeiner Tragödie ihn mit ſeiner Stellung als Diener des Herzogs von Würtemberg in ſchroffen Widerſpruch ſetzen mußte. Die Wirkung war die eines furchtbar prächtigen Meteors, deſſen Erſcheinung nur um ſo mehr überraſchte, als es aus der ſeit einem Jahrzehent ſehr ſtill und eintönig gewordenen Stuttgarter Atmoſphäre plötzlich emporſtieg. Damals gab es in Deutſchland noch literariſche „Ereigniſſe“ und die Räuber wurden ſofort als ein ſolches anerkannt, in Liebe und Haß; denn während das Stück die Jugend elektriſirte, in den Brennſtoff, welchen die Sturm- und Drangzeit in den jungen Herzen aufgehäuft, wie ein zündender Blitz einſchlagend, verurſachte es den Anhängern des Beſtehenden, den Nutznießern der alten Ordnungen und Satzungen Grauen und Furcht. Wäre zu jener Zeit das „rothe Geſpenſt“ ſchon erfunden geweſen, gewiß, man hätte es in den Räubern drohend ſpuken ſehen. Und in Wahrheit, das Gedicht war eine Drohung. Wie ein Schrei bacchantiſchen Zerſtörungsjubels ſcholl es in eine abgelebte Geſellſchaft herein, welche ſich widerſtrebend zu einer weltgeſchichtlichen Häutung anſchickte. Der poetiſche Inſtinkt hatte die richtige Witterung der ungeheuren Erſchütterungen, welche Europa bevorſtanden; aber erſt als ſie da waren, anerkannte man die Richtigkeit der Vorahnung. Doch nein, man hütete ſich wohl, ſo gerecht zu ſein, und zog es vor, in den Symptomen, womit die Kataſtrophe ſich angekündigt hatte, die Urſachen von dieſer zu ſehen und zu haſſen. So jener Fürſt, von dem Göthe, wie er Eckermann mittheilte, in Karlsbad das Wort vernahm: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriffe, die Welt zu erſchafſen, und ich hätte in dieſem Augenblicke vorausgeſehen, daß Schiller's Räuber darin würden geſchrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erſchaffen!"

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auch beim Erſcheinen des Stückes ſchon mißbilligende Stimmen laut wurden; zunächſt jedoch nur von äſthetiſcher und moraliſcher Seite her. Allein die Mißbilligung vermochte gegen den Beifallsſturm gar nicht aufzukommen. Freilich äußerte ſich dieſer mitunter kaum weniger unverſtändig als jene und überhaupt iſt meines Wiſſens zu jener Zeit nur eine einzige Kritik der Räuber erſchienen, welche dieſen Namen verdiente. Ich meine die, welche in der Erfurtiſchen gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 ſtand 100). Hier war Lob und Tadel mit Verſtand und Sachkenntniß motivirt und die außerordentliche Bedeutung des Gedichtes namentlich dadurch anerkannt, daß von dem Verfaſſer geſagt wurde: „Haben wir je einen deutſchen Shakſpeare zu erwarten, ſo iſt es dieſer!" Ein ſolcher Ausſpruch, noch dazu offenbar von einem competenten Richter abgegeben, mußte dem zweiundzwanzigjährigen Regimentsmedicus nicht wenig wohlthun und es ſteht zu vermuthen, daß er Sorge getragen, das Erfurter Blatt auch nach der Solitude hinaufgelangen zu laſſen. Galt es doch, dort droben die reſidenzlichen Klatſchbaſereien zu paralyſiren, wie ſie von „guten Freunden" hinſichtlich des Eindrucks, welchen das „erſchreckliche Theaterſtück" in Stuttgart hervorgebracht, ſicherlich den Eltern des Dichters zugetragen wurden. Der Name des Verfaſſers war natürlich in Aller Mund und es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß auch der Herzog frühzeitig von der Autorſchaft ſeines Regimentsmedicus unterrichtet wurde. Sei es nun, daß der Fürſt Anfangs die Sache leicht nahm, ſei es gar, daß ſich ſein Stolz geſchmeichelt fühlte, einen Dichter, der mit ſeinem erſten Wurf ſo großes Aufſehen erregte, aus der Karlsſchule hervorgegangen zu ſehen, — genug, es mußten noch anderweitige Umſtände hinzukommen, bevor Karl ſich bewogen fand, als geſtrenger Cenſor einzuſchreiten.

Vor der Hand mochte ſich der Dichter unbehelligt in den Stralen ſeines jungen Ruhmes ſonnen, welche ja kräftig genug waren, ſelbſt ein ſo ſteinernes Herz zu erwärmen, wie es der General Rieger, Commandant auf Hohenaſperg, in der Bruſt trug. Dieſer Mann, deſſen Schickſale Schiller ſpäter in ſeiner Novelle „Spiel des Schickſals" beſchrieben hat, war aus dem Glanz der Günſtlingsſchaft plötzlich in das Dunkel eines unterirdiſchen Kerkers auf Hohentwiel hinabgeſchleudert worden. Nach mehrjähriger, wohl am würtemberger Land, nicht aber an deſſen Herzog verdienter Haft war er in die Verbannung gewandert, dann von Karl zurückgerufen und als Befehlshaber auf den Aſperg geſetzt worden, wo er namentlich als Kerkermeiſter Schubart's eine traurige Berühmtheit erlangte. Die furchtbare Prüfung, welche er erfahren, hatte Rieger's Herzenshärte nicht gemildert, wohl aber ſeine Phantaſie in die Irrgänge pietiſtiſcher Schwärmerei hineingelenkt und mit dieſer amalgamirte ſich wunderlichſt die Laune, den Schöngeiſt zu ſpielen. Was damals, aus dieſer Rieger'ſchen Laune reſultirend, auf dem Aſperg geſchah, gehört, will mir ſcheinen, nicht zu den am wenigſten merkwürdigen Charakterzügen des Jahrhunderts. Rieger commandirte die Beſatzung abwechſelnd zum Exerciren, zum Gaſſenlaufen, zur Gottesfurcht, zum Komödienſpiel und zum Ballet. Ja, die armen Teufel von Soldaten mußten auf Rieger's Commando ſingen, ſpringen, tanzen und ſchauſpielen. Eine Bühne ward etablirt und Schubart commandirt, für das Repertoire zu ſorgen. Selbſt der Hof, den Herzog an der Spitze, beehrte die Vorſtellungen dann und wann mit ſeiner Gegenwart. Hoven kam mehrmals von Ludwigsburg herauf, ſich das Ding mitanzuſehen, und was er da hörte, war ſeltſam genug. So wurde am Geburtsfeſt des Commandanten ein Schauſpiel aufgeführt, deſſen von Schubart — gewiß unter heimlichem Zähneknirſchen — gedichteter Prolog mit den Worten anhob: „Edler Rieger!" Der edle Rieger ſtand alsbald auf, klatſchte entzückt und ſchrie: Da capo! worauf der Prolog abermals: „Edler Rieger!"

Uebrigens that der frömmelnde und ſchöngeiſtelnde General nur nach, was ſein herzoglicher Gebieter ihm vorthat. Auch dieſen mußte der unglückliche Poet in befohlenen Prologen und Feſtgedichten überſchwänglich loben und preiſen, — zur nämlichen Zeit, wo der Grimm des Gefangenen in einem unſterblichen Fluche ſich entlud, betitelt „die Fürſtengruft“. Als Hoven erſt über das Erſtaunen hinaus war, den General von dieſem ſelbſt commandirte und ihm ins Geſicht abgeleierte Schmeicheleien beklatſchen zu ſehen, ſtach ihn der Schalk und er klatſchte aus Leibeskräften mit. Dadurch wurde Rieger auf den jungen Mann „von ſo feinem Geſchmack“ aufmerkſam und nach gemachter Bekanntſchaft forderte er Hoven auf, doch auch einmal deſſen Freund, den Verfaſſer der Räuber, mit auf den Aſperg zu bringen. Als Hoven zugeſagt, bereitete der Herr General einen Theatercoup vor. Schubart ward commandirt, eine Rezenſion über die Räuber zu ſchreiben, und als dann Hoven eines Tages mit Schiller heraufkam, ſtellte der Commandant den Letzteren unter dem Namen eines Dr. Fiſcher dem gefangenen Dichter vor und lenkte baldmöglichſt das Geſpräch auf die Räuber. Der angebliche Dr. Fiſcher bemerkte, er kenne den Verfaſſer der Tragödie genau, und wünſchte Schubart's Urtheil über dieſelbe zu hören. Das war das Stichwort für den General, welcher ſofort ſeinen Gefangenen aufforderte, ſeine Kritik vorzuleſen. Nachdem dieſes geſchehen, äußerte Schubart, er möchte wohl den Dichter der Räuber perſönlich kennen lernen. Nun Rieger, dem Gefangen[illegible]uf die Schulter klopfend: „Ihr Wunſch iſt erfüllt. Hier ſteht er vor Ihnen!“ Iſt's möglich? rief Schubart enthuſiaſtiſch, fiel dem Dichter um den Hals, küßte ihn und brach in Thränen aus[101]).

Wenn die Bekanntſchaft mit dem armen Gefangenen des Aſpergs in dem Regimentsmedicus nur ſchmerzliche Gefühle erregen konnte, ſo mußte ihm dagegen eine andere, um dieſelbe Zeit ihm nahegetretene Perſönlichkeit freundlichſte Eindrücke bereiten. Ein junger Muſiker, Andreas Streicher, 1761 zu Stuttgart geboren, ſo ein echtes, gutes, treues Schwabenherz, hatte mit Begeiſterung die Räuber geleſen und ein Freund erfüllte ſeinen Wunſch, ihn mit dem Dichter perſönlich bekannt zu machen. Mit Ueberraſchung erkannte er in dieſem den Jüngling wieder, deſſen Erſcheinung etwa anderthalb Jahre früher bei Gelegenheit der Prüfungsfeierlichkeiten in der Akademie ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr erregt hatte[102]). Streicher hat dieſe erſte Zuſammenkunft mit Schiller treu im Gedächtniß bewahrt. Er hatte ſich den Dichter der Räuber als einen heftigen jungen Mann vorgeſtellt, deſſen Feuer in Sprache und Gebahren alle Augenblicke in Ungebundenheit ausſchweifen müſſe. Er fand ſich angenehm enttäuſcht. Das ſeelenvollſte, anſpruchloſeſte Geſicht lächelte dem Kommenden entgegen. Beſcheiden ablehnend wurde die ſchmeichelhafte Anrede des jungen Künſtlers erwidert. Im Geſpräche nicht ein Wort, welches das zarteſte Gefühl hätte beleidigen können. Die Anſichten über Alles, beſonders aber Muſik und Dichtkunſt betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchſten Grade natürlich. Das anfänglich blaſſe Ausſehen, welches im Verfolg des Geſpräches in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunſtlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenſo vortheilhaft gegen die Geziertheit der Geſellſchaft abſtach als ſeine Ausſprüche über ihre Reden erhaben waren[103]). Es war eine günſtige Stunde, als der junge Dichter den jungen Muſiker kennen lernte. Sie wurden Freunde und keine der idealen Freundſchaften jener Zeit war idealeren Schwunges als die, welche Streicher ſeinem Schiller weihte. Der Dichter hatte hier ein Herz gefunden, in welches er alle ſeine Anſichten, Entwürfe, Sorgen und Kümmerniſſe niederlegen konnte, und der weiche, träumeriſche Muſiker gewann in dem täglichen Umgange mit dem verehrten und geliebten Freund eine Kraft der Aufopferungsfähigkeit, welche zu bewähren er bald Gelegenheit erhalten ſollte.

Unterdeſſen hatte die Unterhandlung des Dichters mit Dalberg ſeine Aufregung bemeiſternd: „Dir kommt es zu, mir zu verzeihen, daß ich mich durch ein unbedachtes Wort verleiten ließ, Dich ſo rauh anzufahren; aber ach, mein Sohn, das menſchliche Herz iſt und bleibt ein thöricht Ding.“

Und abermals durchwandelte er mit geſenktem Haupt und verſchlungenen Armen lange das Gemach.

Endlich nahm er ſeinen Platz an Heinrich's Bett wieder ein und ſagte mit ſanfter Stimme: „Mein Sohn, Du haſt durch Deine vorige Aeußerung Gefühle in meiner Seele heraufbeſchworen, welche niederzukämpfen in ſo vielen einſamen Nächten mein Beſtreben war, und Erinnerungen, deren Austilgung aus meinem Herzen ich vollbracht glaubte. Das war, ich ſehe es jezt, nur Lüge und Täuſchung. Aber vielleicht ſtumpft ſich der Stachel dieſer Erinnerungen durch Mittheilung. Darum, und damit Du erkenneſt, wie ſehr ich im Stande bin, Deinen Kummer zu faſſen und zu theilen, damit Du erfahreſt, was mein Herz gelitten, ehe es ſich ganz und ungetheilt dem Eifer für das Werk Gottes und das Heil der Menſchheit hingeben konnte, damit Du durch die Kunde deſſen, was Andere vor Dir ihren Fortgang. Der Freiherr, ein gebildeter, kunſtſinniger, für edle Regungen empfänglicher, wenn auch nicht ſehr charakterfeſter Mann, machte durch ſeine von dem Kurfürſten von Pfalz-Baiern ihm übertragene Direction des Mannheimer Theaters in der deutſchen Theatergeſchichte Epoche. Zwar überſiedelte 1778 der pfalzbairiſche Hof nach München, doch wurde für die Mannheimer Bühne eine jährliche Subvention ausgeworfen, welche es dem Freiherrn ermöglichte, eine tüchtige Anſtalt zu gründen. Er ging mit Kenntniß, Geſchmack und Eifer ans Werk und auch der ariſtokratiſche Anſtand, der Ton vornehmer Weltbildung, womit Dalberg das Inſtitut leitete, kam dieſem nicht wenig zu gut. Der rohe Naturalismus oder auch die Gottſched'ſche Unnatur, welche bisher, verbunden mit einem zuchtloſen Bandenleben, unter den deutſchen Schauſpielern gäng und gäbe geweſen, ſie fanden hier keine Duldung und das im Herbſt 1779 eröffnete Mannheimer Nationaltheater durfte, mit Schauſpielern wie Iffland, Boek, Beil und Beck, den Schülern Eckhof's, wie Meyer und Zuckarini, und mit Schauſpielerinnen wie die Seyler, Toskani, Meyer, Wallenſtein und Kummerfeld beſetzt, vor allen anderen deutſchen Schaubühnen damaliger Zeit auf die Geltung einer Kunſtanſtalt Anſpruch machen.

Schiller hatte natürlich die Ausſicht, ſeine Tragödie auf einer ſolchen Bühne zur Darſtellung zu bringen, mit lebhafter Freude begrüßt. Aber ſofort begannen die dramaturgiſchen Leiden, welche an dieſe Ausſicht ſich knüpften. Denn es galt, das Stück „bühnengerecht“ zu machen, und über Bühnengerechtigkeit gingen die Anſichten des Dichters und die des Intendanten himmelweit auseinander. Es half jedoch Nichts, ſie mußten vermittelt werden. Wohl mag Schiller, während er ſein Gedicht für das Theater „gerecht“ machte, manchmal mit dem Helden deſſelben verzweifelnd ausgerufen haben: „Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt?“ Aber ohne Schnürbruſt keine Aufführung! So kam endlich das Bühnenmanuſcript, in welchem das Original vielfach verdreht und verſtümmelt erſcheint, zu Stande und ging am 6. October 1781 an Dalberg ab, welcher all der „eifrigen Fürſprache eines Vaters für ſein Kind“ gegenüber unerbittlich geblieben war. Gewiß, Dalberg hatte Rückſichten zu nehmen: ſchon als Edelmann und mehr noch als Director einer fürſtlichen Bühne mußte ihm daran gelegen ſein, den ſturm- und drangvollen oder, wenn man will, den revolutionären Ton des Stückes möglichſt zu dämpfen. Aber es war, äſthetiſch angeſehen, geradezu eine Monſtroſität, den Sinn des Gedichts, welches, wie eine echte Ausgeburt des Jahrhunderts, ſo auch eine Kritik und eine Befehdung deſſelben war, dadurch zu fälſchen, daß man die Handlung auf der Bühne willkürlich um Jahrhunderte zurückverlegte, in die Zeit, „wo Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutſchland ſtiftete.“ Dadurch ſollte dem Werk ſein Stachel genommen werden; allein in Wahrheit wurden durch ein ſolches Beginnen, welches noch dazu bloß ganz Blödſichtige täuſchen konnte, nur „alle ſeine tiefer liegenden Motive gelähmt und die beſten Lebensnerven der Charaktere durchſchnitten“ 104). Neben ſolcher Mißhandlung des Stückes im Großen und Ganzen, war es kaum noch von Belang, wenn im Einzelnen auf theilweiſe ganz abſurden Veränderungen beſtanden wurde. So z. B. meinte Dalberg, es ſei doch gar zu gräßlich, daß Karl Moor ſeine Geliebte umbringe — ein Zug, der weſentlich zur Rolle des Räuberchefs gehört — und ſo mußte die arme Amalia auf der Bühne zur Selbſtmörderin werden.

Daß, nachdem endlich alle Hinderniſſe, welche der Aufführung ſich entgegenſtellten, wohl oder übel beſeitigt waren, Schiller den Gang ſeines Erſtlings über die Bretter mitanſehen wollte, verſtand ſich von ſelbſt. Dem Dichter das verwehren wollen, wäre etwa, als wollte man einem zärtlichen Vater gebieten, abweſend zu ſein, wenn ſeine geliebte, in Sorgen und Schmerzen erzogene Tochter unter dem Brautkranz geht. Aber es war Grund da, zu befürchten, daß ein zu erbittender Urlaub dem Dichter verweigert werden würde, der ſich doch, wie er an Dalberg ſchrieb, auf die Aufführung freute wie ein Kind. Falls eine von Schwab beigebrachte Ueberlieferung[105]) begründet iſt, mußte der Lärm, welchen die Räuber machten, zu dieſer Zeit droben im Hohenheimer Schloß bereits Staub aufgeworfen haben. Ein früheres Urlaubsgeſuch, vermuthlich von Schiller zu dem Zweck eingereicht, der Generalprobe ſeines Stückes in Mannheim anzuwohnen, war verweigert und mit einer herzoglichen Reſolution begleitet worden, des Inhalts, der Regimentsmedicus möge ſich ernſter und eifriger als bisher ſeinen Amtsgeſchäften und nur dieſen widmen. Aber — ſchrieb Schiller an ſeinen Jugendfreund Moſer — „welcher kräftige Jüngling würde nicht wünſchen, das Kind ſeiner erſten Liebe zu ſehen?“ Dagegen half kein Bedenken, und weil der Dichter vorausſah, daß er nicht öffentlich, d. h. mit Urlaub, nach Mannheim würde gehen können, beſchloß er, heimlich zu gehen. Die Aufführung der Räuber war auf den 10. Januar 1782 feſtgeſetzt worden, aber Dalberg verſchob ſie um ein paar Tage, weil Schiller an dem genannten in der ganzen Glorie ſeines Regimentsmedizinerthums die Gratulationscour ſämmtlicher Militair- und Civilchargen zu Ehren des Geburtsfeſtes der Gräfin von Hohenheim mitmachen mußte. Dann aber war kein Halten mehr. Mit Freund Peterſen machte ſich der Dichter in aller Heimlichkeit auf den Weg, wäre aber, wie der Genannte bezeugt, beinahe zu ſpät in Mannheim eingetroffen, weil ihn das Wohlgefallen an einem ſchmucken Schenkmädchen ungebührlich lange in Schwetzingen feſthielt. Glückliche Sorgloſigkeit der Jugend, die ſelbſt auf der Schwelle zu wichtigſten Entſcheidungen von den hübſchen Augen eines Schenkmädchens ſich feſſeln laſſen kann.

Siebentes Kapitel.

Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura-Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arreſt. — Kabale und Liebe. — Ein Denunciant und eine letzte Audienz. — Der Entſchluß zu Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abſchiedsgang. — Der 17. September 1782. — „O, meine Mutter!“

Sonntags den 13. Januar 1782 klebten an den Brunnenſäulen und Straßenecken der Stadt Mannheim Theaterzettel, welche einem werthen Publicum anzeigten, daß Abends „präciſe 5 Uhr“ auf der „hieſigen Nationalbühne“ aufgeführt würden: „Die Räuber, — ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen, für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfaſſer Herrn Schiller neu bearbeitet.“ Am Ende des Perſonen- und Schauſpielerverzeichniſſes ſtand ein auf Dalberg's Wunſch vom Dichter verfaßtes „Avertiſſement“, welches die moraliſche und poetiſche Berechtigung des Stückes nachweiſen ſollte. Die Erwartung war hochgeſpannt und die ganze Woche her hatte man in der Umgegend darüber hin und her geſprochen, wie ſich wohl das Trauerſpiel auf der Bühne machen würde. Denn, wie literariſche, ſo gab es damals in Deutſchland auch noch theatraliſche Ereigniſſe. Aus den rheiniſchen Städten, aus Heidelberg, Darmſtadt, Worms, Speyer, Frankfurt und Mainz waren die Leute zu Roß und Wagen gekommen, und wer ſich einen Platz ſichern wollte, mußte ſchon um 1 Uhr Mittags im Theater ſich einfinden. Schiller ſelbſt kam noch mit knapper Noth vor dem Aufziehen des Vorhangs auf den ihm reſervirten Platz im Parterre und da ſtand er nun ungekannt unter der Menge, dem Wahrſpruch entgegenharrend, welcher ſeine Zukunft beſtimmen, ſein Schickſal entſcheiden ſollte. Wie muß dem Jüngling das Herz in der Bruſt geſchlagen haben, wenn er ſeine Blicke über das „vielköpfige Ungeheuer“, genannt Publicum, hinſchweifen ließ, welchem jetzt die Anerkennung oder Verdammung deſſen anheimgegeben war, was er in glühenden Stunden geſonnen und geſchaffen. Aber der Vorhang hob ſich und das Spiel begann.

Die Hauptrollen waren vortrefflich beſetzt: Boek ſpielte den Karl, Iffland den Franz, Beil den Schweizer, Beck den Koſinsky, Frau Toskani die Amalia. Zwar die drei erſten „Handlungen“ thaten keine bedeutende Wirkung, aber mit der vierten trat ein vollſtändiger Umſchwung ein. Mit dem Feuer der Schauſpieler ſteigerte ſich auch das der Zuſchauer und die wilde Großartigkeit der Dichtung riß Alle mit ſich fort. Ein tiefes Schaudern bebte durch das Haus, als Iffland in ſeiner großen Szene, wo er ſich anſchickte, die furchtbare Viſion Franz Moor's zu erzählen, mit geiſterbleichem, vom irren Lampenlicht beleuchtetem Geſicht ohnmächtig zuſammenbrach106), und als nach zehn Uhr der Vorhang fiel, machten die Zuſchauer ihren ſtürmiſch erregten Gefühlen durch ungeſtümen Beifall Luft. Stralend von Glück mag in dieſem ſtolzen Augenblick Schiller ſeinen Peterſen angeſehen und zitternd vor Aufregung den beglückwünſchenden Händedruck des Freundes erwidert haben. Nach beendigter Vorſtellung ſpeiſte er in Geſellſchaft ſämmtlicher Rollenträger zu Nacht und es war wohl bei dieſer Gelegenheit, daß er, noch ganz warm von der Bühnenwirkung ſeines Stückes, gegen Beil den Einfall ausſprach, ſelber Schauſpieler zu werden. Aber Beil entgegnete mit prophetiſcher Einſicht: „Nein, nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden Sie der Stolz der deutſchen Bühne werden“ 107). Am folgenden Tage, bevor der Dichter die Heimreiſe antrat, empfing ihn Schwan mit zuvorkommendſter Artigkeit in ſeinem Hauſe, übergab ihm 4 Carolin als „Reiſekoſtenvergütung“ — welche das damals in Deutſchland noch ſo ziemlich unbekannte Bühnenhonorar vertreten mußte — und ſtellte ihn ſeiner Tochter Margaretha vor. Das ſchöne Mädchen machte einen bedeutenden Eindruck auf Schiller und die Bekanntſchaft mit ihr trug nicht wenig zu der gehobenen Stimmung bei, womit er nach Stuttgart zurückkehrte. Wie lebhaft der Dichter empfand, daß, was er in Mannheim erlebt, beſtimmend auf ſein Schickſal eingewirkt habe, bezeugt ſein Brief vom 17. Januar 1782 an Dalberg, wo er ſagt: „Beobachtet habe ich ſehr Vieles, ſehr Vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Allein die Lage des Regimentsmedicus war ſo, daß ſeine gute Laune nicht lange vorhalten konnte. Zwar ſeine heimliche Fahrt nach Mannheim blieb verholen, denn Peterſen und die übrigen etwa ins Geheimniß gezogenen Freunde hielten reinen Mund und ſo hatte der begangene Subordinationsfehler vor der Hand keine unangenehmen Folgen. Dagegen mußte der Dichter ſchon aus inneren Gründen mehr und mehr mit ſeiner Stellung zerfallen. Während des kurzen Ausflugs nach Mannheim hatte ihn ein Freiheitshauch angeweht und er hätte müſſen viel älter ſein, als er war, wenn der Beifallsſturm, welcher am 13. Januar ihn umrauſchte, nicht Illuſionen in ihm erregt hätte, Träume von einer Zukunft voll freien Strebens, voll Ruhm und Glück. Da drunten in Mannheim war er der Dichter Schiller geweſen, dem Männer von Geiſt, Bildung und Stellung, Frauen voll Anmuth und Enthuſiasmus anerkennend, lobend, huldigend ſich genaht hatten. Hier oben in Stuttgart war er nur der Regimentsmedicus Schiller, im Rang etwa einem Feldwebel gleichſtehend, zu widerwärtigen Verrichtungen verpflichtet, dem monotonen Garniſonsſchlendrian unterworfen. Es bedarf eben keines großen Aufwandes von Phantaſie, um ſich die Gefühle zu vergegenwärtigen, womit der junge Mann nach ſeiner Zurückkunft aus Mannheim wieder in die verhaßte Feldſcherermontur fuhr. Er empfand, daß er zum Dichter, zum Dramatiker beſtimmt ſei, aber auch, daß ihm die Heimat zur Entfaltung und Geltendmachung ſeines Genie's keinen Raum gewähre. Es iſt nicht urkundlich bezeugt, aber doch pſychologiſch ſehr wahrſcheinlich, daß die innere Stimme, welche die höchſte Inſtanz genialer und dabei redlicher Menſchen iſt, ihm ſchon damals zugerufen habe: Fort von hier! Nur fort von hier!

Aber Schiller iſt ſelbſt in leidenſchaftlichſten Tagen ſeiner Jugend des ſchwäbiſchen Charakterzuges der Bedächtigkeit nie ganz ledig geweſen. Er fühlte, daß die Räuber wohl ein Anfang ſeien, draußen in der Welt Etwas vorzuſtellen, aber eben nur ein Anfang, und daß es daher gelte, auf der gewonnenen Baſis eines ehrenhaften Rufes rüſtig weiterzubauen. So ſah er ſich denn nach einem Stoffe zu einer zweiten Tragödie um und glaubte zunächſt in der Geſchichte des unglücklichen Konradin von Hohenſtaufen einen glücklichen Fund gemacht zu haben. Allein nach reiflicherer Prüfung kam er davon zurück und wandte ſich wieder der Geſchichte des Fieſco zu, welche, wie wir ſahen, ſchon in der Akademie ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Er beſuchte fleißig die Bibliothek, um des hiſtoriſchen Materials ſeiner Arbeit Herr zu werden[106]), entwarf den Plan, ſchrieb ein Schema des Inhalts und ſeiner Gruppirung nieder und begann dann die einzelnen Szenen und Acte auszuarbeiten. Es war ihm ſchon zur Gewohnheit geworden, gerne zu beobachten, wie die unter ſeiner Hand entſtehenden dramatiſchen Geſtalten und

Ereigniſſe auf einen Dritten wirkten, und ſo ward denn Freund Streicher der Vertraute, welcher „die Verſchwörung des Fiesco zu Genua“ Schritt für Schritt vorſchreiten ſah[109]). Neben den Anfängen der neuen Tragödie beſchäftigte aber den Dichter um dieſe Zeit noch ein anderes literariſches Unternehmen. Es war damals die Periode der Muſenalmanache. Wo nur immer in Deutſchland ein Kreis von jungen Poeten ſich zuſammengefunden, kam ein ſolches Jahrbuch dichteriſcher Erzeugniſſe heraus, nachdem einmal 1770 der Boie- und Gotter'ſche Muſenalmanach den Anſtoß dazu gegeben hatte. Auch das alte Schwabenland wollte ſeine jährliche poetiſche Blumen- oder Aehrenleſe haben und ſo veröffentlichte der Dichterling G. F. Stäudlin auf das Jahr 1781 eine „Schwäbiſche Blumenleſe“, welche jedoch, wenn man die Beiträge von Schiller, Haug und Conz abrechnet, mehr wie eine Diſtelnieſe ausſah[110]). Stäudlin gebärdete ſich aber als ein ſo anmaßlicher Redactor, daß nicht mit ihm auszukommen war, und ſo kam Schiller auf die Idee, ſelber einen poetiſchen Almanach zu veröffentlichen. Er durchſtöberte den Vorrath von Gedichten, welcher ſich allmälig in ſeinem Schreibpult — vorausgeſetzt, daß er ein ſolches beſaß — angehäuft hatte, bot auch die Contingente ſeiner dichtenden oder reimenden Freunde auf und ließ die „Anthologie auf das Jahr 1782“ drucken, wiederum auf eigene Rechnung, wodurch der Paſſivſtand ſeiner Finanzen abermals nicht unbedeutend vermehrt wurde.

Dieſe, angeblich „in der Buchdruckerei zu Tobolsko“, in Wahrheit aber bei J. B. Metzler in Stuttgart gedruckte, von dem Herausgeber nicht ſehr geſchmackvoll „ſeinem Prinzipal, dem Tod“ gewidmete und mit einer bis zu Lohenſtein'ſchem Schwulſt ſich verſteigenden Vorrede[111]) ausgeſtattete Anthologie darf für die Sammlung der jugendlichen Lyrik Schiller's angeſehen werden; denn es iſt feſtgeſtellt[112]), daß weitaus die Mehrzahl dieſer Gedichte von ihm herrührt, obgleich er ſpäter nur eine kleine Minderzahl derſelben der Aufnahme in ſeine Gedichtſammlung würdigte. Dies konnte bei ſeinen geläuterten Schönheitsbegriffen nicht anders ſein, da die Gedichte der Anthologie mit den Schlacken kraftgenialiſchen Ueberſchwangs und kraftgenialiſcher Rohheit allzu ſtark behaftet waren[113]). Die Anthologie berührt nicht ſelten die Gränzlinie, wo die Poeſie aufhört und die pathologiſche Rhetorik, ja der phyſiologiſche Cynismus anfängt. Es fehlt auch in den Gedichten der Anthologie nicht an echt Schiller'ſchen Wendungen, an Kraft des Ausdrucks, an einzelnen Silberblicken des Genius. Allein im Ganzen ſtoßen wir hier doch auf ausreichende Beweiſe, daß in Schiller's Seele die rein lyriſche Saite fehlte. Es iſt eigen, daß der Dichter, welcher in ſeinen Dramen den vollen lyriſchen Bruſtton ſo oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung iſt leicht. Schiller's Dichtung iſt weſentlich Gedankenpoeſie. Der Gedanke vermittelt bei ihm ſtets den Ausdruck der Empfindung. Die Stimmung geht bei ihm nicht unmittelbar heraus, ſondern, wenn ich mich richtig ausdrücke, durch das Medium der Idee hindurch. Nur in ganz wenigen ſeiner Gedichte ſtrömt das Gefühl unmittelbar. Deßhalb iſt er als Lyriker nur groß, — dann aber auch unerreicht groß, — in der philoſophiſchen Rhapſodie. Hier erfüllt er auch lyriſch, was Bürger ſo bündig wie ſchön als die Aufgabe der Poeſie bezeichnet hat[114]).

Die merkwürdigſten Gedichte der Anthologie ſind die Laura-Oden. Wenn man dieſelben zum erſten Mal lieſt — nämlich mit jugendlichen Augen, ſo iſt man geneigt, zu glauben, hier ſei „geſchöpft aus tiefer Bruſt des Liedes Flammenborn“. Die novelliſtiſche und dramatiſche Mythenbildnerei iſt auch nicht angeſtanden, aus den zerſtreuten Farbentönen der Lauragedichte eine Laurageſtalt zuſammenzumalen und dieſelbe in leidenſchaftliche Beziehung zu Schiller zu ſetzen. Die biographiſche Wahrheit muß aber dieſes Nebelgebilde ohne Weiteres bei Seite ſchieben. Ebenſo muß ſie die Annahme, der Gegenſtand der Laura-Oden ſei Margaretha Schwan geweſen, nicht nur als willkürlich, ſondern als geradezu anachroniſtiſch verwerfen, denn die meiſten der Oden an Laura, vielleicht alle, waren gedichtet, bevor Schiller das genannte Mädchen zum erſten Mal ſah. Endlich iſt auch der ſonſt ſo verläßliche Scharffenſtein auf der unrichtigen Spur, wenn er angibt, die Hauptmännin Viſcher ſei Schiller's Laura geweſen. Es hat zwiſchen dieſer Frau und dem Dichter ein freundſchaftliches, nicht aber ein erotiſches Verhältniß beſtanden[115]. Die Wahrheit iſt, daß, wie ſchon Karoline von Wolzogen richtig angedeutet hat[116], Laura nie etwas Anderes als eine Phantaſiegeſtalt war. Conz, der damals viel mit Schiller verkehrte, hatte dieſe Anſicht ſchon früher des Beſtimmteſten ausgeſprochen und den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er bemerkte, daß an den Lauragedichten die Phantaſie bei Weitem mehr Antheil habe als die Empfindung[117]. Das iſt's. Die Laura-Oden ſind ihrem Weſen und ihrer Form nach eine ſo phantaſtiſche Wolkenwanderung, wie es nur jemals eine gegeben hat. Trotz ihres ſtarken Aufwands von ſinnlichen Bildern ſind ſie ohne alle ſinnliche Begreiflichkeit, — nicht Producte der Erfahrung, ſondern vielmehr der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, deſſen glühende Einbildungskraft nicht nur die „unbekannte Geliebte“ vor Augen, ſondern auch ſich ſelber ſchon in ihren Armen ſieht, trunken von Wonne, ſtammelnd vor Entzücken. Aber ſo eine gegenſtandloſe Schwärmerei hat immer etwas Hohles, innerlichſt Kaltes und ich bekenne mich gerne zu der Ketzerei, daß mich die Laura-Oden an das gebackene Eis der Chineſen gemahnen, welches den Gaumen verbrennt und den Magen verkältet. Schiller hat ſich ſpäter die Mühe genommen, an dieſen Gedichten viel zu ändern, zu kürzen, zu feilen. Nicht zu ihrem Vortheil; denn nur in ihrer urſprünglichen Form geben ſie ein authentiſch pſychologiſches Document von dem jugendlichen Ueberſchwang des Dichters ab.

Unterdeſſen war es Frühling geworden und die Maiherrlichkeit draußen ließ dem jungen Mann ſeine Lage noch enger und gedrückter erſcheinen. Fühlen doch zur Zeit, wo Alles ſproßt und grünt

Bitteres erfahren, von Deinem eigenen Schmerze abgezogen werdeſt, will ich Dir erzählen von meiner Jugend und meiner Liebe, was bisher noch kein Menſch erfahren.«

Und nachdem er dem Kranken eine Doſis ſtärkender Arznei gereicht, erzählte er wie folgt.

»Mein Herz iſt ein leidenſchaftliches, und die ruhige Außenſeite meines Weſens, die mir ſchon in früher Jugend eigen war, konnte mich wohl Andern als kaltherzig erſcheinen laſſen, nicht aber mir ſelbſt, der ich meine Pulſe heftig ſchlagen und mein Blut heiß durch die Adern ſtrömen fühlte. Es war damals ein Zwieſpalt in meinem Weſen, der ſich erſt ſpäter mählig verſöhnte, ich war außen Eis, innen Flamme, wobei das Sonderbarſte, daß das abgemeſſene, kühle Benehmen, welches ich als Knabe und Jüngling an den Tag legte, durchaus nicht Reſultat einer Berechnung, einer Abſicht, ſondern reines Ergebniß meiner Natur war. Ich weiß das jezt, damals fiel mir noch nicht ein, über mich ſelbſt nachzudenken, ſondern ich ließ meine Individualität gewähren. Dieſe war der meiner Brüder völlig unähnlich und erregte daher die beſondere Beachtung und blüht, alle jugendlichen Herzen ein wunderbares Drängen und Treiben, das mit dem der Natur in geheimnißvoller Beziehung ſteht. Schiller empfand das Bedürfniß, ſeine Seele wieder einmal zu lichten und zu lüften, und ſo unternahm er am 25. Mai eine zweite heimliche Reiſe nach Mannheim. Diesmal begleiteten ihn zwei Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Viſcher. Dalberg hatte der vorausgegangenen Bitte des Dichters gemäß eine Vorſtellung der Räuber bewilligt und abermals ließ der Erfolg des Stückes den Verfaſſer nur um ſo widerwilliger auf ſeine Stellung in Stuttgart zurückblicken. Inmitten der Huldigungen, welche ihm in Mannheim zu Theil wurden, erſchien ihm dieſer Ort wie ein Paradies, deſſen „glücklichere Sterne und griechiſches Klima ihn zum wahren Dichter erwärmen würden.“ Der Plan, als Theaterdichter zu der Mannheimer Bühne in ein ſtehendes Verhältniß zu treten, gewann feſtere Geſtalt. Er eröffnete ſich dem Freiherrn, ging ihn um Fürſprache und Unterſtützung an und glaubte in dem theilnehmenden Blick und in dem ſtummen Händedruck Dalberg's die feſte Gewährſchaft des erbetenen Beiſtandes erhalten zu haben. In dieſem Sinne ſchrieb er, unpäßlich nach Stuttgart zurückgekehrt, wiederholt an den Freiherrn und unterbreitete demſelben einen Plan, vermittelſt deſſen es gelingen könnte, ſein Dienſtverhältniß zu dem Herzog von Würtemberg friedlich zu löſen. Dalberg ſollte, mit Beimiſchung von Complimenten wie der Herzog ſie liebte, an dieſen ſchreiben und ſich den Dichter förmlich von ihm erbitten, zunächſt nur für einen beſtimmten Termin. Allein Schiller mußte bald erfahren, daß er theilnehmenden Blicken und ſtummen Händedrücken eine viel zu große Bedeutung beigelegt habe. Dalberg war nicht der Helfer, welchen ſich Schiller in ihm vorgeſtellt hatte. Das in den rührendſten Ausdrücken dargelegte Vertrauen des Dichters war dem Freiherrn unbequem. Er gab zwar eine „gnädige“ Antwort, aber dabei blieb es. Auch auf einen zweiten, noch dringenderen Brief Schiller's ſcheint Dalberg entweder gar nicht oder doch nur ausweichend geantwortet zu haben[118]).

Und doch wäre gerade jetzt die Dazwiſchenkunft eines ſo einflußreichen Mannes, wie der Reichsfreiherr war, höchſt nöthig und erwünſcht geweſen, um der ganz peinlich gewordenen Lage Schiller's eine beſſere Wendung zu geben. Das Gewitter, welches ſich ſchon ſeit längerer Zeit drohend über dem jungen Dichter angeſammelt hatte, war losgebrochen. Alles drängte zu einer Entſcheidung und Schiller konnte mehr und mehr ſich überzeugen, daß er dieſelbe ſelbſt herbeiführen müſſe.

Herzog Karl hatte, wie wir ſahen, den Regimentsmedicus bisher gewähren laſſen, aber dabei denſelben keineswegs aus den Augen verloren. Jetzt beſtimmte das Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände den Fürſten zu einem Eingreifen, welches erſt in ſeinem Verlaufe aus der gelinderen Tonart in die gewaltſame umſchlug. Es iſt nur billig, dieſes hervorzuheben und überhaupt das Benehmen des Fürſten nicht kurzweg zu verdammen. Karl war im Grunde ſeines Weſens ein Mann der alten Zeit und die Strebungen und Ausſchreitungen einer kraftgenialen Dichterjugend mußten ihn um ſo widerwärtiger berühren, als er dafür kein Verſtändniß beſaß. Dennoch hatte er, obgleich es von höfiſcher Seite her ſicherlich nicht an Aufreizungen fehlte, unſerem Dichter die Räuber hingehen laſſen, ja es liegt ſogar eine Andeutung vor[119], welche vermuthen läßt, es habe den Herzog verdroſſen, daß Schiller das Stück ſtatt dem Mannheimer nicht lieber dem Stuttgarter Theater zur Aufführung angeboten hatte. Nun waren aber inzwiſchen von Schiller Gedichte veröffentlicht worden, wie das auf den Tod des Generals Rieger, ferner „der Venuswagen“ und „die ſchlimmen Monarchen“, welche — ſo drückt ſich Karoline von Wolzogen in ihrer discreten Weiſe aus — ſammt und ſonders „verſchiedene Seiten der Exiſtenz des Herzogs verletzten.“ Nicht nur, fügen wir hinzu, die deſpotiſche, ſondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, die pädagogiſche Seite dieſer Exiſtenz. Franzöſiſcher Geſchmack und Poeſie waren dem Fürſten Ein- und Daſſelbe. Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, mußte ihm

Schiller's Dichten als ein höchſt geſchmackloſes, ja monſtröſes erſcheinen und es konnte doch wohl, auch abgeſehen von dem revolutionären Beigeſchmack deſſelben, nicht geduldet werden, daß ein junges Talent, aus ſeiner Akademie hervorgegangen, in ſeinen Dienſten ſtehend, auf dieſem falſchen Wege fortginge. Der verirrte junge Poet wurde daher zur Audienz bei dem Herzog commandirt und diesmal noch zeigte ihm Karl nicht das ſtrenge Antlitz des unbeſchränkten Gebieters, ſondern nur das des wohlwollenden Pädagogen. Er verbot ſeinem Regimentsmedicus keineswegs das Dichten, aber er verwies ihm die Verſtöße ſeiner Gedichte gegen den „guten Geſchmack“, und um ihn künftig vor ſolchen zu bewahren, that er, was Czar Nikolaus im 19. Jahrhundert gegenüber von Puſchkin that, d. h. er bot ſich dem Dichter zum Cenſor an. Es geſchah dies ganz in dem alten väterlich vertraulichen Tone von der Akademie her und Schiller wurde gerührt. Aber das Gewiſſen war ſchon damals ſeine Muſe, er fühlte, daß dieſer Cenſur ſich unterwerfen der Poeſie entſagen hieße, und ſo lehnte er den gnädigen Antrag ab, — eine Handlung des Muthes, welcher wir es mit zu verdanken haben, daß wir einen Schiller beſitzen.

Der „Trotz“ des Regimentsmedicus wurde natürlich ungnädig vermerkt. Doch hielt der Herzog, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, noch an ſich, bis er ſich durch eine äußere Veranlaſſung bewogen fühlte, dem jungen Menſchen den Meiſter zu zeigen. Die erſte Reiſe Schiller's nach Mannheim war verheimlicht geblieben, bei der zweiten aber waren Damen mitgeweſen und — kurz dieſe Damen hatten es ſich nicht verſagen können, das Vergnügen, welches ihnen die in des Dichters Geſellſchaft genoſſene Aufführung der Räuber gemacht, ihren Stuttgarter Freunden und Freundinnen mitzutheilen, — unter dem Siegel des Geheimniſſes,. verſteht ſich. Dieſes Siegel nahm allmälig ſo große Dimenſionen an, daß nicht nur der General Augé, ſondern auch der Herzog ſelbſt erfuhr, der Regimentsmedicus Schiller habe nicht allein mehrere Tage lang ſeinen Lazarethdienſt vernachläſſigt, ſondern ſei auch ohne Urlaub aus ſeiner Garniſon abweſend geweſen und noch dazu im „Ausland“; denn ein gemeinſames Deutſchland exiſtirte damals nicht einmal als „geographiſcher Begriff“, obgleich das Geſpenſt des deutſchen Reiches noch offiziell umging. Abermals zum Landesfürſten befohlen, erkannte der Dichter, daß er es nicht mehr mit dem Pädagogarchen der Akademie, ſondern mit dem „Karl Herzog“ zu thun habe. Er wurde barſch angerunzelt. In ſeiner keinen Widerſpruch duldenden Weiſe verwies der Fürſt dem Regimentsmedicus deſſen Benehmen, verbot ihm ſtreng, ſich jemals wieder mit dem „Ausland“ in Beziehung zu ſetzen, und befahl ihm ſchließlich, ſofort nach der Hauptwache zu gehen, ſeinen Degen abzugeben und ſich beim Wachtcommandanten als Arreſtant auf vierzehn Tage zu melden.

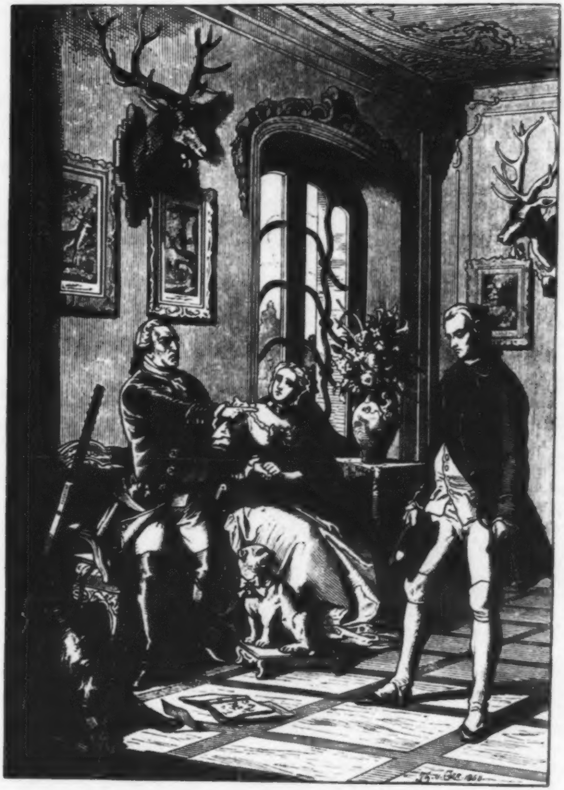
Dieſer Arreſt, welchen der Dichter ſpäteſtens in der erſten Hälfte Juli's beſtanden haben muß[120], war an und für ſich eine mäßige Strafe. Der Herzog überſah nur, daß derartige Hausmittelchen des patriarchaliſchen Deſpotismus wohl auf Regimentsmedici, nicht aber auf Poeten wirken können, und vollends auf einen Poeten von Schiller's Schlag! Karl ahnte auch nicht, daß in der trüben Einſamkeit des Arreſtlocals die Bitterkeit, wovon Schiller's Seele voll war, ſtatt ſich vor dem fürſtlichen Machtwort zu demüthigen, vielmehr zu jener Begeiſterung des Zornes ſich erheben würde, aus welcher der Plan zu der Tragödie „Kabale und Liebe“ entſprang, der Plan alſo zu einer Dichtung, welche den Ausſchreitungen der Gewalt im 18. Jahrhundert das furchtbarſte Brandmal aufdrücken ſollte. Und neben dem dichteriſchen reifte während der vierzehn Hafttage noch ein anderer Plan im Gemüthe des Arreſtanten: es iſt Thatſache, daß er die Hauptwache mit dem Entſchluſſe verließ, einem ihm möglicher Weiſe drohenden Schubart'ſchen Schickſal durch die Flucht ſich zu entziehen[121]. Daß, ſo, wie er nun einmal mit dem Herzog ſtand, ſeine Befürchtungen keine leeren waren, daß der Fürſt völlig entſchloſſen ſei, den Willen ſeines Unterthans, zwiſchen welchen und ihn kein wohlwollender Vermittler trat, unbedingt unter den ſeinigen zu beugen, darüber konnte ſich Schiller bald unmöglich mehr täuſchen, auch wenn er es gewollt hätte. Eines Tages — — wohl nicht früher als in der zweiten Hälfte des Auguſt — erhielt der Regimentsmedicus von ſeinem Chef den Befehl, ſich in Hohenheim zur Audienz bei Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu melden. Ihm ahnte nichts Gutes, um ſo mehr, da ſein Freund Zumſteeg, den ſein Beruf als Muſiklehrer mit den Kreiſen der vornehmen Welt in Berührung brachte, deutliche Winke hatte fallen laſſen, daß Etwas gegen ihn im Werke ſei. War doch die höfiſche Welt längſt feindſelig gegen den kühnen Dichter geſtimmt, welcher Gedanken zu ſinnen und zu ſagen wagte, vor denen dieſe Welt ſich entſetzte.

Es iſt wunderlich, wie die Dinge im menſchlichen Leben zuſammenhängen. In Hamburg lebte damals ein junger Gelehrter, Wredow geheißen, der einige Jahre in der Familie Salis in Graubünden als Hofmeiſter verbracht hatte. Er mochte ſich dort wohl befunden haben und entrüſtete ſich daher höchlich über den nachmals vom Dichter getilgten Ausfall, welchen in der dritten Szene des zweiten Acts der Räuber Spiegelberg auf das Graubündnerland that, indem er daſſelbe als ein „Spitzbubenklima“ und als das „Athen der Gauner“ bezeichnete. Natürlich hatte der Dichter keine abſichtliche Beleidigung im Sinne gehabt und es iſt wahrſcheinlich, daß er nicht Graubünden ſelbſt, ſondern vielmehr das unter bündneriſcher Herrſchaft ſtehende und allerdings übelberufene italiſche Veltlin unter dem „Spitzbubenklima“ verſtanden habe; denn Razmann entgegnet an der bezeichneten Stelle dem Spiegelberg, man habe ihm überhaupt ganz Italien gerühmt, nämlich als ein Gauner-Athen. Wredow fühlte ſich verpflichtet, als Kämpe für die Ehre Graubündens aufzutreten, und that dies in einem geharniſchten, an den Verfaſſer der Räuber adreſſirten Artikel, welcher im Dezember 1781 in den Hamburgiſchen Adreß-Comtoir-Nachrichten erſchien. Die betreffende Nummer dieſes Blattes gelangte nach Chur und ein gewiſſer

Doctor Amſtein beeilte ſich, Wredow's Aufſatz in der bündneriſchen Wochenſchrift „der Sammler“ abdrucken zu laſſen und mit Gloſſen zu begleiten, welche giftig ſein ſollten, aber bloß dumm waren. Der Herausgeber des Sammlers wandte ſich außerdem brieflich an Schiller und forderte von demſelben einen öffentlichen Widerruf der anſtößigen Stelle. Der Dichter ließ die Zuſchrift unbeantwortet, denn in ſeinen damaligen Bedrängniſſen mochte ihm die Sache zu unwichtig vorkommen, um ſich damit zu befaſſen. Darüber ſich erboſend, ſchickte der patriotiſche Bündner Wredow's und Amſtein's Aufſätze an einen Bekannten in Würtemberg, den Garteninſpector Walter in Ludwigsburg, damit in Sachen weiter verfahren werde. Dieſer Walter war gerade der Mann dazu, aus der Bagatelle ein Unheil zu machen. Warum er ſich zum Denuncianten gegen Schiller hergab, hat die novelliſtiſche Mythenbildnerei verſchiedenartig zu erklären verſucht; aber alle dieſe Erklärungen ſind unſtichhaltig und ſo müſſen wir einfach annehmen, der Herr Garteninſpector ſei einer jener Menſchen geweſen, deren angeborene Gemeinheit durch ihre Stellung zu jener bedientenhaften Bosheit und Tücke ausgebildet wird, welche ſich mit beſonderer Vorliebe gegen die Träger nichtpatentirter Vorzüge kehrt. Walter legte alſo die Anklageſchriften Wredow's und Amſtein's dem Herzog vor und blies damit den ſchon von anderer Seite her gegen den Dichter gereizten Zorn des Fürſten zur hellen Flamme an.

Eines heißen Sommertags ſtieg der Regimentsmedicus die nach Hohenheim führende Straße hinauf, zu der Audienz bei ſeinem Landesherrn, welche ſeine letzte ſein ſollte. Es war ihm ſchwül und bang genug ums Herz, denn das kürzlich Erlebte ließ ihn errathen, was kommen würde. Er ging durch den Park, aber ſchwerlich hat ihm die damals hier bunt zuſammengehäufte Herrlichkeit von römiſchen Häuſern, gothiſchen Tempeln, ägyptiſchen Säulenhallen, türkiſchen Moſcheen und künſtlichen Burgruinen viel Intereſſe abgewonnen. Als er endlich vor dem Herzog ſtand, ſagte ihm ſchon deſſen Miene, daß Alles verloren ſei. Wir beſitzen leider keinen detaillirten urkundlichen Bericht über dieſe Audienz, aber die Phantaſie kann ſich die ſchmerzliche Demüthigung, welche Schiller zu dieſer Stunde erfuhr, unſchwer vorſtellen. Er mußte den Sturm über ſich ergehen laſſen, widerſtandslos, denn die Stimmung des Fürſten, welcher den ehemaligen Zögling ſeiner Akademie jetzt als einen ausgemachten Unruhſtifter betrachtete, war eine unnahbare. Mit der ganzen Härte und Herbigkeit des Gebieters, welche ihm zu Gebote ſtand, trat Karl zu dem jungen Mann heran, rückte ihm alle angeblichen oder wirklichen Verfehlungen vor, überſchüttete ihn mit Vorwürfen und ſchleuderte ihm endlich das drohende Wort zu: „Jetzt geh' Er, und ich ſag' Ihm, Er läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als mediziniſche! Hat Er mich verſtanden? Ich ſag' Ihm, Er ſchreibt keine Komödie mehr, bei Caſſation und Feſtungsſtrafe!“ 111)

Betäubt von dieſem Keulenſchlag, trat der arme Dichter den Rückweg an. Wie muß es, als er ſich von dem erſten lähmenden Eindruck erholt hatte, in ihm geſtürmt haben! Sollte er, konnte er, dem Befehl des Herzogs gemäß, der Poeſie entſagen? Nein! Seine Beſtimmung, ſeine Zukunft, ſein Eigenſtes und Beſtes der Willkür opfern? Nein! Alſo fort von hier — es muß ſein! Aber während ihm dieſe Nothwendigkeit in ihrer ganzen Klarheit und Schärfe vor die Seele trat, ſah er auf ſeinem Wege, da, wo dieſer von dem Degerlocher Plateau gegen Stuttgart zu abfällt, links ob den Wäldern die Kuppel der Solitude herüberdunkeln. Er wollte die Eltern verlaſſen, die Heimat fliehen? Wie würde der Vater ſtumm ſich grämen, wie würden Mutter und Schweſtern weinen! Und wußte er, was es hieße, heimatlos zu ſein? Nein, denn, ach, das kann man nur erfahren, nicht ahnen. Aber was ragte dort rechts über der in der Abendſonne glänzenden Hochebene von Ludwigsburg für ein finſterer Schatten?... Hohenaſperg!... War es nicht genug, daß ſchon ein Dichterherz dort hinter Eiſengittern



ſich verzehrte? Wie, ſollte auch er, gleich dem unglücklichen Schubart, dort „erzogen“ werden bis zu jenem Grade von Selbſtverlorenheit, wo das Opfer „mürbe“ genug geworden, ſeinen Verderber in Prologen und ſonſtigen Feſtreimen anzuſchmeicheln? Niemals! Mußte es doch ſelbſt der zärtlichen Mutter tröſtlicher ſein, den geliebten Sohn als irrenden Wanderer denn als Gefangenen zu wiſſen. Sein Entſchluß war gefaßt. Als ein Mann, der ſeine Partie ergriffen, ſchritt er die Weinſteige hinab, und als er beim Vorübergehen am Ochſen daſelbſt die Freunde vorfand, verbrachte er, wie uns Peterſen berichtet, in heiterer Gelaſſenheit den Abend mit ihnen.

Unter dem Geſichtspunkt der ſtaatsbürgerlichen Rechte von heute kann man die Frage aufwerfen, warum denn Schiller, ſtatt zu einem gewaltſamen Schritte ſich zu entſchließen, nicht lieber einfach um ſeinen Abſchied eingekommen ſei. Allein dies hieße die Sachlage ganz verkennen. Herzog Karl war gewohnt, ſich als den unbedingten Herrn ſeiner Unterthanen zu betrachten, und außerdem hatten ſich ja Schiller's Eltern bei deſſen Aufnahme in die Akademie förmlich verpflichten müſſen (ſ. Kap. 5), daß ihr Sohn ſich den Dienſten des Fürſten widmen würde. Eine Bitte des Regimentsmedicus um Entlaſſung hätte daher ſchon an und für ſich den Herzog ſicherlich höchlich erzürnt, unter den jetzigen Umſtänden aber mußte ſie bei dem Fürſten nur einen jener Ausbrüche ſeines Jähzorns hervorrufen, von denen die Rieger, Moſer, Schubart und ſo viele Andere erzählen konnten. Dennoch verſuchte der Dichter, wohl hauptſächlich aus Rückſicht auf ſeine Eltern, noch ein Mittel gütlicher Ausgleichung. Am 1. September ſetzte er ſich hin und entwarf ein Schreiben an den Herzog, in welchem er in beſcheidenſter Weiſe um die „gnädigſte Erlaubniß“ bat, „ferner literariſche Schriften bekannt machen zu dürfen“, ja ſogar zu dem Zugeſtändniß ſich herbeiließ, „alle künftigen Producte einer ſcharfen Cenſur unterwerfen zu wollen.“ Vorſchriftsgemäß ließ er dann durch ſeinen Chef bei dem Herzog meiner Familie. Er wird ein frommer Prieſter werden, meinte meine Mutter; er iſt ein Duckmäuſer ſagte mein Vater lachend; es ſteckt ein Poet in ihm, verſicherte eine ſchwärmeriſche Tante; nein, er iſt zum Arzt geboren, ſprach mein lieber Großvater Michel, der ſelber ein großer Heilkünſtler war. Der Leztere, der mich bis in mein zehntes Jahr, wo er ſtarb, unterrichtete, gründete ſein Urtheil auf mein nachdenkliches Gebahren und meine lebhafte Theilnahme an ſeiner Kunſt, eine Theilnahme, die mich tagelang mit der Unterſuchung irgend einer ſeltenen Pflanze beſchäftigte und ohne Furcht anatomiſchen Experimenten beiwohnen ließ. Der Tod des herrlichen Greiſes war mein erſter Kummer und mit ſeinem Leben war auch die Luſt an Beſchäftigungen, wie ich ſie im großväterlichen Hauſe betrieben, dahin. Ich ſchloß mich jezt inniger, als bisher, an meine Eltern. Meine Mutter ergoß in meine junge Seele die Ueberfülle ihrer innigen Frömmigkeit, mein Vater übernahm die Fortbildung meines Geiſtes, den er hauptſächlich auf die kräftige Nahrung vaterländiſcher und fremder Geſchichte hinwies. Jezt erwachte mein Wiſſensdurſt zum erſten um die Erlaubniß nachſuchen, dieſe Bittſchrift einreichen zu dürfen. Aber nicht nur wurde dieſe Erlaubniß barſch verweigert, ſondern auch ließ Karl dem Dichter „bei Strafe des Arreſts“ verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Die Lawine der Ungnade war alſo in unaufhaltſamem Rollen und Schiller hatte keine Luſt, ſich von ihr faſſen und erdrücken zu laſſen.

Er erkannte, daß nicht viel Zeit zu verlieren ſei, die beſchloſſene Flucht ins Werk zu ſetzen. Nach einem Freunde, dem er ſich ganz anvertrauen konnte, brauchte er nicht lange umzuſehen. Da war ja der ehrliche, treue Streicher, der ſich nicht nur herzlich erbot, die nöthigen Vorbereitungen treffen zu helfen, ſondern auch, den Freund zu begleiten. Der junge Muſiker hatte ſchon lange die Abſicht gehegt, nach Hamburg zu gehen, um ſich dort bei dem berühmten K. Ph. E. Bach, einem Sohne des großen Johann Sebaſtian, in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Jetzt wollte er die Ausführung dieſes Vorhabens beſchleunigen und ſo wollten die beiden Freunde Stuttgart mitſammen den Rücken kehren. Auch ſeine Schweſter Chriſtophine weihte der Dichter in den Fluchtplan ein und es mußte ihn freuen, daß das ſtarkmuthige, leidenſchaftlich an dem Bruder hängende Mädchen ſeine Beweggründe verſtand und ſeine Abſicht billigte. Einmal ſo weit, wandte ſich der Dichter mit energiſchem Willen von ſeinen Sorgen und Kümmerniſſen ab und mit ganzer Kraft ſeiner Arbeit am Fiesco zu, welchen er fertig mitnehmen wollte, um in Mannheim, wohin die Flucht gehen ſollte, ſogleich durch eine neue dichteriſche Schöpfung ſich legitimiren zu können.

Die Wahl eines günſtigen Zeitpunkts zur Ausführung des unwiderruflich Beſchloſſenen war nicht ſchwer; denn ein glücklicher Zufall kam hiebei dem Dichter zu Hülfe. Der Hof erwartete hohen Beſuch, den Bruder des Herzogs, Friedrich Eugen, nebſt deſſen Gemahlin und Tochter Maria, welche von ihrem Gemahl, dem ruſſiſchen Großfürſten und nachmaligem Czaren Paul, begleitet war.

Noch einmal erwachte im Herzog Karl die ganze Feſtluſt ſeiner üppigen Vergangenheit. Er wollte dem Gemahl ſeiner Nichte zeigen, welche Gaſtfreundſchaft ein Herzog von Würtemberg dem Sohn und Thronfolger Katharina's der „Großen“ zu erweiſen vermöge. Fürwahr, in dieſen Tagen hatte Karl mehr zu thun, als auf einen Trotzkopf von armſeligem Regimentsmedicus zu achten, und der Regimentsmedicus ſeinerſeits zauderte nicht, bei Gelegenheit der Hoffeſte ebenfalls ein Feſt zu feiern, — das der Befreiung. Seine Zurüſtungen waren freilich nicht ſo umſtändlich wie die des Herzogs, der Alles in Bewegung ſetzte, um die alte Glanzzeit noch einmal heraufzubeſchwören. Stuttgart, deſſen Häuſer neu herausgeputzt, deſſen Straßen gereinigt und theilweiſe neu gepflaſtert wurden, Ludwigsburg, die Solitude und Hohenheim ſollten die Schauplätze der Feſte ſein. Am 15. September trafen der Prinz und der Großfürſt mit ihren Damen ein und die herzoglichen Schlöſſer füllten ſich mit vornehmen Gäſten, denn 22 fürſtliche, 59 gräfliche Perſonen und 351 einfache Von's hatten der Einladung des Herzogs entſprochen. Außer dieſen hatte die Schauluſt noch eine Menge von Fremden herbeigezogen. Die Reihenfolge der Bankette, Jagden, Concerte, Bälle, Opern, Feuerwerke und anderer Kurzweil begann und währte vom 15. bis zum 28. September.

Unter den eingetroffenen Fremden befanden ſich auch zwei Mannheimer Bekannte Schiller's, der Freiherr von Dalberg und die Frau des Regiſſeurs Meyer, eine geborene Stuttgarterin. Der Dichter beſuchte den Baron, ohne ihn jedoch von ſeinem Vorhaben Etwas merken zu laſſen. Theils wollte er ſich keiner Einrede gegen ſeinen Entſchluß ausſetzen, theils trug er ſich trotz der mit Dalberg bereits gemachten Erfahrung noch immer mit der Illuſion, wenn er nur erſt in Mannheim wäre, würde ihm der Freiherr ſchon hülfreich entgegenkommen, und vielleicht insgeheim überzeugt, daß das nur eine Selbſttäuſchung ſei, mochte er ſich jetzt um ſo weniger darin ſtören laſſen. Auch durch die Frau Meyer nicht, die, offen, wahrhaftig und dem Dichter herzlich befreundet, wie ſie war, Schiller's auf Dalberg geſetzte Hoffnungen leicht hätte als nichtige aufzeigen können; denn ſie kannte die Charakterſchwäche des Freiherrn und wußte, daß hinter den glatten und zuthunlichen Redensarten deſſelben nicht ſelten nur eine vornehme Herzenskälte ſich barg. Aber der Dichter ging auch gegen Frau Meyer nicht offen mit der Sprache heraus, obgleich ein Gang nach der Solitude, wohin er mit Freund Andreas die Freundin begleitete, hiezu eine günſtige Gelegenheit geboten hätte.

Der klare, milde Herbſttag, an welchem die Drei über den Rücken der Feuerbacher Haide, dann durch das reizende Thälchen von Bodnang und von da den Waldſteig zur Solitude hinauf gingen, war wohl einer der ſchmerzlichſten Tage in Schiller's Leben. Es galt, Abſchied zu nehmen. Frau Eliſabeth empfing die Gäſte mit gewohnter Herzlichkeit, allein Streicher bemerkte, daß die Gute ihre Unruhe vergeblich zu bemeiſtern ſuchte und daß ihr das Wort verſagte, ſo oft ſie den Sohn anſah. Schweſter Chriſtophine hatte der Mutter nicht verſchweigen dürfen, daß der Fritz fliehen wolle, müſſe. Zum Glück kam bald der Herr Hauptmann herein und machte der peinlichen Situation dadurch ein Ende, daß er lebhaft von den außerordentlichen Vorbereitungen erzählte, welche zu einer großen, auf den 17. September angeſetzten Feſtlichkeit gerade jetzt im Gange waren. Das Hauptſtück des Feſtes ſollte eine große Jagd abgeben. Aus vielen Revieren des Landes waren an 6000 Hirſche in die Wälder der Solitude zuſammengetrieben worden und wurden hier durch eine Kette von Bauern am Durchbrechen verhindert. Dieſe ungeheure Menge edlen Wildes war beſtimmt, am Tage der Feſtinjagd eine ſteile Anhöhe hinaufgeſcheucht und gezwungen zu werden, ſich von der Hügelhalde hinab und in den Bärenſee zu ſtürzen, um dort von einem eigens zu dieſem Zwecke erbauten prächtigen Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit Bequemlichkeit erlegt zu werden. Nach beendigter Jagd ſollte dann in dem Kuppelſaal des Schloſſes ein Bankett und nach Einbruch der Nacht eine glänzende Illumination der Gärten ſtatthaben.

Während der Vater — welchem der Sohn, abgeſehen von anderen Motiven, ſeinen Fluchtplan ſchon deshalb verhehlte, damit Herr Johann Kaſpar nöthigen Falls dem Herzog ſein Ehrenwort als Offizier geben könnte, daß er von der Sache Nichts gewußt hätte — in dieſen Schilderungen ſich erging, fand Frau Eliſabeth Gelegenheit, mit ihrem Fritz unvermerkt ſich zu entfernen. Nach Verlauf einer Stunde — ach, es muß eine herzzerreißende geweſen ſein! kehrte der Dichter mit gerötheten Augen zur Geſellſchaft zurück, aber ohne die Mutter, welche ihr verweintes Geſicht nicht ſehen laſſen wollte, um bei ihrem Gatten keinen Verdacht zu erregen. Auf dem Rückweg nach Stuttgart war Schiller ernſt und traurig und nur allmälig vermochte ihn die zerſtreuende Unterhaltung ſeiner Begleiter wieder zu einiger Munterkeit zu bringen.

Am Morgen des 17. Septembers, an dem zur Flucht des Dichters beſtimmten Tage[123]), ging eine kleine Völkerwanderung aus den Thoren Stuttgarts den Haſenberg hinauf. Alles, was abkommen konnte, enteilte der Stadt, um die Herrlichkeiten auf der Solitude mitanzuſehen. Der gute Andreas aber lief geſchäftig zwiſchen der Wohnung ſeiner Mutter und dem Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben hin und her, um die Habſeligkeiten Schiller's nach der erſteren zu ſchaffen. Um 8 Uhr Morgens kam der Dichter von ſeinem letzten Gang ins Lazareth zurück und ſollte nun ans Einpacken gehen; aber bei dieſem Geſchäfte fielen ihm Klopſtock's Oden in die Hände und eine Lieblingsode feſſelte ſein Intereſſe ſo, daß er alles Andere darüber vergaß und ſich daran machte, ein Seitenſtück zu dichten. So traf Streicher den Freund und brachte ihn mit Mühe aus der Welt der Ideale in die der Wirklichkeit zurück. Endlich, gegen Abend zu, war Alles geordnet. Um 9 Uhr kam der Dichter in Streicher's Wohnung, wohin der Hauderer beſtellt war, mit ein Paar alter Piſtolen unter dem Rock. Die eine dieſer

Waffen hatte wirklich noch einen ganzen Hahn, daß aber, erzählt Streicher, „beide nur mit frommen Wünſchen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, verſteht ſich von ſelbſt.“ Der Regimentsmedicus entpuppte ſich, d. h. er zog die verhaßte Uniform aus und das bereitgehaltene bürgerliche Kleid an. Dann wurden die zwei beſcheidenen Koffer der Freunde nebſt dem kleinen Clavier Streicher's auf den vor dem Hauſe haltenden Wagen gepackt und endlich muſterte man noch die Reiſekaſſe. Ach, ſie war dürftig genug beſtellt. Schiller's Baarſchaft betrug 23 und die des guten Andreas 28 Gulden. Von den Thränen und Segenswünſchen der Mutter Streicher's begleitet, ſtiegen die Freunde in den Wagen und der Hauderer lenkte das Gefährt dem Eßlinger Thore zu, welches zum Austritt aus der Stadt gewählt worden war, weil es das „dunkelſte“ und weil ein bewährteſter Freund Schiller's — wahrſcheinlich Scharffenſtein — heute dort die Wachtmannſchaft commandirte. Als der Wagen unter der Thorwölbung angekommen war, rief der auf Poſten ſtehende Soldat ſein: „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!“ Der Corporal kam und fragte in den Wagenſchlag hinein: „Wer ſind die Herren? Wohin?“ — „Doctor Ritter und Doctor Wolf, nach Eßlingen reiſend,“ gab Streicher mit nicht ganz feſter Stimme zur Antwort. — „Paſſirt!“ Das Thor wurde geöffnet. Schiller ſuchte vergebens hinter dem offenſtehenden, aber dunkeln Fenſter der Offizierswachtſtube die Geſtalt des befreundeten Lieutenants zu erſpähen, der, wenn es Scharffenſtein war, dem fliehenden Freunde gewiß die herzlichſten Wünſche nachſandte.

Nachdem die Flüchtlinge das Thor hinter ſich hatten, athmeten ſie auf, hielten ſich aber ſtille, bis ſie in einem großen Bogen nach linkshin die Stadt umfahren hatten, um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen. Langſam ging es die Galgenſteige hinauf, auf deren Höhe 1738 der Jud Süß in einem eiſernen Käfig ein ſchreckliches Ende genommen hatte. Jetzt erſt kam zwiſchen den Freunden das Geſpräch in Gang, aber der ruhige Verlauf deſſelben wurde bald durch einen heftigen Affect unterbrochen. Als der Wagen das Dorf Zuffenhauſen paſſirt hatte, ſahen die Reiſenden den Himmel über dem Waldhang zur Linken in rother Glut ſtehen. Es war der Widerſchein der feſtlichen Illumination auf der Solitude. Weiter auf der Straße vorgerückt, kamen ſie in gleiche Linie mit dem Luſtſchloß, welches, wie in ein Feuermeer gebettet, auf die Ebene herableuchtete. Die Helle war ſo groß, die Nachtluft ſo rein, daß der Dichter, im Wagen ſich aufrichtend, dem Gefährten mit dem Finger die elterliche Wohnung zeigen konnte. Aber da ſchnürte ihm der Gedanke, daß mitten in dem Feſtglanz da droben das treueſte Mutterherz in einſamer Sorge um den Sohn ſich härme, plötzlich die Bruſt zuſammen und mit dem halbunterdrückten Schmerzensruf: „O, meine Mutter!“ ſank er in den Wagen zurück.

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

1782 — 1790.

Wohin ſoll ich (mich) wenden?
Der Flüchtling.

Ein hohes Weib, das Freunde ſchützt
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut ....
Fragment des Warbek.

Du, die du alle Wunden heileſt,
Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theileſt,
Du, die ich frühe ſucht' und fand.
— — — — — — —
Die Liebe mit dem ſüßen Lohne ....
Die Ideale.

Erſtes Kapitel.

Oggersheim.

Illuſionen und Enttäuſchungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fiesco macht in erſter Vorleſung Fiasco. — Die „verwünſchte Declamation.“ — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungsſtunden. — Ein paniſcher Schrecken. — Entſchluß, den Wanderſtab weiter zu ſetzen. — Zurückweiſung des Fiesco. — Druck des Stückes. — Die gelöſchten Kreideſtriche. — Abſchied von Streicher. — Eine Winterreiſe und eine Parallele.

„In den Ozean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling“ — und von jeder Maſtſpitze weht eine Hoffnungsflagge luſtig im Winde. Fern im blauen Duft liegt die lockende Atlantis, die Inſel des Glücks, des Ruhms, der Liebe, ſchöner und ſeliger noch, als ſie der von Indiens Glutſonne gezeitigten Phantaſie des Dichters der Luſiaden erſchien. Ueber Strudel und Sandbänke hin, durch Klippen und Riffe geht die Bahn und „nur ein Wunder kann dich tragen in das ſchöne Wunderland.“ Aber das iſt ja das Vorrecht der Jugend, daß ſie an Wunder glauben darf. Alſo hinauf mit den Segeln! Der ungeſtüme Hauch jugendlichen Enthuſiasmus macht ſie ſchwellen und am Steuer ſteht wagend die jugendliche Abenteuerlich-

Mal in ſeiner ganzen Stärke, und wenn ich fortan die Spiele meiner Altersgenoſſen mied, ſo war es nicht mehr, wie früher, um mich in unbewußte Naturſchwelgerei zu verſenken, ſondern um mit glühendem Eifer das weite Gebiet der Menſchheitgeſchicke zu durchwandern. Dieſe Wanderungen mußten mich natürlich zu höhern Fragen führen, zur Beſchäftigung mit jenen ewigen Problemen, welche Vernunft und Philoſophie zu allen Zeiten beſchäftigt haben und beſchäftigen werden, die aber nur in der Religion eine Löſung finden können, welche das Menſchenherz zu befriedigen vermag. Ich ſtürzte mich kühn in die Irrgänge der Scholaſtik und meine Seele blutete unter den Natterbiſſen des Zweifels, und mein Geiſt wollte verzweifeln ob der Unzulänglichkeit der menſchlichen Denkkraft. In dieſen Kämpfen ward mein Retter und Tröſter Thomas von Aquino, jener chriſtliche Platon, der es mit ſo glänzendem Erfolg unternommen, die Ideen der edelſten Geiſter von Hellas mit dem chriſtlichen Dogma zu verſchmelzen. Seine Lehre, daß Gott der Realgrund alles Seins, das abſolute Ideal der Vollkommenheit, der abſolute Grund aller Erkenntniß keit. So geht die Wikingsfahrt keck und munter hinaus auf die tückiſche See. Was Klippen und Riffe, was Orkane und Tromben! Laß den Wogenſchaum unter dem Bug aufſpritzen, laß die Planken krachen und die Raaen brechen, hell leuchtet dir der Begeiſterung Polarſtern und „dort muß die Küſte ſich zeigen!“ Ach, nur wenigen, ganz wenigen Auserwählten gelingt es, den erſehnten Strand zu erreichen. Viele, und unter ihnen oft gerade die kühnſten Segler, werden von den Strudeln hinabgerafft oder von Feinden in den Grund gebohrt. Die Meiſten bleiben auf der Sandbank der Gewöhnlichkeit ſitzen. Noch Andere, durch die Stürme abgekühlt und gewitzigt, beſcheiden ſich, Atlantis einmal von ferne flüchtig geſehen zu haben, wenden auf halbem Wege das Steuer und „ſtill auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“

Als in der Morgenfrühe des 18. Septembers 1782 der Dichterflüchtling den blau und weiß bemalten Gränzpfahl der Pfalz erblickte, ward ihm leicht und fröhlich zu Muthe, als ob „rückwärts alles Läſtige geblieben wäre und das erſehnte Eldorado bald erreicht ſein würde“ 1). Er ſollte nur zu bald erkennen, wie das Dorado der Fremde eigentlich beſchaffen ſei, und wenn ihm Dante's göttliche Komödie bekannt geweſen wäre, hätte er nach wenigen Tagen ſchon Gelegenheit gehabt, der markigen Worte ſich zu erinnern, womit der große Florentiner das Elend der Heimatloſigkeit gezeichnet hat 2). Solche trübe Gedanken lagen ihm aber fern, als er am Morgen des 19. Septembers in Schwetzingen ſeinen beſten Anzug hervorholte, um möglichſt wohlanſtändig ſeinen Einzug in Mannheim zu halten. Hatte er nicht den Fiesco vollendet im Koffer und durfte er nicht mit Grund erwarten, daß eine Bühne, welche die Räuber mit ſo viel Erfolg und Vortheil zur Aufführung gebracht, ſeine zweite Tragödie ſofort annehmen und in Szene gehen laſſen würde? Mußte dadurch nicht ſein Ruf und auch der dünne Inhalt ſeiner Börſe einen Zuwachs erhalten und ſollten ihn wohl die Freunde, welche ſich bei ſeiner zweimaligen früheren Anweſenheit in Mannheim bewundernd um ihn gedrängt, nicht mit offenen Armen aufnehmen? Ach, mit dem Eintritt in das „Paradies“ Mannheim begannen auch ſchon die Enttäuſchungen.

Herr Meyer, der Theaterregiſſeur, bei welchem die Freunde abſtiegen, war höchlich überraſcht, den Dichter vor ſich zu ſehen, welchen er als Zuſchauer bei den Stuttgarter Feſten anweſend glaubte, und ſeine Ueberraſchung ging in Beſorgniß über, als er erfuhr, daß Schiller der Unerträglichkeit ſeiner Stellung daheim in gewagter und gewaltſamer Weiſe ein Ende gemacht habe und als Flüchtling nach Mannheim gekommen ſei. Er beſaß freilich weltmänniſchen Takt genug, des Tadels ſich zu enthalten, die jungen Männer zu ſeinem Mittagstiſch zu laden und ihnen eine Wohnung in der Nähe der ſeinigen auszumitteln; allein er beſtand auch darauf, daß der Dichter ſeinen ſchon in Stuttgart gefaßten Vorſatz[3]), von Mannheim aus mit dem Herzog von Würtemberg ſich auseinanderzuſetzen, ſofort zur Vollziehung brächte. Schiller zögerte nicht, dieſen Rath zu befolgen, und entwarf nach Tiſch im Nebenzimmer ein Schreiben an den Herzog, welches einem Brief an den Intendanten von Seeger beigeſchloſſen, aber, wie es ſcheint, erſt ein paar Tage ſpäter auf die Poſt gegeben wurde. Der Flüchtling hat in dieſer Vorſtellung an ſeinen Landesherrn den verzweifelten Schritt, welchen er gethan, zu rechtfertigen geſucht und drei freimüthige Bitten geſtellt: — 1) daß das herzogliche Verbot, keine anderen als mediziniſche Schriften zu veröffentlichen, aufgehoben werde; 2) daß ihm geſtattet würde, alljährlich eine kurze Reiſe ins Ausland zu machen; 3) daß der Fürſt ſein Wort gäbe, dem Dichter ſeine eigenmächtige Entfernung ſtraflos hingehen laſſen und ihm überhaupt verzeihen zu wollen. Wie mir aber ſcheint, mußte Schiller den Herzog zu genau kennen, als daß er von dieſem Bittgeſuch einen Erfolg ſich hätte verſprechen dürfen. Er wußte ſicherlich, daß Karl nicht der Mann war, mit einem Unterthan, der ſich eigenmächtig ſeiner Gewalt entzogen, in Unterhandlungen einzutreten.

Es bleibt alſo nur übrig, anzunehmen, daß der Dichter mit ſeinem Schreiben in erſter Linie einer Form genügen und in zweiter ſeine Familie vor den Wirkungen ſeiner Flucht möglichſt ſichern wollte, und dieſe Annahme wird von ihm ſelbſt beſtätigt[4]).

Frau Meyer, welche folgenden Tages aus Stuttgart heimkam, brachte nicht eben tröſtliche Neuigkeiten mit. Nach ihrer Ausſage war das Verſchwinden des Dichters ſchon am Vormittag des 18. Septembers in der würtembergiſchen Hauptſtadt bekannt und raſch zum Stadtgeſpräch geworden, welches auf das Reſultat hinauslief, der Herzog würde dem „Deſerteur" nachſetzen laſſen oder auch ſeine Auslieferung fordern. Schiller beſtritt das und meinte — mehr wohl, um ſeine Freunde als ſich ſelber zu beruhigen — dazu ſei Herzog Karl viel zu großmüthig. Indeſſen beſtand doch namentlich Frau Meyer, in welcher der Dichter eine mütterlich um ihn beſorgte Freundin gewonnen hatte, darauf, daß der Flüchtling Vorſicht beobachte und ſich vorderhand nicht öffentlich zeige. Die Unbehaglichkeit dieſer Lage wurde nicht gemindert durch ein Antwortſchreiben des Intendanten, welches binnen Kurzem eintraf. Herr von Seeger hatte ſich in ſeinem Verhältniß zu Schiller ſtets als ein Mann von Bildung und humaner Denkart erwieſen und auch jetzt wieder als ein ſolcher gehandelt. Er hatte ſich beeilt, das Bittgeſuch des Dichters dem Herzog vorzulegen und daſſelbe durch ſein Fürwort zu unterſtützen. Dem alten Soldaten mochte es Freude machen, ſeinem früheren Untergebenen melden zu können, daß er höherem Auftrag zufolge ihn wiſſen laſſe, „S. herzogliche Durchlaucht wären bei Anweſenheit der hohen Verwandten jetzt ſehr gnädig geſtimmt und Schiller ſolle daher nur zurückkommen." Aber der Flüchtling konnte ſich an dieſer vagen Zuſicherung der herzoglichen Gnade um ſo weniger genügen laſſen, als er feſt entſchloſſen war, nicht bedingungslos zurückzukehren. In dieſem Sinne ſchrieb er an den Intendanten, ebenſo an ſeine Eltern und einige Freunde, welche letzteren er bat, von etwa beabſichtigten Verfolgungsmaßregeln ihn bei Zeiten in Kenntniß zu ſetzen.

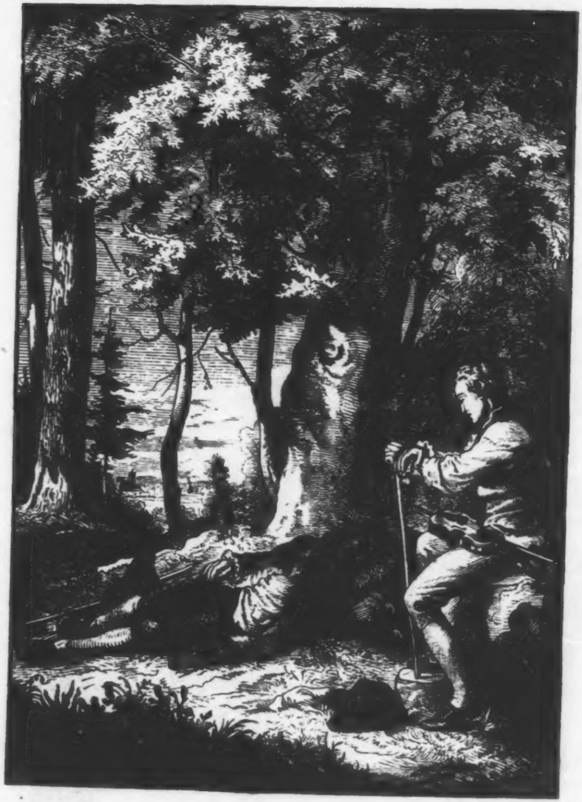
Dies abgethan, bemühte er ſich, vermittelſt des Fiesco den Mannheimer Freunden zu zeigen, daß ſie ihre Theilnahme an keinen Unwürdigen verſchwendeten. Allein gerade hiebei begegnete ihm ein Mißgeſchick, welches, obgleich im Grunde mehr komiſcher als ernſter Natur, ſchmerzlich genug war. Der Dichter hatte ſchon bei ſeiner Ankunft gegen Meyer ſeines neuen Trauerſpiels erwähnt und am dritten Tage verſammelte der Freund die vorragendſten Mitglieder der Mannheimer Bühne in ſeiner Wohnung, damit ſie den Autor ſein Werk vorleſen hörten. Da waren Iffland, Beil, Beck und Andere und erwartungsvoll becomplimentirten ſie den Dichter der Räuber ſchon zum Voraus um ſeiner neuen Dichtung willen. Die Geſellſchaft ſetzte ſich um einen großen runden Tiſch und Schiller begann zu leſen. Der gute Andreas war ſeelenvergnügt über den bevorſtehenden Triumph des Freundes; ſeine Augen hingen an den Mienen der Zuhörer, um die zweifelloſe Wirkung des Trauerſpiels auf ſo berühmte Künſtler ja recht genau zu beobachten. Aber wie ward ihm, als der erſte Act zwar aufmerkſam, jedoch ohne das geringſte Beifallszeichen angehört wurde, als Beil ſich entfernte und die Uebrigen ein flaues Geſpräch über Tagesneuigkeiten begannen! Und vollends, als während des Vorleſens vom zweiten Act die Geſichter mehr und mehr ſich verlängerten, nicht das kleinſte Zeichen von Zuſtimmung erfolgte, die Zuhörer gelangweilt aufſtanden und, wie um dem dritten Act zu entfliehen, fortgingen. Der junge Muſiker wurde ordentlich zornig über dieſe empörende Gleichgültigkeit und alle vernommenen Sagen von dem Neid- und Kabalengeiſt des Schauſpielervolks ſchienen ihm traurig beſtätigt. Er war im Begriffe, in dieſem Sinne ſich gegen Meyer zu äußern, als ihn dieſer in ein Nebenzimmer zog und beſtürzt fragte: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wiſſen Sie gewiß, daß es Schiller iſt, welcher die Räuber geſchrieben?“ — Zuverläſſig! Wie können Sie daran zweifeln? — „Wiſſen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer die Räuber geſchrieben oder Schillern wenigſtens dabei geholfen hat?“ — Ich bürge mit meinem Leben dafür, daß er die Räuber ganz allein geſchrieben. Aber warum dieſe Frage? — „Weil der Fiesco das Allerſchlechteſte iſt, was ich je gehört, und weil es unmöglich iſt, daß der Verfaſſer der Räuber etwas ſo Elendes gemacht haben ſollte.“ — Wie? — „Ja, ich bleibe dabei, und wenn Schiller wirklich die Räuber und den Fiesco geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft und kann nun nur noch erbärmliches, ſchwülſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen.“ Der arme Andreas war durch dieſes Urtheil eines anerkannt ausgezeichneten Schauſpielers ſo niedergedonnert, daß ihm für den Augenblick die Sprache verſagte. Der Abend verging in peinlicher Verſtimmung. Schiller, dem der ungünſtige Eindruck, welchen ſein neues Stück hervorgebracht, natürlich nicht hatte entgehen können, war ſchweigſam und entfernte ſich bald. Doch hatte Meyer zuvor den glücklichen Einfall, daß er den Dichter erſuchte, ſein Manuſcript da zu laſſen, weil er gern wiſſen möchte, welchen Ausgang das Trauerſpiel nähme. Zu Hauſe brach Schiller los, ſcholt auf den Unverſtand der Schauſpieler und erklärte dem Freunde, er ſelbſt wolle auf die Bretter gehen, da doch ſeine Stücke „eigentlich Niemand ſo gut declamiren könne wie er.“ Streicher wagte einige kleinlaute Einwürfe und verbrachte in der Sorge um den Freund eine ſehr ſchlechte Nacht. In banger Erwartung begab er ſich am folgenden Morgen möglichſt früh zu Meyer, welcher, kaum ſeiner anſichtig geworden, ihm entgegenrief: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesco iſt ein Meiſterſtück und weit beſſer gearbeitet als die Räuber. Aber wiſſen Sie, was ſchuld iſt, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeſte Machwerk hielten? Schiller's ſchwäbiſche Ausſprache und die verwünſchte Art, wie er Alles declamirt. Er ſagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her. Aber jetzt muß das Stück in den Theaterausſchuß kommen, da wollen wir es uns vorleſen und Alles in Bewegung ſetzen, um es bald auf die Bühne zu bringen.“ Hocherfreut eilte Streicher zu dem Dichter zurück, dieſem die gute Nachricht zu bringen, aber er ſagte

Nichts von der „ſchwäbiſchen Ausſprache“ und „verwünſchten Declamation“, um das ohnehin leidende Gemüth des Freundes nicht zu kränken.

Einige Tage ſpäter wanderte Schiller mit dem treuen Andreas über die Neckarbrücke nach Sandhofen hinaus. Es war nämlich vom Intendanten Seeger eine Antwort auf den zweiten Brief des Dichters eingelaufen, die aber gerade ſo unbeſtimmt lautete wie die erſte. Dies ſchien verdächtig und der Gedanke, daß man in Stuttgart darauf ſinne, die pfälziſche Regierung um die Auslieferung des Flüchtlings anzugehen, gewann eine ſo beſtimmte Geſtalt, daß, da in Abweſenheit des Freiherrn von Dalberg ohnehin über den Fiesco Nichts entſchieden werden konnte, die Mannheimer Freunde riethen, Schiller möchte ſich für einige Wochen entfernen. Geſchähe inzwiſchen von Stuttgart aus Nichts gegen ihn, ſo wäre das wohl ein Zeichen, daß man dort ſeine Entweichung vergeſſen hätte oder wenigſtens auf ſich beruhen laſſen wollte. So machten ſich denn die Beiden mit ſehr leichtem Gepäck und noch leichteren Börſen nach Frankfurt auf den Weg, wanderten die ſchöne Bergſtraße entlang und übernachteten nach einem zwölfſtündigen Marſch in Darmſtadt, wo ſie mitten in der Nacht durch ein „fürchterliches Trommeln“ — die Reveille, ein allmitternächtliches Vergnügen der Bewohner der landgräflichen Reſidenz — aus dem Schlafe aufgeſchreckt wurden. Bei Tagesanbruch fühlte ſich Schiller in Folge der ungewohnten weiten Fußreiſe von geſtern etwas unpaß, glaubte jedoch, die ſechs Wegſtunden bis nach Frankfurt wohl noch zurücklegen zu können, und ſo begann die Wanderſchaft wieder. Allein etliche Stunden herwärts der alten Reichsſtadt verließen den Müden die Kräfte und Streicher bemerkte ängſtlich, wie der Freund von Minute zu Minute bläſſer wurde und immer mühſamer ſich fortſchleppte. Die Straße trat in einen Wald ein und hier legte ſich der ermattete Dichter ſeitwärts auf das Moos nieder, um vermittelſt einiger Stunden Schlafes die verlorene Spannkraft wieder zu erſetzen. Der brave Andreas ſetzte ſich auf einen

Baumſtumpf, bewachte unruhvoll den Schlummer des Freundes und beobachtete auf den düſteren abgehärmten Zügen des Schlafenden den Wechſel der Farbe, welcher verrieth, was unbewußt in ſeiner Seele vorging. Zwei Stunden währte dieſe Raſt, dann wurde ſie dadurch geſtört, daß ein Offizier in blaßblauer Uniform den Fußſteig ſeitwärts durch das Holz heraufkam und den jungen Muſiker mit der Frage antrat: „Wer ſind die Herren?“ Streicher, in der wahrſcheinlich richtigen Meinung, es mit einem Werber zu thun zu haben, gab etwas barſch die kurze Antwort: „Reiſende.“ Darob erwachte der Dichter, richtete ſich auf und maß den Fremden mit ſcharfen Blicken, worauf dieſer, merkend, daß „hier für ihn Nichts zu angeln ſei“, ohne weitere Anſprache ſich entfernte[3]. Nachdem die Wanderer den Wald im Rücken hatten, zeigten ſich ihnen bald die Thurmſpitzen Frankfurts in der Ferne und mit Einbruch der Dämmerung erreichten ſie die Stadt. Ihre Armuth verbot ihnen jedoch, in einem der ſchon damals als trefflich bekannten großen Gaſthäuſer der reichen Handelsſtadt ein Unterkommen zu ſuchen, und ſo wählten ſie eine beſcheidene Herberge in der Vorſtadt Sachſenhauſen, der Mainbrücke gegenüber.

Am folgenden Tage, den 30. September, ſchrieb der Dichter an den Freiherrn von Dalberg und legte dieſem mit dem ganzen Vertrauen eines Jünglings, welcher die Menſchen für ſo edel und gut hält, wie er ſelber iſt, ſeine Lage dar. Es quälte ihn nicht nur, daß ſeine Mittel nur noch für etwa acht Tage knapp ausreichten, ſondern auch lagen ihm die Verpflichtungen, welche er in Stuttgart eingegangen, ſchwer auf dem Herzen. Er ſchuldete dort, namentlich vom Drucke der Räuber her, ungefähr 200 Gulden. „Ich darf Ihnen geſtehen — ſchrieb er dem Freiherrn — daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll. Ich habe ſo lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.“ Schließlich ging er Dalberg um einen Vorſchuß auf den Fiesco an, im Betrag von 100 Gulden, und Streicher



bezeugt uns, welche Selbſtüberwindung dieſe Bitte dem Dichter koſtete. Als der Brief fort war, wurde er etwas heiterer, beſah ſich an der Seite des Freundes mit Intereſſe das für ihn neue Treiben der großen Handelsſtadt, erhielt, unter ſeinem angenommenen Namen Dr. Ritter in einer Buchhandlung dem Abſatz des „berüchtigten“ Schauſpiels die Räuber nachfragend, eine ſehr günſtige Antwort und ließ ſich durch verzeihliche Autoreneitelkeit verleiten, ſeinen wahren Namen dem Buchhändler anzugeben, der verwunderte Augen machte, daß ein ſo ſanft und freundlich ausſehender Jüngling ſo ein wildes Stück geſchrieben haben ſollte. In die Herberge zurückgekehrt, ging Schiller den Abend über ſinnend und ſchweigend in dem kleinen Zimmer auf und ab. Der Freund ſtörte ihn nicht, erfuhr aber vor Schlafengehen mit Vergnügen, daß der Geiſt des Dichters inmitten äußerer Bedrängniſſe energiſch genug geblieben, die in einer bitteren Stunde, im Arreſtlocal zu Stuttgart (ſ. B. I, Kap. 7), gefaßte Idee zu einer dritten tragiſchen Dichtung weiter auszuſpinnen. Ja, gerade während dieſes kurzen Aufenthalts Schiller's in Frankfurt erhielt der Plan zur Luiſe Millerin oder, wie das Stück nachmals betitelt wurde, zu Kabale und Liebe beſtimmtere Geſtalt und Farbe.

Es war gut für den armen Flüchtling, daß er ſich in die Welt der Phantaſie flüchten konnte, denn die Wirklichkeit ſpielte ihm übel genug mit. Aus Mannheim lief ein Schreiben Meyer's ein, worin gemeldet wurde, daß Herr von Dalberg den erbetenen Vorſchuß nicht bewillige. Der Fieſco ſei in ſeiner jetzigen Geſtalt für das Theater gar nicht brauchbar und erſt müßte das Stück völlig umgearbeitet werden, bevor der Herr Intendant ſich weiter darüber erklären könnte. Dalberg hatte zweifelsohne dramaturgiſche Gründe für ſeine Verwerfung der Tragödie, aber der reiche Mann wußte des Beſtimmteſten, daß der Dichter buchſtäblich ohne einen Pfennig Geld war, daß der Hülfloſe ihm bittend die Hände entgegengebreitet hatte, und dennoch — nun, es iſt das Privilegium der Reichen der Wahrheit, das höchſte Gut ſei, dieſe Lehre ward der Fels, auf welchem ich meine religiöſe Ueberzeugung aufbaute. Nachdem ich dieſe gewonnen, wandte ich mich von meinen abſtrakten Studien etwas mehr dem Leben zu, als bisher geſchehen. Ich war inzwiſchen zum Jüngling geworden und die Nothwendigkeit, einen beſtimmten Lebensberuf zu wählen, drang mir und den Meiningen ſich auf. Die lezten Jahre her hatte meine Mutter beſtimmt geglaubt, ich würde die prieſterliche Laufbahn einſchlagen und mein Vater ſtimmte dieſer Meinung endlich bei, als er mich beharrlich einſamen Forſchungen hingegeben ſah. Dieſes und meine Scheu vor der Geſellſchaft, meine gänzliche Theilnahmsloſigkeit Betreffs geſelliger Luſt, ſowie meine einfache Lebensweiſe und Wortkargheit, berechtigten meine Eltern zu der Annahme, ich würde nicht nur die Tonſur, ſondern auch das Mönchsgewand nehmen. Lezteres wollte aber meinem Vater nicht gefallen, denn die Möncherei war ihm zuwider, und ich theilte dieſen Widerwillen, denn wie konnte mir die bodenloſe Verdorbenheit der klöſterlichen Genoſſenſchaften gefallen? Deſſenungeachtet war mir der Ge-

und Glücklichen, hart und unedel ſein zu dürfen. Hunderttauſende, Millionen haben Schiller's „Pegaſus im Joche“ und die „Theilung der Erde“ geleſen, ohne weiter darüber nachzudenken, in was für ſchmerzlichen Erfahrungen dieſe Gedichte wurzeln, und ohne gewahr zu werden, daß ſelbſt in dieſen Klagerufen der Seelenadel des Dichters keinen Augenblick ſich verleugnet. In der That, Schiller gehörte zu jenen ſeltenſten adlichen Menſchen, welche über den Schmutz der Erde hinſchreiten, ohne ſich auch nur die Fußſohlen zu beflecken. Von Kindheit auf im Banne der Armuth und ſein Lebenlang nie aus der Geldmiſère herausgekommen, hat er nicht allein durch ſeine Werke, ſondern auch durch ſeinen Wandel ein für alle Zeiten leuchtendes Vorbild aufgeſtellt, wie der wahrhaft Gotterfüllte die „Angſt des Irdiſchen“ abzuſchütteln vermöge. Auch damals in Sachſenhauſen verbot ihm ſein reiner und hoher Sinn jedes Wort des Tadels gegen den kleinlich denkenden Mann, welcher ſein Vertrauen ſo kalt abgelehnt hatte. „Er übte — ſagt Streicher treffend — was nur wenige Dichter thun, ſeine Grundſätze redlich aus und befolgte den Vorſatz des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolz! unter Umſtänden, bei welchen jeden Andern die Kraft verlaſſen hätte.“

Die Armuth half wieder der Armuth. Eine kleine Geldſendung, um welche Streicher ſeine Mutter gebeten, traf nach bangem Warten ein und ermöglichte es den Freunden, Frankfurt zu verlaſſen. Der treue Andreas, nur ſeiner Begeiſterung für den Freund Gehör gebend, verzichtete einſtweilen auf ſeine Reiſe nach Hamburg, um den Dichter nicht zu verlaſſen, bevor deſſen Schickſal irgendeine günſtigere Wendung genommen hätte. Die Reiſe ging mit dem Marktſchiff den Fluß hinab nach Mainz und von da zu Fuße nach Worms, wohin ſich Schiller einen Brief von Meyer ausgebeten hatte. Der Brief war da und beſtellte den Dichter in das eine kleine Wegſtunde von Mannheim entfernte Dorf Oggersheim und hier, in der Herberge, welche den nichts weniger als poetiſchen

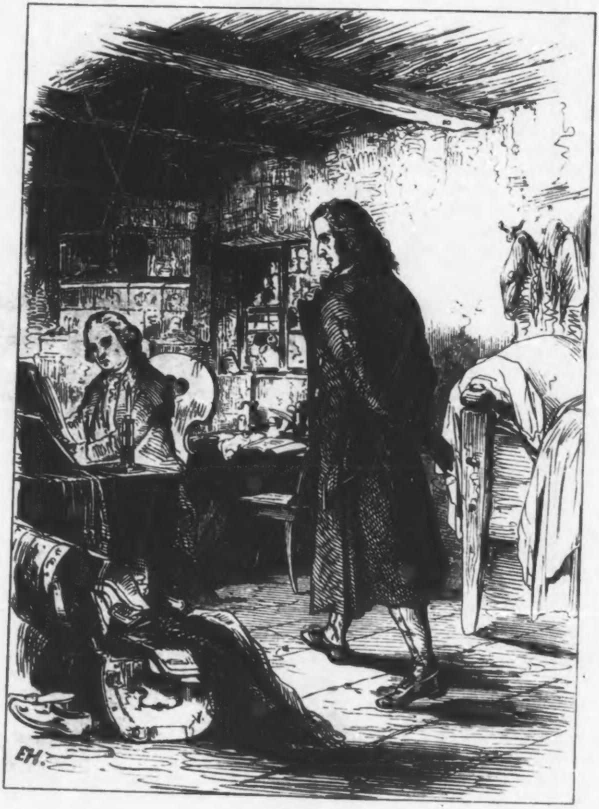
Namen „Zum Viehhof“ führte, trafen dann die Wanderer mit Meyer und ſeiner Frau zuſammen. Der Regiſſeur theilte dem Dichter mit, daß Dalberg zweifelsohne zur Annahme des umgearbeiteten Fiesco ſich verſtehen würde, und es wurde alſo beſchloſſen, daß Schiller in der Abgeſchiedenheit von Oggersheim das Drama umarbeiten und, da von Frau Meyer mitgebrachte Stuttgarter Briefe noch immer die Gefahr eines Auslieferungsbegehrens betonten, unter dem Namen Schmidt hier verweilen ſollte[6]). Frau Meyer ſchickte am folgenden Tage die Koffer der Freunde und Streicher's kleines Clavier heraus und ſo richteten ſie ſich ſo gut es ging im Viehhof ein.

Freilich war dieſer Aufenthalt trübſelig genug, um ſo mehr, da eine rauhe Spätherbſtswitterung die Freunde in die vier Wände einer unſauberen und zerrütteten Wirthſchaft bannte. Sie hauſten in einer kleinen, vor Zeiten weißgetünchten Stube, durch deren zerbrochene und kümmerlich mit Papier verklebte Fenſterſcheiben der kalte Novemberwind blies. Ein mit Klammern an die Wand befeſtigter Tiſch, zwei Stühle, wovon der eine ohne Lehne, ein altväteriſches Bettgeſtell in einer Ecke, das war das ganze Mobiliar. Das dürftige Feuer in dem ungeheuren Kachelofen vermochte den Raum nicht zu durchwärmen. Hiezu kam noch, daß bei knappſter Sparſamkeit der Geldvorrath Streicher's für nur drei Wochen ausreichte. Aber wozu wäre man jung, wozu wäre man Künſtler, wenn man ſich über derartige Ungemächlichkeiten nicht hinwegſetzen könnte? Die Kunſt hatte im vorigen Jahrhundert noch viel Zigeunerhaftes an ſich, ich meine einen gewiſſen leichten und muthigen Sinn, der ſich in einer Dachkammer den Sternen nur um ſo näher fühlte. Mochte ſich der Künſtler auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit noch ſo ſchmerzende Blaſen an die Füße laufen, er hörte deßhalb doch nicht auf, ſein Haupt in die Region zu erheben, wo man „Himmelslüfte athmet.“ Man hatte damals noch nicht die Entdeckung gemacht, „der Dichtung Flamm' ſei allezeit ein Fluch“ oder die Muſe ſei nur eine Dejanira, welche ihre Anbeter mit „Neſſushemden“ beſchenke.

Im Gegentheil, man war idealiſch genug geſtimmt, das Recht, „mit Zeus in ſeinem Himmel“ leben zu dürfen, mit viel Hunger und Kummer zu erkaufen, und man hatte noch nicht gelernt, daß man nur auf ſeidenen Ottomanen bei Champagnergeperle und Havannaduft „ſchaffen“ könne.

Aermliche, kalte Stube in der Herberge zu Oggersheim, du haſt anderen Muſendienſt geſehen! Wann nach trüben Tagen der Abend kam und aus zerriſſenem Gewölke der herbſtliche Vollmond ſein bleiches Licht durch die verklebten Fenſterſcheiben ſandte, ging der Dichter oft ſtundenlang mit großen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Geſenkten Hauptes hängt er der Geſtaltung der dramatiſchen Bilder nach, die in ſeiner Bruſt wogen. Zur Seite ſitzt der treue Andreas an ſeinem kleinen Clavier und ſchlägt erſt leiſe die Taſten an, um ſie dann mälig in volleren Akkorden auftönen zu laſſen. Er weiß, wie ſehr die Muſik dem Freunde die Seele löſt und des Dichters Gedanken entbindet. Schiller ſteht ſtill, er lauſcht den tröſtenden, ermuthigenden Klängen, er richtet den Kopf auf, eine glückliche Idee iſt gefunden und ein Ruf der Begeiſterung, halbartikulirte Worte brechen von ſeinen Lippen. Er eilt zum Tiſche, das Talglicht wird angezündet und bei dem kümmerlichen Scheine deſſelben wirft er auf das Papier, was der Genius ihm geoffenbart hat. So wurde die Luiſe Millerin geſchaffen.

Der Entwurf zu dieſer neuen Tragödie ließ dem Dichter nicht Raſt und Ruhe, bis er denſelben wenigſtens der Hauptſache nach ausgeführt hatte. Erſt dann konnte er ſich mit der Umarbeitung des Fiesco befaſſen, um aus dieſem Stück ein „ganzes, großes Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes“ zu machen. In den erſten Tagen des Novembers war dieſe Arbeit beendigt und eines Abends ging der Dichter nach der Stadt, um das fertige Manuſcript durch Meyer an Dalberg übergeben zu laſſen. Er erwartete mit Zuverſicht eine günſtige Entſcheidung. Als die Antwort länger ausblieb, als er erwartet hatte, ging er Mitte Novembers mit Streicher abermals in


EH.

der Abenddämmerung nach Mannheim hinein, wo er ſich bei Tage nicht ſehen laſſen wollte, um bei Meyer nachzufragen. Da trafen aber die Freunde den Regiſſeur und deſſen Frau in größter Beſtürzung. Vor kaum einer Stunde war ein würtembergiſcher Offizier dageweſen und hatte ſich angelegentlichſt nach Schiller erkundigt. Alſo doch ein Auslieferungsbegehren? Während man dieſe Frage erörtert, wird heftig an der Hausthür geklingelt. Schnell verbirgt man den Dichter und ſeinen Freund in einem Seitenkabinet. Der Eintretende iſt aber nur ein Bekannter des Hauſes, der jedoch ebenfalls voll Beſorgniß mittheilt, er habe den würtembergiſchen Offizier im Kaffeehaus geſprochen und derſelbe habe bei ihm und Anderen geheimnißvoll dem Dichter nachgefragt. Andere Hausfreunde brachten dieſelbe Nachricht. Nun zweifelt man nicht länger, daß es ſich um Verhaftung und Auslieferung handle. Der Flüchtling konnte mit Sicherheit weder im Meyer'ſchen Hauſe bleiben noch nach Oggersheim zurückkehren. Was ſollte man thun? In dieſer ängſtlichen Situation wird „von einem ſchönen Munde“ ein Ausweg angegeben. Die anweſende Beſchließerin des Palais des Prinzen von Baden, Madame Curioni, erbietet ſich „mit der anmuthigſten Güte“, den Dichter und ſeinen Freund in dem genannten Hauſe nicht nur für heute, ſondern ſo lange zu verbergen, als Verfolgung zu befürchten wäre. Dankbar wird das edelmüthige Anerbieten angenommen und der Flüchtling verbringt mit ſeinem Freunde eine ſorgenvolle Nacht in prächtigen Palaſträumen. Am Morgen geht Streicher auf Kundſchaft aus und bringt dem Freunde die beruhigende Nachricht, daß der würtembergiſche Offizier bereits am vorhergehenden Abend wieder von Mannheim abgereiſt ſei. Später ſtellte ſich heraus, daß dieſer Verurſacher eines paniſchen Schreckens nur ein harmloſer Reiſender geweſen, ein Akademiegenoſſe Schiller's, welcher den Dichter hatte begrüßen wollen.

Aber zunächſt machte ſich bei allen Mannheimer Freunden des Flüchtlings doch das Gefühl geltend, daß in der Umgebung der

Stadt keine Sicherheit für ihn ſei. In der Wohnung des Regiſſeurs wurde ein Rath gehalten, deſſen Anſicht dahin ging, der Dichter ſollte, ſobald die Annahme des Fiesco für die Bühne entſchieden wäre, ſofort die Gegend verlaſſen. Freilich entſchloß ſich Schiller nur ungern dazu, denn an Mannheim hatte ſich die Hoffnung geknüpft, durch die Bekanntſchaft mit dem dortigen Theater in der Kenntniß der Bühnentechnik gefördert zu werden. Allein er konnte ja für jetzt nicht daran denken, in der Stadt ſeinen Aufenthalt zu nehmen, und ſo mußte er ſich wohl bequemen, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen. Die Antwort auf das Wohin? war gegeben. Als der Dichter damals im Arreſt auf der Stuttgarter Hauptwache den Gedanken, ſein Heimatland zu verlaſſen, zuerſt gefaßt, hatte er dieſen Vorſatz ſeiner Freundin, der Frau von Wolzogen, anvertraut und ſie war dieſem Vertrauen mit dem großmüthigen Anerbieten entgegengekommen, ihm für den Nothfall ein Aſyl zu gewähren. Dieſes Aſyl ſollte ihr bei Meiningen in Thüringen gelegenes Heimweſen Bauerbach ſein, wo der Dichter, mit allem Nöthigen verſehen, ſo lange in Verborgenheit weilen könnte, als er von Seiten des Herzogs von Würtemberg Verfolgung zu befahren oder wenigſtens zu befürchten hätte. Jetzt erinnerte Schiller die treffliche Frau brieflich an ihr Verſprechen und ſie zögerte nicht, ihm von Stuttgart aus die zu ſeiner Aufnahme in Bauerbach nöthige Vollmacht zugehen zu laſſen. Wahrſcheinlich in Erwartung derſelben und jedenfalls nach gewonnener Einſicht, daß in Mannheim oder deſſen Umgebung ſeines Bleibens nicht ſein könne, ſchrieb von Oggersheim aus der Flüchtling an ſeine Schweſter Chriſtophine: „Dein Verlangen, mich in Mannheim etablirt zu ſehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreiſe meines Glückes läge, dort zu ſein, ſo gerne wollt' ich die nähere Nachbarſchaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienſte zu erlangen ſuchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntſchaft mit meinen Mannheimiſchen Freunden für ihre Unterſtützung zu ſtolz gemacht hätte.“ Der weitere Inhalt des Briefes iſt beſonders deßhalb merkwürdig, weil Schiller darin eine Abſicht äußert, die ihm ſpäter, auf der Höhe ſeines Ruhmes, noch einmal verlockend genug nahetreten ſollte, die Abſicht, nach Berlin zu gehen und dort vermittelſt Empfehlungen an Nicolai — an den nämlichen Nicolai, der ſpäter in den Xenien ſo ſchlimm bedacht wurde — ſich eine Stellung zu machen und zwar als Mediziner[7]). Ob dieſe Abſicht ernſtgemeint war oder ob ſie nur hingeworfen wurde, um die Angehörigen des Dichters einigermaßen über ſeine Zukunft zu beruhigen, ſteht dahin.

Wenn er übrigens zu ſeinen „Mannheimiſchen Freunden“ auch den Freiherrn von Dalberg zählte, ſo ſtand ihm erſt noch bevor, deſſen „tiefere Bekanntſchaft“ zu machen. Die Excellenz betrachtete offenbar den entwichenen Regimentsmedicus mit einer Art Schauder und hielt denſelben in unnahbarer Entfernung von ſich. Wie, was würde man am Stuttgarter Hofe, wo der Herr Baron noch ſoeben ſo prächtige Feſte mitgemacht hatte, von ihm denken, wenn er einem flüchtigen Rebellen Vorſchub leiſtete? Vor einem ſolchen Bedenken mußte doch wohl alle Kunſtkennerſchaft und Kunſtgönnerſchaft weit zurücktreten und ſo ließ denn gegen Ende Novembers ~~zu~~ der Herr Intendant durch den Regiſſeur Meyer dem Dichter melden, „das Trauerſpiel Fiesco ſei auch in der vorliegenden Umarbeitung für die Bühne nicht brauchbar, folglich könne daſſelbe nicht angenommen und auch Nichts dafür vergütet werden.“ Schiller empfing dieſen kurzen, von keinerlei Motiven begleiteten Beſcheid, gegen welchen, wie er ſpäter erfuhr, Iffland in der Sitzung des Theaterausſchuſſes vergeblich eine Art von Verwahrung zu Protokoll gegeben hatte[8]), mit der ihm geziemenden Würde, indem er ſich darauf beſchränkte, gegen Meyer zu äußern, er habe es ſehr zu bedauern, daß er von Frankfurt aus nach Mannheim zurückgekehrt ſei.

Der Dichter behelligte den Herrn Intendanten nicht weiter, ſondern ging zu Schwan und bot dieſem den Fiesco zum Druck an. Schwan erklärte ſich zur Verlagnahme des Gedichtes bereit, ſobald er es geleſen hatte, aber im Hinblick auf die damalige Schutzloſigkeit des deutſchen Buchhandels, welcher der Piraterie des Nachdrucks völlig preisgegeben war, bedauerte er, den Druckbogen nur mit 1 Louisd'or honoriren zu können. Das war freilich nicht viel, denn das Volumen der Tragödie, welche Schiller dankbar ſeinem Lehrer Abel zueignete, berechnete ſich nur auf 11 Druckbogen. Aber die Noth drängte zur Annahme des Gebotenen, denn da auch Streicher's Mittel völlig zu Ende waren, ſo hatte ſich der Dichter ſchon genöthigt geſehen, ſeine Uhr zu verkaufen, und mußte die letzten vierzehn Tage in der Herberge zu Oggersheim auf Borg leben, bis das Honorar für den Fiesco flüſſig wurde. Es reichte gerade aus, die „Kreideſtriche auf der ſchwarzen Wirthstafel im Viehhof“ auslöſchen zu laſſen und die unentbehrlichſten Bedürfniſſe zur Reiſe nach Thüringen anzuſchaffen. Dennoch wollte der Dichter einige ſeiner wenigen Gulden daran rücken, vor Antritt ſeiner Weiterwanderung die geliebte Mutter und die theure Schweſter noch einmal zu ſehen. Vermittelſt eines Briefes vom 19. November bat er die Seinigen um eine Zuſammenkunft im Poſthauſe des Gränzſtädtchens Bretten und wollte ihnen ſogar die Reiſekoſten aus ſeinem kärglichen Geldvorrath erſetzen. Er ſcheint auch wirklich auf einem Miethgaule ſich nach dem genannten Orte begeben zu haben, aber es iſt zweifelhaft, ob er daſelbſt die Seinigen traf, da hierüber keine beſtimmte Aeußerung vorliegt und überdies Frau Eliſabeth damals gerade krank war 9).

Die letzte Woche ſeines Aufenthalts in Oggersheim mußte Schiller allein daſelbſt verbringen, denn der brave Andreas hatte ſich nach aufgezehrten Reiſemitteln zur Ueberſiedlung in die Stadt genöthigt geſehen, um daſelbſt ſeine Kenntniſſe als Muſiklehrer zu verwerthen. Aber am letzten November, auf welchen die Abreiſe des Dichters feſtgeſetzt war, kam er mit Meyer, Iffland und noch einigen Bekannten Schiller's nach dem Viehhof heraus, um dem Freunde, deſſen ganze Habe in einem Mantelſacke Platz gefunden, bis nach Worms das Geleite zu geben, von wo Schiller mit dem Poſtwagen über Frankfurt nach Meiningen gehen wollte. In Worms nahmen die Mannheimer Schauſpieler nach einem munteren Abendeſſen unbefangen und redſelig von dem Dichter Abſchied. Aber dieſer und Streicher ihrerſeits waren tief bewegt. Was hätten ſich die Beiden, als ſie mitſammen auf dem Poſthofe ſtanden, nicht noch Alles ſagen mögen! Und doch „kam kein Wort über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechſelt; aber ein ſtarker, langdauernder Händedruck war bedeutender als Alles, was ſie hätten ausſprechen können.“ Nach fünfzig Jahren noch erfüllte es den treuen Andreas mit tiefer Wehmuth, wenn er an den Augenblick zurückdachte, wo er ein „wahrhaft königliches Herz, Deutſchlands edelſten Dichter, allein und im Unglück hatte verlaſſen müſſen.“ Es lag tiefer Schnee und eine ſtrenge Kälte herrſchte. Dem Freunde preßte es das Herz zuſammen, daß er ſehen mußte, wie der Dichter ohne ſchützende Winterkleidung, nur mit einem leichten Rock angethan in den ſchlechtverwahrten Poſtwagen ſtieg, deſſen damaliger Schneckengang eine unter dieſen Umſtänden bitter unangenehme Reiſe von mehreren Tagen und Nächten in Ausſicht ſtellte.

Dem wackeren Streicher iſt es wohl zu verzeihen, daß ihm die Erinnerung an Schiller's Bedrängniſſe einen herben Vorwurf gegen Deutſchland auspreßte[10]). Aber wenn das eine Entſchuldigung für unſer Land wäre, ſo müßte geſagt werden, daß es von jeher deutſche Art geweſen iſt, bei Männern von Genius und Charakter ſelbſtverſtändlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszuſetzen und ſie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweiſen. Faſt gerade zur nämlichen Zeit, wo unſer Dichter, kärglicher ausgeſtattet als ein Handwerksburſch, im Winterfroſt eine Zufluchtsſtätte aufſuchen mußte, hatte drunten in Wien der herrliche Mozart, drei Jahre älter als Schiller, von Seiten unglaublichen Unverſtandes und tölpelhafter Rohheit die bitterſten Kränkungen und Demüthigungen zu erdulden. Als eine Art „mudanke, Mönch zu werden, nicht fremde, nur verbanden ſich mit demſelben reformatoriſche Ideen, die in der Frage zuſammenliefen, ob es nicht möglich ſei, die Klöſter zu ihrem Urzwecke und zu ihrer urſprünglichen Verfaſſung zurückzuführen, natürlich mit Berückſichtigung der Zeitumſtände? Ich theilte dieſen Gedanken meinem Vater mit, aber ſeiner gereiften Erfahrung mußte er als bare Schwärmerei erſcheinen. Um's Himmelswillen, mein lieber Girolamo, ſagte er, ſchlage Dich nicht mit ſolchen Hirngeſpinnſten herum! Das iſt Narrethei. Wozu überhaupt die Kutte anziehen? Werde ein Arzt, mein Sohn, Du haſt in Deiner Kindheit hiezu Geſchick und Willen gezeigt, kannſt als Heilkünſtler den Ruhm Deines Großvaters fortſetzen und, wie er es geweſen, der Stolz Deiner Familie werden. Euer Wunſch iſt mir heilig, mein Vater, verſezte ich, und ich werde trachten, ihn zu erfüllen. Wirklich that ich ſo, legte meine philoſophiſchen und theologiſchen Bücher bei Seite und trat meine mediziniſche Lehrzeit bei dem berühmteſten Meiſter der Stadt an, nachdem ich gerade das zwanzigſte Jahr zurückgelegt. Allein wenige Wochen darauf ſikaliſcher Bedienter“ im Gefolge des Erzbiſchofs Hieronymus von Salzburg nach der Donauſtadt gekommen, wurde er, der doch ſchon ein berühmter Künſtler war, in dem erzbiſchöflichen Haushalt durchaus als Lakai behandelt. „Ich ſpeiſe — ſchrieb er damals — mit den zwei Leib- und Seel-Kammerdienern und habe doch die Ehre, über den Köchen zu ſitzen.“ Endlich bekam er es ſatt, ſich in jeder freien Bewegung gehemmt, in jeder Fiber ſeiner Künſtlerſeele verletzt zu fühlen und mit gemeinen Scheltworten beleidigt zu werden. Er bat den Herrn Erzbiſchof um ſeine Entlaſſung, worauf ihn „der Herr Graf Arco, des Erzbiſchofs getreuer Helfershelfer, auf oder ohne hochfürſtlichen Befehl mit einem Fußtritt zur Thüre hinauswarf“ 11). Manen Karl Auguſt's von Weimar, ſo lange es ein deutſches Gedächtniß gibt, wird es nie vergeſſen, daß du der erſte Fürſt geweſen biſt, der ſich ſelber geehrt hat, indem er die Vorderſten ſeiner Zeit und Nation ehrte.

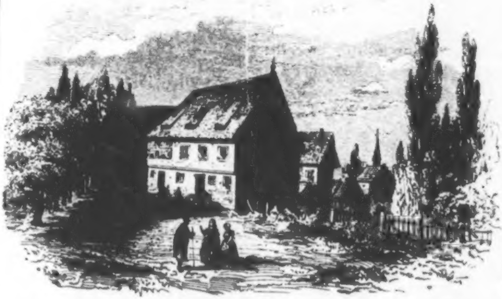
Zweites Kapitel.

Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einſamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Hoffnung. — Störniß. — Werther'ſche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit Dalberg. — Halkyoniſche Tage. — Abreiſe von Bauerbach.

Unfern von Meiningen, in einer Thalſenkung des rauhen Rhöngebirges, liegt das Dorf Bauerbach. Ob demſelben ragen auf einem vorſpringenden Hügel die Ruinen der Burg Henneberg. Düſtere Fichtenwälder umziehen die Thalmulde und hinter den bewaldeten Halden ſtehen höhere Berge. Tief verſchneit, ſah der Ort noch unwirthlicher aus denn ſonſt, als am Abend des 7. Dezembers 1782 unſer Flüchtling in dieſer winterlichen Einſamkeit anlangte, wo ihm mütterliche Freundſchaft ein Aſyl bereitet hatte. Frau von Wolzogen verweilte mitunter hier, ſowie in dem drei Stunden entfernten Walldorf bei Meiningen, welches Stammgut ihrer Familie im Beſitz ihres Bruders, des Freiherrn Marſchalk von Oſtheim, ſich befand. In Bauerbach hatte die Freifrau, weil das alte Herrenhaus wenig geräumig, ſehr unbequem und verfallen war, im Jahre 1775 ein Bauernhaus angekauft und daſſelbe nothdürftig als Herrſchaftswohnung einrichten laſſen[12]).

Bei ſinkender Nacht im Dorfe angekommen, fragte der Dichter dem Gutsverwalter Vogt nach und legitimirte ſich bei demſelben als der „Doctor Ritter“, auf deſſen Ankunft den Verwalter ſeine Gebieterin von Stuttgart aus vorbereitet hatte. Der durchfrorene Ankömmling wurde in das bezeichnete Haus geführt und konnte im wohlgeheizten Zimmer bei mit Hausmannskoſt gaſtlich beſetztem Tiſche von den Strapazen ſeiner Winterreiſe ſich erholen. Am folgenden Morgen nach einem langen erquickenden Schlafe neugeſtärkt erwacht, trat er an das Fenſter der geräumigen Hinterſtube, welche er bewohnte, und orientirte ſich in der Gegend. Sein Blick ſchweifte über die ſchneebelaſteten Wälder zu den weißglänzenden Bergen empor. Die Einſamkeit und Stille ringsher gab ihm das langentbehrte Gefühl der Ruhe und Sicherheit. In zufriedener Stimmung ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl, welcher vor dem auf einem gewun-



deuen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruhenden Tiſche ſtand, und meldete dem treuen Andreas: „Endlich, liebſter Freund, bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünſche; keine Bedürfniſſe ängſtigen mich mehr, kein Querſtrich von außen ſoll meine dichteriſchen Träume, meine idealiſchen Täuſchungen ſtören. Das Haus meiner Wolzogen iſt ein recht hübſches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermiſſe. Ich habe alle Bequemlichkeit, Koſt, Bedienung, Wäſche, Feuerung und alle dieſe Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Willigſte beſorgt.“ Aber im Fortgang des Briefes trübt ſich dieſe Heiterkeit. Der Dichter beſchäftigt ſich mit den Zukunftsplänen des Freundes, dabei fällt ihm ein, wie ſeine eigenen ſchon ſo manchen derben Stoß erlitten hätten, und er läßt ſich das bittere Wort entwiſchen: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie dieſe praktiſche Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekoſtet hat: — Wenn man die Menſchen braucht, ſo muß man ein H.......t werden oder ſich ihnen unentbehrlich machen. Eines von Beiden oder man ſinkt unter.“ Man ſieht, die Erfahrungen des Lebens hatten den Schmetterlingsflügelſtaub von Schiller's Seele gewiſcht, d. h. ſein naiver Glaube an die Menſchen war dahin. Er ſchrieb an demſelben Tage auch an Schwan und in dieſem Briefe kam die merkwürdige Stelle vor: „Dieſen Winter ſehe ich mich genöthigt, ein Dichter zu ſein, weil ich auf dieſem Wege meine Umſtände ſchneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieſer Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk verſinken.“ Da unter dem Handwerk nur die Arzneiwiſſenſchaft verſtanden werden kann, ſo iſt anzunehmen, daß Schiller, noch unter dem friſchen Einfluß der mit dem Herrn Intendanten des Mannheimer Theaters gemachten Erfahrungen, ſich mit dem Gedanken getragen habe, ſeiner Thätigkeit als Dramatiker zu entſagen und zu ſeiner Brotwiſſenſchaft zurückzukehren. Wir werden aber bald ſehen, daß es nur eines leiſen Anſtoßes bedurfte, um dieſes vorübergehende Project zu beſeitigen und den Dichter ſeiner wahren Beſtimmung zurückzugeben.

Der Einförmigkeit dieſer Exiſtenz ungeachtet verliefen die erſten Wochen des Bauerbacher Aufenthaltes zur völligen Zufriedenheit Schiller's. Er wußte die Seinigen für den Augenblick über ſeine Lage beruhigt und ihm ſelbſt that nach den vielen ſtürmiſchen und peinlichen Erlebniſſen der letzten Monate die Einſamkeit wohl. Anfangs in ſtrenger Zurückgezogenheit lebend, beſchränkte er ſich auf die Geſellſchaft des Verwalters, mit dem er weite Spaziergänge durch die Berge und Wälder machte und an den langen Winterabenden Schach ſpielte. Seine Hauptbeſchäftigung war „Kabale und Liebe" und im Februar 1783 wurde dieſes Trauerſpiel vollendet. Die zarte Fürſorge der Frau von Wolzogen, welche nicht nur die leiblichen, ſondern auch die geiſtigen Bedürfniſſe ihres Schützlings berückſichtigte, hatte ihn an den herzoglichen Bibliothekar in Meiningen, Wilhelm Reinwald, empfohlen, welcher in Kenntniß geſetzt worden war, wer der Doctor Ritter eigentlich ſei. Der wackere Mann, welcher wenn nicht eine Ader, ſo doch ein Aederchen von einem Poeten in ſich hatte, entſprach dieſem Vertrauen vollſtändig. Er verſah nicht nur Schiller mit Büchern, ſondern ging ihm auch überall mit gutem Rath an die Hand. Das freundſchaftliche Band zwiſchen dem jungen feurigen Dichter und dem ältlichen, zur Hypochondrie geneigten Gelehrten ſollte ſpäter ein verwandtſchaftliches werden. Ein Zufall verſchaffte Reinwald Einblick in die verſtändigen Briefe, welche Schweſter Chriſtophine ihrem Bruder ſchrieb. Schon dadurch für das treffliche Mädchen eingenommen, ſuchte und machte der Bibliothekar im Sommer 1784 auf der Solitude Chriſtophine's perſönliche Bekanntſchaft und zwei Jahre ſpäter folgte ſie dem Freiwerber an den Altar. Schiller ſah nicht ohne Bedenken den Abſchluß des Ehebundes zwiſchen zwei an Alter und Temperament ſo verſchiedenen Perſonen. Glücklicher Weiſe wurden die Beſorgniſſe des zärtlichen Bruders nicht gerechtfertigt. Chriſtophine wußte mit linder Hand die Falten der hypochondriſchen Wunderlichkeiten ihres im Grunde herzensguten Mannes zu glätten, und nachdem ihr denſelben der Tod ſchon 1815 geraubt, ſchrieb die Achtundachtzigjährige im Jahre 1845 das Zeugniß nieder, daß Reinwald und ſie neunundzwanzig Jahre lang zufrieden mit einander gelebt hätten[13]).

Die Bücher, welche Reinwald dem Dichter mittheilte, gaben Stoffe und Anregungen zu neuen tragiſchen Plänen. Schiller's ſchon früher erregtes Intereſſe für die Geſchichte des Infanten Don Carlos wurde in Bauerbach erneut und erhöht durch die Lectüre der hiſtoriſchen Novelle, in welcher der Franzoſe Saint-Réal die Perſon und das Schickſal von Philipp's II. Sohn romantiſirt hatte. Wäre freilich das Archiv von Simancas ſchon geöffnet, wären die Forſchungen Prescott's und Anderer über den Infanten damals ſchon vorhanden geweſen, ſo dürfte dieſes Thema dem Dichter mehr Widerwillen als Theilnahme eingeſtößt haben. Dagegen mußte die weniger als halbgeſchichtliche und mehr als halbmythiſche Beleuchtung, in welcher zu jener Zeit der Infant erſchien, die Phantaſie ungemein anziehen, und nachdem ſich ſchon im 17. Jahrhundert der engliſche Tragöde Otway an dieſem Stoffe verſucht hatte, thaten es im achtzehnten ſo ziemlich zur gleichen Zeit der erſte Tragiker Deutſchlands und der erſte Tragiker Italiens, Schiller und Alfieri. Aber welcher Unterſchied in der Behandlung! Während der Deutſche die düſterſte Epiſode der düſteren Geſchichte Philipp's II. zur Baſis eines Hohenliedes ſeiner eigenen Freiheitsbegeiſterung machte und damit den erhebenden Eindruck hervorbrachte, daß das Gute und Schöne ſelbſt in ſeinem Untergange den idealen Sieg über das Böſe und Häßliche behaupte, formte der Italiker daraus eine trockne und finſtere Staatsaction, welche auf die troſtloſe Ueberzeugung hinausläuft, das Edle und Liebenswürdige ſei nur in der Welt, um der Bosheit zum Opfer zu fallen. Es währte jedoch einige Zeit, bis ſich Schiller für den Don Carlos entſchied. Denn in den erſten Wochen ſeines Aufenthalts in Bauerbach war ihm noch ein zweiter bedeutender und zu tragiſcher Behandlung einladender Gegenſtand nahegetreten, die Geſchichte der Maria Stuart. Erſt am 27. März 1783 ſchrieb er an Reinwald, daß er nach langem Hin- und Herſchwanken nunmehr feſt und entſchloſſen den ſpaniſchen Infanten ins Auge gefaßt habe, weil ihm dieſe Geſchichte zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen Gelegenheit gebe. Dann, mit dem beginnenden Frühling, als ſeine „Seele die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auffing“, meldete er unterm 14. April dem Freunde: „Ich ſtelle mir vor, jede Dichtung iſt nichts Anderes als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres Kopfes. Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen, ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius abmeſſen, — nicht nach der Größe des Pinſels, ſondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument, ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakſpeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leiſewitz's Julius und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in der Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen. Ich will, und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen.“

Dieſe Aeußerung zeigt, daß der Eifer, womit unſer Dichter an die Verarbeiten zum Don Carlos ging, noch weſentlich aus einem polemiſchen Motiv entſprang. Er ergriff dieſen Stoff noch ganz mit dem rebelliſchen Feuer der Sturm- und Drangzeit. Und doch ſollte, wie Jedermann weiß, die Arbeit an dieſem Trauerſpiel in ihrem Vorſchritt für Schiller die Brücke werden, auf welcher er aus dem kraftgenialen Naturalismus zu bewußt künſtleriſchem Schaffen hinüber gelangte. Die Läuterung des großen Prinzips ſeines Lebens und Dichtens begann. Während die Freiheitsidee in ſeinen drei Erſtlingsſtücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend brandete, begann ſie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsſtrom dahinzufließen. Mälig trat an die Stelle des ungebärdigen Titanismus mit ſeinen groteſken Auswüchſen die ruhige Macht des Humanitätsgedankens. Was ſpäter der eigentliche Inhalt von Schiller's ganzem Daſein wurde, die große Idee, daß des Dichters höchſte Miſſion ſei, vermittelſt der Schönheit die Menſchen zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte den unſicher taſtenden Ungeſtüm aus ſeiner Seele und er begann einzuſehen, daß die Entwicklung der Geſellſchaft unendlich weit mehr durch die ſtille, aber unwiderſtehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den willkürlichen Weltverbeſſerungsdrang einzelner Individuen bedingt ſei.

Aber es hieße der Zeit bedeutend vorgreifen, wollten wir ſagen, daß der Dichter ſchon damals in Bauerbach klar erkannt habe, die gewaltigſten und tiefſtwirkenden Kräfte ſeien auch die ſtillſten und der ſanfte Sonnenſchein bringe ſchweigend zu Stande, was der ganze Grimm des tobenden Sturmes umſonſt verſucht hat. Im Gegentheil war Schiller während jener Monate eine Beute ſchroff wechſelnder Stimmungen. Auf die anfängliche Ruhe und Sammlung folgte tiefe Entmuthigung. Dieſe wurde von phantaſtiſchen Hoffnungen abgelöſt, deren Scheitern wieder eine grillenhafte Verſtimmung zuwegebrachte. Die Einſamkeit taugt nicht für einen Jüngling von dreiundzwanzig Jahren. Sie wirkte in die Länge mehr aufreizend als beruhigend auf den Dichter und in dieſer Verfaſſung traf ihn Frau von Wolzogen, welche mit ihrer Tochter Charlotte in den erſten Tagen des Januars nach Bauerbach kam. Der Dichter begleitete die Damen nach Walldorf und ſchrieb, nach Bauerbach zurückgekehrt, am 4. Januar 1783 an ſeine Freundin einen Brief, welcher deutlich verrieth, wie es wieder in ihm gährte und ſtürmte.

Er bildete ſich ein, ein Menſchenhaſſer geworden zu ſein, und klagte: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.“ Und ſechs Tage ſpäter: „Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch ebenſo ſchrecklich, ſich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt Nichts Beſtand hat, nothwendig ſich einmal losreißen und verbluten muß.“

Dieſe Werther'ſche Stimmung iſt um ſo auffallender, als ſich Schiller, wie wir früher bemerkten, zu der Zeit, wo der Wertherismus epidemiſch geweſen war, von demſelben frei erhalten hatte. Allein die Erklärung iſt leicht: — der Dichter hatte ſich aufs Heftigſte in Charlotte von Wolzogen verliebt. Eine eben aufblühende Knoſpe, hatte das ſechszehnjährige Mädchen das durch die winterliche Einſamkeit für einen ſolchen Eindruck doppelt empfänglich gewordene Herz des jungen Mannes in Flammen geſetzt und, nicht zum Heuchler gemacht, hat er ſchwerlich verſtanden, ſein Gefühl zu verbergen. Ich vermuthe, daß es auch den Blicken von Charlotte's Mutter ſchon damals nicht entgangen ſei, und Frau von Wolzogen erfüllte nur ihre Mutterpflicht, indem ſie ihre junge Tochter vor einem Verhältniß zu wahren ſuchte, welches, wie die Umſtände waren, kein erſprießliches werden konnte. Hiezu kam noch, daß ihr von Stuttgart aus Bedenken erregt wurden über die Folgen des Schutzes, welchen ſie dem entwichenen Regimentsmedicus angedeihen ließ. Ihre Söhne befanden ſich in der Karlsſchule und die Mutter erwartete von der Gunſt des Herzogs von Würtemberg Verſorgungen für dieſelben. Daß dieſe Erwartung unerfüllt bliebe, wenn der Fürſt erführe, unter weſſen Dach der Flüchtling ein Aſyl gefunden, war mit Beſtimmtheit anzunehmen, und ſo kann man es der trefflichen Dame nicht verübeln, daß mütterliche Aengſtlichkeit ihr den Wunſch eingab, den Dichter aus Bauerbach entfernt zu wiſſen.

Der gute Streicher erſchrack nicht wenig, als er einen vom 14.

Januar aus H. (Hochheim oder Hilters?) datirten Brief erhielt, worin ihm Schiller meldete, daß er nicht mehr in Bauerbach ſei. Die Epiſtel iſt verworren und gibt von einem gewaltſam aufgeſpannten Seelenzuſtand Zeugniß. „Trauen Sie Niemand mehr! — ruft der Dichter ſeinem Freunde zu. Die Freundſchaft der Menſchen iſt das Ding, das ſich des Suchens nicht verlohnt.“ (Und doch hatte gerade der, an welchen dieſer Zuruf gerichtet war, dem Dichter vollauf bewieſen, daß Freundſchaft allerdings ein Ding ſei, welches zu ſuchen ſich der Mühe lohne.) Dann kommt eine Andeutung des Sachverhalts. „Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu ſein; aber ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und dieſe müßten es unſtreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme. Das war mir genug.“ Hierauf erzählt er, daß er durch Vermittlung Reinwald's die Bekanntſchaft eines jungen Herrn von Wurmb gemacht und von demſelben, der ſeine Räuber auswendig wiſſe, auf ſein Gut eingeladen worden ſei. Es wirkt faſt komiſch, wenn der Briefſteller, welcher einige Zeilen zuvor die Freundſchaft ins Fabelbuch zu ſchreiben gewillt war, mit Ekſtaſe ausruft: „Er — der Herr von Wurmb — war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! Ich ſoll mit meinem Wurmb auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringer Walde, dort ganz mir ſelbſt und — der Freundſchaft leben und, was das Beſte, ſchießen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll.“ Ach, es ſah, wie dieſer Brief bezeugt, ohnehin im Kopf und Herzen des Dichters ſchon revolutionär, d. h. verworren genug aus. Dieſe Widerſprüche und vollends dieſe urplötzliche Begeiſterung für die noble Paſſion der Jagd! Allein der wunderliche Paroxismus war glücklicher Weiſe nicht von Dauer. Der Dichter ging nicht im Thüringerwald jagen.

trat ein Ereigniß ein, das meine Lebensrichtung gänzlich veränderte, mein ruhig Gemüth dem wildeſten Sturm der Leidenſchaft anheim gab und mein Herz durchſchütterte mit unnennbarer Luſt und namenloſer Pein. — Eines Abends kehrte ich mit einigen Studiengenoſſen von einer botaniſchen Wanderung in die Stadt zurück. Da, als wir am Palazzo della Ragione vorübergingen, bemerkten wir vor dem Thore deſſelben ein großes Menſchengewühl, in deſſen Mitte die Pickelhauben unſerer Stadtſöldner ſichtbar wurden. Allwärts rief man ſich frohlockend zu: „Fosco, il capitano grande, iſt eingefangen!“ Fosco war aber ein Bandit der berüchtigſten Art, welcher ſchon mehrere Jahre hindurch das Land zwiſchen Padua und Brescia und beſonders die Gegend um den Lago di Garda mit Raub und Mord erfüllt, und ſogar ganz in der Nähe unſerer Stadt die euganeiſchen Berge zum Schauplatz ſeiner kühnen Greuelthaten gemacht hatte. Heute war es endlich unſern Häſchern, nachdem er in raſendem Widerſtand ihrer Drei niedergeſtoßen, gelungen, in Arqua unweit des Hauſes, welches einſt unſer großer Meiſter Petrarca bewohnte, des gefährlichen Mannes ſich zu bemäch-

Noch vor dem 25. Januar finden wir ihn wieder in Bauerbach und es mußte alſo raſch eine Ausſöhnung mit ſeiner mütterlichen Freundin erfolgt ſein, welche die Mutterangſt wohl nur für einen Augenblick ihre angeborene Großmuth hatte vergeſſen laſſen. Ende Januars mit Charlotten wieder nach Stuttgart abreiſend, verlangte ſie nur, daß Schiller ſeinen Aufenthalt möglichſt geheim halte und etwaige Nachforſchungen nach demſelben irreleite. Zu dieſem Zwecke ſchrieb der Dichter zwei Briefe an Wilhelm von Wolzogen nach Stuttgart, datirte den einen aus Frankfurt, den andern aus Hannover, erzählte dem Karlsſchüler allerlei Buntes über ſeine Pläne und wie er nach Holland, England, Amerika zu gehen beabſichtige. Wie herzlich das freundliche Verhältniß zwiſchen ihm und Frau von Wolzogen wieder hergeſtellt war, beweiſt die ununterbrochene Folge von Briefen, welche er von Bauerbach aus an die ferne Freundin abgehen ließ. In einem derſelben (datirt vom 23. April) entwirft er eine komiſche Schilderung von einem Conflict, welcher zwiſchen der Gemeinde und dem Gutsverwalter wegen Benützung der Schafweide ſich entſponnen hatte und wobei es bis zum Anziehen der Sturmglocke gekommen war.

Unterdeſſen war es ihm in Bauerbach immer unbehaglicher geworden. Das Gefühl der Unſicherheit ſeiner Lage peinigte ihn und überdies ließ ihn die Einſamkeit ſeiner Neigung zu Charlotte von Wolzogen nur um ſo ſelbſtquäleriſcher nachhängen. Er erfuhr die Wahrheit des alten Spruches, daß es dem Menſchen nicht gut ſei, allein zu ſein. Schon unterm 21. Februar ſchrieb er an Reinwald: „Ich möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahingeben. Gelegentlich muß ich bemerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es hälfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf — ich glaub' es nimmer.“ Der verſtändige Freund erkannte ganz die Gefahr, welche für den Genius des Dichters aus ſeiner dermaligen Lebensweiſe entſpringen müßte, und äußerte ſich gegen Chriſtophine Schiller, er wünſche ſehnlich, daß ihr Bruder „in einer großen Stadt, wo ein gutes deutſches Theater ſei, z. B. in Berlin verweile, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtſchaffener Männer, die ihn vor der Ausgelaſſenheit bewahrten, welche an dieſem Orte herrſche“[14]). Die in den letzten Worten liegende Anklage der damaligen Sittenzuſtände von Berlin war nur zu begründet[15]). Auch nach Weimar hinüber deutete Reinwald mit richtigem Takt und meinte, Schiller ſollte dahin gehen und ſich um die Bekanntſchaft mit Göthe und Wieland bemühen, von welchen Männern er mancherlei Förderung erwarten dürfte. Es war jedoch für Schiller noch nicht Zeit, die Metropole der deutſchen Claſſik zu betreten, und die Schritte des wandernden Dichters ſollten ſich zunächſt rückwärts nach dem Orte lenken, von wo er in die Abgeſchiedenheit der Rhönberge gekommen.

Der treue Streicher war in ſeiner Begeiſterung für den dichteriſchen Freund nicht müde geworden, im Kreiſe der ihm befreundeten Mannheimer Schauſpieler die Vorzüge der „Luiſe Millerin“ herauszuſtreichen, welches Trauerſpiel er ja ſo zu ſagen unter ſeinen Augen hatte entſtehen ſehen. Auch der im Drucke befindliche Fiesco — welcher dann im Frühjahr unter dem Titel: „Die Verſchwörung des Fiesco zu Genua, ein republikaniſches Trauerſpiel von Fr. Schiller,“ erſchien — machte viel von ſich reden, und da beider Dichtungen wiederholt unter den Mitgliedern des Theaterausſchuſſes gedacht wurde, begann der Freiherr von Dalberg zu meinen, es dürfte zum Glanze der von ihm geleiteten Anſtalt beitragen, wenn er wieder mit Schiller anknüpfte. Freilich hatte die Excellenz den armen Flüchtling drei Monate zuvor ſchmählich fallen laſſen, aber die Umſtände waren jetzt verändert, d. h. der Freiherr hatte nicht mehr zu befürchten, daß er ſich durch eine Verbindung mit dem Dichter compromittire. War es ja doch entſchieden, daß der Herzog von Würtemberg klug oder großmüthig genug ſei, Schiller's Flucht zu ignoriren und ſich, vielleicht im Hinblick auf das mißliche Aufſehen, welches ſein Verfahren gegen Schubart in ganz Deutſchland erregt hatte, damit zu begnügen, daß er den entwichenen Regimentsmedicus einen Undankbaren nannte[16]). Der Herr Intendant ſchrieb alſo im März einen zuvorkommenden Brief an unſeren Dichter, worin er ſich nach deſſen dramatiſchen Arbeiten erkundigte. Der ehrliche Andreas nennt dieſen Brief eine „Sirenenſtimme", durch welche Schiller abermals nach Mannheim gelockt worden ſei[17]). Aber es war wohl ganz natürlich, daß ein dramatiſcher Dichter, unliebſamer Erfahrungen ungeachtet, jede ihm gebotene Gelegenheit ergriff, mit einer geachteten Bühne in Verbindung zu kommen. Indeſſen gab er dieſem Wunſche doch nicht blindlings nach. Seine Antwort an Dalberg vom 3. April war kühl und gemeſſen. Er ſagte darin, es freue ihn, zu vernehmen, daß die Excellenz einiges Zutrauen zu ſeiner dramatiſchen Feder habe, um ſich jedoch „der Gefahr, die Erwartung des Herrn Intendanten zu hintergehen, nicht neuerdings auszuſetzen," legte er Plan und Handlung von Kabale und Liebe dar. Der Freiherr verſchluckte die Pille und ſetzte, begierig, die neue Tragödie für die Mannheimer Bühne zu gewinnen, den Briefwechſel fort, in Folge deſſen der Dichter ſich entſchloß, nach Mannheim zu gehen, zunächſt nur für ſo lange Zeit, als die Inſzeneſetzung und Aufführung ſeiner zwei neuen Trauerſpiele erfordern würde.

Sein Ueberdruß an Bauerbach war nämlich wieder in ein lebhaftes Gefallen an dieſem Ort umgeſchlagen, denn Frau von Wolzogen war mit Lotte im Mai daſelbſt angelangt. Der Dichter hatte ſeiner Beſchützerin einen feierlichen Einzug bereitet. Eine Ehrenpforte war errichtet, die Glocken waren geläutet, Böller waren losgebrannt worden, eine Muſikbande hatte Tuſch geblaſen und der Paſtor in einer Begrüßungsrede ſein Beſtes gethan[18]). Schiller verlebte im zwanglos ländlichen Umgange mit ſeiner mütterlichen Freundin und der geliebten Lotte halkyoniſche Frühlingstage. Zum erſten Mal, geſtand er, in dieſer Zeit erfahren zu haben, wie gar wenige Zurüſtung es erfordere, ganz glücklich zu ſein[19]). Aber war er wirklich „ganz glücklich?“ In dieſem Falle müßte ſeine wachſende Neigung zu Lotte von Wolzogen doch wohl mehr nur brüderliche Freundſchaft als eigentliche Leidenſchaft geweſen ſein. Denn die junge Schöne, über welche der Dichter an ihren Bruder Wilhelm ſchrieb, ſie ſei „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, ohne einen Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lauteren Spiegel ihres Gemüthes“ — hegte für Schiller nur freundſchaftliche Gefühle, da die erſten ſchüchternen Wünſche ihres erwachenden Herzens einem Karlsſchüler geweiht waren, welchen ſie in Stuttgart kennen gelernt hatte. Vielleicht bemerkte ſie gar nicht, was in dem Dichter vorging, deſſen Zartgefühl ihm natürlich jede deutlichere Annäherung verbot. Aber das Auge der Mutter war ſchärfer als das der Tochter und ſie meinte es nur gut mit Schiller, wenn ſie die Anſicht hegte, daß ſeine Entfernung für ihn wie für Lotte das Beſte wäre. Sie äußerte daher auf einem Waldſpaziergang wie zufällig und in ſo mütterlicher Weiſe, daß der Dichter dadurch nicht empfindlich berührt werden konnte, es wäre doch wohl rathſam, daß er nach Mannheim ginge, um zu ſehen, ob er ſich mit Dalberg verſtändigen könnte. Mitte Juli's wurde dieſer Rath gegeben und wenige Tage darauf finden wir den Dichter ſchon auf der Reiſe.

Als er ſein ſtilles Aſyl im Rhöngebirge verließ, war die baldige Rückkehr ſeine beſtimmte Hoffnung, welche aber nicht in Erfüllung gehen ſollte. Später als dieſe Hoffnung erloſch in ihm die, Lotte von Wolzogen die Seinige zu nennen. Noch ein Jahr ſpäter, am 7. Juli 1784, ſchrieb er an ihre Mutter, mit welcher er bis zu ihrem Tode in traulichſter Verbindung blieb: „Die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geſchäften geben und meine Seele von tauſend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre oder könnte ich Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich." Er mußte freilich die Eitelkeit dieſer Bewerbung ſchon erkannt haben, denn in einer Nachſchrift zu dem Briefe, deſſen Abſendung ſich einige Tage verzögert hatte, ſagte er: „Ich erſchrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beſte, ſo viele närriſche Einfälle, als Sie ſchon von mir hören mußten, werden auch dieſen entſchuldigen." Frau von Wolzogen hatte Takt genug, die Sache wirklich nur als einen „Einfall" zu nehmen und weiter nicht zu beachten. Lotte, deren erſte Herzensneigung ebenfalls reſultatlos blieb, wurde ſpäter die Frau des hildburghauſen'ſchen Regierungsrathes Auguſt von Lilienſtern, ſtarb jedoch ſchon 1794 in ihrem erſten Wochenbett. Aber der Name Lotte blieb bedeutungsvoll für unſeren Dichter, wie denn derſelbe auch im Daſein Göthe's zweimal bedeutungsvoll vorkommt20). Im Leben Schiller's wird er uns bald wieder begegnen und dann noch einmal, um ſich für immer mit dem ſeinigen zu verknüpfen.

Drittes Kapitel.

Mannheim.

Ankunft. — Dalberg'ſches „Pulverfeuer.“ — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Taſtende Unraſt. — Ein lieber Beſuch. — Der Fiesco und die Luiſe Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteriſtik dieſer Trauerſpiele. — „Geiſtweiſe“ in der Heimat. — Eintritt in die kurpfälziſche deutſche Geſellſchaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorſchritt des Don Carlos. — Die Rheiniſche Thalia. — Erſte Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Geldjammer und ſonſtige Bedrängniſſe. — Bei Hofe. — Der Herzoglich Weimar'ſche „Rath“ Schiller. — „Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand.“ — Nach Sachſen!

„Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erſchöpft kam ich geſtern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meyer hat eine Wohnung nebſt Koſt für mich ausgemacht, die ſehr gut und wohlfeil iſt, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Ausſicht.“ Mit dieſen Worten meldete der Dichter der mütterlichen Freundin am 28. Juli 1783 ſein Wiedereintreffen in der Hauptſtadt der Pfalz. Seine Briefe an Frau von Wolzogen gehören zu den liebenswürdigſten Urkunden über die adliche Sinnesart Schiller's. Ihr Ton iſt innig, traulich, wie nur ein Sohn zu einer Mutter ſprechen kann. In den Stellen, wo der

Dichter von der jungen Lotte redet, liegt eine verhaltene Glut. Bauerbach mit ſeiner Gartenlaube und ſeinen einſamen Waldplätzen ſteht ihm fortwährend vor Augen. Er wünſcht, ſich ein jährliches Einkommen von 600 Gulden zu ſichern, ohne daß er ſich weiter mit der Welt einzulaſſen brauchte; dann wollte er in dem kleinen Dorf unter den Rhönbergen leben und ſterben. Zugleich anerkennt er dankbar, wie viel er der großmüthigen Freundin ſchulde, nicht allein in materieller Beziehung. „Wie unendlich viel — ruft er ihr in ſeinem Briefe vom 11. Auguſt zu — haben Sie nicht ſchon an meinem Herzen verbeſſert!“

Der wackere Streicher, welchem der Freund in der Wohnung Meyer's ganz unverhofft entgegentrat, war freudig überraſcht durch das blühende Ausſehen und die heitere Miene deſſelben, Reſultate der Bauerbacher Villeggiatur. Die rothen Wangen und die Heiterkeit ſollten aber nicht lange vorhalten. Anfangs freilich ließ ſich Alles ziemlich gut an. Der einige Tage nach Schiller's Ankunft von ſeiner Reiſe nach Holland zurückgekehrte Freiherr von Dalberg empfing den Dichter mit achtungsvoller Artigkeit und ließ ihn merken, daß er ihn gerne in Mannheim fixirt ſähe, zugleich aber auch, daß er ſich das möglichſt wenig koſten laſſen wollte. Schiller beurtheilte dieſe dilettantiſche Natur ganz vortrefflich, indem er gegen Frau von Wolzogen äußerte: „Der Mann iſt ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft.“ Zunächſt indeſſen brannte das Dalberg'ſche Pulverfeuer ziemlich hell und warm. Die Excellenz ſagte halb und halb die Aufführung des Fiesco zu, führte am 13. Auguſt den Vorſitz in einer Geſellſchaft, wo die Luiſe Millerin vorgeleſen wurde, und verſprach dem Dichter, die Räuber und einige andere große Stücke aufführen zu laſſen, um denſelben „in Feuer zu ſetzen.“ Sehr herzlich wurde Schiller im Schwan'ſchen Hauſe empfangen und hatte die Genugthuung, daß ihm Herr Schwan Briefe von Wieland zeigte, welche bewieſen, daß der gefeierte Mann für ſeinen Landsmann „warm fühlte und groß von ihm urtheilte"[21]). Freilich wurden viele Wochen verzettelt, bevor zwiſchen dem Dichter und dem Intendanten etwas Feſtes zum Austrag kam. Jener hielt feſt an ſeinem Vorſatz, ſich dem Freiherrn nicht zum zweiten Mal anzubieten, und ſo mußte dieſer am Ende wohl mit beſtimmten Anträgen herausrücken, wenn er Schiller's Thätigkeit für das von ihm geleitete Inſtitut gewinnen wollte. Bevor jedoch die Anträge Dalberg's die Form eines Contracts gewannen, erkrankte der Dichter an einem kalten Fieber, welches in Folge wiederholter Rückfälle mehrere Monate hindurch eine große Plage für ihn war, und ſeine gedrückte Stimmung wurde nicht gebeſſert durch den Verluſt ſeines treuen Freundes, des Regiſſeur Meyer, welchen ein in der Stadt graſſirendes Gallenfieber wegraffte.

Schiller's Geneigtheit, auf Dalberg's Anerbietungen einzugehen, dürfte nicht unbeträchtlich durch den Umſtand erhöht worden ſein, daß er erfahren hatte, ein Bewerber um Lotte von Wolzogen von früher her, ein Herr von Y., werde in Bauerbach erwartet. Er konnte ein lebhaftes Gefühl von Eiferſucht nicht verbergen. „Verſichern Sie — ſchrieb er am 12. September an Frau von Wolzogen — Ihre Lotte meiner ewigen Freundſchaft. Jetzt wird Y. vermuthlich bei Ihnen ſein und kaum gedacht werden an den armen Entfernten." Tags zuvor hatte er die Freundin vom Abſchluß des Vertrags mit Dalberg in Kenntniß geſetzt. Er ſollte zunächſt für ein Jahr als Theaterdichter thätig ſein und innerhalb dieſer Zeit der Bühne den Fiesco, die Luiſe Millerin und noch ein drittes Stück liefern. Dafür ſollte er ein Fixum von 300 Gulden und von jedem Stücke die ganze Einnahme einer Vorſtellung erhalten. Außerdem blieb ihm das Eigenthumsrecht dieſer Dramen und er hoffte jetzt, mit ſeinen alten Verbindlichkeiten endlich in Ordnung zu kommen, d. h. einen „beträchtlichen Theil ſeiner Einnahmen auf Tilgung ſeiner Schulden verwenden zu können"[22]). Als eine Belohnung der friſchen Thätigkeit, in welche er ſich ſofort werfen wollte, erſchien ihm die Ausſicht, nach Verfluß von acht oder neun Monaten ſeine edle Freundin wieder in Bauerbach zu begrüßen. „Bis dahin — ſchrieb er ihr — übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes. Flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundſchaft bleibt Ihnen unwandelbar und ſoll ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung ſein.“

Aber das Gegengift war doch nicht immer allmächtig. Der Dichter ſah ſich namentlich durch die Berührung mit den Schauſpielerkreiſen, die er in ſeiner Stellung nicht vermeiden konnte, in eine Menge von Bekanntſchaften hineingezogen, welche nicht immer die erſprießlichſten waren. Zerſtreuungen aller Art, zu welchen in dem munteren und dabei ziemlich koſtſpieligen Mannheim überreichliche Veranlaſſung war, beeinträchtigten ſeine Arbeiten, griffen ſeinen Beutel an und waren außerdem ſeiner völligen Geneſung hinderlich. Aus Alledem erklärt ſich ein gewiſſes unruhiges, fahriges, haſtiges Weſen, in welches er mitunter verfiel und welches ihn nach wunderlichen Richtungen hin momentan an die Eröffnung „außerordentlicher Ausſichten“ glauben ließ. So erregte ihm z. B. die Freimaurerei ein lebhaftes Intereſſe 23). Das lag freilich in der Zeit, wie wir ſeines Ortes näher ſehen werden. Der alte Herr daheim auf der Solitude bemerkte bald mit Kopfſchütteln, daß die Situation ſeines Sohnes in Mannheim wenig Garantie für die Zukunft biete. Er drang alſo in den Dichter, ſeinen Frieden mit dem Herzog zu machen, um in die Heimat und zu dem ärztlichen Berufe zurückkehren zu können. Der Vater erbot ſich ſogar, der Demüthigung ſich zu unterziehen und den Fürſten um Verzeihung für den Sohn zu bitten. Auch Schweſter Chriſtophine ſchrieb in dieſem Sinne und Schiller's Herz hatte einen ſchweren Kampf zu kämpfen, um dieſen Bitten zu widerſtehen, einen um ſo ſchwereren, da er ſeine geliebte Mutter krank wußte und die Kranke ihn deutlich merken ließ, daß das Wiederſehen ihres Fritz's heilender wirken würde, als alle die Arzneien, welche er auf die ausführlichen Krankheitsberichte des Vaters hin gegen ihr Leiden, hartnäckige und ſchmerzliche Magenkrämpfe, verordnete. Allein Schiller konnte nicht in die alte Sklaverei zurückkehren, ohne ſich ſelbſt zu verlieren. Er konnte weder ſich ſelbſt vor dem Herzog demüthigen, noch zugeben, daß dies der Vater in ſeinem Namen thäte. Das hieße, wie er ſeiner Schweſter ſchrieb 24), die Achtung vor ſich ſelbſt und den Glauben an ſeine Zukunft aufgeben. Wie lebendig aber gerade um jene Zeit allen Widerwärtigkeiten zum Trotz dieſer Glaube in dem jungen Dichter geweſen iſt, bezeugt uns ſein ehemaliger Lehrer Abel, der ſeinen früheren Schüler zu deſſen „fröhlichem Schrecken" Mitte Novembers mit einem Beſuch überraſchte. Der Profeſſor, ein kurzer, behaglich dicker Mann, kam zu Pferde, „geſpornt, einen runden Hut auf dem Kopfe, einen Hirſchfänger umgeſchnallt wie ein Student von Jena." Schiller bewirthete in ſeiner Herzensfreude den theuren Lehrer und Freund mit etlichen Flaſchen Burgunder, welche ihm einer ſeiner Mannheimer Verehrer zugeſchickt hatte; aber der vortheilhafte Eindruck, welchen ſein früherer Zögling auf Abel machte, hat den guten Profeſſor gewiß noch mehr erquickt als der Burgunder. „Ungeachtet der ungünſtigen Lage Schiller's — äußerte Abel ſpäter — entdeckte ich mit Vergnügen, daß ſeine Seele, ſeitdem ich ihn nicht mehr geſehen, einen höheren Schwung errungen. Er ſprach mit Zuverſicht von ſeinen Plänen und dem glücklichen Erfolge derſelben. Sein Ideal ſtand jetzt deutlich und vollendet vor ihm und er fühlte Kraft genug in ſich, demſelben immer näher zu kommen."

Der Freund mochte aber doch die freudige Stimmung, in welche ſein Erſcheinen den Dichter verſetzt hatte, zu hoch angeſchlagen haben. Denn auf der Schwelle zum Jahre 1784 treffen wir Schiller in einer Lage, die peinlich genug geweſen ſein muß. Dalberg drängte ihn, die Umarbeitung der beiden neuen Trauerſpiele für die Aufführung möglichſt raſch zu vollenden, und noch mehr als halb krank mußte er ſich mit dieſer Arbeit abmühen 25). Einige Wochen vor Neujahr war das Theatermanuſcript des Fiesco fertig und in den tigen. Schon wollte ich, den derartige Szenen anwiderten, an dem Gewühl vorübergehen, allein meine Gefährten zogen mich näher und bald ſtand ich wie feſtgebannt der blutüberſtrömten Tragbahre gegenüber, auf welcher im Kreiſe der Sbirren der verwundete Räuber lag. Aber ich ſchaute nicht auf ihn, nicht ſein Anblick machte meinen Fuß am Boden wurzeln — über den Banditen beugte ſich, ſeine Wunden mit den Fetzen ihres Schleiers und ihrer Mantille verbindend, die holdeſte Jungfrau, die ich je geſehen, den Ausdruck kindlicher Zärtlichkeit mit der kummervollſten Reſignation auf ihren Zügen vereinigend. Dieſes Weib war Iſidora, die Tochter Fosco's, welche nicht die Verbrechen, wohl aber die Gefahren ihres Vaters mit heldenmüthigſter Aufopferung getheilt hatte und heute an ſeiner Seite gefangen worden war. Sie zählte achtzehn Jahre und — doch verlange nicht, daß ich ſie Dir ſchildere, ich vermag das jezt nicht mehr, vermochte es nicht einmal damals, als dichteriſche Begeiſterung, die jezt nur noch ſpärlich und dann einzig zum Preiſe deſſ', der mich vor Verzweiflung wahrte, auflodert, in voller Friſche und Kraft in meinem Herzen froh-

Händen des Intendanten. Dieſe Umformung der Tragödie, namentlich im fünften Act, ging ſo weit, daß das „bühnengerechte" Stück jenen Namen eigentlich gar nicht mehr verdiente. Es war aus einem Trauerſpiel ein Schauſpiel geworden. Denn während der urſprüngliche und echt Schiller'ſche Fiesco — ſo, wie er auch nachmals wieder von dem Dichter zur Aufnahme in ſeine Werke hergeſtellt wurde — im Kampfe zwiſchen Bürgertugend und Ehrgeiz moraliſch unterliegt, um dann, im Begriffe, die Frucht ſeines Abfalls vom republikaniſchen Prinzip zu pflücken, durch die rächende Hand des „ſtarren" Republikaners Verrina auch phyſiſch zu Grunde zu gehen, erhebt ſich in der Bearbeitung für die Bühne der Held über die Verlockungen der Ehr- und Herrſchſucht, zerbricht das errungene Szepter und will nur der glückliche Bürger eines Freiſtaats ſein[26]). So ſtirbt denn auch Niemand in dem umgewandelten Drama, mit Ausnahme des wüſten Gianettino, ſelbſt der Mohr kommt davon und Alles endigt in Glück und Zufriedenheit. Es bedarf keiner Nachweiſung, daß in dieſer Form die eigentliche Pulsader des Stückes unterbunden war. Der tragiſche Knoten, auf deſſen Schürzung das ganze Gedicht urſprünglich angelegt worden, d. h. die Trübung einer edlen Natur durch ſelbſtſüchtige Leidenſchaft und ihr dadurch vermittelter Untergang, kam gar nicht zur Geltung und an die Stelle der tragiſchen Erſchütterung wurde die weiche Rührung eines ſentimentalen Optimismus geſchoben. Welche Selbſtüberwindung es dem Dichter koſtete, dem Intendanten, den Schauſpielern und dem Publicum zu Gefallen zu ſo weitgreifenden Aenderungen ſeines Gedichts, durch welche „dem Verſtand und der (hiſtoriſchen wie der poetiſchen) Wahrheit die ſtärkſten Schläge verſetzt wurden", ſich herbeizulaſſen, hat uns Streicher erzählt[27]).

Und im Grunde war alle dieſe Mühe vergeblich aufgewendet worden, wenigſtens für das Mannheimer Publicum. Der Fiesco ging am 11. Januar 1784 zum erſten Mal über die Bühne, aber obgleich die ſzeniſche Ausſtattung prächtig war, obgleich Boek den

Hauptheldeu, Iffland den Verrina, Beck den Bourgognino und Toskani den Mohren ſpielte — (ſpäter übernahm Beil dieſe Rolle mit außerordentlichem Erfolg) — und obgleich einzelne Auftritte lauteſte Bewunderung hervorriefen. für das Ganze konnte ſich die Mehrheit des Publicums nicht erwärmen und die Wirkung kam jener, welche die Räuber hervorgebracht hatten, bei Weitem nicht gleich. In einem Briefe vom 5. Mai an Reinwald, wo er dem Freund auch ſagte, daß der „Traum“, in die idylliſche Einſamkeit von Bauerbach zurückzukehren, verflogen ſei, geſteht dies Schiller ſelbſt zu. „Den Fiesco — ſchrieb er — verſtand das Publicum nicht. Die Mannheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehn Mal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt und auch zu Frankfurt fand man Geſchmack daran.“ Fiesco hat bekanntlich von Anfang an und bis zur Gegenwart herab die verſchiedenartigſten Beurtheilungen erfahren. Man wird aber doch, Alles erwogen und der bedeutenden, beſonders auf der verfehlten Frauencharakteriſtik beruhenden äſthetiſchen Mängel des Stückes ungeachtet, am Ende Gervinus beipflichten müſſen, wenn er, wie der Dichter ſelbſt that, im Fiesco einen Vorſchritt über die Räuber hinaus erblickt, weil Schiller mit ſeiner zweiten Tragödie ſeine Richtung auf das Hiſtoriſche begann[28]). Auch Hillebrand, wennſchon die Schwächen der Dichtung ſcharf betonend, gibt zu, daß der Fiesco über die Sphäre der Räuber ſich erhebe, indem Schiller's zweite Tragödie aus der naturrechtlichen Anarchie, welche in der erſten dargeſtellt iſt, zur Anſchauung der freien Staatsordnung führen wolle[29]). Dagegen hat Carriere nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß Schiller in ſeinem ſubjectiven Drang nicht vermocht habe, im Fiesco der Geſchichte gerecht zu werden, ſondern er habe gemeint, ſie verändern und meiſtern zu müſſen, indem er, ſtatt den Zufall mit der Macht des Schickſals zu begaben, eine Intrigue einſchob[30]). Hier liegt, glaube ich, der begründetſte Vorwurf, welchen man dem Fiesco machen kann, aber zugleich auch die Entſchuldigung des Dichters. Er ſchrieb unter dem Einfluß ſeiner Zeit. Was war denn bis zur franzöſiſchen Revolution die ganze Geſchichte des 18. Jahrhunderts Anderes als ein verworrenes Intriguenſpiel? Gab es, als Schiller jung war, eine andere Politik als die der Hinterthüren, der Geheimtreppen und der — Oubliette n? Nein. Wie leicht mußte daher unſer Dichter, bevor ihm tiefere hiſtoriſche Studien den Einblick in den Gang der weltgeſchichtlichen Entwicklung öffneten, verführt werden, den Kampf zwiſchen Deſpotismus und Freiheit in der Form der Intrigue anzuſchauen und darzuſtellen. Aber wenn er ſo auf der einen Seite ſtark von ſeiner Zeit beeinflußt erſcheint, ſo hat er ſich auf der andern auch wieder über dieſelbe erhoben. Ich meine, durch das Prophetiſche, was im Fiesco lag. Nicht umſonſt trug das Stück den Titelbeiſatz: „Ein republikaniſches Trauerſpiel.“ Es hatte ſich in dieſer Dichtung ſchon jenes wunderbare Vorgefühl kommender Ereigniſſe geoffenbart, welches unſerem Dichter wie keinem andern eigenthümlich iſt und welchem wir noch mehrmals bei ihm begegnen werden. Wenn jemals ein Dichter ein Seher, ein Vorſchauer zu heißen verdiente, iſt es Schiller geweſen.

Die Luiſe Millerin war von vornherein für bühnengerecht erklärt worden und der Verfaſſer hatte Behufs der Aufführung keine Umänderungen, ſondern nur einige Kürzungen und etliche Milderungen allzu draſtiſcher Stellen vorzunehmen. Allein ſeine Freunde, durch die laue Aufnahme des Fiesco ſtutzig gemacht, ſahen dem 15. April, an welchem Tage das Stück die Bühne beſchreiten ſollte[31]), mit um ſo mehr Unruhe entgegen, als inzwiſchen Iffland vermittelſt ſeines durch Schiller „Verbrechen aus Ehrſucht“ getauften Familienſtückes großen Beifall gewonnen hatte. Sie mochten nicht ohne Grund befürchten, daß ein Publicum, welches ein Iffland'ſches Stück mit viel mehr Liebe aufgenommen als kürzlich den Fiesco, auch der neuen Schiller'ſchen Dichtung kein rechtes Verſtändniß entgegenbringen würde. Der Abend kam. Die Ankündigung des Stückes, welchem Iffland in Leiſtung eines Gegendienſtes den Titel „Kabale und Liebe“ gegeben, hatte das Theater dicht gefüllt. Schiller befand ſich in einer Loge. Bei ihm war der treue Andreas und von dieſem wiſſen wir, wie ſich Dichter, Schauſpieler und Zuſchauer während der Darſtellung gebahrten. Ruhig, heiter, aber in ſich gekehrt und nur wenige Worte wechſelnd, erwartete Schiller das Aufrauſchen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zuſammenziehen der Augenbrauen, wenn Etwas nicht nach Wunſch geſprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen dieſe auch hervorbrachten — wer könnte dies beſchreiben! Während des ganzen erſten Aufzugs entſchlüpfte ihm kein Wort und nur beim Schluſſe deſſelben ließ er ein: Es geht gut! hören. Der zweite Act wurde ſehr lebhaft und vorzüglich der Schluß mit ſo viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargeſtellt, daß, nachdem der Vorhang niedergelaſſen war, alle Zuſchauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weiſe ſich erhoben und in ſtürmiſches, einmüthiges Beifallrufen ausbrachen. Der Dichter wurde ſo ſehr davon überraſcht, daß er aufſtand und ſich gegen das Publicum verbeugte. In ſeinen Mienen, in der edlen, ſtolzen Haltung zeigte ſich das Bewußtſein, ſich ſelbſt genug gethan zu haben 32). X

Kabale und Liebe ſchließt den Kreis ab, welchen die Räuber eröffneten. Wie dieſe, wie der Fiesco, war auch Schiller's dritte Tragödie ein Proteſt gegen das Beſtehende, ſpeziell ein Proteſt des Herzens und der aufgeklärten Humanität gegen die anmaßlichen Kaſtenſchranken und Rangunterſchiede. Es iſt noch viel ungeſchlachter Titanismus in dem Stück und häufig greift darin die Kraftgenialität fehl. Mehr noch, weit mehr als die Darſtellung vornehmer Schurkerei ſtreift die Zeichnung der idealen Figuren, Ferdinand und Luiſe, an die Carricatur. Denn es iſt doch wohl nicht anzunehmen, daß Schiller den Idealismus des jungen Offiziers abſichtlich bis zur Gränze des Lächerlichen, die Sentimentalität Luiſe's bis zur kränklich-phraſenhaften Schwärmerei vorſchreiten ließ, um an dieſen beiden Charakteren etwa zu zeigen, wie die Bildungselemente der Zeit nicht ſelten zur Verbildung ausſchlugen. So recht und voll aus dem Leben herausgeſchnitten erſcheint nur der Muſicus Miller, den man mit Fug eine der beſten Geſtalten genannt hat, welche Schiller geſchaffen. Aber müſſen wir, um das Stück richtig zu würdigen, uns nicht feſt auf den Standpunkt der Zeit ſtellen, in welcher es entſtand? Thut man das, ſo wird man ſagen müſſen, daß in Kabale und Liebe viel mehr hiſtoriſcher Gehalt iſt als im Fiesco. Der Inſtinct des Publicums merkte das auch unſchwer heraus; denn es hatte ja nicht weit zu blicken, um vieler Orten in Deutſchland Hofzuſtände zu ſehen, wie das Stück ſie ſchilderte. Erinnern wir uns, daß die erſte Idee dieſer Tragödie dem Dichter im Arreſtlocal zu Stuttgart aufgegangen war. Das Walten des Herzogs Karl während der erſten Hälfte ſeiner Regierung war mit düſteren Zügen in das Gedächtniß eines jeden Würtembergers geſchrieben. Schiller brauchte ſich bloß eines Montmartin, eines Wittleder, eines Gegel zu erinnern, um durchaus reale Vorbilder zu ſeinem Präſidenten Walter und zu ſeinem Secretär Wurm bei der Hand zu haben. Auch ein Vorbild zur Lady Milford fehlte nicht und es ſteht außer Zweifel, daß der Dichter unter dieſer Maske die Gräfin von Hohenheim zeichnen wollte und wirklich gezeichnet hat. So angeſehen, wird Kabale und Liebe ſtets als eines der bedeutendſten Zeugniſſe der Sturm- und Drangſtimmung und der realen Verhältniſſe, aus welchen dieſe hervorging, in unſerer Literatur daſtehen. Die ſchlagartige Wirkung der Tragödie vermögen wir uns heute nur noch annähernd vorzuſtellen. Sie war ein reinigendes Gewitter in einer ſchwülen, verpeſteten Atmoſphäre. Der Druck des Stückes muß ſchon vor oder wenigſtens unmittelbar nach der erſten Aufführung bei Schwan vollendet worden ſein[33]. Der alte Herr auf der Solitude erhielt ſein Exemplar friſch von der Preſſe weg und erfreute den Sohn mit dem Bekenntniß, daß ihm das Stück gefallen habe, obgleich er das „gewiſſer Stellen wegen“ nicht merken laſſen dürfe. Allerdings mußten „gewiſſe Stellen“ des Trauerſpiels in Würtemberg mit verdoppelter Wucht einſchlagen und ſo iſt die ängſtliche Vorſicht des Vaters leicht zu erklären. Viel leichter, als der Umſtand, daß man nichts Arges darin fand, den Dichter, welcher doch bei Hofe für einen Undankbaren, für einen Deſerteur und Rebellen galt, für eine Weile ungefährdet in ſein Heimatland zurückkehren zu laſſen, — nämlich „geiſtweiſe“, wie wir Schwaben ſagen. Denn im Frühjahr 1784 wurden in Stuttgart die Räuber mit großem Beifall aufgeführt. Iffland gab als Gaſtrolle den Franz Moor. Noch mehr, etwas ſpäter ging ſogar Kabale und Liebe über die Bretter der Stuttgarter Bühne und wir wiſſen, daß die beiden jüngeren Schweſtern des Dichters dieſer Darſtellung anwohnten. Einerſeits wird dadurch bewieſen, wie mächtig zu jener Zeit literariſche Thatſachen waren, andererſeits, daß der Polizeiſtaat damals noch nicht zu völliger, ängſtlich-conſequenter Ausbildung gelangt war. Freilich war die Aufführung von Kabale und Liebe eine für die Nerven der Stuttgarter Hofkreiſe zu ſtarke Zumuthung geweſen und, in Wahrheit, man konnte billiger Weiſe nicht verlangen, daß die Walter und Wurm und Kalb mit Ruhe und Befriedigung zuſähen, wie ihre Portraits da oben auf der Bühne allerlei Bedenkliches agirten. Eine Beſchwerde ging alſo nach Hohenheim hinauf und von da herunter kam ein herber Verweis für den Oberſt Seeger, daß dieſer, welcher dem Theaterweſen vorſtand, die Aufführung des Stückes geſtattet hätte. Natürlich verſchwand daſſelbe ſofort vom Repertoire, zu nicht geringem Verdruß der Schauſpieler und des Publicums[31].

Während ſo der Verſuch, an der Hand ſeiner Muſe die alte Heimat zurückzuerobern, zunächſt mißglückte, hatte es den Anſchein, als ſollte dem Dichter die Pfalz eine neue werden. Es beſtand nämlich in Mannheim unter der Protection des Kurfürſten und dem Präſidium Dalberg's eine Art Akademie, die kurpfälziſche deutſche

Geſellſchaft geheißen. In einer Sitzung derſelben zu Anfang Februars 1784 wurde Schiller als ordentliches Mitglied aufgenommen und die kurfürſtliche Beſtätigung traf bald ein. Der Dichter ſah das, wie er am 11. Februar an Frau von Wolzogen ſchrieb, „als einen großen Schritt zu ſeinem Etabliſſement an“ und äußerte in einem gleichzeitigen Schreiben an ſeinen Freund Zumſteeg in Stuttgart, er ſei durch Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft in der Kurpfalz nationaliſirt. Die ganze Sache war freilich im Grunde nur eine leere Formalität, allein wie ernſt Schiller ſie nahm, bezeugen die angezogenen Aeußerungen. Zum Eintritt in die deutſche Geſellſchaft las er am 26. Juni in einer öffentlichen Sitzung derſelben ſeine Abhandlung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“, welche nachmals unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moraliſche Anſtalt betrachtet“, in die Sammlung der Werke des Dichters überging. Der Aufſatz iſt im edelſten Sinne eine oratio pro domo, d. h. der Verfaſſer rechtfertigt darin in glänzendſter Weiſe vor ſich ſelbſt und vor Anderen ſeinen Beruf als dramatiſcher Dichter. Die Aufgabe der Schauſpielkunſt wird groß, ſchön, wahrhaft idealiſch gefaßt, das Drama in geiſtvolle Parallele mit der Religion geſetzt, die Kunſt, und zwar namentlich die dramatiſche, als eine ſittlich-religiöſe Anſtalt aufgezeigt. Ueberall blickt hier, wenn auch noch etwas unſicher taſtend, ſchon der große Gedanke hervor, welchen Schiller ſpäter als Aeſthetiker ſo herrlich ausgeführt hat, der Gedanke, die Menſchen mittelſt der Kunſt zu erziehen, zu bilden, zu adeln.

Was der Dichter in ſeiner Abhandlung theoretiſch angedeutet hatte, ſuchte er im Don Carlos praktiſch zu geſtalten. Er war mit neuer Liebe zu dieſem Stoffe zurückgekehrt, nachdem er eine Weile an die Bearbeitung anderer gedacht hatte. Schon die Form des neuen Stückes ſollte eine errungene höhere Stufe ſeiner Künſtlerſchaft bezeichnen. Er wählte ſtatt der Proſa den fünffüßigen Jambus, welchen Leſſing durch ſeinen Nathan mit dem glücklichſten Takt dem höheren Drama vindicirt hatte. Und dieſe Wahl markirte wahrlich keinen bloß äußerlichen Vorſchritt. Der edle Rhythmenſtrom, keine Trübung durch kraftgeniale Unbändigkeit duldend, ſymboliſirte die begonnene Läuterung von Schiller's Dichtergeiſt. Die Weltanſchauung des Dichters, in ſeinen drei Erſtlingsdramen verneinend und zerſtöreriſch aufgetreten, kehrt uns im Don Carlos die bejahende und aufbauende Seite zu. An die Stelle der gewaltſamen Revolution tritt die bildende Reform. Der Räuberdolch wandelt ſich in das Schwert des freien Wortes, die rothe Glut der Brandfackel weicht dem milden Lichte der Wahrheit. Dieſer hohe Sinn kam in den Don Carlos weſentlich durch Einführung der Geſtalt des Marquis Poſa, welcher allmälig die bedeutendſte der ganzen Tragödie werden mußte, weil Schiller den ganzen Adel ſeiner eigenen Natur dem Malteſer einhauchte. Ja — ein ſchönes Wort von Heine zu adoptiren — er ſelbſt iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat. Freund Streicher, auch jetzt wieder der Vertraute von Schiller's Arbeiten, hörte mit Entzücken die Szenen an, welche ihm der Dichter unmittelbar nach ihrer Entſtehung vorlas, und wie ſehr der Letztere ſelbſt durch ſeine neue Schöpfung gehoben wurde, zeigt uns die begeiſterte Sprache, womit er im Deutſchen Muſeum vom 12. Dezember 1784 die von ihm unternommene Zeitſchrift, „die Rheiniſche Thalia“, der Leſewelt ankündigte. „Das Publicum — hieß es hier unter Anderem — iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor dieſem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen als den Ausſpruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren als an die menſchliche Seele.“ Mit welchen Gefühlen mag Schiller auf dieſe Aeußerung juvenilen Enthuſiasmus zurückgeblickt haben, als er, nach gemachter näherer Bekanntſchaft mit dem „Souverain", im Juni 1799 an Göthe ſchrieb: „Das einzige Verhältniß gegen das Publicum, das Einen nicht reuen kann, iſt der Krieg." Als Hauptinhalt brachte die Rheiniſche Thalia in dieſem und dem folgenden Jahre die drei erſten Acte des Don Carlos, in einer Geſtalt, die freilich ihrer Fülle wegen das Stück für das Theater unbrauchbar machte. Die Kritik ſäumte nicht, auf dieſen Fehler aufmerkſam zu machen, und Wieland äußerte mit Grund, Schiller ſei noch zu reich, zu voll von Gedanken und Bildern, er ſage zu viel und wiſſe ſeine Einbildungskraft noch nicht hinlänglich zu bemeiſtern. Der Dichter ſelbſt ging von der lange feſtgehaltenen Anſicht aus, Don Carlos könnte und ſollte kein Theaterſtück werden, — eine ideale Auffaſſung der dramatiſchen Poeſie, welche ihrem Weſen geradezu widerſpricht. Es gibt keine ideale Bühne, ſondern eben nur eine wirkliche und was für eine wirkliche! Aber wie ſie auch ſein mag, nur auf ihr kann ein Drama zu rechtem Leben gelangen. Später hat Schiller das erkannt und iſt dazu verſchritten, den Don Carlos durch Zuſammendrängung deſſelben, die freilich immer noch nicht energiſch genug war, dem Theater anzupaſſen.

Inzwiſchen hatte ſich der Kreis der Bekanntſchaften des Dichters bedeutend erweitert und es waren in dieſen Kreis Perſonen eingetreten, die jetzt und ſpäter beſtimmend auf ſein Daſein wirkten. Am 7. Juli 1784 meldete er ſeiner mütterlichen Freundin in Bauerbach die flüchtige Begegnung mit einer Frau von L., welche, aus der Schweiz kommend, ihm Tags zuvor einen Beſuch gemacht, aber ihn leider nicht zu Hauſe getroffen hätte, ſo daß er ſie nur noch einen Augenblick vor ihrer Abreiſe geſehen habe. Es kann damit nur Frau Luiſe Juliane von Lengefeld gemeint ſein, die Wittwe des 1775 verſtorbenen ſchwarzburg-rudolſtädtiſchen Kammerraths Karl Chriſtoph von Lengefeld und Verwandte des Wolzogen'ſchen Hauſes, aus welchem ſie mütterlicherſeits ſtammte. Sie war im vorigen Jahre

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03472/021

lockte und meine glühenden Reime von der Verherrlichung der Geliebten überquollen. Genug, ihr Leib war wie die Roſenknospe, die zum erſtenmal ihre Blätter vor dem Kuß der Sonne entfaltet, ihre Seele wie die Lilie zur Stunde, wo ſie zuerſt ihren Kelch erſchließt. — Ich war an dem Abend, wo ich ſie zuerſt erblickt, heimgekehrt wie trunken und erinnere mich, daß meine Mutter mich fragte, warum meine Wangen ſo brannten und meine Augen ſo leuchteten. Ich ſuchte die Einſamkeit meines Schlafgemachs, fand aber keine Ruhe, denn ein fremdes Drängen und Wogen durchzog mein Gemüth und als ich endlich lange nach Mitternacht fieberhaften Schlaf fand, glaubte ich im Traum eine Stimme zu vernehmen, die da ſprach: „Das iſt die Liebe!“ Und ſie war es. Ich, der ich ſie bisher nur vom Hörenſagen oder durch die Schilderung der Poeten kannte, erlag ihrer unwiderſtehlichen Magie, als ich Iſidora näher trat. Dieſes Nähertreten wurde dadurch vermittelt, daß die Magiſtrate die Heilung der Wunden Fosco's anordneten, bevor ihm der Prozeß gemacht würde, und dieſe Heilung meinem Lehrmeiſter übertragen ward. Im Geleit deſſelben mit ihren beiden Töchtern, Karoline und Charlotte, in die Schweiz gereiſt und hatte auf der Hinreiſe einige Tage in Stuttgart verweilt. Ihre Baſe, Frau von Wolzogen, welche damals dort war, hatte die Reiſenden mit ihrem älteſten Sohn, dem Karlsſchüler Wilhelm von Wolzogen, bekannt gemacht und der junge Mann von Karoline's Perſönlichkeit einen ebenſo tiefen als nachhaltigen Eindruck empfangen. Aber auch zur Solitude hinauf war Frau von Wolzogen mit ihren Gäſten gegangen und hatte ſie bei Schiller's Familie eingeführt. Frau Eliſabeth ahnte ſicherlich nicht, daß ſie das eine der beiden jungen Mädchen, welche damals über ihre Schwelle traten, zehn Jahre ſpäter als die Frau ihres Fritz umarmen würde. Frau von Lengefeld brachte mit ihren Töchtern faſt ein ganzes Jahr in der Schweiz zu, hauptſächlich in Bevay, wo Lotte, für welche ihre Mutter die Stellung einer Hofdame anſtrebte, eifrig in der franzöſiſchen Sprache ſich üben mußte. Auf der Heimreiſe nach Rudolſtadt am 6. Juli 1784 Mannheim paſſirend, ſuchten die Damen den Dichter auf[35]). Allein die Begegnung war, wie ſchon erwähnt, eine ſo flüchtige, daß kein Geſpräch ſich entfalten, kein Wort, das lebhafteren Antheil erregt hätte, fallen konnte. Zudem hatten den beiden Schweſtern zwar einzelne Szenen der Räuber Theilnahme abgewonnen, aber zugleich hatte „die Maſſe von wildem Leben" in dem Stücke ſie zurückgeſchreckt und endlich waren ihre Seelen von den großen Naturbildern der Alpenwelt ſo voll, daß zunächſt für Anderes kein Raum blieb. Doch wurden die Schweſtern, und zwar die ältere mehr noch als die jüngere, von der hohen, edlen Geſtalt des Dichters frappirt und ſie wunderten ſich, daß „ein ſo gewaltiges und ungezähmtes Genie ein ſo ſanftes Aeußere haben könne"[36]). Schiller ſeinerſeits fand nur das nackt Thatſächliche dieſes Beſuches bemerkenswerth und es iſt eigenthümlich, daß dieſe Menſchen, welche ſich ſpäter ſo innig mit einander verbinden ſollten, bei ihrem erſten Zuſammentreffen faſt ganz theilnahmlos an einander vorübergingen.

Lebhaftere Erregungen brachte für den Dichter ein in dieſelbe Zeit fallender Beſuch ſeiner Schweſter Chriſtophine, welche in Reinwald's Begleitung kam, der ſchon ſo ziemlich für ihren erklärten Bräutigam galt. Kaum waren Schweſter und Freund wieder fort, ſo traf eine junge Frau in Mannheim ein, welcher Schiller ſchon im Hauſe der ihr verwandten Wolzogen in Bauerbach begegnet war, — abermals eine Lotte. Charlotte Marſchalk von Oſtheimb, zu Waltershauſen in Thüringen 1761 geboren, hatte, nachdem ſie Vater und Mutter frühe verloren, eine Jugend voll raſch wechſelnder Eindrücke verlebt. Von Natur genialiſch, ſchwärmeriſch, reizbar, phantaſtiſch, war ſie ohne geregelte Erziehung aufgewachſen. Schon vor der Confirmation hatte ſich in dem Kopfe des jungen Mädchens die bunteſte Ernte von Leſefrüchten angehäuft. Die Bibel, der Koran, Voltaire, Rouſſeau, Shakſpeare, Klopſtock, Wieland waren nur vorragende Punkte in dieſer „uferloſen Leſerei“, welchen Ausdruck auf dieſe Frau ihr ſpäterer Geliebter, Jean Paul, ebenſo gut wie auf ſich ſelbſt hätte anwenden können. Rechnet man dazu die tiefſchmerzlichen Eindrücke, welche Familienmißgeſchicke aller Art auf die junge Charlotte hervorbrachten, rechnet man endlich dazu, daß ſie im Herbſt 1783 zu einer Convenienzheirat mit einem ungeliebten Manne veranlaßt und vom Altar weg ohnmächtig in den Wagen getragen worden war, welcher ſie in die „Flitterwochen“ führen ſollte, — ſo wird man ſich dieſes zwiſchen aufgeſpanntem Heroismus und hinſchmelzender Liebesbedürftigkeit, zwiſchen Flackerglut und Froſt ſeltſam ſchwankende weibliche Weſen einigermaßen vorſtellen können, das noch zwölf Jahre nach dem Zeitpunkt, von welchem hier die Rede iſt, Jean Paul „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich“ und eine „Titanide“ nannte, um nach ihr ſeine Linda im Titan zu ſchaffen. In jungen Jahren muß Charlotte, wenn nicht ſehr ſchön, ſo doch jedenfalls das geweſen ſein, was man damals „erſtaunend“ nannte und heutzutage pikant nennt. Noch 1796 ſchrieb Jean Paul von ihr: „Sie hat zwei große Dinge:

große Augen, wie ich keine noch ſah, und eine große Seele. Sie ſpricht gerade ſo, wie Herder in den Briefen über Humanität ſchreibt. Sie iſt ſtark, voll, auch das Geſicht, ſchlägt die großen, faſt ganz zugeſunkenen Augen himmliſch in die Höhe, wie wenn Wolken den Mond wechſelsweiſe verhüllen und entblößen“[37]. Gewiß muß der Zauber der Perſönlichkeit dieſer Frau, welche wie kaum eine zweite die Stimmung der Sturm- und Drangperiode repräſentirte, zur Zeit, wo ſie als Dreiundzwanzigjährige unſeren Dichter in Mannheim begrüßte, noch viel ſtärker gewirkt haben als ſpäter, wo der große Humoriſt denſelben ſo lebhaft empfand. Charlotte war mit ihrem Gatten, dem Major Heinrich von Kalb, nach Mannheim gekommen, wo ſie weilte, während jenen ſein Dienſt nach Landau rief. Sie hatte Aufträge Seitens der Frau von Wolzogen und Reinwald's an Schiller zu beſtellen und es iſt unzweifelhaft, daß die Erſcheinung des Dichters Charlotte's Seele ſogleich tief und gewaltig erregte, vielleicht die Wirkung des früheren Begegnens im Rhöngebirge nur erneuernd und erhöhend. Im hohen Alter noch, als die vielgeprüfte, achtzigjährige Frau die Erinnerungen ihrer reichen und bewegten, aber unglücklichen Vergangenheit ſammelte, ſchlug das Andenken an jenes Wiederfinden in Mannheim wie eine helle Lohe in ihrer Bruſt auf und in dem turbulenten Zugwolkenſtyl, welcher ihrem Weſen vollſtändig entſprach, äußerte ſie darüber: — „In der Blüthe des Lebens bezeichnete Schiller des Weſens reiche Mannigfaltigkeit; ſein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutſam war ihm Manches, was ich ihm ſagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Geſinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und ſprach: „Ich muß eilend in das Schauſpielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde dieſen Abend gegeben und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszuſprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick. Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachſinnen, — wohl die Rede eines Sehers. Im Lauf des Geſprächs raſche Heftigkeit, wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnſucht beſeelt. Das Leben erblühete — heute ein erſtorbenes“[38]. Mit dieſem Enthuſiasmus contraſtirt nicht wenig die kühle Art, womit ſich der Dichter ſeinerſeits Anfangs über Charlotte vernehmen ließ. Ganz kurz ſchrieb er ſeiner Freundin in Bauerbach: „Die Frau zeigt ſehr viel Geiſt und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerſeelen.“ Dieſe Kühle ſollte aber bald in Wärme umſchlagen. Vorerſt brachte der Umgang Schiller's mit Frau von Kalb die Erneuerung einer Szene zuwege, wie ſie im September 1782 in der Wohnung des Regiſſeur Meyer ſtattgefunden hatte. Eines Nachmittags kam der Dichter mit dem fertigen erſten Act des Don Carlos zu Charlotte, deren Erwartung von dem neuen Drama ſehr hochgeſpannt war. Schiller begann vorzuleſen und las und las, ohne daß die Zuhörerin ein Zeichen von Empfindung oder Beifall blicken ließ. „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?“ — Charlotte lacht laut auf und ſagt: „Lieber Schiller, das iſt das Allerſchlechteſte, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein, das iſt zu arg!“ erwidert er, wirft ärgerlich die Handſchrift auf den Tiſch, nimmt Hut und Stock und geht weg. Sogleich greift Charlotte nach dem Manuſcript, lieſt, wird entzückt und bittet dem Dichter ihr voreiliges Urtheil förmlich ab, ſagt ihm aber auch, daß ſeine Dichtungen durch ſeine heftige, ſtürmiſche Declamation nothwendig verlieren müßten[39].

Es war ein recht verworrenes Getriebe und Gedränge im Seelenleben unſeres Dichters zu dieſer Zeit: — „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Während die Erinnerung an Lottchen von Wolzogen mehr und mehr ihren leidenſchaftlichen Stachel verlor, näherten ſich die Beziehungen zu Charlotte von Kalb ſchon der Gränzlinie, wo das freundſchaftliche Gefühl in ein leidenſchaftlicheres übergeht. Außerdem muß Schiller — wenn wir nämlich in dieſer Hinſicht den Erinnerungen der Frau von Kalb Glauben ſchenken dürfen — damals zu Mannheim mit einer Schauſpielerin, die man nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia zu nennen pflegte, einen Liebeshandel gehabt haben, an welchen er ſpäter nicht ohne Beſchämung zurückdenken konnte[40]). Die Verwirrung wird noch erhöht, wenn wir erwägen, daß gegen das Ende des Jahres 1784 hin und noch in das folgende hinein Margaretha Schwan die eigentliche Herzenskönigin des Dichters geweſen iſt. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Tochter des gaſtlichen Hauſes, in welchem Schiller viel verkehrte, ſeinem Herzen nah und näher trat. Margaretha war jung, ſchön, ungewöhnlich gebildet, der Literatur und Kunſt zugewandt und aus ihren großen, ausdrucksvollen Augen blickte ein lebhafter und reicher Geiſt. Was Wunders, daß unſer Dichter für dieſe, in faſt täglichem Verkehr vor ihm entfalteten Vorzüge nicht unempfänglich blieb, und was Wunders, daß Margaretha's Herz allmälig dafür ſprach, ihr Loos mit dem eines Mannes von ſo viel Genie und Seelenadel zu verbinden? Das Verhältniß geſtaltete ſich gegenſeitig vom Herbſte 1784 bis zum Frühling 1785 immer ernſter, und als Schiller Mannheim verließ, geſchah es mit dem feſten Vorſatz, ſich die Hand Margaretha's von ihrem Vater zu erbitten. Er that dies ſchon unterm 24. April 1785 von Leipzig aus. Aber ſei es nun, daß Herr Schwan Bedenken trug, ſeine Tochter einem Manne von ſo unſicherer Stellung, wie die des Dichters damals war, zu geben, ſei es, daß er wirklich, wie er dem Bewerber ſchrieb, überzeugt war, Margaretha würde bei der „Eigenthümlichkeit ihres Charakters“ keine paſſende Lebensgefährtin für Schiller abgeben, genug, die Antwort lautete abſchlägig. Herr Schwan hatte ſeine Tochter weder von dem Antrag noch von der Ablehnung deſſelben in Kenntniß geſetzt und ſie wurde daher tief betrübt, als ſie von dem Dichter, welchem ſein Zartgefühl verbot, unter ſolchen

Umſtänden den Briefwechſel mit ihr fortzuſetzen, mit einmal Nichts mehr erfuhr. Schiller legte mit männlicher Faſſung dieſe geſcheiterte Hoffnung zu den andern geſcheiterten Jugendhoffnungen und bewahrte dem Schwan'ſchen Hauſe ein freundſchaftliches Andenken. Margaretha heiratete ſpäter einen Herrn Götz, ſtarb aber ſchon im Alter von 36 Jahren. Sie war vor ihrem Tode noch einmal mit Schiller zuſammengetroffen, in Heidelberg (?) im Jahre 1793, als der Dichter mit ſeiner Frau nach Schwaben reiſte, und dieſe erzählte ihrer Schweſter Karoline, Schiller und die liebenswürdige junge Frau Götz ſeien bei dieſem Wiederſehen gleich tief bewegt geweſen[11].

Zu allen den Herzenswirren des Mannheimer Aufenthalts Schiller's kamen äußere Bedrängniſſe. Der alte Stuttgarter Schuldenſchaden war ſehr fühlbar wieder aufgebrochen. Der Freund, welcher ſich ſeiner Zeit für die Summe, welche der Druck der Räuber in Anſpruch genommen, verbürgt hatte, war, von dem Gläubiger hart bedrängt, nach Mannheim geflohen und da verhaftet worden. Schiller's Pein war groß. Da half ein einfacher und keineswegs reicher Bürgersmann, der Baumeiſter Hölzel, in deſſen Hauſe der Dichter wohnte, aus der Verlegenheit, indem er das nöthige Geld beſchaffte. Hauptſächlich zur Tilgung ſeiner Verbindlichkeiten unternahm Schiller die Rheiniſche Thalia, allein ſchon das erſte Heft der Zeitſchrift verfeindete ihn mit den Mannheimer Schauſpielern, welche ſich die ſtrenge Kunſtkritik, die der Dichter an ihnen geübt, nicht gefallen laſſen wollten. Nun begannen alle die Häckeleien, Hetzereien, Nörgeleien, welche in Theaterkreiſen zu Hauſe ſind. Dalberg's „Pulverfeuer“ war auch verflackert. Er hatte wohl in Schiller einen unterthänigen Diener zu erwerben gemeint, welcher ihm bei allen ſeinen theatraliſchen Verſuchen und Zuſchneidereien bereitwilligſt helfen würde. Aber während man einen Don Carlos dichtet, kann man ſich doch wohl zu ſolchen Dingen nicht hergeben. Auch ſtieß bei aller Liebenswürdigkeit Schiller's im perſönlichen Umgange die Selbſtſtändigkeit ſeiner Denkungsweiſe doch vielfach an. Er konnte ſich nie überwinden, den Rücken zu biegen, wo er aufrecht zu ſtehen ſich berechtigt fühlte. Das Diplomatiſiren und Laviren war nicht ſeine Sache. Sein Selbſtbewußtſein — obgleich, wo er es mit Güte und Sympathie zu thun hatte, ſtets beſcheiden — hatte zudem um dieſe Zeit von außen her eine Kräftigung erhalten, welche ihn ſicherer auftreten ließ. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte man in Mannheim erfahren, daß der Herzog Karl Auguſt von Weimar an dem verwandten Hofe von Darmſtadt zu Beſuche ſei, und Schiller kam dadurch auf den Gedanken, die Bekanntſchaft dieſes Fürſten zu ſuchen, der Wieland's Zögling und Göthe's Freund war. Frau von Kalb beſtärkte den Freund in dieſer Abſicht, und mit den thüringiſchen Hofkreiſen vielfach liirt, verſah ſie ihn mit Empfehlungsbriefen. Dieſe öffneten dem Dichter die Thore des Darmſtädter Schloſſes und verſchafften ihm Zutritt zu dem Herzog von Weimar. Von dieſem und der Landgräfin von Heſſen gütig empfangen, erbat er die Erlaubniß, den Fürſtlichkeiten den erſten Act des Don Carlos vorleſen zu dürfen. Sie ward freundlich gewährt und die edle Dichtung that volle Wirkung. Es gehört ſicherlich zu den anmuthendſten Bildern aus jener Zeit, wenn wir uns unſeren Dichter vorſtellen, wie er auf dem glatten Parkett eines Fürſtenſchloſſes einem Kreiſe vornehmer Herren und Damen, worunter regierende Landesherren, jenes Hohelied vorlieſt, woraus die idylliſche Ahnung einer humanen Zukunft der Menſchheit „wie ein Blumenwald“ hervorblüht. Ob ihm ſeine Freundin Charlotte auch eine Warnung, ſich beim Declamiren ſeiner wohllautenden Verſe gehörig in Acht zu nehmen, mit auf den Weg gegeben hatte? Sehr wahrſcheinlich, denn die Vorleſung erregte entſchiedenen Beifall. Karl Auguſt ließ es auch dabei nicht bewenden, ſondern gab dem Dichter noch ein beſonderes Zeichen ſeiner Anerkennung, indem er ihn zum Rath ernannte. Wie doch das Leben wunderlich mit den Menſchen ſpielt! Ein Gedicht, welches den idealen Sieg des Reinmenſchlichen über die Convenienz feiert, trug ſeinem Verfaſſer einen rein conventionellen Titel ein.

Aber es war doch Etwas und in Schiller's Lage gar nichts ſo Unbedeutendes. Wie man ſich auch anſtellen mag, die Geſellſchaft wird ſtets von Formen beherrſcht. Unſer Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentsmedicus, ſondern der Herzogl. Weimar'ſche Rath Schiller. Und der Herr Rath zeigte auch gar wenig Neigung, ſich als Theaterdichter länger hudeln zu laſſen. Wenige Tage nach ſeiner Zurückkunft aus Darmſtadt, am 19. Januar, ließ er ſich über eine Abends zuvor ſtattgehabte arg verpinſelte Darſtellung von Kabale und Liebe ſcharf gegen Dalberg heraus. In und mehr noch zwiſchen den Zeilen dieſer Zuſchrift, welche mit den Worten ſchloß: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen“ — ſtand deutlich zu leſen, daß Schiller's Verhältniß zu der Mannheimer Bühne völlig unhaltbar geworden war. Je raſcher daſſelbe ganz gelöſt werden konnte, deſto lieber war es ihm.

Er wollte fort, denn auch die unklaren, mehr und mehr leidenſchaftlich gewordenen Beziehungen zu Charlotte und Margaretha waren ganz darnach angethan, ihn zu ängſtigen. Glücklicher Weiſe war er diesmal nicht zweifelhaft, wohin er ſich wenden ſollte. Fernher, aus Sachſen, winkte ihm einladend eine Freundeshand, die Hand des Freundes, welcher ihm von jetzt an bis zu ſeinem Tode der vertrauteſte geweſen iſt. Schon im Juni 1784 war aus Leipzig ein Paket an ihn eingelaufen, welches neben einem huldigenden Brief die Compoſition eines Liedes aus den Räubern, eine koſtbar geſtickte Brieftaſche und vier Portraits enthielt. Dieſe ſtellten zwei junge, damals in Leipzig lebende Gelehrte dar, Chr. Gottfr. Körner, den nachmaligen Vater Theodor Körner's, und ſeinen Freund L. F. Huber, nebſt ihren Verlobten, den Schweſtern Minna und Dora Stock. Brief und Tondichtung waren von Körner, Minna hatte die Brieftaſche geſtickt, Dora die Portraits gezeichnet. Erſt im Dezember hatte Schiller die freundliche Zuſendung beantwortet, dann aber auch aus voller Seele. Aus dem fortgeſetzten Briefwechſel war zwiſchen unſerem Dichter und Körner raſch eine jener edlen, ich möchte ſagen idealen Freundſchaften erwachſen, welche dem 18. Jahrhundert ſo ſehr zur Ehre gereichen. Zu dem noch ungeſehenen und ihm doch ſchon ſo nahe getretenen Freunde ſehnte ſich Schiller aus dem Gedränge der Mannheimer Mißverhältniſſe, insbeſondere, ſeit ihm zu ſeinem Schrecken klar geworden, daß ſeine ideale Auffaſſung der Aufgabe des Theaters zu den theatraliſchen Wirklichkeiten Mannheims in einem nicht zu vermittelnden Widerſpruche ſtände. Ganz niedergedrückt, ſchrieb er am 22. Februar 1785 den Freunden in Leipzig: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens ſchreibe ich Ihnen, meine Beſten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entſchluß, aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider, und was mir (hier) vielleicht noch theuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Convenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Contract aufgehoben.... Werden Sie mich wohl aufnehmen? Sehen Sie, ich habe zu Mannheim ſchon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich abreiſen werde, um nach Leipzig zu gehen. Leipzig erſcheint meinen Träumen und Ahnungen wie der roſige Morgen jenſeits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner ſo innigen prophetiſchen Gewißheit, wie dieſe iſt, daß ich in Leipzig glücklich ſein werde. Bis hieher haben Schickſale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muſe mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht Nichts als eine ſolche Revolution meines Schickſals, daß ich ein ganz anderer Menſch, daß ich anfange Dichter zu werden“ 12)[. Körner ſchrieb ſchon unterm 3. März zurück, daß er den Freund mit offenen Armen empfangen werde, und wie wenig das eine bloße Phraſe war, zeigte der Treffliche dadurch, daß er dem Dichter einen Wechſel überſandte, vermittelſt deſſen es dieſem hauptſächlich ermöglicht wurde, ſeine laſtenden Mannheimer Verbindlichkeiten wenigſtens nothdürftig zu erfüllen. Bevor der Monat zu Ende, war er reiſefertig.

Er wollte am letzten Abend ſeines Aufenthaltes in Mannheim nur ſeinen treuen Andreas zur Geſellſchaft haben. Aber zuvor erlebte er noch eine ganz eigenthümliche Szene mit Charlotte von Kalb, eine Szene, welche das in dem vorhin angezogenen Schreiben an Körner hingeworfene Wort commentirt, daß Convenienz und Situation ihn von dem ſchieden, was ihm vielleicht noch theuer ſein könnte. Der Dichter war gegangen, der Freundin Lebewohl zu ſagen. Ein bewegtes Geſpräch entſpinnt ſich im Drange der Stunde zwiſchen den Beiden. Schiller geräth ins Pathos und ſagt: „Das Feuer meiner Seele hat in Ihrem reinen Lichte ſich entzündet. Ihre Gegenwart gab mir eine Begeiſterung und einen Frieden (?), die ich früher nicht gekannt. Das Saitenſpiel unſerer Seelen weiß von einer höheren Harmonie. Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; ſie iſt die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie — Du nie dieſes Sehnen trüben, nie ſolchen Glanz entweihen kannſt. Du kennſt nicht meine Trauer um Dich. Aber was kannſt Du verlieren? Du biſt ſo ſelbſtbeſtimmt. So dachte ich mir das Weib nicht. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius Deine Töne: ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſere Seelen eins! Ich liebte die Begeiſterte und wäre immer Dein, hätte ich den Muth für dieſe Liebe. Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich ängſtiget und entzückt.“ Nicht weniger, ſondern eher noch mehr dithyrambiſch entgegnet ihm die Freundin: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Sie wollen unſern Bund trennen? Das Leben hat Sie mir geſandt. Momente nur ſind im reinen Sein bekam ich Zutritt in das Gefängniß des Räubers, wo ich ſeine Tochter fand und täglich und ſtündlich die Seligkeit und Qual der Liebe mehr in mich ſog. Nach einigen Tagen überließ mir mein Meiſter ſeinen Patienten zu fernerer Behandlung, und, o des Entzückens, ich konnte nun Iſidora ſehen, ſo oft mir beliebte, konnte ſie allein ſehen, denn eine lähmende Schwäche hielt den geneſenden Banditen meiſt in den Banden des Schlafes. So ſaß ich denn an ſeinem Bette ſtundenlang dem Mädchen gegenüber und berauſchte Sinne und Seele in dem Anblick ihrer Schönheit und in der Muſik ihrer Stimme. Und die Räuberstochter war ſo gut, ſo rein, ſo edel. O Gott, rief ich oft mir zu, Dein Thun iſt voller Wunder, aus den Meerestiefen, wo der grimme Hai auf ſeine Beute lauert, läſſeſt Du die köſtliche Perle, aus dem Waldesdunkel, wo der Dolch des Mörders ſeines Opfers harrt, läſſeſt Du eine Blume, wie Iſidora, hervorgehen. Ich liebte und — ich ward geliebt; ja, ich ward es. Iſidora legte nach und nach ihre Scheu vor mir ab, wurde zutraulich wie eine Taube, die, aus der Wildniß geholt, durch die koſende Hand eines uns gegönnt, und dieſe Gabe beſſerer Stunden, auch ſie wäre dahin? O, wären Sie von irdiſcher Sorge frei, nicht ſo nach Ruhm ſtrebend, des Friedens vertilgendem Feind! Schmerz iſt mir die Trennung; doch Sie kennen die Einſamkeit, die gottgeweihete Stille. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen Beide: wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund, der ſcheidet nie... Du! ſagen Sie, Du! ſage ich. Die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allſeligen ſind ein Du, das Du iſt einer ewigen Verbindung Siegel!“ 43) Arme Titanide mit den großen Augen und der großen Seele, du ſollteſt nach nicht gar langer Friſt erfahren, wie zerbrechlich ſo ein Siegel ſei.

Von dieſem excentriſchen Auftritt erholte ſich der Dichter bei dem ſchlichten Streicher. Die Freunde ſaßen bis Mitternacht beiſammen, ſprachen Vergangenes durch und entwarfen Zukunftspläne. So lange man jung iſt, glaubt man ja immer wieder von vorne anfangen zu können. Es heißt da nicht nur: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen; ſondern auch: ein neuer Ort, ein neuer Port. Wir hörten, wie Großes Schiller von ſeiner Ueberſiedelung nach Leipzig erwartete, und ein glaubwürdigſter Zeuge ſagt uns, daß der Dichter dort ein ganz neues Leben beginnen wollte 44). Er hatte ſich auf den rauhen Steinen und ſpitzen Dornen einer deutſchen Schriftſtellerlaufbahn die Füße wundgegangen. Man wußte damals und noch lange nachher nicht, daß das geiſtige Eigenthum zu reſpectiren ſei wie das materielle. Autoren und Verleger waren gleichſam vogelfrei, d. h. ſchutzlos der Buſchklepperei des Nachdrucks überliefert. Was vollends das Theater betraf, ſo mußten lange Jahre vergehen, bevor Schiller ſeine in Mannheim damit gemachten Erfahrungen ſoweit vergeſſen konnte, um mit neuem Muthe wieder an der Verwirklichung ſeiner großen Idee von der Schaubühne zu arbeiten. Für jetzt beabſichtigte er, nur noch in weihevollſten Stunden des Muſendienſtes zu pflegen; ſeine ganze übrige Zeit ſollte einem Studium gewidmet ſein, welches ihm, wie er hoffte, an einem der ſächſiſchen Höfe eine ehrenhafte Stellung ſichern würde. Er wollte die Rechtswiſſenſchaft wieder aufnehmen und dieſelbe, wie ihm möglich ſchien, binnen eines Jahres an der Univerſität Leipzig abſolviren, wenigſtens ſoweit, daß er zum Doctor promovirt werden könnte. Einem Juriſten ſtand ja der Weg zu vielen Aemtern offen. Mit Phantaſie und Feuer malte er dieſen Plan aus und wußte auch den guten Andreas ſo ſehr dafür zu erwärmen, daß dieſer vollſtändig damit einverſtanden war. Das „roſenbekränzte Schooßkind Jovis“ muß in jener Mitternachtsſtunde den beiden jungen Männern allerlei goldene Zukunftsbilder vorgegaukelt haben; denn als ſie endlich ſich trennten, gaben ſie ſich nicht zum Scherze, ſondern alles Ernſtes die Hände darauf, einander nicht zu ſchreiben, bis der Eine Miniſter und der Andere Kapellmeiſter ſein würde.

Aber — ſo ſchließt der wackere Streicher, von welchem wir hier mit ſeinem dichteriſchen Freund Abſchied nehmen, ſeine Mittheilungen — aber „die Himmliſchen hatten anders über Schiller beſchloſſen. Sie ließen es nicht zu, daß eine ſolche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beſchränkt oder ganz unfruchtbar bleiben ſollte. Mit Liebe leiteten ſie nun an ſanfter, gütiger Hand ihren Begünſtigten in die Arme von Freunden, die Alles aufboten, damit er ſeinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in ſich trug, zur Veredlung der Menſchheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geſchlechter, zu unvergänglichem Ruhme ſeiner ſelbſt, ſowie zu dem ſeines Vaterlandes anwenden konnte.“

Viertes Kapitel.

Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Rückblick. — Chriſtian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig. — „Afflatus divinus.“ — Eine ſchwärmeriſche Stunde. — Großmuth der Freundſchaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythus. — Don Carlos in Proſa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loſchwitz. — Glückliche Tage. — Dichteriſche Arbeiten und hiſtoriſche Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeiſterei der Leidenſchaft und Reſignation.

Mit Mannheim lag eine bedeutſame Station ſeines Wanderlebens hinter unſerem Dichter. Er war dort reicher geworden an Lebenskenntniß, wenn auch mehr nach der dunkeln als nach der hellen Seite hin. Er hatte Gelegenheit gehabt, in mancherlei Formen der Auffaſſung und Führung menſchlichen Daſeins hineinzublicken und das Spiel der Intereſſen, Neigungen, Leidenſchaften und Thorheiten der Menſchen in ſeinem inneren Getriebe zu beobachten. Frauen von Seelenſchwung, Bildung und Grazie hatten durch ihren Umgang dazu beigetragen, das Räthſel der Weiblichkeit, welches dichteriſch zu löſen ihm, dem vorzugsweiſe männlichen Dichter, freilich nie völlig gelingen ſollte, ihm wenigſtens weniger fremdartig erſcheinen zu laſſen. Auch in dieſer Beziehung bezeugt der Don Carlos einen bedeutenden Vorſchritt: die Königin Eliſabeth iſt denn doch eine andere Frauengeſtalt als die Amalia in den Räubern, Leonore und Julia im Fiesco oder die Heldin von Kabale und Liebe. Das Geſammtreſultat der Mannheimer Erfahrungen Schiller's war freilich mehr ein niederſchlagendes als ermuthigendes. Der Souverain, welchen er in der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia als den ſeinigen anerkannte, das Publicum, hatte ſeine publiziſtiſchen Dienſte keineswegs mit großer Gunſt aufgenommen, und wie als Publiziſt war er auch als Theaterdichter mit der Wirklichkeit in herbe Conflicte gerathen. Allerdings arbeitete gerade zu jener Zeit an verſchiedenen Orten Deutſchlands die Schauſpielkunſt mit Energie, wenngleich nicht immer mit den richtigſten Mitteln, daran, den Gedanken eines Nationaltheaters der Verwirklichung näher zu führen: aber damit war die weite und tiefe Kluft, welche zwiſchen den beſtehenden theatraliſchen Verhältniſſen und der idealiſchen, von unſerem Dichter der Bühne geſtellten Aufgabe gähnte, wahrlich noch lange nicht ausgefüllt. Es war ihm vorbehalten, ſpäter in Verbindung mit Göthe, wenn nicht die Ausfüllung, ſo doch die Ueberbrückung dieſer Kluft zu verſuchen. Für jetzt hatte er nur die Einſicht gewonnen, daß weder Schauſpieler noch Zuſchauer für ſeine dramatiſchen Ideale reif ſeien. Daß er ſich trotzdem den Glauben an dieſe bewahrte, daß er ſich aus der tiefen Verſtimmung, in welche alle die leidigen Mannheimer Erfahrungen ihn geworfen, ſo bald wieder aufrichtete, daß er endlich an ſeinem neuen Aufenthaltsorte, ſtatt, wie er momentan beabſichtigt hatte, die Pfade einer gewöhnlichen Betriebſamkeit und eines gewöhnlichen Glückes einzuſchlagen, die beſchwerliche, von ſeiner wahren Beſtimmung ihm vorgezeichnete Bahn verfolgte, das verdankte er einerſeits ſeiner durchweg auf das Große, Erhabene, Idealiſche angelegten Natur, andererſeits der liebevollen Einwirkung eines Freundes, deſſen Gewinnung als eine der günſtigſten Schickſalsfügungen in Schiller's Leben anzuſehen iſt.

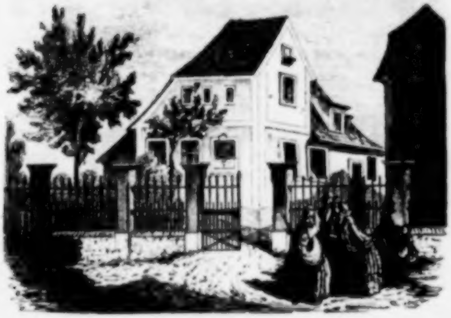
Dieſer treffliche Freund war Körner, auf deſſen Verhältniß zu unſerem Dichter man die Worte anzuwenden verſucht iſt, welche Göthe ſeine Iphigenie zum Preiſe des Pylades ſprechen läßt[15]. Als der Sohn einer wohlhabenden Familie 1756 zu Leipzig geboren, hatte Körner ſeine Studienzeit und nachmals die Gelegenheit, zu reiſen, benützt, ſich außer ſeiner Fachwiſſenſchaft, der Jurisprudenz, mancherlei Kenntniſſe anzueignen. Seine erſten jugendlichen Wünſche waren auf ſchriftſtelleriſche Thätigkeit gerichtet geweſen und ſeine philoſophiſche und äſthetiſche Bildung kamen ſpäter dieſer Abſicht zu Hülfe. Doch ward er frühzeitig genug inne, daß er bei dem Mangel an eigentlicher Productivität auf dieſem Felde mit der Rolle eines Dilettanten ſich begnügen müſſe, und er war, nachdem er als Privatdozent an der Leipziger Univerſität gewirkt, gerade zur Zeit der Ueberſiedelung Schiller's nach Sachſen, im Begriffe, einem Rufe als Conſiſtorialrath nach Dresden zu folgen, ſowie, mit Minna Stock, der reizenden, gebildeten und gutherzigen Tochter des gleichnamigen Leipziger Kupferſtechers, ſich zu verbinden. Körner, deſſen Namen ſein einziger Sohn Theodor zu einem dem Vaterlande für immer geliebten machen ſollte, ſtand mit vielen vorragendſten Männern ſeiner Zeit in freundlichen Beziehungen, und wie wenig er auch ſelber ſchrieb oder wenigſtens drucken ließ, ſo hat er doch durch Anregung und von geläuterter Kunſtanſicht getragenes Urtheil vielfach wohlthätig auf den Gang unſerer Literatur eingewirkt. Wie in allen Verhältniſſen, ſo hat er auch in dem zu Schiller ſeinem Wahlſpruch nachgelebt: Vitam impendere vero[16]. Um ganz zu verſtehen, was er nicht allein dem Menſchen, ſondern auch dem Künſtler und Schriftſteller Schiller geweſen iſt, muß man den Briefwechſel der Beiden leſen. Das iſt ſo ein Buch, an welchem ein deutſches Herz ſich erfriſchen und erfreuen kann. Ja, wie Pylades dem „umgetriebenen“ Troſt, ſo hat Körner unſerem Dichter „aus ſeiner Seele Tiefen Rath und Hülfe gereicht.“ Schiller fühlte aber auch innig, was er an Körner beſaß, und ſtellte dem Freunde, deſſen Herz er „nie auf einem falſchen Klang überraſchte“, in einem Brief vom 1. Dezember 1788 an Lotte von Lengefeld das ſchöne Zeugniß aus: „Sie haben ſehr recht, zu ſagen, daß Nichts über das Vergnügen gebe, Jemand in der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. Und das iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinktartigen Herzensgüte verbindet. Er hat ein freies, kühnes, philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden und Fehler Anderer und ein ängſtliches für ſich ſelbſt, — gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles und ihren Nebenmenſchen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben“47).

Wie es ſcheint, hatte ſich des Dichters Abreiſe von Mannheim bis in die zweite Woche des April 1785 hingezögert. Wenigſtens traf er erſt am 17. April in Leipzig ein48), und ungeachtet all der Fatalitäten der Reiſe („Moraſt, Schnee und Gewäſſer“), von welchen er am 24. des Monats an Schwan Meldung that, ungeachtet auch der gründlichen Langſamkeit, womit die „Reichspoſtſchnecke“ derartige Hinderniſſe überwand, iſt doch nicht anzunehmen, daß der Abgang Schiller's von Mannheim noch im März ſtattgefunden habe. Wir wiſſen auch von keinem Aufenthalt unterwegs. Körner war bei der Ankunft des ſehnlich Erwarteten nicht in Leipzig anweſend, da ihn ſeine Angelegenheiten nach Dresden gerufen hatten; aber der Ankömmling wurde von Huber und dem Stock'ſchen Schweſternpaare herzlich empfangen. Es war gerade Meßzeit und der Dichter fand ſeine Erholung darin, von dem bunten Strom dieſes ungewohnten Lebens ſich ein paar Tage mittreiben zu laſſen. Nachdem er ſich und ſeine Siebenſachen — das Wort dürfte faſt im wörtlichen Sinne zu nehmen ſein — in einem beſcheidenen Studentenzimmerchen untergebracht hatte[19]), gab er ſich nicht ohne Behagen den neuen Eindrücken ſeiner Lage hin. Noch bevor eine Woche um war, ſah er ſich in mehrere angenehme Häuſer eingeführt und hatte Männer wie Oeſer, Weiße, Hiller, Jünger und den berühmten Schauſpieler Reineke zu Bekannten. In dem Richter'ſchen Kaffeehauſe, wo ſich damals die halbe Welt Leipzigs zuſammenfand, drängte man ſich, den Dichter zu ſehen, der freilich — wie er in dem eben erwähnten Brief an Schwan ſchrieb — nicht ſehr erbaut war, wie ein „Wunderthier" angegafft zu werden. Komiſch genug wollte es Vielen gar nicht in den Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gedichtet, wie andere Menſchenkinder ausſehen ſollte. Man hatte erwartet, daß Schiller wenigſtens „mit rundgeſchnittenen Haaren, in Courierſtiefeln und mit einer Hetzpeitſche in der Hand" auftreten würde, d. h. als leibhaftes Kraftgenie. Allein die Periode der Kraftgenialität war ja ohnehin für ihn längſt vorüber. Körner ſchrieb ihm unterm 2. Mai aus Dresden, daß er im Gefühle des Herzensbundes mit Schiller jetzt erſt anfange zu leben, und des Dichters Antwort vom 7. Mai gibt Zeugniß von der gehobenen Stimmung, in welche des Freundes begeiſtertes Entgegenkommen ihn verſetzt hatte. Er vindizirt ſich und dem Freunde das „beſte Geſchenk des Himmels, das Talent zur Begeiſterung", und ſagt: „Tauſend Menſchen gehen wie Taſchenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydroſtatiſch, wie das Blut durch ſeine Venen und Arterien, der Körper uſurpirt ſich eine traurige Dictatur über die Seele; aber ſie kann ihre Rechte reclamiren, und das ſind dann die Momente des Genius und der Begeiſterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino."

Natürlich hegten unter ſolchen Umſtänden die beiden jungen

Männer von ihrer perſönlichen Bekanntſchaft die höchſten Erwartungen und dieſe wurden auch nicht getäuſcht, als ſie ſich am 1. Juli in Kahnsdorf ein Rendezvous gaben, um ſich endlich von Angeſicht zu Angeſicht zu begrüßen. Nach einem damals viel gebrauchten und mitunter auch mißbrauchten Ausdruck „ſchmolzen ihre Seelen in einander." In Wahrheit, unſer Dichter ſcheint von der neuen Freundſchaft völlig berauſcht worden zu ſein. Sein Brief vom 3. Juli an den wieder nach Dresden zurückgekehrten Körner verſetzt uns um zwölf Jahre zurück, in die Zeit, wo, wie wir geſehen, unter den Hainbündlern die Freundſchaftsſchwärmerei bis zu ſentimentalſter Ekſtaſe fortgegangen war. Auf der Rückfahrt von Kahnsdorf war Körner der Gegenſtand des Geſpräches zwiſchen Schiller und den ihn begleitenden Leipziger Bekannten geworden. Unterwegs ſtiegen ſie aus, um zu frühſtücken. „Wir fanden Wein in der Schenke" — erzählt der Dichter. „Deine Geſundheit wurde getrunken. Stillſchweigend ſahen wir uns an, unſere Stimmung war feierliche Andacht und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er zu erſticken ſich zwang. Göſchen bekannte, daß er dieſes Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Geſicht war feuerroth, als er uns geſtand, er habe noch keinen Wein ſo gut gefunden, und ich dachte mir die Einſetzung des Abendmahls — „„Dieſes thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß."" Ich hörte die Orgel gehen und ſtand vor dem Altar. Jetzt erſt fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wiſſen, haben wir ihn heilig gefeiert. Theuerſter Freund, hätteſt du deine Verherrlichung in unſeren Geſichtern geſehen, in der vom Weinen erſtickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hätteſt du ſogar deine Braut vergeſſen, keinen Glücklichen unter der Sonne hätteſt du beneidet"[50]. Der in dieſem ſchwärmeriſchen Ausbruch neben Huber erwähnte Göſchen war ein Buchhändler, deſſen Firma damals zu den bekannteſten gehörte. Schiller trat in geſchäftliche Beziehungen zu ihm und hoffte vermittelſt einer neuen Ausgabe des Fiesco und der Räuber, welche letzteren er durch Anfügung eines neuen Actes — „Räuber Moor's letztes Schickſal" — neuerdings „in Schwung bringen" wollte, der inzwiſchen wieder eingetretenen tiefen Ebbe ſeiner Kaſſe aufzuhelfen. Ach, das war ſehr nöthig, denn die Abonnementsgelder für die Thalia ſtockten und der Dichter hatte ſich, wie er in dem eben erwähnten Schreiben dem Freunde geſtand, in Leipzig „ganz aufgezehrt". Da trat Körner hülfreich ein und zwar ſo, wie es eben nur ein großmüthigſter Freund konnte. Nichts kann zarter und edler ſein, als die Art und Weiſe, wie er dabei dem Stolze des Dichters jede Kränkung zu erſparen ſuchte. Am 8. Juli ſchickte er Geld und ſchrieb dazu: „Sobald du im Mindeſten in Verlegenheit biſt, ſo ſchreibe mit der erſten Poſt und beſtimme die Summe. Rath kann ich allemal ſchaffen. Wenn ich aber noch ſo reich wäre und du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungsſorgen für dein ganzes Leben zu überheben, ſo würde ich es doch nicht wagen, dir ein ſolches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im Stande biſt, ſobald du nach Brot arbeiten willſt, dir alle deine Bedürfniſſe zu verſchaffen. Aber ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu ſetzen." Das bedarf keines Commentars; aber es iſt nur billig, an ſo einem Denkſtein hochherziger, einem Schiller zu gute gekommener Geſinnung nicht vorüberzugehen, ohne einen Kranz des Dankes darauf zu legen.

Inzwiſchen war unſer Dichter am 7. Mai nach Gohlis gezogen. Es mochte ihm in dem Stadtgedränge nicht ganz heimelig zu Muthe geworden ſein, als die Zurückweiſung ſeiner Bewerbung um Margaretha Schwan dieſen Liebestraum zerflattern gemacht, und er hoffte mit Grund, daß ländliche Stille ſeine verletzten Gefühle ſänftigen würde. Durch das Schattengrün des Roſenthals führt ein kurzer Gang in nördlicher Richtung nach dem genannten Dorfe, wo das kleine Haus ſteht, welches ſchon Tauſende von Wallfahrern als eine jener Stätten betreten haben, die „ein guter Menſch geweiht für alle Zeiten“[31]. Hier bewohnte Schiller im erſten Stock eine Stube nebſt einem anſtoßenden Schlafkämmerchen. Oft ſah der kleine Raum auch ein fröhliches Gedränge, denn die Freundinnen Minna und Dora kamen mit Huber, Göſchen, Reineke und anderen Freunden aus der Stadt herüber und dann wurde gemeinſchaftlich geleſen, geſungen und muſizirt. Am belebteſten und heiterſten ging es zu,



als Ende Juli's Körner zu ſeiner bevorſtehenden Hochzeit mit Minna in Leipzig eingetroffen war. In dieſen ſommerlichen Tagen, wo das Daſein des Dichters, von Sorgen entbunden, im Kreiſe guter, idealiſch geſtimmter, liebevoll ihm zugewandter Menſchen traulich und frohherzig ſich bewegte, iſt das „Lied an die Freude“ entſtanden, jener edelſte aller Rundgeſänge, welcher, wie uns bezeugt wird, bald nach ſeinem Entſtehen „in Leipzig und Dresden gewöhnlich den

Kindes gezähmt wird, und das Gefühl, die Gewißheit ihrer Gegenliebe durchzitterte mich wonneſchaurig vom Wirbel bis zur Sohle. Da, eines Abends, der Vater ſchlief, gab ich ihr das Geſtändniß meiner Liebe in leidenſchaftlichen Worten. Sie ſah mich an mit ihren großen, dunkeln Augen und ſüße Gewährung entfunkelte ihnen. Aber ernſt ſchüttelte ſie das ſchöne Haupt.

„Wie, Du vertrauſt mir nicht, Iſidora?“

„Von ganzem Herzen vertraue ich Euch.“

„Aber Du haſſeſt mich?“

„O nein!“

„Alſo liebſt Du mich?“

„Ich darf nicht!“

„Wer verwehrt es Dir?“

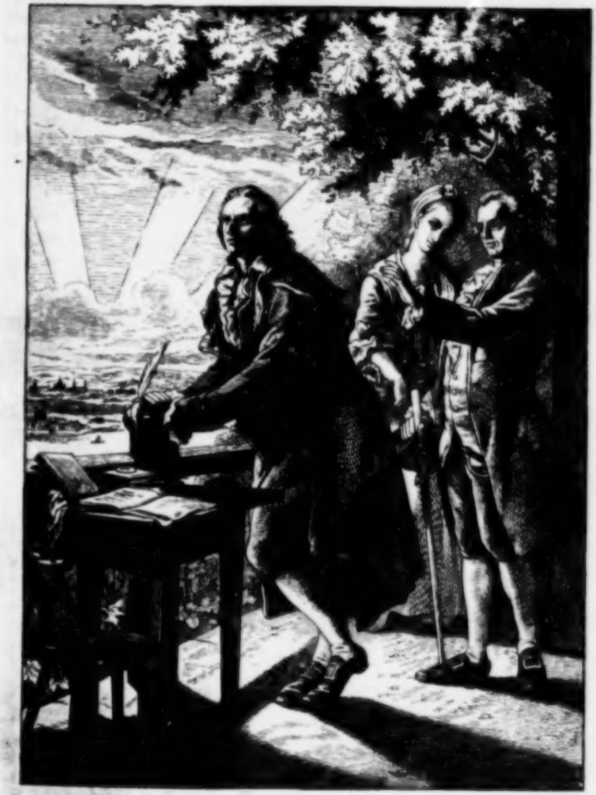
Sie deutete auf ihren Vater und ſagte: „Zwiſchen Euch und mir iſt eine Kluft wie zwiſchen Himmel und Hölle.“

„Ich verſtehe Dich, aber die Liebe baut über dieſe Kluft ihre Regenbogenbrücke.“

„O, nimmer, nimmer, nimmer!“ rief ſie mit dem Ton troſtloſeſten Jammers und ſo laut aus, daß ihr Vater erwachte. Ich ging, glücklicher und trau-

Schluß jeder fröhlichen, ſinnigen oder phantaſtiſch erregten Geſellſchaft ausmachte“ 32). Zur Zeit, wo die von dem Neid mit der romantiſchen Ohnmacht erzeugte Bemängelung Schiller's für eine Weile literariſche Mode war, hat man auch dieſer Ode, welche ſo gewaltig aus einer nach langer Bedrückung freudig aufathmenden Dichterbruſt hervordrang, allerlei Tadel angehängt. Man hat ihr die lyriſche Stimmung abgeſprochen, hat darin mehr nur ein Reflectiren über die Freude, als ein Ausſtrömen des Freudegefühls finden wollen. Aber die „blaſſe Reflexion“ wird nie eine Wirkung hervorbringen, wie dieſes Gedicht ſonſt und jetzt hervorgebracht hat. Ja, auch jetzt noch. Ich ſelber kann bezeugen, daß ich nicht nur die Wangen von Jünglingen und Mädchen ſich röthen, ſondern auch die Wimpern ernſter Männer und Matronen feucht werden ſah, ſo oft die Klänge dieſes Liedes erſchollen, in welches ein adliches Dichtergemüth die volle Kraft ſeiner Ueberzeugung ergoſſen, in deſſen herrlicher Schlußſtrophe Schiller den ſittlichen Kern ſeiner Weltanſchauung dargelegt hat 33). Seine Zeitgenoſſen verſtanden den Dichter, wenn er wollte, daß das geſellige Freudegefühl die edelſten Inſtinkte des Menſchen zur Aeußerung bringen und ihn wie in einer Montgolfière über den Dunſtkreis alltäglicher Noth und Sorge emportragen ſollte, und wie mächtig das Lied die Herzen ergriff, zeigt ſchon der Umſtand, daß die mythenbildende Pietät demſelben die Unterlage eines Ereigniſſes gab, deſſen Wahrſcheinlichkeit ebenſo wenig beſtritten als, meines Wiſſens, bewieſen werden kann 34). Während des Aufenthalts in Gohlis wurde auch die Arbeit am Don Carlos fortgeſetzt, doch ließ ſich der Dichter Behufs der theatraliſchen Darſtellung des Stückes zu einem bedeutenden Mißgriffe verleiten. Reineke nämlich beſtürmte ihn, die Tragödie bühnengerecht zu machen, und da der Schauſpieler die metriſche Form als ein Haupthinderniß der Aufführung anſah, ſo gab Schiller ſeinem Andringen nach, die Jamben in Proſa aufzulöſen. Freilich fand Reineke's Forderung ihre Rechtfertigung in der Unbeholfenheit, womit bei der Neuheit der Einführung metriſcher Sprache auf der deutſchen Bühne weitaus die meiſten Schauſpieler damals noch den Vers behandelten. Allein dem Don Carlos war das metriſche Prachtgewand ſo auf den Leib gepaßt, daß ohne daſſelbe die beſte Wirkung des Stückes verloren gehen mußte. Im richtigen Vorgefühle deſſen brachte der Dichter nur widerſtrebend und langſam die Bearbeitung in Proſa zu Stande. Er war ſchon lange nicht mehr in Leipzig, als dort am 14. September 1787 Don Carlos zur erſten Aufführung kam und kaum einen „succès d'éstime“ errang[55]. Auch in Dresden, Prag und Berlin gelangte die Tragödie Anfangs nur in dieſer proſaiſchen Form zur Darſtellung und ihre natürliche Wirkung that ſie erſt dann, als ſie von höher gebildeten Schauſpielern in der ganzen Schönheit ihrer Rhythmen vorgeführt wurde.

Der 7. Auguſt 1785 war Körner's Hochzeitstag, an welchem Schiller das Brautpaar mit einem durch die Herzlichkeit des Inhalts und den leichten Fluß der Verſe ausgezeichneten Liede begrüßte[56]. Am 12. Auguſt führte der Freund ſeine junge Frau nach Dresden und der Dichter gab den Neuvermählten bis nach Hubertsburg zu Pferde das Geleite. Auf dem Rückweg nach Gohlis ſtürzte er mit dem Pferde und trug eine ſtarke Quetſchung der rechten Hand davon. Er hatte überhaupt als Reiter nicht eben viel Glück, obgleich er, wie zu ſeiner Zeit junge Männer gewöhnlich thaten, kürzere und auch wohl längere Ausflüge meiſt zu Pferde zu machen pflegte[57]. Es litt ihn aber nicht länger weder in Gohlis noch in Leipzig: er vermißte zu ſehr den Umgang mit Körner und deſſen Frau und Schwägerin, welche Letztere der Schweſter nach Dresden gefolgt war. „Was ſoll ich noch hier? — ſchrieb er am 6. September dem Freunde. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude ſchwermüthig und ſtill vorüber, wie der Reiſende an den Ruinen Griechenlands. Nur das Vergangene macht mir ſie theuer. Die ganze Gegend da herum liegt wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele iſt dahin.“ Verabredetermaßen reiſt er



ſchon am 11. September den Freunden nach Dresden nach. Die Elbgegenden um Meißen und Dresden muthen ihn doppelt an, weil ſie ganz ſeinen heimatlichen Fluren gleichen, und in der That konnten die Ufer der Elbe dem Schwaben die Neckarufer zurückrufen. Am 13. September ſchreibt er ſchon von ſeinem Zimmer in Körner's Weinbergshaus aus an Huber: „Ich bin hier im Schooße unſerer Lieben aufgehoben wie im Himmel.“

Körner, jetzt wohlbeſtallter Ober-Conſiſtorialrath in Dresden, beſaß in geringer Entfernung von dieſer Stadt, die Elbe aufwärts und unweit Pillnitz, beim Dorfe Loſchwitz einen Weinberg und darin ein kleines Haus, welches er in der ſchönen Jahreszeit mit ſeiner Familie bewohnte. Hier war der Dichter ſein Gaſt. Oben auf der Höhe des Weinbergs, wo ein Tannenwäldchen dieſen begränzt, ſteht der „Schillerpavillon“, ein einfaches Häuschen, in welchem Schiller an ſchönen Tagen arbeitete[38]. Der Blick von hier auf die ferne Stadt, auf das Hügelgebreite hüben und drüben, auf das maleriſche Thal, durch deſſen Rebengelände und Wieſengründe der ſpiegelnde Strom hinzieht, iſt außerordentlich reizend. Es war das ein rechter Dichterwinkel im Sinne des Horaziſchen „angulus ridens“ oder, wenn man das wohlklingendere Wort vorzieht, ein rechter Dichterhorſt, von welchem aus die Phantaſie Schiller's ihre Flüge unternehmen konnte. Er ſchweifte auch gerne in der anmuthigen Landſchaft umher und ſeine liebſte Erholung war, in einem Nachen auf dem Strome ſich zu wiegen oder auch wohl unter Sturm und Donner den aufgeregten Wogen der Elbe entgegenzukämpfen. Und dann dieſer trauliche Verkehr mit dem Freunde und den Freundinnen, dieſes Glück heiteren Familienlebens, wie er es ſeit jener kurzen Frühlingszeit in Bauerbach nicht wieder genoſſen hatte. Dieſe Loſchwitzer Villeggiatur im Herbſt 1785, im Sommer 1786, im Frühling 1787 gehörte zu dem Beſten, was unſer Dichter erfuhr. Und es war auch eine fruchtbare Zeit für ihn, nicht nur an Anregungen und freundlichen Erinnerungen, welche Schiller von dort mit fortnahm[59]), ſondern auch an Arbeiten. Während der angegebenen Friſt, bezeugt Körner[60]), wurde nicht nur Don Carlos vollendet, ſondern erhielt auch eine ganz neue Geſtalt. Hierzu kam der Entwurf zu dem Schauſpiel „der (verſöhnte) Menſchenfeind“ und die Ausführung der vorhandenen Szenen deſſelben, ſowie die Idee zu dem Roman „der Geiſterſeher“. Sie wurde in unſerem Dichter durch das außerordentliche Aufſehen erweckt, welches damals die berüchtigte Halsbandgeſchichte, in welche bekanntlich auch der große Schwindler Caglioſtro verwickelt war, von Paris aus in ganz Europa erregte. Aber noch wichtiger als dieſes Thema, von welchem wir ſpäter ein Mehreres zu ſagen haben werden, wurde für den Entwicklungsgang Schiller's die Wendung zu hiſtoriſchen Studien, welche in dieſe Zeit fällt. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen geſchichtlichen Stoff aufmerkſam gemacht, auf den Befreiungskrieg der Niederlande gegen Philipp den Zweiten, und auch der dreißigjährige Krieg erregte bereits ſeine Aufmerkſamkeit. Wie viel der Dichter Schiller der Beſchäftigung mit geſchichtlichen Problemen verdankte, iſt bekannt. Es gibt ja für männliche Seelen, wie er eine geweſen iſt, keine beſſere Schule als die der Hiſtorie, und ſo leitete ihn denn ein richtiger Inſtinkt, als er ſich mit Eifer in dieſe Schule begab. „Ich wollte — ſchrieb er am 15. April 1786 an den von Dresden abweſenden Körner — daß ich zehn Jahre hinter einander Nichts als Geſchichte ſtudirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Täglich wird mir die Geſchichte theurer. Ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges geleſen und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchſten Nationalunglücks auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viele große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor!“ Glaubt man hinter dieſen Zeilen nicht ſchon die räthſelhaft-mächtige Geſtalt des Schiller'ſchen Wallenſtein aufdämmern zu ſehen?

Während der Dichter, in der Hut und Pflege der Freundſchaft, unter Arbeiten und Entwürfen, einer heiteren Seelenruhe genoß, welche durch die von Zeit zu Zeit ſich meldende Erinnerung an Mannheimer Herzenswirrſale[61] ſo wenig beeinträchtigt wurde, daß er zur Erfriſchung des Körner'ſchen Familienkreiſes allerlei poetiſche Scherze ausgehen ließ[62], ſpannte ſich in das Gewebe ſeines Lebens ein hochrother Faden der Leidenſchaft ein. Es war im Winter 1786—87, als Schiller zu Dresden in dem Hauſe der Schauſpielerin Sophie Albrecht häufig einſprach. Er hatte die Künſtlerin auf einem während ſeines zweiten Aufenthalts in Mannheim nach Frankfurt unternommenen Ausfluge kennen und achten gelernt. Jetzt war ſie die Zierde des Dresdener Theaters und verſammelte um ſich einen geſelligen Kreis, in welchem man gerne verweilte. Hier befand ſich eines Abends unſer Dichter, als eine Bekannte des Hauſes, Frau von Arnim, die Wittwe eines ſächſiſchen Offiziers, eintrat, begleitet von ihren beiden Töchtern. Die ältere derſelben, Marie Henriette Eliſabeth, muß da einen wahrhaft blendenden Eindruck auf Schiller gemacht haben. Ihre Schönheit war in ihrer damaligen Jugendblüthe unzweifelhaft eine außerordentliche, vollkommene. Bei ſchlanker Geſtalt und reizendſten Formen hatte ſie blaue Augen, welche unter dunkeln Haaren geiſtvoll und feurig hervorblickten. Ihr Benehmen vereinte Anmuth mit Würde. Noch im Alter von funfzig Jahren wurden ſpäter die Züge ihres Antlitzes als claſſiſch ſchön gerühmt. Nachdem ſie an jenem Abend weggegangen, neckte Frau Albrecht den Dichter über ſeine Verzückung, die er umſonſt zu leugnen ſuchte; allein die Freundin deutet bei dieſer Erinnerung zugleich an, daß Schiller's damalige Erſcheinung kaum geeignet geweſen ſei, einem ſolchen Mädchen zu gefallen[63]. Er verſuchte es aber doch. Auf einer Redoute näherte er ſich dem ſchönen Fräulein und wurde nicht zurückſtoßend empfangen[64]. Nun kam er recht in Zug und es iſt höchſt beklagenswerth, daß uns über dieſe leidenſchaftliche Epiſode im Leben des Dichters nur ſo Dürftiges überliefert worden, daß wir die Glut ſeiner Liebe ſo zu ſagen nur an einem faſt mehr komiſchen als pathetiſchen Umſtand ermeſſen können. Denn die Tochter einer Dame, welche zu Dresden mit Schiller in demſelben Hauſe wohnte, gibt uns die Geſchichte eines blauen Bandes, welches der Dichter ſeiner Geliebten entwendet hatte und „beſtändig des Nachts um ſeine Zipfelmütze geſchlungen trug.“ Es konnte nicht fehlen, daß er das Lächeln der Hausbewohner erregte, wenn er mit dieſem Kopfſchmucke zum Fenſter hinausſah, und in der That iſt es eine lächerliche Idee, ſo ein Liebespfand ſtatt am Helm oder Hut an der Schlafmütze zu tragen. Schiller ſah die Geliebte häufig bei ſeiner Freundin Albrecht und außerdem in ihrem eigenen Hauſe. Dies deutet auf eine wachſende Vertraulichkeit zwiſchen dem Dichter und der Familie. Auch glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich vermuthe, daß der (freilich garſtig verſchneite) Landaufenthalt Schiller's in Tharandt in der zweiten Hälfte des April 1787 hauptſächlich in der Hoffnung auf ein Rendezvous mit der Familie Arnim unternommen wurde. Wenigſtens weiſen einzelne Andeutungen in den Tharandter Briefen des Dichters an Körner, aus welchen wir beiläufig auch erfahren, daß der Druck des Don Carlos in der Göſchen'ſchen Offizin damals der Vollendung zuſchritt, auf ſo Etwas hin. In einem dieſer Briefe ſagt Schiller, daß „der kleine Arnim“ — wohl ein Bruder des Fräuleins — bei ihm in Tharandt geweſen ſei. In einem ſpäteren heißt es dann freilich kurz und kleinlaut: „A.'s ſind nicht hier“ — und ſo mag das vermuthlich beabſichtigte Rendezvous, wenigſtens mit der Hauptperſon, zu Waſſer geworden ſein, wie dieſe ganze Tharandter Villeggiatur es wurde[63]). X

Am meiſten Zuſammenhängendes über den Arnim'ſchen Liebeshandel wiſſen wir immer noch durch Karoline von Wolzogen. Was ſie uns mittheilt, enthält eine Entſchuldigung der Tochter, aber eine ſchwere Anklage der Mutter[64]). Demzufolge hätte ſich die Letztere der Eroberung eines ſchon damals berühmten Dichters durch ihre Tochter gefreut, weil dies eine Garantie bot, daß Marie Eroberungen zu machen vermöge, und ihre Schönheit dadurch in größeren

Ruf gebracht würde. Schiller ſeinerſeits ließ ſich von ſeinen Freunden lange Zeit nicht einreden, daß er nur „Zeit, Geld und Herzensruhe verſplittere“, indem er die ſpeculirende Verſtellung der alten Dame für eine wirklich herzliche Aufmunterung ſeiner Bewerbung um die Tochter nähme. Göſchen, welcher durch Vorſchüſſe auf den Don Carlos die Mittel zu dieſem koſtſpieligen Abenteuer herbeiſchaffen mußte, hätte erzählen können, wie hoch daſſelbe dem Dichter zu ſtehen kam. Marie, das „gute Kind“, ſelbſt wird indeſſen einer „herzlichen Zuneigung“ wohl fähig genannt, allein das Gefühl des Mädchens „mußte ſich doch immer der nur auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Anſicht unterwerfen.“ Die Geliebte hatte mit dem Dichter verabredet, daß er ſie, wenn er in einem gewiſſen Zimmer ihrer Wohnung Licht ſähe, nicht beſuchen ſollte, weil ſie dann in Familiengeſellſchaft ſei; ſeine Freunde aber behaupteten, das Verbot rühre daher, daß Fräulein von Arnim zu jenen Stunden Anbeter empfinge, welche von der Mutter begünſtigt würden. Es ſcheint doch, daß beſorgnißvolle Freundſchaft die Wahrheit ſah und ſagte und daß dieſe Stimme zuletzt auch auf den „zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft ſchwankenden“ Dichter ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der redliche Körner ſah aber, den Freund und deſſen Zukunft aus dieſem Gedränge zu retten, kein anderes Mittel als Entfernung. Riß doch ein Blick aus den ſchönen Augen Marie's den Dichter immer wieder „zauberiſch“ hin. In nüchternen Stunden erkannte dieſer wohl, daß ſeine Mittelloſigkeit ihm eine dauernde Verbindung mit der Geliebten verwehrte, auch wenn dieſe den Widerſtand ihrer Mutter dagegen hätte beſiegen können. Vielleicht ſtiegen ihm noch dazu Zweifel auf, ob ſie ihn innig genug liebe, dies auch nur zu wollen.

Demzufolge entſchloß er ſich, mit einmal der Sache ein Ende zu machen, d. h. von Dresden wegzugehen. Dabei kam ihm zu ſtatten, daß von zwei Seiten her freundliche Rufe an ihn ergingen. Schon im Oktober 1786 hatte der große Schauſpieler Friedrich Ludwig Schröder, welcher nach kurzer, aber nachhaltiger Wirkſamkeit am Wiener Burgtheater zur Direction der Hamburger Bühne zurückgekehrt war, an unſeren Dichter geſchrieben: „Ich erſtaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein ſo kühnes Genie ſich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall ſchaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile und nun wünſche ich Nichts ſo ſehr, als mich mit Ihnen zu verbinden, mit Ihnen, der allein meine Ideen realiſiren kann.“ Von einem ſolchen Manne geſprochen, war das ein lockendes Wort. Schröder, einer der achtungswertheſten Künſtlercharaktere, die es je gegeben, Schröder, dem die deutſche Schauſpielkunſt in artiſtiſcher wie in moraliſcher Beziehung ſo außerordentlich viel verdankt, hatte damals nach einem heftigen, von den ſchneidendſten perſönlichen Kränkungen für ihn begleiteten Kampfe gegen die unbillige Bevorzugung der Oper durch ein vergnügungsſüchtiges Publicum das Schauſpiel in Hamburg auf eine Höhe gebracht, an welche nur allenfalls das Mannheimer hinanreichte. Außerdem bürgte ſeine durchaus noble Sinnesart dafür, daß es aufrichtig gemeint war, wenn er in dem angezogenen Briefe dem Dichter, welchen er zum Mitſtrebenden wünſchte, eine andere Behandlung in Ausſicht ſtellte, als dieſer in Mannheim hatte erfahren müſſen. Aber eben dieſe Mannheimer Enttäuſchungen ſtanden noch zu nahe, als daß Schiller es nicht hätte bedenklich finden ſollen, ſich abermals in ähnlichen Verhältniſſen zu verſuchen, und hiezu kamen noch andere Motive, Schröder's Anerbieten, zu deſſen größtem Bedauern, abzulehnen[67]). Bei der Bedeutung, welche Weimar ſeit der Anſiedlung Wieland's, Göthe's und Herder's daſelbſt für die Literatur gewonnen hatte, mußte dieſe Stadt auch für unſeren Dichter eine große Anziehungskraft beſitzen, um ſo mehr, da er vermöge ſeines Weimar'ſchen Rathstitels mit ihr ſchon in etwelcher Beziehung ſtand. Ueberdies hatte ihn Wieland zur Mitarbeit an riger zugleich, als ich es je geweſen, und die Morgenſonne fand mich noch wach und über Plänen brütend, Iſidora zu gewinnen. Am nämlichen Tage wurde die Prozedur gegen Fosco eröffnet, da er jezt ſtark genug war, aus ſeinem Kerker in den Gerichtsſaal zu gehen. Die Stahlnerven dieſes Mannes waren plötzlich erſchlafft und ſein jahrelang verſtockt geweſener Sündenmuth völlig gebrochen. Er gab ſich als ein Menſch, dem das Leben zur gleichgültigſten Sache geworden, und geſtand daher gleich beim erſten Verhöre die ganze ſchauderhafte Reihe ſeiner Verbrechen. Aber ſo offen er hierin war, ſo feſt blieb er bei ſeiner Angabe, die gänzliche Schuldloſigkeit ſeiner Tochter betreffend, welche übrigens nach einer kurzen Vernehmung Iſidora's den Richtern von ſelbſt einleuchtete. Es ergab ſich, daß der Schandthaten Fosco's noch eine ungleich größere Menge geworden ſein würde, wäre nicht Iſidora zwiſchen ihm und vieler ſeiner beabſichtigten Opfer geſtanden. Zugleich fand der Umſtand, daß ein Weſen wie Iſidora ſo lange an der Seite des ſchrecklichen Vaters habe aushalten können, eine genügende Erklärung in der Schilderung, welche ſeinem „Deutſchen Merkur“ eingeladen, welche Zeitſchrift eine ſolche Auffriſchung allerdings brauchen konnte. Und endlich zog von jener Gegend her noch ein anderer und keineswegs unmächtiger Magnet den Dichter an: — Frau von Kalb war, während Herr von Kalb noch am Rheine zurückblieb, nach Thüringen heimgekehrt und erwartete den Dichter in Weimar.

So wurde denn der beſchloſſene Abzug von Dresden nach Weimar in der zweiten Hälfte des Juli 1787 ausgeführt[68]). Der Abſchied von Marie muß ein ſehr ſchmerzlicher geweſen ſein. Er koſtete dem Mädchen, das ſich „gegen ſein Gefühl“ dem Einfluß ſeiner Umgebungen hingegeben zu haben ſcheint, „viele Thränen.“ Sie muß den Dichter ſeiner nachläſſigen Toilette und ſogar dem Spanioltabak zum Trotz doch wohl mit anderen Empfindungen als denen einer Kokette angeſehen haben und ſo iſt wahrſcheinlich, daß eben nur gegenſeitige Mittelloſigkeit die Verbindung des jungen Paares verhinderte. Später lebte Fräulein von Arnim in zufriedener, wenn auch kinderloſer Ehe mit dem Grafen Erhard von Kunheim auf deſſen Gut Koſchenen bei Friedland in Preußen. Hier verbrachte ſie nach dem 1815 erfolgten Tod ihres Gatten auch ihre Wittwenjahre. In ihrem Schlafzimmer hing Schiller's Bild, auf welchem alſo noch die Blicke der Greiſin gerne weilten. Zuletzt zog ſie wieder nach Dresden, wo ſie erſt zu Anfang des Jahres 1847 geſtorben iſt[69]). Unſer Dichter, erzählt ſeine Schwägerin, freute ſich ſtets, daß die Geliebte in ſpäterer Zeit glücklich wurde. Das mag wohl ſein. Aber es ſcheint doch, daß Schiller gar bald mit nicht ſehr angenehmen Gefühlen auf ſein Verhältniß zu dem ſchönen Mädchen zurückgeblickt habe. Zur Zeit nämlich, wo ſein Intereſſe an der Fortführung des Geiſterſehers erlahmt war, ſchrieb er (unterm 17. März 1788) an Körner: „Der Geiſterſeher, den ich eben jetzt fortſetze, wird ſchlecht — ſchlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenige Beſchäftigungen, die Correſpondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei denen ich mir eines ſündlichen Zeitaufwandes ſo bewußt war wie bei dieſer Schmiererei.“ Wenn, wie kaum zu bezweifeln, unter dem Fräulein von A. Marie zu verſtehen iſt und wenn man, wie man doch wohl thun darf, unter „Correſpondenz“ dieſen ganzen Liebeshandel begreift, ſo gewinnt die bekannte Anſicht, daß Fräulein von Arnim das Original der „ſchönen Griechin“ im Geiſterſeher geweſen ſei, allerdings ſehr an Wahrſcheinlichkeit. Dagegen ſtreitet freilich wieder, daß der Dichter, wie er an die Schweſtern von Lengefeld ſchrieb, ſeine liebenswürdige Griechin als eine „abgefeimte Betrügerin“ auffaſſen und darſtellen wollte[70]), denn hiezu mußte ihm Fräulein von Arnim doch ſicherlich zu gut ſein. Es bleibt alſo nur die Annahme übrig, daß Schiller aus der Erinnerung an ſein Dresdener Liebesleid einzelne Züge ſeines Romans zu ſchöpfen ſich begnügt habe.

Mit größerer Entſchiedenheit iſt die Anſicht zu verneinen, daß die beiden Gedichte „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ und „Reſignation“, welche mit dem Lied an die Freude die bedeutendſten lyriſchen Aeußerungen des Dichters aus dieſer Zeit ausmachen, auf ſein Verhältniß zu Fräulein von Arnim zu beziehen ſeien. Schon aus dem rein äußerlichen Grunde, daß dieſe Gedichte bereits zu Anfang des Jahres 1786 in der Thalia veröffentlicht wurden, während Schiller das Fräulein erſt im Winter 1786—87 kennen lernte. Der Dichter hatte bei Veröffentlichung der Freigeiſterei der Leidenſchaft für nöthig erachtet, durch eine Myſtification der Mißdeutung oder vielmehr, wie ich glaube, der richtigen Deutung der Glut vorzubeugen, welche darin athmete. Er gab der Ueberſchrift den Beiſatz: „Als Laura vermählt ward 1782.“ So ſollte man darin nur eine Reminiscenz der Laura-Phantaſieen ſehen. Die Ausleger ließen ſich wirklich dadurch täuſchen, ſofern ſie wenigſtens das Gedicht aus einer fingirten Situation entſprungen glaubten, daſſelbe auf Schiller's Verhältniß zu Margaretha Schwan bezogen und meinten, an dieſe, welche ſich der Dichter, um recht in Leidenſchaft zu gerathen, vermählt vorgeſtellt habe, ſei das brennende Lied gerichtet.

Aber wozu dieſe gekünſtelten Erklärungen und Deutungen, wenn die Wahrheit ſo nahe liegt? Die Freigeiſterei der Leidenſchaft — von Schiller nachmals nur arg verſtümmelt unter dem Titel „der Kampf“ in die Sammlung ſeiner Gedichte aufgenommen, in ihrer urſprünglichen Form das leidenſchaftlichſte aller ſeiner Lieder — iſt an eine mit einem Andern vermählte Geliebte gerichtet, denn zu ſolcher Energie des Ausdrucks kann nur eine wirkliche, nicht eine erdichtete Situation begeiſtern[71]. Erwägt man nun, daß das Gedicht noch in Mannheim entſtanden, und hält man dazu, wie ſich des Dichters Verhältniß zu Charlotte von Kalb vor ſeinem Abgang aus jener Stadt geſtaltet hatte, ſo iſt es, ſcheint mir, nicht gewagt, ſondern geboten, das Lied auf die Genannte zu beziehen. Schiller ließ auf die Freigeiſterei der Leidenſchaft unmittelbar die Reſignation folgen, wie einen Verſuch, für die herbe Diſſonanz des erſteren Gedichtes eine Löſung zu finden. Tauſende von jungen Herzen, welche dem Dichter den „Rieſenkampf der Pflicht“ gegen „des Herzens Flammentrieb“ nachkämpften, haben, durch die rauhe Hand der Erfahrung aus dem „Arkadien“ der jugendlichen Illuſionen verſtoßen, mit derſelben bloß anempfundenen Reſignation ihren „Vollmachtsbrief zum Glücke“ der „verhüllten Richterin“ zurückgegeben. Mit andern Worten, das gleichzeitige Erſcheinen der beiden Gedichte erhöhte ihre außerordentliche Wirkung auf die junge Welt ſehr bedeutend. Die Jugend lebt ja nur in Extremen, und wenn ſie geſtern noch in der Freigeiſterei der Leidenſchaft alle Schranken der Convenienz überſpringen wollte oder wirklich überſprang, ſo gefällt ſie ſich heute ſchon darin, einen gemachten Stoicismus zur Schau zu tragen. Nun wohl, auch die beiden gemeinten Lieder Schiller's ſind echte — Jugendgedichte, aber dabei an Werth ſehr verſchieden. Das erſtere iſt geworden, d. h. es iſt eine unmittelbare Ausſtrömung leidenſchaftlicher Gefühle, das zweite iſt bloß gemacht und zwar recht abſichtlich gemacht zur Beſchwichtigung der durch jenes hervorgerufenen Aufregung. Denn wir werden bald erfahren, daß Schiller die Freigeiſterei der Leidenſchaft, aus welcher das gleichnamige Gedicht entſprungen, noch keineswegs ſchon ſoweit überwunden hatte, daß er berechtigt geweſen wäre, von Reſignation zu ſprechen. Ein Band, welches in Mannheim entzweigeriſſen war, ſollte in Weimar wieder zuſammengeknüpft werden.

Fünftes Kapitel.

Weimar.

Der Weimar'ſche Kreis bei Schiller's Eintritt in denſelben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grüngelber Weſte und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntſchaften. — Fahrt nach Jena. — Rieſen und närriſche Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnſucht nach einer häuslichen Exiſtenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundſchaft. — Trübe Stunden. — Der Geiſterſeher. — Eine kulturgeſchichtliche Epiſode. — Die Götter Griechenlands.

„Sie ſchlafen Alle," hatte die gute und joviale Herzogin Amalia im Spätherbſt 1785 mißmuthig geklagt und im Winter ſchrieb Herzog Karl Auguſt an Knebel: „Unſere Geſellſchaft iſt wirklich die allerennuyanteſte vom ganzen Erdboden"[72]. Das machte, daß dem Verrauſchen der genialen Wirthſchaft der ſiebziger Jahre eine Stille gefolgt war, welche ſo beweglichen Naturen, wie die des Fürſten und ſeiner Mutter, nicht ſehr zuſagen konnte. Freilich hatte ein ſolches Drängen und Treiben und Stürmen nicht lange vorhalten können und der Verſchwendung von Zeit, Humor, Kraft und guter Laune war als naturgemäße Reaction eine Abſpannung nachgetreten, welche jedoch dem ſchon damals zeitweilig griesgrämiſch in ſich zurückgezogenen Herder noch lange nicht geräuſchlos genug vorkam[73]. Anders Wieland, deſſen Geltung, Ruhm und Behagen durch den Erfolg des Oberon wieder aufgefriſcht war und der ſich in die Genieperiode, obgleich ihm da mancher Tort angethan worden, ſo merklich zurückſehnte, daß er zu Anfang des Jahres 1785 an Merck ſchrieb: „Die Herzogin Mutter iſt unſer einziger Troſt. Ohne ſie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein ſo unbedeutendes, langweiliges und ſeelentödtendes Neſt, als irgend eins in deutſchen Landen." Es fehlte an Göthe, der früher Alles in Bewegung geſetzt hatte, jetzt aber keine Freude mehr geben konnte, da er ſelber freudlos geworden. Schon im Januar 1784 hatte Wieland gegen Merck beſorgt geäußert, Göthe leide ſichtlich an der drückenden Laſt, die er ſich zum Beſten Weimars aufgeladen, und der Gram nage wie ein verborgener Wurm an ſeinem Innern. Der Geſchichtſchreiber von Weimars Muſenhof hat einen treffenden Ausdruck für die damalige Verſtimmung des großen Dichters gefunden: — „das poetiſche Gewiſſen ſchlug mächtig in Göthe"[74]. Er hatte jetzt doch zehn Jahre theils am Hofe vertändelt, theils in verdrießlichen Geſchäften verzettelt und jedenfalls eine koſtbare Zeit vernutzt, deren poetiſche Ausbeute zu ſeinem Genius in keinem entſprechenden Verhältniſſe ſtand, wenigſtens in ſeinen eigenen Augen. Er fühlte, daß er in ganz anderer Weiſe wieder ein Strebender und Vorſchreitender werden müſſe[75]. Egmont, Fauſt, Iphigenie, Taſſo und Wilhelm Meiſter verlangten nach Weiterführung und Vollendung. Aber dazu bedurfte es einer anderen Luft, anderer Umgebungen. Dazu bedurfte es, daß Göthe, nur auf ſich geſtellt, nur von ſich abhängig, wieder einmal frei in die eigene Bruſt greifen konnte. Um ſich als Dichter wieder zu finden, mußte er für eine Weile den Geheimrath bei Seite ſtellen. Auch das Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein, welches keinen befriedigenden Abſchluß in Ausſicht ſtellte und deßhalb aus einer Wonne mehr und mehr zu einer Qual geworden, trieb ihn zu einer zeitweiligen Flucht an und vom Süden her winkte ihm das Land, wo „die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht“, das Land, nach welchem er ſchon als Knabe und Jüngling ſehnſüchtig ausgeblickt, wie ahnend, daß dort und nur dort ſeine Erziehung und Weihe zum Künſtler vollendet werden ſollte. So mächtig war dieſer Zug geworden, daß er zuletzt „kein lateiniſch Buch, keine Zeichnung einer italiſchen Gegend“ mehr hatte anſehen können ohne vor Sehnſucht faſt zu vergehen. So hatte er ſich denn, nur mit Vorwiſſen ſeines herzoglichen Freundes, am 3. September 1786 von Karlsbad aus plötzlich weggeſchlichen, fort über die Alpen.

Die Lücke, welche Göthe's Abweſenheit in Weimar verurſachte, war bei Schiller's Ankunft daſelbſt nicht ausgefüllt und nicht auszufüllen. Das Weimarer Leben befand ſich in dem Stadium einer gewiſſen Zerbröckelung. Der Hof ſelbſt, welcher durch Schätzung und Beſchützung deutſcher Sitte, Geſinnung, Sprache und Kunſt ein ſo großes und fruchtbares Beiſpiel gegeben, zeigte an der Stelle der früheren ſchönen und gedeihlichen Verbindung ariſtokratiſch feiner Sitte und demokratiſcher Liberalität eine etwas kühle Würde und Zurückhaltung. Der Herzog, durch ſeine politiſchen und militäriſchen Beziehungen zu Preußen in Anſpruch genommen, war ſehr häufig abweſend, die Herzogin Amalia mit den Vorbereitungen zu ihrer Reiſe nach Italien beſchäftigt. Bode war in Paris, Bertuch ebenfalls auf Reiſen. Unter den Zurückgebliebenen des Weimarer Kreiſes fehlte es nicht an Häckeleien und Ränkeleien. Die Zeit ſprühender Genialität, die Tage der harmloſen Feſte von Ettersburg und Tieffurt waren dahin. Nicht alle die „Blüthenträume“ von damals hatten reifen können und ſo fühlte ſich überall eine gewiſſe Ermattung, wo nicht Verſtimmung heraus. Ein neuer Aufſchwung des Weimarer Lebens war der Zeit vorbehalten, wo Göthe und Schiller vereint daſelbſt wirkten.

Am Abend des 21. Juli 1787 langte unſer Dichter in Weimar an und ſtieg in dem Gaſthof zum Erbprinzen ab, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung vertauſchte. Nahe daran, ſein achtundzwanzigſtes Jahr zu vollenden, und durch mannigfaltige Erfahrungen gegangen, war er kein Fremdling im Leben mehr. Er durfte ſich auch ſagen, daß er nicht unberechtigt dieſen „claſſiſchen Boden“ beträte. Die Räuber hatten ſeinen Namen durch ganz Deutſchland und über deſſen Gränzen hinaus getragen[76]), Fiesco und Kabale und Liebe ſeinen Ruf erhöht. Die Töne, welche er im Lied an die Freude und in der Freigeiſterei der Leidenſchaft angeſchlagen, hatten mit Sturmesgewalt die Herzen der Jugend ergriffen. Nüchternere Geiſter, welche ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn im Einzelnen verfolgten, konnten ſich an der feinen Charakterzeichnung, an der pſychologiſchen und ſtyliſtiſchen Kunſt der Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ erfreuen, welche im zweiten Heft der Thalia für 1786 erſchienen war, die Geſchichte vom „Sonnenwirthle“, d. h. von des Sonnenwirths Sohn in Ebersbach im Filsthal in Schwaben, deſſen Räuberlaufbahn dort einer ſagenhaften Berühmtheit genoß und genießt. Schiller hatte dieſe heimatliche Erinnerung in Dresden novelliſtiſch geſtaltet. Die Thalia brachte auch die „Philoſophiſchen Briefe“, gewechſelt zwiſchen Julius und Raphael, einen erſten Anlauf Schiller's, mit dem Dichter den Denker zu verbinden, und zugleich ein Denkmal des Gedankenaustauſches, wie er zwiſchen ihm und Körner in der erſten ſchwärmeriſchen Periode ihrer Freundſchaft ſtattgefunden. Unter Julius hat man ſich Schiller ſelbſt, unter Raphael Körner vorzuſtellen, und es iſt nicht nur wahrſcheinlich, ſondern (namentlich den Schlußworten von Körner's Brief an Schiller vom 20. April 1788 zufolge) gewiß, daß Manches, was in dem Briefwechſel dem Raphael zugetheilt iſt, unmittelbar von Körner herrührt. Die nicht zu Ende geführte Abſicht dieſes Verſuches war, den Entwicklungsgang eines ſtrebſamen Geiſtes vom naiven Glauben an bis zur Gewinnung einer philoſophiſchen Ueberzeugung und vom Dogmatismus bis zur höheren Freiheit des Geiſtes zu zeichnen. Worin die letztere beſtehen, wie ſie ſich äußern und bethätigen ſoll, wird freilich nicht geſagt und in dem ganzen Verſuch iſt überhaupt mehr Wortnebel als Gedankenlicht. Der Dichter mußte ſeine Denkergabe erſt in die ſtrenge Schule Kant's ſchicken, bevor ſie ihm Früchte bringen konnte. Vorerſt hatte er ſich zu begnügen, in der Beſchäftigung mit der Geſchichte eine neue Stufe des Vor- und Emporſchreitens gewonnen und durch den umgeſchmolzenen Don Carlos den Beweis geleiſtet zu haben, daß er aus der Region eines ſturm- und drangvollen Naturalismus ſich heraufgearbeitet habe und auf der Schwelle zur freien und bewußten Künſtlerſchaft ſtehe.

Sein erſter Gang in Weimar galt Charlotten. Er ſah die Freundin noch am Abend ſeiner Ankunft und dieſes Wiederſehen hatte etwas „Betäubendes". Ihm kam vor, als hätte er ſie erſt geſtern verlaſſen: ſo einheimiſch war ihm Alles an ihr, ſo ſchnell knüpfte ſich der zerriſſene Faden ihres Umgangs wieder an77). Zwei Tage darauf gelangte er im Hauſe Wieland's „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen" zu ſeinem berühmten Landsmann, welcher ihn mit unverkennbarer Achtung und Theilnahme empfing. Im raſchen Hinüber und Herüber des literariſchen Geſpräches zeigten ſich die Vorzüge und Schwächen von Wieland's Weſen und er ſprach die Hoffnung aus, mit Schiller „dahin zu kommen, daß Einer zu dem Anderen wahr und vertraulich rede, wie man mit ſeinem Genius redet." Auch das erſte Zuſammentreffen mit Herder, welcher damals durch ſeine Völkerſtimmen, ſein Buch über die Poeſie der Hebräer und die erſten Bände ſeiner Ideen zur Philoſophie der Geſchichte den Höhepunkt ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit erreicht hatte, fiel befriedigend aus. Seine Unterhaltung fand Schiller voll Geiſt, Stärke und Feuer, aber ſeine Empfindungen zwiſchen Liebe und Haß ſcharf getheilt. Unſer Dichter mußte ihm von Schubart und von ſeiner eigenen Geſchichte mit dem Herzog von Würtemberg erzählen, welchen Herder mit „Tyrannenhaß" haßte. Wie ſehr übrigens Herder's Theilnahme an der literariſchen Bewegung der Zeit ſchon damals erkaltet war, zeigt der

Umſtand, daß er Schiller's Schriften nicht kannte und mit dieſem umging „wie mit einem Menſchen, von dem er weiter Nichts wußte, als daß er für Etwas gehalten würde." Es zeugt aber nicht wenig für unſeres Dichters Beſcheidenheit, daß ihm trotzdem Herder „ſehr behagte"[78]. Auch an ſonſtigen Bekanntſchaften fehlte es ihm ſchon in den erſten Tagen ſeines Weimarer Aufenthalts nicht. So lernte er die Schweſter der Frau von Stein, Frau von Imhof, den Kammerherrn von Einſiedel und andere mehr oder weniger vorragende Perſönlichkeiten kennen. Während er darüber an Körner Bericht erſtattete, hatte er eine „gar liebliche Unterbrechung". Es wird an ſeiner Thüre geklopft. „Herein!" Es erſcheint eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weſte, krumm und ſehr gebückt. Sie ſagt: „Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen?" — „Der bin ich, ja." — „Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu ſehen, von deſſen Don Carlos ich eben komme." — „Gehorſamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?" — „Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu ſein. Mein Name iſt Vulpius." — „Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden und bedaure nur, daß ich im Begriffe war, auszugehen." — „Ich bitte ſehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe." Damit empfahl ſich die Figur, d. h. Chriſtian Vulpius, nachmals durch ſeine Schweſter Chriſtiane der Schwager Göthe's und Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini (1799), jenes „edlen" Räubers, deſſen Unſterblichkeit in den Leihbibliotheken nahezu ein halbes Jahrhundert gewährt hat. Wir erhalten aus dieſer Begegnung den Beitrag zur Geſchichte des Coſtüms, daß im Jahre 1786 junge Literaten grüngelbe Weſten und weiße Fräcke trugen.

Am 27. Juli fuhr Schiller mit Wieland nach Tieffurt, wohin er von der Herzogin Amalia eine Einladung erhalten hatte. Unterwegs ſagte ihm ſein Begleiter, er hätte nie daran gezweifelt, daß Schiller ein großer Schriftſteller werden würde. Er beſitze ſtarke dieſer mit überſtrömender Begeiſterung von der kindlichen Liebe ſeiner Tochter entwarf. Am Nachmittag dieſes Tages trieb es mich zu Iſidora und da ſollte mir aus ihrem Munde das Grabgeläute meiner Liebeshoffnungen entgegentönen. Ach, in jener Stunde ward mir ein bitterer Kelch gereicht! Damals erfuhr ich, daß der Dämon der Verzweiflung an Gott geheim in der Seele eines Jeden brütet und nur den günſtigen Augenblick erharrt, ſeine hölliſchen Krallen in das Menſchenherz zu ſchlagen. Der Schließer öffnete mir die ſchweren Schlöſſer und Riegel und ich betrat das Gefängniß Fosco's, fand aber Vater und Tochter ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß ſie mein Eintreten, obgleich es ein ſtarkes Geräuſch verurſachte, nicht bemerkten. Der Räuber hatte ſich auf ſein Lager geworfen und Iſidora kniete demſelben zur Seite. Die erſten Worte ihres Geſprächs, welche in mein Ohr drangen, machten mich regungslos an der Thüre halten.

„Du biſt alſo bereit, den Schwur zu leiſten?“ fragte Fosco mit tiefem, ernſtem Ton.

„Ich bin es!“ entgegnete Iſidora.

„Ja, aber bedenke es wohl, mein Kind, damit

Zeichnung, große Compoſition und lebhaftes Colorit, aber noch fehlten ſeinen Producten Reinheit, Geſchmack, Delicateſſe und Feinheit. Die Fürſtin empfing ihn mit Güte und ohne alles Ceremoniell. Trotzdem und ungeachtet ihm auch die witzige Göchhauſen durch Ueberreichung einer Roſe ihre Sympathie bezeugte, war er von dem Beſuche nicht ſehr erbaut. Er vermißte an der Herzogin den idealen Seelenſchwung und ſprach dies in einer Weiſe gegen Körner aus, die ihm bei näherer Bekanntſchaft mit der trefflichen Dame gewiß unverzeihlich erſcheinen mußte. Mit naiver Verwunderung bemerkte er, daß er ſich auf dem Hofparkett nicht ungeſchickt bewegte und es „mit ſeinen Manieren in Weimar überall wagen dürfte.“ Doch fand Frau von Kalb, mit welcher zuſammen er einige Tage ſpäter einer Abendgeſellſchaft bei der Herzogin in Tieffurt anwohnte, ſein Betragen etwas zu frei und gab ihm einen hierauf bezüglichen Wink. In den ſich erweiternden Kreis ſeiner Bekannten traten Frau von Stein, die einen höchſt günſtigen Eindruck auf ihn machte; Corona Schröter, deren Schönheit ihre „vierzig Jahre noch nicht ganz verwüſten konnten“; Knebel, an welchem er neben viel „Sattem und Hypochondriſchem“ die vielen Kenntniſſe und den hellen Verſtand zu rühmen fand; endlich Reinhold, der Schwiegerſohn Wieland's, welcher eben im Begriffe war, ſeine Profeſſur in Jena anzutreten, wo er für die Verbreitung und Geltendmachung der Kant'ſchen Philoſophie ſo Bedeutendes wirken ſollte. Der Umgang mit dieſem Philoſophen, welcher für ſeinen Meiſter ſo begeiſtert war, daß er behauptete, „nach hundert Jahren müſſe Kant die Reputation von Jeſus Chriſtus haben“ 79), griff in Schiller's Entwicklung kräftig ein, ſofern Reinhold unſerem Dichter ein lebhaftes Intereſſe für Kant einzuflößen und ihn zum Studium der Werke des Königsberger Denkers anzueifern wußte. Mit Frau von Kalb und Reinhold fuhr Schiller im Auguſt nach Jena hinüber, wo er Hufeland, Döderlein, Griesbach und Schütz, den Redacteur der Allgemeinen Literaturzeitung, kennen lernte und ſich in dieſem Kreiſe mehrere Tage lang ſo behagte, daß Reinhold's Andringen, er möchte ſich um eine Stellung an der Hochſchule bemühen, nicht ganz auf unfruchtbaren Boden fiel. Die alte Univerſitätsſtadt, damals durch Karl Auguſt's und Göthe's Vorſorge im fröhlichſten Aufblühen begriffen — ſie zählte 700 bis 800 Studenten — brachte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Dichter hervor. „Daß die Studenten hier was gelten — ſchrieb er am 29. Auguſt an Körner — zeigt Einem der erſte Anblick, und wenn man ſogar die Augen zumachte, könnte man unterſcheiden, daß man unter Studenten geht; denn ſie wandeln mit Schritten eines Niebeſiegten. Abends, wenn es dunkel wird, hört man faſt alle vier Minuten die ganze lange Gaſſe hinunterſchallen: Kopf weg! Kopf weg! — welches menſchenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balſamiſchen Regen warnt, der über ſeinem Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber ſind die Sitten der hieſigen Studenten um ſehr viel gebeſſert.“ Das war nicht überflüſſig, denn Jena theilte, wie ein bekannter Studentenreim ausſagte, von Alters her mit Leipzig und Halle den Ruhm, der Sitz „flotteſter“, zu deutſch roheſter oder auch „galanteſter“ Burſchenſitten zu ſein[80]).

Nach Weimar zurückgekehrt, feierte Schiller am 28. Auguſt Göthe's Geburtstag in deſſen Gartenhaus mit und leerte den Römer auf das Wohl des abweſenden Dichters, dem es in Italien „ſo gewaltig wohl zu ſein ſchien und der die Gewalt über ſich hatte, ſich's nicht wohler ſein zu laſſen als ſich's geziemte“[81]). An dieſem Tage ſah er auch zum erſten Mal die Herzogin Luiſe, aber nur im Vorübergehen und da fiel ihm ihre ſchöne und edle Figur auf. Um ſich in Weimar wohl zu behagen, hat er ein einfaches Mittel ausfindig gemacht: — nach Niemand zu fragen, wie das dort Andere auch ſo machten. Der Ort ſei ganz vortrefflich zum Privatiſiren. Eine ſtille, kaum merkbare Regierung laſſe da Jeden friedlich leben und das Bißchen Luft und Sonne genießen. Anfangs hätte er ſich Alles zu wichtig, zu ſchwer vorgeſtellt, ſich ſelbſt für zu klein und die Menſchen umher für zu groß gehalten. Er geſteht dem Freunde in Dresden, daß die nähere Bekanntſchaft mit den Weimarer „Rieſen“ ſeine Meinung von ſich ſelbſt verbeſſert habe, und verſchweigt ihm auch nicht, daß ihm von dieſen großen Geiſtern mitunter „närriſche Dinge“ zu Ohren kämen. So, daß Herder und ſeine Frau in einer egoiſtiſchen Einſamkeit lebten und mitſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit bildeten, von der ſie jeden Erdenſohn ausſchlöſſen. Aber weil Beide ſtolz und heftig ſeien, ſo ſtoße dieſe Gottheit zuweilen unter ſich ſelbſt an einander. Wenn ſie alſo in Unfrieden gerathen ſeien, ſo wohnten Beide abgeſondert in ihren Etagen und Briefe liefen treppauf und treppab, bis ſich endlich die Frau entſchließe, in eigener Perſon in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo ſie eine Stelle aus ſeinen Schriften recitire und die Worte beifüge: Wer das gemacht, müſſe ein Gott ſein und auf den könne Niemand zürnen. Dann falle ihr der beſiegte Herder um den Hals und die Fehde ſei zu Ende[92]). Von den Weimarer Damen weiß Schiller zu ſagen, daß ſie alle gern Eroberungen machen möchten, daß ſie „ganz erſtaunlich empfindſam“ ſeien und daß jede „eine Geſchichte hätte oder gehabt hätte.“ Man ſieht, der Dichter hatte mehr als ein kleinwenig von der in Weimar wehenden Luft der Mediſance eingeathmet. Und doch — wir haben Grund, zu glauben, daß ſich hinter der Mediſance nur die Wahrheit barg; aber auch, daß gerade zu dieſer Zeit Schiller wenig berechtigt war, über die „Geſchichten“ der Weimarer Damen zu ſpotten. Steckte er doch ſelbſt mitten in ſo einer Geſchichte und es iſt hier der geeignete Ort, die Richtigkeit der früher gethanen Aeußerung nachzuweiſen, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts die Verwirrung der ſittlichen Begriffe ſelbſt edelſte Naturen zeitweilig befangen habe. Man nahm es mit Liebesverhältniſſen erſtaunlich leicht; ja noch mehr, man gab derartigen Beziehungen, auch wo ſie mit Grundprinzipien der Geſellſchaft in Zwieſpalt geriethen, gewiſſermaßen die geſellſchaftliche Sanction. Allerdings ſagt uns Cäcilie, eine Weimarer Dame, in ihren

Erinnerungen aus jener „harmloſen“ Zeit: „Man wog nicht ängſtlich ab, ob ſich's auch vollkommen ſchicke und was die Nachbarn dazu ſagen würden; es gab noch keine Klatſchblätter ex professo, die in jedem Winkel von Deutſchland es herumgebracht hätten, daß Herr N. N. dem Fräulein O. beim Nachhauſegehen einen Kuß gegeben hätte“[93]); allein es handelte ſich doch wohl nicht immer nur um ſolche Harmloſigkeiten, ſondern oft auch um Neigungen und Leidenſchaften, welche tief in das Leben der Betheiligten einſchnitten. Deß zum Zeugniß ſtehe hier ein Roman, aber ein Roman der Wirklichkeit, der Roman: Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb, deſſen Verlauf uns vorwiegend die eigenen Worte des Paares zeichnen ſollen[94]).

Gleich in dem erſten Briefe, welchen Schiller aus Weimar an Körner ſchrieb, findet ſich die Stelle: „Charlotte iſt eine große ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiſte, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich, wie ſchöne Partieen in einer weiten Landſchaft, überraſchen und entzücken. Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unſere Vereinigung im Oktober zu Stande kommen wird.“ Am folgenden Tage ſchrieb der Dichter: „Hier iſt, wie es ſcheint, ſchon ziemlich über mich und Charlotte geſprochen worden. Wir haben uns vorgeſetzt, kein Geheimniß aus unſerem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man ſchon die Discretion, uns nicht zu ſtören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Geſellſchaft los ſein wollten. Charlotte ſteht bei Wieland und Herder in großer Achtung.“ Unterm 28. Juli: — „Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden und wird mit ſehr viel Achtung für uns Beide behandelt. Selbſt die Herzogin (Amalia) hat die Galanterie, uns heute zuſammen zu bitten, und daß es darum geſchah, habe ich von Wieland erfahren. Man iſt in dieſen Kleinigkeiten hier ſehr fein und die Herzoginnen ſelbſt laſſen es an ſolchen kleinen Attentionen nicht fehlen.“ Unterm 18. Auguſt: — „Herr von Kalb hat mir geſchrieben. Er kommt zu Ende Septembers, ſeine Ankunft wird das Weitere mit mir beſtimmen. Seine Freundſchaft für mich iſt unverändert, welches zu bewundern iſt, da er ſeine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber ſeine Billigkeit und ſeine Stärke dürfte vielleicht durch Einmiſchung fremder Menſchen und eine dienſtfertige Ohrenbläſerei auf eine große Probe geſtellt werden, wenn er kommt.“ Dieſe Mittheilungen, deren aufrichtige Deutlichkeit durch keine liebedieneriſche Prüderie verwiſcht werden kann, geben das Reſultat, daß die Berechtigung des Verhältniſſes, in welchem Charlotte zu Schiller ſtand, in Weimar ſo zu ſagen offiziell anerkannt war; ferner, daß auch der Gatte Charlotte's die Sachlage kannte, und endlich, daß die Dame auf eine Scheidung von ihrem Manne hinarbeitete, um ſich dann ſofort mit dem Dichter zu verheiraten.

Dieſer war damit ganz unzweifelhaft völlig einverſtanden, aber — nicht für lange. Scheint es doch, daß Schiller überhaupt nur ſehr widerſtrebend dem Entſchluß der Freundin ſich angeſchloſſen habe, denn unterm 8. Auguſt hatte er an Körner geſchrieben: — „Kannſt du mir glauben, daß es mir ſchwer, ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu ſchreiben? Und ich kann dir nicht einmal ſagen, warum. Unſer Verhältniß iſt, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil die Vernunft zu langſam dahin gelangt ſein würde. Derſelbe Fall iſt mit Charlotte und mit mir. Wir haben mit der Ahnung des Reſultates angefangen und müſſen jetzt unſere Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinſeligmachende iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns Beiden vorhanden iſt, aber er wartet noch auf ſeine Entwicklung. In Charlotte's Gemüth iſt übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter begründet als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen." Reflectirt ein leidenſchaftlich Liebender in dieſer Weiſe? Aeußert er ſich ſo analytiſch? Schwerlich! Der Umſchlag Schiller's in ſeiner Stellung zu Charlotte kündigt ſich auch bald genug an, wenn er, nachdem er einige Wochen von der Freundin getrennt geweſen war, unterm 8. Dezember ſchreibt: — „Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren (inzwiſchen eingetroffenen) Mann wiedergefunden. Er iſt ganz der Alte, wie ich aus dem erſten Anblick urtheilen konnte. Sie iſt geſund und ſehr aufgeweckt. Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich laſſen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir ſchon einige Veränderung, die weiter gehen kann." Und ſie ging weiter. Die projectirte Scheidung Charlotte's von ihrem Manne kam nicht zu Stande, weil, wie es ſcheint, Frau von Kalb wieder ſchwankend geworden war. Herr von Kalb ging an den Rhein zurück, während ſie in Thüringen blieb. „Einige Monate darauf — erzählt Charlotte — erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit ſcharfem Ausdruck mir darſtellte, wie es ein falſcher Schritt, dies Verhältniß — (zu ihrem Gatten) — nicht ganz zu löſen: mit einem Schmerz ſprach er ſich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte. Noch in der Jugend — ſchrieb er mir — ja in unvergänglicher Jugend des Geiſtes und Gemüthes, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß ſich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen, ſoll ich wollen? So kommen Sie in das Gebirge, wo auch ich jetzt wohne — (in Volkſtädt). Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl ſich wieder gewinnen und erhalten könne. Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief geſchickt, und ein ſolches erhielt er wieder, denn meines Lebens Looſe waren ja darin. Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort.“ Das Letztere wird durch den Brief Schiller's an Körner aus Rudolſtadt vom 20. Oktober 1788 beſtätigt; aber gerade dieſer Brief ſtellt es ſehr in Frage, daß der Dichter über das Nichtzuſtandekommen der Scheidung wirklich ſo unzufrieden geweſen ſei, wie Frau von Kalb will. Er ſchrieb: „Charlotten hab' ich dieſen Sommer gar wenig geſchrieben; es iſt eine Verſtimmung unter uns, worüber ich dir mündlich mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf — ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen.“

Bei ſeiner Zurückkunft nach Weimar am 12. November merkte Charlotte mit dem Inſtinkt der Leidenſchaft dem Freunde an, daß während ſeines Aufenthalts in Volkſtädt und Rudolſtadt eine große Veränderung in ſeinem Innern vorgegangen ſei. Als er viel von der Familie Lengefeld ſprach, ſagte ſie ihm: „Mein Segen bleibt bei Ihnen, aber verſchieden iſt unſere Anſicht von der Zukunft und ſo muß ſich ergeben, daß uns ferner Briefe überläſtig ſind.“ Er verneinte das, wie ſie erzählt, und der Umgang und Briefwechſel zwiſchen den Beiden dauerte fort; aber in welchen Mißklang das ganze Verhältniß mehr und mehr umſprang, zeigen die bezüglichen Aeußerungen in Schiller's Briefen an Körner und an die Schweſtern Lengefeld deutlich genug. Unterm 9. März 1789 ſchrieb er: „Charlotte beſuche ich noch am meiſten; wir ſtehen recht gut zuſammen, aber ich habe, ſeit ich wieder hier — (in Weimar) — bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich mein Verhältniß zu ihr blindlings unterwerfen muß. Alle romantiſchen Luftſchlöſſer fallen ein; nur was wahr und natürlich iſt, bleibt ſtehen.“ Hier erſcheint alſo dem Dichter das Project einer Heirat mit Frau von Kalb ſchon nur noch als ein „romantiſches Luftſchloß“ und ſeine ganze bisherige

Stellung zu der Dame als unwahr und unnatürlich. Unterm 3. November 1789 äußerte er gegen Karoline von Beulwitz-Lengefeld: „Die Kalb iſt doch ein ſeltſam wechſelndes Geſchöpf, ohne Talent, glücklich zu ſein; wie könnte ſie alſo geben, was ſie ſelbſt nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man ſich hüten, vor ihrer Inconſequenz, die ſie oft verleitet, ſogar ſich ſelbſt nicht zu ſchonen, und auch vor ihrer Starkgeiſterei, die ſie leicht verführen könnte, es mit dem Beſten Anderer nicht ſo genau zu nehmen.“ Unterm 21. Dezember ſchrieb er: „Die Kalb hat mir heute geſchrieben. Ich habe ſogleich geantwortet. Lieber zehn Briefe ſchreiben als einmal ſelbſt kommen.“ Unterm 5. Februar 1790: „Leidenſchaft und Kränklichkeit zuſammen haben ſie manchmal an die Gränzen des Wahnſinns geführt[35]). Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr ſchreiben!“ Endlich unterm 12. Februar: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, ſie nur auf einen Augenblick zu beſuchen, weil ſie mir etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde. Mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich ſchrieb, ich zweifle, ob ſie jetzt die Stimmung ſchon gefunden hätte, worin eine Zuſammenkunft für uns Beide erfreulich ſein könnte, und ich dies aus einigen Vorfällen ſchlöſſe, antwortete ſie mir: „„ich irre mich ſehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeſchickten Traum, der lange ſchon nicht mehr in ihrer Erinnerung ſei, in Zuſammenhang brächte.““ Darauf ſchrieb ich ihr, die Verſicherung, die ſie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgewiſcht ſei, erlaube mir endlich freimüthig mit ihr über das Glück zu ſprechen, das meine nahe Verbindung — (mit Lotte von Lengefeld) — mir gewähre. Ich ſprach dann mit vollem Herzen von unſerer Zukunft und das hat ſie nicht ertragen. Hat ſie es nicht durch die Platitude verdient, womit ſie ihre eigene Empfindung herabſetzt?

Aber warum ſchreibe ich ſoviel von ihr? Ich hätte etwas Beſſeres thun können.“ —

Doch nicht mit dieſer grellen Diſſonanz ſollte eine bedeutſame Epiſode im Leben unſeres Dichters enden. Wenn, wie der ganze Verlauf ihrer Beziehungen zeigt, Schiller und Frau von Kalb nur gewähnt hatten, auf die Dauer Liebende ſein zu können, ſo folgte der Bitterkeit, welche in der Zerſtörung dieſes Wahns lag, doch bald das beiderſeitige Gefühl, daß ſie Freunde ſein ſollten, ſein müßten. Im Frühjahr 1793 treffen wir ſie wieder im Briefwechſel und damals empfahl ihr der Dichter ſeinen Landsmann Hölderlin zum Lehrer ihres Sohnes. Der letzte Brief Schiller's, welcher ſich in Charlotte's Nachlaß vorgefunden, iſt vom 21. Januar 1802. Er wünſcht darin der Freundin, daß ihr Leben immer heiter und froh ſein möchte, und verſichert ſie der Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit ſeiner Freundſchaft. Wenn wir nun in dieſer Art, nicht ohne Befriedigung, das verworrene Verhältniß zu einem verſöhnlichen Abſchluß gelangen ſehen, ſo erübrigt noch die Erledigung der Frage, wo denn eigentlich die Urſache zu dem raſchen Abſprung Schiller's von ſeinen urſprünglichen An- und Abſichten über und mit Charlotte zu ſuchen ſei. Daß die Wendung unmittelbar nach des Dichters Ausflug nach Meiningen, Bauerbach und Rudolſtadt, den wir unten ſofort berühren werden, eingetreten ſei, darüber läßt ſeine Correſpondenz mit Körner keinen Zweifel. Er war auf dieſem Ausflug den Schweſtern Lengefeld wieder begegnet, war ihnen nähergetreten und hatte die Sehnſucht nach einer „häuslichen Exiſtenz“ mit nach Weimar zurückgebracht. Aber eine ſolche, das fühlte er in jeder Fiber, war von einem Weſen wie Charlotte von Kalb — auch ihre Freiheit vorausgeſetzt — durchaus nicht zu erwarten. Daher Schiller's Reſignation nach dieſer Seite hin, jetzt eine wirkliche, nicht bloß gedichtete Reſignation. Ja, es klingt ſeltſam und iſt doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus ruhig verſtändige Anſicht und Ueberzeugung hegte. „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen ſoll, darf Leidenſchaft nicht ſein,“ ſchrieb er am 19. November 1787 an Körner. Dann unterm 8. Dezember: „Eine Frau, die ein vorzügliches Weſen iſt, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt.“ Und unterm 7. Januar 1788: „Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen Daſein mein eigenes ſich erfriſchen kann.“ Er verlangte von einer Frau, daß ſie ihm Ruhe, Frieden und ein gleichmäßig heiteres Behagen verſchaffe, und das Alles konnte er nicht von Charlotte von Kalb erwarten, von der „Titanide“, die vielleicht die genialſte und jedenfalls — das Wort ohne gemeine Nebenbeziehung genommen — die emanzipirteſte Frau ihrer Zeit war 96).

Da ohnehin im Vorſtehenden der Zeit ſchon bedeutend vorgegriffen wurde, ſo iſt nur billig, daß wir die Titanide ihren dornenvollen Lebensweg vollends hinabbegleiten. Nachdem ihr Verhältniß zu Jean Paul in den Jahren von 1796—1800 eine noch glühendere Färbung als das zu Schiller angenommen, aber dieſem frappant ähnlich geendigt hatte, erlebte ſie in einem und demſelben Jahre (1804) den Tod ihres Mannes und den gänzlichen Verluſt ihres Vermögens. Ueberdies halberblindet, weilte ſie unſtät und dürftig in Berlin, Frankfurt, Würzburg — nach Weimar wollte ſie nie mehr zurück — dann wieder in Berlin, wo aber Hufeland's Beiſtand ſie nicht vor gänzlichem Erblinden zu bewahren vermochte. Die Gutherzigkeit einer Prinzeſſin gab der Greiſin Dach und Fach im königlichen Schloſſe. Die Vielbewegte, Vielgeprüfte, in ihren ſchönſten Hoffnungen Betrogene, in ihren beſten Wünſchen Geſcheiterte behielt bis zuletzt die titaniſche Energie des Fühlens und Denkens, welche vordem Schiller und Jean Paul angezogen, entzückt und — erſchreckt hatte. „Unter allen Frauen, die ich je gekannt habe — ſchrieb Rahel Levin 1828 an die Fürſtin Carolath — iſt Frau von Kalb die geiſtvollſte; ihr Geiſt hat wirklich Flügel, mit

Deine Liebe Dich über die Größe meines Verlangens nicht täuſche. Deine Jugend und Schönheit ſollſt Du opfern für das Seelenheil eines Mannes, der unwerth iſt, Dein Vater zu heißen, alle ſüßen und lieben Gefühle und Gedanken Deines Mädchenherzens ſollſt Du langſam verdorren laſſen in den öden Mauern eines Kloſters und für all' die Entſagung und Freudenloſigkeit Deiner Zukunft nur die Entſchädigung haben, denken zu können, durch Deine fromme Hingebung, durch das unabläſſige Flehen Deines jungfräulichen Herzens von mir das ewige Verderben zu wenden, von mir, einem entmenſchten Verbrecher, deſſen Todesangſt noch das Lebensglück ſeiner Tochter zum Opfer fordert.“

„Sprich' nicht ſo, mein Vater, ich werde glücklich ſein in jenen heiligen Mauern, die mich ſchützen vor aller Schmach, welche die Welt mir anthun würde, glücklich ſein ſchon durch den Gedanken, Dir Troſt gegeben zu haben in Deiner Todesnoth, glücklich in dem Bewußtſein, daß Du reuig geſtorben und nicht verzweifelnd an der Barmherzigkeit Gottes und ſeiner gebenedeiten Mutter.“

Fosco beugte ſich über ſein Kind, ſeine Züge denen ſie ſich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umſtänden, in alle Höhen ſchwingen kann.“ Die Erſcheinung von Jean Paul's gedrucktem Briefwechſel ſtürmte die leidenſchaftlichſten Erinnerungen in der greiſen Blinden auf und ſie hatte die ſeltſame Laune, durch Vermittlung Varnhagen's eine Art Verleugnung ihres Liebesverhältniſſes zu dem großen Humoriſten an Göthe gelangen zu laſſen, — gerade wie ſie früher verſucht hatte, ihre Liebe zu Schiller hinterher vor ſich ſelbſt zu verleugnen — und zwar zur nämlichen Zeit, wo ſie die beiden Büchlein „Charlotte“ und „Cordelia“ dictirte, in welchen jedes kundige Auge die Beſtätigung jener zweimaligen Liebesglut findet. In ihren letzten Lebensjahren übte die Erſcheinung der Hochbetagten mit den großen ſchwarzen todten Augen unter den weißen Haaren, die hohe Geſtalt aufrecht tragend, orakelhafte Geiſtesblitze ſprechend, die häufig von einem halb unheimlichen Lachen begleitet wurden, auf Alle, welche ihr nahe kamen, eine eigenthümliche, faſt ſphinxartige Wirkung. Einer Sibylle ſoll ſie da geglichen haben. Die Summe ihres Daſeins zog ſie zuletzt in der ſtoiſchen Sentenz: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen!“ So ſtarb die Zweiundachtzigjährige am 12. Mai 1843. *

Zu unſerem Dichter zurückkehrend, finden wir ihn Ende Novembers 1787 zu Pferde, den von Spätherbſtnebeln belaſteten Thüringerwald durchziehend. Die Reiſe ging nach Meiningen und Bauerbach. Schiller's ehemalige Beſchützerin, Frau von Wolzogen, hatte ſehnlich verlangt, den Dichter zu ſehen, um deſſen Anſicht über das Project der Verheiratung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lilienſtern zu vernehmen. Mit ihrem Wunſche hatte ſich der von Schwager Reinwald und Schweſter Chriſtophine vereinigt und ſo war denn Schiller zu Pferde geſtiegen. Der Ausflug währte ſechszehn Tage, während welcher „von einem edelmänniſchen Gute zum andern herumgezogen wurde“. Auf dieſen Fahrten ſah der Dichter intereſſante Contraſte der Zeit. Im Dorfe Hochheim war er der Gaſt einer adeligen Familie, die fünf Töchter und zuſammen zehn Perſonen zählte und im beſten Styl altpatriarchaliſchen Landjunkerthums lebte. Die Fräulein ſpannen und woben wie „die Prinzeſſinnen aus der Bibel oder in den Zeiten des Ritterthums“, Alles trug ſelbſtgemachtes Zeug und alle Bedürfniſſe des Lebens wurden auf dem Gute ſelbſt erzeugt und zubereitet. Zwei Stunden davon lebte ein Kammerherr von S. auf „hochtrabendem, fürſtlichem Fuß“, in Sprache, Sitte und Einrichtung ganz franzöſirt. Eigen erging es dem Dichter mit den vertrauten Umgebungen von Bauerbach, wo er „von 1782—83 als Einſiedler gelebt hatte und ſo zu ſagen ſchwindelnd an der Schwelle der Welt geſtanden war.“ Sie hatten ihre Magie verloren und ſprachen nicht mehr zu ihm. „An dieſer Verwandlung ſah ich — ſchrieb er an Körner — daß eine große Veränderung mit mir ſelbſt vorgegangen war. Und mußte ſie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schickſale und Situationen lagen nicht in dieſem Zwiſchenraume! Eure Erſcheinung, unſere Freundſchaft, ganz Mannheim mit ſeinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!“87) In Bauerbach war er mit Wilhelm von Wolzogen zuſammengetroffen, welcher damals, nachdem er 1784 aus der Karlsſchule getreten, dem Namen nach Offizier im Regiment Augé, der Sache nach aber Hofarchitekt des Herzogs von Würtemberg war und ſich jetzt auf Urlaub bei ſeiner Mutter befand. Mit dieſem Freunde trat er am 5. Dezember gemeinſchaftlich die Rückreiſe nach Weimar an. Der Ritt ging über Rudolſtadt, wohin den jungen Wolzogen das Herz zog. Der 6. Dezember, wo die Freunde den letztgenannten am Ufer der Saale anmuthig gelegenen Ort erreichten, war ein rechter Schickſalstag für Schiller.

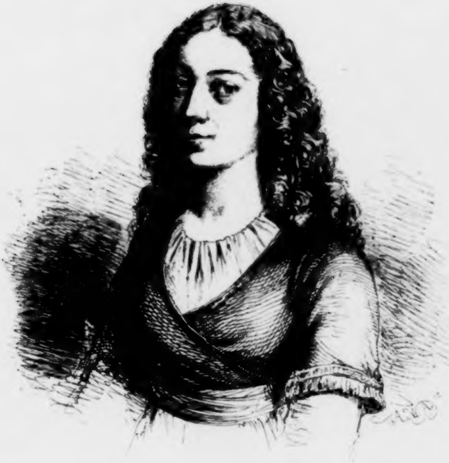
In Rudolſtadt lebte mit ihren beiden Töchtern Frau Luiſe Juliane von Lengefeld, welche wir unſerem Dichter ſchon in Mannheim flüchtig begegnen ſahen. Die Lage ihres frei an einem Berge ſtehenden Hauſes bot alles Erfreuliche und Unbeſchränkte des Landlebens und gewährte die Ausſicht auf die ſanfte Krümmung des Fluſſes, in drei friſche Thalöffnungen hinein, auf nahe waldumkränzte Anhöhen und ferne großgezeichnete Gebirge. Wie zur Mutter, ſo ſtanden die beiden Schweſtern Karoline und Charlotte auch unter ſich in dem Verhältniß innigſten Vertrauens, welchem dadurch kein Eintrag geſchehen war, daß die ältere im Jahre 1785 eine Convenienzheirat mit dem rudolſtädtiſchen Legationsrath von Beulwitz geſchloſſen hatte, die „zufriedenſtellend“ verlief, aber dem vom Idealismus des Jahrhunderts vollen Herz der jungen Frau keine Befriedigung gewährte. Frau von Lengefeld ſelbſt war eine auf Formen haltende, durch häufigen Hofverkehr an die Schätzung des Ceremoniels gewöhnte, auch mit einem frommen Tic ausgeſtattete, aber dabei ſeelengute Dame. Die Stellung einer Hofdame war ihr weibliches Ideal, deſſen Verwirklichung ſie für ihre jüngere Tochter Lotte — in der Familie vertraulich-zärtlich Lottchen oder Lolo oder Lolochen genannt — anſtrebte und zwar gerade damals am Weimar'ſchen Hofe, wo die Herzogin Luiſe ihr wohlgeneigt war. Auch die beſcheidenen Vermögensverhältniſſe des Hauſes mochten die Erlangung einer ſolchen Verſorgung räthlich machen. Aber dieſe Beſcheidenheit der Glücksumſtände hatte die Lengefeld'ſche Familie nicht verhindert, an dem humanen Bildungsſtreben, welches die Ariſtokratie von damals durchſchnittlich ſo rühmlich auszeichnete, mit regſtem Intereſſe und Verſtändniß theilzunehmen. Der Hausherr — für das Glück der Seinigen viel zu frühe geſtorben, als die 1763 geborene Karoline dreizehn und ihre Schweſter Lotte zehn Jahre alt war — hatte ſeine Töchter ſelbſt unterrichtet und in der Abgeſchiedenheit ihres Thales, durch welches damals noch keine Kunſtſtraße führte, hatten ſich die beiden Mädchen an der klaren und weiten Weltanſicht des Vaters heraufgebildet, beſonders Karoline, welche der jüngeren Schweſter zugleich Lehrerin und Freundin wurde. Herr von Lengefeld, ein Bewunderer Friedrich's des Großen und von dieſem geſchätzt, war den Grundſätzen der Aufklärung entſchieden zugethan geweſen. Er hatte wie die pſychiſchen, ſo auch die phyſiſchen Kräfte ſeiner Mädchen ſorgſam geübt, hatte den Naturſinn, wie den Geſchmack an geiſtigen Freuden in ihnen entwickelt, hatte ſie zeitig fühlen gelehrt, was ſie ſuchen ſollten, und hatte ſchon durch ſeine eigene Perſönlichkeit, welche die Prinzipien der Ehre und ſchönen Sitte repräſentirte, die Einſicht in den wahren Werth der Menſchen ihnen eröffnet und die Achtung vor männlicher Würde in ihnen begründet 88). So in geweihter Stille herangewachſen, nährten die Schweſtern Geiſt und Gemüth mit ernſter Lectüre, wie Plutarch und Rouſſeau ſie boten, und erweiterten ihren Geſichtskreis durch die Reiſe nach der Schweiz, wo neben der großen Natur auch Lavater bedeutend auf ſie wirkte. Nach der Heimkehr fühlten ſie ſich in Rudolſtadt doppelt einſam, die Heirat Karoline's mit Beulwitz änderte wenig oder nichts in ihrem Gebahen und ſo wurden nur mit um ſo mehr Antheil die Beziehungen gepflegt, welche die Familie mit den Weimar'ſchen Kreiſen verbanden. Charlotte von Stein und Charlotte von Kalb waren dem Lengefeld'ſchen Hauſe befreundet, in welchem Göthe ſo innig verehrt wurde wie nur in irgendeinem andern und das Geiſtige mehr als Alles galt 89).

An einem trüben Dezembertage des Jahres 1787 ſaßen die beiden Schweſtern im elterlichen Hauſe mitſammen am Fenſter. Indem ſie in das traurige Nebelgerieſel hinausſahen, kamen ſie ſich, wie oft ſchon, vielleicht gerade wieder als verwünſchte Märchenprinzeſſinnen vor, der Erlöſung aus dieſer Einſamkeit harrend 90). Da trabten zwei Reiter die Straße herunter, in ihre Mäntel eingehüllt. Scherzend verſteckte der Eine ſein Geſicht halb unter den Mantelkragen, allein die Schweſtern erkannten trotzdem ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, deſſen innige Neigung für Karoline durch ihre Heirat nicht zerſtört worden war. Der zweite Reiter war den Damen unbekannt oder ſchien es wenigſtens und erregte ihre Neugier, welche bald befriedigt wurde; denn Wolzogen kam und bat um die Erlaubniß, ſeinen Reiſegefährten Schiller für den Abend in das Haus ſeiner Verwandten einführen zu dürfen. Die Bitte wurde natürlich gerne gewährt, aber als die beiden jungen Männer kamen und die Schweſtern ihnen den Willkommen boten, hatten ſie ſicherlich keine Ahnung, daß ſie in ihren Gäſten ihre künftigen Gatten begrüßten… Zwei Tage darauf wieder in Weimar, ſchrieb unſer Dichter an Körner: „Zu Rudolſtadt habe ich eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geſchöpfe ſind, ohne ſchön zu ſein, anziehend und gefallen mir ſehr. Man findet hier viel Bekanntſchaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geiſt. Das Clavier ſpielen ſie gut, welches mir einen recht ſchönen Abend machte. Die Gegend um Rudolſtadt iſt außerordentlich ſchön.“ Mit noch mehr Wärme äußerte er ſich über die neue Bekanntſchaft in einem Schreiben vom 20. Dezember an Frau von Wolzogen: — „Wir ſind glücklich nach Rudolſtadt gekommen, wo ich eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelm's guten Geſchmack bewundern; denn mir ſelbſt wurde ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen, und ſobald ich auf einige Tage Luft habe, dort ſein.“

Offenbar hatte Schiller von dem gemüthvollen, durch Bildung und edle Sitte erhöhten Familienleben, welches er im Lengefeld'ſchen Hauſe geſehen, einen tiefen Eindruck empfangen. Eine lebhafte Sehnſucht nach einem ſolchen Daſein erwachte in ihm. Schon am 7. Januar 1788 eröffnete er dem Herzensfreunde Körner ſeinen Entſchluß, zu heiraten; denn, ſchrieb er: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt und habe Nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle

Weſen, an die ich mich feſſelte, haben Etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz.“ Wunderlich genug kam dieſem Wunſche von einer ganz fremden Seite her der Zufall entgegen. Denn gegen das Frühjahr zu erging aus der fränkiſchen Reichsſtadt Schweinfurt an den Dichter die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnſtelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tauſend Thalern, welche an körperlichen und geiſtigen Vorzügen ſeiner nicht unwerth ſei, annehmen wolle[21]). Schiller nannte den Antrag einen Spaß und behandelte ihn als ſolchen, wie er auch den flüchtigen, zu Anfang des Winters gehegten Einfall, ſich von Wieland die Hand von deſſen zweiter Tochter zu erbitten, bald wieder aufgegeben hatte.

Die Frage, ob ſich der Heiratsgedanke Schiller's ſchon damals wenigſtens inſtinktartig auf Lotte von Lengefeld gerichtet habe, dürfte ſchwer zu verneinen und noch ſchwerer zu bejahen ſein. Denn wenn Karoline ſagt, daß den Dichter ſchon einige Wochen nach ſeinem Beſuch in Rudolſtadt eine lebhafte Neigung zu ihrer Schweſter erfüllt habe, ſo iſt aus Gründen, die ſpäter zur Sprache kommen werden, dieſe Ausſage wohl nur als ein hochherziger Anachronismus zu betrachten. Was aber Lotte betrifft, ſo iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß Schiller's Erſcheinung in ihrem elterlichen Hauſe ihr Herz noch unberührt gelaſſen habe, denn dieſes hatte die ſchmerzlichen Nachwehen einer erſten und unglücklichen Liebe noch nicht verwunden. Sie war, am 22. November 1766 geboren, damals einundzwanzig Jahre alt. Mit liebender Hand hat die Schweſter ihr Bild ſo gezeichnet: „Sie hatte eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, ſchien ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen



und zu gewähren. Sie hatte Talent zum Landſchaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Unter günſtigeren Umgebungen hätte ſie in dieſer Kunſt Etwas leiſten können. Auch ſprach ſich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältniſſe eingegeben, voll Grazie und ſanfter Empfindung ſind“ 92). Damals, im Spätherbſt und Winter 1787, war ihre Seele wund. Sie hatte ihr erſtes jungfräuliches Gefühl einem trefflichen und liebenswürdigen Manne zugewandt, welcher dieſe Neigung leidenſchaftlich erwiderte. Aber die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe hatte eine Verbindung der Liebenden verhindert und den Geliebten in Militär-Dienſten über das Meer hinweggeführt. Die ſchmerzlichen Nachklänge dieſes Lebewohls auf immer zu lindern, wurde eine zeitweilige Ortsveränderung für Lotte paſſend erachtet und ſo kam ſie zu Anfang Februars 1788 nach Weimar, wo ſie in dem befreundeten Hauſe der Frau von Imhof zu Gaſte war. Nebenbei ſollte auch Lotte's Anweſenheit in Weimar die Herzogin Luiſe an die dem Mädchen in Ausſicht geſtellte Hofdamenſtelle erinnern. Aber das Ideal der guten Frau von Lengefeld kam ſeiner Verwirklichung dadurch nicht näher; denn ſchon ging Lolo einer anderen Beſtimmung entgegen.

Schiller's Zartgefühl verwehrte ihm, der jungen Dame ſeine Gegenwart aufzudrängen, doch begegnete er ihr da und dort, theils an öffentlichen Orten, theils in engeren Kreiſen, bei Frau von Imhof, bei Frau von Stein. Sie erregte ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Theilnahme mehr und mehr und Lotte ihrerſeits konnte, ſo, wie ſie war, die freundſchaftliche Annäherung eines ſolchen Mannes nicht ohne ſtille Genugthuung bemerken. Ohne leidenſchaftliche Regung und Erregung wob ſich zwiſchen ihnen ein Band herzlicher Sympathie. Als die Heimkehr der jungen Dame bevorſtand, wünſchte ſie von dem Dichter ein Stammbuchblatt, denn es war damals die Zeit der Stammbücher, und ſagte ihm bei dieſer Gelegenheit, daß ſie ſich zu ihren Bergen und Bäumen heimſehne. Er ſchickte ihr am 3. April 1788 jene Stammbuchverſe, welche jetzt mit einigen Veränderungen in ſeinen Gedichten ſtehen, und ſchrieb ihr dazu: „Sie können ſich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und ſchönen Bergen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich, und vollends nach denen in Rudolſtadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichſten Augenblicken im Traume verſetze. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Aſſemblee-Luft ſich gefallen: ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir, ſo eigenliebig bin ich, daß ich Perſonen, die mir theuer ſind, meine eigene Denkungsart unterſchiebe.“ In ihrer Antwort erinnerte Lotte den Freund an ſeine früher gegen ſie geäußerte Abſicht, im Sommer nach Rudolſtadt zu kommen, und als ſie ihm einige Tage ſpäter ihre Abreiſe anzeigte, ſchrieb ſie: „Die Hoffnung, Sie bei uns zu ſehen, macht mir den Abſchied leichter. Kommen Sie, ſobald als Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl und denken Sie meiner. Ich wünſche, daß es oft geſchähe.“ Liegt in dieſer reizend naiven Aeußerung nicht ſchon eine Andeutung, daß das junge Mädchen auf der „blumenvollen Flur“, welche von der Freundſchaft zur Liebe führt, ſchon einige Schritte nach vorwärts gethan hatte? Daß auch Schiller's Gefühl bereits eine Steigerung erfahren, erkennt man an den Worten ſeines Antwortſchreibens: „Sie werden gehen, liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Theil meiner jetzigen Freuden mit ſich hinwegnehmen. Laſſen Sie das kleine Samenkorn der Freundſchaft nur aufgehen: wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, ſo wollen wir ſchon ſehen, welche Blume daraus werden wird.“

Es war zwiſchen Schiller und Lotte verabredet worden, daß ſie dem Freunde in der Umgebung von Rudolſtadt eine paſſende ländliche Wohnung für die Sommermonate ausmitteln ſollte, und die Freundin beeilte ſich nach ihrer Heimkunſt, dem übernommenen Auftrage zu genügen. Sie dachte zuerſt an das ſchön gelegene Haus milderten ſich und einige Augenblicke ſchien die Sorge für das Glück ſeiner Tochter mit ſeiner fanatiſchen, ſelbſtſüchtigen Hoffnung, durch ihre nonnenhaften Fürbitten der Hölle zu entgehen, in ihm zu ringen. Aber die leztere ſiegte und konnte ich in dieſem Moment außer meiner Angſt um meine Liebe, noch Etwas empfinden, ſo war es heißer Ingrimm über den ſchnöden Mißbrauch, der hier mit unſerer geheiligten Religion getrieben wurde. Fosco nahm wieder das Wort, fragend: „Du leiſteſt alſo den Schwur, Iſidora?“

„Ich will es!“ verſezte das arme Mädchen feſt.

„So ſchwöre bei Deiner Seele Seeligkeit, bei Deiner Hoffnung auf den Himmel. an dem Tage, an welchem ſie mich tödten werden, das Kloſter der Carmeliterinnen, welches ſich zu Deiner Aufnahme bereit erklärt hat, als Novize zu betreten!“

Iſidora erhob ihr ſchönes Haupt und gläubige Verzückung leuchtete in ihren dunkeln Augen, als ſie mit tiefer Stimme den Schwur nachſprach.

„Nein, er genügt nicht,“ rief der barbariſche Vater heftig aus, „hab' ich doch an mir ſelbſt erfahren, wie leicht der Menſch der Hoffnung auf des fürſtlichen Gärtners in Kumbach, Rudolſtadt gegenüber, entſchied ſich dann aber für das Haus des Cantors Unbehaun in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe Volkſtädt, wo ſie am 22. April für den Dichter eine Wohnung beſtellte. Auf dieſem Gange wurde ſie von einer Rudolſtädter Freundin, Friederike von Holleben, begleitet, welche ein Jahr darauf den Freiherrn Heinrich von Gleichen heiratete und ſpäter die liebevolle Schwiegermutter von Schiller's und Lotte's jüngſter Tochter Emilie geworden iſt[93]. Der Dichter freute ſich von ganzer Seele auf dieſe Villegiatur. „Sobald der Frühling einmal dauerhaft ſein wird — ſchrieb er am 25. April an Körner — ziehe ich in die Einſamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz ſehnen ſich danach. Ich werde mich eine halbe Stunde von Rudolſtadt niederlaſſen. Die Gegenden ſind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in ſeliger Abgeſchiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeld'ſche Haus wird mir den Mangel an Geſellſchaft hinlänglich erſetzen. Es ſind dort vier ſehr ſchätzbare Menſchen beiſammen, von ſehr vieler Bildung und dem edelſten Gefühl. Sie ſind auch ſchon in der Welt geweſen und haben eine glückliche Gemüthsſtimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geiſtesanlage und einem empfänglichen Herzen zuſetzen kann, finde ich da in vollem Maaße; außerdem auch viele muſikaliſche Fertigkeit, die nicht den kleinſten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verſpreche.“ Wie aus den letzten Worten erhellt und wie wir ſchon früher, in der Herberge zu Oggersheim wahrgenommen haben, liebte Schiller die Muſik ſehr. Sie ſtimmte ihn productiv. Es liegt hierin einer der vielen Gegenſätze ſeiner Natur zu der Göthe's. Die poetiſche Anregung, welche dieſer bei den bildenden Künſten holte, verdankte Schiller gerne der Muſik, während er ſich, wenn auch vielleicht in zu ſchroffer Weiſe, das Intereſſe und den Sinn für die bildenden Künſte abſprach[94].

Er hatte ſich den Winter über fleißig zur Arbeit gehalten. Die

Fortführung der Thalia, die Mitwirkung am Deutſchen Merkur gaben ihm zu thun. Im Vordergrunde ſeiner Thätigkeit ſtanden die Geſchichte der niederländiſchen Rebellion und der Geiſterſeher. Körner hatte aber an Alledem kein Wohlgefallen; denn er wollte, daß Schiller, ſtatt ſeine Kraft zu zerſplittern, dieſelbe lieber wieder ganz und voll auf die Schöpfung eines großen poetiſchen Werkes wenden möchte, meinte tadelnd, der Freund habe in Weimar ſeiner hohen Ideen über Dichterberuf und Dichterwerth ganz vergeſſen, und fürchtete, die hiſtoriſchen Studien und Arbeiten würden den Dichter der Poeſie abtrünnig machen. Schiller rechtfertigte ſeine ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung mit der Hiſtorie vor den Einwürfen des Freundes vermittelſt äußerlicher und innerlicher Gründe, indem er ihm zu bedenken gab, daß er von der Schriftſtellerei leben und daher auf das ſehen müſſe, was einträglich ſei; ferner, daß zu poetiſchen Schöpfungen Stimmung und Laune nöthig und über dieſe nicht willkürlich zu gebieten ſei; endlich, daß hiſtoriſche Arbeiten doch wohl auch für ſeine dichteriſche Zukunft fruchtbar ſein könnten. Freilich konnte der Dichter dabei nicht verſchweigen, daß in der Nothwendigkeit, von ſeiner Feder leben zu müſſen, ſehr viel Niederſchlagendes liege, und es muß wohl eine trübe Stunde für ihn geweſen ſein, als er am 18. Januar 1788 die Worte an den Freund richtete: „Du wirſt es für keine ſtolze Demuth halten, wenn ich dir ſage, daß ich zu erſchöpfen bin. Meiner Kenntniſſe ſind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich ſchwerer, weil ich viel ſchreibe. Was ich von mir gebe, ſteht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf dieſem Wege auszuſchreiben“95). Gegen den Frühling zu, mit der Ausſicht auf den Sommeraufenthalt in Volkſtädt vor Augen, erhob ſich jedoch der Dichter wieder über dieſe düſtere Auffaſſung ſeiner Lage und in ſeinem Briefe vom 16. April iſt er im Falle, auch hinſichtlich ſeiner pecuniären Verhältniſſe dem Freunde die beruhigende Verſicherung geben zu können, daß er jetzt mehr erwerbe als er brauche und daß es „auf dem Wege zur ökonomiſchen Geneſung — d. h. mit dem Schuldenzahlen — zwar langſam, aber doch vorwärts gehe.“ Wie nahe der Gränze völligen Mangels er übrigens zu dieſer Zeit manchmal gekommen, erfahren wir daraus, daß er im Sommer 1795 an Göthe ſchrieb: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld bis auf etwa zwei Groſchen ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen.“

Im Uebrigen reicht, glaube ich, ſchon „der Geiſterſeher“ aus, uns zu überzeugen, daß Schiller ſeines Dichterberufes damals keineswegs uneingedenk war. Die Herbigkeit, womit er über dieſes Werk noch während der Arbeit daran und unmittelbar nachdem er ſie fallen gelaſſen geurtheilt hat, indem er es eine „Schmiererei“ und eine „Farce“ nannte[96]), zeugt wohl für die Strenge der Forderungen, die er an ſich ſtellte, iſt aber ſicherlich unbegründet. Der Geiſterſeher iſt ein ganz vortrefflicher Roman und wir haben nur zu beklagen, daß er unvollendet geblieben. Er iſt ſo recht aus dem 18. Jahrhundert herausgeſchrieben, nicht weniger als der Wilhelm Meiſter. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen und zwar mit Grund; denn der Dichter ging von der ganz beſtimmten Tendenz aus, die religiöſen Verirrungen ſeiner Zeit zu zeichnen. Ob er als Vorbild ſeines zum Katholicismus bekehrten Helden, wie Einige wollen[97]), den Herzog Karl Alexander von Würtemberg, den Patron des Juden Süß, oder, wie Andere meinen[98]), den Prinzen Johann Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg vor Augen gehabt, iſt von keinem Belang. Genug, der Geiſterſeher iſt ein poetiſches Spiegelbild der großen Verſchwörung des Obſcurantismus gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfniſſe des Gemüthes und die Forderungen der Phantaſie, von den Induſtrierittern von damals ſofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes reagirten und zwar mit einem Erfolg, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme überall ſich berühren, weil die menſchliche Natur, von dem einen Extrem abgeſtoßen, ſich nur gar zu gerne dem entgegenſtehenden überliefert. Machen wir hier einen kurzen Halt, um dieſes dem 18. Jahrhundert ſo weſentliche kulturgeſchichtliche Moment etwas näher ins Auge zu faſſen.

Zu allen Zeiten haben die Menſchen mit dem Räthſelhaften zu ſpielen geliebt und der Fauſt'ſche Drang, die Schranken der Endlichkeit der Menſchennatur zu durchbrechen und aus dem Gebiet des Natürlichen in das des Uebernatürlichen oder Unnatürlichen phantaſtiſch hinüberzuſchwärmen, iſt ſo alt wie die Kultur, wie das menſchliche Bewußtſein. Durch die ganze Geſchichte des Alterthums zieht ſich die Fabel von einer mit magiſchen Kräften ausgeſtatteten Geheimlehre und das Chriſtenthum konnte vermöge ſeiner myſtiſchen Seite dieſe Myſtik nur unterſtützen. So finden wir denn in allen Jahrhunderten des Mittelalters eine von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzte Schule von tiefſinnigen oder, wenn man will, aberwitzigen Grüblern, die ſich einer ſogenannten „verborgenen Weisheit“ rühmten und auch wohl mitunter im Beſitze derſelben zu ſein wähnten. Die von den Träumen der Alchymie unterſtützte Thätigkeit dieſer „Adepten“ war auf das „Magiſterium“, die „Materia prima“, das „Geheimniß der Projection“, auf die Herſtellung des „Aurum potabile“, des „philoſophiſchen Steins“, der „Univerſalmedizin“ oder des „Lebenselixirs“ gerichtet und es gab gläubige Thoren genug, die Goldmacher und Verjüngungstinkturbrauer in Arbeit zu ſetzen. Dieſe im Grunde meiſt nur auf die gemeinſten Inſtinkte der Menſchen, den Durſt nach Gold und Sinnengenuß und die Furcht vor dem Tode, baſirten Speculationen fanden in der Verwilderung des 17. Jahrhunderts einen neuen Anhaltspunkt an einer kecken literariſchen Myſtification, welche von Valentin Andreä ausging. Im Jahre 1615 erſchien nämlich zu Frankfurt das Buch von der löblichen Brüderſchaft des Roſenkreuzerordens[99]), worin behauptet wurde, daß ein von einem Deutſchen, dem 1388 geborenen Chriſtian Roſenkreuz geſtifteter Geheimbund, die „Fraternität der Roſenkreuzer“, exiſtire, welche den „Lapidem philosophorum“ beſäßen und die „Transmutationem metallorum“ verſtänden, die Handhabung dieſer wunderbaren Kräfte übrigens nur als Nebenſache betrieben, weil des Ordens Hauptzweck ſei, die Menſchheit einer höheren Gotterkenntniß und einer reineren Moral entgegenzuführen. Letzteres wurde die Lockſpeiſe, wodurch auch edlere Gemüther dem Tiſche des Unſinns zugeführt worden ſind. Vergebens deckte Andreä, erſchreckt durch das wunderſüchtige Scandal, welches ſein Buch verurſachte, ſchon drei Jahre ſpäter den ganzen Schwindel auf, vergebens machte er ſich über die Schwachen an Verſtand luſtig, welche an derartige „inventiones“ glaubten: — das Märchen von der Roſenkreuzerei blieb ein Hauptelement der Geheimnißkrämerei und wurde von dem 17. Jahrhundert getreulich dem 18. überliefert. Doch das 18. Jahrhundert, ſo lange der emanzipative Gedanke, der es beſeelte und bewegte, in ſeiner Jugendkraft ſtand, modelte Alles nach ſeinem Geiſte und ſo ſehen wir es denn auch den Hang der Menſchen zum Geheimnißvollen und den Geheimbundapparat ſeiner aufkläreriſchen Tendenz dienſtbar machen. Im Jahre 1717 wurde zu London die erſte Freimaurerloge eröffnet und mit ſo reißender Schnelligkeit verbreitete ſich dieſer Geheimbund über den Erdball, daß ſchon im Jahre 1730 nicht nur auf dem Continent, ſondern auch in Oſtindien und Nordamerika Logen exiſtirten. Die erſte deutſche wurde 1737 zu Hamburg aufgethan.

Woher die Freimaurerei? Was war ſie? Was wollte ſie? Sie ging von der freidenkeriſchen Bewegung in England aus und man hat mit Recht geſagt, die Freimaurer ſeien die „Ritter vom Geiſte“ des Jahrhunderts der Aufklärung, die Freimaurerei ſei die „innere Miſſion“ des Deismus, d. h. des Nationalismus und der Toleranz, geweſen[100]). In dem von James Anderſon 1721 verfaßten Conſtitutionenbuch, der älteſten authentiſchen Urkunde des

Ordens, heißt es: „Der Maurer iſt durch ſeinen Beruf verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen; und wenn er die Kunſt recht verſteht, wird er weder ein ſtumpfſinniger Gottesleugner noch ein frecher Wüſtling ſein. Es wird für dienlich erachtet, die Maurer allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen, ihre beſonderen Meinungen aber ihnen ſelbſt zu überlaſſen: das iſt, gute und treue Männer zu ſein, Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit, durch was immer für Benennungen oder (religiöſe) Ueberzeugungen ſie unterſchieden ſein mögen. Hiedurch wird die Maurerei die Spitze aller menſchlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundſchaft unter den Menſchen zu ſtiften.“ Alſo die Beſtimmung des Menſchen aus dem Bereich der Dogmenformeln hinweg und auf das Gebiet der Sittlichkeit hinüber verlegen, unter Garantie der Freiheit der perſönlichen Ueberzeugung in Glaubensſachen einen großen Freundesbund unter den Menſchen aufrichten, innerhalb deſſen die Unterſchiede der Geburt, des Ranges und Reichthums verſchwinden ſollten, mit einem Worte, dem Prinzip des Individualiſmus das Prinzip der Brüderlichkeit zugeſellen, dem vorurtheilsfreien Verſtand die werkthätige Liebe vermählen, — fürwahr eine große, eine erhabene Idee! Aber die nackte Schönheit der Wahrheit wird ſtets nur von Wenigen gefühlt und verſtanden. Die Menge, und zwar die gebildete nicht weniger als die ungebildete, verlangt nach bunten Hüllen und ſchimmerndem Tand. Die Begründer der Freimaurerei erwieſen ſich als erfahrene Menſchenkenner, als ſie ihrer Stiftung durch Hindeutung auf uralten Urſprung derſelben und geheimnißvollen Zuſammenhang mit großen Epochen der heiligen und profanen Geſchichte die Weihe einer ehrwürdigen Tradition verliehen. Aber indem man, angeblich von den Bauhütten des Mittelalters Symbolik und Ritual, ſowie die Abſtufung der Logenmitglieder in die drei Claſſen der Meiſter, Geſellen und Lehrlinge entlehnend, den Maurerbund mit dem Tempelbau Salomon's in myſteriöſe Beziehung ſetzte, ja ſogar ſeinen Urſprung um vier Jahrtauſende vor

Chriſtus hinaufrückte, ermächtigte man auch die induſtrieritterliche Betriebſamkeit zur Ausbeutung dieſer frommen Fabelei. So lange freilich der maureriſche Gedanke in ſeiner urſprünglichen Reinheit mächtig blieb, geſtattete er abenteuerlichen Mißbräuchen keinen Raum, und wenn auch die Logen ſchon frühzeitig das Ziel der Neugier des vornehmen Müſſiggangs wurden, ſo waren ſie doch zugleich die Sammelpunkte der intelligenteſten, redlichſten und ſtrebſamſten Männer aller gebildeten Claſſen. Man vergeſſe nicht, daß nicht nur eine Menge Fürſten und Prinzen ſich in die Logen drängte, ſondern daß auch der Prinz, welcher nachmals Friedrich der Große wurde, das maureriſche Schurzfell umband — (er wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. Auguſt 1738 zu Braunſchweig eingeweiht) — und daß in Weimar, wohin Bode, einer der thätigſten Freimaurer des Jahrhunderts, den Orden gebracht, noch 1780 der Herzog Karl Auguſt, Herder und Göthe ſich in den Bund aufnehmen ließen, welchem auch Wieland angehörte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, die Freimaurerei, dieſer über den ganzen Erdboden ſich verbreitende Bund der religiöſen Toleranz und der humanen Anerkennung der brüderlichen Gleichheit der Menſchen, hat ganz weſentlich zur anhebenden Verwirklichung der demokratiſchen Ideen des 18. Jahrhunderts beigetragen. Inſofern haben ihre Gegner von heute ganz recht, wenn ſie die Freimaurerei ein revolutionäres Inſtitut nennen.

Aber dieſe Anſicht von der Natur des Maurerbundes iſt nicht erſt von heute. Der Jeſuitismus hatte ſofort die Gefahr erkannt, welche von Seiten des maureriſchen Prinzips dem ſeinigen drohte, und ſchlau und thätig, wie er war, unternahm er es, den Feind mit deſſen eigenen Waffen zu bekriegen, d. h. er bemächtigte ſich der maureriſchen Formen, um unter denſelben ſeine eigenen Aufgaben zu verfolgen. Dabei kam ihm zu ſtatten, daß dem durch die encyklopädiſtiſche Freigeiſterei abgeklärten Verſtand in der Oede ſeiner Nüchternheit ſo unheimlich und beklommen zu Muthe wurde, daß er ſich ſchon der Abwechslung wegen der tollſten Wunderſucht vielfach widerſtandslos anheimgab. Nachdem zu Paris im Palais Clermont, wo die aus England vertriebenen Stuarts wohnten, zu jakobitiſchen und jeſuitiſchen Zwecken das Clermont'ſche Syſtem erfunden und als eine angebliche Fortſetzung des Templerordens in die Maurerei eingeſchmuggelt worden war, kam ein ſogenanntes „inneres" Syſtem nach dem andern auf. Berüchtigt vor allen machte ſich das der „ſtricten Obſervanz", wo außer den urſprünglich maureriſchen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen ſtatuirt und mit roſenkreuzeriſchen Symbolen, mit Hieroglyphen, Eidſchwüren und phantaſtiſchem Ceremoniel kurzſichtige Myſterienſüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Zu ſtrictem Gehorſam gegen ihre unbekannten „Oberen" verpflichtet, deren geheimnißvolles Haupt unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde, waren die Maurer der ſtricten Obſervanz nur Marionetten an den Drähten der obſcurantiſtiſchen Kabale, welche ſich insbeſondere die Vernichtung des Proteſtantismus vorgeſetzt hatte. Bei dieſer Kabale war auch die unmittelbare oder mittelbare Direction von allen den bunten Myſterienſpielen, welche in den Logen der Roſenkreuzer, der afrikaniſchen Brüder, der Geſellſchaft der deutſchen Kette, der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Aſien, des Jeruſalemsordens, des Ordens der höchſten Vorſehung, des Ordens der Sonnenritter, der Schwertritter, der Verbrüderung zum Herzen Jeſu und wie ſonſt noch alle die Baſtardſchößlinge der Freimaurerei hießen, an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung geweſen ſind. Die Sucht der Geheimbündelei war ſo epidemiſch, daß faſt kein Stand von ihr verſchont blieb. War doch auch das deutſche Studententhum ganz von dieſer Epidemie inficirt, wie der Moſelbund — 1771 zum Amiciſtenorden reformirt — der Concordienorden, Lilienorden, Schwertorden, Faßbinderorden und viele andere hinlänglich bewieſen. Das ganze Ordensweſen war ein ungeheures Gedränge von Betrügern, Betrogenen und betrogenen Betrügern geworden.

Der vorübergehend ſiegreiche Rückſchlag gegen die Philoſophie des „Common sense“ war demnach erfolgt. Die Zeit der Myſterien, der Blendwerke, des Wunderrauſches war da. Paris, deſſen providentielle Beſtimmung zu ſein ſcheint, jeder Thorheit, von der kleiderkünſtleriſchen bis hinauf zur weltgeſchichtlichen, den Stempel der Mode aufzudrücken, ging voran. Der Spott Voltaire's, der Skepticismus Diderot's hatte die Salons zu langweilen angefangen. Die Appellation Rouſſeau's an das Gemüth hatte in dieſen Kreiſen in eine Appellation an die unklare Fühlſamkeit und Phantaſterei ſich verkehrt. Man lechzte nach Wechſel, nach Neuem, nach Unerhörtem. Die Blaſirtheit taſtete krampfhaft nach irgend einem neuen Nervenreiz umher und nach bis auf die Hefen geleertem Becher des Unglaubens griff man zu dem Taumelkelch des Aberglaubens. Nachdem man im Kreiſe der Sinnenwelt Alles erſchöpft, Alles mißbraucht hatte, erwachte ein krankhaftes Gelüſte nach Ueberſinnlichem: man wollte Geiſter beſchwören, man wollte, nachdem man Gott geleugnet, den Teufel ſehen. Nur wenige Jahre vor der Zeit, wo das Chriſtenthum in Frankreich offiziell abgeſchafft wurde, erzählte der Duc de Lauzun ſeiner Tante, der Marquiſe de Créquy, daß er mit anderen Grandſeigneurs beim Duc de Chartres — dem nachmaligen Philipp Egalité — einer Beſchwörung des Satans angewohnt habe. Da ſei in einem Kryſtallgefäß eine Kröte geſchwommen, welche alle Sacramente der Kirche erhalten hatte (!) und, von dem Exorciſten als „Saint-Ange, mon cher Ange, mon belle Ange“ beſchworen, dann als leibhaftiger Satan erſchien, in geſchlechtslos unheimlicher Geſtalt[101]). Wie nur immer in den finſterſten Zeiten der Vergangenheit, unterhielten ſich die vornehmen Kreiſe jetzt wieder mit zauberiſchen Practiken, welche oft genug von verbrecheriſcher Tendenz waren. Als Marie Antoinette **1778** ihre erſten Wochen hielt, wurde ihr von einem Pfarrer in Paris ein Schächtelchen zugeſtellt, worin ihr Trauring lag. Ein Begleitſchreiben des Prieſters ſagte aus, er habe unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes den Ring erhalten mit dem Bekenntniß, derſelbe ſei der Königin einige Jahre zuvor entwandt worden, um zu magiſchen Beſprechungen benützt zu werden, welche ſie verhindern ſollten, Kinder zu bekommen[102]. Man wird ſich weniger darüber verwundern, daß die höfiſche Intrigue auf ſolchen Aberwitz verfallen konnte, wenn man erwägt, daß ſogar gelehrte Leute, wie ein Duchanteau und ein Clavières, alles Ernſtes an die Verwirklichung ihrer lächerlich unſauberen oder ruchlos grauſamen Träumereien von der Herſtellung des philoſophiſchen Steins dachten[103]. Solche alte, neuaufgewärmte Phantasmen erhielten durch Mesmer's Evangelium von dem „allgemeinen Fluidum“ eine ſehr bedeutende Stütze. Auch Mesmer gab ja den von ihm erfundenen „thieriſchen Magnetismus“ für eine Univerſalmedizin aus, und nachdem es ihm, hauptſächlich vermittelſt ſeiner Verbindungen in der entarteten Freimaurerwelt, einmal gelungen war, den Glauben an dieſe Art von „Magiſterium“ zu Paris in die Mode zu bringen, warfen ſich die Menſchen der Salons mit beiſpielloſer Gier auf das neue Heil. Prinzeſſinnen und Herzoginnen ſaßen gläubig um die wunderthätige magnetiſche Wanne her und in neuem Gewande hielt ein alter Schwindel ſeinen Triumphzug durch Europa[104].

Während in Frankreich alle dieſe Ausſchreitungen einer wahnſinnig gewordenen Phantaſie durch den „heiligen Dreiklang“ der Myſtik Saint-Martin's eine gewiſſe religiöſe Weihe erhielten, war in Deutſchland ſeit länger her, durch die pantheiſtiſche Schwärmerei Böhme's, den Swedenborgianismus, den pietiſtiſchen Gefühlsüberſchwang, die ſibylliniſchen Orakeleien Hamann's, die liebſeligen Miſſionsreiſen Lavater's, dem gegen die excluſive und mitunter tyranniſche Herrſchaft des geſunden Menſchenverſtandes reagirenden Myſticismus Raum geſchaffen worden. Auch hier ſtand die Geheimnißſucht in üppigem Flor, auch hier tollte die Maskerade der Roſenkreuzerei, auch hier wollte man Geiſter ſehen und Wunder haben und — die Geiſterbeſchwörer und Wunderthäter fanden ſich. Faſt ganz zur gleichen Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das den Himmel entſagt, um hienieden ſeinen Leidenſchaften zu fröhnen; Iſidora ſchwöre mir bei den Gebeinen Deiner Mutter, deren Tod mich zum Manne der Verzweiflung und dann des Frevels machte!“

„Ich ſchwö —“

„**Per Dio**, halt ein!“ rief ich, plötzlich vorwärts und neben Iſidora auf die Kniee ſtürzend und ſie heftig in meine Arme reißend, „Du ſollſt dieſen unheiligen Schwur nicht ſchwören! Und Du, Mann der Sünde, laſſ' ab von dem thörichten und verdammlichen Vorhaben, die Vergebung Deiner Schuld durch die Aufopferung Deiner Tochter erkaufen zu wollen, die mich liebt und die mein Weib werden ſoll, ſtatt hinter Kloſtermauern zu verkümmern!“

Meine plötzliche Erſcheinung und meine Worte brachten eine ſchreckliche Veränderung in dem Geſichte des Räubers hervor. Er erhob ſich von ſeinem Lager, ſeine Fäuſte ballten ſich krampfhaft, ſeine Augen ſprühten Flammen und ſeine Züge nahmen einen Ausdruck an, welche ſie wohl getragen, wenn er ſeinen Mordſtahl, von Rache oder

Scandal ſeiner angeblichen Wundercuren auf und narrte in Sachſen der Leipziger Kaffeewirth Schrepfer vornehme Edelleute und reiche Bürger mit albernſten Geiſterbeſchwörungsfarcen. So war denn jenſeits und dieſſeits des Rheines der Boden vorbereitet, auf welchem der „göttliche“ Caglioſtro die glänzendſte Schwindlerrolle des Jahrhunderts ſpielen ſollte. Giuſeppe Balſamo — der „Sicilianer“ in Schiller's Geiſterſeher — begann in Palermo und Rom ſeine Laufbahn, dort als Fälſcher, hier als Verkuppler ſeiner Frau, und endigte ſie in den Gefängniſſen der römiſchen Inquiſition als Denunciant der Aufklärung. Dieſſeits der Alpen trat er, nach Führung verſchiedener Namen und Betreibung verſchiedener unſauberer Gewerbe in verſchiedenen Ländern, unter dem Namen eines Grafen Caglioſtro als Myſtagog im großen Styl auf. Ob er, wie Viele vermutheten, von Anfang an ein Werkzeug in den Händen der Jeſuiten geweſen, ſteht dahin; gewiß aber iſt, daß die obſcurantiſtiſche Rückwärtsbewegung der Zeit in ihm gipfelte. Zu London in eine Freimaurerloge aufgenommen, beſchloß er, den maureriſchen Apparat zum Vehikel ſeines Glückes zu machen. Er erfand ein neues Syſtem, die „ägyptiſche Maurerei“, die abenteuerlichſte Stoppelei von Abſurditäten, die man ſich denken kann, und fand Glauben und Gehorſam als Beſitzer der Würde eines Groß-Kophta, zu welcher er ſich ſelbſt erhöhte. Es iſt unglaublich und dennoch buchſtäblich wahr, daß dieſer gemeine, ungebildete, in kunterbunteſter Phraſeologie umhergaukelnde Abenteurer im vorletzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts der Ariſtokratie Europa's die Hebung ungeheurer Schätze, die Goldtinktur, den Umgang mit „Geiſtern“, die phyſiſche und pſychiſche Wiedergeburt verſprechen durfte; und es iſt noch unglaublicher und dennoch buchſtäblich wahr, daß ſeine Anhänger ihm glaubten, ihn als ein höheres Weſen betrachteten und unter ſeine Marmorbüſten ſchrieben: Divo Cagliostro. In Frankreich währte der Zauber des Schwindlers länger als in Deutſchland, wo von Mitau aus ſeine frühere Jüngerin, Frau Eliſe von der Recke, ſeine Entlarvung unternahm. Selbſt ſeine Verwicklung in die ſchmutzige Halsbandgeſchichte konnte den Groß-Kophta bei den Franzoſen noch nicht discreditiren. Dieſſeits des Rheines haben wohl gerade die Machinationen des Sicilianers zu einem heilſamen Gegenſtoß in der Freimaurerei mitbeigetragen. Auf dem großen in Wilhelmsbad bei Hanau 1782 tagenden Maurerconvent errang die von Bode und Knigge geführte aufkläreriſche Oppoſition einen entſcheidenden Sieg über das Syſtem der ſtricten Obſervanz und die Mehrzahl der deutſchen Logen adoptirte von da ab das Syſtem der ſogenannten eklektiſchen Maurerei, d. h. ſie kehrte zu den urſprünglichen Grundſätzen des Freimaurerthums zurück. Von dieſem war auch der von Weishaupt und Zwackh 1776 zu Ingolſtadt geſtiftete, durch Knigge maureriſch ausgebildete Orden der Illuminaten nur eine Abzweigung, und zwar im Sinne eines mehr aggreſſiven Vorſchritts. Gerade deßhalb rief aber der Illuminatismus von Seiten der ſtaatlichen und kirchlichen Gewalt eine Verfolgung wach, welcher er nach kurzer Blüthe erlag, den Hauptverurſächern ſeines Falles, den Jeſuiten, welche durch die 1773 erlaſſene Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zwar das Ordensgewand, nicht aber Einfluß und Macht verloren hatten, den Triumph bereitend, ſagen zu können, daß es doch wohl erſprießlicher ſei, „ad majorem Dei gloriam“ als an der „Vervollkommnung der Menſchen“ zu arbeiten.

Auf dem im Vorſtehenden umſchriebenen Gebiete, wo ſich der Kampf der widerſtreitenden Gedanken und Intereſſen des Jahrhunderts inmitten phantaſtiſcher Verſuche und lichtſcheuer Ränke abſpielte, bewegte ſich Schiller, während er an ſeinem Geiſterſeher arbeitete. Plötzlich ſehen wir ihn mit einem genialen Sprung in eine ganz andere Region ſich verſetzen. Am 17. März ſchrieb er an Körner, er habe ſich auf etliche Tage wieder ins Gebiet der Poeſie hineingeſchwungen und bei dieſer Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß ſeine Muſe, ungeachtet er ſie lange vernachläſſigt hätte, noch nicht mit ihm ſchmolle. Wieland hätte für das Märzheft des

Merkur auf ihn gerechnet und da habe er „in der Angſt“ ein Gedicht gemacht. Dieſes Gedicht erſchien denn auch wirklich in dem Märzheft der genannten Zeitſchrift. Es war die berühmte Elegie „die Götter Griechenlands“, die beredte Apotheoſe jener Erſcheinungsform der religiöſen Idee, welche Hegel nachmals ſo treffend als die „Religion der Schönheit“ charakteriſirt hat. Aber mochte der Anreiz zu dieſer Ausſtrömung zunächſt immerhin ein äußerlicher ſein, das eigentliche Motiv lag zweifelsohne tiefer. Im Umgange mit Wieland hatte unſer Dichter zuerſt eine nachdrücklichere Anregung zur Beſchäftigung mit dem griechiſchen Alterthum empfangen, zu einem Studium alſo, welches von jetzt an ſehr beſtimmend auf ſeine Anſchauungen und Schöpfungen einwirken ſollte. Indem nun das helleniſche Schönheitsideal vor ſeinen Blicken aufzuleuchten begann, mußte er ſich von den fratzenhaften Mißbildungen der jüdiſch-chriſtlichen Idee, mit welchen er im Geiſterſeher zu thun hatte, heftig angewidert fühlen und es drängte ihn zu einem dichteriſchen Proteſt gegen dieſe Welt von Spukgeſtalten. So erklärt ſich, glaube ich, am leichteſten die Entſtehung jenes herrlichen Liedes zum Preiſe der griechiſchen Durchgötterung der Welt und der künſtleriſchen Schönheit des griechiſchen Cultus. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Götter Griechenlands neben lebhafter Bewunderung auch lebhaften Tadel erfuhren. Vortretend unter den Tadlern war Graf Friedrich von Stolberg, welcher ſeine Hingebung an die katholiſche Kirche, zu welcher er ſpäter übertrat, ſchon jetzt zu manifeſtiren ſich beeilte. Wir haben keinen Grund, an der Redlichkeit ſeiner Abſicht zu zweifeln, aber was ſoll man dazu ſagen, wie er ſie ins Werk ſetzte? Im Auguſtheft des deutſchen Muſeums von 1788 trat er mit dem Eifer eines Familiaren der Inquiſition als Denunciant gegen Schiller auf, welchen er ohne Weiteres des Atheismus zieh, um den Heiden und Atheiſten deſto bequemer dem Haß unverſtändiger Zeloten überantworten zu können. Wieland wollte, daß der Dichter „den platten Grafen für ſeine ſelbſt eines Dorfpfarrers im

Lande Hadeln unwürdigen Querelen über die griechiſchen Götter ein wenig heimſchicke“[105]), und Schiller hatte auch gute Luſt dazu, verſchob aber ſeine Rache, welche nicht ausbleiben ſollte, auf eine gelegenere Zeit. Konnte er ſich doch einſtweilen mit dem Bewußtſein beruhigen, daß das Gedicht, gegen welches die beſchränkte Zionswächterei ins Feuerhorn ſtieß, ſeinem Genius eine neue Entwicklungsphaſe verhieße. Er ſtand an der Schwelle derſelben, wie Göthe's Iphigenie am Meeresufer — „das Land der Griechen mit der Seele ſuchend.“

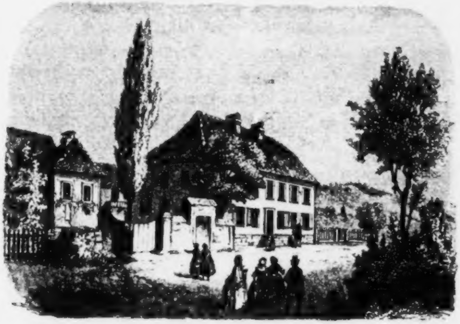
Sechſtes Kapitel.

Volkstädt und Rudolstadt.

Beim Cantor Unbehaun. — „Viel an der Kunkel.“ — Im Hauſe Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schiller's Ariſtokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerswerkſtatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Ueberſetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geſchichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Hiſtoriker. — Die Künſtler. — Der Dichterphiloſoph. — Anregung zu einem epiſchen Gedicht. — Umzug nach Rudolſtadt. — Zuſammentreffen mit Göthe. — Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Reſultate des Volkſtadt-Rudolſtadter Sommers. — Karoline.

Am Abend des 18. Mai 1788 langte Schiller in Volkſtädt an[106]). Das Dorf liegt am Ufer der Saale in einem anmuthigen Thale, von ſanft anſteigenden Bergen umgeben. Auf der Seite nach Rudolſtadt zu ſtand und ſteht noch am Eingange des Dorfes eine Porzellanfabrik. Wenige Schritte weiter erblickt man zur rechten Hand ein freundliches einſtöckiges Haus, welches dem Cantor und Schulmeiſter Unbehaun gehörte und noch jetzt im Beſitze von deſſen Familie iſt. Die ſüdliche Ecke des erſten Stockwerks nimmt das „Schillerzimmer“ mit daranſtoßender Schlafkammer ein. Das einfache Pult, woran der Dichter ſchrieb, ſteht noch da. Aus den

Fenſtern der einen Seite erblickt man die gegenüberſtehende Kirche. Hinter derſelben ragt ein mit Laubgehölz bewachſener Hügel empor, welchen die Pietät „Schillerhöhe“ getauft und 1840 mit einem bronzenen Abguß der Dannecker'ſchen Büſte des Dichters geſchmückt hat. Denn dort oben verweilte er oft und gern, in die heimeligen Thalgelände hinein und auf die waldbekrönten Bergkuppen hinüber blickend, zwiſchen welchen da und dort die Ruinen mittelalterlicher Burgen aufſtiegen. Von dem Hügel herab hatte er auch eine reizende Ausſicht auf die Stadt, die ſich am Fuße eines Berges herumſchlingt, von Weitem ſchon durch das auf die Spitze eines Felſens gepflanzte fürſtliche Schloß ſehr vortheilhaft angekündigt. Ein angenehmer Fußpfad führte ihn binnen einer halben Stunde längs des Fluſſes an Gärten und Kornfeldern vorüber vom Dorfe nach der Stadt.



Mit mannigfachen Arbeitsvorſätzen zog unſer Dichter in ſein ſommerliches Tusculum ein, welches Wieland, indem er ihm ein herzliches „Quod felix faustumque sit!“ zurief, „ein ſelbſtgewähltes

Pathmos" und ein „Elyſium" oder „Quaſi-Elyſium" nannte[107]). Schiller hatte, wie er ſcherzend gegen Körner äußerte, viel „an der Kunkel": die Fortſetzung des Geiſterſehers, der Geſchichte des Abfalls der Niederlande und des Menſchenfeindes, welchen er wieder aufzunehmen beabſichtigte. Daneben ſollten Aufſätze für Wieland's Merkur geſchrieben und ſollte eine Rezenſion des ſoeben im 5. Theil der Sammlung von Göthe's Schriften erſchienenen Egmont gemacht werden. Mit heiterem Behagen faßte Schiller alle dieſe Aufgaben ins Auge, denn er war bei ſeiner Ankunft in Volkſtädt noch ganz in der fröhlichen Stimmung, welche die zuletzt in Weimar verlebten Tage in ihm angeregt hatten. Der alte gute „Vater" Gleim war von Halberſtadt herübergekommen und ſeine Anweſenheit in Weimar hatte zu munteren literariſchen Sympoſien Veranlaſſung gegeben, denen ſogar Herder ſich nicht entzog. Sämmtliche Weimarer Notabilitäten hatten ſich um den alten Herrn geſammelt, deſſen ſiebzig Jahre die Beweglichkeit ſeines Geiſtes und das Wohlwollen ſeines Herzens nicht beeinträchtigten, und als Gleim und ſein Jugendfreund, der Geheimerath Schmidt, mitſammen in ihren Erinnerungen an die Tage der Klopſtock'ſchen Kameradſchaft ſich ergingen, hatte Schiller mit Vergnügen zugehört, „wie dieſe alten Kerle von jenen Zeiten ſich unterhielten und mit Wärme ihr burſchikoſes Leben ſich zurückriefen"[108]). Etwas räthſelhaft iſt die Zurückhaltung, welche der Dichter in Betreff ſeiner Beziehungen zu der Familie Lengefeld ſeinem Herzensfreunde Körner gegenüber längere Zeit beobachtete. „Ich werde — ſchrieb er ihm am 26. Mai — eine ſehr nahe Anhänglichkeit an dieſes Haus und eine ausſchließende an irgend eine einzelne Perſon aus demſelben ſehr ernſtlich zu vermeiden ſuchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir ſelbſt ganz hätte überlaſſen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der ſchlimmſte Zeitpunkt, wenn ich das Bißchen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geſchäfte gebracht habe, durch eine ſolche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte.“ Wollte Schiller vielleicht dem Freunde, welcher die in dem Kopfe des Dichters durch Fräulein von Arnim in Dresden angerichtete „Diſtraction“ mitangeſehen hatte, die Beruhigung geben, daß er in Rudolſtadt einer „ſolchen Diſtraction“ nicht ausgeſetzt ſei? Oder wollte er erſt die Conſolidirung ſeiner Stellung zum Lengefeld'ſchen Hauſe abwarten, bevor er den Freund tiefer in dieſes Verhältniß blicken ließ? Wie dem ſei, ſeine Beziehungen zu der Familie Lengefeld hat er ſofort in den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit in Volkſtädt wieder aufgenommen: denn ſchon am 27. Mai ſchrieb Karoline von Beulwitz an ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen: „Schiller iſt ſeit einigen Tagen hier, uns iſt recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, ſein Umgang freut uns ſehr, es iſt wirklich ein vortrefflicher Menſch, der ſehr fein, feſt und edel iſt und im gemeinen Leben durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes Niemanden drückt“[109]). Körner ſeinerſeits fiel dem Freunde nicht mit Fragen über ſeine geſelligen Beziehungen beſchwerlich, wohl aber kam er bei Gelegenheit der ihm mitgetheilten Arbeitspläne wieder einmal, wie oft ſchon, auf ſeine ganz richtige Anſicht zurück, daß Schiller nicht berufen ſei, ein Gelehrter, ſondern ein Künſtler zu ſein, worauf ihm der Freund das tröſtliche Wort ſagte, er fühle ſeinen dichteriſchen Genius wieder[110]).

Wenige Tage nach der Ankunft in ſeinem „Pathmos“ hatte der Dichter mit einem heftigen Katarrh zu kämpfen, welchen er ſich durch eine Erkältung zugezogen und der ihn, wie er ſagt, „ſchändlich zurichtete.“ Da war es denn gut, daß er im Hauſe einer Familie wohnte, welche den Werth ihres Gaſtes zu ſchätzen wußte. Eine Tochter des Cantors Unbehaun hat nachmals in alten Tagen der rührenden Sorgfalt gedacht, welche ihre Eltern dem ihr als Kind räthſelhaften Fremden angedeihen ließen. Jede ſtörende Arbeit des Hausweſens oder der Landwirthſchaft unterließen ſie, wenn ſie wußten, daß Schiller an ſeinem Pulte ſei. Wir erfahren auch aus dieſer Quelle, daß es bei Gewittern den Dichter nicht in der Enge des Hauſes litt. Er ging dann die Hügel hinan, um ſich von dort dieſe großartigen Naturerſcheinungen anzuſehen, welche ſeine Seele gewaltig aufregten. In ſolchen Fällen oder wenn er ſpät in der Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, ſchickten ihm die ſorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen entgegen oder auch machte ſich der brave Cantor ſelbſt auf den Weg, um den Gaſt vor Schaden zu bewahren 111). Der Aufenthalt des Dichters in dem ſtillen Dorfe muß überhaupt für die Bewohner deſſelben epochemachend geweſen ſein und ſie bewahrten ihn treu im Gedächtniß. Schiller's Erſcheinung und Weſen wirkte offenbar mächtig auf dieſe ſchlichten thüringiſchen Naturen. Im Jahre **1844** hat noch in Rudolſtadt eine Häuslerwittwe aus Volkſtädt gelebt, die ſich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren ſuchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf geſtreichelt habe, als ſie auf der Anhöhe, die jetzt ſeinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die ſiebzigjährige Greiſin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingſttag und von dem jungen gelehrten Manne war ſchon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erſt kurze Zeit in ſeinem einſamen Hauſe wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, verſteht ſich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben ſetzten und dazu ein geiſtliches Lied ſangen. Und ſo kam es auch, daß ich und meine Schweſter Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der ſo groß war, daß ſich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf ſeiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hauſe traten und uns freuten, den großen Baum ſo gut in die kleine Stube gebracht zu haben, ſahen wir ihn vom Berge herunterſteigen. Nachher hat er lange noch am Fenſter geſtanden und hinausgeſehen in den Thalgrund. Er hatte ein blaſſes, geiſterhaftes Geſicht und ſeine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zuſammengedreht, wie es die Herren in der Stadt thaten“ 112).

Die Perſönlichkeit unſeres Dichters hat in reiferen Jahren überall, bei Vornehmen und Geringen gleichermaßen, den Eindruck einer höheren, einer auserwählten Natur hervorgebracht. Der Volksinſtinkt erhaſchte auf der geſenkten Stirne des blaſſen, leidend ausſehenden Mannes den Stral des Genius, wie derſelbe Inſtinkt noch heutzutage aller Nörgelei einer blaſirten Kritik zum Trotz aus den Erſtlingsdramen Schiller's die Bedeutung dieſer Sturm- und Draggenialität herausfühlt[113]. Unſer Dichter war ein Ariſtokrat des Geiſtes, wie das Jeder iſt, welcher an das Ideal glaubt; aber er war zugleich Demokrat. Natürlich darf hier weder dieſes noch jenes Wort im gemeinen Clubbſinn genommen werden. Denn Schiller's Demokratismus beſtand darin, daß er ſein ganzes Genie daranſetzte, die Menſchen zu Denkenden, Wiſſenden, adlich Geſinnten emporzubilden, zu Ariſtoi im beſten und höchſten Sinne. Dieſe hochherzige Miſſion des Dichters hat das Volk jeder Zeit, wenn nicht begriffen, ſo doch inſtinktmäßig geahnt und daraus erklärt ſich die Ehrfurcht, welche Schiller's Begegnung ſchlichten Bürgers- und Bauersleuten einflößte, daraus erklärt es ſich, daß z. B. der alte Gußmeiſter Meier in der Glockengießerei zu Rudolſtadt ſtolz darauf war, erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in ſeine Werkſtatt gekommen[114]. Dies geſchah zur Zeit, von welcher wir handeln, häufig, und da eine unzweifelhaft authentiſche Ueberlieferung uns ſagt, daß ſich der Dichter bei dieſen Beſuchen in gründlichſter Weiſe in der Technik des Glockenguſſes zu unterrichten geſtrebt habe, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß in der Rudolſtadter Glockengießerei ihm die Idee zum unvergleichlichen Lied von der Glocke aufgegangen ſei. Durch den Aufenthalt in Dresden und mehr noch durch den in Weimar hatte Schiller in Beziehung auf weltmänniſchen Takt offenbar viel gewonnen. Er war jetzt nicht mehr der zwiſchen dämiſcher Schüchternheit und kraftgenialiſcher Burſchikoſität ſchwankende Regimentsmedicus von 1782. Im Verkehr mit der Welt war er des eigenen Werthes ſich bewußt

Raubluſt getrieben, in die Bruſt ſeiner Opfer geſtoßen. Aber Iſidora kam dem Ausbruch ſeiner Wuth zuvor. Raſch meinen Armen ſich entreißend, ſprang ſie auf und mit einem Blicke voll unbeſchreiblicher Huld und Wehmuth rief ſie mir — gewiß ohne zu wiſſen, daß es die ſchrecklichſten ſeien in Alighieri's furchtbaren Geſängen von der Hölle — die Worte zu: „Lasciate ogni speranza!“ Dann warf ſie ſich an die Bruſt ihres Vaters und rief ihm zu: „Ich ſchwöre bei den Gebeinen meiner Mutter, Deinen Willen zu erfüllen!“

Aber ich hörte, wie ihre Stimme brach bei den lezten Worten. Wie ich dieſer erſchütternden Szene entronnen, weiß ich nimmer, denn ich fand meine Beſinnung erſt in der Capella S. Giorgio wieder, wohin ich inſtinktmäßig meine Schritte gerichtet hatte, fortwährend Iſidora's fürchterliches: „Laßt alle Hoffnung fahren!“ vor mich hinmurmelnd. Als ich mich wieder einigermaßen gefaßt, entwarf ich Plan auf Plan, den Räuber vom Tode zu erretten, denn ſtarb er, ſo wußte ich, daß Iſidora ihrem Schwur nachleben werde. Um daran auch nur einen Augenblick zu zweifeln, hatte ich den geworden und hatte zugleich gelernt, welche Rückſichten der gebildete Mann den geſelligen Formen ſchuldig iſt. Daher die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er während des Rudolſtadter Sommers mit bäuerlichen und bürgerlichen wie mit höfiſchen Kreiſen verkehrte. Im Lengefeld'ſchen Hauſe traf er häufig mit dem jungen Erbprinzen zuſammen, welcher ſein Intereſſe für Schiller's Arbeiten dadurch zu bethätigen ſuchte, daß er die Zeichnung einer Szene aus dem Geiſterſeher entwarf. Auch der alte Fürſt ſcheint an dem Dichter Gefallen gefunden zu haben, denn dieſer wurde auf Veranlaſſung deſſelben Mitglied der dortigen Schützengilde. Zu dieſen idylliſch-humanen Verhältniſſen in Rudolſtadt bildete es dann freilich einen ſtarken Gegenſatz, wenn Körner (am 20. Juli) aus Karlsbad, wo er den Brunnen trank, dem Freunde ſchrieb, daß die zahlreiche adelige Brunnengeſellſchaft gegenüber der bürgerlichen ſtreng excluſiv ſich verhielte. Man darf überhaupt nicht vergeſſen, daß die Aufklärung des Jahrhunderts vielerorten nur eine Phraſe war und daß ſelbſt in den neunziger Jahren noch in mancher deutſchen Reſidenz das Leben im gothiſchen Kaſtenſtyl ſich bewegte[115]).

Manchen lieben langen Tag iſt Schiller in den Bergzügen und Thalgebreiten bei Rudolſtadt umhergeſtrichen. Einer ſeiner Lieblingsgänge war aus dem Thale der Saale hinüber in das der Schwarza, welches Bergwaſſer unter einſamen Fichtenſchatten zwiſchen maleriſchen Felſengeſtaltungen toſend herabkommt. Dort ſtieg er zur Schwarzburg hinauf oder zu den byzantiniſchen Trümmern des Kloſters Paulinzelle. Allein mehr noch, weit mehr als dieſe Reſte der Vergangenheit zog unſeren Dichter an, was drüben in der Stadt die Gegenwart Holdes und Gutes bot. Ging die Sonne zur Rüſte, ſo verließ er das ſtille Cantorhaus und wandelte längs des Fluſſes gegen Rudolſtadt hin. Etwa halbwegs ergießt ſich ein Waldbach in die Saale. Da, bei dem Stege, der über den Bach führte, kamen ihm gewöhnlich die beiden lieben Schweſtern entgegen. „Wenn wir ihn — erzählt Karoline — im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen ſahen, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig. Man wandelte in ſeinen Geſprächen wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die ſich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe“ 116). Der Dichter begleitete dann die Schweſtern nach der Stadt zurück, wo ein gleichgeſtimmter kleiner Kreis ſie erwartete: Frau von Lengefeld, Herr von Beulwitz, Herr von Gleichen und deſſen Braut Friederike von Holleben. Im Juli kam auch Wilhelm von Wolzogen, freilich nur, um bald wieder ſich zu verabſchieden, denn er war im Begriffe, im Auftrage des Herzogs von Würtemberg nach Paris zu gehen, wo ihn ganz andere Szenen erwarteten als er in dem heimeligen Saalethal hinter ſich ließ. Denn während hier befreundete Menſchen auf dem Wege „ruhiger Bildung“ ſich zuſammenfanden und in idylliſchem Behagen die großen und humanen Ideen des Jahrhunderts in ſich aufnahmen und unter ſich tauſchten, während ſie Muſik machten, die Natur belauſchten, mitſammen Dichter laſen und den Cultus einer idealen Freundſchaft übten, verrieth dort drüben ſchon manch ein dumpfer unterirdiſcher Donnerton, daß der kochende revolutionäre Vulkan ſich anſchicke, ſeinen Krater aufzuthun. Unſeren Freunden in Rudolſtadt war es gegönnt, ohne eine Ahnung der ungeheuren Erſchütterung, welche von Paris aus ſobald Europa durchzittern ſollte, ihres Sommers zu genießen. Schiller's Stimmung war in dieſer Zeit eine ſo heitere, wie ſie ſelten ihm geworden. „Ich habe mich hier — ſchrieb er unterm 27. Juli an Körner — noch immer ganz vortrefflich wohl. Wir ſind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genoſſen. Die Trennung von dem Hauſe (Lengefeld) wird mir ſchwer ſein und vielleicht deſto ſchwerer, weil ich durch keine leidenſchaftliche Heftigkeit, ſondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die ſich nach und nach ſo gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter ſind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Beide Schweſtern haben etwas Schwärmerei, doch iſt ſie bei beiden dem Verſtande ſubordinirt und durch Geiſteskultur gemildert. Die jüngere iſt nicht ganz frei von einer gewiſſen coquetterie d'esprit, die aber durch Beſcheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernſthaften Dingen, von Geiſteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzensluſt und ebenſo leicht wieder auf Poſſen überſpringen.“ Wie aus dieſen Zeilen, ſo athmet auch aus den zahlreichen kleinen Briefen und Billeten, welche zwiſchen dem Cantorhauſe in Volkſtädt und dem Lengefeld'ſchen Hauſe hin- und hergingen, eine gleichmäßige Heiterkeit und in zahlloſen gegenſeitigen kleinen Aufmerkſamkeiten ſpricht ſich eine ruhige, aber innige Freundſchaft aus. So macht es ſich z. B. gar anmuthig, wenn Lottchen durch Ueberſendung von Blumen dafür ſorgt, daß Schiller der „angenehmen Wirkung“, welche er von Blumendüften empfängt, in ſeinem Zimmer nicht entbehre, und ihre Grüße mit in den Strauß bindet[117]).

Auch an Wolken fehlte es dieſem heiteren Sommerhimmel nicht. So eine vorüberziehende Wolke war die Erſcheinung von Stolberg's ſchon erwähnter Auflage der „Götter Griechenlands“. Unſer Dichter entſagte zur Freude der beiden Schweſtern dem Vorhaben, in der erſten Aufwallung den Aufläger nach Gebühr abzufertigen. Dagegen war bei dieſer Gelegenheit eine kleine Controverſe mit Frau von Lengefeld, welche „den ſchönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an ſtrenge dogmatiſche Formeln und Vorſtellungsarten band,“ nicht zu vermeiden. Den dogmatiſchen Zwiſt artig beizulegen, ſandte Schiller eine engliſche Bibelüberſetzung an Lottchen und ſchrieb ſcherzend dazu: „Bitten Sie doch die Mama recht ſchön, daß ſie mir erlaube, durch dieſe Holy Bible mein Andenken bei ihr zu ſtiften.

Ich weiß, daß ſie Luſt hatte, ſie engliſch zu leſen, und ſchon längſt hat der tägliche Verfall des wahren Chriſtenthums im Lengefeld'ſchen Hauſe wie eine Centnerlaſt auf meinem chriſtlichen Herzen gelegen. Ich ſtifte dieſes zur Beförderung der wahren Gottſeligkeit und — der engliſchen Sprache“[118]). Einen tieferen und dauernderen Schatten warf in dieſes Sommerleben der Hingang einer edlen Frau, einer treuen Freundin. Am 5. Auguſt ſtarb unerwartet Henriette von Wolzogen. Sie hatte ſeit der Geburt ihres älteſten Sohnes an einem Bruſtübel gelitten und eine ſchmerzliche Operation, welcher ſie ſich kürzlich unterzogen, hatte nur ihren Tod beſchleunigt. Ihre Ueberreſte wurden in der Kirche von Bauerbach beigeſetzt. Die Trauerpoſt bewegte den Dichter tief und in einem Brief vom 10. Auguſt an Wilhelm von Wolzogen ergoß er ſeine Trauer in den Worten: „Gewiß eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Es war ein edles und gutes und äußerſt wohlthätiges Geſchöpf. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre ſchöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden laſſen, wenn ich die ruhige Faſſung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne ſchreiben möchte. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören. Ach, ſie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte ſein können!“

Auch während des Rudolſtadter Sommers hat übrigens Schiller weder in Freude noch im Leide vergeſſen, daß er berufen ſei, nicht ein müßig Genießender, ſondern ein ſtrebend Arbeitender zu ſein. Selbſt aus ſeinen Genüſſen ſchöpfte er Anregung und Kraft zu neuen Arbeiten. So, wenn er gemeinſam mit den Schweſtern Lengefeld die griechiſchen Dichter las. Das müſſen ſchöne Stunden geweſen ſein. Karoline erzählt: „Schiller las uns Abends die Odyſſee vor und es war uns, als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her.“ Die geiſtvolle Frau hat mit dieſen wenigen Worten ganz vortrefflich den Eindruck bezeichnet, welchen die Eröffnung der homeriſchen Dichtung auf die deutſchen Gemüther machte. Da war Klarheit, ruhige Schönheit, da eine Welt, durch welche der tiefe Riß zwiſchen Geiſt und Natur, Göttlichem und Menſchlichem noch nicht geſchehen. Die Ahnung von der Verwandtſchaft des helleniſchen mit dem deutſchen Geiſte, welche dem Wolfgang Göthe in Italien im Angeſichte der antiken Kunſtgebilde ſo eben zur freudigen Gewißheit geworden, ging in dem ſtillen Saalethal auch unſerem Schiller auf. „Ich leſe jetzt faſt Nichts als Homer — ſchrieb er unterm 20. Auguſt an Körner. Ich habe mir Voß's Ueberſetzung kommen laſſen, die in der That ganz vortrefflich iſt119). In den nächſten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, leſe ich keine modernen Schriftſteller mehr. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir ſelbſt ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirſt finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerſt wohlthun, vielleicht Claſſicität geben wird. Ich werde ſie in guten Ueberſetzungen ſtudiren und dann, wenn ich ſie faſt auswendig weiß, die griechiſchen Originale leſen. Auf dieſe Art getraue ich mir ſpielend griechiſche Sprache zu ſtudiren.“ Reinigung alſo ſuchte unſer Dichter in dem ewigen Jungbrunnen der Poeſie von Hellas und er hat ſie auch wirklich darin gefunden. Aber wenn er glaubte, auf dem angegebenen Wege die Kenntniß der griechiſchen Sprache ſpielend ſich anzueignen, ſo war das freilich eine Täuſchung. In ſeinen Schuljahren war er über die Rudimente des Griechiſchen nicht weit hinausgekommen und er empfand dieſen Mangel ſeiner Bildung ſchmerzlich. Jetzt und ſpäter; denn noch zu Ausgang des Jahres 1795 kam er wieder auf ſeinen Vorſatz zurück, gründlich Griechiſch zu lernen120), was jedoch bei ſeinen vielen anderweitigen Arbeiten nur ein frommer Wunſch ſein konnte. So mußte er ſich denn mit Ueberſetzungen der Griechen behelfen und las mit den Schweſtern Lengefeld im Sommer 1788 die griechiſchen Tragiker in den franzöſiſchen Uebertragungen von Brumoy und Prevot. Das war freilich ein trauriger Nothbehelf. Die Freundinnen fühlten es wohl heraus, daß die durch und durch conventionelle franzöſiſche Sprache den antiken Tragöden ſchlecht zu Geſichte ſtehe, und „um dieſe Reden, Gefühle und Bilder vermittelſt unſerer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen“ — wie Karoline ſich ausdrückt — baten ſie den Freund, ihnen ihre Lieblingsſtücke zu verdeutſchen. Schiller unternahm, hauptſächlich mit Hülfe einer jener wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzungen, wie ſie in den älteren Ausgaben den griechiſchen Texten gegenübergedruckt ſind, den Verſuch und zwar am Euripides, deſſen pathetiſche und ſentenziöſe Weiſe, zu dichten, ſeiner eigenen verwandt war. So kam die Ueberſetzung der Iphigenia in Aulis zu Stande, welche in die Thalia eingerückt wurde, und etwas ſpäter die Verdeutſchung einiger Szenen aus den Phöniſſen. Man darf den ſtrengen Maßſtab der deutſchen Ueberſetzungskunſt von heute nicht an dieſe Verſuche legen. Es ſind nur poetiſche Stylübungen und „der antike Geiſt blickt nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand“[121]). Allein nicht zu überſehen iſt, daß unſer Dichter den warmen Hauch ſeiner Begeiſterung auch in dieſe Uebungen hineintrug und daß er dadurch mit zu den Anregern jener poetiſchen Dolmetſchungskunſt ſich geſtellt hat, welche uns Deutſchen, wie keinem anderen Volke, das Verſtändniß des Univerſalconcertes der Poeſie erſchloß.

Die Ueberſetzungen aus dem Euripides ſtehen wie Erholungsſtunden mitten unter den Originalarbeiten, welche unſer Dichter in dieſem Sommer förderte. Im Juliheft von Wieland's Merkur erſchienen die „Briefe über Don Carlos“, eine Selbſtkritik, wie ſie ſo ſchön niemals wieder geſchrieben wurde. Es mag in dieſer Apologie der berühmten Dichtung manches Unzulängliche ſein und man erkennt bei genauerem Zuſehen wohl, daß Schiller hinſichtlich ſeiner äſthetiſchen Prinzipien ſich ſelbſt noch lange nicht klar genug war, um Anderen zu klaren Anſchauungen zu verhelfen. Aber das Ganze feſſelt unwiderſtehlich durch den ſüßen Zauber einer Schwärmerei, welche, mit Ausſchluß alles Gewaltſamen, in jener ſchönen Harmonie ſich bewegt, die nur einem ſtillbefriedigten Seelenzuſtand entſpringt. Wie man von Shakſpeare's Juliatragödie geſagt hat, die Liebe habe ſie dictirt, ſo kann man von den Briefen über Don Carlos ſagen, daß die Freundſchaft ſie dem Dichter in die Feder geflüſtert habe. Mir iſt beim Leſen derſelben immer geweſen, als blickten mich aus den beredten Zeilen die ſanften Züge Lotte's und die enthuſiaſtiſchen Augen Karoline's an. Körner ſchrieb am 11. Auguſt dem Freunde: „Eben bekomme ich deine Briefe über Don Carlos. Ich hielt das Unternehmen für gefährlich, aber meines Erachtens haſt du dich gut aus der Sache gezogen. Der Ton gefällt mir ſehr, weder affectirte Beſcheidenheit noch Selbſtlob. Du gibſt dein Kunſtwerk preis und willſt nur deine Ideale retten. Auch der Styl iſt geiſtvoll und ohne Prätenſion." Im Juli beendigte Schiller den erſten Theil der Geſchichte des Abfalls der Niederlande, welche dem Plane zufolge ſechs Bände ſtark werden ſollte 122). Das Werk wurde bekanntlich nie vollendet, gewiß mehr aus dem inneren Grunde, daß Schiller's Beſchäftigung mit der Hiſtorik überhaupt nur eine Entwicklungsphaſe ſeines dichteriſchen Genius war, als aus dem äußerlichen, welchen eine Rudolſtadter Localſage angibt 123). Unſer Dichter betrachtete das ganze Unternehmen als einen Verſuch. „Es wird — ſchrieb er an Körner — Alles auf die Aufnahme dieſes erſten Verſuches ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Hiſtoriker werde, ſo iſt dieſes gewiß, daß die Hiſtorie das Magazin ſein wird, woraus ich ſchöpfe oder welches mir die Gegenſtände hergeben wird, an denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geiſt übe." Die Aufnahme der Arbeit im Publicum war ermunternd genug und der Beifall, welchen ſie gewann, für Schiller auch inſofern von Bedeutung, als ſie ihm den Weg zu ſeiner Stellung in Jena bahnte. Freilich dürfte es nicht ſchwer ſein, von der Höhe herab, welche die hiſtoriſche Forſchung und Kunſt der Deutſchen ſeither gewonnen hat, an dem Buch eine ſcharfe Kritik zu üben. Wenn man aber den Hauptmangel deſſelben betont, die Abweſenheit urkundlichen Quellenſtudiums, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß dieſes damals, wo z. B. dieſſeits der Pyrenäen vielleicht kein Menſch vom Vorhandenſein des Archivs von Simancas wußte, für Schiller eine baare Unmöglichkeit war. Was er, ſoweit ſeine Hülfsmittel reichten, wollte, nämlich „das leſende Publicum von der Möglichkeit überführen, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſein,“ das hat er vollſtändig erreicht. Man kann unbedenklich ſagen, daß die Geſchichte des Abfalls der Niederlande epochemachend wirkte, indem ſie das erſte im hiſtoriſchen Kunſtſtyl in Deutſchland geſchriebene Geſchichtswerk war. Wenn Schiller auch kein Hiſtoriker wäre, ſo hat er wenigſtens den Hiſtorikern gezeigt, wie ſie ſchreiben müßten, um geleſen zu werden. Erſt mit ihm begann die geſchichtliche Lectüre auch für weitere Kreiſe vorhanden zu ſein. Er war es, welcher die hiſtoriſche Muſe von der Pedantenperücke und dem excluſiven Reifrock erlöſt hat. Aber das Verdienſt ſeiner geſchichtlichen Arbeiten liegt keineswegs bloß in der Form. Schiller war doch eigentlich der Erſte in Deutſchland, welcher die Geſchichte mit philoſophiſchem Geiſte durchdrang und in ihr ſtatt eines Perſonen- und Zahlenverzeichniſſes, ſtatt eines Quodlibet von Zufälligkeiten und Curioſitäten die Actenſammlung eines ſittlichen Prozeſſes erkannte: — „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“ Dieſer große Gedanke, an welchem man jetzt, wie an ſo vielen anderen großen Gedanken unſeres Dichters, nichts Beſonderes und Auffallendes mehr findet, weil er Einem ſo zu ſagen von Kindesbeinen auf geläufig geworden iſt, — dieſer Gedanke hat die ganze hiſtoriſche Anſchauung und Thätigkeit Schiller's beſtimmt und befruchtet. Von dieſem idealen Standpunkt hat er alle weltgeſchichtlichen Probleme angeſehen, und die Richtigkeit deſſelben zu erweiſen hat er nicht nur einzelne Emanzipationsgeſchichten geſchrieben, ſondern er hat, wie als Dichter, ſo auch als Hiſtoriker überall „den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht“ aufgezeigt, d. h. das unwandelbare Geſetz einer unhemmbar vorſchreitenden Entwicklung.

Es iſt fürwahr nichts Kleines geweſen, inmitten des troſtloſen politiſchen Marasmus, welchem Deutſchland verfallen war, dieſen geſchichtsphiloſophiſchen Standpunkt zu gewinnen, und wir müſſen eine günſtige Schickſalsfügung darin erkennen, daß uns gerade zu einer Zeit, wo dem Deutſchen eine peſſimiſtiſche Weltanſchauung nur allzu nahe gelegt war, in Schiller ein Prophet erſtand, welcher, den Blick auf den Bildungsgang der Menſchheit gerichtet, ſeinen Landsleuten die frohe Botſchaft von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit unſeres Geſchlechtes verkündigte. Dieſes Evangelium des Idealismus auszubreiten iſt die Aufgabe der Hiſtorik und der Kunſt. Die weltgeſchichtliche Kulturmiſſion der letztern zu feiern, ſchrieb Schiller ſein berühmtes Gedicht „die Künſtler“, mit welchem ſeine Laufbahn als Dichterphiloſoph anhebt. Es wurde zu Rudolſtadt im Herbſt 1788 begonnen, reifte dann den Winter über unter vielfachen Umſchmelzungen der Vollendung entgegen und lag im Februar 1789 fertig vor, worauf es in Wieland's Merkur erſchien. In einem Schreiben an Körner (vom 9. Februar) gibt der Dichter als Grundidee des Gedichtes an: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ — und ſagt, daß eine Allegorie durch das Ganze hindurchgehe. Das Schöne wird demnach von Schiller hier als das Symbol des Wahren und Guten gefaßt, die Offenbarung des Schönen, die Kunſt, als das ſinnliche Mittel zur Erreichung des überſinnlichen Zweckes, d. h. der Erhebung des Menſchen über ſeine ſinnliche, ſelbſtſüchtige Natur. Die Erziehung des Menſchen zur freien Sittlichkeit ſtellt der Dichter als das Endreſultat der geſammten Entwicklung deſſelben hin. Das Göttliche, das Abſolute, das Ideal, nenne man es nun Wahrheit, Erkenntniß oder Sittlichkeit, iſt das Urbild; das Schöne, in der Kunſt zur Erſcheinung gebracht, iſt das Sinnbild [124]). Der Menſch, behaftet mit allen Schwächen ſeiner Natur, iſt unfähig, die Wahrheit in ihrer nackten Göttlichkeit anzuſchauen. So muß ſie denn in der Hülle der Schönheit zu ihm herabſteigen, damit er ihre Majeſtät ertrage [125]). Demzufolge ſind es die Künſtler, welche dem Menſchen die Offenbarung des Göttlichen vermitteln; ſie ſind die Prieſter, welche vermittelſt des Schönen die Geſellſchaft zur Erkenntniß der Wahrheit, zur ſittlichen Würde erziehen [126]). So iſt der Künſtler der Normalmenſch, welchen „der Dichtung Blumenleiter durch immer höh're Höh'n und immer ſchön're Schöne ſtill hinaufführt“, damit er „am reifen Ziel der Zeiten in der Wahrheit Arme gleite“, — der Normalmenſch, der Philoſoph, welcher, nachdem er ſeine Miſſion vollzogen, mit der vollendeten Ruhe des Weiſen das Unabwendbare über ſich ergeben läßt [127]). Welcher Troſt, welche verſöhnende Kraft für Schiller in dieſem Bewußtſein von dem Beruf des Künſtlers lag, iſt in den ſchönen Eingangszeilen des Gedichtes deutlich ausgeſprochen. Hier wird nicht mehr, wie in den wilden Erſtlingen des Dichters geſchah, mit titaniſcher Verneinung und Empörung gegen das Jahrhundert angeſtürmt, ſondern es werden die Vorſchritte deſſelben mit freudiger Bejahung anerkannt; hier wird auch nicht mehr, wie in den Göttern Griechenlands, eine im Zeitenſtrom verſunkene Welt der Schönheit ſchmerzlich beklagt, ſondern mit energiſcher Zuverſicht der Aufbau einer neuen gefordert. „Die Künſtler“ bezeichnen alſo wieder einen bedeutſamen Aufſchritt unſeres Dichters zu der Höhe, auf welcher angelangt er den Deutſchen, wie kein Zweiter, ihre Götter, d. h. ihre Ideale ſchuf. Alle ſpäteren Anſichten und Ueberzeugungen des Dichterphiloſophen enthält das Gedicht im Keime. Doch iſt noch viel Schwankendes, Zwieſpältiges in dieſer beredten Verherrlichung der Kunſt als der Erzieherin und Bildnerin der Menſchheit. Der moraliſche Standhohen und treuen und frommen Sinn des Mädchens zu gut kennen gelernt. Aber all' mein Planmachen, demzufolge ich vornehmlich Foſco Gelegenheit zur Flucht verſchaffen wollte, war eitel und kam zu ſpät. Schon am Abend dieſes Tages wurde dem Banditen das Todesurtheil geſprochen und in der Frühe des folgenden vollzogen, während, wie ich mit meinen eigenen Augen ſehen mußte, in der nämlichen Stunde die Kloſterpforte hinter Iſidora zufiel. Da zerrauſte ich mein Haar und läſterte Gott und verfluchte, wie Hiob, die Stunde meiner Geburt.

Eine nervöſe Krankheit befreite mich viele Wochen lang von dem Bewußtſein meiner Schmerzen. Ich genas und an die Stelle fieberiſcher Raſerei war jene apathiſche Schwermuth getreten, jene tödtliche Gleichgültigkeit gegen Alles, außer gegen die nagende Erinnerung, welche das Herz langſam verzehrt.

Meine Liebe war den Meinigen ein Geheimniß geblieben. Die Aufregung, in welcher ſie mich vor meiner lebensgefährlichen Krankheit ſahen, hatten ſie für einen Vorboten derſelben gehalten, meine jetzige Apathie nahmen ſie für eine krankhafte Stimmung des Gemüths, die mit einer körperlichen punkt des Dichters iſt noch nicht zum äſthetiſchen hinaufgeläutert, die Kunſt noch nicht als Selbſtzweck, als höchſte Blüthe des Daſeins, als abſolute Offenbarung des Göttlichen erfaßt. Dieſe Einſicht in das wahre Weſen des Schönen ſollte Schiller nicht durch poetiſche Intuition, ſondern vermittelſt wiſſenſchaftlichen Philoſophirens gewinnen.

Körner, welcher, wie wir wiſſen, den Freund bei jeder Gelegenheit daran erinnerte, daß derſelbe nicht zum Gelehrten, ſondern zum Künſtler gemacht ſei, gab ihm um dieſe Zeit (im Oktober 1788) die Idee an die Hand, ein epiſches Gedicht zu ſchreiben, „verſteht ſich, ohne die conventionellen Schnörkel von Feerei und allegoriſchem Weſen.“ Als Helden ſchlug Körner Friedrich den Großen vor und fragte den Freund: „Das Begeiſternde aus der Geſchichte eines ſolchen Mannes in einen kleinen Raum zuſammengedrängt, mit möglichſter Pracht der Diction und des Wohlklangs dargeſtellt, mit Schilderungen der Phantaſie aus der verſchönerten wirklichen Welt, ſollte dies nicht ein intereſſantes Kunſtwerk geben?“ Schiller gab zur Antwort: „Deine Idee zu dem epiſchen Gedicht iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns ſpäterhin wieder darauf kommen.“ Die Freunde kamen auch wirklich ſpäter auf die Sache zurück. Als der Dichter im November 1791 ſeine Uebertragungen aus Virgil's Aeneis in Stanzen Körnern zur Einſicht vorlegte, erneuerte der Freund den früheren Vorſchlag, worauf ihm Schiller ſchrieb: „Dein Gedanke nach Durchleſung der Stanzen war ganz auch der meinige: daß ich ein epiſches Gedicht machen ſollte. Von den Requiſiten, die den epiſchen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu beſitzen: Darſtellung, Schwung, Fülle, philoſophiſchen Geiſt und Anordnung. Nur die Kenntniſſe fehlen mir, die ein homeriſirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze ſeiner Zeit zu umfaſſen und darzuſtellen.“ Der Dichter ſetzt dann auseinander, daß er einem nationalen Gegenſtande den Vorzug geben würde, denn „kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Vorſtellungsart ſeinem Vaterlande entfliehen.“ Aber den Helden, welchen Körner vorgeſchlagen, wies Schiller zurück. „Friedrich der Zweite — ſchrieb er am 28. November 1791 — iſt kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältſt. Ich kann dieſen Charakter nicht liebgewinnen; er begeiſtert mich nicht genug, die Rieſenarbeit der Idealiſirung an ihm vorzunehmen.“ Er fügte hinzu, unter allen hiſtoriſchen Stoffen, bei deren epiſcher Bearbeitung er ſich ſeiner Lieblingsideen am leichteſten entledigen könnte, ſtehe Guſtav Adolf oben an. Man ſieht, der dreißigjährige Krieg lud unſeren Dichter nicht nur zu hiſtoriſcher, ſondern auch zu epiſcher Behandlung ein, bevor das Problem im Wallenſtein dramatiſche Geſtalt gewann. Damit war zugleich für immer entſchieden, daß Schiller nicht als Epiker, ſondern als Dramatiker thätig ſein ſollte.

Wir wenden uns wieder nach Volkſtädt zurück, aber nur, um unſeren Dichter bei ſeinem Wegzug aus dem ſtillen Cantorhaus zu begleiten. Der Sommer von 1788 war regneriſch und dadurch wurde Schiller bewogen, im Auguſt eine Wohnung in Rudolſtadt zu nehmen. Das üble Wetter und die kalten Abende hatten ihm, wie er unterm 1. September an Körner ſchrieb, das allabendliche Nachhauſegehen von der Stadt in das Dorf zu beſchwerlich gemacht. Zu Anfang Septembers war das Lengefeld’ſche Haus freudig erregt. Ein theurer Gaſt wurde erwartet: Göthe, welcher durch Vermittlung Charlotte’s von Stein ſchon in früherer Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten war und dieſelbe bei ihrer Schweizerreiſe im Jahre 1783 warm an Lavater empfohlen hatte. Am 18. Juni aus Italien nach Weimar zurückgekehrt, befand er ſich jetzt bei Frau von Stein zu Kochberg auf Beſuch. Von da ſollte er nach dem nahegelegenen Rudolſtadt kommen. Schon am 27. Juli hatte Schiller an Körner geſchrieben: „Ich bin ſehr neugierig auf Göthe; im Grunde bin ich ihm gut und es ſind Wenige, deren Geiſt ich ſo verehre“ — und am 20. Auguſt: „Göthe habe ich noch nicht geſehen: aber Grüße ſind unter uns gewechſelt worden. Ich bin ungeduldig, ihn zu ſehen.“ Karoline und Lotte ſahen der Zuſammenkunft der beiden Dichter mit höchſter Spannung entgegen und wünſchten ſehnlichſt eine Annäherung zwiſchen denſelben. Sie liebten Göthe „wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet,“ und ſie erwarteten von ſeiner Freundſchaft auch für Schiller Heil. Aber ihre frommen Wünſche blieben vorerſt unerfüllt, als Göthe in Geſellſchaft der Frau von Stein, der Frau Karoline Herder und der Frau von Schardt am erſten Sonntag im September im Lengefeld'ſchen Hauſe eintraf. Seine Begegnung mit Schiller hielt ſich innerhalb der Schranken der geſelligen Convenienz. „Wir hatten — klagt Karoline von Wolzogen — von Göthe bei ſeinem entſchiedenen Ruhm und ſeiner äußeren Stellung mehr Entgegenkommen erwartet und von unſerem Freunde (Schiller) auch mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen.“ Sie war jedoch geneigt, als Entſchuldigung für Göthe's Kälte das ihn quälende Heimweh nach Italien gelten zu laſſen, und zog eine Hoffnung für die Zukunft aus dem Umſtand, daß er das zufällig auf dem Tiſche liegende Heft des Merkur, welches die Götter Griechenlands enthielt, nachdem er einige Minuten hineingeſehen, einſteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen[128].

So hatten ſich alſo die beiden Dichter perſönlich begrüßt, ohne dadurch einander näher zu kommen. Im Gegentheil, Beide nahmen von dieſer Zuſammenkunft den Zweifel mit hinweg, daß ſie ſich jemals finden würden. „Endlich kann ich dir von Göthe erzählen, worauf du, wie ich weiß, ſehr begierig warteſt — ſchrieb Schiller am 12. September an Körner. Ich habe den vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein mag. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlicher Erinnerung von Italien." Bis dahin lautet Alles gut; nun aber kommt das Bedenken. „Im Ganzen genommen — fährt unſer Dichter fort — iſt meine in der That große Idee von Göthe nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwicklung — ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden; und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Hierauf erwiderte Körner: „Göthe's Zuſammenkunft mit dir iſt abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundſchaft erwarte ich nicht, aber gegenſeitige Reibung und dadurch Intereſſe für einander." Die Reibung blieb nicht aus, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden. Sonſt aber brachte und lehrte die Zeit zunächſt wenig Erfreuliches. Zwei

Sterne waren einander begegnet, hatten ſich aber gegenſeitig eher abgeſtoßen als angezogen.

Es thut recht wohl, den Blick von dieſer kühlen und fruchtloſen Begegnung ab und auf die Beziehungen unſeres Dichters zu den Schweſtern Lengefeld hin zu wenden. Hier iſt gegenſeitiges Verſtändniß und edle Herzenswärme. Schiller's Ahnung, daß aus dem „kleinen Samenkorn der Freundſchaft“ eine Blume erwachſen würde, hatte ihn nicht getäuſcht. Die Blume war in den Sommertagen von 1788 friſch, geſund und zukunftsvoll aufgeblüht. Die Neigung dieſer drei guten Menſchen zu einander war keine leidenſchaftliche Flackerglut, ſondern eine ſtätig und ſtill brennende Flamme. Aber ſo mächtig wurde doch in ihnen das Gefühl des Zuſammengehörens, daß, wie Karoline erzählt, ihre Pläne für die Zukunft ſchon jetzt auf ein vereintes Leben deuteten. Sie ſetzt hinzu, eine beſtimmte Abſicht auf ihre Schweſter habe Schiller nicht auszuſprechen gewagt, da noch keine feſte Lebensausſicht für ihn vorhanden geweſen ſei, und in ihrer discreten Weiſe deutet ſie an, welche Hinderniſſe einer ſolchen „beſtimmten Abſicht“ entgegenſtanden, indem ſie ſagt: „Die Standesverhältniſſe wurden in jener Zeit noch ſtrenger genommen — (wir kommen hierauf ſeines Ortes zurück) — und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußeren Exiſtenz mußte dem Freunde ſelbſt höchſt einleuchtend erſcheinen, um ſo mehr, da wir nicht ſo reich waren, daß Schiller von Lotte's Vermögen hätte unabhängig leben können“[129]. Der Wink iſt deutlich: man glaubt die gute Freifrau Luiſe Juliane von Lengefeld vor ſich zu ſehen, wie ſie mütterlich beſorgt den Kopf ſchüttelt, daß das hohe Toupet ins Schwanken geräth, bei dem Gedanken, ihr Lolochen könnte geneigt ſein, ſtatt einer Hofdame die Frau eines armen Schriftſtellers zu werden. Wahrſcheinlich hängt es mit dieſem auf dem Standpunkte der Freifrau vollauf berechtigten Kopfſchütteln zuſammen, daß Lottchen im September für mehrere Wochen zur Frau von Stein nach Kochberg zu Beſuche ging. Die Mutter mochte eine zeitweilige

Entfernung des jungen Mädchens für paſſend erachten. Allein auch zwiſchen Rudolſtadt und Kochberg ging eine der geprieſenen „Botenfrauen“ hin und her, welche im brieflichen Verkehr jener Zeit eine ſo große Rolle ſpielten. Da wanderten denn häufig kleine Brieſchen von der Freundin zum Freunde und umgekehrt. Es iſt reizend, in dieſen undatirten Epiſtelchen zu beobachten, wie der Ton zwiſchen den Beiden immer vertrauter und herzlicher wird. „Sie werden wohl jetzt am Tiſch ſitzen und ſprechen und Nüſſe eſſen, nicht wahr?“ ſchreibt Lotte an Schiller. „Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünſchen, daß Sie ſehen, daß ich Ihrer denke. (Doch das wiſſen Sie wohl ſo; Sie wären ſonſt nicht mein Freund.) Ich bin geſtern nicht allein in den düſtern Wäldern geweſen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der ſchönen Stellen und lernte ſie. Ich wäre wohl hier ſtille und ruhig in der Einſamkeit, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß Sie eben in Rudolſtadt ſind und daß ich manche ſchöne Stunde verſäume.“ In der Antwort des Dichters ſtehen die warmen Zeilen: „Könnte ich doch zur Verſchönerung Ihres Lebens Etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann ſelbſt mehr lieben. Was iſt edler und was iſt angenehmer, als einer ſchönen Seele den Genuß ihrer ſelbſt zu geben, und was könnte ich mehr wünſchen, als die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie ſind nicht allein glücklich, wenn Sie es ſind.“ Ein andermal ſchrieb er: „Machen Sie doch, daß Sie bald zurückkommen, daß ich wenigſtens noch Abſchied von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Iſt es Ahnung oder iſt es nur eine ſchwarze Laune?“ Worauf das „freundliche Lolochen“, wie Schiller in dieſer Correſpondenz die Freundin einmal vertraulich nennt, erwiderte: „Ach, es iſt traurig, daß Sie vom Abſchied reden! Oft ſchon, wenn wir froh zuſammenſaßen, kam mir der Gedanke und quälte mich. Gut iſt es, daß hoffentlich die Trennung nicht unſere Freundſchaft ſtören wird. Habe ich recht?“

Ende Oktobers kehrte Lotte heim und bald darauf mußte ſich der Dichter von den Freundinnen trennen, denn drüben in Weimar „lag der arme Merkur in Todesnöthen“ und Wieland erbat ſich dringend den Beiſtand Schiller's, deſſen ökonomiſche Exiſtenz theilweiſe von der dieſer Zeitſchrift abhing. Er entſprach alſo am 13. November dem Mahnruf des Landsmanns, und während er ſich anſchickte, den Weg nach Weimar einzuſchlagen, konnte er mit den Augen den Wagen verfolgen, welcher an demſelben Tage die beiden Schweſtern nach Erfurt brachte. Sie gingen dort den Präſidenten von Dachröden beſuchen, deſſen Tochter Karoline mit Karoline von Beulwitz-Lengefeld innig befreundet war. Dieſe Beziehung ſollte ſpäter einen hellſten Faden in Schiller's Lebensgewebe ſchlagen. Denn Fräulein von Dachröden wurde die Braut Wilhelm's von Humboldt, deſſen durch die Schweſtern Lengefeld vermittelte Bekanntſchaft mit unſerem Dichter zu jener Freundſchaft erwuchs, welche in die Entwicklung Schiller's ſo fördernd eingriff. Die Briefchen, welche in den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Rudolſtadt zwiſchen ihm und den Schweſtern gewechſelt wurden, überzeugen uns, wie ſo ganz ſich die Dreie ſchon in einander hineingelebt hatten. „Nein gewiß! Wir wollen uns dieſen Sommer nicht reuen laſſen — rief der Dichter den Freundinnen zu — ob er gleich vergangen iſt. Er hat unſere Herzen mit ſchönen ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſere Exiſtenz verſchönert und das Eigenthum unſerer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehrſten, die ihm vorhergegangen ſind; er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe holde Nothwendigkeit, denke ich, ſoll ihn noch oft und immer ſchöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für ſo viele Freuden, die Ihr Geiſt und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Weſen mich hat genießen laſſen. Laſſen Sie der ſchönen Hoffnung uns freuen, daß wir Etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Dieſe Vorſtellung habe ich mir früher von unſerer Freundſchaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.“ Noch erregter ſpricht ſein Gefühl in den Zeilen an Lotte: „Ihr Andenken iſt mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten geſtanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen? Mit dem meinigen, hoffe ich, ſollen Sie immer bekannt bleiben. Noch einmal Dank, tauſend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückſeligkeit gethan und immer werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hieher geführt hat.“ In Lotte's Antwort blickt, meine ich, hinter den Worten der Freundſchaft ſchon deutlich ein noch innigeres Gefühl ſchüchtern hervor. „So ſind wir denn wirklich getrennt! ſchrieb ſie. Kaum iſt's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei iſt. Mögen Sie immer gute und frohe Geiſter umſchweben und die Welt in einem ſchönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern ſagen, wie lieb mir Ihre Freundſchaft iſt und wie ſie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! gute Nacht! Leben Sie ſo wohl als ich's wünſche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu! .... Noch einen ſchönen freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl und vergeſſen Sie uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu! Adieu! Mir iſt's heut früh, als ſähen wir uns bald wieder!“ Hat man in dieſen Zeilen nicht das „freundliche Lolochen“ leibhaftig vor Augen, wie es in ſtiller Nacht im Gedränge des Abſchiedsleides herzliche Wünſche für den ſcheidenden Freund haſtig auf's Papier wirft und wie es dann am Morgen das Billet noch einmal aufmacht, um ihn abermals und abermals zu grüßen und nicht fertig werden kann und doch das Süßeſte, was es ihm gern ſagen möchte, in die verſchämte Mädchenbruſt zurückdrängt und ſchließlich dennoch ſich nicht überwinden kann, eine leiſe Zukunftshoffnung zu verſchweigen? Vielleicht wurde dem guten Kind in jener Stunde zuerſt klar, daß der Dichter ihr allmälig mehr als Freund geworden ſei. Auch Schiller's Herz war ſtürmiſch bewegt, als er unmittelbar vor ſeiner Abreiſe an die Schweſtern noch die Worte ſchrieb: „Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überführt haben als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde"[130]).

Als Karoline von Wolzogen die Lebensgeſchichte des geliebten Freundes und Schwagers ſchrieb, beſchloß ſie ihre nur zu bündige Schilderung des Zuſammenſeins mit demſelben im Sommer 1788 mit den Worten: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schweſter ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf — (ein gewiß unverwerfliches Zeugniß für die oben geäußerte Anſicht über die Natur von Lotte's Neigung zu dem Dichter) — und ich ſelbſt wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubeſeelenden Freundſchaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte dieſen freundlichen Zauber." Schiller ſeinerſeits zog am 14. November, am Tage nach ſeinem Wiedereintreffen in Weimar, in einem Briefe an Körner ſo die Summe ſeines Volkſtädt-Rudelſtadter Sommers: „Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden; ich habe dort viele ſchöne Tage gelebt und ein ſehr werthes Band der Freundſchaft geſtiftet. Bei einem geiſtvollen Umgang, der nicht ganz frei iſt von einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Anſicht der Welt und des Lebens, ſo wie ich ſie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicateſſe, Freiheit von Vorurtheilen und ſehr viel Sinn für das, was mir theuer iſt. Dabei genoß ich einer unumſchränkten inneren Freiheit meines Weſens und der höchſten Zwangloſigkeit im äußerlichen Umgange — und du weißt, wie wohl Einem bei Menſchen wird, denen die Freiheit des Anderen heilig iſt. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und in gewiſſem Betrachte wohlthätig auf dieſe Menſchen gewirkt zu haben. Mein Herz iſt ganz frei, dir zum Troſte. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Geſetz machte und dir angelobte: ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geſchwächt und ſo iſt denn das Verhältniß innerhalb der Gränzen einer herzlichen vernünftigen Freundſchaft. Uebrigens iſt dieſer Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieſer Lebensreiſe oft ſchwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen.“

Zu den „mancherlei Dingen“, welche den Dichter gedrückt hatten und von welchen er während dieſes Sommers zurückgekommen, gehörte unzweifelhaft vor allen das Verhältniß zu Charlotte von Kalb, deſſen Lockerung und Löſung wir im vorigen Kapitel mitanſahen. Viel räthſelhafter als dieſe Andeutung mußte dem Freunde in Dresden der Ausſpruch Schiller's vorkommen, daß er ſeine „Empfindungen durch Vertheilung geſchwächt“ habe, um ſein Herz gegen leidenſchaftliche Regungen zu ſichern. In der That, wir ſtehen hier vor einem pſychologiſchen Räthſel, welches eben nur durch den hohen Sinn der dabei Betheiligten ſo gut und ſchön gelöſt werden konnte, wie es gelöſt wurde. Aber daß unſeres Dichters Herz bei ſeiner Zurückkunft aus Rudolſtadt nach Weimar „ganz frei“ geweſen, das war eben nur dem Freunde „zum Troſte“ geſagt. Jeder Menſch trägt in ſeiner Seele eine geheime Falte, in welche er, ob ſie Beſtes oder Böſeſtes berge, kein fremdes Auge blicken laſſen mag. Schiller verrieth ſeinem Körner das Vorhandenſein ſo einer Falte, aber er ließ den Freund nicht hineinblicken. Nein, er hatte ſein Herz nicht

Schwäche zuſammenhänge. Ich hatte keinen Grund, ihren Irrthum zu berichtigen, und fügte mich gleichgültig ihrem Wunſch, zur Kräftigung meiner Geſundheit für einige Monate hinaufzuziehen an den Lago di Como, wo eine uns verwandte Familie ein anmuthig gelegenes Landgut beſaß. Die Einſamkeit in der Nähe der Alpen that mir wohl. Die Natur, die ewig zärtliche Mutter, nahm mich an ihre Bruſt und lullte meinen Schmerz in Schlummer. Ich nahm meine Studien wieder vor, aber nicht die ärztlichen, denn dieſe waren mir ſeit der Kataſtrophe mit Fosco zum Abſcheu geworden, ſondern meine philoſophiſchen und ſcholaſtiſchen, und Thomas von Aquino, welcher dereinſt meine Zweifel vernichtet hatte, ſänftigte mit ſeiner gottfreudigen Weisheit jezt auch das peinvolle Auflehnen gegen den Glauben an Gottes Allgüte, welches ſich in Folge des Verluſtes der Geliebten meines Geiſtes bemächtigt hatte. Allmählig gewöhnte ich mich, Iſidora als ein höheres Weſen zu verehren, wie einſt Dante ſeine Beatrice verehrt hatte, meine irdiſche Liebe läuterte ſich zu einem religiöſen Cultus. Zugleich dämmerte der Gedanke, der Welt und ihren Freuden zu entſagen, um ganz für das

„ganz frei“ aus Rudolſtadt zurückgebracht; — im Gegentheil, es war ganz gefangen dort zurückgeblieben. Man leſe nur, deß zum Beweiſe, den ſehnſüchtigen Brief, welchen er am 14. November aus Weimar an die Schweſtern Lengefeld ſchrieb, an beide gemeinſam[131]; denn, in Wahrheit, er hatte ſeine Empfindungen zwiſchen denſelben getheilt, aber dadurch keineswegs „geſchwächt“. Und die Theilung war — die vorhandenen Documente, d. h. der Briefwechſel Schiller's mit den Schweſtern, wie er in Karoline's „Literariſchem Nachlaß“ und in dem unvergleichlich reizenden Briefbuch „Schiller und Lotte 1788—89“ vorliegt, beweiſen es unwiderleglich — ja, dieſe Theilung war Anfangs nicht einmal eine ganz gleiche. Wenn Lotte's ſanftheiteres Weſen anfänglich dem Dichter nur freundſchaftliche Gefühle erregte, ſo ſteigerte Karoline's genialiſchere, der ſeinigen verwandtere Natur ſeine Empfindung zur Liebe. Freilich mußte er ſich — auch abgeſehen davon, daß die ältere Schweſter einem achtungswerthen und von ſeiner Gattin, wie von Schiller, auch wirklich hoch geachteten Manne verbunden war — bei ſeinen Anſichten über die Ehe ſagen, daß ihm die jüngere Schweſter als Frau größeres, weil beſtändigeres Glück gewähren würde; allein trotzdem hatte er es nur der Hochherzigkeit Karoline's zu danken, daß der Zwieſpalt ſeiner Neigung eine glückliche Ausgleichung fand. Ich ſage, der Hochherzigkeit Karoline's. Denn Alles zeugt dafür, daß dieſe edle Frau ein leidenſchaftlicheres Gefühl als das der Freundſchaft in ihrer Seele geheimſter Falte für Schiller gehegt und daß ſie dieſes Gefühl zum Opfer gebracht habe, um den geliebten Freund und die geliebte Schweſter glücklich zu machen. Sie war — wie ſie in einem herrlichen Briefe ſagt, worin ſie das ungeſtüme Liebeswerben ihres Vetters Wolzogen zurückwies — „weder eine Weltfrau nach dem gewöhnlichen Schlage, die ſo thun könnte, als beleidigten ſie zärtliche Empfindungen, noch eine Prüde, der alles Reine und Unſchuldige verdächtig iſt, weil ſie ſich ſelbſt nicht rein fühlt,“ ſondern ſie war vielmehr eine Frau, welche die Eingebungen der Phantaſie und die Forderungen des Herzens mit angeborenem Takte den Vorſchriften eines maßvollen Verſtandes unterwarf und einem ungeliebten, aber ehrenwerthen und rückſichtsvollen Gatten treu blieb, weil ſie in ihm ſich ſelbſt achtete. Ihre ganze Erſcheinung muß geweſen ſein wie die der Königin im Don Carlos[133]). Aber glücklicher als dieſe, hatte ſie wenigſtens die Genugthuung, dem Geliebten die Schweſter zu geſellen, welcher ſie mit faſt mehr mütterlicher als nur ſchweſterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Als am 14. Januar 1847 auf dem neuen Friedhof zu Jena ein Marmorkreuz auf Karoline's Grab errichtet wurde, ſchrieb man, wie ſie in ihrem letzten Willen verordnet hatte, auf daſſelbe die Worte: „Sie irrte, litt, liebte.“ Ja, ſie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der ſchönſte, war nur dieſer, zu glauben, dem Glücke geliebter Menſchen ſelbſtvergeſſen ſich zu opfern ſei das höchſte Glück. Zum Heile der Geſellſchaft ſind ſolche Frauen, wie Karoline war, nicht ſo ſelten, wie oft geglaubt wird. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch ſtillgefaßte Reſignation. Zuweilen blickt aus dieſen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und ein Stral ſanfter Begeiſterung auf der Stirne ſpielt, eine rührende Klage. Aber ausgeſprochen wird ſie nicht, — ausgeweint vielleicht in der einſamen Stille ſchlummerloſer Nächte.

Siebentes Kapitel.

Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertölpelung“. — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Profeſſur und das Magiſterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athen an der Saale. — Wie das erſte „Abenteuer“ auf dem Katheder glücklich und rühmlich beſtanden wurde. — Ein überrheiniſches Seitenſtück. — Schiller's Republikanismus. — Akademiſche Kehrſeiten. — Line und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchſtädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Löſung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Wenigenjena. — Stimmen aus dem Honigmond. — Schluß der Wanderjahre.

Die Sehnſucht, womit er nach dem Rudolſtadter Sommeridyll zurückblickte, möglichſt beſchwichtigend, begann unſer Dichter, wieder in Weimar eingewohnt, ſein Winterleben mit dem Vorſatz, wenig mit den Menſchen zu verkehren und bei ſeinem Thee und ſeiner Pfeiſe recht fleißig zu arbeiten. In einer kleinen Stadt iſt jedoch eine Einſiedlerexiſtenz nicht leicht durchzuführen und ſo konnte ſich Schiller dem Weimarer Geſellſchaftsleben nicht ganz entziehen. Es gingen in dieſem Winter auch einige Perſönlichkeiten an ihm vorüber, die ihm Intereſſe erregten. So der geiſtvolle Sonderling

Moritz, der Verfaſſer des Anton Reiſer, bei welchem unſer Dichter „über einige ſeiner Lieblingsgefühle viele Berührungspunkte fand;“ ſo ferner der preußiſche Legationsſecretair Schubart, ein Sohn des Gefangenen vom Hohenaſperg, welcher Letztere endlich aus ſeinem Gefängniß befreit worden war und jetzt äußerlich behaglich, aber freilich gebrochenen Geiſtes in Stuttgart lebte, wo er am 10. Oktober 1791 geſtorben iſt. Der junge Schubart kam von Berlin her und erzählte dem Landsmann, daß deſſen Don Carlos auf ſpeziellen königlichen Befehl daſelbſt aufgeführt worden ſei und augenſcheinlich auf den König einen ſehr bedeutenden Eindruck gemacht habe. Insbeſondere ſei die Szene Poſa's mit Philipp dem Zweiten Friedrich Wilhelm dem Zweiten (!) „ſehr ans Herz gegangen.“ Scherzend ſchrieb Schiller bei dieſer Gelegenheit an die Freundinnen in Rudolſtadt: „Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren“[133]).

Zwar nicht nach Berlin, aber nach Jena, nicht auf die Miniſterbank, aber auf den akademiſchen Lehrſtuhl erhielt, bevor das Jahr zu Ende ging, unſer Dichter eine Vocation, und zwar in Folge des Aufſehens, welches ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande gemacht hatte. Es war ihm zugleich lieb und leid. „Du wirſt in zwei oder drei Monaten aller Wahrſcheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Profeſſor der Geſchichte in Jena geworden bin — ſchrieb er am 15. Dezember an Körner. Es iſt faſt ſo gut als richtig. Vor einer Stunde ſchickte mir Göthe das Reſcript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weiſung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es ſehr warm beförderte. Meine Idee war es faſt immer, aber ich wollte wenigſtens noch einige Jahre zu meiner beſſeren Vorbereitung verſtreichen laſſen. Eichhorn's Abgang (von Jena nach Göttingen) macht es aber gewiſſermaßen dringend. Voigt ſondirte mich, an demſelben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der juſt in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Göthe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir ſelbſt Muth dazu. Ich bin in dem ſchrecklichſten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorſtehen und des Geldes wegen höchſt nothwendig ſind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen ſoll. Göthe ſagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wiſſen alle nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Profeſſur in allerlei neue Unkoſten ſetzen wird, Lehrſaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht. Freilich wird es heller hinter dieſer trüben Periode, denn nun ſcheint ſich doch mein Schickſal endlich fixiren zu wollen.“ Gegen die Schweſtern Lengefeld ließ er ſich unterm 28. Dezember ſo über die Angelegenheit heraus: „Es iſt beinahe ſchon richtig, daß ich als Profeſſor der Geſchichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln laſſen und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich gerne zurücktreten. Alle die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, ſind dahin, mein ſchöner künftiger Sommer in Rudolſtadt iſt auch fort und dies Alles ſoll mir ein heilloſer Katheder erſetzen. Göthe habe ich unterdeſſen einmal beſucht. Er iſt bei dieſer Sache überaus thätig geweſen und zeigt viele Theilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen würde. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen den Profeſſoren zurechtkomme, iſt eine andere Frage.“ Körner ermuthigte den Freund zur Annahme des Rufes, auch darum, weil die Beſoldung der Profeſſur, welche Schiller gewiß mit Ehren bekleiden würde, wenigſtens einen Theil ſeiner Bedürfniſſe decken werde. Die Antwort des Dichters vom 25. Dezember zeigt, was er eigentlich mit dem „übertölpeln“ gemeint hatte. Er ſchrieb: „Du ſetzeſt voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen würde; darin irrſt du dich ſehr. Woher nehmen?“ Alſo die fünf Höfe von Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghauſen — Jena war die gemeinſchaftliche Landesuniverſität dieſer Staaten — hatten zuſammen nicht die Mittel, einem Profeſſor wie Schiller eine Beſoldung auszuwerfen, ſelbſt nicht die kleinſte! Das iſt auch ein Beitrag, und wahrlich kein tröſtlicher, zur Kulturgeſchichte des Jahrhunderts der Aufklärung. Der gute Körner geſtand dem Freunde, daß er von dieſer beſoldungsloſen Profeſſur wenig erbaut ſei. „Es iſt jetzt zu ſpät, über die Sache zu reden — ſchrieb er am 30. Dezember — aber ſoviel muß ich dir doch ſagen, daß Jena an dir und du nicht an dem Profeſſortitel eine Acquiſition machſt. An deiner Stelle würde ich wenigſtens merken laſſen, daß ich das fühlte.“ Schiller jedoch dachte viel zu adlich, dieſem Rathe zu folgen. Er wollte ſich zu keiner „Bettelei“ erniedrigen und äußerte gegen den Freund: „Mein ganzes Abſehen bei dieſer Sache iſt, in eine gewiſſe Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine beſſere Verſorgung finden kann.“ In ſeinen Briefen von damals findet ſich keine ausdrückliche Hindeutung auf die Hoffnung, vermittelſt des Amtes, zu dem er berufen wurde, ſich die, wie wir wiſſen, erſehnte häusliche Exiſtenz gründen zu können; allein deſſenungeachtet dürfen wir annehmen, daß hauptſächlich dieſe Hoffnung es war, was ihn beſtimmte, der „goldenen Freiheit“ zu entſagen und ſich durch Uebernahme der Profeſſur mit der Zeit die Mittel zur Gründung einer Familie zu verſchaffen.

Wie aus Vorſtehendem erhellt, hatte ſich Göthe die Berufung Schiller's nach Jena ſehr angelegen ſein laſſen, und ſo dürfte hier ein paſſender Ort ſein, die damalige Stellung der Beiden zu einander näher ins Auge zu faſſen. Karoline, indem ſie dem Freunde zur Profeſſur Glück wünſchte, ſchrieb am 29. Dezember: „Den Antheil Göthe's an dieſer Sache finde ich ſehr natürlich und habe ihn erwartet; es müßte ſonderbar gehen, wenn Menſchen wie ihr dieſen nicht an einander nähmet.“ Nun wird freilich unſere Vorſtellung von Göthe's „Antheil an dieſer Sache“ bedeutend angekältet und herabgeſtimmt, wenn wir den Conſeilsbericht von ſeiner Hand leſen, worin er dem Herzog die Berufung Schiller's empfahl. Er lautet: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher ſich durch eine Geſchichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, ſoll geneigt ſein, ſich an der Univerſität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieſer Acquiſition dürfte um ſo mehr zu beachten ſein, als man ſie gratis haben könnte“[134]). Das klingt allerdings ſo kühl, daß es Gegnern Göthe's nicht eben ſchwer fallen mußte, daraus den Schluß zu ziehen, der Herr Miniſter habe zu Schiller's Berufung zur beſoldungsloſen Profeſſur in Jena nur mitgewirkt, um den Mann, deſſen aufſtrebender Ruhm ihn genirt hätte, aus Weimar zu entfernen und zugleich aus der poetiſchen Laufbahn zu werfen. Das hieß aber der großen Seele Göthe's eine gemeinſte Eigenſchaft andichten, den Neid, welchen nie gekannt zu haben er mit Recht ſich rühmen durfte[135]). Es iſt wahr, es wäre ihm, der ſein Lebenlang mit hoher Uneigennützigkeit ſo Vielen und ſogar Unwürdigen hülfreich beigeſprungen, beſſer angeſtanden, wenn er in dieſer Angelegenheit nicht allein das Wohl der Univerſität Jena, ſondern auch das Wohl Schiller's berückſichtigt hätte. Aber vielleicht iſt ihm, der die Bemühung um das tägliche Brot nie gekannt, gar nicht eingefallen, was es hieße, das tägliche Brot ſich erarbeiten zu müſſen. Die Glücklichen, an welche die gemeine Sorge um des Lebens Nothdurft nie herantritt, ſind nicht ſelten ſo vergeßlich. Und dann darf man, um gerecht zu ſein, Zweierlei nicht überſehen: erſtlich, daß Göthe nach ſeiner Zurückkunft aus Italien, wo er ſo glücklich geweſen und wohin er ſich ſo ſchmerzlich zurückſehnte, in mannigfacher und herber Gemüthsbedrängniß ſich befand, die ſeine Theilnahme für Andere nothwendig erkälten mußte; und zweitens, daß ſein Verhältniß zu Schiller's bisheriger Richtung das einer ausgeſprochenen Antipathie war, welche zu mindern die in der Allgemeinen Literaturzeitung neuerlich erſchienene, zwar tüchtige und gerechte, jedoch keineswegs unbedingt anerkennende Rezenſion des Egmont von Schiller's Hand auch nicht eben dienlich ſein konnte.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen, heiteren Himmel mit einem düſteren zu vertauſchen. Die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, mein Klagen über das Verlorene ſchien ſie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verſtand meine Sprache.“ Mit dieſen Worten deutet Göthe an, wie unerquicklich ſeine Lage war, als er ſich in Weimar wieder „nothdürftig“ eingerichtet hatte[136]. Nachdem er unter der milden Sonne des Südens an zwei Jahre lang in zwang- und ſorgloſer Muße ſich ſelbſt und ſeinen künſtleriſchen Neigungen gelebt, verſtimmte ihn daheim ſo Vieles, Alles: — die Rauhheit des Klima's, die wachſende Vorliebe ſeines herzoglichen Freundes für das Soldatenweſen, die Miſère einer kleinſtaatlichen Miniſterſchaft, die Vertrödelung einer koſtbaren Zeit durch das unfruchtbare, zerreibende Hofleben, endlich das allgemeine ſchwüle Unbehagen, womit die ſchwarz und immer ſchwärzer ſich thürmenden revolutionären Gewitterwolken die Gemüther drückten. Zum Glück fand er zu dieſer Zeit das „Veilchen“, die „liebe Kleine“, Chriſtiane Vulpius, welche ohne Prieſterſegen ſeine Frau wurde und ihm wenigſtens innerhalb ſeiner vier Pfähle ein häusliches Behagen ſchuf, das ausreichte, ihn die hochherrlichen Römiſchen Elegieen dichten zu laſſen, welche nicht, wie die darin fingirte Situation glauben ließ, in den Armen eines römiſchen, ſondern eines deutſchen Mädchens empfunden wurden[137]). Aber gerade das Verhältniß zu Chriſtiane, welche in ihrer anſpruchsloſen Anhänglichkeit viel mehr, als weiblicher Neid und weibiſcher Klatſch zugeben will, zu Göthe's Lebensglück beigetragen hat, legte ihm eine neue Prüfung auf, — die Verbitterung des ſchönen Verhältniſſes zu Charlotte von Stein, die ſich früher entſchieden geweigert hatte, ſeine Frau zu werden, und es jetzt doch „nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abſtracten Liebesſehnſucht in alle Ewigkeit fortſpinnen zu ſehen“[138]). Es mochte freilich ſelbſt einer Frau, wie Charlotte von Stein war, ſchwer fallen, von der Rolle einer angebeteten Geliebten zu der einer verehrten Freundin herabzuſteigen; aber dennoch wäre es nur billig geweſen, daß ſie nicht verlangt hätte, der vierzigjährige Göthe ſollte noch ferner die Rolle des ſchmachtenden Seladon einer nahezu fünfzigjährigen Matrone ſpielen. Bei ſolchen, aus Alledem reſultirenden Verſtimmungen Göthe's war es kein Wunder, daß ſeine jenſeits der Alpen gewonnene Kunſtanſchauung ihn nicht mit Anerkennung, ja nicht einmal mit Unbefangenheit auf die literariſche Bewegung blicken ließ, aus welcher während ſeiner Abweſenheit Schiller's junger Ruhm hervorgegangen. Er mag das ſelber darlegen. „Nach meiner Zurückkunft aus Italien — erzählt er — wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutſchland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Anſehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten, ich nenne nur Heinſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm, dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte. Das Rumoren, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erſchreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände, zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt und gelähmt. Ich war ſehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen — und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Ich vermied Schillern, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab und ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg — (nämlich des Coadjutors in Erfurt) — der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zuſammenfallen können“[139]). In Eins zuſammenfallen konnten ſie freilich nicht, wohl aber, wie die Zeit lehrte, konnten ſie zuſammenkommen, recht nahe zuſammenkommen. Im Uebrigen hätte man von Göthe's Feingefühl ſchon damals billig erwarten dürfen, daß er zwiſchen dem Dichter der Räuber und dem Verfaſſer des Ardinghello zu unterſcheiden wüßte.

Nicht weniger merkwürdig als die Bekenntniſſe Göthe's in Be-

Wohl meiner Mitmenſchen zu leben, immer heller in mir auf und feſtigte ſich zum Entſchluß. So kam ich nach Padua zurück. Ich wollte Iſidora noch einmal ſehen und dann das weltliche Treiben mit klöſterlicher Stille vertauſchen, um dort zu wirken und zu ſchaffen, ein bereitwilliges Werkzeug in der Hand des Herrn. Aber ſehen mußte ich ſie zuvor noch einmal, es trieb mich unwiderſtehlich nach dem Kloſter, welches ſie einſchloß. Ich ging und trat zuerſt in die abendlich dämmernde Kirche, durch deren Wölbung gerade die Vesperhymne der Nonnen melodiſch hinzog, um hier Kraft zu der bitterſüßen Zuſammenkunft zu ſuchen, welche ich im Sprachzimmer erbitten wollte. Das Heiligthum war menſchenleer und am Hochaltar vorüber ſchritt ich einer Seitenkapelle zu, um dort zu beten. Aber am Eingang bebte ich zurück. Denn in der Mitte der Kapelle ſtand in der Helle brennender Wachskerzen ein ſchwarzer Katafalk und auf dieſem lag unter Blumenkränzen die Leiche einer Nonne. Die Ahnung riß mich näher — es war Iſidora!

Kein Schrei entfloh meiner zitternden Lippe, keine Thräne trat in mein ſtarrendes Auge, ich ziehung auf Schiller ſind die des Letzteren in Betreff des Erſteren. Wenn die ſpätere Freundſchaft zwiſchen den beiden Heroen zu den beſten Ergebniſſen der deutſchen Kulturgeſchichte gehört — was doch wohl kein Einſichtiger wird beſtreiten wollen — ſo iſt es von höchſtem Intereſſe, zu betrachten, welche außerordentlichen Entfernungen jeder von ihnen zu durchſchreiten hatte, bis zu dem Punkte, wo ſie ſich fanden. Es iſt ein förmlicher pſychologiſcher Prozeß, bitter und herbe genug in ſeiner Gährung. Am 2. Februar 1789 ſchrieb Schiller an Körner: „Oefters um Göthe zu ſein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an Nichts zu faſſen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben — dies ſcheint mir eine conſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe calculirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke .... Eine ganz ſonderbare Miſchung von Liebe und Haß iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht („die Künſtler“) gern recht vollendet wünſche. An ſeinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er ſehr günſtig beurtheilt; nur zu lang hat er ſie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf iſt reif und ſein Urtheil über mich wenigſtens eher gegen mich als für mich parteiiſch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, ſo iſt dies gerade der Menſch unter allen, die ich kenne, der mir dieſen Dienſt thun kann.“ Drei Tage ſpäter (am 5. Februar) that er in einem Briefe an Karoline eine Aeußerung, welche mit der vorſtehenden völlig übereinſtimmt: — „Göthe iſt noch gegen keinen Menſchen, ſoviel ich weiß, ſehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen. Er hat ſich durch ſeinen Geiſt und tauſend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber ſich ſelbſt hat er immer behalten, ſich ſelbſt hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat ſich aus dem höchſten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geſchaffen, bei dem er nicht glücklich iſt. Dieſer Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünſchen und in der Nähe eines ſolchen Menſchen wäre mir nicht wohl.“ Zur höchſten Bitterkeit endlich ſchlägt die „aus Liebe und Haß ſonderbar gemiſchte Empfindung“ Schiller's für Göthe in einem vom 9. März datirten Brief an Körner aus: — „Ich will mich gern von dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Göthe iſt mir einmal im Wege und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen[140] und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen!“ Schmerzliche Worte, ſchmerzlich auch inſofern, als ſie verrathen, daß ſelbſt der Idealismus eines Schiller's in Momenten der Schwäche unter dem Drucke der Wirklichkeit ſich gebeugt hat. Wahr iſt freilich, das Glück hatte Göthen in jeder Weiſe vor Schiller begünſtigt und es bleibt faſt unbegreiflich, daß gemeint und geſagt werden konnte, Schiller ſei durch die „äußeren Umſtände“ mehr als Göthe „begünſtigt“ worden, weil, während dieſer durch Amtspflichten geſtört worden, jener „zu Hauſe, in aller Gemächlichkeit ſeine äſthetiſchen Kriſen“ habe „abwarten“ können[141]. Den lähmenden, verbitternden, aufreibenden Kampf um das Daſein in des Wortes herbſter Bedeutung, wie Schiller ſein Lebenlang ihn kämpfen mußte, hat Göthe gar nicht gekannt. Ihm, dem es gegönnt war, in einem mit allem Behagen des Lebens ausgeſtatteten Elternhauſe eine heitere Kindheit zu verleben, ihm, der als Jüngling bei reichlich zu Gebote ſtehenden Bildungsmitteln ſeine geiſtigen und körperlichen Gaben und Kräfte harmoniſch entwickeln konnte, iſt auf der Schwelle des Mannesalters eine höchſte Staatsſtelle mühelos zugefallen, und nachdem ſeine Jugend durch die Liebe ſchönſter und beſter Frauen beglückt und bereichert worden, führte ihn die Gunſt des fürſtlichen Freundes auf einem mit allen Roſen des Lebensgenuſſes beſtreuten Weg auf die Höhen des Daſeins. Wie ärmlich, gedrückt und ſorgenvoll waren dagegen Schiller's Knaben- und Jünglingsjahre! Er hatte die in der Militär-Akademie ertragene Sklaverei nur mit der des Garniſonsdienſtes vertauſcht, er hatte, um ſeinen Genius zu retten, aus der Heimat fliehen, hatte, ein unſtäter Wanderer, unter Kummer und Noth an der Vervollſtändigung ſeiner Bildung arbeiten, hatte mit Kränklichkeit, Verlaſſenheit und Schuldenbedrängniß ringen, hatte jeden Erfolg der Ungunſt des Geſchickes abſtreiten müſſen und war jetzt in ſeinem dreißigſten Jahre äußerlich nicht weiter gelangt als zu einer Lehrſtelle ohne Gehalt. Es iſt geradezu wunderlich, von „Gemächlichkeit“ zu reden in Beziehung auf Schiller, der faſt bis zuletzt literariſche Frohndienſte thun mußte, um nur ſeinem Genius nothdürftigen Raum zu freier Aeußerung zu ſchaffen. Ja, er fühlte den Unterſchied zwiſchen ſeinem und Göthe's Verhältniß zum Glück und er war ihn zu fühlen berechtigt. Als er ſpäter ſein ſchönes Gedicht „das Glück“ ſchrieb, hat er vielleicht unwillkürlich an dieſen Unterſchied gedacht und deßhalb paſſen auch, glaube ich, die vier erſten Diſtichen dieſes Gedichts ſo gut auf Göthe wie die zwei folgenden auf ihn ſelbſt[142]. Auf der andern Seite darf nicht verſchwiegen werden, daß Göthe die Gunſt des Geſchickes, welche ihm geworden, durch raſtloſe Arbeit redlich verdiente, daß er nicht nur ein Glücklicher, ſondern auch ein Strebender war und blieb und daß er den Werth ſeiner äußeren Stellung ſtets ſeinem inneren Berufe weit unterordnete. So ſagt er in ſeinen Briefen an Frau von Stein (II, 231): „Eigentlich bin ich doch zum Schriftſteller geboren! Es gewährt mir eine reinere

Freude als jemals, wenn ich Etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe“ — und am 27. Januar 1824 äußerte er gegen Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es Nichts als Mühe und Arbeit geweſen und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen.“ In dieſem Glücke ſollten ſich die beiden Heroen ſpäter zuſammenfinden. Daß aber Schiller ſchon lange zuvor und ſeiner herben Ausſprüche ungeachtet wirklich „groß“ von Göthe gedacht habe, wird uns durch eine höchſt denkwürdige Aeußerung von ihm bewieſen, eine Aeußerung, in welcher ſich Beſcheidenheit und Selbſtgefühl auf's Schönſte verbinden. Es war wie ein einſtweiliger verſöhnlicher Abſchluß ſeines Verhältniſſes zu Göthe, wenn er unterm 25. Februar 1789 an Körner ſchrieb: „Mit Göthe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntniſſen, eine ſicherere Sinnlichkeit und zu allem dieſem einen durch Kunſtkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht ſoviel Feinheit gehabt, dieſe Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, ſo würde ich in dieſem Fache gar nicht neben ihm ſichtbar geworden ſein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewiſſe Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen iſt. Will ich in das natürliche Drama einlenken, ſo fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, ſehr lebhaft. Deswegen laſſe ich mich aber nicht abſchrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente mir fehlen, ſo überzeuge ich mich deſto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich ſoweit gebracht hat, als ich ſchon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen ſo großen Mangel von der anderen nicht ſoweit bedecken können, als geſchehen iſt, und es überhaupt nicht ſoweit bringen können, um auf *Köpfe* zu wirken. Mit dieſer Kraft muß ich doch Etwas machen können, das mich ſoweit führt, ein Kunſtwerk von mir neben eins von denen Göthe's zu ſtellen.“ Man ſieht, Schiller ließ ſich keine Mühe verdrießen, die ſchwerſte aller Künſte, die der Selbſtkenntniß, ſich anzueignen. Körner ſchrieb ihm unterm 4. März zurück: „Deine Vergleichung zwiſchen dir und Göthe kann ich nicht ganz unterſchreiben. Du haſt dich meines Erachtens in Beſcheidenheit überſprungen. Daß Göthe mehr Genie habe als du, zweifle ich ſehr. Aber mehr Kunſtfertigkeit in einigen Fächern kann er haben und dieſen Vorzug kannſt du ihm abgewinnen, auch im dramatiſchen Fache.“ Richtiger hätte Körner geſagt: *vorzugsweiſe* im dramatiſchen Fache, denn hier überwog Schiller's Genius den Göthe'ſchen ebenſo entſchieden, als er dieſem im lyriſchen und epiſchen nachſtand.

Unter fleißigem Briefwechſel mit dem Freunde in Dresden und den Freundinnen in Rudolſtadt, unter Arbeiten für den Merkur und die Thalia, unter Vorbereitungsſtudien für ſein Lehramt ging unſerem Dichter der Winter hin, deſſen ſtarker Froſt ihm öfteres Uebelbefinden zuzog. Soweit es ſeine Zeit erlaubte, that er Alles, den Lehrſtuhl nicht unvorbereitet zu beſteigen. Seine Aeußerung gegen Körner: „Eigentlich ſollten Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten, des Handels mit der politiſchen in Eins zuſammengefaßt werden und dieſes erſt kann Univerſalhiſtorie ſein; mein Plan iſt es, dieſen Weg zu gehen“ — liefert auch den Beweis, daß er in Auffaſſung des Berufes eines Geſchichtslehrers ſeiner Zeit voraus eilte; denn hier iſt ſchon die kulturgeſchichtliche Behandlung des hiſtoriſchen Stoffes vorgezeichnet, wie ſie erſt im 19. Jahrhundert zu fruchtbarer Geltung gekommen. Aber als „höchſtes Lebensintereſſe“ behielt er doch mitten unter ſeinen gelehrten Exercitien ſeine Künſtlerſchaft auch damals im Auge. „Ich muß ganz Künſtler ſein können oder ich will nicht mehr ſein!“ ſchrieb er am 9. März an Körner und zur gleichen Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke, eine „Fridericiade“ zu dichten, für eine Weile wieder ſehr lebhaft[143]. Im Märzheft des Merkur erſchienen „die Künſtler“ und entzückten Körner, welcher unterm 19. März dem Dichter ſchrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Product von dir exiſtirt, welches dir mehr Ehre macht.“ Um dieſe Zeit erfolgte die förmliche Vocation nach Jena und lief auch von dort das Magiſterdiplom ein, wofür Schiller zu ſeinem nicht geringen Verdruſſe vierundvierzig Thaler bezahlen mußte[144]. In der zweiten Hälfte des März ging er nach Jena, um ſich dort eine Wohnung zu miethen, ſeinen Herren Collegen ſich vorzuſtellen und im Lectionskatalog ankündigen zu laſſen, daß er, wie er ſich ſcherzend ausdrückte, im Sommerſemeſter „ſeine Bude eröffnen“, d. h. als ſein erſtes Collegium „Einleitung in die Univerſalhiſtorie“ leſen würde. Aber von Sehnſucht getrieben, machte er nach Jena einen Umweg über — Rudolſtadt[145]. Bei ſeiner Zurückkunft nach Weimar hat er in einem inzwiſchen daſelbſt eingelaufenen Schreiben Lotte's gewiß mit ſüßer Genugthuung das Geſtändniß geleſen, daß die Freude, welche ihr ſeine Anweſenheit in Rudolſtadt bereitet, „den ganzen langen traurigen Winter aus ihrem Gedächtniß verlöſcht habe.“ Dem Freunde in Dresden verſchwieg er den nach Rudolſtadt gemachten Abſtecher, wie er denn überhaupt hinſichtlich ſeiner Stellung zur Familie Lengefeld gegen Körner merkwürdig zurückhaltend war, bis ſeine Verlobung mit Lotte als vollendete Thatſache daſtand. Hält man den Briefwechſel des Dichters mit Karoline und Lotte mit der gleichzeitigen Correſpondenz mit Körner zuſammen, ſo iſt es faſt komiſch zu ſehen, wie der Letztere, welcher nicht weiß, daß und wie ſehr Schiller's Herz in Rudolſtadt gefeſſelt war, ſich abmüht, dem Dichter eine vortheilhafte Partie zu verſchaffen, und welche Diplomatie Schiller aufbietet, dieſe Bemühung zu vereiteln146). In den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Weimar gelangte er noch zur Bekanntſchaft mit zwei berufenen Perſönlichkeiten jener Zeit. Die eine, der Capellmeiſter Reichardt, welcher nach Weimar gekommen war, um Göthe's Claudine von Villabella in Muſik zu ſetzen, machte auf unſern Dichter einen ſehr widerwärtigen Eindruck; zur andern, Bürger, trat er in nähere Beziehung. „Bürger war vor einigen Tagen hier — ſchrieb er am 30. April an Lotte — und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Es iſt gar nichts Auszeichnendes in ſeinem Aeußeren und in ſeinem Umgang, aber ein gerader guter Menſch ſcheint er zu ſein. Der Charakter von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verleugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgang und hier wie dort verliert er ſich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu ſein. Der Frühling ſeines Geiſtes iſt vorüber und es iſt leider bekannt, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er ſoll darin beſtehen, daß wir Beide das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide überſetzen, Jeder in einer anderen Versart“147). Dieſer Brief war der letzte, welchen die Freundin von Schiller aus Weimar empfing: am 10. Mai war er zum Abgang nach Jena fertig.

Der berühmte, auf den glänzendſten Blättern der Geſchichte des deutſchen Geiſtes verzeichnete Ort iſt noch jetzt, was er damals und ſchon ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war, eine kleine Univerſitätsſtadt, zwei Meilen ſüdöſtlich von Weimar zwiſchen ſchön geformten Bergen im ſchmalen Thal der Saale gelegen, welche hier den Leutrabach aufnimmt. Der auf dem linken Ufer des lebhaft dahinrauſchenden Fluſſes anſteigende Hainberg, auch als vormaliger Träger des Hochgerichts Galgenberg geheißen, gewährt über

Stadt, Thal und die einſchließenden Höhenzüge einen reizenden Ausblick, deſſen, einer Localtradition zufolge, auch unſer Dichter oft und mit Vorliebe ſich erfreut hat. Die größte Zierde der Stadt als ſolcher iſt ihr Marktplatz, ein ziemlich regelmäßiges, von alterthümlichen Häuſern umſchloſſenes Viereck, vor Zeiten der Lieblingsſchauplatz eines tumultariſchen Studentenlebens. Hier wurden noch in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am hellen Tage die „Paukereien“ der Muſenſöhne abgethan, während dicht daneben im uralten Rathhaus ein wohlweiſer Magiſtrat das Wohl der Stadt berieth. Die Sage weiß von einem Rathsherrn aus jener „guten alten Zeit“ zu erzählen, der, bei einer ſolchen Gelegenheit durch das Degenklirren auf den Söller des Rathhauſes gelockt, in einem der Fechtenden den eigenen Sohn erkannte und ihm zurief: „Fritz, halt' dich brav! Du ſollſt auch 'nen neuen Rock haben“[148]. Wenn übrigens den 1793 erſchienenen „Briefen über Jena“ zu glauben iſt, ſo kümmerten ſich noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Jenenſer Studenten nicht eben viel um neue Röcke. Bis zur Zeit, wo die große geiſtige Blüthe der Univerſität begann und damit auch die mittelalterlich rohen Sitten zu weichen anfingen, erſchien den angezogenen Briefen zufolge der Jenenſer Student als ein Weſen, „deſſen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar lederner Beinkleider beſtand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geſchicklichkeit beſaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunter zu gießen, Jeden, der ihm nahe kam, hinter die Ohren ſchlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „„auszumachen““. Seine Sprache war ein Gemiſch von eigenen Kunſtwörtern, ſein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger und das niedrigſte Geſchöpf ein Menſch, der nicht Luſt hatte, ſich jeden Augenblick um Nichts zu raufen, und der ſich in ſeiner Kleidung einer gewiſſen Sauberkeit und Eleganz befliß.“ Und wie in Jena, ſo war es auch auf den übrigen deutſchen Hochſchulen mit dem Gebahren der Studenten beſtellt, mit Ausnahme der ganz jungen Univerſität Göttingen, welche keine mittelalterlichen Traditionen hatte und das Geſetzbuch des Unſinns, den „Comment“, nicht anerkennen wollte. Durchblättert man die wüſten, aber kulturgeſchichtlich wichtigen Bücher von Friedrich Chriſtian Laukhard, ſeine Selbſtbiographie (1792—97), ſeine „Annalen der Univerſität zu Schilda“ (1798), ſo entſetzt man ſich über die unſägliche Rohheit, in welcher ſich bis gegen 1790 hin die deutſchen „Muſenſöhne“ gefielen[149]. Auch die Docenten wetteiferten nicht ſelten mit den Studenten in phyſiſchem und moraliſchem Cynismus. Gab es doch in Jena noch zu Schiller's Zeit gelehrte Inventarſtücke, welche an die Gundling und Morgenſtern im Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. deutlich genug erinnerten. Da ſah man einen Doctor legens der Mathematik, welcher von den Studenten aus Barmherzigkeit oder Muthwillen in ein Galakleid geſteckt worden, das ihm vom Leibe faulte, ſo daß er im Federhut und rothen Treſſenrock einherging, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter. Ferner einen Orientaliſten in einem abgeſchabten weißen Rock, der ihm ebenſoviel zu lang als das ſchwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherſchlurfend und ſich mittelſt eines Quaſtenſtockes, der ihm bis über die Naſe ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philoſophen, welcher durch Anſchlag am ſchwarzen Brett bekannt machte, er beabſichtige ein Collegium über Kant's Kritik der reinen Vernunft zu leſen, falls ihm Jemand das fragliche Buch leihen wollte[150]. Indeſſen waren die akademiſchen Zuſtände von Jena in den achtziger Jahren in einer entſchiedenen Wendung zum Beſſeren und Edleren begriffen. Schon das Ordensweſen, wenn auch mit viel müſſiger Spielerei verbunden, hatte an die Stelle des orgienhaften Treibens im Schooße der Landsmannſchaften Keime einer idealeren Anſchauung in die akademiſche Jugend gepflanzt und das Aufſproſſen derſelben ſehen wir in dem Beſchluß der Jenenſer Studentenſchaft vom Jahre 1791, dem wüſten Duellweſen durch Einſetzung von Ehrengerichten ein Ende zu machen. Mit dem Uebergang von dem gelehrten Schlendrian zu wirklich wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, welchen Karl Auguſt's und ſeiner Miniſter Göthe und Voigt liebevolle Fürſorge für die Univerſität ermöglichte, hob in Jena auch die Entwilderung der akademiſchen Lebensführung an. Schon zu Anfang der achtziger Jahre lehrten in Jena Döderlein und Griesbach Theologie, G. Hufeland Jurisprudenz, Loder Anatomie, Schütz, mit Bertuch Herausgeber der einflußreichen Allgemeinen Literaturzeitung, Philologie. Mit Reinhold's Anſiedelung (1787) wurde die Univerſität der Hauptſitz der Kantiſchen Philoſophie, alſo einer wiſſenſchaftlichen Richtung, welche alle Disziplinen neubelebend durchdrang. Zugleich mit Schiller waren zu Jena Männer wie Paulus, Niethammer, Batſch, Ilgen, Woltmann und Chr. W. Hufeland thätig. Etwas ſpäter kamen Fichte, Schelling, Hegel, die Brüder Schlegel, Feuerbach, Gries. Ab und zu gingen die Brüder Humboldt, Hölderlin, die Romantiker Novalis, Tieck, Brentano. Bei Schiller's Eintreffen zählte die Hochſchule nahezu **800** Studenten und dieſe Zahl vermehrte ſich ſpäter noch bedeutend. Da entwickelte ſich denn in dem kleinen „Saal-Athen“ ein Leben von außerordentlicher Regſamkeit und Buntheit, das ſich um ſo unbefangener darſtellte, als es in politiſcher Beziehung noch ganz harmlos angethan war. Alle Gegenſätze des deutſchen Daſeins von damals waren hier auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt und bewegten ſich, bei nicht karg zugemeſſener Freiheit, zwanglos neben einander. Man verſtand es noch, das Leben heiter zu nehmen und unbekümmert zu genießen, und man ſtieß ſich nicht ſonderlich daran, wenn in modernſte Beſtrebungen, in die idealſten Anſchauungen in Wiſſenſchaft und Kunſt noch manch ein Stück Mittelalter, in zähen Profeſſoren- und Studentenbräuchen verſteinert, zudringlich hereinragte[151]).

Am **11.** Mai **1789** traf Schiller in Jena ein. In einem Hauſe, welches, ſoviel ich erfahren konnte, nicht mehr auszumitteln ſtand wie zu Stein geworden. Endlich wich der Starrkrampf aus meinen Gliedern, ich beugte mich zu der ſchönen Leiche nieder und heftete meinen Mund auf den ihren. Dann wankte ich fort.

In der Nacht ward mir ein Traum. Da ſah ich Iſidora, umſtrahlt vom Glanze des Himmels und ſie legte mir ſegnend die Hand auf meine Stirne und ſprach: „Du biſt erwählt und mußteſt das Irdiſche und Vergängliche verlieren, um Dich ungetheilt dem Himmliſchen und Ewigen anheimzugeben. Der Geiſt Gottes iſt mit Dir!“

Am folgenden Morgen verließ ich, erfüllt von dem Bewußtſein meiner Miſſion, Vaterhaus und Vaterſtadt, um gen Bologna und in's Kloſter zu ziehen.“

Schauderromanze = [illegible]!

iſt, bezog er die ſchon vorher gemiethete Wohnung. Das Haus gehörte „zwei alten Jungfern, die ſehr dienſtfertig, aber auch ſehr redſelig“ waren. Er rühmte gegen Körner die ſchöne Einrichtung ſeiner drei Zimmer und ſetzte wie entſchuldigend hinzu, daß er ſich auf eigene Koſten einen Schreibtiſch habe machen laſſen, der ihn zwei Carolin koſtete. Er habe ſchon längſt danach getrachtet, „weil ein Schreibtiſch doch ſein wichtigſtes Möbel ſei und er ſich immer damit habe behelfen müſſen.“ Dann entwarf er ein „ſtrenges“ Budget und meinte, er werde mit 450 Thaler jährlich auskommen, um ſo mehr, da ihm ſeine Hausjungfern das Mittageſſen zu dem Preiſe von 2 Groſchen auf's Zimmer liefern wollten. Am 26. Mai beſtand er das erſte „Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer“, indem er ſein Lehramt mit der im April geſchriebenen meiſterhaften Vorleſung: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ eröffnete. Man muß ihn das ſelbſt erzählen hören. „Das Reinhold'ſche Auditorium — (die Profeſſoren hatten damals in Jena und anderwärts für ihre Lehrlocale noch ſelbſt zu ſorgen) — beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann etwas über hundert Menſchen faſſen. Ich wollte eine größere Menge nicht vorausſetzen und dieſe Beſcheidenheit iſt auf eine für mich ſehr brillante Weiſe belohnt worden. Meine Stunden — Dienſtags und Mittwochs — ſind Abends von ſechs bis ſieben. Halb ſechs war das Auditorium voll. Ich ſah aus Reinhold's Fenſter Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, ſo hatte ich doch an der wachſenden Anzahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es Einem ein, der bei mir war, ob ich nicht noch für dieſe Vorleſung ein anderes Auditorium wählen ſollte. Griesbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen alſo den Vorſchlag thun, bei Griesbach zu leſen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisſtraße hinunter, die, eine der längſten in Jena, mit Studenten ganz beſäet war. Weil ſie liefen, was ſie konnten, um im Griesbach'ſchen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, ſo kam die Straße in Alarm und Alles an den Fenſtern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm. Was iſt denn? Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man ſich zu: der neue Profeſſor wird leſen. Ich folgte in einer kleinen Weile nach, von Reinhold begleitet; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich faſt ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe. Griesbach's Auditorium iſt das größte und kann, wenn es vollgedrängt iſt, zwiſchen drei- und vierhundert Menſchen faſſen. Voll war es diesmal und ſo ſehr, daß ein Vorſaal und noch die Flur bis an die Hausthüre beſetzt war und im Auditorium ſelbſt Viele ſich auf die Subſellien ſtellten. Ich zog alſo durch eine Allee von Zuſchauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, beſtieg ich ihn und ſah mich von einem Amphitheater von Menſchen umgeben. So ſchwül der Saal war, ſo erträglich war's am Katheder, wo alle Fenſter offen ſtanden, und ich hatte doch friſchen Odem. Mit den zehn erſten Worten, die ich ſelbſt noch feſt ausſprechen konnte, war ich im ganzen Beſitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich ſelbſt überraſchte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorleſung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden und mir widerfuhr eine Aufmerkſamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Profeſſor das erſte Beiſpiel war: ich bekam eine Nachtmuſik und Vivat wurde dreimal gerufen“132).

Wie deutſch-gemüthlich, wie harmlos-idylliſch das klingt! Die Antrittsrede eines neuen Profeſſors iſt ein Ereigniß, das eine ganze Stadt in Aufregung bringt. Es will in unſerer Vorſtellung gar nicht recht hineinpaſſen in eine Zeitatmoſphäre, die ungeheurer Verhängniſſe voll war. Zweiundzwanzig Tage vor Schiller's Debut als akademiſcher Lehrer hatte jenſeits des Rheins die erſte Szene des erſten Acts einer weltgeſchichtlichen Tragödie geſpielt. Die Morgenſonne des 4. Mai von 1789 warf Lichtmaſſen auf die breiten Straßen von Verſailles, die von Feſtjubelklängen widertönten, welche nur das Requiem der Monarchie Ludwig's des Vierzehnten waren. Heute das Feſt und morgen ſchon der Kampf. Eine kirchliche Feier ging der Eröffnung der Reichsſtände voran, die auf den kommenden Tag feſtgeſetzt war. Ueberall ſoldatiſcher und prieſterlicher Prunk, Fanfaren, Glockengeläute, Trommelwirbel, Geſchützdonner, überall von Erwartung glühende Geſichter und fieberhaft funkelnde Augen, an den Fenſtern ein ununterbrochener Blumenkranz geputzter Frauenköpfe. Von der Pfarrkirche Notre-Dame bewegte ſich die Prozeſſion nach der Kirche des heiligen Ludwig. Voran der Klerus von Verſailles mit der Muſik der königlichen Kapelle. Dann in ihren ſchwarzen Mänteln die Deputirten des dritten Standes, welcher nach des Abbé Siéyes vorahnendem Wort nach wenigen Tagen ſchon „Alles“ ſein, die Nation repräſentiren ſollte, — vorragend über alle der Löwenkopf Mirabeau's. Hierauf die Abgeordneten des Adels, in den Borten, Spitzen und Federn ihrer Gewänder zum letzten Mal die prunkende Herrlichkeit des Feudalismus voll zur Schau tragend. Dann die „Plebejer der Kirche“, die Pfarrer, getrennt von den ihnen nachtretenden Prälaten mit Infuln und Biſchofsſtäben und im Geiſte ſchon den Vertretern des Bürgerſtandes über den Adel hinweg die Hände reichend. Nun kam der Erzbiſchof von Paris mit der Monſtranz unter einem Baldachin, deſſen Schnüre vier Prinzen von Geblüt hielten, und hinter ihm der König und die Königin. Der Jubelruf, womit die Volksmenge die bürgerlichen Deputirten empfangen hatte, war verſtummt, als die Tochter Maria Thereſia's erſchien, ſchmerzzerriſſen, bleich, aber mit ſtolz aufgeworfener Unterlippe der ſtummen Beleidigung trotzend. Ach, mitten in all dem Feſtpomp ſchnürte dieſer unglücklichen Frau, Mutter und Königin die Ahnung des kommenden Furchtbaren das Herz zuſammen, daß ſie auf ihren Füßen wankte und durch den Arm der hinter ihr ſchreitenden Prinzeſſin von Lamballe aufrecht erhalten werden mußte. An einem Fenſter ſtanden Frau von Montmorin, Vertreterin der ſchon jetzt beſiegten Ariſtokratie, und Frau von Staël, Vertreterin der ſchon jetzt ſiegreichen Bourgeoiſie. Die Tochter Necker's konnte ſich nicht enthalten, ihre laute Freude über das prächtige Schauſpiel zu bezeugen. Da ſagte Frau von Montmorin zu ihr: „Sie thun unrecht, ſich zu freuen; dieſer Tag wird großes Unheil über uns bringen.“ Frau von Staël fühlte ſich von einem plötzlichen Schauder angewandelt und ſie mußte ſpäter der Stunde und des Wortes gedenken, als ſie erfuhr, daß die Prophetin der Guillotine zum Opfer gefallen153).

Welcher Contraſt zwiſchen dieſer franzöſiſchen Szene auf den Straßen von Verſailles und jener deutſchen im Griesbach'ſchen Lehrſaal in Jena! Und doch waren wieder beide Vorgänge nur verſchiedene Erſcheinungsformen eines und deſſelben Geiſtes der Zeit. Was jenſeits des Rheins im Bereiche der That ſich zu vollziehen begann, die Zertrümmerung der mittelalterlichen Weltanſchauung, vollzog ſich dieſſeits im Bereiche der Idee. Die deutſche Jugend hat wohl gewußt oder wenigſtens inſtinktmäßig geahnt, warum ſie in das Auditorium des „neuen Profeſſors“ ſtrömte und denſelben beim Antritt ſeines Lehramts mit einer Serenade begrüßte. Aus Schiller's Worten wehte ſie der Geiſt der neuen Zeit an. Allerdings waren ſeit Jahrhunderten die politiſchen Zuſtände Deutſchlands ſo, daß die Gemüther klarer Anſchauungen und beſtimmter Begriffe in ſtaatlicher Beziehung ganz entwöhnt ſein mußten, und wie ſehr die politiſche Erziehung, die Betheiligung des Bürgers am Staatsleben fehlte, das zeigt uns die politiſche Indifferenz oder das politiſche Schwanken ſelbſt der erwählteſten Geiſter unſerer claſſiſchen Kulturperiode. Allein wenn irgend in einem dieſer Geiſter die Beziehung der freien Kunſt und Wiſſenſchaft zum freien Staate lag, ſo war es Schiller, der in ſeinem innerſten Weſen Republikaner geweſen iſt, zugleich aber auch ſcharf die Schranke markirt, welche den Mann von Geiſt und Bildung, ſobald er ein reifer geworden, von dem vulgären Demokratismus, von der pöbelfrohen Gleichmacherei trennt. Schon als Jüngling hatte er in der Thalia als ſein politiſches Credo aufgeſtellt: „Das Grundprinzip, worauf alle Staaten beruhen müſſen, iſt, daß die Bürger ſich ſelbſt die Geſetze geben, denen ſie gehorchen ſollen, und daß Gehorſam und Pflichterfüllung aus Einſicht und Liebe zu den ſelbſt gegebenen Inſtitutionen und nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe oder aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen entſpringen.“ Er war auch keineswegs der Anſicht, daß dieſes Prinzip nur paſſiv verfochten werden ſollte. Er hat ſich darüber deutlich genug ausgeſprochen, wenn er in der Einleitung zu ſeiner niederländiſchen Geſchichte ſagt: „Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Deſpoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann.“ Und daß er dies nicht nur als Weltbürger meinte, ſondern auch als Patriot, bezeugen die ferneren, ſpäter aus der Einleitung zu dem genannten Geſchichtswerk weggelaſſenen Worte: „Die Kraft, mit der das niederländiſche Volk handelte, iſt unter uns nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen“134). Iſt das nicht wie eine prophetiſche Antecipation des Geiſtes von 1813? Aber freilich, der Gang der franzöſiſchen Revolution, wie ihn Schiller miterlebte, war ſeinem idealen Freiheitsſtreben nicht homogen. Er, der Prophet des Idealismus, wandte ſich daher bald, ja gleich zu Anfang mißmuthig von dem herben und derben

Realiſmus dieſer Umwälzung ab und, einer Zukunft ſich getröſtend, wo der weltgeſchichtliche Kampf zwiſchen Freiheit und Deſpotiſmus durch eine gereiftere Geſellſchaft ſiegreich zu Ende geführt werden würde, ſchrieb er im Hinblick auf ſeine Zeitgenoſſen in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen reſignirt die Worte nieder: „Das Gebäude des Naturſtaats wankt, ſeine mürben Fundamente weichen und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht“155). Er hätte bekanntlich noch fünfundfünfzig Jahre ſpäter genau daſſelbe Wort wiederholen können. Eine Stunde währt nach der Uhr der Weltgeſchichte ein Jahrtauſend und fünfzig Jahre ſind in der Entwicklung der Menſchheit nur ein Augenblick: — das darf man nie vergeſſen, wenn man bei der Lectüre der Geſchichte nicht ſeine Fähigkeit, zu hoffen, oder wenigſtens nicht ſeinen Gleichmuth einbüßen will.

Unter günſtigen Auſpicien hatte ſich alſo des Dichters Laufbahn als akademiſcher Lehrer eröffnet. Freilich trübte ſich die heitere Ausſicht bald, indem Schiller erfuhr, was akademiſcher Kleingeiſt und Brotneid zu bedeuten habe, und auch, wie ſehr Körner richtig ſah und fühlte, wenn er meinte, der Freund ſei eben nicht zum Gelehrten und Docenten, ſondern zum Künſtler geboren. Bevor noch das Jahr zu Ende ging, hatte der Dichter Veranlaſſung, dem Freunde zu ſagen: „Es iſt mir gar lieb zu hören, daß auch dir vor dem Univerſitätsweſen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an dich nur nicht gerade herausſagen, daß mir dieſe Exiſtenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umſtänden, die von dem Profeſſorleben unzertrennlich ſind — herzlich verleidet iſt“156). Vorerſt jedoch fühlte ſich Schiller über die Unannehmlichkeiten ſeiner Lage weit hinweggehoben durch den Verkehr mit Karoline und Lotte, in welchem Alles auf eine große Entſcheidung hindrängte. Wir müſſen aber, um den Gang des Verhältniſſes an der Hand des Briefwechſels der drei Befreundeten zu verfolgen, in der Zeit etwas zurückgreifen.

Im Winter von 1788—89 hatte die zwiſchen Rudolſtadt und Weimar gehende Botenfrau viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. In ihrer Antwort auf den erſten Brief, welchen Schiller wieder aus Weimar geſandt, ſagte Lotte: „Es iſt ſonderbar und oft unbegreiflich, wie ſich Menſchen finden. Ich denke gern über die Zufälle nach, die uns oft zuſammenbringen. Wir kennen uns erſt ein Jahr und mir iſt's, als wären wir immer Freunde geweſen. Ihr Geiſt war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun iſt es doch noch anders, denn jetzt wird es mir faſt unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken. Und ſo wird's bleiben, nicht wahr?“ Man ſieht, wie ſich in Lolo das Gefühl der Liebe in harmloſer Unbefangenheit immer entſchiedener hinter dem der Freundſchaft vordrängt. Schon auch einigermaßen die Ausſchließlichkeit der Liebe. So, wenn ſie dem Freunde, der ſich über ſein einſames Winterleben beklagt hatte, ſchrieb: „Daß Sie einſam leben, freut mich; denn eigentlich möchte ich nicht gern allen Menſchen Ihre Geſellſchaft gönnen.“ Es iſt von nicht geringem Intereſſe, in dem reizenden Drama der Liebe und Freundſchaft, wie ich den Briefwechſel des Dichters mit den beiden Schweſtern in den Jahren 1788 und 1789 wohl nennen darf, die Verſchiedenheit der Ausdrucksweiſe der letzteren zu beachten. Aus Lotte's Briefen ſpricht mehr ein gebildetes Gemüth, aus Karoline's mehr ein hochfliegender Geiſt: Lolo plaudert anmuthig, Line — wie ſie von der Schweſter vertraulich genannt wird — philoſophirt kühn, wenn auch nie unweiblich. Im Dezember 1788 ſchrieb ſie: „Ein großes Prinzip der Duldung iſt mir der Gedanke, daß die Menſchen zu dem geboren werden, was ſie ſind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die

Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänſeblumen geben muß, ſo muß es auch verſchiedene Menſchenarten geben, glaube ich. In unſerm Herzen däucht es mir doch ein ſchöner Irrthum, daß wir die Gänſeblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfaſſen; er deutet mir auf das Daſein einer ſchönheitsreichern Welt, deren Ahnung unſern innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht dieſe überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch iſt wieder kein Glück ohne ſie. Ach, das Regen der Flügel der Pſyche, die an ihre Hülle ſtoßen — wie klar drückt das Bild unſere Exiſtenz aus!“ Als Schiller ungeduldig über Göthe's kalte Zurückhaltung und mit beſonderer Beziehung darauf, im Februar 1789 geſchrieben hatte: „Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menſchen, die von Allem, was ſich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden; es iſt nichts zerbrechlicher im Menſchen als ſeine Beſcheidenheit und ſein Wohlwollen“ — entgegnete Karoline beſchwichtigend: „Ich habe über den Anfall von Timonslaune, den Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müſſen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundſäule der Menſchheit, ſo leicht einſtürzen könne und daß das menſchliche Weſen ſich ſo ganz in Ruhmſucht und Eitelkeit auflöſe. Ueber Göthe kann ich eigentlich ſehr wenig ſagen, da ich ihn ſo gar ſelten geſehen habe. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm nur ſeines Genie's willen Vieles vergeben kann und auf das Vergebenmüſſen kommt man doch am Ende immer mit den Menſchen: aller Umgang müßte ſonſt aufhören. Die rein umſchriebene Form der Menſchheit, die ſich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo iſt ſie?“ Wie ſehr zu jener Zeit Frauen von Bildung auch an der wiſſenſchaftlichen Seite der literariſchen Entwicklung Antheil nahmen, bezeugt die Begeiſterung, womit ſich die beiden Schweſtern im März 1789 über Müller's Schweizergeſchichte äußerten, deren Lectüre ſie beſchäftigte. Das ſanfte Lolochen iſt ganz Feuer und Flamme, wenn es dem Dichter von dem heroiſchen Tod ſeines „Lieblings“ Winkelried erzählt. Auch das Merkurheft, worin „die Künſtler“ ſtanden, kam in jenen Tagen nach Rudolſtadt. Line ſchrieb dem Freunde darüber: „Es iſt mir einer der beſten Genüſſe, ſie (die Künſtler) zu leſen; ich finde ſie ſo durchaus ſchön und ſo in einem Geiſte, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsſtelle darin zu nennen wüßte: man möchte das Gedicht aber gleich ganz in der Seele behalten“ — und Lotte: „Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künſte beſungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es ſo klar, daß es ſo iſt.“

Zwiſchen dem 15. und 21. Juni ſtattete Schiller einen kurzen Beſuch in Rudolſtadt ab und in der erſten Hälfte des Juli hatte er die Freude, die Schweſtern in Jena zu begrüßen. Karoline ſollte das Bad in Lauchſtädt gebrauchen und Lotte begleitete ſie dahin. Sie verbrachten in dem Garten ihrer Freundin, der Frau Griesbach's, einen Tag mit dem Dichter und gingen dann über Burgörner, wo ſie Karoline von Dachröden abholten, nach Lauchſtädt. Von hier aus, wo ſie im Hauſe des Tiſchlers Küchler wohnten, bat Lotte den Freund um einen Beſuch. Er ließ ſich nicht lange bitten. Seine Seele war leidenſchaftlich bewegt, wie ein Brief vom 24. Juli an Karoline verräth. Er ſpricht darin von „Funken der Glut“, welche die beiden Schweſtern in ihm angefacht hätten, von „ſchönen Hoffnungen“ und von „armſeligſten Nichtigkeiten“, welche der Erfüllung derſelben im Wege ſtänden. Zu Anfang Auguſts war er in Lauchſtädt und am Morgen des 3. Auguſt hatte eine gegenſeitige Erklärung zwiſchen ihm und Lotte ſtatt137). Karoline erzählt: „Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirkſam ſein muß. — (Ohne Zweifel war ſie ſelbſt dieſer gute Genius.) — Meine Schweſter bekannte ihm ihre Liebe und verſprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu erſparen, ſollte Alles für ſie noch geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der ſeine Exiſtenz in Jena ſicherte; einen ſolchen konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten. Meine Schweſter fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben.“ Es waren ſelige Stunden, welche damals der Dichter mit den Freundinnen unter den Baumſchatten der einſamen Wieſe hinter dem Tiſchlerhauſe in Lauchſtädt genoß. Aber ein weltgeſchichtlicher Donnerſchlag fiel in dieſes Idyll: die Nachricht von dem Sturm des Pariſer Volkes auf die Baſtille. „Wir erinnerten — berichtet Karoline — uns oft in ſpäterer Zeit, als dieſer Begebenheit die Umwälzung und Erſchütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie dieſe Zertrümmerung eines Monumentes finſterer Deſpotie unſerem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erſchien und wie es uns erfreute, daß ſie in das Beginnen ſchöner Herzensverhältniſſe fiel.“ Unſer Dichter jedoch, ſei es, daß die „ſchönen Herzensverhältniſſe“ ihn für Anderes weniger empfänglich machten, ſei es, daß er von Anfang an überzeugt war, die Franzoſen vermöchten die Freiheit nicht zu ertragen, theilte dieſe Freude nicht. Er ſcheint in der That die Franzoſen für eine Nation gehalten zu haben, für welche „die militäriſche Ordnung die einzige iſt, welche ſie kennen und anerkennen“[158]; denn er äußerte den beſtimmten Zweifel, „daß dieſem Volke republikaniſche Geſinnungen eigen werden könnten,“ und meinte im Hinblick auf die franzöſiſche Nationalverſammlung, es ſei „unmöglich, daß von einer Geſellſchaft von ſechshundert Menſchen etwas Vernünftiges beſchloſſen werde“[159]. Hier haben wir alſo ſchon eine Vorwegnahme jener Verneinung der abſoluten Demokratie, jener Verwerfung des „allgemeinen Stimmrechts“, welche er in ſeinem letzten Werke, in dem Fragment des Demetrius, durch den polniſchen Landboten Sapieha ſo energiſch ausſprechen ließ[160].

XII.

Es ſtreiten ſich mit gleichen Schaaren
Die Republik, die Monarchie,
Das Heil des Volkes zu bewahren.
Wer aber mag entſcheiden hie?

Girolamo beruft zum Dome
Das Volk und hat mit ſeiner Macht,
Auf ſeiner Worte tiefem Strome
Der Republik den Sieg gebracht.
Lenau.

Am lezten Tage des Novembers 1494 riefen die Glocken des Kampanile die Bürgerſchaft von Florenz in die Kathedrale, wo in feierlicher Verſammlung der Prior von San Marco zum Volke reden ſollte über die Geſtaltung des florentiniſchen Gemeinweſens, welches ſich zwar am neunten November der mediceiſchen Gewaltherrſchaft entrafft und am ſiebenzehnten der franzöſiſchen Occupation durch den

Von Lauchſtädt ging der Dichter nach Leipzig, um vor ſeiner Rückkehr nach Jena dort mit Freund Körner zuſammenzutreffen, welcher die nachmals wieder aufgegebene Abſicht gegen Schiller ausſprach, Dresden zu verlaſſen und nach Jena zu ziehen. „Liebſte, theuerſte Freundinnen — ſchrieb der Dichter den Schweſtern — ich verlaſſe eben meinen Körner, meinen und gewiß auch den Ihrigen, und in der erſten Freude unſeres Wiederſehens war es mir unmöglich, ihm Etwas zu verſchweigen, was ganz meine Seele beſchäftigte. Ich habe ihm geſagt, daß ich hoffe, bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In ſeiner Seele habe ich meine Freude geleſen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht.“ Gegen Lotte äußerte er von Leipzig aus: „Iſt es wahr, theuerſte Lotte, darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele geleſen und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu geſtehen? Sie konnten ohne mich glücklich ſein, aber durch mich nie unglücklich werden. Dieſes fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Beſtätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen und daß meine Glückſeligkeit Ihnen kein Opfer koſtet.“ Dieſen Worten Schiller's zufolge ſcheint die Erklärung in Lauchſtädt noch keine ganz offene geweſen zu ſein; aber ſie wurde es durch Lotte's Antwort: „Karoline hat in meiner Seele geleſen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, ſteht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundſchaft, ſo iſt der warme Wunſch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu ſehen. Noch iſt's mir wie ein Traum, daß ich nun weiß, daß Sie mich lieben, daß Sie es nun klar fühlen, wie meine Seele nur in der Ihrigen lebt.“ So waren denn die Geſtändniſſe ausgetauſcht und, nach Rudolſtadt heimgekehrt, ſchrieb Lotte am 22. Auguſt dem Geliebten: „Daß ich dir Etwas ſein könnte, fühlte ich wohl in manchen Momenten und es war mir ein ſüßes Gefühl, aber doch ſchwankte mein Herz zwiſchen Zweifel und

Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir ſelbſt. Aber nun denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können.“ So geht nun das ſüße Geplauder fort, welches zu hören Liebende nie müde werden. Nirgends offenbart ſich unſeres Dichters Gemüth in reinmenſchlich-innigeren Lauten als in dieſen Liebesbriefen. Unterm 25. Auguſt ſchrieb er: „In einer neuen ſchönern Welt ſchwebt meine Seele, theure liebe Lotte, ſeitdem du deine Seele mir entgegentrugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt du mich ringen und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft an dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegenkam. Ich habe dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die ſtille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von dir entfernen ſollte. O, du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſerer werdenden Liebe.“ Lotte erwiderte: „Alſo kam ich dir kalt vor? Mein Betragen zu abgemeſſen? Du ahnteſt nicht, daß eben dieſe Kälte nur ſcheinbar war; nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht geſtehen wollte und noch weniger Andern, weil ich nicht immer deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war. Oft war mir, als wäre Nichts mehr zwiſchen uns und als fühlteſt du, was du mir wäreſt, und zuweilen wieder, als wäre ich dir Nichts, gar Nichts. Du würdeſt mich nicht verkannt haben, wenn du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hätteſt fühlen können.“

Aber in dieſe Herzenslaute klingt nun ein Ton herein, der Befremden erregen müßte, wenn wir nicht ſchon vom Schluſſe des vorigen Kapitels her darauf vorbereitet wären. Es ſind die Aeußerungen der Doppelliebe unſeres Dichters gemeint. Die Thatſache ſteht unbeſtreitbar feſt, denn man wird ſofort in den Briefen

Schiller's an die beiden Schweſtern „das pſychologiſche Problem finden, im Reiche der Geiſter das durchzuführen, was die Volksſage vom Ehebette des Grafen von Gleichen erzählt,“ man wird ſehen, daß der Dichter „in der Sicherheit ſeines hohen Geiſtes auf dieſer gefahrvollen Bahn einhergeht, mit der naivſten Bewußtloſigkeit über die Art ſeiner zwiefachen Liebe“[161]. In Wahrheit, Schiller trennt in ſeiner Vorſtellung die beiden Schweſtern nicht von einander und ſeine Liebesbriefe athmen da die meiſte Glut, wo ſie an Beide gemeinſam gerichtet ſind. „O, meine theure Karoline! meine theure Lotte! — ſchrieb er unterm 10. September 1789 — wie ſo anders iſt jetzt Alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt eure Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Auch habe ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können wie jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde... Meine Seele iſt jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beſchäftigt: unſer Leben hat angefangen, ich ſchreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß euch in meinem Zimmer; du, Karoline, biſt am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſeh' ich euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren ſchlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß Nichts, Nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich euch morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung und, getragen von dieſem himmliſchen Paar, verfliegt unſer goldenes Leben!“ Des Dichters Ungeduld konnte den Schluß ſeiner Vorleſungen für das Sommerſemeſter kaum erwarten, und ſobald er frei war, eilte er in die Herbſtferien nach Rudolſtadt. Er wohnte vom 18. September bis zum 22. Oktober wieder beim Cantor Unbehaun in Volkſtädt und es war ihm gegönnt, die Morgen- und Nachmittagsſtunden mit den Schweſtern allein zu verbringen, da die „chère mère,“ welche inzwiſchen Oberhofmeiſterin geworden, den Tag über durch ihr Amt an das fürſtliche Schloß gefeſſelt war. In den ſchönen Herbſttagen wiederholten ſich jetzt die traulichen Stunden des vorjährigen Sommers und nur der Umſtand, daß die Liebenden ihr Geheimniß vor der Mutter noch bewahren mußten, beeinträchtigte etwas dieſe „goldene Zeit“[102]. Wie groß, frei und rein dieſe drei guten Menſchen ihr Verhältniß zu einander auffaßten, erhellt überzeugend daraus, daß der Spiegel von Lotte's Seele nie durch einen Anhauch von Eiferſucht getrübt wurde. Nur quälte ſie — wie ſie in einem Briefe vom 24. Oktober dem wieder nach Jena zurückgekehrten Verlobten geſtand — zuweilen der Gedanke, daß ihm Karoline mehr ſein könnte als ſie und daß er ſie zu ſeinem Glücke nicht nöthig hätte. Auf dieſen ſpäter noch einmal wiedergekehrten Skrupel ihrer Beſcheidenheit erwiderte Schiller am 15. November: „Du kannſt fürchten, liebe Lotte, daß du aufhören könnteſt, mir zu ſein, was du mir biſt? So müßteſt du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe iſt Alles, was du brauchſt, und dieſe will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das iſt eben das höchſte Glück in unſerer Verbindung, daß ſie auf ſich ſelbſt ruht und in einem einfachen Kreiſe ſich ewig um ſich ſelbſt bewegt, daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu ſein oder weniger von euch zu empfangen. Unſere Liebe braucht keiner Aengſtlichkeit, keiner Wachſamkeit — wie könnte ich mich zwiſchen euch Beiden meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch Beide, für Jede von euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich der Einen nicht entziehe, was ich der Andern bin? Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter euch und immer liebevoller kommt ſie von Einer zur Andern zurück, derſelbe Lichtſtral — laßt mir dieſe ſtolzſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden widerſcheint aus verſchiedenen Spiegeln. Karoline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſerer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünſchte nicht um Alles, daß dieſes anders wäre, daß du anders wäreſt als du biſt. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und mein Geſchöpf mußt du ſein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!“

Von ſeiner Doppelliebe ganz erfüllt und der Sorge hingegeben, derſelben eine häusliche Stätte zu bereiten, hat unſer Dichter an dem Vorſchritt der großen Revolutionstragödie in Frankreich zunächſt weiter keinen Antheil genommen. Auf ihn paßte nicht das Wort des alten Talleyrand zu Guizot: „Wer nicht in der Zeit um 1789 gelebt hat, weiß nicht, was leben heißt“ 163); denn er ſchenkte den Vorgängen jenſeits des Rheins nur eine ganz beiläufige und, wie ſchon erwähnt worden, mehr ablehnende als ſympathiſche Aufmerkſamkeit. Vergebens ſucht man in ſeinem Briefwechſel mit Körner und den beiden Herzensfreundinnen, alſo gerade da, wo er ſich über Alles, was ihn bewegte, am vertraulichſten ausſprach, die Erwähnung eines der bedeutſamſten weltgeſchichtlichen Daten, jener Nacht vom 4. Auguſt 1789, wo, hingeriſſen von einem Impuls der Begeiſterung, wie er alle tauſend Jahre kaum einmal wiederkehrt, zu Verſailles die Feudalherren ſelbſt den Leichenpomp des Feudalismus anführten. Er lebte und webte ganz in dem Frühling ſeiner Doppelliebe. Aber dieſer Liebesfrühling war weniger ein gleichmäßig heiterer als vielmehr ein ſehr ſtürmiſcher. An die idealſte Schwärmerei drängte ſich die gemeine Sorge verwirrend heran. Eine Stellung zu finden, welche die Gründung eines Haushalts ermöglichte, richteten ſich die Blicke Schiller's abwechſelnd nach Berlin und Wien, Mannheim und Heidelberg. Bald ſetzte er ſeine Hoffnung auf den Herzog von Weimar, bald auf den Coadjutor Dalberg, welcher mit der Lengefeld'ſchen Familie ſehr befreundet war und unſern Dichter ungemein hochſchätzte. Wenn dieſer gute, aber wie ſein Bruder, der Herr Intendant, etwas „pulverfeurige“ Prälat nur ſchon Kurfürſt von Mainz geweſen wäre! Aber er war es vorderhand noch nicht und ſo hatte Schiller, nachdem er alle Möglichkeiten gemuſtert, am 10. November Veranlaſſung, tiefbekümmert an die Schweſtern zu ſchreiben: „Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſerer Liebe bereitet haben könnte.“ Wie um ſich ſelbſt und die Freundinnen aufzuheitern, fügte er hinzu: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu und noch verlegener als ich; er retirirte ſich auch gleich wieder.“ Seine Sehnſucht, ſeine Ungeduld ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde. „Entfernung von euch iſt kein Leben für mich und Schatten der Einbildung ſind keine Genüſſe — ſchrieb er am 14. und 15. November. Der Menſch beſitzt nicht, was er nur in ſeiner Seele empfindet. Er muß es herausſtellen in das lebendige Sein und außer ſich anſchauen. So geht es mir mit der Glückſeligkeit unſerer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieſes Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, ſo lange ich es nicht in euren Augen leſe, an eurem Herzen empfinde . . . Ich kann den Menſchen und den Dingen den tiefen Abſtand nicht verzeihen, in welchem ſie zu dem himmliſchen Ideal meiner Liebe ſtehen. Und daß ſie ſich doch eindrängen in unſern Kreis und uns an einer Glückſeligkeit hindern, die ſie nicht fähig ſind uns zu erſetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menſchen und Schickſal.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß ſolche Aeußerungen des Mißmuths auch auf die gleichmäßige Heiterkeit von Lotte's Seele zeitweilig ſtörend einwirkten. „Ich ſehne mich nach Ruhe, nach einem freien Gefühl meiner ſelbſt — ſchrieb ſie am 19. November dem Geliebten. Muß es immer ſo ſein im Leben, daß wir ſo wenig Zeit davon unſer nennen können? Und doch iſt es ſo kurz! Bald ſtürmt es in der Seele und verbittert den Genuß jeder Freude und das Herz wird von einem bangen Gefühle zum andern gezogen. Sind wir endlich in uns zu einer Ruhe gelangt, die wir unzerſtörbar glauben, ſo kommen Dinge von außen, reißen das ſchöne Gebäude unſerer Glückſeligkeit ein und wir ſind immer nicht glücklich; ſo geht es fort bis an's Grab.“ Erſchreckt durch dieſe ſchwermüthige Betrachtung, gab der Dichter zur Antwort: „Dein Brief hat mich geängſtigt, meine theure Lotte. Ich erkenne deinen ruhigen heitern Geiſt in dieſer Stimmung nicht mehr. O, erhalte mir deine Zufriedenheit, die ſtille ſanfte Gleichheit deiner Seele, die mir ſo wohlthätig werden ſoll, die meinen unruhigen Geiſt liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer in den tiefſten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn Alles trüb und umwölkt iſt um uns her, ſo laß deine Seele mir helle ſein!“

Da Herr von Beulwitz damals als Reiſebegleiter des Erbprinzen und deſſen Bruder von Rudolſtadt abweſend und Frau von Lengefeld als Erzieherin der Prinzeſſinnen „nach Hofe gezogen war“, wurde beſchloſſen, daß Karoline mit Lotte einen weniger einſamen Winteraufenthalt haben und daher den Einladungen, die von Seiten der Frau von Stein und der Frau von Imhof aus Weimar an ſie ergangen waren, entſprechen ſollten. Als ſie den Dichter davon benachrichtigt hatten und daß ſie auf ihrer Reiſe Jena berühren wollten, ergoß ſich ſein Gefühl ſo glühend dithyrambiſch, wie kaum jemals wieder. „Dank euch — ſchrieb er am 30. November — o, allen Dank der Liebe, meine Theuerſten, daß ihr kommt, daß ich euch ſehen werde. O, ich werde euch ſehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde ſie an eurem Herzen durchleben. Mit euch — o wie hab' ich dieſe ſüße Wirklichkeit ſo nöthig, eure liebe himmliſche Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückſeligkeit! Daß auch ihr dieſe Sehnſucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu euch wendet, in Allem nur euch mich ſuchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir dieſe Gewißheit, wie machte ſie alles Leben in mir rege! Ach, daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das dem Menſchen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und euch, euch von ihm erflehen! Wäret ihr ſchon mein! Wäre dieſes jetzige Erwarten das Erwarten unſerer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in dieſem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle, wie alles Streitende in mir in einer ſüßen Harmonie ſich verſöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höheren, ſchöneren Wohlklange dahinfließen. Was wird es erſt ſein, wenn ihr mir wirklich gegeben ſeid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!" Und nicht nur lyriſch, wie in dieſem Erguß, ſondern auch ganz realiſtiſch äußerte ſich der Dualismus von Schiller's Liebe. Wie er ſich das Zuſammenleben mit den Schweſtern dachte und zwar in Rudolſtadt, wohin er ziehen wollte, zeigt uns ſein Brief vom 12. Dezember an Körner. „Die Beulwitz — heißt es hier — ſtimmt ſehr übel mit ihrem Manne zuſammen und nur die Geſellſchaft ihrer Schweſter machte ihr dieſes Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt ſie nicht mit ihm und ihre Mutter ahnt dieſes ſchon längſt und iſt ſehr unruhig darüber. Er iſt ein recht ſchätzbarer Mann von Verſtand und Kenntniſſen; dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an Delicateſſe und ſeine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geiſt als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht iſt. Dieſem übeln Verhältniſſe wird abgeholfen, wenn wir, Lotte und ich, mit Beulwitz und ſeiner Frau zuſammenleben. Er und ich ſtehen gut und vertragen uns gut mit einander, und wenn die Beulwitz nicht auf die Geſellſchaft ihres Mannes eingeſchränkt iſt, ſo geht auch mit ihr Alles beſſer. Im Hauſe haben wir Platz; es ſind zwei Häuſer an einander, die Communication haben, und ſeitdem die Mutter nach Hofe gezogen, iſt Platz für uns geworden. Ich brauche bloß

300 Thaler in die Oekonomie zu geben, 200 Thaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ungefähr ebenſoviel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler ſind mir nothwendig, aber auch ausreichend, und dieſe denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Unſer Plan iſt alſo: ich verlange auf Oſtern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Profeſſur nieder."

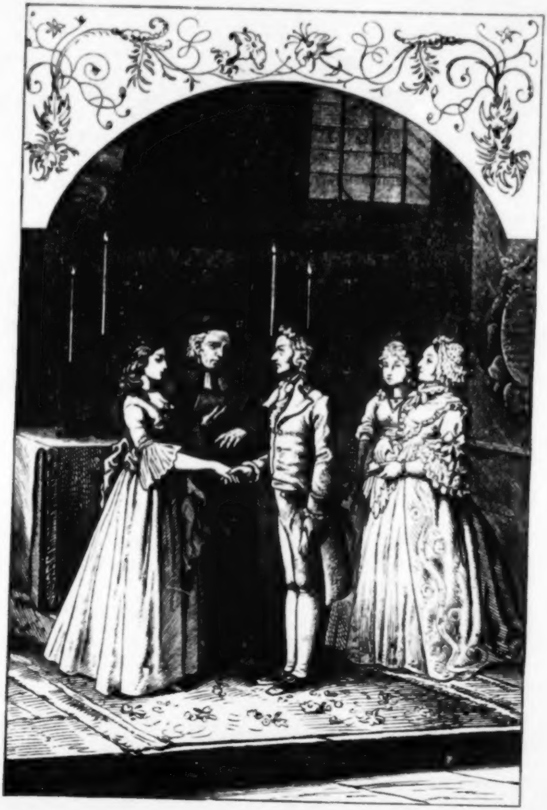
Dieſer ganze Plan iſt nicht zur Ausführung gekommen und es war gut, daß es nicht geſchah. Selbſt ein Schiller hätte daran ſcheitern müſſen, ein ideales Doppelverhältniß, wie es hier vorlag, in der Wirklichkeit idealiſch durchzuführen. Am 2. Dezember ſahen Line und Lotte auf ihrer Reiſe nach Weimar den Dichter in Jena. Zehn Tage ſpäter ritt er nach Weimar hinüber und da wurden zwiſchen ihm und den Schweſtern die entſcheidenden Verabredungen getroffen[164]). Beide Schweſtern ſollten der Mutter die Sachlage eröffnen und Schiller ſollte bei ihr förmlich um die Hand Lotte's werben. Dabei wurde die Abſicht, in Rudolſtadt zuſammenzuleben, noch beibehalten; aber Allem zufolge darf wohl angenommen werden, daß gerade damals Karoline ihr Opfer gebracht habe, d. h. ſie that Alles, um die Verbindung der Schweſter mit dem Dichter zu Stande zu bringen. Phantaſtiſche Träume, mochte ſie denken, würden dann von ſelbſt vor der Macht der Wirklichkeit zurücktreten, und ſo geſchah es auch. Charlotte von Stein lieh Karolinen ihre freundſchaftliche Beihülfe, namentlich dadurch, daß ſie den Herzog Karl Auguſt, als dieſer ſie über das Verhältniß Schiller's zu Lotte von Lengefeld ins Verhör nahm, aufmerkſam machte, daß die Auswerfung einer Beſoldung für Schiller die fragliche Verbindung ſehr fördern würde[165]). Am 18. Dezember ſchrieb der Dichter zu Jena ſeinen Werbungsbrief an Lottchen's Mutter, in deren Hände er, wie er in dieſen Zeilen voll edler Männlichkeit und innigſter Herzensbewegtheit ſagt, das ganze Glück ſeines Lebens gab[166]). Gewiß war auf die Entſcheidung der „chère mère" dieſe Sprache von Einfluß, aber daneben wohl auch der Umſtand, daß, was ihr Karoline ſicherlich zu wiſſen gethan, der Coadjutor Dalberg ſich beſtimmt dahin geäußert hatte, er würde, ſobald er auf dem kurfürſtlichen Stuhle ſäße, Schillern einen Jahrgehalt von 4000 Gulden auswerfen und ihm dabei den ganz freien Gebrauch ſeiner Zeit laſſen[167]). Endlich dürfte es gegen die Standesbedenken der guten Frau Oberhofmeiſterin nicht wenig in die Waagſchale gefallen ſein, daß der Dichter, wie er an Körner ſchrieb, gerade damals „um eine Sylbe wuchs", d. h. vom Weimar'ſchen Rath zum Meining'ſchen Hofrath wurde. Da war an dem künftigen Herrn Schwiegerſohn doch Etwas, was nach Höfen ſchmeckte, und wenn Lolo ſchlechterdings keine Hofdame werden wollte, ſo mochte ſie denn in Gottesnamen Frau Hofräthin werden. Dem Dichter ſelbſt erſchien freilich dieſer Sprung als ein ſehr großer. „Ach, wie gut iſt es, meine liebe Lotte — ſchrieb er am 22. Dezember an ſeine Braut — daß du nicht zur Hofdame worden biſt. Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen. Von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Project mißlingen."

Die Weihnachtsferien verbrachte Schiller in Weimar und hier traf ihn die Antwort der Frau von Lengefeld. Sie lautete bejahend, herzlich bejahend. „Ja — ſchrieb die Mutter — ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben." Nur gegen die Abſicht des Dichters, ſeine Stellung in Jena aufzugeben und nach Rudolſtadt zu ziehen, erklärte ſich Frau von Lengefeld entſchieden und gewiß mit richtigſtem Gefühle[168]). Uebrigens war dieſer Plan ſchon aufgegeben, denn die an den Herzog von Weimar gerichtete Bitte Schiller's um Erhebung ſeiner Profeſſur aus einer unbeſoldeten zu einer beſoldeten war inzwiſchen gewährt worden. Die Beſoldung ſollte 200 Thaler betragen, „wie ich vermuthete — ſchrieb der Dichter unterm 6. Januar 1790 an Körner. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog ſelbſt fühlen würde, daß dies wenig ſei. Den Tag, nachdem ich ihm geſchrieben, ging ich nach Weimar. Er erfuhr's, ließ mich holen und ſagte mir, daß er gern Etwas für mich thun möchte, um mir ſeine Achtung zu zei-

Muth ſeiner Bürger und das Wort Savonarola's entgangen, allein dieſe ganze Zeit her doch mehr in anarchiſchem, als geordnetem Zuſtand ſich befunden hatte. Dieſer Zuſtand, das erkannten Savonarola und ſeine patriotiſchen Freunde gar wohl, mußte ein Ende nehmen, wenn die wiedererlangte Freiheit wirklich fruchtbringend ſein ſollte. Als daher Carl der Achte, zunächſt durch die Ueberredungskunſt Savonarola's, dann auch durch das thatenluſtige Drängen d'Aubigny's, des Generalkapitains, bewogen, am 28. November ſein Heer aus den Mauern von Florenz weg und gegen die Romagna geführt hatte, wurde ſogleich Hand an's Werk gelegt. Unmittelbar nach dem Abzug der Franzoſen beriefen die Patrioten, die ältere florentiniſche Verfaſſung im Auge haltend, auf die Piazza vor dem Palazzo degli Uffizi eine Volksverſammlung und ließen durch dieſe zwanzig ſogenannte Accopiatori erwählen, welchen die Wahl und Ernennung der höchſten Magiſtrate zuſtehen ſollte. Allein Savonarola ſah auf der Stelle, daß durch die vage Verwaltung dieſer Zwanzigmänner der Staat nur dem Ehrgeiz und den perſönlichen Sympathien und Antipathien Weniger gen; aber mit geſenkter Stirne und einem verlegenen Geſichte ſagte er, daß 200 Thaler Alles ſei, was er könne. Ich ſagte ihm, daß dies Alles ſei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt ſich, ſeitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen.“ In demſelben Briefe und in einem früheren vom 21. Dezember theilt er dem Freunde auch mit, wie es zunächſt mit ſeinem Haushalt werden ſollte: — „Alles, was das eigene Haushalten Anfangs ſo ſchwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthſchaft anfangen. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miethe auch die übrigen Zimmer auf derſelben Etage. Meine Hausjungfern wollen ſich dazu verſtehen, den Tiſch zu beſorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. Da ich alle Möbel im Hauſe habe, ſo brauche ich mich auch nicht einzurichten, welches überhaupt nicht rathſam wäre, ehe ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerſte alſo, der Anfang, wird mir ziemlich leicht, und was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche, iſt wohl das Meiſte. Göſchen gibt mir 400 Thaler für einen Aufſatz über den dreißigjährigen Krieg im hiſtoriſchen Kalender. Die kommen mir gar gut um dieſe Zeit.“

Es iſt eine frohe Weihnacht geweſen, welche der Dichter damals in Weimar feierte. Da ſchloß er auch ſeinen Freundſchaftsbund mit Wilhelm von Humboldt, deſſen Verlobung mit Line's und Lotte's Freundin Karoline von Dachröden in jenen Tagen ſtatthatte. In ſonnigen Zukunftsplanen, in anregenden Geſprächen über das Schöne und ſeine Erſcheinungsformen erging ſich der befreundete Kreis. Da hallten wiederum die revolutionären Sturmglockentöne von jenſeits des Rheins in dieſe genügſame und heitere Stille herüber. Der liebenswürdige Dichter Salis, durch die Revolution ſeiner Hauptmannsſtelle bei den Schweizergarden in Paris entlaſſen, kam nach Weimar und brachte Briefe vom Vetter Wolzogen, worin dieſer Pariſer Szenen ſchilderte, welche nur zeigten, „qu'on ne peut pas faire des omelettes sans casser des oeufs“, aber den deutſchidylliſchen Vorſtellungen der Weimarer „Aufgeregten“ von einer Revolution bedenkliche Stöße verſetzten[169]. Schiller, welcher „dieſe Begebenheiten ſchon bei ihrem erſten Entſtehen ernſt und ahnungsvoll“ aufgenommen hatte, machte ſich nicht viel damit zu ſchaffen. Lebte er doch in einer „ſchöneren Welt“ und tauſendmal intereſſanter als alle Zeitungsberichte mochte ihm der herzige Brief vorkommen, welchen Lolo am 29. Dezember dem nach der ſchwäbiſchen Heimat gehenden Schreiben beiſchloß, worin er ſich den Segen der Eltern zu ſeinem Ehebunde erbat[170]. So trat er frohen Gemüthes hinüber ins Jahr **1790** und es iſt etwas Frommes — im Sinne der Alten — in den Worten, die er am 1. Februar an Körner richtete: — „Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück.“

Am 15. oder 16. Februar begab ſich der Bräutigam nach Erfurt, wo ſich ſeine Braut und ihre Schweſter zu Beſuche befanden, und brachte, nachdem er aus dem Munde des Coadjutors die Beſtätigung der erwähnten Zuſage vernommen, die Damen nach Jena herüber. Es ging ein Gemunkel in den Hörſälen und Commershäuſern der Univerſität von der bevorſtehenden Hochzeit, aber „alle Anſchläge der Studenten und Profeſſoren, den Dichter zu überraſchen, wurden hintertrieben.“ Die Brautleute wollten jedes Aufſehen vermieden wiſſen. In der Morgenfrühe des 20. Februars **1790** fuhren ſie mit Karoline der Mutter entgegen, welche von Rudolſtadt kam[171]. Auf dem Rückweg nach der Stadt hielt der Wagen vor der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena, deſſen Paſtor, ein „kantiſcher Theologe“, zum Voraus benachrichtigt war. Das



Brautpaar, gefolgt von Mutter und Schweſter, trat ein, die Thüre ſchloß ſich hinter den vier Perſonen und Paſtor Schmidt verrichtete die Trauung. So ſtill und prunklos war die Hochzeit Schiller's und Lotte's .... Als Mann und Frau kehrten ſie nach Jena zurück. Wie glücklich ſie waren, mögen ſie ſelber ſagen. Am 1. März ſchrieb der Dichter ſeinem Körner: „Ich fühle mich glücklich und Alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich iſt und bleiben wird. Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen mir dieſe Tage dahin.“ Lotte ihrerſeits ließ ſich unterm 9. März gegen ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen ſo vernehmen: „Du mußt nun wiſſen, daß ich ſeit vierzehn Tagen Schiller's Frau bin. Da uns die herzlichſte, innigſte Liebe verbindet, kannſt du denken, daß wir glücklich ſind und es bleiben werden. Ich ahnete nie ſo viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet ſich bei der Liebe zu Schiller mit tauſend ſtarken Banden an ihn gebunden; ich hätte in keiner anderen Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe ſein Leben immer freundlich erhellen, und er iſt glücklich, ſagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken ſollen, daß es ſo werden würde, als du uns meinen Schiller zum erſten Mal vorführteſt? Dank dir, Dank dem Schickſal, das mir meine Freuden durch dich gab“[172].

Alſo war „der große Wurf“, von dem im Lied an die Freude geſungen iſt, gelungen. Indem er den Dichter in den Armen ſeiner jungen Gattin des Honigmondes genießen läßt, darf ſich der Erzähler ſeiner Lebensgeſchichte hier eine Pauſe gönnen. Wieder liegt hinter Schiller eine bedeutungsvolle Periode abgeſchloſſen, eine Zeit des Strebens und Irrens, der Arbeit, der Sorge und Läuterung. Die erſehnte „häusliche Exiſtenz" iſt gegründet. Alles Schwankende, Unſtäte, Phantaſtiſche weicht der ſtillen Macht eines geſetzmäßigen Verhältniſſes, welches ſtets die Grundſäule aller Kultur und Sitte ſein wird. In dieſer anmuthigen Umfriedigung beruhigter Wünſche kann der Genius Schiller's ſicheren Schrittes ſeiner Vollreife entgegengehen. Eine bleibende Stätte für ihn iſt gefunden und mit ihr der Segen der Häuslichkeit: die Wanderjahre unſeres Dichters ſind beſchloſſen, — die Meiſterjahre heben an.

Drittes Buch.

Schiller's Meiſterjahre.

1790 — 1805.

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke,
Frei ſchwing' ich mich durch alle Räume fort;
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Muß mir entſchleiert und entſiegelt werden,
Denn Nichts beſchränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schön'res find' ich Nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.

Die Huldigung der Künſte.

Erſtes Kapitel.

Die Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

Die deutſche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenſchaft flieht, die Liebe muß bleiben.“ — Portrait des Dichters in den Jahren ſeiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die Neue Thalia. — Hiſtoriſche Abhandlungen. — Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit.“ — Vorleſungen. — Aeſthetiſche Abhandlungen. — Geſellige Verhältniſſe. — Wolken und Tumulte. — Novalis. — Baggeſen. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeſchichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein ſchönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomiſche Sorgen. — Die frohe Botſchaft aus Dänemark.

Ein bedeutſamſtes Merkmal der Verſchiedenheit germaniſcher und romaniſcher Anſchauung und Sitte iſt, daß der „Roman des Lebens“ bei den Völkern germaniſchen Stammes mit dem Abſchluß des Ehebundes zu enden und bei den Völkern romaniſchen Stammes zu beginnen pflegt. Ausnahmen, und zwar zahlreiche, gibt es ſelbſtverſtändlich hüben wie drüben; aber die Regel bleibt, daß für die Deutſchen und ihre Stammverwandten der Traualtar den großen Wendepunkt bildet, wo der ungeſtüme Gefühlsüberſchwang in das ruhige Geleiſe der Pflicht einbiegt, während in Frankreich, Spanien und Italien — wenigſtens in den höheren Geſellſchaftsclaſſen — der Ringwechſel gleichſam die Emanzipation der Leidenſchaft ſymboliſirt. Die Urſache hievon iſt allbekannt: ſie liegt in der verſchiedenen Weiſe der Erziehung und der geſelligen Sitte. Die Franzöſin, Spanierin, Italienerin wird erſt als Frau geſellſchaftsfähig. Sie tritt unmittelbar aus dem Kloſter, wo ſie erzogen wurde, in die Welt und gewöhnlich muß ihr die Stufe des Altars, wo ſie einem ihr meiſt nur ganz oberflächlich bekannten Manne verbunden wird, als Uebergangsſchwelle dienen. Bei uns in Deutſchland, wie auch in der Schweiz, in England und im ſkandinaviſchen Norden, iſt der Umgang zwiſchen Jünglingen und Mädchen viel zwangloſer. Man hat alſo Gelegenheit, vor der Ehe ſich kennen zu lernen: man hat Zeit, ſich gegenſeitig angezogen oder abgeſtoßen zu fühlen und den Unterſchied zwiſchen augenblicklichem Flackerfeuer und nachhaltiger Flamme zu erfahren: man kann erproben, ob beiderſeitig die Bedingungen vorhanden ſeien, welche das Glück einer Verbindung auf immer verbürgen. Daher rührt es, daß, ſelbſt in unſerem berechnenden Jahrhundert noch, bei uns die Ehe vorwiegend eine Sache der Neigung ſtatt der bloßen Convenienz iſt oder wenigſtens ſein kann. Der Roman pflegt in Deutſchland nicht mit dem Ende anzufangen, und wenn „mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ der „ſchöne Wahn“ entzweireißt, ſo gewähren aus den angedeuteten Gründen unſere Sitten doch die Möglichkeit, daß an die Stelle des ſchönen Wahns, d. i. der jugendlichen Schwärmerei, eine ſchöne Wirklichkeit trete, d. i. die ruhige Befriedigung, welche ein dauerndes und durch die Prüfungen des Lebens nur geſtähltes Gefühl verleiht. „Die Leidenſchaft flieht, die Liebe muß bleiben“ — man kann das Weſen einer echten und, ich ſage es mit Stolz, einer deutſchen Ehe nicht beſſer bezeichnen, wogegen es für die franzöſiſche Sitte höchſt charakteriſtiſch iſt, daß in der Blüthezeit des Mittelalters (1174) die Gräfin von Champagne, als Muſter einer Edeldame von damals anerkannt, auf die von einem „Liebeshof“ (cour anheimgegeben ſei und daß hier ſchlechterdings umfaſſendere und tiefergehende Maßregeln zu ergreifen ſeien, daß, mit einem Worte, eine Verfaſſung geſchaffen werden müſſe. Demzufolge verſammelten ſich folgenden Tages die Magiſtrate nebſt den angeſehenſten Bürgern im Salone oder großen Rathsſaal des Palazzo Vecchio zu ernſter Berathſchlagung, welcher fern zu bleiben dem Prior die Politik gebot, in der er aber durch Freunde ſeine Anſichten vertreten wußte. Die Erwägungen dieſer Verſammlung, in welcher ſich die monarchiſche oder oligarchiſche und die demokratiſche Partei ſchroff gegenüberſtand, haben uns die Hiſtoriker Guicciardini und Nardi ausführlich überliefert. Zuerſt führte die demokratiſche Partei, deren Seele Savonarola, ihre Anſicht in den Kampf durch den Mund des großherzigen Volksmanns Pagol' Antonio Soderini. Der erhob ſich und ſprach in folgender Weiſe:

„Die Liebe zur Freiheit und die Luſt an ihr iſt dem florentiniſchen Volke angeboren, und die Verhältniſſe unſerer Bürger unter einander haben zu ihrem Fundament jene Gleichheit, welche die nothwendige Bedingung der Demokratie. Daher iſt auch d'amour) geſtellte Frage, „si l'amour était possible dans le mariage?“ in Form eines feierlichen Urtheilsſpruches (arrêt d'amour) mit Nein! antwortete und daß noch in unſeren Tagen ein Mann wie Guizot es für nöthig hielt, ein Buch zu ſchreiben eigens zu dem Zwecke, in Form der Biographie einer engliſchen Ehefrau (Lady Ruſſel) ſeine Landsleute darauf aufmerkſam zu machen, „que l'amour est possible dans le mariage.“

Das Vorſtehende läßt ſich ohne Zwang auf unſeren Dichter anwenden. Der „ſchöne Wahn“, die Schwärmerei, die Leidenſchaft hatten auch ihn beſeſſen. Seine Jugend war ſtürmiſch geweſen und ſo, wie ſie war, hatte ſie nicht ohne Ueberſpanntheit, Ueberſtürzung und Irrthum ſein können. Er hatte gehofft und geträumt, geliebt und geliebelt, Luftſchlöſſer gebaut und in glücklichen Stunden, die freilich ſelten genug waren, den Schaum des Brauſekelchs der Freude gekoſtet. Aber er hatte auch entbehrt und entſagt, hatte mit Noth und Sorge gerungen, hatte die glänzendſten Träume frühzeitig erblaſſen geſehen. Es iſt ein abenteuerliches Element in ſeinem Jugendleben, die ganze Poeſie einer Armuth, welche den Kampf ſeines Genius gegen die äußeren und inneren Hemmniſſe ſeiner Laufbahn zu einem doppelt glorreichen macht. Aber das romantiſche Intereſſe, welches Schiller der als Regimentsmedicus verpuppte jugendliche Titan, Schiller der geängſtigte Flüchtling, Schiller der unſtäte Wanderer, Schiller der Geliebte der „Titanide“, Schiller der zwiſchen Line und Lotte geſtellte Liebende erregte, erliſcht zugleich mit dem Lichte der ſtillen Hochzeitsfackel von Wenigenjena. Seine Heirat markirt einen ganz beſtimmten Wendepunkt, nicht nur in ſeinem äußeren Gehaben, ſondern auch in ſeinem Herzensleben. Die Leidenſchaft floh, die Liebe blieb. Er hatte in Lotte eine Frau gefunden, wie er ſie gewollt. Zur Geliebten hat er fortan nur noch die Muſe gehabt. Ihr galten die heißeſten Schläge ſeiner Pulſe, die höchſten Entzückungen ſeiner Seele. Man erſtaunt, in den Beziehungen zu ſeiner Schwägerin Karoline keinen Anklang an ſeine frühere Doppelliebe zu finden, ſondern nur eine brüderliche Freundſchaft, die keineswegs eine blinde war[1]). Oder vielmehr, man braucht darüber nicht zu erſtaunen. Denn auch abgeſehen davon, daß Lotte dem Dichter Alles geweſen, was eine Frau ihm ſein konnte, war für einen Mann, deſſen ganzes Sinnen und Schaffen darauf ging, den kategoriſchen Imperativ der Pflicht in natürliches Gefühl zu verwandeln und die Sittlichkeit zur Schönheit zu verklären, eine reine und edle Lebensführung ſelbſtverſtändlich. Es fehlt auch nicht an deutlichen Spuren, daß er in der Vollreife ſeiner Männlichkeit den ſtrengſittlichen Maßſtab, welchem er ſich unterwarf, auch an Andere zu legen geneigt war. So wiſſen wir, daß ihm Göthe's häusliche Verhältniſſe zuwider waren, und es kennzeichnet das Wahrheitsgefühl ſeiner Seele, daß er, während Göthe im Briefwechſel mit ihm ſelten vergißt, die „liebe Frau“ (Lotte) grüßen zu laſſen, ſeinerſeits nie auch nur mit einer Sylbe der Chriſtiane Vulpius gedenkt[2]) . . . . .

Ja, die Romantik von Schiller's Lebensgeſchichte geht mit dem Jahr 1789 zu Ende, es wäre denn, daß man in dem bald zu berührenden ſchwäbiſchen Heimweh, welches ihn die Heimat wieder zu ſehen drängte, noch einen romantiſchen Zug erkennen wollte. Je reicher und glanzvoller ſein inneres Leben ſich entfaltete, um ſo weniger Ungewöhnliches und Wechſelndes bot ſein äußeres. Er lebte das beſcheidene, ſorgenvolle Daſein eines deutſchen Schriftſtellers, welches mit Würde zu führen er ein ſo leuchtendes Beiſpiel gegeben hat. Die ganze Energie ſeines Willens an die Erfüllung ſeiner Miſſion ſetzend, flüchtete er „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken,“ aus dem Wirrſal und Getöſe der widerſtreitenden Intereſſen ſeiner Zeit „in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen.“ Er war würdig, „in des Ideales Reich“ zu herrſchen; denn wie ihn die gemeinen Sorgen des Lebens nicht zu irren vermochten, ſo durften ihm ſelbſtiſche Wünſche, Grillen und Begierden nicht mehr nahen. Sein Herz blieb ſanft, wie auch ſein

Blick es blieb; aber ſeine Haltung wurde ſelbſtbewußter, in ſich gefaßter, auf Unberufene mehr abweiſend als anziehend wirkend. So konnte er ſelbſt einem Manne wie Jean Paul bei der erſten Begegnung „felſigt, hartkräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe“ erſcheinen. Ohne Liebe? Es iſt wahr, in einer bittern Stunde hat er ſich den Seufzer entwiſchen laſſen, daß gerade des beſſeren Menſchen Herz in dem Weltgedränge allmälig der Liebe ſich verſchließe 3); aber daneben zeugt ja jede Seite ſeiner reiferen Werke von einem unendlichen Wohlwollen, welches nicht mit wilden Ahrimansflammen, ſondern mit mildem Ormuzdlicht die Welt von allem Unſchönen und Verwerflichen reinigen will. Die Leidenſchaft floh, die Liebe blieb. Einer leidenſchaftlichen Neigung, wie ſie Göthe noch als Vierundſiebziger für die ſchöne Ulrike von Levezow empfand und in der „Elegie von Marienbad“ ausſtrömte, wäre Schiller ſchon als Vierziger nicht mehr fähig geweſen; aber nur die innigſte Liebe konnte ein Gedicht wie „die Würde der Frauen“ dictiren.

Es dürfte nicht unpaſſend ſein, hier, am Eingang der Mannes- und Meiſterjahre des Dichters, ſeine äußere Erſcheinung uns wieder einmal zu vergegenwärtigen. Sein Jugendfreund Scharffenſtein hat uns früher das Portrait Schiller's des Jünglings entworfen, ſeine Schwägerin Karoline mag uns das Bild Schiller's des Mannes zeichnen. „Schiller's große, in richtigem Verhältniß gebaute Geſtalt, Etwas von militäriſcher Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geiſtes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und ſich im Aeußeren ausdrückte, gab ſeiner Erſcheinung etwas Edles. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem ſchlanken, etwas ſtarken Halſe, die hohe und weite Stirne trug das Gepräge des Genius; zwiſchen breiten Schultern wölbte ſich die Bruſt; der Leib war ſchmal und Füße und Arme ſtanden zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr ſtark als ſchön und ihr Spiel mehr energiſch als graziös. Die Farbe ſeiner Augen war unentſchieden, zwiſchen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter dem hervorſtehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich ſtarken Augenbrauen warf, nur ſelten und im Geſpräch belebt, Lichtfunken; ſonſt ſchien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt als auf die äußeren Gegenſtände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von ſeiner etwas gebogenen und ziemlich großen Naſe ſagte er im Scherz, daß er ſie ſich ſelbſt gemacht; ſie ſei von Natur kurz geweſen, aber in der Akademie habe er ſo lange daran gezogen, bis ſie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unſanfter Uebergang daran ſichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, ſtärker als die obere, zeigte beſonders das Spiel ſeiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war ſehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in ſeinem lauten Lachen, das ſich verbergen zu wollen ſchien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff ſie, wenn er ſelbſt gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom ſchwäbiſchen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläſſiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt feſter. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, ſeit er auf ſich zu achten anfing, zuwider; die Kleider einfach aber gewählt; beſonders hielt er viel auf ſeine Wäſche. Sein Schreibtiſch mußte wohlgeordnet ſein. Er liebte ſehr Blumen um ſich, Lilien hatte er vor allen gern; Lila war ſeine Lieblingsfarbe"4).

Indem Schiller, häuslich eingerichtet, ſich anſchickte, ſeine Arbeiten wieder aufzunehmen, hatte er neben den Forderungen ſeines Genius auch die des Bedarfes zu berückſichtigen. Zudem waren jene zu dieſer Zeit noch keine ſo entſchiedenen, daß ſie ohne alles Schwanken auf ein großes Ziel ſich gerichtet hätten. Im Gegentheil ſehen wir noch bis zum Jahre 1794 unſeren Dichter ſeine Kraft in Studien und Anläufen zerſplittern oder auch auf eine literariſche Thätigkeit verwenden, wie eben der „Bedarf“ ſie heiſchte. So ſchrieb er die hiſtoriſchen Abhandlungen „die Sendung Moſes“, „die Geſetzgebung des Lykurg und Solon“, „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“, „Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs“, „Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrich's I.“, „Geſchichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen.“ Die vier letztern dieſer Aufſätze dienten als Einleitungen und verbindende Mittelglieder der „Sammlung hiſtoriſcher Memoiren“, welche Schiller 1790 in deutſcher Ueberſetzung herauszugeben anfing, die er dann in Verbindung mit Woltmann und Anderen fortſetzte und die erſt 1806 mit dem dreiunddreißigſten Bande aufhörte, nachdem ſich Schiller längſt von dem Unternehmen zurückgezogen hatte5). Der Bedarf war es auch, welcher ihn, nachdem ſeine von Wieland's Merkur gehegten Erwartungen nicht erfüllt worden, darauf denken ließ, die Thalia wieder mehr in Schwung zu bringen6). So wurde, nachdem die Rheiniſche Thalia 1790 eingegangen, 1792 die „Neue Thalia“ eröffnet und zwar mit keinem geringen Zeugniß poetiſcher Ueberſetzungskunſt, mit den deutſchen Stanzen, in welche unſer Dichter das zweite und vierte Buch von Virgil's Aeneis übertragen hatte, zunächſt, um ſeiner Frau und Schwägerin eine Vorſtellung von Virgil'ſcher Dichtung zu geben7). Sonſt enthielt die Neue Thalia keinen poetiſchen Beitrag; ſie wurde vielmehr ein bequemes Vehikel der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Uebungen, durch welche ſich Schiller auf ſeine poetiſchen Hauptthaten vorbereitete. Zunächſt nahm vor allem Uebrigen ſeine „Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs“ Zeit und Thätigkeit in Anſpruch. Sie erſchien, durch die Erkrankungen des Verfaſſers mehrfach unterbrochen, in den Jahrgängen 1791 — 93 des von Göſchen verlegten hiſtoriſchen Damen-Kalenders, — ein Umſtand, der ſchon andeutet, daß es dabei nicht auf ein gelehrtes Fachwerk abgeſehen war. Was ſchon früher über Schiller's Verhältniß zur Hiſtorie und Hiſtorik geſagt worden, gilt auch von ſeiner Darſtellung des dreißigjährigen Krieges. Das kritiſch-hiſtoriſche Moment tritt vor dem künſtleriſchen zurück. Ein tiefer gehendes Quellenſtudium hätte dem Verfaſſer hinſichtlich des Cauſalzuſammenhanges der Ereigniſſe jener ſchrecklichen Zeit, wo unter dem Vorwande: Bibel oder Papſt? die gewaltigſten wie die gemeinſten Leidenſchaften auf deutſchem Boden dreißig Jahre hindurch ſich austobten, gewiß Manches in anderem Licht erſcheinen laſſen. So z. B. die Stellung Guſtav Adolf's, den er allerdings nicht als den gutmüthigen Schwärmer und ſelbſtſuchtsloſen „Glaubensretter“ faßt, als welcher der Schwedenkönig noch immer in bornirt lutheriſchen Compendien ſpukt, deſſen leitender Gedanke aber, hinter dem plauſiblen Aushängeſchild proteſtantiſcher Sympathieen ein möglichſt großes Stück von Deutſchland zu erobern, auch bei Schiller lange nicht klar und beſtimmt genug hervortritt. Im Uebrigen hat unſer Dichter mit richtigem Inſtinkt erkannt, daß ſich jener furchtbare Kampf weit mehr um die Politik als um die Religion drehte. Aber es fragt ſich doch ſehr, ob ſeine Auffaſſung des dreißigjährigen Kriegs als eines politiſchen Befreiungskriegs von proteſtantiſcher Seite eine berechtigte geweſen. Man weiß ja, welcher Art die Politik war, zu welcher das Lutherthum die dogmatiſche Unterlage hergab. Schiller hat, ſcheint mir, ſeinem idealen Freiheitsprinzip bedeutend viel vergeben, indem er der ſogenannten, von proteſtantiſcher Seite ſo ſcharf betonten „Reichsfreiheit“ die Ehre anthat, ſie für mehr zu halten als die unſelige Lüge, welche ſie war. Aus dieſer freilich durch die Abwendung der Kaiſerdynaſtie von deutſchen Intereſſen mitverſchuldeten Reichsfreiheit, d. h. Reichsanarchie iſt, wie Jedermann weiß, die Zerſplitterung des Reiches und aus dieſer die abſolute Herrſcherwillkür der Landesfürſten hervorgegangen. Man erkennt auch unſchwer, daß der Dichter ſeiner einmal gefaßten Anſicht von der Reichsfreiheit nicht ganz traute und ſich einigen Zwang anthun mußte, dieſelbe durchzuführen. Das ganze Buch iſt daher nicht, — wie die Geſchichte der niederländiſchen Rebellion es war — ein Werk der Begeiſterung, ſondern vielmehr des Verſtandes. Der hiſtoriſche Kunſtſtyl Schiller's hat dabei unſtreitig gewonnen: die Schilderungen ſind von hoher Anſchaulichkeit, die Portraitirung iſt meiſterhaft, in gleichmäßiger Ruhe und Würde, nur bei dringend gebietenden Veranlaſſungen höher gefärbt und bilderreich, geht die Darſtellung einher. Deutlich ſieht man, wie den Dichter vor Allem das dramatiſche Intereſſe anzog, welches dieſer beiſpielloſe Kriegstumult allerdings in ungewöhnlichem Grade darbot. Denn nachdem die zwei vorragendſten Geſtalten des ungeheuren Drama's, welches für Deutſchland ein bis auf den heutigen Tag ſo ſchmerzlich nachwirkendes Trauerſpiel war, nachdem Guſtav Adolf und Wallenſtein von der Bühne abgetreten, erlahmte Schiller's Theilnahme für ſeinen Gegenſtand ſo ſehr, daß er die weiteren Begebenheiten bis zum weſtphäliſchen Frieden nur noch ganz ſummariſch erzählte. Aber mochte er auch möglichſt raſch zum Abſchluß ſeines Geſchichtswerks eilen, von der Zeit, welche daſſelbe behandelte, hatte er einen ſo tiefen Eindruck empfangen, daß er zu ihr zurückkehrte, als er dazu verſchritt, ſein größtes Dichterwerk zu ſchaffen. Mit der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs beendigte er ſeine Laufbahn als Hiſtoriker, denn die ſpäter (1797) als Lückenbüßer für die Horen nach einer franzöſiſchen Quelle gearbeiteten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville“ können auf den Werth eines ſelbſtſtändigen Werkes keinen Anſpruch machen und die Idee, einen deutſchen Plutarch zu ſchreiben, womit ſich Schiller längere Zeit getragen hat, iſt nie zur Ausführung gekommen*).

Neben den Arbeiten des Dichters ſchritt im erſten Jahre ſeiner Ehe auch ſein Leben rüſtig und heiter fort. In den Oſterferien von 1790 führte der Herr Profeſſor ſeine junge Frau nach Rudolſtadt, wo er „in der ſchönen Reminiscenz der vorigen Zeiten“ mit ihr „gar angenehme Tage“ verlebte und ſich auch die „trefflichen Torten und Paſteten" behagen ließ, welche die Verwandten den Gäſten auftiſchten. Wieder nach Jena zurückgekehrt, gab er in Briefen an Körner vom 16. Mai und 18. Juni ſeiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er ſchrieb: „Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als ſo verlaſſen und allein, auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt .... Ich wundere mich ſelbſt über den Muth, den ich bei meinen drückenden Arbeiten beibehalte, eine Wohlthat, die ich nur meiner ſchönen häuslichen Exiſtenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, leſend oder ſchreibend, in Arbeit und dennoch geht's ſo leidlich wie ſonſt nie." Am 14. Mai eröffnete er ſeine Vorleſungen für den Sommer und zwar las er ein Privatum über Univerſalgeſchichte und ein Publicum über die tragiſche Poeſie. Zur Vorbereitung für letzteres hatte er des Ariſtoteles Poetik durchgearbeitet, welche ihn „wahrhaft ſtärkte und erleichterte." Als bleibendes Reſultat dieſer akademiſchen Thätigkeit gewann er die beiden äſthetiſchen Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden" und „Ueber die tragiſche Kunſt." Gar gemüthlich hört es ſich an, wenn wir erfahren, wie die Frau Profeſſorin dem Herrn Gemahl die Laſt ſeines Amtes erleichterte. „Lottchen — meldete der Dichter am 15. Mai an Karoline — hat geſtern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich leſen gehört und mir Thee gemacht. Sie hat ſich erſt vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat ſie Herz."

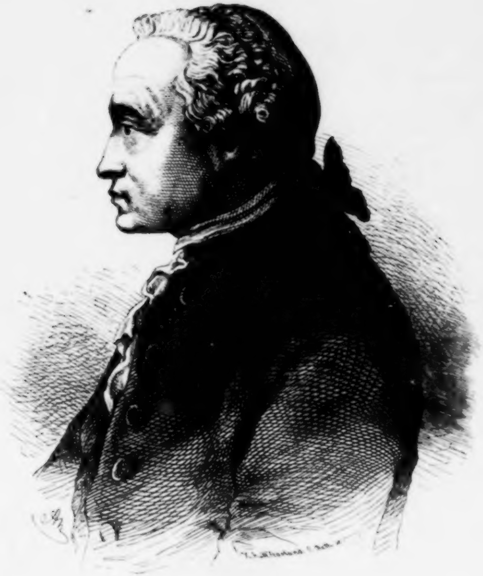
Die geſelligen Verhältniſſe von Jena waren angenehm, ungenirt und munter. Im Griesbach'ſchen und Paulus'ſchen Hauſe fand Lotte freundliche Aufnahme, Reinhold's Frau wurde ihre Freundin. Die gelehrten Herren machten mit ihren Damen häufige Ausflüge in die freundliche Umgegend und auch daheim fehlte es nicht an Kurzweil. Eine gewiſſe Unbekümmertheit und Leichtlebigkeit kennzeichnete damals das Daſein der gebildeten Kreiſe und man verſtand und befolgte noch das weiſe „Carpe diem!“ des römiſchen Schäckers. Schiller fand neben allen ſeinen Arbeiten noch Zeit zum Billard- und Tarokſpiel, ja ſogar die Uebungen im Kegelſchieben, welchen er vor Zeiten im Garten der Kraftgeniesherberge zum Ochſen in Stuttgart obgelegen, nahm er jetzt dann und wann wieder auf. An ſeinem Mittagstiſch, welchen die „Hausjungfern“ beſorgten, nahmen zwei Landsleute theil, der Privatdozent Niethammer und der Hofmeiſter Göritz, ferner der Profeſſor Fiſchenich und Fritz von Stein, der Sohn Charlotte's. In dieſer Tiſchgeſellſchaft, zu welcher noch Lotte und häufig auch Karoline gehörte, war nicht allein der ſokratiſche Ernſt, ſondern auch der ariſtophaniſche Scherz beimiſch. Man verfiel da auf allerlei Poſſen, wie z. B. auf die von unſerem Dichter angegebene, daß die Tiſchgenoſſen eine Art Uniform, blauen Frack mit himmelblauem Futter und ſilbernen Knöpfen tragen ſollten und wirklich trugen. Göritz, der uns dieſes erzählt, weiß auch von einem Bankett zu melden, wobei die gute Laune bis zu einem allgemeinen, die Damen keineswegs ausſchließenden Studentenſmollis fortgegangen ſei. Glaublicher als dieſes Abenteuer, welches Karoline ausdrücklich zu desavouiren ſich veranlaßt ſah 9), iſt das harmloſere, daß Schiller eines Abends auf der Kegelbahn eine Geſellſchaft aus dem Stegreif zum Abendeſſen bei ſich eingeladen habe und wie dann dieſes improviſirte Souper, behufs deſſen geſchwind ein paar ungleiche Tiſche zuſammengerückt und eine Schüſſel mit etwas Braten und eine andere mit Salat beſchafft wurden, in idylliſcher Heiterkeit vor ſich gegangen ſei. Ja, ſie wußten zu leben und ſich zu freuen, die Menſchen von damals. Drüben in Weimar, wie hüben in Jena. So erzählt uns der wackere Voß von einem bei ſeiner Anweſenheit in Weimar im Juni 1794 im Hauſe Herder's ſtattgehabten Sympoſion, welchem Wieland, Göthe, Knebel und Böttiger anwohnten: — „Wir wurden ausgelaſſen luſtig. Die Erzväter der Bibel wurden recenſirt mit unauslöſchlichem Lachen, indem Herder komiſch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei wurde rechtſchaffen gezecht, Steinwein und Punſch. Göthe ſaß neben mir; er war ſo aufgeräumt, wie man ihn ſelten ſehen ſoll“[10]). Zur Abwechslung ſtrich auch wohl mitunter eine Wolke an dem Himmel des häuslichen Glückes unſeres Dichters hin, aufgeſtiegen aus der Region hypochondriſcher Grillen, welche leider in keinem Gelehrtendaſein fehlt, und von Lotte mit ſanfter Hand bei Seite geſchoben[11]) — oder unterbrach ein burſchikoſer Tumult die akademiſche Stille. Ein ſonſt ganz ſolider Student war auf Betreiben des Prorectors Ulrich relegirt worden, weil er, in der Weinlaune an dem vor dem Poſthauſe haltenden Reiſewagen eines durchreiſenden gräflichen Paares vorbeigehend, die ſchöne junge Dame mit ſtudentiſcher Naivetät um einen Kuß gebeten hatte. Obgleich der Herr Gemahl und wahrſcheinlich auch die Dame über dieſen galanten Einfall nur lachten, war der pedantiſche Prorector mit äußerſter Strenge gegen den armen Kußluſtigen vorgefahren und hatte dadurch die Wuth der Commilitonen deſſelben gereizt. Bei erſter beſter Gelegenheit brach dieſe Wuth in einen jener Tumulte aus, um welcher willen Jena früher berüchtigt geweſen. Ulrich's Haus wurde erſtürmt und verwüſtet und in Schiller's Studirzimmer wurden die Fenſter eingeworfen, weil er den durch die Gaſſen tobenden Ruf: Lichter aus! nicht beachtet hatte. Am andern Morgen erſchien dann freilich — zum Beweis, wie ſehr der Dichter bei der Studentenſchaft in Achtung ſtand — eine Deputation, welche ihn im Namen ſämmtlicher Landsmannſchaften dieſes „Verſehens“ wegen um Verzeihung bat. Als dann Executionstruppen von Weimar einrückten, zogen die Studenten in Maſſe aus und nach Erfurt hinüber. Darüber wurde es nun begreiflicher Weiſe Profeſſoren und Philiſtern nicht wenig „graulich“, und als die Ausgezogenen unter Zuſicherung einer Amneſtie zur Rückkehr eingeladen wurden, beſchloſſen Senat und Bürgerſchaft eine feierliche Einholung der Rückkehrenden, wogegen ſich Schiller als gegen etwas der Würde des akademiſchen Lehramts Unangemeſſenes unverholen ausgeſprochen haben ſoll.

das demokratiſche Regiment für Florenz paſſender, als irgend ein anderes, und zudem ſchon im Herkommen begründet. Die Staatsverwaltung, welche man durch die Ernennung der Accopiatori hat in's Leben rufen wollen, ergibt ſich uns bei näherer Prüfung nur dem Namen, nicht aber der Wirklichkeit nach als eine volksthümliche, und deßhalb wünſchen wir eine vollkommenere Conſtitution, allerdings eine geordnete und feſte, jedoch eine, die im Stande iſt, das Volksintereſſe in der That zu wahren. Als Grundſätze dieſer von uns gewünſchten Demokratie ſtellen wir folgende zwei auf. Erſtlich: Es wird ein Volksrath errichtet, beſtehend aus allen ſtimmfähigen Bürgern von Florenz; dieſer Rath beräth alle Geſetze und ernennt durch Stimmenmehrheit alle Staatsbeamte, wobei Niemand befürchten muß, durch die perſönliche Leidenſchaft oder Willkür Einzelner von Ehrenſtellen ausgeſchloſſen zu werden, wozu ſein Talent und ſeine Tugend ihn befähigt, auch müſſen ſo die Bewerber um Staatsämter unzweifelhaft darthun, daß ſie durch wirkliche Verdienſte um das Gemeinweſen derſelben würdig ſeien. Zweitens: Die Vorberathung

Das Jahr 1790 war für unſeren Dichter auch nicht arm an intereſſanten neuen Bekanntſchaften. Friedrich von Hardenberg, berühmt unter dem Dichternamen Novalis, der genialſte der Romantiker, damals Student in Jena, ſuchte eine freundlich gewährte Annäherung, welche vertraulich wurde und es blieb, bis der junge Mann in die Schlegel'ſchen Kreiſe hinübergezogen ward, wo dann freilich die Beziehung zu Schiller ſich löſen mußte. Reinhold führte dem Dichter einen begeiſterten Verehrer zu, den däniſchen Poeten Jens Baggeſen, der mit ſeiner jungen Frau aus den ſchweizeriſchen Alpen kam. Baggeſen war ein ſo gutmüthiger Enthuſiaſt, als nur immer das achtzehnte Jahrhundert einen hervorgebracht hat. Daneben beſaß er ein ganz hübſches poetiſches Talent und jetzt noch ſind die Schilderungen unübertroffen, welche er in ſeiner „Parthenais“ in deutſchen Hexametern — damals herrſchte in Dänemark überhaupt das deutſche Element — von der Größe und Lieblichkeit der Alpennatur entwarf. Er verweilte mehrere Tage in Jena und Weimar und, nach Kopenhagen zurückgekehrt, konnte er nicht ſatt werden, ſeinen Gönnern und Freunden, dem Erbprinzen Chriſtian Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg und dem Miniſter Grafen Ernſt von Schimmelmann, ſowie der Herzogin und der Gräfin, von Schiller zu ſprechen und die Kenntniß und Schätzung von deſſen Werken in dieſem Kreiſe einheimiſch zu machen, — eine Bemühung, deren Folgen ſich dem Dichter bald höchſt wohlthätig kundgeben ſollten. Aeltere Bekanntſchaften wurden anhänglich gepflegt: ſo die mit dem Coadjutor in Erfurt, von welchem ſich Schiller im Herbſt hinſichtlich ſeiner Zweifel, ob er bei der Geſchichtſchreibung bleiben oder aber zur Poeſie zurückkehren ſollte, Rath und Entſcheidung erbat. Dalberg ſchrieb zuerſt ausweichend, daß er nicht zu beſtimmen wage, was Schiller's „allumfaſſender, allbelebender Genius“ unternehmen ſollte, ſondern daß er nur wünſche, „mit Rieſenkräften ausgerüſtete Geiſter möchten ſich ſelber fragen, wie ſie der Menſchheit am nützlichſten ſein könnten;“ auf eine wiederholte Anfrage jedoch geſtand der Prälat, zu wünſchen, daß unſer Dichter „in ganzer Fülle dasjenige leiſte, was nur er leiſten kann, und das iſt Drama.“ Das war nicht vergeblich geſprochen, um ſo mehr, da es mit Schiller's innigſter Neigung zuſammenſtimmte. Er mochte um jene Zeit auch des Ariſtoteles Ausſpruch: „Die Tragödie iſt gedankentiefer und erhabener als die Geſchichte“ — geleſen und beherzigt haben. Genug, gegen Ende des Jahres finden wir ihn mit tragiſchen Entwürfen beſchäftigt, unter welchen der Wallenſtein gewiſſermaßen eine dämoniſche Anziehungskraft auf den Dichter zu üben begann, ohne jedoch jetzt ſchon beſtimmtere Umriſſe zu gewinnen. Das Sommerſemeſter war inzwiſchen zu Ende gegangen und Schiller ging mit Lotte in den Herbſtferien nach Rudolſtadt, wo er „zwölf Tage mit Eſſen, Trinken und Schachſpielen oder Blindekuhſpielen verbrachte,“ wie er am 1. November an Körner ſchrieb, nachdem er, heimgekehrt, am 22. Oktober ſeine Vorleſungen fürs Winterſemeſter begonnen hatte. Im nämlichen Briefe meldet er dem Freunde auch eine freundliche Wiederbegegnung mit Göthe, welcher kurz zuvor in Dresden geweſen war und an Körner Gefallen gefunden hatte. Bekanntlich flüchtete ſich Göthe aus dem Weimarer Hof- und Geſchäftsleben von Zeit zu Zeit immer gern in das „liebe närriſche Neſt“, wie er Jena nannte, um hier Menſch, Poet, Er ſelbſt zu ſein. In ſeinem ſtillen Aſyl im Jenaer Schloß und mehr noch in ſeiner auf die rauſchende Saale niederblickenden Erkerſtube im Wirthshaus „zur Tanne“ an der nach Kamsdorf führenden Brücke hat er ſchönſte Dichterſtunden gelebt. Lotte meinte noch 1798 gegen Charlotte von Stein, Göthe ſei in Jena „ganz anders“ als in Weimar. „Es iſt recht eigen — ſchrieb ſie — welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar iſt er gleich ſteif und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier kennen gelernt, ſo wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden.“ Was Schiller angeht, ſo kam er Göthen nicht viel näher, als ihn dieſer in den letzten Oktobertagen von 1790 beſuchte. „Göthe — ſchrieb er an

Körner — hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar ſehr deine perſönliche Bekanntſchaft. Er war geſtern bei uns und das Geſpräch kam bald auf Kant. Intereſſant iſt's, wie er Alles in ſeine eigene Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend Etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz: ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel[12]. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann."

Alſo um Kant drehte ſich das Geſpräch der Beiden? Aber wo auch hätten damals in Deutſchland zwei Männer von Bildung zuſammenkommen können, ohne von Kant zu reden? In Wahrheit, es iſt eine der wunderſamſten Parallelen, welche die Weltgeſchichte aufzeigt, daß, während jenſeits des Rheins die Revolutionstragödie in Szene zu gehen begann. dahinten in Königsberg, in der Studirſtube des friedſamſten aller Profeſſoren die kühnſte Gedankenrevolution wiſſenſchaftlich durchgeführt wurde. Ein dürres, unanſehnliches Männchen, in ſeinem Gebahren behutſam bis zur Aengſtlichkeit, in ſeinen Lebensgewohnheiten regelmäßig bis zur Monotonie einer Uhr, wohlfriſirt, wohlbezopft, in ein ſtillſtes Forſcherleben ſo eingeſponnen, daß es ſo zu ſagen nie einen Schritt über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinausthat, — dieſes Männchen ließ Gedanken in die Welt ausgehen, welche den Himmel ſtürmten und, zum Syſtem des „kritiſchen Idealismus" organiſirt, die theologiſche Weltanſchauung geradezu umkehrten, indem ſie unſere Welt zum Zwecke machten und Gott nur noch als eine Hypotheſe zur Löſung ihrer Widerſprüche herbeizogen, als ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft, als ein Etwas, deſſen Daſein auf theoretiſchem Wege zu erweiſen unmöglich ſei. Die Wirkſamkeit von Immanuel Kant begann erſt in ſeinen alten Tagen mit Herausgabe ſeiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktiſchen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787). Seine Lehre bedurfte ihrer abſtruſen Form wegen der Dolmetſchung, wie begeiſterte Jünger, unter denen Reinhold vorragte, ſie unternahmen, aber ihrer Verbreitung vermochte die ganze Brutalität der Reaction gegen die Aufklärung, welche unter Friedrich's des Großen Nachfolger von Berlin aus durch die Biſchofswerder, Wöllner und Conſorten ins Werk geſetzt wurde, keinen Einhalt zu thun. Wunderſame Zeit, wo die Sehnſucht nach Erlöſung von Wahn und Unfreiheit ſo allgemein war, daß ſelbſt greiſe Dorfpaſtoren gegen das Wöllner'ſche Gemaßregel der Aufklärungstendenzen in die Schranken zu treten ſich gedrungen fühlten[13]). Durch Hume's Unterſuchung über den Begriff von Urſache und Wirkung zu ſeiner Kritik des Erkenntnißvermögens angeregt, deren Reſultat er den tranſcendentalen Idealismus nannte, hat Kant die philoſophiſche Arbeit ganz von Neuem begonnen und das Reich des Wiſſens neu conſtruirt, mit gänzlicher Beiſeiteſtellung des Materials des Offenbarungsglaubens. Die letzten Gründe unſeres Erkennens einer vorausſetzungsloſen Kritik unterwerfend, fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen ſei, ſondern vielmehr die menſchliche Ichheit (Subjectivität), das ſelbſtbewußte Ich. Zu den ſubjectiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Urſache und Wirkung. Jede Erkenntniß beſteht aus Erfahrungsſtoff und darauf angewandter Denkform, es gibt alſo keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntniß und demnach gehört insbeſondere die Erkenntniß des Ueberſinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit und iſt es nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus der Erſcheinungswelt ins Ueberſinnliche verſteigen: mithin ſind unſere Vorſtellungen von einer überſinnlichen Welt leere Hirngeſpinnſte, willkürliche Behauptungen über Dinge, von denen ſich ebenſo gut die Nichtexiſtenz als die



Exiſtenz, in Summa Nichts beweiſen läßt. An dieſer Theorie der reinen Vernunft findet aber die praktiſche Vernunft kein Genügen. Die letztere geht auf die Beſtimmung des freien Willens des Menſchen zum Handeln. Des Willens Aufgabe iſt die Verwirklichung des höchſten Sittengeſetzes: Handle jeder Zeit nach Maximen, welche fähig ſind, allgemeine Geſetze zu werden! und die allgemeine Verbindlichkeit dieſes Sittengeſetzes äußert ſich als kategoriſcher Imperativ, d. h. als innere Nöthigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unſere ſelbſtſüchtigen Neigungen der durch den kategoriſchen Imperativ befohlenen, um ihrer ſelbſt willen zu übenden Pflicht, ſo haben wir Tugend. Die Verbindung der Tugend mit der Glückſeligkeit macht das höchſte Gut aus, das letzte Ziel des Willens, deſſen Realiſirung einerſeits das Daſein Gottes, andererſeits die Unſterblichkeit der Seele vorausſetzt. Um alſo der Tugend ein entſprechendes Aequivalent in Ausſicht zu ſtellen, fand es Kant praktiſch-vernünftig, das, was die reine Vernunft verneinen müſſe, Gott und Unſterblichkeit, wieder zu ſetzen.... Die Kant'ſche Philoſophie war die höchſte wiſſenſchaftliche Formulirung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und zugleich iſt ſie das Fundament der ganzen neueren Geiſteskultur. Sie hat alle Disziplinen, das ganze Reich der Intelligenz mit neuem Leben durchdrungen, Alles umgeſtaltet oder wenigſtens beeinflußt, Alles auf neue Grundlagen geſtellt. Ueberwältigend, wie dieſe Erſcheinung war, konnte es ihr dennoch an Gegnern nicht fehlen. Ein Herder polemiſirte vom Standpunkt eines rationaliſtiſchen Chriſten aus gegen Kant, ein Jakobi vom Standpunkt einer Gefühlsſeligkeit, welcher es vor den kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft graute und die nach Jakobi's eigener Ausſage in einer „Unphiloſophie“ Befriedigung fand, welche im Nichtwiſſen ihr Weſen hat und der zufolge das an ſich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Geiſtes- und Gottesbewußtſein geoffenbart wird.

Es konnte nicht zweifelhaft ſein, auf welche Seite Schiller ſich ſtellen würde, nachdem die philoſophiſchen Probleme ihm einmal ernſtlich nahegetreten. Denn bis jetzt hatte er ſich gegen dieſelben ziemlich gleichgültig verhalten und auch Körner's eifrige Beſchäftigung mit Kant's Schriften hatte ihm keine Theilnahme abgewonnen. Als ihm der Freund im Mai 1790 meldete, daß ihm die „Kritik der Urtheilskraft“ viel zu ſchaffen mache, ſchrieb er kühl zurück: „Viel Glück zu der neuen Kant'ſchen Lectüre. Hier in Jena höre ich ſie bis zum Sattwerden preiſen.“ Dieſe Kühle ſollte aber bald dem wärmſten Intereſſe Platz machen, als die Schriften des Königsberger Weiſen der Troſt ſeines Krankenbettes wurden. Denn, ach, wir haben die ſchmerzliche Pflicht zu erfüllen, ſchon hier zu ſagen, daß Schiller's Lebensgeſchichte vom Neujahr 1791 an eigentlich nur noch eine Krankengeſchichte geweſen iſt. In ſeinen Briefen an Körner hat er ſie ſelbſt geſchrieben 11). Man muß dieſe Leidensberichte leſen, wenn man in ihrem ganzen Umfange die beiſpielloſe Energie des Willens kennen lernen will, welche einen hinfälligen, ſchmerzdurchwühlten Leib zwang, noch ſo lange im Dienſte des Geiſtes auszuhalten. Die Paſſionsgeſchichte unſeres Dichters iſt ſeine ſchönſte Apotheoſe.

Nicht ſelten wiederholt ſich die Laune der Natur, große Herzen und kräftige Geiſter in ſchwächliche, für jede Unbill des Klima's und der Witterung doppelt und dreifach empfängliche Körper einzuſchließen. Wie unglücklich ſolche Exiſtenzen ſind, nur ſie ſelber wiſſen es. Für ſie birgt jede Wolke, die am Horizont aufſteigt, Schmerz in ihrem Schooße und der Wechſel der Jahreszeiten iſt für ſie nur ein Wechſel wehvoller Empfindungen. So ein Daſein, ſo ein Purgatorium hat Schiller von jetzt an gelebt. Nur auf flüchtige Stunden oder Tage, in günſtigſten Fällen auf Wochen, ließen die Schmerzen von ihm ab. Sie zwangen ihn, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag zu machen, und ſogen aus dieſer Umkehr der Lebensordnung neue Nahrung. Bewunderungswürdig hat ſich in dieſer vierzehnjährigen Trübſal die Liebe Lotte's bewährt und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die zärtliche Pflege ſeiner Frau der Dichter viel früher unterlegen wäre. Das Uebel fing in den erſten Tagen des Januar 1791 zu Erfurt an, wo Schiller mit ſeiner Frau dem Coadjutor einen Neujahrsbeſuch abſtattete. Einem Concert auf dem Stadthauſe anwohnend, zog er ſich eine Erkältung zu — die Männer des Schreibtiſches ſind dafür, wie bekannt, ganz unglaublich empfänglich — und die Folge davon war ein heftiges Katarrhfieber. Scheinbar geneſen, kehrte er am 11. Januar über Weimar nach Hauſe zurück und ſchrieb in heiterer Stimmung an Körner: „Man hat mir auf Veranſtaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften aufzunehmen. Nützliche! Du ſiehſt, daß ich es ſchon weit gebracht habe." Aber kaum hatte er ſeine Vorleſungen wieder aufgenommen, ſo erfolgte ein Rückfall und das Fieber ſteigerte ſich raſch zu einer lebensgefährlichen Bruſt- und Unterleibsentzündung, welche die Kunſt und Sorgfalt des trefflichen Arztes Starke kaum zu bewältigen vermochte. Erſt gegen Ende Februars konnte der „kümmerlich Geneſende" wieder „am Stocke herumkriechen" und dem Freunde in Dresden ſchreiben: „Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerkſamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hieſigen Freunden mir erwieſen wurde. Sie ſtritten ſich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche[13]. Der Antheil, den man ſowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich ſehr gerührt. Nach den erſten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolſtadt und iſt noch hier, ein höchſt nöthiger Beiſtand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter beſuchte mich auf acht Tage und dieſem innigen Leben mit meiner Familie, dieſer liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerſtreuen, danke ich größtentheils meine frühere Geneſung. Zu meiner Stärkung ſchickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madera." Nachdem er ſo ſeinen Dankgefühlen Worte gegeben, redete er von Arbeitsplänen, die er ſofort weiter verfolgen wollte, und am 3. März meldete er dem Freunde, daß er das Studium Kant's begonnen habe: — „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geiſtreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten." Die Oſterferien verlebte er mit Lotte wieder in Rudolſtadt, von wo er unterm 10. April an Körner ſchrieb, der Herzog habe ihn für dieſen Sommer vom Leſen dispenſirt: — „indeſſen dispenſirte es ſich von ſelbſt, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich iſt." In der That, das Profeſſorthum Schiller's war eigentlich ſchon im Winter 1791 zu Ende. Denn der Zuſtand ſeiner Bruſt verbot ihm die Anſtrengung, Publica zu leſen, ſchlechterdings und er mußte ſich daher von da ab, und ſo lange er überhaupt noch lehrte, auf Privatiſſima beſchränken, die er auf ſeinem Zimmer vortrug. In dem eben angezogenen Briefe ließ er ſich die leiſe Klage entwiſchen, es ſei „nicht gut, daß er dieſen Sommer nicht frei von Arbeit ſei;" doch fügte er bei: „Mein Gemüth iſt übrigens heiter und es ſoll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmſte über mich kommen wird." Ach, es kam ſofort Schlimmſtes und er hatte Gelegenheit genug, ſeinen Muth zu bewähren. Ein abermaliger Rückfall warf den Dichter in Rudolſtadt aufs Lager und heftigſte aſthmatiſche Beklemmungen brachten ihn wieder dem Tode nahe. Zuweilen wurden „die Extremitäten ſchon ganz kalt, der Puls verſchwand und nur die ſtärkſten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder"[16]. Der Kranke hielt ſich für verloren und in fieberfreien Augenblicken ſuchte er mit männlicher Faſſung ſeine Lieben zu beruhigen und ſie das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Karoline las ihm Stellen aus Kant's Kritik der Urtheilskraft vor. „Den Lichtſtral aus der Seele des ruhigen der Geſetze, das Verwaltungs- und Juſtizweſen, die Entſcheidung über Krieg und Frieden und alle weitern Einzelnheiten des Staatslebens, müſſen eigens dazu beſtellten Behörden übertragen werden; denn die Maſſe des Volkes kann dieſe einzelnen Geſchäfte unmöglich mit der nöthigen Kenntniß und Gewandtheit abmachen, weßhalb der Volksrath aus ſeiner Mitte einen engern Ausſchuß erwählt, der in die einzelnen Magiſtrate zerfällt und aus für ihre verſchiedenen Obliegenheiten tüchtig gebildeten Männern beſteht. Dieſe zwei Grundſätze ſind die Baſis einer demokratiſchen Verfaſſung und der Freiheit. Freilich muß außerdem noch Vieles vorgeſehen und angeordnet werden, aber das Einzelne findet ſich leicht, hat erſt das Ganze eine beſtimmte Form und Norm angenommen. Und zudem haben wir ja an der Staatsverfaſſung der Republik Venedig ein lebendiges Beiſpiel vor uns, denn auch dieſe iſt eigentlich eine volksthümliche, weil das in ihr vorwiegende ariſtokratiſche Element im Grunde doch ein rein bürgerliches, und es darf manches zu Venedig Geltende von uns nachgeahmt werden, weil es jener Republik Eintracht, Blüthe und Macht gebracht hat.

Weiſen — erzählt ſie — und den tröſtenden Glauben meines Herzens, daß ſolch ein Weſen in der Blüthe ſeiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf.“ Auf den liebevollen Zuſpruch der ſchweſterlichen Freundin gab er zur Antwort: „Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben und müſſen wirken, ſo lange wir es vermögen.“ Als der Tod anzupochen ſchien, bat er, die Freunde eintreten zu laſſen, damit ſie lernten, wie man ruhig ſterben könne[17]). Das Bedrohliche ging aber vorüber und Blick und Hoffnung des Kranken kehrten ſich wieder dem Leben zu. Als der Arzt, Conradi aus Rudolſtadt, beſtimmte Ausſicht auf Geneſung eröffnete, ſagte der Kranke, die Augen auf Lotte und Line geheftet: „Es wäre doch ſchön, wenn wir noch länger zuſammenblieben.“

Im Laufe des Juni ſchritt ſeine Geneſung ſoweit vor, daß er in Begleitung Lotte's nach Karlsbad gehen konnte, um durch den Gebrauch des dortigen Sprudels namentlich ſeine ſehr geſchwächten Verdauungswerkzeuge wieder zu kräftigen. Die berühmte Heilquelle erfüllte wenigſtens einigermaßen die Erwartungen des Arztes und des Patienten und der Letztere erholte ſich ſoweit, daß er ſeinem Verleger Göſchen, welchen er in Karlsbad traf, die Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges verſprechen konnte. Göſchen meldete dies an Wieland und der gute Patriarch des Weimarer Muſenhofes ſchrieb voll Freude zurück: „Der Himmel belohne Sie durch die glücklichſten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünſchen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Ausſichten zur Wiederherſtellung unſeres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhafteſten Ungeduld ſehe ich der Beſtätigung dieſes Evangeliums für mich und Alle entgegen, die wie ich den unſchätzbaren Werth unſeres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig ſind“[18]). In dem böhmiſchen Thalkeſſel legte ſich der Geneſende das Problem des Wallenſtein mehr und mehr zur dramatiſchen Behandlung zurecht.

Die im Karlsbad gemachte Bekanntſchaft mit mehreren ausgezeichneten öſtreichiſchen Offizieren gab ihm lebendige Anſchauungen vom kaiſerlichen Heer und er machte auch einen Ausflug nach Eger, um das Haus zu beſichtigen, wo Wallenſtein ermordet worden war. Sehr wahrſcheinlich iſt in dieſer Zeit auch die bekannte Zeichnung entſtanden, welche unſeren Dichter auf einem jener weltberühmten Karlsbader Eſel reitend darſtellt. Der Zeichner war der treffliche Landſchaftsmaler Johann Chriſtian Reinhart, welcher als Neunzigjähriger 1847 zu Rom geſtorben iſt. Er hatte ſchon in der Bauerbacher Zeit Schiller's Bekanntſchaft gemacht und ſcheint während der Karlsbader Cur wieder mit ihm zuſammengetroffen zu ſein. Das Bild iſt hübſch: — der Dichter ſitzt ſchößlings auf dem Grauchen, angethan mit einer weiten Redingote, kurzen Beinkleidern und Stulpenſtiefeln; auf dem Kopf hat er einen breitrandigen Schlapphut und in der Linken eine brennende holländiſche Pfeife, während er mit der Rechten den Zügel hält. Das rechte Bein baumelt ihm faſt bis auf den Boden herab. Die läſſige Haltung und der ſinnende Geſichtsausdruck des Reiters bilden einen gar artigen Contraſt zu der eſelhaften Grandezza des Grauchens; es ſieht komiſch aus[19]). Nach vollbrachter Cur und einem kurzen Aufenthalt zu Hauſe diente im September ein Beſuch bei Dalberg in Erfurt als Nachcur. Von hier aus ſchrieb er am 6. September dem Freunde in Dresden: „Mit der Beſſerung geht es leidlich, aber langſam und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch nehmen die Kräfte zu und man findet mich auch friſcher ausſehend.“ Dann, nach Jena zurückgekehrt, unterm 21. Oktober: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frei iſt und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, ſo bin ich doch zu Beſchäftigungen aufgelegt und kann, wenn ſie mich ſtark intereſſiren, ſtundenlang meine Umſtände darüber vergeſſen.“ Dann legt er das ſchöne Zeugniß für Lotte ab: „Es macht mir, auch wenn ich Geſchäfte habe, ſchon Freude, mir nur zu denken, daß ſie um mich iſt, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir ſelbſt eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondriſchen Uebel ohne dieſen Umſtand faſt unmöglich wäre. Wären wir Beide nur geſund, wir brauchten weiter Nichts, um zu leben wie die Götter.“ Wie eben nur ein liebendes Weib es kann, verbarg Lotte vor dem Gatten das eigene Leiden und die quälende Angſt um ihn, aber in einem Schreiben an den Vetter Wilhelm von Wolzogen äußerte ſie unterm 13. Auguſt 1792 ſo ihre Beſorgniſſe: „Wir leben immer ſtill fort, und wenn Schiller wohl iſt, bin ich es meiſtens auch; doch iſt meine Geſundheit und daher auch die Stimmung oft nicht gut und ich bin gar ernſthaft und trübſinnig. Es iſt ſo traurig, daß man noch gar nicht ſagen kann, daß es viel beſſer mit Schiller wäre. Das Uebel iſt oft noch ſtark und die Krämpfe im Unterleib laſſen nicht nach. Manche Tage iſt er ganz leicht und wohl, aber doch kann man auf keinen Tag ganz rechnen. Dieſe Ungewißheit und das öftere Sehen des Uebels hat freilich keinen guten Einfluß auf mich und du fühlſt wohl, wie ich ernſt und traurig werden kann, wie Einen das beugen kann.“ Die Sorge um den geliebten Mann verſchwand nicht wieder aus Lotte's Leben, denn ſein Uebel blieb und er iſt nie wieder auch nur andauernd halb, geſchweige ganz geſund geworden. Im folgenden Jahre, unterm 1. Juli 1793, ſchrieb Karoline an den Vetter Wilhelm: „Ach, Lieber, immer fürchte ich, daß unſer Schiller wird frühzeitig aus unſerem Kreiſe geriſſen. Die Aerzte finden ſein Uebel bedenklich und ich glaube nicht, daß er noch länger als ein paar Jahre leben kann. Es kann ſein, daß meine große Anhänglichkeit an ihn mich zu beſorgt macht, aber ich kann die furchtbare Ahnung nicht loswerden“29). Neben den Leiden und Sorgen der Krankheit meldete ſich im Jahre 1791 auch die finanzielle Bedrängniß wieder, obgleich Schiller's Schriften eine immer ſtärkere Verbreitung fanden. Der Herzog Karl Auguſt zeigte guten Willen, dem Dichter zu helſen, allein die Kaſſe des Fürſten, dem ſeine Stellung als preußiſcher General große Ausgaben verurſachte, befand ſich damals „in nicht ſehr glänzenden Umſtänden“[21]. Später erhöhte er, wie wir ſehen werden, Schiller's Beſoldung oder Penſion auf 400 und zuletzt, unlange vor des Dichters Hingang, auf 800 Thaler. Zunächſt aber kam ganz unerwartet Hülfe aus dem Ausland, aus Dänemark, allerdings von Männern deutſcher Abſtammung, aber doch immer aus Dänemark, dem wir all unſerem gerechten Ingrimm über die Mißhandlung Schleswig-Holſteins zum Trotz das nicht vergeſſen wollen. Selbſt das brennende Schamgefühl, welches wir darüber empfinden, daß nicht das Vaterland, ſondern das Ausland es ſein mußte, welches der kranken Bruſt unſeres theuerſten Geiſtesheros für ein paar Jahre die Mittel bot, ſorgenfreier zu athmen, ſoll uns nicht verhindern, mit inniger Befriedigung dieſe Hülfeleiſtung zu erzählen.

Droben in Kopenhagen hatte der enthuſiaſtiſche Baggeſen im Juni 1791 eines jener idylliſchen Feſte veranſtaltet, wie die gebildeten Kreiſe des vorigen Jahrhunderts ſie häufig zu feiern pflegten. Draußen am Meeresufer, bei Hellebeck, im Angeſichte der von der ſchwediſchen Küſte herüberblickenden Felſenklippe Kullen, wollten die Verehrer Schiller's dieſem zu Ehren eine poetiſche Frühlingsfeier begehen. Schon war Alles vorbereitet und Baggeſen ſchickte ſich an, mit ſeiner Frau in den Wagen zu ſteigen, um unterwegs die Schimmelmann'ſche Familie abzuholen, als er von der Gräfin ein Billet erhielt, des Inhalts, der Ausflug könne nicht ſtatthaben, denn — Schiller ſei todt. Baggeſen wurde durch dieſe Nachricht niedergeſchmettert und im erſten Schmerzgefühl ſchrieb er an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei dieſer ſchrecklichen Nachricht. Iſt's möglich? Unſer Schiller iſt geſtorben? ... Tröſten Sie mich über den Verluſt von Mirabeau[22] und den noch empfindlicheren von Schiller! O, was haben wir an dieſem ſeltenen Geiſte verloren! Er ſtieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in ſeinem Meridian geworden ſein! O, warum mußte dieſer Raphael vor ſeiner Transfiguration ſterben!“ Es ließ dem wackern Dänen keine Ruhe, ſeine Trauer mußte einen entſprechenden Ausdruck finden. Mit ſeiner Sophie, mit Schimmelmann, einem dritten Verehrer des Dichters und den beiden Gattinnen der Freunde fuhr er nach Hellebeck hinaus und hier, am „romantiſchſten, erhabenſten, naturgrößeſten Ort, welchen man dieſſeits der Alpen finden kann,“ begingen dieſe ſechs guten, idealiſch geſtimmten Menſchen Schiller's Todtenfeier. Baggeſen intonirte: „Freude, ſchöner Götterfunken“ — worauf Flöten, Clarinetten und Hörner einfielen und, während weißgekleidete, blumenbekränzte Knaben und Mädchen einen Reigen aufführten, Alle mit feuchten Augen in den Chor einſtimmten. Drei Tage lang blieben die Freunde im Andenken Schiller's verſammelt, Lieblingsſtellen aus ſeinen Werken leſend und ihre Gedanken darüber austauſchend[23]). Eben hatte Reinhold den Brief Baggeſen's erhalten, worin von dieſen Exequien Meldung geſchah, als Schiller aus Karlsbad nach Jena heimkehrte. Er beeilte ſich, dem in Kopenhagen todtgeſagten und todtgeglaubten Dichter Mittheilung zu machen und — ſchrieb er an Baggeſen — „ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilſamer auf ihn gewirkt habe.“ Tiefer noch als Schiller war Lotte gerührt. Sie zog Reinhold bei Seite und ſagte zu ihm: „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben, ſo ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm“ — Thränen erſtickten ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes ſchreiben, als was ich jetzt ſehe und höre,“ gab der Freund zur Antwort. Und er ſchrieb dem däniſchen Poeten, was er geſehen und gehört, zugleich aber ſchrieb er auch, Schiller könnte ſich vielleicht ganz erholen und wieder zu feſter Geſundheit gelangen, „wenn derſelbe nicht im Fall einer Krankheit unſchlüſſig ſein müßte, ob er ſeinen Gehalt von 200 Thalern in die Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollte.“ Mit dieſem Briefe, worin mit ſo wenigen Worten eine ganze deutſche Jammergeſchichte erzählt war, eilte Baggeſen zu dem Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und dem Graſen von Schimmelmann und die Folge davon war, daß ein von dieſen beiden Herren unterzeichnetes, vom 27. November 1791 datirtes Schreiben am 13. Dezember in Schiller's Hände gelangte. Dieſes Schreiben, eines der ſchönſten Documente der humanen und weltbürgerlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts, lautete ſo: —

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beide ſind Ihnen unbekannt, aber Beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen ſtempeln konnte. Sie finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, welcher das Band ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben. Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maaß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf... Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit geſchwächte Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein

Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen... Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe Ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsſtadt iſt und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir ſind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staates angeſtellt zu ſein, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen. Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung (Ihres Aufenthalts) zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlaſſen dieſes Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und dieſem Wunſche muß jede andere Betrachtung nachſtehen" 24).

Ein ſo gebotenes Geſchenk durfte ſelbſt ein Schiller annehmen und er that es mit freudiger Rührung und Dankbarkeit. Er konnte erſt am 16. Dezember dazu kommen, die frohe Botſchaft aus Dänemark einigermaßen ruhig zu beantworten, ſo hatte ſie ihn erſchüttert. In der erſten Aufwallung glaubte er ſeinen hochherzigen Freunden in Kopenhagen verſprechen zu dürfen, daß er ſie bald perſönlich dort begrüßen würde. Auch an Baggeſen ſchrieb er ausführlich und ſagte ihm unter Anderem, er ſehe jetzt heiter in die Zukunft und es ſolle wenigſtens an ſeiner Beharrlichkeit nicht fehlen, „die Hoffnungen zu rechtfertigen, welche zwei vortreffliche Bürger unſeres Jahrhunderts auf mich gegründet haben.“ Gegen den Freund in Dresden machte der Dichter ſchon unterm 13. Dezember ſeinem ſtürmiſchen Freudegefühl Luft: — „Das, wonach ich mich ſo lange ich lebe aufs Feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Auguſtenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tauſend Thaler zum Geſchenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicateſſe und Feinheit, womit der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten ſelbſt. Wie mir jetzt zu Muthe iſt, kannſt du denken. Ich habe die nahe Ausſicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungsſorgen, ganz den Entwürfen meines Geiſtes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu ſammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“ Da übrigens die Sache nicht verholen blieb und auch in die Zeitungen kam, ſo hielt es Schiller für paſſend, dem Herzog von Weimar Mittheilung zu machen und dem Fürſten zu ſagen, daß er zwar eine Reiſe nach Kopenhagen, nicht aber einen Wegzug aus Jena beabſichtige. Unterm 8. Januar 1792 ſchrieb ihm Karl Auguſt zurück: „Ich ſtatte Ihnen meinen Glückwunſch ab, daß Sie ſo thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen zu geben wünſchen, wie ſehr ſie Ihren Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Es freut mich, daß Sie Jena nicht verlaſſen wollen. Ich werde gern beitragen, Ihnen den Vorſatz angenehm zu machen, der Univerſität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthſchätzung und Freundſchaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe“[25]. Körnern, ſo ſehr er die Großmuth des Prinzen und des Grafen anerkannte, verdroß doch einigermaßen der Lärm, den man darüber aufſchlug. „Eine traurige Empfindung — äußerte er gegen den Freund — miſcht ſich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menſchen leben, wo eine ſolche Handlung angeſtaunt wird, die doch eigentlich ſo natürlich iſt.“ Der gute Körner! Als ob das Gute, Schöne, Menſchliche nur ſo alle Tage geſchähe, weil es „doch eigentlich ſo natürlich iſt!“

Zweites Kapitel.

Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr **1792**. — Philoſophiſche Studien. — „Ueber Anmuth und Würde." — Ausflug nach Dresden. — Liebe Beſuche. — Verhalten deutſcher Größen zu der franzöſiſchen Revolution. — Forſter. — Klopſtock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechzehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gille citoyen français. — Einrichtung einer eigenen „Menage". — „Der Schwabe regt ſich." — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne" und Schiller's erſte Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Dannecker. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weiſſagung. — Rückkehr nach Jena. — Die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Heiteren Muthes ſchritt der Dichter in das Jahr 1792 hinüber. Am 1. Tage deſſelben ſchrieb er ſeinem Körner: „Ich beginne das neue Jahr mit den beſten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht geſund, ſo hat mein Kopf doch ſeine ganze Freiheit und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indeß werde ich jetzt noch einen entſcheidenden Schritt zu meiner Wiederherſtellung thun, da meine ökonomiſchen Umſtände es zulaſſen und die Rückſicht auf meine Geſundheit für jetzt die dringendſte iſt.

Vor Allem brauchen wir die Feſtigkeit und Energie der venetianiſchen Geſetze, denn wenn wir auf die florentiniſche Geſchichte zurückblicken, ſehen wir, daß eben der Mangel ſolcher Geſetze oder deren nachläſſige Handhabung unſern Staat jederzeit zwiſchen den Anmaßungen Einzelner oder der Zügelloſigkeit des Volkes ſchwanken ließ. Gerade jezt aber iſt der günſtige, vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrende Augenblick gekommen, dieſen ſo unſeligen Schwankungen für immer ein Ziel zu ſetzen durch Herſtellung einer feſten und gerechten demokratiſchen Verfaſſung."

Nachdem Soderini geendigt, erhob ſich gegen ihn als Wortführer der ariſtokratiſch-oligarchiſchen Partei Guid' Antonio Veſpucci, der größte Rechtskundige und geſchäftsgewandteſte Mann von Florenz. Der ſprach alſo: „Alle Erwartungen, die man von einem Volksregimente hegt, beruhen auf Täuſchungen, das bezeugen Geſchichte und Erfahrung. Nie kann man der großen Maſſe ein reifes und richtiges Urtheil zutrauen Betreffs der höchſten Angelegenheiten des Staates, weßwegen dieſe, der Maſſe anheimgeſtellt, ſtets in jeder Weiſe gefährdet

Wir haben ausgemacht, wenigſtens für dieſes Jahr eigene Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann." Dieſe heitere Stimmung wurde freilich Anfangs Februars durch einen neuen Krankheitsanfall geſtört, indem der Winterfroſt die Unterleibskrämpfe, an denen Schiller oft Nacht für Nacht litt, in verſtärktem Maße wiederbrachte. Auch der großartige Equipageplan wurde bedeutend ermäßigt, indem der Dichter am 15. März dem Freunde meldete, er habe ſich Behufs einer „Motionscur" einſtweilen ein Reitpferd angeſchafft. Die Kant'ſche Philoſophie war jetzt der Hauptgegenſtand ſeiner geiſtigen Thätigkeit. „Mein Entſchluß — ſchrieb er — iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dieſes auch drei Jahre koſten könnte." Er führte dieſen Vorſatz redlich durch.

Göthe hat freilich, wie bekannt, die Anſicht geäußert, daß Schiller's „philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet habe." Er ſagte dieſes am 14. November 1823 zu Eckermann und fügte hinzu: „Es iſt betrübend, wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten." Aber faſt in demſelben Athem gab Göthe die beſte Kritik dieſer ſeiner Anſicht, indem er fortfuhr: „Es war nicht Schiller's Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren; vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflectiren." Da haben wir es! Der Unterſchied iſt: Göthe war ein naiver Dichter, Schiller ein bewußter. Der Zug der Göthe'ſchen Poeſie ging auf die Natur, während die Schiller'ſche auf die Freiheit gerichtet war. Es war keine Zufälligkeit, keine Willkür, daß Schiller's Genius am Feuer philoſophiſcher Erkenntniß zur poetiſchen Meiſterſchaft ſich hinaufbildete. Freiheit iſt eine Sache des Bewußtſeins, die ſittliche ſo gut wie die künſtleriſche und politiſche: nur der bewußte Menſch kann ein freier ſein. Und errungen will die Freiheit ſein, ſie fliegt Einem nicht an, wird Einem nicht im Schlafe gegeben. Der bewußt freie Künſtler iſt der wahrhaft idealiſche Menſch. So faßte auch Schiller den Dichter, als er noch 1790 ſeine Rezenſion von Bürger's Gedichten ſchrieb, welche im folgenden Jahr in der Allgemeinen Literaturzeitung erſchien und dem Schöpfer der Lenore freilich Unrecht that, weil der Maßſtab, den Schiller an ihn legte, ein zu hoher war. Aber ſie iſt höchſt merkwürdig, inſofern Schiller hier der Welt und ſich ſelber das Bild des Dichters, wie er ſein ſoll, vorzeichnete. „Es iſt nicht genug — ſagt er — Empfindung mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſein, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt." Von dieſem hohen Standpunkt der Kritik herab ermaß Schiller die Wegſtrecke, welche ihn ſelber noch von ſeinem Ideal eines Dichters trennte, und ging rüſtig daran, dieſen Zwiſchenraum zu verringern. Zunächſt theoretiſch, philoſophirend. So las er, durch Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen angeregt, im Winter 1792—93 ein Privatiſſimum über Aeſthetik und ſchrieb dann im Frühling für die Neue Thalia die ſchöne Abhandlung: „Ueber Anmuth und Würde" in den „guten Intervallen", wo ihm das „alte Uebel" bei dem unbeſtändigen Wetter Ruhe ließ 26). Dieſe Abhandlung, von welcher Kant urtheilte, daß ſie „mit Meiſterhand verfaßt ſei", ließ an Ideenfülle alles Philoſophiſche, was unſer Dichter bisher geſchrieben, weit hinter ſich und dieſe Ideenfülle war in eine Form gegoſſen, welche die Geſetze der Schönheit „ſchon im Geben erfüllte“ 27). Schiller iſt in dieſer Schrift bereits dem Zenith ſeiner Weltanſchauung nahe: mit dem Freiheitsprinzip hat er das Humanitätsprinzip verbunden. Würde und Anmuth ſind die Erſcheinungsformen dieſer Prinzipien. Auf dem harmoniſchen Wechſelſpiel der ſinnlichen und der ſittlichen Kräfte des Menſchen beruht die Schönheit der Seele, deren unwillkürlicher Ausdruck in der Erſcheinung die Anmuth iſt. Aber nicht immer verhalten ſich die ſinnlichen und die ſittlichen Kräfte harmoniſch oder, mit anderen Worten, nicht immer ſtimmen Natur und Vernunft überein. Wenn nun der Menſch in dieſem Conflict die Natur der Vernunft, ſeine Neigung der Pflicht unterwirft, handelt er erhaben und die Erſcheinungsform dieſer ſittlichen Kraft iſt die Würde. Man ſieht, der Dichterphiloſoph ging darauf aus, der Freiheit die Humanität, der Würde die Anmuth, der Sittlichkeit die Schönheit zu geſellen. Doch iſt der moraliſche Geſichtspunkt noch vorwiegend, denn Schiller will das Schöne moraliſch gerechtfertigt und begründet wiſſen. Damit hatte er freilich weder einem Kant noch einem Göthe genug gethan. Jenem erſchien das Ideal, welches in der Abhandlung über Anmuth und Würde aufgeſtellt war, zu ſinnlich, dieſem zu ſittlich: Kant meinte, Schiller räume der Natur zu viel ein, Göthe, er abſtrahire viel zu ſehr von ihr. Den letzten Schritt in die Region, wo ihm das moraliſche Ideal völlig im äſthetiſchen aufging und Natur und Geiſt, Neigung und Pflicht, Anmuth und Erhabenheit harmoniſch im Schönen zuſammenfloß, that unſer Dichter unlange darauf in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Er dachte ſchon im Mai 1792 daran, ſie zu ſchreiben, und aus einer damals gegen Körner gethanen Aeußerung erſehen wir recht klar, daß Schiller bei ſeinen philoſophiſchen Arbeiten als Ziel ſtets und bewußt ſeine Künſtlerſchaft im Auge hielt. „Eigentlich — ſchrieb er am 25. Mai — iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen;

da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat, und geſchadet hat ſie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſoweit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit zurück und ſetzt ſich keine anderen als freiwillige Schranken.“ Hierin liegt eine ſcheinbare Beſtätigung einer oben angezogenen Aeußerung Göthe's, aber eben nur eine ſcheinbare; denn wenn Schiller's philoſophiſche Studien ihn der naturaliſtiſchen Unmittelbarkeit ſeiner dichteriſchen Erſtlingsperiode beraubten, ſo haben ſie ihm dafür die Kunſtmäßigkeit zur Natur gemacht.

Zwiſchen dem 7. April und dem 14. Mai war der Dichter mit ſeiner Frau für mehrere Wochen bei ſeinem Herzensfreund in Dresden zu Beſuch[28]). Heimgekehrt, wurde er durch den Beſuch eines liebſten Jugendgenoſſen überraſcht. Conz, der als Knabe mit ihm unter der Kloſterlinde von Lorch geſpielt und ſpäter als angehender Vikar den rebelliſchen Regimentsmedicus in der Räuberhöhle auf dem „Kleinen Graben“ in Stuttgart beſucht hatte, kam nach Jena, weil er, jetzt wohlbeſtallter und ſchon ziemlich fetter Repetent, aus welchem ſpäter ein fabelhaft fetter Profeſſor wurde, doch mal mit eigenen Augen ſehen wollte, was der Landsmann mache, deſſen Ruf auch daheim in Schwaben ſo laut erſcholl. Der dicke Repetent und Poet hatte alle Urſache, mit dem Jugendfreunde zufrieden zu ſein. „Schiller — erzählte er dreißig Jahre ſpäter[29]) — lebte und webte damals ganz in Kant's Schriften. Auch bildete dieſe Philoſophie den Hauptgegenſtand der geſelligen Unterhaltungen, welchen

Schiller oft das größte Intereſſe zu geben wußte. Im Uebrigen war er die Humanität ſelbſt, ſo wie ſeine treffliche Gattin ein Muſter edler Gefälligkeit und Beſcheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, ſondern ließen ſich von einem älteren Frauenzimmer des Hauſes, das ſie bewohnten, die Koſt reichen. Die einfache Tafel, welche Niethammer, Göritz und deſſen Zögling theilten, gewann durch Schiller's ſokratiſchen Ernſt und Scherz die beſte Würze. Er ſprach nicht viel, aber, was er ſprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wie er war, wenn ihn Anfälle ſeiner Kränklichkeit nicht verſtimmten, hörte man nur ſelten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden brauſenden Schiller von ehemals erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die niederträchtige That eines damals in Jena angeſehenen Mannes, die während des Eſſens erzählt ward, lebhaft entrüſtet, ſich nicht enthalten, wenn auch mit edler Haltung und ſelbſt lächelnd zu ſagen: Es iſt zu verwundern, daß ſolche Menſchen im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit nicht augenblicklich verweſen!“ Zu Anfang Septembers wurde dem Dichter von daheim, von der Solitude aus eine große Freude angekündigt, der bevorſtehende Beſuch ſeiner Mutter, und wirklich kam einige Wochen ſpäter Frau Eliſabeth Dorothea, begleitet von ihrer jüngſten Tochter Nane. „Meine Mutter — ſchrieb Schiller unterm 21. September an Körner — hat mich zwei Tage früher überraſcht als ich erwarten konnte. Die große Reiſe, ſchlechte Witterung und Wege haben ihr Nichts angehabt. Sie hat ſich zwar verändert gegen das, was ſie vor zehn Jahren war; aber nach ſo viel ausgeſtandenen Schmerzen ſieht ſie ſehr geſund aus. Es freut mich ſehr, daß es ſich ſo gefügt hat, daß ich ſie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngſte Schweſter, die fünfzehn Jahre alt iſt, hat ſie begleitet. Dieſe iſt gut und es ſcheint, daß Etwas aus ihr werden könnte.“ Schiller und Lotte führten die Mutter und Schweſter am 23. September nach Rudolſtadt, wo die

Familie zehn behagliche Tage verlebte. In der frohen Stimmung, in welche das Wiederſehen der geliebten Mutter ihn verſetzt hatte, beſchäftigte ſich der Dichter mit dem ſchon in Dresden mit Körner durchgeſprochenen Plan zu einem „großen Journal“, ſo daß der Gedanke, welcher nachmals in den Horen verwirklicht wurde, ſchon in den Sommer von 1792 gehört.

Gegen den Winter zu drängten ſich die revolutionären Ereigniſſe, welche am Rheine ſpielten, der Betrachtung Schiller's auf, welcher bis dahin ſo zu ſagen gar keine Notiz davon genommen hatte. Johannes von Müller kam auf ſeiner Reiſe von Mainz nach Wien im November durch Jena und erzählte im dortigen Profeſſorenclubb viel von den Vorgängen in der alten Moguntia, wo bald darauf unter franzöſiſcher Aegide das Zerrbild einer Republik etablirt wurde. Schon hatte die kurzſichtige Cabinetspolitik der deutſchen Höfe gegenüber der franzöſiſchen Revolution für unſer Land bittere Früchte zu tragen angefangen. Der dynaſtiſche Interventionsverſuch von deutſcher Seite, welcher im eigentlichen Sinne des Wortes im Koth der Champagne erſtickt war, wurde Seitens der Franzoſen mit einem Einfall in das Reich vergolten, deſſen Wehrloſigkeit jetzt ſchmachvoll zu Tage kam. Der Krieg war wie der Kampf zwiſchen einer Mumie und einem Berauſchten. Ende Oktobers machte der Befehlshaber der Invaſionsarmee, General Cüſtine, „im Namen der franzöſiſchen Republik“ einen Aufruf „an die gedrückte Menſchheit in Deutſchland“ bekannt, hinter deſſen bombaſtiſchen Freiheitsphraſen bekanntlich nur eine gemeine Eroberungs- und Raubſucht ſich verſteckte. Und doch, ſo in ihren Tiefen aufgewühlt war die Zeit, ſo allgemein die Erwartung, daß von Paris das Heil der Welt ausgehen werde, ſo weltbürgerlich die Stimmung, daß ſelbſt redlichſte und gebildetſte deutſche Männer den Rheinübergang der Franzoſen als eine Garantie einer anbrechenden neueren und beſſeren Zeit enthuſiaſtiſch begrüßten. So Georg Forſter, der den 13. Januar 1793, wo er unter dem Schutze franzöſiſcher Bajonnette den erſten Freiheitsbaum in Mainz pflanzen half, als den ſchönſten Tag ſeines Lebens pries. Forſter war aber auch einer der wenigen, der ſehr wenigen Deutſchen, welche die Idee der Revolution erkannten, welche erkannten, daß es ſich hier nicht um etwas willkürlich Gemachtes, ſondern um eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit handle, nicht bloß um eine politiſche Rebellion, ſondern vielmehr um eine ſoziale Umwälzung, und noch auf dem Pariſer Schmerzenslager, auf welchem den unglücklichen Mann am 12. Januar 1794 der Tod antrat, hielt er, unbeirrt von den Gräueln des Terrorismus, ſtandhaft den Glauben an dieſe Idee feſt. Von ſolcher äußerſten Conſequenz waren andere Deutſche in ihrem Verhalten zur franzöſiſchen Revolution weit entfernt. Klopſtock hatte alles Feuer ſeines Alters in einer Ode zur Begrüßung der erſten Thaten der Revolution geſammelt und hatte nur beklagt, daß nicht Deutſchland es war, „das der Freiheit Gipfel erſtieg“[30]); bald aber ſchlug ſein Ton um und er verwünſchte aufs Heftigſte die „mörderiſche Freiheit der Neufranken.“ Wieland trat bis gegen 1794 hin in ſeinem Merkur, und zwar in Form einer Reihe von politiſchen Geſprächen, als begeiſterter Apologet der conſtitutionellen Grundſätze auf, welche die franzöſiſche Nationalverſammlung bekannt und verkündigt hatte; als jedoch in Paris der Jakobinismus herrſchend geworden, wurde Papa Wieland wieder ein eifriger Monarchiſt und ſeine politiſchen Auslaſſungen im Merkur nahmen eine ſo reactionäre Färbung an, daß ſeine Freunde Herder und Knebel mit äußerſtem Mißfallen darauf blickten und ihn von der Fortführung der Geſpräche abzubringen ſuchten[31]). Knebel nämlich und Herder blieben im Ganzen ihrer anfänglichen Sympathie für die Grundſätze der Revolution getreu. Der Letztere hatte ſogar geradezu einen Zug demokratiſcher Verbiſſenheit an ſich, welchen er nicht ſelten wahrhaft ſanscülottiſch-grobianiſch gewähren ließ, und zwar auch in den Hofkreiſen[32]). Was Göthe betrifft, ſo hat er bekanntlich gar kein Verhältniß zur Revolution gewinnen können, ausgenommen ein entſchieden abweiſendes oder ein kleinlich ironiſches, wie es die ſeines Genius ſo unwürdigen Tendenzdramen „der Bürgergeneral“ und „die Aufgeregten“ darlegten. Bei ſeinem Mangel an geſchichtlichem Sinn verſtand er die Revolution ſo wenig, als er die nationale Erhebung Deutſchlands im Jahre 1813 verſtand. Die Revolution war ihm zuwider, wie ihm auch die Reformation zuwider war, weil beide, wie er ſagte, den Entwicklungsgang „ruhiger Bildung“ ſtörten[33].

Schiller's Intereſſe an dem Verlauf der Revolution wurde im Spätherbſt 1792 lebhafter als bis dahin erregt und er hatte damals, wie wir aus einem Briefe Wilhelm's von Humboldt vom 7. Dezember an ihn erſehen, große Luſt zu einer Reiſe nach Paris. Die Lectüre des Moniteur führte ihn, wie er unterm 26. November an Körner ſchrieb, mehr in die Ereigniſſe hinein und erhöhte für eine Weile ſeine Erwartungen von den Franzoſen. Als der Convent ſich anſchickte, den Prozeß des Königs vorzunehmen, fühlte unſer Dichter ſich ſogar gedrungen, als Mithandelnder in der großen Tragödie aufzutreten. „Weißt du mir Niemand — ſchrieb er am 21. Dezember dem Freunde — der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredtſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einzelner aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind. Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen als ein anderer und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt du mir, zu ſchweigen, aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſerer Verbeſſerung geſchehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſein.“ Armer ſechszehnter Ludwig, der du den Irrthum der Geburt, welcher dich zu einem König machte, während die Natur dich zu einem fleißigen Schloſſermeiſter und gutmüthigen Familienvater beſtimmt hatte, mit dem Kopfe bezahlen mußteſt, vielleicht hätte es dir in der trauervollen Kerkereinſamkeit des Temple eine Stunde des Troſtes verſchafft, wenn du gewußt, daß im fernen Deutſchland ein Dichter der Freiheit den Entſchluß gefaßt, für dein Leben in die Schranken zu treten. Es war eine Illuſion, welcher ſich Schiller hingab, aber eine Illuſion, die ein ſchönſtes Blatt in ſeinen Ruhmeskranz flicht. Er ſollte bald erfahren, wie ſein Doppelgänger Poſa es erfahren hatte, daß das Jahrhundert für ſein Ideal der Freiheit und Humanität nicht reif ſei. Als er vernommen, was am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatz in Paris geſchehen war, ſchrieb er unterm 8. Februar erſchüttert und gramvoll an Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König ſchon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt ſie mir nun noch da. Ich kann ſeit vierzehn Tagen keine franzöſiſche Zeitung mehr leſen, ſo ekeln dieſe elenden Schinderknechte mich an.“

Seltſam, während der Dichter, eine damals freilich noch nicht erfundene Redensart zu gebrauchen, mit der Revolution brach, mußte er, freilich ohne Wiſſen und Willen, das Feuer derſelben ſchüren helfen. Wilhelm von Wolzogen, welcher ſich im Jahre 1793 als Geſchäftsträger des Herzogs von Würtemberg in Paris befand, ſchrieb damals in ſein Tagebuch: „Man hat die Räuber von Schiller überſetzt und ſpielt ſie unter dem Namen Robert, chef des brigands, auf dem Theater des Marais. Es iſt jedoch in Wahrheit keine Ueberſetzung, ſondern vielmehr ein elender Verſuch, die Grundſätze, welche im Schiller'ſchen Drama herrſchen, auf die jetzige Revolution anzuwenden. Im Ganzen falſch verſtanden, die einzelnen Szenen aus ihrem Zuſammenhange herausgeriſſen und ſo verſtümmelt dargeſtellt, erregt das Stück Abſcheu und Schauder, nur Pariſer finden dafür Entſchuldigung und Lob. Es iſt die Büſte des Brutus, die man zu ehren glaubt, wenn man die großen Züge ſeiner Phyſionomie mit recht grellen und blutigen Farben anſtreicht. Die Rolle des Franz iſt ganz verändert und eigentlich in den Hintergrund gedrängt, wahrſcheinlich, weil man ſonſt darin Anſpielungen auf gewiſſe merkwürdige Perſonen, die jetzt in Frankreich herrſchen, gefunden haben würde. Im Gang des Stückes ſind merkliche Veränderungen angebracht. So erhält z. B. Karl Moor für ſich und ſeine Bande am Ende kaiſerlichen Pardon und kehrt in die Arme ſeiner Amalia zurück. Die übrigen Veränderungen beziehen ſich hauptſächlich auf Klarlegung des Prinzips, daß Tyrannen beſtraft und auch in „brigands“ die Menſchenwürde erkannt werden müſſe. Wie ſie ſich fühlten, die guten Pariſer, und wie ſie das Lob beklatſchten, das Robert ſeinen Spießgeſellen ertheilt! „Man nennt euch Brigands,“ ſagt er, „aber ihr ſeid ehrliche Leute; man verurtheilt euch zu Galgen und Rad, aber ihr verdient Lorbeerkronen.“ Das Stück gleicht dem Rumpf eines Koloſſes, dem man Kopf, Arme und Beine eines gewöhnlichen Menſchen angeſetzt hat, daß er nicht mehr ſtehen und gehen kann. Der Eindruck iſt empörend. Nicht nur unſern Armeen kündigt dieſe Nation den Krieg an, ſie raubt, plündert und mordet auch die Producte unſerer Literatur, indem ſie dieſelben in den Geiſt ihrer Revolution überſetzt“ 24). Wenn wir uns vorſtellen, daß es vielleicht dieſelben Hände waren, welche den Tag über auf dem Revolutionsplatz den

[illegible]

ſind. Wo die Stimmen gezählt ſtatt gewogen werden, bleibt es allzeit dem Zufall überlaſſen, ob etwas Gutes herauskomme, denn wirkliche Vorzüge und Verdienſte werden von der Menge nicht einmal erkannt, viel weniger noch geſchätzt, wogegen ſie gewohnt iſt, der Leidenſchaft und perſönlichem Intereſſe den weiteſten Spielraum einzuräumen. Das florentiniſche Volk wird ſich unter der vorgeſchlagenen demokratiſchen Verfaſſung nie und nimmer mit den ehrlichen Früchten der Freiheit begnügen, ſondern, da es den Menſchen natürlich iſt, von einem Extrem zum andern überzuſpringen, vom vormaligen Gedrücktwerden zur Zügelloſigkeit, zu völliger Anarchie übergehen. Pöbelherrſchaft iſt aber nach meinem Sinne die ſchrecklichſte Tyrannei. Das Beiſpiel der venetianiſchen Verfaſſung paßt nicht hieher, denn ſie iſt keine demokratiſche, einestheils durch ihr Dogen-Amt, anderntheils durch die Thatſache, daß ſie die verſchiedenen Branchen der Gewalt Einzelnen, nicht aber Allen, zutheilt. Ein ſehr gefährlicher Irrthum iſt es ferner, wenn Meſſir Soderini glaubt, der ſpecielle Organismus der Staatsverwaltung werde ſich von ſelbſt machen, wenn nur erſt ein politiſches monotonen Schlägen der Guillotine und Abends im Theater des Marais den gefälſchten Geſtalten und Worten Schiller's Beifall klatſchten, ſo erſteht vor unſeren Augen die ganze Schreckenszeit mit ihren grellen Gegenſätzen und Widerſprüchen, mit ihren Rouſſeau'ſchen Illuſionen, ihrem todverachtenden Enthuſiasmus, ihrem Weltbürgerthum in Phraſen und Welträuberthum in Thaten, ihrer blutgierigen Philanthropie und ihrem echtfranzöſiſchen Leichtſinn, welcher letztere ſelbſt vorragende Mitſpieler der täglich neu in Szene gebenden Tragödie Abends an Pfänderſpiel und Plumpſack ſich erholen ließ35) .... Unſer Dichter alſo brach, wie wir ſahen, ſchon zu Anfang des Jahres 1793 entſchieden mit den Franzoſen und ihrer Revolution. Wunderlicher Weiſe war er, als er dies that, ſeit vier Monaten — Citoyen Français. Es wäre von Intereſſe, zu erfahren, wer der Mann geweſen, welcher am 26. Auguſt 1792, als die Nationalverſammlung beſchloſſen hatte, an Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopſtock, Peſtalozzi und Andere das franzöſiſche Bürgerrecht zu verleihen, ſich erhob und beantragte, daß dieſe Verleihung auch auf „le sieur Gille, publiciste allemand", ausgedehnt werde. Der Mann meinte es gut, aber mit echtfranzöſiſcher Oberflächlichkeit ſcheint er nicht einmal den eigentlichen Namen Schiller's gekannt zu haben. Sein Antrag ward angenommen, das Bürgerdiplom ward von Clavière ausgefertigt, von Danton contraſignirt und durch Roland, als Miniſter des Innern, mit einem Begleitſchreiben an unſern Dichter übermacht. Aber erſt im März 1798 gelangten dieſe merkwürdigen Documente durch Campe in ſeine Hände und zwar, wie er nach Empfang der Papiere an Körner ſchrieb, „ganz aus dem Reich der Todten," da inzwiſchen Clavière, Roland, Danton und Cüſtine, welcher letztere auf ſeinem deutſchen Feldzug das Bürgerdiplom an Schiller hätte beſorgen ſollen, vom Strudel der Revolution verſchlungen worden waren36).

Im Sommer 1793 wohnte Schiller mit ſeiner Frau in einem Gartenhauſe, das aber nicht mit der ſpäter von ihm erworbenen

Gartenwohnung verwechſelt werden darf. Am 7. April ſchon meldete er dem Freunde den Umzug und fügte bei: „Wir haben jetzt eine eigene Menage angefangen: meine Geſundheit vertrug ſich mit der Koſt nicht länger, die wir bei unſeren Mamſells hatten.“ Seine Hauptbeſchäftigung den Sommer über waren Vorſtudien für ſeine äſthetiſchen Briefe, welche er dankbar an den Prinzen von Auguſtenburg richten wollte. Daneben war er reiſeluſtig. Die Beſuche aus Schwaben hatten ihm die alte Heimat wieder recht lebhaft im Gedächtniß aufgefriſcht. Er wollte ſie auch ſeiner Lotte zeigen und hoffte für ihre und ſeine Geſundheit viel von der Luft des ſchönen Schwabenlandes. Der kränkelnde Herr Johann Kaſpar daheim auf der Solitude verlangte ſehnſüchtig, ſeinen Fritz noch einmal zu ſehen, und wie eine dringende Einladung langte von dorther das Bild der Frau Eliſabeth an, gemalt von der Jugendfreundin des Dichters, Ludovike Reichenbach, welche ſich inzwiſchen mit einem württembergiſchen Offizier, Simanowiz, verheiratet hatte[37]). Dazu kam noch, daß auch Karoline damals in Schwaben weilte. Ihre Scheidung von Beulwitz war jetzt eingeleitet und gelangte dann im folgenden Jahre friedlich zur Erledigung. Im Sommer von 1793 gebrauchte ſie das Cannſtadter Bad und lebte meiſt zurückgezogen in der ländlichen Stille von Gaisburg, einem an der alten Straße von Stuttgart nach Eßlingen an der Halde des Neckarthales anmuthig gelegenen Dorfe. Hier ſchrieb ſie den größten Theil ihres Romans „Agnes von Lilien“, in deſſen Heldin ſie unwillkürlich ihr eigenes Weſen und Sein gelegt hat. Ihr Schickſal entſchied ſich bald darauf, denn die Freigewordene reichte am 27. September 1794 ihrem aus Paris zurückgekehrten Vetter Wilhelm von Wolzogen, der ſeit vielen Jahren ſo unveränderlich treu um ſie geworben, in der Kirche von Bauerbach die Hand zu einem Bunde, welcher, obſchon von ihrer Seite ohne leidenſchaftliche Neigung eingegangen, ein ſehr glücklicher wurde. Am 1. Juli 1793 ſchrieb unſer Dichter an Körner: „Meine ſchwäbiſche Reiſe kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf und ich bin ihm dieſe Liebe ſchuldig" — und am 17. Juli: „Meine Abreiſe wird wahrſcheinlich gleich mit Anfang Auguſt's vor ſich gehen. Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt ſich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt geweſen und Thüringen iſt das Land nicht, worin man Schwaben vergeſſen kann. Den Herzog von Würtemberg ſehe ich ſchwerlich, denn mein Aufenthalt iſt in Heilbronn und Stuttgart werde ich nicht beſuchen." Auf ſein an den Herzog Karl Auguſt gerichtetes Urlaubsgeſuch erhielt er von dem Fürſten, welcher ſich damals mit Göthe in dem Lager vor Mainz befand, dieſe vom 23. Juli datirte Antwort: „Die guten Wünſche aller Deutſchen haben unſern Waffen Glück gebracht: das Elend, welches Mainz erlitte, hat geſtern ſein Ende erreicht, die Garniſon capitulirte, in etlichen Tagen zieht ſie aus. Die Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit iſt eins meiner lebhafteſten Anliegen; möge Ihre vaterländiſche Luft Ihrer und meiner Hoffnung entſprechen. Ihrer Gemahlin bitte ich meine beſten Empfehlungen abzuſtatten und ihr Glück zu ihrer bevorſtehenden Campagne zu wünſchen." Lotte erröthete ſicherlich allerliebſt über dieſen Glückswunſch und ihr Gatte hatte gewiß ein zärtliches Lächeln für dieſes Erröthen. Der Fürſt aber hatte guten Grund zu ſeiner ſchelmiſchen Anſpielung: der jungen Frau ſtand wirklich eine „Campagne" bevor, eine ſchwere zwar, aber doch glückliche.

In den erſten Tagen des Auguſt fuhr der Dichter mit ſeiner Frau der Heimat zu. Die Reiſeroute iſt nicht mit Beſtimmtheit auszumitteln, aber unterm 27. Auguſt meldete er an Körner, daß er nach einer „zwar beſchwerlichen, doch von allen übeln Zufällen freien Reiſe" am achten in Heilbronn angelangt ſei. Dieſe alte Stadt, damals noch im Beſitze ihrer Reichsfreiheit, iſt an der Gränze von Altwürtemberg im offenen Neckarthal freundlich gelegen, reich an hiſtoriſchen Erinnerungen, überragt von dem rebengrünen

Wartberg, von wo herab der Blick weit über das Land ſchweift, welches einem Garten gleicht. Zu jener Zeit erfreute ſich Heilbronn noch behaglichſt ſeines reichsſtädtiſchen Wohlſtands, welcher bald darauf bei der Einbuße der Reichsfreiheit für lange einen herben Stoß erleiden ſollte. Bei ſeiner Ankunft im Gaſthaus zur Sonne abgeſtiegen, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung im Hauſe des Kaufmanns Rueff am Sulmerthor vertauſchte, benachrichtigte der Dichter den Magiſtrat von ſeiner Abſicht, längere Zeit am Orte zu verweilen, und empfahl ſich dem „landesherrlichen Schutz“ der Behörde. Der Magiſtrat ordnete darauf einen Senator an den Gaſt ab und ließ ihm „vergnügten Aufenthalt“ wünſchen. Der begrüßende Senator, Herr Schübler[38]), war ein gebildeter Mann, der ſich viel mit Naturwiſſenſchaften abgab, beſonders mit der Aſtronomie, und Schiller kam raſch in freundſchaftlichen Verkehr mit ihm, ſowie mit dem Arzt Gmelin, den er als einen „fidelen Patron“ bezeichnete und der ſeiner magnetiſchen Curen wegen berufen war. Der Dichter hatte halb und halb beabſichtigt, für ſein Uebel die Heilkraft des Magnetismus zu verſuchen, aber er unterließ es, weil er dem „Wunderbaren“ in der Sache nicht traute. Die Eltern Schiller's ſowie ſeine Schweſtern Luiſe und Nane eilten von der Solitude, Schwägerin Karoline kam von Gaisburg herab, den ſehnſüchtig erwarteten Sohn, Bruder und Schwager auf der Schwelle zur Heimat zu begrüßen. Frohgeſtimmt durch dieſes Wiederſehen, ſchrieb er dem Freund in Dresden: „Meine Frau befindet ſich ſehr wohl. Mit mir iſt es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie du dir denken kannſt, ſehr vergnügt über unſere Wiedervereinigung. Mein Vater iſt in ſeinem ſiebzigſten Jahre das Bild eines geſunden Alters; wer ſein Alter nicht weiß, wird ihm nicht ſechzig Jahre geben. Er iſt in ewiger Thätigkeit und dieſe iſt es, was ihn geſund und jugendlich erhält. Meine Mutter iſt auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrſcheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngſte Schweſter iſt ein hübſches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schweſter verſteht die Wirthſchaft ſehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie.“

Aber der Dichter ſah die Seinigen ſchon im Auguſt nicht nur auf der Schwelle zur Heimat, ſondern in dieſer ſelbſt. Denn in dem eben angezogenen Briefe vom 27. Auguſt ſagt er: „Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen.“ Dies ſcheint der von Karoline von Wolzogen gegebenen Notiz zu widerſprechen, daß Schiller von Heilbronn aus „im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältniſſe aus ſeinem Vaterland entfernt,“ an den Herzog von Würtemberg geſchrieben und daß er zwar auf dieſe Zuſchrift keinen Beſcheid erhalten, aber durch ſeine Freunde erfahren habe, daß der Herzog öffentlich geäußert, „Schiller würde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden.“ Der Widerſpruch würde ſich heben, wenn wir annähmen, der Dichter habe, wohl mehr ſeinen Eltern zu Gefallen als aus eigenem Antrieb, nach dem 27. Auguſt wirklich an Herzog Karl geſchrieben, und in dieſem Falle dürfte man auch glauben, daß die Zuſchrift dem Fürſten trotz Alledem wohlgethan habe. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling ſeiner Akademie ruhmgekrönt und von den Beſten ſeiner Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müſſen kein Schwabe ſein, wenn er ſich nicht innerlichſt darüber gefreut hätte. Er war jedoch jetzt ein verbitterter Greis und, ſchon von den Schatten des nahenden Todes umdüſtert, droben in Hohenheim durch die Gicht auf ſeinen Stuhl gebannt, um welchen her noch dazu die ſchwerſten politiſchen Sorgen und Befürchtungen lagerten. Unter ſolchen Umſtänden könnte es erlaubt ſein, in dem Worte des Fürſten, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, d. h. demſelben Nichts in den Weg legen, den Sinn zu finden, daß er ihm verziehen habe. Freilich, im Grunde ſteht dieſe gemüthliche Hypotheſe doch auf ſchwachen Füßen. Denn es iſt gar zu auffallend, daß Schiller gegen Körner keine Sylbe von einer Zuſchrift an den Herzog äußerte, ſondern in ſeinen ſonſt ziemlich ausführlichen Berichten ſich darauf beſchränkte, dem Freunde einmal zu ſagen: „Der Herzog, ſcheint es, will mich ignoriren und das iſt mir gerade recht“ — und ein andermal: „Der Herzog ſucht Etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar Nichts in den Weg.“ Alles zuſammengehalten, mochte es dem Fürſten jetzt, im Jahre 1793, ſicherlich noch viel unräthlicher erſcheinen, als es ihm ſchon 1782, unmittelbar nach Schiller's Flucht, erſchienen war, das vor Zeiten an Schubart geübte Verfahren an Schiller zu wiederholen; aber der einzige ſichere Beweis, daß ſeine Stimmung gegen unſern Dichter wieder verſöhnlich und wohlwollend geworden, liegt doch nur in dem Umſtand, daß Karl ohne Weiteres den Urlaub bewilligte, welchen Schiller's Vater ausdrücklich zu dem Zwecke, ſeinen in Heilbronn eingetroffenen Sohn zu beſuchen, nachgeſucht hatte.

Der Senator Schübler hat über ſeine Begegnungen mit Schiller während deſſen Anweſenheit in Heilbronn ein Tagebuch geführt, welches vom 1. bis zum 7. September reicht. Am erſteren Tage, erzählt Schübler, „Nachmittags drei Uhr kam Hofrath Schiller unvermuthet zu mir in einem ſchönen verzierten ſeidenen Kleide. Er bat mich, mit ihm zum Amtsbürgermeiſter von Wachs zu gehen. Er hätte ſchon lange ihm aufwarten ſollen und könne es nicht länger anſtehen laſſen. Ich hatte eben meine Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffing, als Vorbereitung zu der nächſten Sonnenfinſterniß. Schiller gab ſich ſogleich viel mit den Spiegeln ab und bemühte ſich, das Sonnenbild im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergötzte er ſich ſehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer darſtellte, und betrachtete die ſchönen Regenbogenfarben mit beſonderem Intereſſe. Wir gingen nach vier Uhr zum Amtsbürgermeiſter, welchen die Bekanntſchaft Schiller's ſehr freute. Es wurde viel über Reichsſtädte geſprochen, hierauf auch von Frankreich, von Mainz, den Emigranten — (welche letzteren, beiläufig geſagt, damals zum Dank für ihnen erwieſene Gaſtfreundſchaft mit ihrer bis ins Unglaubliche gehenden Sittenloſigkeit die rheiniſchen Städte verpeſteten). Schiller ſprach ſich über dieſe Ereigniſſe ſehr vorſichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg. Schiller wollte noch einige Beſuche machen; aber während wir über die Straße gingen, empfand er Froſt und eilte nach Hauſe, um ſich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit ihm und den Seinigen Thee trinken. Er war ſehr heiter und ſprach viel. Als wir von den Sternen redeten, fiel ihm eine Stelle aus der Odyſſee ein, welche er nach Voß's Ueberſetzung recitirte. Sie handelt von Odyſſeus, der einſam in ſeinem Schiffe fahrend nach dem Wagen und dem Orion ſieht“ 39). Der Senator beſchäftigte ſich viel mit Aſtronomie und war nicht abgeneigt zu glauben, daß auch die Aſtrologie einen Kern von Wahrheit haben könnte. Schiller's Geſpräche mit ihm drehten ſich oft um dieſes Thema und der Dichter hat für die aſtrologiſchen Vorkommniſſe im Wallenſtein hier wohl manche Anregung empfangen. Auch über literariſche Verhältniſſe verbreiteten ſich die Unterhaltungen des Dichters mit dem reichsſtädtiſchen Würdeträger und dieſer hat in ſeinem Tagebuch angemerkt, daß Schiller in einer dieſer Unterredungen mißfällig über Kotzebue's „windige Aufgeblaſenheit“ ſich ausgelaſſen habe 40). Am 7. September entſchloß ſich der Dichter, ſeinen Aufenthalt nach Ludwigsburg zu verlegen, weil er dort der Solitude und Stuttgart bedeutend näher ſei und auch mehr häusliche Bequemlichkeit zu erwarten habe. Der Senator widerrieth zwar den Umzug entſchieden, da Schiller gar keine Garantie hätte, daß ihn der Herzog unangefochten laſſen würde; allein der Dichter hegte keine Beſorgniß, denn er führte den beſchloſſenen Umzug am 8. September wirklich aus und ſah auch kein bedrohliches Omen darin, daß er, von Beſigheim auf das Neckarplateau heraufgekommen, am Fuße des Hohenaſpergs vorbeimußte.

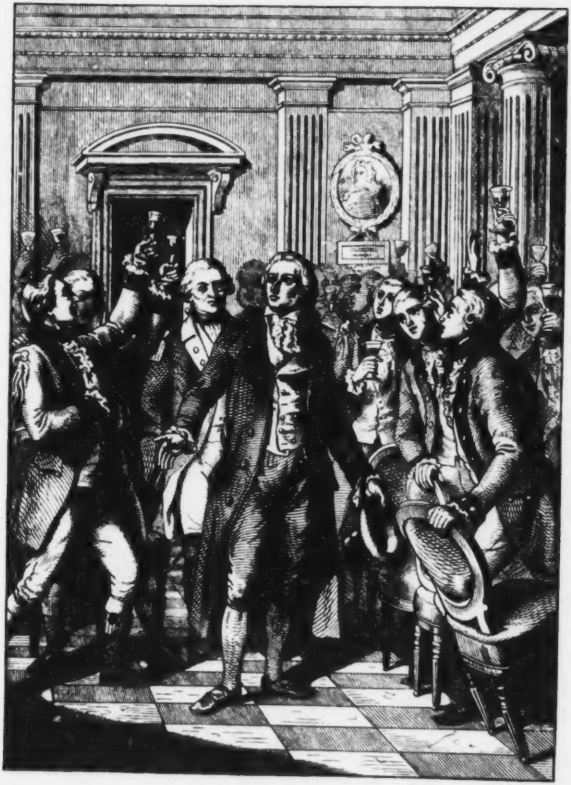
Kaum war er mit ſeiner Frau in Ludwigsburg eingewohnt, als Lotte's „Campagne“ anging. Am 14. September war das Haupttreffen und Tags darauf ſchrieb Schiller an Körner: „Wünſche mir Glück, — ein kleiner Sohn iſt da. Die Mutter iſt wohlauf, der Junge groß und ſtark und Alles iſt glücklich abgelaufen. Nicht ſechs Tage waren wir hier angelangt, ſo ging es los.“ Der Freund entgegnete: „Wohl dir und deinem Weibchen, daß ihr nun auch in unſerem Orden ſeid. Es iſt ein eigener Genuß, ein ſolches kleines Weſen um ſich zu ſehen, das Einem ſo nahe angehört. Wer dieſen Genuß entbehrt, lernt den Werth des Lebens nie vollſtändig kennen.“ Conz, welcher den Jugendfreund in Ludwigsburg beſuchte, erzählt als Augenzeuge von der zärtlichen Vaterfreude, womit der Dichter ſeinen Erſtgeborenen betrachtete. Er gab dem Kinde den Namen Karl, vielleicht ein Zug von Pietät gegen den Herzog. In Ludwigsburg ſammelten ſich von allen Seiten her die Jugendgenoſſen, welche noch im Lande waren, um den Dichter. Er war aber nicht eben von allen erbaut, wie er denn am 4. Oktober an Körner ſchrieb: „Von meinen alten Bekannten ſehe ich viele, aber nur die wenigſten intereſſiren mich. Manche, die ich als helle aufſtrebende Köpfe gekannt, ſind ganz materiell geworden und verbauert.“ Schiller legte wohl auch hier wieder einen zu hohen Maßſtab an. Er ſelbſt jedoch übertraf die Erwartungen ſeiner Jugendfreunde. Hoven, mit dem unſer Dichter von ſeinem dreizehnten bis einundzwanzigſten Jahre „alle Epochen des Geiſtes gemeinſchaftlich durchwandert hatte“ und der jetzt als vielbeſchäftigter Arzt in Ludwigsburg lebte, fand, wie er erzählt, nach einer Trennung von zehn Jahren in Schiller „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen; an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit im Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig, faſt täglich, durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört; aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität! wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden." In Ludwigsburg trat ihm unter vielen alten Bekannten auch ein neuer nahe, der Landſchaftsdichter Matthiſſon, deſſen Gedichte er in der bekannten Rezenſion ſo ſchön, aber vielleicht etwas zu ſehr gerühmt hat. Sonſt beſchäftigten in guten Stunden, d. h. wenn er von Uebelbefinden frei war, den Dichter ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen und der Wallenſtein, von welchem damals Szene um Szene langſam entworfen wurde, zunächſt in Proſa41). Seine Lectüre waren Kant und Homer. „Es iſt mir — äußerte er am 8. November gegen ſeinen Vater — immer himmliſch wohl, wenn ich beſchäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht." Mit liebenswürdiger Pietät müſſigte er ſeiner Kränklichkeit und ſeinen Arbeiten ſo viel Zeit ab, um für ſeinen alten Präzeptor Jahn, deſſen Baculus die lateiniſche Schule der Stadt noch immer beherrſchte, obgleich er alt und ſchwach geworden, dann und wann eine Lehrſtunde in der Logik, Rhetorik und Geſchichte zu übernehmen, und die Schüler haben ſich dieſer Lehrſtunden ſtets mit Begeiſterung erinnert.

Während unſer Dichter ſo, auf der Ludwigsburger Schulbank ſitzend, die Erinnerungen ſeiner Knabenjahre wieder in ſich wachrief, ging droben in Hohenheim ein vielbewegtes Daſein zu Ende. Nach langem Leiden trat am 21. Oktober die Gicht dem Herzog Karl ans Herz und in Gegenwart ſeines Bruders und Nachfolgers Ludwig Eugen und ſeines Neffen Friedrich, des nachmaligen erſten Königs von Würtemberg, ſtarb er in den Armen ſeines „Franzele". Einige Tage darauf wurde der todte Herzog nächtlicher Weile bei Fackelſchein von Hohenheim herab und nach Ludwigsburg hinübergeführt, wo er in der Gruft der Schloßkirche beigeſetzt ward. Im Angeſichte dieſer Gruft ſoll der Dichter, wie Hoven und auf deſſen Autorität hin die Biographen Schiller's angeben, dem hingegangenen Fürſten Worte der Verſöhnung und des Dankes nachgerufen haben. Unmöglich iſt das gerade nicht, aber doch gibt uns der Dichter ſelbſt einen ſtarken Zweifel an die Hand, indem er gegen Körner in Betreff von Herzog Karl's Tod keine andere Aeußerung that, als (unterm 10. Dezember) dieſe: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menſchen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, ſehr wohl iſt, jetzt einen Menſchen vor ſich zu haben. Das iſt der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder ſchlimmen Bedeutung des Wortes.“ Man ſieht, Schiller hat auch am Grabe des Herzogs nie jener furchtbaren Stunde vergeſſen, welche er im Sommer 1782 in Hohenheim hatte erdulden müſſen (vergl. B. I, K. 7), und wie hätte er auch derſelben vergeſſen können! Es gibt Kränkungen, die, was auch auf der Kanzel darüber phantaſirt werden mag, ein rechter Menſch nie verzeiht, nie verzeihen kann.

Nachdem der Dichter ſeinen vierunddreißigſten Geburtstag im Kreiſe ſeiner Familie zu Ludwigsburg gefeiert hatte[12]), brachte der Winter trübe Tage, Tage der Krankheit, des Mißmuths und Verzagens[13]). Doch richtete ſich Schiller aus dieſen Verdüſterungen immer wieder zur Arbeit an ſeinen äſthetiſchen Briefen auf, in welchen „die reichhaltigſten Ideen aus den Künſtlern philoſophiſch ausgeführt wurden.“ Um dieſe Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die ſchon in Anbetracht des Ortes, wo ſie ſtatthatte, ſeinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz ſeiner anfänglichen Abſicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlaſſen können, ſeine Freunde in dieſer Stadt zu beſuchen, und dieſer Beſuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl ſtatt-

Grundprincip aufgeſtellt worden ſei, ich ſage, das iſt ein gefährlicher Irrthum, denn tritt die zu gebende Verfaſſung nicht vollſtändig organiſirt und abgerundet in's Leben, ſo trägt ſie in ihrem Schooße nur den fruchtbaren Samen neuer Unzufriedenheit, Parteiung und Unordnung. Um zu erkennen, welches Heil vom Volksregiment zu erwarten, blickt zurück auf Athen und Rom: in beiden Republiken zog ſchrankenloſe Demokratie den Ruin der Freiheit nach ſich. Endlich blickt auf die gegenwärtige Lage Italiens und entſcheidet dann, ob die Leitung des Staates in dieſer Zeit nicht eher wenigen Männern von Kenntniß und Erfahrung, als dem großen Haufen anzuvertrauen ſei?"

Man ſieht, der ſchlaue Veſpucci machte hier die nämlichen Einwürfe gegen die Demokratie geltend, welche zu jeder Zeit gegen ſie geltend gemacht worden ſind. Und ſein Wort verfehlte in der That nicht ſeine Wirkung auf die meiſten der anweſenden Patrizier, vermochte aber die Patrioten nicht zu blenden, indem ſie unentweglich an ihrer Anſicht feſthielten, eine wohlorganiſirte Demokratie ſei die naturgemäßeſte Verfaſſung für Florenz. Auch witterten



gefunden haben. Ein damaliger Karlsſchüler, der nachmalige reußiſche Landesdirector J. Chr. Fr. Mayer, hat nämlich als ſiebzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken ſei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schiller's Bett gezeigt und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewieſen war, habe den Namen „Schillergarten“ geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie beſuchte — fährt unſer Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthuſiasmus, mit dem er im großen Speiſeſaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und ſeiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und ſichtbarer Rührung unſer lautes klingendes Hoch“ 41). Das war doch wohl eine Genugthuung für die Sklaverei, welche er unter dem Dache erduldet hatte, zu deſſen Wölbung jetzt der Jubelruf einer von ſeinen Schöpfungen entzündeten Jugend emporſchlug, und es war auch ein Troſt für die Erinnerung, daß er einſt bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müſſen, um zu werden, was er geworden. Zugleich iſt Schiller's Ehrentag in der Akademie der letzte Glanztag dieſer Anſtalt geweſen. Denn der Herzog Ludwig Eugen beeilte ſich, das Lieblingswerk ſeines Bruders zu zerſtören. Die Hohe Karlsſchule, an welche unvergängliche Erinnerungen der deutſchen Kulturgeſchichte ſich knüpfen, wurde im Februar 1794 aufgehoben. Bald darauf, im März, finden wir den Dichter in Stuttgart in einem Gartenhauſe wohnend, wo er, wie er am 23. April an Körner ſchrieb, bei „beiſpiellos angenehmer Witterung“ unter blühenden Bäumen den „ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahres genoß.“ Er war mit Frau und Kind von Ludwigsburg herübergezogen, hauptſächlich, um ſich des Umgangs mit ſeinen Genoſſen von der Akademie her, Dannecker und Zumſteeg, mehr erfreuen zu können. Während hier der Entwurf des Wallenſtein vorſchritt, malte die Freundin, Ludovike Simanowiz, die Portraits Schiller's und Lotte's und modellirte Dannecker jene unvergleichliche Büſte des Dichters, welche, nachmals von dem Künſtler koloſſal in Marmor ausgeführt, jetzt die großherzogliche Bibliothek in Weimar ziert. Als der edle Meiſter die letzte Hand an die Büſte gelegt hatte und zu Karoline, welche bei der Schweſter war, ins Nebenzimmer trat, ſtanden ihm Thränen in den Augen und er ſagte: „Ach, es iſt doch nicht ganz, was ich gewollt habe“ 15).

Von Stuttgart aus beſuchte Schiller ſeinen früheren Lehrer Abel in Tübingen und hier machte er die für ſein ſpäteres Leben und für die Zukunft ſeiner Familie ſo wichtige Bekanntſchaft des ausgezeichneten Buchhändlers Johann Friedrich Cotta, mit welchem er in Geſchäftsverbindung trat und die Herausgabe einer Zeitſchrift in größerem Style, als bisher in Deutſchland üblich geweſen, verabredete. Damals rumorte in der alten Univerſitätsſtadt der franzöſiſche Freiheitsgeiſt oder hatte wenigſtens das Jahr zuvor daſelbſt gewaltig rumort. Selbſt die Zionsmauern des theologiſchen „Stiftes“, aus welchem unzählige ſchwäbiſche Magiſter in die Welt ausgegangen ſind, waren für den revolutionären Sturm und Drang nicht hoch und unzugänglich genug geweſen. In dieſem Capitol des altwürtembergiſchen Lutherthums waren damals Schelling, Hegel und Hölderlin Stubengenoſſen, welche weniger die ſymboliſchen Bücher als vielmehr Kant, Spinoza, Platon und die griechiſchen Dichter ſtudirten. Dieſe Jünglinge glaubten in Folge einer verzeiblichen Täuſchung, die Republik des Perikles oder die des Brutus ſei in Paris wieder auferſtanden. Sie waren mit dabei, als bei Gelegenheit der erſten Jahresfeier der Gründung der franzöſiſchen Republik auf dem Marktplatz zu Tübingen von der Studentenſchaft feierlich ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde. Die Tradition will, daß Hölderlin und Hegel — welcher Letztere für einen derben Jakobiner galt — den bacchantiſchen Reigen angeführt hätten, welcher um dieſen übrigens hiſtoriſch feſtgeſtellten Freiheitsbaum her getanzt wurde. Einer zweiten Ueberlieferung zufolge wären Schelling und Hegel eines ſchönen Tages aus dem Stift ausgezogen, um auf eigene Hand auf dem Wörth, einer Wieſe am Neckar, einen Freiheitsbaum zu pflanzen[46]). In Schiller's Sinn wäre das nicht geweſen. Ihm, der für wahre Freiheit mehr, unendlich viel mehr gethan hat als irgend ein anderer Dichter und Denker, ihm, der ſpäter in einem der ſchönſten Werke, welche der Menſchengeiſt erſonnen, ein ſich befreiendes Volk zu ſeinem Helden erwählte, während ein Göthe, während ſogar ein Shakſpeare von keinem Volk, ſondern nur von einem Pöbel weiß, ihm war ſein anfängliches Mißtrauen gegen das franzöſiſche Freiheitsweſen, wie wir bereits geſehen, zu entſchiedenem Widerwillen geworden. Er erblickte in der franzöſiſchen Revolution ein Werk der Leidenſchaften, nicht der Weisheit, welche allein Dauerndes zu ſchaffen vermag. Er gab zu, daß viele wichtige Ideen, welche zuvor nur in Büchern oder in den Köpfen aufgeklärter Menſchen vorhanden waren, durch die Revolution in Umlauf geſetzt und zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden ſeien. Aber indem er auf die vor ihm liegende Kritik der Vernunft von Kant wies, ſetzte er, wie uns Karoline erzählt, hinzu: „Die eigentlichen Prinzipien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung zu Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen; ſie ſind noch nirgends als hier.“ Karoline hat uns aus dieſer Zeit auch eine prophetiſche Aeußerung Schiller's überliefert, welche Zukünftiges ſo genau vorherſagte, daß wir verſucht wären, zu meinen, die Schwägerin des Dichters hätte ſeine Worte erſt ſpäter den Ereigniſſen angepaßt, falls Schiller's Seherblick nicht über allen Zweifel erhaben wäre. Wenn man erwägt, welcher Geiſt echter Prophetie im Wallenſtein, in der Jungfrau von Orleans und im Tell weht, ſo wird man nicht überraſcht ſein, zu hören, daß unſer Dichter zu Anfang des Jahres 1794 weiſſagte: „Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen wird.“ Zehn Jahre ſpäter war Bonaparte unumſchränkter Herr von Frankreich und begann ſeine erobernden „Tigerſprünge“, die bis zur Donau, bis zum Golf von Neapel, bis zum Guadalquivir und Tajo, bis zur Weichſel und bis zur Moskwa reichten.

Der 5. Mai 1794, wo Schiller von der Solitude herab ſein in Frühlingsblüthenpracht ſtehendes Heimatland noch einmal überſchaute, war ein Tag ſchmerzlichen Abſchiednehmens. Denn am 6. Mai verließ er die Heimat, welche er nicht wieder ſehen ſollte, und traf nach einer neuntägigen Reiſe am 15. Mai mit Frau und Kind wohlbehalten wieder in Jena ein17). Als beſte geiſtige Ausbeute dieſer Fahrt ins alte Schwabenland brachte er ſeine in der Hauptſache vollendeten „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ mit zurück. Sie enthalten die Darſtellung von Schiller's Philoſophie als eines Ganzen; was er ſpäter noch Philoſophiſches geſchrieben hat, iſt nur die weitere Ausführung einzelner Partieen dieſes Ganzen. Wer die äſthetiſchen Briefe aufmerkſam lieſt, wird mitanſehen, wie in denſelben der arbeitende Gedanke von Vorſtellung zu Vorſtellung, von Begriff zu Begriff aufſteigt, bis er durch eine Stufenreihe von Entwickelungen hindurch, welchen man mit Recht einen „dramatiſchen“ Charakter zugeſchrieben hat18), auf der Höhe anlangt, wo die Verwandlung des moraliſchen Ideals, von welchem der philoſophirende Dichter ausgegangen, in das äſthetiſche eine vollendete iſt. Im Eingang entſchuldigt ſich der Dichter, daß er zu einer Zeit, „wo der Nutzen das große Ideal, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen“ — (ach, das gilt in noch ganz anderem Maße vom 19. Jahrhundert als es vom 18. galt) — „zu einer Zeit, wo die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet ſind, auf welchem, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird,“ vom Schönen, von der Kunſt zu reden unternehme. Aber er hofft ſeinen Leſer zu überzeugen und überzeugt ihn wirklich, „daß man, um das politiſche Problem zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freiheit wandert.“ Grundgedanke der Schrift iſt alſo, vermittelſt der äſthetiſchen Erziehung der Völker, d. h. vermittelſt Heranbildung derſelben zum Gefühl und Verſtändniß des Schönen, in welchem das Ideal, das Abſolute, die göttliche Idee zur Verwirklichung kommt, die Möglichkeit der Umwandlung des „Staats der Noth“ in den „Staat der Freiheit, der Vernunft“ herbeizuführen. Veredelt die Einbildungskraft der Menſchen, füllt ſie mit Schönheit an und ihr werdet dadurch auch ihr Herz veredeln. Die Grundkräfte des Menſchen, Vernunft und Sinnlichkeit, und ſeine dieſen Grundkräften entſprechenden Grundtriebe, der Formtrieb und der Stofftrieb, ſollen durch die Kultur harmoniſch entwickelt und endlich in der Schönheit völlig ausgeglichen werden. Dann entſteht die vollendete, die ſchöne Humanität und dieſe ſchafft den äſthetiſchen Staat, wo „die ungeſellige Begierde ihrer Selbſtſucht entſagt und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswirft; wo der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, ihre vorwerfende Formel verändert und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehrt; wo aus den Myſterien der Wiſſenſchaft der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns herausführt und das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft verwandelt; wo die Kraft ſich binden läßt durch die Huldgöttinnen und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorcht; wo auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger iſt und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke beugt, ſie um ihre Beiſtimmung fragen muß.“ Der Dichter verbirgt es ſich nicht, daß die Anbahnung ſolcher Zuſtände eine Aufgabe für mehr als *ein* Jahrhundert ſei. Er gab ſich in Betreff der Verwirklichung ſeines Ideals keiner ſanguiniſchen Täuſchung hin und, fürwahr, es war ſehr überflüſſig, vorhin für die Prophetengabe Schiller's zu plaidiren, wenn wir beherzigen, mit welcher wunderbaren Schärfe er in den äſthetiſchen Briefen vorausſagte, was die Geſchichte der europäiſchen Umwälzungen von 1789 an bis auf den heutigen Tag buchſtäblich beſtätigt hat: — „Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet“.... Und wie ſoll ſich in und zu dem großen Läuterungsprozeß der Menſchheit, durch welche dieſe dem Reich der Schönheit, d. i. der Freiheit und Humanität, zugeführt werden ſoll, der Künſtler, der Träger des Ideals, der Normalmenſch, in deſſen „reinem Gemüth ſich die Welt, die ewige, ſpiegelt“49), verhalten? Schiller hat es geſagt, und zwar in Worten, die mit zu den ſchönſten gehören, welche je von Menſchenlippen kamen: — „Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſeren Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Monn geworden, ſo kehre er in ſein Jahrhundert zurück, [illegible]r nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenſeits aller Zeit, von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der

Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier heimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit. Gib, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der von mir wiſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt bei allem Widerſtande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, zur Antwort geben, — gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen“.... Dies war Schiller's Credo, als er auf der Höhe ſeiner philoſophiſchen Erkenntniß angelangt, dies ſeine Anſicht von der Beſtimmung des Künſtlers, und er hat ſie nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Thaten, er hat ſie durch ſein eigenes Beiſpiel herrlich verkündigt.

Drittes Kapitel.

Horentanz und Xenienkrieg.

Schiller und Göthe ſchließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer iſt der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Geſprächsweiſe. — Fichte. — Jena und Weimar. — Die wiſſenſchaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung." — Die Horen. — Schiller's und Göthe's Widerſacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philoſophiſchen Speculation zur Poeſie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben." — Der Muſenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutſchland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schiller's Verhältniß zum Chriſtenthum. — Der Patriotismus des Dichters.

Eines Abends im Juli 1794 verließen zwei Männer das Auditorium des Profeſſors Batſch, wo die naturforſchende Geſellſchaft, welche von dem genannten Gelehrten gegründet worden, eine ihrer Sitzungen gehalten hatte. Die Beiden — Göthe und Schiller — hatten ſich beim Weggehen zufällig im Flur getroffen und wandelten nun, das eben Geſehene und Gehörte recapitulirend, in lebhaftem Geſpräch die Straße entlang. Die zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, kann den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen, bemerkte Schiller. Sie bleibt vielleicht den Einſie in dem Widerſtreben Veſpucci's und ſeiner Freunde gegen dieſelbe Anſchläge der mediceiſchen Partei. Sie wußten, daß der Rechtsgelehrte ein Buſenfreund von **Lorenzo** Tornabuoni, einem nahen Verwandten von **Pietro** de Medicis, ſei; ſie wußten, daß im Hauſe dieſes Tornabuoni während der Anweſenheit der **Franzoſen** zu Gunſten des vertriebenen Tyrannen Ränke geſponnen worden, und daß man durch **Philipp** von Brienne, einen Günſtling Carl's des Achten, dieſen mit Erfolg für die Mediceer zu gewinnen geſucht. Freilich waren alle dieſe Intriquen an der entſchiedenen Haltung der Patrioten und des Volks von Florenz den Franzoſen gegenüber geſcheitert, allein es war vorauszuſehen, daß wenn nicht durch Einführung einer conſequenten volksthümlichen Verfaſſung der ariſtokratiſch-oligarchiſchen Partei alle Hoffnung auf Erfolg entriſſen würde, dieſe Partei ihre Umtriebe nicht aufgeben werde, bis es ihr gelungen, das florentiniſche Volk in die alte Knechtſchaft zurückzuführen, ſei es nun vermittelſt eines ariſtokratiſchen Regiments, ſei es vermittelſt der Wiedereinſetzung der Medici.

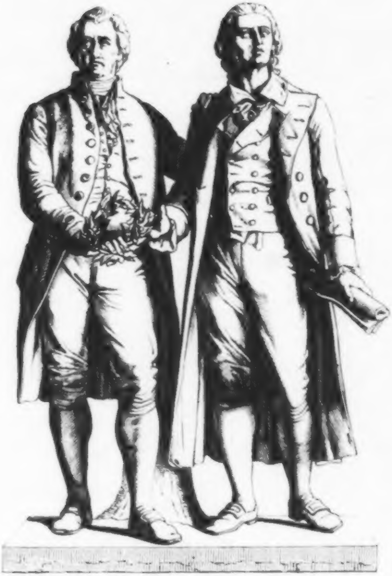
Um ſolchen Anſchlägen zu begegnen, galt kein geweihten ſelbſt unheimlich, entgegnete Göthe, und es könnte doch wohl eine andere Weiſe geben, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen; die Erfahrung gibt dies an die Hand. Ich wünſchte ſehr, hierüber aufgeklärt zu ſein, ſagte Schiller, aber ich muß bezweifeln, daß eine ſolche Behandlung der Natur aus der Erfahrung hervorgehe .... Mittlerweile waren die Sprechenden bei der Wohnung Schiller's angelangt und das Geſpräch lockte den Herrn Geheimrath die Treppe hinauf. Droben empfing Lotte den Gaſt mit inniger Freude, denn es war ja ſchon lange ein Herzenswunſch von ihr und Karoline geweſen, das Eis zwiſchen Schiller und Göthe gebrochen zu ſehen. An dieſem Julitag ging endlich der Wunſch in Erfüllung: das Eis ſchmolz und zwar für immer 30). Göthe, das angeſchlagene Thema weiter ausführend, trug ſeine Theorie der Pflanzenmetamorphoſe lebhaft vor und ließ mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen eine ſymboliſche Pflanze vor Schiller's Augen entſtehen. Dieſer vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als aber Jener geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee. Göthe ſtutzte, „verdrießlich einigermaßen; denn — erzählt er — der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengſte bezeichnet. Ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe ohne es zu wiſſen. Schiller — fährt Göthe fort — der viel mehr Lebensklugheit (?) und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus einem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht. Keiner von Beiden konnte ſich für den Sieger halten, Beide hielten ſich für unüberwindlich. Der erſte Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt Alle feſt, die ſich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verſtändniß, alle beiderſeitigen Freunde waren froh und ſo beſiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbeſondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging."

Noch am 13. Juni, als Schiller eine Einladung zur Mitarbeit an den Horen an Göthe gerichtet hatte, war zu einer Verſtändigung zwiſchen den Beiden wenig Ausſicht geweſen. Zwar hatte Göthe auf den Antrag bejahend geantwortet, allein Anfrage und Antwort ließen in keiner Weiſe eine ſo baldige perſönliche Annäherung und Befreundung erwarten. Nachdem aber jener Juliabend die Stellung der Beiden zu einander geklärt hatte, ſchrieb Schiller, als er erfahren, daß Göthe von ſeinem inzwiſchen nach Deſſau unternommenen Ausflug zurückgekehrt ſei, am 23. Auguſt den berühmten Brief, worin er „mit freundſchaftlicher Hand die Summe von Göthe's Exiſtenz zog," d. h. den Entwicklungsgang von Göthe's Geiſt darlegte. Göthe antwortete mit dankbarer Wärme und damit war zwiſchen den Beiden, welche unſer größter Ruhm und Stolz ſind, jener Briefwechſel in Gang gebracht, welcher die koſtbare Urkundenſammlung einer Freundſchaft bildet, wie ſie ein zweites Mal in der Kulturgeſchichte nie und nirgends vorgekommen iſt. Es iſt wohlthuend und erhebend, zu betrachten, wie die beiden großen Männer ſelbſt dieſes in ihrem Leben „epochemachende" Ereigniß anſahen und wie ihnen Zunächſtſtehende darüber urtheilten.

Am 1. September ſchrieb Schiller mit Bezug auf die berührte Begegnung mit Göthe an Körner: „Wir haben uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt das Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſchon auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel.“ Unterm 4. September lud Göthe den neugewonnenen Freund zu ſich nach Weimar ein und unterm 7. September zeigte Schiller die Annahme der Einladung mit Worten an, die ein erſchreckendes Licht auf ſeine damaligen Geſundheits- oder vielmehr Krankheitsumſtände werfen: — „Mit Freuden nehme ich Ihre Einladung an, doch mit der ernſtlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil ſie mir des Nachts keine Ruhe laſſen, und überhaupt wird es mir nie ſo gut, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Sie werden mir alſo erlauben, mich in Ihrem Hauſe als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz iſolire, der Verlegenheit zu entgehen, Jemand von meinem Befinden abhängen zu laſſen. Die Ordnung, die jedem andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind, denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſein wird“51). Nach ſeiner Heimkehr aus Weimar nach Jena ſchrieb Schiller an Göthe (29. September): „Mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff ich, ſoll verloren ſein.“ Göthe erwiderte (1. Oktober): „Wir wiſſen nun, mein Wertheſter, aus unſerer vierzehntägigen Conferenz, daß wir in Prinzipien einig ſind und die Kreiſe unſeres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils ſich berühren; daraus wird ſich für Beide mancherlei Gutes ergeben.“ Später, am 18. Juni 1797 that Schiller gegen Göthe eine Aeußerung, welche, wie mir ſcheint, die Art des Einwirkens von Dieſem auf Jenen recht klar macht, — die Aeußerung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktiſchen und beſonders Poetiſchen eine Unart iſt), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort.“ Ein Jahr ſpäter, am 31. Auguſt 1798, ſchrieb er an Körner: „Ich bin in Rückſicht auf wechſelſeitige Belebung und Bildung Göthe ſehr viel ſchuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe.“ Göthe ſeinerſeits hat ſich an verſchiedenen Orten darüber ausgelaſſen, welches Glück die Freundſchaft Schiller's für ihn war und wie ſie Beide gegenſeitig ſich ergänzt und gefördert hätten. In der vierten Abtheilung ſeiner „Maximen und Reflexionen“ ſagt er: „Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung Beider auf einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.“ An einer Stelle ſeiner Aufſätze „Zur Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen“ erläutert er dies kurz vermittelſt des Satzes: „Unſere Geſpräche waren durchaus productiv oder theoretiſch, gewöhnlich Beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen.“ Ferner, ſo man erwägt, daß Göthe in allem Hohen und Großen etwas „Dämoniſches“ ſah, gewinnt es einen erhöhten Sinn, wenn er am 24. März 1829 gegen Eckermann äußerte: „Es waltete bei meiner Bekanntſchaft mit Schiller durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italiſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller der philoſophiſchen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolg.“ Endlich liegt ein dankbares Zeugniß für den Werth, welchen Göthe der Freundſchaft Schiller's beimaß, darin, daß er in alten Tagen an einen Bekannten ſchrieb: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'ſche Anregung aus mir geworden wäre. Meyer war wieder nach Italien gegangen und meine Abſicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundſchaft zu Schiller, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuſcript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Lieder und Balladen, wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegieen wären wenigſtens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht geſummt und im Allgemeinen wie im Beſonderen wäre gar Manches anders geblieben“32).

Im Schiller'ſchen und Göthe'ſchen Kreiſe war die Freude aufrichtig und laut, als man erfuhr, daß die Beiden endlich ſich gefunden. Gleich damals, wie ſpäter, gab ſich dieſe Zufriedenheit der Befreundeten kund. Am 10. September 1794 ſchrieb Körner an Schiller: „Daß du und Göthe euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Göthe's, der deines Lobes voll iſt: er habe lange nicht ſolchen geiſtigen Genuß gehabt als bei dir in Jena.“ Wilhelm von Humboldt ſchrieb am 25. Oktober 1795 an Schiller: „Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Göthe hat mich oft beſchäftigt. Gerade Sie Beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden.“ Lotte ihrerſeits äußerte unterm 1. Oktober 1798 gegen Frau von Stein: „Es iſt erſtaunend, welchen Einfluß Göthe's Nähe auf Schiller's Gemüth hat und wie belebend für ihn die häufige Communication ſeiner Ideen mit Göthe iſt. Mir ſelbſt iſt Göthe auch ſehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen.“ Karoline ſchrieb in ihre

Lebensgeſchichte Schiller's die Worte: „Aus dem vertrauten freundſchaftlichen Verkehr ſolcher Geiſter mußten die edelſten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen ſo ſchönen, aus echter, reiner Begeiſterung für Wahrheit und Schönheit entſprungenen Verein, ein ſo inniges, neidloſes Zuſammenſtreben nach dem höchſten Ziele dar; und auch als Muſter des deutſchen Nationalſinns, der das Große und Weſentliche rein zu ergreifen und ſich aller kleinlichen Beziehungen zu entſchlagen vermag, kann dieſes Verhältniß gelten. Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schiller's Lebensweiſe verdankten wir es auch, daß dieſer wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann und ſich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.“ Im Mai 1830, als Wilhelm von Humboldt die Einleitung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller aufſetzte, that er darin über den Bund zwiſchen Göthe und Schiller die von einem Hauch antiken Geiſtes durchzogene Aeußerung: „Der gegenſeitige Einfluß dieſer beiden großen Männer auf einander war der mächtigſte und würdigſte. Jeder fühlte ſich dadurch angeregt, geſtärkt und ermuthigt auf ſeiner eigenen Bahn, Jeder ſah klarer und richtiger ein, wie auf verſchiedenen Wegen daſſelbe Ziel ſie vereinte. Keiner zog den Andern in ſeinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unſterblichen Werke, haben ſie durch ihre Freundſchaft, in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht. Mehr darüber zu ſagen, würde theils überflüſſig ſein, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Göthe haben ſich in ihren Briefen ſelbſt ſo klar und offen, ſo innig und großartig über dieſes einzige Verhältniß ausgeſprochen, daß ſo Geſagtem noch Etwas hinzuzufügen Niemand verſucht werden kann“ .... Ja, als ein „nie geſehenes Vorbild“, nicht als Nebenbuhler, ſondern als Mitſtrebende,



ſtehen die zwei großen Freunde in unſerer Literatur und in der Weltgeſchichte da, und ſo ſtehen ſie auch, unzertrennlich zuſammen gehörend, von Rietſchel's Meiſterhand in Erz geformt, vor dem Theater zu Weimar. Zur Stunde, als dieſes Denkmal aufgerichtet wurde, war der alte unerquickliche und unerſprießliche Zank: ob Schiller, ob Göthe der Größere? abgethan für immer. Wie ſie ſelbſt über dieſe Streitfrage dachten, haben ſie uns deutlich geſagt. Am 21. März 1796 ſchrieb Schiller an Humboldt: „Man wird Göthe und mich, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.“ Das iſt das Richtige, das einzige Richtige, und das meinte auch Göthe, als er am 25. Mai 1825 zu Eckermann das Kernwort ſprach: „Nun ſtreitet ſich das Publicum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei, Schiller oder ich; und ſie ſollten ſich vielmehr freuen, daß ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können“....

Mit großer Genugthuung hatte unſer Dichter in den Reihen der Freunde, welche ihn bei ſeiner Rückkehr aus Schwaben nach Jena begrüßten, auch Wilhelm von Humboldt gefunden. Der Treffliche hatte ſich in der alten Univerſitätsſtadt angeſiedelt, eigens in der Abſicht, des Umgangs mit Schiller zu genießen, und der rege Verkehr der Beiden kam auch ihren Frauen zu gut, die ſich ſchweſterlich an einander ſchloſſen. Faſt allabendlich waren die Freunde beiſammen, in belebtem Wechſelgeſpräch philoſophiſche und künſtleriſche Fragen erörternd. Humboldt, der gründliche Gelehrte, der ſcharfe Beobachter und feine Kenner der Welt und der Menſchen, ward ſtets von Neuem überraſcht von der „genialiſchen Wahrheit der vielſeitigen Weltanſicht“ des Dichters, und zwar um ſo mehr, als dieſer weder Zeit noch Gelegenheit noch Mittel gehabt hatte, durch umfaſſende Studien oder Reiſen eine ſolche Weltanſicht zu erwerben. Der Freund hat auch, in der Erinnerung an die

Jena'ſchen Geſprächsabende, von Schiller geſagt, daß derſelbe „ganz eigentlich für das Geſpräch geboren ſchien,“ und hat die Geſprächsweiſe des Dichters ſo charakteriſirt: — „Er ſuchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung: er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenſtand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichtspunkt und man ſah ſich nach wenigen Zwiſchenreden in den Mittelpunkt einer den Geiſt anregenden Discuſſion verſetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinſchaftlich zu gewinnendes Reſultat, ſchien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieſer ſich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müſſig werden. Er ſprach nicht eigentlich ſchön. Aber ſein Geiſt ſtrebte immer in Schärfe und Beſtimmtheit einem neuen geiſtigen Gewinne zu, er beherrſchte dies Streben und ſchwebte in vollkommener Freiheit über ſeinem Gegenſtande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede ſich darbietende Nebenbeziehung und daher war ſein Geſpräch ſo reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an ſich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Unterſuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden feſt, der zu ihrem Endpunkte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall geſtört wurde, ſo brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab“[33]. Die beſte Frucht der zwiſchen Schiller und Humboldt in dieſer Zeit mündlich geführten und ſpäter, nach des Letzteren Wegzug aus Jena, ſchriftlich fortgeſetzten Dialoge war unſeres Dichters Rückkehr zur Poeſie. Humboldt's gemüthvolle und feinſinnige Anregung hat mehr, weit mehr, als ſeine Beſcheidenheit geſtehen wollte, den Uebergang Schiller's von der ſpeculativen zur ſchöpferiſchen Thätigkeit gefördert.

Auch von anderer Seite her kamen mannigfache Einflüſſe ſympathiſcher ſowohl, als antipathiſcher Natur. Schiller ſtand im Mittelpunkt eines wiſſenſchaftlich und geſellig vielfach bewegten Lebens. Die Glanzzeit Jena's hatte begonnen. An der Stelle Rein-

Zögern. Als ſich daher die Verſammlung im Palazzo Vecchio ohne Ergebniß, in Zwieſpalt und Zweifeln, aufgelöst, eilte Soderini mit ſeinen Freunden nach San Marco, mit Savonarola zu rathſchlagen. Zu dieſer Berathung kamen auch zwei Medici, nämlich Lorenzo und Giovanni, die Großneffen Coſimo's, welche in Folge des neunten Novembers aus ihrer, durch Pietro veranlaßten, Verbannung zurückgekehrt waren, ihr Familienwappen mit dem Zeichen des weißen Kreuzes, welches an beſagtem Tage dem Volke vorangeflattert, ihren Familiennamen mit dem „Popolani“ vertauſcht hatten und, wie ſchon in frühern Tagen, ſeither in Wort und That die volksfreundlichſten Geſinnungen an den Tag legten. Deßhalb waren ſie jezt durch die Demokraten nach San Marco entboten worden, denn bei dem Reichthum und der Freigebigkeit der beiden Brüder konnte ihre Acquiſition jenen durchaus keine gleichgültige Sache ſein. Die Volksfreunde trafen den Prior im Gemach Heinrich's, der heute zum erſtenmal das Lager verlaſſen und mit ſeinem väterlichen Freund einen Plan in Bezug der Aufſuchung ſeiner entführten Braut beſprochen hatte. Er empfing die Glückwünſche der hold's, der einem Rufe nach Kiel gefolgt war, hatte zu Oſtern 1794 Johann Gottlieb Fichte den philoſophiſchen Lehrſtuhl beſtiegen, er, der tapfere Denker, der hochherzige Patriot, welcher die unmittelbare Beziehung der freien Wiſſenſchaft auf den freien Staat zuerſt klar und ſcharf vom Katheder herab verkündigte und, wenngleich er die in der urſprünglichen Form ſeines Syſtems auf eine ſchwindelnde Spitze getriebene Souverainetät des menſchlichen Selbſtbewußtſeins ſpäter bedeutend zu modifiziren ſich veranlaßt ſah, dennoch das große Freiheits- und Humanitätsprinzip ſeiner Philoſophie bis zuletzt ſtandhaft aufrecht erhielt. In den Erinnerungen einer Dame aus jener Zeit, wo neben Fichte und den übrigen ſchon gelegentlich genannten Gelehrten auch Woltmann und die Brüder Schlegel in Jena wirkten, erſcheint der mannhafte Philoſoph als eine kurze gedrungene Geſtalt. Das Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab, wo es glatt abgeſchnitten war. Unter ſtarken Brauen ſchoſſen dunkle heftige Augen „wie Kugeln“ hervor und nicht minder herausfordernd war die Adlernaſe und das ſtolze befehlende Wort. Mitten in der belebteſten Unterhaltung ſei er Abends oft plötzlich auf und fort geſprungen, ſich „noch einen Louisd'or zu erſchreiben;“ aber Buchhändler- und Studentenhonorare hatten nur ein „ſehr flüchtiges Abſteigequartier“ in ſeiner Taſche, weil er das Geld auf unglaublich ſchnelle Weiſe auszugeben verſtand. Nichts Grelleres habe man ſehen können als Fichte und Woltmann neben einander, Jener ſtets „wie ein Chiffonnier, Dieſer im mohnfarbenen zierlichen Rocke, in der Weſte von blauem Atlas mit blühend weißer Wäſche und ſchwarzſeidenen Unterkleidern.“ Mit Ausnahme Woltmann's und Göthe's, welcher Letztere damals den „verzweifelten Geſchmack“ hatte, ſtets fleiſcherfarbene braunrothe Ueberröcke zu tragen, ſei es überhaupt mit der äußeren Eleganz dieſer Heroen ſchlecht beſtellt geweſen. Das Schnupfen und Rauchen ſei in dieſen Kreiſen entſetzlich ſtark betrieben worden, beſonders im Hauſe des Orientaliſten Ilgen, wo Humboldt, welcher den Tabaksrauch haßte, oft in große Noth gekommen. Wann nach Tiſche die Herren ſich rauchend zum Kaffee zuſammengeſetzt, hätten Humboldt's Manövers begonnen, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechſeln, da er den Staatsrock vor dem Tabaksgeruch retten wollte, und das Spaßhafte hiebei ſei geweſen, daß Humboldt's Staatsgarderobe ohnedies höchſt unſcheinbar war und daß er „in Ilgen's Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unſerer Tage verſchmäht haben würde.“ Auch Bedenklicheres meldet uns die Dame. So von den Brüdern Schlegel, daß Jeder derſelben eine Lebensgefährtin beſaß, welche „die Kirche nicht dazu ſanctionirt hatte,“ und daß die beiden Herren mit ihren Gläubigern zuweilen in mehr oder minder ergötzliche Conflicte gerathen ſeien34). Dieſe Romantik des Jena'ſchen Lebens ſteigerte ſich dann gegen das Ende des Jahrhunderts zu, als der brauſende Moſt der romantiſchen Schule in der Stadt gährte, freilich ohne jemals zu rechter Klärung zu kommen. Auguſt Wilhelm Schlegel's Haus verſammelte zu Zeiten die Chorführer der Schule, unter denen neben Friedrich Schlegel Tieck und Novalis vorragten. Clemens Brentano, damals noch Student, fand da Raum, ſeine Eulenſpiegeleien zu treiben. Als er eines Abends ſeine tolle Humoreske: „Naturgeſchichte des Philiſters“ vorgeleſen hatte, ſtand der ebenfalls anweſende Fichte auf und ſagte: „Nun will ich euch aus dieſer Geſchichte beweiſen, daß eben der Brentano hier der erſte und ärgſte unter allen Philiſtern iſt“ — welcher Beweis denn auch ſofort in Form einer ſchlagenden Kritik geliefert wurde35). Auch Schelling, der Schöpfer der Naturphiloſophie, trat in dieſe Kreiſe, wo ſchon ſeine perſönliche Erſcheinung — der „runde Kopf mit der kleinen ſlaviſchen Naſe und den ſtralenden Augen“ — Aufſehen erregte, und machte in der erſten Zeit die gerade im Schwange gehenden romantiſchen Genialitäten in einem Grade mit, welcher böſen Zungen hinlängliche Veranlaſſung zu ſkandalfreudiger Aeußerung gab.

Während ſo in der Muſenſtadt an der Saale eine neue Generation von Stürmern und Drängern, unbekümmert um die näher und näher rückenden großen Kataſtrophen der Zeit, in einem bunten Treiben ſich gefiel, welches im Löblichen wie im Bedenklichen vielfach an das erinnerte, was zwanzig Jahre früher drüben in Weimar geſchehen war, hatte in der Muſenſtadt an der Ilm mehr und mehr ein ernſter und gemeſſener Ton Platz gegriffen. Die genialiſch unbändige Luſtigkeit der Tage und Nächte von Ettersburg und Tieffurt war längſt dahin. Was drüben in Jena, in den weltfernen Gelehrtenſtuben, ob dem Geräuſche wiſſenſchaftlicher Strebungen und literariſcher Händel vergeſſen werden konnte, die politiſche Lage, drängte ſich hüben in Weimar mit der ganzen Macht der Thatſachen der Betrachtung auf. Freilich trugen ſich bis zum Schluſſe des Jahrhunderts und noch in das neue hinein hinſichtlich der Reſultate, welche das kriegeriſche Vorgehen der jungen franzöſiſchen Republik gegen das alte monarchiſche Europa für Deutſchland haben müßte, auch ſonſt hellſichtigſte Männer mit wunderlichen Illuſionen. So Göthe, welcher im März 1798, als die Nachricht von den Niederlagen eingetroffen, welche die Franzoſen dem verrotteten ſchweizeriſchen Ariſtokratismus beigebracht, zwar mit Beſorgniß gegen Schiller äußerte: „Wer wird der beweglichen, glücklich organiſirten und mit Verſtand und Ernſt geführten franzöſiſchen Maſſe widerſtehen?" — aber doch mit der politiſchen Einſicht eines preußiſchen Garde-Gensdarmerie-Offiziers von damals hinzufügte: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordiſchen Maſſe ſtecken, gegen die man ſich ſo leicht nicht wenden wird." Der unbeweglichen nordiſchen Maſſe ſollte das Pochen auf ihre Unbeweglichkeit gegenüber der franzöſiſchen Beweglichkeit bald genug theuer zu ſtehen kommen. Der Herzog Karl Auguſt, den Franzoſen ſchon darum abgeneigt, weil er franzöſiſchem Uebermuth gegenüber als Deutſcher ſich fühlte, war zwar im Vertrauen auf die Macht Preußens, an deſſen Politik er ſich angeſchloſſen, weit entfernt, ein Schickſal zu ahnen, wie der Tag von Jena es für die Monarchie Friedrich's des Großen und für Deutſchland bringen ſollte; allein trotzdem konnte er als Mann und Fürſt der Sorge über die unheildrohende Verdüſterung des politiſchen Horizontes ſich nicht entſchlagen. Seine Gemahlin, die Herzogin Luiſe, ſchon von Natur mehr der ernſten als der heiteren Seite des Lebens zugekehrt, vermochte jetzt, da die Stimmung am Hof eine ernſtere geworden war, den ſtillen Einfluß einer würdevollen Weiblichkeit mehr geltend zu machen als früher und ſo trug das Weimar'ſche Leben überall eine gedämpftere Färbung. Die Theilnahme des Hofkreiſes am Rechten und Schönen war deßhalb keine läſſigere; aber wie ſie früher an dem Geloder genialiſcher Flammen ſich erfreut hatte, ſo bethätigte ſie ſich jetzt einerſeits an der wiſſenſchaftlichen Bewegung der Zeit, andererſeits an jenem Cultus der ſchönen Form, für welchen beſonders die italiſchen Reiſeerfahrungen Göthe's, Herder's und der Herzogin Amalia befruchtend geworden waren. Dieſem Cultus ſollte auch das ſeit 1791 eingerichtete Hoftheater dienen, deſſen Bildung und Leitung Göthe übernommen hatte. Damit begannen dann die Experimente Behufs der Schaffung einer idealen Bühne, welche, gegenüber dem Ungeſchmack, den Gemeinheiten und Ausſchreitungen der gäng und gäben theatraliſchen Praxis, die Ergebniſſe künſtleriſcher Bildung dem Publicum dramatiſch vermitteln ſollte, — Experimente freilich, die keineswegs immer gelungene waren und überhaupt aus der Region eines wohlmeinenden Dilettantismus erſt dann heraustraten, als Schiller mit der ganzen Wucht ſeines dramatiſchen Genie's und ſeiner Begeiſterung dem Unternehmen zu Hülfe kam. Die gute Geſellſchaft von Weimar — man zählte dazu außer den Fürſtlichkeiten und ihrer nächſten Umgebung Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Karoline Herder, Amalia von Imhof, Frau von Berlepſch, dann ſelbſtverſtändlich Göthe, Wieland, Herder, ferner Bode und Bertuch, Jener als Ueberſetzer, Dieſer als Gründer und Leiter des Induſtrie-Comptoir vielbeſchäftigt, weiterhin den Schweizer Meyer, Göthe's künſtleriſchen Hausgenoſſen, den hochgebildeten Geheimrath Voigt, den gutmüthigen Satiriker Falk und den gelehrten Archäologen Böttiger, in ſeinen beſſern Tagen von Göthe und Schiller als „Magiſter Ubique“ und „Allerweltsſchwätzer“ wohl etwas zu ſcharf perhorrescirt — die gute Geſellſchaft von Weimar, in deren Kreiſen wir ab und zu auch den hoffatten Knebel treffen, dann Beſucher wie Bürger, Voß, den großen Philologen Wolf, die Brüder Humboldt, alſo dieſe Geſellſchaft zeigte nach dem Vorgang und Beiſpiel Göthe's zu Anfang der neunziger Jahre ein lebhaftes Intereſſe für naturwiſſenſchaftliche Probleme. Alle Welt ſammelte Steine, legte Herbarien an und ſelbſt zarteſte Damenhände wirthſchafteten in dem „Beinhaus“ der Oſteologie umher, aus welchem Göthe durch Schiller wieder in den „freien Garten des Lebens“ herausgerufen worden zu ſein bekennt[56]). Auch die Naturwiſſenſchaften hatten durch die Kant'ſche Revolution einen mächtigen Anſtoß erhalten. Schon Kielmeyer ahnte, in Anwendung Kant'ſcher Prinzipien auf die Naturforſchung, die Erfaſſung des Naturganzen als eines Organismus und aus dieſer Ahnung entwickelte ſich ſofort ein vielſeitiges Studium der Natur. Blumenbach, in der Vielerleiheit ſeiner Forſchungen ſtets die bindende Einheit der Idee feſthaltend, wurde mit Sömmering der Begründer einer wiſſenſchaftlichen Phyſiologie. Ein Hufeland, ein Reil und Andere führten die neugewonnenen naturwiſſenſchaftlichen Reſultate in die mediziniſche Praxis ein. Werner und Sternberg, die Geognoſie und Geologie auf neue wiſſenſchaftliche Grundlagen ſtellend, eröffneten dem ſtaunenden Auge der Zeitgenoſſen den Einblick in eine Geſchichte der Erde, deren Zeitrechnung nicht Tauſende, ſondern Millionen von Jahren umfaßt, und ſchon rüſtete ſich Alexander von Humboldt, die glorreiche Laufbahn anzutreten, welche ihn zum Seher und Deuter der erhabenen Kosmos-Idee machen ſollte. Alle dieſe Strebungen, verbunden mit den geſchichtlichen, philologiſchen und äſthetiſchen Studien und Findungen jener Tage, ſpielten in den Weimarer Kreis herein. Mit dem Jena'ſchen fand ein reger Ideenaustauſch ſtatt. Göthe ging, ernſte wiſſenſchaftliche Bedürfniſſe zu befriedigen, häufig in die Univerſitätsſtadt hinüber, wie er denn auch daſelbſt unter Loder's Leitung zugleich mit Alexander von Humboldt Anatomie ſtudirt hat. Wiederum kamen die Jena'ſchen Gelehrten nach Weimar herüber, um an den Erörterungen des wiſſenſchaftlichen Vereins ſich zu betheiligen, deſſen Sitzungen ſeit 1791 jeden erſten Freitag im Monat im Palais der Herzogin Amalia gehalten wurden, ein ernſtes Gegenbild zu dem bunten Mummenſchanz der kraftgenialluſtigen Wirthſchaft von ehedem. In dieſem Verein, wo man mit anſtändiger Zwangloſigkeit ſich bewegte und wo Karl Auguſt, ſeine Mutter und ſeine Gemahlin ſelten oder nie fehlten, wurden in freiem Geſpräch oder mittelſt förmlicher Vorträge die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Thätigkeit in Umlauf geſetzt. Hier las Göthe ſeine Beobachtungen über das Farbenpriſma und ſeine Forſchungen über Caglioſtro vor, Herder ſeinen Aufſatz über wahre Unſterblichkeit, Andere Anderes. Von dem edlen Freimuth, welcher da heimiſch war, zeugte die von Knebel vorgetragene Abhandlung über „Wohlwollen, Werthſchätzung und Höflichkeit.“ Es kam darin die Stelle vor: „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen ſind (gentilesse, gentleman-like). Auf deutſchem Boden geht das nicht .... Die Fürſten erhielten ihre Hochſchätzung zuerſt, weil ſie die Stärkſten und Klügſten im Volke waren. Dieſe Hochſchätzung iſt erblich geworden unter der Vorausſetzung, daß die Nachkommen der Fürſten den Wechſel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahnen auf ſie zogen.“ Und gerade bei dieſer Stelle bezeugte der Herzog dem wackeren Knebel laut ſeinen Beifall[37]). Man war in Weimar in keiner Weiſe mehr revolutionär geſtimmt, aber man war und blieb liberal.

Indem wir uns zu Schiller zurückwenden, finden wir den Dichter im Sommer und Herbſt von 1791 an ſeiner berühmten Abhandlung: „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung“ arbeitend. Er war darauf geführt worden, als er die letzte Zeile an ſeine äſthetiſchen Briefe legte. Zu Anfang Septembers äußerte er darüber gegen Körner: „Ich ſchreibe aus dem Herzen und mit Liebe. Es iſt gleichſam eine Brücke zu der poetiſchen Production.“ Der ſchöpferiſche Geiſt begann ſich demnach wieder in ihm zu regen; aber bevor er dieſer Regung nachgab, empfand er, wie der genannte Aufſatz beweiſt, das Bedürfniß, ſeinen künſtleriſchen Idealismus, der in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen den vollendetſten philoſophiſchen Ausdruck gefunden, gegenüber dem künſtleriſchen Realismus, welcher ihm in Göthe inzwiſchen freundſchaftlich nahegetreten, allſeitig ins Klare zu ſetzen. Die Beziehung auf Göthe und ihn ſelbſt iſt in dieſer Schrift, wenn auch unausgeſprochen, überall eine augenſcheinliche: — Göthe iſt der naive, Schiller der ſentimentaliſche Dichter. Aber was iſt naiv? was ſentimentaliſch? In Beantwortung dieſer Frage hat Schiller nicht nur das Weſen ſeines Genius ſich zum Bewußtſein gebracht, ſondern auch bedeutendſte Probleme der Poetik pſychologiſch erledigt. In uns Allen lebt das äſthetiſche Ideal. Wir genießen deſſelben als einer Wirklichkeit oder aber wir ſtreben danach als nach Einem, welches ſein ſollte. Mit anderen Worten, unſer Idealismus iſt entweder Natur oder Sehnſucht. Iſt er erſtere, ſo empfinden wir naiv; iſt er letztere, ſo empfinden wir ſentimentaliſch. Dieſes auf die Poeſie angewandt, welche die Aufgabe hat, das äſthetiſche Ideal darzuſtellen, finden wir, daß ſie entweder naiv oder ſentimentaliſch ſich äußern muß. Der naive Dichter bildet, was er als ſchöne Wirklichkeit empfindet, ab; der ſentimentaliſche bildet, was er als zu verwirklichende Schönheit in ſich fühlt, vor. In beiden Fällen iſt die ſchöne Natur Gegenſtand dichteriſcher Thätigkeit, aber der naive Dichter ahmt die gegenwärtige nach, der ſentimentaliſche ſucht ſie als etwas Verlorenes. Jener fühlt ſeine Verwandtſchaft mit der Natur, er iſt in ihr daheim und ſeine Liebe zu ihr iſt daher kindlich einfach und unbefangen, iſt etwas Selbſtverſtändliches, wovon man nicht viel Aufhebens macht; dieſer fühlt die Entfremdung von der Natur, er empfindet alſo Heimweh nach ihr und ſeine Liebe zu ihr iſt eine ſchwärmeriſche, ſehnſüchtige, begeiſterte. Und es kann nicht bloß eine naive Empfindungsweiſe geben, denn die ſentimentaliſche — die ſentimentale faßt Schiller als Baſtardſchößling der ſentimentaliſchen, als Empfindelei — iſt ein nothwendiges Moment in dem Entwicklungsprozeß des menſchlichen Geiſtes. Die Kultur entfremdet den Menſchen der Natur. Dieſen Verluſt zu erſetzen, ſchafft die Phantaſie eine ideale Natur und aus dem Gegenſatz, in welchem dieſe zur Wirklichkeit ſteht, entſpringt die ſchöpferiſche Arbeit des ſentimentaliſchen Dichters, wogegen die Aufgabe des naiven in der möglichſt treuen und lebendigen Nachſchöpfung der wirklichen Natur beſteht. Im Verlauf ſeiner Unterſuchung hat Schiller dann nachgewieſen, daß ſich auf den Gegenſatz des Naiven und Sentimentaliſchen die Begriffe antik und modern oder claſſiſch und romantiſch baſiren. Das Claſſiſche iſt weſentlich naiv, das Romantiſche weſentlich ſentimentaliſch. Man muß ſich aber hüten, claſſiſch und antik für identiſch zu halten, denn im Sinne Schiller's iſt Shakſpeare nicht minder ein claſſiſcher Dichter als Homer .... Die weiteren Entwickelungen der Schiller'ſchen Poetik, wie die in Rede ſtehende Abhandlung ſie darlegt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Es genügt, zu ſagen, daß Schiller in *dem* Sinne, in welchem er Vorſtehendem zufolge die ſentimentaliſche Poeſie verſtand, entſchieden und klar als ſentimentaliſcher Dichter ſich fühlte und wußte: der Contraſt von Ideal und Wirklichkeit iſt die Wurzel ſeiner Dichtung. Wir werden bald einem glänzenden Verſuche begegnen, die Kluft poetiſch zu überbrücken, d. h. aus der Durchdringung und Verſchmelzung von Idealismus und Realismus das wahre Bild ſchöner Menſchheit hervorgehen zu laſſen.

Mit dem ernſten und großen Sinne, welcher ſein ganzes Wirken kennzeichnet, ging Schiller ſeit ſeiner Rückkehr aus der ſchwäbiſchen Heimat an die Ausführung des daſelbſt mit Cotta vereinbarten Planes einer literariſchen Zeitſchrift, welche, wie er am 12. Juni

1794 an Körner ſchrieb, „ein epochemachendes Werk“ ſein ſollte. Die ökonomiſche Seite des Unternehmens war von Cotta freigebig ſichergeſtellt und Schiller begann ſein Redactionsgeſchäft damit, daß er in Jena Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann für die Sache gewann. Dann wurden Göthe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Körner, Herder, Gotter, Klopſtock, Voß, Reinhold, Baggeſen, Thümmel, Lichtenberg, Matthiſſon, Salis und Andere zur Mitarbeit eingeladen und in einem vom 13. Juni datirten Kreisſchreiben ſetzte der Dichter den Eingeladenen Plan und Zweck der Zeitſchrift auseinander. Für das Publicum ſchrieb er eine ausführliche Ankündigung der „Horen“, welche im Dezember im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung erſchien. Förderung wahrer Humanität war die Loſung der neuen Zeitſchrift. Die Schwierigkeiten und Hinderniſſe bei Verfolgung dieſer Tendenz waren vorausſichtlich keine geringen und Schiller hat ſich das auch von Anfang an nicht verhehlt. „Zu einer Zeit“ — ſo begann die Ankündigung der Horen — „wo das nahe Geräuſch des Krieges das Vaterland ängſtigt, wo der Kampf politiſcher Meinungen und Intereſſen dieſen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Muſen und Grazien daraus verſcheucht, wo weder in den Geſprächen noch in den Schriften des Tages vor dieſem allverfolgenden Dämon Rettung iſt, möchte es ebenſo gewagt als verdienſtlich ſein, den ſo ſehr zerſtreuten Leſer zu einer Unterhaltung ganz entgegengeſetzter Art einzuladen. In der That ſcheinen die Zeitumſtände einer Schrift wenig Glück zu verſprechen, die ſich über das Lieblingsthema des Tages ein ſtrenges Stillſchweigen auferlegen und ihren Ruhm darin ſuchen wird, durch etwas Anderes zu gefallen als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther in Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Dieſer Geſichtspunkt wird dann weiter entwickelt: — „Mitten in dem politiſchen Tumult ſoll unſere Zeitſchrift für Muſen und Charitinnen einen vertraulichen Cirkel ſchließen, aus welchem Alles verbannt ſein wird, was mit einem unreinen Parteigeiſt geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die *nächſten* Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte und über die kommende die Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideale veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft gegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, *von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt*, nach Vermögen geſchäftig ſein." Gewiß, gediegen und ſchön war die Tendenz dieſer Zeitſchrift, welche „Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede" zu ihrer Regel machte und demnach mit Grund unter dem Namen der drei ſchweſterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene erſchien, in welchen Göttergeſtalten der Grieche die „welterhaltende Ordnung" verehrte. Das Unternehmen war kühn, und um die ganze Kühnheit dieſer Manifeſtation des Idealismus unſeres Dichters zu verſtehen, vergegenwärtige man ſich nur die Unruhe, Angſt und Bedrängniß der realen Welt von damals, wo — wie freilich im Grunde zu jeder Zeit — nicht Vernunft und Gerechtigkeit, ſondern ſkrupelfreie Schlauheit und rohe Gewalt die Entſcheidungen gaben.

Noch vor Schluß des Jahres konnte Cotta das erſte Monatsheft der Horen verſenden, wenigſtens kam es unſerem Dichter frühzeitig genug zu, daß er in ſeinem Brief vom 22. Dezember gegen Göthe Format, Papier und Lettern der neuen Zeitſchrift rühmen konnte, das „ſolide, dauerhafte Anſehen, welches dieſelbe vortheilhaft von dem Haufen der Journale unterſchied." Aber ſofort begannen

Florentiner zu ſeiner Geneſung und in ſeiner Gegenwart wurde ausgemacht, daß Savonarola, um allen Anſchlägen der ariſtokratiſchen und mediceiſchen Faction zuvorzukommen, folgenden Tages in Form einer Predigt die Verfaſſungsfrage abhandeln und die geſammte Bürgerſchaft auf den kommenden Morgen in den Dom geladen werden ſollte, was auch in allen Quartieren der Stadt ſogleich in's Werk geſezt wurde, zum großen Verdruſſe der Oligarchen und Medicimänner, welche das Scheitern ihrer Machinationen an Savonarola's Popularität und Redegewalt vorausſahen.

Und ſie ſelbſt wurden am folgenden Morgen fortgezogen mit dem Strom der Bürgerſchaft nach Santa Maria del Fiore, dem Dom. Dieſer, ringsher frei in die Lüfte ragend, iſt einer der erhabenſten und reichgeſchmückteſten Tempel der Erde, deſſen Bau begonnen ward im Jahre 1298 durch Arnolfo di Lapo, nachdem die florentiniſche Republik dieſem Baukünſtler befohlen: „einen Riß zu verfertigen zur Herſtellung eines Gotteshauſes, welches den Stempel einer ſolchen Pracht und Größe an ſich tragen ſolle, daß die Kunſt und die Macht der Menſchen nichts auch die Redactionsleiden Schiller's und ſchon am 29. Dezember hatte er Veranlaſſung, an Körner zu ſchreiben: „Unſerer guten Mitarbeiter ſind bei allem Prunk, den wir dem Publicum vormachen, wenige und von dieſen wenigen iſt faſt auf die Hälfte für dieſen Winter nicht zu rechnen. Göthe will ſeine (römiſchen) Elegieen nicht gleich in den erſteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erſt abwarten, Fichte iſt mit Vorleſungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die Anderen laſſen Nichts von ſich hören.“ Doch iſt er guten Muthes und fügt ſeinen und Lotte's dem Freunde dargebrachten guten Wünſchen zum Jahreswechſel die Worte bei: „Mein kleiner Sohn iſt friſch und geſund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir iſt, trotz meines ewigen Krampfübels, ſelten ſo wohl im Geiſt und Herzen geweſen“ ... Im Laufe des Januar 1795 kann er dem Freunde melden, daß Cotta mit dem Abſatz der Horen „äußerſt zufrieden“ ſei, daß ſogar in „ſehr kleinen Städten“ zwölf und mehr Exemplare beſtellt ſeien und daß die Geſammtzahl der Abonnenten nahezu ein Tauſend betrage, was immerhin für die rege Betheiligung des Publicums zeugte, da zu jener Zeit Leſecirkel und Leihbibliotheken noch lange nicht einmal annähernd ſo häufig waren wie heutzutage und demnach der Buchhandel und die Journaliſtik in weit höherem Grade als jetzt auf den Abſatz an Privatleute ſich angewieſen ſahen. Bald jedoch trübten ſich die Ausſichten. Die Horen brachten als Hauptmaſſe zunächſt Schiller's Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen und Göthe's Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter, dann kleinere Aufſätze von Fichte, Woltmann, Körner, Herder, weiterhin den Lorenz Stark von Engel, Proben der Verdeutſchung von Dante's göttlicher Komödie durch A. W. Schlegel. Die erwähnten Novellen Göthe's waren für das Publicum nur eine Enttäuſchung hochgeſpannter Erwartungen. Die Herrlichkeit der darauf folgenden Römiſchen Elegieen riß dann freilich alle überhaupt Empfänglichen hin, aber über Schiller's äſthetiſche Briefe herrſchte — wie Humboldt noch im Juli 1795 dem Dichter ſchrieb — ſelbſt im intelligenten Berlin „altum silentium“. Dieſes „tiefe Stillſchweigen“ über ein ſo bedeutendes Werk kann uns zeigen, daß Schiller bei Unternehmung der Horen einen viel zu idealiſchen Maßſtab an den Bildungsgrad der großen Leſewelt gelegt und überſehen hatte, daß nur auserwählteſte Geiſter unter den Zeitgenoſſen die Anſichten vom Weſen und Beruf des Dichters und Schriftſtellers, welche er als Reſultat eines ſchweren Läuterungsprozeſſes gewonnen, zu verſtehen und zu würdigen vermöchten. Die bittere Erfahrung, daß von Allem, was die Horen brachten, Engel's philiſterhafter Lorenz Stark den allgemeinſten Beifall fand, konnte ihn nach dieſer Seite hin aufklären. Dazu kam, daß das ganze Heer der lieben Mittelmäßigkeit, wie es damals in der deutſchen Publiziſtik organiſirt war, von Anfang an mit Scheelſucht auf die Horen geblickt hatte und alsbald zu mehr oder minder offener oder verſteckter Feindſeligkeit überging. Allen dieſen Leuten war der mittelſt der Horen manifeſtirte Bund zwiſchen Göthe und Schiller ein Dorn im Auge. Es zeigte ſich jetzt recht deutlich, wie hoch die beiden Dichter mit ihren Anſchauungen und Ueberzeugungen über dem Niveau ſtanden, welches die deutſche Bildung damals erreicht hatte. So eine iſolirte Stellung hat aber zu allen Zeiten den Neid und Haß herausgefordert und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß auf die vorragendſten Vorkämpfer der Zukunft die meiſten Köcher ſich entleeren. Der Kreis der Gegner unſerer beiden Dichter war ein eben ſo zahlreicher als gemiſchter: da waren gelehrte Pedanten, die von wahrer Poeſie überhaupt keine Ahnung hatten; ferner Aufklärer aus der Schule Nicolai's, die der Menſchheit ein für allemal nicht geſtatten wollten, aus der Sphäre einer hausbackenen Verſtändigkeit herauszutreten; dann die zelotiſche Brut, wie ſie der Hauptpaſtor Götze reichlich in Deutſchland hinterlaſſen hatte, oder ſüße Fromme vom Schlage Stolberg's; weiter die politiſch Aufgeregten, welche es den beiden großen Freunden nicht verzeihen konnten, daß dieſe nicht mit ihnen um die franzöſiſchen Freiheitsbäume tanzen mochten;

auch die Schwärmer à la Lavater, die Empfindler à la Lafontaine und die Rührſeligen à la Kotzebue; endlich die ganze Sippſchaft der Trivialen und Denkfaulen, — dieſelbe Sippſchaft, welche immer und überall dem Mittelmäßigen, Erbärmlichen und Gemeinen zugeklatſcht und das Ungewöhnliche, Hohe und Geniale verkannt, verläſtert und verfolgt hat. Im Uebrigen darf, ſo man gerecht ſein will, nicht verſchwiegen werden, daß man der Menge — welches Wort ich hier keineswegs im verächtlichen Sinne nehme — denn doch nie und nirgends zumuthen kann, ſich mit einem Sprung in Regionen zu verſetzen, wo Männer ſich heimiſch fühlen, in welchen der höchſte Schwung der Zeitrichtung einer außerordentlichſten Begabung begegnet, und ebenſo iſt daran zu erinnern, daß die Ankündigung der Horen mehr verſprochen hatte als die Zeitſchrift wirklich leiſtete. Allerdings konnte keines der übrigen gleichzeitigen literariſchen Blätter auch nur entfernt die Vergleichung mit ihr aushalten, allein Schiller hatte nicht nur dem guten Willen des Publicums, ſondern auch dem der Mitarbeiter zu ſehr vertraut. Er hatte ſeinen eigenen Enthuſiasmus auch bei ihnen vorausgeſetzt und fand ſich von Seiten der meiſten getäuſcht. Am wackerſten hielt Göthe aus, aber ſeine und Schiller's Anſtrengungen vermochten ein Organ nicht in die Länge zu halten, welches, Alles in Allem betrachtet, denn doch mit zu ſouverainem Idealismus über die „nächſten Intereſſen und Erwartungen“ des Publicums ſich hinwegſetzte. Zu einer Zeit, wo es ſich für Deutſchland eigentlich ſchon um Sein oder Nichtſein handelte, war es ſelbſt von Deutſchen zu viel verlangt, daß ſie inmitten einer bedrohlichſten Gegenwart an dem ideellen Aufbau der Zukunft herzlichen Antheil nehmen ſollten. Als Schiller das erkannt hatte, ließ er, mißmuthig, die Horen nach dreijährigem Beſtehen eingehen, obgleich der Verleger bereit war, die Zeitſchrift fortzuſetzen 56).

Wenn jedoch unſer Dichter von Mißgriffen bei dieſem publiziſtiſchen Unternehmen keineswegs freizuſprechen iſt, ſo iſt auf der andern Seite leicht zu begreifen, wie ſehr er, der Reinheit ſeines Wollens gewiß, durch die Gemeinheit der Anfechtungen, welche er als Herausgeber der Horen zu befahren hatte, empört und erbittert werden mußte[59]). Bevor der Horentanz ein Jahr gewährt hatte, mußte Schiller dem Freund in Dresden ſchreiben (2. Nov. 1795): „Die Horen werden jetzt von allen Orten her ſehr angegriffen, beſonders meine (äſthetiſchen) Briefe — aber von lauter trivialen und eſelhaften Gegnern, daß es keine Freude iſt, auch nur ein Wort zu repliziren.“ Er konnte ſich indeſſen der Replik doch nicht enthalten. Schon im 12. Monatsheft der Horen, welches einen Theil ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung brachte, verſetzte er in Form einer Anmerkung den Gegnern ſcharfe Hiebe. Tröſtlich mußte es ihm ſein, daß zu eben der Zeit, wo das Heer der Angreifer in der Fremde ſich gegen ihn ſammelte, ſeine Geltung in der alten Heimat bedeutend ſtieg. Während ſeines Beſuches in Schwaben waren Abel und andere ſeiner Freunde auf den Gedanken gekommen, den Dichter für die Landesuniverſität zu gewinnen. Ihre bezüglichen Bemühungen hatten Erfolg gehabt und im Frühjahr 1795 erhielt Schiller von daheim den Ruf zu einer Profeſſur in Tübingen. Unterm 5. April ſchrieb er darüber an Körner: „Ich habe eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeſſernden Gehalt. Ich habe ſie aber ausgeſchlagen, weil ich keine beſtimmten Pflichten übernehmen kann. Aber auch ohne dieſes würde ich Jena und meine hieſige freie Exiſtenz mit keinem anderen Orte vertauſchen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Geſundheit mir die Schriftſtellerei unterſagte. Dies iſt mir bewilligt worden und nun habe ich meine Exiſtenz auf gewiſſe Weiſe aſſecurirt“[60]). Noch tröſtlicher als dieſes ihm hiebei von Stuttgart und von Weimar her bezeigte Wohlwollen war unſerem Dichter in allen Widerwärtigkeiten jener Zeit der mehr und mehr vertraulich ſich geſtaltende Bund mit Göthe. Die gegenſeitige ſegensreiche Einwirkung der Beiden auf einander hatte begonnen: ſie fühlten lebhaft, was ſie einander ſchon waren und immer mehr werden mußten. Hier war wechſelſeitiges Verſtändniß, hier ein Austauſch wahrhaft fördernder Kritik. Für eine ſeiner größten Geiſtesthaten, für ſeine äſthetiſchen Briefe, erfuhr Schiller zunächſt außer von Körner und Humboldt nur noch von Göthe die gebührende Anerkennung. Dieſer ſchrieb ihm ſchon am 26. Oktober 1794: „Das mir überſandte Manuſcript habe ich mit großem Vergnügen ſogleich geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſerer Natur analoger Trank willig hinunter ſchleicht und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nervenſyſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohlthätig, und wie ſollte es anders ſein, da ich das, was ich für Recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte theils zu loben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand?“ Schiller ſeinerſeits, wie herzlich begrüßte er Göthe's römiſche Elegieen, „dieſe wahre Geiſtererſcheinung des guten poetiſchen Genius,“ und wie brüderlich liebevoll intereſſirte er ſich für die Fortführung des Wilhelm Meiſter! Die Freude an dem neidloſen Zuſammenſtreben dieſer erwählten Geiſter kann wahrlich nicht oft genug ausgedrückt werden. Bis zu welchem Grade der Vertraulichkeit der mündliche und ſchriftliche Verkehr der Beiden während der Jahre 1794—95 gediehen war, wird uns dadurch bezeugt, daß Göthe, damals den meiſten Menſchen gegenüber ſchon vornehm zugeknöpft, als er dem Freunde unterm 1. November 1795 meldete, es ſei ihm ein Sohn geboren, das artige Scherzwort hinzufügte: „Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerſchaft und zu Vermehrung der dichteriſchen Familie für ein Mädchen zu ſorgen.“

Die Vermehrung der dichteriſchen Familie in dem von Göthe gemeinten Sinne blieb nicht aus, aber von größerer Bedeutung war es, daß der ſcherzhafte Wunſch des Freundes auch im geiſtigen Sinn

Erfüllung fand. Wenn wir ſchon oben Gelegenheit hatten, ein Bekenntniß Göthe's anzuführen, daß der freundſchaftliche Verkehr mit Schiller befruchtend auf ſeine poetiſche Thätigkeit gewirkt habe, ſo iſt jetzt zu ſagen, daß auch für Schiller in dieſem Verkehr eine Fülle von Anregungen zu neuem künſtleriſchen Schaffen lag. Mitten in dem Genuſſe, welchen ihm Göthe's Wilhelm Meiſter bereitete, fühlte er ſich ebenfalls wieder als Dichter; auch ſeine Freude an der Luiſe von Voß rief ihm dieſes Gefühl zurück. Der Gedankenaustauſch mit Göthe — welchen Letzteren er ja deſſen eigenem Geſtändniß zufolge aus dem „Beinhaus der Oſteologie“ zur Dichtung zurückführte — wurde ihm zu einem rechten Ariadnefaden, der ihn aus dem Labyrinth der philoſophiſchen Speculation zur ſchöpferiſchen Bildnerei hinüberleitete. Es war ſchon ein Anhauch der poetiſchen Begeiſterung, welcher ihn am 7. Januar 1795 an Göthe ſchreiben ließ: „Der Dichter iſt der einzige wahre Menſch und der beſte Philoſoph iſt nur eine Caricatur gegen ihn.“ Ein äußerer Sporn zu dichteriſchem Schaffen war der Umſtand, daß er ſchon im Oktober 1794 Göthe zur Betheiligung an einem Muſenalmanach eingeladen hatte, welchen er im Verlag eines jungen Buchhändlers aus Neuſtrelitz, Michaelis, zur Herbſtmeſſe 1795 für das folgende Jahr erſcheinen laſſen wollte und wirklich erſcheinen ließ. Das Geſchlecht der deutſchen Muſenalmanache, durch Boie und Gotter 1770 in Göttingen geſtiftet und heute noch blühend, ſpielte zur Göthe-Schiller'ſchen Zeit in der literariſchen Welt eine ſehr bedeutende Rolle und erreichte gerade durch Schiller ſeinen höchſten Glanz[41]). Humboldt ſchrieb zu Anfang des Auguſt 1795 von ſeinem Familiengute Tegel bei Berlin, daß er Schiller's Beiträge zum Muſenalmanach mit Ungeduld erwarte und ſehr begierig ſei, zu ſehen, wie der Dichter den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht habe. In der That, dieſer Uebergang war kein leichter. Die Briefe des Dichters an Körner vom Sommer 1795 geben Zeugniß, daß er, noch dazu von mitunter ſehr heftigen Krankheitsanfällen gepeinigt, alle Energie ſeiner Seele aufbieten mußte, um den lange vernachläſſigten poetiſchen Genius wieder zur Aeußerung zu bringen. Endlich ſcheint der Durchbruch plötzlich erfolgt zu ſein; denn es liegt kein Grund vor, die von Schwab aus dem Mund eines Augenzeugen gegebene Nachricht zu bezweifeln, daß um dieſe Zeit Schiller eines Tages unerwartet zu einigen in ſeiner Wohnung verſammelten Freunden hereingetreten ſei, ein durchcorrigirtes Concept in der Hand und die Worte ſprechend: „Ich habe da Etwas gemacht, weiß aber nicht, ob es Etwas iſt.“ Und dann habe er angefangen zu leſen: „Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen“ — die Eingangsſtrophe der „Macht des Geſanges“62). So war aus den felſigen Schachten des philoſophiſchen Gedankens des Geſanges Strom mit Macht hervorgebrochen, und wenn man den Reichthum der dichteriſchen Hervorbringung betrachtet, welchen Schiller, nach vollendetem ſpeculativen Läuterungsprozeß, von jetzt an entfaltete, ſo darf man auch auf ihn jenes ſchöne Bild von der Aloe anwenden, welche jahrelang ſtill in ſich arbeitet, um dann mit überraſchender Kraft und Raſchheit den herrlichen Blüthenſchaft hoch empor zu treiben. Noch vor Eintritt des Herbſtes waren außer der Macht des Geſanges — deſſen Idee iſt, daß, wie Schiller unterm 8. September an Körner ſchrieb, der Dichter durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menſchen wieder herſtellt — noch die Ideale, der Tanz, das Reich der Schatten, die Würde der Frauen, der Spaziergang, der Genius und andere jener Gedichte geſchaffen, in welchen zur freudigen Ueberraſchung der Freunde Schiller's Gedankenlyrik plötzlich ſo reif und rein, gehaltvoll und formprächtig auftönte.

Welche Wirkung die Beſten der Zeit von dieſer Lyrik empfingen, wiſſen wir aus den bezüglichen Briefen Göthe's, Körner's und Wilhelm's von Humboldt an den Dichter. Als dieſer dem Letztgenannten am 9. Auguſt das Anfangs „Reich der Schatten“, nachmals „Ideal und Leben“ betitelte Gedicht überſandte, ſchrieb er dazu: „Wenn Sie meinen Brief erhalten, ſo entfernen Sie Alles, was profan iſt, und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht.“ So ſehr erſchien daſſelbe ſeinem Schöpfer ſelbſt als eine Offenbarung von Göttlichem[63]. Ganz wie eine ſolche wirkte es denn auch auf Humboldt, welcher entzückt zurückſchrieb: „Wie ſoll ich Ihnen, liebſter Freund, für den unbeſchreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat! Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchſte Reife und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens.“ In Wahrheit, Humboldt hat nicht zu viel geſagt. In dieſem unvergleichlichen Gedankenlied tritt zum erſten Mal der ganze Schiller vor uns hin. Die Diſſonanz zwiſchen Leben und Ideal und die endliche harmoniſche Aufhebung derſelben in der äſthetiſchen Weltanſchauung iſt das Thema des Gedichts. Die Wirklichkeit krankt an ſtreitenden Gegenſätzen, im Ideal werden dieſe zur Harmonie. Künſtleriſch-ſchöne Geſtaltung des Lebens, das iſt Verwirklichung des Ideals. Indem der Menſch die „Angſt des Irdiſchen“ von ſich wirft, d. h. das ſinnliche Element ſeines Weſens vermittelſt des geiſtigen überwindet, indem er des „Genuſſes wandelbare Freuden“ für die reine Betrachtung der Erſcheinungswelt hingibt, erhebt er ſich über die ſinnlichen Schranken, um „frei von jeder Zeitgewalt“ in des „Ideals Reich“ zu leben, in der „Schönheit ſtillem Schattenlande,“ durch welches „des Lebens Fluß ſanft und eben rinnt,“ d. h. der Menſch kann ſich vermöge der äſthetiſchen Weltbetrachtung zu einem Zuſtand äſthetiſcher Freiheit hinaufläutern, in welchem ihm das „zephyrleichte Leben klar und ſpiegelrein wie den Seligen auf dem Olymp dahinfließt.“ Dieſe frohe Botſchaft von der Verklärung des Irdiſchen durch das Ewige wird in einer Reihe von Bildern voll Tiefſinn und Anmuth ausgeführt, ſo daß das Gedicht — wie mit Fug geſagt worden iſt[64] — „bis in die äußerſte Form, bis in den einzelnen Reim hinein die ſelige Harmonie zwiſchen Inhalt und Geſtaltung an ſich trägt, welche Schiller als Ideal alles Menſchenlebens hinſtellt,“ und zuletzt wird der ganze Gedankengang, wie Perlen an einem Goldfaden, zuſammengefaßt in dem ſchönen Mythus vom Herakles, der ſich aus den Schranken und Nöthen des irdiſchen Daſeins freithätig ins Reich der Schönheit hinaufkämpft, bis „des Erdenlebens ſchweres Traumbild“ hinter ihm verſinkt und der Held, umrauſcht „von des Olympus Harmonieen,“ aus der Hand der Göttin ewiger Jugend den Trank der Unſterblichkeit empfängt.

Es galt aber nicht nur, dieſe ideale Weltanſchauung aufzubauen, ſondern zugleich auch, den Bau gegen die oben näher bezeichnete Schaar der Widerſacher zu vertheidigen. Dies, ſcheint mir, iſt der eigentliche Sinn des berühmten Xenienkrieges, zu deſſen Führung Schiller und Göthe ſich verbanden. Zunächſt allerdings handelte es ſich dabei nur um eine Abwehr der den Horen widerfahrenen Angriffe, allein dieſe Abſicht erweiterte ſich zu der Idee und Ausführung eines umfaſſenden Strafgerichts, welches über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenöſſiſchen Literatur ergehen ſollte. Der Gedanke ging urſprünglich von Göthe aus, welcher unterm 23. Dezember 1795 an Schiller ſchrieb, daß ihm „der Einfall gekommen, auf alle Zeitſchriften Epigramme, wie die Xenia des Martial ſind, zu machen und im Schiller'ſchen Muſenalmanach für das nächſte Jahr (d. i. für das Jahr 1797) einzurücken.“ Drei Tage ſpäter überſandte er dem Freunde bereits ein Dutzend Epigramme als Probe und meinte ironiſch, man könnte ſich mit einem Hundert ſolcher Xenien „ſowohl dem Publico als ſeinen Collegen aufs angenehmſte empfehlen.“ Unterm 29. Dezember ſchrieb Schiller zurück: „Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Sobald wir uns ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal Alles recht durch einander bewegen. Und dann ſoll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate.“ Göthe kam wirklich am 3. Januar 1796 nach Jena und ſchon am Abend des folgenden Tages konnte Schiller an Wilhelm von Humboldt melden: „Seitdem Göthe hier iſt, haben wir angefangen, Epigramme im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Wenn wir etliche hundert fertig haben, ſo ſoll ſortirt werden. Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig danach greifen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den ſie etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden.“ Am 18. Januar, als Göthe wieder nach Weimar zurückgekehrt war, ſandte Schiller ſeinen inzwiſchen erſchienenen Muſenalmanach an Körner und bemerkte dazu: „Für das nächſte Jahr ſollſt du dein blaues Wunder ſehen. Göthe und ich arbeiten ſchon ſeit einigen Wochen an einem gemeinſchaftlichen Opus für den nächſten Almanach, welches eine wahre poetiſche Teufelei ſein wird, die noch kein Beiſpiel hat.“ Als Antwort auf die neugierige Erkundigung des Freundes nach dem „gemeinſchaftlichen Opus“ ſchrieb er am 1. Februar: „Das Kind, welches Göthe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein ſehr wilder Baſtard ſein. Die ganze Sache beſteht in einem gewiſſen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodiſtichon iſt. Das Meiſte iſt wilde, gottloſe Satire, beſonders auf Schriftſteller und ſchriftſtelleriſche Producte, untermiſcht mit einzelnen poetiſchen, auch philoſophiſchen Gedankenblitzen.“ An demſelben Tage ſetzte Schiller auch Freund Humboldt in Kenntniß, daß die Arbeit an den Xenien bereits bis ins dritte Hundert vorgeſchritten ſei, und fügte bei: „Bei aller ungeheuren Verſchiedenheit zwiſchen Göthe und mir wird es ſelbſt Ihnen öfter ſchwer und manchmal gewiß unmöglich ſein, unſern Antheil an dem Werke zu ſortiren. Es iſt auch zwiſchen Göthe und mir förmlich beſchloſſen worden, unſere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzuſetzen, ſondern es in Ewigkeit auf ſich beruhen zu laſſen. Sammeln wir unſere Gedichte, ſo läßt Jeder die Xenien ganz abdrucken.“ Dieſer Vorſatz wurde aber nicht in ſeinem ganzen

Größeres und Schöneres zu erfinden im Stande ſein könne.“ Was Lapo dieſer hohen Aufgabe zufolge mit Begeiſterung begonnen, das ſetzten fort mit Meiſterſchaft und vollendeten Giotto, Taddeo Gaddi, Andrea die Cione, Lorenzo di Filippi und Filippo Brunelleſchi, welcher die erhabene Kuppel wölbte, die hernach der Kuppel der Peterskirche in Rom zum Vorbild diente. In dieſem impoſanten Tempel, der, 426′ lang, 292′ breit, 371′ hoch, jetzt geſchmückt iſt mit Malereien, Skulpturen, Schnitzwerken und Moſaiken von Francia di Dominico da Gambaſſi, Gaddo Gaddi, Paſſignano, Benedetto da Majano, Paggi, Donatello, Bicci, Giuliano di Arrigo, Luca della Robbia, Lorenzo Ghiberti, Buggiano, Credi, Vaſari, Zuccheri, Bandinelli, Michel Angelo und Andern, geziert auch mit dem Denkmal Dante's, den die undankbare Vaterſtadt im Exil ſterben ließ und der ihr nur mit ewigem Ruhme vergalt, in dieſem Dome, der trotz all' dieſes Schmuckes, nach den Worten eines Kunſtkenners „einfach und ungeheuer“ erſcheint, hatte ſich die Bürgerſchaft von Florenz, der Einladung der Patrioten zufolge, verſammelt, um den Propheten

Umfang ausgeführt und ſo erhielten denn nachmals die Chorizonten und Commentatoren reichliche Veranlaſſung, ihren Scharfſinn in der Ausmittelung der Urheberſchaft der einzelnen Epigramme zu erproben[63]). Göthe hat freilich darüber am 16. Dezember 1827 kopfſchüttelnd gegen Eckermann geäußert: „Die Deutſchen können die Philiſterei nicht loswerden. Da quängeln und ſtreiten ſie jetzt über verſchiedene Diſtichen, die ſich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und ſie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entſchieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller gehören und welche mir. Als ob Etwas darauf ankäme, als ob Etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da ſind! Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede ſein?“ Ein andermal hat aber doch Göthe, ebenfalls im Geſpräche mit Eckermann, ſelber den Unterſchied zwiſchen ſeinen und Schiller's Epigrammen hervorgehoben, indem er ſeine eigenen „unſchuldig“, die Schiller'ſchen dagegen „ſcharf und ſchlagend“ nannte. Dieſe Angabe iſt ihrer Allgemeinheit ungeachtet ſehr richtig. Die kritiſche Sonderung der Xenien, Göthe's Kopfſchütteln zum Trotz vom literarhiſtoriſchen Standpunkt aus nicht nur zu rechtfertigen, ſondern auch ſehr wünſchbar und — hauptſächlich mit Hülfe eines Exemplars der Xenien, in welchem Schiller's Frau 1797 die Namenschiffren Sch. oder G. unter die einzelnen Diſtichen ſetzte — durch Kenner wie Wackernagel, Hoffmeiſter, Gervinus, Schäfer, Viehoff, Düntzer und Boas vollzogen, ermächtigt zu dem Urtheil, daß die Schiller'ſchen Xenien vorwiegend energiſche Polemik und ſcharfſatiriſchen Witz athmen, während die Göthe'ſchen, einige wenige ausgenommen, im Ton ruhiger Betrachtung und kühler Ironie ſich bewegen[66]).

Die Arbeit der Freunde an den Xenien währte, mit bedeutenden Unterbrechungen freilich, acht Monate lang. Bis zum Auguſt 1796 hatte die zwiſchen Jena und Weimar gehende Botenfrau das Manuſcript beſtändig hin und her zu tragen. Die „fröhliche Poſſe der Xenien, der auf den Moment berechnete Schabernack“[67]), war demnach in der Ausführung ein wohlüberdachtes, vielfach erwogenes, auch vielfach verändertes und modifizirtes Werk geworden. So nun, wie die 414 Diſtichen Ende Septembers im Schiller'ſchen (in den Verlag von Cotta übergegangenen) Muſenalmanach auf 1797 erſchienen, war ihre Wirkung eine ganz außerordentliche, in unſerer Literargeſchichte bis dahin beiſpielloſe. Selbſt die poetiſchen Jugendthaten Klopſtock's, Göthe's und Schiller's hatten ein ſolches Aufſehen bei Weitem nicht erregt. Die ganze literariſche Welt gerieth in tumultuariſche Bewegung. Wunderbar zu ſagen, etliche Hunderte von Epigrammen vermochten Deutſchland aufs Heftigſte aufzuregen zu einer Zeit, wo den Augen der Deutſchen die ungeheuerſten geſchichtlichen Schauſpiele kürzlich vorüber gegangen waren und noch vorüber gingen, ja, wo ſo zu ſagen jeder Tag eine neue weltgeſchichtliche Szene brachte, — Szenen, in welchen mit erſchütterndſter Tragik unerhörteſte Komik wechſelte. Königliche Häupter waren in Frankreich über die Dielen des Schaffotes gerollt und in ſelbſtmörderiſchem Kampfe zerfleiſchten ſich hierauf die Vernichter des Königthums. Der Heroismus des Verbrechens, in Danton perſonifizirt, war dem gefrorenen Doctrinarismus Robespierre's erlegen, welcher dann mit einem feierlichen Ernſte, der einen Ariſtophanes oder Rabelais vor Erſtaunen hätte verſtummen machen können, angethan mit einem himmelblauen Sammetfrack und einen zierlichen Blumenſtrauß in der Hand, den Pariſern im Tuileriengarten die vom Convent decretirte Wiedereinſetzung Gottes verkündigte. Dann waren die methodiſchen Schreckensmänner von den anarchiſchen zur Guillotine befördert worden und ſchon ließ ſich in dem Degen Bonaparte's, welcher den Aufſtand der Gegner der Directorial-Regierung in den Straßen von Paris niederſchmetterte, das künftige Kaiſerſzepter ahnen. Der unſelige Friede von Baſel und die Siege des Erzherzogs Karl im ſüdlichen Deutſchland verlängerten nur die Agonie des deutſchen Reiches und in Italien band ſich Bonaparte den Lorbeerkranz, welcher nach wenigen Jahren das Diadem des modernen Cäſars beſchatten ſollte. Angeſichts alles deſſen wurde in Deutſchland ein literariſcher Xenienkrieg geführt, welchem alle Gebildeten mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgten! Es klingt märchenhaft und iſt doch buchſtäblich wahr. Wir Epigonen, in literariſchen Händeln aufgewachſen und längſt daran gewöhnt, es ganz in der Ordnung zu finden, daß die Kritik meiſt nur noch aus Invectiven beſteht, können uns kaum noch annähernd eine Vorſtellung machen von der Aufregung und Erbitterung, welche die Schiller-Göthe'ſche Xeniengabe hervorrief. Eine Menge von Männern der Gelehrſamkeit, der Literatur, der Politik, der Journaliſtik wurden von den tönenden Epigrammenpfeilen getroffen, manche tödtlich, viele ſchwer, ſelbſt Wieland erhielt einen neckenden, Fichte und Jean Paul einen derberen Streifſchuß. Am ſchlimmſten kamen Nicolai, Manſo, Stolberg[68]) und Lavater[69]) weg, ſowie die lärmenden Mitmacher der franzöſiſchen Freiheitsmode. Unbedingt verwerflich war die Art, wie Forſter angegriffen wurde; unbedingte Huldigung erfuhr nur Einer, Leſſing[70]). An einzelnen Mißgriffen, Härten und Ungerechtigkeiten fehlte es nicht, aber im Ganzen hat das Xeniengewitter doch ſehr wohlthätig reinigend, klärend und erfriſchend auf die literariſche Atmoſphäre gewirkt und ohne Frage gebührt ihm deßhalb eine bleibende Stelle in unſerer Kulturgeſchichte.

Der Lärm war groß. Wenige Tage nach dem Erſcheinen des Muſenalmanachs konnte Göthe an Schiller ſchreiben (5. Oktober): „Unſere mordbrenneriſchen Füchſe[71]) haben ſchon angefangen, ihre

Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens iſt kein Ende.“ Das Rathen mißrieth freilich mitunter gar lächerlich: ſo, wenn man das auf die „zierliche Jungfrau von Weimar“, d. i. Wieland, gemünzte Diſtichon auf die Herzogin deutete[73]). Einige der Getroffenen gebärdeten ſich ganz abſurd oder wüthend. So Nicolai, welcher, wie Schiller am 28. Oktober an Göthe meldete, dem Muſenalmanach den Titel Furienalmanach gab. Das war leicht zu ertragen, dagegen mußte es für die beiden Freunde kränkend ſein, wenn ein Mann wie Herder bei Erſcheinung der Xenien verrieth, daß er für das Wollen und Streben Göthe's und Schiller's gar keine Theilnahme, ja gar kein Verſtändniß mehr habe. Herder ſcheint den Bund der Beiden von Anfang an mit Abneigung betrachtet zu haben: es war in ihm eine Eiferſucht der Freundſchaft, welche namentlich Göthe'n gern ganz für ſich allein behalten hätte. Sodann ſchlug in Herder mit den Jahren der Theolog immer mehr durch und „Humanus“, wie Göthe den Freund in beſſeren Tagen getauft hatte, ließ mitunter ſtarke, ſehr ſtarke Anwandlungen von Infallibilitätsſucht blicken. Die Kant'ſche Philoſophie haßte er mit wahrhaft theologiſchem Haß und deßhalb wandte er ſich entſchieden von Schiller ab, um ſo mehr, da er beſorgte, dieſer würde auch Göthe in den Kreis Kant'ſcher Anſchauungen hinüberziehen. Doch erhielt ſich, trotz Alledem und obgleich Herder, in ſeiner grämlichen Betrachtungsweiſe von Welt und Menſchen allmälig vertrocknend, die künſtleriſche Richtung Schiller's und Göthe's nicht mehr zu erkennen vermochte, ein ſo leidlich gutes Verhältniß zwiſchen ihm und den Beiden, daß Herder an den Horen und dem Muſenalmanach ſich betheiligte. Mit dem Erſcheinen der Xenien erfolgte jedoch der Bruch, obgleich kein Pfeil auf Herder gerichtet worden war. Den Vorwand lieh der Umſtand, daß die Xeniendichter es nicht hatten über ſich bringen können, dem „würdigen Pelias“, dem „Vater“ Gleim ſeine allmälig ganz und gar faſelnd gewordenen Reimereien nachzuſehen. Da auch Wieland der „zierlichen Jungfrau“ wegen ſchmollte, ſo muß es damals im Herder-Wieland'ſchen Kreiſe ſcharf über die beiden Epigrammatiker hergegangen ſein. Herder und ſeine Frau äußerten ſich in heftigſter Weiſe und Jener ließ ſich ſogar über die Horen ein wohl bekanntes cyniſches Wortſpiel entwiſchen[73]. Es wurde jetzt aber nur offenbar, was ſich nicht mehr verbergen ließ: Herder vermochte das Ziel, welches Göthe und Schiller ſich geſteckt, nicht mehr zu ſehen, geſchweige zu erreichen. Als er zu Anfang des Sommers 1796 zwei neue Bände ſeiner Humanitätsbriefe hatte erſcheinen laſſen, ſchrieb Schiller unterm 18. Juni darüber an Göthe: „An ſeinen Confeſſionen über die deutſche Literatur verdrießt mich noch außer der Kälte für das Gute auch die ſonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es koſtet ihm ſo wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eſchenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendſten, und auf eine ſonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Koſegarten und viele Andere in einen Brei zuſammen. Seine Verehrung gegen Kleiſt, Gerſtenberg, Geßner und überhaupt gegen alles Verſtorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige." Ganz im gleichen Sinne äußerte ſich Göthe zwei Tage ſpäter gegen Meyer: „Freund Humanus hat vor Kurzem ein böſes Beiſpiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urtheile, wenn man ſie ſich einmal erlaubt, bei dem größten Verſtande für traurige Folgen nach ſich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer ſein als das, was in gedachter Schrift über deutſche Literatur geſagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine redneriſche Vermiſchung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgeſtorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zuſtand des Verfaſſers recht bedauern muß, aus dem eine ſo traurige Compoſition entſpringen konnte. Und ſo ſchnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philiſterleier, daß die Künſte das Sittengeſetz anerkennen und ſich ihm unterordnen ſollen. Das Erſte haben ſie immer gethan und müſſen es thun, weil ihre Geſetze ſo gut als das Sittengeſetz aus der Vernunft entſpringen; thäten ſie aber das Zweite, ſo wären ſie verloren und es wäre beſſer, daß man ihnen einen Mühlſtein an den Hals hinge und ſie erſäufte, als daß man ſie nach und nach ins Nützlichplatte abſterben ließe.“ Man wird Göthe zu dieſer ſcharfen Auslaſſung berechtigt halten, wenn man bedenkt, daß Herder in ſeinem Cirkel die rückſichtsloſeſte Oppoſition gegen Jenen führte. Beſonders nach dem Erſcheinen des Wilhelm Meiſter, über welchen er ein weitläufiges Verdammungsurtheil an ſeine Freundin, die Gräfin Baudiſſin in Holſtein, richtete[74]), während er daheim ſchalt, Göthe habe in dem Roman nur ſeine „eigene laxe Moral gepredigt.“ Was aber Göthe und Schiller damit meinten, wenn ſie von der Willkürlichkeit und Verkehrtheit der neueren Herder'ſchen Kritik redeten, wird uns recht klar gemacht durch den Umſtand, daß Herder in Betreff des Wilhelm Meiſter erklärte: „Man mag unter allen dieſen Menſchen nicht leben; Nichts ſpricht uns an. Wie ganz anders iſt es in Lafontaine's Romanen![75])“ Soweit alſo war es mit Herder gekommen, daß er Vorzüglichſtem geradezu Elendeſtes vorzog, und da kann es denn kaum Wunder nehmen, daß Schiller am 1. Mai 1797 an Körner ſchrieb: „Herder iſt jetzt eine ganz pathologiſche Natur, und was er ſchreibt, kommt mir vor wie ein Krankheitsſtoff, den dieſe auswirft, ohne dadurch geſund zu werden. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energiſche und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Es muß Einen indigniren, daß eine ſo große außerordentliche Kraft für die gute Sache ſo ganz verloren geht.“ Der Riß war geſchehen und wurde nicht wieder geheilt, obgleich von beiderſeitigen Freunden wiederholte Verſuche gemacht wurden, denſelben nothdürftig zu verkleiſtern. Die Abneigung gegen die Göthe-Schiller'ſche Richtung, welche Herder empfand, wurde durch ſeine leidenſchaftliche Frau mehr und mehr ins Maßloſe geſteigert. Sein altes Gefühl für Göthe brach zwar noch einmal innig durch, als dieſen zu Anfang des neuen Jahrhunderts eine gefährliche Krankheit ergriffen hatte. Er beſuchte den Jugendfreund, „aber — ſchrieb Karoline Herder — er fand leider den Herzog und Schiller da. Ein ſolcher Dreiklang war ſeiner Natur fremd, ungewohnt und er kam verſtimmt nach Hauſe.“ Mit Recht hat Düntzer hiezu tadelnd angemerkt: „So ſehr hatten die Feindſchaft gegen Kant und die Geſpenſterfurcht vor der ſich überſtürzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor Schiller, dem großſinnigen Verkünder menſchlicher Freiheit, zurückbebte und ſeine Nähe wie die eines ſeelenbethörenden Ketzers floh“[76]). Es iſt ſchmerzlich, auf dieſe jämmerlichen Menſchlichkeiten in der Glanzperiode der Geſchichte des deutſchen Geiſtes aufmerkſam zu machen; aber es gehört eben auch zur Signatur der Zeit, daß Herder's Frau nicht erröthete, im Jahr 1801 zu ſchreiben: „Göthe ſpielt ewig ſeine Buhlerkünſte, wenn er glaubt, jetzt ſei ein Augenblick, da ein Anderer außer ſeiner Clique Etwas geleiſtet hat. Uns ekelt dieſer Buhlerliſt, ſo niedrig, ſo eitel! Ach, er hat eine Wolfsnatur. Einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut!“ Göthe rächte ſich, wie es ihm ziemte, indem er für Herder's Familie bei deſſen Lebzeiten und nachher ſtill und geräuſchlos that, was er konnte.

Inzwiſchen war der Krieg, zu welchem die Xeniendichter im 49. und 414. ihrer Diſtichen die Gegner herausgefordert hatten[77]), aufs Heftigſte entbrannt. Der erſte gedruckte Angriff auf die beiden Freunde geſchah in Becker's Reichsanzeiger und dieſem folgten nicht weniger als vierunddreißig andere Angriffe. Es regnete ordentlich Anti-Xenien in Verſen und Proſa, zum Theil in herbſter und derbſter Pasquillform. Die Waffen und Waffenführung der Gegner waren aber, mit wenigen, ſehr wenigen Ausnahmen[78]), ſo elend, daß es allen Denkenden klar werden konnte, wie ſehr Göthe und Schiller berechtigt geweſen, Gericht zu halten. Wenn man den Kampf, deſſen Verlauf hier nicht im Einzelnen verfolgt werden kann, überblickt, ſo thut es wohl, von dem widerwärtigen Allerlei von Erbitterung, Schwäche und Gemeinheit, welches die Gegner zu Markte brachten, hinweg und zu einem Act edelſter Rache aufzuſehen, welchen Einer der durch die Xenien Verletzten viele Jahre ſpäter vollzog. Ich meine die tiefgefühlten, anmuthigen Verſe, womit der Philologe Friedrich Jacobs im Schiller-Album von 1837 den Tod des Dichters beklagte[79]). Was die beiden großen Freunde angeht, ſo beſchloſſen ſie nach kurzer Erwägung, den Kampf gegen die Gegner nicht in der polemiſchen, ſondern vielmehr in der edleren ſchöpferiſchen Form fortzuſetzen. Weil jedoch viele ihrer Angreifer damals und ſpäter insbeſondere Göthe's und Schiller's Verhalten zur Religion und zur Politik betonten, ſo iſt vielleicht hier kein unpaſſender Ort, darüber Einiges beizubringen.

Göthe und Schiller waren keine Chriſten, was man ſo gewöhnlich Chriſten nennt, d. h. ſie konnten zum dogmatiſchen Chriſtenthum nie ein auch nur halbwegs leidliches Verhältniß gewinnen. Man muß hiebei berückſichtigen, daß ſie in einer ſkeptiſchen Atmoſphäre athmeten, daß ſie zu einer Zeit lebten, wo die eigentlich wiſſenſchaftliche Forſchung, welche ſtets die Skepſis zur Mutter haben wird, erſt begann, wo, von der Zerſtörungsarbeit der Freidenker und Encyklopädiſten zu ſchweigen, die angehobene philologiſche Kritik eines Wolf und die anhebende hiſtoriſche eines Niebuhr die bisher gläubig hingenommene Kunde vom Alterthum in ein Trümmerfeld verwandelte, zu einer Zeit, wo die religionsgeſchichtlichen Vorſtellungen und Thatſachen noch chaotiſch durcheinanderlagen und demnach auch die Stellung, welche dem Chriſtenthum als einer hiſtoriſchen Thatſache in dem Kulturzuſammenhang der Weltgeſchichte zukommt, unmöglich ſchon klar zu erkennen war. Es gab damals, und nicht nur damals, ſondern bis über die erſte Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus bloß eine zerſtörende Kritik, keine aufbauende, welche erſt in unſeren Tagen ſich zu regen anfing. Göthe hat bekannt, daß ihn nach ſeiner Rückkehr aus Italien ein „wahrhaft Julianiſcher Haß“ gegen das Chriſtenthum beſeelte, und wenn ſich dieſer Haß im Verlaufe der Zeit bedeutend milderte, ſo hat man dem Dichter des Fauſt doch nie begreiflich machen können, daß „Eins Drei und Drei Eins“ ſei. Das widerſtrebte, wie er ſagte, zu entſchieden „dem Wahrheitsgefühl ſeiner Seele“ und ſo iſt er ſein Lebenlang Pantheiſt oder, wenn man will, Heide geblieben. Wer aber auch von Göthe Nichts geleſen und beherzigt hätte als jenen Brief, worin er am 17. April 1823 den wohlgemeinten Verſuch ſeiner Jugendfreundin Auguſte Stolberg, ihn zu dem Chriſtenthum der Stolberge und Conſorten zu bekehren, ſo ſanft und ſchön zurückwies, müßte zugeben, daß Göthe ein frommer Menſch geweſen, — ein frommer in höherem Sinne freilich als in dem der Fanatiker und Pietiſten von älterem und jüngerem Datum. Schiller ſeinerſeits hat in einem bekannten Diſtichon erklärt, daß er ſich zu keiner der beſtehenden Religionen bekenne, und zwar „eben aus Religion.“ Man hat nicht unwitzig bemerkt, das ſei gerade ſo, als wollte Einer abſtractes Obſt eſſen, während er die concreten Obſtgattungen, als Kirſchen, Birnen, Aepfel u. ſ. f., verſchmähte. Aber das Gleichniß beſitzt, wie eben der Witz gar oft, nur den Schein der Wahrheit. Schiller hat in jenem Diſtichon nur die einfache Wahrheit ausgeſprochen, daß man religiöſes Gefühl beſitzen könne, ohne Jude oder Chriſt oder Moslem, Katholik oder Proteſtant, Orthodoxer oder Rationaliſt ſein zu müſſen. Der „allwaltende Allumfaſſer“, an welchen Göthe glaubte, war auch Schiller's Gott. Das chriſtliche Dogma ließ ihn entweder völlig gleichgültig oder ſtieß ihn geradezu ab. Zu den bibliſchen Urkunden brachte er einen „entſchiedenen Unglauben“ mit und die Bibel war ihm „nur wahr, wo ſie naiv iſt“**). Aber die chriſtliche Idee an ſich hat er hochgeſtellt und mit ſchönſten Worten äußerte er ſich über dieſelbe, indem er auf Veranlaſſung der „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ im Wilhelm Meiſter unterm 17. Auguſt 1795 an Göthe ſchrieb: „Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten und die Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deßhalb ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts Anderem als in der *Aufhebung des Geſetzes*, des Kant'ſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen und in dieſem Sinn die einzige *äſthetiſche* Religion.“ Dieſe Aeußerung ſetzt auch des Dichters Intereſſe am katholiſchen Cult ins Klare, welcher wenigſtens den Verſuch gemacht hat, das Leben im Chriſtenthum äſthetiſch zu geſtalten.

Bei der Stellung, wie ſie die beiden Freunde zu der franzöſiſchen Revolution und ihren unbedingten Bewunderern in Deutſchland genommen, bei ihrer ganzen Art und Weiſe, auch für das bürgerlich-ſtaatliche Leben nicht von gewaltſamen Erſchütterungen, nicht vom Parteigezänke, ſondern nur von der ſtillwirkenden Macht „ruhiger Bildung“ Heil zu erwarten, konnten ſie der politiſchen Verketzerung nicht entgehen. Mit Recht jedoch trifft ſie nur *der* Tadel, allzu ſehr überſehen zu haben, daß die großen Vorſchritte der Menſchheit keineswegs immer auf dem Wege ruhiger Bildung, ſondern im Gegentheil meiſt auf dem gewaltſamer und gewaltſamſter Erſchütterungen und Umwälzungen vor ſich gegangen. Man hat den Beiden ſchon zu ihrer Zeit, wie noch heute, häufig den Vorwurf gemacht, daß ihr Wirken keine unmittelbare Beziehung zum Staat habe gewinnen können oder wollen. Aber gab es denn damals in Deutſchland überhaupt ein ſtaatliches Leben? Das deutſche Reich war ja ein nur noch ſchwach zuckender Leichnam des Mittelalters, und wenn ſo ſtrebſame Geiſter, wie die Beiden geweſen ſind, vor dem penetranten Leichengeruch in die reine Region ewiger Ideale emporflüchteten, welcher Denkende kann es ihnen verargen? Man hat geſagt, ſie ſeien keine Patrioten geweſen, und hat ihnen beſonders zwei bezügliche Diſtichen unter den Xenien übelgenommen[81]).

von Florenz über die Verfaſſungsfrage, welche alle Gemüther beſchäftigte, predigen zu hören. Da war die Signorie und alle Staatsbehörden, da waren die ſtolzen Patrizier, die reichen Handelsherrn, die Männer des gewerbigen Mittelſtandes und die armen Proletarier aus den Vorſtädten.

In den menſchenerfüllten Räumen herrſchte die Stille der Spannung und Erwartung. Nur an der rechten Seitenwand des Mittelſchiffes, da wo neben dem Denkmal Giotto's Marſilio Ficino, das Haupt der von Coſimo de Medicis geſtifteten platoniſchen Akademie, begraben liegt, wiſperte eine Gruppe, die aus drei jungen Männern beſtand, leiſe unter einander. Es waren drei Jünglinge, dem Patriziat entſproſſen, in Kleidung und Gebahren jene elegante und hochmüthige Läſſigkeit an den Tag legend, welche vornehmen Wüſtlingen gewöhnlich eigen iſt. Und ſolche waren in der That Bartolomeo Giugnio, Franzesco Cei und Giuliano Mazzinghi, die, im üppigen Hofglanz der mediceiſchen Herrſchaft herangewachſen, dieſen bereits vermißten und in der Herſtellung eines ſtreng republikaniſchen Regiments eine ſchlechte Garantie für ſelbſtiſche Zügelloſigkeit ſahen.

Nun ja, Patrioten im beſchränkten Sinne des Wortes waren ſie nicht, weil ſie, wie jeder echte Dichter thut, fühlten, daß die ganze Welt ihr Vaterland ſei. Beide waren Weltbürger in des Wortes höchſter Bedeutung. Schiller ſchrieb gerade in der Horen- und Xenienzeit an Jacobi: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann; ſonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſein.“ Keine Frage, es iſt höchlich zu beklagen, daß es den Beiden nicht vergönnt war, in der Vollreife ihres Genius ein großartiges Nationalleben poetiſch aufzufaſſen; allein die Schuld hievon lag nicht an ihnen, ſondern an den Verhältniſſen. Und dann dürfte es ſich doch auch noch fragen, ob Göthe und Schiller der Welt, der Menſchheit geworden wären, was ſie ihr wurden, wenn die Verhältniſſe anders geweſen, als ſie eben waren. Daß ſie, unter dieſen gegebenen Verhältniſſen, den Begriff des Deutſchthums zum menſchheitlichen erweiterten, daraus kann ihnen doch wohl kein Tadel entſtehen: es iſt ja im Gegentheil ihr höchſter Ruhm. Im Uebrigen werden wir Zeugen ſein, wie Schiller, durch Napoleon's nach univerſeller Geltung ſtrebenden Deſpotismus hinſichtlich des abſtracten Kosmopolitismus enttäuſcht, am Schluſſe ſeiner Laufbahn auf die Idee des Vaterlandes zurückkam, um ſie herrlich zu feiern. Daß er ſchon früher den Ausſchreitungen dieſer Abſtraction mißtraute, wird dadurch erwieſen, daß er unterm 18. Mai 1798 an Göthe die Worte ſchrieb: „Es iſt ebenſo unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er ſeinen vaterländiſchen Boden ganz verlaſſen und ſich ſeiner Zeit wirklich entgegenſetzen ſoll.“ Göthe ſeinerſeits hat noch kurze Zeit vor ſeinem Hingang über den Patriotismus des Dichters goldene Worte geſprochen, indem er im Sommer 1831 gegen Eckermann äußerte: „Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an kein beſonderes Land gebunden iſt und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Und was heißt es denn: ſein Vaterland lieben? und was heißt es denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, — was ſoll er denn da Beſſeres thun und wie ſoll er patriotiſcher wirken?“

Viertes Kapitel.

Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Iffland's Gaſtſpiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unſerer Literatur von der Claſſik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'ſche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürſtliche Titanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publicum. — „So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen.“ — Schiller im Beſitze von Haus und Garten. — Poetiſche Abſichten und Probleme. — Der äſthetiſche Gewiſſensrath. — Die Balladenzeit. — Kulturhiſtoriſche Lyrik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe.

Während der xenialiſche Feldzug vorbereitet und der Krieg geführt wurde, welcher, wie ein Genoß der Xenienzeit erzählt, vom November 1796 bis Oſtern 1797 „alles andere Literariſche überwältigte und verſchlang“[82]), — war die ſtille Häuslichkeit unſeres Dichters wieder um manches Erlebniß reicher geworden, und zwar in Freud' und Leid. Zu den wohlthuenden Erfahrungen Schiller's in dieſer Periode gehörte die Bekanntſchaft mit ſeinem jungen Landsmann Friedrich Hölderlin, der ſich von Schwaben aus vertrauensvoll an ihn gewandt hatte und den er in jeder Weiſe zu fördern ſuchte. Als Hölderlin, von deſſen Gedichten Schiller einige in die Thalia eingerückt, ſeine akademiſchen Studien im Tübinger Stift beendigt hatte, verſchaffte ihm ſein Landsmann, wie ſchon früheren Ortes berührt worden, die Hofmeiſterſtelle im Hauſe der Frau von Kalb zu Waltershauſen. Hier arbeitete er an ſeinem „Hyperion“ und Frau von Kalb bemühte ſich, ihn mit den Notabilitäten von Jena und Weimar in Verbindung zu bringen. Bei Schiller machte er im November 1794 auch die Bekanntſchaft Göthe's, aber bei ſeiner Schüchternheit „nicht eben mit Glück,“ und zu Anfang des folgenden Jahres überſiedelte er, nachdem er ſich von ſeiner Hofmeiſterſtelle losgemacht, nach Jena, um die Vorleſungen Fichte's zu hören. Hegel ſchrieb im Januar 1795 über den gemeinſchaftlichen Freund und Studiengenoſſen an Schelling: „Er hört Fichte und ſpricht mit Begeiſterung von ihm als einem Titanen, der für die Menſchheit kämpfe und deſſen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde.“ Sicher wäre es für den armen Hölderlin ein Glück geweſen, wenn ihm ſeine dürftigen Verhältniſſe geſtattet hätten, länger in Jena zu verweilen. Beſonders der Einfluß Schiller's, welcher den Landsmann freundlich-vertraulich „ſeinen liebſten Schwaben“ nannte, wirkte augenſcheinlich höchſt wohlthätig auf den jungen Poeten, welchen ſpäter ſein tragiſches Schickſal erſt nach Frankfurt in die Nähe der von ihm vergötterten „Diotima“ und dann im fernen Bordeaux in die Nacht des Wahnſinns führte, aus welcher ihn der Tod erſt 1843 befreite. So ſchon im zweiunddreißigſten Lebensjahre für die Kunſt verloren, gehört Hölderlin dennoch zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen unſerer claſſiſchen Literaturperiode. Denn wenn feſtſteht, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Wirkung erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß ſie die claſſiſch edle Form mit romantiſch vertieftem Seelenleben füllten, ſo darf geſagt werden, Hölderlin ſtelle ſich mit ſeiner Lyrik nicht ganz unebenbürtig ihnen zur Seite. Mit plaſtiſcher Anmuth hat er die antiken Rhythmen gehandhabt und ihr Geäder mit deutſchem Herzblut geſchwellt. Aber nicht nur ſein perſönliches Geſchick, ſondern auch das dämoniſch Ergreifende in ſeinen Gedichten, aus welchen uns überall „des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend,“ anblickt, zeigt warnend, wohin der Zwieſpalt zwiſchen dem ſubjectiven Idealismus und der objectiven Wirklichkeit führte, wenn ihm die Aufhebung in einer höheren Einheit gebrach, wie ſie eben nur Göthe und Schiller erreichten.

Im März 1796 gab unſer Dichter einen Beſuch zurück, welchen ihm Göthe kurz zuvor abgeſtattet hatte, und war bis weit in den April hinein der Gaſt des Freundes, welcher Alles that, ihm den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. „Ich habe mich — ſchrieb Schiller unterm 10. April an Körner — in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beſchwerlichkeit die Geſellſchaft beſuchen, die hier im Hauſe ſich verſammelt, ſchlafe wieder die Nächte und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhauſe, das keine Logen hat, hat Göthe mir eine beſonders machen laſſen, wo ich ungeſtört ſein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigſtens den Vortheil habe, mich vor Niemand zwingen zu dürfen.“ Iffland gab damals in Weimar eine Reihe von Gaſtrollen und ſpielte am 16. April den Franz Moor in Schiller's Räubern. Zum Schluſſe dieſes für die junge Weimarer Bühne mehrfach fördernden Gaſtſpiels des berühmten Mimen agirte derſelbe die Titelrolle in Göthe's Egmont, welchen Schiller im Einverſtändniß mit dem Freunde für das Theater bearbeitet hatte83). Körner ſah, wie er am 15. April gegen Schiller äußerte, „eine Möglichkeit, wie Ihr (Schiller und Göthe) zuſammen ein dramatiſches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden!“ Die Beiden hatten an ihrem Zuſammenſein ſo großes Gefallen gefunden, daß Göthe den Freund nach Jena zurückgeleitete und hier fand ſich am 27. April auch Körner zu ihnen. So verbrachten die Drei in regſtem Gedankenaustauſch — es war ſchon ſtehender Brauch, daß Göthe, wenn er in Jena ſich aufhielt, mit Schiller vom frühen Abend bis 12 oder 1 Uhr Nachts im Geſpräche ſaß[41]) — einige Wochen mitſammen. In begeiſterter Rückerinnerung ſchrieb Körner am 18. Mai aus Leipzig: „Ein paar ſchöne Wochen ſind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch ſeinen Werth. Ich bin mit den glänzendſten Hoffnungen von dir abgereiſt. So wie ich dich gefunden habe, kann ich die Ausführung der Pläne, von denen wir geſprochen haben, mit der größten Wahrſcheinlichkeit von dir erwarten.“

Göthe und Körner erfuhren erſt ſpäter, welche Selbſtüberwindung es den Freund gekoſtet haben mußte, ihnen ein heiteres Geſicht zu zeigen, da ihn gerade zu dieſer Zeit heimliche Beſorgniß und Trauer quälten. Von daheim aus Schwaben waren beängſtigende Nachrichten eingegangen. In dem Feldzug zwiſchen den Oeſtreichern und Franzoſen im ſüdweſtlichen Deutſchland war auf der Solitude ein öſtreichiſches Lazareth errichtet worden und mit dem Lazareth auch das Lazarethfieber dahin gekommen. Schiller's zwei jüngere Schweſtern Luiſe und Nanette wurden von der Epidemie ergriffen, während die Gicht auch zugleich den Vater aufs Krankenbett legte. Da war nun Frau Eliſabeth's Noth groß und es iſt aus den Briefen Schiller's an die Seinigen — Karoline von Wolzogen hat ſie in ihrer Lebensgeſchichte des Schwagers mitgetheilt — zu erſehen, wie er ſich voll kindlicher Angſt und Sorge in die Situation der Mutter mithineinverſetzte. Bloß die leider allzu gegründete Furcht, nur als Kranker zu Kranken zu kommen und ſo die mütterlichen Sorgen zu mehren ſtatt zu mindern, hielt ihn ab, nach Schwaben zu reiſen. Was er ſelbſt nicht thun konnte, dazu vermochte er wenigſtens ſeine älteſte Schweſter Chriſtophine, welcher er die Mittel zur Dispoſition ſtellte, von Meiningen nach der Solitude zu eilen. Chriſtophine kam freilich in ein Trauerhaus, denn Schweſter Nanette war am 23. März der Epidemie erlegen. Die letzten Tage des ſchönen und talentvollen Mädchens waren durch die Gewißheit erheitert worden, daß ihr großer Bruder nach reiflicher Erwägung den glühenden Wunſch ihrer Seele billige, auf der Bühne die Trägerin ſeiner tragiſchen Frauencharaktere zu werden. Unterm 9. Mai ſchrieb der Dichter an Chriſtophine: „Es gereicht mir zu großem Troſt in dieſen traurigen Umſtänden, dich, liebe Schweſter, den Unſrigen zur Stütze dort zu wiſſen. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die Gute ausgeſtanden und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es ertragen! Wie rührte mich's, daß ſie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, ſie nicht unmittelbar tröſten und beruhigen zu können! Wär'ſt du nicht hingereiſt, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unſrigen war doch erſchrecklich. Ich darf nicht daran denken. Was hat unſere gute Mutter nicht an unſeren Großeltern gethan und wie ſehr hat ſie ein Gleiches von uns verdient! Du wirſt ſie tröſten und wirſt mich herzlich bereit finden zu Allem, wozu du mich auffordern wirſt. Meine Lotte grüßt dich herzlich und nimmt den innigſten Antheil an euren Leiden. Sie iſt ſeit einiger Zeit ſelbſt nicht wohl und erſt heute haben wir Gewißheit, daß ſie ſich in anderen Umſtänden befindet. Karl iſt geſund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unſerer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Grüße die Eltern aufs Herzlichſte und ſag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt.“ Bei dem innigen Mitgefühl, welches aus dieſen Zeilen ſpricht, kann man ſich unſchwer vorſtellen, daß Schiller wieder leichter aufathmete, als von daheim die Nachricht kam, daß der Zuſtand des Vaters ſich gebeſſert habe und Schweſter Luiſe völlig geneſen ſei. Eine große Freude erlebte er bald darauf. Am 11. Juli, in der Mittagsſtunde, gab Lotte ihrem Gatten den zweiten Sohn, welcher die Namen Ernſt Friedrich Wilhelm erhielt.

Froh erregt, meldete er das Ereigniß ſogleich an Göthe und Körner, faſt mit denſelben Worten: — „Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geſchwind und ging unter Starke's Beiſtand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünſche ſind in jeder Rückſicht erfüllt, denn es iſt ein Junge, friſch und ſtark.“ Tags darauf ſchrieb er an Göthe: „Donnerſtags wird die Taufe ſein. Frau Charlotte wird das Kind heben; es iſt ihr eine große Angelegenheit und ſie verwunderte ſich, daß ſie es nicht in Ihrer Geſellſchaft ſollte.“ Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß unter „Frau Charlotte“ Charlotte von Kalb zu verſtehen ſei, mit welcher ja unſer Dichter ſeit einigen Jahren wieder in freundliche Beziehung getreten war, und dieſer Annahme widerſtreitet der Umſtand nicht, daß Schiller's Brief an Körner vom 23. Juli zufolge die Frau des Letzteren als zweite Pathin ins Kirchenbuch eingetragen wurde. Göthe wünſchte zu dem neuen Ankömmling von Herzen Glück und grüßte „die liebe Frau und die Frau Gevatterin;“ aber zur Taufe kam er doch nicht, weil ihn — ſchrieb er am 13. Juli — „dieſe Ceremonieen gar zu ſehr verſtimmten.“

Zu dieſer abwechſelnd leidvoll und freudvoll bewegten Zeit geſchah es auch, daß Jean Paul, deſſen Dichterruf damals meteorgleich „erſtaunend“ am literariſchen Himmel aufſtieg, perſönlich in den Lebenskreis Göthe's und Schiller's trat. Aber wir müſſen hier etwas weiter ausholen, denn Jean Paul's Erſcheinung bezeichnet ohne Frage eine anhebende bedeutſame Wendung in der Geſchichte unſerer claſſiſchen Kulturperiode .... Wie die franzöſiſche Revolution durch den thatſächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, ſo hatte ſeinerſeits der Gedanke der Humanität, propagirt durch Wieland, Leſſing, Herder, Göthe und Schiller, alle Räume des geiſtigen Lebens der Deutſchen zu durchdringen angefangen. Unſere Wiſſenſchaft und unſere Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was bei der politiſchen Mißgeſtaltung unſeres Landes und auf der damaligen Bildungsſtufe unſeres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der Kunſt, die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der wiſſenſchaftlichen Forſchung und in beiden und durch beide die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Perſönlichkeit. Sodann war die weltbürgerliche Idee, zu deren Realiſirung jenſeits des Rheines ein freilich nur ſehr kurzer praktiſcher Anlauf genommen wurde, dieſſeits deſſelben zu theoretiſcher Durchbildung gelangt oder wenigſtens in derſelben begriffen. Aber ſchon ſtand ein großer Rückſchlag bevor, im politiſchen Leben Frankreichs durch den in Napoleon verkörperten eroberungsſüchtigen Deſpotismus, im literariſchen Leben Deutſchlands durch die Wirkſamkeit der romantiſchen Schule. Hüben wie drüben trat an die Stelle der Freiheit die Willkür und aus dieſer fiel man drüben wie hüben naturgemäß in die Unfreiheit zurück. Ein Philoſoph und ein Humoriſt, Fichte und Jean Paul, ſtellen in ihren Werken die beginnende Wendung von unſerer Claſſik zur Romantik dar. Denn das ſouveraine Fichte'ſche „Ich“ iſt ſo recht die Seele der Humoriſtik Jean Paul's, ſo wenig dieſer, der ja ſogar gegen Fichte polemiſirte, es hätte Wort haben wollen. Der Humor, deſſen unbedingt größter Träger in Deutſchland Jean Paul geweſen iſt, ſetzt das menſchliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im Sinne des gemeinen Egoismus, ſondern um mit dieſem abſolut ſouverainen Maßſtab alle Erſcheinungen zu meſſen und ſie durch den Contraſt mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich ſchläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Schwingen verſchlummert er blind in ſeiner Höhe die unteren Erdſtöße und Brandungen des Lebens im ſeligen ſchönen Traum von ſeinem idealiſchen Mutterlande.“ Der Humor anerkennt nur ein Geſetz, die Willkür ſeines Selbſtgefühls, in welchem ſich wie in einem Hohlſpiegel die gegenſtändliche Welt zur Caricatur verzerrt. Weil aber dieſe humoriſtiſche Willkür nirgends wirkliche Befriedigung gewährt, geſellt ſie ſich als Ergänzung die ſchwermüthige Sehnſucht nach dem Idealiſchen, die Sentimentalität. Jede

Seite in Jean Paul's Werken kann das angedeutete zweiſeitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poeſie beſtätigen, welches ſich nirgends zu künſtleriſcher Einheit und Geſtaltungskraft zuſammenſchließen will. Daß der große Humoriſt deſſenungeachtet einen ganz außerordentlichen, zwar nicht ſehr dauernden, aber deſto unbedingteren Erfolg hatte, namentlich bei den Frauen, das verdankte er dem Adel ſeiner Geſinnung und der gränzenloſen Liebe und Milde ſeines Gemüths, welche hinter allen den Launen und Grillen ſeiner humoriſtiſchen Willkür immer wieder ſiegreich und ſchön hervorblühten.

In einer ärmlichen Pfarre zu Wunſiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren, hat Johann Paul Friedrich Richter ſeine gedrückte Jugendzeit mit Grund als eine wahre „Paſſionszeit und Hungerperiode“ bezeichnet. Aber trotzdem „wogte ihm noch in alten Tagen das Herzblut,“ ſo oft er „das Kuhglockenſpiel der hohen fernen Kindheitsalpen“ wieder vernahm. Kein Wunder, denn er iſt all ſein Lebenlang ein „ernſthaft ſpielend Kind“ geblieben, ſelbſt da, wo er ſich, wie beim Beginn ſeiner Autorlaufbahn, in ſatiriſcher Richtung (Grönländiſche Prozeſſe 1783, Teufelspapiere 1788) an dem Titanismus der Sturm- und Drangperiode betheiligte. Mit der unſichtbaren Loge (1793) bezeichnet Jean Paul ſeinen Austritt aus der „Eſſigfabrik der Satire.“ Dieſer pädagogiſirende Roman, insbeſondere die darin enthaltene Epiſode vom vergnügten Schulmeiſterlein Wuz, enthält die ganze nachmalige Dichtung Jean Paul's im Keime. Wuz iſt der Mikrokosmos des Jean-Paulismus, wie der Titan ſein Makrokosmos iſt. Der Heſperus (1795), welcher die Popularität ſeines Verfaſſers feſtſtellte und die deutſche Frauenwelt entzückte, dann Quintus Fixlein (1796), Siebenkäs (1796) und der Jubelſenior (1797) ſind nur als Vorſtudien zum Titan (1800—2) zu betrachten, welchen der große Humoriſt als ſeinen „Haupt- und Univerſalroman“ angeſehen wiſſen wollte. Es ſollte darin ſein beſtes Herzblut pulſiren und er wollte in dieſem Werke „Rheinfälle, ſpa-

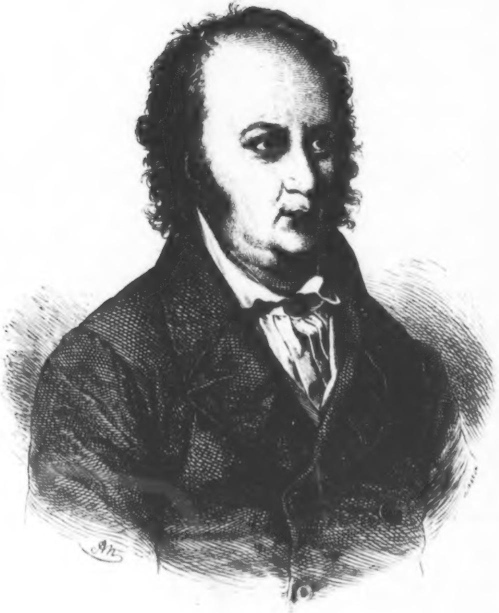
„Seht da," flüſterte Mazzinghi höhniſch, verſtohlen auf eine Schaar zerlumpter Vorſtädter hinweiſend, welche gegenüber ſtanden, „ſeht da unſere künftigen Signori!"

„Ein lieblicher Anblick," gab Giugnio zurück. „Knoblauchfreſſer und an ihrer Spitze dieſer verrückte Mönch, der uns da wieder eine ſeiner Farcen zum Beſten geben will."

„**Per diavolo**," meinte Cei, „der Prior iſt nicht verrückt, ſondern klug, wir aber ſind Narren, uns durch ſeine Gaukeleien das Regiment über das ſchöne Florenz entreißen zu laſſen."

„Was thun?" fragte Giugnio.

„Dreinſchlagen, dreinſchlagen, **caro**," verſezte Cei, „**corpo di Bacco**, meint Ihr, wenn ich nicht den Reſt von meines Oheims Erbgut neulich im Würfelſpiel verloren, ich ſtünde hier, um die langen Geſichter unſerer Nobili und die ſiegſtolzen dieſer Soderini, Arigucci und Conſorten anzugaffen? Nein, ich wäre hinabgezogen in die Romagna, dort finden ſich herumſchweifende Burſche mit langen Schwertern und kurzem Gewiſſen genug, und ich hätte einen Haufen um mich geſchaart, welcher dieſen


Ah

niſche Donnerwetter, tragiſche Orkane voll Tropen und Waſſerhoſen anbringen, wollte der Hekla ſein und das Eis ſeines Klima's und ſich dazu auseinanderſprengen und ſich Nichts daraus machen, wenn es ſein letztes wäre.“ Das war nun allerdings der Titan nicht, wohl aber das umfaſſendſte. Hier breitet der humoriſtiſche Genius ſeine Schwingen über den ganzen Horizont des menſchlichen Fühlens und Denkens, Schauens und Wiſſens aus, fliegt in den Himmel hinein und behält doch die Erde mit ihren kleinſten Freuden und Leiden im Auge. Aber dieſer ganze Flug und all dieſes Schauen iſt nachtwandleriſch, traumbefangen. Die Abſicht des Werkes iſt, ganz ähnlich wie im Wilhelm Meiſter, die Darſtellung der Entwicklungsgeſchichte einer durch Anlagen, Erziehung und Verhältniſſe harmoniſch vollendeten Perſönlichkeit von früheſter Kindheit an bis zu allſeitig gereifter Befähigung, das Leben in ſeinen höchſten Forderungen zu erfaſſen und zu führen. Dieſe Abſicht wird auch erreicht, aber ſo, daß wir keine reine Wirkung davon empfinden, weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns aufthut, haltlos in der blauen Luft ſchwebt und verſchwebt. Es iſt unmöglich, daß wir heimiſch werden in dieſem anarchiſchen Durcheinander, welches vom Hundertſten ins Tauſendſte geräth, in labyrinthiſchen Einſchachtelungen ſich gefällt, uns athemlos durch blaſſe Mondſcheinlandſchaften fortreißt, uns in Blüthenſtaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überſchüttet, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzuheben, daß das Alles nur ein Spiel der Willkür ſei, welche bacchantiſchen Taumel erkünſtle. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul ſeinen Rückzug aus der hochidealiſchen Welt des Titan in die der Wuz'ſchen Idyllik und Kleinlebigkeit, in welcher Schmelzle (1808), Katzenberger (1809) und Fibel (1812) daheim ſind. In ſeinem letzten Roman, der Komet (1820), wollte er den Deutſchen einen Don Quixote ſchaffen, aber die Ermattung der Phantaſie ließ das Wollen nicht recht zum Thun werden . . . . Die Werke des großen Humoriſten haben ihre Wirkung gehabt. Ihr

Vorzug beſtand darin, daß ſie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß ſie die Willkür der Genialität als höchſtes Geſetz der Kunſt proclamirten und daneben durch Verherrlichung der Miſère des Lebens eine thatlos ſentimentale Schwärmerei pflanzten, welches Letztere freilich Jean Paul durchaus nicht wollte. Denn bei aller Fühlſeligkeit war in dieſem Humoriſten auch eine ſtarke Ader energiſcher Freiheitsliebe und durch ihre mit dem männlichſten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen ſtellt er ſich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Einem aufmerkſamen Leſer kann es nicht entgehen, daß überall in Jean Paul etwas Krankhaftes iſt, jene Krankheit des „Weltſchmerzes“, welche ſeither in der Literatur ſo großen Rumor gemacht hat. Was ſeine Form angeht, ſo iſt ſie nur Formloſigkeit. Das innerſte Heiligthum der Kunſt, jene „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen,“ hat er nie betreten. Die Materialien, wie eine unendlich reiche Phantaſie und ein ungeheures, aber diffuſes Wiſſen ſie in ſeiner humoriſtiſchen Werkſtatt anhäufte, liegen chaotiſch durcheinander. Nirgends feſter Plan und Boden, ſcharfumriſſene, plaſtiſch geformte Geſtalten, nirgends ſichere, auf die ſtrengen Linien der Schönheit ſich beſchränkende Bildnerkraft und daher brachte es denn der geniale Mann gerade in ſeinen größten Anläufen, gerade da, wo er „Generalſalven ſeines Kopfes geben“ und „Allerſeelenfeſte ſeiner Gedanken feiern“ wollte, nur zu lyriſchen Verſäuſelungen, zu einer aus Dämmerlicht und Blumenduft gewobenen Welt, durch welche Mondſcheinfiguren hingleiten, das Roth der Hektik auf den Wangen.

So, wie er einmal war, mußte er auf Göthe und Schiller, welche es ſich ſo viel Mühe hatten koſten laſſen, zur Erkenntniß und Erfaſſung der reinen Formen des helleniſch-germaniſchen Schönheitsideals zu gelangen, eher abſtoßend als anziehend wirken. Was Schiller angeht, ſo hätte er ſich, falls er noch nicht unter dem Einfluß von Göthe geſtanden, vielleicht eher mit Jean Paul befreunden können, der ja das Freiheitsprinzip mit ihm gemein hatte. Was aber Göthe betrifft, ſo war dieſer, wenn auch ohne es zu ſagen, von der Art und Weiſe, wie der Humoriſt der deutſchen Kleinſtaaterei unter dem Bilde des Reiches und Hoſes von „Flachſenfingen“ ſatiriſch zu Leibe ging, ſicherlich wenig erbaut. Göthe war doch immerhin ein kleinſtaatlicher Miniſter und es iſt auch von größten Menſchen zu viel verlangt, daß ſie über alle kleinen Menſchlichkeiten immer erhaben ſein ſollten. Sodann kam in die Beziehungen Jean Paul's zu den beiden Freunden von vorneherein ein Mißklang auch durch den Umſtand, daß, ſeit Göthe und Schiller ihren Bund geſchloſſen, Herder mit Wieland, dem er früher ſehr abgeneigt geweſen war, ſich zu einer Art Oppoſition zuſammengethan hatte und daß gerade von dem Wieland-Herder'ſchen Kreiſe der Cultus des neuaufgeſtiegenen humoriſtiſchen Geſtirns ausging. Jedenfalls iſt hierauf, ſcheint mir, mehr Gewicht zu legen als auf die wunderliche Behauptung, der Schöpfer des Mephiſto und der Dichter von Wallenſtein's Lager hätten gar kein Organ für den Humor gehabt. Genug, unterm 10. Juni 1795 überſandte Göthe den erſten Band des Heſperus, welchen ihm Jean Paul zugeſchickt hatte, an Schiller mit der lakoniſchen Bemerkung: „Hier ein Tragelaph — (Bockhirſch, d. i. Mißbildung) — von der erſten Sorte.“ Schiller erwiderte unterm 12. Juni: „Das iſt ein prächtiger Patron, der Heſperus. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geſchlecht, iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lectüre für die langen Nächte iſt.“ Worauf wieder Göthe am 18. Juni: „Es iſt mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider iſt; es iſt wirklich Schade für den Menſchen, er ſcheint ſehr iſolirt zu leben und kann deßwegen bei manchen guten Partieen ſeiner Individualität nicht zur Reinigung ſeines Geſchmacks kommen. Es ſcheint leider, daß er ſelbſt die beſte Geſellſchaft iſt, mit der er umgeht.“

Gerade ein Jahr ſpäter eilte Jean Paul ſehnſuchtsvoll Weimar zu, der „heiligen Stadt Gottes — wie er enthuſiaſtiſch an Wieland ſchrieb — nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah ſeine Augen gerichtet.“ Jetzt begann ſeine Bekanntſchaft mit den Größen von Weimar und Jena und ſeine Liebesgeſchichte mit Charlotte von Kalb. Aus ſeinen Briefen, die er in dieſer Zeit an ſeinen Herzensfreund Otto ſandte, blitzen ganz eigenthümliche Streiflichter auf und über die Weimarer Geſellſchaft hin. Am 12. Juni 1796 ſchrieb er: „Ach, hier ſind Weiber! Auch habe ich ſie alle zu Freunden; der ganze Hof bis zum Herzog hinauf lieſet mich. Um 3 Uhr kam ich wieder zur Kalb, Knebel kam auch. Er iſt ein Hofmann im Aeußeren, aber ſo viel Wärme und Kenntniſſe, ſo einfach! Du findeſt hier Nichts vom jämmerlichen Gezierten, von der jämmerlichen Sorge und Mode.“ Dann eine ſchwärmeriſche Schilderung der unter Umarmungen und Thränen gemachten Bekanntſchaft mit Herder und ſeiner Frau und: „Abends aßen wir Alle bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalſte Denkart. Male dir den unter Wein, Ernſt, Spott, Witz und Laune verſchwelgten Abend und die Vormitternacht! Aber ein bitterſter Tropfen ſchwimmt in meinem Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menſchheit in ſeinen Augen. Ach, meine Ideale von größeren Menſchen!“ Am 18. Juni: „Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute. Hier weiß Jeder, daß ſie wie die Erde ſind, die von Weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferſe auf ihr hat, aus boue de Paris beſteht und einigem Grün. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menſchen und Sachen auf der Erde. Die Kalb ſagte, er bewundere Nichts mehr, nicht einmal ſich; jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten vorlaſſe; er habe etwas Steifes, reichsſtädtiſch Stolzes; bloß Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herznerven an. Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es iſt das einzige Weimars im italiſchen Geſchmack, mit ſolchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angſt preſſet die Bruſt. Endlich tritt der Gott her, kalt, einſylbig, ohne Accent. Sagt Knebel: Die Franzoſen ziehen in Rom ein. Hm! ſagt der Gott. Seine Geſtalt iſt markig, ſein Auge ein Licht. Aber endlich ſchürete ihn nicht bloß der Champagner, ſondern die Geſpräche über Kunſt, Publicum u. ſ. w. an und — man war bei Göthe. Er ſpricht nicht ſo blühend und ſtrömend wie Herder, aber ſcharfbeſtimmt und ruhig. Zuletzt las er uns, d. h. ſpielte er uns — ſein Vorleſen iſt ein tieferes Donnern, vermiſcht mit dem leiſeſten Regengeliſpel; es gibt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch ſein Herz durch die Eiskruſten Flammen trieb, ſo daß er dem enthuſiaſtiſchen Paul die Hand drückte. Beim Abſchiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen .... Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln eſſen. Im Clubb ſtritt man, ob Flachſenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Localen. Wieland war des höhniſchen Dafürhaltens, Flachſenfingen liege — in Deutſchland ſehr zerſtreut.“ Am 19. Juni: „Sogar in Paris ſoll nicht ſo viel Freiheit von gêne ſein als hier. Du führſt Niemand, du küſſeſt keine Hand (du müßteſt denn dabei nicht aufhören wollen), du machſt bloß eine ſtumme Verbeugung, du ſagſt vor und nach dem Eſſen Nichts. Das iſt der Ton der hieſigen Welt; der des Bürgers ſoll wie meine Halsbinde geſteift und geſtärkt ſein. Worüber man hier klagt, iſt geſchminkter Egoismus und ungeſchminkter Unglaube“.... Charlotte von Kalb ſchrieb unterm 19. Juni aus Jena an Jean Paul: „Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet ſeine Frau ihre Entbindung; ſie leidet durch Krämpfe, er auch, wohl ſind ſie Beide nicht. Man fragte mich nach Weimar, ich ſagte, Richter ſei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt und ſie kann es nicht — das wußt' ich ſchon, im Tone merkt' ich's wieder.“ — (Man ſieht, Charlotte von Kalb konnte es der guten Lolo doch nie ganz verzeihen, daß Schiller dieſe ihr vorgezogen, und welche Frau könnte ſo Etwas auch?) — „Ich ſagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: er iſt ſehr, ſehr intereſſant! Ja, ſagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen.“ Unterm 22. Juni äußerte Göthe gegen Schiller: „Richter iſt ein ſo complizirtes Weſen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu ſagen. Sie müſſen und werden ihn ſehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier ſcheint es ihm übrigens wie ſeinen Schriften zu gehen: man ſchätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und Niemand weiß das wunderliche Weſen recht anzufaſſen.“ Jean Paul meldete unterm 26. Juni aus Jena an Otto: „Ich trat geſtern vor den felſigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückſpringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Göthe. Seine Geſtalt iſt verworren, hartkräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich als er ſchreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und ſetzte mich durch ſeinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um.“ Schiller ſeinerſeits bemerkte über dieſe Zuſammenkunft am 28. Juni gegen Göthe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie Einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht.“ Wir verſtehen leicht, daß unſerem Schiller, welcher ja den Menſchen, den wirklichen Menſchen zum Idealismus herangebildet wiſſen wollte, Jean Paul ſo fremde vorkommen mußte, Jean Paul, der Himmelsſehnſüchtling, dem das Ideal ewig ein Jenſeitiges blieb und dem Phantaſie und Poeſie nur dazu da waren, „verſteinerte Blüthen eines Klima's auszugraben, das auf dieſer Erde nicht iſt.“ Unterm 29. Juni ſchrieb Göthe an Schiller zurück: „Es iſt mir doch lieb, daß Sie Richter geſehen haben; ſeine Wahrheitsliebe und ſein Wunſch, Etwas in ſich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der geſellige Menſch iſt eine Art von theoretiſchem Menſchen, und wenn ich es recht bedenke, ſo zweiſle ich, ob Richter im praktiſchen Sinne ſich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretiſchen viele Anmuthung zu uns zu haben ſcheint." Trotz dieſer gewundenen Ausdrucksweiſe Göthe's war er, wie auch Schiller, nach gemachter perſönlicher Bekanntſchaft mit Jean Paul im Ganzen nicht ungünſtig gegen dieſen geſtimmt. Aber eine literariſche Klatſcherei verdarb Alles. Schiller hatte nämlich in den Horen Göthe'n gelegentlich den deutſchen Properz genannt und in Beziehung darauf ſchrieb der von Weimar nach Hof heimgekehrte Jean Paul an Knebel, daß man „in ſo ſtürmiſchen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Propertius bedürfe." Das kam Göthe'n brühwarm zu Ohren und er rächte ſich für „dieſe arrogante Aeußerung des Herrn Richter," indem er das auf Jean Paul gehende ſtachelige Epigramm „der Chineſe in Rom" zur Aufnahme in den Xenienalmanach an Schiller ſandte, der dann, in dem Freunde mitverletzt, dem großen Humoriſten auch ein Xenion widmete, wenn auch ein ziemlich gutmüthiges 65). Von nun an war an eine engere Verbindung Jean Paul's mit Göthe und Schiller nicht mehr zu denken. Aber die Abenteuer des Humoriſten in Weimar waren noch nicht zu Ende. Im Spätherbſt 1798 kam er zum zweiten Mal in die Muſenſtadt an der Ilm und verweilte daſelbſt bis zum Frühjahr 1800. Sein Roman mit Charlotte von Kalb, die noch immer ſchön, genial und liebebedürftig war, fing jetzt erſt recht an. Unterm 28. Dezember 1798 ſchrieb er an Otto: „Durch meinen Nachſommer wehen jetzt die Leidenſchaften. Jene Frau, die ich dir bei meinem erſten Hierſein als eine Titanide malte und mit der ich einmal eine Szene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, dieſe iſt ſeit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet ſie tief und küßte ſie ſogar im Feuer neben ſeiner Frau — und als der Widerſchein dieſer Altarsflamme auf mich fiel, ſagte ſie mir es geradezu." Das Heiratsproject wurde ganz ernſthaft betrieben, wenigſtens, wenn man Jean Paul glauben darf, von Charlotte's Seite. Sie that Schritte wegen der Scheidung und bei dieſer Gelegenheit ſchreibt Jean Paul dem Freunde: „Hier ſind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann" — was er ſpäter ſo commentirt: „Hier iſt Alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten Nichts. Wieland nimmt im Frühling ſeine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb ſtellt ſeiner Frau den Nutzen vor .... So viel iſt gewiß, eine geiſtige und größere Revolution als die politiſche und nur eben ſo mörderiſch wie dieſe ſchlägt im Herzen der Welt." Die Titanide wurde aber dem weichherzigen Jean Paul doch bald zu titaniſch und er verzichtete auf das ſehr problematiſche Glück einer Heirat mit ihr, wie früher Schiller darauf verzichtet hatte. Nach erfolgtem Bruch mit der Geliebten folgte der Humoriſt den enthuſiaſtiſchen Einladungen, welche ihn nach Berlin riefen. Von da ſchrieb er am 13. Juni 1800 an Otto: „Himmel, welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! Der gelehrte Zöllner und achtzig Menſchen in der Yorksloge zuſammen meinetwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreiſes. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, ſo daß ich ebenſowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnſchale wächſt, als was unter ihr. Fleck, ein höherer Tragiker als Iffland, und die Unzelmann ſpielten vor mir göttlich. Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sansſouci ein, ich aß bei ihr, ſie zeigte mir Alles. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut und bei dem höchſtgebildeten Miniſter von Alvensleben ſprach man ſo frei wie auf dieſem Blatt. Nur in Berlin iſt Freiheit und Geſetz, bei Gott!" Eine Dame, welche damals in der Berliner Geſellſchaft einen großen Stand hatte, die ſchöne und geiſtreiche Henriette Herz, macht es uns begreiflich, daß der gute Jean Paul von der preußiſchen Hauptſtadt und namentlich von der dortigen Damenwelt entzückt ſein mußte. Sie ſagt in ihren Denkwürdigkeiten, es ſei kaum zu beſogenannten Volksfreunden etwas mehr hätte zu ſchaffen machen ſollen, als der Strohkopf, unſer lieber Freund und Zechbruder Pietro de Medicis.“

„Bah,“ ſagte der ältere und kältere Mazzinghi, „Du ſtellſt Dir die Sache etwas leicht vor und haſt eben das Volk am 9ten November nicht geſehen. Nein, nein, vorderhand iſt nicht viel zu machen, in gewaltſamer Weiſe gar Nichts und wir müſſen die guten Spießbürger ihren Freiheitsrauſch erſt ausſchlafen laſſen.“

„Ihr habt Recht,“ Meſſir Giuliano, bemerkte ein vierter Nobili, viele Jahre mehr als die Drei zählend, Piero degli Alberti, der herangetreten und die Bemerkung Mazzinghi's vernommen, „Ihr habt Recht, vorerſt iſt nicht viel zu machen, aber nur Geduld, Geduld und Klugheit, und unſere Zeit wird auch wieder kommen.“

„Hoffentlich,“ meinte Giugnio giftig, „und dann ſoll es dieſer paduaniſche Mönch entgelten, daß er in Florenz den Herrn ſpielen will.“

„Und,“ fügte Cei bei, „es wagt, uns den ſchäumenden Lebensbecher mit ſeiner republikaniſchen Nüchternheit und abgeſtandenen Moral zu vergällen.“

ſchreiben, wie viel Aufmerkſamkeit ihm von den Frauen, ſelbſt von denen der höchſten Stände, erwieſen wurde. Sie hätten es ihm Dank gewußt, daß er ſich in ſeinen Werken ſo angelegentlich mit ihnen beſchäftigte und bis in die geheimſten Falten ihres Sinnes und Gemüthes zu dringen geſucht hatte; hauptſächlich aber hätten es ihm die vornehmen gedankt, „daß er ſie ſo viel bedeutender und idealer darſtellte als ſie in der That waren.“ Dies hatte, meint Henriette Herz, ſeinen Grund darin, daß, „als er zuerſt Frauen der höheren Stände ſchilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine ſolche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantaſie hinſichtlich ihrer freien Spielraum ließ; diejenigen aus dieſen Claſſen jedoch, welche er ſpäter kennen lernte, Alles anwendeten, um die ihnen ſchmeichelhafte Täuſchung in ihm zu erhalten und ihm möglichſt ideal zu erſcheinen.“ Dem Könige wurde zuletzt des Enthuſiasmus für unſeren Humoriſten zu viel. Eine durch und durch proſaiſche Natur, deren äſthetiſches Bedürfniß eigentlich nie über die Romane von Lafontaine hinausging, hielt es Friedrich Wilhelm III. nicht für paſſend, dem Humoriſten eine von dieſem auf Betrieb ſeiner vornehmen Verehrerinnen erbetene Präbende zu bewilligen, und er äußerte bei dieſer Gelegenheit: „Höre denn doch zu viel dieſen Jean Paul herausſtreichen. Mag ganz gute Romane geſchrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Handen gekommen iſt, ein Bißchen gar zu kraus — aber dies iſt doch ein Verdienſt, das ſich noch halten läßt. Wie will man erſt von einem großen Staatsmann ſprechen oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verſtehen immer das Maßhalten nicht“86). Im Uebrigen endigten Jean Paul's romantiſche Dichterfahrten mit ſeiner Heirat mit Karoline Meier, einer liebenswürdigen Berlinerin, die er im Frühjahr 1801 heimführte. Das Abſonderlichſte, was nachmals in ſeinem Lebenslauf vorkam, war ſeine freundſchaftliche Verbindung mit dem Herzog Emil Auguſt von Sachſen-Gotha. Dieſer barockſte Sonderling, der je einen Fürſtenhut getragen, iſt auch als Autor aufgetreten, indem er den Roman „Kyllenion“ ſchrieb, in welchem er das griechiſche Leben „abgegriechet“ haben wollte. Der Fürſt war vielleicht die ſeltſamſte Figur einer an ſeltſamen Figuren überreichen Epoche. Jean Paul ſagte von ihm, er habe die „Titanomanie“ und charakteriſirte ihn höchſt bezeichnend als „perſonifizirten Nebel.“ Die Gegenſätze der Zeit verknäulten ſich in ihm zu einer nebelhaften Großmannsſucht, zu einer krankhaften Originalitätshaſcherei. Göthe hatte recht, ihm einen „Narren“ zu nennen — zur Erwiderung ſchalt der Herzog den Herrn Geheimrath einen „Pedanten“ — denn ſeine überreizte Phantaſie war unaufhörlich beſchäftigt, Wunderlichkeiten und geradezu Tollheiten auszuhecken. Bald lag er als Grieche auf dem Sopha und ſpielte ein Stück Arkadien, bald ſaß er als chineſiſcher Mandarin gekleidet ſeinem Staatsrath vor, bald nahm er als Frau, mit einem Kaſchmirſhawl um die entblößten Schultern, dem ganzen Hofe die Cour ab. Langeweile verzehrte den Blaſirten, den man bemitleiden könnte, wenn er nicht durch ſein bis zum Exceß undeutſches Verhalten in der Napoleon'ſchen Periode jedes Anſpruchs auf Theilnahme ſich begeben hätte.

Wir ſind im Vorſtehenden weit von Schiller's ſtillem Hauſe in Jena abgekommen; indem wir jetzt dahin zurückkehren, ſteht zu erwarten, daß auch für dieſe, wie für manche andere Abſchweifung, eine Rechtfertigung in der Abſicht liege, ein möglichſt vollſtändiges Bild der Zeit unſeres Dichters zu geben . . . . Der Herbſt von 1796 war für Schiller wieder eine Trauerzeit. Der Tod war daheim auf der Solitude abermals eingekehrt. Am 7. September verſchied in ſeinem 73. Lebensjahre der Major Schiller in den Armen ſeiner Gattin und ſeiner beiden Töchter, denn die gute Chriſtophine war bis zuletzt bei dem Wiedererkrankten geblieben und hatte in all dieſen Tagen der Trübſal den Ihrigen den Troſt eines ſtandhaften Muthes gewährt, welcher ſich beſonders auch beim Ueberfall des Hauſes durch eine Bande franzöſiſcher Marodeurs hülfreich bewährte.

Es iſt ein Ton männlicher Klage in dem Schreiben, welches der Dichter nach empfangener Todesnachricht an Frau Eliſabeth abgeben ließ, und ſchön iſt der Zartſinn, worin er dabei auf die religiöſen Vorſtellungen der Mutter Rückſicht nimmt. „Zwar habe ich ſchon eine Zeit lang Nichts mehr gehofft — ſchrieb er — aber wenn das Unvermeidliche eingetreten iſt, ſo iſt es immer ein erſchütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns ſo theuer war und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpäteren Alter mit Liebe geheftet waren, daß ſo Etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſerm Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches. Und wenn man erſt wie Sie, theuerſte liebſte Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlornen Freund und Gatten ſo lange, ſo viele Jahre getheilt hat, ſo iſt die Trennung um ſo ſchmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns Allen geweſen iſt, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beſchluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete und das er ſo redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten und ſo wie er noch im 73. Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden wie er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorſehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schweſtern nicht tröſten, ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, allein ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieſes lange Leiden endigen konnte. Unſerm theuren Vater iſt wohl und wir Alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird ſein Bild in unſeren

Herzen erlöſchen und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen. Vor fünf oder ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund an einem Bruder finden würdet, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gewollt und er gönnt mir noch die Freude, euch Etwas ſein zu können" ..... Der Dichter, welcher in dieſen Zeilen mit frommer Hand dem hingegangenen Vater ein ſo würdiges Todtenopfer brachte, fand eine reiche Quelle des Troſtes in dem zu dieſer Zeit wieder erneuerten perſönlichen Umgang mit innigſt Befreundeten. Seine Schwägerin Karoline kam mit ihrem zweiten Gatten, Wilhelm von Wolzogen, aus dem ſtillen Bauerbach, wo ſie zuletzt gelebt, vor den aus Schwaben nach Franken herüberdrängenden Kriegsſtürmen weichend, nach Rudolſtadt und dann nach Jena, von wo Wolzogen noch vor Ablauf des Jahres unter Göthe's Vermittlung als Kammerrath und Kammerherr nach Weimar berufen wurde. Es waren genußreiche Herbſttage, welche die beiden Schweſtern und Schwäger mitſammen in Jena verlebten. Göthe war oft in ihrem Kreiſe. „Die Freude über dieſe ſo unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schweſter und Schiller war groß — erzählt Karoline. Ein ſchönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, ſo wie es unſere Jugendträume gedichtet hatten. Göthe zeigte ſich theilnehmend bei dieſem Ereigniß. Das Anſchauen des innigen Verhältniſſes zwiſchen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechſel, das offene heitere Zuſammenſein — dies Alles bot tauſendfältigen Genuß." Nach Wilhelm's und Karoline's Ueberſiedlung nach Weimar, füllte Wilhelm von Humboldt die entſtandene Lücke aus. Er kam mit ſeiner Frau in den erſten Tagen des Novembers zum Winteraufenthalt nach Jena und ſofort begann wieder der gewohnte rege Geiſtesverkehr zwiſchen dem Dichter und ſeinem congenialen Freund.

Der tägliche Umgang mit einem ſolchen war für Schiller doppelt wohlthuend zu einer Zeit, wo die Gefahr einer Gemüthsverbitterung durch die maſſenhaften Angriffe auf ſeine und Göthe's Perſon und Richtung nahe genung lag. Der Xenienſturm hatte die trübſten Hefen der literariſchen Gährung aufgerührt, die beiden Verbündeten hatten öffentliche und geheime Verunglimpfungen gemeiner und gemeinſter Art zu befahren und es begreift ſich, wie viele Selbſtüberwindung es ihnen koſtete, nicht auch ihrerſeits wieder polemiſch gegen alle die Rücken und Tücken loszufahren. War doch Göthe noch im Jahr 1798 mitunter wieder recht „xenialiſch“ geſtimmt[87]). Aber Beide leitete, wie ſchon oben bemerkt worden, das richtige Gefühl, es ſei jetzt an ihnen, der Nation durch poſitive Schöpfungen zu beweiſen, wie ſehr ſie berechtigt geweſen, das Unzulängliche und Schlechte, womit das Publicum behelligt wurde, ſtrafend zu verneinen. Göthe, deſſen productive Stimmung durch das einzigſchöne elegiſche Idyll „Alexis und Dora“ höchſt erfreulich wieder ſich angemeldet hatte, arbeitete rüſtig an ſeinem zu Jena im Nachſommer 1796 angehobenen und dann in der Bergeinſamkeit von Ilmenau fortgeſetzten epiſchen Lied von Hermann und Dorothea. Schiller, an dem Vorſchreiten dieſes großen Unternehmens des Freundes lebhafteſten Antheil nehmend, ging ſeinerſeits nur mit ausgeſprochenem Mißtrauen hinſichtlich der Stimmung der Leſewelt wieder ans dichteriſche Schaffen. „Es iſt zwar ſehr gut — ſchrieb er unterm 18. November an Göthe — und für mich beſonders, jetzt etwas Ernſthaftes und Bedeutendes ins Publicum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größeſte und Höchſte noch ganz neuerdings im Meiſter und ſelbſt im Almanach — (Alexis und Dora war an der Spitze des Muſenalmanachs geſtanden) — von Ihnen geleiſtet worden iſt, ohne daß das Publicum ſeiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könnte, ſo hoffe ich in der That kaum, es jemals durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes zu einem beſſeren Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen und mir wird der ſtarke Gegenſatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe das Publicum nie zum Freund machen können. Es iſt nur gut, daß dies auch ſo gar nothwendig nicht iſt, um mich in Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten.“ Zum Glück war unſer Dichter über die Stimmung der Nation im Irrthum: ſobald er wieder als ſchöpferiſcher Meiſter vor ſie trat, war in der ungeheuren Mehrzahl der bittre Nachgeſchmack des Xenienkrieges verwiſcht. Um ſich ſeinerſeits dieſes Nachgeſchmacks ledig zu machen, verſenkte ſich Schiller vom Spätherbſt an immer ernſtlicher in die poetiſche Welt ſeines Wallenſtein. Unter dieſer alle Kräfte ſeines Geiſtes in Anſpruch nehmenden und zu glänzendſter Entfaltung bringenden Arbeit verbrachte er den Winter friedlich und zufrieden. An anmuthender Geſelligkeit fehlte es auch nicht. Alexander von Humboldt, ſchon ſeine epochemachende wiſſenſchaftliche Zukunft errathen laſſend, kehrte bei ſeinem Bruder und deſſen Freunden ein. Auch Schelling trat ſeinem Landsmann näher und jede Woche hatte Schiller mit dem angehenden Philoſophen und dem älteren Freunde Niethammer einen L'Hombre-Abend. Göthe kam herüber, ſo oft er konnte, und erfreute den befreundeten Kreis durch Mittheilung der neugedichteten Geſänge ſeines unvergleichlichen bürgerlichen Epos. „Mit Rührung erinnere ich mich — erzählt Karoline von Wolzogen — wie uns Göthe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Geſang, der das Geſpräch Hermann's mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas. So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen, ſagte er, indem er ſich die Augen trocknete.“ Glückliche Menſchen! wie ſehr haben wir Nachgebornen Urſache, euch um die Fähigkeit zu beneiden, inmitten des Getöſes einer ſtürzenden Welt euch mit ſo innigem Antheil und ſo lauterer Freude in der Region der Schönheit ergeben zu können!

Nach Neujahr 1797 regte ſich in unſerem Dichter der Wunſch einer Orts- oder wenigſtens Wohnungsveränderung. Unterm 31. Januar äußerte er gegen Göthe ſchon jetzt die Abſicht, nach Weimar zu ziehen, wenn er dort eine paſſende Wohnung finden könnte, und wenn wir bedenken, daß Schwager Wolzogen und Schweſter Karoline im März dorthin überſiedelten, iſt es begreiflich, daß auch Lotte dieſer Abſicht zugethan war. Er frug bei Göthe an, ob dieſer ihm ſein Gartenhaus — daſſelbe, welches in den Tagen und Nächten der „luſtigen Zeit von Weimar“ eine ſo große Rolle geſpielt hatte — vermiethen wollte, ſtand aber von dieſem Gedanken ab, als er erfahren, das Häuschen ſei für eine Familie nicht einmal zum Sommeraufenthalt tauglich. So richtete er denn ſein Augenmerk auf eine Wohnung im Freien in der Umgebung von Jena und konnte unterm 7. Februar an Freund Körner berichten: „Ich ſtehe jetzt im Handel wegen eines Gartens und Gartenhauſes, werde es auch wahrſcheinlich bekommen. Das Haus iſt ſehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die meinige, und wenn ich zu den 1200 Thalern, die es mir koſten wird, noch etwa 600 zulege, ſo wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten iſt nicht klein und die Lage iſt trefflich. Ich hoffe von dieſer Acquiſition einen glücklichen Erfolg für meine Geſundheit.“ Göthe ermunterte ihn, den geſund und anmuthig gelegenen Garten „ja nicht wegzulaſſen“, und ſo wurde der Kauf abgeſchloſſen. Mitten in den Vorbereitungen zum Umzug ward dem Dichter vom hohen Norden her, aus der Heimat Guſtav Adolf's, eine Ehrenbezeugung zu Theil. „Dieſer Tage — meldete er unterm 4. April an Göthe — bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überraſcht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächſernen Siegel aufſchlug, es müßte wenigſtens eine Penſion herausſpringen; am Ende war's aber bloß ein Diplom der Akademie der Wiſſenſchaften. Indeſſen freut es immer, wenn man ſeine Wurzeln ausdehnt und ſeine Exiſtenz in andere eingreifen ſieht.“ Demſelben Freunde ſchrieb er am 2. Mai: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich tief in das Bett des Leutrabaches ab. Unter jenen Bäumen ſtand, beſchattet von den Aeſten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie, zu Schiller's Zeit eine Hütte, zu deren einzigem Gemach eine kleine Freitreppe führte. Dies war im Sommer des Dichters Arbeitszimmer. Die Hütte iſt jetzt abgebrochen und ein unbehauener Stein mit der Inſchrift: „Hier ſchrieb Schiller den Wallenſtein“ — bezeichnet die Stätte. Seitwärts ſteht in einer Laube ein verwitterter ſteinerner Tiſch. Da hat der Dichter in lauen Sommernächten mit vertrauten Freunden oft geſeſſen, da hat er, während der Mond über den Bergen ſtand und drunten in der Schlucht des Leutrabaches die Nachtigallen ſchlugen, oft mit Göthe in vertrauteſtem Beiſammenſein Geſpräche geführt voll von großen und lichten Gedanken, voll von Zukunft. Die kleine Beſitzung iſt ihm recht ans Herz gewachſen. Er wußte ſich halb im Ernſte halb im Scherze Etwas mit ſeinem „Landbeſitz“, welcher dem Leben „mehr Feſtigkeit und Sicherheit“ verleihe. Er ließ im Sommer 1798 verſchiedene bauliche Verbeſſerungen vornehmen und berichtete darüber mit Behagen an Göthe**). Sein Garten ward ihm ein Stück Heimat: hier, in der ländlichen Abgeſchiedenheit von allem Gedränge und Getriebe der Welt, war ihm gut und frei zu Muthe, und auch nachdem er Jena verlaſſen hatte, kam er nicht ſelten wieder aus Weimar in ſeine Garteneinſamkeit herüber, um recht ungeſtört daſelbſt zu denken und zu dichten. Hier wurden in der Stille weihevoller Nächte Gedanken erſonnen, deren „Menſchengeſchick beſtimmende“ Wirkung dauern wird, ſo lange die Menſchheit dauert; hier wurden Worte gefunden, deren Widerhall macht- und prachtvoll durch die Jahrhunderte hinabrollt.

„Poeſie wird jetzt auf jeden Fall mein Geſchäft ſein,“ hatte Schiller nach Durchmeſſung des Kreiſes philoſophiſcher Speculation ſchon im Oktober 1795 an Humboldt geſchrieben. Es ſtand ihm auch feſt, daß es ihm wie Göthe'n zieme, nach verrauſchtem Xenienſturm etwas „Bedeutendes“ ins Publicum zu bringen. Göthe, dem das Dichten mehr eine Naturnothwendigkeit war, ging auch ſofort ohne langes Bedenken ans Schaffen von Hermann und Dorothea. Auch ſeinen Fauſt nahm er in dieſer Zeit wieder auf. Für Schiller dagegen war die Poeſie eine bewußte That, eine Blüthe des Gedankenprozeſſes, und ſo ſehen wir ihn längere Zeit ſchwankend, nach welcher Richtung hin er den neuerwachten poetiſchen Thätigkeitstrieb wenden ſollte. Auf der einen Seite hatte er, wie er an Humboldt ſchrieb, den „Einfall, eine romantiſche Erzählung in Verſen zu machen,“ auf der andern zog ihn ein ſchon früher ins Auge gefaßtes dramatiſches Problem an, die Malteſer, zu deſſen Behandlung ihn Göthe gleich beim Beginn ihres Bundes ermuntert hatte. Er konnte aber zu keinem Entſchluſſe kommen und legte Humboldt förmlich die Frage vor, ob er als Epiker oder als Dramatiker dichten ſollte. Der äſthetiſche Gewiſſensrath hatte ſchon 1795 auf dieſe Anfrage ſo geantwortet: „Nehme ich die dramatiſche (tragiſche) Poeſie als die lebendige Darſtellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menſchen in einem einzelnen Kampf mit dem Schickſal, ſo finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakteriſirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich bis zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genie's. Hier die größte Wirkung hervorzubringen, halte ich Sie für geſchaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen.“ Der Freund hatte das Rechte getroffen und ein tragiſcher Gegenſtand war ja auch ſchon glücklich gewählt, der Wallenſtein. Allein Schiller konnte ſich zunächſt weder dieſem Stoffe noch der tragiſchen Dichtung überhaupt ungetheilt hingeben, und zwar ſchon aus dem

Die feierlichen Chöre des beginnenden Hochamtes unterſagten die Fortſetzung dieſes Geſprächs, deſſen Andeutungen den Haß verriethen, welchen Savonarola ſchon damals von Seiten der Vorrechtler und Lotterbuben auf ſich gezogen, einen Haß, der den Freiheitseifer, die Wahrheitsliebe und Tugend allzeit trifft. Aber was kümmerte ihn dieſer Haß? Ganz eingelebt in ſeine Miſſion, ſah er nur vorwärts nach dem erhabenen Ziel derſelben, kühn über alle Hinderniſſe hinwegſchreitend, welche Unverſtand, Neid und Bosheit ihm in den Weg warfen. Erfaßt von ſeiner Idee, lag er während der Meſſe in einer der Seitenkapellen auf den Knieen, inbrünſtig von Gott die Gnade erflehend, auch heute wieder zur Verwirklichung dieſer Idee beitragen zu können.

Dann, als Orgelklang und Chorgeſang verſtummt war, trat er hervor, beſtieg, während Aller Augen an ihm hingen, die Kanzel und hub ſeine Predigt an, welcher er als Text die ſcharfen und wahren Worte unterlegte, die der Prophet Samuel zum Volke Israels geſprochen, als es von ihm äußerlichen Grunde nicht, weil er für ſeinen Muſenalmanach zu ſorgen hatte, welcher bis 1801 alljährlich erſchien und deſſen Bedeutung ja hauptſächlich von ſeinen eigenen Beiträgen abhing. Dazu kam noch, daß die vorwiegend epiſche Stimmung Göthe's in den Jahren 1796 — 98 auf den Freund nicht ohne Einfluß blieb, und endlich, daß in der Entwicklung von Schiller's Genius ſich das epiſche Element als ganz naturgemäße Uebergangsſtufe von der Gedankenlyrik zur Dramatik darbot.

So war denn das Jahr 1797 das „Balladenjahr“, welches aber beſſer die Balladenzeit hieße, denn dieſe dehnte ſich über mehrere Jahre aus. In einem ſchönſten Wetteifer, wie eben nur Schiller und Göthe ihn entwickeln konnten, dichteten ſie ihre Balladen und Romanzen. Im Juni ſchrieb Göthe den Gott und die Bajadere, Schiller den Taucher und ſcherzend äußerte Jener: „Es iſt nicht übel, da ich mein Paar in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held ſich das entgegengeſetzte Element ausſucht.“ Außer dem Taucher ſchuf Schiller in den Jahren 1797—98 die Romanzen: der Handſchuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eiſenhammer, der Kampf mit dem Drachen, die Bürgſchaft, — ein Cyklus, zu welchem man auch die Nadoweſſiſche Todtenklage, des Mädchens Klage, das Siegesfeſt und die Klage der Ceres beiziehen kann. Ein zweiter Kreis (1801—3) umfaßt Hero und Leander — welchen Stoff, wie den Ibykus, Göthe an Schiller abgetreten hat — Kaſſandra, den Grafen von Habsburg, den Jüngling am Bache, den Alpenjäger. In Betreff dieſer Schöpfungen ins Einzelne einzutreten, iſt hier gänzlich unzuläſſig, weil überflüſſig. Haben wir doch Alle, von unſeren Schuljahren an, mit den Geſtalten der Schiller'ſchen Balladendichtung wie mit alten lieben Bekannten gelebt. In ſtrenger Anwendung der Beſtimmungen und Unterſcheidungen der Poetik würde aber Schiller kein Balladendichter heißen können, ſofern ſeine epiſchen Dichtungen — mit wenigen Ausnahmen — mehr dem Begriff der Romanze als dem der Ballade entſprächen. Denn in der Ballade erſcheine der Geiſt noch in den Naturmächten befangen, unmittelbar, reflectionslos, und oft finde da deßhalb ein unheimliches Hereingreifen der Genien- und Dämonenwelt in die menſchliche ſtatt; dagegen erſcheine in der Romanze der Menſchengeiſt auf ſich ſelbſt geſtellt und in dem ihm eigenthümlichen Bereiche der Sittlichkeit wirkſam. Dieſe philoſophiſche Unterſcheidung von Ballade und Romanze rührt bekanntlich von Echtermeyer her und derſelben zufolge wäre Göthe der Balladenſänger und Schiller der Romanzendichter. Die neuere Aeſthetik hat jedoch nicht ohne Grund gefunden, man gerathe durch ſtrenge Anwendung dieſer Diſtinction leicht in ein abſtractes Kategoriſiren hinein und außerdem umfaſſe die Echtermeyer'ſche Beſtimmung lange nicht das ganze Gebiet der Balladen- und Romanzenpoeſie. Viſcher hat in einer geiſtvollen Erörterung der Frage die Ballade und Romanze der „objectiven Lyrik" zugewieſen **) und ſeine Unterſuchung beſtätigt die oben geäußerte Hindeutung, daß Schiller vermöge einer inneren Nöthigung die lyriſch-epiſche Poeſie als Uebergangsſtufe von der Lyrik zum Drama gepflegt habe. Hat doch unſer Dichter ſeine Erzählungsſtoffe „innerlich ſo durchwärmt, daß ihre wallende Bewegung auf die Nähe des Dramatiſchen hinwies." Der Gang der Erzählung in Schiller's Romanzen — ich erinnere nur an den Taucher, an den Handſchuh, an die prachtvolle Erſcheinung des Furienchors im Ibykus, an die wundervolle Schilderung des Drachenkampfes — iſt von dramatiſchen Säften geſchwellt und die ſpätere Romanze, der Graf von Habsburg, rundet ſich völlig zu einem kleinen Drama ab. Wunderlich, ja geradezu unbegreiflich iſt, wie man in den Romanzen unſeres Dichters den poetiſchen Realismus vermiſſen konnte. Es iſt wahr, der pſychologiſche Prozeß iſt ihm auch hier die Hauptſache, während Göthe in ſeinen Balladen das geheimnißvolle Walten der Naturmächte unſerem Gefühle deutlich nahe bringt, eben dadurch, daß er dieſes Walten objectiv gewähren läßt. Aber deßhalb iſt das pſychologiſche Moment in Schiller's Romanzen kein abſtractes, ſondern vielmehr ein in dem Stoffe concret aufgehendes. Die Seelenſtimmungen werden anſchaulich in die Objectivität herausgeſtellt und die Bethätigung der ſittlichen Kraft, welche Schiller auch als Romanzendichter von ſeinen Helden fordert, tritt uns in realen Geſtalten vor Augen.

Der Romanzendichtung Schiller's in dieſer Zeit ging eine Lyrik zur Seite, welche Hoffmeiſter mit einem glücklichen Ausdruck als kulturgeſchichtliche bezeichnet hat, eine Lyrik, in welcher der Dichter den in den Künſtlern angeſchlagenen Ton wieder aufnahm, um ihn zuletzt zur vollen Harmonie des Glockenliedes anſchwellen zu machen. Als das Verbindungsglied zwiſchen den beiden genannten Gedichten iſt „der Spaziergang“ anzuſehen, welcher, wie wir ſahen, ſchon im Jahr 1795 gedichtet wurde. Dieſe Elegie bewegte einen Kunſtrichter wie Wilhelm von Humboldt von allen Gedichten ſeines großen Freundes „am lebendigſten und höchſten;“ denn ſie umſchließt, die veränderliche Strebſamkeit des Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite ſtellend, den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel in Bildern voll Wahrheit und entläßt den Leſer, „wie ſie ihn am Anfang durch ſinnliche Leichtigkeit eingeladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft“ 90). Wenn ich daran erinnere, mit wie großem und freiem Blick unſer Dichter hier das Reich der Natur und des Geiſtes überſchaut, wie er ſelber der Weiſe iſt, welcher „in des Zufalls grauſenden Wundern das vertraute Geſetz, in der Erſcheinungen Flucht den ruhenden Pol“ ſucht und findet, — ſo wird man mir geſtatten, daß ich auf ihn des mit Schiller'ſchen Ideen großgenährten transatlantiſchen Eſſayiſten Emerſon ſchönes Wort anwende: „Der Genius ſieht in jedem Gebiet des organiſirten Lebens die ewige Einheit; er forſcht nach der Grundidee und ſieht weit zurück in dem Gewebe der Dinge von einem Kreiſe die Stralen ausgeben, die auseinander laufen, bevor ſie ſich in weiten Durchmeſſern herniederſenken.“ Von dieſem kulturhiſtoriſchen Blick des „rückwärts gewandten“, im Spiegel der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft erkennenden Propheten zeugt neben mehreren anderen Gedichten Schiller's aus dieſer Periode insbeſondere das 1798 gedichtete „Eleuſiſche Feſt“, zuerſt unter dem Titel „Das Bürgerlied“ im Muſenalmanach auf 1799 veröffentlicht, der Form nach als ein Hymnus gedacht, womit die Feier der Myſterien zu Eleuſis eröffnet wurde. Sehr glücklich hat alſo hier der Dichter an dem griechiſchen Kulturmythus von der Demeter ſeine Ideen von der civiliſirenden Macht der Sitte entwickelt. Unzweifelhaft iſt das Gedicht in bewußtem Gegenſatz zu den Gewaltſamkeiten der franzöſiſchen Revolution geſchrieben. Den zerſtöreriſchen Manifeſtationen derſelben wird die Segen bringende, aufbauende Miſſion friedlicher Bildung entgegengehalten und durch den Mund der Kulturgöttin läßt Schiller den Völkern verkündigen, daß nur humane Sitte die menſchliche Geſellſchaft baue und frei und mächtig mache[91]). Alle Momente der kulturgeſchichtlichen Lyrik unſeres Dichters faßten ſich dann in der großartigen Compoſition des Liedes von der Glocke zuſammen. Das iſt ſo eine jener Schöpfungen des Genius, welche in ihrer reinmenſchlichen Schönheit alle Herzen unwiderſtehlich ergreifen, und man darf dreiſt behaupten, daß uns Deutſchen das Glockenlied in Fleiſch und Blut übergegangen. Noch mehr: das Glockenlied iſt das volksthümlichſte Gedicht unſerer, ja vielleicht der ganzen modernen Literatur geworden; denn bereits kommen uns ſeine Klangwellen wie ein vertrautes Echo aus der Fremde entgegen. Als Schiller dieſes Lied ſchuf, ſtand er auf der Höhe ſeiner dichteriſchen Anſchauung: ſein philoſophiſcher Idealismus hatte ſich durch den Realismus des Lebens und der Geſchichte ſubſtanzialiſirt. Daher die wunderſame Harmonie von Ideal und Wirklichkeit, welche das Gedicht kennzeichnet, wie die richtige Miſchung der Metalle eine meiſterlich gegoſſene Glocke. Die Form iſt ſo glücklich, wie ſie auch einem größten Meiſter nur ſelten aufgeht. Die dramatiſch belebte Schilderung des Glockenguſſes umſpannt wie ein kunſtvoll gearbeiteter Rahmen das große und reiche Gemälde menſchlichen Daſeins. Zwanglos erweitert ſich die Glockengießerwerkſtatt zur Welt, zwanglos verknüpfen ſich mit den Beziehungen des in innigſten Herzenslauten geſchilderten privatlichen Lebens die des ſtaatsbürgerlichen, deſſen Zeichnung mit goldenen Weisheitslehren durchwoben iſt, und in den Geſchicken der Familie widerſpiegeln ſich die der Menſchheit. Schiller hat dieſe edle Schöpfung lange in der Bruſt getragen. Wir wiſſen, daß das erſte leiſe Tönen des Glockenliedes, freilich nur erſt der Seele des Dichters vernehmbar, in den Rudolſtadter Sommer von 1788 fiel. An die wirkliche Ausführung des Werkes ſcheint er nicht früher als zu Anfang Juli's 1797 gegangen zu ſein. Er meldete dies an Göthe und fügte bei: „Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Maſſe zu bearbeiten iſt.“ Aus den Wochen wurden aber Jahre. Unterm 15. September ſchrieb er dem Freunde, daß er wegen Unwohlſeins die Glocke habe liegen laſſen müſſen, und unterm 22. September äußerte er, daß ihm dieſes nicht ſo ganz unlieb ſei; denn „indem ich dieſen Gegenſtand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe iſt, erſt ſeine wahre Reiſe erhalten.“ Göthe erwiderte hierauf unterm 14. Oktober: „Die Glocke muß nur um deſto beſſer klingen als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt iſt“ — und in der That blieb das Erz noch an zwei Jahre lang in Fluß und erſt 1799, nach Beendigung des Wallenſtein, gelang der Guß vollkommen[92]).

Still, faſt einſiedleriſch verlebte unſer Dichter den Sommer 1797 und das folgende Jahr. In ſeinem Umgang entſtand eine große Lücke durch den Wegzug Wilhelm's von Humboldt, der 1797 Jena verließ und nach Paris ging, wo er, echtdeutſch, inmitten der

Aufregungen einer beginnenden neuen politiſchen Weltordnung ſeine berühmte Abhandlung über Hermann und Dorothea ſchrieb, um an dieſem Gedichte die Geſetze der epiſchen, ja der Poeſie überhaupt zu entwickeln. Humboldt's ruhige Bonhommie war ganz geeignet geweſen, die geſelligen Beziehungen Schiller's zu der Jena'ſchen Gelehrtenwelt im Gange zu erhalten. Nun ein ſolcher Vermittler fehlte, vereinſamte der Dichter immer mehr und mehr. Er mochte an den mancherlei Wirrſalen und Händeln, welche damals die gelehrte Welt der alten Univerſitätsſtadt zerrütteten, in keiner Weiſe theilnehmen. Die Glanzperiode Jena's neigte ſich dem Ende zu, doch wurde der Verfall mit dem Weggang Fichte's (1799) nicht ſo groß als man gefürchtet hatte. Es iſt bekannt, daß der tapfere Philoſoph ein Opfer des Rückſchlags wurde, welchen die franzöſiſche Revolution in der Stimmung der vornehmen Kreiſe herbeigeführt hatte, — nicht überall, aber doch an vielen Orten. Hier war die noch ſo eben gehätſchelte Aufklärung plötzlich zu einem Schreckgeſpenſt geworden, welches um jeden Preis hinweggemaßregelt werden ſollte. Ein Aufſatz Fichte's „über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltordnung“ in ſeinem gemeinſam mit Niethammer herausgegebenen philoſophiſchen Journal bot der churſächſiſchen Regierung Veranlaſſung, die Zeitſchrift zu confiſciren und an die Herzoge der erneſtiniſchen Linie, als an die gemeinſchaftlichen Erhalter der Univerſität Jena, das Anſinnen zu ſtellen, den Profeſſor wegen Atheismus richten und beſtrafen zu laſſen. Wenn man weiß, wie freigeſinnt Karl Auguſt von Weimar ſein Lebenlang geweſen und mit welcher Entſchiedenheit der treffliche Mann und Fürſt noch wenige Tage vor ſeinem Tode, in einer Zeit allgemeiner Verfinſterung, gegen religiöſen und politiſchen Obſcurantismus ſich ausgeſprochen hat[93]), ſo wird man es ganz natürlich finden, daß die Weimar'ſche Regierung gegen Fichte überhaupt nur vorfuhr, weil ſie bei Geſtalt der Sachen mußte. Ihr Beſchluß war auch milde genug: der Philoſoph ſollte einen Verweis „wegen Unvorſichtigkeit“ erhalten. Aber

Fichte war nicht der Mann, einen Verweis hinzunehmen, wo er im Rechte zu ſein meinte. Er glaubte — und dies allerdings nicht ohne Grund — in ſeiner Perſon die Sache der Gedanken- und Lehrfreiheit angegriffen, beſchloß demnach, nicht um eines Haares Breite nachzugeben, und forderte auf den Fall eines Verweiſes hin ſeinen Abſchied. Dieſer Forderung wurde entſprochen und Fichte wandte ſich nach Berlin, welches damals nicht mehr das Berlin der Wöllner und Biſchofswerder und noch nicht das Berlin der Kamptz und Schmalz war. Friedrich Wilhelm III., glücklich im Bunde mit jener hoch und mit Recht gefeierten Luiſe von Mecklemburg, welche mit ihren drei Schweſtern, der Herzogin von Meiningen-Hildburghauſen, der Fürſtin von Solms und der Fürſtin von Thurn und Taxis, das vierblätterige Kleeblatt von Prinzeſſinnen bildete, welches Jean Paul entzückte und ihn zu dem Ausſpruch veranlaßte, daß er „in die Neſter der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufſteige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer ſind als die Männchen“24) — Friedrich Wilhelm III. war, noch nicht durch Unglück befangen und verdüſtert, bei freilich nur ſehr mäßigen Geiſtesgaben in der erſten Zeit ſeiner Regierung voll guten Willens, nicht im Sinne ſeines Vaters, ſondern vielmehr im Sinne ſeines großen Großoheims den preußiſchen Staat zu verwalten, und es iſt auch Etwas von Friedrich'ſchem Geiſt in der Art und Weiſe, wie der König die Bedenken zurückwies, welche gegen Fichte's Aufenthalt in Berlin ſich erhoben hatten. Der Philoſoph konnte unterm 10. Oktober 1799 aus der Hauptſtadt Preußens an ſeine Frau ſchreiben: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geſchehen, geſagt: „„Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, als aus Allem hervorgeht, und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet werden. Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das Nichts.““

Die größte Erfriſchung kam in das zurückgezogene Leben, welches Schiller in den Jahren 1797—98 führte, durch den lebhaften Verkehr mit Göthe. Dieſer trat im Juli 1797 eine Reiſe in die Schweiz an und verweilte im Auguſt mehrere Tage in Stuttgart, wo er ſich im Umgange mit Dannecker und anderen Freunden Schiller's ſehr wohl fühlte, aber auch „im Bauche des römiſchen Kaiſers ein ſchlimmſtes Wanzenabenteuer zu beſtehen hatte.“ Unſer Dichter, eben von einem heftigen Krankheitsanfall ſich langſam erholend, ſchrieb unterm 7. September dem Freunde: „Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne in eine ſentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor ſechszehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf dieſem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zuſtände und Stimmungen, welche dieſes Local mir zurückruft, mit unſerem gegenwärtigen Verhältniß zuſammendenke!“ Mit Beziehung darauf erwiderte Göthe aus Stäfa am Zürichſee unterm 25. September: „In Stuttgart war mir ganz wohl und behaglich. Ihrer iſt viel und von Vielen und immer aufs Beſte gedacht worden. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen.“ Aus Stäfa theilte er dem Freunde auch den Gedanken mit, die Sage vom Tell epiſch zu behandeln, und Schiller ermunterte ihn lebhaft dazu, weil — wie er am 30. Oktober ſchrieb — „aus dieſem ſchönen Stoffe ſich wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts öffnet, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut.“ Nach Göthe's Heimkehr im November wurde zwiſchen den Beiden viel über die Reform des Theaters verhandelt. Schiller regte die Idee an, die Shakſpeare'ſchen Stücke aus der engliſchen Geſchichte für die Bühne zu bearbeiten, womit „eine neue Epoche eingeleitet werden könnte,“ und richtete ſein Augenmerk auch auf die Oper, indem er der Anſicht war, daß „aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfeſtes das Trauerſpiel in einer edleren Geſtalt ſich loswickeln ſollte.“ Göthe meinte, daß dieſe Hoffnung durch den Don

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7

SCHERR,J. FN. 03473/022

Juan eine bedeutende Stütze erhalten habe, beklagte aber zugleich, daß durch Mozart's Tod (5. Dezember 1791) „alle Ausſicht auf etwas Aehnliches vereitelt worden ſei.“ Unterm 5. Januar 1798 berichtete Schiller dem Freunde, wie weit die Arbeit am Wallenſtein vorgerückt ſei, und bemerkte dazu: „Ich finde augenſcheinlich, daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſeres Umgangs iſt; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objectiv mir entgegenſtehenden Natur konnte mich fähig machen, meine ſubjectiven Gränzen ſo weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, Nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet hat. Doch es ſchickte ſich beſſer, daß ich das aus Ihrem Munde hörte als daß Sie es von mir erfahren.“ Voll Herzlichkeit erwiderte Göthe: „Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen überſehen, die Sie an ſich zu machen haben, zweifle ich nicht an der vollen Gültigkeit Ihres Zeugniſſes. Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft und ich hoffe, dieſes Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objecte diente, ſo haben Sie mich von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des inneren Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte.“ Damals vertraute Schiller dem Freunde auch ſeinen Entſchluß, nur noch hiſtoriſche Stoffe zu wählen, weil frei erfundene für ihn „eine Klippe“ ſein würden, da es „eine ganz andere Operation ſei, das Realiſtiſche zu idealiſiren als das Ideale zu realiſiren.“ In die ernſthaften Erörterungen zwiſchen den Beiden miſchte ſich dann und wann ein Scherz. So, wenn Schiller den Freund gar artig myſtifizirte, indem er demſelben ein idylliſches Gedicht Lotte's zugehen ließ, als von einem „neuen Poeten“

einen König verlangte. Als Einleitung gab er eine Ueberſicht der Meinung heidniſcher Philoſophen und chriſtlicher Theologen über die beſte Staatsform und hierauf entwickelte er ſein Princip der Volksſouverainität, um auf dieſer Baſis vor der athemlos lauſchenden Gemeinde das Gebäude der demokratiſchen Verfaſſung aufzuführen. Dieſe möglich zu machen, bewies er, ſei Liebe zu Gott, ächte Chriſtlichkeit und die hieraus entſpringende Beſſerung der Sitten unabweisliche Bedingung. Eine zweite Bedingung ſei die Forderung, daß, wie es in den ſchönſten Tagen der Republiken des Alterthums der Fall geweſen, jeder Bürger dem gemeinen Wohl ſein Privatintereſſe opfere. Zum Dritten müſſe, damit die Verſöhnlichkeit des Volkes klar erſcheine und durchweg Friede und Eintracht in dem freien Staate herrſche, eine allgemeine Amneſtie in Bezug auf die Anhänger der vorigen Regierung verkündigt werden. Nach dieſen Vorausſetzungen gab er einen Umriß der Demokratie, wie ſie Soderini Tags zuvor auseinandergeſezt und verlangt hatte, und dann, ſeinem Genie freien Lauf laſſend, warf er die Blitze ſeiner Gedanken über die Verſammlung hin und erherrührend, und ſich ſeine Meinung darüber erbat. Schiller und Lotte haben gewiß herzlich mitſammen gelacht, als Göthe, nicht ahnend, wer der „neue Poet" ſei, unterm 3. Februar gravitätiſch zurückſchrieb: „Die Idylle iſt wirklich wieder eine ſonderbare Erſcheinung. Wieder ein beinahe weibliches Talent, hübſche jugendliche Anſichten der Welt, ein freundliches, ruhiges, ſittliches Gefühl" .... Am 1. März gelangte endlich durch Campe in Braunſchweig das franzöſiſche Bürgerdiplom an Schiller, welcher darüber an Göthe ſchrieb: „Daß ich als deutſcher Publiziſt κατ' ἐξοχὴν darin erſcheine, wird Sie hoffentlich auch beluſtigen." Als er einige Tage darauf das Eintreffen des Bürgerbriefes an Körner meldete, bemerkte er: „Zu dieſer Ehrenbezeugung iſt kürzlich noch eine andere gekommen, die mir ebenſo wenig hilft. Unſere Höfe haben mir aus eigener Bewegung die Würde eines Professor ordinarius honorarius zugetheilt. Ich gewinne Nichts dabei, indeſſen hat es mich doch gefreut, daß man mir, ohne den geringſten Vortheil von mir zu haben oder zu hoffen, da ich ſchon viele Jahre lang nicht mehr leſe, dieſe Aufmerkſamkeit bewieſen hat." Körner meinte: „Die Pariſer Ehrenbezeugung will zu dieſer Zeit nicht viel bedeuten. Das Komödiantenweſen dieſer Menſchen iſt mir widerlich. Bei dem neuen Profeſſortitel iſt doch wenigſtens ehrlicher deutſcher Wille, der immer ſeinen Werth hat." Zu Ende des Mai kam Göthe herüber und verweilte beinahe einen Monat in Jena. Da erneuten ſich frühere ſchöne Abendſtunden am Steintiſch in der Laube von Schiller's Garten. Im September war er ſeinerſeits bei dem Freunde in Weimar zu Beſuch, den er kurz darauf wieder als ſeinen Gaſt bei ſich begrüßte. Am 6. November verließ der Dichter ſeine Gartenwohnung, um das Winterquartier im Griesbach'ſchen Haus in der Stadt zu beziehen, und ſo kam unter lebhaft zwiſchen Jena und Weimar hin und her gehenden Verhandlungen in Betreff der Aufführung des Wallenſtein das Jahr 1799 heran.

Fünftes Kapitel.

Wallenſtein.

Das franzöſiſche und das deutſche Theater. — Iffland. — Kotzebue. — Verſuch einer Reform. — Entſtehungsgeſchichte des Wallenſtein. — Die Wallenſtein'ſche Trilogie auf der Weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — Fleck als Wallenſtein. — Reſultate. — Schiller und die Königin Luiſe von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakteriſtik des Wallenſtein. — Die romantiſche Schule und ihr Verhältniß zu Schiller. — Schelling. — Novalis. — Die beiden Schlegel. — Tieck. — Ein Wort von Rahel Levin.

Die Geſchichte des deutſchen Theaters, welche wir im Verlauf unſerer Darſtellung mehrmals zu berühren hatten, iſt zwar der Entwicklung der deutſchen Kultur ganz analog; aber ſie kann, zuſammengehalten mit der des franzöſiſchen, in beſonders ſcharfer Weiſe den Unterſchied zwiſchen unſerem Bildungsgang und dem unſerer weſtlichen Nachbarn veranſchaulichen. Bei den Franzoſen wird mit der ſtrafferen Centraliſation des Staatsmechanismus durch Richelieu auch das Bühnenweſen, wie die ganze höhere Kultur, zur Staatsſache. Die franzöſiſche Akademie beginnt ihre geiſtige Polizei zu üben und dieſe erſtreckt ſich auch auf das Theater. Eine Hofbühne entſteht, nach welcher ſich die Provinzialbühnen als nach dem offiziellen Vorbild zu richten haben. Schritt für Schritt entwickelt ſich mit der Hofetikette Ludwig's des Vierzehnten auch die theatraliſche Convenienz. Das tragiſche Ceremoniel wie die komiſche Routine, das Coſtüm, die Mimik, die Sprache, die Declamation, Alles gewinnt typiſche Formen und die geſetzmäßige Autorität dieſer Formen wird um ſo größer und nachhaltiger, als ihre Monotonie und Geiſtloſigkeit durch die bedeutenden dichteriſchen Talente, welche ſich ihrer bedienen, vergeſſen gemacht wird. Aber in der „claſſiſchen“ Geſtalt, welche die Tragöden Corneille, Racine und Voltaire und der Komöde Molière dem franzöſiſchen Drama gegeben, verſteinert es und alle ſpäteren Verſuche, dem Steingebild wieder Leben einzuhauchen, mißglücken. Es wurde auch hier der Fluch offenbar, welcher dem Generaliſiren anhaftet, der Sucht, Alles unter eine Schablone zu bringen, und als in unſeren Tagen die franzöſiſchen Romantiker gegen die akademiſche Polizei Sturm liefen und bei Gelegenheit dieſer literariſchen Emeute auch das erwähnte ſteinerne Götzenbild umſtürzten, da wurde, wie man das ja an den Revolutionen der Franzoſen überhaupt gewohnt iſt, aus der dramatiſchen Umwälzung nur eine theatraliſche Orgie. Aus der claſſiſchen Pedanterie fiel man in die romantiſche Anarchie. Umgekehrt iſt unſere deutſche Bühne von einer Anarchie ausgegangen, welche ſie allerdings bis auf den heutigen Tag noch lange nicht völlig überwunden hat. Der Mangel an einem Centralhof und an einer tonangebenden Hauptſtadt bewahrte unſer Theater, wie unſere Literatur, vor einer akademiſchen Claſſik; allein auf der andern Seite hatte die Abweſenheit einer durchgebildeten Convenienz in Theaterdingen eine Menge von Uebelſtänden zur Folge. Dem deutſchen Individualismus war bis zur Maßloſigkeit Raum gegeben. Nirgends ein feſter Anhaltspunkt, nirgends ein Achtung gebietendes Geſetz, nirgends allgemein gültige Normen. Man müßte unſere Wanderbühnen auf ihren Zügen verfolgen, wollte man ſich die Entwicklung des deutſchen Theaters in ihrer ganzen Buntſcheckigkeit vergegenwärtigen.

Jeder Kritiker theoretiſirte, jeder Poet dramatiſirte, jeder Theaterdirector praktizirte ganz auf eigene Hand. Auch Gottſched's gallomaniſche Maßregelung der deutſchen Bühne war nur das Privatunternehmen eines Stubengelehrten. Leſſing gab ſeinem Lande als Kritiker eine Dramaturgie und ſchuf ihm als Dichter ein Drama. Aber er war weit entfernt an eine durchſchlagende Wirkung ſeiner Rieſenarbeit zu glauben; ſonſt hätte er nicht, als er den Nathan veröffentlichte, in der Vorrede geſagt: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte.“ Da und dort tauchten aus dem Schauſpielerhaufen Männer auf, welche Leben und Genie an die Verwirklichung ihrer höheren Anſicht von der Schauſpielkunſt ſetzten und auch wirklich vereinzelte Erfolge errangen. So ein Ackermann, ein Eckhof, ein Schröder, welche bei allen Conceſſionen, die ſie dem ungebildeten Geſchmack des Publicums machen mußten, doch mächtig dazu beigetragen haben, unſere Bühne aus der Sphäre eines rohen Naturalismus allmälig in die der Kunſt herüberzurücken. Die Entſtehung der „Nationaltheater“ in Mannheim, in Wien und anderwärts, in ſo geringem Maße auch Anfangs ihrem ſtolzen Namen die Wirkſamkeit dieſer Anſtalten entſprechen mochte, ſicherte doch der Schauſpielkunſt den feſten Boden, deſſen ſie zu ihrem Gedeihen bedarf, und ermöglichte die Bildung von Schauſpielerſchulen, in welchen allmälig die theatraliſche Tradition ſich reinigen und zu künſtleriſchen Anſchauungen ſich hinaufbilden konnte.

Leider war nun aber unſere dramatiſche Dichtung ihrerſeits noch keineswegs zu einer Entwicklungsſtufe gelangt, auf welcher ſie klar und beſtimmend in die Geſtaltung des Theaters hätte eingreifen können. Der Widerwille gegen den franzöſiſchen Regelzwang hatte zum entgegenſtehenden Extrem der Regelloſigkeit geführt. Die blinde Nachahmung Shakſpeare's ſtiftete auch mehr Unheil als Gutes. Die dramatiſchen Erſtlinge Göthe's und Schiller's ihrerſeits zogen eine ganze Generation von ungeſchlachten Ritter- und Räuberſtücken hinter ſich her und dem nachäffenden Unverſtand war es nicht um Poeſie, ſondern nur um grobe Spectakelei zu thun. Bei der Verwilderung, in welche der Geſchmack des Publicums durch ſolche Monſtroſitäten zurückgeworfen worden war, begreift es ſich, daß Schiller nur mit einer Art Grauen auf die Räuber, auf Fiesco, auf Kabale und Liebe, ja ſelbſt auf Don Carlos zurückblickte93). Es war übrigens ganz natürlich, daß bei der langjährigen Abwendung der beiden großen Dichter von der Bühne die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit daſelbſt freien Spielraum zu breiteſter Entfaltung gewonnen hatte. Man konnte zwar nicht eben viel dagegen einwenden, wenn ein Iffland durch ſeine „Jäger“ dem Wohlgefallen der Deutſchen an Familienſtücken einen gewiſſermaßen claſſiſchen Ausdruck gegeben hatte; allein dieſe Richtung war in ihrem ungehemmten Verlaufe zu einer breiherzigen, alle ſittlichen und künſtleriſchen Begriffe verwirrenden Rührſeligkeit geworden, die mit der wahren Kunſt zugleich auch die wahre Moral von unſerer Bühne wegſchwemmte. Der Prophet dieſer falſchen Sentimentalität, der Handhaber einer Dramatik, welche den Familienjammer mit dem ſpectakelnden Lärm der Ritter-, Räuber- und Staatsactionen-Romantik verquickte, war Auguſt Kotzebue, der 1761 zu Weimar geborene Barnum der deutſchen Literatur. Dieſer Mann war ohne Frage mit einem glänzenden Talent begabt, beſonders für das Luſtſpiel, aber ein Menſch ohne alle ſittliche Baſis, ohne alles künſtleriſche Gewiſſen, hat er es auch als Luſtſpielſchreiber nur zur geſchickten Inſzeneſetzung von Zoten gebracht. Er war, bei dem Einfluß, welchen das Theater damals übte, eine Macht und ſo mag es geſtattet ſein, hier epiſodiſch das Bild ſeiner perſönlichen Erſcheinung zu geben, wie es zwei ſehr verſchieden gearteten Zeitgenoſſen ſich darſtellte. Im Januar 1798 ſchrieb Jean Paul aus Leipzig an Otto: „Kotzebue hat mich beſucht. Wider meine Erwartung iſt ſeine Rede ſchlaff, geiſtlos, ohne Umfaſſen, wie ſein Auge. Auf der andern Seite ſcheint er weniger boshaft zu ſein als fürchterlich ſchwach; das Gewiſſen findet in ſeinem Breiherzen keinen maſſiven Grund, um einzubacken.“ Im Januar 1813 ſah Ernſt Moritz Arndt den vielberufenen Mann in Königsberg. „Er machte — ſchreibt Arndt — einen ſehr gemeinen Eindruck, eine der widerlichſten Erſcheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wenigſtens als einen feingeſchliffenen, etwas höfiſchen und höfelnden Mann. Aber den Vornehmen und Zierlichen ſpielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverſchämten Offenheit, die Nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche ſchlaue und gewandte Weltleute gewinnen, und in ſeinen freundlichen Augen war zugleich etwas ſchleichend Lauerndes und unverſchämt Fauniſches“**). Dieſes Bild des Menſchen Kotzebue iſt zugleich auch das des Schriftſtellers.

Erwägt man, daß Göthe und Schiller es unternahmen, der von Kotzebue mit raſtloſer Betriebſamkeit dem vornehmen und geringen Publicum genehm gemachten Richtung gegenüber, welche in plumpſter Weiſe darauf ausging, die „Stimme der Natur“ vernehmen zu laſſen, und dieſen „Naturlauten“ die raffinirteſte Unnatur zugeſellte, einer Richtung gegenüber, welche in Ernſt und Scherz nur an die gemeinen Inſtincte und Affecte des großen Hauſens appellirte und demnach höchſt populär war — ich ſage, erwägt man, daß die beiden Freunde, ſeit Göthe die Leitung der Weimarer Bühne übernommen und Schiller dem Drama wieder ſchöpferiſch ſich zugewandt hatte, es unternahmen, dieſer rohrealiſtiſchen Bühne eine ideale entgegenzuſtellen und von den Brettern derſelben herab die Kunſtanſchauung zu verkündigen, zu welcher ſie ſelbſt nur langſam und mühevoll gelangt waren, ſo wird man dieſem Unternehmen Muth und Kühnheit nicht abſprechen. Sie vermieden hiebei, wie wir ſehen werden, Irrthümer und Mißgriffe keineswegs und waren, bei Geſtalt der Sachen, ſolche auch gar nicht zu vermeiden. Aber wenn man den Beiden vorgeworfen hat, ſie hätten bei ihren dramaturgiſchen Beſtrebungen die realen Verhältniſſe nicht hinlänglich berückſichtigt, ſo vergaß man, daß eben der Verſuch gemacht werden mußte, mit dieſen realen Verhältniſſen entſchieden zu brechen, wenn man nicht die Bühne überhaupt rettungslos den Kotzebue und Conſorten überlaſſen wollte. Das konnte aber insbeſondere Schiller nicht wollen, nachdem er ſich endlich feſt für die dramatiſche Poeſie entſchieden, er, welcher ſchon als Jüngling mit Begeiſterung die Bühne als eine ſittliche Anſtalt begriffen hatte und, ein gereifter Mann, ſie jetzt zur Würde eines nationalen Erziehungsmittels erheben wollte. Die Anfänge des Repertoriums einer idealen Bühne waren gegeben, theilweiſe in Schiller's Don Carlos, mehr noch in Göthe's Iphigenie und Taſſo. Es handelte ſich nur darum, vermittelſt eines überwältigenden Eindrucks das Publicum für eine Dramatik zu gewinnen, welche dem künſtleriſchen Schönheitsideal entſprach. Das unternahm Schiller mit ſeinem Wallenſtein, und daß er es nicht ohne Erfolg unternahm, wird Niemand leugnen wollen.

Der Wallenſtein, unbeſtritten die Krone der deutſchen tragiſchen Kunſt, ein Werk, ſo groß, daß, wie Göthe am 23. Juli 1827 zu Eckermann ſagte, „in ſeiner Art zum zweiten Mal nichts Aehnliches vorhanden iſt," — war die Schöpfung vieler Jahre, während welcher die große Arbeit unter vielem Schwanken, unter wechſelnden Stimmungen langſam vorrückte und aus dem Anfangs beabſichtigten einen Stück zur Trilogie ſich erweiterte. Die Anfänge des Unternehmens ſind uns ſchon früheren Ortes begegnet. Nach der Rückkehr des Dichters aus Schwaben ruhte es ganz, und als Schiller zu Ende des Jahres 1795 wieder die dichteriſche und dramatiſche Stimmung gefunden hatte, ſchien er dem Problem der Malteſer, welches bekanntlich Problem geblieben iſt, vor dem des Wallenſtein den Vorzug geben zu wollen[97]). Erſt vom Frühling 1796 an läßt ſich die Entſtehungsgeſchichte von unſeres Dichters größtem Werke wieder mit Beſtimmtheit verfolgen. Unterm 21. März ſchrieb er an Körner, daß er ſich nun endlich ernſtlich für den Wallenſtein beſtimmt habe und mit großer Freude und ziemlich viel Muth „an dieſe neue Art von Leben“ gebe. Von ſeiner alten Art und Kunſt könne er freilich dabei wenig brauchen; aber er hoffe, in der neuen ſchon weit genug zu ſein, um es damit zu wagen, und, wenn auch lange nicht das, was er von ſich fordere, ſo doch mehr zu erreichen als er früher in dieſem Fache geleiſtet hätte. Im November bemerkte er gegen Göthe, er habe in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortſchritte gewonnen; aber je mehr er ſeine Ideen über die Form rectifizire, deſto ungeheurer erſcheine ihm die zu beherrſchende Maſſe und ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an ſich ſelbſt würde er ſchwerlich fortfahren können. Göthe erwiderte ermuthigend, der Glaube des Freundes an die Möglichkeit der Vollendung des Wallenſtein ſei ihm höchſt angenehm; denn „nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien müſſen wir uns großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere Proteiſche Natur zur Beſchämung aller Gegner in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln.“ Schiller gab dem Freunde unterm 28. November die Beruhigung, daß es mit dem Wallenſtein zwar langſam, aber doch vorwärts gehe; indeſſen ſchrieb er an demſelben Tage an Körner, das „unglückſelige Werk liege noch endlos und formlos vor ihm da“ und nur ſeine beharrliche Neigung für die Arbeit laſſe ihm die Hoffnung eines günſtigen Erfolges. Zugleich hob er eine Hauptſchwierigkeit hervor, indem er ſagte: „Die Baſis, worauf Wallenſtein ſeine Unternehmung gründet, iſt die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unſäglicher Kunſt vor die Phantaſie bringen kann; ich kann alſo das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenſowenig das, wodurch er fällt: das iſt ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiſer. Auch die Leidenſchaften ſelbſt, durch die er bewegt wird, Rachſucht und Ehrbegierde, ſind von der kälteſten Gattung. Sein Charakter endlich iſt niemals edel und darf es nicht ſein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erſcheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberſtellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder." Noch im Dezember 1796 iſt er entſchloſſen, das Werk in Proſa zu ſchreiben, aus Furcht, „in ſeine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen." Zu Anfang des Jahres 1797 ſchreibt er, durch Krankſein am Weiterarbeiten verhindert, an Körner: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieſer Wallenſtein aus meiner Hand und von meinem Schreibtiſch verſchwunden iſt. Es iſt ein Meer auszutrinken und ich ſehe manchmal das Ende nicht." Nachdem er im Herbſte den Muſenalmanach auf das folgende Jahr hinter ſich hatte, konnte er ſich wieder mit ganzer Seele der Tragödie zuwenden, deren Proſagewand jetzt mit dem rhythmiſchen vertauſcht wurde. Denn er hatte, wie er unterm 24. November gegen Göthe äußerte, inzwiſchen die Ueberzeugung gewonnen, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt die äußere, zuſammenhängen. Der Rhythmus leiſte bei einer dramatiſchen Production außerdem noch das Große und Bedeutende, „daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Geſetz behandelt und ſie trotz ihres inneren Unterſchiedes in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und ſeine Leſer nöthigt, von allem noch ſo charakteriſtiſch Verſchiedenen etwas Allgemeines, Reinmenſchliches zu verlangen. Alles ſoll ſich in dem Geſchlechtsbegriff des Poetiſchen vereinigen und dieſem Geſetz dient der Rhythmus ſowohl zum Repräſentanten als zum Werkzeug. Er bildet auf dieſe Weiſe die Atmoſphäre für die poetiſche Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geiſtige kann von dieſem dünnen Element getragen werden." Uebereinſtimmend damit hatte er einige Tage zuvor gegen Körner geäußert, daß es unmöglich ſei, ein Gedicht in Proſa zu ſchreiben, und daß der Wallenſtein erſt in der neuen (rhythmiſchen) Geſtalt eine Tragödie genannt werden könne. Göthe billigte die mit dem Stücke vorgenommene Veränderung lebhaft und meinte, überhaupt ſollte alles Poetiſche rhythmiſch behandelt werden, und wenn man in Deutſchland eine ſogenannte poetiſche Proſa eingeführt habe, ſo ſei das gerade, als wenn ſich Jemand in ſeinem Park einen trockenen See beſtellte und der Gartenkünſtler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu löſen ſuchte. Unterm 1. Dezember beklagte ſich Schiller gegen Göthe, daß ihm der Wallenſtein „faſt zu arg anſchwelle,“ weil die Jamben „eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die Einen ins Breite treibt“ — und hierauf deutete der Freund das Auskunftsmittel an, aus dem einen Stück „einen Cyclus von Stücken zu machen,“ worauf unſer Dichter bekanntlich eingegangen iſt, indem er ſein Werk zu einer Trilogie (Wallenſtein's Lager — Die Piccolomini — Wallenſtein's Tod) organiſch gegliedert hat. Vom 8. Dezember exiſtirt eine Aeußerung Schiller's, welche zeigt, mit was für Schmerzen die hohe Vollendung des großen Gedichts erkauft wurde. Er ſchrieb da an Göthe: „Das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicher Weiſe alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen.“

Gegen das Frühjahr von 1798 hin war das Stück ſo recht „in Gang gekommen“ und zu Anfang des März waren „drei Viertel der ganzen Arbeit abſolvirt.“ Schiller und Göthe wünſchten ſehr, daß Schröder zur Uebernahme der Rolle des Wallenſtein nach Weimar käme, was ſich aber nicht machen laſſen wollte. Im Juni kam Göthe auf mehrere Tage zu dem Freunde herüber und es wurde, nach gewohnter Art, zwiſchen den Beiden lebhaft über den Wallenſtein verhandelt. Ueberhaupt iſt es höchſt belehrend, zu erfahren, mit welcher allſeitigen Gewiſſenhaftigkeit unſer Dichter bei Schaffung ſeines großen Werkes verfuhr. Man erſieht aus dem ganzen Gange der Arbeit recht deutlich, daß Kunſtwerke nicht nur ſo „hingeſchleudert“, nicht nur ſo aus dem Nichts hervorgezaubert werden und daß gerade das Genie mit der größten Sorgfalt verfährt. Schiller ließ ſich's nicht verdrießen, überall Belehrung zu ſchütterte alle Herzen mit dem Donner ſeines Wortes, warnend, drohend, aufklärend und überzeugend.

Die Stunde war eine von jenen, wo das allgewaltige Wirken des Geiſtes Gottes in die Geſchichte eines Volkes eingreift. Große Verſammlungen erheben die Seele des Menſchen über den Dunſtkreis der Ichheit in die Sphäre der Menſchlichkeit und entreißen ſie den kleinlichen Schranken des Werkeltagslebens. Da pulſirt das Herz ſchneller und der Geiſt iſt empfänglich für die Offenbarungen der Freiheit, des Rechtes und der Wahrheit, und wenn dieſe Offenbarungen verkündigt werden durch den Mund eines kühnen, gottbegeiſterten Mannes, dann iſt, in ſolcher Umgebung, die Wirkung eine unwiderſtehliche.

Das fühlte nicht nur das Volk von Florenz, das fühlten nicht nur deſſen Freunde, ſondern auch die Gegner der Demokratie. Wie, um ein Beiſpiel aus der neuern Geſchichte anzuführen, wie am vierzehnten Juli 1790, einem der ſchönſten Tage der neuen Zeit, auf dem Marsfelde zu Paris eine ganze Nation, vom König herab bis zum Gamin, in enthuſiaſtiſcher Freude und Einigkeit der freien Conſuchen, wo er ſolche zu finden hoffen konnte. Als ihn im Juli 1798 der Bruder ſeines Schwagers, der nachmalige preußiſche General Ludwig von Wolzogen beſuchte, beſprach er mit dem Gaſte die kriegswiſſenſchaftlichen Momente im Wallenſtein. „Er verlangte — erzählt der General — ich ſollte ihm ein treues Bild von einer Schlacht im dreißigjährigen Kriege liefern, damit er aus dieſer Beſchreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne. Als ich ihm aber mit Karthaunen, Kolubrinen und Bombarden kam, da ſchlug er die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief: „„Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Szene, welche den höchſten tragiſchen Eindruck auf die Zuſchauer zu machen berechnet iſt, mit ſo viel Knall und Dampf erfüllen ſoll? Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß ſein Tod nur erzählt, nicht dargeſtellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Ende berichtet.““ Er ſann noch lange hin und her, wie er ſeinen Helden nach dieſen Grundſätzen am beſten aus der Welt ſchaffen möchte und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswiſſenſchaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt. „„Ich hab's — ſagte er — Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufſchlag ſeiner eigenen Roſſe an der Spitze ſeines Küraſſierregiments des Todes Opfer werden!““ — und ſo entſtand die herrliche Erzählung des ſchwediſchen Hauptmanns, die wir heute Alle mit Bewunderung leſen“**). In der erſten Hälfte des September war Schiller bei Göthe in Weimar und ſtärkte ſich an dem herzlichen Beifall des Freundes zur Vollendung ſeiner Tragödie. Unmittelbar nach ſeiner Heimkehr ſchrieb er den Prolog, an welchem der Freund „eine ſehr große Freude“ hatte. Zugleich ſandte er unſerem Dichter den Abraham a Santa Clara, damit dieſer alte Humoriſt ihn „zu der Kapuzinerpredigt begeiſtere.“ Die prächtige Kapuzinade wurde denn auch im Oktober geſchrieben und im November ging der Dichter an den „poetiſch wichtigſten, bis jetzt immer aufgeſparten Theil des Wallenſtein", an die Liebesepiſode von Max und Thekla. Wenn er dann unterm 30. November an Göthe meldete, daß er „den Wallenſtein zum erſten Mal in die Welt ausfliegen laſſen und an Iffland — welcher 1796 als Director des Theaters nach Berlin berufen worden — geſchickt habe," ſo ſind darunter wohl nur Wallenſtein's Lager und die Piccolomini zu verſtehen. Denn die ganze Tragödie wurde mit „Wallenſtein's Tod" erſt im Frühling 1799 abgeſchloſſen[99]). Damals, am 19. März, ſchrieb er an Göthe: „Ich habe mich lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich ſo ſehr wünſchte, — meines Werkes los zu ſein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit ſchlimmer als der bisherigen Sklaverei. Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſthielt, iſt nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich beſinnungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder Etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig ſein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe." Der Brief, womit Körner unterm 31. März die wenige Tage zuvor geſchehene Zuſendung einer Abſchrift des Werkes beantwortete, war wohl geeignet, den Dichter von der Möglichkeit, „wieder Etwas hervorbringen zu können," zu überführen. „Ich hätte dir gewünſcht, den Eindruck zu ſehen, den dein Werk auf mich gemacht hat — ſchrieb der Freund. Es iſt ein Erfolg, der dir, das weiß ich, nicht gleichgültig iſt. Nur ſoviel laß mich dir ſagen, daß ich mich wieder ganz verjüngt und in die ſchönen Tage unſeres ehemaligen Beiſammenſeins verſetzt fühle. Ich erwartete viel Kunſt vom Wallenſtein, aber fürchtete eben deßhalb eine gewiſſe Kälte. Deſtomehr wurde ich durch das jugendlich friſche Leben überraſcht, das in dem ganzen Werke athmet."

Noch bevor die ganze Trilogie zum Abſchluß gediehen war, hatten die beiden erſten Theile die „Feuerprobe der Lampen" beſtanden. Das Weimarer Theatergebäude war unter der Leitung des beim neuen Schloßbau angeſtellten Stuttgarter Architekten Thouret umgebaut worden und im Herbſt 1798 ſtand es fertig da. Der heitere Saal, mit einem auf Säulen ruhenden Balkon, ſollte mit Wallenſtein's Lager zum Muſendienſt eingeweiht werden. Die Hofſchauſpielertruppe war aus Lauchſtädt, wo ſie Sommers ſpielte, zurückgekehrt, und der Dichter aus Jena herübergekommen, um beim Einſtudiren der Rollen gegenwärtig zu ſein. Gemeinſchaftlich mit ihm dirigirte Göthe die Proben. Der Freund, welcher für die äußere Anordnung eines Drama's, für Gruppirung und Szenerie ein mehr künſtleriſch geübtes Auge beſaß als Schiller, ließ ſich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme die Zurüſtungen angelegen ſein und wir wiſſen von ihm ſelbſt, wie energiſch er bei dieſer Gelegenheit hemmende Schauſpielerlaunen beſeitigte[100]). Am Abend des 12. Oktober ging das Lager in Szene. Die Aufführung übertraf alle Erwartungen. Der neue, freundliche, hell beleuchtete Raum war mit Zuſchauern angefüllt, die theils aus der Stadt theils aus der Umgegend dem feſtlichen Spiele zugeeilt waren. Geſpannt lauſchte die Verſammlung dem Prolog, welcher ſie auf den richtigen Standpunkt ſtellte. Vohs ſprach denſelben in dem Coſtüm, welches er ſpäter als Max Piccolomini trug. Die Darſtellung des Stückes ſelbſt ging vortrefflich: ſie war ein harmoniſch gerundetes Ganzes, wo jeder Schauſpieler je nach dem Charakter ſeiner Rolle verſtändig hervortrat oder beſcheiden ſich unterordnete. Genaſt trug als Kapuziner den Preis davon. Die lebhaft angeregte Spannung des Publicums auf die Fortſetzung des Stückes, — welche Spannung ſich dadurch nicht irren ließ, daß Wieland (!) das Lager „unmoraliſch“ fand, Jean Paul über die Aufführung verdrießlich und der grämliche Herder vor Aerger über „die ſittlichen und äſthetiſchen Fehler“ des Stückes gar krank wurde — mußte ſich länger als drei Monate gedulden, denn erſt am 30. Januar 1799 betraten die Piccolomini die Bretter. Die Vorbereitungen wurden faſt mit der Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit betrieben, denn auch der Herzog nahm den größten Antheil an dem Gelingen des Werkes und für Schiller und Göthe war es ja alles Ernſtes eine Art Staatsaction, da es ſich dabei um den Sieg des idealen Drama's handelte. Schiller kam ſchon am 2. Januar mit ſeiner ganzen Familie nach Weimar, wo er fünf volle Wochen blieb. Mit unendlicher Geduld und Sorgfalt leiteten die beiden Freunde die Proben und ſo überwanden ſie zuletzt unter anderen Schwierigkeiten auch dieſe, den des Rhythmus ganz entwöhnten Schauſpielern einen richtigen Vortrag der Jamben begreiflich zu machen. Endlich kam der entſcheidende Abend. Aus der Nähe und Ferne, zumal aus Jena und Erfurt, waren Zuſchauer herbeigeſtrömt, ſo viele das Haus nur immer faſſen konnte. Als Thekla glänzte Fräulein Jagemann, als Max Vohs und den Wallenſtein agirte vortrefflich Graff, welcher ſich im Greiſenalter mit dankbarer Rührung daran erinnert hat, daß Schiller ſelbſt ihn den Helden ſpielen gelehrt habe[101]). Für die ruhigen Beobachter, deren es unter den Zuſchauern freilich nur ſehr wenige gegeben habe, ſei es ein eigener Genuß geweſen, das übervolle Parterre zu überblicken — ſagt ein Augenzeuge der Aufführung, deſſen Bericht wir hier folgen. „Da ſaßen ihrer Viele mit freudetrunkenen Augen, die bei den wunderſchönen lyriſchen Stellen, aus denen das liebende, ahnende Gemüth des Dichters ſprach und worin die Großheit ſeiner Ideen und die üppige Fülle ſeiner Phantaſie ſo glänzend erſchien, nur durch Gebärden ihr Entzücken ausdrücken konnten; das Herz war ihnen zu voll, als daß ſie ihren Empfindungen hätten Worte geben können. Dann traf es ſich wieder, daß Einige, denen man einen gebildeten Verſtand nicht abſprechen konnte, kalt blieben oder allerlei Ausſtellungen machten, wogegen Andere, die man unter die Ungebildeten zählte, gerade mit am lebhafteſten ergriffen und von der Macht der Poeſie, die ſie fühlten ohne ſie ſich deutlich machen zu können, fortgeriſſen wurden. Schiller ſelbſt war hochvergnügt und in ſeiner Freude, die er den Schauſpielern wiederholt kundgab, fügte er zu dem Mahle im zweiten Act noch einige Flaſchen Champagner hinzu, die er ſelbſt unter dem Mantel auf das Theater trug*102). Ein Vierteljahr ſpäter, am 20. April, erſchien Wallenſtein's Tod auf der Bühne und der Dichter konnte unterm 8. Mai an Körner berichten, die Wirkung ſei eine außerordentliche geweſen und habe auch die „Unempfänglichſten“ mitfortgeriſſen. Es ſei darüber nur eine Stimme geweſen und in den nächſten acht Tagen ſei von Anderem gar nicht geſprochen worden. Könnte Schiller's Wahrhaftigkeit auch nur einem leiſeſten Zweifel unterliegen, ſo müßte dieſer ſchwinden bei den Worten, womit eine Augenzeugin, Frau Amalie von Voigt, in ihren Erinnerungen über die Wirkung der großen Dichtung ſich ausſpricht. Wir Nachgeborenen müſſen unſere Phantaſie ordentlich anſtrengen, um den Enthuſiasmus, welchen der Wallenſtein hervorrief, in ſeinem ganzen Umfange zu verſtehen. „Nach den erſten Vorſtellungen — ſagt die genannte Dame — begriff man gar nicht, wie man an etwas Anderes als an das Schickſal von Max und Thekla, dem die heißeſten Thränen floſſen, denken könne, ſogar eſſen wolle!“ Iffland beeilte ſich, dem Vorgang Weimars nachzufolgen. Schon am 18. Februar 1799 gingen die Piccolomini, ſchon am 17. Mai ging Wallenſtein's Tod auf dem Berliner Hoftheater in Szene. Fleck machte hier aus der Titelrolle ſeine vielleicht größte Meiſterſchöpfung. Mit raſchem Griff hatte ſich, Tieck's Zeugniß zufolge, der große Mime des ganzen Umfangs der an Gegenſätzen ſo reichen Aufgabe bemächtigt. Der ungeſtüme dämoniſche Trieb der Herrſchſucht Wallenſtein's und die in ſich verſinkende Grübelei, die ſoldatiſche Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freunde äußerten ſich durchaus natürlich als Eigenſchaften einer geſchloſſenen Perſönlichkeit, welche aber erſt in dem unerſchütterlichen Glauben an den geheimnißvollen Schutz der Sterne ihren Schwerpunkt fand. Dies Moment habe Fleck auf ſo eindringliche Weiſe hervorgehoben, daß die ganze finſtere Heroengeſtalt wie von unſichtbarer Macht getragen, wie von magiſch anziehendem Grauen umgeben ſchien. Im Laufe des Sommers wurde der Wallenſtein in Anweſenheit des Königs und der Königin von Preußen zu Weimar wiederum „mit großer Wirkung“ aufgeführt. Der Dichter ward bei dieſer Gelegenheit dem königlichen Paare vorgeſtellt und hatte Urſache, die Grazie und das Wohlwollen zu rühmen, womit die ſchöne Königin ihn empfing, ſowie das Gefühl und den Geiſt, womit ſie in den Sinn ſeiner Werke einging[103]). Dieſe Begegnung ſollte auch, wie wir ſehen werden, nicht ohne weitere günſtige Folgen bleiben. Die Herzogin Luiſe von Weimar ihrerſeits, ſeit lange unſerem Dichter wohlgeneigt, ließ ihm zum Zeichen ihres Beifalls ein ſchwer und reich aus Silber gearbeitetes Kaffeegeräthe — Kaffee war ja das Lieblingsgetränk Schiller's — auf den Schreibtiſch ſtellen. Der Geiſt des alten Feldherrn führte ſich auch als würdiges Geſpenſt auf, indem er Schätze heben half, wie Schiller unterm 27. Auguſt ſcherzend an Göthe ſchrieb, den Empfang des Theaterhonorars für den Wallenſtein beſcheinigend. Er hatte daſſelbe, wie ich aus ſeinem Brief an Göthe vom 18. Dezember 1798 ſchließe, auf 60 Dukaten feſtgeſtellt; da er aber in erſterem Schreiben von einem „ſchweren Paket“ und von einem „Geldſtrom“ ſpricht, welchen der Freund „in ſeine Beſitzungen“ geleitet habe, ſo iſt anzunehmen, daß die Erwerbung des Wallenſtein für die herzoglichen Bühnen in Weimar und Lauchſtädt für den Dichter einträglicher geweſen ſei. Iffland hatte kein Bedenken getragen, an Schiller für den Wallenſtein, und zwar noch bevor der Erfolg des Stückes in Weimar entſchieden war, das für jene Zeit ganz außerordentlich hohe Bühnenhonorar von 60 Friedrichsd'or zu bezahlen[104]). Im Sommer 1800 kam die Tragödie, in Cotta's Verlag erſchienen, gedruckt ins Publicum. Der Erfolg muß als ein bis dahin in Deutſchland geradezu unerhörter bezeichnet werden, denn ſchon im Herbſte war die erſte Auflage von viert halbtauſend Exemplaren vergriffen. Freund Körner machte deßhalb auch den Dichter darauf aufmerkſam, künftig bei Geſchäften mit Buchhändlern mehr als bisher auf den eigenen Vortheil bedacht zu ſein, und ſo ſetzte Schiller gegenüber von Cotta das Honorar für jedes ſeiner künftigen Stücke auf 300 Dukaten feſt. Zur nämlichen Zeit erhielt er Beweiſe, daß auch in der Fremde ſein Ruhm bedeutend gewachſen. Der franzöſiſche Exminiſter Narbonne wollte den Wallenſtein ins Franzöſiſche überſetzen und aus England, wo von Fiesco und Kabale und Liebe ſchon 1795, von Don Carlos 1796 Ueberſetzungen erſchienen waren, kam ihm der buchhändleriſche Antrag, ihm jedes neue Drama mit 60 Pfund zu honoriren, unter der Bedingung, daß die engliſche Ueberſetzung vierzehn Tage früher erſcheinen dürfe als das deutſche Original[103]).

Wer „unverwirrt durch der Parteien Haß und Gunſt,“ welche beide dem Wallenſtein Schiller's in reichem Maße zu Theil geworden, an das Gedicht herantritt, wird, auch bei dem Gefühl der Mängel deſſelben, im Ganzen einen durchaus großartigen Eindruck empfangen. Es iſt wahr, man hat anſcheinend nicht ohne Grund geſagt, der Dichter habe, hierin zu ſehr dem Einfluß Humboldt's nachgebend, eine ſubjective Schickſalsidee in ſein Thema „hineingekünſtelt“, welche das Stück mehr erdrücke als belebe. Aber es dürfte doch nicht ſchwer ſein, nachzuweiſen, daß auch an der hiſtoriſchen Geſtalt Wallenſtein's ein geheimnißvoll dämoniſcher Zug haftet, welcher wohl dazu leiten konnte, hier die griechiſche Vorſtellung von der Macht des Schickſals wirkſam zu glauben und wirkend zu zeigen. Und ſo wird ſie gezeigt. Denn bei näherem Zuſehen erkennt man ſofort, daß im Wallenſtein das Schickſal keineswegs nur, wie Hoffmeiſter und Andere meinten, als ein abſtractes Ding erſcheine, welches hinter den Couliſſen ſein Weſen treibe. Nein, die Schickſalsidee iſt in die Charaktere des Stückes eingegangen und in dem Getriebe ihrer Leidenſchaften und Strebungen zu handelnder Realität herausgearbeitet. Was iſt überhaupt die Schickſalsidee in ihrer Wahrheit? Doch nichts Anderes als die zum Begriff erhobene Erfahrung, daß der Menſch, wenn er mit ſelbſtſüchtiger Eigenmächtigkeit die Schranken des ewigen Sittengeſetzes mißachtet, an denſelben zu Grunde geht. Dieſer Conflict iſt auch das Grundmotiv des Wallenſtein. Der Held erhebt ſich zum Idealismus, aber ſeine egoiſtiſch unreinen Mittel ſetzen ſein Handeln zu ſeinem idealen Wollen in einen Widerſpruch, welcher ihn erdrückt. Der Idealismus wird ſich ſelber untreu und deßhalb unterliegt er der gemeinen Wirklichkeit. Hier liegt der tragiſche Knoten des Stückes und er iſt von dem Dichter ſo kunſtvoll geſchürzt worden, daß der Wallenſtein aller ſcheinbar ſubjectiven Schickſalsfärbung ungeachtet in der That das iſt, wofür Schiller ihn angeſehen wiſſen wollte, ein großes, objectives Zeit- und Charaktergemälde. Mit Recht hat Ruge auf die plaſtiſche Vollendung des ſprachlichen Ausdrucks aufmerkſam gemacht, welcher nicht nur die ganze Schrecklichkeit des dreißigjährigen Krieges widerſpiegelt, ſondern auch mit höchſt glücklichem Takt am rechten Orte das entartete Deutſch und ſelbſt den Curialſtyl jener Zeit wirkſam andeutet[106]. Die Liebesepiſode von Max und Thekla — ſchon beim Erſcheinen der Tragödie und heute noch das Entzücken der Jugend und namentlich der Frauen — bot den Gegnern unſeres Dichters den meiſten Stoff zum Tadel. Selbſt eine Rahel Levin fand, Thekla ſei „ganz und gar nur die tragiſche Gurli“[107]; aber man muß nicht vergeſſen, daß die hohe Geiſtesklarheit dieſer Frau öfter als billig durch die Voreingenommenheiten ihrer Freunde, der Romantiker, getrübt wurde. Für Schiller war, wie wir ſahen, die Epiſode von Max und Thekla der „poetiſch wichtigſte“ Theil des Stückes. Ich möchte ſagen, er habe ſich bei Schaffung derſelben, wo er ganz dem Drange ſeines Idealismus folgen konnte, von dem Realismus erholen wollen, welchen ihm der Wallenſtein auferlegte. Deßhalb ſind denn Max und Thekla — eine ſchöne, wenn auch halbmyſtiſche Definition der Poeſie hier anzuwenden — ja, die Beiden ſind „ſichtbare Bilder von unſichtbaren Naturen“ und ſo, wie ſie ſind, werden ſie für alle Zeit als Verkörperung des deutſchen Liebesideals daſtehen. Und noch mehr, ſie laſſen ſich auch hiſtoriſch rechtfertigen, wenn ich recht [illegible]er die deutſche Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß gerade in der ungeheuren Trübſal des dreißigjährigen Krieges eine idealiſch-ſehnſüchtige Stimmung in den Gemüthern erwachte, welche in den Liebesgedichten der erſten und mehr noch der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule eine allerdings vorherrſchend laſcive, mitunter aber auch eine ganz platoniſch-ſentimentaliſche Färbung annahm. Damit iſt bewieſen, daß auch zu jener Zeit Liebende ſo fühlen konnten und wirklich ſo fühlten wie Max und Thekla, und wenn auch keineswegs behauptet werden ſoll, Schiller habe dieſe geſchichtlich nachweisbare Stimmung mit Bewußtſein reproduziren wollen, ſo iſt doch gewiß, daß ſein poetiſcher Inſtinct auch hier das Richtige weit beſſer getroffen habe, als die Unkenntniß zugeben wollte. Endlich iſt das Prophetiſche im Wallenſtein vom höchſten Belang. In ſeiner Tragödie entrollte der Dichter eine Zeit, wo „auf des Degens Spitze die Welt ruhte“ und, wie auch damals, an des 18. Jahrhunderts „ernſtem Ende“, um „der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit ward gerungen.“ Beim Schauen und Leſen des großen Werkes iſt uns immer, als erhebe ſich hinter der Geſtalt Wallenſtein's die Napoleon's, welcher, während das Gedicht ſeiner Vollendung zuſchritt, gerade ſeinen abenteuerlichen Feldzug in Aegypten und Syrien machte, um dann, wenige Monate nach dem Erſcheinen des Wallenſtein auf der Bühne, durch den Gewaltſtreich vom 18. Brumaire ſich zum Herrn von Frankreich aufzuſchwingen. Der Wallenſtein iſt im Einzelnen und Ganzen voll von Ahnung deſſen, was Europa bevorſtand, — eine Zeit voll Kriegstumult, eine Periode der Säbelherrſchaft. Ja, den „großen Geſchicken“ ſchritten in Schiller's Tragödie „ihre Geiſter“ voraus und mit dem Hellblick des Sehers zeigte der Dichter ſeinen Zeitgenoſſen in dem „Heute“ ſchon das „Morgen“.

Der äſthetiſchen Kritik kommt es zu, ein Werk von der Bedeutung des Wallenſtein einläßlicher zu analyſiren. Die Biographie [illegible] ſich begnügen, an die Hauptgeſichtspunkte erinnert zu haben, von welchen die Beurtheilung ausgehen muß. Dagegen liegt ihr ob, die Eindrücke zu verzeichnen, welche die Zeitgenoſſen des Dichters von ſeinen Werken empfingen. In Betreff des Wallenſtein iſt in dieſer Richtung oben ſchon Manches beigebracht worden und dem dort Geſagten füge ich hier bei, daß, wer erfahren will, wie die Tragödie auf Schiller's Freunde wirkte, welche zugleich Kenner waren, die ausführlichen Briefe nachleſen muß, welche Körner unterm 9. April 1798 und unterm 16. Januar 1800 an den Dichter ſchrieb. Hier iſt gehaltvolle Würdigung, ohne eine Spur von Schmeichelei. Aber es fehlte der großartigen Schöpfung auch nicht an Tadlern, welche ſich eifrigſt bemühten, Fehler zu finden und, wo keine zu finden waren, zu erfinden. Wie ſchon angedeutet wurde, gingen dieſe Bemängelungen von der Coterie der Romantiker aus und es iſt komiſch mitanzuſehen, wie ſich ein Mitglied derſelben, Steffens, in ſeiner Schilderung von der Wirkung der Tragödie dreht und windet, um der romantiſchen Loſung gemäß möglichſt zu vertuſchen, daß auch ihm dieſe Wirkung in ihrer ganzen Größe ſich fühlbar gemacht habe[109]). Da wir aber einmal auf die romantiſche Schule zu ſprechen gekommen, ſo iſt es nicht nur paſſend, ſondern geboten, näher auf den Gegenſtand einzutreten.

Bereits iſt, bei Erwähnung Jean Paul's und Fichte's, die Wendung unſerer Literatur von der Claſſik zur Romantik ſignaliſirt worden. Zu den beiden genannten Initiatoren einer neuen Schule geſellte ſich als dritter Schelling, welcher in ſeiner productiven Periode die Grundlinien eines naturphiloſophiſchen Syſtems gezogen hat. In dieſem ging das Ideale aus dem Realen hervor und vergeiſtigte die Natur ſich zum Gedanken: — die Natur iſt der ſichtbare Geiſt, der Geiſt die unſichtbare Natur. Dieſe Einheit des Geiſtigen und Körperlichen iſt das Abſolute, welches ſich in dem allumfaſſenden Leben der Natur als ein durch den Widerſtreit entgegengeſetzter Kräfte nach einem allgemeinen Geſetze der Polarität ſich bildendes Prinzip offenbart, im ſubjectiven Bewußtſein des ſtitution zugejubelt und den Schwur der Treue geleiſtet hat: ſo fühlte ſich heute auch die Bürgerſchaft von Florenz enthuſiasmiſirt und hingegeben widerſtandlos dem Zauber der Freiheit.

Die Sache des Volks hatte geſiegt.

Denn als Savonarola ſeine Rede ſchloß mit den Worten: „Wer nicht für die Rechte des Volkes iſt und für die Erhaltung und ſegensreiche Entfaltung des republikaniſchen Gemeinweſens, der trete hervor und mir entgegen; aber ich ſehe und verkündige es, Gott ſelbſt wird die Herzen der Widerſacher umſtimmen und das gerechte Werk ſchützen jetzt und immerdar!“ da gab es im Dome keine zwei Parteien mehr, da ſtand ſich Ariſtokratie und Demokratie nicht mehr gegenüber, da war die Vergangenheit todt und ab und der Samen einer beſſern Zukunft regte ſich ſproſſend in allen Herzen, da fiel ein Volk ſich, wie Brüder, in die Arme und durch die erhabene Wölbung der Kathedrale hin ſcholl der jauchzende Ruf: „Il governo popolare e la libertà di Firenze!“

Ende des erſten Bandes.

Menſchen aber zu ſich ſelber kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daſeins ebenſo viele Sproſſen ſind, auf welchen der Geiſt zu ſeiner Freiheit und zum Wiſſen von ſich emporſteigt. Es iſt bekannt, wie anregend die Schelling'ſche Philoſophie auf die naturwiſſenſchaftlichen Studien eingewirkt, aber auch, wie ſehr ſie der Phantaſterei Thür und Thor geöffnet hat. Es bedurfte nur der frühreifen, hektiſch aufgereizten Genialität eines Novalis, um aus der wunderlichen Verquickung der Fichte'ſchen Lehre vom Ich mit der Schelling'ſchen Lehre vom Abſoluten die ſeltſamſten Reſultate zu gewinnen. Novalis, der eigentliche Prophet der Romantik, d. h., einen Göthe'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, der „altneudeutſchchriſtlichreligiöspatriotiſchen“ Kunſt, ſetzte alle ſeine Denkkraft an die Durchführung des Verſuchs, Philoſophie und Religion zu verſöhnen und die Poeſie zu verchriſtlichen. Er fühlte wohl, daß hier die Gefahr nahelag, von der Bahn humaner Selbſtbeſtimmung, welche der deutſche Geiſt ſeit Leſſing eingeſchlagen, ab- und in bedenkliche Richtungen hineingedrängt zu werden, und da er Nichts weniger als ein „Dunkler“ aus Abſicht war, ſo rang er gewaltig, eine Einheit zu finden, in welcher Glauben und Wiſſen, Dichten und Trachten ſich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden. Man kann nicht ohne Theilnahme dieſes Ringen einer engelhaft reinen Seele mitanſehen, wie es ſich insbeſondere in den fragmentariſchen Betrachtungen von Novalis darſtellt. Zuletzt führen ihn die Vermittlungsverſuche zwiſchen Spinoza, Fichte, Schelling und Böhm zum Chriſtenthum und zwar zum Chriſtenthum in ſeiner Erſcheinungsform als Katholicismus; denn, ſagt er, „der alte Katholicismus war angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum, er war die echte Religion, er war es durch ſeine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue.“ Nachdem ſich Novalis einen Katholicismus, an welchen den Prüfſtein kirchengeſchichtlicher

Kritik zu halten reine Zeitverſchwendung wäre, zurechtgemacht, prophezeite er, „nur die geiſtliche Macht deſſelben könne den ſtreitenden Völkern den Palmenzweig darreichen.“ Es werde ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis „die Nationen ihres fürchterlichen Wahnſinns gewahr werden, der ſie im Kreiſe umhertreibt, und bis ſie, von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfeſt auf den rauchenden Wohnſtätten mit heißen Thränen gefeiert wird.“ Ganz folgerichtig geht dann Novalis bis zur Lobpreiſung des Jeſuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des Beſtimmteſten, kehrt ſich ab von dem „frechen Licht“ des Tages, preiſt in trunkenen Hymnen die „heilige, unausſprechliche, geheimnißvolle Nacht“ und feiert in Liedern voll myſtiſcher Innigkeit die Jungfrau Maria als die Kybele oder Iſis ſeines katholiſirenden Naturdienſtes.

Die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholicität, wie ſie ja zur gleichen Zeit durch die Bonald und Chateaubriand auch in Frankreich empfohlen wurde, iſt alſo ſchon von Novalis deutlich als Ziel der Romantik hingeſtellt. Friedrich Schlegel, der eigentliche Doctringeber der Schule, hat den Novalis'ſchen Gedanken nur breit, ſehr breit getreten. Schlegel hat ſich vermittelſt ſeiner Zeitſchriften (Athenäum 1798—1800, Europa 1803—4) ein Anſehen als Kritiker zu geben gewußt und ſein kritiſches Talent war in der That groß genug, um für eine Weile Lärm in der Welt zu machen, worauf es doch vor Allem abgeſehen war. Was die negative Seite ſeiner Kritik betrifft, ſo war dieſe insbeſondere gegen Kotzebue und Lafontaine, ſowie gegen die Nicolaiten, d. i. gegen die Aufklärer gerichtet. Göthe'n wurde gehuldigt, da man ja doch eines Anhaltspunktes bedurfte; Schiller dagegen, deſſen ſittliches Freiheitsſtreben den Romantikern ein Dorn im Auge ſein mußte, ward vornehm ignorirt oder hinterrücks befehdet. Mit „göttlicher Grobheit“, wie Friedrich Schlegel ſagte, in Wahrheit aber mit jener geckenhaften Frechheit, welche ſtets das Merkmal unſauberen und ohnmächtigen Wollens iſt, trat die neue Kunſtkritik auf und ſie charakteriſirt ſich ſchon dadurch, daß Wieland, der wenigſtens im Vergleich mit den Schlegeln ein Poet jeder Zoll war, im Athenäum einer rohen Mißhandlung unterworfen wurde 100). Die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich die neue Doctrin wollte, lautete annehmlich genug: — ſie wollte die Einheit von Leben und Poeſie in der Unmittelbarkeit beider begreifen, die Realität mit dem Idealismus durchdringen, die Wirklichkeit poetiſch verklären, hiedurch die Emanzipation der Geſellſchaft von der Philiſterei aller Art bewirken und die Bildung in eine Sphäre erheben, wo Leben und Kunſt in dem Brennpunkt der Religion Eins würde. Um die Theorie praktiſch zu veranſchaulichen und die Unmittelbarkeit des genialen Ich dichteriſch aufzuzeigen, ſchrieb Friedrich Schlegel ſeinen Roman „Lucinde“ (1799). Daß über dieſes allerdings mehr nur langweilige als gefährliche Buch ein Schleiermacher, welcher nachmals, in Wiederaufnahme der Novalis'ſchen Verſuche, zur Vermittlung von Waſſer und Feuer die „ſpeculative“ Theologie cultivirte, eine Reihe von entzückten Briefen ſchreiben konnte, beweiſt eine gänzliche Verkehrung aller ſittlichen und äſthetiſchen Prinzipien, einen totalen Mangel an geſundem Menſchenverſtand in der romantiſchen Schule. Wenn auch ohne den geringſten poetiſchen Werth, iſt die Lucinde doch von kulturgeſchichtlicher Wichtigkeit, weil das Buch zeigt, wohinaus die romantiſche Ironie wollte. Sie lehrte nämlich, das menſchliche Ich finde, nachdem es die Schranke der Subjectivität vergebens zu durchbrechen geſucht, ſeine wahre Fülle und Einheit nicht in der Thätigkeit, ſondern umgekehrt in der „gottähnlichen Kunſt der Faulheit“, in welcher die Freiheit (d. i. die Frechheit) des genialen Subjects ſich ſelbſt genießt. Je göttlicher der Menſch, deſto ähnlicher wird er der Pflanze, welche unter allen Formen der Natur die ſchönſte und ſittlichſte iſt. So iſt alſo das höchſte und vollendetſte Leben Nichts als ein reines Vegetiren und dieſes Vegetiren, dieſer Zuſtand des abſoluten Nichtsthuns iſt — Religion. Nach ſolchen Prämiſſen kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir den Autor der Lucinde, welche durch ein bekanntes Epigramm vortrefflich kritiſirt wurde[110]), bald darauf aus dem heiligen Düſter des Wiener Stephansdoms hervor verkündigen hören, der Wendepunkt zum Böſen in der Weltgeſchichte ſei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papſtthum und habe ſich dann mit der Reformation und der Aufklärung vollendet. Die Umkehr zur mittelalterlich-katholiſchen Weltanſicht, welche Kirche und Staat, Volk und Wiſſenſchaft, Leben und Kunſt zu einer Einheit zuſammengefaßt hätte, ſei demnach die unumgängliche Bedingung einer Wiederherſtellung und Verjüngung der deutſchen und der europäiſchen Geſellſchaft. In der letzten Zeit ſeines Lebens, wo Friedrich Schlegel wie ein Kapuziner ſprach und wie ein Epikuräer lebte, ſtieß ſein apokalyptiſcher Orakelton, womit er ſich und Andere belügen wollte, ſelbſt ſeine intimſten Freunde ab[111]). Auguſt Wilhelm Schlegel gab ſich willig dazu her, für die romantiſche Doctrin ſeines jüngeren Bruders Propaganda zu machen[112]). Der eitelſte der Menſchen, kokettirte er übrigens mehr nur mit der romantiſchen Mode als daß es ihm wirklicher Ernſt damit geweſen wäre. Er adoptirte ſie als ein Mittel, Aufſehen zu erregen und ſich eine Stellung in der Literatur zu machen. Mit wirklichem Intereſſe cultivirte er, ein eleganter Sprachkenner, nur die univerſaliſtiſche Seite der Romantik und in dieſer Richtung hat er der Herder-Göthe'ſchen Idee von einer Weltliteratur weſentliche Dienſte geleiſtet, indem er als geſchmackvoller Ueberſetzer zu der weltliterariſchen Theorie von allen Seiten her praktiſche Belege holte. So ſchloß er in Verbindung mit ſeinem Bruder, und zwar nicht wie dieſer mit zweideutigen Hintergedanken, dem deutſchen Auge die Phantaſiewelt der altindiſchen Dichtung auf, ſo führte er Dante, Camoens und Calderon in Deutſchland ein, ſo lieferte er ſeine im Ganzen noch immer unübertroffene Uebertragung Shakſpeare'ſcher Dramen. Seine kritiſchen Arbeiten erſcheinen durch romantiſche Marotten überall viel weniger getrübt als die ſeines Bruders und es iſt nur gerecht, anzuerkennen, daß die Wiſſenſchaft der Literarhiſtorik eigentlich erſt von ihm datirt. Auch in Betreff der poetiſchen Production lief er dem Bruder den Rang ab; wenigſtens wußte er ſich mehr das Anſehen eines Poeten zu geben als jener, deſſen dichteriſche Hohlheit in dem ſogenannten Trauerſpiel Alarkos zu einer grellbunten Blaſe des Unſinns aufſchwoll. Freilich wetteiferte auch A. W. Schlegel in ſeinem einzigen größeren dichteriſchen Verſuch, dem Schauſpiel Jon, nur ganz unglücklich mit der Göthe'ſchen Iphigenie. Von jedem der Brüder ſchleppt ſich herkömmlicher Weiſe ein halb Dutzend Gedichte in den Anthologieen fort, aber es ſind kalte, lebloſe, gemachte Producte. Die Schlegel wollten den Mangel an Schöpferkraft und die Proſa ihrer Empfindungsweiſe durch Einführung des Klingklangs ſüdlicher Formen verdecken und durch ſie und die übrigen Romantiker kam jene Sonetten-, Canzonen- und Gloſſenwuth in Deutſchland auf, welche der wackere Voß ſo herb als treffend perſiflirt hat. Ueberhaupt ging das Schönthun der romantiſchen Schule mit der italiſchen und ſpaniſchen Poeſie bald ſo ins Extrem, daß zum großen Nachtheil unſerer Literatur eine Zeit lang kaum bezweifelt werden durfte, die crude Phantaſtik der Calderon'ſchen Autos ſei der Gipfel dichteriſcher Kunſt.

Es würde den Kreis meiner Aufgabe weit überſchreiten heißen, wenn ich die Romantik in ihren verſchiedenen Richtungen weiter verfolgen wollte. Ich ſage daher nur noch, daß keineswegs geleugnet werden ſoll, die romantiſche Schule, wenngleich in ſtaatlicher und kirchlicher Beziehung voll unheilvoller Wirkungen, habe auch Erſprießliches und Löbliches angeregt. Ihre ſchönſte Blüthe war die patriotiſche Richtung, welche zu einer Wiederaufgrabung der Quellen unſeres Volksthums antrieb und eine Sprach-, Rechts- und Sittenforſchung begründete, deren Ergebniſſe dem erwachenden Nationalgeiſt zu geſunder Nahrung dienten. Dieſe vaterländiſche Seite der Romantik, weſentlich aus der herben Enttäuſchung über den Kosmopolitismus der franzöſiſchen Revolution hervorgegangen und nachmals in Großbritannien, durch Walter Scott, zu einer dichteriſchen Geſtaltung gebracht, welche die Runde um die Welt machte, hat unzweifelhaft auch auf Schiller bedeutend eingewirkt. Im Uebrigen wird, denke ich, das Vorſtehende genügen, um klar zu machen, daß das gute Verhältniß zwiſchen unſerem Dichter und den Schlegeln, wie es beim Beginn der Horen beſtanden hatte, unmöglich von Dauer ſein konnte. Die Kluft zwiſchen dieſen Naturen war zu groß, und ſowie die romantiſche Doctrin deutlicher ſich hervorwagte, mußte der Bruch erfolgen. Für Schiller war es unleidlich, wenn ſich, wie namentlich in den Kritiken von Friedrich Schlegel geſchah, die Ohnmacht zur Arroganz aufbauſchte, und ſo waren die Brüder in den Xenien mehrfach ſatiriſch von ihm geſtreift worden. Deſſenungeachtet blieb er mit Auguſt Wilhelm bis 1801 in leidlich guter Beziehung, wogegen er den Friedrich, welcher die aus den Xenien geſogene Galle bei jeder Gelegenheit gegen Schiller auszulaſſen ſuchte, ſchon im Mai 1797 in einem Brief an Göthe einen „Laffen" nannte. Unterm 23. Juli 1798 ſchrieb er dem Freunde, die „naſeweiſe, entſcheidende, ſchneidende und einſeitige Manier," womit das Schlegel'ſche Athenäum verfahre, mache ihm „phyſiſch wehe." Göthe antwortete nach ſeiner Weiſe beſchwichtigend und Schiller wollte dann auch den Schlegeln „einen gewiſſen Ernſt, ein tieferes Eindringen in die Sachen" nicht abſprechen, obgleich „dieſe Tugend mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzien vermiſcht ſei." Als aber die Lucinde erſchien, ſprach Schiller in einer Aeußerung gegen Göthe ein ebenſo entſchiedenes als gerechtes Verdammungsurtheil über das Buch, welches er als den „Gipfel moderner Unform und Unnatur," als eine „höchſt ſeltſame Paarung des Nebuliſtiſchen mit dem Charakteriſtiſchen" bezeichnete.

Wenige Tage darauf, Ende Juli's 1799, erhielt er einen Beſuch von Ludwig Tieck, in welchem damals gerade die Schlegel den poetiſchen Meſſias zu proclamiren begannen, der da thun ſollte, was ſie ſelber nicht konnten, d. h. die Formen ihrer Doctrin mit romantiſcher Subſtanz füllen. Dieſe Hoffnung war keine grundloſe. Denn wie wenig auch Tieck, weil er ſeine beſten Jahre an ein lebensunfähiges Kunſtprinzip vergeudete, im Ganzen und Großen der Nation geworden iſt, wie ſehr ſein ganzes Wirken auf die Kreiſe romantiſcher Geiſtreichigkeit und geiſtreichthuender Excluſivität beſchränkt blieb, ein wirkliches und ſogar großes poetiſches Talent war er immerhin. Seine literariſchen Komödieen ſind zugleich mit den Armſeligkeiten, gegen welche ſie gerichtet waren, verſchollen; aber ſeine Märchen, in welchen er wie kein Zweiter den Zauber der vielberufenen „Waldeinſamkeit" wirken zu laſſen und der Natur ihre verſchämteſten Geheimniſſe abzulauſchen verſtand, bewahren den reinſten und feinſten Duft der „blauen Blume" der Romantik und werden denſelben auch auf die Zukunft bringen. Freilich, wenn man Tieck von vorneherein als ein Genie ausgepoſaunt hatte, berufen, das Größte zu ſchaffen, ſo wurde der Irrthum allen Verſtändigen klar, als er 1799 mit ſeiner Genoveva hervortrat. Dieſe plan- und einheitsloſe Apotheoſe des Mittelalters, in welcher die romantiſche Muſe als eine von falſchem Schmuck förmlich klingelnde Kokette erſcheint und ſich bis zur höchſten Potenz frömmelnder Affectation hinaufklingelt, wurde von der Schule mit ſchallenden Fanfaren begrüßt und den großen Dichtungen Göthe's und Schiller's nicht nur gleichgeſtellt, ſondern vorgezogen. Wer, außer dem Literarhiſtoriker, der ſich ſeufzend durch dieſe „Naturunmittelbarkeit" durcharbeiten muß, kennt das geprieſene Stück heute noch? Niemand. Zuvor hatte Tieck unſerem Dichter „gar nicht übel" gefallen und er hatte in ihm, wie er unterm 24. Juli 1799 an Göthe ſchrieb, „ein angenehmes Talent" gefunden, welches „in ſeiner Sphäre fruchtbar und gefällig wirken könnte." Nach dem Erſcheinen der Genoveva aber gab er ihn auf und mußte es wohl, da er Tieck's zweite productive Periode, die Novellenzeit, nicht mehr erlebte. „Es iſt ſchade um dieſes Talent — ſchrieb er unterm 27. April

1801 an Körner — das noch ſo viel an ſich zu thun hätte und ſchon ſo viel gethan glaubt. Ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm, denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle.“ Tieck übrigens, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, hat ſich, wenn auch unſerem Dichter nicht freundlich geſinnt, wenigſtens nie zu der bornirten Ungerechtigkeit der Schlegel gegen denſelben fortreißen laſſen, und wenn er auch bis zuletzt an ſeiner Meinung feſthielt, Schiller's Erſtlingswerk, die Räuber, ſei ſein größtes geblieben[115], ſo konnte und wollte er ſich doch dem imponirenden Eindruck des Wallenſtein nicht entziehen. Er bemühte ſich zwar angelegentlich, in der Compoſition und Ausführung der großen Dichtung Fehler zu finden und aufzuzeigen, aber er ſetzte ſeinen Ausſtellungen doch das Bekenntniß entgegen, ſie werde „immer als die erſte unter den deutſchen Tragödieen zu nennen ſein,“ und ſprach anderweitig die bekannten warmgefühlten Worte: „Wallenſtein's mächtiger Geiſt trat unter die Tugendgeſpenſter des Tages. Der Deutſche vernahm wieder, was ſeine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Geſinnungen, welche Geſtalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieſes tiefſinnige reiche Werk iſt als ein Denkmal für alle Zeiten hingeſtellt, auf welches Deutſchland ſtolz ſein darf, und ein Nationalgefühl, einheimiſche Geſinnung und großer Sinn ſtralt uns aus dieſem reinen Spiegel entgegen, damit wir wiſſen, was wir ſind und was wir waren.“ Im Jahre 1809, als die Geſchicke, deren Geiſter im Wallenſtein der Zeit vorausgeſchritten waren, ſich erfüllt hatten, da griff auch die Tadlerin Rahel Levin wieder nach dem Werke, und als ſie es geleſen, rief ſie aus: „Wie paßt jetzt jedes Wort in der Tragödie! Wie verſteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erſt!“

Sechſtes Kapitel.

Maria Stuart. — Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Messina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanken hinſichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schweſter Chriſtophine und Schwager Reinwald. — Die Ueberſiedelung nach Weimar, zunächſt für die Wintermonate, beſchloſſen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen Karoline. — Die Malteſer. — Schwere Erkrankung Lotte's. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und contrerevolutionärer Aberwitz. — Krähwinkelig. — Bearbeitung des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was iſt Poeſie und wer iſt ein Poet? — Die Jungfrau. — Neue dramatiſche Pläne. — Im Körner'ſchen Weinbergshaus zu Loſchwitz. — Der Triumph in Leipzig. — Zelter bei Schiller. — Das Mittwochskränzchen und eine Kotzebue'ſche Intrigue. — Dramaturgiſche Experimente. — Eigen Dach und Fach. — Der Adelsbrief. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — Eine „verwünſchte Acclamation.“ — Unter Kriegsleuten. — Serenade und Morgenſtändchen zu Lauchſtädt. — Schiller und der König von Schweden.

Wir treten in die letzte Lebensperiode unſeres Dichters, deren Anfang durch die Vollendung des Wallenſtein bezeichnet wird. Er ſtand jetzt in der Vollreife ſeines Geiſtes. Seiner Kraft und ſeiner Ziele bewußt, war er auch des Erfolges gewiß. Denn die einzelnen Stimmen des Tadels, welche gegen ſeine große Tragödie ohnehin mehr nur flüſternd als laut ſich vernehmen ließen, verſtummten vor dem rauſchenden und herzlichen Beifall, welchen die Nation ihm entgegentrug. Aber er hätte müſſen nicht Schiller ſein, wenn ihm auch nur einen Augenblick beigekommen wäre, auf den errungenen Lorbeern ausruhen zu wollen. Der Blick des Genius iſt nach vorwärts gerichtet und Thätigſein, Streben, Wirken ſein Element. Hinſichtlich des Gebietes ſeiner Wirkſamkeit konnte jetzt kein Zweifel mehr aufkommen. Sein Beruf als dramatiſcher Dichter, als Tragöde war, wie für das Publicum, ſo auch für ihn ſelbſt auf immer entſchieden. Nur in Betreff der Stoffwahl fand noch ein Schwanken ſtatt. Wir ſahen, daß Schiller zu Anfang des Jahres 1798 ſich entſchloſſen hatte, nur noch geſchichtliche Stoffe zu wählen, und damals hatte er gegen Göthe geäußert, daß er große Luſt hätte, die Geſchichte Julian's des Apoſtaten dramatiſch zu behandeln[114]). Unmittelbar nach dem Abſchluß des Wallenſtein war er jedoch anderen Sinnes, denn er bekannte unterm 19. März 1799 dem Freunde: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantaſirten, nicht hiſtoriſchen, und zu einem bloß leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff; Soldaten, Helden und Herrſcher habe ich für jetzt herzlich ſatt.“ Dies war aber nur eine vorübergehende Laune und ſeine Aufmerkſamkeit wandte ſich ſofort wieder der Geſchichte zu. Am 20. April war Wallenſtein's Tod in Weimar aufgeführt worden, am 25. April kehrte der Dichter nach Jena zurück und ſchon am folgenden Tage finden wir ihn mit dem Thema der Maria Stuart beſchäftigt, welches ihm ja bereits vor Jahren, in der Einſamkeit von Bauerbach, anziehend nahegetreten war. Unterm 8. Mai ſchrieb er an Körner: „Jetzt bin ich Gottlob wieder auf ein neues Trauerſpiel fixirt“ — womit nur Maria Stuart gemeint ſein kann; denn wenn auch zu dieſer Zeit der Gedanke, die Malteſer ernſtlich vorzunehmen, flüchtig aufgetaucht war, ſo wurde er doch raſch wieder fallen gelaſſen und ein dritter tragiſcher Stoff, der Warbek, erregte erſt im Auguſt die Aufmerkſamkeit Schiller's[115]). Am 10. Mai bezog er mit ſeiner Familie wieder das Gartenhaus am Leu-

Zur Nachricht!

Dem Verfaſſer war es ſchlechterdings unmöglich, die Correktur dieſes Bandes ſelber zu beſorgen, weßwegen er die Leſer bittet, die Maſſe der eingeſchlichenen Druckfehler und die Willkür des Setzers Betreffs der Orthographie und Interpunktion nicht ihm anzurechnen und folgende, unumgänglich nothwendige, Berichtigungen nicht zu überſehen.

Seite 22, Zeile 6 v. u. ſt. „geweckt“ iſt zu leſen „gereckt“.
„ 30, „ 2 v. o. ſt. „wolkenklaren“ — „wolkenbaren“
„ 40, „ 6 v. o. ſt. „Arſini“ — „Orſini“.
„ 40, „ 4 v. u. iſt vor „Heiligen“ der Artikel „die“ einzuſchalten.
„ 63, „ 6 v. u. iſt nach „wurde“ das Komma zu ſtreichen.
„ 65, „ 8 v. u. ſt. „Meßer“ — „Meſſir“, wie überhaupt immer, wo dieſer Titel wiederkehrt.
„ 78, „ 9 v. o. ſt. „tragen“ — „trugen“.
„ 82, „ 1 v. u. nach „ausführlichere“ iſt einzuſchieben „Darlegung meiner“.
„ 88, „ 10 v. u. ſt. „Giuliamo's“ — „Giuliano's“.
„ 106, „ 3 v. u. ſt. „Deiner“ — „deiner“.
„ 112, „ 1 v. u. ſt. „Ihrem“ — „ihrem“.
„ 119, „ 3 v. o. ſt. „ſelbſtandig“ — „ſelbſtſtändig“.
„ 119, „ 9 v. o. nach „er“ iſt einzuſchalten „es“.
„ 133, „ 3 v. u. ſt. „denn“ — „dann“.
„ 139, „ 9 v. o. ſt. „zwickerte“ — „zwinkerte“.
„ 168, „ 9 v. o. ſt. „Sterli“ — „Nerli“, wie überall, wo dieſer Name wiederkehrt.
„ 193, „ 10 v. u. ſt. „tirilliren“ — „tiriliren“.
„ 196, „ 7 v. u. vor „der“ iſt einzuſchalten „in“.
„ 198, „ 6 u. 7 v. u. ſt. „deutlicher“ — „deutlichere“.
„ 214, „ 5 v. u. ſt. „Midici“ — „Medici“.
„ 241, „ 2 v. u. ſt. „die“ — „dir“.
„ 252, „ 8 v. o. ſt. „im Allgemeinen menſchlicher“ iſt zu leſen „ein allgemein menſchheitlicher“.
„ 264 „ 10 v. o. vor „denſelben“ iſt einzuſchalten „der“.

trabach und erhielt daſelbſt den Beſuch Göthe's, der ihn zu ſeiner neuen Arbeit gewiß ſehr ermunterte. Hatte der Freund doch bei einer früheren Gelegenheit gegen Schiller bemerkt, „es ſcheine ihm beim dramatiſchen Dichter durchaus nothwendig, daß derſelbe oft auftrete und die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere.“ Unſer Dichter las damals, wie um ſich durch den Contraſt in ſeinen dramaturgiſchen Grundſätzen zu befeſtigen, Corneille und Racine. Jener mißfiel ihm, wie er ſagte, „der Armuth der Erfindung, der Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, der Kälte in den Leidenſchaften, der Lahmheit und Steifigkeit im Gange der Handlung wegen.“ Den Racine fand er „ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der franzöſiſchen Manier an ſich trägt und im Ganzen etwas ſchwach iſt.“ Unterm 4. Juni meldete er an Göthe, daß er ſich, obgleich das Schema zur Maria Stuart noch nicht vollſtändig entworfen ſei, doch ſofort an die Ausführung des erſten Acts gemacht habe.

Ein paar Wochen ſpäter begrüßte er ſeine Schweſter Chriſtophine und ihren Mann bei ſich, allein die „imperfectible enge Vorſtellungsweiſe des fleißigen, nicht ganz ungeſchickten Philiſters“ von Schwager bereitete ihm, wie er Göthe unterm 25. Juni merken ließ, nicht eben viel Unterhaltung. Ueberhaupt macht ſich in dieſer Zeit an unſerem Dichter mitunter ein gewiſſer Rigorismus fühlbar, um nicht zu ſagen eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit, den hohen Maßſtab, welchem er ſich ſelbſt unterwarf, auch an Andere zu legen. Wenn aber herbe Aeußerungen von der eben berührten Art zu der gewohnten Herzensgüte Schiller's im Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen, ſo iſt es wohl geſtattet, zur Ausgleichung deſſelben an die Reizbarkeit zu erinnern, welche eine leider unausbleibliche Folge fortwährender Kränklichkeit zu ſein pflegt. Im Hochſommer ſehen wir des Dichters Entſchluß, nach Weimar überzuſiedeln, wenigſtens für die Wintermonate, zur Reife gediehen. Die zwingenden Motive legte er ſeinem Freunde Körner unterm 9. Auguſt dar, wo er ſchrieb:

„Weil ich mich für die nächſten ſechs Jahre — (ach, dieſe Zeitbeſtimmung war eine ominöſe!) — ganz ausſchließend an das Dramatiſche halten werde, ſo kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anſchauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um Vieles erleichtert werden und die Phantaſie erhält eine zweckmäßige Anregung von außen, da ich in meiner bisherigen iſolirten Exiſtenz Alles, was ins Leben und in die ſinnliche Welt treten ſollte, nur durch die höchſte innere Anſtrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte.“ Am nämlichen Tage theilte er auch Göthe ſeinen Entſchluß mit und dieſer ſchrieb umgehend zurück: „Es iſt keine Frage, daß Sie unendlich gewinnen würden, wenn Sie in der Nähe eines Theaters ſein könnten. In der Einſamkeit ſteckt man dieſe Zwecke immer zu weit hinaus.“ Der Freund war auch behülflich, in Weimar ein paſſendes Quartier auszumitteln, und da Charlotte von Kalb gerade im Begriffe ſtand, die von ihr innegehabte Wohnung aufzugeben, ſo miethete Schiller dieſelbe zu dem jährlichen Zins von 122 Reichsthalern. Er ſetzte unterm 1. September von ſeiner Abſicht, nach Weimar zu ziehen, auch den Herzog in Kenntniß. Der Fürſt billigte den Entſchluß und ſprach in ſeiner Antwort die Hoffnung aus, den Dichter „recht oft ſehen und ihm mündlich die Hochachtung und Freundſchaft beweiſen zu können, die er für ihn hege.“ Die Herzogin Luiſe ſchrieb ihm ebenfalls in gütigſter Weiſe, die „angenehme Ausſicht auf einen näheren Umgang mit ihm mache ihr viele Freude.“ Endlich wurde bei dieſer Veranlaſſung die Beſoldung Schiller's um 200 Thaler erhöht und wir erhalten einen Einblick in ſeine Haushaltslage, wenn er am 8. Oktober an ſeine Mutter ſchreibt: „Wir werden nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geſchäfte dort und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe meine Beſoldung verdoppelt, ſo daß ich jetzt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es iſt freilich noch ein kleiner Theil deſſen, was unſere

Wirthſchaft jährlich braucht, indeſſen iſt es doch eine große Erleichterung und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir ſtehen uns jetzt doch, mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dies nehme ich ein, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient.“ Man erſieht hieraus, daß das Budget des Dichters zwar ein deutſchbürgerlich-beſcheidenes, doch aber nicht ein allzu knappes war. Freilich darf dabei nicht überſehen werden, daß die Aufbringung deſſelben geiſtige Anſtrengungen erforderte, welche der kränkliche Körper Schiller's unmöglich lange auszuhalten vermochte 116).

Zu Anfang Septembers war der Dichter in ſeiner neuen Tragödie bis zu der berühmten Szene vorgeſchritten, wo die beiden Königinnen zuſammenkommen. Er machte jetzt eine Pauſe, weil der Muſenalmanach für das kommende Jahr ſeine Thätigkeit forderte. In Rudolſtadt, das ihm recht ans Herz gewachſen war, holte er ſich friſche Stimmung und Stärkung, welche letztere ihm bald nach ſeiner Heimkehr von dieſem kurzen Ausflug ſehr vonnöthen war. Denn ihm ſtand ein trüber Spätherbſt bevor. Am 11. Oktober gab Lotte ihrem Gatten ein Töchterlein. Die Niederkunft war ſchwer, doch glücklich von ſtatten gegangen, die „chère mère“ kam zur Pflege der Tochter von Rudolſtadt herüber, am 15. Oktober wurde die Neugeborene auf die Namen Karoline Henriette Luiſe getauft und Alles ſchien ſo glücklich ſich anzulaſſen, daß Schiller freien Geiſtes den Plan ſeiner Malteſer-Tragödie ausarbeitete, „um dem Herzog ſogleich bei ſeiner Ankunft in Weimar etwas Bedeutendes vorzulegen.“ Dieſer Plan, wie wir ihn aus den geſammelten Werken kennen, ließ allerdings etwas „Bedeutendes“ erwarten: er iſt vielleicht das Erhabenſte, was unſer Dichter im tragiſchen Fache erſonnen, und wir haben daher höchlich zu beklagen, daß er nicht zur Ausführung gekommen. Möglich, daß dem Dichter durch das traurige

Ereigniß, welches ſtörend in dieſe Beſchäftigung eingriff, die ganze Sache verleidet wurde. Denn am 23. Oktober mußte er in ſein Notizenbuch ſchreiben: „An dieſem Tage iſt Lolo ſehr krank geworden.“ Die Wöchnerin war von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und ſchwebte mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod. Am 25. Oktober ſchrieb Schiller an Göthe: „Ich habe in dieſen Tagen ſehr gelitten, wie Sie wohl denken können; doch wirkte die heftige Unruhe, Sorge und Schlafloſigkeit nicht auf meine Geſundheit, wenn die Folgen nicht noch nachkommen. Meine Frau kann nie allein bleiben und will Niemand um ſich leiden als mich und meine Schwiegermutter. Ihre Phantaſieen gehen mir durchs Herz.“ Der Freund ſchrieb zurück: „Unſere Zuſtände ſind ſo innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir ſelbſt fühle. Ich wünſche Nichts ſehnlicher als bald etwas Tröſtliches von Ihnen zu hören.“ Das Tröſtliche ließ aber mehrere Wochen auf ſich warten. Erſt Mitte Novembers erhielt die Kranke Beſinnung und Sprache wieder; doch machte von da an ihre Geneſung ſo raſche Vorſchritte, daß am 3. Dezember der Umzug der Familie nach Weimar ſtattfinden konnte. Welche innige Anhänglichkeit ſie in Jena zurückließ, zeigt ein Brief, welchen Frau Griesbach am Tage des Umzugs an den Dichter ſchrieb. „Ich war ſo gewohnt, mit Ihnen zu leben — hieß es darin — daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn Eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schiller’s gehen?“

Es ging zunächſt recht leidlich. Lotte hatte ſich wieder vollſtändig erholt, die Kinder gediehen fröhlich, und nachdem das Hausweſen in ein regelrechtes Geleiſe gelenkt war, konnte man ſich auch den wohlthätigen Einflüſſen der Weimarer Geſelligkeit überlaſſen. Der Dichter war von den Fürſtlichkeiten mit Achtung und Theilnahme, von der Weimarer Geſellſchaft mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Mit Papa Wieland ſtellte ſich unſchwer wieder ein freundliches Verhältniß her, mit Göthe kam Schiller täglich zuſammen und häufig war der Herzog der Dritte in dieſem kleinen

Kreiſe. Daß der Verkehr mit Schwager Wolzogen und Schweſter Karoline ein geſchwiſterlich-vertraulicher war, braucht kaum bemerkt zu werden: die beiden Familien machten ſo zu ſagen nur eine aus. So kam das Ende des Jahres heran, zugleich das Ende eines Jahrhunderts. Man beabſichtigte, das neue, das neunzehnte mit einem künſtleriſch ausgedachten Feſte zu begrüßen, und Schiller betheiligte ſich lebhaft an dieſem Plan, welcher zu Neujahr 1801 ausgeführt werden ſollte. Allein nicht nur fehlten die Mittel, etwas Großartiges herzuſtellen, ſondern es fehlte auch die rechte Feſtluſt. Und woher hätte ſie wohl kommen ſollen? War doch die politiſche Lage ſo, daß jeder Denkende ſchwerſte Schickſale für Deutſchland und Europa befürchten mußte. In Frankreich war die Anarchie gebändigt, aber um welchen Preis! An die Stelle einer zuletzt ganz in ſich zerfallenen Demokratie hatte ſich ein Gewaltherrſcher geſetzt, der das Genie und den Willen hatte, dem Erdtheil mit dem Schwerte die Geſetze einer unerſättlichen Eroberungsgier vorzuſchreiben. Und welche Hoffnungen auf Widerſtand konnte dieſem Bedrohlichen gegenüber das zerklüftete Vaterland bieten? Keine. Preußen, durch die Betheiligung Friedrich's des Großen an der erſten Zerreißung Polens auf die abſchüſſige Bahn der „Freundſchaft“ mit Rußland um jeden Preis hineingerathen, hatte ſich durch den Basler Frieden förmlich vom Reiche losgeſagt, allerdings nicht ohne begründetes Mißtrauen gegen Oeſtreich, welches dann ſeinerſeits durch den Friedensſchluß von Campo Formio aller Welt kundgab, daß es außer Standes ſei, fürder eine deutſche Reichspolitik aufrecht zu erhalten. Als bei dieſer Gelegenheit der Schlüſſel des Reichs, Mainz, den Franzoſen überliefert wurde, da ſtieß ein deutſcher Publiziſt, Görres in ſeinem „Rothen Blatt“, den höhniſchen Jubelruf aus: „Die Integrität des Reichs iſt zertrümmert! Bürger, Mainz iſt unſer! Es lebe die Frankenrepublik! Am 30. Dezember 1797, am Tage des Uebergangs von Mainz, ſtarb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, ſanft und ſelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtſein und mit allen Sacramenten verſehen, das heilige römiſche Reich, ſchwerfälligen Andenkens.“ Dieſer Wahnwitz zeichnet die ganze Situation, deren Troſtloſigkeit um Nichts gebeſſert wurde, wenn auf der andern Seite die contrerevolutionäre Angſt in Deutſchland nicht ſelten zu unglaublichen Aeußerungen von Knechtsſinn ausſchlug. Der gute alte Gleim, durch dieſe Angſt völlig zum Kinde geworden, ließ damals Reimereien ausgeben, die mit zum Sklavenhafteſten gehören, wodurch unſere edle Sprache jemals entweiht worden iſt[117]). Alſo Mangel an politiſchem Verſtand und wahrem Patriotismus, Maßloſigkeit, Aberwitz hüben und drüben. Es iſt leicht zu begreifen, daß unſer Dichter, die Lage von Europa überſchauend, in ſeinem Liede „zum Antritt des neuen Jahrhunderts“ auf die Frage: „Wo öffnet ſich dem Frieden, wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?“ nur die Antwort fand: „Ach, umſonſt auf allen Länderkarten ſpähſt du nach dem ſeligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht“ — und daß er, „aus des Lebens Drang fliehend,“ reſignirt „in des Herzens heilig ſtille Räume“ zurücktrat, in die Welt der Ideale, wo es wenigſtens eine „Freiheit in dem Reich der Träume“ gab und „das Schöne im Geſang“ blühte. Faſt möchte man auch bei dieſer Gelegenheit die Gemeinde der Idealgläubigen von damals abermals um die Leichtigkeit beneiden, mit den realen Zuſtänden ſich abzufinden. Und doch hat hinwieder dieſe ganze ſchöngeiſtige Weimarer Geſellſchaft Etwas an ſich, was uns, welchen denn doch Deutſchland aus einem bloß „geographiſchen“ Begriff allmälig zu einer ſittlichen Idee geworden, nicht ſehr angenehm berührt. Im Hinblick auf dieſe Geſellſchaft wandelt uns manchmal das Gefühl an, als hätten ſich die Mitglieder derſelben recht abſichtlich die Augen verbunden, um nicht zu ſehen, was in der Welt vorging, und zuweilen muß Einem, wenn Männer wie Göthe und Schiller ſich in Dutzenden von Billeten über literariſche und theatraliſche Armſeligkeiten wichtig ergeben, während die größten Ereigniſſe einer verhängnißvollen Zeit nicht mit einem Worte berührt werden, dies Alles doch recht krähwinkelig vorkommen. Der ehrliche und einſichtsvolle Knebel hatte nicht ohne Grund ſchon 1797 mißmuthig geſchrieben: „In Weimar hat man über politiſche Sachen gar kein Urtheil.“ Wenn Göthe, der wie für Geſchichte ſo auch für Politik kein Organ beſaß, über den Patriotismus des Dichters ſo ſich äußerte, wie früheren Ortes berührt worden, ſo hatte er von ſeinem Standpunkt aus unzweifelhaft recht. Aber dabei kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß in dieſer Richtung ſein Einfluß auf Schiller, wenigſtens für eine Zeit lang, kein wohlthätiger geweſen ſei. Schiller war nicht dazu gemacht, ſich in die reine, man möchte ſagen vornehm-abſtracte Kunſtſphäre zu verſchließen. Es iſt ihm auf die Länge auch gar nicht heimelig darin geweſen. Denn in ihm war neben dem künſtleriſchen auch das ſtaatsbürgerliche Element mächtig und er empfand daher das Bedürfniß, unmittelbar auf ſeine Zeitgenoſſen zu wirken. Er beſaß den Inſtinct des Propheten, des Völkerlehrers, und wenn er dieſen Drang für eine Weile den reinkünſtleriſchen Intereſſen zum Opfer brachte, ſo hat er denſelben doch am Ende ſeiner Laufbahn wieder vollkräftig walten laſſen.

In den erſten Monaten des neuen Jahrhunderts finden wir den Dichter mit der Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Macbeth für die Bühne beſchäftigt. Das Repertoire der „idealen“ Bühne verlangte gebieteriſch Bereicherung und durch dieſen Umſtand wurden Göthe und Schiller allmälig in ein dramaturgiſches Experimentiren hineingedrängt, welches manchen Mißgriff zur Folge hatte. Göthe hatte ſich herbeigelaſſen, Voltaire's Mohammed zu überſetzen, wohl nicht ohne Rückſicht auf Herzog Karl Auguſt, welcher in Folge früheſter Gewöhnung auch jetzt noch, nach dem Erſcheinen des Wallenſtein auf der Bühne, das Heil des deutſchen Theaters von der Rückkehr zu den Traditionen der franzöſiſchen Claſſik erwartete. Daß die beiden Freunde zeitweilig darauf eingingen, mag mit auf Rechnung der antikiſirenden Richtung zu ſetzen ſein, welche ſie als Gegengewicht gegen die platte Natürlichkeit der Iffland-Kotzebue'ſchen Schule cultivirten. Trotzdem ſieht man den bekannten Stanzen, welche Schiller an Göthe richtete, als dieſer die Voltaire'ſche Tragödie auf die Bühne brachte, recht wohl das Unbehagen an. Im Grunde widerſprechen auch die ſchönen Verſe überall ſich ſelber, wenn der Dichter ſagt, der Deutſche könne muthig einen ſelbſtgepflanzten Lorbeer zeigen und der Franke dürfe uns nicht Muſter werden, weil aus ſeiner Kunſt kein lebendiger Geiſt ſpreche, aber dennoch ſolle derſelbe ein „Führer zum Beſſeren“ ſein und die oft entweihte Szene von „der Natur nachläſſig rohen Tönen“ reinigen. Es iſt charakteriſtiſch, daß, während Göthe ſich zum Voltaire wandte, um dem theatraliſchen Bedarf zu genügen, Schiller in der nämlichen Abſicht zum Shakſpeare griff. Aber ſeine Bearbeitung des Macbeth iſt kein Meiſterſtück 118). Seine ſehr mangelhafte Kenntniß der engliſchen Sprache, welche ihn zwang, ſich doch hauptſächlich mit den unzulänglichen Ueberſetzungen von Wieland und Eſchenburg zu behelfen, war noch nicht ſo ſehr vom Uebel wie das Colorit, welches er dem großen Briten aufzwang. Hier mußte das Antikiſiren ganz am unrechten Platze ſein: man vergleiche nur die Schickſalsſchweſtern des Schiller'ſchen Macbeth mit den Witches des Shakſpeare'ſchen.

Mit Befriedigung ſehen wir die beiden Freunde von ſolchen im Ganzen verfehlten Verſuchen wieder zu ſelbſtſtändigen Arbeiten zurückkehren. Göthe in Fortführung des Fauſt ſchickte ſich an, die Helena auftreten zu laſſen, und Schiller nahm die Maria Stuart wieder auf. Neben dieſer Arbeit her lief die Ordnung und Durchſicht ſeiner Gedichte, deren erſte Sammlung Ende Juli's 1800 druckfertig war und auch im laufenden Jahre noch erſchien. Gegen das Frühjahr zu brachte aber ein mehrwöchentlicher harter Krankheitsanfall ſeine Thätigkeit ins Stocken. Noch zu Ausgang des März beklagte er ſich gegen Körner, daß ſeine Kräfte noch ſehr weit zurück ſeien, daß er an heftigem Huſten leide, die Treppen nur mit Mühe ſteige und nur mit zitternder Hand ſchreibe. Um ihm den ſtärkenden Genuß der Landluft zu verſchaffen, hatte der Herzog die Güte, ihm einen Aufenthalt im Schloß Ettersburg anzubieten, und hier wurde im Laufe des Mai in ſtiller Waldeinſamkeit die Maria Stuart zu Ende geführt. Die Vorbereitungen zur Aufführung wurden raſch betrieben, obgleich die bekannte Communionsſzene im fünften Act eine Klippe derſelben zu werden drohte. War doch ſelbſt Göthe'n, wie er unterm 12. Juni dem Freunde ſchrieb, „nicht wohl dabei zu Muthe." Aber der Dichter blieb feſt und bei ſeinem hohen Begriffe von dem Theater als einer ſittlich-religiöſen Anſtalt konnte und mußte er es bleiben. „Vorgeſtern — meldete er unterm 16. Juni an Körner — iſt die Maria Stuart geſpielt worden und mit einem Succeß, wie ich ihn nur wünſchen konnte." Es war ein heißer Sommer und eine Weimarer Dame, welche über die erſte Aufführung der Tragödie berichtet hat, erinnerte ſich, daß der 14. Juni ein beſonders ſchwüler Tag geweſen ſei. Das hielt indeſſen das Publicum nicht ab, ſich ins Theater zu drängen und geduldig bis nach 10 Uhr darin auszuhalten. Unſere Berichterſtatterin ſetzt als Augenzeugin hinzu, das erſte Urtheil über dieſes Stück ſei nicht durchaus günſtig geweſen. Man habe es in der Form, im dramatiſchen Effect zwar noch gelungener gefunden als den Wallenſtein, aber daneben habe man ungern idealiſche Geſtalten, wie Max und Thekla, vermißt und an der Zankſzene zwiſchen den beiden Königinnen und noch mehr an der Abendmahlsſzene habe Mancher Anſtoß genommen[118]). Entſchiedener war der Beifall zu Lauchſtädt, wo die Weimarer Truppe das Stück am 3. Juli wiederholte. Man ſchlug ſich da förmlich um die Billets zu der Vorſtellung und zuletzt war es vergeblich, dieſe, welche urſprünglich 8 Groſchen koſteten, auf 3 Thaler hinaufzuſteigern, weil in dem vollgepfropften Saale ſchlechterdings Niemand mehr Platz hatte.

Feſtgeſtellt dürfte ſein, daß Maria Stuart eine der wirkſamſten Tragödieen der modernen Literatur iſt; aber als hiſtoriſches Drama angeſehen, unterliegt das Gedicht begründetem Tadel. Schiller hat, indem er nach Vollendung des Wallenſtein, wie oben berührt worden, nach einem „bloß leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff“ verlangte, einen Fehlgriff gethan, als er trotzdem die Geſchichte der berühmten oder berüchtigten Königin von Schottland wählte. Das bloß Menſchliche und Leidenſchaftliche überwiegt in der That in dieſem Trauerſpiel das Hiſtoriſche weit, ~~zu~~ weit. Daher die allerdings genial angelegte Glorification Maria's, daher die Vorliebe, mit welcher Mortimer behandelt iſt, eine Figur, welche an den jugendlichen Sturm und Drang der Räuber erinnert, daher die ſchiefen Lichter, welche auf Eliſabeth fallen. Die geſchichtliche Situation iſt in eine menſchliche umgeſetzt, d. h. an die Stelle der tragiſchen Motive, welche ſich aus dem Kampfe der zwei in den beiden Königinnen verkörperten Prinzipien, des Katholicismus und des Proteſtantismus, ergeben ſollten, iſt als tragiſches Agens die Nebenbuhlerſchaft von zwei leidenſchaftlichen Frauen gerückt. Carlyle hat daher nicht ohne Grund die Idee der Maria Stuart, im Vergleich mit dem Wallenſtein, eng und beſchränkt genannt. Den gerügten hiſtoriſchen Mangel zugegeben, wird man aber nicht viel dagegen einzuwenden haben, wenn Frau von Staël die Maria Stuart das planmäßigſte und rührendſte deutſche Drama nannte. Gibt doch ſelbſt A. W. Schlegel zu, die Tragödie ſei „mit großer Gründlichkeit und Kunſtfertigkeit conſtruirt“ und es ſei darin „Alles ſo weislich abgewogen,“ daß man ſchwerlich Etwas werde verrücken können ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Endlich geſteht auch Schlegel, der ausgeſprochene Widerſacher des Dichters, daß die Wirkung „unfehlbar“ ſei. In Wahrheit, mit hoher Kunſt weiß der Dichter in dieſer Dichtung die Leidenſchaften zu einem tobenden Sturm anſchwellen zu machen, um dann mit noch höherer ſie verſchweben und verſäuſeln zu laſſen. Die Art, wie Maria auf dem Wege der Religion zur Verſöhnung mit ſich und der Welt gelangt, iſt unvergleichlich ſchön, und daher iſt es auch ſchwer zu begreifen, Noch benuzt der Verfaſſer dieſe Gelegenheit, Leſer, denen etwa ſein Buch „Ein Prieſter“ (Stuttgart, Franckh'ſche Verlagshandlung) in die Hände gefallen, darauf aufmerkſam zu machen, daß er, in der Fremde weilend, die Correktur desſelben gleichfalls nicht beſorgen konnte und ſich alſo gegen das Schuldgeben der ſinnſtörenden Druckfehler genannter Schrift, deren es nicht wenige ſind, hiemit verwahren muß.

wie man an der Abendmahlsſzene Anſtoß nehmen konnte. Ein äußerlicher Cultact iſt hier mit den geheimſten Regungen der Seele wundervoll vermittelt und keine Hand fühlt ſich verſucht, den Glorienſchein anzutaſten, welcher das Haupt Maria's auf ihrem Gange zum Schaffot umgibt. Was ſchließlich den Vorwurf angeht, daß Schiller in dieſem Drama mit dem Romanismus ſchöngethan habe, ſo iſt derſelbe unendlich lächerlich; denn das Gedicht gehört ja zu den furchtbarſten Streichen, die jemals gegen Rom geführt wurden.

Schon zu Ende des Juli war unſer Dichter wieder an einer neuen Arbeit. Es iſt, als hätte er geahnt, daß ſeine Zeit gemeſſen ſei und daß er ſich beeilen müſſe. „Das Mädchen von Orleans iſt der Stoff, den ich bearbeite — ſchrieb er am 28. Juli an Körner. Der Plan iſt bald fertig und ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetiſch iſt der Stoff in vorzüglichem Grade, ſo nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir iſt aber angſt vor der Ausführung, eben weil ich ſehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können.“ Am 14. Auguſt flüchtete ſich Schiller vor der in der Stadt herrſchenden Hitze für einige Tage nach Ober-Weimar hinaus, konnte aber, daſelbſt in den Tumult einer Bauernhochzeit hineingerathen, zu keiner rechten Arbeitsſtimmung kommen. Im September fuhr er mit Meyer nach Jena hinüber, Göthe zu beſuchen, der während der ganzen Zeit, welche der Hof in Wilhelmsthal verbrachte, in dem „lieben alten närriſchen Neſt“ weilte und dort ſeine Helena ſchuf. Der Winter verlief unter ſtillem Muſendienſt. „Ich habe das alte Jahrhundert thätig beſchloſſen — ſchrieb der Dichter unterm 5. Januar 1801 an Körner — und meine neue Tragödie, ob es gleich etwas langſam damit geht, gewinnt eine gute Geſtalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei.“ Am 10. Februar konnte er die drei erſten Acte Göthe vorlegen und am 5. März ging er bei heiterem Wetter nach Jena, um dort in der Stille ſeines Gartenhauſes ſich zur Beendigung ſeines Werkes zu ſammeln. In dieſer Einſiedelei, welche um ſo mehr eine ſolche war, da er Frau und Kinder in Weimar zurückgelaſſen, hielt er ſich fleißig an die Arbeit und ärgerte ſich daneben über Herder's „Adraſtea“, über dieſes, wie er an Göthe ſchrieb, „erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen.“ An ein wiſſenſchaftliches Geſpräch mit Schelling knüpfte ſich ein tiefſinniger Ausſpruch Schiller's über Poeſie. „Vor einigen Tagen — äußerte er unterm 27. März gegen Göthe — habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in ſeiner Tranſcendental-Philoſophie, daß in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunſt hingegen man vom Bewußtſein ausgehe zum Bewußtloſen. Ihm iſt zwar hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und dem Kunſtproduct zu thun und inſofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an, ja er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſein ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Totalidee ſeines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wiederzufinden. Ohne eine ſolche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen und die Poeſie, däucht mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſein, aber er kann ſie in kein Object legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Ebenſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Product mit Bewußtſein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an und endigt nicht mit demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt macht den poetiſchen Künſtler aus.“

Am 3. April war der Dichter wieder in Weimar und bald darauf konnte er dem Freunde in Dresden melden, daß die Jungfrau beendigt ſei. „Mir iſt nun wieder ganz unbehaglich — ſchrieb er dazu. Ich wünſchte wieder in einer neuen Arbeit zu ſtecken. Es iſt Nichts als die Thätigkeit nach einem beſtimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.“ Göthe hatte das neue Drama ſchon am 20. April geleſen und ſchickte das Manuſcript an den Dichter zurück mit den Worten: „Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß.“ Der Haupttadel, welchem das Trauerſpiel bei den Zeitgenoſſen und ſpäter unterſtellt wurde, iſt der, daß Schiller mit der Geſchichte ſeiner Heldin zu dichteriſch umgeſprungen ſei und die Tragik der Hiſtorie durch den von ihm erfundenen Conflict, in welchen das Herz der gottbegeiſterten Jungfrau mit ihrer heldiſchen Miſſion geräth, keineswegs erreicht, geſchweige übertreffen habe. So faßte A. W. Schlegel die Sache, indem er urtheilte: „Das wahre ſchmachvolle Märtyrerthum der verrathenen und verlaſſenen Heldin würde uns tiefer erſchüttert haben als das roſenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerſpruch mit der Geſchichte ihr andichtet.“ Dagegen hat ein neuerer Aeſthetiker, Carriere, mit Grund bemerkt, der Dichter ſei „nicht zu tadeln, daß er hier von der äußeren Geſchichte abgegangen, daß er die von ihrem Volk Verlaſſene wieder mit dem Volk verſöhnt und als deſſen Retterin ſiegreich habe ſterben laſſen; denn er habe dadurch nichts Anderes gethan als die nach ihrem Tod erfolgte Reviſion ihres Prozeſſes in ſein Werk aufgenommen und die Zeit des Leidens und der Verkennung als verſchwindend dargeſtellt gegen den bleibenden Ruhm in der liebevollen Erinnerung der Menſchheit.“ Zur weiteren Begründung deſſen muß man im Auge halten, daß Schiller mit ganz beſtimmter Rückſicht auf die ſchnöde Verunglimpfung, welche Voltaire in ſeiner Pucelle der Nationalheldin Frankreichs angethan hatte, an ſein Werk gegangen iſt. Er hat das in ſeinen „das Mädchen von Orleans“ überſchriebenen drei Strophen deutlich ausgeſprochen. Voltaire hatte alle Kraft ſeines Witzes und die ganze Frivolität ſeiner Zeit aufgeboten, um „das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n“ und aus ſeinem heroiſchen Thema eine von Sarkasmen funkelnde Zote zu machen. Der deutſche Dichter wollte, frommen Sinnes, die alſo proſtituirte Jeanne d'Arc rehabilitiren: die Begeiſterung ſollte gutmachen, was der Spott verbrochen. So faßte er denn das Beginnen der Jungfrau als ein religiöſes Thun, als ein aus der Verbindung des Chriſtenthums in ſeiner Erſcheinungsform als Katholicismus mit dem mittelalterlichen Volksgeiſt hervorgehendes Wunderbares. Freilich hat das Moment des Wunders etwas myſtiſch Somnambuliſtiſches in die Handlung gebracht, welches durch die Berufung auf den Glauben der Zeitgenoſſen des Mädchens von Orleans an deſſen höhere Kräfte kaum in dieſem Umfange gerechtfertigt ſein dürfte. Hier iſt in der That der Punkt, wo ſich unſer Dichter den Einflüſſen der Romantik mehr als billig zugänglich gezeigt hat. Wollte er den Romantikern zeigen, daß er ſie auf ihrem eigenen Gebiete weit übertreffen könne? Wohl ſchwerlich, aber jedenfalls hat ſich die Romantik an dem Dichter gerächt, denn ſie nöthigte ihn nicht nur zu dem bedenklichen Motiv, die Heldin zur Verliebten abſinken zu laſſen, ſondern brachte auch in die Tragödie eine gewiſſe opernhafte Willkür, welche ſich in den weit mehr ſtörenden als fördernden Epiſoden von Montgomery und dem ſchwarzen Ritter kundgibt, wie nicht minder in der zur Caricatur übertriebenen Figur der Königin Iſabeau. Gibt man aber den Tadlern dies Alles zu und ebenſo noch den Vorwurf, daß der Gang der Handlung mehr ein epiſcher als dramatiſcher ſei, woher denn trotzdem die große Geſammtwirkung der Tragödie? Die Antwort iſt leicht. Die große Geſammtwirkung kam von dem wunderſam kunſtreichen Aufſteigen vom anmuthigen Idyll zum weltgeſchichtlichen Trauerſpiel, von dem herrlichen Contraſt zwiſchen der ſchlichten Hirtin und der hochſinnigen Heldin, von dem energiſchen

Hauch religiöſer und patriotiſcher Begeiſterung, welcher das ganze Gedicht durchathmet, und endlich von jenem undefinirbaren, geheimnißvollen Etwas, das den echten Dichter macht, wie den echten Tonkünſtler die Melodie. Der Kunſtrichter hat das Recht und die Pflicht, die Mängel der Tragödie aufzudecken; aber Hunderttauſende, Millionen von Herzen haben dem Dichter das Wort nachgeſprochen, womit er ſeine Johanna in die Welt entließ: „Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!"

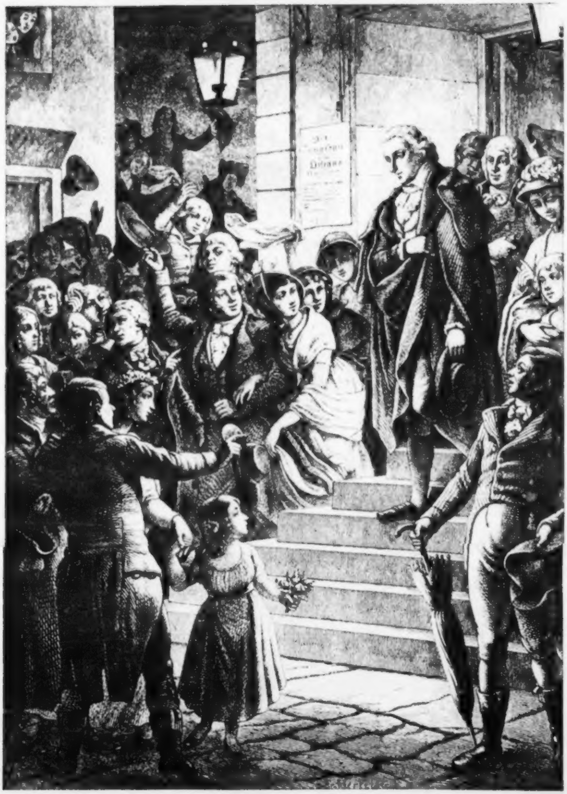
Der ſofortigen Aufführung der Jungfrau in Weimar ſtellten ſich Hinderniſſe entgegen. Der Herzog, ganz in der Voltaire'ſchen Auffaſſung des Gegenſtandes befangen, ſchrieb zu Anfang Aprils an Karoline von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterſtück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geſchrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieſes Stück zu Geſichte bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unſerem Theater geſpielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet iſt äußerſt ſcabrös und einem Lächerlichen ausgeſetzt, das ſchwer zu vermeiden ſein wird, zumal bei Perſonen, die das Voltaire'ſche Poem faſt auswendig wiſſen." Karoline veranlaßte hierauf den Schwager, dem Fürſten die Handſchrift mitzutheilen, und im Mai ſandte Karl Auguſt dieſelbe an Frau von Wolzogen zurück mit den Worten: „Schiller's Mädchen von Orleans hat gewiß in ſeiner Art das ſchönſte Enſemble und poetiſche Verdienſte, wie ſie ſelten anzutreffen ſind; eine Wärme herrſcht in dieſem Poem, das auch denjenigen nicht kalt bleiben läſſet, der nie chriſtlicher Mythologie Geſchmack abgewinnen konnte und der nie Intereſſe an einer Perſon oder Heldin zu faſſen vermochte, die durch nicht menſchliche Inſpiration zu das (sic!) wurde, was ſie merkwürdig macht. Die betrübte deutſche Sprache iſt in die ſchönſte Melodie gezwungen, deren ſie fähig iſt, und die der deutſchen Muſe hat Schiller ſo veredelt wirken laſſen, daß man zwiſchen Erhabenheit und Herzlichkeit ſchwebt, wenn man dieſes

Gedicht lieſt.“ Man ſieht, die Tragödie hatte trotz aller Oppoſition, in welcher ſie zu dem Geſchmacke des Herzogs ſtand, bedeutend auf dieſen gewirkt. Deſſenungeachtet — ſchrieb Schiller unterm 28. April an Göthe — „meinte er, ſie könne nicht geſpielt werden, und darin könnte er rechthaben. Nach langer Berathſchlagung mit mir ſelbſt werde ich ſie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen.“ Göthe war nicht dieſer Meinung. „Einer Vorſtellung Ihrer Jungfrau — ſchrieb er zurück — möchte ich nicht ganz entſagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir ſchon große genug überwunden.“ Die Schwierigkeiten waren aber nicht ſo faſt dramaturgiſche, ſondern vielmehr in „Privatverhältniſſen“ begründete, auf welche Schiller in einem Schreiben vom 17. November 1801 anſpielte, worin er die Schauſpielerin Bethmann in Berlin zur Uebernahme der Rolle der Jungfrau nach Weimar einlud. Das Lange und Kurze der Sache war dieſes. Der Dichter hatte die Rolle ſeiner Heldin für Karoline Jagemann beſtimmt; allein dieſe Karoline war dem Herzog, wie er der Frau von Wolzogen geſtand, „zu lieb“, als daß er „ihr ſchönes Talent und Bemühen ſo zwecklos und ihr ſo nachtheilig hätte gezwungen ſehen mögen“[130]). Der Fürſt bewies hier einen ganz richtigen Takt, weil die Vermuthung nahelag, Demoiſelle Jagemann könnte in der Rolle der Jungfrau zu unliebſamen Bemerkungen Veranlaſſung geben. So wollte denn Schiller, noch dazu geſchreckt durch „die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und den Zeitverluſt der Proben,“ von der Darſtellung der Tragödie abſtehen; allein die Ermuthigung von Seiten Göthe's und der Umſtand, daß die Bühnen von Leipzig, Berlin, München und Hamburg dringend nach dem neuen Stücke verlangten, ließen ihn anderen Sinnes werden und bewogen ihn, das Trauerſpiel bühnengerecht zu machen. So beſchritt die Jungfrau noch im Jahre 1801 in Leipzig die Bühne und zu Neujahr 1802 wurde die Tragödie in Berlin zur Einweihung des neuerbauten Theaters gegeben[131]). In Weimar waren die Hinderniſſe der Aufführung erſt im Frühjahr 1803 gänzlich beſeitigt, hauptſächlich dadurch, daß an der Stelle der Jagemann Fräulein Malcolmi die Titelrolle übernahm. Am 23. April ging denn auch hier die Tragödie in Szene und unterm 12. Mai ſchrieb Schiller darüber an Körner: „Die Jungfrau iſt vor drei Wochen hier zum erſten Mal aufgeführt und mehrmals repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück iſt aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles iſt davon elektriſirt worden.“

Wieder in das Jahr 1801 uns zurückwendend, ſind wir Zeugen, wie raſtlos unſer Dichter ſchon zu Anfang des Mai, alſo kaum ein paar Tage nach Vollendung der Jungfrau, wiederum nach einem beſtimmten Ziel ſeiner Thätigkeit ſuchte. Die Malteſer boten ſich ihm zur Ausführung dar, wurden jedoch abermals zurückgelegt, weil der Dichter meinte, noch „fehle ihm das punctum saliens zu dieſem Stück.“ Warbek wurde ebenfalls wieder näher in Betracht gezogen und auch die Idee einer Komödie ging dem Dichter auf. Dieſe ließ er freilich ſofort wieder fallen, weil er, wie er gegen Körner äußerte, bei näherem Nachdenken fand, „wie fremd ihm dieſes Genre ſei.“ Zuletzt entſchloß er ſich, eine „einfache Tragödie in der ſtrengſten griechiſchen Form zu verſuchen,“ deren Thema „ganz eigene Erfindung“ ſein ſollte. Es iſt alſo von der Braut von Meſſina die Rede, deren Plan ſchon am 13. Mai ſo fertig vorlag, daß Schiller zur eigentlichen Arbeit ſchreiten konnte und auch wirklich geſchritten wäre, wenn nicht die beginnende Sommerhitze ſein Krampfleiden wieder zu einer ſchmerzlichen Höhe geſteigert hätte. So war dem Dichter angeſtrengte Thätigkeit für einige Zeit unmöglich und er entſchloß ſich im Juni, als Göthe zur Brunnencur nach Pyrmont gegangen, eine Badereiſe zu unternehmen. In Dobberan an der Oſtſee wollte er durch Meerbäder „einen entſcheidenden Verſuch in Betreff ſeiner Geſundheit machen“ und dann über Berlin und Dresden heimkehren[illegible]). Dieſe Abſicht kam aber nicht zur Ausführung, wahrſcheinlich weil Schiller's Wohnung zu Anfang Juli's „einem Lazareth glich:“ die Kinder lagen an den Maſern danieder und auch Lotte kränkelte. Der ganzen Familie war bei mäliger Geneſung eine Erholung vonnöthen und ſo wurde ein Ausflug nach Dresden beſchloſſen, an welchem auch Schweſter Karoline ſich betheiligte. Körner räumte den hochwillkommnen Gäſten ſein Weinbergshaus bei Loſchwitz ein und hier verlebte der Dichter im Kreiſe ſeiner Familie und alter lieber Freunde einen glücklichen Monat, den Auguſt. Es muß ihn eigenthümlich bewegt haben, den Pavillon oben auf der Höhe des Rebengartens, wo der Don Carlos zu Ende geführt worden war, wieder zu betreten. Wie viel hatte er ſeither erfahren, gethan, gelitten! Mit welchen Empfindungen mußte der gereifte Denker und Künſtler auf die Strebungen und Irrungen ſeiner Jünglingsjahre, auf die bunten Illuſionen und herben Enttäuſchungen ſeiner Wanderzeit zurückblicken! Aber die Vergangenheit warf keine Schatten in die Gegenwart. In Loſchwitz, ſowie nachher in Dresden, wo die Familie vom 1. bis zum 15. September weilte, gab er ſich unbefangen und heiter; die Betrachtung der Kunſtſchätze, an welchen die Dresdener Galerie ſo reich iſt, erhöhte ſein glückliches Befinden und Körner hatte ſeine rechte Herzensfreude an der geiſtigen Kraftfülle, an dem raſtloſen Vorwärtsſtreben des großen Freundes.

Von Dresden reiſte der Dichter mit den Seinigen in Geſellſchaft Körner's und ſeiner Frau über Hubertsburg und Hohenſtädt nach Leipzig, wo am 17. September die Jungfrau zum erſten Mal auf den Brettern erſchien. Hier nun ſollte Schiller erfahren, wie ſehr Körner rechtgehabt hatte, als er unterm 22. Auguſt 1798 dem Dichter geſchrieben: „Gegen das Publicum biſt du nicht ganz gerecht. Du erfährſt nur einen kleinen Theil von der Wirkung deiner Arbeiten. Der Deutſche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunſtwerk auf ihn macht, laut werden zu laſſen. Hiezu bedarf es immer noch eines beſonderen Anlaſſes.“ Die in den wichtigſten Rollen ſehr gelungene Aufführung der Jungfrau bot jetzt dem Publicum einen ſolchen Anlaß, ſeine Gefühle für Schiller zu manifeſtiren. Er feierte einen wahren Triumph. Dem heißen Abend zum Trotz war das Theater bis zum Erdrücken voll und die Aufmerkſamkeit auf die Tragödie liebevoll geſpannt. Als nach dem erſten Act der Vorhang niederging, brachen die Zuſchauer wie mit einem Munde in ein huldigendes: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus und Trompeten und Pauken verſtärkten den jubelnden Zuruf. Den Dichter hielt ſeine Beſcheidenheit im Hintergrund ſeiner Loge zurück und nur Wenige wurden ſeiner dankenden Verbeugung gewahr. Aber man wollte den Liebling der Nation ſehen. Als das Stück unter allgemeiner Begeiſterung zu Ende gegangen, war der Platz vor dem Schauſpielhauſe bis hinab zum Raunſtädter Thore dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller heraustrat, war ſchnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten ſich. So ſchritt er durch die Reihen ſeiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Eltern ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüſterten: „Seht, dieſer iſt es“[123]!

Zur Erhaltung der heiteren Stimmung, in welcher der Dichter nach Weimar zurückkehrte, konnte es nur beitragen, daß am Tage nach ſeiner Heimkehr ihm die treffliche Schauſpielerin Friederike Unzelmann aus Berlin ſeine Maria Stuart als Gaſtrolle vorführte. In dieſe Zeit fällt auch eine hübſche Begegnung Schiller's mit Zelter, welcher von Berlin gekommen war, um ihn perſönlich kennen zu lernen[124]. Mit Eintritt des Spätherbſtes beſtimmte das Bedürfniß des Theaters den Dichter zur Bearbeitung des Gozzi'ſchen Märchendrama's Turandot und er überwand glücklich „die pedantiſche Steifigkeit“, das „Marionettenhafte“ des Originals. Die eingewobenen Räthſel ſind übrigens bekanntlich ganz ſelbſtſtändige Dichtungen voll ſinnreicher Phantaſie. Auf die Arbeitſamkeit Schiller's wirkte es günſtig, daß die Weimarer Geſelligkeit im Winter von **1801—2** wieder einen höheren Schwung nahm. Göthe vereinigte



Der

Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung

von

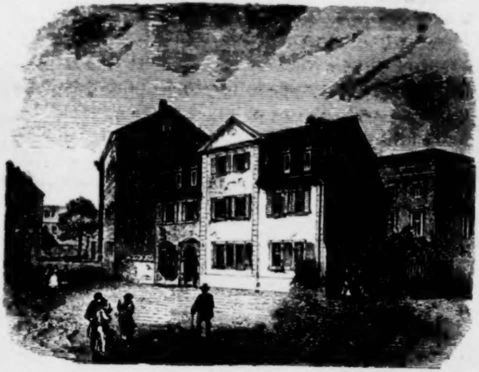
Johannes Scherr.

die beiderſeitigen Freunde und Freundinnen zu einem munteren Kreiſe, dem ſogenannten Mittwochskränzchen, das ſich regelmäßig alle vierzehn Tage in ſeinem Hauſe verſammelte und an welchem auch der Herzog und ſeine jungen Söhne ſich betheiligten. Lotte, Karoline, Fräulein von Göchhauſen, die Gräfin von Egloffſtein, die Hofmarſchallin von Einſiedel und Fräulein Amalie von Imhof brachten die Anmuth weiblicher Sitte in dieſen zwangloſen Kreis. „Es geht recht vergnügt dabei zu — ſchrieb Schiller unterm 16. November an Körner. Wir laſſen uns — (durch die Anweſenheit des Herzogs und der Prinzen) — nicht ſtören und es wird fleißig geſungen und poculirt.“ Im Mittwochskränzchen ertönten zuerſt Göthe's „Tiſchlied“ und Schiller's Lieder „die vier Weltalter“, „die Gunſt des Augenblicks“ und „an die Freunde“. Hier konnte ſich unſer Dichter dem gemüthlichen Wohlbehagen überlaſſen, jenem Erbtheil ſeiner ſchwäbiſchen Natur, das ihn die „Gunſt des Augenblicks“ gerne genießen ließ. Er hat es ja in einer ſeiner ebenſo herzlichen als gedankenreichen Tiſchreden vom Jahre 1801, wie ſie durch eine Couſine ſeiner Frau, Chriſtiane von Wurmb, aufgezeichnet wurden, ausgeſprochen, daß „ein frohes, heiteres Gemüth die Quelle alles Edlen und Guten iſt. Das Größte und Schönſte, was je geſchah, floß aus einer ſolchen Stimmung. Kleine, düſtere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, ſind nicht fähig, die heiligſten Momente des Lebens zu faſſen, zu genießen und zu wirken, wie ſie ſollten.“ Aber die edle Geſelligkeit des Kreiſes, in welchem unſer Dichter die eben bezeichnete Stimmung frei walten laſſen konnte, blieb nicht ohne Anfechtungen. Noch mehr, das Mittwochskränzchen mußte dem Neid eines lauernden Intriguanten Veranlaſſung zu dem Verſuche geben, einen Keil in den Bund zwiſchen Göthe und Schiller zu treiben, vielleicht denſelben wohl ganz zu ſprengen. Kotzebue nämlich, welcher damals nach mancherlei Irrfahrten ſeinen Wohnſitz in Weimar genommen, betrachtete dieſen Bund mit um ſo größerer Abneigung, als er es dem feſten Zuſammenhalten der beiden Freunde zuſchrieb, daß das Theater ſeine Stücke lange nicht ſo berückſichtigte, wie ſie anderwärts berückſichtigt wurden. Dazu kam die Wuth, daß ihm der Verſuch, ſich in das Mittwochskränzchen einzudrängen, total mißglückt war. Er hatte gehofft, dies durch ſeine ziemlich ausgedehnten Verbindungen bei Hofe durchzuſetzen, und Fräulein von Göchhauſen hatte es übernommen, ihn einzuführen. Aber Göthe ſagte: „Es hilft dem Kotzebue Nichts, daß er am weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen iſt, wenn er nicht auch bei dem geiſtlichen daſelbſt Zutritt erhält" — und wußte durch eine Modification der Geſellſchaftsſtatuten dem Mißliebigen ein für allemal die Thüre zu verſchließen. Kotzebue brütete Rache und als geeignetſtes Mittel hiezu erſchien ihm der Verſuch, Schiller und Göthe unter einander zu verhetzen. Zu dieſem Ende ſollte dem Erſteren auf Koſten des Letzteren eine feierliche Apotheoſe bereitet werden, in Form einer Vorführung von Szenen aus ſeinen Trauerſpielen in dem feſtlich decorirten Saale des Stadthauſes. Zuletzt dann ſollte der Dichter von ſchönen Händen mit dem Lorbeer bekrönt werden. Kotzebue entwickelte bei dieſem Anſchlag ſeine ganze Betriebſamkeit. Mehrere Damen des Mittwochskränzchens ſagten ihre active Betheiligung an der Huldigungsfeier zu, Wieland nahm die Einladung dazu an, Göthe ſchwieg und ging nach Jena, Schiller, dem bei der ganzen Geſchichte unheimlich zu Muthe war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden." Die ganze Stadt parteite ſich für und wider, es war ein großes Regen und Bewegen, Flüſtern und Ziſcheln und Alles ſah mit geſpannter Erwartung dem 5. März 1802 entgegen, an welchem die Feier ſtatthaben ſollte. Allein ſiehe da, es wurde Nichts daraus. Der Bürgermeiſter verſagte die Erlaubniß zur Benützung des Stadthauſes, und da man dieſer Amtshandlung leicht anmerken konnte, daß ihre Wurzel bis zum Herzog hinaufreichte, welcher den wahren Sinn der Kotzebue'ſchen Intrigue ohne Zweifel erkannt hatte, ſo ließ man die Sache fallen. „Der 5. März — ſchrieb Schiller unterm 10. an

Göthe — iſt mir glücklicher vorüber gegangen als dem Cäſar der fünfzehnte und ich höre von dieſer großen Angelegenheit gar Nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Gemüther beſänftigt finden.“ Voll Aerger ging Kotzebue von Weimar weg und ließ ſeinen Zorn in einem anonym in Berlin gedruckten Pamphlet aus, worin er ſeine beiden Erzfeinde, die Schlegel, und mehr noch Göthe mit Invectiven überſchüttete[125].

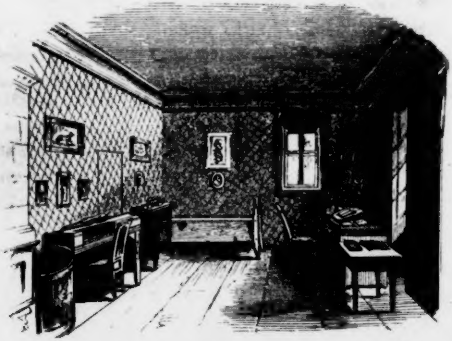
Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß übrigens geſagt werden, daß namentlich Göthe's Gebahren als Theaterdirector eine ſchwache Seite hatte, welche ſelbſt einen Kotzebue und deſſen Anhänger zu Angriffen berechtigte. Auch Schiller iſt nicht von dem Tadel freizuſprechen, durch allzu große Nachgiebigkeit gegen Göthe dieſen zu den bedenklichſten dramaturgiſchen Experimenten ermuthigt zu haben. Keine Frage, es war den beiden Freunden mit der Herſtellung einer idealen Bühne heiliger Ernſt und dieſer Ernſt ſpricht auch aus Schiller's beſtem ſatiriſchen Gedicht, Shakſpeare's Schatten, worin er die Dramatik von Kotzebue und Conſorten ſo köſtlich perſiflirte. Aber die Beiden überſahen, daß man einer Nation Geſchmack und Urtheil nicht mit Gewalt octroyiren kann, und noch ſchlimmer war es, daß die Beharrlichkeit, womit ſie dieſes verſuchten, zuletzt *auf wunderlichſte Abwege führte* und bis ins Lächerliche ging. Dazu kam, daß Göthe's Direction in äußerlichen Dingen von einer gewiſſen Steifigkeit und Pedanterei nicht freizuſprechen war. So hatte z. B. der Balkon eine excluſive Beſtimmung und ſtreng geſondert ſaßen auf demſelben — „in Weimar, der edlen Muſenſtadt!“ — rechts der Adel, links die bürgerlichen Honoratioren. Beifall oder Mißfallen laut zu bezeugen, war unterſagt und mit ſtrengem Blick hielt der Herr Geheimrath, mitten im Parterre auf einem Seſſel thronend, dieſe Hausordnung aufrecht, namentlich auch den Jenenſer Studenten gegenüber. Der Billigung des Hofes ſicher, glaubte Göthe dem Publicum Alles zumuthen zu dürfen. Solche Unternehmungen, wie die Aufführung von Leſſing's Nathan, welcher hier zuerſt (28. November 1801) würdig dargeſtellt wurde, waren gewiß höchſt löblich. Aber man experimentirte mit Allem und Jedem, mit Voltaire wie mit Shakſpeare, und führte ſogar die Terenz'ſchen Komödieen mit Anwendung der antiken Geſichtsmasken auf, im directen Widerſpruch mit den Grundgeſetzen der modernen Bühne. Man verlangte, daß das Publicum an einem ſo kalten, lebloſen Machwerk, wie der Jon von A. W. Schlegel war, ein Ergötzen fände, ja, man zwang ihm ſogar den Alarkos von Fr. Schlegel auf. Als aber dieſe dramatiſche Monſtroſität am 29. Mai 1802 über die Bühne hinkte, war die Geduld des Publicums doch gründlich zu Ende. Es wurde Gepoch und Gelächter laut. Vergebens erhob ſich Göthe, mit donnernder Stimme rufend: „Man lache nicht!“ „Jedes monarchiſche Beklatſchen des Unſinns — ſchrieb Karoline Herder ſchadenfroh an Knebel — wurde von einem Lachen des Publicums beehrt.“ Schiller war nur mit „bedenklichen Sorgen“ daran gegangen, dieſes „ſeltſame Amalgam des Antiken und Neueſtmodernen,“ welches Körner kurzweg und treffend eine Geiſteskrankheit nannte, den Schauſpielern einzuſtudiren, und es iſt bemerkenswerth, daß gerade zur Zeit, wo er ſich ſo mit dem Alarkos abquälte, der Verfaſſer deſſelben pasquilliſche Verſe gegen ihn ſchmiedete und unter der Hand in Umlauf ſetzte[126]. Wir dürfen jedoch den Blick von der dramaturgiſchen Thätigkeit Göthe's und Schiller's nicht abwenden, ohne noch einmal zu betonen, daß ungeachtet der Fehlgriffe, welche dabei mitunterliefen, dennoch ihren Bemühungen hauptſächlich die deutſche Bühne ihre Würde verdankt. Es fehlt nicht an ſprechenden Beweiſen, daß ſchon zu Anfang unſeres Jahrhunderts die Schiller'ſche Vorſtellung vom Theater als einer ſittlichen und äſthetiſchen Bildungsanſtalt ins Bewußtſein der Nation eingegangen war[127].

Im Verlaufe des Kapitels ergab ſich die Gelegenheit, der ſchwäbiſch-gemüthlichen Seite in Schiller's Weſen wieder einmal zu gedenken. Gewiß nicht minder als aus dem Umſtand, daß des Dichters Miethwohnung für ſtilles Sinnen und Schaffen zu geräuſchvoll war, iſt ihm aus dem Bedürfniß des Heimeligſeins, wie wir Schwaben es nennen, der Wunſch erwachſen, auch in Weimar wieder eigen Dach und Fach zu beſitzen. Eigenes Haus und eigener Herd! — es liegt Poeſie in dieſer Vorſtellung, auch für einen Weltbürger. Der Jugend iſt es gegeben, darüber ſich hinwegzuſetzen und ſich vorkommenden Falls in jedem Gaſthaus heimiſch zu fühlen; aber den reiferen Mann überkommt die Sehnſucht, einen Fleck zu beſitzen, auf dem er fühlen und ſprechen kann: Da bin ich daheim, ganz daheim! Das iſt mein „Heimeli“, ſagt der Schweizer und wunderbar gibt hier die Mundart die ganze Traulichkeit des Heimatbegriffes wieder. Genug, Schiller erwarb ſich eigen Dach und Fach, indem er im Februar 1802 einem Engländer, Melliſh geheißen, der abwechſelnd in Dornburg und Weimar lebte, deſſen in letzterem Orte an der Eſplanade gelegenes Haus abkaufte und zwar um den Preis von 4200 Gulden. Einen Theil des Ankaufs-



preiſes deckte er vermittelſt ſeines kleinen Beſitzthums in Jena, welches er freilich um 1150 Thaler ablaſſen mußte, aber erſt im Jahre 1804 konnte er, wie aus einem Brief an ſeinen Schwager Wolzogen vom 20. März erhellt, hoffen, ſein Weimarer Haus „vollends ſchuldenfrei zu machen.“ Die Esplanade, jetzt der glänzendſte Stadttheil von Weimar und mit drei- und vierſtöckigen Gebäuden beſetzt, unter welchen ſich das „Schillerhaus“ ſehr gedrückt, ja faſt kümmerlich ausnimmt, war damals ein Spaziergang, welcher auf das außerhalb der Stadtmauer gelegene Theater zuführte. Das Haus des Dichters war ein einzelnſtehendes, gegen die Sonne gerichtetes, und die grünen Bäume gegenüber verliehen der Umgebung einen ländlichen Charakter. Für einen bürgerlich-beſchränkten Haushalt reichte das kleine Giebelhäuschen gerade aus. Im mittleren Stockwerk befanden ſich die Wohn- und Schlafräume der Familie, in dem darüber liegenden Erkerſtockwerk hauſte der Dichter. Die Pietät hat jetzt dieſe beſcheidenen Räume, das Ziel unzähliger Wallfahrer, ſinnig ausgeſchmückt, zugleich aber Sorge getragen, namentlich das Arbeitszimmer Schiller's ſo zu erhalten, wie es bei Lebzeiten des großen Bewohners war. Da ſteht noch der Schreibtiſch des Dichters, jenes beſcheidene Möbel, wegen deſſen Anſchaffung er ſich einſt gegen Körner faſt entſchuldigen zu müſſen glaubte und dem gegenüber am Fenſter ein carmoiſinſeidener Vorhang angebracht war, deſſen röthlicher Schimmer belebend auf die Phantaſie Schiller's wirkte. Eine Schublade des Schreibtiſches mußte, worüber ſich Göthe bekanntlich eines Tages entſetzte, ſtets mit halbfaulen Aepfeln angefüllt ſein, weil ihr Geruch dem Dichter wohlthat, und unwillkürlich ſucht das Auge des Beſuchers mitleidsvoll unter dem Schreibtiſch jenes Gefäß mit kaltem Waſſer, in welches der Tradition zufolge Schiller die Füße zu ſtellen pflegte, um ſich bei nächtlicher Arbeit munter zu erhalten. Man kann ſich nichts Einfacheres denken als dieſes kleine Gemach, aus dem ſo viele große Gedanken in die Welt ausgegangen. Das ſpärliche Mobiliar beſteht aus einfachem Holze, die Stühle ſind mit ungefärbtem Leder überzogen. Dazu ein kleines Spinett, mit einer Guitarre darüber, und ein paar ſchlechtcolorirte Kupferſtiche — das iſt Alles. Daneben das gewöhnliche Schlafcabinet des Dichters, ein winziges Dachſtübchen, worin die niedrige Bettſtelle ſtand, mit einem kleinen Tiſchchen davor, worauf die unſcheinbare Mundtaſſe und die ebenſo unſcheinbare Tabaksdoſe Schiller's ihren Platz hatten 128).

In dieſes beſcheidene Bürgerhaus kam am 16. November 1802 ein — Adelsbrief. Karl Auguſt ſandte ihn dem Dichter mit der Beiſchrift: „Dasjenige, was beikommender Harniſch in ſich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen; den freudigſten Anblick nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieſes Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verſchafft.“ Schiller der Dichter der Räuber, Schiller das Original des Poſa, Schiller der Bürger der franzöſiſchen Republik, geadelt! Das konnte wohl damals Aufſehen und allerlei Gloſſen hervorrufen und auch noch viel ſpäter mitleidiges Achſelzucken erregen 129). Lotte ſchrieb



darüber an Fritz von Stein: „Aus dem Diplom kann Jeder ſehen, daß Schiller *ganz unſchuldig* daran iſt.“ Man möchte um dieſer köſtlichen Naivetät willen die Treffliche noch im Grabe küſſen. Ja wohl war der Dichter „ganz unſchuldig“ daran, wie auch Göthe an ſeiner Adelung unſchuldig geweſen war[130]. „Sie werden recht gelacht haben — ſchrieb Schiller am 3. März 1803 an Humboldt nach Rom — da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da es geſchehen iſt, ſo kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen laſſen.“ Aber es war doch nicht ſo ganz nur ein „Einfall“ von Seiten des Herzogs, das Motiv lag tiefer. Der Adelsgeiſt war noch ſehr mächtig in Weimar. Sonſt hätte Karoline Herder es nicht als ein epochemachendes Ereigniß an Knebel melden können, daß zu Anfang des Jahres 1800 die Adeligen und Bürgerlichen zum erſten Mal *mitſammen* einen Ball veranſtalteten. Weder die Genieperiode noch der nachhaltige Liberalismus Karl Auguſt's hatten die Steifigkeit der Etikette und des Kaſtenvorurtheils zu beſeitigen vermocht. Zwei Jahre ſchon hatte Schiller in Weimar gewohnt, ohne daß die wichtige Frage zur Erledigung kam, ob es möglich ſei, ihn *offiziell* bei Hofe zu empfangen. Als endlich eine offizielle Einladung erfolgte, lehnte er ſie ab und ſchrieb darüber am 2. Januar 1802 an Frau von Stein: „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen zu ſein, ſo wünſchte ich auch fürs Künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeſchloſſen zu bleiben. Ich bin, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht perſönlich iſt. Von Ihrer Güte hoffe ich, daß Sie dieſer meiner Bitte bei der Frau Herzogin die gehörige Auslegung geben werden.“ Hier, glaube ich, iſt die wahre Wurzel von Schiller's Adelung zu ſuchen. Die Herzogin Luiſe mag die Adelsverleihung als einen Ausweg ergriffen haben, die Antriebe ihrer Herzensgüte und ihrer Hochachtung vor dem Dichter mit ihren Standesbegriffen zu vereinigen, und mag ſo dem Herzog eingegeben haben, den

Adelsbrief für Schiller beim Kaiſerhofe nachzuſuchen. Dies geſchah und unterm 7. September 1802 wurde zu Wien die Urkunde ausgefertigt, vermöge welcher Kaiſer Franz „mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rath und rechtem Wiſſen den Johann Chriſtoph Friedrich Schiller ſammt ſeinen ehelichen Leibeserben und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts in des heiligen römiſchen Reichs Adelſtand gnädigſt erhoben und eingeſetzt hat“ 121). Näheres über das Ereigniß, und zwar ſehr Charakteriſtiſches, erfahren wir aus Schiller's Brief an Körner vom 29. November 1802. „Der Herzog — ſchrieb der Dichter — hatte mir ſchon ſeit länger her Etwas zugedacht, was mir angenehm ſein könnte. Nun traf es ſich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er als Bürgerlicher nicht beſitzen konnte, vom Kurfürſten von der Pfalz, der ſich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geſchenkt bekam. Herder wollte ſeinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewieſen und obendrein ausgelacht; denn er hatte ſich immer als der gröbſte Demokrat herausgelaſſen und wollte ſich nun in den Adel eindrängen. Bei dieſer Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verſchaffen, der unwiderſprechlich ſei. Daß mein Schwager den erſten Poſten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schweſtern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demſelben hatte, obgleich meine Frau und ich ſonſt viele Verhältniſſe mit dem Hofe hatten. Dieſes Alles bringt nun der Adelsbrief ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die ſie vor unſerer Heirat hatte, reſtituirt wird; denn ſonſt würde ihr *mein* Adel Nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann ſie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich iſt nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indeſſen, wie Weimar, iſt es immer ein Vortheil, daß man von Nichts ausgeſchloſſen iſt; denn das fühlt ſich hier doch zuweilen

unangenehm, während man in einer größeren Stadt gar Nichts davon gewahr wird.“

Die erſte Zeit, welche der Dichter in ſeinem neuerworbenen Hauſe an der Esplanade verbrachte, war wiederum eine Trauerzeit. An demſelben Tage, an welchem er die neue Wohnung bezogen hatte, am 29. April 1802, war daheim in Schwaben im Pfarrhauſe zu Kleverſulzbach, wo ſie bei ihrem Schwiegerſohn Frankh, dem pfarrherrlichen Gatten ihrer Tochter Luiſe, gelebt hatte, Frau Eliſabeth Dorothea Schiller geſtorben. „Man kann ſich nicht erwehren — ſchrieb der Dichter am 12. Mai an Göthe — von einer ſolchen Verflechtung der Schickſale ſchmerzlich angegriffen zu werden.“ Der letzte Brief der Hingeſchiedenen an ihren Sohn hatte über deſſen kindliche Pflichterfüllung das ſchöne Zeugniß abgelegt: — „Deine ſo große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tauſendfachem Segen lohnen. Ach, ſo gibt es keinen Sohn in der Welt mehr.“ Die Gute hatte den vollen Ruhmesglanz ihres Fritz noch erlebt, aber ihrem Mutterherzen war es wohl noch wohlthuender geweſen, daß ſeine Häuslichkeit eine glückliche war, daß er im Hinblick auf Frau und Kinder ſagen konnte: „Von dieſer Seite hat mir der Himmel Nichts als Freude gegeben.“ Zwei Tage vor ihrem Tode hatte die Kranke ſich das Medaillonbild ihres Sohnes geben laſſen, hatte es ans Herz gedrückt und mit Rührung von dem geſprochen, welchen es darſtellte. „Und ſo ſind ſie denn Beide hingegangen, unſere theuren Eltern — ſchrieb der Dichter an ſeine Schweſtern — und wir Drei ſind nun allein übrig. Laßt uns einander deſto näher ſein!“

In den Jahresübergang von 1802 zu 1803 fällt die Beendigung der Braut von Meſſina. Am 4. Februar war die Tragödie fertig und Abends las ſie der Dichter auf den Wunſch des in Weimar anweſenden Herzogs von Meiningen in einer, wie er an Körner ſchrieb, „ſehr gemiſchten Geſellſchaft von Fürſten, Schauſpielern, Damen und Schulmeiſtern mit großem und übereinſtimmendem

Effecte" vor. Der Freund in Dresden, dem ſogleich eine Abſchrift zugegangen, ſchrieb zurück: „Dein neues Stück hat einen hohen Rang unter deinen Producten. Mir iſt kein modernes Werk bekannt, worin man den Geiſt der Antike in ſolchem Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetiſchen Form. Rechne übrigens hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunſtfreunden der kommenden Geſchlechter" — eine Prophezeiung, die nicht ſo ganz das Richtige traf. Wilhelm von Humboldt war über die neue Tragödie entzückt. Sobald er dieſelbe geleſen, ſchrieb er aus Rom an den Dichter: „Sie ſind ein unendlich glücklicher Menſch, dieſe Productionskraft ewig in ſich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, iſt es einem Dichter gelungen, ſo beſtimmt einen ſelbſt gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das Niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie ſie nach einander gefolgt ſind, vergleicht. In Rückſicht der ſtrengen Form kann ſich keines mit der Braut meſſen. In ihr iſt Alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander und es iſt überall ſtrenge Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Anders urtheilten Tieck, Schlegel, Hegel, Seume, der Letztere bekanntlich ſonſt ein unbedingter Verehrer Schiller's. Sie alle erklärten ſich gegen die Einführung des Chors und zwar mit Recht. Dieſer Verſuch muß als eine Verirrung bezeichnet werden, ſo großartig ſchön an ſich auch die Lyrik der Chorgeſänge oder Chorreden iſt. Der Dichter überſah, daß im Drama des demokratiſchen Athen der Chor einen Sinn hatte, welchen er im modernen Polizeiſtaat nicht haben kann. Dort betheiligte der Chor ſo zu ſagen die ganze Zuſchauerſchaft an der dramatiſchen Handlung, aber gleichſam nur als ideales Publicum. Wenn jedoch Schiller durch ſeine antikiſirende Richtung ſich einmal zur Einführung des Chors beſtimmen ließ, ſo hätte er denſelben wenigſtens nicht theilen ſollen, weil dadurch die Bedeutung des Chors als eines Sprachorgans des Schickſals verloren ging. Auch Humboldt tadelte dieſe Theilung und A. W. Schlegel hat richtig bemerkt: „Indem jedem der feindlichen Brüder ein eigener Chor parteiiſch anhängt, der ſich mit dem gegenüberſtehenden ſtreitet, hören beide auf, ein wahrer Chor, d. h. die über alles Perſönliche erhabene Stimme der Theilnahme und Betrachtung zu ſein.“ Und nicht allein die Chorfrage gibt dem Tadel Raum: die ganze Compoſition klappt nirgends recht und all der wunderbare Glanz der Diction, alle die Gedankenhoheit des Stückes vermag die klaffenden Fugen nicht ganz zu verbergen. Selbſt dem Genius eines Schiller war es nicht gegeben, das Unmögliche zu leiſten, d. h. den romantiſchen Geiſt mit der antiken Form zu einem vollkommen harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen. So zieht ſich eine ungelöſte, weil unlösbare Diſſonanz durch das ganze Werk und am ſchärfſten manifeſtirt ſich dieſelbe in dem Verſuch, das moderne Liebesideal in die antike Tragik einzuführen.

Aber wie über das Urtheil der zukünftigen Kunſtkritik, ſo war Körner auch über den Beifall der Zeitgenoſſen in Betreff der Braut im Irrthum. Die Tragödie war im Einzelnen doch ſo voll genialer Blitze, daß die augenblickliche Wirkung nicht ausbleiben konnte. Am 19. März 1803 wurde das Stück zum erſten Mal in Weimar gegeben. „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich ſtark — ſchrieb Schiller am 28. März an Körner. Auch imponirte es dem jüngeren Theile des Publicums ſo ſehr, daß man mir nach dem Stücke ein Vivat brachte, welches man ſich ſonſt hier noch niemals herausnahm. Ich kann wohl ſagen, daß ich in der Vorſtellung der Braut zum erſten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zuſammen und ein hoher furchtbarer Ernſt waltete durch die ganze Handlung. Göthe'n iſt es auch ſo ergangen; er meint, der theatraliſche Boden wäre durch dieſe Erſcheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.“ Mit dem erwähnten Vivat hatte es eine Bewandtniß, welche zeigt, daß die

Leute, welche meinten, Kotzebue's ſatiriſche Poſſe „die deutſchen Kleinſtädter“ ſei ſpeziell auf Weimar gemünzt geweſen, doch nicht ſo ganz fehlgerathen haben dürften. Nämlich als nach dem Schlußact der Braut von Meſſina der Vorhang gefallen, brachte ein junger Dozent aus Jena vom Balkon herab dem Dichter ein Lebehoch aus. Die im Parterre in Maſſe anweſenden Jenenſer Studenten, in deren Auftrag der Dozent gehandelt hatte, ſtimmten jubelnd ein; denn die Studenten waren, wie Körner unterm 23. April an Schiller ſchrieb, damals noch „diejenige Claſſe des deutſchen Publicums, von der man die meiſte Empfänglichkeit für das Poetiſche zu erwarten hatte.“ Aber Se. Excellenz der Herr Geheimrath und Theaterdirector von Göthe — hier ja nicht zu verwechſeln mit dem Dichter Wolfgang Göthe — gerieth über die „verwünſchte Acclamation“, wie er das Vivat in einem Billet vom 22. März an Schiller bezeichnete, ganz außerordentlich in Harniſch. Die Sache machte ihm „ein paar böſe Tage“, er ordnete auch zur Ausmittelung der Schuldigen ſofort eine polizeiliche Unterſuchung an und ließ hierauf dem jungen Dozenten einen Verweis ertheilen. Der Dichter Göthe hatte ſich zwei Jahre zuvor wie ein Kind gefreut, daß ihm bei ſeiner Anweſenheit in Göttingen die Studenten ein Vivat brachten. „Ich vernahm — erzählt er — daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt ſeien, und es freute mich um ſo mehr, daß man es gewagt hatte, mich zu begrüßen.“ Der Dichter Göthe hat auch noch in ſeinen alten Tagen ſich gegen Eckermann über die ewige Polizeiplackerei in Deutſchland zürnend ausgelaſſen und hat bei dieſer Gelegenheit namentlich in Betreff der Erziehung tadelnd geſagt: „Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, ſo daß am Ende Nichts übrig bleibt als der Philiſter.“ Fürwahr, nicht ohne Grund klagt Fauſt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!“ .... Berlin folgte dem vorangegangenen Weimar mit Aufführung der neuen Tragödie raſch nach und voll Enthuſiasmus ſchrieb Iffland unterm 18. Juni an den Dichter: „Am 14. und 16. ward die Braut von Meſſina mit Würde, Pracht und Beſtimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche. Totaleffect? Der höchſte, tiefſte, ehrwürdigſte. Die Chöre wurden meiſterhaft geſprochen und ſenkten wie ein Wetter ſich über das Land. Gott ſegne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!“

Was ſich Dozenten und Studenten in Weimar nicht „herausnehmen“ durften, nahmen ſich bald nach der „verwünſchten Acclamation“ die preußiſchen Offiziere in Erfurt heraus. Sein Wallenſtein hatte unſern Dichter unter den Kriegsleuten höchſt populär gemacht[132]. Zu Anfang des Mai veranſtalteten daher die Offiziere in Erfurt ihm zu Ehren ein Feſt und er nahm die Einladung dazu an. „Ich habe da luſtig gelebt — ſchrieb er unterm 12. Mai an Körner. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militair zu finden. Denn es waren gegen hundert Offiziere beiſammen, wovon mir insbeſondere die alten gedienten Majors und Oberſten intereſſant waren.“ Nicht immer jedoch waren die „alten gedienten Majors“ der preußiſchen Armee hinſichtlich der Literatur ſo ganz auf dem Laufenden. Es bildet zu der Huldigung, welche Schiller 1803 in Erfurt widerfuhr, einen eben ſo charakteriſtiſchen als ergötzlichen Gegenſatz, wenn im Spätherbſt 1805, als preußiſche Truppen in Weimar einquartirt waren, ein alter dicker Major Abends im Weinhaus zu ſeinen Kameraden ſagte: „Ich ſtehe bei einem gewiſſen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt“ — und die jüngeren Offiziere ihm mit Emphaſe vorſtellten, das ſei ja der berühmte Göthe, bei dem er ſtehe, und der alte Kriegsmann darauf erwiderte: „Kann ſein, ja, ja, nu, nu… das kann wohl ſein; ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er ſcheint mir Mucken im Kopfe zu haben“.... Die Studenten wollten aber nicht hinter den Offizieren zurückbleiben und ließen es ſich nicht nehmen, ihren Gefühlen für Schiller Ausdruck zu geben. Als im Sommer die Weimarer Truppe, wie gewöhnlich, während der Kurzeit zu Lauchſtädt ſpielte und in Halle, Leipzig und Jena verlautete, auch der Dichter befände ſich in dem genannten Badorte, ſtrömte die akademiſche Jugend in hellen Haufen dahin. Schiller behagte ſich einige Tage in dem bunten und lebhaften Treiben nicht übel; obgleich ihm „der gänzliche Müſſiggang etwas Ungewohntes war“ und er „den Verluſt der ſchönen Zeit“ bedauerte. Er verkehrte viel mit dem anweſenden Prinzen Eugen von Würtemberg, entſprach einer Einladung ſeiner Verehrer nach Halle und ritt gegen Merſeburg hinaus, ein Manoeuvre mitanzuſehen, welches preußiſche und ſächſiſche Offiziere veranſtaltet hatten. Am 3. Juli wurde unter Blitz und Donner in dem neuerbauten Theater die Braut von Meſſina gegeben[135]. Nachher war Ball im großen Kurſaal, und als ſich der Dichter zurückgezogen, rückten ihm die Studenten vor das ſtille Gartenzimmer, welches er bewohnte, und brachten ihm unter Fackelſchwingen eine feſtliche Serenade. Viel Volk hatte ſich angeſchloſſen und die akademiſche Jugend war mit dieſer Nachtfeier noch nicht zufrieden; denn am folgenden Tage weckte ſie den Gefeierten mit einem Morgenſtändchen[136]. Im Herbſte deſſelben Jahres erhielt Schiller aus einer ganz anderen Geſellſchaftsregion ein Zeichen der Achtung. Der Schwedenkönig Guſtav IV. ließ ſich bei ſeiner Reiſe durch Weimar den Dichter vorſtellen, ſagte ihm viel Verbindliches über die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und fügte zu den anerkennenden Worten einen Brillantring. „Wir Poeten — ſchrieb Schiller unterm 4. September an ſeinen Schwager Wolzogen, welcher ſich damals in Petersburg befand, für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer Großfürſtin zu werben — wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchieht es, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren: unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt.“

Siebentes Kapitel.

Wilhelm Tell.

Zwei Warnungstafeln im Buche deutſcher Geſchichte. — Wien und Berlin. — Schiller und Napoleon. — Studien für den Tell. — Hegel. — Klopſtock's, Herder's und Kant's Tod. — Anne Louiſe Germaine de Staël. — Der Tell vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichts. — Der Dichter am Trinktiſch. — In der preußiſchen Hauptſtadt. — Henriette Herz über Schiller. — Ein lockender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Menſch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künſte. — Der letzte Winter. — Ueberſetzung von Racine's Phädra. — Demetrius. — Letzte Lebenstage und Tod des Dichters. — Göthe's Schmerz. — Die Beſtattung. — Die Trauer. — Lotte und Karoline. — Die Fürſtengruft. — Die Apotheoſe. — Schluß.

Wenn zu Anfang des 19. Jahrhunderts von einer deutſchen Geſchichte überhaupt geſprochen werden kann, ſo war ſie kaum etwas Anderes denn eine Chronik voll von Aergerniß und Beſchämung. Beſchöniger dürfte jene Periode nicht mehr viele finden, Lobpreiſer keinen. Lehren voll düſterer Warnung hat ſie in Fülle hinterlaſſen und von Beachtung oder Nichtbeachtung derſelben wird ein gut Theil der Zukunft Deutſchlands abhängen. Es ſtehen da zwei Warnungstafeln: Auſterlitz und Jena, auf welche man nicht oft genug hinweiſen kann. Nur Oeſtreich und Preußen kommen in Betracht. Was in den kleineren Staaten Gutes oder Schlimmes geſchah, war auf die Weltſtellung Deutſchlands weiter von keinem Einfluß, und dieſe Kleinſtaaten ſelbſt erfüllten, als die Verhängniſſe kamen, nur das unumgängliche Geſchick der Schwäche, dem zuzufallen, welcher gerade der Stärkſte war .... In Oeſtreich war Joſeph's aufgeklärtem Deſpotismus, der zuletzt an ſich ſelber hatte verzweifeln müſſen, die Leopold-Franz'ſche Reaction gefolgt. Die Thugut und Cobenzl regierten. Syſtematiſch wurde Alles niedergetreten, was Joſeph zu Gunſten einer höheren Geiſtesbildung gepflanzt hatte. Das Wüthen der Cenſur gegen alles Freie, Große, Schöne ging ins Abgeſchmackte. Die Werke eines Leſſing, Herder, Göthe, Schiller durften nur arg verſtümmelt curſiren. Die Bühne war der Kotzebue'ſchen Schminke und Entnervung oder den rohen Kaſperleſpäßen preisgegeben. Macbeth durfte nicht geſpielt werden, damit ſich das Publicum nicht an die Ermordung von Königen gewöhne; Lear nicht, damit man nicht glaube, Fürſten könnten im Unglück den Verſtand einbüßen; Maria Stuart nicht, weil darin eine Anſpielung auf Marie Antoinette liegen könnte; Egmont, Fiesco, Wallenſtein nicht, weil ſie revolutionäre Emotionen erregen, der Kaufmann von Venedig nicht, weil er einen Hepp-Hepp-Tumult veranlaſſen könnte. Aber ſelbſt ein Kotzebue war nicht immer hinlänglich „geſinnungstüchtig“, d. h. ſeine Schurkencharaktere wurden degradirt: ſie durften nicht über den Freiherrnſtand hinaufgehen. Die Wiener Geſellſchaft, ganz wieder auf das Gebiet der Sinnlichkeit hingewieſen, erſchien damals fremden und einheimiſchen Beobachtern ebenſo bildungslos als zuchtlos. Unwiſſenden Prieſtern überlaſſen, hatte die Erziehung der Jugend beklagenswertheſte Reſultate: dreizehnjährige Knaben ſpielten ſchon die Wüſtlinge und durften ſie ſpielen. Die Familienbande zerriſſen, ſogar die Frauen bei ihren Vergnügungen häufig alle Geſetze des Anſtands, geſchweige der Sitte, bei Seite ſetzend. Das Volk aller und jeder Ahnung vom Staatsbürgerthum entwöhnt, die Bureaukratie dumm, faul und feil, die Armee Leuten wie Mack anvertraut, die Finanzen in gränzenloſer Unordnung: ſo ſchwankte der Staat den Kataſtrophen von Ulm und Auſterlitz entgegen. Wie laut ſprachen die Erfahrungen, welche Deutſchland dem revolutionären und bonaparte'ſchen Frankreich gegenüber bisher gemacht hatte! Aber ſie ſprachen vergebens und umſonſt bot ein Gentz, welcher damals den Luſtbecher ſeines Epikuräerlebens noch nicht bis dahin geleert hatte, wo er auf dem Grunde deſſelben nur noch feile Blaſirtheit vorfand, — umſonſt bot er alle Logik und Beredtſamkeit ſeines Styls auf, um gegen die auf Deutſchlands Vernichtung ausgehende Eroberungspolitik Napoleon's das einzig Rettende zuwegezubringen: einen feſten und treuen Bund zwiſchen Oeſtreich und Preußen.

Man war mit Blindheit geſchlagen, wie in Wien, ſo in Berlin. Wie dort eine aus blinder Angſt grauſame Geſpenſterfurcht vor den Ideen der Zeit, ſo beherrſchte hier die unheilvolle Illuſion, daß die Tage Friedrich's des Großen noch nicht vorüber ſeien, die entſcheidenden Kreiſe. Preußen konnte nicht von der Höhe herabfallen, auf welche der große König es gehoben, — dieſe Idee war zu einer fixen geworden und ſie galt noch, als Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtiegen hatte. In der muſterhaften Häuslichkeit, welche der junge Monarch mit ſeiner Gemahlin darſtellte, lag wenigſtens ein preiswürdiger Gegenſatz zu dem zügelloſen Sittenverderbniß, welches damals in der preußiſchen Hauptſtadt daheim war, ein Erbtheil der vorhergegangenen Regierung. Der König war wohlmeinend und er fühlte auch inſtinctmäßig, daß nicht nur Etwas, ſondern Vieles im Staate faul ſei. Aber ſein Blick war lange nicht ſcharf genug, die fußdicke Schichte von Kanzleiſtaub zu durchdringen, womit bureaukratiſche Routine die Schäden bedeckte. Die Nachtheile der Regierungsweiſe Friedrich's des Großen machten ſich jetzt erſt recht geltend. In dem Schatten, welchen ſeine Größe geworfen, hatte keine Männerſaat gedeihen können. Seine eiferſüchtige Autokratie hatte die Heranbildung von ſtaatsmänniſchen Charakteren eher verhindert als begünſtigt. So konnte es geſchehen, daß ein Dreiviertelsfranzos, den man an Frankreich, ein Italiener, den man mit ebenſo gutem

Grund an Rußland verkauft glaubte, und endlich ein Dritter, von welchem Lavater geurtheilt hatte, es ſei ihm nie ein zweiter Menſch vorgekommen, welcher „hinter der Larve eines Chriſtuskopfes ſo viel Immoralität verberge wie dieſer,“ in einer Zeit voll Gefahr mitſammen die Geſchicke des preußiſchen Staates lenkten oder vielmehr gehen ließen, wie ſie eben gehen wollten. Es herrſchte hier keine unbedingte Verwerfung und Befehdung der zeitbewegenden Anſchauungen, wie in Oeſtreich. Im Gegentheil, dieſe Anſchauungen waren ſelbſt in die privilegirten Stände eingedrungen und man ließ ſich die politiſchen Ideen, welche die Aufklärungsperiode gereift hatte, wenigſtens theoretiſch gefallen. Ja, zur gleichen Zeit, wo das preußiſche Junkerthum ſeine bevorrechtete Stellung noch immer ſo anmaßlich und patzig zur Schau trug, daß in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreiſen der Wunſch ſich regte, die Junker möchten von den Franzoſen recht tüchtige Schläge bekommen, zur gleichen Zeit tändelte man in den Berliner Salons mit demokratiſchen Gedanken. Auf der andern Seite charakteriſirt es die allgemeine Unklarheit, Zerfahrenheit und Verblaſenheit, daß ein großer Theil der Berliner Geſellſchaft noch immer für Napoleon ſchwärmte, als dieſer ſchon ſich anſchickte, den preußiſchen Staat zu zertrümmern. Allerdings gab es auch eine franzoſenfeindliche Partei, welche von der Königin ihre Inſpiration empfing. Aber weder wußten die Franzoſenfeinde klar, was ſie wollten, noch beſaßen ſie Feſtigkeit genug, das, was ſie etwa wollten, zu thun, und ſo konnte das Haupt dieſer Partei, der geiſtvolle Prinz Louis Ferdinand, dazu kommen, ſeine Kraft in Gelagen zu vertoben, mit Geſellſchaftern wie Johannes von Müller, deſſen „zerfloſſene Züge und ſtets wie mit Fett beſtrichener Mund“[133] vortrefflich den Mann charakteriſirten, welchen Napoleon vermittelſt einer Audienz von zehn Minuten aus einem glühenden Haſſer in einen glühenden Vergötterer verwandeln ſollte. Zuletzt, nachdem der günſtige Moment, im Bunde mit Oeſtreich dem Franzoſenkaiſer Widerſtand entgegenzuſtellen, verpaßt

Der

Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung

von

Johannes Scherr.

> Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt,
> Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürſtengunſt,
> Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
> Und doch iſt dieſer Dienſt der höchſte Dienſt.
> Uhland.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

war, wurde im Vertrauen auf Rußlands Freundſchaft, welche dann im Friedensſchluß von Tilſit recht klärlich zu Tage kommen ſollte, die ewig zwiſchen Ordres und Contreordres ſchwankende Neutralitätspolitik aufgegeben und die Fiction von einem unbeſiegbaren Friedrich'ſchen Preußen trat activ auf. Die Kokarde, die Fahne, der Zopf, der Puder, die Kamaſchen, die junkerliche Fuchtelklinge, Alles war noch da wie in des großen Königs Tagen. Nur der Geiſt, der dieſe Dinge beſeelt hatte, war todt, weil die Zeit inzwiſchen eine andere geworden. Lauter ausgelebte Formen, Schemen, hohler Spuk. Vom Podagra gelähmte Greiſe als Commandanten der Feſtungen, rathloſe Invaliden an der Spitze der Armee, nirgends Plan, Einheit und Sicherheit in dem verrotteten Organismus, ein veraltetes Exercitium, der Soldat ſchlecht gekleidet, ſchlecht genährt, ſchlecht bewaffnet, ſchlecht geführt, und als nun der von einer genialen Hand geleitete Stoß auf dieſes mumiſirte Altpreußenthum bei Jena erfolgte, da brach der Golem, dem man das Zauberwort „Friedrich“ umſonſt auf die Stirne geſchrieben, in ſich zuſammen und eine Zeit voll Elend und Schmach für Preußen, für Deutſchland hob an ....

Schiller ſollte das Unheil nicht mehr erleben. Dieſer Schmerz wenigſtens iſt ihm erſpart worden, das Vaterland in einer Erniedrigung zu ſehen, welche die Inſolenz franzöſiſcher Generale ermuthigte, von deutſchen Fürſten und Königen wie von Lakaien zu reden[136]. Er ſollte es nicht erleben, daß nach dem Schickſalstag von Jena ſein Beſchützer und Freund, Karl Auguſt, weil derſelbe ſeine Pflicht als deutſcher Fürſt und preußiſcher General brav gethan, ins Angeſicht ſeiner Gemahlin, der Herzogin, von dem brutalen Eroberer „un fou“, „un mauvais sujet“ geſcholten wurde[137]. Aber in unſerem Dichter lebte die prophetiſche Ahnung der heraneilenden Verhängniſſe. Zur Zeit, als noch alle Welt von dem jungen Ruhm Bonaparte's berauſcht war, als auch in Schiller's nächſter Umgebung nur Stimmen des Beifalls über den Bändiger der Anarchie, über den Wiederherſteller der Monarchie in Frankreich laut wurden, da ſagte er zu Karoline von Wolzogen: „Wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte! Alles iſt ja ſonſt todt — aber ich vermag's nicht; dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung vernimmt man von ihm.“ Der finſtere Deſpotengeiſt in Napoleon alſo war es, was den Dichter anwiderte. Seine Seele hörte die Ketten klirren, womit der gewaltige Schlachtenmeiſter Europa bedrohte. Was die Völker dieſer Alles verſchlingenden Eroberungsgier, dieſer ſchrecklichen Verzerrung der kosmopolitiſchen Idee gegenüber zu thun hätten, es hatte ſchon in der Jungfrau von Orleans prophetiſch angeklungen. Jetzt, nachdem er durch die Braut von Meſſina den Forderungen reinidealer Künſtlerſchaft Genüge gethan, kehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthuſiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all ſein Denken und Dichten ausgegangen, — zu dem Problem ſittlicher Menſchenwürde und ſtaatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Inſtinct des Genius hatte er im Wallenſtein ſeine Nation auf ein ungeheures Kriegsſpiel vorbereitet; jetzt ſchuf er den Tell, wie um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk ſich befreien muß und kann. Sein Erſtling, die Räubertragödie, war ein weltbürgerlicher Nothſchrei gegen die Unfreiheit und Verkrüppelung des deutſchen Lebens geweſen; ſein letztes großes Gedicht war ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das iſt mehr als Zufall. Es iſt der vorſchauende Blick eines Propheten, welcher die Stadien der geſchichtlichen Entwicklung zum Voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrſal heranziehender Niederlagen ſchon die Siegesfahnen wehen ſieht.

Unmittelbar nach Beendigung der Braut von Meſſina hatte der Dichter zu ſeiner „Erholung und um der theatraliſchen Novität willen“ jene zwei Luſtſpiele, die ſich unter den Titeln „der Paraſit“ und „der Neffe als Onkel“ unter ſeinen Werken vorfinden, nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet. Mit dem Tell beſchäftigte er ſich aber keineswegs erſt nach ſeiner Heimkunft aus Lauchſtädt im Sommer

1803 angelegentlich; denn ſchon unterm 9. September 1802 hatte er darüber ausführlich an Körner geſchrieben. Es lief damals ein Gerücht um, Schiller habe einen Tell gedichtet, und von den Bühnen zu Hamburg und Berlin ergingen diesfällige Anfragen an den Dichter. Dadurch, berichtete er dem Freunde in Dresden, ſei er aufmerkſam geworden und habe Tſchudi's Schweizerchronik zu ſtudiren angefangen. Da ſei ihm ein Licht aufgegangen, weil der treuherzige, herodotiſche, ja faſt homeriſche Geiſt dieſes Chroniſten ihn poetiſch geſtimmt. „Ob nun gleich — fuhr er fort — der Tell einer dramatiſchen Behandlung nichts weniger als günſtig ſcheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerſtreut auseinander liegt, da ſie großentheils eine Staatsaction iſt und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen, der Darſtellung widerſtrebt, ſo habe ich doch bis jetzt ſo viel poetiſche Operationen damit vorgenommen, daß ſie aus dem Hiſtoriſchen heraus und ins Poetiſche eingetreten iſt. Uebrigens brauche ich dir nicht zu ſagen, daß es eine verteufelte Aufgabe iſt; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu dieſem Stoffe mitbringt, wie billig abſtrahire, ſo bleibt doch eine ſehr hohe poetiſche Forderung zu erfüllen, weil hier ein ganzes localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptſache iſt, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchſten Nothwendigkeit und Wahrheit ſoll zur Anſchauung gebracht werden. Indeß ſtehen ſchon die Säulen des Gebäudes feſt und ich hoffe einen ſoliden Bau zu Stande zu bringen." Dieſer Brief iſt für die richtige Würdigung des Tell ſehr wichtig. Man beachte insbeſondere, daß der Dichter mit Bewußtſein darauf ausging, in ſeinem Drama „ein ganzes Volk" zur Anſchauung zu bringen. Einer brieflichen Aeußerung Schiller's gegen Humboldt vom Auguſt 1803 zufolge war es eben die „Volksmäßigkeit" des Gegenſtandes, welche den Dichter beſonders reizte, keine Anſtrengung zu ſcheuen, um den „widerſtrebenden Stoff dennoch zu überwältigen.“ Seine Studien zu dieſem Zwecke waren umfaſſende und er bemühte ſich ſo ziemlich um alle damals vorhandenen oder wenigſtens für ihn zugänglichen Hülfsmittel, welche das Hiſtoriſche und Topographiſche des Gegenſtandes ihm näher bringen konnten. So las er außer Tſchudi auch Etterlin und Stumpf, dann Johannes von Müller, Scheuchzer und Ebel. Dazu kamen die landſchaftlichen Schilderungen Göthe's, welcher ja, wie wir ſahen, bei Gelegenheit ſeiner Schweizerreiſe von 1797 auf den Gedanken gekommen war, die Tellſage epiſch zu behandeln. Es ſcheint aber, daß Schiller ganz unabhängig davon die Idee zu ſeinem Drama gefaßt habe, und Göthe ſelbſt bezeugt in ſeinen Jahresheften (1804), daß der Freund ihm „Nichts als die Anregung und eine lebendigere Anſchauung,“ nämlich von Land und Volk, ſchuldig ſei. An der nämlichen Stelle bemerkt Göthe ausdrücklich, daß Schiller, loyal und zartfühlend wie immer, den Freund von ſeiner Abſicht mit dem Tell ſofort in Kenntniß geſetzt hatte.

Im Spätſommer und Herbſt von 1803 machten ſich die beiden Freunde angelegentlich damit zu thun, wie der Univerſität Jena wieder aufzuhelfen wäre, deren Glanz durch den Wegzug von Loder, Hufeland, Paulus und Schelling, wie durch den Tod von Batſch und die hoffnungsloſe Erkrankung Griesbach's ſehr bedroht war. Göthe weilte damals viel in Jena und verkehrte häufig mit Hegel, an welchem er nur „Klarheit der Aeußerung“ vermißte. Schiller meinte dazu, dieſe Klarheit dürfte dem Philoſophen „ſchwerlich gegeben werden können, aber der Mangel an Darſtellungsgabe ſei ein deutſcher Nationalfehler und compenſire ſich, wenigſtens deutſchen Zuhörern gegenüber, durch die deutſche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernſtes.“ Man ſieht, der Dichter hat ſeinen philoſophiſchen Landsmann richtig beurtheilt, inſofern dieſer in der That ſein Lebenlang nie zur Klarheit des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks gelangen konnte. Aber es war doch gut, daß ein Mann wie Hegel in den Kreis unſerer Geiſtesheroen eintrat, welcher ſich gerade zu dieſer Zeit bedeutend lichtete. Am 14. März 1803 war Klopſtock geſtorben und das kaufmänniſche Hamburg hatte noch mehr ſich ſelbſt als den großen Todten geehrt, indem es den Meſſiasſänger mit allem Pomp zu Grabe brachte, über welchen ein republikaniſches Gemeinweſen verfügen konnte. Niemals wieder iſt ein deutſcher Dichter ſo feierlich beſtattet worden 138). Am 18. Dezember ſtarb Herder, nachdem er noch den Romanzenkranz vom Cid ſeinem Volke als ein koſtbares Vermächtniß gegeben hatte. Der arme Herder! Bei allen ſeinen großen Eigenſchaften und Verdienſten iſt er nie glücklich geweſen und wie eine herzzerreißende Klage über ein verfehltes Leben lautet es, wenn er nach der Lectüre von Trenck's Selbſtbiographie in der letzten Zeit gegen Knebel äußerte: „Was will das heißen zehn Jahre an der Kette ſitzen! Ich ſitze dreißig daran.“ Schiller blickte verſöhnten Gemüthes auf das Grab des Gegners. „Hier iſt — ſchrieb er am 5. Januar 1804 an ſeine Schweſter Chriſtophine — kürzlich Herder geſtorben, was ein wahrer Verluſt nicht nur für uns, ſondern für die ganze Welt iſt.“ Am 12. Februar des nämlichen Jahres verſchied droben in Königsberg der achtzigjährige Kant und vertauſchte ſeine ſtille Gartenwohnung mit der noch ſtilleren im Profeſſorengewölbe neben der Domkirche. Ja, der Kreis der Heroen lichtete ſich: nur vierzehn Monate ſpäter ſollte dem großen Lehrer ſein großer Schüler folgen.

Aber noch blühte dieſem reich und voll das Daſein. Während er an ſeinem großen Volksdrama dichtete, war im Winter von 1803—4 die Weimarer Geſellſchaft durch die Ankunft eines berühmten Gaſtes in ungewöhnliche Aufregung verſetzt worden. Anne Louiſe Germaine de Staël, eines berühmten Vaters berühmtere Tochter, hatte ſich durch Bücher, welche zuſammen mit den gleichzeitigen Schriften Chateaubriand's für Frankreich eine neue literariſche Epoche begründeten, einen Ruf erworben, der über die gewöhnliche Sphäre weiblicher Autorſchaft weit hinausging. So insbeſondere durch ihren Roman Delphine (1802). Aber die geniale Frau, durch den Gang der Revolution keineswegs zur Verzweiflung an ihren Idealen gebracht, wollte mehr als ſchreiben: ſie wollte auch rathend und handelnd in die Wirklichkeit eingreifen, und als der Machthaber von Frankreich dies unbequem und ſtörſam fand, ſpitzte ſich ihr Enthuſiasmus zu prickelnden Epigrammen zu. Allein weder für Enthuſiasmus noch für conſtitutionelle Epigramme war in dem uniformen Mechanismus der Bonaparte'ſchen Tyrannis Raum. Der kühnen Dame ging ein Ausweiſungsdecret zu und ſo kam ſie, mit einem neuen Nimbus ausgeſtattet, als Verbannte nach Deutſchland. Sie wollte die unfreiwillige Muße des Exils zu gründlichen Studien über das Land benützen, welches damals für die Franzoſen noch geradezu eine terra ignota war. Sie hatte dunkle Sagen von deutſcher Sitte, Art und Kunſt, von deutſchen Denkern und Dichtern vernommen und ſie wollte ſich nun das räthſelhafte Land der Philoſophie und Poeſie näher anſehen. In Wahrheit, ſie ſah es näher, viel näher an, als bis dahin ein Franzos gethan hatte, und das Reſultat ihrer Beobachtungen, das ſpäter (1810) erſchienene berühmte Buch De l'Allemagne iſt bei allen großen Irrungen und Fehlgriffen im Einzelnen doch im Ganzen als der erſte ernſtliche Verſuch von franzöſiſcher Seite anzuerkennen, den Deutſchen gerecht zu werden und den Franzoſen eine Vorſtellung von Deutſchland zu geben. Schon der Umſtand zeugt glänzend für den Werth des Unternehmens, daß das Buch dem Napoleon, welcher ja mit cyniſcher Offenheit „die Vernichtung der deutſchen Nationalität als die Hauptaufgabe ſeiner Politik" betrachtete, ein ſcharfer Dorn im Auge war. Natürlich hatte ſich die Aufmerkſamkeit der Staël insbeſondere auf Weimar richten müſſen und ſie kam, von einer zweiten literariſchen und politiſchen Notabilität ihres Landes, von Benjamin Conſtant begleitet, im Dezember 1803 daſelbſt an. Göthe, mit einem heftigen Katarrh von Jena zurückgekehrt, war in ſeine Stube gebannt und ſo hatte in der erſten Zeit ihres Aufenthalts Schiller die bei ſeiner Ungeübtheit in franzöſiſcher Converſation doppelt ſchwierige Aufgabe, der berühmten Reiſenden die Honneurs der Muſenſtadt zu machen. Frau von Staël hat von den deutſchen Frauen geſagt: „Sie beſitzen einen Reiz, der ihnen eigenthümlich iſt, einen ſüßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint; ſie ſind beſcheiden, ihre Gefühle ſind wahr, ihr Benehmen iſt einfach, ihre ſorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele machen den Zauber, den ſie ausüben.“ Mit ſolchen Frauen zu verkehren war unſer Dichter gewöhnt und nun denke man ſich ihn der „franzöſiſchen Philoſophin“ gegenüber, welche, wie er unterm 4. Januar **1804** an Körner ſchrieb, „unter allen lebendigen Weſen, die ihm noch vorgekommen, das beweglichſte, ſtreitfertigſte und redſeligſte war, eine unſerm deutſchen Weſen ganz entgegengeſetzte, auf dem Gipfel franzöſiſcher Kultur ſtehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeſchleuderte Erſcheinung.“ Aber ſie zog ihn doch an und er, zu welchem die geniale Frau in einem ihrer Einladungsbillete ſagte: „Vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par votre génie“ .... er ſeinerſeits erweckte ſeinem brüchigen Franzöſiſch zum Trotz in ihr bekanntlich eine begeiſterte Sympathie. In einem Schreiben an Göthe vom 21. Dezember hat er ſo über ſie geurtheilt: „Es iſt Alles aus einem Stück und kein fremder pathologiſcher Zug an ihr. Dies macht, daß man ſich trotz des immenſen Abſtandes der Naturen und Denkweiſen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles ſagen mag. Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In Allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will Alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt Nichts für ſie vorhanden. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen; aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen[139]). Die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur können nur wohlthätig wirken. Das einzige Läſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß ſich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.“ Göthe ſcheint ſich in der Geſellſchaft der lebhaften Dame weniger behagt zu haben als der Freund, dem ſie doch auch mitunter „ganz unerträglich“ wurde. Es mißfiel Jenem, daß ſie, wie er ſich an der bezüglichen Stelle der Jahreshefte ausdrückt, „Leidenſchaft erregen wollte, gleichviel welche.“ Ihr ganzes Weſen war ihm zu unruhig, zu ſpringend, zu turbulent. Er ließ es ihr auch nicht hingehen, wenn ſie ſich Etwas gegen ihn herausnahm und ſich über ſeine Schweigſamkeit moquirte. Bei einem Abendeſſen im Palais der Herzogin Amalia entfuhr im Hinblick auf die Zurückhaltung des Dichters der Staël die Aeußerung: „Ueberhaupt mag ich Göthe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat“ — worauf der Dichter vernehmlich genug den Trumpf ſetzte: „Da müſſen wir uns denn doch ſchon manchmal zuſammen beſpitzt haben.“ Sehr beachtenswerth iſt die Aeußerung Schiller's in ſeinem letzten Brief an Humboldt (vom 2. April 1805), Frau von Staël habe ihn „in ſeiner Deutſchheit aufs Neue beſtärkt.“ Uebrigens wirkte die Anweſenheit der berühmten Schriftſtellerin doch wie ein erfriſchender Luftzug auf die Geſellſchaft von Weimar, von wo ſie gegen das Frühjahr zu nach Berlin ging, um den dortigen Damen zu zeigen, wie man einen literariſchen Salon halten müſſe.

Zu Anfang des Jahres 1804 war der Tell ſo weit gefördert, daß der erſte Act in Reinſchrift Göthe mitgetheilt und an Iffland nach Berlin geſchickt werden konnte. Jener äußerte mit gewohntem Lakonismus: „Das iſt denn freilich kein erſter Act, ſondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünſche.“ Iffland ſchrieb mit gewohntem Enthuſiasmus: „Ich habe geleſen, verſchlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut haben Ihrem Geiſt, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O, bald, bald mehr! Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen.“ Mit außerordentlicher Energie arbeitend vollendete Schiller, Krankheitsanfälle und ſonſtige Störungen überwindend, zwiſchen dem 16. und 19. Februar ſein Drama. Sofort wurde mit Eifer an die Einſtudirung gegangen und ſchon am 17. März beſchritt der Tell die Weimarer Bühne. Unmittelbar darauf war große Noth im Hauſe des Dichters, indem Lotte und alle drei Kinder zugleich „an einer Art Keuchhuſten mit Fieber“ daniederlagen. Erſt unterm 12. April konnte er dazu kommen, an Körner zu ſchreiben: „Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effect als meine anderen Stücke und die Vorſtellung hat mir große Freude gemacht.“ Zu Anfang Juli's ging das neue Drama auch in Berlin in Szene und Zelter ſchrieb darüber an Göthe: „Schiller's Tell iſt mit ſehr lebhaftem Beifall aufgenommen und ſeit acht Tagen ſchon drei Mal geſpielt worden; der Apfel ſchmeckt uns nicht ſchlecht.“ Er ſchmeckte überall gut. Man kann ohne Phraſe ſagen, daß das Prophetiſche, das Providentielle im Tell alle Gebildeten in Deutſchland elektriſch berührte und auch die Ungebildeteren wie eine Ahnung von Schickſalsmächtigem durchſchauerte. Unter ſolchem Eindruck wagte ſich ſelbſt die Nörgelei der Romantiker wenigſtens nicht laut hervor und A. W. Schlegel meinte ſogar, dieſes nach ſeiner Anſicht „vortrefflichſte“ von Schiller's Werken, dieſe „herzerhebende“ Dichtung ſollte „im Angeſichte von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldſtätterſee's, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde,“ dargeſtellt werden.

Die hiſtoriſche Kritik hat ſich mit der Sage vom Tell viel zu ſchaffen gemacht und heutzutage gilt für feſtſtehend, daß dieſelbe nur die locale Auszweigung eines über die ganze altgermaniſche Welt verbreiteten und ſogar bis in den alten Orient hineinreichenden Mythus ſei. Daß auch Schiller ſchon hinſichtlich des geſchichtlichen

Gehalts der Sage in keiner Täuſchung befangen war, erhellt aus ſeiner oben berührten Bezeichnung der Geſchichte vom Apfelſchuß als eines Märchens. Den Dichter konnte das freilich weiter nicht berühren und es wäre für ihn von keinem Belang geweſen, wenn er gewußt hätte, daß in Uri ſelbſt urkundlich nur ein einziger Anklang an den Namen Tell exiſtirt[140]. Es hätte ſeinen poetiſchen Plan auch nicht beeinfluſſen können, wenn ihm bekannt geweſen wäre, was jetzt bekannt iſt, daß nämlich keineswegs „ein harmlos Volk von Hirten," ſondern vorwiegend der reichsfreie Adel der Waldſtätte jene Eidgenoſſenſchaft vom 1. Auguſt 1291 geſtiftet, deren lateiniſch geſchriebener Originalbrief im Archiv von Schwyz verwahrt wird und aus welcher allmälig der Schweizerbund erwachſen iſt. Das Wort Adel darf dabei freilich nicht im heutigen Sinne verſtanden werden. Es waren die Gemeinfreien — (die Ingenui oder Liberi der altdeutſchen Rechtsbücher) — der drei Waldſtätte, welche jene Eidgenoſſenſchaft gründeten und zwar in ganz diplomatiſch-proſaiſcher Weiſe. Allerdings fällt damit noch nicht die hiſtoriſche Exiſtenz des Rütlibundes, denn jenem Territorialbündniß konnte recht wohl ein Perſonalbündniß vorhergehen oder auch nachfolgen. Für Schiller war, den hiſtoriſchen Hintergrund ſeines dramatiſchen Gedichtes betreffend, die Hauptſache, daß er, und zwar ganz richtig, die Waldſtätte als Reichsgebiete faßte, welche dynaſtiſchen Sonderintereſſen und Gelüſten gegenüber zur Behauptung ihrer altherkömmlichen Reichsangehörigkeit und Reichsfreiheit ſich verbanden. Es iſt demnach die Idee des Rechts, des Reichsrechts, auf welcher das ganze Drama ſich aufbaut, und denkwürdig, ja prophetiſch auf die Zukunft weiſend muß es genannt werden, daß unſer Dichter gerade zur Zeit, wo der Name des deutſchen Reiches von der Karte Europa's zu verſchwinden im Begriffe war, die Reichsidee, d. h. die Idee der Einheit Deutſchlands, dichteriſch verklärte. Unter dieſem Geſichtspunkte dürfte auch die vielgetadelte Epiſode vom Johann Parricida im Tell eine andere, d. h. ihre richtige Bedeutung gewinnen. Parricida, welcher aus dy-

naſtiſcher Selbſtſucht zum Verräther und Mörder am Reichsoberhaupt geworden, konnte dem Tell, welcher die Hand gegen einen Brecher der Reichsgeſetze, der ſich durch ſeinen Frevel außerhalb des Reichsfriedens geſtellt, erhoben hatte, nicht allein ein ſittliches, ſondern auch ein politiſches Relief geben.

Gegen den Charakter von Schiller's Tell ſind große Bedenken erhoben worden und als Heldencharakter läßt er ſich auch wirklich nicht halten. Aber Schiller's Tell iſt gar kein Held; vielmehr iſt er ſo recht ein Privatmenſch, ein Bauer, der ſich bäueriſch ſchlau den Verhältniſſen ſcheinbar fügt, um ſie nach ſeinem Sinne zu wenden, und der auch ſeinen Feind nicht heldiſch von Angeſicht zu Angeſicht, ſondern bäueriſch pfiffig hinter dem Buſche hervor angreift. Zu dieſem bäueriſchen Weſen ſtimmt dann freilich der berühmte ſentimental-philoſophiſche Monolog ſchlecht. Auf dieſen, meine ich, paſſe es viel beſſer als auf die Einführung des Parricida, wenn Göthe am 16. März 1831 gegen Eckermann äußerte, Schiller habe bei Schaffung des Tell dem Einfluß der Frauen da und dort zu viel nachgegeben. Tell iſt aber auch im Sinne der poetiſchen Technik nicht der Held des Stückes. Der wirkliche Held des Gedichtes iſt das ganze Volk. Wenn man das feſthält, ſo erledigt ſich nicht nur der Tadel, das Drama ermangele der Einheit, ſondern auch der weitere, die Epiſode von Rudenz und Bertha ſei willkürlich und ſtörend. Auch dem Adel, und zwar nach ſeinen verſchiedenen Parteianſichten repräſentirt, gebührte eine Stelle in dem Drama, welches mit unvergleichlicher Kunſt, wie es alle Nuancen des deutſchen Volkscharakters veranſchaulicht, ſo auch alle Volksclaſſen zu einer nationalen Handlung vereinigt. Ja, ein ganzes Volk iſt der Held des Schauſpiels, welches darum auch ſeinen ſittlichen und dichteriſchen Höhepunkt in jener Rütliſzene erreicht, deren einfacher Größe und herzbewegender Macht ich in alter und neuer Literatur Nichts an die Seite zu ſtellen wüßte. Selbſt Göthe, dem doch gewiß keine demokratiſchen Sympathieen zugeſchrieben werden können, hat die Darſtellung der Landsgemeinde einen außerordentlich glücklichen Griff genannt. Hier weht der Geiſt echter, d. i. geſetzmäßiger Freiheit, hier hat Schiller's Republikanismus ſeine ſchönſte Offenbarung gefunden. Da iſt auch ein Stück Revolution, aber man beachte, romaniſch-blinder Wütherei gegenüber, den durch und durch germaniſcher Charakter derſelben. Die Männer vom Rütli ſie ſtehen auf dem Boden des Rechtes, des Geſetzes. Dieſen wollen ſie behaupten, im Nothfall auch mit dem Schwert, gegen Liſt wie gegen Gewalt. Jene berühmten Verſe voll ewigen Gehalts, welche der Dichter mit feinſtem Takte nicht etwa dem jugendlich brauſenden Melchthal, ſondern dem beſonnen abwägenden Rechtsbodenmann Stauffacher in den Mund legt, jene Verſe von den „ew'gen Rechten, die unzerbrechlich und unveräußerlich wie die Sterne ſelbſt droben am Himmel hangen," und vom letzten Mittel zu ihrer Behauptung, vom gegen Rechtsbruch und Willkür zu kehrenden Schwert, ſie ſind die deutſche Verkündigung der „Menſchenrechte". Von dem Realismus zu reden, womit unſer Dichter den landſchaftlichen Charakter der Oertlichkeit ſeines Drama's wiedergegeben, iſt überflüſſig. Kein Gebildeter deutſcher Junge fährt über den Vierwaldſtätterſee, ſteht auf der Rütlimatte oder ſteigt die Gotthardſtraße hinan, ohne daß rings um ihn her jene Schilderungen lebendig würden, in welchen Schiller, der die Schweiz nie geſehen, vermöge einer ans Wunderbare gränzenden dichteriſchen Intuition die Größe und Schönheit der Alpenwelt in ſeinem heroiſchen Idyll vom Tell verherrlicht hat. Es iſt da überall mehr als das bloße Bild, es iſt mit dieſem zugleich die Stimmung, die Seele der Landſchaft gegeben. Endlich bedarf auch die hohe ſprachliche Vollendung des Gedichtes, deſſen Tonfall und Schmelz dem Gedächtniß ſchon ſo vieler Generationen ſich eingeprägt hat, keines Lobes. Unſer Dichter fand im Tell für Alles und Jedes in ſeiner Bruſt den entſprechenden Ton und ſehr glücklich hat er paſſenden Ortes auch von dem volksmäßig Charakteriſtiſchen in unſerem Sprachſchatze Gebrauch zu machen verſtanden.

Im vorletzten Winter ſeines Lebens, während er den Tell vollendete, ſcheint ſich Schiller's Geſundheit ziemlich gut gehalten zu haben, weil er zu dieſer Zeit häufiger als ſonſt an geſelligen Zuſammenkünften ſich betheiligte. Heinrich Voß, des „Eutiniſchen Leuen“ wohlgerathener Sohn, welcher damals eine Lehrſtelle am Weimarer Gymnaſium bekleidete, hat ſeine Erlebniſſe im Winter von 1803—4 in einer Reihe von Briefen an ſeinen Freund Börm in Holſtein geſchildert. Darin ſpricht er auch viel von Schiller, dem „ſanften und anmuthigen“ Mann. „Ein paar mal — ſchrieb der junge Voß am 2. Mai 1804 — ging ich mit ihm ſpazieren, wo er ganz allerliebſt war. Er ſpricht am liebſten über Gegenſtände des gewöhnlichen Geſprächs, wenigſtens dann, wann er, von ſeinen Geſchäften ausruhend, Kräfte zu neuen Anſtrengungen ſammelt. Der Mann iſt durchaus hingebender Natur, ſanft und freundlich. Einmal habe ich ihn ſehr kalt und einſylbig geſehen, als ihm im Café ein Jeder Complimente über ſeine Maria Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menſchen ſucht, der iſt ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen.“ Voß erzählt dann, daß er mit einigen Freunden den Dichter auf die Maskerade eingeladen habe, und „denke dir den freundlichen Mann, er folgte. Wir ſaßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Farobank iſt, und poculirten. Wir tranken laut ſeine Geſundheit und klingten an auf ſein Wohlſein. Schiller ward ſo aufgeweckt, daß er ſein Stück: „So leben wir“ — intonirte, worüber ſich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichſt verwunderten“[141]). Da haben wir alſo unſern Dichter am Trinktiſch und ſo mag gerade ein Wort über die früher weit verbreitete Sage, Schiller ſei ein Trinker bis zum Uebermaß geweſen, hier eingeflochten werden. Die unlautere Quelle dieſer Sage brauchen wir nicht aufzuſpüren. Genug, am 18. Januar 1827 ſagte Göthe zu Eckermann: „Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches

Spirituoſes zu ſteigern.“ Des Dichters Schwägerin ihrerſeits bemerkt: „Beim fröhlichen Mahl im Kreiſe vertrauter, ihn anſprechender Menſchen überließ er ſich gern einem heitern, aber mäßigen Genuſſe des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er ſagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerſtöre. Beim Schreiben trank er nie Wein — (alſo directe Widerlegung eines weitverbreiteten Klatſches) — aber oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er ſich einem Genuſſe überließ, ſo lag eine ſo unſchuldige Fröhlichkeit in ſeiner Art zu genießen, daß man ſich derſelben mit erfreuen mußte, wie man ſich an dem Genuſſe eines heitern, glücklichen Kindes ergötzt.“ Es thut ordentlich wohl, zu vernehmen, daß es gerade den letzten Lebensjahren des Dichters an ſolchen Silberblicken von Glück und Wohlbehagen nicht gefehlt hat.

Seine ſchöpferiſche Kraft ſchien unermattet, ſchien der Ermattung gar nicht fähig zu ſein. Kaum hatte er den letzten Federzug am Tell gethan, als ihn bereits wieder ein neues tragiſches Thema beſchäftigte. Schon am 10. März 1804 ſchrieb er in ſein Notizenbuch: „Mich zum Demetrius entſchloſſen.“ Da gab aber der gute Iffland, welcher den Dichter ſchon lange gern in Berlin gehabt hätte, keine Ruhe mehr 142) und Schiller machte ſich mit Lotte und den zwei älteren Kindern am 26. April nach der preußiſchen Hauptſtadt auf. Ueber Leipzig, Wittenberg und Potsdam erreichten die Reiſenden am 1. Mai Berlin, wo dem Dichter „allgemeine Bewunderung, begeiſterte Anerkennung und herzliche Theilnahme“ entgegenkam. Er traf hier von alten Freunden Fichte, Woltmann, Hufeland, er verlebte „viele vergnügte Stunden“ mit Zelter, er ſah im Theater den Wallenſtein, die Jungfrau und die Braut mit der höchſten ſzeniſchen Vollendung aufführen, welche Iffland's begeiſterte Sorgfalt der Darſtellung zu geben vermochte. Der Prinz Louis Ferdinand, der ſo bald darauf heldenhaft wie Max Piccolomini bei Saalfeld fallen ſollte, zog den Dichter zur Tafel, die Königin Luiſe empfing ihn voll Huld. Ueber den edlen Eindruck, den ſeine Perſönlichkeit bei Allen, die ihm nahekamen, hinterließ, hat uns aus jenen Tagen eine geiſtvolle Beobachterin, Henriette Herz, dieſen Bericht gegeben: — „Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menſchen nothwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Göthe. Die äußere Erſcheinung ſprach allerdings im erſten Augenblick mehr für den Letzteren; aber auch Schiller's Aeußere war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchſe, das Profil des oberen Theils ſeines Geſichtes war ſehr edel. Aber ſeine bleiche Farbe und das röthliche Haar ſtörten einigermaßen den Eindruck. Belebten ſich jedoch im Laufe der Unterhaltung ſeine Züge, überflog dann ein leichtes Roth ſeine Wangen und erhöhte ſich der Glanz ſeines blauen Auges, ſo war es unmöglich, irgend etwas Störendes in ſeiner äußeren Erſcheinung zu finden“ 143). Am 21. Mai war der Dichter wieder in Weimar und am 28. Mai ſchrieb er an Körner: „Daß ich bei dieſer Reiſe nicht bloß mein Vergnügen beabſichtigte, kannſt du dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine weſentliche Verbeſſerung in meiner Lage vorzunehmen.“ Das hing ſo zuſammen. Die Verehrer und Freunde Schiller's in Berlin hatten den Plan gefaßt, ihn zu beſtändigem Aufenthalt dorthin zu ziehen, und dieſer Plan wurde ohne Zweifel durch die Königin Luiſe weſentlich gefördert, falls er nicht überhaupt von ihr ausgegangen ſein ſollte 144). Feinfühlend, großgeſinnt, voll Patriotismus, wie ſie war, hatte die Königin von Schiller's Dichtungen nachhaltigſte Eindrücke empfangen und ſie empfand das Bedürfniß, ſich dankbar zu bezeigen. Der ſehr einflußreiche Geheime Kabinetsrath Beyme nahm ſich der Sache ebenfalls mit Eifer an und ſo wurde von Friedrich Wilhelm III. erwirkt, daß unſerm Dichter, wenn er ſich in Berlin niederlaſſen wollte, ein Jahresgehalt von 3000 Thalern nebſt freiem Gebrauch einer Hofequipage förmlich angeboten, daneben auch ein Platz in der Berliner Akademie in Ausſicht geſtellt ward.

Der Antrag war lockend, um ſo mehr, da es Schiller und ſeiner

Frau in Berlin beſſer gefallen, als ſie erwartet hatten, wie er denn gegen Körner die dortige „große perſönliche Freiheit und die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben“ zu rühmen ſich veranlaßt ſah. Die Anſchauung der Verhältniſſe der großen Stadt hatte offenbar ſeine Phantaſie günſtig angeſprochen. „Ich habe — ſchrieb er nach ſeiner Heimkehr an Schwager Wolzogen — ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal iſt es meine Beſtimmung, für eine größere Welt zu ſchreiben; meine dramatiſchen Arbeiten ſollen auf ſie wirken und ich ſehe mich hier in ſo engen kleinen Verhältniſſen, daß es ein Wunder iſt, wie ich nur einigermaßen Etwas leiſten kann, das für die größere Welt iſt.“ Aber „auf der andern Seite — äußerte er gegen Körner — zerreiße ich höchſt ungern alte Verhältniſſe, und in neue mich zu begeben ſchreckt meine Bequemlichkeit (und Kränklichkeit). Hier in Weimar bin ich abſolut frei und im eigentlichſten Sinne zu Hauſe. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, ſo würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir alſo einen nur etwas bedeutenden Erſatz bietet, ſo habe ich Luſt, zu bleiben.“ Und er blieb wirklich. Mit der Loyalität, die ihm eigen, legte er die ganze Angelegenheit dem Herzog vor, mit dem Bemerken, daß es ſein Wunſch wäre, zu bleiben, wenn der Fürſt es thunlich fände, ſeinen Jahresgehalt um 400 Thaler zu erhöhen. Karl Auguſt beeilte ſich, dieſem Geſuche zu entſprechen, und ſchrieb dazu: „Von Ihrem Herzen erwartete ich, daß Sie ſo handeln würden. Empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank; ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unſrigen nennen zu können.“ Froh dieſes Ausgangs der Sache, meldete Schiller, als „ein ordentlicher Hausvater,“ die Erhöhung ſeines Gehaltes an Humboldt, mit dem Beifügen: „Da ich nun auch für meine dramatiſchen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, ſo bin ich in den Stand geſetzt, Etwas für meine Kinder zu erwerben, und wenn ich nur bis in mein fünfzigſtes Jahr ſo fortfahre, darf ich hoffen, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verſchaffen.“

Voß der Jüngere hatte in dem oben angezogenen Briefe bemerkt, Lotte „denke ihrem Gatten ein neues Knäblein zu ſchenken, worüber er ſich im Voraus faſt über die Maßen freue,“ und da die „kleine Frau“ bei obwaltenden Umſtänden für den alten Hausarzt Starke in Jena „ein ausſchließendes Vertrauen“ hegte, ſo ſiedelte Schiller mit ihr und den Kindern im Juli für einige Monate in die Univerſitätsſtadt hinüber. Gerade zur Zeit, wo Lotte's Niederkunft erwartet wurde, zog eine Erkältung dem Dichter einen heftigen Anfall ſeiner Unterleibskrämpfe zu, und während ihn die Schmerzen auf dem Lager hielten, kam zwar nicht ein drittes Knäblein, aber ein zweites Töchterlein an, welches am 7. Auguſt Emilie Henriette Luiſe getauft wurde. Schwägerin Karoline brachte dem kranken Vater die Neugeborene, „die er mit der lebhafteſten Freude empfing.“ Es iſt geradezu unbegreiflich, wie man den klarſten Zeugniſſen entgegen jemals an Schiller's Herzensgüte und an ſeiner Zärtlichkeit als Gatte und Vater hat zweifeln können. „Wie konnte er ſeine Kinder herzen und küſſen, ſich mit ihnen auf der Erde wälzen! ſchreibt Voß der Jüngere. Nie vergeſſe ich den innigen Blick, den er manchmal auf ſeine jüngſtgeborene Emilie warf. Es war, als könne er ſein ganzes Glück nicht ausſchöpfen, mit ſolcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen ſeine Augen an ihr“[145]). Schnorr von Carolsfeld erzählt: „Als ich drei Jahre vor Schiller's Hinſcheiden gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach ſeiner Wohnung und da fand ich ihn, ſeine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Geſicht gelehnt, die Aermchen um deſſen Hals geſchlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichſam tanzend herumſchreiten“[146]). Sehr ſchön hat nach des Dichters Hingang Frau Griesbach geſagt: „Die Meiſten denken ſich den großen Mann, wir beweinen den guten.“ Gerade in den letzten Jahren ſeines Lebens hatte ſich der Adel ſeiner Natur zur höchſten Humanität und

Liebenswürdigkeit herausgebildet, und wie der Dichter Bewunderung erregte, ſo erregte der Mann Zuneigung, wohin er trat. „Schiller ſcheint mir ein ſehr edler Menſch,“ ſchrieb Voß der Vater im Dezember 1802 an Esmarch, nachdem er den Dichter näher kennen gelernt hatte. Es iſt uns bezeugt, daß noch fünfundzwanzig Jahre nach ſeinem Tode ſchlichte Bürger von Weimar mit Verehrung und Liebe von Schiller dem *Menſchen* redeten[147]). In Göthe's Andenken lebte der Freund als das Ideal eines Menſchen fort. So ſchrieb er unterm 9. November 1830 an Zelter: „Schiller'n war die Chriſtus-Tendenz eingeboren, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln,“ und ſo äußerte er zwei Jahre früher (am 11. September 1828) gegen Eckermann: „Schiller erſchien immer im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Er war ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrathe geweſen ſein würde. Nichts genirte ihn, Nichts engte ihn ein, Nichts zog den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch und ſo ſollte man auch ſein!“ Es galt auch ebenſo ſehr dem Menſchen wie dem Dichter Schiller, wenn ihm Wilhelm von Humboldt im Oktober 1803 aus Rom ſchrieb: „Sie haben das Höchſte ergriffen und beſitzen Kraft, es feſtzuhalten. Es iſt Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie nicht darin ſtört, ſo führen Sie aus jenem beſſeren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieſes herüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen feſter, in der Production ſicherer geworden, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schickſal nur um Leben zu bitten.“

Aber das Schickſal war unerbittlich. Der Dichter ſollte von dem heftigen Krankheitsanfall, welcher ihn zu Jena betroffen, nie wieder recht geneſen. Als er mit ſeiner Familie von der alten Univerſitätsſtadt, wo ihn diesmal beſonders der Verkehr mit Johann Heinrich Voß, dem Pathen der kleinen Emilie, erfreut hatte, nach

Weimar zurückgekehrt war, ſchrieb er unterm 4. September an Körner, er fühle ſich noch immer ſehr ſchwach und es ſei ihm ſelbſt nach der ſchwerſten Krankheit nie ſo übel zu Muthe geweſen. Am 11. Oktober konnte er zwar dem Freunde in Dresden melden, daß er anfange, ſich wieder zu erholen und einen Glauben an ſeine Geneſung zu bekommen; allein Karoline von Wolzogen berichtet aus derſelben Zeit, daß die phyſiſchen Kräfte des geliebten Schwagers ſichtlich abgenommen hätten und daß ſie durch ſeine veränderte, ins Graue ſpielende Geſichtsfarbe oft erſchreckt worden ſei. Wie licht und warm in der zerfallenden Hülle der Geiſt noch flammte, bezeugt das Feſtſpiel „die Huldigung der Künſte", welches Schiller auf Göthe's lebhaftes Andringen zur Begrüßung der Braut des Erbprinzen binnen wenigen Tagen, vom 4. bis zum 8. November, gedichtet hat. Schiller legte auf dieſes „Werk des Moments", auf das „Machwerk", wie er es gegen Humboldt und Körner nannte, keinen Werth, und doch gehört dieſes kleine lyriſche Spiel zu den freundlichſten Blüthen ſeiner Kunſt. Was haben ſich die Romantiker Mühe gegeben, die Poeſie und die übrigen Künſte poetiſch zu verherrlichen; aber wie leicht fallen alle ihre bezüglichen Sonette und Ottaven in die Wagſchale gegen die Schiller'ſche Charakteriſirung der Künſte, gegen ſeine prachtvolle Strophe über die Poeſie! Und wie edel iſt die ganze Huldigung gehalten! Er konnte freilich zur Schmeichelei ſich nicht erniedrigen. Sein Schwager Wolzogen, welcher das neuvermählte Paar aus Petersburg nach Weimar geleitet, hatte ihm von der Kaiſerin von Rußland, die beſonders an dem Don Carlos Gefallen gefunden, einen koſtbaren Ring mitgebracht. Dankbar äußerte darauf der Dichter: „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit, in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius ſpielt, der Kaiſerfamilie viel Schönes zu ſagen." Aber am folgenden Tage ſagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben." Am 9. November führte der Erbprinz in feſtlichem Aufzug ſeine junge Gemahlin, die Großfürſtin Maria

Paulowna, in Weimar ein und zehn Tage lang war die Stadt feſtlich bewegt. Am 12. November kam die Huldigung der Künſte, gewiß die paſſendſte Hochzeitsgabe der Muſenſtadt, zur Darſtellung und wir wiſſen, daß die fürſtliche Frau, welcher die Künſte huldigten, noch nach Jahren dankbar des erhebenden Eindrucks gedachte, welchen ſie an jenem Feſtabend von der Muſe Schiller's empfing.

Die Nachrichten über den letzten Winter des Dichters ſind dürftig und es dürfte daher vergeblich ſein, aus denſelben ein volles Lebensbild gewinnen zu wollen. Wir müſſen uns ihn denken, wie ſeit lange, arbeitend und leidend. Völlig ſchmerzloſer Tage ſcheint er ſich in dieſer Zeit gar nicht mehr erfreut zu haben. Die peinlichen Krämpfe in den Eingeweiden nahmen an Heftigkeit zu und das häufige Faſten, womit er ſie zu bändigen trachtete, vermehrte nur ſeine Hinfälligkeit. Um Weihnacht und Neujahr wurden die Anfälle ſchon höchſt bedenklich. Eines Abends wachten Lotte und Heinrich Voß bei dem Schlafloſen. Gegen Mitternacht bat er ſeine Frau, hinunter zu gehen und ſich zur Ruhe zu begeben. Sie zögerte, bis er den Wunſch dringender und zuletzt heftig wiederholte. Aber kaum war Lotte die Treppe hinab, ſo ſank der Kranke bewußtlos in die Arme des jungen Freundes. Als ihn dieſer durch Anwendung geeigneter Mittel ins Bewußtſein zurückgebracht hatte, fragte er ſogleich: „Voß, hat meine Frau Etwas gemerkt?“ Er hatte die Ohnmacht kommen gefühlt und ihr den ſchmerzlichen Anblick erſparen wollen. Aber zu leben ohne zu arbeiten, war ihm unmöglich. Am 14. Januar 1805 meldete er Göthe, er verſuche, ſich für den Demetrius in die gehörige Stimmung zu ſetzen, und außer dieſem Thema beſchäftigten damals noch zwei andere dramatiſche Pläne ſeine Phantaſie. Der eine, welcher den Tod des Themiſtokles zum Vorwurf haben ſollte, iſt nur ein flüchtiger Gedanke geblieben; der andere iſt unter dem Titel „die Kinder des Hauſes“ ſkizzirt worden. Am 20. Januar ſchrieb er an Körner: „Sowie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder

Zweites Buch.

1494 — 1495.

auf, welches Beides in den harten Wintertagen ganz erſtarrt war.“ Da ihm aber ſein leidender Zuſtand ſelbſtſtändiges Schaffen fortwährend verwehrte, ſo hatte er ſich, um „doch nicht ganz müſſig zu ſein,“ den Winter über daran gemacht, die Phädra des Racine metriſch zu überſetzen. Er ſagt von dieſem „Paradepferd der franzöſiſchen Bühne,“ wie er das Stück nennt, es habe viele Verdienſte und könne, die Manier einmal zugegeben, ſogar „fürtrefflich“ heißen. Daß außerdem eine wohlbegründete Rückſicht auf die Vorliebe Karl Auguſt's für das franzöſiſche Drama bei dieſer Arbeit mitwirkſam geweſen, iſt unbedenklich anzunehmen. Der Herzog hatte auch, wie ſeine Briefe vom 29. Januar und 5. Februar an Schiller darthun, eine große Freude an der wohlgelungenen Ueberſetzung, welche ſchon am 30. Januar zur Aufführung gelangte. Mit einem wahren Heroismus, gelaſſen und ſelbſt heiter, trug der Dichter ſeine winterlichen Leiden. „Eine unausſprechliche Milde — erzählt Karoline von Wolzogen — durchdrang im letzten Winter Schiller's ganzes Weſen und gab ſich kund in all ſeinem Empfinden und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm.“ In Wahrheit, er war im Frieden mit ſich und der Welt und ſo ſollte er ſcheiden.

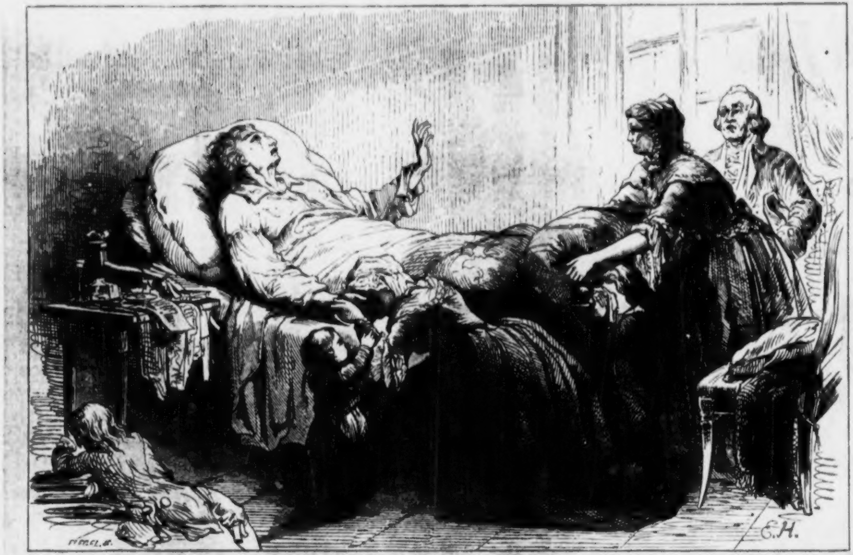
Nachdem er zu Anfang des März mehrtägigen Fieberparoxysmen unterworfen geweſen, richtete er ſich an dem großen Plane zu ſeiner Tragödie Demetrius zu neuer Lebenshoffnung auf. „Ich habe mich — ſchrieb er am 27. März an Göthe — mit ganzem Ernſt an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. Es hat ſchwer gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen wieder Poſto zu faſſen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.“ Wie rührend iſt an der ſchon halb geöffneten Pforte des Todes dieſe Energie des raſtlos Strebenden, ſeinem Lande und der Welt ein unſterbliches Werk mehr zu geben! Man glaubt den kranken Dichter zu ſehen, wie er ſich in ſeinen ſchlafloſen Nächten auf ſeiner niedrigen Bettſtelle aufrichtet und die erhabenen Phantaſiegebilde, die ihn umſchweben, feſtzuhalten ſtrebt und wie er ſich dann an den Schreibtiſch ſchleppt, an den armen alten Schreibtiſch aus den Jenenſer Junggeſellentagen, um mit zitternder Hand leuchtende Gedanken, unvergeßliche Worte, die er den Schmerzen, die er dem Tode abgerungen, aufs Papier zu bannen. Allein er konnte ſein letztes Werk nicht vollenden. Der Demetrius iſt Torſo geblieben, aber ein Torſo, der ein Kunſtwerk von höchſter Vollendung ahnen läßt. Idee und Anlage, wie die Ausführung der vorhandenen Szenen, Alles bezeugt noch die Vollkraft des Genius. Es iſt, wie wenn die Sonne, im Untergehen herrlich aufleuchtend, noch einmal ihre ganze Stralenmaſſe über den Abendhimmel hingießt; aber bevor die Goldhelle Zeit gehabt, das ganze Firmament zu erfüllen, iſt das rothglühende Geſtirn am Horizont hinabgeſunken.

Die milderen Lüfte des Frühlings ſchienen die ermatteten Lebenskräfte des Dichters noch einmal auffriſchen zu wollen. „Die beſſere Jahreszeit — ſchrieb er am 25. April an Körner — läßt ſich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Muth und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße ſeit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch Etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft ſich zwiſchen vierzig und fünfzig nicht mehr ſo wie im dreißigſten Jahre. Indeſſen will ich mich zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Geſundheit bis zum fünfzigſten Jahre aushält.“ Der Brief, deſſen Eingang dieſe Worte bilden, war der letzte, welchen er an Körner ſchrieb. Vom Tage zuvor datirt ſeine letzte Zuſchrift an Göthe, welche dieſer wie ein „Heiligthum“ bewahrte. Sie war in „ſchönen und kühnen“ Schriftzügen entworfen, und wenn Göthe in ſeinen alten Tagen vertrauten Freunden dieſen Brief zeigte, pflegte er von dem Urheber deſſelben zu ſagen: „Er war ein prächtiger Menſch und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen“[169]. Der Gedanke, daß er höchſtens fünfzig Jahre alt werden würde, kehrte in ſeiner letzten Lebenszeit oft bei unſerem Dichter ein. Bis dahin, hoffte er, würde er bei fortdauernder Arbeitsfähigkeit ſeine Kinder einigermaßen unabhängig ſtellen können. Ueber den Tod ſprach er ſich mit der Gelaſſenheit aus, die einem weiſen Manne ziemt. Ein bezügliches Geſpräch mit ſeiner Schwägerin ſchloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel ſein, da er etwas Allgemeines iſt.“ Für ſo nahe bevorſtehend hielt er jedoch ſein Ende nicht, um ſo weniger, da er ſich in der zweiten Hälfte des Aprils eines Scheins von Geneſung erfreuen durfte. Er empfand Reiſeluſt, bei Kranken bekanntlich oft ein Vorzeichen der letzten großen Reiſe. Eine lebhafte Sehnſucht, die Schweiz zu ſehen, bemächtigte ſich ſeiner. Dann ſehnte er ſich auch wieder nach dem Wieſengrün und den Waldſchatten von Bauerbach, wo einſt der Flüchtling Raſt gefunden. Als die milde Witterung Bewegung in freier Luft erlaubte, ging er mit Lotte und Karoline mehrmals im Parke ſpazieren. Aber ſein erſter Gang galt Göthe, welcher ſich ebenfalls von einer harten Krankheit, einer Nierenkolik, nur langſam erholte. Heinrich Voß war bei dieſer Zuſammenkunft zugegen und konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Die zwei großen Freunde fielen ſich um den Hals und küßten ſich mit einem langen herzlichen Kuſſe, bevor Einer ein Wort hervorbrachte. Auch ſprach Keiner weder von der eigenen noch von des Anderen Krankheit, ſondern Beide überließen ſich der ungemiſchten Freude, endlich wieder mit heiterem Geiſte vereint zu ſein. Am 28. April war Schiller zum letztenmal bei Hofe. Voß war ihm bei ſeiner Toilette behülflich und freute ſich der ſtattlichen Figur, welche der Dichter im grünen Galakleide machte. Am folgenden Tage erhielt Schiller, eben im Begriff ins Theater zu gehen, einen Beſuch von Göthe, der zum erſtenmal wieder ausgegangen war, ſich aber noch ſo mißbehaglich fühlte, daß er den Freund nicht ins Theater begleitete, ſondern an deſſen Hausthüre von ihm Abſchied nahm — auf immer. Denn ſie ſollten ſich nicht wieder ſehen. Karoline holte mit ihrem Wagen den Schwager ins Theater ab und auf dem Wege ſagte er ihr, ſein Zuſtand ſei ganz ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer

Schmerz gefühlt, fühle er nun gar Nichts mehr. Der Grund hievon war ein nur zu trauriger: der ſeit Jahren kranke linke Lungenflügel hatte aufgehört, zu ſchmerzen, weil er total zerſtört war[149]).

Die Illuſion einer Geneſung verſchwand raſch. „Da liege ich wieder!“ ſagte der Dichter von ſeinem Kanapee aus mit hohler Stimme zu Heinrich Voß, als dieſer am 1. Mai bei ihm eintrat. Mit dem Freunde waren die drei älteren Kinder heraufgekommen, aber ſie vermochten dem Vater keine Theilnahme abzugewinnen. Das war ein Zeichen, daß ſeine Wiedererkrankung etwas Bedenklicheres war als ein bloßes Katarrhfieber, für was er ſelbſt ſie Anfangs hielt. Doch glomm die erlöſchende Lebenslampe in den nächſtfolgenden Tagen noch einmal ſoweit auf, daß der Kranke mehrere Freunde, darunter ſeinen durchreiſenden Verleger Cotta, empfangen konnte. Er traf auch keinerlei Anordnungen, welche auf ein Vorgefühl des nahen Todes gedeutet hätten; nur verlangte er lebhaft, ſeinen Schwager Wolzogen, welcher die Erbprinzeſſin zur Leipziger Meſſe begleitet hatte, heimkehren zu ſehen. Am 6. Mai nahm aber die Krankheit eine ſchlimmere Wendung. Der bis dahin ganz frei geweſene Kopf begann zeitweilig wirre zu werden, die Sprache abgebrochen. An dieſem oder einem der zwei folgenden Tage traf Voß den Göthe weinend in deſſen Garten und erzählte ihm von Schiller's bedrohlichem Befinden. „Das Schickſal iſt unerbittlich und der Menſch wenig!“ hat Göthe darauf geſagt. Als am Abend des 7. Mai Karoline dem Kranken Gute Nacht bot, erwiderte er faſt mit den Worten Wallenſtein's: „Ich denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen.“ Bei Tage wollte er nur ſeine Frau und ſeine Schwägerin um ſich haben, bei Nacht nur ſeinen treuen Diener Rudolf. Dieſer hat in den letzten Nächten den Kranken viel im Halbſchlummer reden gehört, meiſt vom Demetrius. Der ſcheidende Genius wollte von ſeinem letzten Werke nicht ablaſſen. Als er geſchieden, fand man den herrlichen Monolog der Marfa auf des Dichters Schreibtiſch und ſo ſind dieſe glühenden Zeilen wahrſcheinlich das Letzte, was er gedichtet. Als am Morgen des 8. Mai Karoline an ſein Lager trat und nach ſeinem Befinden fragte, gab er zur Antwort: „Immer beſſer, immer heiterer!“ Als man darauf die kleine Emilie heraufbrachte, betrachtete er ſie mit Freude und Wohlgefallen und es war der Mutter, als wollte er dem Kinde ſeinen Segen geben. Gegen Abend zu verlangte er die Sonne zu ſehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterem Auge blickte er in den ſchönen Abendhimmel hinaus und „die Natur empfing ſeinen Scheidegruß.“ Am folgenden Tage unterzog er ſich Morgens geduldig den Vorſchriften des Arztes, welcher ein Bad und dann zur Stärkung ein Glas Champagner verordnete. Aber die Schwäche nahm zu und immer zu. Er forderte mit gebrochener Stimme Naphtha, doch die letzte Sylbe erſtarb auf ſeinen Lippen. Vorher hatte er noch unzuſammenhängend phantaſirt, meiſt in lateiniſcher Sprache. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde das Athmen des Kranken unregelmäßig und ſtockend. Geſprochen hat er dann Nichts mehr. Karoline ſtand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und hüllte die erkaltenden Füße des Sterbenden in gewärmte Kiſſen. Die Kinder waren da: Karl lag ſchluchzend am Boden, Ernſt weinte ſtill in einer Ecke, Karoline hielt ſich neben der Mutter, die an dem Lager kniete. Ihr hat er noch in der Agonie letzte Liebeszeichen gegeben, indem er ihr die Hand drückte, ſie anlächelte und ſie küßte. Das Ende ſollte ſchmerzlos und ſanft ſein. In der ſechſten Abendſtunde war es, da fuhr Etwas wie ein elektriſcher Schlag über die Züge des Sterbenden. Dann ſank ſein Haupt zurück und auf ſeinem Antlitz lag die Ruhe des Todes[120] .... So ſtarb Friedrich Schiller, fünfundvierzig Jahre, fünf Monate und neunundzwanzig Tage alt, am 9. Mai 1805.

Dem kranken Göthe die Todesbotſchaft zu bringen, hatte Niemand den Muth. Meyer war bei ihm, als draußen die Nachricht von Schiller's Hingang eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, aber er brachte es nicht über ſich, zu Göthe zurückzukehren. Die Einſamkeit, in welcher dieſer ſich befindet, die Verwirrung, die er überall wahr-


E.H.

nimmt, das Beſtreben, ihm auszuweichen, — Alles dieſes läßt ihn wenig Tröſtliches erwarten. „Ich merke ſchon, ſagte er endlich, Schiller muß ſehr krank ſein.“ Die übrige Zeit des Abends war er in ſich gekehrt. Er muß geahnt haben, was geſchehen war, denn man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen ſagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?“ Der Nachdruck, womit er das „ſehr“ ausſprach, wirkt ſo heftig auf Jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann, ſondern in Thränen ausbricht. „Er iſt todt?“ fragte Göthe mit Heftigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen,“ entgegnete ſie. „Er iſt todt!“ wiederholte er und ſchlug die Hände vor das Geſicht 151).

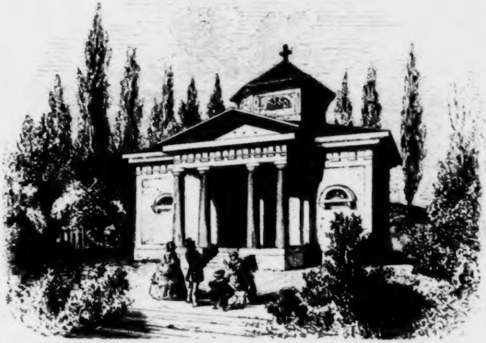
Es war beſtimmt worden, daß die Beſtattung des großen Todten Sonntags den 12. Mai ſtattfinden ſollte. Weil aber der Leichnam zu ſchnell in Verweſung überging, wurde er in der Nacht vom Samſtag auf den Sonntag zu Grabe gebracht. Die trauernde Familie hatte die Beerdigung dem Oberconſiſtorialrath Günther übertragen. Der Sarg ſollte nach gewohntem Brauch durch Handwerker getragen werden. Aber auf Anregung des nachmaligen Bürgermeiſters von Weimar Karl Leberecht Schwabe vereinigten ſich zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künſtler und Beamte, zu dieſem Liebes- und Ehrendienſt. Ein Sohn des Genannten hat aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe ſeines Vaters die folgende authentiſche Erzählung der Beſtattung des Dichters veröffentlicht. „Still und ernſt begab ſich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabe's Wohnung nach Schiller's Haus. Es war eine mondhelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen den Mond 152). Still war das Todtenhaus, nur aus einem Zimmer deſſelben tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthüre von ihnen aufgenommen. Kein Menſch war vor dem Hauſe oder in den Straßen; tiefe, lautloſe Stille herrſchte in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgaſſe nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet ſich noch jetzt das ſogenannte Kaſſengewölbe, vor deſſen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niederſetzten. Hell durchbrach in dieſem Augenblicke der Mond die verhüllenden Wolken und übergoß mit ſeinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg ſich die Lichtſcheibe wieder hinter den raſch am Himmel dahin eilenden Wolken und hörbar rauſchte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete ſich die Pforte des düſtern Gewölbes, der Todtengräber und ſeine drei Gehülfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthüre und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdiſche, von keinem Lichtſtral erhellte Gruft hinabgeſenkt. Die Fallthüre ward wieder niedergelaſſen und dann das äußere Thor des Grabgewölbes wieder verſchloſſen. Kein Trauergeſang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Still wollten ſich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als Aller Aufmerkſamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergeſtalt angezogen wurde, welche zwiſchen den dem Kaſſengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Gebärden und lautes Schluchzen ihre innige Theilnahme an dem eben hier Vollbrachten zu erkennen gab*133). Dieſer Trauernde, deſſen Anweſenheit ſpäter Sage und Novelliſtik in einem romantiſchen Lichte erſcheinen zu laſſen verſuchten, war kein Anderer als Wilhelm von Wolzogen, welcher, auf der Rückreiſe von Leipzig begriffen, zu Naumburg den Tod des theuren Schwagers erfahren, ſich ſofort auf ein Pferd geworfen und Weimar gerade noch zur rechten Stunde erreicht hatte, um ſich unvermerkt dem kleinen Leichenzug anzuſchließen .... Man hat es damals und ſpäter noch bitter getadelt, daß die Muſenſtadt Weimar unſeren Dichter in einer Weiſe beſtattete, welche die Vergleichung mit der Beſtattung, die unlange zuvor die Kaufmannsſtadt Hamburg Klopſtock bereitet hatte, herausfordern mußte. Auf die in den Zeitungen darüber laut gewordenen Anklagen gab Göthe, wenigſtens mittelbar, die Antwort: „Eben das iſt es, was mir an Schiller's Hingang ſo ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufſehen zu machen kam er nach Weimar und ohne Aufſehen zu machen iſt er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode ſind nicht, was ich liebe"[134]). Es liegt etwas Großes darin, daß der Mann, deſſen Geiſtesreichthum den Kulturſchatz der Menſchheit mehrte und fortwährend mehrt, die Welt ſo arm und einfach verließ, wie er ſie betreten hatte. Am Ufer des Neckars in einer dürftigen Bäckerſtube geboren, iſt er am Ufer der Ilm in einem Sarge, welcher drei Thaler koſtete, zu Grabe getragen worden. Uebrigens wurde am 12. Mai zu Ehren des großen Todten in der St. Jakobskirche eine kirchliche Feier begangen, wobei die herzogliche Kapelle Mozart's Requiem aufführte und der Generalſuperintendent Voigt die Gedächtnißrede hielt. Die Kirche vermochte die Menge der Theilnehmenden nicht zu faſſen.

Allgemein, tief und herzlich war die Trauer um den Dahingegangenen, in der Nähe und Ferne. Es ging ein Ton der Klage durch das ganze Vaterland. Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzeſſin Karoline von Weimar, ſchrieb unterm 15. Mai an ihren Bruder: „Das ſchmerzhafte Ereigniß von Schiller's unvermuthetem Tod hat mein Herz ſo verwundet, daß mir der Balſam der Freundſchaft ſehr nothwendig iſt. Wir haben die Nachricht von Schiller's Tod in Auerſtädt erfahren. Meiner armen Prinzeß kam dieſer Fall zu unerwartet. Sie weinte und ſchluchzte und konnte ſich kaum faſſen, obgleich die Erbprinzeſſin, der es auch ſehr nahe ging, Alles that, um ſie zu tröſten. Wir ſind faſt täglich bei Frau Schiller, deren Schmerz zwar tief, aber doch ſanft iſt. Die Wolzogen iſt viel heftiger." Die Erbprinzeſſin bezeugte der vaterloſen Familie ihre Theilnahme in hochſinniger Weiſe, indem ſie ſofort die Koſten der Erziehung von Schiller's Söhnen übernahm[135]). Dannecker, der

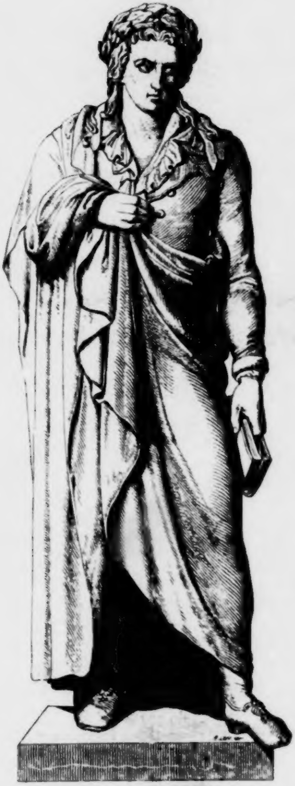
Akademiegenoſſe des Dichters, ſchrieb im Mai aus Stuttgart an Wilhelm von Wolzogen: „Schiller's Tod hat mich ſehr niedergedrückt. Durch Kapellmeiſter Granz kam die fürchterliche Nachricht zuerſt hieher. Im erſten Moment konnte ich kein Wort hervorbringen, es erſtickte in mir. Ich glaubte, die Bruſt müßte mir zerſpringen, und ſo plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen und da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen; aber der kann nicht anders lebig ſein als koloſſal. Schiller muß koloſſal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheoſe!“ Und zu dem Churfürſten von Würtemberg hat der edle Künſtler geſagt: „Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen!“ und wenn auch die Ungunſt der Zeit die Ausführung dieſes Gedankens verwehrte, ſo konnte ſie Dannecker doch nicht verhindern, ſeine berühmte Koloſſalbüſte des Dichters zu ſchaffen. Aus Erlangen ſchrieb Fichte unterm 1. Juni 1805 an Wolzogen: „Innigſt erſchüttert hat mich und meine Frau die Nachricht von dem Tode unſeres theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch einen der höchſt ſeltenen Gleichgeſinnten über geiſtige Angelegenheiten. Er iſt hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner geiſtigen Exiſtenz mir abgeſtorben ſei.“ Zelter ſchrieb aus Berlin an Göthe: „Der unvermuthete Tod unſeres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und ſtarke Senſation erregt.“ Iffland veranſtaltete in der preußiſchen Hauptſtadt zur Todtenfeier des Dichters die Aufführung einer Reihenfolge ſeiner Dramen. Göthe ſchrieb unterm 1. Juni an Zelter: „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun den Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins.“ Als er ſich ermannt hatte, erzählt er in ſeinen Annalen, blickte er nach einer entſchiedenen, großen Thätigkeit umher und da war ſein erſter Gedanke, den Demetrius zu vollenden, um ſo „dem Tode zum Trotz die Unterhaltung mit dem Freunde fortzuſetzen, deſſen Gedanken, Anſichten und Abſichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten hier zum letztenmal auf ſeinem höchſten Gipfel zu zeigen.“ Dieſer ſo vollendete Demetrius ſollte dann als Todtenfeier Schiller's auf allen Theatern zugleich geſpielt werden. Aeußerliche und wohl auch innerliche Hinderniſſe ließen den großen Plan nicht zur Verwirklichung kommen. Aber ohne Todtenopfer ließ er das Grab des Freundes doch nicht, nein, er brachte ihm das ſchönſte, welches je ein Dichter einem Dichter dargebracht hat: — den herrlichen „Epilog zu Schiller's Glocke.“ Derſelbe wurde zuerſt am 10. Auguſt 1805 geſprochen, wo das Glockenlied zum Gedächtniß ſeines Schöpfers auf der Bühne zu Lauchſtädt dramatiſch dargeſtellt ward. So innige und mächtige Herzenstöne wie in dieſem Gedicht hat Göthe nachher nie mehr gefunden. Wie Klage und Triumph zugleich ſcholl das in dem Epilog mehrmals wiederkehrende: „Er war unſer!“ über Deutſchland hin. Er hatte das Gedicht der Schauſpielerin Wolf, die es als Muſe ſprechen ſollte, ſelber eingelernt. Aber bei einer beſonders ergreifenden Stelle überwältigte ihn ſein Gefühl ſo ſehr, daß er ſie bat, innezuhalten, und mit Thränen in den Augen in die Worte ausbrach: „Ich kann, ich kann den Menſchen nicht vergeſſen“ 136)! Lotte hatte in der Bitterkeit des erſten Schmerzes an Fiſchenich geſchrieben: „Ich habe das Schrecklichſte erlebt, habe Schiller ſterben ſehen! Die Erde iſt mir nun Nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr!“ Einen Monat ſpäter (3. Juli) ergoß ſich ihre Trauer in ſanfteren Worten gegen den genannten vertrauten Freund von Jena her. „Ach, Sie kannten ihn nur halb — ſchrieb ſie — denn in dem letzten Theil ſeines Lebens, wo ſeine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl ſeiner Krankheit ſich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, ſein Herz an dem unſchuldigen Leben ſeiner Kinder erfreute, war er ganz anders, als da Sie mit uns lebten. Dieſe Liebe, dieſe Freude an den lieben Geſchöpfen, dieſe Heiterkeit würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Zuſammenſein mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe geſtellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg... Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieſes edle, hohe Weſen ſo verſtanden, als ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. Die Jahre verbanden uns immer feſter, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verſtand wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz als er mir. Er freute ſich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter verknüpfte. Ich würde zu keinem Menſchen ſonſt ſo ſprechen, lieber Freund, ſo ſprechen können. Aber Sie ſollen nur fühlen, daß ich Unerſetzliches verlor, daß ich alle Kräfte meines Geiſtes zuſammenrufen muß, um dieſes Leben zu ertragen. Sie ſollen Zeuge meines Lebens ſein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines ſolchen Geiſtes zu ſein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Reſignation auch zeigen will, daß ich meinen Geiſt an Schiller's Beiſpiel zu ſtärken verſtand." Sie hat Wort gehalten. Mit religiöſer Innigkeit das Andenken ihres großen Gatten pflegend und mit aufopfernder Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder leitend, lebte ſie, im regen geiſtigen Verkehr mit vielen der Beſten ihrer Zeit, geachtet und geliebt bis zum Jahre 1826. Da iſt ſie am 9. Juli in den Armen ihres Sohnes Ernſt zu Bonn geſtorben und ſo hat die beſcheidene, keuſche, verſtändniß- und liebevolle Lebensgefährtin Schiller's am ſchönen Rheinſtrom ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Ihre Schweſter Karoline ſollte ſie um zwanzig Jahre überleben. Denn erſt am 11. Januar 1847 ſtarb Frau von Wolzogen, nahezu vierundachtzigjährig, nachdem ſie 1809 den Gatten, 1825 den einzigen Sohn verloren und lange Jahre in Schiller's ehemaligem Gartenhaus zu Jena ihren Erinnerungen gelebt hatte. Dort hat ſie auch die warmgefühlte Lebensgeſchichte ihres großen Schwagers geſchrieben. Die Drei, welche im Leben ſo innig, ſo treu verbunden waren, ſollten im

Tode getrennt werden: Karoline ruht in Jena, Lotte in Bonn, Schiller in der Fürſtengruft zu Weimar.

Einundzwanzig Jahre lang hielt das Kaſſengewölbe auf dem Friedhof der Jakobskirche die irdiſchen Ueberreſte des Dichters verſchloſſen. Im März 1826 erfuhr Karl Leberecht Schwabe, Bürgermeiſter von Weimar, daß das Landſchaftscollegium damit umgehe, das Kaſſengewölbe „in der Kürze aufräumen zu laſſen.“ Der treffliche Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Schiller's Gebeine bei dieſer Gelegenheit für immer verloren gehen könnten, ja müßten, und er ſetzte ſofort Alles in Bewegung, um den Untergang der geweihten Reſte zu verhindern. So wurde denn in der Nacht vom 19. März das Kaſſengewölbe von Sachkundigen durchſucht und aus dreiundzwanzig Todtenſchädeln der Schiller'ſche herausgefunden. Die genaueſte, unter Beiziehung von Anatomen vorgenommene Unterſuchung ſtellte die Echtheit der Reliquie feſt157). Im September gelang es dann auch, die meiſten Theile des übrigen Skeletts aufzufinden, zu verifiziren und zuſammenzuſetzen. Der Schädel ſelbſt wurde in Anweſenheit von Schiller's Sohn Ernſt mit angemeſſener Feierlichkeit in dem hohen Piedeſtal der Schillerbüſte von Dannecker niedergelegt, welche der Künſtler der Familie ſeines großen Freundes zum Geſchenk gemacht, Karl Auguſt von dieſer käuflich erworben und im Bibliothekſaale der Büſte Göthe's gegenüber hatte aufſtellen laſſen. Indeſſen erregte dieſe Trennung des Schädels von den übrigen Gebeinen manche Bedenken im Publicum und auch König Ludwig von Baiern ſprach bei einem Beſuche in Weimar eine Mißbilligung aus. So befahl denn Karl Auguſt, die verehrten Ueberreſte ſollten wieder vereinigt und in der Fürſtengruft, welche er für ſein Geſchlecht auf dem neuen Friedhof erbaut hatte, beſtattet werden. In der Morgenfrühe des 16. Dezember 1827 wurden demzufolge Schiller's Gebeine in einem nach einer Zeichnung von Göthe gefertigten Sarkophag in der Fürſtengruft beigeſetzt158). Hier geſellte ſich dem Sarge Schiller's am 28. Juni 1828 der Karl Auguſt's, am 8. Februar 1830 der Sarg der Herzogin Luiſe, am 26. März 1832 der Sarg Göthe's. In der Mitte des Friedhofs, auf einer ſanftanſteigenden Erhöhung, ſteht der einfache Grabtempel mit Vordach und Säulen. Aus dem innern Raume, einer ſchmuckloſen, von oben erhellten Rotunde, führt zur Linken eine ſteinerne Treppe in das Gewölbe hinab. Etwa in der Mitte deſſelben ſteht der Sarkophag von Erz, in welchem der treffliche Fürſt ruht, und ihm zur Seite der Sarg ſeiner hochgeſinnten Gemahlin. Links von der Treppe erblickt man auf gemauerten Unterlagen zwei ganz gleiche Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander. Auf dem einen iſt in Metallbuchſtaben zu leſen: Schiller, auf dem andern: Goethe. Sonſt kein Schmuck, außer auf jedem der Särge ein von Zeit zu Zeit fromm erneuerter Kranz von Lorbeer und Eppich.



Der würdigen Beſtattung des Dichters folgte nach zwölf Jahren die Apotheoſe. In Stuttgart hatte ſich ein Verein gebildet, welcher



alljährlich den Todestag Schiller's feierlich beging. Von dieſem Kreiſe ging der Gedanke aus, dem geliebteſten Heros der Nation ein ſeines Namens würdiges Denkmal aufzurichten. Der Gedanke reifte zur That und am 8. Mai 1839 feierte auf demſelben Platze, wo er vor achtundfünfzig Jahren, in der kümmerlichen Uniform eines Feldſcherers bei der Parade erſcheinend, halb das Mitleid halb den Spott ſeiner Kameraden erregt hatte, der große Todte durch die Liebe der Nation und durch die Kunſt eine monumentale Auferſtehung. Der Raum zwiſchen der Stiftskirche und dem alten Schloß mit ſeinen mittelalterlichen Thürmen war Kopf an Kopf von den Feſtgäſten beſetzt, unter welchen auch die zwei Söhne des Dichters nicht fehlten. Mörike's ſchöner Feſthymnus erklang; dann zog der Enkel die bergende Hülle von dem Erzbild des Großvaters und, von feierlichem Glockengeläute begrüßt, blickte Thorwaldſen's Schiller auf das ehrfurchtsvoll lauſchende Volk nieder.

Nicht errettet den göttlichen Held die unſterbliche Mutter,
Wenn er, am ſkäiſchen Thor fallend, ſein Schickſal erfüllt.

Dieſe Anſpielung auf Achill's Geſchick in Schiller's „Nänie“ ſchwebte ohne Zweifel Göthe vor, als er in die allgemeine Todtenklage um den großen Freund hinein die herrlichen Troſtworte ſprach: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und als ein vollkommener Mann iſt er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzuſetzen. So wird er in dem, was er gewollt und gewirkt, ſtets ſeinem Volke und der Menſchheit leben“..... Sehr glücklich, ſcheint mir, iſt in dieſer ganz helleniſchen Grabrede das getroffen, was unſeres Dichters Werken in hohem und höchſtem Grade eigenthümlich. Ich meine das Ewig-Jugendliche, das Thaten Zeugende. Nur die Schöpfungen von wenigen Auserwählten beſitzen dieſen nie veraltenden Zauber. Sie ſtehen am Eingange neuer Weltperioden und formuliren, vorſchauend, die höchſten Ziele derſelben auf Jahrhunderte und wieder Jahrhunderte hinaus. Dieſe ſeltenen Geiſter ſind die eigentlichen Helden der Menſchheit, weil ſie ihre Erzieher und Bildner ſind. So ein Heros iſt Friedrich Schiller. Man kann ohne Anmaßung ſagen, daß ſeit den Tagen Homer's kein Dichter aufgeſtanden, der in ſolchem Grade wie Schiller die Geltung eines Völkerlehrers gehabt hätte. Zu ihm, der ſich mit beiſpielloſer Energie aus der Region des ungeſtümen Naturalismus zur Höhe der idealen Kunſtform emporgeſchwungen, hat vom Erſcheinen des Wallenſtein an die deutſche Jugend hinaufgeblickt als zu einem „Weſen höherer Art.“ Ihr hinterließ er ſcheidend ein theures Vermächtniß, den Tell, der in der deutſchen Geſchichte wahrlich nicht bloß eine literariſche Bedeutung hat. In jener Unglückszeit, als der Grundgedanke von Napoleon's Politik, die Vernichtung Deutſchlands, erfüllt ſchien, zu jener Zeit, wo ein Patriot wie Stein keine Fußbreite deutſchen Bodens mehr fand, darauf zu ſtehen, zur Zeit, wo ein Poet erſten Ranges, ein Mann von Genie und Herz, Heinrich von Kleiſt, ſich ſelber den Tod gab, um das überwältigende Elend nicht länger mitanſehen zu müſſen, — zur Zeit, wo Deutſche gegen Deutſche kämpfen mußten wie Gladiatorenbanden und alle Länder für fremde Intereſſen mit ihrem Blute düngten, — zu dieſer Zeit voll Druck, Noth und Schmach haben ſich am Tell und anderen Schöpfungen Schiller's die Gemüther erquickt, die Geiſter wieder aufgerichtet zu vaterländiſchem Fühlen, zu opferfreudigem Handeln.

Auf jeder Seite jener ruhmreichen Kampfgeſchichte, die von der Katzbach bis nach Waterloo reicht, leuchtet für Jeden, der Augen hat, der Name unſeres Dichters und er wird auch für alle Zukunft in der deutſchen Geſchichte da leuchten, wo immer Großes geſchieht. Denn in ſeinen Werken iſt, ich wiederhole es, ewige Jugend, Mannheit und Thaten zeugende Kraft. Den ganzen Werth und Umfang dieſes Genius erkennt man erſt, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da erſt lernt man den Idealismus des Dichters, hinter dem „im wechſelloſen Scheine alles Gemeine“ weit zurückgeblieben, ſo recht kennen, bewundern, lieben; da erſt gewinnen alle ſeine hohen Worte, die uns vertraut ſind wie ſüßeſte Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erſt ſtimmt man dankbaren Herzens in den Ausſpruch jenes Aeſthetikers ein, welcher geſagt hat, Schiller habe „die Erziehung des Volkes zum Idealismus nicht nur vorgeſchlagen, ſondern durch ſeine Werke auch begonnen; er habe die Ideale der Nation geſchaffen und den Volksgeiſt im Sinne der großen humanen Idee umgebildet.“ Und was iſt das Grundmotiv dieſer erſtaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder ſiegreich aufleuchtenden Wirkſamkeit? Kein anderes als die ſittliche Begeiſterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken“, die Seele der Geſchichte der Menſchheit[139]). In dieſem hohen Sinne, im Sinne einer raſtloſen Entwicklung ſeines Volkes und aller Völker zum Menſchlich-Freien, Großen, Guten, Schönen, war Schiller Dichter, war er Seher und Prophet. Und ſo ſei er es immer und immer! Mit Stolz hat Göthe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unſer!“ Ich vertraue meinem Volke, daß es nie aufhören werde, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu ſprechen: — „Er iſt unſer!“

I.

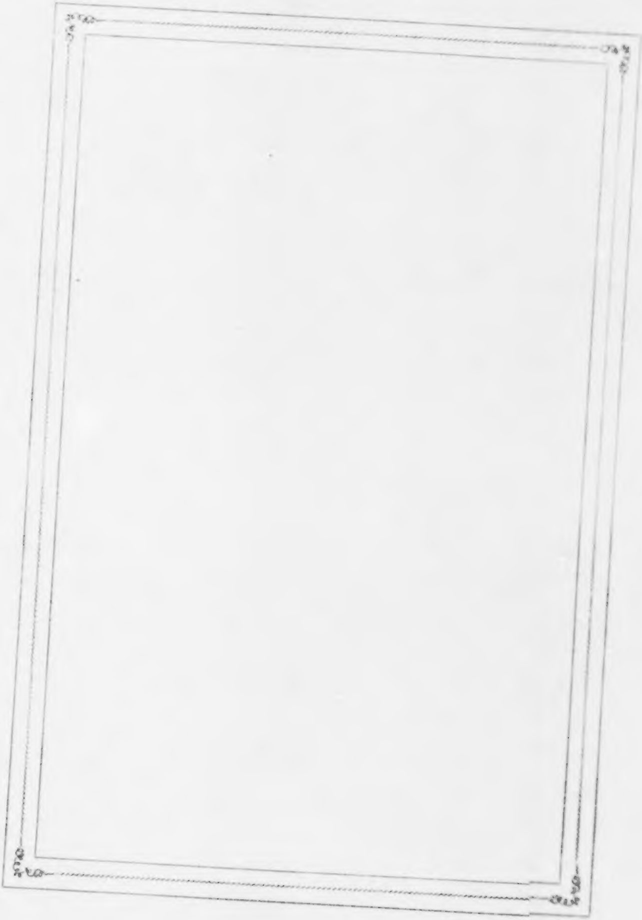
Es gilt, den auferſtehenden Gedanken,
Vor deſſen Tritt die ſieben Hugel ſchwanken,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Rieſen mit den rauſchenden Gewandern,
Der ſeines Leibes unermeßne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern.
Lenau.

Die Gier der Wölfin iſt unerſättlich, und die Wölfin hatte der Haufe von Räubern und Strolchen, welche Rom gründeten, zum Sinnbild der Siebenhügelſtadt erkoren. Rom blieb ſeinem Sinnbild getreu und mit unſtillbarem Wolfshunger fraß es ſich in alle Lande der alten Welt hinein. Später wählte es den Aar Jupiters zu ſeinem Feldzeichen, aber die nimmerſatte Mordluſt und Gefräßigkeit der Wölfin des Romulus diktirte die Geſetze ſeines Senats, ſprang in welterobernden Entwürfen aus den Köpfen

Belege

und

Erläuterungen.



Belege und Erläuterungen.

Zum erſten Buch.

1) Der „würtembergiſche Fragenplan", d. h. die Vorſchrift, nach welcher ſich die Speciale (Superintendenten) bei ihren Viſitationen der Pfarren und Schulen zu achten hatten, umfaßte 38 Schreibbogen. Auf die darin ſtehend vorkommende Frage: „Ob mit denen Sectariis nach den fürſtlichen Reſcripten gehandelt werde?" gab einmal ein Paſtor die treuherzige Antwort: „Mit denen Sectariis, deren jedoch keiner vorhanden, wird nach den herzoglichen Reſcripten gehandelt."

2) Welchem Mechanismus der komiſche Beigeſchmack nicht fehlte. So war z. B. in der 1729 erlaſſenen, 1782 erneuerten „Schulordnung" hinſichtlich der Schulgebete verordnet: „Die Art und Weiſe (des Betens) betreffend, ſo wird nicht vor nöthig erachtet, daß alle Kinder auf einmal laut zuſammen ſchreien. Denn obwolen ein ſolch gemeinſames Geſchrei in einer ſonderbaren großen Noth kann gebraucht werden, ſo iſt doch in einer Schule vornehmlich um das Lernen der Kinder zu thun."

3) Ich halte, gegenüber von Schwab, welcher nach einer Notiz im Marbacher Kirchenregiſter den 11. Novbr. 1759 als Schiller's Geburtstag angibt, das obige Datum feſt. Schiller kannte jene Notiz recht wohl, aber deſſenungeachtet hat er zu wiederholten Malen (Brief an Wieland aus Rudolſtadt im September 1788, Brief an die Schweſtern Lengefeld aus Jena vom 10. November 1789, Brief an Körner aus Jena vom 10. November 1789) des Beſtimmteſten den 10. November als ſeinen Geburtstag angegeben. Sodann hat Boas („Schiller's Jugendjahre", I, 47) mit Recht darauf hingewieſen, daß, als Schiller 1793 ſein Geburtsfeſt in der Heimat inmitten ſeiner Familie beging, dies am 10. November geſchah und daß, wenn er früher hinſichtlich des Tages

in einem Irrthum befangen geweſen wäre, derſelbe bei dieſer Gelegenheit ſicherlich von den Eltern berichtigt worden wäre. Hoffmeiſter hat in ſeinem größeren biographiſchen Werke über Schiller (I, 5) ebenfalls den 10. November, wogegen in dem kleineren, von Viehoff herausgegebenen, Schwab's Angabe adoptirt iſt, welche doch den angezogenen Zeugniſſen gegenüber nur beweiſen kann, daß der Dichter am 11. November getauft wurde.

4) Mit der Bemerkung von ihrer Hand: „Dieſes Gebet hat Papa ſelbſt gemacht und alle Morgen gebetet."

5) Insbeſondere nach dem Vorgang von K. W. Oemler, welcher 1805 „Szenen und Charakterzüge aus Schiller's ſpäterem Leben" und 1806 „Schiller, der Jüngling" herausgegeben hat. Die Jugend des Dichters iſt da zu einer Art empfindſamen Romans gemacht. Der ins Blaue hineinfaſelnde Ton deſſelben kennzeichnet ſich ſchon genugſam durch die Stelle, wo über Schiller's Mutter ausgeſagt wird: „Wenn ihre jugendlichen Freunde ſich im Concert, auf Bällen und Aſſembleen verſammelten" — (in dem altwürtembergiſchen Bauernſtädtchen Marbach!) — „dann ſaß das empfindſame und ſchwärmeriſche holde Mädchen oft am einſamen murmelnden Quell des nahen Wieſengrundes und lauſchte dem Lied der Nachtigall." Oemler hat der Frau Eliſabeth auch ein paar ſentimentale Versſtrophen angelogen, welche ſie 1757 für ihren Gatten gedichtet haben ſoll. Merkwürdig iſt, daß ein Guſtav Schwab in ſeinem Leben Schiller's Vieles von dem Oemler'ſchen Nonſens gläubig nachſchrieb. Die Ausſchreiber Schwab's nahmen dann natürlich keinen Anſtand, die ſchlechten Erdichtungen Oemler's ihren Leſern ebenfalls aufzutiſchen. Boas hat das Verdienſt, in der Einleitung zu ſeiner oben citirten Schrift unter den Mythen, womit eine ungeſchickte Phantaſie Schiller's Jugendgeſchichte umgab, tüchtig aufgeräumt zu haben.

6) Das Stadtarchiv von Marbach verwahrt das „Beibringens-Inventar" der Eheleute Schiller. Herr Johann Kaſpar brachte in baarem Gelde 215 fl. in die Haushaltung, ferner „an einzunehmenden Schulden eher mehr denn weniger 10 fl.;" weiterhin etliche chirurgiſche Inſtrumente, wie auch Medicamente, beſtehend „in gebrannten Waſſern, Tincturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus;" an Garderobe „einen guten und einen alten bordirten Hut, ein ganz neues Kleid von ſtahlfarbenem Tuch, ein ditto nebſt Kamiſol, ein mittelmäßiges Paar Lederhoſen, einen kalamankenen Cassaquin" und außer dem nöthigſten Weißzeug „zwei feine Manſchettenhemden und zwei ſeidene Taſchentücher;" endlich einen „ſilberbeſchlagenen Stock, ein ſilbern Halsſchloß, ein ſilbern Petſchaft, einen ungariſchen Sattel mit völligem Reitzeug und für 10 fl. medizinische Bücher." Der Kleiderſtaat von Frau Eliſabeth Dorothea beſtand aus einem „ſchwarztaffeten Küttelein, einem ſeidenzeugenen Rocke, einem feinen Flortüchle, einer ſchwarzdamaſtenen Haube mit Goldſpitzen, ſammetledernen Schuben, einem Perlen- und Granaten-Nuſter und einem goldenen Ringe, vom Marito verehret." Sie brachte ihrem Gatten auch ein Stück Acker- und Gartenland zu, auf 188 fl. geſchätzt. Der Hausrath des Paares war einfach genug. Dem Inventar zufolge beſtand derſelbe aus „einer guten gehimmelten Bettlade, einem doppelten Kleiderkaſten, einem Triſur (Treſur), einem guten Tiſch von hartem Holz, zwei dergleichen Stühl', einer Hangwiegen und zwei ungelehnten Seſſeln."

7) Auch Karoline von Wolzogen, die Schwägerin des Dichters, welche, wie ſie ausdrücklich bemerkt, ihr „Leben Schiller's" nach „Erinnerungen der Familie" verfaßte,

gibt dieſes Datum. Die Gefühle, welche den würdigen Vater bei der Geburt ſeines Sohnes bewegten, bezeugt ſchön dieſer Schluß eines Aufſatzes von ihm: „Und du, Weſen aller Weſen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört. Dank dir!"

8) Städlin's ſchwäbiſcher Muſenalmanach für 1782 enthält S. 169 eine vom März 1781 datirte, an S(chiller) gerichtete Ode von Conz, worin dieſer den Freund an ihre im Thale von Lorch gemeinſam verlebten Kinderjahre erinnert und die Landſchaft höchſt anſchaulich ſchildert: —

Sieh, hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieſelnden Quell,
Der patriarchaliſch ſein ſchwarzblaues Waſſer
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künſtlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Waldes,
Der widertönt vom Geſang der Vögel,
An ſchattigen Tannen
Und hochragenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur
Vom Weidenbach umſchlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majeſtätiſch emporhebend den Rieſenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg! . . . .
Ach, wie ſie mir vorübergaukeln vor'm Phantaſieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt' iſt ein Blatt,
Worauf lebendig mich anſprüht
Mein Knabengefühl!
Und o, wie du ſchon da
Manche kindiſche Freuden mit mir theilteſt,
Da noch ſchlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Aufzulodern begann und bald
Ausſchlagen wird zur Flamme!

9) Ich habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Greis gekannt, welcher, ſobald in ſeiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondriſchen Verdüſterung ſeines Alters aufglühte und dann ſchimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gaſthaus zum Ritter St. Jörg am Marktplatz mit dem Fritzle Schiller Marbel geſpielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein „merkwürdig ſerieuſer Mann", drinnen im Hauſe ſeine Geſchäfte abmachte.

10) Noch weniger als Andere ſollten Fürſten
Vom Weg des Rechten und der Tugend weichen:
Ihr Leben ſollte Sonnenuhren gleichen;
So mächtig iſt ihr Beiſpiel, und ihr Irren
Verurſacht, daß die Zeiten ſich verwirren.

Webſter (Bodenſtedt, Sh. Z. I, 219).

11) Abgedruckt bei Strauß, „Schubart's Leben", I, 290, und in meiner „deutſchen Kultur- und Sittengeſchichte", 2. Aufl. S. 339.

12) Ich merke an, daß das bekannte Gedicht, aus welchem dieſe Worte genommen ſind, von Schiller weder, wie behauptet wurde, in ſeinem 16. Jahre noch überhaupt verfaßt wurde. Der Verfaſſer iſt vielmehr J. M. Kembruſter, ein Jugendbekannter unſeres Dichters.

13) Nach dem Zeugniß von Peterſen, dem Akademie-Genoſſen des Dichters, welchem dieſer das väterliche Wort ſelber mitgetheilt hatte. S. Hoffmeiſter's Nachleſe zu Sch. Werken, I, 3.

14) Die vom 6. März 1790 datirte Antwort des Hauptmanns (zum erſten Mal nach dem Original abgedr. bei Boas a. a. O. I, 61) brachte dem Sohne manchen Vorgang aus deſſen Knabenzeit in Erinnerung. Der alte Herr ſchrieb: „Die Geſchichte Seines Geiſtes kann intereſſant werden und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der erſten Begriffe mit hinein, ſo wäre nicht zu vergeſſen, daß Er einmal den Neckarfluß geſehen und ſonach, im Diminutivo, jedes kleine Bächgen ein Neckerle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbiſch-Gmünd gefahren, einer Mausfalle verglichen, weil Er vor dieſem Mäuſefallen geſehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unſerem Quartier zur Sonne in Lorch, da man Ihm ſtatt Mantels einen ſchwarzen Schurz und ſtatt Ueberſchlags ein Predigt-Lümpgen anthun müſſen. Und dann die äußeren Umſtände Seiner Eltern, da Er lernen, vernehmen und thun mußte, gerade das und ſo viel, als dieſe Umſtände erlaubten. Wie Er Sein erſtes Trauerſpiel: „Die Chriſten", in Seinem dreizehnten Jahre geſchrieben; was für lateiniſche Distichen, Carmina, Epistolae etc. Er verfertiget; wie Er mit Hrn. Profeſſor Jahn in Colliſſen gekommen: — doch das gehört mehr zu einer Lebens-Beſchreibung und jetzo abſtrahire ich." — Wichtig iſt in dieſem Schreiben die Erwähnung des Trauerſpiels. Man erſieht daraus, daß Schiller wirklich ſchon im Knabenalter an die Geſtaltung tragiſcher Entwürfe gegangen, wie ich oben erwähnte. Auch zeigt der Brief, daß der Herr Hauptmann dem Sohne gegenüber entſchieden an ſeiner väterlichen Autorität feſthielt. Er hat ſeinen Fritz, als dieſer ſchon ein berühmter Mann war, und bis zuletzt nie anders als mit „Er" angeredet. Er war ein kernhafter Altwürtemberger im beſten Sinne des Wortes, dieſer Soldat, welcher ſeinen Degen in das nützlichere Inſtrument eines Oculirmeſſers umgewandelt hatte.

15) Virtue itself turns vice, being misapplied,
And vice sometime's by action dignified. R. and J. II. 3.

16) „Der Herzog war ſelbſt zugegen und bezeichnete den Kerker, in dem man mich verwahren ſollte. Ich wurde in den Thurm geführt, dicht am Zimmer vorbei, von dem der Herzog und ſeine Gemahlin (d. i. Franziska) herunterſchauten." Schubart's Selbſtbiographie, II, 143—44. Auf dem Wege von Blaubeuren nach der Feſtung hatte der Gefangene in dem Städtchen Kirchheim übernachtet. In dem Wirthszimmer daſelbſt

wurde er von „ledernen Philiſtern“ des Ortes bewacht, die ſich heimlich einander ins Ohr raunten: „Das iſt der Schubart, der Malefizkerl! Man wird ihm 'nmal den Grind (d. i. den Kopf) herunterfegen!“ Das war der Volksdank für die emanzipative Thätigkeit des patriotiſchen Publiziſten.

17) Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß,
Tyrann zu ſein,
Da ward er ein Schulmeiſterlein.

18) Am 24. Januar 1796 äußerte Wieland gegen Böttiger (Literar. Zuſtände und Zeitgenoſſen, I. 180): „Man hat mir auch ſchuldgegeben, daß ich im Dionyſius meines Agathon den Herzog Karl von Würtemberg geſchildert habe. In Einigem können die Leute wohl rechthaben; aber es iſt doch nicht mit Bewußtſein geſchehen. Man mochte indeß dem Herzog ſelbſt etwas der Art von mir geſagt haben; als er hier war und Herder und ich ihm präſentirt wurden, affectirte er uns gar nicht zu kennen. Dagegen hielt er in Jena ein großes Gaſtgebot, wo er die Pedanten alle zuſammenbat und ſie von ſeiner neuen Univerſität unterhielt, ihnen ſtreitige Punkte zur Entſcheidung vorlegte, aber allezeit vorausſchickte: der Geſetzgeber (ſich ſelbſt meinend) hätte darüber ſo geſprochen u. ſ. w. Ich konnte mich damals nicht enthalten, ein Epigramm auf dieſen Dionyſius zu machen, das die Leute ſehr beißend fanden und fleißig circuliren ließen.“ Böttiger, welcher freilich ſeine Glaubwürdigkeit durch überflüſſigen Klatſch bekanntlich ſtark beeinträchtigt hat, theilt das nachſtehende Epigramm mit: —

Mit größtem Recht, o Schwabenkönig, hieß
Die Welt dich längſt den zweiten Dionys;
Dir fehlte Nichts, die Gleichheit zu vollenden,
Als mit Schulmeiſtern auch wie Dionys zu enden.

Man ſieht, falls dies Epigramm wirklich das erwähnte Wieland'ſche iſt, ſo hat es bei der Priorität von Schubart's Witz eine ſehr verdächtige Aehnlichkeit mit dieſem. — Ueber das berührte Gebahren des Herzogs während ſeiner Anweſenheit in Jena finde ich in einem vom 17. Februar 1783 datirten Brief Karl Auguſt's von Weimar an Merck die denkwürdige Aeußerung: — „Der Herzog von Würtemberg war geſtern hier. Sie wiſſen, daß er alle Univerſitäten Deutſchlands bereiſt und daß er wohl leiden mag, wenn ſich alle Facultäten vor ihm hören laſſen, reſpective vor ihm proſtituiren; auch läßt er's nicht ermangeln, ihnen vice versa ein ähnliches Spectacul zu geben. Ich war Augenzeuge einer ſolchen Operation in Jena, 8 Profeſſoren überhörte er in 10 Thema's. Ein alter Huſaren-General mit einem großen Schnurrbart, der ihn begleitet, ein dickköpfichter, runder Schwabe, hat den Auftrag, die Collegia zu ſchreiben; mit Seufzen und Fluchen unterzieht er ſich dieſem Geſchäfte.“

19) Wir beſitzen jetzt eine ausführliche „Geſchichte der Hohen Karlsſchule“ nach archivaliſchen Quellen von H. Wagner. 1856—57. Aus dem im Text angeführten Datum des kaiſerlichen Diploms, kraft deſſen die Akademie zur Karlshochſchule erhoben wurde, erſieht man, daß, ſtreng genommen, Schiller ein „Karlsſchüler“ nicht heißen kann, da er die Akademie ſchon zu Ende d. J. 1780 verlaſſen hatte.

20) Mitgeth. von Peterſen im Morgenblatt 1807, Nr. 182. In einer Selbſtſchilderung, welche Schiller zur nämlichen Zeit dem Herzog von ſich entwarf, findet ſich folgende Stelle: „Sehen Sie mich, Durchlauchtigſter Herzog, in der Mitte meiner

Brüder, forſchen Sie von ihnen ſelbſt, wie ich mich bisher gegen dieſelben aufgeführt habe. Sie werden mich eigenſinnig, hitzig, ungeduldig nennen müſſen, doch werden dieſelben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Alle die ſchönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht ſo angewendet, als es mir meine Pflichten auferlegt haben. Nun ſehe ich mich von der Hauptkrankheit gerettet, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entſchuldigung finden, denn wenn der Körper leidet, ſo leiden mit ihm auch die Kräfte der Seele und der Wille wird durch Leibesſchwachheiten ſtets gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenſo habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht ſo beobachtet, als es meine Schuldigkeit geweſen."

21) Durch alle Werke Schiller's — äußerte am 18. Januar 1827 Göthe gegen Eckermann — geht die Idee der Freiheit und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Kultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle. Daß nun dieſe phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag theils in der Natur ſeines Geiſtes, größerentheils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen. Dann aber in ſeinem reiferen Leben, wo er der phyſiſchen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren.

22) Stuttgarter privileg. Zeitung vom 23. November 1779. Jugenderinnerungen des Generals v. Scharffenſtein, mitgetheilt im Morgenblatt 1837, Nr. 59. Wagner a. a. O. I, 87.

23) Scharffenſtein im Morgenblatt 1837, Nr. 59.

24) Wagner a. a. O. I, 36. Daſelbſt, S. 37, iſt auch der höchſt ergötzliche Brief eines Offiziers an den Intendanten Seeger mitgetheilt, worin ſich der Briefſteller über die Zurückſetzung ſeines „Sohns" in der Akademie gegenüber den adeligen Jünglingen bitterlich beſchwert und entrüſtet ausruft: „Ein offizier hat die ehr, und gehöret die ehre, wie einem Edelmann wo Armée der adel ausserst hat, als von einem unterſchiedlichen braven meritirten offizier der in vorm feuer geſtanden hat?"

25) Memoiren des preußiſchen Generals der Infanterie Freiherrn Ludwig von Wolzogen, S. 3. Der General ſagt bei dieſer Gelegenheit: — „Die Hauptmängel der Akademie waren, daß als einziges Erziehungsprincip lediglich die Gewöhnung des Gehorſams galt, die höhere ſittliche Bildung des jugendlichen Charakters dagegen völlig vernachläſſigt und überdies auch der Unterricht, wenigſtens in den unteren Klaſſen, nicht gründlich genug ertheilt wurde."

26) Es hatte ein ſehr ſeltſames Anſehen — bemerkt Nicolai (Reiſe durch Deutſchland i. J. 1781, X, 64) — wenn beim Mittageſſen die Jünglinge ganz ernſthaft, in zwei Colonnen, die Adeligen zur Rechten und die Bürgerlichen zur Linken, in den Speiſeſaal hinein defilirten, ohne das Geringſte von der Munterkeit zu bezeugen, die Jünglingen beim Anblick der Speiſen ſo natürlich iſt. Noch ſeltſamer iſt es zu ſehen, daß ſie mit Rechtsum und Linksum Front gegen den Tiſch machten und nach Commando zum Beten mit klatſchendem Laute alle Hände ſich zum Gebete falteten, daß nach beendigtem Gebete und entfalteten Händen jeder nach dem Tempo ſeinen Stuhl ergriff und ihn mit ſo ſchnellem und egalem Geräuſche rückte und ſich darauf ſetzte, als wenn ein Bataillon das

Gewehr abfeuert; ja ich glaube faſt, ſie fuhren auch nach dem Tempo mit dem Löffel in die Suppe. — Da Nicolai die Art des Betens in der Akademie erwähnt, ſo will ich daran noch eine Notiz reihen. Jeden Sonntag wurden die Akademiſten zum Gottesdienſt in die Akademiekirche commandirt, aber weiter wurde zur Weckung und Förderung des religiöſen Sinnes Nichts gethan. Auch die Religion wurde in der Akademie, wie ſo vieles Andere, rein äußerlich und mechaniſch behandelt. Man leſe nur in der „Beſchreibung der hohen Karlsſchule" (1783) die Vorſchrift über Verrichtung des Tiſchgebetes: — „Hierauf wird die commandirte ganze Wendung gegen die zwiſchen den Hauptthüren des Speiſeſaals befindliche Kanzel gemacht, auf welcher das für die Akademie beſonders verfaßte Morgen- und Abendgebet von dem Aufſeher und das ſowohl vor als nach dem Eſſen darauf folgende Vaterunſer von den Zöglingen der dritten und vierten bürgerlichen Abtheilung, die hierin, wie die Aufſeher, von Tag zu Tag abwechſeln, mit lauter Stimme gebetet und von der ganzen Schule mit aufgehobenen Händen und einer feierlichen Stille nachgebetet wird; worauf ſich alle nach einer neuen Wendung zu Tiſche ſetzen und eſſen."

27) Noch ſchwebt meiner Seele lebhaft das Bild vor — ſagt der Karlsſchüler Chr. H. Pfaff in ſeinen „Lebenserinnerungen" — wie die hohe anmuthige Frau an dem Arme ihres ſeiner Frömmigkeit wegen berufenen, eine trübſelige Herrenhut'ſche Phyſionomie zeigenden Kammerherrn, der gleich Hamlet's Geiſt dahinglitt, durch die Thüre, die zunächſt an meinem Speiſetiſche ſich befand, hereinſchritt und dann an der Seite ihres in einen einfachen Frack ohne Abzeichen gekleideten, mit ſeinem Stöckchen ſpielenden Gemahls (des Herzogs) den langen ſchönen Speiſeſaal durchwanderte und ſich an der blühenden Jugend ergötzte.

28) Auf ſchwere Vergehen gegen die Disziplin und Subordination waren Stockprügel geſetzt. Die gewöhnliche Strafe war jedoch das „Cariren", d. h. der Straffällige mußte beim Abendeſſen vor ſeinem umgekehrten Teller ſtehen und zuſehen, während die Anderen aßen. Eines Tages, als Herzog Karl nach Gewohnheit Strafurtheile ſprechen wollte, begegnete ihm ein wunderlichſtes Abenteuer. Der General Ludwig von Wolzogen — (er trat 1781 in die Karlsſchule, während ſeine beiden älteren Brüder Wilhelm, nachmals der Schwager Schiller's, und Karl Akademiegenoſſen unſeres Dichters waren) — erzählt (a. a. O. 8) dieſe beſte aller in der Anſtalt paſſirten zahlloſen Schnurren ſo: — „Der Herzog hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Eleve, wenn er etwas peccirt hatte, ſich von ſeinem Claſſenlehrer einen Zettel geben laſſen mußte, worauf ſein Vergehen verzeichnet ſtand. Dieſen Zettel hatte der Unglückliche dann ſelbſt dem Herzoge zu überreichen, um von ihm perſönlich ſeine Strafe entgegenzunehmen. Nun war aber damals gerade ein junger durchtriebener Graf Naſſau auf der Schule, dem die Zettel immer ſchockweiſe zufielen. Eines Freitags, da der Herzog am Arm ſeiner Maitreſſe, der Gräfin Franziska von Hohenheim, die Schule inſpicirte und ihm Graf Naſſau ein ganzes Körbchen ſolcher Strafzettel überreichte, fragte ihn der Erſtere zornig: „Aber Graf Naſſau, wenn Er nun Herzog und ich Graf Naſſau wäre, was würde Er dann mit mir anfangen?" Ohne ſich im mindeſten zu beſinnen, ergriff Naſſau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und erwiderte: „Ew. Durchlaucht, das würd' ich thun und ſagen: komm, Franzel, laß den dummen Jungen ſtehen!" Der Herzog, frappirt von der Geiſtesgegenwart und Unverſchämtheit des Schuldigen, hielt es fürs Beſte, die Geſchichte ſcherzhaft zu nehmen, und erließ ihm noch obendrein alle Strafe."

ſeiner genialen Cäſaren, lechzte auf den Schwertſpitzen ſeiner ehernen Legionen. Als aber das Ungethüm endlich ſich vollgeſchlungen mit dem Blut aller Nationen, da erlag es dem Fluch der Ueberſättigung und begann zu faulen von innen heraus. Jetzt erhuben ſich die jugendmuthigen Völker des Nordens, das große Waidwerk zu beginnen, ſtiegen von den Alpen herab, und bald erdröhnten die Mauern des Kapitols von dem rächenden Hallali der Heruler, der Gothen, der Longobarden, der Vandalen. Aber der Tod Roma's war nur ein Scheintod. Den Leib der alten Wölfin hatte die Völkerwanderung getödtet, doch nicht den Geiſt. Der regte ſich wieder, nach kurzer Ohnmacht, und verkörperte ſich im Pabſtthum. Auf den Trümmern der Cäſarenpaläſte erhob ſich der Stuhl Petri und darauf ſaß ein greiſer Prieſter, das Purpurgewand um die Schultern, auf dem Haupt die dreifache Krone, in der Hand das Kreuz, das Symbol der Religion der Demuth, des Friedens, der Liebe. Knecht der Knechte Gottes ſich nennend in großartiger Verſtellung, war dieſer Prieſter von der weltgierigen Wolfsnatur Roma's erfüllt vom Wirbel bis zur Zehe, ganz und gar.

29) Wolzogen meldet S. 4 ſeiner Memoiren, wie er ſelbſt einmal dem Herzog bei einer Prüfung in der Mathematik ein ganz ungeheuerliches X für ein U vorgemalt habe, worüber dem Claſſenlehrer die Haare zu Berge ſtanden und ſeine Mitſchüler faſt vor Lachen platzten, der Fürſt aber in ſeiner Unkenntniß ſo entzückt war, daß er den Kecken der Claſſe als Muſter vorſtellte.

30) Morgenblatt 1807, Nr. 57.

31) Das Gedicht und die Reden ſind im 1. und 4. Bande von Hoffmeiſter's Nachleſe gedruckt.

32) Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Geſängen, —
Laß ſtrömen ſie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen,
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen ſein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchſtrömt vom paradiſiſchen Gefühl.
Für Könige, für Große iſt's geringe,
Die Niederen beſucht es nur —
O Gott, du gabeſt mir Natur,
Theil' Welten unter ſie, nur, Vater, mir Geſänge!

33) Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht,
(Für and're, ach! glückſel'gre Welten
Iſt das ein Morgenangeſicht.)

34) Hoven's Autobiographie, S. 127.

35) Peterſen bei Boas a. a. O. I, 128.

36) Die Wieland'ſche Ueberſetzung Shakſpeare'ſcher Dramen erſchien von 1762 an. Siehe übrigens das folgende Kapitel des Textes.

37) Als ich in einem ſehr frühen Alter Shakſpeare zuerſt kennen lernte — (ſoll man aus dieſen Worten ſchließen, daß die Bekanntſchaft mit Shakſpeare noch in den Aufenthalt Schiller's auf der Solitude gefallen ſei?) — empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfänglichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneidenden Auftritte in Hamlet, Lear, Macbeth ꝛc. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflectiren, kurz, das Object in dem Subject anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum liebgewinnen konnte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Sch. W. Geſammtausg. v. 1838, XII, 193. Schiller theilt in der genannten Abhandlung wie den Homer, ſo auch den Shakſpeare bekanntlich der naiven Dichtungsweiſe zu, die er als Gegenſatz der ſentimentaliſchen faßt, und er wendet auf jeden der beiden Dichter die Worte an: — Das Object beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht, wie ein ſchlechtes Metall, gleich unter

der Oberfläche, ſondern will, wie das Gold, in der Tiefe geſucht ſein. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werk; er iſt das Werk und das Werk iſt er.

38) Von Karlsruhe aus ſchrieb Göthe am 20. Dezember 1779 an Frau von Stein: — „In Stuttgart haben wir den Feierlichkeiten des Jahrestages der Militär-Akademie beigewohnt; der Herzog war äußerſt galant gegen den unſrigen und ohne das Incognito zu brechen, — (Karl Auguſt reiſte nämlich unter dem Namen eines Barons von Wedel) — hat er ihm die möglichſte Aufmerkſamkeit erwieſen. Uns Andere hat er auch ſehr artig behandelt.“ Hieran iſt natürlich nicht zu zweifeln, aber ebenſowenig daran, daß die Artigkeit des Herzogs gegen Göthe nur eine äußerliche Höflichkeit war. Die ganze Richtung des Dichters mußte dem entſchieden franzöſiſchen Geſchmack Karl's zuwider ſein und ohne Zweifel war ihm auch das vertraute Verhältniß des Herzogs von Weimar zu dem Frankfurter Bürgersſohn insgeheim höchſt fatal. Ich finde dieſe Anſicht durch einen von Strauß (Schubart's Leben I, 436 fg.) mitgetheilten Brief der Gattin Schubart's an Miller (dat. 16. Dezember 1779) beſtätigt, worin die arme Frau ſagt, die „Ankunft des großen Mannes Göthe“ habe ſie auf den Gedanken gebracht, denſelben anzugehen, daß er für den unglücklichen Gefangenen auf dem Aſperg ein Fürwort bei dem Herzog einlege; allein ſie mußte es unterlaſſen, denn — fährt ſie fort — „denken Sie, eine ſchwarze Seele hat Gelegenheit gefunden, unſern Fürſten gegen den großen Mann einzunehmen, daß Er ſogar einigen von ſeinen Gelehrten verbot, mit Ihm auszugehen, ich darf nicht mehr ſagen, das übrige können Sie ſelbſt denken.“

39) Autobiographie, S. 62.

40) Im 1. Bd. der „Briefe von Johann Heinrich Voß,“ herausgegeben von A. Voß, 1829.

41) In dieſem Brief des trefflichen Fürſten ſtanden die ſchönen Worte: „Freiheit iſt das Edelſte, was ein Menſch haben kann. Die ſollen Sie bei mir finden.“

42) Der Klopſtockscultus war damals im Norden und Süden Deutſchlands weit verbreitet, wurde aber nicht immer ungeſtraft geübt, namentlich in Mecklenburg nicht. Voß ſchrieb unterm 15. Dezember 1775 an ſeine Braut Erneſtine: „Hab' ich Dir ſchon Bieſter's Schickſal erzählt? Er war Conrector in Bützow und feierte dieſen Sommer Klopſtock's Geburtstag auf dem Lande. Unter Anderm mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen. Dies ward bekannt, man hatt' ihn in Verdacht des Heidenthums und nahm ihm ſein Amt.“ — In Süddeutſchland war insbeſondere Schubart ein enthuſiaſtiſcher Miſſionär der Klopſtock'ſchen Dichtung. In ſeiner Selbſtbiographie (II, 39 fg.) erzählt er, wie er während ſeines Aufenthalts in Augsburg öffentliche Leſeſtunden veranſtaltete. Er las unter Anderm auch Klopſtock's Meſſias vor und „der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Geſang vermehrten ſich meine Zuhörer; der Meſſias wurde reißend aufgekauft; man ſaß in feierlicher Stille um meinen Lehnſtuhl her; Menſchengefühle erwachten, ſowie ſie der Geiſt des Dichters weckte. Man ſchauerte, weinte, ſtaunte und ich ſah's mit dem ſüßeſten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutſche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene ſei, wenn man ſie aufmerkſam zu machen weiß.“

43) Voß ſchreibt unterm 4. Juni 1794 aus Weimar an ſeine Frau: „Vorgeſtern Nachmittag kamen wir an und wurden mit Freude und Liebe empfangen. Wieland hat beim erſten Anblick Etwas, das Kälte ſcheinen kann; aber nur einige Unterredungen und

er iſt lauter Wärme. Nach Tiſche waren wir einige Stunden allein auf Wieland's Arbeitszimmer und er war äußerſt angenehm. Er verlangte die Geſchichte der Verbrennung ſeines Bildes. Ich erzählte ſie in luſtigem Tone und Wieland lachte herzlich.“

44) „Guten Morgen, Erneſtinchen!“ ſchreibt er am 3. Febr. 1774. „Ich wollte, daß Sie in dieſem Augenblick ſo aufgeräumt wären, wie ich. Die liebe Sonne ſcheint auf meinen Schreibtiſch. Heida, nun gehen wir dem Frühling mit ſtarken Schritten entgegen. Dann pflück' ich Blumen und denke bei der erſten an Erneſtinchen. Dann leſ' ich Kleiſt's Frühling unter einem blühenden Apfelbaum! Dann hör' ich die liebe Nachtigall! O wie ſchön! wie ſchön! Freuen Sie ſich, Erneſtinchen? Wo iſt meine Pfeife? Ich muß eine mit Sonnenfeuer ausrauchen. Eine neue Pfeife, die noch keine Flamme des Herds entheiligt hat. Sie brennt! So ſchön hat mir in drei Monaten keine Pfeife geſchmeckt! Ja, es hilft Nichts, Sie müſſen meinen ganzen Ungeſtüm anhören. Wenn ſich die Natur verſchönert, dann bin ich nicht zu halten“ u. ſ. w.

45) Die elendeſte Haupt- und Staatsaction unſerer gemeinen Komödianten iſt kaum ſo voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und geſunden Vernunft als dieſes Stück Shakſpeare's iſt. — Niemand, der je etwas Vernünftigeres geleſen, kann an Shakſpeare Belieben tragen. Sein Julius Cäſar hat ſo viel Niederträchtiges an ſich, daß ihn kein Menſch ohne Ekel leſen kann. Gottſched's Beiträge zur krit. Hiſt. d. deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit, VII, 316; VIII, 143.

46) Worte, welche der Hauptfigur in „Sturm und Drang“ in den Mund gelegt ſind. Der Mann heißt Wild und iſt mit ſeinen zwei gleichgearteten Freunden La Feu und Blaſius nach Amerika gegangen, um da Kriegsdienſte zu nehmen. Das ganze Stück bewegt ſich in tollen Sprüngen. So auch die Redeweiſe der Perſonen. Wild ſagt z. B. nach der Ankunft in Amerika unter Anderm: „Heida, nun einmal in Tumult und Lärmen, daß die Sinnen herumfahren wie Dachfahnen beim Sturm. Das wilde Geräuſch hat mir ſchon ſo viel Wohlſein entgegengebrüllt, daß mir's wirklich anfängt ein wenig beſſer zu werden. Tolles Herz, da tobe und ſpanne dich aus, labe dich im Wirrwarr! . . . . Bin Alles geweſen. Ward Handlanger, um was zu ſein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Raſt. Seht, ſo ſtrotze ich voll Kraft und Geſundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, da kann meine Seele ſich ausrecken, und thun ſie mir den Dienſt und ſchießen mich nieder, gut dann!“

47) Dieſen Namen gaben ihr die Stolberge, nach einer Stelle im Volksbuch von den vier Haimonskindern, wo die Mutter derſelben, Frau Aja, ihre Söhne als unbekannte Pilger trefflich bewirthet.

48) Von der Leidenſchaft, womit damals die Briefwechſelei betrieben wurde, können wir uns heutzutage, wo ſelbſt die Liebesbriefe mehr oder weniger nur noch Geſchäftsbriefe ſind, kaum eine Vorſtellung machen. Da wurde allerdings viel Papier und Dinte unnöthig vernutzt, aber es iſt darum doch nicht weniger zu bezweifeln, ob das 19. Jahrhundert dem 20. einen ſo gehaltvollen Briefſchatz vermachen werde, wie wir aus dem 18. einen überkommen haben.

49) Böttiger a. a. O. I, 48.

50) Unterm 27. Aug. 1774 ſchrieb Fritz Jacobi an Wieland: — „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht geſehen noch

gehört hat, etwas Begreifliches über dieſes außerordentliche Geſchöpf Gottes zu ſchreiben. Göthe iſt, nach Heinſe's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Sohle; ein Beſeſſener, füge ich hinzu, dem in keinem Falle geſtattet iſt, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu ſein, um es im höchſten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln ſoll, als er wirklich denkt und handelt." Dieſe Erkennung und Anerkennung des Dämoniſchen in Göthe erinnert uns daran, daß der greiſe Dichter am 24. März 1829 zu Eckermann ſagte: „Je höher ein Menſch, deſto mehr ſteht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß immer aufpaſſen, daß ſein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe."

31) Zwiſchen Lavater und Baſedow
Saß ich bei Tiſch des Lebens froh.
Herr Helfer — (ſchweiz. f. Diakon) — der war gar nicht faul,
Setzt' ſich auf einen ſchwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter ſich
Und auf die Offenbarung ſtrich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthſeln wohl verſiegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchſen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Kubusſtadt und das Perlenthor
Dem hocherſtaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereiſt,
Hatt' ein Stück Salmen aufgeſpeiſt.
Vater Baſedow unter dieſer Zeit
Packt einen Tanzmeiſter an ſeiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Chriſt und ſeinen Jüngern war,
Und daß ſich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert ſich der Andre ſehr
Und wollte gar Nichts hören mehr
Und ſagt', es wüßt' ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders ſtünd'.
Und ich behaglich unterdeſſen
Hatt' einen Hahnen aufgefreſſen.

32) In Schwaben und in der Schweiz fiel beſonders die Sucht der Stolberge auf, an der nächſten beſten Stelle bei hellem Tage nackt zu baden, was in der Zeit der Pattenweſten und Reifröcke ſelbſt den Bauern zu griechiſch vorkam. Von der bekannten in und an der Sihl hinter Zürich vorgefallenen Stolberg'ſchen Badgeſchichte gibt Voß in einem Briefe aus Wandsbeck (15. Dezember 1775) an Erne[illegible]ne Boie folgende Verſion: — „In Zürich baden ſie ſich einmal. Lavater, der ſie beſuchen will, ſetzt ſich ans Ufer hin und ſpricht ſo mit ihnen im Waſſer. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausſtehen können, eilen ſchaarenweiſe hinzu; wie ſie aber einen Prieſter am Ufer ſehen, brauchen ſie doch keine Gewalt, ſondern murmeln untereinander, die

nackten Menſchen im Waſſer müßten wohl Wiedertäufer ſein, die der Prieſter bekehren wolle. Man ſehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über ſie ausübe: denn jedesmal, da der Prieſter anfange zu beten, müßten ſie mit dem Kopf unters Waſſer tauchen. Im Bodenſee hatte man ſie gar feſtnehmen wollen.“

53) Lavater's Perſönlichkeit muß jedenfalls eine höchſt anziehende, ja faſcinirende geweſen ſein. Sonſt hätte Göthe durch dieſelbe nicht jahrelang ſo gefeſſelt werden können, daß er noch im November 1779 aus Zürich an Frau von Stein ſchrieb: „Die Trefflichkeit dieſes Menſchen ſpricht kein Mund aus; wenn durch Abweſenheit ſich die Idee von ihm geſchwächt hat, wird man aufs Neue von ſeinem Weſen überraſcht. Er iſt der beſte, größte, weiſeſte, innigſte aller ſterblichen und unſterblichen Menſchen, die ich kenne.“ Bald jedoch mußte die Grundverſchiedenheit dieſer beiden Naturen ſo entſchieden hervortreten, daß ſie nicht mehr zu überſehen war. Schon am 29. Juli 1782 ſchrieb Göthe an Lavater: Da ich zwar kein Wider-Chriſt, kein Un-Chriſt, aber doch ein decidirter Nicht-Chriſt bin, ſo haben mir dein „Pilatus“ u. ſ. w. widrige Eindrücke gemacht“ — und wie vollſtändig wenige Jahre ſpäter der Bruch eingetreten war, zeigt ein Brief Göthe's vom 5. Oktober 1787 aus Rom an Herder, wo von „Taſchenſpielerſtreichen des züricher Propheten“ die Rede iſt, welcher „klug und gewandt genug, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu ſubſtituiren, durcheinander zu miſchen, um das Wahre und Falſche nach ſeinem theologiſchen Dichtergemüth gelten und verſchwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnſuchten u. ſ. w. iſt von Anfang an.“ Daß Lavater Sachen wie den Pilatus ausgeben ließ, machte übrigens alle Verſtändigen unter ſeinen Freunden ſtutzig. So ſchrieb ſchon unterm 11. Juni 1782 der Herzog Karl Auguſt an Knebel: „Sage mir doch ein Wort von der Pilatiade! Wie kann ſo etwas Albernes, ganz Geſchmackloſes, ich möchte beinahe ſagen, Uebelriechendes aus einem ſo wohlduftenden Lavater kommen?“ Am heftigſten hat Göthe Lavater's Charakter angegriffen, indem er unterm 15. Oktober 1796 an Schiller ſchrieb: „Es koſtet dem Propheten Nichts, ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei zu aſſimiliren, um ſeine herrſchſüchtigen Klauen nachher deſto ſicherer einſchlagen zu können.“

54) Als 1778 die erſte Entbindung ihrer Schwiegertochter bevorſtand, ſchrieb ſie an Merck: „Will der Himmel einen braven Jungen geben, ſo iſt's ein Glück fürs ganze Land. Daniſchmend (Wieland) hat ſchon wieder taufen laſſen. Je crains, qu'à la fin il se ressente un peu von dem häufigen Accouchiren ſeiner Frau und des Merkur (die 1772 von Wieland gegründete Zeitſchrift). Er ſcheint aber an beiden vielen Spaß zu finden, alſo muß man ihn machen laſſen.“

55) Dieſer jüngere Einſiedel, der Lieutenant, hatte mit der „kleinen Werther“, der Frau des Freiherrn von Werther, ein Abenteuer, deſſen Schluß namentlich einen Fingerzeig gibt, daß man, wie wir noch mehrfach bemerken werden, in der Sturm- und Drangzeit mit den ehelichen Verhältniſſen genialiſch leicht genug umſprang. Die kleine Werther hatte ſich in den genannten Herrn von Einſiedel verliebt, ſtellte ſich krank, fingirte ſogar den Tod, ließ ſtatt ihrer eine Puppe begraben und ging mit ihrem Liebhaber durch nach — Tunis, wo der tapfere Krieger Gold und Diamanten zu ſuchen beabſichtigte. Statt derſelben fand das phantaſtiſche Paar in Afrika natürlich nur bittere Noth und fand es daher bald gerathen, heimzukehren. Der Freiherr verzieh ſeiner Frau dieſe „Geniereiſe“ und lebte wieder mit ihr. — Die Perſonalien der Weimarer Geniezeit

finden ſich gut zuſammengeſtellt in Wachsmuth's „Weimars Muſenhof", Diezmann's „Göthe und die luſtige Zeit in Weimar" und Schöll's „Karl-Auguſt-Büchlein".

56) Dies war ein großer Verſtoß gegen die geſellige Convenienz von damals, wo ein Mann in anſtändiger Geſellſchaft nie anders als in Schuhen erſchien.

57) Wie Knebel, doch gewiß ein glaubwürdiger Zeuge, ausdrücklich angibt (Lit. Nachlaß, I, XXIX). Düntzer („Freundesbilder aus Göthe's Leben", 426, Anmerk. 2) bezweifelt zwar, daß Göthe zu Weimar in der „Werther'ſchen Montirung" aufgetreten ſei, denn wenn er dieſelbe je getragen, ſo habe er ſie wohl längſt abgelegt gehabt. Aber der Werther war ja erſt das Jahr zuvor erſchienen und der gründliche Götheforſcher legt hier wohl zu viel Gewicht darauf, daß Göthe zur Zeit, wo er ſeine Selbſtbiographie ſchrieb, allerdings nicht mehr geneigt war, mit Wohlgefallen auf die Werthersmode zurückzublicken. Im Uebrigen iſt zu bemerken, daß die „Genietracht" Zopf und Puder noch beibehalten hatte. Als im J. 1780 Karl Auguſt ſich das Haar kurz ſchneiden ließ und nun einen ſogenannten „Schwedenkopf" trug, wurde dieſe Haarrevolution als große Neuigkeit überall hingemeldet.

58) Knebel, a. a. O. I, XXIX.

59) Wieland gerieth über den liebenswürdigſten der Menſchen, wie er Göthe nannte, förmlich in Ekſtaſe. Am 8. Jan. 1776 ſchrieb er an Zimmermann: „Heute war eine Stunde, wo ich ihn erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit, — der ganzen, ſchönen, gefühlvollen, reinen Menſchheit ſah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an ſeine Bruſt und betete Gott an —" und am 25. März 1776 äußerte er gegen Merck: „Für mich iſt kein Leben mehr ohne dieſen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe, indem ich, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön über'n Kopf wächſt und Alles das iſt, was ich nicht habe werden können."

60) Unter den zahlreichen Zügen, welche uns von der reinmenſchlichen Liebenswürdigkeit Karl Auguſt's überliefert ſind, kommt nach meinem Gefühle beſonders den zwei folgenden eine charakteriſtiſche Bedeutung zu. Als der Weimarer Hof 1803 das neuerbaute Schloß bezog, wurde ein patriarchaliſches Feſt gefeiert. Die Herrſchaften kamen auf ihrem Umgang in der neuen Reſidenz auch zur Küche und da kam eine alte häßliche Scheuerfrau heraus und fiel in ihrem ſcheuerfraulichen Entzücken dem Herzog ohne Umſtände um den Hals und küßte ihn. — In Schöll's Karl-Auguſt-Büchlein S. 163 finde ich folgende, von dem Verfaſſer mit Recht „Größe in der Güte" überſchriebene Anekdote. Der Herzog ließ einmal, als ihm ein ſchönes Pferd verendet war, die Section unter ſeinen Augen machen. Wie es gethan war, gab er dem Jäger einen Laubthaler für den Scharfrichterknecht. Dieſen Knecht wollte der Jäger nach dem allgemeinen Vorurtheil nicht berühren und legte ihm den Thaler auf den Karren. Der Herzog drehte ſich herum: „Albernheit!" nahm den Thaler: „Da, Landsmann, ein Trinkgeld von mir." Durchlaucht, ſagte der Knecht zugreifend, ich bin ein ſehr armer Menſch, aber der Laubthaler wird nicht klein gemacht; er bleibt in meiner Familie.

61) Die beſte Charakteriſtik der Herzogin Louiſe hat, wie mir ſcheint, Frau von Staël in den folgenden Worten gegeben: — La duchesse Louise est le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre; sans prétention comme sans faiblesse, elle inspire au même dégré la confiance et le respect; et

l'héroisme du temps chevaleresque est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe.

62) Die beſte unter allen iſt Frau von Stein — ſchrieb Schiller unterm 12. Aug. 1787 aus Weimar an Körner — eine wahrhaft eigene intereſſante Perſon, von der ich begreife, daß Göthe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen.

63) Als der Dichter die ſchöne Künſtlerin, welche er ſchon früher kennen gelernt hatte, 1776 in Leipzig wiederſah und nach Weimar zu gehen veranlaßte, ſchrieb er an Frau von Stein: „Die Schröter iſt ein Engel. Wenn mir doch Gott ſo ein Weib beſcheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden laſſen." Die Briefe Göthe's an Frau von Stein, beſonders aus der erſten Zeit ihres Verkehrs, ſind zwar ſchon nicht mehr ſo ganz ſturm- und drangvoll, wie die Epiſteln an Auguſte von Stolberg waren, welche eigentlich nur aus Ausrufungen, Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen beſtehen, — aber doch ſind ſie in ihrer Naivetät und Gedrängtheit ein köſtliches Zeugniß von der Friſche und dem Feuer, welche durch Göthe in den deutſchen Styl kamen. Die Correſpondenz der Originalgenies, in der Zwangloſigkeit nicht ſelten zur cyniſchen Derbheit vorſchreitend, widerſpiegelt überhaupt noch viel unmittelbarer als ihre Dichtung eine gährende, nach Natur und Freiheit ringende Zeit. Einige Proben mögen auch hier am Platze ſein. Als die Berufung Herder's nach Weimar auf Hinderniſſe ſtieß, ſchrieb Göthe: „Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den ......kerlen verdorben und die ſitzen überall auf dem Faſſe. Der Herzog will und wünſcht Dich, aber Alles iſt hier gegen Dich." Er fordert dann Herder auf, derſelbe möge nur einen einzigen rechtgläubigen Theologen bewegen, „Guts" von ihm zu ſagen. Doch ſogleich darauf ſchreibt er wieder: „Bruder, ſei ruhig, ich brauch' der Zeugniſſe nicht; habe mit trefflichen Hetzpeitſchen die Kerls zuſammengetrieben und es kann nicht lange mehr ſtocken, ſo haſt Du den Ruf." Zur ſelben Zeit ſchrieb Lenz, welcher vernommen hatte, daß der Weimarer Stadtrath erſt Probepredigten von Herder habe hören wollen, aus Darmſtadt an dieſen: „Probepredigten? Luſtig genug, aber ſieh' das als eine Farce an und denk' an Coriolan im Candidatenrock, Ulyß gar in Bettlerslumpen. Küß' Deinen Sohn!!!" Als Göthe die Berufung Herder's durchgeſetzt hatte, ſchrieb er ihm in Knittelverſen: —

Hochwürdiger! 's iſt eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel geſtift.
Seid alſo vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab geſtiftet werden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitſche kommt —
Und wie dann unſer Herr und Chriſt
Auf einem Eſel geritten iſt,
So werdet Ihr in dieſen Zeiten
Auf hundert und fünfzig Eſeln reiten,
Die in Eurer Herrlichkeit Diöces
Erlauern ſich die Rippenſtöß'......

und Wieland gab dazu den Commentar, indem er (19. Febr. 1776) an Merck meldete:

„Der Meſſias Herder wird am Palmarum auf 150 Eſeln — (ſeiner ſubordinirten Geiſtlichkeit) — hier einreiten.“ Der Herzog Karl Auguſt ging mit vollſtem Behagen in die Redeweiſe und den Briefton der Kraftgenies ein. Man leſe nur ſeinen Brief v. J. 1780, worin er meldet, daß Wieland zur gleichen Zeit den Oberon und einen Jungen zu Stande gebracht habe. Daß der Herzog auch die oſſianiſch-werther'ſche Stimmung der Geniezeit in ſich aufgenommen, bezeugt ſein Brief vom 17. Juli 1780 an Knebel, wo er, Nachts allein in der Borkenhütte des Parkes ſitzend, ſchrieb: „Der Menſch iſt doch nicht zu der elenden Philiſterei des Geſchäftslebens beſtimmt; es iſt Einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne ſo untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden ſieht und fühlt, und Alles ſo für ſich, ſo wenig der Menſchen halber, und doch genießen ſie's und ſo hoch, daß ſie glauben, es ſei für ſie. Ich will mich baden mit dem Abendſtern und neu Leben ſchöpfen ... Ich komme daher. Das Waſſer war kalt, denn Nacht lag ſchon in ſeinem Schooße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den erſten Schritt hineinthat, war's ſo rein, ſo dunkel. Ueber dem Berg hinter Oberweimar kam der volle Mond. Es war ſo ganz ſtille. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weitem“ u. ſ. f. Ein Anklang Fauſtiſchen Schmerzes ſpricht aus den 1781 geſchriebenen Worten des Fürſten: „Der Menſch, namentlich der nicht gemeine, muß von den Göttern ihm angezogene ſpaniſche Stiefeln tragen und deſſenungeachtet, fährt dem Schickſal eine Laune durch den Kopf, dabei ſpringen und tanzen.“

64) Wenn anders Böttiger (a. a. O. I, 54) Glauben verdient, ſo ging Kaufmann, „um ſeinen Genieberuf zu beurkunden, in einer grünen Friesjacke, mit entblößter Bruſt, mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenſtock umher. So kam er in der Fürſtin Zimmer und an des Fürſten Tafel.“ Vgl. über K. den Aufſatz von Düntzer in Raumer's Hiſt. Taſchenbuch f. 1859.

65) „Göthe, aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt“, S. 145.

66) Böttiger I, 61, 204, wo übrigens Wieland als Gewährsmann genannt iſt.

67) Wieland an Merck, 27. Mai 1776.

68) In Göthe's ſchönem Gedicht „Ilmenau“ iſt dieſes Treiben poetiſch verklärt.

69) Unbändig ſchwelgt ein Geiſt in ihrer Mitten
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

70) Die parodiſche Arie an den Mond:

Du gedrechſelte Laterne
Ueberleuchteſt alle Sterne
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz —

wurde unter Poſthornbegleitung „in der allerlächerlichſten Weiſe abgeleiert“, wobei auf das Wort Schnuppe ein langer Triller kam. Vgl. Diezmann a. a. O. 170.

71) Corona Schröter war Iphigenie, Knebel Thoas, Prinz Conſtantin Pylades, Göthe Oreſt. Ein Augenzeuge, Hufeland, ſchrieb über dieſe Aufführung: „Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den Göthe als Oreſt im griechiſchen Coſtüm machte. Man glaubte einen Apollo zu ſehen. Noch nie erblickte man eine ſolche Vereinigung phyſiſcher und geiſtiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne als damals an Göthe.“

72) Wieland an Merck, 21. Sept. 1779.

73) Wie z. B. in den 1783 geſchriebenen Zeilen:

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

74) Karl Auguſt an Merck, 2. Juni 1783. Zu dem Vorwurf der Taciturnität geben vielleicht die Verſe in Göthe's Elpenor einen Commentar ab:

Wer alt mit Fürſten wird, lernt Vieles, lernt
Zu Vielem ſchweigen.

75) Knebel's Lit. Nachl. I, 180.

76) Beim Tode von Göthe's Vater ſchrieb Karl Auguſt: „Der Alte iſt nun abgeſtrichen und die Mutter kann endlich Luft ſchöpfen." Als der Miniſter Göthe in alten Tagen einmal im devoteſt-umſtändlichſten Kanzleiſtyl um einen kurzen Urlaub bat, ſchrieb der Fürſt an den Rand der Eingabe: „Reiſe aus!" Am 28. Auguſt 1827 führte Karl Auguſt den König Ludwig von Baiern, welcher dem Dichter ſeinen Hausorden perſönlich überreichen wollte, bei Göthe ein. Dieſer erbat in ſtrengſter Förmlichkeit die Erlaubniß ſeines Fürſten zum Tragen des Ordens, worauf Karl Auguſt lachend ſagte: „Alter Kerl, mach' doch kein dummes Zeug!"

77) Ich erachte mich nicht berechtigt, dieſen urkundlichen Verſtoß gegen die Grammatik zu verbeſſern.

78) Mitgeth. von Wagner a. a. O. I, 6.

79) Hoven a. a. O. 55. Bruderzwiſt war übrigens, wie der Julius von Leiſewitz und die Zwillinge von Klinger bezeugen, zu jener Zeit ein beliebter tragiſcher Vorwurf.

80) Bei Karoline von Wolzogen, I, 36.

81) In einem 1784 im deutſchen Muſeum II, 365 gedruckten Aufſatz, der höchſt merkwürdig iſt, weil er in prägnanteſter Weiſe die wahre Geneſis der Tragödie zeichnet. „Früh verlor ich mein Vaterland — ſagt Schiller a. a. O. — um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt (!). Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel. Aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt ſtark wie die erſte Liebe: was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden, unbekannt mit den Menſchen — denn die Vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß eines und deſſelben Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlecht — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſein; — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht

verbanden war und dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Ehe der Subordination und des Genius in die Welt ſetzte. Ich meine die Räuber.“

82) La conscience est sa muse, ſagte Frau von Staël, ebenſo ſchön als wahr von Schiller. De l'Allemagne. Oeuvr. compl. X, 237.

83) „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt — ſchrieb er in einem vom 15. Januar 1780 datirten Brief — aber ich darf es ſagen: Die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht mehr auf die Welt und der Tag meines Abſchiedes aus der Akademie, der vor wenigen Jahren ein freudevoller Feſttag würde geweſen ſein, wird mir kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich im Jahr gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, deſto mehr wünſche ich als Kind geſtorben zu ſein. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tode geizig ſein. So aber gehört es meiner Mutter und drei'n ohne mich hülfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn und der Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“

84) Eine Probe erſchien unter dem Titel „der Sturm auf dem Tyrrhener Meer“ im 11. Stück des Schwäb. Magazin f. 1780 und Haug konnte mit Recht dazu anmerken: „Kühn, viel, viel dichteriſches Feuer!“

85) Die ſchönen Zeilen in dieſem Gedichte:

Stolz, wie die Roſſe ſich ſträuben und ſchäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten einher —

welche Schiller dem todten Freunde nachrief, dürften mehr noch auf den Dichter ſelbſt paſſen, in jener Zeit, wo er die Räuber ſchuf. Im Uebrigen kann die Leichenphantaſie ein Beiſpiel abgeben von der naturaliſtiſchen Läſſigkeit, womit Schiller dem Reimgeſetz gegenüber damals und noch viel ſpäter verfuhr. Viele Jahre nach ſeinem Tode hat einer ſeiner Gegner die Verſe der Leichenphantaſie: —

Muthig ſprang er im Gewühle der Menſchen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch, wie die Adler in wolkiger Höh' —

zur Unterlage eines giftigen Epigramms gemacht, und wenn der Verfaſſer deſſelben, A. W. Schlegel, dafür mit Recht nur allgemeine Entrüſtung einerntete, ſo darf die Pietät doch nicht verſchweigen, daß in Wahrheit Schiller ſein Lebenlang auf die Reinheit des Reims zu wenig Gewicht gelegt hat. Es rührte dies daher, daß er die Reminiscenz ſeiner heimatlichen Mundart nie völlig zu überwinden vermochte. Die Schwaben ſind in Betreff der Ausſprache der Vokale außerordentlich nachläſſig. So ſprechen ſie das a wie ein dumpfes o, das e wie ä und mißhandeln namentlich die Doppelvokale ſo ſehr, daß in einem echtſchwäbiſchen Munde das ö durchgehends wie e oder ä, das ü und y wie i klingt. Im Uebrigen wurde die Reinheit des Reims in ihrer ganzen Strenge bekanntlich erſt durch Platen in die deutſche Poeſie eingeführt.

86) Vgl. d. cit. Geſammtausg. v. Sch. W. XII, 3.

87) Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 (von Andreas Streicher). Stuttg. 1836.

Die Wölfin lebte wieder, nur war ſie getauft worden. Aber noch liſtiger, grauſamer, unerſättlicher war ſie geworden, als ſie vordem ſchon geweſen. Wo der Adler der Imperatoren ſeinen Flug nie hinzurichten gewagt, auch da zuckte jetzt der Blitz des Vatikans über den geängſtigten Völkern. Das alte Rom hatte nur die Leiber erſchlagen, das neue mordete auch den Geiſt. Die alte Wölfin lebte wieder und hielt die Erdkugel in ihrem Rachen.

Oder wollt ihr ein anderes Bild? Wollt ihr in gedrängten Worten vernehmen, was das Pabſtthum, was die Hierarchie, was Rom war? Nun denn, ſo geſtattet mir, hier anzuführen, was ich an einem andern Orte geſagt und geſungen:

Mit ſtolzem Haupt und üppig wall'nden Brüſten
Prunkt' hoch am Tiberſtrand ein buhlend Weib,
Voll Höllenliſten und voll Höllenlüſten.

Und wunderſame Zauberlieder ſang ſie,
So ſchmachtend, ſo verlockend, weich und geil;
Die ganze Welt mit ihrem Netz umſchlang ſie.

Und Volk auf Volk lockt ſie zu ihrem Stuhle,
Und jedem ſog ſie aus das Lebensmark
In grimmer Gier, die nimmerſatte Buhle.

88) Streicher a. a. O. 63—66.

89) Vgl. Wagner a. a. O. I, 43, 82. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der Herzog ein gutes Recht hatte, auf Entſchädigung für aufgewandte Erziehungskoſten zu denken; allein die Art und Weiſe, wie er dieſes Recht ausnützte — und zwar keineswegs nur unſerm Dichter gegenüber — kann doch einigermaßen den leidenſchaftlichen Schubart entſchuldigen, wenn dieſer die Militär-Akademie eine „Sklavenfabrik“ oder „Sklavenplantage“ ſchalt.

90) Vgl. Boas a. a. O. I, 238, 263. Die gegebenen Notizen über die Viſcherin rühren von Schiller's Schweſter Chriſtophine her. Boas empfing ſie durch Vermittlung von Schiller's Tochter Emilie; der Freifrau von Gleichen-Rußwurm.

91) Scharffenſtein's Mittheilungen im Morgenblatt f. 1837, Nr. 57 fg., bilden, zuſammengehalten mit den zerſtreuten Erinnerungen von Peterſen, Hoven, Abel, Conz, Streicher und Chriſtophine Schiller, die Hauptanhaltspunkte für dieſes und das folgende Kapitel.

92) Unter Peterſen's Papieren hat ſich ein Zettel erhalten, welchen Schiller eines Abends im Ochſen zurückließ, als er die Freunde vergeblich dort geſucht hatte. Er lautet ganz kraftgenialiſch: — „Seid mir ſchöne Kerls. Bin da geweſen, und kein Peterſen, kein Reichenbach. Tauſendſakerlot! Wo bleibt die Manille heute? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies. Schiller.“

93) Wie eine und zwar unquittirt in Peterſen's Nachlaß vorgefundene, vom Ochſenwirth Geiger verfaßte „Nota über Hr. D. Schiller und Hrn. Bibliotarius Peterſinn“ beurkundet. Uebrigens iſt ſchon hier, und zwar beſonders auf das vollgültige Zeugniß des Profeſſors Abel hin (Sch. L. von Hoffmeiſter und Viehoff. I, 98) des Beſtimmteſten zu verneinen, daß Schiller, wie der Klatſch wiſſen wollte, jemals ein gewohnheitsmäßiger Trinker geweſen ſei. Er war das ſchon als Regimentsmedicus nicht, obgleich er als ſolcher gelegentlich mal „einen Schoppen über Durſt getrunken haben mag.“

94) Alfred v. Wolzogen im deutſchen Muſeum von Prutz, Jahrg. 1857, Nr. 37.

95) Jean Paul hat treffend bemerkt: „Herder und Schiller wollten Beide in der Jugend zu Wundärzten ſich bilden. Aber das Schickſal ſagte: Nein! Es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die tiefern! und Beide ſchrieben.“

96) Um in Begeiſterung ihn zu bringen,
Schlug ihm die Armuth ums Haupt die Schwingen.

97) Vgl. deſſen Geſpräch mit Eckermann vom 14. November 1823.

98) Die Honorarverhältniſſe waren in Deutſchland damals überhaupt noch ganz ärmlich. Das erſte Werk, wofür Wieland pr. Bogen einen Dukaten bekam, war Araspes und Panthea. Seine Ueberſetzung des Shakſpeare wurde ihm mit 10 Carolin pr. Band honorirt. Selbſt nach dem außerordentlichen Erfolg von Götz und Werther entſchloß ſich der Berliner Buchhändler Mylius nur nach langem Bedenken, Göthe's Stella mit 20 Thalern zu honoriren, und ſchrieb erſchrocken an Merck, am Ende werde Göthe für ſeinen Fauſt gar 100 Louisd'or verlangen. Für Hermann und Dorothea forderte und bekam Göthe 1797 tauſend Thaler. Was Schiller angeht, ſo gelangte er erſt mit der Herausgabe der Horen zu einer anſtändigen Honorirung ſeiner Arbeiten.

99) Die Räuber. Ein Schauſpiel. Frankfurt und Leipzig. Die Originalausgabe, ziemlich gut ausgeſtattet, zählte 222 Seiten und war 800 Exemplare ſtark, die binnen

Jahresfriſt abgeſetzt worden waren. Die Titelvignette, von einem Zögling der Akademie gratis radirt, ſtellte die Szene vor dem Kerkerthurm im Walde dar. Die nächſtfolgenden Ausgaben waren: Die Räuber, ein Trauerſpiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbeſſerte Auflage. Mannheim, in der Schwaniſchen Buchhandlung, 1782. — Die Räuber. Ein Schauſpiel in fünf Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zweite verbeſſerte Auflage. Frankfurt u. Leipzig, bei Tobias Löffler, 1782. — Die Räuber u. ſ. w. (ganz wie der vorige Titel, aber mit der berühmten Titelvignette: Löwe nach rechts aufſteigend mit dem Motto: In Tirannos!) — Die Räuber u. ſ. f. (abermals wie der zuletzt angegebene Titel, aber der Löwe auf der Titelvignette nach links aufſteigend). Es iſt nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen, welche von den drei letztgenannten, im Jahr 1782 erſchienenen Ausgaben Original und welche Nachdrücke ſind.

100) Mitgeth. bei Boas a. a. O. I, 10 fg.

101) Hoven's Selbſtbiographie, S. 114 fg. Zum Glück für Schubart ſtarb der „edle“ Rieger bald darauf (im Mai 1782). Unter ſeinem Nachfolger, General von Scheler, athmete der Gefangene ordentlich neu auf. „Mein gegenwärtiger Commandant — ſchrieb er am 10. Oktober 1782 an ſeine Frau — läßt mich meine Feſſeln wenig fühlen — das Gott ihm lohne!“

102) S. das vorige Kapitel des Textes.

103) Streicher a. a. O. 66 fg.

104) Devrient, Geſch. d. deutſchen Schauſpielkunſt, III, 30.

105) Schiller's Leben, S. 96.

106) Streicher, 41.

107) Zunächſt war freilich nicht gar zu viel Ausſicht, dieſe Prophezeiung erfüllt zu ſehen. In Mannheim war der Eindruck der Aufführung allerdings ein überwältigender geweſen, und wenn ein Referat aus dieſer Stadt in Nr. 7 der Berliner Literatur- und Theaterzeitung f. 1782 äußerte: „Schwerlich hat je ein Stück mehr Wirkung in Deutſchland auf dem Theater gemacht als die Räuber“ — ſo war dies nur der Wahrheit gemäß geſprochen. Aber daneben ließen ſich aus ariſtokratiſchen Kreiſen bereits mißbilligende Stimmen vernehmen. Im September 1782 wurden die Räuber in Leipzig und Hamburg aufgeführt und am letztern Orte ſpielte Fleck den Karl und Unzelmann den Franz Moor, aber trotzdem meinte ein Berichterſtatter, das Schauſpiel werde „ſeines empörenden Inhalts wegen nie anhaltenden Beifall behaupten können.“ Der Leipziger Magiſtrat gab es der Aufführung der Räuber ſchuld, daß dort während der Meſſe bedeutende Summen geſtohlen wurden!!! In Berlin wurde das Stück zu Neujahr 1783 gegeben und ſehr oft wiederholt. Hier war der Beifall außerordentlich. Die Bedenken, welche Anfangs von gewiſſen Seiten her gegen das Drama erregt und dadurch, daß es zu einer wüſten Flut von Banditenliteratur den Anſtoß gab, noch geſteigert wurden, wichen im Verlaufe der Zeit allmälig der richtigeren Einſicht in die Natur des Gedichtes. Man fing an, zu begreifen, wie mächtig es die Jugend packen mußte, und ſetzte es auch nicht mehr dem Dichter auf Rechnung, daß in Baiern ein Schuljunge von der Aufführung der Räuber durch eine Wandertruppe zu dem Entſchluß begeiſtert worden war, mit ſeinen Kameraden in die böhmiſchen Wälder zu ziehen. Im Jahre 1798 beſorgte man keine derartigen Wirkungen mehr von den Räubern, denn ſonſt hätte man das Stück nicht von den Schülern des Gymnaſiums in Koburg öffentlich aufführen laſſen. Am längſten ſträubte man ſich gegen die Zulaſſung der Räuber in Wien. Hier ging das

Stück erſt 1814 auf dem Theater an der Wien in Szene und erregte mehr als dreißig Jahre nach der erſten Aufführung in Mannheim keine geringere Senſation als am 13. Januar 1782.

108) Als die hauptſächlichen Quellen, woraus Schiller das Material zum Fieſco holte, gibt er in der Vorrede zu dieſer Tragödie bekanntlich an: des Cardinals von Retz Conjuration du comte Jean Louis de Fiesque, die Histoire des conjurations, die Histoire de Gênes und Robertſon's Geſchichte Karl's V.

109) Streicher, 43.

110) Schiller's Beitrag war „die Entzückung an Laura.“

111) Man leſe z. B. den Paſſus: „So geh' denn hin, Sibiriſche Anthologie — geh', du wirſt manchen Jüngling beſeligen, wirſt von ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinem zärtlichen Kuß verrathen.“

112) Durch die Vorrede, womit die Metzler'ſche Buchdruckerei 1798 die neue Titelausgabe der Anthologie begleitete. Die dortige Angabe, daß die mit den Chiffern M. — P. — Wr. — und Y. unterzeichneten Gedichte der Sammlung ſämmtlich von Schiller ſeien, erfuhr keinen Widerſpruch.

113) Vielleicht gerade deshalb fand der Gefangene des Aſpergs die Anthologie ſo ſehr nach ſeinem Geſchmack, daß er im Sommer 1782 an ſeine Frau nach Stuttgart ſchrieb: „Schiller iſt ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“ und in ein dithyrambiſches Dankpoem an Schiller ausbrach, worin es heißt:

Auch ich ſchlang deinen Geſang,
Wie der Langdurſtende
Mit wollüſtig geſchloſſenem Auge
Schlürft aus des Baches Friſche.
Sah nicht des eiſernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Feſſelgeklirr am wunden Arm:
Denn du ſangſt,
Schiller, du ſangſt!
Deiner Lieder Feuerſtrom
Stürzte tönend nieder vor mir
Und ich horchte ſeinem Wogenſturze;
Hoch empor ſtieg meine Seele
Mit dem Funkengeſtäube
Seiner Flut.

114) Auch das Geiſtigſte mit Tönen
Zu verwandeln in ein Bild.

115) Den Beweis hat Boas (I, 238—62) überzeugend geführt. Was aber nach meinem Gefühl den Ausſchlag gibt, iſt, daß die Frau Viſcher häufig in Schiller's elterliches Haus auf der Solitude kam und mit der Familie auch nach des Dichters Entfernung aus Stuttgart in freundſchaftlichem Verkehr blieb. Nimmermehr würde der ſittenſtrenge Herr Johann Kaſpar eine Perſon, die zu ſeinem Sohn in zweideutigen Beziehungen ſtand, über ſeine Schwelle gelaſſen haben.

116) „Die Lauragedichte ſcheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenſchaft für einen beſtimmten Gegenſtand entſprungen.“ I, 39.

117) Nr. 3 der Zeitung f. d. eleg. Welt f. 1823.

118) Der in Rede ſtehende Brief Schiller's (vom 15. Juli 1782) iſt auch deshalb merkwürdig, weil darin die erſte Hindeutung auf Don Carlos vorkommt. Es ſcheint, Dalberg habe den Dichter auf dieſen tragiſchen Stoff aufmerkſam gemacht, denn Schiller ſchrieb ihm: „Die Geſchichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers und iſt vielleicht eines von den nächſten Sujets, das ich bearbeiten werde.“

119) Streicher, S. 59.

120) Weil er in dem zuletzt erwähnten Brief an Dalberg dieſem das widrige Erlebniß als abgethan meldete.

121) Schon unterm 15. Juli 1782 ſchrieb Schiller: „Ich muß eilen, daß ich hier wegkomme; man möchte mir am Ende auf Hohenaſperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweiſen. Man redet von beſſerer Ausbildung, die ich bedürfen ſoll. Es kann ſein, daß man mich auf Hohenaſperg anders ausbilden würde; allein man laſſe mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir wohlgefälligerem Grade beſitzen will, denn ſo verdanke ich ſie doch meinem freien Willen und der zwangverachtenden Freiheit. Ich denke, längſt in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine den Geiſt feſſelnde Curatel ſetzen möchte, mündig geworden zu ſein. Das Beſte iſt, daß man ſolchen plumpen Feſſeln ausweichen kann. Mich wenigſtens ſollen ſie nie drücken.“

122) So erzählt den Ausgang der Audienz Peterſen, jedoch mit Weglaſſung des Drohwortes „Feſtungsſtrafe“. Allein daß daſſelbe hieher gehört, wiſſen wir von Schiller ſelbſt, der in der „Ankündigung der Rheiniſchen Thalia“ (a. a. O.) ſagt: „Die Räuber koſteten mir Familie und Vaterland. In einer Epoche, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt, mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das unverdient und unverhofft aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte bei Strafe der Feſtung, zu ſchreiben.“ — Der Denunciant Walter ſchrieb unterm 2. September 1782 an den Herausgeber des Sammlers in Chur: „Ich hatte nicht ſobald ihre Apologie von Bünden geleſen, ſo machte ich ſogleich Anſtalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen (Schiller's) ſehr, ließ ſolchen vor ſich ruffen, wäſchte ſolchen über die Maſſen, bedeutete ihm bei der größten Ungnad, niemals mehr weder Comedien noch ſonſt ſo was zu ſchreiben! ſondern allein bei ſeiner Medizin zu bleiben.“ Armbruſter's Schwäb. Muſeum für 1785, I. 255 fg. Boas (I. 260—83) theilt ſämmtliche Acten dieſes Graubündnerhandels mit, der allerdings tief in Schiller's Leben eingriff.

123) Peterſen ſetzt die Flucht Schiller's in die Nacht vom 22. auf den 23. September. Es iſt aber durchaus kein Grund vorhanden, die obige Angabe Streicher's zu bezweifeln.

Zum zweiten Buch.

1) Streicher, 82.

2) Du wirſt dann merken, wie nach Salze ſchmecke
Das fremde Brot, und welch ein harter Gang iſt
Das Auf- und Niederſteigen fremder Treppen. Paradiſo, 17.

3) Streicher, 69.

4) Durch einen Brief vom 6. November 1782 an einen Freund daheim (Jakobi), worin es heißt: „Die Briefe an den Herzog und den General Augé (— alſo auch an dieſen hatte der Dichter geſchrieben?) — hatten den ſehr wichtigen Zweck, meine Familie zu ſichern und meinen gewaltſamen Schritt in das möglichſt rechtmäßige Feld hinüber zu ſpielen. Dieſes Ziel ſcheine ich wirklich erreicht zu haben und hiemit bleibt auch die ganze Maſchinerie auf ſich beruhen."

5) Nach Streicher (99 fg.), welcher uns überhaupt hier zum Führer dient. Die Begegnung mit einem Werber war übrigens für junge ſchutzloſe Wanderer keine unbedenkliche Sache. Ich erinnere nur an den unglücklichen Studenten, welcher 1735 bei Ulm auf der Landſtraße durch einen preußiſchen Werber, Baron von Heyden, „weggeſchnappt" wurde und bei dieſer Gelegenheit an dem ihm in den Mund geſtopften Schnupftuch erſtickte, ſowie an das berühmtere Beiſpiel Seume's, welcher erſt von heſſiſchen Werbern geraubt und nach Amerika geſchleppt wurde, um, wie er ſich ausdrückte, „den Engländern ihre dreizehn amerikaniſchen Provinzen verlieren zu helfen," dann, kaum von dort zurückgekehrt, von preußiſchen Werbern gewaltſam entführt und eines mißlungenen Fluchtverſuchs wegen in Emden zu zwölfmaligem Spießruthenlaufen, alſo zu einem ſichern und ſchrecklichen Tod verurtheilt wurde, dem er nur mit knapper Noth entging. Es iſt ebenſo lehrreich als peinlich, die betreffenden Stellen in Seume's Autobiographie und in der Fortſetzung derſelben durch Clodius (Seume's ſämmtl. Werke, 5. A. Bd. 1, S. 57 fg., S. 97 fg.) nachzuleſen, — lehrreich, weil ſelbſt ein geſchworener Peſſimiſt wird zugeben müſſen, daß ſo ein barbariſcher Menſchenraub und Menſchenverkauf jetzt auf deutſchem Boden denn doch unmöglich wäre.

6) Herzog Karl ſcheint indeſſen nie ernſtlich daran gedacht zu haben, den entflohenen Dichter vermittelſt eines Auslieferungsbegehrens wieder in ſeine Gewalt zu bekommen. Wahrſcheinlich hatte der Fürſt in der erſten Zornwallung über Schiller's

Flucht ſo ein Drohwort hingeworfen, welches der reſidenzliche Klatſch in Umlauf zu ſetzen ſich beeilte. Das war aber auch Alles. Schiller's Vater ſchrieb unterm 8. Dezember 1782 an Schwan in Mannheim: „Ich habe hier noch nicht das Geringſte bemerkt, daß Se. Herzogl. Durchlaucht ſich entſchließen ſollten, meinen Sohn aufſuchen und verfolgen zu laſſen. Auch iſt deſſen Poſten längſt wieder beſetzt, ein Umſtand, der merklich erkennen läßt, daß man meinen Sohn entbehren kann.“ In eben demſelben Briefe äußert Herr Johann Kaſpar ſeine nicht ſehr günſtige Anſicht über die Flucht ſeines Sohnes. „Er hat ſich ſelbſt — ſchreibt er — durch ſein unzeitliches Weggehen in ſeine gegenwärtige Lage verſetzt und es wird ihm an Leib und Seele gut ſein, wenn er ſie empfindet und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird.“ Der Brief ſchließt jedoch nicht ohne eine väterliche Regung, denn der Herr Hauptmann ſagt zuletzt: „Ich befürchte nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden ſollte, denn in ſolchem Falle würd' ich ihn nicht laſſen können.“

7) Der vom 6. November 1782 datirte Brief iſt vollſtändig mitgetheilt in dem „Gedenkbuch an Fr. Schiller“, 1855, S. 248 fg. Von Nicolai wird darin geſagt, derſelbe ſei in Berlin „gleichſam der Souverain der Literatur.“

8) „Obwohl dieſes Stück für das Theater noch Einiges zu wünſchen übrig läßt, auch der Schluß deſſelben nicht die gehörige Wirkung zu verſprechen ſcheint, ſo iſt dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von ſo ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiemit erſucht wird, dem Verfaſſer als Beweis der Anerkennung ſeiner außerordentlichen Verdienſte eine Gratification von 8 Louisd'or verabfolgen zu laſſen.“ Iffland. Die Intendanz nahm davon keine Notiz.

9) Den erwähnten Brief vom 19. November ſ. in Boas' Nachträgen, II, 448. Streicher weiß oder erwähnt wenigſtens Nichts von dieſem Ausflug nach Bretten. Dagegen erzählt er S. 177, daß Schiller während ſeines ſpäteren Aufenthalts in Mannheim nach Bretten geritten und dort mit ſeiner Mutter und Schweſter zuſammengetroffen ſei. Hinwieder beſtreiten Hoffmeiſter und Viehoff (S. 167), auf Familienbriefe geſtützt, die Möglichkeit dieſer Angabe Streicher's. Ich habe mich leider außer Standes geſehen, dieſen Punkt aufzuhellen.

10) „Deutſchland! Deutſchland! Du darfſt dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du thateſt Nichts für ſie; du überließeſt ſie dem Zufall und gabſt ihr geiſtiges Eigenthum Jedem preis, der ſie auf offener Straße darum berauben wollte. Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Muthe der Einzelnen, nicht deinem Schutze, nicht deiner Fürſorge haſt du es beizumeſſen, wenn andere Völker dich um deine großen Geiſter beneiden und ſich an ihrem Licht entzünden.“ Streicher, S. 190.

11) Das Nähere hierüber ſ. im 3. Bd. von O. Jahn's „Mozart“, S. 29.

12) Brückner: „Schiller in Bauerbach“, S. 6.

13) Saupe: „Schiller und ſein väterliches Haus“, S. 117.

14) Reinwald's Brief vom 27. Mai 1783 an Chriſtophine Schiller.

15) Schon im J. 1772 bezeichnete der engliſche Geſandte Malmesbury Berlin als eine Stadt, „wo, wenn man fortis mit ehrlich überſetzen will, es weder vir fortis noch femina casta gab und eine totale Sittenverderbniß beide Geſchlechter aller Claſſen beherrſchte.“ Im Jahre 1779 ſchrieb aus Berlin Georg Forſter an Jacobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieſer großen Stadt ſehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel ſchöner, das Innerliche viel ſchwärzer, als ich's mir gedacht hatte.

Berlin iſt gewiß eine der ſchönſten Städte Europa's. Aber die Einwohner! Gaſtfreiheit und geſchmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Praſſerei, ich möchte faſt ſagen Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelaſſenheit und zügelloſe Freigeiſterei. Die Frauen allgemein verderbt.“

16) Nach dem Zeugniß von Abel. Vgl. Hoffmeiſter und Viehoff, I, 192.

17) Streicher, S. 133.

18) Brief Schiller's vom 22. Mai 1783 an Reinwald.

19) Brief Schiller's vom 23. Mai 1783 an Wilhelm von Wolzogen.

20) Lotte Buff und Lotte von Stein.

21) Schiller an Frau von Wolzogen (11. Aug. 1783).

22) Derſelbe an dieſelbe (11. Sept. 1783): „Folgende Punkte ſind zwiſchen Dalberg und mir feſtgeſetzt. 1) Bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesco, Luiſe Millerin und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß. 2) Der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieſes Jahres bis zum letzten Auguſt des nächſten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen, die heißeſte Sommerzeit wegen meiner Geſundheit anderswo zuzubringen. 3) Ich erhalte für dieſes eine fixe Penſion von 300 fl., wovon mir 200 fl. ausbezahlt ſind. Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorſtellung, die ich ſelbſt beſtimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mir und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken laſſen.“

23) Schiller an Frau von Wolzogen (12. Sept. 1783): „Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Maurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtünde, und mich inſtändig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er verſicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſei.“

24) Zu Neujahr 1784. Streicher, S. 165, wo der ganze Brief abgedruckt iſt.

25) Schiller an Frau von Wolzogen (Neujahr 1784): „Denken Sie ſich meine äußerſt angeſtrengte Situation. Um mit Anſtand hier zu leben und die mir vorgeſetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden herauszuſchlagen, um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hieſigen Publicums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten und durch ſtarke Portionen China meine wenigen Kräfte ſo hinhalten müſſen, daß mir dieſer Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß verſetzt.“

26) Der Schluß des „bühnengerechten“ Fiesco lautete dem Mannheimer Theatermanuſcript zufolge ſo: —

Fiesco (geht auf den Senator zu und nimmt ihm das Scepter ab). Ein Diadem erkämpfen iſt groß, es wegwerfen, göttlich! Seid frei, Genueſer! (Er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk.) Und die monarchiſche Gewalt vergehe mit dieſem Zeichen!

Das Volk (ſtürzt jauchzend auf die Kniee). Fiesco und Freiheit!

Verrina (nähert ſich Fiesco mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens). Fiesco!

Fiesco. Und mit Drohungen wollteſt Du mir einen Entſchluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genua's Freiheit war in dieſem Buſen entſchieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco ſelbſt mußte der Schöpfer ſein.

(Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit) — Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeiſtert in ſeine Arme ſtürzend). Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knieen liegt). Himmliſcher Anblick, belohnender als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend) Steht auf, Genueſer! Den Monarchen hab' ich Euch geſchenkt, umarmt Euren glücklichſten Bürger.

27) Streicher, S. 162—63.

28) Gervinus: Geſch. d. poet. Nationallit. d. Deutſchen, II. A. V, 146.

29) Hillebrand: die deutſche Nationalliteratur, II. A. II, 334.

30) Carriere: das Weſen und die Formen der Poeſie, S. 381.

31) Dieſes Datum hat Devrient (Geſch. d. deutſch. Schauſpielk. III, 33), wie ich vermuthe, aus den Mannheimer Theateracten. Schwab bezeichnet (Sch. L. 179) ohne Angabe ſeiner Quelle den 9. März 1784 als den Tag der erſten Aufführung des Stückes. Streicher (S. 173) ſagt bloß, die Schiller'ſche Tragödie ſei nicht lange nach Darſtellung des im Texte genannten Stückes von Iffland zur Aufführung gekommen.

32) Streicher, S. 175.

33) Wie aus dem Briefe Schiller's an Reinwald vom 5. Mai 1784 erhellt.

34) Peterſen, a. a. O.

35) Ich halte dieſes Datum feſt, geſtützt auf den im Text erwähnten Brief Schiller's vom 7. Juli 1784 an Frau von Wolzogen. Karoline von Wolzogen (Leben Sch. I, 227) ſagt freilich, ihre und ihrer Schweſter erſte Begegnung mit dem Dichter habe im Mai 1784 ſtattgefunden, und noch Kneſchke („Göthe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt", S. 369) und Alfred von Wolzogen (Deutſches Muſeum für 1857, S. 333) folgen dieſer Angabe. Allein Schiller's Schwägerin und Alle, die ihr folgten, überſahen, daß der Brief des Dichters an Frau von Wolzogen, worin er dieſer das Eintreffen der Frau von Lengefeld in Mannheim meldet, allerdings am 26. Mai begonnen wurde, aber dann faſt zwei Monate lang unvollendet liegen blieb und daß der Dichter erſt in der zweiten, vom 7. Juli datirten Abtheilung angibt, daß Tags zuvor Frau von L. in Mannheim geweſen ſei.

36) Karoline v. Wolzogen a. a. O. 227 flg.

37) Jean Paul Friedrich Richter an Otto (Weimar, 12. Juni 1796), mitgetheilt in Spazier's biograph. Commentar zu J. P. Werken, IV, 18.

38) Aus den hinterlaſſenen Papieren Charlotte's von Kalb mitgetheilt in Schiller's Briefwechſel mit Körner (I, 233) und mit einigen Verbeſſerungen bei Köpke: „Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe" (S. 49), ſowie bei Diezmann: „Fr. Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntniſſe" (S. 169). Schloenbach hat in ſeinem Buch: „Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche", S. 131—143, das Verhältniß Schiller's zu Charlotte von Kalb bündig dargeſtellt.

39) Streicher, S. 207 fg.

40) Vgl. Köpke a. a. O. 69, wo Frau von Kalb von einer gewiſſen Amalia aus der Mannheimer Zeit Schiller's ſpricht, mit der Bemerkung, der Dichter ſei bei Nennung dieſes Namens unwillkürlich roth geworden. — Unterm 10. November 1789 ſchrieb Schiller von Jena aus an die Schweſtern von Lengefeld: „In Mannheim würde ich Euch auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundliche

Erde, die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde" — (falls er nämlich an die dortige Akademie berufen würde). „Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß Ihr mir doch manche Thorheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich Euch auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin." Schiller und Lotte (der herrliche, von Schiller's hochbetagter Tochter, Emilie von Gleichen Rußwurm, 1856 in ſeiner urſprünglichen Geſtalt veröffentlichte Briefwechſel des Dichters mit Karoline und Charlotte von Lengefeld), S. 473. Wenn ich dieſe Stelle mit der erwähnten Andeutung Seitens Charlotte's von Kalb zuſammenhalte, ſo nehme ich keinen Anſtand, zu behaupten, daß ſie nicht, wie vielfach geglaubt wurde, auf Margaretha Schwan, ſondern vielmehr auf die „gewiſſe Amalia" gehe, über welche ich freilich Näheres nicht beizubringen vermag, ausgenommen, daß ſie, wie ich im Texte angegeben, eine Schauſpielerin geweſen ſein muß. Den Beweis hiefür finde ich darin, daß Schiller bei Gelegenheit ſeines erſten Urtheils über den Wilhelm Meiſter am 9. Dezember 1794 an Göthe ſchrieb: „Von der Treue des Gemäldes einer theatraliſchen Wirthſchaft und Liebſchaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden beſſer bekannt bin als ich zu wünſchen Urſache habe."

41) Karol. v. Wolzogen, Sch. L. I, 209.

42) Briefwechſel Schiller's mit Körner — (von jetzt an eine der Hauptquellen der Geſchichte des Dichters) — I, 11 fg.

43) Aufzeichnung Charlotte's von Kalb bei Köpke a. a. O. Ich muß freilich dahingeſtellt ſein laſſen, ob ſich die bei der im Texte beregten Veranlaſſung wirklich gefallenen Aeußerungen zu den ſpäter von Charlotte aufgezeichneten nicht etwa ſo verhalten, wie die wirkliche Correſpondenz Göthe's mit Bettina Brentano zu dem „Briefwechſel mit einem Kinde" ſich verhalten mag. Die offenbare Reminiscenz: „Wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund" — aus dem Lied an die Freude in Charlotte's Abſchiedsrede legt wenigſtens die Vermuthung ſehr nahe, daß hier die Wahrheit ſtark mit Dichtung verſetzt ſein dürfte.

44) Streicher, S. 212 fg.

45)

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tieferſchütternden Uebergang:
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſei,
Einen ruhigen Freund.

46) Brief an Schiller vom 2. Mai 1785. Briefwechſel zw. Sch. u. K. I, 20.

47) Schiller und Lotte, S. 136.

48) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 18, Anmerkung.

49) Blätter f. lit. Unterhaltung f. 1836, S. 283.

50) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 33.

51) Ueber dem Thorbogen ſtehen auf einer vom Schiller-Verein zu Leipzig am 11. November 1841 errichteten Tafel die Worte: „Hier wohnte Schiller und ſchrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785." Auf einem unter dem Dach angebrachten Täfelchen heißt es: „Schiller's Stube." In der neueſten Zeit hat der Schiller-Verein das Häuschen angekauft, um es vor dem drohenden Zerfall zu bewahren. Kaul („Schillerhäuſer", S. 36) gibt von der Schillerſtube, wie ſie 1855 war, eine Beſchreibung.

52) Blätter f. lit. Unterh. 1836, S. 1198.

53)
Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerſtolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut!
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

54) Ich meine die von Hinrichs („Schiller's Dichtungen nach ihrem hiſtor. Zuſammenhange", I, 34) erzählte, leider ohne Nachweis gelaſſene Sage: — „Schiller hörte auf einem Morgenſpaziergange durch das Roſenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüſch leiſe Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß ſpringen wollte und zu Gott um Verzeihung für dieſe Sünde flehte. Beſtürzt durch den Anblick eines Zeugen, erwiderte er auf Schiller's Fragen: „Zwei Wege ſind mir freigelaſſen, mein Leben zu enden; entweder muß ich eines ſchmählichen Hungertodes ſterben oder aus freiem Entſchluß eine ſchnellere und minder qualvolle Todesart wählen." Er erzählte ihm dann, daß er ein Studioſus der Theologie ſei und ſeit einem halben Jahre nur trocken Brot gegeſſen. Schiller gab, was er von Geld bei ſich trug, und nahm ihm das Verſprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu denken. Einige Tage darauf erhob ſich der Dichter als Hochzeitsgaſt bei einer anſehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gäſten, erzählte den Vorfall auf eine begeiſternde Weiſe, nahm den Teller und erntete von den Anweſenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand geſetzt wurde, ſeine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieſer That ſoll Schiller ſein Lied geſungen haben."

55) Devrient a. a. O. III, 90. Ueber die Bearbeitung des Don Carlos in Proſa vgl. Boas' Nachträge zu Sch. W. III.

56) Daſſelbe iſt in die Sammlung von Sch. Gedichten nicht aufgenommen. Körner's Nichte, Charlotte Endner, theilte eine Abſchrift des Originals dem Schiller-Verein mit und dieſer ließ es in dem „Gedenkbuch an Fr. Sch." S. 240 fg. abdrucken.

57) F. G. Kühne ließ ſich bei ſeinem i. J. 1836 dem Schillerhauſe in Weimar abgeſtatteten Beſuche von dem damaligen Beſitzer deſſelben folgendes Reiter-Abenteuer des Dichters erzählen, das der freundliche Erzähler als Augenzeuge und theilweiſe Mithandelnder mitangeſehen hatte (Gedenkbuch an Fr. Sch. 17): — „Es war in einem ländlichen Wirthshauſe nahe bei Dresden. In einem Winkel des Gaſtzimmers ſaß eine hohe magere Geſtalt, das bleiche Geſicht mit der königlich leuchtenden Stirn von der Umgebung

Ob den entnervten, ſiechen Nationen
Wollt' ſie in unfehlbarer Majeſtät,
Der Gottheit und der Menſchheit Herrin, thronen.

Um Gold verkaufte Himmel ſie und Hölle,
Um Gold verkaufte ſie den ew'gen Gott;
Hei, ſündigt friſch, zahlt ihr nur Sündenzölle!

Sie ſprach voll Liebe: „Seht, ich bin die Mutter,
Die euch mit ihren Flügeln zärtlich deckt,
Euch Küchlein ſorglich vorſtreut geiſtig Futter!“

„Ich führ' euch auf die rechte Glaubenswaide,
Ich glucke euch die Worte vor des Heils,
Das euch verhelfen ſoll zum Engelkleide!“

Doch habt ihr nicht gehört im alten Sange
Von jener Fei, die ſich in Zornesgluth
Verwandelt raſch zur grauſen Drachenſchlange?

So wandelte ſich Roma auch zum Drachen,
So oft erſcholl ein freiheitheiſchend Wort,
Gluthſtröme hauchend aus dem rothen Rachen.

Giftgeifernd, ſcharf und unaufhörlich züngelt'
Sie mit der Doppelzunge, und die Welt
Hielt, eine Mitgardſchlange, ſie umringelt.

abgewendet, das große ſtillbrennende Auge dem Fenſter zugekehrt. Der Fremde ſchien, indem er da war, nicht gegenwärtig zu ſein nach Zeit und Raum. Niemand kannte ihn, er ſaß ruhig und mochte auf Erfriſchungen warten, obwohl er Nichts beſtellt hatte. Hohe Reitſtiefeln und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde ſei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hauſe von einem Pferde Nichts wußten. Das Geſpräch drehte ſich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der ſoeben auf der Landſtraße ein herrenloſes Reitpferd aufgefangen hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige ſein,“ ſagte der Fremde und ſein blaſſes Geſicht überflog eine leiſe Röthe, mehr aus unfreiwilliger Anſtrengung, am Geſpräche Theil zu nehmen, als aus Scham, ſeine beklagenswerthe Ritterlichkeit einzugeſtehen. Schiller hatte ſein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, war er abgeworfen oder abgeſtiegen, und hatte das widerſpänſtige Thier laufen laſſen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gaſthof zu erreichen. „Es lachte Niemand!“ betheuerte der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die ſtille, aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieſes höheren Menſchen einflößte, bannte zu ſehr die Gemüther!“

58) Am 10. Mai 1855 wurde bei dieſem Pavillon eine Marmortafel errichtet mit der Inſchrift:

Hier ſchrieb
Schiller bei ſeinem Freunde Körner
am Don Carlos.
1785. 1786. 1787.

59) Zu dieſen Loſchwitzer Erinnerungen gehörte auch die Figur, welche wir als die „Guſtel von Blaſewitz“ in Wallenſtein's Lager kennen. Das Original derſelben war ein heiteres und geſcheidtes Mädchen, welches erſt am 24. Februar 1856 als Wittwe des Senators Renner in Dresden geſtorben iſt. Der Dichter war während ſeines Aufenthalts in Loſchwitz häufig in dem Hauſe aus- und eingegangen, welches ihr Vater am gegenüberliegenden Elbufer beſaß. Vgl. Kneſchke a. a. O. 356.

60) Nachrichten von Schiller's Leben, Sch. W. XII, 414.

61) Am Oſterſonntag 1786 ſchrieb Schiller an Körner: „Beck hat mir geſchrieben; durch ihn erfahre ich die Beſtätigung von Charlottens (von Kalb) beſchloſſener Abreiſe (aus Mannheim): er meint, daß ſie uns überraſchen würde.“ Und am 30. December 1786: „Von Charlotte habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte ſie alle Tage — (die Nachricht nämlich) — was dann auch entſcheiden wird, ob und wann ich ſie beſuche.“

62) Vor Allem das bekannte komiſche Gedicht: „Unterthänigſtes Promemoria an die Conſiſtorialrath Körner'ſche weibliche Waſchdeputation, eingereicht von einem niedergeſchlagenen Trauerſpieldichter in Loſchwitz,“ deſſen Echtheit, wie ich glaube, dadurch nicht zweifelhaft wird, daß das allerdings ſehr unzuverläſſige Machwerk „Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie“ (Leipzig 1805) eine andere Verſion davon mittheilt. Die Handſchrift eines kleinen, auf einen Familienſcherz baſirten Luſtſpiels Schiller's aus dieſer Zeit ſoll ſich noch im Beſitze eines Autographenſammlers befinden. Auch die Briefe Schiller's aus jenen Tagen zeigen häufig humoriſtiſche Anklänge.

63) „Schiller's gewöhnliche Kleidung beſtand in einem dürftigen grauen Rocke und das Zubehör entſprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den beſcheidenſten

Anforderungen des Schönheitsſinnes. Neben dieſen Mängeln der Toilette machte ſeine reizloſe Geſtalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünſtigen Eindruck.“ Bei Gelegenheit der Schilderung des Dichters Seitens der Frau Albrecht erinnert Schwab (Sch. L. 262) an die Horaziſchen Verſe (Sat. I, 3, 32):

. . . . . . At est bonus, ut melior vir
Non alius quisquam, at tibi amicus, at ingenium ingens
Inculto latet hoc sub corpore.
(. . . . . . Doch iſt es ein Trefflicher; beſſern
Mann nicht findeſt du wo, es birgt ein erhabener Geiſt ſich
Hinter dem läſſig behandelten Leib.)

64) Auf dieſe Begegnung bezieht ſich das bei Hoffmeiſter (Nachl. zu Sch. W. II, 261) und ſeither oft gedruckte, vom 2. Mai 1787 datirte Gedicht Schiller's: —

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben, u. ſ. w.,

welches aber ziemlich kühl ausläuft und zwar mit dem furchtbar ſchwäbiſchen Reim „Verdienſt“ und „kennſt“. Das Gedicht, wahrſcheinlich ein Stammbuchblatt für Fräulein von Arnim, iſt übrigens die einzige ausführlichere directe Andeutung, die wir von Schiller ſelbſt hinſichtlich dieſes Verhältniſſes beſitzen.

65) Briefw. zwiſchen Sch. u. K. I, 80—90. Daß unter den „A.'s“ die Arnims zu verſtehen ſeien und daß Schiller dieſe in Tharandt erwartete, folgere ich hauptſächlich aus dem Gewicht, welches Schiller (S. 83 u. 88) auf die richtige Beſorgung ſeiner Briefe an ſie legt.

66) Karol. v. Wolzogen, Sch. L. I, 220 fg.

67) Schröder ließ ſich dadurch nicht abhalten, am 30. Auguſt 1787 den Carlos in der jambiſchen Geſtalt aufzuführen, und dieſe Aufführung der Tragödie war die erſte in Deutſchland, welche wirklich Senſation erregte. Vgl. Devrient, III, 166.

68) Bei Hoffmeiſter und Viehoff (Sch. L. I, 263) wird die Abreiſe Schiller's von Dresden in den Auguſt geſetzt und zwar nach „Angabe von Schiller's eigenhändigem Notizbuch.“ Allein der Irrthum liegt auf der Hand, denn unterm 23. Juli ſchrieb Schiller aus Weimar an Körner, daß er „vorgeſtern Abend“ daſelbſt angekommen ſei. Briefw. I, 96.

69) Nach einer Mittheilung in Kühne's „Europa“ für 1833, Nr. 80, welcher ich die im Texte gebrachten Perſonalien der Dame verdanke.

70) Karoline's von Wolzogen Literar. Nachlaß, I, 241.

71) Zur Beſtätigung deſſen vergegenwärtige man ſich die folgenden, vom Dichter ſpäter getilgten Strophen des Gedichts:

Des wolluſtreichen Giftes voll vergeſſen,
    Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es ſtumm an meinen Buſen ſie zu preſſen,
    Auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß.

Wie ſchnell auf ſein allmächtig glühendes Berühren,
    Wie ſchnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
    Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible] — [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible] — [illegible]
[illegible]

[illegible] — [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] — [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

77) [illegible]

78) In einem Brief an [illegible] 1789 [illegible] zu Jena (Weimar) [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

79) [illegible]

80) [illegible]

76) Die erſte Uebertragung des Trauerſpiels ins Engliſche wurde jedoch erſt 1792 gedruckt („The Robbers, a Tragedy, translated from the German of Fr. Schiller"), die erſte franzöſiſche Bearbeitung oder vielmehr Mißhandlung des Stückes („Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le citoyen La Martelière") wurde 1792 in Paris aufgeführt.

77) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 96.

78) Ebenda, S. 100—104.

79) Ebenda, S. 102.

80)

Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Halle mit geſundem Leib,
Von Jena ohne Wunden,
Von Helmſtädt ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht ſtudirt auf allen.

Uebrigens war Jena von jeher unter der ſtudentiſchen Jugend ein Name vom beſten Klange und ſo hat denn dieſe echte Studentenſtadt zu Anfang des 18. Jahrhunderts die ſtudentiſche Muſe zu der Aeußerung begeiſtert: —

Leipzig ſchweig', ſchweig' Wittenberg und Halle,
Mir gefällt
Nur das ſchöne Saal-Athen.
Hier kann man ſich in den beſten Freuden
Immer weiden
Und auf ſtetem Roſen geh'n.

81) Karl Auguſt an Knebel (1. April 1787).

82) Schiller an Körner (29. Aug. 1787). Briefw. I, 106.

83) Weimars Album, S. 126.

84) Nämlich Schiller's Briefe an Körner und an die Schweſtern von Lengefeld und Charlotte's Erinnerungen bei Köpke a. a. O.

85) Um dieſe Aeußerung nicht zu hart zu finden, vergleiche man die Auslaſſungen Jean Paul's vom Jahre 1798 über die „Titanide", bei Spazier a. a. O. IV, 113 fg.

86) Man glaubt George Sand's Lelia oder Tieck's Vittoria Accorombona ſprechen zu hören, wenn Frau von Kalb unterm 16. Oktober 1796 an Jean Paul ſchreibt: „Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation. Immer laſſe der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen. Aber die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich und Geſetz, Kirche und Geſellſchaft machen ſie immer jämmerlicher. Alle unſere Geſetze ſind Folgen der elendeſten Armſeligkeiten und Bedürfniſſe und ſelten der Klugheit; Liebe bedurfte keines Geſetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen; vielleicht nur, wie Einige meinen, damit wir euer Geſchlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, ſonſt ginge die Welt unter; und was ſind unſere ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich ſage mit Göthe und noch mehr als Göthe: Unter Millionen iſt nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt." — Wie eine verſpätete Antwort auf dieſe Auslaſſung lautet die Stelle in Jean Paul's Brief vom 13. Mai 1798 an Jacobi: „Ich kenne nun das Leben, beſonders das

auflöſende bei genialiſchen Weibern, die zugleich verwirren und zerſetzen und verſpäten — nein, ich will ein einfaches, ſtilleres Herz."

87) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 219.

88) Karoline v. Wolzogen, Sch. L. I, 233.

89) Ebenda, I, 237.

90) Ebenda, I, 236. Karoline irrt übrigens, wenn ſie dieſen Tag in den November ſetzt. Es war der 6. Dezember. Vgl. Alfred v. Wolzogen, Deutſches Muſeum für 1857, S. 338. Schiller und Lotte, S. 2.

91) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 286.

92) Karoline v. Wolzogen, Sch. L. I, 242. Eine Auswahl der Gedichte Lotte's von Lengefeld ſteht in Hoffmeiſter's Supplementen zu Sch. W. III, 379 fg.

93) Schiller und Lotte, S. 21.

94) Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17. Februar 1803. Briefw. zw. Sch. und H. S. 449.

95) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 242—247.

96) Ebenda, I, 271. Schiller und Lotte, S. 219.

97) K. A. Menzel, Neuere Geſch. d. Deutſchen, X, 219.

98) Biedermann, Deutſchland im 18. Jahrhundert, II, 59—60.

99) Fama Fraternitatis, oder Entdeckung der Brüderſchaft des löblichen Ordens des Roſenkreuzes (roseae crucis), nebſt der Confession oder Bekänntniß derſelben Fraternität, an alle Gelehrte und Häupter in Europa geſchrieben, auch etlichen Reſponſionen und Antwortungen von Herrn Haſelmeyern und anderen gelehrten Leuten auf die Famam geſtellt, ſammt einem Discurs von allgemeiner Reformation der ganzen Welt. Frankfurt 1615.

100) Hettner, Literaturgeſch. d. achtzehnten Jahrhunderts, I, 228.

101) Souvenirs de Créquy, IV, 75. Selbſt angenommen, dieſe Geſchichte ſei nur Salonsklatſch, beweiſt ſie immerhin, mit welchen Vorſtellungen die vornehmen Kreiſe damals ſich trugen. Eine ſehr fühlbare Zuſammenkunft mit dem Teufel bereitete der Graf von Caylus den Duc de Chartres, de Fronſac und de Lauzun in den Steinbrüchen des Montmartre, indem auf ſeine Veranlaſſung die vornehmen Teufelsbeſchwörer von unſichtbarer Hand braun und blau geſchlagen wurden.

102) Madame Campan, Mémoires, I, 208.

103) Vgl. Bülau, Geh. Geſchichten und räthſelh. Menſchen, I, 331 fg.

104) Bachaumont, Mémoires secrets, XXV, 232 seq.

105) Brief Wieland's an Schiller vom 15. September 1788, wo der alte Schalk ſeiner im Text angeführten Aeußerung noch die Worte beifügte: „Ich hatte gehofft, der Mann (Stolberg) würde ſich ſeines Herrgotts in einer tüchtigen Ode oder doch in archilochiſchen Jamben annehmen; aber er wird, wie es ſcheint, immer proſaiſcher, und es iſt wirklich erbärmlich zu ſehen, was er für Schlüſſe macht. Aber ſo rächt ſich die Philoſophie an den Poeten, die von Jugend an ohne ſie auszukommen ſich gewöhnt haben."

106) Das angegebene Datum wird durch Schiller's Brief an Körner vom 26. Mai feſtgeſtellt, weil er darin ſagt, daß er „nun ſeit acht Tagen" in Volkſtädt ſei.

107) Briefe Wieland's an Schiller vom 2. Juni und 15. September 1788.

108) Briefw. zw. Sch. u. K. I, 296.

109) Karoline v. Wolzogen, Literar. Nachlaß, II, 157.

110) Brieſw. zw. Sch. u. K. I, 304, 319.

111) J. Eberwein, Schiller's Liebe und Verhältniß in Rudolſtadt, S. 60.

112) Mittheilung von H. K—g (König?), Gartenlaube f. 1855, S. 354.

113) Indem ich dieſe Stelle des Textes wieder überblicke, kommt mir die Nr. 133 (Beilage) der Allgemeinen Zeitung für 1858 zur Hand, worin (S. 2135) eine Correſpondenz aus Wien über eine Aufführung der Räuber und von Kabale und Liebe berichtet. Der Correſpondent fügt, nachdem er von den „unaufhaltſam losbrechenden Stürmen des Beifalls und Jubels“ geredet, den Ausruf hinzu: „Welch eine ungeheure Wirkung dieſe beiden Stücke doch noch jeden Tag auf ein nicht ganz blaſirtes Publicum hervorbringen!“

114) Mittheilung von A. Schöll, Weimarer Sonntagsblatt für 1855, S. 165. Eberwein a. a. O. 77.

115) J. V. in Eutin. Vgl. Briefe von J. H. Voß, III, 20.

116) Karoline v. Wolzogen, Sch. L. I, 264.

117) Schiller und Lotte, S. 54—55.

118) Ebenda, S. 58. Vor das Titelblatt der Holy Bible ſchrieb der Dichter die Zeilen:

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
— Aber wir begegnen uns gewiß.
Volkſtädt den 2. Auguſt 1788
von Friedrich Schiller zur Erinnerung.

119) Wir Epigonen, denen die Welt Homer's von den Schulbänken auf vertraut iſt, können uns nur ſchwer eine Vorſtellung von der außerordentlichen Wirkung machen, welche die Verdeutſchung der homeriſchen Geſänge durch Voß hervorbrachte. Karoline v. Wolzogen (Sch. L. I, 270) ſagt mit Recht: „Was jeder Deutſche Voßens Ueberſetzung zu danken hat, iſt unausſprechlich.“ In der That, die Erſcheinung des Voß'ſchen Homer war ein Ereigniß, ein höchſt bedeutſames Ereigniß in der deutſchen Kulturgeſchichte. Ueber einen Zwiſchenraum von mehreren Jahrtauſenden hinweg ſchlug der Geiſt von Hellas eine Brücke nach Deutſchland herüber, um hier, wiedergeboren aus germaniſchem Tiefſinn, abermals ſeine humaniſirende Thätigkeit zu beginnen. Erſt mit der Voß'ſchen Verdeutſchung des Homer wurde ein modernes Griechenthum möglich, weil erſt damit die antike Welt aufhörte, eine ſterile Domaine der Stubengelehrſamkeit zu ſein, und ein Eigenthum aller Gebildeten wurde.

120) Er erbat ſich damals in Betreff dieſes Studiums den Rath ſeines Freundes Wilhelm von Humboldt und ſchrieb ihm dabei: „Auf das, was ich allenfalls noch von dieſer Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rückſicht nehmen; dies beſteht mehr in Kenntniß von Wörtern als von Regeln, die ich ziemlich alle vergeſſen habe.“ Brieſw. Sch. mit W. v. H. 290.

121) Worte Humboldt's in der Einleitung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller, S. 19.

122) Brieſw. Sch. mit K. I, 319, 327.

123) Eberwein erzählt a. a. O. dieſe Sage. Während der Dichter an ſeinem Geſchichtswerk arbeitete, wurde er von einem hinderlichen Unwohlſein befallen. — (Es ſoll damit wohl das rheumatiſche Fieber gemeint ſein, deſſen Ueberſtehung Schiller unterm

1. Oktober 1788 an Körner meldete.) — Der Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolſtadt, bemerkte, daß dieſe Behinderung dem Dichter ſehr drückend war, und ſagte ſcherzend: „Seien Sie ganz unbeſorgt, der Tod wird Sie an der Fortſetzung des Werkes nicht hindern; aber Sie werden ſterben, ſobald Sie daſſelbe zu Ende gebracht.“ Schiller habe dieſe Worte ſehr aufmerkſam angehört und ſpäter nie ſich überwinden können, der Aufforderung, das Buch fortzuſetzen und zu vollenden, zu entſprechen.

124) Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.

125) Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht,
Gefloh'n auf ihrem Stralenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſteh'n.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengeh'n.

126) Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!

127) Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

W. v. Humboldt hat mit Recht auf die Schönheit dieſer Zeilen aufmerkſam gemacht. „Ich erwähne — ſagt er (Briefw. mit Schiller, S. 22) — die Schilderung des Todes aus den Künſtlern, den „ſanften Bogen der Nothwendigkeit“, der ſo ſchön an die *ἀγανὰ βέλεα* (die ſanften Geſchoſſe) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geſchoß auf den Bogen ſelbſt dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.“

128) Karoline v. Wolzogen, L. Sch. I, 280.

129) Ebenda, I, 272.

130) Schiller und Lotte, S. 81, 84, 91, 93, 94, 100, 104, 105, 106, 107.

131) Karoline v. Wolzogen, L. Sch. I, 310. Schiller und Lotte, S. 108.

132) In angebor'ner ſtiller Glorie,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen.

133) Schiller und Lotte, S. 174. Vgl. Sch. Briefw. mit K. I, 371, 389.

134) Stahr, Weimar und Jena, I, 426.

135) Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich Keiner betroffen.

136) Göthe's Werke, LVIII, 115.

137) „Angenehme häuslich-geſellige Verhältniſſe gaben mir Muth und Stimmung, die römiſchen Elegieen auszuarbeiten.“ Göthe's Werke (Ausg. von 1840), XXVII, 12.

138) Worte Stahr's (a. a. O. II, 160), welcher auch eine ſchöngeſchriebene Apologie Chriſtiane's gibt (II, 186 fg.). Die ganze Qual und Pein, welche Charlotte's Eiferſucht Göthe verurſachte, iſt im 3. Band ſeiner Briefe an ſie dargelegt.

139) Göthe's Werke, XXVII, 34—36.

140) Es iſt, als hätte Schiller an Göthe gedacht, als er die Strophe der „Ideale“ niederſchrieb: —

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her:
Die Liebe mit dem ſüßen Lohne,
Das Glück mit ſeinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

141) Riemer, Mittheilungen über Göthe, I, 459—460.

142) Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, iſt ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm iſt, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe beſtand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, ſein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.

143) Sch. Briefw. mit K. II, 87 fg.

144) Ebendaſelbſt, II. 90. Vgl. Schiller und Lotte, S. 314.

145) Schiller und Lotte, S. 276.

146) Sch. Briefw. mit K. II, 93, 104.

147) An Körner ſchrieb der Dichter an demſelben Tage — (im Briefwechſel, II, 89 ſteht der Druckfehler: 30. Mai ſtatt 30. April): — „Bürger's Aeußerliches verſpricht wenig, es iſt plan und faſt gemein: dieſer Charakter ſeiner Schriften iſt in ſeinem Weſen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl ſcheint er zu ſein, mit dem ſich allenfalls leben ließe.“

148) Stahr a. a. O. II, 24.

149) Das Burſchen-Ideal der Univerſität Gießen in den ſiebziger Jahren zeichnet ein gewiſſer Hild bei Laukhard ſo:

Wer iſt ein rechter Burſch? Der, ſo am Tage ſchmauſet,
Des Nachts herumſchwärmt, wetzt (nämlich den Schläger auf dem Pflaſter) und brauſet,
Der die Philiſter ſchwänzt, die Profeſſores prellt
Und nur zu Burſchen ſich von ſeinem Schlag geſellt;
Der ſtets im Carcer ſitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall beſaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommiret,
Zu ſeiner höchſten Ehr' aus Gießen relegiret.

Laukhard (I, 254) charakteriſirt auch das Verhältniß Göttingens zu den übrigen Univerſitäten. Er traf dort einen alten Bekannten von Gießen her, einen gewiſſen Sturm, zwiſchen welchem und ihm folgendes Geſpräch ſtatthatte: — „Ich. Nun, Bruder, wie ſieht's denn hier aus mit dem Comment? Sturm. Schofel, Bruder, ſehr ſchofel! Die Kerls wiſſen dir den Teufel, was Comment iſt, halten ihre Commerſe in Wein und Punſch, laſſen ſich alle Tage friſiren, ſchmieren ſich mit wohlriechender Pomade, ziehen ſeidene Strümpfe an, gehen fleißig ins Concert zum Profeſſor Gatterer, küſſen den Menſchern — (ſoll heißen: den Damen) — die Pfoten; kurz, Bruderherz, der Comment iſt hier ſchofel. Ich. Aber doch nicht allewege? Sturm. Nein, Brüderchen, es gibt noch derbe Kerls; aber die ſtehen wenig in Anſehen, man hält ſie für liederlich und deswegen müſſen ſie für ſich leben und mit einander ihre Sachen allein treiben. Ich. Hör', Bruder, ſo viel an uns iſt, müſſen wir den Comment wieder herſtellen oder gar einführen à la Jena. Sturm. Haſt recht, aber das wird ſchwer halten; wollen indeß ſehen, quid virtus et quid sapientia possit!"

150) L. Fr. Göritz (ein Landsmann Schiller's, geb. 1764 zu Stuttgart, geſt. 1823 als Stadtpfarrer zu Aalen) im Morgenblatt f. 1837, Nr. 84 fg. Göritz hielt ſich als Hofmeiſter eines adeligen Studenten zu Schiller's Zeit in Jena auf.

151) Göritz, ein ſcharfer Beobachter, der aber, wie Schwab (Sch. L. 408) treffend bemerkt, den Schatten vor dem Lichte ſah und ſchilderte, drückt das a. a. O. ſo aus: „Eine größere Verſchiedenheit in Manier, Kleidung, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Kultur wird ſchwerlich in London und Paris angetroffen werden als damals in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Ueberfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beſchränkteſten Anſicht der Wiſſenſchaften bis zur edelſten Ueberſicht und zur heiterſten Anſicht traf man alle Mittelſtufen, gleichſam als ewige Formen, als Repräſentanten in Jena an."

152) Sch. Briefw. mit K. II, 99 fg.

153) Madame de Staël, Considérations sur la révolution française, chap. 16.

154) Deutſcher Merkur f. 1788, I, 6.

155) Dieſer Gedanke kehrt wieder in dem Diſtichon:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

156) Vgl. Sch. Briefw. mit K. II, 103, 134, 136, 139, 145.

157) Schiller und Lotte, S. 331, 340, 343, 348, 356.

158) Treffende Bemerkung des Hiſtorikers Mommſen in ſeiner Abhandlung „Die Schweiz in römiſcher Zeit" im 9. Band der Mittheilungen der antiquar. Geſellſchaft in Zürich.

159) Karoline v. Wolzogen, L. Sch. II, 21, 23, 61, 65.

160) . . . . Die Mehrheit!
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn!
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.
Man ſoll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergeh'n früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet.

161) Worte von K. Haſe, S. VII ſeines Vorworts zu dem Literariſchen Nachlaß Karoline's von Wolzogen. Er fügt hinzu: „Als nun Frau von Wolzogen in ihrem Leben Schiller's die (bezüglichen) Briefe mittheilen wollte, mochte dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieſer Menſchen ſich naturgemäß gelöſt hatte, Jedem ſein Recht gewährend, ihr in der Erinnerung fremdartig erſcheinen; ſie zog ſich daher gleichſam aus dieſen Briefen zurück und überließ der glücklicheren Schweſter die Ehrenſtätte. Man erkennt noch deutlich die Correcturen der ſpäteren zitternden Hand (Karoline's) in Schiller's ſchöner feſter Handſchrift, wie an die Stelle des Plurals oder vielmehr des Duals der Singular geſetzt und an beſonders leidenſchaftlichen Stellen die „Karoline“ geſtrichen und eine „Theure Lotte“ zum damaligen Drucke eingeſchoben iſt.“ — Gegenwärtig ſind ſowohl in Karoline's „Literariſchem Nachlaß“ als in „Schiller und Lotte“ die urſprünglichen Brieftexte wieder hergeſtellt und iſt demnach „das unſchuldigſte und liebenswürdigſte Falſum, das wohl je in der Literatur begangen worden,“ berichtigt.

162) Schiller und Lotte, S. 422. Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 33.

163) Guizot, Mémoires, vol. I, chap. 3.

164) Schiller und Lotte, S. 523, 549.

165) Briefw. Sch. mit K. II, 153.

166) Der vollſtändige Brief wurde zuerſt gedruckt in Sch. L. von Karol. v. Wolzogen, II, 49 fg.

167) Ebenda, II, 54.

168) Schiller und Lotte, S. 575.

169) Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 65.

170) Schiller und Lotte, S. 578 fg.

171) Schiller gibt wiederholt und beſtimmt (Briefw. mit Körner, II, 170, und Brief an ſeinen Vater vom 10. März 1790) den 22. Februar als ſeinen Hochzeitstag an. Dieſem ſteht aber nicht nur die Angabe Karoline's (Sch. L. II, 66) entgegen, welche ſagt, daß ihre Schweſter am 20. Februar mit Schiller getraut worden ſei, ſondern auch die Angabe Lotte's ſelbſt; denn das Sonett „die wechſelnden Gefährten“ (K. v. W., Sch. L. II. 67), worin die Wittwe Schiller's vier Jahre nach deſſen Tode wehmüthig auf den Tag zurückblickte, an welchem ihr „das Leben reichte ſeine Blüthenkrone,“ trägt das Datum „Den 20. Februar 1809“, und die Aufſchrift „Zum Gedächtniß des 20. Februar 1790.“ Das Gedächtniß der Frauen pflegt in ſolchen Dingen treuer zu ſein als das der Männer, aber doch iſt auf der andern Seite kaum anzunehmen, daß der Dichter wenige Tage nach ſeiner Hochzeit das Datum derſelben ſchon vergeſſen haben könnte. Es muß alſo ein lapsus calami ſtattgefunden haben.

172) Lotte's Brief iſt mitgetheilt im Literar. Nachlaß von Karoline v. Wolzogen, II, 193.

Die Völker würgend mit der Lüge Feſſel,
Ließ zucken ſie aus ihrem Aug' den Bann,
Und Kaiſer taumelten vom goldnen Seſſel.

Man ſagt, daß einſt ſein faulend Blut ein Wüſtling
Verjüngen wollt' durch friſches Kinderblut,
Worin ſich badete der greiſe Lüſtling:

So ließ die röm'ſche Stiefmutter verbluten
Der Kinder Millionen, ihren Leib
Zu kräftigen in ſolchen Bades Fluten.

Sie winkt, Europa ſendet ſeine Männer,
Damit ſie ihren ſtarken Heldengeiſt
Aushauchen unterm Huf der türk'ſchen Renner.

O wie unzählge friſche Lebensbronnen
Sind da auf Paläſtina's dürrem Sand,
Ein Opfer irren Wahnes, nicht verronnen!

Und ſieh, die Buhlerin verlangt Beleuchtung,
Will Weihrauchduft — die Finſterniß weicht ſchnell
Des Scheiterhaufens gräßlicher Erleuchtung.

Und fort und fort die Todesfackeln lohten,
Und leichenſchändriſch wurden aus der Gruft
Geriſſen noch die müdgejagten Todten.

Zum dritten Buch.

1) Dies zeigt auch die völlig unbefangene Art, womit Schiller ſeine Schwägerin als Schriftſtellerin beurtheilte. Als Göthe in einem Schreiben vom 3. Februar 1798 den Einfluß Schiller's auf die Entſtehung und Form des Romans „Agnes von Lilien“ ſehr hoch anſchlug, wies Schiller dieſe Anſicht zurück und ſagte, das Buch ſei durchaus das eigene Werk Karoline's. Dann fügte er bei: „Es iſt wirklich nicht wenig, bei ſo wenig ſolider Kultur und bloß vermittelſt eines faſt leidenden Aufſichwirkenlaſſens und einer mehr hinträumenden als hellbeſonnenen Exiſtenz doch ſo weit zu gelangen, als ſie wirklich gelangt iſt.“ (Briefwechſel zw. Schiller und Göthe, 2. Ausg. II, 34.) Ich meine, der Dichter ſei hier ſeiner Schwägerin als Frau nicht einmal gerecht geworden; denn gerade in ihrem Verhältniß zu ihm hat ſie ſich allerdings „hellbeſonnen“ gezeigt.

2) Unterm 21. Oktober 1800 ſchrieb Schiller an Körner: „Im Ganzen bringt Göthe jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen.“

3)
Der beſſ're Menſch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen:
Er glaubt, was ihm die Seele ſchwellt,
Auch außer ſich zu ſchauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit ſeinen treuen Arm.

Doch Alles iſt ſo klein, ſo eng:
Hat er es erſt erfahren,
Da ſucht er in dem Weltgedräng
Sich ſelbſt nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter ſtolzer Ruh',
Schließt endlich ſich der Liebe zu.

(Sämmtl. Werke, I, 407.)

4) Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 290 fg.

5) Deſſenungeachtet lief die Sammlung unter ſeinem Namen fort, was einen halb

komiſchen, halb widrigen Eindruck auf ihn machte. Unterm 12. Februar 1796 ſchrieb er an Göthe: „Ich habe vorige Meſſe ein Buch herausgegeben, das ich geſtern angefangen habe zu leſen. Es iſt ein neuer Theil der Mémoires, Brantome's Charakteriſtiken enthaltend, die manchmal recht naiv ſind. Dieſe Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgeſagt. Dies gehört auch zu den Germanismen."

6) Briefw. Sch. m. K. II, 179.

7) Briefw. Reinhold's mit Baggeſen, I, 190.

8) Briefw. Sch. m. K. II, 213.

9) In einem vom 5. Januar 1840 datirten Brief an G. Schwab. S. deſſen L. Sch. 140.

10) Briefe von J. H. Voß, II, 387.

11) Göritz (a. a. O.) erzählt einen hübſchen Zug von Lotte's Sanftmuth. „Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademiſchen Hauſe in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe ſich Etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tiſche mit Schiller in ſeinem Hauſe zum Spiele geſetzt und ſpielten fort, bis ſie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergeſſe die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er ſie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: Und du, deſſen Geſundheit ſo ſehr geſchwächt iſt, ſpielſt die ganze Nacht fort? Aber ſie nahm den Verweis über ihr ſpätes Nachhauſekommen ſehr ſanft auf, und als ihre freundlichen Entſchuldigungen Nichts halfen, ſchwieg ſie ganz."

12) In dieſen zwei merkwürdigen Sätzen iſt, ſcheint mir, der Unterſchied zwiſchen Göthe und Schiller prägnanter angegeben als in manchem darüber geſchriebenen dicken Buch.

13) Voß bezeugt, daß er 1794 in Halle und anderwärts die entſchiedenſten Demonſtrationen gegen den Wöllner'ſchen Obſcurantismus mitangeſehen, und erzählt (Briefw. II, 392) bei dieſer Gelegenheit: — „Ein alter Landprediger, zu welchem Gleim mich führte, ſaß eben an ſeinem Schreibtiſch und vermehrte des Dorfes Chronik mit einem Aufſatz über die thörichten Verdunkler, um ihn dem ausgebeſſerten Thurmknopfe zu vertrauen."

14) Sch. Briefw. mit K. II, 224, 230, 233, 238, 243; III, 93, 277, 301, 360; IV, 7, 53, 65, 73, 169, 225, 287, 369, 383, 392.

15) Karoline (Sch. L. II, 77) macht unter den Studenten, welche an Schiller's Krankenbette Nachtwache hielten und den Kranken mit zarteſter Anhänglichkeit pflegten, Novalis und den Lievländer Guſtav von Adlerskron namhaft.

16) Sch. Briefw. mit K. II, 243.

17) Karoline v. Wolzogen, Sch. L. II, 83. Man wird durch dieſen Bericht an die hohe Schönheit der Schilderung erinnert, welche Schiller vorahnend vom Tode des Künſtlers entworfen hat. Vgl. oben die Anmerk. 127 zum 2. Buch.

18) Mitgeth. in Wieland's Leben von Gruber, IV, 227.

19) In der Illuſtr. Zeitung, wo (Jahrg. 1848, S. 324) das Bild wiedergegeben iſt, wird geſagt, daſſelbe ſei in der Zeit von Schiller's Aufenthalt in Bauerbach entſtanden. Dies beruht entſchieden auf einem Irrthum, denn damals kam der Dichter nicht nach Karlsbad.

20) Die angezogenen Brieſe Lotte's und Karoline's ſind mitgetheilt in der Letzteren Literar. Nachlaß, II. 165, 202.

21) Sch. Brieſw. mit K. II, 260.

22) Der Lenker der franzöſiſchen Revolution in ihrer erſten Phaſe war am 2. April 1791 geſtorben.

23) Briefwechſel Reinhold's mit Baggeſen, I, 48 fg.

24) Der eine Schreiber dieſes Brieſes, Graf Schimmelmann, erlebte noch die erſte Veröffentlichung deſſelben in Karoline's von Wolzogen Biographie Schiller's (II, 90). Er ſtarb, ein Vierundachtziger, i. J. 1831, den wohlverdienten Ruf eines gerechten und liberalen Staatsmanns hinterlaſſend. Der andere, der Prinz von Auguſtenburg, ſtarb ſchon in der Blüthe des männlichen Alters. Seines frühen Todes erwähnend, hat Karoline mit Recht beigefügt: „Von dem Grabe edler Verſtorbener geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt.“ Aus Schiller's Briefwechſel mit Körner (II, 283) wiſſen wir übrigens, daß der Prinz ſchon im Sommer 1790 ſein warmes Intereſſe für den Dichter gegen Körner's Schwägerin Dora in Karlsbad geäußert und geſagt hatte, daß ihm beſonders Schiller's Geſchichte der niederländiſchen Rebellion „ſehr lieb“ ſei.

25) Dieſes Schreiben eröffnet eine kleine Reihenfolge von Brieſen Karl Auguſt's an Schiller, zuerſt veröffentlicht in Weimars Album, S. 157—163.

26) Sch. Brieſw. mit K. III, 108.

27) Unter den Richtern der Form biſt du der Erſte, der Einz'ge,
Der das Geſetz, das er gibt, ſchon im Geben erfüllt.
Hebbel: Schiller als Aeſthetiker.

28) Nicht im Juni, wie Hoffmeiſter (II, 285) angibt. Vgl. Sch. Brieſw. mit K. II, 305.

29) In ſeinen Erinnerungen an Schiller in der Zeitung für die eleg. Welt 1823, Nr. 3—7.

30) Ach, du warſt es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit
Gipfel erſtieg, Beiſpiel ſtralte den Völkern umher:
Frankreich war's! Du labteſt dich nicht an der frohſten der Ehren,
Bracheſt den heiligen Zweig dieſer Unſterblichkeit nicht!

31) Hierauf bezieht ſich die Aeußerung in Göthe's Brieſ an Schiller vom 2. Mai 1798: „Wielanden iſt durch ein heimlich demokratiſches Gericht verboten worden, die Fortſetzung ſeiner Geſpräche im Merkur drucken zu laſſen. Der arme Verfaſſer des goldenen Spiegels und des Agathon, der zu ſeiner Zeit Königen und Herren die wunderſamſten Wahrheiten ſagte, der ſich auf Verfaſſungen ſo trefflich verſtand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freiheit, die Schooßkinder ſeines Alters, die Producte einer Silberhochzeit, gleich namenloſen Liebeskindern verheimlichen.“

32) „Bei der Tafel der Herzogin ſprach Herder vom Hof und von Hofleuten und nannte den Hof einen Grindkopf und die Hofleute die Läuſe, die ſich darauf herumtummeln.“ Sch. Brieſw. mit K. II, 123.

33) Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie vormals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

34) Mitgeth. durch A. v. Wolzogen, Deutſches Muſeum, 1857, S. 364.

35) „Geſtern — ſchrieb Forſter unterm 2. Dezember 1793 aus Paris an ſeine Frau

— habe ich Merlin von Thionville ſeit Mainz zum erſten Mal wiedergeſehen. Ich war zu Mittag bei ihm; Rewbell, Hausman und Dorſch's Frau waren auch da und noch ein Deputirter, der ehrliche Lecointre aus Verſailles. Wir gingen gegen 5 Uhr zu Tiſch und erſt nach elf Uhr auseinander. Ich habe noch eine geſchwollene Hand vom Plumpſack, denn die großen Kinder haben ſich am Pfänderſpiel erholt." J. G. Forſter's Briefwechſel, herausg. von Thereſe Huber, II, 631.

36) Die beiden Documente lauten ſo:

Paris, le 10. Oct. 1792, l'an premier de la République Française.

J'ai l'honneur de Vous adresser ci-joint, Monsieur, un imprimé revêtu du sceau de l'État, de la loi du 26. Août dernier, qui confere le titre de Citoyen Français à plusieurs Étrangers. Vous y lirez que la Nation Vous a placé au nombre des amis de l'humanité et de la société, auxquels Elle a déféré ce titre.

L'Assemblée Nationale, par un Décret du 9. Septembre, a chargé le Pouvoir exécutif de Vous adresser cette Loi; j'y obéis, en Vous priant d'être convaincu de la satisfaction que j'éprouve d'être, dans cette circonstance, le Ministre de la Nation, et de pouvoir joindre mes sentiments particuliers à ceux que vous témoigne un grand Peuple dans l'enthousiasme des premiers jours de sa liberté.

Je Vous prie, de m'accuser la réception de ma lettre, afin que la Nation soit assurée que la Loi Vous est parvenue, et que Vous comptez également les Français parmi vos Frères.

Le ministre de l'intérieur de la République Française.
Roland.

A M. Gille, Publiciste allemand.

Loi

Qui confere le titre de Citoyen Français à plusieurs Étrangers.

Du 26. Août 1792, l'an quatrième de la liberté.

L'Assemblée Nationale, considérant que les hommes qui, par leurs écrits et par leur courage, ont servi la cause de la liberté, et préparé l'affranchissement des peuples, ne peuvent être regardés comme étrangers par une Nation que ses lumières et son courage ont rendue libre;

Considérant que, si cinq ans de domicile en France suffisent pour obtenir à un étranger le titre de Citoyen Français, ce titre est bien plus justement dû à ceux qui, quelque soit le sol qu'ils habitent, ont consacré leurs bras et leurs veilles à défendre la cause des peuples contre le despotisme des rois, à bannir les préjugés de la terre, et à réculer les bornes des connaissances humaines;

Considérant que, s'il n'est pas permis d'espérer que les hommes ne forment un jour devant la loi, comme devant la nature, qu'une seule famille, une seule association, les amis de la liberté, de la fraternité universelle, n'en doivent pas être moins chers à une Nation qui a proclamé sa renonciation à toutes conquêtes, et son désir de fraterniser avec tous les peuples;

Considérant enfin qu'au moment où une convention nationale va fixer les destinées de la France et préparer peut-être celle du genre humain, il appartient à un peuple généreux et libre, d'appeler toutes les lumières et de déférer le droit

de concourir à ce grand acte de raison, à des hommes qui par leurs sentimens, leurs écrits et leur courage s'en sont montrés si éminemment dignes;

Déclare déférer le titre de Citoyen Français au docteur Joseph Priestly, à Thomas Payne, à Jérémie Bentham, à William Wilberforce, à Thomas Clarkson, à Jacques Mackintosh, à David Williams, à N. Gorani, à Anacharsis Cloots, à Corneille Pauw, à Joachim Henri Campe, à N. Pestalozzi, à Georges Washington, à Jean Hamilton, à N. Madison, à Fr. Klopstock, et à Thadée Kosciusko.

Du même jour.

Un membre demande que le sieur **Gille**, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'Assemblée vient d'accorder le titre de Citoyen Français; cette demande est adoptée.

Au nom de la nation, le Conseil exécutif provisoire mande et ordonne à tous les Corps administratifs et Tribunaux, que les présentes ils fassent consigner dans leurs régistres, lire, publier et afficher dans leurs départements et ressorts respectifs, et exécuter comme loi. En foi de quoi nous avons signé ces présentes, auxquelles nous avons fait apposer le sceau de l'État. A Paris, le sixième jour du mois de septembre mil sept cent quatre-vingt-douze, l'an quatrième de la liberté.

Signé: **Clavière**. Contresigné: **Danton**. Et scellées du sceau de l'État.

Certifié conforme à l'original.

L. S. **Danton**.

A Paris
de l'imprimerie nationale exécutive du Louvre.
1792.

37) Daß Frau Simanowiz um jene Zeit dem Dichter das von ihr gemalte Portrait ſeiner Mutter zum Geſchenk gemacht, erhellt aus ſeinem vom 24. Juni 1793 datirten, dem Schillers-Album im Facſimile beigehefteten Dankſagungsſchreiben an die Künſtlerin, welche er ſeine „bewunderte und verehrungswürdige Landsmännin“ nennt.

38) Dieſer Name wird durch einen im „Morgenblatt“ 1856, Nr. 32 mitgetheilten, vom 20. Januar 1794 aus Ludwigsburg datirten Brief Lotte's an den Senator feſtgeſtellt. Dieſe Mittheilung und der Aufſatz: „Schiller in der Reichsſtadt Heilbronn“ im Morgenblatt für 1854, Nr. 45 geben weſentliche Ergänzungen und Berichtigungen der bisher bekannten Nachrichten über des Dichters Aufenthalt in jener Stadt.

39) Freudig ſpannt' im Wind die ſchwellenden Segel Odyſſeus;
Selbſt dann ſaß er am Ruder und ſteuerte kunſtverſtändig
Ueber die Flut. Nie deckte der Schlaf ihm die wachſamen Augen,
Auf die Plejaden gewandt und den ſpät geſenkten Bootes,
Auch die Bärin, die ſonſt der Himmelswagen genannt wird,
Welche ſich dort umdreht und ſtets den Orion bemerket
Und ſie allein niemals in Okeanos Bad ſich hinabtaucht. Odyſſ. V, 269.

40) Morgenblatt 1854, Nr. 45; Morgenbl. 1856, Nr. 32.

41) Karoline v. Wolzogen, Sch. L. II, 105. Noch im Dezember 1796 ſchrieb Schiller an Göthe (Briefw. 2. A. 1, 261), daß er nach reifer Ueberlegung für den Wallenſtein „bei der lieben Proſa“ geblieben ſei, welche dieſem Stoff auch viel mehr zuſage.

42) S. das Einladungsſchreiben Schiller's zu dieſem Familienfeſt an Frau Simanowiz vom 8. November 1793, mitgeth. in „Ludovike, ein Lebensbild“, S. 389.

43) Der Brief Schiller's an Körner vom 10. Dezember 1793 gibt davon Kunde.

44) Dieſe bisher noch von keinem Biographen Schiller's benützte Mittheilung ſteht in dem „Schiller-Album“, welches in des Dichters Arbeitszimmer im Schillerhauſe in Weimar aufgelegt iſt. Vgl. Rank, Schillerhäuſer, S. 172.

45) Ludovike, S. 390. Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 114.

46) Vgl. Hölderlin's Leben von Chr. Th. Schwab (Hölderlin's ſämmtl. Werke, II, 279) und Haym, Hegel und ſeine Zeit, S. 33. Die Tradition von Hegel's und Hölderlin's Tanz um den Tübinger Freiheitsbaum hat eine ſehr ſchöne poetiſche Bearbeitung erfahren durch J. G. Fiſcher, Gedichte, 2. A. 181.

47) Das Datum der Abreiſe Schiller's aus Schwaben und das ſeiner Ankunft in Jena ergibt ſich aus ſeinem Brief an Körner vom 18. Mai, wo er ſagt, daß er vor drei Tagen angelangt ſei und daß die Reiſe neun Tage gewährt habe.

48) Dies that Kuno Fiſcher in ſeiner meiſterlichen Abhandlung „Schiller als Philoſoph“ (1858), welche ihr Thema zum erſten Mal allſeitig faßt und durchführt. Verdienſtlich iſt auch das den kunſtphiloſophiſchen Schriften Schiller's gewidmete Kapitel in Rob. Zimmermann's „Geſchichte der Aeſthetik“, S. 483 fg.

49) Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt;
Er hat Alles geſeh'n, was auf Erden geſchieht
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat. (Werke, I, 241.)

50) Ich ſetze das für den Freundſchaftsbund zwiſchen Göthe und Schiller entſcheidende Geſpräch zwiſchen den Beiden, von welchem der Erſtere ausführlich erzählt (Werke, Ausg. v. 1840, XXVII, 36 fg.), in den Juli 1794, im Widerſpruch zwar mit Viehoff (Göthe's Leben, III, 332), aber geſtützt auf den Brief Schiller's an Körner vom 1. September 1794, worin unſer Dichter dem Freund in Dresden mittheilt, daß er „vor ſechs Wochen“ ausführlich mit Göthe geſprochen habe. Augenſcheinlich iſt damit das Geſpräch gemeint, von welchem Göthe an der bezeichneten Stelle ſeiner „Annalen“ Meldung thut. Der Brief Schiller's vom 13. Juni, worin er Göthe zur Mitarbeit an den Horen einlud und womit der Schiller-Göthe'ſche Briefwechſel ſich eröffnet, iſt ohne Zweifel vor jener Begegnung in Jena geſchrieben, weil derſelbe ganz ceremoniös und geſchäftsmäßig gehalten iſt. Unlange nach dem Geſpräch und wie noch ganz warm von demſelben ſchrieb dann Schiller, als Göthe von ſeinem Ende Juli's nach Deſſau unternommenen Ausflug zurückgekehrt war, ſeinen berühmten Brief (23. Auguſt), womit er, wie man treffend geſagt hat, „Göthe eroberte.“ — Damit ich nicht in den Verdacht „novelliſtiſcher“ Darſtellung komme, bemerke ich für ſolche Leſer, denen Göthe's Annalen im Augenblicke nicht gegenwärtig ſein ſollten, daß der Eingang des Kapitels eine faſt wörtliche Wiedergabe der Göthe'ſchen Erzählung iſt.

51) Wie wenig die Heimatluft unſeren Dichter von ſeinen Leiden geheilt hatte, zeigt auch folgende Nachricht aus dem Sommer 1794. Als Eckermann ſich am 31. März 1831 bei Göthe befand, erzählte Meyer: „Ich ging mit Göthe in dem ſogenannten Paradies bei Jena ſpazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir (nämlich Schiller und Meyer) zuerſt mit einander redeten. Er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und ſchien ſehr

krank und an den Nerven leidend. Sein Geſicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Göthe dachte, er würde keine vierzehn Tage mehr leben.“

52) Briefw. zw. Göthe und Schulz, S. 26.

53) Humboldt in der Einleitung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller, S. 13 fg.

54) Laube: Moderne Charakteriſtiken, I, 336—372.

55) Köpke: Erinnerungen aus Tieck's Leben, I, 251.

56) Göthe's Werke, XXXVI, 251.

57) Böttiger, Literar. Zuſt. und Zeitg. I, 32.

58) Sch. Briefw. mit K. IV, 72.

59) Eine Probe der beregten Gemeinheit mag folgende „Anekdote“ geben, welche am 14. November 1795 in der „Camera obscura von Berlin“ ſtand: — „Ein hieſiger Bürger, aus Mecklenburg gebürtig, fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In ſeiner Landesmundart bezeichnet der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche und er ließ ſich verleiten, in die Jeremiade auszubrechen: Gott bewahre uns für de Horen, en Schernahl. Nix as Schernahlen, roth, groen, blau und grau, ek für de Horen ens. Fründ, dat kann en nich ſo blieben. Der Freund bat ihn, das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Verſicherung zurück: er laſſe ſich nicht dumm machen; er habe es geleſen und verſtehe ſehr wenig davon; aber was er verſtehe, wäre „„Horenkram““.

60) Vgl. über die Berufung Schiller's nach Tübingen ſeine Briefe an Göthe vom 19. Februar und 25. März 1795. Briefw. I, 48, 59.

61) Eine verdienſtvolle gedrängte Bibliographie der Muſenalmanache hat K. Gödeke („Elf Bücher deutſcher Dichtung“, I, 727) geliefert.

62) Schwab, Sch. L. 532.

63) In einem ſpäteren Brief an Humboldt (7. Septbr. 1795) bekennt Schiller: „Das Reich der Schatten ausgenommen, iſt mir Natur und Schule (ſpäter „der Genius“ überſchrieben) unter meinen Gedichten das liebſte.“

64) K. Grün, „Friedrich Schiller als Menſch, Geſchichtſchreiber, Denker und Dichter,“ S. 552.

65) **E. Boas**, ein gewiſſenhafteſter Arbeiter auf dem Feld der deutſchen Literarhiſtorie, hat bekanntlich die Xenien-Angelegenheit am umfaſſendſten dargelegt. Sein zweibändiges Buch: „Schiller und Göthe im Xenienkampf“ (1851) iſt ein ſchwerwiegender kulturgeſchichtlicher Beitrag zur Aufhellung der Göthe-Schiller'ſchen Epoche.

66) Schiller's Epigramme ragen faſt durchgehends über die Göthe'ſchen empor. Treffender Witz, leuchtender Humor, vernichtende Satire erfüllt ſie. Er ging, ein ungeſtümer Streiter, begeiſtert in die Schlacht, um alles Falſche, Unſchöne und Gemeine mit der Wurzel auszurotten, während Göthe's Diſtichen, wenn er ſie nicht wider Frömmelei oder wider ihm verhaßte politiſche Grundſätze richtet, eine gewiſſe Perſönlichkeit und Kälte athmen. Boas, a. a. O. I, 47.

67) Schiller's Brief an Göthe vom 1. Auguſt 1796. Briefw. I, 202.

68) Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Chriſtlicher Herkules! Du erſtickeſt ſo gerne die Rieſen;
Aber die heidniſche Brut ſteht, Herkuliskus, noch feſt.

69) Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen und kam, ach, wie gereut's mich, zu dir.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

Schade, daß die Natur nur einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig; doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier, ach! nur zu innig vermiſcht.

70) Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
Nun du todt biſt, herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

71) Mit Beziehung auf das 43. Xenion:
Fort ins Land der Philiſter, ihr Füchſe mit brennenden Schweifen,
Und verderbet der Herrn reiſe papierene Saat.

72) Briefw. zw. Sch. und G. I, 227.

73) Die Horen müßten ſich fortan mit u ſchreiben. Böttiger's Leben, 52, 133—37.

74) Aus Herder's Nachlaß, herausg. von H. Düntzer und F. G. Herder, I, 20.

75) Böttiger, Literar. Zuſt. u. Zeitg. I, 192.

76) Aus Herder's Nachlaß, I, 183.

77) Lange necktet ihr uns, doch immer heimlich und tückiſch;
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg!

Alles war nur ein Spiel. Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier iſt der Bogen und hier iſt auch zum Ringen der Platz.

78) In erſter Linie derſelben ſtanden die zu Mannheim 1797 erſchienenen geiſtvollen „Dornenſtücke", welche ſich übrigens in ihrem beſten (erſten) Theile nicht gegen Göthe und Schiller richteten, ſondern mit wirklichem Witz über die Gebrechen der Zeit im Allgemeinen ſatiriſch ſich ergingen. Der wahre Name des Verfaſſers iſt unbekannt geblieben, denn er hatte ſich nur mit dem fingirten Namen „Paul Ehrenpreis" unterzeichnet. Vgl. Boas, Xenienkampf, II, 102 fg.

79) Widder im Thierkreis hieß ich dir einſt. O, wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vlies den Beherrſchern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld
Und du, Göttlicher, kehrteſt zurück zu den ſehnenden Völkern.

80) Briefw. zw. Sch. u. G. I, 291.

81) Deutſchland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf. Schiller.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutſche vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus! Göthe.

82) Franz Horn, Dichtercharaktere, S. 57.

83) Schiller an Körner (10. April 1796): „Wenn du deine Reiſe um fünf oder ſechs Tage früher antreten könnteſt, ſo kommſt du gerade noch recht zu der letzten Vorſtellung von Iffland und zwar zur Vorſtellung des Egmont, den ich für das Theater bearbeitet habe und der (jetzt) gewiſſermaßen Göthe's und mein gemeinſchaftliches Werk iſt. Ich mußte verſchiedene neue Szenen darin machen und mit den alten mir manche Freiheit herausnehmen." Göthe ſagt in ſeinen Annalen (1796): „Zu dem Zwecke — (nämlich

den Grund eines dauerhaften Repertoriums zu legen und das Wünſchenswerthe näher kennen zu lernen) — redigirte Schiller, der an dem Vorhandenen immer feſthielt, den Egmont, welcher zum Schluſſe der Iffland'ſchen Gaſtrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutſchen Bühnen vorgeſtellt wird."

84) Briefw. zw. Sch. und Humboldt, S. 287.

85) Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie Jener (Manſo)
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth.

86) Fürſt: Henriette Herz, ihr Leben u. ihre Erinnerungen, 2. Aufl. S. 178, 181.

87) Briefw. zw. Sch. u. G. II, 25.

88) Ebenda, II, 53, 63. Hierauf bezieht ſich die ſchöne Strophe in Göthe's Prolog zu Schiller's Glocke:

Da ſchmückt' er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam.
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber ſchien die Sonne.

89) Viſcher, Aeſthetik, IV, 1338 fg.

90) Briefw. zw. Sch. u. H. 248.

91) Freiheit liebt das Thier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott;
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot.
Doch der Menſch in ihrer Mitte
Soll ſich an den Menſchen reih'n,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſein.

92) Gedruckt erſchien das Glockenlied zuerſt im Muſenalmanach f. 1800.

93) „Nie — ſchreibt Alexander von Humboldt (Karl-Auguſt-Büchlein, S. 150) über ſein letztes Zuſammenſein mit dem Herzog in Berlin im Juni 1828 — nie habe ich den großen menſchlichen Fürſten lebendiger, geiſtreicher, milder und aller ferneren Entwicklung des Volkslebens theilnehmender geſehen. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zuſammenhang dieſer Schwärmerei mit politiſchen Tendenzen nach Abſolutismus und Niederſchlagen aller freien Geiſtesregungen. „Dazu ſind es unwahre Burſche, rief er aus, die ſich dadurch den Fürſten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetiſchen Vorliebe zum Mittelalter haben ſie ſich eingeſchlichen!"

94) Brief Jean Paul's an Otto aus Weimar vom 2. Februar 1799. Spazier, IV, 121.

95) „Was ich je im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir (zum Wallenſtein) Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Don Carlos ekelt mich nunmehr an, wie gern ich es auch jener Epoche meines Geiſtes zu verzeihen geneigt bin." Schiller an Körner (4. September 1794).

96) E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. Aufl. S. 197.

97) Briefw. zw. Sch. u. H. 229.

98) Ludw. v. Wolzogen, Memoiren, S. 14.

99) Die Hauptmomente der Entſtehungsgeſchichte des Wallenſtein finden ſich in Schiller's Briefwechſel mit Körner (III, 167, 330, 394; IV, 7, 60, 67, 133) und in Schiller's Briefwechſel mit Göthe (I, 145, 240, 244, 248, 259, 261, 386, 402, 408, 412; II, 4, 61, 76, 81, 116, 130, 133, 136, 152, 155, 157, 186—88).

100) Der Schauſpieler Becker hatte ſich geweigert, einen Reiter zu ſpielen. „Da — erzählte Göthe am 26. Februar 1824 Eckermann — ließ ich ihm ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſelber ſie ſpielen. Das wirkte; denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun.“

101) Schiller's Album, S. 88.

102) Erinnerungen eines Augenzeugen über die erſte Aufführung des Wallenſtein zu Weimar, Weimars Album, S. 135—143.

103) Sch. Briefw. mit K. IV, 146. Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 182.

104) Devrient, Geſch. d. d. Schauſpielk. III, 281.

105) Briefw. zw. Sch. u. K. IV, 147, 158, 192, 242. Briefw. zw. Sch. und G. II, 204.

106) Ruge: Idealismus und Realismus im Reich des Ideals (Prutz's Deutſches Muſeum 1858, S. 670).

107) Kotzebue's Machwerk „Die Indianer in England“ iſt glücklicher Weiſe jetzt ſo verſchollen, daß es nicht ſchulmeiſterlich klingt, wenn ich daran erinnere, daß die Heldin dieſes Rührſtücks Gurli hieß.

108) Steffens: Was ich erlebte, IV, 103 fg.

109) „Citatio edictalis. Nachdem über die Poeſie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler anderen Autoren, Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Maſſe mehreres verdächtiges und dem Anſchein nach dem Horatius, Arioſto, Cervantes und Shakſpeare zuſtehendes Eigenthum ſich vorgefunden, — als wird Jeder, der ähnliche Anſprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, ſich binnen ſächſiſcher Friſt zu melden, hernachmals aber zu ſchweigen.“ Athenäum, II. 332.

110)

Der Pedantismus bat die Phantaſie
Um einen Kuß; ſie ſchickte ihn zur Sünde.
Frech, ohne Kraft umarmt' er die
Und ſie genas von einem todten Kinde,
Genannt Lucinde.

111) Als er im Spätherbſt 1828 ſeinen alten Freund Tieck in Dresden beſuchte, verkündigte er dieſem „Erzromantironicus“ die Nähe des jüngſten Tages. Dann würden die Geſtirne des Himmels ſich gegen einander bewegen und die Geſtalt eines Crucifixes bilden. Unwillkürlich brach Tieck bei dieſem Orakel in den Ruf aus: „Menſch, ſag' einmal, glaubſt du denn wirklich das Alles?“ Köpke, Erinnerungen aus Tieck's Leben, II, 74.

112) Das Verhältniß der beiden Brüder zu einander charakteriſirt ganz gut der von dem Dänen Oehlenſchläger gemachte Witz:

O Arnold Brescia! Gottesblitz in Nächten
Des Mittelalters, laſſ' in Ehrfurcht mich
Dir um die Stirn die Martyrkrone flechten!

Johannes Huß! Blutzeuge Du der Bibel,
Der Du vom Holzſtoß noch der Cleriſei
In's Antlitz warfeſt ihre Lügenfibel!

Savonarola Dritter dieſer Dreiheit,
Der Du geſprochen das Prophetenwort:
Ihr könnt nicht Chriſten ſein, wenn ihr nicht frei ſeid!

Bruno, Vanini, Aquilas! Ihr Edeln,
Die ihr bezahlt mit heißem Tod den Muth,
Ein Ungethüm nicht bündiſch zu umwedeln,

Das von dem Blut der Gottesſtreiter trunken,
Nur Blut verhängte, immer Blut und Blut,
Um drein ſein Purpurprachtgewand zu tunken.

Denn purpurprangend, blitzend von drei Kronen,
So wollte Roma ob dem Erdenkreis,
Der Gottheit und der Menſchheit Herrin, thronen.

Auguſt ſagt: „Mein Bruder und ich!“
„Ich und mein Bruder!“ ſagt Friederich.

113) Köpke, a. a. O. II, 193.

114) Schiller muß ſich längere Zeit mit dieſem Vorſatz getragen haben, denn in dem fraglichen Schreiben an Göthe vom 5. Januar 1798 ſpricht er davon als von einer „alten“ Idee.

115) S. Schiller's Brief an Göthe vom 20. Auguſt 1799. Daß er in Weimar davon geſprochen haben mußte, nach dem Wallenſtein zunächſt die Malteſer auszuführen, erhellt aus der Zuſchrift der Herzogin Luiſe vom 21. Oktober 1799 an den Dichter. Die Herzogin ſagt darin, ſie würde es bedauern, wenn Schiller „dieſes ſchöne Unternehmen“ aufgeben würde.

116) Ich geſtehe, nicht recht zu wiſſen, was ich daraus machen ſoll, wenn Göthe im directen Widerſpruch mit Schiller's Brief an ſeine Mutter vom 8. Oktober und mit Karl Auguſt's Schreiben an Schiller vom 11. Novbr. 1799 am 18. Januar 1827 gegen Eckermann äußerte: „Der Herzog beſtimmte Schillern bei ſeiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich 1000 Thalern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſein ſollte, zu arbeiten.“ Da an einen vorſätzlichen Irrthum nicht zu denken iſt, bleibt nur die Annahme eines ſehr beträchtlichen Gedächtnißfehlers. Aber es macht doch einen recht ſchmerzlichen Eindruck, wenn Göthe fortfährt: „Schiller lehnte dieſes letztere Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „„Ich habe das Talent — ſagte er — und muß mir ſelber helfen können.““ Nun aber, bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war. Sein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen. Dies aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Productionen ſelbſt ſchädlich. Denn was geſcheidte Köpfe an ſeinen Sachen ausſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen, daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategoriſchen Imperativ allen Reſpect; ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führt dieſe Idee der ideellen Freiheit ſicher zu nichts Gutem“ . . . Alles ganz wahr und ſchön. Göthe betonte nur den Umſtand nicht ſtark genug, daß Schiller unter allen Umſtänden dem kategoriſchen Imperativ folgen, d. h. arbeiten mußte, um zu leben. Das war ja eben der Jammer!

117) Nachdem z. B. Gleim Ludwig den Sechzehnten aus eigener Machtvollkommenheit canoniſirt hat, ruft er aus:

„Er iſt mein Heiliger! Da ſeht, vor ſeinem Bilde
Lieg' ich und bet'“ . . . .

Er hat aber nicht nur einen Heiligen, ſondern auch eine Heilige, die Czarin Katharina II., und er vergeht faſt vor Sehnſucht, ihres Anblicks zu genießen:

„Von fern nur, insgeheim nur ſehen möcht' ich dich!
Ergötzen mich an den geprieſ'nen Zügen
Des menſchenfreundlichſten Geſichts.“

Bei einem Heiligencult dieſer Art iſt ſelbſtverſtändlich die ganze franzöſiſche Staatsumwälzung eitel Teufelswerk:

„Die Hölle hat ſich aufgethan,
Daran iſt nicht der kleinſte Zweifel."

In patriotiſcher Ekſtaſe ſtellt Gleim dem revolutionären Frankreich das loyale Deutſchland gegenüber und ruft aus:

„Von unſern deutſchen Fürſten ſpricht
Selbſt die Verleumdung Böſes nicht.
Sie ſind, was unſre Weiſen wollen,
Daß es die Fürſten ſei'n" . . . .

Man ſieht, der gute Alte hatte keine Zeit gehabt, ſich um die Erlebniſſe eines Schubart, eines Seume zu bekümmern. Auch die Zeiten Friedrich Wilhelm's II. und der Gräfin Lichtenau ſcheint er überſehen zu haben. Doch nein, das anzunehmen, hieße ihm Unrecht thun. Denn er bildete ſich offenbar Etwas darauf ein, ein Knecht mit Bewußtſein und Methode zu ſein, und er gibt auch ganz naiv den Grund dieſer Liebhaberei an. In einer ſeiner Reimereien läßt er einen Jakobiner und einen Sklaven mit einander verhandeln. Der Erſtere will den Letzteren zur Freiheit bekehren, was aber dieſer ſich ein für allemal verbittet, denn, ſagt er: —

„Ich lebe nur für meinen Herrn, bei Gott und meinem Leben!
Ich muß der Wahrheit Zeugniß geben:
Ich bin ſein Sklave gern,
Er macht mich täglich ſatt!"

118) Schiller wußte das ſelbſt recht wohl. Als er ſeine Bearbeitung des Macbeth am 16. Juni 1800 an Körner ſandte, ſchrieb er dazu: „Freilich macht er gegen das Original eine ſchlechte Figur."

119) Cäcilie im Weimars-Album, S. 147—55.

120) Karoline v. Wolzogen, Literar. Nachlaß, I. 433.

121) Nicht dieſe Aufführung, ſondern ſelbſtverſtändlich die ſpäteren i. J. 1803 meinte Zelter, wenn er unterm 7. Septbr. genannten Jahres an Göthe ſchrieb: „Wenn Schiller ſeine Jungfrau von Orleans ſehen will, ſo muß er jetzt nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unſerer Darſtellung dieſes Stückes iſt mehr als kaiſerlich; der vierte Act iſt hier mit mehr denn achthundert Perſonen beſetzt und, Muſik und alles Andere mitinbegriffen, von ſo eclatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Ekſtaſe geräth."

122) Briefw. zw. Sch. und G. II, 346.

123) Die Quelle, aus welcher die Nachricht von dieſem Triumph zuerſt in Schiller's Lebensgeſchichte überging, iſt die „Skizze einer Biographie Schiller's" von J. G. Gruber (1805). Die mitunter ſehr weit gehende Unzuverläſſigkeit dieſes Büchleins hätte mich Anſtand nehmen laſſen, demſelben gerade hier mehr Glauben zu ſchenken als anderwärts, um ſo mehr, da der Schiller-Körner'ſche Briefwechſel ganz über die Sache ſchweigt. Aber zum Glück beſtätigt uns Karoline von Wolzogen (Sch. L. II, 225) als Augenzeugin, daß Gruber im Weſentlichen den Sachverhalt ganz richtig angegeben habe.

124) Zelter an Göthe (13. November 1830): — „Schiller war nicht längſt in Dresden geweſen. Naumann hatte „die Ideale" in Muſik geſetzt und ſie dem Dichter durch ſeine Schülerin, eine Mademoiſelle Schäfer, verſingen laſſen. Das Erſte, wovon

Schiller zu mir ſprach, war dieſe Compoſition, über welche er ganz entrüſtet war: w ein ſo gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht ſo zerarbeiten könne, daß über ſein Geklimper die Seele des Gedichts zu Fetzen werde, und ſo ging's über alle Componiſten her. Den Effect ſolcher tröſtlichen Oration brauch' ich nicht zu beſchreiben, ich hatte Schiller's und deine Gedichte (componirt) im Sacke mitgebracht und mit einem Schlage die Luſt verloren, ſie auszupacken. Es war vor Tiſche: Schiller und ich ſollten bei dir eſſen. Die Frau kam und ſagte: Schiller, du mußt dich anziehen, es iſt Zeit. So geht Schiller ins andere Zimmer und läßt mich allein. Ich ſetze mich ans Klavier, ſchlage einige Töne an und ſinge ganz ſachte für mich den „Taucher“. Gegen das Ende der Strophe geht die Thüre auf und Schiller tritt leiſe heran, — nur halb erſt angezogen. — „So iſt's recht, ſo muß es ſein!“ u. ſ. w. Dann wieder die Frau: Lieber Schiller, es iſt nach 2 Uhr, mach' doch nur, daß du erſt angezogen biſt; du weißt, Göthe wartet nicht gern zu lange, und nun war die Sache in Ordnung.“ — Genau genommen, fällt übrigens Zelter's damalige Anweſenheit in Weimar in den Februar 1802. Briefw. zw. Sch. u. K. IV, 271.

125) Das Pamphlet führte den Titel „Expectorationen“ und war der Form nach eine dramatiſche Farce, worin Göthe der Große, Falk der Kleine, A. W. Schlegel der Wüthende, Fr. Schlegel der Raſende, ferner ein gebratener Wieland, ein geſtopfter Böttiger u. ſ. w. vorkamen. Die Burleske war gemein, aber ſtellenweiſe nicht unwitzig. So wenn die beiden Schlegel, „ein paar tüchtige Räucherpfannen,“ den „Literaturpapſt“ Göthe anſangen:

„Du reine poetiſche Poeſie,
Du Poeſie der Poeſie!
Hier naht ſich dein getreues Vieh,
Dem deine Hoheit Schutz verlieh.“

126) Friedrich Schlegel ſandte dieſe ſtachelloſen Stachelgedichte im April 1802 an Rahel Levin. Aus ihrem Nachlaſſe theilte Varnhagen ſie Boas mit und, da ſie durch dieſen (Xenienkampf, II, 266) doch einmal der Vergeſſenheit entriſſen wurden, ſo mögen einige hier ſtehen, als Probe der Art und Weiſe, wie die romantiſche Impotenz und Impudenz einen Schiller zu ſchmähen ſich erfrechte: —

Ach, wie gefällt die Glocke dem Volk und die Würde der Frauen,
Weil im Takte da klingt Alles, was ſittlich und platt.

Welches Schickſal! Es heißt Piccolomini; dennoch iſt Keiner
Piccol uomo ſo ſehr, als der es pickelte ſelbſt.

Geſchritten in die Welt kam Schiller
Und da ward's ſtill und immer ſtiller.
Erſtaunt frug die Natur: Was will er?
Und dreimal ſchallte laut der höchſte Triller.

Das iſt Schlegel'ſcher Witz! Mit der Schlegel'ſchen Poeſie hatte es gerade ſoviel auf ſich. Es charakteriſirt dieſelbe, wenn Friedrich Schlegel gegen eine Freundin äußerte: „Er hätte beim Dichten des Alarkos nur mehr Opium nehmen ſollen, ſo würde er erreicht haben, was er damit gewollt.“ Unvergeſſenes. Denkwürdigkeiten von Helmina von Chezy, I, 265 . . . . Auch der andere Bruder, Auguſt Wilhelm, wollte auf Koden Schiller's witzig ſein und zwar noch viel ſpäter. Er war taktlos genug, in den Wendt'ſchen Muſenalmanach auf 1832 eine Reihe ſogenannter „literariſcher Scherze" einzurücken, die nur eine Reihe grober Schmähungen auf Schiller waren. Die allgemeine Entrüſtung aber, womit dieſe Rohheit aufgenommen wurde, konnte ihrem aus einem eleganten Kritiker zu einem alten Gecken gewordenen Urheber zeigen, wie ſehr ſeit 1800 die Bedeutung Schiller's gewachſen und die der Romantik geſunken.

127) So trug das neuerbaute Schauſpielhaus in Nürnberg die Inſchrift: „Der Wahrheit, Tugend, Weisheit und den Muſen führte dieſen Tempel auf aus Werthſchätzung der Künſte und mit dem beſten Wunſche für ſeine Vaterſtadt G. L. Aurnheimer 1801." Zeitſchr. f. deutſche Kulturgeſch. 1858, S. 263.

128) Einläßlichere Beſchreibungen des Schillerhauſes in Weimar finden ſich in Stahr's „Weimar und Jena", I, 60 fg., Rank's „Schillerhäuſer", S. 161 fg. und in Kühne's „Beſuch im Schillerhaus in Weimar", Gedenkbuch an Fr. Sch. 10 fg.

129) Gotthilf Auguſt von Maltitz ſchrieb 1837 in das Schiller-Album (S. 140):

Deutſcher Dichter frei und groß!
Seltſam fiel dein Lebensloos:
Wardſt verketzert und verwieſen,
Wardſt gefeiert und geprieſen,
Angeſtaunt in deinem Streben
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt
Und zuletzt auch noch geadelt!
Ach, vergib dem Vaterland
Meiſter, ſeinen Unverſtand!

130) Göthe an Frau von Stein (17. Nov. 1781): „Die Herzogin Mutter hat mir geſtern eine weitläufige Demonſtration gehalten, daß mich der Herzog müſſe und wolle adeln laſſen. Ich habe ſehr einfach meine Meinung geſagt und Einiges dabei nicht verhehlt, was ich dir auch noch erzählen will." Als er im Juni 1782 das Adelsdiplom erhielt, ſchickte er es der Freundin mit den Worten: „Ich bin ſo wunderlich gebaut, daß ich mir gar Nichts dabei denken kann."

131) Das Diplom macht mit ſeinem weitläufigſt-ſchleppenden Reichskanzleiſtyl einen ſeltſamen, faſt geſpenſtigen Eindruck auf den Leſer von heute. Als Schiller's Verdienſte ſind darin anerkannt, „daß er, als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und ſeltſamem Beifall Vorleſungen, beſonders über Geſchichte, gehalten; ferner, daß ſeine hiſtoriſchen ſowohl als in den Umfang der ſchönen Wiſſenſchaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheilten Wohlwollen aufgenommen worden ſeien, und unter dieſen beſonders ſeine vortrefflichen Gedichte ſelbſt dem Geiſte der deutſchen Sprache einen neuen Schwung gegeben." Geradezu komiſch wirkt der Paſſus, wo „alle und jede Kurfürſten, Fürſten, geiſtliche und weltliche Herren, Grafen, Freie und Ritter" bei einer „Pön von 50 Mark löthigen Goldes" verpflichtet werden, „genannten Johann Chriſtoph Friedrich von Schiller als Unſern und des heiligen römiſchen Reichs rechtgeborenen Lehens- und Turniergenoſſen zu erkennen, zu ehren und zu würdigen."

132) Beziehungsweiſe ſeine Popularität unter dieſem Stande nur geſteigert. Der General Ludwig von Wolzogen erzählt uns in ſeinen öfters angezogenen Memoiren

(S. 13) Folgendes von dem General von Grävenitz, welcher 1797 Commandant von Breslau war: — „Ich habe in ſeinem Quartier viel ſtudirt, denn er ſtörte mich wenig, außer wenn ihn ſein großer Enthuſiasmus für die Schiller'ſchen Gedichte, von denen er ſich die ſchönſten auf Velinpapier beſonders hatte abdrucken laſſen, in eine Art Fieberparoxysmus verſetzte, in welchem er ſich gedrungen fühlte, mir einige Stunden lang ſeine Lieblingsſtücke, namentlich das Lied an die Freude, mit großer Emphaſe vorzudeclamiren."

133) Der Schauſpieler Graff hat im Schiller's Album (S. 87) dieſe eigenthümliche Darſtellung der Schiller'ſchen Tragödie ſo erzählt: — „Es war an einem ſehr heißen Sommertage, als wir während unſeres theatraliſchen Aufenthals in Lauchſtädt die Braut von Meſſina aufführten. Unſer lieber Schiller, unter deſſen Leitung wir ſeine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, ſein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu ſehen, und führte uns von der Umgegend Lauchſtädts, beſonders von Halle, eine zahlloſe Menge von Zuſchauern herbei. Unſer Schauſpielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unſre Vorſtellung; mit jedem Akt ſteigerte ſich der Beifall. Ich ſprach den ältern Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu ſprechen anfing:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt —

brach wirklich über dem Hauſe ein fürchterlicher Donner los, ſo daß das ganze Haus erzitterte; dies ergriff mich in dem Momente, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verſe herausdonnerte. Den Eindruck, den dieſe Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitſpielenden bis zum Schluß und am Schluſſe des Stückes ſelbſt machte, kann ich nicht beſchreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hauſe, man hörte keinen Athem und ſah nur todtenbleiche Geſichter. Nach der Vorſtellung kam unſer Schiller auf die Bühne und begrüßte Jeden der Vorſtellenden aufs freundlichſte. Auch auf mich ging er zu und ſprach in einem liebreichen, etwas näſelnden Tone die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Paſſe; ſchwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke geſprochen werden!"

134) Schiller's Briefe vom 4., 6., 8. und 9. Juli 1803 aus Lauchſtädt an ſeine Frau, mitgeth. in Karoline's v. Wolzogen L. Sch. II, 239—50.

135) Henriette Herz, a. a. O. 202.

136) Zu Anfang Oktobers 1806 beſchied Napoleon den König von Würtemberg zu ſich nach Würzburg. Ludwig von Wolzogen — damals in Dienſten des Letzteren — erzählt in ſeinen Memoiren (S. 35): „Es koſtete viel Mühe, in Würzburg ein Quartier für den König ausfindig zu machen, weil der Marſchall Lannes das Haus, welches für den König beſtimmt war und dem Geheimrath Seyffert gehörte, nicht räumen wollte. Als ich deßhalb mit ihm zu unterhandeln beauftragt wurde, ſagte er mir: „„ich ſolle zum Teufel gehen, mein Herr ſei nur ein König, er aber ein Marſchall.""

137) In jener trüben Stunde imponirte die gefaßte Würde der Herzogin Luiſe Napoleon ſo ſehr, daß er unwillkürlich zu ſeiner Umgebung ſagte: „Voila une femme à laquelle nos deux cent canons n'ont pas pu faire peur."

138) Der authentiſche, von Dr. F. L. W. Meyer herrührende Bericht über Klopſtock's prächtigen Leichenconduct iſt mitgetheilt in Wehl's „Literaturleben Hamburgs im 18. Jahrhundert."

139) Was Schiller meinte, wenn er ſagte, die Staël habe keinen Sinn für Poeſie, wird durch Karoline v. Wolzogen commentirt, welche die Notiz gibt (Sch. L. II, 290), die berühmte Genferin habe bei jedem Dichtungswerke gefragt: „Quel en est le but?" d. h. ſie hatte keine Idee davon, daß die Kunſt Selbſtzweck ſein könne.

140) Im Jahrzeitbuch zu Attinghuſen, wo S. 14 zu leſen iſt: „Richenza die hat gesetzt ein fiertel nussen von einem acherli dz heist tellingen ze Ripphusen." H. von Liebenau hat dieſe Stelle in ſeiner Abhandlung: „Die geſchichtl. Urſachen der Entſtehung einer ſchweizer. Eidgenoſſenſchaft" (Neujahrsblatt aus der Urſchweiz, 1857, S. 24, Anm. 2) beigebracht. Tellingen heißt: „das Gut des Tell" oder vielmehr Telle, ein altalemanniſcher Name, welcher aber kein Geſchlechts-, ſondern ein Taufname war, ſo daß allerdings ſchon der Name „Wilhelm Tell" hiſtoriſche Bedenken erregen muß. — Die der Sage vom Tell analogen Schützenmythen finden ſich häufig zuſammengeſtellt bei Grimm, Deutſche Mythologie, 3. A. 353 fg. und 1214. Einläßliche kritiſche Unterſuchungen der Tellſage haben bekanntlich Ideler (1836) und Häuſſer (1840) unternommen.

141) Morgenblatt f. 1837, S. 630. Vgl. Weimarer Sonntagsblatt für 1857, S. 339 fg.

142) „Iffland, der ſeine (Schiller's) Reiſe (nach Berlin) veranlaßte." Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 260.

143) Henriette Herz, a. a. O. 221 fg.

144) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 56.

145) Weimarer Sonntagsblatt f. 1857, S. 461.

146) Schiller's Album, S. 207. Ueber des Dichters väterliche Zärtlichkeit vgl. auch „Gedenkbuch an Fr. Sch." 123.

147) Schiller's Album, S. 269.

148) Vgl. Göthe's Geſpräch mit Eckermann vom 18. Januar 1825.

149) Die Section von Schiller's Leichnam ergab überhaupt eine ſolche Desorganiſation und Zerſtörung des Innern, daß es einem Wunder gleichſah, wie der Dichter auch nur ſo lange hatte leben können. Von allen Organen befanden ſich nur noch Magen und Blaſe im natürlichen Zuſtand. S. den vollſt. Sectionsbericht bei Hoffmeiſter, Sch. L. V, 329.

150) Ich habe mich in meinem Berichte über die letzten Tage und den Tod Schiller's genau an die Aufzeichnungen von Lotte (Brief an Fiſchenich vom 4. Juni 1805), von Karoline von Wolzogen, Göthe und Heinrich Voß gehalten, die nur in Unweſentlichem von einander abweichen. So z. B. wenn Göthe (Annalen 1805) ſeinen letzten Beſuch bei Schiller, welcher am 29. April ſtattfand, irrthümlich in den Anfang des Mai ſetzt.

151) Briefe von Heinrich Voß, 2. Heft, S. 60 fg.

152) „Es war eine ſchöne Mainacht. Nie habe ich einen ſo anhaltenden und vollſtönenden Geſang der Nachtigallen gehört als in ihr." Karol. v. Wolzogen, II, [illegible]

153) Dr. J. Schwabe, Schiller's Beerdigung und die Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine, S. 17 fg. Frerichs ſagt im Schiller-Album (S. 77), daß er und ein

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Verzeichniss der Subscribenten.

Aarau.

Bei Sauerländer's Sortimentsbuchhandlung.

Herr H. [illegible] in Aarau.

Agram.

Herr Franz Suppan, Buchhändler.

Altenburg.

Herr Oscar Bonde, Buchhändler.

Bei der Schnuphase'schen Buchhandlung.

Herr [illegible] von Braun, wirklicher Geheimerath und Minister a. D., Excellenz.

Altona.

Herr F. Hebermann, Buchhändler.

Bei Lehmkuhl u. Co.

Herr Advocat H. F. A. Vogt.

Bei C. Th. Schlüter.

Frau Dr. [illegible] Schröder, geb. [illegible].
Herr C. Th. Schlüter, Buchhändler.
— G. Uflacker, Buchhändler.

Amsterdam.

Die Seyffardt'sche Buchhandlung.

Annaberg.

Herr L. Renner, Buchhändler.

Ansbach.

Herr C. Junge, Buchhändler.

Bei A. Seybold.

Herr Dr. F. Feuerbach.
— A. Seybold, Buchhändler.

Antwerpen.

Herr Max Kornicker, Hofbuchhändler.

Arad.

Herren Gebr. Bettelheim, Buchhändler.

Arensburg.

Herr H. G. Jürgens, Buchhändler.

Arolsen.

Bei A. Speyer.

Seine Durchlaucht, Georg Victor, regierender Fürst zu Waldeck und Pyrmont.
(2 Exempl.) Herr [illegible] Adolf Schröder.

Aschaffenburg.

Herr C. Krebs, Buchhändler.

Augsburg.

Bei Lampart u. Co.

Herr Jordan, General-Major und Stadtcommandant.
" Ernſt von Stetten, Privatier.
Frau Privatier Santner.
Herr Freiherr von Süßkind, Gutsbeſitzer in Bächingen an der Brenz.
Herren Lampart u. Co., Buchhändler.
Herrn J. A. Schloſſer's Buchhandlung.

Baſel.

Bei H. Amberger.

Herr A. Paſſavant, Rentier.
" H. Solathe-Bärwart, Kaufmann.
" H. Meier, Kaufmann.
Herrn Bahnmaier's Buchhandlung.
Herr Chr. Meyri, Buchhändler.
Die Neukirch'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)
Die Schweighauſer'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)

Bautzen.

Herr A. Weller, Buchhändler.

Berlin.

Bei Adolf u. Co., Buchhändler.

Herr Adolph Cohn.
" Fr. Appelius, Buchhändler.
" Asher u. Co., Buchhändler. (4 Exempl.)
" Behr's Buchhandlung. (2 Exempl.)
Die Beſſer'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)

Bei F. Dümmler's Buchhandlung.

Se. Erl. Graf zu Solms-Baruth zu Baruth.
Herr W. Grube, Buchhändler.
" A. Duncker, Hofbuchhändler.
" A. Gsellius, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei Ferd. Geelhaar.

Herr C. A. Heymann, Kaufmann.

Bei der Gropius'ſchen Buchhandlung.

Fräulein Kolck.
Frau Schwartzkopf.
" Anthieny.
Die Hirſchwald'ſche Buchhandlung.

Bei Laſſar's Buchhandlung.

Herr W. Rudemann.
" E. S. Mittler Vater, Buchhändler.
Die Nicolai'ſche Buchhandlung.

Bei Oehmigke's Buchhandlung. (B. Bernhardi.)

Herr Dr. Herm. Wagener.

Bei D. Reimer's Sortimentshandlung.

Se. Königl. Hoheit, Prinz Friedrich v. Preußen.
Die Schleſinger'ſche Buchhandlung.
Herren Schneider u. Co. Buchhandlung. (6 Exempl.)

Bei G. H. Schroeder.

Herr Wilh. Kaiſer, Königl. Schauſpieler.
" Herm. Kaiſer, Buchhändler.
Herr Dr. phil. Herrm. Kletke.
" Ernſt Beſſart.
" Hugo Schroeder.
Herrn G. H. Schroeder's Buchhandlung. (4 Exempl.)
Herrn Fr. Schulze's Buchhandlung.
Die Springer'ſche Sortimentshandlung.
Die Trautwein'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)
Die Voſſiſche Buchhandlung.

Bern.

Bei H. Blom.

Herr Kern, eidg. Vize-Kanzler.
Herren Huber u. Co., Buchhändler. (2 Exempl.)

Bernburg.

Die Gröning'ſche Buchhandlung.

Biberach.

Bei der Dorn'ſchen Buchhandlung.

Herr C. F. Barbinger, Kaufmann.

Bielefeld.

Herr A. Helmich, Buchhändler.

Bielitz.

Bei L. Zamarski.

Herr Thieriot, K. K. Forſtrath in Krakau.
" Rupprecht, Hüttenmeiſter in Uſtron.
" C. Szurek, Nordbahnbeamter in Dziedzim.

Bonn.

Herr A. Maß, Buchhändler.

Brandenburg.

Bei A. Müller.

Herr Bredow, Kaufmann.
" A. Müller, Buchhändler.

Braunſchweig.

Herren Bock u. Co., Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei E. Leibrock.

Herr Schütz, Hof-Theater-Director.
" Baumgarten, Kreis-Aſſeſſor.

Bei der Schulbuchhandlung.

Herr Dommerich, Landes-Oekonomie-Rath.

Bremen.

Herr A. D. Geisler, Buchhändler. (5 Exempl.)

Bei J. G. Heyſe's Buchhandlung.
(C. G. Müller.)

Herr J. A. Gastendyk, Aſſecuranzmäkler.
" Wilh. Rodewald.
Frau Wilhelmine Tecklenborg.
" Fritze geb. Focke.
" Juſtus Mohr.
Herrn Heyſe's Buchhandlung. (C. G. Müller.) (4 Exempl.)

Bei J. G. Heyſe's Verlag.

Frau Johanna Schaffert, geb. Schelle.
Herr Joh. Georg Heyſe.

Herr H. L. J. Kraus, Kunſthändler.
Herren J. Kühtmann u. Co., Buchhändler.

Bremerhaſen.

Herr L. v. Vangerow, Buchhändler.

Breslau.

Bei G. P. Aderholz.

Herr Kny, Apotheker in Neumarkt.
„ G. P. Aderholz, Buchhändler.
Herrn Goſohorsky's Buchhandlung. (2 Exempl.)

Bei Jul. Hainauer.

Herr Kerl, Rechnungsrath in Tarnowitz.
„ Ferd. Hirt, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ J. U. Kern, Buchhändler.
„ W. G. Korn, Buchhändler.

Bei F. E. C. Leuckart.

Herr A. Gaskard, Rittergutsbeſitzer auf Thereſienberg bei Schurgaſt.
„ Rob. Weigelt, Photograph, Mitglied der k. k. Akademie d. Naturforſcher.
„ Hempel, Inſtitutsdirector in Kempen. (Provinz Poſen.)
„ Hähnel, Kaufmann.
„ F. E. C. Leuckart, Buchhändler. (2 Exempl.)
Herren J. Max u. Co., Buchhändler.

Bei der Schletter'ſchen Buchhandlung.

Herr Minde, Poſtſecretair.
„ H. S. Skutſch, Buchhändler.

Bei Trewendt u. Granier.

Herr Welzel, Wundarzt.

Brieg.

Bei A. Bänder.

Herr Mattheſius, Kreisgerichts-Rath.

Brünn.

Bei Buſchak u. Irrgang.

Herr Biſchof, Profeſſor.
Herren Buſchak u. Irrgang, Buchhändler.

Bei F. Karafiat.

Frau Kramer, Realitätenbeſitzerin.
Herr Georg Gaſtl, Buchdrucker.
„ Ellinger, Lederhändler.
„ Simon Strakoſch, Fabrikant.
„ Fr. Karafiat, Buchhändler.

Brüſſel.

Herr F. Claaſſen, Buchhändler. (2 Exempl.)

Brüx.

Bei Th. Frieſe.

Herr Heinrich, Reallehrer.

Bückeburg.

Herrn Welper's Buchhandlung.

Burg.

Herr A. Hopfer, Buchhändler.

Carlsruhe.

Herr A. Bielefeld, Buchhändler. (2 Exempl.)
Die G. Braun'ſche Hofbuchhandlung.

Bei Th. Ulrici.

Herr Fried. Fuchs, Architekt.
„ Osw. Köhler, Techniker.
„ Dr. Th. Löhlein.

Caſſel.

Bei W. Appel.

Herr Geheimrath Koch, Excellenz.
Frau Dr. von Gehren.

Bei der Bohné'ſchen Buchhandlung.

Herr Müller, Secondlieutenant.
„ Schwarzkopf, Dr. phil. u. Ober-Medicinal-Aſſeſſor.
„ Wolff, Ober-Poſtamts-Aſſiſtent.
Die Intendantur d. Kurfürſtl. Hoftheaters.
Herr H. G. Schultze, Zahnarzt.
„ H. Kleinau aus Hannover.
„ Wagner, Poſtverwalter in Lichtenau.
Fräulein Friederike Bode.
„ Th. von Berneburgk in Wichmannshauſen.
Herr Baron Ernſt Schenck zu Schweinsberg auf Schweinsberg.
„ J. H. Ritter, Ober-Steuer-Controleur zu Eſchwege.
Fräulein von Griesheim.
Herr G. Birkenſtamm, Ober-Poſt-Amts-Funktionair zu Frankfurt a. M.
„ A. Freyſchmidt, Buchhändler.

Bei der Krieger'ſchen Buchhandlung.

Herr Hentze, Kaufmann.
„ G. E. Vollmann, Buchhändler.

Bei G. Württenberger.

Frau Caroline Wolff, geb. Arnd.
Herr Heinr. Eggena, Particulier.
„ Ernſt Freiherr von Stein, Artillerie-Hauptmann.

Celle.

Bei der Capaun-Karlowa'ſchen Buchhandlung.

Herr Th. Luderitz, Hofbuchhändler.
„ Fr. Capaun-Karlowa.

Chemnitz.

Bei E. Ernesti.

Herr Franz Uhlig, Gaſtwirth.

Cincinnati.

Bei Theobald u. Theurkauf.

Herr J. B. Stallo, Rechts-Anwalt.
„ J. G. Egly, Rechts-Anwalt.
„ F. Rölker, Dr. med.
„ C. F. Adae, Conſul.
„ A. Tafel, Apotheker.
„ J. H. Pulte, Dr. med.
„ A. Bürrmann, Weinhändler.
„ G. A. Hiller, Apotheker.
„ W. Karmann, Apotheker.
„ A. Lotze, Fabrikant.

In dieſen Verſen, welche allerdings der Haß diktirte, zugleich aber auch die Wahrheit, iſt ſchon die Hinweiſung enthalten, daß der göttliche Geiſt nie ruhte und der Brutalität hierarchiſcher Unfreiheit ſchon frühe ſeine todesmuthigen Bannerträger entgegenſtellte, deren einem dieſe Blätter gewidmet ſind. Und zur Zeit, in welcher unſer Held auftrat, war der Götzentempel der Hierarchie bereits mächtig erſchüttert. Die Tage, in welchen ſogar eines Friedrich Barbaroſſa's Hand an dem Steigbügel eines Pabſtes ſich ſchändete, waren vorüber. Der Rieſe der Reformation gab ſein baldiges Erwachen kund. Allein noch ſchlummerte er, Luther's Proteſtation war noch nicht an die wittenberger Schloßkirche angeſchlagen und mußten auch die Päbſte mit grimmigem Schmerz einſehen, daß ſie ſchon weit von der ſchwindelnden Höhe ihrer vorigen Macht herabgeſunken, ſo hielten ſie doch die Idee dieſer Macht unnachgebend feſt, mit einer Beharrlichkeit, einer Schlauheit, einem Stolz, einem Muth, den man bewundern darf, denn auch das Böſe hat ſeine Größe.

Wenn aber einerſeits zugegeben werden muß,

Herr W. Hartmann, Kaufmann.
„ Guſtav Körner, Gouverneur in Bellville, Illinois.
„ F. H. Röwekamp, Friedensrichter.
„ J. D. Koch, Kaufmann.
„ John Schiff, Brauereibeſitzer.
„ Guſtav Hof, Buchhalter.
„ C. Wachsmuth.
„ Emil Klotz, Kaufmann in Indianopolis, Indiana.
„ Theobald u. Theurkauf, Buchhändler.

Colberg.

Herr C. F. Poſt, Buchhändler.

Cöln.

Herr A. Bädeker, Buchhändler.
Die Du Mont-Schauberg'ſche Buchhandlung.

Bei Eiſen's Hofbuchhandlung.

Frau Gräfin zu Weſterholt und Gyſenberg auf Schloß Arenfels.
Fräulein von Biſmark.
Herrn Eiſen's Hofbuchhandlung. (2 Exempl.)
Die Lengfeld'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)
Herren Nolte, Bölzje u. Co., Buchhändler.

Cöslin.

Die Volger'ſche Buchhandlung.

Cöthen.

Herr P. Schettler, Buchhändler.

Cottbus.

Herr C. Meyer, Buchhändler.

Danzig.

Bei S. Anhuth.

Herr Dr. Löſchin, Schuldirector.
„ L. Saunier, Buchhändler.

Darmſtadt.

Bei G. Köhler jun.

Herr Oberſtabsarzt Dr. Neuner.
„ G. Köhler jun., Buchhändler.

Delitzſch.

Herr C. Gißner, Buchhändler.

Deſſau.

Die Aue'ſche Buchhandlung. (M. Fels.) (2 Exempl.)

Döbeln.

Bei C. Schmidt.

Herr Gutſchebauch, Paſtor in Großbardau.
„ Schmalz, Paſtor in Ricdritz.
„ Rud. Tietel, Fabrikant in Maſten.
„ Ludwig, Commis in Freiberg.
„ Rob. Pelzner in Roßwein.
„ Adjutant Mangelsdorf auf Doeſchütz.
„ C. Schmidt, Buchhändler.

Dorpat.

Herr Th. Hoppe, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ E. J. Karow, Buchhändler.

Dresden.

Bei Adler u. Dietze.

Herr Audrich, Major im ſächſ. Fuß-Artill.-Reg.
„ Munnich, Profeſſor.

Bei der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Herr Wenzel, Regierungs-Rath.
Die Arnoldiſche Buchhandlung.

Herr H. Burdach, Hofbuchhändler.

Bei C. am Ende.

Herr A. Hedenus, Dr. med. (2 Exempl.)
„ H. M. Gottſchalck, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei C. Höckner.

Herr Friedr. Brockhaus auf Preſſen.
„ W. von Baumann auf Lindleshof in Bayern.
„ F. C. Janſſen, Buchhändler.
„ H. J. Zeh, Buchhändler.

Bei Schäfer's Buchhandlung.

Herr K. Bachmann, Architekt in Neudorf.
„ Emil Peſchel, Dr. phil.
Frau Sophie Pochmann, Leihbibliothekarin.

Bei Schönfeld's Buchhandlung.

Herr C. O. Maune, Gymnaſiaſt.

Düſſeldorf.

Die Schaub'ſche Buchhandlung.

Eisleben.

Bei G. Reichardt.

Herr Leiſt, K. Bergmeiſter.

Elberfeld.

Bei der Bädeker'ſchen Buchhandlung.

Herr Aug. Weyermann.
Die Bädeker'ſche Buchhandlung.

Elbing.

Herr Neumann-Hartmann, Buchhändler.

Emden.

Bei J. Noteboom.

Herr P. van der Laan, Schullehrer in Weltzeten bei Emden.

Erfurt.

Bei F. W. Otto.

Herr G. Otto.

Bei G. Villaret.

Herr Freiherr von Ledebur.

Eſſen.

Herr G. A. Seemann, Buchhändler.

Eßlingen.

Herr C. Weychardt, Buchhändler. (2 Exempl.

Eutin.

Herr P. Völckers, Buchhändler.

Flensburg.

Herr Th. Herzbruch, Buchhändler.
„ C. F. Huwald, Buchhändler.

Frankfurt a M.

Herr B. Auffarth, Buchhändler.

Bei der Hermann'ſchen Buchhandlung.

Herr J. F. Heger, Cand. jur. u. Appellat.-Ger.-Canz. a. D.
„ J. L. Bolongaro-Crevenna, Handelsmann.
„ G. M. D. Hagen, Kaufmann.

Bei der Jäger'ſchen Buchhandlung.

Herr F. A. Bernus.
Frau Sophie Gerland in Hannov.-Münden.
Herren Koeſter u. Co. in Alsfeld. (Großh. Heſſen.)
Herr C. Jugel, Buchhändler. (2 Exempl.)

Frankfurt a O.

Bei Harnecker u. Co.

Herr Dr. Emsmann.
„ M. Koppe, Aſſeſſor in Wollup.
„ B. Moiske.

Bei der Schiefer'ſchen Buchhandlung.

Herr von Szwykowski, Oberſt auf Schönborn.

Freiberg.

Herren Craz u. Gerlach, Buchhändler.

Bei J. G. Engelhardt.

Herr L. Janin, Bergakademiſt aus den vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
„ J. G. Engelhardt, Buchhändler.

Fulda.

Herr A. Maier, Buchhändler.

Fünfkirchen.

Bei C. Valentin.

Herr F. M. Reiſer, K. K. Ingenieur.
„ F. Titz, Rechnungsführer in Szatz in Ungarn.

St. Gallen.

Bei A. J. Köppel.

Herr Dr. Joh. [illegible]cher in Bühler.
„ A. J. Köppel, Buchhändler.

Bei Scheitlin's Sortimentsbuchhandlung.

Herr H. Moſer auf Charlottenfels bei Schaffhauſen.
„ Iwan von Tſchudi.
„ B. Curti, Regierungsrath.
Herrn Scheitlin's Buchhandlung. (2 Exempl.)

Gera.

Bei H. Kanitz.

Herr L. Fürbringer, Finanz-Rath.

Gießen.

Herr J. Ricker, Buchhändler.

Glauchau.

Bei Th. Moritz.

Herr O. C. Funkhänel, Rechtsanwalt.

Glogau.

Bei M. Hollſtein.

Herr Buchal, Pfarrer in Quetzen.
„ M. Hollſtein, Buchhändler.

Bei der Reisner'ſchen Buchhandlung.

Frau Dr. Gleim, geb. Körte, Rittergutsbeſitzerin auf Zelling.

Görlitz.

Bei der Koblitz'ſchen Buchhandlung.

Frau v. Barfus-Falkenburg, geb. Gräfin Preßler.
Fräulein Clara von Gersdorff, Stiftsdame auf Stift Joachimsſtein.
Herr J. Grosmann, Gutsbeſitzer.

Bei G. Köhler.

Herr Dr. Schütt, Gymnaſialdirector.
„ Faſolt, Apotheker in Nieſky.
„ Birkner, Landes-Syndikus.
Die höhere Bürgerſchule in Görlitz.
Herr C. A. Jacobs, Kaufmann in Nieſky.

Gotha.

Bei C. Gläſer.

Herr Herm. Müller, cand. theol.
„ F. A. von Trützſchler, Geheimrath auf Heerda bei Gotha.
Der Bildungs-Verein in Gotha.
Herr Chr. Wiegleb, Amtscommiſſair in Amt Liebenſtein.

Göttingen.

Die Dieterich'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)

Gratz.

Bei Aug. Heſſe's Buchhandlung.

Herr August Zimmermann.
Herrn Aug. Heſſe's Buchhandlung.
Herren Ludewig u. Wohlfarth, Buchhandlung.

Graudenz.

Bei der Röthe'ſchen Buchhandlung.

Herr Schiller, Schachtmeiſter in Freiſtadt bei Graudenz.
Die Röthe'ſche Buchhandlung.

Greifswald.

Herr C. Frauenſtedt, Buchhändler.

Grimma.

Herrn J. M. Gebhardt's Sortimentsbuchhandlung.
Herr G. Genſel, Buchhändler.

Grünberg.

Bei Fr. Weiß.

Frau Förſter, geb. von Hahn, Commerzienräthin.

Hagen.

Herr G. Butz, Buchhändler.

Halberſtadt.

Bei R. Frantz.

Herr Pechmann, Geh. Juſtizrath.
„ Baake, Muſikdirector.
Die Helm'ſche Buchhandlung.

Bei J. Schimmelburg.

Herr Domherr, Freiherr v. Spiegel zum Deſenberg.
„ Michaelis, Ritterg.-Beſitzer in Suderode.
Herr Lother, Steuerrath.
„ Dr. von Kobring, Medicinalrath in Wernigerode.
Fräulein Maaß.
Herr C. F. Buhring, Kammer-Secretair auf Schloß Wernigerode.

Halle a S.

Bei der Anton'ſchen Buchhandlung.

Herr Dr. phil. A. Imhof, Oberlehrer.
„ H. Werner, Buchhändler.
Die Buchhandlung des Waiſenhauſes.

Bei der Pfeffer'ſchen Buchhandlung.

Herr Chr. Fr. Schlegel, Landwirth in Streſen.
Frau Julie Rabe, Amtsräthin in Ballenſtedt.
Herr Zimmermann, Hüttenmeiſter in Rothenburg.
„ Dr. Otto Ule, Herausgeber der „Natur."

Bei Schrödel u. Simon.

Herr Dr. Mayer, pract. Arzt.
Herren Schrödel u. Simon, Buchhändler.

Hamburg.

Bei J. P. Erie.

Herr A. H. Schmidt, Kaufmann.
„ Heinr. Glaß, Buchhalter.

Bei G. Gaßmann.

Herr W. Benz, Kaufmann.
„ G. Gaßmann, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei der Herold'ſchen Buchhandlung.

Herr Joh. Joach. Jänisch, Cand. rev. Minister.
„ G. H. Kämmerer.
Frau Witwe Caroline Streſow, geb. Berkhan.
Die Herold'ſche Buchhandlung.

Bei Hoffmann u. Campe.

Frau Dr. de Chaufepié.
Herr Fried. Traun.
„ H. Föhring, J. U. Dr. Advocat.
„ H. C. Pepe, Kaufmann.
„ Dr. med. Schön.
„ Dr. jur. C. Schramm, Notar.
„ Dr. med. C. W. Schröder in Borſtel.
„ A. Levienberg in Altona.
„ Dr. G. Cohen, Arzt.
„ C. Bey, Kaufmann.
„ Louis Koſter.
Herren Hoffmann u. Campe. (2 Exempl.)
Herr W. Jowien, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ R. Kittler, Buchhändler.
„ A. B. Laeisz, Buchhändler. (6 Exempl.)
„ Otto Meißner, Buchhändler. (4 Exempl.)

Bei Neſtler u. Melle.

Herr E. Hallier, Dr. phil.
Madame Emmy Godeffroy, geb. Hanbury.
Herr James Biſchoff.
Herr Heinr. Köſtlin, Dr. phil.
Frau Senator Godeffroy.
Herr Siegmund Robinow.
„ Theod. Goldbeck.
Fräulein Minna des Arts.
Madame Minna des Arts, geb. Moenck.
Herr J. Beckuß.
Madame Adele Lippert.
Herr Ferd. Bulau.
„ J. F. Kinas in Heide.
Herren Neſtler u. Melle, Buchhandlung. (2 Exempl.)

Bei G. W. Niemeyer.

Frau Henriette Müller.
Herr A. N. J. Litzke.
„ Theodor Ebeling.
Herren Niemeyer u. Inghirami in Valparaiſo.
Herr G. W. Niemeyer, Buchhändler.
Herren Perthes, Beſſer u. Mauke, Buchhändler. (3 Exempl.)
Herr C. P. Schultheiß, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ Guſt. Karl Würger, Buchhändler. (2 Exempl.)

Hannover.

Bei der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung.

Herr Culemann, Senator.
Die Hahn'ſche Hofbuchhandlung. (3 Exempl.)
Die Helwing'ſche Hofbuchhandlung.

Bei C. Kniep jun.

Herr Baron Ernſt Auguſt von Werbe auf Fahrenhorſt.

Bei B. Lohſe.

Herr Leber, Amtsrichter in Burgwedel.
„ Bahlſen, Tuchhändler.
„ Dr. Peters, Inſt.-Vorſteher.
„ John Little in Boſton.

Bei der C. Rümpler'ſchen Buchhandlung.

Herr Meiſter, Amtmann in Liebenburg.
„ Schmand, Kaufmann.
Königl. Hoftheaterbibliothek.
Königl. Kadettencorps.
„ C. Rümpler, Buchhändler.
Herren Schmorl u. v. Seefeld, Buchhändler.

Heidelberg.

Herrn H. Rieger's Univ.-Buchhandlung.

Heilbronn.

Bei der Claſſiſchen Buchhandlung.

Fräulein Hedwig Schaeuffelen.
Herr Louis Link, Kaufmann.
„ Freiherr von Gemmingen zu Stettenfels.
„ G. Schaeuffelen, Papierfabrikant.
„ C. F. Schmidt, Buchhändler.

Bei A. Scheurlen.

Herr H. Binder, Rent-Amtmann in Aſſumſtatt.
„ Moritz Bolz, Kaufmann.
„ Ernſt Schreiber, Partikulier in Sontheim bei Heilbronn.

Hildesheim.

Bei der Fincke'schen Buchhandlung.

Frau Gräfin Carol. u. Julie von u. zu Egloffſtein, Hof- u. Stiftsdame zu Marienrode bei Hildesheim.
Herr Dr. Felsberg, Director in Gronau bei Hildesheim.

Bad Homburg.

Bei Fr. Fraunholz.

Herr Heinr. Ruppel.
„ Dr. Bauſa, Geheimrath.

Jena.

Herr O. Deiſtung, Buchhändler.

Inſterburg.

Herrn Wilhelmi's Buchhandlung.

Iſerlohn.

Bei Jul. Bädeker.

Herr C. C. Auer, Kaufmann.

Kaſchau.

Herr G. Hartig, Buchhändler.

Bei C. Werfer's Buchhandlung.

Herr Ferdinand Demetr.

Kempten.

Bei Tob. Dannheimer.

Madame Chapuis, geb. Roth.
Herr d'Hengelière, Fabrik-Director.

Klagenfurt.

Herr F. Edler v. Kleinmayr, Buchhändler.

Bei E. Liegel's Buchhandlung.

Gräfin Flora Chriſtallnig.
Herr Spiridion Muhlbacher.
Herr Dr. Tomaſchek, K. K. Bibliothekar.
„ Dr. jur. Schönberg.
„ E. Liegel, Buchhändler.

Königsberg.

Herr Fr. Borntraeger, Verlagsbuchhändler und Stadtrath.

Bei W. Koch.

Herr Hubert Grunenberg, Kaufmann in Wormditt.
Frau von Perewils auf Penken.
Herr W. Koch, Buchhändler.
Herrn Theile's Buchhandlung. (3 Exempl.)

Kreuznach.

Bei R. Voigtländer.

Herr Reinhardt, Geh. Reg. Rath in Meiſenheim.
R. Voigtländer.

Langenſalza.

Herr J. W. Klinghammer, Buchhändler.

Lauban.

Bei M. Baumeiſter.

Madame Ott in Wingendorf bei Lauban.

Leer.

Bei Beck's Buchhandlung.

Herr C. E. Groß, Aſſeſſor a. D.
„ Hermann Securius, Buchhändler.

Leipzig.

Herr E. Avenarius, Buchhändler.

Bei Brockhaus Sortimentshandlung.

Herr Paul Mensbier in Charkow. (2 Exempl.)
„ Paul Trömel.
„ Herm. Coſtenoble, Buchhändler.

Bei E. Deckmann.

Herr Aug. Stoltenhoff in Livorno.
Herrn Carl Fried. Fleiſcher's Sortimentshandlung.
Herr Fried. Fleiſcher, Stadtrath.

Bei C. Geibel.

Herr Wilh. Geibel, Kaufmann.
Der Schiller-Verein in Leipzig.
Herr C. Geibel, Buchhändler.

Bei J. F. Hartknoch.

Herr C. O. Baumann Hartknoch.
„ Rud. Hartmann, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ E. Keil, Buchhändler.
„ H. Kirchner, Buchhändler.

Bei der Reichenbach'schen Buchhandlung.

Herr Wilh. Lange, Kaufmann.

Bei L. Rocca.

Frau Minna Härting, geb. Wolf.

Bei der Roßberg'schen Buchhandlung.

Herr J. Wohlſtadt, Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters.
„ Jul. Werner, Mitglied des Leipziger Stadttheaters.
Frau Dr. Karoline Bachmann, Mitglied des Leipziger Stadttheaters.
Herr Glogau, Kaufmann.

Bei O. A. Schulz.

Herr J. F. W. Weil, Partikulier.
„ G. E. Schulze, Buchhändler.
„ C. F. Steinacker, Buchhändler.
„ Karl Tauchnitz, Buchhändler.

Bei Theod. Thomas.

Herr Joh. Bern. Max Poppe, Privatmann.
„ Alb. Theod. Thomas, Buchhändler.
„ Wilh. Violet, Buchhändler.
„ Leop. Voß, Buchhändler.
„ Rud. Weigel, Buchhändler.
„ A. Wienbrack, Buchhändler.

Bei Otto Wigand.

Ihre Durchlaucht, Prinzeſſin Louiſe v. Wittgenſtein Berleburg zu Berleburg.
Herr W. Aarland, Xylograph.

Herr Jul. Adé, Xylograph.
Mr. George Bancroft in New-York.
Herr Moritz Bering, Kaufmann u. Stadtrath.
Fräulein Amalie Berninger in Oldenburg.
Herr C. U. Bieber, Kaufmann.
" Fr. Buſſe, Bevollmächtigter der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn-Compagnie, Ritter des Albrecht-Ordens.
" Theod. Cichorius, Stadtrath.
" C. M. Cramer.
" Friedr. Dähne.
" Dr. Drechſel, Advocat.
" Dufour-Feronce, Kaufmann und Port. General-Conſul.
" Düringer, Regiſſeur in Berlin.
" Fritz Fertſch, Kaufmann in Hamburg.
Miß Frerichs aus England.
" Frances Iſabella Frerichs aus England.
Herr Jul. Fröbel in Frankfurt a/M.
Frau von Gabillon, geb. v. Zahlhas.
Herr Geyer in Bremen.
" Gilbert.
Frau Olga Gebert.
Herr Guſtav Harkort, Kaufmann.
" Paul Hedborn, Deſtillateur.
" Heinr. Hüffer, Kaufmann.
" C. J. Jeker, Xylograph aus Solothurn.
" Joſ. Klatt, Hofkammerrath in Mannheim.
" Wilh. Kunzel, Kaufmann.
Frau Charlotte Küſter-Winckler.
" Agnes Laur.
Fräulein Roſalie Laur in Wien.
Frau Bertha Levin in Berlin.
Herr O. Mangelsdorf.
" G. Marr, Kaufmann.
Fräulein Pauline Marr.
Frau Jenny Meyer in Berlin.
Herr W. Ohrtmann, Kaufmann.
" C. Otto, Schriftgießerei-Beſitzer.
" Dr. A. Peters, Prof. an der Königl. Landesſchule St. Afra zu Meißen.
Fräulein Maria Pehlenz.
Herr Auguſt Puſch, Rentier.
Herren Gebr. Rauch.
Herr William Riedel, Kaufmann.
" Rietz, Capellmeiſter.
" C. A. Rohde, Apotheker.
Frau Helene Samſon.
Herr Johann Schilling, Kaufmann.
" Friedr. Schlitte, Xylograph.
" Carl Schönkopff.
" Dr. Guſtav Schulz.
" C. Simons.
" H. Sperling, Buchbindermeiſter.
Frau Marie Julie Springer.
Herr Anton Trinius.
" Jul. Tſcharmann, Advokat.
" Wilh. Wachsmuth, Prof. d. Geſchichte.
" F. Aug. Wagner, Kaufmann.
" R. Wirſing, Theater-Director.

Lemberg.

Herr K. Wild, Buchhändler.

Lemgo.

In der Meyer'ſchen Hofbuchhandlung.

Herr L. Helwing, Fürſtlich Lippiſcher Rath, Ritter ꝛc.

Libau.

Bei G. L. Zimmermann.

Herr Rudolph Schley.

Liegnitz.

Die Gerſchel'ſche Buchhandlung.

Lindau.

Herr J. T. Stettner, Buchhändler.

London.

Herren Dulau u. Co., Buchhändler. (2 Exempl.)
Herr D. Nutt, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei Franz Thimm.

Miß Clotilde Heilbronn in Mancheſter.
Mr. Adolph Daviſſon in Mancheſter.
" Frz. Thimm in Mancheſter.
" Frz. Thimm in London. (2 Exempl.)
Herren Trübner u. Co., Buchhändler.
" Williams u. Norgate, Buchhändler. (2 Exempl.)

Lübeck.

Bei Fr. Aſchenfeldt.

Herr Friedr. Chriſt. Köppen, Paſtor.

Bei der Dittmer'ſchen Buchhandlung.

Herr H. G. Dittmer, Senator.

Ludwigsburg.

Bei Neubert's Buchhandlung.

Herr L. v. Wund, Hauptmann.
Frau Wittwe Himmelreich.
Das Muſeum in Ludwigsburg.
Herr Gottl. Beleg.

Lüneburg.

Bei Engel's Buchhandlung.

Fräulein von Stern.
Herrn Engel's Buchhandlung.

Luxemburg.

Herren Gebr. Heintze, Buchhändler.

Luzern.

Die Kaiſer'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)

Bei A. Straube.

Herr Ober-Gerichts-Schreiber Hügi.
" Geiger, Capitain.

Magdeburg.

Herr Emil Baenſch, Sr. Majeſtät des Königs Hofbuchhändler. (5 Exempl.)

Bei der Creutz'ſchen Buchhandlung.

Herr Schindelbauer, Kaufmann.
" Pax, Profeſſor am Domgymnaſium.
" Simon, Paſtor in Biederitz.

Bei Schäfer's Buchhandlung.

Herr Dr. Heſſe, Stabsarzt.
„ Fr. Knoblauch, Generaldirector d. Magdeb. Feuer V.-G.
„ Guſtav Graul, Particulier in Deſſau.
Herrn Schäfer's Buchhandlung. (3 Exempl.)

Bei G. Schmilinsky.

Fräulein Hubertine von Lochow.
Herr Guſt. Beck, Kaufmann.

Mainz.

Herr C. G. Kunze, Buchhändler.

Bei V. v. Zabern.

Herr J. H. Hennes, Profeſſor.
Die Bibliothek des K. K. Infant.-Reg. Nr. 36 (Graf Degenfeld) in Mainz.
Herr von Manit[illegible]vokr, Berg-Ingenieur in Oberſtein.
„ Pfannebe[illegible]r, Reg.-Rath in Worms.

Marburg.

Herr N. G. Elwert, Univ.-Buchhändler.

Marienwerder.

Bei Oehler u. Co.

Herr Hambrock, Rechts-Anwalt.

Meiningen.

Herren Brückner u. Renner, Buchhändler. (2 Exempl.)

Meißen.

Herr L. Mosche, Buchhändler.

Memel.

Bei C. H. Mangelsdorf.

Herr Ad. Maurach.

Merſeburg.

Herr Fr. Stollberg, Buchhändler.

Minden.

Bei Keiſer u. Co.

Herr Höpker, Referendar.

Mitau.

Bei F. Lucas.

Herr Fr. Kruſe, Oberlehrer.
„ [illegible] med. Hencke in Bauske.
„ [illegible]ucas, Buchhändler.

Moskau.

[illegible] Arlt, Buchhändler. (3 Exempl.)
[illegible]unth u. Co., Buchhändler. (4 Exempl.)

Mühlheim a. d. R.

Bei J. Bagel.

Der literariſche Verein in Mühlheim a. d. R.

München.

L[illegible]ter.-artiſt. Anſtalt, Buchhandlung.

Bei G. Franz.

Herr Karl Freiherr von Mettingh, königl. Kämmerer und Forſtmeiſter.

Bei der Giel'ſchen Buchhandlung.

Sr. Excellenz Herr v. Volz, Staatsrath.

Bei Chr. Kaiſer.

Herr Major, Graf Clemens Joner-Tettenweiß in Neu-Ulm.

Bei der Lindauer'ſchen Buchhandlung.

Die Königliche Hof- und Staatsbibliothek in München.

Neapel.

Bei Alb. Detken.

Herr Jul. Aselmeyer.
„ Wilh. Schmitt.
„ Hans Jacob Wezmann.
„ Louis Mohl, Kaufmann.
„ Max Stuckle, Kaufmann.
„ James Giltinant.
„ G. Egg in Piedemonte d'Alife.
„ Alb. Detken, Buchhändler. (3 Exempl.)

Neiße.

Bei Th. Hennings.

Herr Aug. Urban, Weinhändler.

Neu-Brandenburg.

Herr C. Brünslow, Buchhändler.

Neu-Ruppin.

Bei Oehmigke u. Riemſchneider.

Herr Schirz, Rittergutsbeſitzer in Kränzlin.

Neu-Strelitz.

Bei G. Barnewitz.

Herr H. von Warburg in Stolpe.
„ G. Barnewitz, Buchhändler.

New-York.

Herr F. W. Chriſtern, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ L. W. Schmidt, Buchhändler. (2 Exempl.)
Herren Weſtermann u. Co., Buchhändler.

Nordhauſen.

Herr Adolph Büchting, Buchhändler.

Bei Ferd. Förſtemann.

Herr Kaupiſch, K. Preuß. Appellat.-Ger.-Präſid. a. D., Ritter des Rothen Adler-Ordens 2. Claſſe mit Eichenlaub und Stern, in Stolberg am Harz.
„ Dr. Karl Volckmar, Gymnaſiallehrer in Ilfeld.
„ Ferd. Förſtemann, Buchhändler.
Herren Köhne's Buchhandlung (Ludw. Klinckſieck).

Nördlingen.

Die Beck'ſche Buchhandlung.

Nürnberg.

Bei Riegel u. Wießner.

Herr Stieber, Kaufmann und Fabrikbeſitzer.

Oedenburg.

Bei Sepring und Hennicke.

Herr J. W. Dubjansky, Literat und Advocaturſsconcipient.
„ Fr. Freiherr von Baß, K. K. Oberleutnant im 8. Dragoner-Regiment.
„ H. Pelivka, Edler von Treuenſee, K. K. Ober-Landes-Gerichts-Rath.
„ G. Poſſrek, Profeſſor am evangel. Lyceum.
Herren Sepring u. Hennicke. (2 Exempl.)

Oldenburg.

Herr Ferd. Schmidt, Buchhändler.

Bei der Schulze'ſchen Buchhandlung.

Die Privatbibliothek Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs.
„ Oeffentliche Bibliothek Sr. Königl. Hoheit d. Großherzogs.
Ihre Excellenz Frau Oberhofmeiſterin Baronin von Scharnhorſt.
Herr von Schleifer, Oberſt.
„ W. Berndt, Buchhändler.
„ G. Stalling, Buchhändler.

Olmütz.

Herr E. Hölzel, Buchhändler. (4 Exempl.)

Osnabrück.

Bei H. Meinders.

Herr Graf von Knyphauſen.

Oſtrowo.

Herr J. Priebatſch, Buchhändler.

Oxford.

Herren J. H. u. J. Parker, Buchhändler. (2 Exempl.)

Paris.

Herren Bohné u. Schultz, Buchhändler.

Bei Friedr. Klinckſieck.

Herr Leopold Lenzer.
„ Fr. Klinckſieck, Buchhändler.

Pernau.

Bei Jacoby u. Co.

Frau Majorin von Ditmar in Fennern (Livland).
Fräulein Julie von Ditmar in Fennern.

Peſth.

Herr H. Geibel, Buchhändler.
„ C. A. Hartleben, Buchhändler.

Bei G. Kilian.

Herr Alex. Fiſcher.
„ Guſt. Fuchs.
„ R. Lampel, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei Lauffer u. Stolp.

Die Univerſitäts-Bibliothek in Peſth.
Herr Graf Hermann Leiningen-Weſterburg.
Frau Gräfin Cöleſtine Batthyányi.
Herr Konſtantin Boskovic in Neuſatz.
Herren Lauffer u. Stolp, Buchhandlung. (4 Exempl.)
Herr C. Oſterlamm, Buchhändler. (2 Exempl.)

St. Petersburg.

Herren Eggers u. Co., Buchhandlung. (2 Exempl.)
Herr C. Krug, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei Schmitzdorff's Kaiſerl. Hofbuchhandlung.

Herr H. A. Cerrus.
„ Kneuper.
„ Fr. von Schönrock, General-Major.
„ Baron Bruck, Kaiſerl. Oeſterr. Leg.-Sekr.
„ A. F. Junker, Kaufmann.
„ K. Fr. von Großheinrich, Dr. jur. utr.
„ M. Burmeiſter, Kaiſerl. Ruſſ. Hofrath.
„ John Krüger, Kaufmann.
„ Baron A. v. Meyendorff, Geheimer-Rath.
„ Dr. von Jeſewsky.
„ B. Müller, Königl. Würt. Gen.-Konſul.
„ Alb. Frank, Kaufmann.
„ Fr. Ludw. Kern, Kaufmann.
„ Fehrmann.
„ A. Klau, Lehrer.
„ A. Grotenfelt, Officier beim Finniſchen Garde-Reg.
„ Dr. von Perſon, Wirkl. Staats-Rath.
„ Kaſtor von Lebedeff, Wirkl. Staats-Rath.
„ Nicolai von Gedda, Collegien-Aſſeſſor.
„ Friedr. von Röhrberg, Ingenieur-General-Lieutenant.
„ von Ruckteichel, Oberſt.
„ Dr. med. Carl von Villers, pract. Arzt.
Frau Adele von Winberg in Cronſtadt.
Herren Friedr. Winberg u. Co. in Cronſtadt.
Herr Barth, Ingenieur in Petersburg.
„ Wladimir von Beſobraſow, Collegien-Rath.
„ Dr. med. Schönjahn.
„ G. Walter.
„ C. R. Marwitz, Hofrath, Apotheker.
„ W. Lehrberg, Architect.
„ A. von Grelberg, Rittmeiſter a. D.
„ C. H. Runge, Kaufmann.
„ A. Neumann, Negociant.
„ C. Fehleiſen, Badiſcher Conſul.
„ A. Gutſchow, Sächſ. Conſul.
„ C. Beß, Kaufmann.
„ H. Peters, Kaufmann.
„ R. Speyer, Staats-Rath.
„ Paul von Helmerſen, Wirkl. Staats-Rath.
Frau Eliſe Tottien.
Herr Dr. Löw, Stabs-Arzt.
Mr. le Comte Serge Apraxine.
Herr L. Buſch, Titular-Rath.
„ W. Herne, Kaufmann.
„ A. von Lemſen, Staats-Rath.
„ Runtzler, Lehrer.
„ C. E. Belin, Kaufmann.
„ Staegemann, Architect.
„ A. Belajeff, Inſpector am 5. Gymnaſium.
„ W. Hertwig, Oberlehrer am 6. Gymnaſium.
Se. hohe Excellenz Herr A. von Knjäſewitſch, Finanzminiſter u. Geheimer-Rath.
Herr Villo de Baſſo, Negociant in Moskau.
„ R. Zimara, Architect.
„ Conſtantin Holland, Ober-Regiſſeur.
„ J. Nordmann, Lehrer.

Herr Graf Conſtantin Pahlen.
,, Johannes Möller, Profeſſor und Hofmaler.
,, Mich. de Santis, Pianiſt.
,, E. Egloff, Ingenieur-Geograph.
Frau Baronin Stieglitz.
Herr Jul. Heyer, Kaufmann.
Fräulein Bertha Heimburger.
Herr Dr. Dobbert, Staats-Rath.
,, W. Klein, Fabrikant.
,, Iwan Turgeneff, Schriftſteller.
,, Gr. Gentkowsky, Kaufmann.
,, Aug. Reus, Ingenieur.
,, Heinr. Stiehl, Organiſt.
,, Th. Jenſſen, Kaufmann.
,, L. Hemilius, Muſiker.
,, Dr. Schwanck für die Marinebibliothek in Cronſtadt.
,, Carl Albrecht Röttger, Buchhändler.

Pforzheim.

Bei A. Schwarz.

Herr Landenberger, Buchhalter.
,, A. Schwarz, Buchhändler.

Poſen.

Die Mittler'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)

Prag.

Bei K. André.

Se. Durchlaucht Fürſt Hugo v. Thurn u. Taxis.
Se. Excellenz Herr Franz Graf v. Thun-Hohenſtein, K. K. Geheimer-Rath u. Kämmerer auf Schloß Tetſchen.
Herr Joſef Oswald Graf von Thun-Hohenſtein.
,, Heliodor A. Heitl, Agent.
,, Laurenz Krieſche, Kaufmann.
,, Dr. Med. Paul Cartellieri, Brunnen-Arzt in Franzensbad bei Eger.
,, Erm. Helmeſſen, Apotheker u. Gemeinderath in Kaaden in Böhmen.
,, Karl André, Buchhändler.

Bei der Calve'ſchen Buchhandlung.

Herr Otto Freiherr von Leutſch, K. K. Hauptmann in der Armee.
,, Friedr. Becke, Buchhändler.
,, Peter Ziak, Dr. med.
,, F. A. Credner, Buchhändler. (10 Exempl.)

Bei Fr. Ehrlich's Buchhandlung.

Herr G. Halla, Kaufmann.
Herrn Fr. Ehrlich's Buchhandlung.

Bei H. Meyer.

Ihre Excellenz Frau Eliſe Gräfin Kinsky.

Bei Frz. Rziwnatz.

Herr Jul. Maiſchka.
,, Frz. Rziwnatz, Buchhändler.
,, Fr. Scheib, Buchhändler.

Ratibor.

Bei F. Wichura.

Herr Droeſe, Buchhalter.
Frau Kreisrichter Roth.

Regensburg.

In der Montag u. Weiß'ſchen Buchhandlung.

Ihre Durchlaucht Frau Fürſtin Mathilde von Thurn u. Taxis.
Herr Prof. R. della Torre, Erzieher der jüngern Prinzen von Thurn u. Taxis.
,, Alfr. Coppenrath, Buchhändler.
,, F. Puſtet, Buchhändler.

Reichenberg.

Herr Fr. Jannaſch, Buchhändler.

Reutlingen.

Herrn C. F. Palm's Buchhandlung. (2 Exempl.)

Reval.

Bei Kluge u. Ströhm.

Herr A. Koch, Preuß. Conſul.
,, Dr. J. Kirchner, Director der Ritter- und Domſchule in Reval.
,, Alex. von Krauſeld, Ruſſ. Ingen.-Obriſtlieutenant.
,, Obriſtlieutenant, Baron Paul von Ungern-Sternberg zu Dagoe-Hohenholm.
,, C. A. Mayer, Niederländiſcher Conſul.
,, N. Breſin, Obriſt in Mozyr.
,, Dr. Chr. Rein, Eſthländiſcher General-Superintendent.
,, Baron von der Pahlen, General.
,, Franz Kluge, Buchhändler.

Bei F. Waſſermann.

Herr Alex. Elſenbein.
,, Carl Grunreich, Titulair-Rath, cand. jur.
,, Leop. Saleman, Collegien-Aſſeſſor.
,, F. Waſſermann, Buchhändler.

Riga.

Bei Edm. Götſchel.

Herr F. Berg, Candidat in Tirſen.
,, Becker, Apotheker in Lutzin.
,, E. Götſchel, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei N. Kymmel.

Herr Carl Kymmel.
,, Pohrt.
Fräulein von Schultz.
Herr N. Kymmel, Buchhändler. (5 Exempl.)

Roda.

Herr A. Gröbe, Buchhändler.

Roſtock.

Herr G. B. Leopold's Univ.-Buchhandlung.

Bei der Stiller'ſchen Hofbuchhandlung.

Herr Dr. von Both, Vice-Kanzler.
,, Dr. Ludwig Bachmann, Prof. u. Gymnaſial-Director.
,, G. Schleuder, Kaufmann.
Die Stiller'ſche Hofbuchhandlung. (Hermann Schmidt.)

Rotterdam.

Bei A. Bädeker.

Herr A. van der Hoop Jaczn.
,, H. A. Kramers, Buchhändler.

Rudolſtadt.

Bei Bernh. Müller's Buchhandlung.

Herr Prof. Dr. G. W. Müller, Gymnaſial-Director.
" Wilh. Freiherr von Schauroth, General-Major, Ritter ꝛc.
" Fritz Freiherr von Schauroth, Kammerherr, Major, Ritter ꝛc.
" Dr. G. L. Obbarius, Gymnaſial-Profeſſor.

Saarbrücken.

Bei der Neumann'ſchen Buchhandlung.

Herr Kiefer, Apotheker.
" Friedr. Krämer, Hüttenbeſitzer in St. Ingbert.

Schleswig.

Bei Dr. Heiberg's Buchhandlung.

Herr Hanke, Juſtiz-Rath.
Herrn Dr. Heiberg's Buchhandlung.

Bei J. Neddermeyer.

Herr Schäper, Advocat.

Schweidnitz.

Bei der Kowarzik'ſchen Buchhandlung.

Herr Grünig, Apotheker.
" Keller, Referendar.
" Pückler, Fabrikbeſitzer.

Schwerin.

Bei A. Hildebrand.

Herr Bade, Senator.
" Viereck, Dr. jur.
" Schweden sen., Advocat.
" Guſtav Wittſteck.
Frau Plinck, Gutsbeſitzerin in Sternberg.
Herr Grohmann, Porteépéefähnrich.

Bei Oertzen u. Schlöpke.

Herr J. Schmidekam.
Fräulein Marie Grimm.
Die Stiller'ſche Hofbuchhandlung.

Sondershauſen.

Herr G. Bein, Buchhändler. (2 Exempl.)

Stade.

Bei F. Schaumburg.

Herr Fr. von Freſe, Artillerie-Major u. Flügel-Adjutant Sr. Majeſtät des Königs von Hannover.
" J. G. Gelpe, Banquier.
" Kerſtens, Apotheker.
" Fr. Kerkampf.

Stendal.

Bei Franzen u. Große.

Herr Fr. Genthe, Apotheker in Bismark.
" A. Klipp, Kaufmann in Bismark.
" Louis Benneß in Calbe a. M.
" Meier, Gutsbeſitzer in Schilddorf.

Stettin.

Herr A. Cartellieri, Buchhändler. (3 Exempl.)
Herren Frieſe's Nachfolger, Buchhandlung. (2 Exempl.)
Herr F. Nagel, Buchhändler.

Bei Th. von der Nahmer.

Herr Dr. Ameiung.
" Th. von der Nahmer.
" L. Saunier, Buchhändler. (8 Exempl.)

Stockholm.

Herr A. Bonnier, Buchhändler. (3 Exempl.)
" Ph. Maaß, Buchhändler. (4 Exempl.)

Stolp.

Bei H. Kölling.

Herr Kutſcher, Landſchafts-Rath auf Webeſde bei Stolp.
" H. Kölling, Buchhändler.

Stralſund.

Bei C. Bremer.

Herr Balcke, Lieutenant.
" W. Haaſe, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei C. Hingſt.

Frau Lieutenant Nitz, geb. Fabricius.
Herr Woſſidlo, Paſtor in Abtshagen.

Strasburg.

Bei J. Reiriel.

Herr Karl Klein.

Stuttgart.

Herr Karl Aue, Buchhändler.
Herren Liesching u. Co., Buchhandlung.

Bei H. Lindemann.

Die Handbibliothek Sr. Majeſtät des Königs von Würtemberg.
" Metzler'ſche Buchhandlung.

Bei A. Oetinger.

Herr Carl Eitle, Kaufmann.
" Dr. Jäger, Regierungs-Rath.
Sr. Excellenz Freiherr von Hügel, Miniſter des Königl. Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten.
Herr Aug. Gaupp, Apotheker in Schorndorf.
" Joſenhans, Oeconom in Aichholzerhof.
" Wilh. Klumpp in Wildbad.
" A. Oetinger, Buchhändler.
Herrn Weiſe's Hofbuchhandlung. (3 Exempl.)

Tangermünde.

Die Doeger'ſche Buchhandlung.

Teplitz.

Herr A. Copek, Buchhändler.
" J. W. Pohlig, Buchhändler. (2 Exempl.)

Tilſit.

Bei der Gräfe u. Unzer'ſchen Buchhandlung.

Die Lehrerbibliothek des K. Gymnaſiums.
Herr K. Kapp, Buchhändler. (2 Exempl.)

Torgau.

Bei der Wienbrack'ſchen Buchhandlung.

Frau Sophie verw. Dr. Lehmann.

Trier.

Herr F. A. Gall, Buchhändler.

Trieſt.

Herr H. F. Münſter, Buchhändler. (2 Exempl.)

Troppau.

Herrn Otto Schuler's Buchhandlung. (Friedrich Bergmann.)

Tübingen.

Herr A. Ludwig, Buchhändler.

Bei der Oſiander'ſchen Buchhandlung.

Herr G. Bruguière.

Ulm.

Bei der Krick'ſchen Buchhandlung.

Herr von Gruzmann, Regierungs-Rath.
Frau Aline Rhau, geb. Wechsler.

Utrecht.

Bei Kemink u. Sohn.

Herr J. Noordendorp.

Varel.

Herr J. R. Behrens, Buchhändler.

Bei der Vietors'ſchen Buchhandlung.

Herr Friedr. Mundt, Oberſtenograph aus Halle.
„ Jacobs, Buchhalter.

Venedig.

Herr H. F. Münſter, Buchhändler.

Verona.

Herr H. F. Münſter, Buchhändler.

Warſchau.

Bei Gebethner u. Co.

Herr Dr. von Werner, Medicinal-Rath.
„ Wiſchke, Baumeiſter.
Herren Gebethner u. Co., Buchhandlung.
Herr S. H. Merzbach, Buchhändler. (3 Exempl.)

Weimar.

Bei W. Hoffmann.

Sr. Königl. Hoheit, Herr Großherzog Carl Alexander von Sachſen-Weimar-Eiſenach, ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Die Großherzogliche Bibliothek.
Herr Polte, Bank-Director.
„ Wolf, Hofſchneidermeiſter.
„ von Zedlitz, Kammerherr.
„ Donat, Kunſthändler u. Leihbibliothekar.
„ Tränert, Seminariſt.

Wien.

Die Beck'ſche Univ.-Buchhandlung. (2 Exempl.)
Herr Wilh. Braumüller, Hofbuchhändler. (15 Exempl.)
„ Jacob Dirnböck, Buchhändler.
Herrn C. Gerold's Sohn, Buchhändler. (10 Exempl.)
„ J. F. Greß Sortimentshandlung. (6 Exempl.)
Die Haas'ſche Buchhandlung. (2 Exempl.)
Herr C. Helf, Buchhändler. (2 Exempl.)
Herren Lechner's Univ.-Buchhandlung. (3 Exempl.)
Herr Franz Leo, Buchhändler.

Bei Pfautſch u. Voß.

Herr Guſtav Aſch, Eiſenbahn-Beamter.
„ Edm. von Bäumen, K. K. Oberlandesgerichts-Sekretair.
„ Wilh. Ritter von Damaſchka, K. K. Ober-Kriegs-Commiſſair.
„ Conſtantin Eſſatzky, K. K. Oberlieutenant im Dom Miguel. 37. Linien-Infant.-Reg.
Frau Caroline Feldbacher, Privatière.
Herr Conſtantin Feldberger, Cooperator an der Pfarre in Schottenfeld.
„ Franz Grimm, Studierender.
„ Graf Zdenko Kolowrat Krakowsky, Studierender.
„ Anton Graf von Bergen, Studierender.
„ Jul. Seidel, Privatier.
„ Leopold Ritter von Wieſer, K. K. Gen.-Kriegscommiſſair.
„ Dr. Conſt. Wurzbach von Tannenberg, Vorſtand der adminiſtrativen Bibliothek im Kaiſerl. Miniſterium des Innern.

Bei Prandel u. Meyer.

Herr Dr. Franz Ritter von Heintl, S. K. K. apoſt. Majeſtät Truchſeß und Ober-Finanzrath, Realitätenbeſitzer, Vorſtand und Mitglied vieler Humanitäts-, und gelehrter Vereine.
„ Franz Reſpini, Buchhändler. (2 Exempl.)
„ L. W. Seidel, Buchhändler.

Bei F. O. Sintenis.

Frau Gräfin Julie von Montenuovo, geb. Gräfin v. Batthyany.
Herren Tendler u. Co., Buchhandlung.
Die Wallishauſſer'ſche Buchhandlung. (3 Exempl.)

Bei A. Wendelin.

Sr. Excellenz Herr Sectionschef Freiherr von Schwarzhuber.
Herr Klaſſweß, Kaufmann.

Wiesbaden.

Die Kreidel'ſche Buchhandlung.
Herr H. Ritter, Buchhändler. (2 Exempl.)

Bei Wilhelm Roth.

Die Herzogl. Hofbibliothek.
Herr Hergenhahn, General Major.
„ Dr. jur. H. Schalk aus Hamburg.
„ Dr. Schirm, Director.
Fräulein Natalie Steinkauler aus Mühlheim am Rhein.
Herr J. Lienau aus Holſtein.
„ M. Lienau aus Holſtein in New-York.
„ Joh. Lienau aus Pommern in New-York.
Fräulein Rullmann.
Herr Wilh. Roth, Hof-Buchhändler.
Die Schellenberg'ſche Hofbuchhandlung. (2 Exempl.)

Winterthur.

Bei der Steiner'ſchen Buchhandlung.

Herr Müller, Regierungs-Rath.
„ Theod. Kirchner.
„ Knus, Pfarrer in Veltheim bei Winterthur.
„ Steiner, Bibliothekar.

daß die Träger der Tiara am Ausgang des Mittelalters noch, in Zeiten, welche ſchon den großen Häutungsprozeß der Weltgeſchichte, die Reformation, vorbereiteten, die Idee des Pabſtthums conſequent feſthielten und immer wieder geltend zu machen ſuchten, ſo liegt es andrerſeits auch klar am Tage, daß dieſen ſpätern Päbſten die großartige Weltanſchauung eines ſiebenten Gregor's, eines dritten Alexander's, eines dritten Innocenz ganz und gar abging und daß ſie die Conſequenzen des Pabſtthums faſt ausſchließlich zum Vortheil ihrer Stellung als Beherrſcher des ſogenannten Kirchenſtaats, vielmals ſogar geradezu für Rechnung reinperſönlicher Intereſſen ausbeuteten, je nachdem dieſe „Väter der Chriſtenheit“ von Neigungen, Leidenſchaften und Laſtern geſtachelt wurden. Schon bei mehreren Inhabern des Stuhles Petri im vierzehnten Jahrhundert war dieſer Mißbrauch der päbſtlichen Gewalt grell und craß genug hervorgetreten, doch keiner hatte bisher das Pabſtthum mit ſo nackter Schamloſigkeit entwürdigt, wie es zum Frommen ſeiner eigenen und ſeiner Baſtarde Leidenſchaften Alexander der Sechste that.

Herr Bühler, Spinnereibeſitzer in Kollbrunnen bei Winterthur.
Die Steiner'ſche Buchhandlung. (3 Exempl.)

Wismar.

Die Hinſtorff'ſche Hofbuchhandlung.

Wittenberg.

Bei R. Herroſé.

Herr Dr. phil. Schreer.

Wollſtein.

Die Friedländer'ſche Buchhandlung.

Würzburg.

Bei der Goldſtein'ſchen Buchhandlung.

Herr Wilh. Grunewald, Fabrikbeſitzer in Lohr a. M.
Die Stadel'ſche Buch- und Kunſthandlung. (3 Exempl.)

Zürich.

Herr C. Henegger-Schmid, Buchhändler

Bei der Schabelitz'ſchen Buchhandlung.

Herr Fr. Carſtanjen.
Frau Louiſe Häfener.

Zwickau.

Bei der Richter'ſchen Buchhandlung.

Se. Erlaucht, der regier. Herr Graf zu Solms-Wildenfels zu Wildenfels.
Herr von Götz, Regierungs-Rath.
„ Hanns Freiherr von Kotzau auf Thurm bei Zwickau.
„ Bamberger, Stadtrath.

Die Nibelungen.

Die Kenntniß dieſes Gedichts gehört zu einer Bildungsſtufe der Nation. Jedermann ſollte es leſen, damit er nach dem Maß ſeines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Göthe.

Die Nibelungen.

In Proſa überſetzt, eingeleitet und erläutert

von

Dr. Johannes Scherr.

Mit fünfundvierzig Bildern

gezeichnet von

E. Bendemann, J. Hübner, A. Rethel und H. Stilke, geſchnitten von Braun, Bürkner, Deſſauer,
Kretzſchmar, Metzger, Nicholls, Unzelmann und Vogel.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

Vorwort.

Der Zweck dieſer Arbeit iſt, den Inhalt des alten Heldenliedes, welches zu den koſtbarſten Kulturſchätzen der Nation gehört, dem größeren Publicum näher zu bringen, und zwar, um es gerade herauszuſagen, auch Solchen, die ein Buch voll von Verſen eher vom Leſen abſchreckt als dazu ermuthigt. Daher mein Entſchluß, die Nibelungen in Proſa zu übertragen. Wir haben angefangen, zu erkennen, wo die Wurzeln unſerer Kraft liegen, und je größere Kreiſe die Kenntniß unſerer nationalen Vergangenheit zieht, um ſo mehr iſt auf ein freudiges Wachsthum vaterländiſchen Sinnes in der Gegenwart zu hoffen. Wie ſeit lange meine Arbeiten alle, ſo iſt auch dieſe von dem Gedanken des Vaterlandes getragen.

Ich habe meiner Neuhochdeutſchung der Nibelungen, welche der Hr. Verleger mit Illuſtrationen von wirklichem Kunſtwerth reichlich ausgeſtattet hat, ſämmtliche Textausgaben von Bedeutung zu Grunde gelegt, insbeſondere die von Hagen, Laßberg, Lachmann, Zarncke und Holtzmann. Bei der Uebertragung ſchien es mir räthlich, einen Mittelweg einzuſchlagen, wennſchon dieſer in anderen Dingen viel weniger oft der beſte iſt als das Sprüchwort will. Anfangs hatte ich Strophe für Strophe übertragen, aber bald gemerkt, daß hiedurch in manche Stellen eine Weitſchweifigkeit käme, welche, im Original durch Rhythmus und Reim erträglich gemacht, in Proſa geradezu unerträglich werden müßte. Alſo verfuhr ich bei Wiederholungen von äußerlichen Nebendingen kürzend, immer jedoch mit ſehr ſchonender Hand*). Außerdem hielt ich mich ſtreng an den Urtext. Von dem Ungeſchmack ſogenannter Verſchönerungen konnte ſelbſtverſtändlich keine Rede ſein. Ohne Alterthümelei zu erkünſteln ſuchte ich in meiner Uebertragung den Ton der alten Heldenlieder durchklingen zu laſſen. Kundige Ohren werden leicht bemerken, daß ich zu dieſem Zwecke, namentlich an pathetiſcheren Stellen, häufig den Stabreim anwandte, welcher ja, wie er den älteſten epiſchen Geſang unſerer Altvorderen beflügelte und im Nibelungenlied nicht ſelten noch anklingt, bis zur Stunde im Volksmund lebt.

---

*) Solche Kürzungen oder Zuſammenziehungen ließ ich beſonders da eintreten, wo gar zu weitſchweifig von Kleidern und Schmuck gehandelt wird oder das eintönige Buhurdiren und Tjoſtiren gar zu oft ſich wiederholt. Bei Erwähnung des Buhurdirens und Tjoſtirens fällt mir das Curioſum ein, daß in einer übrigens wohlwollenden Recenſion der zweiten Auflage meiner „Deutſchen Kultur- und Sittengeſchichte“ ein Kritiker mich tadelte, weil ich die genannten beiden ſeltſamen Wörter „erfunden“ hätte! Wer über mittelalterliche Dinge mitſprechen will, dem ſollte man billig zumuthen dürfen, daß er wenigſtens dieſen oder jenen mittelhochdeutſchen Poeten geleſen hätte.

In der „Einleitung“ habe ich den Entwicklungsgang unſerer Dichtung von der älteſten Zeit an bis zum 13. Jahrhundert nachgewieſen und die Entſtehungsweiſe der Nibelungen auch Nichtgelehrten deutlich zu machen verſucht. In alle Einzelnheiten des neuerdings wieder heftig geführten Streites um den Nibelungenhort bin ich dabei nicht eingegangen und konnte es auch nicht, weil mir an meinem dermaligen Wohnort dazu die Hülfsmittel fehlten. Bei derartigen Arbeiten macht ſich denn doch die Entfernung von den großen vaterländiſchen Büchereien und Leſeſälen recht unangenehm fühlbar. Zur Geſchichte des Nibelungenliedes irgendwie weſentlich Gehörendes wird man jedoch, denke ich, in meiner Darſtellung nicht vermiſſen. Wo etwa in der Einleitung auf eine Frage die Antwort ausbleibt, wird dieſe wohl in den ſprachlichen, literariſchen und ſittengeſchichtlichen „Erläuterungen“ am Schluſſe des Werkes zu finden ſein.

Ich glaube ſagen zu dürfen, daß mein Buch eine Frucht liebevoller Bemühung, und ſo ſei es allen vaterländiſch Geſinnten freundlich empfohlen.

Winterthur.

J. Scherr.

Inhalt.

Vorwort V
Einleitung IX

I. Der Mord.

Erſtes Hauptſtück:

Seite

Vom Hof der Burgunden zu Worms und wie Kriemhild träumte. — Von Sigfrid und wie er wehrhaft wurde. — Wie der Held von Niederland nach Worms fuhr, was Hagen von ihm erzählte und wie er empfangen ward 3

Mit den Bildern: Wie Kriemhild träumte, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Unzelmann**; Ute und Kriemhild, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Unzelmann**; Sigfrid, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Bürkner**; Gunther, Gernot und Giſelher, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Unzelmann**.

Zweites Hauptſtück:

Wie Sigfrid mit den Sachſen ſtritt 13

Mit dem gleichbetitelten Bild, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Unzelmann**.

Drittes Hauptſtück:

Wie Sigfrid die Kriemhild zum erſten Mal ſah . 19

Mit dem gleichbetitelten Bilde, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Unzelmann**.

Viertes Hauptſtück:

Wie König Gunther ausfuhr, um Brunhild zu werben, und wie er ſie erwarb 23

Mit den Bildern: Kriemhild mit ihren Mägden, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Unzelmann**; Brunhild, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Bürkner**; Sigfrid in der Tarnkappe, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Vogel**; Sigfrid als Bote nach Worms reitend, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Bürkner**; Kriemhild und Brunhild ſich begrüßend, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Bürkner**.

Fünftes Hauptſtück:

Was in Brunhilds Brautkammer geſchah und wie Sigfrid mit ſeinem Weibe heimfuhr 36

Seite

Mit den Bildern: Das Mahl, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Bürkner**; Sigmund und Sigelind, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Vogel**.

Sechstes Hauptſtück:

Wie Gunther auf Brunhilds Betreiben ſeinen Schwager zu einer Hochzeit lud. — Wie Sigfrid und Kriemhild mit Sigmund nach Worms fuhren und wie ſie daſelbſt empfangen wurden. — Wie die beiden Königinnen in Unfrieden geriethen und einander ſchalten 42

Mit den Bildern: Sigfrid und Kriemhild reiten zum Feſtgelag, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Bürkner**; wie die Königinnen einander ſchalten, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Vogel**.

Siebentes Hauptſtück:

Wie Sigfrid verrathen ward 50

Mit dem gleichbetitelten Bilde, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Vogel**.

Achtes Hauptſtück:

Wie Sigfrid ermordet ward 54

Mit den Bildern: Wie Sigfrid ermordet ward, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Vogel**; der todte Sigfrid auf dem Schild, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Nicholls**.

Neuntes Hauptſtück:

Wie Sigfrid beklagt und begraben ward 60

Mit dem Bild: Kriemhild bei der Leiche Sigfrids, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Unzelmann**.

Zehntes Hauptſtück:

Wie Sigmund heimfuhr und wie der Nibelungenhort nach Worms geführt wurde 63

Mit den Bildern: Sigmund heimkehrend, gezeichnet von **Hübner**, geſchnitten von **Kretzſchmar**; der Nibelungenhort, gezeichnet von **Bendemann**, geſchnitten von **Bürkner**.

II. Die Rache.

Erſtes Hauptſtück:
Wie König Etzel um Kriemhild werben ließ und wie ſie zu den Heunen fuhr 73
[illegible]

Zweites Hauptſtück:
Wie Kriemhild bei den Heunen empfangen ward [illegible]
[illegible]

Drittes Hauptſtück:
Wie Kriemhild auf Rache ſann und wie Werbel und Schwemmel Botſchaft an den Rhein brachten [illegible]
[illegible]

Viertes Hauptſtück:
Wie die Burgunden alle zu den Heunen fuhren [illegible]
[illegible]

Fünftes Hauptſtück:
Wie der Markgraf Rüdiger die Könige und ihre Mannen empfing und bewirthete [illegible]
[illegible]

Sechſtes Hauptſtück:
Wie die Nibelungen in Etzels Burg anlangten und wie ſie daſelbſt empfangen wurden [illegible]
[illegible]

Siebentes Hauptſtück:
[illegible]
[illegible]

Achtes Hauptſtück:
Wie Blödel erſchlagen ward und wie der Kampf zwiſchen den Nibelungen und Heunen im großen Saal anhub [illegible]
[illegible]

Neuntes Hauptſtück:
[illegible] und wie Kriemhild den Saal anzünden ließ [illegible]
[illegible]

Zehntes Hauptſtück:
Wie Rüdiger erſchlagen ward [illegible]
[illegible]

Elftes Hauptſtück:
Wie Dietrichs Recken alle erſchlagen wurden [illegible]
[illegible]

Zwölftes Hauptſtück:
Wie Dietrich Gunthern und Hagen bezwang, wie Kriemhild ihre Rache zu Ende brachte und wie ſie ſelber den Tod fand [illegible]
[illegible]

Erläuterungen [illegible]

Einleitung.

Mit der Nennung dieſes Namens erfaſſen wir wieder den Faden unſerer Geſchichte.

Im Vatikan, dieſem Capitol des päbſtlichen Roms, in jenen Gemächern, die von ihm erbaut noch jetzt die Bezeichnung „Appartement Borgia“ führen, ſaß der Pontifex. 1430 geboren, zählte er jetzt vierundſechzig Jahre, die, verbunden mit den Leidenſchaften und Ausſchweifungen, deren Zeugen ſie geweſen, dem bedeutenden Geſicht Alexander's des Sechsten zwar deutliche Spuren eingedrückt, daſſelbe aber nicht verwüſtet hatten. Er konnte, vom Rahmen des prachtvollen Lehnſeſſels, der ihm zum Sitze diente, eingefaßt und nicht ohne Sorgfalt in jene langherabwallenden, imponirenden Gewänder ſeiner Würde gekleidet, noch jetzt für einen ſchönen Mann gelten, und wenn gleich der vorherrſchend ſchlaue Ausdruck ſeiner Züge und das durchbohrende Fixiren der tief in ihren Höhlen liegenden Augen zurückſchrecken mochte, ſo mußte hinwiederum das Lächeln ſeines Mundes anziehen, das graziöſe Lächeln eines Mundes, deſſen ſchiedsrichterliches Wort eine

1.

In der zweiten Hälfte des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung hat zu Rom ein Mann gelebt, deſſen Andenken in der Bildungsgeſchichte der Menſchheit ſtets mit zu den gefeiertſten gehören wird. Uns Deutſchen insbeſondere muß der Name des Cajus Cornelius Tacitus ehrwürdig und theuer ſein. Müde des Anblicks einer Geſellſchaft, deren Verfall die Reihenfolge der Cäſaren von Tiberius bis Nero ankündigte, angewidert von dem Schauſpiel einer Tyrannei, deren Träger im Taumel ungeheuren Machtbewußtſeins bis zu einem Grade des Wahnwitzes gelangt waren, daß ſie hätten „die Welt ausſchlürfen mögen wie ein Ei,“ empört über ein Sittenverderbniß, welches die ewige Roma zu einer „Kloake alles Unreinen und Schändlichen“ machte, kehrte der große Hiſtoriker das forſchende Auge den Völkern germaniſchen Stammes zu, welche ſeit dem Einbruch der Kimbrer und Teutonen drohend hinter den Gränzwällen des römiſchen Reiches ſtanden. So ſchrieb Tacitus, wenn nicht mit der beſtimmten Abſicht, ſeinen Landsleuten das beſchämende Gegenbild eines jugendlich kräftigen und unverdorbenen Volkes vorzuhalten, ſo doch mit dem Zukunft ahnenden Inſtinct des Propheten, ſein berühmtes Büchlein „Von der Lage, den Sitten und Völkerſchaften Germaniens,“ welches, in dem Zeitraum von 98 — 104 n. Chr. verfaßt, nach J. Grimm's ſchönem Ausdruck „wie ein Morgenroth in die Geſchichte Deutſchlands geſtellt iſt.“ In Wahrheit iſt dieſes Buch, geſchrieben in jenem Styl voll Energie der Darſtellung, voll Wahrheitsliebe und ſtrengſittlicher Anſchauung, welchem man mit Recht den Ehrennamen des taciteiſchen gegeben, die Grundlage, von welcher die deutſche Kulturgeſchichte auszugehen hat. Die Germania des Tacitus erleuchtet morgenröthlich das Dunkel der altdeutſchen Wälder. Sie zuerſt entwirft ein anſchauliches Bild von unſerer Altvorderen Gebaren im Frieden und Krieg, von ihren religiöſen Vorſtellungen und ihren Rechtsſatzungen, von ihrem öffentlichen und privatlichen, häuslichen und geſelligen Leben, von ihrer Arbeit und ihrer Muße. In dieſer ruhmvollen Urkunde — doppelt ruhmvoll, weil von Feindeshand ausgeſtellt — wird auch gemeldet, daß Sagenkunde und Liederkunſt in Deutſchland uraltheimiſch geweſen. Denn es heißt da (Germ. 2) von unſeren Ahnen: „Sie preiſen in alten Liedern (carminibus antiquis), welche bei ihnen die Stelle von Denkmälern und Geſchichtsbüchern vertreten, den erdgeborenen Gott Tuiſto und ſeinen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Stifter.“

Dieſe Stelle kann ſchlechterdings nur als ein Zeugniß verſtanden werden, daß lange ſchon vor dem Eindringen des Chriſtenthums geſchichtliche oder, genauer geſprochen, ſagengeſchichtliche Heldenlieder in Deutſchland umgingen, Geſänge, in welchen mit den Ueberlieferungen urväterlichen Heldenthums die Ueberlieferungen urväterlicher Religion ſich vermiſchten. Auch von einem geſchichtlichen Helden unſeres Volkes, von Hermann, weiß Tacitus zu melden, daß ſein Andenken in Liedern gefeiert worden. Denn da, wo er am Schluß des zweiten Buches ſeiner Jahrbücher die Ermordung des Helden erzählt, fügt er hinzu: „Von ihm wird bei den deutſchen Völkerſchaften noch jetzt geſungen“ — und es iſt kein ausreichender Grund vorhanden, anzunehmen, der römiſche Geſchichtſchreiber habe hier den Armin, den Beſieger des Varus, mit einem muthmaßlichen altdeutſchen Gott oder Heros Irmin verwechſelt. An weiteren Zeugniſſen für die von Uralters her unter den germaniſchen Stämmen heimiſche Pflege des epiſchen Geſanges iſt kein Mangel. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts ſchrieb Jornandes ſeine Gothen-Chronik („De rebus geticis“), um die Mitte des 8. Jahrhunderts Paul, Warnefrids Sohn, genannt Paul der Diakon, ſeine Langobarden-Chronik („De gestis Longobard.“), Beide zwar, wie die kirchliche Gelahrtheit es wollte, in lateiniſcher Sprache, aber ſo, daß bei genauerem Zuſehen den Inhalt die alten gothiſchen und langobardiſchen Heldenlieder bilden, in Proſa „aufgedröſelt“ und mit unpaſſenden claſſiſchen Reminiscenzen verquickt. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts verfaßte Eginhart ſein „Leben Karls des Großen.“ Im 29. Kapitel erzählt er, daß der Kaiſer die Rechtsſatzungen der von ihm beherrſchten Volksſtämme zuſammenſtellen und ſchriftlich aufzeichnen ließ, und fügt dann hinzu: „Ebenſo ließ er die uralten deutſchen Lieder (barbara et antiquissima carmina), in denen die Thaten und Kriege der alten Könige beſungen wurden, aufſchreiben, damit ſie unvergeſſen blieben.“ Aus dieſer Sammlung hatte Karls Sohn Ludwig in ſeiner Jugend die heidniſchen Volksgeſänge (poetica carmina gentilia) auswendig gelernt, von welchen er, ſeinem Lebensbeſchreiber Thegan zufolge (vita Hludovici c. 19), in ſpäteren Jahren aus Frömmelei Nichts mehr wiſſen wollte. Vielleicht iſt die Annahme geſtattet, daß die zwei Bände deutſcher Gedichte (carmina Theodiscae linguae), welche Reginbert, der Bibliothekar des Kloſters Reichenau, i. J. 821 als in der Kloſterbücherei vorhanden und zum Unterricht in der deutſchen Sprache geeignet verzeichnete, Abſchriften der Karl'ſchen Sammlung geweſen ſeien.

Dieſe iſt leider! ſpurlos verſchwunden. Oder dürfte man etwa glauben, daß uns wenigſtens ein Bruchſtück des uralten durch Kaiſer Karls Bemühung geſammelten und aufgezeichneten epiſchen Cyklus überliefert worden? Ich meine das fragmentariſche Lied von Hiltibrand und Hadubrand, wie es zu Ende des 8. oder zu Anfang des 9. Jahrhunderts in niederdeutſcher, mit fränkiſchen Formen durchſprenkelter Mundart aufgezeichnet wurde. Hier haben wir in Geiſt und Form Heidniſch-Germaniſches. Den Geiſt des germaniſchen Heidenthums athmet auch unter ſeiner lateiniſchen Hülle hervor der im 10. Jahrhundert niedergeſchriebene Waltharius (ſ. „Erläuterungen“, Nr. 66). Aber wir beſitzen ja aus der vorchriſtlichen Zeit unſeres Volkes nicht nur Fragmente oder Lateiniſirungen epiſchen Geſanges, ſondern ein ganzes großes Heldenlied, das vom Beowulf, welches die Angelſachſen wohl ſchon fertig mit nach England hinübernahmen. Es veranſchaulicht uns Weſen und Ton der älteſten germaniſchen Epik. Da ſind die alten Langzeilen von acht Hebungen, in der Mitte durch die Cäſur getheilt, aber wieder verbunden durch den Stabreim (Alliteration), ohne Strophenbildung, welche ja, weil den ſtätig verſchreitenden epiſchen Vortrag eher hindernd als fördernd, der Natur des Epos zuwider iſt.

Das Vorhandenſein ſolcher Dichtungen ſetzt ſelbſtverſtändlich Dichter voraus. Auch das kleinſte Volkslied dichtet ſich keineswegs „von ſelbſt“, wie einem berühmten Forſcher Viele gedankenlos nachgeſprochen. Im Reiche des Geiſtes gibt es kein Werden, wie im Reiche der Natur, ſondern nur ein Schaffen. Gedichte wachſen nicht aus dem Boden wie Blumen: ſie werden gemacht, wenn auch nicht in dem zweideutigen Sinne, welcher ſich allmälig mit dieſem Worte verband, ſondern in dem des griechiſchen *ποιεῖν*, ſchaffen. Wenn man vollends erwägt, daß ſchon die älteſten Denkmäler unſerer Dichtung mit Beſtimmtheit auf das Vorhandenſein eines umfangreichen, vielgeſtaltigen, epiſch ausgebildeten Sagenkreiſes ſchließen laſſen, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum die Exiſtenz eines Standes von Dichtern und Sängern in Altdeutſchland geleugnet werden ſoll, eines Standes, welcher die Pflege und

Weiterbildung der nationalen Heldenſagen zu ſeinem Beruf machte. Man kann, ja man muß dies annehmen, ohne deßhalb nach dem Vorgang der Klopſtock'ſchen Schule die germaniſchen Sänger mit den keltiſchen Druiden und Barden zu verwechſeln. Keinem fällt es ein, das Zeugniß Homers anzuzweifeln, daß berufsmäßige Dichter, die Aoidoi, an den Höfen der altgriechiſchen Könige die nationalen Götter- und Heldenſagen vorgetragen hätten. Nun wohl, auch wir haben, ganz abgeſehen von der gelegentlichen Erwähnung von Sängern und Harfnern in alten Sagen, in Chroniken und ſogar in Rechtsbüchern, ganz beſtimmte Zeugniſſe, daß an den Höfen der altgermaniſchen Stammkönige die Liederkunſt ebenfalls ihre Pfleger hatte und in Ehren ſtand. So heißt es z. B. im Beowulf (494):

Da ward den Geaten, der Gadrung (Verſammlung) der Männer,
Im Bierſaale eine Bank geräumet,
Da die Sinnkühnen ſitzen gingen,
Haders ledig. Ein Hofdegen diente;
In der Hand er trug den hellen Bierkrug,
Schenkte den Schaumtrank. Ein Skald auch ſang
Heiter in Heorot: da war Heldenluſt,
Große Degenſchaft der Dänen und Geaten*).

In einem anderen, höchſt merkwürdigen angelſächſiſchen Gedicht, dem ſogenannten Pilgrimslied, wird am Eingang von dem Skop Widſith geſagt: „Den Worthort erſchloß er, der die meiſten Ruhmthaten auf der Erde kannte und Völker beſuchte." Dann erzählt der Skop ſeine Wanderungen und fügt unter Anderem hinzu: „Wenn wir Beide, ich und Skilling, in glänzender Rede vor unſerem Siegfürſten Sang erhuben, wenn laut zur Harfe der Geſang erklang; dann ſprachen manche Männer, die das wohl verſtunden, daß ſie niemals beſſeren Sang hörten**)."

Im Vorſtehenden iſt das Wort Skop genannt worden. Es war dies, ſo weit unſere Kunde zurückreicht, unter den Germanen die älteſte Bezeichnung des Dichters und Sängers. Skôp, scuof, scôf hieß der Mann, welcher „die That durch das Lied verherrlichte," und es leitete ſich dieſer Titel her vom Thätigkeitswort skapan, scafan, d. i. ſchaffen, ſo daß alſo der germaniſche Scof gleichbedeutend war mit dem griechiſchen ποιητής, Poet, Schöpfer, Dichter. Scôfleod oder scôfsang hieß das ernſte, langathmige, aus den heldiſchen Stammſagen gewirkte epiſche Lied, im Gegenſatz zum winileod, dem leichten, lyriſchen, insbeſondere um Liebesſachen ſich drehenden Sang. Bei den ſkandinaviſchen Germanen hieß der Dichter ein Skald, zurückzuführen auf skillan, tönen, ſchallen, ſich hören laſſen, wie das lateiniſche sonare, welches nicht undeutlich mit unſerem alten sangari, Sänger, zuſammenlautet.

Die vergleichende Sprachkunde, dieſe in unſeren Tagen hell und heller angefachte Leuchte, hat das nächtige Dunkel der Vorzeit zwar noch lange nicht in lichten Tag, aber doch in mälig ſich klärende Morgendämmerung verwandelt. Mehr und mehr wird die Ahnung von dem Zuſammenhang urzeitlicher Völkergeſchicke zum Wiſſen und gewinnen kühne Vermuthungen die feſten Umriſſe wiſſenſchaftlicher Thatſachen. Dieſelbe Forſchung, welche die religiöſen Vorſtellungen der Völker ariſchen oder indogermaniſchen Stammes, alſo der Inder, Iranier, Hellenen, Italiker, Germanen, Kelten und Slaven, als aus einer urſprünglich gemeinſamen Einheit der religiöſen Anſchauung hervorgegangen nachzuweiſen ſtrebt, hat auch angefangen, die Verzweigungen der indogermaniſchen Heldenſage unter den genannten Völkern bis zu einem gemeinſamen Stamme hinauf zu verfolgen, welcher, bevor die ariſche Völkerfamilie ihre Trennung und Auswanderung nach Süden, Weſten und Nordweſten begann, in dem Quellengebiet des Indus und des Orus geſtanden. So iſt man, und zwar mit gutem Grund, dazu gelangt, unſern deutſchen Helden Sigfrid mit dem indiſchen Heros Karna in Parallele zu ſtellen und überhaupt nicht ohne Erfolg den Nachweis zu verſuchen, daß der Boden, auf welchem der Webeſtuhl ſtand, worauf die epiſche Dichtung der Indogermanen zuerſt ihr Gewebe zu wirken begann, ein gemeinſamer geweſen ſei*). Demnach iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unſere Altvorderen die Sage vom herrlichen Helden Sigfrid (nord. Sigurd) aus ihrer ariſchen Urheimat mit nach Europa und Deutſchland brachten. Natürlich mußten ſich nach der Trennung der indogermaniſchen Völker ihre Mythen und Sagen und demzufolge auch ihre epiſche Poeſie verſchiedenartig geſtalten, wie das durch den Wechſel der Zeit, des Glaubens, der Sitten und Umgebungen bedingt war. Aber dennoch bricht durch alle dieſe Verſchiedenheiten uraltariſch Gemeinſames immer wieder durch. So iſt z. B., wie der indiſche Karna ein Sprößling des Sonnengottes heißt, unſer Sigfrid in der ältern und echtern Geſtalt der Sage, welche der Norden uns bewahrte, ein Abkömmling des höchſten Gottes Odhin, deſſen Auge ja die Sonne.

---

*) Ettmüllers Beowulf, S. 86. Noch ein ſchlagenderes Zeugniß findet ſich S. 108, denn nachdem geſagt iſt:

Da ward Sang und Klang im Saale vereinigt;
Vor Healfdenes Heergeſellen
Das Luſtholz (die Harfe) gegriffen, Lied oft geſungen,
Wenn die Hallfreude Hrodgares Skalde
Auf den Methbänken ermuntern wollte —

folgt dann wirklich der Vortrag eines epiſchen Liedes.

**) Kemble, die Sachſen in England, I. 352.

Das bisher Geſagte zuſammenfaſſend, gewinnen wir dieſes Reſultat: — Unſere Altvorderen waren bei ihrer Niederlaſſung in Europa im Beſitz epiſcher Ueberlieferungen, deren Fäden nach Aſien zurückreichten und in welchen, wie überall in den Anfängen epiſcher Poeſie, Göttermythus und Heldenſage noch Eins geweſen ſind. Der Charakter der neuen Heimat bedingte die Art der Weiterentwicklung dieſer urzeitlichen Sagengeſtaltung, deren Mittelpunkt Sigfrid geweſen ſein mag. Da die Germanen keineswegs, wie franzöſiſche Oberflächlichkeit behauptet hat, auf der Kulturſtufe der kanadiſchen oder kaliforniſchen Indianer ſtanden, ſondern ein ſeßhaftes, Ackerbau treibendes Volk waren, welches, hochbegabt von Natur, ſeine religiöſen und ſozialen Anſchauungen frühzeitig zu beſtimmten Satzungen und Ordnungen ausgebildet hatte, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß ſie dem heiligſten, von den Vätern ihnen überlieferten Vermächtniß, der im Anſehen religiöſer Urkunden ſtehenden Götter- und Heldenſage, eine liebevoll weiterbildende Pflege angedeihen ließen. Träger derſelben waren die an den Höfen der Stammfürſten umherziehenden Skopen und Skalden, von welchen anzunehmen iſt, daß ſie in der älteren Zeit nicht minder als die antiken Aoidoi und Vates prieſterlicher Autorität genoſſen haben, um ſo mehr, da die Grundidee der altgermaniſchen Epik durchaus eine religiöſe oder, nach dem geläufigeren Ausdruck, eine mythologiſche war und blieb.

2.

Aber der altgermaniſchen Götter- und Heldenſage war es nicht gegönnt, zu einem künſtleriſchen Abſchluß zu gelangen, wie einen ſolchen die griechiſche in den homeriſchen Geſängen gefunden. Zwei welthiſtoriſche Thatſachen von unermeßlicher Bedeutung, die Völkerwanderung und das Chriſtenthum traten der Vollendung des deutſchen Nationalepos, zu welcher alle natürlichen Bedingungen vorhanden waren, in den Weg*). Zwei Revolutionen, eine phyſiſche und eine moraliſche, reichten ſich die Hände zur völligen Umwälzung der Verhältniſſe von Altdeutſchland. Wo eine ganze Nation auf die Wanderſchaft ging, um neue Wohnſitze zu ſuchen, mußte ſich nothwendig Alles wandeln und ändern, namentlich auch die epiſche Ueberlieferung, welche von den Oertlichkeiten, an denen ſie bisher gehaftet, abgeriſſen wurde. Die ſtätige Entwicklung unſerer alten Dichtung ward unterbrochen, indem die Erinnerung an die Götter- und Heldenſagen der Vorzeit im Wirrwarr neuer Ereigniſſe von koloſſaler Größe zwar nicht ganz erloſch, aber doch mit neuen Vorſtellungen ſich miſchte und dem Heimatlichen Fremdes anfärbte. Die Völkerwanderung führte die Germanen dem Chriſtenthum entgegen und dieſes pflanzte in die Gemüther der Zertrümmerer des römiſchen Weltreichs die Keime jener Romantik, welche nachmals in der Ritterpoeſie des Mittelalters zu üppiger Blüthe gedieh. Deutſche Volksſtämme, welche vor der Völkerwanderung eine geſchichtliche Rolle geſpielt hatten, verſchwanden in Folge dieſer Umwälzung entweder gänzlich vom Schauplatz oder vertauſchten wenigſtens ihre heimatlichen Sitze mit neueroberten in den Provinzen des römiſchen Reichs oder vermiſchten ſich bis zur Unkenntlichkeit mit anderen Stämmen. So wurde die Reinheit der alten Stammſagen in dem Gedächtniß der Völker getrübt, deren Aufmerkſamkeit durch die neuen Großthaten mächtiger Könige, wie eines Attila und Theoderich, ohnehin vollauf beſchäftigt war. Um die Geſtalten ſolcher Herrſcher her bildete die geſchäftige Volksphantaſie neue Sagenkreiſe, die in mannigfaltigſter Weiſe ſowohl unter ſich als auch mit den Ueberlieferungen des urzeitlichen Sagenſchatzes in Verbindung gebracht wurden. In den Vordergrund der Geſchichte und Sage und vermittelſt dieſer in den Kreis der epiſchen Dichtung traten die Stämme der Gothen, Burgunden, Franken, Langobarden, Alemannen, Thüringer, Sachſen, Frieſen und Jüten. So geſtalteten ſich, mit Herbeiziehung und Umfärbung der uralten Wölſungenſage von Sigfrid und ſeiner Verlobten, der Walküre Brunhild, auf deutſchem Boden folgende epiſche Gruppen: 1) die Könige der Oſtgothen aus dem Stamme der Amaler, Ermanrich und ſein Neffe, Dietrich von Bern (oſtgothiſcher Sagenkreis); 2) die burgundiſchen Könige Gunther, Gernot und Giſelher mit ihrer Mutter Ute, ihrer Schweſter Kriemhild und ihrem Dienſtmann Hagen (burgundiſcher Sagenkreis); 3) der Hunenkönig Etzel, um welchen her Walther von Aquitanien, Rüdeger von Bechelaren, Irnfrid von Thüringen und andere Helden ſich ſammeln**); 4) der Frieſen- oder Hegelingenkönig Hettel mit ſeiner Tochter Gudrun, der Stormarn- oder Dänenkönig Horand mit ſeinem Oheim Wate, welchen die Normannenkönige Ludwig und Hartmuth gegenüber ſtehen (frieſiſch-däniſch-normanniſcher Sagenkreis); 5) die ſkandinaviſchen Helden Wittich und Wieland mit ihrer mythiſchen Umgebung (nordiſcher Sagenkreis); 6) die langobardiſchen Könige und Helden Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich (langobardiſcher Sagenkreis).

---

*) Vgl. Holtzmann, Unterſuchungen über das Nibelungenlied, S. 192 fg. Leo, Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes, I. 47 fg. Carriere, das Weſen und die Formen der Poeſie, S. 303 fg.

Die paſſive und active Beſchäftigung mit den Helden und Heldinnen dieſer Sagenkreiſe hat der Nation zu keiner Zeit ganz verleidet werden können, obgleich die chriſtliche Geiſtlichkeit, insbeſondere ſeit dem Auftreten des Bonifacius, Alles daran ſetzte, das nationale Epos, welches ja die mündlich überlieferte Bibel des germaniſchen Heidenthums war, aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen. Das

---

*) A. Raßmann, der eine fromme und kundige Hand an das große Unternehmen gelegt hat, aus den ſkandinaviſchen Sprachdenkmalen das deutſche Epos in ſeiner urſprünglichen Reinheit wieder herzuſtellen, wenn nicht der Form, ſo doch dem Inhalte nach, iſt der Meinung, daß die Völkerwanderung die Geſtaltung deſſelben nicht unterbrochen habe, ſofern ſeiner Anſicht zufolge das deutſche Epos um die Mitte des 5. Jahrhunderts auf ſächſiſchem Boden ſeinen Abſchluß erhalten habe und dann im 6. Jahrhundert nach dem ſkandinaviſchen Norden gelangt ſei. Vgl. die Einleitung zum erſten und die Vorrede zum zweiten Band von Raßmann's „Die deutſche Heldenſage und ihre Heimat", Hannover 1857 — 58.

**) Auf dieſen drei mitſammen verbundenen und durch die Einführung Sigfrids und Brunhilds verſtärkten Sagenkreiſen baut unſer Nibelungenlied ſich auf.

Chriſtenthum, unduldſam wie alle monotheiſtiſchen Religionen, ward durch die Politik der römiſchen Biſchöfe noch mehr angeeifert, die Religion unſerer Altvorderen und demnach auch ihre Heldenſage mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber einer noch unverdorbenen Nation entreißt man weder mittelſt Gewalt noch mittelſt Liſt ihre theuerſten Erinnerungen. Selbſt wohlwollender Aufklärungseifer ſcheitert an der Zähigkeit derſelben. Karls des Großen ſiegreiches Schwert konnte die Sachſen zur Taufe in die Weſer treiben und der Kaiſer konnte mit Hülfe Roms eine neue Staatsordnung, eine neue Kultur, die kirchlich-lateiniſche, in Deutſchland begründen. Aber was er nicht konnte, war, die Nation der Thaten ihrer Ahnen vergeſſen machen, und im Gefühle dieſes Unvermögens ließ er ſich ſogar zu der Conceſſion an das nationale Bewußtſein herbei, die alten Heldenlieder ſammeln und aufſchreiben zu laſſen. Die Kirche ihrerſeits ſcheint ſich eine Zeit lang alles Ernſtes mit dem Gedanken getragen zu haben, die deutſche Sprache auszurotten, als hätte der römiſchen Hierarchie geſchwant, daß einſt in dieſer Sprache ein Luther ſchreiben und predigen würde. Der Grund lag freilich näher: man wollte mit der Sprache das Heidenthum vertilgen, von deſſen Anſchauungen ſie durchdrungen war. Natürlich erwies ſich der abenteuerliche Einfall als unausführbar und bald ſahen ſich die Geiſtlichen genöthigt, die nationale Sprache zum Organ ihres Verkehrs mit dem Volke zu machen, wenn ſie überhaupt auf daſſelbe wirken wollten. Noch mehr, die Kirche machte auch den Verſuch, den Deutſchen ihre geliebten Götter- und Heldenſagen durch die chriſtliche Mythologie und Martyrologie zu erſetzen. Dieſer Abſicht verdanken wir zwei der bedeutendſten unſerer älteſten Sprachdenkmäler, die in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts von einem Sachſen ganz im Styl der altnationalen Epik gedichtete Evangelienharmonie vom Heliand (Heiland) und die etwa dreißig Jahre ſpäter in mönchiſch-gelehrter Manier geſchriebene Evangelienharmonie des weißenburger Benedictiners Otfrid, welcher in bewußtem Gegenſatz zu der volksmäßig-nationalen Dichtung die chriſtliche Kunſtpoeſie in Deutſchland begründete und auch formell eine bedeutſame Wendung bezeichnete, indem er den heimatlichen Stabreim mit dem aus der Fremde geholten Endreim vertauſchte.

Von Otfrid erfahren wir, wie man in den Kreiſen mönchiſcher Gelehrſamkeit von den altnationalen Heldenliedern dachte. Denn dieſe ſind ohne Zweifel gemeint, wenn er in der lateiniſch geſchriebenen Vorrede zu ſeinem Reimwerk von „unnützer Dinge Schall“ (sonus inutilium rerum) redet, während der hämiſche Seitenblick, den er auf den „wüſten Singſang der Laien“ (cantus laicorum obscoenus) wirft, mehr dem eigentlichen Volkslied gilt, namentlich dem Winileod, an welchem auch die armen deutſchen Nonnen fortwährend ſo großes Gefallen fanden, daß ihnen vermittelſt eines königlichen Edicts v. J. 789 verboten werden mußte, „Liebeslieder abzuſchreiben und einander mitzutheilen“ (winileodes scribere vel mittere). Beiſpiele wie das oben angeführte vom Kloſter Reichenau, wo die alten Lieder bewahrt und als Lehrſtoff benützt wurden, ſind jedenfalls höchſt ſelten geweſen: denn ſonſt müßte uns von unſerem Epos in ſeiner urſprünglichen Form mehr gerettet worden ſein. Wurde ja doch die Kirche nicht müde, gegen die „bäueriſchen, läppiſchen, teufliſchen Geſänge“ (cantica rustica, inepta, diabolica) zu eifern. Aber es half im Grunde doch nicht viel. Die urſprüngliche Form der alten Lieder ging freilich verloren, aber ihren Geiſt vermochten alle kirchlichen Exorcismen nicht ganz zu bannen, geſchweige zu tödten. Mochten die Mönche in lateiniſcher oder deutſcher Zunge, in Proſa oder in Reimen von den unerhörten Mirakeln ihrer Heiligen reden und ſchreiben, immer noch gab es fahrende Sänger und Harfner, die in der Zechhalle des Edeling-Hofes wie unter der Verſammlungslinde der Dorfgemarkung von den Wölſungen und Amelungen, von Sigfrids Ermordung und Kriemhilds Rache, von Walthers und Hildegunds Flucht und von den Kämpfen im Roſengarten zu Worms ſangen und ſagten. Und wenn die alten Götter und Helden ſonſt gar keine Zuflucht mehr hatten, ſo gewährte ihnen die Kinderſtube eine ſolche und in der Geſtalt von Ammenmärchen wurden die religiöſen und heldiſchen Erinnerungen der Vorzeit, freilich vielfach getrübt und verunſtaltet, von einem Geſchlecht dem andern überliefert. Dieſes unzerſtörbare Nachklingen der germaniſchen Urlieder ermöglichte am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts die dichteriſche Wiedererweckung unſerer nationalen Heldenſage.

Derweil hatte eine günſtige Schickung dafür geſorgt, daß germaniſche Religion und Heldenſage, während ſie im germaniſchen Süden, in Deutſchland, ſo zu ſagen nur noch unter der Hand und im Geheimen ein mannigfach beeinträchtigtes Daſein hinfriſteten, im germaniſchen Norden, in den ſkandinaviſchen Ländern, zu reiferer Geſtaltung gediehen. In dem Maaße, in welchem das Chriſtenthum von Süddeutſchland aus nach Norddeutſchland vordrang, flüchteten ſich die heidniſchen Ueberlieferungen zu den ſkandinaviſchen Germanen. Hier fanden ſchon vom 6. Jahrhundert an die deutſchen Götter- und Heldenlieder eine neue ſtammverwandte Heimat und eine liebevolle Weiterbildung. Als aber das Chriſtenthum und die mit ihm verbundene kirchlich-romaniſche Kultur ihren Eroberungszug auch nach Skandinavien ausdehnten, da wurde eine fern im Nordmeer gelegene Inſel das letzte Aſyl des reinen Germanenthums. Harald Schönhaar, dem Chriſtenthum geneigt, welches überall zur Vernichtung der altgermaniſchen Stammverfaſſungen die Mittel hergeben mußte, machte ſich im 9. Jahrhundert im Sinne der Staatsidee Karls des Großen zum König von Norwegen. Das vermochte eine Anzahl ſtolzer Männer aus den edelſten Geſchlechtern nicht zu ertragen und ſo ſchifften ſie nach Island hinüber, „weil man daſelbſt frei lebte von der Gewaltherrſchaft der Könige und anderer Bedrücker,“ und ſtifteten dort ein freies Gemeinweſen mit altgermaniſchem Recht, altgermaniſcher Religion und Sitte. Hier, in der inſulariſchen Abgeſchiedenheit, wurden die religiöſen und heroiſchen Ueberlieferungen der Ahnen treu bewahrt und gepflegt. Das zugleich furchtbare und prächtige Naturleben Islands einerſeits, andererſeits die Gefahr und Luſt des ſommerlang betriebenen Wikingslebens weckten und nährten die Phantaſie, die ſich während der langen Winterabende, wo die kühnen Seefahrer um den häuslichen Herd im Kreiſe ſaßen, in Göttermythen und Heldenſagen erging, überliefernd, geſtaltend, erweiternd. So bildete ſich hier, unabhängig von chriſtlich-romaniſchen Einflüſſen, eine Dichtung aus, deren Hervorbringungen in ihrer Urſprünglichkeit und Rieſenhaftigkeit zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen der Weltliteratur gehören. Weſentlich epiſch, aber kurzangebundenen, knappen Tones, hat ſie, wie alle urſprüngliche Epik, die religiöſe und heroiſche Tradition zu ihrem Inhalt. Ihre Blüthe fällt in das 10. Jahrhundert, aber im 12. und 13. erlebte dieſe Blüthe noch einen Nachſchuß, in Proſaform, indem da die alten Heldenlieder zu mehr oder weniger weitläufigen Sagengeſchichten ausgeſponnen wurden, ähnlich, wie ſich in Deutſchland die alte Epik zur Proſa der Volksbücher abgeſtuft hat.

Es iſt nicht an mir, die isländiſche Literatur, dieſe unſchätzbare Bewahrerin germaniſcher Vorzeit, hier einer einläßlicheren Betrachtung zu unterwerfen. Ich habe nur ins Auge zu faſſen, was davon mit meinem Gegenſtand, dem Nibelungenlied, zuſammenhängt, alſo die beiden Edden; denn was zur richtigen Würdigung mancher Vorgänge im Nibelungenlied aus der Wölſungaſaga und der Thidreksſaga beigebracht werden muß, hat in den „Erläuterungen“ am Schluſſe meines Buches ſeine Stelle gefunden . . . . . Einer wahrſcheinlichen Ueberlieferung zufolge hat, nach dem Uebertritt Islands zum Chriſtenthum um das Jahr 1000, der isländiſche Gelehrte und Prieſter Sämund Sigfusſon, welcher von 1054 oder 1056 bis 1133 gelebt, die alten Götter- und Heldenlieder, wie ſie in ſeiner Heimat umgingen, geſammelt. Dieſe Pietät eines chriſtlichen Prieſters gegen Heidniſches erklärt ſich aus der den Isländern eigenen innigen Vaterlandsliebe. Sämund gab ſeiner Sammlung den ſchönen Titel „Edda“, d. i. Urahne, Urgroßmutter, welche „dem Kreis ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde gibt.“ Die Edda iſt die germaniſche Bibel. J. Grimm (Geſch. d. d. Sprache, II, 760) nennt ſie mit Fug ein „unvergleichliches Werk;“ denn, fügt er hinzu, „ich wüßte nicht, daß bei irgend einem andern Volk Grundzüge des heidniſchen Glaubens ſo friſch und unſchuldig aufgezeichnet worden wären.“ In der Edda nun ſteht auch jener Cyklus von ſechszehn (oder mit Hinzurechnung der Helgilieder zwanzig) in Stabreimen gedichteten epiſchen Liedern, welcher die aus Deutſchland nach dem Norden gewanderte Sigfridsſage in einer Faſſung enthält, die jetzt für uns die älteſte iſt. Sie iſt durchaus altgermaniſch, reinheidniſch, auf's Engſte mit dem religiöſen Glauben unſerer Altvorderen verwachſen. Denn in ihrer eddiſchen Geſtalt erſcheint die Sage von den Niflungen oder Nibelungen als ein Schößling des Baumes der Aſenlehre, d. i. der im ſkandinaviſchen Norden kosmogoniſch und mythologiſch ausgedichteten germaniſchen Religion. Schon der Name Nibelungen (nord. Niflungar) iſt eine redende Bezeugung mythiſcher Bezüge und ſein unvordenkliches Alter wird dadurch erwieſen, daß er in der nordiſch-germaniſchen Schöpfungslehre an die Entſtehung der Welt geknüpft iſt. Nämlich im Anfang war das Chaos, die ungeheure Kluft, die öde Leere, das „Gaffen der Gähnungen" (Ginnungagap) und dieſe Kluft hatte zwei Seiten: gegen Süden die lichte, heiße Flammenwelt Muspelheim, gegen Norden das dunkle, froſtige Nebelland Niflheim (Nebelheim), deſſen aus dem Brunnen Hwergelmir hervorkommenden zwölf Eisſtröme Ginnungagap ausfüllten und ſo den Grundſtoff der Welt bildeten. Auf Uranfängliches deutet demnach der Name der Niflheimer oder Nibelungen, wenngleich in unſerem deutſchen Liede dieſe Beziehung in der Vorſtellung von dem nebelhaft fernen Nibelungenland, der Heimat von Rieſen und Zwergen, nur noch ſchwach und entſtellt nachklingt . . . . . Eine zweite Edda, im Gegenſatz zur Samund'ſchen die jüngere genannt, wurde ihrem größeren Theil nach im 13. Jahrhundert von dem isländiſchen Gelehrten Snorri Sturluſon (1178 — 1241) als ein Unterweiſungsbuch für die Jugend, beſonders für junge Skalden, zuſammengeſtellt und zwar in Proſa, welche aber mit häufigen Liederfragmenten durchwirkt iſt. Der Inhalt der Göttermythen und Heldenlieder der älteren Edda iſt in den epiſchen Stücken der jüngeren ebenfalls mit unſchuldsvollſter Friſche vorgetragen. Hier treffen wir wieder auf die Geſchichte von dem Wölſung Sigurd (Sigfrid) und den Niflungen, welche man kennen muß, um die echte Natur und den urſprünglichen Gang der Sage zu verſtehen, die in unſerem Nibelungenlied nur noch unklar durchſchimmern. Ich erzähle daher im Folgenden dieſe Geſchichte mit den Worten der Edda des Snorri, alſo in ihrer gedrängteſten Form*).

3.

Es wird gemeldet, drei der Aſen**), Odhin, Loki und Hönir, fuhren aus, die Welt zu ſehen. Sie kamen zu einem Fluß und gingen an demſelben fort bis zu einem Waſſerfall und da war ein Fiſchotter, der hatte in dem Waſſerfall einen Lachs gefangen und verzehrte denſelben, mit den Augen blinzelnd. Da nahm Loki einen Stein, warf damit nach dem Otter und traf ihn (tödtlich) am Kopf. Lachs und Otter an ſich nehmend und weiter gehend, gelangten ſie zu einem Gehöft, deſſen Bewohner, ein Bauer mit Namen Hreidmar, ein gewaltiger und ſehr zauberkundiger Mann war. Den ſprachen die Aſen um Nachtherberge an, ſagend, ſie hätten Mundvorrath bei ſich. Kaum aber hatte Hreidmar den (todten) Otter geſehen, als er ſeine Söhne Fafnir und Regin herbeirief und ihnen ſagte, daß ihr Bruder Otr erſchlagen wär' und wer das gethan. Alsbald fielen darauf Vater und Söhne über die Aſen her, packten und banden ſie und ſagten ihnen, wer der Otter eigentlich geweſen. Die Aſen erboten ſich, Sühngeld zu entrichten, ſoviel Hreidmar ſelbſt beſtimmen würde, und ward das ſo zwiſchen ihnen ausgemacht und mit Eiden bekräftigt. Man entbälgte den Otter und Hreidmar nahm den Balg, ſagend, den ſollten die Aſen mit rothem Gold füllen und auch außen damit bedecken und ſo ſollten ſie Frieden kaufen. Da ſandte Odhin den Loki gen Schwarzalfenheim und kam Loki zu dem Zwerge, der Andvari hieß, und den faßte er und heiſchte von ihm alles Gold, das er in ſeiner Felshöhle hätte. Und war das ein großer Hort. (Der Zwerg mußte gehorchen), aber er verbarg unter ſeiner Hand einen kleinen Goldring. Als Loki das bemerkte, befahl er, daß Andvari auch noch den Ring hergäbe. Der Zwerg bat, den Ring behalten zu dürfen, maßen er mittelſt deſſelben ſein Gold wieder mehren könnte. Allein Loki ſagte, nicht einen Pfennig ſollte er behalten, und nahm ihm den Ring*). Da ſagte der Zwerg, der Ring ſollte Jedem, der ihn beſäße, das Leben koſten, worauf Loki zur Antwort gab, das ſei ihm ganz recht. Damit fuhr er wieder hinwärts zu Hreidmars Hof und zeigte Odhin das Gold, und als dieſer den Ring ſah, ſchien er ihm ſo ſchön, daß er ihn von dem Goldhaufen nahm, welchen er dem Hreidmar gab. Dieſer füllte den Otterbalg dicht mit Gold und richtete den vollen auf. Dann ging Odhin herzu, den aufrecht ſtehenden Balg mit Gold zu bedecken. Dies gethan, forderte er den Hreidmar auf, zuzuſehen, ob es gehörig geſchehen. Hreidmar ſah genau zu und fand ein einziges Barthaar des Balges noch unverhüllt und verlangte, daß auch dieſes bedeckt werde. Da nahm Odhin den Ring, bedeckte damit das Barthaar, ſprechend, hiemit habe er nun die Ottersbuße entrichtet**). Aber im Weggehen ſagte Loki, es ſollte bei dem, was Andvari geſagt, ſein Verbleiben haben, daß nämlich der Ring und das Gold ihrem jeweiligen Beſitzer das Leben koſten ſollte, und ſo geſchah es ſeitdem***).

---

*) Snorro-Edda, hrsgb. v. Rask (1818), Kap. 32.

**) Aſen (nord. aesir) hießen bekanntlich die Gottheiten des nordiſch-germaniſchen Glaubenskreiſes. Das altnordiſche Wort [illegible] bedeutet einen Balken und Aſen hießen die Götter, weil man ſie für Wagebalken und Tragebalken des Himmels anſah. S. Grimm, Deutſche Mythologie, 3. A. 22. Odin, entſprechend dem deutſchen Wuotan, Wodan, Woden, der Allumfaſſer, Alldurchdringer, repräſentirte als oberſter Lenker der Dinge die Einheit der Götterwelt.

Nachdem Hreidmar das Gold zur Sohnesbuße empfangen, forderten ſeine Söhne Fafnir und Regin ihren Theil davon zur Brudersbuße, und da Hreidmar ihnen Nichts davon gönnte, kamen die Beiden überein, des Goldes wegen den Vater zu tödten. Als dies gethan war, wollte Regin, daß Fafnir ihm die Hälfte des Goldes gäbe. Aber Fafnir verweigerte die Theilung des Hortes und befahl dem Bruder, ſich fortzumachen, wenn es ihm nicht ergehen ſollte wie dem Hreidmar. Da entwich Regin. Fafnir aber fuhr nach der Gnitahaide, machte ſich da ein Lager, nahm Wurmgeſtalt (Drachengeſtalt) an und ſo lag er auf dem Golde. Regin war zu dem König Hialprek geflohen und dem verdingte er ſich als Schmied. Auch übernahm er da die Pflege (Erziehung) Sigurds, der ein Sohn war von Sigmund, des Sohnes von Wölſung. Und dieſer Sigurd, deſſen Mutter Hiordis, König Eilimirs Tochter, war nach Abſtammung, Stärke und Sinn aller Heerkönige gewaltigſter. Regin ſagte ihm von Fafnir und der Gnitahaide und eiferte ihn an, ſich des Goldes dort zu bemächtigen. Darauf ſchmiedete Regin ein Schwert, neuentdeckte Welt zwiſchen zwei Nationen, Spaniern und Portugieſen, theilte. Alexander der Sechste hatte ſein Geſicht ſtets in ſeiner Gewalt gehabt. Von Jugend auf bis zur Erlangung der Tiara ein Heuchler bis aufs Mark der Knochen, wußte er ſehr gut, daß man, große Abſichten zu erreichen, ſeine Züge nie zu einer offenen Bühne machen dürfe, auf welcher die Gedanken pantomimiſch ihre Rollen abſpielen, und ſeine Meiſterſchaft in der Kunſt der Verſtellung war ſchon frühe ſo ſehr ausgebildet geweſen, daß man ihn ſowol als Kriegsmann, der er war, ehe er 1455 durch ſeinen Oheim Calixt den Dritten zum Cardinal erhoben worden, als auch in letzterer Würde für einen durchaus ehrbaren und frommen Menſchen hielt, während er ſich doch insgeheim mit wahrer Wuth dem ſinnlichen Genuß ergab und in ſeinem Denken bis zum kalten Atheismus fortſchritt. Er beſaß in geiſtiger und körperlicher Hinſicht das Genie und die Kraft des Laſters, jenen Scharfblick im Erfinden, jene Ausdauer im Vollbringen, die Großes ſchafft und, ſo ſie mit edelherziger Geſinnung verbunden iſt, Größtes. Aber ſtatt der Menſchheit, wie es bei wirklich großen das hieß Gram und war ſo ſcharf, daß es, als es Sigurd ins Waſſer hielt, eine dahertreibende Wollflocke zerſchnitt. Dann fuhr Sigurd mit Regin zur Gnitahaide und dort grub Sigurd eine Grube auf Fafnirs Wege und in die ſetzte er ſich. Da nun Fafnir, zum Waſſer kriechend, über die Grube kam, durchbohrte ihn Sigurd von unten her mit dem Schwerte Gram, daß er ſtarb. Jetzt trat Regin hinzu, ſagend, Sigurd hätte ihm den Bruder erſchlagen, und forderte zur Buße, daß er Fafnirs Herz nähme und am Feuer briete. Darauf kniete Regin nieder, trank von Fafnirs Blut und ſchlief ein. Da aber Sigurd das Herz briet und meinte, es wäre gar, und mit dem Finger verſuchte, ob es weich genug wäre, verbrannte er ſich den Finger an dem heißen Fett, das aus dem Herz kam, und ſteckte ihn in den Mund. Und da das Herzblut ihm auf die Zunge kam, ward er der Vögelſprache kundig und verſtand, was die Adlerweibchen ſagten, die auf den Bäumen ſaßen*). Sprach da eines: „Sitzt dort Sigurd blutbefleckt und brät am Feuer Fafnirs Herz. Klug däuchte mich der Ringverderber, ſo er das leuchtende Lebensfleiſch äße.“ Sprach da ein anderes: „Da liegt Regin, mit ſich zu Rath gehend, wie er trüge den Mann, der ihm traut. Dem Bruder brütet Rache der Unheilsſchmied.“ Da trat Sigurd zu Regin und erſchlug ihn, dann zu ſeinem Roß, das Grani hieß, und ritt zu Fafnirs Lager, nahm das Gold heraus, band es auf Grani's Rücken, ſtieg dann ſelber auf und ritt fürbaß. Davon heißt der Hort Grani's Bürde oder Fafnirs Bett oder Gnitahaide's Staub.

---

*) Die Erinnerung an die Zauberkraft des Ringes hat ſich auch in unſerem Nibelungenlied noch erhalten. Nur iſt hier der Zauberring zu einer Wunſchruthe geworden. S. die Ueberſetzung, I. Hauptſt. 10.

**) Das germaniſche Strafrecht ging, wie bekannt, nicht von der Idee der Strafe, ſondern von der Idee der Buße aus. Der Brecher von Recht und Frieden hatte die dadurch Geſchädigten zu entſchädigen. So zahlten hier die Aſen, weil durch ſie der Vater eines Sohnes beraubt war, dem Hreidmar Bußgeld, Wergeld (compositio).

***) Die ganze Sage vom Nibelungenhort, der ja mit Recht dieſen Namen trug, weil er von den in Swartalfaheimr, alſo im Nebelland (Niflheim) hauſenden Zwergen herkam, iſt eine Illuſtration des Satzes: Unrecht Gut gedeiht nicht Der verderbliche Zauber, welcher dem Gold anhaftet, hat übrigens in der nordiſch germaniſchen Glaubenslehre ſeine bedeutſame Stelle gefunden. Auch in der germaniſchen Religion, wie in ſo vielen anderen, findet ſich nämlich die Vorſtellung von urweltlich paradieſiſchen Zuſtänden. Beide Edden — (ſ. beſonders Voluspa, 7—8) — wiſſen von einer goldenen Zeit der Unſchuld, und zwar der Götter, denn es iſt eigenthümlich, daß in den ſpecifiſch religiöſen Theilen dieſer Quellſchriften von den Menſchen überhaupt nur beiläufig die Rede. Die Aſen unterliegen einer Art Sündenfall und zwar iſt derſelbe höchſt merkwürdiger Weiſe in die Gier des Goldes, alſo des Beſitzes, geſetzt. Vgl. meine „Geſchichte der Religion“, II. 327 fg., wo ich das an der Hand der eddiſchen Quellen weiter ausgeführt habe.

Sigurd ritt ſeines Weges, bis er ein Haus auf einem Berge fand. Darin ſchlief ein Weib, mit Helm und Brünne (Panzer) bekleidet. Er zog das Schwert und ſchnitt die Brünne von ihr. Darob wachte ſie auf und nannte ſich Hilde. Sie hieß aber Brunhild und war eine Walküre**). Sigurd ritt weiter und kam zu einem Könige, der Giuki hieß und deſſen Weib Grimhild genannt war. Seine Kinder waren Gunnar, Högni, Gudrun und Gudny. Guthorm war ein Stiefſohn Giuki's. Lange Zeit verweilte Sigurd da. Darauf freite er die Gudrun, Giuki's Tochter, und Gunnar und Högni ſchwuren Brüderſchaft mit Sigurd. Nachmals fuhr er mit den Söhnen Giuki's zu Atli, Budli's Sohn, für Gunnar um deſſen Schweſter Brunhild zu werben. Die hauſte bei den Hindabergen und war ihre Burg mit Wafurlogi (Waberlohe, waberndem Feuer) umgeben. Auch hatte ſie gelobt, keinen Mann zu freien außer den, der es wagte, durch Wafurlogi zu reiten. Da ritt Sigurd mit den Niflungen, die auch Giukungen heißen, den Berg hinan und ſollte da Gunnar durch Wafurlogi reiten. Aber nicht

---

*) In unſerem deutſchen Volksbuch vom gehörnten Sigfrid verbrennt Sigfrid den Drachen und beſtreicht ſich dann mit dem geſchmolzenen Fett den ganzen Leib, außer zwiſchen den beiden Schultern, wohin er nicht langen konnte. Davon bekam er die unverwundbare Hornhaut. Simrocks „Volksbücher,“ III. 368. Im Nibelungenlied (ſ. d. Ueberſ. I. Hauptſt. 1) badet ſich, Hagens Erzählung zufolge, der Held in dem Drachenblut. Die älteren nordiſchen Faſſungen der Sage wiſſen Nichts von dieſem Bad und von der Hornhaut. Vgl. „Erläuterungen,“ Nr. 13.

**) Vortretend unter Odhins ethiſchen Eigenſchaften iſt die kriegeriſche. Zu ihm kommen die gefallenen Helden, die er durch ſeine Todtenwählerinnen, Walküren (nord. Walachuriun), beruft. Sie küren, daher ihr Name, die auf der Walſtatt Fallenden und walten des Sieges und kredenzen in der Walhall den ſeligen Helden das ſchäumende Ael . . . . Die jüngere Edda gibt aber hinſichtlich des Zuſammentreffens Sigurds mit der Walküre Brunhild eine unvollſtändige Ueberlieferung. Sämunds Edda und die Wolſungaſaga enthalten die vollſtändigere, der zufolge Sigurd ſich förmlich mit Brunhild verlobte. Im Sigrdrifumal der älteren Edda heißt es: „Sigurd ritt hinauf nach Hindarfiall und wandte ſich ſüdwärts gen Frankenland. Auf dem Berge ſah er ein großes Licht, gleich als brennte ein Feuer, von dem es zum Himmel emporleuchte. Aber wie er hinzukam, ſtand da eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigurd ging in die Schildburg und ſah, daß da ein Mann lag und in voller Rüſtung ſchlief. Er nahm ihm zuerſt den Helm vom Haupte und da ſah er, daß es ein Weib war. Die Brünne war feſt, als wäre ſie an's Fleiſch gewachſen. Da ritzte er mit (dem Schwert) Gram die Brünne durch von der Hauptöffnung an, ſowie auch beiden Armen entlang. So zog er ihr die Brünne ab und ſie erwachte da.“ Aus dem Zauberſchlafe nämlich, denn, wie ſie dem Helden erzählt, hatte eines walküriſchen Mißgriffes wegen der zürnende Odhin ſie mit einem „Schlafdorn“ geſtochen und ihr geſagt, daß ſie nicht mehr (jungfräuliche) Walküre ſein, ſondern ſich vermählen ſollte. Sie lehrte dann Sigurd weiſe Runenſprüche, worauf er ſagte: „Kein weiſer Weib iſt zu finden als du, und das wagte ſein Roß, ſo Goti hieß, durch das Feuer zu rennen. Alſo tauſchten Sigurd und Gunnar Geſtalt und Namen und Sigurd ritt auf Grani, welches Roß keinen andern Mann tragen wollte, durch Wafurlogi. An demſelben Abend machte er Hochzeit mit Brunhild, aber als ſie zu Bette gingen, nahm er das Schwert Gram und legte deſſen Schneide zwiſchen ſich und die Braut. Am andern Morgen, da er aufgeſtanden, gab er der Brunhild zur Morgengabe den Andvarinaut, d. i. den Goldring, welchen Loki dem Andvari genommen hatte, und erhielt von ihr einen anderen Ring zum Andenken. Dann ritt Sigurd zu ſeinen Gefährten, tauſchte wiederum mit Gunnar Geſtalt und Namen und Gunnar fuhr mit Brunhild heim zu König Giuki. Sigurd aber erhielt von Gudrun einen Sohn und eine Tochter, Sigmund und Swanhild.

Eines Tages nun geſchah es, daß Brunhild und Gudrun zum Waſſer gingen, ihre Haare zu waſchen. Da ſie zum Fluſſe kamen, watete Brunhild weiter in den Strom hinein, ſagend, nicht wolle ſie an ihrem Haupte das Waſſer leiden, welches aus Gudruns Haaren rinne, maßen ſie einen hochgemutheren Mann habe. Da ging Gudrun ihr nach in den Fluß und ſagte, ſie dürfe wohl ihr Haar über Brunhild im Waſſer waſchen, maßen ihr Mann ein ſolcher ſei, dem weder Gunnar noch irgend ein Anderer an Kühnheit gleichkomme; denn Sigurd habe Fafnir und Regin erſchlagen und Beider Erbe an ſich genommen. Gab darauf zur Antwort Brunhild: „Mehr werth war es, daß Gunnar durch Waberlohe ritt, was Sigurd nicht wagte.“ Da lachte Gudrun laut auf und ſprach: „So, meinſt Du, Gunnar ſei durch Waberlohe geritten? Ich meine, daß mit Dir der zu Bette ging, der mir dieſen Goldring gab. Aber der Ring, welchen Du an der Hand trägſt und zur Morgengabe[*] empfangen haſt, der heißt Andvarinaut, und nicht glaub' ich, daß ihn Gunnar auf Gnitahaide geholt.“ Darauf ſagte Brunhild Nichts weiter und ging heim. Aber ſie reizte Gunnar und Högni auf, den Sigurd zu tödten. Weil aber die Beiden dem Sigurd Brüderſchaft geſchworen, ſtifteten ſie zu dem Morde ihren Bruder Guthorm an. Dieſer durchſtieß den Sigurd, während er ſchlief, mit dem Schwert, und als der Held die Todeswunde empfangen, warf er ſein Schwert Gram nach dem Mörder und das ſchnitt denſelben mitten durch. So kam Sigurd um und ſein dreijähriger Sohn Sigmund ebenfalls, denn auch dieſen tödteten ſie. Darauf durchbohrte ſich Brunhild mit dem Schwert und ward mit Sigurd verbrannt[**].

Nachmals nahm Atli, Budli's Sohn und Brunhilds Bruder, die Gudrun, Sigurds Wittwe, zur Ehe und hatten ſie Kinder mitſammen. König Atli lud Gunnar und Högni zu einem Gaſtgebot und ſie fuhren hin; aber bevor ſie von Hauſe gingen, verſenkten ſie das Gold, Fafnirs Erbe, in den Rhein und ward es ſeither niemals wieder geſehen. (Darum heißt der Hort Rheinerz.) Gunnar und Högni, die Giukungen, wurden auch Niflungen genannt und darum heißt das Gold der Niflungen Hort

---

ſchwör' ich, daß ich dich haben will, denn du biſt nach meinem Sinne.“ Sie antwortete: „Dich will ich am liebſten von Allen, hätt' ich auch zu wählen unter den Männern.“ Und dies befeſtigten ſie unter ſich mit Eiden . . . . Auf dieſem Verlöbniß Sigurds mit Brunhild beruht die tragiſche Knotenſchürzung in der großen Nibelungentragödie. In unſerem Nibelungenlied, ſo, wie es iſt, dämmert nur noch eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt und zwar in dem Umſtand, daß aus Sigfrids ganzem Verhalten bei Gunthers Werbung um Brunhild nothwendig auf ſeine Bekanntſchaft mit der Jungfrau von früher her geſchloſſen werden muß. Die ganze urſprüngliche Beziehung Sigfrids zu Brunhild iſt ſo augenſcheinlich mythiſcher Natur, daß W. Müller in ſeiner Schrift über die Nibelungenſage (Berl. 1841) nicht anſtand, Sigfrid auf den Frühlingsgott Freyr (Fro) und Brunhild auf die Freya zu deuten, welche ja nicht nur die milde Liebesgöttin, ſondern zugleich auch ein finſteres Unterweltsweſen iſt. Die Erweckung Brunhilds aus dem Zauberſchlaf durch Sigurd würde demzufolge die Befreiung der Natur aus der Haft des Winters durch den Frühling ſymboliſiren. Lachmann dagegen („Zu den Nibelungen,“ S. 340 fg.) wollte in Sigfrid den Gott Baldur (Paltar, Balder) erkennen und in ſeinem Mörder Hagen den blinden Gott Hödur.

[*] Vgl. „Erläuterungen,“ Nr. 59.

[**] Vgl. „Erläuterungen,“ Nr. 52 und 56.

oder Erbe. Aber Atli überfiel ſeine Schwäger mit Heeresmacht, nahm ſie gefangen und ließ dem Högni das Herz aus dem Leibe ſchneiden, woran er ſtarb. Den Gunnar ließ Atli in den Schlangenhof werfen. Da ward ihm heimlich eine Harfe gebracht und die ſchlug er, dieweil ihm die Hände gebunden waren, mit den Zehen, ſo daß alle Schlangen einſchliefen, ausgenommen eine Natter, die wider ihn ſprang und ſich in ſeine Bruſt einbiß, worauf ſie den Kopf in die Wunde ſteckte und ſich an die Leber hing, bis er todt war*). Unlange darauf tödtete Gudrun die beiden Söhne, welche ſie von Atli hatte, und ließ aus ihren Schädeln Trinkgeſchirre machen. Und als die Leichenfeier der Niflungen begangen ward, ließ Gudrun dem König Atli in dieſen Trinkgeſchirren Meth kredenzen, der mit dem Blute der Knaben gemiſcht war, ihre Herzen aber ließ ſie braten und dem Könige zum Eſſen vorſetzen. Und da es geſchehen war, ſagte ſie es ihm ſelbſt mit vielen bitteren Worten. Darauf, in der Nacht, als der König ſchlief, ging ſie mit Högni's Sohn zu ihm und ſie tödteten ihn**). Dann warfen ſie Feuer in die Halle und verbrannten alles Volk darin. Hierauf ging Gudrun an's Meer und ſprang hinein, ſich zu ertränken. Aber das Waſſer trug ſie über die Bucht und ſo kam ſie in das Land des Königs Jonakur. Als dieſer ſie ſah, vermählte er ſich mit ihr und ſie gebar ihm drei Söhne, Sörli, Hamdir und Erp, rabenſchwarz von Haaren, wie Gunnar, Högni und andere Niflungen geweſen.

Mit ihnen wurde da Sigurds Tochter Swanhild erzogen, aller Frauen ſchönſte. Als er von ihr hörte, ſandte der mächtige König Jörmunrek ſeinen Sohn Randwer, um die Jungfrau zu werben. Da Randwer zu Jonakur kam, ward ihm Swanhild übergeben, daß er ſie ſeinem Vater brächte. Aber (ſein Begleiter) Bicki meinte, beſſer zieme es ſich, daß Randwer ſelber die Jungfrau freite, denn er und ſie wären jung, Jörmunrek aber alt. Den jungen Leuten behagte dieſer Rath gar ſehr. Doch Bicki verrieth es dem König und da ließ Jörmunrek ſeinen Sohn greifen und zum Galgen führen. Auf dem Gange dahin nahm Randwer einen Habicht, rupfte ihm die Federn aus und ſandte den Vogel ſo ſeinem Vater. Dann ward er gehenkt. Als jedoch Jörmunrek den Habicht erblickte, da fiel ihm ein, daß, wie der Vogel federn- und flüglos, ſein Reich beſtandlos ſei, weil er alt und ſohnlos. Da ließ er, mit ſeinem Gefolge von der Jagd kehrend, die Roſſe über die beim Haarwaſchen ſitzende Königin Swanhild gehen und ſie von den Hufen zu Tode treten. Als Gudrun dies vernommen, ſtiftete ſie ihre Söhne auf, den Mord der Halbſchweſter zu rächen. Aber auf der Fahrt zu Jörmunrek tödteten Sörli und Hamdir ihren Bruder Erp, den Liebling Gudruns, weil ihre Mutter ſie mit harten Worten zu dieſem Unternehmen getrieben. Dann, des Nachts zu Jörmunrek gekommen, hieben ſie ihm Arme und Beine ab, wurden aber von den aufgewachten Hofmännern mit Steinen zu Tode geworfen. Und ſo war Giuki's ganzes Geſchlecht ausgerottet.

4.

Während die deutſche Götter- und Heldenſage durch nordiſche Skalden und Geſchichtenerzähler bewahrt und ihrem urſprünglichen Geiſte gemäß geſtaltet wurde, hatte in Deutſchland die große Wendung von der geiſtlichen Dichtung der karlingiſchen und ottoniſchen Zeit zu der ritterlichen der hohenſtaufiſchen ſtattgefunden. Sprachlich markirte ſich dieſe Wendung durch den überwiegenden Einfluß, welchen die ſüddeutſche Mundart, wie ſie in Schwaben, in der Schweiz, in Franken, in Baiern, in Oeſtreich und bis nach Thüringen hinauf gangbar war, unter der Reichsherrſchaft der ſchwäbiſchen Kaiſer gewann. Wie das deutſche Leben von den Traditionen der altgermaniſchen Staatsordnung mehr und mehr ſich loslöſte, räumte auch das althochdeutſche Idiom dem geſchmeidigeren mittelhochdeutſchen das Feld und dieſes ward nun als die Mundart der höheren Stände das Organ einer auf neuen Motiven beruhenden Poeſie.

---

*) Die ältere Edda (in der Dráp Niflunga) gibt die Erklärung, daß Atli, weil er den Niflungen den Tod Brunhilds ſchuldgab, als Bluträcher ſeiner Schweſter ihr Verderben herbeiführte.

**) Nach der nordiſchen Darſtellung, d. i. nach der ächteren Faſſung der Sage, iſt alſo das Verhältniß Gudruns zu ihren Brüdern grundverſchieden von dem der Kriemhild in unſerem Nibelungenlied. Hier verurſacht Kriemhild in ihrer Leidenſchaft, den Mord Sigfrids zu rächen, den Untergang ihrer Brüder; dort wird ſie zur Medea der germaniſchen Heldenſage, um ihre Brüder an Atli zu rächen.

Dieſe Motive ſtammten aus der Fremde, aus Frankreich, welches ſchon damals das Szepter der Mode über die cultivirteren Länder Europa's ſchwang. In der Provence hatte ſich nämlich unter ſpaniſch-mauriſchen Einflüſſen das Ritterthum zu einer Art von Idealſtaat geſtaltet, deſſen Einrichtungen raſch auch im nördlichen Frankreich adoptirt wurden. In den Kreiſen der ſüd- und nordfranzöſiſchen Ritterſchaft, wo mit der Belebung des geſelligen Verkehrs, mit der Verfeinerung des Sinnengenuſſes, mit der ſolchen Verkehr und ſolche Verfeinerung hauptſächlich bedingenden ſozialen Geltendwerdung der Frauen das Bedürfniß höherer Geiſtesbildung und damit auch die Freude an dichteriſcher Aeußerung aufgekommen, in dieſen Kreiſen war von der Mitte des 11. Jahrhunderts an eine Poeſie erblüht, welche den Namen der fröhlichen oder auch von den Hauptſitzen ihrer Pflege, den Höfen größerer und kleinerer Dynaſten, den der höfiſchen Kunſt erhielt. Auf die Formen derſelben hat unſtreitig die Dichtung der hochgebildeten ſpaniſchen Araber eingewirkt, aber ihre Seele war die Romantik, d. h. die im Katholicismus wurzelnde Weltanſchauung des Mittelalters.

Romantik iſt das zum Bewußtſein erhobene Gefühl des Zwieſpalts von Natur und Geiſt. Da nun dem chriſtlichen Dogma zufolge die Natur als ein ſchlechthin Sündhaftes und darum Verwerfliches gefaßt wurde, ſo hatte die romantiſche Poeſie vor Allem das Ringen des Menſchen zwiſchen den Forderungen der chriſtlichen Moral und den Bedürfniſſen der Natur zu ihrem Thema. Dieſer Kampf zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit muß das Gefühl zu einer Ekſtaſe hinaufſteigern, in welcher der Menſch über die Verlockungen der Sinnenwelt triumphirt, allein bei der Unmöglichkeit, aus ſeiner Haut zu fahren, d. h. ſeiner Natur völlig ſich zu entäußern, fortwährend einer krankhaften Reizung, einer unbefriedigten und nicht zu befriedigenden Sehnſucht preisgegeben iſt. Damit hängt auch das romantiſche Liebesideal zuſammen, wenn auch geſagt werden muß, daß die keineswegs galante urchriſtliche Vorſtellung vom Weibe erſt durch die Einflüſſe germaniſcher Frauenverehrung geläutert und humaniſirt wurde. Die Romantik vergöttlichte das Weib, im Mariacult, und faßte dann folgerichtig die Liebe als eine geiſtige Vollkommenheit, die Ehe als ein Sacrament, als einen myſtiſchen Act, durch welchen allein die natürliche Liebe die gehörige Weihe erhielte. Von dieſem Liebesideal, von welchem die antike Welt Nichts wußte, ausgehend, begründete die romantiſche Poeſie einen förmlichen Cultus der Minne, welcher die Frau zum Mittelpunkt des Lebens machte, wenn ſchon dieſer Idealiſirung des Weibes die mittelalterliche Wirklichkeit mit nichten ſo ganz oder immer entſprach*).

Die Kreuzzüge, dieſes erſte gemeinſam-weltgeſchichtliche Unternehmen der chriſtlichen Welt, brachten die europäiſchen Völker zuerſt in nähere Berührung und Wechſelwirkung. Die Ritterſchaft Frankreichs, durch den erſten Kreuzzug mit einem beſonderen Ruhmesſchimmer umgeben, wurde ſeit dieſer Berührung auch für den deutſchen Adel das Vorbild in höfiſcher Etikette und ritterlicher Courtoiſie. Ebenſo in der ritterlich-höfiſchen Dichtung, welche in Deutſchland zur Blüthe zu bringen auch andere günſtige Umſtände zuſammenwirkten. Aus der Machtfülle nach außen, aus der Ordnung im Innern, zu welcher Friedrich der Rothbart und ſein Sohn, der ſechſte Heinrich, das deutſche Reich gehoben, entſprang ein neuer geiſtiger Aufſchwung der Nation. In den aufblühenden Städten entfaltete ſich Induſtrie und Handel und damit bürgerlicher Wohlſtand. Die Dumpfheit nordiſcher Möncherei wurde von jenſeits der Alpen her erhellt und erwärmt durch einen künſtleriſch ausgebildeten Cultus, durch eine mehr und mehr bereicherte Mythologie. Aus dem Orient brachten die Kreuzfahrer phantaſtiſche Märchenkunde mit heim und die neuerweckte, wenn auch byzantiniſch getrübte Kenntniß der Sagen- und Geſchichtskreiſe der alten Welt. So brach die Glanzperiode des deutſchen Mittelalters an mit ihren Königswahlen, Krönungen, Reichstagen, Hochzeiten und Turnieren. Mit dem Behagen an der Gegenwart ſtellten ſich auch die Künſte ein: eine Architektur, deren mit ſinnigſter Geduld verbundene Rieſenkraft wir an den Münſtern unſerer Städte bewundern; eine Poeſie, deren edlere Früchte vergeſſen machen konnten, daß ſie als ein fremdes Reis auf den heimiſchen Stamm geimpft worden.

---

*) Vgl. „Erläuterungen", Nr. 12.

Zu dieſer Zeit ſtand der Adel, welcher ja vorzugsweiſe die repräſentirende Claſſe war und demnach das ausmachte, was man jetzt unter „Geſellſchaft“ zu verſtehen pflegt, als der Träger der deutſchen Dichtung da, wennſchon es neben den adeligen Dichtern, den „Herren“, auch bürgerliche „Meiſter“ gab und zwar Meiſter in höherem als dem mittelalterlichen Standesſinn*). Nicht mehr, wie früher, an den Verſammlungsorten des Volkes oder in den Kloſterzellen, ſondern an den Hoflagern der Großen, in den kaiſerlichen Pfalzen, in den Schlöſſern der Landgrafen von Thüringen, der Herzoge von Oeſtreich und anderer Fürſten hatte jetzt die Poeſie hauptſächlich ihre Heimat und dieſe ritterlich-höfiſche Kunſt trat ſchon formell zu der altnationalen Dichtung in einen ſchroffen Gegenſatz. Während nämlich dieſe die aus ſechs bis acht Hebungen beſtehende, zum geſangmäßigen Vortrag beſtimmte Langzeile angewandt hatte, bediente ſich jene in der Epik der kurzen paarweiſe gereimten Verszeilen von drei bis vier Hebungen und in der Lyrik des dreitheiligen Strophenſatzes. Auch der Inhalt iſt ein grundverſchiedener; denn die höfiſche Poeſie ließ die nationale Heldenſage fallen und holte ſich ihre Stoffe aus der Fremde, zumeiſt aus Frankreich, wo die fränkiſch-karlingiſchen und die bretoniſch-keltiſchen Sagenkreiſe vielfache Bearbeitung gefunden hatten. Was die Gattungen angeht, welche die höfiſche Kunſt anbaute, ſo äußerte ſie ſich vorwiegend epiſch und lyriſch: ſie ſchuf die romantiſche Ritterepopöe und den Minnegeſang. Die Aventüre, d. h. die phantaſtiſche Verknüpfung wunderſamer Begebenheiten, war die Muſe der ritterlichen Epiker, welchen man nachrühmen muß, daß ſie ihre aus Frankreich geholten Stoffe mit deutſcher Gemüthskraft zu durchdringen und oft ein zweideutiges oder geradezu frivoles Thema in die Region tiefſinniger Myſtik oder aber in die Sphäre reiner Schönheit zu erheben verſtanden. Nach dieſen beiden Richtungen hin gipfelt einerſeits im Parzival des Wolfram von Eſchenbach, andererſeits im Triſtan des Gottfried von Straßburg dieſe höfiſche Epik, deren Lieblingsgegenſtände Gottesdienſt und Frauendienſt, chriſtlich-romantiſche Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen, ritterliche Tapferkeit und höfiſche Sitten, vor Allem aber wunderlich-verworrene Liebesgeſchichten ſind. Unerhörte Abenteuer und oft ganz läppiſche Zufälle gehören ihr weſentlich an: aber als ſtarker und ernſter Grundton klingt immer wieder der Gedanke durch, welcher die Zeit der Entſtehung dieſer Gedichte bewegte, der Gegenſatz der chriſtlichen Welt zu der des Islam. Zugleich mit der höfiſchen Epik erſchloß die höfiſche Lyrik oder der Minnegeſang, wie ſie nach ihrem unermüdlich variirten Hauptthema heißt, ihre vollſte Blüthe und ſtellte in Walther von der Vogelweide ihren weitaus edelſten Vertreter.

Während ſo in der höfiſchen Dichtung das Einheimiſche vom Fremden überwuchert wurde, während die „Geſellſchaft“ — in Deutſchland leider zu jeder Zeit nur allzu geneigt, Ausländiſches dem Vaterländiſchen vorzuziehen — an dem Vortrag der bunten, mitunter aber ſehr geiſtloſen und nicht ſelten ganz zuchtloſen Mären von Artus und ſeiner Tafelrunde ſich ergötzte und während der Minnegeſang, zur Convenienzlyrik abſinkend, vielfach in eintönige Spielerei und ſophiſtiſche Ueberkünſtelung auslief, gelangte die nationale Heldenſage vermöge ihrer unverwüſtlichen Kraft zu neuer Geltung. Zur Erklärung dieſer Thatſache müſſen wir nothwendig annehmen, daß dem fremdländiſch-romantiſchen Geſchmack der oberen Stände zum Trotz in den unteren die Ueberlieferungen der heldiſchen Vorzeit liebevoll von einer Generation der andern übermacht worden ſeien. Noch mehr, die dichteriſche Arbeit an den altheimiſchen Heldenkunden kann nie ganz ausgeſetzt geweſen ſein. Es muß vom 6. an bis zum 12. und 13. Jahrhundert fahrende Sänger gegeben haben, welche von den Helden und Heldinnen der nationalen Sagenkreiſe ſangen und ſagten. Der altgermaniſche Skop war im Wechſel der Zeit mälig zum mittelhochdeutſchen Spielmann (spilman) oder Fiedler (videlaere) geworden und ebenſo hatten bei dem Wandel der Verhältniſſe, bei der Veränderung der Anſchauungen und Sitten, die alten Heldenlieder mannigfache und tiefgehende Umfärbungen und Umgeſtaltungen erfahren müſſen. Sie waren, weil die chriſtliche Bildung den Faden der echten Tradition in Deutſchland ſchon frühzeitig zerſchnitten hatte, aus dem Kreiſe des Mythiſchen in den des Menſchlichen eingetreten, das urzeitlich Heroiſche hatte ſich mit dem Hiſtoriſchen einer ſpäteren Epoche verſetzt, und weil das Wunderbare, welches den urſprünglichen Ueberlieferungen angehaftet hatte, nicht mehr verſtanden wurde, ſuchte man es durch Umſetzung in die Motive einer abenteuerlichen, durch die höfiſche Epik geläufig gewordenen Romantik zu erklären, wie es eben gehen wollte.

---

*) So war Gottfried von Straßburg, der Göthe des Mittelalters, ein bürgerlicher Meiſter; ſo auch Konrad von Würzburg.

Dies iſt ſehr zu berückſichtigen bei Betrachtung und Werthung der Gedichte, welche ſo, wie ſie jetzt ſind, unſer großes und kleines Heldenbuch ausmachen und welche der liebevolle Fleiß Simrocks in unſeren Tagen mit Geſchick und Erfolg auch weiteren Kreiſen in neuhochdeutſcher Form wieder nahegebracht hat. Wir haben da überall alten, zum Theil uralten Stoff, aber in ritterlich-romantiſcher Gewandung. Denn auf der Schwelle vom 12. zum 13. Jahrhundert und in den erſten Jahrzehnten des letztern, alſo in der Blüthezeit der Ritterepik, bemächtigten ſich höfiſch-gebildete Dichter der nationalen Sagenſtoffe und formten ſie im Geiſte ihrer Kunſt, je nach ihrer größeren oder geringeren Begabung ihrem Gegenſtande mehr oder weniger gerecht werdend. Dies nun findet auch auf die Lieder von den Nibelungen Anwendung. Wir müſſen uns dabei zunächſt Zweierlei vorſtellen: erſtlich muß zu der angegebenen Zeit das Intereſſe an den nationalen Heldenliedern auch unter den höheren Ständen wieder lebendig geworden ſein, denn ſonſt hätten ſich höfiſche Dichter mit einem Stoffe wie die Nibelungen ſicherlich nicht befaßt; zweitens mußten die nibelungiſchen Lieder ſchon zuvor einen gewiſſen Abſchluß, eine gewiſſe ſo zu ſagen Reſpect einflößende Beſtimmtheit und Feſtigkeit der Form erlangt haben, denn ſonſt hätte der höfiſche Um- und Ausdichter, ſtatt ſich zu begnügen, die altepiſchen Langzeilen, in welche gekleidet er die Lieder vorfand, in vierzeilige Strophen zuſammenzuſtellen, wohl die kurzen Reimpaare der Ritterepik in Anwendung gebracht, wie dies der Verfertiger des „die Klage“ betitelten Reimwerks that, welcher den Inhalt der Nibelungengeſchichte nach alten Liedern, die er vor ſich hatte*), ziemlich ungeſchickt referirte und die alte epiſche Form fallen ließ, weil er, der epigoniſche Reflexionspoet, Nichts mehr damit anzufangen wußte . . . . . Die zwei ſo eben berührten Vorausſetzungen ſind übrigens durch unverwerfliche Zeugniſſe geſtützt und zwar legt ein ſolches in erſter Linie Wolframs Parzival ab, welcher gegen das Jahr 1205 hin begonnen worden**). Hier, im Parzival (420 — 21), ſteht ein Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen Kingrimurſel und dem Herzog Liddamus, worin auf ganz ſpecielle Vorfälle im Nibelungenlied als auf allbekannte Dinge angeſpielt wird. Der friedliebende Liddamus ſagt, er ſei gar nicht kampfgierig, ſondern halte es mit König Gunthers Küchenmeiſter Rumolt, der ſeinem Herrn den Zug zu den Hunen widerrieth und ihn bat, ſich's daheim wohl ſein zu laſſen*), worauf Kingrimurſel mit Hohn erwidert, das hieße eben den Rath befolgen, welchen ein Koch (ein koch) — wie er den Küchenmeiſter geringſchätzig nennt — „den kühnen Nibelungen gab, als ſie ſich unbezwungen dahin aufmachten, wo man an ihnen rächte, was vordem an Sigfrid begangen worden.“ Als ein ferneres Zeugniß dafür, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Süddeutſchland die Nibelungenſage bereits in Geſtalt eines Gedichtes vorgelegen, zieht Holtzmann**) aus einem um 1160 lateiniſch geſchriebenen Loblied des Tegernſeeer Mönchs Metellus auf den heiligen Quirinus die Stelle an, wo von einem „unter den Teutſchen berühmten Gedicht“ (carmine Teutonibus celebri) die Rede, in welchem der Graf Roger und der alte Tetricus vorkommen, — wie Holtzmann nicht ohne Grund annimmt, ungeſchickte Latiniſirungen der im Nibelungenlied vortretenden Namen Rüdeger und Dietrich. Endlich exiſtirt ein Zeugniß, daß zur ſelben Zeit auch in Norddeutſchland ein Nibelungengedicht bekannt geweſen ſein muß. Der däniſche Prieſter Saxo Grammaticus nämlich, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit Benützung der alten Heldenlieder ſeines Volkes ein Hiſtorienwerk in glattem Latein verfaßte, läßt darin einen ſächſiſchen Sänger (Saxo genere, arte cantor) auftreten, welcher den ſchleswig'ſchen Herzog Knut vor einem demſelben von Seiten des däniſchen Prinzen Magnus drohenden Verrath zu warnen ſucht, indem er vor ihm den durch Kriemhild an ihren Brüdern verübten Verrath ſingt, welcher aus einem ſchönſten Gedicht genugſam bekannt ſei (speciosissimi carminis contextu notissimam Grimhildae erga fratres perfidiam).

---

*) Grimm, d. deutſche Heldenſage, S. 108 fg. Lachmann, Zu den Nibelungen und der Klage, S. 287 fg.

**) Wolframs Werke, hrsgb. v. Lachmann, XIX.

So wäre wahrſcheinlich gemacht, daß ſchon vor Ablauf des 12. Jahrhunderts ein in Süd- und Norddeutſchland bekanntes Nibelungengedicht vorhanden geweſen ſein müſſe. Nun kann freilich der Einwurf erhoben werden, und er iſt wirklich erhoben worden, dieſes „berühmte“, dieſes „ſchönſte“ Gedicht (carmen celebre, carmen speciosissimum) ſei eben nur eines der Volkslieder geweſen, die von Alters her über die Nibelungen umgingen. Es iſt aber eine eigene Sache um die Volkspoeſie. Seit Herder in wohlbegründeter Oppoſition gegen die franzöſiſche und franzöſirende Convenienzdichtung das Volksmäßige, Urſprüngliche in der Poeſie ſo ſcharf betonte, wie er that, ſind über das Dichten des Volkes die wunderlichſten Phantaſieen in Schwang gekommen. Wer das Volk kennt, weiß, daß es allerdings da, wo es durch die Fabrikkultur noch nicht um alle Naturunmittelbarkeit gebracht wurde, heute noch wie früher kurze Liebeslieder, Klagelieder, Tanzlieder, Spottlieder und Räthſelreime ſelber zu dichten vermag. Aber man wird uns doch nicht weis machen wollen, daß Gedichte wie die altengliſchen, altſchottiſchen, altſchwediſchen, altdäniſchen ſogenannten Volksballaden oder wie der ſpaniſche Romancero vom Cid durch das Volk ſelber geſchaffen worden ſeien, ſtatt von berufsmäßigen Dichtern? Dies anzunehmen, erfordert einen Köhlerglauben. Weil die Namen der wirklichen Dichter verſchollen ſind, ſchließt man, ihre Werke rührten vom Volke ſelbſt her. Aber das iſt ein läppiſches Argument. Ich erinnere nur daran, wie wenige directe zeitgenöſſiſche Zeugniſſe über Shakſpeare's Autorſchaft vorliegen. Wenn noch am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſo geringes Gewicht auf dichteriſchen Ruhm gelegt wurde, wie mußte es erſt ſo viel früher damit beſtellt ſein! Es wäre einmal an der Zeit, daß man ſich wie hinſichtlich des homeriſchen Epos ſo auch hinſichtlich unſeres Nibelungenliedes der ganz nebelhaften Vorſtellungen von einer Volksdichtung entſchlüge, die ſo, wie man ſich dieſelbe einbildet, gar nie exiſtirt hat. Selbſtverſtändlich ſoll damit nicht entfernt angedeutet werden, das Nibelungengedicht, in ſeiner älteren oder jüngeren Geſtalt, ſei von *einem* Dichter aus *einem* Guſſe geſchaffen worden, wie etwa Virgil ſeine Aeneis oder Taſſo ſein befreites Jeruſalem ſchuf. Es iſt mit dem Geſagten nur gemeint, daß das Volk keine langathmigen epiſchen Geſänge dichte, ſondern daß dieſe, wo immer ſie ſich finden, von berufsmäßigen Dichtern herrühren. Das Gedicht von den Nibelungen alſo, welches zur Zeit, wo Saxo der Sprachmeiſter ſchrieb und Wolfram von Eſchenbach dichtete, in Deutſchland „berühmt" war, kann nicht ein ſogenanntes Volkslied geweſen ſein, zufällig und gleichſam myſteriöſer Weiſe entſtanden, ſondern es war eine kunſtmäßige Zuſammenfaſſung der von den alten Skopen und Videlären gedichteten Nibelungenlieder.

---

*) Nibelungenlied, Ausg. v. Holtzmann, Str. 1493 — 96.

**) Unterſuchungen über das Nibelungenlied, S. 95.

5.

Wer unſerem Nibelungenlied die Geſtalt gegeben, in welcher es uns jetzt, abgeſehen von den Unterſchieden der Handſchriften im Einzelnen, als Ganzes vorliegt, iſt unbekannt. Die ſprachliche und literarhiſtoriſche Kritik hat aber den Thatbeſtand ausreichend feſtgeſtellt, um darauf das Verdict baſiren zu können, daß in der Zeit von 1190 bis ſpäteſtens 1210 das Gedicht den Abſchluß erhalten habe, in welchem wir es kennen. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts lebte es im Gedächtniß unſerer Altvorderen und wurde ſogar als hiſtoriſche Quelle gebraucht oder mißbraucht. Dann, im 17. Jahrhundert, verſcholl es, und erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es durch den Züricher Bodmer wieder für die Literatur entdeckt, nachdem dieſen ein Freund auf eine zu Hohenems aufbewahrte, ſpäter in den Beſitz des Freiherrn von Laßberg gelangte, jetzt in der fürſtlichen Bücherei zu Donaueſchingen befindliche und neueſtens als die älteſte geltend gemachte Handſchrift des Gedichtes hingewieſen hatte*). Nach dieſer Handſchrift ließ Bodmer den letzten Theil des Liedes drucken (1757) und fünfundzwanzig Jahre ſpäter eröffnete C. H. Myller mit einem freilich ſehr unkritiſchen Abdruck des Ganzen ſeine „Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert," kam aber damit bei Friedrich dem Großen, welchem er das Werk zueignete, übel an. Denn der König, in ſeiner Bildung durch und durch franzöſiſch, ohne Kenntniß der vaterländiſchen und daher denſelben entſchieden abgünſtig, meinte, ſolche Gedichte ſeien „nicht einen Schuß Pulver werth, ſie verdienten nicht aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorgezogen zu werden und in ſeiner Bücherſammlung würde er dergleichen elendes Zeug nicht dulden, ſondern herausſchmeißen."

Es war damals überhaupt noch nicht die Zeit, zu erkennen, was für ein Nationalſchatz das Nibelungenlied ſei. Doch mehrte ſich im Stillen die Bekanntſchaft mit dem Gedicht, und als erſt die Ueberſetzung der weltbürgerlichen Ideen ins Franzöſiſche, d. h. der Druck und die Schmach der napoleon'ſchen Fremdherrſchaft, in den deutſchen Kosmopoliten die Sehnſucht nach einem Vaterlande wachgerufen, gewannen auch die alteinheimiſchen Sprachdenkmäler eine erhöhte Bedeutung. Die romantiſche

---

*) Ueber die Handſchriften ſ. die Vorreden und Einleitungen zu den Ausgaben von v. d. Hagen, Lachmann, Laßberg, Zarncke und Holtzmann, ſowie des Letzteren ſchon wiederholt angezogenen „Unterſuchungen", S. 1 — 39, über die Ausgaben die von Zarncke, XXV — XXXVI. Eine durch die neueren Forſchungen freilich vielfach antiquirte Geſchichte des Nibelungenliedes lieferte A. Schott, deutſche Vierteljahrsſchrift 1843, II. 231 ſg.

Schule, in ihren verſchiedenen Auszweigungen, hat um die Wiederbekanntmachung und Würdigung unſerer alten Literaturſchätze weſentliche Verdienſte ſich erworben. Von ihr ging die Anregung zur Begründung einer germaniſchen Philologie aus, deren Bemühungen ſofort auch dem Nibelungenlied zu gute kamen. Von der Hagen widmete demſelben manches Jahr ſeines Lebens und lieferte von 1810 an die erſten Ausgaben, welche auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch machen konnten. Nach ihm kam Laßberg, welcher 1821 in ſeinem Liederſaal den erſten genauen Abdruck der Hohenemſer-Laßberg'ſchen Handſchrift des Gedichtes veranſtaltete. Dieſer Text liegt auch der zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Buchdruckerkunſt 1840 erſchienenen Prachtausgabe zu Grunde. Inzwiſchen war Lachmann aufgetreten, welcher die Grundſätze der von Wolf an den homeriſchen Geſängen geübten Kritik auf das Nibelungenlied anwandte. Er legte ſeinen Ausgaben deſſelben — die erſte erſchien 1826 — eine früher ebenfalls in Hohenems aufbewahrte, dann nach München gekommene Handſchrift zu Grunde, welche den kürzeſten Text bietet, und ſuchte ſpäter in ſeiner Schrift „Zu den Nibelungen und zur Klage" (1836) ſeine Anſichten über die Entſtehungsweiſe des ganzen Werkes und über die Echtheit oder Unechtheit einzelner Theile deſſelben zu begründen. Lange Zeit waren dieſe Anſichten die herrſchenden, bis Holtzmann mittelſt ſeiner „Unterſuchungen über das Nibelungenlied" (1854), welchen er ſeine kritiſche Ausgabe des Gedichtes folgen ließ (1857), ſie erſchütterte und in den gelehrten Kreiſen zu einem heftigen Kampf um der Nibelungen Hort das Signal gab.

Die Kritik Lachmann's, auf der Ueberzeugung fußend, daß die Hohenemſer-Münchner Handſchrift die älteſte ſei und folglich den beſten, d. h. älteſten der vorhandenen Texte biete, war zu dieſem Reſultat gelangt: — Das Nibelungenlied beſteht aus zwanzig in der Zeit von 1190 bis 1210 an verſchiedenen Orten und von verſchiedenen Sängern gedichteten Volksliedern, welche um 1210 von einem höfiſchen Dichter mehr nur zuſammengeſtellt als zuſammengearbeitet wurden. Dagegen nun machte Holtzmann und gleichzeitig mit ihm Zarncke*) vor Allem geltend, daß das Fundament der Lachmann'ſchen Folgerungen ein trügliches ſei, weil nach dem Urtheil competenteſter Kenner keineswegs die Hohenemſer-Münchner, ſondern vielmehr die Hohenemſer-Laßberg'ſche Handſchrift die älteſte. Sodann gewann Holtzmann aus ſeiner auf Muſterung und Vergleichung der Handſchriften baſirten Unterſuchung der Sprache, des Versbaues und der Reimweiſe das Ergebniß, „daß das Nibelungenlied nicht lange vor, aber auch nicht ſehr lange nach 1190 gedichtet ſein kann, daß aber der Dichter ein Werk von beträchtlich höherem Alter benützte, das er vielleicht nur in die Sprache ſeiner Zeit überſetzte und mit den ſtrengeren Reimen, wie ſie der neue Geſchmack verlangte, verſah, wobei er wahrſcheinlich Manches abkürzte und wegließ, was ihm nicht behagte, und wohl auch nach eigener Eingebung größere oder kleinere Zuſätze machte**)." Man ſieht, Holtzmann ſetzt an die Stelle des Lachmann'ſchen Zuſammenſtoppelers von „Volksliedern" einen kunſtmäßig arbeitenden Dichter.

Als Haupthülfsmittel weiterer Schlußfolgerung zog Holtzmann das Gedicht „die Klage" herbei, die Recapitulation oder Fortſetzung des Nibelungenliedes aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. In den oft angeführten Schlußzeilen dieſes Reimwerks iſt geſagt (Lachmann's Ausg. 2145 fg.), daß der Biſchof Pilgrim die Nibelungenmäre „in latinischen buochstaben" habe niederſchreiben laſſen, damit ſie im Gedächtniß der Menſchen erhalten werde. Dann habe des Biſchofs Schreiber, Meiſter Konrad, die Sage gebrieft („briefen dô began"), d. h. doch wohl bearbeitet, und ſeither ſei ſie in deutſcher

---

*) In ſeiner Abhandlung: „Zur Nibelungenfrage", 1854. Für die Lachmann'ſche Anſicht iſt beſonders Müllenhoff eifrig in die Schranken getreten.

**) Unterſuchungen, S. 91.

Zunge öfter gedichtet werden*). Angenommen, dieſes Zeugniß habe volle Gültigkeit, ſo würde ſich daraus auch die anachroniſtiſche Einführung des Biſchofs Pilgrim in das Nibelungenlied leicht erklären: dieſer Anachronismus wäre dann nur ein in unſerem Sinne freilich nicht ſehr paſſendes Compliment, welches Meiſter Konrad ſeinem Herrn machte, indem er den hiſtoriſchen Pilgrim, welcher von 970 — 991 Biſchof zu Paſſau war, in die Vorzeit zurückverſetzte und dort als den Oheim der burgundiſchen Könige auftreten ließ. Die Summe von Holtzmann's Unterſuchungen, welche weiter zu verfolgen hier nicht ſtatthaft, iſt dieſe: — Konrad, der Schreiber des Biſchofs Pilgrim von Paſſau, hat zwiſchen 970 und 985 das Buch geſchrieben, welches die Grundlage unſeres um 1200 entſtandenen Nibelungenliedes wurde. Es müſſen aber vier Perſonen angenommen werden, welche ſich nach und nach mit den Nibelungen beſchäftigt haben: die erſte iſt Konrad: die zweite iſt der Dichter, durch welchen der Sachſenkrieg und vielleicht noch manches Andere in unſer Epos gekommen iſt; die dritte iſt der Dichter der Klage und endlich die vierte derjenige, welcher um 1200 dem Werke die Geſtalt gab, in der wir es heute beſitzen. Man kann einen Fünften hinzufügen, welcher durch Auslaſſungen und durch Berückſichtigung der Forderungen des geſangmäßigen Vortrags in Volkskreiſen den ſogenannten gemeinen Text, die Vulgata des Nibelungenliedes, lieferte, worin ſchon das Abſinken des Epos zur Bänkelſängerei angedeutet iſt**). Rechnet man nun hiezu noch die Willkürlichkeiten und Pfuſchereien, welche die Abſchreiber ſich erlaubt haben mögen, ſo wird man ſich über die zahlreichen Ungereimtheiten und Widerſprüche im Nibelungenlied, wie wir es kennen, nicht ſehr verwundern. Es haben gar zu Viele ihre Hände in der Sache gehabt. Wenn man aber über die dadurch in den Text gebrachten, nicht ſelten im Umkreis von wenigen Strophen ſich findenden Vergeßlichkeiten und Widerſprüche unſchwer hinwegſehen mag, über den großen Widerſpruch zwiſchen dem altgermaniſchen Geiſt und der ritterlich-romantiſchen Form des Gedichtes iſt nicht ſo leicht hinwegzukommen.

6.

Die ſtaatliche und rechtliche Unterlage unſeres Nationalepos bilden die bezüglichen Verhältniſſe der Völkerwanderungszeit und der karlingiſchen Monarchie. Während der Völkerwanderung hatten bekanntlich die Zuſtände der Urzeit, wie wir ſie aus Tacitus kennen, tiefeingreifende Veränderungen erfahren. Die Scheidung der Nation in die zwei großen Claſſen der Freien und der Unfreien oder, mit anderen Worten, in Adel und Volk war zwar geblieben, aber ſie hatte ihre urzeitlich-kaſtenmäßige Starr-

---

*) Getihtet man ez sit hât dicke in Tiuscher zungen.

**) Unterſuchungen, S. 130. 131 fg. Der Name des eigentlichen Dichters der Nibelungen, d. h. deſſen, welcher auf der Schwelle vom 12. zum 13. Jahrhundert das Lied zu dem machte, was es jetzt iſt, hat von jeher viel zu rathen gegeben, ohne daß er errathen oder gar erwieſen worden wäre. Alle in dieſer Hinſicht aufgeſtellten Vermuthungen ſind bloße Vermuthungen geblieben. Holtzmann (a. a. O. 134 fg.) ſtellt die Vermuthung auf, der Konrad, welcher ſeiner Anſicht zufolge die Nibelungen ſo zu ſagen zu Faden geſchlagen, könnte mit dem unter den älteſten Minneſängern vertretenen Kürenberger eine und dieſelbe Perſon geweſen ſein. Aber wenn ſich dies auch nachweiſen ließe, bliebe der Name des ſpäteren Dichters doch immer noch unbekannt. Daß er in Oeſtreich gelebt, hat man aus den genauen Ortsangaben im zweiten Theile des Liedes geſchloſſen.

Charakteren der Fall, ſaß in Alexander's Herzen nur das eigene Ich auf dem Thron, welches ſich dann in fünf Kinder zerſplitterte, die er mit ſeinem ſpaniſchen Liebchen, der Hure Vanozza, gezeugt und unter welchen ihm Ceſare und Lucretia, als vornehmſte Erben der väterlichen Sinnesart, die liebſten waren. Die Affenzärtlichkeit, die er für ſeine Kinder hegte, ließ den Pabſt die langgetragene Maske der Verſtellung abwerfen und ſo ermangelten ſeine, ſo recht offen zu Tage liegenden, Laſter nicht, Haß zu erregen, ein Haß, der aber um ſo unmächtiger war, je mehr die rückſichtsloſe Despotie, welche Alexander zu Gunſten ſeines Privatintereſſes im Kirchenſtaat übte, die Macht der ſtolzen römiſchen Ariſtokratie, deren Zwiſte Rom im Mittelalter zur Wüſte gemacht, gebrochen hatte. Sich um das Schelten und Murren des Volkes zu kümmern, war Alexander der Sechste nicht der Mann, und ſo ſchritt er, gegenwärtig freilich durch die franzöſiſche Invaſion ſehr gehemmt und beläſtigt und geängſtigt, raſtlos auf dem Pfade fort, welchen Herrſchſucht, Habſucht, Laſterſucht und Vaterliebe ihm vorzeichneten, wo ſie ausreichten, Schlauheit und Liſt, wo ſie nicht ausheit verloren. Zu dem altgermaniſchen Adel, den Edelingen und Gemeinfreien, war ein aus dem ungeheuren Kriegstumult der Völkerwanderung hervorgegangener Waffenadel gekommen und hierauf, als auf den Anfängen des Beneficialweſens und der Vaſallität, beruhte die Entwicklung der Feudalverfaſſung des Mittelalters. Ein weiteres Motiv derſelben lag in der Gründung des Hofadels, des Standes der Miniſterialen, welcher mit der Ausbildung der fränkiſchen Erbmonarchie aufkam. Die Stellung dieſes Waffenadels ſowohl als dieſes Hofadels zeichnet das Verhältniß der vornehmen Dienſtmannen des Burgundenkönigs Gunther zu ihrem Herrn und wir finden in unſerem Nibelungenlied auch die hohen Hofämter, wie die fränkiſche Monarchie ſie begründet, am burgundiſchen Hof eingeführt. So wird uns Dankwart als Marſchalk (d. i. als Oberſtallmeiſter), Ortwein als Truchſeß, Hunolt als Kämmerer, Rumolt als Küchenmeiſter, Sindolt als Mundſchenk vorgeführt. Unſer Lied hat aber in ſeiner jetzigen Geſtalt auch die Ausbildung des Ritterthums zur Vorausſetzung. Ein Reiſiger oder Ritter war vor den Kreuzzügen in Deutſchland jeder Freie, welcher, auf eigene Koſten ausgerüſtet, zu Pferde dem Aufruf ſeines Lehnsherrn zum Heerbann folgte. Erſt vom 12. Jahrhundert an entwickelte ſich unter franzöſiſchen Einflüſſen in Deutſchland ein Ritterſtand, der zu einem ſocialen Inſtitut erwuchs, anfänglich aber nur Ehrenrechte, nicht die ſtaatsbürgerlichen Vorrechte des Erb- und Beneficienadels beſaß. Die Form des Ritterthums, all das Ceremonialweſen der ritterlichen Courtoiſie, iſt weſentlich romaniſch, d. h. von den romaniſchen Völkern, insbeſondere den Franzoſen, zu den Deutſchen gekommen, welche allerdings dieſer oft ſehr hohlen romaniſchen Form durch Füllung mit deutſcher Gemüthsinnigkeit einen höheren Werth zu verleihen wußten. Auch fehlte den ritterlichen Bräuchen nicht die Anlehnung an Altgermaniſches. So entſprach z. B. der alten Wehrhaftmachung die Aufnahme in den Ritterſtand, die Schwertleite*), wobei der ritterbürtige Jüngling, nachdem er als Knappe oder Knecht ſeine Probezeit beſtanden, das auf Wahrung der Standesehre durch Treue, Ehrbarkeit und Tapferkeit lautende Rittergelübde ablegte, mit den ritterlichen Waffen feierlich begabt wurde und den Ritterſchlag erhielt.

Wir finden alſo, am Ende dieſer einleitenden Betrachtungen angelangt, daß in unſerem Nibelungenlied, wie es um das Jahr 1200 geſtaltet wurde, neben dem der vorzeitlichen Sage angehörenden Grundſtoff geſchichtliche Erinnerungen der Völkerwanderungszeit, ferner die Zuſtände der karlingiſchen Periode und endlich die Gebräuche und Anſchauungen des Ritterthums thätig und wirkſam ſind. Aus dieſem Vielerlei von über ſo viele Jahrhunderte hin verſtreuten Ueberlieferungen, Einflüſſen und Bezügen konnte ſelbſt ein Dichter erſten Ranges — und einen ſolchen ſehen wir in dem Dichter unſerer Nibelungen — keine rechte epiſche Einheit ſchaffen. Von da an, wo das Epos zuerſt in der Phantaſie unſeres Volkes empfangen worden, bis dahin, wo es ſeine mittelhochdeutſche Vollendung erhielt, war ein zu großer Sprung. Die herbe Diſſonanz zwiſchen dem urzeitlich-heidniſchen Geiſt der Sage und der chriſtlich-romantiſchen Form des Gedichts blieb unaufgelöſt. Was ich weiter oben von der Umgeſtaltung unſerer alten Heldenlieder im Sinne der höfiſchen Epik allgemein bemerkte, gilt auch ganz ſpeziell von den Nibelungen. Schmerzlich empfindet man, daß dem Dichter der Urquell der Sage entweder nicht mehr ſprudelte oder aber daß er für den urſprünglichen Geiſt der Sage kein Verſtändniß mehr hatte. Sonſt hätte das wahre Verhältniß zwiſchen Sigfrid und Brunhild, wie es die nordiſchen Dichtungen bewahrt haben, nicht eine ſolche Verfälſchung oder wenigſtens Verwiſchung erfahren, ſonſt wäre die hochherrliche Walküre der Edda und der Wölſungaſaga nicht zu der faſt gemeinen Heldin des groteſk-komiſchen, ja widerwärtigen Abenteuers in Gunthers Hochzeitskammer herabgeſunken und ſonſt hätte auch der Hort ſeine urſprüngliche Bedeutung nicht ſo ganz und gar eingebüßt.

---

*) Gottfried von Straßburg hat in ſeinem Triſtan (Ausg. v. Maßmann, S. 122–127) eine ſolche ſehr ſchön beſchrieben.

Abgeſehen von dieſer nicht überwundenen und vielleicht nicht zu überwindenden Ungleichartigkeit des Stoffes und der Behandlungsweiſe fehlt es jedoch unſerem Epos nicht an einer gewiſſen künſtleriſchen Einheit. Ich ſehe dieſelbe in dem mit großer Geſchicklichkeit durchgeführten Gegenſatz von Treue und Verrath, um welchen ſich das ganze Gedicht als um ſeinen Angelpunkt dreht. Am großartigſten iſt dieſe Grundidee in Kriemhilt und Hagen verkörpert, weil in dieſen beiden Geſtalten der Verrath nur eine Erſcheinungsform der höchſten Treue iſt.

Vieles ließe ſich noch über den äſthetiſchen Werth der Nibelungen ſagen, über die höchſt bedeutende Charakterzeichnung des Gedichtes, über Darſtellungsart, Schilderungsweiſe und Colorit; aber es iſt hierüber ſchon ausreichend viel und gut geſprochen worden*). Im Ganzen voll Kraft und Größe, iſt das Nibelungenlied im Einzelnen voll tiefer und feiner Züge. In epiſcher Breite und Ruhe ſtrömt es Anfangs dahin, um ſich im zweiten Theil mit dramatiſcher Haſt der ſchrecklichen Kataſtrophe entgegenzuſtürzen und durch Furcht, Schrecken und Mitleid das Gemüth in ſeiner Tiefe aufzuwühlen. Wer irgendwie für großartige Compoſition, für pſychologiſche Wahrheit und Conſequenz der Charakteriſtik, für eine Seelenmalerei, welche blitzartig die Abgründe des Menſchenherzens erhellt, für das tragiſche Walten der Nemeſis in der Weltgeſchichte, für nationale Heldenſchaft empfänglich iſt, der wird gerne das große Gedicht auf ſich wirken laſſen. Nur mit den homeriſchen Geſängen muß man es nicht zuſammenſtellen wollen. In der Welt Homers iſt uns viel heimeliger als in der nibelungiſchen und wo fänden ſich im Nibelungenlied Szenen wie die Begegnung des Odyſſeus und der Nauſikaa, wie Helena's Erſcheinung auf der Mauer von Troja, wie des Zeus und der Here Zuſammenkunft auf dem Ida, wie Priamos' Bewirthung im Zelte des Achilleus? Selbſt Sigfrids Abſchied von Kriemhilt vor dem verhängnißvollen Jagdzug nach dem Odenwald hat lange nicht jenen reinmenſchlichen Zauber, womit Hektors Abſchied von Andromache wirkt.

Aber wenn die Nibelungen an plaſtiſcher Ruhe, ſinnlicher Begreiflichkeit, humanem Pathos und harmoniſcher Durchbildung mit den homeriſchen Geſängen ſich nicht meſſen können, ſo iſt doch gewiß, daß ſie das Größte ſind, was ſeit dieſen die epiſche Dichtung geſchaffen. Kein anderes Volk hat dem Nibelungenlied etwas Aehnliches an die Seite zu ſtellen. Die bedeutendſten Geiſter haben den hohen Werth unſeres Nationalepos anerkannt. Ein Wort, welches Göthe darüber ſprach, habe ich dieſem Buche als Geleitsbrief vorgeſetzt. Hegel nannte das Gedicht ein echtdeutſches Werk und pries die „Markigkeit" deſſelben. Dichteriſch ſchön, ſo ſchön wie Keiner, hat Heine darüber geurtheilt, indem er ſagt: „Jedenfalls iſt das Nibelungenlied von großer, gewaltiger Kraft. Die Sprache, worin es gedichtet iſt, iſt eine Sprache von Stein und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor wie Blutstropfen oder zieht ſich der lange Epheu herunter wie grüne Thränen. Von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen, artigen Leutchen — (Heine ſpricht zu den Franzoſen) — euch keinen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene und da kämen nun ruhig herangeſchritten der Straßburger Münſter, der Kölner

---

*) Von Gervinus, Roſenkranz, Fortlage, Vilmar und vielen Anderen in literargeſchichtlichen Werken. Beſondere Abhandlungen über die poetiſche Bedeutung des Nibelungenliedes haben L. Bauer („Die Nibelungen als Kunſtwerk," in den geſammelten Schriften d. B.) und J. L. Hoffmann („Ueber das N. L." im Album d. lit. Ver. i. Nürnberg, 1850) geliefert, ein beſonderes Buch ſchrieb Dr. Timm, „das N. L. nach Sprache und Darſtellung ein Gebild deutſcher Poeſie," 1852.

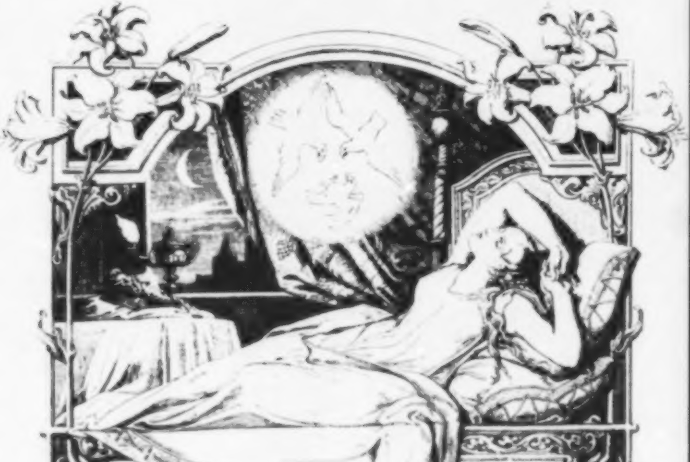
Dom, die [illegible] von [illegible], die Kathedrale von Rouen u. s. w. und doch [illegible] die [illegible] Notre-Dame von Paris [illegible]. [illegible] Notre-Dame [illegible] Doch nein, [illegible] keinen Begriff machen. Sein Inneres ist so hoch und sein [illegible]."

Der Mord.

Erſtes Hauptſtück.

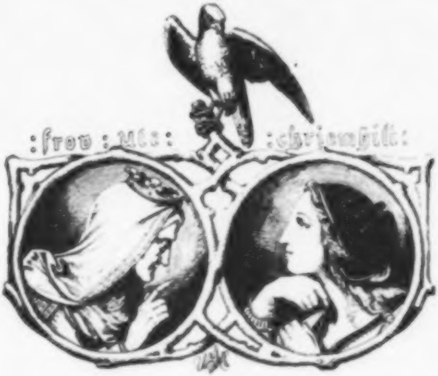
Vom Hof der Burgunden zu Worms und wie Kriemhild träumte. — Von Sigfrid und wie er wehrhaft wurde. — Wie der Held von Niederland nach Worms fuhr, was Hagen von ihm erzählte und wie er empfangen ward.

Alte Mären melden uns manches Wunder. Von der Kühnheit lobeſamer Helden, von den Thaten tapferer Recken, von frohen Hochzeiten[1]), aber auch von Trauer und Klage ſollt Denkwürdiges ihr vernehmen. In Burgundien wuchs auf eine ſchöne Jungfrau: eine ſchönere mochte in allen Landen nicht gefunden werden. Kriemhild war ſie geheißen und viele Degen mußten ihrer wegen Leib und Leben verlieren. Die minnigliche Magd[2]) zu minnen kühngemuthen Recken daß geziemte, denn unvergleichlich ſtattlich war ihre Geſtalt und ihre Tugenden konnten anderen Frauen zur Zierde ſein. Sie ſtand in der Hut und Pflege von drei edlen und mächtigen Königen. Das waren ihre Brüder, Gunther, Gernot und der junge Giſelher, preiswürdige Ritter, hohen Stammes, milden Sinnes, großer Stärke. Burgundien hieß ihr Reich, zu Worms am Rheine war ihr Königsſitz, in Glanz und Ehren diente ihnen ihres Landes ſtolze Ritterſchaft, bis ihnen zweier edlen Frauen Zwiſt jammervollen Untergang ſchuf. Ihre Mutter war Frau Ute, die reiche Königin; ihr Vater, von dem ſie das Reich überkommen, hatte Dankrat geheißen, bei ſeinen Lebzeiten ein mächtiger Fürſt, der vordem in jungen Tagen viel Ruhm gewonnen. Hochgemuth, wie die Königsbrüder ſelber waren, hatten ſie auch die beſten Recken zu Dienſtmannen, unverzagt in jedem Streit. Da waren Hagen von Tronje und ſein Bruder, der vielſchnelle Dankwart, da Ortwein von Metz, Volker von Alzei, aller Mannheit mächtig, und die beiden Markgrafen Gere und Eckewart. Dankwart war Marſchalk, ſein Neffe Ortwein Truchſeß, Rumolt Küchenmeiſter, Sindolt Schenke, Hunolt Kämmerer und die Herren alle wußten ihren Aemtern mit Ehren vorzuſtehen und des Hofes Glanz zu mehren[3]).

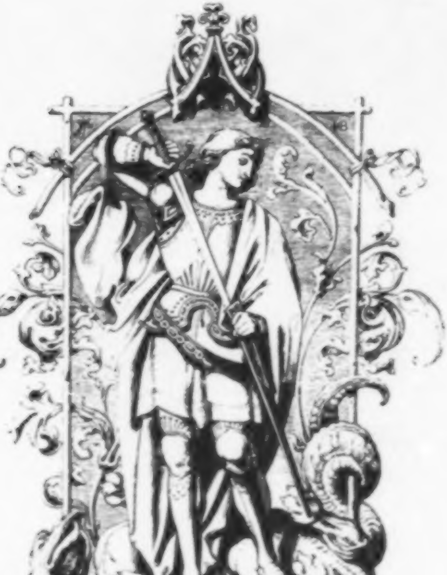


Wie Chriemhild träumte

Da geſchah es, daß Kriemhild eines Nachts träumte, ſie hätt' einen ſchönen, ſtarken und wilden Falken manchen lieben Tag gepflegt und gezähmt; den hätten ihr zwei Aare zerriſſen und ſie hätte darüber groß Herzeleid empfunden1). Sie erzählte den Traum ihrer Mutter und Frau Ute wußte keine andere Deutung als dieſe: „der Falke, den Du gezähmt, das iſt ein edler Mann. Gott wolle ihn behüten, ſonſt wirſt Du ihn bald verlieren.“ — „Was ſprecht Ihr mir von einem Manne, liebe Mutter? Ohne Mannes Minne will ich immer ſein. So, wie ich bin, will ich bleiben bis zu meinem Tod und durch keinen Mann jemalen in Noth kommen." — „Ei Du, verred' es doch nicht ſo ſehr! Willſt Du des Lebens recht von Herzen froh werden, ſo geſchieht das nur durch Mannes Minne. Du wirſt ein ſchönes Weib, wenn Dich Gott mit einem guten Ritter paart." — „Solche Rede laßt unterwegen, liebe Mutter. Hat doch manch ein Weib nur allzu ſehr erfahren, wie Liebe lohne mit Leide. Darum will Lieb' und Leid ich meiden, daß ich nicht übel fahre." Danach lebte die edle Magd noch eine gute Zeit in Züchten, ohne Einen zu finden, den ſie hätte minnen mögen. Dann ward ſie doch mit Ehren eines vielguten Ritters Weib. Und das war derſelbe Falke, den ſie im Traum geſehen; derſelbe, deſſen Mord ſie an ihren nächſten Sippen ſo ſchrecklich rächte; derſelbe, deſſen Tod ſo mancher Mutter Kind büßen ſollte.



Dazumal ſaß im Niederland, auf der weitbekannten Burg Santen am Unterrhein ein mächtiger König. Der hieß Sigmund und ſeine Königin war Sigelind geheißen. Die hatten mitſammen einen Sohn und der hieß Sigfrid. Er war ſchön von Geſtalt, mächtig von Gliedern, kühn von Muth und gewann großen Ruhm unter den Menſchen[5]. Hochbeherzt durchzog er manches Land und hatte, bevor er zu den Burgunden kam, in ſeinen Jünglingsjahren mit ſeines Armes Stärke ſo Heldiſches gethan, daß man davon zu ſingen und zu ſagen nimmer ein Ende finden kann[6]. Als er nun herangewachſen und ſo waidlich (ſtattlich) worden, daß manche Frau und manche Maid in Minne nach ihm ausſchaute, da fand ſein Vater Sigmund, es ſei an der Zeit, den Sohn wehr- und waffenfähig zu machen. Alſo richtete der König eine große Hochzeit aus und viele ritterbürtige Jünglinge wurden zu Hofe geladen, damit ſie mit dem jungen Königsſohn zumal das Ritterſchwert empfängen. Aus dem



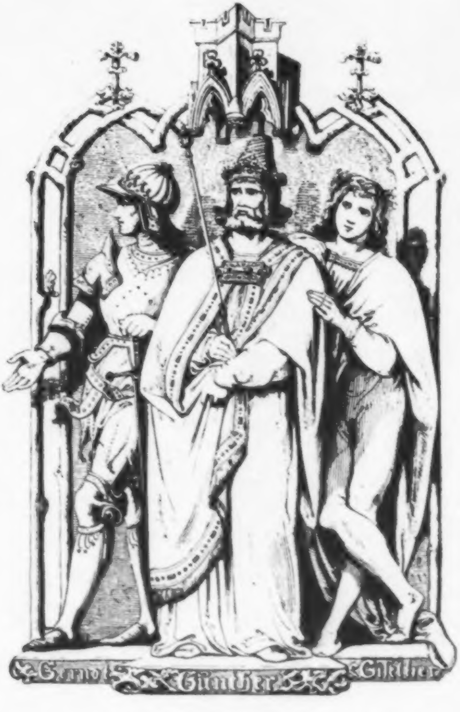
eigenen Reich und aus den Nachbarlanden kamen viel edle Gäſte zuhauf und um die Zeit der Sonnenwende hob das Feſt an, welches ſieben Tage währte. In reichen Gewanden, welche ſchöne Frauen und Jungfrauen gewirkt und mit Goldborten und edlem Geſtein geſchmückt hatten, geleiteten vierhundert Degen Jungſigfrid zum Münſter, allwo Gott zu Ehren eine Meſſe geſungen ward. Als dann der Königsſohn und ſeine Geſellen ritterlichem Brauch gemäß den Ritterſchlag erhalten, begann im Hofraum der Königsburg der Buhurd 1). Da wurde von Alten und Jungen mancher gute Stoß gerührt, mancher gute Lanzenſchaft gebrochen, daß die Splitter durch die Luft wirbelten und Palas 2) und Saal von dem Kampfgedräng ertoſeten. Nachdem viel lichte Brünnen (Panzer) und viel ſtarke Schilde zerhauen am Boden lagen, ſetzte der königliche Wirth dem Kampfſpiel ein Ziel und lud die Gäſte ein, am reichbeſetzten Mahle ſich zu letzen. Während da der edle Wein in Fülle floß, erhoben fahrende Sänger des freigebigen Königs Lob in Liedern. Er aber zu der Hochzeit Schluſſe ließ durch den jungen Sigfrid Burgen und Ländereien als Lehen an ſeine Dienſtmannen vertheilen und die Königin Sigelind fügte dazu reiche Gaſtgeſchenke rothen Goldes. Da wurden die Mannen dem Königsſohne hold und ließen merken, daß ſie ihm gern unterthan wären. Doch der tugendreiche junge Held nicht wollte er die Krone tragen, ſo lange die lieben Eltern ihm lebten, wohl aber wollte er Gefahr und Gewalt von Land und Leuten heldiſch wenden.

So lebte er ohne irgend ein Herzeleid. Da vernahm er Kunde von der ſchönen Jungfrau in Burgundien, die ihm bald zu großer Freude, aber auch zu großem Leide werden ſollte. Weitum war ihre unvergleichliche Schönheit und nicht minder ihr Hochgemüthe bekannt. Das führte gar viele Freiwerber in König Gunthers Land. Kriemhild jedoch ließ nicht merken, daß ſie Einen der um ihre Minne Werbenden zum Trauten haben wollte. Das machte, der, dem ſie unterthan ſein ſollte und wollte, ſtand ihr noch fern und fremde. Sigfrids Sinn aber war auf hohe Minne geſtellt, und als ihm ſeine Sippen und Dienſtmannen riethen, daß er eine Frau nähme, die ihm geziemte, ſprach er alsbald: „So will ich Kriemhild nehmen, die ſchöne Jungfrau von Burgundenland. Ich weiß gar wohl, daß dem mächtigſten Kaiſer, ſo er wollte freien, daß anſtände, um dieſer Königin Minne zu werben.“ Dieſe Neuigkeit kam dem König Sigmund zu Ohren und erbaute ihn wenig. Ebenſo wenig die Königin Sigelind, welche große Sorge um ihren Sohn zu tragen begann; denn ſie kannte den König Gunther und ſeine Mannen. Die Eltern verſuchten dem Sohne die Sache zu verleiden, aber Sigfrid ſprach: „Lieber Vater, ſollt' ich nicht werben, wie das Herz mich treibt, wollt' ich lieber gar nicht werben.“ Und dabei blieb er, aller Gegenrede zum Trotz. Da ſagte der alte König: „Willſt Du's nicht vermeiden, ſo magſt Du deinen Willen haben, und ich will Dir helfen, ſo gut ich kann. Aber merke, der König Gunther hat manchen hochfahrenden Dienſtmann, vor allen den Hagen, der übermüthig und hochfährtig genug ſein kann. Ich fürchte ſehr, die Werbung um die herrliche Maid möchte uns leid werden.“ — „Ei, was kann uns Fährliches daraus entſtehen?“ ſprach Sigfrid dagegen. „Was ich in Freundſchaft dort nicht erlangen mag, das will ich durch meines Armes Stärke erwerben und getraue mir, dem König Gunther Land und Leute abzuzwingen.“ — „Das iſt eine üble Rede,“ erwiderte Fürſt Sigmund. „Würde ſie am Rheine bekannt, ſo dürfteſt Du nimmer in Gunthers Reich reiten. Mit Gewalt erwirbt wohl Keiner die Magd. Aber wenn Du nun doch einmal mit Recken nach Burgundien reiten willſt, ſo wollen wir reichten, Gift und Meuchelmord zu Haupthebeln ſeiner Politik machend.

Heute, es war ein Tag im Dezember 1494, umdrängten ihn ſchwere Sorgen und hatten düſtere Schatten auf ſeine Stirne gelegt, deren hohe Wölbung von jener eigenthümlichen Mütze eingefaßt wurde, welche wir beinahe durchgängig auf den Portraits der Päbſte wahrnehmen. Jetzt lange, ſtarre Blicke aus dem hohen Fenſter werfend, an welchem er ſaß, jetzt wieder die Hände in einander klemmend und tiefnachſinnend die Augen ſchließend, jetzt ungeduldig im Seſſel hin- und herrückend und dann wieder einen raſchen, fragenden Blick auf die beiden Männer werfend, die in ehrfurchtsvoller Haltung und in der Entfernung von ſechs Schritten vor ſeinem Sitze ſtanden, verharrte Alexander in hartnäckigem Schweigen, welches ſeine Geſellſchafter keineswegs zu unterbrechen wagten. Der eine derſelben, Ludovico di Ferrara, Hausmeiſter des päbſtlichen Palaſtes und einer der Vertrauten Alexanders, trug jene gemiſchte Kleidung eines geiſtlichen Herrendieners von hohem Rang, die das Schwert neben der Kutte, die Sporen neben dem Skapulier geſtattete.

ſofort unſere Freunde aufbieten." — „Ich will keine Heerfahrt an den Rhein thun," ſagte Sigfrid darauf. „Muß ich mir die Jungfrau erzwingen, ſo ſoll es allein durch meine Hand geſchehen. Darum ſollen mir nicht mehr denn zwölf Mannen in Gunthers Land folgen und dazu ſollt Ihr mir helfen, Vater Sigmund." Darnach ging er auch zu ſeiner Mutter Sigelind, die er in Trauer und Thränen traf, weil die edle Königin ihr Kind in Gunthers Reich zu verlieren ſich ängſtigte. „Herrin," ſprach Sigfrid, „wollt nicht weinen um meiner willen. Bin ich doch ganz ohne Sorgen. Aber helft mir zu der Fahrt nach Burgundien, indem Ihr mich und meine Mannen mit Gewanden ausrüſtet, wie ſie zu tragen rechten Rittern anſteht." — „Wenn Dir denn nicht abzurathen iſt," antwortete Frau Sigelind, „ſo helf' ich Dir, mein einzig Kind, zur Reiſe mit der beſten Wat[9]), die je ein Ritter getragen, Dir und Deinen Fahrtgenoſſen." Da neigte ſich Sigfrid der Königin, ſprechend: „Nur zwölf Recken nehme ich mit auf die Fahrt; denen ſoll man Wat bereiten. Ich möchte doch gern wiſſen, wie's mit Kriemhild ſteht." Nun ſaßen ſchöne Frauen Tag und Nacht an der Arbeit und gönnten ſich keine Ruhe, bis Sigfrids und ſeiner Geſellen Reiſeſtaat gefertigt war[10]). Vater Sigmund ſeinerſeits hieß ihnen blanke Brünnen, feſte Helme, breite Schilde, ſchöne Roſſe und goldrothes Reitzeug beſchaffen, und nachdem Alles zur Fahrt gerüſtet war, erbat ſich Sigfrid Urlaub von Vater und Mutter. Als ſie ihm denſelben mit Trauern ertheilten, tröſtete er ſie liebevoll, ſprechend: „Ihr ſollt nicht weinen um meines Vorſatzes willen und ſollt Euch nicht um mich ſorgen." Aber es härmte ſich doch mancher Ritter und weinte manche Maid, als ſchwante ihnen im Herzen, das Abenteuer würde ein übles Ende nehmen.

Am ſiebenten Morgen darauf ritten die kühnen Recken aus Niederland ſchon am Rheinesſtrand bei Worms. Ihr Aufzug war ſtattlich. Mit rothem Gold waren ihre Gewänder durchwirkt, ſie trugen glänzende Schilde und leuchtende Helme, ihrer Schwerter Enden reichten nieder bis zu den Sporen, goldfarbene Zügel führten ſie in der Linken und ſcharfe Geren (Wurfſpeere) in der Rechten. Fürwahr, die Fremden gaben den Leuten zu gaffen. Als ſie in den Hof der Königsburg eingeritten, liefen Ritter und Knechte ihnen entgegen, ſie zu bewillkommen, und wollten die Roſſe in die Ställe ziehen. Aber der kühne Degen Sigfrid ſprach: „Laßt nur derweil die Pferde, wo ſie ſind: mir iſt zu Muthe, als müßt' ich ſtracks wieder wegreiten[11]). Aber ſage mir, wer es weiß, wo ich den vielmächtigen König Gunther von Burgundien finden kann." Worauf Einer: „Das mag leicht geſchehen. Seht, dort in dem weiten Saal iſt der König mit ſeinen Brüdern und ſeinen Helden. Ihr mögt da manchen tapfern Mann finden." Nun war auch dem Könige die Ankunft der Fremden ſchon gemeldet worden und es bemühte ihn, daß ihm Niemand ſollte ſagen können, wer die ſo ſtattlich Aufziehenden wären. Da ſagte Herr Ortwein von Metz: „Da wir ſie nicht erkennen, ſo laßt meinen Oheim Hagen zu Hofe holen, der von allen fremden Landen Beſcheid weiß." Der König entbot den Recken, der alſobald mit ſeiner Gefolgſchaft zu Hofe kam, fragend, wozu er herbeſchieden ſei. „Es ſind da drunten unbekannte Degen, ſagte Gunther. „Vermagſt Du es, ſo thu' mir kund, wer ſie ſind. „Da ſchritt Hagen an's Fenſter, blickte ſcharf nach den Fremden aus und ſprach:



„Woher immer dieſe Recken an den Rhein gekommen, es dürften Fürſten oder mindeſtens Fürſtenboten ſein. Schön ſind ihre Roſſe, ihr Gewand iſt reich: woher immer ſie kommen, es ſind hochgemuthe Helden.“ Und weiter ſprach er: „Ich will's Euch nicht verhehlen, wenngleich ich in meinem Leben den Sigfrid nie geſehen, ſo möcht' ich doch glauben, daß der Degen, welcher dort ſo herrlich geht, Sigfrid ſei und kein Anderer. Nun höret neue Märe, die mir von ihm kund ward. Die kühnen Nibelungen ſchlug des Helden Hand, die reichen Königsſöhne, Schilbung und Nibelung, und Wunder hat er da gewirkt mit ſeiner Kraft. Als der Held alleine, ohne alle Beihülfe, ausgeritten war, fand er vor einem Berge den Hort des Königs Nibelung. Der Hort war aus einer Berghöhle hervorgetragen worden und waren die Nibelungen-Mannen dabei, denſelben zu theilen. Inzwiſchen war er ihnen ſo nahe gekommen, daß ſie ihn erkannten und Einer rief: „Da kommt der ſtarke Sigfrid, der Held von Niederland!“ Schilbung und Nibelung empfingen den Recken gut und wurden Rathes, der edle junge Fürſt ſollte den Hort unter ſie vertheilen, und auf ihre Bitten verſtund er ſich dazu. Er erblickte da ſo viel edlen Geſteines, daß hundert bis an den Rand gefüllte Wagen es nicht hätten getragen, und des rothen Goldes noch mehr und alle dieſe Schätze ſollte ſeine Hand theilen. Zum Lohne gaben ſie ihm des alten Nibelungs Schwert; aber der Dienſt, deſſen ſie von Sigfrid begehrten, kam ihnen theuer zu ſtehen. Denn ihr Neid und Zorn hinderte ihn, die Theilung zu vollziehen, und ſie geriethen in Streit mit ihm. Sie hatten ihre Freunde zur Stelle, zwölf rieſenſtarke Recken; aber was konnte das helfen? Sigfrid erſchlug im Zorne die Rieſen und bezwang ſiebenhundert Recken von Nibelungenland dazu. Die beiden reichen Könige ſchlug er todt und das gute Schwert Balmung in des kühnen Mannes Hand erregte vielmanchen Degen ſolches Grauen, daß ſie ihm das Land ſammt den Burgen unterthänig machten. Aber durch Alberich, den ſtarken Zwerg, kam er darauf in Noth. Denn der wollte ſeine Herren an Sigfrid rächen, bis er deſſen Stärke zu fühlen bekam. Wilden Leuen gleich liefen ſie im Kampfe an den Berg. Da gewann Sigfrid Alberichen die Tarnkappe ab und damit war er des Hortes Herr. Die ſich gegen ihn zu fechten getraut, alle lagen ſie erſchlagen. Nun ließ er den Hort wieder in die Berghöhle ſchaffen und beſtellte den ſtarken Alberich zu ſeinem Schatzmeiſter, der ihm Eide ſchwören mußte, ihm als Knecht gewärtig zu ſein.“ So Hagen, hinzufügend: „Noch eine weitere Mär' iſt mir von Sigfrid kund. Einen Linddrachen erſchlug ſeine Hand. In deſſen Blut badete er ſich und davon ward hörnern ſeine Haut, ſo daß keine Waffe ihn verſehren mag12). Ich meine, wir ſollten den jungen Helden auf's Beſte empfangen, daß wir nicht ſeinen Grimm erwecken. Seine Geſtalt iſt ſo ſtattlich und er hat mit ſeiner Kraft ſo manches Abenteuer beſtanden: man ſoll ihn darum mit Huld anſehen.“ Da ſprach der König: „Wohl, er ſei uns willkommen! Wenn er ſo kühn und edel, wie ich vernommen, ſo ſoll er deß im Burgundenland genießen.“ Alſo ging der König mit ſeinen Recken, Sigfrid zu begrüßen. Der neigte ſich freundlich dem Gruße und der König begann: „Mich wundert, edler Sigfrid, von wannen Ihr in dieſes Land gekommen und welch ein Vorhaben Euch nach Worms an den Rhein gebracht.“ — „Das ſoll Euch unverholen ſein,“ entgegnete der Gaſt. „Mir ward daheim in meines Vaters Land geſagt, bei Euch hier wären die kühnſten Recken, die je einem Könige dienten, und von Euch ſelber hört' ich rühmen, man habe noch keinen ſo kühnen König geſehen. Zu proben, ob dem ſo wäre, hatt' ich nicht Ruh' noch Raſt. Denn auch ich bin ein Recke und ſoll eine Krone tragen und möcht' es fügen, daß von mir geſagt würde, mit Recht beſäß' ich Land und Leute. Ehre und Leben wag' ich daran. So Ihr nun der Tapfere ſeid, für den Ihr geltet, ſo will ich — ſei's Jemand lieb oder leid — Euch abzwingen, was Ihr habt, und Euer Land mitſammt den Burgen mir unterthan machen.“ Solchen Begehrs wunderten ſich König Gunther und ſeine Mannen alleſammt nicht wenig und wurden die Degen zorngemuth. „Wie hätt' ich verdient,“ ſprach Gunther, „durch Jemands Ueberkraft das zu verlieren, was mein Vater lange mit Ehren beſeſſen? Ließen wir Solches zu, wär' es ein übles Zeugniß für unſere Ritterſchaft.“ Dagegen Sigfrid: „Ich will es nicht laſſen. Aber ich ſetze mein Erbe gegen das Deine ein: wer von uns Beiden dem Andern obſiegt, dem ſollen Leute und Land dienen.“ Dieſem widerſprach Hagen und auch Gernot: „Es ſteht uns nicht zu Sinne, um den Preis von eines Helden Tod Lande zu gewinnen. Unſer eigen Land iſt uns vollauf zur Genüge.“ Aber grimmen Muthes ſtanden die Burgundenmannen umher und Ortwein von Metz ſprach: „Uebel klingt dies Sühnwort! Hat doch der ſtarke Sigfrid ohn' Urſach' Unfrieden uns angeſagt. Ob auch Ihr, Herr Gernot, und Euer Bruder ihm nicht wollt Widerpart halten und ob er ein ganzes Königsheer hinter ſich hätte, ſo getrau' ich mir doch zu erſtreiten, daß der kühne Mann von ſeinem Uebermuth laſſen müßte.“ Darob zürnte nicht wenig der Held von Niederland, ſprechend: „Deine Hand darf ſich wider mich nicht vermeſſen. Ich bin ein mächtiger König, Du aber biſt eines Königs Mann. Deiner Zwölfe vermöchten mich nicht zu beſtehen.“ Nach Schwertern rief jetzt laut Herr Ortwein, Hagens Schweſterſohn. Aber wieder ſagte Gernot: „Laßt Euer Zürnen ſein. Herr Sigfrid hat uns noch kein Leid gethan; wir mögen die Sache wohl noch zum Frieden wenden, wie ich rathe. Denn beſſer mag es uns geziemen, den Helden zum Freunde zu haben.“ Der ſtarke Hagen ſprach: „Uns allen iſt es zu Leide, daß er, Streit zu ſuchen, hieher geritten an den Rhein. Er ſollt' es laſſen. Meine Herren hätten ihm Solches nicht gethan.“ Ihm gab Sigfrid zur Antwort: „Verdrießt Euch, Herr Hagen, was ich geſprochen, ſo will ich ſehen laſſen, wie gewaltig meine Hand hier bei den Burgunden ſein könne.“ Gernot wiederum: „Das möcht' ich wenden.“ Und er verbot allen ſeinen Degen, ihren Unmuth laut werden zu laſſen, während Sigfrid ſeinerſeits an Kriemhild dachte. „Warum ſollten wir mit Euch ſtreiten?“ fragte Gernot. „Wie viele der Helden dabei den Tod fänden, uns brächt' es wenig Ehre und Euch kleinen Gewinn.“ Darauf Sigfrid: „Warum zaudert Hagen und auch Ortwein? Warum eilen ſie nicht mit ihren Freunden zum Streite?“ Doch die Beiden ſchwiegen, wie Gernot wollte. Der ſprach wieder: „Ihr ſollt uns willkommen ſein, Ihr und Eure Fahrtgenoſſen. Wir wollen Euch gerne dienen, ich und meine Magen (Verwandten).“ Zugleich hieß er den Fremden Wein aus König Gunthers Keller zum Willkommstrank reichen. Dann ſprach der königliche Wirth: „All unſere Habe, verlangt Ihr es in Ehren, ſoll Euch unterthan ſein: wir wollen mit Euch theilen unſer Gut und Blut[10]).“ So ward Sigfrids Gemüth geſänftigt und nun brachte man die Gäſte und ihr Gezeug gaſtlich unter. Sigfrids Mannen ſchuf man gute Herberge und ihm ſelbſt erwies man große Ehren. Es ward ihm auch gar bald Männiglich gewogen. War er doch der Wägſte und Beſte in jeder Kurzweil und that es ihm Keiner gleich, ſei es im Steinſtoßen[11]), ſei es im Schaftſchießen. Hiezu und zu anderem Spiel war er immer bereit, aber in ſeinem Gemüthe trug er die minnigliche Maid, welche er noch nicht zu ſehen bekam. Sie aber, Kriemhild, die Fürſtin hehr, ſo oft auf dem Hofe die Recken ihre ritterlichen Spiele ſpielten, ſah vom Fenſter herab heimlich zu und keine andere Kurzweil behagt' ihr beſſer. Wenn der Sigelinde Kind da ſo ſtattlich ſtand, ward ihm manch eine Frau von Herzen traut und geneigt. Er aber gedachte zu mancher Stunde: „Wie mag es wohl geſcheh'n, daß meine Augen die edle Magd erblicken, die ich ſchon ſo lange von Herzen minne? Sie iſt mir gar ſo fremd, das muß ich klagen.“ Wenn dann die Könige über Land ritten mit ihren Recken, ritt auch Sigfrid mit ihnen und war das den Frauen leid. So weilte er in Gunthers Land ein volles Jahr, ohne die Minnigliche zu ſehen, von der ihm hernach ſo viel Liebes und Leides geſchah[13]).

Zweites Hauptſtück.

Wie Sigfrid mit den Sachſen ſtritt.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß fremde Boten in Gunthers Land kamen, dem König Fehde anzuſagen[16]). Wer aber die Fehdeboten nach Worms geſandt hatte, das waren Lüdeger, ein mächtiger Fürſt im Sachſenland, und Lüdegaſt, der König von Dänemark, welcher Freunden ſeine ſtarke Hülfe nie verſagte. Man geleitete die Boten zu Hofe, und als ſie vor König Gunther ſtanden, ſprach er ſie alſo an: „Seid willkommen und laßt mich hören, wer Euch geſandt hat.“ Worauf die Boten, nicht ohne Bangen: „Wollt Ihr, Herr König, erlauben, daß wir unſere Botſchaft ausrichten, ſo ſagen wir: Uns ſenden Lüdegaſt und Lüdeger. Die wollen heimſuchen Euer Land. Dieweil Ihr der Fürſten Zorn erregt habt, tragen ſie Euch Haß und wollen eine Heerfahrt thun nach Worms an den Rhein. Vieler Degen Beiſtand iſt ihnen gewiß, deſſen könnt Ihr ſicher ſein. Innert zwölf Wochen ſoll die Heerfahrt geſchehen. Habt Ihr Freunde, die Euch Land und Burgen ſchirmen helfen, ſo ruft ſie zuhauf, denn manch ein Helm und manch ein Schild wird hie zerhauen werden. So Ihr aber mit unſeren Herren dingen (unterhandeln) wollt, ſo thut es ihnen kund: ſonſt geht die Heerfahrt her an den Rhein und das dürfte Euch und manchem guten Ritter zu großem Herzeleid werden.“ Der König gab zur Antwort: „Wartet eine Weile; ich künd' Euch meinen Entſchluß, ſobald ich die Sache erwogen. Hab' ich noch irgend Getreue, ſo muß ich ſie dieſe Märe wiſſen laſſen.“ Darnach beſandte Gunther, dem die Sache Sorge machte, alsbald Gernot, Hagen und andere ſeiner Mannen. Als ſie zu Hofe gekommen, ſprach er zu ihnen: „Man will unſer Land heimſuchen mit einer ſtarken Heerfahrt und doch ſind wir deſſen ſchuldlos, daß Lüdeger und Lüdegaſt uns abgeſagt haben.“ Darauf Gernot: „Wohlan, ſo ziehen auch wir die Schwerter. Es fallen nur, denen der Tod vorher beſtimmt iſt. Darum will ich nicht von meiner Ehre laſſen. Unſere Widerwinnen (Feinde) mögen kommen, wir werden ihnen Willkomm zu weiſen wiſſen.“ Da ſprach der ſtarke

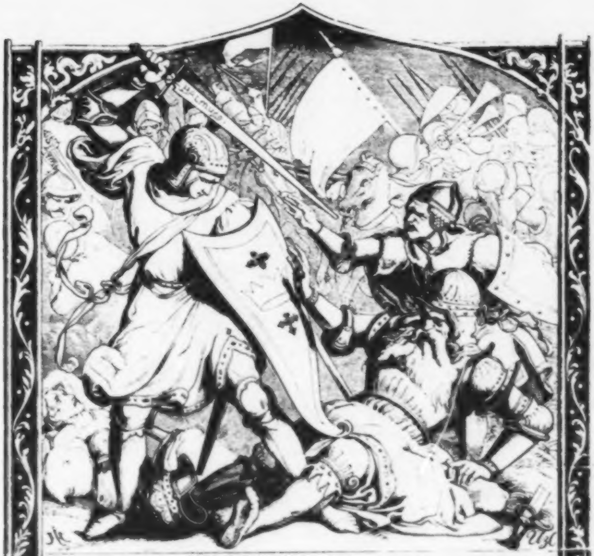
Hagen: „Das däucht mir ungut. Lüdegaſt und Lüdeger ſind übermächtig und wir mögen binnen ſo kurzer Friſt mit unſerer Rüſtung nicht recht zu Stande kommen. Sollte man nicht dem Sigfrid die Sache ſagen?“

Den Boten ward Herberge in der Stadt gegeben und Gunther befahl, ſie gut zu halten, bis er erprobt hätte, wer in dieſer Noth ihm zur Seite ſtehen wollte. Sigfrid aber, nicht wiſſend, warum der König ſo traurig und ſorgenvoll, ſagte zu ihm: „Mich wundert ſehr, wohin Euer gewohnter Frohmuth gekommen.“ Darauf erwiderte Gunther, der vielzierliche Degen: „Nicht Jedem mag ich die Sorge klagen, die mir am Herzen nagt. Nur ſtäten (bewährten) Freunden mag man Solches vertrauen.“ Auf Sigfrids Wangen ging und kam das Roth, während er ſagte: „Bei meinem Eid, ich will Euch Euer Leid wenden helfen. Sucht Ihr Freunde, ich will einer ſein.“ — „Das lohn' Euch Gott, Herr Sigfrid! Eure Rede gefällt mir baß, und ſollte mir auch Euer ſtarker Muth nicht helfen, ſo freut mich doch, daß Ihr mir ſo hold. All' meine Lebtage will ich's zu vergelten ſuchen. Aber vernehmt, warum ich traurig bin. Meine Feinde haben Botſchaft geſandt, daß ſie mich wollten heimſuchen mit Heerfahrt, wie uns das hier zu Lande noch nie geſchehen.“ — „Ei, laßt Euch das nicht ſo zu Herzen gehen. Sänftigt Euren Sinn und thut, was ich bitte. Laßt mich für Euch Ehre und Vortheil erwerben und bietet Eure Degen auf. Wenn Eure Feinde dreißigtauſend Degen hinter ſich hätten und ich hätte nur tauſend, ſo wollt' ich jene doch beſteh'n. Verlaßt Euch auf mich.“ — „Wie verdien' ich das je um Euch?“ — „Heißet mir folgen tauſend Eurer Mannen, da ich der meinen nur zwölfe bei mir habe; ich ſchirme Euer Land und will Euch in Treuen dienen. Helfen ſollen uns Hagen und Ortwein, Dankwart und Sindolt, Eure wackeren Recken; auch ſoll Volker mitreiten, der kühne Mann. Der ſoll die Fahne führen, keinen beſſeren Bannerträger wüßt' ich. Und ſchickt die Fehdeboten heim in ihrer Herren Land und laßt dieſen melden, daß ſie uns bald ſehen würden.“ Da berief der König ſeine Magen und Mannen und auch die Boten Lüdegers kamen zu Hofe. Dieſen gab Gunther reiche Geſchenke und freies Geleit und ſprach zu ihnen: „Berichtet meinen Feinden, ſie möchten mit ihrer Heerfahrt zu Hauſe bleiben. Wollen ſie mich aber dennoch aufſuchen hier in meinem Land, müßt' ich der Freunde mangeln, ſo ich nicht die Feinde in Noth brächte.“ Mit dieſem Beſcheid ritten die Boten fröhlich von dannen. Als ſie aber nach Dänemark kamen und dem König meldeten, die Burgundenfürſten mangelten nicht kühner Mannen und daß auch der Held von Niederland, Sigfrid geheißen, bei Gunther wäre, da begann den Lüdegaſt ſein Uebermuth zu reuen. Indeſſen, wie die Sachen ſtunden, mühten ſich die Dänen um ſo mehr, großen Heerbann aufzubringen, und Lüdegaſt mochte endlich zwanzigtauſend ſeiner Magen und Mannen zu muſtern. Der Sachſenkönig Lüdeger ſeinerſeits war auch nicht müßig und ſo brachten die Bundesgenoſſen vierzigtauſend und mehr Krieger zuſammen. Mit dieſer Macht wollten ſie ins Burgundenland einen Einfall thun. Derweil hatten aber auch die drei Burgundenkönige ihre Lehnsleute aufgeboten und ihre Rüſtungen mit Eifer betrieben. Volker führte die Heerfahne, Hagen von Tronje war Schaarmeiſter[17]). Sindolt, Hunolt und Dankwart ritten auch mit im Heerzug. „Herr König,“

ſprach Sigfrid beim Aufbruch, „bleibt Ihr daheim und hütet der Frauen. Ich getraue mir wohl, Ehre und Gut Euch zu wahren. Die Euch heimſuchen wollten am Rhein, ſollen uns in ihrem eigenen Lande ſehen und ſoll ihr Uebermuth in Sorge verkehrt werden.“

So zogen ſie vom Rheine durch Heſſen gen Sachſenland zu. Da entbrannte bald der Krieg. Mit Raub und Brand legten ſie das Land wüſte. Als ſie aber über die Gränzmark rückten, fragte Sigfrid: „Wer ſoll den Troß behüten?“ und man gab ihm zur Antwort: „Das ſoll der kühne Marſchalk Dankwart. Setzt ihn und Herrn Ortwein der Nachhut vor, dann werden wir von Lüdegers Mannen wenig zu befahren haben.“ „Sei es ſo,“ ſprach Sigfrid, „und ich ſelber will auf Kundſchaft ausreiten, die Stellung des Feindes zu erſpähen.“ Damit ließ er ſich waffnen, befahl das Kriegsvolk Hagen und Gernot und ritt ins Sachſenland hinein, allwo er des Tages manch ein Helmband zerhieb. Bald bekam er die feindliche Heerſchaar zu Geſichte, die auf dem Felde lagerte, und wenig härmte ſeinen heiteren Herzensmuth die Uebermacht. Da ward ſeiner ein Recke von den Feinden gewahr, der gleichfalls auf der Spähe lag und einen Schild von lichtem Gold am Arme trug. Und das war kein Anderer als der König Lüdegaſt. Der Held von Niederland ſprengte ohne Zögern auf ihn dar und der König ſtraks dem Angreifer entgegen, indem Beide die Roſſe mit den Sporen ſtachelten und mit den Lanzenſchäften einander auf die Schilde zielten. Gehorſam dem Sporenſtiche, trugen die Roſſe mit Windeseile die Kämpfer gegen einander, die dann eine Wendung machten und mit Grimm die Schwerter blößten. Da ſchlug der Herr Sigfrid drein, daß all das Feld ertoſete und ſeine Schwertſchläge aus ſeines Gegners Helme helle Feuerfunken ſtieben machten. Da ſchlug auch ihm Lüdegaſt manchen grimmen Schlag, der ſchwer auf Sigfrids Schild wuchtete. Es erſahen aber den Kampf ihrer dreißig von des Dänenkönigs Mannen und eilten ihrem Herrn zu Hülfe. Doch bevor ſie zur Stelle waren, hatte Sigfrid den Sieg gewonnen, maßen er dem Könige durch die leuchtende Brünne drei Wunden ſchlug, daß das Blut ſeines Schwertes Schneide röthete. Dem König Lüdegaſt wurde übel zu Muthe. Er nannte ſeinen Namen, bat ſeinen Sieger, ihm das Leben zu laſſen, und bot ihm all ſein Land als Löſegeld. Da aber Sigfrid den König von dannen führte, ward er durch dreißig von deſſen Mannen angerannt. Die erſchlug er alleſammt, mit Ausnahme von Einem, den ließ er leben, und dieſer ritt zu ſeinen Freunden ins Lager und ſagte die Mär' an, und wie wahr er ſprach, das zeigte ſein von Blut rother Helm. Ihres Herrn Gefangenſchaft, leid war ſie den Recken aus Dänemark nicht wenig, und als Lüdeger davon hörte, hub er an zu toben in ungefügem Zorn und Weh.

Derweil brachte Sigfrid ſeinen Gefangenen zu Gunthers Heergefolge und übergab ihn dem Hagen, der deſſen froh war und die Burgunden ihre Fahne bergen hieß. Aber Sigfrid ſprach: „Wohlauf, hier iſt noch mehr zu thun. Bevor der Tag zur Rüſte geht, mach' ich, ſo ich nicht mein Leben laſſe, noch manch ein waidlich Sachſenweib wehklagen. Ihr Helden vom Rhein, habt Acht! Ich weiß Euch den Weg zu Lüdegers Lager. Da gibt's noch ein heißes Helmverhauen, eh' wir heimfahren ins Burgundenland.“ Zu den Roſſen liefen da Gernot und ſeine Mannen und der kühne Volker führte die Fahne. So ritt der ſtarke Fiedelſpieler dem



Zug vorauf. Es waren aber ihrer nur tauſend und zwölfe. Mit ſcheinenden Schilden ritten ſie dahin, daß der Staub vom Boden ſtob. Da hatten ſich auch die Sachſen aufgemacht, mit Schwertſchärfe Land und Burgen vor den Fremden zu ſchirmen. Sie kamen an einander und manch ein Schildrand ſäumte ſich blutigroth. Sindolt, Hunolt und Gernot, die räumten im Streite ſo tüchtig auf, daß ihre Kühnheit manche Sächſin weinen machte. Volker und Hagen, Ortwein und Dankwart, die Sturmkühnen, ſie löſchten manches Helmes Brand mit fließendem Blute. Die von Dänemark waren auch nicht läſſig mit Stößen und Schlägen und die Sachſen ſchädigten ſtreitkühn ihre Feinde. Wo die von Burgundien eindrangen, ſah man Blut von den Sätteln fließen. Laut hallten den Helden die wehrlichen Waffen in den Händen. Dreimal war Sigfrid durch den feindlichen Heerhaufen hin und dar geſprengt, bis er den König

Lüdeger fand. Als der Vogt[14]) von Sachſen das gute Schwert Balmung hocherhoben in Sigfrids Hand und ſo manchen Mann davon hingeſtreckt ſah, ward er zornvoll gemuthet. Nun gab es ein groß Gedränge und ſtarken Schwerterſchall, als die beiden Recken auf einander rannten. Man ſchuf ihnen Raum. Vor Lüdegers Schwertſchlägen ſtrauchelte Sigfrids Roß, aber er raffte es wieder auf, und während die Könige kämpften, ſah man Speere fliegen über Helme, von Heldenhänden geſchoſſen durch lichte Schilde. In dem Geſtürme ſtiegen ſie nieder von den Roſſen und ſo liefen auch Sigfrid und Lüdeger einander zu Fuß an. Des Königs Schildgeſpänge zerſchellte vor Sigfrids Schlägen, und als Lüdeger auf ſeines Gegners Schild die gemalte Krone erſah[15]), da erkannte er, mit wem er ſtritte, und hob zu rufen an: „Laßt ab vom Schlagen, all' ihr meine Magen und Mannen! Da iſt Sigfrid, Sigmunds Sohn, den hat der üble Teufel nach Sachſenland gebracht." Er hieß die Fahnen ſenken und heiſchte Frieden. Der ward ihm gewährt, unter der Bedingung, daß er als Geiſel in Gunthers Land mitginge. Außerdem führten die Burgunden noch fünfhundert Gefangene mit, als ſie nach dem Rheine aufbrachen, während die ſiegloſen Dänen und Sachſen traurig heimwärts zogen.

Herr Gernot ſandte Boten voraus gen Worms und ließ ſeinen Freunden melden, was er und ſeine Mannen im Felde ausgerichtet. Die Botenknaben eilten ſich, und als ſie nach Worms gelangt, ließ Kriemhild, die Vielſchöne, ihrer einen zu ſich in die Kemenate[16]) beſcheiden und ſprach zu ihm: „Laß hören erwünſchte Märe! Berichteſt Du mich nach Wahrheit, will ich Dir Gold geben. Wie ſchied mein Bruder Gernot aus dem Streite? Wie viele kamen um und wer that das Beſte?" Der Bote gab zur Antwort: „Wir hatten keinen Zagen unter uns, vieledle Königin. Aber das muß man ſagen, zuvorderſt im Streite war ſtets der kühne Gaſt aus Niederland und ſeine Hand wirkte die ſtärkſten Wunder. Was auch Dankwart und Hagen und alle die anderen Mannen vollbrachten, Alles war nur Wind gegen Sigfrids Waffenwalten. Vom Anfang bis zum Ende that er das Beſte. Die beiden reichen Könige Lüdegaſt und Lüdeger hat er gefangen. Die kommen als Geiſeln her an den Rhein und die uns ſo übermüthig abſagten, ſind nun König Gunthers Gefangene." Da entbrannte der Jungfrau Antlitz von hellem Roſenroth, daß der junge Sigfrid, der waidliche Mann, aus ſo großer Gefahr heil hervorgegangen. Auch des Glückes ihrer Freunde freute ſich die Minnigliche und ſprach: „Gute Botſchaft brachteſt Du mir und deß zum Lohne ſollſt Du ein Feierkleid und zehn Mark Goldes haben."

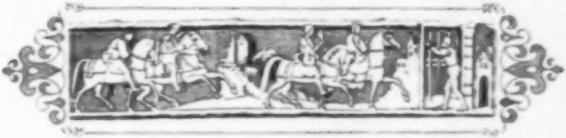
Als darnach die hochgemuthen Degen die Straße dahergezogen kamen, da trat manche ſchöne Maid an's Fenſter. Heim kamen die Geſunden, heim kamen auch die wund waren, aber ihrer ſechzig hatten auf dem Zug ihr Leben gelaſſen. Der königliche Wirth ritt ſeinen Freunden entgegen, ſie fröhlich willkommen zu heißen. Er hieß den Verwundeten Pflege ſchaffen und auch den gefangenen Feinden erwies er Güte. „Seid mir gegrüßt," ſprach er zu Lüdegaſt. „Ihr ſeid durch eigene Schuld in Schaden gerathen. Gott lohne meinen Freunden, die mir dieſe Sache zum Heile gewendet." — „Ja wohl mögt Ihr ihnen danken," ſagte Lüdeger. „Solche Geiſeln gewann nie ein König. Für ritterliche Haft bieten wir Gold und ſein alterndes, demüthig auf die Bruſt geſenktes Geſicht war von höfiſchem Schnitt und ſeine Hände hingen regungslos an den Hüften nieder. Sein Gefährte, die Tracht des Auguſtiner-Eremiten-Ordens anhabend, hatte eines jener chamäleon'ſchen Geſichter, auf denen der Ausdruck angeborner Arroganz und Eitelkeit mit dem ſcheinheiliger Hingebung und Entſagung fortwährend wechſelt, ein markirtes und doch wieder verſchwimmendes Geſicht, auf welches die Bezeichnung „jeſuitiſch“ treffend paßte, obgleich Don Inigo de Loyola damals kaum drei Jahre alt war. Der Mönch ſtand ebenfalls, ſeine Ehrfurcht auszudrücken, demüthig gebeugt, doch vermochte er zuweilen eine ungeduldige Bewegung ſeiner Schultern nicht zu unterdrücken, und wenn er ſich unbeobachtet glaubte, ließ er hinter ſeinen hoch auf der Bruſt gefalteten Händen hervor ſpähende Blicke auf den Pabſt gleiten. Der alſo ſich gebahrte, war jener Mariano da Ghenezzano, jener ſchöngeiſtige Prediger, der die lüderliche Ariſtokratie von Florenz erbaut hatte unter Lorenzo's de Medici prunkhafter Tyrannei, vor Savonarola's gewaltigem Prophetenwort aber aus Florenz entwichen, hier in Rom Vertrauter des

Gut. Verfahret gnädig mit uns." — „Ich will Euch Beide ledig laſſen," erwiderte Gunther, „ſo Ihr mit Eurem Wort mir verbürgt, daß Ihr mein Land nicht vor Friedensſchluß verlaſſen wollt." Darauf gaben ſie ihm Wort und Handſchlag. Der Heimfahrt nach Niederland dachte nun auch Sigfrid, aber als Gunther davon hörte, bat er den Helden herzlich, noch länger zu verweilen. Denn gar hold war ihm der König und Alle waren es, die geſehen, was er im Streite gethan. Ihm dafür Sold zu bieten, dazu war er ein viel zu mächtiger Herr; aber er trug in ſeinem Sinne des Königs Schweſter und um ihrer wegen blieb er. Gunther derweil gedachte ein groß Hofgelag zu halten und ließ Zurüſtungen treffen zum Gaſtempfang. Als Frau Ute und die ſchöne Kriemhild davon hörten, hatten ſie viel zu thun und ſchloſſen Kammern und Truhen auf, Ritter und Frauen mit Feſtgewanden auszuſtatten.

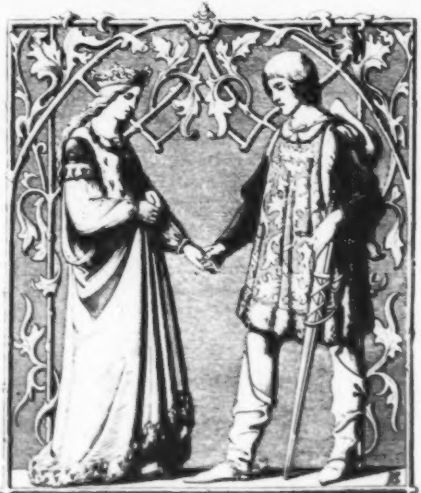
Drittes Hauptſtück.

Wie Sigfrid die Kriemhild zum erſten Mal ſah.

Von Tag zu Tag ritten mehr der Gäſte an den Rhein, die Hochzeit mitzuhalten. Zweiunddreißig Fürſten kamen da zuſammen und edle Jungfrauen ſchmückten ſich um die Wette. Gernot und Giſelher waren geſchäftig, die Fremden zu empfangen, welche mit Prunk und Pracht, auf goldrothen Sätteln, mit zierlichen Schilden und herrlichen Gewanden in Worms einritten. Die wund gelegen, waren ihrer Heilung froh, die Siechen vergaßen ihrer Pein, es ging große Freude über ganz Burgundenland. An einem Morgen um Pfingſten waren fünftauſend oder mehr ſtattliche Ritter am Hoflager verſammelt und nun begann allerlei Kurzweil. Der königliche Wirth aber bedachte bei ſich, wie der Held von Niederland ſeine Schweſter minne, ob er ſie auch nie geſehen, ſie, welcher man den Preis der Schönheit vor allen Jungfrauen zuerkannte. So ſagte er: „Nun rathet mir, alle ihr meine Magen und Mannen, wie wir die Hochzeit ſo löblich halten mögen, daß es uns zum Lobe gereiche.“ Worauf von Metz Herr Ortwein: „Wollt Ihr mit rechten Ehren Hochzeit halten, ſo laßt die wonniglichen Maide, die bei Hofe ſind, aus ihren Kammern kommen. Was wäre einem Manne zu größerer Wonne als ſchöne Fräulein und Frauen anzuſchauen? Ich rathe, laßt Eure Schweſter die Gäſte begrüßen.“ Dem König gefiel der Rath und er ließ alsbald Frau Uten und ihrer Tochter entbieten, ſie ſollten mit ihren Jungfrauen im Palas erſcheinen.



Da wurden im Frauenhaus die Schreine aufgeſchloſſen und die Feſtgewänder herausgenommen, da entleerten ſich die Truhen ihrer Vorräthe an Borten und Spangen. Minniglich ſchmückte ſich da manche magdliche Schöne und mancher junge Recke ſehnte ſich da, daß ihn mit Huld anſähen die Holden. Durch hundert ſeiner Mannen, die bloßen Schwerter in der Hand, ließ König Gunther ſeine Mutter und Schweſter, die mehr als hundert waidlicher Frauen und Mägdlein im Gefolge hatten, zu Hofe geleiten. Als der Zug aus der Kemenate hervorkam, da ward ein groß Gedränge der Helden, die alle des Anblicks der edlen Mage froh ſein wollten. Da erſchien die Minnigliche, wie aus trüben Wolken die Morgenröthe tritt, und als er ſie nun ſo herrlich vor ſich ſtehen ſah, da lachte dem das Herze, der ſie ſchon ſo lange in ſeinem Sinne getragen. Auf ihrem Gewande leuchtete Edelgeſtein und Roſenroth auf ihrem lieben Antlitz und da war Keiner, der nicht hätte geſtehen müſſen, daß er auf dieſer Welt Schöneres nie ge-


Wie Sivrit Chriemhilt alreſte erſach

ſehen. Alswie der lauter leuchtende Mond vor den Sternen, ſo ging Kriemhild vor den anderen Frauen einher. Da dachte Sigfrid bei ſich: „Wie konnt' ich mich je vermeſſen, Dich minnen zu wollen? Das iſt ein Thorenwahn. Und aber müßt' ich Dich meiden, ſo wär' ich lieber todt." Und wie er ſo dachte, wurden ihm die Wangen bald bleich bald roth. Es ſtand aber der Sigelinde Sohn da ſo minniglich, als wäre er von guten Meiſters Künſten auf Pergament gemalt. Stattlicheren Helden ſah man nie.

Während die vorſchreitenden Kämmerlinge den Frauen Bahn ſchufen, ſprach Herr Gernot: „Gunther, lieber Bruder, ich rathe, dem Helden, der Euch ſo wacker diente, ſollt Ihr hier vor allen dieſen Recken Lohn bieten. Heißet Sigfrid, Sigmunds Sohn, zu meiner Schweſter treten, daß die Magd ihn begrüße, ſie, die bislang nie Recken grüßte. Damit gewinnen wir den zierlichen Degen." Und ſie holten den König aus Niederland herbei, damit ihn der Burgundenfürſten Schweſter grüße. Als Kriemhild den Hochgemuthen vor ihr ſtehen ſah, entbrann ihr Antlitz und die ſchöne Magd ſprach: „Seid willkommen, Herr Sigfrid, edler Ritter gut!" Ihm höhte der Gruß den Muth, er neigte ſich minniglich vor ihr und bot ihr Dank. Es zwang ſie zu einander der ſehnenden Minne Noth. Sie reichte ihm dar ihre weiße Hand und mit liebenden Augen blickten der Herr und die Fraue verſtohlen einander an. Nie in Maientagen oder zur Sommerzeit war ihm froher zu Sinne als da er die bei der Hand hielt, welche er zur Trauten haben wollte, und mancher Recke dachte bei ſich: „Wäre mir doch wie ihm geſchehen!" Aus was immer für Landen ein Gaſt zugegen, er nahm in der ganzen Verſammlung nur der Beiden wahr. Der Magd ward erlaubt, den waidlichen Mann zu küſſen, dem in dieſer Welt Lieberes nie widerfuhr. „Fürwahr," ſprach da der gefangene König von Dänemark, „dieſes Grußes wegen liegt Mancher todt oder wund von Sigfrids Hand. Gott ſchütze Dänemark vor ihm." Derweil mußten ſich die Beiden wieder von einander trennen, denn die Königinnen traten mit ihren Frauen den Kirchgang an. Nachdem aber im Münſter die Meſſe geſungen war, hieß man Sigfrid wieder zu der Jungfrau gehen und nun erſt begann ihm die minnigliche Magd recht zu danken, daß er im Streite ſo wacker geweſen. „Lohn' es Euch Gott, Herr Sigfrid," ſprach das edle Kind, „daß Ihr durch tapfere Thaten meine Brüder Euch in rechten Treuen gewogen machtet." Er hinwieder ſah die Magd minniglich an und erwiderte: „Allzeit will ich ihnen dienen und nicht ruhen noch raſten, zu thun nach ihrem Wunſche. Aber Alles ſei Euch zu Hulden gethan, Herrin[21]) Kriemhild."

Zwölf Tage lang währte dieſe Hochzeit und verging keiner derſelben ohne daß man den edlen Degen und die löbliche Magd beiſammen ſah. Es wurde inzwiſchen viel Ritterſpiel und Kurzweil getrieben und Saal und Burg rauſchte von fröhlichem Schall. Hernach ſchloß König Gunther mit Lüdegaſt und Lüdeger Sühne und Frieden, indem er that, wie ihm Sigfrid rieth, nämlich die Gefangenen ziehen ließ, ohne das angebotene Löſegeld von fünfhundert Roßlaſten Goldes anzunehmen. Nur ihres Handſchlages gehrte er als Friedenspfandes und damit ließ er ſie ziehen. Die Gäſte verabſchiedeten ſich auch von Frau Ute und Jungfrau Kriemhild und leer und ledig wurden allgemach die Herbergen. Und weil er daran verzweifelte, zu erwerben, worauf ſein Sinn ſtand, wollte auch der kühne Sigfrid von dannen reiten. Das wandte aber der junge Giſelher, durch welchen der Held von Niederland unſchwer zum Bleiben ſich bewegen ließ. Konnte ihm doch nirgends wohler werden als wo er alle Tage die ſah, deren Schönheit ohne Gleichen ihn feſſelte. Es geſchah aber unlange darnach, daß Gunthers nächſte Sippen ihm anlagen, ein Weib zur Ehe zu kieſen, wie es ihm anſtünde, wozu auch der König willig war, wenn ſich eine Jungfrau fände, die an Adel und Schönheit ihm ebenbürtig wäre.

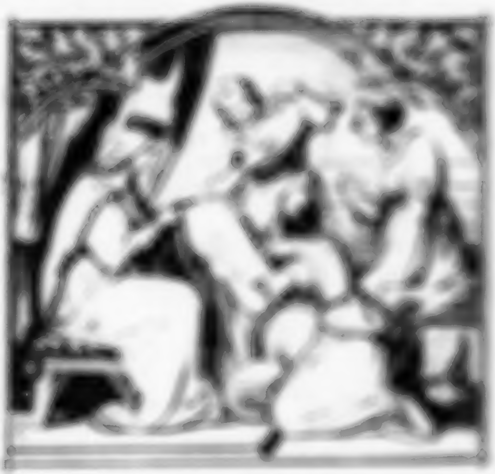
◆

Viertes Hauptſtück.

Wie König Gunther ausfuhr, um Brunhild zu werben, und wie er ſie erwarb.

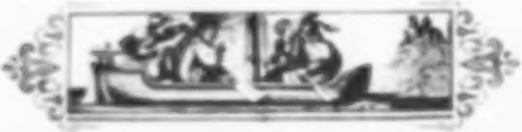
Zur ſelben Zeit war geſeſſen über See eine Königstochter, welche nie und nirgends ihres Gleichen hatte. Schön war ſie über die Maßen und von wunderſamer Stärke, und wer ſie wollte minnen, der mußte mit ihr um die Wette den Lanzenſchaft ſchleudern, den Stein werfen und im Schwung darnach ſpringen. Auf dem Sieg in dieſen drei Spielen ſtand des Werbenden Kopf; denn zog er in einem den Kürzeren, ſo mußt' er Leib und Leben laſſen. Und das war ſchon vielen geſchehen, als der Vogt vom Rheine, König Gunther, die Mär vernahm und ſeinen Sinn auf das ſchöne Weib wandte. Als er eines Tages mit ſeinen Freunden und Mannen zu Rathe ſaß und ſie das Für und das Wider ſeiner Bewerbung verhandelten, ſprach der König: „Ich will nieder an die See, hin zu Brunhild, mag werden was will. Um ihre Minne will ich wagen das Leben. Das verlier' ich oder ſie wird mein Weib." Darauf Sigfrit: „Ich widerrathe das Abenteuer. Die Jungfrau iſt ſo grimm geartet, daß es Jedem, der um ihre Minne wirbt, theuer zu ſtehen kommt." Gunther wiederum: „Nie ward geboren ein Weib ſo ſtark und kühn, daß es mein Arm im Streite nicht bezwänge." — „Schweigt," verſetzte Sigfrit, „Ihr kennt Brunhild nicht. Wären auch Eurer Viere, Ihr könntet doch vor ihrem Zorne nicht beſteh'n. Darum rath' ich in Treuen: laßt das Unternehmen unterwegen." Worauf Gunther: „Sei ſie ſo ſtark, wie ſie wolle, nicht laß ich von der Fahrt. Hilft mir Gott, ſo führ' ich die ſchöne Königin heim an den Rhein." Da ſprach Hagen von Tronje: „Wohl, Herr König, ſo bittet Sigfrit, daß er mit Euch fahre die gefährliche Fahrt; weil er doch deſſen ſo kundig, wie es um Jungfrau Brunhild beſtellt iſt*)." Darauf der König: „Willſt Du mir werben helfen die Minnigliche, edler Sigfrit? Ich bitte Dich darum, und wird das minnigliche Weib meine Traute, ſo will ich mit Ehre und Leben Dir zu Dienſten ſein." Da

[illegible]



[illegible]

Da der zwölfte Morgen tagte, hatten Wind und Wellen das Schifflein der Vielkühnen gen Iſenſtein in Brunhilds Land getragen, welches allein dem Siegfried bekannt war*). Als König Gunther die weitgedehnten Marken erſah, mit vielen Burgen darauf, begann er zu fragen:



„Weß ſind dieſe Burgen und das ſchöne Land?" Antwort Siegfried: „Burgen und Land ſind der Brunhilde zu eigen. Dort liegt Iſenſtein, ihre Veſte; da mögt Ihr noch heute der ſchönen Frauen viele ſchauen. Ich will Euch aber rathen, Ihr Helden, ſtellt Eure Rede vorſichtig und einer Sinnes. Es geziemte nicht ohne Sorgen, ſo wir heute vor Brunhilde treten. Wenn wir die Minnigliche bei ihrem Hofgeſinde ſehen, ſollt Ihr, gute Helden, auf Befragen alleſammt ſagen, Gunther ſei mein Herr und ich ſei ſein Dienſtmann**)." Sie waren willig, zu thun, wie er ſie bat, wenn ihnen bei Brunhilde kommen. Aber Siegfried ſagte noch zu Gunther: „Nicht thu' ich ſo um Deinen, mehr aber um Deiner Schweſter willen. Die iſt mir wie die eigene Seele und wie der eigene Leib und gerne will ich's verdienen, daß ſie mein Weib werde."

Derweil war das Schiff ſo nahe zur Burg hinan geglitten, daß der König an den Fenſtern droben manche ſchöne Maid erblicken konnte. „Nun ſag mir, Siegfried, Geſelle mein, kennſt Du die Frauen und Mägdlein, die von da droben zu uns niederſchauen auf die Flut?" Siegfried dagegen: „Schaue nur recht aus nach den Jungfrauen und ſag mir dann, welche Du zum Weibe haben wollteſt, ſo Du nach Deiner die Wahl hätteſt." — „Das will," ſprach der kühne König Gunther. „Dort am Fenſter ſeh' ich Eine in ſchneeweißer Wat, vielſchön von Geſtalt und wohlgethan. Die wollt' ich wählen, ſo ich hätte Gewalt, daß ſie würde mein Weib." — „Recht wählt nun Dein Auge. Es iſt die ſtarke Brunhilde, die ſchöne Magd, die Dein Herz meint und minnt." Da hieß die Königin ihre minniglichen Maide von den Fenſtern geh'n, denn nicht ziemt ſich, von den fremden Gäſten ſich angaffen zu laſſen. Da traten die Schönen von den Fenſtern zurück, wie es Sittſamen ziemt, aber doch ſchauten ſie heimlich durch die Fenſterläden nach den Fremden, wie edler Frauen und Mägdlein zu thun pflegen. Derweil hatten die Gäſte ihr Fahrzeug an's Land getrieben. Der kühne Siegfried zog ein Roß aus dem Schiffe, ein ſchönes und ſtarkes Roß, und das hielt er beim Zügel, bis König Gunther im Sattel ſaß. Das war zum erſten Mal, daß der Held dienſam am Steigreif ſtand. Die ſchönen Frauen ſahen es gar wohl von den Fenſtern herab, wie er Gunthern diente, der ihm ſolchen Dienſt gar bald vergeſſen hatte. Dann zog Siegfried ſein eigenes Roß aus dem Schiffe, und wie er neben Gunther ritt, waren ihre Pferde und ihre Kleider von ganz gleich ſchneeweißer

Farbe und ihre Schilde leuchteten den waidlichen Männern an den Händen. Auf mit edlem Geſtein gezierten Säumern ritten ſie vor Brunhilds Saal und an den Bruſtriemen ihrer Roſſe hingen Schellen von rothem Gold*). Sie führten wohlgeſchliffene Speere und ihre Schwerter reichten ihnen bis zu den Sporen hinab. Hinter ihnen ritten Dankwart und Hagen einher, rabenſchwarz ihr Gewand, das von edlem Geſtein aus Indien funkelte. So ſah Brunhild die Recken reiten. Sie aber erblickten ſechsundachtzig Thürme und im Umkreis derſelben drei weitgedehnte Pfalzen und in einer derſelben einen ſchmucken Saal. Der war gebaut aus edlem Marmelſtein, grün wie Gras, und darin ſaß die Königin mit ihrem Ingeſinde. Das Burgthor ſtand offen und im Vorraum wurden die Gäſte von Brunhilds Kämmerlingen empfangen und ward ihnen zum Willkommen Wein kredenzt und Herberge und Gemach beſchafft.

Da nun Aller Blicke neugierig an den Fremden hingen, ſprach die Königin zu ihrem Ingeſinde: „Ihr ſollt mich wiſſen laſſen, wer die fremden Fahrtgeſellen ſein mögen, die da in meiner Burg ſo ſtattlich ſtehen, und von wannen und warum ſie hergefahren.“ Worauf einer der Brunhilds Mannen: „Herrin, ich ſage fürwahr, daß ich bislang noch Keinen von den Recken ſah. Maßen aber Einer darunter iſt, der dem Siegfried ähnlich ſieht, ſo rath' ich, ſie freundlich zu empfangen.“ Die Königin wieder: „Man bringe mir Gewand und Zier. Iſt der ſtarke Siegfried wirklich gekommen in mein Land, um meine Minne zu werben wagend, ſo ſoll er das mit dem Leben büßen. Ich fürcht' ihn nicht ſo ſehr, daß ich würde ſein Weib.“ Da ward die ſchöne Brunhild gewandet und geſchmückt und ging zu den Gäſten, gefolgt von mehr denn hundert ſchönen Maiden und mehr denn fünfhundert Mannen aus Island, mit blanken Schwertern in den Händen. Die vier Helden ſtanden auf vor der Königin und die jugendliche Magd ſprach alſo: „Seid willkommen, Siegfried, hie zu Lande! Aber ſagt an, was Euch hergeführt.“ — „Viel Dank für Eure Gnade, Herrin Brunhild, daß Ihr mich zu grüßen geruhet vor dieſem kühnen Recken, der hier vor mir ſteht und der mein Herr iſt. Ehre, wem Ehre gebührt. Er iſt König am Rheine, was ſoll ich mehr ſagen? Deinet wegen ſind wir hergefahren. Er will Dich minnen, geſchehe was mag. Bedenke dir's bei Zeiten: mein Herr läßt nicht davon. Gunther iſt der hehre König geheißen. Er gebot mir, ihn herzuführen; aus freien Stücken wär' ich nicht gekommen.“ Worauf die Königin: „Iſt er Dein Herr und biſt Du ſein Dienſtmann, ſo mag er meine Spiele mit mir zu ſpielen verſuchen. Bleibt er darin Meiſter, ſo will ich ihn minnen; mißlingt es, ſo muß er ſterben.“ Nun Hagen von Tronje: „Herrin, laßt uns ſehen, was Ihr für Spiele ſprecht. Hart doch müßt' es hergehen, wenn Gunther, mein Herr, Euch ließe den Sieg. Er darf ſich wohl getrauen, eine ſo ſchöne Magd zu erwerben.“ — „Den Stein ſoll er ſtoßen und ſpringen danach, den Speer ſchießen mit mir um die Wette. Bedenkt es wohl: leicht könnt dabei Ihr laſſen Ehre und Leben.“ — Da flüſterte Siegfried dem König zu: „Sei unverzagt und rede frei heraus mit der Königin. Das Abenteuer ſoll ein gutes Ende finden als ihr Uebermuth meint.“ Darauf Gunther: „Königin hehr, gebietet mich, wie Ihr wollt. Ich wage mein Haupt, Euch zu werben zum Weib.“

Als die Königin dieſe Rede vernommen, hieß ſie die Spiele rüſten und ließ ſich die

Pabſtes geworden und unaufhörlich beſliſſen war, dieſen gegen den Florentiner Apoſtel der Freiheit und Wahrheit aufzuſtacheln.

„**De tales polvos tales bodos!**“ * unterbrach endlich der Pabſt die drückende Stille, „hätte ich nur früher an dieß mein heimatliches Sprüchwort gedacht, nie hätte ich mich von dieſem meineidigen Mohren von Mailand, dieſer amphibienartigen Krämerrepublik von St. Markus überliſten laſſen und auf dieſen Tropf von Medici vertraut; **Satanassaccio**! jetzt haben wir das ganze Unglück auf dem Halſe.“

„Heiligſter Vater“ — hub der **Maestro del sagro Palazzo** demüthig an, aber haſtig unterbrach ihn der Gebieter:

„Sprich mir nicht von Heiligkeit, Meiſter Ludovico, unſere Zeit nennt nur noch die Klugen, nicht aber die Thoren heilig, und ein Thor war ich, ein Thor, ein ſiebenfacher Thor; aber wem hätte es auch einfallen können, daß dieſer milchbärtige Franzoſe ſein tolles Unternehmen ſo glücklich

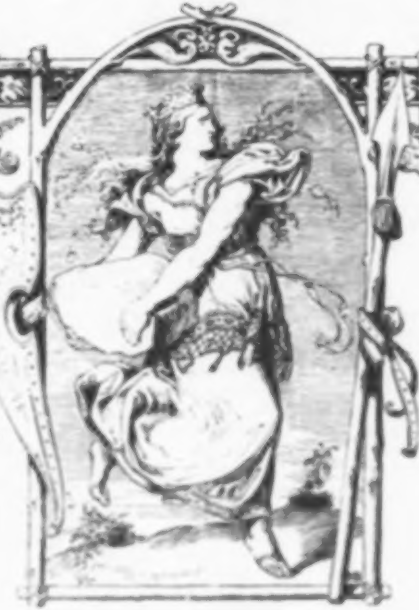
---

* Aus ſolchem Staub wird ſolcher Koth.

Spaniſches Sprüchwort.

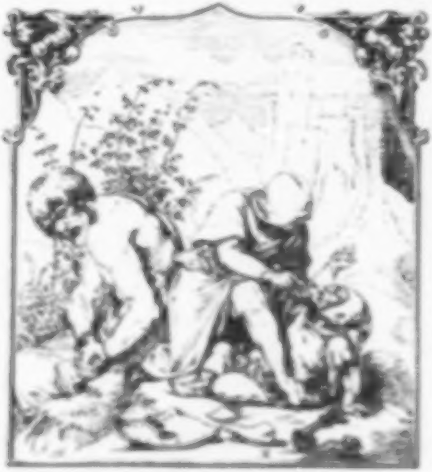
Streitgewand bringen, eine goldene Brünne und einen guten Schild. Dann that sie an ein Waffenhemd; das war aus Pfellel (Seidenzeug) vom Lande Libya also gemacht, daß keine Waffe die Maid verwunden mochte. Dankwart und Hagen waren des Dinges unfroh, sie sorgten sich um den König und dachten, das sei eine fährliche Fahrt. Derweil aber war Sigfrid mit Listen zu dem Schiff gegangen, allwo ihm die Tarnhaut verborgen lag. In die schlüpfte er hurtig und da war er unsichtbar. Zur Burg rückeilend, traf er eine große Versammlung von Recken, denn die Königin ordnete die Kampfspiele. Er mischte sich in die Menge, aber Niemand sah ihn. Mehr denn siebenhundert Ritter in Waffen bildeten allda einen Ring, innerhalb dessen die Spiele gespielt werden sollten. Nun kam Brunhild daher in Wehr und Waffen, als wollte sie werthstreiten um aller Könige Lande, und herrlich war sie anzuschauen. Da wurde auch ihr Schild herbeigetragen und trugen selbigen vier Mannen mit Mühe, den Goldschild, mit grünen Smaragden geschmückt und mit starkem Stahlbeschläge am Rand. Da der starke Hagen dermaßen sah den Schild, der unter den Buckeln drei Handspannen dick war, sprach er zu seinem Herrn: „Wie nun, König Gunther, müssen wir also Leib und Leben verlieren? Die Ihr zu minnen begehrt, die ist ja des Teufels Weib!“ Auch einen Speer brachte man der Königin; an den waren vierthalb Stab Eisen verschmiedet und war er so schwer und ungefüge, daß ihrer Dreie ihn kaum tragen konnten. Darob kam Gunther nicht wenig in Sorgen und dachte in seinem Sinne: „Was soll daraus werden? Der Teufel selbst aus der Hölle, wie könnt' er hier bestehn? Wär' ich nur wieder heil heim am Rhein, die Maid wäre vor meiner Minne sicher.“ Derweil brachte man auch ihm sein Rüstzeug und bald stand der König in Waffen. Nun ward noch in den Ring getragen ein Marmelstein, groß und schwer unmaßen, so daß zwölf Mannen an ihm genug zu tragen hatten. „Weh und Waffen!“ sprach da Hagen. „Wen hat der König zur Trauten? Die paßte ja dem Teufel in der Hölle zur Braut!“

An den vielweißen Armen streifte Brunhild nun die Aermel zurück, faßte den Schild und schwang in die Höhe den Speer. Da ging es an den Streit, und wäre Gunther übel gefahren, so ihm Sigfrid nicht zu Hülfe gekommen. Der nahte sich ihm unsichtbar und rührte seine Hand, raunend: „Gib mir den Schild und merke wohl meine Worte: Du habe die Gebärde des Kämpfens, den Kampf aber kämpfe ich.“ Da wohlete es dem König. Kraftvoll nun schoß die herrliche Kämpferin ihren Speer auf Gunthers Schild, den der Sieglinde Sohn an der Hand trug, daß die Feuerfunken vom Stahle stoben. Des Speeres Schneide durchschlug den Schild, daß Funken aus den Panzerringen fuhren und vor des Wurfes Wucht die beiden vielstarken Mannen strauchelten. Dem kühnen Sigfrid brach Blut aus dem Munde, doch alsbald hatte er sich wieder ermannt und faßte den Speer, den sie ihm durch Schildesrand geschossen, zum Rückwurf. Aber er dachte: „Nicht will ich Wunden werfen dem weiblichen Weib“ — und kehrte des Speeres Schneide hinter sich und schoß den Schaft auf die Königin, daß sie strauchelte und fiel, denn nicht mochte sie halten dem Schuß, den gethan ein viel stärkerer Mann als Gunther. Die schöne Brunhild jedoch, des Truges unkund, sprang alsbald wieder auf die Füße und rief: „Gunther, edler Ritter, des Schusses habe Dank!“ Dann ging sie grimmiglich,



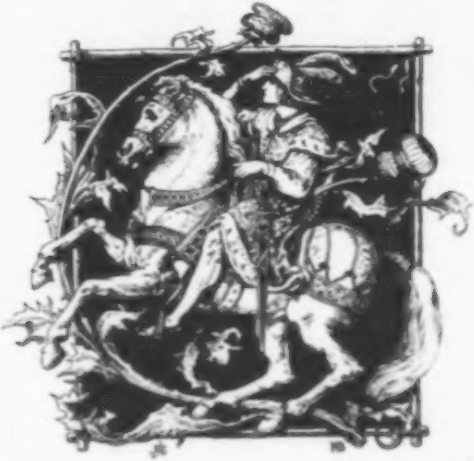
zornigen Muthes, die ſchöne Magd und hob hoch den Marmelſtein und ſchwang ihn mit Macht fernhin und ſprang dem Geworfenen nach. Zwölf Klafter weit flog der Stein, ſie aber erreichte ihn doch mit einem Sprung. Da ging Herr Siegfried zu dem Steine. Den mußte Gunther wägen, er aber, der unſichtbare Helfer, warf ihn. Und ſo ſtark und gelenk war er, daß er den Stein weiter warf als Brunhild und auch weiter ſprang als ſie und [illegible] im Sprunge den König Gunther mittrug. Der nun ſtand neben dem Steine und (ſcheinbar) ſonſt Keiner. Da ſprach, geröthet im Antlitz, die Königin zu ihrem Ingeſinde: „Ihr, meine Magen und Mannen, nun kommt und thut dem König Gunther Huldigung als seine Unterthanen." Da legten die kühnen Mannen die Waffen von der Hand und bogen vor Gunther huldigend die Kniee; denn wie sie wähnten, hatte er den Sieg im Kampfspiel durch eigne Kraft gewonnen. Nachdem er ihnen freundlichen Gruß entboten, nahm die Jungfrau den König bei der Hand und führte ihn zum Palas. Der schnelle Sigfrid trug derweil kluglicher Weise die Tarnhaut wieder zu dem Schiffe. Dann ging auch er in den Saal und sprach mit Listen, als wüßt' er nicht, was so eben vorgegangen: „Nun, Herr, was zögert Ihr? Wann sollen die Kampfspiele anheben?" Antwortete da die Königstochter: „Wie ging das zu, daß Ihr, Herr Sigfrid, die Spiele, in welchen König Gunther obsiegte, nicht mitangesehen?" Worauf Hagen: „Degen Sigfrid war bei unserm Schiffe, während der Vogt vom Rheine das Spiel Euch abgewann." Und Sigfrid: „Wohl mir dieser Märe, Herrin, daß Euer Hochfahrt unterlegen und Einer lebt, der Euch meistern mag. Nun sollt Ihr, edle Magd, uns von hinnen folgen an den Rhein." Darauf die Königin: „So eilt es mit nichten. Erst muß ich noch fragen meine Magen und Mannen. Ich kann nicht so leichtweg räumen mein Land und muß zuvor noch meine Freunde zu mir bescheiden." Und sie hieß Boten reiten allenthalben, zu Hofe zu laden ihre Magen und Mannen. Als nun Hagen spät und früh das schaarweise Reiten zum Isenstein sah, sprach er: „Jane ja*), was haben wir gethan? Wir erwarten da uns zum Unheil die Mannen Brunhildes. Was die Königin sinnen mag, nicht wissen wir es. Wie, wenn sie auf unsern Untergang sänne?" Darauf Sigfrid: „Das schaffe Euch keine Sorge. Ich hole Euch Hülfe her in dieses Land, tausend auserwählte Degen. Fragt nicht, wohin ich fahre, und sagt der Königin, daß Ihr mich weggesendet. Binnen wenig Tagen komm' ich zurück."

Damit ging Sigfrid nach der Düne und fuhr in dem Schifflein von dannen, in die Tarnhaut gehüllt. So war er unsichtbar und war das über See gleitende Fahrzeug anzusehen, als treibe es von dannen der Wind. Nachdem er aber mit seinen gewaltigen Kräften einen Tag und eine Nacht hindurch gerudert, gelangte er nach Nibelungenland, allwo er vordem den großen Hort gewonnen und Recken und Burgen ihm unterthan waren. Er landete an einem weitgedehnten Werder, festigte sein Fahrzeug am Ufer und ging einen Berg hinan, allwo eine Burg stand, Herberge zu heischen, wie reisemüde Männer thun. Da pochte er an das verschlossene und wohlbehütete Thor. Drinnen aber pflag der Wache ein riesiger Recke. Der frug: „Wer pocht da draußen?" Darauf Sigfrid mit verstellter Stimme: „Mache auf! Noch heute muß Mancher mir von hinnen folgen, der lieber auf der sanften Haut läge." Diese Rede verdroß den Wächter nicht wenig. Er that seine Rüstung an, stieß das Thor auf und rannte auf Sigfrid ein mit den Worten, wie er da zu wecken wage so manchen kühnen Mann. Der Held hatte sicherlich große Noth, vor den Schlägen mit der Eisenstange, womit der Riese ihm zusetzte, sich zu schirmen. Die Burg erdröhnte von dem Zweikampf, bis es dem Recken gelang, den Riesen zu zwingen und zu binden. Nun kam aber, von dem Lärm geweckt, auch der vielkühne Zwerg Albrich gelaufen, in Helm und Ringpanzer, in der Hand eine Geißel von sieben Ketten, woran schwere Knäufe. Damit lief er den Helden an und zerschlug ihm so hinterlich den Schild, daß er zerbrach. Aber Sigfrid warf weg ſein Schwert, maßen er ſeinen Schatzmeiſter nicht tödten wollte, ergriff mit ſtarken Händen den Zwerg und packte ihn ſo gewaltig am Barte, daß der Alte vor Schmerz aufſchrie: „Laßt mich leben! Wär' ich nicht unterthan einem Recken, dem ich Eide geſchworen, wollt' ich Euch bis zum Tode dienſtbar ſein.“ Da band der Sieger den Zwerg, wie er den Rieſen gebunden. Alberich fragte: „Wer ſeid Ihr denn?“ Worauf der Held: „Sigfrid bin ich. Ich wähnte, ich wäre Euch wohlbekannt.“ — „Heil mir dieſer Mär! Gar wohl weiß ich, daß Ihr von Rechts wegen hier Landesherr



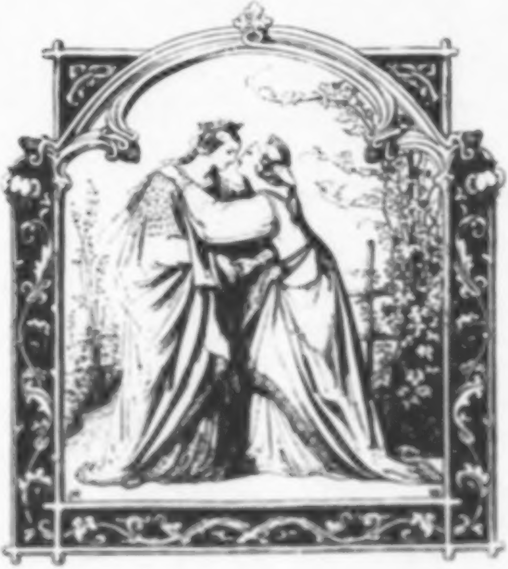
ſeid. Ich thu', was Ihr gebietet, ſo Ihr mich leben laßt.“ Darauf Sigfrid: „Wohlan, ſo gehe geſchwinde und ſchaffe mir zur Stelle tauſend Nibelungen, die beſten Recken, ſo im Lande ſind.“ Damit löſete er den Rieſen und den Zwerg der Bande und Alberich ſäumte ſich nicht lange, die Nibelungen-Mannen zu ſammeln. Dreißigtauſend Recken waren alsbald bereitwillig, Sigfrid zu folgen in Brunhildes Land. Aus dieſen wählte er tauſend der beſten, und als ſie mit guten Roſſen, herrlichem Gewand und Rüſtung verſehen waren, fuhr er eines Morgens mit der Schaar von dannen. Da ſie gen Jſenſtein zuſegelten, wurden ſie von der am Fenſter ſtehenden Königin erſchaut. Sie ſprach: „Weiß mir Einer, wer die ſind, welche dort herfahren auf dem Meer?" Antwort gab der Vogt vom Rhein: „Herrin, es ſind meine Mannen. Ich bin auf meiner Fahrt ihnen vorausgefahren und habe ſie nun hieher beſchieden." Die Gäſte wurden mit Züchten empfangen und wohlgehalten.

Da aber das Gedränge der Gäſte auf Jſenſtein immer größer ward, lüſtete es die aus Burgundien, heimzufahren. Jetzo ließ die Königin unter ihre Freunde und Dienſtleute reichlich



Gold und Silber vertheilen und zwanzig Reiſeſchreine mit Gold, Seide und Edelgeſtein anfüllen. Auch beſchied ſie ihren vornehmſten Vetter, der ihrer Mutter Bruder war und in Jsland Vogt ſein ſollte, bis es dem König Gunther anders gefiele. Aus ihrem Geſinde wählte ſie achtzig Frauen und hundert Mädchen, ſowie zweitauſend Dienſtmannen, daß ſie mit ihr führen nach Burgundenland, wohin auch die tauſend Nibelungen mitfuhren. So räumte in tugendlichen Züchten die königliche Jungfrau ihr Land, welches ſie nimmer ſehen ſollte. Sie ging auf der Fahrt fröhlich her mit allerhand Kurzweil, nur minnen wollte die Magd den König noch nicht und ward Hochzeit und Beilager bis zur Ankunft in Worms aufgeſpart. Da ſie nun ſchon neun Tagfahrten gemacht, ſchlug der kühne Hagen vor, ſchleunigſt einen Boten an den Rhein voraus zu ſenden, um des Königs Heimkunft zu melden. Gunther wollte Hagen zum Boten haben; aber der mochte nicht, meinend, am beſten tauge Sigfrid, Botſchaft zu tragen. Der Held war willig dazu, als ihn Gunther um Kriemhilds willen bat, und der König ſagte: „So entbietet denn meiner Mutter und meiner Schweſter und meinen Brüdern und allen meinen Freunden, wie wir die Werbung zuwegebrachten und Alles, was mein Herz wünſchte. Sagt meiner Schweſter, ſie möge traulich empfangen meine Traute; allzeit würde ich es ihr danken. Und ſagt auch Herrn Ortwein, daß er Alles rüſte und berichte zur Hochzeit und alle meine Magen dazu lade.“ Alsbald nahm Sigfrid Urlaub, an den Rhein zu reiten, und beſſerer Bote ward nie bekannt. Gefolgt von vierundzwanzig Recken, ritt er in Worms ein, und da man den König nicht bei ihm ſah, wurde großer Jammer laut in der Königsburg. Giſelher und Gernot liefen zu dem Helden her, als er vom Roſſe ſtieg, und frugen mit Sorgen ihrem Bruder nach. Als aber Sigfrid ihnen den Stand der Sachen geſagt und daß Gunther und Brunhild auf der Fahrt nach Worms begriffen ſeien, da führten ihn die Brüder zu Hofe zu den Frauen und ſagte im Gehen der junge Giſelher: „Meine Schweſter ſieht Euch gerne, deß bin ich Euch Bürge.“ Als der Held vor den Königinnen ſtand, ſprach Kriemhild: „Willkommen, Herr Sigfrid, Ritter lobeſam! Wo iſt mein Bruder Gunther? Wir wähnten, durch Brunhilds Stärke ſei er uns verloren.“ Worauf der kühne Ritter: „Gebt mir Botenbrod. Ihr weintet ohne Noth, vielſchöne Frauen. Ich verließ den König wohlgeborgen und er und ſeine Traute entbieten Euch Gruß und Dienſt.“ Da wiſchte ſich die Magd die Thränen aus den Augen, ſagte dem Helden Dank, führte ihn zu einem Sitz und ſprach: „Gern gäb' ich Euch Gold zum Botenſold, wäret Ihr nicht zu reich dafür.“ Er aber: „Und wären auch dreißig der Lande mein, von Euch doch gern empfing' ich Gabe.“ Da ließ die Minnigliche vierundzwanzig mit Edelſteinen beſetzte Ringe holen und gab ſie dem Boten, der aber ſchenkte ſie ſofort den dienenden Frauen in der Kemenate. Dann ſprach er zu den Königinnen: „Der König bittet, Ihr ſollt ſeine Gäſte, ſo er an den Rhein gelangt, mit Huld empfangen und ihm entgegenreiten an's Stromesufer.“ Worauf die ſchöne Magd: „Das will ich gerne leiſten und alle ſeine Wünſche willig erfüllen.“ Und wie ſie ſo ſprach und ihn anſah, färbte ſich ihr Antlitz röther. Das machte die Minne. Gar zu gern hätte ſie ihn geküßt, ſo es ſich ſchickte. Die Burgunden aber richteten und rüſteten Alles zu dem Feſt, wie ihnen Sigfrid rieth. Die Königsmannen hatten da genug zu thun. Sindolt, Hunolt und Rumolt ließen Zelte aufſchlagen am Strom, Ortwein und Gere ſandten Boten aus, allenthalben die Freunde zur Hochzeit zu laden. Die ganze Königspfalz wurde zum Empfang der Gäſte geſchmückt, die Kleiderkammern wurden aufgethan, die Frauen ſorgten für Schmuck und Zier. Auf allen Wegen ſah man Ritter zu Hofe reiten. Sechsundachtzig ſchöne Frauen und Jungfrauen, goldlockig unter Goldborten, in Kleidern von Seide, Hermelin und Zobel, ſchöngeziert, ſchimmerndes Ringgehänge vor den Brüſten, waren bereit, die Königinnen zu geleiten. Mit Zaum- und Sattelzeug von Seide geſchirrt, ſtanden die Frauenzelter auf dem Hofe.

Da nun die Meldung kam, König Gunther ſei mit ſeiner Braut im Anzug, brachen die Fürſtinnen auf aus der Pfalz und dem Rheine zu, den Kommenden entgegen. Herr Ortwein ritt der Königin Ute zur Seite, Herzog Gere leitete Kriemhilds Zelter am Zügel, der Jungfrau zur Seite ritt Sigfrid und ſo, Paar an Paar, Frauen und Ritter. Unterwegen wurde Kriemhild zu Ehren von den Recken ein Buhurd geritten. Draußen am Geſtade, wo



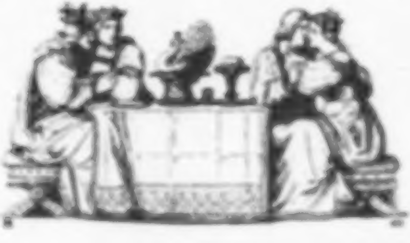
der Königs Schiffzug landete, hob man die Frauen von den Roſſen. Seine Braut Brunhild führte Gunther an der Hand vom Schiff auf's Ufer und nun ging Kriemhild züchtiglich, der Schwägerin Willkommen zu bieten. Da umfingen ſich die Beiden mit den Armen und küßten einander und wohlgezogen ſprach Kriemhild: „Hochwillkommen ſeid Ihr uns allhier, mir und meiner Mutter und allen unſeren Freunden." Und die Frauen neigten ſich einander und umhalſten ſich und Frau Ute und Kriemhild küßten wieder den ſüßen Mund der Braut. Und da die Frauen Brunhilds an's Geſtade ſtiegen, wurden ſie von herrlichen Recken minniglich bei den Händen gefaßt und überall begrüßten ſich Mannen und Maide und geküßt wurde da manch ein roſenfarbiger Mund. Wer aber die zwei Königstöchter beiſammen ſtehen ſah, der erfand wahr, was geſagt worden, daß man Schöneres als die Beiden nie geſchaut. Wer Frauenſchönheit konnte ſchätzen, der pries Gunthers Weib; und aber Kenner meinten, der Preis gebühre Kriemhild. Nun führte man die Frauen unter das Schattendach der Seidenzelte, ſo auf dem Blachfeld vor der Stadt aufgeſpannt waren, und die Ritter huben zu tjoſtiren an*). Da geſchah durch Schilde mancher gute Stoß und ſtäubte das Feld alsowie von Feuerfunken. Als die Kampfſpiele zu Ende, gingen die Ritter zu den Frauen in die Gezelte und hatten da gute Kurzweil, bis die Abendkühle kam.

Es war zur Vesperzeit, als der Zug zur Königspfalz zurückging, allwo Frau Ute und Kriemhild in ihre Kemenaten gingen, während König Gunther mit den Gäſten taſeln wollte. Ihm zur Seite war Brunhild, die Krone auf dem Haupte. Wie nun aber die Kämmerlinge in goldenem Becken dem Könige das Handwaſſer dartrugen, trat Sigfrid zu ihm heran, ihn zu mahnen an geſchworene Eide. „Gedenket deſſen," ſprach er, „daß Ihr geſchworen, mir, ſo wir Frau Brunhild glücklich hieher brächten, Eure Schweſter zum Weibe zu geben. Ich habe auf dieſer Fahrt des Fährlichen gar viel beſtanden." Darauf der König: „Ihr thatet recht, mich zu mahnen, und nicht meineidig ſoll werden meine Hand. Ich helf' Euch, wie ich kann." Und er ließ Kriemhild in den Saal beſcheiden. Da die Jungfrau hereinkam, ſtanden viele edle Ritter aus mancher Fürſten Landen im Kreis um ſie und ſetzte ſich an des Königs Seite Frau Brunhild, nicht wiſſend, was da ſollte geſchehen. Sprach da zu ſeinen Sippen Dankrats Sohn: „Helft mir dazu, daß meine Schweſter Sigfrid nimmt als ihren Mann." Worauf ſie zur Antwort gaben: „Das mag ſie mit Ehren thun." Nun der König zu Kriemhild: „Vieledle Schweſter, wolle um Deiner Tugend willen mein Gelübde löſen. Ich ſchwur Dich zu einem Recken; nimmſt Du ihn zum Manne, ſo thuſt Du treulich meinen Willen." Darauf die edle Magd: „Vielliebster Bruder, nicht braucht Ihr mich zu bitten. Ich thue nach Eurem Willen und verlobe mich gerne dem, welchen Ihr mir zum Manne gebt." Da ward Sigfrid roth von Liebe und Freude. Man hieß ihn und die Königstochter miteinander in den Kreis treten und fragte die Jungfrau, ob ſie wolle den waidlichen Mann. In mägdlichen Züchten erröthete ſie ſchamhaft, doch aber wollte ſie ſich nicht weigern und gelobte ſich zum Weibe dem edlen König von Niederland, der ſich ihr hinwieder verlobte und die minnigliche Magd mit ſeinen Armen umfing und ſie vor allen den Helden küßte.

Fünftes Hauptſtück.

Was in Brunhilds Brautkammer geſchah und wie Sigfrid mit ſeinem Weibe heimfuhr.

Nach ſo gethanem Verlöbniß erhob ſich der Kreis und führte Sigfrid ſeine Braut zu Tiſche, wo er mit ihr auf dem Ehrenſitz des Saales ſaß. Gegenüber ſaß Gunther mit Brunhild; aber dieſe, als ſie Kriemhilde an Sigfrids Seite ſitzen ſah, begann zu weinen, daß ihr die heißen Zähren über die Wangen rollten. „Was iſt Euch, Herrin?“ frug der Vogt vom Rheine. „Warum Eure ſchönen Augen mit Thränen trüben? Lieber ſolltet Ihr lachen, denn unterthan



iſt Euch ja mein Land, meine Burgen und mancher waidliche Mann.“ Aber die Königin: „Wohl muß ich weinen, denn weh iſt mir um Deine Schweſter. Seh' ich ſie doch geſellt Deinem Eigenholden (Hörigen). Die ſo erniedrigt zu ſchauen, grämt und ſchämt mich.“ Darauf der König: „Geſchweige deſſen. Ich will Euch zu ſchicklicher Zeit ſagen, wie es darum beſtellt iſt und warum ich meine Schweſter dem Degen gegeben.“ Brunhild dagegen:

„Mich jammert Eurer Schönheit und Zucht. Wüßt' ich, wohin, ich flöhe weit und wollte nimmer theilen Euer Lager, bis ich wüßte, warum Kriemhilde Sigfrids Weib." Gunther wiederum: „Ihr ſollt wiſſen, er iſt ein mächtiger König, der Burgen und weite Lande beſitzt ſo gut als ich ſelber." Die Königin jedoch wollte ſich damit nicht ſtillen und beſchwichtigen laſſen.

Während aber die Kampfgeſpiele vom Buhurdiren im Burghof erſchollen, begehrte König Gunther, mit ſeiner Braut in die Brautkammer zu gehen**). Er meinte, ihm müßte von ihrer Minne Wonne widerfahren. Da der König aufſtand vom Tiſche, ſchieden ſich ſein und Sigfrids Gefolge. Jedem der Beiden geleitete ſein Geſinde und leuchteten die Kämmerlinge vor mit Fackeln. Die beiden Helden trennten ſich an des Saales Stiege, doch geſchah der Abſchied noch in minniglichen Züchten und ohne Haß. Als Herr Sigfrid mit Kriemhilde in der Kammer war, widerfuhr ihm hohe Huld von der Holden und lieb ward ihm wie ſein Leben die Tugendreiche. Wie er mit edler Minne der Magd pflag, davon ſei mehr nicht geſagt; wohl aber, wie es Gunthern erging mit ſeiner Braut. Unſanfter Beilager hätte der wackere Degen nicht bekommen können. Als das Geſinde gegangen, Mägde und Mannen, und die Kemenate verſchloſſen war, wähnte er zu koſen ihren lieblichen Leib; aber es währte noch eine gute Weile, bis ſie ſein Weib wurde.

Im blanken Linnengewande beſchritt ſie das Lager und der König dachte bei ſich: „Nun iſt Alles hie zu meiner Hand, weſſen ich jemals begehrte." Damit löſchte er das Licht und geſellte ſich zu der Frauen und umſchloß minnevoll die Minnigliche mit den Armen. Aber ſie wehrte ſeinem Koſen und ſprach zürnend: „Edler Ritter, ſteht ab von Eurem Vorhaben! Es darf nicht ſein. Denn merkt Euch, Magd will ich bleiben, bis ich weiß die wahre Mär', wie es beſtellt ſei mit Sigfrid." Er aber rang nach ihrer Minne und zerriß ihr das Hemde. Da langte ſie zornvoll nach dem ſtarken Bortengürtel, der ihr zur Seite lag, und bewältigte den König und band ihm Hände und Füße und hing den Gebundenen an einen Nagel an der Schlafkammerwand. Nun legte ſie ſich auf's Bette. Der gemeint, er wäre Meiſter: „Ledigt mich der Bande, viel edle Königin. Nimmer mein' ich, ſchöne Herrin, mit meiner Minne Euch obzuliegen." Sie aber kümmerte ſich gar nicht um ihn und pflag des Schlafes. Da mußt' er denn die ganze Nacht hindurch hangen, bis der Morgen durch's Fenſter ſchien. Lang Kurzweile war da des Königs Kurzweil. Am Morgen ſagte die ſchöne Magd: „Herr Gunther, wär's Euch nicht leid, ſollt' Euch ſo finden Eure Kämmerlinge, gebunden von einer Frauen Hand?" Er antwortete: „Das würde Euch zum Unheil ausſchlagen und mir wär' es wenig zur Ehre. Darum laßt mich los. Iſt meine Minne Euch ſo mißfällig geworden, gelob' ich, meine Hände fern zu halten von Eurem Hemde." Darauf band ſie ihn los und er legte ſich wieder zu der Magd, aber ſittſam fern von ihr.

Da nun am Morgen das Geſinde kam, die Königin zu ſchmücken, da war Gunther unter all den Freuden allein traurig. Doch mußte er der Sitte genügen, welche wollte, daß er mit Brunhild zum Münſter ging, eine Meſſe ſingen zu hören. Dahin kam auch Sigfrid mit durchführen werde? Freilich, ſelig ſind die Einfältigen, ſagt die Schrift,« fügte der Statthalter Chriſti höhniſch hinzu und um Mariano's Mund zog ſich ein unterwürfiges Beifallslächeln.

Wieder warf ſich der Pabſt in ſeinen Seſſel zurück, bis er nach einer Weile das Schweigen abermals brach mit der haſtig hingeworfenen Frage: »Nun, Meiſter Ludovico, da wir aus nächſter Nähe heute nur Unheilvolles erfuhren, wie lauten die Nachrichten aus der Ferne? Was weißt Du Neues aus Florenz?«

»Heiligſter Vater, das Gerücht, welches ſich vor einigen Tagen Betreffs der florentiniſchen Dinge hier verbreitete, ſprach nur allzuwahr, die Partei des Priors von San Marco hat geſiegt, der Staat iſt zur Republik erklärt.«

Der Pabſt mußte dieſe Neuigkeit bereits durch Mariano erfahren haben, denn er wandte ſich zu dieſem mit den Worten: »Du warſt alſo gut unterrichtet, Pater, wie es ſcheint.«

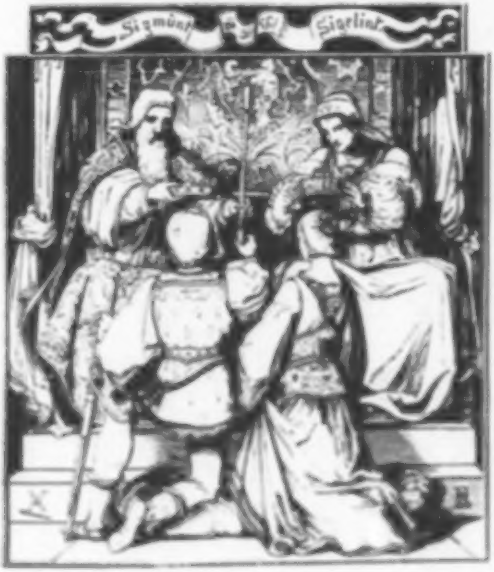
»Deine Heiligkeit weiß,« entgegnete Mariano und neigte ſich tief, »daß dein niedrigſter Knecht keine Mühe ſcheut, ſo es deinen Dienſt gilt.«

Kriemhild. Die beiden Könige mit ihren Königinnen ſah man da herrlich unter Kronen gehen und ſo wurden ſie eingeſegnet[30]). Bei dieſem Anlaß empfingen vierhundert Knappen oder mehr den Ritterſchlag, den Königen zu Ehren[31]). Da hub ſich große Freude im Burgundenland und viele ſchöne Mägdlein ſtanden an den Fenſtern der Königspfalz, als nach der Meſſe das Tjoſtiren drunten toſete. Aber König Gunther ging traurig abſeits, ihn heiterte wenig die Hochzeit. Sigfrid, dem ganz anders ſtand der Muth und dem ſchwante, was des Schwagers Beſchwerde ſei, trat zu ihm mit der Frage: „Nun, iſt Alles gut von ſtatten gegangen heute Nacht?" Antwortete da der königliche Wirth: „Schimpf und Schaden ſchafft' ich mir mit meinem Weib in's Haus. Da ich meinte ſie zu minnen, band ſie mich und hing mich hoch an der Wand an einem Nagel auf. Da bin ich gehangen in Angſt und Bangen, bis zum Morgen, wo ſie mich losließ, nachdem ſie wohlgemuth geſchlafen." — „Das iſt mir leid und ich will es Euch beweiſen, denn ich ſchaffe, daß ſie in der nächſten Nacht Euch ihre Minne nicht länger weigert." — „Sieh' nur mal meine Hände an, wie die geſchwollen ſind. Brunhild preßte ſie mir ſo peinlich, daß das Blut bei den Nägeln herausdrang. Ich werthete wahrlich mein Leben geringe." — „Uns Beiden iſt es dieſe Nacht ſehr ungleich ergangen, denn ich erfuhr von Kriemhild der Holden ſolche Huld, daß ſie mir lieb iſt wie mein Leben. Aber nur Muth! Heute noch wird Frau Brunhild Dein Weib. Verſtohlen komm' ich in Deine Kammer, gehüllt in meine Tarnkappe. Heiße Du dann die Kämmerlinge fortgehen. Löſch' ich ihnen die Lichter, ſo ſei Dir das ein Zeichen, daß ich Dir (ungeſehen) nahe. Dann will ich bewältigen Dein Weib, daß ſie Dir Minne gebe um Minne, oder aber laſſen das Leben." — „Sei es ſo. Magſt Du nur nicht ſelber minnen meine Traute, ſonſt ſollſt Du mit ihr verfahren, wie Du willſt, und ließe ſie dabei auch das Leben. Ich vermänt' es wohl, denn ſie iſt ein wüthendes Weib." — „Daß ich ihr nicht koſe, kannſt Du ſicher ſein, maßen Deine ſchöne Schweſter mir über alle Frauen geht, ſo ich je geſehen."

Derweil waren Buhurd und Tjoſt zu Ende und ſchafften die Kämmerlinge den Frauen Raum, da ſie zum Saale ſollten gehen. Von zwei Biſchöfen wurden die Königinnen zu Tiſche geleitet und die Ritter folgten ihnen zu den Sitzen. Eingedenk deſſen, was Sigfrid ihm verſprochen, ſaß der König wohlgemuth. Nur dünkte ihn, der Tag ſei dreißig Tage lang, denn auf Brunhilds Minne ſtand all ſein Sinnen und ſo konnt' er es kaum erwarten, bis das Mahl zu Ende ging und die Königinnen nach ihren Kemenaten aufbrachen. Sigfrid derweil hatte fröhlich bei ſeiner ſchönen Frau geſeſſen. Ihre weißen Hände ſpielten koſend mit des Helden Händen, bis er auf einmal von ihr weg war, ſie wußte nicht wie. Er aber, gehüllt in die Tarnhaut, eilte nach des Königs Kemenate und blies da den aufwartenden Kämmerlingen die Lichter aus. Daran merkte Gunther, daß Sigfrid da wäre, und weil er wußte, was der Freund wollte, hieß er die dienenden Frauen hinausgehen, verſchloß die Thüre und barg das Licht. Alsbald begann der ſtarke Sigfrid mit der ſchönen Magd ein Spiel, wie das ſein mußte, was aber dem König zugleich lieb war und leid. Da Sigfrid zu der Jungfrau ſich nahte, ſagte ſie: „Laßt es, Gunther, wie lieb es Euch auch ſein mag, damit Ihr nicht heute dieſelbe Noth leidet wie geſtern.“ Der Held hehlte ſeine Stimme und ſich anſtellend, als wär' er Gunther, umſchloß er mit den Armen die magdliche Schöne. Sie aber warf ihn aus dem Bett an eine Bank, daß es ihm in den Ohren brauſete. Der ſchnelle Mann wieder ſprang er auf mit Kräften und wollte die Magd bewältigen. Das wurde ihm zum Weh, denn niemals mag ihr Magdthum ein Mägdlein ſo ſtark gewahrt haben. Da er nicht abließ, ſprang Brunhild auf, ſprechend: „Ihr ſollt mir nicht zerreißen mein Hemde. Reuen ſoll Euch Eure Rauhheit.“ Und ſie faßte den tapferen Degen mit den Armen, um ihn zu binden, wie ſie den König gebunden. Was half ihm alle ſeine Stärke? Uebermächtig hob ſie ihn vom Boden und preßte ihn ungeſtüm zwiſchen einen Schrein und die Bettwand. „O weh,“ dachte der Recke. „Soll ich hier durch ein Mägdlein Leib und Leben laſſen, ſo mag künftig manch ein Weib an dem Mann ihren Uebermuth fühlen.“ Sich zu ſchämen da begann er und die Scham wurde zum Zorn. Wie wild auch auf ihn wuchtete die Magd mit ihrer Kraft, dennoch richtete er ſich auf und ein raſches Ringen begann in der Kammer, ſo daß König Gunther vor den Ringenden hin und dar flüchten mußte. Doch ob auch die Waidliche dem Recken die Hände preßte, daß den Nägeln Blut entſpritzte, dennoch mattete ihr mählig die Wehr. Er ſtieß ſie zur Bettſtatt und zwang ſie nieder auf's Lager, daß ſie laut aufſchrie vor Weh unter ſeiner Stärke. Noch griff ſie ſeitwärts nach ihrem Bettengürtel, ihn damit zu binden; aber das wehrten ſeine Hände ſo kräftiglich, daß ihr die Glieder zu krachen anfingen. Da gab ſie ſich ſieglos und ſagte: „Edler König, laß mich leben! Sühnen will ich, was ich an Euch ſündigte. Nicht weigere ich mich weiter Deiner Minne, maßen mir jetzt kund, daß Du magſt Frauen meiſtern.“ Da trat Siegfrid zurück und ließ ſie liegen, als wollt' er von ſich thun die Kleider. Aber im Gehen wußt' er ihr einen Ring vom Finger zu ſtreifen; auch nahm er ihren Bettengürtel mit, ohne daß ſie es merkte. Er gab Ring und Gürtel ſeiner Frau Kriemhilt, was ihm werden ſollte ſpäter zum Leide. König Gunther aber fügte ſich nun zu der Magd, welche Zorn und Scham mußte fahren laſſen, und vor ſeinem minniglichen Koſen entwich ihre große Kraft, ſo daß ſie nun war wie ein ander Weib.

Dem Wirth war am Morgen munterer zu Muthe als ihm geſtern geweſen und ſie währte die Hochzeit in Freude und Herrlichkeit bis zum zwölften Tag. Da nahmen Urlaub die Gäſte und zogen reichbegabt von dannen. Auch der Sohn Sigmunds ſagte da zu ſeinem Geſinde, daß es ſich rüſten ſollte zur Heimfahrt. Das zu hören war ſeiner Frau lieb und ſie ſagte zu ihrem Manne: „Wann fahren wir? Aber zuvor ziemt es ſich, daß meine Brüder ihr Land mit mir theilen.“ Das hörte Siegfrid ungern. Die drei Königsbrüder kamen zu ihrem Schwager und erboten ihm ihre guten Dienſte und Giſelher ſagte: „Wir wollen auch redlich mit Euch theilen, Herr Siegfrid. Von Landen und Leuten und Burgen, ſo uns unterthan, ſollt Ihr mit Kriemhilt ein gut Theil empfangen.“ Darauf der König zu ſeinen Konemagen**): „Gott laß' Euch Eures Erbes immer froh genießen. Ich ſammt meiner lieben Frauen leiſte darauf Verzicht. Sie kann ihres Antheils wohl entrathen, dieweil ſie ebenhin eine Krone tragen und eine mächtige Königin ſein wird.“ Da ſagte Frau Kriemhilt: „Verſchmähet Ihr auch meinen

Landesantheil, ſo möchte es doch mit den Burgunden-Degen anders beſtellt ſein. Die würde jeder Herr gern haben in ſeinem Heerbann und darum ſollen meine lieben Brüder ſie mit mir theilen." Worauf Gernot: „Manch ein Mann mag gern mit Dir fahren. Wähle Dir alſo aus dreitauſend unſerer Recken tauſend zu Deinem Haus- und Heergeſinde." Da ſchickte Kriemhild zu Hagen und Ortwein und ließ fragen, ob ſie und ihre Magen mit ihr möchten



geben. Aber dem grimmen Hagen ſchwoll darob die Galle und er ließ zurückſagen: „Uns kann König Gunther an Keinen auf Erden geben. Ihr kennt ja wohl die Art derer von Tronje. Hier iſt unſer Heim und unſer Hofdienſt. Laß mit Euch reiten andere Recken." Da ließ man Hagen in Ruhe und gab Kriemhild zu ihrem Hausgeſinde zweiunddreißig Mägdlein und fünfhundert Mannen. Auch der Markgraf Eckewart fuhr mit ihr; denn Urlaub nahmen nun

Alle, Ritter und Reiſige, Frauen und Mägde, mit Handſchlag und Kuß, wie es wohlanſtändig war.

So räumten ſie Burgundenland und den Fahrenden gaben noch fernhin ihre Freunde das Geleit. Es eilten aber Boten voraus gen Niederland, anzuſagen dem König Sigmund und der Königin Siglind, daß Sigfrid heimkomme mit der ſchönen Kriemhild. „Wohl mir!" ſagte Sigmund, „daß ich das erlebe. Jetzund ſoll der kühne Sigfrid hier ſitzen an meiner Statt als König." Frau Siglind theilte den Boten Sammet und Silber und Gold als Sold zu und ließ Haus und Hof bereichern herrlich. Dann ritten Sigmund und Siglind dem Sohn und der Söhnerin herzlich entgegen und holten ſie heim und führten ſie in die Königspfalz, ſo da hieß Santen. Lachenden Mundes küßten manches liebe Mal Sigmund und Siglind den Sohn und die Söhnerin und hielten alsbald eine Hochzeit, davon viel zu ſingen und zu ſagen wäre. Es ſprach aber da der alte König zu ſeinen Magen und Mannen: „Kund und zu wiſſen ſei Männiglich, mein Sohn Sigfrid ſoll nun tragen meine Krone." Und er ſetzte ihm die Krone auf und empfahl ihm das Reich, daß er deſſen walte und Rechte ſpreche. Und ſo that Sigfrid als Herr und König in Macht und Ehren an die zehn Jahre, wo ihm dann ſeine ſchöne Ehefrau einen Sohn gebar. Den taufte man auf den Namen ſeines Oheims Gunther und erzog ihn mit allem Fleiße. Zur ſelbigen Zeit ſtarb vielbeklagt Frau Siglind und zur ſelbigen Zeit ſchenkte auch die ſchöne Brunhild dem Vogt vom Rhein einen Sohn und der ward dem Helden von Niederland zu Liebe Sigfrid genannt.

Sechſtes Hauptſtück.

Wie Gunther auf Brunhilds Betreiben ſeinen Schwager zu einer Hochzeit lud. — Wie Siegfried und Kriemhild mit Siegmund nach Worms fuhren und wie ſie daſelbſt empfangen wurden. — Wie die beiden Königinnen in Zwietracht geriethen und einander ſchalten.

König Siegfrieds Ruhm ging nun in alle Lande und allenthalben ward es geſagt, wie ſo glücklich lebten die Helden in Siegmunds Reich. Ihm, dem Siegfried, diente außer dem väterlichen Erbe das Land der Nibelungen und er beſaß auch jenen unermeßlichen Hort, den er ſich dazumal aus dem hohlen Berge durch ſeinen Arm erſtritten. So war er reich und mächtig und ſo groß an Gut, daß, wenn er auch nur die Hälfte deſſelben beſeſſen hätte, er doch immer noch der allermächtigſte König geweſen wäre, der je zu Roſſe ſaß. Da er aber ſo gefürchtet und geprieſen war weithin, ſo wurmte das König Gunthers Weib und machte ihm Neid. Tagtäglich dachte Brunhild bei ſich: „Wie trägt Frau Kriemhild ſo hoch den Kopf und doch iſt ihr Mann Siegfried unſer Eigenholt.“ Sie trug aber den Gedanken lange heimlich in ihrem Herzen;

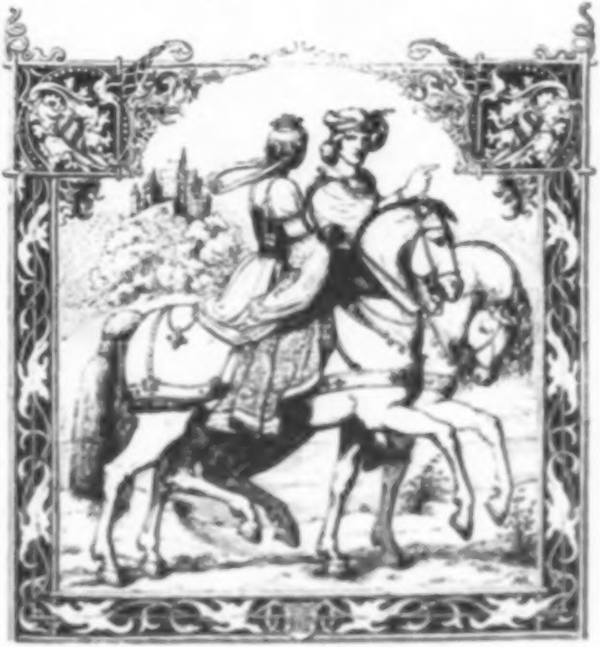
doch weil ſie immer ſtärker Leid litt, daß Sigfrid aller Dienſte ſollte ledig ſein, wollte ſie einmal wiſſen, wie und woher das käme. Sie wandte ſich daher an ihren Mann Gunther, meinend, ob es nicht geſchehen möchte, daß ſie Kriemhilde wiederſähe. Dem König gefiel dieſe Rede wenig und er gab zur Antwort: „Wie könnten wir Sigfrid und Kriemhilde hieher bringen? Es iſt ein weiter Weg und ich kann ihnen die Fahrt nicht befehlen." Darauf die Frau gar hochfährig: „Ei nun, wäre eines Königs Dienſtmann auch noch ſo mächtig, was ihm ſein Herr gebiete, dürfte er doch nicht verſagen." Ueber dieſes Wort lächelte König Gunther nur; er wußte ja wohl, wie es mit Sigfrid beſtellt war. Doch Brunhilde wieder: „Lieber Herr, hilf mir meinen Wunſch erfüllen, daß Sigfrid und Deine Schweſter hieher kommen. Lieberes könnte mir fürwahr nicht geſchehen. So oft ich an Deiner Schweſter Tugend und Züchtigkeit denke, erinnere ich mich auch, wie wohl mir war, als wir hier zuſammen waren, dazumal, als Du mich zu Deinem Weibe machteſt." Mit ſolchen Bitten beſtürmte ſie den König ſo lange, bis er nachgab und ſagte: „Nun wohlan, ich will Boten an ſie ſenden, ſie hieher an den Rhein bitten zu laſſen. Könnte ich doch liebere Gäſte nie willkommen heißen." Damit entbot der König dreißig ſeiner Recken und befahl denſelben, zu reiten in Sigfrids Land, und trug ihnen Botſchaft auf an ſeinen Schwager und ſeine Schweſter, daß ſie ſollten kommen an den Rhein, zur Zeit der Sonnenwende die Hochzeit mitzubegehen[illegible]). Sigfrid würde da manchen Mann finden, der ihm Ehr' erweiſen wollte, und auch ſeinem Weibe würde es da wohl gefallen.

Wohlgerüſtet und wohlgekleidet ritten die dreißigen Recken von dannen und nach drei Wochen langem Ritte trafen ſie den Degen in ſeiner Nibelungen-Burg in der Mark zu Norweg[illegible]). Als dem König und der Königin gemeldet wurde, daß Boten gekommen, deren Tracht ſo ſei, wie es bei den Burgunden Brauch, da ſprang Kriemhilde von ihrem Ruhebett auf und hieß einen ihrer Mägdlein zum Fenſter gehen. Die Dienerin ſagte, daß ſie den kühnen Gere und ſeine Fahrtgefährten auf dem Hofe ſtehen ſehe, und das war der Königin willkommene Mär. Sie ſprach zu dem König: „Sicherlich ſendet uns die mein Bruder Gunther vom Rheine." Worauf Sigfrid: „Sie ſollen willkommen ſein." Darauf eilte das Geſinde, die Gäſte zu empfangen und ihnen Gemach zu ſchaffen. Gere und ſeine Geſellen aber gingen hin, wo Sigfrid bei Kriemhilde ſaß. Der Wirth und die Wirthin ſtanden auf, den Boten Willkommen zu bieten. Da nahm Gere das Wort und ſprach: „Gunther und Brunhilde, wie auch Frau Ute und der junge Giſelher und Herr Gernot, desgleichen alle Eure Freunde in Burgunden entbieten Euch Gruß und Dienſt." Worauf Sigfrid: „Das lohn' Euch Gott! Ich habe mich zu ihnen ſtets aller Liebe und Treue verſehen. Aber ſagt an, iſt meinen Schwägern und ihren Freunden, ſeit ich von ihnen geſchieden, etwas Leid widerfahren und von wem? Ihre Widerſacher würden mir das entgelten müſſen." Der Markgraf Gere antwortete: „Kein Leid widerfuhr ihnen. Sie ſind hoch und ſtolz gemuth und laden Euch zu einer Hochzeit an den Rhein. Denn gar gerne ſähen ſie Euch, deſſen ſeid ſicher. Und Ihr ſollt auch Eure Königin, meine Herrin, bitten, daß ſie mit Euch fahre zur Zeit der nächſten Sonnenwende, ſo der Winter wieder ein Ende hat." Sigfrid dagegen: „Dieſe Fahrt würde ſich ſchwerlich fügen." Aber

Gere fortfahrend: „Ihr ſollt nicht verſagen die Fahrt. Alle Eure Freunde freuen ſich, Euch wieder zu ſehen." Der ſchönen Kriemhild gefiel das baß.

Derweil, als man Gere ſitzen hieß und den Gäſten Wein kredenzte, kam auch der alte König Sigmund herzu und ſagte den Boten ein freundliches Willkommen. Sie aber, wohlbewirthet, weilten neun Tage und unterweilen berieth ſich Sigfrid mit ſeinen Freunden, ob er die Fahrt thun ſollte. Sie riethen ihm dazu und ſagten, er ſollte mit tauſend ſeiner Recken an den Rhein reiten. Auch der alte König Sigmund wollte mitreiten mit zweihundert ſeiner Degen und ſein Sohn war deſſen froh. Als aber der Entſchluß zur Fahrt gefaßt war, hieß Sigfrid die Boten wieder heimwärts fahren, nachdem er ſie mit ſo reichen Geſchenken beladen, daß ihre Roſſe faſt darunter zuſammenbrachen. So kamen ſie zurück nach Worms, und da ſie ſich im Hof der Königspfalz von den Pferden ſchwangen, ſprang König Gunther droben im Saal vor Freude von ſeinem Seſſel auf, und da Gere und ſeine Fahrtgefährten eintraten, that er die Frage an ſie: „Wie fährt mein Freund Sigfrid, von dem ſo viel Liebes mir geſchah?" Antwortete darauf der kühne Gere: „Vor Freude ward er roth, er und Eure Schweſter. Freundlicheren Gruß nie entbot ein Mann ſeinen Freunden als der Herr Sigfrid und auch ſein Vater Euch entbietet." Frug dann Frau Brunhild den Markgrafen: „Kommt auch Kriemhild?" Worauf Gere: „Gewißlich, ſie kommt." Frug dann Frau Ute: „Iſt Kriemhild geſund?" Worauf der Markgraf: „Ganz geſund, und ſo wird ſie bald Euch hier begrüßen." Derweil war es auch bekannt worden, was für reichen Botenſold an Geld und Gewanden Gere und ſeine Gefährten erhalten hätten, und als man Sigfrids Milde*) pries, meinte Hagen: „O, der hat gut geben! Er iſt ja der Herr vom Hort der Nibelungen, dem unerſchöpflichen. Hei, daß wir dieſen Hort mal herbekämen nach Burgundien**)!" Das ganze Hofgeſinde freute ſich aber des Kommens der Gäſte und ſpät und früh waren die Zurüſtungen zur Hochzeit im Gange. Ortwein als Truchſeß und Sindolt als Schenk mühten ſich raſtlos und gar vollends Rumolt der Küchenmeiſter, hei, wie herrſchte der über Keſſel und Pfannen und Töpfe! Auch die Frauen waren nicht müßig, ſondern rüſteten ihren Kleiderſtaat, ſich ſelbſt zur Zierde und Anderen zum Wohlgefallen.

Derweil waren Sigfrid und Kriemhild aus Nibelungenland aufgebrochen, rheinwärts zu reiten. Sie ritten ſtattlich im Geleite ihrer Recken und ihres Geſindes, ihren jungen Sohn aber ließen ſie daheim. Dem erwuchs aus dieſer Hoffahrt viel Uebel: ſeinen Vater und ſeine Mutter ſah das Kindlein nimmer mehr. Auch König Sigmund ritt von dannen mit ſeinem Sohne. Gram hätt' es dem Greiſe geſchaffen, ſo er geahnt, welche Wendung die Hochzeit nehmen würde: er konnte Leideres nicht erleben. Als vorausgeſandte Boten in Worms die Ankunft der Gäſte gemeldet hatten, ging König Gunther zu Brunhild und ſprach: „Wie Euch meine Schweſter empfing, als Ihr hieher kamet, ſo ſollt Ihr jetzt die Gemahlin Sigfrids empfangen." Darauf die Königin: „Das thu' ich von Herzen gern, denn hold bin ich ihr." Am Morgen darauf ritt der König mit ſeinen Rittern und Königin Brunhild mit ihren Frauen und Mägdlein, die daherkommenden Gäſte einzuholen. Da war ein groß Drängen und Tramſſen und Ständen auf dem Feld am Rhein. Als der Wirth des Landes Sigfrid und Sigmund erſah, ſprach er ſie minniglich an: „Seid mir hochwillkommen, mir und allen meinen Freunden! Eure Heerfahrt höhet uns den Muth.“ Antwortete Sigmund darauf: „Lohn' Euch Gott!



Daß Euch mein Sohn Sigfrid zum Sippen gewonnen, kam all mein Sinnen darauf, Euch zu ſehen.“ Worauf Gunther: „Nun hab' ich die Freude davon.“ In Ehren und Freundlichkeit boten auch Gernot und Giſelher dem Schwager den Willkommengruß. Inniglich begrüßten ſich die beiden Königinnen in Minne und Huld. Dann ging der ganze Zug zurück zur Königspfalz, und nachdem auf dem Hof derselben ein Buhurd geritten worden, schuf man den Gäſten Herberge und Gemach. Dankwart, der Marſchall, ſorgte für das Geſinde, von deſſen Reichlichkeit ganz Worms erſcholl. Der König aber ging mit ſeinen Gäſten zu Tiſche. Da ſaß Sigfrid wieder an ſeinem alten Platz, wohin ſeine zwölfhundert Degen ihn geleiteten, und da dachte Königin Brunhild bei ſich, wie doch ſo ein Eigenholde mächtiger geworden denn er. Noch aber war ſie ihm gewogen und mißgönnte ihm nicht ſein Glück.

Am nächſten Morgen, bevor es völlig tagte, kamen Ritter und Knappen gelaufen, den König zur Frühmeſſe zu begleiten. Da erklangen Poſaunen prächtig und ließen Flöten und Trompeten ihren Schall hören. Darauf tummelten ſich der Wirth und ſeine Gäſte wiederum im Turniere und ſahen die Frauen aus den Fenſtern zu, bis die Glocken zum Dome riefen. Die Königinnen unter ihren Kronen gingen miteinander zum Münſter; denn noch war Brunhild den Gäſten gut, wenngleich ſie die Gier nicht mehr lange verhielt. So währte die Hochzeit heiter und in Freuden bis zum elften Tag. Da nun dachte die Königin Brunhild: „Nicht länger mag ich mir's hehlen, zu heiſchen, daß Kriemhild mich hören laſſe, warum Sigfrid, ihr Mann, der doch unſer Eigenholde iſt, Dienſt und Zins ſo lang uns vorenthalte." Da harrte ſie der Stunde, bis des Teufels Rathſchlag die Luſt der Hochzeit in Leid verkehrte.

Es war eines Tages, zur Zeit, bevor man im Münſter die Veſper ſang, da ſaßen die beiden Königinnen beiſammen im Saal, während draußen der Hof vom Speerbrechen der Ritterſchaft widerhallte. Da redeten die Frauen von zwei ruhmwürdigen Recken und ſprach die ſchöne Kriemhild: „Ich hab' einen Mann, dem ſollten billig alle dieſe Lande zu Handen ſein." Darauf Frau Brunhild: „Wie ſollte das geſchehen? Ja, ſo Niemand da wäre als Du und er allein, dann möchten ihm dieſe Reiche wohl unterthan werden. Aber dieweil Gunther lebt, kann das nie anders ſein." Wiederum Kriemhild, indem ſie auf den Hof hinabzeigte: „Siehſt Du ihn dort, meinen Mann, wie er allen den Recken herrlich vorgeht, gleichwie der lichte Mond vor den Sternen? Wohl hab' ich Grund zu großer Freude." Worauf Frau Brunhild: „Wie ſtattlich Dein Mann, wie bieder und ſchön, Gunther, Dein edler Bruder, geht doch über ihn. Ja, das wiſſe Du, allen Königen geht er wahrlich vor." Kriemhild abermals: „So herrlich iſt mein Herr, daß er nicht grundlos ſo großes Lob von mir gewann. In vielmanchen Dingen iſt ſein Ruhm groß und, das glaube Du mir, Brunhild, er iſt Deinem Gatten gleichzuſtellen." Brunhild dagegen: „Du ſollſt es nicht in argem Sinne deuten, was ich ſage. Es geſchah mit gutem Grund. Hört' ich doch damals, als ich ſie zuerſt ſah und Gunther meine Minne ſo mannhaft gewann, Beide ſagen — ja, Sigfrid ſelber ſagt' es, daß er des Königs Dienſtmann ſei. Deshalb er es doch ſelber und darum halt' ich ihn für einen Hörigen und Eigenholde." Worauf Kriemhild: „Übel fürwahr wäre ich da geſchehen! Wie hätten meine edlen Brüder werben mögen, daß ich eines Eigenmannes Weib würde? Freundlich bitt' ich Dich, Brunhild, ſolche Rede unterwegen zu laſſen." Aber Brunhild: „Nein, nicht will ich ſie laſſen. Warum ſollt' ich verzichten auf ſo manchen guten Ritter, welcher uns mit Dienſt und Leben hold und gewärtig ſein muß*)?" Darauf Kriemhild mit aufſteigendem Zorn: „Das doch wirſt Du einmal verzichten müſſen, daß Siegfried Dir eigen hold und gewärtig ſei. [illegible] viel edler Mann mächtiger iſt er denn mein Bruder Gunther. Wäre Siegfried Dein Eigenmann und wäreſt Du ſo gewaltig über uns, dann nähme mich doch Wunder, wie er Dir ſo lange Zins und Dienſt vorenthalten durfte. Nimm Deine Rede zurück! Satt bin ich Deines Uebermuthes.“ Gunthers Weib entgegnete: „Allzuhoch überhebſt Du Dich! Wir wollen, ich will doch ſehen, ob man künftig alſo Dich ehre wie mich.“ Darauf Frau Kriemhild: „Ja, ſehen ſollſt Du das! Weil Du meinen Siegfried Deinen Eigenmann nannteſt, ſo ſollen heute die beiden Königs Mannen Zeugen ſein, wie ich beim Kirchgang Dir vorgehe. Ja, heute noch ſollſt Du erfahren, daß ich bin eine Edelinge (Edelfreie) und wie weit mein Mann dem Deinen voranſteht. Niemand wird mich darum des Uebermuthes zeihen. Heute noch ſollſt Du ſehen, wie Deine Eigenholdin zu Hofe geht vor den Helden in Burgundenland. Ja, zeigen will ich, daß ich ſelber noch edler bin denn irgend eine Königstochter, ſo je hier Krone trug.“ — „Gut,“ entgegnete Brunhild: „willſt Du nicht meine Eigenholdin ſein, ſo ziemt es ſich, daß wir uns mit Jungfrauen fürder nicht zuſammen, ſondern getrennt zum Münſter gehen.“ — „Das iſt ſo,“ ſagte Kriemhild.

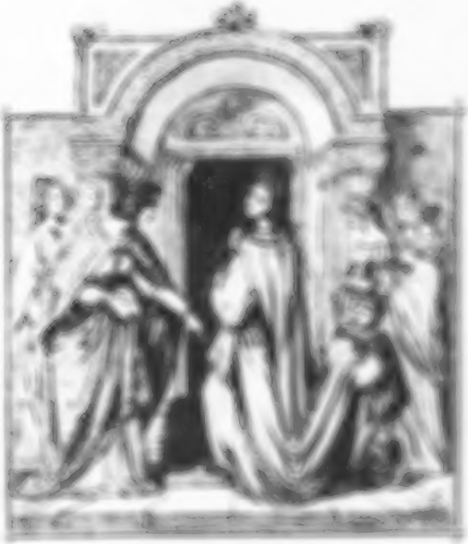
Zur Veſperzeit kam König Gunthers Weib mit ihrem Gefolge zum Münſter gegangen und nun kam auch die ſchöne Kriemhild daher mit einem herrlichen Zuge. Denn ſie ging im Gefolge von Siegfrieds Degen und ihr waren dreißig und [illegible] Mägdlein, die ſie zum Rheine mitgebracht, Kleider und Mäntel in ſo reichem Kleiderſchmuck, daß wohl dreißig Königinnen ſolche Pracht nicht zu zeigen vermochten. Da kam Kriemhild ihre Frauen gewartet und geſchmückt, um Brunhild zu leiden. Männiglich wunderte ſich, als die beiden Königinnen mit ihren Gefolgſchaften getrennt erſchienen. Darüber ſtießen vor des Münſters Thüre die beiden Züge auf einander. Da ließ Gunthers Gemahlin [illegible] und wehrend dem Gemahl Siegfrieds [illegible], und ſprach die ſtolzen Worte: „Vor eines Königs Weib gehe die Eigenholdin im Munde nicht.“ Nun auch Kriemhild zornig geworden, gab die ſchöne Kriemhild zur Antwort: „Schweigen hätte Dir weniger Schaden bereitet. Du, die ſelber ſchändeſt Deinen ſchönen Leib. Wie durfte eines Mannes Kebſe je werden eines Königs Weib?“ — „Wen ich hier eine Kebſe?“ — „Das biſt Du! Denn, wiſſe, Deinen ſchönen Leib minnete zuerſt Siegfried, mein vielliebſter Mann. Deines Magdthums Genießer nicht mein Bruder Gunther war es. Wie konnte Dir denn Deine Sinne? Es war übelgethan, daß Du Dich liebend von ihm minnen, ſo er Dein Eigenmann iſt.“ — „Fürwahr, das will ich Gunther ſagen.“ — „Was kann mir das verſchlagen? Siehſt Du, Dein Uebermuth hat Dich betrogen. Zu Deiner Eigenholdin wollteſt Du mich machen, nun mag es, daß ich immer Feindſchaft Dir [illegible] für immer.“

Da fing Brunhild zu weinen an, aber Kriemhild ſäumte nicht länger, ſondern ging mit ihren Jungfrauen der Königin voraus in das Münſter. Aus dieſer Schande entſtand großer Haß, der manche lichte Augen thränenreich machen ſollte. Als man nun da Amt und Singen thäte, es däuchte Brunhild ſchmerzlich lang, denn traurig war ihr Gemüth. Sie ging mit ihren Frauen hinaus und harrte vor dem Münſter, indem ſie dachte: „Ich muß von Kriemhild noch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03454/003

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

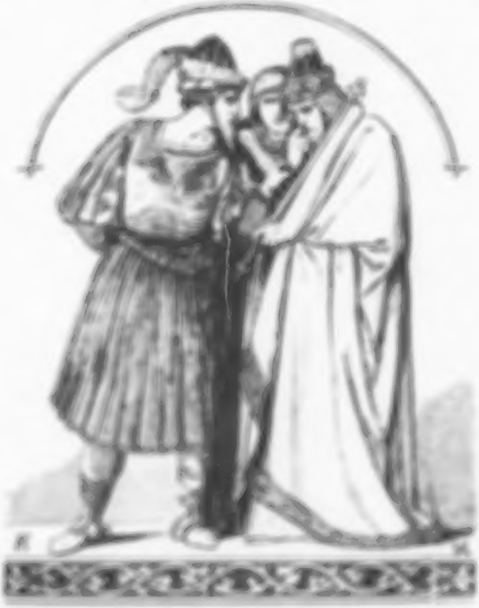
Siebentes Hauptstück.

Wie Sigfrid ermordet ward.

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

und hätte das Unheil gern gewendet; aber Hagen ließ ihm keine Ruh' und lag ihm allzeit in den Ohren. Da kam eines Tages Siegfried [illegible] und fragte, was sie bekümmere, und als er [illegible] die falsche Mär [illegible] erfahren, sagte er: „Meine Hand [illegible]. Mit meinen Recken will ich [illegible] und [illegible], daß ich [illegible], wie ich [illegible] einmal gethan.“ [illegible]: „[illegible]!“

[illegible] Siegfried aber [illegible] seinen Recken [illegible], sich zu rüsten, und alle [illegible] Siegmund [illegible]. Zu Herrn Siegmund sprach er: „[illegible], lieber Vater [illegible] König [illegible]. [illegible] Gott [illegible] Rhein.“ [illegible] Kriemhild [illegible]: „[illegible] Siegfried [illegible]. [illegible], lieber Freund Hagen, [illegible], daß ich [illegible] meinem lieben Manne, [illegible].“ [illegible] Hagen: „[illegible], liebe Herrin, [illegible] Siegfried.“ [illegible]: „[illegible].“ — „Herrin, [illegible].“ — „[illegible] Mann, [illegible].“ [illegible] Hagen, [illegible] Manne. [illegible] Siegfried [illegible] Hagen [illegible] Hagen [illegible]. [illegible]: „[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

Achtes Hauptstück.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

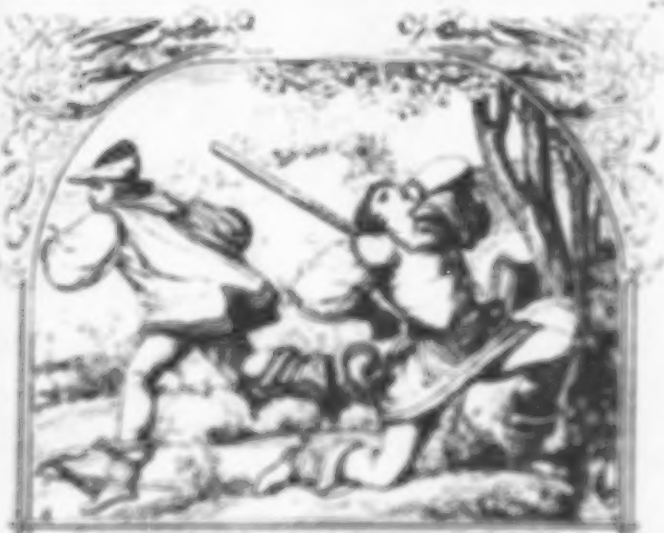
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bär, zu Walde trollend, [illegible], [illegible] das [illegible] voll gemacht, in die [illegible] und Küche, da die Köche und Küchenknechte vom Feuer. Da ward mancher Kochkessel umgeworfen und fiel manche gute Speise in die Asche. Die Herren sprangen auf von ihren Sitzen, der Bär ward immer unwirscher, der König ließ die Jäger an, die Hunde loszukoppeln, und mit Bogen und Speeren ging es auf den Bären los. Der Hochwald erscholl von dem Lärm der Jagd. Der Bär lief [illegible], so daß Keiner ihn zu folgen vermochte außer dem Manne Kriemhildens. Der erlief ihn und schlug ihn mit dem Schwerte zu Tod. Darauf rief man die [illegible] Jagdgesellen zu Tische und sie saßen da auf einem schönen Anger und [illegible] trug man ihnen auf in Hülle und Fülle. [illegible] kamen [illegible] nicht [illegible] [illegible], [illegible] nicht die Schenken mit dem Weine ausgeblieben wären. Sprach da Herr Siegfried: „Mich wundert wenig, warum mich die edlen Speisen, die Schenken nicht den Wein bringen. Und soll man der Jäger pflegen oder ich will nicht weiter Jagdgesell sein. Mich dünkt, ich hätte heute einen guten Trunk wohl verdient.“ Darauf [illegible] [illegible] König Gunther: „Hagen hat das Getränk [illegible], er will uns den Durst vergehen [illegible].“ [illegible] Hagen: „Lieber Herr, ich wähnte, das [illegible] sollte heut im Spessart sein. Darum sandt’ ich den Wein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]*).“ [illegible] Siegfried: „Wenig Dank [illegible] ich den Schenken. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit Meth und [illegible]**) [illegible] man [illegible] [illegible] oder [illegible] und [illegible] näher an den Rhein.“ [illegible] Hagen von Tronje: „Ihr edlen Ritter, [illegible] [illegible] [illegible] ein kühler Brunnen. Da kommt uns [illegible].“ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Rath, der manchen Degen zum Verderben [illegible].

Held Siegfried, vom Durste [illegible] [illegible], [illegible] den Tisch [illegible] [illegible]. Er wollte, während man die Jagdthiere [illegible] und [illegible], zu der Quelle in den Bergen gehen, wo der Brunnen floß. Da sagte Hagen [illegible]: „Mir [illegible] ich sagen, daß Keiner dem Manne Kriemhildens im Laufen zu [illegible] vermöge. Das [illegible] er uns [illegible] [illegible] [illegible].“ Darauf der kühne Siegfried: „Ihr könnt es ja versuchen. Wollt Ihr um die Wette mit mir zu dem Brunnen laufen?“ — „Ja wohl ich,“ sprach Hagen. Und Siegfried: „All mein Gewand und [illegible] will ich noch dazu dem [illegible] mit mir tragen, Speer und Schild, Köcher, Bogen und Schwert.“ Da [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gegen die [illegible] und Siegfried und Hagen, [illegible] [illegible] in weißen Hemden. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie durch [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] Siegfried [illegible] bei dem Brunnen an, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Degen, den Preis gewonnen. [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Köcher, Schwert und Schild ab und lehnte den Speer an einen Ast der Linde. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Siegfried [illegible] [illegible] zu trinken [illegible] er, bis König Gunther getrunken hätte, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war der Quell, [illegible] und gut. Gunther neigte sich zu der [illegible] [illegible] [illegible], und als er getrunken, [illegible] er [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] auch Siegfried zum Trinken. [illegible] [illegible] [illegible] Hagen [illegible] [illegible] [illegible] Bogen und Schwert [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Siegfrieds Speer, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] mit dem Brunnen [illegible]. [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]



[illegible]

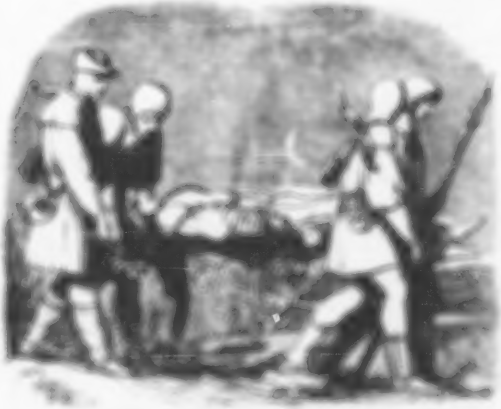
[illegible]

„Beſonders,“ meinte der Pabſt ſpöttiſch, „wenn es ſich darum handelt, mir über den kühnen Prior von San Marco in Florenz Schlimmes zu hinterbringen: nun, nun, ich will deinen Eifer nicht tadeln, mein Sohn, denn dein Feind iſt auch der meinige.“

Dann fuhr er in ernſterem Tone fort:

„Wir dürfen es uns nicht verbergen, und wenn wir wollten, könnten wir es nicht: ein gewaltiger Kampf gegen die Kirche bereitet ſich vor in unſeren Tagen, ein Kampf, noch ungleich wichtiger, als jener, den die Stahlherzen, jene germaniſchen Imperatoren, die ſich nach einem Berge jenſeits der Alpen Hohenſtaufen nannten, gegen meine Vorgänger auf dem geheiligten Stuhl Petri führten. Sie beſaßen Vieles, jene blondhaarigen Gewaltigen, aber ſie unterließen das Wichtigſte, ſie unterließen es, mit dem Geiſt der Bewegung ſich zu verbinden, mit jenem Geiſt, der aus dem Munde Arnolds, des Brescianers, gegen uns ſprach und aus den Mauern der lombardiſchen Städte todverachtend gegen ſie kämpfte. Der Barbaroſſa lieferte uns den Ketzer ſelber aus zum Scheiterhaufentod und reizte die

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

◆

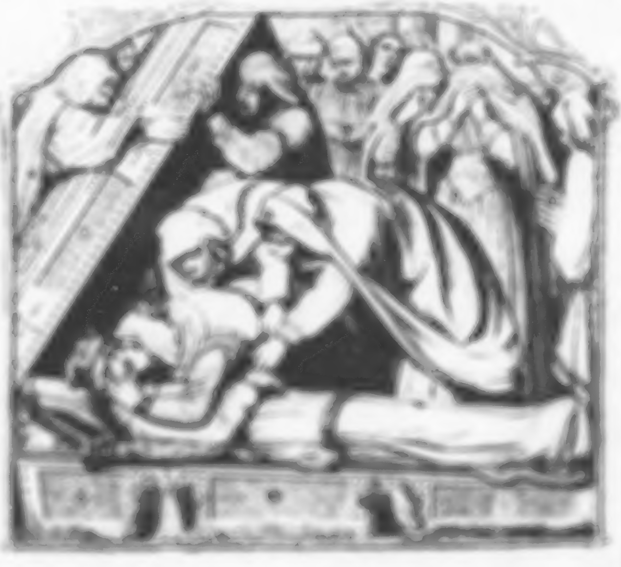
Neuntes Hauptſtück.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible]

* * *

Zehntes Hauptstück.

[illegible]

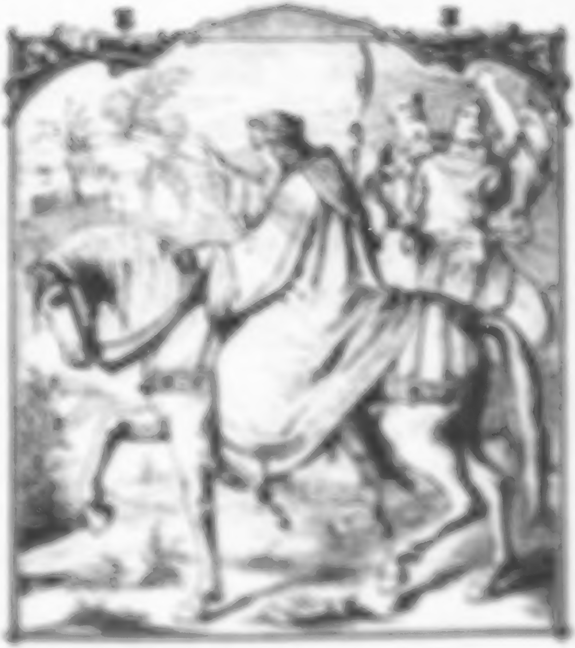
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

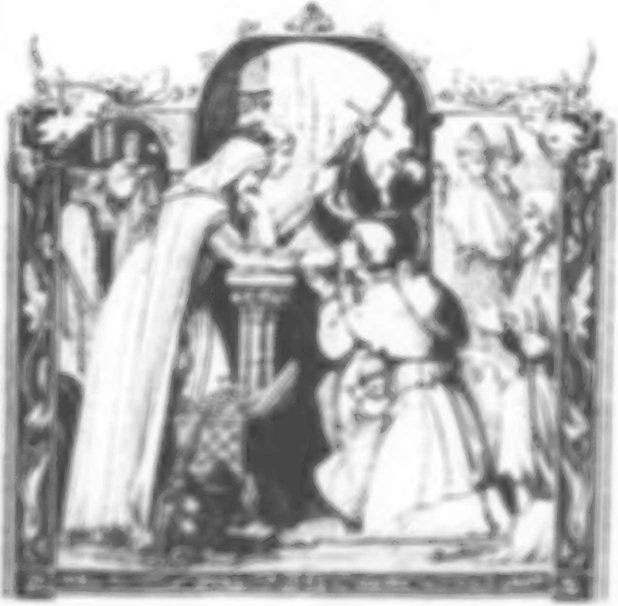
lombardiſchen Republikaner bis zum Wahnſinn gegen ſich. Meine Vorgänger aber vernichteten den Geiſt der Ketzerei mit Feuer und Schwert und föderten den Republikanerſinn ad majorem Dei gloriam. So gingen die Hohenſtaufen unter, ihren jüngſten gewaltigen Sprößling beförderte die Kirche durch einen königlichen Henker zu Neapel in's ewige Leben. Die Kirche hatte die fürſtliche Gewalt beſiegt, und obgleich der hierarchiſchen Weltdomination ſchlimmer Widerſtand erſtand in den Anmaßungen einiger ſpäteren Fürſten, wie des ſchönen Philipp in Frankreich und des bairiſchen Ludwig in Deutſchland, ſo kamen doch die Fürſten allmälig zur Erkenntniß, daß ein Unterordnen unter die Zwecke der Kirche ihren eigenen Intereſſen gegenüber den Völkern nur höchſt gedeihlich ſein könne, eine Ueberzeugung, in der wir ſie wohl noch lange erhalten hätten, ſo uns nicht im Volk ein ſchlimmerer Feind, als die Fürſten je ſein konnten, zu erſtehen drohte. Ja, das Volk, das Volk iſt es, welches uns droht. Einzelne, vorwitzig auftauchende Lichter waren und ſind leicht zu verlöſchen, wer aber kann an Löſchung denken, wenn ein ganzer Forſt brennt und flammt? Und des [illegible] „Ich traue dem Dinge nur halb," ſagte Hagen.

[illegible] Sprach da der kühne Gernot: „Frau, allzu lange klagt Ihr um Siegfried Tod. Der König [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu [illegible]." — „[illegible] ich meinen lieben Mann?" — „[illegible]." — „Das [illegible] im Himmel, liebe Mutter. [illegible] ich [illegible], [illegible] ich [illegible] mit mir [illegible]." Da [illegible], daß [illegible] und [illegible] und sie [illegible] mit großen [illegible] vom [illegible] zu [illegible]. Da lag [illegible] in einem langen, [illegible]. [illegible] zu [illegible], so [illegible] mit ihrer Mutter [illegible], mußte sie in [illegible] zu [illegible]. Das [illegible] eine [illegible], die [illegible]*).

Die Rache.

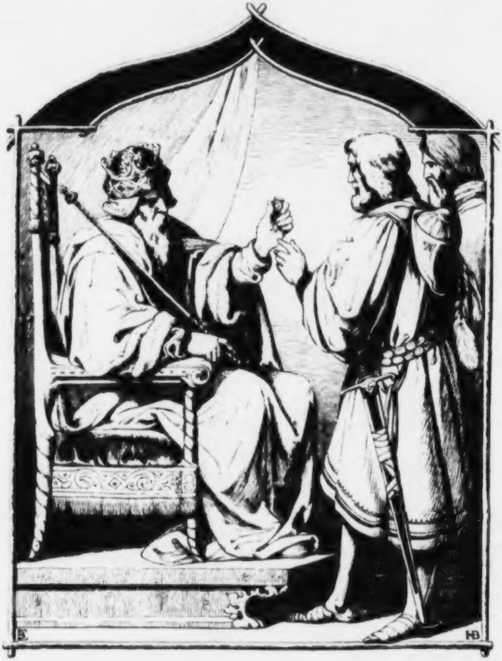
saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR, J. FN. 03474/023

Erstes Hauptstück.

Wie König Etzel um Kriemhild werben liess und wie sie gen Hunenland fuhr.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß dem König Etzel ſeine Frau Helche ſtarb und er darauf ſann, um ein ander Weib zu werben[61]). Da riethen ihm ſeine Freunde zu Kriemhild, der Wittib in Burgundenland, ſprechend: „Wollt Ihr gewinnen ein adlich Weib, die beſte und höchſte Frau, ſo je ein Fürſt freite, ſo nehmt Kriemhild; der ſtarke Sigfrid war ihr Mann.“ Darauf der mächtige König: „Wie möchte das geſcheh'n? Bin ich doch ein Heide und ſie iſt eine Getaufte. Eine Chriſtenfrau iſt ſie und wär' es alſo ein Wunder, ließe ſie ſich von mir werben.“ Dawider die ſchnellen Degen: „Vielleicht doch thut ſie es, um Eures hohen Namens und Eurer großen Macht willen. Man ſollt' es alſo verſuchen bei dem edlen Weib. Gut wär' es Euch, ihren wonneſamen Leib zu minnen.“ Und der König: „Wem unter euch ſind Land und Leute am Rheine bekannt?“ Gab zur Antwort der gute Markgraf Rüdeger von Bechelaren: „Von meinen Kinderjahren her kenn' ich die edlen Könige, Gunther und Gernot und auch Giſelher. Sie walten in Tugenden und Ehren, wie vor ihnen allzeit gethan ihre Ahnen.“ Wiederum der König: „Freund, Du ſollſt mir ſagen, ob Kriemhild hier Krone tragen ſoll und ob ſie ſo ſchön von Geſtalt, wie mir geſagt worden.“ — „Sie kommt an Schönheit wohl meiner Herrin gleich, der vielreichen Helche. Keines Königs Weib auf der weiten Erde kann ſchöner ſein. Wer ſie gewinnt, mag Wonne genießen[62]).“ — „Wohlan, Rüdeger, ſo wirb ſie mir, bei Deiner Treue! Und wird Kriemhild mein Weib, ſo lohn' ich Dir's, wie ich nur immer kann. Aus meiner Schatzkammer heiß' ich Dir ſchenken, daß Du mit Deinen Geſellen in Freuden leben magſt; auch an Roſſen und Kleidern laß ich Dir beſchaffen, ſo viel Du haben willſt zu dem Botenritt.“ — „Unlöblich wär' es mir, gehrte ich Deines Gutes. Ich will auf eigene Koſten Dein Bote an den Rhein ſein. Hab' ich doch all mein Gut aus Deiner Hand.“ — „Wohl, wann willſt Du fahren zu der Minniglichen? Gott behüte eure Fahrt und das Glück helfe mir, daß die Frau mir gnädig ſei.“ — „Bevor wir dieſes Land räumen, müſſen wir uns mit Gewand und Waffen ſo verſehen, daß wir vor den Burgundenfürſten mit Ehren beſtehn mögen. Fünfhundert waidliche Mannen will ich mit mir führen zum Rheine, ſolcher Art, daß man in Burgundien ſagen müſſe, nie noch habe ein König ſo manchen Mann auf Botſchaft ausgeſandt 63). Binnen vierundzwanzig Tagen heben wir uns von hinnen und will ich's der Gotelind, meiner lieben Ehefrau, ſagen laſſen, daß ich auf Werbung fahre nach Kriemhild.“

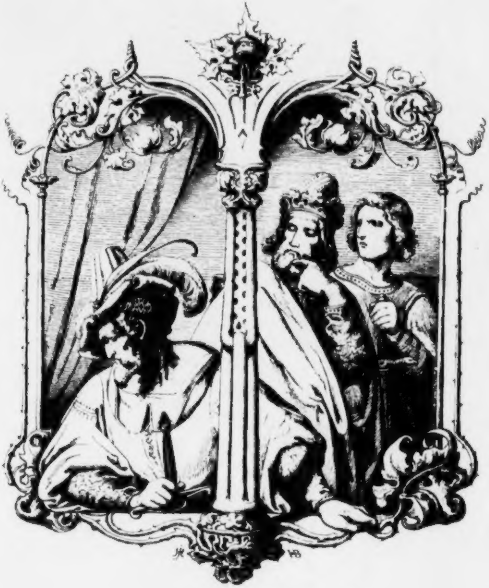


Zündſtoffes iſt wahrlich genug vorhanden in unſern Tagen und jenſeits der Alpen glimmt und lodert bereits der Brand. Die Irrlehren der Albigenſer in Frankreich wurden nicht zertreten mit den Leibern ihrer Bekenner, die Lollharden haben im fernen Engelland einen gefährlichen Samen geſtreut. Huß, der böhmiſche Mönch, ward zwar verbrannt, aber ſein Wort wuchert fort in dem ſtets zur Ketzerei geneigten Deutſchland, wo überdieß das hölliſche Concil von Coſtnitz dem Stuhle Petri einen ſo ſchlimmen Ruck verſetzte. Aber, was ſpreche ich von den Landen jenſeits der Berge? Zeigt ſich nicht ſogar in Italia, nur wenige Tagreiſen entfernt von der heiligen Roma, die Peſtbeule der Ketzerei in ſcheußlichſter Nacktheit? Wird nicht im benachbarten Florenz unſer geweihter Sitz von der Kanzel herab als babyloniſche Hure bezeichnet? Und wer iſt der freche Empörer, der alſo der Kirche und mir, ihrem Haupt, Trotz und Hohn bietet? Ein einfacher Mönch, ein Mann aus dem Volke. Ja, die Männer des Volks, die ſind uns gefährlich. Gegen die Fürſten konnten wir uns mit dem Volk verbinden, mit wem aber gegen das Volk, wenn es einmal

Darnach ſandte er nach Bechelaren, und als die Markgräfin von der Botenfahrt hörte, wurde ſie traurig, denn ſie gedachte in Minne der ſchönen Helche und ob ſie jemals wieder eine ſolche Herrin gewinnen würde. Nach ſieben Tagen ritt Rüdeger aus dem Hunenlande[61]), zur Freude König Etzels. In der Stadt zu Wien bereitete man den Fahrenden ihre Gewande und wurden dieſe auf Saumroſſen vorausgeſandt gen Bechelaren, allwo Rüdegers Frau Gotelind ſeiner harrte, die ihn und ſeine Fahrtgefährten gar wohl empfing. Auch ſeine liebe Tochter, die junge Markgräfin, war ſeines Kommens froh und ſprach da lachenden Mundes: „Hochwillkommen ſeid uns, mein Vater, und auch ihr, ſeine Mannen!“ Zierlichen Dank bot da mancher gute Ritter der Jungfrau. Da die edle Markgräfin von Rüdeger Näheres über ſeinen Botenritt erfahren hatte und wie er zum Rheine reiten wollte, auf daß Kriemhild unter den Hunen die vielgewaltige Herrin würde, ſagte Frau Gotelind: „Das wolle Gott, da wir ſo manche Ehren ihr zugeſtehen hören. Vielleicht daß ſie meine vormalige Herrin Helche uns erſetzt und ſo mag ſie immerhin bei den Hunen die Krone tragen.“

Nachdem die Markgräfin ihres Mannes Fahrtgefährten mit Vorrath aus ihrer Kleiderkammer verſehen hatte, ritten ſie aus am ſiebenten Morgen von Bechelaren und hinauf durch's Baierland, ſo ſtattlich in Wehr und Waffen, daß ſie nur ſelten von Räubern angerannt wurden. Innerhalb zwölf Tagen kamen ſie an den Rhein, wo ihre Ankunft nicht verhohlen bleiben konnte. Man meldete dem König Gunther und ſeinen Mannen, daß fremde Gäſte kämen. Er fragte, ob Einer ſie kenne. Derweil ſah man an den ſchweren Laſten, welche die Saumroſſe der Fremden trugen, daß ſie vielreich ſein müßten, und man ſchuf ihnen Herberge in der Stadt. Jedermann nahm es Wunder, wer die Unbekannten wären, und der Vogt vom Rheine fragte Hagen, wer ſie wohl ſein möchten. Darauf der Held von Tronje: „Ich ſah ſie ja noch nicht. Sobald ich ſie erſchaue, ſag' ich Euch, von wannen ſie in dieſes Land kamen.“ Unterweilen verließ der Botſchafter ſeine Herberge und kam mit ſeinen Mannen gar ſtattlich zu Hofe geritten. Sprach da, (als er ſie reiten ſah), der ſchnelle Hagen: „Lange zwar iſt's her, ſeit ich den Herren zuletzt geſehen; dennoch aber däucht mich, es könne kein Anderer ſein denn Rüdeger, der kühne Degen aus den hunniſchen Landen[63]).“ Warf der König ein: „Wie ſollt' ich wohl glauben, daß Der von Bechelaren hieher in dieſes Land käme?“ Doch Gunther hatte kaum ſo geredet, als der kühne Hagen den guten Rüdeger deutlich erkannte. Er lief mit allen ſeinen Freunden hinunter in den Hof, allwo die fünfhundert Ritter raſſelnd von ihren Roſſen ſtiegen. Da wurden wohl empfangen Die aus Hunenland und laut rief ihnen Hagen von Tronje zu: „Willkommen, all ihr Degen! Willkommen, Herr Vogt von Bechelaren und all' ihr ſeine Mannen!“ Des Königs nächſte Magen kamen grüßend heran und ſagte Ortwein von Metz zu Rüdeger: „Lange ſchon währte es, ſeit wir ſahen ſo werthe Gäſte.“

Die Fremden boten Dank für ſo freundlichen Willkomm und gingen mit dem Heergeſinde in den Saal, wo ſie den König fanden. Der ſtand auf von ſeinem Sitze mit höfiſchen Sitten und ging entgegen dem Gaſte mit rechten Züchten. Wie ihnen ziemte, empfingen Gunther und Gernot den guten Rüdeger. Der König nahm ihn bei der Hand und geleitete ihn zu ſeinem eigenen Sitz und hieß den Gäſten kredenzen vielguten Meth und Wein vom allerbeſten, ſo am Rhein zu finden. Derweil waren auch Giſelher und Gere herbeigekommen, ſowie Dankwart und Volker, und begrüßten auch ihrerſeits die edlen Ritter. Da ſprach der König Gunther: „Nicht verwind' ich das Fragen. Ihr ſollt mir ſagen, wie ſich gehaben Etzel und Helche im Hunenland." Gab zur Antwort der Markgraf: „Gerne geb' ich Euch Kunde." Damit ſtand er auf von ſeinem Sitze, er und alle ſeine Mannen, und ſagte: „So Ihr es erlaubt, Fürſt, ſag' ich Euch an die ganze Märe, die ich bringe." Darauf der König: „Laßt mich und meine Mannen hören, was Märe man uns entbietet." Da ſprach der biderbe Bote:



„Mein großer Vogt entbietet Euch an den Rhein ſeine treuen Dienſte, Euch und allen Euren Freunden. Der edle König läßt Euch klagen ſeine Noth. Freudlos iſt ſein Volk, denn todt iſt ſeine Frau, die vielreiche Helche, meines Herren Weib. Verwaiſet iſt nun manch eine Jungfrau, Kinder edler Fürſten, die ſie erzogen hat[66]). Daher große Trauer im Lande, denn da iſt Niemand, der die Verwaiſeten alſo pflegte.“ Gab zur Antwort König Gunther: „Lohn' ihm Gott, daß er mir und meinen Freunden ſeine Dienſte ſo willig entbietet. Gern empfang' ich ſeinen Gruß und auch ihm hinwiederum ſollen dienſtbereit ſein meine Magen und Mannen.“ Dann ſprach der Recke Gernot: „Die Welt muß der ſchönen Helche Tod beklagen, von wegen der vielen Tugenden, die ihr eigen waren.“ Beiſtimmte dieſem Hagen, der vielzierliche Degen[67]). Darauf wieder Rüdeger, der edle Bote: „Wenn Ihr, König, mir es erlaubt, ſag' ich Euch noch mehr, was mein lieber Herr Euch hieher entbietet, ſeit ihn Helche's Tod in Trauer verſetzte. Man hat meinem Herren berichtet, Kriemhild, Eure Schweſter, ſei mannlos, maßen Herr Sigfrid geſtorben. Verhält es ſich ſo und wollt Ihr darein willigen, ſo ſoll ſie die Krone tragen vor König Etzels Recken. Das hieß mich mein Herr ihr ſagen.“ Worauf der König wohlgezogen: „Mit meinem Willen geſchieht es, ſo meine Schweſter dazu willig iſt. Wie ſollt' ich's Etzeln verſagen? Binnen heut und drei (ſieben) Tagen thu' ich Euch kund, ob Kriemhild in die Werbung willige.“

Wurde nun den Gäſten gaſtlich Gemach beſchafft und ward ihnen ſo gedienet, daß Rüdeger geſtehen mußte, Freunde hab' er unter Gunthers Mannen, und alſo weilte er da bis zum dritten Tag. Derweil berief der König ſeine Rathmänner, zu erfahren, ob ſeine Magen meinten, daß Kriemhild den edlen König Etzel küren ſollte zum Mann. Alle riethen ſie dazu, nur Hagen nicht, zu Gunther redend: „Seid Ihr recht bei Rath, ſo willigt Ihr nicht darein, ob ſie auch wollte.“ — „Warum ſollt' ich's hindern? Gönn' ich doch der Königin, was ihr Gutes noch widerfahren kann. Sie iſt meine Schweſter und uns ſelbſt muß angelegen ſein, was ihr Ehre bringen kann.“ — „Redet nicht ſo. Kenntet Ihr den König Etzel, wie ich ihn kenne, ſo ſchüf' es Euch Sorge, würd' er Kriemhilds Mann.“ — „Warum aber? Ich kann mich wohl vor ihm wahren. Wird ſie auch ſein Weib, ſo komm' ich ihm doch nie ſo nahe, daß ich Uebles von ihm zu befahren hätte.“ — „Es iſt nicht wohlgethan.“ Da ſprach der Degen Giſelher: „Ei, Freund Hagen, meint Ihr es treulich, ſo vergütet meiner Schweſter das viele ihr angethane Leid. Ihr habt es wohl verdient um ſie, daß ſie Euch gram, und ſolltet nicht hindern wollen, was hinfort ihr noch glücken mag.“ Darauf Hagen: „Was ich fürchte, freiſam ſag' ich's. Wird ſie Etzels Weib und lebt ſie lange genug, ſo vergilt ſie uns ihr Leid mit ſchwerem Leide. Bedenkt, dienen wird ihr dort manch ein waidlicher Mann.“ Dawider der kühne Gernot: „Es hat gute Weile, bis wir jemals in Etzels Land kommen. Derweil kann er und kann Kriemhild ſterben. Ich meine, wir ſollten ihr in Treuen dienen, wie es die Ehre heiſcht.“ Doch Hagen nochmals: „Ich will davon Nichts wiſſen. Trägt die edle Kriemhild erſt Helche's Krone, ſo thut ſie uns Schaden, wie ſie's nur immer ſchaffen kann. Laßt es nicht zu, beſſer ziemt Euch das.“ Darauf zornvoll Giſelher: „Solche Falſchheit nicht ziemt uns; nein, freuen ſoll uns, wenn meiner Schweſter Frohes widerfährt. Redet, wie Ihr wollt, Hagen, ich will treu an ihr handeln.“ Unwirſch wurde Hagen auf dieſes Wort, aber Giſelher und Gernot, die ſtolzen Ritter, und der mächtige Gunther ſie beſchloſſen da, daß Kriemhild ihren Willen haben ſollte. „Ich will's der Herrin ſagen,“ ſprach der kühne Gere, „daß ſie ſich den König Etzel wohlbehagen laſſe. Dem iſt in Ehrfurcht manch ein Recke unterthan und daß mag er ihr vergüten all ihren Gram.“

Da ging der raſche Recke zu Kriemhild, ſprechend: „Ihr mögt mir wohl Gruß und Botendank bieten. Das Glück will Euch ledigen all Eures Leides. Es hat um Eure Minne, Herrin, hergeſandt Einer der Allerbeſten, die je eines Königs Krone getragen. Edle Ritter ſind mit der Werbung betraut und Euer Bruder läßt Euch das anſagen.“ Gab zur Antwort die Jammerreiche: „Gott ſollt' Euch und allen meinen Freunden wehren, mit mir armen Wittib Spott zu treiben. Was ſollt' ich einem Manne, der je Minne von gutem Weibe gewann?“ So widerſprach ſie. Da kamen aber ihre Brüder Gernot und Giſelher und redeten ihr minniglich zu, meinend, ſo ſie den König freite, fürwahr zur Freude würd' es ihr. Zwar konnten ſie das edle Weib noch nicht überreden, zu minnen einen zweiten Mann, jedoch ließ ſie ſich erbitten, den biderben Boten Rüdeger zu empfangen, um ſeiner Tugenden willen.

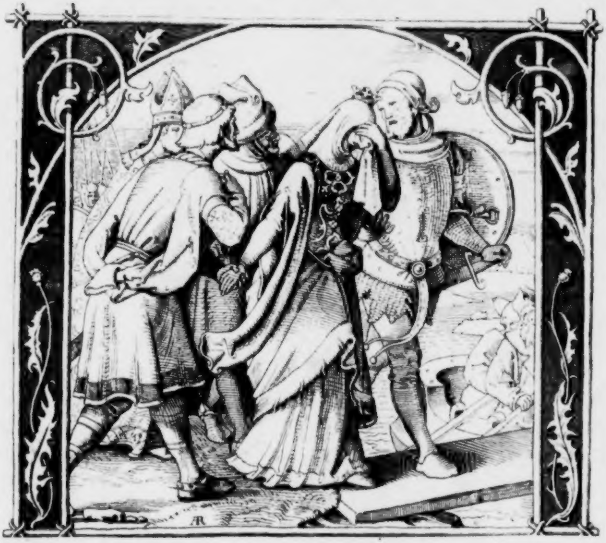
Am andern Morgen, nachdem die Meſſe geſungen war, kam Rüdeger ſtattlich zu Hofe und zur Kemenate Kriemhilds, die ihm bis zur Thüre entgegen ging und ihn gütlich empfing, da er mit zwölf ſeiner Mannen bei ihr eintrat. Manche edle Magd war da um die Königin und vor ihr ſtanden die guten Ritter Eckewart und Gere. Aber das Kleid Kriemhilds war vor den Brüſten naß von heißen Thränen und ſah das der edle Markgraf gar wohl. Man hieß den hehren Boten ſitzen, er aber ſprach: „Vieledle Königstochter, erlaubet mir und meinen Geſellen, daß wir ſtehend vor Euch unſere Botſchaft kundthun.“ Darauf die Königin: „Sei es ſo, und was immer Ihr mir zu ſagen habt, von ſolchem guten Boten empfange ich gern jede Botſchaft.“ Nun Fürſt Rüdeger von Bechelaren: „Herrin, Etzel, der König hehr, entbietet Euch Treue und große Liebe hieher in dieſes Land. Er entbietet Euch Lieb' ohne Leid und ſtäte Freundſchaft, wie er ſie hegte weiland für Frau Helche, die ihm am Herzen lag.“ — „Markgraf Rüdeger, ſo Jemand kundig wäre meines Kummers, würde er mir nicht rathen, zu minnen einen zweiten Mann. Ich büßte ja den Beſten ein, der je eine Frau freite.“ — „Was mag Leid mehr vergüten als freundliche Liebe? Herzwonne heilt Herzweh. Laßt Ihr Euch minnen von meinem hohen Herrn, ſo ſollt Ihr zwölf großer Kronen gewaltig ſein. Dazu bringt Euch mein Herr das Land von dreißig Fürſten, die er bezwungen mit ſeiner heldiſchen Hand. Alle Macht über Land und Leute, die weiland meine Herrin Helche beſaß, gibt Euch Etzel und hoch ſollt Ihr herrſchen über ſeine Helden.“ — „Wie wollt' ich mir laſſen gelüſten, wieder zu werden eines Fürſten Weib? Hat mir doch an Einem der Tod ſo Leides gethan, daß ich es nicht verwinde bis an meines Lebens Ende.“ Dagegen wieder die Hunen: „Vielreiche Königin, Ihr werdet zur Seite Etzels ſo in Freuden und Ehren leben, daß Ihr wohl vergeſſet des

Vergangenen.“ Und mit Züchten die Königin: „Gewährt mir Friſt bis morgen. Da ſollt Ihr auf Eure Botſchaft den Beſcheid haben.“

Derweil die Gäſte zu ihren Herbergen gingen, beſchied Kriemhild ihre Mutter Ute und ihren Bruder Giſelher zu ſich und ſagte dieſen Beiden, nur Weinen gezieme ihr und Anderes nicht mehr. Da ſagte Giſelher: „Schweſter, mir ſchwant und glaub' ich dran, Etzel wird all Dein Leid wenden, wenn Du ſeiner Werbung Gehör ſchenkſt. Wohl kann er Dich ergötzen, denn von der Rhone bis zum Rhein und von der Elbe bis zum Meer iſt kein König ſo mächtig wie er. Freuen kannſt Du Dich, daß er Dich begehrt zur Kone und Königin.“ — „Lieber Bruder, wie kannſt Du mir dazu rathen? Klagen und Weinen ziemte mir beſſer. Wie ſollt' ich zu Hofe gehen vor Recken? Beſaß mein Leib je Wohlgeſtalt, ſo bin ich deren wohl lange ſchon ledig68).“ Aber auch Frau Ute ſprach der Tochter zu: „Thue, was Deine Brüder Dir rathen, liebes Kind, und folge Deinen Freunden, ſo wird es gut mit Dir werden. Allzu lange ſchon hab' ich Dich in dieſem Jammer geſeh'n.“ Da dachte Kriemhild bei ſich, wie gut es ſein müßte, wenn es Gott fügen wollte, daß ſie wieder wie zu ihres Mannes Lebzeiten Gold und Silber und Wat mit milder Hand vertheilen konnte. Aber hinwieder dachte ſie auch: „Wie, ich ſoll meinen Leib einem Heiden hingeben, ich, eines Chriſten Wittib? Zu Schimpf und Schanden müßte mich das werden laſſen vor aller Welt. Und ob er mir alle Reiche der Erde gäbe, nicht will ich's thun.“ Die ganze Nacht hindann bis zum Tage lag die Frau in quälenden Gedanken und ihre viellichten Augen trockneten nicht, bis ſie morgens zur Meſſe ging.

Darnach zur Meſſezeit kamen die Könige her, nahmen ihre Schweſter bei der Hand und riethen ihr, zu minnen den König von Hunenland. Aber das machte die Fraue nicht froher. Da hieß man kommen die huniſchen Boten, die gerne Urlaub genommen hätten. Geworben oder geſchieden, wie es nun fiele, fort wollten ſie. Rüdeger bat mit minniglicher Bitte die edle Königin, daß ſie hören laſſe, was ſie Etzeln entbiete. Da ſprach die Widerſtrebende, daß ſie nicht mehr wolle minnen einen Mann. Worauf der Markgraf: „Das wäre übel gethan. Warum verkümmern laſſen eine ſo ſchöne Geſtalt? Mit Ehren mögt Ihr noch werden eines guten Mannes Weib.“ Nichts jedoch half Bitten und Beten, bis daß Rüdeger heimlich redete mit der Königin hehr, er wolle rächen all ihr Ungemach. Da begann ſich zu ſänftigen ihr ſtarrer Sinn. Der Markgraf ſprach zur Königin: „Laßt Euer Weinen! Hättet Ihr bei den Hunen Niemand denn mich, meine Magen und Mannen, doch ſollt' es ſchwer entgelten, wer immer Euch ein Leid angethan.“ Darauf die Königin getroſteren Muthes: „So ſchwört mir Eide, daß Ihr wollt ſein der Erſte und Nächſte, zu rächen das Leid, das mich Jemand leiden läßt.“ Darauf hin ſchwur ihr Rüdeger mit allen ſeinen Mannen, ihr allzeit treu zu dienen und ihr in Etzels Land Nichts zu verſagen, was ihre Ehre heiſche. Da dachte bei ſich die Getreue: „Wenn mir zur Seite ſtehen ſolche Freunde, kann ich die Leute wohl reden laſſen, was ſie wollen, ich jammerhaftes Weib. Wird mir vielleicht doch noch Rache für meines Mannes Mord! Hat König Etzel ſo viele der Recken, denen ich gebiete, ſo kann ich thun, was ich will. Er iſt auch ſo reich, daß ich ſpenden und ſchenken kann nach Wohlgefallen, während hier der leidige Hagen meines Gutes mich beraubt hat.“ Und zu dem Markgrafen ſagte ſie: „Wüßt' ich nicht, daß er wär' ein Heide, ſo wollt' ich ihm zu Willen ſein und ihn nehmen zum Manne.“ Dawider Rüdeger: „Herrin, nehmt das nicht ſo hoch[69]). Von Etzels Recken leben ſo viele in chriſtlicher Ehe, daß Euch darum bei dem Könige kein Weh widerfährt. Leicht mag es ſich fügen, daß Ihr ihn vermögt, ſich taufen zu laſſen, und ſchon deßhalb mögt Ihr mit Ehren Etzels Weib werden[70]).“ Sagten da Kriemhilds Brüder: „Laßt Euren Jammer, liebe Schweſter, und gebt Euer Jawort.“ Und ſie bedrängten die Wittib ſo lange, bis ſie endlich, traurigen Muthes, mit dargebotener Hand gelobte vor den Mannen, Etzels Weib zu werden, ſprechend: „Ich will Euch folgen, ich vielarme Königin, und hinfahren zu den Hunen, ſo ich Freunde finde, die mich führen.“ Worauf der Markgraf: „Herrin, Ihr habt in Eurem Dienſt zwei Recken und ich habe fünfhundert meiner Magen und Mannen bei mir: wir bringen Euch wohl mit Ehren aus dem Land. Heißet rüſten Euer Reitgewand und ſagt es an Euren Mägden, die Ihr mitnehmen wollt.“

Gar viel der Unmuße hatten die Frauen in den nächſten Tagen, Gewand und Geſchmeide aus Kammern und Truhen zu langen und Alles zur Fahrt zu rüſten[71]). Schloß da Kriemhild auch ihre Schatzkammer auf, denn ſie hatte noch vom Nibelungengold ſoviel, daß hundert der Saumroſſe die Laſt kaum von dannen tragen mochten[72]). Das wollte ſie im Hunenland vertheilen. Als aber Hagen davon hörte, ſagte er: „Maßen Frau Kriemhild mir doch nimmer hold wird, ſo muß auch hier bleiben dies Gold. Wie käme mir bei, meinen Feinden ſo großes Gut zu laſſen? Ich weiß gar wohl, wie Kriemhild dieſen Schatz verwenden will. Brächte ſie ihn von hinnen, würd' er nur vertheilt, mir Widerſacher zu werben. Ich will ihn behalten.“ Schweres Leid ſchuf das der Königin. Aber Rüdeger ſprach: „Herrin, was klagt Ihr um dies Gold? So hold iſt Euch der König Etzel, daß, ſo Euch erſehen ſeine Augen, er Euch ſchenkt einen Schatz, den Ihr nimmer zu erſchöpfen vermögt.“ — „Vieledler Rüdeger, nie beſaß eine Königstochter einen Schatz, wie mich Hagen eines beraubte.“ Da kam ihr Bruder Gernot und ſtieß mit Gewalt des Königs Schlüſſel in das Schatzkammerſchloß und hieß Kriemhilds Gold hervortragen, dreißigtauſend Mark oder mehr, damit es die Gäſte nähmen. Da ſprach aber wieder der Gotelind ihr Mann: „Und beſäße meine Herrin Kriemhild den ganzen Hort, ſo man führte aus Nibelungen-Land, doch ſollte weder meine noch der Königin Hand Etwas davon anrühren. Laßt es haben, Herrin, wer es haben mag. Die Koſten unſerer Fahrt beſtreit' ich ſelber unſchwer.“ Es beſaß aber Kriemhild noch tauſend Mark Goldes. Das ſtiftete ſie zu Meſſen für ihres viellieben Sigfrids Seele und däuchte das den Markgrafen treulich gethan. Dann ſprach die klagende Königin: „Wo ſind meine Freunde, die aus Liebe zu mir ins Elend ziehen wollen[73])? Die ſollen reiten mit mir ins Hunenland.“ Antwortete ihr da der Markgraf Eckewart: „Seit ich Euer Dienſtmann ward, hab' ich Euch in Treuen gedient und ſo will ich thun bis an mein Ende. Ich will auch mit mir führen fünfhundert meiner Mannen, die Euch treulich dienen ſollen. Wir bleiben ungeſchieden, es ſcheid' uns denn der Tod.“ Nahe ging der Königin dieſe Rede und dankend neigte ſie ſich dem Treuen.



Da zog man die Roſſe aus den Ställen zum Reiſeritt74). Ein groß Weinen geſchah jetzt. Die vielreiche Ute und mit ihr manche ſchöne Maid ließen ſehen, wie leid ihnen wäre Frau Kriemhilds Weggang, welche hundert reichgekleidete Mägde mit ſich führte. Da fielen Thränen aus lichten Augen. Herr Giſelher kam und es kam auch Gernot mit ihrem Geſinde, Geleit zu geben ihrer lieben Schweſter. Tauſend waidliche Mannen führten ſie. Auch Gere und Ortwein und Rumolt ritten mit im Geleite bis zur Donau. Aber Gunther ritt nur eine kurze Strecke mit. Als ſie aufbrachen vom Rhein, ſandten ſie ſchnelle Boten voraus ins Hunenland, anzuſagen dem Könige, daß Rüdeger ihm zum Weibe geworben die Königin hehr. Während die Boten ſich haſteten, ritt die Königin im Geleite ihrer Brüder Gernot und Giſelher, bis ſie zu Beringen an der Donau anlangte. Da wollten die Burgunden wiederkehren an den Rhein und nahmen Urlaub und ſagte Giſelher, der Schnelle: „Schweſter, ſo Dich jemals Etwas gefährdete und Du meiner bedürfteſt, thu' es mir kund: ich reite Dir zu Dienſt in Etzels Land.“ Minnigliches Scheiden ſah man da und küßten ihre Sippen die Scheidende auf den Mund. Darnach fuhr ſie von dannen, in Schirm und Schutz von Rüdeger und ſeinen Degen, niederwärts durch Baierland. (In der Stadt zu Paſſau ſaß ein Biſchof, der hieß Pilgrim und war ein Bruder von Frau Ute. Er freute ſich, als er vernahm, daß zu den Hunen fahre die Königin Kriemhild, ſeine Niftel[75]). Da wurde leer des Prälaten Hof und wurden leer die Herbergen in der Stadt, denn der Fürſt ritt mit ſeinen Leuten ſeiner Niftel entgegen, bis hin zu dem Kloſter, wo der reißende Inn in die Donau rinnt. Die Königin ritt mit ihrem Ohm auf Paſſau zu, allwo die Burger dem Schweſterkind ihres Fürſten guten Empfang bereiteten. Da aber der Biſchof wähnte, ſeine Niftel würde bei ihm weilen, ſagte der Markgraf Eckewart: „Das kann nicht geſcheh'n, denn wir müſſen weiter fahren nach Bechelaren, wo viel der Degen unſerer warten.“) Der ſchönen Gotelind hatte Rüdeger entboten, daß ſie mit ſeinen Mannen der Königin entgegenreite bis zur Enns. Als der Zug dort anlangte, ſah man auf dem Feld Gezelte aufgeſpannt, den Gäſten zur Nachtherberge. Da that ſich ihnen entgegen die ſchöne Gotelind, und als die beiden Züge zuſammentrafen, ritten die Ritter einen Buhurd zu Ehren der Frauen, daß viel der Speerſplitter in die Lüfte gingen. Darauf geſchah ein Grüßen von Mann zu Mann und ritt der Vogt von Bechelaren zu ſeiner Frau, die ſich nicht wenig freute, daß er ſo wohlbehalten wieder vom Rheine zurückgekommen. Er hieß ſie und ihre Frauen von den Pferden niederſteigen auf das Gras, und als Frau Kriemhild die Markgräfin mit ihrem Geſinde gewahrte, rückte ſie die Zügel, kam herangeritten und ließ ſich aus dem Sattel heben. (Der Biſchof und Herr Eckewart führten die Königin zu der Markgräfin.) Da küßte Kriemhild den Mund der ſchönen Gotelind und ſprach dieſe minniglich: „Nun wohl mir, liebe Herrin, daß ich Euren ſchönen Leib hie zu Lande mit eigenen Augen geſehen. Lieberes konnte ich nicht erleben.“ Antwortete die Königin: „Lohn' Euch Gott, vieledle Gotelind! So ich geſund bleibe an der Seite von Botelungs Sohn[76]), ſoll es Euch zu gute kommen, daß Ihr mich hier ſahet.“

Mit Züchten begrüßten ſich da alle die Frauen und dienten ihnen die Ritter. Sie hielten Mittagsraſt auf dem grünen Klee und Wein ward ihnen kredenzt. Dann ritten ſie zu den Zelten und pflegten da der Nachtruhe. Am Morgen darauf ging der Zug weiter gen Bechelaren, allwo Fenſter und Thore der Burg weit offen ſtanden. Mit ihrem Ingeſinde kam Rüdegers Tochter, die Königin minniglich zu empfangen. Sie nahmen ſich bei den Händen und gingen in den geräumigen Palas, deſſen wohlgebaute Mauern die Donau beſpülte. Da ſaßen ſie in der Laube und kurzweilten mitſammen[77]). Ein gaſtfreier Wirth war der Markgraf ſeinen Gäſten, ſo daß Kriemhilds Gefolge wohl länger hätte weilen mögen. Die Königin ſchenkte zum Abſchied der Tochter Gotelinds zwölf Armringe von rothem Gold und begabte reichlich das Geſinde. Gotelind hinwieder erzeugte ſich ſo milde den Gäſten vom Rhein, daß man ihrer wenig fand, welche nicht Geſtein oder Gewand von ihr empfangen hatten. Da nach eingenommenem Imbiß die Fahrt weiter gehen ſollte, entbot die Hausfrau der Braut Etzels ihre Dienſte und ſagte die ſchöne Jungfrau, die Tochter des Hauſes, zu der Königin: „Dünkt es

Euch gut, ſo ſoll mich mein Vater zu Euch ins Hunenland ſenden; ich weiß, er thut es gerne." Urlaub nahm da die Königin und fuhr von Bechelaren weiter ihre Straße. Aus Medilik (Mölk) brachte man Goldbecher mit Wein getragen, den Gäſten Willkomm zu bieten auf ihrem Wege. Ein Wirth hatte da ſeinen Sitz, der hieß Aſtolf und wies ihnen die Straße ins Oeſtreich, an der Donau hinab gen Mutaren. (Hier ſchied der Biſchof freundlich von ſeiner Niftel, wünſchend, daß ſie ſich wohl gehabe und ſich Ehre erwerbe, wie Frau Helche vor ihr.) Darnach gelangte die Königin zu der Traiſam, geleitet von den Mannen Rüdegers. Hier aber zeigten ſich ſchon huniſche Reiter, denn bei der Traiſam beſaß der Hunenkönig eine vielſtarke Burg, Traiſenmauer geheißen, allwo Frau Helche weiland hauſte.

Zweites Hauptstück.

Wie Kriemhild bei den Hunen empfangen ward.

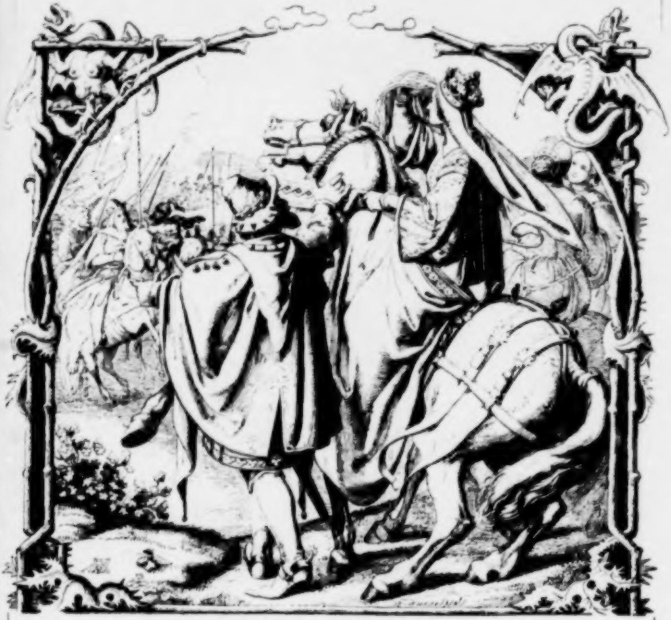
Etzels Herrſchaft die reichte über ſo viele Lande, daß man zu allen Zeiten die kühnſten Recken an ſeinem Hofe fand. Chriſten und Heiden lebten da mitſammen, wie ſie mochten, und das machte des Königs Milde. Derweil die Königin zu Traiſenmauer bis zum vierten Tage raſtete, ſtob allenthalben der Staub auf den Straßen, als ob es bränne: ein ſolches Hin- und Herreiten der Hunen geſchah da. Als nun dem König die Märe gemeldet wurde, wie herrlich Kriemhild hergezogen käme durch das Land, da ließen ihn die leidigen Gedanken und er machte ſich auf, entgegen der Minniglichen. Vielmanche Degen von vielmanchen Zungen zogen da einher vor Etzel auf ſeinem Wege, Chriſten und Heiden ſchaarenweiſe. Von Ruſſen und Griechen ritt da manch ein Mann; Polaken und Walachen ſah man auf raſchen Roſſen, Jeglichen nach ſeines Landes Brauch. Da ritten auch Viele aus dem Kiewer Land und wilde Perſchenegen. Die ſchoſſen mit Bogen nach den Vögeln im Fluge.

An der Donau im Oſterland (Oeſtreich) liegt eine Stadt, geheißen Tulna. Da ſah die Königin manchen ihr bislang fremden Brauch. Voran dem König Etzel ritten als ſein Ingeſinde, fröhlich und vielreich, ſtattlich ausſtaffirt und prächtig, vierundzwanzig Fürſten, die ihre Herrin zu begrüßen begehrten. Da war der Herzog Ramung aus der Walachei mit ſiebenhundert Mannen; die rannten einher wie die fliegenden Vögel. Da Fürſt Gibeche mit einer herrlichen Heerſchaar. Hornbog der Schnelle ſprengte mit wohl tauſend Mannen von dem König zu der Königin dar. Laut Geſchrei erſcholl da nach Landesbrauch und haſtig ritten die Hunen. Herankamen da der kühne Hawart aus Dänemark, Irinf der Vielſchnelle, ein Mann ohne Falſch,, und Irnfrid von Thüringen, ein waidlicher Degen. Zwölfhundert Mannen führten ſie herbei die Herrin zu empfangen. Da kam vielſtattlich der Herr Blödel mit drei tauſend, der Bruder von dem Gift der Erkenntniß, der Freiheit inficirt iſt? Mit den Fürſten etwa? Sie ſind machtlos ohne das Volk; mit dem Geiſt? er wendet ſeine Schneide gegen uns; mit der Materie? wir vermögen nicht mehr, wie vordem, unumſchränkt mit Ländern und Reichen zu ſchalten. Und dennoch müſſen wir dem Sturme ſtehen und für jetzt einzig und allein an jener Vorſchrift der Schrift, ihrer geſcheuteſten, uns halten: Seid klug wie die Schlangen! Ein prächtig Wort, fürwahr, und es ſoll nicht umſonſt geſagt ſein. Schlangenklug und ſchlangenglatt müſſen wir uns jetzt durch die Verhältniſſe winden, bis ſie wieder geſtatten, die Zähne zu zeigen. Zwar macht ſich jetzt das Licht gewaltig breit in der Welt, aber noch mangeln uns Dämpfer nicht. Da haben ſie in Deutſchland eine verruchte Schwarzkunſt erfunden, die ars typographica, füglich ſollte ſie ars diabolica heißen, aber wir ſetzen einen mächtigen Dämpfer auf dieſe Kerze, der Dämpfer heißt Cenſur, deren Erfindung wir uns rühmen;* laßt ſie nur Bücher drucken, es ſollen nur ſolche

---

* Bekanntlich führte Alexander der Sechste die Büchercenſur ein.

Etzels, und darnach der König ſelbſt und ihm zur Seite Herr Dietrich mit allen ſeinen Degen[78]). Wohl höhte ſich Kriemhilds Muth, als ſie ſo manchen edlen und biderben Ritter vor ſich ſah. Da ſprach Herr Rüdeger zu der Königin: „Herrin, ich will hier empfangen den König hehr.



Wen ich Euch heiße küſſen, dem bietet Gruß und Kuß.“ Alſo hob man die Königin von ihrem Roſſe und nun zauderte auch König Etzel nicht, mit ſeinen Mannen vom Pferde zu ſteigen. Freudvoll kam er heran zu ſeiner Braut. Sie aber, ihn zu begrüßen, ſchob hinauf ihr Gebinde[79]). Da leuchtete ihres Antlitzes Farbe ſo ſchön aus dem Schleiergold, daß manch ein

Mann meinte, Helche könnte nicht ſchöner geweſen ſein. Gruß und Kuß gab ſie gütlich dem König, und wie ihr Rüdeger rieth, küßte ſie auch des Königs Bruder Blödel und zwölf der Recken Etzels und entbot freundliches Grüßen manch einem Ritter.

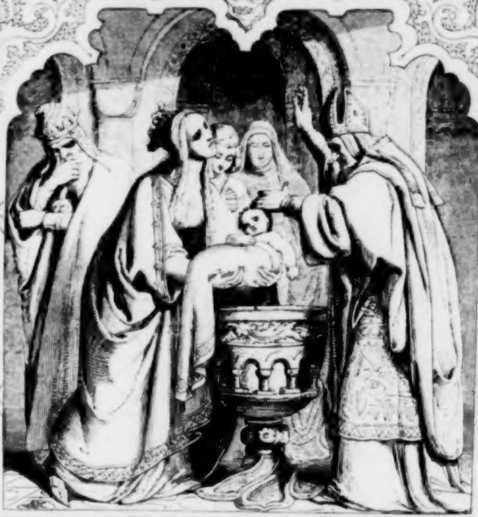
Dieweil der König bei Kriemhild ſtand, ritten die jungen Ritter, wie ritterliche Jugend zu thun pflegt, einen Puneiz**), Chriſten und Heiden je nach ihren Sitten. Da ſplitterten Schäfte, brachen Schildränder und hub ſich großer Schall. Der mächtige König führte Kriemhild hindann zu einem herrlichen Gezelt, ſo auf dem Felde zu ihrer Raſt errichtet war. Umgeben von vielſchönen Maiden, ſaß da die Königin auf zierlichem Stuhl dem König zur Seite, der ihre weiße Hand in ſeinen Händen hielt. Was er aber da minniglich mit ihr ſprach, iſt ungemeldet. Derweil war es Abend worden, der Buhurd ging zu Ende und Alle thaten ſich in die Lagerhütten zur Nachtherberge. Am andern Tag ſtanden bei frühem Morgenſchein die Roſſe geſattelt für Etzel und das ganze Brautgefolge und ritten ſie von Tulna nach der Stadt Wien, allwo des Königs Hochzeit anhub in Freude und Herrlichkeit. Zur Pfingſtzeit war es, als König Etzel Beilager hielt mit Kriemhild, und währte die Hochzeit ſiebenzehn Tage lang und hatte nie ein König ſtattlichere Hochzeit gehalten und war nie größere Milde von einem König und ſeinen Mannen geübt worden. Erwarben doch Swämmel und Wärbel, Etzels Spielleute, an die tauſend Mark oder mehr in den Tagen, wo die ſchöne Kriemhild bei König Etzel unter Krone ſaß. Doch inmitten von Fülle und Freude, da nach manchem Leide ſo viel Ehre ihr widerfuhr, wenn ſie daran dachte, wie ſie weiland am Rheine bei ihrem edlen Manne geſeſſen, wurden naß ihre Augen von Thränen: kaum konnte ſie's hehlen.

Am achtzehnten Morgen ritten ſie weg von Wien, derweil Speere ſplitterten und Schilde ſchallten im Ritterſpiel. So kamen ſie in's huniſche Land und hielten Nachtruhe in der alten Heimburg. Darauf ſchifften ſie ſich ein zu Miſenburg und war der Strom verdeckt von Mannen und Roſſen, als wäre das Waſſer feſter Boden. Viele gute Schiffe waren da an einander gebunden und überſpannt von Gezelten. Als die Märe zu Etzels Burg gelangte, froh wurde da des Königs Ingeſinde, Mann und Weib. Harrend ſtand da manche edle Magd, die ſeit Helche's Tod Leid gelitten. Solcher Königstöchter ſieben fand Kriemhild bei ihrer Ankunft vor. Helche's Schweſtertochter, des reichen Königs Nentwein Kind, die tugendreiche Jungfrau Herrat, ſo Herrn Dietrich verlobt war, waltete des Hauſes, des Kommens der Gäſte ſich freuend und Alles zum Empfange derſelben rüſtend. Da führte der König ſein Weib vom Geſtade zur Burg und ein großes Grüßen ward entboten der edlen Königin, die fortan gewaltig ſaß an der Stelle, wo weiland Helche geſeſſen.

Drittes Hauptstück.

Wie Kriemhild auf Rache sann und wie Wärbel und Swämmel Botschaft an den Rhein brachten.

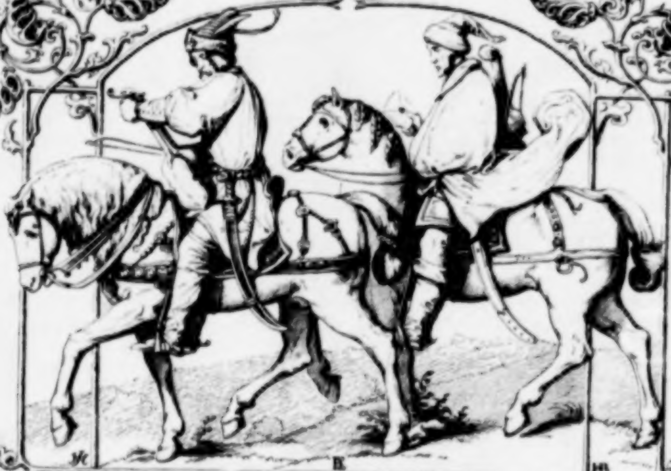
So lebten Etzel und Kriemhild mitſammen in großen Ehren bis in's ſiebente Jahr. Derweil genas die Königin eines Sohnes, worüber der König über die Maßen froh war. Die Mutter ließ nicht ab mit Bitten, bis ihr zugeſtanden ward, daß Etzels Kind getauft wurde, wie es chriſtliche Sitte will[96]). Ortlieb ward da genannt der Knabe und freute ſich ſeiner Geburt höchlich ganz Hunenland. Welcher Tugenden Frau Helche je gepflegt hatte, derſelben fliß ſich auch Kriemhild und Jungfrau Herrat lehrte die Königin huniſche Sitte und huniſchen Brauch. Heimiſche und Fremde kamen darin überein, daß nie eines Königs Frau beſſer und milder geweſen ſei, und ſolches Lob hatte ſie bei den Hunen bis in's dreizehnte Jahr. Wohl wußte ſie, daß Niemand ihr abhold, und da ſie allzeit zwölf Könige zu ihren Dienſten ſah, ſo dachte ſie auch des großen Leides, das man ſie daheim hatte leiden laſſen. Auch der Ehren dachte ſie, ſo ſie in Nibelungen-Land genoſſen und die ihr Hagens Hand zugleich mit Sigfrids Leben genommen. Ob ihm das wohl je zum Schaden ausſchlüge? „Sicherlich, ſo ich's erwirkte, daß er hieher käme in dieſes Land.“ Sie wünſchte auch, ihre Mutter möchte bei ihr ſein im Hunenland; ſie träumte, ihr Bruder Giſelher hielte ſie an der Hand, und ſie küßte ihn im Schlafe. Nicht vermochte ſie zu verwinden das Weh, das auf ihres Herzens Grunde wuchtete, und zu manch einer Stunde träufelten Thränen aus ihren Augen. Früh und ſpät quälte ſie's, daß man ſie ohne ihr Verſchulden dazu gebracht, minnen zu müſſen einen heidniſchen Mann. Das gab ſie Gunthern und Hagen ſchuld. Vielſelten war ſie ledig des Gedankens: „So viel Macht hab' ich und Gut, daß ich meinen Feinden wohl noch Schaden ſchaffe, wie ich dem Hagen von Tronje ſchaffen möchte. Nach meinen Lieben Sehnſucht leid' ich. Hätt' ich aber hier, die mir anthaten Leid, Rache fürwahr richter' ich aus meinem geliebten Friedel. Bitten will ich den König, daß



er gütlich meine Freunde hieher zu Gaſte lade.“ Niemand argwöhnte Arges von dieſer Abſicht der Königin.

Einmal, nachtſchlafender Weile, da der König koſend in Armen hielt die Königin, da gedachte ihrer Feinde das waidliche Weib und ſprach: „Viellieber Herre mein, bitten möcht' ich Euch, mich huldvoll ſehen zu laſſen, ob Ihr ſo recht hold meinen Freunden.“ Darauf der König ohne Arg: „Das ſollt Ihr wohl inne werden. Was immer man Gutes und Liebes den Recken widerfahren laſſen kann, ſoll mit Freude geſchehen, da ich nie durch Weibes Minne beſſere Freunde mein nannte.“ — „Man weiß, daß ich beſitze mächtige Magen. Darum iſt mir leid, daß man dieſelben nie hier ſehen und ich für verelendet und verwaiſet gelten ſoll.“ — „Vielliebe Herrin, däucht Euch die Ferne nicht zu groß, ſo lad' ich Eure Freunde gerne vom Rheine hieher." Darob freute ſich die Frau und ſagte: „Herre mein, wollt Ihr mir Huld erweiſen, ſo ſendet Boten gen Worms an den Rhein, damit ich entbiete meinen Freunden Wunſch und Willen. Manch ein guter Mann und edler Ritter kommt dann her zu den Hunen." — „Wie Ihr gebietet, ſoll es geſchehen. Ihr könnt Eure Freunde nicht lieber hier haben wollen als ich. So will ich denn, wenn es Euch, Herrin, gefällt, meine beiden Fiedelſpieler gen Burgundenland ſenden." Darnach ließ er vor ſich beſcheiden die guten Fiedler (Videläre) und ſie kamen zur Kemenate, wo ſie den König bei der Königin ſitzen fanden. Da ſagte er ihnen, daß ſie ſollten Botſchaft bringen nach Burgundien. „Alſo ſollt ihr thun," ſprach der mächtige König. „Ich entbiete meinen Freunden lauter Liebes und Gutes und lade ſie ein, her zu fahren in dieſes Land. Nie hab' ich Gäſte ſo gerne geſehen. Und wollen Kriemhilds Magen meinem Wunſche gemäß kommen, ſo ſollen ſie nicht ſäumen und dieſen Sommer herfahren zu einer Hochzeit." Darauf der Fiedelſpieler, der ſtolze Swämmel: „Wann wollt Ihr halten die Hochzeit? Damit wir's recht anſagen Euren Freunden." — „Zur Zeit der Sommerſonnenwende." — „Wir thun, was Ihr gebietet," ſagte Wärbel. Darauf ließ die Königin die Boten noch insgeheim in ihre Kammer rufen — Ungemach entſtund daraus nachmals manchem Degen — und ſprach zu ihnen: „Reich an Gut und ſtattlich an Gewand mach' ich euch, wenn ihr treulich meinen Willen thut. Wen immer meiner Freunde ihr zu Worms am Rheine ſehen mögt, Keinem ſollt ihr ſagen, daß ihr mich hier je betrübt geſehen. Entbietet meine Grüße den Burgundenhelden und bittet ſie, des Königs Willen zu thun, damit die Hunen nicht länger wähnen, ich wäre freundlos. Sagt meinem edlen Bruder Gernot, daß ihm auf Erden Niemand holder ſei denn ich, und bittet ihn, daß er unſere beſten Freunde hieher bringe, damit wir Ehre davon haben. Sagt meinem Bruder Giſelher, er möge deſſen gedenken, daß er verſprochen, jedes Leides mich zu ledigen. Vielgerne ſähen ihn meine Augen von wegen ſeiner Treue. Sagt auch meiner Mutter, wie hoch in Ehren man mich hier halte. Und wollte etwa Hagen von Tronje daheim bleiben, wer ſollte denn da die Wege den Recken weiſen durch das Land? Er ja kennt von Kindheit auf die Straßen zu den Hunen[92])." Die Boten wunderten ſich im Stillen nicht wenig, warum der Königin ſo ſehr daran gelegen ſei, daß Hagen nicht daheim bliebe. Bald ſollte ſein Kommen ihnen leid genug werden.

Jetzund ward ihnen Brief und Siegel gegeben und nach ertheiltem Urlaub ritten ſie, ſtattlich in Wat und Wehr, aus dem Hunenland. Bei ihrer Einkehr in Bechelaren gaben ihnen Rüdeger, Gotelind und auch die junge Markgräfin Grüße mit an den Rhein. (So that auch, bevor ſie durch's Baierland kamen, der gute Biſchof Pilgrim, ſprechend: „Wohl wäre mir zu Muthe, wenn ich meiner Schweſter Söhne hier ſähe. Kann ich doch ſchwerlich zu ihnen an den Rhein kommen.) Wohlbehütet durch die Furcht vor ihres Herren Zorn, gelangten Wärbel und Swämmel binnen zwölf Tagen ungefährdet nach Worms[93]). Als man da den Königen und ihren Mannen die Märe von den fremden Boten anſagte, fragte Gunther: „Wer thut uns kund, von wannen ſie kommen?" Niemand wußte Auskunft, bis Hagen die Fremden ſah und zu dem König ſagte: „Ich bürge dafür, daß man uns neue Märe bringt. Ich ſah Etzels



Fiedelſpieler. Die hat ſicherlich Eure Schweſter rheinwärts geſandt und ſie müſſen uns ihres Herren wegen willkommen ſein.“ Allbereits ritten die Boten vor den Palas und zogen ſtattlicher nie eines Königs Spielleute auf. Des Königs Ingeſinde empfing ſie da zuhand und führte ſie in den Saal, allwo ſie viele der Recken bei Gunther fanden. Wohlgezogen begrüßte ſie der König: „Willkommen, ihr Fiedler aus Hunenland! Aus was Urſach' ſandte euch König Etzel gen Burgundien?“ Sie neigten ſich dem König und Wärbel ſprach: „Huld und Dienſt entbieten Dir in dieſes Land mein lieber Herre und Deine Schweſter Kriemhild. In guten Treuen haben ſie uns rheinwärts geſandt.“ — „Froh macht mich dieſe Märe. Wie gebahrt ſich Etzel und wie hat ſich meine Schweſter Kriemhild im Hunenland?“ — „Beſſer lebten nie

Leute, das laß ich Euch wiſſen nach Wahrheit." Nun waren auch die beiden jüngeren Könige herbeigekommen und freundlich ſprach Giſelher die Boten an: „Willkommen am Rheine! Freunde werdet ihr finden allhier und keine Gefahr." Worauf Swämmel: „Wir verſeh'n uns zu Euch alles Guten. Aber nicht weiß ich zu ſagen mit Worten, wie minniglich Etzel und Eure edle Schweſter es mit Euch meinen. An Eure Gunſt und Treue mahnt Euch die Königin und wie allzeit Euer Herze ihr zugethan war. Aber zuvörderſt ſind wir hergeſandt an den König, daß er und Ihr möchten reiten in Etzels Land. Mitreiten ſoll auch Herr Gernot. Etzel entbietet euch Allen, ſo ihr auch eure Schweſter zu ſehen keine Sehnſucht hättet, möchte er doch gerne wiſſen, was er euch zu Leide gethan, daß ihr alſo, wie bislang geſchah, ihn und ſein Land meidet. Liebes fürwahr geſchähe ihm, ſo ihr geneigt, zu fahren gen Hunenland." Sprach darauf König Gunther: „Binnen ſieben Tagen laß ich euch wiſſen, ob ich reiten will zu den Hunen. Unterweilen geht in eure Herberge und habt gute Raſt." Aber Wärbel hinwiederum: „Könnt' es nicht ſein, daß wir zuvor noch ſähen meine Herrin, die vielreiche Ute?" — „Das wehrt euch Niemand und willkommen ſeid ihr ſicher meiner Mutter." Da brachte Giſelher die Boten zu der Fürſtin, welche die Fremden freundlich empfing.

Darnach, als die Boten zu ihrer Herberge gegangen, beſandte König Gunther ſeine Freunde und fragte, was ſie meinten zu der Märe. Und meinte da manch ein guter und beſter Mann, er möge reiten in Etzels Reich. Nur dem Hagen war die Sache herb widerwärtig und heimlich ſagte er zu Gunther: „Unheilvolles unternehmt Ihr. Was wir gethan, Ihr ſolltet es doch noch wiſſen. Immer müſſen wir in Sorge ſein vor Kriemhild, da ich ihr zu Tod ſchlug den Mann mit dieſer meiner Hand. Wie dürften wir reiten in Etzels Reich?" Doch der König: „Meine Schweſter ließ ihr Zürnen. Als ſie von hinnen ſchied, verſöhnte ſie ſich mit minniglichem Kuſſe mit uns, es müßte denn ſein, Euch, Hagen, wäre von ihr für allzeit abgeſagt." — „Laßt Euch nicht betrügen, was immer ſagen mögen dieſe huniſchen Boten. Geht Ihr Kriemhild beſuchen, ſo mögt Ihr leicht Ehre und Leben laſſen. Langdurſtig nach Rache iſt König Etzels Weib." Redete da im Rathe Fürſt Gernot: „Weil Ihr, Hagen, guten Grund habt, im Hunenreich zu fürchten den Tod, ſollen wir darum unſere Schweſter nicht ſehen? Das ſtünde uns übel an." Und Fürſt Giſelher ſagte zu Dem von Tronje: „Wißt Ihr Euch ſchuldig, Freund Hagen, ſo bleibt daheim, um heil zu bleiben, und laßt die, ſo ſich's getrauen, zu meiner Schweſter fahren." Da hub ſich Hagen im Zorne: „Nicht will ich, daß man ſage, Irgendwer getraue ſich mehr dieſer Fahrt zum Hunenhof denn ich. Wohl weiſ' ich euch das, wollt ihr wirklich fahren." Auch Degen Rumolt, der Küchenmeiſter, widerrieth das Unternehmen, worauf jedoch Gernot: „Wir wollen hin zu den Hunen. Warum ſollten wir's laſſen, da uns meine Schweſter und Etzel, der Mächtige, ſo liebreich einluden" Wer nicht mit will, mag daheim bleiben." Darauf Hagen: „Laßt euch meine Rede nicht verdrießen. Was auch geſchehen mag, das rath' ich in Treuen: wollt ihr euch wahren, ſo ſollt ihr nur wehrhaft zu den Hunen fahren. Bietet auf die beſten eurer Mannen. Daraus [illegible] ich tauſend gute Ritter wählen, damit euch nicht ſchädige Kriemhilds arger Sinn.“ „Dieſen Rath will ich befolgen,“ ſagte alsbald der König.

Sofort ſandte er Boten aus in ſeine Lande und ließ aufbieten dreitauſend und mehr der Helden. Von allen Seiten her ritten ſie fröhlich zu Hofe, wenig wähnend, was für Unheil ihnen bevorſtünde. Dankwart, Hagens Bruder, führte achtzig Recken herbei. Volker, der Kühne, genannt der Spielmann, weil er die Fiedel zu ſpielen verſtand, kam mit dreißig ſeiner Mannen. Hagen wählte aus allen tauſend Recken, von denen er wußte, was ihre Hand zu wirken vermöchte in heißen Stürmen. Den Boten Kriemhilds aber währte der Aufenthalt zu lange und ſie begehrten Urlaub. Allein liſtvoll rieth Hagen ſeinem Herrn, die Boten erſt ſieben Tage vor ſeiner eigenen Wegfahrt ziehen zu laſſen, damit, ſo Kriemhild Arges ſinne, ihr die Zeit zu Zurüſtungen fehle. Als hernach der König und ſeine Mannen ihre Vorbereitungen zur Reiſe getroffen hatten, gab man den Boten Urlaub, und nachdem ſie auch von Frau Ute ſich verabſchiedet — Frau Brunhild hatte ſie nicht ſehen wollen — ritten Wärbel und Swämmel reichbeſchenkt von dannen. Herr Gernot ließ ihnen bis zum Schwabenland gut Geleite geben. Von da an friedete ſie Etzels Herrſchaft auf allen Wegen, daß ſie fahrlos fahren mochten. Sie ſagten zu Paſſau dem Biſchof Pilgrim die Märe vom baldigen Kommen der Burgunden und weiterhin zu Bechelaren dem Markgrafen und ſeiner Frau Gotelind. Dann eilten ſie ſpornſtreichs fürbaß und trafen den König Etzel in ſeiner Stadt zu Gran. Der ward roth vor Freude ob den freundlichen Grüßen, welche die Boten an ihn beſtellten. Da die Königin hörte, daß ihre Brüder herkommen wollten, da wohlete ihr's. Reichen Lohn gab ſie den Boten und ſprach: „Nun ſagt an, wer von meinen Magen wird herkommen zur Hochzeit und was meinte Hagen zu der Märe?“ — „Wenig Wohlgefallen hatte er daran, und da die Herren beſchloſſen, zu den Hunen zu fahren, hieß der grimme Hagen das eine Todesfahrt. Herrlichen Muthes kommen die drei Könige, Eure Brüder, und mit anderen ihrer Mannen kommt auch Volker, der kühne Spielmann.“ — „Deſſen entbehrt' ich unſchwer. Aber den Helden Hagen hier zu ſehen freut ſich mein Sinn.“ Damit ging die Königin zu dem König und ſagte minniglich: „Wie gefällt Euch die Märe, mein viellieber Herr? Wornach mein Wille begehrte, das ſoll nun bald erfüllt werden.“ „Dein Wille iſt meine Freude und von Herzen bin ich froh des Kommens Deiner Freunde,“ gab der König zur Antwort und wies ſeine Amtsleute an, daß ſie Palas und Saal ſollten gut in Stand ſetzen laſſen zum Empfang ſo willkommener Gäſte.

Viertes Hauptſtück.

Wie die Herren alle zu den Hunen fuhren.

Der König vom Rheine kleidete ſeiner Mannen tauſend und ſechzig, dazu neuntauſend Knechte, mit ihm zu fahren zur Hochzeit. Da man ihr Reit- und Rüſtzeug zu Worms über den Schloßhof trug, ſagte der alte Biſchof von Speyer zu der ſchönen Ute: „Unſere Freunde wollen hindann zu einer Hochzeit. Gott wolle ſie ſchirmen und hüten!“ Darauf ſagte die edle Ute zu ihren Söhnen: „Ihr guten Helden, hier zu bleiben frommte euch beſſer. Ich träumte heut Nacht einen nothvollen Traum, wie daß alles Geflügel hie zu Lande todt wäre.“ Sprach da Hagen: „Wer ſich um Träume ſchiert, der weiß ſchwerlich zu ſagen, wie er am beſten ſeine Ehre wahre. Wir wollen reiten in Etzels Land, auf daß wir mitfeiern Kriemhilds Hochzeit.“ Nämlich Hagen rieth jetzt zu der Reiſe, ſo ſehr es ihn nachmals reuen mußte. Freilich, er hatte widerrathen die Fahrt, bis ihn Herr Gernot höhniſch an Sigfrid, den Mann Kriemhilds, erinnert hatte, mit dem Beifügen: „Darum will Hagen Nichts wiſſen von der weiten Reiſe.“ Darauf hatte Hagen zur Antwort gegeben: „Nicht Furcht gab mir meinen Rath ein. So ihr es aber wollt, ihr Helden, nur immer zu! Ich reite gern mit euch in Etzels Reich.“

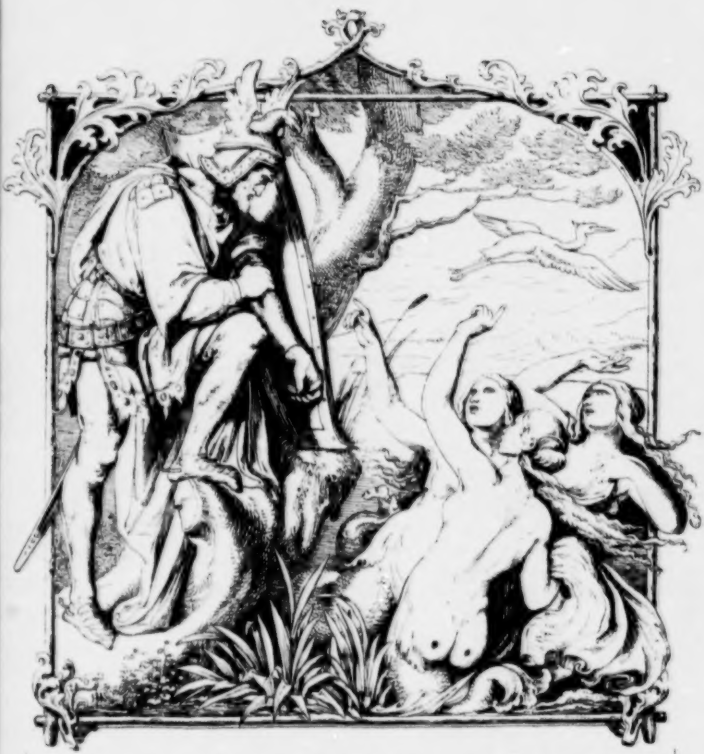
Roſſe und Reiſegeräth wurden zu Schiffe überrhein gebracht und waren jenſeits des Stromes Zelte geſpannt für die Ziehenden. Aber zu bleiben bat den König ſein vielſchönes Weib, nächtlicher Weile noch zu koſen ſeinen waidlichen Leib. In der Morgenfrühe hub ſich ein Getön von Poſaunen und Floten zum Zeichen des Aufbruchs. Wem Liebes lag im Arme, der ſchied davon mit Koſen. Aber König Etzels Frau bald ſchuf ſie Vielmanchen noch wehvolleres Scheiden. Der kühne und getreue Küchenmeiſter Rumolt ſagte zu dem König: „Trauern fürwahr muß ich über dieſe Fahrt. Kann denn Niemand euch Recken den Sinn wenden? Nie wahrlich gefiel mir Kriemhilds Botſchaft. Und wem, Herr, wollt Ihr laſſen Land und Leute?“ — „Land und Leute Dir ſeien ſie befohlen, ebenſo mein Söhnlein. Diene den Frauen wohl, ſo iſt mein Wille, und wen Du weinen ſiehſt, den tröſte. Kriemhild, die Königin, thut uns Nichts zu Leide." Da die Roſſe bereit ſtanden, ſchied mancher Mann von ſeiner Trauten mit minniglichen Küſſen und hub' ſich überall Wehklagen und Weinen, hüben und drüben am Rhein. Aber die ſchnellen Burgunden aufſaßen ſie und ritten fröhlich von dannen[illegible]). Der Glaube war noch ſchwach in ſelben Zeiten, aber doch führten ſie mit ſich einen Kapelan, der ihnen Meſſe ſang. Der allein kam heil wieder heim, mit knapper Noth dem Tode entronnen, während die Andern alle bei den Hunen blieben.

Die drei Könige und ihre Mannen richteten ihre Reiſe gegen den Main zu, hinauf durch Oſtfrankenland. Die Wege wies ihnen der kundige Hagen und ihr Marſchalk war Held Dankwart. Von Oſtfranken gen Schwanfeld reitend, gelangten ſie am zwölften Morgen an die Donau. Hagen ritt vorauf, er, der Troſt der Nibelungen in allen Nöthen, und ſchwang ſich aus den Bügeln und band ſein Roß an einen Baum. Das Waſſer war ausgetreten, kein Schiff zu ſehen und große Sorgen ſchuf es den Nibelungen, wie ſie über den breiten Strom kommen ſollten. „Leid magſt Du hier erleiden, Vogt vom Rhein," ſprach da Hagen. „Sieh ſelber, der Fluß iſt über ſeine Ufer getreten und reißend iſt die Flut. Wir verlieren, fürcht' ich, heute noch manchen guten Ritter." Gab zur Antwort der König: „Freund Hagen, beſchweret uns nicht noch mehr den Muth. Sucht uns lieber eine Furt, damit wir hinüber bringen Roſſe und Rüſtzeug." — „Ei, auch mir iſt mein Leben noch nicht ſo leid, daß ich in dieſem Strom ertrinken möchte. Zuvor ſoll in Etzels Land noch manch ein Mann vor meiner Hand hinſinken. Harret hier, ihr ſtolzen Ritter, derweil ich ſuchen gehe einen Fergen, der uns hinüberfahre in Gelfrats Land."

So ſprechend nahm der Held ſeinen Schild zur Hand. Vom Haupte leuchtete ihm hell der Helm und von der Brünne herab hing ihm das breite und ſcharfe Schwert. Wie er nun ſo das Ufer auf und ab nach einem Fergen ſuchte, hörte er im Waſſer plätſchern und begann zu lauſchen. In einer ſchönen Bucht badeten ſich da Waſſerweiber und kühlten ihren Leib[illegible]). Hagen gewahrte ſie und wollte ſie beſchleichen. Aber als ſie ihn wahrnahmen, geſchwind da tauchten ſie unter und waren froh, ihm entronnen zu ſein. Er jedoch nahm ihre am Ufer liegenden Kleider weg. Da begann eine der Waſſerfrauen, Hadburg hieß ſie, alſo zu reden: „Herr Hagen, ſo Ihr unſere Wat uns wiedergebt, ſag' ich Euch, edler Recke, was Euch widerfährt auf dieſer Hochzeitsreiſe zu den Hunen." Wie Vögel ſchwebten ſie vor ihm auf der Flut. Gut däuchte ihn ihr Wiſſen und gern glaubte er an ihre Weiſſagung. Da beſchied ihn Hadburg auf ſein Fragen: „Reitet immerzu in Etzels Land. Ich bürg' Euch, daß nie Helden zu größeren Ehren fuhren." Dieſer Rede freute ſich Hagen höchlich in ſeinem Herzen. Er gab ihnen zurück ihre wunderbare Wat[illegible]) und jetzt erſt vernahm er die Wahrheit. Denn: „Ich will Dich warnen, Hagen, Sohn Aldrians," ſprach da das zweite Waſſerweib, ſo Winelind hieß. „Um der Wat willen log meine Muhme. Wenig Heil wird Dir zu Theil werden bei den Hunen. Umkehren ſolltet ihr, das wäre das Beſte, dieweil ihr kühnen Helden nur geladen ſeid, um den Tod zu finden in König Etzels Land." Gab zur Antwort Hagen: „Ihr täuſcht mich ohne ſein, die wir zu drucken erlauben. Auch des heiligen Dominicus himmliſches Inſtitut, **inquisitio sancta**, ſoll zu größerer Wirkſamkeit erweitert werden. Das iſt ein koſtbares Defenſivmittel, und eine kluge Vertheidigung führt oft zu bedeutenderen Reſultaten, als der kühnſte Angriff. Alles zu ſeiner Zeit, das iſt ein Hauptſatz unſerer Politik. Wohl, harren wir unſerer Zeit und bereiten wir leiſe ihr Kommen. Iſt ſie da, ſo ſollen die Blitze des Bannes zucken und die Donner des Anathema rollen und die frechen Empörer gegen unſer Recht und unſere Gewalt faſſen und zermalmen nah und fern, vor Allen aber den abtrünnigen Sohn der Kirche, der, gleichſam unter unſern Augen, zu Florenz, geiſtige und politiſche Freiheit zu predigen wagt.“

„Amen,“ ſprach hier plötzlich eine wohlklingende Männerſtimme, „Amen, von ganzem Herzen, ſehr heiliger und geliebter Vater, aber verzeih' mir, wenn ich meine, daß wir uns vorher ſelber aus der Bedrängniß ziehen ſollen, ehe wir davon ſprechen wollen, Andere zu bedrängen.“

Ludovico und Mariano fuhren bei dem Klang dieſer Worte erſchrocken aus ihrer gebeugten Stellung



Grund. Wie ſollt' es ſich fügen, daß wir Alle bei einer Hochzeit uns den Tod holten?" Darauf Winelind wieder: „Merkt auf, Hagen, ſo wird es geſchehen. Keiner von euch kommt heil davon als nur des Königs Kapelan. Der allein gelangt wieder heim an den Rhein." Da ſprach der kühne Hagen grimmgemuthet: „Das meinen Herren zu melden mühte mich. Aber weiſe uns nun den Weg über's Waſſer das weiſeſte von euch Waſſerweibern." Ant-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

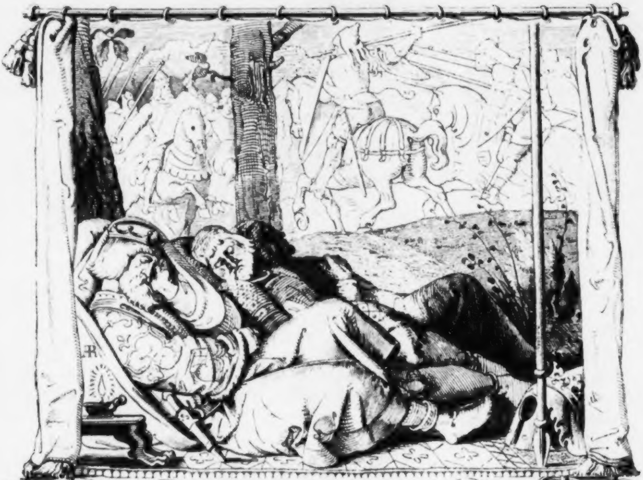
wortete da die Dritte: „Weil Du Dir nicht anders rathen laſſen willſt, ſo wiſſe, weiter oben am Waſſer ſteht eine Herberge. Darin wohnt der einzige Ferge, der hier herum zu finden." Er glaubte es (und wandte ſich, zu gehen). Da rief dem Ungemuthen die Waſſerfrau nach: „Wartet doch noch, Herr Hagen, gar zu jach ſeid Ihr. Hört noch, wie Ihr hindann kommt. Der Herr dieſer Mark heißt Elſe und ſein Bruder heißt Gelfrat, Vogt im Baierland. Mühſam iſt es, durch ſeine Mark zu kommen. Ihr müßt auf Eurer Hut ſein und auch mit dem Fergen ſehr ſanfte verfahren. Denn gar grimmen Muthes iſt er, und wollt Ihr, daß er Euch überfahre, ſo gebt ihm Sold. Er iſt dieſes Landes Gränzhüter und ein Dienſtmann Gelfrats. Und will er nicht kommen, ſo rufet über die Flut und ſagt, Ihr wäret Amelrich. Das war ein guter Recke, der aus dem Lande fuhr vor ſeinen Feinden. Wenn ihm der Name genannt wird, kommt der Ferge."

Der hochgemuthe Hagen neigte dankend ſich den Nixen, aber ihren Rath und ihre Warnung verſchwieg er männiglich. Dann ging er höher hinauf am Geſtade, bis er jenſeits des Stroms eine Herberge ſah, und begann zu rufen: „Hol' über, Ferge, ſo geb' ich Dir einen Ring von rothem Gold. Hinüber muß ich." Der Fährmann war aber ſo reich, daß er nicht um Sold zu ſorgen brauchte, und auch ſeine Knechte vielſtolz waren ſie. Da rief der Held abermals mit ſolcher Kraft, daß es hinſcholl über die Waſſerwogen: „Hol' über, mich, Amelrich, Elſe's Dienſtmann, der vor ſeinen vielen Feinden aus dem Lande floh." Und hoch an ſeinem Schwerte bot er hinüber den glänzenden Goldreif. Da nahm der übermüth'ge Ferge ſelber das Ruder zur Hand, aber ſtatt rothen Goldes gewann ſeine Gier nur grimmen Schwerttod. Er fuhr gewaltig herüber an den Strand, aber da er den nicht fand, deß Namen er nennen gehört, ſondern den Hagen, erboſete er ſehr und ſagte zornig: „Ihr mögt wohl Amelrich heißen, aber den ich hier zu finden wähnte, dem ſeht Ihr wenig ähnlich. Er war ja mein Bruder von Vater und Mutter her. Nun Ihr mich ſo betrogen, ſollt Ihr nicht hinüber." — „Nicht doch, um des reichen Gottes willen! Ich bin ein fremder Recke und in Sorge um meine Gefährten. Nehmt freundlich den Sold von mir und fahrt mich über." — „Es kann nicht ſein. Meine lieben Herren haben Feinde und darum führ' ich keinen Fremden in das Land. Hinaus aus der Fähre, wenn Dir das Leben lieb!" — „Nehmt das Gold und führt uns hinüber, tauſend und mehr Mannen und Roſſe." — „Nimmer!" gab der grimme Ferge zur Antwort und hub ſein mächtig Ruder und ſchlug damit auf Hagen, daß der Held in der Fähre niederſtrauchelte auf ſeine Kniee. Aber aufſpringend griff Hagen grimmen Muthes nach ſeinem Schwerte, ſchlug damit dem Fergen das Haupt vom Rumpfe und warf Rumpf und Haupt ins Waſſer. Dann lenkte er die Fähre mühſam zu Thal und hin zu einem Waldſaum, wo die Gefährten ſeiner harrten. Sie empfingen ihn mit frohem Gruße, aber als ſie die rauchende Blutlache in dem Fahrzeug erblickten, fragte Gunther: „Herr Hagen, wohin kam denn der Ferge? Ihr habt ihm wohl das Leben genommen?" Hagen darauf lügentlich: „Ich fand das Fahrzeug bei einer wilden Weide und da band ich es los. Einen Fergen ſah ich nicht." Da ſagte Herr Gernot: „Wie ſollen wir hinüber kommen, wenn kein Fährmann vorhanden?" Worauf Hagen: „Hei, ich bring' euch wohl hinüber, denn noch gedenk ich der Zeit, wo ich der beſte Ferge war, ſo man am Rheine fand.“

Da ging man daran, Reiſegeräth und Rüſtzeug einzuſchiffen, und die Roſſe band man an die Fähre, damit ſie ſchwimmend über den Strom gelangten. Dann fergete Hagen hinüber erſt tauſend Ritter und dazu ſeine Recken, hierauf auch die neuntauſend Knechte. Unmuße fürwahr viele hatte da des kühnen Hagen Hand. Da ſah er des Königs Kapelan bei ſeinen Meſſegeräthen und Heilthümern (Reliquien), die dem gottesarmen Pfaffen wenig halfen. Denn Hagen gedachte im Ueberfahren der ſeltſamen Märe, ſo ihm geſagt die wilden Waſſerweiber, und mit einmal warf er den Kapelan aus dem Kahn. „He, Herre, halt' ihn, halt!“ ſchrieen Viele. Giſelher ward zornig über Hagens Beginnen und Gernot ſagte: „Was ſoll Euch, Hagen, der Tod des Kapelans helfen? Thät das ein Anderer, ſollt' er es bereuen.“ Der Pfaffe ſchwamm eifrigſt und hoffte zu entrinnen, ſo ihm Jemand hülfe. Aber das konnte nicht geſchehen, denn der grimme Hagen ſtieß mit der Ruderſtange den Schwimmenden grundwärts. Als nun der arme Prieſter hier keine Hülfe ſah, ſtrebte er rückwärts dem verlaſſenen Ufer zu und Gottes Hand half ihm heil an's Geſtade. Da, als er ſah, wie der Prieſter am Ufer ſein Gewand ausſchüttelte, erkannte Hagen, daß ihm die weiſen Waſſerweiber nach Wahrheit geweiſſagt die Todesmär', und dachte bei ſich: „Alle dieſe Degen müſſen laſſen Leib und Leben.“ Als die Fähre ihren Dienſt gethan und entladen war, ſchlug Hagen ſie in Stücke und warf die Trümmer in den Strom. Darüber wunderten ſich nicht wenig die kühnen Degen und Dankwart ſagte: „Warum thatet Ihr das, Bruder? Wie ſollen wir bei unſerer Heimfahrt aus Hunenland wieder über den Strom kommen?“ Nachmals theilte ihm Hagen mit, daß ihnen keine Heimkehr beſchieden ſei, jetzt aber ſagte er: „Wohlbedächtig that ich ſo, auf daß, wenn unter uns ein Feigling wäre, welcher uns verlaſſen wollte in der Noth, derſelbe hier in den Wogen einen ſchmählichen Tod fände.“ Held Volker, der kühne Fiedler, der mit den Burgunden zog, billigte Hagens Thun. Wie aber des Königs Kapelan das Schiff zerſchlagen ſah, rief er über den Strom hinüber Hagen zu: „Falſcher Mörder, was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich ſchuldlos ertränken wolltet?“ Gab Hagen zur Antwort: „Leid iſt mir nur, daß es nicht gelang.“ — „Gott ſei gelobt dafür! Ich kehre zum Rhein. Ihr aber mögt zu den Hunen fahren und nicht wiederkommen!“ Gunther rief dem Prieſter zu: „Kehr' ich wieder heim, ſühn' ich, was Hagen an Euch verſchuldet. Derweil bringt meiner lieben Frau meine Grüße.“

Als nun Alle wohlbehalten am anderen Ufer waren und die Roſſe wieder beſchritten, fragte der König: „Wer wird uns weiſen die rechten Wege durch das Land, daß wir nicht irregehen?“ „Das will ich,“ gab der kühne Volker zur Antwort und Hagen ſprach: „Wartet noch eine Weile, Ritter und Knappen, und merket die Märe, die ich euch kund mache: — nie wieder kommen wir heim an den Rhein! Das haben mir heute Morgen Waſſerfrauen geweiſſagt. Drum rath' ich, ihr Helden, waffnet euch! Starke Feinde finden wir auf unſerem Weg und nur auf Wehr und Waffen ſteht unſer Hoffen. Auf Lügen zu ertappen die weiſen Waſſerweiber wähnt' ich, und dieweil ſie ſagten, Keiner von uns würde heimkehren außer der Kapelan, darum wollt' ich ihn heut ertränken.“ Die Mär' flog von Schaar zu Schaar und fahl wurde ſchneller Helden Farbe vor Furcht, denn ſie beſorgten ſehr harten Tod auf dieſer Hofreiſe. Nachdem ſie zu Möringen, wie gemeldet, über den Strom gekommen, wobei Elſe's Dienſtmann das Leben gelaſſen, ſagte Hagen noch: „Sicher haben wir in dieſer Mark Feinde zu beſtehen. Ich erſchlug heute in der Frühe den Fergen der Herren. Deßhalb ſeht euch vor, daß es Elſen und Gelfraten übel bekomme, wenn ſie noch heute unſer Geſinde anrennen. Sie werden es nicht laſſen, denn als kühn kenn' ich ſie. Drum laßt die Roſſe gemächlich ausſchreiten, damit Keiner wähne, wir befliſſen uns der Flucht auf den Wegen.“ — „Wir thun, wie Ihr rathet, aber wer weiſt uns über Land?“ — „Herr Volker, der kühne Spielmann, der gar wohl kennt Steige und Straßen.“ Gleich war zur Hand der ſchnelle Fiedelſpieler in Wehr und Waffen. Den Helm hatte er feſt gebunden, von herrlicher Farbe war all ſeine Rüſtung und an ſeinem Speerſchaft ließ er flattern ein rothes Fähnlein.

Derweil war die Märe von des Fergen Tod zu Gelfrat und Elſe gekommen und leid war ſie ihnen. Sofort ſammelten ſie ihre Streiter und ſtand ihnen bald bereit ein ſtarkes Heer. Damit jagten ſie den Burgunden nach, Rache heiſchend. Da hatte der weiſe Hagen es ſo gefügt, daß er mit ſeinen Mannen die Nachhut hatte, er und ſein Bruder Dankwart. Das war wohlgethan. Bei einbrechender Nacht ritten ſie unter Schildes Schirm durch Baierland, als ſie vielbalde angerannt wurden. Des Weges zu beiden Seiten und hinter ihnen her hallten Hufſchläge. Da ſagte der kühne Dankwart: „Bindet auf die Helme! Der Feind iſt hie.“ Sie hielten an und ſahen die lichten Schilde in der Finſterniß ſchimmern. Da ſchwieg Hagen nicht länger, ſondern frug: „Wer jagt uns nach auf unſerem Wege?“ Gab zur Antwort Gelfrat, der Markgraf von Baierland: „Feinden jagen wir nach, die mir heute meinen Fergen, den guten Helden, erſchlugen.“ Darauf Hagen: „War es Dein Ferge? Er wollte uns nicht überfahren und da erſchlug ich ihn im Zorne, nachdem ich ihm umſonſt Fährlohn geboten und er mich ſchier zu Tod geſchlagen mit ſeinem gewaltigen Ruder.“ Und wieder Gelfrat: „Wohl wußt' ich, wenn Gunther mit ſeinen Mannen durch's Land zöge, würde Hagens Uebermuth uns Leid wirken. Aber er ſoll deſſen nicht froh werden und ſoll den Tod des Fergen büßen.“ Damit ſenkten zum Stoße Gelfrat und Hagen die ſtarken Speere über die Schilde und ihrerſeits rannten auch Elſe und Dankwart gegen einander. Grimmig ward da geſtritten. Bei dieſer Tjoſt fiel Hagen vor Gelfrats Hand rücklings vom Roſſe, weil dieſem der Bruſtriemen gebrochen. Brechender Speerſchäfte Schall kam von da, wo das Geſinde ſtritt. Derweil hatte ſich Hagen wieder aufgerafft und da auch Gelfrat von der Mähre geſtiegen, liefen ſie einander zu Fuße an. Wie kräftiglich Hagen einſprang auf Gelfrat, der edle Markgraf ſchlug dem Gegner ein gut Stück des Schildes herunter, daß das Feuer davonſtob und Gunthers Mann dem Tode vielnahe kam. Nach Dankwart rief da der Degen: „Zu Hülfe, lieber Bruder! Es hat mich beſtanden ein rechter Held und bedräut mir das Leben.“ „Das will ich wenden,“ ſprach Dankwart, ſprang herzu und ſchlug einen Schlag, davon Herr Gelfrat den Tod gewann. Elſe wollt' es rächen, aber er ſelber war wund und achtzig ſeiner Degen lagen erſchlagen. So mußte er ſich zur Flucht wenden



Wie Dankwart Gelfraten ſtoch

und den fliehenden Baiern hallten nach auf ihrem Wege die Schwertſchläge der verfolgenden Feinde. Da ſprach im Nachſetzen der Degen Dankwart: „Laſſen wir ſie reiten. Sie ſind naß von Blut. Ich rathe, daß wir umkehren zu unſern Freunden.“ Als ſie wiederkamen zur Walſtatt und nach Hagens Willen den Schaden beſahen, fanden ſie, daß ſie ihrer Viere verloren, während die von Baierland hundert Todte zurückgelaſſen hatten. Brach da aus dem Gewölke bleiches Mondlicht und ſagte Hagen: „Niemand melde meinen lieben Herren, was hier geſchehen, damit ſie ſorglos die Nacht verbringen87).“

So ritten ſie, bis die Sonne wieder über die Berge heraufkam.

Da merkte König Gunther an Blutflecken auf den Brünnen ſeiner Recken, daß ſie geſtritten hätten, und ſagte zornig: „Ei wie, Freund Hagen, verſchmähtet Ihr es, daß ich bei Euch wäre, wenn Euch die Panzerringe**) von Blute naß wurden? Wer hat Euch angerannt?“ — „Herr Elſe, zu nachtſchlafender Zeit, um ſeines Fergen willen. Da erſchlug mein Bruder den Gelfrat und Elſe nahm die Flucht. Hundert der Feinde und Viere der Unſern blieben in dem Streit.“ — Es iſt ungemeldet, wo ſie weiterhin noch Nachtlager hielten. (Aber als ſie nach Paſſau kamen, wurden ſie gar wohl empfangen. Dem Ohm der edlen Könige, dem Biſchof Pilgrim, wohl ward ihm zu Muthe, als ſeine Neffen mit ſo vielen Mannen in das Land kamen. Freundſchaftlich aufgenommen, lagerten ſie auf einem Felde über dem Waſſer unter Zelten und raſteten gut verpflegt einen Tag und eine Nacht. Dann ritten ſie weiter gen Rüdegers Mark zu, dem die Mär' von ihrem Kommen gar bald kund ward.) Auf der Gränzmark fanden ſie einen ſchlafenden Mann, dem Hagen eine ſtarke Waffe wegnahm. Derſelbe Gränzwächter hieß Eckewart und traurig ſprach er: „O weh mir dieſer Schande! Wie muß mich reuen der Burgunden Reiſe! Seit ich verlor Sigfriden, verließ mich alle Freude. O weh, Herr Rüdeger, wie übel that ich an Dir***)!“ Doch Hagen gab dem edlen Recken ſeine Waffe wieder und dazu ſechs Goldſpangen, ſagend: „Das nehme Dir, Held, zum Lohne und ſei mein Freund.“ Darauf Eckewart: „Gott lohn' Euch Eure Spangen! Aber vielſehr beklag' ich Eure Fahrt zu den Hunen. Ihr habt den Sigfrid erſchlagen und darum trägt man Euch hier Haß. Ich rath' in Treuen, ſeht Euch wohl vor!“ — „Nun, Gott mag uns behüten. Jetzunder aber ſorgen ſich dieſe Degen nur um eine Herberge, allwo wir heute Nachtruhe halten könnten. Die Roſſe ſind uns müde worden auf dem weiten Weg, der Speiſevorrath iſt alle. Ein milder Wirth wäre uns noth.“ — „Ich weiſ' Euch zu einem Wirth, ſo Ihr wollt zu Rüdeger. Beſſern gibt es nun und nimmer. Tugenden treibt ſein Herz, wie der ſüße Mai Gras und Blumen. Freudig wird er euch fahrende Helden willkommen heißen.“ Da ſprach König Gunther: „Wollt Ihr mein Bote ſein, ob uns mein lieber Freund Rüdeger herbergen wolle, mich und meine Magen und Mannen? Ich dien' Euch dafür, wie ich nur immer kann.“ — „Gern bring' ich die Botſchaft gen Bechelaren.“

Dies geſagt, machte er ſich eilends auf zur Burg, und als Rüdeger ihn herankommen ſah, wähnte er, Eckewart wollte Feinde anſagen. Darum nahm er ſein Schwert zur Hand und ging vor das Thor, wo er den Boten fand, den er fragte: „Was iſt geſchehen, daß Ihr ſo eilig ſeid? Hat uns Jemand geſchädigt?“ — „Mit nichten. Mich ſenden drei Könige, Gunther, Gernot und Giſelher aus Burgundenland. Sie entbieten Euch ihre Dienſte und ſo thun auch Hagen und Volker. Und Dankwart, der Marſchalk, entbietet Euch, daß den Degen und ihren Knechten Herberge noth wäre.“ Lachenden Mundes gab der Markgraf zur Antwort: „Die ſollen ſie haben in meinem Hauſe hier. Wohl mir dieſer Gäſte! Entgegen reit' ich ihnen mit Magen und Mannen.“ Da hub ſich ein groß Gedränge, als Ritter und Knappen zu den Roſſen eilten. Der Markgraf aber ging zur Kemenate, wo Frau Gotelind mit ihrer Tochter ſaß, und meldete ihr die Märe, daß ihrer Herrin Brüder kämen, ſprechend: „Vielliebe Traute, freundlich bewillkommen ſollt Ihr die edlen Könige und ihr Ingeſinde und die drei Fürſten und ihre drei Mannen, Hagen, Dankwart und Volker, die Sechſe ſollt Ihr küſſen, Ihr und meine Tochter, und ſollt Euch in Züchten gegen dieſe Recken gütlich gebahren." Bereitwillig verſprachen das die Frauen und ſuchten aus den Truhen den Kleiderſtaat hervor, in welchem ſie den Gäſten entgegen wollten. Da ſah man ſchöne Weiber viel Fleiß (auf ihren Putz) wenden, aber falſche Frauenfarbe ſah man da keine[90]). Hübſch waren ſie und klar und zu Häupten hatten ſie lichte Goldreife, damit ihnen der Wind die ſchöne Haarzier nicht verwüſte.

Fünftes Hauptſtück.

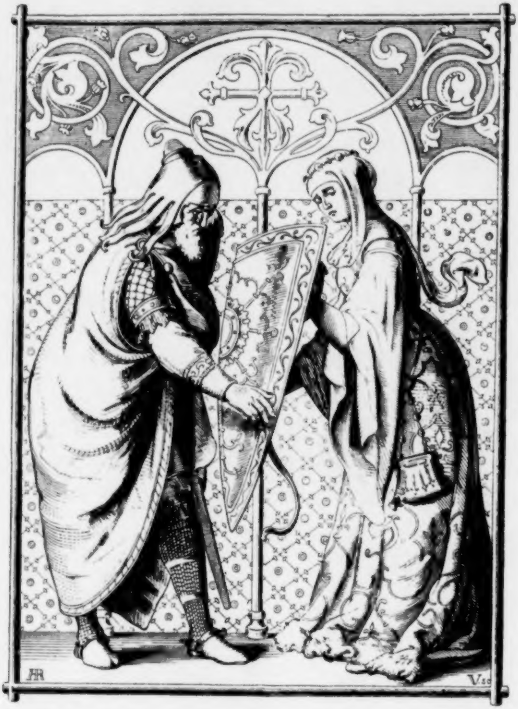
Wie der Markgraf Rüdeger die Könige und ihre Mannen empfing und bewirthete.

Nun ſah man ein fleißig Reiten von Rüdegers Freunden über Feld, entgegen den reiſigen Gäſten. Als der Markgraf ihrer gewahr wurde, ſprach er frohmuthig: „Willkommen, ihr Herren, hier zu Lande, ihr und eure Mannen! Gern fürwahr ſeh' ich ſolche Gäſte.“ Nachdem die Burgunden dieſem Gruß ihren Dank entgegengeboten, ließ er für das Ingeſinde Hütten auf dem Feld errichten, die Herren aber geleitete er zu der Burg*). Da kam ihnen die Markgräfin entgegen gegangen vor das Burgthor mit ihrer ſchönen Tochter, gefolgt von minniglichen Frauen und Fräulein, deren Prachtgewande von Goldſpangen glänzten und von edlem Geſteine leuchteten. Wohlgezogen ſaßen die Recken ab von den Roſſen und entgegen traten ihnen mit ſchönem Grüßen ſechsunddreißig Weiber und Maide, ſo wonniglich, wie man es nur wünſchen wollte. Die Markgräfin küßte die drei Könige und ſo that auch die junge Markgräfin. Hagen ſtand dabei. Als nun den ihr Vater ſie küſſen hieß, da blickte ſie ihn furchtſam an, denn ſo furchtbar däuchte er ihr, daß ſie es lieber unterlaſſen hätte. Doch mußte ſie thun, wie der Vater wollte; aber dabei ward ihr das Antlitz bald bleich bald roth. Darauf küßte ſie auch Dankwart und Volker. Dann nahm ſie Herrn Giſelher bei der Hand und ſo that ihre Mutter mit König Gunther und der Markgraf mit Gernot und alſo führten ſie die Gäſte in den weiten Burgſaal. Da nahmen Ritter und Frauen Sitze und ſchenkte man den Gäſten guten Wein. Manch ein guter Ritter ſah da mit Minneblicken auf Rüdegers Tochter und koſete ſie in ſeinem Herzen, wie ſie es wohl verdiente; denn wohlgethan war ſie und hohen Sinnes.

Wie die Sitte will, ſchieden ſich darnach Ritter und Frauen, als man in dem weiten Saale die Tiſche deckte. Von den Frauen ging nur die Markgräfin mit den Herren zu Tiſche, den Gäſten zu Ehren, während ſie ihre Tochter bei den Maiden ließ, wie es ſich ziemte, wennſchon es den Gäſten wenig lieb war. Nachdem das Mahl zu Ende, führte man die Schönen wieder in den Saal und es fehlte da nicht an höfiſchem Bezeigen und anmuthigen Scherzen. Insbeſondere ließ der kühne und ſtattliche Degen Volker ſolche ausgehen. „Vielreicher Markgraf," ſprach freiſam der theure Fiedelſpieler, „gnädig hat ſich Gott Euch erwieſen, maßen er Euch ein ſo recht ſchönes Weib und ein wonneſames Daſein gegeben. Wär' ich ein Fürſt und trüge Krone, weiben fürwahr wollt' ich Eure ſchöne Tochter; denn wonniglich anzuſehen iſt ſie, dazu edel und gut." Wohlgezogen ſagte Gernot: „Sollt' ich eine Traute haben nach meinem Wunſche, ſo wollt' ich eines ſolchen Weibes mich freuen." Darauf mit Züchten Hagen: „Aber es geht ja noch auf Freiersfüßen mein Herr Giſelher und die junge Markgräfin iſt ſo hohen Stammes, daß wir Alle gern ihr dienten, wenn ſie bei den Burgunden unter Krone ginge[92])." Dies Wort däuchte Rüdegern ſehr gut und ebenſo Gotelinden. Unverweilt ſchufen es die Herren, daß der edle Giſelher um die Jungfrau warb, wie es die Sitte wollte. Soll was ſich fügen, wer kann da halten Widerpart? Man hieß das Mägdlein herzu treten. Dann ſchwur man, ihm zu geben das wonnigliche Kind, und er ſchwur, es vielminniglich zu nehmen. Gunther und Gernot gelobten mit Eiden, der Braut Ländereien und Burgen zuzutheilen[93]), und der Markgraf ſeinerſeits ſagte: „Weil ich kein Land beſitze, ſo geb' ich meiner Tochter hundert Saumroßlaſten Gold und Silber zur Ausſteuer."

Darauf hieß man nach Brauch und Gewohnheit die Beiden in einen Ring treten und ſtand da der Jungfrau manch ein ſchneller Jüngling gegenüber, der da in ſeinem Sinn dachte, was eben junge Leute bei ſolchem Anlaß zu denken pflegen. Nun fragte man die minnigliche Magd, ob ſie den Recken wollte, und machte die Frage ſie ſchamroth, wie ſchon ſo manche Maid. Zum Theil war es ihr leid[94]), dennoch aber dachte ſie den waidlichen Mann zu nehmen. Vater Rüdeger raunte ihr zu, daß ſie fröhlich Ja ſagen ſollte, und alſobald war der junge Giſelher bei der Hand, mit ſeinen weißen Händen die Braut zu umhalſen. Ach, vielwenig ſollte ſie deſſen genießen! Sagte darauf der Markgraf: „Ihr edlen Könige, wenn ihr heimkehret in eure Lande, ſo geb' ich euch mein Kind mit." Das gelobten ſie ſich gegenſeitig und darauf gingen die Frauen in ihre Kemenaten und ſuchten die Gäſte die Nachtruhe.

Am folgenden Morgen, nachdem ſie den Imbiß eingenommen, wollten die Burgunden fürbaß gen Hunenland. Aber der Wirth ließ ſie erſt am vierten Tag ziehen, und während das Geſinde mit den geſattelten Roſſen vor dem Thore harrte, bot er den Gäſten reiche Gaben zum Abſchied. Gunthern, dem Helden lobeſam, bot er ein Waffenkleid, das ein ſo mächtiger König mit Ehren tragen mochte. Herrn Gernot gab er ein gutes Schwert, das der Held nachmals in Stürmen herrlich ſchwang. Wohl gönnte es ihm des Markgrafen Weib, wenig wähnend, daß dieſelbe Waffe dem guten Rüdeger das Leben nehmen würde. Frau Gotelind wollte auch nicht, daß Hagen zu der Hochzeit fahre ohne eine Gabe von ihrer Hand, und der Held ſagte da: „Von Allem, was ich hier geſehen, möcht' ich Nichts ſo gerne mit mir nehmen wie jenen Schild, der dort an der Wand hängt. Den brächt' ich gerne nach Hunenland." An Trauriges mahnte Hagens Bitte die Markgräfin und zu weinen begann ſie. Denn ſie dachte an Nudungs Tod, welchen Wittich erſchlagen hatte[95]). Doch ſagte ſie zu dem Degen: „Den Schild will ich Euch



geben. Wollte nur Gott im Himmel, daß der noch lebte, welcher ihn früher trug." Damit ſtand die edle Frau von ihrem Sitze auf, nahm mit ihren vielweißen Händen den Schild herab und trug ihn zu Hagen hin, der ihn mit Dank annahm. Hagens Bruder Dankwart empfing aus der Hand der jungen Markgräfin ein Staatsgewand, worin er ſich bei den Hunen ſtattlich ſehen ließ. Aber Volker, der Schnelle, der ſtellte ſich wohlgezogen mit ſeiner Fiedel hin vor auf, der Pabſt aber blieb ruhig. Er kannte die Stimme gar wohl. Es war die ſeines Lieblingsſohnes, Ceſare, der, von ſeinen Vorrechten als Kind des Pabſtes Gebrauch machend, durch eine geheime Tapetenthüre leiſe in das Kabinet deſſelben getreten und den letzten Theil der Herzensergießung Alexanders mit angehört hatte. Jetzt trat er dem Seſſel deſſelben näher, küßte leichthin die ihm dargebotene, mit dem blitzenden Fiſcherring geſchmückte väterliche Hand, warf ſeinen Cardinalshut auf den Marmortiſch, faltete ſeinen Scharlachmantel nachläſſig zuſammen und warf ſich mit einer Zwangloſigkeit auf ein Tabouret, die anzeigte, daß er ſich hier völlig zu Hauſe fühle. *

---

* Leſer, welche ein ſolches Benehmen dem „Statthalter Chriſti“ gegenüber allenfalls zu vertraulich und zu unumſtändlich fänden, bitte ich, ſich durch die eigenhändigen Briefe Alexanders des Sechſten von deſſen abgöttiſcher Zärtlichkeit für ſeinen Ceſare überzeugen laſſen. So gab z. B. der Pabſt, als er dieſen ſeinen Sohn ſpäter nach Frankreich ſchickte, um dem König Ludwig dem Zwölften die erbetene Scheidungsbulle zu überbringen, demſelben folgendes Schreiben an den Monarchen mit: „Da wir zumal deinem Willen und dem unſrigen Genüge zu thun wünſchen, ſo ſenden wir deiner Majeſtät unſer Herz, das, was unſer Theuerſtes iſt, nämlich unſern geliebten Sohn, den Don Ceſare Borgia, zum ſicherſten und ſehr koſtbaren Beweis unſerer Zuneigung zu deiner Hoheit, der wir ihn nicht anders empfehlen. Wir bitten dich nur, du wolleſt ihn, der

Gotelind und geigte ihr ſüße Töne und ſang dazu ein Lied zum Abſchied von Bechelaren. Da ließ ſich die Markgräfin eine Lade bringen, nahm daraus ſechs Ringe und ſtreifte ſie ihm an die Hand, ſprechend: „Die ſollt Ihr, Herr Volker, mir zu Liebe an Etzels Hofe tragen.“ Der Wirth ſprach zu den Gäſten: „Ihr ſollt ſicher eure Straße fahren, denn ich ſelber geleit' euch ins Hunenland.“

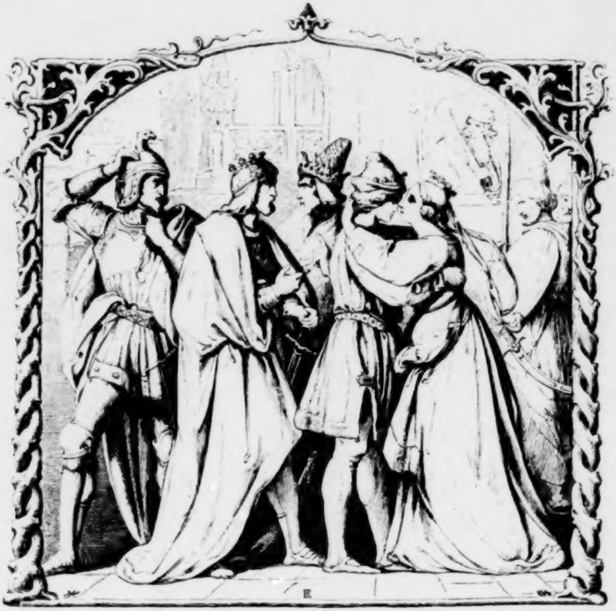
Reiſefertig war Rüdeger mit fünfhundert ſeiner Mannen, die er fröhlichen Muthes von dannen führte zur Hochzeit, nicht ahnend, daß Keiner nach Bechelaren heimkehren würde. Mit minniglichem Kuſſe ſchied der Wirth von ſeinem Weibe und Gleiches bot Giſelher, wie ihm die Liebe rieth, ſeiner Braut. Als Rüdeger mit ſeinen Mannen und mit den Gäſten im Hofe zu Pferde ſtieg, eilten die Frauen und Fräulein, die Fenſter aufzuthun, ihren Freunden nachzuſchauen und nachzuweinen, ſo leidvoll, als ahnten ſie ein Scheiden auf Nimmerwiederkehr. Die Herren derweil ritten fröhlich an der Donau zu Thal bis ins huniſche Land. Im Reiten ſagte der edle Rüdeger zu den Nibelungen: „Nicht länger ſollen wir Etzeln und meine Herrin Kriemhild miſſen laſſen die Mär' vom Kommen ſo lieber Gäſte.“ Thalwärts durch's Oeſtreich haſteten ſich hierauf ſchnelle Boten, allenthalben den Leuten anſagend, daß von Worms am Rhein die Herren kämen. Als ſie Etzeln die Märe brachten, die Nibelungen ſeien bereits im Hunenland, hub er vor Freude zu lachen an und ſprach: „Kriemhild, Herrin mein, Du ſollſt Deine ſtolzen Brüder mit all den Ehren empfangen, die ihnen zukommen.“ Da die Königin das vernahm, ward ihr leichter um's Herz. An einem Fenſter ſtehend, ſchaute ſie aus nach ihren Verwandten, und als ſie ſo manchen Mann aus ihrem Heimatlande herankommen ſah, ſprach ſie insgeheim bei ſich: „Jetzunder mag Rath werden, daß dem, der meiner Freuden mich ledigte, Leid widerfahre bei dieſer Hochzeit. Schaffen will ich, daß Rache ergeh' an dem Argen, welcher mich der Wonne meines Lebens beraubte. Ja, endlich ſoll mir Sühne werden!“

Sechstes Hauptstück.

Wie die Nibelungen in Etzels Burg anlangten und wie sie daselbst empfangen wurden.

Kaum hörte der alte Hildebrand von Bern, daß die Nibelungen im Lande ſeien, als er es eilends ſeinem Herrn anſagte. Dem war die Mär' leid genug, doch hieß er die kühnen Ritter ſtattlich empfangen. Der ſtarke Wolfhart[96]) ließ die Roſſe vorführen und Held Dietrich ritt mit manchem guten Mann hinaus, zu grüßen die Gäſte, die unter Gezelten im Felde lagerten. Hagen von Tronje bemerkte die Herankommenden ſchon von ferne und ſagte zu ſeinen Herren: „Steht auf, ihr ſchnellen Degen, von euren Sitzen und geht denen entgegen, die da herkommen. Ich kenne ſie wohl: es ſind die hochgemuthen Helden aus Amelungenland, und der ſie führt, iſt der Vogt von Bern. Freundlich ſollt ihr ſie grüßen, rath' ich.“ Dietrich ſtieg mit ſeinem Geſinde von den Roſſen und als er zu minniglichem Grüßen gegen die Gäſte vorging, war es ihm zugleich lieb und leid, ſie zu ſehen. Denn er wußte gar wohl, wie es in Wahrheit mit der Hochzeit bewandt wäre, und wähnte, auch Rüdeger wüßt' es und hätt' es ihnen nicht verhehlt. „Willkommen, ihr Herren“, ſprach er, „Gunther, Gernot und Giſelher, willkommen auch, Herr Hagen, Dankwart und Volker, ſammt all eurem Geſinde. Aber ſagt an, war es euch nicht bekannt, wie kläglich meine Herrin Kriemhild noch immer weint um Sigfrid?“ Gab zur Antwort Hagen: „Weine ſie nach Gefallen. Manches Jahr iſt's her, ſeit er erſchlagen wurde, und todt iſt er und begraben. Den König der Hunen, den ſie jetzt hat, mag ſie minnen.“ — „Nichts mehr von Sigfrids Tod! Aber ſo lange meine Herrin Kriemhild lebt, wird ſie auf Rache ſinnen. Troſt der Nibelungen, davor wahre Dich!“ Darauf König Gunther: „Wovor wollt' ich mich wahren? Etzel ſandte uns Botſchaft, daß wir kommen möchten in ſein Land, und auch Kriemhild lud uns in Treuen her.“ „Ich rathe,“ ſagte Hagen, „daß Ihr Herrn Dietrich bittet, Euch die ganze Märe zu melden, damit Euch kund ſei Frau Kriemhilds Sinn.“ Bei Seite traten da die drei Könige, Gunther, Gernot und

Dietrich, unter ſich zu ſprechen. „Nun ſag' uns, Vogt von Bern, vieledler Ritter gut, was weißt du, wie geſinnt ſei Frau Kriemhild?“ — „Was ſoll ich noch mehr ſagen als daß ich Morgen für Morgen Etzels Weib jämmerlich weinen und dem mächtigen Gott im Himmel Sigfrids Tod klagen höre?“ Meinte darauf Volker, der vielkühne Spielmann: „Das iſt nun nicht zu ändern. Aber wir wollen jetzt zu Hofe reiten und müſſen gewärtigen, was uns bei den Hunen widerfahren mag.“



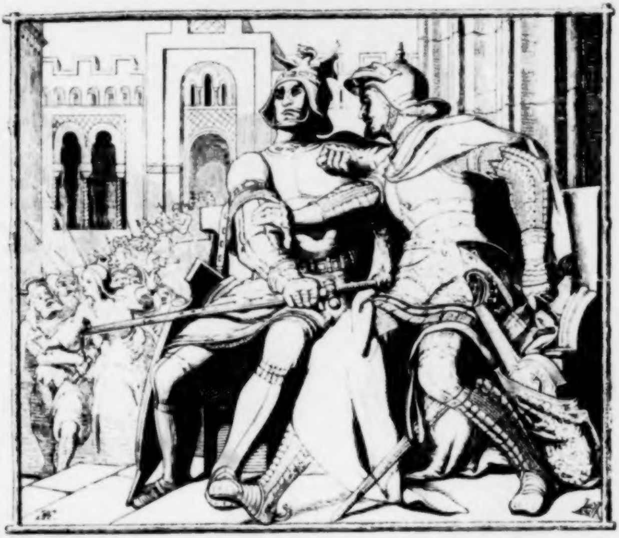
So ritten denn die kühnen Burgunden zu Hofe, herrlich nach ihrem heimiſchen Brauch. Mancher huniſche Mann ſchaute da neugierig aus nach Hagen von Tronje, wie der wohl gethan wäre. Denn genugſam war es bekannt, daß er erſchlagen den Sigfrid von Niederland, den ſtärkſten aller Recken, den erſten Mann Kriemhilds, und daher ward bei Hofe Hagen viel nachgefragt. Wohlgewachſen war der Held, das iſt wahr; breit von Schultern und breit von Bruſt, mit Grau gemiſcht ſein Haar, langſchenklig war er und ſtolzen Ganges, ſchrecklich ſein Antlitz. Derweil ſchuf man Herberg und Gemach den Gäſten, aber, ſo wollt' es die Arges ſinnende Königin, das Geſinde herbergte man abgeſondert von den burgundiſchen Herren. Dem Marſchall Dankwart befahl Gunther ſein Ingeſinde, auf daß er es wohl verpflege. Falſcher Gedanken voll ging die ſchöne Kriemhild, die Nibelungen zu grüßen. Doch nur Herrn Giſelher nahm ſie bei der Hand und ihn allein küßte ſie. Da Hagen dies wahrnahm, feſter ſofort band er ſich den Helm und ſprach: „Bei ſo bewandtem Grüßen mögen ſich wohl vorſehen ſchnelle Degen. Ungleich empfängt man die Fürſten und ihre Mannen und reuen fürwahr wird uns die Reiſe zu dieſer Hochzeit.“ Worauf die Königin: „Euch mag grüßen, wer Euch gerne ſieht. Eure Freundſchaft für mich iſt keines Grußes werth. Oder ſagt, bringt Ihr mir von Worms am Rheine was mit, weßwegen Ihr mir ſo ſehr willkommen ſein ſolltet?“ — „Was ſind das für Worte? Was ſollten Degen Euch mitbringen? Wüßt' ich, daß Ihr auf Gaben wartetet, traun, reich wohl wär' ich genug, Euch ſolche zu den Hunen mitzubringen.“ — „Wohin, ſagt an, habt Ihr gethan den Nibelungenhort? Der war ja mein Eigenthum, wie Ihr wohl wißt. Den hättet Ihr herbringen ſollen.“ — „In Wahrheit, meine Frau Kriemhild, vielmanchen Tag iſt's her, ſeit ich den Hort nicht mehr ſah. Meine Herren hießen mich ihn verſenken in den Rhein, wo er wohl bis zum jüngſten Tage bleiben mag.“ — „Ich dacht' es wohl, daß Ihr mir wenig davon bringen würdet.“ — „Das ſind eitle Worte*). Wie wollt' ich Euch was bringen? Hatte ich doch genug zu tragen an meinem Panzerhemd, an meinem Helm, an meinem Schild und an dem Schwert in meiner Hand hier**).“

Die Herrin hieß da den Recken überall hinterbringen, daß Niemand mit den Waffen in den Saal gehen ſollte, ſagend: „Uebergebt ſie mir, ihr Helden, ich will ſie euch aufbewahren laſſen.“ Worauf aber Hagen: „Mit nichten, freundliche Fürſtenfrau! Ganz und gar nicht gehr' ich der Ehre, daß Ihr mir meinen Schild und mein anderes Gewaffen zur Herberge ſchafft. Nicht ſteht das Euch an, einer Königin. Auch lehrte mich mein Vater, mein eigener Kämmerer zu ſein.“ — „O weh mir des Leides! Warum wollen mein Bruder und Hagen ihre Schilde mich nicht aufbewahren laſſen? Sie ſind gewarnt, und wüßt' ich, wer ſie warnte, ich ſänn' ihm den Tod.“ Da gab ihr Herr Dietrich zornvoll zur Antwort: „Ich bin es, der da gewarnt hat die edlen Fürſten und den ſtarken Hagen. Nur zu, du Valandinne***)! Vergilt es mir, wenn Du's vermagſt.“ Da ſchämte ſich ſehre Etzels Weib, weil ſie Herrn Dietrich bitterlich fürchtete. Verſtummend ging ſie weg, aber im Weggehen warf ſie ihren Feinden einen Wuthblick zu. Drauf nahmen Dietrich und Hagen ſich bei den Händen und ſagte jener wohlgezogen: „Leid fürwahr iſt mir Eure Fahrt zu den Hunen.“

Als König Etzel die beiden Degen ſo beiſammen ſtehen ſah, ſagte er: „Gern wüßt' ich, wer der Recke wäre, welchen Herr Dietrich dort ſo freundlich empfängt. Wer immer ſein Vater, er mag ein guter Held ſein.“ Gab zur Antwort ein Dienſtmann Kriemhilds: „Von Tronje ſtammt er und Aldrian hieß ſein Vater. Wie freundlich er aber jetzt gebahre, dennoch iſt er ein grimmer Mann, wie Ihr wohl noch inne werden mögt.“ „Wie ſollt' ich inne werden, daß er ſo grimmig?“ entgegnete der König, denn noch war er unkundig der argen Tücke, welche die Königin gegen ihre Verwandten angeſponnen. „Wohl kannt' ich Aldrian,“ fuhr er fort, „maßen er mein Mann war, der Lob und Ehre hier bei mir gewann. Ich machte ihn zum Ritter und gab ihm Gold und huldvoll war ihm auch die getreue Helche zugethan. Deßhalb weiß ich auch von Hagen. Er und Walther von Hiſpanien, die zwei waidlichen Knaben, waren ja meine Geiſeln und wuchſen hier auf. Den Hagen ſandt' ich heim, während Walther mit Hildegund entwich.“ So gedachte der König guter Tage, die lange dahin. Seinen Freund, den Tronjer, hatte er jetzt erkannt, denſelben, der ihm vordem gute Dienſte gethan und jetzt in ſeinen alten Tagen vielen ſeiner Freunde den Tod geben ſollte.

Jetzo boten einander Abſchied die zwei Recken lobeſam, Hagen von Tronje und Herr Dietrich. Da blickte über die Achſel Gunthers Dienſtmann nach einem Heergeſellen aus, den er auch alsbald gewann. Denn er ſah bei Giſelher ſtehen Volker, den vielkühnen Fiedelſpieler, und weil er wußte, was für ein guter Ritter der wäre, bat er ihn, mit ihm zu gehen. Während die anderen Herren noch auf dem Hofe ſtehen blieben, gingen die beiden Furchtloſen über den Hof zu einem weiten Palas. Gegenüber von Kriemhilds Saal ſetzten ſie ſich vor dem Haus auf eine Bank. Ihr herrlich Gewand hell leuchtete es an ihren Leibern und wie wilde Thiere wurden die hochgemuthen Helden von manchem hunniſchen Mann angegafft. Da erſah die Beiden Etzels Weib aus einem Fenſter und trübe ward ihr zu Muth. Es mahnte ſie an ihr Leid und zu weinen begann ſie. Deß wunderten ſich die Mannen Etzels und fragten: „Was hat der Herrin ſo ſchnell getrübt den hohen Muth?“ „Hagen, ihr guten Helden,“ gab ſie zur Antwort. Sie ſprachen: „Hehre Herrin, wie kam das? Eben noch ſahen wir Euch ſo frohgemuth. Es lebt kein ſo Kühner, der es, ſo Ihr wollt, nicht mit dem Tode büßen müßte, wenn er Euch Leid angethan.“ — „Wer mein Leid rächen würde, dem wollt' ich zu jedem Dienſt willig ſein. Kniefällig bitt' ich euch: rächet mich an Hagen!“ Da ſchaarten ſich zu Haufen wohl ſechzig kühne Mannen und wollten um ihrer Herrin Gunſt willen hingehen, Hagen und ſeinen Gefährten, den Fiedelſpieler, zu beſtreiten. Als aber Kriemhild die kleine Schaar ſah, ſagte ſie unwirſch: „Laßt ab von eurem Unterfangen. In ſo geringer Anzahl könnt ihr den Hagen nimmer beſteh'n. Wie ſtark und kühn er ſei, noch kühner iſt, der bei ihm ſitzt, Volker, der Fiedelſpieler. Das iſt ein böſer Mann. Ihr könnt die Degen nicht ſo leicht beſtreiten.“ Da ſie die Rede vernommen, thaten ſich ihrer noch mehr zuſammen, dreihundert ſchnelle Recken, und als ſie dieſes Heergeſinde in Wehr und Waffen ſah, ſagte die rachgierige Königin: „Wartet noch eine Weile. Ich will unter Krone zu meinen Feinden geh'n, damit ihr ſelber höret, was Hagen von Tronje mir gethan. Ich kenn' ihn als ſo kühn, daß er es nicht leugnen wird, und wenig kümmert mich dann, was davon über ihn kommen mag.“

Alsbald darnach ſah der vielkühne Fiedelſpieler die edle Königin die aus dem Saale führende Stiege herabſteigen und mit ihrem Geſinde herankommen. Da ſagte er zu ſeinem Heergeſellen: „Seht mal, Freund Hagen, wie ſie dort herkommt, die uns mit Untreue hieher ins Land geladen. Nie ſah ich mit einer Königin ſo manchen Mann gehen, ſtreitfertig, die Schwerter in den Händen. Wißt, Freund Hagen, die Herrin haßt Euch und darum rath' ich, hütet Eures Lebens und Eurer Ehre. Soviel ich ſehen kann, ſinnen uns die Mannen Uebles. Sie



ſind auch ſtark gerüſtet und wohl mit Wehr und Waffen verſehen.“ In ſeinem Zornesmuth erwiderte Hagen: „Wohl weiß ich, mit dieſem Waffengang iſt es auf mich abgeſehen. Aber vor dieſen da möcht' ich wohl noch heil heimkommen nach Burgundien. Doch ſagt mir, Freund Volker, wollt Ihr mir beiſtehen, ſo mich beſtreiten wollten die Kriemhildsmannen? Das laßt mich hören, ich helf' Euch auch wieder mit getreuem Dienſt.“ — „Sicherlich ſteh' ich Euch bei, ſäh' ich auch den Hunenkönig ſelber mit allen ſeinen Recken auf uns darkommen. So lang ich lebe, weich' ich nicht um eines Fußes Breite von Eurer Seite.“ — „Das lohn' Euch Gott im Himmel, vieledler Volker! Beſſerer Hülfe bedarf ich nicht, wenn ſie wirklich Streit mit mir ſuchen.“ — „Wohl,laßt uns aufſtehen von unſerem Sitze, wenn ſie vorüber geht. Trotz Alledem iſt ſie eine Königin und einem edlen Weib Ehre zu erweiſen ziemt uns Beiden baß.“ — „Nein, nicht ſo, wenn Ihr mich lieb habt! Es könnten dieſe Degen wähnen, ich thäte es aus Furcht und wollte weggeh'n. Nein, vor ihrer Keinem ſteh' ich auf von meinem Sitz. Was ſoll ich Ehr' erweiſen Einer, die mich haßt? Nun und nimmer, ſo lang ich lebe. Sie mag mich haſſen, was kümmert's mich?“ So ſprechend legte der ſtarke Hagen quer über ſeine Schenkel ein weithin leuchtendes Schwert, aus deſſen Knauf ein lichter Jaſpis funkelte, grüner als Gras. Gülden war der Griff und aus einer rothen Borte beſtand die Scheide. Und das war Balmung, vormals das Schwert Sigfrids. Weh ward Kriemhilden, als ſie es erkannte. Zu weinen begann ſie und ich wähn', Hagen hatte es gethan, um ſie zu reizen. Der vielkühne Volker aber zog näher an die Bank einen ſtarken Fiedelbogen, mächtig lang, und glich derſelbe einem breiten, blanken und ſchneidenden Schwert. So ſaßen furchtlos die beiden Degen und dachten nicht daran, vor wem aufzuſtehen, ſei es wer es wolle.

Da trat die edle Königin an ſie heran zu feindſeligem Grüßen. „Sagt mir, Hagen,“ ſprach ſie, „wer hat nach Euch geſandt, daß Ihr hieher zu kommen Euch vermaßet, maßen Ihr doch wiſſen mußtet, was für Leid Ihr mir angethan? Wäret Ihr bei Sinnen geweſen, hättet Ihr's wohl unterlaſſen.“ Gab da Hagen zur Antwort: „Nach mir ſandte Niemand. Man lud hieher drei Degen und die ſind meine Herren und ich bin ihr Mann. Bei Hofreiſen pfleg' ich nicht daheim zu bleiben.“ — „Nun ſagt mir weiter, wodurch verdientet Ihr meinen Haß? Erſchlugt Ihr nicht Sigfrid, meinen lieben Mann, den ich bis zu meines Lebens Ende nicht genug beweinen kann?“ — „Was ſoll das Gerede? Genug davon! Ich bin halt der Hagen, der den Sigfrid erſchlug, den herrlichen Helden, der es ſchwer zu entgelten hatte, daß ſeine Frau Kriemhild die ſchöne Brunhild geſcholten. Ich mag es gar nicht leugnen, mächtige Königin, ich bin ſchuld an dem ſchädlichen Schaden. Räch' ihn, wer da wolle, Weib oder Mann. Lügen müßt' ich, ſo ich leugnen wollte, daß ich Euch viel zu Leide gethan.“ Darauf Kriemhild: „Ihr Recken habt gehört, daß er das mir zugefügte Leid nicht leugnet. Was ihm deßhalb widerfährt, wenig nahe geht es mir.“ Da blickten die unſchlüſſigen Degen einander an, und hätte ſich Streit erhoben, wäre es bald offenbar worden, daß man den zwei Geſellen Ehre zugeſtehen müßte. Aber von den zagenden Hunenrecken ſagte einer: „Was ſeht ihr mich ſo an? Abſteh' ich von dem Vorhaben, wozu uns König Etzels Weib verleiten will. Ich mag um Niemands Gabe willen Leib und Leben laſſen.“ Sprach da ein zweiter: „Ganz meine Meinung. Gäbe man mir auch Thürme rothen Goldes, dennoch möcht' ich dieſen Fiedelſpieler nicht beſteh'n. Seht nur, was er für Blicke ſchießt! Auch den Hagen kenn' ich ſeit ſeinen jungen Tagen und in zweiundzwanzig Stürmen ſah ich ihn, wovon vielmanche Frauen hartes Herzeleid hatten. Er und Walther von Spanien ſtritten vormals manchen Strauß zu Ehren König Etzels. Und doch war er damals noch ein Knabe, jetzt aber iſt er zu Verſtand kommen und noch dazu trägt der grimme Mann das Schwert Balmung, dem Keiner zu ſtehen vermag.“

Damit war geſagt, daß Niemand zu ſtreiten Luſt hatte, und that das der Königin herzlich leid. Als die todſcheuen Hunen von hinnen gingen, ſagte der kühne Volker: „Nun wiſſen wir, daß wir hier Feinde haben. Laßt uns zu unſeren Herren gehen.“ Da gingen die Beiden hin, wo die Herren noch immer auf dem Hofe ſtanden, und Volker fragte: „Wie lange wollt ihr noch daſtehen in dem Gedränge? Ihr ſollt zu Hofe gehen und von dem König hören, wie ihm der Sinn ſteht.“ Da paarten ſich die Helden und nahm der Fürſt von Bern den König Gunther und nahm Irnfrid den Gernot und Rüdeger den Giſelher bei der Hand und ſo gingen ſie zu Hofe, wobei Hagen und Volker ſich beiſammen hielten, denn die Beiden ſchieden ſich ihr Lebenlang nie wieder als nur in einem Streit. Tauſend kühne Mannen ihres edlen Ingeſindes und dazu die ſechzig Recken Hagens kamen mit den Königen zu Hofe und paarweiſe gingen auch Hawart und Iring, Dankwart und Wolfhart mit ihnen. Als nun der Vogt vom Rhein den Palas betrat und der König ihn kommen ſah, ſputete er ſich, ſprang auf von ſeinem Sitz und bot den Gäſten einen Willkomm, wie ſchöneren nie ein König geboten. „Willkommen, Herr Gunther, und Ihr, Herr Gernot, und ebenſo euer Bruder Giſelher, die ich in Treuen hieher lud von Worms am Rhein, und Willkommen auch all eurem Heergeſinde! Schön gegrüßt ſeid mir, kühner Volker und Herr Hagen, mir und meiner Frau allhier. Sie hat mich in großer Treue vieloft an euch gemahnt[100]).“ Worauf der ſtarke Hagen: „Wir haben davon gehört, und wär' ich nicht um meiner Herren willen zu den Hunen gekommen, ſo wär' ich wohl Euch zu Ehren hergeritten.“

Da nahm der edle Wirth die lieben Gäſte bei den Händen und führte ſie zu dem Hochſitz, wo er ſelber ſaß und ließ in großen Schaalen von Gold ihnen Meth und Moraß[101]) und Wein zum Willkomm ſchenken. Dann ſprach er: „Ich will es nur geſtehen, Lieberes konnte mir nicht geſchehen zu dieſer Zeit als euer Hieherkommen, ihr Recken. Auch meiner Königin iſt dadurch ihre Trauer benommen. Wunderte mich's doch immer, was ich euch wohl zu Leide gethan, daß ihr nie in mein Land reiten wolltet. Jetzo hat ſich's mir zur Freude gewendet.“ Sagte darauf der hochgemuthe Rüdeger: „Wohl mögen Euch willkommen ſein meiner Herrin Magen. Sie können der Ehren pflegen und bringen Euch zu Hofe manchen waidlichen Degen“ . . . Am Abend des Tages der Sonnenwende waren ſie ſo in Etzels Königsburg angelangt und nie mit mehr Minne ein König Gäſte empfing. Zu Tiſche ging er nun mit ihnen. Da gab es Speiſe und Trank vollauf und Alles, was ſie wünſchten. Etzels weite Burg war mit Prunk und Pracht gebaut. Man ſah darin Palas und Thürme und Kemenaten ohne Zahl, ſowie einen herrlichen Saal, worin der König ſeine Fürſten und Vaſallen zu Gaſtgelagen zu verſammeln pflegte.

Siebentes Hauptſtück.

Wie die Könige mit ihren Recken ſchlafen gingen, Hagen und Volker aber Schildwacht ſtanden und wie Morgens dann die Herren zur Kirche gingen.

Derweil war der Tag zu Ende gegangen und die Nacht angebrochen, und da die Recken müde waren von der Reiſe und ruhen wollten, ſagte Gunther zu dem Wirthe: „Gott laß Euch in Freuden leben! Uns aber gebt Urlaub, da wir ſchlafen gehen wollen. Morgen früh kommen wir wieder dar.“ Darauf ſchied der König mit großer Freundlichkeit von ſeinen Gäſten. Weil aber dieſe auf allen Seiten von den Hunen umdrängt wurden, ſagte der kühne Volker zu ihnen: „Wie getraut ihr euch, den Recken auf die Ferſen zu treten? Wollt ihr's nicht laſſen, ſo ſoll's euer Schaden ſein, maßen ich Etlichen ſo ſchweren Geigenſchlag ſchlage, daß ſeine Freunde es beweinen dürften. Aus dem Weg da! Alle, fürwahr, heißen Degen, aber ungleich ſteht ihnen der Muth.“ Als der Fiedler ſo zornig ſprach, ſchaute der kühne Hagen über die Schulter rückwärts und ſagte: „Recht räth euch der kühne Spielmann. Geht heim zu euren Herbergen, ihr Kriemhildsmannen. Was ihr im Willen habt, ungeſchehen bleibt es heute, wähn' ich. Wollt ihr was mit uns, ſo kommt morgen früh und laßt uns Wegmüde jetzt Ruhe haben. Selten wohl war ſie Helden ſo wünſchenswerth.“

Da brachte man die Gäſte in einen weiten Saal, und war das derſelbe Saal, wo ſie nachmals Tod und Verderben fanden. Vorerſt aber ſahen ſie da vielmanches Bette gerüſtet von rechter Länge und Breite. Da ſah man manch einen kunſtreich gearbeiteten Kulter[102]) von Arras, gefertigt aus hellfarbigen Pfellen, und manches Bettdach aus arabiſcher Seide auf's Allerbeſte gewoben und an den Enden mit ſchimmernden Goldborten verziert. Bettdecken aus Hermelin oder aus ſchwarzem Zobel waren auch genug vorhanden, bis an den hellen Tag darunter zu ſchlafen. Beſſer konnte nie ein Fürſt mit ſeinen Freunden gebettet ſein. Trotz Alledem aber klagte der junge Giſelher: „Weh dieſer Nachtherberge und Weh über meine

Freunde, die mit mir hieher kamen! Wie gütlich auch meine Schweſter mich grüßte, ich fürchte doch, daß wir um ihrer willen Leib und Leben laſſen müſſen.“ Worauf Hagen: „Seid ohne Sorgen. Ich ſelber will heute Nacht der Schildwacht pflegen und will euch, ihr ſchnellen Degen, treulich hüten bis zum Tagesanbruch. Da wende dann das Kommende, wer es zu wenden vermag.“ Alle neigten ſich ihm, dankſagend. Dann gingen ſie zu den Betten und währte es gar nicht lange, bis die heimatsfernen Degen ſich entkleidet hatten. Der ſtarke Hagen jedoch begann ſich zu waffnen. Da ſagte Degen Volker, der Fiedelſpieler: „Verſchmäht Ihr's nicht, Hagen, ſo möcht' ich heute Nacht mit Euch der Schildwacht pflegen.“ „Das lohn' Euch Gott im Himmel, vieledler Volker! In allen meinen Nöthen begehrt' ich keines beſſeren Beiſtandes als des Eurigen. Verdienen will ich's an Euch, es wäre denn, daß der Tod dazwiſchen träte.“

Damit thaten die Beiden ihr ſchimmernd Streitgewand an, nahmen die Schilde zur Hand, und gingen vor das Haus, Schildwacht zu ſtehen und ihrer Gefährten zu hüten. Volker, der Vielſchnelle, ſeinen guten Schild lehnte er an die Wand des Saals, holte ſeine Fiedel herbei und diente damit ſeinen Freunden nach Gebühr. Denn unter der Saalthür ſetzte ſich der Fiedelſpieler — kühneren gab es nie — auf einen Stein und ließ ſeiner Saiten Töne ſo ſüß erklingen, daß ihm die ſtolzen Heimatsfernen großen Dank bezeugten. Seiner Geige Saitenklang durchſcholl das ganze Haus, ſo groß war ſeine Kraft und ſein Geſchick. Sanfter dann und ſüßer zu ſpielen ſann er und damit lullt' er in Schlummer vielmanchen ſorgvollen Mann. Da der Degen merkte, daß ſie eingeſchlafen wären, nahm er wieder ſeinen Schild zur Hand, vor dem Hauſe Wache zu halten.

So ging die Zeit hin, bis nach dem erſten Schlafe. Da aber ſah der kühne Volker fernher durch die Finſterniß Helme ſchimmern: — die Mannen Kriemhilds ſannen den Gäſten Schaden. (Bevor die Königin dieſe Recken ausgeſandt, hatte ſie zu ihnen geſagt: „Wenn ihr die Burgunden findet, ſo mahn' ich euch bei Gott, keinen zu erſchlagen als nur den ungetreuen Hagen. Die Andern ſollt ihr leben laſſen[102]).“) Da ſagte der Fiedelſpieler: „Seht, Herr Hagen, da kommen Leute daher in Wehr und Waffen. Sie wollen uns beſtehen, wähn' ich.“ Gab zur Antwort Hagen: „So ſchweigt und laßt ſie herankommen. Bevor ſie unſerer recht gewahr werden, ſollen unſere Schwerter auf ihren Helmen hämmern und übel zugerichtet ſchicken wir ſie ihrer Herrin heim.“ Einer der huniſchen Recken merkte aber bald, daß die Saalthüre gut gehütet ſei, und ſagte ſofort: „Was wir wollten, iſt unthunlich. Der Fiedelſpieler hält Wache. Ich ſeh' den Helm auf ſeinem Haupte leuchten und die Panzerringe lohen ihm wie Feuer. Bei ihm ſteht auch Hagen und ſo ſind die Gäſte in guter Hut.“ Daraufhin kehrten ſie handlich um, und da Volker es bemerkte, ſagte er zornig zu ſeinem Heergeſellen: „Laßt mich zu den Kriemhildsmannen gehen, damit ich ſie frage, was das zu bedeuten habe.“ Worauf Hagen: „Nicht doch, ſo Ihr mich lieb habt! Fangt Ihr Händel mit den Hunen an, ſo bedrängen ſie Euch mit den Schwertern, bringen Euch in Noth und ich müßte Euch beiſpringen, wär's auch aller meiner Freunde Verderben. Denn ſeht, wenn wir Beide da drunten in den Streit

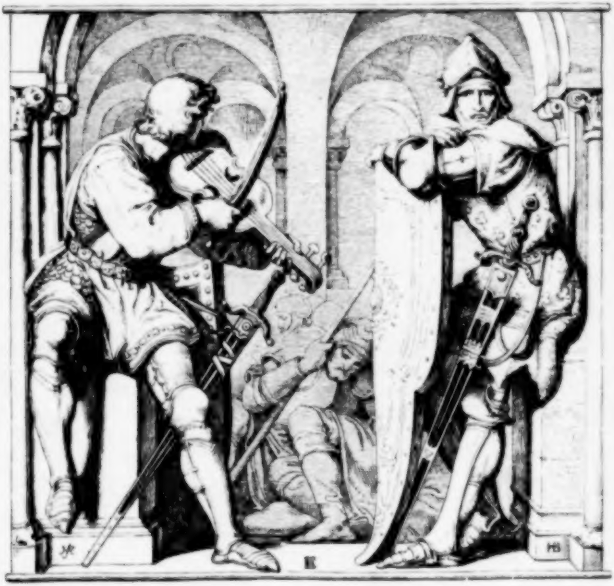
Des Pabſtes Blick haſtete mit Wohlgefallen an den männlich ſchönen, geiſtreichen Zügen des Sohnes und fragte dann: „Was bringſt du uns, geliebter Sohn?“

Ehe Ceſare antwortete, befahl ſein Wink den beiden Höflingen, welche ſich zum Rückzug anſchickten, zu bleiben. Dann ſagte er, ſich leicht gegen den Pabſt verbeugend: „Des Guten wenig, heiliger Vater, oder vielmehr Nichts. Allein wir dürfen das Spiel, deſſen Entſcheidung herandrängt, deßwegen nicht aufgeben, weil die Würfel ungünſtig gegen uns liegen, und, um die drohende Entſcheidung wenigſtens noch einigermaßen zu unſern Gunſten zu lenken, thut es Noth, unſere Lage ſcharf in's Auge zu faſſen.“

„Gewiß, und die ruhige Zuverſichtlichkeit deines Weſens, mein Sohn, deutet mir an, daß, ſeit wir zuletzt uns ſahen, dein thätiger Geiſt ein Mittel aufgefunden, die Troſtloſigkeit unſerer Verhältniſſe zu mindern.“

ſich alſo deiner königlichen Treue anvertraut, gut behandeln, damit Alle und wir ſelbſt zu unſerm Vergnügen innewerden, daß deine Maieſtät ihn aufgenommen habe, wie einen der übrigen.“

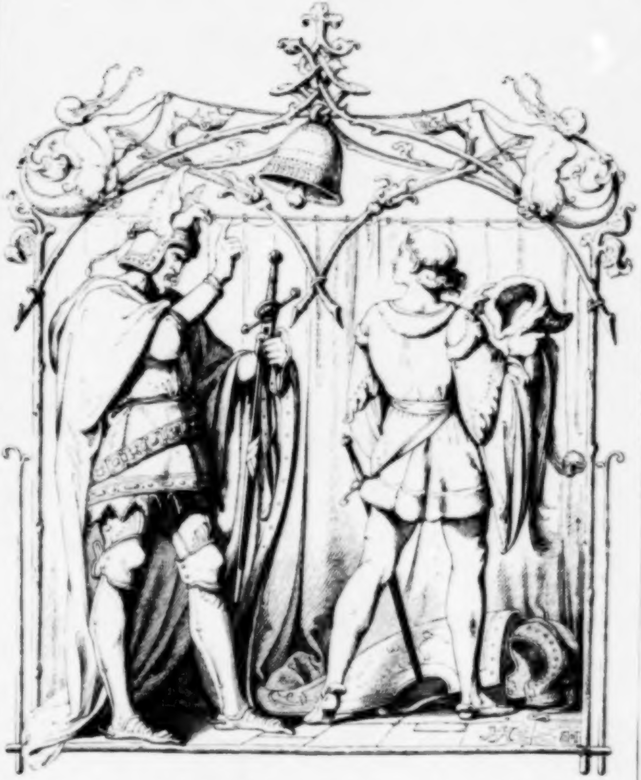
verwickelt wären, ſo könnten derweil ihrer Zweie oder Viere leicht in das Haus ſpringen und den Schlafenden ein Leid anthun, das wir nimmer genug beklagen könnten.“ „Wohl,“ ſprach Herr Volker, „aber laßt ſie wenigſtens merken, daß wir ſie geſehen, damit die Kriemhildsmannen ihren mordlichen Anſchlag nicht leugnen können.“ Damit höhnte er den Hunen hinterdrein:



„Warum geht ihr gewaffnet? Warum eilt ihr ſo? Wollt ihr auf Raub ausreiten, ihr Kriemhildsmannen? Wollt ihr nicht zu Helfern haben mich und meinen Heergeſellen?“ Keine Antwort. Da ſchrie er in ſeinem Zorne: „Pfui über euch, ihr ſchlechten Feiglinge! Im Schlafe wähntet ihr uns morden zu können? Vielſelten bot man Solches bislang biderben Degen.“ Schwer empfand es die Königin, als ſie erfuhr, wie ſchlecht ihre Sendlinge gefahren. Da ſann ſie anderen Anſchlag, denn gar grimmig war ihr Sinn, was gute Degen vielbald entgelten mußten.

„Mir werden die Panzerringe kühl“, ſprach Volker. „Ich wähne, die Nacht wird nicht lange mehr währen und nicht fern iſt der Tag; ſchon wehen die Morgenlüfte.“ Darauf weckten ſie Manchen, der noch ſchlafend lag, und als der lichte Morgen in den Saal ſchien, begann Hagen die Freunde zu fragen, ob ſie in den Münſter zur Meſſe wollten; denn ſchon läutete es laut nach chriſtlichem Brauch. Geſungen ward freilich ungleich, denn Chriſten und Heiden ſtimmten nicht mitſammen. Die Mannen Gunthers aber machten ſich auf aus den Betten, weil ſie zur Kirche wollten. In ſo reiche Gewande, wie Helden nie beſſere trugen, hüllten ſie ſich. Dem Hagen jedoch behagte das übel und warnend ſprach er: „Ihr Degen müßt hier Kleider von anderer Art tragen. Genugſam bekannt iſt euch unſre Gefahr. Statt der Roſen[107]) ſollt ihr Schwerter in den Händen haben, ſtatt juwelenbeſetzter Hüte harte Helme, da wir ja Kriemhilds argen Sinn kennen. Streiten müſſen wir heute, ſag' ich euch. Statt ſeidener Hemden ſollt ihr blanke Brünnen tragen, ſtatt weiter Mäntel feſte Schilde, damit ihr wehrhaft, ſo euch Jemand ſchädigen wollte. Meine viellieben Herren und auch ihr, meine Magen und Mannen, geht immerhin zum Münſter, klaget dem mächtigen Gott eure Sorgen und eure Noth und wiſſet ſicherlich, uns Allen ſteht der Tod bevor. Ihr ſollt auch eingedenk ſein eurer Fehle und flehentlich vor Gott ſtehen. Ich mahn' euch, ihr Recken hehr: wenn es nicht Gott im Himmel wendet, iſt das die letzte Meſſe, ſo ihr hört[108]).“

Damit gingen die Fürſten mit ihren Mannen nach dem Münſter. Auf dem fronen (heiligen) Friedhof hieß der kühne Hagen ſie halten, damit ſie nicht von einander getrennt würden, und ſagte: „Niemand weiß, was die Hunen gegen uns vorhaben. Legt daher, meine Freunde, die Schilde vor die Füße, und beut euch Jemand feindlichen Gruß, ſo vergeltet es mit tiefen Todeswunden, damit ihr befunden werdet, wie es recht und löblich. Das iſt Hagens Rath.“ Dann gingen er und Volker und ſtellten ſich vor den Münſter, weil ſie wiſſen wollten, wie die Königin an ihnen vorbei dringen würde. Da kam der Wirth des Landes und auch ſein ſchönes Weib, reichgewandet und von ſo vielen Recken gefolgt, daß ſie den Staub auf der Straße ſtieben machten. Als aber König Etzel die Recken vom Rheine in voller Rüſtung ſah, fragte er: „Warum ſeh' ich meine Freunde unter Helmen geh'n? Meiner Treu', leid wär' es mir, ſo ihnen Jemand Leides gethan, und ich wollt' es ſühnen, wie es ihnen gut däuchte.“ Darauf Hagen von Tronje: „Niemand that uns etwas zu Leide. Doch iſt es meiner Herren Sitte, bei allen Hochzeiten während der erſten drei Tage gewaffnet zu erſcheinen.“ Als Kriemhild dieſe Rede Hagens vernahm, wie feindſelig ſah ſie ihm da in die Augen! Und aber ſie mochte doch nicht dem König melden, daß der heimiſche Brauch der Burgunden ein anderer ſei. Denn hätte Jemand zur Stunde Etzeln kundgemacht, wie grimm und heftig ſie ihnen feind wäre, er hätte das Unheil wohl noch wenden können. Aber alle (Betheiligten) verſchwiegen ihm in ihrem Uebermuth die rechte Märe. Zum Münſterthor ſchritt derweil die Königin mit ihrem Gefolge.



Hagen und Volker jedoch wichen nicht um dreier Tritte Breite aus dem Wege, ſo daß, zum Mißfallen der Hunen, die Herrin zwiſchen den Helden ſich durchzwingen mußte. Etzels Kämmerlinge hätten das den Kühnen gerne verwieſen, aber ſie wagten es in Gegenwart des Königs nicht. Da gab es ein groß Gedränge, Gefährlicheres aber nicht.

Nachdem man Gott gedienet und zum Palas wiederkehrte, kam manch ein hunniſcher Mann angeritten und gaben ihrer ſieben Tauſende der Königin das Geleit. Sie ſaß, umringt von ſchönen Frauen, an einem Fenſter des Saales und da ließ ſich auch Etzel nieder, der ritterlichen Kurzweil auf dem Hofe zuzuſehen. Da war auch der ſchnelle Dankwart, der Marſchalk, herbeigekommen mit ſeines Herren Heergeſinde und hatte den kühnen Nibelungen ihre wohlgeſattelten Roſſe mitgebracht. Volker rieth, ſie ſollten buhurdiren nach ihres Landes Sitten, und alsbald begann da ein herrlich Reiten von Seiten der Recken und hob ſich mit großem Schall ein Buhurd zwiſchen Chriſten und Heiden. Sechshundert Recken Dietrichs ritten ſtattlich auf den Plan, mit den Gäſten Lanzen zu brechen. Aber ihr Herr verbot ihnen das Spiel mit den Mannen Gunthers, denn er ſorgte ſich um ſeine Degen. Dann kamen die Mannen Rüdegers von Bechelaren zum Buhurd, aber der edle Markgraf ritt an ſie heran und ſagte, ſie ſähen doch wohl, daß die Burgunden unmuthsvoll ſeien, und deßhalb ſollten ſie ihm zu Liebe das Kampfſpiel unterwegen laſſen. Darnach erſchienen an tauſend Degen aus Thüringen und Dänemark und ritten Irnfrid und Hawart an gegen Die von Burgundenland. Da tjoſtirten ſie mitſammen, daß mancher ſchöne Schildrand durchſtoßen wurde und die Speerſplitter in die Lüfte gingen. Dann kam zu dem Kampfſpiel auch der Herr Blödel mit tauſend ſeiner Mannen und es hub ſich großes Gedrang. Das ſah Kriemhild gar gerne, denn ſie dachte in ihrem Herzen: „Widerführe Jemand Schaden, ſo dürft' ich mich verſehen, daß aus dem Schimpf Ernſt und ich an meinen Feinden gerochen würde.“ Weiter ritten Schrutan und Gibecke zum Buhurd, ebenſo Hornbog und Ramung, nach hunniſchen Sitten, und rannten gegen die Burgunden, daß die Schäfte ſchallten vor dem Saale. Die Kurzweil währte ſo lang und war ſo eifrig, daß den guten Roſſen der Schweiß durch die Satteldecken drang. Trotzdem ſagte Volker, der edle Spielmann: „Ich meine, dieſe Recken da wagen es nicht recht, uns anzugreifen, und doch hört' ich ſagen, daß ſie uns gehaß wären. Traun, jetzt hätten ſie die ſchönſte Gelegenheit, das zu beweiſen.“ Gunther, der König hehr, aber ſagte: „Zu den Ställen mit den Roſſen! Wir können ja gegen Abend zu wieder buhurdiren. Ob aber wohl die Königin uns Fremdlingen den Preis zutheilt?“ Während er ſo ſprach, erblickten Die von Burgundenland einen Hunen, der ritt ſo zierlich wie ſonſt keiner mehr. Vielleicht daß ſeine liebe Traute an einem der Fenſter ſtand, denn er war ſo ſtattlich geputzt, als wollt' er auf die Brautſchau reiten[106]). Sagte da Volker: „Wie könnt' ich es verhalten, dem Frauenliebling dort einen Stoß zu verſetzen? Traun, an Leib und Leben ſoll's ihm gehen und wenig frag' ich danach, ob König Etzels Weib darob zürne.“ Worauf Gunther: „Nein, um meiner Liebe willen nicht! Die Leute würden es uns zum Vorwurf machen, ſo wir ſie angriffen. Ueberlaßt es den Hunen; es kommt wohl noch dazu.“ Doch Volker wiederum: „Nein, ich mag's nicht laſſen.“ Und ſein Roß zum Buhurd ſpornend und den Speer einlegend rannte er die Spitze dem reichgeputzten Heiden durch den Leib. Hurtig rückte dem Heergeſellen Hagen nach mit ſeinen ſechzig Degen, und maßen die Fürſten ihren Spielmann nicht hülflos unter ſeinen Feinden laſſen wollten, folgten ſie ſelber und von tauſend Helden wurde da gar kunſtreich geritten. Da aber der Hune todt war, hörte man ſeine Magen weinen und klagen und fragte das ganze Geſinde, wer das gethan, worauf die es geſehen ſagten: „Der ſtarke Spielmann.“ Nach Schwertern und Schilden ſchrieen des Erſchlagenen Freunde, um den Fiedelſpieler zu tödten, als König Etzel eilends aus dem Palas herabkam. Während in dem Gedräng und Getöſe die Burgundenfürſten und ihre Mannen von den Roſſen ſtiegen, riß König Etzel einem Vetter des erſchlagenen Hunen das Schwert aus der Hand, trieb damit Alle zurück und ſprach im Zorn: „Sollt' ich meinen Gäſten meine Dienſte verſagen? Hättet ihr dieſen Spielmann erſchlagen, ich ließ' euch Alle dafür henken. Ich ſah ja wohl ſein Reiten, und wenn er den Hunen erſtach, ſo geſchah das wider ſeinen Willen, weil ſein Roß ſtrauchelte. Laßt meine Gäſte in Frieden!“

So ward vorerſt der Zwiſt geſchlichtet, man ſchickte die Roſſe ſtallwärts und der König führte ſeine Freunde in den Saal, wo man die Tiſche rüſtete und das Handwaſſer auftrug. Genug der Feinde hatten aber da Die vom Rheine, und wie übel es auch Etzel vermerkte, dennoch drang eine ſtarke Schaar in Wehr und Waffen den Fürſten in den Palas nach, den Hunen zu rächen Willens, wo es ſich fügen würde. Der Wirth des Landes ſagte: „Zuchtlos iſt's, in Waffen zu Tiſche zu kommen. Wer aber meinen Gäſten ein Leid zufügt, dem geht es an Leib und Leben. Das merkt euch, ihr Hunen!“ Während nun die Herren zum Sitzen ſich ſchickten, ſagte Kriemhild ſorgenvoll: „Herr Dietrich, ich ſuche Deinen Rath, Deine Hülfe und Gnade; denn ſchlecht ſteht meine Sache.“ Gab da ſtatt ſeines Gebieters der gewaltige Hildebrand zur Antwort: „Wer die Nibelungen verderben will, thu' es ohne mich. Um keines Schatzes willen helf' ich dazu. Und ihre Feinde mögen ſich wohl vorſehen: noch unbezwungen ſind die theuerlichen Degen.“ — „Ach, was für Leid hat mir Hagen angethan! Er mordete Sigfrid, meinen lieben Mann. Wer den Hagen von den Andern trennte, dem wäre mein Gold bereit. Müßt' einer der Andern den Mord entgelten, herzlich beklagt' ich es.“ — „Wie wär' es möglich, den Hagen mitten unter ihnen zu erſchlagen? Bedenkt doch, ſo man den Helden angreifen wollte, müßte ein allgemeines Blutbad entſtehen.“ Da ſprach mit Züchten Herr Dietrich: „Laß ab von Deiner Bitte, mächtige Königin. Mir haben Deine Magen kein Leid gethan. Wie alſo ſollt' ich die Mannen beſtreiten wollen? Wenig ehrt es Dich wahrlich, vieledles Fürſtenweib, daß Du Deinen Freunden, die in guten Treuen hieher kamen, Verderben ſinneſt. Sigfrid bleibt ungerochen von Dietrichs Hand.“

Da die Königin Den von Bern zur Untreue nicht zu verleiten vermochte, verſprach ſie ſofort ihrem Schwager Blödel eine weite Mark, ſagend: „Du ſollſt mir helfen, Herr Blödel. Hier in der Halle ſind meine Feinde, welche mir meinen lieben Mann Sigfrid mordeten. Wer mir das rächen hilft, dem will ich unterthan ſein.“ Darauf Blödel, der neben ihr ſaß: „Herrin, nicht darf ich Deinen Magen Haß hegen, maßen mein Bruder Etzel ſie ſo lieb hat. Er verzieh' es mir nimmer, beſtünd' ich ſie.“ — „O, nicht doch, Herr Blödel! Ich will Dir immer hold ſein und Dir dafür mein Silber und mein Gold geben, ſowie ein ſchönes Weib, Nudungs

Wittib, ihren minniglichen Leib zu koſen. Land ſammt Burgen und viel tapferen Recken ſollſt Du haben, die ganze Mark, ſo Rudung beſaß, und glaube mir, das Alles iſt Dein, thuſt Du, was ich will.“ Als Blödel von ſo großem Sold hörte und der Schönheit der Frau gedachte, die er ſich im Streite verdienen ſollte, wurde er willig dazu und ſagte: „Wohl, es ſei; aber ſein verſchwiegen vorerſt! Bevor man ſich's verſieht, fach' ich Kampffeuer an. Hagen ſoll ernten, was er geſäet, oder ich will mein Leben laſſen.“ Dann ging er hinaus zu ſeinen Mannen und ſprach ſie an: „Zu den Waffen alle! Wir ſollen mit den Feinden in ihrer Herberge ſtreiten. Etzels Weib will es und wir Degen wagen Leib und Leben daran.“

Nachdem die Königin Blödel entlaſſen hatte, ging ſie mit Etzel zu Tiſche. Da ſah man mächtige Könige vor ihr Kronen tragen und ſah manchen hohen Fürſten und manchen werthen Degen der Herrin aufwarten, wie es die gute Sitte gebietet. Der Wirth ſchuf den Gäſten Sitze, die höchſten und beſten ihm zur Seite. Heiden und Chriſten hatten da Koſt vollauf, je nach ihrem Geſchmack. Das Ingeſinde der Nibelungen aber tafelte derweil in der Herberge und waren Truchſeſſen angewieſen, es zu verpflegen. Während in Etzels Saal die Gäſte am Eſſen waren, wurde der junge König, Etzels und Kriemhilds Söhnlein, herein getragen und zu den Fürſten an den Tiſch, allwo auch Hagen ſaß, und da der große König ſein Kind ſah, ſagte er gütig zu ſeinen Konemagen: „Seht, meine Freunde, das iſt mein einziger Sohn. Er iſt auch der eurer Schweſter und mag euch allen lieb werden. Schlägt er nicht aus der Art, wird er wohl dereinſt ein kühner Mann, ein edler und mächtiger, ſtarker und wohlgethaner. Leb' ich noch eine Weile, geb' ich ihm der Lande dreißig, und ſo mag euch noch gute Dienſte thun des jungen Ortliebs Hand. Nun höret aber eine Bitte, liebe Freunde. Wenn ihr wieder heimreitet an den Rhein, ſollt ihr euren Schweſterſohn mit euch nehmen und ihn zu einem ehr- und wehrhaften Mann erziehen, damit er dereinſt euch rächen helfe, was euch Uebles widerfahren mag.“ „Nun ja,“ verſetzte Hagen, „dieſe Degen dürften dem Kinde wohl trauen, ſo es zum Manne wüchſe. Doch iſt, däucht mich, der junge König ſehr ſchwächlicher Art und glaub' ich darum nicht, daß man mich dem Ortlieb da oft zu Hofe reiten ſehen werde.“ Mißmuthig ſah der König den Helden an, und wenn er auch zu der Rede Hagens, dem nicht um Kurzweil zu thun war, weiter Nichts ſagte, ſo betrübte ſie ihm doch das Herz und beſchwerte ihm den Muth. Wie dem König that auch den Fürſten allen Hagens Wort weh und gern hätten ſie es ihn entgelten laſſen. So auch wohl der König ſelber, wenn er mit Ehren gedurft hätte. Aber bald ſollte er noch viel Schlimmeres von Hagen befahren, indem ihm dieſer den Sohn vor den Augen todtſchlug.

Achtes Hauptstück.

Wie Blödel erschlagen ward, wie der Mordkampf zwischen den Nibelungen und Hunen im grossen Saal anhob und wie sie die Todten hinaus warfen.

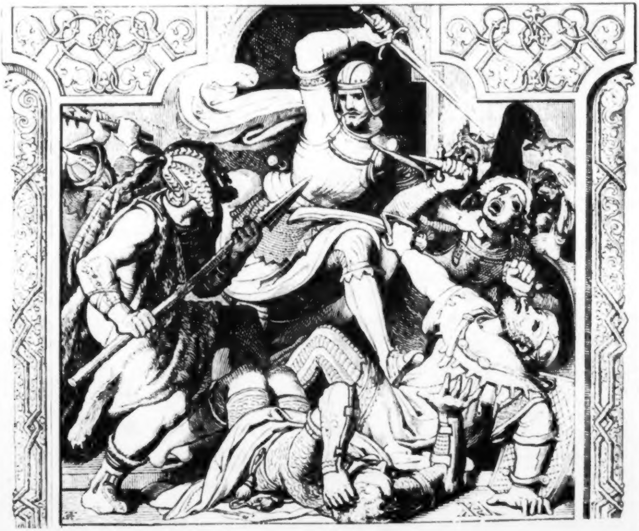
Streitfertig ſtanden Blödels Recken ſammt und ſonders und in tauſend Halsbergen hoben ſie ſich zu der Herberge, wo Dankwart mit den Knechten zu Tiſche ſaß. Als Blödel eintrat, grüßte ihn Dankwart mit Sitten, ſagend: „Willkommen hier im Hauſe, mein Herr Blödel! Was bringt Ihr mir für Märe?“ Gab da zur Antwort Blödel: „Du darfſt mich nicht willkommen heißen, denn mein Kommen bedeutet Dein Ende, um Deines Bruders Hagen willen, welcher den Sigfrid erſchlug. Das ſollſt nun Du und das ſollen andere Degen hier bei den Hunen entgelten.“ — „Ei, nicht doch, Herr Blödel; da müßt' uns ja mächtig reuen dieſe Reiſe. Und ich war ja noch ein kleiner Junge, als Sigfrid das Leben ließ[107]). Nicht weiß ich alſo, was mir wollte König Etzels Weib.“ — „Ich weiß Dir mehr von dieſer Märe nicht zu ſagen als daß Deine Magen, Gunther und Hagen, den Mord begingen. Und aber nun wehrt euch, ihr Unglückſeligen, denn verloren ſeid ihr und euer Tod ſoll für Kriemhild ein Pfand abgeben.“ Darauf Dankwart: „Ihr wollt alſo nicht abſtehen? Hei, dann reut mich mein Bitten und ich hätt' es beſſer geſpart.“

Sprach's, der ſchnelle Degen, und ſprang vom Tiſch auf und blößte ſein breites, langes und ſcharfes Schwert und damit ſchlug er Blödeln einen ſchwinden Schlag, davon dem Hunen das Haupt mitſammt dem Helm zu Füßen fiel. „Das,“ rief der Held, „ſei die Morgengabe für Nudungs Wittib, die Du zur Braut wählteſt. Sie mag morgen freien einen andern Mann; will er die Mitgift, mag er ſie ausbezahlt erhalten in gleicher Münze wie Du.“ Da aber Blödels Mannen ihren Herrn erſchlagen ſahen, wollten ſie das den Gäſten nicht länger ſo hingeben laſſen. Grimmen Muthes und mit hochgeſchwungenen Schwertern ſprangen ſie ein auf das Geſinde. Viellaut rief da Dankwart allen den Knappen zu: „Ihr ſeht wohl, edle Knechte, wie es uns ergeben will. Nun wehrt euch, ihr Heimatsfernen, auf daß ihr wenigſtens mit Ehren hinfahrt.“ Die keine Schwerter hatten, griffen Bänke und Schemel auf und mit ſchweren Stühlen ſchlugen die Burgundenknechte manche Beule durch harte Helme. So grimmig fochten die Heimatsfernen, daß ſie die Hunen aus dem Hauſe trieben, nachdem ihrer fünfhundert drinnen dem Tod erlegen.

Als aber Etzels Recken vernahmen, daß Herr Blödel und ſeine Mannen durch den Bruder Hagens und deſſen Geſinde erſchlagen ſeien, ſchaarten ſich in ihrem Grimm zweitauſend Hunen oder mehr und drangen, bevor der König davon erfuhr, in die Herberge, und erſchlugen da, ob ſich die Heimatsfernen noch ſo verzweifelt wehrten, die Knechte ſammt und ſonders, neuntauſend an der Zahl und dazu noch zwölf Ritter, ſo daß Dankwart nur noch ganz allein den Feinden entgegenſtand. Das Schallen und Toſen verſcholl für eine Weile. Da ſchaute der Marſchalk über die Schulter, ſagend: „O weh mir der Freunde, die ich verlor! Nun muß ich leider allein den Feinden ſtehen.“ Des einen Mannes Leib ſuchten da alle Schwerter. Er aber rückte höher den Schild, ließ den Riemen nieder, färbte viel der Panzerringe mit fließendem Blute roth und machte weinen manchen Mannes Weib. „Weh mir dieſes Leides!“ rief er aus. „Weicht aus, ihr Hunenrecken, und laßt mich an den Wind, daß die Luft erkühle mich ſturmesmüden Mann.“ Sprach's und mit gewaltigen Schwertſchlägen brach er ſich Bahn zur Pforte und in großem Grimme ſprang er hinaus. Wie da die Hunenſchwerter hell auf ſeinem Helm erklangen! „Nun wollte Gott,“ ſprach er, „daß mir ein Bote dieſe Mär' zu meinem Bruder Hagen brächte, wie die Hunen mich bedrängen. Er hülfe mir von hinnen oder läge mit mir todt.“ Darauf die Hunen: „Du ſelber ſollſt der Bote ſein, wenn wir Dich todt zu Deinem Bruder Hagen bringen. Das ſoll dem Dienſtmann Gunthers zum erſten Leide werden. Du haſt dem König Etzel gar großen Schaden gethan.“ — „Laßt das Drohen und weicht aus meinem Weg, ſonſt mach' ich noch mehr denn Einem die Panzerringe blutnaß. Wehr' es mir, wer da wolle, ich will die Märe meinen Herren zu Hofe bringen.“ Er verleidete ſich ſo ſehre den Etzelsmannen, daß ſie nicht mehr auf Schwerteslänge ihm nahe zu kommen ſich getrauten, ſondern ihm ſo viele Speerſchäfte in ſeinen Schild ſchoſſen, daß er ihm vor Schwere aus der Hand fiel. Sie glaubten ihn zu bezwingen, nun er Schildes bar; doch, hei, was tiefer Wunden er ihnen durch die Helme ſchlug! Manch ein kühner Mann mußte da vor ihm ſtraucheln und mehr als Einer kam viel zu früh zu dieſer Fehde. Da ſie von beiden Seiten auf ihn einſprangen, ging er vor den Feinden einher, wie ein Eber im Walde den Hunden thut108). Sein Weg ward bezeichnet durch eine Spur heißen Blutes und ſo, ſtreitend wie nur je ein Held ſtritt, ſchritt Hagens Bruder zu Hofe. Die Truchſeſſen und Schenken, welche des Königs Tafel beſchickten, als ſie Schwerterklang hörten, ſtellten Schüſſeln und Schalen weg. Dankwart jedoch, die Stiege zum Saal hinanſtürmend, ſagte: „Thut, was eures Amtes, ihr guten Leute, wartet der Gäſte gütlich und tragt die Speiſen auf, mich aber laßt meinen Herren Märe melden.“ Wer da den Muth gewann, ihm auf der Treppe den Weg zu vertreten, dem ſchlug er einen Schlag, daß den Andern die Luſt verging. Alſo trat der Kühne unter die Thür und hieß Etzels

Geſunde vor ihm weichen. Mit Blut war beronnen all ſein Gewand und blank trug er in der Hand ſein gewaltig Schwert. Derweil ward gerade der junge Ortlieb von Tiſch zu Tiſch bei den Fürſten umgetragen und ſollte die Botſchaft, ſo der Marſchalk brachte, dem Kinde den Tod bringen.

Hellauf hallte von der Thüre her Degen Dankwarts Ruf: „Allzu lange, Bruder Hagen, tafelt Ihr. Euch und Gott im Himmel klag' ich unſere Noth: Ritter und Knappen liegen in der Herberg' erſchlagen!“ Dawider rief Hagen: „Wer hat das gethan?“ — „Das that Herr Blödel und ſeine Mannen. Doch hatt' er davon wenig Freude, denn mit dieſer meiner Hand hier ſchlug ich ihm herunter ſein Haupt.“ — „Klein iſt der Schaden, von eines Recken Händen ſein Leben zu verlieren. Aber ſagt mir, lieber Bruder, warum ſeid Ihr ſo roth? Schier muß ich glauben, daß Ihr ein Schwerverwundeter. That Euch das Einer von hier zu Lande, dem helfe der üble Teufel, an's Leben ſoll es ihm gehen.“ — „Heil wohl noch bin ich, denn meine Wat iſt nur von anderer Männer Wunden blutnaß. Gar viele hab' ich erſchlagen, mehr als



ich zählen konnte.“ — „Bruder Dankwart, wohlan, hütet der Thüre und laßt der Hunen Keinen hinaus. Ich will reden mit den Recken hier, wie die Noth uns gebietet. Schuldlos litt unſer Geſinde den Tod.“ — „Soll ich Kämmerling ſein? Nun, ſo mächtigen Königen mag ich wohl dienen und will der Thüre und Stiege mit allen Ehren hüten.“ Ungern genug vernahmen das die Degen Kriemhilds. Hagen aber hub an: „Wunder wahrlich nimmt mich, was die Recken unter einander raunen dahier. Nicht ungern, wähn' ich, würden ſie des Thürhüters ledig ſein, der dieſe Botſchaft den Burgunden brachte. Lange ſchon hört' ich von Kriemhild ſagen, daß ſie für ihr Herzeleid Rache haben wolle: nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Wein; der junge Vogt der Hunen muß zuerſt daran109)!“ Sprach's, der Grimme, und ſchlug dem jungen Ortlieb einen Schwertſtreich, daß des Kindes Kopf der königlichen Mutter in den Schooß flog110).

Jetzunder hob ſich unter Helden ein heißgrimmiger Mordkampf. Dem Magezogen (Hofmeiſter) Ortliebs ſchlug Hagen das Haupt herunter zu jämmerlichem Lohn, und als er am Tiſche den Spielmann Wärbel erſchaute, hieb er ihm in ſeinem Zornmuth die Hand auf der Fiedel ab, ſagend: „Das habe Du zum Botenſold für den Ritt nach Burgundenland!“ „O weh mir,“ ſchrie der Spielmann. „Herr Hagen, was hab' ich Euch gethan? Ich kam in Treuen in Eurer Herren Land. Wie ſoll ich nun die Töne greifen, da ich verloren eine Hand?“ Wenig ſorgte ſich Hagen dieſes Schadens, ſondern ſtürmte durch den Saal, den Hunen Todeswunden ſchlagend. Sein Geſelle Volker aufſprang er vom Tiſch und laut erklang ihm an der Hand der Fiedelbogen, womit er gewaltig zu fiedeln begann, den Feinden zum Schrecken. Aufſprangen von ihren Sitzen die drei Königsbrüder, den Streit zu ſcheiden, bevor der Schaden noch größer würde. Aber ſie konnten's nicht zuwege bringen, maßen das Wüthen Hagen's und Volker's übermächtig war. Da nun der Vogt vom Rheine merkte, daß der Streit nicht zu ſchwichtigen ſei, begann er ſelber den Feinden Wunden durch die Panzerringe zu ſchlagen. So that auch der ſtarke Gernot mit dem ſcharfen Schwerte, ſo ihm Rüdeger geſchenkt, und Frau Ute's jüngſter Sohn ſtürmte ebenfalls darein, herrlich durch die Hunenhelme hauend und Vielmanchen niederwerfend in das Blut. Während ſo die Gäſte mit Schwertſtreichen im Saale hin und wider gingen und die Mannen Etzels nach Kräften ſich wehrten, rief das Kampfgetöſe die Hunen draußen herein; aber Dankwart ließ keinen die Stiege herauf und ebenſo wehrte er denen im Saale den Ausgang. In dem furchtbaren Gedränge, das ſich ſo an der Pforte erhob, kam der Marſchalk in große Noth, bis es Hagen gewahrte und laut Volkern zurief: „Seht Ihr dort, Geſelle, meinen Bruder unter den Streichen der Hunen? Auf, ihm zu Hülfe! ſonſt verlieren wir den Helden.“ „Ich helf' ihm ſicherlich,“ ſprach der Spielmann und drang durch den Saal, mit ſeinem ſcharfen Schwerte geigend, und kam zu Dankwart, ſagend: „Ihr habt heute groß Ungemach ausgeſtanden. Euer Bruder ſchickt mich Euch zu Hülfe. Wollt Ihr der Thüre von außen hüten, ſo will ich ſie von innen bewachen.“ So thaten ſie und der kühne Fiedelſpieler rief über die Menge hinweg dem Hagen zu: „Das Haus iſt wohlbeſchloſſen und die Thüre verſchränket von zweier Recken Händen, die beſſer ſind denn tauſend Riegel.“

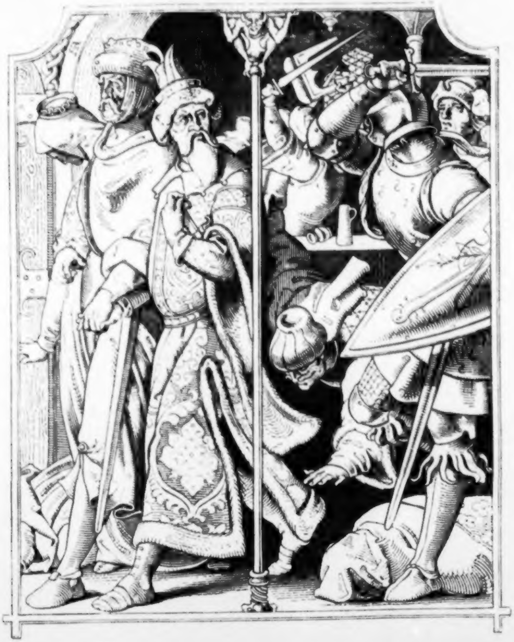
„Deine Heiligkeit erwarte nicht zu viel und geſtatte mir vorerſt in Gegenwart deiner vertrauten Diener die Umſtände ſchnell zu überſchauen.“

Ohne das beiſtimmende Kopfnicken ſeines Vaters ſehr zu beachten, fuhr der Cardinal hierauf fort: „Unſere Abſicht, dem Franzoſenkönig mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, iſt zur Unmöglichkeit geworden. Hätte ich ein Kriegerwamms um die Bruſt und ein Schwert um die Lenden, ſtatt in dieſem rothen Talar zu ſtecken, dann, **per Dio**, hätte es anders kommen können und müſſen, aber das iſt jetzt ein unnützes Wort, weg damit. Am achtundzwanzigſten Tage des Novembers zog König Carl aus Florenz, um nach Siena zu rücken und von da, nachdem er ſich die Stadt durch eine Beſatzung geſichert, in die Romagna. Hier, ſo glaubte ganz Italien, werde der triumphirende Zug des windbeutelnden Franzoſen durch planmäßigen Widerſtand gehemmt werden, aber was geſchah? Um es kurz zu ſagen, Nichts; und daß Nichts geſchah, verzeihe es mir deine Heiligkeit, war einzig und allein das heilloſe Hin- und Herſchwanken deiner Entſchlüſſe Schuld.“

Da der ſtarke Hagen die Thür in ſo guter Hut ſah, warf er auf den Rücken den Schild und recht erſt begann er zu rächen ſeiner Freunde Leid.

Als der Vogt von Bern, der Amelungen König, ſah, was da der Helme Hagen zerſchellte, ſprang er auf eine Bank und ſagte: „Allerſchlimmſten Trank ſchenkt Hagen hie.“ König Etzel und ſein Weib waren in großer Sorge. Man ſchlug ihm vor den Augen die Freunde todt. Er ſelbſt ſaß kaum geborgen und in tauſend Aengſten. Was half es ihm, daß er König war? Frau Kriemhild rief Herrn Dietrich an: „Hilf mir, edler Held, von dieſem Sitz und von hinnen; denn erreicht mich Hagen, ſterb' ich zur Stunde.“ — „Wie könnt' ich Euch helfen, vieledle Königin? Ich bin um mich ſelber in Sorgen; denn in ſolchem Zorne ſind die Mannen Gunthers, daß zur Zeit Niemand ſie ſänftigen kann.“ — „Nicht doch, Herr Dietrich, vieledler Ritter gut. Heute laß leuchten Deinen tugendlichen Muth und hilf mir von hinnen oder ich ſinde hier den Tod. Mir und dem Könige hilf aus dieſer Angſt und Pein.“ — „Ich will es verſuchen, wennſchon ich ſeit langen Zeiten gute Ritter nie ſo bitterlich zürnen und alſo viel Blut aus Helmen rinnen machen ſah.“ Mit Macht hub dann zu rufen an der auserkor'ne Degen, daß ihm die Stimme wie ein Wiſenthorn erſcholl und der weite Palas davon erdröhnte. Da Gunther durch das Getoſe hindurch den werthen Mann rufen hörte, lauſchte er und ſprach: „Dietrichs Stimme kam mir zu Ohren. Sollte Einer der Seinen zu Schaden gekommen ſein? Er ſteht auf einem Tiſche und winkt mit der Hand. Daher, ihr Magen und Mannen von Burgundenland, haltet ein mit Streiten, damit wir Dietrichs Anliegen ſehen und hören.“ Da ſenkten ſie die Schwerter und Gunther fragte: „Vieledler Dietrich, was iſt Euch von meinen Freunden hier geſchehen? Leid iſt mir's und bereit bin ich Euch zu Sühne und Buße.“ Gab zur Antwort der Herr Dietrich: „Mir iſt Nichts zu Leide geſchehen. Aber laßt mich mit meinem Geſinde hinweg aus dieſem Streit. Dafür will ich euch Degen immer zu Dienſten ſein.“ Da ſagte Wolfhart: „Bittet und bettelt doch nicht ſo! Der Fiedler kann die Thüre nicht ſo verſperren, daß wir ſie nicht weit aufzuthun vermöchten.“ Worauf Dietrich: „Schweigt, den Teufel vermögt Ihr!“ Sagte dann König Gunther: „Urlaub geb' ich Euch. Auch mögt Ihr mit Euch Wenige oder Viele aus dem Hauſe führen, ausgenommen Die, ſo mir hier bei den Hunen hartes Leid angethan.“ Da nahm der Herr von Bern an den einen Arm die edle Königin, deren Angſt gar groß war, und an den andern den König Etzel und ſo führte er ſie hinaus, gefolgt von ſeinen ſechshundert Vaſallen. Darauf ſagte der edle Markgraf Rüdeger: „Können aus dem Saale auch noch Solche hinaus, die euch gerne dienen? Sagt an! Stäter Friede ziemt ſich unter Freunden.“ Gab zur Antwort Giſelher ſeinem Schwäher: „Sühne und Frieden Euch, weil Ihr getreu ſeid gegen uns. Ihr und Eure Mannen ſollt fahrlos von hinnen gehen.“ Da räumte der Markgraf den Saal und ſtieg mit fünfhundert oder mehr ſeiner Leute die Treppe hinab. Ein huniſcher Recke, welcher den König Etzel unter dem Schutze des Berners zur Thür hinausgehen ſah, wollte die gute Gelegenheit ebenfalls benützen, allein er empfing von Volker einen Schwertſchlag, davon ſein Kopf vor des Königs Füße hinrollte.

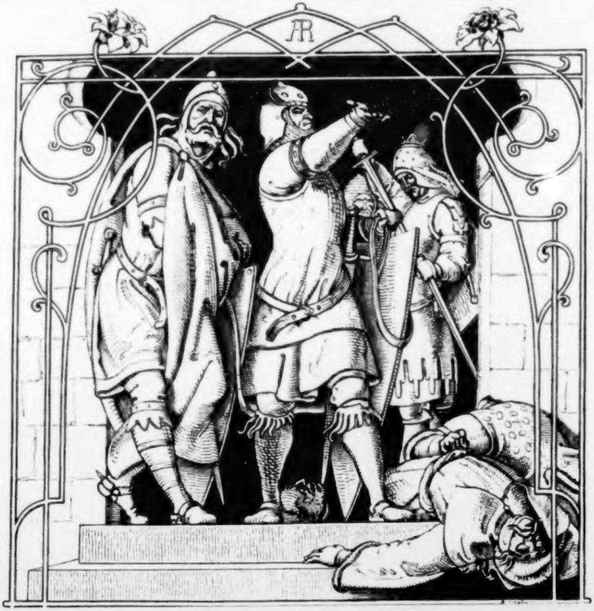
Drunten im Hofe angelangt, kehrte ſich der Wirth des Landes wider das Haus und klagte: „O, weh mir dieſer Gäſte! Das iſt fürwahr eine grimme Noth, daß alle meine Freunde von ihnen den Tod haben ſollen. Ach, weh dieſer Hochzeit! Da drinnen wüthet Einer, der Volker heißt, gleich einem wilden Eber und iſt doch ein Spielmann. Glücklich preiſ' ich mich, daß ich dem Valant entrann. Seine Leiche (Liederweiſen) lauten übel, ſein Bogenſtrich iſt roth und ſeine Töne tödten. Ich weiß nicht, was dieſer Spielmann uns vorwirft, aber nie gab es leideren Gaſt." Damit verließen die beiden Recken, Herr Dietrich von Bern und der



Markgraf Rüdeger, den König und gingen zu ihren Herbergen. Sie wollten mit dem Streite Nichts zu ſchaffen haben und geboten auch ihren Mannen, Frieden zu halten. Derweil ging drinnen im Saal das Gemetzel fort. Die Gäſte wollten vollwichtige Rache haben und, hei, was der vielkühne Volker leuchtender Helme zerſpellte! Wider den Schall ſich wendend ſagte Gunther, der König hehr: „Hört Ihr, Hagen, die Klänge, die dort Volker den Hunen geigt? Und ſeht Ihr den rothen Anſtrich ſeines Fiedelbogens?“ Darauf Hagen: „Mich reuet über die Maßen, daß ich je über dem Degen Volker ſaß. Ich war ſein Geſelle und er der meine, und kommen wir heil davon, ſo wollen wir's in ſtäter Treue ſein. Aber ſchau, König Gunther, wie Volker Dir hold und wie wacker er wirbt um Dein Silber und Gold. Sein Fiedelbogen ſchneidet durch den harten Stahl und ſtreut die ſchimmernden Helmkleinodien umher. Durch Helm' und Harniſch' hallen ſeine Leiche, herrlicheren Spielmann ſah man nie.“

So viele der Hunen im Hauſe geblieben, ihrer Keiner kam mit dem Leben davon. Dann erſt, als ſie alle erſchlagen waren, ſchweigte ſich das Schallen und legten die kühnen Degen die Schwerter aus den Händen. Während aber die Andern vor Müdigkeit ſich ſetzten, traten Hagen und Volker vor den Saal und lehnten ſich dort auf ihre Schilde. Da ſagte Degen Giſelher: „Liebe Freunde, noch iſt es nicht an der Zeit, der Ruhe zu pflegen. Wahrlich, wir werden wohl noch angegriffen. Zuvörderſt aber wollen wir die Todten aus dem Saale ſchaffen, damit ſie uns nicht hinderlich vor den Füßen liegen.“ Hagen ſtimmte dem Vorſchlag bei und ſo trugen ſie die Todten, wohl zweitauſend[111]) an der Zahl, vor den Saal und warfen ſie die Stiege hinab. Viel kläglicher Jammer wurde drunten laut von Seiten der Verwandten, um ſo mehr, als mancher nur Wunde durch den Fall aus der Höhe vollends dem Tod verfiel. Sprach da der Fiedelſpieler: „Wahr find' ich, was ich ſagen hörte, von der Feigheit der Hunen. Wie Weiber klagen ſie, ſtatt der Wunden zu pflegen.“ Wähnte da ein Markgraf, das ſei aufrichtig gemeint, und da er einen Verwandten im Blut liegen ſah, faßte er den Wunden in die Arme, um ihn wegzutragen; aber der vielkühne Volker fällte ihn mit einem Speerſchuß. Da warfen ſich die Hunen in wilde Flucht, dem Spielmann fluchend. Er aber hob einen Speer auf, den ein Hune wider ihn geſchleudert, und ſchoß ihn weithin über den Hof, daß Männiglich vor ſeiner Stärke zagte.

Da nun Etzel und ſeine Mannen ſo vor dem Hauſe ſtanden, erhoben Hagen und Volker übermüthige Rede wider den König und ſagte Hagen: „Ziemlich wär' es, daß ſeinem Volk zum Troſt der Gebieter in der Vorderreihe föchte, alswie hier Gunther und Gernot und Giſelher thun. Die hauen durch Helme, daß hell das Blut fließt.“ König Etzel war kühn genug und faßte ſofort ſeinen Schild. Aber: „Sachte, ſachte!“ ſagte Kriemhild. „Kommt Ihr dem Hagen zu nahe, ſo ſeid Ihr im Handumdrehen todt.“ Der König hehr begehrte dennoch zu ſtreiten und man mußte ihn an dem Schildriemen zurückhalten[112]), worauf Hagen erſt recht höhniſch ſich hören ließ, ſagend: „Eine hübſche Sippſchaft fürwahr, die Sigfrid und Etzel mitſammen haben. Jener minnete Kriemhild, bevor ſie Dich ſah. Vielböſer König, warum fällſt Du mich an?“ Da die Königin dieſe Spottrede vernahm, begann ſie in ihrem Unmuth von Neuem gegen die Gäſte zu werben. „Wer mir,“ ſagte ſie, „den Hagen von Tronje ſchlüge und mir ſein Haupt herbrächte, dem wollt' ich den Schild mit rothem Golde füllen und Land und Burgen verleihen.“ Sprach darauf Volker: „Nicht weiß ich, warum ſie zaudern. Niemals ſtanden Helden ſo zaglich, wenn ihnen ſo reicher Sold verheißen ward.“ Etzel, der



Vielmächtige, hatte Jammer und Noth. Bitterlich beklagte er ſeine todten Magen und Mannen und Recken aus manchen Landen ſtanden um ihn her und weinten mit ihm. Wieder ſpottete der kühne Spielmann: „Ich ſehe da manchen Recken weinen. Das heißt ihrem Herrn in ſeiner herben Noth ſchlechte Hülfe leiſten. Sie eſſen ſein Brot mit Schande, mein' ich.“

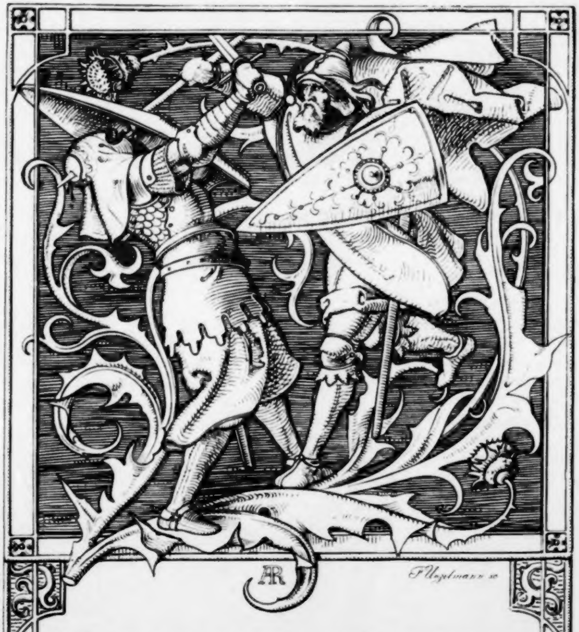
Neuntes Hauptstück.

Wie Iring mit Hagen stritt, wie die drei Könige mit Etzel und ihrer Schwester um Frieden handelten und wie die Königin den Saal anzünden hiess.

Die Beſten in der Schaar dachten da: „Der Volker hat uns die Wahrheit geſagt.“ Doch Keinen grämte das ſo wie den Markgrafen Iring, den Helden aus Dänemark. Laut rief der: „Stets auf Ehre ſtellt' ich mein' Sach' und in Völkerfehden focht ich tapfer vieloft. Bringt mir meine Waffen! Ich will Hagen beſteh'n.“ Darauf der von Tronje: „Das möcht' ich widerrathen, denn mehr nur werden Eure Magen darum zu klagen haben. Springen Eurer Zweie oder Dreie zu mir herauf, ſchick ich ſie mit Schaden wieder die Stiege hinab.“ — „Trotzdem laſſ' ich's nicht. Es iſt nicht zum erſten Mal, daß ich mich im Streit verſuche. Ich will allein Dich beſteh'n mit dem Schwerte, und wäreſt Du der gewaltigſte Streiter, ſo es je gegeben.“ Da ward gewaffnet Herr Iring nach ritterlicher Sitte und ſo auch von Thüringen der Landgraf Irnfrid und Hawart der Starke mit wohl tauſend Mannen; denn ſie alle wollten bei Iring ſtehen im Streite. Da der Fiedelſpieler eine ſo große Schaar mit aufgebundenen Helmen mit Iring daherkommen ſah, ſagte er zornig: „Seht Ihr, Hagen, den Iring dort, der da gelobte, allein Euch zu beſteh'n? Wie ziemt einem Helden Lüge? Mit ihm ſind wohl tauſend Recken oder mehr in Wehr und Waffen. Unlöblich find' ich das.“ Sprach dagegen Iring: „Scheltet mich keinen Lügner. Ich halte mein Wort, denn wie furchtbar Hagen ſei, allein beſteh' ich ihn.“ Damit bat er fußfällig ſeine Magen und Mannen, daß ſie ihn allein zum Kampfe mit Hagen möchten gehen laſſen, und er bat ſie ſo lange, bis ſie, wie ungern auch immer, ihm den Willen thaten.

Jetzunder hob ſich ein grimmig Streiten zwiſchen den Beiden. Iring rückte den Schild empor und ſchwenkte den Speer und alſo ſtürmte er die Stiege hinauf vor den Saal. Beide ſchoſſen ſie die Speere ſo kräftiglich von der Hand, daß die Spitzen durch die Schilde drangen und die Schäfte hoch aufwirbelten. Dann griffen die Kühnen zu den Schwertern und Iring ſchlug auf Hagen los, daß die ganze Burg von den Schlägen ertoſete. Aber er vermochte ihn doch nicht zu ſchädigen und ließ ab von dem Unverwundeten, um den Fiedelſpieler anzufallen. Dieſer jedoch ſchlug ihm einen Schlag, daß das Schildgeſpänge davonſtob. Da ließ er den Spielmann ſtehen und fiel den König Gunther an. Der und Iring ſchlugen mächtig auf einander los, ohne daß es Einem von ihnen gelang, den Andern bluten zu machen. Da lief Iring von Gunthern zu Gernot und begann dieſem Feuer aus den Panzerringen zu hauen. Als aber der ſtarke Gernot dem kühnen Iring einen tödtlichen Streich verſetzen wollte, ſprang der Däne ſchnell davon und gab blitzſchnell vier Burgundenrecken den Tod. Darauf zornvoll Giſelher: „Gott weiß, Herr Iring, Ihr müßt mir entgelten, was Ihr dieſen da gethan!“ Damit lief er den Dänen an und ſchlug auf ihn, daß er ſtrauchelte und niederſtürzte in das Blut und Alle wähnten, er hätte ſeinen letzten Streit geſtritten. Doch Iring lag unverletzt da, betäubt nur von Giſelhers Schwertſchlag und von des Helms Gedröhne, und während die Feinde ihn umſtanden, ward er ſeiner Sinne wieder mächtig und ſprang tobend auf aus der Blutlache. Dann lief er aus dem Saal und überſchüttete Hagen mit ſchwinden Schlägen. Dachte da Hagen: „Du ſollſt des Todes ſein, ſo Dich nicht der Teufel ſchirmt.“ Iring aber mit ſeinem guten Schwert Waske ſchlug Dem von Tronje eine Wunde durch den Helm. Als der grimme Hagen die Wunde fühlte, wirbelte er ſo wild das Schwert in ſeiner Hand, daß Iring die Stiege hinabfloh, mit dem Schild das Haupt deckend. Hagen ihm nach mit Schlägen, daß Irings Helm von rothen Feuerfunken funkelte.

So entging der Däne mit Noth dem Tronjer. Doch die Königin hob dankend an: „Das lohne Dir Gott, vieltapferer Degen Iring, daß Du mir ſo das Herz getröſtet, denn blutgeröthet ſeh' ich Hagens Gewand.“ Und huldvoll nahm ſie ihm eigenhändig den Schild ab. Sprach da Hagen: „Dankt ihm doch nicht gar zu ſehr. 's iſt nicht der Rede werth. Kühn wär' er nur, wollt' er es noch mal verſuchen. Wenig frommt Euch die Wunde, ſo er mir ſchlug. Seht Ihr davon meine Panzerringe roth, ſo reizt mich das nur deſto mehr, noch manchem Manne den Tod zu geben.“ Gegen den Wind wandte ſich Iring, ſich den Harniſch zu kühlen, und ab band er den Helm. Da lobten alle Leute ſeine Heldenkraft und davon ſchwoll ihm nicht wenig der Muth. Zu ſeinen Freunden ſagte der Kühne: „Wohlan, waffnet mich wieder, damit ich noch einmal verſuche, ob ich bezwingen möge den übermüth'gen Mann.“ Statt ſeines verhauenen Schildes nahm er einen neuen und raſch rüſtete man den Recken. Mit einem vielſtarken Speer ſtürmte er auf Hagen dar, der dem Herankommenden bis unten an die Stiege entgegenlief. Wenig half da dem Iring ſeine Stärke. Sie ſchlugen durch die Schilde, daß das rothe Feuer davonſtob, und da wundete Hagens Waffe den Widerwart durch Schild und Brünne hindurch ſo wehvoll, daß er des Schadens nimmer genas. Als er die Wunde fühlte, hob Degen Iring den Schild deckend über das Helmband, aber Hagen raffte einen daliegenden Speer auf und ſchoß damit auf den Dänen, daß dieſem der Schaft im Haupte haftete. So entwich er zu den Seinen, und um ihm den Helm abbinden zu können, mußte man ihm den Speer vom Haupte



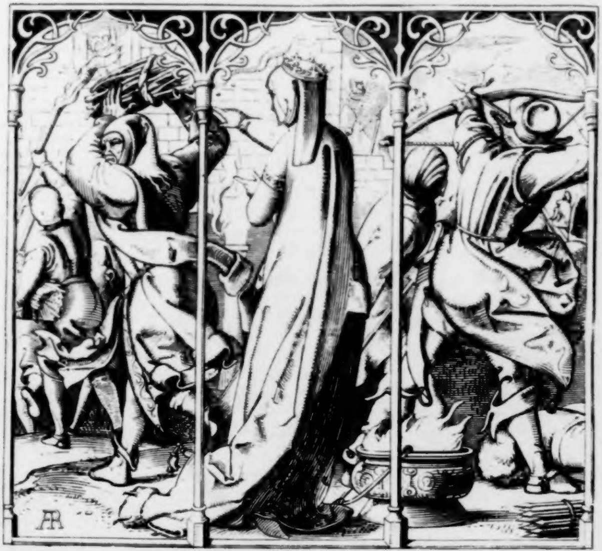
brechen. Alsbald nahte ihm der Tod und Kriemhild miſchte ihre Klagen in die ſeiner Freunde. Er aber ſprach: „Laßt die Klage, vielherrliche Herrin! Was hilft Euer Weinen? Mit dem Blut meiner Wunden entſtrömt mein Leben und der Tod läßt mich Euch und Etzeln nicht länger dienen.“ Zu denen von Thüringen und Dänemark ſagte er noch: „Trachtet nicht, das Gold der Königin zu verdienen, denn beſteht ihr den Hagen, habt ihr Alle den Tod davon.“

Seine Farbe war erblichen und ſchon trug des Todes Stempel Iring der Kühne. Da verhielten ſeine Freunde nicht länger das Streiten. Irnfrid und Hawart die ſprangen vor den Saal, gefolgt von wohl tauſend Helden, und losbrach ein gewaltiger Lärm. Hei, was man da ſtarker Speere auf die Burgunden ſchoß! Der kühne Irnfrid lief den Fiedelſpieler an und ſchlug ihm einen Schlag, daß die Panzerringe brachen und die Brünne feuerroth ſich färbte. Doch der Fiedler ſchlug den Feind durch den feſten Helm, daß er davon erſterben mußte. So auch Hawart von der Hand Hagens. Da aber die Thüringer und Dänen ihre Herren todt ſahen, lieſen ſie um Rache Sturm auf die Saalpforte und auf Volkers Rath ließen die Burgunden ſie hinein, um ſie drinnen deſto ſicherer zu verderben. Ihrer tauſend und vier drangen hinein und ſie alleſammt wurden mit grimmen Streichen zu Tode gebracht. Darnach verſcholl das Toſen und ſtille ward es, während das Blut allenthalben durch die Mauerlucken quoll und von da auf die Riegelſteine hinabfloß. Zu ruhen ſetzten ſich die Nibelungen und legten Schilde und Schwerter aus den Händen. Der kühne Fiedelſpieler ſtand wachthaltend vor der Thüre, wartend, ob noch weiter Jemand zu ſtreiten kommen wollte. König Etzel der klagte ſchwer und ſehr weinte ſein Weib, mit ihr der Frauen und Maide manche. Aber des Leides Ende war noch lange nicht da.

„Nun bindet ab die Helme,“ ſprach Herr Hagen. „Wir gaben den Hunen ſo viel zu klagen, daß ſie dieſer Hochzeit vergeſſen nie und nimmer. Was hilft es nun!Kriemhild, daß ſie unſere Heimfahrt hinderte?“ Da enthelmte ſich mancher gute Ritter, wie ſie ſo daſaßen auf den in ihrem Blute liegenden Todten. Doch bevor der Abend kam, ſchuf es König Etzel und ſeine Königin, daß noch ein harter Sturm auf die Gäſte verſucht ward und währte derſelbe bis zur Nacht . . . Zur Zeit der Sonnenwende war es, wo dieſer Mordkampf geſtritten wurde, deſſen Kriemhild nicht ſich verſehen hatte. Nur Hagen allein ſollte das Leben laſſen. Das wollte ſie; aber der böſe Teufel fügt' es, daß Alle fallen mußten . . . Da der Tag zerronnen, dachten die Nibelungen in ihrer Noth, ein raſcher Tod wäre beſſer als ſo langes Leid, und auch auf Sühne ſannen da die Stolzen. Sie baten, daß Etzel herkäme, und Beide, der König und die Königin, kamen mit ihrem Geſinde herbei. Blutberonnen und geſchwärzt von der Eiſenrüſtung traten die drei Könige und ihre Mannen herfür aus dem Saal und ſagte da Etzel zu ihnen: „Was ſoll es? Ihr wollt Frieden? Den aber ſollt ihr mit nichten haben, nachdem ihr mir ſolchen Schaden gethan. Nein, ihr ſollt deſſen nicht genießen, ſo lang ich lebe. Ihr erſchluget mir meinen Sohn und meiner Magen ſo manchen: darum ſoll Keiner von euch mit dem Leben davon kommen.“ Gab zur Antwort Gunther: „Uns zwang die Noth dazu. Mein ganzes Geſinde hatte durch das Deine in der Herberge den Tod gefunden. Womit hätt' ich das verdient? Ich kam zu Dir in Treuen und wähnte, hold wäreſt Du mir.“ Sagte dann der junge Giſelher: „Ihr Recken Etzels, die noch am Leben ſind, was wiſſet denn, ihr Degen, mir Schlimmes aufzuweiſen? Kam ich doch in Minne und Güte hergeritten in dieſes Land.“ Sie erwiderten: „Ei, ja doch, durch Deine Minne und Güte iſt die ganze Burg voll Jammers. Wir wollten ſehr, Du wäreſt daheim geblieben zu Worms am Rhein, maßen durch Dich und Deine Brüder unſer ganzes Land voll Waiſen iſt.“ Sprach darauf zornvoll König Gunther: „Wollt ihr dieſe furchtbare Fehde mit uns Heimatsfernen zu einer Sühne bringen, ſo dürft' es für beide Theile gut ſein. Wir haben's nicht verſchuldet, wie Etzel an uns thut.“ Worauf der Wirth zu den Gäſten: „Mein und euer Leid ungleich ſind ſie. Um der Streitnoth, des Schadens und der Schande willen, ſo mir widerfuhren, ſoll mir Keiner von euch mit dem Leben davonkommen." Da ſagte zu dem König der hochgemuthe Gernot: „Gebiet' Euch Gott, daß Ihr wenigſtens raſch geſchehen laſſet, was uns widerfahren ſoll, da wir doch einmal dem Verderben geweiht ſind. Laßt uns Sturmesmüde von dem Haus hier an die Luft gehen. Ihr habt ja Geſunde genug, um uns zu beſtehen."

Etzels Recken waren geneigt, dem Wunſche zu willfahren; allein Kriemhild widerſprach heftig, ſagend: „Nicht doch, ihr Hunen! Ich rath' euch in Treuen. Laßt ihr die Mordgierigen aus dem Saale, ſo werden das eure Freunde ſchwer zu büßen haben. Und ob auch nur noch die Kinder Ute's, meine edlen Brüder, lebten, kämen die an die friſche Luft und könnten ſich erkühlen die Rüſtungen, ſo wäret ihr Alle verloren; denn kühnere Degen gab es nie." Darauf der junge Giſelher: „Vielliebe Schweſter mein, wie konnt' ich erwarten, daß ich hier ſo großen Kummer beführe, als Du mich ſo minniglich vom Rheine hieher ludeſt? Stets war ich getreu Dir und that Dir kein Leid. Wähnend, daß Du mir gut wäreſt, ritt ich hieher. Vieledle Schweſter, laß uns Gnade widerfahren!" — „Keine Gnade, Ungnade hab' ich. Hat mir nicht Hagen von Tronje ſchwerſtes Leid angethan? Daheim erſchlug er den Mann mir und hier meinen Sohn. Entgelten müſſen das, die mit ihm kommen ſind. Wollt ihr mir aber ausliefern meinen Feind als Geiſel, ſo will ich euch das Leben ſichern, denn ihr ſeid meine Brüder und mit mir einer Mutter Kinder, und will bei dieſen Recken da für euch um Frieden werben." Darauf Gernot: „Nicht woll' es Gott im Himmel! Und wären wir unſer Tauſend, ſo wollten wir lieber alle todt liegen als daß wir den einen Mann Dir auslieferten. Nie und nimmer!" Und Giſelher: „Wir müſſen doch ſterben und ſo geſcheh' es wenigſtens in ritterlichen Ehren. Nie einem Freunde brech' ich die Treue!" Worauf der kühne Dankwart: „Noch ſteht mein Bruder Hagen nicht allein. Die uns den Frieden verſagen, ſollen es zu bereuen haben."

Da ſprach die Königin: „Ihr Helden gut, nun geht der Stiege näher und rächt unſer Leid. Hoch lohn' ich es euch und lohn' auch wohl dem Hagen ſeinen Uebermuth. Treibt mit Sturm die Feinde in das Haus, dann heiß' ich es an allen vier Ecken anzünden, damit die Rache vollbracht werde." Darnach trieben die Hunen mit Schlägen und Speerſchüſſen die Fürſten und ihre Mannen, ſo in höchſter Noth nicht von einander laſſen wollten, wieder zurück in den Palas und hieß Etzels Weib dieſen in Brand ſtecken. Da ſetzte man den Recken mit Feuersqual zu, denn der wehende Wind blies die Flammen an des Hauſes Wänden zu hoher Lohe an. In dieſer Pein rief da drinnen mehr als Einer: „O, weh dieſer Noth! Wir lägen lieber im Sturme todt. Das muß Gott erbarmen, wie wir das Leben laſſen. Erbarmungslos rächt ihr Leid des Königs Weib." Sprach ein Anderer: „Wir kommen um vor Rauch und Glut, das iſt 'ne grimme Noth. Die ſchreckliche Hitze macht mich ſterben vor Durſt." Gab zur Antwort Hagen von Tronje: „Ihr edlen Ritter, wen da peinigt der Durſt, der trinke hier das Blut. Das iſt in ſolchen Nöthen beſſer denn Wein und nicht gibt es jetzunder andere Koſt und anderen Trank." Hinging da der Recken einer zu einem Erſchlagenen, that ab ſeinen Helm und trank das aus den Wunden rieſelnde Blut. Wie ungewohnt ihm der Trank, ſo erquicklich däucht' er ihm und meinte der müde Mann: „Lohn' Euch Gott im Himmel, daß ich trank, wie Ihr riethet. Selten ward mir geſchenkt ſo guter Wein.“ Da die Andern das vernahmen, tranken auch ſie von dem Blut und wuchs den guten Recken davon wieder die Kraft. Des Saales brennend Deckengebälke ſtürzte auf ſie nieder, ſie aber leiteten die flammenden Trümmer mittelſt der Schilde von ſich ab. Der Rauch und die Hitze quälten ſie über die Maßen und nimmer wohl duldeten Helden größere Trübſal. Sprach da Hagen von Tronje: „Stellt euch an des Saales Wände, daß die Brände nicht auf eure Helme fallen, und tretet ſie mit den Füßen nieder in das Blut. Eine hölliſche Hochzeit fürwahr hat uns die Königin angerichtet.“



Der Pabſt rückte ungeduldig im Seſſel hin und her und ein zorniger Blick funkelte unter ſeinen zuſammengezogenen Brauen hervor den rückſichtsloſen Sprecher an. Der aber, deſſen nicht achtend, fuhr fort:

„Deine Heiligkeit befahl die Vereinigung deiner Truppen mit den neapolitaniſchen, deren Generaliſſimus Prinz Fernando, Duca von Calabrien, welcher dann mit den vereinigten Armeen in der Umgegend unſerer heiligen Stadt eine Stellung einnahm, die wohl geeignet war, dem heranziehenden Feinde Reſpekt einzuflößen, während der Großkonnetable von Neapel, Virginio d'Orſini, mit einer zweiten neapolitaniſchen Heeresabtheilung bei Viterbo auf höchſt günſtigem Terrain lagerte, bereit, den Franzoſen den Rückzug abzuſchneiden. Fernando ſowol als Orſini ſind tüchtige Generale, das muß man ſagen, obgleich ich offen geſtehe, daß ich Beide um ihre Feldherrnrolle beneidete, und ſo war wenig zu befürchten, Alles zu hoffen. Da begannſt du, heiligſter Vater, durch der Medici Verjagung aus Florenz erſchreckt, plötzlich Unterhandlungen mit Carl und verdarbeſt unſere ganze Stellung.“

Unter ſogethanen Leiden verging ihnen die Nacht und im Morgenſchein ſtanden Schildwacht vor dem Saale die zwei kühnen Geſellen Hagen und Volker, gelehnt auf ihre Schilde. Da ſagte der Fiedelſpieler: „Laßt uns hinein gehen, damit die Hunen wähnen, wir wären alle in dieſer Noth zu Grunde gegangen, während ſie erfahren ſollen, daß ſie noch Manchen zu beſtreiten haben werden.“ Sprach darauf der junge Giſelher: „Ich mein', es wolle tagen, denn kühl weht der Wind. Nun laſſ' uns Gott im Himmel liebere Zeit erleben. Eine arge Hochzeit gab uns meine Schweſter Kriemhild.“ Gab Einer zur Antwort: „Ich fühle ſchon den Tag, und da es mit uns ſchwerlich mehr beſſer werden mag, ſo bereitet euch, ihr Recken, zum Streit. Wir kommen nimmer von hinnen und darum ziemt es uns, mit Ehren zu fallen.“ König Etzel wähnte wirklich, die Gäſte wären in der Feuersnoth umgekommen, und ſo wähnte auch die Königin. Aber drinnen im Saale lebten noch ſechshundert kühne Degen, wie beſſere nie ein König ſein nannte. Die Späher aber, die um den Palas her Wache gehalten, hatten wohl gemerkt, daß die Heimatsfernen noch am Leben ſeien, was Schaden ſie auch gelitten, und meldeten es der Königin. Meinte da die hehre Herrin: „Wie könnt' es ſein, daß auch nur Einer ſolcher Feuersnoth entgehen konnte? Ich möchte lieber glauben, daß ſie Alle todt.“ Wohl wären gerne heil heimgekommen die Fürſten und ihre Mannen, ſo ſie im Hunenland Gnade und Frieden hätten finden können. Aber maßen ſie das nicht fanden, blieb ihnen nur übrig, ihren Tod zum Voraus mit ſtarker Hand zu rächen. Zum Morgengruß bot man ihnen wiederum wilden Orlogsruf und ſtob ein Hagel von Wurfſpeeren zu ihnen herauf. Dem Geſinde Etzels ſtand wieder hoch der Muth, weil es das Gut der Königin verdienen wollte. Rothes Gold ließ ſie auf Schilden hertragen und theilte jedem zum Streite Willigen davon zu. Nie ward gegen Feinde mehr Sold verſchwendet. Da ſprach von der Saalthüre her der kühne Fiedelſpieler: „Wir ſind auch noch da. Nie ſah ich Helden ſich heftiger zum Tode drängen als die das Gold da an uns verdienen möchten.“ Andere riefen den Hunen zu: „Nur näher heran, ihr Helden! Da wir ſterben müſſen, mag es möglich bald geſchehen.“ Alsbald ſtacken ihre Schilde voll von Speerſchäften. Was mehr ſagen? Zwölfhundert Recken verſuchten einen Sturm auf die Gäſte, aber dieſe kühlten ihren Muth an den Feinden und theilten ſo lange Todeswunden aus, bis die kühnen Angreifer alleſammt in ihrem Blute lagen.

Zehntes Hauptſtück.

Wie Rüdeger erſchlagen ward.

Dieſes Werk hatten die Heimatsfernen am Morgen vollbracht, als der Gemahl Gotelinds zu Hofe gegangen kam, allwo er beidenthalben das ſchwere Ungemach erſah. Da weinte bitterlich der getreue Rüdeger. „Weh mir meines Lebens," ſprach er, „daß dieſem Jammer Keiner ein Ziel ſetzen kann. Wie gern ich Frieden ſtiftete, der König thut es nicht, maßen ihm des Leides mehr und immer mehr geſchieht." Damit ließ der gute Rüdeger Herrn Dietrich anfragen, ob ſie nicht doch noch einen Verſuch machen ſollten, das Unheil zu wenden. Doch der von Bern ließ ihm entbieten: „Wer wollt' es wenden? Es will der König Etzel Keinen mit dem Leben davon kommen laſſen." Sah da ein Hunenrecke Rüdegern mit weinenden Augen ſteh'n und ſagte zur Königin: „Seht doch, wie er ſteht, den Etzel vor allen Andern mächtig machte. Land und Leute ſammt Burgen gab er ihm vollauf, und dennoch ſchlug Rüdeger in dieſen Stürmen noch keinen löblichen Schlag. Mich däucht, wenig ſorg' er ſich, wie es hier gehe. Man ſagt ihm nach, er ſei kühner denn irgend wer: das aber iſt in dieſer wehvollen Zeit wenig kund worden." Erſt kummervoll, dann mit Zorn blickte der vielgetreue Mann den Hunen an, bei ſich ſprechend: „Büßen ſollſt Du, daß Du mich der Zagheit zeihſt. Du haſt Deine Meinung zu laut geſagt." Und mit geballter Fauſt lief er an den huniſchen Mann und ſchlug auf ihn ein, daß er ihm todt vor die Füße ſtürzte, und dazu ſagte er: „Fahr' hin, feiger Wicht! Hatt' ich nicht ohnehin Leid genug und Beſchwerde? Und Du machteſt mir einen Vorwurf, daß ich in dieſem Streit nicht focht? Wohl wär' auch ich den Gäſten gehaß und hätte ihnen gerne Schaden gethan; aber ich habe ſie ja hergeführt in meines Herren Land und darf alſo nicht kämpfend gegen ſie erheben meine unglückliche Hand." Darauf König Etzel zum Markgrafen: „Ein rechter Helfer, fürwahr, ſeid Ihr uns, vieledler Rüdeger! Ich dächte, der Todten hätten wir ſchon genug gehabt hier zu Lande. Wir bedurften keines weiteren mehr. Ihr habt übel gethan.“ Gab zur Antwort der edle Ritter: „Es beſchwerte mir den Muth, daß er mir die Ehren und Güter vorrückte, deren Du mir zu viele verliehen hätteſt. Das kam dem Lügner theuer zu ſtehen.“

Kriemhild, die da bei Etzel ſaß, hatte auch mit angeſehen, was dem Hunen von dem zürnenden Recken geſchehen war. Sie beklagte es ſchwer und ſagte mit naſſen Augen zu Rüdeger: „Wie verdienten wir's, daß Ihr des Königs und mein Leid noch mehret? Immer doch verſpracht Ihr uns, daß Ihr für uns Ehre und Leben wagen wolltet, und von vielen Recken hört' ich Euch als den Muthigſten preiſen. Jetzunder mahn' ich Euch an die Treue, die Ihr mir zugeſchworen, als Ihr mir riethet zur Reiſe in dieſes Land, an die Treue, womit Ihr mir wolltet dienen bis in den Tod. Nie war mir armem Weibe ſolcher Dienſt bitterlicher vonnöthen.“ — „Wahr iſt's, edles Weib, ich ſchwur Euch zu, Ehre und Leben für Euch zu wagen. Aber nicht ſchwur ich, mein Seelenheil preiszugeben. Bedenkt, ich war es, welcher hieher brachte Eure Brüder wohlgeboren.“ — „Sei gedenk, Rüdeger, Deiner Treue und Deiner Eide, daß Du allzeit rächen wollteſt all mein Leid. Das heiſch' ich heute von Dir.“ Auch Etzel begann ihn anzuflehen und König und Königin zu Füßen fielen ſie ihrem Dienſtmann. Jammervoll ſprach darauf der vielgetreue Recke: „O, weh mir Gottverlaſſ'nem, der das erleben mußte. Aller Ehren werd' ich los und ledig, aller Zucht und Treue, die Gott mir zugetheilt. Vielreicher Gott im Himmel, warum nicht lieg' ich todt? Was ich nun laſſe und was ich thue, böslich und übel iſt Beides gethan. Laß ich aber Beides, ſo ſchilt mich alles Volk. Nun wolle mich berathen, der mich in die Welt geſandt.“ Und als der König und die Königin nicht abließen, ihn mit Bitten zu bedrängen, ſagte der edle Markgraf, des Unheils kein Ende ſehend: „Herr König, nehmt wieder, was Alles Ihr mir verliehen habt, Land und Leute. Ich will mit bloßen Füßen ins Elend wandern.“ Dawider König Etzel: „Wer hülfe mir dann? Land und Leute, Gold und Gut geb' ich Dir, daß Du mich rächeſt an meinen Feinden. Du ſollſt ein gewaltiger König mir zur Seite ſein.“ – „Wie ſoll ich das thun? Ich lud in mein Haus die Burgunden und ſaß mit ihnen zu Tiſche und jetzo ſoll ich erſchlagen ſie? Mögen mich die Menſchen der Zagheit zeihen, Keinem doch hab' ich jemals meinen Dienſt verſagt. Aber mit den Gäſten zu ſtreiten, das wär' eine Miſſethat; denn Freunde wurden ſie mir. Dem Degen Giſelher verlobt' ich die Tochter in Zucht und Ehren und Treuen und beſſeren Bräutigam konnte ſie nicht finden, denn nimmer war ein ſo junger König ſo tugendlich gethan.“ Dagegen wieder Kriemhild: „Vieledler Rüdeger, unſerer Noth erbarme Dich! Gedenke deſſen, daß nie ein König leidere Gäſte gewann.“ Worauf der Markgraf: „So muß denn heut' entgelten Rüdeger mit ſeinem Leben, was Ihr und mein Gebieter Gutes mir habt gethan. Dafür muß ich nun ſterben, denn wohl weiß ich, daß heute mein Land und meine Leute herrenlos werden. Alſo befehl' ich denn Eurer Gnade mein Weib und mein Kind und alle die Armen, die zu Bechelaren ſind.“ Froh dieſes Wortes, ſprach der König: „Lohn' Dir Gott, Rüdeger. Deine Leute ſollen uns wohl befohlen ſein und ich glaube meinem Glücke, daß Du der Gefahr entgehen werdeſt.“ Noch einmal legte Rüdeger Seele und Leib auf die Waage, aber da wieder zu weinen anhob Etzels Weib, ſagte er: „Ich will Euch leiſten, was ich gelobte. Weh' über meine Freunde, die ich befehden muß.“

Tieftraurig ging er da von dem König, und da er ſeine Recken traf, ſprach er: „Werft euch in Wehr und Waffen, all ihr meine Mannen! Die kühnen Burgunden muß ich leider beſteh'n.“ Da brachte man den Recken ihr Zeug und Rüſtgewand und gewaffnet ward Rüdeger mit fünfhundert Mannen, dazu noch zwölf Ritter, ſo in dieſem Sturme Ruhm ſuchen wollten, aber nur den Tod finden ſollten. Unterm Helm ging Rüdeger und hinter ihm ſeine Mannen, die ſchimmernden Schilde am Arm, die ſcharfen Schwerter in der Hand. Als der Fiedelſpieler ſie ſo daher kommen ſah, leid war es ihm über die Maßen. Auch der junge Giſelher ſah ſeinen Schwäher unter aufgebundenem Helme herſchreiten und wie hätt' er davon Anderes denn Gutes erwartet? Fröhlich von Herzen war alſo der edle Fürſt, ſagend: „Nun wohl mir ſolcher Freunde, wie wir auf der Fahrt hieher gewannen. Wir ſollen um meines Weibes willen Gutes jetzt genießen. Meiner Treu', gut iſt's, daß dieſe Heirat geſchah.“ Verſetzte der Spielmann: „Weiß nicht, weß Ihr Euch getröſtet. Wann ſaht Ihr wohl der Sühne wegen ſo manchen Recken hergehen, mit aufgebundnen Helmen, die Schwerter in der Hand? Ich mein', an uns verdienen will Rüdeger ſeine Burgen und ſein Land.“

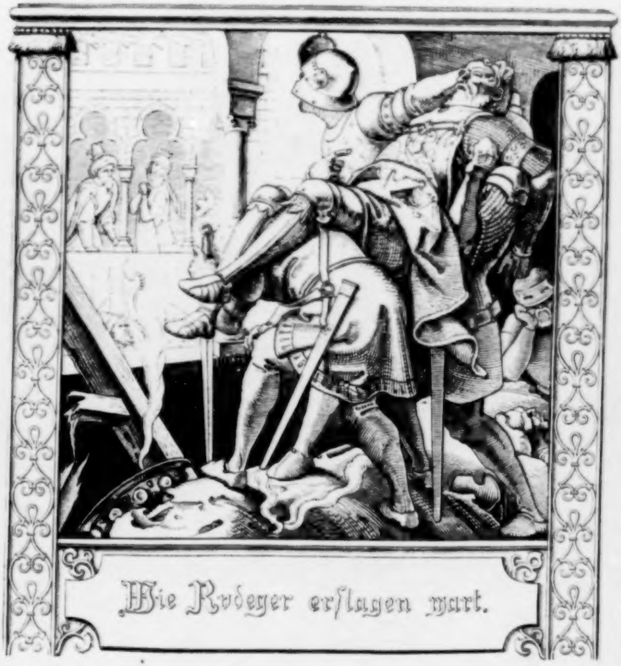
Bevor noch der Fiedelſpieler ausgeſprochen, war der gute Markgraf vor dem Palas angekommen. Da ſetzte er ſeinen Schild nieder vor den Fuß und rief ohne weiteren Gruß hinauf zu den Gäſten: „Nun wehrt euch, edle Recken aus Burgundenland! Ihr ſolltet von mir Freude haben, jetzt habt ihr von mir Weh. Vormals waren wir Freunde, jetzunder muß ich euer Feind ſein.“ Sehr erſchracken über dieſe Neuigkeit die nothhaften Nibelungen. Der Troſt war ihnen entfallen, den ſie zu haben gewähnt, als Der mit ihnen zu ſtreiten kam, dem ſie hold waren. Hatten ſie doch ohne das Schweres ſchon genug geduldet. „Nicht wolle Gott im Himmel,“ ſprach Gunther der Degen, „daß Ihr Eurer großen Gunſt und Treue zuwiderhandelt, auf der unſer Hoffen ſtand. Nicht kann ich das von Euch glauben.“ — „Ich mag es nicht laſſen, ſondern muß mit euch ſtreiten, maßen ich es geſchworen und mich König Etzels Weib meines Eides nicht entbinden mochte.“ — „Zu ſpät widerſagt Ihr uns, vieledler Rüdeger. Doch mag Euch Gott vergelten die uns erwieſene Minne und Treue. So Ihr das Ende dem Anfang gleichen und uns Schonung widerfahren ließet, wollten wir allzeit an Euch zu verdienen ſuchen alle die herrlichen Gaben, die Ihr auf der Fahrt zu dieſer Hochzeit uns geſchenkt.“ — „Gerne gönnt' ich's euch, daß ich euch noch begaben dürfte, wie mein Herz es möchte, widerführe mir nur darum nicht Schimpf und Schande.“ Darauf Gernot: „Laßt ab, edler Rüdeger. Nie bewirthete ein Wirth Gäſte beſſer als Ihr an uns gethan. Deß ſollt Ihr genießen, ſo wir am Leben bleiben.“ „Wollte Gott,“ gab Rüdeger zur Antwort, „ihr wäret am Rheine und ich wär' todt. So blieb mir doch die Ehre. Nie ward an Gäſten von Freunden ſchlimmer gethan.“ Gernot wieder: „Lohn' Euch Gott, Herr Rüdeger, Eure vielreiche Gabe. Mich reuet Euer Tod. Hier in meiner Hand trag' ich das Schwert, ſo Ihr mir ſchenktet, vielguter Held. Es hat mir nie verſagt in aller dieſer Noth und todt liegt von ſeiner Schneide manch ein guter Ritter. Verläßlich iſt's und lauter, herrlich und gut und nie ſchenkt' ein Recke ein beſſeres weg. Und wollt Ihr nicht abſteh'n und wollt mit uns fechten, und erſchlagt Ihr mir die Freunde, die mir noch geblieben, wohlan, mit Eurem eigenen Schwerte ledige ich Euch des Lebens, wie ſehr ich auch beklage Euer herrlich Weib." — „Wollte Gott, Herr Gernot, daß Alles hier nach Eurem Wunſche geſchähe und Ihr mit Euren Freunden heil heimkämet. Wohl vertrau' ich Euch gerne mein Weib und mein Kind."

Sprach darnach Giſelher, der edlen Ute Sohn: „Was doch wollt Ihr beginnen, Herr Rüdeger? Uebel thut Ihr, maßen wir Alle es wohlmeinen mit Euch. Wollt Ihr denn, daß Eure ſchöne Tochter ſo trübe zur Wittib werde? Wenn Ihr und Eure Recken mich beſtreiten wolltet, wie wenig entſpräche das dem Vertrauen, womit ich Eure Tochter freite?" — „Vieledler Fürſt, der Treue ſeid gedenk! Läßt Euch Gott lebend von hinnen, ſo laßt es meine Tochter nicht entgelten. Bei aller Fürſten Tugend (beſchwör' ich Euch), laßt Huld ihr widerfahren." — „Das wäre wohl meine Schuldigkeit. Doch ſollten meine edlen Freunde, die hier noch bei mir ſind, von Eurer Hand fallen, dann müßt' geſchieden ſein die Freundſchaft zwiſchen mir und Euch und mir und meinem Weib." „So gnad' uns Gott!" ſprach Rüdeger und ſchon erhoben er und ſeine Mannen die Schilde, zum Sturme zu ſchreiten, als Hagen von der Stiege herabrief: „Wartet noch eine Weile, vieledler Rüdeger. Wir wollen mehr noch reden, ich und meine Herren, weil uns zwingt die Noth. Was ſollte Etzeln der Tod von uns Heimatsfernen frommen? Sehr in Sorgen ſteh' ich, vielmilder Fürſt. Mir gab Deine Frau Gotelind dieſen reichen Schild und in Treuen führt' ich ihn mit in dieſes Land. Nun aber haben die Hunen mir ihn zerhauen an der Hand. Wollte Gott im Himmel, ich hätte einen ſo guten Schild, wie Du an der Hand haſt." — „Gern gäb' ich Dir meinen guten Schild, ſcheut' ich nicht die Herrin Kriemhild. Doch halt, nimm ihn hin, Hagen, und trag' ihn an der Hand. Hei, möchteſt Du ihn heimbringen nach Burgundenland!" Da er ihm alſo gütig darbot ſeinen Schild, wurden viele Augen von Thränen feucht. Es war die letzte Gabe, ſo der edle Rüdeger einem Degen verlieh. Wie grimm auch Hagen war und wie hartgemuth, dennoch rührte ihn gar ſehr dieſes letzte Geſchenk des Helden und manchen edlen Ritter mit ihm. „Das lohn' Euch Gott im Himmel, vieledler Rüdeger," ſprach der Tronjer. „Eures Gleichen gibt es nimmer! Ich aber vergelte Euch damit, daß ich mich alles Streitens gegen Euch enthalte. Und erſchlüget Ihr auch Alle aus Burgundenland, nimmer ſoll meine Hand gegen Euch ſich erheben!" Neigte ſich ihm da mit Züchten der edle Markgraf und weinten alle die Umſtehenden, daß dieſe Trübſal nicht zu wenden wäre. Ging ja mit Rüdeger der Vater aller Tugenden zu Grabe[113]). Sagte darauf Volker der Spielmann zu dem Markgrafen: „Da mein Geſelle Hagen Euch Frieden gab, ſollt Ihr ſolchen auch von mir haben. Ihr habt das wohl verdient durch den Willkomm, den Ihr uns botet zu Bechelaren. Vieledler Markgraf, Ihr ſollt mein Bote ſein. Seht, dieſe Ringe von rothem Gold gab mir die Markgräfin, damit ich ſie trüge bei dieſer Hochzeit. Daß ich es that, ſollt Ihr mir bezeugen." — „Wollte Gott im Himmel, die Markgräfin könnte Euch noch mehr geben, und gern bin ich Euer Zeuge bei meiner Trauten, ſo ich ſie jemals wiederſehe.“

Sprach's und hob den Schild und ſtürmte ohne weiteres Zögern hinan zu den Gäſten und begann zu ſchlagen ſchwinde Schwertſchläge. Da wichen aus ſeinem Wege, wie ſie verheißen hatten, die beiden ſchnellen Degen Volker und Hagen, doch fand er bei der Thüre der Streitkühnen noch genug. In mordlicher Abſicht ließen Gunther und Gernot in den Saal ihn hinein, aber auswich ihm Giſelher, denn leid war ihm dieſer Streit und zu leben noch hofft' er. Ihrem Herren nachfolgend ſprangen Rüdegers Mannen zu den Feinden und machten unter ihrer Schwerter Schneide manchen Helm und manchen Schildrand brechen. Hinwider ſchlugen die Burgunden denen von Bechelaren manchen ſchwinden Schlag durch die leuchtenden Panzerringe bis auf's Leben. Als ſo das Geſinde mitſammen im Handgemenge war, miſchten auch Hagen und Volker ſich darein und machten Blut aus Feindeshelmen ſpringen, denn nur dem Markgrafen allein hatten ſie Frieden gelobt. Wie gräßlich erklang da drinnen das Schwertgetoſe! Die Schildſpangen zerſprangen vor den Schlägen und nieder in das Blut rieſelte das Schildgeſtein. Der Vogt von Bechelaren, als Einer, welcher wohl werben kann kräftiglich im Sturme, im Saale ſchritt er hin und wider und machte offenbar, daß er ein Degen wäre, kühn und lobeſam. So auch thaten Gunther und Gernot, Giſelher und Dankwart und machten ſie dieſen Tag für Vielmanche zum letzten. Da aber der ſtarke Gernot merkte, wie manchen Burgunden der Markgraf fällte, anrief er ihn ſofort: „Ihr wollt meine Mannen nicht verſchonen, vieledler Rüdeger. Das müht mich über die Maßen und kann ich es nicht mehr mitanſehen.“ Sie ſchufen ſich Bahn zu einander, die ehrgierigen Recken, und hatte ſich da balde Jeder von ihnen zu wahren vor wehvollen Wunden. Ihre Schwerter ſchnitten ſo ſehre, daß kein Schirm dagegen war, und ſchlug der Degen Rüdeger Herrn Gernot einen Schlag durch den ſteinharten Helm, daß herabſchoß das Blut. Auf Vergeltung ſinnend ſchwang Gernot, der Ritter gut, Rüdegers Gabe mit beiden Händen hochauf und ſchlug dem Gegner durch das Helmgeſpänge und durch den Schild einen Streich, davon erſterben mußte der Gemahl der ſchönen Gotelind. Schlimmerer Dank ward nie entrichtet für ein ſo gutes Geſchenk. Hinfielen da zugleich, gegenſeitig erſchlagen, die beiden hehren Recken. Dieſes Schadens gewahr werdend, wurde Hagen erſt recht grimmig. „Schlimm hat das geendet,“ ſprach er, „und nimmer verwinden den Verluſt dieſer Beiden ihre Lande und Leute. Rüdegers Degen die pfänden wir jetzt.“ Da ward Schonung weder begehrt noch gegeben und in dem Getümmel wurde Mancher wundlos niedergeſtampft und erſtickte im Blut. Der Tod der ſuchte ſehre, wo ſein Geſinde ſei, und ſuchte ſo lange, bis er den letzten der Leute von Bechelaren gefunden[114]).

Gunther und Giſelher, Hagen, Dankwart und Volker gingen hin, wo ſie Gernot und Rüdeger erſchlagen fanden und großer Jammer hub ſich da von Helden. „O, weh meines Bruders,“ ſprach Giſelher, „der allhier liegt erſchlagen, und weh auch meines Schwähers, der mich immer reuen muß. Der Tod raubt uns die Wägſten. Doch laſſen wir das Weinen und geb'n wir an den Wind, auf daß wir Sturmesmüde die heißen Panzerringe uns erkühlen.

Nicht lang mehr, mein' ich, will uns Gott das Leben laſſen“... Verrauſchet war das Toben und die müden Männer ſaßen oder lehnten ruhend umher. Der lauſchenden Königin aber machte die Stille bang und ſie ſagte zu dem König: „Weh mir dieſes Kummers! Allzu lange



Wie Rvdeger erſlagen wart.

verhandeln ſie; unſerer Feinde Leben iſt wohl ſicher vor Rüdegers Hand und er will ſie wieder heimgeleiten nach Burgundenland. Was hilft es nun, König Etzel, daß wir ihm zutheilten, was er wollte? Der uns rächen ſollte, redet um Sühne.“ Vernahm das Volker, der zierliche

Degen, und zur Antwort gab er: „Nicht ziemt Euch ſolches Reden, und dürft' ich der Lüge zeihen ein ſo adelig Weib, würd' ich ſagen, daß Ihr über Rüdeger ſchmählich gelogen. Recht redlich that er, was der König rieth, und dabei hat er und hat ſein ganzes Geſinde mit ihm den Tod gefunden. Euch hat gedient getreulich bis an ſein Ende der Held. Schaut Euch um, Frau Kriemhild, wo Ihr ſolche Diener weiter finden wollt. Und aber wollt Ihr meinem Wort nicht trauen, wohlan, ſo ſollt Ihr ſchauen.“ Da ward Kriemhilden zum Trotz und Tort und Herzeleid der erſchlagene Held vor die Saalthüre getragen, daß ihn der König und die Königin ſehen konnten. Kein Schreiber könnte zu Ende ſchreiben den unbändigen Jammer, den jetzo Männer und Frauen erhoben, als ſie den Markgrafen todt ſchauen mußten. Etzels Wehruf ertoſete wie eines Leuen Stimme und gleich ungebärdig klagte Kriemhild um den guten Rüdeger.

* * *

Elftes Hauptstück.

Wie Dietrichs Recken alle erſchlagen wurden.

Vom Wehruf widerhallte die ganze Königsburg. Da vernahm auch ein Mann Dietrichs von Bern die traurige Mär' und meldete ſie eilends ſeinem Gebieter: — „Hört, mein Herr Dietrich, mein Lebenlang nie vernahm ich ſolche Klage. Ich meine, der König Etzel ſelber müſſe zu Schaden kommen ſein. Woher ſonſt ſolcher Jammer? Manch einen auserwählten Degen ſah ich weinen. Gewiß hat der König oder die Königin durch einen der kühnen Gäſte den Tod gefunden.“ Darauf der Held von Bern: „Meine lieben Mannen, ſeid nicht zu vorſchnell! Was auch die heimatsfernen Recken gethan haben mögen, es zwang ſie dazu die Noth. Gedenkt auch, daß ich mit ihnen in Frieden bin.“ Da ſagte der kühne Wolfhart: „Ich will fragen gehen, was geſchehen, und will Euch dann die rechte Märe ſagen, mein viellieber Herr.“ Dagegen Dietrich: „Wenn Recken im Zornmuth ſind, werden ſie durch ungeſtümes Fragen leicht gereizt. Ich will deßhalb nicht, daß Ihr, Wolfhart, fragen geht.“ Damit ſchickte er den Helfrich, des Wehklagens Urſache nachzufragen. Helfrich ging, erfuhr das Unheil und kam weinend zurück. Fragte da Dietrich: „Was habt Ihr erfahren und warum weint Ihr, Degen Helfrich?“ — „Wohl mag ich weinen und klagen: den guten Rüdeger erſchlugen die Burgunden.“ — „Das wolle Gott nicht! Das wär' eine gräßliche Rache und des Teufels Spott. Womit hätte Rüdeger das verſchuldet, er, der ja den Burgunden hold war?“ Sprach der kühne Wolfhart: „Und haben ſie's gethan, ſo ſoll es ihnen allen an's Leben gehen. Geſchändet wären wir, ſo wir's ertrügen, denn genug hat uns gedienet des guten Rüdegers Hand.“

Der Vogt der Amelungen hieß es noch näher erkunden und hieß den Meiſter Hildebrand zu den Gäſten gehen, den Sachverhalt von ihnen zu erfahren. Dann ſtellte er ſich an's Fenſter, ſehnlich der Auskunft harrend. Der ſturmkühne Recke, der alte Hildebrand, nahm weder Schild noch Schwert zur Hand, ſondern wollt' in ſeinen Züchten zu den Gäſten gehen. Aber ſeiner Schweſter Sohn, der grimme Wolfhart, tadelte ihn darum, ſagend: „Wollt Ihr waffenlos hingehen, ſo kommt Ihr ſicherlich ohne Schimpf und Schande nicht wieder weg. Geht Ihr dagegen in Wehr und Waffen, ſo ſeid Ihr wohl davor bewahrt.“ Da that der Weiſe (der Alte) nach des Thoren (des Jungen) Rath, und bevor ſich's Hildebrand verſah, ſtanden Dietrichs Recken in voller Rüſtung, die Schwerter in den Händen. Er ſah es ungern und fragte, was ſie wollten. „Wir wollen mit Euch hin. Ob dann wohl Hagen von Tronje wagen wird, mit Spott zu Euch zu reden, wie es ſeine Art iſt?“ Auf das hin erlaubte er ihnen, daß ſie ihn begleiteten. Als nun der kühne Volker die Recken von Bern, die Mannen Dietrichs, in Wehr und Waffen, mit umgegürteten Schwertern und die Schilde an der Hand, herkommen ſah, ſagte er zu ſeinen Herren: „Schaut dort die Dietrichsmannen gewaffnet unter Helmen! Sie wollen uns beſtehen und doch wüßt' ich nicht, was wir ihnen zu Leide gethan.“

Derweil war Hildebrand herangekommen. Er ſetzte ſeinen Schild vor die Füße und begann die Fremden zu fragen: „O weh, ihr guten Degen, was hat euch Rüdeger gethan? Mich ſchickt mein Herr Dietrich, euch zu fragen, ob wirklich wer von euch den edlen Markgrafen erſchlagen hätte, wie uns geſagt worden. Nicht vermöchten wir zu verwinden dieſes Leid.“ Gab zur Antwort der grimme Hagen: „Die Mär' iſt wahr, wennſchon ich wollte, ſie wäre gelogen und der gute Rüdeger lebte noch, um den zu weinen Männern und Weibern wohl anſteht.“ Als ſie dieſe Beſtätigung von des Markgrafen Tod vernahmen, ſah man den Mannen Dietrichs vor großer Trauer über Bart und Kinn Thränen träufeln. Der Herzog Sigeſtab aus Bern ſagte: „Nun hat ein Ende all die Güte, ſo uns Rüdeger in unſeres Leides Tagen erwies. Die Freude heimatloſer Leute hier liegt ſie erſchlagen.“ Sagte der Amelungendegen Wolfwin: „Und ſäh' ich meinen eigenen Vater todt, nicht leider wäre mir zu Muthe. O weh, wer ſoll nun tröſten des guten Markgrafen Weib?“ Sprach im Zornmuth der kühne Wolfhart: „Wer führt nun die Recken auf Heerfahrten, wie der Markgraf ſo oft gethan? O weh, vieledler Rüdeger, daß ich Deinen Tod erleben mußte!“ Wolfbrand, Helfrich und Helmnot beweinten mit ihren Freunden den Todten. Hildebrand mochte vor Seufzen nicht weiter fragen, ſondern ſagte nur: „Thut, ihr Degen, um was mein Herr mich herſandte. Gebt uns den todten Rüdeger aus dem Saal, damit wir ihm nach Kräften vergelten, was Gutes er an uns gethan. Auch wir ſind Heimatsferne, wie er geweſen. Nun, wie lange ſollen wir bitten? Laßt uns ihn hinwegtragen, damit wir dem Todten noch die Dienſte erweiſen, die wir lieber dem Lebenden erwieſen hätten.“ Darauf König Gunther: „Treueren Dienſt nicht gibt es als den, ſo ein Freund dem Freunde nach dem Tode thut. Das nenn' ich ſtäte Treue und ihr lohnet ihm löblich, was Liebes er euch erwieſen.“ Sprach Wolfhart: „Wie lange noch ſollen wir bittend hier ſtehen? Unſern beſten Troſt habt ihr in den Tod geſandt. Gebt uns jetzt wenigſtens ſeinen Leichnam heraus, daß wir ihn beſtatten.“ Gab zur Antwort Volker: „Niemand bringt ihn euch. Holt ihn aus dem Hauſe, wo der Held mit ſeinen tiefen Wunden im Blute liegt. Dann erſt thut ihr einen vollen Todtendienſt.“ Darauf der kühne Wolfhart: „Laßt ab, Herr Spielmann! Ihr ſollt uns nicht noch reizen zu all dem Leid hin, ſo ihr uns

»Und war ich denn,« brach der Pabſt zornig los, »nicht gezwungen, Unterhandlungen einzuleiten, da jede Stunde mehr und mehr die Gewißheit brachte, daß wir uns auf all' die kriegeriſchen Rüſtungen nicht verlaſſen konnten? Verbot nicht der Umſtand, daß die Zufuhr von Oſtia nach Rom durch die Condottieri der Colonna's — Anathema auf ihr Geſchlecht — die im Intereſſe der Franzoſen agiren, gehemmt wurde, verbot nicht dieſer Umſtand, ernſtlich an eine Vertheidigung der Stadt zu denken? War nicht Orſini durch die Streifzüge derſelben Colonna's vollauf in Athem gehalten, ſo daß er Nichts gegen den andrängenden Feind unternehmen konnte? Spielte der Großkonnetable nicht ſelber den Verräther, indem er ſeine Söhne zu den Franzoſen ſtoßen ließ, und konnte ich dieſem Duca Fernando vertrauen, da er ſeinerſeits ſowol mich als die Truppen des päbſtlichen Stuhls nur mit Mißtrauen behandelte?«

»Heiligſter Vater,« erwiderte der Cardinal, »einem Verbündeten, der, wie es deiner Heiligkeit zu thun beliebte, hinter meinem Rücken mit dem gemeinſchaftlichen Feind in Unterhandlung träte, dem gethan. Wagt' ich's von wegen meines Herren, ihr würdet d'rum in Noth kommen. Aber wir müſſen das laſſen, weil er uns mit euch zu ſtreiten verbot." Wieder der Fiedelſpieler: „Wer Alles laſſen will, was man ihm verbietet, hat wenig Heldenmuth." Gut däuchte Herrn Hagen dieſes Hohnwort ſeines Heergeſellen; aber Wolfhart ſagte: „Wollt Ihr das Spotten nicht laſſen, ſo verſtimm' ich Euch die Saiten, daß Ihr noch davon werdet zu ſagen haben, wann Ihr wieder am Rheine ſeid. Nicht länger vertrag' ich Euren Uebermuth." Darauf Volker: „Wenn Ihr Euch unterſtehen wollet, meiner Fiedel Saiten zu verſtimmen, dürfte Eures Helmes heller Glanz leicht ſich trüben unter meiner Hand."

Auf das hin wollte Wolfhart auf ihn dar, aber ſein Oheim Hildebrand hielt ihn mit Gewalt zurück, ſagend: „Ich wähn', Du wolleſt wüthen in Deinem dummen Zorn, und würden wir dadurch meines Herren Huld für immer verlieren." Sprach der Fiedelſpieler: „Laßt doch los den Leuen, Meiſter! Gar grimmig iſt ſein Muth. Aber hätt' er auch alle Helden in der Welt mit ſeiner Hand erſchlagen, ich ſchlag' ihn, daß er mir nimmer wieder ein Widerwort zu ſagen weiß." Darob erzürnte ſich gewaltig der Muth Derer von Bern. Seinen Schild hob empor Wolfhart und wie ein wilder Leu lief er den Spielmann an. Raſch eilten ſeine Freunde ihm nach; aber mit wie weiten Sprüngen auch Wolfhart lief, dennoch kam der alte Hildebrand noch vor ihm zu der Stiege, denn er wollte Keinem die Ehre laſſen, der Erſte im Streite zu ſein. Die Gäſte aber waren bereit, ſie zu empfangen. Auf Hagen ſprang Meiſter Hildebrand ein und der Beiden Schwerter ſchlugen an einander, daß ein feuerrother Wind davonging. Doch kamen ſie aus einander in dem Kampfgetümmel, wo der ſtarke Wolfhart den kühnen Volker anfiel. Er ſchlug den Fiedelſpieler auf den harten Helm, daß des Schwertes Schneide bis auf die Spangen drang. Das vergalt mit Wucher der kühne Spielmann, vor deſſen Streichen Wolfhart zu ſtraucheln begann. Grimmen Haſſes voll, hieben ſie einander helle Funken aus den Panzerringen, bis Degen Wolfwin ſie auseinander brachte. Der vielkühne Gunther wies ſich heldenhaft genug den Amelungen und Giſelher färbte manchen Feindeshelm blutroth. Dankwart, der grimme Mann, was der bislang im Streite gegen Etzels Mannen gethan, war Alles nur ein Wind; denn jetzt erſt begann recht zu toben Aldrians Sohn. Gerhart und Wikhart, Helfrich und Riſchart die bewieſen Gunthers Mannen, was ſie in Stürmen vermöchten, und Wolfbrand that herrlich desgleichen. Wie ein Wüthender focht der alte Hildebrand und vor Wolfharts Hand ſtürzte Mancher todt ins Blut. So rächten dieſe kühnen Recken den guten Rüdeger. Sigeſtab von Bern, Dietrichs Schweſterſohn, hei, was der Feindeshelme zerſpellte! Als der vielſtarke Volker ſah, was für Blutbäche Sigeſtab aus Harniſchen ſpringen machte, ſprang er dem Degen entgegen und gab mit ſeiner Kraft und Kunſt dem Kühnen den Tod. Rachegrimmig ſchrie Meiſter Hildebrand: „O weh des lieben Herren, den Volkers Hand erſchlug! Deſſen ſoll der Fiedelſpieler nicht länger froh ſein." Sprach's und ſchlug auf Volkern los, daß dieſem die Helmbänder und Schildſpangen bis zu des Saales Wand ſtoben, und das war des Fiedelſpielers Tod.

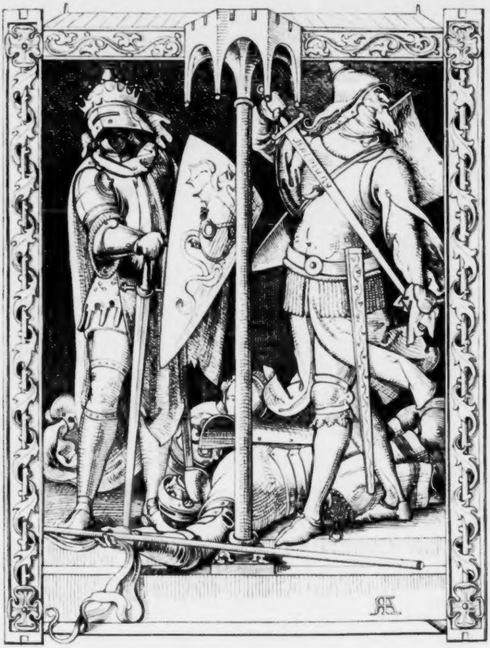
Vordrangen im Sturme die Dietrichsmannen und hieben aus Helmen das heiße Blut.

Zerſchroten krachten Panzer und Schwertſplitter flogen zu des Saales Decke. Da ſah Hagen den Volker todt liegen und war ihm das die größte Noth, ſo er bei dieſer Hochzeit erfahren. Hei, wie der grimme Hagen den Helden zu rächen begann! „Nicht ſoll deſſen genießen der alte Hildebrand. Mein Helfer liegt erſchlagen hie von des Helden Hand; der beſte Heergeſelle, ſo ich je gewann.“ Den Schild rückt' er höher und ſchuf ſich mit Hieben Bahn. Derweil erſchlug der vielſtarke Helfrich den Marſchalk Dankwart und ſahen Gunther und Giſelher mit Leid ihn fallen. Hauend ging Wolfhart unter den Gunthersmannen hin und her. Zum dritten Mal ſchon machte er die Wiederkehr im Saal und hatte den Königen der Recken viele gefällt. Da rief ihn Giſelher an: „O weh, daß ich je ſo grimmen Feind gewann! Edler Ritter, zu mir wendet Euch.“ Streitgierig ſprangen ſie gegen einander und haſtete ſich Wolfhart ſo wüthend, daß ihm unter den Füßen hervor das Blut am Boden bis über das Haupt hindann ſpritzte. Mit ſchwinden grimmen Schlägen empfing der edlen Ute Sohn vielbitterlich den Recken, und wie kühn Wolfhart, er mochte gegen den jungen König nicht aufkommen. Giſelher ſchlug den Gegner durch die gute Brünne, daß ihm aus der Wunde niederſchoß das Blut. Als aber der kühne Wolfhart die Todeswunde fühlte, fallen ließ er da den Schild und holte mit beiden Händen zum Hiebe aus und ſchlug den Helden Giſelher durch Helm und Harniſch und ſo fällten ſie ſich gegenſeitig.

Nun lebte Niemand mehr von Dietrichs Mannen als nur der alte Hildebrand allein und war von Gunthers Degen keiner mehr übrig als der König ſelber und Hagen und die ſtanden im Blute bis an's Knie. So lang er lebte, hatte Hildebrand nie größeres Leid erfahren denn ſeines Neffen Tod. Hin ging er und umſchloß ihn mit ſeinen Armen und wollt' ihn aus dem Saale tragen; aber er war ihm zu ſchwer und mußt' er ihn wieder in das Blut fallen laſſen. Aufſah da der Todwunde, und ſagte: „Viellieber Ohm, nicht helfen könnt Ihr mir. Aber hütet Euch vor Hagen, denn grimmig iſt ſein Muth. Und wollen meine Freunde beklagen meinen Tod, ſo ſagt ihnen, ſie ſollen das Weinen laſſen, denn herrlich fiel ich von eines Königs Hand. Auch hab' ich zum Voraus ſo gerächt mein Leben, daß zu weinen haben werden guter Ritter Frauen; und fragt Euch Jemand, ſo mögt Ihr kecklich ſagen, daß von meinen Händen wohl Hundert erſchlagen liegen.“ Derweil gedachte Hagen Volkers, dem der alte Hildebrand das Leben genommen, und ſprach: „Ihr büßt es mir, daß Ihr ſo manchem guten Helden von hinnen halfet in den Tod.“ Sprach's und ſchlug los auf Hildebrand, daß man hallen hörte das Schwert Balmung, ſo Hagen dem Sigfrid genommen bei deſſen Mord. Widerſtund da der alte Waffenmeiſter mannlich, doch nicht zu wunden vermocht' er den Tronjer mit ſeiner breiten und ſcharfen Waffe und ſchlug ihm Hagen einen Hieb durch den Harniſch. Als Meiſter Hildebrand die Wunde fühlte, fürchtete er noch weiteren Schaden von Hagens Hand und warf den Schild auf den Rücken und entwich mit knapper Noth.

Alſo, wie ſchon gemeldet, lebte jetzt drinnen im Saale Keiner mehr als nur König Gunther und ſein Dienſtmann. Der alte Hildebrand aber eilte blutberonnen, ſeinem Herrn die leidige Botſchaft zu bringen. Traurig ſaß der Fürſt, und da er ſeinen vom Blut gerötheten

Waffenmeiſter erblickte, fragte er ſorgenvoll: „Nun ſprecht, Meiſter, warum ſeid Ihr blutnaß? Wer hat Euch das gethan? Ich mein', Ihr müßt mit den Gäſten geſtritten haben und doch verbot ich es Euch ſo ſehr." — „Böſe Botſchaft bring' ich. Dieſe Wunde ſchlug mir Hagen, als ich mich aus dem Hauſe wenden wollte, und kaum entrann ich noch lebend dieſem Valant." — „Ganz recht geſchah Euch, da ich den Helden Freundſchaft verſprochen und Ihr meinen Frieden brachet. Brächt' es mir nicht Schande, ich nähm' Euch das Leben." — „Nicht zürnet mir ſo



ſehre, mein Herr Dietrich. Ich und meine Freunde haben Schaden genug. Wir wollten Rüdeger aus dem Saale tragen, doch König Gunthers Mannen wollten es uns nicht gönnen." — „O, weh mir dieſes Leides! Alſo iſt Rüdeger todt? Der größte Jammer iſt das in meiner Noth. Die edle Gotelind iſt meiner Baſe Kind. Ach, weh der armen Verwaiſeten zu Bechelaren!" Heftig an zu weinen hob der Held: „O, weh des treuen Helfers, den ich verloren han. Nie und nimmer verwind' ich ſeinen Tod. Doch nennt mir den Degen, der ihn erſchlug." — „Das that der ſtarke Gernot, dem aber Rüdeger hinwider auch den Tod gab." — „Meiſter Hildebrand, ſo ſagt meinen Mannen, daß ſie vielbald ſich waffnen, und laßt mir bringen mein blankes Streitgewand. Ich will ſelber fragen gehen die Helden aus Burgundenland." — „Aber wer ſoll mit Euch gehen? Was Ihr noch habt von Leuten, das ſteht hier vor Euch. Ich bin es, ich allein, die Andern die ſind todt." Deß erſchrack gar gewaltig der Held und nothvoll ſprach er: „Und ſind gefallen meine Mannen alle, ſo hat Gott mein vergeſſen. Ich war ein reicher König, nun aber mag ich wohl heißen der arme Dietrich. Wie konnt' es aber geſchehen, daß die herrlichen Helden alle von der Streitmüden Händen ſielen? Nur mein Unglück fügte es ſo, ſonſt lebten ſie noch. O weh, lieber Wolfhart, da ich Dich verloren, ſo muß es mich reuen, daß ich je ward geboren. Sigeſtab und Wolfwin und auch Wolfbrand — wer ſoll mir denn jetzt helfen daheim im Amelungenland? Der vielkühne Helfrich und Gerbart und Wikhart, wie könnt' ich genug ſie beklagen! Das iſt fürwahr meiner Freuden letzter Tag, — o weh, daß vor Leid Niemand zu ſterben vermag!"

Zwölftes Hauptſtück.

Wie Dietrich Gunthern und Hagen bezwang, wie Kriemhild ihre Rache zu Ende brachte und wie ſie ſelber den Tod fand.

Da ſuchte der Herr Dietrich ſelber ſein Streitgewand und half ihm, daß er ſich waffne, der Meiſter Hildebrand. Wohl klagte alſo heftig der heldiſche Mann, daß von ſeiner Stimme Schall das Haus erhallte; doch als er war in Wehr und Waffen, gewann der gute Degen wieder rechten Mannesmuth. Einen vielfeſten Schild nahm er an die Hand und alſo ging er von dannen mit dem vielkühnen Hildebrand. Sprach da von Tronje Hagen: „Dort kommt Herr Dietrich her. Der will uns wohl beſteh'n des ſtarken Schadens wegen, der ihm hier geſchah. Und aber dünkt ſich Herr Dietrich ſo gar ſtark und ſchrecklich, daß er an uns rächen will, was ihm widerfuhr, wohlan denn, ich bin der Mann, der ihm ſteht.“ Das Wort vernahmen Dietrich und Hildebrand im Herankommen. Der Held von Bern fand die beiden Recken außerhalb des Hauſes an die Saalwand gelehnt. Da ſtellte er ſeinen Schild vor die Füße und begann leidvoll: „Gunther, reicher König, wie habt ihr an mir heimatloſem Recken gehandelt? Alles Troſtes bin ich bar. Es war euch nicht genug, daß ihr uns den Rüdeger erſchlugt, ihr beraubtet mich auch noch aller meiner Mannen. Nie hätt' ich euch Degen ſolches Leid zugefügt. Nie ward in der Welt einem Manne größere Widerwärtigkeit zu Theil. Wenig erwoget ihr mein und euer Weh. Was ich an Freude hatte, liegt von euch erſchlagen.“ Gab zur Antwort Hagen: „Nicht ſind wir ſchuld daran. Eure Degen kamen hieher, wohl geſchaart in Wehr und Waffen. Mich däucht, man hat Euch nicht nach Wahrheit berichtet.“ — „Was ſoll ich Anderes glauben? Mir ſagte Hildebrand, meine Recken hätten begehrt, daß ihr ihnen den todten Rüdeger ausliefern ſolltet. Ihr aber verſagtet es mit ſpöttlichen Worten.“ Darauf der König vom Rheine: „Ja, ſie ſagten, daß ſie den Rüdeger von hinnen holen wollten. Ich aber ließ es ihnen verſagen, Etzeln zu Leid, nicht Deinen Leuten, bis Wolfhart darüber zu ſchelten begann.“

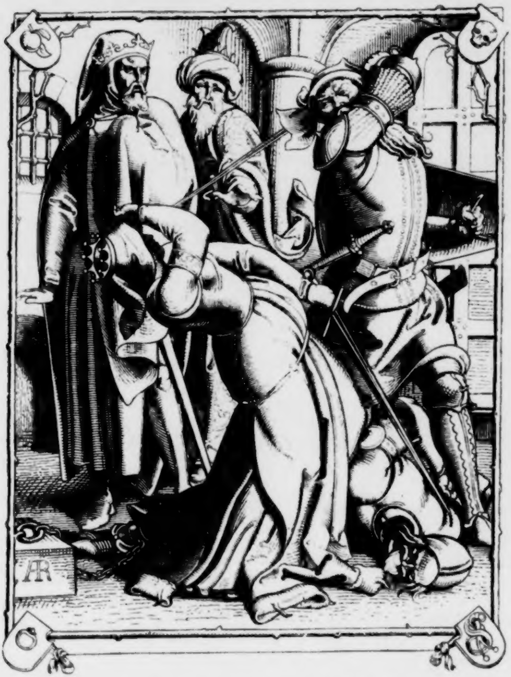
Da ſprach der Held von Bern: „So muß es alſo ſein. Gunther, edler König, vergilt mir nach Deinen Züchten, was Leides ihr mir gethan. Schaff' mir Sühne, edler Ritter, ſo will ich Dich der Schuld entlaſſen. Ergib Dich mir als Geiſel, Du und Dein Dienſtmann, ſo will ich euch behüten auf's Beſte, wie ich kann, daß euch hier bei den Hunen Niemand Schaden thut; ihr ſollt erfahren, daß ich es gut und getreu meine.“ Darauf Hagen: „Nicht wolle Gott im Himmel, daß ſich zwei Degen in Wehr und Waffen ergeben. Das fügte Schande zu dem Schaden.“ — „Nicht ſollt ihr es weigern, Gunther und Hagen. Ihr habt mir Herz und Sinn ſo ſehr beſchwert, daß ihr billig Entgelt mir bieten ſolltet. Ich verpfänd' euch meine Treue und geb' euch drauf die Hand, daß ich mit euch reite heim in euer Land. Ich geleit' euch in Ehren oder will des Todes ſterben. So will ich eurer wegen meiner Noth vergeſſen.“ Dawider Hagen: „Laßt ab von dem Begehren! Nicht ziemt uns, daß man ſage, zwei ſo kühne Männer hätten ſich Euch ergeben. Ihr habt ja Niemand zur Seite als nur den alten Hildebrand.“ Sagte da der Waffenmeiſter: „Euch ziemt' es wohl, den Frieden anzunehmen, den mein Herr euch bietet. Vielleicht kommt binnen Kurzem die Stunde, wo ihr einen Frieden wünſcht, den euch dann Niemand geben wird.“ Worauf Hagen: „Auch ich begehrte lieber Frieden, Meiſter Hildebrand, bevor ich ſo feige vor einem Degen flöhe, wie Ihr gethan habt. Ich wähnte, Ihr würdet Euren Mann wackerer im Kampfe ſtehen.“ — „Warum verweiſet Ihr mir das, da Ihr an Euch ſelber noch genug zu rügen findet? Wer war's, der auf dem Schilde beim Wasgenſteine ſaß, während ihm Walther von Spanien ſo viele Freunde erſchlug(115)?“ Doch der Fürſt Dietrich: „Schlecht ſteht es Wiganden, einander zu ſchelten wie alte Weiber. Ich verbiet' es Euch, Hildebrand, ſo fortzufahren. Laßt hören, Freund Hagen, was ihr Recken lobeſam mitſammen redetet, als ihr mich in Wehr und Waffen herankommen ſaht. Ihr meintet, daß Ihr allein mir ſtehen wolltet im Streite?“ Darauf Hagen: „Nicht leugne ich es. Ich will es an Euch verſuchen mit Stößen und Schlägen, es wäre denn, daß mir zerbräche das Nibelungenſchwert in meiner Hand hier. Mich mühet, daß Ihr meines Herren und meiner als Geiſel begehren mochtet.“

Als er ſo erkannte des grimmen Hagens Muth, raſch in die Höhe hob ſeinen Schild Held Dietrich und halbwegs ihm entgegen von der Stiege ſprang Hagen und, hei, wie da hell das Nibelungenſchwert auf des Berners Harniſch hallte! Wohl wußte Herr Dietrich, wie kühn Hagen wäre und wie er jetzt kämpfe in wüthendem Grimm. Auch ſcheute er Balmung, die wehbringende Waffe, und wehrte ſich darum mit Liſten, bis ihm gelang, dem Gegner eine weite und tiefe Wunde zu ſchlagen, und alſo bezwang er ihn. Da dachte Herr Dietrich: „Dich erſchöpfte der lange Kampf und wenig Ehre wär' es mir, Dich zu tödten. Ich will es verſuchen, ob ich Dich mir zum Geiſel erzwingen kann.“ Den Schild ließ er fallen, und ſeine ganze Kraft aufbietend, umſchloß er mit beiden Armen den Feind und ſo ward Hagen von ihm bezwungen und gebunden. Und den Gebundenen führte er zu Kriemhild und gab in ihre Hand den kühnſten Kämpen, ſo je ein Schwert ſchwang. Und damit geſchah der Königin Liebes nach langem Leide. Voll Freude neigte ſie ſich dem Sieger, ſagend: „Selig ſei Deine Seele und auch Dein Leib! Du haſt mich hoch erfreuet nach aller meiner Noth und bis zu meinem Tode ſoll Dir mein Dank nie fehlen.“ Gab zur Antwort Herr Dietrich: „Ihr ſollt ihn leben laſſen, vieledle Königin. Es mag noch möglich werden, daß Euch ſein Dienſt erſetze, was Schaden er Euch gethan. Nicht ſoll er es entgelten, daß er gefangen und in Banden.“ Darauf ließ Kriemhild den Gefangenen in ein Gefängniß bringen und ließ ihn da wohl verwahren und verſchließen.

Derweil rief der edle König Gunther: „Wohin kam der Held von Bern? Leides hat er mir gethan.“ Da lief auf ihn dar Herr Dietrich und rannte Gunther ihm entgegen aus dem Saal und ihre Schwerter gaben beim Aneinanderſchlagen ein mächtig Schallen. So wildzornig tobte Gunther, daß Herr Dietrich, ſo weltberühmt ſeine Stärke war, nur wie durch ein Wunder ihm nicht erlag. Palas und Thürme erſchollen von der Beiden Schlägen, als ſie mit Schwertern hieben auf die harten Helme, und als herrlicher Kämpe kundthat ſich König Gunther. Dennoch bezwang ihn der Berner wie den Hagen zuvor, wie wacker ſich wehrte der ſtreitmüde Mann. Durch die Ringe der Brünne rieſelte ihm das Blut von Dietrichs Schwertſchneide und ſo ward er gebunden, wie Könige nie Bande kennen ſollten. Aber Dietrich dachte, wenn der König und ſein Dienſtmann der Bande bar wären, würden die Beiden Niemand im Lande am Leben laſſen. Bei der Hand nahm den Gebundenen der Vogt von Bern und brachte ihn zu Kriemhild.

Da ſprach die Königin: „König Gunther, ſeid mir ſehr willkommen!“ Worauf der Gefangene: „Ich müßte mich Euch neigen, vieledle Schweſter mein, ſo Euer Gruß ein gnädiger wäre. Ich weiß Euch aber, Königin, ſo zorngrimm, daß Ihr mir und Hagen wohl kein aufrichtig Willkommen ſagt.“ Darauf der Held von Bern: „Vieledles Königsweib, nie wurden beſſere Ritter zu Geiſeln gegeben als ich, Herrin hehr, Euch hier überlieferte. Seht ſie gnädig an um meiner willen.“ Sie ſagte, ſie thäte ſo, und ging darauf der kühne Mann mit thränenden Augen von dannen. Als aber Dietrich den Rücken gewandt, ſann Etzels Weib ſofort, ihre Rache ſchrecklich zu vollenden. Getrennt von einander hielt ſie die Gefangenen in Gewahrſam, ſo daß Keiner vom Andern wußte, und dachte da das vieledle Weib: „Heute räch' ich, wie ich gelobt, meines viellieben Sigfrids Tod.“

Hinging die Königin in Hagens Haftkammer und ſprach da recht feindſelig zu dem Recken: „Wollt Ihr mir wieder geben, was Ihr mir genommen habt, ſo mögt Ihr wohl noch lebend heimkommen nach Burgundien.“ Darauf der grimme Hagen: „Das iſt umſonſt geredet, vieledle Königin. Eide hab' ich geſchworen, den Nibelungenhort Niemand zu zeigen und Niemand zu geben, derweil von meinen edlen Herren noch einer am Leben.“ Dachte darnach Kriemhild: „Ich führ' es zu Ende“ — und darauf ließ ſie ihrem Bruder Gunther das Leben nehmen. Man ſchlug ihm ab das Haupt und das trug die Königin bei den Haaren zu dem Helden von Tronje. Als der Hochgemuthe ſeines Herren Haupt erſah, wider Kriemhild ſprach da der Recke: „Du haſt es zu Ende gebracht nach Deinem Willen und Alles iſt gekommen, wie ich mir's gedacht. Nun iſt von Burgundenland der edle König todt und todt ſind auch Gernot und Giſelher, Dankwart und Volker. Und den Hort weiß nun Niemand denn Gott und ich: Dir, Valandinne, ſoll er für immer verborgen ſein!" Gab zur Antwort das jammerhafte Weib: „Uebeln Entgelt zahlt Ihr mir. Doch das Schwert hab' ich, das da trug mein holder



Friedel, als Ihr ihm mit mordlichem Verrath das Leben nahmet." Sprach's und zog aus der Scheide das Schwert und hob es hoch mit ihren Händen und hieb dem Hagen ab das Haupt. Mit Schauder ſah es König Etzel und rief aus: „Weh und Waffen! Von eines Weibes

Händen liegt hier erſchlagen der kühnſte Kämpe, ſo je in Stürmen einen Schild getragen. Wie feind ich ihm geweſen, dennoch beklag' ich ihn." Sprach da Meiſter Hildebrand: „Sie ſoll ſeines Todes nicht froh werden, und ob auch Hagen in Todesnoth mich brachte, dennoch räch' ich des herrlichen Helden Untergang." Und in ſeinem Zorne ſprang er auf Kriemhild ein und ſchlug ihr einen grimmen Schwertſchlag, daß ſie in Todesangſt aufkreiſchte. Doch wenig half ihr das, denn in Stücke hieb ſie der alte Hildebrand. So waren Alle todt, die da ſterben ſollten, und zu weinen huben an Dietrich und Etzel und jämmerlich klagten ſie um ihre Magen und Mannen. Der ſtolzeſte Stolz war da zu Boden gefällt und voll von Jammer, voll von Klagen war die Burg und das Land. Alſo war zu Ende gegangen König Etzels Hochzeit und war offenbar worden, daß Liebe nur allzu gern mit Leide lohnt. Ich kann euch nicht berichten, was ſeither da geſchah und wie es weiter herging bei den Hunen, als nur, daß Chriſten und Heiden, Ritter und Knechte, Frauen und Mägde weinend in die große Todtenklage einſtimmten. .... **Das iſt die Mär' von den Nibelungen**[116]).

würde auch ich mißtrauen, ja, ich würde es beim bloßen Mißtrauen nicht einmal bewenden laſſen. Doch, ferne ſei's von mir, mit deiner Heiligkeit ſtreiten zu wollen. Du zogſt einmal den friedlichen Ausweg vor und an allen getreuen Söhnen des Stuhles Petri iſt es jetzt, dahin zu wirken, daß dieſer Ausweg wirklich zum Ziele führe. Du ſandteſt deinen Beichtvater, den Maeſtro Gratiano, als Unterhändler zu Carl, aber der König wollte Nichts von Unterhandlungen wiſſen, ſofern dieſelben ſo oder anders ſeinem Unternehmen gegen Neapel in den Weg träten. Du ſchickteſt einen zweiten Geſandten, den Cardinal Federigo di Sanſeverino, während zu gleicher Zeit auch Botſchafter des Königs im Vatikan eintrafen. Aber es konnte keine Verſtändigung erwirkt werden, weder hüben noch drüben.«

»Und warum nicht?« unterbrach der Pabſt den Sprecher abermals, »wolle mein Sohn doch auch den Grund angeben, warum keine Verſtändigung erwirkt werden konnte. War es nicht der, daß dieſer König Carl dem heiligen Stuhl gegenüber einen Uebermuth an den Tag legte, wie ihn kaum je ein abtrünniger Rebell gegen denſelben bewieſen? Ver-

Erläuterungen.

1) Das mittelhochdeutſche Wort hôchgezît hatte einen umfaſſenderen Sinn als das neuhochdeutſche Wort Hochzeit hat. Jenes bedeutete frohe Zeit, Feſtzeit, Feſtlichkeit überhaupt, während dieſes auf die Bedeutung von Vermählungsfeſt beſchränkt iſt.

2) Maget, maged, magt, mait, meit, im Deminutiv magetîn, magedîn, magdîn, bei den mittelhochdeutſchen Dichtern bekanntlich nicht „Magd“ im neuhochdeutſchen Dienſtbotenſinn, ſondern gäng und geber Ausdruck für Jungfrau. Maria, die Mutter Jeſu, iſt in der mittelhochdeutſchen Poeſie die „Magt“ par excellence. Abgeleitete Worte: magetuom, Magtthum, Jungfrauſchaft; magetlich, magtlich, jungfräulich.

3) Ueber die im Text erwähnten Heſamter vgl. die bezügliche Stelle der Einleitung.

4) Die Jagd mittelſt Stoßvögeln („Federſpiel“) war einer der beliebteſten Zeitvertreibe der ritterlich-romantiſchen Zeit, deren geſellige Formen, wie ſchon in der Einleitung bemerkt worden, in die deutſche Geſtaltung der Nibelungenſage überall hineingetragen ſind. Auch die Frauen nahmen an der Stoßvögeljagd, welche in Deutſchland förmlich wiſſenſchaftlich ausgebildet wurde — die fragmentariſch noch vorhandene Abhandlung Kaiſer Friedrichs II. über die Falkenbeize (De arte venandi cum avibus) bezeugt es — gerne und eifrig theil und wir wiſſen von zwei Kaiſerinnen, den Gemahlinnen des „letzten Ritters“, Kaiſer Maximilians I., Maria von Burgund und Blanca Sforza, daß ſie durch Unfälle auf der Falkenjagd das Leben verloren. Mädchen und Frauen hielten ſich Falken und Habichte als Lieblingsthiere, denen ſie zierliche Fußfeſſeln und Kappen weben und ſtickten.

5) In der Edda (Gudhrunarkvidha önnur, Simrocks S. 196) iſt von dem Helden geſagt:

So war Sigurd bei Giuki's Söhnen
Wie hoch über Halme edler Lauch ſich hebt,
Wie der Hirſch über Haſen hochbeinig ragt
Und glutrothes Gold über graues Silber.

In der nordiſchen Wölſungaſaga (Kap. 22) iſt Sigurds Erſcheinung ſo geſchildert: — „Sein Haar war braun von Farbe und ſchön anzuſehen und fiel in großen Locken; der Bart war dick und kurz und von derſelben Farbe; hochnaſig war er und hatte ein breites und ſtarkbeinigtes Antlitz; ſeine Augen waren ſo ſcharf, daß es ſehr Wenige wagten, unter ſeine Brauen zu blicken; ſeine Schultern waren ſo ſtark, als ob zwei Männer anzuſchauen wären. Sein Leib war ganz ebenmäßig geſchaffen an Höhe und Dicke und auf ſolche Weiſe, wie es ſich am beſten geziemen mochte. Und das war ein Merkmal von ſeiner Größe, daß, wenn er ſich umgürtete mit ſeinem Schwerte Gram, und das war ſieben Spannen hoch, und er ſchritt durch ein vollgewachſenes Roggenfeld, ſo reichte der Thauſchuh am Schwerte (das iſt das Ende der Schwertſcheide) hernieder an die aufrechtſtehenden Aehren. Aber ſeine Stärke war größer als ſein Wuchs.“ Vgl. Raßmann, die deutſche Heldenſage und ihre Heimat, I. 281. Ganz ähnlich wird Sigurd dargeſtellt in der Thidreks- (Dietrichs-) Saga (Kap. 183, Raßmann II. 173). Man erkennt leicht, daß die nordiſchen Geſtaltungen unſerer Sigfridsſage das urſprünglich Mythiſche derſelben auch in Darſtellung der Körperlichkeit des Helden beibehielten. Er erſcheint hier als ein urzeitlicher Rieſe und Recke, während er dagegen im Nibelungenlied zum „höfiſchen“ Ritter vermenſchlicht iſt.

6) Dem mittelhochdeutſchen Ueberarbeiter der Lieder von den Nibelungen hat ſich hier offenbar die Erinnerung an die echten alten Züge der Sigfridsſage aufgedrängt. Aber er weiß dieſelben nicht zu verwerthen. Das Brüchige, Klaffende in der Form des Nibelungenliedes an dieſer Stelle zeigt ſich recht deutlich in der Unbeholfenheit, womit in demſelben Athem auf die wunderbaren Jugendthaten des Helden angeſpielt und derſelbe noch „daz kint“ genannt wird, welches man „vil selten ane huote riten lie“ und das jetzt erſt wehrhaft gemacht werden ſoll. In Betreff dieſer ritterlichen Wehrhaftmachung („Schwertleite“) iſt das in der Einleitung darüber Geſagte nachzuleſen. Ich habe im Texte an dieſer Stelle, wie noch an vielen anderen, die von Wiederholungen wimmelnde Weitſchweifigkeit des Originals gekürzt.

7) Buhurt hieß das Turnier, wenn die Ritter, in zwei Schaaren getheilt, in den Turnierſchranken nicht im Einzelkampfe, ſondern maſſenhaft mit einander kämpften. S. über das Turnierweſen meine „Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte,“ 2. Aufl. S. 106 fg. Ueber die Ableitung des Wortes buhurt vgl. Mittelhochdeutſches Wörterbuch von Müller und Zarncke, I. 735.

8) Palas (palatium, Pfalz) hieß das eigentliche, frei im inneren Burghof ſtehende Herrenhaus, welches das eine Hauptgebäude einer Burg ausmachte. Das andere war der

ebenfalls von den übrigen Baulichkeiten getrennte Wartthurm, genannt Berchfrit (berfredus, beffroi).

9) Wât, waete, Anzug, Gewand. Davon waetlich, ſchön gekleidet, dann auch ſchön, ſtattlich überhaupt. So heißt Sigfrid „der vil waetliche man."

10) Im früheren Mittelalter ſaßen die Frauen die meiſte Zeit über in dem abgeſonderten Frauenhaus (Genicium oder auch Screona, d. i. Schrein), den Rocken zwiſchen den Knieen, die Spindel in der Hand — die Spinnräder kamen erſt im 15. Jahrhundert auf — oder das Weberſchifflein regierend, und beſchafften ſie den Hauptſtoff zu ihrer und der Männer Kleidung. Die Königstöchter nicht minder als Bäuerinnen und leibeigene Mägde unterzogen ſich dieſer Arbeit. Die Sage von Bertha der Spinnerin iſt allbekannt und Liutgard, Kaiſer Otto's des Großen Tochter und Herzog Konrads von Lothringen und Franken Gemahlin, war ſo fleißig beim Spinnen, daß deſſen zum ehrenden Zeugniß eine ſilberne Spindel über ihrem Grabe aufgehangen wurde. Neben der Linnenweberei wurde von deutſchen Frauen auch die Wollweberei ſchon im 7. Jahrhundert kunſtfertig betrieben. Auch im ſpäteren Mittelalter noch, als der Kleiderluxus ſchon bedeutend geſtiegen, lag neben der Führung des Haushalts und der Beſorgung von Küche und Keller die Inſtandhaltung der Kleiderkammer den Frauen ob, vornehmen wie geringen, und wie im Nibelungenlied iſt uns auch in anderen mittelhochdeutſchen Gedichten mehr als eine hübſche Szene vorgeführt, wo Fürſtinnen die Kleider zuſchneiden und ihre Dienerinnen das Zugeſchnittene nähen. Auf Fertigkeit in feinen Handarbeiten war es bei der Erziehung adeliger Mädchen vorzugsweiſe abgeſehen.

11) Einer der feinen Züge, an denen das Nibelungenlied ſo reich iſt. Den jungen Helden befällt im Anblick der Wormſer Königspfalz eine düſtere Zukunftsahnung.

12) Ueber den Hort und den Drachen vgl. die Einleitung.

13) Lachmann (vgl. Nibelunge Noth, 3. Ausg. S. 16 fg.) bezeichnet das Abenteuer von Sigfrids Auftreten in Worms als großentheils alt und echt. Aber dieſes Auftreten ſtimmt gar nicht mit der urſprünglichen Sage, wie ſie uns im 3. Sigurdslied der älteren Edda, in der Erzählung der jüngeren Edda von den Niflungen und Giukungen (ſ. d. Einleitung) und im 26. Kapitel der Wölſungaſaga überliefert iſt. Hier kommt Sigurd ganz friedlich zu König Giuki, an deſſen Stelle im Nibelungenlied Dankrat getreten, und vermählt ſich bald darauf mit Giuki's Tochter Gutrun (Kriemhild). Statt deſſen tritt im Nibelungenlied Sigfrid, obgleich mit dem Vorſatz, um Kriemhild zu werben, nach Worms gekommen, daſelbſt händelſüchtig und ſo ziemlich als Großpraler auf, ganz in der Manier, wie die mittelhochdeutſch-höfiſchen Dichter in der Regel die Helden ihrer Epopöen auftreten laſſen. Wie an unzähligen anderen, erkennt man auch an dieſem Zuge, welche tief einſchneidenden Umwandelungen, ja geradezu Entſtellungen die Sigfridsſage im Nibelungenlied erfahren hat. Die bis zur Demuth gehende Courtoiſie, welche König Gunther dem ſtreitſüchtigen Recken aus Niederland erzeigt, iſt natürlich auch ganz höfiſch, d. h. dem Geiſt der Sage widerſprechend und darum zweifelsohne eine mittelhochdeutſch höfiſche Zuthat.

14) Unter dieſem Namen iſt die gemeinte mittelalterliche Körperübung in den ſchweizeriſchen Alpen noch heute Brauch und bildet einen Theil der im Berner Oberland und in den Waldſtätten üblichen Hirtenſpiele („Schwingete"). Der Steinſtoßer faßt einen Stein, deſſen Größe und Schwere je nach des Mannes Kraft und Geſchicklichkeit ſich bemißt, läßt ihn eine Weile wagrecht auf der inneren Fläche der rücklings auf die rechte Schulter gelegten rechten Hand ruhen und ſchleudert dann die Laſt mittelſt eines Stoßes der Hand vorwärts Wer auf dieſe Art den Stein am weiteſten zu werfen vermag, iſt Sieger.

15) Daß Sigfrid die Kriemhild ſo lange nicht zu ſehen bekam, erklärt ſich aus der ſtrengen Hut und Zucht, in welcher vornehme Mädchen bis zu ihrer Verheiratung im Mittelalter ſtanden, d. h. im früheren, wo eine ſtrenge Etikette den Verkehr der beiden Geſchlechter regelte, wenigſtens in der Theorie. Vgl. über die Stellung der Mädchen in der Geſellſchaft Weinhold: „Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter," S. 108 fg. und Scherr, Geſchichte der deutſchen Frauen, B. I. Kap. 4.

16) Das altgermaniſche Fehderecht, welches bekanntlich eine weſentliche Seite des germaniſchen Strafrechts bildete, behielt das ganze Mittelalter hindurch ſeine Geltung. Von Zeit zu Zeit verſuchte man in dieſes anarchiſche Weſen einige Methode zu bringen und ſo wurde z. B. 1187 durch förmlichen Reichstagsbeſchluß verordnet, daß „wer einem Anderen Schaden zuzufügen oder ihn zu verletzen beabſichtigt, ihm mindeſtens drei Tage vorher durch eine ſichere Botſchaft abſagen ſoll." Von der hiebei beobachteten Form kann der nachſtehende, i. J. 1432 an die Reichsſtädte Ulm und Eßlingen erlaſſene Fehdebrief (Wächter, Beitr. z. Geſch. d. deutſchen Strafrechts, S. 52) eine Vorſtellung geben: — „Wiſſet Ihr Reichsſtädte, daß ich Klaus Dur von Sulz und ich Waidmann von Deckenpfronn, genannt Ganſer, und ich Lienhart von Bercken, genannt Spring ins Feld, Euer und aller der Eurigen Feind ſein wollen, von wegen des Junker Heinrich von Iſenburg. Und wie ſich die Feindſchaft fürder macht, es ſei Raub, Brand oder Todtſchlag, ſo wollen wir unſere Ehr mit dieſem unſerem offenen beſiegelten Brief bewart han."

17) Es dürfte kaum angehen, scharmeister mit Heerführer wiederzugeben, denn die oberſte Führung des Heeres hatte ja Sigfrid. Welche Stellung eigentlich „der Scharmeiſter" einnahm, iſt dunkel. Klänge es nicht zu modern, könnte man darunter etwa die eines Generaladjutanten oder Generalſtabschefs vermuthen.

18) Voget, voit, Vogt, Schirmherr, König, Herr. Der römiſche Kaiſer heißt bei den mittelhochd. Dichtern oft der voget von Rôme. Gunther heißt im Nibelungenlied der vogt von Rîne, Dietrich anderwärts der voget von Berne. So im Texte Lüdeger der vogt von den Sahsen.

19) In der Wölſungaſaga hat Sigfrid ein anderes Schildzeichen. Es heißt da (Kap. 22): „Sein Schild war bunt und geflammt in rothem Golde und darauf gemalt ein Drache.“ Ebenſo heißt es in der Thidrekſaga (Kap. 185): „Jung Sigurd hatte ſeinen Schild auf dieſe Weiſe bezeichnet: er war belegt mit rothem Golde und darauf gemalt ein Drache, dunkelbraun oberhalb und ſchön roth unterhalb, und auf dieſe Weiſe war auch ſein Helmhut, ſein Banner, ſein Sattel und Waffenrock bezeichnet; und darum war er alſo bezeichnet, damit, ſobald er geſeh'n ward, man wiſſen konnte, wer dort ritt. Und ſo berühmt war er, weil er den großen Drachen erſchlagen hatte.“

20) Kemenate, Gemach, beſonders Schlafgemach.

21) Min frou Kriemhilt. An dieſer Stelle, wie bekanntlich in der mittelhochd. Dichtung ſehr häufig, hat Frau ganz die Bedeutung von Herrin, Gebieterin. Indem alſo Sigfrid die Prinzeſſin als ſeine „Herrin“ anredet, gibt er ihr dem höfiſch-ritterlichen Brauch gemäß zu erkennen, daß er ihr Minne-Dienſtmann ſein wolle. Mehrfach ſteht auch im Nibelungenlied min frou, min frouwe ganz ſo, wie wir in der modernen Geſellſchaft Madame oder gnädige Frau ſagen. Z. B. Min frouwe sprach, die gnädige Frau oder Madame äußerte.

22) Das Verhältniß zwiſchen Sigfrid und Brunhild angehend, ſo ſind im Nibelungenlied die echten Züge der Sage verwiſcht und kommt deßhalb auch die ganze Tragik dieſes Verhältniſſes hier nicht zur Geltung und Anſchaulichkeit. Die mythiſchen Grundzüge der Sigfridſage ſind im Nibelungenlied nur unverſtanden und daher verwirrt, mißdeutet und abgeſchwächt verwendet. Der echten Sage zufolge, wie ſie in den Edden und in der ſkandinaviſchen Wölſungaſaga bewahrt und in der „Einleitung“ von mir mitgetheilt wurde, hatte ſich Sigfrid, bevor er zur Kriemhild (Gudrun) kam, mit Brunhild verlobt. Hier liegt der tragiſche Knoten der ganzen Geſchichte, von welchem das Nibelungenlied nur eine ſehr verſchwommene Ahnung hat.

23) Ich habe mir dieſe Verſetzung der fünf Strophen von der Tarnkappe erlaubt (Str. 342—346, Ausg. v. Holtzmann), weil ſie da, wo ſie im Text des Nibelungenliedes ſtehen, offenbar am unrechten Platze ſind und den Fortgang der Erzählung ungeſchickt ſtören. Die tarnkappen oder die tarnhut iſt ein unſichtbar machender Mantel, abzuleiten von tarne, terne, ich verberge, verhülle.

24) Raßmann (a. a. O. I. 151 fg.) hat meines Erachtens nicht unglücklich den Beweis zu führen geſucht, daß der Iſenſtein oder das Island Brunhilds auf die germaniſche Göttin Iſa („Frau Eiſen“) zurückzuführen und mit dem Todtenreich Walland identiſch ſei. Die urſprüngliche Weſenheit Brunhilds als einer Walküre, d. i. einer Wählerin (Kürerin) der auf der Walſtatt Fallenden, alſo einer Todesgöttin, ſchlägt auch in unſerem Nibelungenlied nicht ſelten noch deutlich durch. Das Mannweiblich-Rieſenhafte, Finſtere und Unheimliche in der ganzen Erſcheinung der Jungfrau deutet auf mythiſche Bezüge. Von der Lage von Brunhilds Land gibt unſer Lied keine klare Vorſtellung. Erwägt man aber, daß es die vier Helden rheinabwärts ins Meer und binnen zwölf Tagen von Worms gen Iſenſtein gelangen läßt, ſo ſcheint es unzuläſſig, an eine der däniſchen Inſeln zu denken und räthlich, anzunehmen, der Dichter habe ſich Brunhilds Burg entweder als an der Küſte der Nordſee oder aber auf einer der britiſchen Inſeln gelegen gedacht. Das eigentliche Island kann gar nicht in Betracht kommen.

25) Gunther si min herre unde ich sin man. Lachmann's Ausg. Str 375. Die Hohenemſer Handſchrift des N. L. und alſo auch die Ausgaben von Schönhuth, Lewier, Zarncke und Holtzmann haben die Verſtärkung: ich si sin eigen man, alſo ſein Höriger, ſein Leibeigener. Wir werden bald ſehen, welches Unheil aus dieſem der Brunhild vorgeſpiegelten Verhältniß entſprang. Uebrigens hat dieſer Betrug im Nibelungenlied, welches die frühere Beziehung Sigfrids zu Brunhild verſchweigt, keinen rechten Sinn.

26) Nicht allein das Pferdegeſchirr, ſondern auch die Herren- und Damenkleider, doch mehr jene als dieſe, waren im Mittelalter mit Schellen verziert, ſo daß ſich daraus leicht erklärt, wie man da ging und kam „mit großem Schall.“ Anfangs waren dieſe Rollſchellen nur auf der Schnabelſpitze der ungeheuerlichen, zuerſt im 11. Jahrhundert aufgekommenen Schnabelſchuhe angebracht worden. Von hier aus verbreiteten ſie ſich auch auf andere Theile des ritterlichen Anzugs, ſo daß man mit Schellen und Glöckchen beſetzte Gürtel, Knie- und Armbänder trug. Das lauteſte Geſchell dieſer tollen Mode fiel jedoch erſt in's 13. Jahrhundert. Die „Kleiderordnungen“ eiferten dagegen, wie z. B. die im Jahre 1411 vom Rath der Stadt Ulm erlaſſene den Frauen unterſagte, Glocken und Schellen an ihren Gürteln zu tragen.

27) Jarâ oder jâriâ, Ausrufungswort der Beſorgniß oder des Schmerzes, auch zuweilen der Freude.

28) Der oder vielmehr die tjost war ein Lanzenrennen von Mann gegen Mann, alſo das Gegentheil von Buhurt, wo Schaar gegen Schaar kämpfte. Tjoſtiren und buhurdiren ſind die gäng und geben techniſchen Ausdrücke, wenn die mittelhochd. Dichter von Turnierſpielen reden.

29) Wem die mittelalterlichen Ehegeſetze und Ehebräuche nicht gegenwärtig ſind, dürfte ſich billig wundern, daß weder bei Gunthers noch bei Sigfrids Verehelichung von einer kirchlichen Trauung die Rede iſt. Die Kirche zwar hatte ſchon frühzeitig eine Trauung der Verlobten durch den Prieſter vorgeſchrieben, aber trotzdem blieb die prieſterliche Einſegnung des Ehebundes bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts eine Nebenſache und erſt von da an erhielt ſie die Geltung einer Hauptbürgſchaft ehelichen Glückes. Das Nibelungenlied erweiſt an dieſer Stelle, wie noch an ſo vielen anderen, recht deutlich ſeine urſprünglich heidniſche Natur. Gunther und Sigfrid heiraten ganz nach den Formen des germaniſchen Eherechtes. Bei Sigfrids und Kriemhilds Vermählung tritt das ganz augenſcheinlich hervor. Gunther, in deſſen Mundſchaft ſeine Schweſter bis zu ihrer Verheiratung

ſteht, gibt die Braut weg, d. h. er verlobt ſie Angeſichts des ganzen Hofes mit Sigfrid. Damit iſt die Ehe rechtskräftig geſchloſſen; denn Oeffentlichkeit forderten bei dieſem Akt das deutſche Recht und die deutſche Sitte. Von einer Mitwirkung der Kirche iſt mit keinem Worte die Rede und unmittelbar nach dem Verlöbniß hält Sigfrid mit Kriemhild das Beilager, d. h. die Ehe wird vollzogen, ohne prieſterliche Weihe. Ueber die deutſchen Ehegeſetze vgl. Grimm, Rechtsalterthümer, 2. Ausg. S. 417 fg. und Walter, deutſche Rechtsgeſchichte, 2. Ausg. II, 123 fg., über die ritterlichen Hochzeitsgebräuche meine deutſche Kultur- und Sittengeſchichte, 2. Aufl. S. 98 fg. und meine Geſchichte der deutſchen Frauen, S. 37 fg., 167 fg. Ganz im altgermaniſch einfachen Styl geht in der Wölſungaſaga die Heirat Sigurds (Sigfrids) und Gudruns (Kriemhilds) vor ſich. Vgl. Raßmann, a. a. O. I, 181. Die ältere Edda, in ihrer knappen Art, erzählt dieſe Heirat ſo:

Einſt geſchah's, daß Sigurd Giuki beſuchte,
Der junge Wölſung, des Wurms Bezwinger.
Mit beiden Brüdern ſchloß er den Bund,
Die Unverzagten ſchwuren ſich Eide.
Eine Maid bot man ihm und Menge des Schatzes,
Die junge Gudrun, Giuki's Tochter.
Traulich tranken manchen Tag
Sigurd der junge und die Söhne Giuki's. S. E. 177.

30) Dô wurden si gewihet. So alle Handſchriften des Nibelungenliedes. Falls man nicht etwa eine ſehr bedeutende Verſchiebung der betreffenden Strophe durch den oder die Abſchreiber annehmen will, würde aus dieſer Stelle erhellen, daß zur Zeit, wo das Nibelungenlied ſeine jetzige Geſtalt erhielt, die kirchliche Einſegnung der Ehe erſt nach der Brautnacht ſtattfand. Oder ſollte das „gewihet“ etwa gar nicht auf die Ehebündniſſe der Viere, ſondern nur auf „ir krône unt ouch ir kleit“ zu beziehen ſein? Doch wohl ſchwerlich.

31) Ueber das Ritterweſen vgl. die Einleitung.

32) Konemagen, Verwandte von weiblicher Seite, von kon oder kone (chone, chonin), Ehefrau, goth. quino, Weib, althochd. quëna, angelſ. cvën, wovon das engl. queen. In der mittelhochdeutſch-höfiſchen Poeſie iſt der Unterſchied zwiſchen kone (Ehefrau) und vrowe (Geliebte, Herrin) ſehr ſcharf ausgeprägt, wohl aber nirgends ſchärfer als an der bekannten Stelle des „Frauendienſt“ von Ulrich von Lichtenſtein (318, 25):

. . . . Dô ich gemach vant
zuo der vil lieben konen mîn,
diu kund mir lieber niht gesîn,
swie ich doch het übr mînen lîp
ze vrowen dô ein ander wîp.

33) Hier ſchlägt das Heidniſche im Nibelungenlied wieder deutlich durch. Denn zur Zeit der (winterlichen und der ſommerlichen) Sonnenwende waren Hauptfeſte des germaniſchen Heidenthums geweſen. Von dieſem übernahm das Chriſtenthum dieſe Feſtzeiten (Weihnacht und Johanni) und feierte ſie unter anderen Formen fort oder ließ auch wohl die heidniſchen Formen geradezu beſtehen. So die Johannisfeuer, welche, ein Hauptbeſtandtheil des germaniſchen Opferdienſtes, zur Zeit der Sommerſonnenwende auf Berg- und Hügelſpitzen angezündet wurden. In meiner Knabenzeit flammten in meiner Heimat die drei im Dreieck einander gegenüber ſtehenden Bergſpitzen des Hohenſtaufen, des Hohenrechberg und des Hohenſtufen alljährlich zu Johanni von gewaltigen Feuern und ich ſelber hab' eines derſelben mehrmals mit herrichten und ſchüren helfen. Die Jugend tanzte einen Ringelreihen um den lohenden Holzſtoß unter Abſingen von ein paar uralten Reimen, die leider meinem Gedächtniß entfallen ſind. Schließlich über das zu rother Glut zuſammenſinkende Feuer hinwegzuſpringen, war ein Brauch, welcher mit ſo zu ſagen religiöſer Gewiſſenhaftigkeit eingehalten wurde. Im Nibelungenlied iſt die religiöſe Bedeutung der Sonnenwende wenigſtens inſofern noch angedeutet, als die Abhaltung einer Hochzeit, d. h. eines feſtlichen Hoflagers, gerade zu dieſer Zeit ſtattfindet.

34) Die Sage bekümmert ſich bekanntlich wenig um geographiſche Unwahrſcheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten. Sie ſpringt mit gleichen Füßen darüber weg. Von Worms nach Norwegen vermochten Gunthers Boten binnen drei Wochen nicht zu gelangen — (brauchte doch noch zur Zeit des Concils von Conſtanz ein kaiſerlicher Eilbote volle zehn Tage, um von dort nach Mainz zu kommen) — um ſo weniger, da die Fahrt eine Landreiſe, ein Ritt war und von Schiffen keine Rede iſt. Es ändert auch wenig, daß ſtatt „in drin wochen“ einige Handſchriften „inre tagen zwelfen“ haben. In der älteſten Handſchrift unſeres Gedichts fehlt der Halbvers: ze Norwege in der marke. Die Lachmann'ſche Ausgabe hat denſelben (Str. 682), als Zuſatz zu dem vorherſtehenden: ze Nibelunges bürge. Demnach hätte ſich der Rhapſode oder Ueberarbeiter, welchem Lachmann hier folgte, das Land der Nibelungen als in Norwegen gelegen vorgeſtellt. Freilich kann da noch die zweifelnde Frage erhoben werden, ob unſere mittelhochdeutſchen Dichter von der Lage Norwegens überhaupt eine deutliche Vorſtellung gehabt. Sie folgten eben unbefangen der Sage und dieſe hat, wie ſchon erwähnt, zu allen Zeiten mit Leichtigkeit die kühnſten geographiſchen Sprünge gemacht.

35) Das mittelhochd. Subſtantiv milte hat eine viel weitere Bedeutung als unſer neuhochd. Milde, indem jenes neben dem allgemeinen Begriff der Gutmüthigkeit und Leutſeligkeit ganz ſpeziell den Begriff der Freigebigkeit als einer ritterlichen Tugend ausdrückt. Bekanntlich wurde dieſe Tugend von unſeren mittelhochd. Poeten in einer Weiſe geprieſen, welche ſehr oft einen ſtarken Beigeſchmack von Bettelhaftigkeit hatte. Ein milter fürste war ihnen ein ſolcher, der ſie tüchtig beſchenkte.

36) Wieder einer der feinen, aber intenſiv gefärbten Fäden, welche der Dichter in das Gewebe ſeiner Erzählung

einſpannt, wie um unſer Gemüth auf die Kataſtrophe vorzubereiten. Hey, solder (hort der Niblunge) immer komen in Burgonden lant — oder gar mit der Verſtärkung, welche einige Handſchriften haben: Hey, solden wir den teilen noch in B. l. — dieſes Reimwort deutet an, weſſen Sigfrit, ſchon als Beſitzer des Nibelungenhortes, von Hagen ſich zu verſehen hatte.

37) Brunhild meint, weil Sigfrit der Unterthan und Eigenmann Gunthers, ſo ſeien ſelbſtverſtändlich ſämmtliche Dienſtleute Sigfrids dem Burgundenkönig unterthan.

38) Wortraeze, wortſcharf. Noch jetzt ſagt man in Schwaben von einer mehr als billig geſalzenen Speiſe, ſie ſei „räß," ſowie von einer ſcharfzüngigen Frau: „Des iſcht a Räße."

39) Vriedel, Geliebter, Trauter, Gatte. So heißt es in Walther's von der Vogelweide ſchönſtem Minnelied:

Ich kam gegangen
zuo der ouwe;
do waz min vriedel komen e:
do wart ich enpfangen.
here vrouwe!
daz ich bin saelik ie mer me:
er kuste mich wol tusent stunt.
tandaradei! seht, wie rot mir ist der munt.

40) Die Wölſungaſaga (vgl. Raßmann a. a. O. I, 193) erzählt den Zank der Königinnen in Uebereinſtimmung mit der jüngeren Edda (ſ. d. Einleitung), während die Thidrekſaga folgende Verſion gibt (Raßmann, II. 43): „Nun geſchah es einmal, daß die Königin Brynhild in ihre Halle ging und dort ſaß vor ihr Grimhild, die Schweſter König Gunnars. Und als Brynhild zu ihrem Sitz kam, da ſprach ſie zu Grimhild: „Warum biſt du ſo ſtolz, daß du nicht aufſtehſt vor mir, deiner Königin?" Da antwortete Grimhild: „Ich kann dir das ſagen, was die Urſache iſt, daß ich vor dir nicht aufſtehe. Das iſt das Erſte, daß du auf dem Hochſitze ſitzeſt, welchen meine Mutter hatte, und es kommt mir nicht ſchlimmer zu als dir, dort zu ſitzen." Da ſprach Brynhild: „Wenn auch deine Mutter dieſen Sitz hatte und dein Vater dieſe Burg und dieſes Land beſaß, ſo werde ich das nun zu eigen haben, aber nicht du. Lieber magſt du nun in die Wälder fahren zu forſchen nach den Spuren der Hindin hinter Sigurd, deinem Manne her, das kommt dir nun beſſer zu, als Königin in Niflungenland zu ſein." Da ſprach Grimhild: „Was wirfſt du mir nun vor und machſt mir nun das zum Vorwurf und zur Schmach, wovon ich dachte, daß es mir Ehre und Zierde ſein ſollte, daß mein Mann jung Sigurd iſt. Nun hebſt du ein ſolches Spiel an, daß du wollen wirſt, daß wir mehr mit einander reden, was dir zur Ehre oder Unehre gereicht. Sage mir nun zuerſt auf die Frage, welche ich dich frage, wer nahm dein Magdthum oder wer iſt dein erſter Mann?" Da antwortete Brynhild: „Da haſt du mich das gefragt, was ich dir wohl ſagen kann, und mir iſt keine Unehre dabei. Der mächtige König Gunnar kam zu meiner Burg und mit ihm manche theuerlichen Häuptlinge, und mit dem Rathe meiner Freunde nahm ich ihn zum Mann und ich ward ihm vermählt mit mannichfacher Pracht und dazu ward das herrlichſte Gaſtmahl mit großer Menſchenmenge veranſtaltet und mit ihm fuhr ich heim hierher ins Niflungenland. Und dieſes will ich dir nicht verhehlen und keinem Andern, wenn er darnach fragt, daß er mein erſter Mann iſt." Da antwortete Grimhild: „Nun lügſt du das, was ich dich fragte, wie ich erwartete. Der Mann, der dein Magdthum zum erſtenmal nahm, heißt jung Sigurd." Da antwortete Brynhild: „Ich ward nimmer Sigurds Weib und er nimmer mein Mann." Da ſprach Grimhild: „Das bezeuge ich hier durch dieſes Fingergold, das er dir abzog, als er dein Magdthum genommen hatte: dieſes ſelbige Gold zog er von deiner Hand und gab es mir." Und als nun Brynhild dieſes Gold ſah, da erkannte ſie, daß ſie es gehabt hatte, und nun kam es ihr in den Sinn, wie es ergangen wäre, und ſie bereuete es nun gar bitterlich, wie ſie würden über dieſe Sache alſo unter ſich geſtritten haben, daß es ſo Manche gehört haben müßten. Und dieſe Dinge waren nun ausgekommen unter alle Leute, die zuvor wenig Menſchen gewußt hatten. Und dieſe Sache deuchte Brynhild ſo ſtark, daß ihr ganzer Leib nun ſo roth ward wie friſch vergoſſenes Blut, und nun ſchwieg ſie und ſprach kein Wort, ſtand auf und ging hinweg und hinaus aus der Burg."

41) Gouch, Gauch, d. i. Kukuk, aber das Wort bedeutet auch oft, wie gerade an dieſer Stelle des Textes, Baſtard, weil ja bekanntlich der Kukuk ſeine Eier in fremde Neſter legt.

42) Das klingt nicht ſehr höfiſch-ritterlich, erinnert auch nicht ſehr an die hohe Achtung, deren laut Tacitus im Altgermanien die Frauen genoſſen. („Sie — die Deutſchen — ſehen im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes; ſie achten des Rathes der Frauen und horchen ihrem Ausſpruche." Germania. 7.) Der Umſtand, daß Sigfrit ſeine Gemahlin Kriemhild durchbläute, gemahnt deutlich an die entſetzliche Verwilderung germaniſcher Sitte zur Zeit der Völkerwanderung, auf welche ja das Nibelungenlied überall zurückweiſt. Uebrigens darf man die Stellung der Frauen im Mittelalter nicht allein nach den mittelhochdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern beurtheilen. Rechtlich war nämlich das Verhältniß der Frau zum Manne damals ganz entſchieden das der Unterordnung: die Frau war de jure nicht viel mehr denn eine als Tochter dem Vater, als Schweſter dem Bruder, als Gattin dem Gatten unbedingt gehorchende Magd. Sogar in Frankreich, dem Land der Galanterie par excellence, war es ſo. Die franzöſiſchen Damen durften keinen Ritter anders anreden als Monseigneur, mußten ihren Gatten den Steigbügel halten und ihnen bei Tiſche aufwarten. Und damit nicht genug. Der Mann hatte das Recht, ſeine Frau zu ſchlagen, und es wurde oft genug ausgeübt. Ausdrücklich heißt es in den Ordonnances des rois de France (Tom. XII, pag. 191 und 341): „Ein Mann darf nicht allein ſeine Frau ſchlagen, ſondern ſie auch verwunden.

Wenn es nicht mit einem eiſernen Werkzeug geſchieht und er ihr kein Glied zerſchlagen oder die Wunde nicht die Gränzen einer Züchtigung überſchreitet, ſo ſoll er ungeſtraft bleiben.“ Deſſenungeachtet gelangten die Frauen in Frankreich und ſo auch in Deutſchland und den übrigen Ländern Europa's, wo das Ritterthum Eingang fand, de facto zu einer ſehr bedeutenden ſozialen Geltung und Stellung. Denn wie bekannt, erhöhte die ritterliche Romantik, unter der mächtigen Einwirkung des Mariacults, das Weib zur Krone der Schöpfung, ſprengte die engen rechtlichen Schranken der Frauenwelt und führte die Frau als Herrin in die Geſellſchaft ein; aber ſie zerriß auch, der Convenienz der Ehe die freie Galanterie gegenüberſtellend, vielfach die Bande edler Häuslichkeit, reiner Sitte und guter Zucht.

43) Weder die ältere Edda noch die jüngere noch auch die Wolſungaſaga, alſo die älteſten jetzt vorhandenen Faſſungen der Sigfridsſage, wiſſen von dieſem Drachenblutbad Sigfrids und ſeiner Hornhaut, ſondern laſſen den Helden das Drachenblut trinken, wovon er vogelſprachekundig wird. Bemerkenswerth iſt, daß in einem um 1270 oder noch ſpäter verfaßten deutſchen Rittergedicht, in dem unendlichen Titurel des Albrecht von Scharfenberg (3313 fg.) dieſer nordiſchen Faſſung des Vorgangs Erwähnung geſchieht, indem es da heißt, es ſei 'ne Lüge, daß vermittelſt des Drachenbluttrinkens Sigfrid ſeine Haut hörnern gemacht habe. Demnach wäre zu Albrechts Zeit neben der deutſchen Verſion, wie ſie im Nibelungenlied und im Volksbuch vom hörnen Sigfrid vorliegt, neben dieſer deutſchen Verſion vom Baden des Helden im Drachenblut auch die ſkandinaviſche vom Trinken des Blutes in Deutſchland bekannt geweſen. Später ſcheint aber dieſe letztere alte und echte Verſion auch im Norden in Abnahme gekommen zu ſein. Wenigſtens heißt es in der Thidrekſſaga (Kap. 166): „Da nahm Sigurd das Blut des Wurmes und beſtrich ſich ſeine Hände damit und überall, wo es hinkam, war es darnach, als ob es Horn wäre. Und nun fuhr er aus ſeinen Kleidern und beſtrich ſich ganz mit dem Blute, wo er hinreichen mochte; zwiſchen die Schultern aber konnte er nicht langen.“

44) Zem Otenwalde haben die Ausgaben von Schönhuth, Vollmer, Holtzmann und Zarncke. Lachmann dagegen: Hin ze dem Waskem walde, d. i. der Wasgauer Wald, die Vogeſen. Die erſtere Lesart iſt offenbar die richtigere, da die Jäger, um im Wasgau zu jagen, von dem bekanntlich am linken Ufer des Stromes gelegenen Worms aus nicht „über Rîn“ zu fahren gebraucht hätten. Dem Urheber der Handſchrift, welche Lachmann ſeiner Ausgabe zu Grunde legte, ging die genaue Localkenntniß des Rheingau's ab.

45) Man ſieht, ſchon zur Zeit der Entſtehung des Nibelungenliedes ging das berühmte „Jägerlatein“ im Schwange. Löwen im Odenwald — gewiß, eine ſehr dichteriſche Fauna! Im Uebrigen wird man bei Anhörung von Sigfrids Jagdthaten unwillkürlich an des iraniſchen Pehlewan Biſchen Kampf mit den wilden Ebern in Firduſi's Schahname erinnert, welchen Kampf uns Schack ſo prächtig verdeutſcht hat. „Heldenſagen von Firduſi,“ S. 434 fg.

46) Inbiz (v. inbizen, enbizen, einbeißen), das Mittagsmahl. In der Schweiz ſagt man noch jetzt: „Z' Imbiß eſſen,“ ſtatt zu Mittag eſſen, und überhaupt „z' Imbiß“ ſt. zu Mittag. Die höfiſch-ritterliche Geſellſchaft des Mittelalters hielt täglich zwei Hauptmahlzeiten. Vormittags das Frühſtück (Morgenimbiß) und Nachmittags gegen Abend zu den eigentlichen Imbiß.

47) Wigant, Held, Kriegsmann. Es iſt, als hätte unſer Lied ſo recht ſeine wehmüthige Freude daran, den Drachentödter Sigfrid unmittelbar vor ſeinem Untergang noch einmal in ſeiner ganzen Heldenherrlichkeit unſeren Augen vorzuführen.

48) Von einer ludemes hiute was allez sin gewant. Was war ein „Ludem“ für ein Thier? Die Wörterbücher geben keine Antwort als die: ein unbekanntes. Simrock überſetzt Ludem mit Luchs.

49) Hagens Liſt, Sigfrids Durſt zu reizen und dadurch die Kataſtrophe zu beſchleunigen, iſt in der Thidrekſſaga (Kap. 343) noch weiter ſo ausgeſponnen: „Högni ſprach zu ſeinem Bruder Gunnar: Herr, wann willſt Du ausreiten in den Wald und Thiere jagen und wir alleſammt? Der König antwortete, daß er nun ausreiten wolle, wenn eines Tages gut Wetter wäre. Und hierauf vergingen einige Tage. Da ging Högni zum Kochhauſe und ſprach heimlich mit dem Koch: Den Tag, welcher morgen kommt, ſollſt du früh unſer Mahl bereit haben und alle Speiſen ſollſt du ſo ſalzig ſein laſſen, wie du nur vermögend biſt, und ſetze vor Jung Sigurd Alles, was du am ſalzigſten beſchaffeſt. Und hierauf ging er hinweg und rief ſeinen Schenken und ſprach: Morgen, wenn wir in der Frühe eſſen, ſollſt du uns ſäumig ſchenken.“

50) Met und lutertrank. Tacitus (Germ. 23) ſagt von den Germanen: „Ihr Getränk iſt ein Saft, aus Gerſte oder Waizen zu einiger Aehnlichkeit mit dem Wein verkünſtelt“ (eigentlich verderbt, corruptus). Das älteſte künſtlich zubereitete Getränk unſerer Altvorderen war demnach das Bier. Später kamen Meth und Wein hinzu. (Den Wein kannten übrigens laut der angezogenen Stelle der Germania ſchon die Germanen des Tacitus: — „Die zunächſt dem Rheine wohnen, kaufen auch Wein.“) Bis in's 12. Jahrhundert tranken auch die Vornehmen neben dem Weine Meth, welcher letztere aber ſchon im 13. Jahrhundert kein „höfiſches“ Getränk mehr war. Zarncke (Mittelhochd. Wörterbuch von M. und Z. II. 161) hat richtig bemerkt, es gehöre zu den Volksmäßigkeiten des Nibelungenliedes, daß in demſelben der Meth noch als ein Getränk für Fürſten erſcheine. Daneben kommt aber auch ſchon der Lautertrank vor, wie gerade an dieſer Stelle unſeres Textes. Es war das raffinirteſte Getränk des Mittelalters, aus Wein, Kräutern und Gewürzen bereitet, alſo eine Art Likör.

51) Die Hohenemſer Laßberg'ſche Handſchrift des N. L. hat hier noch die Strophe:

Von demselben brunnen da Sifrit wart erslagen.
sult ir diu rehten maere von mir hörn sagen.
vor dem Otenwalde ein dorf lit Otenhaim.
da vliuzet noch der brunne des ist zwifel dehein.

32) Ich ſtelle aus der Sigurdharkvidha Fafnisbana thridhja die vom Nibelungenlied abweichende Erzählung der älteren Edda von Sigfrids Ermordung — welche übrigens mit der in der jüngeren Edda (ſ. d. Einleitg.) im Weſentlichen dieſelbe iſt — überſetzend zuſammen: —

Umgingen inmittelſt unmilde Nornen.
Einſam ſaß Brunhild, wenn einbrach der Abend.
Mit ſich zu ſprechen laut da hub an ſie:
Haben will Tod ich oder herzen den Sigurd . . . .
Oft ging ſie einſam, wenn einbrach der Abend,
Ueber Eis und Gletſcher, grimmig ganz,
Daß Sigurd und Gudrun zu Bette gingen
Und er die Braut barg unter Decke,
Der hunniſche König, zu koſen die Frau.

Sie reizt nun den Gunnar unabläſſig zum Mord auf. Der König gibt endlich der Eifernden nach und ſpricht ſeinen Bruder Hogni an, ihm zu helfen. Aber Hogni — ganz unähnlich dem deutſchen Hagen — mahnt an die Treuſchwüre, die ſie dem Schwager geleiſtet, und weigert ſich des Mordes. Darauf reizt Gunnar den „unwitzigen" jüngeren Bruder Guthorm, den Frevel zu thun, deſſen Vollzug die Edda mit den furchtbar knappen Worten meldet:

Bald ſtand dem Sigurd der Stahl im Herzen.

Ausführlicher die Wolſungaſaga: — Am nächſten Morgen ging Guthorm hinein zu Sigurd, der in ſeinem Bette ruhte. Und als er Guthorm anſah, wagte dieſer den Anfall nicht und ging wieder hinaus. Ebenſo ein zweites Mal. Denn Sigurds Augen waren ſo ſcharf, daß Wenige dagegen aufzuſehen wagten. Als aber Guthorm zum dritten Mal hinein ging, war Sigurd eingeſchlafen. Da ſchwang Guthorm das Schwert und ſtieß es in Sigurd, daß die ſcharfe Spitze im Polſter unter ihm ſtand . . . . Ihrerſeits erzählt die Edda nach geſchehenem Todesſtoß:

Raſch zur Rache hob ſich der Recke.
Nach dem Mordgierigen warf er den Ger
Aus des Edelings Händen das blanke Eiſen
So kraftvoll flog es auf Guthorm, den Fürſten,
Daß entzweigeſpalten fiel der Feind.
Die Füße ihm fielen flach auf den Boden
Und Haupt und Hände flogen hindann.
Sorgenlos ſchlafend zur Seite Sigurds
Lag Gudrun die Gute. Da war ihr Erwachen
Der Wonne bar . . . .
Der König ſtarb, die Königin ſtöhnte.
So heftig ſchlug ſie zuſammen die Hände,
Daß auf dem Brette klirrten die Becher
Und hell im Hofe die Gänſe kreiſchten.

33) Pfaffe, auch phaphe geſchrieben, im Mittelhochdeutſchen bekanntlich ohne die gehäſſige Bedeutung wie im Neuhochdeutſchen und ganz allgemein gebräuchlich für Prieſter. Man leitet, wie Jedermann weiß, das Wort von den Anfangsbuchſtaben der Worte pastor fidelis animarum fidelium her. Ob mit Recht?

34) Wir haben hier eine berühmte Belegſtelle von der Anwendung des Bahrrechts. Dieſes machte einen Theil der Gottesurtheile oder Ordalien (vom angelſächſ. Wort ordal) aus, welche ihrerſeits wiederum ein ſo bedeutſames Zubehör der Strafrechtspflege unſerer Altvordern bildeten. Wenn im germaniſchen Strafverfahren, welches bis zur Einführung des römiſchen Rechts in Deutſchland im Weſentlichen daſſelbe blieb, der Ankläger dem Eide des Angeklagten und ſeiner Eidhelfer nicht traute, ſo blieb ihm übrig, auf ein Gottesurtheil zu provociren, denn in ſolchen Fällen, wo „eine That dunkel, das Recht zweifelhaft war," meinten unſere Ahnen, müſſe man das Urtheil der Gottheit ſelbſt anheimſtellen, welche dem unſchuldigen Theile ſicher den Sieg verleihen würde. Zur Ermittelung des Gottesurtheils diente hauptſächlich der gerichtliche Zweikampf zwiſchen dem Ankläger und dem Angeklagten. Aber nur Freie durften ſich dieſer Art von Gottesurtheil unterziehen. Unfreie, ſowie Frauen, wenn ſie Keinen fanden, der ihre Sache im Zweikampfe gegen den Ankläger verfechten wollte, wurden anderen Proben unterworfen, beſonders der Waſſer- und Feuerprobe. Bei Anwendung von jener mußte der oder die Angeklagte aus einem zum Sieden gebrachten Waſſerkeſſel mit bloßer Hand einen Stein oder Ring herauslangen („Keſſelfang"). Die Verſehrtheit oder Unverſehrtheit der Hand bezeugte Schuld oder Nichtſchuld. Oder auch die Angeklagten wurden nackt ins kalte Waſſer geworfen. Blieben ſie oben ſchwimmen, ſo war die Schuld bezeugt, was wohl aus der heidniſch-religiöſen Vorſtellung entſprang, das reine Element nähme kein Unreines, keinen Miſſethäter in ſich auf. Dieſem Ordal wurden noch im 16. und 17. Jahrhundert namentlich Hexen ſo häufig unterworfen, daß es den Namen der Hexenprobe erhielt. Bei der Feuerprobe, wie ſie noch um 1443 im Rheingau üblich war, mußten die Angeſchuldigten zum Beweiſe ihrer Schuld oder Nichtſchuld ein glühendes Eiſen mit bloßer Hand halten oder mit nackten Füßen darauf treten. Es kam auch vor, daß der oder die Angeſchuldigte im bloßen Hemde durch einen flammenden Holzſtoß gehen mußte. Sagenhafte Berichte reden ſogar von Wachshemden. So zieht Grimm (Deutſche Rechtsalterthümer, 2. A. S. 912) folgende von Karls des Dicken Gemahlin Richardis handelnde Verſe aus der Kaiſerchronik an, die ich ins Neuhochdeutſch umſetze:

Sie ſchlief (ſchlüpfte) in ein Hemde,
Das dazu gemachet war,
An allen vier Enden,
Zu Füßen und zu Händen
Das Hemde ſie entzunden.
In einer kleinen Stunden
Das Hemd völlig von ihr brann,
Das Wachs auf das Pflaſter rann.

Der Frau that ſeinen Schaden das,
Da ſprachen ſie: Deo gratias.

Deutlich mahnt das Ordal der Feuerprobe an die ariſche Urheimat unſerer Ahnen, an die Urzeit, wo die große Völkerfamilie, von welcher Inder und Iranier, Hellenen und Italiker, Kelten, Germanen und Slaven als Sprößlinge ausgegangen, noch an den Quellen des Indus und des Oxus beiſammen ſaß. Denn wie das Gottesurtheil mittelſt der Feuerprobe altdeutſcher Rechtsbrauch war, ſo auch altindiſcher. Berühmteſtes Beiſpiel hievon findet ſich im altindiſchen Epos Ramajana, wo Sita, die ſchöne und treue Gattin Rama's, das Frauenideal der indiſchen Poeſie, nach ihrer Wiederbefreiung aus den Händen ihres Räubers, des Rieſen Rawana, ihre verdächtigte Unſchuld durch die Feuerprobe erweiſt. Noch ein ſpäterer Sanskrit-Poet, Bhatti, hat in einem Epos, deſſen Stoff er dem Ramajana entlehnte, dieſe Szene ſo beſchrieben: — „Als mit Zuſtimmung von Raghu's Enkel (Rama's) der Scheiterhaufen von Lakſchmana aufgethürmt war, betrachtete ſie ihn, umwandelte ihn rechts und ſprach zu Rama dieſe Worte: In's Feuer will ich den Körper werfen, o Rama, von dir beargwohnt. Verzehre mich, wenn ich geſündigt, o Feuer mit ſtrahlendem Leib, oder rette mich wie ein Freund, wenn ich unbefleckt bin! Das Feuer, nachdem es Maithili (Beiname Sita's) ausgeſtoßen, ſprach zu Rama: Kakutſtha, wie war es möglich, daß du Argwohn hegteſt gegen die edle Geliebte? Wäre ſie nicht rein geweſen, ſo hätte ich ſie auch nicht ausgeſtoßen; denn Keinem häng' ich an, o Raghu-Sproß, als dem Rechte." (Zolewicz, Polyglotte der oriental. Poeſie, S. 161.) Um aber auf das Bahrrecht zurückzukommen, ſo ſagt Grimm (Rechtsalterth. S. 930) darüber: „Bahrgericht fand beim Todtſchlag ſtatt, wenn der Thäter unentdeckt, aber Verdacht gegen Einen oder Mehrere vorhanden war; man ließ ſie an die Bahre treten und den Leichnam berühren, im Glauben, bei Annäherung des Schuldigen werde er zu bluten beginnen. Unterblieb das Bluten, ſo hatte ſich der Beargwohnte durch ſein Vortreten gereinigt." Und Walter (Deutſche Rechtsgeſch. 2. A. II. 122): „Eigenthümlich war bei der Mordklage das Gottesurtheil durch das Bahrrecht, wo der Angeklagte die Leiche unter Betheuerung ſeiner Unſchuld berühren mußte, indem die Wunden, wenn er ſchuldig wäre, ſich verändern und bluten würden. Der Gebrauch dieſes Bahrrechts hat ſich bis in das 18. Jahrhundert erhalten." Das Vertrauen auf dieſes Gottesurtheil war mit den Angelſachſen auch nach England hinübergekommen. In der berühmten Szene von Shakſpeare's Richard dem Dritten (Act 1, Sz. 2), wo Anna, die Wittwe des Prinzen Eduard, an der Bahre ihres Schwiegervaters, Heinrichs des Sechſten, mit ſeinem Mörder, Richard von Gloſter, zuſammentrifft, ruft ſie ihren Begleitern zu:

Seht, Gentlemen, des todten Heinrichs Wunden
Oeffnen den ſtarren Mund und bluten friſch.

Auch anderwärts wird uns das Vorkommen des Bahrrechts in England und Schottland bezeugt. Ebenſo war es in Skandinavien bekannt. Bemerkenswerth aber iſt, daß ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ihrer Zeit vorauseilende Geiſter in Deutſchland zu dem Inſtitut der Ordalien ſkeptiſch ſich verhielten. So beſchreibt Gottfried von Straßburg, meines Erachtens der freieſte Menſch des Mittelalters, in ſeinem Triſtan (Ausg. v. Maßmann, S. 390 fg.) mit unnachahmlich ironiſchem Behagen, welches ſchließlich in herbſten Spott ausläuft, wie ſeine wahrlich nicht ohne Grund der Untreue beſchuldigte Heldin Iſold vermittelſt einer anmuthigen Weiberliſt das Gottesurtheil des Tragens von glühendem Eiſen ſiegreich beſteht.

35) Wer den katholiſchen Cult kennt, wird, denke ich, damit einverſtanden ſein, daß ich ſo den Vers: Durch willen siner séle waz man opfers truoc — wiedergab. Genau genommen, könnte man freilich das „Opfertragen" auch noch folgender Maßen verſtehen. Während eine „Seelenmeſſe" geleſen oder ein „Seelen(hoch)amt" geſungen wird, umſchreitet beim „Offertorium" das ganze Leichengefolge, Einer hinter dem Andern, den Altar und legt Jeder eine größere oder kleinere Münze auf den daſelbſt aufgeſtellten Teller. Das heißt man oder hieß man wenigſtens in meiner Jugendzeit in meiner ſchwäbiſchen Heimat „z' Opfer geben."

36) Da wohl allgemein anerkannt iſt, daß der im Nibelungenlied webende Geiſt ein weſentlich heidniſch-germaniſcher, ſo dürfte es zu rechtfertigen ſein, wenn ich die Beſchreibung der Beſtattungsceremonien und namentlich die 1001. Strophe der Lachmann'ſchen Ausgabe, wo von den Landſchenkungen an die Klöſter die Rede iſt, im Gegenſatz zu Lachmann für eine der ſpäteſten Erweiterungen des Gedichts im chriſtlich-kirchlichen Sinn anſehe. Die freilich ſtets nur äußerlich gebliebene Umbildung der Sage im chriſtlichen Geiſte, welche ſie in Deutſchland erfuhr, tritt an dieſer Stelle recht grell zu Tage, beſonders wenn man ſie mit den Parallelſtellen in den nordiſchen Ueberlieferungen zuſammenhält. In den beiden Edden folgt der urariſchen Sitte gemäß, welche in der indiſchen Wittwenverbrennung bis in unſere Tage herein fortlebte, Brunhild dem Sigfrid im Tode nach, weil ſie urſprünglich ihm verlobt war. Mit ihm und ihr werden, wie das dritte Sigurdlied der älteren Edda angibt, acht Knechte und fünf Mägde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Schilderung, wie Brunhild mit großartiger Freudigkeit ihre Todeshochzeit mit Sigurd anordnet, gehört zu dem Erhabenſten, was uns in der Edda gedichtet iſt, und macht einen reintragiſchen Eindruck. Die Wölſungaſaga (Kap. 30, Maßmann, I, 222) berichtet: „Nun wurden um Sigurds Leiche Zurüſtungen getroffen nach alter Sitte und ein großer Scheiterhaufen errichtet, und als er recht im Brand war, da wurde oben darauf gelegt die Leiche des Sigurd und ſeines drei Winter alten Sohnes, den Brynhild erſchlagen ließ, und Guthorms. Und als der Scheiterhaufen ganz in Flammen ſtand, ging Brynhild daran hinaus und ſprach zu ihren Kammermägden, daß ſie das Gold nehmen möchten,

langte er nicht geradezu, wir, der Statthalter Chriſti, ſollten auf unſer heiliges Recht der Oberlehensherrlichkeit über die Krone von Neapel verzichten? Nein, bei Bann und Interdikt — "

„Die haben von ihrer Schreckbarkeit ſchon allzuviel eingebüßt," fiel der Cardinal dem aufgeregten Pontifex kecklich in die Rede, „heiligſter Vater, die Zeiten der Gregore und Innocenze ſind vorüber. Der Wahn iſt eine gute Waffe gegenüber der dumpfen Maſſe, nicht aber gegenüber dieſem eiteln Gecken von König, deſſen kleines Hirn noch dazu von den bisherigen Erfolgen ſeiner Invaſion ganz berauſcht iſt. Die Eitelkeit bekämpft man am leichteſten und ſicherſten mit Klugheit."

„Wahr, mein Sohn," ſagte der Pabſt, „allein was iſt für den Augenblick zu thun? So viel an mir liegt, werde ich der Würde und den Rechten des heiligen Stuhls nie Etwas vergeben, eher den Mauern Roms den Rücken kehren. Ich ließ den Duca von Calabrien mit ſeinem Heer in Rom einrücken, ließ in der Eile die ſchwächſten Plätze befeſtigen und war entſchloſſen, hinter den Baſtionen des Caſtello San Angelo unter dem Banner des das ſie ihnen geben wollte: und hierauf ſtarb Brynhild und verbrannte dort mit Sigurd und ſo ſchloß ihr Leben."

57) Es ſtimmt ſchon nicht mehr zu dem liebevollen, echtweiblichen Charakter, welchen Kriemhild bis dahin bewahrte, wenn ſie ihrer Mutterpflicht anſcheinend ſo leicht vergißt. Zur Erklärung dieſes Benehmens muß man einestheils ſich erinnern, daß die Bande der Blutsverwandtſchaft, durch welche die Wittwe Sigfrids in Worms zurückgehalten wurde, zu jener Zeit noch viel feſter waren als ſpäter, und anderntheils kann angenommen werden, daß unſer Lied, indem es die Mutter ihr Kind aufgeben läßt, andeuten wollte, was für eine gewaltſame Veränderung die ſchreckliche Kataſtrophe im Odenwald in Kriemhilds Charakter zuwege gebracht habe. Sie lebt fortan nicht mehr der Liebe, ſondern nur noch der Rache und ſo mag hauptſächlich die geheime Hoffnung, den Mord zu rächen, ſie bewogen haben, in Worms zu bleiben.

58) Das war freilich eine Lüge oder ſteht wenigſtens in directem Gegenſatz zu dem Benehmen Gernots, als die Burgunden zuerſt auf Verrath gegen Sigfrid ſannen (vgl. Hauptſtück 7). Derartige Widerſprüche ſind recht geeignet, zu zeigen, durch wie manche Hand unſer Lied gegangen, bis es ſeine jetzige Geſtalt erhielt.

59) „Die Morgengabe wurde nach altem Herkommen der jungen Frau am Morgen nach der Heirat vor den verſammelten Verwandten (von dem Gatten) überreicht. Ihrer urſprünglichen Bedeutung nach war ſie ein Zeugniß, daß die Frau nach keuſcher Bewahrung ihrer jungfräulichen Ehre der vollen Ehre und Rechte der Gattin theilhaftig geworden, damit deßhalb keine Anfechtung der Ehe erhoben werden konnte. Später miſchte ſich hauptſächlich die Rückſicht auf einen Vermögensvortheil für die Wittwe ein. Dieſe nahm bei der Auflöſung der Ehe das ihr als Morgengabe Geſchenkte aus der Maſſe heraus und ſie durfte, wenn es ihr beſtritten wurde, durch einen Eid erhärten, was ihr als Morgengabe gegeben war." Walter, D. R. II. 445. Schon Tacitus ſcheint von der Morgengabe, als bei den Germanen üblich, vernommen zu haben. Wenigſtens laſſen ſich die von dem Gatten ſeiner Neuvermählten dargebrachten Geſchenke (munera), von welchen er ſpricht (Germania, 18), darauf deuten.

60) Lachmann, der überall, wenn auch keineswegs immer mit Glück, auf die Wiederherſtellung des urſprünglichen Inhalts unſeres Liedes ausging, hat die ganze Stelle von Eine riche fürstenaptey stifte vrou Uote an bis zum Schluſſe des Abſchnitts verworfen und zwar gewiß mit Recht. Denn ſie verräth ſich auf den erſten Anblick als eine ſpätere Hinzudichtung und zwar als eine von geiſtlicher Hand herrührende.

61) Bekanntlich hat man ſich mit der hiſtoriſchen Ausdeutung des Nibelungenliedes viele Mühe gegeben, iſt aber bislang nur zu Reſultaten gelangt, wie ſie ſich eben ergeben, wenn man Sage und Dichtung in das Prokruſtesbett geſchichtlicher Vorausſetzungen zwängt. In dem Etzel unſeres Liedes ſollte um jeden Preis der hiſtoriſche Attila nachgewieſen werden und allerdings gedenken alte Geſchichtſchreiber (Proſper der Aquitanier, Caſſiodor, Paul der Diakon) eines Burgundenkönigs Gundikar, welcher ſammt ſeinem ganzen Geſchlecht und Volk („cum populo suo ac stirpe") beim Einfall der Hunnen in Gallien vernichtet wurde. Auch Jornandes (De rebus geticis, 36) berichtet von dem Kampf zwiſchen Burgunden und Hunnen. Derſelbe ſchildert die Rieſenſchlacht auf den catalauniſchen Feldern (i. J. 451) in einem Tone, welcher unwillkürlich dazu drängt, in der Nibelungennoth, d. h. in der Vernichtung der Burgunden im Hunnenland (ſtatt Hiunenlant, Hunenlant, Hennenlant) nur die poetiſche Spiegelung einer geſchichtlichen Kataſtrophe zu erblicken. Endlich iſt die Erinnerung an die Eroberungen Attila's, an ſeine außerordentliche Machtſtellung ganz unleugbar im Nibelungenlied thätig. Aus Alledem erhellt, daß in unſere Sigfridsſage und demnach auch in unſer Nationalepos, namentlich in den zweiten Theil deſſelben, hiſtoriſche Erinnerungen und Bezüge eingegangen ſein mögen. Mehr zu erweiſen, dürfte ſchwerlich möglich ſein. Auf keinen Fall aber iſt der Etzel unſeres Liedes mit dem hiſtoriſchen Attila identiſch; denn zwei verſchiedenartigere Charaktere kann es kaum geben. Der hiſtoriſche Attila iſt eine der koloſſalſten Reckengeſtalten der an ſolchen rieſigen Figuren überreichen Völkerwanderungszeit, der Etzel des Nibelungenliedes iſt ein zaghafter, unritterlicher alter Mann, deſſen mitunter unternommene herzhafte Anläufe, wie wir im Texte ſehen werden, weit mehr komiſch als heroiſch ausfallen. Man wird doch auch wohl nicht ſagen wollen, dieſe Darſtellung des Hunnenkönigs ſei eine Rache geweſen, welche die deutſche Sage und Dichtung an ihm genommen. Von ſolcher ſubtilen Sophiſterei weiß die alte Dichtung Nichts. So Etwas widerſpricht ganz ihrem Charakter, welcher weſentlich ein naiver iſt. Der Etzel der deutſchen Sage, in Stellung und Schickſal von dem Atli der Edda ſehr verſchieden, iſt der Eroberer von Hunenland, ein Heide, von weitreichender Macht, Beſitzer von zwölf oder gar dreizehn Königskronen und Gemahl der Helche (Herche, Herka, Herkja), Tochter des Königs Oſerich, welchem ſie durch Rüdeger für ſeinen Lehnsherrn Etzel geraubt wurde. Nach ihrem Tod vermählt ſich Etzel mit der verwittweten Kriemhild und tritt dadurch in den Kreis der Sigfridsſage. Vgl. über Etzel Grimm, D. Deutſche Heldenſage, S. 67 fg. 139 fg. 339. Merkwürdig iſt, daß die deutſche Sage vom Ausgang Etzels nichts Beſtimmtes weiß. Das Gedicht „Die Klage," der Nachhall der Nibelungennoth, ſagt in einer Handſchrift, daß Einige der Meinung wären, Etzel ſei erſchlagen worden, Andere widerſprachen dieſem. Dem Atlilied der älteren Edda zufolge tödtet Gudrun (Kriemhild) ihren zweiten Gatten Atli, um den Mord ihrer Brüder an ihm zu rächen, eine von der deutſchen Geſtaltung der Sage grundverſchiedene Verſion. Anderes weiß die Thidrekſaga (Kap. 423 fg.) von Atli's Tod. Ihr zufolge wird er durch Aldrian, den Sohn Högni's, des Bruders der Gudrun,

vermittelſt einer Erzählung vom Nibelungenhort in eine Berghöhle gelockt, dort verſperrt und jämmerlich zu Tode gehungert. Den Tod des Attila der Geſchichte erzählt Gibbon (Geſch. d. Sinkens und Untergangs d. röm. Weltreichs, Kap. 35) ſo: „Bevor der Hunnenkönig Italien räumte, drohte er ſchrecklicher und unverſöhnlicher wieder zu kommen, wenn ſeine Braut, die Prinzeſſin Honoria, nicht innerhalb der in dem Vertrage feſtgeſetzten Zeit ſeinen Geſandten überantwortet werden würde. In der Zwiſchenzeit tröſtete Attila jedoch ſeine Sehnſucht, indem er eine ſchöne Jungfrau, Ildiko mit Namen, zur Reihe ſeiner unzähligen Frauen hinzufügte. Ihre Vermählung wurde mit barbariſcher Pracht und Feſtlichkeit in ſeinem hölzernen Palaſte jenſeits der Donau gefeiert, und der Monarch verfügte ſich in ſpäter Nachtſtunde, von Schlaf und Wein überwältigt, in das Brautbett. Die Diener achteten ehrfurchtsvoll ſeine Freude oder ſeine Ruhe den größten Theil des folgenden Tages hindurch, bis die ungewöhnliche Stille ihre Beſorgniſſe und ihren Argwohn rege machte und ſie nach dem Verſuche, Attila durch lautes und wiederholtes Rufen zu wecken, endlich in das Gemach des Königs drangen. Sie fanden die bebende Braut neben ſeinem Lager ſitzen, das Antlitz in ihren Schleier gehüllt, und ſowohl ihre eigene Gefahr als den Tod des Königs beklagend, der während der Nacht verſchieden war. Eine Ader war plötzlich geborſten; und da Attila auf dem Rücken lag, wurde er durch den Blutſtrom erſtickt, welcher, ſtatt durch die Nüſtern ſeinen Ausweg zu finden, in Lunge und Magen zurückgurgelte. Seine Leiche wurde in Mitte der Ebene feierlich unter einem ſeidenen Baldachin ausgeſtellt und die auserleſenen Geſchwader der Hunnen, in gemeſſener Bewegung um dieſelbe ſchwenkend, ſangen den Leichenfeiergeſang zum Andenken eines Helden, ruhmreich im Leben, unbezwinglich im Tode, des Vaters ſeines Volkes, der Geißel ſeiner Feinde, des Schreckens des Erdballs.“

62) Die Sage iſt nicht ſo ungalant, ihren Heldinnen das Alter nachzurechnen. In der griechiſchen Sage iſt Helena ewig jung und ſchön und ebenſo Kriemhild in der deutſchen. Die Heldendichtung kümmert ſich nicht mehr als die Sage um Geburtsſcheine und Jahreszahlen. Nicht ſo galant iſt die Lehre von der Addition. Sie notirt, daß dem Nibelungenlied zufolge Kriemhild zehn Jahre mit Sigfrid und nachmals dreizehn Jahre als Wittwe gelebt hat. Bei ihrer Heirat mit Sigfrid mochte ſie nicht weniger als zwanzig Jahre alt ſein, denn es war althergebrachte germaniſche Sitte, daß weder Jünglinge noch Jungfrauen den Ehebund übereilten, wie ſchon Tacitus bezeugt („sera juvenum Venus, eoque inexhausta pubertas; nec virgines festinantur.“ Germ. 20). So war denn Kriemhild, als Etzel um ſie zu freien beſchloß, eine ſehr mittelalterliche Schönheit von dreiundvierzig Jahren. Indeſſen, in Berückſichtigung des am Eingange dieſer Anmerkung Geſagten, dürfte es kaum ſtatthaft ſein, mit W. Grimm (D. Heldenſ. 64) in der „Ungeſchicklichkeit“ unſeres Gedichts, welche der Heldin das Alter nachzurechnen ermöglicht, einen Beweis gegen die Einheit des Nibelungenliedes zu finden. Grimm meint, ein einziger Dichter könne das Ganze nicht angeordnet haben, weil er ohne Mühe eine ſolche Ungeſchicklichkeit vermieden hätte. Wenn diejenigen, welche unſer Epos einem einzigen Dichter oder wenigſtens einem einzigen Anordner und Ueberarbeiter zutheilen, keinen gewichtigeren Einwurf zu beſtreiten hätten, dürften ſie froh ſein. Denn wenn es einem vielgenannten Romandichter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnen konnte und wirklich begegnete, daß er Weſentliches, was er im 1. Bande eines ſeiner Bücher geſagt, im 3. total vergeſſen hatte, ſo konnte es auch einem Rhapſoden des Mittelalters begegnen, daß er von der Schönheit einer Frau, die er zehn Jahre als Eheweib und dreizehn Jahre als Wittwe hatte exiſtiren laſſen, mit ein wenig zu viel Emphaſe ſprach. Aber, wie geſagt, Helenen und Kriemhilden altern nicht.

63) Hier folgen im Texte, den meiſten Handſchriften gemäß, zwei Strophen, die ich als völlig überflüſſig in der Ueberſetzung wegließ. In der erſten macht Rüdeger den Etzel noch einmal darauf aufmerkſam, daß Kriemhild das Weib Sigfrids geweſen, mit dem Zuſatz: Den hastu hie gesehen — welcher ſehr befremdend ſein müßte, hieße nicht in der Wölſungaſaga (C. 19), die, obgleich jetzt gänzlich bei uns erloſchen, dennoch urſprünglich in Deutſchland ihre Heimat hatte, Sigfrid ein Sprößling hunniſcher Könige. Auch im 3. Sigurdlied der Edda wird Sigurd zu wiederholten Malen der Hunniſche, der Hunenfürſt genannt. Einen andern, freilich nur ſehr dunkeln, Aufſchluß gibt unſer mittelhochd. Gedicht vom Biterolf (9471 fg.), demzufolge Sigfrid in ſeiner Jugend durch Dietrich von Bern mit Gewalt ins Hunenland geführt wurde.

64) Von Ungern. Lachm. Ausg. Str. 1102. In dieſer Lesart ſteckt eine ſehr deutliche Beziehung des ſagenhaften Etzels auf den hiſtoriſchen Attila, welcher letztere ja, wie Jedermann weiß, in Ungarn ſeine Reſidenz oder vielmehr ſein Standlager hatte.

65) Am Wormſer Hofe kennt alſo nur Hagen allein den Rüdeger von Bechelaren und doch hatte dieſer dem Etzel geſagt, daß er ſeit Langem die Burgundenkönige Gunther, Gernot und Giſelher kenne. Auch Kriemhild mußte ihm bekannt ſein, denn ſonſt hätte er von ihrer Schönheit nicht ſo begeiſtert reden können. Man muß daraus ſchließen, daß nicht einmal der kurze Abſchnitt von Str. 1083 bis Str. 1120 (Lachm. A.) von einem und demſelben Dichter herrühre. Denn hier iſt doch wohl die Entſchuldigung der Vergeßlichkeit nicht ſtatthaft.

66) Wie es ſich damit verhielt, darüber gibt uns einen Fingerzeig das ſeinem Gehalte nach uralte, wenn auch nur in lateiniſchen Hexametern uns überlieferte Walthari-Lied (Waltharius manu fortis), welches ein St. Galler Mönch, der i. J. 973 geſtorbene ältere Ekkehard (oder deſſen Zeitgenoſſe Geraldus?) ſo geformt hat. (Ich will an dem Namen Ekkehard nicht vorübergehen, ohne flüchtig des herzigen gleichna-

migen Buches von V. Scheffel zu gedenken, welches das zehnte Jahrhundert ſo höchſt anſchaulich wieder vor uns aufleben läßt. Scheffel gab auch, wie früher ſchon Schwab und Simrock thaten, als Anhang zu ſeiner Geſchichte von Ekkehart eine Neuhochdeutſchung vom Waltharilied.) Dort ſteht zu leſen, daß der Hunnenkönig Etzel gewohnt war, die Kinder beſiegter Könige als Geiſeln mit ſich an ſein Hoflager zu führen, wo ſie erzogen wurden. Es iſt dies auch ein geſchichtlicher Zug, denn von dem hiſtoriſchen Attila wiſſen wir insbeſondere, daß des römiſchen Miniſters Aëtius Sohn Carpilio ſich in gleicher Eigenſchaft bei ihm befand.

67) Das iſt nun eine der Naivetäten oder vielmehr der höfiſch-ritterlichen Redensarten des 13. Jahrhunderts, die ſich im Neuhochdeutſchen komiſch ausnehmen. Der „grimme" Hagen von Tronje, ſo eine echte und gerechte Reckengeſtalt der Urzeit, ein „vil zierlicher degen"! Dieſes Beiwort möchte ganz gut auf einen Lancelot, Jwein, Gawan und Triſtan, am Ende auch noch auf einen Parzival paſſen, aber auf Hagen! Es iſt, als hängte man einem unſerer gothiſchen Münſterthürme ein ſeidenes Mäntelchen um. Man muß denn doch geſtehen, daß die höfiſchen Bearbeiter der alten Heldenlieder mitunter recht romantiſch, will ſagen recht gedankenlos verfuhren.

68) Wart min lip ie schoene, des bin ich ane getân. Kriemhilt alſo wußte recht wohl, daß ſie nicht mehr die Kriemhilt von vormals war. Sie hatte ihre Jahre gezählt. Vgl. Anmerk. 62.

69) Die Hohenemſer Handſchrift hat hier den ſeltſamen Zuſatz, Etzel ſei ja „nicht ganz ein Heide" (ern ist niht gar ein heiden), denn er ſei früher Chriſt geworden, dann aber allerdings wieder abgefallen (er sich widere vernogieret hat).

70) Wie hierarchiſche Politik immer und überall die Frauen zu ihren Werkzeugen zu machen liebte, ſo haben ſich auch die chriſtlichen Prieſter die Hinneigung des weiblichen Gemüths zur religiöſen Schwärmerei und den Einfluß der Frauen auf das Herz der Männer frühzeitig nutzbar zu machen gewußt. Chriſtliche Prinzeſſinnen, an heidniſche Fürſten verheiratet, wirkten zahlreiche Bekehrungswunder. Ein folgenreichſtes derſelben, freilich bei näherem Zuſehen nicht ſehr wunderbar, war die Bekehrung oder wenigſtens Hinwendung des Frankenkönigs Klodwig zum Chriſtenthum durch ſeine Gemahlin, die Burgundin Klotilde. Jedenfalls iſt die diplomatiſche Hindeutung Rüdegers auf die Möglichkeit, daß König Etzel durch Kriemhilt zum Chriſten gemacht werden könnte, ein ſo recht aus der Zeit, wo das germaniſche Heidenthum vor dem mit Liſt und Gewalt andringenden Chriſtenthum Schritt für Schritt zurückwich, herausgegriffener Zug.

71) Die ewigen Garderobegeſchichten ſind zu den unerquicklichſten Partieen im Nibelungenlied zu rechnen. Ich kürze dieſe monotonen Wiederholungen nur da nicht, wo ſittengeſchichtlich denkwürdige Einzelnheiten darin berührt werden.

72) Das gehört auch in das lange Regiſter der Widerſprüche unſeres Textes. Hagen hatte ja den Nibelungenhort weggenommen und in den Rhein verſenkt. Woher alſo dieſes Gold? Solche gedankenloſe Einſchiebſel könnten Einem den Genuß des Ganzen verleiden, falls man ſie nicht für das nähme, was ſie ſind, bunte Zierlappen, ungeſchickt auf den Purpurmantel unſerer Heldenſage geplätzt. Der Urheber der vorliegenden Flickſtelle mochte dazu bewogen werden dadurch, daß er auf das todfeindliche Verhältniß zwiſchen Kriemhilt und Hagen noch einen überflüſſigen Drucker ſetzen wollte.

73) Die durch mine liebe wellent ellende sin. Das vom Stamme lant kommende Adjectiv ellende läßt ſich allerdings mit unſerem „elend" wiedergeben, obſchon ſeine eigentliche Bedeutung iſt: fremd, heimatsfern, heimatslos. Dem deutſchen Heimatsgefühl gemäß war und iſt ja der Heimatsferne, Heimatsloſe elend. Ich ellende mich, ich gehe in die Fremde. Sich ellenden, ſich entfremden. So ſingt Walther von der Vogelweide: Owê waz êren sich ellendet tiuschen landen, o weh, was an Ehren ſich entfremdet deutſchen Landen! Verellenden, expatriiren, aus der Heimat treiben, verbannen, ins Elend ſtoßen. Exil und Elend ganz gleichbedeutend.

74) Im Mittelalter wurden die Reiſen, ſoweit nicht die Schifffahrt und etwa die winterliche Schneebahn andere Beförderungsmittel darbot, zu Pferde gemacht, von Frauen nicht weniger als von Männern, und da man nur mit eigenen Pferden reiſte, konnte man nur kleine Tagmärſche machen. Allerdings kam es zu dieſer und in noch früherer Zeit vor, daß Frauen mitunter zu Wagen — ungemein plumpe und ſchwerfällige Karren — reiſten. Aber das waren alte oder kranke Damen. Die jungen und rüſtigen ſaßen im Sattel. Die Straßen waren damals in Deutſchland, was ſie noch heute im Innern Rußlands und der Türkei ſind, bloße Andeutungen der Wegzüge.

75) Niftel, Schweſtertochter. Der urſprüngliche Text der Sage iſt an dieſer Stelle ſehr corrumpirt durch die willkürliche Einführung des Biſchofs Pilgrim von Paſſau. Dieſer geiſtliche Herr hat erſt im 10. Jahrhundert gelebt und wird trotzdem zu einem Ohm Kriemhilds gemacht und als ſolcher in unſere Heldenſage eingeſchoben. W. Grimm (a. a. O. 71) nennt das geradezu eine „Ungereimtheit." Ich habe nach dem Vorgang Lachmanns dieſe Epiſode zwiſchen Klammern geſetzt. Vgl. übrigens die Einleitung.

76) Botelungs Sohn iſt Etzel. Der Name Botelung ein ſehr deutlicher Anklang an den eddiſchen Budli, den Vater des Atli.

77) Si sâzen gên den lüften (gegen dem lufte). Ich überſetze: Sie ſaßen in der Laube — nämlich in einer der großen Fenſterniſchen des Palas. Solche Lauben (louben, liewen) durften keinem wohlgebauten Herrenhaus fehlen. Es waren da und dort in die dicken Mauern eingelaſſene und gewölbte Fenſterniſchen, mit Sitzen verſehen, und die Frauen ſaßen da gerne beiſammen, plaudernd und ins Land ausblickend.

78) Dietrich von Bern (Verona oder Bonn?), welcher

im Nibelungenlied an Etzels Hof erſcheint, von ſeinem böſen Oheim Ermanarich (Jörmunrek, Ermenrek) aus dem väterlichen Erbe vertrieben, iſt der Mittelpunkt des oſtgothiſchen Sagenkreiſes von den Amelungen (Amaler) und er war, in Verbindung mit ſeinem Waffenmeiſter Hildebrand, eine Lieblingsgeſtalt germaniſcher Heldendichtung. Vgl. W. Grimm, a. a. O. 1 — 3 und 344. Die hiſtoriſche Beziehung Dietrichs auf den großen Oſtgothenkönig Theoderich läßt ſich nicht durchführen, obſchon geſchichtliche Anklänge in die Geſtaltung der Dietrichsſage, wie wir ſie kennen, deutlich hörbar eingegangen ſind. Auf die urſprünglich mythiſche Natur des Helden deutet der ihm zugeſchriebene Feuerathem. Im ſkandinaviſchen Norden hat ſich die deutſche Sage von Dietrich (nord. Thidrek) zu einer weitläufigen Sagencompilation ausgeſponnen. Hier, in der nordiſchen Thidrekſage, wird vom Urſprung und Ausſehen des Helden Solches erzählt (Raßmann, II, 357): „König Thetmar herrſchte über Bern; er war ein großer Mann und ruhmreich, weiſe und tüchtig im Herrſchen und ein gewaltiger Kriegsheld, munter und herablaſſend, milde und großmüthig und beliebt bei ſeinen Mannen. Seine Gattin Odilia war weiſe und freundlich und die geſchickteſte von allen Frauen in allen Dingen. Sie hatten einen Sohn, der Thidrek hieß. Und als dieſer aufwuchs, da war er ein ſo großer Mann von Wuchs, daß ſich kaum ſeines Gleichen fand, indeſſen war er kein Rieſe. Er hatte ein langes, regelmäßiges und hellfarbiges Antlitz und ſeine Augen waren die beſten unter den Männern und etwas dunkelbraun; ſein Haar war ſtark und ſchön wie geſchlagenes Gold und wallte überall in Locken herab. Er hatte keinen Bart, ein ſo alter Mann er auch wurde. Seine Schultern waren ſo groß, daß man mit zwei Ellen darüber meſſen konnte. Seine Arme waren ſo dick, wie ein ſtarker Stamm und hart wie ein Stein; er hatte eine ſchöne Hand, um die Mitte war er ſchmal und wohlgewachſen, aber ſeine Hüfte und Schenkel waren ſo dick, daß es Jedermann ein großes Wunder deuchte, wie auf ſolche Weiſe ein Mann gebildet ſein konnte. Seine Füße waren ſchön und wohlgewachſen, aber ſeine Waden und Schienbeine waren ſo dick, daß ſie wohl ein Rieſe haben konnte. Seine Kraft war ſo groß, daß kein Menſch es wußte und beinahe er ſelber kaum erproben konnte."

79) Gebende. Verheiratete oder verwittwete Frauen verhüllten Haupthaar, Stirne und Wangen mit ſchleierartigen Binden (Wimpel, Riſen). Auch trugen ſie koſtbar geſtickte Hauben oder barettförmige Hüte aus Sammet und Seide mit Pfauen- oder Reiherfederbüſchen. Die Jungfrauen dagegen trugen das Haar bloß, drehten es in zierliche Locken oder flochten es in mit Goldfäden durchwobene Zöpfe und ließen es ſo über die Schultern auf den Buſen herabfallen. Bei feſtlichen Gelegenheiten lag ihnen auf dem Haupt ein friſcher Laub- oder Blumenkranz oder ein Gewinde von golddurchwebener Seide oder endlich ein Reif von edlem Metall.

80) Puneiz (buneiz), verdorben aus dem lat. pugnatio, ein Lanzenrennen zu Pferde.

81) Der Heide Etzel war alſo von muſterhafter Toleranz. Der chriſtliche Cult blieb an ſeinem Hoflager fortwährend in Uebung, was ſich aus der Menge ſeiner chriſtlichen Vaſallen und mehr noch daraus erklärt, daß wie ſeine zweite ſo auch ſeine erſte Frau Chriſtin geweſen iſt.

82) Hagen war nämlich in ſeiner Jugend als Geiſel bei Etzel geweſen. Zu Anfang des Walthari-Liedes heißt es (Simrock, das kleine Heldenbuch, S. 3):

Der ſtolze Hunenkönig, Herr Etzel, war bedacht
Die Welt zu unterwerfen mit ſeiner Heeresmacht.
Schon huldigten und zinſten ihm deutſcher Völker viel;
Das große Reich der Franken, das nahm er jetzo zum Ziel.
Zu Wormes ſaß Herr Gibich, der Frankenkönig hehr:
Da kamen ſchnelle Boten und brachten üble Mär,
Die Heunen zogen ſiegreich einher vom Donauland,
Unzählbar wie die Sterne und wie am Ufer der Sand.
Das war dem reichen König im Herzen leid genug,
Da entbot er ſchnell die Seinen, die er um Rath befrug.
Sie ſprachen einſtimmig: „Wir können ihm nicht ſtehn,
Laßt uns Geiſeln geben und ſeinen Frieden erflehn."
Nun war ein edler Knabe, beherzt und lobeſam,
Hagen geheißen, vom alten Trojerſtamm.
Den dacht' er (Gibich) zu vergeiſeln, denn Gunther lag, ſein Sohn,
Noch an der Mutter Brüſten, er wär' dem Tod nicht entflohn.
Da ſandt' er König Etzeln an ſeines Kindes Platz
Dieſen edlen Geiſel zugleich mit reichem Schatz
Und ließ um Frieden bitten, der ward ihm nicht verſagt:
Das Gold und auch der Geiſel hatten Etzeln wohlbehagt

83) Eine andere Lesart läßt dieſen Botenritt gar nur zehn Tage währen. Man hatte aber bei der damaligen Reiſeart wenigſtens das Dreifache dieſer Zeit nöthig, um aus Ungarn nach Worms zu gelangen. Da nun die zweite Hälfte unſeres Liedes ſonſt durch größere Genauigkeit der Ortsangaben ſehr von der in dieſer Hinſicht ganz vagen erſten ſich unterſcheidet, ſo bleibt nur übrig, anzunehmen, es habe durch die auffallend kurze Friſt, welche den Boten gegeben wird, die Eile, der ſie ſich befliſſen, angedeutet werden ſollen.

84) Die Laßberg'ſche Handſchrift und die Abdrücke derſelben haben hier den Zuſatz:

Die Nibelunges helde kômen mit in dan
In tûsent halspergen, die heime heten lân
Manege schoene vrouwen die si gesâhen nimmer mê,
Sîfrides wunden tâten Kriemhilde wê.

Die hier erwähnten „Nibelungen-Helden" laſſen zwei Erklärungen zu. Entweder ſind damit die Recken gemeint, welche, wie wir ſahen, dem Gernot und Giſelher folgten, als dieſe den Nibelungenhort nach Worms holten, oder aber die Burgunden ſelbſt. Für die letztere Annahme ſpricht, daß von jetzt an im Text unſeres Liedes die zu den Hunen fahrenden burgundiſchen Fürſten und ihre Mannen abwechſelnd Burgunden oder und zwar häufiger Nibelungen genannt werden.

Der Ueberarbeiter unſeres Liedes ſcheint angenommen zu haben, daß mit dem Beſitze des Hortes auch der Name deſſelben auf die Burgunden übergegangen ſei. Holtzmann (Unterſuchungen über das Nibelungenlied, S. **93**) hat richtig bemerkt, wie unpaſſend es wäre, wenn die eigentlichen Nibelungen, d. i. die Mannen Sigfrids, den Mord ihres Herrn mitbüßen müßten. Der urſprünglichen Ueberlieferung gemäß, wie ſie in den nordiſchen Sprachdenkmalen vorliegt, ſind freilich die Giukungen, d. h. Gunther und ſeine Brüder, die eigentlichen Nibelungen. S. d. Einleitung.

85) In der altdeutſchen Religion, deren Ueberlieferungen hier in unſer Lied hereinſpielen, hatte ſich das Gottesbewußtſein, von der Verehrung der Naturgewalten ausgegangen, zur Annahme einer Menge von göttlichen und halbgöttlichen Weſen entfaltet. Zwiſchen der Welt der Götter und der Welt der Menſchen ſtand eine Mittelwelt von übermenſchlichen Weſen, denn die gläubige Volksphantaſie ſuchte im Walten der Naturkräfte überall Anhaltspunkte zu götter- und geiſterhaften Bildungen und dieſes Durchgeiſtigen der Natur iſt es, was dem germaniſchen Heidenthum etwas Pantheiſtiſches verleiht. Sehr materiell iſt dieſes in der Vorſtellung von den Rieſen (Thurſen, Hünen) gefaßt, denn dieſe ungefügen Weſen überragen den Menſchen nur an körperlicher Länge und Stärke, keineswegs an Witz und Verſtand: ſie ſind „ſo dumm wie lang.“ Ein weit geiſtigeres Element erſcheint in den halbgöttlichen Weſen verkörpert, welche unter dem Geſammtnamen der Wichte oder Elben (nordiſch Alfen) begriffen ſind. Auch die Zwerge gehören dazu. Im Allgemeinen iſt das Elbenvolk gutmüthig und den Menſchen wohlgeſinnt, weßwegen die Elben die „guten Holden“ heißen. Ihre Menge iſt groß. Es gibt Hausgeiſter („Heinzelmännchen“, „Wolterken“, „Hütchen“), Waldgeiſter („Mooſleutchen“, „Buſchgroßmutter“, „Moosfräulein“) und Waſſergeiſter („Nixen“ beiderlei Geſchlechtes, „Waſſerholden“, „Nümmelchen“). Sie werden auch die „weiſen Leute“ genannt, weil ſie die Zukunft wiſſen und den Menſchen weiſſagen. So heißen in unſerer Textſtelle die badenden Waſſerfrauen „wisiu wîp.“ Näheres über die Waſſergeiſter bei Grimm (D. Mythologie, **3**. A. **404** fg.), Müller (Geſch. und Syſt. d. altd. Religion, **369** fg.), Simrock (Handb. d. d. Mytholog. **473** fg.) und Wolf (D. d. Götterlehre, **62** fg.). Zur Vergleichung des keltiſchen, ſlaviſchen und germaniſchen Geiſterglaubens ſ. meine „Geſchichte der Religion“, II. **241** fg., **264**, **270** fg., **302**.

86) Ir wunderlich gewant. Zweifelsohne waren die Kleider der Waſſerfrauen ſolche Schwanhemden, wie ſie auch die Walküren, die Schildjungfrauen Odins trugen. (Vgl. den reizenden Anfang von Simrocks Bearbeitung der Sage vom Schmied Wieland oder Weland, Amelungenlied S. **6** fg., wo die drei Brüder Wieland, Eigel und Helfrich drei badende Walküren beſchleichen, dieſelben durch Wegnehmen der Schwanhemden am Fortfliegen verhindern und ſie zu ihren Bräuten gewinnen.) In der urſprünglichen Ueberlieferung war wohl die Walkürennatur der weiſſagenden Waſſerfrauen deutlicher zu Tage getreten, als dies in dem jetzigen Text unſeres Liedes der Fall iſt.

87) Dieſer ſanfte verſöhnliche Zug fällt an einem ſo eiſernen Manne wie Hagen doppelt wohlthuend auf, entſpringt aber derſelben Quelle, welcher der meuchleriſche Frevel an Sigfrid entſprang, nämlich der unerſchütterlichen Treue des Vaſallen gegen ſeinen Lehnsherrn. Hierauf, als auf einer Baſis von Granit, baut ſich die eherne Geſtalt des Tronjers empor. Nach Sigfrids Verſchwinden iſt Hagen unbedingt die größte Figur unſeres Liedes. Nur Kriemhild rivaliſirt noch mit ihm, doch nicht lange. Denn in dem Maße, in welchem die Rächerin allmälig zur Furie ſich entmenſcht, wächſt Hagens Heldengeſtalt und reift zu rein tragiſcher Größe heran. Hagens ganze Erſcheinung hat etwas Mythiſches, gerade wie die Brunhilds. Der Thidrekſaga (Kap. **169**, Raßmann II, **34**) zufolge war Hagen (Högni) nur ein nomineller Sohn König Aldrians. Sein wahrer Vater war ein Elbe, welcher die Königin, als ſie weintrunken im Grasgarten ſchlief, beſchlich, — ganz nach Elbenart. Denn die Elben haben einen ſtarken Zug zu den Töchtern, die Elbinnen zu den Söhnen der Menſchen. Von dem jungen Hagen meldet die Sage: „Er war fünfzehn Winter alt, als er mit Knaben zu ſpielen ging, und er war hart und ſtark und es war bös mit ihm zu ſchaffen zu haben. Und da ward ihm das vorgeworfen, daß er von Antlitz wie ein Geſpenſt wäre, aber nicht wie Menſchen, und nach ſeiner Gemüthsart wäre ſein Angeſicht. Und darüber erzürnte er ſich ſehr und ging zu einem Waſſer und beſchauete ſich darin, und nun ſah er, daß ſein Antlitz ſo bleich wie Baſt war und ſo fahl wie Aſche und daß es groß war und von Anſehen zornig und grimmig. Und nun ging er zu ſeiner Mutter und fragte ſie, wie das zugehe, daß ſein Leib alſo geſchaffen ſei. Da ſagte ſie ihm die Wahrheit von ſeinem Vater.“ Im Nibelungenlied iſt die Erinnerung an dieſe väterlicherſeits elbiſche, alſo halbgöttliche Natur des Helden gänzlich verloren gegangen. Dennoch empfangen wir von dem geheimnißvollen Grauen, welches die Geſtalt Hagens in unſerem Epos umfließt, mitunter den Eindruck, als läge darin eine Hindeutung auf ſeinen übermenſchlichen Urſprung. In jedem Falle gehört Hagen zu den gewaltigſten Geſchöpfen, welche die menſchliche Phantaſie jemals hervorgebracht hat.

88) Die aus Ringen von ſtarkem Eiſendraht gehäkelten Rüſtungen waren älter als die aus an einander gefügten Eiſenplatten beſtehenden. Zur Zeit der Entſtehung des jetzigen Textes der Nibelungen, alſo auf der Schwelle vom **12**. zum **13**. Jahrhundert, war der Ringpanzer noch vorherrſchend.

89) Es wird uns nicht geſagt, wie es zuging, daß Eckewart, welcher ſeiner Herrin Kriemhild vom Rheine zu den Hunnen gefolgt war, hier plötzlich als Rüdegers Gränzwächter erſcheint. Wir müſſen annehmen, er ſei aus den Dienſten der Königin zeitweilig in die des Markgrafen übergetreten. Str. 1382 (1682) wird jedoch Eckewart von Rüdeger „ein Kriemhilde man“ genannt.

90) Augenſcheinlich iſt der Vers (Str. 1394, reſp. 1694): Gevelschet vrouwen varwe vil lüzel man dâ vant — auf die Unſitte des Schminkens zu deuten, deren Vermeidung an dieſem Orte der Dichter billigend betonen will. Die Kunſt des Schminkens war nämlich ſchon den Schönen des Mittelalters gar wohl bekannt. „Sie war — ſagt Weinhold a. a. O. 467 — ſeit dem 12. Jahrhundert wie eine Peſt über alle Länder gekommen, die ſich zu den gebildeten rechneten. Die Anſichten der Frauen über die ſchönſte Geſichtsfarbe waren verſchieden und darnach richteten ſich natürlich die Schminken. Die Engländerinnen des 12. Jahrhunderts hielten die Blaſſe für ſchön und vornehm, ſie hungerten alſo und ließen ſich zur Ader und ſchlug dieſes noch nicht an, ſo ſtrichen ſie allerlei weiße und graue Farbe in das Geſicht. Die Franzöſinnen des 12. und 13. Jahrhunderts hielten im Gegentheil friſche Röthe für ſchön und wie die Engländerinnen dieſelbe durch Faſten zu vertreiben ſuchten, ſo ſtrebten ſie darnach, ſie durch gutes Frühſtück zu erhalten. Daneben griffen aber auch die Franzöſinnen der alten Zeit nach den Farbentöpfen und bemalten ſich und die deutſchen Frauen malten fleißig nach. Queckſilber, Weizenmehl, mancherlei Roth, altes Fett wurden gebraucht. Die Dichter erklärten ſich auf das Schärfſte gegen dieſe Unſitte und der geſunde Sinn des Volkes unterſtützte ſie; die fremde, erlogene Farbe ward als Zeichen zweideutiger Liebe und Tugend und unverläßlichen Sinnes gedeutet, die Prediger aber erklärten das Schminken geradezu für eine Gottesläſterung.“

91) Der Aufenthalt der Burgunden in Bechelaren iſt ſowohl in äſthetiſcher als ſittengeſchichtlicher Hinſicht eine bedeutſame Partie unſeres Liedes. In äſthetiſcher, weil hier noch ein zwar kurzer aber heller Schimmer von Glück und Freude über das Geſchick der Helden ausgegoſſen wird, bevor die ungeheure Kataſtrophe hereinbricht — das Idyll vor der Tragödie: in ſittengeſchichtlicher, weil uns hier der geſellige Verkehr der ritterlichen Geſellſchaft in der Glanzzeit des Mittelalters mit Liebe in ſeinen Einzelnheiten ausgemalt iſt.

92) Der „grimme“ Hagen zeigt hier wieder, wie früher ſchon manchmal, einen diplomatiſchen Zug in ſeinem Charakter. Indem er zwiſchen ſeinen Herren und dem Markgrafen eine Familienverbindung ſtiftet, will er jenen an dem angeſehenen einflußreichen Rüdeger einen Rückhalt ſichern.

93) Das eheliche Güterrecht in Altdeutſchland wollte, daß gleich bei Eingehung der Ehe von Seiten des Bräutigams oder ſeiner Eltern (beziehungsweiſe ſeiner Vormünder oder, wie an der Stelle unſeres Textes, ſeiner Brüder) auf den Fall ſeines Todes für den Unterhalt der Frau im Wittwenſtande vorgeſorgt würde. Es geſchah dies durch Zutheilung eines Eigenthums aus dem Beſitze des Bräutigams oder ſeiner Familie. Dieſes Eigenthum der Frau führte in den Rechtsbüchern der meiſten deutſchen Stämme den lateiniſchen Namen Dos (Gabe, Mitgabe, von dare, geben). Hinſichtlich der Verfügung, welche der Wittwe über die Dos zuſtand, exiſtirten bei den verſchiedenen Stämmen verſchiedene Beſtimmungen. Ein unbedingtes Eigenthumsrecht auf die Dos ſicherte der Frau nur das alemanniſche, bairiſche und langobardiſche Recht.

94) Ein teil waz ez ir leit. Sollte hierin eine leiſe Anſpielung auf den Altersunterſchied des Paares liegen? Giſelher, wennſchon noch fortwährend „der junge“ genannt, war denn doch, populär zu ſprechen, kein heuriges Häslein mehr. Seine Schweſter Kriemhild war jetzt eine Fünfzigerin. Auch angenommen, er ſei jünger geweſen als ſie, ſtand er jedenfalls in den Vierzigen.

95) Unſer Lied gibt nicht an, in welchem verwandtſchaftlichen Verhältniß Gotelind zu dem Nudung geſtanden, der übrigens ſpäter noch einmal erwähnt wird. Das Gedicht vom Biterolf nennt Nudung einen Sohn Gotelinds, mit welcher Angabe das Gedicht vom Roſengarten übereinſtimmt. Dagegen heißt in einer Stelle — genauer in einer Lesart — der Wilkinaſaga Nudung ein Bruder Gotelinds.

96) Wolfhart war des alten Waffenmeiſters Hildebrand Schweſterſohn, alſo aus dem Geſchlecht der Wölfingen. Er nahm unter den treuen Vaſallen, welche ihrem Gebieter Dietrich ins Exil gefolgt, eine vorragende Stellung ein.

97) Nach der Hohenemſer-Münchner Handſchrift fertigt Hagen die Königin noch derber ab. Er ſagt da zu ihr: „Ich bring' Euch den Teufel“ (ich bringe iu den tiuvel). Das ganze Geſpräch, von Seiten Hagens mit derbem Hohn geführt, veranſchaulicht deutlich den unverſöhnlichen Haß, welcher zwiſchen ihm und Kriemhild waltete.

98) Auf dieſe Antwort Hagens entgegnet Kriemhild, ſie begehre nicht des Geldes, ſondern nur der Vergeltung. Aber ein paar Athemzüge zuvor hatte ſie ja zu Hagen geſagt, er hätte ihr den Nibelungenhort mitbringen ſollen. Ich habe nach Lachmanns Vorgang die Strophe weggelaſſen, wennſchon man den Widerſpruch damit entſchuldigen könnte, daß die Königin offenbar nicht in der Verfaſſung geweſen, ihre Worte genau abzuwägen. Der Anblick Hagens hatte die leidenſchaftlichen Regungen ſo ſehr in ihr aufgeſtürmt, daß ſie kaum mehr wußte, was ſie ſagte oder that. Daher auch der plumpe Einfall, die Burgunden ſogleich der Waffen zu berauben. Plump und feindſelig erſchien übrigens dieſes Begehren nur in der Stellung Kriemhilds zu Hagen, denn an und für ſich entſprach es der Etikette der ritterlichen Gaſtfreundſchaft, welche forderte, daß die Frau vom Hauſe oder ihre ſtellvertretende Tochter den ankommenden Gaſt, ſobald er im Burghof vom Pferde geſtiegen, der Rüſtung entledigen hälfe und ſeine Waffen in Verwahrung nähme. Vgl. über das Ceremoniel der ritterlichen Gaſtverpflegung meine „Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte,“ 2. Aufl. S. 97.

99) Valandinne, Teufelin, weibliche Form von Valant, Teufel.

100) Etzel ſpielt vom Anfang der Kataſtrophe an bis zuletzt eine ziemlich klägliche Rolle. Er hat keine Ahnung von dem, was im Werke, und iſt eine reine Null oder höchſtens ein Figurant, ein Statiſt in der anhebenden Tragödie.

101) Moraz, Maulbeerwein.

102) Der kulter war eine Art Matratze. Den mittelhochdeutſchen Gedichten zufolge beſtand das mittelalterliche Herren- und Damenbett aus fünf Stücken und waren dieſe der Kulter (das eigentliche Lager), der Pfimit oder Pflumit (ein großes Kopfkiſſen, in Süddeutſchland noch jetzt Pfulmen genannt), die linde Wat (das Leilachen), das Orkiſſen und das Deckelachen (die Bettdecke).

103) Die Hohenemſer-Laßberg'ſche Handſchrift hat dieſe Strophe. Ihre Echtheit kann jedoch zweifelhaft erſcheinen. Vielleicht iſt ſie ein ſpäterer mildernder Zug an dem Bild Kriemhilds. Aber die Königin hatte ja kaum zuvor bei dem Empfang der Burgunden deutlich gezeigt, daß ihr, den einzigen Giſelher ausgenommen, an denſelben ſammt und ſonders wenig gelegen ſei, und damit reimt ſich ſchlecht, wenn ſie jetzt die von ihr ausgeſandten Streiter ängſtlich beſchwört, ja Keinen zu tödten, ausgenommen den Hagen.

104) Ich möchte unter dieſen Roſen Roſenkränze (Paternoſter, rosaria) verſtehen, machte mich nicht der Umſtand bedenklich, daß der Gebrauch der Roſenkränze erſt im 13. Jahrhundert allgemein wurde, vornehmlich durch den Orden der Dominikaner. Bekannt war dieſes Zubehör des Cultus übrigens ſchon früher.

105) Dieſe fromme Anwandlung nimmt ſich im Munde Hagens ſo ſeltſam aus, daß man begreift, wie Lachmann nicht anſtand, die beiden Strophen von Mine vil lieben herren bis ir vernemt messe nimmer mêr als ein ſpäteres Einſchiebſel zu bezeichnen.

106) Wörtlich: „Er fuhr ſo wohlgekleidet, als wär' es eine edle Braut" (er fuor sô wol gekleidet, sam ez waere ein edel brût) oder nach der H. L. Handſchrift: „Er war ſo wohlgekleidet, wie wer will werden eine Rittersbraut" (er was sô wol gekleidet, sam eins vil werden ritters brût). Es iſt dies eine der ſehr wenigen Stellen, wo ich mir erlaubte, was man frei überſetzen heißt. Der Sinn der Stelle iſt allerdings der, der huniſche Ritter ſei übermäßig zierlich geputzt geweſen, aber es klingt doch ein wenig wunderlich, wenn geſagt wird, ein Mann ſei zum Buhurt geritten, wie eine Braut ausſtaffirt. Daher meine „Verbeſſerung" — sit venia verbo.

107) Eine Vermehrung des Regiſters der Widerſprüche in unſerem Text. Dankwart erſcheint ja gleich am Eingang des Nibelungenliedes als Marſchalk. Er konnte alſo bei Sigfrids Tod kein „kleiner Junge" (ein vil kleiner kneht oder nach der Hohenemſer-Münchner Handſchrift gar ein wenic kindel) mehr ſein. Daß Dankwart ironiſch geſprochen, iſt nicht anzunehmen.

108) Alsam ein eberswin ze walde tuot vor hunden, d. h. auch im Fliehen noch furchtbar. Denn der verfolgte Eber wendet ſich häufig und wehe dann den Hunden, welche in den Bereich ſeiner Hauer kommen. Das Bild iſt eines der treffendſten in unſerem Gedicht.

109) Die heidniſch-religiöſen Worte: Nu trinken wir die minne unt gelten sküniges win — ſtehen dem grimmen Hagen jedenfalls beſſer zu Geſichte als die chriſtlich-fromme Aeußerung im vorhergehenden Hauptſtück. Es war eine heidniſch-germaniſche Culthandlung, bei feſtlichen Opfern und Gelagen zur Ehre der Götter oder dieſes oder jenes beſtimmten Gottes einen Becher zu leeren. Man hieß das zur Minne oder die Minne trinken. (Minne, ahd. v. meinan, gedenken, erinnern, bedeutet in erſter Linie Gedächtniß, Erinnerung, in zweiter Liebe.) Der Brauch ging aus dem Heidenthum ins Chriſtenthum über und man trank, wie früher Odins, Thors und Freia's, ſo jetzt Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen Minne. In unſerer Textſtelle iſt aber nicht von Göttern die Rede, weder von heidniſchen noch von chriſtlichen. Wie die Götter pflegte man nämlich auch Abweſende oder Verſtorbene dadurch zu ehren, daß man auf ihr Andenken einen Becher leerte. Vgl. Grimm, Deutſche Mythologie, S. 32 ſq. Dieſer Minnetrunk iſt hier gemeint. Hagen erinnert Kriemhild an ihr Herzeleid, d. h. an den Verluſt Sigfrids, und mit einer Ironie, die unter den Umſtänden, unter welchen ſie ſtatthat, wahrhaft großartig und heldenhaft erſcheint, will er Sigfrids Minne getrunken wiſſen. „Unt gelten sküniges win" — überſetzen Simrock und Pfizer: Und zahlen des Königs Wein, wogegen Nichts einzuwenden iſt, inſofern gelten wirklich zahlen, bezahlen bedeutet. Dennoch ſcheint mir Vilmar den Sinn der Stelle beſſer getroffen zu haben, wenn er (Literaturgeſch. 2. Aufl. S. 101) überſetzte: Und opfern des Königs Wein. Die Erhabenheit oder, wenn man will, die Furchtbarkeit von Hagens Rede und ſeinem dieſer ſofort folgenden Thun wird dadurch weſentlich geſteigert. Denn Blut ſollte der Minnetrank für Sigfrid ſein, und des Königs Wein, d. h. das Blut der Hunen und zu allererſt das Blut von Etzels und Kriemhilds Kind, ſollte dem todten Helden als Spendopfer dargebracht werden.

110) Die St. Galler Handſchrift des Nibelungenliedes und nach ihr die Lachmann'ſche Ausgabe (S. 244) hat eine Strophe (**1849**), worin geſagt iſt, Kriemhild in ihrer unbändigen Racheluſt habe, als Etzel mit den Gäſten zu Tiſche ging, ihr Kind hereinbringen laſſen, um durch daſſelbe den Streit anfachen zu laſſen. Wie das Kind dies bewirken ſollte, iſt nicht geſagt und ſo iſt die ganze Stelle ſinnlos. Anders aber ſtellt ſich die Sache, wenn man beachtet, wie die nordiſche Thidrekſaga dieſen Zug weiter ausſpann. Freilich kommt dadurch ein ſchwarzeſter Strich in Kriemhilds Bild. Die beregte Stelle lautet (Raßmann, II. 79): Die Königin ging eilig in den Garten, wo das Gaſtmahl war, und ſetzte ſich auf ihren Hochſitz und da rannte zu ihr Aldrian — (ſo heißt hier Ortlieb) — und küßte ſie. Und nun ſprach die Königin: „Mein ſüßer Sohn, willſt du deinen Freunden gleich ſein und haſt du Muth dazu, ſo ſollſt du zu Högni geben, und wann er ſich vorwärts über den Tiſch neigt und Speiſe aus der Schüſſel nimmt, hebe deine Fauſt auf und ſchlage ihn an das Kinn, wie du auf's allerhärteſte vermagſt. Dann wirſt du ein guter Held ſein, wenn du dies wagſt." Der Knabe rannte ſogleich hinüber zu Högni, und als ſich Högni vorwärts über den Tiſch neigte, ſo ſchlug ihn der Knabe mit ſeiner Fauſt an das Kinn. Aber der Schlag geſchah ſtärker als zu erwarten war von ſo einem Jungen. Und nun faßte Högni mit ſeiner linken Hand den Knaben bei den Haaren und ſprach: „Dies haſt du nicht mit deinem Willen gethan, auch nicht mit dem Willen König Atli's, deines Vaters, ſondern dies iſt Anreizung deiner Mutter und deſſen ſollſt du nun wenig genießen." Und mit ſeiner rechten Hand faßte Högni den Griff ſeines Schwertes und zog es aus der Scheide und hieb dem Knaben das Haupt ab und warf das Haupt Grimhilden an die Bruſt und ſprach: „In dieſem Baumgarten trinken wir guten Wein und den müſſen wir theuer erkaufen: die erſte Schuld bezahle ich hiermit der Schweſter Grimhild."

111) Lachm. A. Str. **1950** „siben tûsent."

112) Des guten Etzels Situation iſt hier geradezu eine lächerliche. Man denke ſich den König, wie er, durch Hagens Spott gereizt, einen Anlauf gegen die Saalſtiege nehmen will, aber durch ſeine Frau Königin am Schildriemen zurückgehalten wird — ein viel mehr komiſches als heroiſches Bild.

113) Dieſe Stelle, wo der wider Willen durch Vaſallenpflicht und Eidſchwur zum Todeskampf mit ſeinen Freunden gedrängte Rüdeger dem grimmen Hagen ſeinen Schild abtritt, iſt ohne Frage eine der ergreifendſten, wo nicht geradezu die dichteriſch ſchönſte im ganzen Nibelungenlied. Sie erinnert an jene Stelle im 6. Geſang der Ilias, wo Diomedes und Glaukos, auf dem Schlachtfeld feindlich zuſammentreffend, als Gaſtfreunde von ihren Vätern her ſich erkennen und freundſchaftlich ihre Rüſtungen tauſchen. Aber die homeriſche Epiſode hat lange nicht die tragiſche Tiefe unſerer nibelungiſchen.

114) Holtzmann (Unterſuchungen, S. **117**) hat mit Recht auf die uralte Anſchauungsweiſe in dieſer Stelle aufmerkſam gemacht. Sie iſt ganz heidniſch-germaniſch. Statt „der tôt" braucht man bloß Wodan (Odhin) zu ſetzen. Wodan ſendet ſeine Todesengel, die Walküren, um auf dem Kampfplatz ſein „Geſinde" auszuſuchen, d. h. die Helden, die er bei ſich in Walhalla haben will.

115) Hildebrands Spott zielt auf ein Abenteuer Hagens, welches im Waltharius erzählt iſt. Gunther lauerte mit Hagen und anderen ſeiner Mannen dem ſeine Braut Hiltgunt und reiche Schätze mit ſich führenden Walther, als dieſer aus Hunenland heimwärts floh, beim Wasgenſteine, d. i. an den Vogeſen auf. Hagen widerrieth ſeinem Herrn den Angriff auf den ihm wohlbekannten Helden, um ſo mehr, als dieſer ſich bereit erklärt hatte, dem König als Wegzoll hundert Goldringe zu geben. Aber (Scheffels Ueberſetzung, Ekkehard **369**): —

Stolz ſchalt der König: „Wahrlich, Du biſt des Vaters werth,
Auch der focht mit der Zunge viellieber als mit dem Schwert."
Drob zog in Hagens Herzen ein bitter Zürnen ein.
„Wohlan, ſprach er, ſo mögt Ihr des Kampfes denn Euch freu'n.
Dort ſteht vor Euren Augen, deß Euch gelüſtet, der Mann,
Ich will des Ausgangs harren und keine Beute han."
Sprach's und zum nahen Hügel lenkt er ſein Roß in Ruh,
Sprang ab, ſaß auf dem Schilde und ſah dem Kampfe zu.

116) In der Hohenemſer-Münchner Handſchrift endigt unſer Gedicht mit der Strophe:

Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach:
wan riter unde vrouwen weinen man dâ sach,
darzu die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hât daz maer ein ende: ditze ist Der Nibelunge Nôt.

Dagegen in der Hohenemſer-Laßberg'ſchen Handſchrift:

Ine sage iu nu niht mêre von der grôzen nôt,
die dâ erslagen wâren die lâzen ligen tôt,
wie ir dinc angeviengen sît der Hiunen diet.
hie hât daz maere ein ende, daz ist Der Nibelunge Liet.

Ich habe in der Ueberſetzung die verſchiedenen Lesarten dem Sinne nach mitſammen verſchmolzen. Das plötzliche jähe Abbrechen des Gedichtes, nachdem es die Kataſtrophe auf ihre Höhe geführt, iſt charakteriſtiſch. Daß dieſer plötzliche Abſchluß auf ſo manche Frage, beſonders auf die nach dem ferneren Geſchicke Brunhilds (vgl. Erläuterungen, Nr. **56**), die Antwort verhinderte, mag beklagen, wer eine Geſchichte gern allſeitig zu Ende geführt ſieht; aber äſthetiſch angeſehen, iſt dieſes Verſtummen des Dichters unter der Wucht von all dem Furchtbaren, was er gemeldet, nur zu billigen. Wie das klägliche Austönen der Saiten einer den Händen des Sängers plötzlich entſunkenen Harfe ſo wimmernd klingen die Verſe:

Ich kann euch nicht beſcheiden, was weiter da geſchah,
Als daß Chriſten und Heiden weinen man ſah.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Apoſtels den Sturm der Franzoſen zu erwarten. Aber der aufrühreriſche Zuſtand der Stadt, veranlaßt durch die Aufhetzereien der Faktion der Colonna's und den Mangel an Zufuhr, läßt mich befürchten, daß die entarteten Römer dem Feinde ſelbſt die Thore öffnen werden. So ſchien es mir, um die Schmach, als Gefangener in die Hände der Barbaren zu fallen, zu vermeiden, gerathener, Rom zu verlaſſen, begleitet vom ganzen heiligen Collegium und ich ließ darum die Cardinäle eine Urkunde unterſchreiben, in welcher ſie ſich verpflichten, mir zu folgen. Vater Mariano, iſt dieſe Sache in Richtigkeit gebracht worden?«

»Es iſt geſchehen, ganz ſo, wie deine Heiligkeit befahl.«

»Und du, Maeſtro Ludovico, haſt du Alles zur Flucht in Bereitſchaft geſetzt?«

»Alles iſt vorbereitet, wie du es wollteſt, heiligſter Vater.«

Da ſprang der Cardinal von ſeinem Sitze auf, das läſſige Weſen, welches er bisher an den Tag gelegt, war plötzlich verſchwunden und die Röthe der Ueberzeugung bedeckte ſeine breite Stirne, als er, dicht vor den Pabſt hintretend, mit energiſchem Tone ſprach: „Nichts da von Flucht, heiliger Vater, jetzt thut es Noth, auf unſeren Poſten zu ſtehen und nicht feige den Rücken zu wenden! Der Feind iſt da, Civita Vecchia, Corneto, alles römiſche Gebiet am rechten Ufer des Tibers in ſeiner Gewalt, die Großen deiner Stadt begehren Frieden, das Volk droht mit Rebellion, die Gefahr muß beſtanden werden. Höre mich nur und dein Fluchtvorſatz wird ſchwinden. Weißt du denn nicht, daß unſer Todfeind der Cardinal di San Piero in Vincola den König Carl unermüdlich anhetzt, ein allgemeines Concil zu verſammeln, um dich des päbſtlichen Stuhles zu entſetzen und die Kirche zu reformiren? Weißt du nicht, daß alle deine Feinde, vorauf Girolamo Savonarola, der Prophet von Florenz, wie er allwärts genannt wird, den König bereits zu dieſem Zwecke bearbeiteten?“

Er hielt inne, um dieſen Schlag wirken zu laſſen. Und er wirkte. Aber Alexanders Nerven waren feſt, keine Muskel ſeines Geſichtes zuckte, obgleich er wußte, daß er, im Fall ſeine Feinde das angedeutete Projekt eines Concils ausführten, verloren ſei, obgleich er einſah, die Ausführung dieſes Projektes ſei nicht nur möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich. Ein Moment gab ihm jetzt die Einſicht, wie er handeln müſſe, und er ſah voraus, worauf ſein Sohn hinziele. Ein kaum merkliches Aufathmen ſeiner Bruſt verrieth einigermaßen, was in ſeinem Innern vorging. Dann forderte er durch einen Wink der Hand den Cardinal zum Weiterreden auf:

„Möge deine Heiligkeit es wohl bedenken,“ fuhr Ceſare fort, „daß, wer flieht, ſeine Sache verloren gibt. Doch du wirſt ſie nicht verloren geben, du wirſt nicht fliehen. Die Waffen entſcheiden zu laſſen, dazu iſt der günſtige Zeitpunkt längſt vorüber. Wir müſſen unterhandeln und dabei Neapel vorerſt ganz aus dem Spiele laſſen. Sorgen wir daher vor Allem dafür, bei Carl es dahin zu bringen, daß er das neapolitaniſche Heer ungeſtört aus Rom abziehen laſſe. Dann möge er nur kommen, ich ſage dir, heiliger Vater, dieſer Carl iſt nicht der Mann, der Majeſtät Roms und des heiligen Stuhles zu trotzen. Auch bedarf er des Goldes und wir wiſſen dieſes Mittel zu handhaben. Klugheit und Gold ſollen ihn gelenkig machen. Gewähre ſeine Friedensbedingungen; die Annahme derſelben und ihre Erfüllung ſind zwei verſchiedene Dinge. Mag er dann nach Neapel ziehen, man wird ſeiner und ſeiner Franzoſen dort bald überdrüſſig ſein, und hat er am Fuß des Veſuv ſeine Hülfsmittel erſchöpft, ſein Heer entnervt und, was ſicher anzunehmen iſt, die Neapolitaner und ſeine Freunde durch ſeine maßloſe Eitelkeit und träge Untüchtigkeit von ſich abgewandt, dann können wir ja hier am Tiber wieder eine Politik befolgen, welche uns gut ſcheint. Dieſer franzöſiſche Wirbelwind wird unſerm Italien nicht lange beſchwerlich fallen. Man iſt ſeiner bereits ſatt. Die Florentiner haben ſich nicht ſehr von ihm einſchüchtern laſſen, und, wie ich vor wenigen Stunden erfuhr, haben Venedig und der mailändiſche Moro bereits ein Bündniß gegen Carl verabredet, im Fall er für längere Zeit in Italien den Herrn ſpielen wollte. Wir brauchen daher für die Zukunft außer Sorgen zu ſein, nur der gegenwärtige Augenblick iſt gefährlich. Gewinnen wir alſo den Feind für uns, ſchließen wir Frieden mit dem König, damit er nicht, den Aufreizungen unſerer übrigen Feinde

Gehör gebend, ſich mit dieſen zu einem entſchieden feindſeligen Schritte, wie etwa die Berufung einer Kirchenverſammlung wäre, verbinde. Haben wir den König gewonnen, ſo ſind die übrigen Gegner gegen uns unmächtig und ſpäter wird der König zu unmächtig ſein, ſie gegen unſere Rache zu ſchützen.“

Und aus ſeinem energiſchen Ton in jenen einſchmeichelnden fallend, der ihm ſo viele Herzen wie durch Zauberei gewonnen, fügte er noch bei: „Dieß iſt mein Rath, heiliger und ſehr geliebter Vater, und weil ich überzeugt bin, daß er unſerer Bedrängniß uns entledigen kann, wenn deine Heiligkeit ihn würdigen wollte, iſt, wie du vorhin bemerkteſt, mein Weſen zuverſichtlich und mein Geiſt ungebeugt und mein Herz ſtark und hoffnungsvoll. Thue jetzt, o Herr, wie dir beliebt, ich werde deinen Willen zu erfüllen trachten, ſo du auch meinen Rath verwärfeſt.“

Alexander kannte ſeinen Sohn und konnte ſich es längſt nicht mehr bergen, daß deſſen Einfluß auf ihn ein gebietender geworden ſei. Er wußte aber auch, daß der Vortheil ſeines Sohnes mit ſeinem eigenen Hand in Hand gehe, daß dem politiſchen

Genie Ceſare's zu vertrauen ſei, und ſo gab er gerne dem in Form eines Rathes geäußerten Willen desſelben nach und konnte ſich nicht enthalten, ihn liebevoll anzublicken und ihm die Hand zu reichen mit den Worten: „Fiat voluntas tua, denn dein Rath iſt gut, geliebter Sohn, und wir werden ihn mit deiner Hülfe zur That machen. Nimm unſern Dank.“

Ceſare beugte ſich auf die Hand des heiligen Vaters nieder, vielleicht nur, um das triumphirende Lächeln zu verbergen, welches ſeinen Mund umzog, aber blitzſchnell wieder verſchwand.

Der Papſt erhob ſich: „Mariano,“ ſagte er, „geh' und thue dem Cardinalkollegium zu wiſſen, daß wir, von Oben erleuchtet, unſern Entſchluß geändert haben und in Rom bleiben werden, um die Sache mit König Carl auf friedlichem Wege auszugleichen. Du kannſt dabei einfließen laſſen, daß Seine allerchriſtlichſte Majeſtät dieſes wünſche. Dann gib Befehl, daß der Staatsrath ſich verſammle. Du aber, Maeſtro Ludovico, laſſe die Vorbereitungen zur Abreiſe abbeſtellen und für heute Abend im großen Salone Nicolaus des Fünften ein

Banket zurichten, damit wir nach entlaſſenem Staatsrath unſere Bekümmerniſſe ertränken im Wein und unſere ermatteten Geiſter erfriſchen durch den Anblick der Schönheit und den Klang muſikiſcher Chöre. Und höre, Ludovico, es ſoll uns augenblicklich zu wiſſen gethan werden, wenn unſere geliebte Tochter Lucretia, nach deren Anblick wir uns ſehnen, von ihrem eigenſinnigen Ausflug in die Stadt zurückgekehrt ſein wird. Du, mein geliebter Sohn, wirſt uns doch durch deine Anweſenheit im Staatsrath und beim Banket erfreuen?«

»Gewiß, heiliger Vater, und du erlaubſt wohl, daß ich die Zeit inzwiſchen noch benütze, zur Ausführung unſeres Planes Hand anzulegen?«

Der Pabſt nickte ihm freundlich gewährend zu und auf ein leiſes Händeklatſchen Ludovico's öffneten ſich die Flügelthüren des Gemaches geräuſchlos von außen und ließen eine lange Reihe prächtig gekleideter Höflinge, Palaſtoffiziere und Pagen erblicken, die jetzt ihre Gruppen ordneten und auf ihre Kniee niederſinkend den Pabſt zwiſchen ſich durchließen, der auf Mariano's und Ludovico's Arme geſtützt zu ſeinem täglichen Spaziergang in den Gärten des

Vatikans aufbrach. Sein Sohn ſah ihm nach, bis der glänzende Zug verſchwunden und die Thüre ſich wieder geſchloſſen hatte. Dann verſchränkte er die Arme und ging nachdenklich durch das Gemach. Sein Denken wurde mälig zum halblauten Selbſtgeſpräch: „Er wird alt,“ ſagte er murmelnd, „denn er wird nachgiebig wie ein Weib, wenn man es überredet, es ſei ſchön. Drum iſt's Zeit, meine Plane zu verwirklichen, wer weiß, wie lange er ſie noch unterſtützen kann. Mein heiliger Vater hat viel gelebt und geliebt und obgleich ſeine Conſtitution eine eiſerne, ſo hat ſich doch bereits Roſt daran geſetzt. Aber ich muß behutſam mit ihm umgehen, denn er hat, glaub' ich, bemerkt, daß der Ehrgeiz ſeines Ceſare's unter dem Cardinalhut nicht eingeſchlafen iſt, und ich darf ſeiner Herrſchſucht nicht zu nahe treten, wenn er die meinige fördern ſoll. Aber Verderben auf dieſen kleinen Kerl von Franzoſen! Welcher Teufel hat ihm eingeblaſen, gerade jetzt nach Italien zu ziehen, um alle meine Entwürfe zu kreuzen? Doch Geduld, er ſoll den Ceſare Borgia noch kennen lernen, und vielleicht kann er mir noch ein gutes Werkzeug werden. Man muß Alles zu benützen wiſſen und zu genießen. Ach, bei dieſem Wort fällt mir das florentiniſche Blumenmädchen wieder ein — maladetto, wo mag der Schurke Michelotto ſo lange bleiben? Sollte ſein Auftrag Schwierigkeiten gefunden, ihm Etwas zugeſtoßen ſein? Bah, hat er mir doch ſchon hundertmal zehnmal Schwereres in zehnmal kürzerer Zeit geleiſtet. 'S war ja nur ein Kinderſpiel, das. Und doch ſollte er längſt hier ſein; unbegreiflich. Brauche ich ihn doch gerade jetzt nothwendiger als je. Und auch nach ihr ſehn' ich mich, der prächtigen Arnoroſe, und meine Sinne lechzen nach ihrem Genuß. Iſt doch die Nacht kaum herumzubringen ohne die Umarmung eines ſchönen Weibes und nichts Göttlicheres gibt es für den Mann, als, wenn er den Tag hindurch an ſeiner Größe und Macht gearbeitet, im abendlichen Dämmer zur verſchwiegenen Villa zu ſchleichen, wo runde Arme unſern Hals umſchlingen, ein heißer Mund an den unſrigen ſich heftet in begehrlichen Küſſen, ſeidene Lockenſchlangen uns umringeln, ein weißer Buſen an unſerer Bruſt wogt und endlich in feuriger Dahingebung die ganze herrliche Mädchengeſtalt vor Wonne in unſern Armen erzittert, während vor wollüſtiger Verzückung das Mark in unſern Knochen tanzt.«

„**Diavolo**,“ unterbrach er ſich hier, »meine Phantaſie iſt noch heißer, als mein Blut, das doch wie Lava in meinen Adern kocht — Luft, Luft!«

Und er ging an's Fenſter, bog ſich weit hinaus und ließ ſeine glühenden Blicke rechtshin ſchweifen über die Thürme und Zinnen der Siebenhügelſtadt. Dann ſprach er wieder leiſe zu ſich: »Rom, Du ſollſt mein werden, mein, einzig mein! der Stuhl Petri beginnt gichtbrüchig zu werden, wir wollen ihn zu einem Königsthron umzimmern; — König von Rom, welch' ein Klang! Und herrſchen ſollſt du; ich über dich, du über Italien, über die Welt! Wohl rührt ſich der Geiſt in allen Ländern gegen dich, der Geiſt der Freiheit, das Gelüſte nach ſpirittueller und ſenſueller Entfeſſelung. Aber wir ſetzen dem Geiſt den Geiſt entgegen. — Iſt jener ein Lichtgeiſt, ſo iſt der unſere der Geiſt der Finſterniß; ſei's, — die Nacht hat ältere Rechte, als der Tag. Wahrt euch, ihr kecken Freiheitsapoſtel, wahre dich, mein Herr Prophet von Florenz, wir dulden die Fackel der Wahrheit nicht, am wenigſten ſo aufdringlich in unſere Nähe. Ihr wollt einen neuen Morgen in der Weltgeſchichte aufgehen laſſen, pah, die Maſſe wird ſtets gegen euch ſein, denn die Maſſe liebt die Nacht, wo ſie ſchlafen kann, mehr als den Tag, der ſie zu Arbeit und Mühſal aufruft. Nehmt euch in Acht, die Rache wird euch faſſen, eure Freiheitsträume zerrinnen wie Seifenblaſen, euer Gebein wirbelt der Wind vom Scheiterhaufen, und du, ewige Roma, wirſt herrſchen, herrſchen durch mich!«

II.

Die Burſche waren — Räuber.
Lenau.

Der wahren Frauenſchönheit holder Macht
Kann widerſtehen keine Macht auf Erden.
Derſelbe.

„O goldne Zeit, für immer hingeſchwunden“ — möchte ich mit einem deutſchen Poeten ausrufen, der bei noch lebendem Leibe für das undankbare Geſchlecht der Gegenwart gleichfalls „hingeſchwunden“ in die romantiſche Nacht der Verſchollenheit — „o goldne Zeit,“ wo der Vorrath von Farben und Bildern, von Redefiguren und Wortblumen, mit welchen die Poeſie ſo gern ihr Gewand ſchmückt, noch nicht auf Null herabgebracht worden war, wie es heutzutage leider der Fall iſt, wo der Autor bloß in die Luft zu greifen brauchte, um ein ſchimmerndes Gleichniß, eine flatternde Arabeske zu erhaſchen; ach, jetzt greift man vergebens in der Luft umher, da flattert Nichts mehr, als höchſtens der Dampf einer Locomotive und der iſt bereits auch ſattſam vergleichnißt. Umſonſt gehſt du auf die Bilderjagd, das Revier iſt ausgeſchoſſen. Die Zeit der Bilder und Gleichniſſe iſt vorüber, das flitterbare, geradausgehende Wort heiſchte immer unabweisbarer ſein Recht und will ſogar aus dem ſinnenden Haupt des Dichters in ſeiner göttlichen Nacktheit hervortreten, die parabeliſche Dunſtumhüllung verſchmähend und das Schleppgewand der Allegorie mit Unwillen von ſich werfend. Der Styl iſt aus einem helleniſchen Tempel voller verſäuſelnder Ideale erſt zu einem Schloß aus den Tagen des fünfzehnten Ludwigs, ſtrotzend von Rococoprunk und tauſend Nippesgeräthen, aus dieſem jetzt zum einfachen deutſchen Bürgerhaus geworden, wo er ſeinen Inhalt den Gäſten auf Steingutgeſchirr präſentirt. Und ſeine Metamorphoſen ſind noch nicht zu Ende, denn dem Volk iſt er noch immer zu vornehm; es ſcheut ſich, mit ſeinen dickbeſohlten, nägelbeſchlagenen Schuhen das Bürgerhaus zu betreten, und der Styl wird am Ende, trotz ſeines Sträubens, doch noch zum Bauernhaus werden müſſen, in welchem es ſich das Volk ohne Weiteres bequem machen kann. Die Zeiten der Götter, der Herren, der Bürger ſind vorüber, jetzt kommt das Volk an die Reihe.

Verzeihung für dieſe Phantaſieen, für dieſe Ahnungen! Sie fuhren mir unwillkürlich durch den Kopf, als ich mich anſchickte, in zierlichen Redewendungen und bilderreicher Darſtellung die Gefühle des armen florentiniſchen Blumenmädchens zu beſchreiben, ſeine Gefühle und ſeine Angſt, als es halb beſinnungslos in den Armen Michelotto's, des kühnen Dieners der Lüſte und Verbrechen ſeines Gebieters, von dem brauſenden Roß dahingeriſſen wurde. Aber — die Zeit der Bilder und Gleichniſſe iſt dahin, ich muß alſo in ſchlichtem, thatſächlichem Tone erzählen.

Michelotto hatte den Auftrag, das Blumenmädchen in eine kleine Burg zu bringen, welche Ceſare Borgia in einer der ödeſten Gegenden der römiſchen Campagna, unfern des Tibers, beſaß. Von dort wollte der Cardinal die Geraubte ſelber nach Rom abholen, nachdem ihm ſein Stallmeiſter über ihre Stimmung und ihr Gebahren Bericht erſtattet haben würde. Michelotto fand die Ausführung ſeines Unternehmens allerdings ſchwieriger, als er geglaubt hatte, indem das ganze Land zwiſchen Florenz und Rom der kriegeriſchen, unruhvollen Zeit wegen ſo unſicher war, daß er wohl einſah, er müſſe all' ſeiner Geſchicklichkeit aufbieten, um die ſchöne Beute glücklich an Ort und Stelle zu bringen. Verfolgung von Florenz aus fürchtete er zwar nicht, denn er wußte, daß man dort gegenwärtig Anderes zu thun hatte, als ſich um die Entführung eines Blumenmädchens zu kümmern — auch hatte ſein Stilet den Mann gut getroffen, welcher allenfalls Verfolgungsanſtalten hätte einleiten können — allein er mußte, den Tod ſeines einen Dienſtmanns bedauernd, nur von einem einzigen Bewaffneten gefolgt, einen weiten und gefahrvollen Weg zurücklegen, mit einem Mädchen zurücklegen, deſſen Schonung und rückſichtsvolle Behandlung ſein Gebieter ihm ſtrenge anempfohlen hatte mit den Worten, er ſolle darauf achten, daß die Roſe friſch und blühend bleibe. Michelotto, der in der That nur für den Dienſt ſeines Herrn athmete, bebte indeſſen auch bei ſeinem jetzigen Thun vor keiner Schwierigkeit zurück und nachdem die That bei der Vigne geſchehen, als er das Blumenmädchen einmal vor ſich auf dem Sattel hielt, drückte er ſeinem Roſſe die Sporen ein mit dem feſten Vorſatz, die Geraubte dem Cardinal zu liefern oder nie mehr vor denſelben zu treten. Eine Miglie von der Stadt entfernt, hielt er an, ſein Pferd verſchnaufen zu laſſen, nach Flora zu ſehen und ſeinen katalaniſchen Dienſtmann mit Nina, welche er unterwegs überholt hatte, herankommen zu laſſen. Die Nacht war hell aber froſtig, und als er mit Flora abſtieg und den Reitermantel von dem todesblaſſen Geſicht des Mädchens zurückſchlug, wähnte er, die Arme zittere vor Kälte. Mit der einen Hand die noch immer halb Bewußtloſe feſt haltend, ſchnallte er mit der andern eine große Wolldecke los, die hinter ſeinem Sattel befeſtigt war, breitete dieſelbe auf die Erde, ließ Flora ſanft darauf nieder, zog eine kleine Lederflaſche aus dem Gurt und verſuchte, ihr aus derſelben einige Tropfen Wein einzuflößen. Es gelang und wenige Sekunden darauf öffnete Flora die Augen, ſchaute entſetzt um ſich, ließ ihre Blicke blitzſchnell über die fremde, waldige Gegend — denn Michelotto war, nachdem er die Stadt im Rücken hatte, ſogleich linkshin gegen die Apenninen hinaufgeritten — und über den fremden, finſterblickenden Mann, welcher vor ihr ſtand, hinſchweifen, ſtieß in deutſcher Sprache die Worte hervor: „Heinrich, Heinrich, wo biſt du?“ und verſuchte aufzuſpringen. Aber ſie vermochte es nicht, denn noch lähmte die Erſchütterung, der Schrecken ihre Glieder.

Michelotto näherte ſich ihr und ſagte achtungsvoll und in mildem Ton: „Signora, weil mich die Umſtände für die nächſten Tage zu Eurem einzigen Diener machen, ſo müßt Ihr eine Sprache reden, die ein guter Chriſt verſtehen kann, ſei's nun die hiſpaniſche oder die italiſche.“

Flora ſtarrte den Sprecher an und plötzlich ſchien ihre Lage ihr völlig klar zu werden. Sie ſchrie laut auf und die Lähmung der Ohnmacht gewaltſam von ſich ſchüttelnd, warf ſie ſich vor ihren Entführer auf die Kniee und begann, wie es der natürliche Inſtinkt der Frauen in gefährlichen Lagen gebietet, ihn anzuflehen in jenen ſchmelzenden Lauten ihres Heimatlandes, die von ihren Lippen noch ſchmelzender und ſüßer klangen. „O," rief ſie aus, „ich weiß Alles, Ihr habt mich meinem Heinrich entriſſen, ihn niedergeworfen, wohl gar getödtet, und that ich doch Niemanden Böſes und war er ſo lieb und fromm. Wer konnte uns haſſen? Aber, o santa madre di Dio, ich weiß, ich weiß, der Mann im Cardinalſpurpur! —

Und ſchauernd hielt ſie inne und rang die Hände, dann dieſelben gegen Michelotto ausſtreckend, fügte ſie hinzu: „Bei der Seele Eurer Mutter flehe ich Euch, vollendet das Unrecht nicht, laßt mich heimkehren und ich werde für Euch zu Gott und ſeinen Heiligen beten früh und ſpät."

Michelotto's Herz war ſteinern und doch ward ihm etwas ſeltſam zu Muthe, als er das ſchuldloſe ſchöne Kind, umſpielt vom bleichen Mondenlicht, vor ihm auf den Knieen liegen und die weißen Hände flehend erheben ſah und dieſen lieblichen Mund bittende, beſchwörende Worte ſprechen hörte. Er ſtand einen Augenblick unſchlüſſig.

Flora's Blicke aber forſchten in ſeinen Zügen und als ſie dieſelben unwandelbar bleiben ſah, da ſchoß ihr ein anderer Gedanke durch die Seele. Ihre

Hände waren ungefeſſelt, Michelotto ſelbſt hatte ſie von der hindernden Verhüllung befreit, ſie warf ihre Augen auf das buſchige Revier, welches ſie umgab und, plötzlich all' ihre Kräfte zuſammenraffend, ſchnellte ſie ſich empor, um einen Fluchtverſuch zu machen. Aber ſie war noch keine drei Schritte von der Stelle, als ſie ſchon ihre Armgelenke von Michelotto's ſtarker Fauſt umſpannt und ſich feſtgehalten fühlte.

Hatte der Spanier vorhin je etwas menſchlicher Rührung Aehnliches empfunden, ſo war es jetzt bereits wieder verſchwunden.

„Signora,“ ſagte er ſpöttiſch, aber mit Nachdruck, „ſo leid mir es thut, Eurem Willen Gewalt anzuthun, ſo muß ich Euch dennoch ſagen, daß ſowol etwaige Fluchtvorſätze als auch Verſuche, mich von dem, was meine Pflicht iſt, abwendig zu machen, gleich erfolglos bleiben werden. Ich bin ein zu alter Menſch, um mich von einem jungen Dämchen ſei's ſo oder anders beliſten zu laſſen. Wollt Euch das merken und Euch in das fügen, was für jetzt einmal Euer Geſchick iſt und, por el amor, ſind wir erſt an Ort und Stelle, ſo iſt dieſes Geſchick kein ſo widerwärtiges, als Ihr Euch vielleicht vorſtellt, denn, da Ihr Euren vorigen Worten zufolge doch bereits wißt, auf weſſen Wunſch hin ich Euch Florenz verlaſſen machte, ſo muß ich Euch ſagen, daß ſich die ſtolzeſten Damen Italiens ſchon Etwas darauf zu gute thaten, mit meinem edeln Gebieter **par amours** zu leben, wie die Franzoſen ſagen. Carraco, das iſt ein ganzer Mann, ſag' ich Euch. Alſo nur hübſch artig, Signorina. Wie Ihr mit Seiner Eminenz fertig werden möget, überlaſſe ich ganz Eurem Gutdünken, ſo lang Ihr aber unter meinem Schutz reiſet, muß ich mir geduldige Ergebung in Gottes Willen ausbitten, der ja, wie bekanntlich überall, ſo auch hier zweifelsohne ſeine Hand im Spiele hat. Unſere Fahrt wird freilich einigermaßen beſchwerlich ſein, weil wir uns ſo gut es geht, durch das Gebirge winden müſſen, aber nur bis nach Aſſiſi. Dort erwartet Eure Schönheit ein Sänfte, worin es ſich bequemer reist als auf einem Sattel. Hiemit **beso a Umd la mano**, wie man in meinem Vaterland zu ſagen pflegt, d. h. wenn Ihr Euch betragt, wie es einmal ſein muß, werde ich väterlich für Euch beſorgt ſein und Euren unterthänigſten Diener machen.

Doch ſeht, da kommt Eſteban mit Eurer dicken Freundin.«

In der That näherte ſich Michelotto's Spießgeſelle ſo raſch, als ſein Pferd laufen mochte, denn dieſer Platz, eine kleine Waldlichtung am Fuß des Gebirges, war ihm von ſeinem Herrn am vorigen Tage, da ſie zuſammen die Umgegend der Stadt auskundſchafteten, als Sammelplatz bezeichnet worden und er war nur deßhalb zurückgeblieben, weil die robuſte Nina nicht ſo leicht fortzubringen war, wie die feingebaute beſinnungsloſe Flora. Eſteban, ſo hieß der katalaniſche Diener Michelotto's, hatte öfters Halt machen müſſen, um den wüthenden Widerſtand Nina's zu bändigen. Zuletzt hatte er ihr Hände und Füße gebunden, ſo daß ſie nur noch mit der Zunge kämpfen konnte, was indeſſen Eſteban Zeitweiſe auch zu verhindern ſuchte, indem er ihr den Zipfel ſeines Mantels in den Mund ſtopfte. Sie mit Worten zu beruhigen, verſuchte er nicht, da er ein äußerſt ſchweigſamer Menſch und im Morden erfahrner als im Reden war.

Schweigend hielt er ſein Roß an. Michelotto ſagte: »Du haſt lange auf dich warten laſſen.«

»Por vida de Dios. — Sennor,« grunzte Eſteban, »dieſer Klumpen von Weiberfleiſch hat mir viel zu ſchaffen gemacht.«

Flora, die vorhin aus den Worten Michelotto's genug vernommen hatte, um für jetzt alle Hoffnung aufzugeben, ſtand mit über das Geſicht geſchlagenen Händen und ſchluchzte leiſe. Dann ſchaute ſie auf und erblickte die gefeſſelte Nina auf Eſtebans Roß. Sie ſtürzte auf die Freundin zu und barg ihr Geſicht im Schooß derſelben. Nina arbeitete heftig mit Händen und Füßen und es gelang ihr, wenigſtens ihre Zunge zu befreien.

»Mein Täubchen, meine Honigblume, mein liebes Kind,« ſagte ſie zärtlich zu Flora, »gräme dich nicht ſo ſehr, die Mutter der Gnaden ſchützt verfolgte Jungfrauen und muß es thun, es iſt ihr vornehmſter Beruf in jetziger ſchlechter Zeit. Alſo nur Muth und Faſſung und Geduld!«

Dann erhob ſie ihre Stimme zu gellendem Kreiſchen und überſchüttete Michelotto mit einem Strom von wüthenden Schimpfworten, den wir aber hier unausgegoſſen laſſen.

Unterdeſſen ſank Flora abermals auf ihre Kniee nieder, aber dießmal nicht, um Menſchen anzuflehen. Sie bog ihr ſchönes Haupt zurück, ihre Blicke drangen hinauf durch das Tiefblau der toskaniſchen Mondnacht, als wollten ſie den ewigen Gott über den Sternen aufſuchen und ihr Leid ergoß ſich in ein ſo leidenſchaftliches und dennoch demuthsvolles Gebet, wie es nur aus der Seele eines liebenden, ſchuldloſen und weherfüllten Weibes hervorſtrömt.

Michelotto ließ Nina ruhig austoben. Als ſie endlich erſchöpft innehielt, trat er hart vor ſie hin und ſagte kalt, aber beſtimmt: „So, Signora, ich denke, jetzt iſt deine Wuth vorüber. Laß dir daher jetzt, da du ruhiger geworden, Folgendes geſagt ſein: Wie du am Ziel unſerer Reiſe behandelt werden wirſt, hängt von deinem Betragen während der Reiſe ab; wir wiſſen Störriſche zu bändigen, Fügſame zu belohnen. Füge dich alſo in das Unvermeidliche und halte deine Zunge im Zaume, wo nicht, bleiben deine Glieder gefeſſelt und der zärtliche Eſteban wird ſo galant ſein, deinen Mund mit einem Knebel zu verſehen.“

Es war Etwas in dem Blick des Spaniers, was die unerſchrockene Nina gewaltig einſchüchterte. Außerdem ſagte ihr der Verſtand, daß ihr Widerſtand gegen die Gewaltthäter fürerſt gänzlich erfolglos ſein müſſe und daß weibliche Klugheit hier eher am Platze ſei, als weiblicher Zorn. Sie entgegnete daher: „Signore, Ihr habt gut geſprochen, und ſo meinem geliebten Töchterchen kein Leid geſchieht, will ich mich ruhig verhalten und unſere Sache Gott und der heiligen Jungfrau anheimſtellen. Aber nimmt mir die Stricke weg, womit dieſer ausländiſche Brummbär, der hinter mir ſitzt, meine Hände und Füße gebunden; ich verſpreche ruhig zu bleiben, ob es gleich für eine ehrbare Frau keine Kleinigkeit iſt, auf dem Sattelknopf eines fremdländiſchen Grobians, der nicht zu ſprechen, ſondern nur heidniſch klingende Flüche auszuſtoßen verſteht, bei Nacht und Nebel ſich davonführen zu laſſen, ohne zu ſchreien.“

Michelotto antwortete Nichts, gab aber Eſteban einen Wink, den Wunſch der Donna zu erfüllen. Dann wandte er ſich zu Flora, die ſich von ihrem Gebet erhoben hatte, und kündigte ihr kurz, doch achtungsvoll an, daß es Zeit zum Aufbruch ſei, indem er noch einmal die mangelhaften Reiſeanſtalten entſchuldigte und auf ihre Ankunft in Aſſiſi verwies, wo ſie mehr Bequemlichkeit vorfinden würde.

Flora erwiderte keine Sylbe und ließ ſich lautlos von ihrem Entführer auf's Pferd heben. Als er hinter ihr aufgeſtiegen, ſagte er noch auf Spaniſch zu Esteban: „Wir müſſen uns zwiſchen dem Arnothal und dem Hochgebirg halten, doch näher dieſem zu, und Arezzo rechts liegen laſſen, denn das offene Land wimmelt von franzöſiſchen Streifpartieen; in die Berge wagen ſie ſich nicht und haben wir erſt Aſſiſi erreicht, ſo ſind wir außer aller Gefahr.“

„Ja, Sennor,“ brummte der Katalane, „hätten wir es nur erſt erreicht, aber die Berge ſtecken voller Strauchdiebe, der verfluchte Fra Terribile ſoll gerade zwiſchen Cartona und Aſſiſi ſein Weſen treiben, wie ich mir in Firenze ſagen ließ; — **micago in su alma**, daß mein Camerad Antonio ſich tödten ließ, wir hätten ſein Meſſer brauchen können unterwegs.“

„Ei, du wirſt ja ganz beredt, **amigo** Esteban,“ verſetzte Michelotto, „aber, was geſchehen, läßt ſich nicht ändern, jetzt folg' mir und ſchau dich wachſam um.“

Langſam ritten ſie dahin, die Männer ſorgſam nach allen Seiten ſpähend, um ſich nicht zu verirren oder einem unvorhergeſehenen Ueberfall auszuſetzen, die Frauen ergeben und in Gedanken verſunken.

Nina's Geiſt beſchäftigte die Frage, wer wohl der Anſtifter dieſer Entführung ſei, vollauf.

Flora war ruhig, denn ſie hatte gebetet, für den Geliebten gebetet; das iſt die ſüßeſte Stärkung eines leidenden Weibes.

Die Frauen ſtreifen dem Chriſtenthum ſeine jüdiſche Hülle ab, denn für ſie gibt es keinen zornigen, rachſüchtigen und ſtrafenden Gott; ſondern nur einen liebenden Vater. Sie fragen in Bezug auf die Religion nie das Dogma um Rath, ſondern nur ihr eigenes Herz, deſſen Dogma die Liebe. So jederzeit, wie heutzutage. Darum hängen ſie wirklich dem Chriſtenthum an, während wir Männer uns nur formell dazu bekennen, ſo wir es überhaupt noch thun. Und weil ſich die Frauen nur um den Kern des Chriſtenthums: »Kindlein, liebet einander!« ſich kümmern, nährt und tröſtet es ſie, während uns ſeine theologiſche Schale das Leben verbittert.

Flora war ruhig, denn ſie hatte für den Geliebten zu ihrem Gott gebetet, welcher iſt die Liebe.

Aber in dem Weſen des Mädchens bereitete ſich eine bedeutende Umwandlung vor.

Flora hatte von ihrer deutſchen Mutter das weiche, deutſche Gemüth überkommen, nicht minder aber von ihrem italiſchen Vater eine ungewöhnliche Energie des Geiſtes. Nur hatte die letztere in der friedlichen Beſchränkung ihres bisherigen Lebens ſich bei weitem nicht ſo ſehr entwickelt, wie das erſtere, denn die Energie des Charakters ſtählt ſich nur im läuternden Feuer des Unglücks. Zwar hatte Flora der Schmerzen auch ſchon viele erlebt, der ſorgende Vater, die liebende Mutter waren dahingegangen und ließen ſie als verarmte Waiſe in der Welt, die ſogar den ſchändlichen Anſchlägen einer ſo verworfenen Creatur ausgeſetzt war, wie Franceſco Ceccone's, allein ihre Jugend hatte in der ſorgſamen Nina eine Pflegerin, ihre Tugend in Savonarola einen Beſchützer gefunden, und dann war der ſchöne, brave Fremdling zu ihr, der Waiſe, getreten mit Worten der Liebe und des Troſtes, mit Worten, die ein großer Dichter der Gegenwart ſo prächtig ausdrückt in den Verſen:

Für dich nur will ich leben, will Vater dir und Mutter ſein,
Mein Arm, der ſei dein Vater, mein Herz die Mutter dein! *

So war das Mädchenhafte, Zarte bisher in Flora's Weſen vorherrſchend geblieben, oder vielmehr ausſchließlich hervorgetreten, denn ſo lange das Weib ſich an ein anderes, ſtärkeres Weſen anlehnen kann, verzichtet es auf die ſelbſtſtändige Entwicklung ſeines Charakters. Nun aber war eine Kataſtrophe in ihr Leben gefallen, hatte deſſen Frieden zerſtört und ſie zum Kampf herausgefordert. Sie fühlte, daß ſie Gefahren entgegen gehe, aber dieſes Gefühl machte ſie ſchon nicht mehr zittern. Sie war mit ſich einig, wenige Stunden des Unglücks, des Kummers hatten in ihr den unwandelbaren Entſchluß gereift: dem Geliebten ihr Treue, Gott ihre Tugend zu erhalten, unter allen Umſtänden zu erhalten oder zu ſterben. Zu dieſem Entſchluß ermuthigte ſie beſonders die Ueberzeugung, Heinrich könne nicht umgekommen

---

* Seul pour toi je veux être et ton père et ta mere;
Ton père, j'ai mon bras; ta mere, j'ai mon coeur.

Les Bourggraves par V. Hugo.

ſein, ſondern müſſe ihr ein Retter werden, und Gottes Huld werde nicht weichen von einem verwaisten Geſchöpfe, das ihm ſtets ſo kindlich angehangen. Man ſieht, Flora war fromm, ſie ſtellte nicht wie die ſtarkgeiſtigen Damen unſerer Zeit tiefſinnige Unterſuchungen über das Weſen des Glaubens an, — ſie glaubte. Und ihr Glaube half ihr, ſo gut wie jenem Weibe im Evangelium, denn haſt du es erſt dahin gebracht, dem Mißgeſchick muthig entgegenzutreten, ſo haſt du es zur Hälfte ſchon überwunden. Die Natur des energiſchen Taddei begann ſich in ſeiner Tochter zu regen, und wenn ſchon ihr Herz vor den Verfolgungen, die ihrer zu harren ſchienen, unwillkürlich bang erzitterte, ſo wurde dieſe Angſt dennoch wieder beſchwichtigt durch die Ermuthigungen einer nicht ungewöhnlichen Willenskraft, welche jetzt entpuppt und ſelbſtbewußt in des Mädchens Bruſt ſich kundbar machte. Und ſonderbar — ſo entſchieden wahr iſt es, daß Eitelkeit eine größere oder kleinere Beimiſchung jeder weiblichen Natur iſt — ſie konnte ſich der Vorſtellung nicht entſchlagen, ihre Entführung ſei eine gottgeſandte Prüfung, durch deren Beſtehen ſie der Liebe Heinrich Uhland's würdiger werde. Sie fühlte ſich ſtark genug, es jenen edeln Fräulein nachzuthun in den deutſchen Mährchen und Sagen, welche Mutter und Geliebter ihr erzählt hatten, jenen Fräulein, die, von Zauberern und Dämonen entführt, allen Anfechtungen gegenüber ſtandhaft ihre Unſchuld und Treue zu wahren wußten. Mochte dieſe Vorſtellung eine eitle ſein, immerhin, das Mädchen fühlte ſich dadurch gehoben und gekräftigt.

Um es kurz zu ſagen, während der beſchwerlichen nächtlichen Fahrt durch das Gebirge, während der nicht minder beſchwerlichen im Verlaufe des folgenden Tages, welche nur ſelten durch eine kurze Raſt bei einſamen Hirtenhütten unterbrochen wurde, um ein karges Mahl einzunehmen und den Pferden Erholung zu gönnen, während dieſer traurigen Stunden hatte ſich Flora ein feſtes, entſchiedenes Benehmen vorgezeichnet, welches, indem ſie daſſelbe zu handhaben begann, ſogar dem hartgeſottenen Michelotto imponirte.

Ihr möchtet vielleicht beſtreiten, daß in der zarten, toskaniſchen Mädchenblüthe ein ſolcher Fond von Energie verborgen liegen, ſich ſo raſch, ja plötzlich zu thatſächlicher Aeußerung geſtalten konnte. Beſtreitet es, aber ſagt mir: habt ihr nie die Alpen durchwandert und dort bemerkt, daß oft gerade aus Felſenſtirnen, die dem wüthenden Anprall der Orkane am meiſten bloßgeſtellt ſind, die vollſten Alpenroſen hervorblühen? Standhaft entfaltet die Alpenroſe ihre Purpurkelche dem Sturm entgegen, aber in der Tiefe dieſer Kelche zittert ein Thautropfen, die weiche Thräne des Himmels. So begegnet oft ein ſchönes weibliches Weſen muthig den Stürmen des Lebens und drängt das Bangen und Zagen, die Weichheit ihrer Natur in die verborgenſte Tiefe ihrer Seele zurück. — —

Der Tag war gegangen und der Abend gekommen, unſere Reiſenden zogen noch immer die unwegſamen Wald- und Bergpfade hin, gegen Aſſiſi zu. Von den beiden Frauen ganz zu ſchweigen, ſo waren ſelbſt Michelotto und ſein Geſelle, nicht weniger die Pferde, höchſt ermüdet, ſo ſehr, daß Michelotto auf ſeine Hoffnung verzichten mußte, heute noch die Heimatſtadt des heiligen Franz von Aſſiſi und der Dichter Properz und Metaſtaſio zu erreichen, und ſich nach einem Platz für das Nachtlager umzuſehen begann. Die Gegend war aber ganz einſam und öde, die Dunkelheit mit ſüdlicher Plötzlichkeit hereingebrochen, ringsum kein Obdach. Man war eben, allmälig aus den Bergen herauslenkend, einen ziemlich abſchüſſigen Hügel herabgeritten und befand ſich jetzt einem Wald von Eichen, Kaſtanien und Pinien gegenüber, der ſich in bedeutender Ausdehnung nach links und rechts gegen die Thalweitung des Tibers hinabzog. Die Witterung war zwar für die Jahreszeit gut und trocken genug, doch aber fröſtelnd, weßwegen der Wald eine wärmere Nachtruhe verſprach, als das offene Feld. Das ſah Michelotto ein, denn er ſagte: „Eſteban, die verdammten Mähren kriechen wie Schnecken und zudem erlaubt die Dunkelheit nicht, Weg und Steg nach Aſſiſi zu erkennen. Wir müſſen die Nacht hier zubringen, wollen jedoch unſer Nachtlager in dem Wald da ſuchen, deſſen Dichtheit uns gegen den kalten Nachthauch ſchützen wird. Steig' ab, wir müſſen die Pferde führen.“

Eſteban gehorchte und ſtieg gleich dem Stallmeiſter ab. Langſam führten die Männer die Pferde mit den Frauen, welche trotz ihres unbequemen Sitzes vor Ermattung halb ſchlummerten, auf den Forſt zu. Man mußte eine tiefe, von Bergwaſſern ausgehöhlte Schlucht paſſiren, ehe man den Waldſaum erreichte. Kaum waren ſie aber unter die Bäume getreten und wanden ſich durch das Geſtrüpp der zahlloſen Schlingpflanzen, welche den Boden bedeckten, mühſam fort, als der ſchweigſame Katalane ein verdrießliches: „Carraco!“ hervorſtieß.

„Que quieris, was iſt's?“ fragte Michelotto. Todos diablos, hier iſt's nicht richtig.“

„Was gibt es denn?“ fragte der Stallmeiſter wieder, ſeine Stimme mäßigend.

„Seht Ihr nicht dort geradeaus den Feuerſchein durch die Baumſtämme ſchimmern?“ ziſchelte Eſteban.

„Bah, da werden einige Ziegenhirten um ihr Feuer liegen, ſich die Füße zu wärmen; nur voran!“

Nachdem ſie einige Dutzend Schritte vorgedrungen, wurde das Flackern des Feuers vor ihnen deutlicher. Zugleich drang verworrenes Geräuſch an ihre Ohren, aber es waren heitere, luſtige Töne. Man vernahm Bruchſtücke von Geſang und Geſpräch und Gelächter, eine ſonore Männerſtimme wiederholte öfters in aufforderndem Tone das Wort: „Allegri, allegri, luſtig, luſtig!“ und dazwiſchen rief ein Mädchenmund mit ſchmollendem Accent: „Va in malora, malandrino!“* Dann hörte man den Dudelſack ſchnarren, die Hirtenpfeife ſchrillen und die Zither liſpeln.

---

* „Geh' zum Henker, Du Schlingel!“

„Da treffen wir ja auf eine luſtige Geſellſchaft, Eſteban,“ ſagte Michelotto leiſe, „aber obgleich ich glaube, daß ſie bloß aus tanzenden Ziegenhirten und ihren Dirnen beſteht, wollen wir uns ihr doch ſo vorſichtig als möglich nähern, um ſie nach Maßgabe der Umſtände vermeiden oder aufſuchen zu können.“

Eſteban brummte Etwas von Fra Terribile in den Bart.

„Bah,“ verwies ihn der Stallmeiſter, „hörten wir denn nicht heute in der Frühe jenſeits Perugia, daß der Räuber gegenwärtig in der nächſten Nähe von Rom ſich herumtreibe? Es iſt gewiß eine Hirtennachtwache, wie ich ſagte, und ihr Feuer und ihr Weinſchlauch werden uns wohlthun.“

Ohne zu antworten zerrte der Katalane ſein Pferd vorwärts und Michelotto folgte mit ſeiner Gefangenen. Plötzlich ſtanden ſie am Abhang einer Vertiefung, die, einen Raum von etwa dreihundert Fuß in Länge und Breite einnehmend, der Geſellſchaft, deren Freudeäußerungen ſie vernommen, zum Verſammlungsplatz diente. Der erſte Blick ſchon, den er auf die Geſellſchaft warf, ließ Michelotto bereuen, daß er Eſtebans vorſichtigen Rath nicht befolgt und den Ort vermieden hatte, aber der unvermuthete Anblick machte ihn für einige Augenblicke unſchlüſſig, was zu beginnen ſei, und dann ſah er wohl ein, daß das Umkehren leicht gefährlicher werden dürfte, als das Herkommen. Schnell wieder gefaßt, gab er Eſteban einen Wink, worauf er, wie ſein Geſelle, den Dolch zog und ſich mit den geflüſterten Worten zu Flora wandte: „Signora, hier gilt es klug zu ſein, wir haben da offenbar eine Bande von Banditen vor uns, und wie dieſe mit jungen ſchönen Mädchen, welche in ihre Hände fallen, umgehen, iſt Euch ohne Zweifel aus hundert Erzählungen bekannt. Noch können wir hoffen, unbemerkt zu bleiben und leiſe unſern Rückzug zu bewerkſtelligen. Beobachte daher die Signora gütigſt ein unverbrüchliches Schweigen, denn ich müßte jeden Schrei mit einem Dolchſtoß bezahlen, verſtanden?“

Eſteban empfahl ſeinerſeits der guten Nina Stillſchweigen, machte aber nicht ſo viele Worte, ſondern ſetzte ihr den Dolch auf die Bruſt und brummte: „Keinen Laut, Donna, oder es iſt dein letzter!“

In der Mitte des kleinen freien Platzes, welchen die Vertiefung bildete, brannte ein mächtiges Feuer, über welchem an einem improviſirten Bratapparat ein Schöps briet, der von einem ſchmutzigen Jungen begoſſen und umgewandt wurde. Ringsher lagerten ſich mehrere Gruppen wildausſehender Männer und brauner, ſchöner Weiber und Mädchen. Die Männer trugen Schafpelze, deren Wolle nach außen gekehrt war, lange Stiefeln von ungegerbtem Leder, ſpitze Hüte, die meiſt an einer Seite aufgekrempt und durchgehends mit dem ſilbernen oder bleiernen Bild der Madonna oder irgend eines Heiligen geſchmückt waren. Einige waren in weite braune oder graue Mäntel gehüllt, Alle aber hatten das lange, breite, zweiſchneidige Stilet im Gurt ſtecken und eine Menge Waffen zur Seite liegen: Keulen, kurze Eberſpeere, lange Stoßdegen, Bogen und Pfeile. Die Weiber trugen jene reizende, allerliebſte Tracht, welche in der Umgegend von Albano noch jetzt heimiſch iſt und aus Sammt, Silber und Stickereien beſteht, während die ſchwarzen Lockenhaare ſich ſo kokett und ſchamhaft zugleich unter dem wunderlich geformten, weißen Schleier bergen. Die Verſammlung hatte ſich vorhin offenbar mit Tanz beluſtigt, denn die Muſikanten, der Dudelſackbläſer und Querpfeifer, ſaßen mit ihren Inſtrumenten noch jetzt außerhalb des Kreiſes, welchen die übrigen, des Mahles harrend, buntgemiſcht um das Feuer bildeten. Mehrere Weinſchläuche lagen ihnen zur Hand und als Trinkgeſchirre dienten ihnen zwei mächtige antike Vaſen, die dereinſt auf der Villa eines Römers zum Weinabkühlen oder Weinmiſchen gedient haben mochten. Ein wunderhübſches Mädchen, ein Kind aus den Bergen von Olevano, ſchlank, üppig gerundet, braun und feueraugig, machte den Mundſchenk und es ſchien der Wein Allen beſſer zu ſchmecken, wenn Nazarena, ſo riefen ſie das Mädchen, denſelben kredenzt hatte, und Nazarena that dieß unter tauſend Scherzen und Poſſen.

„**Olá**, Nazarena!“ rief ein Mann, der abſeits der Bande, allein unter einer mächtigen Pinie halb ſaß halb lag, „Du vergiſſeſt meinen Becher zu füllen!“

„**Dio me ne guardi**, Gott behüte mich, Signore Capitano!“ verſetzte Nazarena, plötzlich aus ihrem neckiſchen Ton in einen ſehr reſpektvollen fallend und eiligſt den großen Goldpokal füllend, welcher auf einem Baumſtumpf neben dem Capitano ſtand.

Denn der einzeln ſitzende Mann war der Anführer der Bande, und ein prächtiger Capitano war er, das iſt keine Frage. So viel aus ſeiner halbliegenden Stellung zu erſehen, mußte ſein ſchlanker, aber ſehr muskulöſer, Wuchs weit über Mittelgröße hinausgehen und ſeine ganze Geſtalt wies ſich als harmoniſch gebildet. Sein gebräuntes Geſicht war ungewöhnlich ſchön und ausdrucksvoll zugleich, der Schnitt und die Haut deſſelben edel und fein, die Stirne breit, die Naſe adlerartig, der Mund verführeriſch lächelnd, das kurzgeſchnittene Haupt- und Barthaar dicht, kraus und glänzend wie Ebenholz, in den großen ſchwarzen Augen brannte die volle Glut ſüdlicher Leidenſchaft. Er trug eine bis über die Hüften hinabreichende, mit Gold geſtickte, grüne Sammtjacke, über welche ein kurzer, pelzverbrämter Mantel von geſteppter Seide geworfen war, ſeine engen Beinkleider von feinem Leder verloren ſich in feingearbeitete Stiefeln, die bis zur Wade reichten und mit kleinen Goldſporen geſchmückt waren. Um ſeinen Nacken ſchlang ſich eine dicke goldne Kette, an welche ein Medaillon befeſtigt ſein mochte, das aber in den Falten des Wammſes verſteckt war. Um ſeinen kegelförmigen grünen Sammthut wand ſich ebenfalls eine Goldkette, deren Enden in einer diamantenen Agraffe zuſammenliefen, aus welcher ein ſtolzer Reiherbuſch emporſtieg. Die goldne Handhabe ſeines Dolches funkelte gleichfalls von Edelſteinen, ein mächtiger Stoßdegen mit ſtählernem Griff und rothſammtener Scheide lag abgeſchnallt an ſeiner linken Seite. Eine der ſchweren, mit Luntenſchlöſſern verſehenen Büchſen jener Zeit lehnte an dem Stamm des Baumes, unter welchem der Capitano lag, und wenige Schritte von ihm entfernt war ein ſchönes ſchwarzes Roß mit prachtvollem Sattelzeug an einen Pfahl gebunden.

Er ſetzte nach einem langen Zug den Pokal, der ſeiner Form nach wohl einmal auf einem Altar ſeinen Platz gehabt, nieder und rief mit lauter, äußerſt wohlklingender Stimme wiederum ſein: „Allegri, allegri, ſingt, ſingt, damit wir durch einen Ohrenſchmaus unſern Magen betrügen bis zum Garwerden des Bratens.“

Die Bande, durch Weingenuß und Tanz ſchon zur Fröhlichkeit geſtimmt, ließ ſich nicht lange auffordern, und begann eines jener rohen, brutal ſinnlichen Lieder, wie ſie unter allen Völkern zu jeder Zeit heimlich im Schwange gehen. Aber der Capitano unterbrach den Geſang, indem er unwillig ausrief: „Vergogna, pfui, silenzio, silenzio! Singt mir die Romanze, die ich euch neulich gedichtet.“

Mit dieſen Worten richtete er ſich halb auf, ergriff eine zu ſeiner Rechten liegende Mandoline und begann mit Gefühl und Virtuoſität eine Melodie zu ſpielen, welche die ganze Bande alsbald mit einem Text begleitete, der im Deutſchen ungefähr folgenden Sinn wiedergibt:

Das iſt ein köſtlich Zieh'n und Schweifen,
Von Land zu Land, von Wald zu Wald.
Das iſt ein Suchen, ein Ergreifen,
Und unſer Recht iſt die Gewalt.
Die Menſchheit hat uns ausgeſtoßen —
Was thuts? Wir üben Gegenrecht,
Und pflücken uns des Lebens Roſen,
Ein freies, trotziges Geſchlecht.

Auf Bergeshöh'n und Felſenzacken,
Da herrſchen wir den Adlern gleich,
Wir beugen nie den ſtolzen Nacken,
Die weite Welt iſt unſer Reich.
Jetzt friſch und frank den Plan durchzogen,
Jetzt Kuß und Tanz und Becherklang,
Und herzberauſchend kommt geflogen
Der Wundervogel, der Geſang.

„**Badate a voi!**“* unterbrach der Capitano hier plötzlich das Lied mit einer Donnerſtimme und ſprang nach ſeiner Büchſe. Sein umherſchweifender, durchdringender Blick hatte hinter den Baumſtämmen unſere Reiſenden erſchaut, als die beiden Entführer eben im Begriffe waren, mit ihrem Raub ſich vorſichtig von dem gefährlichen Platze zurückzuziehen.

„**Badate a voi!**“ wiederholte er und ſogleich waren ſeine Leute auf den Beinen und hatten ihre Waffen gefaßt.

In dieſem Augenblick huſchte eine weibliche Geſtalt den Abhang herab, eilte windſchnell über den Platz und umſchlang die Kniee des Capitano mit den Worten: „Wenn Ihr ein Mann ſeid, ſo ſchützt eine arme Waiſe, die ein Lüſtling zu ſeinem Opfer erkoren!“

---

* Gebt Achtung, ſeht euch vor!

Der Capitano blieb gefaßt; einen Blick auf die flehende Flora niederwerfend, die, als ſie den Waffenruf des Hauptmanns vernommen, von einem plötzlichen Entſchluß erfaßt, während Michelotto zu ſehr mit der Leitung des Pferdes beſchäftigt war, um ſtreng auf die Entführte zu achten, raſch vom Sattel geglitſcht und, ehe es der Stallmeiſter verhindern konnte, in's Gebüſch geſchlüpft und dasſelbe in raſender Angſt durchbrechend in die Vertiefung, wo das Feuer brannte, hinabgeſprungen war — einen Blick auf die ſchöne Flehende, niederwerfend, winkte er durch einen zweiten ſeinen Leuten den Befehl zur Verfolgung der Fremden zu und ſogleich warf ſich ein Dutzend Banditen in den Wald, in der Richtung hin, von welcher flüchtiger Hufſchlag herſchallte.

Dann hob er die vor Aufregung und Angſt zitternde Flora auf und ſie mit ſeiner Rechten ſtützend, ſagte er mild und freundlich: „Fra Terribile iſt ein Mann, Signora, und hat noch keinem Menſchen, der ihn um Hülfe anging, Böſes gethan. Entfernt Eure Furcht, Ihr ſeid unter meinem Schutze.“

So ſonderbar es klingt, der Name Fra Terribile's, der ſeit einiger Zeit zum Schrecken Toskana's und der Romagna geworden, erſchreckte Flora nicht. Das Geſicht des großen Banditen hatte ihr beim erſten Anblick ſchon geſagt, daß ſie ſich von ſeiner Seite wenigſtens keiner Gewaltthat zu verſehen habe. Zudem lenkte der gellende Hülferuf Nina's, welcher vom Walde herſcholl, ihre Gedanken ab.

»O Herr,« rief ſie flehenden Tones, »ſo Ihr mir Schützer ſein wollt, rettet meine mütterliche Freundin, die nur um meinetwillen in dieſes Unglück gekommen!«

Wieder vernahm man Nina's Schreien, dann ein Fluchgebrüll, welches nur von Eſteban's Lippen kommen konnte, endlich ein jubelndes: „Buon prò ti faccia, bestia!“ *

Fra Terribile hatte aufmerkſam hingehorcht. »Die Sache iſt bereits entſchieden, Signorina,« ſagte er dann, »und, wie ich hoffe, Eure Freundin gerettet. Doch kommt und laßt Euch nieder, mich dünkt, Eure Glieder zittern vor Ermattung.«

---

* Daß es dir wohl bekomme, Dummkopf!

Und achtungsvoll führte er das Mädchen zu ſeinem eigenen Sitze zurück und den eigenen Mantel von den Schultern werfend, breitete er ihn der Erſchöpften unter. Dann rief er, in die Hände klatſchend: „**Ajuto**, Nazarena, komm' mir zu Hülfe, liebes Kind!“

Die ſchlanke Nazarena eilte herbei.

„Paſſ' auf, Mädchen,“ ſagte der Capitano zu ihr, „ich beſtelle dich hiemit feierlich zur Duenna dieſer holden Signora, ſo lange ſie unſer Gaſt ſein wird. Du biſt ein gutes Kind und wirſt ihrer Acht haben, nicht?

„**Si, si, si davvero,*** Capitano,“ verſetzte das Mädchen freudig und machte ſich ſogleich um Flora zu ſchaffen, welche die Hülfeleiſtungen Nazarena's mit dankbaren Blicken und Worten entgegennahm, dabei aber unaufhörlich mit ängſtlicher Spannung nach dem Walde hinſah.

Auch der Capitano ſchien geſpannt der Rückkehr ſeiner Leute zu harren.

Endlich hörte man das Geräuſch von Fußtritten und Waffen und bald ſtanden die Banditen auf dem

---

* Ja, o freilich, o gerne.

Platze, in ihrer Mitte Nina führend und Esteban, der aus einer breiten Stirnwunde blutete, gebunden mit ſich ſchleppend.

Nina eilte auf Flora zu und dieſe warf ſich ihr heftig in die Arme.

Die Banditen, welche den ſchnellbeendigten Zug nicht mitgemacht, und die Weiber umdrängten die Zurückgekommenen mit geräuſchvollen Fragen, während Fra Terribile von Flora in abgebrochenen Sätzen, von Nina in geläufiger Suada die Geſchichte ihrer Entführung vernahm.

„Das weist nach Rom,“ ſagte er dann zu ſich, „wer mag der Mann im Cardinalpurpur ein? Hm, ich glaube, Ceſare war unlängſt in Firenze. Wollen der Sache näher nachforſchen.“

Sein gebieteriſches „zitto, zitto!“ ließ die lärmende Bande verſtummen.

„Wie war es, Cocomero?“ * wandte er ſich an einen ſtierhalſigen Brigante, der ſeinen Namen ſeiner Vorliebe für die Speiſe verdankte, welche derſelbe bezeichnet.

Der Gefragte trat vor, lüftete ehrerbietig den

---

* Waſſermelone.

Hut und verſetzte: „Die Sache iſt, kurz geſagt, dieſe, Capitano. Als wir in den Wald ſprangen, ſahen wir zwei Burſche, deren einer die dicke Signora dort vor ſich auf dem Sattel hatte, Reißaus nehmen, was aber für ihre Pferde eine beſchwerliche Sache war. Gut, wir machten uns hinter ihnen her und da der gerade aufgegangene Mond zu zielen erlaubte, ſandte ich dem Kerl mit der Signora einen Bolzen nach, welcher nicht ihn, aber ſein Roß zu Boden brachte. Die Signora ſchrie mörderlich um Hülfe und hatte Grund dazu, denn als wir das Paar erreichten, ſahen wir, daß der Schuft ſie erdolchen wollte. Wir entriſſen ſie ihm und als er ſich nicht ergeben wollte und unſern Pietro am Schenkel zu ritzen unverſchämt genug war, gab ich ihm einen Puff an den Kopf mit dem Wunſche, er möchte ihm wohl bekommen. Dann banden wir ihn und damit basta.“

„Benone, benone,* aber wo iſt ſein Geſelle?“

„Ja, Capitano, dem glückte es, den Saum des Waldes zu erreichen und von dort ſahen wir ihn ſein Pferd mit dem Dolch wie raſend thalwärts ſpornen, — **me infelice!**“ * fügte der Berichterſtatter bedauernd hinzu.

---

* Gut, gut.

„**Maladetto!**“ zürnte der Capitano; dann wandte er ſich zu dem verwundeten Eſteban mit der Frage: „Wer biſt du, **malandrino?**“

„Selbſt Schlingel!“ entgegnete Eſteban mit tückiſchem Blick.

Zornröthe überſtrömte das Geſicht des Banditenchefs und ſeine Hand fuhr nach dem Dolch. Doch ſchnell ſich mäßigend, betrachtete er den Menſchen genauer und ſagte dann in leichtem Ton: „Aha, ich meine dich ſchon anderswo geſehen zu haben, aber trotzdem daß du im Dienſte heiliger und geweihter Leute ſtehſt, will ich dir zeigen, daß es nicht gutthut, dem Fra Terribile unhöflich zu begegnen. **Va al diavolo** und mache dieſem deine Grobheiten.“

Und er gab dem Cocomero einige Zeichen und wandte ſich hinweg.

Sein wortloſer Befehl wurde völlig verſtanden, denn die „Waſſermelone“ ergriff mit Hülfe einiger Cameraden ſogleich den trotzigen Katalanen. Er wurde weggeriſſen, ſeitwärts in das Gebüſch geſchleppt und wenige Minuten nachher baumelte ſein zuckender Leichnam an dem Aſt einer Kaſtanie.

---

* O, ich Unglücklicher!

Die Vollſtrecker dieſes ſummariſchen Urtheils kehrten dann ganz gelaſſen ans Feuer zurück, wo ſich jetzt auch der Capitano niedergelaſſen hatte, um vorweg ſeinen Antheil am Mahl zu verzehren. Als er es beendigt, rief er Nazarena herbei, befahl ihr für die Mahlzeit und Nachtruhe der beiden fremden Frauen Sorge zu tragen und trat dann zu dieſen mit den Worten: „Für heute nur noch dieß: erquickt den ermüdeten Körper und überlaßt euch der Ruhe, denn ihr ſeid in der Mitte meiner Leute völlig ſicher. Morgen wollen wir dann ſehen, was zu thun iſt. **Felicissima notte!**“

Ohne die Dankesworte der Frauen abzuwarten entfernte er ſich, um Nazarena Platz zu machen, die mit einigen Schüſſeln mit Speiſe und einer Weinfogliette herbeikam. Nina ließ nach all' den ausgeſtandenen Strapatzen der Mahlzeit alle Gerechtigkeit widerfahren und forderte Flora auf, ein Gleiches zu thun, was auch geſchah, denn der Körper fordert am Ende unter allen Umſtänden gebieteriſch ſeine Rechte. Nach beendigtem Eſſen errichtete Nazarena mit Hülfe einiger ihrer Gefährtinnen eine Art Zelt unter den Zweigen der Pinie, worin ſie ſich zur Ruhe begaben, Flora Gott dankend, daß er ſie der unheimlichen Gewalt ihres Entführers entriſſen, Nina mit ſchlaftrunkenen Lobreden auf den ſtattlichen Capitano.

Bald darauf herrſchte Stille in dem Banditenbivouac. Die Wachen waren ausgeſtellt, Männer und Weiber lagen in ihre Mäntel gehüllt ſchlummernd um das niedergebrannte Feuer. Nur der Capitano war noch nicht zur Ruhe gegangen, ſondern wandelte ſinnend zwiſchen den Bäumen umher. Der Mond, jetzt voll und klar am tiefblauen Himmel ſtehend, warf dem einſamen Wandler ſeine Silberblicke nach und ſchien ſüße Erinnerungen in ſeiner Seele zu wecken, denn träumeriſch fuhr er zuweilen über die Saiten der Mandoline, welche er im Arm trug, und entlockte ihnen ſanfte Akkorde. Seine Empfindungen traten zuletzt als Worte auf ſeine Lippen. Er lehnte ſich an einen Baumſtamm, wandte das ſchöne Antlitz zum Monde empor und verwob ein Lied in die Klänge ſeines Inſtrumentes. Er ſang:

O jener Nächte, wo deine Helle,
Du Mond, erleuchtet meinen Pfad,
Wenn ich aus dumpfer Kloſterzelle
Hinaus in deinen Schimmer trat;
Wenn ich durch Wälder, durch die dunkeln,
Geeilt mit raſchem, ſcheuem Tritt,
In deinem träumeriſchen Funkeln
Mein Schatten durch die Felder glitt.

Hier glänzt die Villa, blüht der Garten,
Wo ſich der Himmel mir erſchließt! —
Das Zeichen muß ich erſt erwarten,
Den Saitenklang. — Horch, horch, er grüßt! —
Nun ſacht' hinauf die Marmorſtiegen —
Da biſt du ja, du ſüße Braut!
Komm', laſſ' in meinem Arm dich wiegen,
Bis Morgenroth durch's Fenſter ſchaut.

Fühlſt du mein Herz in Wonne beben?
Mit deinen Armen, weich und rund,
Umſchling' mich feſt, o du mein Leben,
Und küſſe mir die Lippen wund!
Wir woll'n in Liebe uns berauſchen,
Kein Wort, kein Wort, nur Kuß auf Kuß,
Wir wollen unſre Seelen tauſchen
Im heißen, flammenden Genuß!

Und rede nimmer mir von morgen,
Und zieh' mich nimmer erdenwärts, —
Ruhſt ja an meiner Bruſt geborgen,
An deinem Buſen pocht mein Herz.
Wir woll'n in Liebe uns berauſchen,
Kein Wort, kein Wort, nur Kuß auf Kuß,
Wir wollen unſre Seelen tauſchen
Im heißen, flammenden Genuß!

Vergiß die Welt mit ihrem Lärmen,
Vergiß des Tages Zier und Pracht,
Und laß uns brünſtiglich durchſchwärmen
Die ſchöne, ſchöne Frühlingsnacht.
Wir woll'n in Liebe uns berauſchen,
Kein Wort, kein Wort, nur Kuß auf Kuß,
Wir wollen unſre Seelen tauſchen
Im heißen, flammenden Genuß!

Laſſ' irren deinen ſel'gen Odem
Wollüſtig durch die Locken mein,
In des Genuſſes Feuerbrodem
Laſſ' tauchen unſer ganzes Sein!
Wir woll'n in Liebe uns berauſchen,
Kein Wort, kein Wort, nur Kuß auf Kuß,
Wir wollen unſre Seelen tauſchen
Im heißen, flammenden Genuß! —

O jener Nächte, wo dein Funkeln,
Du Mond, ſo mild geleitet mich,
Wenn ich durch Wälder, durch die dunkeln,
Zu meines Liebchens Thüre ſchlich!
Wo wir in Liebe uns berauſchten –
Die ganze Nacht ein langer Kuß,
Wo Seele wir um Seele tauſchten
Im heißen, flammenden Genuß!

III.

Warſt du nicht elend und verachtet
Von Jugend auf gedrückt, gehetzt?
Bis ſie geraubet und geſchlachtet
Selbſt deine Kinder dir zuletzt?

Lenau.

Ihr Aug' mit lockender Gewalt,
Ein Abgrund tiefer Wonne, ſtrahlt.
Wie dieſe rothen Wangen glüh'n,
Ein volles, friſches Leben ſprüh'n! —

Wie dieſe Brüſte ringend bangen
In ſelig fluthendem Verlangen! —
Ha! wie die langen ſchwarzen Locken
Voll Ungeduld den Zwang beſiegen
Und um den Hals geſchwungen fliegen,
Der Wolluſt raſche Sturmesglocken!

Derſelbe.

Am ſelben Tage, an welchem wir den Pabſt im Vatikan ſahen, war in einer Locanda unweit Viterbo, zwiſchen dieſer Stadt und Ronciglione, eine bunte Geſellſchaft verſammelt und der geſchäftige

Wirth zapfte den rothen Wein von Orvieto in Strömen aus den ſtrotzenden Ziegenhäuten, während ſeine Ehehälfte in einer Ecke des weiten Gemaches, welches zugleich Küche, Speiſekammer, Keller, Speiſeſaal, Trinkſtube und Schlafzimmer war, auf einem Heerd von ungeheurem Umfang, deſſen Rauch die Dachſparren des Hauſes mit einer zolldicken, ſchwarzglänzenden Kruſte überzogen, eine chaotiſche Maſſe von Gebratenem, Geſottenem, Geſchmortem, Gebackenem zubereitete, eingehüllt in Rauch und Oeldampf.

An plumpen Tiſchen, welche auf ebenſo plumpen, in den Lehmboden des Gemaches eingerammten Pfählen ruhten, ſaßen im Vordergrund der Locanda die Gäſte: an dieſem Tiſch ein halbes Dutzend Condottieri in Büffelkoller und Sturmhaube, zerſchlitzte Vagabondengeſichter, mit ihren hornartigen, behaarten Fäuſten weinſelig die großen zinnernen oder hölzernen Becher umklammernd — es waren Nachzügler von den Armeecorps des Großkonnetables von Neapel, der ſich gegen Rom zurückgezogen. Unfern von ihnen hatten ſich Pilgrime niedergelaſſen, Zwiebeln und Käſe verzehrend und aus einem gemeinſchaftlichen Trinkgefäß ihren Durſt ſtillend — ſie kamen über

Rom aus dem Abruzzen heraufgezogen, gen Loretto zu wallfahren, aber ihre banditenmäßigen Züge ſtimmten ſchlecht zu ihrem frommen Anzug. Da waren auch Bauern aus der Umgegend, hölzerne Sandalen an den Füßen, rohe Schaaffelle um die Schultern, und aus ihren ſchwarzen Augen funkelte der Neid, weil ſie es nicht den Landsknechten gleichthun und ihre Gurgeln nicht mit Wein waſchen konnten. In die bequemſte Ecke, zunächſt dem Heerd hatten ſich drei Gäſte eingeniſtet, deren Gattung in ſpaniſchen Venta's und italiſchen Locanda's eine ſtehende war und iſt, nämlich Mönche, deren Geſichter aus den übergeſchlagenen Kapuzen hervorglänzten wie drei Vollmonde und deren Hände emſig beſchäftigt waren, den Inhalt einer gewaltigen Schüſſel voll fetttriefender Maccaroni in ihre heiligen Magen zu befördern.

Näher dem Thor der Locanda ſaß abgeſondert an einem Tiſch noch eine Geſellſchaft, beſtehend aus zwei Männern, einer Frau und einem Knaben.

In den beiden Männern erkennen wir unſere zwei alten Bekannten, Heinrich Uhland und ſeinen getreuen Phlips. Das Geſicht des jungen Deutſchen trug deutliche Spuren kürzlich beſtandener körperlicher und noch andauernder ſeeliſcher Leiden, doch waren ſeine Züge weit entfernt von dem Ausdruck hinſiechender Erſchlaffung. Das Weh des Lebens hatte ihnen zwar eine melancholiſche Schattirung gegeben, ihre Mannhaftigkeit aber nicht zerſtört, ſondern eher entſchiedener hervortreten laſſen. Heinrich war kriegeriſch angethan mit Bruſtſtück, Panzerhemd, Arm- und Beinſchienen, ſein zu Hieb und Stoß eingerichtetes Schwert, ſein befiederter Sturmhut und dicker Reitermantel hingen an einem eiſernen Hacken hinter ſeinem Sitz an der Wand. Phlips war noch die alte, weingrüne Figur, aber auf ſeine Stirne hatte ſich in jüngſter Zeit eine Furche des Kummers gelegt, welche ſichtbar wurde, ſobald er, was oft geſchah, ſeine Augen mit ſorgenvollem Ausdruck auf ſeinem Herrn ruhen ließ. Auch er hatte ſich möglichſt waffenmänniſch herausſtaffirt. Die Frau, welche zwiſchen den beiden Männern an der andern Seite des kleinen Tiſches ſaß, war in ein langes, dunkles, ärmliches Gewand gehüllt und ihr alterndes, blaſſes Geſicht hätte, wenn es auch nicht in den Schleier von gelbem Tuche, der aufgezwungenen Farbe der

Juden im Mittelalter, eingehüllt geweſen wäre, deutlich genug verrathen, daß ſie jenem unglückſeligen Stamm angehöre, welchen von den Urzeiten an ſein Glaube als ſelbſtmörderiſche Geiſel zerfleiſchte, jenem „vom Blitz geſpaltenen Stamm, grünend dennoch durch die Thränenſtröme ausgeſtoßener Sklaven.“ Der neunjährige Knabe, welcher ſich bald ſcheu der Frau an die Seite ſchmiegte bald wieder mit echtjüdiſcher Neugier die Umgebung muſterte, war ih Sohn.

Dieſe vier Perſonen ſchienen zuſammen und ſo eben angekommen zu ſein, denn ſie waren noch nicht mit Speiſe oder Trank verſehen und Phlips, der draußen die Pferde verſorgt hatte, nahm gerade ſeinen Sitz ein und warf ſehnſüchtige Blicke auf die dem Heerd zur Seite herabhängenden Bockshäute, deren Fülle ihm Labung nach den Strapatzen der Fahrt verſprach. Sein Herr hatte auch bereits mit dem Wirth die nöthige Rückſprache genommen und bald erfüllte der Letztere das Sehnen des trinkluſtigen Geſellen, indem er eine mächtige Fogliette auf den Tiſch ſtellte, welcher er, die Demonſtration beachtend, die ihm Phlips Naſe gab, ſogleich eine zweite zugeſellte. Philips ging ohne Zögern daran, die Becher zu füllen und ſich in Erwartung des Eſſens mit Trinken zu beſchäftigen. Heinrich aber ſorgte, bevor er vom Wein genoß, daß auch das jüdiſche Weib und ihr Knabe mit einem Becher verſehen wurde.

Die Jüdin gab durch Blicke ihre Dankbarkeit zu erkennen und ſagte flüſternd: „Der hochgelobte Gott vergelte Euch, edler Herr, all' Eure Barmherzigkeit, die Ihr von Perugia bis hieher an uns geübt. Ach, ſeit wir aus Milano flohen, ſeid Ihr der Erſte, der uns ein mitleidig Wort und Thun angedeihen läßt.“

Und eine ſchwere Thräne fiel in den Becher, welchen ſie ihrem Söhnlein hinreichte.

Leiden machen mitleidig. Ein Glücklicher wird nie das Weh der Menſchheit fühlen und die Schmerzen ſeiner Brüder theilen. Er kennt ſie nicht. Haſt du aber den Kelch der Schmerzen ſelber gekoſtet, dann weißt du auch, wie bitter er Andern ſchmeckt. Vor wenigen Monden noch wäre vielleicht Heinrich Uhland, trotz ſeines angebornen Edelmuths, gleichgültig an dem jüdiſchen Weibe vorübergezogen, die er auf ſeiner Reiſe von Florenz nach Rom unweit

Perugia krank vor Ermattung am Wege liegend fand. Er hätte ſich wohl durch das klägliche Weinen des um ſeine Mutter ängſtlich beſchäftigten Knaben zu einem reichlichen Almoſen bewegen laſſen, allein ſchwerlich hätte er die armen Wanderer aus ſeiner eigenen Reiſeflaſche gelabt, ſchwerlich hätte er ſie ſorgfältig nach der nächſten Herberge geſchafft, um ſie mit Speiſe und Trank und mildem Wort zu kräftigen, ſchwerlich hätte er den Sprößlingen eines ſo ſehr verachteten und verhaßten Geſchlechtes erlaubt, ihre Reiſe in ſeiner Geſellſchaft fortzuſetzen, ſchwerlich um ihrer wegen den Schritt ſeines Pferdes gemäßigt, ſchwerlich ihnen geſtattet, an einem Tiſch mit ihm zu ſitzen. Jetzt aber hatte er es gethan und fuhr fort, es zu thun, denn wer leidet, der iſt mitleidig, wer ſelber Unglück erfahren, der achtet fremdes. Die Jüdin war ihm, dem mittelalterlichen Chriſten, der ſie vielleicht vor kurzer Zeit nur mit Eckel betrachtet hätte, jetzt keine Jüdin mehr, ſondern nur ein wehvolles Weib, und als ſolches heilig.

Er neigte ſich zu ihr herüber und ſagte in theilnehmendem Tone: »Ihr habt wohl viel gelitten, Frau?«

„O, viel, ſehr viel, mehr, als man glauben ſollte, daß ein Mutterherz ertrage.“

„Wollt Ihr mir vertrauen? Ich hätte ſchon auf dem Weg hieher gerne Eure Geſchichte erfahren.“

„Ihr ſollt es, edler Herr, Ihr ſollt es.“

Du kannſt einem Leidenden oft keinen größern Gefallen thun, als daß du dir ſein Weh erzählen läſſeſt. Allerdings reißt er ſo wieder alle Wunden ſeiner Seele auf, aber es thut ihm auch wohl, ſie ausbluten zu laſſen. Die Laſt der Schmerzen, die auf ſeinem Herzen liegt, wird leichter, wenn ſie ein Anderer mitwiſſend theilt.

Die Jüdin erzählte mit flüſternder Stimme:

„Meine Heimat — wenn anders die Kinder Iſraels ſeit der Zerſtörung der heiligen Jeruſalem durch die Gojim, auf denen des hochgelobten Gottes Fluch ſei! je von einer Heimat reden können — meine Heimat iſt das Ghetto zu Rom. Dort wuchs ich heran in der bangen Umſchränkung, in welcher unſere Leute gehalten werden, von Kindheit an ſah ich nur die ſchmachvolle Erniedrigung meines und die — o verzeiht mir! — die brutale Grauſamkeit Eures Volkes. Nur im Innerſten unſerer, von der übrigen Welt wie ein Aufenthalt wilder Thiere abgeſperrten, Wohnungen durften wir wagen, frei zu athmen, alle Luſt aber und Freude des Lebens war uns verſagt mit ſtrengem Bann. Ihr habt wohl ſchon von dem römiſchen Carnevale gehört, jenem Feſt voll Rauſchen und Brauſen, wo ſich die Freude der Römer bis zum tollen Raſen ſteigert, ſehet, ſelbſt dieſe Tage des unbändigſten Jubels waren für uns nur eine Zeit der Qual und Verhöhnung. Beim Beginn des Feſtes wird auf dem Capitol ein Thron aufgeſchlagen, darauf ſetzt ſich ein Senator im Purpurmantel. Vor ihn werden unſere Aelteſten geführt, deren Sprecher für ſich und ſein Volk um die Erlaubniß flehen muß, noch ein Jahr im Ghetto zu Rom wohnen zu dürfen, geloben muß, dem Abſcheu unſeres Glaubens zum Trotz einmal eine Eurer Synagogen zu beſuchen, um eine nazareniſche Rede anzuhören, ſich ausbitten muß, die Koſten des großen Pferdewettrennens bezahlen zu dürfen und zur Ergötzung der Römer ſelber den Corſo hinabgeſetzt zu werden. Darauf nickt der Senator gnädig und ſetzt ſeinen Fuß dem Greiſe auf den Nacken, zum Zeichen, daß Israel unter der Gojim Fußſohlen ſich krümme. Dann fängt die große Glocke des Capitols an zu läuten und nun beginnt die grauſame Hatz den Corſo hinab und wenn der Pöbel unſere Aelteſten, die ehrwürdigſten, weiſeſten Männer unſeres Stammes, mit Hohn und Mißhandlung halb zu Tode gehetzt, werden ſie in das Ghetto zurückgetrieben, die Thore vor unſerm Quartier geſchloſſen und wir abgeſperrt von all' der Freude und dem Jauchzen, und unſere Männer können ſich nur das Haupt mit Aſche beſtreuen, unſere Weiber ohnmächtige Verwünſchungen murmeln, unſere Kinder bittere Thränen weinen.

Mein Vater, der Rabbi Iſaſchar Ben Ephraim, hüllte mein Haupt in den Brautſchleier und gab mir nach den Geſetzen der Väter, auf deren Aſche ſei Friede, zum Ehegemahl den Jakob Ben David, einen ſchönen, klugen und guten Jüngling, und ich lebte mit dieſem meinem Herrn achtzehn Jahre in Freud und Leid und gebar ihm der Kinder vier, zwei Söhne und zwei Töchter: Aſcher, Judith, Sulamith und Benjamin, welcher hier neben mir ſitzt und mir allein übrig geblieben.«

Und die Frau brach ab, drückte den Knaben, welcher ſich, der Harmloſigkeit ſeines Alters hingegeben, eifrig mit Stillung ſeines Hungers beſchäftigte, wozu ihm Phlips die Mittel darreichte, krampfhaft an ſich und verhüllte einige Sekunden das Geſicht mit ihrem Schleier. Darauf fuhr ſie fort:

„Der Vater meiner Kinder war reich und ſeine Handelsgeſchäfte erſtreckten ſich weithin. Er durfte glauben, daß ſeine Kinder dereinſt wenigſtens im Beſitze des Goldes ſein würden, auf deſſen Erwerb alle Lebenskraft unſeres Volkes ſich zu concentriren gezwungen wird. Da, es ſind jetzt zwei Jahre und einige Monate her, wählten ſie in Rom den Mann, der ſich Borgia nennt, zu ihrem Pabſt, wie ſie es nennen, und hatte ſchon ſein Vorgänger das Ghetto arg mit ſeinen Erpreſſungen heimgeſucht, ſo verfuhr der neue Pabſt, kaum dazu geworden, noch zehnmal ärger. Bald wurde es alltäglich, daß ſeine Sbirren im Ghetto erſchienen, um nach Schätzen zu ſuchen in allen Häuſern, wo man deren vermuthete. Mein Gatte rettete, was in der Eile zu retten war, zu einem Verwandten hinauf gen Milano, und als nun die Schergen der päbſtlichen Habſucht in unſerem Hauſe erſchienen, da fanden ſie nicht ſo viel des

Goldes, als ſie zu finden erwarten mochten. Laßt mich ſchweigen von den Mißhandlungen, die wir alle durch die brutalen Räuber erfuhren. Wir ſollten noch Schlimmeres erfahren. Meine jüngere Tochter befand ſich zufällig außer dem Hauſe, aber meine ältere, meine fromme, ſanfte Judith, ſchön wie die Roſen des heiligen Landes, fiel zwei vornehm gekleideten Männern in die Augen, welche die Sbirren begleiteten und die, wie wir nachher erfuhren, des Pabſtes Söhne waren. Sie nahmen unſere Habe, ſie riſſen unſere Tochter von der Mutter Seite, hohnlachend ſagend, die ſchöne Dirne ſei werth, zum alleinſeligmachenden Glauben bekehrt zu werden, und als ſich der verzweiflungsvoll aufſchreienden Jungfrau Vater außer ſich auf die Unmenſchen ſtürzte, fiel die Hellebarde eines der Schergen auf ſein Haupt und ſpaltete ihm mit tödtlichem Streich die Stirne. Das Wimmern meines Benjamins weckte mich aus der Bewußtloſigkeit, welche am Schluß der entſetzlichen Szene über mich gekommen. Da lag mein Jakob todt vor mir und meine Judith war verſchwunden. Ich habe ſie nie wieder geſehen!

Folgenden Tages kam mein Sohn Aſcher heim von einer weiten Handelsreiſe. Der begrub ſeinen Vater und gelübdete Rache. Seine Nachforſchungen nach der geraubten Schweſter blieben fruchtlos. Mutter, ſagte er mit finſterm Ernſte, ich habe einen Anſchlag gemacht gegen die Mörder und Räuber, aber er muß anderswo reifen; willſt Du mir folgen, ſo ziehn wir hinauf gen Milano. Und wir zogen. Aber wir kamen nur nach Milano, um den Gräuel, den wir in Rom erlebt, nochmals zu erleben. Anfangs waren wir ungefährdet bei dem Verwandten meines Gatten, wenn auch in unerlöſchlicher Trauer hinkümmernd. Nachdem aber ein Jahr und mehr vorüber, erging das Gericht des hochgelobten Gottes auf's neue über uns. Der ſchwarze Sforza, der ſich zum Herzog von Milano gemacht, fand es für gut, die Koſten, welche ihm der Zug der Franzoſen, den er veranlaßt, zu verurſachen drohte, aus dem Judenquartier ſeiner Stadt ſich zu holen. Er verſammelte ſeine Condottieri und begann an ihrer Spitze die Plünderung. O, unſer Entſchluß, gen Milano zu ziehen, war ein unheilvoller geweſen! Plötzlich war unſer Haus umringt und mit raubgierigen Kriegsknechten angefüllt. Drunten vor der Thüre hielt der Moro ſelber zu Pferde, denn ein Abtrünniger unſeres Volkes, der dem Goi als Angeber diente — das Feuer der Gehenna über ihn! — hatte ihm geſagt, hier ſei ein gar reicher Fang zu machen. Ich hatte meine Tochter Sulamith in dem Obergemach geborgen, hoffend, die Trabanten des Tyrannen würden ſich begnügen mit dem, was ſie in den untern Räumen des Hauſes vorfänden. Aber bald hörte ich den Hülferuf des Mädchens. Mein Sohn Aſcher eilte hinauf, ich aber hinaus auf die Gaſſe und umſchlang die Hufe des herzoglichen Roſſes, den Tyrannen um Erbarmen anflehend, ihn anflehend, nur der Unſchuld meiner Tochter zu ſchonen. Da erſchien Sulamith oben am Fenſter, ſich verzweiflungsvoll gegen das viehiſche Begehren zweier Söldner ſträubend. Ihr Schreien gellte weithin über die Stadt und machte mir das Herz erſtarren. Der Herzog ſah empor. Weg da, ſchrie er, die Dirne iſt zu fein für euch, Geſellen! Beim Nabel des Pabſtes, das iſt ein Biſſen für einen fürſtlichen Gaumen, bringt ſie mir herunter! Da hörte ich Sulamith noch einen Schrei ausſtoßen und hörte einen Schlag auf den Boden und ſah meine Tochter vor mir liegen, bleich und todt. Sie hatte ſich aus dem Fenſter geworfen und der Fall ihr den Kopf an einem Stein zerſchellt. Und meine Augen erblindeten nicht, ſie ſollten noch mehr ſchauen. Außer ſich vor Schmerz, Wuth und Rachedurſt ſtürzte mein Erſtgeborner, mein Aſcher, aus dem Hauſe und mit gezücktem Meſſer gerade auf den Herzog los. Der ſtieß plötzlich ſeinem Roß die Sporen in die Seite und entging ſo dem drohenden Todesſtoß durch die rächende Hand meines Sohnes. In einem Nu wurde dieſer von einer ganzen Schar angefallen und ich ſah ihn erliegen nach raſender Gegenwehr und hörte des Herzogs ſchäumendes Befehlswort: „Henkt mir die jüdiſche Beſtie auf der Stelle!“ und ſah meinen Erſtgebornen aufknüpfen an den Thürpoſten unſeres Hauſes. Dann ſah ich Nichts mehr. Aber mein Herz brach nicht, denn, o, es iſt ein zähes Ding, das Menſchenherz, und noch vernahm das meinige eine Stimme, die zu ihm ſprach: Mutter! Mir lebte noch ein Kind, das mir ſeine gemordeten Geſchwiſter begraben half. Und der hochgelobte Gott gab uns Stärke, dieſe heilige

Pflicht zu erfüllen. Dann nahm ich meinen Benjamin an der Hand und ſo flohen wir aus der entſetzlichen Stadt, uns nach Rom zu betteln, wo mir noch mein alter Vater lebt.“

Hier ſchwieg Rahel, die Jüdin. Heinrich aber fand nicht Zeit, einen Troſt zu verſuchen, nicht einmal Zeit, über dieſe furchtbaren Geſchicke zu ſchaudern.

Denn vor dem Thor der Locanda machte ſich plötzlich ein verworrenes Getöſe laut, Trompeten und Hörner, Roſſegewieher und Männerſtimmen gaben die Ankunft eines bedeutenden Reiſezuges kund. Alle Welt ſprang von den Tiſchen auf, nur die unglückliche Mutter blieb mit verhülltem Haupte ſitzend, über ihre Kinder weinend, wie einſt ihre altteſtamentliche Namensſchweſter über die ihrigen geweint.

Der Wirth öffnete in dienſtfertigem Eifer die beiden Thürflügel der Herberge und draußen ward nun ein prächtiges Gewirre von Menſchen und Roſſen ſichtbar. Das mußte ein vornehmer Reiſender ſein, denn das Reiſegefolge war ein ebenſo zahlreiches als glänzendes. Da waren Ritter und

Edelleute, alle in Gold- und Silberſtoffe gekleidet, buntfarbige Sammtmäntel umgeworfen, wehende Federbüſche auf Helmen und Hüten. Da waren Pagen in ihrer jugendlich phantaſtiſchen Tracht, da waren Lakaien aller Art in prunkenden Livreen, auf deren Bruſt das päbſtliche Wappen in Gold geſtickt zu ſehen, da war endlich ein Fähnlein berittener Trabanten in voller Stahlrüſtung, Bogen und Köcher oder Luntenbüchſen auf der Schulter hängend, die Lanzen in der Hand. Das flimmerte und ſchillerte gar glanzvoll durcheinander.

Der Zug hatte, einen Halbkreis bildend, Halt gemacht. In der Mitte des halben Kreiſes wurden zwei Sänften ſichtbar, wie ſich deren vornehme Frauen damaliger Zeit zum Reiſen bedienten. Die eine dieſer Sänften, von zwei grauen Maulthieren getragen, war dicht verſchloſſen und von Außen noch mit einem großen Tuch überhangen. Auf der andern aber, die von vier milchfarbenen Maulthieren getragen wurde und deren Dach zurückgeſchlagen war, lag, in die carmoſinrothen Seidenpolſter nachläſſig zurückgelehnt, eine wunderſchöne Dame. Sie hatte den weiten Reiſemantel von ſich geſtreift und die ſchwarzſammtene Reiſemaske vom Geſicht gethan. Ihr Anzug war pracht- und geſchmackvoll. Ihr ſilberſtoffenes, mit Diamanten überſäetes Unterkleid ſchloß ſich enge an Leibesformen von vollendeter Schönheit und Ueppigkeit an, ihr Oberkleid aus Gold und Purpur verbarg nur wenig die herrlichen Arme und den Obertheil eines Buſens, der geformt ſein mußte, wie Phidias und Praxiteles die Brüſte ihrer marmornen Göttinnen geformt hatten. Um den wundervollen Nacken trug ſie ein Halsband von ungewöhnlich großen Perlen, von welchem ein aus einem Diamant geſchnittenes Kreuz herabhing. Die reiche Fülle ihres dunkeln Seidenhaares ſpottete des Zwanges eines leichten Barets von goldgeſticktem blauem Sammt und fiel in dicken, glänzenden Locken auf Schultern und Bruſt herab. Ihre nachläſſige Lage ließ den rechten Fuß unbedeckt, der, außerordentlich klein und zierlich geformt, bis zum Knöchel mit einem weißſammtenen, perlengeſtickten Halbſtiefel bekleidet war. Und, o, dieſe Züge, und, o, dieſes Auge! Die Stirne, glatt und weiß wie Alpenſchnee, wölbte ſich zu ſanftgeſchwungenen Brauen hernieder, unter welchen ein Augenpaar, deſſen Farbe weich, lind und dunkel wie ſchwarzer Sammt, hervorfunkelte, das allgemein als unwiderſtehlich anerkannt war. Die Naſe, leicht gebogen, zart und wie durchſichtig, war an der Spitze etwas aufgeworfen, auf dem kleinen Mund mit ſeinen begehrlich ſchwellenden Lippen lag ein unbeſchreiblich verführeriſches Lächeln, auf der zarten Wange aber ein leichter Roſenhauch, das ſchön gerundete Kinn trug ein bezauberndes Grübchen, und dieſer wunderſame Kopf ruhte auf einem Halſe, der weiß, lang und ſchlank, wie er war, ſeine Schönheit noch erhöhen mußte.

Zwei Zofen, die auf Zeltern zunächſt der Sänfte dieſer Dame hielten, welche offenbar die Herrin des zahlreichen Gefolges war, wurden von ihren Thieren gehoben und halfen nun ihrerſeits mit ehrfurchtsvoller Eile der Gebieterin aus der Sänfte. Eine dritte Dienerin, ein ſchlankes, bebendes Mädchen in albaniſcher Bergtracht kam auf eine leichte Handbewegung der Donna zu ihr heran und ſchien Betreffs der zweiten Sänfte Befehle von der Gebieterin zu erhalten, denn ſie verſchwand ſogleich wieder eilfertig auf die der Thüre des Wirthshauſes abgewandte Seite der verhüllten Sänfte.

Unterdeſſen war der ſchwarzgekleidete Reiſemarſchall der Fremden, einen ſilbernen Amtsſtab in der Hand haltend und von einem Dutzend Herren und Diener begleitet, mit Geräuſch in die Locanda getreten und hatte mit befehlender Stimme ausgerufen: „Macht Platz, ihr Leute, für unſere ſehr edle und ſehr erlauchte Signora, diavolo e inferno, macht, daß ihr fortkommt mit eurem Zwiebeln- und Käſegeruch, fort, fort sull' istante!“

Und ohne Umſtände begann er, von ſeinen Begleitern unterſtützt, deren Ueberzahl ſogar den Condottieri Reſpekt einflößte, die Gäſte hinauszujagen. Heinrich Uhland, deſſen angeborne Freiheitsliebe ſich gegen eine derartige Brutalität ſträubte, war feſt entſchloſſen, derſelben ſich nicht gutwillig zu fügen. Indeſſen brauchte er nicht zum Degen zu greifen, denn bereits trat, nachdem die Locanda größtentheils von ihren vorigen Gäſten geſäubert war, die Donna herein und ſchien den weiten, wüſten Raum mit dem Glanz ihrer Schönheit recht eigentlich zu erfüllen. Einer der Tiſche, dem, an welchem unſer Freund mit ſeiner Geſellſchaft ſaß, gerade gegenüber, war eilends mit koſtbaren Decken belegt und ein zierlicher Feldſtuhl davor geſtellt worden. Hier ließ ſich die Donna nieder und wandte ſich an die ältere ihrer Zofen, ein ältliches ſpaniſches Geſicht, mit den Worten: „Da, nimm' den abenico,* Dolores, und ſage Jeppo, unſerm pedantiſchen Hausmeiſter, er möge uns Speiſe und Wein herbeiſchaffen, denn in effetto, die Fahrt hat mich hungern und dürſten gemacht.

Ihr Befehl wurde im Fluge erfüllt.

Ihr umherſchweifendes Auge aber, dieſes Auge, das Götter verrückt und Menſchen raſend machen konnte, fiel jetzt auf Heinrich mit anfangs ſo überraſchtem, dann durchbohrendem Ausdruck, daß unſer Freund ſein Blut in's Geſicht ſchießen fühlte.

Und ſie lächelte ihn an, ſo zauberiſch, daß er verſuchte, ihren Blick zu erwidern. Da gleitete dieſer von ihm ab auf die Jüdin und plötzlich hörte die Dame auf zu lächeln und ihre Wange brannte in Zornröthe.

„Ay, ay,“ rief ſie mit einer Geberde des Abſcheus, „der verpeſtende Athem eines jüdiſchen Weibes in meiner Nähe! Per l'amor di Dio, hinaus mit der verfluchten Tochter eines verfluchten Stammes!“

---

[*] Fächer.

Aber ſie hatte den Ausruf kaum hervorgeſtoßen, ſo ſtand Heinrich bereits vor ihr. Ehrerbietig ſich verneigend ſprach er: „Verzeihung, edle Signora, das Weib dort, welches ohne ſein Zuthun Euern Zorn erregt, ſteht unter meinem Schutz, und mich dünkt, Euer Mund ſei zu lieblich, um ein verfolgendes Wort gegen eine arme Unglückliche auszuſprechen, die mehr gelitten, als zu leiden gut thut.“

Die galante Einſprache unſeres Freundes war augenſcheinlich nicht erfolglos. Die Donna beruhigte ſich und ſchaute den jungen Mann mit Wohlgefallen an. Dann ſchlug ſie die Augen nieder und erröthete.

Wunderbar! Dieſes Weib, das bereits nicht nur alle Myſterien des ehelichen Lagers gefeiert, ſondern auch fort und fort nach Liebesgenuß dürſtete, fort und fort ſeiner unerſättlichen Wolluſtgier opferte und unzähligemale ſchon den Taumelbecher ausgelaſſenſter Orgien bis auf die letzte Hefe geleert, dieſes Weib konnte noch ſchamhaft die Augen ſenken und jungfräulich erröthen!

Und mit einer Stimme, klingend wie Flötenton und in der Seele nachhallend wie Nachtigallenſang, fragte ſie: „Aber wer ſeid Ihr, Fremdling, denn einen ſolchen meine ich in Euch zu ſehen und auch zu hören, weil Ihr unſere Sprache mit einem gewiſſen Ziſchen ſprecht, das nicht italiſch iſt?“

„Ihr habt richtig geſchloſſen, edle Signora, und ich danke Gott, daß Welſchland nicht mein Vaterland; jenſeits der Alpen bin ich geboren, das edle Deutſchland iſt meine Heimat.“

„Und eine liebe Heimat iſt es, **Cospetto di Bacco**,“ murmelte der gute Phlips am Tiſche drüben, „nach dem, was wir neulich in Florenz erlebt, lobe ich mir wieder das Land jenſeits der Berge, obgleich man, **le diable m'emporte**, hier alleweil einen erträglichen Wein trinkt, ganz gewiß.“

Er hatte kaum geendigt, als das erwähnte Mädchen in der Bergtracht von Albano, welches inzwiſchen eingetreten und ſowol Heinrich als Phlips aufmerkſam betrachtet hatte, ihm leiſe die Frage zuflüſterte: „Alſo iſt der ſchöne junge Signore ein Tedesco?“

„Ganz gewiß, **bellissima mia**,“ gab Phlips zurück, „ein Deutſcher iſt er und, **Pine död**, mein Herr obendrein.“

„Und ſein Name?“

„Ich nenne ihn kurzweg Herr Heinrich, ſonſt —

„Ah, Signore Henrico?“

„Si, si, aber andere Leute müſſen ihn —

„Già, già, lodato sia il cielo!“ * unterbrach ihn das Mädchen flüſternd und huſchte weg.

Dieſer raſche und leiſe geführte Wortwechſel hatte die Unterhaltung zwiſchen der Donna und unſerm Freund durchaus nicht unterbrochen.

„Alſo verachtet Ihr unſer ſchönes Italien?“ fragte die Dame.

„Ich verachte es nicht, nur vermiſſe ich hier zu Lande vornehmlich eine Sache.“

„Welche?“

„Die Treue.“

Die Donna ſchaute den jungen Mann mit einem Blicke an, wie ihn vielleicht der ſchöne Dämon der Menſchenmutter im Paradieſe zugeworfen, als er ſie verführte.

„Ja, ja,“ ſagte ſie dann, „die Tedeſci haben den Ruhm der Treue, ſogar in der Liebe.“

Und ihre Stimme klang ſpöttiſch.

„Allerdings, Signora,“ entgegnete Heinrich mit

---

* Gut, gut, der Himmel ſei gelobt!

Wärme, denn Flora's Bild ſtand plötzlich vor ſeiner Seele, „allerdings auch in der Liebe, die ja ohne Treue nicht wirklich iſt.“

„Zieht Euch etwa die Liebe nach Rom, wohin Ihr ohne Zweifel auf dem Wege ſeid?“ fragte die Dame, plötzlich abſpringend.

„Ich habe dort ein Geſchäft, das mich vielleicht an den Hof des heiligen Vaters ruft,“ verſetzte Heinrich ausweichend.

„**Piaccia al cielo!**“ * ſagte die Donna zu ſich und ſetzte dann laut hinzu: „Ich kenne dieſen Hof, Signore, „und wenn Ihr daſelbſt vielleicht unſere flüchtige Reiſebekanntſchaft erneuern wollt, ſo fragt — doch halt! — wie nennt Ihr Euch?“

Die Stimme der Donna hatte etwas ſo Unwiderſtehliches, daß unſer Freund nicht umhin konnte, offen zu erwiedern: „Ich heiße Heinrich Uhland.“

„Henrico Uhlando,“ ſagte die Donna ſinnend, „Henrico Uhlando, ein wohlklingender Name **in effetto**.“

Dann ſtand ſie plötzlich auf, winkte ihrem Reiſemarſchall herbei und ſagte kurz: „Jeppo, wir wollen

---

Gebe es der Himmel!

weiter!“ Aber ſich zu Heinrich wendend lächelte ſie ihn nochmals verführeriſch an und überſtralte ihn mit dem Feuer ihrer dämoniſch ſchönen Augen und ſagte: „Auf Wiederſehen, Signore Henrico!“

Und in dieſen Worten lag ein Schmelz und eine Sehnſucht, o, eine unausſprechliche Sehnſucht!“

„Ja, und wenn Ihr an den Hof des heiligen Vaters kommt, Signore,“ fügte ſie bei, „und in Euren Geſchäften eines Fürſprechers bedürft, ſo fragt nach Donna Lucretia Borgia.“

Dieß kaum geſprochen, rauſchte ſie zur Thüre hinaus. Das Gefolge eilte dienſtbefliſſen der Herrin nach und in einem Augenblick war die Locanda leer von dem glänzenden Gewimmel.

„Lucretia Borgia!“ ſtieß der erſtaunte Jüngling faſt ſchreiend heraus, „Lucretia Borgia, des Pabſtes Tochter und die Sünde in Weibsgeſtalt! Iſt's möglich?“

„Ganz gewiß, Herr,“ ſagte der ehrliche Phlipo greinend, „**valga me Dios**, ſagte ich Euch denn nicht ſchon hundertmal, daß in dieſem Lande Alles möglich ſei?“

Draußen ertönte das Geräuſch des aufbrechenden Zuges. Während die ſchöne Donna in ihre Sänfte gehoben wurde, ſagte ſie in ſpaniſcher Sprache lebhaft zu ihrer alten, vertrauten Zofe: »Dolores, Dolores, das iſt ein prächtiger Junge! **Valenton del alma,*** das iſt ein prächtiger Junge, ich muß ihn wiederſehen!«

»Und Fra Terribile?« flüſterte Dolores lächelnd.

»Deſſen bin ich ſatt für jetzt; o, der Tedesco, welche ſchönen braunen Haare er hat! Ich muß ihn wiederſehen, Dolores, ich muß, ich will, ich werde ihn wiederſehen!«

Der Zug brach auf.

Drinnen in der Locanda ſtand Heinrich noch immer in ſtarrer Ueberraſchung. Da tänzelte plötzlich das albaniſche Mädchen, welches er in dem Gefolge der Donna bemerkt, noch einmal zur Thüre herein, ſchob ihm ein Zettelchen in die Hand und verſchwand wieder blitzſchnell, ohne ein Wort zu ſagen.

Halb mechaniſch öffnete Heinrich den kleinen Brief. —

---

* Held meiner Seele.

Das Blatt enthielt in ungelenken, kaum leſerlichen Schriftzügen die Worte: „Iſt Euch darum zu thun, Signore Tedesco, von einer gewiſſen florentiniſchen Blume Kunde zu erlangen, ſo bemüht Euch, in Rom bei der Donna Lucretia Borgia Zutritt zu erhalten.“

IV.

Kein Frühling weiß ſo traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen,
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.
Lenau.

Nun rauſcht die bange Welt von Kriegesheeren
Derſelbe.

Wir finden unſern Freund in Rom wieder.

Treu der übernommenen Schützerpflicht war er über Ronciglione, wo die Landſchaft noch einmal all' ihre italiſche Schönheit und Anmuth entfaltet, bevor ſie in die öde Erhabenheit der römiſchen Campagna übergeht, hereingezogen, vorüber am Lago di Bracciano, herein auf die träumeriſch am Ufer des Tiber hingelagerte Campagna mit ihren Büffeln, ihren zerſtreuten Thürmen und Grufthügeln, ihren Hirten und Räubern, deren manch einer in vier und mehr Theile zerriſſen am Wege hin an Pfählen hing — ein gräßlicher Anblick, hier ein Fuß, dort ein Arm, dann der Rumpf, weiterhin auf hohem Pflock der grinſende Schädel: Juſtitia war hier zum Schinderknecht geworden. Vorüber am Grabe Nero's zog Heinrich in das liebliche Thal hinein, das zwiſchen den Bergen Pinciano und Mario ſchläft, hinüber den Ponte Milvio, hin den flaminiſchen Weg — und da lag vor ihm das Volksthor der ewigen Roma. Hier trennte ſich die Jüdin Rahel und ihr Knabe Benjamin von ihm unter Blicken und Worten und Thränen des Dankes.

„Des hochgelobten Gottes Segen über Euer Haupt, edler Fremdling," hatte das unglückliche Weib noch beim Abſchied geſagt, „und könnte ich Euch jemals beweiſen, daß auch mein Stamm dankbar ſein kann."

„Wer weiß," entgegnete Heinrich ſinnend, „die Menſchen bedürfen einander gar oft. Ihr wohnt im Ghetto?"

„Ja, Herr, und ſolltet Ihr jemals jenes Quartier des Jammers betreten, ſo fragt nur nach Rahel, der Tochter des Rabbi Iſaſchar Ben Ephraim."

„Ich werde es nicht vergeſſen; lebt wohl!“

So ritt er mit Phlips, der inzwiſchen die letzte Neige ſeiner Reiſeflaſche gekoſtet, aber auch redlich mit dem erſchöpften Benjamin getheilt hatte, auf das Thor zu, während Rahel hinter ihnen drein murmelte mit gefalteten Händen: „Der Friede des Gottes Israels über dein Herz und begleite dich auf allen deinen Wegen der Schutz der Seraphim und Cherubim!“

Alſo geſegnet, war er durch die Porta del Popolo eingeritten und befand ſich jetzt bereits einen halben Monat lang in Rom. Freilich der Zweck, der ihn hiehergeführt, eine beſtimmte Spur der entführten Braut aufzufinden, der war noch unerreicht, dagegen war ihm in dieſer Friſt das Glück geworden, zwei Freunde zu finden, treu wie Gold, bewährt wie eine alte Klinge aus Damascus.

Es iſt der letzte Tag im Dezember. In den neuen Quartieren der Siebenhügelſtadt herrſcht ein dumpfes Schweigen, während die Ruinenfelder des antiken Roms von lautem, verworrenem Getöſe ſchallen, ein Getöſe, das ſich vornehmlich um die grandioſen Ueberreſte der Thermen des Caracalla concentrirt. Es rührt von dem neapolitaniſchen Heere her, welches der Herzog von Calabrien ſo eben durch das Thor von San Sebaſtiano aus der Stadt wegführen will, indeß der franzöſiſche König mit ſeiner Armee durch die Porta del Popolo einzuziehen im Begriffe ſteht. Der König hat auf Ceſare Borgia's kluge Unterhandlungen hin vorerſt einen Waffenſtillſtand gewährt und kommt nach Rom, mit dem Pabſte, der aber der Sache noch immer nicht ſo recht trauen will, Frieden zu ſchließen.

Es iſt der letzte Tag im Dezember, ein ſonnenheller, weicher Tag. Zwei Männer kommen aus dem mittelalterlichen Rom in das antike herübergegangen und ſchreiten, über den Campo Vacino weg, vorüber dem Friedenstempel und des gütigen Titus Triumphbogen, auf das Coloſſeum zu. Es iſt Heinrich Uhland mit dem einen ſeiner Freunde. Der geht ſtattlich einher; man glaubt in dieſer gewaltigen Figur einen der alten Senatoren Roma's zu ſehen, welcher, ein Wiedererſtandener, am hellen Tage um das Amphiteater des Flavius her ſpuckt. Obgleich zu Florenz geboren, hat der Mann doch den echt römiſchen Geſichtsſchnitt: die erhabene Stirn mit dem Siegel des Nachdenkens zwiſchen den dichten Brauen, die großen Glutaugen, die kühne Adlernaſe, ſtrengen Mund, ein Kinn, wie aus Erz gemeißelt, kurzgeſchorenes, ſchwarzes Kraushaar, einen Bart, ſtark und ſtruppig wie die Mähne eines Löwen. Auch ſein Gewand nähert ſich der altrömiſchen Tracht, ſein Leibrock iſt zugeſchnitten wie die antike Tunica, ſein Mantel ähnelt der Toga, hängt in maleriſchen Falten um ſeine rechte Schulter, läßt den rechten Arm frei und iſt im Elbogenſchnitt des linken zuſammengefaßt. Er geht barhaupt einher, an den Füßen aber trägt er, ſtatt der antiken Sandalen, beſpornte Stiefeln mit weiten Stulpen. Er iſt noch jung, hat kaum das zwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt, aber auf ſeiner Stirne leichtet der myſteriöſe Stempel des Genius. Der Mann wird die Kuppel der Peterskirche in die Luft thürmen, den Moſes meißeln, das jüngſte Gericht malen, der Mann heißt Michel Angelo Buonarotti.

Im Hinwandeln erzählt Heinrich ſeinem neuen Freund die Staatsumwälzung in Florenz und hat ſeinen Bericht ſo eben mit einer enthuſiaſtiſchen Schilderung Savonarola's geſchloſſen.

Buonarotti ſagt: „Ein kühner und hochgeſinnter Mann, beim Bart des Propheten, wie Freund Zizimi zu ſchwören pflegt! Du wirſt ſehen, Henrico, daß ich mich nächſter Tage aufmache nach Florenz, um den Propheten zu malen, wie er auf der Kanzel ſteht und gegen den Pabſt predigt und dem Volk die Freiheit lehrt. **In anima mia!*** hätten wir unglückſeligen Italer nur ein Dutzend ſolcher Priore ſtatt dieſer Unzahl von Herrſcherlingen, ſtatt dieſer Brut von Meuchlern, Giftmiſchern, Wucherern und Hurern! O, o, man könnte hingehen und ſich im alten Tiber erſäufen, rollte mir nicht die junge Lebensluſt ſo heiß durch die Adern.“

Von Caracalla's Thermen ſchwang ſich tumultuariſches Waffengeräuſch herüber.

Der junge Künſtler ſtand ſtill und ſtreckte den muskulöſen Arm in dieſer Richtung hin: „Horch,“ ſagte er in grimmigem Ton, „da ziehen die guten Krieger dem Thore zu, die dem kleinen Franzoſen mit entſchiedener Hoffnung hätten die Spitze bieten können, ohne die Falſchzüngigkeit dieſes Borgia — den Tod auf ſein Haupt!“ —

---

* Auf meine Seele!

„Alles wahr," verſetzte Heinrich, „aber es frommt nicht, Geſchehenes ungeſchehen zu wünſchen, und habe ich dir nicht geſagt, wie nach Savonarola's Anſicht dieſe franzöſiſche Invaſion eurem Italien nur heilſam ſein kann?"

„Hm, hm," entgegnete der Künſtler, „alle Achtung vor der Weisheit des Profeta, aber ich ſehe eben nicht ein, was mein armes, ſchönes Vaterland durch alle die zahlloſen Einfälle der Barbaren bisher gewonnen hat. Wären ſie doch alle jenſeits ihrer eiſigen Berge geblieben, traun, es ſtünde beſſer mit uns!"

„Und wohl auch mit uns, mit uns Deutſchen," fügte Heinrich bei, „aber du vergiſſeſt, daß dein großer und geliebter Dante Alighieri einſtmals Alles für Italien von einem Barbaren, wie ihr uns zu nennen beliebt, hoffte, daß er mit allem Vermögen ſeines gewaltigen Geiſtes den Römerzug unſeres Kaiſers, Heinrichs des Siebenten, unterſtützte, daß er von dieſem Barbaren die Herſtellung des Glanzes, der Macht und des Friedens Italia's erwartete, daß er, als der Kaiſer mit ſeinem Heer die Alpen herabſtieg, wie du mir ſelber ſagteſt, begeiſtert ausrief: „„Siehe, die tröſtliche Zeit iſt gekommen, in welcher die Zeichen der Tröſtung und des Friedens ſich erheben. Erheitre dich jetzo, Italia, du Mitleidwerthe, denn bald wirſt du der ganzen Welt beneidenswerth erſcheinen: ſiehe, dein Bräutigam, der da iſt des Jahrhunderts Wonne und die Glorie deines Volkes, der gottesfürchtige Heinrich, der ruhmvolle Reichsmehrer und Cäſar, eilt zu deiner Hochzeit zu kommen!“ “

„O Dante, Dante, uomo divino!“ rief Michel Angelo entzückt aus, und mit der unſtäten Beweglichkeit eines ſüdlichen Naturels den ſchwebenden Geſprächsgegenſtand raſch fallen laſſend, wiederholte er: „O Dante, Dante, uomo divino, größter Sohn meiner ſchönen Arnoheimat!“

Und von plötzlicher Begeiſterung erfaßt, begann er zu improviſiren:

„Wie groß er war, iſt nimmermehr zu künden,
Zu helle leuchtete ſein Licht uns Blinden.
Leicht wird für's Volk, das ihn verſtieß, der Tadel,
Doch ſchwer ein Lob, entſprechend ſeinem Adel.
Kühn ſtieg hinab er zu des Irrthums Rotte,
Uns zu belehren, dann empor zu Gotte.
Der Himmel wehrte dem nicht ſeine Thüren,
Ihm, dem die Vaterſtadt zuſchloß die ihren.

Dankloſe Vaterſtadt, zum Schaden deines Glück
Wardſt du die Amme ſeines Mißgeſchickes.
Daß du die Beſten ſtets am meiſten kränkeſt,
Die Beſten ſtets mit Trank des Leidens tränkeſt:
Beweist uns dieß, daß Dante deinen Bann trug,
Wie nie die Erde einen größern Mann trug.“

Er war mehr als ſchön, er war groß und erhaben der junge Künſtler, wie er, das weite Oberwand maleriſch umgeſchlagen, unter der halb zerſtörten Wölbung von des Titus Triumphbogen ſtand und mit gerötheter Stirn, blitzendem Aug' und erhobenem Arm das Lob ſeines unſterblichen Mitbürgers von ſeinen Lippen ſtrömen ließ. Er hielt jetzt einige Sekunden inne; aber das Feuer ſeiner Begeiſterung war noch nicht erloſchen. Er fuhr fort:

„Und als zum Höllenabgrund er gedrungen,
Und ſich zu Himmels Stralglanz aufgeſchwungen,
Und Gott geſchaut, geführt von hohem Sinnen,
Und uns deß' Licht von Paradieſes Zinnen
Herabgeholt, begann ſein Mund zu künden,
Die ewigen Myſterien uns Blinden,
Und nahm dafür den Lohn, den arg verblendet
Die Welt den trefflichſten Heroen ſpendet.
Verkannt ward, was gedichtet er, getrachtet,
Vom Volk, das den Gerechten ſtets mißachtet.

Und doch, wär' ich zu gleichem Loos geboren,
Für ſolchen Ruhm, ſolch' Mißgeſchick erkoren,
Fürwahr, für ſeinen Bann, bei ſeinem Werthe,
Gäb' ich dahin das größte Glück der Erde!“

„Vortrefflich, vortrefflich, herrlicher Junge,“ rief Heinrich aus und umarmte den Freund, deſſen Begeiſterung für den Schöpfer der **divina Commedia** die ſeinige geweckt und genährt hatte, ſeit er in Rom war; die beiderſeitige Liebe zu Dante hatte die Jünglinge zu Freunden gemacht. Und hingeriſſen von der Macht des Augenblicks fügte der Deutſche hinzu: „Wenn ich dich ſo ſehe, mein theurer Angelo, begeiſtert und entbrannt für alles Schöne und Große, möchte ich dir prophezeien, daß dereinſt dein Name deine Vaterſtadt kaum weniger verherrlichen wird, als es der Name Dante's bereits jetzo thut.“

„Sprichſt du ſo, Schelm? Nun laß dir ſagen, auch in meinem Hirne gährt es ſchöpferiſch und Geiſt und Hand ſind bereit, auszuführen, was ihnen der Genius befiehlt. Ja, der Dante Alighieri ſoll ſich ſeines Landsmanns nicht zu ſchämen haben!“

Und aufrechten Hauptes und ſtolzen Schrittes ging er mit Heinrich weiter. Sie hatten jetzt die Rieſenmaſſe des Coloſſeums vor ſich.

„Sonderbar,“ äußerte Heinrich im Gehen, „als ich dieſe grandioſe Ruine zum erſten Mal ſah, kam ſie mir vor wie ein verſteinerter Schmerzensſchrei des Volkes Israel und noch immer kann ich dieſer Vorſtellung nicht ledig werden.“

„Bah, bah, du hatteſt den Kopf noch voll von der Jammergeſchichte deiner jüdiſchen Reiſebegleiterin und dachteſt nebenbei an die jüdiſchen Kriegsgefangenen, durch welche Veſpaſian und Titus dieſe koloſſale Arena aufführen ließen. Mir iſt das Coloſſeum ein Symbol der Römerkraft und Römermacht. Welch' ein Volk, die Welt wird es nicht zum zweiten Mal ſehen! Schau' dieſe Bogen und Säulen, Gewölbe und Hallen, in deren Umfang, wie uns die Alten berichten, gegen neunzigtauſend Römer ihr römiſch Herz an Gladiatorenkampf und Löwenhatz erfreuten. Das waren Männer! Und erſt die, drüben in Hellas! Bei Zeus, dem Olympier, euer chriſtlicher Kinderbrei hat uns alle zu Weibern und Sklaven gemacht.“

Heinrich war nicht ganz dieſer Anſicht, aber er ließ den Freund gewähren, denn er wußte, daß die Seele des jungen Künſtlers mit der Milch des Alterthums großgeſäugt worden, daß er fanatiſch an ſeinen antiken Idealen hing. Er empfand, daß einem Gemüthe, deſſen Eins und Alles die Kraft, eine Religion nie viel werden könne, deren Eins und Alles die Entſagung, und ahnte, was ſich nachmals verwirklichte, daß Michel Angelo auch in den Kunſtwerken, die er für die chriſtliche Kirche ſchuf, Heide bleiben würde vom Wirbel bis zur Zehe.

Wieder ließ Buonarotti den kaum aufgenommenen Geſprächsgegenſtand fallen und wandte ſich plötzlich an Heinrich mit der Frage: „Und du haſt alſo noch immer keine Spur aufgefunden von deiner armen Braut, durch deren Schilderung du mich wieder ganz ſtolz auf meine Vaterſtadt machteſt?“

Heinrich Uhland vermochte einen tiefen Seufzer nicht zu unterdrücken, bevor er entgegnete: „Eine Spur wohl, aber vielleicht eine trügeriſche. Du weißt, welche Schlüſſe meine florentiniſchen Freunde aus dem Umſtand ableiteten, daß der Hund von Notar, den ſie Ceccone nennen, häufig bei Ceſare

Borgia, dem cardinaliſirten Sünder, geſehen wurde als dieſer vor nicht gar langer Zeit in Florenz war, ferner aus der Thatſache, daß der Cardinal ſein gieriges Auge auf mein geliebtes Mädchen geworfen, endlich daraus, daß nach der Entführung des armen Kindes der Notar plötzlich aus Florenz verſchwunden war und blieb. Auch ließ ich dich den Zettel leſen, welcher mir in der Locanda drüben bei Ronciglione auf ſo räthſelhafte Weiſe eingehändigt wurde, und erzählte dir mein Zuſammentreffen mit Lucretia Borgia —“

„Ein böſer Dämon in Menſchengeſtalt,“ unterbrach der Künſtler, „aber ein Weib ſchön wie die Madonna, verführeriſch wie Lais. **Poffare il mondo,*** in ihren Armen muß es ſich götterhaft ſchwelgen laſſen!“

Und er ſchnalzte mit der Zunge und ließ ſeine Finger knacken wie Caſtagnetten.

„Frag' einmal den armen Dſchem!“

„Bah, bah, Dſchem iſt zu melancholiſch, um eine ſolche Fackeldiſtel in kühnem Genuß zu pflücken.“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, aber aus

---

* O Himmel!

Dſchems Worten konnte ich entnehmen, daß die Donna ihren Haß auf ihn geworfen, und nach dem, was ich ſeit meinem hieſigen Aufenthalte hinſichtlich Lucretia's in Erfahrung gebracht, weiß ich, was es heißen will, von ihr gehaßt zu werden.«

»Ja, ja, mein lieber Henrico, dieſes Weib erinnert mich an das Mährchen vom Vampyr, womit meine Amme mir dereinſt die Haut ſchaudern machte. Doch kommen wir auf deine Angelegenheit zurück, du haſt dich alſo in die Höhle des Tigers gewagt, will ſagen: Du haſt alſo bei unſerem heiligen Vater und ſeiner liebenswürdigen Familie Zutritt erhalten?«

»Ja. Die angeführten Umſtände brachten mich zur Ueberzeugung, daß meine Braut in der Gewalt dieſer Borgia's ſich befinden müſſe —«

„**In effetto**, nach dem, was du mir ſagteſt, ſcheint mir dieß ebenfalls ziemlich gewiß, wenn ich gleich den Zuſammenhang der Sache nicht recht begreife.«

»Ich ging alſo,« fuhr Heinrich fort, »zu Ludovico di Ferrara, dem **Maestro del sagro Palazzo**, an welchen mir mein Freund Jakopo Nerli, deſſen Mutter eine nahe Verwandte Ludovico's, empfehlende

Worte mitgegeben. Der Maeſtro ſcheint, obgleich ein Vertrauter des Pabſtes, ein gutmüthiger Mann zu ſein und ſprach ſogar ohne Haß über ſeinen alten Bekannten, den Prior von San Marco. Er führte mich zum heiligen Vater, der mich aufnahm wie einen gläubigen Deutſchen, den die Sehnſucht, ſeiner Heiligkeit den Pantoffel zu küſſen, über die Alpen geführt. Da empfand ich, daß es Lagen im menſchlichen Leben gibt, wo nur die Klugheit, nicht aber die Wahrhaftigkeit, uns führen darf. Der Pabſt ſprach lange und huldvoll mit mir über mein Vaterland und inzwiſchen wurde die Donna Lucretia gemeldet. Sie trat ein und der Pabſt gab ſich keine Mühe, ſeine Zärtlichkeit für dieſes ſchöne Sündenkind zu verläugnen.“ —

„Ei,“ ſchob Michel Angelo ein, „das iſt allbekannt, daß er, ſonſt der eingefleiſchteſte Heuchler, in Betreff des Verhältniſſes zu den Kindern ſeiner geliebten Vanozza das Heucheln und Verſtellen für überflüſſig hält.“

„Das ſah ich, das ſah ich. Als ich der Tochter des Pabſtes meine Ehrfurcht bezeugte, begrüßte ſie mich wie einen alten Bekannten, erzählte ihrem heiligen Vater in munter ſcherzender Weiſe unſer Zuſammentreffen in der Locanda und endigte damit, mich auf den Abend des übermorgenden Tages nach ihrer Villa einzuladen.“

„**Inferno e diavolo,**“ rief der Künſtler aus, „Glückskind, du! Kommſt da über die Berge herüber, machſt im Hui die lieblichſte Blume vom Arno in dich verliebt und bezauberſt, noch ehe du Rom erreicht, die Tochter unſeres heiligſten Vaters, die freilich nicht ganz ſo keuſch iſt, wie weiland das ſelbſtmörderiſche Liebchen des Tarquinius, immerhin aber das gefeiertſte und gefürchtetſte Weib von ganz Italia.“

„Halt, mein guter Angelo, ich will zwar annehmen, du ſcherzeſt, aber auch im Scherze ſoll, wie ich glaube, der Freund nie an den Gefühlen des andern ſich verſündigen.“

„**Corpo di Bacco,**“ lachte der Künſtler, „ich glaube gar, du geräthſt in die **furia tedesca.** Iſt es alſo wahr, daß ihr jenſeits der Berge keinen Scherz verſteht?“

„Du irrſt, nur glauben wir, das göttlichſte Gefühl des Menſchenherzens dürfe nicht Gegenſtand des Scherzes ſein.“

Sie machten ſchweigend einige Schritte vorwärts. Michel Angelo warf einen forſchenden Blick auf das Antlitz ſeines Freundes und bemerkte wohl, daß Heinrich bekümmerter war, als er zu erkennen geben mochte.

„Höre, Henrico," nahm dann der Künſtler das Geſpräch wieder auf, „du mußt mich eben nehmen, wie ich bin, als einen Brauſekopf, aber deßhalb nicht glauben, meine Theilnahme an deinem ſchlimmen Liebesgeſchick ſei eine kalte, weil ich ſie in ſo heitere Worte kleide."

„Das glaub' ich nicht, das glaub' ich nicht," verſetzte Heinrich und drückte dem Freund mit Wärme die Hand.

„Nun, ſo ſag' mir, hatteſt du keine Gelegenheit, die Spur, welche dir die Vermuthungen deiner Florentiner Freunde und das Briefchen des albaniſchen Mädchens an die Hand gaben, im Vatikan weiter zu verfolgen?"

„Leider nein, ſo ſehr ich auch Auge und Ohr anſtrengte; ich muß jetzt eben darauf vertrauen, das Mädchen, welches mir die myſteriöſen Zeilen einhändigte und offenbar Etwas von Flora weiß, in dem

Haushalt der Donna Lucretia zu treffen. Aber glaub' mir, mein Freund, ich habe mich nur höchſt widerwillig entſchloſſen, der Einladung dieſer gefährlichen Sünderin Folge zu leiſten, und wenn ich nur irgendwie einen andern Weg ausfindig machen könnte —"

„Das geht nicht, das geht nicht," unterbrach Buonarotti den Freund in beſtimmtem Ton, „ich haſſe es, wenn der Mann in ſeinen Entſchlüſſen hin- und herſchwankt. Liebſt du doch deine Braut mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, was haſt du alſo von Lucretia zu beſorgen? Ich bin deinen Angaben zufolge überzeugt, daß Flora in den Händen der Borgia's iſt, alſo nur friſch hinein in die Drachenhöhle, um das liebe Kind zu befreien. Mit Rath und That, weißt du, ſteh' ich dir zur Seite. Aber ſchwanke mir nicht hin und her! Erſt einen Plan auszuführen verſucht, ehe man an einen zweiten und dritten denkt! **Le diable m'emporte**, wie dein höchſt getreuer und poſſirlicher Diener mit dem komiſchen Namen zu ſchwören pflegt, das iſt meine Meinung, und willſt du ſie nicht reſpektiren, ſo laſſ' ſie dir vom großen Dante predigen. Sagt er nicht irgendwo:

Sta come torre ferma, che non crolla
Giammai la cima per soffiar de' venti:
Che sempre l'uomo, in cui pensier rampolla
Sovra pensier, da se dilunga il segno:
Perchè la foga l'un dell' altro insolla."*

„Bei der Seele meiner Mutter," rief Heinrich lebhaft aus, „du und der große Dante, ihr habt da ein tüchtig Wort geſprochen, das in meinem Herzen wiederhallt, und du verſtehſt mich, wenn ich dir entgegne mit den Worten deines unſterblichen Mitbürgers:

Altra risposta non ti rendo,
Se non lo far." **

„So gefällſt du mir, Monſignore Henrico — aber ſieh da, ich glaube, unſer ungläubiger, türkiſcher, prinzlicher Freund harrt unſerer bereits."

Und er wies auf eine Schar in Ausſehen, Haltung und Tracht fremdartiger Männer hin, die auf der Nordſeite des Coloſſeums, gegen die Termen des Titus hin, ſichtbar wurde.

---

* Sei wie ein feſter Thurm, der nun und nimmer
Den Gipfel reget bei der Lüfte Sauſen.
Ein Menſch, in dem Gedanke auf Gedanke
Aufkeimt, entfernet immerdar das Ziel ſich,
Weil einer da des andern Kraft entſauget.

** Nicht andre Antwort geb' ich dir,
Als nur die That.

„Ja, das iſt Dſchem mit ſeinen Leuten.“ ſagte Heinrich, „ſieh nur, wie ſonderbar ſich dieſe Spahi's, Janitſcharen und Mameluken, dieſe abyſſiniſchen und äthiopiſchen Sklaven in ihren weiten, faltenreichen Gewändern zwiſchen den Trümmern der altrömiſchen Herrlichkeit ausnehmen!“

„Maleriſch jedenfalls, ſollt' ich meinen, und ſchau', welch eine urſprüngliche Natur ſich in dem Gebahren dieſer Söhne des Morgenlandes kundthut, welch edler Anſtand, welche ungezwungenen und doch würdevollen Mienen, herrliche Burſche, bei Zeuxis Pinſel!“

Die Orientalen, welche ſo ſehr die Bewunderung des jungen Künſtlers erregten, hielten zu Roß und zu Fuß an den drei Stufen, welche ringsher um das Coloſſeum laufen. Sie bildeten eine bunte und dennoch ernſte Gruppe. Es lag, den prachtvollen Gewändern der Männer und den feurigen Arabern, auf denen ſie größtentheils ſaßen, zum Trotz, auf den langbärtigen, bleichen, orangefarbigen und ebenholzſchwarzen Geſichtern dieſer Fremdlinge ein Ausdruck der Unbehaglichkeit, ich möchte ſagen der Heimatloſigkeit, welcher ſie gleichſam auf den erſten Blick ſchon als Begleiter eines Verbannten erſcheinen ließ.

Und das waren ſie in der That als Begleiter und Sklaven des osmaniſchen Prinzen Zizim, von den Italienern Dſchem genannt, des Bruders von Bajeſid dem Zweiten, regierendem Padiſchah.

Als Mohammed der Zweite, der gewaltige Sultan, geſtorben, beſtieg ſein Erſtgeborner Bajeſid den Thron, welchen er nach humanem türkiſchem Herkommen mit dem Blut des Bruders und der nächſten Agnaten feſtzukitten für gut fand. Er folgte da nur den Vorſchriften der legitimen Politik ſeines Stammes, welche anordnete, daß der Monarch etwaigen Thron-Anſprüchen ſeiner Verwandten zum Voraus mit dem Henkerſchwert begegne. Nun aber fand ſein Bruder, der Prinz Dſchem, keineswegs für gut, ſeinen Kopf dieſem Staatsgrundſatze zu opfern,* ſondern entfloh nach Rhodus und ſtellte ſich dort unter den Schutz der Ritter des Johanniter-Ordens. Dieſe ſandten ihn gen Frankreich und es ergingen allenthalben her Einladungen an den Prinzen, indem ihn die zahlreichen Feinde Bajeſids ſeinem Bruder an der Spitze eines Heeres entgegenſtellen wollten: ſo Sait-Bei, Sultan von Aegypten; Matthias Corvinus, König von Ungarn, jener Hort und Schild des Abendlandes gegen den erobernden Islam; Ferdinand, König von Sizilien und Arragonien; Ferdinand, Alfons des Großmüthigen Sohn, König von Neapel. An den König von Frankreich ſchrieb Bajeſid, die Auslieferung ſeines Bruders

---

* Andere Geſchichtſchreiber berichten, Dſchem habe, — ſein Recht zur Thronfolge auf einen Grund bauend, der früher unter den griechiſchen Kaiſern geltend gemacht worden war, nämlich als Porphyrogenete, als ein im Purpur Erzeugter, das heißt

geboren, während ſein Vater auf dem Thron ſaß, und deßhalb zur Nachfolge berechtigter, als ſein Bruder Bajeſid, der nur ein im Zelte Erzeugter ſei, d. h. geboren, bevor Mohammed der Zweite auf dem Thron der Paläologen ſaß — gegen ſeinen Bruder die Fahne des Aufſtandes erhoben und ſei als ein vom Sultan im Feld geſchlagener Rebell nach Rhodus geflohen. Sei es ſo, was aber meine obigen Angaben über Dſchem betrifft, ſo ſtütze ich mich auf die Autorität des trefflichen Guicciardini, welcher ſich Betreffs des Prinzen alſo äußert: il quale doppo la morte di Maumet, padre commune, persequitato da Baiset, secondo la consuetudine efferata degli Ottomanni, i quali stabiliscono la successione nel Principato col sangue de fratelli et di tutti i piu prossimi, et perciò rifuggito a Rodi, et di quivi condutto in Francia, era finalmente stato messo in potestà d'Innocentio Pontefice, dondo Baiset, usando l'avaritia de' Vicarii di Christo per intrumento a tenere in pace l'imperio nimico alla fede Christiana, pagava ciascun anno, sotto nome delle spese, che si facevano in alimentarlo et custodirlo, ducati quaranta mila a' Pontefice, accioche fussino manco pronti a liberarlo ò a concederlo ad altri Principi contro a se.

begehrend, aber der König war der Anſicht, man müſſe den türkiſchen Prätendenten dem Pabſt übergeben. Alſo ſandte er ihn an Innocenz den Achten und dieſer ſowol als ſein Nachfolger Alexander der Sechste behielten den Prinzen an ihrem Hof in Gewahrſam und nahmen dafür vom Erbfeind der Chriſtenheit alljährlich eine bedeutende Summe Goldes.

So war Dſchem Verbannter und Gefangener zugleich, eine Lage, die über ſeine feinen und milden Züge Furchen des Grams gezogen hatte, aus ſeinem umflorten Auge trauerte, von ſeinen bleichen Lippen wehmüthig lächelte.

Eine ſchmächtig aber harmoniſch gebaute Geſtalt, trat er aus den Arkaden des Coloſſeums auf ſeine beiden Freunde zu, die jetzt herangekommen. Die Hände über der Bruſt gefaltet und anmuthig das weißbeturbante, bärtige Haupt neigend, begrüßte er ſie mit dem Gruß ſeiner Heimat: „Salem aleicum! und deutete dann auf zwei ſtolze Roſſe, welche abyſſiniſche Pagen für ſie am Zügel hielten.

Augenblicklich ſaß Michel Angelo im Sattel und tummelte ſein Pferd. „Ein herrlich Thier, edler Dſchem,“ rief er aus, „ich bin überzeugt, es würde mit dem Borak des Propheten, von welchem du mir erzählteſt, wettlaufen.“

„Es ſtammt,“ verſetzte Dſchem in ſeinem gebrochenen Italiäniſch, „wie ſein Bruder, der für unſern Uhlando bereit ſteht, aus den Steppen von Yemen, und ich habe ſie für euch ſatteln und zäumen laſſen, damit ihr ſie als freundliche Gabe von mir empfangen möget.“

„Du biſt allzugroßmüthig, edler Dſchem, indeſſen wäre es, beim Bart des Propheten, höchſt unſchicklich, deiner Großmuth zu widerſprechen. Meinen Dank will ich dir dadurch abſtatten, daß ich dir zeige, wie ich wohl im Stande bin, ein ſo ſtattliches Roß zu führen.“

Sprach's und ließ dem brauſenden Roß die Zügel ſchießen und die Sporen fühlen, daß es wiehernd und kourbettirend gegen die Ruinen der Bäder des Titus hinabtollte. Dort zügelte er es mit ſeiner mächtigen Fauſt und kehrte in zierlichem Galopp zu den Freunden zurück.

Trompetenſtöße, Heerpaukengedröhn, Hörnergeſchmetter und toſende Menſchenſtimmen erſchollen von der Porta San Sebaſtiano her, erſchollen nicht minder herüber von der Porta del Popolo und machten die Mauern des Coloſſeums widerhallen.

„Su, via!“* rief der Künſtler, „zu Pferde und fort, wir verpaſſen ſonſt den Einzug des buckligen Franzoſenkönigs, fort, fort, meine Herren und Freunde!“

Dſchems Rappe ward vorgeführt, zwei nubiſche Sklaven warfen ſich zur Erde, um ihrem Gebieter als Aufſteigetritt zu dienen, und wie er im Sattel ſaß und die Scheide ſeines krummen Säbels am goldnen Schaufelſteigbügel erklirrte, ſchien er die Laſt ſeines Mißgeſchickes abgeſchüttelt zu haben, ſein Auge blickte kühn und mit Kraft und Anmuth tummelte er ſein Pferd an der Seite ſeiner Freunde dahin, über das Forum hinweg, am Capitol vorbei, hinein in das Straßenlabyrinth des mittelalterlichen Roms.

„Und du liebſt alſo heute wie geſtern und wie immer, ſeit du mir deine Bekanntſchaft und Freundſchaft geſchenkt, den größten Theil des Tages unter den Trümmern der alten Roma zuzubringen?“ fragte Heinrich im Dahinreiten den verbannten Osmanen.

---

* Fort, friſch auf!

„So thu' ich, mein Freund," lautete die Antwort, „dieſe Ruinen paſſen zu meinem Geſchick, zu meiner Stimmung. Das geräuſchvolle Treiben drüben im Serail eures Chalifen erfüllt mich mit Widerwillen. Sagt nicht jener perſiſche Dichter: So du traurig biſt, ſuche die Einſamkeit; dort fällt dein mißmuthig Angeſicht Keinem zur Laſt und peinigt dich kein Laut der Freude."

„Ich begreife und ehre deinen Kummer, edler Dſchem," ſagte Heinrich, „aber du biſt zu weiſe, dich von ihm verzehren zu laſſen, zu bekannt mit den Welt- und Menſchengeſchicken, um nicht zu wiſſen, daß der leichteſte Umſchwung des Glücksrades dir noch die glänzendſte Zukunft in Ausſicht ſtellt."

„Mein Freund verſteht, troſtreiche Worte zu ſprechen," verſetzte Dſchem, „wüßte er aber, welche Neuigkeit mir die geſtrige Nacht gebracht, würde er anſtehen, mir noch eine glänzende Zukunft zu prophezeien."

Heinrich hegte vor dem Stand, dem Charakter und Unglück des Prinzen zu viel Ehrfurcht, um ihm mit Fragen beſchwerlich zu fallen, doch konnte er einen fragenden Blick nicht verbergen. Dſchem bemerkte und verſtand dieſen Blick und ſagte leiſe: „Ich erfuhr in der vergangenen Nacht, daß der König Carl meine Auslieferung verlangt und wohl auch durchſetzen wird. Allerdings habe ich Gründe, dringende Gründe, mich aus dieſer falſchen, trugvollen Stadt fortzuwünſchen, aber iſt es nicht die ſchmerzlichſte Demüthigung, wenn mich die Ungläubigen gegenſeitig an einander verhandeln, wie man ein Roß verhandelt, mich den Sohn eines Sultans, der das Morgenland und das Abendland erzittern machte.“

Das Einbeugen der kleinen Cavalcade in die Straße, welche ſich jetzt als Corſo ſchnurgerade gegen die Piazza del Popolo hinunterzieht, unterſagte die Fortſetzung des Geſprächs, denn hier lärmte und tobte der Pöbel Roms durcheinander, während ſich die beſſern Bürgerklaſſen ſcheu in ihre Häuſer verſchloſſen hatten. Allenthalben ängſtliches Durcheinanderlaufen, banges Geſchrei, Schimpfworte, Geſluche. Da tönte und gellte es bunt allum:

„Stille, ſtille, ſeid ihr nicht Römer, und fürchtet euch? **Vergogna**!“

„Die Franzoſen kommen ja als Freunde, der Pabſt hat mit ihnen Frieden geſchloſſen.“

„Nein, nein, **maladetto**, Tod dem Hunde Borgia, er hat uns verrathen und verkauft.“

„Weßwegen hätte er ſich in die Engelsburg geflüchtet, wenn der König als Freund käme?“

„Bah, er fürchtet ſich, der alte Sünder, die Peſt auf ihn!“

Dazwiſchen näherkommendes Waffengeräuſch und Dröhnen der Heermuſik und der Ruf: „**Zitto, zitto,** ſie rücken an, ſie kommen!“

Mühſam lenkten die Freunde ihre Roſſe durch das Menſchengewoge, und als ſie endlich auf der Piazza del Popolo angelangt, marſchirte gerade die Vorhut des franzöſiſchen Heeres aus der dunkeln Wölbung des Thores heraus und herein auf den Platz. Von der Stelle desſelben aus, von welcher ſich jetzt links die Giardini pubblici terraſſenartig hinaufziehen, ſahen die Drei König Carls Armee vorüberziehen, von welcher uns Geſchichtſchreiber jener Tage folgende Schilderung überlieferten:

Die Erſcheinung dieſer Truppen, welche ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder die Römer mit der Stärke und dem neuen Kriegsweſen der Ultramontaner bekannt machten, flößte ein mit Schrecken vermiſchtes

Erſtaunen ein. Die Vorderhut, aus Schweizern und Deutſchen beſtehend, marſchirte unter Trommelſchlag und eigenen Fahnen bataillonsweiſe. Ihre Kleider waren kurz, von mancherlei Farben und nach der Form des Leibes geſchnitten. Die Anführer trugen als Abzeichen hohe Federbüſche auf den Helmen. Die Soldaten waren bewaffnet mit kurzen Schwertern und zehn Fuß langen Piken von Eſchenholz mit einer ſchmalen Stahlſpitze. Zum vierten Theil führten ſie ſtatt der Piken Hellebarden. Das Eiſen an dieſen glich einem ſcharfſchneidenden Beil mit einer viereckigen Spitze. Sie handhabten dieſe Waffe mit beiden Händen und gebrauchten ſie zu Hieb und Stich. Bei je tauſend Mann befand ſich eine Compagnie von hundert Mann mit Schießgewehren und das erſte Glied jedes Bataillons trug eiſerne Bruſtharniſche und Helme, was auch die Bewaffnung der Capitaine war; die Uebrigen hatten keine Schutzwaffen. Nach den Schweizern und Deutſchen kamen fünftauſend Gascogner, faſt lauter Armbruſtſchützen. Die Schnelligkeit, mit der ſie ihre eiſernen Bogen ſpannten und abdrückten, war bewundernswerth; übrigens ſtachen ſie durch die Kleinheit ihrer Geſtalt und die Schmuckloſigkeit ihres Anzugs unvortheilhaft ab gegen die Vorderhut. Nun kam die Reiterei, beſtehend aus der Blüthe des franzöſiſchen Adels. Der glänzte durch ſeine ſeidenen Mäntel, durch ſeine Helme und Colliers. Man zählte fünftauſend zweihundert Cüraſſire und doppelt ſo viel leichte Reiterei. Die erſteren führten eine tüchtige Lanze mit einer dauerhaften Spitze und eiſerne Streitkolben. Ihre Pferde waren groß und ſtark, aber man hatte ihnen nach franzöſiſchem Brauch Schweif und Ohren geſtutzt. Die meiſten waren nicht wie die der italiſchen Geharniſchten mit Schabraken von geſottenem Leder bedeckt, welche ſie gegen Hiebe ſicherten. Jeder Cüraſſir war von drei Pferden gefolgt: das eine ritt ein gleichbewaffneter Page, die beiden andern Schildknappen, **auxiliaires latéraux** genannt. Die leichten Reiter erkannte man an ihren großen hölzernen Bogen, womit ſie lange Pfeile ſchoßen. Sie hatten keine Schutzwaffen, außer Helm und Cüraß. Einige trugen Halbpiken, um die auf der Erde Liegenden zu durchbohren, welche die ſchwere Reiterei niedergeworfen hatte. Ihre Mäntel waren mit Neſtelſchnüren und ſilbernen Platten verziert, worauf man das Wappen eines jeden Hauptmanns abgezeichnet ſah. Der Gebieter dieſes Heeres, König Carl, kam einher in voller Rüſtung und das ſchönſte Pferd reitend, das man ſehen konnte, und ſo ſchien dieſer junge Mann ein ganz Anderer zu ſein, als ſeine Statur, Geſtalt und Geſichtsbildung beſagten, denn zu Pferd erſchien er groß und hatte ein gutes Ausſehen und eine gute Farbe. Die Cardinäle Giuliano di San Piero in Vincola und Ascanio Sforza kamen rechts und links vom König auf Maulthieren geritten, der erſtere durch ſein kriegeriſches, der andere durch ſein fuchsartiges Ausſehen bemerklich. Fabricio und Prospero Colonna, römiſche Patrizier und berühmte Krieger, befanden ſich unter den franzöſiſchen Großen. Dem König zur Seite zogen vierhundert Bogenſchützen, worunter hundert Schotten. Zweihundert franzöſiſche Ritter, ausgewählt aus der Blüthe des Adels, umgaben ihn zu Fuß. Ihre Schultern waren beſchwert mit eiſernen Streitkolben, ähnlich ſchweren Aexten. Dieſelben nahmen, wenn ſie zu Pferde ſtiegen, die Schutz- und Trutzwaffen der Reiter in voller Rüſtung, aber ſie waren bemerklich durch die Schönheit ihrer Pferde, ihren Gold- und Purpurſchmuck. Hinten nach führte man ſechs und dreißig beſpannte eherne Kanonen; ihre Länge war ungefähr neun Fuß, ihr Gewicht ſechstauſend Pfund und ihr Caliber ungefähr wie ein Menſchenkopf. Die um die Hälfte längeren Feldſchlangen folgten, dann die Falconetten, wovon die kleinſten Kugeln von der Größe einer Granate ſchleuderten. Die Laffeten waren gebildet aus zwei ſchweren Stücken Holz, verbunden durch Querbänder und ruhend auf zwei Rädern; allein auf dem Marſche fügte man noch zwei andere Räder an mit einem Vordergeſtell, das ſich von dem Geſchütze trennte, wenn es in der Batterie aufgeſtellt wurde.

Mit dieſem Heer, das, wie der alte Paul Jovius ſagt, ſich darſtellte als das ſtattlichſte und wildeſte in Waffen, Geſichtern, Gang, Haltung und Tracht, zog König Carl der Achte in Rom ein am letzten Tag des Jahres 1494.

V.

Er ſcheint ſo fromm der Kirche nur zu dienen.
Und läßt mit reichen Landen ſich bezahlen.
Lenau.

Ceſare Borgia's ſchlaue Diplomatik verfehlte ihre Wirkung nicht und König Carl zeigte ſich, der trotzigen Haltung, womit er ſein Heer in Rom eingeführt, ungeachtet, bereitwillig, mit dem Pabſt Frieden zu ſchließen. Zwar war der Letztere beim Einzug der Franzoſen in der That voll Angſt und Bangen hinter die Wälle der Engelsburg geflüchtet, allein ſein geliebter Sohn brachte ihm über die Stimmung des Königs bald ſo günſtige Berichte, daß er wiederum eine feſtere Haltung gewann, das Zagen verbannte und, die Friedensbedingungen, welche Ceſare mit den Räthen des Königs vorläufig beſprochen, feſtzuſetzen.

mit dem König eine Zuſammenkunft in den Gärten des Vatikans verabreden ließ. Inzwiſchen mußte er es ſich freilich gefallen laſſen, daß der König in ſeiner hochmüthigen Weiſe in Rom den Herren ſpielte und die ganze Zeit ſeines Aufenthalts über ſogar die Jurisdiktion ſich anmaßte. Carl war eben einer jener eiteln Fürſten, deren Denken und Wollen in Aeußerlichkeiten aufgeht und die ſich gewöhnlich widerſtandslos das Weſen entziehen laſſen, ſo man ihnen nur den Schein läßt. Ceſare Borgia, der Cardinal von Valencia, hatte dieſes ſchnell erkannt und bald wußte ſich auch ſein päbſtlicher Vater dem König gegenüber mit gehöriger Sicherheit zu benehmen, für jetzt einzig und allein darnach trachtend, den beſchwerlichen Gaſt möglichſt raſch ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Der Tag, einer der erſten des Jahres 1495, an welchem der König mit dem Pabſt zuſammentreffen ſollte, war gekommen und Heinrich im Gefolge ſeines Freundes, des verbannten türkiſchen Prinzen, auf dem Wege nach dem Vatikan, um Zeuge des wichtigen Auftritts zu ſein. Dſchem war am vorhergehenden Tag vor den Pabſt berufen worden, der eine lange Unterredung mit ihm hatte, in Folge deren eine neue Wendung in das Leben des unglücklichen Prätendenten treten ſollte, denn er war beſtimmt, in dem Friedensvertrag zwiſchen Pabſt und König eine nicht unwichtige Rolle zu ſpielen. Es war dieß eine neue Demüthigung für den armen Verbannten, die aber nicht ſehr ſchwer auf ihm zu laſten ſchien. Sein Auge blickte heiterer, als am Tage des Einzugs der Franzoſen, und auf ſeinem edeln, braunen Geſichte lag Ruhe, wo nicht Zufriedenheit.

Als die Freunde ihre Roſſe auf die Engelsbrücke einlenkten, welche damals noch von einem Dache aus Bronze überwölbt war, das zweiundvierzig Säulen mit ebenſo viel Statuen trugen, und dann am jenſeitigen Ufer des Tiber durch den Stadttheil hinritten, welcher ſich zwiſchen dem Caſtello San Angelo und der Porta Angelica lagert, gab Dſchem ſeiner zufriedenen Stimmung Worte.

„Du glaubſt nicht, mein lieber nordiſcher Freund,“ ſagte er, „wie ſehr mich die Ausſicht erfriſcht, dem Aufenthalt an dem unheimlichen Hof dieſes Mufti enthoben zu werden. Zwar habe ich den Wankelmuth dieſes Königs von Francia ſchon früher genugſam kennen gelernt, um irgend große Hoffnungen auf ihn zu bauen, aber Allah gebe dennoch, daß er auf ſeinem Sinn beharre und mich hinwegführe aus dieſer Stadt des Verrathes und der Nachſtellungen.“

„Nach den Winken, die mir unſer Freund Michel Angelo gab,“ verſetzte Heinrich, „kann ich deinen Wunſch, aus Rom wegzukommen, leicht begreifen, aber weniger begreife ich, warum du nicht ſchon früher einen Verſuch dazu machteſt. Die Zeit bot dir ja alle Gelegenheit. Der Pabſt und ſein Hof waren lange her in Furcht und Schrecken, die Stadt in Anarchie und das Weib, vor welchem du einen mit Angſt vermiſchten Abſcheu zu hegen ſcheinſt, ſeit ich dich kenne, Lucretia —“

„Nenne ihren Namen nicht!“ fuhr der Prinz auf und ſchauderte, „nenne ihren Namen nicht! Bei der heiligen Kaaba,“ fuhr er leiſer fort, „dieſes Weib iſt einer jener böſen Geiſter, die von Eblis, dem Fürſten der Finſterniß, ausgeſandt werden, die Gläubigen zu verlocken und zu peinigen.“

„Ja, ſchön iſt ſie wie ein Dämon,“ meinte Heinrich.

Der Prinz ſah ihn mit Beſorgniß an und ſagte dann: „Freund, Freund, du erzählteſt mir, daß du die Bekanntſchaft dieſes entſetzlichen Weibes gemacht und von ihr eingeladen worden ſeieſt. Wahre dich, wahre dich, denn ich ſage dir, beſſer wäre es für dich, von den Flammen der Höllenſtampfe, die unſer Koran beſchreibt,* umſchlungen zu werden, als von den Armen dieſes Weibes.“

„Sei unbeſorgt, mein edler Freund, glaub' mir, wenn ein deutſches Herz liebt, und das meinige thut es, ſo prallen alle anderweitigen Lockungen wirkungslos von ihm ab.“

„Gebe es Allah und bringe dich von dem Vorhaben ab, genauere Bekanntſchaft mit der Familie eures Chalifen zu machen, der ſich für den Statthalter Gottes ausgibt und doch an keinen Gott glaubt.“

„Alle Abmahnung kommt zu ſpät, und triebe mich auch nicht die Hoffnung, am päbſtlichen Hofe eine Spur meiner Braut aufzufinden, ich würde den Zutritt zu ihm dennoch nicht aufgeben, weil es mir von Bedeutung iſt, den größten Sünder unſerer Zeit und ſeine Umgebung kennen zu lernen. Ich bin nicht gewohnt, mit meinem Muth und meiner Willensſtärke zu pralen, allein noch weniger, einen Zweck, deſſen Erreichung ich mir einmal vorgeſetzt, ohne Weiteres fahren zu laſſen, weil Gefahren ſich ihr entgegenſtemmen.“

---

* Weißt du, was das iſt die Höllenſtampfe?
Feuer Gottes iſt es, hochaufragend,
Ueber Herzen wild zuſammenſchlagend,
Glut, wie in ein Gewölbe zuſammengebogen,
Flammen, hoch wie Säulen aufgezogen.
Koran, Sure 73.

Dſchem lächelte mit dem Ausdruck theilnehmenden Mitleids. „Du trotzeſt noch auf deine Stärke,“ ſagte er dann, „der Sturm des Lebens hat dich noch nicht ſo rauh angefaßt wie mich. Und du willſt alſo der Einladung Folge leiſten, welche dir von Seite der Tochter des Pabſtes wurde, und heute Abend hingehen zu ihrem Feſt?“

„Ich bin es gewillt. Und du, mein edler Freund?“

„Kann ich anders? Weiß ich nicht, daß ich verſtrickt bin in den Schlingen dieſes Dämons, gleich dem einſamen Beduinen, den in einer Wüſte Arabiſtans der Samum mit ſeinem glühenden Sandnetz umſchlingt? Ich fühl’ es nur zu wohl, ſo lang mein Unſtern in Rom mich feſthält, muß ihr Wille mir Geſetz ſein: ſie ließ mich laden, und ſo — ja, ich muß hingehen.“

Und er ſchauderte wiederum zuſammen.

Langſam bahnten ſich die Freunde einen Weg durch die unzählbare Volksmenge, die mit italiſcher Lärmerei auf dem Petersplatze und vor dem Vatikan hin und her wimmelte, einigermaßen freilich in Reſpekt gehalten durch den Anblick der Schweizertruppen des franzöſiſchen Königs, welche die Zugänge des Palaſtes beſetzt hielten. Am Hauptportale war eine Schar päbſtlicher Leibwächter aufgeſtellt und unter dem Porticus verweilte der **Maestro del sagro Palazzo**, Ludovico di Ferrara, den langen goldenen Amtsſtab in der Hand, von Palaſtoffizieren umgeben, und entſchied über die Zulaſſung oder Abweiſung der Ankommenden.

Der Maeſtro war unſerm Freund bereits ein guter Bekannter geworden und ſo fand ſein Eintritt um ſo weniger Schwierigkeit, da er in Geſellſchaft des verbannten Sultanſohnes kam. Dieſer ließ ſein Gefolge großentheils in der Vorhalle zurück, legte ſeinen rechten Arm in den linken Heinrichs und ſo durchſchritten die Beiden das marmorne Veſtibulum und traten in einen langen Corridor, der zwiſchen den beiden Hauptflügeln des grandioſen Gebäudes hin nach den auf ſeiner Südſeite gelegenen Gärten führte. Im

Begriff, dieſelben zu betreten, wurden ſie von dem Ruf erreicht: „Macht Platz für Seine Eminenz, den Monſignore Cardinal von Valencia!“ und als ſie ſich umwandten, ſahen ſie die Scharen von Kriegern und Hofleuten, welche gleich ihnen den Gärten zuſtrömten, ehrfurchtsvoll dem glänzenden Gefolge ausweichen, vor welchem Ceſare Borgia einherging und, ſcheinbar ſeiner Umgebung ganz entrückt, ſein Ohr einem hagern, finſtergeſichtigen Manne hinhalten, der in ſchwarzſammtener Edelmannstracht einen Schritt hinter dem Cardinal herging und flüſternd deſſen raſch und ungeduldig hingeworfenen Fragen beantwortete. Sie gingen vorüber und der Cardinal war dem Geſpräche mit ſeinem Dienſtmann, denn ein ſolcher war offenbar ſein Begleiter, ſo ſehr hingegeben, daß er den türkiſchen Prinzen, der grüßend die Arme über der Bruſt faltete, nicht zu bemerken ſchien. Das Gewühl war ſo groß, daß das faltenreiche Scharlachgewand des Cardinals den Mantel Heinrichs ſtreifte und ſein Ohr das zornige Flüſterwort Ceſare's auffing: „Satanassaccio, Michelotto, du haſt mir noch nie ſo ſchlecht gedient!“

Da heftete ſich, wie von unbekannter Macht getrieben, unſer Freund hart an die Ferſen der Beiden.

„Monſignore,“ hörte er den Stallmeiſter zurückflüſtern, „ich weiß es, hoffe aber den Tag kommen zu machen, an welchem mein Stilet in der Bruſt dieſes Fra Terribile ſchwelgt.“

„Was hilft mir das?“ ſagte wieder der Cardinal, „und zudem haben wir gegenwärtig zur Liebe nicht Zeit. Wir haben Vieles zu thun, Michelotto, und du kannſt deine Dummheit, dich von einem Mädchen überliſten zu laſſen, wohl in Bälde gut machen. Aber dennoch will es mir nicht in den Kopf, auf den Genuß zu verzichten, welchen —

Eine Drommetenfanfare aus den Gärten her überſcholl die Worte des Cardinals und ringsum ertönte der Ruf: „Der heilige Vater hat ſeine Gemächer verlaſſen! Vorwärts, vorwärts!“

Heinrich fühlte ſich von der Menge fortgeriſſen, und als ſich das Gedränge lichtete, befand er ſich, von Dſchem getrennt, in den Gärten des Vatikans, einem Pavillon gegenüber, der, nach allen Seiten hin offen und mit orientaliſchen Teppichen belegt, mit Goldſtickereien, Sammtvorhängen, Blumenguirlanden prächtig drappirt, den Pabſt mit dem König ſollte zuſammenkommen ſehen. Ringsum im weiten Halbkreiſe ſtand der päbſtliche und franzöſiſche Hof und entfaltete jenen Prunk und Farbenreichthum, wie ihn nur mittelalterliche Verſammlungen kannten und gegen den das Uniformweſen unſerer heutigen Feſtverſammlungen ſo dürftig und erbärmlich abſticht.

Der Eindruck, den die glänzende Umgebung auf Heinrichs Sinne hervorbrachte, verhinderte ihn, der heftigen Aufregung ſich hinzugeben, welche das vorhin halb erlauſchte Geſpräch in ſeinem Innern veranlaßt hatte.

König Carl ſtand am Fuße der ſechsſtufigen Treppe, welche zum Pavillon führte, und harrte, von den Erſten ſeines Hofes umgeben, unter denen der Cardinal Ascanio Sforza und die pabſtfeindlichen Römer Fabricio und Prospero Colonna ſich bemerklich machten, der Ankunft des Statthalters Chriſti. Die unbedeutende Geſtalt des Königs ſchien unter der Wucht der königlichen Pracht, womit er ſich angethan, faſt zu erliegen. Als der Cardinal von Valencia mit tiefer Ehrfurchtsbezeugung zu ihm trat, gab ihm der König ſeinen Gruß huldvoll zurück und ließ ihn zu ſeiner Rechten treten, wobei Ceſare Borgia den Widerwillen, der ſich auf den Geſichtern der meiſten Begleiter Carls gegen ihn ausſprach, durchaus nicht zu bemerken ſchien.

Nachdem der erwähnte Drommetenſtoß, welcher die Annäherung des Pabſtes anzeigte, verklungen, herrſchte Stille über der großen Verſammlung, die nur von zufälligem Schwert- oder Sporengeklirr und dem Rauſchen der Atlasgewänder zuweilen unterbrochen wurde und für einen Augenblick durch die Begrüßung des Königs von Seite des Cardinals. Carl hatte augenſcheinlich jene trotzige Haltung, die er beim Einzug in Florenz und Rom an den Tag gelegt, völlig verloren, und auf ſeinen wechſelnden Geſichtszügen ſchien ſich das unbewußte Gefühl auszuſprechen, er habe ſich der römiſchen Curie bereits untergeordnet, indem er ſich zum Frieden mit ihr geneigt zeigte.

Eine zweite Fanfare ertönte, die Verſammlung öffnete ihren Halbbogen; eine dritte folgte und jetzt ſah man das Gefolge des Pabſtes auf den Pavillon zukommen. Voran ſchritt Maeſtro Ludovico di Ferrara, ihm folgte eine ſchimmernde Schar von Hofchargen, dann Biſchöfe und Aebte, dann das Cardinal-

Collegium in ſeinem rothen Staat, endlich der Pabſt ſelber, geſtützt auf den Maeſtro Gratiano, ſeinen Beichtvater.

Sobald der König des Pontifex Annäherung wahrnahm, trat er aus dem Kreiſe ſeines Hofes heraus und Alexandern entgegen. Und als er ſich dieſem auf die Entfernung von zwölf Schritten genähert, bog er ſein Knie zur Erde und ſechs Schritte näher abermals, was aber nicht zu bemerken der Pabſt ſich den Anſchein gab. Erſt als Carl, Alexandern ganz nahe gekommen, zur dritten Kniebeugung ſich anſchickte, wandte ſich der Pabſt gegen ihn, nahm ſein Biret vom Haupt, verhinderte den König, nochmals das Knie zu Boden zu ſenken, legte ihm den Arm auf die Schulter und küßte ihn auf den Mund. Auch der König entblößte jetzt ſein Haupt, blieb aber ſeiner fürſtlichen Würde inſoweit eingedenk, daß er dem Pabſt weder die Hand noch den Fuß küßte, obgleich Allen erſichtbar war, wie gering ſich der mißwachſene Monarch trotz ſeines diamantenblitzenden Anzugs neben dem ziemlich einfach gekleideten, aber edel geſtalteten Kirchenoberhaupt mit der bedeutenden Phyſionomie ausnehme und wie er ſich von der

Majeſtät des Pontificats offenbar gedrückt fühle. Alexander war zu ſchlau, dieſes nicht zu bemerken, aber auch zu ſchlau, die Befangenheit des Königs zu mißbrauchen, welcher Mißbrauch bei einem ſo eiteln Menſchen, wie Carl der Achte, leicht eine gefährliche Reaktion hervorrufen mußte oder wenigſtens hervorrufen konnte.

Demnach benahm ſich der Pabſt zwar würdevoll, wußte aber ſeinem Reden und Gebahren einen Anhauch väterlicher Milde zu geben, die im Stande war, Carln zu imponiren, ohne ſeine Eitelkeit zu verletzen.

„Willkommen, geliebter Sohn,“ ſagte er, „willkommen in der Stadt des heiligen Apoſtels, und laſſ' mich zu Gott, dem Allerhöchſten, hoffen, daß du ſie betreten als Friedenbringer und ihren Mauern nur als treuer Sohn der Kirche den Rücken kehren werdeſt, wie es dir zukommt als allerchriſtlichſtem König, welchen glorreichen Beinamen deine erlauchten Ahnen von der Kirche Chriſti erhielten ob ihrer Anhänglichkeit an dieſelbe.

Hiemit ergriff er mit ſeiner linken Hand den König bei der rechten und führte ihn nach dem Pavillon. Bei dem Vorhang, welcher den Eingang bedeckte, angekommen, trieb der Pabſt die Höflichkeit ſo weit, dem König den Vortritt zu geſtatten, was aber Carl nicht annahm. Die erſten Würdeträger ihrer Höfe folgten den Beiden und blieben in ehrfürchtiger Entfernung am Eingang ſtehen, während ſich Pabſt und König auf zwei neben einander geſtellten Prunkſeſſeln niederließen, wobei der Pabſt als Wirth ſeinen königlichen Gaſt nöthigte, zuerſt Platz zu nehmen.

Das Geſpräch wollte anfangs nicht recht in Gang kommen. Carl war befangen und mochte doch ſeinem Stolz Nichts vergeben, Alexander erwartete vergebens die Eröffnung der Unterredung durch den König. Endlich ſagte der Pabſt: „Mein geliebter Sohn hat mein Herz durch die Willfährigkeit, womit er in dieſe Unterredung gewilligt, ſehr erfreut, denn dieſe Willfährigkeit iſt mir ein Zeichen, daß die Mißverſtändniſſe, welche zwiſchen uns obgewaltet, mit unſerer heutigen Zuſammenkunft abgethan werden ſollen. Iſt es nicht ſo, ſehr edler und geliebter Sohn?“

„Heiligſter Vater,“ entgegnete der König trotzig, denn vermittelſt ſtolzen Trotzes wollte er ſeine Befangenheit bemeiſtern, »ich weiß, Pardieu, nicht, was man dieſſeits der Alpen unter Mißverſtändniſſen verſteht, weiß mich überhaupt nicht fein auszudrücken, das aber iſt mir gar wohl bewußt, daß deine Heiligkeit es für gerathen hielt, meinen Feinden ſich zu geſellen und mir meine Rechte auf die Krone von Neapel vorzuenthalten. War dieß ein Mißverſtändniß, heiligſter Vater, nun gut, will deine Heiligkeit es beſeitigen, auch gut; aber erlaube mir zu bemerken, daß ich kein Jota von den Beſtimmungen abgehen kann, auf welche hin dein Cardinal-Collegium mit mir des Friedens halber unterhandelte.«

Der Pabſt erkannte, daß der König im Begriffe ſtehe, ſich immer mehr und mehr in zornigen Eifer hineinzureden, weßwegen er das Wort ergriff, um ſeinen Gegner mit der Verſicherung zu beſchwichtigen, daß er mit den vorgeſchlagenen Friedensbedingungen durchaus einverſtanden ſei.

Auf dieß hin bewegte ſich das Geſpräch in weniger ſchroffen Gegenſätzen weiter und wurde durch Alexanders Geſchicklichkeit allmälig vertraulicher und leidenſchaftsloſer. Nachdem die Beiden ſo über eine Stunde lang die obſchwebende Angelegenheit durchgeſprochen, winkten ſie beiderſeits ihre vornehmſten Räthe und Würdeträger herbei und kamen in Gegenwart derſelben zu einem Vertrag überein, deſſen Grundbeſtimmung ein Schutz- Trutzbündniß zwiſchen Pabſt und König war. Die Bedingungen der Annahme dieſes Vertrags von Seiten des Königs waren folgende: Der Pabſt wird ſofort den König von Frankreich, auf das Recht von deſſen Abſtammung vom Hauſe Anjou hin, mit der Krone des Königreichs Neapel belehnen, wogegen der König den Pabſt als Oberlehensherrn anerkennt; der Pabſt ſolle Bezugs derjenigen Cardinäle und römiſchen Großen, welche des Königs Partei ergriffen, eine allgemeine Amneſtie erlaſſen; der Pabſt ſolle dem König zu deſſen Sicherheit bis zur Einnahme Neapels die römiſchen Feſtungen Civita Vecchia, Terracina und Spoleto überlaſſen; der Pabſt ſolle dem König zur Förderung des Unternehmens gegen Neapel auf ſechs Monate den Prinzen Zizim, Bruder des Padiſchah Bajeſid ausliefern und endlich ſolle zur Befeſtigung des gegenſeitigen Vertrauens der Cardinal von Valencia, Don Ceſare Borgia, den König drei Monate lang als apoſtoliſcher Legat begleiten.

Gegen letztern Punkt ſträubte ſich der Pabſt ebenſo hartnäckig, als der König, dem ſeine Räthe einleuchtend zu machen gewußt hatten, welch' ein gewichtiges Unterpfand für die Treue des Pabſtes er im Sohne desſelben beſitzen werde, ſeinerſeits darauf beharrte. Auch den Prinzen Dſchem ließ Alexander höchſt ungern aus ſeinen Handen, weil ihm dieſer Prätendent bei der damaligen Lage Europa's nicht nur ein wichtiges politiſches Mittel abgeben konnte, ſondern auch ſeiner Habſucht alljährlich eine beträchtliche Summe aus Bajeſids Schatzkammer einbrachte.

Und dennoch ſah er ein, daß ihm für den Augenblick nur Nachgiebigkeit übrig bleibe. Rom und eigentlich er ſelbſt waren in des Königs Gewalt und im Hintergrund ſtand drohend das Schreckgeſpenſt einer Kirchenverſammlung, ein Projekt, das Carl leicht hätte realiſiren können, wenn er kein Schwachkopf geweſen, wenn er es vorgezogen hätte, ſein anfängliches Auftreten gegen den Pabſt conſequent durchzuführen, ſtatt ſich mit ihm zur Förderung ſeiner eiteln Eroberersträume zu verbinden.

So gab denn der Pabſt nach, beſonders als ihm ſein geliebter Ceſare zuflüſterte, er werde ſchon

Wege finden, ſich in Bälde wieder von dem König loszumachen, und um den König von ſeiner Bereitwilligkeit, in deſſen Wünſche einzugehen, zu überzeugen, ließ er den Prinzen Dſchem, der ſeit geſtern von dem bevorſtehenden Wechſel ſeines Schickſals unterrichtet war, in den Pavillon rufen und übergab ihn ſogleich an den König. Der edle Sarazene benahm ſich hiebei mit der Würde des Unglücks. Er dankte dem Pabſt für die ihm erwieſene Gaſtfreundſchaft, wandte ſich dann zu dem König, dem er, nach der Sitte der Schutzflehenden des Morgenlandes, die rechte Hand und die rechte Schulter küßte, worauf ihn Carl mit freundlichen Worten ſeiner Huld und ſeines Schutzes verſicherte.

Nachdem dieſe Epiſode vorüber, kam noch ein wichtiger Umſtand zur Sprache.

Die römiſche Curie war von jeher gewohnt, vermittelſt anſcheinender Aeußerlichkeiten das Wichtigſte zu erreichen, und dieſer Gewohnheit ihrer Politik zufolge verlangte nun Alexander der Sechste von Carl dem Achten, dieſer ſolle ihm der alten Sitte gemäß am kommenden Tage bei Gelegenheit eines feierlichen Hochamtes in der Peterskirche den Fuß küſſen, weſſen ſich der König beim Beginn der Friedensunterhandlungen und ſeither immerfort geweigert hatte. Der Pabſt blieb aber feſt bei dieſer Forderung, denn es lag ihm daran, der Welt zu zeigen, daß die weltliche Macht, wenn ſie auch für den Augenblick, vom Glück begünſtigt, gegenüber der kirchlichen ſiegreich auftrete, dieſer im Grunde dennoch unterthan bleibe. Und in der That, es liegt etwas Blendendes in dem Umſtand, daß ein König zur nämlichen Zeit, wo er das Oberhaupt der Kirche phyſiſch vergewaltigte, moraliſch ſich gezwungen ſähe, ſich gleichſam den Fuß desſelben auf den Nacken zu ſetzen.

Rom wußte dergleichen Akte ſtets meiſterlich auszubeuten und wirkſam zu machen.

Der König, die Sache eigentlich viel leichter nehmend und nur aus Eitelkeit dagegen proteſtirend, gab, dem Zureden ſeiner Räthe, denen das päbſtliche Gold in den Taſchen klimperte, folgend, endlich nach, vornehmlich von der Vorſtellung des Biſchofs von St. Malo bewogen, daß es ihm nur zum Ruhm und Heil gereichen könne, dieſſeits und jenſeits der Alpen zuletzt noch als frommer Sohn der Kirche zu gelten, nachdem er von derſelben alle möglichen politiſchen Gewährungen erlangt.

Mit der Vereinigung dieſer Angelegenheit endigte die Ceremonie. Der Pabſt erhob ſich und trug dem König an, ihn bis zu ſeinen Gemächern zu begleiten, welche übergroße Höflichkeit Carl indeſſen ablehnte, wogegen er ſich die Begleitung durch das geſammte Cardinal-Collegium gefallen ließ. Alexander, froh, ſeine drückende Rolle für heute abgeſpielt zu haben, verabſchiedete ſich hierauf vom König, der ihm jetzt die Hand küßte, und verließ mit ſeinem Hof Pavillon und Garten. Carl folgte ihm alsbald und ſein Aufbruch gab das Signal zum allgemeinen der Verſammlung.

Unſer Freund war einer der Letzten, die aus den Gärten dem Palaſt ſich zuwandten. In den Corridor, durch welchen er hergekommen, wieder eingetreten, fand er denſelben ziemlich leer, weil ſich das Getümmel bereits verzogen. Den Gedanken ſich hingebend, welche die heutigen Erlebniſſe in ihm hervorgerufen, hielt er plötzlich ſeine Schritte an, als der Wiederhall der hohen Corridorwölbung den heftig ausgeſtoßenen und dennoch halb unterdrückten Ausruf an ſein Ohr trug: „Nazarena, ich ſag' dir, ich muß ſie heute ſehen!“ Aufſchauend erblickte er im Schatten einer Säule einen großen, dicht in einen langen Mantel verhüllten Mann, der ein Mädchen in römiſcher Gebirgstracht am Arm gefaßt hielt und heftig auf daſſelbe hineinſprach. Noch vernahm er die Worte: „**Diavolo e inferno**! ich laſſe mich weder täuſchen noch hinhalten! du wirſt ihr ſagen, daß ich hier ſei und ſie ſehen und ſprechen werde, — hörſt du?“ „**Sicuramente**, gewiß, gewiß,“ verſetzte das Mädchen haſtig, „aber Ihr ſeid Eures Verſprechens hinſichtlich des Fremden, den ich morgen zu Euch ſenden werde, eingedenk? Nicht?“ „Ich halte ſtets, was ich verſprochen,“ entgegnete der Mann. „Gut denn,“ ſagte wieder das Mädchen, „ich bringe Euch auf alle Fälle heute noch Nachricht.“ Jetzt bemerkte ſie unſern Freund und rief dem Verhüllten mit heftiger Haſt zu: „**Via, via**, fort, fort, **per l'amor di Dio**, wir werden überraſcht!“

Der Mann im Mantel verſchwand und auch das Mädchen hob ihren niedlichen Fuß zum Enteilen. Als es aber nochmals einen durchdringenden Blick auf den nähertretenden Heinrich geworfen, blieb es einen Moment wie erſtaunt ſtehen und machte auch ihn erſtaunen, als es ſchnell auf ihn zukam und er in ihr jene Gebirgstochter erkannte, die ihn damals in der Herberge bei Ronciglione angeſprochen und ihm jenen myſteriöſen Zettel eingehändigt hatte. Er fand keine Zeit, das Mädchen anzureden, denn dieſes brachte, nachdem es ſich lauſchend umgeſchaut, ſeinen Mund an das Ohr des jungen Mannes, flüſterte ihm zu: „Wollt Ihr von Flora Taddei wiſſen, ſo geht morgen um die Mittagszeit in das erſte Haus linker Hand von dem Hauptportal der Kirche Santa Maria in **Trastevere**, welches einem Schwertfeger gehört, klopft an, ſagt dem Oeffnenden das Wort „Nazarena“ und man wird Euch zu einem Mann bringen, der Euch vollſtändigen Aufſchluß geben kann und will!“ und enteilte dann mit einer Schnelligkeit, die unſern Freund ſogar über die Richtung ihres Weges ungewiß ließ.

Zweifelnd und hoffend, von Beſorgniß gepeinigt, von Erwartung geſtachelt, verließ er den Vatikan, um ſeinen Freund Buonarotti aufzuſuchen, der es verſchmäht hatte, bei der päbſtlich-königlichen Comödie, wie er die Zuſammenkunft Alexanders und Carls nannte, einen Zuſchauer abzugeben.

VI.

Du ſagſt, dies Weib iſt nimmer zu verführen:
So gern ich auch die friſche Frucht genöſſe,
Ich wag' es nicht, ſie gab mir keine Blöße.
Die Sünd' iſt Spaß, doch kann's mein Stolz nicht tragen,
Von einem Weib zu werden abgeſchlagen.

Lenau.

— — Es währt nicht lange,
So ſeid auch ihr ein Raub der Schlange.

Derſelbe.

Im Vorzimmer der Gemächer Lucretia Borgia's ſtanden die vertraute Camarera derſelben und ein alter, hagerer, olivengrüner Spanier beiſammen. Dolores fragte: „Seid Ihr den Befehlen der Herrin nachgekommen, Sennor Trufaldo?“ und der Angeredete nahm eine kleine, ſorgfältig verſchloſſene Sammtkapſel unter dem Mantel hervor, übergab ſie an Dolores und ſagte grämlich und ſteif: „Verwechſelt die genommen iſt, gewiſſe Elixire zu bereiten, Lebenselixire möchte ich ſagen, denn — “

„Dolores, Dolores, por el amor, wo bleibſt du?“ unterbrach den Sprecher eine ungeduldige Frauenſtimme, die aus dem nächſten Gemach erſchallte, und die ſchwere Sammtbehängung, welche den Eingang dieſes Gemaches deckte, wurde haſtig bei Seite geſchoben, um Donna Lucretia auf der Schwelle erſcheinen zu laſſen. Beim Anblick des Alten wandelte ſich das ungeduldige Lippenzucken der Dame ſchnell in ein gewinnendes Lächeln, das ſie mit den freundlichen Worten begleitete: „Ah, Sennor Trufaldo, Trufaldino, Trufaldinotto, Ihr brachtet die beſtellten Arzneien, welche an unſerm heutigen dia de fiesto zwei Kranken zu Gute kommen ſollen? Bravo, bravo! Ihr ſeid und bleibt eben mein Getreueſter.“ Und ſie nahm eine ſchwere Börſe vom Gürtel und warf ſie dem Spanier zu, der ſie wie einen wohlverdienten Lohn ſchweigend in ſein Unterkleid gleiten ließ. Die Donna erwiderte ſeine tiefe Abſchiedsverbeugung mit einer anmuthigen Handbewegung und verſchwand mit Dolores in ihre Gemächer. Dort nahm ſie der Camarera die Kapſel ab, machte ſie durch den Druck einer Feder aufſpringen, zog zwei kleine Cryſtallfläſchchen heraus, an deren jedem ein ſchmaler Pergamentſtreifen befeſtigt war, hielt beide gegen das Licht und ſagte: „Ay, ay, das ächte, farbloſe, waſſerklare Ausſehen, **bellissimo, benissimo**! Du ſollſt mich rächen,“ fuhr ſie fort, das eine Fläſchchen wieder in die Kapſel ſteckend, „und du ſollſt mich von Einem befreien,“ ſchloß ſie, das zweite Fläſchchen dem erſten beigeſellend und die Kapſel verſchließend, „von Einem, der es wagt, von Lucretia Borgia das Unmögliche zu fordern, Treue in der Liebe.“

„**Poveraccio**!“* ſagte die Camarera mit ſpöttiſchem Bedauern.

„Ja, wohl **poveraccio**,“ lachte die Donna, „wie er mir ſo zuwider geworden mit ſeinem finſtern Geſicht und ſchwarzen Haar — o, o, der Tedesco, Dolores, der Tedesco, heute Abend wird er mein ſein, mein wird er ſein, wie herrlich, ich habe noch nie einen Tedesco geliebt!“

Und ſie klatſchte in die Hände und tanzte in wollüſtiger Ahnung das Gemach auf und ab.

---

* Der arme Tropf!

„Aber der Fra iſt hier, Donna, und will Euch ſprechen.“

„Und er ſoll es auch, ich habe die einfältige Nazarena, die, glaub' ich, in ihn vernarrt iſt, bereits an ihn abgeſchickt. In einer Stunde wird er hier ſein, der Ueberläſtige. Er wollte ſchon heute Morgen zu mir dringen und da mußte ich doch meinem Tedesco zuſehen, der mit Dſchem — ha,“ unterbrach ſie ſich und ihr Auge ſprühte Feuer, „der glaubt unſere gute Stadt verlaſſen zu dürfen, ungeſtraft dafür, daß er die Tochter des Pabſtes verſchmähte — o, wäre es Abend, wäre es Abend, daß ich lieben könnte und mich rächen!“

Und wieder durcheilte ſie das Gemach, aber nicht mehr tänzelnd, in üppigem Vorgenuß ſich wiegend, nein, ſondern mit dem Schritt einer rachedurſtigen Medea.

Dann zügelte ſie plötzlich ihre Leidenſchaft und trat vor die Camarera hin mit der Frage: „Wie iſt's, haſt du meinen Auftrag im Kloſter der Büßerinnen ausgerichtet?“

„Alles beſtellt, Donna, ich ſprach der Aebtiſſin von einer jungen Sünderin, die noch dazu an

Verſtörung des Geiſtes leide, wohl halb und halb vom Teufel beſeſſen ſei, und die Aebtiſſin bekreuzigte ſich fünfzigmal und gab noch in meiner Gegenwart Befehl, eine Zelle für das verirrte Schäfchen einzurichten.“

„Gut ſo, gut ſo. Als ich mir von meinem Eramoroſo, dem Banditen, der mich heute zum letzten Mal beläſtigen ſoll, das Mädchen übergeben ließ, geſchah es — ich wähnte ihn noch zu lieben — aus einer kleinen Anwandlung von Eiferſucht, und da ich aus den Reden des Fra und ſeines Schützlings abnehmen konnte, das arme Kindchen ſei für meinen Bruder Ceſare entführt worden, ſo wollte ich dieſem, weil er mich ſeit einiger Zeit ſo ſehr vernachläßigt, zugleich einen kleinen Poſſen ſpielen, indem ich ihm die Entführte vorenthielt und meinem lieben Brüderchen Giovanni Zutritt zu ihr verſtattete. Nun ich aber der Florentinerin ihre Geſchichte entlockt habe und weiß, daß ſie das Liebchen des Mannes iſt, der mein werden muß, haſſe ich ſie, und doch, und doch, Dolores, — ſieh', wie ſchwach ich bin — hat das einfältige, ſchuldloſe Ding

Etwas an ſich, was mich einſchüchtert, begreifſt du das, Dolores?"

„No, no, in der That nicht, und Ihr wollt ſie alſo bei den Büßerinnen einſperren?"

„Das will ich, das will ich, aber zuvor ſoll ihr närriſcher Tugendſtolz gebrochen werden, der mir ſo fatal."

„O Donna, der Duca von Gandia, Don Giovanni Borgia, wird ſchon für die Einbuße dieſes Tugendſtolzes ſorgen. Doch ſeht, mir däucht, der Vorhang vor Eurem Schlafkloſet bewege ſich."

„Ah, das wird Giovanni ſein; mach' fort, mach' fort, Dolorita, eile nach der Villa, nur du verſtehſt es, Vorkehrungen zur Luſt und Schwelgerei zu treffen, — biete Alles auf, was das Blut zu Feuer, die Sinne ſchwindeln, den Willen zur flammenden Begierde machen kann."

Die Camarera verließ das Gemach und hinter den ſchweren ſeidenen Vorhängen, welche im Hintergrund deſſelben herabwallten, ließ ſich der leiſe Ton eines Silberglöckchens vernehmen. Die Donna brachte raſch die Kapſel bei Seite, klatſchte dreimal in die Hände und rief: „Nur herein, nur herein!"

Der Vorhang wurde zurückgeſchlagen und ein Mann von mittlerem Alter, ſtattlichem Ausſehen und prachtvoll gekleidet, in Zügen und Haltung eine ſtarke Familienähnlichkeit mit der Donna an den Tag legend, trat raſch herein. Lucretia flog ihm entgegen und hieß ihn mit zärtlichem Kuß und den Worten willkommen: „Ahi, ahi, fratello mio, wie prächtig du ausſiehſt, Giovanni, ganz ducamäßig oder vielmehr wie ein Sieger nach gewonnener Schlacht, und du haſt ſie gewonnen, haſt ſie ſicherlich gewonnen, haſt du nicht?“

Der Herzog von Gandia entzog ſich etwas ungeſtüm der Umarmung ſeiner Schweſter, riß den Federhut vom Haupt und ſchleuderte ihn heftig zu Boden, indem er den Fluch des Heimatlandes ſeiner Familie ausſtieß: „Cien mil demonios!“

Jetzt erſt bemerkte Lucretia, daß die Glut des Zornes die Stirne ihres Bruders röthete und ſeine Lippen vor Ingrimm zuſammengekniffen waren. Verwundert trat ſie einen Schritt zurück und fragte: „Poffardio, was iſt's, warum ſo außer dir, Giovannino?“

„Todos diablos, abgewieſen, ſchmählich abgewieſen, ſag' ich dir, Schweſterchen, es iſt zum Tollwerden!"

„Was ſagſt du?"

„Nun, iſt dir's nicht deutlich genug? Das florentiniſche Dämchen, bei dem du mir die angenehmſte Schäferſtunde verſpracheſt, hat mich mit einer Verachtung von ſich gewieſen, wie du etwa einen ſchwindſüchtigen, ausſätzigen Knoblauchfreſſer aus Trastevere, der dich um Liebe und Liebesgenuß anginge, von dir weiſen würdeſt."

„Unmöglich!"

„Bah, ſehr möglich, wirklich ſogar; bin ich etwa in der Verfaſſung, Scherz zu treiben?"

„Wie, du hätteſt die närriſche Tugendlichkeit dieſes Aeffchens nicht zu bewältigen vermocht?"

„Nein, ſag' ich dir, und abermals nein! **Mille tonneres**, wie dieſe läſtigen Franzoſen ſchwören, man könnte ob dieſem unerhörten Begegniß lachen, wenn es nicht ſo gar ärgerlich wäre."

Und er machte den Verſuch, ein gellendes Gelächter zu erzwingen.

„Aber du mußt ja die Sache unſäglich ungeſchickt angefangen haben."

„Nichts da, ich denke, du könnteſt wiſſen, daß ich bei den Weibern meinen Mann ſtelle. Ich war kaum weniger liebenswürdig, wie damals, wo ich, weißt du, dich vergeſſen machte, daß ein Mutterleib uns getragen. Ich bat, flehte, zürnte, drohte, zerſchmolz in Liebe und thürmte ganze Berge von Betheurungen und Verſprechungen — “

„Und das Mädchen?“

„Du nannteſt es ein Aeffchen, aber, demonio, das iſt ein wunderſchönes Kind! Ich ſchäme mich, es zu ſagen, allein — es hat mit ſeinem jungfräulichen Blick, mit ſeinem einfachen, aber beſtimmten Wort all meine Keckheit zu Boden geſchlagen.“

„Bah!“

„Lache mich immerhin aus, aber ſo wahr unſere vielgeliebte Mutter Vanozza dereinſt die chriſtliche Nächſtenliebe im umfaſſendſten Maaße ausgeübt hat, ſo wahr iſt dieſe Florentinerin nicht zu verführen!“

„Bah!“

„Ei, glaubſt du denn, das Gegentheil hätte mir nicht alle mögliche Luſt gemacht, und wäre es, abgeſehen von dem Genuß einer ſolchen Frucht, auch nur geweſen, um unſer hochfahrendes Brüderlein

Ceſare zu ärgern? Welch' ein Spaß für mich, wenn ich ihm hätte ſagen können, daß ich die köſtliche Orange genaſcht, die er für ſich am Arno ſtehlen ließ, wie du mir ſagteſt?«

Giovanni Borgia, des Pabſtes älteſter Sohn, war noch der gutmüthigſte dieſer hölliſchen Sippſchaft, wenn auch gleich allen Gliedern derſelben verdorben bis auf's innerſte Mark. Er hatte viel Hang zur Schwatzhaftigkeit und indem er dieſem während des ſtattgefundenen Geſpräches ſich überließ, war ſeine Erbitterung über ſein fehlgeſchlagenes Attentat gegen Flora allmälig verflogen.

Er warf ſich auf einen Stuhl und ſagte: »Ja, ja, Schweſterchen, du haſt mir da eine recht unangenehme Stunde bereitet, aber ich danke dir, denn ſie bereicherte mich mit einer neuen Erfahrung, mit der nämlich, daß es in Wahrheit Weiber gibt, die allen Lockungen und Drohungen widerſtehen und die Reize der Tugend denen der Luſt vorziehen.«

Und er ſtreckte die Arme aus und wollte die Schweſter liebkoſend an ſich ziehen. Allein die Donna entwand ſich ſeinen Armen ebenſo raſch, wie er vorhin den ihrigen ſich entwunden hatte, und ſagte ſpöttiſch: „**No, no, fratello mio**, ich bin durchaus nicht dazu aufgelegt, deiner Zärtlichkeit zum Nothbehelf zu dienen. Ach, mich reut, daß ich das Mädchen nicht unſerm Ceſare ausgeliefert. Der hätte ſich wohl nicht zurückweiſen laſſen.“

„**Demonio**, Nichts von Ceſare, wenn ich bitten darf, du weißt, wie dieſer Schleicher gegen uns gehäſſig iſt, wie er uns um alle Liebesgaben unſeres höchſt heiligen Vaters beneidet. Und, ſag' mir, was geht es dich denn an, wenn das Mädchen närriſch genug iſt, das zu verſchmähen, was uns und allen geſcheidten Leuten das Höchſte? Muß es doch, wie ich denke, auch Leute geben, die nicht auf dem Altar der holden Cypris zu opfern verſtehen, ſonſt würde ja ihr Dienſt des Reizes der Ausſchließlichkeit, des Privilegiums verluſtig gehen; iſt es nicht ſo, **madonna carissima**?“

Die Donna war mit ihren Gedanken anderswo.

„Was meinſt du zu einem Tränkchen aus dem Keller unſeres Sennor Trufaldo?“ fragte ſie dann.

„Zum Teufel, nein, Schweſterchen, ich habe ganz und gar keinen Grund, dem armen Kind ſein bischen Leben zu mißgönnen. Ich wollte das Närrchen lieben, es war anderer Meinung und ich werde mich anderwärts zu entſchädigen wiſſen, **y basta.**“

„Bah, du mißverſtehſt mich, es fällt mir nicht ein, die koſtbare Todeseſſenz Trufaldo's an ſo einem Dirnchen zu verſchwenden — ich rede nur von einem Trank der Betäubung, der dir das Mädchen willenlos in die Arme legt, ſo daß du nicht nöthig haſt, weder Liebenswürdigkeit noch Gewalt aufzuwenden.“

„Ich werde in dieſer Sache keines dieſer Dinge mehr aufwenden, **sorellina mia**, bitte dich auch, dir eines Opiats von Trufaldo wegen, ſei es welcher Natur es wolle, durchaus keine Mühe zu geben, denn ein für allemal, das Mädchen hat mich ablaufen laſſen, daß mir ſchon meine Eitelkeit verbietet, mich ferner irgendwie mit ihm zu beſchäftigen. Wozu auch die Arme um das bringen, worauf ſie Alles zu halten ſcheint?“

„Weil es mir verhaßt iſt, ſo ein keuſchheitsſtolzes Ding zu ſehen, weil ich mir von dem Einwilligen der Närrin in deinen Antrag große Wirkſamkeit verſprach Betreffs — doch genug, genug, **in anima mia**, es iſt ſchon zu viel über die dumme Geſchichte geſprochen und ich muß dich bitten, Giovanni, jetzt mich zu verlaſſen, indem ich zu unſerm Vater gehen möchte, begierig, von ihm zu vernehmen, ob er mit dieſem krummgewachſenen Däumling von König Carl beſſer gefahren, als du mit der florentiniſchen Virginia.“

„Hoffentlich, hoffentlich,“ meinte der Duca, der Schweſter die Hand küſſend und nach der Thüre gehend, „es wäre zu arg, wenn Vater und Sohn an einem und ſelbem Tage eine Niederlage erlitten. Cupido beſſere deine Laune, **sorellina**, bis wir uns heut' Abend wiederſehen.“

„**Va, via, vattene!**“ rief die Donna ungeduldig aus und der Duca verſchwand.

Lucretia ging heftig durch das Gemach. Um ihre Augen zeigten ſich zwei rothe Ringe: das war ein Zeichen heftigſter Erboſung.

„O,“ murmelte ſie, „ich muß mich Ceſare wieder mehr nähern, dieſer Giovanni iſt ein Tropf. Soll ich meinen Frieden mit Ceſare dadurch machen, daß ich ihm das Mädchen übergebe? Nein, nein, am Ende muß ſie noch der Preis der Untreue ihres Geliebten ſein. Dieſe Deutſchen ſollen treu ſein in der Liebe — ja, ich muß das Mädchen auf alle Fälle in meinen

Händen behalten, denn ich muß dieſen Deutſchen gewinnen. Habe ich ſeine Liebe genoſſen, habe ich ihm entlockt, was mein lieber, heiliger Vater Betreffs der florentiniſchen Angelegenheiten und dieſes Narren von Propheten zu wiſſen wünſcht, nun dann mögen ſie mitſammen ziehen. Doch, nein, niemals — ihr Anblick hat mich beleidigt, ihr Tugendſtolz hat mir weh gethan —, ſie ſoll es büßen, **in coscienza mia**, ſie ſoll es büßen und verſuchen, ob ihre keuſche, ätheriſche Liebesflamme im Stande iſt, eine kalte Zelle im Kloſter der Büßerinnen zu erwärmen. Jetzt zu ihr!“

Und ſie riß haſtig den Vorhang vor ihrem Kloſet zurück, durchſchritt daſſelbe, verließ es durch eine Tapetenthüre, ſtieg eine geheime Treppe hinab, welche ſchon manchen Mann ihr zugeführt in wolluſtheißen Nächten, und trat in einen ſchmalen, halbdunkeln Gang, an deſſen Ende eine kleine Thüre ſichtbar wurde, vor welcher ein mohriſcher Sklave wie wachhaltend auf und abſchritt. Sie winkte dem Schwarzen, der ihre gereizte Stimmung noch erhöhte, denn ſein Anblick erinnerte ſie an Dſchem, von welchem ſie ihn einſt zum Geſchenk erhalten, herriſch zur Seite und trat an die Thüre, wurde aber, im Begriff ſie zu öffnen durch Töne aufgehalten, die aus dem Gemach ihr entgegenklangen. Die Seele Flora's ergoß ſich in frommem Geſang und weil, ſeit ſie Heinrich und die Liebe kennen gelernt, die deutſchen Erinnerungen, die ſich an ihre ſelige Mutter knüpften, wieder ſo ganz lebendig geworden in ihrem Herzen, ſo war es ein Lied Meiſter Gottfrieds von Straßburg, nach deſſen Weiſe ſie ihr Gemüth zu Gott erhob, mit bebender, aber von Inbrunſt durchglühter Stimme:

„Ich lobe dich, viel ſüßer Gott,
Daß alſo rein iſt dein Gebot,
Ohn' allen Spott,
So ſtete und ſo treue.
Ich lobe dich, daß du biſt da,
Wo man dein begehret, fern und nah,
Daß du allerwärts
Schauſt der Menſchen Schmerz.
Ich lobe, daß du, ſüßer Chriſt,
Verſchmähteſt nie den Armen;
Dein heilig Ohr erſchloſſen iſt
Seiner Stimme zu aller Friſt,
Da der du biſt,
Der ſich da kann erbarmen.“

Die Donna verſtand die Worte dieſes Liedes nicht, aber die andachtsvolle Innigkeit der Melodie drang unwiderſtehlich an ihre Seele. Zwar machte ſie eine abwehrende Geberde und flüſterte verächtlich: „Ich glaube gar, die Närrin betet —" allein deſſenungeachtet fühlte ſie ſich wie feſtgebannt und mußte der ſingenden Beterin lauſchen, welche fortfuhr:

„Du biſt die Barmherzigkeit,
Die hoch ſich in den Himmel weitet
Und überbreitet
Des wilden Meeres Breite weit.
Ihr tiefer Abgrund iſt ohne Grund,
Ihre Länge ward nie Menſchen kund,
Wie manche Stunde
Sie forſchten nach der Kunde.
Ihre Gnade nimmer iſt ſo ſchmal,
Daß die Welt ihr gleiche;
Ihre Treue die iſt ohne Zahl,
Ihre Minne füllet Berg und Thal
In mannigfacher Wahl
Durch alle Königreiche."

Lucretia ſchob den Riegel zurück, der die Thüre von außen verſchloſſen hielt, öffnete ſie und trat in das kleine Gemach, welches ſie der Florentinerin zur

Wohnung oder zum Gefängniß angewieſen. Flora erhob ſich beim Eintritt der Donna von den Knieen und kehrte ihr bleiches, ſchönes Antlitz gegen ſie, aus welchem Kummer und Schmerz, aber auch Würde, Muth und Stärke ſprachen, ſo daß die Donna eine Anwandlung ungewohnter Befangenheit verſpürte. Sie fühlte ſich mit all' ihrer Schönheit, ihrer Kühnheit, Schlauheit und Macht ſo tief, ſo gar tief unter dieſer Jungfrau. Sie war gekommen, in der Abſicht, zu höhnen, zu drohen, und jetzt vermochte ſie nur zu heucheln.

Seltſam, aber wahr: die Frechheit des Laſters erblaßt am ſchnellſten in der Atmosphäre weiblicher Reinheit. Sah man doch ſchon die hartgeſottenſten Sünder vor dem keuſchen Blick, dem beſcheidenen Wort eines jungfräulichen Weibes den Panzer der Verſtocktheit von ihrer Bruſt thun, ſah man doch ſchon die ſtahlharte Eiskruſte, welche eine Laufbahn, ebenſo lang als infernaliſch, um ein Männerherz legte, ſchmelzen durch den Himmelsthau einer frommen Mädchenthräne.

[illegible]

Lucretia war gekommen mit Zornworten auf den Lippen, aber ſie ſchwieg vor der ſtummen Anklage, die aus Flora's Auge ſprach, und doch galt dieſe Anklage nicht ihr, denn das arme Kind wußte nicht, wer ſeine vermeintliche Beſchützerin ſei, wußte nicht, daß ſeine Unſchuld, ſeine Hoffnungen ſicherer geweſen wären im wilden Bergwald unter dem Schutze eines Banditenhäuptlings, welchem es durch die Donna entlockt worden, als hier im Hauſe des Statthalters Chriſti, bis die letzte Stunde die Zumuthungen des ihr unbekannten vornehmen Wüſtlings die ganze Troſtloſigkeit ſeiner Lage ihm geoffenbart hatte. Wohl hatte Flora die Frechheit des wüſten Verſuchers gebändigt, ſeiner Zudringlichkeit den Schild unnahbarer Jungfräulichkeit glorreich entgegengehalten, aber als der ſchlechte Mann ſie endlich ſeiner Gegenwart enthoben, da erſt war ihre Kraft zur Angſt, ihre Energie zur Schwäche geworden, wie es denn dem Weibe eigen, daß es oft vor einer Gefahr erſt dann tödtlich erſchrickt, wenn es dieſelbe bereits ſiegreich beſtanden. Im erſten Augenblick nach der Entfernung des Duca, empfand Flora eine brennende Sehnſucht nach menſchlichem Troſt. Ein Schmerzensſchrei entzitterte ihren Lippen, dann überſtrömte ſie den Verlobungsring, den ihr Heinrich an den Finger geſteckt, mit Thränen und flüſterte krampfhaft ſchluchzend den Namen des Geliebten. Ihm galt ihr erſter Gedanke, ihr erſtes Sehnen. Dann fiel ihr Nazarena ein, das treuherzige Gebirgsmädchen, welches nach jener Zuſammenkunft der Tochter des Pabſtes mit Fra Terribile mit ihr nach Rom gekommen, oftmals die Einſamkeit ihrer Gefangenſchaft getheilt und ihr vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an Zutrauen eingeflößt hatte. Allein auch Nazarena kam nicht, und wäre ſie gekommen, ſo hätte ſie ihr dennoch wenig Troſt bieten können, denn das gute Mädchen fühlte zwar das innigſte Mitleid mit Flora, hatte ſich lebhaft für ſie intereſſirt, auf die größte Gefahr hin und von einer zufällig in ſeiner Kindheit erlernten Kunſt Gebrauch machend jene räthſelhaften Zeilen für Heinrich in der Herberge geſchrieben und an ihn überliefert, auch heute noch, wie wir geſehen, unſerm Freund eine unbeſtimmte Nachweiſung und Hoffnung gegeben, aber offen der armen Entführten hülfreich beizuſtehen, wagte es nicht, wagte es deßhalb nicht, weil Fra Terribile, den Nazarena verehrte als Hauptling der Bande, unter welcher ſie herangewachſen, dem ſie verpflichtet war als dem Mann, der ihrem Vater einmal das Leben gerettet, den ſie, wenn auch hoffnungslos, mit der ganzen Glut und Hingebung einer Römerin liebte, weil ihr Fra Terribile, als er ſeiner Geliebten, um deren Eiferſucht abzuwenden, Flora überlieferte, befohlen hatte, zwar an der Seite ſeines Schützlings zu bleiben, aber ſich rückſichtlich desſelben möglichſt dem Willen der Donna Lucretia zu fügen, welcher vor Allem dahin lautete, dem florentiniſchen Mädchen zu verheimlichen, in weſſen Gewalt es ſich befinde. Nazarena war ſtark genug, mit allen Qualen der Eiferſucht im Herzen ihrer Nebenbuhlerin zu dienen, weil es dem Geliebten Freude machte, aber nicht ſtark genug, ihre angeborne Gutmüthigkeit ſo ſehr zu verleugnen, daß ſie der armen Flora nicht zu helfen verſucht hätte, inſofern dieſes möglich, ohne dem Willen Fra Terribile's entgegenzuhandeln. So hatte ſie denn die beiden Botſchaften an Heinrich beſtellt, aber es nicht gewagt, Flora auch nur merken zu laſſen, daß ſie den Bräutigam derſelben getroffen, und weil ſie Flora gegenüber nur eine allgemeine und thatloſe Theilnahme an den Tag legen durfte, hätte die Gefangene, wie ich vorhin ſagte, nach dem Auftritt mit dem herzoglichen Baſtard des Pabſtes in Nazarena's Anweſenheit kaum einen Troſt finden können.

Und ein beſſerer Troſt war ihr nahe: ihr Gott. Vor dieſem beugte ſie ihre Kniee, zu ihm drang das ängſtliche Schreien ihrer Seele empor und der Nebel des Schreckens, der Verwirrung, welcher ihren Geiſt umzogen, verdunſtete vor der Glut ihrer Andacht. Ihre Furcht ſchwichtigte ſich, ihr Herz begann ruhiger zu klopfen und, indem ſich ihrem Gebet die Erinnerung an ihre deutſche Mutter, an ihren deutſchen Geliebten miſchte, brach ihr Mund zuletzt in die Hymne eines deutſchen Dichters aus.

Als Lucretia eingetreten, kam ihr Flora entgegen, küßte ihr die Hand und ſagte mit der Entrüſtung der Mädchenhaftigkeit: „O Signora, — man hat — ein abſcheulicher Menſch — “

Sie ſtockte und die Röthe ſchamhaften Zürnens deckte ihre Wangen.

„Ich weiß, ich weiß, mein Kind,“ verſetzte die Donna, „einer jener frechen Männer, von denen, zu unſerer Schmach ſei es geſagt, unſere Stadt wimmelt, iſt zu dir gedrungen, indem es ihm gelungen, den tölpelhaften Schwarzen, durch welchen ich deine

Thüre bewachen laſſe, zu bethören. Der dumme Burſche machte indeſſen ſeinen Fehler dadurch halb wieder gut, daß er mir zu melden kam, in deinem Gemach habe ſich ein heftiger Wortwechſel erhoben. Ich eilte, hieherzukommen, entrüſtet über den ſchändlichen Eingriff in mein Hausrecht, welchen ich zu rächen wiſſen werde. Sag' mir nur, armes Kind, wie ſah der böſe Mann aus?“

Und ſie zog freundlich koſend dem Mädchen die Hände weg, in welche es verſchämt ſein Antlitz verborgen, um ſich an der jungfräulichen Verlegenheit, an der keuſchen Verwirrung Flora's zu waiden.

„Ich begehre keine Rache, Signora,“ ſagte ſie, „nein, nur Sicherheit vor — “

„Vor?“ fragte Lucretia, die es kitzelte, mit entweihender Hand in der reinen Seele des Mädchens umherzutaſten.

„Vor Nachſtellungen, ebenſo empörend für mich als entehrend für das Haus, welches mir Schutz verſprochen!“ entgegnete Flora plötzlich mit einer Feſtigkeit, welche der Donna imponirte und ihr einleuchtend machte, daß ſie andere Saiten aufziehen müſſe, um ihr Spiel mit dem Blumenmädchen zu Ende zu führen.

„Arme Kleine,“ ſagte ſie, ſchmeichelnd Flora bei der Hand faſſend und ſie zu einem Ruhebett ziehend, „arme Kleine, ich ehre deine edle Schamhaftigkeit, welche dir verbietet, über den elenden Verſucher zu reden. Stille alſo davon, denn es ſoll meine Sache ſein, ihn vermittelſt des ſchwarzen Aladin ausfindig machen und zur Rede ſtellen zu laſſen. Aber du begreifſt jetzt, was dir anfangs ſo befremdend vorkam, wie nothwendig es nämlich iſt, unerfahrne Kinder, wie du eines, in unſerer mit der Peſt der Verdorbenheit angefüllten Stadt in ſtrenger Obhut zu halten.“

„O Signora, ſendet mich heim in meine ſchöne Vaterſtadt, dort lebt mir ein Beſchützer, lebt mir ein Bräutigam.“

„Ja, mein Kind,“ unterbrach die Donna, „dieſe Bitte iſt natürlich und bald ausgeſprochen, aber der Möglichkeit ihrer Gewährung ſtellen ſich gegenwärtig der Hinderniſſe viele entgegen. Du weißt, daß ich dich von meinem unglücklichen Verwandten, dem Verbannten und Bandenhäuptling, den ſie Fra Terribile nennen, mir übergeben ließ, einzig in der Abſicht, dich bald möglichſt in deine heimatlichen Verhältniſſe zurückzubringen. Da ich weiß, welchen Gefahren ein ſchönes, junges und ſchutzloſes Weib in unſerm Italien ausgeſetzt iſt, nahm ich dich unter dem ſichern Geleite meiner Leute mit hieher und entſandte dann deine Freundin und Dienerin, die, wie ich glaube, Nina heißt, gen Florenz, um deinem Bräutigam von deiner Lage Nachricht zu geben. Zurückgekehrt iſt ſie noch nicht und ging auch keine Kunde von ihr ein. Ehe dieſes geſchieht, wage ich um deines eigenen Heils willen es nicht, dich von mir zu laſſen, denn du kannſt, da ganz Italien gegenwärtig mit Krieg und Brand und Mord heimgeſucht iſt und von zuchtloſen Banden aller Art wimmelt, nicht ohne hinreichenden Schutz Rom verlaſſen und dieſen dir angedeihen zu laſſen, ſteht gegenwärtig nicht in meiner Macht.“

Das Auge der Donna blickte bei dieſen Worten ſo mütterlich freundlich, ihre Stimme klang ſo lieb, ſo beſorgt, und der Schauder der Erinnerung an ihre kurzher erlebten Abenteuer war noch ſo mächtig in Flora, daß ſie der Rede ihrer vermeintlichen Beſchützerin ihre Billigung nicht verſagen konnte.

Lucretia bemerkte es und ihrem Benehmen den

Schein noch größerer Offenheit gebend, ihre Stimme, welcher alle Modulationen zu Gebote ſtanden, noch einſchmeichelnder klingen laſſend, fuhr ſie fort: „Du ſiehſt, armes Kind, daß es mir Ernſt iſt mit der Sorge um dich, und ſo wirſt du auch das Folgende als Ausdruck dieſer Sorge hinnehmen. Ich habe über den Gang deines Geſchicks, welchen du mir erzählt, reiflich nachgedacht und verweilte, getrieben von der Theilnahme, welche du mir eingeflößt, mit meinen Gedanken beſonders bei deinem Verhältniß zu dem fremden Signore von jenſeits der Alpen, dem, wie du mir ſagteſt, dein Beſchützer, den ſie den Propheten von Florenz nennen, ebenfalls ein väterlicher Freund geworden.“

„Heinrich!“ flüſterte Flora freudig und ſchmerzlich zugleich.

Die Donna beachtete dieſen Seufzer der Liebe, der Sehnſucht, des Kummers nicht, that wenigſtens ſo, und redete weiter: „Ich hatte durch einen Verwandten, der ſich lange Jahre in dem Land der Tedeſci aufgehalten, Gelegenheit, die Geſinnungen und Sitten dieſer Nation kennen zu lernen, und gefiel mir Vieles an ihnen. Aber, mein Kind, darin ſtimmten die Berichte meines Verwandten ganz mit der allgemeinen Meinung oder vielmehr mit der geltenden Ueberzeugung überein, daß die Tedesci Ketzer ſeien alleſammt, daß ſie — "

„O, Signora," unterbrach Flora die Sprechende lebhaft, „o nein, o nein, war doch meine Mutter ebenfalls eine Deutſche und wie war ſie fromm! Und Heinrich? O, der iſt ein Chriſt in Wort und That — "

„Kind, dich kann die Liebe beſtechen, wie mir wohl bewußt iſt, denn auch ich war einmal ſchwach genug, einen Mann ſo ſehr zu lieben, daß ich blind war für alle ſeine Mängel."

„Ach, wie thut Ihr dem edelherzigen Heinrich Unrecht, und wolltet Ihr mir nicht glauben, weil ich ihn liebe, ſo muß Euch ja die Freundſchaft Savonarola's, des frommſten Dieners des Altars, Bürge ſein für meines Bräutigams Rechtgläubigkeit."

„Mein liebes Kind, das verſtehſt du wohl kaum. Dieſer Prior von San Marco iſt ja nach der allgemeinen Meinung ſelber mit Leib und Seele den verruchten Irrlehren zugethan, die von jenſeits des Meeres und der Alpen kommen."

„O, kenntet Ihr ihn, Signora, kenntet Ihr ihn, wie wenig würdet Ihr der Bosheit ſeiner Feinde, die ihn verläſtert, weil er das Rechte und Gute will, Glauben ſchenken! Seht, ich bin ein unwiſſend Mädchen und kann in Glaubensſachen nur glauben, nicht unterſuchen, bin zudem durch die Bande der innigſten Dankbarkeit an Savonarola gefeſſelt, aber ſagt mir, kann ein Mann dem Verderbniß der Ketzerei, des Unglaubens anheimgefallen ſein, der nur für das Heil ſeiner Brüder lebt, nie an ſich ſelber denkt, deſſen Wandel eine lebendige Lobpreiſung des Allmächtigen und deſſen Wort ſchon Tauſende von dem Irrweg der Sünde ab und auf den Pfad der Tugend zurückgeführt hat? Niemals! Und kann ein Mann, den Savonarola ſeiner Freundſchaft würdigt, ein ſchlimmer Ungläubiger ſein? Niemals!“

Dieſes „Niemals!“ klang ſo überzeugungsvoll, ſo freudig ſicher aus der Seele des Mädchens, daß die Donna zu ſich ſagte: „Dieſer Pfeil iſt abgeprallt, legen wir einen andern auf die Sehne.“

„Der Eifer für deine Freunde ſteht dir gut, mein Kind,“ fuhr ſie fort, „ferne ſei es von mir, ihnen in deiner Meinung ſchaden zu wollen, aber wenn deine Worte, die von der Ueberzeugung eingegeben ſcheinen, mich hinſichtlich deines ewigen Heiles zu beruhigen im Stande ſind, ſo darf ich meinen Blick doch noch mit Beſorgniß auf dein irdiſches Wohlergehen richten und dich fragen, ob dein Glaube an deinen Geliebten auf gutem Grund ſtehe, ob du dich nicht täuſcheſt über die wirkliche Kraft und Ausdauer ſeiner Neigung?«

»Nein, Signora, ich fühle, ich glaube, ich weiß es, daß Heinrich mich liebt von ganzem Herzen und ohne Wank.«

»Ach, Kind, du haſt noch nie erfahren, wie falſch die Männer.«

»Und ich werde es nie erfahren.«

„**Ehi**, wie ſagſt du?«

»Ich werde es nie erfahren, weil Heinrich Uhland mir treu ſein wird und mir die Falſchheit Anderer unbekannt bleiben muß, da ich nie einen andern Mann lieben werde.«

„**Poverina**, aus dir ſpricht die Liebe. Warum ſollte dieſer Tedesco gerade anders genaturt ſein, als andere Männer.«

»O, hättet Ihr ihm in das treue, liebe Auge geblickt,« ſagte Flora mit Begeiſterung, »ſeine lichte

Stirne geſehen und ſein einfaches Bekenntniß: Mädchen, ich habe dich lieb! vernommen, Ihr würdet meine Zuverſicht begreifen und theilen. Bei Heinrich's Worten fiel mir ſtets die Aeußerung meiner Mutter ein, die ſie in ihren letzten Lebenstagen oft wiederholte: Mein Kind, traue nie einem Manne, der mit Schmeicheleien und Schwüren deine Eitelkeit aufregen, deine Leichtgläubigkeit beliſten möchte; die wahre Liebe iſt ſchlicht und ſucht nicht zu beſtechen. Ja, Signora, an dieſes Wort erinnerte ich mich, als mir Heinrich Uhland ſeine Liebe geſtand. Er ſchmeichelte mir weder, noch ſchwur er mir, aber ſeine Seele war in ſeinen Augen und ſein Herz auf ſeiner Zunge. O, könntet Ihr ihn ſehen, ihn hören, und da dieſes nicht möglich," ſetzte ſie eifrig hinzu und griff in ihren Buſen, ein ſchmales, zuſammengefaltetes Pergamentblatt herausziehend und es entfaltend, „ſo leſt hier dieſes Lied, das er für mich gedichtet und geſchrieben; ſein treuherziges Weſen ſpricht aus jeder Zeile."

Die Donna nahm das Pergament und überflog es raſch.

„Ei," ſagte ſie dann lächelnd, „dein Geliebter iſt ja ein allerliebſter Poet und weiß ſich in unſerer ſchönen italiſchen Sprache recht hübſch auszudrücken. Aber da ſehe ich ja auch fremde Schriftzüge, das iſt wohl Deutſch?“

„Ach ja, das Blatt hier entſtand in einer lieben, lieben Stunde. Ich warf Heinrich ſcherzend vor, er wiſſe ſich in unſerm Italiſch doch nicht recht geläufig auszudrücken, worauf er, um mich zu widerlegen, ſogleich dieſe Ritornelle niederſchrieb und mich mit der Behauptung neckte, ich ſei jedenfalls der Sprache ſeines Vaterlandes weniger mächtig, als er der Sprache des meinigen. Das wollte ich mir nicht gefallen laſſen und machte mich alſo daran, unter ſein italiſches ein deuſches Liedchen zu ſchreiben, wie mich meine ſelige Mutter deren viele gelehrt.“

„Ei, du biſt ja gewaltig gelehrt, mein Kind, — die Kunſt zu leſen und zu ſchreiben ſucht man derzeit ſogar in den höchſten Ständen gewöhnlich vergebens.“

„In meiner Kindheit waren meine Eltern reich,“ verſetzte Flora einfach und beſcheiden, „und ließen mir manche Fertigkeit und Kenntniß beibringen, die vielleicht über meinen Stand hinausgeht. Die deutſche Sprache klang aus meinem erſten Lallen, war ja meine gute Mutter von jenſeits der Alpen, und als ich größer wurde, lehrte ſie mich, die in einem Nonnenkloſter erzogen worden, in einem großen und dicken Buche leſen, das ſie aus ihrer Heimat mitgebracht hatte und in welchem Predigten eines vielberühmten deutſchen Gottesmannes, ſie nannte ihn Johannes Tauler, geſchrieben ſtanden. Hatte ich mich müde geleſen, ahmte ich in kindiſcher Spielerei die krauſen Schriftzüge nach und ſo lernte ich deutſch ſchreiben, aber es ging mir immer gar beſchwerlich von Statten, wie denn Heinrich, als ich dieſes Liedchen geſchrieben, lachend verſicherte, meine deutſchen Buchſtaben ſeien den italiſchen ſo ähnlich wie ein Ei dem andern.“

Die Donna antwortete nicht. Immer noch das Pergamentblatt in der Hand haltend, ſchaute ſie vor ſich hin und ihr Blick concentrirte ſich allmälig zu jenem bohrenden Ausdruck, den das Auge anzunehmen pflegt, wenn irgend eine neue Idee, ein entſcheidender Gedanke in unſerer Seele aufſteigt. Und dieß geſchah in dieſem Moment bei dem gefährlichen Weib, welches das paſſendſte Mittel angewendet hatte, Flora zutraulich zu machen, ich ſage das paſſendſte

Mittel, denn die ſchlaue Tochter des Pabſtes hatte das Geſpräch auf den Geliebten des Blumenmädchens gelenkt und Liebende werden immer zutraulich, ſo man ſie über den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft ſprechen macht. Unglücklicherweiſe fiel Lucretia's Auge, als ſie ſich ihrem momentanen Brüten wieder entriß, auf den Verlobungsring an Flora's Finger, und die Bedeutung des Schmuckes unſchwer errathend, ſchaute ſie bald dieſen bald das Pergament an. Wie mit einem Schlag bildete ſich ein infernaliſcher Plan in ihrem Kopfe aus, zwar nur erſt in vagen Umriſſen, aber ſchon verderblich genug.

„Mein Kind," ſagte ſie endlich im Tone ernſter Zärtlichkeit und Theilnahme, „ich ſehe ſchon, mir bleibt Nichts zu thun übrig, als deine Wiedervereinigung mit dem Geliebten in alle Wege zu beſchleunigen, denn nach Allem, was du mir vorgeplaudert, muß ich meine Zweifel an dem fremden Manne ſchwinden laſſen und mit dir an ſeine Liebe und Treue glauben."

„O, Dank, Signora, tauſendfachen Dank! Ihr ſeht ſo prächtig, ſo edel aus und ich wußte wohl, daß Ihr mein Mißgeſchick enden würdet."

Und ſie küßte mit kindlicher Inbrunſt der Donna die Hand, und Lucretia, jeder Rolle gewachſen, that ſo milde, ſo mitfühlend, als ſie fortfuhr: „Leider iſt nicht abzuſehen, daß dieſe beſchwerlichen Franzoſen, welche unſer Rom und alles Land ringsher innehaben, bald ihrer Gegenwart uns entledigen werden, und ſo iſt freilich nicht daran zu denken, dich nach Florenz zurückzuſenden.“

Flora's Antlitz verdüſterte ſich und ſie ließ den Kopf ſinken. Lucretia's Auge glitt über ſie hin mit unbeſchreiblichem Hohn, aber heiter fuhr ſie fort: „Ei, mein Mäuschen — “ und ſie dachte ſchwerlich daran, daß ſie der Katze glich, die mit einer ihrer armen Gefangenen ſpielt — „können wir dich nicht nach Florenz ſenden, nun was hindert uns, deinen vielbelobten Henrico nach Rom kommen zu laſſen? Wie du mir ihn geſchildert, wird er die Gefahren des Weges, denen dich auszuſetzen Thorheit wäre, wohl zu überwinden wiſſen, wenn es gilt, dich wieder zu erlangen, meinſt du nicht?“

„O, gewiß, gewiß, Signora!“ verſetzte Flora, freudig aufathmend.

„Nun ſieh', obgleich es mir in meiner Stellung als Wittwe eines mächtigen Patriziers in friedlichen Zeiten leicht wäre, dich nach Florenz geleiten, noch leichter, deinen Erwählten hieherkommen zu laſſen, ſo reichen doch in gegenwärtiger Zeit gewöhnliche und einfache Mittel nicht aus. Wäre dieſes der Fall, müßten wir ja von deiner Nina bereits Nachricht haben, ſo aber fürchte ich, ihre ganze Sendung iſt mißlungen.“

„Gott verhüte es, um ihrer ſelbſt willen verhüte es Gott!“

„Wir wollen es hoffen, wir wollen es hoffen, aber damit iſt es nicht gethan. Wie ich überzeugt bin, daß meine Botſchaft durch Nina nicht an Signore Henrico gelangte, ſo bin ich auch überzeugt, daß dieſer dem nächſten beſten Boten, den wir ohne weitere Beglaubigung an ihn abſendeten, nicht trauen würde, nicht trauen könnte, denn er wird von Italien genug kennen gelernt haben, um zu wiſſen, wie vorſichtig zu verfahren ſei, um einen Zweck zu erreichen. Wie leicht könnte er auf den Gedanken kommen, man wolle ihn irreführen?“

„Aber, Signora, ich ſehe keinen Grund zu dieſer Annahme.“

„Ach, mein liebes Kind, du weißt nicht, mit wie gutem Recht ſich in unſern Tagen die Leute mißtrauen. Laſſ' mich nur machen, laſſ' mich nur machen, ich denke den richtigen Ausweg gefunden zu haben. Der Ring, den du da am Finger trägſt und deſſen Bedeutung ich errathe, ſowie dieſes Pergamentblatt, an welchem die Erinnerung einer theuren Stunde haftet, die ſollen unſern Boten bei deinem Geliebten beglaubigen. Ich habe unter meinen Leuten einen treuen, aber verſchmitzten Burſchen, ich werde ihm die genaueſten Anweiſungen, du ihm dieſe beiden Pfänder übergeben, heute noch ſoll er nach Florenz abreiſen und in wenigen Tagen befindeſt du dich dann unter dem Schutz deines Verlobten.“

„Aber, Signora, mir kommt plötzlich eine deutſche Sage in den Sinn, die mir Heinrich ſelber erzählte und worin es heißt, die Braut, welche den Verlobungsring vom Finger gebe, verliere dieſen ſammt deſſen Geber,“ ſagte Flora langſam und zweifelnd.

„Ei, Kind, dieß mag vielleicht einmal der Fall geweſen ſein, aber da du ſo viele Geſchichten und Sagen kennſt, ſag' mir, kommt in denſelben nicht unzähligemale der Umſtand vor, daß die Wiedervereinigung getrennter Liebenden vermittelſt ſolcher Liebespfänder bewirkt wird?“

Und nun wiederholte Lucretia ihren Vorſchlag, das Reſultat desſelben mit ſo reizenden Farben ausmalend, daß das arme Blumenmädchen endlich einwilligte, ihr Ring und Pergament zu überlaſſen. Freilich, als ſie den Brautring vom Finger ſtreifte, überflog ein Zittern unheilvoller Ahnung ihre Seele, ſie glaubte aus dem Grund derſelben eine verneinende Stimme herauſtönen zu hören, allein ihrem ſchuldloſen Sinn war ein Mißbrauch dieſes heiligen Pfandes undenkbar, die Hoffnung, die maßloſeſte Sehnſucht trieb und drängte ſie und ſo gab ſie den Goldreif an Lucretia, welche ihn ſorgfältig in das Pergamentblatt einſchlug und die Lippen feſt zuſammenpreßte, um ein triumphirendes Lächeln, welches ſich auf ihren Lippen zeigen wollte, gedankenſchnell zu unterdrücken.

„So, mein Kind,“ ſagte ſie dann aufſtehend, „ich will keine Zeit verlieren, meinen Vorſchlag in's Werk zu ſetzen. Nazarena ſoll dir den Mann bringen, welchen ich zum Boten auserſehen, damit du ihm ſelber deine Aufträge geben kannſt. Hiemit ſei

Gott befohlen und verwünſche meine Gaſtfreundſchaft nicht; ſteht dir erſt dein Verlobter als tüchtiger Beſchützer an der Seite, ſollſt du ſehen, daß ich keine nachläßige Wirthin bin.“

Und ſie lächelte ihr Opfer liebreich an und bot ihm die Hand zum Kuſſe.

So ſchied ſie.

Flora blieb ihrer Einſamkeit überlaſſen und einer Stimmung hingegeben, in welcher Bangigkeit mit Hoffnung abwechſelte. Aber bald überwog dieſ Hoffnung, umkleidete das einſame, ſtille Gemach mit bunten, heitern Arabesken, ließ tauſend reizende Bilder der Liebe und des Glückes vor Flora's Blicken gaukeln und als das Mädchen, ermattet von dem Sturm der Gefühle, der heute durch ſein Gemüth hingebraust, auf das Lager ſank, ſchwebte ſie als verheißungsvoller Traum ob ſeinem Haupt.

Die Donna ihrerſeits brach, nachdem ſie draußen dem Mohren mit Blick und Wink die ſtrengſte Wachſamkeit anbefohlen und in ihre Zimmer zurückgelangt, in ein ſchallendes Gelächter aus und ſagte zu ſich: „Nun hab' ich Beide; ſollte er ſo thöricht ſein, der guten Meinung dieſes Närrchens Betreffs ſeiner Treue entſprechen zu wollen — gut, dann will ich Beiden einen Kelch füllen, der bitter genug munden ſoll. Ah, dieſer Ring und dieſe verliebten Verſe da, ich werde eine Schlinge daraus drehen, die euer Liebesglück erwürgen muß. **Beata me**, daß mir beim Anblick dieſes verliebten Gekritzels meines Pärchens — doch nein, die Stanzen Henrico's ſind ſchön, und wenn er ebenſo feurig liebt, wie er von Liebe ſingt, ſo — — ja, **beata me**, daß mir bei dieſen Schriftzügen wie durch hölliſche Inſpiration ſogleich der florentiner Scribar einfiel, der mir geſtern ſeine Dienſte angeboten. Wie heißt er doch? Einerlei, er wolle morgen wieder anfragen, ſagte er, und, **veramente**, er ſah mir ganz darnach aus, ein Kunſtſtückchen ausführen zu helfen, wie ich es im Sinne habe.“

VII.

Im Anfang war das Fleiſch,
Und Gott war das Fleiſch, und dieſes war
Bei ihm beſtändig und immerdar;
Und das Fleiſch iſt Wort geworden und Licht;
Johannes ſchrieb verkehrten Bericht.
Drum ſollen das Fleiſch wir halten in Ehren,
Seid luſtig, ihr Kinder, und laßt es gewähren!

Lenau.

Unweit der Porta San Pancrazio, hinter dem Palazzo Corſini, der ſich als eine der Hauptzierden des modernen Roms an der Via della Longara erhebt, ſtand damals, in die Gärten hineingebaut, am Fuß des Janiculus eine Villa, deren Thüren und Fenſter gewöhnlich verſchloſſen waren und in welcher ſich nur von Zeit zu Zeit nächtlicher Weile ein verworrenes, bacchanaliſches Gebrauſe hörbar machte, das mit dem Morgengrauen erloſch. Man konnte dann nach allen Seiten hin verſchloſſene Sänften und dichtverhüllte Geſtalten ſich wegſchleichen ſehen und in der Villa und ringsum herrſchte wieder Schweigen und Einſamkeit.

Dieſes Haus, unter üppigen Baumgruppen verborgen, war die Villa Lucretia Borgia's, eine **petite maison** des Mittelalters, und es ging die Sage, Alles, was Morgenland und Abendland an Luxus erfunden, ſei zur Ausſchmückung dieſes Tempels der Luſt aufgewendet, in welchem der Pabſt mit ſeinen Kindern priapiſche Schwelgereien beging.

Eine ungeheure Halle, halb Saal, halb Garten, iſt zu dem heutigen Feſte bereitet und ſchwimmt in Kerzenglanz.

Im Vordergrund iſt eine Tafel hergerichtet in antikem Styl, d. h. es ziehen ſich rings um dieſelbe ſtatt der Stühle flaumenweiche Polſterlager, mit Seide und Sammt überzogen. Die Tafel ſelbſt iſt dicht mit ciſelirten Silbergefäßen, mit großen Goldpokalen, deren Ränder und Handhaben von Edelſteinen funkeln, mit Kryſtallkaraffen, mit all' den mancherlei Tiſchgeräthſchaften von den edelſten Metallen, beſetzt, da=

zwiſchen liegen volle Blumenkränze und miſchen ihren Duft mit dem blendenden Glanz, welcher, von einem prachtvollen Kronleuchter ausgehend, der aus polirtem Silber gearbeitet an dicken goldenen Ketten von der Decke herabhängt, von dieſen Becken, Schaalen und Vaſen, von dieſem Gold, Silber und Edelgeſtein zurückgeſtralt wird. Dieſer Tafel gegenüber ſteht ein großer Schenktiſch, der, mit Jaspis, Lapis Lazuli und Elfenbein verziert, nicht minder mit einer Maſſe koſtbarer Gefäße ausgerüſtet iſt und auf welchem in einer langen Doppelreihe von Kryſtallkrügen mit blitzenden Facetten die feurigſten Weine Spaniens, Siciliens und der griechiſchen Inſeln golden und purpurn blinken. Dieſem Reichthum entſpricht die ganze Ausſtattung des Saales, deſſen Tapeten von roſenrothem Atlas, welchem goldene Arabesken eingeſtickt ſind, deſſen Thüren von Roſenholz, feſtgehalten durch ſilberne Schlöſſer, deſſen Boden mit indiſchen Teppichen vom prächtigſten Colorit bedeckt iſt, deſſen Fenſter mit dichten Spitzenvorhängen verhüllt ſind, die ihrerſeits wieder hinter den Blüthenbüſcheln von Oleander- und Myrthenbäumen in Gefäßen von vergoldeter Bronze verſchwinden, zwiſchen deren Zweigen die marmorne Nacktheit helleniſcher Götterleiber hervorſchimmert, eine Plaſtik, welcher die Malerei des Plafond entſpricht, indem ſie in üppigſter Farbengebung die zärtlichſten Abenteuer der Herrſcherin von Paphos darſtellt.

Dieß der Vordergrund der Feſthalle. Der Hintergrund ladet noch mehr zu Luſt und Genuß. Er beſteht aus einem länglichen Viereck, deſſen Ende ſich in dämmernde Ferne, in geheimnißvolles Halbdunkel zu verlieren ſcheint, und dieſes Viereck iſt von einer ungeheuren Glaskuppel überwölbt, während an ſeinen Seitenwänden eine Art chineſiſcher Laternen angebracht iſt, die aus blauer, grüner und rother Seide gefertigt, ein magiſches Licht verbreiten und den künſtlichen Garten erhellen, wozu das Gemach umgeſchaffen iſt. Da ſind dichte Gruppen morgenländiſcher Bäume, unter denen Beete voll exotiſcher Gewächſe und Blumen ihre Farbenpracht hinbreiten, ihren Wohlgeruch ausſtrömen. Längs der Wänden hin ſtreben ſchlanke Palmen empor und taſten mit ihren glänzend grünen, ungeheuren Blättern an die Wölbung der Kuppel, wo ſich die Blüthenkelche der Magnolien und Bignonien mit ihnen vermiſchen und aus dem ſchmaragdenen Grün ihre goldglänzenden und ſilberflittrigen Staubfäden herabhängen laſſen. Dort ranken ſich Orangenbäume mit ihren purpurnen Blüthen, mit ihren goldenen Früchten empor, hier lehnt ſich ein blätterreicher Feigenbaum an den ſtolzen Stamm der Dattelpalme, und wie am Fuß der Baumſtämme ein unbeſchreiblich üppiger Flor von Roſen, Narziſſen, Tulpen, Hyazinthen in einander verſchwimmt, ſo ſchlingen ſich oben durch die Zweige vollſaftige Rankengewächſe und bilden Paſſifloren und Grenadillen von Baum zu Baum Guirlanden, bunt und ſchillernd wie Schnüre an einander gereihter Colibri's, während da und dort eine Aloë in blaßgrüner Hoffnungstracht das Berſten ihrer Blumenkapſel mit ahnungsvollem Wonneſchauer zu erwarten ſcheint oder eine koloſſale Fackeldiſtel mit ihren majeſtätiſchen Blüthen Alles um ſich her verdunkelt und gleichſam die ſchmalen Irrwege erleuchtet, die durch dieſes tropiſche Labyrinth hinleiten.

Schon der Anblick dieſer Halle iſt berauſchend, eine Wärme, ein Aroma erfüllen ſie, die den Geiſt einlullen, die Willenskraft erſchlaffen, aber den Sinnentaumel erwecken, ſteigern, auf die Spitze treiben, die Gier nach Genuß zu entfeſſelter Leidenſchaftlichkeit aufſtacheln müſſen. Die ganze Einrichtung zeugt von raffinirter Berechnung. Iſt der Vordergrund des Saales ſo recht geſchaffen, mit ſeiner in einem Lichtmeer ſchwimmenden Pracht das Lechzen nach Luſt zu erregen, ſo verſpricht der Hintergrund mit ſeiner, in magiſchem Dämmerlicht ſchlummernden, tropiſchen Wunderwelt die vollſte Befriedigung dieſes Lechzens. Es iſt, als hätte der Dämon der Wolluſt ſelbſt dieſe Halle bereitet, als müſſe hier ſeinem Zauber Alles weichen, was ein Menſchenherz bewegt, als rufe er mit unwiderſtehlicher Lockung den Eintretenden zu: Kommt und genießet!

Die Gäſte Lucretia's haben ſich bereits eingefunden und das ſchwelgeriſche Sympoſion hat begonnen. Die Gäſte ſind im Kreiſe um die runde Tafel gelagert, die ſchon durch ihre Form andeutet, daß an ihr die Unterſchiede des Standes und Ranges verſchwinden. Da lehnt ſich, aller Zeichen ſeiner Würde entledigt, Alexander der Sechste in die ſchwellenden Kiſſen, ſtatt der Tiara einen Kranz von Myrthen und Epheu auf dem Haupt, ihm zur Seite ſein älteſter Sohn Giovanni, ihm gegenüber ſeine Tochter Lucretia, an deren Zügen ſeine Augen hängen. Nächſt der Donna hat Heinrich ſeinen Platz, weiterhin Dſchem zwiſchen zwei Frauen mit feurigen Augen und bloßen Schultern. Die Namen der übrigen Gäſte, deren es noch gegen zwölf waren, ſind für unſere Geſchichte unweſentlich. Männer und Weiber ſitzen bunt durcheinander, doch ſo, daß der Speiſeſitte der Zeit gemäß immer ein Paar aus einem Teller ißt. Alle Anweſenden haben ihre Oberkleider abgelegt und zwanglos die Leibröcke aufgeknüpft. Man ſieht außer zwei ſchwarzen Eunuchen, die am Schenktiſch ſtehen und der Camarera Dolores, welche zunächſt die Tafel bedient, keine Dienerſchaft in der Halle. Die gröbern Speiſen ſind abgeräumt und die Weine ſcheinen bereits zu verſchiedenen Malen die Runde gemacht zu haben, denn die Augen der Gäſte funkeln und ihre Wangen röthen ſich, das Geſpräch wird lebhafter, die Scherze ausgelaſſener, das Lachen lauter. Auch Dſchem und unſer Freund ſcheinen ſich dem erheiternden Einfluß des Augenblicks nicht entziehen zu wollen oder zu können. Der Pabſt iſt offenbar in roſigſter Laune, in einer Stimmung, wie die eines ſeiner Nachfolger, jenes Pabſtes Benedikt ſein mochte, wenn er ſein „**Bibamus papaliter!**“ anſtimmte.

Er hebt den großen Goldpokal gegen den ihm gegenüberſitzenden Heinrich mit den Worten: „Nun, mein Herr Germanus, trinken wir und dann ſag' mir, mein Sohn, wie dir die Sitten unſerer Italia gefallen.“

Heinrich entſpricht dem Trinkgruß und verſetzt: „Deine Heiligkeit — “

„Nichts da, Nichts da, mein guter Mann,“ unterbricht der Pabſt, „meine Heiligkeit die ließ ich drüben im Vatikan; meinſt du, nachdem ſie mir den ganzen Tag über zu ſchaffen gemacht, ich wolle mich auch Abends noch damit plagen? Hier ſind wir Alle gleich, Brüder in der Freude, Genoſſen der Luſt, bemühe dich alſo ferner nicht, Complimente zu drechſeln, und laſſ' deine Zunge gehen, wie ſie eben mag.“

„Nun denn, mir ſcheint, man verſtehe es in Rom, die himmliſchen Wonnen dieſſeits zu genießen, während man uns gute Seelen über den Alpen für unſer ſchweres Geld mit Anweiſungen auf dieſe Wonnen im Jenſeits abſpeist.“

„A maraviglia,“ ſagt Lucretia lachend, „Väterchen, Väterchen, unſer nordiſcher Gaſt verſteht die Sache.“

„Bei den Sammtaugen der Schönen von Valencia,“ entgegnet der Pabſt, „du haſt unſere Stellung als Inhaber der Himmelsſchlüſſel gut aufgefaßt und wirſt zugeben, daß es übermenſchlich thöricht wäre, mit dieſen Schlüſſeln in der Hand das Paradies für unſern Privatgebrauch nicht hie und da aufzuſchließen.“

Die Antwort Heinrichs wird von einem übermäßigen Gelächter verſchlungen, welches in dieſem Augenblick der Duca von Gandia aufſchlägt.

„Was gibt es, was haſt du, Giovanni?“ fragt der Pabſt.

„Eine köſtliche Geſchichte, werth, in Boccaccio's Decamerone eingereiht zu werden,“ entgegnet der Duca immerfort lachend.

„Heraus damit, heraus damit!“ erſchallt es von allen Seiten.

„Rohan, der Held der Hiſtorie, ſoll ſie noch einmal erzählen,“ ſchreit der Duca.

„Nein, nein,“ erwiedert der Genannte, ein Cardinal, „ich bin zu beſcheiden, meine eigenen Abenteuer zu berichten.“

„Ei, ſo will ich deiner Beſcheidenheit zu Hülfe kommen,“ nimmt ein vollbuſiges Weib das Wort, welches neben dem Cardinal ſitzt und ſogleich beginnt: „Unſer guter Rohan ſucht ſich ſeine Liebſchaften im Volk, ſeit es ihm die eiferſüchtige Marcheſa Sanverini verleidet hat, ſeine platoniſchen Gefühle in der vornehmen Welt zu exerciren. Da bemerkt er nun unlängſt in Trastevere eine Frau, braun, drall, mit Augen, aus deren Feuer er ſich manche feurige Nacht weiſſagen kann. Er gibt ſeinem Caplan, der ihn begleitet, die nöthigen Aufträge, und erfährt, daß die Schöne an einen ſtämmigen Tiberſchiffer verheirathet ſei, der oftmals die Nächte hindurch ſeinem Gewerbe nachgehe, der Treue ſeiner Ehehälfte ganz verſichert, wie er ſich denn oftmals in einer Trattoria ſeines Quartiers, die von einem Apotheker gehalten wird, vor ſeinen Zechbrüdern rühme, daß er der einzige Nichthahnrei der ganzen Geſellſchaft, was ſich dieſe der entſetzlich großen Fäuſte des Schiffers wegen mit altrömiſcher Reſignation gefallen laſſe. Der Cardinal legt ſeine Minen und ſprengt in kurzer Zeit, wie dieß von einem ſo erfahrenen Minirer vorausgeſetzt werden darf, den Wall der ehelichen Treue der guten Paolina in die Luft. Sie läßt ihm eines Abends durch ſeinen Unterhändler ſagen, heute Nacht habe ihr Mann ſeine Nachtwache auf dem Fluſſe. Unſer Rohan entſchließt ſich ſogleich, ebenfalls eine Nachtwache abzuhalten, und ſchleicht nach Anbruch der Dunkelheit nach Trastevere. Welche Arten von geiſtlichen Uebungen er mit ſeinem lieben Beichtkinde vorgenommen, iſt noch nicht genau erwieſen, ſo viel aber gewiß, daß er gegen Mitternacht aus dem Schlummer und aus den Armen Paolina's auffuhr, als plötzlich heftig an die Hausthüre gepocht wurde. Es war der gute Fährmann, welcher zeitiger als ſonſt heimkehrte und, nach kurzem Anpochen, ſeine Frau im tiefſten Schlaf vermuthend, mit leichter Mühe die ſchlechtverwahrte Thüre öffnete. Der Cardinal, entkleidet, wie er war, und in Todesſchweiß ausbrechend bei der Erinnerung deſſen, was man ihm von des Schiffsmanns Fäuſten geſagt, hatte kaum noch Zeit, ſich unter die Bettſtelle zu werfen, als der neue Ritter des Hörnerordens in die dunkle Kammer trat, ſich auskleidete und anſchickte, den Platz einzunehmen, den unſer guter Freund gerade noch innegehabt. Die liebe Paolina ſchickt Stoßſeufzer an alle möglichen Heiligen und einer derſelben iſt gutmüthig genug, ſie zu erleuchten. Plötzlich fängt ſie an zu ächzen und zu ſtöhnen und ſich heftig auf ihrem Lager hin- und herzuwerfen. Was iſt dir, cara mia? fragt der Herr Gemahl. Ach, verſetzt ſie, biſt du's, Licht meiner Augen? O, wie gut, daß du endlich gekommen, ich meinte ſterben zu müſſen, mir iſt ſo eng, der Alp drückte mich, oh, oh! Und wieder ſtöhnt und ächzt und ſchreit ſie wie beſeſſen. Dem guten Schiffer wird ganz bange. Ich will Feuer anmachen, ſagt er, dir eine warme Brühe zu bereiten. O nein, entgegnet ſie mit neuem Geſtöhne, lauf lieber ſo ſchnell dich die Füße tragen zum Nachbar Gaddo, dem Apotheker, der hat Tropfen, grüne Tropfen, o die thäten mir gut, lauf', lauf', ich verſcheide, oh, ah, uh, ih, eh, oh! Der liebenswürdige Ehemann läßt ſich das nicht zweimal ſagen, greift nach ſeinen abgelegten Kleidern, erwiſcht eine Hoſe, fährt hinein, zum Haus hinaus wie aus einer Büchſe geſchoſſen, und nun der Cardinal unter dem Bett hervor, bekommt ſeinen Mantel zu faſſen und verſchwindet gleichfalls, ohne ſich Zeit zu nehmen, ſeinem Liebchen für deſſen zeitgemäßen Krankheitsanfall zu danken. Inzwiſchen iſt der Schiffer nach der Trattoria gerannt, wo Gaddo noch mit ſeinen gewöhnlichen Gäſten auffitzt, tritt mit athemloſer Haſt unter dieſelben und ſchreit: Nachbar Gaddo, Eure grünen Tropfen her, Paolina, mein Herzensſchatz, hat während meiner Nachtwache ein furchtbarliches Alpdrücken bekommen! Die Leute erwidern anfangs kein Wort, ſtieren ihren guten Freund nur unverwandt und erſtaunt an, brechen dann in ein allgemeines Lachen aus und der ſchlaue Gaddo ſagt: Eure Frau hat das Alpdrücken bekommen, Nachbar? Cospetto, ich glaube eher, Ihr habt etwas Anderes bekommen, greift mal an Eure Stirn und betrachtet Eure Hoſen. Seit wann hüllt Ihr denn Eure haarigen Beine in violetten Sammt? Der gute Schiffer blickt unwillkürlich auf ſein Piedeſtal nieder und ſiehe da — er trägt an demſelben Cardinalshoſen!«

Ein unbändiges Gelächter überſchreit, was die Erzählerin noch beifügt, und ehe daſſelbe ausgetobt, beugt ſich der Pabſt zu ſeiner Tochter herüber und flüſtert ihr zu: „die Schaale mit türkiſchem Sorbet nicht vergeſſen, estrella mia!“ „Sei unbeſorgt, padrello,“ wispert Lucretia zurück und hält dann ihr Ohr Dolores hin, welche ihr eine leiſe Meldung bringt. „Er beſteht darauf, eingelaſſen zu werden?“ fragt die Donna, und Dolores nickt bejahend. „Nun ſo laſſ' ihn eintreten.“

Die Camarera entfernt ſich auf eine kurze Weile, kommt wieder und hinter ihr tritt der Cardinal von Valencia, Ceſare Borgia, ein, grüßt heiter und anmuthig und läßt ſich ohne Umſtände in dem Kreis der Gäſte nieder. „Schweſterchen Lucretia hat mich vergeſſen, einzuladen,“ ſagt er ſcherzenden Tones, „und da ich ihr die Reue über dieſe Vergeßlichkeit erſparen wollte, bin ich ungeladen gekommen.“ Aber trotz ſeiner ſcheinbaren Unbefangenheit hätte ein ſcharfer Beobachter an dem Cardinal eine gewiſſe Unſtätigkeit des Blickes und der Mienen wahrnehmen können. Es war, als ob ein zorniger Sturm, der ſein Gemüth durchtoben mochte, auch auf ſeinem Geſichte Wellen ſchlüge, und wenn ſein Auge ſich unbeobachtet ſah, bohrte es mit dem Ausdruck des Haſſes auf den Duca von Gandia hin. Der Widerwillen, den Ceſare gegen dieſen ſeinen Bruder ſchon lange begte, weil er ihn nicht nur von ſeinem Vater, ſondern auch von ſeiner Schweſter bevorzugt glaubte, war heute in eigentliches Rachegefühl übergegangen: Michelotto, ſein unermüdlicher Spion, hatte ihm vor wenigen Stunden eine unbeſtimmte Nachweiſung gegeben, daß das florentiniſche Blumenmädchen in den Händen des Duca ſich befinden müſſe, und ſo war Ceſare, Zorn und Ingrimm im Herzen, nach der Villa geeilt, um wo möglich der Sache gewiß zu werden. Der Duca, ſich ſtets von der geiſtigen Uebermacht ſeines Bruders gedrückt fühlend, pflegte keine Gelegenheit zu verſäumen, ſich an demſelben zu reiben, und ſo beginnt er auch jetzt bald nach der Ankunft Ceſare's: „Monſignore ſcheint ſeit einiger Zeit unſere Geſellſchaft zu verſchmähen, oder nehmen ihn die Staatsgeſchäfte, welche, wie ich glaube, ſeine Liebhaberei, ſo ſehr in Anſpruch, daß er um ihrer willen das Vergnügen hintan ſetzen muß?“

„Du irrſt, Excellenza,“ verſetzt Ceſare mit erzwungenem Lachen, „ich, ein demüthiger Diener der Kirche, kann die Politik und ihre Sorgen füglich Leuten überlaſſen, welche Herzogshüte tragen.“

„Bah,“ meint der Duca, „Träger von Herzogshüten ziehen es vor, ſtatt mit Franzoſen und Spaniern, mit hübſchen Mädchen zu unterhandeln, mit denen es ſich leichter zum Ziele kommen läßt, als mit jenen.“

Dieſes ſagend ſchaut er ſeinen Bruder mit ſpöttiſcher Unverſchämtheit an.

Ceſare ſagt für ſich: „Michelotto hat richtig vermuthet!“ und dann laut: „O gewiß, die Politik der Liebe iſt die angenehmere, beſonders für meinen Bruder Giovanni, dem der Ruf der Unwiderſtehlichkeit ſchon vorangeht.“

„Spotte nur, Cardinal,“ erwidert der Duca aufgebracht, „ich begreife, daß deine Zunge einen etwas galligen Geſchmack hat, denn es iſt ohne Frage ein verwünſchtes Mißgeſchick, wenn ein Wild, das man für ſich aufgejagt, einem Andern wie von ſelbſt in die Hände läuft.“

„Der Gojo iſt im Beſitz des Mädchens, **todos diablos**, wie iſt das zugegangen? doch gleichviel, es ſoll dieß bei unſerer Abrechnung nicht vergeſſen werden,“ murmelt Ceſare in den Bart und will den Wortwechſel weiterführen, aber der Pabſt ſchneidet ſelben ab mit den Worten: „Still doch, ihr ewigen Zänker! Meint ihr denn, wir ſeien da, um euren närriſchen Sticheleien zuzuhören?“ und auch Lucretia, die ſich inzwiſchen mit Heinrich unterhalten hatte, verhindert die Fortſetzung des brüderlichen Geſpräches, indem ſie eine ſilberne Glocke vom Tiſche nimmt und dieſelbe dreimal laut erſchallen läßt, worauf ſich ſogleich ein brauſender Muſikſtrom über die Gäſte hereinergießt, ohne daß die Muſiker ſichtbar geworden wären. Erſt blaſen Tuben, Zinken und Poſaunen einen rauſchenden Tuſch, verſtummen aber bald, um den ſanfteren Tönen des Hornes, des Clarino's und der Flöte Platz zu machen, auch dieſe erlöſchen allmälig und an ihrer Statt werden ſchmelzende Harfenlaute hörbar, die aus leiſem Adagio in ein ſtürmiſches Allegro fallen und einem unſichtbaren Sängerchor zur Begleitung dienen, welcher anſtimmt:

Füllt die Becher mit flüſſigem Golde,
Trinkt und ſinget und kränzet mit Blumen das Haupt!
Des Vergnügens vollblühende Dolde,
Sie winkt euch, ſie lockt euch — nur kühn ſie geraubt!

Die Muſik rundet dieſe Strophe mit einem aufjubelnden Lauf, bricht dann ab und der Pabſt ruft aus: „Ja, laßt uns trinken und ſingen, Kinderchen! Mach' den Anfang, Lucretiola mia, laſſ' uns von Liebe hören, Süßeſte!“

Dolores legt ihrer Herrin die ſechsſaitige provençaliſche Laute in die Arme und Lucretia, ſich zu

Heinrich wendend, ſagt. „Ihr rühmtet mir vorhin unſern Dante, laßt Euch daher eines ſeiner Liebeslieder gefallen, aber ich ſinge es Euch nur unter der Bedingung, daß Ihr mich nachher überzeugt, Euer nordiſches Heimatland vermöge ebenfalls Lieder hervorzubringen. Wollt Ihr?“

„Ich will es verſuchen, Donna.“

Lucretia läßt die ſchöne Hand über die Saiten der Laute hingleiten, gibt die Melodie an, welche die Muſik ſogleich mit ſanftem Flötenklang accompagnirt, und ſingt:

„Der deine Macht du lenkſt vom Himmelszelte,
Amor, wie Sol die Glut,
Die kräftiger iſt und größre Wirkung thut,
Wo ſeine Stralen höhern Adel finden;
Und wie vor ihm entfliehet Nacht und Kälte,
So du, mein höchſtes Gut,
Treibſt du die Feigheit aus der Menſchen Blut;
Des Zornes Macht muß gegen dich verſchwinden,
Aus welchem alle Güter ſich entbinden,
Um die die ganze Welt mit Eifer wirbt;
Und ohne dich erſtirbt,
Was wir zum edeln Thun an Kräften haben,
Gleichwie ein Bild, das ſich an finſtrer Stelle
Nicht zeigen kann, noch laben
Durch ſeine Kunſt und ſeiner Farben Helle.

Wie in's Geſtirn der Sonne Stral, ſo dringet
In's Herz mir ſtets dein Licht,
Nachdem von deines Herrſcherthums Gewicht
Mein Geiſt zum erſten Male ward befangen.
Woher ein leitender Gedank' entſpringet,
Der mir ſo hold zuſpricht,
Daß ich zum Schönen wende mein Geſicht
So lieber, nun je holder iſt ſein Prangen.
Zu thun, was dich erfreut,
O Amor, iſt mein einziges Begehren,
Denn dir anzugehören,
Wünſch' ich, mein ſüßer Herr, zu aller Zeit.“

Wie die Sängerin ihre Canzone einzig nur für unſern Freund geſungen zu haben ſcheint, ſo will ſie jetzt auch nur von ihm Beifall empfangen, überhört das geräuſchvolle Lob der Uebrigen und legt ihm die Laute in die Hand mit den Worten: „Dankt mir ſingend, Signore!“

„Aber, Donna, die deutſche Sprache klingt rauh neben der zauberiſchen Süßigkeit eines Liedes, das von Dante gedichtet iſt und von Lucretia Borgia geſungen wird.“

„Keine Weigerungen und keine Schmeicheleien!“ entgegnet das ſchöne Weib mit anmuthiger Beugung des Hauptes, daß Heinrich ihren heißen, ſüßen Athem auf ſeiner Wange fühlte, und ihre Stimme klang ſo bittend, ſo befehlend, ſo unwiderſtehlich, ihre Hand legt ſich plötzlich mit ſo elektriſcher Wärme auf die ſeine, welche mechaniſch über die Saiten fährt, die Muſik erhebt ſich wieder mit ſo zärtlichen Schmeicheltönen, daß Heinrich wie unwillkürlich die Laute in die Arme nimmt. Er denkt der Minneſänger ſeines edeln Vaterlandes, gedenkt vielleicht der verlorenen Geliebten und nach einem kurzen Vorſpiel, aus welchem die Muſik augenblicklich das Thema ſeiner Melodie erfaßt, hebt er das Lied an:

„Unter der Linden
An der Haide,
Die Blumen auf dem grünen Grund
Sie mögen es künden,
Wo wir Beide
Gefeiert unſrer Liebe Bund.
Vor dem Wald im ſtillen Thal —
Tandaradei —
Sang dazu die Nachtigall.

Ich war gegangen
Zu der Wieſe,
Da harrte ſchon der Traute mein,
Da hab' ich empfangen
Tauſend Grüße
Und mir ward kund die Liebe ſein;

Ob er mich wol oft geküßt?
Tandaradei —
Seht, wie roth der Mund mir iſt.

Er hatte geſchmücket
Für uns Beide
Mit Blumen eine Lagerſtatt,
Daß wer ſie erblicket
Dort noch heute
Daran ſein ſtill Ergötzen hat,
Denn die Roſen zeigtens klar —
Tandaradei —
Wo mein Haupt gebettet war.

Wie wir kosten, wie wir ſcherzten,
Wüßt' es Jemand,
Verhüt' es Gott! ſo ſchämt ich mich,
Wie ſtill wir uns herzten,
Niemand, Niemand
Erfuhr es ja, als er und ich
Und ein kleines Vögelein —
Tandaradei —
Das wird wohl verſchwiegen ſein.

Es mußte Etwas in der Weiſe, in dem Rhythmus dieſes Minnelieds liegen, was der Donna eine Ahnung gab von der zärtlichen Situation, die es beſingt, denn während die übrigen Gäſte dem Sänger für ſeinen ſonoren Geſang danken, faßt ſie ſeine Hand, umſchließt ſie mit ihren weißen Fingern und — iſt es wohl nur augenblickliches Hingeriſſenſein von der Magie der Schönheit? — fühlt ihr Händedrücken erwidert. Ihr Blick ſucht Heinrichs Auge, es bleibt geſenkt, aber ſeine Hand ruht halb zitternd in der ihrigen und entzieht ſich derſelben nur zögernd. Dann hebt er den Blick zu ihr, aber ehe er an ihr haftet, fällt er auf Dſchem und dieſer ſcheint den Freund ſo warnend, ſo traurig anzuſehen, daß Heinrich erſchrickt. Er ſchüttelt ſich, wie um durch eine phyſiſche Anſtrengung dem Netze ſich zu entwinden, deſſen Maſchen mälig ihn umfangen, allein Lucretia kredenzt ihm den Pokal mit ſchäumendem Syrakuſer und er leert ihn auf einen Zug.

„Prinz, edler Prinz,“ ruft jetzt die Donna aus und wendet ſich plötzlich an Dſchem, „Ihr ſtimmt nicht in die Fröhlichkeit unſeres Feſtes? Aber was Wunder? Verſchmäht Ihr doch den Zauberer, der alle Grillen vertreibt, alle Schmerzen heilt, den Wein. Sagt, wollt Ihr hartnäckig das thörichte Gebot Eures Propheten befolgen?“

„Allah akbar,“ verſetzt Dſchem freundlich, doch beſtimmt, „der Prophet, deſſen Name ſei hochgeprieſen, hat in ſeiner Weisheit den Gläubigen geboten, ſich des Weingenuſſes zu enthalten, und ich füge mich in Demuth ſeinem klugen Geſetze.“

„Nun denn, wenn Ihr Euch als guten Moslemin zeigen wollt, ſo müſſen wir, die wir weniger fromm ſind, uns wenigſtens als aufmerkſame Wirthin zeigen. Dolores, Dolores, bring' den orientaliſchen Kühltrank!“

Die Camarera ſtellt eine zierlich geſchnittene Alabaſterſchaale, deren Fußgeſtell von Topaſen und Rubinen blitzt, vor ihre Herrin hin. Dieſe hebt ſelbe an die Lippen und ſcheint von dem Sorbet zu nippen, welchen das Gefäß enthält. Dann bietet ſie die Schaale mit graziöſer Bewegung dem verbannten Sarazenen hin, mit einem Lächeln, das unbeſchreiblich ſüß, und mit den Worten: „Ihr werdet Euer heimatliches Getränk nicht verſchmähen, wenn es aus meiner Hand kommt, hoff' ich, edler Prinz.“

Dſchem ſteht auf, kreuzt dankend die Arme über der Bruſt, empfängt die Schaale aus Lucretia's Händen und leert ſie im Verlauf des Bacchanals.

Während dieſer kurzen Epiſode, welche außer dem

Pabſt weiter Niemand beachtete, hat Scherz und Lachen immer ausgelaſſener ſeinen Fortgang genommen. Nur Ceſare Borgia ſcheint nicht recht an der Luſt theilnehmen zu wollen. Er ſitzt ſchweigend und zuweilen ballt ſich ſeine Stirne in düſtere Furchen. Sein Bruder bemerkt es, nimmt die Laute von der Tafel, reicht ſie dem Cardinal hin und ſagt neckend: „Du machſt ja ein Geſicht wie ein Reimſchmied, der ob einer Ballata ſchwitzt. Sicherlich läſſeſt du dir es ſo ſauer werden, um uns mit einem Erguß deiner Muſe zu erfreuen, laſſ' mal hören, laſſ' doch mal hören!“

Ceſare, durch dieſe Anſprache plötzlich aus ſeinen Gedanken aufgeſchüttelt, wirft einen Blick voll Verachtung und Haß auf ſeinen Bruder, dann entreißt er ihm heftig die Laute, aber ſtatt ſelbe, wie ſeine zornige Bewegung vermuthen ließ, ungeduldig wegzulegen, entlockt er dem Inſtrument mit raſchen, ſichern Griffen eine wilde Melodie und ſagt: „Mein theurer Giovanni weiß gar wohl, daß er, wie ſo Manches, auch die Gunſt der Muſen vor mir voraushat. Aber ich ihm will dennoch den Willen thun und in Ermanglung eines Beſſern ein Liedchen ſingen, das ich unlängſt ins Ohr faßte, als ich im Caſtello San

Angelo an der Kaſematte vorüberging, in welcher ein halbes Dutzend Campagnaräuber die Vollſtreckung ihres Todesurtheils erwarteten.“ Und abermals die Saiten unter ſeiner Hand ungeſtüm aufſchreien laſſend macht er ſeiner ſchwarzen Stimmung in folgenden, recitativiſch vorgetragenen, Strophen Luft:

„Fort, heiſa hopp, friſch tummle dich,
Mein Roß zur Liebſten mein,
Greif' aus, denn ſie erwartet mich
Im ſtillen Kämmerlein.
Was ſchielſt du, Mond, mich grämlich an
Aus ſchwarzem Wolkentuch?
Meinſt du, ich ſei ein andrer Mann,
Seit ich trag' Vaters Fluch?

So rief ich durch die Mitternacht,
Drückt' ein dem Gaul die Sporn,
Und toller als die wilde Jagd
Gings über Stein und Dorn.
Bald ſtand ich vor dem Kämmerlein,
Erfüllt von Liebesglut;
Herzliebchen war nicht mehr allein —
Wie grollte da mein Blut!

Geflüſter hört' ich durch die Wand
Und bräutliches Gekoſ,
Da griff zum Dolche meine Hand
Und hob ihn raſch zum Stoß.

Der Riegel klang, die Thüre wich
Vor meinem ſtarken Arm —
Mein Bruder ſchwelgte wonniglich
An ihrem Herzen warm.

Ich ſprach kein Wort, ein Tigerſprung
Trug mich zum Lager weich,
Mein Dolch durchfuhr die Luft im Schwung
Traf Beide blitzesgleich.
Heiß ſprudelte ihr Blut, es quoll
Aus Beider Herzenswund' —
Der Rache Wolluſt raste toll
In mir zu jener Stund'."

Dieſer düſtere Sang gellt als eine ſo ſchneidende Diſſonanz in das Gelage herein, Ceſare hat ihn mit ſolcher Kraft, ſolcher Energie vorgetragen, dabei ſeinen Bruder ſo ſeltſam fixirt mit dem ſtechenden Blick ſeines brennenden Auges, daß dem Duca der kalte Schauer den Rücken heraufrieſelt, den Pabſt eine ſchreckliche Ahnung durchzuckt und mehrere der Gäſte wie entſetzt von ihren Sitzen aufſpringen. Aber da bricht die Muſik wieder mit jubelndem Geſchmetter über die Halle herein, wieder triumphiren die weichern Inſtrumente über die toſenderen und wieder erhebt der verborgene Chor die bacchiſche Hymne:

Füllt die Becher mit flüſſigem Golde,
Trinkt und ſinget und kränzet mit Blumen das Haupt!
Des Vergnügens vollblühende Dolde
Sie winkt euch, ſie lockt euch — nur kühn ſie geraubt!

Laßt Muſik euch die Seele durchſchüttern,
Trinkt und ſinget und ſchlinget den wirbelnden Tanz!
Hinweg mit moraliſchem Zittern —!
Nur dem kecklich Genießenden duftet der Kranz.

Bei den letzten Worten wallt mit leiſem Rauſchen ein Vorhang in die Höhe, der ein großes Seitengemach bisher von dem Saale getrennt, und es werden zwölf Tänzerpaare ſichtbar, blühende Knabengeſtalten, die leuchtenden Glieder nur mit antiker Draperie verhüllt, Mädchen aus Andaluſien, deren ſchwarze, ſtahlblau angehauchte Locken auf Nacken von vollendeter Rundung ſich ſchaukeln und als ſeidene Caskaden zwiſchen den ſchimmernden Buſenhügeln niederfallen, während die ſüßgeſchweiften Hüften kokett unter enganliegender Spitzenbedeckung ſchmachten, das runde Kinn, die zierliche Wade, das ſchmale Füßchen dagegen ihre Reize offen zur Schau ſtellen. Die Tänzer haben Caſtagnetten, die Tänzerinnen Tambourine in Händen. Im Augenblick, da ſie ſichtbar werden, ſchüttet die Muſik lockende Flöten- und Clarinentöne über den Saal, die ſich zu einer Weiſe verbinden, welche in den entzückenden Thälern von Granada noch jetzt heimiſch, bald hinſchmelzend in elegiſchen Liebeslauten, bald verführeriſch ſchmeichelnd, bald wollüſtig raſend, bald ſinkend wie ermattet vom Schwelgen, bald wieder aufflammend in unerſättlicher Leidenſchaft. Paar um Paar haben ſich die Tänzer einander gegenüber geordnet: der Fandango beginnt. Erſt fahren die Finger der Mädchen nur leiſe, wie flüſternd, über die Fläche des Tambourins, berühren ſich die Schaalen der Caſtagnetten an den Handgelenken der Knaben nur ſanft, heben und ſenken ſich die Füße der Paare nur in langſamen Takten, bewegt ſich das Wellenſpiel ihrer reizenden Leiber nur in gemeſſenem Rhythmus. Aber bald wechſelt die Muſik das Tempo, die Bewegungen der Tänzer werden verlangender, die Blicke der Tänzerinnen auffordernder, die Paare nähern ſich, fliehen ſich, locken ſich wieder, die Tambourine klingen ſchmachtender, die Caſtagnetten knacken begehrlicher, das Feuer der Luſt beginnt die Buſen der Tänzerinnen zu heben, die Füße der Tänzer emporzuſchnellen, der Reigen verwirrt ſich, löſt ſich, bindet ſich wieder, die Muſik ſchießt in wildes Allegro hinein, die Lippen der Tänzerinnen öffnen ſich, ihre Hüften wiegen ſich, die Tänzer breiten die Arme, der Tanz ſteigert ſich immer mehr und mehr zu wollüſtiger Verzückung und endlich prallen die Paare mit dem Ausdruck des höchſten Verlangens, der begehrlichſten Hingebung an einander, um ſich zur lüſternſten Gruppe zu verſchlingen und unter dahinſterbenden Cadenzen der Muſik wieder zu trennen.

Die Gäſte ſind aufgeſprungen und verfolgen mit brennenden Blicken den Tanz. Nur einer unter ihnen ſcheint ſich noch mit Erfolg den berauſchenden Eindrücken des Feſtes zu erwehren, das bereits den Charakter einer Orgie angenommen, einer nur, der verbannte Sultansſohn. Sein Blick haftet beſorgnißvoll an dem deutſchen Freund, dem die Glut des Weines aus den Wangen ſchlägt und deſſen Augen auf Lucretia hinſtarren, die ſcheinbar ohne ihn zu beachten, an einer Statue des Apollon lehnt, den prächtigen Arm auf den Buſen gelegt, die Augen geſenkt, wie in träumeriſches Sinnen verloren. Nur zuweilen fällt unter ihren langen Wimpern hervor ein Blitz in Heinrich's berauſchte Seele. Die Uebrigen haben ſich Paar und Paar geſellt. Alle Zurückhaltung iſt verſchwunden, man ſieht die heißen Hände der Männer auf den nackten Schultern der Frauen, man hört Liebesworte ziſcheln und Küſſe flüſtern.

Die Muſik hüpft jetzt in neckiſchen Klängen einher, die Tänzer executiren den heitern römiſchen Volkstanz, den Saltarello, weniger üppig als der ſpaniſche Fandango, doch kaum weniger zierlich. Aber ſchon wieder wechſelt die Melodie und der Reigen, jene wird brauſender, dieſer geht in die mänadiſche Raſerei der Tarantella über, wie um mit ſeinen ausgelaſſenen Verſchlingungen den Zuſchauern den letzten Reſt der Beſinnung zu rauben. Mitten im wildeſten Wirbel des Tanzes ſenkt ſich der Vorhang vor den Tänzern, die Muſik bricht plötzlich ab und zum drittenmale ertönt das orgienhafte Lied:

Füllt die Becher mit flüſſigem Golde,
Trinkt und ſinget und kränzet mit Blumen das Haupt!
Des Vergnügens vollblühende Dolde
Sie winkt euch, ſie lockt euch — nur kühn ſie geraubt!

Laßt Muſik euch die Seele durchſchüttern,
Trinkt und ſinget und ſchlinget den wirbelnden Tanz?
Hinweg mit moraliſchem Zittern!
Nur dem kecklich Genießenden duftet der Kranz.

Seht die Brüſte der Mädchen ihr ſchwellen,
Ihre Lippen begehrlich ſich wölben zum Kuß?
Taucht in die ambroſiſchen Wellen,
Womit euch vergöttlichend deckt der Genuß.

Die letzten Klänge dieſes Geſangs wogen noch durch die Halle, da erlöſchen plötzlich die Lichter, Dunkelheit umfängt die ganze Geſellſchaft, man vernimmt haſtiges Geflüſter, leiſes Gekicher und Tritte raſch nach allen Seiten Forteilender. Heinrich fährt auf, bemerkt, daß er allein. Der Garten im Hintergrund mit ſeiner dämmernden Beleuchtung, ſeiner fremdartigen Pflanzenpracht, ſeiner aromatiſchen Duftfülle ſcheint ihn zur Ruhe einzuladen, denn er fühlt ſeine Sinne in ſüßer Betäubung verſchwimmen, ihm iſt, als ſei er ſchon traumumfangen, und doch regt ſich dabei in ihm ein nieempfundenes Lechzen nach Genuß, ſein Blut jagt lavaheiß durch die Adern, es drängt ihn vorwärts. Schon hat er den Wundergarten betreten und wankt durch die Irrgänge deſſelben hin, während die Kinder der Tropenwelt, welche um ihn grünen, blühen, Wohlgeruch athmen, ſich ihm zuzuneigen ſcheinen mit den Flüſterworten: Liebe, liebe und genieße! Die Gewalt über ſeine Gedanken ſchwindet ihm mehr und immer mehr, halb unbewußt murmelt er den Namen Lucretia, geht dann weiter, die Weiſe des bacchantiſchen Feſtliedes klingt ihm noch in den Ohren, er wiederholt die Verſe:

Hinweg mit moraliſchem Zittern!
Nur dem kecklich Genießenden duftet der Kranz.

und ob ſeinem Haupt glaubt er aus den Blüthenkelchen der fremden Wunderblumen die Lockung lispeln zu hören:

Taucht in die ambroſiſchen Wellen,
Womit euch vergöttlichend deckt der Genuß.

Da ſieht er ſich von einer Laube umfangen, deren Wände und Dach in Blüthen brennende Roſenbüſche, durch die ſich die ſanfte Beleuchtung des Gartens hereinſtiehlt wie ſehnſüchtige Mondſtralen. Noch einen Schritt thut er vorwärts und findet ſich der gegenüber, welcher ſeine Pulſe in fieberndem Verlangen entgegenſchlagen.

Unter Myrthenzweigen liegt das ſchöne Weib, angethan mit allen Reizen der Wolluſt, gelöſten Gürtels auf dem lockenden Lager, eine Genuß erharrende und heiſchende Bacchantin. Feſſellos, von allem Zwang befreit, quillt und leuchtet die weiße Pracht ihrer Glieder durch purpurne Flordraperieen. Dem trunkenen Auge iſt hier zu vergeſſen erlaubt, daß ſich ihm nicht die Naivetät der Natur, ſondern die Lüſternheit ſtudirter Buhlerei preisgibt. Sie ſcheint zu ſchlummern, aber das ungleiche, ſtürmiſche Schwellen und Fallen der Buſenhügel, das unruhvolle Hin- und Herzucken der Augenſterne unter den großen, geſchloſſenen Lidern widerſtreitet dieſer Annahme. Auf ihren halbgeöffneten Lippen ſchwebt ein Seufzer der Leidenſchaft. Der rechte, über die Sammetpfühle herabhängende Arm ſcheint mit ſeiner kleinen Hand wie im Traume ein erſehntes Glück faſſen zu wollen.

Heinrichs geblendete Sinne gehorchen dem Walten des Dämons. Flora's Geliebter, Savonarola's Zögling liegt zu den Füßen der Lucretia Borgia. Er hat ihre Hand gefaßt, er bedeckt ſie mit brennenden Küſſen. Sie ſcheint zu erwachen, ihre Augen entſchleiern ſich und ihre Flammenblicke überwölben ihn mit einem Himmel der Verheißung und Erfüllung, ihre Arme breiten ſich ihm entgegen, ihr Mund haucht ein ſchmachtendes:

„Vieni, vieni!“ Er will ſich in die glühende Umarmung der Verſucherin ſtürzen —

Da plötzlich gellt ein ſchneidender Wuthſchrei durch das wollüſtig dämmernde, balſamiſche Schweigen —

Eine hohe, ſchwarz bemantelte Geſtalt ſteht mit erhobenem Dolch zwiſchen der ſchönen Schlange und dem Opfer ihres buhleriſchen Zaubers.

VIII.

Er richtet ſich empor und ſtarrt erſchreckt.
Lenau.

Die Halle dröhnt von Waffenſtreichen,
Von Kampfgeſchrei, und Mancher fällt.
Derſelbe.

Aufthut ſich eine Höhle, tief und ſtill.
Derſelbe.

So geſpenſterhaft leiſe und plötzlich war die Erſcheinung gekommen, daß Heinrich in der Umnebelung ſeiner Sinne, in der Verblendung ſeiner Phantaſie für einen Augenblick den wahngläubigen Eindrücken ſeiner Zeit nachgab und, noch auf den Knieen liegend und das Zeichen des Kreuzes gegen den Vermummten ſchlagend, in die Worte der Beſchwörungsformel ausbrach: **Ego te obsecro in nomine Domini** —! Er vollendete aber die lateiniſche

Phraſe nicht, er ſah in der nächſten Secunde ſchon nur noch einen frechen Eindringling und Freudeſtörer in der Erſcheinung, welche in drohender Haltung vor dem Weibe ſtand, deſſen Reize ihm ſo eben Wonnen verhießen, entzückender als jene, welche Dſchems Erzählungen zufolge in ſeines Propheten Paradies die ewigjungen Houri's den Gläubigen gewähren. Erboſt über dieſe Störung und Hemmung ſeiner aller Herrſchaft des Geiſtes entzügelten Begehrniß, wurde ſein Zorn wo möglich noch mehr durch den Umſtand entflammt, daß Lucretia, raſch erheuchelten Schlummer und wirkliche Liebesberauſchung von ſich ſtreifend, mit Entſetzen vor der ſchwarzen Erſcheinung zurückbebte und einen Schrei der Furcht ausſtieß. Ihre Furcht verſcheuchte mit einem Schlag ſeine Ueberraſchung. Er ſprang auf, ſuchte mechaniſch ſein Schwert an ſeiner linken Hüfte und wollte ſich dann, ungeachtet er ſeine Waffe nicht vorfand und trotz dem blanken Dolch in der Hand des geſpenſtigen Störers, auf ihn werfen, als ihm dieſer mit gedämpfter, aber nachdrücklicher Stimme Halt zurief, mit der Linken den verhüllenden Mantel von Bruſt und Schultern thuend, ſo daß ritterliche Tracht und ein ſchönes, männliches Geſicht aus der Vermummung hervortraten, ein Geſicht, um welches Bläſſe und Röthe, ſichtbare Ausdrücke von Schmerz und Wuth, in fieberhaftem Wechſel ſtritten. Als der Fremde ſein Antlitz jetzt der Donna zuwandte und die Sünderin mit den Blitzen ſeines dunkeln Auges überſtrömte, ſprang abermals ein Schreckensruf über ihre Lippen und ſie barg die, kaum noch vor Begierde, jetzt aber vor Grauen zitternden Glieder ſcheu in die Decken ihres Lagers, die Augen angſtvoll flehend nach Heinrich aufſchlagend: Dieſer faßte den Unbekannten heftig an der Schulter, ſchüttelte ihn und rief zornig aus:

„Bart Barbaroſſa's, was wollt Ihr hier?“

„Euch warnen, mich rächen!“ entgegnete der Fremde kurz. „Zieht Eure Hand von mir zurück, ich bin nicht in der Stimmung, mich ſo derb anfaſſen zu laſſen.“

„Nein, ich will wiſſen, wer und warum Ihr hier,“ entgegnete Heinrich, immer noch leidenſchaftbefangen und von Lucretia's leiſem: „Ajuto, ajuto, Henrico!“ zu erhöhtem Grimm geſpornt.

Der Fremde ſchüttelte mit einer gewaltſamen

Bewegung Heinrich's Fauſt ab, machte aber keinen Gebrauch von ſeiner Waffe, ſondern neigte ſich raſch zu dem Ohr ſeines Gegners und flüſterte:

„Habt Ihr vergeſſen, was Euch Nazarena heute Morgen im Vatikan ſagte?“

Das Wort Nazarena ſchlug wie ein rother Blitz durch die Schwaden ſinnlicher Trunkenheit hinein in Heinrichs Herz. Er ſchrack zuſammen, taumelte ein paar Schritte zurück, ein ſcharfer Gewiſſensbiß durchſchnitt ſeine Bruſt und, wieder vorſpringend und dem Unbekannten in's Geſicht ſtarrend, wiederholte er, noch unter dem Bann ſeiner Verirrung und ob dem Anſturm ſich überſtürzender Gefühle halb ſinnlos, fragend und zweifelnd:

„Nazarena?!“

„Ich bin der Mann, an welchen ſie Euch wies.“

„Ihr der Mann, an welchen ſie mich wies?“ wiederholte Heinrich mechaniſch.

„Ja, um Euch von Flora Taddei —“

„O, mein Gott!“ ſtieß Heinrich hervor, ſeine Hände über das Geſicht ſchlagend und auf ſeinen Füßen wankend.

War Nazarena's Name der blendende Blitz geweſen, ſo war der Flora's der erſchütternde Donner, vor deſſen Stimme aller Nebel des Rauſches und Vergeſſens, womit das unſelige Bacchanal den jungen Deutſchen verwirrt hatte, gedankenſchnell zerriß. Die Sonne der Liebe ſtieg triumphirend über die Dünſte der Sinnlichkeit empor, daß ſelbe ſich als Scham, Reue, Schmerz und Ingrimm niederſchlugen, welche Gefühle, blitzſchnell wechſelnd, ſich in den in herzzerreißendem Ton hervorgeſtoßenen Schrei zuſammendrängten:

„Flora!“

„Sie iſt in der Gewalt der Borgia,“ ſagte der Unbekannte dumpf, „befindet ſich in den Händen dieſes Weibes.“

Und er wies auf Lucretia hin.

Heinrich wollte auf ſie zuſtürzen und in ſeinen Blicken loderte nicht mehr das Verlangen der Schäferſtunde, ſondern die unheimliche Glut der Rache; allein der Unbekannte vertrat ihm den Weg mit den Worten:

„Halt, Meſſir Tedesco, dieſes Weib gehört mir, mir gehört es in Liebe und Rache. Meine Lippen haben ihre verbuhlten, falſchen Küſſe getrunken, ehe ſie ſelbe Euch darbot, mein Dolch ſoll ihr Herzblut trinken, ſo wahr man mich im Apennin und in der Romagna den Fra Terribile nennt!“

Die Donna wand ſich in ſichtbarer Angſt auf ihrem Pfühle, Heinrich mußte einen Augenblick verwundert den hohen, ſchönen Mann anſtaunen, der ihn kannte, von Flora wußte und wie ein richtender Cherub vor der Sünderin ſtand. Fra Terribile wandte ſich zu Lucretia und ſagte, während unſäglicher Groll ihm die Stirnadern hoch anſchwellte, eiskalt:

„Kennſt du mich, **meretrice**?“

„**O, misericordia**!“ wimmerte das blaſſe Weib.

„**Misericordia**? ja, die ſoll dir werden,“ entgegnete der Fra höhniſch, indem er ſeine Waffe mit der Rechten erhob und mit der Linken die Spitze derſelben berührte.* „Dieſe Waffe iſt ein altes Erbſtück meines vernichteten Geſchlechtes und hat ſchon manchen Gnadenſtoß gegeben.“

Die Donna ſah, daß es ſich hier um Leben und Tod handle, verlor aber ihre Geiſtesgegenwart nicht.

---

* Der Dolch, womit der mittelalterliche Kämpfer dem beſiegten Gegner den Gnadenſtoß zu geben pflegte, hieß misericordia.

Es kam Alles darauf an, Zeit zu gewinnen. Sie las in den Blicken des Capitano ihr Todesurtheil, wußte aber auch, daß Hülfe nahe ſei. Am Fußende des üppigen Lagers, auf welchem ſich ihr vorhin die Myſterien der Wolluſt aufzuthun verſprachen und das jetzt ihr Blut zu überſtrömen drohte, hing eine dünne ſeidene Schnur mit goldner Troddel herab, welche, ſcheinbar eine müſſige Zierath, ihre beſondere Bedeutung haben mußte, denn Lucretia's Blicke ſuchten verſtohlen dieſe Schnur, und ſo oft nicht das Auge ihres betrogenen Liebhabers, alle ihre Bewegungen lähmend, wie ein erſtarrender Zauber auf ihr lag, ſuchte ſie ſich unmerklich derſelben näher zu ſchieben. Anfangs hätte ſie noch auf den Beiſtand Heinrich's hoffen können, aber der Name Flora's hatte dieſe Hoffnung zu Schanden gemacht. Alles war jetzt, ſie fühlte es, ihrer eigenen Schlauheit anheimgegeben.

Heinrich legte, ſeine Aufregung mit Noth bemeiſternd, ſeine Hand dem Unbekannten auf die Schulter und ſagte:

»Wer immer Ihr ſein möget, Signore, Ihr müßt ein Freund ſein, denn Ihr ſpracht einen Namen aus, der uns verbinden muß. Laßt mich mit dieſer ſchönen Dame da ſprechen, ſie ſoll mir Rede ſtehen.“

„Gemach, Herr, geduldet Euch nur einige Augenblicke. Erſt iſt die Reihe an mir, denn ich habe, wie ſchon geſagt, ältere Anſprüche an die ſehr heilige Tochter des ſehr heiligen Vaters. Nicht wahr, Lucretiola,“ fuhr er fort, ein Lächeln erzwingend, das aber froſtig und unheimlich ausſah in der blaſſen Beleuchtung des Gemaches, „du haſt mich erſt neulich droben in den Bergwäldern noch zu zärtlich geliebkost, um mir jetzt nicht einige Worte zu gönnen, bevor du deinem neuen Amoroſo ſagen wirſt, wie du es angefangen, ihn um ſein Liebchen und ſeine Liebe zu prellen. Freilich, dein Geſchmack iſt etwas wetterwendiſch und ich gab dir durch meine plumpe Störung deiner Bekehrung eines deutſchen Liebhabers zu italiſcher Liebe Grund genug zum Schmollen, aber du wirſt dich beſänftigen laſſen, zumal du gewiß biſt, dich zum Voraus für mein Vergehen an mir gerächt zu haben, nicht?“

„O Dio, was meinſt du, Gualtiero, mein Gualtiero? Ich verſtehe dich nicht!“ flüſterte die Donna in den ſanfteſten Schmeichellauten und faßte nach der

Hand des Verrathenen und verſuchte die Macht ihres Auges an ihm zu üben.

Der Capitano entzog ſeine Hand der ihrigen nicht, aber mit der andern faßte er den Dolch nur noch feſter und das eiſige Lächeln verſchwand nicht von ſeinen Lippen.

„Du verſtehſt mich nicht, Lucretia mia?“ verſetzte er, „das iſt Schade, ſehr Schade, es gab eine Zeit, in welcher du mich ſehr gut verſtanden, doch das ſind tempi passati, nicht? Ich wenigſtens meine ſo und deßhalb brauchſt du auch deinen Blicken keinen ſolchen Zwang anzuthun, um ihnen einen zärtlichen Ausdruck zu geben. Verſchwende ihren feuchten Glanz nicht an mir, du wirſt ſeiner bedürfen, um den Grimm zu ſchmelzen, der dort dem Auge des Herrn von jenſeits der Berge entfunkelt. Bei dem, was wir noch mit einander abzumachen haben, ſind alle Verſtellungskünſte ganz und gar überflüſſig.“

„O Gualtiero, por el amor de Dios, por la santissima madre, ſchone meiner!“

„Deine hiſpaniſchen Beſchwörungen ſind nicht minder überflüſſig, als deine italiſchen Liebesworte, mein Täubchen; es wehen mich aus demſelben jetzt nicht mehr, wie vordem, die Frühlingslüfte von Valencia an, ſondern die Modergerüche der berühmten Apotheke der Borgia.“

Lucretia ſchrack unwillkürlich zurück und der Capitano fühlte ihre Hand in der ſeinigen erbeben.

„Ei, was zitterſt du denn? Ueberſchleicht dich die Gewißheit, daß nicht Gualtiero, ſondern Fra Terribile vor dir ſteht?“

Lucretia wand ſich, wie in tiefſten Qualen unter der eiſernen Hand des Banditenchefs. Heinrich bemerkte es und eine ritterliche Aufwallung verdrängte für einen Augenblick alle andern Gedanken aus ſeinem Herzen.

„Signore Gualtiero oder Fra Terribile oder wie Ihr immer heißen mögt,“ wandte er ſich an den Capitano, „quält ſie nicht alſo. Sie iſt ein Weib. Laßt ſie mir über meine arme Braut, die ich ſo ſchnöde vergeſſen konnte, Auskunft geben, und dann rächt Euch, ſo Ihr Grund habt, aber martert ſie nicht; das iſt unmännlich.“

„Ei,“ entgegnete ihm der Capitano, „ihr ſeid doch ſonſt nicht ſo gar ſanftmüthig, ihr Leute jenſeits der ewigen Schneewände, wie unſer armes Italien ſchon hundertmal zur Genüge erfahren hat. Doch Ihr habt Recht, Meſſir Tedesco; wir wollen ein Ende machen.“

Und er ſchleuderte die Hand der Donna mit einer Geberde des Abſcheus von ſich.

„Weißt du noch, Süßeſte,“ ſagte er dann, „wie du einſt zu mir geſagt, Treuloſigkeit von meiner Seite würde dich tödten und wie ich darauf erwiderte, Treuloſigkeit von deiner Seite könnte mich dazu bringen, dich zu ermorden. Du nahmſt die Sache wohl für Scherz, ich aber hatte mir in den Kopf geſetzt, Ernſt daraus zu machen. Es gibt eben eine verſchiedene Auffaſſungsweiſe für jedes Ding. Doch nein, ich irre mich. Auch dir war es Ernſt mit jenen Worten und du haſt mich ohne Zweifel für treulos gehalten, als du mir heute in der Mittagsſtunde den Becher kredenzteſt.“

„Ha, was iſt das?“ rief Lucretia im Ton der Befremdung aus, indem ſie ſich mit der Miene äußerſter Beſtürzung auf ihrem Lager auf die Kniee aufſchnellte und die Arme ausbreitete, wobei es ihr gelang, die oben erwähnte Schnur zu erfaſſen und unbemerkt mit Heftigkeit zu ziehen.

„Was es iſt?“ fuhr der Capitano fort, „das iſt's, daß der beſagte Becher die Beſtätigung meiner Annahme enthielt, du müſſeſt mich für treulos gehalten haben, als du mir ihn reichteſt. Aber der bloße Umſtand meines Hierſeins hat Dir gewiß ſchon geſagt, daß du dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Dein Gift, du hölliſches Weib, iſt ſchnell, rollt haſtig meinem Herzen zu, aber die Spitze meines Dolches wird das deinige noch ſchneller erreichen.“

Die letzten Worte des Sprechenden trugen nicht mehr das Gepräge kalten Hohnes, ſondern heißer Rachedrohung und Lucretia ſah den blanken Stahl ob ihrem Haupte glänzen.

„Gualtiero, Gualtiero,“ wimmerte ſie, „wer hat dir dieſen abſcheulichen Argwohn eingegeben?“

Und wiederum griff ſie nach ſeiner Hand und wandte das thränennaſſe, große Auge auf ihn.

„O Weib,“ ſagte er, von plötzlicher Weichheit ergriffen, „wenn es wahr, was die Pfaffen ſagen, ſo muß Lucifer dir ähnlich geweſen ſein, als er Eva in Edens Garten verführte. Schlange, was that ich dir, daß du mich zu Tode ſtacheſt? Ich wußte, daß du eine Künſtlerin des Laſters, eine Virtuoſin der Sünde, ich wußte, daß du eine Teufelin und betete dennoch dich an. Du, bereits belaſtet mit Italiens Fluch, warſt der Stern meines Lebens, den ich knieend verehrte, mit einer Inbrunſt, wie nie eine fromme Seele der Madonna ſie geweiht. Ich gab dir mein Denken und Wollen, mein Herz, meine Seele, mein Leben, und du — du gabſt mir Gift dafür! Du biſt der Hölle entſproſſen und dein Athem war mir Himmelsluft, dein Auge meine Sonne, dein Lächeln mein Glück. Ein Blick von dir, und ich hätte das Unmögliche möglich gemacht, ein Wink deiner Hand, und ich wäre dir frohherzig gefolgt in deine infernaliſche Heimat. Und du konnteſt mir Gift reichen, mit der nämlichen Hand Gift reichen, mit der du ſo oft die Schläge meines Herzens gezählt, die alle dir gehörten. O, wär's nicht Lug und Trug, daß droben ein liebender und gerechter Gott walte, deine Hand hätte müſſen erlahmen, als du mir unter Koſen und Küſſen den Todestrank boteſt!“

„Gualtiero, Gualtiero mio, du täuſcheſt dich! Bei San Jago di Compoſtella — —“

Er hatte ſich abgewandt und fuhr mit der Linken über die Augen, wie um eine Thräne zu verbergen. Beim Klang ihrer Stimme verſchwand aber alle Weichheit aus ſeinem Weſen und die Furie der Rache durchwaltete wieder ſeine Bruſt.

„Stille mit deinen Sirenentönen!“ rief er ſie unterbrechend aus, „ſie verlocken und rühren mich nimmer. Ich weiß es, in wenigen Stunden wird der giftige Brand, der meine Eingeweide durchlodert, mein Herz zu Aſche gebrannt haben, ich weiß, daß ich ſterben werde, bevor die Sonne aufſteigt, aber du gehſt mir voran! Und betritt den dunkeln Pfad nicht mit einer Lüge auf den Lippen! Vielleicht gibt es drüben dennoch Gericht und Strafe, trotzdem daß dein Vater, der Abſchaum der Menſchheit, dieſes Glaubens als eines Ammenmährchens ſpottet. Dein ganzes Leben zwar war nur eine große, grauſenhafte Lüge, aber wer weiß, ob die Wahrheit, die ich jetzt in deiner Todesſtunde von dir fordere, nicht als günſtiges Gegengewicht in des Richters Wagſchale fällt? Und nicht für mich fordere ich Wahrheit — wir ſind bis auf einen Dolchſtoß mit einander fertig — dieſem Fremdling gib ſie, der ſeine geſtohlene Braut ſucht.“

Er kehrte ſich weg und ſie ſchien, wie vernichtet von dem unerbittlichen Ausdruck ſeiner Worte, ſich in ſich zuſammenzuſchmiegen, indem ſie die große Sammetdecke, in die ſie ihre Glieder verhüllt, über Bruſt, Schultern und Kopf heraufzog. Aber als ſich ihr Heinrich, vor Ungeduld zitternd, näherte, ſchnellte ſie plötzlich die Decke von ſich und glitſchte mit ſchlangenhafter Schnelligkeit auf der entgegengeſetzten Seite des Lagers hinab in die Myrthen- und Roſenbüſche, wie durch Magie den überraſchten Feinden entrückt, während gleichzeitig ein verworrener Ton, wie Waffenklirren, in den entferntern Theilen des Gebäudes ſich vernehmen ließ.

Heinrich warf ſich blitzſchnell auf das Lager und ſeinem Ausruf: „Die Schlange entwiſcht uns!“ antwortete Fra Terribile's von Wuth halb erſticktes: „Diavolo e inferno!“

Beide ſtürzten aus der Roſenlaube und drangen haſtend und ſuchend in die Geſträuche, aber vergebens. Sie erhaſchten den ſchlauen Flüchtling nicht und in ihren Grimm herein erklangen, ſie wußten nicht woher, die ſpöttiſch lachenden Worte der Entflohenen:

„Fahrt wohl, Fra Terribile, und laßt Euch von dem blöden Signore Tedesco Geſellſchaft leiſten!“

Ein gellendes Auflachen ſchloß dieſen Wunſch, und wie er gemeint ſei, ſollte alsbald ſich zeigen. Die Villa Lucretia's war nicht allein der Schauplatz rauſchender Orgien und raffinirter Wolluſt, ſie war zugleich auch ein Arſenal des Mordes. Das Zeichen, welches ſie mit dem Zug an der geheimen Glockenſchnur gegeben, fand raſche Vollſtrecker.

Mit einmal wurden Baumgruppen und Gebüſche des Wundergartens lebendig von trotzigen Geſellen, die ſich mit entblößten Degen und Dolchen durch die Irrgewinde Bahn brachen und ohne Weiteres auf die beiden Männer eindrangen, denen die ihren Fragen und ihrer Rache entronnene Donna ihr ſpöttiſches Fahrwohl zugerufen.

„**Demonio**, Camerad,“ ſchrie der wüthende Capitano, „ſeht da die Zähne der giftigen Schlange! Steht feſt, es gilt Euer Leben! Heraus mit Eurem Schwert!“

„Bart Barbaroſſa's,“ entgegnete Heinrich, „es iſt drüben im Bankettſal liegen blieben, aber da iſt Material zu Keulen.“

Und er knickte den Stamm eines jungen Orangenbaumes und ſchwang die improviſirte Waffe den Angreifern entgegen.

„Laßt uns Rücken an Rücken gelehnt fechten, wie es Waffenbrüdern zukommt, wozu ein ſchlimmes Verhängniß uns ſo plötzlich gemacht!“ rief er dem Capitano zu, einen dieſem beſtimmten Degenſtoß mit ſeiner Keule parirend und die ganze Wucht derſelben auf das Haupt deſſen, der den Stoß geführt, niederſchmettern laſſend, daß der Getroffene ſchwerfällig in die Blumen zurückfiel.

„A maraviglia,“ rief Gualtiero, „wir wollen die Schädel dieſer Schurken roth färben, ehe ſie uns unterkriegen.“

Die Szene nahm einen immer grauſenhaftern Charakter an. Lautlos umſchloſſen die Angreifer die beiden Angegriffenen, welche alle ihre Jugendkraft und Waffengewandtheit aufbieten mußten, um dem Angriff Stand zu halten. Unterdrückte Flüche der Getroffenen vermiſchten ſich mit dem Hauch der tropiſchen Pflanzen, rothes Blut mit rothen Roſen. Im Getümmel des Kampfes waren die chineſiſchen Laternen bald von den Wänden und Baumſtämmen geſchlagen und dieſem Umſtand allein verdankten es die Beiden, daß ſie ſo lange dem Haufen zu ſtehen vermochten. Die Mordbuben verwundeten ſich gegenſeitig in der Finſterniß ſelber und ließen darum von der Heftigkeit ihrer Anfälle ab. Deſſenungeachtet wurde die Lage der Beiden immer mißlicher. In den Adern des Capitano brannte ſchwächend Trufaldo's Gift und Heinrichs Glieder befingen die erſchlaffenden Folgen der durchſchwärmten Nacht noch mehr, als die Ermattung eines ſo ungleichen Kampfes. Zudem bluteten bereits Beide aus leichten Wunden und das Bewußtſein gewiſſen, ruhm- und racheloſen Untergangs konnte ihre Kräfte eben nicht verdoppeln.

„Mueran los gojos!“*) ziſchelte eine hagere ſpaniſche Stimme durch das ungewiſſe Waffengetöſe, „bringt eine Fackel herbei; wollen ſie bei Lichte todtmachen, bei San Jago, wollen es!“

Ein heftiger Schlag, ein Knall und ein Geräuſch, wie brechender Riegel und zuſammenkrachender Thüren folgte dieſer Aufforderung, ein greller, rother Lichtſchein brach durch das zerrüttete Laubwerk.

---

*) Tod den Schuften!

„Ah,“ ſchrillte wieder die ſpaniſche Stimme, „man leuchtet uns zu dem Geſchäft, auf ſie, auf ſie, dexalo —“

Aber plötzlich, als hätte ihn ein unverhoffter Streich getroffen, verwandelte ſich des Spaniers Mordloſung in ein röchelndes: „Ave Maria purissima, misericordia —“ und ſein Todesſeufzer wurde verſchlungen von verworrenem Geſchrei, aus welchem ſich die hellen Männerrufe: „Firenze, Firenze! — Allah il Allah! — Tauſend Schock Schwabenſtreiche, Herr Heinrich, wir kommen, ganz gewiß!“ hervorhoben.

„Hieher, Freunde, hieher!“ rief Heinrich den Rettung Bringenden entgegen und noch war ſeine Aufforderung nicht völlig verhallt, als er die Geſträuche des verwüſteten Wundergartens unter den flüchtigen Tritten der enteilenden Mörder raſcheln und knacken hörte und ſeine Hände von Michel Angelo und Dſchem ergriffen, ſeine Kniee von dem durch einander lachenden und weinenden Phlips umſchlungen ſah, während der erſchöpfte Capitano hoch aufathmete und die Sklaven Dſchems die Halle nach etwa verſteckten Feinden durchſuchten.

„Allah ſei Dank, du lebſt, Freund, und wir ſind noch zu rechter Zeit gekommen!“ ſagte der edle Orientale, ſeinen Säbel in die Scheide ſtoßend und zufrieden lächelnd.

„Bei Jupiters Haupt und Juno's Knie,“ ſchwur der junge Künſtler und ſchüttelte derb Heinrich's Hand, „es thut mir wohl, daß wir dich aus dieſen eleuſiſchen oder vielmehr borgia'ſchen Myſterien noch ganz und heil herauskriegten; aber halt da, mit dem Heilſein will's nicht viel heißen, bluteſt ja —“

„Laßt das, ihr treuen Geſellen,“ unterbrach ihn Heinrich, „die Ritzen ſind der Rede nicht werth; aber ſeht nach meinem Mitſtreiter, der mir in der Todesnoth ſo männlich beigeſtanden; mich dünkt, er hat gefährlichere Verletzungen davongetragen, als ich.“

„Habt Dank,“ entgegnete der Capitano, „aber meine Wunden ſind mehr innerliche, als äußere; o Lucretia's Gift, es wirkt ſchnell.“ —

Er brach mit einem Seufzer ab und lehnte ſich erſchöpft auf ſeinen Degen. Michel Angelo trat zu ihm mit theilnehmenden Geberden und Worten. Inzwiſchen hatte Phlips mit der Beſorgniß einer Mutter ſeinen Herrn angeſehen und betaſtet und als er wahrgenommen, daß die Verletzungen deſſelben in der That höchſt unbedeutend, polterte er:

„Paſſa-terem-te-tem, ſo kommt das junge Volk in die Patſche, wenn es Nichts auf die Ermahnungen älterer und folglich geſcheidterer Leute gibt. **Todos diablos** — zum Teufel mit den hiſpaniſchen Flüchen! will mir ſie abgewöhnen, erinnern mich an dieſe hiſpaniſche Pabſtfamilie, will es, ganz gewiß! — Ja, Herr, da ſeht Ihr nun, war doch nicht ſo ohne Grund, daß ich Euch fragte, ob Ihr das alte Liedel vom Tannhäuſer und dem Venusberg nicht kenntet, als Ihr mir von der Einladung der Donna Lucretia ſagtet, die donnerſchießige Peſt auf ſie!“

Heinrichs Stirne, die noch eben, unter dem Einfluß des Inſtinkts des Daſeins, von der Freude über ſeine unerwartete Rettung geſtralt hatte, überflog ein düſterer Schatten. Die Ereigniſſe der Nacht wirbelten an ſeiner Seele vorüber, er mußte den Blick zu Boden ſenken und zum erſten Mal in ſeinem Leben empfand er, daß es noch etwas Drückenderes gebe, als die Schmerzen unglücklicher Liebe, ein Etwas, das ſich mit giftigem Stachel bis in die verborgenſte Falte des Herzens Bahn breche — das Bewußtſein der Schuld. Ihm war, als ruhe Flora's frommes Auge auf ihm, durch Thränen zürnend, und er wagte es nicht, ſie um Verzeihung zu flehen. Er fühlte, daß er ſich am Allerheiligſten, an Liebe und Treue, verſündigt habe.

Dſchem ergriff ſeine Hand und ſagte mild:

„Mein Freund trauert, wo er nur vergeſſen ſollte.“

Heinrich verſtand den edeln Verbannten. Er warf ſich ihm an die Bruſt und ſagte ſeufzend:

„Ach, Dſchem, wie hatte jener Dichter Recht, der vor zweihundert Jahren in meinem Vaterland das Wort geſprochen:

Tugend wie ſchmal ſind deine Gleiſe,
Wie kümmerlich iſt deine Weiſe!“

Der Saracene wurde durch einen ſeiner Sklaven zu antworten gehindert, der ihn raſch antretend einige arabiſche Worte ſprach, worauf ſein Gebieter haſtig ausrief:

„Fort, Freunde, von dieſem verfluchten Ort, meine Späher hören vom Vatikan her nahendes Waffengeräuſch.“

„Ja, die Borgia ſchonen nicht, wem ſie einmal den Tod geſchworen," bemerkte Michel Angelo, ebenfalls zum Aufbruch treibend, „ſtützt Euch auf meine Schulter," fuhr er, zu dem Capitano gewandt, fort: „und packt nur tüchtig meinen Arm, Meſſir, wir müſſen uns davonmachen."

Dſchems Leute erhoben ihre Fackeln und leuchteten voran. Aus dem zerſtörten Garten trat man in die öde Feſthalle, deren Thüre die rettenden Freunde geſprengt hatten. Die Schritte verdoppelnd gelangte die Schar unter den Porticus der Villa und hier befahl Dſchem, die Fackeln zu löſchen, damit ihre Helle nicht verrätheriſch wirke. Noch lag Dunkel über der Stadt und froſtiger Nebel zog ſich vom Tiber herauf gegen den Janiculus. Linksher, aus der Via della Longara erſcholl ein Geräuſch wie von eiligen und verhaltenen Schritten eines bewaffneten Haufens. Dſchem horchte hin. Ein gellender Pfiff durchſchnitt, aus den Geſträuchen um die Villa her kommend, die Stille und wurde drüben beantwortet.

„Macht eure Schwerter blank, Freunde," ſagte Buonarotti leiſe, dieſe Signale ſind auf uns gemünzt."

„Wir können den Mordgeſellen die Spitze bieten," meinte Heinrich.

„Ein andermal, ein andermal,“ verſetzte Phlips, der den Arm ſeines Herrn gefaßt hatte, „ich meine, Ihr ſeid eben nicht in der Verfaſſung, zu fechten, und dann haben wir auch noch Anderes zu thun, als uns hier bei Nacht und Nebel gen Himmel ſpediren zu laſſen, ganz gewiß.“

Dſchem hatte einige Schritte vorwärts gemacht und mit ſeinen Leuten geſprochen. Jetzt kam er zurück und ſagte:

Alle Wege gegen den Fluß zu ſind uns verrannt, ebenſo links hinauf gegen das Haus des Pabſtes zu, in welchem König Carl wohnt und wo auch mir ſeit heute mein Quartier angewieſen iſt. Ich beabſichtigte, euch dorthin zu bringen; aber es geht nicht. Was iſt zu thun?“

„Ziehen wir uns rechts gegen den Ponte Palatino hinab,“ ſagte Michel Angelo, „wir müſſen das gegenüberliegende Flußufer zu gewinnen ſuchen. Sind wir erſt in der Ruinenſtadt, der alten Roma, will ich euch im Nothfall in ein Verſteck bringen, wo kein Spürhund der Borgia euch wittern ſoll.“

„Gut,“ erwiderte Dſchem kurz und entſchloſſen, „laßt uns gehen.“

Der kleine Zug ordnete ſich ſo, daß Dſchems Leute die Vorderhut und den Nachtrab bildeten. So vertiefte man ſich ſachte und vorſichtig in das unordentliche und ſchmutzige Gaſſen- und Häuſergewirr, welches, von verwilderten Gärten unterbrochen, zwiſchen dem Tiber und den Thoren S. Pancrazio und Porteſe ſich dehnt. Aber ihr Rückzug mußte bemerkt worden ſein, denn die Signalpfiffe von vorhin wiederholten ſich und bald klapperten die ſchwerbeſohlten Stiefel bewaffneter Verfolger hinter ihnen. Wortlos eilten ſie vorwärts. Der an die Spitze des Zuges getretene **Michel Angelo** wandte ſich zuweilen mit einem ermunternden: „**Animo, animo!**“ um, welches in ihrem Rücken bald ein Echo fand in einem verhaltenen, aber heftigen: „**Abajo, abajo con los gojos!**“ welches nur von den Lippen jener hiſpaniſchen Meuchler kommen konnte, deren Alexanders des Sechsten Familie eine Rotte in ihrem Dienſte hatte. Jetzt rauſchte der Fluß dumpf den Flüchtlingen entgegen und der Ponte Palatino ſtreckte ſich vor ihnen nach dem gegenüberliegenden Ufer. Sie paſſirten die Brücke glücklich und warfen ſich nun, ſo raſch es gehen mochte, in das Trümmerfeld des

Circus Maximus. Allein die Verfolger hefteten ſich immer eifriger und näherkommend an ihre Ferſen, ihr: Dexalo! und Abajo! wurde hörbarer und immer hörbarer.

„Ei, haſelirt nur, ihr Beſtien,“ murmelte Philips, ſeinen ſchweigenden Herrn raſch vorwärts ziehend, „ſoll, ſtraf' mich Gott, noch mancher ſein: Santa vierge, audi me peccadore! *) ausſtoßen, bevor eure verfluchten Meſſer unſere Gurgeln kitzeln, ganz gewiß!“

„Du ſprachſt von einem ſichern Verſteck unter den Ruinen da,“ ſagte Dſchem, an die Seite Buonarotti's tretend, „wo ſoll es ſich finden?“

„Ich ſteure geraden Wegs darauf los,“ erwiderte der Künſtler, der alle ſeine Kraft aufbieten mußte, um den ermatteten Capitano fortzubringen. „Siehſt du dort die halbverſchütteten Trümmer eines Tempels aus dem Dunkel dämmern? Den hat der gute Cäſar Antonin in alter Zeit dem Gedächtniß ſeiner geliebten Fauſtina geweiht. Dort iſt unſer Ziel. Aber mache eine kleine Diverſion linkshin, um die verdammten

---

*) Heilige Jungfrau, höre mich armen Sünder!

Lärmer hinter uns irrezuleiten. Wir müſſen, wo immer möglich, den Porticus der Ruine unbemerkt erreichen.“

Dſchem rief ſeinen Leuten mit leiſer Stimme einige arabiſche Befehlsworte zu, worauf ſich ſogleich einige der Männer von dem Zuge lösten und mit einem abſichtlich lauten: „Allah hu!“ erſt den Verfolgern entgegen und dann zur Linken ſich wandten. Die Liſt glückte. Die Verfolger verließen die Fährte der Flüchtlinge und ſetzten ihre Verfolgung linkshin fort, während unſere Freunde an den Tempeltrümmern ankamen, die, in ſpäterer Zeit wieder aus dem Schutt hervorgegraben, jetzt eine der Zierden römiſcher Ruinenwelt ſind, damals aber, unter Geröll begraben und von Dorngeſtripp umwuchert, unbeachtet und ſchwer zugänglich dalagen.

Michel Angelo bewies, daß er mit den Localitäten des alten Roms völlig vertraut war; denn als der kleine Zug die Ruine erreicht hatte, fand er auf der Stelle einen Zugang in ihr Inneres und bedurfte dazu nicht einmal des erſten falben Dämmerſcheins

zügel-
des Morgens, welcher den Horizont dezeſtripp
ſtadt zu erhellen begann. Raſch Heuranken
bei Seite biegend und die wuchen den Zwi-
durchbrechend, bahnte er ſich eine hinauf ver-
ſchenräumen der bis zu ihren h er ſich mit
ſchütteten Säulen des Porticote: „Folgt mir
den Worten an ſeine Begl· Sie thaten, wie
auf dem Fuße nach und hinter ihnen zuſam-
er wollte, die Ranken,äh abwärts, Finſter-
men, es ging einige a ihre Tritte auf glattem
niß umgab ſie und ders Wort: „Hieher, hie-
Steinpflaſter und en Wölbung wider. „So,
her!“ wie von Händen,“ ſagte er wieder,
nun faßt euch einen Mantel; tretet vorſichtig
„und Einer ns in Fauſtina's Tempel, müſſen
auf! Wir ' in den Bauch der Erde.“
aber wei'

orwärts und Alle folgten. Er taſtete
Tempelwand hin, ließ für einen Augen-
daurm des Capitano los, bückte ſich, das
eines losgebrochenen Steins wurde hörbar,
ſtler ſtieß einen Laut aus, wie man beim

Heben einer ſchweren Laſt zu thun pflegt, ein kalter Luftſtrom drang den Freunden entgegen. Den Arm Fra Terribile's wieder erfaſſend, ſagte Michel Angelo: „Bückt euch, ſchreitet ſachte, laßt meinen Mantel nicht fahren, kommt!“

Ein enger, niedriger, abwärts führender Gang empfing ſie, durch welchen ſie ſich mit Mühe hindurchwanden. Als er zu Ende, echo'ten ihre Schritte laut und vielfältig, was ihnen anzeigte, daß ein weiter gewölbter Raum ſie aufgenommen.

„Wohin führſt du uns, Freund?“ fragte Dſchem.

„Werdet es ſogleich ſehen,“ entgegnete Michel Angelo, „werdet ſehen, daß man hier unten vor den Dolchſpitzen der Borgia ſicherer iſt, als ſonſt irgendwo in Italien. Geduldet euch nur ein Kleines; bleibt ſtehen, rührt euch nicht vom Flecke.“

Mit dieſen Worten faßte er ſuchend in der Finſterniß umher und hatte das Geſuchte bald gefunden. Nach einer kleinen Weile wurde der ſchirſende Ton von Stahl und Stein gehört, dann das bläuliche Licht eines Schwefelfadens wahrnehmbar und einige

Sekunden darauf brannte eine lange Pechfackel in der Hand des Künſtlers. Er ſtieß die Leuchte in den Boden und die Flüchtlinge ſahen ſich mit Erſtaunen um.

Sie befanden ſich in einem ziemlich hohen und weiten Raume, der gleichſam die Vorhalle zu einem unüberſehbaren Irrgewinde unterirdiſcher Gänge und Kammern bildete, an deren ſchwarzen Wänden das rothe Fackellicht zitternd und ungewiß hinfuhr und ſo eine unbeſtimmte Perſpektive in eine Reihe von Aushöhlungen verſchiedener Geſtalt und Größe eröffnete, die ſich nach allen Seiten hin durchkreuzten, bald in hohen Wölbungen ſich emporhoben, bald in niedrige, ſchmale Gänge zuſammenkrochen, allenthalben mit roh gemauerten oder ausgehauenen Niſchen verſehen, aus denen weiſe Todtenſchädel grinsten, während ganze Haufen menſchlicher Gebeine da und dort zerſtreut lagen. Ein unheimliches Schweigen beherrſchte dieſe ungeheuren Räume.

„Ja, ſeht euch nur verwundert um,“ ſagte der Künſtler, „es iſt dieß ein unterirdiſches Wunderwerk des alten Roms und heiliger chriſtlicher Boden zu gleich, eine wahre Stadt der Todten, von der unter den jetzt Lebenden nur Wenige Kenntniß haben. Der Eingang durch den Fauſtinatempel iſt wohl außer mir Niemand bekannt, ein zweiter befindet ſich in der alten Kirche von San Sebaſtian, ein dritter, vielleicht ebenfalls nur mir bekannter, in den Ruinen der Termen des Titus. Ich entdeckte beide durch Zufall bei meinen Streifzügen durch die alte Roma. Dieſe Höhlen laufen miglienweit unter dem Erdboden fort und erſtrecken ſich hinunter bis gen Oſtia. Urſprünglich waren es ohne Zweifel Stein- und Sandgruben, aus denen die Römer ihr Baumaterial brachen. Als dann das Chriſtenthum in der Weltſtadt ſich ausbreitete, fanden ſeine Bekenner während der blutigen Verfolgungen des neuen Glaubens hier eine Zuflucht. Dieſe Zellen und Hallen vernahmen ihre Gebete und Abendmahlhymnen und dieſen Boden überſtrömten ſie als Märtyrer mit ihrem Blute, denn dieſe Räume waren gar oft der Schauplatz heidniſcher Wuth gegen chriſtlichen Glaubensmuth. In langen Reihen beſtatteten ihre Brüder die Gefallenen und ſetzten auf deren Gräbern ihre begeiſterten

Uebungen fort. Man ſagt, daß gegen zweimalhunderttauſend Chriſten, worunter vierzehn Päbſte, hier begraben liegen. Dieſe Gewölbe haben die Ausbrüche der glühendſten Andacht, des erhabenſten Fanatismus, die ſchmerzlichſten Todesſeufzer vernommen. Aus dieſen Höhlen ſtieg das Chriſtenthum triumphirend empor, um auf den Trümmern der Cäſarenſtadt den weltherrſchenden Stuhl Petri aufzurichten. Ihr befindet euch in den römiſchen Katakomben.“

IX.

Unter grüner Bergeseiche hat in einer Wetternacht,
Ueberraſcht von ſcharfen Wehen, Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreiſen, Windsbraut war die Hebeamme,
Und ſie goß dem Kinde ſegnend über's Haupt die Blitzesflamme.

Für Geſchoſſe mich zu ſtärken und ein hartes Heldenlos,
Schlug der Hagel meiner Mutter in den ſchmerzgeſprengten Schooß.

Donner war mein erſtes Hören, Sturm mein erſter Athemzug;
Als ein rauher Wetterſäugling nahm ich meinen Heldenflug.

Lenau.

Und ſie hielten ſein blaß hinſinkendes Haupt,
Als der Tod an's Herz ihm gefaßt,
Und ſie gruben mit ihren Waffen ein Grab
Und beteten ihn zur Raſt.

S.

Der Anblick eines überraſchend neuen, fremdartigen Gegenſtandes übt immer eine ſolche Macht auf die Sinne, dieſe raſtloſen Kuppler des Wechſels und Wandels, daß die Thätigkeit der Seele und des

Geiſtes, Empfindung und Gedanke, oftmals vor ganz äußerlichen Eindrücken, in denen ſich Befremdung und müſſige Neugier miſchen, in den Hintergrund tritt und gleichſam ausruht und neue Kräfte ſammelt. Das pſychiſche Leben löst dann das phyſiſche ab, bereitet jenem Störungen, welche meiſt nur wohlthätig wirken, indem ſie dem Fühlen und Denken neue Anhaltspunkte gewähren. Man hat deßhalb auch Seelenkranken und Kummerbelaſteten Ortsveränderung und Reiſen als die beſte Kur verordnet.

Die Katakomben mußten unſere Flüchtlinge nothwendig überraſchen und ergreifen, je mehr das theils Erhabene, theils Grauenerweckende dieſer unermeßlichen Aushöhlungen beim Scheine von einem halben Dutzend Fackeln, welche Michel Angelo allmälig angezündet hatte, hervortrat. Selbſt Fra Terribile und Heinrich Uhland mußten ſich, für Augenblicke wenigſtens, den ſeltſamen Eindrücken des Ortes hingeben, während die Diener Dſchems aus ihrer orientaliſchen, ſo oft an Apathie gränzenden, Ruhe heraustraten und einander mit leiſen Ausrufungen des Erſtaunens die unterirdiſchen Wunder zeigten. Wer ſich zuerſt von der Ueberraſchung losmachte, war der ehrliche Philips, der in ſeinem wechſelvollen Leben allmälig jene Lieblingsmaxime des römiſchen Dichters: Nichts bewundern! ſich angeeignet hatte, wenn auch ohne von Horatius und ſeinen Lorbeeren zu wiſſen. Der gute Mann ſah ſeinen Herrn heil, gerettet und in Sicherheit und fand ſich daher bald im Beſitze ſeiner gewöhnlichen Gemüthsverfaſſung.

„Potz Höhlen und Kakabomben, oder wie Ihr dieſen kühlen und feuchten Aufenthalt hier nennt, Meſſir Buonarotti,“ ſagte er, „meiner Treu, 's iſt närriſch, daß ſich die Leute in die Erde hineinwühlten, wie Maulwürfe, während auf der Erde die Sonne ſchien und —“

„Trauben auskochte, trefflichſter aller Schildknappen, nicht wahr?“ unterbrach ihn der Künſtler; „aber mein edler Weinſchlauch, mein liebwertheſter Roſenkranz koſtbarer Flüche, die Menſchen pflegen ſo ſehr am Leben zu hängen, daß ſie unter die Erde flüchten, wenn man ſie auf derſelben todtſchlagen will.“

„Ganz gewiß, Meſſir, allein Ihr ſagtet vorhin, die Leute ſeien hier unten nicht minder todtgeſchlagen worden, und da meine ich doch, **le diable m'emporte**, daß es ſich droben auf dem grünen Raſen weit hübſcher ſterben läßt, als hier unten in den dumpfen Maulwurfgängen. Was meint Ihr?“

„Du ſeieſt ein Poet und ich müſſe dich mit den Katakomben vermittelſt eines Dinges befreunden, welches ſie gar vortrefflich kühl und friſch erhalten.“

Mit dieſen Worten ergriff der Künſtler eine Fackel und verſchwand in eine der Seitenhallen.

Dſchem trat zu Heinrich, nahm ihn bei der Hand und ſagte dem unbeweglich Daſtehenden Worte freundſchaftlicher Theilnahme und Ermuthigung. Heinrich war aber, nachdem der Eintritt in die Katakomben ſeinen Gedanken für kurze Zeit eine andere Richtung gegeben, in ſeine ſchweigſame, ſchwermüthige Theilnahmloſigkeit zurückgefallen und fragte nur mechaniſch, was die Freunde ſo zu rechtem Augenblick rettend nach der Villa geführt hätte.

„Ich bemerkte während der häßlichen Orgie,“ entgegnete Dſchem leiſe, „welch' ein ſchlimmes Spiel jenes fürchterliche Weib mit dir ſpielte, und da ich wußte, daß Wolluſt und Mord bei ihr ſtets Hand in Hand zu gehen pflegen, ward mir bange um dich. Allah ſteh' ihm bei! dachte ich, als ich dich in das Netz ihrer Blicke verſtrickt ſah, und ſowie der Tumult des Gelages es geſtattete, entſchlüpfte ich dem gefährlichen Hauſe und eilte auf den Ponte Siſto zu, wo meiner zu harren, ich meinen Leuten befohlen hatte. Ich traf ſie wirklich am Eingang der Brücke und kaum hatten wir uns wieder rückwärts gegen die Villa aufgemacht, um dir Hülfe zu bringen, ſo du ſolcher bedürfteſt, wurden wir von Freund Angelo und deinem treuen Diener eingeholt. Ich nahm mir aber nicht Zeit, ſie zu fragen, was ſie herführe.“

„Das iſt bald geſagt, valga me — in die Hölle mit Hiſpanien und Allem, was es erzeugt, ſeine Weine ausgenommen —“ fiel Philips ein. „War mir ganz dämiſch und dumm zu Muthe geworden, als Mitternacht gekommen, ohne daß ihr heimkehrtet, Sir Heinrich. Pine död, dacht' ich, iſt doch ſonſt kein Nachtſchwärmer, dein Herr, muß da was ganz Abſonderliches vorgehen. Hatte keine Ruhe mehr, ganz gewiß. Nahm alſo Mantel und Degen und machte mich auf nach dem Capitol, an deſſen Fuß Meſſir Buonarotti ſeine Behauſung hat. Wollte ihn aus dem Schlaf klopfen; war aber das nicht nöthig, ſaß der Meſſir bei der Lampe hinter einem großen Buch, las laut daraus und handtirte dabei, hol mich der

Teufel, wie ein Pfaff auf der Kanzel, ſchlug die Augen ganz närriſch zu der Decke auf, kritzelte mit einer Feder allerlei krauſe Figürchen auf die Seitenränder des Buches, las dann wieder und zeichnete abermals. Kurios das. Fiel ich aber nun wie eine Bombe unter ſeine Marmorblöcke und Malergerüſte, unter ſeine gemalten und gemeißelten Häuſer und Kirchen, Arme und Beine, Köpfe und Leiber hinein und gab mir der aufgeſtörte Meſſir deßhalb auch diverſe **maladetti**! und **malandrini**! zu hören, wäre er indeſſen vor Eile bald ohne Hut und Degen fortgeſtürzt, als ich ihm ſagte, um was es ſich handle. Wurde mächtig beſorgt um meinen Herrn, ganz gewiß, fiel ihm ein, daß ihr bei der Donna Lucretia zu Gaſte wäret, Ihr und ſeine ſultaniſche Hoheit, unſer Freund Dſchem. Eilten alſo der Sixtusbrücke zu und kamen noch mehr in Unruhe, als wir den Prinzen ohne Euch trafen. Rannten nun wie toll die Via della Longara hin, links hinein in die Gärten, erreichten die Villa, bemerkten kein Licht, hörten aber verdächtig Geräuſch und Schreien im Innern und — haſt nicht geſehen — Thoren und Thüren geſprengt und eingeſtoßen und, potz Hergöttli Hagel, zur gelegenſten Zeit gekommen, ganz gewiß.“

Die letzten Worte ſprudelte er mehr hervor, als er ſie ſprach, indem er ſeinen Bericht möglichſt ſchnell beendigen wollte, da ſeine Aufmerkſamkeit von einer mächtigen antiken Amphora angezogen wurde, welche Michel Angelo aus dem Nebengewölbe hervorbrachte. Eine freudige Ahnung ſagte ihm, daß dieſer altrömiſche Krug unmöglich etwas Anderes enthalten könne, als ſein naßflammiges Labſal in allen Nöthen. Dieſe Ahnung täuſchte ihn nicht, denn der Künſtler ſtellte die Amphora vor ihn hin, langte zwei aus Horn geſchnittene Becher unter ſeinem linken Arm hervor und ſagte:

„Du ſiehſt, eifrigſter aller Anhänger des epheubegränzten und thyrſusſchwingenden Gottes, den die ſchöne Semele gebar, daß die dir mißfälligen Katakomben aus ihren Eingeweiden Schätze fördern laſſen, für dich edler als Geld, ſüßer als Liebe, lockender als Ruhm.“

„Ganz gewiß, Meſſir,“ entgegnete Phlips, „und iſt der Inhalt Eures kurioſen Krugs da ebenſo feurig, als er lieblich duftet, ſo kann er vortrefflich dazu dienen, unſere armen Leiber gegen die Feuchtigkeit dieſer Kellergewölbe zu ſchützen. Wollen's verſuchen, Paſſa-terem-te-tem, wollen's verſuchen“

So ſprechend, füllte er ſich einen der Becher, fuhr dann mit ſelbem einen Augenblick vor dem Munde hin und her, um auch ſeiner Naſe einen Antheil an dem Hochgenuß zu gönnen, indem er ihr den ſüßen Veilchengeruch zum Opfer darbrachte, und wollte das edle Naß gerade mit ſeinen wie zum Kuſſe ſich zuſammenfaltenden Lippen in Rapport ſetzen, als er ſeine Hand aufgehalten und ihr raſch den Becher entwunden fühlte.

Einen Fluch zwiſchen den Zähnen, wandte er ſich um und ſah, daß der Unbekannte, welchen ſie mit Heinrich aus der Villa gerettet, den geraubten Becher haſtig anſetzte, bis auf den Grund leerte und dann mit einem ſchneidenden Schmerzensruf zu Boden ſtürzte, ſich convulſiviſch auf demſelben hin- und herwindend.

Alle wandten ſich überraſcht und theilnehmend zu dem Leidenden, deſſen furchtbares Stirnrunzeln und krampfhaft zuſammengekniffene Lippen entſetzlichen Schmerz ausdrückten. Heinrich und Michel Angelo knieeten an ſeiner Seite nieder und faßten ihn in ihre Arme.

„Steht mir bei, ſteht mir bei,“ ſtieß er keuchend hervor, „mir iſt, als flöße glühend Erz durch meine Adern und würden meine Eingeweide von tauſend Meſſern zerſchnitten; reicht mir noch einen Becher, der Wein iſt Eis gegen dieſe giftige Glut — Santa Maria del Fiore, Erbarmen, Erbarmen!“

Der ehrliche Phlips füllte ſchnell den Becher und Heinrich hielt ihn dem begierig trinkenden Fremdling an die Lippen. Michel Angelo ſagte:

„Das muß ein Florentiner ſein; er hat die Madonna del Fiore angerufen.“

Fra Terribile, dem der Wein große Linderung zu verſchaffen ſchien, vernahm dieſe Bemerkung und ſagte düſter:

„Ja, ich hieß nicht immer Fra Terribile, ſondern durfte auf einen Namen Anſpruch machen, der einer der edelſten war im ſchönen Firenze.“

„Wie,“ rief der Künſtler aus, „Ihr wäret jener Capitano, von dem man des Guten und Schlimmen ſo viel, des Kühnen und Heldenhaften noch mehr erzählt?“

„Der bin ich, aber man wird fürder von mir Nichts mehr erzählen, außer daß ich an dem Gift der Borgia geſtorben.“

„Gift der Borgia, o!“ murmelte Heinrich, „ſie haben es mir, wenn nicht in die Adern, ſo doch in die Seele geträufelt!“

„Und Ihr ſeid aus Firenze, Mann?“ fragte Michel Angelo.

„Ja, und wie ich an der Sprache bemerke, ſeid auch Ihr ein Kind der Arnoſtadt, Meſſir.“

„Und noch dazu ein recht anhängliches,“ erwiderte der Künſtler, „will in Bälde hinüber, jetzt da die Freiheit in die Mauern der Vaterſtadt zurückgekehrt iſt und die ſchleichenden Medici —“

„Fluch den Medici!“ unterbrach ihn der Capitano ingrimmig.

„Auch Ihr haßt ſie?“

„Ich bin ein Pazzi.“

„Ein Pazzi?“ rief Michel Angelo verwundert aus.

„Ja. Kennt Ihr die Geſchichte von der Verſchwörung der Pazzi?“

„Ich hörte in meinen Knabenjahren viel darüber reden; es iſt eine traurige Geſchichte.“

„Eine ſehr traurige,“ verſetzte der Capitano, wie in Erinnerungen verloren, „ich erlebte ſie im — Mutterleibe.“

Eine ſeltſame Aeußerung iſt oft hinreichend, die Aufmerkſamkeit des Gleichgültigſten plötzlich zu erregen und zu feſſeln. So machten die letzten Worte Fra Terribile's Heinrich aufmerkſam, der dem Leidenden zu Häupten ſaß und ihn mit ſeinen Armen ſtützte, dabei aber ganz in ſich verſunken zu ſein ſchien. Er beugte ſich vorwärts und ſah den Capitano fragend an; auch Michel Angelo that alſo.

Fra Terribile ſchien aber deſſen nicht zu achten, ſondern forderte durch einen Wink von Phlips einen dritten Becher Weins und als er ihn geleert, mochte er den Erinnerungen, die ihn beſtürmten, wohl nur unwillkürlich und ohne der Zuhörer weiter zu achten Worte leihen, als er leiſe und eintönig ſprach:

„Sie nannten meine Mutter die ſchönſte Biondetta, als ſie mit dem edeln Giovanni de Pazzi vor den Altar trat. Sie galten für das glücklichſte Ehepaar. Da ſtach aber die Medici der Teufel der Habſucht, dieſes Glück zu ſtören, denn meine Mutter hatte die lüſternen Huldigungen des Lorenzo de Medicis ſtreng und kalt zurückgewieſen. Der Mann, der ſich nachher den Titel **il magnifico** erſchlich, verzieh keiner Frau ihre Tugend. Um meinen Vater mehr noch an der Ehre, als am Vermögen zu ſchädigen, wußte er bei der knechtiſchen Signoria ein Geſetz durchzuſetzen, kraft deſſen die Töchter, ſo keine beſondere teſtamentariſche Verfügung vorhanden, von dem Erbe der Väter ausgeſchloſſen werden ſollten. Dieß that er, um meinen Vater der Mitgift meiner Mutter zu berauben. Aber Giovanni de Pazzi war nicht der Mann, der Ungerechtigkeit und Bosheit widerſtandlos ſich zu unterwerfen. Er verſchwor ſich und mit ihm ſein Geſchlecht gegen die Beeinträchtiger ſeines Rechtes und der Freiheit von Firenze. Pabſt Sixtus der Vierte und Jakopo Salviati, Erzbiſchof von Piſa, traten mit in den Bund gegen die Medici. Alles wurde ſo heimlich betrieben, daß dieſe keine Ahnung von der Gefahr hatten. Am Tage, wo der Neffe des Pabſtes, Girolamo Riario, als päbſtlicher Legat in Rom einzog, ſollte der entſcheidende Schlag geſchehen. Kühn und blutig mußte dieſer Schlag geführt werden, denn das Volk von Firenze war verblendet durch mediceiſchen Trug und ließ ſich immer tiefer in die Sklaverei lullen; ein unerwarteter Handſtreich allein konnte es aufſchrecken. In der Reporatenkirche ward er geführt. Dort umringten die

Verſchworenen während des Hochamtes die Medici. Giuliano, der Bruder Lorenzo's fiel unter dem Dolch Francesco's de Pazzi. Aber Lorenzo ſelbſt wurde durch die Pfaffen in die Sacriſtei geflüchtet und alſo gerettet. Derweilen ertönte die Sturmglocke, die Verſchworenen riefen das Volk zur Freiheit auf, eilten in den Palazzo der Signoria, wo die Mitglieder derſelben mit dem Erzbiſchof von Piſa beim Feſtbankett ſaßen. Sie flohen mit Entſetzen. Aber die mediceiſche Partei ſtreute indeſſen ihr erwuchertes Gold in den Straßen aus und bewaffnete den Pöbel für ihre Sache. Der Regierungspalaſt wurde von den knechtiſchen Haufen umringt, mit Feuer und Schwert beſtürmt, die heldenmüthige Gegenwehr der Verſchworenen war vergeblich. Uebermannt und zu Boden geſchlagen, erging noch an den Sterbenden die Rache des wüthenden Pöbels. Mein Vater, der Erzbiſchof von Piſa, nebſt vielen Andern wurden an den Fenſterbogen des Sales aufgehenkt. Meine verzweifelnde Mutter retteten zwei treue Diener aus der Stadt in den Appennin. In einer Schlucht deſſelben, in Unwetter und Sturm, aller Hülfe bar, gebar ſie mich und konnte mich nur noch mit ihren bittern Thränen überſtrömen, bevor ſie verſchied. In Höhlen und Bergwäldern, unter Hirten, Verbannten und Räubern wuchs ich heran, ein unbändiger Knabe, dem ſeine einzigen Beſchützer, die Retter ſeiner Mutter, bei Tag und Nacht Rache und Groll in die Seele hauchten. Ich gedieh in der ſcharfen Bergluft, in Armuth und Noth, wurde ſtark und wild wie ein Büffel der römiſchen Campagna. In meiner Bruſt lebte die Energie meines Geſchlechtes und gewann mir, vereint mit der Kraft meines Armes und der Furchtloſigkeit meines Herzens, Anhang unter den trotzigen Geſellen des Gebirgs. Kaum zum Jüngling geworden, ſah ich mich an der Spitze eines verwegenen Haufens, dem ich meinen Haß gegen das mediceiſche Regiment in Florenz, gegen Unterdrückung jeder Art, gegen alle die Tyrannen der unglücklichen Italia einzuflößen wußte. Wir machten uns zum Schrecken der Großen und Reichen weit umher im Lande, und wenn wir auch kein göttlich und menſchlich Geſetz achteten und nur dem zügelloſen Freiheitstrieb in unſerer Bruſt folgten, ſo verſündigten wir uns doch nimmer an der Würde des Unglücks und der Armuth. Burgen und Klöſter ſanken vor uns, Verwüſtung folgte unſern Schritten, mir ward wohl unter Wunden und Blut, der Name Fra Terribile, den man mir gegeben, erfüllte mich mit Stolz. Ich machte unzählige Anſchläge, mich an den Vernichtern meines Geſchlechtes zu rächen, ihre ſchlangenglatte Klugheit vereitelte alle.“

Hier unterbrach den Erzählenden ein krampfhaftes Zittern, Zuſammenziehen und Schütteln aller ſeiner Glieder. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne und rollte in großen Tropfen über ſeine Wangen herab, der Mund ſchäumte und die Zähne ſchlugen knirſchend an einander. Es war ein gräßlicher Anblick. Die Männer erſchauderten darob, Dſchem insbeſondere wurde bis in die tiefſte Seele erſchüttert und ein furchtbares Vorgefühl fröſtelte ihm eiskalt den Rücken herauf. Phlips eilte, dem Leidenden wiederum den Weinpokal an die zuckenden Lippen zu halten und nahm ihn nicht eher weg, als bis er leer getrunken war. Der Anfall gieng vorüber, ließ aber die Männer bemerken, daß der Unglückliche ſeinem ſchrecklichen Gebreſte nicht lange mehr werde widerſtehen können. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, wie um ſeine Gedanken zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte zu ſammeln, der er ſich um jeden Preis entledigen zu wollen ſchien. Tief Athem holend, fuhr er fort:

„Einmal war ich nach Rom gegangen, um Waffen einzukaufen und einen neuen Racheplan zu fördern. Da begegnete mir eines Tags unter dem bronzernen Dach des Ponte San Angelo das liebreizendſte Weib, ſo ich jemals geſehen. Ich blieb ſtehen, wie vom Donner gerührt, und ſtarrte ſie unverwandt an. Sie ließ ihre Sänfte halten und redete zu mir, ſanft wie ein Engel, freundlich wie eine gütige Fee. Von Stund' an liebte ich ſie mit einer Leidenſchaft, die, einem bodenloſen Abgrund gleich, all mein Sinnen und Trachten verſchlang. Und dieſe Leidenſchaft wurde erwidert, mit einer Glut, welche die meinige noch zu überbieten ſchien. Sie wollte, ich ſollte mich nicht mehr von ihr trennen. Ich that Federhut, Koller und Waffen von mir und hüllte mich in eine Kutte. So galt ich für ihren Beichtvater und wohnte zum Schein in einem Kloſter am Monte Pincio; aber ich war bei ihr und ſchwelgte in ihren Armen Tag und Nacht. O welche Zeit, welche Zeit! Da kam die Kunde vom Einfall der Franzoſen. Geh', ſagte mein Lieb, und erwirb dir Ruhm und Macht, jetzt gibt es dazu Gelegenheit, und auch zur Rache gibt es jetzt Gelegenheit, Gualtiero mio, das Regiment der Medici wankt in Florenz; geh, ich werde oft bei dir ſein, wo du auch hauſen magſt. Ich that, wie ſie wollte, warf die Kutte weg und eilte hinauf ins Gebirge. Wenige Tage nach meiner Ankunft auf dem ehemaligen Schauplatz meines Brigantelebens hatte ich ſchon wieder einen beträchtlichen Haufen um mich geſammelt. Ich führte ihn den Appennin hinauf gegen Florenz zu, um jede Gelegenheit zu erſpähen, meine Rechnung mit den Medici abzumachen. Auf dieſem Zug fiel mir eines Abends ein junges holdes Mädchen aus Florenz in die Hände —“

„Flora!“ rief Heinrich aus, aufſpringend und in athemloſer Spannung an den Lippen des Erzählers hängend, welcher fortfuhr:

„Sie war ſo glücklich geweſen, unweit von Perugia gerade bei der Stelle, wo ich mit meinen Geſellen lagerte, ihren Entführern zu entwiſchen, und ſprach meinen Schutz an, den ich ihr ſogleich gewährte und dann auch ihre Begleiterin, eine dicke lebhafte Dame, den Frauenräubern abjagte.“

„Und dann und dann?“ unterbrach Heinrich in fieberhafter Haſt.

„Folgenden Tags überraſchte mich meine Geliebte von Spoleto aus mit einem Beſuche. Die Anweſenheit der ſchönen Florentinerin ſchien ihr Eiferſucht zu erregen, und um ſie zu beſchwichtigen entſprach ich ihrer Bitte, meine Schützlinge ihr zu übergeben, nachdem ſie mir gelobt, dieſelben von Spoleto oder Viterbo aus ſicher nach Florenz heimgeleiten zu laſſen. Sie wußte das Zutrauen der beiden Frauen ſchnell zu gewinnen, ſo daß ſie ihr gerne folgten. Ich ſandte aber noch ein gutmüthiges, kluges Mädchen mit, Nazarena mit Namen, welches in meiner Bande aufgewachſen, allzeit die außerordentlichſte Anhänglichkeit an mich bewährt hatte. Nazarena ſollte einestheils den Florentinerinnen dienſtbereit ſein, anderntheils meine Verbindung mit Lucretia vermitteln —“

„Lucretia?“ fiel Dſchem erſtaunt ein.

„Lucretia Borgia?“ frug Michel Angelo ebenfalls verwundert.

„Die Tochter des Pabſtes,“ redete Fra Terribile bejahend und mit grauſenhafter Eintönigkeit weiter, „die würdige Genoſſin ſeiner Laſter und Frevel, war mein Liebchen. Sagt mir Nichts über ſie, verwundert euch nicht, ich kannte ſie, wußte, wer und was ſie war — ich liebte ſie, vergötterte ſie! War ſie auch faſt aller Welt ein höllenentſtiegener Dämon, mir war ſie ein Engel des Lichtes — ich liebte ſie! Fragt bei dem Himmel oder der Hölle an, warum ich dieſes Weib lieben mußte; ich weiß es euch nicht zu ſagen, weiß nur, daß meine Leidenſchaft für ſie bis zur Raſerei ging und ſelbſt in dem eiſigen Ingrimm der Rache nicht erlöſchen wollte.“

„Sie iſt ein Djinn,“ murmelte Dſchem zwiſchen den Zähnen, „einer jener verfluchten Geiſter, die in der Sahara den Beduinen in den Tod locken — Eblis Fluch auf ſie!“

„Aber Flora?“ rief Heinrich, von Ungeduld übermannt, dem Capitano zu und faßte ihn bei der Hand. „Flora Taddei? Sprecht, redet, bei der Seele Eurer Mutter, gebt mir Auskunft!“

„Ich habe die Signorina ſeither nicht wieder geſehen. Als in Florenz die Kataſtrophe des mediceiſchen Regiments viel früher, als ich erwartete, eingetroffen und die Medici nach Bologna entwiſcht waren, bevor ich mit meinen Leuten in der Nähe der Stadt angekommen, trieb es mich nach Rom zurück, um in Lucretia's Armen Täuſchung und Unmuth zu vergeſſen und in Erfahrung zu bringen, ob ſich die verjagten Tyrannen meiner Vaterſtadt vielleicht hieher wenden würden. Bei einem Schwertfeger in Traſtevere, einem meiner treueſten Freunde, hatte ich eine Zuſammenkunft mit Nazarena und erfuhr von ihr, daß ſie auf der Fahrt nach Rom Euch, Meſſir Tedesco, in einer Oſterie getroffen und Euch, gerührt von der Trauer Eurer Braut, aber um meinetwillen nicht wagend, Lucretia's Willen geradezu entgegenzuhandeln, Betreffs Flora's an die Donna gewieſen hätte. Natürlich mußte es mich befremden, daß Lucretia ihrem Verſprechen, die Florentinerinnen heimzuſenden, nicht nachgekommen, und da ich mich demnach meines ihnen zugeſagten Schutzes noch nicht für erledigt anſah, wollte ich auf der Stelle zu Lucretia, um ſelbe an ihr gegebenes Wort zu erinnern. Ich hatte deſſen nicht ſehr Acht, daß mir Nazarena geſagt, Lucretia hätte in der erwähnten Herberge gleichfalls Eure Bekanntſchaft gemacht. So ließ ich denn der Donna durch das treue Mädchen melden, daß ich in Rom und ungeduldig ihrem Anblick mich entgegen ſehne. Mit Erſtaunen empfing ich durch Nazarena die Meldung, die Donna habe meine Botſchaft kalt aufgenommen und ſei heute, — es war am Tag der Zuſammenkunft König Carls mit dem Pabſte, geſtern alſo — nicht zu ſehen. Jetzt durchfuhr zum erſtenmal der Gedanke, meine Geliebte ſei Lucretia Borgia, mein Herz wie eine Dolchſchneide. Ich ſandte Nazarena zum zweitenmal und ließ der Donna ſagen, ich müſſe und werde ſie ſehen und erfahren, was aus meinen florentiniſchen Schützlingen geworden. Die Antwort war eine Einladung auf die erſte Nachmittagsſtunde. Da war aller Argwohn in mir erloſchen, ich eilte zu ihr und ſie empfing mich wie in den ſchönſten Tagen meines Glückes. Ihr Auge glühte mich an voll Zärtlichkeit, ihr Mund ſchwoll mir in brennenden Küſſen entgegen. Im innerſten ihrer Gemächer hatte ſie ein kleines Mahl für uns zurichten laſſen, wie ich es früher oft mit ihr getheilt. Da, während ich, von ihren Armen umfangen, den Himmel träumte, bot ihre Hand mir den vergifteten Trank, der jetzt meine Eingeweide zu einem Feuerpfuhl macht, oh —!“

Dieſes Oh! wurde als ein ſo entſetzlicher Schmerzenslaut hervorgeſtoßen, daß ſich in ihm die höchſte Qual des Körpers und der Seele einte. Es hallte ſchneidend von der Wölbung der Katakomben wider und machte die Zuhörer ſchaudern. Eine unheimliche Stille trat dann ein und Heinrich beugte ſich zu dem Leidenden nieder, im Glauben, der ſchmerzliche Kampf desſelben ſei geendet für immer. Aber der Unglückliche beſiegte noch einmal Schmerz und Schwäche, um ſeine Erzählung zu vollenden mit den haſtig und ruckweiſe hervorgeſtoßenen Worten:

„Ich verließ die Schändliche, ihrer Liebe verſicherter und glückſeliger, als je; ich hatte im Taumel meines Glücks, zu meiner Schande ſei es geſagt, ſogar vergeſſen, nach meinen Schützlingen zu fragen. Da ſtahl ſich, als es Abend geworden, Nazarena zu mir und ſagte mir, in der Nacht ſolle in der mir wohlbekannten Villa Lucretia's ein ſchwelgeriſches Bankett gefeiert werden und die Donna habe ſichs beſonders angelegen ſein laſſen, den jungen Cavaliere von jenſeits der Berge einzuladen. Jetzt ſprang die Furie der Eiferſucht tobend in mir auf und die fürchterliche Aufregung meines Innern mochte wohl die Wirkung des Giftes, welches ich getrunken, beſchleunigen, denn ich bekam alsbald wüthende Anfälle von krampfhaftem Zucken und Schneiden und Brennen in allen Gliedern. Die Ahnung meines Verderbens, erſt leiſe an mein Herz pochend, ſteigerte ſich zur bitterſten Gewißheit. Ich fühlte, daß ich verloren. Aber der brennende Durſt nach Rache, der mich plötzlich überkam, half mir Schmerz und Pein beſiegen. Ich nahm meine Waffen, eilte nach der Villa, drang auf dem mir wohlbekannten geheimen Zugang in das Innere und —"

Er konnte nicht vollenden, die Qual bewältigte ihn und machte ſeine Worte in unarticulirte Wuth- und Schmerzensſchreie verhallen. Der ſchreckliche Todeskampf erneuerte ſich, die Seele ſchien ſich mit aller Macht gegen ihre gewaltſame Vertreibung aus der körperlichen Hülle zu ſträuben, die Glieder zogen ſich zuſammen, der ganze Körper ſchnellte ſich in raſender Pein in die Höhe, die Augen rollten gräßlich, unterliefen mit Blut und ſchienen aus ihren Höhlen ſpringen zu wollen, zwiſchen den knirſchenden Zähnen hervor kam ein markdurchſchneidendes Aechzen, das Haar ſträubte ſich auf dem Haupt und die Hände fingerten verzweifelnd in der Luft umher.

Phlips wollte dem Gepeinigten wiederum Labung reichen, aber der Sterbende ergriff den Becher, zerdrückte ihn in ſeiner Hand und ſchleuderte die Bruchſtücke mit einem furchtbaren Fluch von ſich. Sein Bewußtſein war jetzt verſchwunden, ſeine Gedanken ſprangen in ſchauderhaftes Delirium über:

„Kommt an, kommt an,“ ſchrie er, „alle Teufel der fünfundzwanzig Höllenkreiſe! Jauchzt mir eure Schwefellieder entgegen, ich bringe euch eine Braut für euren König und Herrn. Heran, Satan, ſieh', wie ſie dir entgegenlacht! Umfange ſie mit deinen Glutarmen und hinab mit ihr in dein flammendes Hochzeitgemach! Aber wahre dich, wahre dich! Ihr Kuß iſt Tod, ihre Umarmung Verderben, ſie wird ſelbſt dich überliſten — es iſt Lucretia Borgia, die ich dir bringe. Zitterſt du? Bebſt du zurück? Ha, ſogar der Fürſt der Finſterniß erſchrickt vor ihr! Der ſchwarze Drache erbleicht? Was ringelſt du deinen Schlangenſchweif gegen ſie? Meinſt du, ich werde ſie laſſen? Nein, nein, nein! Sie iſt mein, mein iſt ſie! Ich biete um ſie der Hölle Trotz und allen Schrecken der Verdammniß! Zurück, zurück von ihr! Fletſcht eure Wolfszähne immerhin, haucht immerhin euren infernaliſchen Qualm, ich fürchte euch nicht. Und du, Lucretiola mia — wie, du bangſt? Du, die Gottes und des Teufels lachte, bangſt, wenn dein Gualtiero bei dir iſt? Komm, komm, umſchlinge feſt meinen Nacken mit deinen vollen, weißen Armen, ich trage dich ſiegreich durch die Schrecken des Abgrunds!“

Eine kurze Pauſe trat ein. Der mit dem Tod ringende Mann wurde ruhiger und je mehr ſeine Züge den Stempel des großen Vernichters annahmen, deſto milder wurden ſie; ſeine Augen verloren den craſſen Blick der Wuth und wurden voll Zärtlichkeit, als er weiter ſieberte:

„Der Fluch der Menſchen droben hat dich in die Hölle geſtürzt, mein ſüßes Lieb, aber du gehſt nicht allein; Gualtiero iſt bei dir. Du hätteſt mich umgebracht, ſagen ſie? O nein, o nein, ich glaub' es nicht. Was wollen dieſe einfältigen ſchwarzen Geſellen mit ihren Eulenfratzen und Fledermausflügeln? Laſſ' ſie, laſſ' ſie, ſie ſollen dir Nichts zu Leide thun. Nannteſt du mich nicht deinen valenton del alma? Ja, dein Held will ich ſein. Schmiege dich in meinen linken Arm, mit dem rechten ſchütz' ich dich. Komm, komm, wir ſpotten dieſer Flammen, unſere Liebe iſt heißer, als ſie. Wir dringen hindurch, hinab, hinab, wo der Mittelpunkt der Erde iſt. Dort iſts kühl und ſtill. Siehſt du, die Liebe triumphirt über Hölle und Verdammniß. Da in die ſchweigſame Grotte bett' ich dich, lege dich ſanft auf das weiche Mooslager, funkelnde Kryſtalle leuchten wie Mondlicht auf dein wonnig Antlitz herab. Und du ſchlägſt deine ſtralenden Augen zärtlich und gewährend zu mir auf und ziehſt mich nieder zu dir und entzündeſt mein Herz mit deinen lodernden Küſſen und umſchlingſt mich zu ewiger, unauflöslicher Umarmung — beato me, beato me!“

Mit dieſem leiſe gehauchten, verzückten Wonnelaut ſank er zurück, ſein Auge brach, ein unmerklicher Stoßſeufzer endigte ſein Leiden und Leben.

Erſchüttert ſtanden die Freunde. Dann beugten ſie ſich, von einer und derſelben Regung erfaßt, zu dem Todten nieder. Michel Angelo drückte ihm die Augen zu mit den Worten: „Erbarme dich deiner Seele die ewige Liebe, deren himmliſche Allgewalt du auch unter hölliſchen Qualen noch bezeugteſt!“ — Heinrich legte ihm in ſtummer Rührung die

Arme auf der Bruſt ins Kreuz und Dſchem nahm ſeinen türkiſchen Mantel von der Schulter, deckte den Leichnam damit zu und ſprach fromm und ſanft: „Allah laſſe deine Seele glücklich über die furchtbare Brücke al Sirat eingehen in die Seligkeit des Paradieſes, welche der Prophet, deſſen Name gelobt ſei, verheißen hat.“

Ein langes Schweigen des Gebetes und der Sammlung trat ein. Der ſtarke Michel Angelo gewann zuerſt wieder ruhigere Faſſung.

„Dem Armen iſt jetzt wohl,“ ſagte er zu Heinrich, „ſein Leben wäre doch vergällt geweſen für immer. Aber nur ein Teufel konnte ihm ſo Etwas anthun. Beim capitoliniſchen Jupiter, es war ein furchtbarer Anblick. Während er uns ſeine hölliſche Viſion vorphantaſirte, war mir zu Muthe, als klänge mir Alighieris Vers:

Vexilla regis prodeunt inferni
Verso di noi — *

womit der erhabene Dichter den Schlußgeſang ſeines Inferno beginnt, in die Ohren. Ich habe, glaub' ich, gezittert wie ein Knabe.“

---

* Des Höllenkönigs Banner weh'n entgegen uns.

„Und in den Händen dieſer ſchändlichen Mörderin befindet ſich Flora, das arme, arme Kind,“ klagte Heinrich, „wie ſoll ich dieſen entſetzlichen Gedanken ertragen?“

„Blick' ihm nur feſt ins Auge, Freund,“ verſetzte der Künſtler, „manches Schreckniß verliert ſeine Größe, ſo wir ihm muthig entgegenſtehen. Bedenk' es, du biſt dem ſchlimmen Weibe nur wie durch ein Wunder entgangen, das ſei dir eine gute Vorbedeutung, daß auch deine Braut ihrer Macht entrinnen wird.“

„Deine Worte klingen gut,“ meinte Heinrich, „aber Worte ſchaffen Nichts. Warum uns noch länger in den Bauch der Erde verbergen? Laſſ' uns hinauf und Hand an's Werk legen.“

„Das wollen wir, aber dabei nur nicht außer Acht laſſen, daß den Borgia gegenüber Muth ohne Schlauheit und Vorſicht ein weggeworfen Ding iſt.“

„Ja, aber vor lauter Vorſicht bin ich noch immer nicht zum Handeln gekommen und eben die Vorſicht war es, welche mich in das Netz der buhleriſchen Giftmiſcherin verſtrickte.“

„Und weil du ihm mit Noth entronnen, willſt du dich mit aller Gewalt wieder hineinſtürzen? Nimm' dich in Acht, ſeine Maſchen ſind tödtlich. Bin ich der Mann, eine kühne That zu widerrathen? Gewiß nicht, aber erſt müſſen wir, um eine ſolche zu thun, feſten Grund und Boden gewinnen, auf welchem ſichs handeln läßt. Erſt bedacht, dann gewagt, das iſt ein guter Spruch.«

Heinrich wandte ſich mit Achſelzucken weg und entgegnete:

»Sonſt ſagt man uns Deutſchen nach, wir könnten vor lauter Rath nie zur That kommen, ich ſehe aber, das läßt ſich auch auf euch Italer anwenden.«

Dſchem war in ſich gekehrt an der Leiche des Capitano ſtehen geblieben. Die Zukunft warf einen ſchwarzen Schatten in ſein ahnungsſchweres Herz. Ein traumhaftes Bild drängte ſich ſeinem innern Blick auf: ihm war, als liege er ſelbſt als Leiche unter dem verhüllenden Mantel. Gewaltſam ſchüttelte er ſich endlich aus ſeinem Grauſen wach, indem er zu den herantretenden Freunden ſagte:

»Laßt uns den Unglücklichen begraben.«

»Das wollen wir,« entgegnete Buonarotti, »friſch an's Werk, ihr Männer, die Erde iſt hier allwärts locker und eure Schwerter mögen euch ſtatt der Grabſcheite dienen. Hieher, in dieſem Seitengewölb laßt uns ihn beiſetzen, das Blut von hunderttauſend Märtyrern hat den Boden geweiht, er wird alſo ein chriſtlich Grab haben.“

Das Nöthige wurde raſch gethan. Philips hatte mit Beihülfe der Leute Dſchems in kurzer Friſt ein Grab ausgehöhlt. Man nahm den Leichnam auf, trug ihn in das Gewölbe und ſenkte ihn ſtill hinab, der liebenden Allmutter Erde an's Herz. Die Szene ging in der rothen Fackelbeleuchtung feierlich ſchweigſam zu Ende, und erſt als das Grab wieder zugedeckt war, gaben die Freunde ihren ernſten Gefühlen Worte, verſchieden nach der Individualität derer, welche ſie ſprachen. Während Buonarotti kurz und feſt ſein heidniſches: „Leicht ſei dir die Erde!“ ausſprach, klang die ganze Innigkeit und Gläubigkeit deutſchen Gefühls aus Heinrichs: „Gott erbarme ſich dein und vergüte dir, was die Menſchen an dir verbrochen!“ und einen noch ſtärkern Gegenſatz zu Michel Angelo's kurzem Römerwort bildete der fromme Wunſch des Orientalen, der mit über die Bruſt gekreuzten

Armen wehmüthig ſagte: „Mögeſt du, wenn der Ton der Gerichtsposaune alle Menſchen vor Allah's Thron zur Rechenſchaft rufen wird, ſelbem zur Rechten ſtehen und möge dein Leib und deine Seele in jener Schale der Gerichtswage ſich befinden, welche über dem Paradieſe ſchwebt!“

X.

Horch! plötzlich ſtört ein Ruf die Einſamkeit. —
Wer iſt es, der ſo wunderlich dort ſchreit,
Daß michs unheimlich faßt mit kaltem Schauern?

Da ſtürzt er ſich vorbei voll ſcheuer Haſt,
Das wirre Haar von bleicher Wange ſtreifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Raſt,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnſinns ſchweifend.

Lenau.

Nachdem ſie alſo der traurigen Pflicht Genüge gethan und im Begriff waren, den ſo plötzlich erworbenen und ſo ſchnell wieder verlorenen Freund der Ruhe und dem Schweigen des Grabes zu überlaſſen, wurden ihre Schritte am Ausgang des Gewölbes mit einmal durch ein ſonderbares Getön aufgehalten, welches aus den Oeffnungen der hundertfach verſchlungenen unterirdiſchen Hallen und Corridore hervordrang, ohne daß man hätte angeben können, woher es eigentlich komme, ob von oben, ob von unten, ob von dieſer oder jener Seite. Es war ein ſchauerlicher Ton, von den Echo's der Katakomben tauſendfach zerſplittert und hin und hergeworfen, bald anſchwellend wie ein ſchneidender Hülferuf, bald an den Deckenwölbungen hin erſterbend wie geiſterhafte Klage.

Die Männer blieben beſtürzt ſtehen und alle drei überkam ein unheimliches Gefühl. Die Aufregungen und Gefahren der Nacht, der furchtbare Todeskampf, deſſen Zeugen ſie vorhin geweſen, das düſtere Amt, welches ſie ſo eben verwaltet, der Ort, an welchem ſie ſich befanden, alles dieß hatte ihre Nerven in höchſte Spannung verſetzt und als Kindern ihrer Zeit lag ihnen zudem das Grauſen vor geſpenſtigem Spuck durchaus nicht ferne. Der ehrliche Phlips, welcher vor ihnen nach dem größeren Gewölbe zurückgegangen, trat, offenbar erſchrocken, wieder zu ihnen und bekreuzigte ſeinen Zuckerhutſchädel unaufhörlich, Dſchem murmelte eine Bannformel aus dem Koran, Michel Angelo blickte fragend nach allen Richtungen in die Finſterniß hinein und Heinrich ſprach, ſeine Augen auf das eben verlaſſene Grab geheftet, leiſe die Worte der kirchlichen Begräbniß-ceremonie: „**Dona ei requiem aeternam, Domine!**“

Mit dem Verhallen des unerklärlichen Klanges kehrte indeſſen den Männern ihre Faſſung zurück und, wie um ſich ſelbſt und ſeine Gefährten von den Nachwirkungen des augenblicklichen Schreckens loszumachen, ſagte Michel Angelo zu Dſchem:

„Dein Wort von den Poſaunen des Gerichtes, edler Freund, iſt mir vorhin wunderlich zu Ohren gegangen; haſt du dich denn ſeit deinem Aufenthalt im Abendland mit den Lehren unſeres Glaubens bekannt gemacht, daß dir die chriſtlichen Vorſtellungen von Auferſtehung und letztem Gericht ſo geläufig ſind?“

„Du biſt im Irrthum, Freund Angelo,“ entgegnete der Orientale ernſt, „meine Aeußerungen Bezugs des großen Gerichtstages beruhen auf der Lehre des Propheten, deſſen Name ſei hochgelobt.“

„Wie, ihr Muſelmänner ſtimmt alſo in dieſem wichtigen Dogma ganz mit uns überein?“

„Ich kenne die Lehre des großen Propheten von Nazareth zu wenig,“ entgegnete Dſchem beſcheiden, „als daß mir hierüber eine Entſcheidung zuſtände, aber Allah hat durch Mohammed im Koran geſprochen: „„Der Ton der Gerichtsposaune wird alle Menſchen vor meinen Thron verſammeln und Jeder wird den Lohn ſeiner Thaten empfangen““ — und ferner: „„Wenn die Poſaune zum zweitenmal ertönt, werden ſie ſchnell aus den Gräbern ſteigen, um vor Allah zu erſcheinen.““

„So kehrt denn das Weſenhafte aller Religion, die Idee einer ewigen Dauer des Menſchen und einer jenſeitigen Beurtheilung und Vergeltung des Dieſſeits, in allen Formen derſelben wieder,“ ſagte der Künſtler nachdenklich.

„So iſt es,“ fügte Heinrich bei; „vom fernen Indien herüber klingt die religiöſe Sage von der Unzerſtörbarkeit der menſchlichen Seele, eingekleidet in die Lehre von der Seelenwanderung, in den Katakomben des alten Aegyptens wurde dieſer Glaube in geheimnißvollen Symbolen gelehrt, die helleniſche Götterlehre predigte ihn in den fühl- und greifbaren Mythen von Elyſium, Tartarus und den drei Todtenrichtern, er bildete den Hauptinhalt der berühmten Geheimlehre der Myſterien, waltet in Platons herrlichen Dialogen, zu idealer Reinheit und Schönheit geläutert und verklärt und erhielt durch das Chriſtenthum ſeine Rechtfertigung und Beſtätigung.“

„Ja, die Idee iſt ewig, nur ihre Gewandung, ihr Erſcheinen in der Zeitlichkeit wandelt und modificirt ſich je nach dem Charakter der Zeitalter und Nationen,“ bemerkte der Künſtler. „Noch iſt mir vorhin eine zweite Aeußerung von dir aufgefallen, edler Dſchem. Sprachſt du nicht am Grab des armen Capitano den Wunſch aus, ſein Leib und ſeine Seele möge am Tage des Gerichts in der Schale der richterlichen Wage ſich befinden, welche über dem Paradieſe ſchwebt?“

„Allerdings!“

„Was wollteſt du damit ſagen? Belehre mich.“

„Gerne. Am Tage des Gerichtes wird jeder Moslim und was er hienieden gethan, nach der ſtrengen Gerechtigkeit Allah's in der Wage gewogen werden, welche, vom Engel Gabriel gehalten, Himmel und Erde zu faſſen im Stande und deren eine Schale über den Höllenſchlund, deren andere über den Garten des Paradieſes hinhängt. In jener befinden ſich die Böſen, in dieſer die Guten.“

„Aber du ſpracheſt von Leib und Seele; lehrte demnach der Prophet von Mekka auch an das glauben, was wir die Auferſtehung des Fleiſches nennen?“

„Gewiß, und wie beſtimmt, magſt du aus dem entnehmen, was geſchrieben ſteht. Höre nur. Zwiſchen der Seele und dem Leibe wird am Tage des Gerichtes Streit ausbrechen, indem erſtere dem letztern ihre Sündenſchuld zuſchieben möchte und umgekehrt. Die Seele wird zu Allah ſagen: O Herr, ich habe meinen Leib von dir empfangen, denn mich ſelbſt haſt du geſchaffen ohne eine Hand, mit der ich greifen, ohne einen Fuß, mit dem ich gehen, ohne ein Auge, mit welchem ich ſehen, und ohne einen Verſtand, vermittelſt deſſen ich urtheilen konnte, bis ich in dieſen meinen Leib einging. Dieſen alſo magſt du ſtrafen, mich aber begnade! Der Leib dagegen wird ſprechen: O Herr, du erſchufeſt mich gleich einem Stock oder Klotz; ich regte weder Hand noch Fuß, bis dieſe meine Seele in mich fuhr. Da erſt fing meine Zunge an zu reden, mein Auge zu ſehen, mein Fuß zu wandeln. Der Seele gebührt darum alle Strafe! Allein Gott wird ihnen entgegnen mit folgendem Gleichniß: Ein König hatte einen ſchönen Garten voll reicher Früchte und ſetzte darüber zwei

Männer als Hüter. Der eine dieſer Männer war blind, der andere lahm. Da ſie aber nach den lockenden Früchten Gelüſt trugen, ſo machte der Lahme dem Blinden den Vorſchlag, ihn auf die Schultern zu nehmen, und ſo gelang es ihnen, die Früchte von den Bäumen zu pflücken, welche ſie ſofort unter ſich vertheilten. Als nun der Beſitzer des Gartens kam und den geſtohlenen Früchten nachfragte, ſuchten Beide den Diebſtahl zu leugnen, der Blinde ſagend, er hätte ja die Früchte gar nicht ſehen, der Lahme ſagend, er hätte ja nicht zu den Bäumen hingelangen können. Allein der König ließ den Lahmen auf den Blinden ſetzen und verurtheilte Beide. Geradeſo wird es mit Leib und Seele gehen, und darum —

„Horch!“ unterbrach Heinrich den Vortrag dieſes Stücks muſelman'ſcher Theologie, „ſchon wieder dieſe entſetzlichen Töne!“

Es hätte ſeiner Aufforderung nicht bedurft, denn Dſchem brach ſeine Rede ſogleich ab und die Andern horchten derſelben nicht mehr, ſobald ſich das räthſelhafte, unheimliche Rufen wieder vernehmen ließ. Es klang noch lauter, anhaltender und ſchreckhafter, als vorhin, ſchien aus allen Gängen und Zellen hervorzudringen, fuhr rings widerhallend an den Wölbungen hin, hörte einen Augenblick auf, begann wieder, die Stufenleiter vom dumpfen Klageton bis zum wildeſten Verzweiflungsſchrei durchlaufend und erſtarb dann in tauſendfachem Echo wie ein röchelnder Todesſeufzer.

„Bei Himmel und Hölle,“ ſagte Michel Angelo, „das iſt ſeltſam! Was meinſt du, alter Camerad, daß es ſein oder bedeuten könne?“

Phlips, an welchen dieſe Frage gerichtet war, drehte ſeinen Hut, der ihm herabgefallen, als er erſchrocken zurückgefahren, auf ſeinem Kopfe feſt, zwinkerte mit den Augen, zupfte ſich am Halskragen und verſetzte:

„Was ich meine, hm, nicht eben viel, chienfoudre! Meine Meinung geht unmaßgeblich dahin, daß in dieſem vermaledeiten Rom — Gott verzeih' mir die ſchwere Sünde — der Teufel über und unter der Erde ſein hölliſches Spiel mit den Leuten treibe, ganz gewiß.“

Der halb klägliche, halb bitterböſe Ton, in welchem dieſe „unmaßgebliche“ Meinung vorgebracht wurde, übte auf die Männer eine ſo unwiderſtehlich komiſche Wirkung, daß ſie unwillkürlich in Lachen ausbrachen, in welches der Verurſächer desſelben dann auch von Herzen einſtimmte. Dann machte er ſich an die Amphora, auf welche er inzwiſchen ſchon etlichemale hingeſchielt, füllte den noch vorhandenen zweiten Becher und brachte ihn mit den Worten herbei:

„Allen Teufeln über und unter der Erde zum Trotz ſoll dieſer treffliche Wein nicht ungenoſſen verdunſten. Trinkt, Herr Heinrich, und gebt den Becher weiter. Iſt ja, wenn man einen Todten beſtattet, in unſerm edeln Deutſchland Brauch, einen Leichentrunk zu halten, und ein geſegneter Brauch iſt's; iſt er es nicht?“

„Ganz gewiß, du lebendig gewordener Weinſteinſtengel,“ verſetzte Buonarotti, deſſen bewegliches Künſtlergemüth gerne den Eindrücken des Augenblicks nachgab; „da, fülle den Becher noch einmal, Gott ſei Dank, wir dürfen nicht, wie unſer frommer Anhänger des Islam hier, befürchten, am Tage des Gerichtes in der über dem Höllenſchlund ſchwebenden Wagſchale geſchaukelt zu werden, weil wir die Beſchwerden des Lebens manchmal im Naß der Traube zu vergeſſen ſuchen.“

„Bah,“ meinte Phlips, den geleerten Becher abſetzend, „Gericht hin Gericht her, der Wein iſt da, um getrunken zu werden. Der Prophet, an welchen der edle Prinz glaubt, mag ein ganz guter Prophet geweſen ſein, aber er hat das Weintrinken unterſagt — **wat Dukker is dat** — mein Mann iſt er nicht, ganz gewiß. Wißt ihr denn nicht, Signori, daß der gute Gott die große Sündflut bloß darum über die Erde kommen ließ, um dem heiligen Noah — und der war ein Heiliger vom echten Schrot und Korn — einen recht gründlichen Eckel an Allem, was Waſſer hieß, beizubringen und ihn vermittelſt dieſes Eckels auf den geſcheidten Gedanken zu leiten, den Trauben ihren Saft zu entpreſſen?“

„Heil ſei deiner weingrünen Phantaſie!“ lachte Buonarotti, „du kannſt dir ein Verdienſt um die Chriſtenheit erwerben, wenn du dieſe dermalen noch unbekannte Legende am rechten Orte anbringſt.“

Dann wandte er ſich mit einem der ihm eigenthümlichen ſchnellen Uebergänge in Gedanke und Wort zu Dſchem und ſagte:

„Was du uns vorhin über den Tag des Gerichtes geſagt, will mir noch immer nicht aus dem

Kopfe. Es iſt jedenfalls der ungeheuerſte Aufſchwung der Phantaſie, ein ſolches Weltgericht ſich vorzuſtellen. Das menſchliche Auffaſſungsvermögen tritt ſchwindelnd vor dieſer Vorſtellung zurück, und dennoch bietet ſie wieder ſo viele plaſtiſche Gruppirung und maleriſche Contraſte, daß man ſich faſt verſucht fühlen könnte, ſie in den Bereich der bildenden Kunſt zu ziehen. Beim capitoliniſchen Jupiter, ein erhabenes Wagniß! Ach, wer Dante's Genie der Geſtaltung beſäße!«

Ob die Seele des jungen Künſtlers wohl in dieſem Augenblicke nicht zum erſtenmal die grandioſe Idee durchleuchtete, welche in ſpäterer Zeit, auf den Wänden der ſixtiniſchen Kapelle Geſtalt und Farbe annehmend, als jenes titanhafte Kunſtwerk ſich verwirklichte, das, der divina Commedia ebenbürtig, Himmel und Hölle umfaßt?

Michel Angelo ſchien keine Antwort zu erwarten, ſondern ſchlug, wie ſeiner Umgebung plötzlich entrückt, die Arme über einander, ſenkte das große Auge und blickte ſinnend ſich vor nieder. Der Genius regte ſich in ihm und erfüllte ſeinen Geiſt mit himmliſchen Offenbarungen. Die Freunde beſaßen Takt und Einſicht genug, um den Moment der Weihe nicht zu ſtören, und erſt als ſich der Künſtler hochaufathmend und ſtralenden Blickes aus ſeiner gebeugten Stellung aufrichtete, wie aus der Welt des Ideals in die der Wirklichkeit zurückkehrend, ſagte Dſchem:

„Verzeih' mir, Freund, daß ich ſtörend in deinen begeiſterten Gedankengang eingreiſe. Aber die Zeit entflieht, wir müſſen einen Entſchluß faſſen, denn hier unten kann unſeres Bleibens kaum länger ſein.“

„Bei den Houri's deines Paradieſes, du haſt Recht, edler Dſchem. Laſſ' ſehen, was zu thun iſt. Was meinſt du, Henrico?“

„Laßt uns vor Allem hinauf an's Tageslicht,“ erwiderte Heinrich; „wir brauchen uns wahrlich nicht zu verſtecken. Ihr hörtet den armen Capitano — Friede ſei ſeiner Seele — von einem Mädchen Namens Nazarena ſprechen; ich kenne dieſe Nazarena, werde ſie aufſuchen und hoffe mit ihrer Hülfe den Weg zu Flora zu finden, wo immer ſie gefangen gehalten werde. Dann wirke nach Umſtänden Liſt oder Gewalt. Ich will und muß Entſcheidung haben. Die Stadt und der päbſtliche Hof befinden ſich noch unter der Einwirkung des franzöſiſchen Schreckens, allenthalben herrſcht Verwirrung, jetzt oder nie kann mein Vorhaben gelingen.“

„Das iſt richtig,“ meinte Michel Angelo; „ſag' mir, ob der päbſtliche Hof bereits aus der Engelsburg in den Vatikan zurückgekehrt iſt?“

„Ja.“

„Du kennſt die Oertlichkeiten dieſes Rieſenbaus?“

„Leider nein, begreiſe aber wohl, daß dieſe Kenntniß zur Ausführung meines Plans unumgänglich nothwendig.“

„Das iſt ſie, und da ich ſie beſitze, ſo iſt's gerade, wie wenn du ſelbſt ſie beſäßeſt.“

„Du willſt mir alſo zur Seite ſtehen? Wie ſoll ich ſolche Treue —“

„Still, ſtill. Freunde ſchmeicheln und danken ſich nicht. Aber laſſ' ſehen, biſt du einigermaßen im Beſitz jenes magiſchen Dings, welches im Vatikan Wunder wirkt? Du weißt, der Geldſeckel eines Künſtlers iſt ein Netz, durch deſſen Maſchen die Goldfiſche teufelmäßig ſchnell entgleiten, ſo ſie ſich je darein verfangen.“

Heinrich ſah ſeinen Diener fragend an und dieſer beeilte ſich, zu ſagen: „O, was das betrifft, da ſeid ganz ruhig, Signori. Bin nicht das erſtemal in Italien, kenne die Welt, kenne die Welt, ganz gewiß. Wäre mein Herr in ſeiner Eile freilich aus Florenz fortgeritten, ohne das Wichtigſte mitzunehmen, Paſſa-terem-te-tem, wie eben die Jugend alleweil in's Leben hineinhaſtet, aber der alte Phlips hat ſich vorgeſehen, ganz gewiß.“

„Macht euch des elenden Metalls wegen keine Sorgen,“ ſagte Dſchem, „was ein armer Verbannter beſitzt, gehört euch. Aber geſtattet mir ein ander Wort, bevor ihr Etwas beſchließt. Dieſer König Carl von Francia iſt gegenwärtig Herr von Rom und ſcheint Wohlwollen für mich zu hegen. Wie wär' es, wenn ich ſeinen Schutz für Freund Henrico anſpräche und er den König bewöge, ſeiner Sache ſich anzunehmen? Die Borgia wiſſen zu gut, daß ſie ſich, für den Augenblick wenigſtens, dem Willen des Siegers ganz und gar fügen müſſen, und auf alle Fälle hätte unſer Freund an dem König einen Rückhalt, deſſen er der Familie eures Chalifen gegenüber nur zu ſehr bedarf.“

„Ein geſcheidter Einfall, ein kluger Rath, edler Dſchem,“ meinte Buonarotti, „und du nimmſt es auf dich, den König zu gewinnen?“

„Ich nehme es auf mich.“

„Und was ſagſt du dazu, Henrico?“

„Ich glaube, daß Dſchem ſeinen Einfluß und vielleicht auch des Königs guten Willen nicht überſchätzt; allein ich habe demzufolge, was ich zu Florenz und hier von Carls Gebahren ſah, kein Zutrauen zu ſeinem Charakter, und verſpräche er mir auch ſeinen Schutz und Beiſtand, ſo fürcht' ich doch, dieſe Zuſage möchte in dem Wirrwarr von Gedanken und Plänen, welche den Kopf des eiteln Königs durchkreuzen, bald verſchwinden. Ich kann mich, Betreffs dieſes Monarchen insbeſondere, der Erinnerung an einen Spruch meines braven Vaters nicht entſchlagen, welcher dahin lautet: Fürſtenwort und Glas, wie leicht zerbricht das! Fürſtenhuld und Aprilwetter nennen ſich Muhme und Vetter.“

„Seht mir da den Republikaner!“ lächelte Michel Angelo, „ich bemerke, daß die Lehren des Priors von San Marco bei dir angeſchlagen.“

„Ei, Meſſir,“ ſchob Phlips ein, „brauchten gar nicht erſt nach Italien zu kommen, um Mißtrauen gegen das fürſtliche Zeug zu lernen, corpo di Bacco, ganz gewiß nicht! Stammen aus einer alten freien Reichsſtadt, wir; Knopf des Münſterthurms, ſind wir Freibürger von Uralters her und — "

"Schon gut, ſchon gut," unterbrach Heinrich den Redſeligen ungeduldig; "es handelt ſich hier keineswegs um Sympathie oder Abenwillen, allein ich kann mich, nachdem ſich der König Carl von dem falſchen Pabſt, dem er kurz zuvor noch alles Unheil geſchworen, ſo leicht und raſch hat herumbringen laſſen, des ſchlechten Vertrauens auf die Wirkſamkeit ſeines Schutzes nicht entſchlagen, auch vorausgeſetzt, daß er mir ſolchen angedeihen laſſe."

Die auf Dſchems Lippen ſchwebende Erwiderung wurde abgeſchnitten durch das zum drittenmal aus den unterirdiſchen Räumen hervorbrechende unerklärliche und unheimliche Rufen, das ſich wiederum, bald ſtöhnend wie Todesangſt, bald brüllend wie Wuth, vernehmen ließ. Man unterſchied keine Worte, konnte nicht einmal beſtimmen, ob dieſe Töne dem Bereich menſchlicher Natur angehörten, denn der hundertfache

Widerhall brach, zerſplitterte, modelte ſie gar wunderlich; gewiß ſchien nur, daß ſie näher gekommen ſeien.

Die Männer ſtanden einige Sekunden ſprachlos und beklommen, Dſchems Diener drängten ſich in offenbarem Schreck an einander, in Philips Mund verwandelte ſich ein polternder Fluch in ein etwas unſicheres: „Alle guten Geiſter —“ und erſt als die Töne wieder erſtorben, brachte er ſein: „Peſt und Tod, das iſt ein gräuliches Ding!“ hervor. Heinrich faßte ſich dießmal zuerſt.

„Woher dieſe Stimme auch immer dringe, aus dem Himmel oder der Hölle,“ ſagte er, „mir kommt vor, es liege keine Drohung in ihr, ſondern eher das Begehren nach Hülfe. Wie, wenn ſich Jemand in dieſem unterirdiſchen Labyrinth verirrt hätte?“

„Nabel des Pabſtes!“ entgegnete Buonarotti lebhaft, „du könnteſt es getroffen haben. Aber wie wäre Jemand hier herabgekommen?“

„Nun durch Zufall; ſagteſt du uns denn nicht, du hätteſt den Niedergang in die Katakomben auch nur zufällig aufgefunden?“

„So iſt es, ſo iſt es, und ich weiß auch, was es heißt, ſich in dieſen Irrgängen zu verirren; iſt es mir doch auch einmal paſſirt und hat mich faſt in den Wahnſinn hineingeſetzt.“

„So kommt, von dorther drang der Ruf, laßt uns ihm entgegengehen!“

„Sachte, ſachte, Freund,“ ſagte Michel Angelo, „ich habe mich, wie eben geſagt, ſchon einmal in den Katakomben verirrt und will mich deßhalb vorſehen. Nur einen Augenblick Geduld.“

Dieß ſagend trat er abermals in das Seitengewölbe, aus welchem er den Weinkrug hervorgeholt, und kehrte ſogleich, mehrere friſche Fackeln und einen großen Knäuel ſtarken Zwirns in den Händen, wieder zurück.

„Die Katakomben ſind mir lieb geworden,“ ſagte er, „und ich habe mich oft halbe Tage lang in ihnen umgetrieben; ſie eröffneten mir manch Geheimniß über Licht, Schatten und Perſpektive. Aber wehe dem, der ſich ihnen ohne die nöthige Vorſicht anvertraut! Sie ſind Labyrinth und Minotaurus zugleich. Drum ſei geſegnet, was Ariadne den Theſeus lehrte!“

Mit dieſen Worten hatte er das Ende des Zwirns um einen der Strebepfeiler der Halle feſtgebunden und den ſich abrollenden Knäuel achtſam in der einen Hand haltend, ergriff er mit der andern eine Fackel und ſagte: „So, dieſer Faden ſichert uns den Rückweg, nehmt Fackeln, zündet die noch ungebrauchten an, haltet euch dicht hinter mir und verliere ſich keiner auf Seitenwege. Jetzt wollen wir ſehen, welch ein Spuck dieſen Erebus belebt; horch, da ſchreit es wieder!"

In der That ſchrillte ihnen der furchtbare Klageruf wieder entgegen und ihrem raſch voranſchreitenden Führer folgend, konnten ſie bald bemerken, daß ſie ſich dem Ort, wovon das Schreien ausging, näherten. Gang nach Gang, Wölbung nach Wölbung that ſich vor ihnen auf und als ſie durch einen ſchmalen Paß ſich drückend, um einen mächtigen Pfeiler bogen, erſcholl die Stimme ſo nahe und deutlich, daß ſie nicht mehr daran zweifeln konnten, ſie rühre von einem jammernden, verzweifelnden Menſchen her. Michel Angelo ſchlug ſeine Fackel an die Wand, daß die rothen Funken weit umher ſtoben und rief:

„Attenti, attenti! Wer iſt hier? Gib Antwort, wer immer du biſt!"

Die mächtige Stimme des Künſtler rollte wie Donnerhall an den Wölbungen hin. Ein gellender, wie mit übermenſchlicher Anſtrengung aus der Lunge geholter Schrei antwortete ſeinem Ruf und war noch nicht verhallt, als aus dem dunkeln Umkreis der Fackelbeleuchtung in raſender Eile, barhaupt, fliegenden Haares und wahnwitzig rollenden Auges ein Mann hervor und auf unſere Freunde zurannte, aber, wie vor Todesſchrecken blind, an ihnen vorüberſchoß, um dann, wenige Schritte von ihnen entfernt, der Länge nach bewußtlos niederzuſtürzen.

Den Gefallenen aufheben, ihn in ihre Arme faſſen, dem leitenden Faden folgend in das Eingangsgewölbe zurückkehren, den unbekannten Geretteten dort ſanft auf den Boden niederlegen und ihm Stirne und Schläfe mit Wein reiben, war das Werk weniger Minuten. Dann erſt ſahen ſie ſich den Mann näher an. Er trug reiche Herrentracht, die aber allenthalb zerriſſen und zerſchliſſen und von unten bis oben mit Schmutz bedeckt war. Die Hände und ſogar das Geſicht des Ohnmächtigen waren blutrünſtig und ebenfalls über und über beſchmutzt, was, wie Michel Angelo meinte, ein deutliches Wahrzeichen, daß der Mann mehrere Stunden in den Irrgängen der Katakomben umhergegangen und gekrochen. Der ehrliche Phlips beſchäftigte ſich eifrigſt mit dem noch immer Bewußtloſen, als er demſelben aber das lange, verwirrte Haar aus dem Geſichte ſtrich, um ihm einige Tropfen Wein einzuflößen, fuhr er höchſt überraſcht zurück und ſtotterte:

„Wat Duivel is dat — donnerſchieſſiges Höllenelement, — er iſts, iſt es, ganz gewiß!“

„Was haſt du denn?“ fragte Heinrich und bog ſich über Phlips Schulter zu dem Ohnmächtigen nieder, fuhr aber gleichfalls höchſt überraſcht zurück mit dem Ausruf:

„König Carl!“

„Wer?“ riefen Buonarotti und Dſchem einſtimmig.

„Carl von Frankreich!“ widerholte Heinrich und ſeine Worte ſchienen weckende Kraft zu beſitzen, denn der Bewußtloſe regte ſich plötzlich, ſchlug die Augen auf, ſtarrte umher, griff ſich mit der Hand an die Stirne und murmelte:

„Alſo iſt's kein Traum! Wo bin ich, jour Dieu, wo bin ich?“

Und von dem grellen Fackellicht geblendet und noch völlig unter dem Einfluß nachwirkenden Schreckens, ſchloß er die Augen wieder. Hätten aber unſere Freunde den König nicht an ſeinen Zügen erkannt, ſein Leibfluch „Jour Dieu!“ würde ihnen Carln den Achten haben verrathen können. Sie hatten indeſſen keine Zeit, ſich gegenſeitig ihre Verwunderung auszudrücken, denn der König öffnete ſeine Augen wieder und fragte mit ſchwacher Stimme:

„Wo bin ich?“

„In den römiſchen Katakomben, Hoheit,“ verſetzte Buonarotti.

„Römiſche Katakomben?“ ſprach Carl vor ſich hin; „ich befand mich in einer ſchauerlichen Finſterniß und ſchlüpfte und kroch durch feuchte, kalte Gänge und Spalten, bis meine Kraft und mein Muth ausgingen.“

„Ihr hattet Euch in dieſen unterirdiſchen Teufelskammern verirrt, König und Herr,“ ſagte Phlips kühnlich, „wir hörten Euch um Hülfe ſchreien, zogen Euch aus dem verdammten Irrgewinde und bitten Euch nun, dieſen Becher Wein zur Stärkung zu trinken; ſeid ihrer bedürftig, König und Herr, ganz gewiß.“

Der König war noch zu ſchwach, um die Worte des wunderlichen Burſchen zu faſſen, griff aber inſtinktmäßig nach der dargebotenen Labe und ſtürzte den Wein mit Begierde in ſeinen verlechzten Gaumen hinab.

„Aber wer ſeid ihr, Meſſieurs?“ fragte er dann.

Dſchem kniete an der Seite des Daliegenden nieder, faßte ehrerbietig die Hand des Königs, führte ſie an ſeine Stirne und ſagte:

„Ich bin Zizim, der Sohn Mohammeds, Padiſchah's der Osmanen, deiner Hoheit Schützling und Freund.“

„Wie, Prinz Dſchem?“ rief der König aus, deſſen Bewußtſein allmälig zurückkam; „du biſt's, edler Muſelmann? Gott ſei gelobt! Und dieſe hier?“

„Sind meine Freunde, alſo auch die deinigen.“

„Sag' auch: meine Retter, edler Dſchem,“ ſagte der König, ſich ermunternd und in ſitzende Stellung aufrichtend. „Heiliger Martin von Tours, noch nie in meinem Leben hat eine ſolche Angſt mein Herz zuſammengeſchnürt. Ich war der Verzweiflung und dem Tode nahe, es war entſetzlich. Laßt mich euch danken, Meſſieurs, und geſtattet mir die Verſicherung, daß ihr es nicht bereuen ſollt, euch Carln de France alſo verpflichtet zu haben.“

Philips hatte inzwiſchen den Becher wieder gefüllt und der König ließ den Inhalt desſelben ohne Weiteres dem des erſten folgen.

„Jour Dieu,“ ſagte er dann, „das ſchmeckt köſtlich, das kräftigt! Ich bitt' euch, Freunde, mir zu ſagen, wem ich, außer dem edeln Dſchem, ſo großen Dank ſchuldig geworden.“

„Männern, die deine königliche Huld vielleicht bald in Anſpruch nehmen dürften,“ verſetzte Heinrich, nannte Namen und Vaterland und fügte bei, er empfehle ſich dem König vielleicht dadurch, daß er ſich einen Freund Girolamo Savonarola's nennen dürfe.

„Des hochgemuthen Priors von San Marco Freund?“ ſagte der König; „das wäre wahrhaftig eine gewichtige Empfehlung, ſo Ihr deren überhaupt benöthigt wäret. Aber mir iſt, als hätte ich Euer Geſicht ſchon früher geſehen.“

„Wohl möglich, Hoheit, ich war bei deinem ſiegreichen Einzug in Florenz gegenwärtig.“

„Ja, ſo mag's ſein. Kommt, gebt mir die

Hand, ich will verſuchen, ob meine Füße wieder Kraft genug gewonnen, mich zu tragen.“

Und er erhob ſich mit Hülfe der Freunde. Michel Angelo fiel ihm auf und er wandte ſich an ihn mit den Worten:

„Darf ich Euren Namen wohl auch erfahren?“

„Warum nicht, Hoheit,“ verſetzte Buonarotti, gab Namen und Heimat an und fügte bei: „Nur meine Verwunderung über die Anweſenheit deiner königlichen Hoheit in dieſen unterirdiſchen Kammern, deren Eingänge, wie ich glaubte, außer mir nur Wenigen bekannt wären, ließ mich unhöflich genug deine erſtmalige Aufforderung nicht beachten.“

„Ei, mein Hierſein verwundert mich ſelbſt nicht minder,“ ſagte der König und mit der ihm angeborenen, ſo ſehr dem Leichtſinn verwandten, durch Einſchulung in politiſche Liſt und diplomatiſche Heuchelei nie ganz unterdrückten Offenheit fuhr er fort: „Seht, Meſſieurs, ich bin ein warmblütiger Franzoſe und wollte am Abend des geſtrigen Tages, den mir die Friedensverhandlungen mit dem heiligen Vater ſo beſchwerlich gemacht, wie alle Welt meine Zerſtreuung und Freude haben. Das Königthum iſt oft eine ſo drückende und langweilige Sache, daß ich ſie manchmal gerne von mir thue. Nahm alſo meinen Mantel, meinen Degen und einen breitkrempigen Hut und begann ohne alle Begleitung die Stadt zu durchſtreifen, wie das ſo von meinem lieben Lyon her meine Gewohnheit. Vom Vatikan aus über die Engelsbrücke ſchlendernd, ging ich bei Sonnenuntergang in die Stadt hinein und hatte ſchon viele Gaſſen und Plätze durchſtrichen, als mir unweit der hohen Säule, die man, glaub' ich, nach dem Kaiſer Trajanus benennt, eine niedliche Doncella in's Auge fiel und mich ein hübſches Abenteuer hoffen ließ. Die Dirne ſchien mir mit ihren allerliebſten großen Augen zu winken und, jour Dieu, ich zögerte nicht, ihr zu folgen. Aber ſie hielt nicht inne, ſondern lockte mich immer weiter und weiter, bis ich auf einen wüſten, mit Ruinen umgebenen und mit Trümmern überſäeten Platz kam, wo ſie mir plötzlich aus den Blicken ſchwand. Mißmuthig und die Neckerei verwünſchend, wollte ich den Rückweg in weniger öde Quartiere ſuchen, als ich mich plötzlich von vier oder fünf zerlumpten Kerlen angefallen ſah, die mit kauderwelſchem Geſchrei und blanken

Stiletten mir zu Leibe gingen. Es gelang mir, einen der Angreifer niederzuſtoßen und, über einen zerbrochenen Säulenſchaft wegſpringend, in der unterdeſſen angebrochenen Dunkelheit den übrigen für einen Augenblick zu entkommen. Bei meiner Unkenntniß der Oertlichkeit muß ich die Richtung gegen die Stadt zu verfehlt haben, und eilte in haſtigem Lauf immer weiter einwärts in die ſchweigenden Ueberreſte des alten Roms. In wenigen Augenblicken hörte ich auch die Verfolger hinter mir. Ich tappte in den Bogengang einer maſſenhaften Ruine hinein und glaubte mich geborgen, aber die Schurken, denen es wahrſcheinlich um Plünderung zu thun war, mußten mich wahrgenommen haben, denn bald klappten ihre Tritte wieder hinter mir. Ueber Schutt und Trümmer ſtolpernd und fallend, that ich mich nach einem Verſteck um, als ich, über einen Geröllhaufen hinabrutſchend, plötzlich auf eine Steinplatte fiel, welche dem Stoß meines Falles nachgebend unter mir einbrach und mich blitzſchnell in einen hohlen, ſtockfinſtern Raum hinabgleiten ließ.“

„Das muß in den Bädern des Titus geweſen ſein,“ bemerkte Michel Angelo.

„Mag ſein, ich weiß es nicht,“ fuhr der König fort. „Anfangs, nachdem ich mich von der Erſchütterung meines Sturzes erholt, war ich recht froh, einen Schlupfwinkel vor den Egorgeurs gefunden zu haben, die alsbald Nichts mehr von ſich hören ließen, aber nach einer Weile ſuchte ich wieder aus der froſtigen Finſterniß fortzukommen. Doch all mein Umhertaſten nach dem Eingange war vergeblich und je haſtiger ich dieſen ſuchte, deſto mehr verwirrten ſich meine Gedanken und Bewegungen. In raſender Ungeduld ſprang ich umher, zerſtieß mir Kopf und Beine, zerſchund mir die Hände an Mauern und Pfeilern. Dunkel ahnte ich, daß ich mich in unterirdiſchen Gelaſſen befinden müßte. Bald konnte ich aufrecht gehen, bald mußte ich mich bücken, bald auf Bauch und Armen kriechen. Eckelhaftes kriechendes Gezücht berührte mir Antlitz und Hände, ich rief, ſchrie, brüllte nach Hülfe. Ohne Raſt mich abarbeitend, meinte ich dennoch nicht vom Flecke zu kommen, denn unaufhörlich wiederholten ſich die hohen und niedrigen Gänge, die weiten und engen Hallen, die Strebepfeiler und die klappernden Gegenſtände, über welche mein Fuß ſtrauchelte und in denen ich, als ich ſie betaſtete, mit Entſetzen Todtenſchädel und Knochen erkannte, unter denen ein pfeifendes Geziſch hervorkam, wie von Schlangen. Alles Grauſen, welches eine Menſchenſeele faſſen kann, ſtürmte auf mich ein, der kalte Schweiß rann von meiner Stirne, meine Augen brannten, meine Zunge klebte am Gaumen, Fieberfroſt rüttelte mich, jeden Augenblick glaubte ich einen ſchrecklichen Tod aus der ſchauerlichen Finſterniß mich angrinſen zu ſehen.“

Der König brach ab und ſchüttelte ſich, vom Schauder der Erinnerung ergriffen. Dann ſchloß er ſeine Erzählung mit den Worten:

„Warum das Gräßliche erzählend widerholen? Sagt mir lieber, werthe Herren und Freunde, welch' eine Gunſt des Geſchickes euch in dieſe unterirdiſchen Schreckniſſe mir zu Hülfe geſandt?“

„Gott iſt groß!“ entgegnete der Sultanide frommen Sinnes; „auch wir betraten als Flüchtlinge dieſe unterirdiſchen Höhlen und konnten nicht wähnen, dadurch einem Andern von Nutzen ſein zu können.“

„Ebenfalls als Flüchtlinge, wie?“ fragte der König. „**Jour Dieu**, iſt denn dieſe Stadt des heiligen Petrus in Wahrheit ein ſolches Räuberneſt, daß man keinen Fuß auf ihre Gaſſen ſetzen darf, ohne von Meuchlern und Strauchdieben angefallen zu werden?“

„Deine Hoheit möge es mir zu gute halten,“ verſetzte Dſchem, „aber des Heiligen und Guten ſah ich noch gar wenig in dieſem Mekka des Abendlandes.“

„Bei der heiligen Meſſe,“ ſchwur der König, „auch ich habe ſeit meinem Aufenthalt hier wahrgenommen, daß jene frommen Männer nicht ſo ganz Unrecht haben, wenn ſie von Rom als von der babyloniſchen Hure ſprechen. Aber ſagteſt du nicht, edler Dſchem, auch euch hätte die Flucht an dieſen unheimlichen Ort geführt?“

„Wohl, aber es hat eine eigene Bewandtniß damit.“

„Welche? darf ich es erfahren?“

„Allerdings, Hoheit,“ antwortete Heinrich, vortretend und ſich ehrerbietig neigend, „der edle Prinz rieth mir ſchon vorhin, deinen königlichen Schutz anzuſprechen, und da hiezu jetzt die paſſendſte Gelegenheit ſein möchte, ſo leihe mir ein gnädig Ohr.“

Der König machte eine freundlich gewährende

Geberde und nun ſetzte ihn Heinrich im Weſentlichen von ſeiner Lage und den Abenteuern der Nacht in Kenntniß, ſchließlich für ſeine geraubte Braut den Schutz des Monarchen anrufend. Carl hörte aufmerkſam zu, gab Zeichen der Theilnahme, und rief als der junge Mann geendigt, lebhaft aus:

„**Jour Dieu**, nehmt meinen Handſchlag zum Pfande, Sieur, daß wir thun wollen, was wir nur immer können, um Eure arme Bell'amie dieſer Rotte Borgia, welche ärger als die Rotte Korah, aus den Klauen zu reißen. Und ich denke, wir vermögen gegenwärtig in Rom Etwas, wir. Seid unbeſorgt und vertraut Carls Dankbarkeit. Sie ſollen Euch kein Haar krümmen und Eure Braut freigeben. Ihr befindet Euch von dieſem Augenblicke an unter unſerem königlichen Schutz.“

Heinrich verbeugte ſich dankend und konnte ſich nicht darüber ärgern, denn er hörte es nicht, daß Phlips leiſe vor ſich hinſummte:

„Franzmannswort und dürres Laub werden jedem Wind zum Raub.“

Sich zu Dſchem und Buonarotti wendend, ſagte der König:

„Haltet mich nicht für furchtſam, Meſſieurs, wenn ich geſtehe, daß ich mich recht ſehr von hier wegwünſche. Der Ort kommt mir nicht geheuer vor, und, jour Dieu, mir iſt, als athme ich Grabesluft. Ihr ſeid doch etwa nicht ebenſo fremd hier, wie ich, und kennt den Ausgang?“

„Freilich,“ entgegnete Buonarotti, „und ſo es deiner Hoheit genehm, werden wir binnen wenigen Minuten auf ſtatt unter dem Boden der alten Roma wandeln.“

„Dann nur ſchnell,“ drängte der König, „jour Dieu, mir iſt unwohl zu Muthe hier unten trotz der von dem deutſchen Sieur erwähnten Heiligkeit des Ortes; auch fällt uns ein, daß unſer Hof unſerer wegen ſehr in Sorgen ſein muß. Alſo vorwärts oder vielmehr aufwärts, Meſſieurs, ſo's euch gefällt; gib mir deinen Arm, würdiger Prinz.“

Die Freunde warfen noch einen Blick der Trauer und des Abſchieds auf das Grab des unglücklichen Gualtiero de Pazzi, Michel Angelo trat den Uebrigen mit einer Fackel voran, ſie wanden ſich aus den Katakomben aufwärts in den Fauſtinatempel, paſſirten denſelben und fühlten ſich wenige Augenblicke darauf erfriſchend angehaucht von Licht und Luft. Die Sonne war längſt aufgegangen über die ewige Stadt, und aus der Ruine hervortretend, begrüßten die Männer mit einem Freudenruf das leuchtende Tagesgeſtirn.

XI.

Seid ſchön gegrüßt!
Lenau.

Halloh, nun endlich hab' ich Dich, Verfluchter!
Derſelbe.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Derſelbe.

»Santa Maria Maggiore di Firenze!« rief, um die öſtliche Ecke des Platzes biegend, wo ſpäter der Prachtbau des Palazzo Farneſe ſich erhob, eine Frau von geſetztem Alter kreiſchend unſerm Freunde Philips entgegen, der krauſen und nachdenklichen Geſichtes daher kam. — »Ihr ſeid es? Seid Ihr es wirklich, Signore Philip-i-ſo?«

„**Valga me Dios**!“ ſchrie der aus ſeinen Gedanken aufgeſtörte Philips, vor Ueberraſchung ſeine neuerlich angeflogene Abneigung vor ſpaniſchen Flüchen vergeſſend, — „valga me Dios, Madonnetta Nina?! Seid Ihr's mit Leib und Leben oder geiſtet Ihr am hellen Tag in dieſer verdammten Stadt umher?“

Und er humpelte ſo ſchnell, als ſeines Bauches Grandezza es geſtattete, auf die wiedergefundene Freundin zu, welche ſeiner Umarmung entgegenkommend ſpäter behauptete, der gute Mann habe ſie, ohne alle Rückſicht für ihre Buſenkrauſe und Mantille ſowohl, als auch für die Vorübergehenden, beim Kopfe erwiſcht und tüchtig abgeküßt, was aber Phlips allzeit beharrlich in Abrede ſtellte.

Wie dem auch ſein mag, ſo viel iſt gewiß, daß die beiden ehrlichen Seelen große Freude an einander hatten, als ſie ſich ſo unverhofft wieder ſahen, und daß dieſe Freude ſich von Nina's Seite durch Anrufen aller möglichen Madonnen und Heiligen Luft machte, während Phlips ſeine überſtrömenden Gefühle in das gewohnte Gleiſe ſeiner aus aller Welt hergeholten Betheurungsformeln hineinlenkte. Sie hatten ſich bei den Händen gefaßt und das Freudenlachen auf Nina's Geſicht beleuchtete wie Vollmondsſtral das Zucken und Jucken und Durcheinanderfahren von ihres Freundes grotesker Phyſiognomie. Doch nur für flüchtige Augenblicke gaben ſie ſich dem Behagen des Wiederſehens hin, denn eben dieſes Wiederſehen erinnerte ſie an Andere und bevor ſie ſich auch nur ein einzig Wort über ſich ſelber geſagt, hafteten die Ausrufe: „Signorina Flora?“ und „Meſſir Henrico?“ gegenſeitig im ſelben Moment und in bang fragendem Ton über ihre Lippen.

Der Name ſeines Herrn war hinreichend, dem guten Phlips ſeine ruhige Faſſung wiederzugeben. Er bot der wiedergefundenen Freundin den Arm und ſagte: „Kommt, Madonna, wir haben uns viel zu ſagen, und hier iſt nicht dazu der Ort.“

Nina ließ ſich nicht zweimal auffordern und bemerkte nur: „Aber ich habe Eurem Caviliere etwas Wichtiges zu ſagen, Ihr bringt mich doch zu ihm?“

„Ganz gewiß,“ lautete die Antwort, „ſeht Ihr, wir gehen da gegen die Piazza di San Marco hinauf und von dort iſt's nicht mehr weit in den Palazzo Colonna, denn Ihr müßt wiſſen, ſeit uns dieſer franzmänniſche König Carl in ſeinen Schutz genommen, haben wir im Hauſe der Colonna's, welche dem Pabſt und ſeiner vermaledeiten Sippſchaft eben nicht grün, dem König aber verbündet ſind, unſer Quartier erhalten, denn Carl wollte uns vor den Dolchen und Rattenpulvern der Borgia — alle ſiedenden Donnerwetter auf ſie! — einigermaßen ſicher ſtellen, ganz gewiß.«

»Kann Euch nicht recht verſtehen, Signore Philip-i-ſo.«

»Das glaub' ich, potz Herrgöttli Hagel, das glaub' ich. Kommt Ihr einmal zu uns ins Schwabenland, und ich hoffe, das ſoll noch geſchehen, hoff' es, le diable m'emporte — werdet Ihr mit einer abſonderlichen Speiſe Bekanntſchaft machen, die man bei uns zu Lande ein Durcheinander heißt; ſeht, ſo ein Durcheinander von Abenteuern haben wir inzwiſchen erlebt, war aber dieſes Durcheinander ganz und gar nicht ſo ſchmackhaft, wie unſer ſchwäbiſches, ganz gewiß.«

Und nun erzählte er in gedrängten Umriſſen, was Alles ſeit jenem Abend, wo Flora Taddei aus Florenz entführt worden, mit ſeinem Herrn ſich begeben, machte der guten Nina die Haut vor Entſetzen und Theilnahme ſchaudern und ſchloß ſeinen Bericht mit den Worten:

„So ſtehen jetzt die Sachen. Eure Signorina — Gott ſchütze und ſegne ſie! — befindet ſich in der Hand der Hurentochter des Pabſtes — die Peſt auf ſie! — das wiſſen wir, und ſeit wir den franzmänniſchen König aus den hölliſchen Kakabomben herausbugſirt, thut er erſchrecklich freundlich mit uns und hat hundert jours Dieu darauf geſchworen, uns an die Hand und der päbſtlichen Sippſchaft tüchtig auf den Leib zu gehen, damit ſie Flora herausgebe, aber, wie ich gleich ſagte, dürres Blatt und Franzmannswort nimmt ein jeder Wind mit fort, der König ſcheint mir König durch und durch zu ſein, denn er weiß recht gut, daß Verſpechen und Halten zweierlei, kurz: ſein Beiſtand hat uns keine Handbreit weiter gebracht und mein armer Herr verzehrt ſich in Mißmuth und Ungeduld. Doch jetzt iſt die Reihe zu erzählen, an Euch, Madonna; wäre es eigentlich zuerſt geweſen, cospetto, ſeht ich habe in dieſen Trubeln alle Höflichkeit verlernt, 's iſt ſchändlich, ganz gewiß, hoffe aber, Ihr werdet aus alter Freundſchaft mir dieſe Rüpelhaftigkeit verzeihen und Euren getreuen Diener hören laſſen, was Euch dieſe Zeit her arrivirte alleweil.“

Sie ließ es ihn hören, jedoch in einem weit mehr dramatiſchen und ſogar lyriſchen, als epiſchen Styl, deſſen rührende Eigenthümlichkeit wir indeſſen wiederzugeben verzweifeln. Nachdem ſie die Schrecken der Entführung, die Vorfälle in Fra Terribile's Lager geſchildert und berichtet hatte, wie ſie nebſt Flora, in eine Sänfte verſchloſſen, von der ſchönen, fremden Donna, deren Namen ſie indeſſen nicht kannte, aus den Bergſchluchten des Apennin hervor und gen Rom geführt worden, gab ſie ihrer weitſchweifigen Erzählung den abgekürzten Schluß:

„Man ſagte uns nicht einmal, daß wir in Rom ſeien, aber war ich ja ſchon zweimal in die heilige Stadt gewallfahrt, wußte alſo recht gut, daß wir nirgends anders uns befanden, als neben der Peterskirche in dem Palaſte des heiligen Vaters. Da, meinte ich, wären wir gut aufgehoben; auch war die Donna recht freundlich und gütig gegen uns. Schon des folgenden Tages aber ſagte unſere Beſchützerin, ſie wage es in dieſen ſchlimmen Zeiten nicht, mein liebes Kind ohne hinreichende Sicherheit gen Firenze zu entſenden und ziehe es vor, durch mich Flora's Beſchützern die Nachricht von ihrem Hierſein zugehen zu laſſen. Ich ſolle mich deßhalb aufmachen. Ich ließ mir das gefallen, weil es mir klug und gut ſchien, beſchwichtigte Flora's Einreden, welche mich nicht von ſich laſſen wollte, und erklärte, ich ſei reiſefertig. Die Donna ſagte mir, ein Maulthier ſtehe für mich bereit und einer ihrer Leute ſollte mich geleiten' So führte ſie mich von Flora weg und Abends ritt ich mit meinem Begleiter — ein finſterer, lümmelhafter Burſche war's, das muß ich ſagen — zur Porta del Popolo hinaus und wir reisten die halbe Nacht. Endlich murrte der Kerl, die Finſterniß erlaube keine Fortſetzung des Weges mehr, ich ſolle einen Augenblick ſtille halten, er wolle ſich nach einem Unterkommen für den Reſt der Nacht umſehen. Und ohne Antwort zu erwarten, ritt er weg. Ich harrte und harrte und ſchlief vor Froſt und Ermattung auf meinem Thiere ein. Der Kerl aber kehrte nicht wieder, und als es nun Tag zu werden begann und ich mich wieder ermunterte in der kalten Morgenluft, erblickte ich vor mir die Ringmauern einer großen Stadt. Mein Führer kam noch immer nicht zurück, und ſo fragte ich denn Bauersleute, die auf ihrem Büffelkarren Lebensmittel zur Stadt führten, wie denn dieſe heiße. Da lachten ſie wie närriſch und meinten, ich müſſe weit her ſein, daß ich die heilige Stadt nicht kenne; die Porta San Paolo liege ja gerade vor mir. Santa Madonna di Loreto! ſchrie ich auf und wäre vor Schreck faſt vom Maulthier gefallen. Denkt Euch die hölliſche Schuſterei, Signore Philip-i-ſo, hatte mich der Spitzbube ſtatt auf der Straße gen Viterbo hin beinahe rings um die heilige Stadt geführt und dann im Stiche gelaſſen. Was konnte ich Anderes thun, als mit den Bauern durch das Thor einpaſſiren und, da mein ermüdetes Thier nicht mehr vorwärts wollte, daſſelbe in Gottesnamen ſtehen laſſen und ſo ſchnell, als meine Beine mich trugen, auf den Vatikan zulaufen? Aber da kam ich ſchön an! Niemand wollte weder von der Donna noch von Flora noch von mir wiſſen. Der ganze Palazzo war in Verwirrung und Alles rannte bunt durcheinander, man hörte nur die erſchrockenen Worte: **„Gli Francesi! gli Francesi!“** Niemand wollte mir Rede ſtehen und endlich trieb mich das übermüthige Dienervolk unter Hohn und Schimpf aus dem Palazzo. Santa Veronika, welch' ein Jammer kam da über mich! Ich wußte nicht, wo aus noch ein, und rannte wie unſinnig durch die Straßen, bis ich in der Kirche eines Frauenkloſters, in die ich, weiß nicht wie, gerathen, wieder zu mir ſelber kam und im Flehen zur Madonna Troſt für meine Seele, in der Kloſterkirche aber Stärkung für meinen matten und hungernden Leib fand. Seither hab' ich unaufhörlich mich bemüht, zu Flora zu dringen, aber all' mein Bemühen war eitel und ſo hatte ich mich denn geſtern entſchloſſen, mich zu Fuß gen Firenze aufzumachen, als mir ein Abenteuer zuſtieß, welches wohl mit der Entführung Flora's im Zuſammenhang ſtehen dürfte und mich noch hier zurückhielt —“

„Und dieſes Abenteuer, Madonneta?“ unterbrach Phlips ſeine wiedergefundene Freundin.

„Ich denke, Euer ſchmucker Meſſir ſoll mir Recht geben, wenn ich meine, —“

„Nur her damit, carissima!“ drängte Phlips, die Redſelige abermals unterbrechend.

„Nun denn, als ich geſtern wieder um den Vatikan herſchlich — denn ganz nahe traut' ich mich nicht mehr hin — ſah ich einen alten Bekannten von Firenze aus der Palaſtpforte heraustrippeln, und da mußt ich auf der Stelle denken —“

„Wen ſaht Ihr, Madonnetta, wen?“

„Ei, wie ſeid Ihr unmanierlich, Signore Philip-i-ſo! Doch hört, es war niemand Anders, als der ſchielende Francesco Ceccone —“

„Der bucklige Scribifax?“ ſchrie Philips überlaut.

„Ja der, wißt Ihr, ich hab' Euch ja in Firenze davon erzählt, wie er gegen Flora's Eltern und gegen das arme Kind kabalirte, weil es den Sündenbuckel nicht mochte.“

„Foudre und chienfoudre!“ rief Philips, ſtehen bleibend und ſo heftig an ſeine Naſe faſſend, als wollte er das majeſtätiſche Glied entwurzeln. „Mir geht ein Licht auf, ganz gewiß!“

Und haſtig ſeinen Weg fortſetzend und Nina mit ſich ziehend, ſprudelte er: „Hang him, ſeht, der Schwerenothskerl war mit Euch und Flora zugleich aus Florenz verſchwunden und der hochwürdige Prior von San Marco witterte da gleich Schlimmes, ſag Euch, er meinte, der Hundeſohn könnte, wenn nicht die Entführung veranlaßt, ſo doch bei ſelber die Hände im Spiele gehabt haben. Ich will ihn! Aber Ihr ſaht ihn, wo? wie? wann?“

„Ich ſah ihn, wie ſchon geſagt, aus dem Vatikan ſchleichen, und da mußt ich mich gleich fragen: was hat der hier zu thun? Auch mir ging da ein Licht auf. Mußt doch ſehen, wo er hingeht, ſagt' ich zu mir und folgte dem Maeſtro Hinkebein behutſam von Ferne nach, bis ich ihn auf der Inſel im Tevere zwiſchen dem Ponte Siſto und dem Ponte Palatino in einem ſchlechtausſehenden Hauſe verſchwinden ſah.“

„Das habt Ihr gut gemacht, Herzensſchatz, habt es gut gemacht, ganz gewiß. Und Ihr behieltet das Haus im Gedächtniß, könnt es nöthigenfalls wieder finden?“

„O freilich, und es mag wohl ſeine Behauſung ſein, denn ich paßte, hinter eine Mauerecke verſteckt, lange auf ſein Wiederherauskommen, aber er kam nicht wieder heraus.“

Philips blieb abermals ſtehen und handthirte abermals nachdenklich an ſeiner Naſe herum. Dann machte er plötzlich Kehrt und führte die verwunderte Nina ebenſo raſch den gemachten Weg zurück, als er ſie hergeführt hatte.

„Aber was wollt Ihr denn, Signore?“ fragte ſie; „der Palazzo Colonna liegt ja dort hinaus und wir gehen wieder dem Tevere zu.“

„Ganz recht, carissima, zum Tiber wollen wir. Seht, da beugen wir links ein, gegen das Capitol zu, und von dort iſt's nicht mehr gar weit zur Tiberinſel.“

„Santa Roſalia, Ihr wollt den Notar aufſuchen?“

„Errathen, per Dio, das will ich. Wißt Ihr, mein lieber Herr iſt zwar ein tüchtiger Burſch ehrlichen Leuten gegenüber, muthig, beherzt, ausdauernd, ganz gewiß; aber bei alledem hat er die Kunſt, Leute mit abgetragenen, fadenſcheinigen Gewiſſen, deren es in der Welt übergenug gibt, zu tractiren, wie es ihnen zukommt, ganz und gar nicht los. Da muß denn der gute Phlips für ihn einſtehen, um zu zeigen, daß bei uns zu Lande auch Männer wachſen, die mit Spitzbuben umzuſpringen wiſſen, ganz gewiß.“

Und ſeiner Begleiterin ein Langes und Breites über dieſe ſchwierige Kunſt vorſchwatzend, führte er ſie am Capitol vorüber und rechts hinunter gegen den Tiber, vorüber am Theater des Marcellus, welches ſich im Mittelalter im Beſitze der Savelli und anderer römiſchen Patrizier zu einer Feudalveſte umgewandelt und das an den Platz ſtößt, dem der Fiſchmarkt eine übelriechende Berühmtheit verſchafft, bis ſie die kleine Brücke erreicht hatten, welche nach der, mitten im Fluß gelegenen, Iſola Licaonia hinüberführt, deren Inneres damals große Aehnlichkeit hatte mit der „Cour des Miracles“ des mittelalterlichen **Paris** und den „Alſat“ des mittelalterlichen Londons. **Gewöhnlich** bieten aber derartige Orte, wo Nachts brutale Luſt, Blöße des Laſters und Grauen des Mordes lärmt und brütet und lauert, bei Tage nur ein unheimlich ſtilles und ödes Anſehen; **Sünde und Verbrechen** ſuchen, in ihre dunkelſten Winkel verkrochen, in der Betäubung des Schlafes das Fieber des Elends und Frevels zu vergeſſen, damit ihnen das goldene Tageslicht nicht vorwurfsvoll in's Auge ſchaue. Während die ewige Stadt allum der tauſendſtimmige Lärm des Tages durchwaltete, herrſchte lautloſes Schweigen in den engen, ſchmutzigen Gäßchen und ruinenähnlichen Häuſern der Tiberinſel, nur da und dort ſchlich ein verdächtig ausſehendes Geſchöpf träge an den Mauern hin, ſo verſchwemmt und verſchlempt und zerlumpt, daß es ſogar ungewiß war, welchem Geſchlecht es angehöre. Eine derartige Geſtalt trat auch unſerm Paare, nachdem es die Brücke überſchritten und Nina ihrem Freunde eine der erſten der erbärmlichen Behauſungen als die des Notars bezeichnet hatte, aus der Thüre dieſes Hauſes entgegen, ſo daß erſt die gellende Diskantſtimme, mit welcher ſie Phlips unhöflich und uneinladend genug nach ſeinem Begehren fragte, ihn erkennen ließ, daß er ein Weib vor ſich habe.

„Ich will zu Maeſtro Ceccone,“ ſagte Phlips, „habe ein wichtiges Geſchäft mit ihm.“

„Ehi, Ihr ſeht mir eben nicht nach einem wichtigen Geſchäfte aus,“ meinte die Megäre, höhniſch unſern ehrlichen Freund beäugend.

„**Va al diavolo**!“ wetterte jetzt Phlips los und fuhr mit der Hand an den Dolchgriff; „geh auf der Stelle, alte Vettel und ſag' dem Maeſtro, ich hätte ihm eine Botſchaft aus dem Vatikan zu überbringen, geh oder, **satanassaccio**, ich zapfe dir das Hirn aus deinem räudigen Grind, ganz gewiß.“

Phlips mußte den rechten Ton getroffen haben oder das Wort Vatikan von großer Wirkung ſein, denn das Weib ging wie ein alter Kater knurrend in das Haus und kam wenige Augenblicke darauf mit der Antwort zurück, Maeſtro Ceccone wolle den Beſuch empfangen. In den Flur getreten, wisperte Phlips ſeiner Freundin zu:

„Ihr wartet hier auf mich, mein Schatz; das Geſchäft, welches ich vorhabe, thut ſich beſſer unter vier Augen ab. Da, ſtellt Euch unter die Hausthür und ſollte Euch irgendwer beleidigen wollen, ſo ruft nur nach mir und ich werde im Augenblick bei Euch ſein.“

Eine Thür öffnete ſich hinten im Dunkel des Hausganges und Phlips trat über die Schwelle derſelben. Nina vernahm die, ihrem Freunde von einer kreiſchenden Katarrhſtimme, welche ſie ganz wohl erkannte, entgegegerufenen Worte: „Ihr kommt von Madonna Lucretia? Waren die Papiere nach ihrem Geſchmack und Gefallen, wie? Und bringt Ihr die hundert Zechini?“ Die Antwort ihres Freundes konnte ſie nicht erlauſchen, denn die Thüre ſchloß ſich hinter ihm, nach Verlauf einiger Minuten aber glaubte ſie einen leiſen Wehlaut aus der Kammer dringen zu hören, dem aber augenblicklich wieder tiefe

Stille folgte. Dann klang es wie raſche Fragen und Antworten und bald darauf kam Philips wieder heraus, ergriff die harrende Nina raſch beim Arm und entfernte ſich eiligſt mit ihr.

Zur ſelben Stunde ging Heinrich Uhland in ſeinem Zimmer im Palazzo Colonna mit heftigen Schritten hin und her. Sein ungewiſſer Blick, die wechſelnde Farbe ſeines Geſichtes, die blutig gebiſſene Unterlippe ließen auf einen jener Stürme ſchließen, welche die Gefühle und Leidenſchaften der Jugend in der Menſchenſeele aufzuwühlen pflegen. Die Jugend verzweifelt da, wo das Alter nur noch bitter lächelt, und wo der Greis reſignirt ſagt: das konnte ich erwarten! meint der Jüngling: das iſt unerhört!

„Das iſt unerhört!“ waren in der That auch die einzigen Worte, welche Heinrich zuweilen wie zähneknirſchend murmelte. Dann fuhr er ſich mit der Hand über die Augen, wie um einen häßlichen Traum fortzuſcheuchen, und ſetzte ſeinen unſtäten, ſtürmiſchen Gang wieder fort.

In einer Fenſterniſche des Gemaches ſtand Michel

Angelo, der gekommen war, ſeinen Freund zu beſuchen. Der Künſtler betrachtete mit untergeſchlagenen Armen ſchweigend den ſchmerzlich bewegten Freund und wandte zuweilen ſeinen Blick von ihm ab und auf einen kleinen Marmortiſch hin, auf welchem neben einem offenen Pergamentblatt ein goldener Ring lag.

Auch Heinrichs Augen hefteten ſich jetzt auf dieſe Gegenſtände und zögernd trat er auf den Tiſch zu, nahm das Pergamentblatt auf und las langſam, mit lauter und eintöniger Stimme:

„Mir iſt zu Ohren gekommen, Meſſir Uhlando, daß Ihr Euch bemühtet, mich ausfindig zu machen. Sollte es ſo ſein, ſo bitt' ich Euch, Euren anderweitigen ſüßen Zeitvertreiben in Rom doch ja keinen Augenblick zu entziehen, um an ein Mädchen zu denken, welches über die kurze Täuſchung Betreffs des zwiſchen Euch und ihm beſtandenen Verhältniſſes — der Madonna ſei Dank! — hinaus iſt und ſich da, wo es jetzt ſich befindet, ganz wohl und an ſeinem Platze befindet. Euren Verlobungsring zurückſendend, wünſch ich, er möge dauerhafter ſein, als Eure Treue, damit ihr noch manche Braut damit beglücken könnt. Die kurze Ehre, ihn getragen zu haben, will ich damit vergelten, daß ich Euch eine Woche lang in mein Gebet einschließe.

Flora Taddei.«

Eine große Thräne fiel aus des Jünglings Auge auf das unselige Blatt, dann ließ er es auf den Tisch zurückfallen, fuhr mit der Hand unter das Wamms, wie um das tobende Herz beschwichtigend anzufassen, und sprach wieder sein trauriges: »Es ist unerhört!« vor sich hin.

Michel Angelo verließ die Fensternische, trat seinem Freunde näher, ergriff dessen Hand und sagte:

»Hier muß Irrthum und Mißverständiß im Spiele sein.«

»O nein,« entgegnete Heinrich düster, »es ist Flora's Handschrift, es ist mein Ring, den ich ihr in der schönsten Stunde meines Lebens, mich ihr verlobend, an den Finger gesteckt.«

»Wie erhieltest du den bösen Brief?«

»Ein Unbekannter gab ihn vor wenigen Stunden bei den Leuten des Hauses für mich ab.«

»Kann er nicht ein Machwerk der Borgia sein?«

Heinrich zuckte auf, ließ aber ſogleich den Kopf wieder ſinken und ſagte: „Ach nein, es iſt ihre Hand, es iſt der Verlobungsring.“

„Aber du haſt mir doch meine Landsmännin als ein ſeelengutes Kind voll Natur und Naivität geſchildert, und dieſer Brief iſt ſo bitterbös ſpöttiſch, ſo unnatürlich geſchraubt, daß er von einem Weſen, wie ich mir Flora deinen Worten zufolge vorſtellte, unmöglich herrühren kann.“

„Auch mein Herz ſagt ſo, und doch liegt der Gegenbeweis zu klar, zu handgreiflich vor Augen. O wüßte ſie, wie giftig ihr herber Hohn mein Herz getroffen! Und ich liebte ſie ſo ſehr, liebe ſie noch, werde ſie immer lieben!“

„Ja,“ meinte Buonarotti, deſſen antikes Naturel gegen die Romantik der Liebe ſich etwas verneinend verhielt, mit Achſelzucken, „ich ſehe da von Neuem, daß das Weib jederzeit ein Räthſel, welches zu löſen ſelbſt einem zweiten Oedipus nicht gelingen dürfte. Aber ich muß noch einmal darauf zurückkommen, daß mir ſcheint, dieſer Brief rieche ſtark nach Borgia'ſcher Liſt und Kabale.“

„Doch der Ring, der Ring! Keine Macht oder

Liſt der Erde hätte ihn Flora entreißen können, ſo ſie mich nicht aufgegeben. O Fluch über jene hölliſche Nacht! Sie muß davon erfahren haben und ihre Rache iſt gerecht — — das iſt das Schmerzlichſte!“

Er ſchlug die Hände vor's Geſicht und begann wieder ſein unſtätes Auf- und Abgehen.

Da klopfte es haſtig an die Thüre und mit hochrothem, freudigem Geſicht trat Phlips herein, die keuchende Nina am Arme.

„Herr Heinrich,“ rief er, „vivat das alte Schwabenland! und vivat der alte Phlips!“

„Nun, was ſoll's?“ fragte ſein Herr, durch dieſe ſonderbare Freudenbezeugung aus ſeiner Bekümmerniß aufgeſchreckt, unwirſch, „haſt du dich wieder einmal am hellen Tage betrunken, daß du wie ein Faſtnachtsnarr da hereinlümmelſt?“

„Wat Dukker is dat?“ ſtotterte Phlips, vor dieſem ungewohnten Empfang erſtaunt zurücktretend. Bevor er ſich aber wieder gefaßt, hatte Heinrich Nina erkannt und war höchlich überraſcht auf ſie zugeeilt, ſie mit tauſend Fragen und Aufrufungen beſtürmend, bei deren Erwiderung ihr die Volubilität ihrer Zunge ſehr zu Statten kam. Endlich konnte auch Philips ſein Wort anbringen.

„Ei, Herr,“ ſagte er, „fragt einmal die werthe Signora Nina, ob Euer getreuer Diener nicht eines beſſern Empfanges würdig ſei, nachdem er ſich in Eurem Dienſte die Leber trocken gelaufen?“

„Verzeih' mir, Alter,“ entgegnete Heinrich und bot ihm die Hand hin, „aber ſprich, was bringſt du? Nina's Hierſein und deine freudige Haſt, was bedeuten ſie?“

„Nina mag Euch nachher ihr Hierſein ſelber erklären, meine Haſt aber kommt daher, daß ich nicht ſchnell genug eilen zu können glaubte, um Euch mitzutheilen, daß es mir gelungen, den Aufenthaltsort Eurer Braut — Gott tröſte ſie! — aufzuſpüren, ganz gewiß.“

„Wie?“

„Wie's ich aus dem Kopfe des Hallunken — hol' ihn der Teufel, wenn er ihn nicht ſchon geholt! — herausgepreßt, davon ſpäterhin, für jetzt genüge Euch zu wiſſen, wohin die verfluchte Sippſchaft der Borgia Flora verſteckt hat.“

„Wo iſt ſie? wo iſt ſie?“

„Im Kloſter der grauen Büßerinnen hinter San Giovanni Laterano.“

„Im Kloſter der grauen Büßerinnen?“

„Ja. Geſtern wurde ſie dahin gebracht.“

„Mit Gewalt?“

„Nein, ſie habe es ſich gern gefallen laſſen,“ ſagte mein Berichterſtatter, „und ich glaube nicht, daß er mich zu belügen wagte.“

„Sich's gerne gefallen laſſen? O die teufliſchen Menſchen, ſie haben das arme Kind betrogen!“ rief Heinrich wüthend aus. Dann den Sturm ſeiner Gefühle mit einmal in die Schranken einer erzwungenen Kälte und Faſſung zurückdämmend, ſagte er:

„Ich will von ihren eigenen Lippen vernehmen, wie es iſt zwiſchen uns. Freunde, ich bitt' Euch, laßt mich mit Nina allein; ihr ſollt erfahren, was ich beſchließe.“

Michel Angelo und Phlips thaten ihm den Willen und verließen das Gemach, konnten ſich aber, draußen den Corridor hinwandelnd, nicht entbrechen, ihre Gloſſen über das unſtäte Gebahren Heinrichs auszutauſchen, und als der Künſtler zuletzt an Phlips die Frage richtete, was er denn zu der ganzen vertrackten Geſchichte¹ meine, entgegnete der Gefragte ärgerlich:

„Was ich meine, was ich meine? Ich weiß nicht mehr, was ich meinen ſoll, ganz gewiß. Aber ich ſag' Euch, Meſſir Michel — und mögt es krumm nehmen oder nicht — ich wollte, daß es über dieſes donnerſchießige Land drei Tage lang Salpeter und Pech und Schwefel regnete und dann hunderttauſend Millionen Blitze dreinſchlügen, ganz gewiß!“

XII.

O Frauenherz, o zarte Seele,
Wer mag ergründen dich?!
Lenau.

Der Vollmond ſtand groß und klar unter den flimmernden Sternen und goß ſein mildes, träumeriſches Licht über die Kirchen, Paläſte, Ruinen und Straßen Roms aus. Auch die ſchwärzliche Maſſe eines von einem Glockenthurm überragten Gebäudes, welches unfern von San Giovanni Laterano, da, wo ſich jetzt die grünen Weingärten von der Villa Giuſtiniani gegen die Porta Maggiore hinüberziehen, aufdunkelte, überſtrömte die Königin der Nacht mit dem ſilbernen Abglanz ihrer ſanften Majeſtät, wie um für flüchtige Stunden den finſtern Ausdruck menſchenfeindlicher Asceſe wegzuwiſchen, welcher dieſen Mauern aufgeprägt war, die das Nonnenhaus der grauen Büßerinnen einſchloſſen, das in nicht ſehr ferner Zukunft, im Jahre 1527, wo unter des ſiebenten Clemens Pontificat Kaiſer Carls des Fünften Feldhauptleute, der Connetable von Bourbon und Georg Frundsberg, Rom erſtürmten, unter den plündernden und zerſtörenden Händen ſiegstrunkener Lanzknechte in Schutt und Trümmer gehen ſollte.

Die frommen Töne der mitternächtlichen Hora waren in der Kloſterkirche verhallt, der Schlummer ging von Gang zu Gang, von Zelle zu Zelle. Nur in einer einzigen war er noch nicht eingekehrt, durch deren ſchmales, gegen den Garten hinausſehendes Fenſter der Mondſtral leiſe hereinlangte, um ſeine Helle in dem kleinen Gemach auszugießen, wo ein junges Mädchen, mit dem grauen Ordenshabit angethan, noch in Schmerzen wachte.

Wie war ſie blaß geworden, die blühende Flora! Ihr langes, aufgelöstes, von der einweihenden Scheere noch nicht berührtes Haar überhing wie Trauerweidenzweige ihr thränendes Geſicht, die großen Augen hafteten an der gewölbten Decke, als wollten ſie durch die finſtere Wölbung hindurch den Jammer ihrer Seele hinaufweinen in den Himmel, das Haupt war in den Nacken zurückgeſunken, die Hände hielt ſie krampfhaft auf die von Schluchzen gehobene Bruſt gedrückt und die bleichen Lippen öffneten und ſchloſſen ſich bebend.

So kniete ſie, um im Gebet einen Troſt zu ſuchen, welchen es ihr nicht gewährte. Sie rang mit allen Kräften, ihre Seele aus dem Wirbel der Erinnerungen, welche ſie beſtürmten, empor zu retten zu Gott. Vergebens. Immer und immer wieder kehrten dieſe Erinnerungen wieder — und führten in quälender Widerholung ihre letzten Erlebniſſe an ihrem Geiſte vorüber.

Sie war wieder in ihrer ſchönen Vaterſtadt, in dem ſtillen Häuschen an der Piazza von San Marco, wand Kränze und band Sträuße und ihr zur Seite ſaß — Heinrich und ſprach Worte der Liebe und des Vertrauens zu ihr. Dann kam die ſchreckliche Szene ihrer Entführung, die Abenteuer im Gebirge, die Qual und Unruhe während des Aufenthalts bei der ſchönen Donna, deren Freundlichkeit ſie von Anfang an nicht recht trauen mochte, deren Benehmen aber ſo gleichmäßig mütterlich blieb, daß ſie es zuletzt für wahr halten mußte. Und dann der entſetzliche Schlag, als die Beſchützerin, welche ihr, wenn auch vergeblich, zuerſt einen leiſen Zweifel an dem Geliebten beizubringen verſucht hatte, eines Tages mit mitleidsvoller Zärtlichkeit die Nachricht gab, Heinrich befinde ſich in Rom, aber dem Aufjauchzen ihres Schützlings ein furchtbares Ziel ſetzte, indem ſie ein Papier zum Vorſchein brachte, welches ſie in dem Putzzimmer einer Freundin gefunden zu haben behauptete. Ach, Flora wußte noch immer nicht, daß ſie ſich in den Händen der Tochter des Pabſtes befinde, wußte nicht, daß dieſes Papier nur eine andere Art von Gift der Borgia enthielt, einen in italiſcher Sprache abgefaßten, von Zärtlichkeit und Leidenſchaft überfließenden Brief Heinrich Uhlands nämlich, geſchrieben von ſeiner Hand und unterzeichnet mit ſeinem Namen, worin er einer römiſchen Dame für die berauſchenden Wonnen einer wilden Liebesnacht dankte und die „adorata Clarice“ anflehte, ihm baldigſt wieder „den Himmel ihrer Umarmung“ zu öffnen. Was dem herzzerreißenden Eindruck dieſer Entdeckung unmittelbar folgte, was ſie da fühlte, dachte, that und ſagte, davon wußte ſie Nichts mehr, ſie wußte nur, daß ihre Beſchützerin ihr davon geſprochen, in einem Kloſter Schutz vor der Welt und ihrer Falſchheit zu ſuchen, um in Gott den treuloſen Fremdling zu vergeſſen, daß ſie halb bewußtlos dieſen Vorſchlag mit Begierde ergriffen, daß ſie am vorigen Tage als Novize in das Kloſter der grauen Schweſtern gebracht worden, daß, als die Kloſterpforte hinter ihr ſich ſchloß, alle Bitterkeit des Menſchenlebens in ihrer Seele zu einem Gefühl zuſammenrann, dem ähnlich, welches vordem der unſterbliche Sänger der Hölle und des Himmels in die furchtbaren Worte preßte: Laß alle Hoffnung fahren!

Dieſe Worte faſſen, wie keine andern, jenen entſetzlichen Gemüthszuſtand in ſich, wo der Menſch in der die völlige Vernichtung ſeines Glaubens und Hoffens meiſt immer begleitenden Verzweiflung oder Apathie ſelbſt das Gefühl des Daſeins verliert. Verzweiflung und Apathie verhalten ſich aber zu einander wie männlich und weiblich, wie handelnd und leidend. Die Verzweiflung lockt in raſender Vertilgungswuth zum Selbſtmord, die Apathie leitet die geängſtigte Seele in die ſchreckliche Vergeſſenheit des

Wahnſinns hinüber. Jener, wie dieſer, hängt oft nur an dem dünnen Faden einer Gedankenverbindung, eines unwillkürlichen Einfalls, des geringfügigſten und zufälligſten Umſtandes ſogar; reißt dieſer Faden, dann Lebewohl dem Leben oder der Vernunft!

Viele Stunden lang hatte Flora in apathiſcher Unbeweglichkeit zugebracht. Die Aebtiſſin des Kloſters, welcher man das arme Kind als eine junge Verlorene geſchildert, nahm dieſe gefährliche Unbeweglichkeit für ſündhafte Verſtocktheit und verordnete der Novize Einſamkeit und Faſten, nicht ahnend, daß ſie dieſelbe vielleicht nur als Wahnſinnige wiederſehen würde. So hatte ſie das Mädchen in eine Zelle bringen laſſen und befohlen, dasſelbe allein zu laſſen, nachdem man es in die Novizentracht des Ordens gekleidet. Da, unter den Händen der dienenden Schweſtern, war Flora wieder zu klarem Bewußtſein gekommen, denn ob auch ihr in ſeine Qual verſenkter Geiſt Nichts davon wußte, ihr jungfräulicher Leib empörte ſich gegen das Betaſten ihrer Glieder durch fremde Hände. Das weiblichſte Beſitzthum, die Scham, rettete, zufällig geweckt, Flora's

Vernunft, verſcheuchte die Phantome beginnenden Irrſinns vor ihren Augen, gab ſie der Wirklichkeit wieder, aber auch dem Schmerz, ließ ihre Lage ſie erkennen, aber auch ihr Elend.

Mit dem Schrei:

„O, wie liebt' ich ihn!“ fuhr ſie empor, und zum Beweiſe, wie der Geliebte noch ſo ganz in ihr lebte, war ihr erſter Gedanke in die Sprache ſeines Landes gekleidet. Aber, als bereue ſie dieſen unwillkürlichen Ausdruck eines unbezwinglichen Gefühls, erröthete ſie von Neuem, wies die Kloſterſchweſtern von ſich, warf haſtig das ihr hingelegte Nonnenkleid um und bat, allein ſein zu dürfen, welchen Wunſch man ſofort erfüllte, nachdem man ſie noch angewieſen, ſo ſie Etwas bedürfe, die Glocke neben der Zellenthüre zu ziehen.

Als ſie allein war, trat die himmliſche Sänftigerin der brennenden Erdenſchmerzen, die Thräne, in ihr Auge. Wohl ihr, ſie konnte weinen. Und an ihrem Lager auf die Kniee niedergeworfen, das Haupt auf die Hände niedergebeugt, ſuchte ihre Seele unter Thränenſtrömen ihren Gott. Aber Liebenden iſt Gott der Geliebte, und ſo ſchoſſen Flora's Gefühle und Vorſtellungen immer und immer wieder an den einen Magnet, Heinrich, an; ſie dachte ſeines erſten Blickes, ſeines erſten Wortes, ſeines erſten Kuſſes, ſeiner Huld, ſeiner Güte, ſeines Verrathes. Da, bei dieſem Gedanken bemächtigte ſich ihres Herzens ein ſo gramvoller Zorn, wie er an jenem Tag, wo Himmel und Hölle ſich ſchied, die getreuen Engel über den Fall ihrer Genoſſen erfüllt haben mochte. Es lag in dieſem Zürnen kein Begehren nach Rache — ein Weib, welches auch nur der Idee der Rache ſich hingibt, hat bereits aufgehört, Weib zu ſein — es lag darin auch kein ſelbſtſüchtiges Bedauern des Verluſtes, denn die wahrhaft Liebende iſt ſtets bereit, das Geliebtwerden dem Glück des Geliebten zum Opfer zu bringen; nein, Flora's Zorn wurzelte in einem weit edleren und auch weit ſchmerzlicheren Gefühle: ſie ſchämte ſich für den treuloſen Mann, der ſeiner Liebe, das heißt, wie er ſie ſelbſt gelehrt, alles Hohen und Heiligen vergeſſen konnte, um —

„O heilige Jungfrau, wie konnte er ſo ſchlecht handeln?“

Mit dieſer bittern Frage unterbrach ſie dann ihren Gedankengang und erröthete über und über, denn ſie ſchämte ſich für den Geliebten. O, das iſt das ſchneidendſte Weh, den Stern, den man anbetet, in den Koth der Gaſſe fallen zu ſehen! Dieſes Weh gebiert den Zorn, welcher Flora marterte, aber auch aufrecht erhielt, einen Zorn, der das Mitleid keineswegs ausſchließt, allein mit jedem Nerv empfindet, daß eine unüberſteigliche Schranke uns von dem ſeines Nimbus entkleideten Ideale trennt. —

Flora erhob ſich von den Knieen und ſagte leiſe: „Ich kann nicht beten; meine Seele iſt voll Bitterkeit und Unraſt. O, warum mußte ich ihn ſehen und lieben? Und er, wie ſchien er fromm und gut! War mir nicht oft, als ſchaute mich aus ſeinen blauen Augen die ſelige Mutter ſegnend an? Liebte ich in ihm nicht Vater und Bruder und Freund? O, meine Beſchützerin hatte Recht, er mußte es mir angethan haben mit böſem Zauber — Mutter der Gnaden, ſteh' mir bei und — verzeih' ihm!“

Die letzten Worte machten ſie vor ſich ſelbſt erſchrecken. Unwillkürlich, wie ſelbe geſprochen worden, offenbarten ſie ihr, daß ſie von ihrer Liebe nicht als von einer Vergangenheit ſprechen könne, ſondern daß dieſe Liebe noch die lebendigſte Gegenwart ſei.

An's Fenſter tretend, ſchaute ſie zu dem liebſeligen Nachtgeſtirn auf, deſſen milder Stral Verſöhnung und Beruhigung in ihr Herz ſtrömte. Auch ſie empfand in dieſer Stunde jene wunderſame Magie des Mondlichtes, das wie eine ſchwichtigende Elegie über die Erde und ihre Wirrniſſe hinleuchtet und auf die Menſchenſeele jenen Zauber übt, von welchem die Mährchen des Nordens und Südens ſo Vieles zu künden wiſſen.

„O, gewiß,“ flüſterte ſie träumeriſch, „ich durfte ihn lieben! Sah ich nicht im Traume meine Mutter, wie ſie ihn an der Hand hielt und mir ihn zuführte und uns ſegnete? Und hielt ihn nicht der edle Mann Gottes, Savonarola, hoch und werth? Die Schlechtigkeit der Welt hat ihn mir entriſſen, ein ſchwacher Augenblick hat ihn bewältigt; ich darf ihn nicht fürder lieben, aber ich will ihm verzeihen und für ſein Heil zur Madonna flehen. Friede und Glück ſei mit ihm!“

Wie ſie dieſe Segensworte leiſe ausſprach, war ihr, als höre ſie unter ſich Geräuſch. Sie beugte ſich aus dem Fenſter und vernahm nun deutlich drunten im Kloſtergarten vorſichtige Tritte und verhaltene Stimmen. Eine plötzliche Angſt überkam ihr Herz, und als ſie jetzt aus dem Gebüſche drunten vier ſchwarzvermummte Geſtalten in die mondliche Helle und an die Kloſtermauer heran ſchleichen ſah, trat die Erinnerung an ihre Entführung aus Florenz mit einmal ſchreckhaft vor ihre Seele. Unter dem Einfluß dieſes blinden Schreckens vom Fenſter hinweg an die Glockenſchnur eilen und ſelbe mit aller Macht ziehen, war ſchneller gethan, als geſagt, und erſt als der grelle Klang der Glocke durch die tiefe Stille des Hauſes lärmte, konnte durch ihre Furcht hindurch der Gedanke ſich Bahn brechen, es drohe ihr keineswegs Gefahr. Noch mehr. So raſch wechſelten ihre Gefühle, daß, während ihre Hand noch die Glockenſchnur hielt, die Ahnung, der reuige Geliebte komme, um ſie zu befreien, ihr Inneres wie ein leuchtender Wonneblitz durchzuckte, dieſer unbeſchreibliche Freudeſchauer aber ſchon im nächſten Augenblick von einer unglückſeligen Regung zürnender Eiferſucht ſo ſehr verdrängt war, daß, als nun in der That Heinrichs Kopf unter dem Fenſterbogen erſchien und ſeine fragenden, flehenden Worte: „Flora, geliebtes Kind, biſt du hier? O gib mir Antwort!“ ihr Ohr trafen, ſie mit übermenſchlicher Anſtrengung ihre Lippen zuſammenpreßte, um den aus ihrer Bruſt heraufdringenden Jubelruf zu erſticken, und mit krampfhafter Heftigkeit abermals an der Glockenſchnur riß.

Aber dieſer furchtbare Wechſel ſtürmiſcher Gefühle war zu übermächtig.

Als Heinrich in die Zelle ſprang, fand er die Geliebte ohnmächtig auf dem kalten Boden ausgeſtreckt.

Mit einem Schrei des Schreckens warf er ſich an ihrer Seite nieder und faßte den ſtarren, ſchönen Leib in ſeine Arme. Er achtete nicht darauf, daß Michel Angelo und Phlips ihm durch das Fenſter folgten, er hörte es nicht, daß es draußen auf den Gängen laut wurde, er bemerkte es nicht, daß die Zellenthüre aufgeſtoßen wurde und das Gemach mit Lichtern und mit erſchrockenen, fragenden, zornigen Nonnen ſich füllte — er ſah nur die wie todt in ſeinen Armen liegende Geliebte und konnte nicht ablaſſen, ihr blaſſes Geſicht mit heißen Küſſen zu bedecken.

Der Auftritt, deſſen handelnde Perſonen ſich ſo überraſchend ſchnell zuſammengefunden, war ſo befremdlich und wirr, daß einige Sekunden vergingen, bevor ſich Faſſung und Beſinnung in der verworrenen Gruppe geltend machen konnte. Der ehrliche Phlips hatte zwar mit Nina's Beihülfe in Ausforſchung der Localität des Kloſters und der Lage von Flora's Zelle ſeine gewöhnliche Anſtelligkeit und Schlauheit bewieſen, jetzt aber wußte er nicht, was er ſagen oder machen ſollte, und ſelbſt Michel Angelo war für den Augenblick in ſeiner männlich ſichern Haltung geſtört. Vielleicht hätte der ſtillbeſonnene orientaliſche Freund, der mit einigen ſeiner Leute im Garten unten Wache hielt, die Löſung dieſer Verwicklung am ſchnellſten gefunden. So aber faßte ſich die greiſe Oberin des Kloſters, Schweſter Euphemia, eine ſtrenge, fanatiſche Devote, zuerſt wieder Hätte ſie auch nicht ihre Bigotterie gegen jeden Schrecken, den das gewaltſame Eindringen von Männern in das Nonnenhaus erregen konnte und mußte, geſtählt, ihre verſauerte Jungferſchaft mußte ſich zu Grimm und Groll geſtachelt fühlen durch den Anblick eines Mannes, welcher ein weibliches Weſen, das ſie ſchon als ihrer herben Zucht gänzlich anheimgefallen betrachtete, liebkoſend in ſeinen Armen hielt.

Mit ſtolzer Geberde trat ſie aus den Reihen der ungewiß umhergehenden und ſtehenden Nonnenſchaft hervor, gebot den Schweſtern Stille und wandte ſich mit jener fiſtulirenden Reibeiſenſtimme, welche Weibern, denen ihre natürliche Beſtimmung verkümmert wurde, oftmals zu eigen, an Heinrich, die Worte ſcharf betonend:

„Wer immer Ihr ſeid, ſteht mir Rede für die Verruchtheit, tempelſchänderiſch und kirchenräuberiſch in dieſes Gotteshaus gedrungen zu ſein.“

Sie hatte etwas Achtunggebietendes in ihrem Weſen und ihrer Haltung, die greiſe Nonne, wie ſie ſo vor dem Paare daſtand, unter dem ſtreng um Kopf und Bruſt gefalteten Weihel hervor aus den kleinen grauen Augen Blicke frommen Abſcheus und bigotten Zornes auf den kecken Entweiher der ihrer Oberhut anvertrauten geweihten Stätte ſchleudernd, mit der Linken an den von ihrem Gürtel herabhängenden Roſenkranz faſſend, die Rechte wie beſchwörend gegen den Uebelthäter ausgeſtreckt. Allein

Heinrich beachtete ſie nicht, ſondern ſuchte nur mit tauſend zärtlichen Bemühungen die wiedergefundene Geliebte in's Leben zurückzurufen. Michel Angelo begriff indeſſen das Mißliche der Sache ganz wohl und beeilte ſich, der Aebtiſſin beſänftigend zu antworten:

„Wir thaten Unrecht, Hochwürdigſte, ohne Euer Vorwiſſen hier einzudringen, allein —“

„Ein junger Mann, dem man ſeine Braut geſtohlen,“ führte der ſeiner Faſſung wieder Herr gewordene Philips die Rede fort, „hat eben keine Zeit, allen Schnickſchnack der Höflichkeit und Ordnung zu beobachten, ſo es ſich darum handelt, die Machinationen ſeiner Feinde — die Peſtilenz auf ſie! —“

Dieſer Fluch machte die Aebtiſſin vor Schrecken einen Schritt zurückbeben, aber ſchnell gefaßt ließ ſie den unglücklichen Sprecher nicht vollenden, ſondern ſchnitt ihm ſeine Vertheidigungsrede mit den zornigen Worten entzwei:

„Stille, ſündhafter Mann, du und deine Genoſſen ſollen erfahren, was in der Stadt der heiligen Apoſtel die zu befahren haben, welche ſo frevelhaft eine Stätte jungfräulicher Gottesverehrung entweihen.“

Dann trat ſie Heinrich näher, berührte heftig ſeine Schulter und ſprach:

„Junger Mann, im Namen Chriſti und ſeiner gebenedeiten Mutter, gebiet' ich dir, auf der Stelle abzulaſſen von dieſer Braut des Himmels —“

„Braut des Himmels?“ rief Heinrich wild aus; „nie und nimmer!“

Und raſch die Hand der Aebtiſſin von ſeiner Schulter ſchüttelnd, erhob er ſich auf ſeine Füße, preßte mit ſeinem linken Arm die noch immer bewußtloſe Geliebte an ſich und fuhr mit der Rechten an den Degen.

„Meine Braut iſt ſie!“ ſprach er feſt und entſchloſſen; „des Himmels Anſprüche auf ſie ſind falſch und erſchlichen, ich anerkenne ſie nicht!“

Dieſe Worte entriſſen den Nonnen einen Ruf frommen Entſetzens, während Michel Angelo leiſe und haſtig zu Phlips ſagte: „Wir ſind alle verloren, wenn wir deinen Herrn, nicht von hier wegbringen.“

„Kirchenraub und Läſterung!“ kreiſchte die Aebtiſſin; „eilt und laßt die Nothglocke ziehen, Schweſter Clarice!“

Unglückſeliger Name! Er drang, ein ſchneidender Dolch der Eiferſucht, durch die Umflorung der Sinne Flora's mitten in das Herz des armen Kindes. Clarice hatte ja Heinrich in jenem unſeligen Briefe die buhleriſche Dame genannt, in deren Armen er ſeine Treue verrathen und verſchwelgt. Der Name mußte Flora zum Bewußtſein des Lebens erwecken, aber auch zum Bewußtſein ihres Jammers, ihres Verluſtes, ihres gerechten Zornes.

Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf und bevor es Heinrich verhindern konnte, ſchnellte ſie ſich mit einer gewaltſamen Bewegung von ſeiner Bruſt hinweg und aus ſeinem Arme los.

Sie hörte nicht ſeinen aus Jubel, Schmerz und Bitte gemiſchten Ausruf, ſie ſprang, wie vom tiefſten Grauſen erfaßt, von ihm hinweg, ihren ſanften Augen entfunkelte ein unheimliches Feuer, ihre zarten Hände ſpreizten ſich, wie ſchreckenvoll abwehrend, gegen ihn und ihrem bebenden Munde entfuhren die Worte:

„Hinweg, hinweg, treuloſer Verräther! ich verabſcheue dich!“

Dann warf ſie ſich vor der Aebtiſſin auf die

Kniee, barg ihr Haupt in das Gewand derſelben und ſchluchzte mit gebrochener Stimme:

„Madonna, ſchirme mich vor dem Verführer!“

Heinrich ſtand wie angewurzelt. Er wollte ſprechen und vermochte es nicht. Aber hätte Flora's guter Engel ſie den Blick des Geliebten ſehen laſſen, wahrlich, ſie hätte ſich ihm zu Füßen geworfen und Verzeihung erflehend ſeine Kniee umſchlungen. In dieſem Blick lag die überzeugende Magie der Liebe.

Er ging verloren und mit ihm das Glück zweier jungen, lieberfüllten Herzen.

Phlips trat ſeinen regungsloſen Herrn mit den raſchgeflüſterten Worten an: „Sollen wir Gewalt gebrauchen? Wir entreißen —“

Seine Rede wurde von dem Ton einer Glocke übergellt, welche auf dem Thurm zu geben anfing und das nächtliche Schweigen unheimlich unterbrach. Die Nonnen hatten einen Kreis um ihre Oberin und die Novize geſchloſſen und die ganze Gruppe bewegte ſich gegen die Thüre zu. Heinrich machte eine Bewegung, als wollte er der Geliebten folgen; doch ſchon im nächſten Augenblick ſanken ihm die Arme erſchlafft an der Hüfte nieder. Das verabſcheuende

Wort Flora's ſchien wie ein lähmender Zauber auf ſeinem Geiſt und ſeinem Körper zu liegen. Nicht der bedrohliche Klang der Nothglocke, ſelbſt nicht das Geräuſch der hinter den Nonnen zufallenden Zellenthüre vermochten ſeine Erſtarrung zu löſen. Sein Blick haftete ſtier an der Stelle, wo Flora geſtanden, als ſie ihm die Worte zugerufen, die wie Fluch gelautet.

Mit Gewalt mußten ihn die Freunde hinwegreißen.

XIII.

Vieles iſt vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet.
Lenau.

Sein Glück iſt hin, damit iſt's aus;
Doch eh' des Schmerzes wilder Braus
Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jetzt die Völker treibt auf Erden.
Derſelbe.

Heinrich Uhland an Girolamo Savonarola.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —[*]

Als ich nun dazumal in Rom recht wie ein Siechling und Selbſtſüchtling ob der Zerſchellung meiner liebſten Hoffnung an Allem, was groß und brav und heilig, verzweifeln wollte, da fielen die Worte

---

[*] Der Eingang dieſes Briefes wurde, weil ſchon Bekanntes meldend, weggelaſſen.

Eures Briefes, den mir mein von Euch an König Carl entſandter Freund Jakopo Nerli überbrachte, recht als ein tröſtlicher Himmelsthau auf mein wundes Herz. Indem Ihr, hochwürdiger Vater, meine Blicke von meinem eigenen Jammer hinweg und auf die Zuſtände der allwärts nach Erlöſung ſchmachtenden Menſchheit hinlenktet, habt Ihr, wenn nicht meinen Schmerz getilgt, ſo doch meinen Geiſt über den verderblichen Einfluß desſelben ſiegen gemacht. Daß ich, wenn auch Anfangs nur auf Augenblicke, meinen Sinn und meine Gedanken von dem armen, gewißlich betrogenen Kinde, von meiner Pein ob ſeinem troſtloſen Geſchick und meinem Verluſt ab und auf das große Werk, deſſen Träger und Streiter Ihr ſeid, hinrichten lernte, war ſchon ein großer Troſt, welchen nur Euer eindringlich begeiſternd Wort zu ſchaffen vermochte, denn ich war ſo ganz zerſchlagen und zerbrochen, daß nicht eigene Kraft noch der Zuſpruch der Freunde mich aufzurichten vermochte. Sonderlich ſchuf mir die Rückerinnerung an Stunden voll des reinſten Glückes, die ich an Flora's Seite erlebt, ſtechende Qual, das weiſe Wort Eures großen Florentiners beſtätigend:

Größern Schmerz nicht gibt es,
Als ſich erinnern an glückſel'ge Tage
Im Mißgeſchick.

Ihr, hochwürdiger Vater, habt mich der feigen Hingabe an dieſe ſchmerzlichen Erinnerungen entriſſen, ſchon durch den väterlichen Ton Eures Schreibens, denn dieſer Ton rief mir meine Sohnespflichten in die Seele zurück, welcher ich ſo ganz vergeſſen, und ließ mich daran denken, was ich der Hoffnung derer ſchuldig, die im fernen Vaterlande meiner in Liebe harren. Aber noch nachdrücklicher habt Ihr über meinen ſelbſtſüchtigen Gram mich hinweggehoben, indem ihr der heiligen Flamme, welche Ihr vordem in mir entzündet, neue Nahrung botet. Eure Worte: „Wer voranſchreiten will auf dem Wege der Tugend, der ſchaue ſich nicht um nach den Lockungen, welche ihn bei Seite ziehen möchten in die Lauben ſchnell verrauſchenden Erdenglückes. Wer mitbauen will an dem Bau der Zukunft, der muß vor Allem verzichten lernen auf die Errichtung und Ausſchmückung der Hütte ſelbſtgenüglichen Glückes. Und wer auch nur einen Funken jenes menſchheitlichen Bewußtſeins, welches die Bruſt unſeres göttlichen Heilands und Erlöſers ſchwellte, in ſich leben fühlt, der wird im mühvollen Dienſt der Menſchheit die Kraft finden, auf eigenes Glück zu verzichten und jenes zu fördern, welches als das unſerer Brüder doch nur wieder unſer eigenſtes iſt, denn wir ſind Eins in Jeſu Chriſto, der da gebracht und mit ſeinem Martyrblut beſiegelt hat das Evangelium der Freiheit und Gleichheit und Bruderliebe. Ihm nachzueifern, ſeine Wege zu wandeln, ſeiner Lehre Verwirklichung anzuſtreben, ſeinen durch Zeit und menſchliche Verkehrtheit und Bosheit getrübten und verfälſchten Glauben wieder in ſeiner ganzen urſprünglichen Schönheit, Macht und Kraft der Menſchheit als die ewig beſeligende Leuchte vorzuhalten, das iſt ein Glück, welches kein Sturm verwehen, das iſt ein Ruhm, den weder Liſt noch Gewalt vernichten, das iſt ein Troſt, der über alles Leiden triumphirt. Wohl kann auch der ſtärkſte Wille nicht umhin, da und dort einen Blick des Bedauerns auf das beſchränkte, friedliche Glück zu werfen, welches abſeits von dem Pfade der Wegbahner des Reiches Gottes blüht, aber die ahnungsvolle Vorfreude über das einſtige Glück Aller lehrt uns erhabene Reſignation Betreffs perſönlicher Anſprüche: wohl mag unſere gebrechliche Natur vor den Schreckniſſen unſerer Straße, als da ſind Verkennung und Verfolgung, Kerker und Scheiterhaufen, dann und wann zurückbeben, doch die über jene Schreckniſſe herüberwinkende Palme des Martyrthums fächelt uns neuen Muth und neue Energie in das zagende Herz. Und, o, der Beſeligung, wenn man das Wort Gottes wachſen ſieht in den Gemüthern und das große Werk gedeihen unter den Menſchen! Wohl mir, das Wort wächst und das Werk gedeiht hier in Florenz. Der göttliche Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit iſt eingezogen in unſere Mauern und thut Wunder unter uns. Komme zurück, mein Sohn, ſo du leideſt, und vergiß deines Grames ob dem Anblick einer Gemeinde, die an ihrem wahren Heil arbeitet, und ſteh' mir bei in dem glorreichen Streite für das Recht Gottes gegen ſeine Widerſacher" — — dieſe Worte, hochwürdiger Vater, hat meine nach Troſt lechzende Seele in ſich geſogen und ſie ſind ihr zu einem himmliſchen Manna worden.

Ueber die finſtern Wolkenmaſſen meines Kummers ging ſiegreich die Sonne vernünftiger Einſicht auf.

welche ja über Allem und mächtiger, denn Alles. Ich faßte mich. Nicht als hätte ich meiner Liebe zu dem unglücklichen Mädchen entſagt — wenn ich auch wollte, ſo könnt' ich's nicht, und könnt' ich's, ſo wollt' ich nicht — nein, nein: dieſe Leidenſchaft iſt ein echter Gottesblitz, wie könnte ſie erlöſchen? Meine unmännliche Verzweiflung habe ich wohl zu Boden gerungen, nicht aber meine männliche Liebe.

Aber laßt mich, hochwürdiger Vater, meine oben abgebrochene Erzählung zu Ende führen.

Mein Einbruch in das Nonnenhaus der grauen Büßerinnen war ſchnell ruchbar geworden und am päbſtlichen Hofe erhob ſich, zweifelsohne auf Antrieb der ſchändlichen Sündentochter des Pabſtes, Zeter- und Wehgeſchrei über den Frevler. Dumpf und ſtumpf wie ich war, ſetzte ich dieſem Dräuen nur eine thatloſe Gleichgültigkeit entgegen und ohne des edelmüthigen Dſchems Verwendung bei König Carl, der nach ſeiner Art unſere Dienſtleiſtung in den Katakomben ſchnell vergeſſen zu haben ſchien, wäre ich ſowol als mein treuer Diener — Michel Angelo's Anweſenheit bei dem Abenteuer war unbeachtet geblieben — den geiſtlichen Gerichten d. h. der

Racheluſt der Borgia'ſchen Sippſchaft ausgeliefert worden. Dſchem aber ſprach ſo nachdrücklich zu dem Herz des Königs, daß dieſer mir perſönlich und vor ſeinem ganzen Hofſtaat ſeinen königlichen Schutz zuſicherte, worauf die Reclamationen des Vatikans verſtummten. Nun kam Euer Brief an, mein Vater, und meine erſte Regung war, Eurer Aufforderung Folge zu leiſten und nach Florenz umzukehren. Dſchem und Jakopo Nerli redeten mir dieß aus. Beide ſollten — jener als Gefangener, dieſer als florentiniſcher Agent — den Heereszug Carls nach Neapel begleiten, und da mir die Ausſicht auf Lagergetümmel und Feldſchlacht nur eine lockende ſein konnte, ſo entſchloß ich mich, mit ihnen zu reiten. Michel Angelo, der gewiß in nicht gar ferner Zukunft eine der Zierden Italia's ſein wird und deſſen Hochſchätzung und Bewunderung Euch gehört, mein Vater, billigte dieſen Entſchluß, ſagend: „Große Dinge geſchehen nie ohne heftige Kämpfe; ſolche ſehe ich auch in Firenze voraus, und ſo du dem Propheten treulich zur Seite ſtehen willſt, thuſt du wohl dich vorher zur Uebung deiner Kräfte wacker im Feld zu tummeln, wozu dir der Zug der Franzoſen nach Neapel um ſo beſſere

Gelegenheit bietet, da du hiebei wohl manches deinem väterlichen Freund und ſeinem Unternehmen Wichtige ſehen und hören kannſt.“ Einen geheimen Beweggrund, mit König Carl zu ziehen, gab mir aber außerdem noch der Umſtand an die Hand, daß Ceſare Borgia, als Geißel des königlichen Friedenstraktats mit dem Pabſte, gleichfalls nach Neapel gehen ſollte, denn, laßt es mich geſtehen, hochwürdiger Vater, ich dürſtete nach Rache und meinte, ſo wenigſtens an einem Mitglied der verruchten Sippſchaft ſolche üben zu können. Aber meine Abſicht ging fehl, da wenige Tage nach dem Ausmarſch von Rom und bevor ich ihm irgendwie beikommen konnte, der meineidige Cardinal als Troßknecht verkleidet dem König entfloh.

Bevor ich Rom verließ, hatte ich in jeder Weiſe mich bemüht, noch von Flora's Lage Kenntniß zu erhalten, denn ob ihre verabſcheuende Zurückweiſung auch meinen Stolz gekränkt, meine liebende Fürſorge für das arme Kind war dieſelbe blieben. Allein ich konnte Nichts in Erfahrung bringen und demnach auch weiter Nichts thun, als die gute Nina mit Geld verſehen und ihr den Auftrag ertheilen, in Rom zurückzubleiben und Allem aufzubieten, mit Flora in Verbindung zu kommen. Freund Angelo wollte Nina in jeder Art unterſtützen und mir etwaige Neuigkeiten zumitteln.

Anfangs des Monats Februar zogen wir. Aber meine Hoffnung, in der Aufregung kriegeriſcher Abenteuer den peinigenden Gedanken an die Vergangenheit mich zu entſchlagen, wurde zunichte. Wir trafen überall auf nur ſchwachen, oder gar keinen Widerſtand. Die Bewohner des Reiches von Neapel empfingen die Franzoſen als Befreier, hatten es aber bald zu büßen, denn die Hoffart und Grauſamkeit, womit die Franzmänner in dem ſo zu ſagen ohne Schwertſchlag gewonnenen Lande hausten, iſt nicht zu ſchildern. Der tyranniſche König Alfonſo hatte bei Annäherung der Gefahr, ſeiner gränzenloſen Verhaßtheit bei ſeinem Volk wohl bewußt, zu Gunſten ſeines volksthümlichen Sohnes Fernando dem Thron entſagt und war mit ſeinen Schätzen nach Sicilien entwichen. Der junge Fernando that nach Uebernahme des Regiments Alles, was bei ihm ſtand, um ſich als rechter Mann und Fürſt zu erweiſen. Allein ſeine tapfern Bemühungen waren alle eitel.

Das Heer, womit er bei San Germano dem Eindrang der Franzoſen wehren wollte, verließ auf die Nachricht hin, wie die Franzoſen in dem erſtürmten Gränzorte Monte San Giovanni erſchrecklich gewüthet, von paniſchem Schrecken gefaßt, ſeine Fahnen. Der König Fernando führte den Reſt in die feſte Stadt Capua und ging, neue Truppen zu ſammeln, nach Neapel. Während er aber dort war, übergab Gian Jacopo di Triulzi, den er mit dem Commando in Capua betraut, die Stadt verrätheriſch den Franzoſen. Fernando eilte herbei, mußte aber ſchleunigſt nach der Hauptſtadt umkehren, allwo der Verrath gleichfalls ſchon unverholen thätig war. Der junge Monarch verſammelte noch das Volk auf dem Platz vor dem Caſtel nuovo und entband es feierlich des Eides der Treue, ſagend, er weiche dem Geſchick, ſei aber, ſo ſich ſein väterlich Land unter der neuen Herrſchaft nicht glücklich befinden ſollte, jeden Augenblick bereit, Gut und Blut für ſelbes dranzuſetzen, wie er denn auch ganz und gar gewillt geweſen, die Wunden zu heilen, welche ſeine Vorgänger dem Reiche geſchlagen. Das Volk wurde durch dieſe herzlichen Worte bis zu Thränen gerührt und hätte ſich wohl noch für ihn bewaffnet, allein die treuloſen Barone wußten es zu hintertreiben, und ſo ſchiffte ſich denn der König mit ſeiner Familie in die Verbannung auf die Inſel Iſchia ein, Hauptſtadt und Land dem nahenden Sieger überlaſſend.

Am einundzwanzigſten Tage des Februars hielt König Carl ſeinen prunkenden Einzug in Neapel und wurde von der geſammten Bevölkerung nicht anders empfangen, als brächte er auf den Lanzenſpitzen ſeiner Krieger eine neue goldene Zeit. Da konnte ich recht die Niedertracht ſehen, zu welcher jahrhundertelange Tyrannei jedes Volk entwürdigen muß. Die nämlichen Neapolitaner, welche ihrem ins Exil weichenden König wenige Tage zuvor mit heißen Thränen das Geleite gegeben, empfingen jetzt den fremden Eroberer mit wahrhaft wahnwitzigem Jauchzen. Und er, der König, ließ ſich dieſen Triumph wie einen wohlerworbenen gefallen und gebahrte ſich ſo ſiegberauſcht und ſtolz, wie wohl kaum Alexander der Macedonier, als er in Perſepolis einzog. In dieſer von kleinlichſter Eitelkeit erfüllten Königsſeele macht ſich gewißlich auch nicht für einen Augenblick der Gedanke geltend, daß er von ſeinem unerhörten

Erfolg auch ganz und gar Nichts ſich ſelbſt, ſondern Alles dem Glücke danke.

Ach, mein Vater, wie reimen wir es mit der Idee einer ewigen Gerechtigkeit, ohne welche ja der Glaube an Gott ein Unding, daß der ſiegbekrönte Sohn des Glückes, der Erfolg, ſo ſelten nur dem wahrhaft großen und edeln Streben, ſo oft hingegen der anmaßlichen Eitelkeit zur Seite geht?

Ich konnte, im Gefolge König Carls in das zauberiſch ſchöne Neapel einziehend, mich nicht entbrechen, dieſe Frage an den neben mir reitenden edelherzigen Sultansſohn zu richten. Dſchem aber, frommer als ich, begnügte ſich zu erwidern: „Gott iſt groß!“ und fügte nach einer Weile bei: „Nur die Kleinheit bedarf des Glückes, die echte Größe iſt erhaben über Glück und Unglück und muß nothwendigerweiſe Erfolg haben, während jene ſolchen nur möglicherweiſe haben kann.“

O, mein armer Dſchem! Meine Hand bebt und mein Auge umflort ſich, indem ich deinen Namen niederſchreibe. Edelſtes Herz, das je unter einem türkiſchen Mantel geſchlagen, du mußteſt fern deinem Vaterlande, unter wahnſinnerregenden Schmerzen brechen, ein Opfer der nichtswürdigſten Menſchen des Abendlandes, um durch deinen Tod einen Gräuel mehr in die Geſchichte derer zu weben, welche ſich die Statthalter Chriſti nennen dürfen, ohne daß die Feuer des Himmels ſie und ihr fluchbeladenes Sodom und Gomorrha verzehren.

Alexander der Sechste mochte dem König Carl das koſtbare Unterpfand des Friedens mit dem gewaltigen Sultan Bajeſid nicht gönnen, Dſchem ſollte wenigſtens dem König nicht von Nutzen ſein, die Gelder, welche für Dſchems Gefangenhaltung aus der ſultaniſchen in die päbſtliche Kaſſe gefloſſen, ſollten wenigſtens nicht in die Kaſſe eines Gegners fließen, der immer noch bedrohlich und gefährlich genug war; die Sündentochter des Pabſtes aber, das ſchnödeſte Weib, welches derzeit die Erde trägt, konnte es dem edeln Muſelmann nimmermehr verzeihen, daß er ihrer unerſättlichen Buhlerei Anfangs entgegenzukommen geſchienen, bald aber voll Eckel und Abſcheu ſelbe zurückgewieſen hatte. Eine hölliſche Politik reichte hier einem teufliſchen Rachegelüſte die Hand, um mit Verletzung des Gaſtrechtes, welches, wie man verſichert, ſelbſt den Kannibalen der neuentdeckten Welt jenſeits des Ozeans heilig iſt, den unglücklichen Verbannten zu ermorden. Dſchem trug den Tod mit aus Rom hinweg, auf dem Zuge hieher begann ſein furchtbares Leiden und es wurde mir und ihm bald klar, daß er in jener auch mir ſo unheilvollen Nacht von Lucretia's Hand das ſchreckliche Gift empfangen. Alle Rettungsverſuche waren nichtig und mitten in dem Rauſchen der Siegesfeſte, welche Carls Einzug in Neapel folgten, verhauchte im Kreiſe ſeiner verzweifelnden Diener, in meinen Armen und unter Schmerzen, welche den entſetzlichen Todeskampf des armen Gualtiero de Pazzi wiederholten, Zizim, der Sohn Mohammeds des Zweiten, ſeinen letzten Athem. Seine letzten Worte baten mich, den König Carl anzugehen, daß er ſeine treuen Diener mit ſeinem Leichnam gen Conſtantinopolis entſende, damit ihn wenigſtens im Tode die heimatliche Erde trage und er ruhen möge neben ſeinem gewaltigen Vater. So geſchah es. Brauch ich Euch, hochwürdiger Freund, von meinem Leid zu reden oder von meiner Ueberzeugung, daß die Seele des hochherzigen Unglücklichen in einem ihrer würdigeren

Paradieſe fortleben werde, als ſein Glaube ihn zu hoffen gelehrt?

Als ich mich von dieſem neuen Schlage aufgerichtet, konnte ich bald erkennen, daß die Franzoſen — wie man auf ihren raſch zu Stande gebrachten Zug durch die Halbinſel das Wort anwenden kann, welches des Königs Geheimſchreiber, der vielgewandte Commines, aus dem Mund des Pabſtes gehört haben will, ſie hätten nämlich Italien erobert, ohne andere Waffen in Anwendung bringen zu müſſen, als die Kerbhölzer und die Kreide in den Händen ihrer Quartiermeiſter — ſich ebenſo wenig Mühe gaben und geben, ihre Eroberung zu ſichern. Der König Carl ging und geht allüberall mit dem Beiſpiel des ausſchweifendſten Leichtſinns voran und kümmert ſich ſchlechterdings um Nichts, denn um Vergnügungen und Feſte; ihm nacheifernd haben ſeine Leute, vom einflußreichſten Großwürdenträger bis zum gemeinſten Soldaten herab, durch Uebermuth, Raubſucht, Vergewaltigung und Ausſchweifung aller Art den franzöſiſchen Namen in unglaublich kurzer Zeit zum Abſcheu des neapolitaniſchen Volkes gemacht. Kein Menſch denkt an eine geordnete Verwaltung des Staats, deſſen Einkünfte die königliche Leichtfertigkeit ohne alle Einſicht an ſeine unerſättlichen Creaturen verſchleudert, ſowie ſie ihn gerade in guter Laune treffen. Den Eingebornen iſt der Zutritt zu dieſem ihrem ſogenannten König verwehrt, er weigert ſich, irgend einer vernünftigen Vorſtellung Gehör zu ſchenken, der Adel von Neapel wird durch wegwerfende Behandlung gekränkt, ſelbſt alte, ehrenfeſte Anhänger des Hauſes Anjou werden ſammt ihren gerechten Anſprüchen gänzlich verachtet, die Krongüter ſammt und ſonders an Franzmänner vertheilt, die Bewohner der Stadt durch franzöſiſche Großhanſerei beleidigt, die Bewohner des flachen Landes von dem wilden Kriegsvolk, das ſich in tollen Lüſten entnervt, bis auf die Knochen ausgeſogen — doch Meſſir Jakop Nerli, der morgigen Tages die Heimfahrt nach Florenz antreten und dieſen Brief Euch übergeben wird, kann Euch dieß Alles beſſer und umſtändlicher ſchildern. Soviel däucht mir gewiß, daß, wie dieſer Eroberungszug mit unerhörtem Leichtſinn und unerhörtem Glück ins Werk geſetzt worden, ſelber auch mit ſchmählicher Fruchtloſigkeit, wenn nicht gar mit der Vernichtung des franzöſiſchen

Heeres enden dürfte, denn allbereits iſt erſtlich der König, ohne irgend etwas von Bedeutung gethan zu haben, die leichtgewonnene Krone zu behaupten, ſondern eher das Gegentheil, ſeines Aufenthaltes in Neapel müde, zum zweiten ſein Heer demoraliſirt, drittens gibt die Bevölkerung Neapels nicht undeutliche Anzeichen von ihrer Bereitwilligkeit, den gut und ſtandhaft geſinnten Prinzen Fernando aus der Verbannung zurückzurufen und gegen die übermüthigen Eroberer, in welchen ſie ſich ſo ſchmählich getäuſcht, aufzuſtehen, und viertens endlich geht ſeit einigen Tagen ein lautes Gerücht hier um, der Mailänder Tyrann, Ludovico Sforza, der ſich vergeblich geſchmeichelt, von Carl mit dem Fürſtenthum Tarent belehnt zu werden, habe zum Verderben der Franzoſen mit Spanien, Venedig und dem Kaiſer Maximilian eine Liga abgeſchloſſen, welcher beizutreten der falſche Pabſt ſich beeilt hätte und welche bereits ein mächtiges Heer ausrüſte, um Carln den Rückzug abzuſchneiden, während Ferdinand und Iſabella eine hiſpaniſche Kriegsflotte gen Neapel zu entſenden im Begriffe ſeien, um das arragoniſche Haus wieder einſetzen zu helfen.

Wie es nun auch komme, ich bin geſinnt, noch hier zu bleiben und den Ausgang dieſer abenteuerlichen Franzoſenwirthſchaft mitanzuſehen. Glaubt mir, hochwürdiger Vater, ich habe, mich viel unter dem Volk umtreibend und auch oft zu Hofe kommend, da ſich der König gar gnädig und freundlich gegen mich bezeigt — wahrſcheinlich, um mich vergeſſen zu machen, wie leichtlich er ſeines mir in den Katakomben von Rom Betreffs meiner Verlobten gegebenes Verſprechen vergeſſen — dieſe Zeit her Vieles gelernt und manche, freilich meiſt ſchmerzliche, Erfahrung über Menſchen und Dinge geſammelt. Gebe der Himmel, daß ich meine erweiterte Kenntniß und Einſicht im Dienſt der Wahrheit und Gerechtigkeit handhabe. Die Zukunft, vielleicht ſchon die nächſte, birgt große Wandlungen in ihrem Schooße, deſſen verſichern uns die mannigfaltigſten Vorzeichen. Es iſt, als ginge ein Geiſt der Verjüngung über den Erdkreis, und wie ſich dieſer durch des kühnen Genueſen Entdeckung ins Ungeheure erweitert hat in unſern Tagen, ſo erweitert ſich auch das Bewußtſein der Menſchen von Tag zu Tag ins Unermeßliche, Dank dem heiligen Eifer der Entdecker und Eroberer neuer geiſtiger Welten, die, wie Ihr, mein Vater, die Loſung des Lichtes anſtimmen und den Schlachtruf der Freiheit erheben vor den Völkern.

Indem ich mich bemühte, mein Denken von mir ab und auf meine Zeit und ihr Bedürfen und Wollen hinzuwenden, habe ich der herrlichen Natur meines Aufenthalts viel weniger Aufmerkſamkeit gewidmet, als es wohl billig geweſen wäre. Aber ſowie ich mich losmachte von dem Menſchengewühl der Stadt und hinaustrat in die üppige Schönheit des Golfs oder in die melancholiſche Stille der grünen Gelände gegen den Veſuvius zu, überfielen mich die Schmerzen um die verlorene Geliebte immer wieder mit erneuter Heftigkeit und mit Haſt trieb es mich zurück, das Schreien des wunden Herzens von dem Getümmel und Getöſe des Largo del Mercatello oder das Molo übertäuben zu laſſen.

Wird die Wunde dieſes Herzens je wieder heilen? Ach, ſie wurde mit einer vergifteten Waffe geſchlagen. Was gibt es Bittereres für einen Mann, als von der Hochgeliebten mit Verachtung aufgegeben worden zu ſein, inſonderheit, ſo er dieſer Verachtung nicht völlig rein gegenüberſteht? Und dann, was muß das arme Kind gelitten haben, bis ſie es dahin brachte, mich zu haſſen und zu verachten, mich, den ſie ſo ſehr geliebt? Vielleicht iſt ihr ſchönes Herz ſchon gebrochen in dieſen Leiden, die ich verſchuldete, weil meine Sinne ſtärker, als meine Liebe. Tag und Nacht läßt dieſer ſchreckliche Gedanke mich weder ruhn noch raſten — —

Aber ich will und werde ſeiner Meiſter werden!

Geſchrieben im Caſtel Capuano
zu Neapolis, am 1. Tage des
Maimonds a. D. MDXCV.

Heinrich Uhland.

XIV.

Iſt endlich entglommen
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Iſt deine Zeit?

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich laſſe dich ſingen
Den Todespfiff.

Im brauſenden Moſte,
Mein durſtiges Erz,
Betrinke dich, koſte
Von Herz zu Herz!

Lenau.

Der von Heinrich Uhland in ſeinem Briefe an den Prior von San Marco in Florenz erwähnte Bund war, angeblich bloß zur Wahrung der Selbſtſtändigkeit der italiſchen Staaten, in der That aber zur Schädigung des Unternehmens Carls des Achten auf Neapel, im April 1495 wirklich zu Venedig abgeſchloſſen worden. Die Seele dieſes Bundes, wie der damaligen italiſchen Politik überhaupt, war der Ludovico Sforza oder Moro, der ränkevolle Beigewaltiger von Mailand. Die franzöſiſche Invaſion hatte ihm nicht die Früchte getragen, welche ſie ihm verſprochen, und alſogleich arbeitete er an der Zuſtandebringung einer Liga zum Verderben König Carls, den nur ſeine Intriguen zu dem abenteuerlichen Eroberungszuge vermocht hatten. Die Republik Venedig trat, wohl erkennend, daß die franzöſiſche Macht jetzt nicht eben mehr furchtbar, bereitwillig aus ihrer nothdürftig beobachteten, achſelträgeriſchen Neutralität heraus und der Liga bei, beſonders da dieß auch der deutſche Kaiſer Maximilian that, welcher hoffte, den Franzoſen jetzt endlich heimzahlen zu können, was er ihnen von ihrem räuberiſchen Einfall ins Hennegau und von der 1487 bei Bethune gegen ſie verlorenen Schlacht her ſchuldete, in welcher Hoffnung er ſich freilich täuſchte, wie es denn, die Zeiten der ſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer etwa ausgenommen, von jeher Deutſchlands ſelbſtverſchuldeter Jammer war, daß ſich alle Welt ungeſtraft an ihm verſündigen konnte. Dem aller Ehre und Treue baren Pabſt koſtete es eben keine große Mühe, alsbald den Frieden mit König Carl zu brechen, ſowie ihm deſſen Heer nicht mehr auf dem Nacken ſaß; er verfolgte ja, indem er ſich dem antifranzöſiſchen Bund anſchloß, nur die im Dezember des vorigen Jahres ihm von ſeinem würdigen Sohne angerathene Politik. Die florentiniſche Republik aber hielt, aller Ränke der Ligiſten ungeachtet, feſt an dem beſchworenen Frieden mit König Carl, und man konnte daraus wohl erſehen, daß in ihrem politiſchen Thun der edle Geiſt und feſte Wille eines Mannes der Tugend und Treue, der Einfluß Savonarola's vorherrſchte.

Als die Nachricht von dem definitiven Abſchluß der Liga, und daß ſie ein Heer ins Feld geſtellt, um Carln den Rückweg durch die Halbinſel zu verlegen, nach Neapel gelangte, erkannte der König und ſein Hof, ohnedieß der neapolitaniſchen Herrlichkeiten überſatt, daß es gelte, ohne Zögern den Rückzug anzutreten, da auch ſchon in nächſter Nähe Gefahr drohte, indem der junge vertriebene König Fernando wieder an der calabriſchen Küſte in ſeinem angeſtammten Reiche gelandet und die Stadt Reggio erobert hatte, auch mehrere andere Städte bereits gegen die Franzoſen ſich erhoben und eine venetiſche Flotte an den Küſten Apuliens erſchienen war. König Carl that nichts Rechtes, um ſeine Eroberung zu ſichern. Mit dem nämlichen Leichtſinn, mit welchem er ſich über Neapel hergemacht, machte er ſich jetzt auch davon. Nachdem er ſich, was er bisher im Rauſch der Feſte vergeſſen, nur noch in aller Eile zum König von Neapel hatte krönen laſſen, den unfähigen Herrn von Montpenſier zum Großſtatthalter des Reiches eingeſetzt und ihm als höchſte Würdenträger d'Aubigny und Beaucaire, freilich ohne irgend zureichende Hülfsmittel, beigeordnet hatte, zog er am zwanzigſten Mai 1495 mit dem größten Theil ſeines Heeres, das als Andenken an ſeine neapolitaniſchen Ausſchweifungen ein ſchreckliches Uebel mit hinaufnehmen ſollte in die nördlicheren Lande Europa's, von Neapel ab.

Der Pabſt, welcher den Wiedereinzug der Franzoſen in Rom durchaus nicht verwehren konnte, denn ſeine mit Recht der päbſtlichen Treue mißtrauenden Bundesgenoſſen hatten ihm keine ausreichende Hülfe geſandt, entwich mit den Cardinälen vor dem König nach Orvieto und ſpäter nach Perugia, entſchloſſen, ſich nöthigenfalls in Ancona auf die See zu begeben. Der König zog indeſſen möglichſt raſch durch Rom und deſſen Gebiet, nur ſo lange verweilend, als nöthig, um dem Feind Alexanders, dem Cardinal di San Piero in Vincola, das feſte Oſtia zu übergeben. In Siena angelangt, entſandte er ſeinen berühmten Diplomaten und nachherigen Beſchreiber des italiſchen Kriegszuges, Commines, als Geſandten nach Florenz, wie hinwiederum die Republik Geſandte an ihn nach Siena ſchickte und ihm durch ſelbe anbieten ließ, nicht nur die in dem Friedenstraktat mit ihm ſtipulirten 30,000 Dukaten zu bezahlen, ſondern noch weitere 70,000 vorzuſchießen und ſein Heer, bis er in Aſti angelangt wäre, mit florentiniſchem Kriegsvolk zu verſtärken, ſo er die ſeinerſeits verſprochene Rückgabe der florentiniſchen Feſtungen endlich ins Werk ſetze. Allein der König ſchwankte, dem Einfluß ſeines den Florentinern feindſeligen Günſtlings, des Fürſten de Ligny, hingegeben, unſtät in ſeinen Entſchlüſſen hin und her und gab die Feſtungen der Republik nicht zurück. Dieſe hoffte nun ihr ebenſo wichtiges als gerechtes Begehren durch Abſendung Savonarola's in das königliche Lager zu erwirken.

Heinrich Uhland war nicht mit dem König gezogen. Es hatte ihn dieſer nämlich bei ſeinem Abzug aus Neapel mit dem Befehl über einen Harſt von fünfzig auserleſenen Lanzen und mit dem Auftrag betraut, abgeſondert von dem Heer, als Streifwache über Subiaco, Tagliacozzo, Spoleto, Foligno, alſo Rom und Florenz, welches letztere der Marſch des Königs gar nicht berührte, zur Linken liegen laſſend, hinaufzuziehen gen Bologna zu, um in dieſer Richtung hin allenthalben die Pläne der Ligiſten und ihre Streitkräfte auszukundſchaften und nach Kräften zu verhindern, daß der ruhige Zug des Heeres nicht durch die beuteſüchtigen Plänkeleien der wilden Gebirgsbewohner geſtört werde. Unſer Freund hatte dieſe, wenn auch mit zahlloſen Schwierigkeiten, ſo doch nicht mit ſonderlichen Abenteuern verknüpfte Aufgabe, welche ihm wohlthätige Zerſtreuung gewährte, zur Zufriedenheit des Königs gelöst und war dann mit mannigfaltiger Kundſchaft in dem franzöſiſchen Lager eingetroffen, welches jetzt bei

Fornuovo am Fluſſe Taro ſtand, dem Feinde nicht gegenüber, wohl aber faſt Seite an Seite bei ihm. Dieſer Feind, das ligiſtiſche Heer, war faſt gänzlich aus venetiſchen Truppen zuſammengeſetzt und kommandirt von dem venetiſchen General, dem jungen Francesco da Gonzaga, Marquis von Mantua, und dem Grafen von Cajazzo. Ludovico Sforza's Kriegsvolk ſtand etwas weiter zurück, mehr gen Aſti zu, um dem Herzog von Orleans, nachmaligem König Ludwig dem Zwölften, der dieſen Platz beſetzt hielt und, bis gen Navara vorrückend, dem Herrn König Carls die Hand reichen und ſelbem die Gewinnung der Alpenpäſſe erleichtern wollte, die Spitze zu bieten. Es lief nachher auch allgemein die Rede um, der Moro habe ſein Volk abſichtlich ſo geſtellt, damit er, ſelbes nicht am Kampfe theilnehmen laſſend, auf alle möglichen Fälle hin bei König Carl einen Stein im Brette hätte, und der hinterliſtige, treuloſe Charakter des mailänder Tyrannen verſchaffte dieſer Meinung genugſamen Glauben. Wie dem aber auch ſei, es handelte ſich für die Franzoſen — deren Anzahl ſich auf nicht mehr, denn 7000 Mann belief, da der König ſo unklug geweſen, ſeine Armee durch Entſendung einer beträchtlichen Schar zur Verjagung der Mailänder aus Genua zu ſchwächen — darum, Angeſichts des ligiſtiſchen Heeres, welches gleich ihnen auf dem rechten Ufer des Taro ſtand, auf das linke Ufer dieſes Fluſſes überzuſetzen, um ihre Vereinigung mit dem Heerhaufen des Herzogs von Orleans zu bewerkſtelligen, welche Vereinigung ihnen die Ertrotzung der Alpenpäſſe nach Frankreich ſicherte. Dieſes Manoeuvre zu hintertreiben, war demnach die natürliche, von dem Marquis von Mantua wohl begriffene, Aufgabe der Ligiſten.

⁂

Der ſechste Tag des Heumonats 1495 war trübe und dunſtig angebrochen. Ein für dieſe Jahreszeit ungewöhnlich dicker Nebel wälzte ſich ſchwerfällig aus dem Flußbett des Taro herauf und hüllte die Gegend in einen graulichen Schleier. Noch herrſchte das Schweigen der Dämmerung, doch bald wurde rechtshin ſowol als linkshin an dem ſüdlichen Flußufer ein dumpfes, verworrenes Getöſe laut, als gingen große Menſchenmaſſen an ihr Tagewerk.

Dieſe Menſchenmaſſen ſind zwei feindliche Heere und ihr Tagwerk iſt die Schlacht.

Am Saum des franzöſiſchen Lagers, welches, an einen der nordöſtlichen Ausläufer der Meeralpen gelehnt, gegen den Taro ſich herabzog, wird es lebendig. Man hört in einer Sprache, die aus der rauhen deutſchen Mundart der ſchweizeriſchen Bergkantone und franzöſiſchen Lagerpatois wunderlich gemiſcht iſt, die Loſung fordern und ſie gleich darauf in reinerem Deutſch und von einer Stimme geben, die uns nicht unbekannt iſt. Gleich darauf wird in dem ſchmalen Durchpaß, welcher zwiſchen den Zeltreihen und der leichten Umwallung hinläuft, unſer Freund Heinrich Uhland ſichtbar, den Stahlhelm auf dem Kopf, das zu Hieb und Stoß paſſende Schwert an der Hüfte, den langen Reitermantel über dem Küraß Er iſt mit einem Manne, der ein feines, durch und durch geſcheidtes und erfahrenes Geſicht und eine Gewandung trägt, die ihn halb als Gelehrten, halb als Hofmann erſcheinen läßt, in eifrigem, in lateiniſcher Zunge geführtem Geſpräche begriffen.

In dem Augenblick, wo die Beiden an eine Stelle der leichten Verſchanzung gelangen, welche einen bequemen Ausblick nach Weſten und Norden zu geſtattet, hebt ſich die Nebelſchichte allmälig höher, man kann den Fluß in den Stralen der Frühſonne erglitzern und zur rechten Hand hin die meiſten Zelte des ligiſtiſchen Lagers ſchimmern ſehen. Zugleich dringt verſtärktes Getöſe aus ſelbem herüber und die rauhe Stimme einer Feldſchlange brummt in den Morgen hinein.

„Ah,“ ſagte Heinrichs Begleiter mit einer lebhaften Geberde, welche den Franzoſen errathen ließ, gegen das feindliche Lager hinweiſend, „die Herren von der Ligue beeilen ſich, uns den Morgengruß zu bieten.“

„Dem ein heißer Tag folgen wird, Sieur de Commines,“ verſetzte Heinrich, denn Philipp de Commines war es, der den in Florenz von Seiten des Priors von San Marco ihm gewordenen Auftrag, den jungen Deutſchen im franzöſiſchen Lager aufzuſuchen und ihm väterliche Grüße von Savonarola zu überbringen, redlich erfüllt und alſo die Bekanntſchaft unſeres Freundes gemacht hatte.

„Meint Ihr?“

„Ohne Zweifel, das ligiſtiſche Heer iſt dem Eures Königs und Herrn weit überlegen.“

„Ja, es war einer ſeiner gewohnten leichtſinnigen

Streiche, ſich durch Abſendung des Truppencorps nach Genua ſo zu ſchwächen, und das ſo zu ſagen im Angeſicht des Feindes. Aber wir haben etwas Wichtiges vor ihm voraus, die Trefflichkeit und Menge unſeres Geſchützes.“

„Das iſt allerdings Etwas, denn vor einer einzigen dieſer Kriegsmaſchinen, ſo ſie gut gerichtet und fertig bedient wird, kann und muß eine Menge der bravſten Männer zu Schanden werden. Aber ſeht ſelbſt, Sieur de Commines, dort ſollen wir unter den Augen des Feindes über den Fluß, wir müſſen uns alſo durchſchlagen, es wird, um mich ſo auszudrücken, eine marſchirende Schlacht werden, kann da das Geſchütz mit der Genauigkeit und Sicherheit gehandhabt werden können, welche ſeine Wirkſamkeit bedingen?“

„Pâque Dieu,“ entgegnete der Diplomat mit dem Lieblingsfluch ſeines vormaligen Herrn, jenes elften Ludwig, der, halb Fuchs halb Tiger, Frankreich durch Erdrückung ſeiner Barone einen ſo unermeßlich großen Dienſt geleiſtet hatte. — „Pâque Dieu, ich ſehe, Ihr verſteht mehr von Kriegsdingen als ich, Herr, aber ſei's nun, wie es ſei, das unerhörte Glück, welches meinen Gebieter auf dem ganzen Zug durch Italien nicht verlaſſen, wird ihn auch jetzt auf dem Heimweg nicht aufgeben. Zudem, hat mir nicht der hochwürdige Fra Girolamo, Euer merkwürdiger Freund, die Prophezeiung mit auf den Weg gegeben, der König werde ſeinen Rückzug glücklich zu Ende bringen?“

„Wie, das hätte Savonarola prophezeit?“

„Allerdings, und habe ich es Euch noch nicht geſagt, ſo thue ich es jetzt von Herzen gern und geſtehe, daß die Perſönlichkeit des frommen Priors die Benennung, unter welchem ihn ſchon ganz Italien kennt, bei mir völlig gerechtfertigt hat.“

„Das überraſcht mich nicht; Jeder, der ihm näher tritt, muß bekennen, daß ein prophetiſcher Geiſt in ihm waltet. Und Ihr befragtet ihn um den Ausgang dieſes Zuges, Sieur de Commines?“

„So that ich, denn es war mir bange geworden um den allerchriſtlichſten König, meinen Herrn, als ich während meiner Miſſion in Florenz von der mächtigen Armee hörte, womit ihm die venetiſche Ligue den Weg verrennen wollte. Der hochwürdige Fra erwiderte auf meine Frage mit Beſtimmtheit, es drohe zwar meinem Herrn auf ſeinem Wege eine große Gefahr, allein er würde ſiegreich daraus hervorgehen und ſo er auch nicht mehr Krieger, denn hundert, um ſich hätte. Gott, der ihn nach Italien geführt, würde ihn auch wohlbehalten hinausführen.“

„Es wird geſchehen, Sieur de Commines, es wird ſicherlich geſchehen. Was immer der große Mann vorhergeſagt, immer iſt es eingetroffen.“

„Das ſoll mir lieb ſein, denn, aufrichtig geſagt, ich wollte, wir hätten den Fluß zwiſchen uns und den Herren von der Ligue.“

„Wir werden das gegenüberliegende Ufer glücklich erreichen, zweifelt nicht. . Aber ſagtet Ihr nicht, mein hochwürdiger väterlicher Freund ſollte Eurer Berechnung zufolge bereits im Lager eingetroffen ſein?“

„Freilich; hätte mich nicht der dringende Befehl des Königs ſo ſchleunig zurückberufen, ſo würde ich die paar Tage noch abgewartet haben, welche die Republik brauchte, um über die dem Prior von San Marco zu ertheilenden Vollmachten und Aufträge Beſchlüſſe zu faſſen, und dann in der Geſellſchaft des merkwürdigen Mannes im Lager eingetroffen ſein.

Doch ſeht, es wird ringsher im Lager lebendig und dieſe Trompetenſtöße zeigen uns an, daß der König ſein Zelt verlaſſen will.“

Sie hatten ſich während ihrer Unterredung durch die Zeltgaſſen des Lagers gegen den Mittelpunkt desſelben zurückgewandt, wo inmitten eines großen freien Raumes das königliche Gezelt errichtet war, auf welchem die große Standarte von Frankreich ihre Felder den Morgenlüften preisgab.

Hier war Alles voll Bewegung und kriegeriſchen Lebens. Der Nebel hatte ſich über das Lager und höher an die Berge hinaufgezogen. Die einzelnen Truppenabtheilungen hatten ſich bereits in Marſch geſetzt, überallher ſchrillten die Querpfeifen und Hörner des Fußvolks und ſcholl der Paukenſchlag der Reiterei. Ein buntes, ritterliches Gewimmel lärmte rings auf dem Platze. Pagen hielten die ungeduldig wiehernden und ſcharrenden Roſſe am Zügel. Das prachtvoll gerüſtete Fähnlein der adeligen Leibgarde des Königs bildete zu Fuß, die Streitkolben auf der Schulter, vor dem Eingang des Zeltes Spalier. Die geharniſchten Roſſe dieſer Edelleute ſtanden zum Aufſitzen hinter ihnen bereit. Jetzt wurde die königliche

Standarte von dem Zeltknauf genommen und wehte bald darauf in der Hand des Prinzen de Ligny. So harrte das ſtahlgekleidete, in Gold und Silber und Seide, reichgeſtickten Feldbinden und wogenden Federbüſchen prangende Gefolge ſeines Gebieters, während Heinrich Uhland, von ſeinem Begleiter getrennt, nach ſeinem getreuen Diener ſich umſah. Er traf ihn endlich, etwas bei Seite ſtehend und ſeines Herrn und ſein eigenes Roß am Zaum haltend.

„Gehts endlich los, Herr?“ fragte der alte Knabe, deſſen Bauch ganz komiſch unter dem Panzer hervorſah.“ Beim Thurmknopf unſeres Münſters, den ich nicht ungern wiederſähe, ich bin dieſen Franzoſen eben nicht nicht ſehr grün, ganz gewiß, aber wenn ſie auf die gelbgeſichtigen Schufte von Italiänern lospritſchen, ſo bin ich von Herzen dabei, ganz gewiß. Gehts endlich wirklich los, Herr?“

„Ich denke, du kannſt dein kriegeriſch Müthchen ſogleich kühlen, Alter,“ erwiderte Heinrich und hielt dem ehrlichen Geſellen die Hand hin; „da, nimm meine Hand und drücke ſie, zum Beweis, daß Du's vergeſſen und vergeben, ſo ich dich dieſe Zeit hier in meinem Mißmuth nicht immer behandelt habe, wie deine Liebe und Treue es verdiente.“

„Was ſagt' Ihr, Herr?“ entgegnete Phlips, ganz verlegen und verdutzt, wohl auch gerührt, dreinſchauend und ſeine Gefühle hinter einem endloſen Räuspern verſteckend, welchem er dann ein: „Potz Herrgöttli Hagel!“ als Ausrufungszeichen anhing.

„Nun, du weißt wohl,“ fuhr Heinrich fort, „ich habe bei alledem nie vergeſſen, daß du die treueſte Seele von Diener, welcher je hinter ſeinem Herrn einhergeritten. Aber höre, wir haben da ein hitzig Gefecht vor uns, ſchon deine alte Knochen, und ſollte mir zuſtoßen, was heute Hunderten zuſtoßen muß, ſo gehe ſpornreichs zurück in die Heimat und ſag' meinem Vater, ich ſei als Mann gefallen, meiner Mutter aber — doch, du weißt ſelber, was man ſolch einer Mutter in ſolch einem Falle ſagen muß.“

Mit dieſen ſchnell herausgeſtoßenen Worten ſchwang ſich Heinrich in den Sattel und ſetzte ſein Pferd in Gang. Phlips ſtand einen Augenblick, ohne eine Erwiderung zu verſuchen, und machte ſich ganz unnöthigerweiſe ſchrecklich viel mit den Neſteln und Litzen ſeines Anzugs zu ſchaffen. Dann zerrte er ſein Pferd, ohne aufzuſteigen haſtig vorwärts, holte ſeinen Herrn ein, faßte nach deſſen Hand, ſchüttelte ſie haſtig und ſagte:

„Que le diable m'emporte, Herr, macht mir keine Geſchichten! Bedenkt doch, wie könnte ſich der alte Philips jemals wieder vor dem geſtrengen Herrn Walter und ſeiner ehrſamen Hausfrau ſehen laſſen? Mit Euch über die Alpen heim, gut, das laß ich mir gefallen, aber ohne Euch — Mordelement — da wollt' ich lieber all' mein Leben lang Waſſer trinken, pures, klares, naſſes, nüchternes Waſſer, ganz gewiß! Thut mir den Gefallen, Herr, und bringt mich in kein ſolches Unglück. Wollt Ihr? Sagt, wollt Ihr?“

Die Frage wurde ſo beſorglich und zugleich ſo komiſch drängend geſtellt, daß Heinrich nicht umhin konnte, ſie mit einem herzlichen Händedruck bejahend zu beantworten. Und nun verſtand ſich Philips endlich dazu, der Aufforderung ſeines Herrn gemäß ſein Pferd zu beſteigen und ihm zu folgen.

Als ſie ſich dem Umkreis des königlichen Zeltes wieder näherten, war der König bereits zu Pferde geſtiegen und ſein, von der goldenen Krone reich umzirkter Helm mit dem wallenden weißen Buſch ragte ſtattlich über ſein Gefolge hervor. Heinrich hörte hinter ſich in einem Latein, deſſen Zierlichkeit nur Philipp de Commines angehören konnte, die leiſen, offenbar dem König geltenden Worte:

„Scheint dieſer junge Menſch in voller Rüſtung und das ſchönſte Pferd reitend, welches man ſehen kann, nicht ein ganz anderer zu ſein, als ſeine Natur, Geſtalt und Geſichtsbildung beſagen? Er war immer ſehr furchtſam im Reden und iſt es noch, denn er er wurde in großer Furchtſamkeit und mit kleinen Perſonen erzogen. Zu Pferde aber erſcheint er groß, hat ein gutes Ausſehen und gute Farbe und redet kühn und verſtändig.“

Heinrich hatte nicht Zeit, ſich nach dem Kritiker umzuwenden, denn der Zug flutete ihn mit den Andern durch die Lagergaſſe und hinaus ins freie Feld, wo ſich das franzöſiſche Heer in Schlachtordnung aufgeſtellt hatte, welche aber bloß in der Formirung von zwei Flügeln, oder vielmehr Colonnen beſtand, die ſich bereit hielten, den vorausſichtlich beſtrittenen Uebergang über den Taro zu unternehmen, während man von rechtsher die Maſſen der legiſtiſchen Armee ſich entwickeln und zum Angriff bereiten ſah. Das Auge manches erfahrenen Kriegers ruhte mit Beſorgniß auf dem überlegenen Feind und dem ungünſtigen Terrain, König Carl aber nahm die Sache leicht, wie Alles. Er hatte Heinrich wahrgenommen, ließ ihn ſogleich zu ſich heranrufen und erwiderte den ehrerbietigen Gruß unſeres Freund leutſelig und lachend mit den Worten:

„**Jour Dieu**, Sieur Henri, wir befinden uns da in einer Klemme, wie wir uns in Italien noch in keiner befunden. Doch halt, was ſag' ich? Ich vergaß des verteufelten Abenteuers in den Katakomben Roms. **Jour Dieu**, das war eine ärgere Klemme! Hier kann man ſich doch wenigſtens mit dem Schwert heraushauen. Jedenfalls iſt mir's lieb, daß Ihr heute mir zu Seite fechten wollt, und wär's auch nur, um Euch zu zeigen, daß ich nicht immer ſo verzagt und erſchrocken, wie damals in jenen hölliſchen Grüften.“

Dieß geſagt, wandte er ſich zu dem Kreis ſeiner Offiziere, hieß ſie auf ihre Poſten gehen und ließ mit Trompete und Pauke ein Zeichen geben, daß er zu dem Heere ſprechen wolle.

Heinrich mußte ſich geſtehen, daß Commines vorhin Recht gehabt. König Carl war in der That, auf ſeinem prächtigen Streitroß ſitzend und vor der Fronte ſeines Heeres mit dem Commandoſtab in der Hand ein Anderer, als gewöhnlich. Körper ſowol als Geiſt ſchienen ihm gewachſen. Er ſpornte ſein Pferd blitzſchnell an den Reihen auf und ab, hielt dann das brauſende Thier auf einer kleinen Erhöhung des Terrains an und ſprach, inmitten der zwei erwartungsvoll auf ihn blickenden Colonnen ſeines Heeres, mit deutlich betonter, hellklingender Stimme alſo:

„Chevaliers und Soldaten, bedenket, daß ihr Franzoſen ſeid, deren Natur und Eigenthümlichkeit iſt, gewaltige Dinge zu thun und zu ertragen, wie die alten Gallier, und allzeit dafürzuhalten, daß es glorreicher, in der Schlacht zu ſterben, als gefangen zu werden. Unſere Feinde verlaſſen ſich auf ihre Zahl, wir auf unſere Tapferkeit. Siegen wir, ſo ſind alle Italiäner unſer, werden wir beſiegt, ſo darf's euch nicht anfechten, denn Frankreich nimmt uns auf und wird ſich ſchon zu vertheidigen wiſſen. Kurz, wenn ihr einen andern Muth habt, als tapfer zu kämpfen, und wenn ihr es vorzöget, euch ſchmählich zu retten und euren König und Herrn betrübt und gefangen in den Händen ſeiner Feinde zu laſſen, ſo erklärt es friſch heraus!«

Dieſe geſchichtlich documentirten Worte ſchienen den rechten Ton getroffen zu haben, denn ſie wurden mit tauſendſtimmigem Jubelruf von den Kriegern beantwortet. Der König warf ſeinen Commandoſtab weg, zog das Schwert und gab mit den Worten: »Nun denn, **jour Dieu**, macht vorwärts, drauf und dran!« das Zeichen zum Marſch und zur Schlacht.

Denn ſowie die Franzoſen jenen gegen den Fluß hin antraten, wurde dieſe durch die Ligiſten auf dem rechten Flügel der franzöſiſchen Linie eröffnet. Und ein blutig Gefecht war es, weil ohne alle Entfaltung von Taktik und Manoeuvre alsbald zum Handgemenge geſchritten wurde. Von ihrer Artillerie vermochten die vorwärtsdringenden Franzoſen, wie Heinrich vorausgeſagt, keinen, oder nur höchſt ſpärlichen Gebrauch gegen die überlegene Zahl des Feindes zu machen. Der Donner des groben Geſchützes wurde nur in langen Zwiſchenräumen vernommen, deſto lebhafter aber verrichteten Büchſe, Lanze, Schwert, Streitart und Meſſer ihre Arbeit. Einen Augenblick lang ſchien die ligiſtiſche Uebermacht die Franzoſen erdrücken zu wollen, allein die Zahl der Streitenden wurde bald durch den Umſtand ausgeglichen, daß die beuteluſtigen Söldner des Marquis von Mantua ſcharenweiſe aus den Reihen und auf das franzöſiſche Lager zuliefen, welches ja voll ſein mußte von neapolitaniſcher Beute. Dieſer Umſtand entſchied für die Franzoſen. Zwar that Francesco da Gonzaga Alles, was nur immer nöthig, um ihn als wackern General und heldenmüthigen Krieger erweiſen konnte, allein er vermochte mit allem Aufwand von Geſchicklichkeit und Muth die in ſeinen Reihen eingeriſſene Unordnung nicht zu bewältigen und ſodann fochten die Franzoſen, ihren König an der Spitze, wirklich mit franzöſiſcher Tapferkeit, warfen die Reiterſchwadronen, welche der Marquis zwiſchen ſie und den Taro ſchob, wiederholt zurück, drangen tief in das ligiſtiſche Fußvolk ein, bezeichneten ihre Bewegungen durchweg mit Blut und Leichen, erreichten den Fluß und begannen ihn zu überſchreiten, während die Plünderungswuth dem ligiſtiſchen Heere immer mehrere ſeiner Soldaten entführte und dann auch die Flucht vor dem ſchonungsloſen, hitzigen Dreinhauen der Franzoſen einherzugehen anfing.

Binnen einer Stunde ſchon war die Schlacht ſo gut als entſchieden. Die Franzoſen hatten zwar ihr Lager eingebüßt, aber ihren Zweck erreicht, denn die Ligiſten waren nicht im Stande geweſen, ſie von dem Fluß zurückzuhalten. Ihr linke Colonne hatte dieſen bereits paſſirt, faſt ohne angegriffen zu werden. Nur auf dem rechten Flügel und zwar hart am Ufer des Taro war noch der Kampf entbrannt. Hier fochten Carl und ſeine Edelleute gegen eine kleine Schar venetiſcher Kerntruppen, die der Marquis von Mantua perſönlich zum letzten Angriff geführt hatte, hier kämpfte Heinrich an der Seite des Königs, der ſeine Pflicht wie ein wackerer Soldat und mehr that, als er plötzlich ſeinen Mantel angefaßt fühlte und, ſich umwendend, ſeinen getreuen Phlips erblickte, der ihm mit ſchweißbeträuftem, ziegelrothem Geſicht zuſchrie:

„Kommt und helft mir den hochwürdigen Prior von San Marco retten!“

„Was ſagſt Du?“ rief Heinrich überraſcht und erſchreckt aus und riß ſein ſchnaubendes Pferd herum.

Philips griff ohne zu antworten dem Thiere in die Zügel und riß es raſch aus dem Gedränge. Dann wies er mit dem Arm über den ſchmalen freigewordenen Raum zwiſchen dem Fluß und dem den Ligiſten in die gefallenen franzöſiſchen Lager hin und ſagte:

„Seht!“

Heinrich folgte der Weiſung und erblickte am Saum des Lagers einen Schwarm beutebeladener Lanzknechte und in der Mitte derſelben zwei gebundene Männer in der weißen Tracht des Dominicanerordens. Des Jünglings ſcharfes Auge erkannte die Geſtalt und Haltung des väterlichen Freundes und im nächſten Augenblicke flog ſein Roß den Abhang hinan.

Savonarola, deſſen Miſſion an den König durch verſchiedene Hinderniſſe der Fahrt in dem unruhvollen Lande ſich verzögert hatte, war ſo unglücklich geweſen, mit ſeinem Begleiter, Dominico da Peschia, wenige Minuten, bevor es von dem plündernden ligiſtiſchen Kriegsvolk überſchwemmt wurde, in dem franzöſiſchen Lager einzutreffen, und ſah ſich folglich ſogleich in den Händen einer Soldateska, die es vorzog, ſtatt zu kämpfen die Zelte des Feindes zu unterſuchen, und durch die in denſelben vorgefundenen Weinvorräthe gerade in die rechte Stimmung verſetzt war, an den beiden Mönchen, welche ihr ohne Weiteres für Franzoſen galten, ihren rohen Witz und Muthwillen zu üben. War doch eine Kutte in den Feldlagern des lanzknechtiſchen Geſindels meiſt nur noch die Zielſcheibe brutalen Spaſſes. Aber Savonarola's machtvolle Perſönlichkeit hatte auch den trunkenen Waffenknechten gegenüber Wirkung gethan. Es lag in ſeinem ganzen Weſen etwas Großes und Heiliges, was ſogar dieſen verwilderten Menſchen imponirte. Sie wußten freilich ſelbſt nicht, woher es kam, daß ſie nicht wagten, dieſes Mönches zu ſpotten; allein gerade dieſer Umſtand hätte ihm und ſeinem Begleiter leicht verderblich werden können, denn die Roheit iſt immer geneigt, ſich für geiſtige Demüthigung durch materielle Gewaltthätigkeit zu entſchädigen. So wurden denn die Brüder gebunden und aus dem Lager weggeſchleppt, als machten ſie einen Theil des übrigen Raubes aus. Sovonarola fügte ſich ruhig in das Unvermeidliche und ermahnte ſeinen leidenſchaftlichen Freund zur Geduld. Nur als die Bande außerhalb des Lagers an der Stelle, wo ſie von dem zufällig rückwärts ſchauenden Philips erblickt worden, angekommen, das verlorene Schlachtfeld überſchaute und zur Erkenntniß kam, daß es klug ſei, das Weite zu ſuchen, nahm, als er ſie einige Secunden ungewiß zaudern und zögern ſah, ihr edler Gefangener das Wort und ſagte ſanft:

„Freunde, warum wollt ihr euch an zwei friedlichen und demüthigen Dienern Gottes vergreifen, die euch Nichts zu Leide gethan und deren Gefangenhaltung euch keinen Vortheil bringen kann?“

„Halt's Maul, Pfaffe!“ ſchrie ihn ein langer Kerl mit weinrothem, zerſchundenem Geſicht an. Und ergrimmt darüber, daß er den Blick des Prieſters nicht auszuhalten vermochte, holte er mit ſeiner Partiſane aus und ließ den Schaft derſelben auf Savonarola's Haupt niederfallen.

Aber der Streich war kaum geführt, als ein hochgeſchwungenes Schwert über den Kegelhut des Burſchen hereinblitzte und ſelben ſammt dem darunterſitzenden Schädel bis auf die Schultern ſpaltete.

„Fahr' zur Hölle, Mordbube!“ ertönte Heinrich Uhlands Stimme, der ſo plötzlich und unvorgeſehen über das Geſindel gekommen war, daß es im höchſten Schrecken vor ſeinen Streichen und den Hufſchlägen ſeines bäumenden Roſſes auseinanderſtäubte und dem eilends hinter ſeinem Herrn einhergerannten Phlips nur noch Gelegenheit gab, den feigen Strolchen eine furchtbare Salve von Flüchen aller Länder nachzuſchicken.

In dem Augenblicke, in welchem ſich Heinrich von ſeinem Roſſe zu dem vor dem mordlichen Lanzenſchlag betäubt zur Erde geſunkenen väterlichen Freunde niederſchwang, ſcholl das jubelnde **Victoire! Victoire!** der Franzoſen über das erſiegte, von den Ligiſten in fluchtähnlichem Rückzug geräumte Schlachtfeld und das jetzt erſt recht laut werdende franzöſiſche Geſchütz knallte dem geſchlagenen Feinde ſeinen dröhnenden Hohn hinterdrein.

Heinrich hatte ſein Schwert weggeworfen und raſch die Bande Savonarola's gelöſt, während Phlips an Dominico da Peschia das Gleiche that. Alle Drei richteten nun den geliebten Halbohnmächtigen in ihren Armen auf und mit zitternder Hand rieb ihm Heinrich die Schläfe mit dem Inhalt von Phlips Feldflaſche.

Die Farbe des Lebens kehrte auf Savonarola's blaſſe Wangen zurück, ſeine Augen ſchlugen ſich auf, und als er Heinrich mit kindlicher Beſorgniß über ſich hingebeugt ſah, trat ein Lächeln väterlicher Zärtlichkeit auf ſeine Lippen und auch jetzt wie allzeit mehr an Andere denn ſich ſelbſt denkend, ſprach er mit ſchwacher, aber unſerm Freunde wie jauchzender Donner ins Ohr klingender Stimme:

„Flora lebt und liebt dich!“

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Seite 111, Zeile 9 v. u. ſt. „auch" iſt zu leſen „noch".
" 214, " 5 v. u. ſt. „Wänden" — „Wände".
" 237, " 4 v. u. ſt. „Kinn" — „Knie".
" 240, " 3 v. u. iſt ſtatt des Fragzeichens ein Ausrufungszeichen zu ſetzen.
" 401, " 7 v. u. ſt. „das" — „des".
" 408, " 8 v. u. ſtreiche „nicht".
" 409, " 11 v. o. ſt. „Herrn" — „Heere".

Der

Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung

von

Johannes Scherr.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der

Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung

von

Johannes Scherr.

> Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt,
> Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürſtengunſt,
> Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
> Und doch iſt dieſer Dienſt der höchſte Dienſt.
>
> Uhland.

Dritter Band.

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Drittes Buch.

1496 — 1497.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Raſtlos, unhemmbar wandelt weiter
Durch Feinde vorwärts ſeine Bahn
Der unerſchrockne Gottesſtreiter,
Bekämpfend Knechtſchaft, Schuld und Wahn.

Er will nach heilgem Ziele ſteuern:
Theokratie ſein Muth begehrt,
Es ſoll Florenz die Kirch' erneuern,
Als Herzgebiet, als Gottesherd.
Lenau.

Es iſt ſonſt die Natur der Dinge, daß die Saat des Geiſtes nur langſam durch die hemmende Winterdecke der Gewohnheit, des Vorurtheils und der Selbſtſucht ſich Bahn bricht, in Halmen ſchießt und zur Frucht heranreift. Der Säemann ſchläft gewöhnlich ſchon längſt in der kühlen Muttererde, bevor, was er geſäet, aufgehet, und was er gepflanzt, groß wird vor den Menſchen. Langſam nur füllt ſich gewöhnlich die tiefe Kluft zwiſchen Idee und Wirklichkeit und der Gedanke wird meiſt erſt in der zweiten und dritten Hand zu einer Waffe, an deren Schneide der Sieg ſich kettet. Aber manchmal, unter beſonders glücklichem Zuſammenwirken der Nebenurſachen, geht der Samen auf, kaum geſäet, die Begeiſterung ſpringt, ein ſieghafter Leue, über die Kluft zwiſchen Ideal und Weſenheit und dem erhellenden Blitz des Gedankens rollt der zeugungskräftige Donner auf dem Fuße nach.

In der Art wirkte zu Florenz der Geiſt durch ſeinen Träger Girolamo Savonarola.

„Die nothvollen Zeiten, welche über Italien eingebrochen waren, ſtimmten das Volk zum Glauben, und die ungeheuren Laſter, welche, vornehmlich am römiſchen Hofe, im Schwange gingen, gaben einen beweiskräftigen Commentar zu den Prophezeihungen Savonarola's ab. Darum wurde ſein Ruhm größer von Tag zu Tage. Viele Fremde und ausgezeichnete Menſchen aller Art kamen von weither, um ihn zu ſehen und zu hören, theils von der Andacht herbeigezogen, theils von der Neugierde, von Zukünftigem zu erfahren, ſo daß man, da die große Kathedralkirche in Florenz Santa Maria del Fiore nicht geräumig genug war, die Zuhörerſchaft zu faſſen, im Innern derſelben längs der Wände, zu beiden Seiten der Kanzel, auf der einen Seite gegen das Chor, auf der andern gegen die große Kirchthüre zu, Bänke und Tritte amphitheatraliſch erbaute, welche zunächſt für die Jünglinge und Jungfrauen beſtimmt waren. Allein noch weit größer und bewundernswerther waren die Wirkungen, welche ſeine Predigten auf die Gemüther übten. Viele gute Beſtimmungen und Geſetze, zur Beſtrafung der Laſter und zur Verbeſſerung der Sitten wurden in Folge dieſer Predigten gegeben, ſo daß man in dieſer Zeit, ſei es nun aus Gottesfurcht oder aus Furcht vor den Geſetzen, ſehr chriſtlich in unſerer Stadt lebte, im Vergleich mit den früheren und darauf folgenden Zeiten.“

Alſo ſtattet Nardi, ein Zeitgenoſſe unſeres Helden, in ſeinen florentiniſchen Geſchichtsbüchern Bericht ab über die Erfolge der Thätigkeit Savonarola's als Prediger. Ein anderer zeitgenöſſiſcher Bericht, von Burlammacchi herrührend, läßt ſich über die Folgen des chriſtlichen Propheteneifers Girolamo's noch weitläufiger aus, indem er uns meldet: „Von allen Seiten kamen Leute her, ſeine Predigten zu hören, beſonders auch Bauern aus den kalten, rauhen Gebirgsgegenden, welche die ganze Nacht hindurch wanderten, um am frühen Morgen in Florenz einzutreffen. Deßhalb traf man allmorgendlich bei Oeffnung der Thore eine große Menge Menſchen vor denſelben, welche hierauf nach dem Dom gingen, um ſich günſtige Plätze zu ſichern. Angeſehene und reiche Bürger nahmen oft zwanzig, dreißig bis vierzig ſolcher Fremdlinge auf, welche in die Predigt kamen, luden ſie zu ſich ein, ja gingen ihnen ſogar oft bis an's Thor entgegen und ſtritten ſich darum, wer ſie ſollte beherbergen dürfen. Es war eine recht brüderliche Liebe unter Savonarola's Zuhörern, ſie freuten ſich, einander zu ſehen, und erkannten ſich gleich als Söhne des großen Vaters. Eine furchtbare Theurung fiel in dieſer Zeit ein, ſo daß der Preis von einen Scheffel Waizen auf zwei Ducaten ſtieg. Viele Landleute mußten in der Stadt ihr Brot betteln und manche fielen vor Hunger auf den Straßen nieder. Da fanden ſich dann auf der Stelle liebreiche und wohlhabende Menſchen, welche den Verſchmachtenden mit feinem Brod und Malvaſierwein entgegenkamen, um ſie nachher in's Spital zu führen. Die Kinder dieſer Welt nannten ſolche ſpottweiſe Kreuzfreſſer. Andere Reiche wandten mehrere tauſend Ducaten auf und ließen Korn aus Sicilien kommen, um es zu Florenz um geringen Preis zu verkaufen, ſo daß der Mangel allmälig nachließ. Um Mitternacht ſchon verließen die Leute ihr Lager, um vor dem Dom mit troß Wind und Wetter und Kälte entblößtem Haupt zu harren, bis die Thore ſich öffneten. Unter ſo vielen Tauſenden hörte man drinnen in der Kathedrale kein Wort, bis die Jünglinge kamen, welche den Chorgeſang anſtimmten. Sobald Savonarola die Kanzel beſtiegen hatte, waren Aller Augen und Ohren an ihn geheftet, und ſo die Predigt aus, kam es ihnen vor, als hätte er eben begonnen. Viele gingen auch die Texte, welche ausgelegt werden ſollten, erſt mit allem Fleiße durch, bevor ſie in die Predigten kamen. So lange dieſe dauerten, blieben Schulen und Buden geſchloſſen. Auf den Dörfern ſangen ſie nicht mehr Canzoni oder andere weltliche Lieder, ſondern religiöſe, deren dazumal eine große Anzahl gedichtet wurde. Auf den Feldern und ſelbſt auf den Landſtraßen ſangen die Leute während der Arbeit oder dem Gehen im Chor; alſo hatte dieſes Feuer allenthalben um ſich gegriffen. Hatten ſie bei Tiſche die Dankſagung geſprochen, ſo laſen ſie aus den Lebensbeſchreibungen der heiligen Altväter oder andern gottſeligen Büchern, beſonders auch aus Savonarola's Predigten. Man lehrte Grammatik nach den Werken eines Hieronymus und anderer Kirchenſchriftſteller; viele Lehrer kamen überein, des heiligen Ambroſius Buch „von den Pflichten" vorzuleſen; aber das Hauptſtudium war das der heiligen Schrift. Auch die Hochzeiten feierte man mit großer Sammlung des Herzens, ohne Tänze und Zotenlieder und andere Narretheien. Die Verwandten und Freunde wurden zum Gaſtmahl geladen, und nachdem man die Brautmeſſe angehört, ſetzte man ſich zum einfachen Mahle nieder, wobei irgend ein Geiſtlicher die Geſchichte von Tobias oder eine ähnliche auslegte. Die Faſten waren ſo häufig, daß man die Fleiſchtaxe herabſetzen mußte, weil die Fleiſcher weit weniger, als ſonſt, verkauften. Karten und Würfel wurden entfernt, Huren fortgejagt, viele Wirthshäuſer geſchloſſen.“

Wir ſehen aus dieſem Bericht, wie ſehr die ſittliche Baſis, welche Savonarola all ſeinem Wollen und Thun unterlegte, binnen kurzer Zeit in die Weite und Breite gewachſen und alſo wohl im Stande war, dem republikaniſch-kirchlichen Staat, deſſen Erbauung ſein Ideal, zum Fundament zu dienen. Wie hätte auch die Grundbedingung der Möglichkeit eines kirchlichen Reformverſuches und der Dauer eines republikaniſchen Gemeinweſens eine andere ſein können, als Tugend und Sittigkeit? Freilich, dieſe Namen ſchon mußten alle böſen Leidenſchaften gegen Savonarola und ſein Werk aufwühlen und aufhetzen, und bald concentrirten ſich dieſe Leidenſchaften zu einer dem Reformator und ſeinen Planen ſchroff gegenüberſtehenden Partei, deren Weſen ſich ſchon aus ihrer Benennung ergibt. Die Mitglieder dieſer Partei nannten ſich „Tolle oder Raſende (Arrabiati)“ und belegten die Freunde des Priors von San Marco mit dem Spottnamen „Heulbrüder (Piagnoni).“ Florenz war ſtets ein geeigneteter Boden für Parteireiben geweſen und man war deſſen ſchon von den blutigen Zwiſten der Ghibellinen und Guelfen, der Weißen und Schwarzen, her gewohnt. So ſchoßen die verſchiedenen, in Florenz vorhandenen Elemente, welche einem demokratiſchen Regiment und der damit verbundenen Sittenſtrenge feindlich entgegenſtanden, leichtlich an einen Parteiſtamm an, der ſeine Wurzeln einerſeits in den ariſtokratiſchen Sympathieen für die verjagten Medici hatte, andererſeits in der Hinneigung aller willkürſüchtigen und laſterhaften Pfaffen und Laien zu dem päbſtlichen Hofe, von deſſen Theilnahme und Unterſtützung ſie überzeugt ſein durften. Dieſe Partei wandte natürlich alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel auf, um die wirkliche Einführung der demokratiſchen Verfaſſung zu hintertreiben, welche von ihnen als eine „mönchiſche“ verläſtert wurde. Allein die demokratiſche Begeiſterung war noch zu mächtig in den Florentinern, Savonarola hielt ſelbe zu unabläſſig entfacht, das Andenken der mediceiſchen Tyrannei erfüllte die Gemüther noch allzu lebhaft und das Bedürfniß einer beſſern Einrichtung des Gemeinweſens drang ſich zu unabweisbar auch der mittelmäßigeren Einſicht auf, als daß die Umtriebe der Ariſtokraten nicht hätten vergeblich ſein müſſen. Umſonſt ſuchten ſie den Haupturheber des demokratiſchen Umſchwungs der Bürgerſchaft verdächtig zu machen, indem ſie ſich ſogar nicht entblödeten, ihn des Strebens nach Gewaltherrſchaft zu bezüchtigen: ſiegreich übertönte Savonarola's Stimme alle Verleumdung, indem er bewies, die neue Staatsverfaſſung ſei nicht nur für Florenz die paſſendſte, ſondern eine Pflanzſchule echten Bürgerſinns und chriſtlicher Tugend überhaupt. So wurde denn das demokratiſche Regiment eingeführt und zu Anfang des Julimonats 1495 wählte der große Volksrath die neuen Magiſtrate, wobei es freilich den Ariſtokraten gelang, in einer für die gute Sache ungünſtigen Weiſe auf die Wahlen einzuwirken.

Dieſer Umſtand und die Verhältniſſe des Staates nach außen hin thaten den Ränken der Gegner Savonarola's und des neuen Zuſtands der Dinge großen Vorſchub. Erſtlich wußten ſie es gar gut für ihre Zwecke auszubeuten, daß auf Savonarola's Rath hin Florenz noch immer an dem Bund mit Frankreich hielt und in Italien vereinzelt daſtand, ohne durch die franzöſiſche Allianz Etwas zu gewinnen. Hatten die Florentiner doch trotz aller Unterhandlungen und

Anſtrengungen, trotz der im vorigen Buch erwähnten Miſſion Savonarola's an König Carl ſogar, ihre den Franzoſen eingeräumten Feſtungen noch immer nicht zurückerhalten können, weil die dießfälligen Befehle des Königs, welcher ſeit ſeiner Rückkehr nach Frankreich ſich ganz und gar ſeinen Lüſten und ritterlichen Narrentheidungen hingab, dieſſeits der Alpen ungehört verhallten. Zweitens gaben die Mißverhältniſſe, in welche der florentiniſche Staat durch Savonarola's reformatoriſche Wirkſamkeit zum päbſtlichen Stuhl zu gerathen drohte, den Ariſtokraten fortwährend Stoff und Mittel zu Intriguen an die Hand. Daß man in Rom baldigſt auf Savonarola's pabſtfeindliche Tendenz und Rede- und Handlungsweiſe aufmerkſam geworden, hatte nicht ausbleiben können, denn für Alexander den Sechsten mußte jeder Gedanke an kirchliche Reform zu Gift und Galle werden. Demzufolge war, beſonders auf Mariano de Ghenezzano's Anſchüren, ſchon 1494 ein päbſtliches Breve ergangen, welches dem Prior von San Marco das Predigen in der Faſtenzeit 1495 unterſagte und gebot, von Florenz hinwegzuziehen. Allein der florentiniſche Magiſtrat erwirkte durch dringende

Gegenvorſtellungen die Zurücknahme dieſes Breve. Da aber Savonarola fortfuhr, gegen Rom und Roms Laſter zu eifern, ſo ward er 1495 unter Androhung der Excommunication zur Verantwortung nach Rom citirt, wobei zugleich Florenz mit dem Interdikt bedräut wurde, wenn es den kühnen Mönch nicht zum Gehorſam gegen den päbſtlichen Befehl brächte. Nun war aber dazumal nicht nur das Anſehen des kühnen Reformators zu Florenz noch immer im Steigen begriffen, ſondern er beſaß ſelbſt zu Rom, ja inmitten des Cardinalcollegiums, nicht wenige einflußreicher Freunde. Beides wirkte zuſammen, um den Pabſt abermals zum Nachgeben zu bewegen, ſo daß er, wohl einſehend, noch ſei für Strafe und Rache der günſtige Zeitpunkt nicht erſchienen, die Citation aufhob und es Savonarola's Gewiſſen anheimſtellte, ob er in der angefangenen Predigtweiſe fortfahren wolle oder nicht.

Allein für einen Mann, wie Girolamo, konnte es da kein Bedenken geben, wie für den Geiſt, der ihn beſeelte, keinen Stillſtand, kein Zagen. Er ſchritt ohne Wanken ſeinen hohen Pfad dahin, unbekümmert um die Schlange der Verleumdung, welche ihn umziſchte, unerſchreckt von den Dolchen, welche bübiſche Nachſtellung bereits vor ſeinen Augen blinken ließ. Der Grundſtein zu dem gewaltigen und heiligen Bau eines **chriſtlichen Staates, einer theokratiſchen Republik**, wie ſie in ſeinem prophetiſchen Geiſte lebte, war gelegt. Florenz war demokratiſch. Raſtlos arbeitete der hochgemuthe Mönch an der Weiterführung des Baues, welcher von Florenz aus ſich erweitern und erheben ſollte über Italien und die geſammte Chriſtenheit, um unter ſeinem himmelanſtrebenden Dache alle Völker mit den Segnungen des wahren Chriſtenſtenthums, alſo auch der wahren Freiheit, zu überſchütten. Was der Förderung dieſes Baues aber unabläſſig hindernd im Wege ſtand, war das Verderbniß Roms und der Kirche.

Gegen dieſes Verderbniß that ſich Savonarola an mit allen Waffen des Geiſtes, gegen dieſes Verderbniß ſchwang er unabläſſig das Schwert des Wortes, gegen dieſes Verderbniß predigend, rief er aus: „Erhebe, o Herr, deine Hand wieder dieſe hochmüthigen Prälaten, Könige und Fürſten, welche dein Volk zerſtreut haben, die Linke zu den zeitlichen Strafen, die Rechte zu den ewigen! Denn welche ſchändliche Bosheit hat der Feind nicht wider deine Heiligen geübt! Ich dachte über die Sache bei mir ſelbſt nach und es däuchte mir, ich ſah einen herrchen Tempel von Marmor, mit Gold belegt, mit Säulen von Porphyr, mit Pforten von koſtbaren Edelſteinen, das Sanctuarium von Moſaik, das Chor vom feinſten Helfenbein. Ueber demſelben ſtand geſchrieben: „Der König Salomo hat dieſen Tempel dem König der Könige und dem Herrn der Herrn erbaut.“ Heimlich in der Nacht kamen Viele und ſuchten den Tempel zu zerſtören. Einige brachten Aexte und Beile mit, um die Thüren zu zerſchlagen, Andere warfen Feuer in das Gebäude hinein, noch Andere verunreinigten das Allerheiligſte. Der herrliche Tempel ſank. Allein ſchnell legten ſie Hand an und bauten einen neuen. Nur war hier Alles von Holz, allein es war wie Marmor und Porphyr bemalt und mit Gold und Silber überzogen. Ich ſah die Prieſter in ihren Ordenskleidern mit ſilbernen Stäben, vor ihnen gingen die Sänger her und ſangen ſo fein und lieblich, daß man glaubte, das Paradies öffne ſich. Alles Volk umher jubelte vor Erſtaunen und ſagte: Wahrlich, unſer Tempel wird doch alle Tage ſchöner, nie war ein ſo ſchöner Tempel als der unſrige! Kurz darauf brach aber die Decke ein, weil ſie das Gewicht nicht länger tragen konnte, und begrub alle, die drinnen waren. Wollt ihr nun auch die Deutung dieſes Geſichtes wiſſen? Der erſte Tempel iſt die urſprüngliche, apoſtoliſche Kirche von lebendigen Steinen erbaut, nämlich von Chriſten, die im Glauben gegründet waren, zuſammengefügt durch den Mörtel der Liebe, denn ſie hatten ein Herz und eine Seele in Jeſu Chriſto, welcher der Eckſtein war. Zugehauen und bereitet wurden ſie durch die Verfolgungen der Tyrannen. Der Tempel glänzte von Gold, es war das Gold der himmliſchen Weisheit; die Säulen, die ſich drinnen erhoben, waren die Propheten und Apoſtel, auf deren Grunde die Chriſten erbauet ſind. Alles paßte auf's herrlichſte in einander; es war ein Freudengarten Gottes auf Erden. Aber der Teufel, der Feind des Herrn und ſeiner Kirche trachtete nun darnach, dieſen Tempel zu zerſtören. Er nahm die

Juden, die Römer, die Ketzer als Gehülfen an — Alles vergebens, es gelang ihm nicht. Nun dachte er ſich einen andern Weg aus. Er nahm die Lauen in der Kirche ſelbſt und die falſchen Brüder in ſeinen Sold und ließ ſie Schafskleider anziehen, d. h. ſie faſteten, machten Gebete, gaben Allmoſen, legten ſich Bußübungen auf, kurz thaten Alles, was äußerlich auch die wahren Chriſten thun. Und ſiehe, jetzt gelang dem Teufel ſein Werk. Dieſe Geſellen ſind es, welche durch ihre Lauheit die Kirche Chriſti zerſtört und durch ihre Heuchelei Alles verdorben haben. Der Grund wurde weggeräumt: man gedenkt der Apoſtel und Propheten nicht mehr. Die Säulen der Kirche ſind zur Erde herabgeworfen, die Lehre des Evangeliums wird nicht mehr gehört. Das Gold des Tempels iſt weg: die wahre göttliche Weisheit, welche das Herz erleuchtet und fröhlich macht. Das Dach der Kirche iſt abgebrochen, im Sturm und Wirbelwind ſind die gottſeligen Prieſter und Fürſten, welche die Braut Jeſu ſchmückten, dahingerafft. Der bindende Kalk und Mörtel fehlt. Wo ſeht ihr heutzutage wahre Liebe unter den Chriſten? Sie ſind nicht mehr vereinigt in Jeſu Chriſto und daher auch nicht unter ſich einig; ein Jeglicher ſucht nur das Seine. Alle Mauern der Kirche ſind untergraben. Wo iſt die Gerechtigkeit der Fürſten und Lenker? Wo die Hirtentreue der Prediger? Wo der Gehorſam der Untergebenen? Alle Koſtbarkeiten der Kirche ſind entwendet. Das Kirchengut wird zu eitelm Gepränge und weltlichen Zwecken verwendet. Und doppelt groß iſt die Sünde dieſer Teufelskinder, denn ſie rühmen ſich noch ihrer That, rühmen ſich, daß ſie den Weg des chriſtlichen Lebens breit gemacht haben, und geben ihre Laſter für Tugenden aus. Fluchen und Schwören iſt ihnen ein Zeichen von Mannesmuth, Verſchwendung gilt ihnen für Freigebigkeit, Betrug gegen den Nächſten für erlaubte Klugheit, die Selbſtrache für eine Ehre, die man ſeinem Hauſe erzeigt. Mit dem Feuer des Ehrgeizes, des Geizes, des Neides zündeten ſie das Heiligthum an. Und nicht nur haben ſie die wahre Kirche zerſtört, ſondern ſie haben eine andere nach ihrer Weiſe gemacht. Das iſt die moderne Kirche, nicht erbaut von lebendigen Steinen auf dem Grunde des Glaubens, ſondern von Holz, d. i. von Chriſten, die als Zündſtoff zum Höllenfeuer bereitet ſind. Aber eine Sache gibts in unſerm Tempel, die uns baß vergnügt, das iſt, daß ſie ſo ſchön angeſtrichen und vergoldet iſt. Unſere Kirche hat viele äußerlich ſchöne Ceremonien. Mit herrlichen Gewändern, mit ſilbernen und goldenen Leuchtern, ſo daß es eine wahre Pracht anzuſehen iſt, übt man die kirchlichen Funktionen. Da ſeht ihr große Prälaten mit Biſchofsmützen, glänzend von Gold und Edelſteinen in prunkvollen Meßgewändern am Altar, da hört ihr ein Adagio von ſchönen Vespern und Metten, daß eure Ohren bezaubert werden. Ihr denkt, das müſſen doch ganz ehrwürdige und heilige Männer ſein, was ſie ſagen und thun, müſſe man halten als ein Evangelium. Siehe, ſo iſt die moderne Kirche gemacht. Die Leute ergötzen ſich an dieſen Eitelkeiten und freuen ſich über die Ceremonien und ſagen, nie habe die Kirche Chriſti ſo herrlich geblüht, nie ſei der Gottesdienſt ſo ſchön gehalten worden, wie jetzt. Wie einſt ein großer Prälat ſagte: nie war die Kirche ſo geehrt und nie hatten die Prälaten ein ſolches Anſehen, ſo daß die erſten Prälaten wirklich nur Prälatchen gegen unſere heutigen waren. Aber es dünkt mich, daß mir Aſſaph, der hohe Pſalmiſt dieſe Worte in's Ohr raunte: Wohl waren die erſten Prälaten niedrig und arm, hatten weder große Bisthümer noch reiche Abteien, wie die jetzigen, hatten keine mit Gold verbrämte Mitras, hatten nicht ſo viele Kelche und auch derer, welche ſie hatten, entäußerten ſie ſich, um der Noth der Armen abzuhelfen, während unſere Prälaten, um Kelche zuſammenzubringen, auch dasjenige den Armen rauben, ohne welches ſie nicht leben können. Wiſſet ihr, was ich ſagen will? In der urſprünglichen Kirche waren die Becher von Holz und die Prälaten von Gold, in der heutigen ſind die Prälaten von Holz und die Becher von Gold. So erklärte ſich einſt der heilige Thomas von Aquino gegen einen großen Prälaten, welcher wahrſcheinlich vom heutigen Schlage war. Dieſer zeigte ihm nämlich ein großes Waſchbecken und vielleicht mehrere voller Ducaten und ſagte: „Sehet einmal, Meiſter Thomas, jetzt kann die Kirche nicht mehr ſagen, wie Sanct Peter ſagte: Silber und Gold habe ich nicht.“ — „Das iſt wohl wahr,“ entgegnete Thomas, „ſie kann aber auch nicht mehr ſagen, was unmittelbar darauf folgt: Im Namen Jeſu Chriſti, ſteh' auf und wandle!“ Und ich ſage euch, es wird geſchehen, was mein Geſicht mir verkündigte: das Dach wird über ſie einſtürzen und die Kirchendiener um ihrer Sünden willen inmitten ihres Feſtgepränges erſchlagen und begraben!«

In dieſer Weiſe führte Savonarola ſeinen heiligen Streit, ein rechter Krieger des Herrn.

II.

Die Römler ſind auf ihn erbittert,
Und alle Sünder, die er ſtört,
Der Pabſt vor Angſt und Haß erzittert,
Die Fürſtenfreunde ſind empört.
Lenau.

Da ſitzen ſie am langen Tiſche,
An Zechgebärden, Tracht, Geſtalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemiſche.
Es ſtrömt der Wein, Gelächter ſchallt.
Derſelbe.

Ihr laget mit gebückten Stirnen,
Gelobtet Meſſen, reine Sitten;
Nun in den Armen dieſer Dirnen
Scheint ihr's dem Teufel abzubitten.
Derſelbe.

Die Lichter eines heißen Hochſommertages des Jahres 1496 erloſchen allmälig in den Straßen von Florenz und mit der anbrechenden Abendkühle that ſich das Volkstreiben in der Straße Calzajoli, dieſer Hauptpulsader des ſtädtiſchen Organismus, mehr und mehr auf. Die öffentlichen Plätze fluteten ihre Müſſiggänger, die Vorſtädte ihre Proletarier, die Werkſtätten ihre Handwerksgeſellen in dieſer engen, langen Gaſſe zuſammen, in welcher ſich nun all' das Gedränge und Getreibe durcheinanderſchob, welches von dem italiſchen Hang zum Leben im Freien bedingt wird. Während der Eiswaſſerverkäufer einladend mit ſeiner eiſernen Citronenpreſſe klappert, ſchreit neben ihm der Friggitore, die Kohlenglut unter ſeinem trommelartigen Kochofen anblaſend, ſeine Maccaroni oder Broccoli aus, und dieſem gegenüber trompetet der Pizzicaruolo aus ſeiner mit allerlei Flitter verzierten Bude mit näſelnder Stimme die fleiſchige Herrlichkeit ſeiner Mortadelle oder Salami aus, indeſſen ſein Nachbar ihm die Kunden vermittelſt lockenden Zurſchauſtellens rieſiger Parmeſankäſe zu entziehen ſucht. Trödler durchkreuzen mit ihrem Allerweltskram die Menge; jeder Eckſtein, jede Haustreppe wird ihnen oder den Fiſcheausbietern und Früchtehändlern zur Bude. Dort ſtehen junge Geſellen um einen bretternen Verſchlag, an deſſen inneren Wänden die tröſtlich geſchwellten Weinſchläuche herabhängen, und ſchwemmen den bittern Nachgeſchmack von des Tages Laſt und Hitze mit rothem Sorgenbrecher hinunter, während unfern ein Haufe zerlumpter Facchini die blutrothen Scheiben der Waſſermelone, ein weniger koſtſpieliges Erfriſchungsmittel, hinunterſchlingt. Aber über der bunten Maſſe ſcheint ſeit kurzer Zeit ein ganz eigener Geiſt zu herrſchen, ein Geiſt des Friedens. Wo früher die Luft widerhallt hatte von wüſtem Scherzen und rohem Gelächter, von tobendem Fluchen und jenen gräulichen Schimpfwörtern, in welchen es Italien von jeher, wie noch heute, zur Virtuoſität gebracht, da herrſchte jetzt durchgehends ein verhältnißmäßig anſtändiger Ton vor und ein ſittiges, ehrbares Benehmen. Die ſonſtige wilde Luſtigkeit der Volksgruppen war einem heitern Ernſt gewichen und ſelbſt dem mit Lumpen angethanen Proletarier von San Gallo, dem wilden Pacca, der von dem nachmals Piazza del Granduca benannten Platze nach der Kathedrale hinaufwandelte, lag etwas wie republikaniſche Würde auf der gebräunten Stirne. Unweit San Giovanni ſeinem Cameraden Staſſi begegnend, begrüßte er ſelden mit dem Gruß der Piagnoni: „Chriſtus lebe!“ und erhielt die fromme Antwort: „In Ewigkeit!“ In dieſem Augenblick ertönten die Ave Mariaglocken von den zahlloſen Kirchthürmen der Stadt und ihrem Klang antwortete der tauſendſtimmige Volksruf: „Chriſtus lebe!“ Die Straße Calzajoli begann ſich plötzlich zu leeren, indem die Maſſen dem Glockenruf entſprechend den verſchiedenen Kirchen zuſtrömten, ſo daß nur noch einige Condottieri der Republik, Deutſche oder Schweizer, um das Ausſchenkbrett einer Weinbude verſammelt, zurückblieben, mit etwas gedämpften Stimmen das alte Lanzknechtslied ſingend, worin es heißt:

Friſch her, ihr lieben G'ſellen mein,
Es muß ſich nur gewaget ſein,
Wagen das thut gewinnen;
Wir wöllen reiten Tag und Nacht,
Bis wir ein' Beut' gewinnen.

„Hört Ihr, Ser Alberti, dieſe Bären von Tedesci ſind noch die einzigen Leute im traurigen Firenze, welche auf offener Straße ein luſtig Lied anzuſtimmen wagen, und auch ihnen ſcheint die Heulbruderſchaft im Halſe zu ſtecken — vergogna!“

„Es ſcheint, es ſcheint, Ser Mazzinghi. Ich erkenne unſer Firenze kaum mehr. Zwar fing es ſchon vor meiner Abreiſe an, ſich zu verändern — ſeit dem verfluchten 9. November im Jahre 1494; aber daß aus der luſtigen Dirne eine ſolche Betſchweſter werden könnte, beim Nabel des Pabſtes, das hätt' ich mir nicht träumen laſſen. Der verrückte Mönch von San Marco und ſeine Piagnoni ſind alſo völlig Meiſter über die Unſern geworden?“

So ſprechend oder vielmehr flüſternd, ſchritten zwei nobilimäßig gekleidete Männer, denen ein dritter zur Seite ging, welcher den rechten Arm in der Schlinge und das Geſicht halb unter der Kapuze ſeines Mantels verſteckt trug, aus der Straße Calzajoli heraus und wandten ſich am Palazzo vecchio links gegen den Arno und den Ponte Rubaconte zu.

„Ja — **inferno e diavolo** —“ beantwortete Giuliano Mazzinghi die Frage Piero's degli Alberti, „zu unſerer Schande ſei's geſagt, ſie ſind völlig Meiſter geworden. Und nicht genug, daß dieſer Savonarola mit Hülfe der Soderini, Capponi, Arigucci und Salviati das demokratiſche Regiment eingeführt; er hat es auch vermittelſt ſeiner Helfershelſer Dominico da Peſcia, Sylveſtro Maruſſi, Girolamo Benivieni und wie die Narren alle heißen mögen, unternommen, das ſchöne Firenze zum Kloſter zu machen und uns zu Mönchen. Da ſollen wir Buße thun, faſten, beten, nicht mehr trinken, ſpielen, lieben. Chriſtliche Republikaner ſollen wir ſein, will er, und was er will, das geſchieht; ja —“

„Sagte ich's nicht ſchon vor zwei Jahren voraus, daß uns dieſer ſchlaue Roſenkranzfreſſer übel mitſpielen werde?“ brummte der dritte Nobili aus ſeiner Kapuze hervor. „Damals hätten wir uns ſeiner noch entledigen können, aber —“

„Aber man hätte es geſcheidter anſtellen müſſen, Ser Cei,“ unterbrach Mazzinghi den Sprechenden, „als du es am 16. Februar vorigen Jahres anſtellteſt. Dein damaliger Mordverſuch auf den Fra hat nur deſſen Anſehen befeſtigt und erhöht. Am Morgen darauf begrüßte ihn das Volk auf dem Domplatze beglückwünſchend mit einem Pſalm David's und die Signorie anerbot ihm eine Leibwache, um ihn gegen fernere böſe Anſchläge ſicherzuſtellen.“

„Und nahm er das Anerbieten an?“ fragte degli Alberti?“

„Dazu war er viel zu klug. Er lehnte es ab, indem er von einer Schar von Engeln ſprach, die ihn gegen den Teufel und böſe Menſchen ſchützend umringe. Du, mein guter Cei, hätteſt gewiß keiner ſolchen Leibwache dich rühmen können, im Falle dich das Pack erwiſcht hätte. Du wäreſt ſicherlich in Stücke geriſſen worden, ſo es uns nicht gelungen, dich zum Thore hinauszupraktiziren. Seit damals bin ich der Meinung, daß wir unſere Sache durchaus nicht dem Treffen oder Fehlen einer Dolchſpitze anheim geben dürfen!“

„Aber was iſt zu thun?“ fragte Cei verdrüßlich; „jetzt, da der Plan eines Einfalls von außen her ſo ſchmählich geſcheitert?“

„Die Zeit gewähren laſſen und dann den günſtigen Augenblick kecklich erfaſſen,“ entgegnete Mazzinghi. „Unſere Sache hat im Stillen noch der Freunde genug, ſie werden ſchon hervortreten, wenn dieſes fromme und republikaniſche Fieber vorüber Laſſen wir nur die demokratiſche Narrethei ſich ausraſen.“

„Aber hörte ich denn nicht, daß nicht nur die armen Lumpen aller Sorten, welche ſich das Volk von Firenze zu nennen belieben, ſondern auch die patriziſche Jugend in großer Anzahl ſich für Savonarola's Möncherei gewinnen ließ?“ warf degli Alberti ein.

„Ihr hörtet die Wahrheit,“ erwiderte Mazzinghi. „Es iſt dem Fra gelungen, aus der Mitte ſeiner Piagnoni eine Schar meiſt adeliger Jünglinge herauszuleſen, welche den Samen und Kern ſeiner chriſtlichen Republik abgeben ſollen. Dieſe Schar ſteht, weil dem Fra die Zeit zur perſönlichen Leitung abgeht, unter Dominico da Pescia und hat die Aufgabe, chriſtliche Einfachheit und Tugend im häuslichen Leben der Stadt zu fördern. Da gehen nun dieſe Auserwählten in den Häuſern umher, ſammeln Allmoſen für die Armen ein und erbitten ſich von Männern und Frauen allerlei ſogenannte eitle Dinge, d. h. Gegenſtände, die zur Verfeinerung und Verſchönerung des Lebensgenuſſes beitragen. Letzte Carnevalszeit wurde eine Maſſe dieſer mit der Benennung Anathema bezeichneten Sachen, als da ſind Würfel, Lauten, Spielkarten, Gemälde der Liebe, die köſtlichen Novellen Boccaccio's und dergl. auf den öffentlichen Plätzen pſalmodirend und Gott lobpreiſend verbrannt. Unſere liebe demokratiſche Signoria ſchaute dem Spektakel wohlgefällig zu.“

„Man ſprach in Rom von dieſen Auftritten, aber ſie ſchienen mir ganz unglaublich,“ bemerkte degli Alberti.

„Ei, warum?“ entgegnete Mazzinghi ſpöttiſchen Tones. „Wir Italiäner können einmal ohne Buffonerien nicht leben und da man in unſerer chriſtlichen Republik alle Commedien bis auf das Krähen Pulcinello's und das Feuerfreſſen der Jongleurs herunter abgeſchafft hat, ſo mußte man uns zum Erſatz doch einige chriſtlich republikaniſche Schauſpiele aufführen. Ein ſolches Schauſpiel haben wir denn auch in Form der religiöſen Tänze bekommen, welche die Heulbrüder auf der Piazza di San Marco aufführen unter Abſingung von geiſtlichen Liedern, die Girolamo Benivieni verfertigt und in deren einem die ſchwunghafte Strophe vorkommt:

Nimmer gab's 'ne Luſt auf Erden
So ſehr ſüßer, zarter Triebe,
Als aus Inbrunſt und aus Liebe
Zum Herrn Jeſu toll zu werden.

„Come diavolo!“ ſagte degli Alberti und Cei brach in ein unbändiges Gelächter aus, als Mazzinghi die angeführten Reime im näſelndem Kapuzinerpathos herdeklamirt hatte. Mazzinghi fuhr fort:

„Seht, Freunde, das republikaniſche Fieber ſchlägt ſchon ins Delirium um und die Ermattung und Abſpannung muß über kurz oder lang folgen.“

„Ihr habt Recht,“ meinte degli Alberti, „aber ſagt, ſieht denn der Reformator von San Marco das Mißliche derartiger Extravaganzen nicht ein?“

„Ich denke wohl, denn geſcheidt iſt er, was man auch ſagen mag, allein der Strom chriſtlicher Begeiſterung iſt einmal in Fluß und Schuß, und er ſieht vielleicht ein, daß es vergeblich, ſich ſelbem entgegenzuſtemmen. Laßt nur der Sache den Lauf, ſag' ich, die Reaktion wird ſich mit einiger Nachhülfe von unſerer Seite ſchon von ſelbſt machen.“

„Warten und immer Warten!“ brach Cei los

„Was iſt denn bisher dabei herausgekommen? Das tugendhafte Unweſen dauert nun ſchon zwei Jahre und —"

„Und wird noch viele Jahre dauern, carissimo," unterbrach Mazzinghi, „ſo unſere auswärtigen Freunde mit ſo ſchlechtvorbereiteten und ſchlechtgeleiteten Unternehmungen, wie die neuliche war, gegen die chriſtliche Republik zu agiren fortfahren. Unſer ſehr edler Freund, Don Pietro de' Medici, hat ſich da bloß zum hundertſten Mal als Strohkopf bewährt, während die mit ihm waren, ſich Nichts als Beulen und Wunden geholt, wie unſer guter Francesco Cei hier."

„Die Peſt auf dich!" ſagte Cei bitterböſe. „Du ſaßeſt hier ſicher und warm, während wir uns mit dem verdammten Bürgerpack und ſeinen Condottieri herumſchlugen, und haſt alſo nicht nöthig, unſeres ſchlechten Glückes zu ſpotten."

„Bah," entgegnete Mazzinghi begütigend, „biſt du denn auch ein Heulbruder geworden, daß du keinen Spaß mehr verſtehſt? Was übrigens das Sicher- und Warmſitzen betrifft, ſo iſt es gegenwärtig für uns, die Palleschi *) und Anhänger der muntern Grundſätze des römiſchen Hofes, damit nicht ſehr weit her. Man kann ſich nicht genug in Acht nehmen, um bei dem demokratiſchen Regiment keinen Verdacht zu erregen. Ich wäre daher nicht minder, als du, ſchon längſt aus Firenze fort, wenn es meinem Geſchmacke zuſagte, als Verbannter um Gotteswillen da oder dort an einem Fürſtenhof herumzulungern, ſo lange keine Ausſicht vorhanden, die mediceiſchen Farben mit Erfolg hierher zurückzuführen."

„Hatten wir denn hiezu nicht die beſte Ausſicht?"

„Cessi Dio **), erſtlich hattet ihr keine Gewißheit einer faktiſchen Theilnahme der Bewohner der Stadt ſowohl als des Landes, dann kein Geld, denn was wollten bei ſo einem Unternehmen die lumpigen zehntauſend Ducaten ſagen, welche die Medici aus dem Schiffbruch ihres Vermögens gerettet? und endlich ſtand Virginio d'Orſini, der vor Jahresfriſt als offenkundiger Feigling aus der Schlacht am Taro geflohen, als Feldhauptmann an der Spitze eures zuſammengeraſften Kriegsvolkes, das dann auch wie Haſen aus einander lief beim erſten ernſtlichen Angriff, den Pagolo Vitelli mit der florentiniſchen Macht auf dasſelbe that.“

---

*) So nannte ſich mit Bezug auf die Kugeln (Palle) im Wappen der Medici die Partei derſelben; die Bezeichnung wurde dann für die florentiniſchen Ariſtokraten überhaupt Parteiname.

**) Bewahre Gott.

„Ei, theilt mir doch mit einigen Worten die verfehlte Unternehmung mit, Ser Cei,“ ſagte degli Alberti, „ich hörte zu Rom nur Verworrenes darüber.“

Da Cei mißmuthig ſchwieg, entgegnete an ſeiner Statt Mazzinghi:

„Die Geſchichte iſt kurz geſagt dieſe: Als unſere theuren Mitbürger unter Pagolo Vitelli ausgezogen waren, um ihre Feſtungen mit Gewalt aus den Händen der Franzoſen zurückzunehmen, meinte Pietro de' Medici, ſowie ſeine ſchöne und, wie ihr wißt, ſehr herrſchluſtige Gemahlin Alfonſina und ſein Bruder Guiliano, es ſei jetzt, da die Florentiner anderwärts beſchäftigt waren, ein günſtiger Augenblick, einen Handſtreich gegen die Stadt zu wagen. Er verließ ſich hiebei vornehmlich auf die ihm unter der Hand zugeſagte Hülfe des Moro von

Mailand, Venedigs und des Pabſtes, und wer ſich auf die verläßt, iſt gewiß verlaſſen. Der ſehr heilige Vater inſonderheit mochte keinen Beruf in ſich fühlen, es jetzt mit der florentiniſchen Republik zu verderben. Unſer Landvolk empfing die mediceiſchen Söldner nicht nur kalt, ſondern feindſelig, Orſini legte gänzliche Untüchtigkeit, die Medici nicht viel mehr an den Tag. Bald ging auch das Geld aus und Pagolo Vitelli ihnen tüchtig zu Leibe. Ihre Söldner ſtoben nach allen Winden aus einander. Orſini floh nach Frankreich, die Medici ins Mailändiſche, und welchen von unſern Freunden, die das Abenteuer mitmachten, es nicht wie Ser Cei gelang, ſich in allerlei Verkleidungen wieder in die Stadt einzuſchleichen, der irrt jetzt unſtät und flüchtig an der Gränze. Die ganze Sache hat, wie ich ſchon bemerkt, nur dazu beigetragen, Savonarola und den jetzigen Zuſtand der Dinge hier zu befeſtigen. Aber, ſagt Ser Alberti, was denkt man über dieſen Zuſtand in Rom?«

»Die Stimmen ſind getheilt,« antwortete der Befragte.

»Wie?«

„Ich ſage, dem kühnen Fra fehlt es zu Rom und ſogar im Cardinalcollegium nicht an Bewunderern und Freunden. Der Pabſt freilich haßt ihn, wie ein Borgia zu haſſen pflegt. Greift ihm doch der verwegene Mönch fortwährend an ſeine Tiara.“

„Ja,“ ſchaltete Mazzinghi ein, „man ſagt, er unterlaſſe in keiner ſeiner Predigten, welche dermalen Firenze regieren, von dem römiſchen Babel zu ſprechen.“

„Das muß wahr ſein, denn man hat Sr. Heiligkeit eine Abſchrift von einer ſolchen Predigt überſchickt.“

„Und was ſagte Alexander der Sechste dazu?“

„Das kann man ſich leicht denken. Aber der Pabſt ſah, daß man, nachdem die ſchon zweimal angedrohte Excommunication immer wieder rückgängig gemacht worden, Etwas gegen den rebelliſchen Neuerer unternehmen müſſe. Als er daher mit ſeinen Vertrauten Rath gepflogen, entſchloß er ſich, dem Fra den Cardinalshut anzubieten, um den Preis des Wiederrufs der bisherigen Prophezeiungen desſelben und künftigen Schweigens. Mit dieſem Auftrage ſchickte er den Maeſtro Ludovico di Ferrara hieher. Allein dieſer kehrte bald wieder gen Rom zurück und wohl unverrichteter Dinge, denn der Pabſt habe ſich ob Savonarola's Antwort ganz wüthend gebärdet.“

„Ja, ja, das wiſſen wir bereits,“ ſagte Mazzinghi, „die Miſſion des Maeſtro Ludovico iſt vollſtändig mißlungen. Hatte doch unſer Prophet ſogar die Unverſchämtheit, als Antwort auf den Antrag Sr. Heiligkeit von der Kanzel herab die Erklärung abzugeben, er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, der mit ſeinem eigenen Blute rothgefärbt werden ſolle.“

„Amen, Amen und dreimal Amen!“ rief Francesco Cei heftig aus.

„Amen gleichfalls und von Herzen,“ ſetzte Mazzinghi heiſer lachend bei; „trifft dieſe Prophezeihung ein, ſo will auch ich ihm den Titel eines **Profeta di Firenze** gern gewähren. Doch halt, da iſt die Behauſung der guten Mutter Orſola.“

„Auf dieſe haben ſich alſo die heulbrüderiſchen Umgeſtaltungen noch nicht erſtreckt?“ fragte degli Alberti.

„Zum Glück nicht,“ verſetzte Mazzinghi, „ſie treibt ihre verſchiedenen Gewerbe jetzt nur verſteckter und pfiffiger, ihr Haus iſt noch immer der Tummelplatz von Luſt und Genuß, die Herberge aller muntern Dirnen, Schlupfwinkel, Weinkeller, Spielhaus und Bordell zugleich. Demnach iſt Donna Orſola die erklärte Patroneſſa der Arrabiati.“

„Ei,“ meinte degli Alberti, „da hab' ich's ja gut getroffen, daß ich ihr einen unſerer alten Bekannten, den ich in Rom gefunden und der unter dem jetzigen tugendhaften Regimente in Firenze eben nicht am ſicherſten und wohlſten ſich befinden möchte, zugeſandt, indem ich ahnte, er dürfte bei der Mutter Orſola am beſten aufgehoben ſein, bis wir ſeiner Spitzbüberei irgendwie benöthigt ſein werden.“

„Wen meint Ihr, Ser Alberti?“

„Unſern liebenswürdigen Ceccone, wißt Ihr, der von jeher zu Allem zu gebrauchen war, wozu ein ſpitzer Verſtand und ein ſtumpfes Gewiſſen gehört.“

„Ah, der bucklige Notarius, der in einem öden Hauſe unſern von Santa Maria Nuova wohnte und uns wucheriſcher prellte, als der ärgſte Jude?“

„**Si davvero**, aber neben ſeinen prellenden Eigenſchaften beſaß er auch andere, welche ſo wilden Burſchen, wie wir zu unſerer Zeit waren, daß zu gute kommen mußten und kamen.“

„Ich will's nicht leugnen. Alſo in Rom war geizige Schuft, bei welchem die Flöhe vor Hunger Leibſchneiden bekommen? Ich hatte in der That vor einiger Zeit ein Geſchäft bei ihm, fand aber ſein Haus bei mehrfachen Beſuchen verſchloſſen. Was hatte er denn in Rom zu thun?“

„Weiß nicht genau, er knauſert ja mit Worten faſt nicht minder, als mit Zechini. Soviel ich aus ihm herausbrachte, hatte er es für gut gefunden, Firenze zu verlaſſen, nachdem er vor etwa zwei Jahren unſerem alten Bekannten, dem Monſignore Cardinal von Valencia, in einer Liebesaffaire beigeſtanden, mit der es zu böſen Häuſern gekommen. Verſtand ich recht, ſo wurden dabei zwei Schützlinge des Priors von San Marco zum Opfer.“

„Maladetto!“ unterbrach Cei die Redenden ungeduldig, „wie lange ſoll ich noch hier ſtehen? Mein Arm ſchmerzt mich und mein Gaumen iſt ſo trocken wie eine Lunte.“

Die drei hatten nämlich während des angeführten Redetauſches den Ponte Rubaconte paſſirt, ſich dann links den Arno entlang und zuletzt rechts in das an der ſüdöſtlichen Spitze der Stadt, deren Ausgangspunkt die Porta San Nicolo, gelegene Quartier gewandt und vor einem verwitterten, umfangreichen Gebäude Halt gemacht, welches finſter in der Nacht daſtand und für unbewohnt hätte gelten können, ſo aus ſeinem Innern nicht ſtoßweiſe ein dumpfes Getöſe hervorgedrungen wäre.

„Aha,“ bemerkte Mazzinghi auf Cei's ungeduldigen Ausruf, „Mutter Orſola hat Geſellſchaft, und ich ſteh' dir dafür, Ser Cei, daß dein Arm von ſchönen Händen verbunden und dein Durſt durch guten Wein geſtillt werden ſoll. Kommt, Freunde.“

So ſprechend hatte er ſich der verſchloſſenen Hausthüre genähert und pochte mit eigenthümlichen Schlägen ſeines Dolchgriffes an dieſelbe. In wenigen Augenblicken näherten ſich von innen ſchlurfende Schritte der Thüre und eine roſtige Weiberſtimme fragte: „wer draußen?“ Auf Mazzinghi's Antwort: „Arrabiati!“ öffnete ſich die Thüre geräuſchlos und fiel hinter den drei Männern raſch wieder in's Schloß. Ein enger, finſterer Gang nahm ſie auf, durch welchen ſie der hüſtelnden Pförtnerin hinterdreintappten.

Das verworrene Geräuſch kam näher und wie ſie im Zickzacke durch verſchiedene öde Gelaſſe gingen, erleuchtete ſich allmälig ihr Weg durch da und dort an den geſchwärzten Wänden hängenden Hornlaternen. Auf den Eingang eines Gemaches deutend, aus welchem grelle Beleuchtung hervorſtrömte und Lachen, Singen, Schreien aller Art herausſchallte, verließ ſie ihre grämliche Führerin und die Drei, welche mit der Localität keineswegs unbekannt ſchienen, betraten ohne Weiteres einen langen, niedrigen Sal, den Verſammlungsort und Tummelplatz der Wüſtlinge von Florenz.

An der einen Seite des verſchwärzten, ſchmutzigen Gemaches, welches, wie es ſchien, im Mittelpunkt des Gebäudes gelegen, fenſterlos und feucht und deßhalb durch ein mächtiges Feuer auf dem aus einer Ecke vorſpringenden Herd durchwärmt und erleuchtet war, zog ſich ein langer plumper Tiſch hin, mit Speiſeüberreſten beſudelt, von verſchüttetem Wein überſtrömt, aber beſetzt mit Schüſſeln aus Silber, Kannen aus demſelben Metall und vergoldet, Fogliettten aus Kryſtall, Pokalen aus edlem Metall und venetiſchem Glas. Der Reichthum dieſer Gefäße ſtach ſonderbar von dem verräucherten, unſaubern Gemache ab, fand aber einigermaßen ſeine Erklärung in den reichen, wenn gleich in wüſte Unordnung gerathenen Anzügen der Männer, welche den Tiſch umſaßen. Es waren meiſt junge, aber früh vergilbte und erſchlaffte Geſichter, welche jetzt von der flüchtigen Glut des Weines ſich geröthet hatten. Aber unter dieſen jungen Nobili bemerkte man auch Patrizier, wie den Meſſer Pietro Nicolo Popoleschi und Giovanni Berlinghieri und Giovanni Manetti, Häupter der florentiniſchen Ariſtokratie und glühende Feinde Savonarola's und der demokratiſchen Staatsform, und daß in dieſem Schlupfwinkel des Laſters auch die pfäffiſche Verworfenheit jener Zeit nicht fehle, ſtach die dunkle geiſtliche Tracht zweier Canonici am Dom, des Simon Petri Rucellai und des Thomas Arnoldi, aus den bunten Sammet- und Seidegewändern ihrer Zechgenoſſen hervor. Unter der ſchwelgeriſchen Tafelrunde wurde faſt nicht Einer gefunden, der nicht ein Mädchen in ſeinen Armen oder auf dem Schooß gehalten hätte, und das ſchamloſe Gebahren dieſer Dirnen harmonirte auf's vollkommenſte mit ihren Anzügen. Es war eine Gruppe, wie ſie Hogarth in ſeinem Lebenslauf eines Lüderlichen mit ſo entſetzensvoller Wahrheit gezeichnet hat. Etwas abſeits, mehr dem Herde nahe, ſaß auf einer Art Eſtrade der **genius loci**, die Mutter Orſola, eine unmäßig korpulente Frau, eines jener weiblichen Ungethüme, die, wenn die Sünde ſie ſelber ſchon verlaſſen, wenigſtens noch darin einen abſcheulichen Kitzel finden, Andere ſündigen zu ſehen, eine jener aller weiblichen Empfindung baren Gelegenheitsmacherinnen, welche in dem Verderbniß der Jugend nicht nur die Befriedigung einer ſchmutzigen Habſucht, ſondern auch einer abſcheulichen Schadenfreude ſuchen und finden. Mit aufgedunſenem Geſicht, aus deſſen Trunkröthe die verglasten Augen katzengrünlich hervorblinzelten, beſchaute ſie ſich wohlgefällig das Treiben ihrer Gäſte, während ſie ihr Ohr einem Manne lieh, der ihr zur Seite ſaß und angelegentlich mit ihr wisperte. An der Talgfarbe des Geſichtes, an dem ſchielenden Spitzbubenblick und der verbogenen und verdrehten Geſtalt erkennen wir in dieſem Geſellen unſern alten Bekannten, den Notarius Francesco Ceccone.

Während dieſer die Mutter Oriola flüſternd unterhält, iſt die allgemeine Aufmerkſamkeit einem jungen Menſchen zugewandt, der in der Mitte des Gemaches ſteht und allerhand poſſirliche Geſten und Reden auszuführen ſcheint. Dieſer junge Menſch iſt Bartolomeo Giugnio, deſſen im letzten Kapitel des erſten Buches dieſer Geſchichten erwähnt wurde, und er beluſtigt ſich und ſeine Genoſſen damit, daß er die Predigtweiſe des verhaßten Priors von San Marco zur Caricatur verzerrt und das Benehmen der Piagnoni oder Devoti, wie man ſie ebenfalls hieß, zur Farce verkehrt, dramatiſch perſiflirt. Die wüthenden Bravo's, Belleſſimo's und Beniſſimo's und das wiehernde Beifallslachen, welches den Kunſtleiſtungen des jungen Wüſtlings zu Theil wird, übergellt ſeine ſchrille Stimme, mit welcher er ſeine Zuhörerſchaft zum Beſchluſſe ſeines Vortrags jetzt alſo apoſtrophirt:

„Und weil, Geliebteſte, derzeit im ſchönen Firenze der öffentliche Gottesdienſt der Venus und des Bacchus verpönt iſt und ihr genöthigt ſeid, eure ſehnſüchtigen Blicke heulbruderiſch von den guten Dingen dieſer Welt, als da ſind Karten und

Würfel, Weinbecher und gefällige Mädchen, abzuwenden und euch all der Langeweile unſeres Pöbelregiments zu unterziehen: ſo ermahne und verpflichte ich euch, der jetzo leidenden und ſtreitenden Kirche der Luſt, zu deren Gemeinſchaft wir uns bekennen, im Stillen um ſo eifriger anzuhängen und hier, in dieſem unſerm Eleuſis, unſere ſchönen Myſterien andächtiglich zu feiern, ſo lange eure Börſen oder das Kerbholz der guten Mutter Orſola ausreicht, ſo lange der Wein berauſcht und die Lippen unſerer geliebten Schweſtern in Amor euch zum Kuſſe entgegenſchwellen! Sela.“

Das letzte Wort ſtieß er als jauchzenden Aufſchrei hervor, ſchlug die Hände klatſchend zuſammen und wirbelte ſich auf dem Abſatz herum, wobei er gegen die drei Ankömmlinge taumelte, welche bisher unwahrgenommen an der Thüre ſtehen geblieben waren. Nun gab es eine lärmende Begrüßungsſcene, in welcher ſich italiſche Lebhaftigkeit mit der Zärtlichkeit des Rauſches verſchmolz. Dann verſtummte das bacchanaliſche Toben einigermaßen und das Verhandeln der ariſtokratiſchen Parteiintereſſen kam aufs Tapet. Die älteren Mitglieder der Geſellſchaft beriethen ſich, nachdem ihnen degli Alberti über den Stand der Dinge am päbſtlichen Hofe Bericht erſtattet, leiſe über die zunächſt zu beobachtende Politik. Die beiden Canonici machten geltend, da das ganze demokratiſche Weſen an Savonarola hänge, ſo müſſe man ihn gewähren laſſen, bis er ſich in ſeinen Angriffen gegen den Pabſt entſchieden als Häretiker bloßgeſtellt, um mit kirchlichen Mitteln ſeinen Einfluß auf das Volk zu untergraben; Rom werde dann ſchon entſcheidend losdonnern. Dieß leuchtete ein und ſo wurde die Wartepolitik Mazzinghi's adoptirt, welche er mit den triftigſten Gründen zu unterſtützen wußte. Degli Alberti machte ſeine Freunde noch ausdrücklich auf die Brauchbarkeit Ceccone's, den er von Rom mitgebracht und welcher den meiſten der Anweſenden von früherher bereits bekannt war, in jeder Art von Intrigue aufmerkſam. Durch das gemeſſenere Geſpräch der älteren Arrabiati fahren die jüngeren mit rohen Flüchen, Drohungen und Verwünſchungen, und die elenden Weiber ſuchen der Unterhaltung durch frech dazwiſchengeworfene zweideutige Späße Abwechslung zu verſchaffen.

Francesco Cei iſt inzwiſchen, nach Hinabſtürzung mehrerer Gläſer Weins, zu Mutter Orſola getreten und hat ſie gebeten, ihm die brennende Armwunde friſch zu verbinden. Die alte Vettel kann nicht umhin, der Bitte des alten guten Kunden zu willfahren, und während ſie Salbe und Leinwand herbeiholt, um ein Geſchäft zu verrichten, welches einzuüben die Raufereien in ihrem Hauſe ihr vielfach Gelegenheit gegeben, begrüßte Cei den in finſterem Brüten vor ſich hinſtarrenden Ceccone mit den Worten:

„He, altes Ducatenneß, was haſt denn du hier zu ſchaffen?“

„Jedenfalls mehr, als Ihr, Ser Cei,“ entgegnete Ceccone grämlich, „denn gäbe es noch Recht und Gerechtigkeit in Firenze, ſo ſäßet Ihr noch immer in den Stinche *), wo ich Euch ein ſo hübſches Quartier angewieſen.“

---

*) Die Stinche waren die aus den älteſten Zeiten der Republik herſtammenden Schuldgefängniſſe von Florenz.

„Va al diavolo, — verdammter Zechinenbeſchneider!“ ſchrie Cei, deſſen Arm unter Mutter Orſola's Händen ſchmerzhaft zuckte. Dann lachte er höhniſch und ſagte: „Meinſt du, deine geprellten Schuldner hätten ſich dein Verſchwinden aus der Stadt und die Umwälzung der Dinge nicht zu Nutzen machen ſollen?“

„Hm, Ser Cei, ſo hättet Ihr ja alle Urſache, dem Prior von San Marco für den doch hauptſächlich durch ihn herbeigeführten neuen Zuſtand der Dinge dankbar zu ſein.“

„Gift und Dolch! noch ein ſolches Wort und ich ſchlinge mein ſtahldrahtenes Wehrgehenk um deine Stirne und drehe dir das wucheriſche Gehirn tropfenweiſe aus deinem Kürbisſchädel.“

Bei dieſen Worten ſchien etwas Furchtbares in dem alten Sünder vorzugehen, eine ſchreckliche Erinnerung wach zu werden. Er ſprang wie emporgeſchnellt von ſeinem Sitze auf, mit ſeiner Linken ſchob er ſein borſtiges Haar zurück und taſtete rings um ſeinen Schädel, die Rechte ballte ſich ſo krampfhaft, daß man die Knochen knacken hörte, ſeinem ſchielenden Auge entfuhr ein unbeſchreiblicher Wuthblick und fiſtulirend ſchrie er:

„Ha, das hat mir der dreimal Verfluchte gethan!“

Cei und Mutter Orſola ſogar bebten vor dieſem Wuthausbruch zurück, aber im nächſten Augenblick ſchon war er vorüber und Ceccone wieder auf ſeinen Sitz zurückgefallen. Mit kaum merklichen Zittern der Stimme ſagte er dann:

„Ser Cei, verzeiht, wenn ich Euch vorhin beleidigt. Wißt ja, der alte Ceccone erlaubt ſich dann und wann einen Scherz, welcher von guten Bekannten, denen ſein Geldſeckel zugänglich, ſo lange er auch nur noch einen Zecchin enthält, nicht übel genommen werden ſollte. Thut mir den Gefallen und ſagt mir, ob Ihr Euch nicht eines jungen Tedesco erinnert, der vor zwei Jahren viel bei dem verdammten Prior von San Marco geſehen wurde?“

„Ich glaube mich ſeiner zu erinnern. Ging er nicht mit dem ſchändlichen Jakopo Nerli um?“

„Allerdings. Und erinnert Ihr Euch auch an den Diener dieſes Tedesco, einen dickbäuchigen Kerl mit einer ungeheuren Naſe?“

„Ich meine auch den geſehen zu haben.“

„Und könnt Ihr mir vielleicht ſagen, ob dieſer Herr und ſein Diener gegenwärtig wieder in Firenze?“

„Wie ſollt' ich das können? Mußte ich mich doch die wenigen Tage her, ſeit ich verkleidet durch's Thor geſchlüpft, ſorgfältig verſteckt halten.“

Ceccone ſchwieg einige Sekunden nachdenklich. Dann ſagte er:

„Euer Verband iſt jetzt in Ordnung, Ser Cei; kommt, ich habe mit Euch zu reden. Ihr wißt, es iſt manchmal nicht übel, den alten Ceccone zum Freunde zu haben.“

Der heruntergekommene Nobili folgte dem Wucherer bereitwillig in einen entfernten Winkel des Gemachs, wo ſie lebhaft mit einander zu flüſtern und zu ziſcheln begannen. Während dem hat in der Zechgenoſſenſchaft allmälig wieder die tolle Ausſchweiſlingslaune überhandgenommen, welche dieſen Geſellen mit vollſtem Recht die Benennung der „Raſenden“ zugezogen hatte. Aus dem brauſenden Stimmentumult, aus dem Kreiſchen der Dirnen und dem Geklirr zerſplitternder Flaſchen und Gläſer gellt die Stimme Bartolomeo Giugnio's hervor, der mit ſchnarrenden Naſentönen einen frommen Lobgeſang Savonarola's zum Gaſſenhauer verzerrt, allein ihn überſchreit noch einer ſeiner tollen Cameraden, welcher ausruft: „Weg mit dem heulbruderiſchen Larifari!“ und folgende Canzonetta intonirt, deren Sinn wir kaum annähernd wieder zu geben wagen:

„San Guiſeppe's Hörner
Drückten ihn zu ſehr.
Herr, fleht er, erlöſe,
Mich von dem Beſchwer!

Sprach der Herr: San Michel,
Flieg' mir ſchnell hinab,
Säg' dem guten Hahnrei
Seine Hörner ab.

Dann begib dich eilends
Nach dem heil'gen Rom,
Bring die heil'gen Hörner in
San Pietro's Dom.

Dorten ſoll'n ſie prangen
Im Sanctiſſime
Stets für die Horniſten
Als Reliquie.“

Unter ſchallendem Gelächter wird jede Strophe im Chorus wiederholt, mit blasphemiſchen Commentaren begleitet, durch die feilen Buhlerinnen pantomimiſch erläutert — — — doch wir entweichen jetzt dieſem Schlupfwinkel des Laſters und Frevelmuthes.

XII.

O, wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der ſpricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt.
Lenau.

Sein Wort, das Gottes Macht verkündet —
Derſelbe.

In den Kreuzgängen von San Marco, welche ein vormaliger Bewohner des Kloſters, der kunſtberühmte Fra Angelico da Fieſole, mit ſeinen frommen Frescen ausgeziert, harrte eine Schar von Männern und Jünglingen des Augenblicks, in welchem ihnen das Refectorium geöffnet würde, woſelbſt der Prior an jedem Tage nach Beendigung der frugalen Mittagsmahlzeit des Convents den Kern ſeiner Anhänger zu verſammeln pflegte, um ſie genauer mit ſeinen reformatoriſchen Ideen und Planen vertraut zu machen, als dieſes von der Kanzel herab geſchehen konnte. Außerdem dienten dieſe Verſammlungen dem Prior zur Pflanzung und Förderung chriſtlichen Sinnes und republikaniſcher Tugend unter ſeinen Anhängern, welche dabei auch Gelegenheit hatten, einer ſittigen Geſelligkeit, eines brüderlichen Umganges ſich zu erfreuen, und ſo war San Marco in jedem Betracht ein Gegenſtück zu jener lichtſcheuen Oſteria unweit der Porta San Nicolo, wo unter Mutter Orſola's Patronat die ariſtokratiſche Partei ihre Kabalen ſpann und ihre Orgien feierte, während hier die volksthümliche Politik einen Mittelpunkt und die Begeiſterung für alles Gute eine Pflanzſtätte gefunden hatte.

Der Anzug und das Gebahren der Harrenden ließ eine gewiſſe Conformität bemerken. Jener war einfach, aller luxuriöſen Verzierungen, alles hoffärtigen Schmuckes bar und meiſt dunkelfarbig, dieſes freundlich ernſt und gehalten. Das demüthige Verhalten der jüngeren gegen die Aelteren, wurde von dieſen durch ein väterlich theilnehmendes vergolten. Liebevolle Grüße, beſcheidene Fragen und mildbelehrende Antworten liefen in dem Kreiſe um. Dem Beſchauer konnte es vorkommen, als habe er Väter, Söhne, Brüder einer Familie vor ſich.

Etwas abſeits von den Uebrigen ſtanden vor dem großen al fresco gemalten Chriſtusbild zwei Männer in eifrigem, leiſem Geſpräch. Der jüngere, deſſen Name Jakopo Nerli uns in ihm einen Bekannten wiederfinden läßt, horcht gerade einer längern Auseinanderſetzung ſeines Gefährten, eines Mannes von ebenmäßiger, ſchöner Geſtalt, deſſen feingeſpaltenen Mund ein dunkelbrauner Bart umgibt und aus deſſen Auge jener ſeelenvolle Glanz leuchtet, der den Dichter verräth. Als ſolcher war auch Girolamo Benivieni, einer der ſtandhafteſten Anhänger Savonarola's, damals und noch lange nachher in und um Florenz wirklich bekannt.

„Ich kann Eurer Meinung, daß ſchon in nächſter Zeit zu Rom ein entſcheidender Schlag gegen unſern großen Freund vorbereitet werde, kaum beitreten, mein Bruder,“ ſagte Nerli, als Benivieni ſeine Rede geſchloſſen, „hat doch noch vor wenigen

Tagen unſer guter Uhlando von der Siebenhügelſtadt aus geſchrieben, der Pabſt ſcheine auf ſeinen mißlungenen Verſuch mit dem Cardinalshut hin vorerſt alle Pläne gegen den Propheten von Firenze aufgegeben zu haben, indem er ſeiner Umgebung verboten, ihm weder im Guten noch im Böſen fürder von dieſem Manne zu ſprechen.“

„Es mag ſo ſein, mein Freund, aber haſt du je gehört, daß ein Borgia viel Redens davon macht, wenn er einem Gegner einen Streich beibringen will?“

„Das nicht; allein Du weißt, Uhlando erhält durch den Maeſtro del ſagro Palazzo, Ludovico di Ferrara, auf welchen die Art und Weiſe, womit unſer Vater den angetragenen Cardinalshut abgelehnt, einen außerordentlich günſtigen Eindruck gemacht hat, genaue Nachweiſungen über die Vorgänge am päbſtlichen Hofe und würde es uns alſo ſchleunigſt zu wiſſen thun, ſo in der That daſelbſt Unheil gegen den Propheten im Werke wäre.“

„Wohl, aber Alexander der Sechſte iſt der ſchlaueſte Sünder, welcher je gelebt,“ meinte Benivieni mit bedenklichem Kopfſchütteln. „Ich traue daher dieſem faulen Frieden mit Rom nicht. Doch ſag' mir, wird unſer Freund Henrico bald zurückkehren?"

„Schwerlich."

„Alſo hat er noch immer keine Ausſicht, ſeine Braut aus ihrer klöſterlichen Haft zu befreien?"

„So viel als keine; doch iſt es ihm gelungen, ſich durch Vermittlung der guten Nina Strozzi mit Flora in unmittelbare Verbindung zu ſetzen."

„Nina Strozzi, wer iſt dieſe?"

„Eine alte mütterliche Freundin Flora's, welche auch das Unglück ihrer Entführung theilte. Aus ihrem Munde erfuhr ich im Herbſt vorigen Jahres bei meiner Rückreiſe aus Neapel zu Rom, was ich Betreffs Flora's, welche, wie du weißt, von Kindheit auf ein Schützling unſeres Vaters, dieſem überbrachte."

„Was?"

„Daß Flora erkannt hätte, welch' ein Unrecht ſie gethan, als ſie ihren Verlobten grauſam von ſich geſtoßen, und daß ihre Liebe zu ihm, wo möglich, noch an Glut zugenommen. Nina hatte es nämlich, von Freund Henrico um der armen Flora willen in Rom zurückgelaſſen, dahin zu bringen gewußt, daß ſie als dienende Schweſter in das Nonnenhaus der grauen Büßerinnen aufgenommen wurde, deſſen Vorſteherin ihr Verhältniß zu Flora natürlich nicht kannte. Die Freude der armen Novize, ihre mütterliche Freundin unter einem Dache mit ſich zu wiſſen, bedarf keiner Erwähnung. Nina entwarf nun verſchiedene Pläne, um mit Hülfe unſeres Landsmanns Michel Angelo Buonarotti, über welchen wir ſo viel des Hoffnungsvollen hören und deſſen Freundſchaft unſer Henrico in Rom erworben, Flora aus dem Nonnenhaus zu entführen, allein die ſtrenge und argwöhniſche Kloſter-Disciplin der Aebtiſſin, welcher Flora von der Sündentochter des Pabſtes beſonders auf die Seele gebunden worden war, vereitelte alle dieſe Pläne und Nina mußte ſich einſtweilen begnügen, mich, welchen ſie ein glücklicher Zufall in Buonarotti's Werkſtatt treffen ließ, mit der Nachricht an unſern Vater zu betrauen, Flora kenne jetzt die ſchändlichen Intriguen Lucretia Borgia's, durch welche ſie ſich habe verführen laſſen, den Geliebten für treulos zu halten, und bereue bitterlich das grauſame Benehmen, welches ſie gegen denſelben geübt, als er ſie aus dem Kloſter hatte retten wollen.“

»Und wie war dem armen Mädchen die Kenntniß von dem Betrug geworden?«

»Lucretia Borgia, welcher neulich der gleißende Schleicher Mariano da Ghenezzano vergeblicherweiſe den Principe di Peſaro, Giovanni Sforza, hat kuppeln wollen, beſuchte, um ihr abſcheuliches Rachegelüſt vollends zu ſättigen, nachdem Henrico im Gefolge König Carls aus Rom abgezogen, das unglückliche Kind bei den grauen Büßerinnen und entdeckte demſelben unter Hohn und Spott, wie ſie durch den ſchuftigen Francesco Ceccone die Handſchriften der Liebenden, welche ihr nebſt Flora's Verlobungsring von dieſer früher arglos eingehändigt worden waren, um als Wahrzeichen an Henrico geſchickt zu werden, habe nachahmen laſſen, um vermittelſt dieſer Fälſchung ein unſeliges Mißverſtändniß zwiſchen die Liebenden zu werfen — — —

»Schändliche Metze! Solch' einer fabelhaft ſchamloſen Bosheit iſt nur ein Sprößling Alexanders des Sechsten fähig. Aber ſage, hat Flora die Gelübde abgelegt?«

»Nein, von dem Augenblick an, wo ihr die Unſchuld des Geliebten klar wurde, weigerte ſie ſich entſchieden der Einkleidung, denn ſie hofft und harrt auf ihren Verlobten und ließ ſich durch keinerlei Drohung, durch keine Mißhandlung ſogar von ihrem Entſchluſſe, den Schleier nicht zu nehmen, abbringen.“

„Armes Kind, was mußt du Alles ertragen haben!“

„Wohl des Schweren übergenug, aber Du weißt ja, mein Freund, daß der heilige Apoſtel an die Korinther ſchrieb: Die Liebe erträgt Alles.“

„Ja, und kann Alles, denn ſie iſt göttlicher Natur,“ entgegnete der Dichter und ſetzte wehmüthigen Tones hinzu: „Blitz des Himmels, Liebe, warum entflammeſt du nicht in aller Menſchen Seelen das Feuer, von welchem Chriſtus geſprochen? Stral aus Gottes Herzen, warum durchdringſt du nicht ſieghaft die Nacht der Lüge und des Haſſes, die uns gefangen hält?“

„Chriſtus lebe!“ grüßte ein Mann von ernſtem, würdigem Ausſehen, der ſo eben von der Pforte her in den Kreuzgang trat. Die Verſammelten boten ihm den Gegengruß: „In Ewigkeit!“ und machten ihm ehrerbietig Platz.

Der Eingetretene war Filipp Arigucci, Mitglied der Signorie. Langſam wandelte er die Reihen der Verſammelten entlang, und als er ſich Benivienni und Nerli näherte, konnten dieſe bemerken, daß eine ſchwere Wolke auf ſeiner Stirne lag.

„Was bringt Ihr, Meſſer?“ fragte Benivienni beſorgt.

„Nicht eben Gutes,“ entgegnete Arigucci, „die Republik iſt in Gefahr!“

Dieſes Wort elektriſirte den ganzen Kreis. Die italiſche Lebhaftigkeit machte ſich plötzlich in Mienen und Worten geltend. Der ascetiſche Ausdruck verſchwand aus den Geſichtern der Anweſenden, man konnte ihre Augen muthig aufblitzen ſehen und unter ihren Mänteln Schwerter klirren hören.

In dieſem Augenblick öffnete ſich am obern Ende des Kreuzganges eine Thüre, Dominico da Pescia trat heraus und rief den Verſammelten zu:

„Brüder, der hochwürdige Prior bittet euch, einzutreten. Chriſtus lebe!“

„In Ewigkeit!“ hallte es durch die Wölbung des Ganges und Paar um Paar ſchritten die Piagnoni dem vorangehenden Mönch in das Refektorium nach, wo ſie von dem verſammelten Convent empfangen wurden. Die Brüder hatten abgeſpeist und die Tiſche aus Kaſtanienholz waren an eine Seite des Sales gerückt worden, um den Ankömmlingen Raum zu geben. Durch die offenſtehenden Fenſter ſpendete die Herbſtſonne ihre milde Wärme und beleuchtete die fromme Einfachheit des Gemaches, deſſen Hauptſchmuck ein großes Crucifix, zu deſſen Füßen die Kathedra angebracht war, von welcher herab die Tiſchgebete geſprochen wurden und jetzt Savonarola's Stimme ertönen ſollte.

Nachdem ſich die Zuhörerſchaft geordnet, ſtimmten die Jünglinge auf Dominico da Pescia's Aufforderung den von Savonarola gedichteten Hymnus an, welcher mit den Worten beginnt: „**L'amore Jesu Christo**" — und als die Melodie dieſes Erguſſes einer ſeelenvollen und glühenden Andacht verklang, betrat der Prophet von Florenz die Kathedra.

Noch waren ſeine Augen von ebenſo ſtralendem Feuer und himmliſcher Farbe, wie wir ſie bei ſeinem erſten Auftreten in dieſen Blättern beſchrieben, noch immer war der Ausdruck ſeiner ſchönen Züge anmuthig und impoſant zugleich, aber die Gedankenfurche auf ſeiner lichten Stirne hatte ſich vertieft und geweitet und um den beredten Mund ward ein leiſer Schmerzenszug bemerkbar, welchen das ſanfte Lächeln, womit er die ehrfurchtsvolle Begrüßung ſeiner Anhänger erwiederte, nicht ganz zu bannen vermochte. Mit jener freien und klaren Stimme, von welcher Picus ſchreibt, ſie ſei gleichweit vom Leſetone als vom Schreien entfernt geweſen, ſo daß man beides gleichſam herausfühlte aber keines unterſcheiden konnte, begann er die eigenthümliche Andachtsübung, welcher er die Erläuterung des achtzigſten Pſalms zu Grunde legte.

Im Verlauf ſeines Vortrags entwickelte er ausführlich jene theokratiſche Staatsidee, deren Verwirklichung zu Florenz begonnen hatte. Gottesfurcht, Liebe und Einfachheit der Sitten als die einzig wahren Säulen eines Staatsorganismus hinſtellend, bezeichnete er Chriſtus als den rechten König und Herrn eines chriſtlichen Gemeinweſens. Aber ein Gemeinweſen ſei nicht dadurch ein chriſtliches, daß es ſich mit Worten zum Chriſtenthum bekenne, ſondern durch Uebung der chriſtlichen Tugenden. Hiebei kam er auf den Unterſchied zwiſchen bloß äußerlicher und wirklicher Chriſtlichkeit zu ſprechen und dieſe Vergleichung leitetete ihn auf die Wurzel und Quelle all ſeines Denkens und Handelns, auf die Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche hin, wo er ſich dann alſo vernehmen ließ:

„Gott will ſeine Kirche erneuern. Allein was iſt hiebei Noth? Eine rechte Fülle des heiligen Geiſtes. O nein, ſagt Einer, es genügt, daß ich gut und fromm lebe. Nein, nein, ſage ich Dir, Dein wenig gut und fromm Leben kann noch keinen Heiligen machen. Und dieſe Fülle des Geiſtes iſt noch nicht gekommen und die Kirche wird ſich nicht erneuern, bevor jene gekommen. Laſſet uns einen Augenblick auf den Stab der natürlichen Dinge uns ſtützen. Gott hat ſeinen Geſchöpfen ſolche Kräfte verliehen, daß ſie nicht nur ſich ſelbſt erhalten, ſondern auch fortpflanzen. Wie kommt es nun, daß er die Geſchöpfe nicht hervorgehen läßt ohne Samen und ohne Mitwirkung der andern Geſchöpfe? Das iſt ſo ſeine Ordnung, obgleich natürlich ohne die erſte Urſache die zweite und die folgenden Nichts zu wirken vermöchten. Wir müſſen nicht bloß Gottes Allmacht betrachten, was er thun kann, ſondern auch ſeine Weisheit, von welcher geleitet er es gewöhnlich thut. Nach dieſem Gleichniß hat Gott es in ſeiner Kirche ſo geordnet, daß ein Menſch das Heil des andern fördert, während er, als die erſte Urſache, jedem von ſeinem Geiſte gibt, und alſo dieſe, welche vom Geiſt empfangen haben, zu Werkzeugen braucht, Andere zu erleuchten. So bringt ein jedes Gleiches ſein Gleiches hervor: ein guter Lehrer einen guten Schüler, ein ſchlechter einen ſchlechten. Ein ſchlechter Lehrer vermag zwar eine gute Predigt zu halten, aber niemals wird er Frucht ſchaffen, denn jede Urſache bringt immer dieſelbe ähnliche Wirkung hervor. Wer die Gnade nicht hat, zeuget nicht Gnade. Deßhalb waren alle erwählten Werkzeuge Gottes mit dieſer Gnade ausgerüſtet. Ueber die Apoſtel ſetzte ſich der heilige Geiſt in Geſtalt feuriger Zungen, ſo daß ſie die ganze Welt anzündeten und entflammten. Soll die Kirche erneuert werden, muß die Fülle des Geiſtes kommen. Sende uns, o Herr, rufe ich mit den Pſalmiſten deinen Odem, ſo werden ſie geſchaffen und du erneuerſt die Geſtalt der Erde. Warum thuſt du nicht dieß Zeichen, o Herr? Warum ſendeſt du dieſen Geiſt nicht? Warum kann es nicht jetzt geſchehen? Siehſt du es nicht? Hörſt du es nicht? Erſt muß das Schwert kommen. Erſt muß, wie der Prophet ſagt, der Schaum aufs ſauberſte gefegt und all das Zinn hinweggethan werden, dann wird der Herr uns Richter geben, wie ehedem, und ſeine Kirche wird wieder eine Stadt der Gerechtigkeit heißen. Erſt, ſage ich, müſſen die Höheren verändert werden, dann können auch die Niedern ſich verändern. Die Apoſtel brauchten ſich nicht vor der Schlüſſelgewalt zu fürchten. Sie gingen freier umher, als wir, und konnten die Wahrheit ohne Furcht ſagen. Deßhalb ward ihnen der Geiſt im vollſten Maaße mitgetheilt und der Geiſt kam über das Volk herab. So aber jetzt der Geiſt über das Volk käme, würde man ſehen, daß die Wahrheit nicht ungeſtraft geſagt werden könnte; denn wir müſſen Furcht tragen vor der Schlüſſelgewalt. Was alſo muß geſchehen? Erſt muß das Schwert kommen, dann der Geiſt!“

„Ja, das Schwert komme, unſer Schwert!“ rief hier Filipp Arigucci aus, und von ſeinem Sitze aufſpringend und gegen die Kathedra vortretend, fügte er hinzu: „Verzeih' mir, hochwürdiger Vater, dieſe Unterbrechung. Pflicht und Sorge gebieten mir zu reden. Der Staat iſt in Gefahr, die Bürgerſchaft ängſtlich, die Signoria ſchwankend, die Gegner jubeln ſchadenfroh, der Feind droht um und um!“

Dieſe Worte brachten einen großen Eindruck auf die Verſammlung hervor, die ſich aus der ideellen Sphäre, in welche ſie der begeiſterte Vortrag ihres Lehrers erhoben hatte, ſo plötzlich in die gefahrdrohende Wirklichkeit zurückverſetzt ſah. Wie mit einem Schlag erhoben ſich Alle, ſelbſt die Kloſterbrüder nicht ausgenommen. Aus Menſchen, welche unbekümmert um die Außendinge einem verehrten Führer ſtillbefriedigt in den Hain der Forſchung und Betrachtung nachwandelten, wurden plötzlich Bürger eines bedrohten Staats, Patrioten, welche die Exiſtenz und Freiheit ihres Vaterlandes in Gefahr wußten.

Einige Augenblicke durchherrſchte das Refektorium eine tumultartige Verworrenheit. Laien und Mönche drängten ſich durcheinander, Aufſchlüſſe fordernd, verwirrte Antworten gebend, und aus dem Stimmengewoge tauchten beſonders wiederholt die Worte auf: „Piſa!“ — L'imperatore tedesco!“ —

„Ludovico Sforza!" — „Theurung und Hungersnoth!" — „Pietro de Medici!" — „Complott der Arrabiati!"

Ruhig ſchaute Savonarola auf den Tumult hernieder. Dann erhob er ſeine ſchöne, durchſichtig zarte Rechte und rief mit lauter Stimme:

„Chriſtus lebe!"

Dieſe Beſchwörungsformel wirkte augenblicklich und fand ihre Antwort in dem einſtimmigen: „In Ewigkeit!" der Verſammlung Der Wirrwar löste ſich, Jeder kehrte an ſeinen Platz zurück und Stille trat ein. Wer jetzt Savonarola anſah, mußte wahrnehmen, daß der Prediger in ihm dem Politiker Platz gemacht habe. Der Ausdruck gotttrunkenen Eifers war auf ſeinen Zügen wenn nicht erloſchen, doch zurückgetreten vor dem Ausdruck nachdenklicher Erwägung. Und ſcharf, beſtimmt, des Predigertones ledig, klang nun auch ſeine Rede alſo:

„Ja, meine Söhne, Meſſer Arigucci hat Recht: der Staat iſt in Gefahr und Feinde drohen um und um. Nicht genug, daß die Gegner unſeres chriſtlich-demokratiſchen Gemeinweſen, alle die Palleſchi und Arrabiati, Tag und Nacht Ränke ſpinnen und Complotte anzetteln gegen die Freiheit und das Wohl von Firenze, nicht genug, daß wir mit Mißwachs und in Folge deſſelben mit Theurung und Hungersnoth, beſonders unter unſerm Landvolk heimgeſucht worden, nicht genug, daß wir ſchon Hunderte unſerer Brüder trotz aller milden Vorkehrungen aus Noth auf unſern Straßen und Plätzen ſterben ſehen mußten und dadurch unſere Herzen mit Schmerz und Kummer erfüllt wurden, — nein, auch von außen thürmen ſich Gefahren. Der Tyrann von Mailand, Ludovico Sforza, dieſer raſtloſe Verwirrer Italiens, dieſer Fuchs, dem ich prophezeihe, daß eines Tages die Hühner kommen und ihn auffreſſen werden *), hat hat im Bunde mit Venedig den Kaiſer Maximilianus zu bewegen gewußt, über die Alpen zu ziehen, um als römiſcher Kaiſer die italiſchen Verhältniſſe zu ordnen. Dieſe an ſich löbliche Abſicht wußte ihm der Moro zu unterlegen und beliebt zu machen, um gleichſam hinter den

---

*) Dieſe Prophezeihung Savonarola's iſt an Ludovico Sforza wirklich in Erfüllung gegangen. Der Galliſche Hahn machte ſeiner Herrſchaft in der Folge ein Ende, führte ihn nach Frankreich und ließ ihn dort im Gefangniß ſterben. Als Gefangener ſoll er, wie Burlammachi berichtet, öfters gegen florentiniſche Kaufleute, die ihn beſuchten, geäußert haben: „Dieſer Fra hat ſich an mir als wahren Propheten erwieſen.“

Falten des kaiſerlichen Mantels ſeine böſen Praktiken fortſetzen zu können. Der Kaiſer ließ ſich bereden und zog mit geringer Mannſchaft über die Berge, weßwegen er auch ſeine oberlehnsherrliche Abſicht, den Herzog von Savoyen und den Marquis von Montſerrat von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen, nicht durchzuſetzen vermochte. Was bei dieſen Fürſten mißlungen, ſollte bei unſerer Republik gelingen. Er ſchickte Geſandte hieher, welche der Republik anſannen, den Bund mit Frankreich aufzugeben und ſich der italiſchen Liga anzuſchließen, alſo mit Mailand, Venedig und Rom, welche alleſammt als geſchworene Gegner der florentiniſchen Freiheit die Medici fortwährend offenkundig unterſtützen, gemeinſame Sache zu machen. Daß dieſes weiter Nichts hieße, als die Republik in die Sklaverei zurückführen, erkannte unſere Signorie gar wohl und gab deßhalb den kaiſerlichen Geſandten eine abſchlägige Antwort nebſt dem Rath, der Kaiſer möge, ſo es ihm wirklich um Herſtellung der Ruhe und Gerechtigkeit in Italien zu thun ſei, vor Allem die Stadt Piſa, welche ſich mit Hülfe unſerer Feinde gegen uns aufgelehnt, unſerem rechtmäßigen Regiment zurückgeben. Solches nahm der Kaiſer, auf Mailands und Venedigs Anſchüren, als eine Kriegserklärung auf, und eines Angriffs gewärtig, befeſtigte die Republik Livorno und entſandte ihr Kriegsvolk in das Gebiet von Piſa, um ſelbiges gegen die Eroberungsgelüſte Sforza's zu vertheidigen. Der Kaiſer und ſeine Verbündeten richteten aber ihren Angriff vornehmlich auf Livorno und dieſe wichtige Hafenſtadt wird noch gegenwärtig auf der Landſeite von kaiſerlichen, mailändiſchen und venetiſchen Truppen belagert, während auf der Seeſeite eine Flotte von venetiſchen Galeeren, mit welcher der Kaiſer aus dem Hafen von Genua herabſegelte, den Hafen blockirt hält. Dieſe Blockade iſt das Schlimmſte, denn ſie verhinderte bisher, daß die Truppen, welche die Republick mit des Königs von Frankreich Erlaubniß in der Provence geworben, ſowie die ebendaſelbſt angekauften Kornvorräthe ausgeſchifft werden können. Und noch anderwärtsher iſt Gefahr im Anzug. Denn kaum haben Pietro de Medici und ſeine Geſellen vernommen, in welcher Bedrängniß Firenze ſich befände, ſo meinten ſie, jetzt ſei der günſtige Augenblick erſchienen, die verlorene Gewaltherrſchaft wieder zu erlangen. Den ariſtokratiſchen Sympathieen in unſerer Stadt ſtarke Rechnung tragend, wirbt Pietro de' Medici unter des Pabſtes Schutz und mit venetiſchem Gelde zu Rom eine Söldnerſchar, ſetzt ſelbiger den Bartolomeo d'Alviano als Hauptmann vor und läßt ſie nach Siena marſchiren, wo ſie durch allerlei Geſindel beträchtlich verſtärkt wird und ſich bereitet, auf Firenze loszugehen. So hat denn Meſſer Arigucci nur die Wahrheit geſprochen, wenn er ſagte: Feinde drohen um und um und der Staat iſt in Gefahr. — Meine Söhne ſprecht, verhalten ſich die Dinge, wie ich ſie geſchildert?«

Das unſäglich bange Gefühl, welches ſich während dieſer Auseinanderſetzung der Verſammlung bemächtigt hatte, ließ die Frage Savonarola's lange unbeantwortet bleiben und nur in den düſtern Mienen der Männer ſprach ſich eine bedauernde Beiſtimmung aus. Alle waren von der Wucht des öffentlichen Unglücks ganz und gar niedergedrückt.

Da erhub Savonarola wiederum ſeine Stimme, welche jetzt klang wie die Stimme eines Propheten. Sein Blick wurde wie der eines Adlers, ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen und ſein ganzes Weſen und Gebahren einen ekſtatiſchen Aufſchwung zu nehmen.

„Kleinmüthige,“ ſprach er, „ihr verſtummet? Ihr habt nicht eine Regung des Glaubens in der Bruſt, nicht ein Wort des Vertrauens auf den Lippen? Wohl, ſo will denn ich ſprechen. Ja, ſprechen will ich und weiſſagen, denn ich fühle meine Seele angehaucht vom Odem des Geiſtes. Meinet ihr, der Herr wende den Blick ſo ſchnell ab von dem Werk, welches ſeine Gnade begonnen? Meinet ihr, ſo ſchnell werde er dieſe Stadt, welche er ſich erwählet zum Sitz ſeiner Ehre, wieder dahingeben in den Beſitz der Gottloſen und Laſterhaften, der Feinde aller Freiheit und Tugend? Nein, er wird ſchirmend ſeine Hände über uns breiten, und vor ihm zerſchellen die Plane der Boshaften und werden zu Schanden die Ränke der Gegner und gehen zu nichte die Unternehmungen der Feinde, denn groß iſt der Herr und mächtig ſeine Hülfe ewiglich! Wahrlich, ich ſage euch, ſchon der morgige Tag wird ſeine Gnade uns offenbar werden laſſen. Ich ſage euch, bevor morgen die Sonne ſich neigt, wird die bange Stadt frohlocken über ein großes, doppeltes Glück, denn der Tag wird noch nicht ſeinen Höhepunkt erreicht haben, und ſchon wird uns die frohe Botſchaft gekommen ſein, daß die florentiniſche Flotte mit Mannſchaft und Korn in den Hafen von Livorno eingelaufen und auch der mediceiſche Anſchlag gänzlich vereitelt ſei. Und fürder ſage ich euch: der Herr wird die Flotte der Feinde zertrümmern unter ſeiner gewaltigen Hand, ihr Bund wird ſich löſen mit Schmach und der übelberichtete Kaiſer unverrichteter Dinge heimkehren über die Alpen. Solches verkündige ich euch im Namen des Herrn, deſſen Wort beſtehen wird in Ewigkeit. So richtet euch denn auf, Kleinmüthige, und ſetzet auf den eure Zuverſicht, der da Helfer iſt in allen Nöthen. Hinweg mit Furcht und Feigheit, gehet hin und ſeid getroſt!

IV.

Die Feinde ſtürmen — — —
Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von ſeines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schickſal all der Seinen trägt.
Lenau.

Ein Wunſch durchglüht ſein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Iſt nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall.
Derſelbe.

Ueber Nacht hatte die ſorgenvolle Unraſt, welche ſchon ſeit Langem die Anhänger der guten Sache in Florenz quälte, während die Gegner hämiſche Schadenfreude an den Tag legten, eher noch zu als abgenommen. Was Savonarola geſtern in San Marco prophezeit, hatte ſich mit reißender Schnelligkeit durch die Stadt verbreitet und die bangen Gemüther mit Vertrauen, aber zugleich auch mit jener Spannung auf die Dinge, die da kommen ſollten, erfüllt, welche oft noch peinlicher, als die Gewißheit des Unglücks. Die Freunde des Propheten zitterten für ihn, denn die Conſtellationen waren ſo, daß die Erfüllung ſeiner Prophezeihung ſelbſt die kühnſte Hoffnung überflügeln mußte, und trat dieſe Erfüllung nicht ein, ſo konnte es mit einmal um Savonarola und die von ihm vertretene Freiheit von Firenze geſchehen ſein. Denn daß die Arrabiati dieſen einer Reaktion günſtigſten Augenblick nicht ergreifen und benützen würden, war ſchlechterdings nicht zu erwarten, um ſo weniger, da ſie auf theilweiſe Sympathien in der Signoria ſelbſt rechnen konnten. In der That bereiteten ſich die Gegner des demokratiſchen Regiments, beſonders die von Pietro's de' Medici Anmarſch unterrichteten Palleſchi offen vor, heute einen Schlag zu führen, wogegen die demokratiſche Mehrheit der Signoria den auf Savonarola's dringendes Anrathen von Arigucci in Vorſchlag gebrachten Beſchluß durchgeſetzt hatte, bei der geringſten verdächtigen Bewegung die Häupter der Malcontenten in Verhaft bringen zu laſſen und den Commandanten der Candottieri der Republik, den tapfern Pagolo Vitelli, mit einem anſehnlichen Harſt gen Siena zu entſenden, um einem etwaigen mediceiſchen Angriff auf Florenz zu begegnen. Der letztere Beſchluß war im Morgengrauen des Tages gefaßt und in Vollziehung geſetzt worden, ſo daß Hufſchlag und Panzerſchritt der durch die Straßen gegen das ſieneſiſche Thor abziehenden Schar Vitelli's die Bewohnerſchaft der Stadt zur Feier des großen herbſtlichen Madonnenfeſtes weckte, welches auf den heutigen Tag fiel.

Aber die Gemüther waren heute mit Anderem beſchäftigt, als mit der Santa Maria impruneta, welche in feſtlicher Prozeſſion ihren Umgang durch die Stadt halten ſollte. Die demokratiſche Staatsumwälzung hatte die Bürgerſchaft aus dem Sumpf des Indifferentismus und Egoismus, in welchen ſie während der mediceiſchen Gewaltherrſchaft verſunken war, herausgeriſſen und ihr Theilnahme für das allgemeine Wohl, für das Geſchick des Staates eingehaucht. Mit der Herſtellung der Freiheit hatte ſich jeder Einzelne als Glied des Ganzen fühlen gelernt und ſo mußte bei der Lebhaftigkeit, womit das italiſche Naturel vom Augenblick ergriffen wird, das religiöſe Intereſſe des Tages von dem politiſchen Bewußtſein nothwendig in den Hintergrund gedrängt werden. Dieß war auch heute wirklich der Fall, von den Mitgliedern der höchſten Magiſtrate herab bis zu den Proletariern von San Gallo. Die Signoria hatte, unter dem Vorſitz des Gonfaloniere Bernardo del Nero, im Salone des Palazzo vecchio ſeit geſtern früh parmanente Sitzung gehalten, denn die Nachrichten von Livorno, wie auch von Siena her waren ſeit einigen Tagen immer bedrohlicher geworden, ſo daß die demokratiſchen Signoren Alles hatten aufbieten müſſen, um den antidemokratiſchen Tendenzen, welche in der höchſten Behörde beſonders durch den heimlich mediceiſch geſinnten Gonfaloniere ſich geltend machten, die Waage zu halten. Der Parteikampf hatte demnach bereits in die Signoria Eingang gefunden und nur das geſtern ausgeſprochene Prophetenwort Savonarola's, welches Filipp Arigucci im Salone widerhallen ließ, die Durchſetzung ariſtokratiſcher Beſchlüſſe hintertreiben, welche an den Arrabiati bereitwillige Unterſtützer und Vollſtrecker gefunden hätten. So hatten alſo die Demokraten, durch den Beſchluß, Kriegsvolk gegen Pietro de' Medici zu entſenden, einen momentanen Sieg errungen, welcher, in Betracht der allzeit und überall ſich gleichbleibenden Wankelmüthigkeit des großen Haufens, durch das Eintreffen der Prophezeiung Savonarola's befeſtigt, durch Nichterfüllung derſelben aber in Niederlage umſchlagen mußte. In Betracht der Wankelmüthigkeit des großen Haufens, ſagte ich, denn es iſt einmal ſo und war und wird immer ſo ſein, daß die Maſſen, beſonders wenn ſie, wie dazumal in Florenz, durch beängſtigende Gerüchte aller Art in Gährung verſetzt und durch materielle Noth gedrückt werden, Jedem Glauben ſchenken und Folge leiſten, der ihnen die Ausſicht auf eine Veränderung, gleichviel welche, eröffnet.

Was beim Anbruch des Tages die Signoren droben im Salone bewegte und beſchäftigte, bewegte und beſchäftigte auch die Volkshaufen, welche ſich unten in der ſogenannten Loggia de' Lanzi und um dieſelbe her verſammelt hatten. Dieſe Loggia de' Lanzi, ſo geheißen, weil in ſpätern Zeiten eine

Wache großherzoglicher Lanzknechte dort aufgeſtellt wurde, iſt eine am Palazzo vecchio angebrachte, dem Porticus des Palazzo degli Uffizi zugekehrte Säulenhalle von eben ſo grandioſen als leichten Verhältniſſen. Durch Andreas Orgagna 1355 auf Befehl der Republik zu erbauen angefangen, ruhen die drei unermeßlichen Bogen dieſer Loggia auf vier prachtvoll verzierten Säulen. Ihr älterer Schmuck beſtand aus den unter dem Meißel Orgagna's und Jakopo di Piero's hervorgegangenen Bildwerken der drei theologiſchen und der vier Cardinaltugenden. Später kamen Donatello's Judith, Gian Bologna's Sabinerinnenraub und Benvenuto Cellini's Perſeus hinzu. Von der Zeit ihrer Erbauung an und zur Zeit unſerer Geſchichte noch war dieſe Halle der Schauplatz volksthümlicher Beredtſamkeit. Jetzt iſt es anders. Wo früher die republikaniſche Begeiſterung und der republikaniſche Zorn aus dem Auge der Volksredner blitzte und aus ihrem Munde donnerte, wird heutzutage die Lotterie gezogen.

An dem Tage, von welchem wir ſprechen, beleuchteten die Morgenſonnenſtralen ein buntes Gewühl aller Volsklaſſen, welche ſich in den Arkaden der

Loggia de' Lanzi aus und ein drängte. Man konnte die Anfänge verſchiedener Reden vernehmen, allein die Stimmen der Wortführer wurden, kaum erhoben, immer wieder von dem ſtürmiſchen Redeſchwall des Haufens überflutet. Fragen, Antworten, Ausdrücke der Beſorgniß, der Hoffnung, des Hohnes jagten ſich, und in die frommen Loſungsworte, welche ſich die Piagnoni zuriefen, ſchallte das ziſchende Spottgelächter der Arrabiati herein. Zeitweiſe legte ſich das verworrene Toſen für einige Augenblicke und dann konnte man abgeriſſene Rufe durch die Halle hinſchallen hören, wie folgende: „So eben kamen wieder zwei Eilboten angeſprengt — “ „Hört, hört!“ — Was brachten ſie?“ — „Unglück über Unglück; der Imperatore tedesco beſchießt das Caſtell Magnano mit aller Macht, das ausgehungerte Livorno kann ſich nicht mehr halten, die Medici rücken von Siena heran!“

Und nun ein abermaliges Toben und Toſen, ein Hagelſchauer von Ausrufungsworten von dem ſanften „Diamine!“ an bis hinauf zu dem wüthenden „Carpo del diavolo!“

Derartige Flüche gingen vornehmlich von jungen

Männern aus, die mit in die Stirne gedrückten Hüten und tief in ihre Mäntel verhüllt, geſchäftig unter der Menge hin- und hergingen. „Ihr ſeid verrathen, Bürger von Firenze!“ ziſchelten ſie dort. „Die Signoren haben ſich verſchworen, euch und eure Kinder verhungern zu laſſen!“ ſchrieen ſie hier. „Seht ihr nun, daß euer Profeta euch ſchändlich belog?“ fragten ſie weiterhin ſpottend und ſuchten dann das: „Chriſtus lebe!“ der Piagnoni, welches ſich hin und wieder, aber offenbar ſchüchterner als ſonſt erhob, mit allerlei Hohnlauten zu erſticken. Und ihre Geſchäftigkeit war nicht vergeblich. Schon hörte man beifällige Aeußerungen, wie: „**Poffardio**, ſie haben Recht! — Wir ſind verrathen und verkauft! Weg mit dem demokratiſchen Regiment! Zum Teufel mit aller Möncherei!“ aus der wandelbaren Menge hervorgehen, als ſich plötzlich der rieſige Laſtträger Pacca auf das Piedeſtal einer der die Halle ſtützenden Säulen ſchwang und mit ſeiner mächtigen Lunge in das Gewühl hineinwetterte: „Nieder mit dem Palleſchi! ſag' ich. Der Profeta hat uns noch nie belogen. Was immer er prophezeite, hat ſich erwahrt! Wer ein Herz hat für Firenze, ſtimme mit mir in den Ruf ein: „Chriſtus lebe!“

„In Ewigkeit!“ beantworteten die Hunderte, welche kaum einen Augenblick zuvor den Aufreizungen der Arrabiati ein beifälliges Ohr geliehen und halb und halb zugeſtimmt, die überzeugungskräftigen Worte des Proletariers, und da jetzt die Glocken des Campanile vom Domplatz herab erklangen, das Madonnenfeſt einläutend und den Beginn der Prozeſſion verkündend, ſo ſank plötzlich die ganze Maſſe auf die Kniee und ein tauſendſtimmiges: „Santa Maria impruneta, ora pro nobis!“ miſchte ſich mit dem nach dem Vorgang des Campanile auf allen Thürmen der Stadt wachgewordenen Geläute.

Noch lag die Menge auf den Knieen, als die Prozeſſion langſam von der Kathedrale herabkam. Vorauf wurde die große Fahne von Santa Maria del Fiore getragen und ihr nach ſchritten paarweiſe, brennende Kerzen in den Händen, überragt von zahlloſen Kreuzen und kirchlichen Fahnen, die geiſtlichen Orden der Republik. Da waren die Capuziner von Mariä Empfängniß und von Mont' Ughi, die Hieronymiter von Fieſole, die Franziskaner, die Carmeliter von Santa Maria Maggiore und del Carmine, die Serviten dell' Annunziata, die Auguſtiner von San Stefano, von San Jakopo und San Spirito, die Cöleſtiner, Ciſterzienſer, Olivetaner, die Vallombroſaner von San Pancrazio und Santa Trinita, die Camaldolenſer und Montecaſſiner. Ihnen folgten die Cleriker von San Ambrogio und Santa Felicita, von San Frediano, San Pier' Maggiore und San Lorenzo, letztere mit ihrem infulirten Abt an der Spitze, welcher, in Abweſenheit des Erzbiſchofs von Florenz, die Inful auf dem Haupte, das perlenüberſäete und goldfunkelnde Meßgewand übergehangen, mit Ring und Stab geſchmückt, als der höchſte geiſtliche Würdenträger bei der prächtigen Ceremonie funktionirte. Hinter ihm hob ſich aus Blumenguirlanden und Weihrauchwolken das prachtvoll angethanene Bild der Madonna impruneta in die Lüfte, von blauſeidenem, ſilbergeſtickten Baldachin überwölbt und auf einem mit rothem Sammet überzogenen Traggeſtell thronend, welches auf den Schultern der Cleriker von Santa Maria del Fiore ruhte. Den Baldachin umringte eine Schar weißgekleideter Chorknaben, welche grüne Zweige tragend oder ſilberne Rauchfäſſer ſchwingend eine Cantate auf die jungfräuliche Himmelskönigin ſangen. Hinter ihnen kamen die Dominicaner von Santa Maria Novella und dieſen folgten die von San Marco, ausgezeichnet vor allen übrigen durch ihre ernſte, von Andacht durchdrungene Haltung und durch den Ausdruck ehrfurchtsvoller Liebe, welchen ihre Züge annahmen, ſo oft ſie auf ihren Prior blickten, der mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen vor ihnen herwandelte. Hinter den geiſtlichen Scharen folgte in unüberſehbarer Reihe die andächtige Laienſchaft, Greiſe und Männer, Frauen und Kinder, Jünglinge und Mädchen.

Die Spitze des Zuges hatte ſo eben die Façade des Palazzo vecchio erreicht und wollte ſich linkshin über die Piazza weg gegen den Arno hinabwenden, als ein Reiter, in welchem ſein weißrothes Koller und die auf ſeiner Bruſt in roher Stickerei angebrachte Lilie als einen Staatscourier bezeichnete, vom Ponte vecchio in geſtrecktem Roſſeslauf heraufgeſprengt kam, vor dem Eingang des Palaſtes, da wo ſpäter ein Jugendwerk Buonarotti's, die koloſſale Statue Davids aufgeſtellt wurde, ſich von ſeinem ſchweißtriefenden Thiere warf und ſeinen ſtaubbedeckten Hut ſchwingend und das andächtige Stimmengeſumme der Prozeſſion mit dem jauchzenden Ruf: „Heil der Republik!“ übertönend, haſtig in den Palaſt ſtürzte.

Dieſe Erſcheinung machte plötzlich den Zug ſtocken. Cantate und Gebet verklang und zitterte nur noch in den entfernteren Reihen nach, bis auch dort die andächtige Stimmung der plötzlich erregten Ahnung, daß etwas Wichtiges, Großes geſchehen ſein müſſe, Platz machte. Eilige Fragen, vage Antworten liefen durch die ſtilleſtehenden Tauſende, denen doch die Ehrfurcht vor der kirchlichen Ceremonie, welcher ſie beiwohnten, den lauten Ausbruch ihrer Neugierde verbot. Je banger die Spannung, um ſo kürzer war ſie auch, denn nach wenigen Minuten lief, vom Salone der Signoria ausgegangen, die frohe Botſchaft durch die Scharen: „Die von den Küſten der Provence ausgelaufene Flotte der Republik ſei mit Mannſchaft und Proviant aller Art glücklich in den Hafen von Livorno eingelaufen, ohne daß die kaiſerlichen Schiffe es verhindern konnten. Der Kaiſer habe plötzlich die Beſchießung des Caſtells Magnano und die Blokade von Livorno aufgehoben, ein gewaltiger Seeſturm hätte die venetiſchen und genueſiſchen Galeeren auf der Rhede von Livorno zertrümmert, der Kaiſer eiligſt ſeinen Rückzug nach Deutſchland angetreten und Ludovico Sforza ſeine Truppen unverrichteter Sache aus dem Piſaniſchen zurückgezogen.“

Dieſe Nachrichten hatte der eben eingetroffene Eilbote gebracht und unbeſchreiblich iſt die freudige Bewegung, welche dadurch unter der Menge hervorgebracht wurde, nur ſo viel ſei angedeutet, daß dieſe Bewegung ſo gewaltig war, daß ſie ſogar die Gegner der Demokratie, welche noch vor wenigen Minuten nicht ohne Grund gehofft hatten, am heutigen Tag einen Umſturz der Verfaſſung, wenn nicht ſogleich zu bewerkſtelligen, ſo doch vorzubereiten, nöthigte, ſich von der allgemeinen Freudigkeit fortreißen zu laſſen.

Und dieſe Freudigkeit ſollte noch erhöht werden.

Die Ordnung der Prozeſſion hatte ſich aufgelöst und Geiſtliche und Laien ergoſſen ſich in wirrem Strom auf die Piazza, ſo daß Girolamo Benivieni, welcher eilig aus dem Palazzo trat, Mühe hatte, ſich einen Weg durch das Gewühl zu bahnen, um den Prior von San Marco aufzuſuchen, an welchen er von Seiten der Signoria mit einem Auftrage entſendet worden. Endlich fand er den Geſuchten, im Kreiſe ſeiner Brüder ſtehend und mit beſcheidener Würde die Dankworte und Beglückwünſchungen ſeiner Anhänger von ſich ab und auf den höchſten Helfer verweiſend.

Benivieni ergriff die Hand Savonarola's, drückte ſie an ſeine Lippen und ſagte leiſe und mit Haſt:

„Hochwürdigſter Vater, die entferntere Gefahr iſt abgewandt, aber die nähere droht noch immer. Die Signoria ſchwebt in Furcht und Bangen, denn faſt gleicherzeit mit dem Courier von Livorno iſt ein flüchtiger Bauer im Palazzo eingetroffen und hat die Nachricht gebracht, der Harſt Pagolo Vitelli's ſei von den Mediceiſchen zurückgeworfen und dieſe in vollem Anmarſch auf die Porta Romana. Die Signoria bittet dich um Rath.“

Da trat der Prophet einen Schritt zurück, erhob ſeine Hand und ſprach mit lauter Stimme:

„Kleingläubiger, warum zweifelſt du? Warum zweifelſt du an dem Worte, welches der Geiſt durch mich verkündiget hat? Gehe zurück zu denen, die dich ſandten und ſprich alſo: Wiſſet ihr nicht, daß Gott mit euch iſt, und ſeine Offenbarungen untrüglich ſind? Entſchlaget euch eurer Furcht, denn was ich vorhergeſagt, wird ſich erfüllen! Ihr aber, meine Brüder,“ fuhr er zu den Umſtehenden gewendet fort, „kommt mit mir, daß wir gemeinſchaftlich den allbarmherzigen Gott für dieſe Stadt anflehen.“

So ſprechend, ſchritt er auf die Loggia de' Lanzi zu, unter deren Arkaden man den Baldachin der Madonna impruneta niedergeſetzt hatte. Vor dieſem Altar ſich niederwerfend, ſtimmte Savonarola mit ſeiner metallenen Stimme den Pſalm an: „Non timebo millia populi circumdantis me; exsurge, Domine! Salvum me fac, Deus!“ — und in wenigen Augenblicken fielen Tauſende und aber Tauſende in die Melodie des Bittgeſangs ein, während deſſen weithingetragenen Tönen die Signoren in ihrer ernſten, ſchwarzſammetnen Amtstracht aus dem Salone des Pallazzo herabkamen, um an der frommen Fürbitte für das Wohl des Gemeinweſens theilzunehmen.

Sie war noch nicht verhallt, als ſich mit ihren gehaltenen Klängen Hufgeſtampf und Waffengeklirr miſchte, welcher Unterbrechung die noch ſtörendere folgte, daß über die Piazza herüber die abgeriſſenen Rufe laut wurden: „Sieg! Sieg! die Medici ſind zurückgejagt, die Feinde zerſtreut! Heil Firenze!“

„Ja, Heil Firenze!“ rief ein ſtahlgepanzerter Ritter aus, für deſſen Roß einige ihm voranreitende Reiſigen Platz durch das Gewühl ſchafften, und der jetzt an den Stufen der Loggia abſaß, den Helm mit dem weißrothen Buſch abnahm und die vom Gebet ſich Erhebenden das von der Eile des Ritters geröthete Antlitz des Feldhauptmanns Pagolo Vitelli erblicken ließ.

„Heil Firenze!“ wiederholte er, ſich vor den Signoren verbeugend, und fuhr mit lauter Stimme fort: „Signori, die Gefahr iſt vorüber, der Feind allerwärtshin in eiliger Flucht zerſtreut.“

Der Gonfaloniere trat vor und ſagte in etwas zweifelndem Tone:

„Aber es iſt ja ſo eben die Nachricht eingegangen, Ser Vitelli, Ihr ſeid vor den Gegnern zurückgewichen und dieſe in vollem Anmarſch auf die Stadt.“

„Wer immer dieſe Nachricht brachte,“ verſetzte

Vitelli beſtimmt, „ließ ſich entweder täuſchen oder log abſichtlich. Ich traf etwa drei Miglien auf der Straße von Siena zu auf den Feind. Er war zwar in ſchlechter Ordnung, aber meiner Schar an Zahl weit überlegen. Deßhalb ordnete ich das Manoeuvre einer Scheinflucht an, und als ſich die Feinde, durch meine Liſt getäuſcht, in voreiligem, ordnungsloſem Angriff auf uns warfen, ließ ich meine braven Burſche ſchwenken und zerſtäubte nach kaum viertelſtündigem Fechten die Mediceiſchen nach allen Seiten hin. Von Gefangenen hört' ich auch, die Feinde ſeien ſchon in voriger Nacht durch einen furchtbaren Platzregen, der ſie auf dem Marſch überraſcht hatte, mißmuthig worden und zum Schlagen halb untüchtig. So verhält ſich die Sache und ich bin meinen Leuten vorausgeeilt, um die Stadt ſo ſchnell als möglich ihrer Angſt zu entledigen.“

„Ihr habt wohl gethan, Ser Vitelli,“ ſprach nun Filipp Ariguecci im Namen ſeiner Mitſignoren, „Ihr habt wohl gethan; die Republik dankt Euch und wird Eurer Dienſte eingedenk ſein.“

Während dieſe Worte in der Loggia de' Lanzi gewechſelt wurden, hatte die bloße Erſcheinung des ritterlichen Vitelli und die erſten Laute ſeiner Stimme hingereicht, die ganze Piazza in einen Freudentaumel zu verſetzen. Die jubelnde Volksſtimme ſchwoll zu einem wahren Orkan, welcher in tauſendfältigem Wiederhall durch alle Theile der Stadt ſtürmte. Dann entfachte ſich mit einmal ein Gefühl des Dankes in den Herzen des Volkes und an die Stelle wirren Frohlockens traten erſt vereinzelte, dann aber immer allgemeiner und einmüthiger werdende Rufe: „Il profeta evviva! Laßt uns ihm danken! Er hat wahr prophezeit, wie immer. Il profeta evviva! Laßt uns ihn ſehen, ihn hören, ſeinen Segen heiſchen!“

Und die ganze Maſſe flutete und drängte auf die Loggia de' Lanzi zu, an deren Stufen die ſo eben erwähnten Rufe wiederum tauſendſtimmig erſchollen. Die Signoren forderten Savonarola auf, zu dem Volke zu ſprechen, aber es hätte dieſer Aufforderung nicht bedurft; der Geiſt trieb ihn.

Er trat unter den Arkaden hervor und als ſeine edle, imponirende Geſtalt auf der oberſten Stufe ſichtbar wurde, ſänftigte ſich mit einmal all' der Lärm, all' die Unruhe. Er faltete die Hände und ſtreckte ſie ſegnend über die Menge aus. Hierauf ſprach er feierlich:

„Chriſtus lebe!“ und feierlich antwortete es aus jedem Mund: „In Ewigkeit!“ Dann wieder Stille nah und fern. Er aber redete:

„In meine ſtille Zelle iſt es gedrungen und auf den Gaſſen hat es wiedergehallt: Nun wiſſen wir gewiß, daß wir betrogen ſind! Ei, wußtet ihr es gewiß? Waret ihr eurer Sache ſo ſicher, als ich der meinigen? Unſtät und wankelmüthig, feig und hochmüthig, habt ihr den Geiſt Lügen zeihen wollen und mich einen Betrüger geſcholten, ich aber war gewiß meines Glaubens, ich habe denſelben gleichſam mit Händen gegriffen, ich bin gewiß, daß es ein künftiges Leben, einen Himmel und eine Hölle gebe, und daß, ſo ich den Willen meines Herrn erfülle, mein nichtiger Leib dereinſt verklärt werden wird. Ich war gewiß meines Glaubens und in ihm der Erfüllung deſſen, was ich vorhergeſagt. Wußtet ihr es gewiß? Ich meinerſeits, ich weiß gewiß, daß Gott die Gedanken der Klugen verkehren und die Schlauen in ihren eigenen Netzen fangen wird. Und weiß auch gewiß, daß die Kirche ſich erneuern wird, es gehe, wie es wolle. Ihr ſehet nur auf die Dinge, wie ſie jetzt gehen, und meinet, dazu könne es nimmer kommen, denn ihr habet von Gottes verborgenen Wegen keine Wiſſenſchaft und wollet euch nicht demüthigen, um zu glauben; und darum wird euch die Erkenntniß nicht. Ich rathe euch, thut Buße, denn die Mauer, wohinter ihr euch verſtecket, wird niederſtürzen und euch begraben! — Sagt mir, was wiſſet ihr gewiß? Daß ihr betrogen ſeid?“ fuhr der Redner mit erhobener Stimme fort, den glänzenden Blick nach der Stelle wendend, wo die Signoria ſtand; „ich weiß noch mehr, ich weiß, daß Gott euch irre gemacht hat. Denn alſo ſteht geſchrieben: „Er nimmt weg den Muth der Häupter des Volkes im Lande und macht ſie irre auf einem Umwege, da kein Weg iſt, daß ſie in der Finſterniß tappen ohne Licht, und macht ſie irre, wie die Trunkenen.“ Ich weiß, daß ihr um eurer Sünden willen mit Recht verfinſtert und verſtockt werdet, ſo daß ihr mit ſehenden Augen nicht ſehet und mit hörenden Ohren nicht höret. O, daß mir die Macht gegeben wäre, die der Herr übte, als er die Ankläger des im Ehebruch ergriffenen Weibes mit den Worten anredete: Wer unter euch ohne Sünde, der werfe den erſten Stein auf ſie — o, daß mir dieſe Macht gegeben wäre, ſo daß Alle, die ein ſchlechtes Gewiſſen haben, von hier weggehen müßten, wenn ich ſie anſähe, wie Wenige würden dann hier zurückbleiben! Wenn ich, angethan mit dieſer Macht, ſagte: Wer in obrigkeitlichen Würden immer den Blick auf Gott und das gemeine Wohl gerichtet hat, wer nimmer Perſonen und Nutzen angeſehen hat, der bleibe — wie Wenige würden wohl bleiben und wie Viele fortgehen müſſen! Wenn ich ſpräche: Wer niemals Unzucht oder Wucher oder Betrug getrieben, der bleibe — wie Viele würden dann weggehen müſſen und wie Wenige bleiben! O thut von euch die Rüſtung eures Hochmuths und werfet weg den Schild der Verſtocktheit, ihr Hohen und Niedrigen! Seid Brüder unter einander, damit ihr Kinder Gottes werdet! Entſchlaget euch eures Stolzes, eures Geizes und eurer Herzloſigkeit, ihr Vornehmen und Reichen! Der Herr hat ſeine Gaben für Alle geſpendet, ihr aber raubet und vorenthaltet ſie euren Brüdern und vermehret die Ungerechtigkeit eurer Ahnen noch mit der eigenen. Oeffnet eure Herzen der Barmherzigkeit und eure Truhen der Noth der Armen, ſonſt möchte dereinſt ein Tag kommen, wo euch dieſe auf euren Geldſäcken erwürgen und an euren Kindern all' den Jammer rächen, unter deſſen Joch ihr ſie keuchen ließet wie Laſtthiere, die unter übermäßiger Bürde zu Boden ſtürzen. Theilet euren ungerechten Mammon und heiliget ihn, indem ihr vermittelſt ſeiner die Thränen der Wittwen trocknet und das Schreien der Waiſen nach Brot ſchwichtiget. Männer des Genuſſes, lernet die Arbeit kennen und ihr werdet eurer böſen Lüſte Meiſter werden! Männer der Arbeit, richtet euch auf aus der Verdumpfung der Sklaverei und lernet fühlen und begreifen, daß ihr nicht zur Knechtſchaft geboren ſeid, weil ihr alle Kinder Gottes! Volk von Firenze, werde ein Volk des Herrn, innig und ſtark im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe, und der Herr, der heute ſeine Güte und Macht ſo herrlich an dir erwieſen und dich errettet hat von deinen Feinden, wird mit dir ſein jetzt und allzeit!«

Die lautloſe Stille, womit dieſe Worte angehört worden, dauerte noch fort, als die mächtige Stimme des Redners ſchon längſt zu tönen aufgehört hatte; denn die Erſchütterung der Zuhörer war ebenſo tief, als allgemein. Es mochte unter den Maſſen in dieſem Augenblicke kaum Einer ſein, der von den Mahnungen Savonarola's nicht in tiefſter Seele ergriffen, von ſeinen flammenden Zornworten nicht bis in's tiefſte Herz getroffen worden wäre. Die Frauen ſchluchzten leiſe, die Männer ſchlugen ſchamroth die Augen zu Boden, Alle ſtanden regungslos mit gebeugten Häuptern. Und als ſie ſich endlich aufrichteten, um nach dem Herzerſchütterer zu ſpähen, war dieſer von ſeinem Platze unter die Arkaden zurückgetreten und, beſcheiden den Dankbezeugungen des Volkes ſich entziehend, bereits auf dem Heimweg nach San Marco begriffen. Dort trat er in die ſtille Kloſterkirche, kniete vor dem Hochaltar nieder und war bald ſo ganz in inbrünſtige Andacht und begeiſterte Betrachtung verſunken, daß er es nicht beachtete, wie ein immer wieder von Neuem beginnendes, donnerndes: „Il profeta evviva!“ auf der Piazza drunten ſich erhob und über alle Plätze und durch alle Straßen der Stadt hinrollte.

Als er eine Stunde ſpäter in ſeine Zelle trat, fand er auf ſeinem Tiſche einen friſchen, von Freundeshand auf die aufgeſchlagene Bibel hingelegten Lorbeerkranz.

Ein Schimmer edeln Stolzes entfunkelte ſeinen Augen bei dieſem Anblick und ein erhabenes Lächeln umzog ſeinen Mund. Er nahm den Kranz, ſetzte ſich ihn auf das Haupt und ſprach laut: „Die Gefahr war drohend, der Sieg groß und der Kranz iſt verdient!“

Doch ſchon im nächſten Augenblick nahm er den Kranz mit einer faſt unwilligen Bewegung ab und ſagte leiſe: „O, Menſchenherz voll Eitelkeit und Ueberhebung, weißt du nicht, daß nicht der Lorbeer des Triumphators, ſondern nur die Palme des Märtyrers dir beſtimmt iſt und Gott allein die Ehre gebührt?“

Dieß ſagend hing er den Kranz ob dem Bilde des gekreuzigten Chriſtus auf, verſchränkte die Arme über der Bruſt und ſchritt nachdenklich die Zelle hin und her. Dann trat er an's Fenſter, öffnete es, ſah in den Garten hinab und flüſterte trübe vor ſich hin: „Der Herbſt fegt die welken Blätter von den

Sträuchen und mir iſt, als komme die Zeit meines Welkens ſchnell. O Gott, laſſe nur mein Werk nicht als unreife Frucht vom Baume fallen!“

Er ſchloß das Fenſter und wandelte wieder auf und ab. Seine Gedanken nahmen eine weniger düſtere Richtung, denn ſeine Züge wurden mild und liebſelig, indem er vor ſich hin ſprach: „Wie mag es jetzt wohl meinen lieben Kindern in dem ſündenvollen Rom ergehen? Doch ſie werden glücklich werden, eine Zukunft voll Liebe und gegenſeitiger Beglückung thut ſich vor ihnen auf, während mir, bald vielleicht, die Glut des Scheiterhaufens entgegenbräut.“

Ein unwillkürlicher Schauder überlief ihn und, wie Gott um Gnade flehend, rang er die Hände über dem Haupte. Allein ſchnell, wie ſie gekommen, ſchwand dieſe Entmuthigung. Er hob, den ſtralenden Ausdruck der Begeiſterung auf dem Antlitz, den Blick empor und ſagte mit ſtarker Stimme:

„Der Wille des Herrn geſchehe! Sein Werk muß gethan werden!“

Und ergriffen von dem Bewußtſein ſeiner Miſſion, trat er an ſein Schreibpult und begann jene berühmten reformatoriſchen Briefe an die Könige der Chriſtenheit zu ſchreiben, deren uns zwei durch einen ferrareſer Mönch, welcher ſie aus der lateiniſchen in die italiſche Vulgarſprache überſetzte, aufbewahrt worden ſind.

„Der Herr," ſchrieb er, „hat uns in ſeiner unerſchöpflichen Barmherzigkeit vor Zeiten durch den Propheten Amos die Verheißung gegeben, daß er Nichts thun wolle, er offenbare es denn zuvor den Propheten, ſeinen Knechten. Nun aber hat Gott beſchloſſen, in unſeren Tagen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit auf Erden zu üben, indem er die Laſter und Gräuel, welche in ſeiner Kirche walten, richten und beſtrafen, die ſündhaften Diener aus derſelben vertreiben, die Braut Chriſti in ihrer urſprünglichen Schönheit herſtellen und auch die Heiden zum wahren, einigen Glauben herüberführen will. Zwar bauet ihr, ihr Könige und Fürſten, äußerlich an der Kirche und erlaſſet gute Befehle, allein was fördert dieß, ſo die drinnen ſind, Alles in's Verderben kehren und ſelbſt die heilbringendſten Verordnungen mit Füßen treten? Der Sturz deſſen, was auf dem Grunde gebaut iſt, muß nur um deſto größer werden, da der Grund ſelbſt aufgewühlt iſt. Der Herr hat nun unter Andern mir, ſeinem unnützen Knecht, ſeine Gnade offenbart, daß er vermittelſt vieler Heimſuchungen ſeine Kirche erneuern will, und darum habe ich im Herzen Italia's ſeit Jahren Alle mit lauter Stimme zur Buße gerufen und mich angeſtrengt, den chriſtlichen Glauben in ſeiner ganzen Herrlichkeit darzuſtellen. Deßhalb bin ich auch in viele Drangſale gekommen, die täglich ſich mehren; allein ſie ſind mir um der Liebe Jeſu Chriſti willen ſüß, denn ich weiß, Solches iſt nichts Neues, ſondern ſchon von den Tagen der Apoſtel her beurkundet, daß Alle, die leben wollen in Chriſto, Verfolgung leiden müſſen. Ich habe zur Buße gerufen, auf daß die ganze Welt, auf daß alle Völker zurückkehren möchten zu Gott. Nun aber die Zeit der Rache naht, hat der Herr mir befohlen, noch lauter zu ſchreien, damit ich offenbare, in welcher Gefahr durch der Menſchen Sünden und der Fürſten Läſſigkeit die Kirche ſchwebe. Vor Allem liegt es den Fürſten ob, Jene, ſo den Weinberg Gottes verwüſten, nicht zu dulden. Denn es iſt zwar Allen geboten, der Sache des Herrn Sorge zu tragen, allein den Fürſten insbeſondere. Wenn dieſe die herrſchenden Mißbräuche ungeſtraft laſſen und thun, als ſähen ſie ſelbe nicht, ſo laden ſie ein ſchweres Gericht auf ſich, denn ſie hegen und pflegen ja dann ſelbſt die Sünde und machen ſie reif zum Verderben, wie wir das jetzt erblicken an der römiſchen Kirche, an der da nichts Geſundes vom Wirbel bis zur Sohle. Und dennoch ſitzet ihr ruhig und betet den Gräuel an, der auf Sanct Petri erhabenem Stuhle ſitzt und ohne Scham ſich brüſtet. Gott aber, der dieſe Dinge verabſcheut, hat lange her ſchon die Kirche gezüchtigt und ohne wahren Hirten und Lenker gelaſſen. Und jetzt will er, daß Alles an's Licht komme. Darum wiſſet, ich gebe euch kraft des Wortes Gottes laut die Verſicherung: dieſer Alexander der Sechſte iſt kein Pabſt und kann nicht als Pabſt anerkannt werden, nicht nur weil er mit ſchmählicher Simonie den päbſtlichen Stuhl erkaufte, nicht nur wegen ſeiner vielen offenkundigen Laſter, ſondern auch wegen ſeiner geheimen Frevel, die wir bei paſſender Zeit und am paſſenden Ort an's Licht ziehen werden. Ja, wahrlich ich ſage euch: er iſt kein

Chriſt und glaubt an keinen Gott! Deßhalb, ihr Könige und Fürſten, ihr Schirmherren der Kirche, flehe und beſchwöre ich euch, daß ihr mit Hintanſetzung aller Nebenrückſichten und Privathändel es zu Stande bringet, daß an irgend einem paſſenden Ort ein allgemeines und freies Concilium verſammelt werde, welches die Chriſtenheit von ſolchem Aergerniß, von ſolcher Krankheit befreie. Und ich anerbiete mich, die Sache nicht nur mit unwiderlegbaren Gründen und Beweiſen vor dem heiligen Concilium darzuſtellen, ſondern thue zuverſichtlich kund, daß Gott, zu deſſen Ehre dieß geſchieht, mit Wundern es bekräftigen werde. So mißachtet denn die Befehle Gottes nicht und werfet euch in die Rüſtung Chriſti, auf daß ihr, ſo ihr die ärgſten Gegner des Herrn, die da in der Kirche ſelbſt ſind, beſiegt habt, deſto leichter die Ungläubigen, die da draußen ſtehen, überwinden möget, was euch Gott als Belohnung eures Eifers ſicherlich verleihen wird. Der Herr Jeſus Chriſtus ſchenke euch die Gnade ſeines Geiſtes und die ewige Seligkeit! Amen.“

V.

Ihn faßt ein ſchauderndes Erſtaunen
Bei ſolchen Thaten, mörderiſchen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Iſt, was ich ſeh', des Frevels ganze Völle?
O Menſch, wo ſteht die Gränze deiner Sünden?
Kommt, wer ſie ſucht, bis in das Herz der Hölle?“
Lenau.

„Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!“
So rief Robert, ſprang auf und hielt ihn feſt.
Derſelbe.

Eine helle, duftige Frühlingsnacht ſenkte ſich auf Rom nieder und die letzten Schwingungen der Ave-Mariaglocken verzitterten in der weichen Luft, als zwei Männer, vom Vatikan herkommend, in eifrigem, leiſem Zwiegeſpräch auf den Ponte San Angelo zuſchritten. Ein dritter ſchien ihnen in einiger

Entfernung vorſichtig zu folgen, wurde aber unſichtbar, als die Beiden unter das Dach der Brücke traten. Mitten auf derſelben hemmten ſie ihre Schritte, traten ſeitwärts an die Baluſtrade und ſetzten, nachdem ſie durch wiederholtes Umherſpähen ſich überzeugt hatten, daß kein Horcher, kein Menſch überhaupt in der Nähe, ihre Unterredung fort. Dieſe wurde Anfangs von dem eintönigen Rauſchen des Fluſſes verſchlungen, nach und nach aber ließ der Eifer des Geſpräches die Sprechenden ihre Stimmen erheben, ſo daß man Folgendes hätte erlauſchen können.

„So iſt alſo Alles in Ordnung, Micheletto?“ fragte der größere der beiden Männer, indem er eine Bewegung machte, welche ſeinen langen, dunkelfarbigen Mantel vor der Bruſt auseinanderfallen und unter ſelbem ein prächtig geſticktes Kleid erblicken ließ. „Haſt du Nichts vergeſſen und biſt du deiner Leute vollkommen ſicher?“

„Vollkommen, wie der Schneide meines Stilets, Monſignore,“ verſetzte der Angeſprochene. „Dank meiner Anhänglichkeit an die hiſpaniſche Heimat, habe ich immer eine Handvoll trefflicher Burſche von drüben zu den Dienſten Eurer Eminenz —"

„Die aber verteufelt viel koſten," unterbrach die Eminenz.

„Umſonſt iſt der Tod."

„**Demonio**, du biſt unglücklich im Verbrauch von Sprüchwörtern, Michelotto. Meine Börſe ſagt mir nur zu deutlich, daß mir deine caſtiliſchen oder cataloniſchen Günſtlinge den Tod theuer genug verkaufen."

„Wie die Arbeit, ſo der Lohn. Monſignore wird zugeſtehen, daß meine Günſtlinge, wie ihr ſie nennt, ordentliche Arbeit machen."

„Thun ſie das heute, ſo ſollen ſie mit Zechinen Ball ſpielen können. Du wirſt alſo um Mitternacht mit ihnen im Ghetto ſein."

„Gewiß. Aber erlaubt mir die Frage: warum wollt Ihr die Sache im Judenviertel abgethan wiſſen, das doch dem Fluſſe nicht gar nahe liegt?"

„Nahe genug. Ich habe dem edeln Duca von einer ſchönen Judendirne vorgeſchwatzt und verſprochen, ihn heut' Nacht zu ihr zu führen."

„Aha, ich verſtehe. Und Monſignore will dabei ſein, wenn der Duca ſtatt in weiche Mädchenarme in ſpitze Meſſer fällt?“

„Sicherlich. Ich will ihn nicht nur todt, ich will ihn ſterben ſehen.“

„Und dann?“

„Dann in die Tiber mit ihm. Das Bett dieſer Donna neid' ich ihm nicht. Du kennſt doch einen paſſenden Platz?“

„Freilich, Eminenz. Auf dem Wege von hier zur Kirche Maria di Popolo, neben dem Opitale von San Geronimo iſt eine Uferſtelle, welche mir die in Eurem Dienſt erworbene Erfahrung als zu derartigen Geſchäften ganz tauglich erſcheinen läßt. Aber wo trefft Ihr ihn?“

„In Mutter Vanozza's Vigne bei der Kirche San Pietro ad vincola. Mütterchen hat uns alleſammt zum Abendeſſen geladen und ich muß eilen, um nicht zu ſpät zu kommen. Vergiß nicht, gegen Mitternacht meinen Staffiero mit meinem weißen Andaluſier dort ſein zu laſſen: ich hege eine beſondere Vorliebe für dieſes Pferd, ſeit es mich ſo glücklich aus dem Lager des einfältigen Königs von Frankreich entführt hat. Gib auch Acht, daß deine

Leute nicht ſchon beim Einreiten in's Ghetto ſich uns zeigen; er könnte zu frühe ſtutzig werden."

„Seid unbeſorgt, Monſignore. Ihr ſorgtet hinreichend dafür, daß ich kein Anfänger in derartigen Dingen mehr bin."

Hiemit trennten ſich die Beiden. Der Eine, der Monſignore, zog ſeinen Mantel feſter um ſich, drückte den Hut tief in's Geſicht und überſchritt die Brücke nach dem linken Ufer des Fluſſes zu, während der Andere raſch den Rückweg gegen die Engelsburg hinüber einſchlug.

Einige Sekunden, nachdem ſie in entgegengeſetzten Richtungen in der Nacht verſchwunden waren, kam ein Mann aus dem Schatten einer der Säulen hervor, welche das Brückendach ſtützten, überſchritt ebenfalls die Brücke und ſchlug mit ſo ſchnellen Schritten, als ſeine etwas corpulente Körperverfaſſung ſie geſtattete, den Weg gegen die Piazza Navona ein, indem er vor ſich hinmurmelte:

„Bauch des Antichriſts, er war's, ganz gewiß, er war's! Und ein hölliſch Ding muß im Werke ſein, ſo viel ich vernehmen konnte. Ghetto — Duca — ſpitze Meſſer — Kirche Santa Maria di Popolo —

Tiber — Oſpitale di San Geronimo — Mitternacht! **Mort de ma vie**, ich weiß Einen, der auch dort und dabei ſein wird, ganz gewiß!"

Ungefähr zwei Stunden ſpäter kamen zwei Männer, deren Geſtalten in dem eben aufgegangenen Mondlicht lange Schatten warfen, durch den Triumphbogen Conſtantins hereingegangen gegen den Friedenstempel zu, wandelten an dieſem vorüber und betraten das öde, trümmervolle Forum, wo ihre Tritte ein einſames Echo weckten an den nämlichen Mauern, welche einſt Cicero's Stimme hatte widerhallen laſſen und die des ſchönen Antonius Klagrede um den erſchlagenen Cäſar vernommen. An der Stelle, wo die Roſtra geſtanden, hielten ſie ſtille und führten ihr Geſpräch fort, welches ſich im Einklang mit der Oertlichkeit um altrömiſche Herrlichkeit drehte.

„Ja, Henrico," ſagte der Eine, „hier unter Roma's Schutt und Trümmern wird Einem die Idee der Weltherrſchaft, welche hier entſprang und von hier aus erdkreiserobernd ſich verwirklichte, erſt recht klar. Und wie wunderſam, wie ſchickſalsmächtig erfüllte ſich dieſe Verwirklichung. Ein Haufe von

Auswürflingen läßt ſich unter der Häuptlingſchaft eines Baſtards zwiſchen den ſieben Hügeln am Tiber nieder, und aus ihrem Räuberlager wird die Hauptſtadt der Welt, aus ihren Nachkommen werden Heroen, Weltherrſcher, Götter! Bei Jovis Donnerkeil, es wurde nie ein gerechtfertigteres Dichterwort geſprochen, als jenes römiſche: Größeres, denn Rom, wirſt du nicht ſchauen!“

„Größeres wohl nicht, aber auch nichts Entſetzlicheres, mein guter Angelo. Es iſt charakteriſtiſch, daß der Gründer Roms gleichſam zum Kitt der Grundmauern ſeiner Stadt das Blut ſeines Bruders nahm. Gewaltthätigkeit! war und blieb allzeit die Loſung Roms.“

„Sage lieber: Mannhaftigkeit!“

„Nun ja, ich will es gelten laſſen. Aber eben an dieſer einſeitigen Mannhaftigkeit, an dieſem Ausſchließen oder wenigſtens gänzlichen Niederhalten und Verachten des weiblichen Elementes ging nicht nur Rom, ſondern die heidniſche Welt überhaupt zu Grunde. Das weibliche Element, das der Milde und Liebe, mußte nothwendig mit dem Element harter und ſtolzer Männlichkeit ſich verbinden, ſo die

Menſchheit ſich fortentwickeln ſollte. Platon, der Herrliche, hat dieß wohl geahnt in jener tiefſinnigen Mythe, wo er ſagt, daß Mann und Weib urſprünglich ein Weſen geweſen; allein erſt das Chriſtenthum ließ dem Weibe wirklich Gerechtigkeit widerfahren, indem es daſſelbe dem Manne als Männin zur Seite ſtellte und ſo das, was dem Platon ein entzückender Dichtertraum geoffenbart, zur Wahrheit zu machen ſuchte. Mann und Weib vereint ſind erſt der Menſch. Das Alterthum kannte nur Herren und Sclaven, den Begriff Menſch hat erſt das Chriſtenthum geltend gemacht und deßhalb durfte ſich ſein göttlicher Stifter mit Fug und Recht den Menſchenſohn nennen.“

„Beim Gürtel der Venus!“ rief Michel Angelo aus; „man merkt, daß du ſeit Sonnenuntergang um das Kloſter beim Lateran drüben, deſſen unbarmherzige Mauern dir deine Geliebte vorenthalten, hergeſchlichen biſt — du ſchwärmſt und verirrſt dich in platoniſche Luftregionen, wo Einem der Athem ausgeht! Die Alten hätten das Weib nicht geehrt? Vergiſſeſt du ſo ganz und gar der herrlichen Hellenen und ihres Cultus der Schönheit?“

„Keineswegs, aber kannſt du behaupten, dieſer Cultus habe das Weib wirklich erhoben? Mußte das Weib, um in der griechiſchen Geſellſchaft einige Geltung zu erlangen, nicht erſt Hetäre werden, wie Aspaſia, Lais und Phryne, und was waren die Göttinnen der Schönheitsreligion Anderes, als Hetären des Olympus? Erſt das Chriſtenthum ha die Berechtigung des Weibes anerkannt, indem es Maria zum Inbegriff aller Schönheit und Würde, zur Mutter des Weltheilands und Königin des Himmels machte.“

„Das iſt ein ſchöner Gedanke, ich will's nicht leugnen, aber du weißt, Henrico, was das Chriſtenthum angeht, werden wir ſtets entgegengeſetzter Anſicht bleiben. Eine Religion, welche den Menſchen ſo ganz unheimiſch auf der ſchönen Erde macht, indem es ihn auf ein überſinnlich Jenſeits verweiſt und vertröſtet, kann mir, ich habe deſſen kein Hehl. ſchlechterdings nicht recht zuſagen. Ich vermiſſe an dem, was ich die chriſtliche Mythologie nennen möchte, zu ſehr die Götterplaſtik des Heidenthums. Ja, ich geſtehe dir auch, daß das Einzige, was mir an deinem erhabenen Freund Savonarola nicht recht gefallen will, ſeine mir etwas aſchgrau vorkommende Chriſtlichkeit iſt. Dieſe freudloſe Frömmigkeit, welche er, wie man ſagt, von ſeinen Anhängern verlangt, iſt nicht meine Sache.“

„Ich begreife, du ſprichſt als Künſtler. Aber ſage, können bei tödtlichen Schäden halbe Mittel helfen? Kann Savonarola die bodenloſe Laſterhaftigkeit der Zeit anders bekämpfen, als durch die Forderung ſtrengſter Tugend, die Ausſchweifung anders ausrotten, als durch die Pflanzung nüchterner und andächtiger Sitten? Glaube mir, Savonarola iſt nicht der Mann, der, ſo erſt der Kampf ſiegreich durchgeführt iſt, die Segnungen des Friedens mit finſterem, unduldſamem Eifer verkümmern möchte. Will er doch nur das Glück Aller, gegründet auf Gerechtigkeit und Bruderliebe.“

Michel Angelo ſchwieg nachdenklich einige Minuten; dann ſagte er:

„Er erregt fortwährend in hohem Grade meine Theilnahme, dieſer Mönch mit der feuereifrigen Seele eines Apoſtels und dem uneigennützigen Charakter eines Ariſtides. Es treibt mich, ihn zu ſehen und zu hören; der Bürger von Firenze regt ſich in mir. Und da fällt mir ein, was ich geſtern bei Monſignore Olivieri Caraffa, der des Ankaufs einiger Kunſtſachen wegen meine Meinung einholen wollte, hörte. Der Cardinal iſt Protector des Dominicanerordens und trägt hohe Achtung vor dem Prior von San Marco. Er ſprach mit mir, als einem Florentiner, über ihn und ſagte mir, der Ruf des Profeta von Firenze ſei bereits ein europäiſcher geworden, denn überall, in London und Brüſſel und Lyon, in Hiſpania und Alamania kenne und bewundere man ihn, ja ſelbſt in Conſtantinopolis, wo jetzt unſer armer, lieber Dſchem ruht — bei deſſen Andenken mir immer Virgils Vers einfällt: Plenis date lilia manibus! *) Das Gerede der Italiäner in Byzanz über Savonarola ſei ſo lebhaft geworden, daß es zu den Ohren des Sultans gedrungen, und dieſer habe den italiſchen Handelsconſul zu ſich berufen, um Näheres von dem im Abendlande aufgeſtandenen Propheten zu erfahren. Der Conſul berichtete, was er wußte und theilte dem Sultan eine der Schriften Savonarola's

---

*) Mit vollen Händen ſtreut Lilien.

mit, wenn ich recht hörte, die Predigten über Amos und Zacharia, welche auf des Sultans Befehl ſofort in's Türkiſche überſetzt worden ſeien."

„Da erfüllt ſich eben auch wieder der alte Spruch: der Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande," verſetzte Heinrich Uhland. „Bei Türken und Juden, denn auch mein freundlicher Herberger, der Rabbi Iſaſchar Ben Ephraim kann nicht müde werden, mich über Savonarola zu befragen und deſſen Thun zu bewundern, wird der Ruhm des gottbegeiſterten Mannes groß, während ihm ſein eigenes Volk haſſend entgegentritt. Auch ich habe geſtern Neuigkeiten Bezugs meines väterlichen Freundes erfahren, aber ſie lauteten nicht ſo günſtig wie die deinigen. Ich vernahm von Maeſtro Ludovico di Ferrara, der Pabſt ſei nunmehr entſchloſſen, gegen Savonarola und ſein Werk mit offener Feindſeligkeit aufzutreten. Es iſt nämlich durch die Spionen des Moro von Mailand, der Savonarola ingrimmig haßt, weil er in ihm einen kühnen Gegner ſeiner verworfenen Praktiken kennt, ein Brief des Propheten aufgefangen worden, worin er den deutſchen Kaiſer beſchwört, ein allgemeines Concilium zu verſammeln, um Alexander den Sechſten des Stuhles Petri zu entſetzen und die Kirche zu reformiren. Dieſen Brief ſandte der Moro an ſeinen Bruder, den Cardinal Ascanio Sforza, und dieſer eilte, das Schreiben dem Pabſte vorzulegen, mit den Worten: „Wir ſetzten dir die dreifache Krone auf, damit du die Rechte der Kirche vertheidigeſt. Nun aber ſtehen Tage bevor, wo du keine Abhülfe wirſt finden können und in Gefahr geratheſt, deine Krone, wie wir unſere Hüte, zu verlieren.“ Der Pabſt ſei darob und ob dem Inhalt des aufgefangenen Schreibens ganz blaß vor Zorn geworden und habe auf Savonarola's Untergang einen furchtbaren Schwur gethan. Nun wolle er öffentlich Florenz mit dem Interdikt bedrohen, insgeheim aber zugleich der florentiniſchen Signoria alles mögliche Gute und Schöne anerbieten, ſo ſie ihm den Propheten auslieferte. Ich berichtete dieſes auf der Stelle durch einen nach Florenz zurückkehrenden Freund Jakopo Nerli's, der vor einigen Tagen in Handelsgeſchäften hier eingetroffen war und mir aus deiner Vaterſtadt ebenfalls nicht ſehr Erfreuliches vermeldet hatte. Die Arrabiati treten immer unverſchämter auf und wiſſen durch Geld ihren Anhang zu vermehren. Ein allzu eifriger Demokrat, Francesco Valori, hat als Gonfoloniere dem Treiben der Palleschi Vorſchub geleiſtet, indem er in der Signoria die Beſtimmung durchſetzte, daß vom vierundzwanzigſten Jahre an jeder Bürger in den Rath wählbar ſei. Er meinte damit die Demokratie zu erweitern, ohne zu bedenken, daß dieſer Beſchluß einer Menge zügelloſer junger Leute Einfluß auf das gemeine Weſen verſchaffe. Was aber das Schlimmſte, iſt die neuliche Entſtehung eines geradezu gegen Savonarola's Leben gerichteten Ariſtokratenbundes, deſſen Mitglieder aus den verwogenſten und verworfenſten Arrabiati beſtehen und ſich Compagnacci nennen.“

„Wenn die Sachen ſo ſtehen, ſo duldet es mich nicht mehr in Rom, Freund Henrico.“

„Auch mich nicht; Pflicht und Ehre rufen mich an die Seite des Mannes, der mir in der Fremde zum Vater wurde, und doch — ach, Angelo, ich verlaſſe Rom mit ſchwerem Herzen!“ verſetzte Heinrich trüben Tones, unter dem Triumphbogen des Septimius Severus, welchen ſie während ihres Geſpräches erreicht hatten, ſtille ſtehend und ſeinen

Blick zurück wendend, oſtwärts über die Ruinenwelt der alten Roma weg, als wollte er das einſame Nonnenhaus bei San Giovanni di Laterano ſuchen.

Buonarotti ehrte das melancholiſche Schweigen, in welches der Freund verſank, nicht ſo aber ein Mann, der mit einmal haſtig die Freunde antrat mit den Worten:

„Endlich find' ich euch! Potz Keſſelpauken und Mohrentänzer, was bin ich gelaufen! Suchte Euch im Ghetto, Herr Heinrich, waret fort, ſuchte Euch in der Behauſung Meſſer Buonarotti's da drüben am Campidoglio, waret fort, alle Beide. Millionen und Milliarden Bomben und Mörſer!“

„Und warum denn dieſes Suchen, menſchgewordener Weinſchlauch?“ fragte Michel Angelo.

„Warum, warum? Mort de ma vie, darum, weil mein Herr ſchon ſeit Monaten hier iſt, ohne daß es ihm gelungen, ſeinen Wunſch, ein recht vertrauliches Wort mit einem dieſer Signori Borgia — ſiebenmal ſiebenundſiebzig ſchwäbiſche Donnerwetter auf ſie! — zu reden, erfüllt zu ſehen, darum, weil dieſer Wunſch jetzt erfüllt werden kann, wenn er mir folgen will —“

„Wie? Was ſagſt du?“ unterbrach Heinrich ſeinen Diener und ergriff ihn lebhaft am Arme.

„Ich ſage, daß mein Herumſchleichen in der Nähe des Vatikans heut' einmal nicht umſonſt war, ganz gewiß! Paſſa — terem — tem — tem, die beiden Schurken ahnten nicht, wer ſie hinter einem Pfeiler der Engelsbrücke belauſchte — “

„Rede, rede!“

„Nein, Mordelement, das können wir unterwegs. Kommt nur, kommt! Gut, daß unſer Weg uns an Meſſer Buonarotti's Wohnung vorüberführt wir können da Waffen mitnehmen. Dürften ſie brauchen, potz Herrgöttli Hagel, dürften ſie brauchen, ganz gewiß!“ —

Mitternacht war vorüber und der Mond neigte ſich bereits dem Untergange zu, als die drei Männer wohlbewaffnet das Gäßchen herabkamen, welches hart an dem Opitale San Geromino an das Tiberufer führt. Der Fluß rauſchte ruhig durch das nächtige Schweigen und der kleine, freie Platz, von welchem aus allerlei Unrath in das Waſſer geworfen zu werden pflegte, war öde und ſtille. An dem Ufer hin waren da und dort Pfähle eingerammt und die an ihnen befeſtigten Fiſcherkähne ſchaukelten träge auf den Wellen, ſchienen aber alle leer und verlaſſen zu ſein.

Die Drei ſchauten ſich auf dem Platze um und traten dann in den Schatten zurück, welchen die Mauern des Hospitals gegen den Strom zu warfen.

„Haſt du dich aber nicht getäuſcht, alter Freund?“ fragte Heinrich flüſternd ſeinen Diener, „iſt dieß auch wirklich die rechte Stelle?“

„Corpo di Bacco, ganz gewiß, Herr,“ entgegnete Phlips. „'S iſt freilich eine verdammte Geſchichte, daß das Thor des Ghetto geſchloſſen wurde, bevor wir hinkamen. Vom Ghetto war unter den zwei Filou's zuerſt die Rede; aber von dort wollten ſie hieher kommen, ich hörte das ſo beſtimmt, als ich weiß, daß bei den Polacken kein Wein wächst. Arme Burſche!“ fügte er mitleidig hinzu.

„Horch!“ ſagte Michel Angelo, einige Schritte weit in das Gäßchen zurückgehend; „klang da drüben nicht ein Hülferuf!“

„Es muß im Ghetto ſein,“ meinte Heinrich, geſpannt aufhorchend.

Der Nachthauch trug in dieſem Augenblick einen nochmaligen, verſtärkten, wie im Todeskampf ausgeſtoßenen Angſtruf an ihre Ohren.

„Horn des Teufels!“ ſagte Phlips, „ſo wahr ich lebe, das war ein ſpaniſcher Schrei, er lautete wie: **Misericordia, madre de Dios**!“

„Wir müſſen hin, etwas Schlimmes geht dort vor,“ bemerkte Heinrich und warf den Mantel über die Schulter zurück, um beſſer ausſchreiten zu können. Aber Buonarotti hielt ihn nachdrücklich feſt und ſagte leiſe:

„A voi! ich höre Tritte das Gäßchen herabkommen. Laßt uns zurücktreten, dort in den dichten Schatten des Strebepfeilers, und —“

Das Wort wurde ihm durch das raſche Näherkommen eiliger Schritte abgeſchnitten, und kaum waren ſie in den bezeichneten Verſteck getreten, als zwei verlarvte Geſtalten haſtig das Gäßchen herabrannten, den Uferplatz nach allen Seiten durchſpähten und dann durch einen leiſen Pfiff dahin, woher ſie gekommen, ein Zeichen gaben.

Wenige Sekunden darauf wurde Hufſchlag hörbar und ein vermummter Reiter auf weißem Pferde, welchem zwei andere Vermummte zur Seite gingen, ritt aus dem Gäßchen an den Fluß. Der Reiter hatte hinter ſich auf der Kruppe ſeines Pferdes eine menſchliche Geſtalt liegen, um die ein Mantel geſchlagen war, deſſen Goldſtickerei im Mondſchein funkelte. Die Beine dieſer Geſtalt hingen ſchlotternd an der einen Weiche des Pferdes nieder, während der an der andern niederhängende Kopf von einem der Nebenhergehenden gehalten wurde. Als der unheimliche Zug an unſern verſteckten Freunden vorüberkam, konnten ſie bemerken, daß die hinter dem Sattel des Reiters liegende Geſtalt ein Todter war. Sein Kopf war entblößt, das wirre Haar blutbefleckt, die Augen vorgequollen, die Wangen fahl. Als ein Stolpern des Pferdes die Leiche etwas aus ihrer Lage brachte, verſchob ſich der verhüllende Mantel und ließ am Hals des Todten eine tiefklaffende Wunde gewahren, aus welcher noch das Blut zu tröpfeln ſchien. Der Reiter hielt hart am Ufer des Tiber ſtille und wendete ſein Roß, ſo daß es mit dem Hintertheil gegen den Fluß zu ſtehen kam, und erhob befehlend ſeine Hand, welche von Ringen blitzte. Zwei ſeiner Geſellen traten hinzu, faßten die Leiche an Kopf und Füßen an hoben ſie von der Kruppe des Roſſes, legten ſie einen Augenblick auf den Boden, nahmen ſie dann wieder auf, ſchwangen ſie ein paarmal hin und her und ſchleuderten ſie dann mit aller Anſtrengung in den Strom hinaus. Ein Platſchen, ein Gurgeln drang herauf, die Kähne am Ufer ſtießen ob der Erſchütterung des Waſſers leicht an einander und man hätte glauben können, es flüſtere aus einem derſelben ein klagendes: „Ave Maria, ora pro nobis!“ Der Reiter wandte darauf ſein Pferd und ſchaute auf den Fluß hin. Er ſchien dort etwas Mißfälliges wahrzunehmen, denn er deutete heftig hinaus. Der Mantel des Todten ſchwamm auf den Wellen. Sogleich nahmen zwei der Burſche Steine auf und warfen ſie nach dem Mantel, bis er getroffen und beſchwert dem, der ihn getragen, in die Tiefe nachſank.

Schweigend, faſt lautlos war das Werk der Nacht gethan worden. Der Mond ſank unter, als wendete er ſich erſchrocken von dem Gräuel hinweg. Dunkel lagerte ſich über die Szene.

Der Reiter nahm eine Börſe unter ſeinem Gürtel hervor, ließ ſie zu Boden fallen, daß ihr Inhalt gewichtig klirrte und ſagte leiſe: „Michelotto, laß die Burſche ſich bezahlt machen.“ Die Börſe klirrte dann ein paarmal laut auf, als würde ſie mit dem Fuße geſtoßen. Dann vernahm man murmelndes Zählen und leiſes Goldklingeln, als beſchäftigten ſich die Geſellen mit der Theilung des Blutgeldes. Der Reiter wandte ſich indeſſen noch einmal nach dem Fluſſe und murmelte in eiſigem Tone vor ſich hin: „Fahrt wohl, amigo mio! Jetzt da mir vuestra Excellenza in dieſem Leben nicht mehr in den Weg treten wird, wünſche ich Euch in jenem Leben alle mögliche Seligkeit!“

Der ziſchelnde Ton des Sprechenden ſchnappte inmitten des letzten Wortes plötzlich in einen fiſtulirenden, gellenden Schrei über, denn er fühlte ſich miteinmal von einer ſtarken Fauſt an der Kehle ergriffen und mit einem gewaltigen Ruck vom Pferde geriſſen, welches, von unbekannter Hand verwundet, ſich hochaufbäumte und mit den Vorderhufen in die Gruppe der ihr Blutgeld theilenden Banditen hineinſchlug, die um ſo entſetzter auseinanderſchracken, da im ſelben Augenblicke zwei wohlgeführte Klingen über ſie hereinfuhren. Sie fanden nicht Zeit, nach den Waffen zu langen, die Dunkelheit ließ ſie in ihren Angreifern die nächtliche Runde vermuthen, und als ihrem heulenden: „**Por la santissima madre, quartel!**“*) nur ein wüthendes Dreinhauen der Gegner antwortete, fielen ſie ganz und gar jenem feigen Schrecken anheim, der auch die gehärtetſten Schurkenſeelen erfaßt, wenn das Gericht plötzlich über ſie kommt, und in ihrer Ueberraſchung ſogar das Blutgeld fahren laſſend, waren ſie nur bemüht, ihre verwundeten Leiber zu retten.

Wäre der Mond noch am Himmel geſtanden ſo hätte man wenige Augenblicke nachher auf dem wieder ſtill gewordenen Platze zwei Gruppen erblicken können: Heinrich Uhland, barhaupt und mit abgeworfenem Mantel, hatte ſein Knie dem Mann, welchen er vom Pferd geriſſen, auf die Bruſt geſetzt, ſelben alſo regungslos am Boden feſthaltend, während ſeine Rechte dem Ueberwundenen den blanken Stahl an die Kehle hielt. Einige Schritte davon lag das getödtete Roß und neben dieſem waren Michel Angelo und Phlips bemüht, mit den Riemen ihrer Wehrgehenke einen zweiten der Mordgeſellen zu binden, der, von einem Fauſtſchlag des athletiſchen Künſtlers an die Schläfe betäubt, ebenfalls keinen Widerſtand mehr leiſtete.

---

*) Um der heiligſten Mutter willen. Pardon!

Auch dieſes ging, wie der Ueberfall es geweſen, ſchweigend und faſt lautlos vor ſich, und war demnach kaum weniger unheimlich, als vorhin die Beſtattung des Ermordeten.

Jetzt beugte ſich Heinrich Uhland zu dem Ohr ſeines Gegners nieder und es entſpann ſich ein flüſterndes Geſpräch, in welchem der Name Flora Taddei wiederholt wiederkehrte. Auch von dem Nonnenhaus der grauen Büßerinnen war die Rede, ſowie vom Pabſt, von einem hohen Eidſchwur, den der Daliegende zu leiſten ſich erbot, ſein Ueberwinder aber kalt ablehnte. Man ſchien ſich über eine Sache einigen zu wollen, aber Heinrich ſeinem Feinde nicht zu trauen. Ein paarmal erhob ſich ſein Arm, wie um den Todesſtoß zu führen. Inzwiſchen richteten Buonarotti und Phlips den Gebundenen auf, welcher wieder zu ſich gekommen, und führten ihn herbei.

„Wir müſſen dieſen Ort ſchleunig verlaſſen, Freund,“ ſagte der Künſtler leiſe zu Heinrich, „die Morgendämmerung kann nicht mehr fern ſein.“

Heinrich that ſein Knie von der Bruſt des Gegners, faßte denſelben mit der Linken am Nacken und riß ihn auf, wobei er aber ſeine Waffe nur ſo weit von der Bruſt des Mannes entfernte, als genügte, dieſem allen Widerſtand durch Wort oder That zu unterſagen. Dann ſagte er: „Aber wohin nun mit ihnen?“

„Haſt du die Katakomben vergeſſen?“ erwiderte der Künſtler mit an Heinrichs Ohr gehaltenem Mund.

„Du haſt Recht, dort ſind wir ihrer ſicher.“

„Ganz gewiß!“ bekräftigte Phlips die Meinung ſeines Herrn auf's Gerathewohl.

Die beiden Gefangenen ſchienen unter der Einwirkung eines ſolchen Schreckens zu ſtehen, daß ſie kein Wort hören ließen.

Auch ihre Ueberwinder verloren keine Zeit mehr mit Reden, ſondern verſchwanden, ihre Gefangenen in die Mitte nehmend, raſch und geräuſchlos gleich Phantomen in der engen Gaſſe, durch welche ſie gekommen.

Als ſie fort waren, regte ſich Etwas in den Kähnen am Ufer. Eine menſchliche Geſtalt richtete ſich in einem derſelben in knieender Stellung auf, bekreuzte ſich, ſchlug ſich die Bruſt, ſagte leiſe: „Santa Maria del Popolo, ſei der armen Seele gnädig!“ und fiel dann wieder auf den Boden des Nachens zurück.

VI.

O Tiger, Tiger, den Tyrannen quäle!

Lenau.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Alexanders Muth gebeugt,
Mit Schrecken ſieht der große Sünder,
Daß er den größern ſich gezeugt.

Derſelbe.

Am zweiten Morgen nach dieſer Nacht herrſchte in und um den Vatikan ein banges, düſteres Weſen. Die Trabantenpoſten an den Eingängen waren allenthalben verdoppelt worden, prieſterliche und weltliche Diener haſteten niedergeſchlagen und mit bleichen Geſichtern in den Corridoren umher, römiſche Große kamen, dem Pabſte aufzuwarten, wurden aber abgewieſen, und nicht beſſer war es ſo eben auch dem geſammten Cardinalcollegium ergangen. Mißmuthig entfernten ſich die Kirchenfürſten und nur einer derſelben, Monſignore Ascanio Sforza, war in der Vorhalle der Appartements Borgia zurückgeblieben, wo Maeſtro Ludovico di Ferrara und der Allerweltsmann Mariano da Ghenezzano ſich aufhielten, um Jedermann von den päbſtlichen Gemächern zurückzuweiſen. Der Erſtere hatte ſich mit kummervoller Miene auf einen Stuhl geworfen und gab den flüſternden Fragen des Trabantenoffiziers, der mit gezogenem Degen an dem Thürpfoſten des päbſtlichen Cabinets lehnte, keine Antwort, vor Letzterem ſtand in einer Ecke des Gemaches der Cardinal Sforza und beide ziſchelten eifrig, aber leiſe miteinander. Der Cardinal bildet mit ſeinem herben, entſchloſſenen und harten Geſicht einen frappanten Gegenſatz zu der jeſuitiſchen Glätte von Mariano's Zügen.

„Seine Heiligkeit will alſo durchaus Niemand ſehen?“ fragte der Cardinal kurz.

„Durchaus Niemand, und ich bin unglücklich, Eurer Eminenz dieß ſagen zu müſſen.“

„Es thut aber Noth, eine Maßregel zu treffen; die ganze Stadt iſt in Aufregung, man ruft ſich die übertriebenſten Gerüchte zu, deren eines ſogar den Pabſt todt ſagt. Man muß die Bevölkerung von Rom beruhigen. Sie ſind zwar eine lumpige Nation, dieſe Römer, allein zum Spektakeln jederzeit aufgelegt.“

„Dieß Alles iſt Sr. Heiligkeit dringend vorgeſtellt worden, allein vergebens. Er will Niemand ſehen, Niemand ſprechen. Ließ er doch ſogar vor kaum einer Stunde Sennora Vanozza, ſo zu ſagen, mit Gewalt aus ſeinem Cabinet entfernen, weil er ihr Gejammer nicht ertragen konnte.“

„Und jetzt iſt er alſo ganz allein mit dem Todten?“

„Donna Lucretia iſt bei ihm.“

„Und Monſignore, der Cardinal von Valencia?“

„Iſt und bleibt ſeit vorgeſtern Abend ebenfalls verſchwunden. Niemand hat weder ihn noch ſeinen Günſtling, den Stallmeiſter Don Michelotto wieder geſehen, ſeit Monſignore mit ſeinem herzoglichen Bruder die Vigne Sennora Vanozza's verließ.“

„Ich hörte, das Lieblingsroß Monſignore's ſei am Ufer des Tevere nahe beim Opitale von San Geronimo erſtochen gefunden worden.“

„So iſt's, Eure Eminenz zu dienen.“

„Wann wurde die Leiche des armen Duca aufgefiſcht?“

„Geſtern Abend, nahe bei dem Platze, den Eure Eminenz ſo eben bezeichneten. Seine Excellenza war noch mit ihrem Feſtkleid angethan, hatte die Geldbörſe unverletzt am Gürtel hangen und eine tödtliche Dolchwunde am Halſe, zwei Stiche am Kopfe, fünf in der Hüfte. Es war ein entſetzlicher Anblick.“

„Und haben die angeſtellten Nachforſchungen noch nichts Näheres über den Mord an den Tag gebracht.“

„Einiges wohl, Eminenz. Geſtern Abend wurden ſämmtliche Tiberſchiffer verhaftet und die ganze Nacht hindurch verhört. Einer derſelben, Namens Giorgio, ſagte aus, er hätte am vorgeſtrigen Abend in ſeinem Nachen auf dem Tevere am Wege vom Ponte San Angelo nach Santa Maria del Popolo geſchlafen und es möge um Mitternacht geweſen ſein, als er durch Hufſchlag geweckt worden ſei. Da habe er im Schein des untergehenden Mondes einen Reiter auf weißem Roß, den mehrere Vermummte zu Fuß begleiteten, an das Ufer reiten ſehen. Der Reiter habe am Waſſer ſtill gehalten, ſein Pferd umgewandt und nun ſei auf der Kruppe desſelben ein Leichnam ſichtbar geworden, den zwei der zu Fuße gehenden Männer ſofort an Haupt und Füßen ergriffen und in den Fluß ſchleuderten. Entſetzt habe er ſich in ſeinem Kahne niedergeduckt und ihm ſei vorgekommen, als hätte er hierauf Gold klingeln hören, dann Waffen klirren, Rufe der Ueberraſchung ausſtoßen und hierauf ein haſtiges und riſpelndes Geſpräch führen. Dann ſei es ſtille geworden, und als er wieder aufzuſchauen gewagt, ſei nur noch das weiße Roß todt auf dem öden Platz gelegen. Man fragte den Schiffer, warum er nicht ſogleich von der Sache Anzeige gemacht, er aber erwiderte, da hätte er viel zu thun, ſo er von jedem Leichnam, den er nächtlicher Weile in den Strom werfen ſehe, Anzeige machen wollte. Hunderte habe er ſchon an der nämlichen Stelle auf die gleiche Weiſe beſtatten ſehen und ſich deßhalb gewöhnt, die Sache mit einem Oremus für die armen Seelen der Gemordeten geſchehen zu laſſen.“

„Ein Reiter auf weißem Roß brachte den Todten an den Fluß?“ fragt der Cardinal, indem er einen beſondern Nachdruck auf das Wort „weiß“ legt.

„Ja, ein Reiter auf weißem Roß, Eminenz.“

Und die Sprechenden oder vielmehr Flüſternden tauſchten einen raſchen Blick des Verſtändniſſes.

„Aber Monſignore von Valencia iſt ebenfalls verſchwunden, das verwickelt die Sache,“ meint der Cardinal mit nachdenklichem Kopfſchütteln und ſieht den Maeſtro Mariano fragend an.

Ein Geräuſch auf dem nach der Vorhalle führenden Corridor hält die Antwort Mariano's zurück. Die Thüre des Vorzimmers wird raſch aufgeſtoßen und, einen langen Mantel umgeſchlagen, den rothen Hut, deſſen Schnüre zerriſſen herabhängen, tief in die Stirne gedrückt, tritt der Cardinal von Valencia, Ceſare Borgia, herein. Die Anweſenden fahren auf, Ludovico di Ferrara macht eine Bewegung, als wollte er ſich dem Weitergehen des Eingetretenen widerſetzen, allein dieſer ſtößt, nachdem er ſeinem Collegen Sforza leichthin zugenickt, den Hausmeiſter des päbſtlichen Palaſtes barſch bei Seite, ſchreckt den Trabantenoffizier durch einen gebieteriſchen Wink von ſeinem Poſten und öffnet ohne Weiteres die Thüre des päbſtlichen Kabinets. Ehe dieſe Thüre wieder hinter ihm zufiel, drang ein weiblicher Aufſchrei von drinnen in das Vorgemach.

Der Schrei kam aus dem Munde Lucretia Borgia's, welche mit blaſſem, übernächtigem Geſicht, aufgelöſten Haaren und mit von heftigem Weinen rothunterlaufenen Augen an dem einen Ende einer Art von Todtenbahre kniete, während am entgegengeſetzten ihr päbſtlicher Vater wie halb ſinnlos vor Schmerz in einen Lehnſtuhl zurückgeſunken war. Sein Anzug war in Unordnung und das greiſe Haar auf ſeiner barhaupten Scheitel zerrauſt, als hätte eine verzweifelnde Hand es durchwühlt. Seine Züge waren ſchlaff, ſein Auge ſtierte gläſern vor ſich hin, ſeine Lippen waren in troſtloſer Bitterkeit zuſammengepreßt.

Die von Ewigkeit zu Ewigkeit im Verborgenen richtende, verhängnißvolle Macht, die des Weltbau's Fugen zuſammenhaltende, untrügliche Gerechrigkeit hatte dem dreifach gekrönten Sünder und ſeiner ihm ebenbürtigen Tochter an's Herz gegriffen.

Auf der zwiſchen ihnen ſtehenden Bahre lag todt, ermordet Alexanders des Sechſten älteſter Sohn und Lucretia's Bruder und Geliebter, Giovanni Borgia, Duca di Gandia. Geſtern Abend war die Leiche aus dem Tiber aufgefiſcht worden. Vater und Schweſter hatten die Nacht bei dem geliebten Todten vertrauert und da war zum erſten Mal in ihrem Leben die Ahnung göttlichen Strafgerichts wie ein ſchneidend Schwert durch ihre frevelmüthigen Seelen gegangen. Ein greller, entſetzlicher Blitz hatte die Sündennacht der Familie Borgia durchzuckt. Unnatürliche Laſter rächten ſich durch unnatürliche Verbrechen.

Der Schreckensruf, welchen Lucretia dem eintretenden Ceſare entgegenwarf, machte den Pabſt aus ſeinem halb bewußtloſen Dahinbrüten auffahren. Seine in ſich zuſammengeſunkene Geſtalt richtete ſich plötzlich hoch auf, er verließ ſeinen Sitz und mit der Linken das verhüllende Tuch von dem Leichnam zurückſtreifend und die Rechte gegen den Cardinal ausſtreckend, ſagte er mit hohler Stimme:

»Kain, ſiehe da deinen Bruder Abel!«

Einen Schritt weit trat Ceſare vor dem plötzlichen Anblick des Todten, welchen er keineswegs hier vermuthet hatte, erſchreckt zurück, aber ſo ſehr war er ſeiner Züge Meiſter, daß man dieſes Zurücktreten als bloße Folge der Ueberraſchung und nicht des Schuldbewußtſeins hätte nehmen können. Seinen Hut ablegend und ſich tief vor dem Pabſte verbeugend, ſagte er:

»Sehr heiliger Vater, du weißt, ich habe mich zu wenig mit geiſtlichen Studien befaßt, als daß ich die bibliſche Sprachweiſe verſtehen könnte.«

Dieſe Worte wurden mit dem Ausdruck ſo ſalzigen, ſo ganz entmenſchten Hohnes geſprochen, daß der Pabſt zuſammenſchauderte, als hätte der Biß einer Viper ſein Herz getroffen. Er wankte und ſank an der Bahre nieder, mit gebrochener Stimme ſchluchzend:

»O Abſalon, mein Sohn Abſalon, wär' ich ſtatt deiner geſtorben!«

Ceſare zuckte die Achſeln, verſchränkte die Arme über der Bruſt und ſtand ruhig und theilnahmlos.

Miteinmal erhob ſich der Pabſt wieder, faßte

Ceſare heftig am Arm, riß ihn an die Bahre und rief ihm zu:

„Sieh' her, Verruchter, aus dieſen Wunden ſchreit der Brudermord!“

„Wer will mich deſſen zeihen?“ fragte Ceſare eiskalt.

„Ich!“ entgegnete Lucretia, welche bisher mit verhülltem Haupt in ihrer knieenden Stellung verharrt hatte; „ich!“ wiederholte ſie und trat vor den Bruder hin, ihm mit einer Gebärde unſäglichen Haſſes in's Auge ſtarrend.

Aber ſein Blick wich vor ihrem durch den Thränenflor blitzenden Auge nicht zurück, ſondern bohrte wie kalter und ſpitzer Stahl in dasſelbe.

„Ja, ich zeihe dich dieſes abſcheulichen Mordes,“ fuhr Lucretia unabgeſchreckt fort, „du haſt den armen guten Giovanni ſtets gehaßt und dein Haß iſt Tod!“

„Ich bin ein Borgia!“ verſetzte Ceſare eintönig. Dann trat er auf ſeine Schweſter zu, welche entſetzt vor ihm zurückwich, und ſagte ſpöttiſch:

„Es gab Zeiten, wo **sorellina mia** ihren Bruder Ceſare nicht ſo unfreundlich behandelte, und dieſer iſt ihr für jene Zeiten noch immer ſo dankbar, daß er der Schweſter ihre neuzeitlichen Feindſeligkeiten gegen ihn vergißt und vergibt. Gegen andere Leute iſt er freilich nicht ſo rückſichtsvoll, und wo er haßt, da haßt er, wie sorella mia angedeutet hat, in der That wie ein Borgia — ganz, wie auch Schweſterchen Lucretiola zu haſſen pflegt. Ich wüßte artige Geſchichtchen davon zu erzählen, bin aber weit entfernt, in die Myſterien, welche in der Villa am Gianiculo und anderwärts von meinen theuren Verwandten gefeiert werden, mich ſplitterrichterlich eindringen zu wollen, und dieſe Toleranz von meiner Seite ſollte billig — “

„Halt ein, dreimal Schändlicher!“ unterbrach ihn der Pabſt. „Sieh' deine Hände an, ſie ſind roth vom Blut deines Bruders!“

Ceſare zog ruhig ſeine Handſchuhe aus, wies ſeine Hände und verſetzte lächelnd:

„Verzeih' mir, ſehr heiliger Vater, daß ich dir widerſpreche, du wirſt bemerken, daß meine Hände keineswegs blutbefleckt ſind, ſo nicht etwa das Alter dein Geſicht geſchwächt hat.“

Der Pabſt ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Des Sohnes kalte Frechheit übermannte ihn.

„Herrgott,“ murmelte er irre und tonlos, „haſt du keinen Blitz für den Frevler, der an der Bahre des von ihm erſchlagenen Bruders Spott treibt mit dem greiſen Haupt des Vaters?“

Und er ſank in den Lehnſtuhl zurück, verhüllte das Geſicht mit den Händen und weinte bitterlich.

„Todos diablos y cien mil demonios!“ brach nun Ceſare los, auf den Leichnam zutretend und das verhüllende Tuch wieder über ihn hinwerfend, „er iſt todt, y basta. Weinet immerhin um euren Liebling, liebkoſt ihn im Tode, wie ihr ihn im Leben geliebkoſt, aber hütet euch, mich mit dem todten Giovanni zu peinigen, wie ihr es mit dem lebenden gethan! Bin ich der Urſächer ſeines Todes, ſo hatte ich gewiß Urſache, hinreichende Urſache, es zu werden. Und nun genug dieſer Sache; denn was würde es nützen, wenn ich euch ſagte, daß ich nicht minder in Todesgefahr geſchwebt, als dieſer hier, daß ich ihr nur wie durch ein Wunder entgangen? Habe ich mich doch lange daran gewöhnen müſſen, wie ein Stiefkind des Hauſes angeſehen und behandelt zu werden.“

Bei den letzten Worten war der Anfangs ingrimmige Ton des Sprechenden in einen unbeſchreiblich weichen und klagenden übergegangen. Lucretia ließ ſich dadurch nicht täuſchen, aber dem Pabſt griff dieſer Ton an's Herz, ſo daß er ſich aufrichtete und zweifelnd fragte:

„Auch du warſt in Todesgefahr, Ceſare?“

„Ja, erſt in Todesgefahr und dann gefangen.“

„Er lügt, er lügt!“ ſagte Lucretia heftig.

„Gemach, gemach, Schweſterchen,“ verſetzte Ceſare leiſe, aber ſo drohend, daß die Donna erbebte, „ich rathe dir wohlmeinend, mich ſehr ſchweſterlich, ſehr freundlich zu behandeln, denn — “

Er unterbrach ſich ſelbſt und warf zuerſt auf den Todten, dann auf Lucretia einen jener Borgiablicke, aus denen Gift und Dolch drohte. Die Donna verſtand dieſen Blick. Er ſagte ihr, der Mann, welcher das Blut des Bruders vergoſſen, ſcheue ſich keineswegs, auch das der Schweſter zu vergießen, ſo Vortheil oder Rache es erheiſchten.

„Ja, ſehr heiliger Vater," fuhr Ceſare fort, „der Tod war, auf der Schwertſpitze eines racheluſtigen Mannes ſitzend, nur noch einen Zoll von meiner Bruſt entfernt. Einer der muntern Streiche meiner geliebten Schweſter Lucretia hier hat mir das Leben gerettet."

Die Donna konnte ſich nicht enthalten, fragend aufzublicken, ſchwieg aber und an ihrer Statt fragte der Pabſt:

„Was ſoll das heißen?"

„Schweſterchen hat vor einiger Zeit eine junge Florentinerin, Flora Taddei mit Namen, ich weiß nicht aus welcher Laune in das Kloſter der grauen Büßerinnen bei San Giovanni di Laterano einſperren laſſen, wo man das Mädchen zwingen will, Nonne zu werden. Der Mann, welcher mich in der vorgeſtrigen Nacht anfiel, iſt dieſes Mädchens Bräutigam, und Schweſterchen Lucretiola kennt ihn recht gut. Er hat mir um den Preis der Freilaſſung ſeiner Braut das Leben geſchenkt. Ich verſprach ſie ihm, und um die Sache kurz abzumachen, erbitte ich mir, ſehr heiliger Vater, deine Unterſchrift und Sigilirung eines Befehls an die Aebtiſſin, die genannte Novizin und eine gewiſſe Laienſchweſter, welche, glaub' ich, Nina heißt, ohne Verzug aus dem Kloſter zu entlaſſen.«

So ſprechend trat der Cardinal in das anſtoßende Gemach, welches das Arbeitskabinet des Pabſtes, und kam wenige Augenblicke darauf mit einem beſchriebenen Blatt Pergament zurück.

Inzwiſchen hatte ſich der Donna eine heftige Aufregung bemeiſtert, jähe Röthe war ihr in die Wangen geſchoſſen, ſie murmelte abgeriſſene Worte vor ſich hin, trat dann ihren päbſtlichen Vater an, ergriff eine der ſchlaffherabhängenden Hände desſelben und ſagte bittend:

»Thu' ihm nicht den Willen, padrello mio! Jenes Mädchen hat mich tödtlich beleidigt, es darf nicht frei werden!«

»Das Mädchen muß frei werden!« verſetzte der zurückkommende Ceſare ſcharf und beſtimmt; »es muß frei werden, ſag' ich dir: ich habe es geſchworen.«

»Seit wann hält denn Monſignore von Valencia ſeine Schwüre?« fragte die Donna mit giftigem Spott.

„Seit es mir vortheilhafter iſt, ſie zu halten, als zu brechen, sorellina mia. In vorliegendem Falle iſt es ſo, denn der Mann, dem ich den Schwur geleiſtet, hat als Pfand der Erfüllung desſelben den Don Michelotto, meinen Stallmeiſter, in Händen, ein Kleinod von einem Diener —“

„Würdig ſeines Herrn,“ warf Lucretia ein.

„Sage: würdig des Hauſes Borgia, und du haſt es getroffen. Genug, vor Sonnenuntergang muß das Mädchen frei und Michelotto mir wieder zu Handen ſein. Mein geliebter und ſehr heiliger Vater, du wirſt mir dieſe geringfügige Bitte gewiß nicht abſchlagen, nicht wahr?“

Mit dieſen Worten legte der Cardinal das Pergamentblatt auf den dem Lehnſtuhl des Pabſtes zur Seite ſtehenden Marmortiſch, reichte ſeinem „ſehr heiligen“ Vater die eingetauchte Feder, und mechaniſch den Blicken des Sohnes gehorchend, unterſchrieb dieſer das ungeleſene Document. Ebenſo paſſiv ließ er es geſchehen, daß ihm der Cardinal den blitzenden Fiſcherring vom Finger zog und das päbſtliche Inſiegel auf die kleine Wachsſcheibe drückte, welche vermittelſt einer ſeidenen Schnur an dem Pergament befeſtigt war.

Der Cardinal faltete es zuſammen, ergriff ſeinen Hut und ſagte leichthin:

„Verzeiht, wenn ich es jetzt noch verſchieben muß, meine Trauer um den armen, guten Giovanni mit der eurigen zu vereinen. Aufgeſchoben iſt ja nicht aufgehoben, und ſobald ich mein kleines Geſchäft abgethan, werde ich mir alle Mühe geben, dem Duca di Gandia ein Leichenbegängniß zu veranſtalten, wie es ſeinem Range und ſeinen Verdienſten zukommt.“

Er wandte ſich zur Thüre, aber an derſelben ſich noch einmal umkehrend, erhaſchte er einen Blick der Schweſter, welcher zu ſagen ſchien: „Geh' nur, ich werde dennoch Mittel finden, dein Vorhaben zu nichte zu machen.“ Sogleich ging er auf die Donna zu, bog ihren mit Abſcheu ſich wegwendenden Kopf nicht ſehr ſanft an ſeinen Mund und ziſchelte ihr in's Ohr:

„Was du etwa Feindſeliges gegen die Florentinerin oder ihren Verlobten unternehmen wollteſt, würdeſt du gegen mich unternehmen! Das bedenke!“

Hiemit verließ er raſch das Gemach, und auf der Schwelle deſſelben blitzſchnell ſeine Züge in den Ausdruck tiefſter Trauer zwingend, ſagte er zu den im Vorzimmer Gegenwärtigen mit gebrochener Stimme:

„Signori, ein ſchrecklicher Jammer iſt über Seine Heiligkeit hereingebrochen. Laßt mich auf Theilnahme hoffen. Ich gehe, um Anſtalten für die Exequien des unglücklichen Duca di Gandia zu treffen. Folgt mir, Maeſtro Ludovico!“

Der zuletzt Angeredete erhob ſich, geleitete den Cardinal durch die Corridore und verließ mit ihm den Palazzo.

Drinnen aber in dem Trauergemach ergriff Lucretia die beiden Hände ihres Vaters und ſtieß heftigen Tones die Frage aus:

„Sollen und müſſen wir alle die Schändlichkeiten dieſes Gojo dulden?“

Der Pabſt ſtierte vor ſich hin, als hätte er die Frage der Tochter nicht vernommen. Dann, nach langem Stillſchweigen, hob er den verglasten Blick empor und flüſterte mit aberwitzigem Lächeln:

„Stille, ſtille, mein Kindchen. Er iſt der leibhaftige Satan! Bſt, er darf uns nicht hören. In ſeinem Auge lodern alle Flammen der Hölle. Ich ſage dir, der Teufel geht um in Geſtalt dieſes Ceſare, damit er uns ſchon dieſſeits peinige um unſerer Sünden willen!“

Um die Abendzeit des folgenden Tages machte ſich im Ghetto vor dem Hauſe des Rabbi Iſaſchar Ben Ephraim, des Vaters jener unglücklichen Rahel, welcher Heinrich Uhland auf ſeiner erſten Fahrt gen Rom Schützer geworden, eine kleine Karavane reiſefertig. Der ehrwürdige Iſraelite, bei welchem Heinrich während ſeines zweiten Aufenthalts in Rom gaſtfreundliche und verborgene Beherbergung gefunden hatte, ſtand neben ſeiner Tochter auf der Schwelle ſeiner Thüre und ſah dem ſcheidenden Gaſte zu, der eine tief in Mantel und Schleier verhüllte weibliche Geſtalt ſorgſam zu Pferde hob. Den nämlichen Dienſt erwies Philips einer zweiten Frau, unter deren Mantelkapuze das breite Geſicht Nina Strozzi's mit ſeinem ehrlichen Lächeln hervorſah. Daneben lehnte Michel Angelo, ebenfalls im Reiſegewand, an dem Sattel des ſtolzen arabiſchen Renners, welcher ihm die Güte und den Verluſt des Freundes, von dem er ihn einſt überkommen, ſtets wieder in's Gedächtniß rief, und gab ſeinem Burſchen, der auf einem Maulthier ſitzend ein zweites ſtark beladenes am Zügel hielt, allerlei Verhaltungsmaßregeln Betreffs der Bürde des Laſtthieres, welche zwar nicht aus Gold und Silber, wohl aber aus koſtbaren Cartons und Modellen beſtand. Nachdem ſich die Frauen in ihren Sätteln zurecht geſetzt, nahm Heinrich die Zügel ſeines Roſſes aus der Hand des Knaben Benjamin und trat, während dieſer dem guten Phlips in der Feſtſchnallung ſeines mächtigen Mantelſackes beiſtand, aus deſſen einem Ende ein ſtrohumflochtenes Ding hervorguckte, welches ſehr einer gewaltigen Fogliette gleichſah, noch einmal mit dankenden Abſchiedsworten zu ſeinen Wirthen. Rahel ergriff die Hand des mildherzigen Chriſten, zog ſie an ihre Lippen und wiſchte die Thräne, welche ſie darauf fallen ließ, haſtig wieder mit ihrem Schleier weg, damit dieſer Zoll der Dankbarkeit und Wehmuth, jüdiſchem Auge entfloſſen, ihren Wohlthäter nicht verunreinige. Der Rabbi erhob ſegnend ſeinen Arm und ſprach:

„Geſegnet ſeieſt du, edler Herr, für und für! Der hochgelobte Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs ſei mit dir und der holden Jungfrau, die du endlich den frevelmüthigen Amalekitern entriſſen. Ziehe aus den jammervollen Hütten Iſraels hinaus in eine freiere, glücklichere Welt, und der allgewaltige Gott, dem Lob ſei und Preis in Ewigkeit, laſſe dir dereinſt durch deine Kinder vergelten alle Wohlthat, die du an den meinigen gethan!“

Noch ein kurzer Austauſch herzlicher Worte und ſtummer Abſchiedswinke und dann wand ſich der kleine Reiſezug durch das enge Judenquartier und hinauf gegen die Porta del Popolo. Als er ſich gegen die gleichnamige Piazza hinbewegte, begannen plötzlich die Glocken der Stadt mit ſchwermüthigen, langſamen Schlägen wach zu werden und von der Engelsburg her ſchollen die Ufer des Fluſſes aufwärts feierliche Poſaunentöne. Man brachte von dem Caſtell her in pomphaſtem Ceremoniel die Leiche des Duca di Gandia in die Kirche der Santa Maria del Popolo zur Beiſetzung.

Unſere Reiſenden ließen ſich indeſſen durch die der genannten Kirche zuſtrömenden Volkshaufen nicht aufhalten, paſſirten das Thor und den Ponte Milvio und hielten ihre Roſſe erſt dann an, als ſie am Grabe Nero's vorüber waren und ihr Weg etwas anſteigend in die Campagna hinausbog. Hier hielten ſie einige Minuten, als hätten ſie den verſchiedenen Gefühlen, welche ſie beim Abſchied von Rom bewegten, Gelegenheit geben wollen, ſich auszuſprechen. Aber es mochten dieſe Gefühle wohl zu mächtig ſein, um augenblicklich Worte zu finden, denn einige Augenblicke verharrte die Geſellſchaft in ihrem bisher beobachteten Schweigen. Als Heinrich das Roß der Verſchleierten an ſeiner Seite, welches er mit der Sorglichkeit eines Liebenden am Zügel führte, mit dem ſeinigen zugleich nach der Stadt umgewandt hatte, war der Schleier von Flora Taddei's Kopf zurückgefallen und ihr blaſſes, aber von Liebe und Glück verklärtes Geſicht ſichtbar geworden. Ihr Blick hing an dem Geliebten, deſſen Auge mit Entzücken dieſen keuſchen und doch ſo glühenden Stral auffing. Nur mit Widerſtreben konnten ſie ihre Blicke von einander ab und auf das verlaſſene Rom hinüberwenden, und als das Auge Flora's ſogleich wieder zu Heinrich zurückkehrte und ſich zugleich ihre Lippen wie betend bewegten, fragte er ſanft:

„Was ſinneſt du, Herz?“

„Ich ſegne Rom,“ entgegnete ſie leiſe und erröthend, „denn es hat mich dich und deine Liebe wiederfinden laſſen.“

Michel Angelo war ganz in die Anſchauung der Siebenhügelſtadt verſunken. Endlich entfuhren ihm die Worte:

„Ja, du biſt ewig und einzig! Rom der Cäſaren, Rom der Päbſte, warſt und biſt und bleibſt du der Welt Haupt!“ ? ?

Die fromme Nina drehte ihren Roſenkranz, murmelte ein Paternoſter und ſagte:

„Ich habe freilich eben nicht viel Gutes in der heiligen Stadt erlebt, aber bei alledem muß man ſagen, daß man nirgends ſolche Kirchen und Klöſter trifft.“

„Kirchen hin, Klöſter her!“ rief Phlips aus und ſpornte ſein Pferd ungeduldig vorwärts; „Huf Beelzebubs! **Mort de ma vie! Satanassaccio!** Madonnetta Nina, laßt Euch ſagen, ich wollte, unter jedem der ſieben Hügel, auf welche Eure heilige Stadt gebaut ſein ſoll, befände ſich ſo ein feuerſpeiender Berg, wie wir zu Neapel einen ſahen, und dieſe ſieben Höllen machten miteinmal rrrrratſch! und, haſt nicht geſehen, mit dem verfluchten Neſt erſt hinauf und dann hinunter zu des Teufels Großmutter — ſo wollt' ich, ganz gewiß!“

Viertes Buch.

1497 — 1498.

I.

Heute woll'n mit eig'ner Fauſt wir
Nach der rechten Stunde haſchen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbſt den Teufel überraſchen.

Lenau.

Sein Wort das in geheimſte Falten
Der Herzen Funken Gottes weht,
Daß oft bei ſeinem mächt'gen Walten
Das ganze Volk in Feuer ſteht.

Derſelbe.

Der vierte Maitag des Jahres 1497 war ſo blau und ſonnenwarm und aromatiſch über Florenz aufgegangen, als wollten Erde und Himmel das Feſt der Auffahrt Chriſti, welches die Bevölkerung der Stadt ſchon am frühen Morgen aus den Häuſern rief, mit all' ihrem Glanz, all' ihrem Blühen und Duften zieren. Savonarola ſollte in der Kathedrale Santa Maria del Fiore predigen, dieſe Nachricht zog noch mehr, als die frommen Glockenrufe, die Maſſen nach dem Dom. Freunde und Feinde des Propheten drängten ſich zu den Thoren des erhabenen Tempels, Freunde und Feinde, denn wo immer ein großes Licht aufgeht, da erhebt ſich auch ein großer Schatten, und wo ein hohes Heil ſich bereitet, da ſtellt ſich ihm auch tiefer Haß gegenüber. Es iſt ewig der Kampf zwiſchen Wahrheit und Lüge, welche die Religion der Parſen in dem Mythus vom lichthellen Ormuzd und vom finſteren Ahriman verſinnlichte, ein Kampf, der erſt noch ausgefochten werden ſoll auf Erden, ein Kampf, der damals auch die florentiniſche Republik auf's heftigſte bewegte und einer Kataſtrophe entgegenzueilen begann.

Das würde ein Kenner der florentiniſchen Zuſtände und Perſonen, welcher an dieſem Morgen beſchaulich auf dem Domplatz ſich ergangen hätte, abgeſehen von anderen Anzeichen, leichtlich aus zwei Thatſachen haben ſehen können. Erſtlich wurden in den Reihen der höchſten Magiſtrate, als dieſe aus der **casa di Gonfaloniere** kommend, wo ſie ſich verſammelt hatten, auf den Dom zuſchritten, neugewählte Mitglieder bemerkt, wie Piero degli Alberti, Giovanni Berlinghieri, Niccolo Popoleschi und Giovanni Manetti, deren Namen und jetzige Stellung auf eine mächtige Reaktion gegen die demokratiſche Staatsform und was mit ſelber verbunden, ſchließen ließ, und zweitens mußte das freche Gebahren einer inmitten der Kirchgänger ſpottenden, lachenden, ſchimpfenden und fluchenden Gruppe junger Patrizier die Betrachtung erwecken, daß das demokratiſche Regiment bereits nicht mehr ſtark oder willig genug war, ariſtokratiſchen Uebermuth und Unfug niederzuhalten.

Die erwähnte Gruppe, als deren Wortführer ſich Francesco Cei, Giuliano Mazzinghi und Bartolomeo Giugnio hervorthaten, hatte ſich an der berühmten, vor dem Dome ſtehenden, achteckigen Taufkapelle aufgeſtellt, welche von Lorenzo Ghiberti mit jenen wunderſamen Thüren geſchmückt worden war, die noch jetzt eines der glorienhafteſten Zeugniſſe italiſcher Kunſt ſind und, von der florentiniſchen Signoria und Kaufmannſchaft nach der ſchrecklichen

Peſt von 1400 als Sühne geſtiftet, die für die damalige Zeit ungeheure Summe von vierzigtauſend Zecchinen gekoſtet hatten. Die patriziſchen Ausſchweiflinge, welche ſich auf Giugnio's Antrag ſelbſt den Parteinamen Compagnacci *) gegeben, unterhielten ſich damit, die Vorübergehenden mit ſpöttiſchen Gloſſen zu überſchütten oder von ihren verworfenen Projekten zu ſprechen.

„Seht da den heulbruderiſchen Schweif des verrückten Dominico da Pescia!“ rief Einer, auf einen Zug von Jünglingen hindeutend, welche mit ſittſam geſenkten Häuptern und gefalteten Händen nach der Kathedrale gingen. „Die devoten Zungen dieſer Schlingel ſind trocken worden vom Pſalmodiren und ſie wollen ſie wieder anfeuchten mit dem wäſſerigen Geſchwätze ihres Profeta!“

„Trinkt Wein, trinkt Wein, ihr Narren!“ ſchrie ein Anderer; „ſteht nicht geſchrieben: der Wein erfreut des Menſchen Herz und macht ſein Angeſicht glänzend wie Oel?“

---

*) Wüſtlinge.

„**Ve, ve**, dort kommt eine Ausreißerin der Mutter Orſola!“

„**Diamine**, iſt die tolle Bianca auch eine Roſenkranzfreſſerin worden! Schaut, ſchaut, die Andacht hat ihren Mund ſchon ſo ſchlaff gemacht, wie die Liebe ihren Buſen!“

„**Poffare**, auch die niedliche Liſa iſt bei ihr, die Boccaccio's Novelle, wie man den Teufel in die Hölle ſchickt, ſo allerliebſt zu erzählen weiß? Einfältiges Ding, hier iſt nicht der Ort zur Nutzanwendung deiner Hiſtörchen.“

„Laßt ſie nur, laßt ſie, die Weiber lieben ſtets am feurigſten, wenn ſie gebetet. Ich wette, die Dirnen gehen heute Morgen nur in den Dom, um ſich gründlich auf eine luſtige Nacht bei ihrer Patroneſſa Orſola vorzubereiten.“

Ein eilig auf die Wüſtlinge zukommender Mann, der Canonicus Rucellai, unterbrach das wiehernde Gelächter, welches dieſer Spaß hervorgerufen, mit den Worten:

„Zum Henker mit eurer Luſtigkeit! Wißt ihr denn nicht, daß alle die hübſchen Vorbereitungen, die wir im Dom zur Feier des Feſtes getroffen, umſonſt waren?“

„Was ſagt Ihr? **Corpo del diavolo**, warum umſonſt? He, was ſoll das heißen? Was meint Ihr?“

„Ich meine nicht, ſondern weiß, daß alle unſere ſaure Mühwaltung vergeblich war,“ verſetzte der Canonicus verdrüßlich. „Die Piagnoni haben von der Sache Wind bekommen und unſere Vorrichtungen weggeſchafft.“

„**Maladetto**!“ ſchrie Giugnio, „ſie haben alſo das Aas des krepirten Eſels, welches wir geſtern Nachts unter der Kanzeldecke verſteckten, zu frühe gerochen?“

„Ja und weggethan.“

„Und das Gift, womit wir die Füße des Cruzifixes beſtrichen, welches der verfluchte Prior während ſeines Predigens oftmals zu berühren gewohnt iſt?“

„Bemerkt und abgekratzt.“

„Und die Nägel, welche wir mit aufwärts gekehrten Spitzen in die Kanzelbrüſtung ſchlugen?“

„Wahrgenommen und herausgezogen.“

„Und die heulbruderiſche Inſchrift über der Kanzel: „**Jesu Christo, il re di Firenze**!“ welche wir abgeriſſen?“

„Wieder befeſtigt.“

„Und der Prior wird alſo predigen?“

„Sicherlich. Hört, ſie ſtimmen bereits ihre Chorgeſänge an.“

„**Inferno e diavolo**!“ ſchrie Cei, „wir wollen mit unſern Schwertern den Takt dazu ſchlagen, daß ihnen die Lamentationen in der Gurgel ſtecken bleiben ſollen. Kommt, ſollte der Profeta nicht auf dem Aas unſeres Eſels ſtehen, ſo wollen wir ihn ſtatt deſſen ſelbſt zum Aas machen und das heutige Feſt **dell' ascensione** mag ihm zum Tag ſeiner Himmel- oder Höllenfahrt werden! Habt ihr Waffen?“

„Dolche wohl,“ antwortete es aus dem Haufen.

„Die reichen nicht.“

„Waffen finden ſich in unſerm Canonicat,“ ſagte Rucellai; „aber was meint Ser Mazzinghi zu einem ſolchen gewaltthätigen Verſuch?“

„Daß er verſucht werden ſoll,“ entgegnete der Angeredete, „die Zeit des Wartens iſt vorüber.“

„Endlich, endlich, dem Satan ſei Dank!“ rief Cei frohlockend aus. „Kommt, die Predigt wird bald beginnen und wir müſſen eilen, um noch in der Nähe der Kanzel Platz zu bekommen. Vorwärts, heiligſter aller Canonici, daß wir uns waffnen!“

Einige Sekunden, nachdem die Compagnacci unter Rucellai's Führung gegen das Canonicat zu weggehaſtet, kamen Michel Angelo und Heinrich Uhland von der Piazza San Marco herauf, um ſich in die Kathedrale zu begeben. Am Battiſtero machten ſie einige Augenblicke Halt, indem der Künſtler ſagte:

„Ich kann niemals hier vorübergehen, Freund Henrico, ohne dem Genius, der dieſe Thüren ſchuf, den Tribut meiner Huldigung zu zollen. Dieſe herrlichen Bildnereien, welche Ghiberti's Meiſterhand dem ſtarren Erze aufgeprägt, ſind mir auch noch darum heilig, weil mir vor ihnen eigentlich zuerſt das Bewußtſein meiner Beſtimmung erſchloſſen ward. Ich ging nämlich eines Tages als Knabe an der Hand meines verehrten Vaters hier vorüber, und als ich mich von der Betrachtung dieſer Bilder nicht loszureißen vermochte und er mich fragte: „nun, was meinſt du zu dieſen Thüren?“ verſetzte ich raſch: ſie ſind würdig, das Paradies zu verſchließen! ohne ſelbſt zu wiſſen, woher mir dieß gekommen. Mein Vater aber blickte mir darauf forſchend in's Auge und ſagte ernſt, faſt feierlich: „Junge, du biſt zum Künſtler geboren!“ und ich glaubte an ſein Wort und an meine Beſtimmung.“

„Du thateſt wohl daran, Angelo,“ entgegnete Heinrich, „und wirſt deines Vaters ahnenden Ausſpruch rechtfertigen; ſagte mir doch mein hochwürdiger Freund Savonarola, er habe, als ich dich ihm geſtern vorgeſtellt hatte, den Schatten eines unſterblichen Lorbeers auf deiner Stirne erblickt.“

„Das ſagte er? Der Profeta di Firenze ſagte das?“ rief Buonarotti aus, das Haupt ſtolz emporrichtend. „Wohlan, wenn er es ſagte, an mir ſoll es nicht fehlen, daß ſein Wort erfüllt werde. Doch komm, mein Freund, ich brenne vor Verlangen, den gottbegeiſterten Mann zu hören. Der Geſang iſt verſtummt und die Predigt muß bereits begonnen haben.“

Sie hatte in der That ſchon begonnen, als die Freunde durch eine der Seitenpforten in den Dom traten und ſo glücklich waren, hart an der Kanzeltreppe noch einen Platz zu bekommen.

Savonarola ſtand auf der Kanzel und ſeine klare Stimme tönte über die dichtgedrängte Zuhörerſchaft hin und erfüllte die mächtigen Wölbungen der Kathedrale. Zum Text diente ihm der ſiebente Pſalm, in welchem David ſeinen Ruf um Hülfe gegen ſeine Haſſer mit den Worten anhebt: Auf dich, Herr, mein Gott, traue ich; hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich! Die Rede trug dieſem Text gemäß eine individuelle Färbung, der Prophet identifizirte ſich mit ſeinem Werk und konnte, ja mußte es. Darum lautete, als er jetzt nach einer kleinen Pauſe zu ſprechen fortfuhr, ſein Wort alſo:

„Ich dachte, daß ich den Anſchlägen meiner Feinde zufolge dieſen Morgen mit meinem Herrn zum Himmel gehen würde, aber dieſe Hoffnung trog mich. Ihr meint vielleicht, ich hätte mich gefürchtet. Aber wiſſet ihr denn nicht, daß der Glaube

Nichts fürchtet? Wer einen rechten Glauben hat, der liebt weder die Dinge dieſer Welt, noch fürchtet er ſie, denn daraus, meine geliebten Brüder, erhellet des Glaubens Kraft, daß er den Menſchen über die vergänglichen, irdiſchen Dinge erhebt, daß er ſich gründet auf die göttliche Allmacht, vor der kein Ding unmöglich, daß durch ihn der Menſch Eins wird mit Gott, wie der Liebende mit der Geliebten. Mit dieſem Glauben müſſen wir uns waffnen in allen unſern Drangſalen, denn, wie ich euch oft geſagt, die Zeit iſt gekommen, wo es an den Tag kommen ſoll, welche in Wahrheit glauben und welche den wahren Glauben nicht haben. Was mich angeht, ſo ſage ich mit dem Propheten: ich glaubte, darum redete ich. Die den Glauben haben, ſtehen zu hoch, als daß die Schwerter und Pfeile der Feinde ſie erreichen könnten. Deßhalb rechnet ihr falſch, ſo ihr wähnet, mir den Todesſtoß geben zu können: meiner Seele könnet ihr wider meinen Willen keinen Schaden zufügen, und mordet ihr meinen Leib, ſo verhelft ihr mir dadurch nur zu einem größeren Gut. Ich bin entſchloſſen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03455/004

für meine Schafe mein Leben einzuſetzen. Auf dich, Herr, mein Gott, traue ich!- Ich danke dir, daß du mir durch das Licht der Natur Gewißheit gegeben haſt von deinem Weſen, ich danke dir, daß du mich durch das übernatürliche Licht des Glaubens haſt erkennen laſſen, daß du Vater, Sohn und heiliger Geiſt biſt und daß du, Jeſu Chriſte, wahrer Gott und Menſch, in's Fleiſch gekommen biſt und gekreuziget worden um unſerer Seligkeit willen. Du biſt mein Herr und mein Gebieter, mein Gott und mein höchſtes Gut, zu dir ſpreche ich: Herr, mein Gott, auf dich traue ich! Du weißt, nicht auf Reichthümer habe ich gebaut, noch auf mächtige Freunde, noch auf Volksgunſt, noch auf Waffen, ſondern allein auf dich und deine große Güte, und weil du Keinen verläſſeſt, der auf dich traut, ſo flehe ich dich: hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich! Errette mich, nicht meinen Leib, mit dem mache, was dir wohlgefällt, ſondern meine Seele, damit ich, frei und voll inbrünſtigen Glaubens der Wahrheit zeugen könne, ſo daß weder Schmeichelei, noch Drohung, noch Verfolgung mich mache zu einem Knecht der Sünde und Lüge.

daß ſie nicht wie Löwen meine Seele erhaſchen und zerreißen, weil kein Erretter da. Herr, mein Gott, habe ich Böſes gethan und iſt Unrecht in meinen Händen, ſo verfolge der Feind meine Seele und ergreife ſie und trete mein Leben zu Boden und lege meine Ehre in den Staub. Sie ſagen von mir, daß ich ein Verführer und Betrüger des Volkes, aber du, Herr, weißt es, ich habe ſolche Sünde nicht begangen. Ich rufe den Himmel und alle Himmelsbewohner zu Zeugen an wider meine Seele, ſo ich nicht die Wahrheit geredet und das, was ich in deinem Namen verkündigte, nicht auf dein Geheiß verkündigt habe. Ich bitte dich, Herr, laß ſich die Leute wieder zu dir ſammeln. Zeige, Jeſu Chriſte, dem ewigen Vater wiederum deine Wunden, auf daß er die Fülle des heiligen Geiſtes zur Erde herabſende, wie er ſie an jenem Tage, nachdem du in den Himmel aufgefahren wareſt, über die Apoſtel ausgoß. Doch du flüſterſt mir in's Ohr: Der Herr iſt Richter über die Leute. Der Herr hat jetzt ein anderes Werk vor, er will nämlich die Völker ſcheiden und diejenigen, ſo ſich nicht beſſern wollen, mit großen Heimſuchungen ſchlagen, die Erwählten aber tröſten in ihren Trübſalen. Laſſet euch nicht verwirren, ihr Erwählten Gottes, wenn ihr die Bosheit wachſen ſehet, denn der Gottloſen Bosheit wird ein Ende nehmen. Du aber, Herr, wirſt fördern die Gerechten, wirſt ſie leiten auf dem rechten Wege zum ewigen Leben. Und ihr, ihr Böſen, laſſet mich nun auch zu euch reden! Gott iſt ein rechter Richter, ein ſtarker und eifriger Gott. Herr, ich bitte dich, bekehre, ſo es möglich, auch die Böſen zur Buße und verzeih' ihnen, denn ſie ſind blind und wiſſen nicht, was ſie thun. Vernehmet mein Wort, o ihr Undankbaren! Ihr ſtreitet nicht gegen einen armen Mönch, ſondern ihr ſtreitet gegen Chriſtus, der da iſt ein gerechter und ſtarker Richter. Ich bin euch nicht feindſelig, will euch nichts Uebles thun, ſondern bin nur gehalten, mein Leben aufzuopfern für die Ehre Chriſti und für das Heil der Seelen, und nicht bloß ich, jeder treue Chriſt iſt verbunden, hier mitzuhelfen und, ſo es nöthig, das Leben zu laſſen. Aber, haltet ihr mir entgegen, du haſt die Uneinigkeit zwiſchen uns verſchuldet. Hierauf antworte ich: Euer gottloſes Leben hat dieſe Uneinigkeit verſchuldet. Chriſtus iſt nicht gekommen, Frieden zu ſtiften zwiſchen Guten und Böſen, ſondern Krieg. Frieden wollte er nur ſtiften zwiſchen den Guten und ein Herz und eine Seele aus ihnen machen. Lebet chriſtlich und der Friede wird alsbald gemacht ſein, wo nicht, ſo tragt ihr der Zwietracht Schuld, nicht ich. Denn die Guten wollen chriſtlich leben, ihr aber wollet, wider eure Pflicht, unchriſtlich leben; deßhalb kann kein Friede ſein zwiſchen euch.“

Ein dumpfes Murren in der Verſammlung hatte die letzten Sätze der Rede ſchon halb und halb verſchlungen, jetzt unterbrachen den Prediger verworrene, in unmittelbarer Nähe der Kanzel laut werdende Schreie:

„Behalt' deinen Frieden, Pfaffe! — Wir begehren ſeiner nicht! — Krieg der Möncherei! — Hinweg mit dir und deinem Pöbelregiment!“

Die Verſammlung erhob ſich tumultuariſch, die allenthalben vertheilten Arrabiati brüllten Flüche und Verwünſchungen, Weiber begannen zu kreiſchen und

Kinder zu weinen. Alles drängte ſich in das Hauptſchiff der Kathedrale zuſammen.

Aber noch einmal erklang Savonarola's Stimme, um das Toſen zu beherrſchen.

„Der Fürſt der Finſterniß hat ſich aufgemacht gegen uns,“ rief er aus, „und pralet einher in ſeiner Mordluſt, doch fürchtet euch nicht, ihr Guten, denn Gott iſt für uns und viele tauſend ſeiner Engel ſind hier auf dem Plan!“

Während er ſo ſprach, drängten ſich die Compagnacci heftig gegen die Kanzel, um welche ſich indeß die jüngeren Anhänger Savonarola's, wie Nerli, Benivieni, Buonarotti und Heinrich Uhland ſchützend ſtellten. Das Wort des Predigers mußte jetzt abermals vor einem lauten Geräuſch verſtummen. Francesco Cei hatte, um die Aufmerkſamkeit der Menge von der Kanzel abzuziehen, den ſchweren Allmoſenkaſten, welcher in der Mitte des Domes auf einer Bank ſtand, mit allen ſeinen Kräften in die Höhe geſchleudert, und dieſer hatte im Zurückfallen mehrere Perſonen niedergeſchmettert und war dann am Boden zerkracht. Die in der Nähe Stehenden ſtäubten erſchrocken auseinander, die Entfernteren drängten neugierig herbei. Unſchlüſſig und von Schrecken ergriffen, flutete die Menge hin und wieder: es wurde leerer um die Kanzel her.

„Jetzt, macht zu, allegri!“ ziſchelte Mazzinghi ſeinem Geſellen Giugnio zu und ſchob ihn voran gegen die Kanzeltreppe. Andere ihrer Cameraden folgten. Aber als die Zwei mit gezogenen Dolchen um den Winkel des Treppengeländers bogen und die Stufen hinaufeilen wollten, traf plötzlich der ſtarke Stoß eines Schwertgefäßes Giugnio's Geſicht, daß ihm das Blut aus Naſe und Mund ſtrömte, während eine gewaltige Fauſt Mazzinghi von hinten am Kragen faßte und ihn auf das Pflaſter hinſchleuderte, daß ihm die Knochen knackten. Heinrich hatte den Stoß geführt, Buonarotti's Arm den Signore Mazzinghi zu Boden geworfen. Giugnio taumelte fluchend auf ſeine Cameraden zurück, deren Vordringen er hemmte, und nachdem die Mordbuben die augenblickliche Verwirrung, welche die entſchloſſene Gegenwehr über ſie brachte, verwunden hatten, ſahen ſie, daß ihr Anſchlag vereitelt ſei, denn Buonarotti's Ruf: „Freunde des Profeta, hieher!“ hatte in einigen Augenblicken eine dichte Schar von Piagnoni um die Kanzeltreppe gereiht.

In den andern Theilen der Kathedrale tobte indeſſen die Verwirrung fort. Den frommen Bittgeſang, welchen die zitternden Frauen anſtimmten, überſchrieen die Arrabiati mit ihren Läſterungen und Drohungen und reizten dadurch auch die Piagnoni zu Erwiderungen ähnlicher Art. Von beiden Seiten wurden die Waffen blank gemacht, und da man fortwährend vergebens auf ein Anzeichen wartete, daß von Seiten der öffentlichen Gewalten gegen dieſes Unweſen eingeſchritten werde, ſo ſtand jeden Augenblick zu befürchten, die langgenährte Erbitterung der Parteien würde an geweihter Stätte zuerſt in Mord und Todſchlag ausbrechen. Und wäre die Haltung ihrer Gegner minder feſt geweſen, die Arrabiati hätten nicht gezaudert, loszuſchlagen. So aber fühlten ſie nicht nur, daß der günſtigſte Moment verpaßt ſei, ſondern auch, daß ihre Anzahl die ſchwächere ſei, weil ihre meuteriſchen Rufe: „Hinweg mit dem Propheten! Zum Teufel die

Demokratie! **Palle! Palle!**“ fortwährend von dem gewaltigen Stimmenſtrom der Demokraten. „Hoch die Freiheit von Firenze! Hoch die demokratiſche Verfaſſung! Hoch der Prophet!“ überflutet wurden.

Und noch einmal verſtummte das Gebrauſe vor Savonarola's Stimme. Während der Tumult am ärgſten raſ'te, war er an der Baluſtrade der Kanzel niedergekniet und ſein Geiſt himmelwärts geflogen, wie ein Aar, um von Gott neue Stärke und Macht ſich zu holen. Nun ſtand er wieder hochaufgerichtet und die Glut der Begeiſterung, die ſeine blaſſen Wangen angehaucht hatte, von ſeiner Stirne ſtralte und aus ſeinem Auge blitzte, umwob ſein ſchönes Haupt wie mit einer Aureole. Er begann zu ſprechen und die Verſammlung mußte ihm lauſchen, denn heute umgab ihn noch ganz der Zauber der Unbeſiegbarkeit, und auf dem Felſen des Rechtes ſtehend, führte er das gefeierte Schwert der Vernunft und Wahrheit, Angreifer und Vertheidiger zugleich. Er bewies, bat, beſchwor, drohte und ſegnete. Er rührte, erſchütterte, überzeugte und ſchüchterte ein. Und als er endlich die ſieghafte Rede in aufjubelndem Tone mit dem Symbolum ſeines theokratiſchen Ideals: „Chriſtus lebe!“ ſchloß, da fielen tauſend Stimmen antwortend ein und noch einmal — ach, zum letztenmal — erdröhnte die heilige Halle von der einmüthigen, frommen, demokratiſchen Loſung:

„Es lebe Chriſtus, unſer König!“

II.

Der Biſchof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöſcht mit Klaggebärden,
Die Bilder, die dem Herzen Tröſtung ſandten
Sind ſchwarz verſchleiert hingelegt zur Erden.
Die Trauer theilend, jedem Blick verſchloſſen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten ſie ſich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus ſeinem Angeſicht verſtoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefſte Schleier.
Erſchüttert ſchaut das Volk des Fluches Feier,
Hinausgetrieben wird's mit grauſen Worten,
Und donnernd ſchließen hinter ihm die Pforten.

Lenau.

„Und ganz und gar haſt du mir verziehen? Nicht einmal ſprechen mehr ſoll ich davon? Ich beſchäme und betrübe dich, ſagſt du? Ach, wie biſt du gut und lieb! Heinrich, Heinrich, wie konnt' ich dir ſolch' Leid anthun?“

„Schon wieder? Und haſt mir doch gerade einen Kuß darauf gegeben, die verwundenen Schmerzen nicht mehr aufzurühren! Aber ſieh', Kind, auch ich muß immer wieder der läuternden Feuerprobe unſerer Liebe gedenken. Du kannſt ihrer dich erinnern, ohne erröthen zu müſſen, ich aber — “

Er brach ab und wandte das Auge von der Geliebten, als fürchte er, der Blick, welcher einſt verlangend auf Lucretia Borgia's buhleriſchen Reizen verweilt, müſſe die jungfräulichen Wangen Flora Ladder's beſchmutzen. Die Erinnerung an jene Stunde der Verſuchung warf einen dunkeln Schatten in ſein Herz und auf ſeine Stirne.

Flora ſetzte den Blumenkorb, deſſen Inhalt ihre kunſtfertigen Hände zu Sträußen band und zu Kränzen wand, bei Seite, ſtand leiſe auf, näherte ſich auf den Fußſpitzen dem in düſterem Sinnen daſitzenden Verlobten, ſtrich ihm mit der Hand die Haare aus der Stirne und ſagte bittend:

„Nicht traurig ſein, Heinrich! Nicht ſo finſter blicken! Geh', ſo biſt du gar nicht ſchön! Komm', lächle ſo mich an, blicke ſo, wie du gelächelt und geblickt, als du kameſt, mich aus dem Haus der böſen Nonnen wegzuholen.“

„O Herz, woran erinnerſt du mich!“ rief Heinrich mit freudeheller Stimme aus. „Ja, in jener Stunde ward mein Fehl von mir genommen! Herrgott, was war das eine Luſt, als ſich endlich die Thüre deiner Zelle vor mir aufthat, und da, wo mich einſt der bitterſte Augenblick meines Lebens niederſchmetternd überraſcht hatte, nun ein unermeßliches, heiliges Glück mich mit einer Wonne überſchüttete, die mir die Bruſt zu ſprengen drohte! Und als du dich mit einem Schrei des Entzückens, der mir Alles, Alles ſagte, was du erduldet und gelitten, wie du mir verziehen und wie du mich liebteſt, an meine Bruſt warfeſt und mich den lerchenhaften Flügelſchlag deiner Seele in den Küſſen des Wiederſehens fühlen ließeſt, und wie wir dann niederknieten, Hand in Hand, und mit thränenvollen Augen und jauchzenden Herzen Gott dankten und lobprieſen — o Mädchen, Flora, meine Seele, mein Leben, mein Eins und Alles, wie war das ſchön!“

„Ach ja, Heinrich," flüſterte ſie, ihr Köpſchen an ſeiner Bruſt bergend und dann wieder die frommen Laubenaugen zu ihm aufſchlagend, „mir kam vor, als wäre Alles, was in der langen, bangen Zeit unſerer Trennung vorgegangen, ungeſchehen, als hätt' ich dich nur erſt einmal geſehen, draußen, weißt du, in dem Gärtchen vor der Porta San Gallo, als du auf ſtattlichem Roß von den Hügeln herniedergezogen kameſt, all' das Mißgeſchick, meine Entführung, der böſe Spanier, der Banditencapitano, die liſtige Donna, das unſelige Mißverſtändniß, das Kloſter mit den finſteren Nonnen — Alles kam mir vor wie ein wirrer Traum, aus welchem ich in deinen Armen erwache. Und wieder war mir dann, als ob ich zu einem neuen Leben erſtehe, als ob mir meine abhanden gekommene Seele aus deinen Augen entgegenfrohlocke, — o wohl, ſie war ja mit dir gegangen, war bei dir immer, immer, und kam erſt wieder, als du kameſt —"

„Nein, nein, Kind, meine Seele war bei dir," unterbrach Heinrich das entzückende Geplauder, „ſie war in deiner Zelle zurückgeblieben, als mich damals die Freunde davon fortriſſen, und zog erſt wieder in mich ein auf den Schwingen des himmliſchen Troſtwortes: Flora liebt dich! welches mir Savonarola nach der Schlacht am Taro ſagte. Du ſpracheſt von einem neuen Leben, das du empfunden, Herz, als du mich wiederſaheſt, ſieh', ſolch' ein neues Leben, ſolch' eine vita nuova, wie der herrliche Dante ſein Liebeleben nannte, ging damals auf dem leichenüberſäeten Schlachtfeld mir auf. Ich ahnte, ich wußte, daß du mein werden würdeſt, müßteſt, geliebtes Kind! Sag' mir, biſt du mein, biſt du's!"

„Ja, Heinrich, dein!" lispelte ſie, und ſich innig an ihn ſchmiegend, konnte ſie nur leiſe, leiſe wiederholen: „Dein, dein, dein!"

Und ihre Hände verſchlangen ſich feſtiglich, ihre Augen ſchwelgten in einander, ihre Herzen ſchlugen, ihre Lippen zitterten ſich entgegen. Der Ueberſchwang der Liebe und des Glückes machte ſie verſtummen —

Nichts ſagen ſie; nur ſüßen Schalles
Haucht: Du! bisweilen — das iſt Alles —
Von ihm zu ihr, von ihr an ihn,
Wenn ſie die Lippen dem Kuß entzieh'n.

Urbeſtes woll'n ſie offenbaren,
Und können ſagen Nichts, als: Du!
Im Ewigreinen, Ewigklaren
Seh'n ſie einander jubelnd zu,
Und ſchenken ſich in heil'gem Scherzen
Den Hauch vom liebeſchwangern Herzen.

Nach einer Weile entwand ſich Flora den Armen ihres Verlobten und ſagte:

„Heinrich, ich kann mich nicht ſatt hören an den lieben, edelherzigen Worten, welche Betreffs meiner in dem Briefe ſtehen, der dir geſtern von deinem Vater zugekommen; ſag', willſt mir ihn nochmals vorleſen? Bitte, bitte!“

„Brauchſt nicht zu bitten, närriſches Kind, ich höre dieſe väterlichen Worte nicht minder gern, wie du,“ verſetzte Heinrich, den erwähnten Brief, welchen ihm ein aus Deutſchland kommender Handelsmann geſtern gebracht, aus der Bruſttaſche ſeines Wammes ziehend. „Wie gut iſt es, daß ich bei meinem Entſchluß beharrte, den theuren Eltern Nichts von unſeren überſtandenen Mißgeſchicken zu vermelden. Es hätte ihnen nur Kummer gemacht, ſtatt daß ſie ſo nur etwas ſorglich waren über mein langes Stillſchweigen, im Uebrigen aber in froher

Hoffnung der Heimkehr des Sohnes und dem Anblick der lieben Tochter entgegenſehen.“

So ſprechend faltete er den Brief auseinander und las der Geliebten die treuherzigen Worte des Herrn Walter Ubland vor, durch deren männlichen Ernſt da und dort der Ausdruck weiblicher Zärtlichkeit durchſchimmerte, was bewies, daß Mutter Gertrud dem Vater über die Schulter geblickt haben mochte, als er dem Sohne ſchrieb, daß es nun bald an der Zeit ſei, aus der Fremde heimzukehren, um als rechter Mann und Bürger der freien Reichsſtadt Ulm Pflichten und Geſchäfte zu übernehmen, deren Laſt ihm ja das holde Bäschen, das Töchterlein der Muhme Elsbeth, wohl werde tragen helfen. Er möge ſeine Braut ſo recht herzlich grüßen und ihr ſagen, wenn ſie in Wälſchland einen Bräutigam gefunden, ſo ſolle ſie in Deutſchland auch einen Vater und eine Mutter wieder finden.

Als Heinrich mit Leſen zu Ende, drückte Flora das väterliche Schreiben an Herz und Mund, und es dem Geliebten zurückgebend, fragte ſie in dem naiv ſchwäbiſchen Dialekt, wie ſie ihn von ihrer Mutter überkommen:

„Gelt, Heinrich, ſie werden mich eineweg ein biſchen lieb haben, die Eltern?“

„Eineweg? Nein, eineweg nicht, aber alleweg, ganz gewiß, wie der ehrliche Philips ſagt.“

„O, der! Ach, wie gut ich dem treuen Menſchen bin. Wäre er einige Jährchen jünger,“ fügte ſie ſchalkhaft hinzu —

„Und hätte weniger Karbunkeln im Geſicht und mehr Haare auf dem Kopf —“ lachte Heinrich.

„Und tränke weniger —“

„Und fluchte nicht ſo abſcheulich —“

„Dürfteſt du recht eiferſüchtig auf ihn werden, Heinrich!“

„Ja, und du dich vor deiner Nebenbuhlerin Nina in Acht nehmen, Flora.“

„Ach, die guten Leutchen, ich glaube, ſie mögen einander recht ſehr.“

„Kein Wunder, ſie thun's ihren Herrſchaften nach.“

„Ei, was thun denn die?“

„Sich liebhaben, ſieh', ſo!“

Und er faßte das liebe Kind in die Arme und

Schäckern und Lachen erſtarben wieder in der Innigkeit des Kuſſes.

Doch ſollte das Außenleben die ſtille Seligkeit, den Liebesfrieden, welchem ſich Heinrich und Flora am erſten Tag des Junimonds 1497 in dem kleinen Häuschen an der Piazza San Marco hingaben, nicht länger ungeſtört laſſen. Die Thüre des heimlichen, von Blumenduft durchzogenen Stübchens öffnete ſich und eiligen Schrittes kam der gute Philips herein, dem die nicht minder gute Nina mit recht trübſeligem Geſicht folgte.

„Wißt Ihr ſchon, Sieur Henry?“ fragte Philips und „Santa Maria Maggiore!“ rief Nina aus.

„Was denn?“

„'S iſt ganz gewiß, Scheol und Gehenna! —“ dieſe Worte hatte der gute Mann im Ghetto zu Rom aufgeſchnappt und ſich ohne Weiteres zu einem Fluche mundgerecht gemacht — „man ſpricht allenthalben davon und die Leute ſehen ſich ganz verſtört an, alle freilich nicht, das iſt gewiß, denn einigen ſcheint es ordentlich Spaß zu machen, ſoll mich Dieſer und Jener!“

„Mein Gott,“ entgegnete Heinrich, „wie ſoll ich aus dieſem Kauderwälſch klug werden?“

„Was iſt denn, Nina?“ fragte Flora zugleich.

„Ach, ſieh', Herzenskind, der arme, gute Profeta dauert mich, mein Lebtag ſah ich keinen frommern Mann — “

„Ganz gewiß!“ bekräftigte Phlips.

„Wappen Ulms!“ fuhr Heinrich ungeduldig auf, „was ſoll es mit dem Propheten? ſo ſprecht doch!“

„Die Sache iſt die, daß ſie den Propheten zu Rom — die Peſt auf Rom! — in den Bann gethan — “

Dieß Wort machte Heinrich einen Schritt zurückprallen und Flora, welche den Geliebten ſo heftig erſchrecken ſah, konnte nicht umhin, inſtinktmäßig ſeinen Schrecken zu theilen.

„Excommunicirt, ſagſt du, er, der Fromme und Gerechte, wäre excommunicirt?“

„Ganz gewiß, gebannt oder excommunicirt, 's kommt auf Eins heraus,“ verſetzte Phlips, während Nina jammerte: „Ach, der unglückliche Fra! Und wir ſind wohl Alle mit ihm verdammt, denn wir haben an ihm gehangen und an ihn geglaubt; ja, ja, wir ſind alle verdammt!“

„Schweig, thörichtes Weib,“ ſagte Heinrich zornig, „wen der ſchändliche Borgia verdammt, der iſt ja ſelig geſprochen.“

„O, die Borgia!“ flüſterte angſtvoll ein Nachklang ihrer Leiden aus Flora's Bruſt.

„Fluch ihrem Namen!“ ſagte der raſch eintretende Michel Angelo, mit welchem Benivieni und Nerli kamen.

„Ihr wißt ſchon?“ rief Heinrich den Freunden entgegen.

„Die ganze Stadt iſt voll davon; armer Profeta!“ erwiderte Nerli.

„Und was ſagt man zu der Schändlichkeit?“

„Die Arrabiati jubeln, das Volk iſt unſchlüſſig und beſtürzt.“

„Aber ſie werden es nicht wagen, den Bann hier zu verkündigen.“

„Sie wagen es allerdings, zu dieſer Stunde noch ſoll das päbſtliche Breve im Duomo verleſen werden.“

„Aber die Signoria? Thut ſie Nichts, dieſe abſcheuliche Ungerechtigkeit zu hindern?“

Benivieni zuckte bei dieſer Frage Heinrichs die Schultern und ſchwieg.

„Nein, ich kann es nicht glauben, noch ſitzen ja Männer von Freiheitsliebe und Ehre genug in der oberſten Behörde, um den Befreier der Republik vom mediceiſchen Joche zu ſchützen.“

„Wohl, aber der Einfluß dieſer Männer wird von den unlauteren Elementen paralyſirt, welche in jüngſter Zeit in die Magiſtrate Zugang fanden. Doch kommt, mich dünkt, ich höre die große Glocke des Campanile.“

Heinrich befahl ſeinem Diener, zur Obhut der Frauen zurückzubleiben, beantwortete Flora's bittenden Blick, ſich nicht unnützer Weiſe einer Gefahr auszuſetzen, mit einem zärtlich dankenden, und folgte den raſch vorangehenden Freunden nach dem Dom.

Unterwegs erfuhr er von ſeinen Gefährten Näheres Betreffs der ſchlimmen Neuigkeit. Der Pabſt, welcher ſchon lange ſeit beſchloſſen, den kühnen florentiniſchen Reformator zu vernichten, hatte ſich kaum von dem Schrecken und der

Trauer, welche ihm der Verluſt ſeines von ſeinem zweitgebornen Sohne ermordeten Erſtgeborenen verurſachte, ein wenig erholt, als er ſich entſchloß, ſeine Rachegedanken gegen Savonarola zur That zu machen, wozu ihn vornehmlich auch der Ingrimm Mariano da Ghenezzano's ſpornte, welcher ihn im verſammelten Cardinalcollegium wiederholt mit den Worten anging: „Vernichte, vernichte, heiligſter Vater, dieſen Fra, dieß Werkzeug des Teufels, vernichte, ſag' ich, dieß Aergerniß für die ganze Kirche!“ Die Cardinäle, welche von Savonarola eine günſtige Meinung hegten, wurden beſonders durch des Cardinals Sforza Einfluß überſtimmt und zum Schweigen gebracht. Mariano und Ceſare Borgia, welchem die durch Savonarola's Geiſt geſchaffene und erhaltene ſelbſtſtändige und republikaniſche Haltung von Florenz, um ſeiner politiſchen Projekte willen ein Dorn im Auge, hörten nicht auf, das Feuer des päbſtlichen Haſſes zu ſchüren, und ſo wurde denn in den letzten Tagen des Mai Savonarola zu Rom feierlich excommunicirt und ein Legat abgeſandt, die Bannbulle gen Florenz zu bringen. Der Legat aber getraute ſich aus Furcht vor den Anhängern des

Gebannten nicht, weiter als Siena zu gehen, und ſchickte das Breve von dort an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Während Heinrich dieſe Thatſachen von ſeinen Freunden erfuhr, waren ſie auf ihrem Wege bei San Lorenzo angekommen und wurden hier durch einen Volkshaufen aufgehalten, welcher ſich vor der Kirchthüre verſammelt hatte und neugierig ein Placat anſchaute, welches an dieſelbe angeſchlagen war. Als ſie näher traten, kam der Proletarier Pacca, der ſie als Freunde des Propheten kannte, auf ſie zu und ſagte:

„Signori, was ſoll denn das Geſchreibſel dort heißen? Man ſagt uns, es komme aus Rom von dem heiligſten Vater und verdamme den Profeta und Alle, die mit ihm ſeien, zu den ewigen Höllenſtrafen.“

„Laßt euch nicht irre machen, Mitbürger,“ verſetzte Buonarotti laut, „laßt euch nicht irre machen an eurem frommen Freund! Es iſt ein mediceiſch Machwerk! Die Arrabiati wollen dem Profeta an's Leben, um eure Tyrannen zurückzuführen

Seht, ſo muß man mit derartigen Wiſchiwaſchi umſpringen.“

Dieß ſagend, drang der Künſtler raſch durch die Menge, ſprang die Treppe hinan, riß das Placat von der Kirchenthüre und warf es, in Fetzen zerſchliſſen, zu Boden.

„Recht ſo, recht ſo, Ser Buonarotti!“ rief Pacca aus. „Zum Teufel mit den Medici, zur Hölle mit den Arrabiati! **La liberta di Firenze evviva! Il profeta evviva!**“

Der Ruf wurde von dem Haufen wiederholt, aber es war, als käme er doch nicht ſo recht voll aus den Herzen. Die große Glocke des Campanile brummte unheimlich dazwiſchen.

„Zum Duomo, zum Duomo!“ — rief Pacca aus, wollen ſehen, weßwegen man die Trauerglocke läutet, wollen ſehen, wer es wagt, unſerm frommen Vater was Leides zu thun!“

Und eilends ſtrömte die Menge an dem Palazzo Ricardi vorbei und hinauf gegen den Dom. Der Campanile ſandte fortwährend ſeine abgemeſſenen Glockenſchläge über die Stadt hin, und allenthalben her eilten neugierige, aufgeregte Scharen auf die Kathedrale zu.

Als die vier Freunde durch die große Pforte derſelben getreten, hielten ſie ihre Schritte überraſcht inne. Die Fenſter des Heiligthums waren ſchwarz verhangen und Dunkel herrſchte in dem weiten Raume, durch welchen ein Schweigen waltete, das die Anweſenheit ſo vieler Menſchen nicht hätte errathen laſſen. Nur das Geräuſch der Tritte Neueintretender, das Rauſchen von Gewändern, das Knirſchen mönchiſcher Sandalen auf den Steinplatten unterbrach dieſe Stille. Plötzlich erhob ſich im Chor, von vielen Prieſterſtimmen intonirt, die eintönige Melodie eines lateiniſchen Pſalms, wie ſie bei kirchlichen Trauerceremonien üblich. Die Freunde ließen ſich von dieſen klagenden Tönen vorwärts ziehen und befanden ſich bald unter einer zahlreichen Menſchenmaſſe, die ſich vor dem Chor zuſammengedrängt. Drinnen in demſelben ſprang nun während der letzten Worte des Pſalms eine bläuliche Helle auf, welche von vier Fackeln ausging, die von vier am Fuß des Hochaltars ſtehenden Clerikern des Doms erhoben wurden. Ihr Licht beſchien ein

Heer von Mönchstonſuren und ließ die Kutten der Predigerbrüder von Santa Maria Novella, der Minoriten vom H. Kreuz, der Serviten, der Auguſtinereremiten vom H. Geiſt und anderer florentiniſchen Mönchsorden unterſcheiden. Auf der oberſten Stufe des ſchwarzumkleideten Altars, vor deſſen Tabernakel das Crucifix mit ſchwarzem Flor behangen war, ſtand im Ornat ſeiner Würde der infulirte Abt von San Lorenzo, das päbſtliche Breve in der Hand haltend. Als der Geſang zu Ende, trat wieder ein augenblickliches Schweigen ein, während deſſen man den Hall der draußen auf dem Campanile fort und fort gehenden Todtenglocke vernehmen konnte. Hierauf entrollte der Prälat die Bulle und begann ihren aus Heuchelei, Lüge und Fluch zuſammengeſetzten Inhalt vorzuleſen. Nach den einleitenden Formeln und Phraſen, worin das ganze Weſen und Wirken Savonarola's verdreht, mißdeutet und in's Schlimmſte gekehrt war, hieß es: „Und weil du, ungehorſamer und widerſacheriſcher Sohn Girolamo, allen wiederholten mündlichen und ſchriftlichen Mahnungen verſtockten Sinnes widerſtanden, wie auch unſere mehrmals wiederholte Citation vor den Stuhl Petri mißachtet haſt und fortgeſahren biſt, deine trügeriſchen Weiſſagungen zu verkünden und deine ketzeriſche, allem Dogma und kanoniſchen Recht feindſelige Lehre zu predigen und unſerer väterlichen Milde und Langmuth verdoppelten Trotz entgegenzuſetzen: ſo ſoll denn die langverzögerte Gerechtigkeit und Strafe dich treffen. Die Kirche, die du befehdet haſt, ſtößt dich aus ihrer heiligen Gemeinſchaft und achtet dich fürder gleich einem Heiden und Paganen. Der prieſterlichen Würde entkleidet, ſollſt du weder mehr das heilige Meßopfer darbringen, noch die heiligen Sacramente ausſpenden, noch ſie empfangen, bis du bereuet, widerrufen und der Kirchenbuße dich unterworfen. Und ſollteſt du, wie dein ketzeriſcher Sinn vielleicht dir anmuthet, noch einmal als Prediger aufzutreten dich erkühnen, ſo ſei, wer immer dir zuhört, gleich dir verſtoßen, gebannt und verflucht, gleich dir ſei ihm im Leben der Troſt des Sacramentes verſagt und im Tode die Beſtattung in geweihter Erde! Amen.“ Nachdem dieſes Document vorgeleſen war, rollte der Abt es zuſammen und rief mit ſtarker Stimme das mittelalterlichen Ohren ſo furchtbar klingende Schauerwort: „Anathema!“ in die Verſammlung hernieder. Und die vier Fackelhalter ſtießen ihre Fackeln an den Boden, daß ſie erloſchen und die ganze anweſende Cleriſei wiederholte dreimal im einſtimmigen Chor: „Anathema! Anathema! Anathema!“ und von draußen her ſchlug die Todtenglocke den dumpfen Takt zu der Verfluchungsformel und das Dunkel quoll wieder über der Verſammlung zuſammen.

Stumm, erſchüttert, entſetzt verließ die Menge den Dom.

Das wohlberechnete Schauſpiel hatte gewirkt.

Draußen auf der Piazza ſtießen die Freunde, in deren Seelen Zorn und Trauer kämpften, auf den Volkshaufen, den ſie vorhin bei San Lorenzo getroffen und der ſich wieder um den Laſtträger Vacca geſammelt hatte. Auf ſeinem und allen Geſichtern lag Beſtürzung.

„Da habt ihr's,“ meinte Einer, „der heiligſte Vater hat den Fra verflucht und uns mit ihm, wenn wir ihm ferner trauen und glauben.“

„Ja, aber iſt der heiligſte Vater nicht ein Borgia,“ erwiderte Vacca etwas ſcheu und kleinlaut.

„und wißt ihr nicht, was man ſich von den Borgia's in ganz Italia erzählt?"

„Viel Schlimmes, wahrhaftig viel Schlimmes," ſagte der hinzutretende Waffenſchmied Staffi, „aber, Nachbar Vacca, der heiligſte Vater iſt trotzdem halt doch der heiligſte Vater."

„**In anima mia**!" äußerte ein Anderer; „aus der Kirche, von der Madonna und allen Heiligen verſtoßen zu ſein, puh, 's iſt gräßlich."

„**Diamine**! und ohne Beicht und Abſolution von hinnen fahren müſſen!" ſagte ein Dritter.

„**Ehi**, und nicht begraben werden wie ein Chriſt!" fügte ein Vierter bei; „**Dio me ne guardi**!"

„Aber iſt der Profeta nicht ſo fromm wie ein wahrer Heiliger?" fragte Vacca, „und hat er nicht allezeit für unſer Beſtes geredet und gehandelt?"

„Freilich, freilich! Ei, ja wohl! **Per Dio**, ſo hat er gethan," erwiderten verſchiedene Stimmen; „aber excommunicirt iſt er, der heiligſte Vater hat ihn einen Ketzer genannt, habt ihr's nicht gehört, einen Ketzer? 'S iſt arg! **Poverino**! Aber wir ſind gute Chriſten, wir! Und er iſt excommunicirt bei alledem!"

Und Kreuze ſchlagend und kopfſchüttelnd verlief ſich die Menge.

„Seht da, das Volk!" ſagte Buonarotti mit bitterem Lächeln zu ſeinen Freunden; „o pfui!"

Ein aus der Straße Calzajoli heraufſchallender Geſang unterbrach die Ausbrüche ſeines Aergers. Es war eine der Canzonetten der Compagnacci, welche etwa von einem Dutzend wüſter Stimmen abgebrüllt wurde, und man konnte folgende Worte verſtehen:

Pſalmen plärren, Ave's beten,
Nein, da ſind wir nicht dabei.
Hol' der Teufel den Propheten
Sammt der Möncherei!

Fort mit Veſpern und mit Metten,
Fort mit all' der Gleißnerei!
Hol' der Teufel den Propheten
Sammt der Möncherei!

Wein und Würfel und Loretten!
Jetzt und immer Loſung ſei
Hol' der Teufel den Propheten
Sammt der Möncherei!

„Ah, die Buben werfen ſchon die widerwillig vorgenommene Maske ab," bemerkte Benivieni, „und tragen, was ſie noch unlängſt nur in ihren verſteckten Laſterhöhlen geübt, jetzt bereits frech auf die Straßen heraus."

„Ich ſehe ſchlimme Dinge nahen," verſetzte Nerli. „Was wir ſo eben da drinnen in der Kathedrale hören mußten, wird den Gegnern Savonarola's und alſo auch der Demokratie eine tödtliche Waffe liefern."

„Wohlan!" rief Heinrich feurig aus, „um ſo feſter wollen wir zuſammenſtehen gegen ſie und Schritt für Schritt den heiligen Boden der Freiheit und des Rechtes, welchen unſer großer Freund vom Unkraut geſäubert, vertheidigen!"

„So ſei es!" ſtimmte Michel Angelo bei und ſchlug in die dargebotene Hand des Freundes und alle Vier gaben ſich gelobend die Hände.

III.

Die Feinde jubeln und verbreiten
Mit Fleiß von Mund zu Mund den Bann;
Doch Pabſt und Bann verachtend ſtreiten
Die Freunde für den theuren Mann.
Lenau.

Noch iſt's gekommen nicht ſo weit,
Daß ſie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.
Derſelbe.

Heinrich Uhland an Walter Uhland.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Dieſem zufolge werdet Ihr, mein theurer Vater, mir nicht zumuthen, meinen hochwürdigen Lehrer und Freund jetzo zu verlaſſen, deß' bin ich gewiß. Wär' es ja doch, als ob ich eine Fahne verließe, der ich zugeſchworen, in dem Augenblick, wo die Feldſchlacht am ingrimmigſten um ſelbe hertobt. Das ſei ferne, nicht wahr? Hat mich Savonarola in Tagen, wo ſich ſein Stern ſo glorreich emporhob, bei ſich aufgenommen als einen Sohn, ſo muß ich, nun die Nacht des Mißgeſchickes und der Verfolgung ihn umfangen, um ſo getreulicher ihm zur Seite ſtehen. Und ich will es.

Laſſet Euch jetzt aber des Weiteren über den wunderbaren Mann und die florentiniſchen Sachen berichten.

Der päbſtliche Bann hat natürlich für den kühnen Reformator und ſein Werk recht traurige Folgen gehabt. Die Arrabiati oder Compagnacci oder Palleschi, kurz alle die Widerſacher der gegenwärtigen Ordnung der Dinge hier, haben mit Eifer und Vergnügen die Excommunication zur Förderung ihrer Parteizwecke ausgebeutet und alles Mögliche gethan, das alte Laſterleben wieder in Gang zu bringen. Unmittelbar nachdem der Bann, wie ich Euch oben vermeldet, im Dom ausgeſprochen worden, wurde die Stadt der Schauplatz meuteriſcher Unruhen von Seiten der Arrabiati, welche in der Signoria vielfache Stützen und Helfershelfer ſitzen haben. Das Kloſter von San Marco erlitt mehrfache Beſchimpfungen und förmliche Angriffe, wurde aber von den Demokraten gegen ernſtliche Anſchläge mannhaft vertheidigt. Man warf den frommen Brüdern die Fenſter ein und die böſen Buben brüllten allnächtlich auf der Piazza ihre wüſten Spottlieder auf den Propheten und ſeine Freunde ab. Savonarola ließ es ruhig geſchehen und verbot uns, dem Unweſen mit Gewalt zu ſteuern. Da es aber allzumal ärger wurde und die Magiſtrate keinen Schritt thun wollten, um es zu enden, ſo beſchloſſen meine Freunde, ohne Vorwiſſen unſeres Meiſters, den ſchlimmen Geſellen ihr Rumoren einmal zu verleiden. Wir bewachten wohlbewaffnet mehrere Nächte hintereinander die Umgebung des Kloſters, und kamen die Compagnacci mit ihrem Unfug angezogen, ſo fielen wir tüchtig über ſie her und lehrten ſie, mit blutigen Schädeln und zerdroſchenen Rücken Reißaus zu nehmen. Das hat geholfen.

Ich muß Euch auch ſagen, lieber Vater, daß die über den hochwürdigen Prior verhängte Excommunication hier keineswegs allgemeine Geltung gefunden hat, ja Einige haben ſogar friſchweg behauptet und behaupten noch, das päbſtliche Breve habe gar keine Gültigkeit, maßen es nicht in gehöriger Form und nicht von dem päbſtlichen Legaten publicirt worden. Und nicht nur hat dieſe Anſicht hier ſehr Platz gegriffen, es ſind auch für den Excommunicirten ſehr warme, beredte und gelehrte Vertheidiger aufgeſtanden und haben in Predigten und Schriften ſeine Sache gegen die päbſtliche Curie geführt, inſonderheit der Philoſoph Giovanni Naſi und der hochberühmte Neffe des ſeligen Principe Pico della Mirandola, welcher ebenfalls den Namen ſeines Ohms führt. Dieſe Vertheidigungen haben viele Wankende wieder im Glauben und Vertrauen befeſtigt und noch ſind alle Redlichen, alle Florentiner, welche die Freiheit der Republik ſowol als die Gottesfurcht lieben, für Savonarola. Es iſt deßhalb auch in der Signoria der Beſchluß durchgedrungen, daß man den Pabſt um Aufhebung der Excommunication angehen ſolle. Das hat man denn gethan und der Pabſt entſprach nach einigem Bedenken dieſer Anmuthung inſofern, als er, wahrſcheinlich von der florentiniſchen Ariſtokratenpartei berichtet, daß der rechte Zeitpunkt zu einem tödtlichen Streich gegen den Reformator noch immer nicht da ſei, die Bannbulle gegen Savonarola ſuspendirte, unter der Bedingung, daß dieſer alles öffentlichen und heimlichen Predigens ſich enthalte und, ſobald es anginge, in Rom erſcheine, um ſich und ſein Thun allſeitig zu vertheidigen. Schon vorher war dem Gebannten von Rom aus von Seiten des Cardinals Francesco Piccolomini der Antrag geſtellt worden, ſo Savonarola die Zufriedenſtellung der florentiniſchen Gläubiger des Cardinals bewirken wolle, würde dieſer bei dem Pabſt ſeine Abſolution betreiben. Aber wie für derartige ſchlechte Vorſchläge taub, blieb es Savonarola nicht minder für die halbwegs ertheilte Gnade des Pabſtes. Geradeaus geht er ſeinen erhabenen, gefahrumdrohten Weg und ſetzt nach kurzem Raſten ſein Werk mit dem alten Eifer wieder fort. Es iſt, als ob die Verfolgung ſeine Kraft noch verdoppelt, ſeine Energie noch mehr geſtählt hätte. Er predigt wieder im Dom und wiederum ſind alle Straßen, die zur Stadt führen, voll von Frommen, die hereinkommen, um den Propheten zu hören. Verläßt er San Marco, ſo umgibt ihn ſchützend eine zahlloſe Menge, ihn zum Dom und nach geendigtem Gottesdienſt wiederum in ſein Kloſter zurückzugeleiten. Es macht das Herz weit und hebt die Seele empor, ihn ſprechen zu hören. Er hat gegen den päbſtlichen Bann gedonnert und Tauſende von deſſen Nichtigkeit überzeugt. Keine menſchliche Satzung, ſprach er, habe Kraft, ſobald ſie dem Gebot der Liebe zu Gott widerſtreite, und dieß Gebot zu begründen und auszubreiten, habe er geſtrebt alle Tage ſeines Lebens. Was er gelehrt, ſei nicht nur unſchädlich, ſondern vielmehr heilſam für Florenz und die ganze Kirche, ſeine Lehre unterdrücken wollen, heiße nur, den Glauben an Gott und die Schrift ſelbſt unterdrücken, denn ſie ſei Eins mit dieſem. Einen jeden Propheten müſſe man, dem Ausſpruche des Herrn zufolge, an ſeinen Früchten erkennen, und auf die ſeinigen dürfe er getroſt ſich berufen, denn es ſei offenbar, daß Florenz, welches noch vor wenigen Jahren in gottloſes Laſterleben verſunken geweſen, jetzt wenig ſtens zum Theil im Lichte wandle und daß die Widerſacher ſeiner Lehre einzig und allein für Laſter, Unglauben und Willkür ihre Widerbellerei erhöben.

Du wirſt baß begreifen, lieber Vater, daß ſolche fortgeſetzte Predigtweiſe, welche ſtets wiederholt, man müſſe Gott mehr, denn den Menſchen, gehorchen, mit ſcharfer Wahrheit gegen römiſches Verderbniß eifert und immer wieder auf die Forderung einer Reinigung und Erneuung der Kirche durch ein freies, allgemeines Concilium zurückkommt, in Rom feindſeligſten Widerhall wecken muß. Es müßte deßhalb auch ſchon zum Aeußerſten gekommen ſein — denn der Pabſt hat die florentiniſche Republik neuerdings mit dem Interdikt und ſogar mit Krieg bedroht, ſo ſie ihm nicht den Reformator auslieferte — wenn nicht gegenwärtig die entſchiedenſten Anhänger Savonarola's und der Demokratie die höchſten Stellen der Republik innehätten. Meſſer Giuliano Salviati führt dermalen als Gonfaloniere das Staatsruder und weiß die Stimmen, welche etwa in der Signoria in dem Sinne laut werden, daß man um eines Mönches willen das Wohl der Republik nicht gefährden dürfe, immer wieder zum Schweigen zu bringen, inſonderheit indem er geltend macht, es gebühre den Florentinern nicht, dem Pabſte eine Einmiſchung in ihre Staatsangelegenheiten zuzugeſtehen. Hätte die demokratiſche Richtung Ausſicht, noch längere Zeit in den Magiſtraten die Oberhand zu behalten, wäre Alles gut, aber dieß iſt leider Gottes nicht der Fall. Erſtlich ſchweben die angedrohten Kirchenſtrafen dem großen Haufen als ein zu furchtbares Schreckbild vor, um davon unberührt zu bleiben, und indem die Menge, von den Gegnern unausgeſetzt bearbeitet, die Demokraten als Verurſächer dieſer Strafen betrachtet, iſt ſie nicht ungeneigt, bei den gegen das Frühjahr zu bevorſtehenden Erneuerungswahlen der Magiſtrate dem ariſtokratiſchen Element bedeutende Vortheile einzuräumen. Zum Zweiten iſt die Bürgerſchaft von Florenz durch zwei böſe Dinge, welche, abgeſehen von den Händeln mit Rom, den Staat im vergangenen Jahre betrafen, in Furcht und Zagen und Unſtätigkeit verſetzt worden.

Denn nicht nur hat eine ſchreckliche Peſt, von welcher gegen Euch zu ſchweigen ich bis jetzt, da ſie vorüber, für gut fand, um Euch und insbeſondere lieb Mütterlein Sorge und Angſt zu erſparen, gar ſchwer auf der Stadt und Umgegend gelegen, ſondern es hat auch, nachdem die furchtbare Krankheit kaum vorüber, ein großer Hochverrathsproceß eine Menge von Familien aller Stände in Trauer und Zerwürfniß verſetzt. Es hatte nämlich ein gewiſſer Nobile, Lamberto de Antinella, ein Complott zu Gunſten der Zurückführung Pietro's de' Medici eingefädelt und viele junge und alte Nobili dafür gewonnen. Meſſer Francesco Valori, der eifrige Demokrat, entdeckte die Verſchwörung und viele Verhaftungen fanden Statt. Der Prozeß begann und wurden Bernardo del Neri, ein hochangeſehener Mann, der dreimal Gonfaloniere geweſen, Niccolo Ridolfi, Giovanni Cambi, Lorenzo Tornabuoni und Gianozzi Pucci als die Schuldigſten befunden. Die Stadt war in furchtbarer Aufregung. Die Magiſtrate waren zur Milde geneigt, da die Verwandtſchaften der Verſchwörer gar groß und einflußreich. Allein Francesco Valori wußte das Volk höchlichſt gegen die Gefährder ſeiner Freiheit zu ergrimmen, und ſo wurde gegen viele der Verſchwörer die Strafe der Verbannung ausgeſprochen, an den fünf genannten Hauptſchuldigen aber das über ſie verhängte Todesurtheil vollzogen. Es war dieß das erſte Mal, daß die Demokraten, alles Abrathens von Seiten Savonarola's ungeachtet, ſchonungslos gegen ihre Feinde auftraten, und hat dieſes Auftreten unter der noch von den Nachwehen der Peſtilenz geängſtigten Bewohnerſchaft von Florenz viel böſes Blut gemacht. Die Arrabiati und ihr ganzer Anhang ſtanden natürlich nicht an, das Gehäſſige der ganzen Sache Savonarola aufzubürden, indem ſie ausſprengten, Valori ſei nur ein Werkzeug desſelben geweſen, und da es in der italiſchen Sinnesweiſe liegt, den Eindrücken des Augenblicks gar viel Recht und Wirkſamkeit einzuräumen, ſo hat ſich durch falſches Mitleid mit den Hochverräthern und die Praktiken der Ariſtokraten hinterher Mancher gegen das demokratiſche Weſen lau machen oder gar zu einer ſchiefen Anſicht über den Reformator verleiten laſſen. Deßhalb nimmt auch, von Rom her unabläſſig aufgehetzt, das Geſchrei gegen ihn dermalen wieder ärger überhand und droht die nächſte Zukunft ſchon mit ſchweren Kämpfen.

Er aber ſtehet ein unentweglicher Fels in all' den jetzigen Stürmen und ſieht den kommenden mit frommer und heiterer Entſchloſſenheit entgegen. In ſeiner italiſchen Feuerſeele iſt viel deutſche Beharrung. Er läſſet ſich nicht ſchrecken, nicht irren. Fort und fort denkt, belehrt und weiſſagt er, fort und fort deutet er auf den Brennpunkt hin, in welchem alle Stralen ſeines Geiſtes zuſammenlaufen: Reformation der Kirche, und vermittelſt ihrer: Verjüngung, Einigung und Befreiung des Menſchengeſchlechtes. Dieſer große Gedanke hält ihn aufrecht in allen Trübſalen und Mühſalen, dieſem Gedanken lebt er, an ſeiner Verwirklichung ſchafft er ſpät und früh. Damit Ihr aber, geliebter Vater, das Weſen des hohen Mannes, ſeinen Geiſt und ſein Herz deutlicher erkennen möget, als ich zu ſchildern im Stande, darf ich nicht unterlaſſen, hier Einiges aus einem ſeiner Sendſchreiben, welches er im vorigen Jahre zum Troſte für alle Chriſten und Erwählte Gottes abfaßte, für Euch in deutſche Mundart zu übertragen:

„Beſchauet die heilige Schrift,“ ſagt er, „und betrachtet, was ſich in vergangenen Zeiten in der

Kirche Gottes zugetragen, und ihr werdet erkennen, daß die Kirche unter Verfolgungen ſtets gewachſen iſt, alſo, daß ſie, Anfangs nur eine kleine Gemeinde, unter großen Widerwärtigkeiten allmälig in der ganzen Welt ſich ausgebreitet, daß ſie aber, ſobald die Widerwärtigkeiten aufhörten, auch an äußerer und innerer Kraft ſichtbarlich abgenommen hat, und da es nun dermalen Gottes Abſicht, ſeine Kirche zu erneuen, ſo iſt es kein Wunder, daß wiederum Trübſale anheben, durch welche ſie auf alle Weiſe ſich läutern wird. Bedenket ſodann, wie ſo treu und mild Gott gegen uns iſt, indem er uns nicht auf einmal die große Verfolgung auferlegt, ſondern uns in ſelbiger vielmehr gleichſam großzieht. Mit ſeiner Zulaſſung hatten wir erſt nur den Spott der Verworfenen zu tragen, dann überſchütteten ſie uns mit Läſterungen, nannten uns Betrüger, Heuchler und Ketzer und ſetzten Alles daran, uns hinterliſtig von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen. Darauf verſuchten ſie es, uns zu tödten, allein vergebens. Wir haben auch nicht einen einzigen Blutstropfen verloren, denn Gott der Herr kennet unſere Gebrechlichkeit und läſſet uns nicht allzuſehr verſucht werden und verleiht uns in dem Maaße, als die Leiden wachſen, auch größere Kraft, ſie zu erdulden. Alſo bereitet er uns auf immer größere Mühſale, auf daß die Menſchen, ſo ſie bemerken, wir ließen uns durch Verfolgungen ganz und gar nicht von dem Wege der Wahrheit abbringen, aus unſerer Beharrniß den Schluß ziehen mögen, wir könnten Solches nicht tragen, ſo wir nicht den Glauben hätten. Dergeſtalt wird das Licht unter Bedrängniſſen ſich ausbreiten und deſto heller ſich entzünden, je mehr die Feinde es zu erſticken trachten, und ſo wähnet denn nicht, daß Verfolgungen das angefangene Werk Gottes hintertreiben werden, nein, unter ſelben wird es gedeihen und wachſen mächtiglich. Schämet euch nicht, Geliebteſte, des Kreuzes Chriſti, ſondern rühmet euch vielmehr desſelben, und verwundert euch nicht, daß Gott ſo viel Mißgeſchick über die Armen und Bedrängten verhängt, ohne noch zur Rache ſich aufzumachen: denn wahrlich, größer kann Gottes Zorn nicht ſein, als wenn er die Verfolger im Böſen zunehmen läßt, um die Guten deſto mehr in der Geduld zu üben und zu kräftigen. Und viel heftigere Verfolgungen, als noch über uns gekommen, ergingen über die heiligen Märtyrer. Deßhalb ſollen wir nicht trauern, noch klagen, noch meinen, Gott habe uns verlaſſen. Nein, wir ſind vielmehr ſeine Kinder, vorherbeſtimmt zum ewigen Leben, welches allen verheißen iſt, die da Verfolgung leiden um ſeiner Liebe willen. Laſſet uns daher freudig einhergehen und den Kindern der Welt zeigen, unſer Erbe im Himmel ſei ſo groß, daß uns Alles hienieden dagegen klein erſcheine. Gegen ihre Bosheit laſſet uns als Waffen anziehen einen lebendigen Glauben, unabläſſiges Gebet, demüthige Geduld, beharrliches Wachsthum im Guten; denn Nichts iſt ſo geeignet, die Widerſacher von der Gerechtigkeit unſerer Sache zu überführen, als ein unſträflich Leben, weil dieſes ſie doch zuletzt beſchämen muß. Darum bitte ich euch um der Barmherzigkeit Jeſu Chriſti willen: ſeid friedfertig, demüthig, keuſch, rein, der Liebe und Erbarmung voll, ſtets brennend in Andacht! Vertheidiget die Wahrheit ohne Zorn und Haß, rufet mit Inbrunſt den heiligen Geiſt, auf daß er durch die Verleihung der Erkenntniß euch die unſichtbaren und ewigen Dinge ſchauen, durch die

Verleihung der Weisheit euch die irdiſchen Dinge verachten lehre, daß er euch leite auf dem Pfade der Wahrheit, daß er euch erbarmungsvoll mache gegen eure Mitmenſchen, gegen alle Unglückliche und noch mehr gegen die Verſtockten, deren Blindheit euch bewege, auch für ſie, für eure Feinde, Gott anzuflehen! Rufet an den heiligen Geiſt, damit er euch ausrüſte mit ſeiner Kraft, auf daß ihr ruhig ſeied und heiter in euerem Gott, ohne von der Welt Etwas zu fürchten oder zu hoffen, wiſſend, die Zeit vergehe bald, und daß wir, ſo ſie vergangen, daheim ſein werden bei Gott und deſſen genießen, was kein Auge geſehen, was kein Ohr gehöret und was in keines Menſchen Herz gekommen, was aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben!« —

An der Seite dieſes Mannes iſt für jetzt noch mein Platz. Es geht ja ein Sprüchwort um in der Welt von deutſcher Treue, laſſet es mich an dem rüſtigen Kämpfer für das Reich Gottes bewähren. Einem ſolchen Licht nahegeſtanden zu haben, muß ja auf ein ganzes Menſchenleben einen tröſtlichen und erquickenden Schimmer werfen. Darum bändige ich noch mein Herz, welches ſtürmiſch heiſcht, mich aufzumachen, um Euch die Tochter in die Arme zu legen. Gewiß, die wird Euch Freude machen, Euch und der Mutter, Allen, Allen; ſie iſt gar ein herzig Kind, gar ſo ſchön und lieb und gut! Sie grüßt Euch, ich grüße Euch, ſowie auch der ehrliche Phlips, der mir, meiner Treu, vorkommt, als ſei er des Junggeſellenlebens überdrüſſig, obgleich er bei allem Möglichen ſchwört, daß dem nicht ſo wäre.

Gott beſchütz' Euch! Und behaltet lieb Euren

Geſchrieben zu Florenz
am Dreikönigstag
a. D. MDXCVIII.

Heinrich.

IV.

Da drinnen geht es luſtig zu;
Da ſind wir auch dabei. Juchhu!
Lenau.

Das Volk erſchien zum unerhörten Feſt.
Derſelbe.

In der Nacht vom 6. auf den 7. April 1498 einte ſich in einem der Prachtſäle des Palazzo Pitti Becherklirren, tolles Gelächter, fragmentariſcher Geſang und jubelndes Toaſtiren zu bacchanaliſchem Gebrauſe. Die Arrabiati hatten aus dem Gelage, welches ihnen eines der in Florenz zurückgebliebenen Mitglieder der mediceiſchen Familie, Vieri de' Medici, gab, eine Orgie gemacht, wie das ſo bei ihnen gebräuchlich. Die ganze Nacht hindurch hatten Zinken und Hörner und Drommeten Tuſch geblaſen zu den ariſtokratiſchen Parteirufen, welche der Widerhall der hohen Corridore hinaustrug in die Frühlingsnacht. Palle! Palle! war das fortwährend wiederkehrende Stichwort der ausgebrachten Trinkſprüche geweſen, welches dann einen paſſenden Refrain gefunden hatte in den Worten: Nieder mit dem Propheten! Hinweg mit dem demokratiſchen Weſen!

Die **Feinde** Savonarola's und der florentiniſchen Freiheit waren alleſammt hier beiſammen. Man konnte in der ſchwelgeriſchen Tafelrunde den Meſſer Popoleschi, der zum Unheil der guten Sache am 1. März Gonfaloniere geworden, man konnte die Berlinghieri, Cocchi, Alberti, Spini, Tornabuoni und Manetti, die Cleriker am Dom Arnoldi, Rucellai und degli Orſini, die Tonangeber der Compagnacci Giugnio, Mazzinghi und Cei wahrnehmen.

Es war übermäſſig gezecht und getollt worden, wüſte Lieder hatten ſchamloſe Tänze begleitet, welche eine Schar von Luſtdirnen aufführte, eine Szene der Ausgelaſſenheit hatte die andere abgelöst, ein wilder

Spaß den andern gejagt, bis mit dem herandämmernden Tag endlich die Aufregung des Rauſches der Erſchlaffung der überreizten Sinne Platz machte und die Unfähigkeit, länger im Genuß beharren zu können, die Schwelger einigermaßen ernüchterte.

Die Kerzen waren jetzt tief herabgebrannt, die übernächtigen Geſichter überzog unheimliche Bleifarbe, Viele waren, von der Trunkenheit bewältigt, auf dem Boden des Gemaches eingeſchlafen, Andere taumelten gähnend und unſicheren Schrittes umher und wieder Einige ſuchten mit aufgeſtemmten Ellbogen und quirlenden Augen ihre Aufmerkſamkeit auf eine Erörterung zu richten, welche die Wortführer und Häupter dieſer Ausſchweiflinge am obern Ende der langen Tafel zu einer Gruppe vereinigt hatte. Es machte hier fortwährend ein ſchriftliches Aktenſtück die Runde, welches Einer dem Andern zuſchob und mit mannichfachen Gloſſen begleitete.

„**Diavolo**,“ ſagte Einer, „der tolle Fattoraccio beſteht alſo auf ſeinen Behauptungen?“

„**Grazie al Satanasso**, freilich, und er wird ſich die Finger nicht ſchlecht verbrennen.“

„Wohl, aber unſer Mann, der apuliſche Minorit?“

„Bah, was thut's, wenn ſich der **ad majorem Papae gloriam** auch etwas röſtet?“

„**Eh via!** Ihr ſeid übel berichtet, es werden ſich Mittel finden, den guten Fra Francesco und ſeinen Cameraden Rondinelli in hübſcher Entfernung von dem Feuer zu halten.“

„Das Beſte wäre doch geweſen, man hätte den lieben Profeta ſelbſt zu der Probe verlocken können.“

„Weiß nicht, weiß nicht, ob es beſſer geweſen, denn ſo. Morgen iſt auch ein Tag und ich denke, die heutige Comödie ſoll das gute Volk von Firenze trefflich auf die morgige Tragödie vorbereiten.“

In dieſem Tone währte die Unterhaltung noch lange fort, bald zu heimlichem Gewisper herabſinkend, bald zu wildem Geſchrei ſich erhebend, bis, als der Tag völlig angebrochen, Meſſer Popoleschi ſich erhob und mit den Worten: „Freunde, es iſt Zeit, auf unſere Poſten zu gehen. Fülle Jeder den ſeinigen aus, wie ich den meinigen in der Signoria auszufüllen gedenke, und der heutige Tag ſoll der entſchiedene Anfang vom Ende dieſes mönchiſchen

Lumpenregiments werden!“ das Signal zum tumultuariſchen Aufbruch der Geſellſchaft gab. Degli Alberti war einer der Letzten, der den Sal verließ, nachdem er mit großer Mühe die Schläfer geweckt und zum Fortgehen bewogen hatte. Im Begriff, durch die Thüre zu ſchreiten, ſtieß er auf den Notarius Ceccone, der eilig die Treppe heraufkam.

„Ihr kommt zu ſpät, Maeſtro,“ redete ihn der Patrizier an, „die Geſellſchaft hat ſich ſo eben zerſtreut.“

„Ei, Meſſer,“ verſetzte Ceccone, „ich habe andere Dinge im Kopf, als Geſellſchaften und Luſtigmacherei. Will nur geſchwind einen Becher Wein zu mir nehmen, denn ich mußte mir die ganze Nacht hindurch Zunge und Gaumen trocken ſchwatzen, um etwas Vernunft in dieſe dicken Mönchsköpfe hineinzubringen.“

„Ah, mein Guter, Ihr kommt von den Brüdern des heiligen Franciscus? Habt Ihr ihnen ihre Rolle tüchtig einſtudirt?“

„So gut, als immer möglich, Meſſer; cospetto di Bacco, 's war freilich ein hartes Stück Arbeit.“

Eine Börſe glitt aus der Hand degli Alberti's in die des Notarius, der ſich dankend bis auf den Boden beugte.

„Kommt ihr nicht mit auf die Piazza?“ fragte der Patrizier.

„Nein, Ihr wißt, es wäre für mich jetzt noch nicht gerathen, gewiſſen Leuten zu begegnen; meine Zeit wird ſchon wieder kommen, gewiß, das wird ſie.“

Hiemit gingen die Beiden ihre Wege und wir laſſen den Notarius ſeinen Antheil an den Ueberbleibſeln des Gelages ſuchen, um dem Signore degli Alberti auf die Piazza der Signoria beim Palazzo vecchio zu folgen.

Dieſer Platz iſt ſeit dem früheſten Morgen von einem ungeheuren Volksgedränge bedeckt, das aus allen Vierteln der Stadt herbeiſtrömt und immer noch ſo ſehr zunimmt, daß ſich bald auch die Dächer der ihn umgebenden Häuſer mit Menſchen anfüllen. Dem Portal des Palazzo gegenüber bemerkt man einen freien, durch hölzerne Schranken von der Menge abgeſonderten und von Sbirren bewachten Raum, in deſſen Mittelpunkt ein des Anzündens gewärtiger Holzſtoß gethürmt iſt. Hüben und drüben zunächſt an den Schranken haben ſich, außer den wachhaltenden Condettieri, noch zwei Haufen von Bewaffneten aufgeſtellt. Die ernſte Tracht und Haltung der Einen kontraſtirt ſeltſam mit den bunten Anzügen und dem lauten, herausfordernden Gebahren der Andern. Es ſind die Compagnacci und Piagnoni, welche ſich ſo gegenüberſtehen. In den Ecken des freigelaſſenen Vierecks halten Marſchälle der Republik, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, zu Pferde, um die Ordnung des ſeltſamen Schauſpiels, dem die Menge entgegenſieht, zu überwachen. Die Signoria iſt im Salone des Palazzo verſammelt. Für eine Deputation derſelben, aus drei Signori beſtehend, iſt unfern des Holzſtoßes eine Art Tribuna errichtet.

Die zahlloſe Verſammlung harrt augenſcheinlich etwas Außerordentlichem entgegen. Das Schweigen der Spannung liegt über ihr oder vielmehr jenes dumpfe, murmelnde Rauſchen, zu welchem das Geflüſter von Tauſenden zuſammenrinnt. Nur von dort, wo die Compagnacci ſtehen, vernimmt man lautes Geſpräch, Fluchen und Lachen.

So vergehen Stunden.

An einem Winkel des freien Raumes, den Piagnoni zur Seite, ragt die rieſige Geſtalt des Laſtträgers Pacca über das Meer von Menſchenköpfen hinweg. Zu ihm bricht ſich ein breitſchultriger Mann mit Fäuſten und Ellbogen Bahn und, an des Proletariers Seite angekommen, richtet er an denſelben den gedämpften Ausruf:

„**Per amor del cielo**, Nachbar Pacca, was ſoll's denn hier geben? Bin gerade von Piſtoja und Prato heimgekommen, wo ich Geſchäfte hatte, und wäre mir die Porta al Prato um's Haar vor der Naſe zugeſchloſſen worden.“

„Ja, man hat alle Stadtthore geſchloſſen, Nachbar Staſſi,“ bemerkt der Facchino.

„Aber warum? Was ſoll das Alles? Ich ſehe ja ganz Firenze hier verſammelt.“

Pacca wies mit dem Arm auf den Holzſtoß hin und ſagte:

„Seht, Nachbar, da ſoll eine Feuerprobe abgehalten werden.“

„**Diamine!** Kann Euch nicht recht verſtehen, Nachbar.“

„Verſteh' das Ding ſelbſt nicht recht, glaub' aber 's iſt nur Lug und Trug von Seiten der Palleschi, um dem Profeta, Gott ſegn' ihn, beizukommen.“

„Wie ſo? Was iſt denn wieder losgeworden die paar Wochen über, wo ich meine guten Klingen außerhalb Firenze loszuwerden trachtete?

„Allerlei Teufelei, Nachbar. Seht, ſie ruhen eben nicht, bis ſie den Profeta vertilgt und das arme Volk von Firenze wieder unter das mediceiſche Joch gebracht haben.“

„Eine ſchlimme Sache, Nachbar, und wenn nur der Bann des heiligſten Vaters nicht über den hochwürdigen Fra gekommen wäre!“

„Hätte eben nicht viel zu ſagen, dieſer Bann. Habt Ihr nicht gehört, wie glorreich der Profeta die päbſtlichen Anklagen zurückgewieſen und niedergedonnert hat?“

„Wohl, wohl, aber der Bann, ſeht Ihr, iſt doch ein häcklig Ding. Aber redet doch, was ſoll denn hier vorgehen?“

„Eine Feuerprobe, wie ich ſchon ſagte.“

„Aber wie iſt's damit?“

„Was ich davon weiß, iſt dieß. Ihr wißt, ſchon vor Jahresfriſt haben ſich zwiſchen dem frommen Fra Dominico da Pescia, welchen die Arrabiati ſpottweiſe den Fattoraccio ſchelten, und dem Franciscaner-Minoriten Francesco da Puglia heftige Zwiſte erhoben von wegen des Profeta. Dominico hat auch damals ſchon ſeinen Gegner zu einem öffentlichen Disputat, wie ſie's nennen, herausgefordert, aber der Minorit hielt es für gut, an dem anberaumten Tag aus der Stadt zu verſchwinden. Als nun vergangene Faſtenzeit über Fra Dominico in San Marco, Fra Francesco aber in Santa Croce die Predigten hielt, entbrannte der Streit abermalen und zwar von wegen der Prophezeiungen und der Excommunication des hochwürdigen Prior von San Marco heftiger, als vordem. Es kurz zu ſagen, Dominico erbot ſich zuletzt, zur Ehre Gottes und zur Erhärtung der Wahrheit deſſen, was er über den Profeta und ſeine Weiſſagungen und das Unrecht, ſo ihm von Seiten des Pabſtes widerfahren, gepredigt und geſprochen, die Feuerprobe zu beſtehen.“

„Per l'amor di Dio, mich ſchauderts; aber ſagt, was hat denn der Fra Dominico eigentlich für Dinge behauptet?“

„Nun, daß der heiligen Kirche eine Erneuung von Nöthen ſei und daß dieſe Erneuung kommen müſſe und werde, und zwar in Bälde, daß Firenze von Mißgeſchick heimgeſucht werden, hernach aber wieder in blühenden Stand kommen würde, daß die Excommunication des Profeta ungültig ſei und daß die, welche ſie nicht beachten, dadurch ſich nicht verſündigen.“

„Und was ſagte der Fra Franciscaner dazu?“

„Der ſagte Anfangs, auch er ſei bereit, für ſeine Behauptungen und Schmähungen gegen den Profeta die Feuerprobe zu beſtehen. Hernach aber, als Fra Dominico rechten Ernſt machte, wußte der Bruder Minorit einen ſeiner Ordensbrüder, einen gewiſſen Andrea Rondinelli, vorzuſchieben.“

„Und jetzt ſoll die Probe wirklich vor ſich gehen?“

„Ob ſie wirklich vor ſich gehen wird, weiß ich nicht, das aber bild' ich mir ein, daß hinter alledem römiſche Liſt und mediceiſche Teufelei ſteckt. Werdet's ſehen, Nachbar Staſſi.“

„Was denn?"

„Daß man uns zum Narren haben will."

„Was Ihr nicht Alles wißt!"

„Ja, und daß ſie dem Profeta an's Leben wollen. Aber ich habe da meinen Schulterntröſter bei mir, und wer dem Profeta zu nahe kommt, ſoll damit geſegnet und getröſtet werden. Doch ſeht, da kommen die Franciscaner!"

„Wahrhaftig; ſeid 'mal ſo gut, Nachbar, und zeigt mir die zwei Brüder, welche gegen den Fra Dominico in's Feuer gehen wollen."

„Den Francesco da Puglia und den Rondinelli? Hm, ich ſeh' ſeh' ſie gar nicht. **In anima mia,** ich ſeh' ſie nicht. Sie ſind gar nicht da!"

Wie der Proletarier ſagte, verhielt es ſich in der That. Die beiden zur Feuerprobe Geforderten ließen ſich gar nicht blicken, ein Umſtand, welcher ob der Ankunft der Dominicaner von San Marco, die in Prozeſſion aus der Straße Calzajoli herausbogen, für jetzt außer Acht gelaſſen wurde, indem der an der Spitze ſeines Convents, mit dem Hoſtiarium in den Händen, einherſchreitende Savonarola ſogleich alle Blicke auf ſich zog. Ganz zuletzt kam Dominico da Pescia, heiteren und vertrauungsvollen Angeſichtes, ein Crucifix in der Hand haltend. Die Franciscaner hatten ſich bereits linker Hand von der Tribune aufgeſtellt, auf welcher jetzt die drei zur Ueberwachung der Ceremonie abgeordneten Signori ſichtbar wurden, kenntlich an ihrer eigenthümlichen Amtstracht, welche aus einer langen, ſchwarzen, um den Hals in zahlreiche Falten gelegten Robe und einem, Mazzochio geheißenen, Baret von ſchwarzem Tuch mit ſchwarzwollener Beſetzung beſtand. Unter ihnen befand ſich Giovanni Berlinghieri. Die Dominicaner ordneten ſich rechtshin und ſobald die Schranken wieder geſchloſſen waren, intonirte Savonarola den achtundſechzigſten Pſalm und die Piagnoni fielen ſogleich ein:

„**Exsurgat Deus et dissipentur inimici ejus!**“

Die Compagnacci machten zwar Miene, die fromme Melodie zu unterbrechen, allein die Maſſe des Volkes übertönte ihr Unterfangen, mit dem Schluß des Verſes antwortend:

„**Et fugiant qui oderint eum a facie ejus.**“

Während des Geſangs wurde der Holzſtoß auseinandergebreitet und angezündet. Dominico trat vor Savonarola, beugte ſein Haupt und empfing den Segen ſeines geliebten Oberen:

„Gehe hin, mein Bruder! Der Herr wird mit dir ſein, damit ſeine Herrlichkeit offenbar werde!“

Hierauf ging er, von ſeinen Ordensbrüdern Silveſtro Maruffi und Mariano degli Ughi geführt, feſten Trittes der ſchrecklichen Probe entgegen, einem jener Gottesgerichte, die in jener Zeit ſchon zu den ungewöhnlichſten Erſcheinungen gehörten. Als er von Savonarola ſich wegwandte, ſtreckte dieſer die Hand aus, wie um ihn zurückzuhalten und man konnte bemerken, daß auf den ſonſt ſo durchſichtig klaren Zügen des Propheten ein heftiger Seelenkampf ſich ausſprach. Seine Haltung war minder ſicher, als gewöhnlich, und ſeine Augen waren trübe, wie von vielen vergoſſenen Thränen, kurz er zeigte ſich in ſchnellem Wechſel bald ſo heftig bewegt, bald ſo apathiſch in ſich verſunken, daß Nerli, Benivieni, Heinrich Uhland und Michel Angelo, die ſich möglichſt in ſeiner Nähe hielten, einander zu wiederholten Malen auf dieß völlig ungewohnte

Gebahren ihres verehrten Freundes aufmerkſam machten, indem ſie ſich zuflüſterten: „Er muß ſehr leiden!“

Trauriges Räthſel, daß der Geiſt ſeine Träger oft gerade in den entſcheidenſten Momenten gänzlich zu verlaſſen ſcheint! Selbſt Chriſtus zagte in jener verhängnißvollen Nacht in dem Oelgarten am Bach Kidron.

Indeſſen lag es keineswegs im Intereſſe derer, die dieſes ganze Schauſpiel eigentlich veranlaßt und vermittelſt ihres ſich nun feig verbergenden Werkzeugs des Fra Francesco da Puglia den eifervollen Dominico da Pescia zu der Feuerprobe provocirt hatten, heute irgendwie eine Kataſtrophe herbeizuführen, und nicht umſonſt war der abgefeimte Rabuliſt Ceccone dazu gebraucht worden, den Franciscanern, welche ſich, eiferſüchtig auf die Dominicaner und von Savonarola's Reformverſuchen vielfältig in ihrem genüßlichen Kloſterſchlendrian geſtört, von jeher der römiſchen und ariſtokratiſchen Partei blindlings zugeneigt, ihre Rolle für das heutige, pomphaft angekündigte und angeordnete Schauſpiel einzuüben, welches im Palazzo Pitti, wie wir gehört, ganz treffend eine Comödie genannt worden, die der baldigſt beabſichtigten Tragödie gleichſam nur zum Prolog dienen ſollte.

Die Brüder Franciscaner ſpielten ihre Rolle des Unterrichtes Ceccone's würdig.

Als nämlich Silveſtro Maruffi in Dominico's Namen mit lauter Stimme erklärte, dieſer ſei bereit, die Probe zu beſtehen, und ſein Gegner möge daher vortreten, trat nicht dieſer, ſondern es traten die Franciscaner in Maſſe vor und verlangten mit vielem Wortſchwall, Dominico ſolle vor allen Dingen ſein Gewand abthun, weil in ſelbem irgend welche Zaubermittel ſtecken könnten, und es mit einer Franciscanerkutte tauſchen. Dieß verneinte Dominico, wollte aber ſeinen Anzug bereitwillig gegen den eines ſeiner Ordensbrüder auswechſeln.

Das Feuer brannte luſtig kniſternd fort, das Volk harrte athemlos der Probe entgegen.

Nun forderten die Franciscaner, Dominico ſolle nicht mit dem Crucifix in den Händen durch die Flamme wandeln, worauf Dominico:

„Wir ſind Streiter Chriſti, warum alſo im Streite nicht ſein Panier tragen? So ihr aber auf eurem unbilligen Sinn beſteht, ſo laßt mich ſtatt des Crucifixes das Hoſtiarium nehmen."

Und immer noch loderte das Feuer hellauf und harrte und ſtarrte das Volk.

Aber kaum hatte Dominico das Wort „Hoſtiarium" *) ausgeſprochen, als die Franciscaner mit bitterem Schelten über ihn herfielen, weil er ſich des Frevels anmaßen wolle, den Leib des Herrn der Gefahr des Verbrennens auszuſetzen. Dominico, deſſen heftige Gemüthsart nun auch erwachte, redete ſeinen Gegnern eifrig entgegen, man ſtritt heftig hin und her, die Zeit verlief, das Feuer war allmälig niedergebrannt, die Compagnacci erhoben Spottgelächter, die Maſſe begann drohend zu murren, wie die hohlgehende See, und mit einmal erhob ſich auf der Tribune der Meſſer Berlinghieri, mit lautem Ruf erklärend, daß nach dem Willen

---

*) Für nichtkatholiſche Leſer ſtehe hier die Anmerkung, daß unter „Hoſtiarium" der mit einer reichgeſtickten Behängung verhüllte Kelch zu verſtehen iſt, in welchem die geweihten Hoſtien im Tabernakel des Hochaltars aufbewahrt werden. Man nennt dieſes Gefäß, aus welchem den Communicirenden das Abendmahl gereicht wird, bezüglich ſeines Inhalts, auch oft das „hochwürdige Gut" oder das „Sacrament."

der geſammten Signoria die Feuerprobe überhaupt eingeſtellt ſei.

Ein leiſer Schmerzensruf Savonarola's, dem jetzt in ſchrecklicher Klarheit die Einſicht aufging, was die Feinde eigentlich mit der ganzen Sache bezwecken wollten, wurde von dem wüthenden Geziſch und Geſchrei verſchlungen, welches, von den Compagnacci angeſtimmt, ſich über die zahlloſe Menge verbreitete. Der Prophet machte eine furchtbare Anſtrengung, die unheilvolle Schwäche, welche ihn heute lähmte, zu überwinden und zum Worte zu kommen. Umſonſt, er wankte auf ſeinen Füßen und fiel halb bewußtlos in die Arme ſeiner herzueilenden Freunde.

Die Compagnacci durchbrachen die Schranken und die Sbirren, welche, abſichtlich ohne beſtimmte Verhaltungsmaßregeln gelaſſen, nicht wußten, was ſie thun ſollten, ſetzten ihrem Andringen nur ſchwachen oder gar keinen Widerſtand entgegen. Nur noch wenige Schritte waren die zum Schlimmſten entſchloſſenen Wüſtlinge von ihrem beabſichtigten Ziele entfernt. Sie hatten Degen und Dolche gezogen, der lüderliche Giugnio ſchrie: »Nun iſt es

Zeit!« und der wüſte Cei brüllte auf den halbohnmächtigen Propheten, der noch immer mit krampfhaft geſchloſſener Hand das Hoſtiarium feſthielt, hinein: »Thu' das Sacrament weg, du Schurke!« als plötzlich die beiden Schreier vor einem gewaltigen Radſchlag der eiſernen Hebſtange Pacca's zurückprallten. Heinrich Uhland faßte Savonarola unter der rechten, Benivieni unter der linken Schulter, Michel Angelo und Nerli zogen die Schwerter und im nächſten Augenblick hatten ſich die Piagnoni ſchützend um den Meiſter und ſeine Ordensbrüder gereiht.

Durch ihre feſte Ordnung und mannhafte Haltung den blindwüthenden, theilweiſe durch die Nachwirkungen der vertollten Nacht abgeſchwächten Gegnern Reſpekt einflößend, begannen ſie, den Prior und Convent von San Marco in der Mitte, einen langſamen Rückzug gegen San Michele und den Dom hinauf und erreichten glücklich die ſchützenden Mauern von San Marco.

Auf der Piazza aber wirrten ſich alle die aufgeregten Leidenſchaften des Volkes zu einem tobenden Knäuel zuſammen und ergoſſen ſich dann von dort in die verſchiedenen Quartiere der Stadt.

Das Volk war um ein Schauſpiel gebracht worden, dem es mit hungerndem Magen, weil es ſich vor lauter Schaubegierde nicht Zeit genommen, an Speiſe und Trank zu denken, beinahe eine Tageslänge entgegengeharrt hatte. Das rechnete es dem Propheten als ſchwere Verſchuldung an. Warum war er gerade heute verſtummt? Warum hatte er nicht mit der Gewalt ſeines Wortes die Franciscaner ſowol als die Signoria gezwungen, die Feuerprobe vor ſich gehen zu laſſen? Hatte er etwa Grund, die Gefährdung ſeiner durch Dominico da Pescia vertretene Sache durch dieſe Probe zu befürchten?

Die Arrabiati wußten dieſe Fragen, dieſe Zweifel zu ſtacheln und heftiger zu machen, wie ſie dieſelben durch ihre wohlberechnete Comödie zu erregen gewußt. Ihr Geſchrei betäubte die ſchüchternen Gegenreden der Redlichgeſinnten. Auf den Straßen und Plätzen klirrte ariſtokratiſches Geld, in den Schenken floß patriciſcher Wein in plebeiſche

Kehlen. Verwünſchungen, Läſterungen, Drohungen allüberall. Die Nacht kam und mit ihr vollkommene Anarchie, welcher zu wehren, der übermächtig gewordene freiheitsfeindliche Einfluß in den höchſten Behörden ſich wohl hütete.

V.

Sie rütteln, pochen an die Thüren,
Sie ſteinigen das Gotteshaus,
Und rufen unter Racheſchwüren:
Gebt den Propheten uns heraus!

Lenau.

Zu den Waffen!
Die Schwerter ſchallen und die Wunden klaffen,
Die Kolben krachen und die Lanzen ſplittern,
Die Pfeile ſchwirren, tauſend Wunden ſtechend,
Als Mücken dieſer heißen Abendzeit,
Und Held Aliar, den Feindesſchwarm durchbrechend,
Erglänzt, ein Stern im Stral der Tapferkeit,
Ein Nachtgeſtirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden ſendet Todeskühle.

Derſelbe.

Der ſtürmiſchen Nacht ſollte ein unheilvoller Tag folgen. Trübe dämmerte er durch die Aprilnebel, welche ſich die Arnoufer entlang ballten, herauf, und als die Sonne kam, ſchlich ſie nur wie ein fahler, kalter Schatten ihrer ſonſtigen Glorie hinter den feuchten Dünſten empor. Es war, als ob ſich der Himmel zum Beginn der Charwoche — es war heute Palmſonntag — mit einem Trauerſchleier verhüllen wollte, ſo aſchgrau und melancholiſch hing er über die Stadt herab.

Lange vor Tagesanbruch war es in dem kleinen Häuschen an der Piazza von San Marco lebendig geweſen und Heinrich und ſein Diener hatten die beiden Frauen daraus weggeführt, ihren Weg gegen die Vorſtadt San Gallo zu nehmend, wobei ihnen der Facchino Pacca voranſchritt, ein mächtiges Bündel von mancherlei Habſeligkeiten auf ſeinen breiten Schultern tragend.

Jetzt kamen die drei Männer von der Richtung her, nach welcher zu gegenwärtig der botaniſche Garten liegt, wieder gegen das Kloſter gegangen. Heinrich war mit Schwert und Dolch bewaffnet und trug ſeinen Sturmhut und ſein ſtählern Panzerhemd, Phlirs hatte ſeinen Küraß umgeſchnallt und eine Pickelhaube auf, der Proletarier ſeine mächtige Bruſt in einen alten Ringpanzer gepreßt und hielt ſeinen „Schulterntröſter“ unter dem linken Arm. Auch hatte ſich

Phlips, die Waffen abgerechnet, ohne welche ein Mann damaliger Zeit ſich kaum blicken ließ, noch mit einer ſchweren Arquebuſe verſehen, die er gravitätiſch auf der rechten Schulter trug und an deren Kolben ein Beutel mit Kraut und Loth hing.

„Ich kann Euch gar nicht ſagen, Freund," wandte ſich Heinrich im Gehen zu dem Laſtträger, „wie viel freier mein Herz den Gefahren, die uns der heutige Tag gewißlich bringen wird, entgegenſchlägt, nun ich meine Braut unter Eurem gaſtfreundlichen Dache und unter dem Schutze Eurer wackern Hausfrau in Sicherheit weiß. Es ziemt ſich zwar nicht, einem braven Mann von Belohnung vorzuſchwatzen, aber Ihr ſollt mich dankbar finden."

„Ganz gewiß, und mich nicht minder, nach Maßgabe meiner Kräfte natürlich," ſetzte Phlips bei, „potz Karthaunen und Bombarden, die gute Nina hätte ſich's gewißlich nicht nehmen laſſen, ihr neugierig Geſicht überall hinzuſtrecken, wo es nicht heilſam, ſo ich ihr nicht ein hübſch ſtilles und abgelegenes Quartier angewieſen, ganz gewiß."

„Sprecht nicht von Dank, Signore," verſetzte der Facchino auf Heinrichs Worte, „im Fall davon die Rede ſein müßte, ſo wäre derſelbe ſchon zum Voraus bezahlt, denn, ob auch Ihr vielleicht der Geſchichte vergeſſen, ich erinnere mich noch ganz gut daran, wie Ihr mir damals beim Einzug König Carls an der Porta Frediano das Leben rettetet, indem Ihr den Hundeſohn von Franzoſen vom Pferde hiebet, der von hinten mit der Lanze auf mich einrannte. Doch hört, erhebt ſich denn da drunten nicht Geſchrei und Lärm?«

»Wahrhaftig! Es muß in der Nähe von Santa Maria del Fiore ſein. Täuſcht mich mein Ohr oder iſt es wirklich das brüllende: Palle! Palle! der Palleschi?«

»Die Peſt auf ſie! Aber das Geſindel iſt bereits auf den Beinen, ganz gewiß. Horch, da ſchreien ſie wieder.«

»Es ſcheint alſo, der Kampf hat ſich dort bereits entſponnen, und unſerer Freunde Abſicht, den guten Fra Mariano degli Ughi im Dom predigen zu laſſen, muß fehlgeſchlagen ſein.«

Während die Männer dieſe Reden wechſelten, hatten ſie den Platz vor dem Kloſter erreicht. Er war ſtill und menſchenleer. Aber das vom Dom herausdringende Getöſe nahm zu und man konnte die Loſungsworte der Compagnacci jetzt deutlich vernehmen, denen der Ruf der Piagnoni: Chriſtus lebe! zeitweiſe, aber viel ſchwächer, antwortete. Und näher und immer näher wälzte ſich das Toſen und ſtatt Palle! Palle! machte ſich jetzt das Geſchrei: Tod dem Profeta! Nach San Marco! Nach San Marco! hörbar.

In dieſem Augenblick bog ein eilig vorwärtsſchreitender Zug von Bewaffneten um die Ecke des Häuſervierecks, welches die Piazza gegen Süden einrahmt, und an der rothen Lilie im weißen Felde, welche über den Kommenden flatterte, konnte man leicht Demokraten in ihnen erkennen. Raſchen Schrittes kamen ſie über den Platz daher und trafen am Eingang des Kloſters mit Heinrich und ſeinen Begleitern zuſammen.

Es war der Kern der Piagnoni, welche kamen, ihren Meiſter zu ſchützen, Männer vom höchſten Anſehen, wie die Valori, Soderini, Ariguecci, Salviati, Ridolfi, und Jünglinge voll Begeiſterung für die gute Sache, wie Benivieni und Buonarotti.

Auf die haſtigen Fragen Heinrichs gab der Letztgenannte die Antwort:

„Es bleibt nur noch die Entſcheidung der Waffen übrig, denn von der Signoria iſt keine Hülfe zu erwarten. Du ſiehſt ja, daß ihre bedeutendſten demokratiſchen Mitglieder hier ſind und den Salone gänzlich den Arrabiati überlaſſen mußten.“

„Aber was fiel im Dom vor?“

„Gewaltthätigkeit. Die Compagnacci haben, durch allerlei Geſindel verſtärkt, die Thore geſprengt, den Prediger von der Kanzel verjagt, und da ſie die wüthendſten Drohungen gegen das Kloſter San Marco erhoben, hielten wir es für gerathen, uns hier zur Gegenwehr zu ſammeln.“

„Wo iſt Jakopo Nerli?“

„Er iſt todt!“ verſetzte Michel Angelo düſter und Benivieni wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Todt? Wer erſchlug ihn?“

„Der lüderliche Bartolomeo Giugnio und leider faſt vor unſern Augen, ohne daß wir ihn retten oder rächen konnten.

„Warum nicht?“

„Als wir auf der Piazza da drüben vor der

Kirche dell' Annunziata angekommen waren, kam der arme Nerli auf uns zu, um ſich an uns anzuſchließen. Da ſtürzten plötzlich einige Compagnacci, die an allen Straßenecken lauern, aus einer Seitengaſſe und Giugnio durchrannte unſern Freund meuchlings von hinten mit einem Speer, während die andern ſchrieen: Zum Teufel mit dem Pſalmengurgler! Die Mörder entwiſchten uns und als wir auf der Stelle, wo Nerli gefallen, ankamen, war er bereits todt und es blieb uns Nichts zu thun übrig, als den Leichnam einſtweilen in die Kirche zu bringen, vor deren Thüre der Meuchelmord ihn getroffen.

„Requiescat in pace!“ murmelte Heinrich, ſchmerzlich bewegt, „aber er ſoll gerächt werden!“

„Auch wir gelübdeten das und der heutige Tag wird wohl Gelegenheit geben, unſer Gelübde zu erfüllen. Doch ſag' mir, iſt deine Braut in Sicherheit?“

„Sie iſt es, und wollte Gott, auch Savonarola wäre, es!“

„Er beſteht alſo auf ſeinem Entſchluß, die Flucht nicht zu ergreifen?“

„Leider. Der ganze Convent hat ihn geſtern Abend fußfällig gebeten, ſein koſtbares Leben in

Sicherheit zu bringen, er aber entgegnete erſt mild und dann faſt unwillig: Wie, meine Brüder, haltet ihr mich für einen feilen Miethling, der da fliehet, wenn die Wölfe ſeine Heerde bedrohen?“

„Das ließ ſich erwarten. Doch ſeht, die Kirchthüre hat ſich geöffnet, laßt uns eintreten.“

Die ganze Schar betrat das alterthümliche Heiligthum, welches damals, noch nicht geſchmückt mit den kunſtreichen Altären aus der Meiſterhand des Gian Bologna und mit dem Säulenwerk gemiſchter Ordnung, wie es jetzt ſich darſtellt, in Architektur und Zierath ganz die ſtrenge Einfachheit zeigte, in der es von dem älteren Coſimo erbaut worden war. Paar um Paar ſchritten die Piagnoni in das Schiff der Kirche und das Riſpeln ihrer Panzerhemden, das Klirren ihrer Beinſchienen und das Aufſtoßen ihrer verſchiedenartigen Waffen auf dem Boden weckten ein befremdetes Echo an der Wölbung der Kirche, deren Chor ſich allmälig durch die Kerzen des Hauptaltars erhellte, welche der Bruder Sacriſtan anzündete.

„Meine Söhne,“ unterbrach der Fra Mariano degli Ughi, den die Piagnoni aus dem Dom heraufgerettet hatten, das lautloſe Schweigen der Verſammlung, „laſſet uns im Gebet Stärke ſuchen für Alles, was da kommen mag!“

So ſprechend kniete er auf die unterſte der zum Chor führenden Staffeln nieder, Alle folgten ſeinem Beiſpiel und ſprachen ihm die Worte des Gebetes nach: **„Exaudi, domine, clamorem populi tui!“**

In ihre Andacht verſunken, bemerkten die Betenden kaum, daß ſich inzwiſchen die Piazza draußen mit Lärm und Getümmel anfüllte, und als der Tumult um die Kirche her ſo anſchwoll, daß die Fenſterſcheiben derſelben von dem verworrenen Toben, welches ſich um das Kloſter verbreitete, ſchütterten, wurde ihre Aufmerkſamkeit durch die Erſcheinung Savonarola's völlig in Anſpruch genommen.

Der Prior trat in Chorhemd und Stola an der Spitze des ganzen Convents aus der Sacriſtei in den Chor, beugte das Knie vor dem Hochaltar und als ſo eben das von der Verſammlung geſprochene Gebet zu Ende ging, wandte er ſich gegen ſie mit einem lauten: „Der Herr ſei mit euch!“ und ertheilte ihr mit erhobener Hand den Segen.

Sein Antlitz deckte noch die Bläſſe des vorigen Tages, aber ſein Auge hatte den alten Glanz, ſeine Geſtalt ihre aufrechte Haltung wieder gewonnen. Feſten Trittes ſchritt er die Stufen des Altars hinan, bog das Haupt vor dem Tabernakel, öffnete dasſelbe und ſetzte auf dieſe Weiſe das „hochwürdige Gut“ den Blicken der Anweſenden aus, welche ſich andächtiglich bekreuzten. Im Begriffe, die Stufen wieder herabzuſteigen und ſich am Fuß des Altars auf die Kniee niederzuwerfen, wurde er durch das draußen immer lauter und wilder werdende Getöſe aufgehalten. Das von allen Seiten um das Kloſter her raſende Geſchrei ballte ſich über dem Dache desſelben gleichſam zu einer alle Augenblicke berſtenden und von Neuem ſich füllenden Wetterwolke zuſammen, die aus ihrem Schooß alles Grauſen der Läſterung und Drohung ausſpie. Zahlloſe Steinwürfe, vor denen die Kirchenfenſter zerpraſſelten und wüthende Schläge, die an die Pforte donnerten, begleiteten das gellende, raſende, hölliſche Concert, deſſen ſchneidende Diſſonanzen immer wieder und wieder in den Refrain zuſammenklangen:

„Tod und Verderben der ganzen Heulbruderſchaft! Heraus mit dem Propheten! Heraus mit ihm!“

Die Piagnoni erhoben ſich von den Knieen, ſchüttelten ihre Waffen und ſchwenkten ihr Lilienbanner. Ihre Blicke flogen fragend zu dem Prior empor. Der wandte ſich zu dem Tabernakel, faßte das Hoſtiarium, und ſtieg die Altarſtufen herab und ſprach feierlich:

„Im Namen Gottes! Wir müſſen jetzt ſtreiten wider die Böſen, wie die Märtyrer gegen die Tyrannen!“

Und als die Piagnoni, dieſe Worte für eine Aufforderung zum Kampfe nehmend, muthig mit den Waffen zuſammenklirrten, ſetzte er bei:

„Nicht alſo, meine Brüder! Der Geiſt bedarf der Schwerter nicht. Oeffnet die Thüre der Kirche, auf daß ich rede zu dem verblendeten Volke!“

Sprach es und ſchritt der Thüre zu. Vergebens ſuchten ihn ſeine nächſten Freunde zurückzuhalten, er winkte ſie gebieteriſch aus ſeinem Wege und ſeinem Blick gehorchend, ſchob der Bruder Pförtner die Riegel der Thüre zurück. Die Piagnoni vermochten Nichts zu thun, als ſich zum Schutze des kühnen Streiters Gottes möglichſt nahe um ihn drängen.

Die Thüre ſprang auf und Savonarola trat auf die Schwelle, ſeinen Todfeinden entgegen.

Die Piazza von San Marco bot den Anblick eines wogenden Menſchenmeeres, deſſen Grundtiefen der Sturm der Leidenſchaften aufgewühlt hatte. Die Compagnacci mit ihrem ganzen Anhang waren, zu Mord und Tod gerüſtet, auf dem Plan. Ueberall vor Haß und Wuth flammende Augen und drohend erhobene Arme. Aus hundert und aber hundert zornrothen Geſichtern, von unzähligen Lippen raſte und brüllte das Ungeheuer Anarchie. Alle Zügelloſigkeit und Laſterhaftigkeit der Stadt hatte hier ſich geſchaart und in das Schreien der Männer miſchte ſich das ſchimpfende Gebelfer jenes Auswurfs des weiblichen Geſchlechtes, der in Florenz an dem Abzeichen gelbfarbiger Schleier kenntlich war. Da und dort konnte man auch die Ordenstracht der Franciscaner dienſtfertig durch das Gewühl ſchlüpfen ſehen, als hätten die wüthenden Horden noch pfäffiſcher Aufreizung bedurft.

Vor der unerwarteten Erſcheinung Savonarola's ſtaueten ſich die Wellen dieſes ſchmutzigen Oceans einen Augenblick zurück, und ſei es nun die zauberkräftige Wirkung des hoheitvollen Blickes, der aus des Reformators Augen ſtralte, ſei es der Anblick des Hoſtiariums, welches er in den Händen hielt und das jedem Katholiken ſo heilig — der furchtbare Stimmenſchwall brach ſich plötzlich und viele der minder verhärteten Stürmer ſanken vor dem Sacrament auf die Kniee und ſchlugen ſich die Bruſt.

„Florentiner! Ihr habt mich gerufen, hier bin ich!“

Die unbeſchreibliche Erhabenheit des Tones und der Gebärde, womit Savonarola dieſe Worte ſprach, that noch einmal ihre Wirkung.

„Hier bin ich!“ wiederholte er, einen Schritt vortretend. „Wohlan, ihr Haſſer und Verfolger des Wortes Gottes, wer iſt unter euch, der da zeugen will wider mich.“

Tiefe Stille allum.

Jener Macht des Augenblicks, die dem Charakter des Südens gemäß ſo großen Einfluß auf deſſen Völker übt, ward noch einmal ihr Recht. Aber wie dieſer Augenblick überhaupt ein Bild von dem ſüdlich raſchen, meteorgleichen Wirken Savonarola's abgeben konnte, ſo ging er auch blitzſchnell vorüber. Das ſtralende Meteor der Erſcheinung dieſes Mönches in den Finſterniſſen der italiſchen Geſchichten des fünfzehnten Jahrhunderts flammte heute für einen gedankenraſchen Moment noch einmal auf, um dann in den fanatiſchen Flammen des kirchlichen Scheiterhaufens zu verſchwinden.

Und ſchon war dieſer Moment dahin und der Zauber gebrochen.

Denn als Savonarola zu reden fortfahren wollte, vermochte der Donner ſeiner Stimme das neuausbrechende Getöſe nicht mehr zu bewältigen. Die Compagnacci wußten zu gut, daß es jetzt Alles galt. Die Flut ihrer Flüche und Läſterungen überbrandete ſeine Worte, ſie erſtarben unter gellendem Gepfeif und Geziſch, die zurückgeſtauten Wogen der Menſchenmaſſe prallten gegen ihn heran, Steine wurden nach ihm geſchleudert, wieder füllten ſich die Lüfte mit dem unſeligen Ruf: „Nieder mit dem falſchen Propheten! Nieder mit der ſchändlichen Heulbruderſchaft! Tod und Verderben über Alle!“ und nur mit höchſter Anſtrengung gelang es den

Piagnoni, den Bedrohten rückwärts in die Kirche zu retten und die Thür vor den raſenden Verfolgern zu ſchließen, welche alsbald wieder ſtürmend gegen dieſelbe donnerten.

Einige Minuten lang herrſchte unter den Piagnoni Verwirrung und Rathloſigkeit, bis das laute Wort Valori's: „Männer von Firenze, ſteht feſt beim Banner der Republik!“ Ordnung und Beſonnenheit in ihre Reihen zurückführte. Es wurden an der Thüre und unter jedem Fenſter ſtarke Poſten aufgeſtellt und Alle gaben ihre Entſchloſſenheit zu erkennen, die Kirche bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Indeſſen ſchienen die Stürmer draußen abzulaſſen. Die Schläge gegen die Pforte hörten auf, die Steinwürfe nach den Fenſtern ließen nach und das fürchterliche Schreien entfernte ſich etwas.

Sollte wohl ein Reſt von Scham in der Signoria erwacht und von ihr Anſtalt getroffen worden ſein, den mordluſtigen Aufruhr zu dämpfen?

Eitle Annahme! Die Compagnacci beriethen ſich bloß einige Augenblicke lang, wie ſie ſich Zugang in die Kirche verſchaffen könnten, und bald mußten ſie Rathes einig geworden ſein, denn das Getöſe brach wieder los und man konnte die Rufe unterſcheiden: „Leitern herbei! Nehmt den Weg durch's Kloſter! Brennt die Thüren nieder!“

Die in der Kirche Verſammelten vermochten nicht wahrzunehmen, in welcher Weiſe dieſen lärmenden Aufforderungen entſprochen wurde, doch verrieth ihnen eine ſchwarze Rauchſäule, welche bald darauf draußen vor dem über dem Hauptportal ſich befindenden Fenſter in die Luft wirbelte, daß Feuer an die Thüre gelegt worden, und da dieſes Fenſter durch Steinwürfe bereits ſeiner ſämmtlichen Scheiben entblößt war, ſo drang der Rauch in die Kirche und wälzte ſich in ſchweren Schichten an der Decke hin, das Tageslicht verfinſternd und den Athem der Belagerten beſchwerend. Sie traten deßhalb zu einer Berathung zuſammen, denn die Umſtände geſtalteten ſich immer dringlicher, wurden aber bald unterbrochen durch den draußen erhobenen Ruf: „Im Namen der Signoria, Friede!“ welcher von einem Geräuſch begleitet ward, das augenſcheinlich von den gemeſſenen Schritten einer in Reih' und Glied einherziehenden Kriegerſchar herrührte. Dieſes Geräuſch näherte ſich der Kirchenpforte, der Rauch hörte auf, vor ſelber aufzuſteigen, als ob das Feuer zerſtört worden ſei, und jetzt wiederholte ſich der Ruf: „Im Namen der Signoria!“ mit dem Beiſatz: „Oeffnet!“

„Nicht, bevor wir wiſſen, wer Einlaß begehrt,“ verſetzte Francesco Valori.

„Oeffnet immerhin, Meſſer Valori,“ hieß es draußen, „ich bin Pogolo Vitelli und mit der Guardia des Palazzo da, um Euch und den Signori Salviati, Soderini und Arigucci Seitens der Signoria den Befehl zu überbringen, daß Ihr Euch ſchleunigſt in den Salone begeben und einer hochwichtigen Berathung beiwohnen möget.“

„Geht nicht, Freunde,“ bat Benivieni, „ich wittere Verrath.“

„Aber Vitelli iſt ein Mann von Ehre,“ warfen Einige ein, „und die Signori könnten uns im Salone von größerem Nutzen ſein, als hier.“

„Gewiß,“ ſagte Soderini entſchloſſen, „und dort iſt unſer Platz. Gehen wir!“

Valori zögerte, wie von einer böſen Ahnung zurückgehalten, doch war er ein Mann von zu großem Muth, um lange dem Entſchluß ſeiner Collegen zu widerſtreben, der die Möglichkeit eines heilſamen Einwirkens auf die Signoria in Ausſicht ſtellte.

„Was meint Ihr, ehrwürdiger Vater?“ fragte Valori, ſich zu Savonarola wendend.

„Daß Alle, außer dem Convent von San Marco die Kirche verlaſſen ſollen,“ entgegnete der Prior ruhig. „Hier iſt nicht der Ort, die Waffen des Fleiſches entſcheiden zu laſſen. Gehet daher, meine Kinder; vielleicht gelingt es euch mit Gottes Hülfe, Gerechtigkeit in den Herzen der verblendeten Signoria und Frieden unter dem verführten Volke zu erwecken, während meine geliebten Brüder und ich uns dem Schirm des Herrn anheimſtellen und im Gebete gegen das Drohen der Widerſacher ringen wollen.“

„Nein, nein, nein!“ antwortete es von allen Seiten; „die Signori mögen gehen und unſere Sache im Palazzo führen, wir Andern aber bleiben hier!“

„So ſei es!“ ſagte Ariguecci und, die Stimme erhebend, fügte er hinzu: „Ser Vitelli, meine Collegen und ich anvertrauen uns der Ehre der Signoria und folgen ihrer Einladung.“

Mit Vorſicht und auf alle Fälle gefaßt, öffneten die Piagnoni die Pforte, deren Flügel unten bereits von dem Feuer arg mitgenommen waren, und bemerkten nun in der That den Ser Vitelli und hinter ihm einen dichtgeſchloſſenen Halbkreis von Condottieri der Republik. Vitelli grüßte die nach kurzem Abſchied von ihren Gefährten vertrauungsvoll hinaustretenden Signori ehrerbietig und ließ ſie ſofort von ſeinen Leuten ſchützend umgeben. Die Aufrührer hatten die Piazza verlaſſen und die Behörden ſchienen wirklich mit Erfolg gegen das ſchmachvolle Treiben der Compagnacci eingeſchritten zu ſein. Indeſſen trauten die Piagnoni dem friedlichen Schein doch nicht allzuſehr und folgten der Aufforderung Savonarola's, mit den Brüdern das Mittagsmahl im Refektorium einzunehmen, erſt, nachdem ſie alle Zugänge der Kirche ſorgfältig verrammelt und einen ſtarken Wachtpoſten in derſelben aufgeſtellt hatten.

Hätten ſie gewußt, was inzwiſchen in der Stadt vorging, ſie wären vielleicht, die Rückſicht auf Savonarola's Sicherheit ſogar bei Seite ſetzend, aus San Marco hervorgebrochen, um dem verruchten Beginnen der Gegner die Spitze zu bieten.

Die meineidige Signoria hatte beſchloſſen, ihre demokratiſchen Mitglieder der Wuth der Compagnacci und des aufgehetzten Pöbels preiszugeben. Am Regierungspalaſt unter Vitelli's Schutz glücklich angekommen, vernahmen Valori und ſeine Genoſſen, die Signoria habe ihre Sitzung ſo eben ausgeſetzt und der Salone ſei geſchloſſen. Zugleich ward an Vitelli durch einen Rathsdiener die Ordre überbracht, er ſolle mit ſeinen Leuten den Palazzo und deſſen Umgebungen gegen etwaige Angriffe bewachen. Als geſchworener Condottiere der Republik und gewiſſenhafter Soldat, konnte Vitelli Nichts thun, denn gehorchen, und ſo waren die demokratiſchen Signori ohne Schutz. Es blieb ihnen Nichts übrig, als ſich zu zerſtreuen, um Zuflucht in ihren eigenen Häuſern zu ſuchen, was ſie bewerkſtelligen zu können hofften, weil Straßen und Plätze jetzt ziemlich leer und tumultlos waren. Soderini, Salviati und Arigucci erreichten auch wie durch ein Wunder, indem ſie Umwege einſchlugen, ungefährdet ihre Wohnungen, obgleich ihnen ariſtokratiſche Haufen allenthalben auflauerten, um ſie zu ermorden. Nicht ſo glücklich aber war Francesco Valori, auf dem der ariſtokratiſche Haß von dem Prozeß Bernardo del Neri's her am ſchwerſten laſtete. Unfern von ſeinem Hauſe, bei der Kirche San Proculo fielen die Compagnacci über ihn her und er ſtürzte alsbald unter ihren meuchleriſchen Streichen todt zuſammen. Die Mörder ſchleppten den Leichnam des Gemordeten unter abſcheulichen Mißhandlungen vor ſein Haus, und als Valori's Gattin bei dieſem Anblick verzweiflungsvoll das Fenſter aufriß und ſich mit einem Jammergeſchrei herausbog, traf der Bolzen einer Armbruſt ihr Herz, ſo daß ſie den Gemahl nur wenige Sekunden überlebte. Und nun ſtürmten die Schändlichen in ungeſättigter Wuth das Haus, plünderten und demolirten es und erwürgten einen Enkel Valori's, ein unmündiges, ſchlafendes Kind.

Dieſe Gräuel gaben das Signal zur Vollendung deſſen, was am Morgen begonnen worden war. Mit dem Blut Valori's, einer der Hauptſtützen der Demokratie, war der Untergang derſelben unwiderruflich beſiegelt.

Die von Bosheit und Wein trunkenen Maſſen rotteten ſich wieder von allen Seiten her um die wüthenden Compagnacci zuſammen, die reine Flamme der Begeiſterung für Freiheit und Recht, welche Savonarola in den Herzen des florentiniſchen Volkes entzündet hatte, war von den giftigen Schwaden des Unverſtandes und der Leidenſchaft ganz und gar erſtickt worden und es ſchien, als frohlockten tauſend Dämonen der Hölle aus dem entſetzlichen Stimmengegell: „Tod dem Propheten! Nach San Marco! Nach San Marco!“ welches jetzt wieder durch die Straße Calzajoli und über den Domplatz hinweg gegen das bedrohte Kloſter hinaufraſ'te.

Es war inzwiſchen Abend geworden und der Convent hatte ſich, gefolgt von allen in dem Kloſter anweſenden Piagnoni, wieder in die Kirche begeben, um die Vesper zu ſingen, als der Sturm abermals um die Mauern herzutoben begann. Alle fühlten, daß ein ſchweres Verhängniß herannahe, aber alle waren auch von dem heiteren Muthe beſeelt, den Savonarola's gottergebene Freudigkeit gleichſam über ſie ausſtralte. Geiſtliche und Laien füllten Chor und Schiff der Kirche und ſenkten gleichzeitig die Kniee, als der Prior den Gottesdienſt mit den

Segensworten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ begann und dann, vor dem Hochaltar niederknieend, unter dem draußen wieder beginnenden Sturmgeheul mit gewaltiger Stimme den Bittpſalm anſtimmte:

„Salvum fac populum tuum; domine!“

Der reſpondirende Geſang der Verſammlung: „Et benedic haereditati tuae!“ wurde durch mehrere Novizen unterbrochen, die in furchtbarem Haſten aus der Sacriſtei in den Chor ſprangen und entſetzt aufſchrieen:

„Die Compagnacci! Die Compagnacci! Sie kommen! Sie haben das Kloſter erſtürmt und dringen in die Sacriſtei!“

Im Nu hatten die Piagnoni ihre neben ſich liegenden Waffen aufgerafft und eilten der gefährdeten Sacriſteithüre zu. Aber ſie waren nicht eilig genug, denn ſchon drängte ſich ein tobender Schwarm von Feinden aus der Sacriſtei in den Chor und die Vorderſten derſelben, Franceſco Cei und Bartolomeo Giugnio waren nur noch einige Schritte von den Stufen des Hochaltars und dem Propheten entfernt, als plötzlich von der Kanzel herab ein ſchrecklicher

Knall die Kirche erdröhnen machte und der wilde Cei wie ein getroffener Hirſch in die Höhe ſprang und todt auf Gingnio zurückfiel.

„Chriſtus lebe!“ rief Heinrich Uhland aus, der von der Kanzel herab aus der Arquebuſe ſeines Dieners den tödtlichen Schuß entſandt, „Chriſtus lebe!“ wiederholten die Piagnoni und in wenigen Augenblicken waren die Compagnacci aus dem Chor in die Sacriſtei und von dort in das Kloſter zurückgeſchlagen.

Aber die Gefahr war dadurch nur für einen Augenblick beſchworen und dräute ſogleich wieder von allen Seiten heran. Die Feinde hatten das Kloſter inne, öffneten dem Pöbel Speiſekammer und Keller, erneuerten unter gräßlichem Tumultiren immer wieder den Sturm gegen die Sacriſtei, legten Feuer an alle zur Kirche führenden Thüren und ſandten einen fortwährenden Hagel von Pfeilen, Bolzen und Steinen durch die durchlöcherten Fenſter. Die Piagnoni verrammelten mit Betſtühlen und Kirchengeräthen aller Art den Chor, um ſo lange, als nur immer möglich, den Stürmern den Zugang zu Savonarola und den Kloſterbrüdern zu wehren, pflanzten das Lilienbanner in der Mitte des Schiffes auf und erwarteten, um dasſelbe gereiht, ihre Gegner, welche jeden Augenblick durch die der Gewalt des Feuers vorausſichtlich nicht mehr lange widerſtehenden Thüren hereinſtürzen konnten. Von Befehl und Gehorchen, von Ordnung überhaupt konnte keine Rede mehr ſein, ſelbſt Savonarola's wiederholte Mahnung an ſeine Freunde, die Waffen abzulegen und kein Bruderblut zu vergießen, mußte in dem von draußen her die Kirche in ihren Fundamenten erzittern machenden Gebrauſe ungehört verhallen.

Der Nachtwind, denn die Nacht hatte ſich ſüdlich raſch dem Abend angeſchloſſen, blies von allen Seiten her mit Glutfunken geſchwängerte Rauchwolken durch die leeren Fenſteröffnungen, an denen da und dort ein wildes Geſicht erſchien, ſogleich aber vor einem gutgezielten Lanzenſtoß von innen wieder verſchwand, aus dem Chore hervor klang es flehend durch die Dunkelheit: „**Exsurge Deus! salvum fac populum tuum, domine!**“ — da krachte, einen Funkenregen in die Kirche werfend, das große Portal nieder und durch die qualmende Oeffnung drangen mit Mordgeheul die Compagnacci, geführt von Giugnio und Mazzinghi. Und wieder brach ein Feuerſtrom über die Brüſtung der Kanzel herab und wieder ein dröhnender Knall und Mazzinghi ſprang mit einem ſchrecklichen Fluch zurück, denn das Gehirn ſeines Cameraden Giugnio, welchem der Schuß den Schädel zerſchmettert, hatte ſein Geſicht überſpritzt, und wieder rief Heinrich, der wackere Schütze, ſein: „Chriſtus lebe!“ und wieder riefen es die Piagnoni nach und noch einmal zwangen ihre Schwerter die Angreifer aus der Kirche hinaus.

Doch des Sturmes Wuth und Flut ſchwoll immer höher und höher zu allen Fenſtern und Thüren herein und nun entſpann ſich in der Mitte der Kirche ein mörderiſches Streiten. Zweimal noch knallte Heinrichs Arquebuſe, zweimal noch erreichten ihre Kugeln ihr Ziel, da verhüllte, während er wieder lud, der immer zunehmende Rauch Freund und Feind vor ſeinen Augen und er ſah durch den Dampf hindurch nur einen wirren Menſchenknäuel, bis ein plötzlicher, eine irgendwie entſtandene Oeffnung findender Zugwind den Rauch verwehte. Heinrich warf einen ſchnellen Blick von ſeinem gewiß ungewöhnlichen Schießſtand herab und gewahrte in dem rothen Licht, welches der vor der großen Portalöffnung brennende Holzſtoß hereinwarf, daß der Boden der Kirche von Blut dampfte und mit Leichen beſäet war. Ein zweiter Blick zeigte ihm, daß das Lilienbanner noch immer aufrecht ſtand, aber auch, daß die Schar ſeiner Vertheidiger ſich ſehr gelichtet. Doch unterſchied er unter den noch Rüſtigen Benivieni, Buonarotti, den Facchino Pacca und ſeinen getreuen Phlips. Eben warf die Brandung draußen eine friſche Woge von Angreifern in die Kirche und in das wieder ſich erhebende Toſen des Handgemenges klang aus dem Chor herab geiſterhaft der immer fortgehende Pſalm: „Salvum fac populum tuum, domine!“

„Amen!“ ſprach der Deutſche und erhob zielend das todtbringende Rohr, der Hacken knackte und Blitz und Donner entfuhr der Mündung. Aber dießmal hatte der Schütze nicht Zeit, nach der Wirkung ſeines Schuſſes zu ſehen, denn dem Knall desſelben antwortete von draußen her ein zehnfach ſtärkerer, ein dumpfes Ziſchen fuhr gegen die Kanzel und augenblicklich zerſplitterte die Säule, auf welcher ſie ruhte, ſo daß ſie ſtürzte und Heinrich höchſt unſanft mit ihr zu Boden kam.

Draußen auf der Piazza war Geſchütz gegen das Kloſter aufgefahren worden und eine Feldſchlange hatte den brummenden Mund aufgethan und in Form einer ſchweren Kugel einen Boten in die Kirche geſchleudert, der gleichſam ihrer kleinern Schweſter, der Arquebuſe, Stillſchweigen gebot.

Als Heinrich von ſeinem ſchweren Falle auftaumelte, hatte er keine Gelegenheit mehr, auf andere Weiſe von ſeiner Waffe Gebrauch zu machen, als daß er ſie am Lauſe faßte und mit gewaltigen Kolbenſchlägen die auf ihn eindringenden Feinde abwehrte. So ſchlug er ſich durch an die Seite ſeiner Freunde, die in höchſter Bedrängniß waren. Die weiße Fahne mit der rothen Lilie war in Blut gebadet und hing zerriſſen und zerſchliſſen am Lanzenſchaft hernieder; jetzt, jetzt ſenkte ſie ſich, — doch nein, noch einmal ſchwang der ſtarke Arm Buonarotti's ſie empor, noch einmal tönte ſein Ruf: „**La libertà di Firenze!**“ und die Loſung der Piagnoni: „Chriſtus lebe!“ heraus aus dem ringsum gellenden: „Tod dem Propheten! Tod der Heulbruderſchaft!“ und mit der letzten, verzweiflungsvollen Anſtrengung drängte das kleine Häuflein der Demokraten die übermächtige Feindeszahl gegen das große Kirchenportal hin. Unter dem Bogen desſelben knäulte ſich der Kampf. Den weichenden Compagnacci kam Verſtärkung, an deren Spitze Mazzinghi's heiſere Stimme kreiſchte: „**Allegri, Allegri!** Spielt ihnen auf zum Todestanz den Kreuzfreſſern!“

„Da, friß' dieß, Bube!“ ſchrie ihm Heinrich entgegen, und die Arquebuſe dreimal überm Haupt drehend, ließ er ſie auf des Wüſtlings Kopf niederwuchten, daß er dahinſank, um niemals wieder aufzuſtehen. Aber noch war Heinrich ſeiner ſchweren Waffe nicht wieder Herr geworden, als auch ihn von ſeitwärtsher ein Kolbenſchlag traf, der ihn, obſchon von ſeinem Sturmhut einigermaßen parirt, wanken machte. Feuer ſchoß ihm aus den Augen, in ſeinen klingelnden Ohren quirlte das immer noch im Chor droben flehende: „**Salvum fac populum tuum, domine!**“ das ſchwächer und ſchwächer werdende: „Chriſtus lebe!“ das raſender aufbrüllende: „Tod dem Propheten!“ ſammt den zeitweiſe fallenden

Karthaunenſchlägen in ein Getöſe zuſammen, welches ihm den Kopf zu ſprengen drohte. Schon halb bewußtlos, ſuchte er noch einmal die Arquebuſe zu heben, allein ein Schlag oder Stoß in die rechte Hüfte raubte ihm den Athem, er taumelte, fiel, ihm war, als fühle er Feuer an Händen und Geſicht, traumhaft kam's über ihn, als hörte er neben ſich einen deutſchen Wehruf ausſtoßen, als klappe und raſſle Hufſchlag neben ihm, als verſtumme das ſchreckliche Toben vor einem vielſtimmigen: „Haltet ein, im Namen der Signoria!“ als fühle er ſich dann von mächtigen Armen emporgehoben und fortgetragen. Dann ſchwand ihm jedes Gefühl und Ohnmacht überſchattete ihn.

Im ſelben Augenblick, als Heinrich, ſchon vorher durch ſeinen Fall von der Kanzel ſtark gequetſcht, vor Keulenſchlag und Partiſanenſtoß in die Glut getaumelt war, zu welcher die Kirchenportale zuſammengebrannt, hatte wirklich der Ruf: „Haltet ein, im Namen der Signoria!“ das blutige Gefecht eingeſtellt, welches übrigens, um der ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht der Compagnacci willen, ohnedieß nur noch eine kurze Weile hätte dauern können und nothwendig mit dem Tod ſämmtlicher Piagnoni hätte enden müſſen. Der ruheſtiftende Befehl war von dem Meſſer Franceſco degli Albizi, als Wortführer einer Commiſſion der Signoria, ausgeſprochen worden, und der mitherbeigekommene Pagolo Vitelli verſchaffte dieſem Befehl Folgſamkeit, indem er durch ſeine Condottieri Kirche und Kloſter beſetzen ließ. In degli Albizi's Hände, der, wenn gleich als Ariſtokrat, doch auch als Mann von Ehre bekannt war, übergab das kleine, erſchöpfte und theilweiſe ſchwer verwundete Häuflein der Piagnoni ihre Waffen und er ließ die Unterlegenen in Sicherheit in ihre Behauſungen geleiten. Seine eigentliche Sendung aber ging an Savonarola, welchen er, nebſt den Brüdern Dominico da Pescia und Silveſtro Maruffi, in den Regierungspalaſt forderte, jedoch unter Zuſage ſicheren und freien Geleites. Nachdem er die ſchrecklich zugerichtete Kirche durch Vitelli von dem Geſindel hatte ſäubern laſſen, entrichtete er im Chor ſeine Botſchaft an den Prior und die Brüderſchaft. Mit würdevoller Ergebenheit erklärte Savonarola, daß er bereit ſei, zu gehorchen und erbat ſich nur einige Augenblicke Zeit, um wenige Worte des Troſtes an ſeine Brüder zu richten. Degli Alberti entſprach achtungsvoll dieſer Bitte, und zu ſeinen gebeugten, weinenden Conventualen ſich wendend, ermahnte ſie der Prior, gläubig und hoffend und liebend, wie bisher, den rauhen Pfad der Prüfung zu wandeln, indem er ſagte, daß ja der Weg zum Himmel allzeit nur durch Trübſale gehe, daß man ſich dem Willen des Herrn in Ergebung unterziehen müſſe, daß es Pflicht und Loos des wahren Chriſten ſei, Gutes zu thun und Uebles zu leiden. Dann küßte er die Brüder der Reihe nach, nahm die Schlüſſel des Kloſters von ſeinem Gürtel, übergab ſelbe dem älteſten Fra und reichte mit ſanftem Lächeln ſeine Hände zum Binden hin. Albizi wollte dieſe ſchmachvolle Beleidigung verhindern, aber einer ſeiner Mitſignoren war ihm ſchon zuvorgekommen. Auch Dominico da Pescia und Silveſtro Maruffi wurden gebunden. Savonarola wandte ſich noch einmal gegen den Altar, beugte das Knie, erhob ſich und ſagte: »Laſſet uns gehen im Namen des Herrn, deſſen Wille geprieſen ſei!«

„In Ewigkeit!“ verſetzten ſeine Mitbrüder leiſe und halbſchluchzend, und mancher der umſtehenden Kriegsknechte fühlte ſich gedrungen, das fromme Wort mit auszuſprechen.

So wurden die Drei weggeführt.

Draußen, auf dem Wege nach dem Palaſte, empfing den gefallenen Propheten das Hohngeſchrei des Volkes, welches er befreit hatte.

O Geiſt der Wahrheit, die Kronen, die du deinen Trägern verleiheſt, ſind Dornenkronen, und der Dank, den du zahleſt, iſt Schmerz und Weh! Wann, du Ewiger, Unerforſchlicher, Strenger, wann nimmſt du die Binde des Wahnes von den Augen der Völker und lehreſt die erkennen, welche dein Banner tragen?

Albizi und Vitelli thaten zwar, was an ihnen lag, um den hohen Gefangenen vor der Beſtialität des entmenſchten Haufens, der das bewaffnete Geleite umtobte, zu ſchützen, konnten aber dennoch nicht verhindern, daß Savonarola auf dieſem Schmerzensgange vielfache Mißhandlung widerfuhr. Einer der Compagnacci ſchlug ihn mit der Fauſt von hinten und ſchrie: „Prophezeih' uns, wer dich geſchlagen!“

ein Anderer verrenkte ihm die Finger der auf den Rücken gebundenen Hände, ein Dritter ſpie ihm in's Geſicht — —

Hinweg! Hinweg!

Folgenden Tages war die Stadt der Schauplatz des ausgelaſſenſten Jubels. Die Ariſtokraten feierten ihren ſchmachvollen Sieg. Die Mitglieder der beſiegten Partei hielten ſich, in fortwährender Gefahr und Angſt ſchwebend, in ihren Häuſern verſchloſſen. Der gedankenloſe Pöbel jubelte mit den Siegern.

Savonarola und ſeine zwei Mitgefangenen ſchmachteten in den Verließen unter dem Palazzo vecchio.

San Marco gab man dem Muthwillen der Arrabiati preis, die Mönche wurden in der Clauſur gehalten, die Papiere Savonarola's confiscirt und verſchleudert, die Glocken der Kloſterkirche herabgenommen und den Minoriten gegeben.

Nach Rom ordnete man Eilboten mit der frohen Botſchaft vom Fall des Propheten ab. Des Pabſtes Freude darob war unmäßig. Er ließ ſofort zwei Breve nach Florenz abgehen; im einen derſelben verlangte er, Savonarola ſolle der Inquiſition überliefert und gerichtet werden, im andern beauftragte er das Capitel von Santa Maria del Fiore, Jedem vollſtändige Abſolution zu ertheilen, der am Palmſonntag gegen den Propheten und ſeine Anhänger thätig geweſen. Jedermann wollte ſich dieſe wohlfeile Vergebung ſeiner Sünden holen und man vergaß, daß ſie von dem größten Sünder ſeiner Zeit ertheilt worden. Jetzt erſt hörte man lauter und lauter Savonarola einen Ketzer und Gebannten nennen.

Es war, als ob mit einem Schlag alles Rechtsgefühl, alles Bewußtſein der Wahrheit, alle Erinnerung an die ſechs letzten Jahre her in Florenz erloſchen und verwiſcht wäre; denn die Herzen, in welchen dieſe Empfindungen noch lebten, durften nur leiſe pochen und heimlich trauern, erdrückt unter der Wucht des furchtbaren, altrömiſchen Wortes: **Vae victis!**

Unmittelbar nach Savonarola's Verhaftung hatte man aus den verſchiedenen Behörden eine Commiſſion von fünfzehn *) Mitgliedern ernannt, um ihn zu richten. Dieſe Richter waren ſammt und ſonders entſchiedene Gegner des Propheten und der Demokratie. Und damit das Gericht eine inquiſitoriſche Färbung erhalte, wurden ihm zwei verworfene Pfaffen, die Canonici Rucellai und Arnoldi, als geiſtliche Commiſſarien beigegeben.

---

*) Nach Picus.

Ohne Verzug begann dieſe alſo conſtituirte Inquiſition ihr Werk der Ungerechtigkeit.

VI.

Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entſetzen zeigt noch die Geſchichte
Sein Bild, des Unthiers Bau, Geſtalt und Glieder.
Die Menſchheit ſchlägt davor die Augen nieder,
Vergeſſen möchte ſie den Schreckenston,
Des Molches Namen: Inquiſition!

Lenau.

Es war dafür geſorgt worden, daß der Schrecken, welcher die Gefangennehmung ihres Hauptes unter der demokratiſchen Partei verbreitet hatte, nicht erlöſche, um jede Schilderhebung der Anhänger des Propheten unmöglich zu machen. Manche der Piagnoni, wie man ihrer gerade habhaft wurde, mußten in den Kerker wandern, Verhör und Folter ſogar beſtehen, um ſie das abgeſchmackte ariſtokratiſche Mährchen, Savonarola hätte nach der Gewaltherrſchaft über den Staat geſtrebt, beſtätigen zu laſſen. Einige redeten in des Schmerzes Delirium die unſinnigen Lügen nach, die man ihnen vorſprach, Andere aber beharrten ſtandhaft bei der Wahrheit, daß der Prior von San Marco von ſeinem Auftreten in Florenz an ſtets nur auf die Freiheit und das geiſtliche und wahre weltliche Heil der Republik bedacht geweſen ſei und der Gemeinde ſtets als ein Muſter reinſter Sitte und edelſter Tugend vorgeleuchtet habe. Solche Antworten fanden die Inquiſitoren natürlich für ihre Protokolle nicht paſſend und ſchickten die, welche alſo ſprachen, ſofort wieder in die Gefängniſſe zurück. Der Regierungspalaſt war wie in einen giftigen Schlund verwandelt, aus dem fortwährend die Peſtilenz der Lüge und Verdächtigung über die Stadt ausging. Bald verbreitete man unter dem Volk, Savonarola ſei von den Piagnoni insgeheim zum König von Florenz gewählt worden, bald, er habe die Stadt den Franzoſen überliefern wollen, die ſich ſchon zum Zug über die Alpen rüſteten, dann wieder, er hätte in einer geheimen Kapelle in San Marco mit ſeinen Piagnoni ein gräulich Götzenbild angebetet, aus deſſen Mund der leibhaftige Satanas Dampf und Feuer geſpieen. Dieſes Scheuſal hätte ihm ſeine Weiſſagungen eingeflüſtert und zum Dank dafür habe er die ganze Bürgerſchaft zur Abgötterei verführen wollen. Je handgreiflicher dieſe verruchten Lügen, deſto begieriger wurden ſie von der Maſſe aufgefaßt. Die Erfinder und Verbreiter ſolcher Schändlichkeiten wußten gar wohl, daß das Volk lieber hundertmal die Lüge, als einmal die Wahrheit glaubt, und daß die Dummheit ein Netz, mit welchem der tauſendarmige Rieſe ſeine ungeſchlachten Glieder immer wieder feſſeln läßt. Auch hier bewahrheitete ſich der Satz, daß alles Unglück in der Welt nur auf Unverſtand beruht. Und mit ſolch ſtarker Sicherheit bauten die florentiniſchen Ariſtokraten auf des Volkes Unverſtand, daß ſie ſchon am zweiten Tage nach dem Sturm auf San Marco die Verſicherung in die Stadt ausgehen ließen, Savonarola habe ſich all des Unſinns ſchuldig bekannt, welchen ſie über ihn logen.

An ihnen lag es freilich nicht, wenn dem nicht ſo war. Die Inquiſition wandte Alles an, um dem gefangenen Streiter der Wahrheit die Charwoche zu einer rechten Leidenswoche zu machen. Schon am zweiten Tag nach ſeiner Verhaftung wurde er aus dem Kerker geholt und von ſeinen Richtern oder Henkern zum Bekenntniß der untergeſchobenen Frevel angehalten. Und er bekannte — die Wahrheit. Und da ſie ihre Augen ſenken mußten vor der ſtralenden Hoheit des Geiſtes, der aus ihrem Opfer blickte und ſprach, eilten ſie, wenigſtens den Leib deſſelben zu beugen, und überlieferten denſelben ſofort jener Marter, von welcher in den Annalen der heiligen Inquiſition als dem „erſten Grad der Folter“ geſchrieben ſteht. Aber ſie richteten Nichts aus. Die über den Gerechten verhängten Schmerzen umhüllten, mitleidiger als ihre Verhänger, ſeine Sinne mit Bewußtloſigkeit. So ward er in ſeinen Kerker zurückgeſchleppt.

Als er dort wieder ſeines Bewußtſeins Meiſter geworden, ſah er einen Jüngling mit ſanften Zügen und blauen Augen an ſeinem Lager knien und hörte ihn mit leiſer Stimme bitten:

„Gebt mir Euren Segen, ehrwürdiger Vater!“

Ach, da war ihm, als vernehme er die Stimme eines Engels und ſei aller Schmerz von ihm genommen. Und iſt denn nicht das himmliſche Mitleid ein

Engel und jedes Wort der Theilnahme, das einem Leidenden wird, köſtlicher Balſam?

„Der Herr ſegne Dich für und für!“ ſprach Savonarola ſanft und legte dem Knieenden die Hände auf. „Aber wer biſt du? Dein junges, mildes Geſicht paßt nicht zu dieſem Orte?“

„Ich heiße Lamberto und bin erſt die wenigen Stunden hier, während Ihr, mein Vater, droben — o! — Mein Ohm, der Sbirre Oloferno, wurde in der Morgenfrühe von einem heftigen Gebreſte befallen und mir inzwiſchen ſein Dienſt aufgetragen.“

„Und du nimmſt Antheil an mir, Lamberto?“

„Wie ſollt' ich nicht? Waret Ihr nicht ſtets der Vater des armen Volkes von Firenze?“

„Ich wollte es ſein, mein Sohn, ich wollte es ſein,“ entgegnete Savonarola mit einem Seufzer, „und ſie haben es ſchnell, ſehr ſchnell vergeſſen. Doch der Herr verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“

„Nein, ſie wiſſen es nicht, ſie wiſſen es nicht,“ ſagte Lamberto, mit gekreuzten Armen und trauervoller Miene vor Savonarola ſtehen bleibend.

„Und du ſcheueſt dich alſo nicht, mir in meiner

Trübſal Mitleid zu weihen? Sei vorſichtig, mein Sohn, ich könnte Unglück über dich bringen."

„Mich ſcheuen? Nein, nein! Aber vorſichtig, ja, das will ich ſein, um Euch deſto ſicherer dienen zu können. Doch Ihr leidet, mein Vater, ſprecht, kann ich Nichts thun, Eure Schmerzen zu lindern?"

„Ich litt, mein Sohn," entgegnete Savonarola und verſuchte aufzuſtehen, „o, ſie wiſſen, wie man den Körper peinigt, aber der Geiſt ſpottet ihrer und wird des Leibes Ohnmacht überwinden. Reiche mir deine Hand, gutes Kind, ſo, es wird ſchon gehen, die ſchwache Materie muß doch dem Geiſte gehorchen."

So ſprechend erhob er ſich mit Hülfe des Jünglings und erhielt, die Kerkerzelle durchſchreitend, allmälig den Gebrauch ſeiner erſtarrten Glieder wieder.

Feucht, enge und dumpf wölbte ſich die Höhle um den Gefangenen, eine ſchmutzige Schale um eine reine Perle. Die ſchwarzen Gehäuſe, unter welchen die heilige römiſche Kirche die Lichter, welche nicht ihre Altäre beleuchten, ſondern die Welt erleuchten wollten, erdrückte und erſtickte, glichen ſich überall. So befand ſich denn auch Savonarola in einem unterirdiſchen Raume von etwa zehn Fuß Länge und zehn

Fuß Breite, in welchem ſonſt das Dunkel des Grabes herrſchte, der aber jetzt durch das blaſſe Flämmchen einer Lampe erleuchtet war, die auf einem kleinen Tiſche ſtand, und auf ſelbem ein Crucifix, einen Folianten und Schreibmaterial erblicken ließ. Auch den grünen Moder an den Wänden zeigte ſie und ihre Flamme ſchien ſich vor dem Ausdünſten deſſelben wie erſchrocken in ſich zurückzubiegen. Sie war auch eine fremde Erſcheinung hier, denn die heilige Inquiſition geſtattete ihren Gefangenen weder Luft noch Licht, damit das eigene derſelben in der Finſterniß deſto ſchneller ſich verzehre.

Savonarola bemerkte den eingeſchwärzten Lichtgaſt, erkannte in dem Crucifix das, welches in San Marco auf ſeinem Pult geſtanden, erkannte in dem Folianten ſeine Bibel, in dem Schreibzeug das ſeinige. Da entfuhr ihm ein lauter Freudenruf und gerührt fragte er dann:

„Wer hat ſolche Liebe mir erwieſen?“

„Die Brüder von San Marco meinten, es könnte Euch Erleichterung in Euren Leiden gewähren, mein Vater, wenn ſie Euch dieſe Dinge ſendeten,“ antwortete Lamberto beſcheiden.

„Meine armen, guten Brüder! Wie geht es ihnen?“

„Sie tragen mit Ergebung, was der Herr ihnen auferlegt und beten für ihre gefangenen Mitbrüder.“

„Und auf welchem Wege ließen ſie dieſe Beweiſe ihrer vorſorglichen Liebe hierher gelangen?“

„Ich konnte es nicht ertragen, mein Vater, daß Ihr im Dunkel weilen ſolltet und des heiligen Buches entbehren, deſſen Lehren Ihr ſo ſchön auszulegen verſtehet. Da hab' ich mich denn raſch ins Kloſter geſchlichen und die Sachen hergebracht, wie ſie mir der ehrwürdige Fra Celeſtino überantwortete.“

„Noch einmal ſei geſegnet dafür, mein Sohn, und vergelte dir der Herr dein Erbarmen!“

Und er küßte Crucifix und Bibel und ſtand einige Minuten in ſtillem Gebet.

Lamberto wollte ſich leiſe zurückziehen, aber das unvermeidliche Raſſeln der Riegel an der Bohlenthüre weckte den Gefangenen aus ſeiner Betrachtung. Er kehrte ſich um und ſagte:

„Du willſt mich verlaſſen, Lamberto?“

„Ich darf nicht zu lange bei Euch weilen, mein Vater, um bei den andern Schließern keinen Verdacht zu erregen. Auch iſt es Zeit, daß ich für Eure leibliche Erquickung ſorge.“

„So gehe denn, mein Sohn; doch halt, verweile nur noch einen Augenblick. Eine große Sorge und Trauer laſtet auf mir um eines meiner jungen Freunde willen, der, vom Wiſſensdrang über die ſchneebedeckten Alpen geführt, mir ſeit Jahren ein eifriger Schüler und treuer Anhänger war —“

„Meint Ihr vielleicht den Signore Tedescho, der ſo viel in der Geſellſchaft Jakopo Nerli's und Girolamo Benivieni's geſehen wurde —?“

„Eben den. Er ſtand mir an dem Unglückstag in San Marco zur Seite und ich hörte ſeine Stimme bis zuletzt aus dem Getöſe des unſeligen Kampfes herausſchallen.“

„Ja, die ganze Stadt iſt voll davon, wie tapfer der Fremdling gefochten, und man ſagt, die wildeſten der Compagnacci ſeien von ſeiner Hand gefallen. Ihre Cameraden ſind deßhalb höchlich über ihn erbost und haben Alles aufgewandt, um ihn auszuſpüren.“

„Er lebt alſo? Gelobt ſei Gott! Ich ſah ihn nicht mehr, als ſie mich aus dem entweihten Gotteshaus wegführten, und fürchtete das Schlimmſte.“

„Er wurde nicht unter den Gefallenen und Verwundeten gefunden und das Quartier, welches er unweit des Kloſters inne gehabt, war völlig leer, als es die Compagnacci durchſuchten.“

„Wo mag er ſein? Mich quält ſein Loos. Höre, mein Sohn —“

„Ich ſoll ihn zu erforſchen ſuchen, ehrwürdiger Vater?“ ſagte der Jüngling, Savonarola's Wunſch errathend; „o gerne!“

„Du könnteſt mir dadurch große Beruhigung verſchaffen. Kennſt du vielleicht den jungen Buonarotti?“

„Den Michel Angelo, der auch in San Marco gekämpft, und von dem ſie ſagen, daß er ein großer Künſtler werden würde?“

„Ja, den mein' ich. Er wohnt in der Strada Ghibellina, und von ihm könnteſt du vielleicht Nachricht über meinen deutſchen Freund erhalten. Aber ſei vorſichtig, mein Sohn, um deiner willen ſei vorſichtig, denn wer ſich Verfolgter annimmt, fällt leicht ſelbſt der Verfolgung anheim.“

Als Lamberto gegangen und Schlöſſer und Riegel hinter ihm zugeraſſelt, wandte ſich Savonarola zur Troſtquelle der heiligen Schriften und tauchte ſeinen Geiſt in die kühlende, ſchmerzenbannende Flut, tief, hingebend und ausſchließlich. Die irdiſche Qual trat zurück vor der Beſeligung des Lebens in Gott. Er hatte die Pſalmen aufgeſchlagen und begann ſeine Betrachtungen über den einunddreißigſten und einundfünfzigſten derſelben niederzuſchreiben, welche vor der Nachwelt ein unvergängliches Zeugniß ablegen ſollten von dem himmliſchen Licht, das die Seele dieſes Bekenners in der Nacht des Kerkers durchloderte. Wie er ſo ſaß und betend forſchte und ſchrieb, hätte man glauben können, der Engel des Glaubens ſei ihm zur Seite getreten, um mit ſeinem Palmenzweige dieſem in ekſtatiſcher Glut brennenden Herzen Kühlung zuzufächeln, ſolch' frommer Enthuſiasmus entſtrahlte den Augen des Mannes, ſolche verklärte Heiterkeit lag auf ſeiner Stirne. Und wirklich, ein Engel war bei ihm. Nennt ihn Glaube, Liebe, Hoffnung, nennt ihn Poeſie!

In dieſer Stunde entquoll Savonarola's Seele jener Hymnus voll wunderſamer Myſtik, der mit der Strophe beginnt:

Wenn ſüßer Glaubenstroſt zu mir gekommen,
Begnadigend mein Leben matt und bange,
Anſtrömend wie von ſanftem Citherklange,
So daß vom Meersbraus ich den Port erklommen:
Dann himmliſch Feuer iſt in mir entglommen,
Vom Kreuzesſtamm herfließend lieberglühet.
In meine Seele ziehet
So ſanftes Weh, daß ſtets ich möchte weinen.
Doch meine Augen ſcheinen
Nicht werth, daß ſolche Perl' in ihnen thronet,
Wie jener Thau, in dem die Liebe wohnet.*)

Am folgenden Morgen beſchien die bleiche Charfreitagsſonne eine unheimliche Scene in einem Sal des Erdgeſchoſſes des Palazzo vecchio.

Savonarola ſtand vor der Inquiſition.

Der Sal war ſchwarz ausgeſchlagen und um eine ſchwarzverhängte Tafel her, worauf ein Todtenkopf und ein Crucifix, reihten ſich die ſiebzehn Inquiſitoren. Der Schreiber des Gerichtes ſaß an einem kleinen Seitentiſch vor ſeinen Akten, die Feder in der Hand und bereit, das Protokoll weiterzuführen. Mit auf dem Rücken gebundenen Händen, eingefallenen blaſſen Wangen, aber erhobenem Haupt und gelaſſener Ruhe ſtand ihr Opfer ihnen gegenüber.

---

*) Eingang der „Laude della consolatione del Crucifixo" überſchriebenen Canzone Savonarola's: Quando il suave e mio conforto etc.

Das quäleriſche Verhör hatte bereits eine Stunde gewährt und der Verhörrichter war endlich ermüdet worden durch ſeine ſich ſelbſt widerlegenden Anklagen. Ein Anderer, Giovanni Manetti, löste ihn jetzt ab und ſagte:

„Und Ihr beſteht alſo bei Allem, was Ihr gepredigt und geweiſſagt, Fra Girolamo?“

„So thu' ich,“ lautete die ſanfte, aber beſtimmte Antwort; „mein Herz ſagt es mir, daß ich nur das Wort des Herrn verkündigt habe, und dieſes ſteht feſt in Ewigkeit.“

„Wie, Ihr maßet Euch an, in die Rathſchlüſſe Gottes eingedrungen zu ſein?“

„Nein! Die Offenbarungen ſeines Geiſtes kamen über meine Seele, die da trauerte über das Elend meiner Brüder, wie der erfriſchende Thau über Nacht auf die lechzenden Fluren herabkommt.“

„Ihr ſtrittet in Schrift und Wort gegen unſern heiligſten Vater in Rom und habt alſo in dieſem ihrem Haupt die Kirche Chriſti geläſtert.“

„O nein, ich ſann auf ihre Verherrlichung mit redlichem Eifer Tag und Nacht. Ich ſah die Kirche Chriſti, dieſen Tempel, der da beſtimmt iſt, die ganze Menſchheit heiligend und beſeligend zu überwölben, erdrückt von dem Wuſt römiſchen Trugs und verſunken in den Schlamm römiſchen Laſters, und ſah den Stuhl Petri geworden zu einem Sitz der Ungerechtigkeit und des Frevels, und meine Seele ward voll Bitterkeit. Und da ich unabläſſig rang in Betrachtung und Gebet, erhörte der Herr mein Flehen um Erleuchtung; denn mir war, als vernehme ich eine Stimme vom Himmel, die da ſprach: Die Zeit naht, wo der Herr ſeine Erde reinigen wird vom Unkraut, und ſeine Kirche erneuen und erheben von ihrem Fall und die Menſchen gut machen und die Völker frei — thue auf deinen Mund und verkündige deinen Brüdern das kommende Heil! Und ich gehorchte dem Willen des Herrn und redete, was er mir eingab. Nicht gegen den Pabſt Alexander, nicht gegen dieſen oder jenen Menſchen habe ich gekämpft — Gott ſei mir Zeuge, daß ich alle liebe als meine Brüder — ſondern gegen den Antichriſt, welcher iſt Unglaube, Lüge und Sünde. Habe ich gefehlt in meinem Kampfe, ſo verzeihe es der Herr ſeinem ſchwachen Geſchöpfe, er, der die Herzen prüft und weiß, daß das meinige ſtets nur für ſeinen heiligen Glauben, für ſeine Wahrheit, für ſeine Gerechtigkeit geſchlagen.“

Eine Pauſe folgte dieſen Worten. Die Inquiſitoren ſchauerten ſolchem Gottesbewußtſein gegenüber heimlich zuſammen in ihrer Nichtigkeit und Schlechtigkeit. Sie mußten die Blicke niederſchlagen und Einem, dem Meſſer degli Albizi, trat Schamröthe ins Geſicht und er wollte aufſtehen und reden, vermochte es aber nicht. Manetti faßte ſich mühſam und ſuchte ſeine Betretenheit hinter Spott zu verbergen, indem er leichthin ſagte:

„Nun, guter Fra, wenn das Alles ſich ſo verhält und ihr unmittelbar von Gott geſendet ſeid, ſo muß es Euch ein Leichtes ſein, zur Beſtätigung Eurer Sendung und der Wahrhaftigkeit Eurer Prophezeiungen einige Wunder und Zeichen zu bewerkſtelligen. Sagt, wollt Ihr uns dieſen Gefallen thun?“

„Wehe denen, die da ſitzen auf der Spötter Sitze und durch unvernünftige Begehrniſſe den höchſten Gott verſuchen!“ erwiderte Savonarola mit einer ſo hoheitsvollen und gewaltigen Betonung, daß

Manetti bis in die innerſte Seele hinein erſchrack und verſtummte, um ſo mehr, da im nämlichen Augenblick der bleiche Sonnenſchein, wie empört über das Schauſpiel, welches er beleuchten ſollte, aus dem Sale wegſchwand und draußen ein ſchrillender Sturmwind ſich erhob und auf ſeinen Schwingen Schloſſen und Regenſchauer herantrug, daß ſie praſſelnd gegen die vergitterten Fenſter ſchlugen.

Ein Schweigen von mehrern Minuten trat ein und es ſchienen den Inquiſitoren die Zungen im Munde erſtarrt zu ſein. Es dunkelte im Sale, trotz der Morgenzeit. Endlich unterbrach der Canonicus Thomas Arnoldi das peinliche Schweigen, indem er Manetti ins Ohr ziſchelte:

„Wir müſſen ein Ende machen. Laßt die geiſtlichen Sachen mit Verweiſung auf den päbſtlichen Bann fallen und nehmt die politiſche Seite zur Hand.“

Manetti nahm ſich zuſammen und das Verhör wieder auf mit den Worten:

„Wir brauchen über dieſes Thema nicht weiter hin und her zu reden, Fra Girolamo, die Excommunication Seiner Heiligkeit hat darüber entſchieden. Wir haben alſo nur noch mit Eurer Einmiſchung in die florentiniſchen Staatsangelegenheiten zu thun. Wie wollt Ihr Euch in dieſer Beziehung rechtfertigen.“

„Ich bedarf keiner beſondern Rechtfertigung. Laßt die Geſchichte der Republik ſprechen!“

„Sie ſpricht von Verwirrung aller Art, von Rebellion, Zwietracht und Bürgerkrieg ſeit Eurem Auftreten in unſerer Stadt.“

„Der Nachwelt wird ſie Anderes erzählen, deß' tröſte ich mich. Die Enkel werden den ſegnen, welchen die Väter verfolgten, weil er ſie nach Maaßgabe ſeiner ſchwachen Kräfte zur Freiheit, Tugend und Gerechtigkeit führen wollte.“

„Meint Ihr! Wir meinen, daß die Enkel uns ſegnen werden, weil wir einen Mann richteten, der, nachdem er alle Verhältniſſe verwirrt und verkehrt, damit umging, ſich zum König aufzuwerfen.“

Savonarola ſchwieg.

„Lähmt das Gewicht der Wahrheit Eure Zunge, Fra Girolamo.“

„Nein, aber meine Seele ſträubt ſich, auf eine zugleich ſo vernunftloſe und verruchte Verleumdung zu antworten.“

„So antwortet Ihr vielleicht auf die kaum minder ſchwere Anklage, daß Ihr damit umgegangen, Firenze der Gewalt des Königs von Frankreich zu überliefern?“

„Geht und fragt das Volk von Firenze und es wird euch ſagen, daß ich alle dieſe langen ſchweren Jahre her für ſeine Freiheit und Wohlfahrt in göttlichen und weltlichen Dingen unausgeſetzt gebetet, gedacht, gewacht und geredet habe.“

„Das Volk? Es verflucht Euch.“

„Vergebe ihm Gott und nehme die Verblendung von ihm!“

„Die Folter, die Folter!“ ziſchelte der Canonicus wieder; „wir richten auf dieſe Weiſe Nichts aus.“

Manetti nickte und begann aufs Neue:

„Fra Girolamo, noch einmal und zum letzten Mal fordere ich Euch in Güte auf, Eure geiſtlichen Irrthümer und ſchändlichen Ketzereien bußfertig zu widerrufen und Eure politiſchen Plane offenherzig und reumüthig zu enthüllen, damit Euch nach Befund der Umſtände Recht oder Gnade werden möge. Hier hilft Euch weder ſtolze Verſtockung durch, noch gilt in unſern Augen Euer erſchlichener Prophetenname Etwas. Auch wißt Ihr und habt es erfahren, daß uns Mittel zu Gebote ſtehen, den Widerſpänſtigen das Geſtändniß der Wahrheit zu entreißen."

Savonarola ſchauerte leicht zuſammen. Die ſchon einmal beſtandene Folterpein zitterte ſchmerzhaft in ſeinen Gliedern nach. Die Materie in ihm ſträubte ſich furchtbar gegen eine Wiederholung dieſer Qualen, aber ſein Geiſt blieb unerſchrocken. Er machte eine Bewegung, wie um flehend die Hände gen Himmel zu erheben, aber da die Feſſeln dies verwehrten, ſchlug er die Augen bittend auf und von ſeinen Lippen bebten leiſe die Worte:

„Stärke mich, o großer Gott!"

Dann wich die kurze Erſchütterung, die vorige Freudigkeit überflog ſein Antlitz und mit feſter Stimme ſagte er:

„Was ich geredet und geſchrieben, bleibt geredet und geſchrieben, was ich gethan, bleibt gethan. Wer will den Strom zu ſeiner Quelle zurückzwingen? Die Wahrheit aber iſt ein Strom, der dahinſchießt ſeine Bahn, aller Dämme und Wehre ſpottet und hinausfrohlockt in das Meer der Ewigkeit. Ich bereue und widerrufe nicht! Das hieße ja den Geiſt Lügen zeihen. Thuet an mir, wozu Irrthum und Haß euch treibt, ich verzeihe euch von ganzer Seele, bitte Gott, euch zu erleuchten und bin bereit, im Herrn den Kelch zu trinken, den er mir ſendet, und ſelbſt im Tode für das zu zeugen, für was ich gelebt und geſtritten, ſo wahr mir Gott helfe!“

Die Inquiſitoren ſteckten leiſe berathend die Köpfe zuſammen. Manetti trug auf ſofortige Erneuerung der Tortur an. Alle fielen ihm bei; nur Einer, degli Albizi, opponirte lebhaft. Ihn hatte der Prozeß und vornehmlich das heutige Verhör aus einem entſchiedenen Gegner Savonarola's in einen Freund und Bewunderer gewandelt und er entſetzte ſich in ſeinem Herzen ob ſeiner Thorheit und Vermeſſenheit, über einen ſolchen Mann zu Gericht ſitzen zu wollen. Aber was konnte er mit ſeinem Widerſtand gegen Manetti's Antrag ausrichten; er allein gegen ſechszehn von Haß und Blutdurſt trunkene Menſchen?

Die Klingel des Vorſitzenden ertönte und die des Zeichens gewärtigen Sbirren traten ein.

Da erhob ſich degli Albizi voll ſchöner Entrüſtung von der Richterbank, zog die richterliche Robe aus, ſchleuderte ſie zu Boden, trat ſie mit Füßen und rief:

„Eher ſterben, als mein Geſchlecht mit dem

Blute dieſes Gerechten beflecken! Ihr habt meine Proteſtation gegen die Vornahme der peinlichen Frage verworfen und ſo waſche ich meine Hände!“

Dann näherte er ſich raſch dem Gefangenen, kniete vor ihm nieder und ſagte:

„Kann ich Euch nicht retten, ehrwürdiger Vater, ſo will ich Euch wenigſtens nicht richten. Sprecht ein Wort des Troſtes und der Verzeihung zu mir!“

„O mein Sohn,“ entgegnete Savonarola und zwei große Freudenthränen fielen aus ſeinen Augen auf das Haupt des Knieenden, „ich habe dir Nichts zu verzeihen und du bedarfſt keines Troſtes von mir, denn ſiehe, die Gnade des Herrn hat ſich ja ſchon ſichtbarlich an dir erwieſen, indem ſie dich wegführt von dem Pfade der Ungerechtigkeit.“

Die Klingel des Präſidenten ertönte wieder, Manetti flüſterte ſeinen Geſellen zu: „Macht voran, macht voran, ſonſt wandelt er uns am Ende alle noch zu Heulbrüdern, wie den weichherzigen degli Albizi.“

„Bah,“ meinte Rucellai mit häßlichem Gekicher, „ich denke, wir machen jetzt ihn zu einem heulenden Bruder.“

Degli Albizi war aufgeſtanden und hatte raſch den Sal verlaſſen. Die Sbirren umringten auf ein Zeichen Manetti's den Gefangenen und führten ihn fort. Sämmtliche Inquiſitoren, auch der Schreiber mit ſeinem Protokoll, folgten.

Der Zug wand ſich erſt einen engen Corridor entlang und ſtieg dann auf einer langen Wendeltreppe weit hinab in den Bauch der Erde, denn da drunten lag die Folterkammer, tief drunten in der Nacht, als ob man beſorgt geweſen, den Anblick dieſes Gräuels der Sonne zu entziehen, aus Furcht, ſie möchte ſich darob losreißen von ihrem Halt im Weltall und vernichtend über die Erde herſtürzen, welche Geſchöpfe hervorgebracht, die ſich weideten an der zuckenden, röchelnden Qual ihrer Brüder.

Als die Treppe zu Ende, that ſich vor den Kommenden die Thüre einer ſchwarzen Höhle auf, welcher die grelle Beleuchtung brennender Pechpfannen das Ausſehen des Höllenſchlundes verlieh. Unter der Thürwölbung erſchienen geſpenſtige Geſtalten in langen, ſchwarzen Kitteln und mit ſchwarzvermummten Geſichtern. Eines dieſer ſcheußlichen Weſen bejahte mit hohl hinter der Maske hervorkommender Stimme die Frage eines der Inquiſitoren: ob der Signore Dottore da ſei? Dann verſchwand der Zug in der Tiefe der Schreckensgrotte. Wir aber folgen ihm nicht, treten nicht ein, nein, wir nicht! Oder wollt ihr wiſſen, was da drunten vorging? Wohlan, ſo laßt mich berichten von den Folterkünſten der Inquiſition und errathet dann das Entſetzliche, wenn eure Phantaſie ſich nicht voll Grauen und Mitleid wegwendet.

Die Inquiſition hatte drei Arten von Foltern erfunden, die mit dem Seil, die mit dem Waſſer und die mit dem Feuer, welche ſtufenweis angewandt wurden. Bei der erſten Art, auf dem erſten Grad alſo, wurden dem zu Folternden die Hände auf den Rücken gebunden vermittelſt eines Seiles, das oben am Gewölbe durch eine Rolle lief und an deſſen einem Ende die Folterknechte den Mann der Schmerzen in die Höhe zogen. Hatte er eine Zeit lang ſo gehangen, wurde plötzlich das Seil ſo weit nachgelaſſen, daß der Unglückliche mit den Füßen faſt an der Erde aufſtieß, aber nicht ganz. Die gräßliche Erſchütterung, welche hiedurch zuwegegebracht wurde, renkte alle Glieder aus ihren Bändern und Fugen und das um die Hände geſchlungene Seil ſchnitt bis auf die Nerven in das Fleiſch. Bekannte der

Gefolterte nicht, was man von ihm bekannt haben wollte, ſo wurde dieſe Marter eine volle Stunde lang fortgeſetzt. Blieb er dann noch immer ſtandhaft und war noch Leben und Bewußtſein in ihm, brachte man den zweiten Grad in Anwendung. Hiebei wurde der Märtyrer in eine hölzerne Maſchine gelegt, welche wie eine Dachrinne geſtaltet und gerade ſo groß war, daß der Körper eines Menſchen darin Platz hatte. Den Boden dieſer Maſchine bildete ein Querholz, welches den Körper dergeſtalt bog, daß der Kopf weit niedriger lag als die Füße. Hiedurch wurde das Athemholen des Gefolterten ſehr erſchwert und wieder ſchnitten die Stricke, mit welchen er gebunden war, in das Fleiſch ſeiner Hände und Füße. Nun zwang ihm der Folterknecht einen angefeuchteten Leinwandlappen in den Mund, welcher ihm zugleich auch die Naſenlöcher verſtopfte, goß fortwährend Waſſer auf die Leinwand und ließ dasſelbe langſam durchſickern. Dieß benahm dem Gepeinigten jede Gelegenheit zum Athemholen, denn umſonſt ſtrengte er ſich ſtets an, zu ſchlucken, hoffend, dadurch ein wenig Luft zu bekommen, umſonſt, weil das Waſſer durch die Leinwand auch in die Naſenlöcher drang. Es kam deßhalb auch oft vor, daß der Lappen, wenn man ihn wieder aus dem Schlund entfernte, mit Blut gefärbt war, weil dem Gefolterten durch ſein qualvolles nach Luft und Athem Ringen einige Blutgefäße zerſprungen waren. Außerdem befand ſich an der Maſchine, in welche er geſpannt war, noch eine Vorrichtung, vermittelſt welcher man die Stricke um ſeine Glieder fortwährend mehr anſpannen, alſo weiter in das Fleiſch und bis auf die Knochen treiben konnte. War nach Anwendung dieſer Marter der Geiſt des Märtyrers noch ungebeugt und noch Leben in ſeinem Körper, ſo hatte er den dritten Grad der Folter zu erſtehen. Hiebei entkleideten ihn die Henker bis aufs Hemd, banden ihm Hände und Füße dergeſtalt, daß er ſie nicht regen konnte, rieben dieſe Glieder mit öligen Subſtanzen ein und ſchmorten ſie förmlich über ſtarkem Feuer. Die Glut zerriß das Fleiſch und drang verzehrend bis auf Muskeln und Gebein.

Am Abend des Charfreitags begegneten ſich Giovanni Manetti und der Notar Francesco Ceccone in einer Galerie des Regierungspalaſtes.

Jetzt brauchte ſich der mißwachſene Hallunke nicht mehr verborgen zu halten; ſeine Zeit war gekommen.

„Schön, daß Ihr meiner Einladung ſo raſch entſprochen, Maeſtro Ceccone,“ redete ihn Manetti an.

„Bah,“ meinte Ceccone grämlich, „Ihr gehört jetzt zu unſern großen Herrn, Meſſer Manetti, und da thun arme Teufel, wie ich, gut, zu kommen, wenn man ſie ruft.“

„Ich ſehe, Euer Humor iſt nicht beſſer, als der meinige, Maeſtro. Habt Ihr immer noch keine Spur von den Tedeschi ausgefunden, deren Einer Euch in Rom ſo plump mißhandelte?“

„Nein, **Satanassaccio**, es iſt als hätte die Erde ſie alle mit einander verſchlungen. Lebte nur der Cei noch, die wilde Katze! Der hatte mir verſprochen, mir zu meiner Rache zu verhelfen. Ihr wollt ja doch Nichts für mich thun, ihr hohen und großen Herrn.“

„Sprecht nicht ſo, Maeſtro; aber daß wir nicht Himmel und Erde in Bewegung ſetzen können, um einen deutſchen Birbante aufzuſpüren, der Euch vermittelſt ſeines Wehrgehenks und Dolchgriffes eines Eurer Schelmenſtücklein aus dem Schädel haspelte, das begreift Ihr.“

„Ei, meine Rache iſt gewiſſermaßen auch die eurige; denn es iſt in der ganzen Stadt bekannt, daß Cei, Giugnio und Mazzinghi bei dem Sturm auf das Kloſter von der Hand des jungen Tedescho, des Herrn jenes verfluchten Dickbauchs, gefallen ſind.“

„Wir haben davon gehört, aber, im Vertrauen geſagt, es war um Manchen, der an jenem Tage fiel, eben nicht Schade, und hat der Signore Tedescho uns drei Freunde erſchlagen, ſo hat er uns zugleich auch von drei Geſellen befreit, die uns früher oder ſpäter, ſo oder ſo, leichtlich hätten zur Laſt fallen können.“

„Corpo del diavolo, Ihr habt ein recht ſtaatsmänniſches Gedächtniß.“

„Bah, wir haben jetzt keine Zeit, die Todten zu beflennen, ein Lebender nimmt unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

„Ich verſtehe, alſo lebt er noch?“

„Ja, trotzdem, daß er heute durch Luft, Waſſer und Feuer gegangen.“

„Aha,“ ſagte Ceccone und rieb ſich mit boshaftem Grinſen die Hände, „durch Luft, Waſſer und Feuer iſt er gegangen? Das mag ihm nicht ſehr wohlgethan haben.“

„Wir boten Allem auf, um ihn geſtehen zu machen, was wir von ihm geſtanden haben wollten. Aber umſonſt. Er beſtand alle drei Foltergrade mit einer Ausdauer, die ich ſeinem zartgebauten Körper nicht zugetraut hätte.“

„Benone, benone, alle drei Foltergrade? Ei, das muß luſtig anzuſehen geweſen ſein? Und er blieb alſo ſtandhaft? Ihr konntet ihn nicht zum Lügen bringen.“

„Nein, er beharrte bei dem, was er in den Verhören geſprochen, und war die Qual aufs Höchſte geſtiegen, begnügte er ſich auszurufen: „O Herr, meine Kraft weicht, nimm' meine Seele zu dir!“ oder etwas Aehnliches. Auch betete er für uns, während wir das Feuer in Anwendung bringen ließen.“

„Er betete für euch? Bauch des Pabſtes, er iſt ein Narr! Und was wollt ihr jetzt beginnen?“

„Ja ſeht, eben deßhalb bat ich Euch hieher, Maeſtro; von Eurer Klugheit erwarte ich Rath. Wir wiſſen nicht, was anzufangen. Weg muß er, das iſt ausgemacht. Aber er muß, um des Volkes willen, ſcheinbar mit Recht verurtheilt werden, und wie dieß bewerkſtelligen? Er geſteht nicht, was wir brauchen, um ihn mit Recht — verſteht Ihr? — verurtheilen zu können, die Folter hilft nicht, die Genugthuung, die ihre Anwendung uns verſchaffte, hat auch ſchon den Reiz der Neuheit verloren und ſo —“

„Iſt euer Witz zu Ende, ihr Herren Inquiſitoren. Nun, wenn Ihr kein ſo kurzes Gedächtniß für geleiſtete Dienſte hättet, Meſſer Manetti, wüßte ich wohl ein Mittelchen, das der Inquiſition Gelegenheit gäbe, den guten Profeta mit vollſtem Recht — verſteht Ihr? — zu verurtheilen.“

„O Dank, tauſend Dank! Sprecht, und Ihr ſollt uns erkenntlich finden.“

„Ja, wenn ich es recht bedenke,“ ſagte Ceccone zögernd, „iſts in der That keine Kleinigkeit, beſonders rückſichtlich der Intereſſen Eurer Partei, Meſſer; ja, keine Kleinigkeit iſts, den ſehr heiligen Fra aus der Welt ſchaffen zu helfen. Was meint Ihr?“

„Ich meine, daß eine ſolche Dienſtleiſtung Etwas werth iſt.“

„Gut, um es kurz abzumachen: wollt ihr mir vierhundert Scudi für mein Mittelchen geben?“

„Wenn es ſich als probat erweiſt, ja.“

„Wollt Ihr mir Unterſchrift und Siegel darauf geben?“

„Von Herzen gerne.“

„Già, già! Sagt mir, wann wollt ihr den Prozeß fortführen.“

„Unmittelbar nach dem Oſterfeſt. Wir dürfen nicht zögern, die Volksmeinung könnte wieder umſchlagen.“

„Leicht möglich, doch iſt für die allernächſte Zeit wenig zu beſorgen; dafür bürgt die Dummheit der Menge.“

„Deſto beſſer müſſen wir dieſe Zeit benützen.“

„Allerdings. Laßt mir zu wiſſen thun, wann ihr den Fra wieder ins Verhör nehmt, und ſtellt mir ein Tiſchchen mit Schreibmaterial in einen Winkel des Gerichtszimmers, doch ſo, daß mich Niemand wahrnehmen kann. Das wird ſich ſchon machen laſſen?“

„O freilich.“

„Gut; iſt dann das Verhör geſchloſſen, ſo heißt den Gerichtsſchreiber gehen und bringt das von ihm verfaßte Protokoll an mein Tiſchchen.“

„Und was dann?“

„Das werdet Ihr ſchon ſehen. Thut nur, wie ich Euch geſagt und Eure Collegen ſollen den Fra mit Recht verdammen können — zum Scheiterhaufen; oder nicht? Er iſt ja ein Ketzer und Gottesläſterer, ha, ha! Ich werde ihn braten ſehen, und das wird ſehr ſchön ſein. Doch kommt, Meſſer Manetti, ich möchte Eurem Gedächtniß nicht zuviel zumuthen und bitte daher, mir in Gnaden die bewußte Verſchreibung auszufertigen.“

VII.

Tiefer ſchmerzt, als das Geroll
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben ſoll,
Wie ſich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geiſt, der bald den Riß
Enden wird durch dieſe Hülle,
Lebt in Andern einſt gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle.
Lenau.

Und die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.
Derſelbe.

Die Marterwoche war vorüber und das Oſterfeſt ihr gefolgt, ohne daß mit der Feier der Auferſtehung des Herrn die eingeſargte Gerechtigkeit in Florenz wieder erſtanden wäre. Die Schlange, deren

Kopf in Rom und an deren Schweif ſich die florentiniſche Ariſtokratenpartei anklammerte, hielt die unglückliche Republik umſtrickt und wies Jedem, der etwa Einſpruch thun wollte gegen ihr Ziſchen, die todbringenden, giftträufelnden Zähne.

Das Verderben Savonarola's ſtand feſt.

Man hatte ſeinen Prozeß unmittelbar nach den Oſterfeiertagen fortgeführt und das Mittelchen, welches Ceccone angeboten, wirklich probat gefunden. Der Elende hatte die Protokolle zu verfälſchen oder vielmehr die echten mit einem falſchen, von ihm geſchmiedeten zu vertauſchen gewußt. Während der Verhöre, auf Veranſtaltung der Inquiſitoren, ungeſehen in einem Winkel des Gerichtszimmers ſitzend, verfertigte er ſein ſchändliches Machwerk, während der Schreiber des Gerichtes die wirklichen Antworten des Angeklagten aufſchrieb. Als die Sitzung zu Ende, tauſchte Manetti gegen die echten Akten heimlich dieſe Ceccone'ſchen ein, in welchen, ſchlau vermiſcht mit ſolchen Antworten, die Savonarola wirklich gegeben, ein unerhörtes Gewebe von Schändlichkeiten entfaltet war, und zwar in Form von Eingeſtändniſſen des Verhörten. Auf dieſe Fälſchung bauend, trieben die Inquiſitoren ihr Spiel weiter. Am 19. April beriefen ſie eine Verſammlung von Bürgern, natürlich von ſolchen, von denen kein Widerſpruch zu befürchten war, in den Palazzo, nebſt den Vicarien des Erzbiſchofs von Florenz und des Biſchofs von Fieſole. Auch ſechs Brüder von San Marco wurden berufen, damit ſie hören möchten, welcher Verbrechen und Laſter ihr geiſtlicher Vater ſich ſchuldig bekannt. Vor dieſer Verſammlung verlas man die falſchen Akten, führte dann den Angeklagten vor, welcher noch ſo ſehr unter den Nachwirkungen der Folter litt, daß er ſich kaum auf den Füßen halten konnte, und ſtellte die Frage an ihn, ob er auf den Ausſagen beſtünde, die er zu Protokoll gegeben.

„Was ich geredet, habe ich geredet,“ lautete die Antwort des Leidenden, der auf weitere argliſtige Fragen Nichts mehr erwiderte, worauf die Anweſenden die falſchen Akten unterſchrieben. Savonarola verhielt ſich ruhig; nur zuweilen ſchüttelte er langſam das edle Haupt und richtete einen ſtummberedten Blick gen Himmel. Er wußte, daß auf Erden für ihn keine Hoffnung mehr. Am Schluſſe der

Verhandlung, deren ſchändliche Pfiffigkeit ſo ganz geeignet war, das fälſcheſte Licht auf den gefallenen Propheten zu werfen, denn dieſer hatte ja beſtätigt, daß das Protokoll wahr, wandte er ſich, bevor er wieder in ſeinen Kerker zurückgeſchleppt wurde, noch an die anweſenden Brüder von San Marco mit den Worten: „Wie ich unter euch gelebt, wiſſet ihr ja, und darum darf ich euch wohl bitten, zum Herrn zu flehen, daß er mich ſtärke in meinen Leiden. Wollet euch auch durch mein Mißgeſchick nicht irre machen laſſen, fernerhin die Wege des Heiles zu wandeln und fortzuleben und fortzuwirken in dem Geiſte Gottes!“

Einige Wochen ruhte hierauf die Prozedur, denn die Männer der Gewalt hatten alle Hände voll zu thun, ihr Regiment durch die herannahenden Erneuerungswahlen der Magiſtrate zu befeſtigen. Sie wußten recht gut, daß der Maſſe der Kern der Dinge meiſt gleichgültig iſt, ſo man ihr nur die Schale zum Spielen läßt. Deßhalb ließen ſie die demokratiſchen Staatsformen noch beſtehen, nachdem ſie den Kern längſt herausgebrochen. Sie ſteuerten unabläſſig, aber vorſichtig auf ihr Endziel, Zurückführung der mediceiſchen Tyrannei los, und nachdem ſie die Demokratie in Anarchie aufgelöst, wußten ſie die aus ſelber hervorgegangene Oligarchie durch mancherlei Praktiken, durch Liſt und Schrecken von ihrer Seite, durch die Hauptloſigkeit und gänzliche Entmuthigung der Demokraten, aufrecht zu erhalten. Die zu Ende des Monats April vorgenommenen Wahlen fielen daher um ſo mehr zu ihren Gunſten aus, da ſie über zweihundert Bürger als Piagnoni, d. h. als des Einverſtändniſſes mit den vorgeblichen ſtaatsverrätheriſchen Planen Savonarola's verdächtig, von den Abſtimmungen fernzuhalten wußten. So triumphirte das ariſtokratiſche Element völlig und an die Spitze der neuen Signoria trat Vieri de' Medici als Gonfaloniere.

Dieſe neue Signoria gab ſich den Anſchein, Savonarola's Prozeß zu revidiren. Es war aber bloß ein weiteres Gaukelſpiel, bei welchem die falſchen Akten wieder die Hauptrolle ſpielten. Man lud Jedermänniglich in den Salone des Palazzo vecchio ein, wer immer das Schuldbekenntniß des Priors von San Marco hören wollte. Die Menge ſtrömte hin und in Abweſenheit des Angeklagten las der Verfertiger des falſchen Protokolls ſelbſt dasſelbe der leichtzubethörenden Maſſe vor. Freilich gab ſich aus der Mitte derſelben ein Befremden kund, warum denn der Angeklagte nicht gegenwärtig ſei, um ſeine Geſtändniſſe perſönlich zu beſtätigen, aber Francesco Ceccone war ein zu gewitzter Schurke, um nicht zu wiſſen, daß der große Haufen um ſo bereitwilliger glaubt, je unverſchämter und plumper man ihn belügt, und ſo log denn der Fälſcher friſchweg, Savonarola habe feigerweiſe erklärt, er werde ſich nicht öffentlich zu dem Eingeſtandenen bekennen, aus Furcht, von dem durch ihn genasführten Volke in Stücke zerriſſen zu werden.

Nachdem auf dieſe Weiſe die große Mehrheit der Bevölkerung der Stadt theils gegen den gefallenen Streiter der Freiheit und Wahrheit erbittert, theils wenigſtens gleichgültig gemacht worden, verhandelte man in der Signoria das Begehren des Pabſtes, Savonarola in ſeine Hände auszuliefern. Dieß wurde abgelehnt, vornehmlich auf degli Alberti's Antrag, welcher geltend machte, Savonarola müſſe ſchlechterdings in Florenz ſterben um der niederſchlagenden Wirkung willen, welche ſeine Hinrichtung auf die Ueberbleibſel der demokratiſchen Partei hervorbringen werde. Dieß leuchtete ein.

Man hatte indeſſen dem Pabſt die falſchen Prozeßakten überſchickt, und auf dieſe hin verdammte er Savonarola als Ketzer, Schismatiker und Befeinder der Kirche, nach kirchlichem Gebrauch, **vivae vocis oraculo**. Mit der Execution dieſer Verdammung beauftragte er ſodann den Dominicanergeneral Turriano und den Rechtsgelehrten Romolino. Als dieſe Beide in Florenz angekommen waren, ſammelte ſich ein Haufe von Wüſtlingen um ſie, mit lauter Stimme Savonarola's Tod begehrend, worauf Romolino ſagte: „Seid ruhig, Freunde! Er ſoll ſterben. Wir werden einen prächtigen Scheiterhaufen aufrichten, denn ich habe das Urtheil des Pabſtes ſchon bei mir. Er ſoll ſterben und wäre er Johannes der Täufer!“

Die päbſtlichen Commiſſarien veranſtalteten nun eilends eine nochmalige Wiederholung der Prozedur, in welcher jetzt auch Savonarola's Mitbrüder Dominico da Pescia und Silveſtro Maruffi, die man bisher ziemlich unbeachtet in ihrem Kerker hatte liegen laſſen, verflochten wurden. Die öffentliche

Meinung erwartete zuverſichtlich die Freiſprechung dieſer Beiden, allein der Blutdurſt der Inquiſitoren war anderer Anſicht. An Fra Dominico und Fra Silveſtro — drückt ſich ein italiſcher Berichterſtatter dieſer betrübenden Ereigniſſe aus — vermochten ſie Nichts zu finden, aber an einem Mönch mehr oder minder war wenig gelegen, und ſie mochten nur alle Drei ins Feuer gehen.

In dieſer Art richteten Rom und ſeine Verbündeten.

In der Signoria fand die Verurtheilung der drei Brüder zum Scheiterhaufen natürlich raſche Beiſtimmung. Nur ein Mann erhob ſich gegen den ſchamloſen Triumph der Ungerechtigkeit, Agnolo Niccolini, welcher freimüthig die Anſicht ausſprach, daß es eben ſo grauſam als unklug, ein ſo helles Kirchenlicht, wie Girolamo Savonarola auszulöſchen, und es wäre erſprießlicher, ihn irgendwo in ſicheren Verwahrſam zu bringen und ihn mit gelehrten Hülfsmitteln zu verſehen, damit er noch ferner zur Ehre Gottes und der Kirche und zum Ruhme Italiens thätig ſein könnte. Hiegegen proteſtirte degli Alberti heftig, indem er ausführte, eine neue Signoria könnte leicht bewomit deinem Geiſte, damit ich im Gehorſam verharren und mein Leben für dich dahingeben möge!“ ſeine fromme Arbeit beſchließt, die mit Fug und Recht als ſein Teſtament angeſehen werden darf.

Nun erhebt er ſich mühſam, um ſinnend den kärglichen Raum zu durchwandeln. Das glimmende Lämpchen läßt die Verwüſtungen bemerken, welche die wiederholte Folterpein auf den zart gebauten Körper des Martyrers geübt. Seine Geſtalt iſt gebeugt, ſeine Kniee zittern, ein krampfhaftes Leben umzuckt von Zeit zu Zeit ſeine Lippen, die Gedankenfurche auf ſeiner Stirne hat ſich erweitert und vertieft, ſeine Augen ſind weit in ihre Höhlen zurückgetreten. Sein Geſicht iſt todblaß, ſeine Armgelenke und Hände tragen furchtbare Wundmale. Hier hatten die Stricke eingeſchnitten, hier hatte das Feuer ſich eingebrannt. Er vermochte ſich nicht lange auf den ebenſo zugerichteten Füßen zu erhalten und fiel mit einem Seufzer auf die an der einen Wand des Kerkers ſich hinziehende Erhöhung, welche die Stelle des Lagers vertrat. Er ſtützte die Arme auf die Kniee und das Haupt auf die Hände. So verharrte er lange und die Thränen, welche zwiſchen ſeinen wunden Fingern hervorſchlichen, deuteten an, daß er von weichen, traurigen Gefühlen beſtürmt ſei. Die Erinnerung an ſeine Jugend, an Heimat und Eltern, an die früh verklärte Geliebte zog klagend durch ſeine Seele und er durchlebte in wenigen Minuten noch einmal all die herben Täuſchungen, die bittern Schmerzen, welche ſein Antheil an den Herrlichkeiten der Erde geweſen waren.

„Und jetzt ſterben?“ flüſterte er vor ſich hin, „ſterben, einen ſchmach- und qualvollen Tod ſterben, weil ich das eigene Glück ſtets geringgeachtet und hingeopfert, um das meiner Brüder zu pflanzen? Doch ſei es: die Zeit vergeht und fordert ihren Tribut und leidend leben und dann ſterben iſt ja Menſchenloos. Ruhig, mein Herz, ſchon tauſende ſind vor dir in Pein gebrochen und tauſende werden nach dir noch in Qualen brechen um der Gerechtigkeit willen, deren himmliſches Leuchten das blöde Auge der Menge noch nicht zu ertragen vermag. Und wird es daſſelbe je ertragen lernen? Wird eine Zeit kommen, welche der Schlange der Lüge und Unfreiheit den Kopf zertritt und mit der Fackel der Wahrheit alle Finſterniſſe ſiegreich durchhellt? Ja, ſie wird kommen, dieſe Zeit! Daran zweifeln, hieße an der ewigen Wirkſamkeit des Geiſtes Gottes zweifeln, deſſen Leib die Menſchheit. Ja ein Tag des Heils wird anbrechen! O, daß ich die Morgenröthe dieſes Tages nicht ſehen ſollte, daß ich dahingehen muß, zu Boden gedrückt von dem ſchrecklichen Gedanken, meine Ausſaat ſei vom Unkraut überwuchert, das Werk meines Eifers von den Widerſachern zu nichte gemacht worden! Aber wie, iſt es nicht frevelhaft, zu wähnen, irgend ein Samenkorn gehe verloren, das im Namen des Geiſtes ausgeſtreut worden? Iſt eine Wahrheit ſterblich und das Recht vernichtbar? Nein, o nein! Darum ſei getroſt, mein Herz, und freudig! Wofür du gepocht und gerungen und gelitten, wofür du in römiſchen Flammen zu Aſche werden mußt, das wird leben, kämpfen und ſiegen! Ja, mögen ſie meinen Leib zerſtören, ich weiß, ich darf es ſagen, der Geiſt, der in mir waltete und eiferte, der aus mir ſprach und Alles, was ich dachte und that, lenkte, der Geiſt der Freiheit und Liebe und Gerechtigkeit wird unzerſtörbar walten durch die Jahrhunderte hinab!“

Er war aufgeſtanden und ſprach die letzten Worte laut aus, ſo laut, als es die Nachwehen des zweiten Foltergrades in ſeinem Halſe geſtatteten. Dabei glänzte ſeine Stirne und ſchimmerten ſeine Augen und lächelte ſein Mund himmliſch heiter.

Und als hierauf ſeine Seele von ihrem begeiſterten Aufſchwung wieder zur Erde zurückkehrte, in den Kerker und zu Allem, was damit zuſammenhing, ſchien ſie für düſtere Eindrücke unzugänglich geworden zu ſein, denn das Lächeln blieb auf ſeinem Munde und mit dem Ausdruck inniger Genugthuung ſprach er zu ſich:

„Eine große Erdenfreude ſteht doch wie ein gnadenreicher Schlußſtein am Ausgang meines irdiſchen Lebens. Der treffliche Jüngling iſt nicht in meinen Untergang verflochten und die letzte Ausübung meines Prieſteramtes wird die Trauung der lieben Kinder ſein. Allen Segen des Himmels und der Erde über ſie und über Alle, die um meiner und meiner Sache willen gelitten und geſtritten und — geſtorben und ſterben werden!“ wollte er hinzuſetzen, aber die Worte erſtarben ihm im Munde.

Denn es fiel die Erinnerung an das Blutvergießen in San Marco und die Vorſtellung, daß morgen zwei ſchuldloſe, ſo ganz ſchuldloſe Menſchen mit ihm und für ihn in den Tod gehen ſollten, ihm ſchwer auf das Herz und eine große Entmuthigung und Trauer bewältigte ihn wieder. Andere um ſeiner willen leiden zu wiſſen, das iſt der bitterſte Stachel, der ein hochſinnig Gemüth durchbohren kann.

Vergebens rang er im Gebete, dieſen Schmerz niederzukämpfen. Er wich nicht von ihm, bis ihn endlich mitleidsvoller Schlummer der Umſtrickung desſelben entriß.

Da kam ein tröſtlich Geſicht über ihn.

Ihm war, als fühle er ſich aus den Flammen des Scheiterhaufens auf roſigem, kühlendem Gewölk emporgetragen und höre um ſich himmliſche Chöre erklingen, von goldenen Harfenlauten begleitet. Und ihm zur Seite befanden ſich ſeine Mitmärtyrer, Dominico und Silveſtro. Und eine ins Unermeßliche ſich hinſtreckende Halle that ſich vor ihm auf, an deren kryſtallenen Wänden rieſenhafte Wunderblumen emporrankten und von deren Gewölbe Sternbilder herniederſchauten, groß und klar wie Sonnen. Und aus dem Glanz und Duft, der ihm entgegenwallte, traten drei Männer mit leuchtendem Antlitz, in weißen, ſtrahlenwerfenden Gewändern, mit Palmzweigen bekränzt, und kamen auf ihn zu und küßten ihn und ſeine Begleiter nach der Reihe und ſprachen: „Willkommen im Frieden Gottes, ihr Getreuen!“ Und ihm ward zu Muthe, als berührte ein Stral der Allwiſſenheit des Geiſtes ſeine Seele, und er erkannte die ihn Begrüßenden: Arnold von Brescia, Abeillard und Johannes Huß, und fühlte, daß er Ihresgleichen und konnte nur ſagen: Meine Brüder, o meine Brüder! „Sie ſind es und ihr Geiſt iſt der deinige!“ hörte er eine Stimme voll unſäglicher Melodie hinter ſich ſprechen, und als er ſich umwandte, da ſah er vor ſich den Heiland der Welt mit dem ſonnenhaften Antlitz und dem himmeltiefen Auge, welches leuchtete wie ein Meer von Liebe. Aber die Dornenkrone ſah er nicht auf dem Haupt des Erlöſers, ſondern einen Kranz von Lorbeern und Roſen und ein blitzend Schwert hielt er in der Hand. Und als er anbetend niederſank vor dem Göttlichen, erhob ihn dieſer mit der Linken und zeigte mit dem Schwert in der Rechten hinabwärts, wo die Erde im Univerſum kreiste. Und es war, als rolle der rieſige Ball heran und entfalte ſeine Länder vor den Blicken des Staunenden. „Siehe!“ ſprach der Heiland zu ihm,

„ſiehe, die nach dir kommen werden!“ Und er ſah einen langen Zug von Männern, deren Stirnen alle den Stempel des Geiſtes trugen, ſah ſie kämpfen, dulden, untergehen und untergehend ſiegen, und hörte Namen klingen ihm fremd und doch ſo bekannt: Martin Luther, Huldreich Zwingli, Ulrich Hutten, Thomas Münzer, Nikolaus Kopernikus, Giordano Bruno, Thomas Campanella, Galilei, Keppler, Lucilio Vanini, Jakob Böhme, Baruch Spinoza, Algernon Sidney, Paolo Sarpi und andere Viele, Viele, bis herab auf Jean Jacques Rouſſeau, Saint-Simon und La Mennais. Dieſe Namen umtönten ihn, wie lobpreiſend von unzähligem Volk gerufen und einhergetragen auf den Fittigen des Wohllauts. Und fort und fort kreiste unter ihm die Erde und führte an ſeinen ſtaunenden Blicken, in den Raum weniger Sekunden gebannt, die Geſchichte kommender Jahrhunderte vorüber. Und er ſah Schaffote und Scheiterhaufen, Kerker, Hunger, Seuchen, Mord und Krieg, Jammer und Elend aller Art, ſah Throne geſtürzt und wieder aus ihren Trümmern mühſam zuſammengeflickt, ſah erobernde Welttyrannen kometengleich im Schlachtendampf über die Erde hinhaſten und fallen und ſterben, verlaſſen, verflucht. Oft war ihm, als woge ein Meer von Blut und Thränen gegen ihn heran und als gelle das Wehgeheul der gepeinigten Menſchheit in ſeine Ohren und als lagere ſich grauer, dem Abgrund der Hölle entſteigender Nebel wie ein ungeheures Leichentuch auf den Planeten, aber dann tönte es wieder harmoniſch und mild wie Frühlingsſäuſeln unter dieſer Trauerdecke hervor, als wäre da und dort Licht und Heil aufgegangen, und zuletzt zerriß der Schleier ob dem Erdball und dieſer ſchaute herauf, grünend und blühend, prangend im Widerſchein aller Herrlichkeit des Himmels. Und er ſah die Millionen drunten anbetend und jubelnd in brüderlicher Geſellung auf den Knieen liegen und hörte ſie einen jauchzenden Siegesgeſang anſtimmen und vernahm die Worte: Der Geiſt hat die Materie verſöhnt und verklärt! Die große Erlöſung, Befreiung und Heiligung iſt gekommen! „Ja, es wird kommen, das große Jubiläum der Menſchheit!“ ſprach ihm zur Seite der Menſchenſohn; „du aber, getreuer Arbeiter am Werke der Erlöſung, Befreiung und Heiligung, du empfange den Kranz, der dir gebührt!“ Und als der Heiland ſo redete, ſah er drei lichtſchimmernde Frauengeſtalten auf ſich zu ſchweben. Und ihm ward bewußt, daß die zur Linken Heloiſe ſei und die zur Rechten die heilige Brigitta, aber ob dem Anſchauen der in ihrer Mitte Kommenden durchrann ihn ein Strom unnennbaren Entzückens. Denn dieſe Geſtalt trug die Züge der Geliebten ſeiner Jünglingszeit, Iſidora's, ſtralend in ewiger Jugend und Holdſeligkeit. Und ihre Seele war in ihren Augen als engelhafter Liebesblick und lächelte wie ſelige Erfüllung auf ihren roſigen Lippen. Und in der Hand hielt ſie die Märtyrerkrone und wand ſie ihm um das Haupt und hauchte ihren Gruß auf ſeine Stirne Dann faßte ſie ſeine Hand und von ihr geleitet ſchritt er hinein in die Halle der Seligkeit und Unſterblichkeit, und in wonnevollen Akkorden ſchwoll durch dieſelbe hin der triumphirende Hymnus: Ehre ſei Gott und Freiheit und Friede den Menſchen!

VIII.

O trübe Hochzeit ohne Luſt und Glanz!
Lenau.

Rechtshin auf dem Wege von San Marco nach der Porta San Gallo, in dem etwas öden, von dem ſchmutzigen Hütten- und Menſchengewimmel der Vorſtadt San Gallo abgelegenen Quartier zwiſchen La Botanica und dem Giardino Gherardesca ſtand damals, von einem kleinen Garten eingefaßt, das Häuschen Vacca's, des Facchino, welches ſich von den ſonſtigen Proletarierbehauſungen der Vorſtadt durch eine bei aller Aermlichkeit der Einrichtung wohlthuende Reinlichkeit und Ordnung, mehr aber noch durch den Umſtand unterſchied, daß es zwei Gemächer enthielt.

Wir durchſchreiten das eine, gleichſam das Vorgemach, das zugleich als Küche dient, und wo wir die Gattin des Hausbeſitzers, Beppa, in grobem, aber ſauberem Linnenkleid, mit der Spindel beſchäftigt ſehen, und treten durch die angelehnte Thüre in das zweite, ein lauſchiges, heimliches Hinterſtübchen, deſſen mit in Oel getränkten Papierſcheiben verſehenes Fenſter in das grüne Gärtchen hinausſieht. Ein wohlgeordnetes Bette in einer Ecke, welches nach der ſchönen altflorentiniſchen Sitte mit Blumen überſtreut iſt und über deſſen Kopfende Heiligenbilder, geweihte Palmzweige und eine mit Flittergold verzierte Oſterkerze herabhängen, ein Geſtell an der Wand gegenüber, welches mit wohlgeſcheuerten thönernen und zinnernen Küchengeräthſchaften beſetzt iſt, ferner ein Tiſch und einige plumpe Stühle bilden die Ausrüſtung des kleinen Zimmers.

Hieher hatte Heinrich am Morgen vor der Kataſtrophe von San Marco ſeine Braut und ihre Pflegerin Nina geborgen und hieher hatte ihn, den Verwundeten und Bewußtloſen, der dankbare Proletarier auf ſeinen Schultern getragen, als er damals an der Kirchthüre zuſammengeſunken und in die Aſchenglut des niedergebrannten Feuers geſtürzt war. Michel Angelo und der ehrliche Phlips hatten, obgleich ſelbſt verwundet, den Rückzug des Laſtträgers gedeckt und in der Verborgenheit ſeiner abgelegenen Behauſung war Heinrich während der unſeligen Wirren und Stürme, die inzwiſchen die Stadt erfüllten, von ſeinen Wunden, die mehr in ſchweren Quetſchungen und Brandbeulen, als ſonſtigen Verletzungen beſtanden, geneſen. Anfangs war ſein Zuſtand freilich ein bedenklicher geweſen, aber die Hand der Liebe pflegte ihn ja, und die iſt zauberkräftig. Dem muß die Lebenskraft ſchon völlig auf die Neige gekommen ſein, der nicht geſundet, wenn ein geliebtes Weib, eine holdſelige Braut an ſeinem Krankenlager wacht und ihm Wünſche und Bedürfniſſe aus den Augen lieſt und mit weicher, zitternder Hand den Schweiß von ſeiner Stirne wiſcht und die Kiſſen zurecht legt und ihn anlächelt voll unbeſchreiblichen Erbarmens.

Ueber Heinrichs Krankenbett ſtrömte Flora den ganzen Schatz aufopfernder Zärtlichkeit und edelſter

Weiblichkeit aus, den ihr naturwahres, kindliches, durch Mißgeſchick und Schmerzen geläutertes und durch die Liebe großgezogenes Herz in ſeinen ſtillen Tiefen verſchloß. O, nirgends tritt der Engel ſo ganz und ſchön aus dem Weibe hervor, als wenn es ſanftgeſchäftig um Leidende waltet, und vollends um leidende Geliebte. Nieraſtende Sorge, inſtinktmäßiges Errathen des Zweckmäßigen, Mitgefühl, ja Mitleiden der zu lindernden Qualen ſogar, tröſtende Worte und beruhigende Blicke vereinigen ſich hier zu einer dem Wunder naheſtehenden Wirkung. Heinrich hatte das erfahren. Und kaum minder der ehrliche Phlips, der zwar Anfangs die Hülfeleiſtungen der guten Nina barſch zurückgewieſen mit den Worten, „**Sangue di San Gennaro**, Unkraut verdirbt nicht! Helft der Signorina meinen Herrn pflegen, Madonna, das iſt nöthiger und verdienſtlicher, als mich alten Hampelmann zu bepflaſtern —“ am Ende aber doch die Salben und Bandagen ſeiner Freundin ſich hatte gefallen laſſen und ſich wohl dabei befand.

Als Heinrich ſeiner geiſtigen Kräfte wieder vollkommen Meiſter geworden, waren die erſten Aeußerungen derſelben natürlich Dankbezeugungen, wie ſie ein geneſender Bräutigam der pflegenden Braut darzubringen pflegt. Dann aber hatte ſich ſeine Theilnahme, ſeine Sorge um Savonarola in unruhige Fragen ergoſſen und die Aufſchlüſſe, welche er von ſeinen Freunden erhielt, hätten ihn faſt wieder in das Wundfieber zurückgeworfen. Lange war es ihm unfaßlich, daß das Werk Savonarola's ſo plötzlich, ſo ſchnell, ſo ganz zunichte gegangen und daß dem hochgemuthen Manne das grauſeſte Verhängniß bevorſtehe. Aber zuletzt mußte er an die gräßliche Wahrheit glauben, und nun hatte er, ſobald ſein Zuſtand es geſtattete, manche Nacht hindurch mit Buonarotti und Benivieni, die ſich im Dunkel nach dem abgelegenen Häuschen ſchlichen, ſowie mit dem redlichen Pacca und dem getreuen Phlips in vergeblicher Berathung hingebracht, ob denn Nichts, gar Nichts unternommen werden könnte, Savonarola zu retten. Hundert Plane waren entworfen und dann als eitel erkannt worden. Die demokratiſche Partei war völlig zerſprengt und ihre Mitglieder ſchleppten nur eine geduldete, halb vogelfreie Exiſtenz hin, der Pöbel hatte ſich ganz und gar den

Verlockungen und Machinationen der Ariſtokraten hingegeben, welche nebenbei das Schreckmitel der Kirchenſtrafen trefflich zu handhaben wußten. Ein Hoffnungsſtral, den gefallenen Propheten ſeinem drohenden Geſchick zu entreißen, war aufgegangen, als der von Savonarola an Buonarotti gewieſene und von dieſem zu Heinrich geführte jugendliche Kerkermeiſter Lamberto ſeine unerſchrockene Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, ſeinem Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Aber, wie die Freunde halb und halb befürchtet, hatte Savonarola ſanft, aber beſtimmt dieſen Ausweg als einen unwürdigen und ſchmachvollen zurückgewieſen. So hatten ſie in peinlicher Spannung und Unthätigkeit dem Verlauf des ſchnöden Prozeſſes zuſehen, hatten heute den auf Tod für den Propheten und ſeine Mitgefangenen lautenden Entſcheid des Pabſtes und der Signoria vernehmen müſſen, wobei zu ihrem Schmerz der bitterſte Groll ſich geſellte, denn Buonarotti und Benivieni hatten das ſchändliche Kunſtſtückchen, welches die Inquiſition der Bürgerſchaft durch Ceccone vormachen ließ, erfahren, weil Manche der Arrabiati es nicht einmal der Mühe werth hielten, dieſe Spiegelfechterei der Hölle zu verſchweigen, ſondern im Gegentheil in ihren Kreiſen laut davon ſprachen, als von einem trefflichen Auskunftsmittel. Wäre er nicht durch die innigſten und heiligſten Bande an Flora geknüpft und für ihr Glück und Heil verantwortlich geweſen, die begeiſterte Anhänglichkeit Heinrichs an ſeinen väterlichen Freund hätte ihn zu einem verzweifelten und eiteln Wagniß treiben müſſen. So aber durfte er die Einreden der beſonneren Freunde gelten laſſen, mußte Flora's bittenden Blicken gehorchen. War ſie doch ſelbſt eine ſtumme, rührende Bitte! Ja, er hatte ſogar mit widerwilligem Sinn ſich darein ergeben müſſen, ſich verborgen zu halten, denn der fleißig auf Kundſchaft ausgehende Pacca hatte die Nachricht gebracht, daß Francesco Ceccone überall und beſonders in den Umgebungen von San Marco und in der Vorſtadt San Gallo nach dem Signore Tedescho und ſeinem Diener umherſpionire, und da hatte Flora, ſchon vor dem Namen des Schurken ſchaudernd, flehend die Kniee ihres Verlobten umfaßt und ihn unter Thränen der höchſten Angſt beſchworen, um ihrer willen den Nachſpürungen des gewiß Schlimmſtes im Schilde führenden Menſchen auszuweichen. Als dieſe Szene vorfiel, ließ der gute Philips ſeine verwundete Schulter gerade zum letztenmal von den fleiſchigen Händen der mitleidigen Nina verbinden, und als er den Notarius nennen hörte, murmelte er vor ſich hin: „Scheol und Gehenna! warum hab' ich mit dem donnerſchlächtigen Hallunken damals auf der Tiberinſel nicht Matthäi am Letzten gemacht? Aber ſchon recht, ſchon recht, 's iſt noch nicht aller Tage Abend, ganz gewiß!“ „Was habt Ihr denn?“ fragte Nina, welche durch den Umgang mit ihrem Freunde Philippi — ſo der deutſchen Sprache noch nicht in gar hohem Grade mächtig geworden, „was habt Ihr denn? Thu' ich Euch weh?“ „Bah, keine Rede davon, Allerſchönſte, aber krieg' ich ihn, ſo ſoll mich Dieſer und Jener, wenn ich ihn nicht ein Miſerere ſingen laſſe, daß ihm Hören und Sehen vergeht, dem verkrummten Mädchendieb und Aktenfälſcher — Mord und Tod — ganz gewiß!“

Heute finden wir Nina in einer ganz andern, als wundärztlichen, Beſchäftigung begriffen. Sie ſteht hinter Flora, auf deren ſchönen, geſenkten Kopf der letzte Tagesſchein des zweiundzwanzigſten

Mai's gedämpft durch das Fenſter fällt, und befeſtigt in die üppigen, ſeidenweichen Haare, deren Fülle, nach Landesſitte geflochten und in einen dicken Knoten geſchlungen, am Hinterkopf durch eine ſilberne Nadel in Pfeilform feſtgeſteckt iſt, einen friſchen Myrthenzweig — den Brautkranz.

Denn vor wenigen Stunden hatte der gute Lamberto eine ſchriftliche Botſchaft von Savonarola aus dem Kerker gebracht, deren Inhalt gelautet:

„Des Herren Wille geſchehe! Er hat dieſen Leidenskelch mir vorgeſetzt und morgen werde ich ſelben bis auf den Grund leeren, meinem Gott vertrauend und mich tröſtend der Verheißungen, ſo er denen gegeben, die da Verfolgung leiden um ſeiner Gerechtigkeit willen. Murret und trauert und klaget nicht, denn die Wege des Höchſten ſind unerforſchlich. Ich gehe, im Frieden mit aller Welt, wohl wiſſend, daß, was des wirklich Guten ich gewollt und gethan, nicht verloren ſein wird. Für die Wahrheit ſterben, heißt die Wahrheit ſiegen machen. Darum tröſtet euch! Und nun, mein Sohn, gewähre mir die Freude, mit einem rechten Liebeswerk aus dem irdiſchen Leben zu ſcheiden. Ich habe dein Verlöbniß mit dem lieben Kinde, das du dir zur Lebensgefährtin erwählt, eingeſegnet, laſſet mich nun auch eure Hände zum unzerbrechlichen, in bewährter Liebe freudigen Bunde einigen. Mit Einbruch der Nacht wird euch Lamberto, der Freund, den mir Gott in die Finſterniß des Kerkers geſandt, abholen und heimlich zu mir geleiten, damit ich den prieſterlichen Segen über euch ſpreche. Und dann machet euch auf und ziehet heim über die Berge in das der Kinder harrende Elternhaus und freuet euch eures Glückes und traget mitſammen des Lebens Luſt und Leid in Gott!“

Michel Angelo und Girolamo Benivieni, welche zugegen waren, als dieſer Brief ankam, anerboten ſich ſogleich, bei der heiligen Handlung als Zeugen zu dienen. Heinrich, in deſſen Gemüth die ſeligſten Ahnungen mit dem herbſten Schmerze rangen, richtete auf Flora einen jener Blicke, in welche Liebende ſo Vieles, Alles zu legen und aus welchen ſie ſo Vieles, Alles herauszuleſen verſtehen. Sie ſenkte mit mädchenhaftem Zagen das Auge, dann aber reichte ſie ihm ſtumm, ohne aufzuſchauen, die Hand hin und barg ihr mit Purpur übergoſſenes Antlitz an ſeiner Bruſt.

So war denn das Nöthige ſchnell eingeleitet worden, und da Heinrich auf Michel Angelo's Wort: „Der Profeta hat Recht, ihr müßt ziehen; was auch noch hier thun, in dieſer unglücklichen Stadt, die in kurzer Friſt vollſtändiger Tyrannei anheimfallen muß?“ Nichts einwenden konnte und mochte, da ihm ja jetzt der italiſche Boden unter den Füßen brannte, ſo waren Pacca und Phlips beauftragt worden, in der Stille Alles auf den übermorgigen Tag für die Heimfahrt nach Deutſchland zu rüſten.

Während Nina die Braut ſchmückte, ſtanden die drei Freunde in düſterem Stillſchweigen beiſamen. Selbſt der redſelige Phlips, der an der Thüre lehnte, ſchien nicht aufgelegt, die Stille zu unterbrechen, welche eingetreten war, nachdem die letzte Stunde her mit liebevoller Pietät noch einmal Alles durchgeſprochen worden war, was auf Savonarola's Auftreten, Wirken und Sturz ſich bezog.

„Und dieſer Mann, dieſes Licht Italiens und der Welt, muß erſtickt werden von den Händen einer

Rotte von Buben und Verbrechern," hatte Heinrich ausgerufen. „O, es iſt eine ſchnöde Zeit, die unſere!"

„War es denn je anders?" warf Buonarotti ein, „wurden nicht allzeit die Edelſten zu Boden gedrückt, weil ſie ihr Haupt aus dem gemeinen Dunſtkreis der Erde ſternenan hoben?"

„Ja," ſagte Benivieni mit einem tiefen Seufzer, „wer immer in Wahrheit ein „Nachobenſchauender," als welchen die alten Griechen den Menſchen ſo ſchön bezeichneten, ſein will, muß gewärtig ſein, nach unten gezerrt, verläſtert, verfolgt, gemartert und —" er ſprach es nur leiſe, faſt weinend, „gemordet zu werden."

Das Gewicht dieſes Wortes machte ſie ſchweigen und troſtſuchend ſchaute Heinrich nach Flora hinüber. Sie fühlte ſeinen Blick und hob deßhalb das geſenkte Haupt und ſchlug erröthend die Augen gegen ihn auf, aus welchen ihm das innigſte Verſtändniß entgegenkam. Da, gerade, als die dienſtfertigen Hände Nina's mit der bräutlichen Bekränzung der ſchimmernden, jungfräulichen Stirne fertig und im Begriff war, den weißen Brautſchleier über die ſchwarze Lokkenpracht zu werfen, fuhr Flora mit einmal in die

Höhe, ſchrak heftig zuſammen, deutete mit einer Gebärde des Abſcheus und Entſetzens auf das Fenſter und floh aufſchreiend zu Heinrich.

Verwundert und beſorgt bemühte er ſich, ſie zu beruhigen und den Grund ihres Schreckens zu erfahren, und endlich brachte ſie in bebenden, abgebrochenen Lauten die Worte hervor: „Der Notar — draußen am Fenſter — Franceſco Ceccone!“

Alle wandten ſich gegen das Fenſter, konnten aber an demſelben Nichts wahrnehmen, als das Herandämmern des Abends. Michel Angelo und Benivieni eilten durch das Vorgemach ſchnell in das Gärtchen hinaus und ſpähten rings um das Häuschen her, bemerkten aber Niemand. Auch die von ihnen befragte Beppa hatte Nichts geſehen.

„Armes Kind,“ ſagte Heinrich zu Flora, die ſich wieder gefaßt hatte, „dir gingen trübe Gedanken durch den Kopf und geſtalteten ſich am Ende zu einer widerwärtigen Erſcheinung —“

„O nein, o nein, Heinrich, ich ſah das unheimliche Geſicht des böſen Menſchen gar zu deutlich hart vor dem Fenſter und bemerkte, was für ein häßliches Lachen um ſeinen Mund ſpielte, als meine

Blicke den ſeinigen begegneten. O ſieh' dich vor, bitte, bitte, er ſpinnt gewiß Unheil gegen dich!"

„Sei ruhig und fürchte dich nicht, was der Schurke auch ſpinnen mag, wir werden dem Bereich ſeiner Bosheit baldigſt fern ſein. Sammle dein Gemüth, denn ſieh, da kommt Lamberto, um uns dahin zu führen, wohin der prieſterliche Märtyrer und unſere Herzen uns rufen, oder darf ich," ſetzte er flüſternd bei, „nicht ſagen: unſere Herzen?"

„O," entgegnete ſie leiſe und erröthend, „du weißt wohl, Heinrich, daß ich dir folgen muß, wohin immer du gehſt."

Der junge Kerkermeiſter war inzwiſchen, von Vacca begleitet, wirklich eingetreten, und benachrichtigte die Anweſenden, daß jetzt die günſtigſte Stunde ſei, zu Savonarola zu gelangen, der ihrer harre. Pagolo Vitelli, der ſeit einigen Tagen in Perſon den Wachtdienſt in dem Palazzo beaufſichtigte, habe ſeinem edeln Gefangenen einen ehrerbietigen Beſuch abgeſtattet und ihm gern die Bitte gewährt, heute Abend, ſobald die Signori den Palazzo verlaſſen hätten, einigen Freunden Zutritt in den Kerker zu geſtatten. Er. Lamberto habe auch bereits die zu der bedeutungsvollen Ceremonie nöthigen kirchlichen Geräthe aus San Marco zu holen und in den Kerker zu bringen gewußt.

„So laßt uns denn gehen,“ ſagte Buonarotti, „das Dunkel iſt angebrochen und mit einiger Vorſicht können wir an dell' Annunziata und Santa Maria Nuova vorbei und über die Piazza di Santa Croce weg zu dem Palazzo gelangen, ohne Aufſehen zu erregen. Freund Pacca mag mit unſerm ehrlichen Bacchusverehrer vorangehen — aber wo iſt denn der?“ unterbrach er ſich und ſchaute nach Phlips umher. Man rief und ſuchte nach ihm, aber er war verſchwunden.

Flora war nicht die Einzige geweſen, welche das Geſicht Ceccone's am Fenſter erblickt hatte.

Indeſſen durfte man nicht lange zögern und zögerte um ſo weniger, als man ſich Phlips Abweſenheit leicht durch die Annahme erklären konnte, derſelbe ſei gegangen, um nach den Pferden zu ſehen, welche, zur Reiſe gerüſtet, in der Stallung eines Kärrners, eines Schwagers von Pacca, an der Stadtmauer unweit der Porta San Gallo untergebracht waren. Die kleine Geſellſchaft brach demnach auf, Pacca ging mit Lamberto voran, dann folgte Flora, auf den Arm ihres Bräutigams geſtützt, und Buonarotti und Benivieni beſchloſſen den Zug, welcher ſich auf dem von dem Erſteren bezeichneten Wege oder beſſer Umwege behutſam nach dem Palazzo vecchio bewegte. Als ſie, bei Santa Croce angelangt, ihre bisherige ſüdliche Richtung mit der weſtlichen vertauſchen wollten, ſtieß plötzlich Phlips zu ihnen, der allem Anſchein nach vom Arno, vom Ponte Rubaconte heraufkam und wie außer Athem ſchnaufte und pruhſtete. Als ihm Buonarotti ſeine Verwunderung ausdrückte, ihn hier zu treffen, ſagte er ganz gegen ſeine Redegewohnheit kurzweg, er ſei vorausgegangen, um zu ſehen, ob Alles ſicher. Weiter war Nichts aus ihm herauszubringen und er ging mit Pacca und Lamberto raſch voran. —

Wenige Minuten darauf bietet uns der Kerker, in welchem wir Savonarola verlaſſen haben, folgendes Bild.

In der Mitte der unterirdiſchen Zelle ſteht der Tiſch, worüber ein Altartuch gedeckt iſt und von welchem aus zwei brennende Kerzen das Kerkerdunkel erhellen. Auf dem Altartuch bemerkt man Crucifix und Miſſale, zur Seite befindet ſich der Weihwaſſerkeſſel. Vor dieſem Altar ſteht Savonarola in Chorhemd und Stola und vor ihm knieen Heinrich und Flora. Beide haben die Blicke geſenkt und die Hände gefaltet. Das zeitweilige Erzittern des Myrthenzweigs über Flora's Stirne verräth, wie tief ſie von dem Ernſt und der Heiligkeit des feierlichen Augenblicks ergriffen ſein muß. Der Brautſchleier iſt von ihrem Haupt verſchwunden, denn kaum in das Gefängniß getreten, hatte ſie, von einer Regung echteſter Weiblichkeit erfaßt, denſelben herabgenommen und zerriſſen, um ihn, mit ihren Thränen benetzt, um die mit Brandwunden bedeckten Handgelenke Savonarola's zu ſchlingen. Hinter dem Brautpaar ſtehen Buonarotti und Benivieni und noch mehr im Hintergrund der zur Kapelle umgewandelten Kerkergruft werden Lamberto, Pacca und Phlips ſichtbar.

Die tiefſte Stille herrſcht. Die Wogen der Herzerſchütterung, welche das traurige Wiederſehn aufgeſtürmt hatte, waren verzittert, oder flnteten auch die Gemüther noch, ſo war der Sturm doch nach innen gedrängt und ſänftigte ſich allmälig, beſchworen von der erhabenen, ſicheren Gelaſſenheit und Milde, von der himmliſchen Heiterkeit, die auf Savonarola's Antlitz thronte, aus ſeinem Auge ſprach und aus allen ſeinen Worten hauchte.

Er hatte nicht Vielerlei, aber Viel zu ſeinen Freunden geſprochen und, bevor er zu der heiligen Handlung ſchritt, dem Bräutigam, deſſen großmüthige Triebe ihm Beſorgniſſe einflößen mochten, das Verſprechen abgenommen, wo möglich morgen ſeine Braut aus Florenz wegzuführen und, ſo dieß etwa nicht anginge, ſich wenigſtens von Allem fern zu halten, was der morgige Tag bringen würde. Dann war er vor dem Altar niedergekniet, der durch den Prieſter zu einem ſolchen ward, nicht umgekehrt, wie es gewöhnlich der Fall, und hatte zu Gott gefleht für das Heil des Paares, welches er in ſeinem Namen für immer vereinigen wollte. Jetzt redete er Worte voll Bedeutung und Begeiſterung über das Weſen der Liebe zu der kleinen Verſammlung.

„Das iſt," ſprach er, „das Große der Liebe, daß ſie Alles ſchafft, Alles bewegt, Alles überwindet. Die Liebe vermag Alles, denn ſie ziehet Alles an ſich. Sie erfüllt das göttliche Geſetz mit Leichtigkeit und Luſt oder, wie der Apoſtel ſagt: Die

Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. Wer Gott liebt, regiert ſich ſelbſt wohl und beobachtet alle vernünftigen Geſetze. Denn ſo wie die Zweige, die Blüthen, die Blätter und die Früchte in der Wurzel des Baumes enthalten ſind, und ſo wie jede Wiſſenſchaft und jedes Naturgeſetz wurzelhaft gegründet ſind im Lichte der Vernunft, ſo wurzeln alle Geſetze in der Liebe. Wer die Liebe beſitzt, dem iſt die Erfüllung der Geſetze leicht, denn die Geſetze ſind nur gewiſſe Maaße und Regeln der menſchlichen Handlungsweiſe, die Liebe aber, die iſt das Maaß und die Regel aller Maaß und Regeln. Sie allein iſt die Regel, die uns nie und nimmer irren läßt, wogegen, wer bloß nach äußerlichen Regeln handelt, allerlei Mißgriffen und Irrthümern bloßgeſtellt iſt. Die Liebe ſchmiegt ſich jedem Stande und jedem Alter an, ſie iſt ein kleines, ein großes, ein mittleres Maaß zugleich. Die Liebe lehrt Alles. Fraget einen Liebenden nach dem Namen des Meiſters, der ihn lehrte, wie er ſeiner Freundin gefallen ſollte. Er wird keinen ſolchen Meiſter kennen, die Liebe war ihm der beſte Lehrer. Betrachtet, meine Kinder, einen Arzt, der ſeine Kunſt mit Liebe ausübt! Dieſer wird keine Mühe ſich verdrießen laſſen, wird zwei und drei Mal des Tages zum Kranken kommen, wird nach jedem Umſtand forſchen, wird die Arzneimittel nicht nur verordnen, ſondern auch zuſehen, wie ſie bereitet und angewendet werden. Betrachtet die jugendliche Mutter und ihren erſten Sohn! Wer lehrt die Unerfahrene ihr Kind groß zu ziehen, wer lehrt ſie Tag und Nacht jegliche Mühe und Sorge zu tragen und für gering zu achten, wer lehrt ſie die ſüßen Worte und zärtlichen Gebärden, welche ſie an dem Kinde verſchwendet? Die Liebe. Wer lehrt die Henne ihre Küchlein unter ihre Fittige bergen und ſie alſo ſchützen? Die Liebe. Was vermochte den Sohn Gottes, ſich für uns zu erniedrigen? Die Liebe. Sie war es, die ihn ans Kreuz trieb, ihn erweckte, ihn gen Himmel auffahren ließ, kurz alle Geheimniſſe unſerer Erlöſung wirkte. Ja, in dir, o Liebe, iſt Alles! In dir iſt jedes Gut und außer dir kein wahres, in dir ſind Reichthümer, unverwüſtbare und unvergängliche, in dir Ehre und Ruhm, wahrer und dauerhafter, in dir Kraft und Macht, die nimmer verwelken, in dir Schönheit und Geſundheit, ohne Mackel und Abnahme, in dir Erkenntniß ohne Irrthum, Luſt ohne

Reue, Freude ohne Traurigkeit, Licht ohne Finſterniß, Seligkeit ohne Elend, Leben ohne Tod!“

Dieß geſprochen, begann er die Trauung. Feſt und klar, wie ein männlicher Entſchluß, kam das Ja! aus Heinrichs Mund, kaum hörbar, aber als ein heiliger Schwur einem keuſchen, in Liebe brennenden Herzen entquollen, bebte es über Flora's Lippen. Nun ſteckte ihnen Savonarola die Ringe an, ließ ſie das Miſſale küſſen, beſprengte ſie mit Weihwaſſer, vereinigte ihre Hände, ſchlug den Segen über ſie und erklärte im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes ihren ehelichen Bund für geſchloſſen. Dann hob er ſie auf, zog ſie an ſeine Bruſt, küßte ſie, legte die Braut in des Bräutigams Arme und ſprach feierlich:

„Mann, achte und liebe deine Männin, und du, Weib, ehre und liebe deinen Mann!“

Nun traten die Freunde, das junge Paar beglückwünſchend, herbei und unter ſinnigem und innigem Redetauſch floh ſchnell eine ſchöne Stunde dahin, ja, eine ſchöne, denn, wo immer gute Menſchen in Liebe und Vertrauen beiſammen ſind, und wäre es auch im Kerker, da iſt der Himmel

Doch die Herbigkeit der Trennung, einer ſolchen Trennung! kam nur zu bald, denn Lamberto war hinausgegangen und kam nun mit der Nachricht zurück, Ser Vitelli laſſe die Freunde bitten, ſich jetzt zu entfernen, da jeden Augenblick die gewohnte nächtliche Viſitation der Gefängniſſe durch einen der Signori di Guardia zu erwarten ſei.

„So ſei es denn,“ ſagte Savonarola, „ſcheiden wir raſch, uns des Wiederfindens tröſtend. Und gilt euch mein Andenken Etwas, ſo erhaltet euch auf dem Pfade, den ich euch vorzuzeichnen geſucht. Suchet das Wahre und übet das Rechte, lebet im Geiſt, ſo wird unſere Genoſſenſchaft nicht aufhören, denn die Gemeinſchaft der Geiſter iſt ohn' Ende!“

Den Männern traten Thränen in die Augen und ſie ſtanden, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig. Flora, noch ganz und gar von der Weihe des ſo eben Erlebten erregt und erſchüttert, war wie von einem Traum befangen. Es drang ſie, dem verehrten Unglücklichen noch etwas recht Liebes zu erzeigen, und doch wußte ſie nicht was. So nahm ſie, ihres Thuns halb unbewußt, den Brautkranz aus ihren Locken und wand ihn raſch und unbemerkt um das

Crucifix. Auf dieſes hin, wußte ſie, würde ſich das Auge Savonarola's bald richten, und da ſollte ihm von dem Marterholz ein letztes, liebliches Geſchenk der Muttererde tröſtlich entgegenblicken. Hierauf ſank ſie, in Thränen aufgelöſt, mit Heinrich zugleich noch einmal vor dem Märtyrer auf die Kniee nieder, damit er ihm und ihr noch einmal die Hände auflege.

Er that es. Dann aber fühlend, daß die Rührung auch ihn zu überwältigen drohe, winkte er ihnen aufzuſtehen, ſchnitt die ſtammelnden Worte ihres Schmerzes und Dankes ab und mit einer Gebärde ſtiller, aber unwiderſtehlicher Größe nach dem Ausgang weiſend, ſprach er mit Gehorſam fordernder und findender Stimme:

„Ziehet hin im Frieden!“

IX.

Er hat zu viel verbrochen:
Hat ſich des Allzukühnen unterwunden,
Hat Wahrheit den Tyrannen laut geſprochen
Und hat gerüttelt an der Menſchheit Jochen.
Lenau.

Sein Antlitz iſt ein hoher Friede, ſein Schweigen ſeliges Gebet,
Ein Lauſchen nach dem Heimatliede, das tröſtend ihm herüberweht.
Und als er zum Schaffote ſchreitet und mancher ſeiner Freunde jetzt
Nach ihm die Arme weinend breitet, ſpricht er den Trauernden zuletzt:
„Verbrennt man mich, ſeid unerſchrocken! Wenn meine Aſche treibt der Wind,
So denkt, daß dieß nur Blüthenflocken vom ſchönen Frühling Gottes ſind!“
Derſelbe.

Gegen die Mittagszeit des folgenden, des dreiundzwanzigſten Maitags 1498 richteten Tauſende und wieder Tauſende ihre Blicke von der Piazza aus nach der Kuppel des Palaſtes der Signoria. Dieſe Kuppel hatte der kühne Geiſt des Meiſters Arnolfo di Lapo auf vier maſſive Säulen gethürmt, zwiſchen welchen die große Glocke hing, deren Klang ſchon ſeit faſt zwei Jahrhunderten alle für die florentiniſche Republik wichtigen Ereigniſſe, freudige ſowol als leidvolle, begleitet hatte. Als dieſe gewaltige Glocke jetzt zu ſchwingen begann und ihren metallenen Mund aufthat und ihre eherne Zunge rührte, da hätte man mit Fug und Recht ſagen können, ihr Ton verhöhne den frommen, patriotiſchen Wahlſpruch, welchen die Väter dereinſt ihrem Rand eingegraben: **Mentem sanctam, spontaneam ad Dei gloriam et patriae libertatem habeto.**

Denn die Glocke läutete Savonarola's Tod ein, den Tod deſſen, der da trug einen heiligen, für die Ehre Gottes und des Vaterlandes Freiheit dienſtwilligen Sinn.

Der Tag war wolkig und trübe, als hätte die Sonne ein Thränentuch vor ihr großes Gottesauge genommen, um das Autodafé nicht zu ſehen.

Die Piazza und alle Fenſter und Dächer umher boten, die Abweſenheit des bewaffneten Phalanx der Piagnoni abgerechnet, ganz denſelben menſchenwimmelnden Anblick wie damals, als die Feuerprobe hätte vor ſich gehen ſollen. Nur war heute der freie Platz in der Mitte weiter ausgedehnt, ſchärfer bewacht und pomphaft trauriger hergerichtet. Zwei Seiten dieſes Vierecks nahm die ſämmtliche Kloſtergeiſtlichkeit ein, wie wir ſie bei einer frühern Gelegenheit in dieſen Blättern genannt; nur die Brüder von San Marco, von Santa Maria Novella und von Fieſole fehlten. Vor dieſem tonſurirten Heer war ein koloſſales grünes Kreuz in die Erde gerammt, von welchem ein langer Trauerflor niederhing. Zur Rechten dieſes Kreuzes war ein Altar errichtet, an welchem ein Franciscaner zur Eröffnung der Ceremonie Meſſe las, zur Linken die Fahne der Inquiſition aufgepflanzt, jenes Banner von blutrothem Damaſt, deſſen einer Seite das päbſtliche Wappen, deſſen anderer ein entblößter Degen eingeſtickt war. An der dem Palazzo zugekehrten Schranke des Vierecks erhoben ſich nebeneinander drei Tribunale. Auf dem erſten derſelben ſtand mit ſeinem Clerus der Biſchof von Vaſona, Benedetto de Pagagnotti, bereit, die Verurtheilten ihrer prieſterlichen Würde zu entkleiden, wozu ihn, den Widerwilligen, der vormals Mitglied des Convents von

San Marco geweſen, der Pabſt mit ſchweren Drohungen genöthigt; auf dem zweiten befanden ſich die päbſtlichen Comiſſarien, Turriano und Romolino, auf dem dritten eine Deputation des Raths, aus acht Signori beſtehend. Die vierte Seite des Vierecks endlich nahm der ganzen Länge nach das Schaffot ein, ein mächtiges Balkengerüſte, mit Bohlen belegt. Aus der Mitte desſelben ſtieg ein an zwanzig Ellen hoher, dicker Pfahl in die Luft, über deſſen oberes Ende ein Querbalken befeſtigt war. Von dieſem Querbalken hingen in Zwiſchenrämen von je zwei Ellen Ketten herab mit eiſernen Halsbändern. Rings um den Pfahl häuften ſich Reiſigbündel, Stroh und mit Schießpulver beſchüttete Kohlen zum Holzſtoß, der des Brandopfers harrte.

Die Verurtheilten hatten in der Frühe gebeichtet und das Abendmahl genoſſen, wobei Savonarola in die Worte ausgebrochen war: „Mein Gott, ich weiß, daß du biſt die göttliche Dreieinigkeit, Vater, Sohn und Geiſt. Ich weiß, daß du biſt das ewige Wort des Vaters, daß du vom Himmel zur Erde herabgeſtiegen, geboren wurdeſt von der Jungfrau Maria und daß du am Kreuzesholz dein ſchuldloſes Blut vergoſſen, um uns arme Sünder zu erlöſen. Ich flehe dich, o Herr, um meiner Seele Seligkeit willen, daß dein koſtbares Blut nicht für mich vergeblich, ſondern zur Vergebung aller meiner Sünden vergoſſen ſei; ich flehe dich, daß du mir erlaſſen wolleſt alle meine Sündenſchuld, von dem Tage an, da ich das heilige Taufwaſſer empfing bis zur jetzigen Stunde; ich flehe dich um Verzeihung für Alles, womit ich dieſe Stadt, dieſes Volk, im Geiſtlichen oder Weltlichen mag betrübt haben, und bitte dich, daß du meinen Haſſern und Verfolgern vergeben mögeſt, wie ich ihnen vergebe, daß du mein Blut nicht anrechneſt dieſem armen mißleiteten Volk, ſondern daß du ihm die Binde der Verblendung von den Augen nehmeſt und ſeinen Verführern die Verſtocktheit aus dem Herzen, auf daß Alle dein Licht erkennen und deine Wahrheit glauben und deine Gnade preiſen ewiglich!“

„Amen!“ ſtimmten die Leidensgenoſſen des in ſeinem Gott freudigen, dem Ueberirdiſchen bereits enthobenen, nur noch in und mit ſeinem Gott lebenden Märtyrers ein, deſſen engelhafte Seele einen Abglanz in die ihrigen warf und ſie mit emporhob in Regionen, wo kein Schmerz mehr iſt und die Klage verſtummt. Deßhalb waren auch die beiden Brüder, Dominico und Silveſtro, welche erſt der Eine zornvoll, der Andere grambefangen geweſen, jetzt ruhig und getroſt und hatten auf Savonarola's Ermahnung hin ihren Vorſatz aufgegeben, vor dem Volke ihre Unſchuld zu betheuren und ihre Widerſacher anzuklagen.

„Unſere Sache ſteht bei Gott,“ hatte Girolamo geſagt, „und wir ſind fertig mit der Welt. Warum daher noch einen Kampf verſuchen, der im günſtigſten Falle nur unnützes Blutvergießen verurſachen könnte? Gedenket des Beiſpiels unſers Herrn und Heilands, meine Brüder, der ja den ſchwerſten Tod litt und doch am Kreuze ſeine Unſchuld nicht betheuerte, ſondern nur ſprach: Vater verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“

Von ſolcher Geſinnung getragen und derartige Reden tauſchend, harrten ſie der bittern Stunde entgegen.

Sie kam, und als der Todesruf der Glocke des Palaſtes in gedämpfter Dröhnung hereinhallte in das Gemach des Erdgeſchoſſes, wo die Brüder ihres

Geſchickes harrten, traten die ſogenannten Confortatori (Beiſteher), wie ſie nach florentiniſchem Herkommen Verurtheilten auf dem Gange nach dem Schaffot beigegeben wurden, herein mit Tellern, worauf Brote lagen und Becher mit Wein ſtanden, um den „armen Sündern“ die letzte Erfriſchung anzubieten. Savonarola ließ das Brot unberührt, aber einen Becher ergriff er und ſprach nippend: „Auf das Heil und die Erleuchtung kommender Geſchlechter.“

Nun ſagte einer der Confortatori: „Meine Brüder, es iſt Zeit!“ und alle Drei entgegneten gelaſſenen Muthes: „Wir ſind bereit!“

Als ſie aber durch den Hof des Palazzo geführt wurden, ſtand ihnen noch eine große Erſchütterung bevor. Man hatte nämlich dem Convent von San Marco auf inſtändiges Bitten und aus großer Gnade geſtattet, hieher zu kommen, um den geliebten Oberen noch einmal zu ſehen, und den Mönchen hatten ſich viele der weltlichen Freunde Savonarola's geſellt, wie Benivieni, Buonárotti, Soderini und andere der kaum noch angeſehenſten, jetzt aber gleichſam geächteten Männer der demokratiſchen Partei. Auch Vacca, der Facchino, war da, als der einzige Mann vom

Volke, deſſen Vertrauen auf den Propheten unwankbar geblieben. Auf Aller Geſichter lagen Wolken und in Aller Augen hingen Thränen, als er heraustrat; doch das ſtillfreudige Leuchten ſeiner Augen zertheilte ſonnenhaft das Gewölk der Trauer und ſein mildlächelnder Mund ſagte ihnen, daß der Dulder das Schwerſte ſchon überwunden habe und im Frieden mit aller Welt dahingehe, um Eins zu werden mit Gott.

Sie umringten ihn und küßten ſein Gewand und ſeine Hände, und wie ſie die Spuren der Marter an denſelben bemerkten, da brachen ihre Thränen wieder hervor und ſie vermochten nicht zu reden, ſondern ihn nur anzublicken voll inniger Liebe und zärtlichen Mitleids.

Er aber ſprach:

„Eure Trauer ſteht euch ſchön und euer Schmerz iſt euch eine Zierde. Aber thut ſie von euch, denn ſie ziemen euch nicht, ſondern denen, die da gegen Gottes Recht und Licht ihren eiteln Kampf führen. Es thut euch wehe, daß uns der Geiſt gewürdigt hat, Zeugniß abzulegen für ſeine Macht und Kraft, aber bedenket, daß dieß euer Weh nur ein ſtillſchweigendes Murren gegen Gottes ewigen Rathſchluß iſt und ein Zugeſtändniß für die armen Thoren, welche da wähnen, dem kommenden Reich der Wahrheit eine hemmende Schranke entgegenſetzen zu können, indem ſie Scheiterhaufen aufrichten. O meine Brüder, beachtet dieſe meine letzte Weiſſagung: Der Dampf der kirchlichen Scheiterhaufen wird ſich zu einem Gewitter ſammeln, aus deſſen Wolkenſchooß der richtende und rächende Blitz auf die entwerthete und geſchändete Kirche niederzuckt! Und weiter ſage ich euch: Das Märtyrerthum wird die Reformation gebären! Und ſie iſt ſchon nahe und mir iſt, als höre ich ihre eherne Hand an die Pforte von Petri Dom klopfen und ſehe ſie greifen nach der dreifachen Krone, welche der Statthalter deſſen trägt, der, mit Dornen bekrönt, ſein Kreuz zur Richtſtatt ſchleppte. Ja, die Zeiten der Befreiung vom Joche der Lüge und von der Tyrannei des Wahnes kommen heran, aber auch die der Prüfung und Läuterung. Darum trachtet vor Allem und unausgeſetzt, daß ſtets in euch ſei der Geiſt der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit, der rechte heilige Geiſt! In ihm gedenket unſer. Und nun laßt uns ſcheiden und nehmet als Gruß noch die Mahnung hin: Thuet das Gute um ſeiner ſelbſt, um Gotteswillen, liebet die Tugend als Tugend, rechnet nie auf Dank und Lohn unter den Menſchen und ſtoßet euch nicht an ihrer Undankbarkeit; ſäet Liebe und erndtet ihr Haß, ſo ertraget ſelben in dem Bewußtſein, daß nur die ſtumpfe und dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles Höchſte und Edelſte keine Feindſchaft erzeugt. Wahret den Schatz der Erkenntniß in euerem Buſen vor der Entweihung durch ruchloſe Hände, aber trefft ihr ein fruchtbares Erdreich, dann geizet nicht, ſondern ſtreuet ihn aus mit vollen Händen. Jeder wirke Gutes in ſeinem Kreiſe, viele Einheiten geben eine Summe; Jeder laſſe ſein Licht leuchten, viele Flämmchen geben eine Flamme. Arbeitet im Geiſt und in der Wahrheit, lebet in und mit Gott und ihr werdet das Leben haben!“

So ſprechend, blickte er den Freunden noch einmal ſeinen hochherzigen Geiſt in die Seele, dann ließ er ſich wegführen und der Trauerzug ſetzte ſich in Bewegung.

Die Verurtheilten hatten ihre Mönchskleidung an und Stola und Skapulier darüber. Die Hände waren ihnen auf der Bruſt zuſammengebunden und in ſeinen gebundenen Händen hielt Savonarola einen

Myrthenzweig aus Flora's Brautkranz, als hätte ihm die Erde einen Blumengruß in den Tod mitgeben wollen. Neben jedem der Brüder ging ſein Confortatore und Beichtvater. Eine ſtarke Guardia von Familiaren und Sbirren deckte den Zug.

Als ſie auf der Piazza angekommen waren, hörte die Glocke des Palaſtes zu gehen auf, und Todtenſtille lagerte ſich auf die Tauſende. Selbſt den Verſtockteſten unter den Urhebern und Verurſächern dieſer grauenvollen Szene machte der Anblick der Märtyrer das Herz ſchlagen und den Mund verſtummen.

Wären in dieſem Augenblick die zerſtreut und in Trauerkleidern anweſenden Mitglieder der zerſprengten demokratiſchen Partei eines andern Gefühles, als des tiefſten Schmerzes, fähig geweſen und hätten ſie ſich, ein geſchloſſener und entſchloſſener Harſt auf alle dieſe Pfaffen, Wüſtlinge, Magiſtrate, Sbirren und Pöbelhaufen geworfen: der verhängnißvolle Tag hätte leicht eine andere Wendung genommen. Allein die Partei der Piagnoni war ſeit dem Sturm auf San Marco, wenigſtens für jetzt und die nächſte Zeit, moraliſch und materiell gänzlich vernichtet, und konnte deßhalb von einer Schilderhebung keine Rede ſein.

Die eingetretene Stille wurde nicht unterbrochen. Man hätte beſonders von den verworfenen Compagnacci Hohn und Läſterung erwarten können, aber das Gewicht der Stunde ſchnürte ihre Kehlen zuſammen und der Anblick der Opfer, die ſo würdevoll und gefaßt dem Schrecklichen entgegengingen, zwang ſelbſt dieſen Geſellen Ehrfurcht auf.

Die Verurtheilten wurden zuerſt vor die Tribune des Biſchofs von Baſona geführt, um von dieſem ihrer geiſtlichen Weihe und Würde entkleidet zu werden. Es geſchah nach den gebräuchlichen Formeln, und während der Prälat dieſe ſprach, nahmen drei ſeiner Geiſtlichen den Brüdern Chorhemd, Skapulier und Stola ab und zogen ihnen die Kutten aus, ſo daß ſie nun in bloßen Unterkleidern, barhaupt und barfuß und mit bloßen Schultern und Armen daſtanden. Nun konnte man recht ſehen, wie die Folter den Leib Savonarola's auseinandergerenkt und mit Wundmalen bedeckt hatte, und bei dieſem Anblick ging ein unwillkürliches Aufſeufzen durch das Volk.

Er aber duldete ſanftmüthig die Schmach. Nur als der Biſchof ſeine Funktion mit den an Savonarola gerichteten Worten ſchloß: „Ich ſcheide dich von der ſtreitenden und triumphirenden Kirche Gottes!“ da erhob der Prophet ſeine Stimme und ſprach mit heiterer Zuverſicht:

„Von der ſtreitenden wohl, doch nicht von der triumphirenden, denn das ſteht weder in deiner noch in irgend eines Menſchen Macht!“

Nachdem die Degradation vorüber, wurden ſie vor die Tribune der päbſtlichen Comiſſarien geführt und mußten die Verleſung ihrer Verurtheilung durch den Pabſt anhören. Romolino las dieſes Urtheil vor, worin ſie, mit Uebergehung aller übrigen Anſchuldigungen, einfach als Ketzer verdammt wurden.

Nachdem Romolino geendigt, erhob ſich ſein geiſtlicher College Turriano und übergab mit der Formel: „Ite nunc, animae ancipites, et sit vobis Deus misericors!“ die Verurtheilten dem Tode.

Die ganze Pfaffheit beantwortete dieſe Worte mit einem lauten: Kyrie eleyson! Kyrie eleyson!

Am Fuß der Leiter angekommen, welche auf das Schaffot führte, wandte ſich Savonarola abſchiednehmend zu ſeinen Mitſterbenden. Die Hände waren ihnen während der Degradation losgebunden worden und ſie reichten dieſelben einander hin und umarmten ſich. Und als Savonarola Zähren in die Augen der Brüder ſteigen ſah, nicht Zähren der Angſt, ſondern nur des Schmerzes um ihn und um die Trennung von ihm, da ſprach er leiſe und mild:

„Seid getroſt, bald werden wir dort ſein, wo wir mit David ſingen können: Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wo Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!“

Man hatte ſich wohl gehütet, von den Verurtheilten irgend noch ein öffentliches Bekenntniß oder einen Widerruf zu verlangen, und beeilte die Hinrichtung möglichſt; denn noch jetzt, als er ſchon am Fuß des Schaffotes ſtand, zitterten ſeine Gegner vor Savonarola's Macht und Gewalt über das Volk.

Um jede etwaige Anſprache desſelben durch die Verurtheilten zu übertönen, ließ man jetzt die Glocke des Palaſtes wieder gehen und die Geiſtlichkeit ſang in langgezogener Weiſe den Pſalm der Todtenmeſſe:

De ventre inferi clamavi ad te, domine, et exaudisti vocem meam.

Nun wurden die drei Opfer durch die Familiaren der Inquiſition die Leiter hinaufgeführt, um den auf dem Schaffot ihrer harrenden Henkern überliefert zu werden.

Silveſtro ſtieg zuerſt hinauf und während er droben an den Querbalken feſtgeſchnürt und ihm das Halseiſen umgelegt wurde, betete er laut: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ Ihm folgte Dominico, der, während er an den Pfahl feſtgebunden wurde, in die Worte ausbrach: „Des Herren Herrlichkeit iſt ohne Gränzen und ſein Ruhm währet von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Savonarola hatte bereits den Fuß auf die Leiter geſetzt, als er den Laſtträger Pacca an ſeiner Seite erblickte und denſelben mit leiſer, tiefergriffener Stimme fragen hörte:

„Habet Ihr Nichts mehr zu wünſchen oder zu befehlen, mein Vater?“

„Nein, mein Sohn,“ verſetzte der Märtyrer, „das irdiſche Leben liegt hinter mir. Du aber habe Dank, daß du mich auf dieſem bittern Gange ein theilnehmend Menſchenantlitz ſehen läſſeſt, und willſt du mir noch eine Liebe erzeigen, ſo nimm dieſen Myrthenzweig und bringe ihn deinem Gaſt und ſeiner jungen Gattin und ſage ihnen, aus dieſem Zweige habe mir in der Todesſtunde Gottes Allmacht und Güte entgegengeblüht und geduftet, und ich ſei geſtorben im Herrn, ſie aber möchten leben in ihm!“

Dieß geſagt, ſtieg er langſam, aber feſt die ſchreckliche Leiter hinauf, ohne der Hülfe eines der Familiaren zu bedürfen, und ſprach dabei das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß vor ſich hin.

Droben auf dem Schaffot angelangt, wandte er ſich um und ließ ſeinen Blick über die Menge ſchweifen und dieſer Blick war voll Liebe und Vergebung und die Arme hob er betend empor und ſtreckte dann die zerriſſenen, wunden Hände über das Volk hin mit einer Gebärde ſtummen, inbrünſtigen Segens.

Und wie er ſo ſtand, brach die Sonne plötzlich durch das graue Gewölk und ſchüttete ihren Mittagsſchimmer über den Märtyrer aus, als wollte ſie zu den Menſchen unten vorwurfsvoll ſprechen: Wie, dieſen Gerechten wollt ihr morden?!

Aber die Seelen dieſer Menſchen waren theils verſtockt in blindem Haß, theils befangen von ohnmächtiger Trauer, theils verblendet von thörichtem Wahn.

Da barg ſich die Sonne, wie von Wehmuth erfüllt über der Menſchen Niedertracht, wieder hinter Wolken.

Er aber trat ruhig an den Marterpfahl in der Mitte, warf links und rechts auf ſeine bereits feſtgebundenen Brüder noch einen Blick der Liebe und des Troſtes, dann bot er ſeine Glieder den Ketten und Stricken dar und hob ſein Haupt gen Himmel empor, die Erinnerung an das Geſicht, welches ihm geſtern geworden, zog durch ſeine Seele, ihm war, als töne das: Ehre ſei Gott und Friede und Freiheit den Menſchen! hoch herab aus des Himmels Tiefen und mit einer, über die Erde und ihre Qual frohlockend ſich hinweghebenden Begeiſterung ſtimmte er die Hymne an:

„Gloria in excelsis Deo!“

Der Aufſchwung ſeines Geiſtes theilte ſich elektriſch ſeinen Mitduldern mit, ſo daß ſie zugleich und einſtimmig den Ambroſianiſchen Lobgeſang erhoben:

„Te Deum laudamus!“

Aber drunten ließ die Pfaffheit aus voller Kehle ihren Leichenpſalm erſchallen und mit den immer mehr und mehr beflügelten Schlägen der großen Glocke miſchte ſich das eintönige, ſchauerliche De profundis.

Und jetzt ziſchte das über den Holzſtoß geſtreute Schießpulver unter den Fackeln der Henkersknechte auf und das Stroh begann zu flackern, das Feuer ergriff die Reißigbündel und bald wogte ein Glutmeer um die Märtyrer her und verhüllte ſie in Rauch und Dampf.

„Kyrie eleyson! Kyrie eleyson!“ ſangen und jubelten die Mönche und in athemloſem Schrecken ſtand und ſtarrte das Volk.

Da fuhr mit einmal ein brauſender Windſtoß vom Arno herauf über das Schaffot hin und wehte Rauch und Dampf hinweg und zugleich zerriß wieder der Wolkenvorhang vor der Sonne und in ihren Strahlen, wie in einer Glorie, wurden die drei Märtyrer ſichtbar, und man ſah, daß Savonarola ſeine brennende Rechte gegen die Menge erhoben hatte, als wollte er ſo noch ſeinen Segen ihr ertheilen, und das Tedeum klang aus den vom Wind zurückgedämmten Flammen, wie der Geſang der drei Jünglinge aus dem Feuerofen Nabuchodonoſors.

Da erfaßte ungeheures Entſetzen und Mitleid das Volk, es begann hin und her zu wogen wie ein empörtes Meer und der Ruf: Ein Wunder, Ein Wunder! brach aus tauſend Herzen und überhallte das heulende Kyrie der Prieſter.

Aber zu ſpät, zu ſpät!

Dnn im Nu bäumte ſich die Glut von allen Seiten her wieder um die Marterpfähle in die Höhe Wind und Sonne wichen, die rothe Lohe ſchlug weit hinauf in die Lüfte, noch ein verzitterndes: **Gloria, gloria Deo**! hörten die Nächſtſtehenden aus der Feuerwolke hervorgehen, wie den Triumphruf einer befreiten Seele, und dann ein Krachen des vom Feuer angefreſſenen Gebälkes, ein Reißen der Fugen und Bänder, ein Umherſpritzen glühender Kohlen — und die Marterbühne brach in ſich zuſammen, ſchwarzer Qualm brodelte aus den Trümmern auf und Alles war vorüber.

Die Geiſtlichkeit ſtimmte ein Dankgebet für de Vernichtung der Ketzer an; aber ſelbſt die Compgnacci vermochten nur ein vereinzeltes und erzwungenes Palle! Palle! dazwiſchen zu ſchreien. Kein Menſch ſagte Amen. Vieler Augen überſtrömten von Thränen. Trauer und Betroffenheit allum. Von einer unklaren, aber herben Ahnung ſeiner Jammerwürdigkeit und Erbärmlichkeit erfaßt, ſchlich ſich das Volk hinweg.

X.

Wir ſind vorbei. — Fahrt wohl!
Lenau.

Am folgenden Morgen fand man die Stätte, wo das Autodafé ſtattgefunden, mit Palmzweigen, Lilien und Heidelbeerlaub, den Sinnbildern des Martyrthums, beſtreut.

Flora's Hand hatte im Frührothſchein dieſes Werk frommer Pietät verrichtet, und ſo, noch einmal ſeinen ehemaligen Beruf übend, hatte das Blumenmädchen Abſchied genommen von der Vaterſtadt.

Als die Henker am geſtrigen Abend die Aſche der Märtyrer vom Ponte vecchio in den Arno warfen, bemerkten ſie, daß die Flut einen aufgeſchwollenen, häßlichen Leichnam in der Nähe der Brücke an's Land geſchwemmt hatte. Man erkannte in dem Todten den Notarius Francesco Ceccone und es lief in der ganzen Stadt bald die Meinung um, der Fälſcher habe ſich, wie einſt Judas, aus verzweifelnder Reue ſelbſt den Tod gegeben. Der ehrliche Philips hätte vielleicht näheren Aufſchluß hierüber geben können.

Auch Michel Angelo Buonarotti verließ am Morgen dieſes Tages, nach herbempfundenem Abſchied von dem deutſchen Freunde, Firenze la bella. Er wandte ſich wieder der geliebten Roma zu, um inmitten ihrer ewigen, melancholiſchen Größe zu dem „Mann mit vier Seelen“ heranzureifen, wie ihn Pindemonte mit Recht nennt, weil er die Kuppel der Peterskirche gewölbt, den Moſes gemeißelt, das jüngſte Gericht gemalt und Gedichte geſchrieben voll Dante'ſchen Geiſtes.

Girolamo Benivieni gab Heinrich bis in die lombardiſchen Städte hinauf das Geleite. Nach Florenz zurückgekehrt, wurde er in Denkart und Gelehrſamkeit eine Zierde desſelben und ſeine noch vorhandene Grabſchrift in San Marco, wo er begraben liegt, deutet an, wie heilig er Savonarola's Andenken gehalten und wie treu er als Menſch und Bürger den Grundſätzen deſſelben geblieben.

Heinrich Uhland vollendete glücklich die beſchwerliche Fahrt über die Alpen und legte ſeine junge Gattin der ſehnſüchtigen Mutter und dem würdigen Vater in die Arme. Dem ehrlichen Phlips hätte dieſe Szene Etwas, das wie eine Thräne ausſah, in die Augen gelockt und die gute Nina ſei durch die trauliche, ganz und gar rückhaltsloſe und liebevolle Aufnahme, welche ihrer Pflegetochter und ihr ſelbſt in dem fremden Lande ward, zu der Ueberzeugung gekommen, daß im Norden die Herzen ebenſo warm ſchlagen, wie im Süden. Ob das treue Dienerpaar dem Beiſpiel ſeiner Gebieter noch gefolgt und das unzertrennliche Band geknüpft, davon ſchweigt die Geſchichte, doch wird dieſe Vermuthung durch den Umſtand ſehr wahrſcheinlich, daß mit dem erſten Sohn, welcher Heinrichs und Flora's junger Ehe entſproſſen, in dem Uhland'ſchen Hauſe ein Junge erzogen wurde, aus deſſen gutmüthigem Vollmondsgeſicht, das dem Nina's außerordentlich gleichſah, ein kleines Naſenungeheuer hervordräute, welches ſich mit der Zeit zur vollkommenſten Aehnlichkeit mit jenem Ding in des ehrlichen Philips Geſicht auszubilden verſprach, das bei der erſten Begegnung einen ſo großen Eindruck auf Nina gemacht und von ihr mit der Traube Kalebs verglichen worden war.

Dem erwähnten erſten Pfande ehelichen Glückes, welches die in der mütterlichen Heimat bald heimiſch gewordene Flora ihrem Gatten ſchenkte, wurde der Vorname des Propheten von Florenz ertheilt und das ſolchergeſtalt in der Uhland'ſchen Familie ſtets erneuerte Andenken an den verklärten Märtyrer war für ſie eine unerſchöpfliche Quelle verehrungsvoller und maaßgebender Erinnerung, wie jener Myrthenzweig aus Flora's Brautkranz, den Savonarola auf ſeinem Gange zum Scheiterhaufen getragen, zur heiliggehaltenen Familienreliquie ward. Heinrich fand in einer langen und ehrenvollen öffentlichen Laufbahn reichliche Gelegenheit, ſeine in der Fremde und unter ſo bedeutungsvollen Umſtänden erworbenen Kenntniſſe und Erfahrungen zum Beſten der Heimat zu verwenden, und entwickelte ſpäter bei Einführung der Reformation in der freien Reichsſtadt Ulm, als Mitglied des höchſten Magiſtrates der kleinen, aber ruhmreichen Republik, eine eben ſo geſinnungstüchtige und entſchiedene, als ſegensreiche Wirkſamkeit. Einer ſeiner Söhne lehrte an der Hochſchule Tübingen proteſtantiſche Gottesgelehrſamkeit. Von ihm, ſo geht die Sage, ſtammt der Mann, der in unſeren Tagen das alte Schwabenland mit neuem Ruhm erfüllt hat und allen deutſchen Herzen ſo theuer iſt und bleiben wird.

Noch einen ſchnellen Blick über die Alpen zurückwerfend, finden wir, daß Pabſt Alexander der Sechſte, dem die mit ſeinem Zuthun bewerkſtelligte Ermordung des gefürchteten florentiniſchen Reformators den unverholenſten Herzensjubel verurſacht hatte*), den Märtyrer nur um wenige Jahre überlebte. Er ſtarb im Jahre 1503 und zwar an vergiftetem Wein, welchen er durch ſeinen würdigen Sohn Ceſare für einige Cardinäle hatte miſchen laſſen, aus Verſehen aber ſelbſt genoß. Ceſare Borgia legte, nachdem er ſeinen ihm vielfach hinderlichen Bruder, den Duca di Gandia, aus dem Wege geſchafft, den Cardinalshut ab, um als weltlicher Fürſt über die von ſeinem Vater in Mittelitalien zuſammengeraubten Ländereien zu herrſchen, vermählte ſich 1499 mit einer Prinzeſſin von Navarra und arbeitete unabläſſig an der Verwirklichung ſeines ehrgeizigen Traumes, ganz Italien unter ſeinem Königszepter zu vereinigen. Mit dem Tode ſeines Vaters gingen aber ſeine Plane zunichte und er konnte nicht einmal ſeinen zunächſt liegenden Zweck erreichen, König der Romagna zu werden. Seine Grauſamkeit, welche zuletzt ſogar ſeinen getreueſten Helfershelfer, den Don Michelotto, aufs Blutgerüſt ſchickte, hatte unſäglichen Haß erzeugt, und kaum waren dem Pabſt die Augen zugefallen, ſo erhob ſich die ganze Romagna in Waffen gegen Ceſare. Er floh nach Neapel, wurde von dort als Gefangener nach Spanien gebracht, wußte ſich aber nach Verfluß von zwei Jahren der Haft zu entziehen und zu ſeinem Schwager, dem König von Navarra zu flüchten. Bei dieſem lebte er als ausgeſtoßener Landflüchtling bis 1517, wo er, ſeinen Schwager in den Krieg gegen die Krone Caſtilien begleitend, bei der Belagerung einer Veſte den Tod fand. Seine Schweſter, Donna Lucretia Borgia, ſtarb 1520 als Gemahlin Alfonſo's von Eſte, mit welchem ſie ſich vermählt, nachdem ihr vorhergehender Gemahl, Alfonſo von Arragonien, auf Ceſare Borgia's Anſtiften meuchlings erſtochen worden war.

---

*) Picus erzählt in ſeiner Lebensgeſchichte Savonarola's, der Pabſt habe, als ihm nach Savonarola's Hingang deſſen Seelengröße und Frömmigkeit gerühmt worden ſei, lachend geäußert, er wolle den Fra, nun derſelbe todt ſei, von Herzen gern ſelig und heilig ſprechen.

Was die florentiniſche Republik betrifft, ſo gab Savonarola's Tod das Signal zu unaufhörlichen Kämpfen nach innen und außen. Das Kloſter San Marco, in welchem bis auf unſere Tage das von Fra Bartolomeo gemalte Portrait des Profeta di Firenze, mit der Aureole um das Haupt, zu ſehen, blieb der Mittelpunkt der demokratiſchen Partei, welche beſonders durch die beiden Fortſetzer der Predigtweiſe Savonarola's, Fra Fojano und Fra Zaccaria, wieder zunehmenden Einfluß auf das Volk und die Staatsangelegenheiten bekam. Savonarola offen als Märtyrer und Heiligen verehrend und gewiſſenhaft an den von ihm bekannten und gelehrten politiſchen und moraliſchen Grundſätzen feſthaltend, behielten die Demokraten die Benennung Piagnoni und ſtanden den Palleschi, durch welche zügelloſeſtes Sittenverderbniß wieder in Florenz aufkam, in ſchroffer Feindſeligkeit gegenüber. So ſchleppte ſich die Republik noch eine Reihe von Jahren unter Parteizwiſt, Kriegen und Anarchie mühſelig fort, bis ſie zuletzt im Julimonat 1531 unrettbar wieder der mediceiſchen Gewaltherrſchaft verfiel.

Zum Schluſs.

Das Licht vom Himmel laßt ſich nicht verſprengen,
Noch laßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigenſern folgen die Huſſiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenſtreiter,
Die Stürmer der Baſtille, und ſo weiter.

Lenau.

Die Menſchen vergehen, wie Gras, und welken dahin, wie des Graſes Blume, aber die Menſchheit iſt ewig. [illegible]!

Ihre fortſchreitende Entwicklung zu leugnen und zu verneinen, mag dem Unverſtand, der Bosheit und Selbſtſucht erlaubt ſein, aber dieſer Entwicklung Stillſtand gebieten zu wollen, das iſt eitel Wahnwitz.

Die Entzünder neuer Lichter, die Brecher neuer Bahnen mit der ſchnöden Fauſt roher Gewalt zu erdrücken, iſt möglich; aber zu glauben, dadurch dieſe Lichter ſelbſt zu verlöſchen und dieſe Bahnen wieder zu verſchließen, das iſt blinde Raſerei.

Neunundneunzig edle Knappen mögen, hämmernd in dem Schacht des Geiſtes, erſtickt werden durch die **Schwaden** geiſtlicher Liſt und begraben von den geſprengten Minen weltlicher Gewalt — was thut's? — der hundertſte findet den von ſeinen Brüdern ſchon halb losgebrochenen Diamant und fördert ihn zu Tage und läßt ihn den Menſchen in die Augen blitzen.

Die oligarchiſchen und kirchlichen Freiheitsfeinde verbrannten Girolamo Savonarola, den Propheten von Florenz, den freudigen Bekenner und Blutzeugen der Wahrheit, am 23. Mai 1498, aber das Bewußtſein ſeiner Zeit, deſſen einzelne Fäden in ſeinem Geiſte zu der klaren, unentweglichen Ueberzeugung zuſammen gelaufen, daß eine Reformation der Kirche kommen müſſe und werde, dieſes Bewußtſein verloderte nicht auf ſeinem Scheiterhaufen.

Dieſe Grundidee alles Denkens und Wirkens des großen Mannes lebte, kämpfte, reifte raſch ihrer Verwirklichung entgegen.

Neunzehn Jahre nach Savonarola's Märtyrtod begann Luther aus ſeiner Wittenberger Zelle hervor gegen Rom zu donnern.

Die Reformation war da.

Aber an ihr klebte der ärgſte Fluch, der ein Menſchenwerk betreffen kann, der Fluch der Unzulänglichkeit.

Mitten auf der glorreichſten Siegesbahn hielt ſie, vor ihren von der Vernunft und Natur vorgezeichneten Conſequenzen erſchreckend, inne, kroch in ſich zuſammen und verknöcherte zu unerquicklicher Halbheit.

Es fehlte der Reformation durchweg an einem ſchöpferiſchen Genie, das ihr Banner erfaßt und der Entſcheidung, dem Sieg entgegengetragen hätte. Die deutſche Gelehrtenſtubenluft fiel wie ein giftiger Mehlthau auf ihre Bruſt und benahm ihr den Athem.

Und doch geſchahen Wunder und Zeichen, aber die Schriftgelehrten wollten nicht ſehen und hören.

Die deutſchen Bauern verſtanden beſſer, als die wortklaubenden Reformatoren, das Evangelium, erfaßten ganz klar und beſtimmt das Wort Chriſti: Ich bin gekommen, um den Gefangenen ihre Befreiung zu verkünden und zu erlöſen die, welche unter ihren Ketten erdrückt ſind!

Und ſie erhoben ihre zu Boden getretenen Häupter und ſtrebten mit den Waffen in der Hand, die Erkenntniß ihrer Menſchenwürde und Berechtigung zu Freiheit und Glück in die Wirklichkeit umzuſetzen.

Damals war, wie nie, das Metall deutſcher Freiheit und Nationalität im Fluß, aber Martin Luther fand für gut, ſeine ſchwarze Prädikantenkutte verneinend darüber zu werfen. Warum es nicht ungeſcheut ausſprechen, was man mit allerhand Sophismen zu verdecken ſucht? Luther hat entweder, in ſeinem ſtarren Buchſtabenglauben befangen, ſeine weltgeſchichtliche Stellung und die Größe und Bedeutung ſeines eigenen Werkes nie begriffen oder aber die Gefährdung ſeines kleinen Antipabſtthums durch die Stürme gefürchtet, welche allerdings durch das Waltenlaſſen der Conſequenzen ſeines Beginnens hervorgerufen werden mußten.

Es iſt betrübend, daß dieſer Kraftmenſch keine Ahnung von dem Angelpunkt des neuzeitlichen Bewußtſeins, von der Souverainetät des Volkes hatte, daß vielmehr der Jeſuitismus, der an glänzenden Reſultaten ſo reiche Gegner des

Proteſtantismus, dieſen Grundſatz zur Anſchauung und Anerkennung bringen mußte.

Viel tiefer, als Luther, ſah und griff der ihm an durchfahrender Energie freilich nachſtehende Schweizer Huldreich Zwingli. Dieſem Reformator war die moderne Weltanſicht deutlich aufgegangen und er ließ deßhalb vom Buchſtaben ab und ſuchte den Geiſt zu erfaſſen. Leider verkümmerte er in kleinen Verhältniſſen und verſtrömte in der Blüthe ſeiner Wirkſamkeit auf dem Schlachtfeld von Kappel ſein Blut für das, was er erkannt und gelehrt.

Ein durch und durch pfäffiſcher Ungeiſt beſeelte den dritten erfolgreichen Reformator, den Jean Chauvin oder Calvin, welcher ſich nicht entblödete, für das kahle und fahle Skelett ſeiner genfer'ſchen Dogmen Schaffote aufzuſchlagen und Scheiterhaufen zu thürmen, gerade wie der Pabſt für das ſeiner römiſchen, welches letztere wenigſtens mit blühendem Fleiſch bekleidet war.

Ob aber auch die Reformation eine halbe That geblieben, ein hochherrliches Gut hat ſie uns doch errungen: die freie Forſchung, welche auch ſofort durch Descartes ihre große Miſſion antrat und in dem gottvollen Juden von Amſterdam, deſſen Vortreter die Pantheiſten und Märtyrer Bruno und Vanini, ihrer Macht und Zukunft bewußt ward, um dann, durch Leibnitz nach Deutſchland herübergeleitet, hier ihre wahre Heimat zu finden.

Die Weltgeſchichte bereitete ſich, den großen, in der Reformation begonnenen, Häutungsprozeß fortzuſetzen.

Ein neues Zeitalter kündigte ſich an durch ſeine Herolde Shakeſpeare, Cervantes und Rabelais.

Das achtzehnte Jahrhundert kam. Die Encyklopädiſten ſpritzten die ätzende, auflöſende

Säure ihrer Skepſis über die faulen Schäden Europa's hin, Rouſſeau dachte ſeinen contrat social, Kant erfand die Kritik der reinen Vernunft.

Der Freiheitsdrang gährte in den Herzen der Menſchen, aber er vermochte ſich nicht zur That zu geſtalten unter Zuſtänden, deren Baſis das hiſtoriſche Unrecht, in Europa, wo der Unſinn heilig, wenn er alt.

Die Amerikaner pflanzten den erſten Freiheitsbaum und ſchrieben mit ihren ſieghaften Republikanerhänden die glorreiche Urkunde der Menſchenrechte.

Im Weſten ging die neue Sonne auf.

Ihre Stralen ſchoßen nach Frankreich herüber und trafen da auf gehäuften Zunder.

Die große Explosion von 1789 brach los und ſprengte das durch die Reformation und ihre Folgen unterminirte Mittelalter in die Luft.

Die Decrete des Convents verhallten nicht an den Gränzen von Frankreich, ſondern traten im Grunde allenthalben in's Leben, nur in verſchiedenen Geſtalten, in Deutſchland in der Formel ſtolzeſten Menſchenbewußtſeins, welche Fichte erſann: Ich bin Ich und ſetze mich ſelbſt!

Dann fuhr Napoleons Kriegsgewitter über die Lande, um die Atmoſphäre zu lüften, die Ueberbleibſel des Veralteten zu Boden zu ſchlagen und für das Neue Raum zu ſchaffen.

Hierauf eine kurze ſchlafſelige Pauſe, welche die Dunkelmänner glauben machte, der Geiſt, vor welchem ſie zittern, und welchen ſie eingeſargt in die eiſerne Truhe brutaler Gewalt, ſei geſtorben.

Aber er ſchlief nur und träumte unter andern lichthellen Träumen auch die Philoſophie Hegels und die ländereinigenden „Flammengleiſe.“ Und im Jahre 1830 ſchüttelte und reckte er ſich etwas im Traume, rüttelte an dem Deckel ſeines Sarges und Throne ſtürzten und Kronen fielen und blaſſe Furcht überkam ſeine Widerſacher.

Doch er ſchlummerte und träumte fort und ließ ſie noch mehr Verkehrtheiten und Frevel häufen, auf daß das Gericht dereinſt deſto größer und nachhaltiger werde und die Gegenwart eine herbe und ſtrenge Schule für die Zukunft ſei.

Und noch ſchläft der Erlöſer.

Aber einen Vorläufer hat er geſandt, einen furchtbaren, erbarmungsloſen Wegbahner: die Noth.

Wir müſſen erfahren, ſo recht ſchonungslos erfahren, wie Hungern und Dürſten thut, um aus unſerer ſchmachvollen Gleichgültigkeit gegen die Leiden unſerer Brüder aufgeſchreckt zu werden, müſſen die Wucht des Joches der „modernen Sklaverei“ ſo recht auf unſern eigenen Nacken fühlen, um das Volk begreifen und verſtehen zu lernen.

Und nun gar die Maſſe! Iſt nicht der Magen nicht nur ihr höchſtes, ſondern auch ihr einziges Kriterium?

Es iſt ſchrecklich, allein es iſt: der Geiſt muß den Hunger zum Gehülfen nehmen, um die Erlöſung zu vollbringen.

Deßhalb ſind wir dermalen ſo nahe daran, die Idee von der Materie gänzlich überflügelt zu ſehen. Der Materialismus droht allherrſchend zu werden. Doch es iſt nicht der Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts, die genußhaſchende Verſchlammung einer übergeilten, ihrer Vernichtung entgegeneilenden Zeitperiode, ſondern es iſt der Materialismus einer ſchöpferiſchen Noth, einer Noth, welcher laut Hölderlins tiefem, vorahnendem Wort jede Luſt entſprießt und die mit ihrer Unerbittlichkeit, mit ihrem heiligen Wetterſchlage an Einem großen Tage vollbringt, was Jahrtauſende vorbereitet haben.

1930

Darum getroſt! Die Noth wird der Erkenntniß die That geſellen und den Sargdeckel des erwachenden Rieſen ſprengen. Der Erlöſer wird aufſtehen, richtend, ſtrafend, ſchaffend und ſegnend, und wird zur Wahrheit machen die frohe Botſchaft der Freiheit und der Liebe, des Lichtes und der Gerechtigkeit!

Heine

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berichtigungen.

Nachträglich ſind zwei grobe Verſtöße im 1. Band zu berichtigen. Es blieb nämlich dort auf Seite 23 Zeile 9 als Geburtsort Girolamo Savonarola's „Padua“ ſtehen, wofür „Ferrara“ zu ſetzen iſt. Auch wurde im Druckfehlerverzeichniß des 1. Bandes durch eine leidige Verwechslung der italiſche Titel „Meſſer“ in „Meſſür“ verbeſſert, d. h. verſchlechtert, denn es muß durchweg Meſſer heißen.

In einigen Exemplaren des 2. Bandes blieben auf den letzten Bogen folgende, nicht angemerkte Errata ſtehen:

S. 401 Z. 7 v. u. „das“ ſtatt „des“.
— 408 — 8 v. u. ein wegzuſtreichendes „nicht.“
— 409 — 11 v. o. „Navara“ ſt. „Novara“, und „Herrn“ ſtatt „Heere“.
— 419 — 8 v. u. „ſogleich“ ſt. „zugleich“.
— 420 — 1 v. o. „von der goldenen Krone reich“ ſt. „von dem goldenen Kronenreif.“
— 424 — 12 v. o. „erweiſen konnte“ ſt. „zu erweiſen“.

Unbedeutendere Nachläſſigkeiten, wie ſie ſich im ganzen Werke zerſtreut vorfinden mögen, z. B. caraco ſt. carajo, carpo ſt. corpo, Tedeſco ſt. Tedeſchi u. dgl. bedürfen wohl kaum der beſondern Erwähnung.

Erbauliches und Beſchauliches.

Erbauliches & Beſchauliches

für

andächtige Seelen

von

Jedediah Semmelziege,

Hofrath.

Winterthur,
Druck und Verlag der Steiner'ſchen Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Sr. Ehren

dem Herrn Profeſſor, Ritter u. dgl. m.

Hengſtenberg

zu Berlin

in inniglichſter Sympathie und Verehrung dargebracht.

Der Prophet von Laichingen.

Ein geſalbtes Epos.

Una hora undecim feminis satisfacere potuit.

Oratio funebris de Muhamedo propheta.

1. Und es wohnte ein Mann im Lande Würtemberg.

2. Dort, wo man hinaufkommt aus dem Gaisthäle auf die ſchwäbiſche Alp, unfern der guten Stadt Münſingen, im Dorfe Laichingen wohnte er.

3. Und der Mann hieß mit Namen Schrade.

4. Er war aber ſchlecht und recht vor Gott, und war ſeines Zeichens ein Leineweber, ſeines Standes ein Bürgerdeputirter, was die oberſchwäbiſchen Menſchen in ihres Herzens Einfalt einen Burgerdippel, zu Deutſch einen drehenden Schöps nennen

5. Und wie er ſo ſaß und wob, kam über ihn der Geiſt in ſeiner Macht und Kraft.

6 Der wirkte Wunder in dem linnenwirkenden Schrade und verſetzte ihn in den Zuſtand der Gnade.

7. Alſo arbeitete er denn mit Händen und Füßen, auf daß es mit ihm zum Durchbruch komme.

8. Und es kam mit ihm zum Durchbruch, denn wunderbar ſind die Wege, welche der Herr dermalen ſeine Auserwählten führt

9. Heiliges Dunkel liegt zwar auf dieſen Wegen, aber alles Gute wird ja zuletzt offenbar.

10. So ward denn auch dem unwürdigen Schreiber dieſer Schradiade Dieß und Das von dem geheimeren Thun ſeines Helden offenbart, wofür Gott Lob und Preis.

11 Als der Schrade eines Tages ſich wieder einmal in jenen gottſeligen Dunſt verrannt hatte, wo, wie in des ſehr heiligen Schelling Philoſophie, der menſchliche Gedanke ſich auf den Kopf ſtellt und mit den Beinen im Ur-Nichts herumcabriolt, erſcholl aus ſeinem Webſtuhl hervor eine Stimme.

12. Und die Stimme glich aufs Haar jener, welche der unheilige Immermann in ſeinem „Münchhauſen“ aus der chriſtlichen Myſtik des Herren von Görres herausgrölzen hörte. Und ſie ſprach:

13 Gürte deine Lenden und mache dich auf, du Erwählter, der du dürſteſt nach dem himmliſchen Thau und lechzeſt nach dem Manna der Gnade;

14. Mache dich auf, denn drunten an den Geſtaden des Neckars wandelt ein Mann Gottes, der da erwählt iſt vor Vielen, in dieſer ungläubigen, ſündigen Zeit die Macht des Glaubens darzuthun vor allem Volke. Dieſer wird dich Alles lehren, was du zu thun haſt.

15. Und der Schrade verſetzte demüthigſt: Siehe, o Herr, ich bin dein Knecht. Aber wie ſoll ich den erkennen, den du mir bezeichnet haſt?

16. Und die Stimme verſetzte: Der Mann des Heiles hat ein von Kaſteiungen des Fleiſches aller Art ſehr angegriffenes Aeußere, ſein Kopf zuckt und wackelt allfort, als wollte er immer Jammer und Weh rufen über die Sünden der Menſchheit. Die böſen Weltkinder ſagen, dieß rühre von allzu ſtarkem Arbeiten mit den Weingläſern her, während doch nur unabläſſiges Arbeiten im Weinberg des Herrn daran Schuld iſt. Ein noch deutlicheres Erkennungszeichen ſei dir ein edles Frauenbild, welches du an der Seite des frommen Mannes treffen wirſt, ein Frauenbild, welchem viel vergeben werden wird, denn es hat viel geliebt an allen Straßen das Land auf und ab.

17. Und die Stimme verſtummte. Der Schrade aber neigte ſich demuthsvoll und ſprach: Wie du willſt, o Herr, ſo geſchehe es.

18. Und er erhob ſich von ſeinem Webſtuhl und gürtete ſeine Lenden, ſetzte ſeinen Nebelſpalter aufs Haupt und machte ſich auf, hinabzuziehen gen das Unterland.

19. Und er ſuchte den Neckar auf und ab nach dem verheißenen Meiſter und wallfahrete nebenbei auch mit Inbrunſt an die Stelle des Fluſſes, wo den ſtuttgarter Frommen das Bad der Wiedergeburt ertheilt zu werden pflegt zum Wohlgefallen aller himmliſchen Heerſcharen.

20. Aber wen der Herr liebt, den prüft er. Sela.

21. Und ſo mußte denn auch unſer edler Held auf die Bekanntſchaft mit dem weiſen Mann Gottes Verzicht thun, bis es dieſem gefiel, ſeinen damaligen Aufenthalt in dem eßlinger oder cannſtadter Zuchtpolizeihaus zu verlaſſen, wo er ſich gerade in Gebet und Buße auf die hochherrliche Meſſiasrolle vorbereitete, die er kurz darauf an den gebenedeiten Ufern des Limmatſtromes executiren wollte.

22. Der Schrade harrte geduldig an den Pforten des vergitterten Hauſes, denn er wußte gar wohl, daß die Sendboten des Herrn von jeher verfolgt werden von den Kindern Moabs und Amaleks.

23. Endlich wurde er gewürdigt, das Antlitz des erſehnten Meiſters zu erblicken, der ihn ſofort wahrſcheinlich mit Beihülfe ſeiner oft gefallenen, darnach aber jedesmal wieder aufgeſtandenen Maria Magdalena einführte in die Labyrinthe der lammblutſchweißdurchdufteten Erkenntniß des Heils.

24 Und als ein von dem Licht der Gnade Durchleuchteter und von dem Saft des Wortes Durchfeuchteter macht er ſich auf, gen Laichingen heimzukehren.

25. Sein hoher Lehrer aber entſchwand den betrübten Blicken ſeiner ſtuttgarter Gläubiger und that ſich auf als Meſſias unter dem „hehren“ Zürichervolk.

26. Von ſeinen Mirakeln und Spektakeln geben genugſame Kunde die Evangelien ſeiner diverſen Apoſtel, vorauf das neue Meſſiasreich verkündet hat der

Züricher Weltwiſſenſchaftsaccoucheur in ſeinem dicken Buch über „Kirche und Staat.“

27. Und Schrade begann zu orakeln in und um Laichingen und Dorf und Feld wurde voll ſeines Namens.

28. Und es that ſich um ihn zuſammen eine Schar von Gläubigen und das Wort des heiligen Mannes ging aus von ſeinem Munde wie Eifer des Herrn und begann zu walten in Jung und Alt.

29. Er aber ſah, gleich den Engeln Gottes, von denen da geſchrieben ſteht im I. Buch Moſis Kap. 6. V. 2., nach den Töchtern der Erde und ſah, daß ſie ſchön waren;

30. Denn die Augen der Frommen ſehen da Etwas, wo die Kinder der Welt Nichts ſehen.

31. Alſo ſah auch der Schrade Schönheit an den Laichinger Mädchen und Frauen, ein Sehen, welches offenbar ein beſonderer Ausfluß der göttlichen Gnade war.

32. Und der Mann Gottes hub an zu ſprechen in ſeinem Herzen:

33. Du haſt, o Herr, meine Augen nicht umſonſt geöffnet für den Liebreiz dieſer armen Töchter Eva's; dein Wille geſchehe an ihnen.

34. Und ſiehe da, er ſprach zu ſeinen weiblichen Schäflein: Kindlein, laſſet euch lieben!

35. Sie aber erſtaunten und wußten die Worte ihres Meiſters nicht zu deuten.

36. Und er ſprach viel von der Gnade der Erkenntniß und von der Infiltration des heiligen Geiſtes.

37. Und alſo erging ſein Wort:

38. „Siehe, dahin iſt der Winter, vorüber die Regenzeit, gänzlich vorüber.

39 „Schon ſind auf den Gefilden die Blumen zu ſehn, die Zeit des Geſanges iſt da; ſchon hört man das Girren der Turteltaube auf unſerer Flur.

40. „Der Feigenbaum würzt ſeine Früchte und Wohlgeruch duftet der blühende Weinſtock. Drum auf, meine Freundin, und komm', meine Schönſte!

41. „Wie ſind deine Tritte ſo ſchön in den Schuhen, du fürſtliche Tochter. Die Wölbung deiner Hüfte iſt wie ein Halsgeſchmeide, verfertigt von Künſtlers Hand.

42. „Dein Nabel iſt wie ein rundes Becken, dem es nie an Würzwein gebricht, dein Leib wie ein Waizenhaufen, umgeben mit Lilien.

43. „Deine zwei Brüſte ſind wie zwei junge Zwillinge einer Gazelle.

44. „Einem Thurme von Elfenbein gleichet dein Hals; gleich ſind deine Augen den Teichen zu Hesbon am Thore Bath-Rabbim; deine Naſe dem Thurm auf Libanon, der gen Damaskus ſchaut.

45 „Dein Wuchs iſt dem Palmbaum, den Trauben ſind gleich deine Brüſte.

46. „Ich dachte: o könnt' ich erklimmen den Palmbaum, umfaſſen ſeine Zweige!

47. „Wie ſchön und wie reizend biſt du, du Liebe in der Wolluſt!“

48 Alſo ſalomoniſirte der Mann Gottes ſeine Gemeinde und ſie ließ ſich ſalomoniſiren.

49. Und die rührſame Theorie von der Infiltration des heiligen Geiſtes, welche er ſeinen Schäflein in der Verſammlungsſtube theoretiſch darlegte, wußte er im heimlichen Kämmerlein noch viel rührſamer zu praktiziren.

50. Denn ſiehe, dem Reinen iſt Alles rein, und was den verblendeten Kindern dieſer Welt als Sünde erſcheinet, das wird den Auserwählten zum Gottesdienſt.

51. Wir haben das erlebet und geſehen an den gottſeligen Thaten des Pfarrers Ebel und ſeiner königsberger Gemeinde, wir haben es erlebt und geſehen an den Orakeln, welche jener berneriſche Melchiſedek unter dem Namen „Gliederbüchlein" ausgehen ließ in alle Welt — doch wir verſchloſſen unſere Augen dem neuen Lichte und verſtopften unſere Ohren den Worten der Propheten, denn unheilig und ungläubig ſind wir und verhärtet in unſerer Verſtockung ganz und gar.

52. Anders wirkte die Gnade unter den Weibern und Mädchen von Laichingen, vielfältigſt und wunderſamſt wirkte ſie.

53. Denn die Schrade'ſche Erkenntniß machte unter ihnen die Runde früh und ſpät, tagtäglich und allnächtlich, und der hohe Patriarch that ſein Werk mit nie raſtendem Eifer und unermüdlicher Beharrniß.

54. Und ſiehe da, der Herr ſegnete ſein Thun und noch in der Blüthezeit ſeiner Wirkſamkeit begannen ſchon die Früchte derſelben zu reifen.

55. Denn alſo geſchah es:

56. Eines Tages um die fünfte Stunde des Abends trat vor ihn ſeiner jüngſten Jüngerinnen eine und ihre Bruſt ging hoch, wie vor Angſt, und ihre Augen waren roth, wie vom Weinen.

57. Und ſie ſprach: „Siehe, o Herr, mir iſt's ſchwer im Herzen und übel im Magen, und was ich in den Mund hineinthue, will wieder heraus, und es ſauſet mir im Kopfe und die Zähne thun mir weh. Ach, Herr, erbarme dich über deine Magd und laſſe nicht zu Schanden werden, die da immer demüthig zu dir ſprach: mir geſchehe nach deinem Willen!“

58. Und der Patriarch fühlte ſich bei dieſen Worten den Geiſt etwas kühl und ſchauderig den Rücken heraufrieſeln und hatte eine blitzſchnell vorübergehende Viſion von Amtsſtube und Zuchthaus.

59. Aber der Fromme iſt ſtark in ſeiner Tugend und der Erwählete kräftig in der Rüſtung ſeines Glaubens und die Engel des Herrn ſind ſchützend um ihn überall.

60. Derſelbigen Engel einer wandte des Patriarchen Blicke, als das bedrohliche Wort ſeiner Jüngerin kaum an ihn ergangen, nach dem Fenſter und durch ſelbes hinaus auf die Gaſſe.

61. Und ſiehe, der Mann Gottes ſah einen Jüngling vorübergehen, einen aus ſeiner Heerde, lederbehoſt, dreieckig behütet, ochſentreibend.

62. Und alſobald kehrte ſich der Patriarch um zu dem weinenden Mädchen, ertheilte ſelbem nach

Schrade'ſchem Ritus den Segen, indem er der Infiltrirten am Kinn krabbelte, und ſprach: „Gehe hin, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen! Gehe hin und lobſinge dem Herrn und verkündige der Schar der Auserwählten, daß der Herr mir befohlen, dir zu geben einen Mann nach dem Brauche der Erzväter, und morgen der Tag ſei, an welchem du ihm anverlobt werden ſolleſt vor allem Volke.“

63. Und das Mädchen ging hin und that, wie ihm aufgetragen worden.

64. Und als des folgenden Tages die Gemeinde der Erwähleten ſich zuſammengethan um ihren Patriarchen, ſtund dieſer auf von ſeinem Sitze und wälzte die Augen gen Himmel und ſprach:

65. „Ihr Brüder und Schweſtern in Chriſto, die ihr folget der wahren Spur des Lammes und im Glauben wachſet und in der Liebe zunehmet für und für!

66. „Sehet, als ich lag und ſchlief in vergangener Nacht, trat der Engel des Herrn zu mir im Traum, ſprechend: Alſo ſpricht der Herr:

67. „Unter der Lammheerde, die da folget deinem geſegneten Hirtenſtab, iſt eine Jungfrau, die da heißet mit Namen Jakobäa, und ein Jüngling, der da heißet Jakob. Siehe, dieſes Jünglings und dieſer Jungfrau Ehebund iſt geſchloſſen im Himmel; alſo werde er es auch auf Erden. So ſpricht der Herr.

68. „Und ich neigte mich und betete an und entgegnete: Was der Herr thut, iſt wohlgethan; ſein heiliger Wille geſchehe jetzt und immerdar! Sela.

69. „Tretet alſo hervor, Jakob und Jakobäa, auf daß ich eure Hände vereinige und euch verlobe im Namen des Herrn.“

70. So ſprach Schrade, der Mann Gottes.

71. Aber der böſe Feind geht um auf Erden und brüllet wie ein Löwe und ſuchet, wen er verſchlinge;

72. Und Tag und Nacht iſt er bemüht, Unkraut unter den Waizen zu ſäen.

73. Alſo fuhr er denn ſtracks in das Herz des lederhoſigen Jünglings, der da hieß mit Namen Jakob, und rumorte darinnen gräulich und erfüllte es mit hölliſcher Tücke und Rebellerei gegen das Wort Gottes.

74. Und der Jakob guckte die ſittſam erröthende Jakobäa ſcharf an und guckte ſie wiederum und abermal an und drehete ſeinen Dreiſpitz auf dem Kopfe um und ruckte ihn aufs linke Ohr und ſteckte die Hände in die Lederhoſentaſchen und räusperte ſich und that den Mund auf und ſprach:

75. „Vater Schrade, die Ehe der Jakobäa da ſcheint nicht nur im Himmel geſchloſſen, ſondern auch vollzogen worden zu ſein — —“

76. Aber der Mann Gottes unterbrach ihn und rief aus mit gewaltiger Stimme:

77. „Wie, du widerſpänſtiger Sünder, du widerſtrebſt dem Willen Gottes?“

78. Und der Jakob entgegnete frecher Weiſe: „Mit nichten, ich widerſtrebe nicht dem Willen Gottes, aber ſagen thu ich: wer der Jakobäa da die

Suppe eingebrockt hat, der mag ſie ihr auch auseſſen helfen."

79. Da richteten ſich aller Augen mit Erſtaunen auf den Jakob und die Jakobäa und die geſegnete Rundheit ihres Leibes ward plötzlich offenbar unter des Mädchens blaugefärbter Zwillichſchürze.

80. Und den Leuten ward es, ſie wußten nicht wie.

81. Aber der Patriarch erhub ſeine Stimme und eiferte in heiligen Zornes Eifer:

82. „O über euch Verblendete und Kurzſichtige, die da nicht erkennen die wunderbaren Wege des Herrn! Habe ich euch nicht prophezeit und verkündigt, daß Laichingen der Ort, von wo ausgehen werde das neue Heil der Welt? Und ſiehe, nun das Wunder ſich zu erfüllen beginnet und die Gnade des Geiſtes ſich ſichtbarlich erweiſet an dieſer tugendſamen Magd Gottes, ſtarret ihr kleingläubig und verſtocket euere Herzen und wollet nicht anerkennen die Herrlichkeit der neuen Maria —"

83. Doch der Teufel, der in dem böſen Jakob wüthete, ließ den frommen Mann nicht vollenden, ſondern lärmte und ſchrie und läſterte aus des Jakobs Mund:

84. „Maria hin, Maria her! Wollt ihr aus der Jakobäa da eine Maria machen, hab' ich Nichts dagegen, aber ihr Joſeph will ich nicht ſein, will nicht, Himmelkreuzſternſakerment, will nicht."

85. Und ſo weit ging die verruchte Bosheit des teufelbeſeſſenen, unglückſeligen Jakobs, daß er gegen

den Patriarchen noch die Zunge herausſtreckte und ſich auf dem Abſatz ſeines Stiefels herumdrehte und mit der flachen Hand auf einen gewiſſen Theil ſeines lederhoſigen Piedeſtal ſchlug, daß es klatſchte, und dann mit wahrhaft teufliſchem Hohnlachen zur Thüre des Heiligthums hinausſprang.

86. So Furchtbares thut Satan an denen, die da wandeln auf den wahren Spuren des Lammes.

87. Und ſiehe, ein großes Wehe erging über den Propheten von Laichingen und ſeine Er- und Bekennerinnen.

88. Denn die Söhne Moabs und Amaleks thaten auf ihren ſpottenden Mund über die Marienſchaft und metaphyſiſche Empfängniß der Jakobäa und die Kinder dieſer Welt ſprachen von einem faux pas Seitens des auserwählten Mägdleins, wenn auch nicht von einer fausse queue Seitens ihres Infiltrirers.

89. O Herregott, wie unerforſchlich ſind deine Wege!

90. Daß du läſſeſt zu Schanden werden deine Heiligen vor denen, die da draußen ſind und das Düften des Pferches deiner Heerde nicht ſchmecken!

91. Und es erhob ſich in dem geſegneten Laichingen ein erſchrecklicher Sturm gegen Schrade, das auserwählte Rüſtzeug der allerbarmenden Liebe.

92. Denn ſiehe, zu großer Freude der Ungläubigen und Verſtockten erregte Belial, der da ſchon den Jakob verwirrt hatte, die Laichinger Ehemänner, Väter und Brüder, ſo daß ſie in gottloſem Frevel-

muth ſich erhoben und ſich zu erboſen wagten, dieweil Schrade ihren Weibern, Töchtern und Schweſtern die unausſprechliche Gnade erwieſen, ſie ſeiner Erkenntniß theilhaft zu machen und ſie mit dem heiligen Geiſte zu erfüllen.

93. O ihr Brüder und Schweſtern in Chriſto, mein Auge füllet ſich mit bittern Zähren und meine Bruſt beginnt zu ſeufzen, da ich euch berichten ſoll, wie arg die Welt verkennet das Thun derer, die da wandeln Gottes Wege und ſchmecken den Schweiß des Lammes.

94. Und da die Widerſacher des heiligen Mannes alſo tobeten und die weiblichen Glieder der Laichinger Gemeinde ſich in Beſchradete und Unbeſchradete (der letztern waren weit weniger, als der erſtern) ſpaltete, kam es dem Staate bei, ſeine polizeiliche Naſe in dieſen Dreck zu ſtecken, und er düftete ihm nicht lieblich genug.

95. O Jeſulein, laß' doch über das ſündhafte Inſtitut Luzifers, welches da genennet wird Staat, balde triumphiren deine auserwählete Heerde, auf daß offenbar werde dein Ruhm und ausgehe dein Wohlſchmack in alle Welt!

96. Und ein verruchter Frevler, ein Gottesleugner, Revoluzer und Communiſt ging her und machte ein Spottlied, in welchem ſich auf Schrade that reimen Schade und allwo von den Beſchradeten als von Beſchadeten die Rede war.

97. O Herr, wann verhängeſt du einmal deine gerechten Strafgerichte über die Söhne Beelzebubs

welche da genannt werden Dichter und Schriftſteller, und wann läſſeſt du fahren den Bliz deiner Rache auf die Mißgeburt der Hölle, welche da genennet wird Preſſe?

98. Aber die Philiſter kamen über Israel.

99. Und ſie kamen in Geſtalt von würtembergiſchen Gensdarmen, auf denen Fluch ſei! Sela.

100. Und der Heilige des Herrn, der Patriarch Schrade ward als Unzüchtling verhaftet und wäre aus einem Unzüchtling um's Haar ein Züchtling worden in jenen heiligen Hallen bei Schwäbiſch Gmünd, welche im Mund des Volkes heißen „Gotteslez„, allwo die Schurken auf Koſten der ehrlichen Armen mit beſſerem Brodt gefüttert werden, als ihre Ernährer ſelber zu beißen kriegen.

101. Denn wehe, man verhörte ihn und klagte ihn an, geunzüchtelt zu haben rechts und links und getrieben zu haben einen Hahnreihornhandel im Großen.

102. Alſo profaniren die Gottloſen die Werke der Frömmigkeit und Erbauung.

103. Aber die himmliſchen Heerſcharen ſind ſchützend allüberall um die Sendboten des Heils.

104. Und ſiehe, ein Engel des Herrn berührte die Zunge des Propheten und ſteckte ihm ein Licht auf, daß er den Mund aufthat gen ſeine Ankläger und Richter.

105. Als man ihm vorwarf Hurerei, Ehebruch und dergleichen weltliche Sünden die der Fromme

nicht nennt, ſprach er, ſtark in dem Rüſtzeug des Glaubens und freudig in Gott.

106. Und ſprach alſo:

107. „Was ich that, hat Gott in mir gethan und durch mich. Heilig, heilig, heilig iſt der Wille Gottes und muß geſchehen jederzeit und in Ewigkeit. Amen.“

108. Und weiter ſprach er:

109. „Kein Verbrechen iſt dem Propheten, was Gott befohlen hat, und ſpräche heute der Herr zu mir: Gehe hin und nothzüchtige! ſo würde ich hingehen und nothzüchtigen, denn was Gott wohlgefällig iſt, deſſen muß der ſündige Menſch ſich nicht ſchämen und ſträuben.“

110. Und weiter ſprach er:

111. „Wie dürft ihr die Hand aufheben gegen den Knecht des Herrn und ihn aufhalten auf ſeinem Pfade und ihm verwehren die Ausgießung des heiligen Geiſtes? Gehet in euch und lobſinget dem Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, der da ſtark gemacht hat meine Lenden und willig meine Seele in der Uebung ſeiner Gebote!“

112. Und ſiehe, die Richter gingen in ſich.

113. Denn Gott thut Wunder für die Seinen und macht ſie wohlgefallig in den Augen der Conſiſtorien.

114. Und alſo ging der Patriarch von Laichingen ungefährdet hervor aus den Händen ſeiner Widerſacher und es wurde ihm zum Lohne für ſeine Verdienſte um das Reich Gottes die Gnade zu Theil.

daß der Heiligenſchein ſichtbarlich ward um ſeine Schläfe.

115. Schauet, Geliebteſte, und erkennet hieran die Herrlichkeit und Lieblichkeit des Lammes! Und bleibet feſt im Glauben und in der Hoffnung, beſonders aber in der Liebe, denn ſo will es der Herr. Und eifert nach dem hochheiligen Beiſpiel unſeres geliebten Bruders Schrade und befolget ſeine Lehren und thuet ſeine Werke, auf daß ihr fromm werdet und rein von Sündenſchuld und dereinſt eingehet in das Paradiesgärtlein, welches der Herr euch bereitet hat von Ewigkeit her. Halleluja!

II.

Den

loyalen Leipziger Stadtverordneten

in

Anerkennung ihres glühenden

Unterthanenbewußtſeins

ſubmiſſeſt überreicht

Leipziger Todtenmeſſe.

Ein Requiem aus dem ff.

Omai le stragi,
Le violenze, le rapine, l'onte,
Son lieve male; il pessimo è dei mali
L'alto tremor, che i cuori tutti ingombra.
Non che parlar, neppur osan mirarsi
L'un l'altro in volto i cittadini incerti:
Tanto è il sospetto et il diffidar, che trema
Del fratello il fratel, del figlio il padre:
Corrotti i vili, intimoriti i buoni,
Negletti i dubbj, trucidati i prodi,
Ed avviliti tutti . . . .

Vittorio Alfieri.

1.

Introitus.

Und alldieweil der Antichriſt
Mit aller Macht und aller Liſt
Sich jetzt auf d'Hinterfüß' hat g'ſtellt
Und tobt und ſchnaufet durch die Welt;
Weil rings die Rebellion ſpektakelt
Und leider Thron und Altar wackelt!
Weil widerſpenſtig muh'n und krochzen
Die alten liberalen Ochſen,
Derweil die jungen auf ſich blaſen
Mit kauderwelſchen Hegelphraſen;
Weil Krieg anſagend unſern Krämern
Die Communiſten auf ſich römern;
Weil Alles ſo ſpitzfündig kantiſch
Und Niemand mehr will ſein romantiſch;
Weil Alles ſich vom Glauben wandte
Vom Ruge abwärts bis zum Nante;
Weil Bürgermeiſter ſich erfrechen
Geſalbte Gottes zu betſchechen:

Darum und derowegen will ich
  Beſteigen meine Rozinant',
Und friſch, frei, fromm und fröhlich brüll ich:
  Mit Gott für König und Vaterland!

Ich ſing' um keines Königs Gunſt
Und bin ein Prieſter freier Kunſt, —
Sang Geibel, Lübecks großer Sohn,
Bis er ſie hatt' — die Penſion
Ich ſtell' mich nicht ſo ungebärdig,
Bin längſt 'ner Penſion gewärtig,
Thu' mich nicht ſo jungfräulich ſpreizen,
Und fleh': O du von Reuß-Kreuz-Schleizen,
Wirf doch herab von deinem Thrönchen
Mir armem Knecht ein Penſiönchen!
Ich werde, willſt du ediktiren,
Dafür dein Manuſcript corrigiren,
Damit ſich nicht im fieberiſchen
Geiſtesſchöpfungsdrang vermiſchen
Anſtand und Unanſtändigkeit
Zum Skandalum der Chriſtenheit.
Nachdem ich alſo unterthänig
Und als der „guten Preſſe“ fröhnig
Erwieſen mich, geh' ich getroſter,
  Anrufend Sanct Albertum Knappen
Und betend fromm mein Paternoſter,
  In Kampf mit Satan und ſeinen Knappen.

Doch weh mir Aermſten, ich bemerke,
Daß ich zu meinem frommen Werke
'Nen Holzweg habe eingeſchlagen,
Der mich nicht kann zum Ziele tragen,
Der, eh' man mag die Räder hemmen,
Hinabwärts führt auf Knittelversdämmen
In jenen grauſen Sündenſchlund,
Wo d' Religion kommt auf den Hund,
Wo Dichter thaten revoluzen
Und Denker das Glaubenslicht ausputzen,
Woher das grauliche Wort erſchollen:
Die Menſchen frei und gleich ſein ſollen!
Von wo ein ganz abſcheulicher Jux
Jüngſt kam, „der neue Reinecke Fuchs.“
Nein, nein, in dieſen hölliſchen Brodem
Miſch ich nicht meinen hofrathlichen Odem,
Vorbei ſind meine versmachenden Träume,
  Sprach Schillers Don Carlos zum Marquis
                    Poſa — —
Drum flücht' ich vom profanen Reime
  Geſchwind mich in die bibliſche Proſa.

V.

Kyrie eleiſon.

1. Es geſchah aber in dem ſo- und ſovielten Jahre der berühmten Einheit Deutſchlands, daß beſagte Einheit ein bedenkliches Loch kriegte.

2. Und alſo geſchah es.

3. Am freien deutſchen Rhein war ein frommer Biſchof auf den ſublimen Gedanken gerathen, als Symbolum und Standarte beſagter unzertrennlicher Einheit einen nahtloſen, ſchlechthin einheitlichen, alten Rock auszuhängen zu patriotiſcher Erbauung deutſcher Herzen.

4. Und nebenbei that er auch auf an ſeinem Biſchofsſitz eine furtreffliche Seelenaſſekuranzaktiencompagnie, wie auch eine homöopathiſchwunderwirkſamorthopädiſche Heilanſtalt.

5. Und das Alles „für faſt gar Nichts,“ wie unſere Juden auf den Jahrmarkten, und Alles zur Förderung deutſcher Vaterlandsliebe und ein Weniges auch ad majorem Dei gloriam.

6. O hätte der edle Mann dieſen leztern Zweck doch etwas geſchickter hinter ſeinem ungenähten Rock verborgen! Hätte er dafür geſagt: Ad majorem principum gloriam. Wahrlich, ich ſage euch, ſein ungenähter Rock wäre zur deutſchen Nationalflagge erklärt worden, über welche ſich die deutſche Einheit bisher noch nicht hat einigen können.

7. Und ach, wir hätten eine Nationalflagge gerade ſo gut brauchen können, denn unſere freiligräth'ſche und herweghſche Flotte liegt längſt zum Auslaufen bereit und iſt in neueſter Zeit auch noch eine heine'ſche Flottille dazu gekommen. Aber was mit Schiffen thun ohne eine Nationalflagge, worüber unſere Gelehrten noch nicht einig?

8. O Herregott, warum ließeſt du deinen Knecht, den frommen Biſchof, einen ſolchen Mißgriff begehen?

9. Siehe, o Herr, du biſt allwiſſend und mußteſt alſo wiſſen, daß die Deutſchen ſich Nichts daraus machen, mit dir zu grollen, nie aber ſich unterſtehen, ihren Fürſten gegenüber ſich aufzulehnen.

10. Wahrlich, es iſt ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen den Canonen und den Kanonen. Oremus!

11. Und Preis ſei dir, o Gott, für dieſen Unterſchied, alldieweilen einer liebreichen Mahnung aus dem Munde der Kanonen ſelbſt jene dreimal verfluchten Rebellen, die es in der franzöſiſchen Babel gibt, nicht widerſtehen, während ſogar die allerloyalſten deutſchen Seelen über die Canonen die Naſen zu rümpfen ſich erfrechen.

12. Aber ſiehe, deine Geſalbten werden derzeit ſehr fromm und ich weiſſage, daß mit Hülfe des Kanonenrechts bald auch das canoniſche Recht zu allgemeiner Geltung kommen wird. Sela.

13. Und kommen wird die Zeit, allwo . . .

. . . . . .

14. Doch du winkſt, o Herr, und ich werde aus einem begeiſterten Weiſſager ſchnell wieder ein ſchlichter Bibeliſt und fahre fort im Namen Jeſu.

15. Zur ſelbigen Zeit, als der gläubige Theil deutſcher Nation zu beſagtem Rock wallfuhr und ſich in beſagte Seelenaſſekuranzaktiencompagnie einkaufte, geſchah es, daß im Lande Schleſien ein junger Mann lebte, der da hieß Johannes Ronge.

16. Und er war ſeines Handwerks ein ſuspendirter Kaplan oder Vikarius.

17. Der ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb ein Loch in den Heiligenrockglauben, was Alles des Breiteren in den Analen unſerer thatenreichen Zeit erzählet iſt

18. Und ſiehe, Deutſchland begeiſterte ſich.

3.

Gloria.

1. Gloria in excelsis Deo!

2. Aber, o Herr, erhöre unſer Flehen und verſchone uns gnädiglich mit dem Strafgericht einer Begeiſterung des deutſchen Michels! Oremus!

3. Denn das iſt keine mouſſirende Champagnerbegeiſterung, keine energiſche Porterbegeiſterung, das iſt eine lendenlahme Sauerkrautbegeiſterung.

4. Und dieſe Sauerkrautbegeiſterung, ſiehe, ſie macht nur einigen zudringlichen Wind in die Welt und hernach etwelchen larirenden Katzenjammer.

5. O Herr, erlöſe uns von dieſem Uebel!

6. Du weißt, der Friedrich Schiller ſprach von einem ſchrecklichſten der Schrecken, aber er kannte oder nannte ihn nicht, den ſchrecklichſten der Schrecken: den begeiſterten deutſchen Philiſter.

7. O Herr, erlöſe uns!

8. Aber Deutſchland wollte ſich nun einmal begeiſtern, was konnteſt du machen?

9. Denn es ſteht geſchrieben: **Mit der Dummheit** kämpfen ſelbſt Götter vergebens.

10. Und der Deutſchkatholicismus begann zu floriren und zu gloriren. Sela.

11. Da traten kluge, rechte Männer hervor und thaten den Mund auf und ſprachen.

12. Und alſo ſprachen ſie:

13. Gut iſt der Kern der Sache, aber die Schale iſt Eitelkeit der Eitelkeiten.

14. Und weiter ſprachen ſie:

15. Hütet euch, ihr Männer, der Strohflackerfeuerſympathie der Philiſter zu vertrauen, und wahret eure Bundeslade vor plumper Zeitungsprofanirung! Laſſet euer Werk wachſen im Stillen, machet es nicht zu Schaubroten für Journalcorrespondenzler und gaffende Müſſiggänger, werfet die Perlen nicht vor die Säue!

16. Aber die Redlichen mußten bald verſtummen, denn welche Vernunft kann gegen den deutſchen Philiſter aufkommen, wenn er ſich begeiſtern will?

17. O Herr, erlöſe uns!

18. Und den Apoſteln des Antirockglaubens kam die philiſtaiſche Begeiſterung wohlriechend vor, wie die Roſen von Saron, und ſußſchmeckend, wie der Honig von Gilgal.

19. Und vor lauter Fackelzugſpruhen überſahen ſie, vor lauter Serenaden überhörten ſie, daß der Fluch des Lächerlichen ſich an ihre Ferſen heftete.

20. Doch wahrlich, angenehm iſt's, in dieſen böſen Zeiten auf anderer Leute Koſten in Deutſch-

land umherzuextrapoſten und „bei Rheinwein und Rehbraten und Forellen Weltgeſchichte zu machen.“

21. Und alſo florirte und glorirte das neue Heil und toaſtirte und war ſehr ſchön.

22. Und die deutſchen Liberalen gingen einen Monat lang umher, als ob ſie Mond und Sterne verſchluckt hätten und die Sonne nur noch ſo um Gotteswillen am Himmel ließen. . . . . .

23. **Gloria in excelsis Deo!**

1.

Evangelium und Credo.

1. Und es geſchah, als ich vorhin ſaß und ſchrieb, ſiehe da neigte ſich mein Haupt und Schlaf befiel mich und ich träumete.

2. Und ich ſprach im Traum, alſo ſprechend:

3. Ich glaube an den Gott im Menſchen.

4. Und ich hoffe auf den Sieg der Vernunft.

5. Und ich liebe die Erde, die ſchöne, grüne, fruchtſchwellende Menſchenheimat, und alle Weſen auf ihr.

6. Ich bete die Schönheit an.

7. Und ich beuge mein Haupt in Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit.

8. Und ich haſſe, was da ſtolziret in Purpurmänteln und gleißnert in Prieſtertalaren und prunket mit Wappenſchilden und wühlet in Geldſäcken.

9. Und ich weiß: nie iſt die Menſchheit erlöſet worden und nie wird ſie erlöſet, ſie erlöſe ſich denn ſelbſt.

10. Und ſie wird ſich erlöſen.

11. Und das iſt mein Glaube: die Freiheit wird ſiegen.

12. Und das iſt meine Hoffnung: die Gerechtigkeit wird herrſchen.

13. Und das iſt meine Liebe: die Schönheit wird triumphiren.

14. Alſo träumete ich und ſprach im Traume.

15. Nun ich aber aufgewacht bin, grauſet mir's vor ſolcher Verruchtheit und Läſterung.

16. Und ich flehe zum Herrn um Vergebung meiner Sündenſchuld und alſo fleh' ich:

17. O Herr, mein Gott, der du prüfeſt Herz und Nieren, du weißt, wie redlich ich gerungen habe, meinen alten Menſchen, der kaum an dich, geſchweige an die Könige und Pfaffen glaubte, der in ſeinem Frevelmuthe ſo weit ging, jakobiniſch communiſtiſche Gedanken zu hegen und ſogar mit Wohlgefallen jenes infernaliſche Lied zu ſingen, deſſen Refrain lautet: Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi! — ja, wie redlich ich gerungen, dieſen meinen alten Menſchen aus und einen neuen, ſchuldlos hofräthlichen anzuziehen .... o je, o je! .... du, o Herr, der du Zeuge wareſt meines ſchweren Kampfes mit den Mächten der Hölle, du weißt ja auch, was es heißen will, in einem und demſelben Jahre Lieder eines desperaten, revolutionären Nachtwächters zu ſchreiben und drucken zu laſſen und in eine Hofrathsuniform zu kriechen .... o je, o je! .... Darum, o Herr, mußt du nicht allzuſchwer mit mir ins Gericht ge-

ben, wenn ich noch dann und wann im Traum dem böſen Feind anheimfalle. Träume ſind ja Schäume und wahrlich, ich werde es in kürzeſter Friſt ſo weit bringen, auch im Traume durchaus Nichts mehr zu ſchreiben, was nicht loyal genug wäre, um von dem Freiherrn von Cotta verlegt werden zu dürfen .... o je, o je! .... Credo in unum Deum!

16. Und ſiehe, ſo ſangen auch die Kirchenväter des Antirockglaubens, welche ſich da hatten zuſammengethan in der guten Stadt Leipzig im Sachſenland.

17. Aber mit dir, o du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, mit dir wußten ſie nicht, wo aus und ein.

18. Darum ließen ſie dich einſtweilen ſo dahingeſtellt ſein und ſprachen nur mit dem Dänenprinzen Hamlet: Gott oder nicht Gott? das iſt hier die Frage.

19. Und es iſt noch immer die Frage.

20. Mit dir dagegen, o heiliger Geiſt, der du doch nur der dritte in der dreifältigen Rangordnung biſt, machten ſie ein gar großes Weſen, die ſchlauen Ketzer, und ließen dich mir Nichts dir Nichts zum Zeitgeiſt avanciren.

21. Entſetzlichſte Spiegelfechterei der Hölle!!!

22. Und ſie läſterten Gott und ſprachen:

23. Laſſet uns abſagen dem Pabſt, welcher da thronet als babyloniſche Hure auf den ſieben Hügeln von Rom, und allen ſeinen Werken. Laſſet uns ihn ſtürzen von ſeinem Stuhl, auf daß darauf erhöht

werde unſer großer „Reformator des neunzehnten Jahrhunderts“, der da vollbracht hat das Unerhörte, der da in ladenſchwunghafte Begeiſterung verſetzt hat den deutſchen Philiſter und feſteſſenſatt gemacht den deutſchen Liberalismus. Er lebe hoch für jetzt und immerdar! Hallelujah.

5.

Sanctus.

1. Aber der Herr reckte aus ſeine Hand über Leipzig in Sachſen, wo jetzt ſtatt ſchöner Mädchen Ketzer wachſen, und das Gericht ſeines Zornes eilete.

2. Denn heilig, heilig, heilig iſt der Herr Gott Sebaoth und Himmel und Erde ſind ſeiner Herrlichkeit voll.

3. Und weil die Kinder Leipzigs übel thaten vor dem Herrn und verließen den Herrn und dieneten Ronge und Czerski:

4. Deßhalb ergrimmte der Grimm des Herrn über ſie und gab ſie in die Hände des Obriſtlieutenant von Süßmilch und ſeiner Schützen und ſie konnten ihren Feinden nicht mehr widerſtehen.

5. Sanctus enim est Dominus, sanctus, sanctus, sanctus!

6. Und alſo geſchah es.

7. Zur ſelbigen Zeit ſprach der Prinz Jean de Paris zu denen, die um ihn waren, und alſo ſprach er.

8. Laſſet uns abhalten ein Leipziger Lerchenſchießen!

9. Selbiger Prinz war aber wohlgefällig in den Augen des Herrn und minder nicht wohlgefällig in den hochheiligen Augen des Statthalters Chriſti. Sela.

10. Und war überſetzend eingedrungen in das „Centrum der Romantik“, allwie der ſchon bei Lebzeiten ſelige und jetzt ſeligſte polyglottiſche Kammerdiener der Frau von Stael ſelig die divina commedia des Signore Dante genannt hat, und war berauſcht von dem Duft dieſer Prachtroſe katholiſcher Dichterei.

11. Und ſandte Botſchaft gen Leipzig, auf daß Alles ſich bereit halte zum Lerchenſchießen.

12. Und ſiehe, der Doktor Haaſe verſammelte die Männer Leipzigs und ſprach, alſo ſprechend:

13. Kämmet eure Haare und raſiret eure Bärte und putzet eure Gewehre, auf daß unſer gnädigſter Herr Prinz Jean de Paris eure Torniſter muſtere.

14. Aber der böſe Feind hatte die Sinne der Männer verwirrt und ihre Herzen verſtockt und ſie murreten und ſprachen:

15. Laſſet uns hingehen und Pfeifen kaufen!

16. Und alles Volk ging hin und kaufte Pfeifen.

17. Und als die Zeit erfüllet war, da man ſchrieb den zwölften Tag des Auguſtmonats im Jahre der Gnade 1845, da kam der Prinz Jean de Paris gen Leipzig und traf die Männer noch nicht auf dem Platze.

18. Und er mußte ihrer warten.

19. Ja, ſo tief lagen die Mannen Leipzigs in den Schlingen Baals und Aſtaroths, daß ſie ſich unterfingen, einen Prinzen warten zu laſſen.

20. Wehe dir, Leipzig, und deinen Kramläden, daß du das Gräuliche ſchauteſt!

21. Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir, es wird über dich kommen eine Sündflut von Druckerſchwärze und deine Buchhändlerkrebſe werden dich auffreſſen.

22. Und alſo wird es geſchehen, weil dein Volk alle Schalkheit begangen hat vor dem Herrn und geräuchert vor dem Ronge und Trankopfer ausgegoſſen vor dem Czerski. Sela.

23. Aber ſiehe, das Werk Belials hatte erſt begonnen, und ſiehe, die Bosheit mehrete ſich und die Gottloſigkeit nahm zu.

24. Denn als endlich die Leipziger Heerſcharen auf den Platz rückten und der Prinz Jean de Paris die Gnade hatte, ſie allergnädigſt zu begrüßen, da erwiderten die Verworfenen den prinzlichen Gruß nicht.

25. O Herr erbarme dich und verzeihe den Unglückſeligen, denn ſie wußten nicht, was ſie thaten . . . . . . o je, je, miserere Domine!

26. Und bemeldetem Comperativ in den Leipziger Freveln ſollte bald der Superlativ folgen.

27. Denn der Gräuel der Verwüſtung brach herein über den Leipziger Roßmarkt, und alſo brach er herein.

28. Siehe, der fromme Prinz Jean de Paris

ſaß gemüthlich im Hotel de Pruſſe und ſtudirte im Dante.

29. Und es kam heran um die neunte Stunde der Nacht die Muſik mit Hörnern und Zinken und Pauken und begann zapfenſtreichend aufzuſpielen.

30. Aber das von allen ſiebzehn Legionen der Hölle beſeſſene Volk Leipzigs ließ ſich nicht rühren von der Harmonie der Töne, ſondern begann zu toben wie jene Gadarener Beſtien, in die der Herr Jeſu Chriſt eine erkleckliche Anzahl von Dämonen escomotirt, wie geſchrieben ſteht beim Evangeliſten Lucas, Cap. 8., V. 26 — 33.

31. Und ſiehe, nun thät es ſich zeigen, wie ſo gar weit das Volk Leipzigs ſchon fortgeſchritten war auf dem Wege zum hölliſchen Abgrund.

32. Denn es gehorchte den Eingebungen Belials und ſang das Lied des Erzketzers von Wittenberg, welches dieſer verfertiget, als er ſeine Käthe heimführte.

33. Und zwiſchen die Strophen dieſes abſcheulichen Liedes hinein ſchrie das Volk wie raſend und entwickelte eine Virtuoſität im Pfeifen.

34. Und wieder ſchrie es: Hoch Ronge und Czerski! Und wieder pfiff es und wieder ſchrie es: Nieder mit den Jeſuiten!

35. Miserere Domine!

36. Und wieder that es den brüllenden Mund hochverrätheriſch und königsmörderiſch auf und ſchrie, und ſchreiend ſchrie es alſo:

37. In die Hölle des Dante mit dem Prinzen Jean de Paris!

38. Der aber lag im Hotel de Pruſſe auf den Knieen, wie es einem ſo frommen Prinzen zukam, und ſeufzete zu Gott und betete und ſprach:

39. **De ventreinferi clamavi et exaudisti vocem meam.**

Et projecisti me in profundum maris et flumen circumdedit me.

40. Und abermals laſterte und ruchloſete das Volk und ſchlenderte .... o großer Gott der Gnade! wehe mir, daß meine Feder das Gräßliche niederſchreiben muß .... Steine nach den Thüren und Fenſtern des Hotel de Pruſſe.

41. Aber drinnen ſchrie der fromme Prinz zum Herrn und alſo betete er:

42 **Salvum me fac, Deus, quoniam intraverunt aquæ usque ad galam meam ..**

Non timebo millia populi circumdantis me .... Exsurge, Domine! Salvum me fac, Deus!

43. Und der Herr, der da keinen Deutſchen verläßt, geſchweige einen deutſchen Prinzen, machte ihn wirklich **salvum** und ſtand gerührt auf von ſeinem Stralenthron und ſprach zur ſeligſten Jungfrau Maria, und ſprach alſo:

44. „Was zu arg iſt, iſt zu arg, **n' est ce pas, Madame?** Wozu ſollte es kommen, wenn ſogar die Deutſchen, dieſe Bleigewichte an der Weltuhr, anfingen, unloyal zu werden und ſich widerſe-

zig aufzuführen? Man muß ihnen den Rappel ſchnell vertreiben; **n' est ce pas, Madame?**“

45. Und die ſeligſte Jungfrau Maria, die den Leipzigern, in deren Mitte ſie neulich von den Deutſchkatholiken ſo **sans façon** und ungalant aus der chriſtlichen Mythologie geſtrichen worden war, unmöglich grün ſein konnte, öffnete ihr holdſeliges Mäulchen und that flöten:

46. „Eure dreifältige Majeſtät haben ganz Recht, mit Verlaub; das europäiſche Gleichgewicht ginge aus den Fugen, wenn die guten Deutſchen je vergäßen, daß Ruhe die erſte Bürgerpflicht iſt.“

47. Wahrlich ich ſage euch, das laſſet euch zur Warnung dienen, all' ihr Ketzer und Neuerer, und geht in Zukunft mit dem weiblichen Olymp hübſch ſäuberlich um! Sela

48. Denn ſowie der Herr Obiges aus dem Munde der ſeligſten Jungfrau vernommen, rief er flugs ſeinen Generaladjutanten Michael herbei und gab ihm gemeſſene Ordre, den frommen Prinzen Jean de Paris zu ſalviren und die Ruhe in Leipzig und Deutſchland herzuſtellen.

49. Denn der Herr, unſer Gott, iſt ein ſtarker und eifriger Gott und erhöret das Flehen derer, ſo ihn rufen, und ſchirmet die, ſo ihn verehren in Furcht und Zittern.

50. **Sanctus Deus noster, sanctus, sanctus, sanctus!**

6.

Wandlung.

1. Aber in bemeldete Ordre des Höchſten einzudringen, das iſt dem Laienverſtand des unwürdigen Schreibers dieſer Zeilen verſagt.

2. Denn es iſt dieß das Myſterium der Leipziger Tortenmeſſe.

3. Weißt du, woher der Wind wehet und wohin er fahrt? Du ſpureſt ihn nur und das ſei dir genug.

4. Und ſiehe, auch die Leipziger kriegten ihn nur zu ſpüren und es war ihnen ſehr genug.

5. Und alſo geſchah es:

6. Gegen die zehnte Stunde der Nacht hörten die Zuſchauer der höchſt undeutſchen Rebellerei, welche ſich vom Roßplatz auf die Promenade zurückgezogen hatten, calculirend, es möchte noch zu unangenehmen Berührungen mit den Trabanten des Kanonenrechts kommen, und ferner calculirend: weit davon, iſt gut vor'n Schuß! die Calculirenden hörten mit einmal ein Hornſignal beſagter Trabanten und noch

eines und dann wurde ihnen die ultima ratio regum, dießmal zur Abwechslung in Scharfſchützenbüchſenſchüſſen beſtehend, höchſt nachdrücklich verkündigt.

7. Und es ſtürzten hin Etwelche todt und Etwelche verwundet.

8. Unrecht ſei ihnen geſchehen, ſchrieen die Feinde des Throns und Altars . . . . . Ei da, wer hieß ſie einer Rebellerei zuſehen?

9. Und ſiehe, einer jener beſeſſenen Versmacher, die dermalen allum krakeelen, unterſtand ſich gar, von „Mord“ und „lakaienhaften Rückenſchüſſen“ und „von Bartholomäusnacht“ zu ſingen zu ſagen.

10. So ſehr wird die göttliche Gerechtigkeit verkannt. O Herr ſei mit uns und verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie ſagen und thun, deine und deiner Geſalbten Haſſer.

11. Und alſo wurden erſchoſſen zwei Poſtſecretarii, ein Schriftſetzer, ein Markthelfer, ein Commis, ein Gelehrter und ein Polizeidiener — gewiß eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Requiem æternam dona eis, Domine!

12. Und das war das Leipziger Lerchenſchießen.

13. Alſo ſchrecklich erging es den Bewohnern einer Stadt, in welcher man den Vätern Jeſu und einem deutſchen Prinzen ein Pereat gebracht

14. Du aber, o Germanien, hieher blicke und nimm ein Exempel dran! . . . . . De profundis, de profundis.

I.

Paternoſter.

1. Aber ſehet und ſtaunet, noch war die Macht des Teufels erſt geſchlagen, nicht vernichtet. Oremus!

2. Denn ſiehe, das Volk Leipzigs ſchaarte ſich zuſammen und wollte ſogar behaupten, es hätte Unrecht erlitten.

3. Wehe und dreimal Wehe über ſolch' eine widerborſtige Verblendung!

4. Und die Thoren däuchte, ſie hätten noch nicht genug an dem Abendeſſen, welches ihnen am zwölften Auguſtmonat war aufgetiſcht worden und ihnen ſtatt des Brotes ein Gemüſe blauer Bohnen und ſtatt des Weines rothes Blut dargeboten hatte.

5. Darum thaten ſie ſich, als der fromme Prinz Jean de Paris im Geleite treuer Bürger etwas eilfertig die Stadt verlaſſen hatte, beim Schützenhauſe zuſammen und hielten Rath.

6. Aber der Herr, dem Preis ſei und Lob in Ewigkeit, wacht über ſein gutes Deutſchland und

wahret es vor Schaden, Verführung und Revoluzfieber.

7. Und er ſchlug das Herz eines Mannes in der Verſammlung, der da bisher als eines der Hauptirrlichter der verirrten Heerde vorangeflackert hatte.

8. Und der Mann hieß Robert Blum.

9. Und er erinnerte ſich, daß er ein guter Bürger ſei, und beſtieg die Rednerbühne und redete, vom Geiſt Gottes getrieben, und redete alſo:

10. „Ruhe und Ordnung, meine Freunde, muß vor Allem ſein; das Andere kommt dann von ſelbſt hintennach. Laßt uns auf dem geſetzlichen Boden ſtehen bleiben, dort ſtehen wir gut, ſo lange man uns nämlich nicht wegzugehen befiehlt. Befiehlt man aber das, ſo müſſen wir eben gehorchen, denn, meine Freunde, Ruhe und Ordnung vor Allem!“

11. Und Alle, die das höreten, fanden es gut und wiederholten beiſtimmend: Ruhe und Ordnung vor Allem!

12. Und ſchlugen an die Bruſt und ſagten:

13. Pater noster, peccavimus!

14. Und die marmorenen Unſterblichkeiten Deutſchlands in der Walhalla durchzuckte ein Wonneſchauer ob dieſer Manifeſtation des deutſchen Patriotismus, der deutſchen Loyalität.

8.

Communion.

1. Und alſo kehrten die Rebellen, Eiſenfreſſer, Tyrannenmörder, Republikaner und Blutſäufer zu ihrer unterthänigen Unterthänigkeit zurück und die Erſchoſſenen waren und blieben todt, wie ſich's gebührt, und wurden ſofort begraben, was ſehr rührend anzuſehen war. **Requiem æternam dona eis, Domine!**

2. Und ſiehe, nachdem das: **Pater, peccavimus!** einmal war worden angeſtimmt, wurde es durch die Gnade Gottes ſehr commun in der guten Stadt Leipzig.

3. Und traten hervor gottesfürchtige und deutſchtreue Bürger auf Markt und Gaſſen und ſahen ſehr zerknirſcht aus und ſprachen:

4. Wehe uns und unſern Kindern, daß wir einen Geſalbten des Herrn in unſeren Mauern beleidigen ließen! Wehe und dreimal wehe!

5. So rufend zerriſſen ſie ihre Gewänder und ſtreuten Aſche auf ihre Häupter und fielen nieder

auf ihre Kniee und jammerten und flehten: **Miserere Domine, rex noster!**

6. Und da die Väter der Stadt, welche da genennet werden Stadtverordnete, Solches geſehen und mitgemacht hatten, gingen ſie hin, Rath zu halten, und hielten Rath, wie man den Geſalbten des Herrn und ſein ganzes Haus wollte verſöhnen.

7. Und kamen überein und krochen nicht zum Kreuz, ſondern zum Throne und ſchweifwedelten und baten:

8. O Herr, verzeihe es uns, daß etwelche unſerer Mitbürger von deinen Kriegsknechten todtgeſchoſſen wurden!

9. Und ſiehe, der König weinete vor Rührung.

10. Und die Geſandten kehrten heim gen Leipzig und erhoben ihre Stimmen und frohlockten und ſprachen:

11. Der Herr, unſer König, weinete vor Rührung und wird uns, nachdem wir die geziemenden Büßungen beſtanden, wieder gnädiglich anblicken.

12. Und weiter ſprachen ſie:

13. Laſſet uns nun eilen, auch dem ſchwer beleidigten Prinzen Jean de Paris unſere Reue und Ehrfurcht zu Füßen zu legen.

14. Und gingen hin und thaten alſo und machten Reu' und Leid und ſchrieben an den Prinzen Jean de Paris eine deh- und wehmüthige Supplik und lautete dieſe Supplik alſo:

15. „Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Prinz, allergnädigſter Fürſt und Herr! Mit Trauerkleidern

angethan, Thränen der Reue in den Augen, die Bruſt von krampfhaftem Schluchzen geſchwellt und Aſche auf den Häuptern, wagen wir es, Deiner Hoheit ſerviliſt und loyaliſt zu nahen, um Dich, mit den Stirnen, wie ſich's geziemt, am Boden, des abſcheulichen, vatermörderiſchen, gottſchänderiſchen, hunderttauſendfach zu verfluchenden Attentates willen, dem Deiner Hoheit geheiligte Perſon in unſern Mauern ausgeſetzt war, um Vergebung anzuflehen. Züchtige uns, o großmächtigſter, allerdurchlauchtigſter, allergnädigſter Herr, züchtige uns mit Ruthen und Skorpionen! Wir haben es verdient im vollſten Maaße und bieten Dir allerunterthänigſt unſere und unſerer Mitbürger entblößte Rücken dar. Aber, o Herr, wenn Du uns geſtraft und gezüchtigt nach Verdienſt, dann, o höre unſer Flehen, dann laß' unſern beflorten Augen die Sonne Deiner Gnade wieder ſcheinen! O Herr, erbarme Dich unſer und unſerer Kinder und laß' uns nicht verzweifeln!

Deiner Hoheit, allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter, allergnädigſter Prinz und Herr, alleralleruntertänigſten, niederträchtigſt im Staube liegenden

Stadtverordneten von Leipzig. *)

---

*) Und ſiehe, einer der Männer war ſo ruchlos, dieſe Adreſſe nicht unterſchreiben zu wollen und mit dem nie genug zu verdammenden Schiller zu ſprechen: Männerſtolz vor Königsthronen! — Schauderhaft, höchſt ſchauderhaft!

9

Ite miſſa est.

Das war das Leipziger Lerchenſchießen —
Ite missa est.
Das that die Gottloſen ſehr verdrießen —
Ite missa est.
Und all' die Schreier und Turbulenten —
Willidewipampum!
Die duckten ſich wie ſcheue Enten —
Willidewipampum!
Und all den Spöttern und Glaubenloſen —
Vallidirivallera!
Denen fiel das Herz wohl in die Hoſen —
Vallidirivallera!
Das war das Leipziger Todtenamt —
Dominus vobiscum!
Heida, wie wurde da entflammt —
Willidewipampum!
Aufs Neu' der deutſchen Treue Glut —
Dominus vobiscum!
Nachdem man ſie geleimt mit Blut —
Willidewipampum!
Und jetzt florirt zu Gottes Ehr'
Ite missa est!

Das Unterthanenbewußtſein ſehr —
Vallidirivallera!
In Deutſchland wieder und ungeheu'r —
Jte missa est!
Facht an ſich rings des Glaubens Feu'r —
Vallidirivallera!
Bald zieht auch ganz zum Pabſt zurück —
Dominus vobiscum!
Uns alle der Jeſuitenſtrick —
Willidewipampum!
O dann erſt iſt Thron und Altar —
Dominus vobiscum!
Gefeſtigt für jetzt und immerdar —
Willidewipampum!
O Brüder, betet ſpät und früh —
Jte missa est!
Daß fromm wir werden, wie das Vieh —
Vallidirivallera!
Ermattet nicht an dieſem Werk —
Jte missa est!
Daß bald wir eingeh'n in den Pferch —
Vallidirivallera!
Dann ſind geweiht wir und gefeit —
Dominus vobiscum!
Und ſelig für Zeit und Ewigkeit —
Heissadideldidum!

III.

Allen
literariſchen Hoflakaien
in
Berückſichtigung ihrer Verdienſte
um
Cenſur und Bücherconfiscation
mit
gebührender Achtung
dedizirt.

Kaiſer So und So und Prinzeß Gloria.

Ein chineſiſches Schattenſpiel.

All this? ay, more: Fret, till your proud heart break;
Go, show your slaves how cholerick you are,
And make your bondmen tremble. Must J budge?
Must J observe you? Must J stand and crouch
Under your testy humour? By the gods,
You shall digest the venom of your spleen;
Though it do split you: for, from this day forth,
J'll use you for my mirth, yea, for my laughter.

Shakeſpeare.

Perſonen.

Der Kaiſer von China.
Germania, verwittwete Kaiſerin von Deutſchland.
Gloria, ihre Tochter aus verſchiedenen Ehebünden.
Wuſtlein, M. Dr. kaiſerlich chineſiſcher Leibmedicus.
Der Polizeiminiſter.
Der Kriegsminiſter.
Ein Eichhörnchen.
Sklavigny, Staatsrechtslehrer.
Stutenthal, Staatstheolog.
Janus, Staatspubliciſt.
Gebrüder Altteutſch, Staatspatrioten.
Bonaventura, Staatsphiloſoph.
Phantaſus, Hofrath und Staatsdramaturg.
Hariri, Staatsreimlexikon.
Kletterſtange, Profeſſor und Staatsturner.
Chevalier George.
Don Fernando.
Don Emanuel.
Ein unpolitiſcher Profeſſor.
Ein cosmopolitiſcher Nachtwächter.
Ein Kind.
Zwei Geiſterſtimmen.
Eine Geſpenſterſtimme.
Eine Depeſche.
Eckenſteher Nante.
Chor der Höflinge und Mandarinen.

Ort der Handlung: der kaiſerlich chineſiſche Hof zu Peking. Zeit: nicht genau zu ermitteln, da die chineſiſche Chronologie bekanntlich ein ſehr konfuſes Ding.

Verwahrung.

Um nicht des Gewerbes eines Plagiators bezüchtigt zu werden, erklärt der Inſceneſetzer nachſtehenden Drama's, daß in ſelbigem folgende Autoren geiſtweis gehen, wie ſich die ſüddeutſchen Bauern ausdrücken würden —: Arnim Frau von, Dingelſtedt, Freiligrath, Geibel, Heine, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Rückert, Sallet, Schelling, Strauß.

(Vorhalle des kaiſerlichen Audienzſals. Madame Germania und Prinzeß Gloria treten ein, von allen möglichen chineſiſchen Hofchargen begleitet, unter welchen der Leibmedicus **Dr.** Wüſtlein.)

Germania.

Nun paß' auf, Gloriachen, daß dein Debüt gut ausfällt. Paß' auf, ſag' ich, nimm' dich zuſammen, ſag' ich, daß du endlich einen Mann bekommſt.

Wüſtlein (bei Seite.)

Bah, zu dieſem Zwecke ſollte ſich das Fräulein eher auseinanderthun.

Gloria.

Aber, Mama, da riecht es ja wettermäßig nach — nach — — was iſt denn das für ein vermuffter Geruch?

Germania.

Ei, das iſt der berühmte chineſiſche Zopfgeruch, mit etwas Beigeſchmack von Thee und Juchten.

Wüſtlein.

Mit allerunterthänigſter Unterthänigkeit möchte ich Ihro kaiſerlichen Hoheit, bis Höchſtdieſelbe an dieſen chineſiſchen Staatsgeruch ſich gewöhnt haben, den Gebrauch des Janus-Oels rathen.

Gloria.

Was iſt das für ein Parfüm, Monſieur le Docteur?

Wüſtlein.

Das iſt die neueſte Erfindung unſeres berühmten Staatspubliciſten, kaiſerliche Hoheit, ein Wunderöl, das Dutzend Fläſchchen zu 8 Thaler. Es dient in erſter Linie dazu, das Räderwerk der Staatsmaſchine einzuſchmieren, in zweiter, ganz China in germaniſch-chriſtlichen Geruch zu bringen. Letztere Eigenſchaft verdankt es hauptſächlich dem Segen, welchen unſer großer Staatstheolog Stutenthal darüber geſprochen.

Gloria.

Fi donc! Doch ich erinnere mich, daß mir auf meiner Durchreiſe durch Leipzig biedermänniſch davon vorgeheroldet wurde.

Wüſtlein.

Ja, erlauchteſte Jungfrau, ſeit der unſterbliche Oswald Marbach in Leipzig einen literariſchen Wochenbericht herausgibt und Cenſor geworden iſt, verſtehen ſie ſich in Leipzig auf Alles, beſonders auf Poeſie und Poeten, und nicht umſonſt hat mein Freund, der Chevalier George geſagt:

Auch der Parnaß iſt gebahnt, und wer nicht
gerne zu Fuß geht,
Findet in Leipzig ein Heer trefflicher Eſel bereit.

Gloria.

Wer iſt dieſer Chevalier George?

Wüſtlein.

Ein junger Ritter, der ſich ſeine Sporen an einem Verſtorbenen verdient hat. Ihro Hoheit werden ihn ſogleich kennen lernen, denn er befindet ſich dermalen an unſerem Hofe.

Gloria.

In welcher Eigenſchaft?

Wüſtlein.

Als Curioſum. Unſer erhabener Monarch liebt die Curioſa

Gloria.

Deßhalb mußt' ich mich auch wohl auf Mama's Wunſch hin wie ein wandelndes mittelalterliches Curioſum herausſtaffiren?

Germania.

Willſt du ſtill ſein, du ſchnippiſches Ding! Hab' ich dir nicht geſagt, du ſolleſt dich hier wie ein Fouqué'ſches Fräulein, nicht aber wie „die Emancipirte„ gebahren, welche neulich bei Otto Wigand herauskam?

Gloria.

Mama, ſolche Vergleichungen verbitt' ich mir

Germania.

Hat ſich was zu verbitten! Aber aufgepaßt, ſag' ich noch einmal. Die Flügelthüren öffnen ſich, die Cour nimmt ihren Anfang. Nur recht Fouqué'ſch, Gloriachen! Die Augen ſchämig geſenkt, den Eichenkranz hölzern verlegen in der Hand niederhängen laſſen, wie der ſchwanthaler'ſche Goethe zu Frankfurt den ſeinen — vaalzowiſch weiblich, idahahnhahniſch noblement! Du mußt mal an den Mann kommen, ſonſt thäte ja die deutſche Gloria zur alten Jungfer verſauern.

Gloria.

Ei, gegen dieſes Unglück wüßten die muntern Herren Franzoſen —

Germania.

Willſt du ſchweigen, du Grasaff? Komm' herein, komm' herein!

(Die beiden Damen begeben ſich mit ihrem Cortege in den Audienzſal, deſſen Flügelthüren ſich vor ihnen geöffnet haben. Der ganze chineſiſche Hofſtaat iſt in Gala verſammelt, ebenſo das hohe Mandarinenthum der rothen, grünen, blauen, gelben ꝛc. Knopfordnung. Der Kaiſer des Reiches in der Mitte, der Sohn des Himmels ꝛc. ſteht in mittelalterlichem Glanz und Wichs am Fuße des Thrones. Ein Eichhörnchen, welches ſprechen kann und an das alte und neue Teſtament glaubt, ſitzt ihm auf der Schulter. Wie die Damen eintreten, geht ihnen der Kaiſer entgegen, küßt ihnen nach chineſiſcher Etikette die Naſenſpitzen, führt ſie galant zu ihren Tabourets, beſteigt den Thron, macht eine erhabene Handbewegung und ſagt:)

Ich will reden!

(Tuſch von Trompeten und Pauken.)

Der Hof (mit den Geſichtern im Staube.)

Er will reden!

Das Mandarinenthum (dito.)

Hört! Hört!

Chorgeſang.

Strophe.

Mitten aus neun Inſeln, in vier Meeren,
Ruft der Kaiſer Pelikan,
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet ſie mit Freude an.
Fiſche tief im Grunde ſchweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein,
In den Wipfeln neue Schoſſen,
An den Wurzeln neue Sproſſen;
Und im Schachte wachſen Gold und Stein.

Gegenſtrophe.

Es war einmal ein großer Prinz,
Dem war es angeboren,
Und Hof und Hauptſtadt und Provinz
Gebrauchte Nichts, als Ohren.
Er ſprach bei Tag, er ſprach bei Nacht,
Die Lange und die Breite,
Er ſprach noch eh' er aufgewacht,
Demoſthenes der Zweite:
Deklamiren
Und Parliren,
Ei, was ſpricht der Prinz ſo ſchön!

Der Kaiſer.

Nachdem es dem unerforſchlichen Rathſchluß des Himmels gefallen, Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät aus dieſem irdiſchen Jammerthal hinüberzurufen in das beſſere Land, beſtieg Ich den Thron Meiner Ahnen, erfüllt von begeiſterter Volksbeglückungsromantik und löblichſten Vorſätzen

Wüſtlein (leiſe zu Gloria.)

Hier war alſo nicht der Weg zur Hölle, ſondern der Weg zum Throne mit guten Vorſätzen gepflaſtert.

Der Kaiſer.

Unähnlich einem berühmten Autor des Weſtens, welcher einmal ſchrieb: Die Jugendſchwärmerei, meine Schulden bezahlen zu wollen, hab' ich längſt aufgegeben — geruhte Ich, nicht nur Meine eigenen, ſondern auch die Schulden Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät bezahlen zu wollen.

Der Hof.

Magnifique!

Mandarinenthum.

Erhaben!

Germania (eine Thräne abwiſchend.)

Rührend wie eine dramatiſche Blutwurſt von der Birch-Pfeiffer!

Gloria.

Alſo Eurer Majeſtät höchſtſeligen Vaters Majeſtät hatte Schulden?

Der Kaiſer.

Allerdings, holdſeligſte Prinzeß. Er war durch allerlei hiſtoriſches Mißgeſchick nicht nur dem Banquerott nahe gebracht, ſondern ſo ziemlich total ruinirt worden.

Gloria.

Und wer half ihm aus der Patſche?

Der Kaiſer.

Das gutmüthige Volk. Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät ſtellte aber auch damals ſehr ſchön geſchriebene Schuldſcheine aus, welche alle anſingen: „An mein Volk.“ Dieſe Schuldſcheine kamen Mir, entre nous, immer vor wie die Eheverſprechen, welche man hübſchen Bürgermädchen gibt, die man ſonſt nicht herumkriegen kann.

Hof und Mandarinenthum
(wollen vor Lachen berſten.)

Germania.

Ich möchte zu Eurer Majeſtät ſagen, wie Ophelia zu Hamlet ſagte: Prinz, Ihr ſeid ſpitz!

Wüſtlein (für ſich.)

Geweſen, geweſen. Die arme Königsmauer mußte dieſes Perfektum entgelten.

Der Kaiſer.

Ich hatte, wie geſagt, die Abſicht, dieſe Schuldſcheine einzulöſen, mit der Zeit natürlich und nach Luſt und Laune. Ja, das wollte Ich, und wie Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät dermaleinſt ſchöne Schuldſcheine ausgeſtellt, ſo hielt ich Meinerſeits ſehr ſchöne Reden. Ich wollte groß und unſterblich, Mein Volk ſollte frei und glücklich werden. Ich gelobte, Ich ſchwur es, am Halten hat Mich die hiſtoriſche Schule — —

Chevalier George
(tritt ein mit klingendem Saitenſpiel und recitirt ohne Weiteres:)

Laß', was den Würmern längſt verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;

Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein ſchöner Ritterſpiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde ſchnöden Witz,
Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt Du in ſeiner Sonne ſiegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk ſoll dir entgegenflammen;
Steh auf und ſprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirt,
Und Herz und Haupt, ſie ſind beiſammen!“
Das Weſt und Oſt, das Nord und Süd,
Wie ſind der vielen Worte müd —

weßwegen ich es auch für das Gerathenſte halte, die Schleuſen meiner Begeiſterung zu ſtopfen.

(Das Eichhörnchen gebärdet ſich höchſt mißmuthig, Hof und Mandarinenthum ſehen ſich dumm an. Gloria aber tritt raſch hervor und ſetzt dem Chevalier George ihren Eichenkranz auf.)

Der Kaiſer.

Ah, ſieh' da, der Troubadour der Dame Freiheit! Mein lieber Chevalier, Ich wünſche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken.

Hof und Mandarinenthum.

Ein ſublimer Dichter! Ein großer Mann!

(Chevalier George ab nach Königsberg.)

Ein unpolitiſcher Profeſſor
(tritt mit einem Hackbrett auf und ſingt nach der Melodie: Im des Waldes düſtern Gründen:)

Soll es erſt die Nachwelt ſagen,
Was die Mitwelt hat gedacht?
Soll kein Herz zu ſagen wagen,
Was ihm Leid und Freude macht?

Nein, ihr wagts nicht mal zu ſagen,
Und ihr habts doch oft gedacht:
Daß das fünfte Rad am Wagen
Iſt Europa's fünfte Macht.

Das Eichhörnchen
(ſpringt dem unpolitiſchen Profeſſor wüthend ins Geſicht, zerkratzt ihn und fiſtulirt:)

Er iſt abgeſetzt, Er Lümmel, und kann ſich zum Teufel ſcheeren!

Der unpolitiſche Profeſſor (abgehend.)

Das bringt mich erſt recht in Schwung und Mode

Gebrüder Altteutſch.

Wollen Eure kaiſerliche Majeſtät uns allerunterthänigſt zu bemerken erlauben, daß wir die verruchten Anſichten dieſes Mannes, der allerdings einſt unſer Freund war, keineswegs billigen, ſondern aufs Tiefſte verabſcheuen; denn wir ſind altteutſche Patrioten, wir.

Der Kaiſer.

Ich weiß, Ich weiß und ihr ſollt um dieſer hochherzigen Aeußerung willen alſogleich den Orden pour le merite haben.

Das Eichhörnchen
(auf die Schulter des Kaiſers zurückkehrend.)

Eure kaiſerliche Majeſtät thäten gut daran, die gute alte chineſiſche Cenſur wieder einzuführen.

Der Kaiſer.

Das wäre, glaub' Ich, ſo übel nicht.

Ein cosmopolitiſcher Nachtwächter
(tritt auf, überreicht dem Kaiſer vier Fragezeichen, nimmt ſein Horn, tutet und ſpricht:)

Du weißt, was das bedeuten will? Du wirſt ſie mir nicht ſtreichen?
Es ſind ja nur unſchuldige vier kleine Fragezeichen.

Die wurzeln tief, die ragen hoch; wie die gerühmten Eichen
Des freien deutſchen Volkes, ſteh'n vier kleine Fragezeichen.
Du wollteſt ſie zwar nimmer ſeh'n in deinen weiten Reichen,
Doch drängen ſie ſich immer auf, vier kleine Fragezeichen.
Wer wird denn ſo erſchrocken ſein und ſcheu vom Wege weichen,
Wenn Einem Nichts begegnet, als vier kleine Fragezeichen.
Gekrümmt, gebeugt erſcheinen ſie, Hofräthen zu vergleichen,
Im Säcklein eine Handſupplik, vier kleine Fragezeichen.
Du wieſeſt ſie hinweg von dir, nun ſchlüpfen ſie und ſchleichen
Umher im Volk und murmeln leis, vier kleine Fragezeichen.
Zwar, was ſie wollen, werden ſie wohl nimmermehr erreichen,
Allein ſie bleiben, was ſie ſind, vier kleine Fragezeichen.
Und einſt, wann ſie geſtorben ſind, erſcheinen ſie als Leichen
Dir Nachts im Traume und ärgern dich, vier kleine Fragezeichen:
Und einſt, wann du geſtorben biſt, als Stempel dann und Aichen
Steh'n groß an deinem Monument vier kleine Fragezeichen.

Geiſterſtimme aus dem Süden.

Herr Nachtwächter, eine Hofrathsſtelle mit 3000 fl. Gehalt!

Der cosmopolitiſche Nachtwächter

(verwandelt ſich plötzlich in einen königl. würtembergiſchen Hofrath in blauer, ſilbergeſtickter Uniform, verbeugt ſich bis auf den Boden, ſtorcht ab und trillert im Abſtorchen:)

Es iſt in der Welt nach meinem Sinn
Ein närriſcher Schabernack — —
Ob ich gerad' ſo ein Menſch wol bin
Wie das feine, vornehme Pack?*)

Gloria.

Es leben feſte Grundſätze!

---

*) Um dem Vorwurf zu entgehen, ich ließe meine Helden unmotivirt ſprechen, bemerke ich, daß der ci-devant Nachtwächter einige Monate vor der zuletzt von ihm angeführten Aeußerung folgendes Sonett an ſein Liebchen dichtete:

Mein Rock iſt nicht aus buntem Tuch geſchnitten,
Und ſchimmert nicht von Orden und Geſchmeide,
Auch klirrt nicht zu den tanzgerechten Schritten
Melodiſch Reiterſporn und Säbelſcheide.

Wüſtlein (leiſe zu Gloria.)

Parturiunt montes et nascitur Apostasismus.

Das Eichhörnchen.

Majeſtät, wir haben wahrhaftig eine ruſſiſche Cenſur nöthig.

Chevalier George (brieflich aus der Ferne.)

Noch gibt es Menſchen, die durch Nichts zu ſchrecken ſind, Menſchen, die ſich die Seele ausſchreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf dieſer Welt, um ſo getroſter, da ſelbſt die Feinde des Fortſchrittes nicht mehr den Muth beſitzen Gewalt zu gebrauchen — —

Im Sonntagsklub bin ich nicht wohl gelitten,
Weil ich den Thee und die Aeſthetik meide,
Und auch zum Beſten darf man mich nicht bitten,
Da ich ſo unverſchämt am Spielglück leide.

Ich kann nicht künſtlich meine Locken ſtutzen,
Kein Garn und keine Redensarten winden,
Und mir die Naſe nicht mit Grazie putzen;

Nun ſag' mir doch, mein Liebchen unumwunden,
Was magſt du an dem Lump zu lieben finden,
Da du dich ihm ſo treu und feſt verbunden?

Der Kaiſer.

Das wollen Wir doch ſehen. Man fah'nde auf ihn, Polizeiminiſter!

Hof und Mandarinenthum.

Welch ein nichtswürdiger Schurke! Welch ein proſaiſcher Kerl! an den Galgen mit ihm!

Chevalier George
(aus der Ferne, auf der Eiſenbahn entweichend.)

Auf dem Wege von Damasko
Machte Saulus einſt Fiasko,
Doch, das ihn bekehrt, das Licht,
Ein chineſiſches war es nicht.

Don Fernando und Don Emanuel
(mit Harfen in den Händen.)

Don Fernando.

Ein neuer Held, Sanct Jürgen,
Durch Deutſchland zogſt du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grauſe
Noch züngelt ungeſcheut?
Haſt du vielleicht beim Schmauſe
Verpaßt die rechte Zeit?

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur der — Schwab!
Verwelkt ſchon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt ſchief!
Du ſchriebſt dem eignen Ruhme
Ach, den Uriasbrief!

Der Kaiſer.

Don Fernando, ich ernenne Sie zum kaiſerlich chineſiſchen Hofbarden mit 300 Thlr. jährlichem Gehalt.

Don Emanuel.

Es ſcholl dein Lied mir in das Ohr
So ſchwertesſcharf, ſo glockentönig,
Als wär' aus ſeiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch, ich weiſ' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden,
Komm' an in voller Harniſchzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden.

Ich ſing' um keines Königs Gunſt;
Es herrſcht kein Fürſt, wo ich geboren:
Ein freier Prieſter freier Kunſt
Hab' ich der Wahrheit nur geſchworen.

Dir werf' ich keck ins Angeſicht,
Keck in die Flammen deines Branders,
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand iſt das Gericht;
Gott helfe mir! Ich kann nicht anders.

Der Kaiſer.

Amen. Don Emanuel, Ich ernenne auch Sie zum kaiſerlich chineſiſchen Hofbarden mit dito 300 Thlr. jährlichem Gehalt.

Don Fernando und **Don Emanuel,** (abgehend.)

Und ſo laß uns unſre Flammen
Thun zu einem Brand zuſammen,
Braten als getreue Diener
Die verfluchten Jakobiner,
Und verzehren dann in Frieden
Die Penſion der Invaliden.

Gloria.

Man ſollte meinen, man wäre in Deutſchland, ſtatt in China.

Don Fernando
(nach einer Weile fernher.)

Ich habe mich anders beſonnen. Ich gebe meine kleine Penſion in die Hände Eurer kaiſerlichen Majeſtät zurück und trete in die Reihe der entſchiedenſten Oppoſition über.

Ich bin gerecht in vielen Sätteln,
Und brauch' deßwegen nicht zu betteln.

Gloria.

Bravo! wenn gleich die Reue etwas zu ſpät kommt.

Das Eichhörnchen.

Da ſehen Eure kaiſerliche Majeſtät, was bei den liberalen Maaßregeln herauskommt

Hof und Mandarinenthum

Ungeheuerlich! Vatermörderiſch!

Der Kaiſer.

Man fah'nde auch auf ihn. Wem ſoll Ich aber, als unermüdlicher Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, die erledigte Penſion zutheilen?

Das Eichhörnchen.

Majeſtät, ich kenne einen Leipziger Magiſter, Namens Jean Stinkwitz, der als treugehorſamſte philologiſche Blattlaus auf dem Lorbeerkranz des Graſen von Platen herumkroch und jetzt die griechiſchen Tragiker ins Chineſiſche überſetzt — —

Der Kaiſer.

Er ſoll die Penſion haben.

Das Kind (haſtig eintretend.)

Bis jetzt hat man künſtlich Fürſt und Volk auseinandergehalten, um dem Fürſten einen künſtlichen Nimbus zu bilden und dem Volk einen künſtlichen Reſpekt einzuflößen. Was iſt das aber für ein gläſernes Verhältniß gegen das ſtarke innige Band der Seele mit Fleiſch und Blut, das gleich zuckt, wenn die Seele feurig wird? Iſt jenes nicht unwürdig der Fürſtlichkeit und eine derbe Lüge? Und ſoll man dem Volk mit Schattenſpiel was weiß machen wollen, wenn es ſchon was Höheres ahnt und begreift, als je auf der fürſtlichen Bühne war aufgeführt worden.

Der Kaiſer.

Schon gut, ſchon gut, gnädige Frau, aber Ich bin heute anderwärts beſchäftigt, wie Sie ſehen, und ſomit Gott befohlen, Gott befohlen!

Das Kind (abgehend.)

Wie ungalant! Der Goethe verhielt ſich auch ziemlich kühl gegen meine Verzückungen und Orakeleien, aber er nahm ſich wenigſtens die Mühe, meine holperichte Proſa in glatte Sonette umzuſetzen.

Das Eichhörnchen.

Das wird zu arg.

Hof und **Mandarinenthum**

Thron und Altar ſind in Gefahr.

Der Kaiſer.

In der That, Meine Herren, Ich weiß nicht, — Ich denke — Ich glaube — kurz, Ich werde geruhen, der Jugendſchwärmerei, Meines höchſtſeligen Vaters Schulden bezahlen zu wollen, zu entſagen.

Hof und **Mandarinenthum** (jauchzend.)

Heil ſei dem Tag, an welchem du geruht, dieß zu geruhen!

Dideldum, dideldum!

Gloria (rümpft die Naſe.)

Der Kaiſer.

Was meinen Sie, holdſeligſte Prinzeß?

Gloria.

Ich meine, Eure Majeſtat ſeien nicht der rechte Mann für mich.

Der Kaiſer.

Wie? Was? Sie irren, Gnädigſte Glauben Sie, Ich hätte umſonſt ſo viel aufgewendet, um Sie hieher kommen zu laſſen? Glauben Sie Ich hätte umſonſt bei Seydelmann Privatſtunden in der Königsrolle genommen?

Gloria.

Das Stück, in welchem Eure Majeſtät dieſe Rolle agiren, heißt gewiß „Viel verſprechen und wenig halten, altchineſiſche Tragikomödie aus der Zeit der Befreiungskriege“ — nicht?

Germania.

Halten Eure Majeſtät dem ſchnippiſchen Ding ſein Geſchwätz zu Gnaden. Sie hat ſich halt zu lang in dem gottvergeſſenen Paris aufgehalten. Ich meinerſeits bin viel gläubiger, wie Eure Majeſtat wiſſen, ich habe noch den guten alten Glauben von Anno 1813.

Der Kaiſer.

So iſts recht und ich denke, Prinzeß Tochter wird ſich wohl auch noch von ihren jungdeutſchen Vorurtheilen abbringen laſſen. He da, wo ſind Unſer Staatsrechtslehrer, Unſer Staatstheolog und Unſer Staatspubliciſt?

Sklavigny, Stutenthal und **Janus.**

Hier, Eurer Majeſtät allerunterthänigſt aufzuwarten.

Der Kaiſer.

Sagt, ihr Herren, um unſere prinzeßliche Schöne aufzuklären, welches iſt das allein wahre, legitime Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk?

Sklavigny, Stutenthal und **Janus.**

Fürſt und Volk verhalten ſich wie Aktivum und Paſſivum. Der Fürſt handelt, das Volk leidet, der Fürſt genießt, das Volk arbeitet —

Eine Geiſterſtimme aus den Steffen'ſchen Flötzgebirgen.

Den Vornehmen iſt der Genuß Arbeit, der Canaille die Arbeit Genuß.

Sklavigny, Stutenthal und **Janus.**

Der Fürſt hat bloß Rechte und keine Pflichten, das Volk bloß Pflichten und keine Rechte. So iſt's von Gott verordnet, von uns gewiſſenſchaftet, gepredigt, gepublicirt und von Eurer Majeſtät gekabinetsordret.

Der Kaiſer.

Da haben Sie's, holdſeligſte Prinzeß. Excellenz Eichhörnchen, vermelden Sie Ihren Collegen, daß Ich ſtrengſtens gewillt bin, in Kirche und Staat Alles nach dieſem guten alten Recht gehen zu laſſen.

Das Eichhörnchen
(vor Freude einen Sprung bis an die Decke machend.)

Juhe, nun will ich hinter die verfluchten Univerſitäten her. Hoch die ägyptiſche Finſterniß!

Hof und Mandarinenthum
(in jauchzenden Chorus.)

Fräulein Mechtild und Hirlanda
Lieber Cuno, Curt und Cunz!
Aus iſts mit der Propaganda,
Alte Zeiten lächeln uns.

Ida, Oda, Ada, Walter,
Odo, Rodo, Bodo, Hans!
Wieder kehrt das Mittelalter,
Wieder der Romantik Glanz.

Der Kaiſer.

Ja, Ich will Mein Volk nach Meiner Weiſe beglucken und habe auch ſchon einen tuchtigen Anfang gemacht; unter Anderm —

Eine Depeſche (höchſt eilig.)

Majeſtät, in der Provinz Tſching-Tſchang-Tſchong iſt unter den Webern ein Aufſtand ausgebrochen

Der Kaiſer.

Ein Aufſtand? Sind denn dort Meine Unterthanen noch nicht ganz glücklich?

Die Depeſche.

Die Schurken geben vor, ſie müßten verhungern, und da wollten ſie ſehen, was mit Rebelliren zu machen ſei.

Der Kaiſer.

Man laſſe ſogleich meinen Kapellmeiſter Michelbeer mit dem ganzen Opernperſonal gegen die Rebellen aufbrechen. Er ſoll ihnen ſeine neue Tondichtung „Ein Feldlager in Tſching-Tſchang-Tſchong“

vorſpielen. Da wird ihnen nicht nur der Hunger, ſondern auch Hören und Sehen vergehen.

Hof und **Mandarinenthum**

(vor Lachen berſtend.)

Ein göttlicher Einfall! Ein kaiſerlicher Witz!

Der Kaiſer.

Kriegsminiſter, treffen Sie überdieß Ihre Maaßregeln. Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich die Praxis Meiner neuen Uniformirung Meines Heeres prächtig erproben. Apropos, wie läßt ſie ſich an?

Kriegsminiſter.

Unübertrefflich, wie Alles, was Eure Majeſtät ſchufen und ſchaffen. Nur, wenn ich es zu ſagen wagen darf, nur bei den Artilleriſten, da —

Der Kaiſer.

Nun?

Kriegsminiſter.

Die Tölpel ſind ſo ungeſchickt, ſich beim Laden und Richten der Geſchütze gegenſeitig mit den Spitzen ihrer Helme in die unterthänigen Leiber, reſpektive in die Hinterpommeranzen zu ſtechen.

Der Kaiſer.

Man nehme den dummen Kerls die Spitzen ab.

Kriegsminiſter.

Und was ſoll mit dieſen Spitzen angefangen werden, Majeſtät?

Der Kaiſer.

Ich werde ſpäter über eine ſchickliche Verwendung derſelben zu verfügen geruhen.

Wüſtlein (leiſe zu Gloria.)

Er will ſie ohne Zweifel den Witzen anſetzen, die er in Zukunft zu machen vorhat.

Gloria.

Aber, Majeſtät, wenn die armen Leute vom Hunger zur Rebellion getrieben werden, ſo ſollte doch — —

Der Kaiſer.

Bah, Holdſeligſte, die Sache hat gar keine Bedeutung, Nichts mehr davon. Laſſen Sie Mich Ihre Aufmerkſamkeit Erfreulicherem zuwenden und Ihnen die großen Männer vorſtellen, mit denen Ich Mich umgeben habe, um Ihrer würdig zu ſein. Wo iſt Mein Staatsmaler Cornelius Nepos?

Wüſtlein.

Eurer Majeſtät zu dienen, der Arme iſt krank. Er hat mit einer Flaſche Grüneberger Ausbruch ſeiner Phantaſie wieder aufhelfen wollen, was ihm aber zum Unheil ausgeſchlagen iſt. Der Grüneberger hat den bairiſchen Bierſatz, der dem Gefeierten noch ſchwer im Magen liegt, in Gährung verſetzt und nun iſt der arme Künſtler ſo aufgeſchwollen, wie der Dr. Luther, den er in ſeinem berühmten jüngſten Gericht unter die Verdammten hineingemalt hat.

Germania.

Was, den Luther unter die Verdammten? Das gefällt mir nicht.

Der Kaiſer.

Bſt, bſt! Wir wollen dafür den Ronge und ſein deutſchkatholiſches Kirchenſpektakel cajoliren. Wo iſt Mein Staatsphiloſophus Bonaventura.

Bonaventura (vortretend.)

Die Umſtände nöthigen mich, bei dieſer Gelegenheit von mir ſelbſt zu reden; doch eitles Selbſtrühmen iſt mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philoſophie gethan hatte, geziemend erachtete, nun auch Andere frei gewähren und ſich verſuchen zu laſſen, der, ſelbſt vom Schauplatz zurückgezogen, inzwiſchen jedes Urtheil ſchweigend über ſich ergehen ließ, ohne ſelbſt von dem Mißbrauch, der von dieſem Schweigen, durch Verfälſchungen ſelbſt des geſchichtlichen Hergangs der neuern Philoſophie gemacht wurde, ſich bewegen zu laſſen, es zu brechen, der im Beſitz nicht einer nichtserklärenden, ſondern einer, ſehnlichſt gewünſchte, dringend verlangte, wirkliche Aufſchlüſſe gewährenden, das menſchliche Bewußtſein über ſeine gegenwärtigen Gränzen erweiternden Philoſophie ruhig ſagen ließ: es ſei mit ihm gar aus, und der dieß Schweigen, ganz und vollſtändig, nicht eher bricht, als bis eine unzweifelhafte Pflicht ihn dazu auffordert —

Gloria.

Ich wollte, dieſe unzweifelhafte Pflicht forderte Sie auf, einmal mit Ihren Perioden zu ſchließen, Herr Staatsphiloſoph.

Bonaventura.

Läſtig, das fühle ich, muß ich wohl zum Theil ſein. Man hatte mich untergebracht, ich war conſtruirt, man wußte auf's genaueſte, was an mir war. Nun ſoll man mit mir von vorn anfangen und einſehen, daß doch Etwas in mir geweſen, von dem man nicht wußte.

Gloria.

Und was iſt denn in Ihnen?

Bonaventura.

Ich bin ſchwanger!

Gloria.

Schwanger! Sind Sie toll, da Sie ein Mann doch ſcheinen?

Bonaventura.

Dieß, Prinzeß, iſt das
Thatſächliche, welches über die Vernunft hinaus
Gegangen iſt! Und darin haben Sie gleich den Kern,
Den abgeſchälten, reinlich ausgehülſeten,
Der Offenbarungspoſitivphiloſophie.
Hochſchwanger bin ich (oder ſag ich Allerhöchſt?)
Im allerletzten Stadium der Schwangerſchaft:
Und die Entbindung, jeden Tag erwart' ich ſie
Und jede Stunde, dreißig volle Jahre ſchon.

Gloria.

Doch noch von ſchwangern Männern nie hab' ich gehört.

Bonaventura.

So hören Sie mein Collegium mythologicum;
Da lernen Sie, daß Brahma gleichfalls ſchwanger war,
In der erſten Potenz; und in der dritten jetzt bin ichs
Ja, war auch Zeus, der Himmel und Erd' umſpannende,
Nicht ſchwanger gleichfalls mit Athene'n? Schwanger nicht,
Da er den jungen Dionyſos rettete,
Ihn bergend in der Hüfte, bis er fertig war?

Gloria.

Nun meinetwegen. Götter freilich waren dieß,
Sie aber ſcheinen mir eine bloße Mannsperſon
Mit dickem Bauch. —

Bonaventura.

Von wannen aber wiſſen Sie das?
Denn frei zu ſagen: problematiſch ward es mir,
Und täglich mehr, je länger ich mich ſelbſt beſchau',
Schein' ich, fürwahr, ein altes Weib mir ſelbſt zu ſein.

Gloria.

Wohl, ſeien Sie denn ſchwanger. Allein womit?

Bonaventura.

Mit einem unausſprechenden Potenzenhaften, denkabſchlußvollendenden, Urzeitenthüllend-chriſtenthumverklärenden, Blitzfunkelnagelneuen Poſitivſyſtem.

Gloria.

Bah, trollen Sie ſich zum Henker! Das einzige Vernünftige, was ich aus Ihrem Kauderwelſch heraushören konnte, war das Geſtändniß, daß Sie ein altes Weib.

Der Kaiſer

Hofrath Phantaſus!

Hofrath Phantaſus (tritt vor und verbeugt ſich.)

Gloria.

Ah, der Dichter des Runenbergs, der Shakſpearnovellen, des Aufruhrs in den Cevennen und des Dichtertodes! Willkommen, willkommen! Wie Schade, daß ich meinen Kranz ſchon weggegeben!

Phantaſus

Der hätte allerdings mir gebührt.

Gloria.

Wie, Sie Vielbekrönter, beneiden Sie die Jugend um ihre Kränze?

Phantaſus.

So thu' und that und werd' ich thun, Holdſeligſte.
Hab ich mit Mittelmäßigkeiten lieber nicht,
Mit ſchnödem Abhub ſächſiſcher Geiſtreichigkeit
Mich palliſadirt und Altenweibertheegeſchwätz,
Als daß ich je ein jugendlich Talent gepflegt?
Ehr' ich nicht den Förſter lieber und den Laun
Und bin jedweder geiſtigen Unmacht Schutzpatron,
Als daß ich um das junge Volk mich kümmere?
Ja karrikir' ich lieber nicht den Sophokles
Und laſſe lieber Shakſpeare's göttlichen Humor
Halb zum Ballet verhunzen und zum Nante halb,
Als daß ich je den jungen Dichtern unſrer Zeit
Die Thür' erſchloſſen oder nur den Weg gebahnt?
Es ſei denn, daß zu meiner Fahne ſie gehört
Und als den Dalai Lama mich umräucherten.
Wann ſprach ich Gutes von moderner Poeſie?
Wann zeigt' ich Liebe für das reifende Geſchlecht
Und warf nicht um mich mit Verdächtigung und Spott? —

Gloria.

Hilf Himmel, Sie kommen mir noch abgeſchmackter vor, als der Herr Bonaventura, und ich muß mich unwillkührlich daran erinnern, was der gute Heine in der Vorrede zur 2. Auflage ſeines Buchs der Lieder Seite 13 über Sie geſagt hat.

Der Kaiſer.

Staatsreimlexikon Hariri!

Hariri (vortretend und linkiſch kratzfußend.)

Auszog ich aus dem Abendlande,
Ausziehend ſeine Sitten,
Im morgenländiſchen Gewande
Durch Morgenlandes Mitten.

Araber ward ich beim Araber,
Deß' Wüſten lieb mir wurden,
Bei Perſern ſchien ich ein Liebhaber,
Ein Räuber unter Kurden.

Gloria.

Sehr ſchön. Sie verſtehen das Reimen noch jetzt, wie fruher das Dichten. Schreiben Sie in Gottesnamen noch einen ſiebenten und achten Band Haus- und Jahrslieder zum Hausgebrauch, aber laſſen Sie es unterwegen, noch in alten Tagen die dramatiſche Muſe nothzüchtigen zu wollen.

Der Kaiſer.

Profeſſor Kletterſtange!

Kletterſtange.

(ein Dutzend Purzelbäume durch den Sal ſchlagend.)

Friſch, fromm, fröhlich, frei!

Eine Geſpenſterſtimme aus dem Süden.

O Schwager, gib mir den Maßmann zurück,
Denn unter den Geſichtern
Iſt ſein Geſicht, was ich ſelber bin
Als Dichter unter den Dichtern.

O Schwager, behalt' den Cornelius,
Auch Schelling — daß du den Rückert
Behalten kannſt, verſteht ſich von ſelbſt —
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

Gloria.

Manches Seltſame ſah ich am chriſtlichen Hofe von Peking,
Ueber Eines jedoch bin ich noch immer erſtaunt.
Denkt nur, aus allen Ländern verſchrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur ſollen beleuchten den Hof. — —

Der Kaiſer.

O bitte, bitte, nicht ſo ketzeriſch, nicht ſo ſtraußiſch, meine Huldin. Sie verkennen Mich und Meine ruhmwürdigen Intentionen und Inclinationen. Wenn Sie erſt bekannter hier werden, wenn Sie erſt ſehen, wie gränzenlos Mein Volk Mich liebt, wenn Sie Zeugin ſein können, daß Ich, wie jener würtembergiſche Graf, im dichteſten Walde Mein geſalbtes Haupt ungefährdet jedem Unterthan in Schooß legen — —

Ein Königsmörder
(ſpringt herein, feuert eine Piſtole auf den Kaiſer ab, wird ergriffen, geknebelt und vor den Thron geführt.)

Germania.

Au, au! Das iſt gegen alle deutſche Gemüthlichkeit, gegen alle Etikette.

Gloria.

Das iſt ſicherlich ein Verrückter.

Hof und Mandarinenthum
(ſind vor Schrecken ſprachlos).

Das Eichhörnchen.

Das iſt eine Frucht der Zeitideen, der Preßfreiheit und der Conſtitutionen. Aber ich werde Gottesfurcht und Unterthanentreue in Kirche und Staat herzuſtellen wiſſen, ich. Was ſoll mit dem Verruchten angefangen werden, Majeſtät? Ich ſtimme für's Rädern von unten herauf.

Der Kaiſer.

Man bringe ihn auf die Feſtung und ſchaffe ihn dort ſtill weg.

(Es geſchieht.)

Eckenſteher Nante

(drehorgelnd in der Ferne.)

War wohl je ein Menſch ſo frech,
Als der Bürgermeiſter Tſchech?
Denn er traf auf ein Haar
Unſer theures Königspaar.
Ja, er traf die Landesmutter
Durch den Rock ins Unterfutter.
Kaum die Uhr noch war halb achte,
Als noch Niemand Böſes dachte,
Iſt ein Mann im grauen Mantel
Durch das Schloßportal gewandelt.
Dieß war Tſchech der Hochverräther,
Königsmörder, Attenthäter!
Ach, es hat der Böſewicht
Unſern Gott im Herzen nicht;
Pocken hat er im Geſicht,

Sonſten ſah man Böſes nicht.
Friedrich Wilhelm kam heraus,
Sah noch ganz verſchlafen aus.
Tſchech zieht ein Piſtol hervor,
Trifft den König faſt ans Ohr.
Doch es packt ihn ein Gensdarme
An dem frevelhaften Arme
Und man keilt den Wütherich
Auf der Stelle fürchterlich.
Als der König ihn erblicket
Von Gensdarmen rings umſtricket,
Zeigt er plötzlich viel Courage
Und ſpricht ſchnell zur Equipage:
Auf dem Schloßplatz halt' man ſtill,
Weil das Volk mich ſehen will!
Drauf dreht er ſich um und ſpricht:
Kinder ich hab' Niſcht gekriegt!
Dick und fett, ihm fehlte wenig,
Alles brüllt': es leb' der König!
Aber wo war Dunker hin?
Dunker, der war in Stettin.
Dunker hätte ſonſt errathen,
Daß man wollte attentaten,
Wär' er in Berlin geweſen,
Würd' man dieſes jetzt nicht leſen.
Aber, Leute, hört einmal
Von dem Liede die Moral:
Hatte je ein Menſch ſo Pech,
Wie der Bürgermeiſter Tſchech,
Daß er dieſen dicken Mann
Auf zwei Schritt' nicht treffen kann?

Gloria.

Mama, hier wird mir unheimlich und ich will lieber tauſend Jahre ledig bleiben, als Kaiſerin von China werden.

Germania.

Ich habe im Grunde Nichts dagegen. Weißt ja, ich habe von jeher gethan, was Andere gewollt, und zudem gibts hier Leute, die den Luther unter die Verdammten malen, und auch Leute, die auf geſalbte Häupter ſchießen, was beweiſt, daß es hier ſowohl an deutſcher Gemüthlichkeit, als an Religioſität und Polizei fehlt.

Gloria.

(vor den Kaiſer hintretend, mit Würde und Pathos.)

Du haſt verſcherzt dein ſchönſtes Glück auf immerdar.
Nie kehrt dir jenes Augenblickes Gunſt zurück,
Da dir ein Volk, demüthig, wie es nie gebraucht,
(Weß' ſtarke Fauſt, ſprich, zog dir aus dem Schutt hervor,
Ihn neu aufrichtend, deinen tief geſunknen Thron?)
Die Hand bot, flehend, daß du nun es würdigteſt,
Fürſtlich zu wallen, dir vereint, den Herrſcherpfad.
Du wandteſt dich unwillig ab von ſolchem Traum,
Denn lieblicher ſchien einſamen Pfades Oede dir,
Und, gute Miene machend zwar zum böſen Spiel,

Sannſt du Verderben deines Volkes Hoffnungen.
Nun ziehſt du ſtill ein altes Raubgezücht neu auf,
Du, Adler, ſammelſt um dich her der Geier Schwarm,
Läßt ſtark ſie wachſen, wetzen ungeübte Klau'n,
Der Gierigen Selbſtſucht kettend an die eigne feſt,
Durch ſie des Waldes freien Chor zu bändigen.
Und daß die Quelle deiner Furcht verſiege ſelbſt,
Wirfſt du des Aberglaubens nachtgewobnes Netz
Leis über des Volkes offne, lichtgeküßte Stirn,
Daß es verlerne, tappend ſcheu im Finſtern fort,
Die Freud' am Lichte, ja des Lichtes Namen ſelbſt.
Traun, loben muß ichs, wie du Alles klug erſannſt,
Unſcheinbaren Anfangs Folgen weithin überſchlugſt:
Doch dieß vergaß dein rechnend Herz: Es iſt zu ſpät.
Wohl Mäuſe fängſt in ſchwachen Fallen du, nicht Leu'n,
Und das einſt **Maus** war, wuchs heran zum Leu'n, das Volk.
Und dieſer Leu, von deines Fußes Tritt geweckt,
Beſinnt ſich, leiſe grollend, ſchon auf ſeine Kraft.
So geh' fortan du deinen Weg und unſern wir.
Sieh' zu, wie weit du kommen wirſt — ohne dein Volk.

(Geht majeſtätiſch ab.)

Germania.

Eure Majeſtät dulden Leute in HöchſtIhrer Nähe, die den Luther unter die Verdammten malen, ich aber bin Mitglied des Guſtav-Adolfs-Vereins; in Eurer Majeſtät Staaten gibts Menſchen, die auf geſalbte Häupter zielen, was dem germaniſch-chriſtlichen Prinzip ganz zuwiderläuft. Deßhalb nehm' ich bei Zeiten meinen Abtritt, um mir meinen Charakter zu bewahren, und begebe mich einſtweilen wieder zu meinem ſchnarchenden Alten in den Kyffhäuſer.

(Geht ab und ſeufzt. Bewegung in der Verſammlung.)

Der Kaiſer.

Laßt ſie laufen. Ich bleibe Kaiſer von China bei alledem und als ſolcher intereſſant und berühmt. Die Gloria hätte ohnehin nicht recht in Unſere romantiſche Tafelrunde gepaßt und der einfältigen Germania wollen Wir's bei Gelegenheit ſchon eintränken. Es läßt ſich wohl noch manch ſo ein profitables Geſchäftchen machen, wie der berühmte chineſiſche Zollverein. Einſtweilen laßt uns Eins ſingen und trinken

Arie.

Mein Lehrer, mein Ariſtoteles,
Der war zuerſt ein Pfäffchen
Von der franzöſiſchen Colonie,
Und trug ein weißes Bäffchen.

Er hat nachher als Philoſoph
Vermittelt die Extreme,

Und leider Gottes! hat er mich
Erzogen nach ſeinem Syſteme.

Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt,
Das von den Extremen unſerer Zeit
Ein närriſches Gemiſch iſt.

Ich bin nicht ſchlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht geſcheute,
Und wenn ich geſtern vorwärts ging,
So geh' ich ruckwärts heute.

Ein aufgeklärter Obſkurant,
Und weder Hengſt noch Stute!
Ja, ich begeiſtre mich zugleich,
Für Sophokles und die Knute.

Herr Jeſus iſt meine Zuverſicht,
Doch auch den Bachus nehme
Ich mir zum Tröſter, vermittelnd ſtets
Die beiden Götterextreme.

Chorgeſang.

Strophe.

Ein Gott, der ſoll im Himmel,
Ein Fürſt im Reiche ſein,
Sein Wort ſoll immer gelten,
Sein Wort, und zwar allein.

Prinzlich anonym'ſches Solo.

Noch wiſſen Deutſchlands Bürger,
Daß Gott die Krone gibt;
Und China iſts vor Allen,
Das ſeinen Kaiſer liebt.

Gegenſtrophe.

Es iſt von Gottes Gnaden
Der Kaiſer eingeſetzt,
Und in des Kaiſers Worte
Wird Gottes Wort verletzt!

Arie.

Als Alexander, der Griechenheld,
Mit ſeinem kleinen Haufen
Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er ſich an's Saufen.

Ihn hatten ſo durſtig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geſchlagen;
Er ſoff ſich zum Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht viel vertragen.

Ich aber bin ein ſtärkerer Mann
Und habe mich klüger beſonnen;
Wie jener endete, fang' ich an,
Ich hab' mit dem Trinken begonnen.

Im Rauſche wird der Heldenzug
Mir ſpäter weit beſſer gelingen;
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen.

Tenorſolo.

Sprecht von Volks- und Menſchenrechten,
's iſt doch eitel, was ihr ſprecht!
Ihr erlangt mit allem Fechten
Weder Schreib- noch Rederecht.

Baßſolo.

Sprecht zu hunderttauſend Malen
Immer nein, und nein, ja nein:
Eure Steuern müßt ihr zahlen!
Das iſt euer Recht allein.

Schlußchor.

Nur im Oſten kann es tagen und es tagte wunderbar,
Und im Oſten ward geſchlagen Frankreichs ſieggewohnte Schar.
Und die Moskowiterhorden haben uns das Heil gebracht,
Sind mit uns verbrüdert worden durch die deutſche Freiheitsſchlacht.

Die Verbrüderung kann nur fruchten, bringt uns
Segen immerdar:
Dankbar geh'n wir drum in Juchten, eſſen dankbar
Caviar.

(Tuſch von Trompeten und Pauken. Dann geht die Muſik in den Czarenwalzer über, der Kaiſer walzt mit Stukenthal, und während ſich Hof und Mandarinenthum mit Furore in den Reigen ſtürzen, fällt der Verhang.)

IV.

Allen
privilegirten Patrioten
Burſchenſchaftern,
ſowie
nicht polizeiwidrig langſam Fortſchreitenden
im
Ueberſchwang patriotiſchen Stolzes
gewidmet.

Deutſcher Nation Herrlichkeit.

Ein im Auftrage des würtembergiſchen Volksſchriftenvereins bearbeitetes, ſodann von der Berliner Akademie als Preisſchrift gekröntes und endlich von der päbſtlichen Nuntiatur zu München approbirtes Geſchichtenbuch für Schule und Haus.

Nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse, exclamant.

Cornelius Tacitus.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitſch' und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz muthig und groß ſich dünkt,
Denn, ihr Deutſchen, auch ihr ſeid
Thatenarm und gedankenvoll!

Friedrich Hölderlin.

„Ach, ihr Herren kennt nicht den Schmerz eines Deutſchen, den Gram und Grimm, den Neid und die Zerriſſenheit, die er überall herumträgt. Ah, Gentlemen, wir ſind die erſte Nation, die größte der Erde, die Stammnation Englands, eures Amerika und — — —“

Charles Sealsfield.

Prolog.

Ihr lieben Leut', kommt her und hört
Die rührſame Hiſtorie,
Wie der arme Michel ſingt und ſagt
Von ſeines Lebens Glorie.

Auf ſeinem Nachtſtuhl ſitzt er da,
Wie gemalt ihn der Carricaturiſt,
Oder wie er vielmehr — salva venia —
In Wirklichkeit und Natur iſt.

So ſitzt er und ballt in der Taſche die Fauſt,
Wie's n'em guten Bürger gebührlich,
Und ſeufzet und grämelt und quinkelirt
In den Bart, ganz leiſe natürlich.

Denn es ſteht vor ihm der Bornemann
Mit ſeiner berühmten Scheere
Und ſchneid't auf den Lippen jed' Wort ihm entzwei,
Das polizeiwidrig wäre.

Allein der Michel iſt nicht ſo dumm,
Wie er ausſieht — bei allen Göttern! —
Er denkt: Gedanken ſind zollfrei und
In der Schweiz gibts cenſurfreie Lettern.

Und alſo kann man Schwarz auf Weiß
Getroſt nach Hauſe tragen,
Trotz Zollverein und Bornemann,
Des guten Michels Klagen.

Erſte Elegie.

Ich armer Micheliſſimus!
Weltmutter, was hatt'ſt du verbrochen,
Daß dich unſer lieber Herregott
Ließ kommen mit mir in die Wochen.

In deinem chaotiſchen Mutterſchooß
Da träumte ich ſo behäglich,
Bis du mich geſetzt in die Weltgeſchicht',
Wo mir es ergangen ſo kläglich.

Das Wiegenlied hat mir ein Eber gegrunzt,
Nur Bären wollten mich ſtreicheln,
Statt Brei und Zuckerbrötchen
Bekam ich Kaffee von Eicheln.

Drum wandt' ich mich ſchon im Flügelkleid
Zu bieriſchem Gepichel,
Das machte mich dumm und ſchmeerbauchig, ſo daß
Man mich nannte den harmloſen Michel.

In meinen Flegeljahren hat mich,
Als ich noch kaum verrotzet,
Der Hermann, der monumentaliſch jetzt
Im Reich Detmold vom Piedeſtal glotzet —

Der hat ganz ohne Weiteres mich
Gepreßt zum Solidaten,
Um im „claſſiſchen teutoburgiſchen Dreck“
Gegen Varus zu attentaten.

Der Varus iſt übel gefahren daſelbſt,
Doch auch der Hermann in Bälde,
Er wurde geburkt und gefangen ward
Seine ſemmelblonde Thusnelde.

Die ſchrieb von jenſeits der Alpen mir,
Dort laſſe ſich prächtig ſchlampampen,
Man fülle den Magen mit Rebenſaft
Und mit Mandeltorten die Wampen.

Auch ſeien ſehr ſchön und nicht prüde ſehr
Die brünetten Römerinnen — —
Da ward ich des ſchlechten Bieres ſatt
Und ſatt der faden Blondinen.

Es ward mir ich weiß nicht wie zu Muth,
Idealiſch oder italiſch,
Da fuhr ich hin mit Spieß und Schwert,
Amüſirte mich cannibaliſch.

Zu Rom zerſchlug ich das Capitol
Und entthronte den Romel Augurſtel,
Dann ging ich nach Neapolis
Und ſpeiste Salami Wurſtel.

Von dieſer Völkerwanderung wird
Gar großes Geſchrei erhoben;
Ich bin beſcheiden, ich ſage: man glaubt
Oft, zu ſchieben, und wird geſchoben.

Ich wurde auch wirklich geſchoben drauf
In alle möglichen Länder
Und hinterließ den Damen dort
Diverſe Liebespfänder.

O je, o je, da hab' ich, weiß Gott,
Mein beſtes Pulver verſchoſſen;
Bald wuchſen die Rangen mir über 'n Kopf,
Die meinen Lenden entſproſſen.

Sie heimsten ein die Völkermahd,
Die gemäht meine blutige Sichel,
Sie kräftigten zu Nationen ſich
Und ich — ich blieb der Michel!

Zweite Elegie

Ich blieb der Michel und ging nach Haus
Und legte mich auf den Glauben,
Denn weil mir die irdiſchen hingen zu hoch,
So ſchielt' ich nach himmliſchen Trauben

Die hingen freilich viel höher noch
In transcendentalen Lüften,
Doch lernt' ich mich ja begnügen ſtets
Statt mit Braten mit Bratendüften.

Der Bonifacius wußte mir
Die Glaubensſuppe zu kochen,
Ich war zu blöde, zu gut, als daß
Ich die römiſche Lunte gerochen.

Der heilige Bonifacius hat
So ſüßlich chriſtlich geflüſtert,
Von da ab hat metaphyſiſcher Dunſt
Mein armes Hirn verdüſtert.

Berauſcht von Weihrauch und betäubt
Von der Meſſeglöckchen Gebimmel,
Aufthürmt' ich unzählige Dome, als
Wegweiſer nach dem Himmel.

Auch träumt' ich 'nen kurzen Weltherrſchaftstraum,
Den Traum von Karl, dem Franken,
Doch hat mich bald genug erweckt
Seiner Enkel brüderlich Zanken.

Als Zuſchauer ſaß ich im Parterre,
Als man gab „die Schmach von Canoſſa;“
Bei Legnano ließ ich dann prügeln mich
Für den guten Barbaroſſa.

Der bekam endlich ſatt die Triktrakpartie
Mit dem Papſt, dem ſchlauen Duckmäuſer,
Und nahm Penſion und ſetzt' ſich zur Ruh'
In dem Ausgedinghäuschen Kyffhäuſer.

Auf Befehl meiner frommen Herrn mußt' ich
Kreuzzugen auch, o Grauſen!
Die Türken praktizirten das Sprüchwort an mir:
Narren muß man mit Kolben lauſen.

Und weil ich damals landsknechtiſch gehaust
In jeruſalemitiſchen Buden,
Gab Jehova, der Gott der Rache, mich
Nachher in die Hände der Juden.

Darum, o heiliger Hengſtenberg,
Wenn es wieder 'ne Kreuzzugsnoth gilt,
Salb' doch zum König von Canaan
Den erlauchten Baron von Rothſchild.

Eifrigſt ſpielt' ich das edle Ritterſpiel
Mit minniglichen Junkern und Fräulein;
Daneben trieb als Höriger ich
Zur Weide meine Säulein.

Und ſchäfernd trieb ich Poeterei,
Schrieb lange, lange Heldengedichte,
Die jetzo Carl Simrock bei Cotta edirt,
Modern aufgewärmte Gerichte.

Und Minneliederchen zirpte ich,
Allwo in jeder Zeile
Der Winter kommt, der Frühling geht,
Doch ſtets bleibt die Langeweile.

Auch that ich mich als Maler auf
Und malte — Gott ſei mir gnädig! —
Madonnen, ſo fleiſchlos, ſkelettḥaft keuſch —
Die blieben alle ledig.

Dritte Elegie.

So bracht' ich das Mittelalter herum,
Gehorſam Gott und den Fürſten,
Den einen Hang verſpürend nur
Nach Sauerkraut mit Würſten.

Auf Wurſt ſingt Uhland, reimt ſich Durſt
Und aber auf Dürſten Bürſten,
Vorahnend bewährt' ichs, aus Reverenz
Vor dem ſchwäbiſchen Dichterfürſten.

Zuweilen ging ſpucken 'ne Grille auch
Durch meines Hirnes Kammer
Von Freiheit und Wahrheit et cætera —
Das machte der Katzenjammer.

Ein Prager Profeſſor predigen thät
Z. E. wider Pabſt und Monſtranz,
Da hat deutſche Treue und Redlichkeit
Gebrätelt ihn zu Konſtanz.

Heut bratet ihr eine Gans, ſprach er,
Doch wird euch mangeln die Butter,
Zu ſchmoren den Schwan, der nach mir kommt! —
Und ſieh', es kam der Luther.

Der Luther, der ſang der Hierarchie
'Ne gar mordmäßige Hora,
Auch bewies er Geſchmack am Nonnenfleiſch,
Drum nahm er die Kathe von Bora.

Er proteſtirte und ſagte Rom
Ein ſehr unhöfliches Valet,
Auch konnt' er hebräiſch, daß Gott erbarm' —
Aleph, Beth und Gimel und Daleth.

Von evangeliſcher Freiheit ſprach
Der Luther ganz erſchrecklich,
Das nahm ich armer Michel letz
Und revoluzte kecklich.

Doch ſo war's nicht gemeint, es ſchrie
Erbost der Doktor Luther:
Verfluchter Lümmel, die Rede iſt
Ja nur vom Seelenfutter!

Die evangeliſche Freiheit iſt
Das Recht, für die Fürſten zu beten,
Für Andre zu ackern, zu küſſen den Fuß,
Der dich in den Staub getreten!

Und als ich dieſes nicht wollte verſtehn
Und erhob den Dreſchflegel muthig,
Da ſang man mir baß den Herrn Jörgle vor
Und draſch mir den Rücken blutig.

Und damit war noch nicht zu Ende der Jux,
Denn der Pfaffen chriſtlich Zanken
Das ſchuf, daß alle deutſchen Gau'n
Dreißig Jahr' lang von Leichen ſtanken.

Und alle Völker im Oſt und Weſt
Und vom Tajo bis zu den Lappen,
Die ſchnitten aus meiner dicken Haut
Allda ſich ihre Kappen.

Doch am übelſten hat mir mitgeſpielt
Guſtav Adolf, der Schwedenkönig,
Zum Dank macht der Guſtav-Adolfs-Verein
Mich noch heut ſeinem Namen fröhnig.

Das verlutherirte Chriſtenthum
That mir ſehr wenig helfen,
Wenn ich vor Hunger — im wörtlichen Sinn —
Mußt' heulen mit den Wölfen.

Von jetzt an wurde ich gewöhnt
An alle und jede Blamage,
Von jetzt an mußt' ich bezahlen ſtets
Den Weltſchauſpielern die Gage.

Von einem Hidalgo hört' ich einſt,
Der focht gegen Windmühlenflügel,
Und für jede ſeiner Idealitäten bekam
Sein Knappe reelle Prügel.

So, was in der Welt nur irgend geſchah,
Mir ward es zum Strafgerichte,
Ich wurde geledert, ich wurde der
Sancho Panſa der Weltgeſchichte.

Vierte Elegie.

Nachdem mich zu Münſter und Osnabrück
Geſtrichen der Chevalier Faublas
Und ein ſchwediſcher Herr, Namens Ochſenſtirn,
Aus dem Staatenſyſtem von Europa:

Da ging ich in meine Bibliothek
Und begann philoſophiſch zu ochſen,
Bis mir wieder befohlen würd allerhöchſt,
Mich für fremde Intereſſen zu boxen.

Ich hatte ſchon früher ausgeheckt
In meinen Mußeſtunden
Die Buchdruckerei, auch geht das Gerücht,
Ich hätte das Pulver erfunden.

Jetzt bohrte ich mich als Bücherwurm
In's Wiſſen hinein noch viel ſchärfer
Und erfand Leibnitzens Monaden, ſowie
Die Jakob Böhmiſchen Dörfer.

Ich pflanzte den Baum der Erkenntniß, die Frucht
Die reifte für Hinzen und Stoffeln,
Ich aber, der Michel, ich mußte mich
Begnügen mit ſchnöden Kartoffeln.

So ging's, bis der vierzehnte Ludwig,
Der Dieb — weh' that, meiner Seel', das! —
Mir aus dem philoſophiſchen Hintertheil
Lothringen herausſchnitt und Elſaß.

Bald mußt ich klopffechtern unter Prinz Eugen
Mit verſchiedenen türkiſchen Baſſen,
Bald wegen der ſpaniſchen Succeſſion
Mir tüchtig zur Ader laſſen.

Hernacher kam der preußiſche Fritz,
Welcher flötete und ſchnupfte
Und dem greiſen Reichsadler großmuthsvoll
Die letzten Schwungfedern rupfte.

Ein König war er jeder Zoll,
Doch ein preußiſcher, dieſer Fritze,
Und man hieß ihn den Großen, weil er gemacht
Schlechte Verſe und ſchlechte Witze.

Er hat ſich freilich ein gut Stück Land
Zuſammengeſiegt und geſtohlen,
Vgl. Friedrich Förſters Lobhudelſudelbuch
Und vgl. die Geſchichte von Polen.

Und weil der Fritze Händel gekriegt
Mit der öſterreichiſchen Threſel,
Mußt' ich katzbalgen mich wiederum
Sieben Jahr' lang, ich alter Eſel!

Drauf wollt' Joſephus der Zweite gar
Eine Revolution anſtiften
In Oeſterreich! ! ! Da mußten ihn wohl
Die Väter Jeſu vergiften.

Dann plötzlich erſcholl aus Amerika
Die Erklärung der Menſchenrechte;
Die klang ſo traut, ſo verheißungsvoll
In die Ohren mir armem Knechte.

Doch daß ich hievon Nichts zu ſehen bekäm',
Mußten hin meine blinden Heſſen;
Die ließen ſich mit Haut und Haar
Von Coopers Mohikanern auffreſſen.

Fünfte Elegie.

Nun legt' ich mich wieder auf Literatur,
Dichtete bardiſche Oho's und Yha's
Und lullte mich in frommen Schlaf
Mit des guten Klopſtocks Meſſias.

Aus dieſem Duſel hat mich geweckt
Die ſtählerne Stimme von Leſſing
Der meinte, es ſei am Chriſtenthum
Viel Gold, doch mehr noch Meſſing.

Dann lüſtelte ich Wielandiſch auch
Mit franzöſiſch-griechiſchen Huren,
Und mußte drum machen in Piſa's Thurm
Gerſtenbergiſche Hungerkuren.

Das hat mich ſehr heruntergebracht
Bis zum mondſcheinflennigen Wehwau,
So daß Goethe als Werther mich ſelbſtmörderte
Von wegen Herrn Alberts Ehfrau.

Der Goethe, der war ein großer Heid'
Und ein äußerſt kleiner Chriſt, oh!
Iſt in ſeinem Fauſt Gott Vater doch
Smollis mit Mephiſto.

Der Fauſt, ſagt man, ſei eigentlich ich;
Das iſt tröſtlich — der Sündenlümmel
Kommt ja durch weibliche Protektion
Zuletzt noch in den Himmel.

Indeſſen verſtand ich den Göthe nicht recht,
Auch nicht immer den Paſtor Herder,
Und im Ganzen war, aufrichtig geſagt,
Der Schiller mir viel werther.

Der ſang ſo recht idealiſch deutſch,
So engelſtimmig ätheriſch,
So marquispoſaiſch, ſo ganz und gar
Nicht erdenatmosphäriſch.

Wie viele Thränen hat er verſchuld't
Wohl von Trieſt bis Danzig!
Wie läßt ſich ſchwärmen mit ihm ſo ſüß,
Bevor man alt wird Zwanzig!

Inzwiſchen hatte Immanuel Kant
Mit ganz unſchuldiger Miene
Erdacht „die Kritik der reinen Vernunft,“
Die deutſche Guillotine.

Mit der wurde jämmerlich geköpft
Der Glaube — o jerum, jerum!
Vernünftig mußt' ich werden und rational —
O quæ mutatio rerum!

Doch fuhr ich in's Land der Vernunft langſam
Auf der Poſt des Fürſten von Taxis,
Blieb ſtehn bei der grauen Theorie —
Meine Nachbarn griffen zur Praxis.

Zur blutrothen Praxis griffen ſie ſchnell,
Die geſcheidten, alerten Franzoſen,
Sie ſetzten 'ne phrygiſche Mütze auf,
Auch gingen ſie ohne Hoſen.

Und während ich hab' guillotinirt
Die Himmelsgötter didaktiſch,
Guillotinirten ſie ihrerſeits
Die Erdengötter faktiſch.

Ach, daß ſie republikaniſch geſchwärmt,
Ich mußt' es monarchiſch büßen,
Und mußte mich krümmen jahrelang
Wohl unter Napoleons Füßen.

Der hat ſich endlich die Finger verbrannt
Beim Brand von Moskau elendlich,
Auch haben die Herren Koſaken drauf
Ihm heimgezunden ſchändlich.

Mir wurden befohlen ſodann allerhöchſt
Befreiungskriegriſche Thaten?
Der Körner beſang ſie, der Rückert, der Arndt
Und zuletzt noch der Graf von Platen.

Was für Feldmarſchälle mich zum Sieg
Geritten auf der Trenſe,
Narrirt der porzellanene Biographeur,
Herr Varnhagen von Enſe.

Auch hat, was ich damals thun mußt' und wie
Ich erworben mir eiſerne Kreuzer,
In meiner berühmten Geſchichte gezeigt
Der Diſteli, der köſtliche Schweizer.

Ad vocem Schweizer — an dieſen will ich
Nicht ſatyriſche Lorbeern gewinnen,
Denn ich liebe die Schweiz und die Schweizer ſehr,
Doch mehr noch die Schweizerinnen.

Und weil ich als Sieger mich in Paris
Benommen deutſchgemüthlich und loyal,
Liebhaberten mich die Franzöſinnen ſehr
Nachhaltig im Palais Royal.

Rückkehrend aus Frankreich mußte ich
„Heil dir im Siegerkranz!“ brüllen;
Dann ließ ich mich von dem Alten im Bart
Turnväterlich Jahniſch drillen.

Mit weiten Hoſen und altteutſchem Rock
That ich an mich und langen Haaren,
Die wurden mir aber verſchnitten bald
Von den Mainzer Commiſſionaren.

Zu Wien ward ich geachtunddreißigtheilt,
Und als ich drauf ſang etwas ſtärker:
„Wo iſt des Deutſchen Vaterland?“
Da hieß es: Du Narr, im Kerker!

Was iſt, iſt vernünftig! dozirte mir vor
Der Staatsphiloſophus Hegel;
Drum ließ ich, was war, vernünftig ſein
Und trieb Aeſthetik mit Schlegel.

Ich abonnirte mich in der Leihbücherei
Auf Novalis, Brentano, Hoffmann, Tieck,
Beſtieg Ritter Fouque's lichtbraun Rößlein
Und ritt in's Land der Romantik.

Dort, in „mondbeglänzter Zaubernacht,“
Vergaß ich Schmerz und Kummer,
Careſſirte Claurens Mimili und fiel
In germaniſch-chriſtlichen Schlummer.

Sechste Elegie.

Eines ſchönen Tages wachte ich auf
In franzöſiſcher Julihitze;
Sie machte mir warm, doch es kühlte mich ab
Die frankfurter Bundestagsſpritze.

Es ging allum in Europa los
Ein mächtiges Krakeelen,
Und daß mir die Sache nicht ganz mißfiel,
Ich konnt' es kaum verhehlen.

Doch durft' ich aus der Ferne nur
Mit der Freiheit liebäugeln verſtohlen,
Ganz leiſe mitſummen die Pariſienne
Und zupfen Charpie für die Polen.

Während rings um mich her die Völkergeduld
Des Despotismus Damm brach,
Berieth ich, ob auch legitim
Das Revoltiren, zu Hambach.

Und, ja, ich trieb noch weiter ſogar
Das liberale Geſlunker;
Rebellirte ich nicht etwas weniges
Zu Gunſten der braunſchweiger Junker?

Ließ ich mich nicht ſchicken in den April
Zu Frankfurt ſtudentiſchphantaſtiſch?
Comödierte ich in den Kammern nicht
Theophraſtiſchparacelſiſchbombaſtiſch?

Meine Herren erſtaunten, daß ich gute Haut
Mit einmal geworden wurmſtichig,
Und reſtaurirten mir ſchnell das Fell
Haushofſtaatskanzleriſchmetternichig.

Zu Wien da wurde mir wiederum
Mein Katechismus diktiret,
Der Brotkorb ward mir höher gehängt,
Der Maulkorb feſter geſchnüret.

Aus Schrecken macht' eine fausse couche ich
Und gebar das „junge Deutſchland“,
Welches Menzel, Cotta's kritiſcher Leibhuſar,
Gottläſterlich, blutſchändriſch, undeutſch fand.

Das „junge Deutſchland“ rumorete
Gewaltig börniſch und heiniſch, —
Den Börne nennt man einen braven Mann,
Den Heine halb göttlich, halb ſchweiniſch.

Zugleich bewies der Dokter Strauß
Mir höchſt gelehrt und kritiſch,
Was ich ſchon längſt gewußt, es ſei
Das Leben Jeſu ſehr mythiſch.

Zwiſchen 'nein mußt' ich, da mein Nachbar Franzos
Nach dem linken Rheinufer ward lecker,
Hinüberjodeln, zum Schrecken dem Feind,
Das Rheinlied vom Nickel Becker.

Den Strauß überſtraußend wollte ein Bau'r
Handhaben den kritiſchen Flegel,
Und es römerte ſich jahrbüchernd auf
Die Rotte Korah Jung-Hegel.

Die wollte mich machen mit aller Gewalt
Demagogiſch und antichriſtlich,
Mich, der von Obrigkeitswegen ſein muß
Serviliſtiſch und pietiſtlich.

Zum Glück beſtieg ein romantiſcher Fürſt
Gerade den Thron von Preußen,
Der kurirte mit Cabinetspflaſtern mich
Vom junghegel'ſchen Gliederreißen.

Aus München berief er den Schelling her,
Als Glaubenswunderdokter —
Schon dreißig Jahre und drüber auf
Dem philoſophiſchen Gebärſtuhl hockt er.

Zwar ward er neulich accouchirt
In Prutz's vortrefflichem Luſtſpiel,
Doch leider kam Nichts zum Vorſchein da,
Als Stank und Dunſt und Wuſt viel.

Doch blieb auch dieſe Pythia ſtumm,
Viel' andere thäten orakeln:
Der Görres legt' ein katholiſches Ei
Und begann loyolaiſch zu gackeln.

Herr Ludwig verdrängte den Luther'ſchen Styl,
Uns participialiſch begabend,
Walhallagenoſſenſchaftslobwerk
Höchſtſelbſt geſchrieben habend.

Auch geiſtreiche Weiber ſetzten mir zu,
Die Schaalzoſ, die Ida, die Mine,
Und es ſchlug mir noch manch einen Purzelbaum vor
Ihrem Alter zum Trotz die Bettine.

Dann mußte ich dem lieben Gott
Und, was mehr noch, den Königen trutzen
In erſchrecklichen Oratorien
Von Herweghen, Hoffmannen, Prutzen.

Man meinte, es ſei das politiſche Lied
Staatsgefährlich und hochverräthlich,
Das erwies ſich als Irrthum bald, denn es ward
Durch Dingelſtedt hofräthlich.

Und weil das Singen von Freiheit und Recht
So unäſthetiſch, chimäriſch,
Singt der Geibel, der preußiſche Staatsminſtrel
Conſervativ penſionäriſch.

Die Einen wollen mich machen jetzt
Zum ungläubigen Sanſcülotten,
Die Andern ſchrei'n: Bleib' chriſtlich ſtupid,
Sonſt wirſt du in Oel geſotten!

Die Einen muthen traktätelnd mir zu,
Das Irdiſche fahren zu laſſen,
Die Andern, ich ſoll induſtriell
Hans Dampf ſein in allen Gaſſen.

Jetzt ſoll ich katholiſch frohnen am Bau
Des hohen Dom zu Cöllen,
Dann wieder dem Jeſuitenfuchs
Proteſtantiſche Netze ſtellen.

Bald ſoll ich wallfahren zum heiligen Rock,
Bald zu Tieck'ſchem Comödienplunder,
Dann kommt noch der Ronge, und predigt mich an —
Genug, genug jetzunder!

Es ward mir von alledem zu Sinn,
Ihr glaubts nicht, wie dämiſch und läppiſch,
Elend im Magen und, ach, im Kopf
Wahrhaftig ganz albertknäppiſch.

Ich bin ſo matt, ich bin ſo müd',
O habt mit mir Erbarmen!
Ueberlaßt mein Geſchick dem V. A. Huber getroſt
Und andern Poliziſten und Gensdarmen.

Laßt in Ruh mich und geht nicht mit mir ins Gericht
So grauſam corneliuſſiſch!
Was kümmerts mich, was kümmerts euch,
Ob ich ruſſiſch oder boruſſiſch?

Was nützt euer Schmerz, was nützt euer Zorn,
Was nützt euer gottlos Geſtichel?
Ich bin ſo müd', ich bin ſo matt —
Laßt ſchlafen den armen Michel!

Inhalt.

1. **Der Prophet von Laichingen.** Seite.
Ein geſalbtes Epos. 9.

2. **Leipziger Todtenmeſſe.**
Ein Requiem aus dem ff. 25.

3. **Kaiſer So und So und Prinzeß Gloria**
Ein chineſiſches Schattenſpiel. 59.

4. **Deutſcher Nation Herrlichkeit.**
Geſchichtenbuch für Schule und Haus. 111

Die

Waiſe von Wien.

Die

Waiſe von Wien.

Roman

von

Johannes Scherr.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die wichtigſte Kunſtform der modernen Literatur, der Roman, wird neueſtens in Deutſchland auffallend vernachläßigt.

Woher dieſes?

Der Roman kann nur auf ganz freiem Boden gedeihen, weil er die freie Anſchauung und Darſtellung der bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe in allen ihren Beziehungen und Wechſel-Wirkungen bedingt — erwidern die Einen mit dem genialen Sealsfield und ſie haben Recht.

Die Ueberſetzungen, die leidigen Ueberſetzungen erdrücken die nationale Produktion, meinen die Andern und auch ſie haben Recht.

Sollen nun aber, weil wir, wie übelgeſinnte Leute behaupten wollen, in Deutſchland denn doch nicht auf ganz freiem Boden ſtehen und weil die deutſchen Verleger notoriſchermaßen Ueberſetzungen verlegen müſſen, um Original-artikel verlegen zu können, die Wenigen, welche ſich dermalen bei uns zur Romandichtung gedrängt oder aufgelegt fühlen, ihre Feder ohne Weiteres bei Seite werfen? Als ob man das nur ſo könnte, als ob in der Bruſt des produktiven Schriftſtellers nicht ein raſtloſer Drang waltete, der ihm gebietet, ſein Fühlen, Schauen und Denken auch Andern zur Anſchauung zu bringen und das heimliche Weben ſeiner Phantaſie zu öffentlich in Bild und Wort hervortretendem Leben zu geſtalten.

Freilich, lockend ſind die Umſtände für den deutſchen Romandichter gegenwärtig gewiß nicht. Einerſeits verwehren ihm Sue und Dumas, deren zwölfbändige, wenn auch an Poeſie, ſo doch gewiß nicht an Phantaſtik und ſpannender Erfindung Mangel leidende Romane um ein Spottgeld zu haben ſind, den Zutritt zu ſeinem Volke, andererſeits ſchlägt eine in verſchimmelten Traditionen befangene Kritik auf ihn los, weil er inmitten der brauſenden Strömungen und Kämpfe der Zeit ſeine Liebe und ſeinen Haß, ſeine Sympathie und ſeinen Zorn den einſeitigen und ungerechten Anforderungen dieſer Kritik nicht opfern will. Da wird Bezugs der gegenwärtigen Romanproduktion fortwährend über Mangel an künſtleriſcher Ruhe und Vollendung, ſowie über das Vorſchlagen von Tendenz und Abſicht geklagt, und iſt dieſes Geklage eben ſo langweilig als böswillig und bornirt. Schließt denn die Kunſt die Tendenz aus? Sind die Comödien des göttlichen Ariſtophanes etwa keine Kunſtwerke, die Sirventen der Rom befehdenden Troubadours keine Gedichte? Geht doch einmal hin und betrachtet Michel Angelo's jüngſtes Gericht. Was iſt es Anderes, als ein Tendenzgemälde des verrauſchenden Mittelalters? Und habt ihr aus Beethoven's Symphonien nie die Revolution herausgehört, ſo habt ihr eben bloß das Gehör eines Hofmuſikers. —

Ich habe in den vorliegenden Blättern die in Deutſchland lange nicht genug cultivirte, meiner unmaßgeblichen Meinung nach dem Roman der Gegenwart außerordentlich wohlanſtehende Form der Memoirennovelle angewandt und weiſe hier nur deßhalb darauf hin, weil ja in neueſter Zeit das deutſche Philiſterium ſich damit vergnügt hat, dem Poeten Alles, was er in ſubjektiver Form vorbringt, unbedingt in's Gewiſſen zu ſchieben. Dieſe guten Tröpfe oder heimtückiſchen Heuchler begreifen natürlich nicht oder wollen nicht begreiſen, daß man in der erſten Perſon ebenſo gut objektiv ſein kann, wie in der dritten. Uebrigens will ich damit keineswegs ſagen, daß die Anſichten des Helden meines harmlos betitelten Buches nicht auch die meinigen ſein könnten, wie ſie ſicherlich mit denen vieler Zeitgenoſſen übereinſtimmen.

Noch muß ich bemerken, daß das im 4. Abſchnitt (Heimkehr) Kap. 38. über Amerika und die Amerikaner Geäußerte meiner anomym erſchienenen Schrift „Briefe eines Deutſchen aus dem Exil“ entnommen iſt und daß ich es nur deßhalb wieder vorgebracht, weil dieſes Urtheil in Amerika ſelbſt, von öffentlichen Organen, als treffend und wahr anerkannt wurde. Will man mir dieſe Notiz als Eitelkeit anrechnen, ſo muß ich's mir eben gefallen laſſen. Lieber Gott, was muß ſich der deutſche Schriftſteller nicht Alles gefallen laſſen?

Stuttgart im Auguſt 1846.

Der Verfaſſer.

I.

Knabenjahre.

Wie die Leute mir erzählen,
Soll man einen Stand auf Erden,
Wie ſie's nennen, auserwählen,
Und ſie heißen's: Etwas werden.
Doch um Eins nur muß in Sorgen
Ich euch fragen: Wenn ich heute
Noch Nichts bin, ihr lieben Leute,
Kann ich Etwas werden morgen?

August v. Platen.

Der Edelmann, der hatte
Ein Töchterlein, ein Gotteswunder.
Stets ward ſie ſchöner und geſunder.
Wer iſt ihr Buhle? Wer wird ihr Gatte?
Sie ſprach wie Philomele.
Ihr Auge war raſch und braun wie das Reh,
Die Hand wie friſch gefallener Schnee.
Ja, ſteht ſie da, ſo leicht und hell,
Dann wähnet ihr, es müßten ſchnell
Zwei glänzende Schwingen
Aus ihren weißen Schultern ſpringen;
Sie müßte gleich den Engeln ſich heben
Und auf in die goldnen Wolken ſchweben.

Karl Beck.

Erſtes Kapitel.

Worin der Leſer meine und beſſerer Leute Bekanntſchaft macht.

Ein Juninachmittag lag dunſtig ob dem Dorf und drückte mit ſeiner Schwüle die alten Obſtbäume, welche das äußerſte Haus gegen Weſten hin umgaben. Niedrig war das Haus, theilweiſe ſogar baufällig, aber es bot eine prächtige Ausſicht weit, weit in das ſchöne, grüne, waldfriſche Bergland hinein. Rings herrſchte die bleierne Apathie der Hochſommerhitze. Baum und Buſch ließen die Zweige hängen, Gras und Kraut lechzte nach Erfriſchung, die Hühner lagen wie todt in dem Schatten der Scheunenwand und der alte Haushund Hylas wälzte ſich in dem ſpärlichen Abfluß der plumpen, hölzernen Brunnenröhre, in deren monotones Gegurgel nur zuweilen ein traumhaftes Aufgackern des ſtolz bekammten Hühnerſultans ſich miſchte. Sonſt „Stille nah und fern.“

Auch drinnen in der niedrigen, weißgetünchten Stube, an deren Wänden vom Alter gebräunte Bänke hinliefen, herrſchte lautloſes Schweigen. Dem großen eiſernen Ofen zur Seite ſtand ein verbrauchtes Kanapee; ein Tiſch aus wurmſtichigem Eichenholz, einige alte Schränke und Stühle, ein kleines Bücherbrett, ein verräuchertes Cruzifix in der Tiſchecke, hierin beſtand die Ausrüſtung des ländlichen Gemaches, das in Allem und Jedem von einer Reinlichkeit zeugte, welche ſich im Leben weit ſeltener, als in dichteriſchen Darſtellungen, mit der Armuth verbündet. Noch muß eine Reihe offenbar mit liebreicher Sorgfalt gepflegter Blumengefäße — ach, ſie beſtanden nur aus unbrauchbar gewordenen Kochtöpfen — erwähnt werden, ſowie ein darüber hängender Vogelkäfig aus ſchwarzem Draht, in welchem ein ſchöner Finke ſeine Mittagsruhe hielt.

An dem Tiſche ſaß emſig mit Nähen beſchäftigt ein Mädchen, blaß, aber jung und ſchön. Sie hatte ſich tief auf ihre Arbeit niedergebückt, ſo daß ihre Züge unter der Fülle glänzend ſchwarzen Haares verſchwanden und nur ſichtbar wurden, wenn ſie zuweilen den Kopf erhob und die tiefblauen Augen auf die Mutter richtete, welche ſeitwärts mit geräuſchloſer Geſchwindigkeit das Spinnrad drehte und dabei unverwandt ihre Blicke auf ein kleines Bette geheftet hielt, das hart an ihrer linken Seite ſtand. In grobe, aber ſchneeweiße Linnen gehüllt, ruhte auf dieſem Lager ein elfjähriger Knabe, nach ſchwerer Krankheit vom erſten Schlummer der Geneſung umfangen. Das jüngſte Kind des Hauſes, war er, wenn auch jetzt vom hitzigen Fieber abgezehrt, ein derborganiſirter Bube von kühnem Geſichtsſchnitt und ſein dichtes ſchwarzes Kraushaar ließ auf eine nicht gewöhnliche Muskelkraft ſchließen, während ſeine breite, gewölbte Stirne zeigte, daß er gerade nicht zu den Armen im Geiſte gehörte.

Nach einer Weile rührte es ſich in dem Bette und Mutter und Tochter ließen zugleich die Arbeit ruhen, um nach Triſtan — dieſen mittelalterlich romantiſchen Namen trug der Knabe — zu ſehen. Er richtete ſich auf ſeinem Lager auf. Der Schlummer hatte ſeine Wangen geröthet und ſeine großen ſchwarzen Augen, das Einzige, was man in ſeinem Geſicht etwa hübſch nennen konnte, hell und friſch gemacht. Mit fröhlicher Betonung ſagte er:

Mutter, Mutter, o mir hat ſchön geträumt! Rathe mal, was.

Die Mutter rieth hin und her, aber die Ungeduld des Knaben ließ ihr nur kurze Zeit dazu.

Sieh', äußerte er lebhaft, indem er durch das nahe Fenſter gegen den Himmel emporzeigte, ſieh' dort, wo das kleine weiße Wölkchen ſteht, gerade dort ſchaute Odchen zum Himmel heraus, weit ſchöner noch und weißer, als ſonſt. Hatte auch ſilberne Flügel an den Schultern und auf dem Kopf 'nen Blumenkranz, ſah prächtig aus, ganz wie einer von den Engeln, welche in der Kirche auf dem Hochaltar neben dem Tabernakel ſtehen, und war auch ein Engel, denn Triſtan! Triſtan! rief ſie herunter, da oben iſt's gar ſo ſchön! Wir ſingen den lieben langen Tag und was für Lieder! Alles dem lieben Gott zu Ehren und der ſeligſten Jungfrau Maria!

Und mit einem jener plötzlichen Uebergänge, welche in Kinderſeelen jene glückliche, ewig wechſelnde Stimmung hervorbringen, ſprang er von ſeinem frommen, katholiſchen Traum plötzlich zu einem ſehr weltlichen Gegenſtand über, indem er mit ſtarker, ſonorer Altſtimme das Lied des alten Simon Dach intonirte:

Aennchen von Tharau iſt die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Luſt und in Schmerz.

Während er die Strophe ſang, öffnete ſich leiſe die Thüre und ein ungefähr ſieben Jahre altes, in feine Stoffe zierlich gekleidetes Mädchen von ſo engelhafter Schönheit ſchlüpfte herein, daß man hätte meinen können, die Traumgeſtalt, von welcher der Knabe vorhin geſprochen, ſei plötzlich verkörpert in's Leben getreten.

Von Allen ungeſehen eilte die Kleine an das Bette, und ſowie der Knabe ſeine Stimme ſinken ließ, erhob ſie die ihrige, rein und wohllautvoll wie Harmonikaklänge, und ſang aus dem nämlichen Liede die Strophe:

Würdeſt Du gleich einmal von mir getrennt,
Zögeſt Du, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will Dir folgen durch Länder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer.

O, da iſt Oda! und Gottlob noch nicht im Himmel! rief der Knabe voll Freude aus, während das ſchöne Kind die Hand der Mutter ergriff, um ſie mit ehrerbietiger Zärtlichkeit zu küſſen, und dann den eigenen Mund dem jungen Mädchen zum Kuße hinbot.

Wie geht es, Triſtan? Biſt Du jetzt wieder geſund? Haſt gut geſchlafen? So .... ei, Du haſt ja ganz rothe Backen bekommen! plauderte an das Bett zurückhüpfend die kleine Oda und ſtimmte ſofort die letzte Strophe des Liedes an, in welche der Knabe ohne Säumen einfiel:

Käm' alles Wetter auch auf uns zu ſchlah'n,
Wir ſind geſinnt, bei einander zu ſtah'n.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein.

Die Sänger hatten aber außer den beiden Frauen noch andere Zuhörer bekommen. Unbemerkt war ein junger Mann in die Stube und zu Häupten des Bettes getreten, ein junger Mann von überraſchender Schönheit in Wuchs und Geſichtsbildung. Aber all dieſe Schönheit konnte den grellrothen Stempel des Todes, welchen die Lungenſchwindſucht auf die ſcharfhervortretenden Backenknochen des Jünglings gedrückt hatte, nicht verwiſchen. Mit wohlwollender Miene lauſchte er dem Geſange des kleinen Mädchens und ſeines Bruders, denn in dieſem Verhältniß ſtand er zu dem Knaben. Auch ſein Begleiter, der langhaarige Hylas, ſchien zuhören zu wollen, denn er ließ ſich ſtill auf ſeine Hinterbeine nieder und machte ein ſehr ernſthaftes Geſicht. War überhaupt keine gewöhnliche Beſtie, der alte Hylas, bloß geſchaffen, um zu bellen oder den Leuten an die Beine zu fahren, ſondern ein ſehr würdiges Geſchöpf voll Verſtand und Treue, ein wahrer kyniſcher Philoſoph.

Florian, fragte, als die Kinder ausgeſungen, die Mutter den jungen Mann, wie iſt Dir heute?

O recht gut, Mutter, lautete die Antwort, ich bin weit gegangen und dennoch nicht ſehr müde trotz der Hitze. Gewiß es geht mit raſchen Schritten vorwärts.

Die Mutter blickte ihrem armen Sohn forſchend in's Geſicht und dann, einen Seufzer unterdrückend, zur Seite.

Ach, freilich ging der Kranke mit raſchen Schritten vorwärts, aber vorwärts auf dem Weg zum Grabe.

Iſt Florian da? rief der Knabe. O komm, Florian, ſag' mir, erzähl' mir, was machen die Wachteln? Sind ſie bald flügge? Werden wir ſie bekommen?

Freilich, verſetzte der Gefragte und zog einen Stuhl an Triſtans Bett; die Thierchen ſind ganz munter, und wenn Du Dich von der Mutter recht folgſam vollends geſund machen läßeſt, ſo können wir ſie in wenigen Tagen ausnehmen.

Huſſah, jubelte der Knabe auf, ich will fleißig an dem großen Käfig ſchaffen; da ſollen ſie hinein, alle mit einander. Krank bin ich auch gar nicht mehr, der Vater wird's euch ſagen, und gewiß kann ich auch morgen wieder zur Kirche gehen und dem Herrn Pfarrer beſſer miniſtriren, als der lange Elias, der die lateiniſchen Gebete nie auswendig behalten kann.

Recht, Kind, ſagte die Mutter, gedenke nur immer Gottes und ſeines Dienſtes und ſeine Hülfe wird Dir ſtets nahe ſein.

So ſprechend nahm ſie den Knaben aus dem Bett und that ihm ſeine Kleider an, wobei es ſich zeigte, daß Triſtan in der That eine ſchwere Krankheit überſtanden haben müſſe, denn der für ſein Alter ſehr große und ſtarke Junge konnte ſich vor Schwäche nur ſchwankend und taumelnd auf den Füßen halten.

Schweſter Anna, das ſchöne blaſſe Mädchen, brachte einen Napf mit friſcher Milch herbei und der Geſundete machte ſich eifrig darüber her, während ihm Mutter, Bruder und Schweſter mit ſtiller Freude zuſahen, die kleine Oda, welche dieſem Kreiſe ſo fremd, und doch wieder ſo vertraut erſchien, ſeine linke Hand hielt und der alte Hylas dem Spielgenoſſen ſeinen zottigen Kopf auf den Schenkel legte, wie um ihn ſeiner unwandelbaren Freundſchaft zu verſichern.

Aber der harmoniſche Akkord idylliſchen Friedens, der auf der Gruppe lag, ſollte alsbald durch eine laute Diſſonanz geſtört werden. Haſtige Schritte ertönten auf dem Flur und ihr Widerhall übte auf die in der Stube Verſammelten eine Wirkung, die ſich zwar verſchieden äußerte, bei Allen aber eine bängliche, wo nicht widerwärtige war, und doch war es der Schritt des Hausvaters, welcher ſie aufſchreckte.

Er trat ein, ein Mann von fünfzig Jahren, gutgebaut, muskulös, ſchwarzhaarig und hochgeſtirnt, aber nachläßig gekleidet und mit einem verbitterten, zerfahrenen Zug um Augen und Mund, zog ein chirurgiſches Beſteck aus der Taſche, warf es auf den Tiſch und ſich ſelber auf das Kanapee, ohne Weib und Kind zu grüßen.

Ein Hundeleben, das! äußerte er nach einer Weile mürriſch; den ganzen Tag bin ich umhergeſtolpert, um einigen Bauerklötzen ihr dickes Blut abzuzapfen und drei oder vier alten Vetteln Pflaſter zu ſtreichen. Und Niemand bezahlt mich, während, wenn ich Etwas ſchulde, auf der Stelle alle Preſſer *) auf den Beinen ſind. Habt Ihr was zu Abend?

Geräuſchlos ſtand Anna auf, legte ihre Arbeit weg und verließ das Zimmer, um das Abendeſſen zu beſorgen.

Nach einer abermaligen Pauſe wandte ſich der

---

*) Schuldboten.

verdroſſene Mann zu der kleinen Oda, die verſchüchtert am Fenſter ſaß, und das anmuthige Geſchwätz, womit das liebliche Kind ſeinen Fragen entgegen kam, ſchien ihn zu erheitern. Theilnehmend und angelegentlich erkundigte er ſich hierauf nach dem heutigen Befinden Florians und ging mit dieſem auf eine Unterhaltung ein, welche bewies, daß Vater und Sohn nicht nur einer gewöhnlichen, ſondern einer gediegenen, wiſſenſchaftlichen Bildung theilhaftig ſeien, und die Mutter horchte von ihrem raſtlos ſurrenden Spinnrad her dem Geſpräch mit einer Aufmerkſamkeit, die deutlich verrieth, daß auch ihr die geiſtigen Intereſſen des Menſchenlebens keineswegs gleichgültig.

Die geſchäftige Anna hatte inzwiſchen das frugale Abendeſſen, beſtehend aus Schwarzbrotſuppe, Kartoffeln und Milch, angerichtet und man ſetzte ſich in ziemlich friedlicher und heiterer Stimmung zu Tiſche. Allein die tiefe Entzweiung, welche zwiſchen dem Hausvater und ſeiner Familie längſt eingeriſſen, ſollte ſich ſogleich wieder fühlbar machen.

Als nämlich das Tiſchtuch weggenommen worden und Anna das Dankgebet geſprochen hatte, bemerkte der Vater:

Wir werden kommenden Sonntag beſſer eſſen, denn heute.

Freilich, verſetzte die Mutter, Nachbar Veit wird am Samſtag ein ſchönes Kalb ſchlachten, wovon ich ſchon zum Voraus das Bruſtſtück für uns beſtellt habe.

Bah, Kälber und Bruſtſtücke! entgegnete ihr Gatte mit der wegwerfenden Betonung eines Mannes, der eine beſſere Küche kennen gelernt, als ſeine jetzigen Umſtände geſtatteten. Wir werden feinere Sachen zu koſten bekommen. Der Herr Caſtellan hat heute früh uns Alle auf den Sonntag zu ſich ins Schloß zum Eſſen geladen.

Das Wort Caſtellan äußerte auf den Familienkreis offenbar die peinlichſte Wirkung. Eine Wolke des Kummers umdüſterte die Stirne der Mutter, auf Florians Zügen malte ſich unverholener Abſcheu, Anna erſchrak ſo gewaltig, daß das Eßgeſchirr, welches ſie wegzutragen im Begriffe war, in ihren zitternden Händen klapperte, Triſtan aber rief laut:

O pfui, der Caſtellan iſt ein garſtiger Kerl!

Ruhig, kleiner Vorwitz, verwies ihn der Vater ergrimmt, oder ich werde Dich die Bekanntſchaft mit der Ruthe erneuern laſſen.

Die Mutter tadelte gleichfalls des Knaben Vorlautſein, ſagte aber dann ſanft zu ihrem Gatten:

Wir brauchen die Einladungen des Herrn Lurker nicht, weil die einfachſte Koſt uns beſſer mundet, als alle Leckereien ſeiner Tafel.

Dummes Zeug! brummte der Vater.

Die Mutter hat Recht, bemerkte Florian feſt, mag Herr Lurker einladen, wen er will, mich wenigſtens ſoll er nicht unter ſeinen Gäſten ſehen.

Ah ſo, rief der Vater aus, es iſt alſo wie gewöhnlich. Ich darf nur Etwas wollen, um ſogleich des hartnäckigſten Widerſtandes gewiß zu ſein. Und warum, mein Herr Student, wirſt Du nie des Caſtellans Gaſt ſein?

Weil ich mich, antwortete Florian mit unerſchütterlicher Ruhe, von keinem Schuft bewirthen laſſen will!

Der Schuft, wie Du den Caſtellan zu ſchelten beliebſt, iſt der Freund Deines Vaters, welcher froh iſt, in dieſen ſchlechten Zeiten einen ſo verläßlichen Freund zu beſitzen.

Ich kann nur bedauern, ſagte wieder der Sohn, daß mein Vater ſich zur Gemeinſchaft mit einem ſolchen Menſchen erniedrigt.

Zum Teufel mit Deinem Hochmuth, Burſche! ſchrie der Vater. Aber ich ſage Dir, ich werde meinen Willen ausführen, ich! ausführen werde ich ihn, Deinem einfältigen Geſchwätz und noch einfältigerem Weibergeflenne zum Trotz. Wollen ſehen, wer Herr im Hauſe iſt, wollen ſehen, ja, wollen ſehen!

Mit dieſen Worten ſprang er zornvoll auf, warf den Stuhl um, ſeine Mütze auf den Kopf, fuhr zur Thüre hinaus und ſchmetterte dieſe dröhnend hinter ſich in's Schloß.

. . . . . .

Der Knabe Triſtan war ich.

Zweites Kapitel.

Vater, Mutter, Bruder.

Mein Vater, der Dorfarzt Philipp Frei, war in ſeiner Jugend ein ganz anderer Mann geweſen, als er ſpäter wurde; das konnte ich ſchon als Knabe den abgeriſſenen Aeußerungen meiner Mutter entnehmen, wenn ſie ſeufzend Sonſt und Jetzt verglich. Geboren und aufgewachſen als Sohn eines reichen Bauers, hatte ſich mein Vater frühzeitig der Wiſſenſchaft zugewandt und war in ſeiner Abneigung gegen die ländlichen Beſchäftigungen ſeiner Vorfahren durch meinen Großvater noch beſtärkt worden, indem es den bäueriſchen Stolz des Letztern kitzelte, aus ſeinem

Sohn einen Gelehrten zu machen. Gelehrter und Geiſtlicher war aber und iſt es meiſtens noch in meiner Heimat gleichbedeutend, und ſo wiegte ſich mein Großvater in dem ſüßen Vorgefühle, dereinſt ſeinen Philipp Predigten halten und Meſſen ſingen zu hören. Für meinen Vater ſcheint indeſſen in dieſer Ausſicht nicht gar viel Verlockendes gelegen zu haben, denn er vertauſchte den ſchwarzen Rock eines theologiſchen Seminariſten zu Dillingen in Bälde mit dem unheiligeren Gewande eines Studenten der Medizin an der Univerſität Wien. Wie es ſcheint, haben zu dieſem Tauſche vornehmlich zwei Umſtände mitgewirkt. Erſtlich hatte mein Vater die Schriften Voltaire's und zweitens meine Mutter kennen gelernt, welche zwei Bekanntſchaften ihm den Geſchmack an der Tonſur entſchieden verleidet haben ſollen. Mein Großvater fulminirte und proteſtirte eine Zeitlang gegen dieſe „Umſattelung“, ergab ſich aber dann dem Willen ſeines Sohnes und dem Trunke. Eine Leidenſchaft zieht gewöhnlich eine zweite nach ſich, mein Großvater machte die Karten zu Geſellſchaftern der Flaſche, ein Kreis liederlicher Geſellen, eine Rotte hungerleideriſcher Schmarotzer bildete ſich um ihn und er war bald nicht mehr der „reiche Waldbauer.“ Ueber die Schwellen des Waldhofs ſah man jetzt Leute wandeln, welche man bisher dort nicht geſehen, Gläubiger und Gerichtsboten. Zum Unglück war meine Großmutter längſt geſtorben und konnte dem hereinbrechenden Ruin nicht mehr entgegen wirken; zu ſpät eilte mein Vater herbei, als die Geldſendungen ausblieben. Wenige Tage nach ſeines Sohnes Heimkehr wurde mein Großvater von den Folgen ſeines wüſten Wandels dahingerafft, und nachdem er begraben war, ſah ſich mein Vater ſtatt in dem Beſitz eines reichen Erbes nur in dem ſeines Doktordiploms und eines ſehr beſcheidenen, noch dazu verſchuldeten Gütchens, welches vordem ein Vorwerk des Waldhofs gebildet hatte.

Mein Vater grämte ſich indeſſen nicht allzuſehr, denn er war jung, ſeiner Kraft bewußt und liebte und ward geliebt. Ja, er fühlte ſich damals glücklich, denn der Mann, über welchen meine Mutter die Fülle ihrer keuſchen Liebesglut ausſchüttete, mußte ein glücklicher ſein. Sie war die Tochter des erſten Rentbeamten des Prinzen Lothar von ***, der, ein Glied einer der älteſten und bedeutendſten deutſchen

Dynaſtenfamilien, aber in der Blüthe der Mannesjahre geſtorben, ſeine unermeßlichen Beſitzungen im Gebirge ſeinem einzigen, um einige Jahre jüngeren Bruder hinterlaſſen hatte. Ihr Vater traute der Gemüthsart des Doktor Frei nicht ſo recht, allein er liebte ſeine einzige Tochter zärtlich und ſo geſtattete er die Heirat. Bald darauf ſtarb er, kein Vermögen hinterlaſſend, wohl aber den Ruf des ehrlichſten und humanſten Mannes.

Sie heirateten ſich, nachdem mein Vater ſein Gütchen verkauft hatte. Was von dem Erlös desſelben nicht den Gläubigern zu gute kam, reichte, verbunden mit der beſcheidenen Mitgift meiner Mutter, gerade hin, um im Dorfe ein Haus nebſt Garten und einigen Stücken Acker- und Wieſenlandes zu erwerben. Der junge Arzt war tüchtig, aufopfernd und, durch den Beſitz meiner Mutter beglückt, doppelt thätig. Er ſchuf ſich eine ausgebreitete Praxis und Alles ging gut.

Ein Roſenhauch der Freude lief immer über die blaſſen Züge meiner Mutter, wenn ſie von jenen erſten Zeiten ihrer Ehe erzählte.

Dem Charakter Philipp Frei's mangelte die nöthige Schwerkraft. Er hatte das Leben zu frühe in größeren Verhältniſſen kennen gelernt, um ſich nicht bald von ſeiner jetzigen Stellung gedrückt zu fühlen. Er ſehnte ſich nach einem erweiterten Wirkungskreis, nicht bedenkend, daß ihm bei Geduld und Ausdauer ſein gegenwärtiger einen ſolchen eröffnen müſſe. Er ſtellte Vergleichungen an zwiſchen den ſanguiniſchen Hoffnungen ſeiner Jugend und der, wie er glaubte, auch gar zu alltäglichen Wirklichkeit, die ihm geworden, nicht erwägend, daß ihm zur Erreichung von Außergewöhnlichem nicht die Kraft, wohl aber die Beharrung fehle. Dem Schickſal gab er Schuld, was er ſelbſt verſchuldete. Sein Gemüth verbitterte ſich, er wurde launiſch, mürriſch, zänkiſch und — ach, das war das Schlimmſte! — ſeine Liebe zu meiner Mutter verkühlte ſich. Und ſie lebte doch nur für ihn, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit allen ihren Kräften hing ſie ihm an. Ihr war die Liebe das innerſte Weſen ihrer Exiſtenz, ihm aber entwich ſie, wie ein fieberhafter Traum entweicht.

Damals tobten die Stürme der großen Revolution und ihre Heere herüber den Rhein und durch das ſüdliche Deutſchland. Den Feuergeiſt meines Vaters ergriffen die der hochherrlichen Eruption zu Grunde liegenden Ideen mit krampfhafter Heftigkeit. Er ward, ſchon vorher ein leidenſchaftlicher Verächter des Adels- und Pfaffenthums, Revolutionsmann vom Wirbel bis zur Zehe. Moreau führte auf ſeinem Zug nach Hohenlinden ſeine Armee durch unſer Dorf, raſtete mehrere Stunden in unſerem Hauſe und ſtieß an der Schwelle ſeine Reitgerte in den Boden, indem er ſcherzend bemerkte, er wolle auch hier einen Freiheitsbaum pflanzen. Man mußte meinen Vater von jenen Tagen erzählen hören, um zu erfahren, wie viel Sympathie die Männer der Revolution bei allen geſcheidten Leuten Süddeutſchlands fanden. Ich muß ihm indeſſen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er bei all ſeiner Vorliebe für neufränkiſche Ideen und Ereigniſſe von 1789 bis 1793 dennoch ſeiner Deutſchheit nie vergaß. Er gehörte mit zu jenen begeiſterten Thoren, welche da meinten, den Deutſchen ſtehe es nicht minder gut an, als den Franzoſen, Junker und Pfaffen zum Teufel zu ſchicken. Er ſchwärmte für die Revolution, denn er glaubte, es werde und müſſe vermittelſt derſelben geſchehen, daß ſich die deutſche Nation erhebe aus ihrer Schmach. Als aber der Komet der Revolution als Kaiſerkrone auf das Haupt Bonaparte's ſich niedergelaſſen, als die Hoffnungen der Freiheitsmänner in allen Landen im ſchrankenloſeſten Militairdespotismus untergingen, als endlich jene aſchfarbene Mißgeburt des Wienercongreſſes, die Reſtaurationsperiode, mit ihren mittelalterlichen Gelüſten und dunkelmänniſchem Brimborium zu vegetiren anfing, da brach die ſittliche Kraft meines Vaters. Sein zerfahrenes Weſen concentrirte ſich zwar wieder, aber nur zu einem ſinnlich egoiſtiſchen. Er begann offen ſein Haus und ſeine Frau zu vernachläßigen, beachtete auch ſeine Wiſſenſchaft nur noch inſofern, als ſie ihm die unumgänglich nöthigen Exiſtenzmittel eintrug, ließ ſich in mannigfache Händel ein, lebte meiſt in den Schenken und ging mit Leuten von anrüchigem Rufe um.

O, was litt meine Mutter! Und ſie war ſo ſchön, ſo liebevoll, ſo mild und ſtark zugleich!

Alle Hülfsquellen ihres Geiſtes und Gemüthes erſchöpfte ſie, alle Sanftmuth, allen Ernſt bot ſie auf, um den Gatten zu retten und auf den Weg der Pflicht und Ehre zurückzuführen. Allein ſie mühte ſich vergeblich ab und nur ein Weib, welches ihr ähnlich und in ähnlicher Lage, vermag ihren Schmerz zu ermeſſen, als ſie ſich endlich die Eitelkeit ihrer Bemühungen geſtehen mußte.

Und dennoch hörte ſie nicht auf, zu ſorgen und zu ſchaffen Tag und Nacht. Je mehr ihr Gatte ſeine Pflichten vernachläßigte, deſto gewiſſenhafter und unermüdlicher erfüllte ſie die ihrigen und nur dieſer ihrer ebenſo klugen als treuen Thätigkeit und Energie war es beizumeſſen, daß unſer Hausweſen, wenn auch ärmlich, doch anſtändig zuſammenhielt. Oft drohte ihre Kraft plötzlich zu verſchwinden, allein in ſolchen Momenten der Muthloſigkeit und Verzweiflung blickte ſie auf ihre Kinder und die Stärke ihrer Seele entfaltete ſich dann reicher und thatkräftiger wieder, denn vorher. Sie verſtand Alles und that Alles. Ueberall, im Feld und im Hauſe, legte ſie ſelbſt Hand an und ging Jedermann mit unerſchöpflicher Arbeitsluſt voran. Ihre kleinen Hände waren von Schwielen gehärtet, die Weiße ihrer Haut vom Sonnenbrand gebräunt, die Schlankheit ihrer Geſtalt vom Tragen ſchwerer Laſten gebeugt.

Sie war fromm, ohne zu frömmeln; die Religion war ihr, was ſie dem Weibe ſein ſoll, ein ſtarker Anker in jedem Sturm. Mit kindlicher Gläubigkeit hing ſie an den Dogmen und Gebräuchen des Katholicismus, ohne Andersdenkende zu verdammen. Nur Spott über religiöſe Gegenſtände konnte ſie nicht ertragen. Der that ihr weh. Dabei hing ſie aber den Kopf nicht, liebte den Scherz und wußte zu erheitern. Hatte ſie Bedürfniſſe, ſo waren es geiſtige; ſie nahm herzlichen Antheil an den Menſchen- und Weltgeſchicken, kannte die Geſchichte, und wenn ihre Kinder ſie recht erfreuen wollten, ſo brauchten ſie ihr nur in ſonntäglicher Stille aus den Werken der Dichter und Weiſen alter und neuer Zeit vorzuleſen. Sie war es, die mir zuerſt den Blick in die Hiſtorie, wie in die Herrlichkeit Shakſpeare's eröffnete. Die Humanität, welche Vernunft und Chriſtenthum predigen, war in ihr zu Fleiſch und Blut geworden. Ihr Wohlthätigkeitstrieb ward nur durch ihre beſchränkten Mittel begränzt, und obgleich ſelbſt arm, wurde ſie dennoch geſegnet von Armen und Kranken nah und fern. . . . .

Wir waren drei Geſchwiſter. Das älteſte von uns, mein Bruder Florian, war, nachdem zwei früh hergeborene geſtorben, bevor ſie das fünfte Jahr erreicht hatten, in den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts geboren und zehn Jahre älter, denn ich. Aus dem ſchönen, von der Natur mit einer Fülle von Geiſt ausgeſtatteten Knaben wurde er der ſchönſte Jüngling, den ich je geſehen, und Niemand ahnte, daß in dieſer hohen ſchlanken Geſtalt der Keim ſo frühen Verderbens verborgen liege, daß hinter dieſen blühenden Wangen und blitzenden Augen ein vorzeitiger Tod laure. Er wuchs heran unter Sorgen und Kümmerniſſen und faßte ſchon frühe den Entſchluß, der Retter ſeiner Familie zu werden, der geliebten Mutter für ihr Alter eine ruhige Stätte zu bereiten. Dieſe Abſicht war am ſicherſten zu erreichen, wenn er ſich dem Dienſt der Kirche widmete, und zwar ſchon darum, weil die Art und Weiſe, in welcher der Staat einen Theil des ſäculariſirten Kirchengutes verwendete, beſonders darauf berechnet war, auch den Söhnen der ärmeren Klaſſen das Studium der Theologie möglich zu machen. In der lateiniſchen Schule des nahen Städtchens begann er ſeine Studien mit einem eiſernen Fleiß, der ſeine glänzenden Geiſtesgaben zu einer eben ſo raſchen Entwicklung brachte, als er durch unverhältnißmäßige Anſtrengung der Körperkräfte den Grund zu der Krankheit legte, welcher der arme Florian in der Blüthe ſeiner phyſiſchen und pſychiſchen Schönheit erliegen ſollte.

O, wenn ich bedenke, wie viele der reichſten Naturen, wie viele der edelſten Geiſteskräfte durch den Fluch der Armuth zu Boden gedrückt oder in ihrer Blüthezeit hinweggemäht werden, bevor ſie Frucht tragen konnten, wenn ich bedenke, wie viele der begabteſten Kinder auf der einen Seite durch die Fabriktyrannei unſeres Jahrhunderts zu Grunde gerichtet, auf der andern durch den vergifteten Sporn der Armuth zu übertriebener und allzu einſeitiger Anſtrengung ihrer Geiſteskräfte und dadurch einem vorzeitigen Tode oder einer für immer verbitterten Exiſtenz entgegen getrieben werden: dann ergreift mich oft Verwunderung, daß die ewige Gerechtigkeit nicht ſchon längſt aus den Seufzern und Thränen dieſer Unmündigen ein Gewitter gebraut hat, welches die moderne Geſellſchaft, dieſen Gipfel der Ungerechtigkeit, zerſchmetterte.

Durch die Bedrängniſſe des elterlichen Hauſes, welche er bei ſeiner außerordentlichen Senſibilität früher fühlte, als begriff, um die Harmloſigkeit ſeiner Kindheit gebracht, war Florian in einem Alter, wo Andere kaum anfangen, ſich ernſtlich mit der Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, bereits ein Gelehrter und im Begriffe, eine Zierde ſeines künftigen Standes zu werden. Allein wenige Wochen nach ſeinem Eintritt ins Prieſterſeminar, wo er die Weihen empfangen ſollte, kam die zehrende Krankheit, gegen deren Anfälle er ſchon lange ohne eine Klage verlauten zu laſſen gerungen, ſo unwiderſtehlich zum Ausbruch, daß er ſich genöthigt ſah, dem Drängen des Regens und des Arztes der geiſtlichen Anſtalt nachzugeben und ſich im Elternhaus, in der heilkräftigen Landluft einer Cour zu unterziehen.

Drittes Kapitel.

Welche eigene Bewandtniß es mit meiner Schweſter Anna hatte.

Meine Schweſter Anna .... mit der hatte es eine gar eigene Bewandtniß.

Ich erfuhr es erſt, als meine Knabenjahre hinter mir lagen, und als ich es erfahren, da wiſchte ich mir eine Thräne aus den Augen und ſagte: Das iſt eine That, welche die Engel Gottes einzeichnen in das Buch der Gerechtigkeit!

Ungefähr fünf Jahre nach der Geburt meines Bruders Florian ſaß meine Mutter eines Abends von des Tages Laſt und Hitze ermüdet vor dem Hauſe auf der Raſenbank und erfreute ſich der Munterkeit ihres Knaben, der zu ihren Füßen ſpielte. Da bot ihr die Nachbarin, eine vieljährige Freundin, den Abendgruß und ſetzte ſich zu ihr. Das Geſpräch drehte ſich Anfangs um Allgemeinheiten, meine Mutter aber bemerkte an ihrer Freundin bald etwas Verſtecktes, Nichtheimliches und fühlte ſich beängſtigt. Sie wußte aus Erfahrung, daß ihr die Chriſtine immer etwas Widerwärtiges, Unheimliches mitzutheilen habe, wenn ſie ſich alſo gebärdete.

Du haſt Etwas auf dem Herzen, Chriſtine, ſagte endlich meine Mutter, der Ungewißheit müde.

Ich will's nicht leugnen, Lisbeth, lautete die Antwort, möchte aber meine Neuigkeit lieber bei mir behalten.

Geht ſie mich an, ſo gib ſie nur her; weißt ja, ich bin ſtets gefaßt, ſchlimme Kunden zu vernehmen.

Chriſtine rückte ungeduldig auf ihrem Sitze hin und her. Dann ſagte ſie:

Nun, erfahren mußt Du es doch; beſſer, Du erfährſt es von mir. Sag mir, kennſt Du das Ausgedinghäuschen*) des Haldenhofs?

---

*) In dem Theile von Süddeutſchland, in welchem meine Heimat liegt, übergibt der Bauer bei herannahendem Alter

Ja.

Und kennſt Du auch deſſen jetzige Bewohnerſchaft?

Ja, wenigſtens hörte ich derſelben erwähnen.

Meine Mutter war eine ſtarke Frau und wußte ſich zu beherrſchen, allein dennoch kamen dieſe Worte nur zitternd aus ihrem Munde, denn wie ein Blitz fiel die Erinnerung in ihre Seele, daß in dem genannten Häuschen ein verrufenes Weib wohne mit einer ſchönen, aber nicht minder verrufenen Tochter, welche mein Vater vor einiger Zeit ärztlich behandelt hatte.

Kannſt Du wohl errathen, fuhr die Nachbarin fort, was geſtern dort vorging?

Ach, ſie konnte es wohl errathen mit dem Inſtinkt der Liebe und des Unglücks, antwortete aber nicht.

ſein Gut ſeinem älteſten Sohne, welcher dann „auf den Hof heiratet," wie es in der bauerlichen Sprache heißt, und ſeinen Eltern jährlich einen beſtimmten Antheil von dem Ertrag des Gutes, den ſogenannten Ausgeding, verabfolgen läßt. Jeder bedeutendere Hof hat auch ein eigenes Ausgedinghäuschen, in welchem der ehemalige Eigenthümer des Hofes wohnt, wenn er ſich zur Ruhe geſetzt.

Die Freundin beugte ſich zu ihrem Ohre und flüſterte:

Geſtern hat die junge Mangoldin in des Halbenbauers ſeinem Ausgedinghäuschen ein Mägdlein zur Welt gebracht, welches Deinem Mann ähnlich ſehen ſoll, wie aus dem Geſichte geſchnitten.

Meine Mutter fiel nicht in Ohnmacht, das thun blos ſchwachnervige Salonspuppen, Komödiantinnen und Romanheldinnen, aber ſie haſchte nach der Hand der Unglücksbotin, drückte ſie krampfhaft und ſagte:

Das iſt nicht wahr!

Mein Vater war auf mehrere Tage verreist und ſie verweinte einſam die Nacht. Welche Gedanken da ihr Herz durchwühlten, das zu ſchildern vermag ich nicht, aber ich berichte das Reſultat ihrer thränenvollen Nachtwache.

Der Morgen fand ſie gefaßt. Nachdem ſie ihre Frühgeſchäfte zu Ende gebracht, ſtieg ſie auf den Boden des Hauſes in eine Dachkammer, wo unter anderen Siebenſachen auch die Wiege ſtand, aus welcher ihr Erſtgeborenes ſie zuerſt angelächelt. Sie trug dieſelbe herunter, reinigte ſie vom Staube, überzog das kleine Bett mit friſchem Linnen und ſtellte es dann ihrem eigenen Lager zur Seite. Hierauf zog ſie Sonntagskleider an, nahm ihren Spartopf aus dem Schrank, ſteckte deſſen Inhalt zu ſich, verließ das Haus und ſchlug den Fußpfad ein, welcher vom Dorfe gegen den eine halbe Wegſtunde entfernten Haldenhof hinunter führte.

Nie in meinem Leben, hat ſie ſpäter einmal geäußert, ging ich einen härtern Gang; oft wollten meine Kniee brechen, aber dann hob ich betend Augen und Hände zum Himmel empor und mir war, als käme eine Stimme aus der Höhe nieder, ſprechend: Was Du thuſt, iſt wohlgethan!

Endlich kam ſie bei dem Ausgedinghäuschen des Haldenhofes an und ging hinein.

Was dort geſprochen und verhandelt worden, hat ſie nie Jemand mitgetheilt und hat es Niemand erfahren. Nach einigen Stunden kehrte ſie heim und ging ruhig an ihre noch übrigen Tagesgeſchäfte. Aber in der Abenddämmerung des folgenden Tages kam ein altes Weib und trug verhüllt auf ihren Armen ein zartes Kindlein, welches Vormittags in der Taufe den Namen Anna erhalten hatte. Und das alte

Weib ging bald wieder weg, meine Mutter aber nahm das Kind an ihre Bruſt und ſprach: Ich will Dir Mutter ſein.

Die alte Mangold und ihre Tochter, welche von Zigeunern herſtammend von jeher ein unſtätes Leben geführt hatten, zogen wenige Wochen nach dieſem Vorfall aus der Gegend weg und kehrten nie wieder. Man ſagte, ſie hätten ſich als Markedenterinnen einem der Heere angeſchloſſen, welche damals unter Napoleons Adlern Deutſchland durchzogen. Der Eindruck, welchen die Handlungsweiſe meiner Mutter im Dorf hervorbrachte, verwiſchte ſich bald wieder in der unruhvollen Kriegszeit und Jedermann hatte ſich allmälig gewöhnt, Anna als legitimes Kind der Familie anzuſehen.

Als mein Vater von ſeiner Reiſe zurückkehrte, ſchlief er eine Nacht an der Seite ſeines Kindes, ohne daſſelbe zu bemerken. Morgens aber, während er ſich ankleidete, erblickte er die Wiege.

Was ſoll das? fragte er erſtaunt.

Da führte ihn meine Mutter näher zu der Wiege, ſchlug das verhüllende Tuch zurück und ſagte:

Sieh', das iſt Dein Kind und ſoll auch das meinige ſein, denn ich will nicht, daß es verderbe in Thorheit und Noth und Laſter, wie die Mutter, welche ihm das Leben gegeben.

Mein Vater ſtand eine Weile ſprachlos vor Scham, Reue und Bewunderung der Hochherzigkeit ſeines Weibes. Er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, und als er ſie wegzog, ſtanden ſeine Augen voll Thränen und er konnte nur leiſe ſagen:

Lisbeth, Du biſt ein Engel!

. . . .

Anna vergalt. Mit unbeſchreiblicher Innigkeit hing ſie an meiner Mutter und wurde dieſer in ihren Leiden ein ſüßer Troſt, in ihren Mühen eine nie ermattende Hülfe.

Sie wuchs heran, ſchön und mild.

Noch ſehe ich ſie vor mir in ihrer tadelloſen Schlankheit, mit ihren feinen Formen, ihren edeln Zügen und liebetiefen Augen.

Wenn ich ihrer Jugendſchöne mich erinnere, muß ich immer der Waſſerlilie denken, die in Sumpf und Moor wurzelt und doch ſo rein und herrlich ihre Krone ob dem Waſſer wiegt.

Viertes Kapitel.

Danton und Rabelais. — Wo iſt des Deutſchen Vaterland? — Von der Heimat im Allgemeinen und im Speziellen.

Kann man das Vaterland an den Schuhſohlen mitnehmen? entgegnete Danton dem Freund, der ihn zur Flucht aufforderte, als der conſequentere, tugendhaftere Robespierre im Begriffe war, den lüderlichen Schreckensmann unter die Guillotine zu befördern, und es hat in dieſer Frage die Vaterlandsliebe, wie ſie freie, ganze, ſelbſtſtändig in die Weltgeſchicke eingreifende Völker fühlen können und müſſen, ihren vollwichtigen Ausdruck gefunden. Wir Deutſche aber, die wir kein Vaterland, ſondern nur einen Schock

Vaterländer haben, alſo vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehen und wohl nie dazu kommen werden, die berühmte Frage des alten Arndt nach des Deutſchen Vaterland befriedigend zu löſen, wir ſind zur Noth allerdings im Stande, eines unſerer zahlloſen Vaterländer an der Schuhſohle mitzunehmen, wie unſer moderner Rabelais nachgewieſen, indem er erzählt, bei naſſer Witterung ſei ihm einmal das halbe Fürſtenthum Bückeburg an den Stiefeln hängen geblieben. Die deutſche Vaterlandsliebe iſt ein Ding, von welchem Gebrauch zu machen die Polizei nur bei fürſtlichen Verlöbniſſen, Beilagern und Kindbetten erlaubt, und daher hat ſie allmälig einen ſo fatalen, faulfiſchartigen Nachgeſchmack bekommen, daß ſich mancher ehrliche Mann ſchon die Naſe verhüllt, wenn nur von dieſem cenſirten Gericht die Rede iſt. Laßt die Engländer, die Franzoſen mit ihrem Patriotismus dickthun, ſie haben Grund dazu, und wir? Nun wir, die wir dem noch in Frage ſtehenden deutſchen Vaterland unſere Liebe nicht zuwenden können, müſſen uns mit der Liebe zur Heimat begnügen. Das iſt auch Etwas, iſt Etwas, was die Engländer und Franzoſen wieder nicht haben, Etwas, das ſo viele Deutſche zu Philiſtern, manchen aber auch zum Dichter macht.

Heimat! Heimweh! Heimelig! ſind dieſe Worte nicht des ſüßeſten Zaubers voll? Das volle deutſche Herz, der tiefe deutſche Schmerz, die ganze wohlige deutſche Innigkeit ſpricht aus ihnen.

Mag das Heimweh auch eine Krankheit ſein, jedenfalls iſt es eine poetiſche, und obgleich von Kindheit an die Reiſeluſt mächtig in mir ſich rührte und mein Weſen eine ſtarke cosmopolitiſche Beimiſchung hatte, obgleich ich ſonſt der Sentimentalität nicht ſehr zugänglich war, obgleich ich weit in der Welt umhergekommen bin und blauern Himmel, gewaltigere Naturphänomene, ſtolzere Ströme und üppigere, farbenſattere Vegetation geſehen, als die Heimat darbot, ſo genas ich doch nie und nimmer vollſtändig von dieſer romantiſchen Krankheit und nie verklang in meiner Seele jenes wunderſame Locken, das den ſchweizeriſchen Landsknecht Eid und Ehre und Pflicht vergeſſen und von der Straßburger Schanze in den Rhein niederſpringen ließ, als er drüben das Alphorn rufen hörte. Als Knabe ſchon muthete mich das Volkslied, welches die rührende Geſchichte beſingt, gar ſeltſamlich an und heute noch ergreifen mich ſeine naiven Worte, ſeine melancholiſche Melodie.

Läßt ſich dieß übrigens von Einem, der Eichenrain ſeine Heimat nennt, leicht begreifen. Ihr könnt in Deutſchland gewiß nur wenige ſo heimelige Gegenden finden, wie die, in deren Mitte das Dorf Eichenrain liegt, an eine ſonnige Halde hingelehnt, rechts und links von dem flatternden Silberband zweier Bergbäche eingefaßt, die ſich weiter unten im Thale zu einem kleinen, kriſtallhellen, von Weiden und Espen überhangenen See vereinigen, der dann einen tauſendfach geſchlängelten Fluß in die nach Süden hin offene, mit Städtchen, Dörfern und Höfen überſäete Landſchaft hinausſendet, an deren Gränze das Hochgebirg in ſeiner ganzen Majeſtät mit ſeinen Kuppen und Firnen in den Himmel hinaufgreift. Ueppig grüne Matten ziehen ſich von dem, unter Obſtbaumgruppen verſteckten Dorf bis an den See hinab, deſſen Geſtade gegen Oſten mit grandioſen Felspartien geſchmückt ſind, die in Verbindung mit dem wildverwachſenen Buchenwald, der das ſüdliche Ufer einrahmt, das Wohlgefallen des Romantikers erregen müſſen, während die weſtliche Seite um der ſchwellenden Ueppigkeit ihrer Saatgründe willen der Zufriedenheit des Oekonomen verſichert ſein kann. Am öſtlichen Ende des Dorfes hebt ſich aus dem terraſſenförmigen Abhang, worauf es ſteht, ein pyramidenartiger Hügel empor, an welchem die Rebe hinanklettert und auf deſſen breitem Gipfel die Kirche liegt, deren Erbauung ſich weit in das Mittelalter zurückdatirt und die in ihren reinen gothiſchen Formen eine architektoniſche Schönheit darbietet, welche man hier kaum ſuchen würde. Rings um das Gotteshaus zieht ſich der Friedhof mit ſeinen bemoosten Denkſteinen oder verwitterten ſchwarzen Holzkreuzen. Die Mauer, welche den Kirchhof umgibt, iſt von wildem Flieder und Epheu überwuchert und faßt die Hinterſeite des Pfarrhauſes ein, deſſen Vorderfronte auf einen wohlgepflegten Blumengarten mit altfränkiſchen Taxuswänden und einer großen Jelängerjelieberlaube hinausſieht. Inmitten des Dorfes auf einem ziemlich großen freien Platz hebt ſich links das Schulhaus, rechts das Wirthshaus zum „Ritter St. Jörg,*) und in der Mitte eine ungeheure, uralte

---

*) Provinzialismus für Georg.

Steinlinde, unter deren Gezweige früher alles öffentliche Leben der Gemeinde ſich bewegte und die noch jetzt der Sammelplatz der Dorfjugend iſt, welche die Feierſtunden der Sommerabende hier verbringt, ihre Lieder ſingend, ihre Scherze treibend, ihre Arbeiten verhandelnd, ihre ländlichen Romane einleitend und abſpinnend.

In Bergen gelegen und die Ausſicht auf die Schneefelder und Gletſcher des Urgebirges gewährend, zwiſchen pittoreske Felſenwände und rauſchende Wälder anmuthig und warm gebettet, gegen alle rauhen Winde geſchützt und der Sonne den ganzen Tag über zugänglich, folglich ebenſowohl die Reinheit der Alpenluft, als die Milde eines Klima's gewährend, welches alle Obſtſorten und die Traube zeitigt, von hundert klaren Quellen belebt, von dem Geſange zahlloſer Singvögel durchtönt und von einem durchſichtigen Aether überwölbt, über welchen manchmal ein dunkleres, wärmeres Colorit hinfliegt, wie eine Ahnung ſüdlicher Himmelsbläue: ſo muß Eichenrain auf jedes empfängliche Gemüth einen anheimelnden, wohlthuenden Eindruck machen.

Oberhalb des Dorfes zieht ſich ein breiter Gürtel von gewaltigen Eichen hin, aus welchem die beiden erwähnten Bergbäche, mehrere ſchöne Waſſerfälle bildend, hervorſchießen und hinter welchem inmitten eines ſtundenweit nach Oſten und Norden ſich hindehnenden Parkes das fürſtliche Schloß liegt, von welchem ich ausführlicher ſprechen werde. Dieſer Gürtel von Eichen hatte dem Dorfe unſtreitig zu ſeinem Namen verholfen.

Dem liebenswürdigen Charakter meiner Heimat entſprach auch der ſeiner Bewohner. Eichenrain war von alten Zeiten her nie ein eigentliches Bauerndorf geweſen, indem ſich gewiß die Hälfte ſeiner Bewohnerſchaft mit verſchiedenen Gewerken beſchäftigte, unter welchen Gold- und Silberarbeit und Pfeifenfabrikation die erſten Stellen einnahmen. Dieſe Gewerbe ſtanden in meinen Knabenjahren in großem Flor, ſanken aber bei meinem Eintritt in's Jünglingsalter in Folge vermehrter Concurrenz und mechaniſcher Erfindungen leider ſehr raſch. Mit den Erzeugniſſen ihrer Induſtrie zogen die Eichenrainer hinaus in die Fremde, mit Geld, Erfahrungen und einem erweiterten Blick in die verſchiedenen Lebensverhältniſſe heimkehrend. Dadurch erhob ſich das dörfliche Leben von

Eichenrain, ohne an idylliſcher Unbefangenheit einzubüßen, weit über den kraſſen Materialismus, über die ſchollenklebrige Stumpfheit und Dumpfheit, in welche die deutſche Bauerſchaft, mag man auch mit unſerem Volksſchulweſen noch ſo ſehr pralen und flunkern, bis an den Hals verſunken iſt. Dieſen geiſtigen Tod kannten die Eichenrainer nicht. Ein aufgewecktes Völklein von Natur, hatten ſie ſich ſchon durch ihre Beſchäftigungen und die mit dieſen zuſammenhängenden Bezüge zu einer gewiſſen Culturſtufe erhoben. Geiſtige Intereſſen blieben in unſerem Dorfe durchaus nicht ohne Theilnahme, Zeitungen wurden mit Eifer geleſen, beſcheidene Bücherſammlungen waren in mehr als einem Hauſe zu treffen. In den langen Winterabenden oder in der Dämmerung der Sommertage verſammelten ſich nach abgethaner Tagesarbeit, während das junge Volk unter der Dorflinde ſang und tanzte, die Männer jeden Alters in dieſem oder jenem Hauſe, meiſtens in dem unſrigen, um ihre Reiſeerfahrungen zum Beſten zu geben, politiſche Neuigkeiten zu beſprechen oder ein intereſſantes Buch vorleſen zu hören.

Ach, ihre, wenn auch nur nebenbei gewährte und genährte Theilnahme an geiſtigem Leben kam den guten Eichenrainern nachher theuer zu ſtehen, denn als die Zeit ihre Gewerbe, ihren kleinen Handel beinahe ganz zu Grunde richtete, empfanden ſie ihre Verarmung um ſo ſchmerzlicher, je mehr ſie ſich an Bedürfniſſe gewöhnt hatten, welche über die Anforderungen der gröbſten Materie hinauslagen. Ich lernte da Manchen kennen, der, ohne daß er deſſen klar bewußt geworden, bitterlich die Wahrheit empfand, der gebildete Arme ſei zehnfach unglücklicher, als der in träger Gleichgültigkeit gegen Alles, was man nicht eſſen oder trinken kann, dahin vegetirende.

Möchte man doch ſagen, daß die Erde ſich ſtets an denen räche, die den Blick von ihr ab und gen Himmel richten. Und vielleicht thut ſie das mit Recht, denn ſie iſt und bleibt die Heimat des Menſchen und am Ende rührt doch all unſer Elend davon her, daß wir unſere edelſten Hoffnungen in die blaue Luft hinaufbauen, ſtatt die Verwirklichung derſelben unausgeſetzt auf der reellen, markigen Erde anzuſtreben. Man mißverſtehe mich aber nicht. Ich ſpreche nicht gegen den Geiſt, ſondern nur gegen den Aftergeiſt, gegen jene unſelige Verhimmelung alles Menſchheitlichen, welche, ſeit Jahrhunderten von oben herab gefördert und von der Pfaffheit eingedonnert, den Menſchen ſeiner wahren, ſeiner Erdenheimat entfremden und im Hinblick auf eine jenſeitige Befreiung und Beſeligung ihn dieſſeits zeitlebens zu einem geduldigen Sklaven machen ſoll.

Von dieſer pietiſtelnden Verhimmelung, von dieſem heuchleriſchen Dunſt wollten indeſſen die Eichenrainer Nichts wiſſen. Sie waren ein viel zu intelligenter, lebensfreudiger Menſchenſchlag, um ſich ein X für ein U machen zu laſſen, und wenn ich oben andeutete, die Materie habe ſich für ihre Vernachläßigung ſpäter an ihnen gerächt, ſo iſt dieß dahin zu verſtehen, daß die Bewohner meines geliebten Heimatdorfes ſich durch eine vielleicht allzu ſorgloſe Theilnahme an höheren Lebenszwecken von der Sorge für dauerhaften materiellen Wohlſtand abbringen ließen.

Fünftes Kapitel.

Worin von einem artlichen*) Kleeblatt die Rede iſt.

Ich kann es mir nicht verſagen, noch einer Eigenthümlichkeit meiner ſchönen Heimat zu gedenken, nämlich der Menge origineller Individualitäten, welche ſie aufzuweiſen hatte. Die Originale ſterben mehr und mehr aus, denn die niederdrückende Verallgemeinerung einer engherzigen, kaltſinnigen Denkart wird unter der Maſſe immer herrſchender und vor dieſer Uniformirung des Lebens bergen ſich die Originale ſcheu in ihre Gräber.

---

*) Der Leſer wolle mir dieſes ſüddeutſche Volkswort zu gute halten, denn ich wußte in der deutſchen Sprache kein Wort, welches die Begriffe: ſeltſam, originell, wunderlich, närriſch, ſpaßhaft, luſtig, ſo vollſtändig in ſich begreift, wie es das Wort, „artlich“ thut.

Mit doppelter Luſt erinnere ich mich daher an drei Prachtexemplare von originellen Menſchen, welche zu Eichenrain hausten.

Das war der Pfarrer Haſelbaum, der Krämer Dotterig und der Förſter Kleinheinz, drei Narren unter einem Hut, wie man ſie collectiviſch nannte, aber drei ſeelengute, wie man niemals beizufügen vergaß.

Die Frage in Betreff der Gelahrſamkeit Sr. Hochwürden iſt immer eine problematiſche geblieben und nur ſo viel conſtatirt, daß er ſein theologiſches Wiſſen bei einem öſterreichiſchen Cüraſſierregiment ſich erworben, mit welchem er ſeit den neunziger Jahren bis nach der Schlacht bei Leipzig feldpredigend in der Welt umher gezogen. Einer Lagerbekanntſchaft verdankte er ſeine Erhebung zum Seelenhirten unſerer Pfarrgemeinde, deren Abgott er wurde durch die tüchtige Hausmannskoſt ſeiner Predigten, durch ſeine unermüdliche Bereitwilligkeit, zu rathen und zu helſen, und durch ſeine Jovialität. Den Sohn des Krieges konnte er nie verleugnen; ſchritt er, mit Alba und Meßgewand angethan, zum Altar, ſo geſchah es in der Haltung eines Grenadieroffiziers, der ſeine Compagnie zur Attaque führt, und den Kelch trug er wie eine Muskete. Mit dröhnender Stimme ſang er die Meſſe, wobei er das ſchöne Latein zu einer lingua ignota machte, auf der Kanzel ſpielte ſeine gewaltige Fauſt wie auf einer Trommel, und wenn er die Gemeinde zur Tugend und Beſſerung ermahnte, glaubte man die Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes leibhaftig aus ſeinem Munde hervorbrechen zu hören. Außerhalb ſeiner geiſtlichen Funktionen ſtets in kriegeriſchen Erinnerungen ſchwebend, hüllte er ſeine lange hagere Figur in einen Anzug von ſoldatiſcher Knappheit und ſo ritt er, die unendlich langen Beine faſt am Boden ſchleppend, auf einem kleinen Klepper im Dorfe und deſſen Nachbarſchaft umher, täglich die Hütten der Armuth aufſuchend, um redlich ſein Brod mit ihr zu theilen, Kranken zuſprechend und Heilmittel ſpendend, Traurige aufrichtend mit kernhaftem Humor, ſtatt pietiſtiſche Faſeleien an ſie hinzugeifern, wie es ſonſt die Herren Paſtöre im Brauch haben, Zwieträchtige verſöhnend und Laſterhafte beſſernd, bei welchem letztern ſeelſorgeriſchen Experiment er oft die Beihülfe ſeines Schlehdornſtockes mit gutem Erfolge requirirte, wie ich ihn z. B. einmal einen jungen Menſchen, der ſich im Trunke roh gegen ſeinen alten Vater benommen, auf der Stelle ſo eindringlich und durchdringlich mit dem gefürchteten Schlehdornſtock bepredigen ſah, daß der Burſch von Stund an ſich nie mehr im Weine übernahm. Höchſt ergötzlich war es dabei anzuhören, wie der würdige Pfarrer, während er den armen Sünder nachdruckſamſt bearbeitete, dieſem mit vielem Humor auseinanderſetzte, daß wer den Wein nicht „führen“ könne und ſich von der edeln Gottesgabe zu ſchnödem Unſinn verleiten laſſe, auch nicht würdig ſei, Wein zu trinken. Bücher verachtete er und ich glaube, es fand ſich kein halbes Dutzend derſelben in ſeinem Hauſe, aber ſein Hang zur Geſelligkeit, zum Diſcutiren, zu gutmüthigem Streiten war ein leidenſchaftlicher. Ohne Gaſt zu Mittag zu eſſen, war ihm die fatalſte Sache von der Welt und oft verſchob er ſeine Mahlzeit um mehrere Stunden, in der Erwartung, der Zufall werde noch einen herbeiführen. Uebrigens lebte er arm, denn hatte er Etwas, ſo gab er ſo lange, als ſein Vorrath ausreichte. Er ſchlief auf hartem Lager und aß aus irdenem Geſchirr. Man ſagte ihm, denn allenthalben gibt es böſe Zungen, zwei Schwächen nach. Er verehre nämlich bis zum Uebermaaße den Napoleon und wenigſtens bis zur Gränze des Uebermaaßes den Wein. „Der Wein erfreut des Menſchen Herz und macht ſein Angeſicht glänzend wie Oel" — dieſe war die einzige Bibelſtelle, die er je in's Geſpräch verflocht, und wenn er auch ſchwerlich den Unterſchied zwiſchen den Dogmen der chriſtlichen Bekenntniſſe hätte bezeichnen können — denn er war nicht der Mann, ſeinen geſunden Menſchenverſtand mit derlei aberwitzigen Subtilitäten zu verhunzen — ſo war er dagegen ganz gut im Stande, die feinſten Unterſcheidungsmerkmale anzugeben von all den Weinen, welche je ſeine Kehle hinabgeglitſcht. Kam er auf dieſes Kapitel zu ſprechen, ſo konnte er hinreißend beredt werden, aber trotz dieſer Weinſeligkeit hat nie ein Menſch den hochwürdigen Herrn außer Standes geſehen, ſeinen Wein zu „führen." In Beziehung auf ſein Idol Napoleon entfaltete er eine kaum geringere Beredtſamkeit, allein dieſe Geſprächsmaterie fand bei den zwei ſpeziellen Freunden des Pfarrers, bei dem Krämer Dotterig und dem Förſter Kleinheinz nämlich, ganz und gar nicht denſelben Anklang, wie das pfarrherrliche Philoſophiren über den Traubenſtoff. Im Gegentheil, der Napoleon war der Erisapfel, welcher den Frieden des „Ritters St. Jörg“ wo unſer Trio ſein „Hauptquartier“, wie es Haſelbaum nannte, aufgeſchlagen hatte, beinahe täglich ſtörte.

Denn der Dotterig und der Kleinheinz, die waren dem Napoleon ſpinnefeind.

Der Erſtere, ein kleines Männchen, war, bevor er im Dorfe ſeinen Kramladen aufgethan hatte und dabei wohlhabend, kugelrund und aſthmatiſch geworden, in ſeinen jungen Jahren rheinüber und lange Zeit als Tabuletkrämer in Frankreich umhergewandert, wobei er die bedeutendſten Auftritte der großen Revolution als Augenzeuge mit erlebte. Er fand die Sache völlig nach ſeinem Geſchmack und kehrte heim mit einem Tituskopf und als entſchiedener Republikaner, der mit liberté und egalité um ſich warf, Sacristi! fluchte und in der Schenkſtube des „Ritters St. Jörg“ fürchterlich gegen Könige und Ariſtokraten wüthete, ohne indeſſen viele Proſelyten zu machen, denn da war Einer, der ihm die Stange hielt, nämlich der Förſter Kleinheinz.

Dieſer edle Waidmann, der das Vertrauen des verſtorbenen Prinzen Lothar und nicht weniger das des alten, nicht ſehr lange Zeit vor ſeinem älteſten Sohn Lothar dahingegangenen, Fürſten Leopold in hohem Grade genoſſen hatte, war ſchon ſehr bejahrt, ſchien nur aus Knochen, Sehnen und Haut zu beſtehen und hätte können mit einem ſechs Fuß hohen, in einen antediluvianiſchen, meergrünen Jagdfrack gewickelten Häring verglichen werden, wenn nicht ein Zug von außerordentlicher Güte und Treuherzigkeit um Mund und Augen ſeinem abgewetterten Geſicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck verliehen hätte. Das war ſo ein „ehrlicher alter Deutſcher“, ſo ein Freund von Thron und Altar, dem die Franzoſen Gift und Galle, die höchſte Autorität aber ſein verſtorbener alter Dienſtherr war, weßwegen er die revolutionären, dialektiſchen Argumentationen Dotterigs alle mit dem ſterotypen, ſeiner Meinung nach unbeſieglichen Satze zu Boden ſchlug: Der Fürſt hat's geſagt!

Anfangs hatte zwar Dotterig gegen dieſe Autorität rebellirt und einmal ausgerufen: Sacristi, Dein Fürſt kann meinetwegen ein ebenſo vernagelter Blechſchädel geweſen ſein, wie Du ſelbſt! Da war aber Kleinheinz', durch dieſe dem „durchlauchtigſten, höchſtſeligen Sereniſſimo" angethane Blasphemie außer ſich gebracht, ganz unſinnig mit dem Hirſchfänger auf den Krämer losgefahren und hätte ihn, ohne der übrigen Gäſte Dazwiſchenkunſt unfehlbar todtgeſtochen, denn was konnte man Todeswürdigeres begehen, als ſeinen durchlauchtigſten, höchſtſeligen Herrn einen vernagelten Blechſchädel zu heißen?

Seit dieſem hirſchfängerlichen Abenteuer war Dotterig, wenigſtens in Gegenwart des Förſters, in ſeinen Ausdrücken gemäßigter geworden und ſchimpfte jetzt, ſtatt Revolution zu predigen, nur noch viel giftiger über den Napoleon, worin Kleinheinz ihm brüderlich beiſtand, denn der Napoleon, welcher die

Revolution in ihrem flammenden Siegerſchritt aufgehalten und rückgängig gemacht, mußte natürlich dem republikaniſchen Dotterig, und der Napoleon, welcher das „heilige römiſche Reich“ zu Boden geſchmiſſen und zugleich der Souverainität des fürſtlichen Hauſes *** den Todesſtoß gegeben, mußte dem äußerſt ſtabilen Kleinheinz ein furchtbarer Stein des Anſtoßes ſein.

Er hat la grande revolution, ſeine mére verrathen und verkauft, le coquin! ſchloß Dotterig in der Regel ſeine Schimpfmanifeſte gegen Napoleon; ja, ſeine Mutter hat er geſchändet, der verfluchte, gelbhäutige bougre, hol' ihn der Teufel!

Das heilige römiſche Reich, geiferte Kleinheinz dazwiſchen, bedenkt, das heilige römiſche Reich hat er umgebracht, der tigeriſche Corſikaner, der Bluthund der, welcher uns aus katholiſchen alten Deutſchen zu † † tern gemacht, zu lutheriſchen, daß wir, potz Schnepfen und Rebhühner, Alle mit einander dem Satan in die Goſche*) fahren — der Fürſt hat's geſagt!

---

*) Provinzialismus, freilich ein derber, für Mund.

Bomben und Mörſer! Unſinn, Nichts als purer, barer, ſteinhart geſottener Unſinn! donnerte plötzlich die Stimme Sr. Hochwürden. Wie könnt Ihr Flegel, die Ihr nie eine Bataille geſehen, Euch unterſtehen, über den Kaiſer zu raiſonniren? Wart', ich will Euch! Der hatte ja mehr Hirn unter dem Nagel ſeiner kleinen Zehe, als Ihr hinten und vornen in Euren Kartoffelköpfen!

Aber Hochwürden, warf Kleinheinz ein, das heilige römiſche Reich und deſſen Armee, bei der Ihr ſelbſt geſtanden . . . .

Und die ſich toujours von dem revolutionsmuttermörderiſchen Tyrannen ſchlagen ließ! fügte Dotterig belfernd und pruhſtend bei.

Bah, Bomben und Mörſer, entſchied der Pfarrer, was verſteht Ihr davon? Konnte es doch keine größere Ehre geben, als ſich von Napoleon ſchlagen zu laſſen — Punktum finale!

Derartige Zänkereien dauerten gewöhnlich an, bis man ſich zu des Ritterjörgenwirths „Rothen“ wandte, deſſen Geiſt die diſſonirenden Geiſter der drei Narren unter einem Hut ſogleich zu friedlicher Harmonie umſtimmte.

Ja, in der Neigung zum Wein, im Abſcheu gegen das Waſſer, da waren ſie ſtets einig und die ſieben Zechbrüder in Uhlands neckiſcher Ballade konnten gegen das lautere Element nicht verachtungsvoller geſinnt ſein, als die drei Dorforiginale. Haſelbaum ging, wie abgehärtet er auch war, ſogar beim ſchönſten Wetter nie aus, ohne einen mächtigen, zeltartigen Regenſchirm an einer Schnur über die Schulter hängen zu haben, denn er behauptete, der Regen hege gegen ihn eine ſpezielle Malice, Kleinheinz trug jahraus jahrein waſſerdichte Stiefeln und Dotterig hatte einen ſchönen Brunnen, der in ſeiner Küche hervorſprudelte, verſpünden laſſen, weil er, wie er ſich ausdrückte, nicht immerfort das nüchterne Gegurgel mitanhören konnte, ohne daß es ihm ſchwach im Magen wurde. Allen Dreien that es herzlich leid, daß zum Kochen der Speiſen noch keine andere Subſtanz, als Waſſer, gebraucht werde. Haſelbaum bewies einmal ſehr bündig, alle Jammerſeligkeit der Menſchen rühre davon her, daß man ſie mit Waſſer taufe, und ein andermal machte Dotterig, der zuweilen Reiſebeſchreibungen las, ſeinen Freunden allen Ernſtes den Vorſchlag, ihre Waſchungen gleich den

Arabern in der Wüſte künftig mit Sand abzumachen.

Allabendlich pünktlich mit dem Untergang der Sonne beendigte der Pfarrer ſeine Hirtengeſchäfte, verließ der Förſter ſeine Wälder, der Krämer ſeinen Ladentiſch und dann ſah man Einen nach dem Andern gravitätiſch über die Schwelle des Ritters St. Jörg ſteigen, um an dem gemüthlichen runden Tiſche im Erker der Schenkſtube den Wein ihre Herzen erfreuen und ihre Angeſichter glänzend machen zu laſſen —

Denn dem Guten iſt's zu gonnen,
Wann am Abend ſinkt die Sonnen,
Daß er in ſich geht und denkt,
Wo man einen guten ſchenkt.

Sechstes Kapitel.

Von dem rothen Junker, ſowie von dem Schloß und dem Puſchmichel.

Ich könnte noch manche derartige Geſtalt aus meiner Erinnerung heraufbeſchwören, ſo ich nicht befürchtete, mich und den Leſer aufzuhalten, kann jedoch nicht umhin, mit ein paar Worten noch einer ſeltſamen Erſcheinung zu erwähnen, welche ſich lange Zeit in Eichenrain und der Umgegend als Bettler umhertrieb und zwar als Bettler zu Pferd.

Man konnte nicht ſagen, warum und woher dieſer Mann, der im Dorfe unter dem Titel „der rothe Junker“ bekannt war, in's Land gekommen. Er war klein, ſchmächtig, alt und hatte einen Kopf und ein

Geſicht, der die außerordentlichſte Aehnlichkeit mit dem eines Eichhörnchens in vergrößertem Maßſtab beſaß und alſo höchſt ſpaßhaft geweſen wäre, wenn ihm nicht das ſpärliche ſchneeweiße Haar einige Würde verliehen hätte. Er hatte ſich in dem Walde jenſeits des See's in einer zerfallenden Hütte eingeniſtet, welche einſt zur Ueberwachung eines jetzt verlaſſenen Vogelheerdes gedient, und die Gutmüthigkeit des Förſters Kleinheinz war zu groß, als daß er Etwas gegen dieſe willkürliche Beſitznahme hätte einwenden wollen, beſonders nachdem ihn der Fremde überzeugt hatte, er ſei von altem Adel. Dieſer Anſpruch, verbunden mit dem fadenſcheinigen, aber immer äußerſt ſauber gehaltenen rothen Rock von einem Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert, hatte dem Alten die erwähnte Bezeichnung eingetragen. Einige Zeit lang war die dörfliche Neugierde ſtark mit ihm beſchäftigt geweſen und hatte in ihm bald einen franzöſiſchen Emigranten, bald einen entlaufenen Mönch, bald einen verfolgten und verkappten Prinzen, bald einen Falſchmünzer vermuthet, allmälig aber gewöhnte man ſich an ſeinen Anblick, und da ſogar die Experimente der neugierigſten alten Weiber an dem verſchloſſenen menſchenſcheuen Weſen des rothen Junkers ſcheiterten, ſo ließ man ihn gehen oder vielmehr reiten. Er wohnte nämlich in ſeiner Waldhütte mit einem fabelhaft mageren Schimmel zuſammen, welcher der Jahre kaum weniger zu zählen ſchien, als ſein Reiter. Auf dieſem Thier, über deſſen zerſchundenen Sattel vorn ein Querſack hing, durchritt er allwöchentlich einmal das Dorf, vor jedem Hauſe haltend und mit dem Fragment einer Reitpeitſche ans Fenſter klopfend. Der Wohlthätigkeitsſinn der Eichenrainer war groß genug, dieſes Zeichen zu verſtehen und dem reitenden Bettler die ausdrückliche Bitte zu erlaſſen. Hatte er ſeine Gabe, die, wie es auf dem Lande gebräuchlich, aus Viktualien beſtand, empfangen, ſo ſteckte er ſie in ſeinen Querſack und klepperte mit einem kurzen „Gelt's Gott, Hiſt!“ (Vergelt es Gott, Vorwärts) weiter. Kein Menſch, außer Kleinheinz, hatte ihn je ſonſt ein Wort ſprechen hören und verließ er, ſeinen wöchentlichen Almoſenritt ausgenommen, ſeine Waldeinſamkeit niemals.

Eines Tages hatte ich mich mit meinen Kameraden lange ſchwimmend im See herumgetummelt; dann zerſtreuten wir uns Erdbeeren ſuchend im

Walde. Ich wand mich im Eifer dieſes Geſchäftes, ohne die Richtung zu beachten, durch eine dichte Anpflanzung jungen Nadelholzes und ſah mich am Ausgang derſelben plötzlich der Hütte des wunderlichen Anachoreten gegenüber, welche ich bisher nur vom Hörenſagen kannte, denn der rothe Junker hatte vorwitzigen Buben, welche ihn in ſeiner Zurückgezogenheit ſtörten, ein paarmal ſo derb heimgeleuchtet, daß wir uns in reſpektvoller Entfernung von ihm hielten. Meine erſte Regung, als ich mit einmal dieſes nicht ganz geheure Revier betreten, war daher ein Fluchtgedanke; allein von der Natur mit einer nicht minder großen Doſis Keckheit, als Neugierde ausgeſtattet, ſchlich ich mich ſachte dem Einſiedler näher, der, den Rücken gegen mich gekehrt und den Kopf tief gegen die Kniee niedergebeugt, auf einem niedrigen, halbvermoderten Baumſtumpf vor ſeiner Hütte ſaß. Hart an ihn herangeſchlichen und ihm über die Schulter lugend, ſah ich, daß er ein Ding, welches ich damals noch nicht zu benennen wußte, nämlich ein Miniatur-Portrait in ſeinen beiden Händen hielt und daſſelbe mit vorgebeugtem Kopf und ſtarren Blicken betrachtete, während häufige Seufzer, die zuletzt in Schluchzen übergehen zu wollen ſchienen, aus ſeinem Munde brachen. Ein goldener, mit edlen Steinen, die in der Abendſonne glitzerten und blitzten, verzierter Rahmen umſchloß das feingemalte Bruſtbild einer jungen, ſchönen Frau, deren Anzug und wunderlich gebaute Friſur eben ſowohl an Vornehmheit, wie an eine vergangene Zeit erinnerte.

Mein Vorwitz wäre indeſſen um's Haar der Strafe nicht entgangen, denn ein malkontentes Gepruhſte und Gewieher des durchſichtig magern Schimmels, der ſeinen Kopf aus einer Art Schoppen an der Hinterwand der Hütte ſtreckte, verrieth dem rothen Junker die Anweſenheit eines Fremden. Er wandte ſich um, ſprang auf, ſchob das Portrait raſch in die Bruſttaſche, ſtieß, augenſcheinlich im höchſten Zorne, einen Fluch in ſonderbar klingender Sprache aus und kriegte mich am Kragen zu faſſen, ohne Zweifel in der Abſicht, den Störer tüchtig abzuledern. Habe ich aber nie, ſoweit meine Erinnerung zurückreicht, jemals die geringſte Luſt verſpürt, mir in Demuth eine Züchtigung gefallen zu laſſen, und ſo gab ich denn dem zornigen Angreifer einen Rippenſtoß, der ihn einen Schritt zurücktaumeln und von mit ablaſſen machte. Höchſt erboſt ſprang der Alte nach einem Hagebuchenknittel, der am Eingang ſeiner Behauſung lehnte, und nicht geſonnen, die Bekanntſchaft mit dieſem Inſtrument abzuwarten, nahm ich Reißaus, warf mich in das Tannendickicht, eidechſenſchnell zwiſchen den jungen Stämmen hingleitend, ſetzte mit einem gewagten Sprung über einen rauſchenden Waldbach und krabbelte einen jähen Abhang hinan, während der rothe Junker eine Weile hinter mir drein haſelirte und brummte.

Als ich auf dem Hügel, der mit einzelnen Buchen gekrönt über den Wald hinwegragte, angekommen mich nach dem Verfolger umſah und denſelben nirgends mehr wahrnahm, ſprang mir das gegenüberliegende Dorf mit ſeinen Umgebungen in ſo frappanter Schönheit in die Augen, wie ich ſie noch nie geſchaut oder auch noch nie beachtet hatte, und indem meine Blicke über die Baum- und Häuſergruppen, wie über den Eichengürtel an der Nordſeite des Dorfes hinwegſchweiften, blieben ſie an der impoſanten Maſſe des Schloſſes haften.

In der That war ich unfreiwillig und unbewußt an einen Ort gekommen, welcher dem Beſchauer die umfaſſendſte Anſicht des gewaltigen Gebäudes geſtattete, das in ſtolzer Ruhe in ſeinem unermeßlichen Parke dalag, während die Stralen der Abendſonne wie rothe Lohen auf den Knäufen ſeiner Thürme und dem Kupferdach ſeiner Hauptkuppel ſpielten.

An jenem Abend ging das Gefühl für die Glorie der Natur zum erſten Mal ſo recht in mir auf, denn als ich mich, von dem Eindruck, den die Schönheit meiner Heimat auf meine junge Seele hervorbrachte, faſt etwas gedrückt, umwandte nach Süden, traten mir die ewigen Alpen in ihrer ganzen Macht und Pracht entgegen, weil der Scheidegruß des Tagesgeſtirns wie flammender Purpur auf ihren Gipfeln lag.

Mit pochendem Herzen und verhaltenem Athem ſtarrte ich lange in all die Wunder hinein und machte mich dann langſam auf den Heimweg, die Bruſt von Ahnungen und Empfindungen geſchwellt, welche ich mir nicht zu deuten vermochte. Solche Stimmungen, von denen man in den Biographien der Dichter viel zu hören bekommt, waren und blieben übrigens bei mir, der ich mich durch mein ganzes Naturel weitaus mehr auf ein thätiges, handelndes, als auf ein beſchauliches und träumendes Leben hingewieſen fühlte, ſelten und ſtellten ſich in reiferen Jahren nur dann ein, wenn mein Geiſt und Körper, von Anſtrengung und Strapazen ermattet, im einſamen Verkehr mit der Natur Erfriſchung ſuchte und fand.

Doch ich wollte ja von dem Schloß ſprechen.

Der Umſtand, daß die einzelnen Theile deſſelben verſchiedenen Zeitaltern und Geſchmacksrichtungen ihre Entſtehung verdankten, hätte die Schönheit des Ganzen leicht beeinträchtigen können, wenn nicht der Vater des jetzigen Beſitzers bei ſeinem Unternehmen, dem Sitz ſeiner Ahnen zu möglichſt künſtleriſcher Vollendung zu verhelfen, das Glück gehabt, einen Architekten zu finden, welcher der Aufgabe, die verſchiedenen, maſſenhaften Baulichkeiten des Schloſſes zu einem harmoniſchen Bau zu vereinigen, ohne das Charakteriſtiſche des Einzelnen zu verwiſchen, vollkommen und in genialer Weiſe gewachſen war.

Auf den gewaltigen Granitquadern der Grundmauern einer Feudalveſte ruhend, trug der linke, öſtliche Flügel des Schloſſes ganz und rein den kühn in die Höhe wachſenden, den Jahrhunderten Trotz bietenden Charakter der gothiſchen Architektur, mit all ihren Bizarrerien und Auswüchſen, aber auch mit all ihrer Größe und Dauer. Hier fanden ſich die hohen Hallen mit ihrem Spitzbogengeflecht, die kleinen lauſchigen Stuben, deren Wände über und über mit koſtbarem Schnitzwerk verziert waren und durch deren ſchmale Fenſter mit den bemalten Scheiben das Tageslicht nur einen gedämpften Zugang fand, die geheimen Wendeltreppen und verſchlungenen Gänge, die Fallgatter, Zugbrücken und eiſenbeſchlagenen Thore, die filigranartig durchbrochenen Brüſtungen, Zinnen und Thürmchen, tief im Schooß der Erde die kühn im Felſen gehauenen Keller und Krypten, hoch droben, wie Schwalbenneſter in der Luft ſchwebend, die heimeligen Erker mit ihrem barocken Hausgeräthe und ihren maſſenhaften Himmelbetten, und über dieſes Stück Mittelalter ragte der ungeheure, runde Wartthurm zu ſchwindelnder Höhe anſteigend hinweg, nicht nur Schloß und Park, ſondern die ganze Umgegend beherrſchend und auf ſeiner Plattform dem ſchwelgenden Auge die reichſte Befriedigung gewährend, während ſeine rieſigen Quadern bis hoch hinauf in einen dichten grünen Epheumantel gehüllt waren und ſein Fuß in einer Gruppe koloſſaler Eichen verſchwand, welche mit ihren Wipfeln an die ſchmalen Spitzbogenfenſter ſeines erſten Geſtockes reichten.

Von dieſem gothiſchen Flügel hob ſich vorſpringend die Hauptfacade des Schloſſes ab, ebenfalls ein gewaltiges Bauwerk, deſſen vier Seiten einen großen Hof umſchloſſen und das ſo auffallend an die grandioſen florentiniſchen Paläſte erinnerte, daß man hätte wetten mögen, dem Erbauer ſei als Vorbild etwa der Palazzo Strozzi in der ſchönen Arnoſtadt vor Augen geſchwebt. Inmitten der Böſchungen des platten Daches ſprang eine mächtige, kupferbeſchlagene Kuppel hervor, um welche eine zierliche Galerie herlief und die den ungeheuren Feſtſal des Schloſſes überwölbte. Die hohen Flügelthürenfenſter dieſes Sales öffneten ſich auf eine Piazza, von welcher ſich eine breite marmorne Freitreppe leicht und kühn hinabſchwang auf den Pleaſure Ground, der bis an den ſchon mehrmals erwähnten Eichenſaum an der Nordſeite des Dorfes hinabfiel und in deſſen Mitte aus Gruppen üppigen Baum- und Buſchwerks ein Springquell ſeinen reichen Stral zu außerordentlicher Höhe in die Luft trieb.

Der rechte, weſtliche Flügel, welcher wieder etwas zurückbog, zeigte die gefälligen Verhältniſſe, die zierlichen Formen des Renaiſſanceſtyls, wie er in den Luſtſchlöſſern Franz I. von Frankreich ſeine Blüthe erreicht hat. Die ſchwebenden Treppen von Chambord, die lichten Corridore von Fontainebleau waren hier mit kluger Berückſichtigung der Localität würdig nachgeahmt worden, und während dieſer Flügel nach Weſten in eine hohe antike Säulenhalle auslief, an deren Stufen die klaren Fluten eines kleinen See's plätſcherten, zeigte er gegen Norden die kokette Rococofacade von Saint-Germain und ließ in dem Mauerwerk, welches den großen nördlichen Hof und die Haupteinfahrt umgab, den ſchweren Prunkſtyl von Verſailles erkennen.

Bedenkt man nun, daß, wie ſchon angedeutet, die Widerſprüche dieſer verſchiedenen Bauarten durch die letzte Ueberarbeitung des Ganzen mit Glück und Geſchmack gelöst und zu einem impoſanten Totaleindruck vereinigt worden, bedenkt man, daß nach Süden und Weſten ſich vor den Augen der Schloßbewohner ein unüberſehbares, entzückendes Panorama entrollte, daß gegen Oſten und Norden der meilenweit hingrünende, ſorgſam nach britiſcher Art angelegte und gepflegte Park mit ſeinen Wieſen, Blumenfeldern, Gehölzen, Hügeln und Thälern, mit ſeinen rauſchenden Cascaden, ſeinen murmelnden Bächen, ſeinen Alleen, Terraſſen und Weihern, ſeinen Kiosken und Pavillons, in die pittoresken Felspartieen und dunkeln Forſte des Gebirges ſich verlor: — ſo wird man zugeben müſſen, daß dieſes Beſitzthum, inmitten einer ebenſo ſchönen, als fruchtbaren Landſchaft gelegen, mit den reichſten und prächtigſten Landſitzen nicht nur Deutſchlands, ſondern auch des ſtolzen Englands wetteifern konnte.

Die Wirthſchaftsgebäude, Remiſen und Stallungen des Schloſſes ſtanden an der öſtlichen Gränze des Parkes, da, wo ſich in vielfachen Wendungen eine breite Straße in's Dorf hinabzog, und ein paar Büchſenſchüſſe weiter gegen Norden zu lugte das ſtattliche Jägerhaus aus einer Lindengruppe hervor, welches der Förſter Kleinheinz mit ſeiner alten Frau und ſeinen Jägerburſchen bewohnte.

Unter dieſen Jägerburſchen war einer, an dem ich mit Leib und Seele hing, nämlich der Buſchmichel, welcher in meiner Geſchichte keine ganz unbedeutende Rolle ſpielen wird und den ich deßhalb geſchwinde ſilhouettiren will.

Sein Vater war eine Art menſchenſcheuen Einſiedlers, gleich dem rothen Junker, unfern von deſſen Hütte mitten im Walde in einer unheimlichen Schlucht ſein Haus ſtand. Man hieß den Platz „im Buſch“ und deßhalb trug auch der Beſitzer den Namen Buſchmatthes *). Des Matthes Vorfahren hatten von Alters her die Scharfrichterei getrieben, und als ihr Nachkomme bei der Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe das ererbte Gewerbe nicht mehr in der Heimat hatte treiben können, war er lange Zeit als Scharfrichterknecht in der Welt umhergezogen und hatte, wie man ſagte, beſonders zu Wien ſeinen ſchrecklichen Beruf lange Zeit hindurch ausgeübt. Endlich kam er heim, um fern von den Menſchen in ſeinem halbzerfallenen Vaterhaus von ſeinen Erſparniſſen zu leben. Er war aber nicht allein gekommen, ſondern hatte einen halberwachſenen Sohn

---

*) Matthes iſt die ſchwäbiſche Abkürzung des Namens Matthäus.

mitgebracht, welcher Michael getauft war und als Abkömmling des Buſchmatthes im Dorfe den Namen Buſchmichel erhielt, bald darauf als Jägerburſche in den Dienſt des Förſters trat, der ihn ſchnell außerordentlich liebgewann und ihm unbedingtes Vertrauen ſchenkte. Dieß vergalt zwar der Burſche mit unermüdlicher Pflichttreue und hingebendſter Anhänglichkeit, allein deſſenungeachtet ſchüttelten Anfangs die Dorfleute den Kopf darüber, daß Kleinheinz ſo einen „Henkersknecht“ zu ſeinem erſten Gehülfen gemacht. Kleinheinz ließ aber ein gravitätiſches Wort von einem „Wunſche des durchlauchtigen Herrn“ fallen, und da noch dazu der Buſchmichel trotz ſeiner Jugend nicht der Mann war, der ſich im Bart kratzen ließ, und jedes Hohnwort auf der Stelle nachdruckſamſt zu rächen wußte, ſo fand man die Sache bald in der Ordnung.

Michel bedeutet bekanntlich der Starke und gewiß verdiente der Buſchmichel ſeinen Namen unvergleichbar mehr, als der deutſche Michel. Er war von rieſiger Größe, der längſte Menſch, dem ich je begegnet, unerhört breitſchulterig, wohlproportionirt, gewandt wie ein Leoparde und ſtark wie ein Bär. Ungeachtet er erſt achtzehn Jahre zählte, waren ihm Lippen, Wangen und Kinn von dichtem, braunem Bart umwuchert, der bis auf die Bruſt herabfiel. Eine breite, vorſpringende Stirne, ſcharfe graue Habichtsaugen und eine Adlernaſe verliehen ſeinem wettergebräunten Geſicht einen ungewöhnlich energiſchen Ausdruck, während um ſeinen kleinen rothen Mund ein milder Zug ſpielte, welcher verrieth, daß der junge Enaksſohn und Nimrod den ſanfteren Gefühlen der Menſchenbruſt keineswegs unzugänglich ſei, obgleich er dieſelben ſorgfältig in ſich verſchloß. Was aber noch deutlicher für ſein gutes Herz ſprach, war ſeine Liebe zu den Kindern, und vornehmlich waren Oda und ich ſeine Lieblinge. Während er jene mit einer ſo zu ſagen abgöttiſchen Liebe verehrte, war er mein freundlicher Lehrer in aller körperlichen Abhärtung und Uebung. Unter ſeiner Leitung brachte ich es ſchon als Knabe zu einer, ich darf wohl ſagen meiſterlichen Fertigkeit im Handhaben des Knittels und des Hirſchfängers, im Schießen, Reiten, Schwimmen und Klettern, ſowie in der Ertragung von Froſt und Hitze, Hunger und Durſt, von welch letzterer Fertigkeit ich freilich nur im höchſten Nothfalle Gebrauch machte, weil mein auf das Reale gerichteter Inſtinkt mich ſchon von Kindesbeinen an belehrte, daß die Güter des Lebens eigentlich für alle Menſchen da ſeien und der Trieb zum Genuß weitaus natürlicher und vernünftiger ſei, als alle Gebote der Entſagung und einer ſaft- und kraftloſen Reſignation.

Der Buſchmichel kam unter Tags ſelten in's Dorf, wo ſeine rieſenhafte Perſon, im grünen Jägerhabit, mit kühn auf's Ohr geſetztem grauen Filz und die lange Doppelbüchſe umgehangen, unter dem weiblichen Theile der Dorfjugend keine geringe Senſation machte. Er aber ſchien das nicht zu bemerken, lag entweder in den Wäldern oder tummelte auf dem Geſtüte, welches der Fürſt eine Wegſtunde von Eichenrain entfernt im Gebirge beſaß, die jungen Hengſte Ich verbrachte meine meiſte Zeit in ſeiner Geſellſchaft und er gewann auf mich einen Einfluß, der groß genug war, mich ſogar meinen Haß gegen die Bücher und das Lernen überwinden zu machen.

Ich muß nämlich bekennen, daß mir raſtloſem Wildfang lange Zeit hindurch Nichts entſetzlicher war, als ein Buch. Alle Bemühungen der Mutter und des gelehrten Bruders Florian, der ſich während ſeiner Anweſenheit im elterlichen Haus viel mit mir abgab, mir Geſchmack am Leſen beizubringen, ſcheiterten an meinem halsſtarrigen Abſcheu vor dem Stillſitzen, und da Züchtigungen, wie in jeder, ſo auch in dieſer Beziehung mich nur ſtörriſcher machten und ich ſogar verſchiedenen Argumentationen Seitens des Schlehdornſtockes des hochwürdigen Herrn Haſelbaum verſtockter Weiſe widerſtand, ſo wußte man in der That nicht, wie man mich Wilden für die Segnungen der Civiliſation gewinnen ſollte, bis die Mutter auf den klugen Einfall kam, die Sache hinter den Buſchmichel zu ſtecken.

Dieſer war nämlich einmal in unſer Haus gekommen, um einen Auftrag des Förſters auszurichten. Es mußte ihm gefallen haben, denn er kam öfter und endlich regelmäßig in den abendlichen Dämmerſtunden. Ob etwa meine Schweſter Anna der Magnet war, welcher den koloſſalen Waidmann herbeizog, kümmerte mich damals wenig und meine knabenhafte Unbefangenheit ſah in dem Erröthen, welches der Tritt des Jägerburſchen auf dem Flur über die Wangen des jungen Mädchens breitete, nichts Auffallendes. Die Mutter fand bald heraus, daß der Buſchmichel weitaus beſſer geſchult worden, als ſich nach ſeinem Herkommen erwarten ließ, und ſo kam es, daß er in den Feierſtunden oft den Vorleſer machte. Dies machte einen bedeutenden Eindruck auf mich. Ich hörte aufmerkſamer zu, denn bisher, und da ich meinen rieſenhaften Freund, der mir als das Ideal aller Kraft und Mannheit erſchien, mit den Büchern ſo vertraut verkehren ſah, ſo drang ſich mir nach und nach die Vorſtellung auf, es müſſe doch Etwas an denſelben ſein. Kaum bemerkte das die Mutter, ſo traf ſie ihre Maßregeln, und wenn ich fortan mit dem Buſchmichel die Wälder durchzog, geſchah es oft, daß er mit einmal ein Buch hervorzog, mir daraus vorlas, mich über das Gehörte ausfragte und auf dieſe Weiſe allmälig meine ſchlummernden Geiſteskräfte weckte und den Drang in mir anfachte, immer mehr und mehr von der wunderbaren Welt, die in den Büchern lebte, kennen zu lernen. So brachte er mich zu dem Verſuch, leſen zu lernen. Die Herren Pädagogen werden freilich den Kopf ſchütteln und die Stirne runzeln, wenn ich ſage, daß ich nicht in einer Fibel das Buchſtabiren lernte, ſondern in Schillers „Wilhelm Tell.“ Ja, dieſe Dichtung, in welcher der edle Dichter ſein ganzes großes, volles Herz noch einmal ausgeſtrömt, bevor er zu Grabe ging, ward mein Abcbuch, der rauſchende Wald meine Schule. Den Eindruck, welchen ich dadurch empfing, vermag ich nicht zu beſchreiben. Ich erinnere mich noch, daß mir bloß Eines an dem Gedichte mißfiel, nämlich daß Tell ſich ſo lange von dem brutalen Geßler hunzen ließ, daß er, ſtatt auf ſeines Kindes Haupt zu zielen, nicht lieber den Pfeil in die Bruſt ſeines Peinigers jagte. Und eines weitern Umſtandes erinnere ich mich. Als eines Abends der Buſchmichel unter dem hohen Laubdach des Buchenforſtes, während in der Ferne die dumpfen Schläge eines heraufziehenden Gewitters grollten, mit ſeiner dröhnenden Stimme die Worte las:

Ja, eine Gränze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt, greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt.
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben! —

da war mir, als höbe ſich ein Schleier von meiner Seele und ſchöſſen mir Flammen aus den Augen. Ich ſprang auf und warf in unbändigem Freiheitsjubel einen jauchzenden Schrei in das Geroll des Donners hineln.

Von jenem Augenblick an glühte, wenn auch noch unbewußt, in mir der unerbittliche Haß gegen alle Unterdrückung und Ungerechtigkeit, der unſtillbare Ingrimm gegen alle Verdummung und Verknechtung, die lodernde Begeiſterung für Menſchenrecht und Menſchenwürde, welche nur mit dem letzten Pulsſchlag aus meinem Herzen entweichen werden. —

O, edler Schöpfer des Karlos und des Tell, Mann mit der Seele eines Propheten und der Zunge eines Apoſtels, ſie haben um Deinen Werth gefeilſcht und gezankt, die Wichte, ſie haben an Deine Ideale ihre kritiſche Krämerelle gelegt und Deine himmelſtürmenden Gedanken mit der Länge ihres Philiſterzopfes gemeſſen; ſie möchten der deutſchen Jugend den ſchäumenden Trank der Begeiſterung, welchen Du ihr kredenzeſt, mit der Aſſa foetida ihrer Aeſthetik vergiften und Deine flammenden Geſänge in jenes unheimliche Verließ werfen, wo die Rechte und der

Ruhm Deines Volkes geſchändet und vergeſſen modern: aber Du lächelſt, o ſel'ger Geiſt, und ſchreiteſt in glorreicher Unſterblichkeit über Deine Verkenner und Läſterer hinweg und hinein in die unendliche Zukunft!

Siebentes Kapitel.

Wo es Engel gibt, iſt auch der Teufel nicht fern.

Ich hatte indeſſen nicht nur einen Lehrer, ſondern auch eine Lehrerin, eine Lehrerin, die eben ſo jung als ſchön war. Ich meine Oda, die kleine Fürſtentochter, welche im Dorfe nur der „Schloßengel“ hieß und ſofern man unter einem Engel ein Weſen verſteht, das mit allem Zauber körperlicher Schönheit allen Reiz ſchuldloſeſter, innigſter Herzensgüte vereinigt, dieſen Namen in vollem Maaße verdiente. Beinahe vier Jahre jünger als ich, übte ſie eine außerordentliche Gewalt über mich und ich wilder Bube, den Nichts zu bändigen vermochte, beugte mich in faſt religiöſer Demuth vor einem Wink ihrer Augen, deren Farbe ſie von ihrer Mutter geerbt, welche, einem der edelſten Geſchlechter des alten Roms entſproſſen, die Geburt ihres einzigen Kindes mit dem Leben bezahlt hatte. Es war nicht allein das ſammetweiche Schwarz, welches dieſen großen, unter langen Wimpern und ſchön gewölbten Brauen hervorleuchtenden Augen einen ſo unbeſchreiblich ſiegreichen Ausdruck verlieh, es war auch nicht allein der Contraſt, welchen die Farbe dieſer Augen mit dem blonden Haare bildeten, was Einen ſo ungewöhnlich frappirte — eine volle große Menſchenſeele lebte und bebte in dieſen ſchwarzen Sternen, die hinter einem feuchten, ſcintillirenden Fluidum ſo klar hervorſchimmerten wie der Venusſtern aus dem duftigen, flockigen Gewölk einer Mainacht. Schaute Einem das liebe Kind ſo recht aus der innerſten Seele in die Seele, ſo war es, als ſprühten tönende goldene Funken aus ſeinen Augen, ob welchen ſich die makellos weiße Stirne ſo kühn und hoch emporwölbte, wie es ſonſt beim weiblichen Geſchlechte ſelten vorkommt, und dieſer ernſten, genialen, für die Zukunft das lebhafteſte Gedankenleben errathenden Stirne gaben dann wieder einige neckiſche, goldangehauchte Ringellöckchen, die ſich dem Lockenbann entfliehend darauf wiegten, etwas Munteres, Schalkhaftes. Oda's Haare waren, wie ſchon geſagt, blond, aber es war nicht jenes fahle, matte Aſchblond, welches feurigen Gemüthern den gewöhnlichen Schlag der Blondinen, jene charakterloſen Butterbemmengeſichter und langweilig tugendhaften Sentimentalitätsbuden, ſo unausſtehlich macht, nein, dieſe reiche, weiche Lockenflut hatte jenen unnachahmlich warmen Glanz, jenen glorienhaften Goldton, welchen Giotto und Tintoretto um die Köpfe ihrer Heiligen zu hauchen wußten. Wie die Augen, ſo hatte Oda auch die Form der Naſe von ihrer Mutter geerbt und der untadelhaft antike Schnitt dieſes für menſchliche Schönheit ſo wichtigen Gliedes verlieh ſchon dem Geſicht des Kindes, vereint mit dem kleinen, feinlippigen und feſt geſchloſſenen Mund, etwas Decidirtes, Selbſtſtändiges, was ſich mit der Zeit weiter auszubilden verſprach, aber wiederum durch die reizende Ovalform des grübchengetheilten Kinnes gemildert wurde. Teint, Wuchs und Gang gehörten dem Norden an, der väterlichen Heimat Oda's: der erſtere war rein und roſig wie die Blüthe des Apfelbaums, der zweite graziös und ſchlank wie die junge Tanne, der letztere behend und anmuthsvoll wie der Gang des Reh's.

Oda war zu Eichenrain geboren, wo ihre Mutter in der Familiengruft ſchlummerte, und noch nie aus der Gegend hinweggekommen. Fürſt Hugo, ihr Vater, der ſich nicht wieder verheiratet hatte, verbrachte ſein Leben, nachdem die Jugendkraft, welche ihn, wie man ſagte, im In- und Auslande in die bunteſten Abenteuer nicht nur, ſondern auch in mehr als eine unheimliche Geſchichte verwickelt hatte, ausgetobt, meiſtens auf Reiſen und in den Bädern, kam ſelten nach dem Stammſitz ſeines Geſchlechtes und überließ die Erziehung ſeines einzigen Kindes, welches er übrigens zärtlich liebte, ſeiner Tante, der Schweſter ſeines Vaters, einer unverheiratet gebliebenen Dame, welche trotz ihrer fünfzig Jahre die ungewöhnlichſte Friſche des Geiſtes und Beweglichkeit des Körpers ſich bewahrt hatte. Dieſe Großtante Oda's, die Fürſtin Ingeborg, war ungeachtet ihres romantiſch ſagenhaften Namens und allen auf Abſtammung und Vererbung beruhenden Schlüſſen zum Trotz eine begeiſterte Republikanerin, welche mit den kühnſten Geiſtern der Zeit in der unverhehlten Verachtung und Verdammung unſerer politiſchen und ſocialen Verhältniſſe wetteiferte. Sie hatte in Folge einer wunderlichen Verkettung der Umſtände die ganze Zeit der großen Revolution über in Paris gelebt und ſogar die ſogenannte Schreckenszeit, welche von der heuchleriſchen Empfindſamkeit ſo ſehr zum Nachtheil der Freiheit ausgebeutet wird, war nicht im Stande geweſen, ihren Glauben an die Principien der ruhmvollen Welterſchütterung zu brechen. Während Napoleons Militärdespotismus war ſie, als ihr Geliebter, ein junger franzöſiſcher Offizier, der ſich vom Gemeinen raſch zum Major aufgeſchwungen, bei Jena gefallen, nach Amerika gegangen und ſollte dort in den Wildniſſen einer ſo zu ſagen noch völlig unbekannten Landſchaft mit außerordentlichem Muthe und Geſchick eine Niederlaſſung gegründet haben. Die Veränderung der Verhältniſſe ihres Hauſes führten ſie nach Europa zurück, wo ſie Schloß Eichenrain nicht zu ihrem beſtändigen, aber doch zu ihrem Hauptaufenthaltsort wählte und dermalen die Erziehung Oda's als das Hauptgeſchäft ihres Lebens betrieb.

Entweder kannte Fürſt Hugo ſeine Tante nicht genau genug oder war er der Meinung, ihre Anſichten ſeien eben die Caprice einer Dame, auf welche weiter kein Gewicht zu legen ſei, denn ſonſt hätte man es ſich nicht wohl erklären können, wie der hochariſtokratiſch geſinnte Mann die Erziehung ſeiner Tochter dieſen Händen überlaſſen mochte.

Die Fürſtin Ingeborg entledigte ſich indeſſen dieſer Pflicht mit größter Liebe und Hingebung, ſorgte nicht nur für ein paſſendes pädagogiſches Perſonal, ſondern legte überall ſelbſt Hand an und war vor Allem darauf bedacht, Oda's herrlichen Anlagen eine Entwicklung zu ſichern, welche Herz und Verſtand auf jene leider ſo ſelten erreichte Stufe der Bildung führt, von wo aus allein dem menſchlichen Geiſte eine wahre, d. h. humane Weltanſchauung ſich eröffnet. Sei Menſch unter Menſchen! war der oberſte Grundſatz der Fürſtin Ingeborg, und wie ſie ſelbſt ſich ſtets darnach gerichtet, ſo wußte ſie dieſe Lehre, welche Alles, was edel und gut und ſchön zuſammenfaßt, auch Oda's kindlichem Herzen unvertilgbar einzuprägen.

Die Fürſtin, eine hohe, matronlich ſchöne Geſtalt mit energiſcher Phyſionomie und ſanften blauen Augen, war von Jugend an mit meiner Mutter eng befreundet und daher kam es, daß auch Oda in unſerem Hauſe völlig einheimiſch wurde.

Als nun die Zeit herankam, wo ich Etwas lernen mußte und des Buſchmichels Unterricht fürder nicht ausreichte, auch wenn der gute Burſche mehr Zeit darauf zu verwenden gehabt hätte, machte die Fürſtin meiner Mutter den Vorſchlag, mich an Oda's Unterricht Theil nehmen zu laſſen. Meine Mutter wußte ſolche Güte zu würdigen, aber welche brennende Scham überlief mich, als es ſich in der erſten Lehrſtunde zeigte, daß ich zwar nothdürftig leſen konnte, aber vom Schreiben keine Idee hatte. Oda heftete bei dieſer Entdeckung ihre Augen verwundert auf mich Ignoramus und ich raffte alle meine Kraft zuſammen, um keck und wild dreinzuſchauen. Aber es ging nicht. Wenn ich rauhhaariger Bengel ſonſt ſchon in der Nähe des wunderlieblichen Kindes zahm und ſchüchtern wurde, ſo ſtieß mir jetzt das Gefühl meiner Unkenntniß faſt das Herz ab und ich brach zuletzt in einen Strom von Thränen aus, obwohl Weinen ſonſt nicht eben meine Sache war.

Augenblicklich ſtand Oda auf, kam zu mir, nahm mich bei der Hand und ſagte mit ihrer weichen Glockenſtimme, welche allen Menſchen ſo wohlthuend an's Herz klang:

Nicht weinen, Triſtan! Komm nur, ich will Dir zeigen, wie man es macht.

Und auf die Zehen tretend, legte ſie ihr Händchen auf meine harte, ſonnverbrannte Hand und zeigte mir, wie der Griffel zu führen ſei, um die vertrakten Buchſtaben auf die Schiefertafel zu malen.

Ich hätte müſſen ein Klotz ſein, wenn mir die Anweiſungen einer ſolchen Lehrerin nicht von Nutzen geweſen, und ſo brachte ich denn in der erſten Stunde einige grotesk ausſehende Buchſtaben zu Stande. Unterdeſſen war auch meine Faſſung wieder zurückgekehrt und ich ſagte dankbar zu Oda:

Wenn Du mich ſchreiben lehrſt, ſo will ich Dich reiten und ſchießen und klettern lehren.

Wirklich? ſagte die anweſende Fürſtin lachend. Du biſt in der That ſehr gütig, aber für jetzt muß Oda noch auf Deinen und Deines Buſchmichels Unterricht verzichten.

. . . . . .

Von da an brachte ich immer die Vormittage auf dem Schloſſe zu, und da die Fürſtin meinen Ehrzeiz zu wecken wußte und Oda mich wie einen Bruder behandelte, wenn ich mir im Lernen Mühe gab, ſo trat ich allmälig aus dem Naturzuſtand in den Kreis der Bildung hinüber, indem, als ich erſt die Rudimente des Wiſſens überwunden, meine raſche Auffaſſungsgabe mich in den Stand ſetzte, mit Oda zu wetteifern.

Die Fürſtin bewohnte mit ihrem Pflegekind und ihrem Geſinde den weſtlichen Flügel des weitläufigen Schloßes und dieſe lichten, hohen, prächtigen Räume weckten eben ſo ſehr meinen Sinn für das Schöne, als mich der häufige Aufenthalt in denſelben, verbunden mit meinen ſonſtigen Verhältniſſen, ſchon frühe den ſchroffen Contraſt empfinden ließ, welcher die Herren von den Sklaven, die Reichen von den Armen trennt. Aber auch dem jungen Fürſtenkind blieb dieſer Contraſt nicht fremd, denn da Oda an der Hand ihrer edlen Großtante täglich die Hütten der Armuth, die Krankenlager der Nothleidenden beſuchte, ſo mußte ſich auch in ihr bald das betrübende Gefühl der Ungerechtigkeit, welche die Welt beherrſcht, entwickeln, von welchem geleitet ſie ihr Leben lang mit brennendem Liebeseifer das Weh ihrer Mitmenſchen zu dem ihrigen machte.

In dieſen Gemächern herrſchte, ob es auch fürſtliche waren, eine heimelige Luſt, ein durchaus freimüthiger, und dennoch ſtets das rechte Maaß haltender Ton. Hier hatten edle Gaſtlichkeit und Geſelligkeit ihren Sitz und nie gewannen Etikette und konventionelle Leerheit den Sieg über die Forderungen des Herzens und der Vernunft.

Anders in dem öſtlichen, mittelalterlichen Flügel, der, während das Mittelgebäude leer ſtand, von dem Caſtellan Benjamin Lurker und ſeinen Untergebenen bewohnt war.

Dieſer Mann, ein Schotte von Geburt, war von dem Fürſten Hugo vor etwa neun Jahren mit von einer Reiſe nach Wien heimgebracht und nach Ableben des Fürſten Lothar unter dem Titel eines Caſtellans als oberſter Intendant über ſeine ſämmtlichen Beſitzungen in dieſer Gegend inſtallirt worden. Klugheit, Kenntniſſe und Thätigkeit befähigten ihn vollkommen zu dieſer Stelle, allein ſeine Verwaltung war die herzloſeſte und unerbittlichſte, welche die Pächter und Lehensleute des fürſtlichen Hauſes je erlebt, und nur die Anweſenheit der Fürſtin Ingeborg und ihr fortwährendes milderndes Dazwiſchentreten machten die Herrſchaft des Caſtellans erträglich, der, wie Pfarrer Haſelbaum ſich einmal erboſt äußerte, ein eiſernes Herz in einem hagebuchenen Körper trug. Wäre Lurker mit jener bösartigen, menſchenfeindlichen Energie, welche kraftvoll organiſirte Schurken oft charakteriſirt, aufgetreten, ſo hätte es noch hingehen mögen, aber ſein Weſen entſprach vollkommen ſeinem Namen*), den er wie durch Ironie des Schickſals erhalten zu haben ſchien. Schleichend, heuchelnd, grauſam und vor Nichts zurückbebend, wenn es ſeine Abſichten, ſeinen Geiz, ſeine Wollüſtelei förderte, verband er die Schlauheit, die Tücke und Rachſucht eines Siziliancrs mit der Zähigkeit, der Berechnung und dem Muth eines Bewohners ſeiner heimatlichen Hochlande. Seine grünlich funkelnden, tief in den Höhlen liegenden Augen hatten den Blick einer wilden Katze, die ſich ein harmloſes Anſehen geben will, ſein knochiges Geſicht mit der ſchmalen, hoch und ſteil hinaufragenden Stirne, der kleinen Naſe und dem großen Mund, deſſen dünne Lippen die hauerartigen Zähne nicht ganz bedeckten, glich einem verſchloſſenen Buche, das ſchlimme Räthſel und Geheimniſſe enthält. Von mittlerer Größe, äußerſt hager und ſtets in einen verſchoſſenen grauen Rock gekleidet, war er überall und nirgends, ſo raſtlos waren ſeine Bewegungen und ſo unvermuthet erſchien er an allen Orten. Er war gehaßt wie eine Schlange und gefürchtet wie der Teufel. Seinem Herrn leckte er die Hände — die Dorfbewohner gebrauchten für dieſe hündiſche Niedertracht ein viel ſtärkeres Kraftwort — ſeine Untergebenen tyranniſirte er, ſein Geſinde mißhandelte er und ſein braves Weib hatte er lange vor der Zeit durch ſeine Quälereien in's Grab gejagt. Durch ihn wurde der öſtliche Flügel des Schloſſes, ein unheimlicher Raum, welchen nur betrat, wer mußte, denn es war zugleich der Sitz eines Geizhalſes, eines Despoten und eines Wollüſtlings. Vergebens hatte die Fürſtin Ingeborg allen Einfluß auf ihren Neffen aufgeboten, um Lurker zu entfernen. Der Caſtellan hatte ſich in der Gunſt des Fürſten unentwegbar feſtgeſetzt.

---

*) Das engliſche Wort lurker bedeutet bekanntlich Laurer, Gauner, Strauchdieb.

Dieſer Mann hatte ſein begehrliches Auge auf meine Schweſter Anna geworfen und mein Vater war ſein Freund.

Achtes Kapitel.

Triſtan lernt die Arbeit kennen, läßt ſich eine unchriſtliche Aeußerung entſchlüpfen, wird dafür gezüchtigt und erlebt Etwas, was einen großen Eindruck auf ihn macht.

Unter dieſen Umgebungen wuchs ich auf und der Leſer wird aus dem Geſagten leicht entnehmen, daß ich nicht zu jenen glücklichen Kindern gehörte, welche durch die Gunſt der Umſtände vor allen Zerwürfniſſen des Lebens bewahrt bleiben, bis ſie vermöge ihrer körperlichen und geiſtigen Entwicklung im Stande ſind, denſelben mit den Waffen des Wiſſens und eines gereifteren Willens entgegenzutreten. Auf der andern Seite freilich mag es auch eine Wohlthat des Geſchickes ſein, wenn es Einen ſo frühe, als möglich, mit dem Ernſt des Lebens bekannt macht und die, deren Leben kein faullenzeriſches, bloß genießendes, ſondern ein ringendes und kämpfendes ſein wird, ſchon in den Kinderſchuhen für ihr künftiges Loos härtet und ſtählt. Daß dieſes Härten und Stählen oft die ſchönſten Blüthenknospen reicher, weicher Seelen abſtreift, manches herrliche Talent mit der Wurzel ausreißt, manches ſchöpferiſche Genie im Keime erſtickt, iſt wahr; doch was berechtigt die Kinder der Armen und Unterdrückten, talentvoll und genial ſein oder werden zu wollen? Der Knecht bleibe Knecht, wie ſeine Väter waren, und ſenke ſcheu und demüthig ſein Haupt zu Boden, bloß der Reiche, der Glückliche gehe aufrecht, in bewußtem Menſchenſtolz einher und wende die Blicke den Sternen zu. Nur Schade, daß ſich Genie und Thatkraft nicht ererben laſſen wie Wappenſchilder, Schlöſſer oder Thalerſäcke; nur Schade, daß der Schooß der Mütter des Volkes fort und fort geſegnet iſt mit Sproſſen, an deren ärmlicher Wiege der Genius wacht; nur Schade, daß —

Aus Hütten einzig kommt das Heil der Welt!

Die geſunde Bergluft meiner Heimat kräftigte mich ſo ſehr, daß ich die Folgen der ſchweren Krankheit, welche ich, wie der Leſer aus dem erſten Kapitel meiner Denkwürdigkeiten erſehen, nach Zurücklegung meines elften Jahres zu beſtehen hatte, bald verwand und wie an Kraft und Gewandtheit, ſo auch an Muthwillen und Ausgelaſſenheit von Tag zu Tag zunahm.

Meiner Wildheit wurde freilich durch die Verhältniſſe des väterlichen Hauſes ein ſtarker Kappzaum angelegt, denn ich mußte der Mutter und Schweſter bei Beſorgung der kleinen Feldwirthſchaft an die Hand gehen und demzufolge mit Harke und Spaten, mit Senſe und Flegel Bekanntſchaft machen. Anfangs kam mir allerdings die Sache verteufelt ſpaniſch vor, beſonders wenn mich Abends Rücken und Beine und Arme tüchtig ſchmerzten, allein da ich nie einen Trieb zum jammerſeligſten Laſter, zum Müſſiggang, in mir verſpürt hatte und erkannte, daß meine, obſchon unbedeutende Hülfeleiſtung meiner geliebten Mutter zu Statten kam und Freude machte, ſo that ich das mir auferlegte Tagwerk bald treulich und ohne Murren. Als Erholung betrachtete ich das Geſchäft des Viehhütens, beſonders deßhalb, weil, wenn ich unſere zwei Kühe, die Kalbel*), den ſtattlichen Gaisbock und die beiden Lämmer, welche mir die Fürſtin geſchenkt, an irgend einer einſamen Halde in Feld und Buſch weidete, oft mein geliebter Buſchmichel zu mir trat und mir von den fremden Ländern und der unmenſchlich großen Stadt vorplauderte, wo er in ſeinen Knabenjahren geweſen. Dann überließ er mir auch wohl für eine Stunde ſeine Büchſe und ſpielte den Hirten, während ich den Jäger ſpielte. Kam ich dann mit einem erlegten Vogel oder Eichhörnchen auf den Weideplatz zurück, ſo zog er zuerſt ein Stück Roggenbrot und eine Handvoll Haſelnüſſe und dann, wenn wir mit dieſem Schmaus zu Ende waren, gewöhnlich ein Buch aus einer Waidtaſche, aus welchem wir einander vorlaſen. Einen ganzen Herbſt hindurch erregte eine alte Beſchreibung von Amerika und den kühnen Helden, welche dasſelbe entdeckt und erobert hatten, unſer lebhafteſtes Intereſſe und eine oft in abgebrochenen, ungeſtümen Worten ſich äußernde Sehnſucht, die Wunder dieſer fremden Welt zu ſehen und mit den Beſtien der Wildniß und den rothen Bewohnern der Urwälder abenteuerliche Kämpfe auszufechten, wie vordem die Cortez, Pizarro, Balbao und Walter Raleigh. Wenn ich damals geahnt hätte, daß ich ſpäter in dieſen fremden Zonen unter Kämpfen und Nöthen, wie das alte Buch ſie ſchilderte, mit meinem nimrod'ſchen Kameraden wieder zuſammentreffen ſollte!

---

*) Unter Kalbel verſteht man in meiner Heimat ein erwachſenes weibliches Kalb, alſo eine Jungfer der Kuhwelt.

Während des Tages kam ich jetzt ſeltener auf's Schloß, jedoch immer noch wöchentlich ein paar Mal, um an dem Unterricht Oda's in neuern Sprachen theilzunehmen, welcher ihr von einem alten franzöſiſchen Emigré, den die zurückweichende Flut der Revolution in dem fürſtlichen Schloß zurückgelaſſen, von einer engliſchen Gouvernante und von der Fürſtin ſelbſt, die vortrefflich italiäniſch und ſpaniſch ſprach, ertheilt wurde. Zur Abendzeit ſchlich ich mich oft von den lärmenden Spielen weg, welche ich unter der Dorflinde mit meinen Altersgenoſſen aufführte, um Oda im Park aufzuſuchen und ihr bei der Pflege ihrer Blumenbeete beizuſtehen. Bei einer ſolchen Gelegenheit faßte ſie einmal meine Hand und ſagte mitleidig zu ihrer Großtante:

O ſieh, Mutter, wie ſchwielig Triſtans Hände ſind! Er muß wohl recht ſchwer arbeiten.

Das ſchadet Nichts, mein Kind, verſetzte die Matrone ernſt; ſo wird man ein Mann.

Als die Erndtezeit, in welcher Groß und Klein alle Hände voll zu thun hatte, vorüber war, mußten wir Buben uns wieder den harten Bänken der Dorfſchule bequemen, welche ich jetzt häufiger, denn früher, beſuchte, beſonders um mich in der edlen Rechenkunſt, in welcher ich übrigens Zeitlebens ein Stümper geblieben, und in der Religion auszubilden, denn im nächſten Frühjahr ſollte ich zum erſten Mal zur Beichte und zum Abendmahl gehen. Pfarrer Haſelbaum exerzirte uns im Glauben, ich ſage exerzirte, weil ſeine Katechiſationsmethode in der That mit Nichts ſo ſehr Aehnlichkeit hatte, als mit dem Rekrutendrillen. Mit ſeiner Stentorſtimme und mit militäriſcher Kürze weihte er unſere jungen Gemüther in die Myſterien der Gnade, Liebe und Verſöhnung ein und vielleicht mag die Art und Weiſe des lieben Mannes, das Chriſtenthum zu lehren, mit daran Schuld ſein, daß ich, wie ich zu meiner

Schande geſtehen muß, die chriſtliche Demüthigung und Unterwerfung ſchon damals ganz und gar nicht mir zu eigen machen konnte und mochte.

Da der würdige Herr in meinem Weſen etwas dem ſeinigen Verwandtes erkannte, ſo gab er ſich während dieſes Unterrichtes viel mit mir ab, jedoch ohne großen Erfolg. Als er z. B. einmal mit mehr Salbung, als ihm ſonſt eigen, uns das Gnadenwerk der Erlöſung, in welchem vermöge des Opfertodes Jeſu Chriſti alle Sünden der Menſchheit getilgt und alle Menſchen zu Kindern *eines* Vaters, zu Brüdern gemacht worden, auseinanderſetzte, fuhr ich in kindiſchem Vorwitz mit der Frage dazwiſchen: warum es denn nach dieſem Erlöſungswerk noch Sünder gäbe und warum, da doch alle Menſchen Brüder ſeien, die einen vornehm und reich, die andern aber niedrig und arm? Dem Pfarrer mochte der nämliche Gedanke oft ſelber aufgeſtiegen ſein und ich kam deßhalb mit einer barſchen Hinweiſung auf die geiſtige Auffaſſung dieſes Dogma davon, von welcher Auffaſſung ich vielleicht gerade ſo viel oder ſo wenig begriff, als der gute Seelenhirt ſelbſt. Einige Tage ſpäter aber ereilte mich das Verhängniß.

Haſelbaum traktirte nämlich uns mit die chriſtliche Sittenlehre und beſchloß ſeinen Unterricht mit einer Umfrage in der Schule. Der Nachmittag war ſchwül geweſen und ſo mochte mir, während ich nickend daſaß, die Quinteſſenz der prieſterlichen Argumentation entgangen ſein. Plötzlich richtete der Pfarrer die Frage an mich:

Alſo, Triſtel, wenn Dich Einer auf die linke Wange ſchlägt oder, deutſch geſagt, Dir eine Ohrfeige ſteckt, was thuſt Du?

Ich pack' ihn, Euer Hochwürden, fuhr ich, aus meinem Dämeln aufgeſchreckt, ſchnell heraus, ich pack ihn und thu' ihn tüchtig abwammſen, wenn ich ihn unterkriegen kann.

Recht ſo, Junge, erwiderte der Pfarrer, ob ſeiner Sympathie für dieſe Art von Moral die chriſtliche vergeſſend, recht ſo, mußt Dir Nichts gefallen laſſen. Hab's ebenſo ge . . . . . .

Gemacht, wollte er ſagen, aber plötzlich ſeinen Mißgriff gewahrend, verſchluckte er das Wort, faßte mich blitzſchnell am Kragen, zog mich aus der Bank hervor, ein pfeifender Ton ſchlug an mein Ohr und ſogleich fühlte ich den berüchtigten Schlehdornſtock auf meinem Rücken, während der kriegeriſche Prieſter den Blitz ſeiner Schläge mit dem Donner ſeiner Worte begleitete:

Du Kreuzſtockſchwerenöther, wart', ich will Dir chriſtliche Sanftmuth beibringen — potz Bomben und Mörſer!

Natürlich gefiel mir dieſe ſchlagende Beweisführung für die Trefflichkeit der chriſtlichen Geduld und Ergebung noch weit weniger, als die vorhin gehörte oder auch nicht gehörte, und ſo zerrte ich denn wüthend, um den Kragen meines Wammſes aus der Schraubſtockhand des Pfarrers loszumachen. Es gelang und mich plötzlich duckend ſchoß ich zwiſchen den langen Beinen meines Züchtigers durch, ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über eine Reihe leerer Bänke hinweg und fuhr wie eine angezündete Rakete zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Tobend, wie eine geborſtene Wetterwolke, kam der Pfarrer hintendrein gefahren, aber ich gewann das Freie, rannte die Gaſſe des Dorfes hinauf, ſprang über den Bach und ſchöpfte erſt wieder Athem, als ich die Umzäunung des Parkes erklettert und in dichtem Gebüſch ein Verſteck gefunden hatte.

Da ich aber wohl wußte, der gute Pfarrer werde mir den Schimpf, daß ſich ein ſo widerſpänſtiger Sünder Angeſichts der ganzen Dorfjugend ſeiner ſtrafenden Hand entzogen, nicht ſo hingehen laſſen und daß mir gewiß eine nochmalige ſchlehdornige Katechiſation bevorſtehe, beſchloß ich meine Freundin Oda aufzuſuchen und ihr den böſen Handel mitzutheilen, damit ſie bei Sr. Hochwürden für mich den Fürſprecher mache, wie ſie es ſchon oftmals gethan und zwar ſtets mit Glück, denn wer konnte dem Schloßengel Etwas abſchlagen?

Ich durchkreuzte demzufolge den Park, eilte die Rückſeite des Schloſſes entlang und bemerkte, an der Eingangspforte des weſtlichen Flügels angekommen, mit Befremden, daß der Hof von mehreren Reiſeequipagen verſperrt war und viele reichgallonirte Diener, deren Geſichter mir fremd, ab und zu gingen, ſowie daß die Jalouſien der Fenſter des Mittelgebäudes geöffnet worden waren, was Alles auf die Ankunft von Gäſten deutete. Es war aber nur ein Gaſt gekommen, der Herr des Schloſſes nämlich oder, wie die Fürſten von *** von Alters her ihrer weitläufigen Hausgüter im Gebirge wegen genannt wurden, der Herr der Berge.

Es war die Art des Fürſten Hugo, unvermuthet zu kommen und raſch wieder zu verſchwinden, und auch jetzt ſchien ſein Bleiben nur ein ſehr kurzes ſein zu wollen, denn ich hörte, als ich über den Hof ging, den Mohren des Fürſten, der früher einmal einige Zeit im Schloſſe krank gelegen und den ich alſo kannte, dem Dienſtperſonal, welches ſich mit Wagen und Roſſen zu ſchaffen machte, die Meldung bringen, Seine Durchlaucht wolle am folgenden Morgen in aller Frühe weiterreiſen.

Ich eilte, den Kopf noch ganz von meinem Rencontre mit dem guten Pfarrer erfüllt, auf den Mohren, welcher Bogo hieß, zu und fragte ihn, wo ich wohl die kleine Oda treffen könnte, allein Bogo kannte mich nicht mehr oder hatte Wichtigeres zu thun, als mir Rede zu ſtehen, oder aber das Begehren des braunen, erhitzten, in grüngefärbten Zwillich gekleideten Bauernbuben kam ihm ſonderbar vor — kurz, er blöckte mir nur etwas weniges das blanke Gebiß entgegen, gellte in ſeinem zerhackten Deutſch: Geh'n zum Teufel, Schlingel, Du kleiner!

wandte mir den Rücken und eilte in's Schloß zurück.

Geh' nur Du ſelber zum Teufel, dann kommſt Du zu Deinem Aehne *), Du Rußgeſicht! brummte ich ihm nach und folgte ihm kecklich, in meinem eigenſinnigen Feſthalten an einem einmal gefaßten Gedanken ganz außer Acht laſſend, daß meine kleine Freundin im gegenwärtigen Augenblick durchaus keine Zeit habe, meine Geſchichte anzuhören.

Da ich das Innere des Schloſſes genau kannte, vertiefte ich mich in die zahlloſen Galerien und Corridore desſelben, ohne daß Jemand meiner geachtet hätte, und hoffte immer, Oda irgendwo unverſehens zu erblicken. Der weſtliche Flügel war ſtille und ſo ſtieg ich die breite Treppenflucht hinan, welche in das Hauptgebäude führte, wo die Ankunft des Fürſten ein lärmendes Treiben verbreitet hatte. Indem ich mich, der Abfertigung durch den Mohren eingedenk, keinen der hin- und herrennenden Diener mehr zu fragen getraute, kam ich immer weiter und weiter und hielt zuletzt in dem obern Stockwerk des öſtli-

---

*) Aehne = Großvater, Ahne = Großmutter.

chen Flügels in meinem vergeblichen Suchen inne. Ich befand mich in dem hochgewölbten, ungeheuren Rittersal, deſſen Ausſtattung ſorgfältig in mittelalterlichem Geſchmack gehalten war und deſſen Wände die Ahnenbilder der fürſtlichen Familie ſchmückten. Hieher hatte ich mich, während ich die tiefer gelegenen Gelaſſe, wo der Caſtellan wohnte, ſcheu vermied, oftmals mit Oda geſchlichen, um mit kindiſchem Ergötzen das wunderliche Mobiliar, die Rüſtungen, Waffen, Wappenſchilder und Banner zu betrachten, ſowie die lange Reihe der grimmblickenden Ritter und Herren und der zarten, ſchönen, großentheils wunderlich aufgeputzten Damen, deren letzter Sprößling mir von dieſen Männern und Frauen ſeltſame Kunden zu erzählen wußte. Die drei letzten Bilder ſtellten den Großvater Oda's, ihren Oheim Lothar und ihre Mutter Irene dar und vor dieſen Portraits weilten wir immer am längſten und liebſten, beſonders wenn die Fürſtin Ingeborg bei uns war und uns von den Originalen erzählte. Der alte Fürſt Leopold oder vielmehr ſein Bild hatte feine, mehr milde, als markirte Züge, während ein Zug von Schwermuth ſeine bleiche Stirne umſchattete. Er hatte ſich erſt kurze Zeit vor ſeinem Tode für die Ahnengalerie malen laſſen, und da er in der letzten Zeit nicht nur den Fall der Souverainetät ſeines Hauſes, ſondern auch den Kummer, daß ſich zwiſchen ſeinen zwei Söhnen ein tiefer Zwiſt eingeſchlichen, erleben müſſen, ſo war der düſtere Ausdruck ſeines Geſichtes wohl erklärlich. Sein älterer Sohn Lothar, der dem Vater ſchon nach Jahresfriſt in die Gruft nachgefolgt, war in der Blüthe männlicher Schönheit und Kraft dargeſtellt, mit hoher, intelligenter Stirn, einem ſchön ſinnlichen Mund, der liebevoll lächelte, und einem blitzenden Stral von Willenskraft und Energie in den dunkeln Augen. Wenn Ingeborg von dieſem ihrem Neffen ſprach, konnte ſie ſich faſt nie der Thränen enthalten und beſchloß ihre Schilderung gewöhnlich mit den Worten: O er war gut und edel, nur zu gut und vertrauungsvoll für dieſe Welt voll Tücke und Argliſt! — Das Bild von Oda's Mutter zeigte in Wuchs, Büſte, Kopfform und Geſichtsſchnitt die ganze Pracht der Frauen ihrer glorreichen Heimat, während das Blondhaar mit dem warmen Goldglanz, welches die Tochter von ihr geerbt, ſowie das Blau der Augen und die zarte

Weiße der Haut mehr an den Norden erinnerte. Die Tiefe und Innigkeit ihres Blickes hatte trotz der verſchiedenen Farbe der Augen große Aehnlichkeit mit dem ihres Kindes und über der ganzen Phyſionomie lag leuchtender, frommer Frieden, wie klares Mondlicht ob einer Frühlingslandſchaft. Stundenlang konnte Oda ſinnend vor dieſem Portrait ihrer Mutter ſtehen, welche ſie nicht gekannt, und unvergeßlich iſt mir der Augenblick, wo ſie einmal, von jener geheimnißvollen Magie, welche den Banden des Blutes eigen, erfaßt, in brennender, unbewußter Sehnſucht die kleinen Arme nach dem Bilde ausſtreckte und ſchluchzend rief: O komm, komm und küſſe mich, Mutter!

Von dem Ritterſal führte eine hohe Spitzbogenpforte in die an der Nordſeite des Flügels gelegene Burgkapelle, welche mit ihren gemalten Fenſterſcheiben und ihrem kunſtvoll geſchnitzten Altar, von welchem aus, wenn die Pforte offen ſtand, man den ganzen Ritterſal in ſeiner alterthümlichen Pracht überſehen konnte, in rein und gut erhaltener gothiſcher Schönheit prangte. Hinter dem Hochaltar öffnete ſich eine Thür in einen kleinen gewölbten Raum, der eigentlich die Sakriſtei bildete, jetzt aber, da in der Kapelle ſelten ein Gottesdienſt gehalten wurde, zu einer Art Rumpelkammer diente, wo in einer Ecke allerlei abenteuerlicher Hausrath und phantaſtiſche Kleiderüberreſte aus früheren Zeiten aufgeſtapelt waren. Oda und ich waren einmal durch Zufall hieher gerathen und nachdem wir das Grauen vor dem abgelegenen Orte und den wunderlichen Siebenſachen, die er verwahrte, überwunden, hatten wir vor wenigen Wochen den Vorrath von buntflittrigen alten Gewändern benützt, um die Fürſtin mit einer Maskerade zu überraſchen, woran ſie ihr innigſtes Ergötzen bezeigte. Als wir unſern Maskenſtaat wieder an ſeinen Ort zurückbrachten, ſtieß ich mit der Hand an den breiten Goldrahmen eines Gemäldes, welches unter dieſem Gerümpel lag. Neugierig zog ich es hervor und während ich es von Staub und Spinngewebe ſäuberte, rief Oda aus: Ei, ſieh, was für ein ſchönes Bauernmädchen, und der Rahmen iſt ganz wie der von dem Portrait des Onkels Lothar!

Es war ſo und auf Oda's Wunſch trug ich das Gemälde in den Sal hinein und lehnte es unter das Portrait des Fürſten Lothar, weil jetzt auch mir die totale Aehnlichkeit der Größe und der Rahmen der beiden Bilder auffiel und wir unſern Fund näher betrachten wollten.

Hätte ich damals irgend eine Ahnung von Kunſt gehabt, ſo würde ich auf der Stelle erkannt haben, daß die beiden Portraits von einem und demſelben Meiſter herrührten, denn das von uns aufgefundene, ſo ſchnöde bei Seite geworfene Bild war ganz in der Manier und dem Colorit gemalt, welche das Portrait des Fürſten Lothar auszeichneten. Es ſtellte ein Bauernmädchen dar in der friſcheſten, triumphirendſten Jugend und Schönheit, gekleidet in die reizende Gebirgstracht der Mädchen meiner Heimatgegend. Das volle Oval des tadellos ſchön gebildeten, von einer überreichen Fülle in breite Flechten gewundenen, ſtahlblau glänzenden, ſchwarzen Haares wie von einer phantaſtiſchen Krone bedeckten Mädchenkopfes hob ſich ſcharf von dem Ultramarin des Hintergrundes ab, den Beſchauer anlächelnd, wie vom Gefühl des höchſten Glückes getragen, in den braunen Gazellenaugen einen ſeelenvollen Blick des Vertrauens und Wohlwollens, auf den roſigen Lippen des kleinen, halbgeöffneten Mundes einen Kuß der Liebe, wogegen das ſchalkhafte Stumpfnäschen und ein ſchelmiſcher Zug zwiſchen den Brauen, verbunden mit der kühnen Wölbung der Stirne, welche, wie die rothen Wangen, Spuren von Sommerbrand trug, auf eine gute Doſis von Humor und Laune in dem Temperament der Schönen, ſowie auf eine nicht gewöhnliche Entwicklung ihrer Verſtandeskräfte ſchließen ließen. Doch waren dieſe zwei Beziehungen in der Auffaſſung des Malers mehr zurückgetreten, um dem Ausdruck wonnevollen Triumphes beglückter Schönheit Platz zu machen. Die Hände über den wogenden Buſen gefaltet, der die Feſſeln des rothen Mieders, von welchem ein ſogenanntes Koller, d. h. ein feingefälteltes weißes Bruſttuch bis an den ſchlanken Hals, wo es rings feſt anſchloß, ſich hinaufzog, ſprengen zu wollen ſchien, lachte das herrliche Kind, ſtralend von Glück, in graziöſeſter Naivetät in die Welt hinein.

Vor dieſem Gemälde ſtand ich jetzt, denn wir hatten es damals, nachdem wir unſere Blicke daran erfreut, in kindlicher Fahrläßigkeit in dem Ritterſale lehnen laſſen, wohin ſich ſelten einer der Schloßbewohner verirrte, und betrachtete es immer und immer wieder mit einer Aufmerkſamkeit, die mir ſonſt ein Gemälde keineswegs einflößte. Was mich feſſelte, war der Umſtand, daß ich heute zwiſchen den Geſichtszügen des dargeſtellten Bauernmädchens und denen meiner Mutter eine Aehnlichkeit wahrnahm oder wahrzunehmen glaubte, und da Alles, was mit der geliebten Mutter irgendwie im Zuſammenhange ſtand, mir von größter Wichtigkeit war, ſo verfolgte ich mit meinen Blicken die wahrgenommene Aehnlichkeit und fand, daß es eine allerdings mehr als ſcheinbare ſei. Hätte ich ſchon Reflexionskraft genug beſeſſen, um die nothwendigen Veränderungen, welche die Zeit mit dem Geſicht meiner Mutter vorgenommen, in Anſchlag zu bringen, ſo würde mir dieſe Aehnlichkeit ſicherlich noch weit frappanter entgegen getreten ſein. Noch Etwas fiel mir auf, nämlich ein ſchwerer, mit Diamanten verzierter Goldreif, der auf ſeinem Schilde das Wappen des fürſtlichen Hauſes trug, an dem Goldfinger der rechten Hand des ſchönen Mädchens, welche Hand übrigens deutlich genug erſehen ließ, daß ſie von ihrer Beſitzerin keineswegs müßig in den Schooß gelegt worden ſei.

Eben hatte ich das fürſtliche Wappen auf dem Ringe entziffert, indem ich es mit den vielfach in die Wölbung des Sales eingelaſſenen Hauswappen verglich, als ich Schritte nahen hörte. In kindiſcher Beſorgniß wähnend, der ſchreckliche Haſelbaum, vor welchem ich, wie alle ſeine Pfarrkinder, keinen kleinen Reſpekt hatte, ſei mir auf den Ferſen, rannte ich mit der Schnelligkeit eines Wieſels durch den Sal in die Kapelle, um mich in der Sakriſtei zu verſtecken. Bevor ich jedoch dieſes that, warf ich hinter dem Altar hervor einen Blick in den Sal zurück und ſah zwei Männer eintreten, in deren einem ich den Caſtellan Lurker erkannte, welcher in demüthiger, ſchweifwedelnder Haltung hinter dem Vorangehenden dreinkam. Der Vorangehende war aber keineswegs mein ſchlehdornſtockbewaffnetes Schreckbild, ſondern ein unterſetzter, augenſcheinlich vornehmer Mann in reicher Generalsuniform.

Ich hatte den Fürſten Hugo noch nie geſehen, allein die unterthänigen Worte „Durchlaucht“ und „durchlauchtigſter Herr“, welche Lurker in dem Geſpräch mit dem Fremden fortwährend einfließen ließ, gaben mir die Gewißheit, daß ich den Herrn der Berge vor mir habe, und von Neugierde geſtachelt, ließen meine ſpähenden Blicke nicht von ihm ab, wo=

bei ich jedoch jeden Augenblick bereit war, bei etwaigem Näherkommen der Beiden in meinen ſakriſteilichen Schlupfwinkel zu ſchlüpfen.

Der Fürſt trat, nachdem er eine Weile durch die hohen Bogenfenſter der ſüdlichen Seite des Sales hinausgeſchaut, an die maſſive eichene Tafel in der Mitte, lehnte ſich daran und begann, die Arme kreuzend, ein lebhaftes Geſpräch mit dem Caſtellan. Ich ſpitzte meine Ohren, denn ich wollte doch einmal einen ſo großen Herrn reden hören, konnte aber lange Nichts deutlich hören, bis endlich der Fürſt mit erhobener Stimme heftig fragte:

Und der alte Narr will es alſo immer noch nicht ausliefern?

Nein, durchlauchtigſter Herr, entgegnete Lurker, ſich tief verneigend, leider nein, obgleich Euer Durchlaucht unterthänigſter Diener alles Mögliche verſucht . . . .

Glaub' es, unterbrach ihn der Fürſt, will aber ſelbſt mit ihm reden.

Wenn Eure Durchlaucht die Gnade haben wollten, meinem Wort einige Geltung zu ſchenken, ſo möchte ich allerunterthänigſt davon abrathen. Kleinheinz, ich kenne ihn genau, iſt ſo zähe wie Sohlleder; da helfen, mit Eurer Durchlaucht Erlaubniß geſagt, weder Vernunft, noch Güte, noch Gewalt.

Aber was ſoll denn helfen?

Liſt und Geduld, durchlauchtigſter Herr. Wollen Sie, gnädigſter Herr, allerhuldreichſt geruhen, mir noch eine Friſt von zwei Jahren einzuräumen, ſo ſoll das Gewünſchte in Ihren durchlauchtigen Händen ſein.

Zwei Jahre ſind eine lange Zeit; da kann ſich Vieles ereignen . . . . Steht Ihr mir dafür, daß Ihr die Sache binnen zwei Jahren zu Ende bringt?

Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande. Durchlaucht wiſſen, daß Benjamin Lurker, wenn ich es zu ſagen wagen darf, im Dienſte ſeines Herrn nicht läſſig iſt.

Ich weiß, ich weiß, verſetzte der Fürſt kurz und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: Und ſchont, wo immer möglich, den alten Förſter, hört Ihr! Bedenkt, daß er noch immer eine Zunge hat, auch wenn das einfältige Ding nicht mehr in ſeiner Hand iſt.

Es ſoll Alles bedacht werden, durchlauchtiger Herr, entgegnete Lurker, ſich abermals bis auf den Boden verbeugend, und ſeine Zunge ſoll Nichts ausplaudern, gewiß nicht.

Gut, ſagte der Fürſt, ſich abwendend, und begann, die Bilder ſeiner Ahnen einer flüchtigen Muſterung unterwerfend, an der öſtlichen Seite des Sales hinabzugehen, immer in reſpektvoller Ferne von dem Caſtellan gefolgt.

Als er vor dem Portrait ſeiner verſtorbenen Gemahlin ſtillſtand, beleuchtete ein quer durch den Sal fallender rother Stral der Abendſonne ihn und die zunächſt hängenden Bildniſſe mit hellerem Licht, als ſonſt in dem Gemach herrſchte, und ließ mich ſein blaſſes, etwas verlebtes Geſicht deutlicher ſehen. Es war weder dem ſeines Vaters, noch dem ſeines Bruders ähnlich, jedoch nicht ohne Geiſt und willenskräftigen Ausdruck. Was aber davon abſchreckte, war der Blick der ſchwarzen Augen, welcher wie eine züngelnde Dolchſpitze unter den ſtarken, finſtern Brauen hervorkam, zwiſchen welchen ſich von der Naſenwurzel bis hoch in die ſteile und in geringer Höhe jach zurückbiegende Stirn hinauf jene tiefe Falte zog, die oft auf eine außerordentliche geiſtige Begabung, noch öfter aber auf die unerbittlichſten, böſeſten Leidenſchaften ſchließen läßt. Der Mund war unter einem dichten, dunkeln Schnurbart begraben, auf welchen ſich die große, ſpitzzulaufende Naſe ſtützte. Die Haltung des Mannes war vornehm, doch ohne Würde, ſeine Sprache kurz und dezidirt, ſein ganzes Weſen ſo recht rückſichtslos ariſtokratiſch.

Das iſt alſo der Vater Oda's? dachte ich bei mir .... Ei, ich meine, Oda gleiche mehr ihrer Mutter.

Und wieder ſchaute ich unverwandt nach ihm hin.

Er blieb lange vor dem Bild ſeines Weibes ſtehen und ich bemerkte, wie allmälig ein ſanfterer Ausdruck auf ſeine herben Züge trat. Aber als er ſein Auge davon ab und auf das Portrait ſeines Bruders wandte, zuckte ein Blitz des Haſſes unter ſeinen gerunzelten Brauen hervor und mit einmal überzog Zornesröthe ſein Geſicht, ſeine ganze Geſtalt erbebte, ſeine Fäuſte ballten ſich und bebend vor Wuth ſchrie er:

Was ſoll das?

Sein Blick war auf das Bild des ſchönen Bauernmädchens gefallen.

Er warf es mit einem Fußſtoß zu Boden und donnerte den erſchrockenen Caſtellan, der herbeigetreten, an:

Wer hat das hiehergebracht?

Durchlaucht . . . . allergnädigſter Herr . . . . ſtotterte der durch dieſen plötzlichen Wuthausbruch aus der Faſſung gebrachte Speichellecker.

Aber der Allergnädigſte gebärdete ſich höchſt ungnädig.

Das Bild, das Bild! Das vermaledeite Bild! ſtieß er in halberſtickten Kehllauten hervor.

Jetzt erſt bemerkte der Caſtellan das mit dem Geſicht gegen den Boden gekehrte Portrait.

Durchlaucht wollen zu Gnaden halten, ſagte er verwirrt . . . . ich weiß in der That nicht, wie es hiehergekommen . . . . irgend ein Einfaltspinſel von Diener muß beim Aufräumen . . . . ich werde die Sache ſtreng unterſuchen . . . .

Schon gut, ſchon gut, verſetzte der Fürſt, Ihr habt Euch wohl nicht mit dem Betrachten deſſelben abgegeben, das weiß ich. Fort damit, ſchafft es weg!

Und mit einem zweiten Fußſtoß ſchleuderte er das Gemälde bis zu der Thüre, welche in die Kapelle führte.

Der Mann ſah ſo fieberiſch, ſo zornſchnaubend aus, daß ich mich unwillkürlich einen Schritt hinter den Altar zurückzog, aber ſogleich meinen frühern Lauſcher-Standpunkt wieder einnahm, denn obſchon Lauern und Horchen ſonſt nicht meine Sache war, ſo erregte der ganze Auftritt, beſonders ſeit in dem mir freilich unverſtändlichen Geſpräch der Beiden der alte Kleinheinz, der mir, wie allen Kindern, ſehr gewogen war, erwähnt worden. Ueberdieß gaudirte mich die wirkliche oder erheuchelte Betroffenheit des Caſtellans, und hätte ich damals ſchon Heine's Schriften gekannt, ſo würde ich mit einem Ausdruck dieſes Schriftſtellers haben ſagen können: „der Kerl ſieht aus wie eine Hyäne, die Rhabarber eingenommen hat.“

Durchlauchtiger, gnädiger Herr, ſagte Lurker ſchüchtern und einſchmeichelnd, ich ſchwöre Ihnen, daß das unglückliche Bild Ihre gnädigſten Augen nicht mehr beleidigen ſoll, ſo es noch Feuer in der Welt gibt.

Daran hättet Ihr ſchon früher denken ſollen, verſetzte der Fürſt kurzangebunden und machte raſch einige Gänge durch den Sal. Dann, als er ſeine Aufgeregtheit bemeiſtert, trat er hart an den Caſtellan heran mit der Frage:

Und wie iſt's mit dem Jungen?

Lurker richtete ſeine lauernden Katzenaugen mit einem ſonderbaren Ausdruck auf den Fragenden und entgegnete:

Eure Durchlaucht meinen die Waiſe von Wien?

Ihr wißt wohl, wen ich meine; antwortet!

Da Eure Durchlaucht ſelber auf dieſen unangenehmen Gegenſtand gekommen, ſo bin ich der widrigen Pflicht enthoben, denſelben anzuregen . . .

Faßt Euch kurz, Mann! Wie iſt's mit ihm?

Er wächst zu einem grobknochigen Bengel heran, antwortete der Caſtellan und hart an den Fürſten heranſchleichend, ſetzte er leiſer hinzu: Wenn der Burſche Eurer Durchlaucht irgendwie im Wege ſein ſollte, ſo könnte man ja Mittel und Wege . . .

Nein, nein! fuhr der Fürſt den verſchüchtert und zurücktretenden Schotten an.

Hierauf ging er abermals im Sale auf und ab und fragte dann wieder:

Zeigt er Talent?

Nicht eben übermäßiges, gnädigſter Herr, aber ein unbändiger Wildling iſt er, ſo viel iſt gewiß.

Der Fürſt ſchien dieſen Zuſatz nicht zu beachten und ſagte nach augenblicklichem Nachdenken kurz und beſtimmt:

Er ſoll ein Pfaff werden, hört Ihr, ein Pfaffe! Sorgt, daß es geſchehe. Und jetzt kommt, wir haben noch Wichtigeres zu thun.

So ſprechend ging der Fürſt raſch der Flügelthüre des Sales zu, während ihm der Caſtellan immer in halbgebückter Stellung folgte, gleichſam mit ſeinem ganzen Körper wedelnd, wie ein geſcholtener Hund mit ſeinem Schweif.

Als die Schritte der beiden Männer in der Ferne verhallt waren, athmete ich hoch auf, als wäre ich einer drohenden Gefahr entronnen. Ohne daß ich in der glücklichen Harmloſigkeit meines Alters mir damals über den ſeltſamen Eindruck, den dieſes Abenteuer und die räthſelhaften Worte der Beiden auf mich machte, Rechenſchaft geben konnte und wollte, wurzelten die Begebenheiten dieſes Abends doch ſo feſt in meinem Gedächtniß, daß ſie lange meine Phantaſie beſchäftigten und in ſpäterer Zeit mir mit ganzer Friſche wieder vor die Seele traten.

Weitaus am lebhafteſten regte mich aber der Gedanke an, daß dem ſchönen Bild, welches den Fürſten ſo in Wuth verſetzt, Vernichtung drohe. Von unerklärlichem Mitleid ergriffen, hob ich, ſobald ich mich allein und ſicher wußte, das gemißhandelte Gemälde auf und ſah mit außerordentlicher Freude, daß die Fußſtöße des ergrimmten Fürſten nur den Rahmen getroffen und beſchädigt hatten. Von einer dunkeln Sympathie für das bedrohte Bild erfaßt, welches mich ſo holdſelig anlächelte, als wollte es mich mit zärtlichen Worten und Küſſen überſchütten, zugleich aber auch von dem Gedanken gekitzelt, den ſchottiſchen Schleicher, der mir ſo von Herzen zuwider war, zu äffen, faßte ich raſch den Entſchluß, daſſelbe ſeinen zerſtörungsbegierigen Krallen zu entziehen. Gedacht, gethan. Ich trug das Bild in die Kapelle zurück, und da ich es in der Sakriſtei nicht mehr ſicher wußte, ſo blickte ich allwärts nach einem paſſenden Aufbewahrungsort umher. Der breite, tiefe, aus Marmorplatten beſtehende Altartiſch fiel mir in die Augen und mich erinnernd, daß ich bei Gelegenheit einer Renovirung deſſelben geſehen, das Innere deſſelben ſei hohl, beſchloß ich, das Gemälde dort zu verbergen. Ich nahm das Kiſſen mit dem Meßbuch herab, ſchob das Altartuch bis an das Tabernakel zurück, hob die hölzerne Bekleidung herab, bemerkte aber zu meinem Mißvergnügen, daß unter derſelben eine große Marmorplatte eingefugt war. Nicht gewohnt übrigens, von etwas Begonnenem beim erſten Hinderniß abzulaſſen, ſprang ich in die Sakriſtei, ſuchte mir aus dem dortigen Gerümpel eine kurze eiſerne Stange hervor, die mir als Hebel dienen ſollte, und nahm auch eine alte Atlasrobe mit, in welche ich das Gemälde hüllen wollte. Mit Hülfe meiner Hebſtange gelang es mir nach einigen vergeblichen Verſuchen und mit heftiger Anſtrengung, die Marmorplatte auf drei Seiten in die Höhe zu zwingen. Dann ſteckte ich das Eiſen in die Spalte, um das Zurückgleiten der Marmortafel zu verhindern, hüllte das Bild ſorgfältig in den Atlas, ließ es behutſam in die geräumige Höhlung hinab, ließ den Stein langſam in ſeine Fugen zurückklappen, legte die Holzbekleidung wieder darauf, deckte das Altartuch darüber und that das Meßbuch wieder an ſeinen Platz. Die hülfreiche Eiſenſtange trug ich in die Sakriſtei zurück und wollte eben die Kapelle verlaſſen, als ich, nochmals auf den Altar blickend, mich von einem ſonderbaren Gefühle beſchlichen fühlte, das mich drängte, auf die unterſte Stufe des Altars niederzuknieen und mit gefalteten Händen ein inbrünſtiges Gebet an Gott zu richten, daß er das Bild des lieblichen Mädchens gnädiglich vor dem Auffinden durch den verhaßten Caſtellan bewahren möge.

Erleichterten Herzens, als hätte ich etwas Rechtes und Gutes gethan, ſtand ich auf, eilte durch den Sal, huſchte die dunkle Wendeltreppe in dem nördlichen Thurm des gothiſchen Schloßflügels hinab und gelangte unangefochten in's Freie und nach Hauſe.

Neuntes Kapitel.

Das Sterbebett eines Reinen.

Ein paar Tage lang beſchäftigte mich die Rückerinnerung an dieſen Abend ſo ſtark, daß ich der gefürchteten Beſtrafung durch Haſelbaum ruhig entgegenging und mich tüchtig von ihm durchwalken ließ, ohne mich zur Wehre zu ſetzen oder einen zweiten Fluchtverſuch zu machen, was den guten Mann ſelber höchlich zu verwundern ſchien. Ich erzählte meiner Mutter mein Abenteuer zu wiederholten Malen und beſchloß meine Erzählung immer mit den Worten: aber was wollen denn die Beiden von dem alten Kleinheinz haben und wer iſt denn wohl die Waiſe von Wien?

Anfangs beachtete meine Mutter meine verworrene Erzählung nicht ſehr, dann aber wurde ſie aufmerkſamer, beſonders als ich das Bild erwähnte, und ihre Stimme zitterte, als ſie mich aufforderte, dasſelbe näher zu beſchreiben. Nun hatte ich aber mehr den Totaleindruck des Bildes, als die Spezialitäten im Gedächtniß behalten und mochte alſo der Mutter keine klare Vorſtellung davon geben können, denn ſie ſagte nach einer Weile: Ich weiß nicht, was Du meinſt, Triſtan.

Aber, Mutter, warum machte wohl das ſchöne Bild den Fürſten ſo raſend? Er tobte gerade, als wollt' er aus dem Häuſel*) kommen.

Ja, verſetzte die Mutter nach kurzem Stillſchweigen und mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir ſprechend, er iſt ein ſchrecklicher Mann.

Ei freilich, Mutter, als er ſo im Sale hin- und herwüthete, ſah er aus wie ein rechter Herodes.... Möchte aber nur wiſſen, warum das ſchöne, gemalte Mädel die Zöpfe grade ſo geflochten hat und auch gerade ſo ein Koller und ein Mieder und ſo einen Juppen anhat, wie die Mädel bei uns herum.

---

*) Aus dem Häuſel (Häuschen) kommen heißt: den Verſtand verlieren.

Wie die Mädel bei uns herum, ſagſt Du? fragte mich die Mutter mit einer Haſt, welche ſehr gegen ihren gewohnten reſignirten Gleichmuth abſtach.

Ja, Mutter, und warum iſt wohl das Bild gerade ſo groß und hat auch gerade ſo einen Rahmen, wie das des Fürſten Lothar, welches im Ritterſal hängt?

Wie das des Fürſten Lothar? fragte meine Mutter, immer aufgeregter.

Auf's Haar ſo.

Die Mutter ſeufzte tief auf und bemühte ſich augenſcheinlich, mir gegenüber ihre Ruhe und Faſſung zu bewahren. Nach einer Pauſe fragte ſie:

Hat die Fürſtin das Bild geſehen?

Nein, ſie iſt ſchon länger, als ſeit dem Tage, wo Oda und ich daſſelbe in der Sakriſtei fanden und in den Sal trugen, nicht mehr dorthin gekommen, weil ſie, wie Ihr wißt, Mutter, die letzten Wochen her nicht ſo recht geſund geweſen.

Der Eintritt des Caſtellans unterbrach dieſe Unterhaltung.

Mit der erquiſiten Höflichkeit, welche dieſem Schuft nach Belieben zu Gebote ſtand, begrüßte er meine Mutter, die ihn übrigens ſtets mit der kalten Zurückhaltung und ſchlechtverhehlten Verachtung behandelte, welche ihm gebührte. Daß ſie ihm nicht längſt ſchon die Thüre gewieſen, hatte nur in dem ausdrücklichen Verbote meines Vaters ſeinen Grund.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Schönheit meiner Schweſter Anna das laſterhafte Wohlgefallen Lurkers erregt hatte. Auf ſeine intime Freundſchaft mit meinem Vater geſtützt, den ſich der Caſtellan verbindlich zu machen gewußt hatte, begann er ſeine unehrenhafte Werbung, vor welcher die arme Anna mit dem Entſetzen zurückwich, welches die Taube erfaßt, wenn der Sperber auf ſie niederſchießt. In welchem Grade dieſer Abſcheu des Mädchens vor dem ſchleichenden Wicht durch die heimliche Rückſicht auf den Buſchmichel noch geſteigert wurde, vermag ich nicht anzugeben, gewiß aber iſt, daß der Schotte bald einſah, er werde bei dieſem Mädchen, das noch dazu unter dem energiſchen Schutze einer Mutter ſtand, in deren Seele nie ein unreiner Gedanke aufgeſtiegen, ſeinen ſchnöden Zweck nicht erreichen. Zudem genirte ihn die Anweſenheit Florians, der ihm einen unzweideutigen Widerwillen zeigte, bedeutend. Als er nun erkennen mußte, daß hier mit ſeinen gewöhnlichen **Kniffen** und Pfiffen Nichts zu machen ſei und daß alle ſeine Verſuche und Verſuchungen ſchmählich abblitzten, beſchloß er, das reizende Mädchen in geſetzlicher Weiſe zu ſeinem Opfer zu machen. Er hielt alſo in aller Form um Anna's Hand an und erhielt ſie von dem Vater zugeſagt, obgleich Mutter und Bruder Alles aufboten, um zu verhindern, daß Anna der ehelichen Tyrannei des Mannes anheimfalle, welcher bereits eine Frau zu Tode gequält. Alles, was ſie dem ſtarren Willen des Vaters abtrotzen konnten, war ein zweijähriger Aufſchub der Hochzeit. Anna ſelbſt gehörte nicht zu den weiblichen Weſen, die einen ſtarken oder überhaupt einen Willen haben, ſondern zu denen, die das Wahre und Falſche, das Gute und Böſe mehr inſtinktmäßig, als mit Bewußtſein erkennen, die ſich denen, von welchen ſie ſich geliebt wiſſen, mit der rührendſten Innigkeit und mit einer Aufopferung, die ſich zum Heroiſmus zu ſteigern fähig iſt, anſchließen, dagegen aber den Streichen der Argliſt oder des Haſſes nur Thränen entgegenzuſetzen haben und unter dem Joch einer erzwungenen, rohen, abſcheulichen Ehe, wie ſie Selbſtſucht, wollüſtiger Kitzel und Barbarei zu hunderten ſtiften, meiſt ſtill und ſtumm verbluten. Die Ausſicht auf ſolch ein Loos machte die Roſen auf Anna's Wangen verwelken und ihre Augen vom Weinen trübe, allein in ihrem ſanften Weſen von jeher gewohnt, einem ſtärkern Willen ſich zu fügen, ergab ſie ſich in ihr Geſchick und duldete die jetzt, wenigſtens in den Augen der Welt und vor der polizeilichchriſtlichen Moral, ehrliche Bewerbung des Caſtellans, wenn auch mit dem Schauder, der den Vogel umſtrickt, wenn er, von dem Blick der Klapperſchlange magnetiſirt, dem verſchlingenden Rachen des giftigen Gewürms immer näher und näher taumelt.

Man kann ſich leicht denken, daß dieſe Angelegenheit dem ohnehin nur auf ſchwachen Grundlagen ruhenden Frieden unſerer Hauſes oft genug ſtörte, indeſſen trat bald ein Ereigniß ein, welches allen Zwieſpalt, alle Erbitterung, welche in letzter Zeit laut geworden, ſchwichtigte und in gemeinſame tiefe Trauer umſtimmte.

Mein armer Bruder Florian hatte in dem vergeblichen Kampfe gegen den feſten Entſchluß des Vaters, Anna mit Lurker zu verheiraten, den letzten Reſt ſeiner Kräfte erſchöpft, welchem Bergluft und mütterliche Pflege, ſowie die ſorgſamſte ärztliche Behandlung von Seiten des Vaters keine dauernde Aufhülfe, ſondern nur ein ſchmerzliches Hinfriſten zu verſchaffen im Stande geweſen. Mit dem beginnenden Herbſt neigte ſich ſein Leben immer raſcher dem Ausgang zu.

Florian war einer jener ſeltenen Menſchen, die Armuth und Widerwärtigkeiten nicht verwildern oder beugen, ſondern läutern und erheben und deren ganzes Leben gleichſam ein Triumph wenn auch ein tragiſch endender Triumph des Geiſtes über die Materie iſt. Der Adel ſeiner Geſinnung, die Sanftmuth ſeines Benehmens — die keineswegs aus Charakterſchwäche hervorging, denn jeder Gemeinheit, jeder Ungerechtigkeit bot er ſtolz die Stirne — ſeine erbarmungsvolle Humanität hatten ihm überall, wo er geweilt, alle Herzen gewonnen. Fernerſtehenden flößte er die höchſte Achtung ein, Näherſtehende liebten ihn leidenſchaftlich. Er war der Liebling des Dorfes und hatte nur in Oda eine Rivalin, die ihrerſeits mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an ihm hing. Mir hatte er den Vater, der ſich wenig um mich kümmerte, erſetzt, und wenn ſeine edelſinnigen Lehren, ſein liebevoller Unterricht über den wilden Knaben nicht mehr vermochten, ſo war es gewiß nicht ſeine Schuld. Jedenfalls aber hat er in mir nicht ohne Erfolg die Begeiſterung für männliche Jugend und Unabhängigkeitsſinn, die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der Ehre gepflanzt und gepflegt. Was ihm vor Jünglingen, die ihm an Geiſt und Geſinnung ähnlich, vortheilhaft auszeichnete, war ſeine außerordentliche Beſcheidenheit, eine Eigenſchaft, die unter unſerer Jugend immer ſeltner wird, ſeit jeder Lump die Deviſe Goethe's: Nur die Lumpe ſind beſcheiden! zu der ſeinigen zu machen ſich erlaubt. Während ich mit dem Niederſchreiben dieſer Zeilen beſchäftigt war, fiel mir ein Buch in die Hand, in welchem der größte Dichtergenius, welcher je die Hülle einer Frau angenommen, uns einen jungen Mann vorführt, deſſen Charakter mit dem meines ſeligen Bruders beſonders hinſichtlich der Beſcheidenheit die frappanteſte Aehnlichkeit hat. Wie jener Jacques in G. Sand's

„Iſidora“, ſo hegte auch Florian einen ſo naiven und zärtlichen Enthuſiasmus für die großen Geiſter und die großen Werke derſelben, daß er keine Zeit hatte, an ſich ſelbſt zu denken. Aus dieſem Grunde war ihm nicht das Gefühl, wohl aber die Leidenſchaft der Liebe fremd geblieben, denn ein gewöhnliches Weib zu lieben, verbot ſein ſtets auf das Hohe und Schöne gerichteter Sinn und zu außergewöhnlichen Reizen und Eigenſchaften wagte er in ſeiner Beſcheidenheit die Augen nicht zu erheben, wozu noch kam, daß er dem Ideal ſeines erwählten Berufes mit einer gewiſſenhaften Treue anhing, die kein Ablenken auf die Blumenpfade des Lebens geſtattete. Ganz verſenkt in das Studium der edelſten Zeugniſſe des menſchlichen Geiſtes, ganz hingegeben der Betrachtung des Genies der Verkündiger der ewigen Wahrheitslehren, ſah er in ſich nur einen einfachen Schüler, der, ſo er dieſe Meiſter wieder zum Leben erwecken könnte, kaum würdig wäre, ſie zu hören, und jetzt beglückt genug ſei, daß er ſie leſen und verſtehen konnte.

Er hatte in letzter Zeit ſein Lieblingsſtudium, die Werke des griechiſchen Alterthums, wieder vorgenommen und verklärte, ſo zu ſagen, ſein Schmerzenslager mit der Glorie des helleniſchen Geiſtes. Wenn ich an ſeinem Lager ſaß, entflammte er meine Phantaſie mit Erzählung der Heldenthaten des Miltiades und Leonidas, mit Schilderung der klaſſiſchen Größe des Perikles und des philoſophiſchen Martyriums des Sokrates. Er ließ mich den Adlerflug von Platons Gedanken ahnen und verdollmetſchte mir die gigantiſche Pracht der aeſchyleiſchen Tragödie, ſowie die kryſtallklare Schönheit der ſophokleiſchen Chöre, während er ſchon früher meine junge Seele in die ewigfriſche Flut der homeriſchen Geſänge getaucht. Wenn ich jetzt jene Stunden mir zurückrufe, jetzt, wo eine gereiftere Auffaſſungsgabe meiner Erinnerung zu Hülfe kommt und mir den Ideenreichthum, den Gedankenſchwung, die geniale Geiſteshoheit meines Bruders erſt in ihrer ganzen Größe und Ungewöhnlichkeit erſcheinen läßt, muß ich mit dem Dichter das grollende Wort an das Schickſal richten:

Du läßt die Sterne von dem Himmel ſinken
Und Flittergold an Deinem Mantel blinken,
Du ſchonſt die Schlangen zwiſchen Deinen Füßen
Und trittſt den jungen Adlern auf das Haupt!

Schön, wie Florians Leben, war auch ſein Tod.

Nachdem er einige Tage hindurch den letzten, ſchweren vergeblichen Kampf mit ſeinem furchtbaren, aller Kunſt und Sorgfalt ſpottenden Uebel gekämpft, verfiel er an einem ſchönen Herbſtmorgen in einen tiefen Schlummer, welcher der troſtloſen Mutter wieder einen ſchwachen Hoffnungsſtral in die bebende Seele fallen ließ. Der Vater aber, der in ſtummem Harme, jedoch auch in grimmiger Erbitterung gegen das Geſchick, welches ihm den Sohn in dem Augenblick hinwegnahm, wo ſeine Hoffnungen auf ihn in Erfüllung gehen ſollten, die letzten Tage und Nächte nicht von ſeinem Bette gewichen, beantwortete die leiſe, hoffende Frage der Mutter mit einem bedeutungsvollen, das Schlimmſte anzeigenden Kopfſchütteln. Das halbe Dorf war in dem Grasgarten hinter dem Hauſe verſammelt, um von Zeit zu Zeit eine ſchüchterne Erkundigung nach dem Befinden des Kranken einzuziehen, und wenn Etwas die unglückliche Mutter hätte tröſten können, ſo war es die Ueberzeugung, daß ihr Schmerz in Aller Herzen einen Widerhall fand. In der Wohnſtube ſaßen der Pfarrer, der Krämer Dotterig und der Förſter Kleinheinz einander gegenüber und zu Häupten des Bettes ſtand der Buſchmichel, der, ſeit Anna für die erklärte Braut des Caſtellans galt, ſich ſonſt wenig mehr im Dorfe ſehen ließ. Die letzten Nächte her hatte er jedoch bei dem Kranken gewacht und ihn wie ein zärtlich geliebtes Kind von einem Bette in's andere getragen, was dem Leidenden große Linderung verſchaffte. Am Mittag' kam die Fürſtin, während Oda, die dem guten Florian täglich einen Strauß von Herbſtblumen brachte, welche er in den letzten Wochen gerne auf ſeinem Bett liegen hatte, ſchon ſeit frühem Morgen nicht von der Seite des Sterbenden zu bringen geweſen war. Es herrſchte lautloſe Stille in dem kleinen Gemach, wo das Bett Florians dem offenen Fenſter gegenüberſtand, vor welchem in dem Wipfel eines rieſigen Birnbaums von Zeit zu Zeit eine Nachtigall ihren in Schmerzen ſchwelgenden Schlag ertönen ließ.

Nachdem der Kranke noch einige Stunden in den Nachmittag hineingeſchlummert, rötheten ſich ſeine bleichen Wangen und abgebrochene Worte in der Sprache des Demoſthenes kamen über ſeine Lippen, wrhäend ſeinen Mund ein heiteres Lächeln umzog.

Er träumte, träumte vielleicht vom Elyſium und den ſeligen Geiſtern ſeines Hellas, die ihm die trauteſten Begleiter durch's Leben geweſen waren. Noch von dem Nachgenuß eines glücklichen Traumes befangen, wachte er auf, drückte die Hand der Mutter, welche in der ſeinigen ruhte, grüßte freundlich die Anweſenden und hob voll Freude den Kranz von Herbſtroſen und weißen Aſtern auf, welche ihm Oda während ſeines Schlummers in's Bett gelegt. Dann wandte er ſich an den Vater mit den Worten:

Mir iſt ſehr wohl, Vater; ich glaube, die Geneſung naht.

Der tiefe, geiſterhafte Klang ſeiner Stimme durchſchauerte uns Alle und ein unbeſchreibliches Lächeln, womit er dieſe Aeußerung begleitete, zeigte, von welcher Geneſung er ſprach.

Ja, Florian, verſetzte der Vater weich und ſich gewaltſam zuſammenraffend, bald wirſt Du aller Schmerzen und Kümmerniſſe enthoben ſein.

Ich weiß es Vater, — o, die Ruhe iſt ſüß!

Dann wandte er das Auge auf die Mutter und las mit jenem Inſtinkt, mit welchem Kind und Mutter ſich verſtehen, in ihren Blicken einen Wunſch.

Er, der nie einen ihrer Wünſche unerfüllt gelaſſen, wollte auch dieſen ſofort erfüllen, bevor er ausgeſprochen wurde.

Iſt der gute Pfarrer da, Mutter? fragte er.

Ja, Florian, er harrt Deines Verlangens, Dich mit den Tröſtungen unſerer heiligen Kirche zu verſehen.

Und die fromme Frau, die nur noch in ihrem Glauben Troſt ſuchen und finden konnte, ging, um den Pfarrer zu rufen, daß er dem ſterbenden Sohn die Sterbeſacramente reiche.

Bald darauf trat der hochwürdige Herr, kaum ſeiner Rührung Meiſter, in Chorhemd und Stola, das kleine ſilberne Behältniß mit Hoſtie und Chryſam und ſeine Agende tragend, herein und wir Alle verließen das Zimmer, damit Florian beichte und communicire. Nur Oda blieb unbeachtet zurück, denn ſie war, an der Hinterwand des Bettes ſitzend, vor Erſchöpfung eingeſchlummert und hatte das Köpfchen mit dem vom Schlafe gerötheten Geſicht auf den Rand des Kopfpfühls fallen laſſen.

Als wir wieder eintraten, um in das Gebet des Pfarrers einzuſtimmen, bemerkten wir Alle, daß der

Todesengel über dem Kranken ſchwebte und ſeinen Zügen jenen Stempel menſchlicher Hinfälligkeit, welchen man als „hypokratiſches Geſicht“ zu bezeichnen pflegt, aufgedrückt hatte, jedoch ohne alle Entſtellung.

Anna vermochte bei dieſem Anblick ihren Schmerz am wenigſten zu beherrſchen, ſondern warf ſich an dem Bette auf die Knie, mit halberſtickter Stimme die Worte murmelnd: O Bruder, o mein Bruder! und bedeckte die Rechte des Sterbenden mit Thränen und Küſſen.

Das Gefühl, daß ſie in Florian ihren treueſten Beſchützer verliere, brach in ſchreiender Angſt aus dem Mädchen hervor.

Florian hob mühſam den Kopf etwas in die Höhe, um einen Blick auf die Fürſtin zu werfen, welcher ſagen zu wollen ſchien: Schütze ſie! und von der edlen Matrone richtig gedeutet wurde, denn ſie trat herzu, hob Anna auf und umfing ſie mit ihren Armen, wie zum Zeichen, daß ſie die ſtumme Bitte des Sterbenden erfüllen werde.

Ich möchte gern noch einmal die ſchönen Worte hören, flüſterte Florian, welche der Apoſtel an die Korinther richtet. Sie waren mir allzeit ſo tröſtlich.

Die Fürſtin nahm mit jener Faſſung, welche edlen

Frauengemüthern oft unter Umſtänden, die ein Männerherz beben machen, eigen iſt, das neue Teſtament, welches auf dem Tiſche lag, ſchlug es auf und las, wohl wiſſend, welche Stelle der Sterbende meinte, mit ihrer noch immer wohllautenden, ſonoren Stimme jenen berühmten pauliniſchen Brief an die Korinther, der mit den Worten beginnt: Wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre ich nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Als die Epiſtel beendigt war, bedeutete er mich, ihm ein Glas Waſſer zu reichen, welches er mit eigener Hand an die Lippen ſetzte und bis auf den Grund leerte. Die Kühlung ſchien ihm wohlzuthun und ſeiner Stimme neue Kraft zu verleihen.

Triſtan, ſagte er zu mir, als er mir das leere Glas zurückgab, — und nie habe ich den Blick und den Ausdruck vergeſſen, womit er mir dieſe Worte ſagte, welche wie Tropfen geſchmolzenen Goldes in meine Seele fielen und deren Bedeutung mir erſt ſpäter aufging — Triſtan, beherzige es wohl, daß Du zu denen gehörſt, die ſich ſelber ihre Bahn brechen müſſen. Werde ein Mann, mein Knabe! Man hat Männer nöthig zu dieſer Zeit. Strebe nach dem Ideal, aber vergiß darob nicht das Leben; forſche der Wahrheit nach, aber laß nie außer Acht, daß die ſtrenge Göttin Jeden mit dem Glanz ihres Antlitzes zu Boden blitzt, der in ſelbſtſüchtigem Vorwitz ihren Schleier heben will; wandle auf den Pfaden der Ehre, aber bedenke ſtets, daß die größte Ehre die iſt, ein ganzer, voller Menſch zu ſein. Werde nicht der Knecht der Materie, doch verachte ſie auch nicht und hüte Dich vor der unharmoniſchen Uebermacht des Geiſtes . . . . Sie kann zu einer Flamme werden, welche das Leben verzehrt, fuhr er fort, mehr zu ſich ſelbſt ſprechend, als zu mir: ich habe es erfahren, habe zu ſpät erkannt, daß man nicht zu lange und zu ausſchließlich in dem Reich des Gedankens verweilen darf, ohne Gefahr zu laufen, ſeinen Haltpunkt in der Wirklichkeit und damit die Möglichkeit, zu wirken und Gutes zu thun, zu verlieren. Aber wenn der glühende Wunſch, mit den edelſten Geiſtern, die von Anbeginn geweſen, zu verkehren und in beſcheidener Ferne ihren leuchtenden Spuren zu folgen, kein Zeitverluſt iſt, ſo habe ich meine Zeit nicht verloren.

Nein, mein Sohn, das haſt Du nicht, ſagte der

Pfarrer, ſeine Stimme dämpfend. Heiteren Muthes darfſt Du vor das Angeſicht des Herrn treten, um Rechenſchaft abzulegen, wie Du mit Deinem Pfunde gewuchert — ja, und da der allgnädige Gott die Geiſter aller Edeln und Guten in ſeinem Himmel verſammelt, ſo wirſt Du die jenſeits finden, welche hienieden Dich Weisheit und Tugend gelehrt.

Ich hoffe es, hoffe es! verſetzte der Sterbende mit einer Lebhaftigkeit und Kraft, welche das letzte Aufflackern der erlöſchenden Lebensflamme oft begleitet.

Dann aber ſank er an die Bruſt der Mutter zurück, welche zu Häupten des Bettes getreten war und ihn mit ihren Armen umfaßt hatte, und ſagte, ſein Auge zu ihr emporhebend, in abgebrochenen Lauten:

O Mutter . . . ſegne mich . . . . bevor . . . . ich gehe!

Sie beugte ihr gramvolles Antlitz über ihn und ſagte flüſternd:

Geh' in Frieden, Florian!

Und zwei große Thränen fielen aus ihren Augen auf ſeine Wangen.

Der Sterbende ſchien den Schmerz der Mutter bitterlich zu empfinden. Er verſuchte die Hand, welche ſie ihm aufs Haupt gelegt, an ſeine Lippen zu ziehen und ſagte feierlich:

Dein Glaube wird Dich tröſten, Mutter!

Eine Weile athmete er hierauf ſchwer, mit geſchloſſenen Augen, und während wir Alle in lautloſem Schweigen ſeinen immer kürzer und kürzer werdenden Athemzügen lauſchten, tönte wieder die Nachtigall ihren ſchmelzenden Schlag aus dem Wipfel des Birnbaums in das ſtille Gemach herein.

Hochaufathmend und mit ſtockender Stimme ſagte der Sterbende:

Vater, Mutter . . . . und Alle . . . . Alle . . . . verzeiht . . . . daß ich nicht mehr zu . . . . thun vermocht . . . . O, thut die eiskalte Hand weg! ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Aufſchrei hinzu . . . . hinweg, ſie faßt mir an's Herz!

Dann war er wieder ſtill — das letzte Ringen war vorüber.

Doch plötzlich noch einmal die gebrochenen Augen aufſchlagend, in welchen ein letzter Stral des Lebens ſchimmerte, ſprach er langſam und mit ſeelenvoller

Betonung die Schlußworte des vorhin gehörten apoſtoliſchen Briefes:

Die Liebe bleibet immerdar, wenn auch die Weiſſagungen werden abgethan werden oder die Sprache verſtummen oder die Erkenntniß aufhören wird. Glaube, Hoffnung und Liebe, dieſe drei bleiben. Das Größte aber unter ihnen iſt . . . die Liebe!

An die Bruſt der Mutter zurückſinkend, neigte ſich ſein Haupt und ſeine Stimme verzitterte wie die letzten Bebungen einer verklingenden Harfe.

So ſtarb er.

Der Pfarrer trat an das Bett, faltete die Hände des Todten über die Bruſt, ſegnete ihn und ſprach:

Selig ſind, die in dem Herrn ſterben!

Die Fürſtin drückte dem Geſtorbenen, deſſen Wangen ſich während des letzten Kampfes geröthet hatten und der noch immer an der Mutterbruſt ruhte, die Augen zu und ſetzte ihm den Kranz von Herbſtroſen und weißen Aſtern auf.

Der Pfarrer begann das Todtengebet zu ſprechen und mit verhaltenem Weinen ſtimmten niederknieend Alle leiſe in die feierlichen Worte deſſelben ein.

Draußen aber ſchluchzte die Nachtigall und die ſcheiderde Sonne ſtrömte ihr purpurnes Licht durch das Fenſter auf den todten Jüngling und das ſchlummernde Kind.

Zehntes Kapitel.

Wie Maſter Benjamin Turker zur Hölle fuhr und welche Folgen dieſe Höllenfahrt für mich hatte.

Da ich mich für manchen Leſer wohl zu lange bei dieſer traurigen Geſchichte aufgehalten, ſo erwähne ich nur noch, daß mein armer Bruder von einem ſo zahlreichen Leichengefolge zu Grabe begleitet wurde, wie es noch nie in der Gegend erlebt worden war, und daß der tief erſchütterte Vater, der ſeit dem Tode ſeines hoffnungsvollen Sohnes viel ſtiller und in ſich gekehrter wurde, auf das einfache Holzkreuz, welches, wie Florian vorher beſtimmt hatte, ſeine Ruheſtätte bezeichnete, die Worte ſchrieb:

Er war der Troſt ſeiner Eltern, die Hoffnung ſeiner Geſchwiſter, der Stolz und die Freude ſeiner Lehrer und Freunde.

Ja, und auch die Bemerkung muß ich mir noch erlauben, daß unter den ſchmerzlichen Eindrücken, welche ich von dem Sterbebett meines Bruders mit mir nahm, auch der tröſtliche war, der Tod ſei gar nichts ſo Grauſiges. Florian war der erſte Menſch geweſen, den ich ſterben geſehen, und er war in ſo feierlichem Frieden dahin gegangen und ſein ſanftes Ende hatte einen ſo verſöhnendem Schimmer auf den Schmerz ſeiner Freunde geworfen, daß Furcht vor dem Schlußakt des Menſchenlebens nie Platz in mir greifen konnte. Dachte ich, was freilich höchſt ſelten geſchah, an den Tod, ſo führte mich die Phantaſie an das Sterbelager Florians zurück und zeigte mir ſtatt Geripp und Moder nur das ſchöne ſtille Antlitz des todten Jünglings, mit dem Blumenkranz auf dem Haupte, und daneben das lebensfriſche, liebliche Geſichtchen der ſchlummernden Oda. —

Wie die Lerche die Tropfen des Sommerregens von ihren Fittigen ſchüttelt und nach kaum verhalltem Gewitter tirilirend in die Lüfte ſteigt, ſo ſchüttelt die elaſtiſche Kinderſeele Schmerz und Trauer ab, ob ſie auch noch ſo tief und heftig davon berührt worden. Das macht die Kindheit zur einzigen wirklich und ganz glücklichen Lebenszeit und aller Ueberſchwang der Liebe, die tönende Silberſtimme des Ruhmes, ſogar das edle Selbſtbewußtſein werkthätiger Tugend, was Alles die Glücklichen ſpäter erringen, wiegt den heiligen Leichtſinn jener Jahre nicht auf, wo man ſich noch nicht den Kopf darüber zerbricht, was geſtern geweſen und morgen ſein wird.

So war ich denn naturgemäß nach Verfluß weniger Wochen meinem alten Muthwillen und all' dem bunten Treiben eines raſtloſen Knaben wiedergegeben, obgleich ich in ruhigen Augenblicken den guten Florian ſehr vermißte und das ſtille Leid, womit die Meinigen den unerſetzlichen Verluſt trugen, zuweilen ſchwer auf mir laſtete. Dieſem Unbehagen ſuchte ich in allerlei muthwilligen Streichen einen Abzugskanal zu eröffnen. wie denn der Doktertriſtel, d. h. des Doktors Triſtan, im ganzen Dorfe berüchtigt war und zwar übel genug. was aber nicht hinderte, daß die guten Dörfler mich nach und nach kaum minder liebgewannen, als ſie meinen Bruder lieb gehabt hatten. Vor Allem ſimulirte ich ſchon lange, wie ich 'mal den Caſtellan recht dran kriegen könnte, denn derſelbe war mir ſeit der von mir belauſchten Unterredung im Ritterſal wie Gift und Opperment zuwider geworden, ohne daß ich eigentlich einen rechten Grund dafür hätte angeben können. Das Kind bedarf aber ja bekanntlich keiner Gründe, um zu lieben oder zu haſſen, ſondern liebt und haßt inſtinktmäßig. Die tägliche Anweſenheit des ſchlimmen Geſellen in unſerm Hauſe ward mir unerträglich, und wenn er ſeinen falſchen, höhniſchen Grünſpanblick auf mir ruhen ließ, verſpürte ich oft große Luſt, ihm in's Geſicht zu fahren wie eine wilde Katze, um ihm die Augen auszukrallen. Da aber dieſes Experiment denn doch nicht ganz rathſam war, ſann ich auf ein anderes und kam durch eine Schnurre, die mir der Krämer Dotterig erzählte, auf den rechten Sprung.

Lurker kam faſt immer Abends, und wenn er dann Schweſter Anna nicht in der Stube fand, nahm er ſich, auf ſein Recht als Bräutigam trotzend, die Freiheit, das arme Mädchen bis in den Stall zu verfolgen, wo es um dieſe Zeit gewöhnlich mit Melken der Kühe beſchäftigt war. Auf dieſen Umſtand baute ich meinen Plan. Gerade der Hausthür gegenüber führte eine Treppe von fünfzehn ſteinernen Stufen von dem Flur in einen dunkeln Raum hinab, der ſeiner Dunkelheit wegen nur die „Hölle“ genannt wurde und durch welchen man in den Stall gelangte. Eines Abends, wo Mutter und Schweſter aufs Feld gegangen waren und, wie ich wußte, ſpät heimkommen würden, trieb ich meine kleine Heerde etwas früher als gewöhnlich von der Weide heim, legte die Thiere im Stalle an ihre Ketten und beſorgte die einfache Vorrichtung, welche zu dem Schabernak, den ich dem Caſtellan anthun wollte, nöthig war. Dann begab ich mich vor die Hausthüre und probirte eine Armbruſt, die mir der Buſchmichel verfertigt hatte. Gleich darauf kam Lurker durch den Grasgarten herab und fragte mich barſch:

Wo iſt Aennchen, Burſch?

Denk' mir, im Stalle, Herr, entgegnete ich äußerſt harmlos und drückte mein Gewehr auf die Scheibe ab, welche ich mir an einem Baume aufgehangen.

Der Caſtellan eilte in ſeiner Liebesbrunſt raſch in's Haus, über den Flur weg, ſetzte den Fuß auf die erwähnte Treppe und — rrratſch! ſtürzte er kopfüber hinunter.

Entzückt, daß meine Liſt — welche einfach darin beſtand, daß ich die zweite Stufe der Treppe mit Erbſen überſtreut hatte — ſo wohl gelungen, konnte ich mich nicht enthalten, in den Flur zu ſpringen und laut lachend dem in die Hölle Gefahrenen ein boshaftes: Good bye, your Honour, good bye, Mylord! nachzukrähen.

Ein entſetzlicher Fluch, der in ein lautes Schmerzgeheul hinüberſchrillte, gellte herauf und ich hielt für gut, ſofort zu verſchwinden, um erſt mit Einbruch der Nacht wieder zum Vorſchein zu kommen.

Da ward mir aber von Seite der Mutter ein ſo übler Empfang, wie noch nie, denn ich hatte ein weit größeres Unheil angerichtet, als ich mir hatte träumen laſſen.

Lurker war von dem früher, als Mutter und Schweſter, nach Hauſe kommenden Vater zufällig — in der Hölle gefunden worden. Der Geſtürzte war ohnmächtig geworden, und nachdem ihn der Vater in die Stube hinaufgeſchleppt, zeigte es ſich, daß er ſich nicht nur den Hals verſtaucht und den Kopf blutig gefallen, ſondern auch das linke Bein gebrochen hatte. Mit Hülfe der inzwiſchen heimgekehrten Frauen verband der Vater den wieder zur Beſinnung gebrachten Verunglückten und ließ ihn dann langſam in einer vom Schloß geholten Kutſche in daſſelbe hinaufführen, um das gebrochene Bein einzurichten und die ganze Nacht bei dem Kranken zu wachen.

Die Mutter verabreichte mir eine tüchtige Züchtigung und verhehlte mir keineswegs, daß ich von Seiten des Vaters eine noch weit ſtärkere zu erwarten hätte, denn der Caſtellan habe behauptet, nur ich könnte die Erbſen auf die Treppe gelegt haben, und dieſer Behauptung auch noch ein verworrenes, von Flüchen und Verwünſchungen unterbrochenes Gerede hinzufügt, ich wiſſe gewiß auch von dem Verſchwinden eines gewiſſen Gemäldes, welches ihm ſo großen Verdruß bereitet. Ich hatte die Mutter, weil mir damals von Lurker in unſerer Unterhaltung über das ſonderbare Abenteuer im Ritterſale unterbrochen worden, nicht davon in Kenntniß geſetzt, wie ich das Bild den Händen des Caſtellans entzogen, und verſchwieg auch jetzt, von einem unerklärlichen Gefühle geleitet, dieſen Umſtand.

Die Nacht verging mir nicht unter den angenehmſten Träumen, und als ich am folgenden Morgen von meinem Dachkämmerchen in die Stube hinunterging, verſpürte ich in meinem Rücken ein gewiſſes vorahnendes Jucken.

Es kam aber weit ſchlimmer, als ich erwartet hatte.

Der Vater kündigte mir mit jener kalten Ruhe, welche ſein Betragen gegen mich meiſtens charakteriſirte, an, daß ich binnen drei Tagen in eine Erziehungsanſtalt der etwa zehn Stunden entfernten Kreisſtadt gebracht werden würde, um mir die Tücken austreiben zu laſſen.

Im erſten Augenblick überſah ich, froh, keine Schläge zu kriegen, den ganzen Umfang dieſer Strafe nicht. allein im zweiten ſchon fiel mir der Gedanke an die Trennung von Mutter, Schweſter und Oda ſo ſchwer auf das Herz, daß ich zum erſten und letzten Mal in meinem Leben eine flehende Bitte an den Vater richtete, mich nicht in die Fremde zu thun. War doch eine zehn Stunden weite Entfernung für mich ein unermeßlicher Raum. Allein meine Bitte wurde ſtreng verneint, und obwohl die Mutter insgeheim für mich wirkte und ſogar die Fürſtin ihr Fürwort zu meinen Gunſten einlegte, ſo beharrte der Vater dennoch bei ſeinem Entſchluß. Der Burſche kann nicht immer hinter dem Ofen hocken bleiben, ſagte er, ſondern muß doch einmal unter fremde Leute, und je früher dieſes geſchieht, deſto beſſer iſt's für ihn.

Als ich ſah, daß das Bedrohliche unabwendbar ſei, erwachte mein knabenhafter Stolz und ich beſchloß, den Leuten zu zeigen, daß ich kein verwöhntes Mutterſöhnchen ſei, beſonders als der Buſchmichel, bei dem ich in meinem Leide Troſt geſucht, mir dieſen mit den Worten gab: Sei kein Narr, Triſtel, und gewöhne Dir das Flennen ab! Schickt ſich nicht für einen ſo großen Bengel. Der Lurker, der Schuft, würde Dich hier doch nur cujoniren und 's iſt draußen in der Welt bei Weitem nicht ſo übel, als Du Dir's vorſtellſt. Wäre ſelber ſchon lange auf und davon gegangen, wenn mir der Kleinheinz kein ſo gar lieber und guter Herr ſein thät'. Kannſt ja Deiner Mutter oft ſchreiben, und wenn Dir Etwas fehlt oder Dich Jemand plagt, ſo laß mich's nur wiſſen. In weniger als einem Tag bin ich bei Dir.

So ſchickte ich mich denn in die Sache und half meiner Mutter, die der bevorſtehende Abſchied gewiß trauriger machte, als mich ſelber, die aber, von einem richtigen Takt geleitet, ihre Trauer verbarg, um mir das Herz nicht ſchwer zu machen, meine unbedeutenden Habſeligkeiten, zu welchen noch ein neues Kleid aus blauem Tuch kam, das erſte dieſes Stoffes, welches ich auf den Leib kriegte und welches der hektiſche Dorfſchneider in drei Tagen glücklich zu Stande brachte, mit jener Neugierde zuſammenpacken, die der Phantaſie des Knaben bei ſeinem erſten Ausflug in die Welt ſo bunte Bilder vormalt.

Der Abſchied von Mutter und Schweſter, von Oda und der Fürſtin, welche mich reichlich beſchenkte, ſo daß ich zum erſten Mal einen Begriff von den möglichen Vortheilen einer Börſe, und zwar einer nach meiner Meinung glänzend geſpickten Börſe bekam, fiel mir allerdings ſchwer genug. Oda hatte von ihrer Großtante eine kleine, zierlich gearbeitete, ſilberne Uhr erhalten, um ſie mir zum Andenken zu geben, und dieſe Uhr hat mich durch alle Wechſel und Gefahren meines Lebens hindurch treulich begleitei und ich habe nie eine andere getragen. Als das ſchöne Kind mir weinend zum Lebewohl die Hand bot, da wollten auch mir die Thränen in die Augen treten und ich beugte mich nieder, um eine Locke ihres Haares zu küſſen, aber ſie wandte das Haupt zurück und bot mir die rothen Lippen dar. Zum erſten Mal durchſchauerte mich da die Ahnung, daß ein Kuß mehr ſei, als ein bloßes gegenſeitiges Berühren zweier Lippenpaare.

Viel weniger empfindſam war mein Abſchiednehmen von dem würdigen Pfarrer, den ich zu dieſem Zwecke am Vorabend meiner Abreiſe im Ritter St. Jörg aufſuchte, wo ich natürlich auch zugleich Dotterig und Kleinheinz traf. Jeder der drei Narren unter einem Hut ſteckte mir ein Geldſtück in die Taſche, wie der ländliche Brauch es gebot, der Pfarrer gab mir außerdem noch ein Glas Wein zu trinken, und ſagte:

Du haſt zwar den Caſtellan übel zugerichtet, Schlingel, aber, unter uns geſagt, iſt dem Kerl ganz recht geſchehen. Was hat er einem ehrſamen Mädel in den Stall nachzulaufen? Potz Bomben und Mörſer!

O, Sacriſti! ſchrie der Krämer und lachte, daß ſein Bäuchlein ſpaßhaft wackelte, hätte ein Glück meines linken kleinen Fingers gegeben, wenn ich dabei geweſen, als der Lurker in die Hölle fuhr. Parbleu und Morbleu, ſo ein verfluchter Ariſtokratenknecht, der, salva venia, ſeinem Herrn .... wißt ſchon, was ich ſagen will .... und alle armen Leute bis aufs Blut ſchindet, gehört in die Hölle — gehört er nicht, Bruder Kleinheinz?

Verſteht ſich, verſteht ſich .... das heißt, will ſagen .... wißt Ihr, iſt bei alledem der erſte Diener des durchlauchtigen Fürſten, dürfen das nicht vergeſſen, Bruder Dotterig — potz Schnepfen und Rebhühner! Iſt aber kein guter alter Deutſcher, der Lurker, wißt Ihr. Iſt ſo ein verkniffener Schottländer, hinter Pommern oder ſo wo zu Hauſe. Kommen Einem in dieſen neumodiſchen Zeiten lauter ſolche hergelaufene Kerle über den Hals, um ehrliche Deutſche mit ihrem verdammten ausländiſchen Wiſchiwaſchi zu ärgern. Rührt aber dieß Elend alles davon her, wißt Ihr, daß der tigeriſche Corſikaner das heilige römiſche Reich umbrachte — der Fürſt hat's geſagt.

Dieſe Aeußerung des ehrlichen Waidmanns mußte natürlich die drei Freunde ſofort zu einem gewaltigen

Streit entflammen, welchem ich ſie überließ, um auf dem Kirchhof von Florians Grab Abſchied zu nehmen.

Am Morgen darauf rollte ich an der Seite des Vaters, der mich in die Kreisſtadt begleitete, auf einem leichten Bernerwägele, wie dieſe Art ländlichen Fuhrwerks heißt, thalabwärts und, da unſer Weg nach Norden zuführte, bald in eine für mich ganz neue Welt hinein. Es dauerte aber ziemlich lange, bis ich derſelben meine Aufmerkſamkeit ſchenkte, denn der Trennungsſchmerz peinigte mich um ſo heftiger, je weniger ich ihn an der Seite des in nachdenklichem Schweigen neben mir ſitzenden Vaters auslaſſen wollte, und zwar beſonders darum nicht, weil ich ihm hätte geſtehen müſſen, daß mir ſeltſamerweiſe das traurige Gewinſel, womit mir der treue Hylas zum Abſchied Geſicht und Hände geleckt, weher gethan, als Alles.

Abends kamen wir in der Kreisſtadt an, wo mich der Vater ſofort den Händen eines Pädagogen überlieferte, der ſeither einen großen Ruf erlangt hat, aber in der Blüthe deſſelben wegen Ueberfluſſes an ſchwarzer Galle den Weg alles Fleiſches gegangen iſt. Unfriede ſeiner Seele! wenn er eine hatte.

Am folgenden Tage trat der Vater, mich beim

Abſchiede ernſt, doch freundlicher als ſonſt ermahnend, brav zu ſein, mir Mühe zu geben und, wenn ich krank würde oder eine gerechte Beſchwerde hätte, heimzuſchreiben, die Rückreiſe an und ich hatte nun das beengende Gefühl zu überwinden, welches Einen befällt, wenn man zum erſten Mal und in noch ſo jugendlichem Alter völlig fremd unter Fremden iſt.

Eilftes Kapitel.

Triſtan erkennt, daß das deutſche Sprüchwort: Noth lehrt beten! ſehr Recht hat, daß aber auch das franzöſiſche: Aide toi et le ciel t'aidera! nicht ohne iſt, und gibt jungen Penſionären ein Beiſpiel, wie man ſich der Tyrannei einer Experimentalpädagogik und der Monotonie des Sauerkrautzwangeſſens entzieht.

Hatte ich den Maſter Lurker in die Hölle geſchickt, ſo war er mir Nichts ſchuldig geblieben, denn ich merkte bald, daß ich mich in einer Anſtalt befand, die in ihrer Art weit ſchlimmer, als die, welche weiland der gottſelige Pater Kochem in einem dicken Quartband zum Entſetzen und Haarſträuben aller verſtockten Sünder etablirt hat. Das Haus, in welches man mich, ſicherlich auf Verlangen und Veranſtaltung des Caſtellans, gebracht hatte, war nämlich ein Laboratorium, in welchem ein junger Pädagoge als abſoluter Czar Experimentalpädagogik trieb zum Nutzen und Frommen eines pädagogiſchen Syſtems, womit er das alte Kind, den deutſchen Michel, beglücken wollte, der doch vor lauter Erziehung und Bildung ſchon längſt unheilbar dem Blödſinn verfallen ſcheint.

Ein halbes Jahr lang gab ich mich zum Opfer dieſer vertrakten Erziehungsverſuche her und jetzt noch ärgere und ſchäme ich mich in die Seele hinein, daß ich mir dieſes ſchnöde Hundeleben ſo lange gefallen ließ.

Mein Unglück fing damit an, daß ich meinen Geldbeutel ſammt ſeinem Inhalt ausliefern mußte, denn ſonſt hätte ja das pädagogiſche Hauptmotiv, welches unſer Tyrann auf uns wirken ließ, der Hunger nämlich, leicht vereitelt werden können. Zum Zweiten ward mir angekündigt, daß ich mich nicht unterſtehen ſollte, einen Brief in die Heimat abgeben zu laſſen, bevor derſelbe die direktoriſche Cenſur paſſirt hätte, wobei auch angemerkt wurde, daß die Adreſſen unſerer Eltern auf dem Poſtbureau hinterlegt ſeien und jeder heimlich auf die Poſt gegebene Brief demzufolge dem Direktor ausgeliefert würde. Leider glaubte ich dieſe Lüge.

Ich bekam meine Mitzöglinge, etwa dreißig an der Zahl, erſt im Speiſezimmer zu ſehen, als das Mittageſſen aufgetragen wurde, welches aus Waſſerſuppe, aus einem Teller voll Sauerkraut und einem Stückchen Schwarzbrot beſtand und zwar, wohlgemerkt, Tag für Tag ohne alle Abwechſelung und Zugabe vom Tag meines Eintritts in die Anſtalt bis zum Tag meines Austretens oder reſpektive Ausreißens. Nur einmal, am Weihnachtsfeſt nämlich, ging, ſo zu ſagen, über die ungeheure Sauerkrautſchüſſel, welche mitten auf dem Tiſch rauchte, ein Schatten von Fleiſch wie ein geiſterhaftes Hereinragen der Fleiſchtöpfe Aegyptens in unſere Sauerkrautwüſte. Uebrigens war uns neben unſerem chriſtlichen Faſten zugleich auch der Anblick heidniſchen Lebensgenuſſes gewährt, denn vor dem oben an der Tafel thronenden Direktor oder Tyrannen, wie er allgemein, d. h. im Geheimen hieß, dufteten die guten Sächelchen, welche Thier- und Pflanzenreich hervorbringt, gar lieblich und kitzelten höhniſch unſere Naſen. Das war zum

Tollwerden, denn war mein Gaumen auch von Hauſe aus durchaus nicht verwöhnt und hatte ich ſchon früher manchmal Mangel und Entbehrung kennen lernen, ſo mußte es meinen angeborenen Sinn für Gerechtigkeit und Gleichheit doch empören, daß vor unſern Augen geſchmaust wurde, während wir hungern ſollten. Ich konnte natürlich nicht wiſſen, und hätte ich's gewußt, ſo würde ich's doch nicht begriffen haben, daß dieſes ſaubere Verfahren mit in das Syſtem unſeres Tyrannen gehörte, daß er, während wir ihn mit vor Gier funkelnden Augen Geflügel und Paſteten verſchlingen ſahen, unſere Charaktere aus unſern Phyſionomien herauslas, um ſeine Menſchenkenntniß zu bereichern. Hatte er geſpeist, ſo hielt er uns, während er behaglich ſeinen Wein ſchlürfte, gewöhnlich einen ſalbungsvollen Sermon über die Vortheile der Selbſtbeherrſchung und Mäßigkeit und ich mußte mir jedesmal unerhörte Gewalt anthun, um dem Redner nicht meinen irdenen Teller an den Kopf zu werfen.

Leider waren meine Schickſalsgenoſſen eine Muſterkarte ſchlechter Eigenſchaften, ſchofle, feige, faule

Buben, als unverbeſſerliche Taugenichtſe hiehergeliefert, um einen letzten Verſuch mit ihnen zu machen, und unſer Tyrann warf mich ohne Weiteres mit dieſem Galgenpack zuſammen, welches mir ſchon am erſten Tage in der Seele zuwider ward. Ich gerieth auch bald in Händel mit ihnen, denn dieſe verdorbenen Stadtpüppchen nahmen es ſich heraus, mich um meiner ländlichen Tracht und Sitte willen verſpotten und necken zu wollen. Nachdem indeſſen meine ſtarke Fauſt ein paar Tage unter ihnen gewüthet und ich Einem ein paar Zähne eingeſchlagen, einem Andern das linke Ohr halb weggeriſſen, einem Dritten einige Rippen halb zerbrochen, ließen ſie mich in Ruhe und begannen mich kaum minder zu fürchten, als den Direktor.

Dieſer, obwohl, wie ſchon erwähnt, ein noch junger Mann, war nicht verheiratet, ſondern ließ das weibliche Departement ſeiner Anſtalt von einer häßlichen Haushälterin verwalten, welche, indem ſie ſchon ziemlich bei Jahren einem Baſtard das Leben gegeben, den Beweis lieferte, daß es Männer gibt, die vor keinem Weibsbild zurückbeben. Ihren Buben, der mit uns erzogen wurde, haßte ich bald ingrimmig, einmal weil er, obgleich einer der faulſten und liederlichſten Schlingel, ſtets ungeſtraft blieb und von ſeiner Mutter vor unſern Augen mit Naſchwerk gefüttert wurde, und dann weil er der geheime Polizeiſpion der Anſtalt war. Er denuncirte mich, weil ich einige Wochen nach meinem Eintritt äußerte, das ewige Sauerkrauteſſen müſſe Einen ganz krank und dumm machen und ich ſpüre es, wie ich allmälig in einen Kohlkopf verwandelt werde. Die Strafe blieb nicht aus, aber kaum hatte ich ſie überſtanden, als ich den ſchuftigen Burſch im Lehrzimmer anpackte, in eine Ecke drückte und ſo lange ſchlug und würgte, bis er blau im Geſicht wurde und kaum mehr athmete, obgleich ich beſtimmt wußte, daß ich mir dadurch nur noch eine härtere Züchtigung zuziehe.

Ich mit meinem glühenden Haß gegen alle Unterdrückung hätte dieſes in jeder Beziehung qualvolle Leben, wo die in mir kochende Wuth mich oft zu erſticken drohte oder auch auf die ſchlimmſten Gedanken führte — wie ich z. B. mehrere Wochen lang des Gelüſtes, das Haus in Brand zu ſtecken, kaum Herr werden konnte — gewiß nicht lange ertragen, wenn mir nicht zwei Umſtände zu Hülfe gekommen wären: ein trefflicher Lehrer und ein Anflug von Religioſität.

Wir wurden in den alten Sprachen — der einzige Lehrgegenſtand, in welchem die Zöglinge der Anſtalt wirklich Etwas profitirten — von einem jungen katholiſchen Geiſtlichen unterrichtet, der, als Caplan am Dom der Stadt angeſtellt, faſt die Hälfte des Tages mit uns verbrachte. Dieſem Mann, Martin Schneider iſt ſein Name, bin ich mein Lebenlang zu innigſtem Danke verpflichtet und in der Hölle, wo ich mich befand, mußte er mir mit ſeinem milden Ernſt, mit ſeinem Eifer, das, was gut an mir war, aufzufinden und zu entwickeln, geradezu als mein Schutzengel erſcheinen. Statt mich zu härmen und mir durch die Erinnerung an die Vergangenheit, welche ich unter den Augen der Mutter und an der Seite Oda's verlebt, die Gegenwart noch mehr zu verbittern, ſchloß ich mich von ganzem Herzen an dieſen trefflichen Lehrer an und erlebte die Genugthuung, daß er mit meinen Fortſchritten zufrieden war und ganze Stunden mir allein widmete, um mich in das Verſtändniß des Alterthums, deſſen

Größe und Schönheit mich ſchon mein Bruder Florian hatte ahnen laſſen, einzuführen.

Durch einen ſeltſamen Contraſt war ich auch zur nämlichen Zeit, als mir die antike Weltanſchauung aufzugehen begann, ſehr fromm, chriſtlich fromm, katholiſch andächtig geworden.

Als in einer ſchlafloſen Nacht der Grimm und Groll, welchen ich den ganzen Tag über hatte verſchlucken müſſen, ſich in krampfhaftem Schluchzen Luft machte, fielen mir plötzlich die Worte ein, welche mir die Mutter beim Abſchied geſagt: Wenn Dir Etwas wehe thut, wenn Du Schmerzen leideſt, ſo bete zu Gott, mein Kind! und ſogleich ſprang ich, von jenem dunkeln Drang erfaßt, der die Menſchen von Anbeginn zu Knechten gemacht und den unſere Philoſophen als abſolutes Abhängigkeitsgefühl definirt haben, aus dem Bette, kniete auf den kalten Boden nieder und ſtrömte all mein Leid in einem feurigen Gebete zu Gott aus. Meiner in dieſer Nacht erwachten Andächtigkeit gab der Pomp des katholiſchen Kirchenceremoniels, von welchem ich an den Sonntagen im Dom Zeuge war, reichliche Nahrung und die phantaſtiſchen Reize, womit Rom ſeine Dogmen zu umkleiden wußte, daß nicht überall der grauſenerregende Todtenſchädel der Abſtinenz und das modrige Skelett einer ungeheuren Lüge hervorguckt, wie beim Lutherthum und Calvinismus, übten auch auf mich, wie auf jedes empfängliche, unabgeſtumpfte Gemüth einen mächtigen Zauber. Der Caplan hatte von unſerm Tyrannen die Erlaubniß ausgewirkt, daß ich ihn jeden Morgen bei der Meſſe als Miniſtrant bedienen durfte, und ich verrichtete dieſes Amt mit jenem gläubigen Vertrauen und jener argwohnloſen Innigkeit, welche, wie andere ſchöne Träume, an der Schwelle des Kindesalters für immer von uns Abſchied nehmen.

Gegen das Frühjahr zu trat leider wieder eine bedeutende Verſchlimmerung meiner Lage ein, indem mein guter Lehrer, der Caplan, in die Hauptſtadt berufen wurde, um von dort an eines der Gymnaſien des Landes als Rektor abzugehen. Ich verlor in ihm zugleich Lehrer, Beſchützer und Freund und die Haushälterin, die es mir nicht verzeihen konnte, daß der Caplan mich ihrem Buben vorgezogen und ich dieſen jederzeit nach Gebühr traktirte, begann ihre Quälereien auf's Neue. Ich wappnete mich mit meinem Vertrauen zu Gott, aber ſonderbarerweiſe wollte dasſelbe nicht mehr recht Stich halten, ſeit es Gott hatte geſchehen laſſen, daß mir der wirkſame Schutz des Caplans entzogen worden.

Eines Sonntags hatte man mich, weil ich der Haushälterin Vormittags in häuslichen Geſchäften beiſtehen und alſo das Hochamt nicht beſuchen ſollte, in die Frühmeſſe geſchickt — unſer Tyrann war ſehr religiös, ſehr fromm — und ich hatte derſelben auf den kalten Steinplatten des Domes knieend, in ſo inbrünſtiger Andacht beigewohnt, daß, als ich mich endlich erhob, ein paar alte Frauen, die hinter mir gekniet und mich, wie es ſcheint, beobachtet hatten, auf mich zutraten, meine Frömmigkeit lobten und mir verſicherten, unſer Hergott werde mich dafür gewiß recht lieb haben. In der Hoffnung, dieſe Verſicherung werde ſich einmal recht ſichtbarlich erwahren, eilte ich nach Hauſe, wo ich die Haushälterin in der Küche am Knettrog beſchäftigt fand. Sie befahl mir, zum Mezger zu gehen, um Fleiſch „für den Herrn“ zu holen, und als mir die Frau des Mezgers eine kleine Wurſt ſchenkte, ſchrieb ich dieſen Glücksfall einer unmittelbaren Einwirkung des guten Gottes zu Wenn aber die Gabe von ihm kam, ſo knüpfte er ſogleich eine Prüfung daran, die ich nicht zu beſtehen vermochte und welcher erliegend ich mein ſchmähliches Sklavenjoch zerbrach.

Zu Hauſe angekommen, zeigte ich nämlich in meiner dummen Ehrlichkeit das Würſtchen triumphirend der Haushälterin, die mit Hülfe der Magd den Knettrog vor die Oeffnung des Backofens auf den Boden geſtellt hatte und gerade im Begriffe war, den Teig in den Ofen zu befördern. Das boshafte Weib riß mir die Wurſt mit den Worten: Du brauchſt nicht zu naſchen, großer Lümmel! aus der Hand und gab ſie ihrem danebenſtehenden Taugenichts, welcher ſie ſofort mit einem höhniſchen Seitenblick auf mich in ſein gefräßiges Maul ſteckte. Dieſer Anblick öffnete plötzlich meinem ſo langen und gewaltſam verhaltenen Grimm Thür und Thor und gab mir zugleich meine Energie wieder. Meine chriſtliche Ergebung ſchwand vor meiner Racheluſt, wie der Schnee vor dem Platzregen, um niemals wiederzukehren. Einen ſchauderhaften Fluch ausſtoßend, den ich einſt von Dotterig vernommen, als ich ihm unverſehens auf ſeine Hühneraugen trat, ſprang ich auf die Haushälterin, die ſich wieder dem Backtrog zugekehrt, los und gab ihr, die Worte: Wart', Du verdammtes Luder, Du hölliſches Rabenaas, Du! hervorgellend, mit meinen Fäuſten einen Stoß auf den Rücken, daß ſie der Länge nach, mit dem Kopf voran, in den tiefen Knettrog fiel und der flüſſige Teig über ihr zuſammenſchlug. Im nämlichen Augenblick trat, von dem Spektakel herbeigezogen, der Tyrann eilends in die Küche und ſogleich mit drohender Miene auf mich zu. Ich entwiſchte ſeinem Griff, bückte mich, packte ihn an ſeinen langen, dünnen Beinen, riß dieſelben mit aller Kraft gegen mich und ſtürzte ihn vermittelſt dieſes Manoeuvers rücklings auf die noch immer in dem Teige zappelnde Vettel. Dann faßte ich die verwünſchte, ewige Sauerkrautſchüſſel, welche gefüllt auf dem Heerde ſtand, ſchmetterte ſie mit aller Macht den beiden Quälgeiſtern auf die Köpfe, daß ſie laut aufkreiſchten, und ſtürzte ein Hurrah! brüllend aus der Küche, die Treppe hinab und wie ein gehetzter Hirſch zum Stadtthore hinaus, ohne mich einen Augenblick zu beſinnen oder mit dem Nachdenken über die Folgen meiner Selbſtrache und Selbſtbefreiung aufzuhalten.

Zu meinem Glück war zu jener Zeit Entſchluß und Ausführung bei mir Eins und Dasſelbe und wußte ich noch Nichts vom Dänenprinzen Hamlet und ſeiner Philoſophie der Halbheit und Feigheit, kraft welcher

> Der angebornen Farbe der Entſchließung
> Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt.

Unaufhaltſam und ohne einen Blick nach der Stadt zurückzuwenden rannte ich die Straße dahin, welche nach meiner Heimat führte, und hielt erſt an, als ich eine gute Wegſtunde zurückgelegt und mich außer Athem gelaufen hatte. Zurückſchauend konnte ich Nichts erblicken, was einem Verfolger gleichſah. Vielleicht dachte man gar nicht daran, mich zu verfolgen, und war froh, einen Wildfang los zu ſein, an welchem doch alle pädagogiſchen Hungerkuren, alle fein ausgedüftelten und mit ſpitzfindiger Grauſamkeit in's Werk geſetzten Experimente der Methodik und Didaktik verloren gingen.

Nachdem ich in einem Walde an der Straße eine kurze Raſt gehalten oder vielmehr im Hochgefühle meiner wiedererlangten Freiheit mit beiden Füßen ausgeſchlagen, wie ein dem Gehäge entronnenes Füllen, wie ein Hahn gekräht, wie eine Wachtel geſchlagen, gejohlt und gejubelt, kurz, mich wie ein Verrückter gebärdet hatte, ſetzte ich meinen Weg fort, mit Entzücken die blaue Lenzluft einathmend, pfeifend und Schelmenlieder ſingend. Nach und nach ſtellte ſich freilich der Hunger ein und gar zu gerne hätte ich in einem der Dörfer, durch welches ich kam, mir ein Stück Schwarzbrot gekauft, allein ich hatte keinen Heller in der Taſche. Ich beſchwichtigte indeſſen den knurrenden Magen dann und wann mit einem Trunk Waſſer, ſo ziemlich die einzige Gottesgabe, welche noch unentgeldlich zu haben iſt, und mehr noch mit der Vorſtellung, daß mich jeder Schritt der Mutter näher bringe, daß ich Morgen ſchon Oda wiederſehen und mit dem Buſchmichel meine geliebten Berge und Wälder wieder durchſtreifen würde. Mit Einbruch des Abends war ich freilich zum Umſinken müde und hungrig wie ein ſchiffbrüchiger Matroſe, der ein paar Tage in offenem Boote auf der See umgetrieben worden. Mit Mühe ſchleppte ich mich auf das Thor des Städtchens *** zu, welches nur eine Stunde von Eichenrain gelegen iſt, und wo ich, da es Sonntag, vielleicht einen meiner Landsleute treffen konnte, die den Tag der Ruhe häufig zu einem Geſchäftsgang in die Stadt benützten. Aber welche freudige Ueberraſchung, als ich unter der Thorwölbung meinem trefflichen Lehrer, dem Caplan Schneider begegnete, der vor kaum anderthalb Monaten zum Rector an dem hieſigen Lyceum beſtellt worden war. Er errieth aus meinem Hierſein und meinem Aufzug ſogleich, daß ich aus der verwünſchten Anſtalt entflohen ſei, faßte mich aber ohne Weiteres unter dem Arm, führte mich in ſeine Wohnung, ſetzte mir Speiſe und Trank vor und fragte erſt nach meiner Geſchichte, als ich mich gehörig erquickt und ausgeruht hatte. Das Teigmuldenſkandal entlockte ihm ein Lächeln, welches er nicht zu verbergen ſuchte. Dann ſagte er:

Du hätteſt zwar Deinem Jähzorn nicht ſo derb den Lauf laſſen ſollen, Triſtan. Indeſſen herrſcht in der Anſtalt wirklich eine arge Tyrannei und lernt man obendrein dort nicht viel, weßwegen ich Dein Weggehen gerade nicht mißbilligen will; nur hätteſt Du es auf eine urbanere und friedſamere Weiſe bewerkſtelligen ſollen.

Nachdem er mir ein Bett angewieſen, in welchem ich mit dem tröſtlichen Gedanken, daß der milde Tadel des würdigen Prieſters nur eine kaum verhehlte Billigung enthalten, in einen tiefen Schlaf verſank, ſchrieb er ſogleich an den pädagogiſchen Tyrannen, daß ich glücklich in *** angelangt ſei und unter den obwaltenden Umſtänden gewiß nicht mehr in das Inſtitut zurückkehren würde. Man ſolle alſo meine Siebenſachen zuſammenpacken und ihm zu Handen ſtellen.

Er that noch mehr, denn weil gerade Ferienzeit war, ſo begleitete er mich am folgenden Morgen nach Eichenrain, und da er ſich beſonders als Prediger in der Gegend ſchon einen großen Ruf erworben, ſo dankte ich es ſeiner Begleitung und ſeiner Auseinanderſetzung der Verhältniſſe, welche Auseinanderſetzung durch meine furchtbare Magerkeit eine nachdrückliche Beſtätigung enthielt, daß ich ſogar von dem Vater nicht unfreundlich empfangen wurde, während ich die Mutter zum erſten Mal in ungemeſſenem Zorne aufflammen ſah, als ſie meine, von dem Rektor beſtätigte Schilderung, wie man in dem ſchnöden Inſtitut behandelt und verpflegt wurde, vernommen.

Der Rektor machte dann meinen Eltern den Vorſchlag, mich das Lyceum beſuchen zu laſſen, welchen Vorſchlag der Vater unter der Bedingung, daß ich, um die Koſten zu verringern, jeden Morgen hin und jeden Abend zurückgehe, zu meiner großen Freude annahm.

Die ganze Verhandlung mußte meine Achtung und Liebe für den trefflichen Prieſter außerordentlich erhöhen und weckte in mir den Vorſatz, ihm als einem Vorbild nachzueifern. Mit dieſem Vorſatz fiel dann die Wahl meines künftigen Berufes wie von ſelbſt zuſammen. Schneider war Geiſtlicher, und mit dem ſchnellfertigen, an's Nächſte ſich haltenden Urtheil oder vielmehr inſtinktmäßigen Drang meines Alters glaubte ich, nur als Geiſtlicher die Vorzüge und die Geltung meines Muſters mir dereinſt aneignen zu können. Den Widerpruch meines Naturells mit den Anforderungen, welchen ein echter, würdiger Prieſter genügen muß, fühlte ich damals noch nicht, und hätte ich ihn auch begriffen, ſo würde ich mich gewiß — von dem Gedanken begeiſtert, daß mich meine gute Mutter einſt auf der Kanzel und am Altar ſehen ſollte, was ihre unverhobene Hoffnung war — leicht darüber hinweggeſetzt haben.

Zwölftes Kapitel.

Ein neuer Charakter tritt auf, der ſich aber erſt ſpäter in ſeiner ganzen Glorie entfaltet. — Freundſchaft bis in den Tod! — Ein Vagabund und ein Miniſtranten-Abenteuer.

Ohne mich lange bei meinem Schulleben aufhalten zu wollen, will ich nur bemerken, daß ich mir unter der Leitung des trefflichen Rektors, der ein unvergleichliches Lehrtalent beſaß, die üblichen Progymnaſialkenntniſſe aneignete und mich ſogar geduldig in die Erlernung der hebräiſchen Sprache fügte, obgleich ich gegen dieſelbe einen unbeſchreiblichen Widerwillen fühlte, einen Widerwillen deſſen Nachwirkung vielleicht mit dazu beigetragen, mich ſpäter für immer mit einem unſäglichen Abſcheu gegen all das dumme Judenzeug zu erfüllen, welches Vernunft und Menſchenwürde mit einem ſchwarzen Schleier verhüllt.

Der Fußweg von Eichenrain nach *** führt beinahe ununterbrochen durch Buchen- und Tannenwälder und meine täglich zweimal ſtattfindenden Wanderungen durch dieſe Waldeinſamkeit trugen Vieles dazu bei, mein Gedankenleben zu entwickeln, denn während die Einſamkeit ſchwache Geiſter erdrückt, erhebt ſie die kräftigen. Meine Gedankenfolge knüpfte ſich gewöhnlich an eine Thatſache des Alterthums, um welche ſich gerade der Unterricht in der Schule hauptſächlich drehte, und ſpann ſich von derſelben zu Problemen herüber, welche die Gegenwart erfüllen und die ich freilich nur in ihrer Aeußerlichkeit zu betrachten vermochte. Was aber der noch nicht genug gereifte Verſtand nicht zu erfaſſen im Stande war, das erfaßte die Phantaſie, um, wenn es meinem Weſen homogen war, mir anzueignen, wo nicht, es unerbittlich abzuweiſen. Mein Lehrer, dem unter der ernſten Würde ſeines Aeußern ein glühendes Herz ſchlug, harmonirte in ſeinem Denken vielfach mit meinem Fühlen und knickte nie mit mitleidloſer Hand die hochemporſchießenden, wenn auch mitunter etwas wilden und befremdlichen Blüthen meiner Seele. Zu den Räthſeln des Lebens bot er mir den löſenden Schlüſſel, zu den verworrenen, ſich überſtürzenden Empfindungen meines Innern das offenbarende Wort. Unvergeßlich ſind mir die Tage, wo ich an ſeinem Munde hing und ſeiner klangvollen Stimme lauſchte, welche uns zur Liebe der Wahrheit und Gerechtigkeit ermahnte, aber am unvergeßlichſten iſt mir die Stunde, in welcher er mit uns im Livius die traurige Geſchichte der edelſten Römer, der Gracchen, las und erklärte, die von der römiſchen Ariſtokratie ermordet wurden, weil ſie Gerechtigkeit für die Unterdrückten und Brot für die Hungernden von den Unterdrückern und Reichen forderten. Zu jener Stunde wurde ich mit Entzücken des trotzig rebelliſchen Sinnes bewußt, der mich beſeelte, zu jener Stunde wurde ich Republikaner und Demokrat.

Ich begann jetzt überhaupt in das Alter einzutreten, wo das ſich entpuppende Geiſtesleben ſein Erwachen mit bacchantiſchem Jubel feiert, d. h. in Schwärmerei umſchlägt. Dieſe Epoche pflegt gewöhnlich mit der Wahl eines Freundes verknüpft zu ſein, die, wie zu einer Zeit, wo der Glaube an das Ideal ſo felſenfeſt und unbegränzt iſt, Alles, idealiſch behandelt wird. Die unbeſtimmten Regungen der Liebe, die im Herzen erwachen, concentriren ſich dann zum erſten Mal plötzlich auf einen uns bisher ganz fremden und gleichgültigen Gegenſtand und der Knabe betreibt die Freundſchaft ſo ernſt, wie ein Geſchäft, ja mit einem Fanatismus und einer Eiferſucht, die lächerlich wären, wenn ſie nicht ſo ſchön. Bekanntlich iſt bei einer ſolchen Freundeswahl von einer Rückſicht auf Uebereinſtimmung der Charaktere, überhaupt von einer Prüfung keine Rede, ein oft rein ſinnlicher, an ſich höchſt unbedeutender Eindruck, ein Zufall entſcheidet, und ſo vermag ich denn in der That nicht genau anzugeben, wie ich für einen meiner Mitſchüler, Namens Roland, eine begeiſterte Freundſchaft faßte, die eben ſo begeiſtert erwidert wurde. Roland, aus einem altadeligen Geſchlecht Frankens entſproſſen, war in ſo vielen Beziehungen mein Widerſpiel, daß ſich in unſerer Freundſchaft in Wahrheit die Extreme berührten. Ein unſchöner, linkiſcher, aber bärenſtarker Knabe, war er ein Ariſtokrat vom Wirbel bis zur Zehe, glaubte nicht minder feſt an die Bibel, als an das göttliche Recht des Adels, und behauptete alles Ernſtes, die Adeligen hätten ſtatt gemeinen Blutes den Ichor der Götter, von welchem Homer ſingt, in den Adern. Er kannte alle Wappen und Geſchlechtsregiſter des deutſchen Adels, lebte und webte im Mittelalter, war gläubig und fromm wie Tiecks Genovefa, phantaſtiſch und ritterlich wie Don Quixote, und leider meiſt auch ſo unglücklich wie der edle Manchaner, tapfer wie Haspar a Spada, gutmüthig wie ein minnigliches Burgfräulein des ſeligen Fouque, harmlos witzig wie eine Satyre von Rabener, durſtig wie Gargantua und lachluſtig wie nur er ſelbſt allein auf der weiten Erde. Früh ſeiner Eltern beraubt und in mancherlei Erziehungsanſtalten hin- und hergeſchoben, entwickelten ſich die erwähnten Eigenſchaften mit der Zeit zu mitunter groteſken Auswüchſen, die nur durch die immer wieder vorſchlagende Gutmüthigkeit in die Länge genießbar gemacht wurden und zu mancherlei Mißgeſchick ihres Beſitzers Veranlaſſung gaben In der Zeit, von welcher ich hier ſpreche, ragten indeſſen die wunderlichen Ecken und Spitzen von Rolands Weſen noch nicht ſo weit hervor, daß ſie hätten abſtoßend wirken und unſere gegenſeitige Zuneigung beeinträchtigen können, die beſonders von dem Augenblick an, wo wir, die Stärkſten in der Klaſſe, unſere beiderſeitige Stärke gemeſſen, d. h. einander tüchtig durchgebläut hatten, bedeutend zunahm und ſich endlich zu exaltirter Freundſchaft ſteigerte, die wir denn auch, weil in jener Alterszeit Symbolik und Formeln eine ſo große Rolle ſpielen, auf eine feierliche Art beſchwuren und beſiegelten. In einer geographiſchen Unterrichtsſtunde hatte uns der Rektor von dem ſogenannten Blutbunde erzählt, womit ſich in Montenegro zwei Freunde zu einer Genoſſenſchaft auf Leben und Tod einzuweihen pflegen, und dieſe Erzählung machte auf Roland und mich einen ſolchen Eindruck, daß wir, nachdem die Klaſſe auseinandergegangen, ohne vorhergehende weitere Beſprechung in dem Lehrzimmer zurückblieben, um auch unſererſeits den Blutbund zu beſchwören. Ich holte ein Trinkglas aus der Wohnung des Famulus, dann ſchnitten wir uns mit einem Federmeſſer in Daumen und Zeigefinger der linken Hand, ließen unſer Blut in das Glas rinnen, miſchten es, da wir keinen Wein bei Handen hatten, mit etwas Waſſer, und leerten, unſere rechten Hände feſt in einander geſchloſſen und mit dem lauten Ruf: Freundſchaft bis in den Tod! das Glas. —

Der Sommer verging und mit Eintritt des Herbſtes kam die hochgelobte Ferienzeit.

Eines Tages machte ich mich, nach abgehaltenem, feierlichem Examen, mit einem günſtigen Zeugniß im Bücherranzen bei guter Zeit auf den Weg nach Hauſe und traf am Stadtthor einen jungen Burſch von abgeriſſenem, zweideutigem Aeußern, den ich noch nie geſehen. Er ſchien den gleichen Weg mit mir zu haben, denn er geſellte ſich alsbald zu mir, und da mich die Ausſicht auf eine vierwochenlange Freiheit ſeelenvergnügt machte, ſo kümmerte ich mich wenig um das verwüſtete Geſicht des Burſchen und um ſeinen falſchen Blick, der, wie es bei Vagabunden und Strolchen meiſtens der Fall, zugleich etwas Freches und Höhniſches hatte, ſondern ging luſtig plaudernd die Waldpfade mit ihm hin, ohne es zu beachten, daß mich der Fremde geſchickt über die Verhältniſſe meiner Heimat ausfragte. Ich beantwortete ſeine Fragen, die er unbefangen zu ſtellen wußte, ausführlich und ſtutzte nur flüchtig, als er, da ich in meinen Schilderungen auch des rothen Junkers erwähnte, ſtehen blieb und mich mit einer Art Heftigkeit um nähere Auskunft über dieſe wunderliche Perſon anging. Wir waren während dieſes Geſpräches bei einer einſamen Waldſchenke angekommen, welche halbwegs zwiſchen dem Städtchen und Eichenrain liegt, und ich eilte an den Brunnen vor dem Hauſe, um meinen Durſt zu löſchen.

Komm mit mir in's Wirthshaus, Junge, ſagte mein Begleiter, ein Glas Bier thut Einem beſſer, als das läppiſche Waſſer.

Ich mag das Bier nicht, entgegnete ich; der Pfarrer Haſelbaum ſagt, es mache Einen nur dick und dumm.

Ja, der Wein iſt freilich ein anderes Ding und ſo können wir's ja mit Wein verſuchen.

Ich habe kein Geld.

Wie, Du ſollteſt nicht ein paar lumpige Groſchen in der Taſche haben?

Nein.

Aber was haſt Du denn dort an dem ſchwarzen Bändel? Gewiß eine Uhr. Komm nur, ich will ſie Dir abkaufen und dann wollen wir Eins mit einander trinken.

Mit dieſen Worten näherte er ſich mir und wollte nach dem ſchwarzen Band langen, an welchem Oda's Geſchenk befeſtigt war.

Ich trat einen Schritt zurück, und da er mir folgte, verſetzte ich ihm ohne Weiteres einen ſo derben Fauſtſchlag in's Geſicht, daß ihm das Blut aus der Naſe ſchoß. Er fluchte mörderlich und griff in die Bruſttaſche ſeines fadenſcheinigen Rocks, wie um eine Waffe hervorzuziehen, und da dieſe Bewegung mir nicht ganz gefiel und ich zudem dem Kerl für ſeine Frechheit, Oda's Gabe antaſten zu wollen, genugſam beſtraft glaubte, ſo warf ich mich in's Gebüſch und gelangte, alle Schluchten und geheimen Waldwege genau kennend, bald nach Hauſe.

Die Mutter war ganz ſtolz auf mich, als ich mein testimonium diligentiae, eruditionis ac morum zum Vorſchein brachte, auch der Vater ſchenkte mir ein beifällig Wort und Schweſter Anna meinte, ich könnte einſt ſo geſchickt werden, wie der gute Florian ſelig.

Nachdem mir die Mutter, um mich für die Anſtrengungen des Vormittags zu entſchädigen, eine Kachel voll Eierhaber, ein deliziöſes Gericht, von deſſen Bereitung man aber außerhalb meiner Heimat keinen Begriff hat, als Mittagskoſt aufgeſtellt und ich mich tüchtig daran gelabt hatte, forderte ſie mich auf, mein Zeugniß dem Herrn Pfarrer zu zeigen, was in jener Gegend für angehende Studenten, beſonders für arme, noch jetzt der Brauch iſt und ein Geldgeſchenk zur Folge hat.

Der Pfarrer hatte eine große Freude an dem Atteſt und meinte:

Das haſt Du einigermaßen auch mir zu danken, Burſch . . . .

Und Eurer Hochwürden Schlehdornſtock, fiel ich vorlaut ein.

Recte, recte dicasiste.

Dixisti, verbeſſerte ich.

Ja, ſo ein Schlehdornſtock, ſo ein baculus . . . hm, was heißt Schlehdorn auf Lateiniſch?

Prunus silvestris.

Ergel, ſo ein baculus prunus silvestrus . . . .

Baculus pruni silvestris wollen Euer Hochwürden ſagen.

Wohl, ſo ein baculus alſo iſt ein wahres medicamentum universalum ....

Medicamentum universale.

Meinetwegen le ſtatt lum, kommt auf Eins heraus, potz Bomben und Mörſer! Was ich ſagen wollte, iſt, daß, wenn ich Dir nichtsnutz'gem Schlingel nicht ſo oft mit meinem Rückentröſter zugeſprochen, Du jetzt nicht beſſer wüßteſt, als ich, wo an die langſchwänzigen lateiniſchen Wörter hinten ein oder i, oder e hingehört .... Da haſt 'nen Thaler, Kerl, und führ' Dich ferner gut auf! ... Jetzt aber ſag' der Bärbel, ſie ſolle mir 'nen Schluck Wein nebſt zwei Gläſern und meine Pfeife in den Garten bringen, 'nen Schluck von dem rothen aus dem Fäßle, welches mir die gnädige Frau Fürſtin — ein treffliches Stück von einem Weibsbild, Gott ſegne ſie! — vorgeſtern zum Präſent gemacht, und dann komm auch Du in den Garten, will Dir noch ein Biſſel auf den Zahn fühlen.

Ich beeilte mich, den Auftrag des hochwürdigen Herrn auszurichten, wobei mir von Seiten der alten Bärbel, die mir gut war, ein Stück delikaten Schinkens zufiel, und folgte dann dem Pfarrer in die

Taxuslaube, um mir von ihm auf den Zahn fühlen zu laſſen, d. h. ein Glas von dem famoſen Rothen in mein Inneres zu befördern und mir die Vorzüge dieſes Weines theoretiſch und praktiſch auseinanderſetzen zu laſſen.

Der gute Pfarrer war noch ganz im Feuer ſeines Vortrags begriffen, als er von dem Buſchmichel unterbrochen wurde, der eilig und mit verſtörter Miene in den Garten trat.

Was gibt's denn, Michel? fragte ihn der Pfarrer, augenſcheinlich etwas ärgerlich, daß er nicht hatte damit zu Ende kommen können, mir begreiflich zu machen, wie unendlich hoch echter Rothwein über weißem und gelbem ſtehe.

'ſ thut mir leid, Euer Hochwürden ſtören zu müſſen, erwiderte Buſchmichel, deſſen keuchendes Athemholen bewies, daß er ſehr raſch gelaufen, — aber mein Vater iſt am Ausmachen, und da . . .

Am Ausmachen? ſchrie Haſelbaum. Was der Burſche für beſtialiſche Redensarten führt!

Verzeiht mir, Herr Pfarrer, wir Jäger, die wie Tag und Nacht in den Wäldern liegen, werden am Ende etwas rauh und roh und . .

Weiß ſchon, weiß ſchon, ihr Flegel glaubt zuletzt, lauter Hirſche und wilde Säue vor euch zu haben . . . . Alſo mit Deinem Vater iſt's ſchlimmer geworden? War doch erſt vorgeſtern bei ihm und da war er wieder ziemlich wohl auf.

Ja, aber heute früh iſt ein neuer, ſtärkerer Anfall ſeines Gebreſtes gekommen und es geht, fürcht' ich, raſch mit ihm zu Ende. Er ſpürt es auch ganz deutlich und verlangt dringend nach Beichte und letzter Oelung, faſt noch dringender aber darnach, Euer Hochwürden Etwas anzuvertrauen, was ihm ſeit Jahren ſchwer auf dem Herzen liege.

Nun denn raſch vorwärts! . . . Da, Michel, nimm 'nen Schluck! ſiehſt ja ganz angegriffen aus . . . Triſtel, marſch in die Kirche und ſchließ' die Sakriſtei auf . . . der Meßner iſt über Feld und Du wirſt mir ohnehin über die Vakanzzeit wieder als Miniſtrant dienen . . . will nur die Stola überwerfen und dann hol' ich das Hoſtiarium.

Ich eilte in die Kirche, ſchloß die Sakriſtei auf, warf das Miniſtrantengewand über, that eine brennende Kerze in die zu ſolchen Gängen beſtimmte Laterne, ergriff das kleine Glöckchen, womit der Miniſtrant klingelt, wenn der Prieſter mit dem Leib des Herrn vorübergeht, und ſchritt dem Pfarrer, der das Hoſtiarium aus dem Tabernakel des Hochaltars genommen, durch das Dorf voran, hinab in's Thal an dem See vorüber, dem „Buſch“ zu.

Der Buſchmatthes war in der That am Ausmachen und ein unheimlicher Schauder durchbebte mich, der ich doch nicht ſehr ſchwachnervig bin, als ich das eingefallene Geſicht, auf deſſen ſpitzer Naſe der Tod ſaß, aus dem verworrenen grauen Bart des Kranken hervorlugen ſah, der ſich unruhig auf ſeinem Lager hin und her warf und den Pfarrer mit einer mit Angſt gemiſchten Freude empfing.

Der Buſchmichel richtete ſeinen Vater in die Höhe und der Alte ſchlug mit zitternder Hand ein Kreuz, als ich mein Glöcklein ertönen ließ.

Dann traten wir in die Nebenkammer des halbzerfallenen Hauſes, um den Pfarrer mit ſeinem Beichtkind allein zu laſſen.

Der Buſchmichel trat an das zerbrochene Fenſter und ſah ſtarren Blickes in den Wald hinaus; ich kniete nieder, um ein Vaterunſer für den Sterbenden zu beten, wurde aber in meiner Andacht durch da

Gemurmel desſelben unterbrochen, welches bald lauter, bald ſtiller durch die dünne Bretterwand drang, die mich von dem Sterbelager trennte. Die Beichte ſchien eine ſchwere zu ſein, denn tiefe Seufzer unterbrachen dieſelbe häufig. Von unwiderſtehlicher, ſtrafbarer Neugier gedrängt, neigte ich mein Ohr mehr gegen die Wand und faßte einzelne Worte des ehemaligen Scharfrichters auf. Zuerſt vermochte ich aus dem verworrenen Bekenntniß nur die oft wiederkehrenden Worte: Wien — Fürſt — Schottländer — Eid — herauszuhören, nach einigen haſtigen, jedoch in mildem Tone geſtellten Fragen des Pfarrers gewann aber die Rede des Beichtenden mehr Kraft und Zuſammenhang und ich vernahm mit vielerlei Unterbrechung und großen Pauſen ungefähr Folgendes:

Arm, wie ich war, und weil ich meinem Sohn ein beſſeres Loos ſichern wollte, weil mir auch der Schottländer das Siegel des Fürſten unter dem Urtel gezeigt, leiſtete ich den verlangten Eid und hielt mein Richtſchwert parat . . . nicht eigentlich mein Schwert, ſondern eins, das ich Tags vorher für den Meiſter polirt hatte. In der Nacht holte mich der Schottländer ab und hatte noch einen Mann bei ſich, der eine ſchwarze Maske vor dem Geſicht hatte ... Unſern vom Obſtmarkt ... das Haus wurde hinter uns geſchloſſen ... ein kleines Zimmer ... von düſtrem Lampenſchein ... Das Weib war ſehr ſchön, mußte aber viel gelitten haben und krank geweſen ſein und war recht rührend anzuſehen in ihrer Bläſſe und Hülfloſigkeit ... Das Urtel vor, doch ſie ſchien Nichts davon zu verſtehen und ſchrie und wimmerte unabläſſig: Mein Kind! mein Kind! Wo habt Ihr mein Kind? Es erbarmte mich in der Seele und ich wollte nicht an das blutige Werk ... 's war herzzerreißend! Aber der Mann in der Maske ſtieß die Flehende zurück und der Schottländer band ihr die Hände ... Ich weigerte mich abermals, aber ... Du hältſt Deinen Eid oder Du ſtirbſt! ſagte der Mann in der Maske zu mir in einem Tone, der mich zittern machte ... Dachte an meinen Sohn ... auf die Kniee nieder und winkte mir und halb außer mir vor Angſt und Schrecken und Mitleid hob ich das Schwert und das Haupt des Weibes fiel ... Nie, nie, wachend und ſchlafend bei Tag oder bei Nacht hab' ich den flehenden Schrei: mein Kind! mein armes Kind! aus meinen Ohren können bringen, den die Unglückliche noch auf den Lippen hatte, als . . . o, o, es war grauſig! . . . Kann ich, darf ich auf Gottes Verzeihung hoffen, weil ich ein Urtel vollſtreckt, welches . . vielleicht . . . kein rechtes und gerechtes war? . . .

Gottes Barmherzigkeit iſt unendlich und er erzeigt ſich den Bußfertigen gnädig, ſagte der Pfarrer und rief, an die Kammerthüre tretend, den Buſchmichel, von welchem er Schreibmaterialien forderte.

Dieſe Forderung war bälder gethan, als erfüllt, und wäre überhaupt gar nicht zu erfüllen geweſen, wenn nicht der Buſchmichel zufällig ein Holzregiſter bei ſich geführt, von welchem ein leeres Folioblatt abgeriſſen wurde, während ich dem Pfarrer mit einer Bleifeder aushalf, die ich in der Taſche hatte.

Er ging wieder zu dem Kranken hinein, die Thüre feſt hinter ſich zudrückend. Ich hielt das Ohr wieder an die Wand, aber die Kräfte des Beichtenden hatten ſo ſehr nachgelaſſen daß er nur noch flüſtern konnte. Das Geflüſter dauerte jedoch lange.

Die unheimlichen Worte, welche ich erhorcht, gehörten zu jenen Eindrücken meiner Kindheit, die ich nie verwinden konnte, und ohne klar in der geheimnißvollen Sache zu ſehen, drängte ſich mir gedankenſchnell die Ueberzeugung auf, daß es ſich hier um ein ungeheures Verbrechen handle, welches durch ein der Kraft des Geiſtes oder Willens ermangelndes Werkzeug zum Schluß gebracht worden ſei. Ich konnte dieſe Beichte, in welcher wahrſcheinlich die Todesangſt den Eid des Schweigens brach, nie vergeſſen und oft glaubte ich in quälenden Träumen die röchelnde, pfeifende Stimme des Beichtenden zu hören; aber gerade deßhalb, weil es eine Beichte war und ich halb unwillkürlich halb aus ſträflicher Neugierde ſie erlauſcht, iſt lange lange Jahre kein Wort Betreffs derſelben über meine Lippen gekommen. Von ſolcher Nachwirkung iſt die kindliche Scheu vor religiöſen Myſterien, auch dann ſogar noch, wenn der Glaube an dieſe Myſterien längſt ſpurlos dahin.

Endlich hörte ich den Pfarrer ſagen:

Unterzeichne, mein Sohn!

Ich kann nicht . . . ſchreiben, röchelte der Sterbende.

So ſetze Deine drei Kreuze darunter! ſagte der Prieſter und einige Augenblicke nachher ſprach er die bekannte Formel der Abſolution:

Ego te absolvo ab omnibus peccatis tuis, in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Amen.

Da ich die Bedeutung dieſer Worte wohl kannte, ſo trat ich mit dem Buſchmichel in die Stube, um dem Geiſtlichen bei Darreichung der Sterbeſakramente zu aſſiſtiren.

Der Sterbende empfing die Hoſtie, einen verlöſchenden Blick väterlicher Liebe auf ſeinen Sohn werfend, und verhauchte in den Armen desſelben, während ihm der Pfarrer die letzte Oelung gab, mit einem langen, bangen Athemzug ſein Leben.

Der Sohn ſchloß dem Vater die Augen und ſtimmte mit tonloſer Stimme in unſer Gebet ein.

Als ich die heiligen Gefäße auf dem Tiſche zuſammenräumte, fielen meine Blicke auf das Blatt Papier, welches der Buſchmichel dem Pfarrer vorhin leer übergeben. Jetzt war es von der Hand Seiner Hochwürden auf beiden Seiten vollgeſchrieben und am Ende ſtanden die drei Kreuze, welche der Buſchmatthes mit zitternder Hand als Wahrzeichen hinzugefügt. Haſelbaum ſchob mich etwas unſanft bei Seite, als er bemerkte, daß mein Vorwitz ſich mit der Schrift zu ſchaffen machen wollte, faltete ſie haſtig zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche.

Nachdem der Pfarrer dem verwaisten Sohn ſein Beileid bezeugt und die Begräbnißanſtalten mit ihm verabredet hatte, trat er mit mir den Heimweg an, war aber ſo mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß ich, nachdem ich ein paar Mal verſucht, mit dem ſonſt ſo geſprächigen Manne ein Geſpräch anzuknüpfen und barſch zum Schweigen verwieſen worden, ſtille hinter ihm drein zottelte.

Als wir durch das Tannendickicht in der Umgebung der Waldhütte des rothen Junkers dem See zuſchritten, rannte plötzlich ein Menſch an uns vorüber und pfeilſchnell waldein, einen ſcheuen Blick auf uns zurückwerfend. Der Pfarrer ſchien ihn gar nicht zu bemerken, ich aber erkannte in ihm trotz der eingebrochenen Dämmerung den jungen Strolch, dem ich heute Mittag die Naſe blutig geſchlagen. Ich wollte das dem Pfarrer ſagen, allein er entgegnete ärgerlich, ich ſolle das Maul halten und machen, daß ich ihm nachkomme, und ging raſch voran.

. . . . . .

Am folgenden Morgen fand ein Holzhauer, der zufällig der Behauſung des rothen Junkers nahe gekommen, dieſen todt auf dem Raſen vor ſeiner Hütte liegen.

Jetzt konnte ich mit meiner Geſchichte von dem Vagabunden herausrücken und bei näherer Unterſuchung der Leiche zeigte es ſich, daß der wunderliche, alte Fremde einen gewaltſamen Tod erlitten, daß er erwürgt worden ſei. Ich ſprach auch von dem mit Brillanten verzierten Portrait, welches ich einmal in den Händen des rothen Junkers geſehen, und dieſer Umſtand mußte, weil ſich das Portrait trotz dem eifrigſten Suchen nirgends vorfand, Jedermann überzeugen, daß hier ein Raubmord begangen worden und zwar von dem jungen Vagabunden, welchen, wie ſich's nachher zeigte, auch der Buſchmichel, als er den Pfarrer zu ſeinem ſterbenden Vater holte, im Walde hatte umſchleichen ſehen. Die Dörfler, welchen das wöchentliche Erſcheinen des reitenden Bettlers zu einer unterhaltenden Gewohnheit geworden, bedauerten ſeinen Verluſt ſehr und leiſteten dem Aufgebot des Schulzen zur Verfolgung des Raubmörders eifrige Folge. Die ganze Nacht durchzogen Streifwachen die Umgegend nah und fern und ich war mit dabei, weil ich den Schurken am Beſten hätte wiedererkennen können. Allein ſowohl unſere, als die umfaſſenderen Nachſuchungen der höheren Behörden waren und blieben gänzlich erfolglos und zwei Tage darauf wurde der rothe Junker zugleich mit dem Buſchmatthes beſtattet.

Dreizehntes Kapitel.

Debüt in der Rolle des Othello, welcher aber ſeine Wuth nicht an Desdemona, ſondern bloß an Caſſio ausläßt.

Meine Ferienfreiheit in allen Richtungen hin im vollſten Maaße benutzend, machte ich mich zum Schrecken Aller, welche reifes Obſt auf ihren Bäumen oder frühreife Trauben in ihren Weingärten hatten. Mein Freund Roland hätte gewiß ſeine Freude gehabt an der Energie, womit ich das mittelalterlich adelige Gewerbe der Wegelagerung und des Raubes betrieb. Denn meine Plünderungen waren von gemeiner Dieberei himmelweit entfernt und ich hatte mir eine artige Bande von gleichaltrigen Highwaymen gebildet, an deren Spitze ich nicht ſelten dem uns überraſchenden Eigenthümer des Gartens, den wir gerade mit unſerem Beſuche beehrt, Trotz bot und zwar öfters zu ſeinem, als unſerem Nachtheil.

Mit dem Buſchmichel traf ich jetzt ſeltener zuſammen, weil ſein verdüſtertes Weſen mich verſcheuchte. Er ſchien die Menſchenſcheue ſeines verſtorbenen Vaters in ihrem ganzen Umfange geerbt zu haben und blieb Tag und Nacht im dichten Forſte. Wenn ich ſpät Abends nach Hauſe ging, hörte ich oft die melancholiſchen Klänge ſeines Waldhorns, welches Inſtrument er vortrefflich ſpielte, aus dem Walde jenſeits des See's herüberſchallen und dann ſuchte ich ihn gewöhnlich am folgenden Tage in aller Frühe auf, um entweder mit ihm einen wilden Ritt auf den nebeldampfenden Gebirgshaiden zu machen oder Füchſen und Dachſen in ihren Verſtecken nachzuſpüren.

Viel mehr Zeit brachte ich indeſſen mit dem Neger Bogo zu, welchen der Fürſt bei ſeinem letzten Beſuche auf Bitten Oda's, die eine große Freude an dem Mohren hatte, im Schloſſe zurückgelaſſen und mit dem ich mich bald ſehr befreundet hatte. In die inneren Gemächer des Schloſſes kam ich jetzt ſeltener, weil ich denn doch die Atmoſphäre der Flegeljahre, in welche ich allmälig getreten, etwas zu ſtark um mich verbreitete, als daß ich der Fürſtin Ingeborg jederzeit als ein paſſender Geſpiele für Oda erſchienen wäre, jedoch nahm ich noch immer wöchentlich zweimal Abends an den ſprachlichen Uebungen meiner kleinen Freundin, die mir troß meines wilden Weſens fortwährend die innigſte Anhänglichkeit bewies, Theil und wenn Börne's Ausſpruch, daß die, welche ſich fremde Sprachen mit Leichtigkeit aneignen, einen ſtarken Charakter beſitzen, wahr iſt, ſo iſt er für mich ſehr ſchmeichelhaft.

Eines Sonnabends ging ich in's Schloß hinauf, um einer dieſer Uebungen anzuwohnen, erfuhr aber im nördlichen Hofe, durch welchen ich gewöhnlich meinen Eintritt nahm, um ein Zuſammentreffen mit Lurker zu vermeiden, der ſeit ſeiner heilloſen Höllenfahrt, die jedoch keinen bleibenden Nachtheil für ihn zur Folge gehabt, mir natürlich die größte Abneigung bewahrt hatte, von Bogo, daß es heute mit der Sprachſtunde Nichts ſei, weil eine Schweſter des regierenden Landesherrn zum Beſuch bei der Fürſtin angekommen und einen Sohn ihres Bruders, des Königs, den Prinzen Jakob mitgebracht habe, welcher vornehme junge Maſſa, wie mir Bogo ausführlich vordemonſtrirte, dereinſt ſeine junge, engliſche, himmliſche Maum*), wie der Mohr Oda nannte, zur Frau kriegen ſollte.

Es fiel mir nicht ein, mir über dieſe letztere Neuigkeit, mochte ſie nun ein gewöhnliches Domeſtikengeſchwätz oder von größerer Bedeutung ſein, irgendwie Gedanken zu machen, und ich ſchlenderte pfeifend in den Park, um nachzuſehen, ob keiner der Vogelſchläge, die ich für Oda geſtellt, einen Gefangenen enthalte. Um den weſtlichen Flügel des Schloſſes biegend, ſah ich mich plötzlich Oda gegenüber, die auf einer der Marmorſtufen des Portikus traulich neben einem hochaufgeſchoſſenem, ſchmalſchultrigen Knaben meines Alters ſaß, der elegant gekleidet war und mich mit einem hochmüthigen Blicke betrachtete. Es mußte wohl der Prinz Jakob ſein.

Heute noch entſinne ich mich deutlich des ebenſo ſeltſamen und unklaren, als ſtechenden Schmerzes den ich empfand, als ich meine kleine Freundin in dieſer Geſellſchaft überraſchte.

---

*) Negerausdruck für Madame oder Herrin überhaupt, wie Maſſa für Herr.

Der Anblick dieſes geſchniegelten und gebiegelten, vornehm auf mich herabſchauenden Ariſtokrätchens wirkte auf mich, wie das rothe Tuch des Picadors auf den Kampfbullen. Bevor er noch ein Wort mit mir geſprochen, haßte ich ihn und ſonderbarerweiſe erſtreckte ſich mein feindſeliges Gefühl einigermaßen auch auf Oda, obgleich dieſe, als ſie meiner anſichtig wurde, ſogleich aufſprang, auf mich zulief, mich an der Hand herbeizog und heiter zu ihrem Begleiter ſagte:

Da iſt Triſtan, von dem ich Dir erzählt, und jetzt können wir auf dem See fahren; Triſtan kann die Gondel gut führen und hat mich ſchon oft gerudert. Kommt!

Sie hüpfte die Stufen hinunter, welche von dem Portikus bis an den Weiher hinabführten, wo eine kleine Gondel angebunden war, die mich Bogo führen gelehrt und in welcher ich die Fürſtin und Oda manchmal auf dem Waſſer umhergerudert hatte.

Der junge Prinz zögerte, indem er meiner Geſchicklichkeit als Gondoliere nicht zu trauen ſchien oder

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR, J. FN. 03456/005

mit einem ſo plebejiſchen Burſch überhaupt ſich nicht gern gemein machte. Als aber Oda munter in das ſchaukelnde Fahrzeug geſprungen, war er ſo herablaſſend, ſeiner Dame zu folgen, und ich ließ ihm artiger Weiſe den Vortritt, machte dann die Gondel von ihrer Kette los, ſprang hinein und trieb mit einigen Ruderſchlägen das leichte Schifflein in die Mitte des Weihers hinaus. Anfangs ward die Einigkeit nicht geſtört und wir plauderten luſtig mit einander, d. h. Oda und ich, denn der Prinz ſchien durch die Vertraulichkeit, welche er zwiſchen uns wahrnahm, immer übler gelaunt zu werden. Nach einer Weile verlangte er mir das Ruder ab, um die Führung des Kahnes ſelbſt zu probiren. Ich that ihm den Willen, ſtellte mich aber hart neben ihn, um die etwaigen ſchlimmen Folgen ſeiner offenkundigen Ungeſchicklichkeit bei Zeiten abzuwenden.

So geht es nicht, ſagte ich zu ihm, als er unbehülflich mit dem Ruder im Waſſer herumſtocherte, ich will es Dir zeigen.

Laß' mich, dummer Kerl! verſetzte er barſch, ich werde ſchon damit zu Stande kommen.

Ich verſchluckte den „dummen Kerl,“ aber nur um eines beſchwichtigenden Blickes von Oda willen und weil ich ſie durch eine Rauferei auf dem ſchwankenden Nachen nicht in Gefahr bringen wollte. Als aber die Gondel unter den ungeſchickten Ruderſchlägen des hochmüthigen Königsſohnes ſo ſtark zu ſchaukeln begann, daß Oda von ihrem Sitz an die gegenüberſtehende Wand rutſchte, nahm ich dem Prinzen mit einem raſchen und feſten Griff das Ruder aus der Hand und brachte, dem Ufer zuſteuernd, den Nachen wieder in einem ruhigen, ſichern Gang. Der Prinz machte zuerſt Miene, ſich dieſes unceremoniöſe Einſchreiten nicht gefallen zu laſſen, dann aber ſich wahrſcheinlich beſinnend, daß er ſich durch eine Berührung meiner Perſon die legitimen Hände beflecken würde, ging er nach dem Vordertheil der Gondel und murmelte verächtlich:

Schlechter Kerl!

Blitzſchnell fuhr mein Ruder aus dem Waſſer und würde ſicherlich auf die Schulter des hochmüthigen Beſchimpfers niedergefallen ſein, wenn mich Oda's Parteiergreifung für mich nicht zurückgehalten hätte. Sie trat ganz entrüſtet vor ihren Standesgenoſſen bin und ſagte mit blitzenden Augen und Zornesröthe auf den Wangen zu ihm:

Nein, Triſtan iſt nicht ſchlecht! Er iſt brav, das hat mir die Mutter oft geſagt.

Meinetwegen, entgegnete der Prinz, indem die Gondel an's Land ſtieß, ſtörriſch, er iſt und bleibt doch ein ſchlechter Bauernlümmel.

Ich bändigte meinen Grimm, bis ich Oda aus dem Nachen gehoben und denſelben an ſeine Kette gelegt. Dann aber holte ich mit einem Sprung den Prinzen ein, der ſich entfernen wollte, drehte ihn um und ſagte, halb ſtammelnd vor Aufregung:

Du wirſt ſagen, daß ich kein ſchlechter Kerl ſei, oder ich ſchlage Dir die Zähne ein!

Que pretend — il, l'imbecile? rief der Prinz wüthend, daß ich es gewagt, ihn anzufaſſen, und ſpuckte mir in's Geſicht.

Dieſer Schimpf ließ mein kochendes Blut überſchäumen und den bittenden Blick, den die erſchrockene Oda zu Gunſten des übermüthigen Buben mir zuwarf, nicht mehr beachtend oder vielleicht durch dieſen Blick noch raſender gemacht, ſchrie ich ihm zu: Te faire voir, que l'imbecile c'est toi et non pas moi!

ſchlug ihm die Mütze vom Kopf, fuhr ihm mit der linken Hand in die Haare, bog ihn herab wie ein Rohr und ließ die Fauſt meiner Rechten wie einen Trommelſtock auf ſeinen Wangen, ſeinem Schädel und ſeinem Rücken ſpielen.

Er heulte und gellte, als ſtäcke er am Spieße, und es mochte ihm in der That ſo zu Muthe ſein.

Einige Augenblicke darauf öffnete ſich, ohne daß ich es in meiner Racheluſt wahrnahm, die Glasthüre, welche aus dem Gartenſalon unter den Portikus führte, und ein weiblicher Aufſchrei drang mir in's Ohr.

Ich ſchleuderte den gezüchtigten Gegner von mir, daß er auf die Marmorſtufen hinkollerte, und wandte mich um, entſchloſſen, mir eine etwaige Beſtrafung meiner gerechten Rachehandlung nicht gefallen zu laſſen. Es ſtanden aber keine Lakaien hinter mir, wie ich erwartet hatte, ſondern nur zwei, über dieſen befremdlichen Auftritt augenſcheinlich erſchrocknen Damen, die Fürſtin Ingeborg nämlich und ihre Verwandte und Jugendfreundin, die Prinzeſſin Galathee, von der Oda im Anfang unſerer ſo ſchlimm ausgefallenen Gondelfahrt geſprochen.

Was geht hier vor? fragte mich die Fürſtin ſtreng, und da ich trotzig ſchwieg, übernahm Oda edelmüthig meine Vertheidigung.

Ach, Mutter, ſagte ſie, Prinz Jakob hat Triſtan zweimal einen ſchlechten Kerl geſcholten und ihm recht unartig in's Geſicht geſpuckt.

Und naiv fügte ſie hinzu:

Das konnte ſich Triſtan nicht gefallen laſſen, nicht wahr?

Ein Lächeln wollte die Lippen der Fürſtin kräuſeln, allein ein Blick auf den übelzugerichteten Prinzen, dem ſeine Tante inzwiſchen auf die Beine geholfen, erinnerte ſie daran, daß das Gaſtrecht ihres Hauſes hier gröblich verletzt worden ſei. Ein hartes Wort ſchwebte ſchon auf ihrer Zunge, als ihr die Prinzeſſin, ihr Lorgnon auf mich richtend, mit der achſelzuckend und höhniſch geſprochenen Aeußerung zuvorkam:

Certes, un drôle de compagnon pour l'héretière de la maison princière de ***, ma chère.

Und ihren Blick von mir ab auf ihren noch immer wie ein Wickelkind flennenden Neffen und dann wieder auf mich richtend, ſetzte ſie höchlich erzürnt bei: —

Mais c'est un barbare, un assasin....

Non, unterbrach ich die hohe Dame keck und ſtolz, je ne suis ni assasin, ni barbare, Madame; mais je ne souffrirai jamais, qu'on me crache dans a figure, qu'on m'insulte. Je rosserai, quiconque voudra l'essayer!

Ciel, er ſpricht franzöſiſch und ſtolz wie ein ſpaniſcher Grande, der kleine Bandit! rief die Prinzeſſin verwundert aus und in offenbar begütigtem Tone.

Die Fürſtin, welche dieſer Szene ein Ende machen wollte, weil mehrere Diener herbeigekommen, ſagte ſtreng, allein mit einem Blicke, der mir zeigte, daß es nicht ſo böſe gemeint ſei:

Mach' Dich fort, Triſtan! Wir wollen die Sache näher unterſuchen; jetzt geh!

Ich entfernte mich langſam und indem ich an der Dienergruppe, deren ſpähende Blicke den Vorgang ſchon errathen hatten, vorüberkam, ziſchelte mir Bogo zu:

Gethan recht, Triſchtan; böſer Bub ſein Maſſa Printſch.

Als ich um das Schloß herum war, ſtürzte ich mich, die Bruſt von unnennbarem Entzücken geſchwellt, in die dunkelnden Baumgruppen des Parks und hätte mögen vor Freude laut aufſchreien. Ich hatte ja meiner beleidigten Ehre vollkommene Genugthuung verſchafft, und mehr noch: Oda hatte unbedenklich für mich gegen den prinzlichen Beleidiger, deſſen Anweſenheit ſo gehäſſige, mir unbegreifliche Gefühle in mir rege gemacht, Partie ergriffen!

Daß ich nach den abſurden Rechtsbegriffen der in Sklaverei und Niedertracht verknöcherten europäiſchen Geſellſchaft gleichſam ein Majeſtätsverbrechen begangen, konnte mir im Entfernteſten nicht in den Sinn kommen, wohl aber den Dorfbewohnern, welchen natürlich einer der Lakaien die furchtbare Geſchichte, daß der Doktortriſtel den königlichen Sprößling blutig geſchlagen, brühwarm hinterbracht hatte, noch bevor ich den Heimweg einſchlug. Indem ich die Gaſſe des Dorfes entlang ging, wurde ich demnach vielfach angehalten, ausgefragt und bejammert, denn die guten Leute ſahen mich ſchon in Thurm und Ketten, was mich aber wenig anfocht, indem mir durch dieſe Theilnahme einzig und allein auf den Empfang von Seiten des Vaters bange wurde. Aber war es bei Gelegenheit von Lurkers Höllenfahrt weit ſchlimmer gekommen, als ich gefürchtet, ſo kam es dießmal weit beſſer. Nachdem mich der Vater über den Vorfall examinirt, fragte er ſcharf:

Iſt das die volle Wahrheit?

Ja!

Nun, ſo haſt Du's vollkommen brav gemacht, Junge. Du biſt ſo gut ein Menſch, als dieſe hochmüthige, prinzliche Puppe, und ich wollte nur, Dein Arm wäre um ein paar Jahre kräftiger geweſen.

O, Vater, er hat gewiß ſein Theil gekriegt! tröſtete ich ihn.

Vierzehntes Kapitel.

Mord! Mord!

Nach dieſem Vorfall, welcher keine weitern Folgen hatte, außer die, daß mir der fürſtenhaſſende Krämer Dotterig meines republikaniſchen Muthes wegen, wie er es pathetiſch nannte, ein Stück grünes Tuch zu einem Rock ſchenkte, nach dieſem Vorfall alſo — wobei ich einen ſchlagenden Beweis geliefert, daß mir wenigſtens die Bedientenhaftigkeit nicht angeboren ſei, welche man den Deutſchen, die Alles, was ihre geliebten Landesväter auch nur von Ferne angeht, mit chineſiſcher Religioſität verehren, mit allem Recht zum Vorwurf macht — verſtrich ein Jahr, aus welchem ich nur das Eine aufzuzeichnen habe, daß ſchon zu Anfang deſſelben die Fürſtin mit Oda für längere Zeit aus dem Schloſſe fort und in die Reſidenz zog, weil der Fürſt, der ſeit Kurzem an dem Hof ſeines königlichen Vetters lebte, ſeine Tochter um ſich zu haben wünſchte. Ich kehre höchſt ungern in dieſe Kreiſe leerer Förmlichkeit und widerlich geſchminkter Lüge zurück, hörte ich bei dieſer Gelegenheit die edle Frau zu meiner Mutter ſagen, allein Oda darf nicht ohne Mutter bleiben, dort noch viel weniger als hier. Die Trennung von Oda that mir weh, ſehr weh, allein da Knaben meines Alters nicht ſentimental ſind und ich überhaupt mein Lebenlang mit dieſer einfältigen Krankheit nie ſehr behaftet war, ſo verlor ſich zwar nicht meine innige Anhänglichkeit an das liebliche Kind, das mir ſtets ſo gut geweſen, wohl aber die ungeſtüme Sehnſucht, welche ich in den erſten Tagen der Trennung verſpürt hatte. Vom Schloß hielt ich mich jetzt fern, weil Maſter Lurker eben kein Magnet für mich war.

Als es wieder Herbſt geworden, hatte ich meine Vorſtudien in *** beendigt und das Examen beſtanden, welches zur Aufnahme in eine der aus ſäculariſirtem katholiſchem Kirchengut fondirten, klöſterlichen Anſtalten befähigte, wo künftige Theologen für die Univerſitätsſtudien herangezogen werden. Gerade am Jahrestage meines Rencontre mit dem Prinzen, der vielleicht lange an die Lektion denken mochte, welche ihm ein Kind aus dem Volk gegeben, nahm ich von meinem geliebten Lehrer Schneider einen Abſchied, der mich Thränen koſtete, und wenige Stunden nachher ſaß ich mit dem Pfarrer Haſelbaum im Ritter St Jörg, denn ich hatte dem geiſtlichen Herrn abermals mein Zeugniß vorgewieſen und er demſelben zufolge mich für würdig gehalten, den Abend an ſeiner Seite im Wirthshaus zuzubringen, weil ich jetzt doch eigentlich kein Kind mehr ſei und zu ſtudenteln anfange, wie er ſagte.

Es herrſchte aber heute an dem runden Tiſch im Erkerſtübchen des Ritters St. Jörg eine beiſpielloſe Aufregung, denn obwohl die Sonne längſt untergegangen, war der Förſter Kleinheinz noch nicht erſchienen, was ſeit undenklichen Zeiten nicht erlebt worden, und es war recht ſpaßhaft anzuſehen, wie Haſelbaum und Dotterig unbehaglich auf ihren Stühlen hin- und herrutſchten und ſich in Hypotheſen über das ſchnöde Ausbleiben des Dritten in ihrem Bunde erſchöpften, wobei ihnen der Wirth treulich beiſtand.

Dieſe Deliberationen wurden aber plötzlich durch ein Aufkreiſchen der Wirthin in der Küche unterbrochen und ſogleich darauf wälzte ſich die corpulente alte Frau in die Schenkſtube, halb außer ſich die Worte hervorſchreiend:

Jeſus, Maria und Joſeph! der Herr Kleinheinz iſt todt und umgebracht!

Bomben und Mörſer! entfuhr dem Pfarrer, Parbleu und Morbleu! dem Krämer und Beide ſchraken wie elektriſirt von ihren Sitzen auf.

Im nächſten Augenblick bewegte ſich ein Menſchenſtrom, an deſſen Spitze die beſtürzten Zechgenoſſen des Förſters gingen, das Dorf entlang und gegen das Jägerhaus hinauf. Natürlich blieb ich nicht zurück und war unter den Erſten, welche in die Stube drangen, wo der greiſe Waidmann regungslos und wie todt in ſeinem Großvaterſtuhl am Ofen ſaß, während ſeine alte Ehehälfte, von Schreck und Schmerz um alle Beſinnung gebracht, in troſtloſem Jammer um den Verunglückten beſchäftigt war. Der Pfarrer faßte die Rechte deſſelben und richtete, ſeine Bewegung bemeiſternd, verſchiedene Fragen an ihn, allein Kleinheinz gab keine Antwort, ſtarrte den Fragenden irr und gläſern an und verharrte in ſeiner Unbeweglichkeit, ſcheinbar ohne Schmerz, aber auch ohne Lebensregung, ſo daß er faſt grauſig anzuſehen war, obgleich man keine eigentliche Wunde an ihm wahrnahm, ſondern nur eine ſtarke Contuſion längs der rechten Schläfe, die roth und geſchwollen ausſah.

Nachdem es dem Pfarrer gelungen, die Förſterin einigermaßen zu beruhigen, erfuhr man von ihr Folgendes. Ihr Mann ſei heute früh völlig geſund und wohlauf in den Wald gegangen, um neun Uhr Morgens zurückgekommen, um mit dem Caſtellan eine zweiſtündige Unterredung über Forſtgeſchäfte in ihrer Gegenwart zu führen und den Bericht zu beſprechen, welcher jährlich um dieſe Zeit über den Zuſtand der Waldungen an den Fürſten abgeſchickt zu werden pflegte. Der Caſtellan hätte ſich's von Kleinheinz ausgebeten, den Buſchmichel zum Ueberbringer dieſes Berichtes an den Fürſten machen zu dürfen, weil mündliche Nachweiſungen nöthig ſein könnten und dieſe der Buſchmichel dem Fürſten am Beſten geben könnte. Der Förſter hatte ohne Weiteres in dieſes

Begehren gewilligt und der Caſtellan ſich entfernt, wobei ihn Kleinheinz eine Strecke weit gegen das Schloß hin begleitete. Als die beiden Männer aus dem Hauſe getreten, hatte die Förſterin noch gehört, daß Lurker den alten Waidmann halb ernſthaft, halb ſcherzend ermahnte, gegen die Wilddiebe, welche mit Eintritt des Herbſtes ſich wieder in der Gegend rührten und beſonders weiterhin im Gebirge ihr Weſen trieben, auf der Hut zu ſein. Nachdem Kleinheinz zu Mittag gegeſſen und ſein Mittagſchläfchen abgethan, ging er, wie gewöhnlich, wieder in den Wald und gegen Abend zu kam der Caſtellan, verwunderte ſich gegen die Förſterin, daß ihr Mann noch nicht daheim, und bat ſie, ihm das Schreibſtübchen deſſelben aufzuſchließen, weil er zur Abfaſſung ſeines Berichtes an den Fürſten noch einige Regiſter und Rechnungen durchſehen müßte. Sie willfahrete natürlich dieſem Begehren und nachdem der Caſtellan, welchen die Förſterin, wie dieß ſchon öfters geſchehen, bei ſeinem Geſchäfte alleingelaſſen, etwa eine halbe Stunde in dem Schreibſtübchen, das im oberen Stocke des Hauſes lag, ſich aufgehalten, war er weggegangen. Kaum eine Viertelſtunde darauf brachte der Buſchmichel ſeinen Dienſtherren in dem Zuſtande, in welchem dieſer ſich noch jetzt befand, auf ſeinen Armen nach Hauſe getragen und erzählte der zum Tode erſchrockenen Frau, ſo hätte er den Förſter am Fuß der verfallenen Wülflisburg, einer mittelalterlichen Raubveſte, welche ein paar Büchſenſchüſſe von der öſtlichen Gränze des Parkes entfernt auf einem koloſſalen Felſen mitten im Walde lag, gefunden.

Die Förſterin hatte ihren verworrenen und oft durch Klagen unterbrochenen Bericht kaum beendigt, als, von dem Buſchmichel herbeigeholt, mein Vater eilig hereintrat und ohne ſich irgendwie mit Fragen aufzuhalten, ſogleich daran ging, den Verunglückten zu unterſuchen. Das Reſultat war ein troſtloſes; denn der Vater wandte ſich zu dem betrübten Pfarrer und dem noch betrübteren Dotterig und ſagte, auf die erwähnte Contuſion weiſend:

Dieſe Verletzung iſt abſolut tödtlich und hat durch ihren Druck aufs Gehirn die Sprachwerkzeuge des Unglücklichen gelähmt. Da iſt keine Rettung mehr, er hat ſicherlich keine Viertelſtunde mehr zu leben. Aber ein ſimpler Fall oder ein etwaiges Anrennen gegen einen Baumſtamm kann dieſe Wirkung nicht hervorgebracht haben. Da iſt Gewaltthat und Mord im Spiele. Die Hirnſchale iſt durch den Schlag eines ſtumpfen und ſchweren Inſtrumentes vom Wirbel bis an's rechte Ohr herab geſprengt und es iſt ein Wunder, daß der arme Mann jetzt noch lebt.

Aber könnt Ihr denn Nichts thun, Doktor? fragte der Pfarrer haſtig.

Da iſt alle Kunſt zu Ende, verſetzte mein Vater; aber halt! fügte er hinzu, als er bemerkte, daß der Verunglückte einige heftige Bewegungen machte, wurde unſer armer Freund gemordet, ſo wollen wir wenigſtens erfahren, wer der Mörder iſt. Schreibtafel und Griffel her! raſch, raſch!

Ich ſprang an die Kammerthüre, an deren Pfoſten, wie ich geſehen, die große Schiefertafel nebſt Griffel hing, auf welcher Kleinheinz die dienſtlichen Rapporte zu notiren pflegte, welche ihm ſeine Jägerburſche unter Tags brachten, riß ſie herunter und reichte ſie dem Vater, der inzwiſchen einen kleinen Tiſch vor den Förſter geſchoben und zwei Lichter darauf geſtellt hatte. Er legte die Tafel vor ihn hin, drückte ihm den Griffel in die Hand und ſagte ihm langſam und laut in's Ohr:

Wer hat Euch angefallen, alter Freund?

Kleinheinz wandte den ſtarren Blick mit einer mühſamen Bewegung erſt auf den Fragenden und dann auf die Schreibtafel, während ſich ein ſchreckliches unartikulirtes Aechzen, das alle Anweſenden durchſchauerte und der Förſterin einen lauten Klageruf auspreßte, aus ſeiner Bruſt hervorarbeitete. Er ſchien jedoch zu verſtehen, was mein Vater wollte, und begann mit dem Griffel auf der Tafel hin und her zu fahren. Mein Vater faßte ihn ſanft beim Arme, um ſeiner zitternden Hand mehr Stetigkeit zu geben, und jetzt begann Kleinheinz wirklich zu ſchreiben.

Was iſt das? Was will er wohl? ſagte mein Vater, die verzogenen Schriftzüge entziffernd. Das . . . . . Te . . . . ſtam . . . . . ent . . . . . Teſtament de . . . . . s . . . . . des . . . . .

Seine Gedanken müſſen verwirrt ſein, bemerkte der Pfarrer, er hat ſein Teſtament zu Gunſten ſeiner Frau längſt gemacht, wie ich gewiß weiß.

Plötzlich ließ der Förſter den Griffel aus der Hand fallen und ſeine Augen blieben mit einem

Ausdruck, der mich entſetzte, auf mir, der ich gerade vor ihm an dem Tiſch ſtand, haften. Ueberraſchung, Schrecken, Angſt, Freude ſprachen aus dieſem unbeſchreiblichen Blick, der die Pupillen erweiterte und das Weiße der Augen hervortreten ließ, als wollten ſie aus ihren Höhlen ſpringen.

Erſchrocken that ich einen Schritt zurück.

Der erlöſchende Lebensfunke des unglücklichen Mannes ſchien furchtbare Anſtrengungen zu machen, um ſich zu einer letzten Manifeſtation zuſammen zu raffen.

Fortwährend mich ſtarr fixirend, erhob er ſich halb aus dem Seſſel, ſtreckte beide Arme gegen mich aus und nach einer verzweifelten Verzerrung der Geſichtsmuskeln brach der Schrei: Das Teſtament! ſo fürchterlich grell und ſchneidend aus ſeinem Munde, daß mir das Mark in den Gebeinen erbebte. Dann fiel er wie vom Blitz getroffen in den Lehnſtuhl zurück.

Er war todt . . . .

Iſt's wahr? Iſt's möglich? Mein Gott! unterbrach die ſchnarrende Stimme des haſtig und beſtürzt eintretenden Caſtellans die feierliche Stille und das erſchütternde Klaggeſtöhne der alten, ſo unerwartet verwittweten Förſterin.

Ja, ſagte der Pfarrer, ein gerechter und edler Mann iſt als Opfer eines ſchrecklichen Mordes gefallen.

Mord? rief Lurker aus. Mord? O, die verfluchten Wilddiebe! Aber die Gerechtigkeit wird den Mörder erreichen.

Sie wird ihn erreichen! ſagte plötzlich die tiefe Baßſtimme des Buſchmichels, der bisher ſtumm und regungslos ſeinem ſterbenden Dienſtherrn zur Seite geſtanden.

Der Pfarrer ſchob den Tiſch bei Seite, trat zu dem Todten, bezeichnete ſein Antlitz mit dem Zeichen des Kreuzes und ſprach tief ergriffen:

Gehe ein zum Frieden des Herrn, der Dir milde und barmherzig ſein wird, wie Du gegen alle Armen und Bedürftigen mild und barmherzig wareſt Dein Leben lang!

Amen, ſprachen die anweſenden Dorfbewohner, die alle dem alten Waidmann von Herzen gut geweſen.

Deinem Mörder aber, fügte der Pfarrer hinzu und man hätte ſehen können, daß den wackern Prieſter dieſer chriſtliche Wunſch Mühe koſtete, ſei Gott gnädig!

Nein, er ſei ihm nicht gnädig! ſprudelte Dotterig ſchluchzend hervor.

Das iſt ein trauriger Fall, nahm Lurker das Wort, anſcheinend höchſt bewegt und erſchrocken, aber wir müſſen ſogleich an die Verfolgung und Habhaftwerdung der Mörder denken. Es ſind ſicherlich die Wilddiebe, die ſeit einigen Tagen ſich wiederum in den Wäldern hier herum bemerkbar machten, vielleicht die nämlichen, die im Frühjahr tiefer im Gebirge einen Forſtwart erſchoſſen. Armer Mann? Er hat erſt heute Morgen mit mir über die Mordbuben geſprochen, als hätte ihn eine Ahnung erfaßt gehabt.

Dann wandte er ſich an den Buſchmichel und ſagte:

Kommt ſchnell mit mir auf's Schloß, Burſche. Ihr müßt jetzt noch in dieſer Nacht auf dem ſchnellſten Pferde, daß ſich im Schloßſtall vorfindet, nach der Hauptſtadt abgehen. Dieſer Unglücksfall muß dem Fürſten auf der Stelle gemeldet werden, denn er hat einen ebenſo treuen, als wichtigen Diener verloren. Ich will Euch Eure Papiere eiligſt aushändigen und dann, ihr Männer, wollen wir Alle den verruchten Mördern nach.

Ja, ſo iſt's recht, Herr Caſtellan, ſagte der Pfarrer, wir Alle wollen in die Wälder, und wenn Chriſtian Haſelbaum Taktik und Strategik nicht ganz vergeſſen hat, ſo ſollen ſich die Schandbuben nicht lange rühmen, ihm ſeinen treueſten Freund umgebracht zu haben. Kommt, Männer! Ein ſchlechter Kerl, wer dahinten bleibt!

Alle anweſenden Männer ſchloſſen ſich ihrem Seelenhirten an, der raſch die Rolle des Prieſters mit dem des Kriegers vertauſcht hatte, um die Leitung der Verfolgungsanſtalten gegen die muthmaßlichen Mörder zu übernehmen. In dem Gedränge, welches die Hinauseilenden auf dem engen Flur des Hauſes verurſachten, fühlte ich eine ſchwere Hand auf meiner Schulter und mich umwendend, ſah ich den Buſchmichel, der ſich ſchnell zu mir herabbeugte und mir in's Ohr flüſterte:

Behüt Dich Gott, Triſtel, und vergiß mich nicht, gelt! Und hörſt Du, thu' Deinem Aennchen ſagen, ſie ſoll morgen nur getroſt ſein, und ich laſſe ſie von ganzem Herzen grüßen, ja wohl von Herzen!

Fünfzehntes Kapitel.

Das unterbrochene Opferfeſt, tragiſche Oper mit Knall-Effekt.

Gegen Mitternacht kehrten wir, nachdem wir Wälder und Berge meilenweit und beſonders in öſtlicher Richtung gegen die nahe Gränze zu durchſtreift hatten, ohne auch nur eine Spur von einem Wilddieb anzutreffen, obgleich der würdige Pfarrer unſere Manoeuvres mit bewunderungswürdiger Umſicht geleitet, obgleich wir in allen Schäferhütten und an allen Köhlermeilern die ſorgfältigſten Nachfragen gethan, müde und hungrig von unſerem vergeblichen Verfolgungszug zurück, um uns, nachdem wir den Pfarrer in ſeine Wohnung begleitet, in ſchlechtverhehltem Mißvergnügen zu trennen.

Während aber die Männer, Jünglinge und Knaben des Dorfes auf dieſem, um ſeiner Erfolgloſigkeit willen doppelt traurigen Zuge abweſend waren, hatten ſich die jungen Frauen und Mädchen zu einem viel heiterern Geſchäfte in meinem elterlichen Hauſe verſammelt.

Die Veranlaſſung ihrer Zuſammenkunft war keine andere, als der ſogenannte „Sträußmachet“, wie er jeder Dorfhochzeit in meiner Heimat vorangeht. Am Abend vor der Hochzeit nämlich verſammeln ſich die Geſpielinnen der Braut in ihrem Hauſe, um aus künſtlichen Blumen und Rosmarinzweigen Sträuße zu binden, welche am folgenden Tage von den „Hochzeitmägden“ d. h. den Brautjungfern an die Gäſte vertheilt werden. Bei dieſen Sträußmacheten geht es gewöhnlich höchſt luſtig zu, denn während die Mädchen ihr anmuthiges Geſchäft abthun, kommen die jungen Burſche allmälig angeſtiegen, bringen auch wohl einen oder zwei der Muſikanten mit, die auf das morgige Feſt beſtellt ſind, es wird geſungen und getanzt, und ſo kann der Sträußmachet füglich für ein Vorſpiel der Hochzeit gelten, die zu Eichenrain, wie in der ganzen Landſchaft, im Wirthshaus gefeiert wird und als ein Glanzpunkt im Dorfleben gilt.

Nach dieſer Andeutung brauche ich kaum noch ausdrücklich zu ſagen, daß kommenden Tages die Hochzeit meiner Schweſter Anna ſtattfinden ſollte, und nach dem, was ich früher über den Charakter meiner armen Schweſter geſagt, brauche ich auch nicht zu wiederholen, daß ſie ſich ſtill und ſanft in das Unvermeidliche ergab. Nur an der Magerkeit und Bläſſe ihres Geſichtes, an dem verſchüchterten, ſchwermüthigen Blick ihrer tief in die Höhlen zurückgetretenen Augen hätte man bemerken können, was ſie litt, als ſie, vielleicht von einer anderweitigen geheimen Neigung erfüllt, dem Caſtellan ihre Hand reichen mußte.

Wenn Lurkers durch und durch bösartiges Weſen und ſeine tiefe Verſtellungskunſt nicht ſo allgemein bekannt geweſen, hätte es der guten Anna an Neiderinnen ſicherlich nicht gefehlt, denn ihr Bräutigam war, durch den langen Widerſtand mehr noch vielleicht, als durch die Schönheit ſeiner Erwählten geſtachelt, augenſcheinlich bis über die Ohren in ſie verliebt und hatte in Gegenwart des Schulzen und des Bezirksnotars bei Entwerfung und Unterzeichnung des Heiratcontraktes einen in Betracht ſeiner verrufenen Habſucht auffallenden Beweis davon gegeben, indem er auf den Fall hin, daß er kinderlos ſtürbe, den größten Theil ſeiner Habe teſtamentariſch ſeiner Frau vermachte.

Seinem ſonſtigen hochmüthigen Benehmen gegen die Dörfler zuwider hatte ihn auch die Grille angewandelt, ſich einen populären Anſtrich zu geben, indem er verlangte, daß ſeine Hochzeit ganz den ländlichen Bräuchen und Gewohnheiten gemäß vor ſich gehen ſollte, und demzufolge waren im Ritter St. Jörg unerhörte Vorbereitungen getroffen worden, da die einflußreiche und gefürchtete Stellung des Hochzeiters eine bedeutende Maſſe von Gäſten erwarten ließ.

Das Vorſpiel des Feſtes, der Sträußmachet, vergeckte freilich auf eine traurige Weiſe und die Veranlaſſung dieſer Störung, die Ermordung des guten Förſters, war eine ſo ſchreckliche, daß es nicht an Leuten fehlte, welche daraus eine traurige Vorbedeutung für die Zukunft meiner Schweſter ableiteten. Indeſſen ließ ſich an der Sache Nichts mehr ändern, und als der Morgen kam, bereitete ſich das ganze Dorf zur Theilnahme an der Hochzeit des Herrn Caſtellans, der ſchon frühe, zierlich herausgeputzt und von den ihm untergebenen fürſtlichen Beamten und Bedienſteten ſtattlich begleitet, in unſerm Hauſe erſchien.

Reine Herbſtluft und wohliger Sonnenſchein machten den Tag zu einem ſchönen, an welchem ich zuerſt eine Rolle in der geſellſchaftlichen Tragicomödie ſpielen ſollte. Man muß nämlich wiſſen, daß mir Anna das Ehrenamt des Brautführers zugedacht und die Eltern in Anbetracht, daß ich, wenn auch nicht an Tugend und Weisheit, ſo doch an Länge und Stärke mit den Jahren erklecklich zugenommen, ſowie Maſter Lurker, mit dem ich freilich nur in einem faulen Frieden lebte, mich darin beſtätigt hatten. Ich empfand darüber eine unbändige Freude, denn ich ſah in meiner heutigen Rolle gleichſam eine Erklärung meiner Mannbarkeit und ſollte einmal öffentlich eine Tabakspfeife handhaben und die drallen Bauernmädel auf dem Tanzboden ſchwenken dürfen. Im Hochgefühl meiner Wichtigkeit vergaß ich ſogar den Gruß des Buſchmichels, der geſtern Nacht mit Briefſchaften an den Fürſten nach der Hauptſtadt geritten, an Anna zu beſtellen, und erſt, als ſie bräutlich geſchmückt, in ſchwarzem Rock und Mieder, die von Goldflittern und Silberzindeln glitzernde ländliche Brautkrone auf den reichen Haarflechten, von ihren zwei bekränzten Hochzeitmägden begleitet aus ihrer Kammer herabkam, erinnerte ich mich meines Auftrags und näherte mich ihr, ſobald es thunlich, um mich desſelben zu entledigen. Die Braut erſchrack höchlich, als ich ihr den Namen Buſchmichel zuflüſterte, ein brennendes Roth ſtieg in ihr blaſſes Geſicht und die Thränen, welche ihre Augen feuchteten, wären wohl hervorgebrochen, ſo nicht die Mutter, welche die Bewegung der Tochter bemerkte, raſch hinzugetreten wäre und ihr mit liebreichem Wort Muth eingeſprochen hätte.

Das Hochzeitgeleite verſammelte ſich dem Brauch gemäß im Ritter St. Jörg, wohin ſich auch Braut und Bräutigam, mit den Eltern und Verwandten begaben und wo der Hochzeiter mit der Hochzeiterin die drei „Morgentänze“ that. Dann, als die Glocken den Gottesdienſt einläuteten, ordnete ſich der maſſenhafte Zug vor dem Wirthshaus und ſetzte ſich nach der Kirche in Bewegung.

Voran ſchritten die ſechs Muſikanten, den Hochzeitmarſch ſpielend. Dieſen folgten die ledigen Burſche rauchend, hutſchwenkend und juheiend; dann kamen die Mädchen und hinter dieſen ich als Brautführer, unmittelbar der Braut vortretend. Meine beſten Kleider auf dem Leibe und zum erſten Mal jenes abſcheuliche Filzding, welches die Abgeſchmacktheit der europäiſchen Mode den Männern aufſtülpt, auf dem Kopfe, im Knopfloch auf der linken Bruſt einen koloſſalen Strauß von künſtlichen Blumen, umwunden mit flatternden bunten Bändern, auf dem Aufſchlag des linken Aermels ein kleines Kränzchen aus Silberflittern, das Zeichen der Jünglingſchaft, in der linken Hand eine Citrone, aus welcher ein mächtiger Rosmarinſtengel hervorragte, und in der rechten einen entblößten alten Degen, von deſſen Griff ebenfalls bunte Bänder hinunterflatterten — ſo herausſtaffirt, ſchritt ich mit größtmöglicher Grandezza einher. Hinter der Braut gingen die Hochzeitmägde, dann kam der Bräutigam, von dem Vater und den verheirateten Männern begleitet, und zuletzt die Mutter mit den Frauen.

Als ich mich beim Eingang in den Kirchhof, über welchen der Weg auf die Kirche zuführte, nach meiner Schweſter umwandte und ſie ſo blaß und leiſe zitternd, aber fromm und ergeben mit geſenktem Blick einherwandeln ſah, kam ſie mir in der That wie eines jener bekränzten Opfer vor, welche die Bewohner des alten Anahuac vordem ihren ſcheußlichen Götzen zum Opfer brachten, und da ich damals noch nicht wußte, wie abgegriffen dieſer Vergleich iſt, ſo glaube ich ihn wohl herſetzen zu dürfen, ohne Gefahr zu laufen, abgeſchmackt zu erſcheinen. Aber auch der Vater, den mein Auge beim Eintritt in die Kirche ſtreifte, kam mir weit finſterer und in ſich gekehrter, als gewöhnlich vor, und ſeine Miene ſchien gar nicht dazu zu paſſen, daß er heute endlich einen Wunſch in Erfüllung gehen ſah, deſſen Verwirklichung er mit allen Mitteln angeſtrebt.

Als das Hochamt zu Ende war, trat ich aus meinem Stuhle, um die Braut zum Altar zu führen, während die Brautjungfern dem Bräutigam den nämlichen Dienſt erwieſen. Die Hand der Schweſter bebte in der meinigen, als ich ſie faßte, aber ich hatte jetzt nicht Zeit, darauf zu achten, weil ich den Kopf beiſammenhalten mußte, meine Rolle in dem Copulationsceremoniel gehörig auszufüllen. Es ging denn auch Alles nach der herkömmlichen Ordnung von Statten, von der kernigen Trauungsrede des würdigen Pfarrers an bis zu dem nach vollendeter Einſegnung gebräuchlichen Umgang des Brautpaars, der Hochzeitmägde und des Brautführers um den Altar, an deſſen linker Seite ein Teller aufgeſtellt war, in welchen wir unſere Opfermünzen legten.

Daß das Ja! der Braut kaum hörbar auf ihren Lippen verzitterte, hatte ja Nichts zu bedeuten und konnte ebenſo gut jungfräulicher Scham und Befangenheit zugeſchrieben werden, als einem andern Grunde. Mehr ging es mir zu Herzen, daß ich, als Anna dieſes leiſe, ſchmerzliche Ja hervorſtotterte, Lurkers Lippen für einen Augenblick von jenem grauſamen, höhniſchen sneer gekräuſelt ſah, für welches, da es nur den Briten eigen iſt, auch kein erſchöpfender deutſcher Ausdruck exiſtirt.

Nachdem das Trauungslied von der Orgel herab verklungen und der Prieſter das Weihwaſſer ausgetheilt hatte, ordnete ſich auf dem Gottesacker der Zug wieder in der angegebenen Weiſe und bewegte ſich nach dem Ritter St. Jörg zurück, wo ich jetzt zunächſt die mir als Brautführer zuſtehenden drei Ehrentänze mit der Braut tanzen und wo ſich darauf das Brautpaar mit den nächſten Verwandten und Freunden zu dem reichlichen Mittagseſſen, welches par excellence das „Mahl“ genannt wird, niederſetzen ſollte.

Der Weg führte an einer Stelle oberhalb des Dorfes hart an der Mauer des fürſtlichen Parkes hin, die ſich hier zu einer ungewöhnlichen Höhe erhob. Die Muſikanten ſpielten luſtig voraus, das Juheien der Burſche wurde jetzt ausgelaſſener und gellender, als es vor dem Gottesdienſt geweſen, das Schäckern und Lachen der Mädchen lauter.

Jch wandte mich nach der Braut um, ſie ſcherzend fragend, welche Tänze ſie für uns Beide aufgeſpielt haben wolle, als ich plötzlich den Bräutigam hinter den Hochzeitmägden mit einem kurzen Schrei einen gewaltigen Satz machen und dann zu Boden ſtürzen ſah und zugleich der Knall einer Büchſe an mein Ohr ſchlug, die ſo nahe abgefeuert worden daß aus hundert weiblichen Kehlen ein Ruf des Schreckens tönte und der Hochzeitmarſch mit einer grellen Diſſonanz abſchnappte.

Das ganze Hochzeitgeleite ballte ſich zu einem verworrenen Knäuel zuſammen, aus welchem ſtatt der noch eben vernommenen Freudenlaute tumultuoſes Geſchrei der Ueberraſchung, des Entſetzens und der Angſt in die Lüfte drang, während, vielleicht von mir allein bemerkt, eine dünne Pulverrauchflocke über der Parkmauer in der Luft zerfloß.

Man hob den Caſtellan auf.

Er war ſtumm und todt.

Eine Büchſenkugel war ihm, wie ſich's nachher ergab, von der rechten Seite eindringend durch Lunge und Herz gegangen.

Anna war Wittwe, ohne Frau geworden zu ſein

II.

Burſchenſchaft.

Die Sanftmuth iſt des Alters Tugend,
Laßt ſchäumen doch die wilde Jugend!

Karl Immermann.

Brüder auf, die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißet Euch los!
Hinan! Vorwärts! Hinan!
Und das Werk, es werde gethan!

Johann Wolfgang Goethe.

Sechszehntes Kapitel.

Warum und durch wen Maſter Lurker ſo raſch vom zeitlichen ins ewige Leben befördert wurde. — Eintritt ins Kloſter. — Anſichten eines alten Revolutionärs über Zeit und Menſchen. — Hat man Nichts mehr von der Roſe gehört?

Die nächſten Wochen waren für die Bewohner von Eichenrain wahre Schreckenswochen. Von einer Menge Gensdarmen und Polizeiknechte beſetzt, war das Dorf gleichſam in Belagerungszuſtand erklärt, in der Erkerſtube des Ritters St. Jörg thronte ſtatt des zerriſſenen örtlichen Kleeblattes eine Commiſſion, die von dem Kreisgerichtshof hergeſandt worden, welcher einen Ort, wo ſo raſch hintereinander drei Morde vorgefallen, für eine rechte

Blutzapferhöhle anzuſehen begann, und Tag und Nacht währte das Verhören und Protokolliren, Verhaften und wieder Freilaſſen. Dame Juſtitia bewies aber ihre Blindheit hier recht auffallend, denn ſie vermochte ihren Jüngern, ſo eifrig und rückſichtslos dieſelben auch wirthſchafteten, durchaus kein Licht in Bezug auf den Mord des Förſters und des Caſtellans zu verſchaffen, während der des reitenden Bettlers durch meine, von dem Pfarrer unterſtützten Ausſagen über den Vagabunden wenigſtens einigermaßen erklärt wurde. Die Juſtizcommiſſion erkannte, wie wichtig die Zeugenſchaft des Buſchmichels Bezugs der wahrſcheinlich mit der Lurkers zuſammenhängenden Ermordung des Förſters ſei, und ſandte einen Courir nach der Reſidenz, um den Jägerburſchen, der wider Erwarten von ſeiner Sendung noch immer nicht zurück war, herbeizuholen oder nöthigenfalls arretiren zu laſſen. Allein der Courier kehrte nach drei Tagen mit der Nachricht zurück, der Buſchmichel ſei gar nicht in der Reſidenz geſehen worden, und einen Tag ſpäter kam ein Bevollmächtigter des Fürſten, welcher dieſes beſtätigte und einſtweilen die oberſte Verwaltung der fürſtlichen Beſitzungen übernahm.

Jetzt erhob ſich gegen meinen waidmänniſchen Freund der ſtärkſte Verdacht, welcher durch ſein fortwährendes Ausbleiben noch an Gewicht gewinnen mußte. Man unterſuchte ſofort ſeine Kammer in dem Jägerhaus, fand aber nur einige alte Anzüge, Jagdgeräthſchaften und eine alte verroſtete Flinte, welche offenbar ſchon lange nicht mehr gebraucht worden war. Als aber der Park, beſonders die Stelle, wo von der Mauer herab der tödtliche Schuß auf den Caſtellan gefallen, einer nochmaligen genauen Unterſuchung unterworfen wurde, traf man in einem Dickicht unweit dieſer Stelle auf Hufſpuren, welche durch Dick und Dünn auf die nordweſtliche Parkpforte zuliefen und ganz in der Nähe derſelben in einer Pflanzung junger Lerchenbäume die wohlbekannte Büchſe des Buſchmichels mit offener Pfanne und niedergeſchnapptem Hahn. Dieſe Indizien genügten, um ſogleich dem flüchtig Gewordenen Steckbriefe nachzuſenden, allein bevor von irgend einer Wirkung derſelben verlautete, trat eines Tages der Pfarrer Haſelbaum in den Ritter St. Jörg und legte der Juſtizcommiſſion einen ſo eben erhaltenen Brief vor. Dieſer Brief, von welchem der Pfarrer eine Abſchrift genommen, die alsbald im Dorfe cirkulirte, war aus Nancy datirt und lautete alſo:

Hochwürdiger Herr!

Ich muß Ihnen ſchreiben, daß ich und ſonſt Niemand den Lurker erſchoſſen hab', und zwar von wegen deſſen, weil er meinen guten Herrn Kleinheinz ſelig todtgeſchlagen hat. Und das ging ſo zu. Der Lurker und mein Förſter ſtanden ſchon lange her nicht gut mitſammen und einſt auf der Jagd hat mein Förſter im Unmuth zu mir geſagt: Der Caſtellan iſt doch ein rechter Schuft, dieweilen er mich immerfort plagt, Was zu thun, was doch dem heiligen Eid, den ich hab' meinem durchlauchtigen Herren, dem guten Fürſten Lothar ſelig, auf ſeinem Sterbebett habe müſſen ſchwören, ganz zuwider iſt. Am Morgen vor dem Hochzeitstag hat mich der Lurker laſſen rufen und mir geſagt, ich müſſe am andern Tag mit den jährlichen Forſtberichten und andern Briefſchaften zu dem Fürſten reiten. Dann ging ich in den Wald und war mir recht ſchwer um's Herz. Von wegen was, geht Niemand Nichts an. Zum Mittageſſen hab' ich nicht heim gemocht und bin am Nachmittag droben auf der Wülflisburg, wohin ich 'nem Fuchs nachgegangen, verſchlafen, weil ich ſchon drei Nächte nicht hatt' geſchlafen gehabt. Als ich am Abend wieder aufgewacht bin, wollt' ich durch das alte Mauerwerk den Felſen hinabſteigen, da ſah ich drunten meinen Förſter vorübergehen, heim zu. Wollt ihm einen guten Abend hinabrufen, als ich mit einmal den Lurker aus dem Buſch treten und mit meinem Förſter reden ſah. Weiß nicht, von was ſie redeten, ſahen mich aber nicht, weil ich in dem Grundſtock eines der alten Thürme durch die Schießſchart guckte. Schwatzten lange und eifrig mitſammen und gingen dann von einander. Aber hatte mein Förſter noch keine drei Schritte von dem Lurker weggethan, als dieſer, nachdem er rundum geguckt, von hinten auf ihn zuſprang, im Handumdrehen ein kleines Beil unter dem Rock vorzog und meinem Förſter drei Streiche mit dem Ohr deſſelben an den Kopf gab. Als ich meinen Förſter einen Schrei ausſtoßen hörte und taumeln ſah, ſprang ich voll Schrecken und Wuth aus dem Thurm und den Felſen hinab, mußt aber im Kreiſe laufen, weil ich todtgefallen wär, wenn ich gradaus hinabgewollt. Kam endlich hinab und auf den Platz, war aber der verſluchte Hund von Schottländer weg und lag mein Förſter todt und regungslos am Boden und ſein alter Hühnerhund that ihm winſelnd das Geſicht lecken. Wollte Anfangs dem Mordkerl nachrennen, dann aber kam's mir in den Sinn, daß ich erſt ſehen ſollt', ob ſich meinem Herrn nicht mehr helfen ließ. Nahm ihn alſo auf meine Arme und trug ihn heimwärts und wie ich ihn ſo trug, ſagt ich auf einmal zu mir: Hat der Lurker Deinen Förſter umgebracht, ſo mußt Du den Lurker umbringen. Ich kann Ihnen nicht ſo auseinanderſetzen, Hochwürden, wie das ſo kam, und kann nur ſagen, daß ich nichts Andres mehr denken konnt'. Mein Förſter machte zwar wieder die Augen auf, während dem ich ihn heimtrug, aber er konnte weder reden noch deuten. Als er dann ſtarb und der Lurker frech herbei kam und den Mord den Wildſchützen zuſchanzen wollte, da mußt ich recht auf die Zähne beißen, um ihn nicht zu packen und anzugeben. Jedennoch ich dacht bei mir: Gibſt Du ihn an, ſo lügt ſich der Schurk los und kommt davon und das darf nicht ſein, ſondern Du mußt ihn umbringen. Hernacher bin ich mit dem Lurker aufs Schloß gegangen, wo er mir die Briefſchaften an den Fürſten und etwas Reiſegeld und einen Ausweis gab und mir die Wahl unter den Gäulen ließ. Ich wählte den Rothbläß, weil ich wohl wußt, wie der rennen konnt'. Dann ging ich, that meine beſten Kleider in einen Mantelſack, nahm all' das Geld, was ich mir im Dienſt erſpart hatt', zu mir und lud meine Büchſe recht ſorgfältig mit einer gelederten Kugel. Nach Mitternacht ging ich aufs Schloß, holte den Rothbläß und that, als ritt ich weg in die Reſidenz, aber ich kehrte in der Dunkelheit auf auf einem Umweg zurück, ohne den Park verlaſſen zu haben, und verſteckte mich und den Gaul in dem dichten Buſchwerk an der Parkmauer, wo der Kirchenweg an ſelbige ſtößt, denn ich mußte den Lurker todtſchießen, und weil ich um ſo eines Hundsfotts willen doch nicht gerne dem Scharfrichter wär' verfallen, ſo wollt' ich 'ne gute G'legenheit dazu abpaſſen und dacht' mir: du kannſt ihn am Beſten mit deiner Kugel langen, wenn er als Hochzeiter in die Kirche zieht. Und als ich den Zug kommen gehört, hab' ich dem Rothbläß mit meinem Schnupftuch das Maul verbunden, damit er ob dem Muſiziren nicht gimmelig werde und wiehere, was mich hätte können verrathen. Wie die Muſikanten an der Mauer vorüberblieſen und geigten, legte ich auf den Hochzeiter an und der Wipfel einer Linde, welcher die Mauer überhing, verbarg mich ganz gut. Und aber ich konnte nicht auf den Lurker ſchießen, weil die ganze Zeit über der Herr Doktor an ſeiner linken Seite war. Mußte alſo paſſen, bis der Zug aus der Kirche zurückkam, und da ging nun der Lurker allein hinter den Hochzeitmägden und ich zielte ſcharf und jagte ihm meine Kugel in den Leib und wußte wohl, daß er dran gnug haben werde. Drum ſetzt' ich mich auch nicht faul auf den Rothbläß und ließ ihn ausgreifen, was er vermochte, und warf die Büchſe, die mich hinderte, an dem Packthor in die jungen Lerchenbäume und ritt zu, ſo lang es der Gaul präſtiren konnte, wohl an fünfzehn Stunden weit, aber nicht in die Reſidenz, ſondern gradenwegs dem Rhein zu. Als der Gaul nicht mehr gekonnt hat, hab' ich ihn laſſen laufen und bin Tag und Nacht zu Fuß gangen, bis ich in die Stadt Straßburg gekommen, von wo ich mit dem Poſtwagen, den ſie auf Franzmänn'ſch Diliſchans nennen, hieher nach Nanzig gefahren. Von da hab' ich die Briefſchaften mit der Poſt an den Fürſten geſchickt und Ihnen, hochwürdiger Herr Pfarrer, hab' ich dieſen Brief geſchrieben, damit Sie und alle Leute ſollten erfahren, wie es eigentlich mit der Sach' ſei. Will jetzt gleich weiter und zwar über das Meer nach Amerika, wo es ja Wälder und Wild genug gibt. Hochwürdiger Herr Pfarrer, ich thäte ſie gerne bitten, die Leute, welche gut mit mir waren, recht ſchön zu grüßen, aber es wird halt jetzt Niemand mehr was von mir wollen hören, weil ich hab' den Lurker todtgeſchoſſen. Dennoch aber kann ich allweil keine Reue von deſwegen in mir ſpüren, und wenn ich's nicht gethan hätt', ſo müßt' ich's noch thun, und ſag' ich Ihnen frei offen: 's war der beſte Schuß, den ich jemals hab' losgebrannt. Doch jetzt Adies, Herr Pfarrer, und was ich Ihnen hab' geſchrieben, das iſt die reine, lautere Wahrheit und ſollen es alle Leut wiſſen.

Michael Holder.

Dieſes Document, an deſſen äußerer Aechtheit und innerer Wahrheit ſelbſt die argwöhniſchſte Schnüffelnaſe von Juriſten nicht zweifeln konnte, nachdem die Handſchrift des Buſchmichels conſtatirt war, beendigte die Geſchäfte der Unterſuchungscommiſſion und die Mitglieder derſelben verſchwanden mit ihren zweierleituchenen Myrmidonen aus Eichenrain.

Wenn ich jetzt dieſen Brief wieder überleſe, muß ich darin vor Allem das richtige Gefühl und den Zartſinn bewundern, von welchem geleitet der athletiſche Schreiber, welcher ſo reſolut an eine gerechte aber blutige That gegangen und dieſelbe ſo umſichtig ausgeführt, mit keinem Worte meiner Schweſter Anna gedachte, wie um ja keinen Schatten ſeines Thuns auf dieſelbe fallen zu laſſen. Uebrigens trat, nebenbei bemerkt, Anna ungehindert in den Beſitz ihres Witthums, das zwar in Betracht der Stellung, welche Lurker innegehabt, nicht ſo bedeutend, wie die Leute erwartet hatten, aber noch immer groß genug war, um Anna's beſcheidenen Anſprüchen und Anſichten als Reichthum zu erſcheinen, welchen ſie denn auch, im väterlichen Hauſe wohnen bleibend, ſogleich den Eltern zur Verfügung ſtellte.

Der Vater war, nachdem der Tod des Förſters und des Caſtellans durch den Brief des Buſchmichels aufgeklärt worden, in die Reſidenz gereiſt und ich glaubte nach ſeiner Rückkehr zu bemerken, daß er ſich gegen mich gütiger und verſorglicher benahm, denn ſonſt, was mir indeſſen kaum beſonders auffiel, weil er die letzte Zeit her überhaupt viel milder und häuslicher geworden und die Mutter mit einer Achtung und einem Vertrauen behandelte, welche dem häuslichen Frieden um ſo größere Dauer verhieß, als die Armuth des Hauſes vermöge der Einkünfte Anna's, ſowie durch die wieder angeſtrengtere, hingebendere ärztliche Thätigkeit des Vaters einem behaglichen, wenn auch immer noch beſcheidenem Wohlſtand Platz zu machen begann.

So wurde denn meine Ausſtattung ins Kloſter mit einer Art von dörflichem Luxus beſorgt und an einem rauhen Spätherbſttag reiſte ich, von dem Vater begleitet, nach dieſem Vorwerk der Theologie ab, welches in einem etwa zwanzig Stunden von Eichenrain entfernten, mitten im platten Lande liegenden Städtchen exiſtirte und noch exiſtirt.

Als ich das weitläufige, überall von einer hohen Mauer umgebene alte Gebäude betrat, welches, obgleich kein eigentliches Kloſter, dennoch jenen eigenen, fatalen klöſterlichen Geruch aus allen Poren ſtrömte, als ich die kaſernenartige Hausordnung, den maſchinenartigen Gehorſam, die Aufhebung der Rechte der

Perſönlichkeit, kurz alle jene unangenehmen Dinge welche mit einer derartigen Anſtalt nothwendigerweiſe verbunden ſind, zuerſt wahrnahm, war ich nahe daran, meine Siebenſachen wieder zuſammenzupacken und auf und davon zu gehen. Aber ſchon nach ein paar Tagen machte es ſich anders und beſſer und ich erkannte, beſonders als ich mit einem Dutzend meiner Schickſalsgenoſſen auf ſtudentiſch raſche Art intime Freundſchaft geſchloſſen, daß es ſich hier ganz gut leben laſſe, wenn man nämlich ſein Glück überhaupt in der Beſchränkung zu finden wiſſe, eine Kunſt, die ich freilich immer nur auf kurze Zeit zu üben vermochte. Von bigotter Eſelei und aszetiſchem Unſinn war indeſſen, wenngleich das Ganze eine theologiſche Färbung trug, hier nicht viel zu finden und das Inſtitut kann mit Nichts paſſender verglichen werden, als mit den ſogenannten engliſchen Univerſitäten zu Oxford und Cambridge, wo ja bekanntlich das claſſiſche Alterthum auch das Hauptſtudium bildet und die Mitglieder der Colleges einer Art klöſterlicher Zucht unterworfen ſind.

Am Ende des Studienjahres, im Herbſt, hatten wir immer eine mehrwöchentliche Vakanz, die dann in burſchikoſem Saus und Braus zu Hauſe verlebt wurde, wobei mir, wenn mein Zeugniß vom Kloſtervorſtand erträglich ausgefallen, Niemand viel in den Weg legte. Da war in der ganzen Gegend keine Kirchweih, keine Bauernhochzeit, kein ſolennes Kegelſchieben, bei welchem nicht der Doktortriſtel, wie ich noch immer im Dorfe hieß, mit den ausgelaſſenſten Burſchen gewetteifert hätte. Ich trank mit den Alten, ſang und tanzte mit den Jungen, küßte die Mädels, wo ich eins erwiſchen konnte, half Schwänke aller Art anzetteln und ausführen und ſchrak vor einer reellen Prügelei, ohne welche eine ländliche Luſtbarkeit nicht ganz war, keineswegs zurück. Dann ſpielt' ich auch wieder den Geſetzten, ſaß Abends in der Erkerſtube des Ritters St. Jörg beim Pfarrer Haſelbaum und Krämer Dotterig — die den Verluſt ihres Zechgenoſſen Kleinheinz nie verſchmerzen konnten und, Haſelbaum heimlich, Dotterich öffentlich, den Buſchmichel für einen Heroen erklärten, der einen Orden verdient hätte, weil er den ſchnöden Schurken Lurker aus der Welt geſchafft — oder las der Mutter und Schweſter die Romane von Walter Scott vor, die damals alle Welt entzückten, oder machte mit dem

Vater, der ſich jetzt näher an mich anſchloß, lange Waldſpaziergänge, auf welchen oft der ganze Grimm und Groll dieſes Mannes gegen die Menſchen und die Zeitverhältniſſe hervorbrach und mir Ausſichten in Gebiete eröffnete, die mir bisher faſt gänzlich fremd geblieben, Blicke in das verworrene Getreibe einer ſchmachvollen Politik und in das Verderbniß einer faulen Geſellſchaft.

Wäre ich nicht zu alt, äußerte er einmal, noch heute griffe ich zum Wanderſtab, um mir jenſeits des Meeres eine neue Heimat zu gründen in den Wildniſſen Amerika's, wo der Athem der Freiheit weht, wo der Menſch als das gilt, wozu er ſelbſt ſich macht, und nicht nach den Zufälligkeiten der Geburt und des Standes oder auch nach ſeinem Talent im Intriguiren und in der kriechenden Niederträchtigkeit geſchätzt wird. Alles Geprale der europäiſchen Geſellſchaft mit ihrer Cultur, ihren hiſtoriſch begründeten und entwickelten Verhältniſſen, ihrer Loyalität u. dgl. iſt Tand, womit die Herrſchenden ihre einfältigen Sklaven foppen, eine Philoſophie der Knechtſchaft, deren Lächerlichkeit nur von ihrer Impertinenz übertroffen wird, ein Syſtem barbariſcher

Reminiscenzen aus der Feudalzeit, aufgeputzt mit modernem Krimskrams, welches nur ſolchen erträglich ſein kann, die dumm genug ſind, an ein Recht von Gottes Gnaden zu glauben, oder lakaienhaft genug, einen ſolchen Glauben zu heucheln. Die franzöſiſche Revolution war der einzige tüchtige Anlauf, den ſeit dem deutſchen Bauernkrieg, welcher an pfaffiſcher Bornirtheit zu Grunde ging, bevor er etwas Rechtes geworden, die europäiſche Menſchheit genommen, um zur Vernunft und Freiheit zu gelangen. Aber die Franzoſen ſtanden allein und ihr Leichtſinn vermochte die rieſenhafte Miſſion, welche ſie ſo freudig und ſchön begonnen, nicht zu Ende zu führen. Hätten die Deutſchen gemeinſame Sache mit ihnen gemacht, in anderer Weiſe natürlich und früher, als die Rheinbundfürſten mit ihrem Herrn und Meiſter gemeinſame Sache machten, ſo wäre jetzt das Angeſicht der Erde umgewandelt. Jedoch die Deutſchen waren von Anbeginn an, trotz all dem ſelbſtgefälligen Larifari von altgermaniſcher Freiheit, Knechte der Ariſtokraten und Pfaffen und werden es bleiben in alle Ewigkeit. Ihr kindiſches Schwärmen, ihr unpraktiſches Idealiſiren, ihr vertrauungsvolles Sichbelügenlaſſen und Selbſtbelügen, ihr Reſpekt vor dem hiſtoriſchen Unrath aller Art, wird ſie ſtets hindern, etwas Rechtes zu thun und das zur That zu machen, wovon ſie träumen. Das haben ſie in und nach den ſogenannten Befreiungskriegen, dieſen Triumphzügen der Reaktion, glänzend bewieſen. Jetzt herrſchen in Frankreich wieder die verfaulten Bourbons mit ihrem bigotten Affenſpektakel und in Deutſchland faſelt die Romantik, dieſer Abhub des Mittelalters, gewürzt mit deutſcher Treue und Redlichkeit, d. h. mit religiöſer Träumerei und politiſcher Hundedemuth, die der alte Moſer beim rechten Namen genannt. Lange wird es allerdings nicht ſo gehen, denn die Franzoſen werden ſchon aus langer Weile wieder eine Revolution machen, aber bei der allgemeinen Corruption und bei der feigen Scheu, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, läßt ſich der Erfolg leicht vorausſehen und wird nur der ſein, daß an die Stelle der Geburtsariſtokratie, die denn doch gar zu abgelebt und verblödet iſt, als daß ſie noch einer großen Lebensregung fähig wäre, die Geldariſtokratie mit ihrer Unverſchämtheit und ihrer ſpießbürgerlichen Beſchränktheit tritt. Und das wird dann die eingeſtandene Herrſchaft des

Egoismus, der Feigheit und der Schmach ſein. O, die Völker ſind und bleiben erbärmliche Haufen von Sklaven, zufrieden, wenn ſie nur den hungrigen Magen mit Kartoffeln ſtopfen können, und gedanken- und willenlos, ob ſie nun ein Napoleon auf die Schlachtbänke ſeines Ehrgeizes treibe, ob ſie, wie in England, eine ſtolze Ariſtokratie am conſtitutionellen Narrenſeil gängle, oder ob ſie ein moskowitiſcher Czar mit der Knute regiere. An eine freie Zukunft der europäiſchen Völker zu glauben, iſt Traum und Schaum, und am Ende kann man nichts Beſſeres thun, als den Rath Goethe's, der ſeine Größe als Menſch und Dichter gerade dadurch recht bewies, daß er den deutſchen Michel gründlich verachtete, befolgen: Thorheit, auf Beſſrung der Thoren zu harren, Kinder der Klugheit, o habet die Narren eben zum Narren, wie ſich's gebührt! .....

Derartige Aeußerungen konnten in einem Alter wo man das Herz höher trägt, als den Kopf, und glaubt und hofft und liebt, ſtatt zu denken, zu zweifeln und zu haſſen, keinen nachhaltigen Eindruck auf mich machen, allein ſpäter mußte ich oft daran zurückdenken und dann drang ſich mir die Richtigkeit mancher dieſer Bemerkungen auf.

An dem Tage, bevor ich nach Verfluß der zweiten Herbſtvakanz, welche ich in dem elterlichen Hauſe zugebracht, ſeit ich in's Kloſter eingetreten, wieder dahin abreiſte, hatte ich noch ein kleines Erlebniß, deſſen Bedeutung mir freilich erſt weit ſpäter klar wurde.

Ich hatte Nachmittags den Park durchſchweift, der in all ſeiner Herbſtſchöne prangte, und dann die zahlloſen Gemächer des mir ziemlich fremd gewordenen Schloſſes durchwandert. In dem Zimmer, wo ich in den Tagen der Kindheit mit Oda unterrichtet worden, lag und ſtand noch Alles, wie vordem. Weich und dennoch mächtig überkam mich die Erinnerung, und als mein Blick auf die kleine, über dem Fortepiano hängende Guitarre Oda's fiel, murmelte ich, angefaßt von dem Gedanken, daß mein Lebenspfad mich nothwendigerweiſe immer weiter von der Fürſtentochter entfernen müßte, und von einem raſch kommenden und raſch verſchwindenden Schmerz betroffen, leiſe eine Strophe vor mich hin, welche ich als Motto auf einem engliſchen Roman geleſen:

Doch ihm und Allen ſie entſchwand,
Stumm hängt die Laute an der Wand —
Und all' die Hallen, todt und leer,
Durchſchwebt ihr Elfentritt nicht mehr.

Aber wie immer, ſo ſchüttelte ich auch jetzt die Anwandlung von Melancholie mit einem raſchen Willensruck von mir und eilte nach Hauſe, um mich zur morgigen Abreiſe zu rüſten.

Anna ſagte mir, die Mutter hätte mit einer alten Baſe des Vaters, welche, in einem entfernten Dorfe wohnend, ihre Verwandten zu Eichenrain in langen Zwiſchenräumen beſuchte, einen Gang in's Feld gemacht, und ich ſtieg in meine Kammer hinauf, um einzupacken. Beim Eintritt fiel mir zufällig ein Stück Papier in die Augen, welches am Boden lag und einer Thalerrolle gleichſah. Ich hob es auf. Es war aber leer und zur Hälfte abgeriſſen, wie es bei einer Geldrolle zu ſein pflegt, die man in der Mitte zerbricht. Eben wollte ich das Papier wieder fallen laſſen, als ich auf demſelben die Worte gewahrte:

Für die Waiſe von Wien.

Dieſe Aufſchrift rührte von einer zierlichen, feſten Frauenhand her, die mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich genau entſinnen konnte, wem ſie angehöre. Allein die Worte: Für die Waiſe von Wien — riefen mir jene ſeltſame Szene in's Gedächtniß zurück, welche ich einſt im Ritterſal des Schloſſes erlebt und bei welcher auch einer Waiſe von Wien Erwähnung geſchehen war. In dieſem Augenblick vernahm ich durch das offene Kammerfenſterchen die Stimmen der Mutter und der alten Baſe, welche von ihrem Spaziergang zurückkehrend in eifrigem Geſpräch in den Baumgarten getreten waren. Ich hörte die Alte, die etwas taub war und alſo ſehr laut ſprach, fragen: Und von der Roſe hat man alſo Nichts mehr, gar Nichts mehr gehört? und darauf erwiderte die Mutter mit einer Stimme, die im Weinen brach: Nein, kein Sterbenswörtchen mehr; die arme Roſe iſt verſchollen, ſpurlos verſchollen und wohl ſchon lange todt.

Die Roſe? Die arme Roſe? Wer iſt denn die Roſe und wer iſt die Waiſe von Wien? dachte ich bei mir und wollte hinab, um der Mutter alſogleich dieſe Fragen vorzulegen. Aber auf der Treppe faßte mich der junge Dotterig ab, eines luſtigen Vaters luſtiger Sohn, um mich zu einer Abſchiedskneiperei abzuholen, welche meine dörflichen Kameraden, denen ich mit ausnehmendem Erfolg burſchikoſe Lebensart beigebracht, im Ritter St. Jörg veranſtaltet hatten und die mir natürlich wichtiger war, als alle Roſen und Waiſen der ganzen Welt.

Drei Tage darauf befand ich mich wieder im Kloſter und da entſchwand mir die Erinnerung an die Roſe und an die Waiſe von Wien, nach welchen ich im Drange des Abſchieds die Mutter ohnehin zu fragen vergeſſen, ſogleich aus dem Gedächtniß; denn die erſten Tage nach der Rückkehr aus der Vakanz waren immer die fidelſten und tumultuoſeſten. Erſtlich nämlich ließ uns unſer guter Direktor noch ein paar Tage lang freien Lauf, zweitens war des Lebens Alpha und Omega, das Geld, unmittelbar nach der Rückkehr aus den Ferien am reichlichſten vorhanden und drittens wußte Jeder einen tollen Schwank, ein luſtiges Abenteuer aus der Vakanz zu erzählen. Mit dem Vorrücken des Winters wurde freilich der Aufenthalt hinter den dicken Mauern, deren Thore ſich nur zu beſtimmten, in dieſer Jahreszeit ſehr ſparſam zugemeſſenen Stunden öffneten, etwas minder angenehm, allein mit einigem Mutterwitz konnte man ſchon

Mittel und Wege finden, ſich die vorkommenden Bitterkeiten zu verſüßen, und was mich betrifft, ich half mir mit jenem Leichtſinn, der laut einem geiſtvollen und braven Mann der beſte Schwimmgürtel im Strom des Lebens iſt und der mich, Gott ſei Dank, nie vollſtändig verließ, über die Klippen klöſterlicher Disziplin und über die Sandbänke klöſterlicher Langeweile glücklich hinwegführte.

Siebenzehntes Kapitel.

Von Poſaunenengeln und allerlei betrübenden Metamorphoſen, welchen ſich ein guter Junge um eines dickbackigen Mädchens willen ausſetzt.

Die erſten Jahre meines Aufenthalts in der klöſterlichen Drillanſtalt für künftige Seelenhirten verſtrichen demnach herrlich und in Freuden. Unſer Herr und Meiſter oder, amtlich geſprochen, unſer Vorſteher war ein Mann von ſeltener Herzensgüte, hielt uns jungen Leuten, die wir anfingen, uns mit Brillentragen, Tabakrauchen, Tarokſpielen und Vor- und Nachtrinken auf das Univerſitätsleben vorzubereiten, die Zügel nicht allzu knapp und ſprach höchſtens von

Unſchicklichkeit, wenn Einer von uns in der Ausgangszeit, ein gar zu langes Pfeifenrohr führend, in den Straßen des Städtchens mit ihm carambolirte.

Aber, ach, wie ſo ſchnell vergeht irdiſche Herrlichkeit! hätten wir mit dem alten Kirchenlied ſingen können, als im dritten Jahre mit Eintritt der milderen Jahreszeit der alte Vorſteher einem jungen Platz machte, denn hiemit nahm die bisherige laxe Obſervanz ein Ende mit Schrecken und wir hatten fortan Schrecken ohn' Ende. Neue Beſen kehren gut und unſer neuer Beſen bemühte ſich wirklich raſtlos, allen ſtudentiſchen Unfug aus der gottſeligen Anſtalt wegzufegen. Eine eiſerne Zuchtruthe ſchwebte unabläſſig über uns, Sermon folgte auf Sermon, der ganze Strafcodex ward an den Unglücklichen erſchöpft welche das Gebot aller Gebote, das elfte, nicht gehörig beachteten, Tabakpfeifen, Tarokkarten und Bierkrügen ward von Seiten des dienſteifrigen Vorſtehers und ſeiner Myrmidonen, welche letztere vordem zu aller Ausgelaſſenheit bereitwillig die Hand geboten, ein Vertilgungskrieg angeſagt und kurz und gut, die ſchönen Tage von Aranjuez waren und blieben unwiderbringlich vorüber, wenigſtens öffentlich. Denn es ließen ſich meine aufgeweckteren Kameraden durchaus nicht abſchrecken, den vormaligen fidelen Lebenswandel im Geheimen weiterzuſpinnen. Keine Mauer war ihnen zu hoch, keine Kneipe zu entfernt, in den abgelegenſten Winkeln des alten Kloſtergebäudes niſteten ſich Rauch- und Spielgeſellſchaften ein und tief unter der Erde, in dem ehemaligen Geißelgewölbe, hielt ein Trinkklubb ſeine Sitzungen, wobei der Zutritt durch eine Art Freimaurerei bedingt war.

Nur wenige Tage machte ich dieſes Treiben mit, dann aber vermochte ich meinen Widerwillen gegen all dieſes Lügen und Heucheln, dieſe Kniffe und Ränke nicht mehr zu beſiegen und mich nicht lange bei dem Dilemma, entweder meinen brauſenden Jugendmuth unter ein gehäſſiges Joch zu beugen oder aber mir durch öffentliche Scheinheiligkeit geheime Genüſſe möglich zu machen, aufhaltend, faßte ich einen dritten Gedanken in's Auge, nämlich den, den Mauern des klöſterlichen Inſtituts baldmöglichſt Valet zu ſagen.

Während ich aber meinerſeits im Stillen den Entſchluß faßte, den Staat der Sorge für meine fernere Ausbildung zu überheben und mich bei nächſter Gelegenheit zu ſkiſiren, kamen viele meiner Commilitonen ihrerſeits auf den ſublimen Einfall, ſich zu verlieben, um wenigſtens einige Unterhaltung zu haben, und von dieſer für unſere Verhältniſſe gewiß wunderlichen Idee ließ ſich denn auch mein guter Freund Aloys anſtecken, der, ſo lange Tarokſpielen, Biertrinken und Rauchen, wenn nicht zu den erlaubten, ſo doch zu den geduldeten Sachen gehört hatten, kaum jemals daran gedacht hatte, daß es zweierlei Leute gäbe.

Er war ein hübſcher Junge, ſchlank und hochgewachſen, friſch und blauäugig. Er hatte nur einen Schönheitsfehler, wenn es überhaupt einer iſt, nämlich ein Haar, ſo prickelig, ſo polizeiwidrig roth, wie ich es ſonſt in meinem Leben nicht wieder geſehen. Aloys hatte indeſſen nie darauf geachtet, wie er denn auch ſonſt auf ſein Aeußeres ſo wenig Sorgfalt verwendete, als nur immer möglich. Er lebte ganz ſeinen Studien und ſtudentiſchen Delicien. Als aber dieſe, wie erwähnt, durch den neuen Vorſteher Mal verpönt wurden, bemerkten wir Alle mit Erſtaunen, wie der gute Aloys anfing, ſich zu raſiren, ſeinen Rock auszubürſten und ungeflickte Stiefeln zu tragen.

Eine Stunde des Vertrauens erklärte mir dieſes Phänomen.

Aloys hatte ſich in eine der Schönheiten des Städtchens verliebt, welche ihrer Dampfnudelbacken halber von uns den hochtönenden Namen „Poſaunenengel“ erhalten. Aloys durfte in den Ausgangsſtunden nicht mehr im „ſchwarzen Storchen“ taroken und verwendete alſo dieſe Zeit dazu, vor den Fenſtern ſeiner Schönen auf und ab zu ſchmachten.

Der Poſaunenengel ließ ſich rühren; nur Eines genirte ihn gewaltig: Aloys verteufelt rothes Haar.

Dieſer erfuhr es und wollte gelinde verzweifeln. Ich tröſtete nach Kräften und eines Tages ſpielte mir der Zufall oder das Verhängniß eine Beilage des „Schwäbiſchen Merkur“ in die Hände, in welcher, o Glück! eine wunderthuende Haartinktur annoncirt war zum Troſte aller Rothhaarigen.

Aloys kehrte ſeine Börſe um und binnen wenigen Tagen war die glorioſe Eſſenz von der Reſidenz her in ſeinen Händen. Er ſalbte ſich über und über und ſein Haar wurde ſchwarz wie Ebenholz. Doch wir hatten nicht Zeit, dieſe Verwandlung zu bewundern, denn mein Freund machte ſich, da gerade die

Stunde ſchlug, ſogleich auf den Weg, um ſeiner Dulcinea das Verſchwinden der unſeligen Röthe ſeines Haarwuchſes zu notifiziren. Ich begleitete ihn, wir gingen ein paarmal vor den Fenſtern des Poſaunenengels auf und ab und ſiehe, dieſer lächelte recht engelhaft holdſelig auf den beglückten Aloys herab, wodurch der Gute, obgleich ſonſt ein orthodoxer Katholik, bis in den ſiebenten Himmel Mohammeds verzückt wurde. Selig kam er heim, ſelig legte er ſich zu Bette, nachdem er wenigſtens eine Stunde lang noch vor einem kleinen Spiegel geſtanden, der das Gemeingut von etwa zwanzig künftigen Kirchenpfeilern war.

Die metamorphiſirte Behaarung Aloyſii war ein Ereigniß. Das ganze Kloſter ſprach von nichts Anderem.

Mein Bett ſtand in dem großen Schlafſaal dem ſeinigen zur Seite, und bevor es am andern Morgen recht hell geworden, weckte er mich ſchon mit der Frage, wie ſein Haar ausſähe.

Schwarz wie das Gemüth unſeres Vorſtehers, antwortete ich.

Die Morgenglocke trieb uns aus den Betten, um draußen im dunkeln Corridor unſere Toilette zu machen. Dann gings in den Betſal, um die Frühandacht zu halten. Aloys war für dieſe Woche Vorbeter. Wir waren bereits Alle verſammelt, als er mit ſeinem Buche eintrat und auf den Altar zuſchritt.

Da lief ein Gemurmel durch die Betſtühle und brach plötzlich in ein unwiderſtehliches, tobendes Lachen aus, welchem ſelbſt der die Aufſicht habende Repeten zuletzt beiſtimmte.

Aloys Haar war himmelblau!

Das Waſchen mit kaltem Waſſer hatte dieſe zweite, entſetzliche Metamorphoſe bewirkt.

Aloys, nach ſeiner Gewohnheit ganz in Gedanken, wahrſcheinlich in Gedanken an den Poſaunenengel vertieft, beachtete die allgemeine Heiterkeit nicht, ſondern begann mechaniſch ſein Gebet zu leſen, bis endlich das Getobe ſeine Stimme erſtickte.

Das Geräuſch führte natürlich den Vorſteher herbei, der, käſebleich vor Zorn, in den Betſal trat. Er forderte von dem Repetenten eine Erklärung ſolcher Ungebührlichkeit, allein der Befragte vermochte nur auf den armen himmelblauen Aloys zu deuten. Der Vorſteher lachte nicht — wer hätte das je an ihm erlebt? — ſondern ließ den guten Aloys wegen Erregung von Aergerniß auf der Stelle in's Carcer hinaufbringen, wo er ſich den ganzen Tag über damit abmühte, die himmliſche Farbe von ſeinem Haupte zu entfernen, während, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Geſchichte von der hölliſchen Haartinktur im ganzen Städtchen ihren Umgang hielt.

Am folgenden Morgen aus dem Gefängniß entlaſſen, trat Aloys in den Hörſal, wo der alte Rektor mit uns den Homeros traktirte, und erregte einen neuen, unerhörten Sturm.

Sein Haar war jetzt grasgrün und ſo unendlich poſſirlich anzuſehen, daß der alte Rektor lachend ſagte

Aber, Aloys, Sie ſehen ja aus wie ein homeriſcher Flußgott, dem Schilf auf dem Kopfe wächst.

Aloys rannte hinaus und begann ſich in der Verzweiflung das grasgrüne Haar auszuraufen. Da aber dieſe Operation denn doch eine zu ſchmerzliche war, ſo machte er ſich wieder an's Waſchen und Bürſten.

Nun wurde ſein Haar gräulich, wie Salz mit Pfeffer vermiſcht.

Der Vorſteher befahl ihm, für beſtändig eine ſchwarze, über die Ohren gezogene Nachtmütze aufzuſetzen.

Am dritten Tage zeigte ſich eine abermalige Umfärbung. Aloys Haar war ſchwefelgelb.

Im Kloſter herrſchte völliger Aufruhr, den der wüthende Vorſteher umſonſt zu bändigen ſuchte. Man dachte und ſprach von Nichts, als von Aloys Haar. In den Muſeen, im Betſal, in der Kirche, im Speiſeſal, auf den Corridoren, im Hof und Garten, in den Schlafſälen — immer und überall — Aloys und ſein Haar.

Noch ein Tag mit fortgeſetztem Waſchen und Bürſten und fortgeſetzter Verzweiflung und ſiehe, das unglückſelige Haar hatte alle ſieben Farben des Regenbogens angenommen.

Das war zu viel. Die Alteration zog dem guten Jungen ein hitziges Fieber zu.

Als er die Krankenſtube wieder verließ, war ſein Haar in die alte, grAß rothe Verfaſſung zurückgekehrt, er aber ſchwur hoch und theuer, in der nächſten Herbſtvakanz in die Reſidenz zu gehen, den Haartinkturverkäufer auszukundſchaften und ihn zu zwingen, einen Topf ſeines ſchnöden Gebräu's zu verſchlucken. Wenn man Etwas vom Poſaunenengel erwähnte, ſo ſagte er grämlich:

Hole der Teufel alle Engel und den Poſaunenengel insbeſondere!

Achtzehntes Kapitel.

Eine Serenade. — Wunderbare Wirkungen einer Waſſerſuppenkur. — Wie die Theologie an den Nagel gehängt und der Wanderranzen heruntergenommen wird.

Im Laufe des Winters hatte ich mit einem jungen Advokaten, Namens Luſtig, Bekanntſchaft gemacht, der, ziemlich reich, die Juriſterei nur ſo nebenher, als Hauptbeſchäftigung aber das edle Billardſpiel trieb, wobei er in mir einen ſehr eifrigen und nicht ungelehrigen Schüler fand. Das häufige Hin- und Herſtoßen der bunten Bälle hatte uns raſch in ein cordiales Verhältniß zu einander gebracht, und als der neue Vorſteher anfing, den Kloſterbewohnern eine anſchauliche Vorſtellung von der Art und Weiſe zu geben, wie nach Beendigung des peloponneſiſchen Kriegs die dreißig Tyrannen zu Athen gewirthſchaftet haben mochten, wurde die Wohnung des muntern Luſtig für mich und einige Kameraden ein ſüßes Aſyl, allwo wir uns von den klöſterlichen Beſchwerden durch Bier, Tabak und Tarot erholten. Aber auch dieſer Troſt ſollte uns geraubt werden. Der Advokat hatte ſich's beigehen laſſen, in das ſchönſte und zugleich reichſte Mädchen des Städtchens verliebt zu werden und dasſelbe in ſich verliebt zu machen, was an und für ſich nicht ſo übel geweſen wäre. Allein da war auch ein dicker, completter Philiſter, ein invalider Kornkipperer (Fluch ſei allen bis in's fünfundzwanzigtauſendſte Glied hinunter!) und podagriſtiſcher Bäcker, welcher die Ehre hatte, für des beſagten Mädchens Vater zu gelten, und der Bewerbung meines Freundes um ſeine Tochter und ſeine Thaler mit der ſchnöden Abfertigung entgegentrat: Der Luſtig ſei doch ein gar zu luſtiger Patron. Damals waren nun zwar die ſogenannten „Schamreiſen“ noch nicht erfunden, deſſenungeachtet aber beſchloß der Advokat, eine mehrjährige Reiſe anzutreten, um, wie er ſagte, die verſchiedene Manier des Billardſpielens bei den verſchiedenen Völkern zu beobachten, und man kann ſich leicht denken, wie herzlich ich, um dieſes Reiſeprojekts willen, den widerſpännſtigen, wucheriſchen Dickwanſt von Bäcker zu allen Teufeln der ſiebzehn Höllen wünſchte.

Zur ſelben Zeit wurde uns eines Tages von dem Vorſteher in einem langen Sermon angekündigt, Ihre Majeſtät die Königin werde heute auf höchſtihrer Durchreiſe in dem Städtchen übernachten, und dieſe Gelegenheit müſſe benützt werden, um der erlauchten Landesmutter unſere unterthänigſte Huldigung darzubringen, und zwar in Form einer ſolennen Nachtmuſik.

Meine Commilitonen begeiſterten ſich in echt deutſcher Art auf dieſen Befehl hin gehörig und Abends ging dann die Ovation in rührſamer Weiſe vor ſich. Die Königin, mit einem Geſicht à la Tohu Wabohu, geruhte, am offenen Fenſter des Gaſthauſes ſtehend, unſer Singen und Muſiziren allergnädigſt entgegenzunehmen, und unterhielt ſich in den Zwiſchenpauſen mit einem jungen Menſchen, welcher beuniformt und beſternt ihr zur Seite ſtand und in welchem ich bei genauerer Betrachtung den Prinzen Jakob erkannte, dem ich vor Zeiten einmal ſo illegitim und unloyal traktirt hatte.

Dieſer Anblick war keineswegs geeignet, meine äußerſt kühle offizielle Begeiſterung wärmer zu machen, und ſo war ich gerade im Begriff, mich in ein Seitengäßchen zu verlieren, um mich von dem ausgeſtandenen Unterthanenjubel um mich her im „Strauß“ zu recreiren, als mich Freund Luſtig, der unter den Zuſchauern ſtand, bei der Schulter faßte mit den Worten:

Schau doch mal das donnersnette Kind da oben!

Ich ſah empor und fuhr vor freudigem Schreck einen Schritt zurück, einen leiſen Schrei der Ueberraſchung ausſtoßend.

Was haſt Du denn, Burſch? fragte Luſtig.

Ich achtete aber ſeiner nicht mehr, ſondern drängte mich durch die Menſchenmaſſe dem Fenſter näher, auf welches mich der Advokat aufmerkſam gemacht.

In dieſem Fenſter nämlich ſtand die Fürſtin Ingeborg und neben ihr Oda, bei deren Anblick alle die ſchönen Erinnerungen meiner an ihrer Seite verlebten Kindheit mich überſtürzten.

Ich wollte in's Haus und die Treppen hinaneilen, allein da fiel mein Auge ſeitwärts auf den Prinzen, der herablaſſend auf die Menge niederlächeln wollte, aber vor hochmüthigem Spreizen nicht dazu kommen konnte. Ein ſchneidendes Weh ging blitzſchnell durch meine Seele; es war, als hätte der Anblick des Prinzen mir plötzlich die ungeheure Kluft gezeigt, die zwiſchen mir, dem armen Kloſterſchüler, und der jungen Fürſtentochter gähnte. Ich ſchlug den Blick zu Boden, und als ich ihn dann, während die Muſik abermals zu lärmen begann, ſchüchtern wieder zu Oda emporhob, muß ich wohl recht erbärmlich dreingeſchaut haben.

Da gewahrte und erkannte ſie mich und ein raſches Purpurroth überzog ihr Geſichtchen, das um einige Jahre gereift nur um ſo viel ſchöner geworden. Offenbar voll Freude, lächelte ſie grüßend zu mir hernieder, daß ich hätte zugleich weinen und jauchzen mögen. Haſtig wandte ſich das gute Kind zu ihrer Großtante, wies auf mich hin und flüſterte lebhaft mit ihrer mütterlichen Freundin. Auch dieſe nahm mich wahr und winkte mir mit der Hand zum Gruße. Ich ſchaute klopfenden Herzens unverwandt empor, als ſich der verwünſchte Prinz am andern Fenſter weit herausbeugte und mich mit einem Operngucker ſcharf auf's Korn nahm, als hätte auch er mich erkannt. Dieß brach den Zauber. Die Welt ſchob einen ſchwarzen Schlagſchatten zwiſchen mich und den Sonnenblick, der ſo eben aus den Tagen der Kindheit zu mir herübergeleuchtet. Ich drängte mich hinter meine Kameraden, die ihre Kehlen zu einem lauten Vivat anſtrengten, und vermied es, von einem dummen, knabenhaften Trotz erfaßt, wieder nach dem Fenſter aufzuſchauen. So ging die Serenade zu Ende, und da unſer Vorſteher von einem Herrn in Hofuniform zu den hohen Herrſchaften hinaufgeholt wurde, benützten wir dieſe Gelegenheit, uns den Reſt des Abends über auf unſere Art zu erluſtiren, d. h. wir zogen, ſtatt in's Kloſter zurück, in diverſe Kneipen und befolgten den weiſen Rath des berühmten Liedes: Gaudeamus igitur.

Ich war in einer böſen, vertrakten Stimmung, trank unmäßig und verleitete ein paar gute Freunde, allen klöſterlichen Geſetzen zum Trotz bis tief in die Nacht hinein zu trinken und zu lärmen.

Als wir endlich höchſt fidel und rückſichtslos an der Kloſterpforte um Einlaß hämmerten, prophezeite uns der Pförtner auf den folgenden Morgen ein ſtrenges Strafgericht, wozu eben keine große Prophetengabe gehörte. Sobald es Tag geworden, ging denn auch die Verheißung in Erfüllung und wir wanderten katzenjämmerlichen Muthes auf mehrere Tage in's Carcer, um bei Waſſer und Brot Buße zu thun. Auf mich ſchien der Vorſteher abſonderlich erboſt zu ſein, nicht nur deßhalb, weil ich der Schuldigſte war, ſondern mehr noch deßhalb, weil, wie er mir vorwurfsvoll ſagte, eine durchlauchtige Dame mich am Abend vorher zu ſprechen gewünſcht und ich nirgends zu finden geweſen, was ſeinem Kloſterregiment einen böſen Flecken aufheften konnte. Meine Strafe wurde verſchärft und ich hatte beinahe eine Woche Zeit, über meine Dummheit nachzudenken, womit ich mich um eine Zuſammenkunft mit der Fürſtin und Oda gebracht.

Tüchtig ausgehungert und ſehr übler Laune verließ ich den ſchnöden Kerker, wo ich the works of Lord Byron, die mir Luſtig hatte zuſtecken laſſen, zuerſt kennen lernte, und meldete mich krank, Willens, mich in der Krankenſtube, welche ſich ſeit der Regierung des neuen Vorſtehers ſtets einer bedeutenden Frequenz zu erfreuen hatte, ein paar Tage lang zu pflegen. Ich traf hier außer Aloys, der ernſtlich unwohl war, beinahe ein Dutzend guter Geſellen, und als der Arzt der Anſtalt ſeine Morgenviſite machte, war es ergötzlich anzuhören, welche Beſchwerden dieſe Scheinkranken alle führten. Der alte Doktor, eine humoriſtiſche Natur, unterſuchte uns höchſt ernſthaft, machte ein bedenkliches Geſicht und meinte, wir ſeien, Aloys ausgenommen, der an den Nachwehen des Gallenfiebers litt, von einer Epidemie befallen, von welcher ſich neueſtens im Kloſter auffallende Symptome zeigten. Wir lachten ihn aus, als er fort war, aber das Lachen ſollte uns bald vergehen.

Da wir kein Frühſtück bekamen, erharrten wir ſehnſuchtsvoll die Mittagszeit, denn die Speiſemeiſterin, eine gutherzige Frau, pflegte die Kranken trefflich zu tractiren. Endlich ſchlug die Stunde, aber vorerſt brachte der Krankenwärter bloß Aloys ſeine Mahlzeit, deren Glanzpunkt zwei köſtlich duftende Tauben ausmachten. Aloys, der ſchlechten Appetit hatte, bot mir gutmüthig an, ſeine Leckerbiſſen mit ihm zu theilen.

Bah, ſagte ich ablehnend, wir kriegen ja Alle ſogleich das Nämliche.

Aber, o Schrecken! der Krankenwärter brachte ſofort auf ſeinem Tragbrett für uns zehn Epidemiſten zehn kleine blecherne Schüſſelchen voll ungeſalzener und ungeſchmalzener Waſſerſuppe — ſonſt Nichts, gar Nichts — und entgegnete auf unſere ungeſtümen Fragen mit pfiffig ſpöttiſcher Miene, der Herr Doktor hätte verordnet, uns, da unſer Zuſtand ſchlechterdings eine Hungerkur nöthig mache, drei Tage hindurch Nichts, abſolut Nichts zu verabreichen, als täglich zweimal eine kleine Portion Waſſerſuppe, welche Verordnung dann von dem Vorſteher in der Speiſemeiſterei noch extra eingeſchärft worden ſei.

Wir ſtarrten eine Weile von unſern Betten aus auf die wäſſerige Beſcheerung hin, als hätte ſich uns das Haupt der Meduſe gezeigt. Dann ſprangen wir Alle zumal, wie auf Commando, aus unſern Krankenbetten, als wäre der Heiland leibhaftig unter uns getreten mit dem Spruch: Steht auf und wandelt! Während aber meine Leidensgefährten, den ſchlechten Spaß des verwünſchten Doktors errathend, ſich ungeſäumt und beſchämt aus der Krankenſtube fortmachten, ergriff mich einer meiner unbändigen Zornanfälle.

Verdammt ſei dieſe ewige Quälerei und zum Teufel mit dieſer chriſtlich aszetiſchen Waſſerbrühe! ſchrie ich, riß das Fenſter auf und warf einen der Suppennäpfe nach dem andern in den Hof hinab.

Um Gotteswillen, biſt Du raſend? rief mir Aloys zu. Man wird Dich mit Schimpf und Schande fortjagen!

Dazu ſoll's nicht kommen, mein Junge, erwiderte ich, denn ventre del diavolo! ich gehe ſelbſt und zwar auf der Stelle.

So ſprechend enteilte ich der Krankenſtube, in der That feſt entſchloſſen, das, was mehr eine augenblickliche Eingebung als eine vorbedachte Abſicht war, ſchleunigſt in's Werk zu ſetzen. Da ich mich nie damit abgab, einen Gedanken lange hin und her zu wenden oder meine Thatkraft von der Reflexion beeinträchtigen zu laſſen, ſo zögerte ich, von meinem jüngſten Streich im Krankenzimmer zu verſtärkter Eile geſpornt, keinen Augenblick, dem Kloſter und Allem, was damit zuſammenhing, Valet zu ſagen und auf gut Glück hinauszuziehen in die weite Welt.

Es war, als hätte die Waſſerſuppe elektriſirend auf mich gewirkt. Die Ueberzeugung, daß ich nun und nimmermehr zu einem Theologen paßte, ſchlug wie ein Blitz in meine Seele und ich ward mir mit einem freudigen Schreck bewußt, daß die öde, blöde Waſſerſuppe chriſtlicher Abſtinenz und Heuchelei kein Gericht für meinen Gaumen ſei.

Während ich in dem Corridor vor meinem Kleiderſchrank ſtand und haſtig mein Wanderränzchen mit etwas Wäſche und einigen Kleidern bepackte, fiel mir unverſehens ein, was wohl meine gute Mutter zu meiner Flucht ſagen würde. Aber die durch dieſen Gedanken angeregte Bedenklichkeit ſchwand augenblicklich wieder, als meine Augen durch das geöffnete Fenſter fielen und ich draußen die Welt ſo lockend grünen und blühen ſah. Fort, fort! rief es in mir, hinaus in Luft und Freiheit. Lieber hinter der nächſten beſten Hecke ſterben, als länger ein Sklave ſein!

Und ich warf den Ranzen auf den Rücken, die Mütze auf den Kopf, faßte meinen Ziegenhainer und eilte die Treppen hinab.

Hollah! Zum Teufel, ſind Sie denn blind? Iſt ja zum Verfluchen, Herr! ſchrie mich der Briefträger an, den ich auf der zweitunterſten Treppe, wo er mir entgegenkam, faſt über den Haufen gerannt hätte.

Bah, plärrt nicht ſo, Mann! ſagt' ich, ſeht ja, ich habe Eile.

Halt, halt, ich habe da 'n Päckchen für Sie, rief mir der Poſtmerkurius nach, als ich an ihm vorbeiwollte: 'nen ſchweres Päckchen, Geld, viel Geld!

Geld? Wetter, das kommt gelegen, kann's brauchen. Her damit!

Sachte, ſachte, müſſen mir den Empfang beſcheinigen. 's iſt verflucht viel Geld.

Ich zog ihn in einen der um dieſe Tageszeit leerſtehenden Hörſäle und hier übergab er mir ein kleines, ſchweres Päckchen, welches meine Adreſſe und die Werthangabe 550 fl. trug. Er ging und ich riß das Couvert auf. Ein Röllchen mit hundert blanken Dukaten fiel mir in die Hand, ſowie ein duftendes, goldgeränderte Blättchen von Seidenpapier, worauf in zierlicher Schrift die Worte ſtanden:

Lieber Triſtan! Es war recht unartig von Dir, daß Du nicht zu uns kameſt, als wir neulich in * * * waren. Der Herr Vorſteher, den die Mutter

Deinethalb zu ſich rufen ließ, hat auch geſagt, Du ſeieſt überhaupt ein unverbeſſerlicher Wildfang und zu einem Prieſter gar nicht tauglich. Das iſt noch kein groß Unglück, hat die Mutter drauf geantwortet, er kann auch ſonſt was Rechtes werden. Drum, lieber Triſtan, wenn Du nicht mehr in dem garſtigen Kloſter bleiben und keinen ſo langen ſchwarzen Kittel mehr anhaben willſt, ſo mach Dich nur fort. Die Mutter wird zu Eichenrain, wo wir die Herbſtzeit werden zubringen, ſchon Fürſprache für Dich einlegen, und da ſchick ich Dir Geld, damit Du keine Noth leideſt. Die Mutter hat es für Dich zurecht gelegt und wollt' es Dir morgen ſchicken. Aber ich will ihr zuvorkommen und ſie wird morgen große Augen machen, wenn ich ihr ſage, daß ich ſchon für Dich geſorgt. Und höre, lieber Triſtan, die Mutter ſagte ſchon oft, was Du ſo ein ſtolzer Burſche wäreſt, drum muß ich Dir ſchreiben, daß Du das Geld kecklich annehmen darfſt, denn, ſagte die Mutter, es iſt Dein Eigenthum. Aber jetzt behüt' Dich Gott und vergiß nicht

Deine treue Freundin

Oda.

Das liebe, liebe Kind! ſagte ich bei mir. Sie hat alſo ihren wilden Spielkameraden nicht vergeſſen ... aber was ſoll denn das mit dem vielen Geld? Es ſei mein Eigenthum, ſagt ſie. Blitz, wie komme ich, der noch nie ſo viel Geld geſehen, geſchweige beſeſſen, plötzlich dazu, ein ſolcher Cröſus zu werden? .... Aber Oda ſagt, es gehöre mir, und Oda kann nicht lügen. Friſch auf alſo! Benützen wir den gütigen Wink des Schickſals und dieſe blanken Dingerchen, um uns 'nen Biſſel in der Welt umzuſehen!

So ſprechend ſteckte ich Brief und Geld zu mir, durchkreuzte den Hof und wollte durch die offene Pforte hinaus, als mir der Pförtner den Weg vertrat mit der Frage:

Aber wo wollen denn Sie hin, Herr Frei, um dieſe Zeit und mit dem Vakanzränzel?

Weg, verwünſchter Cerberus! ſagt' ich, den Kerl mit einem unſanften Ruck bei Seite ſchiebend; weg, oder ich ſchlage Dir Deinen Oelſchädel ein! Und ſag' Deinem geſtrengen Gebieter, ich laſſe ihn ſchön grüßen und er möge an ſeiner eigenen Galle erſticken.

Sprachs und machte mich eilenden Schrittes davon, um im Vorbeigehen noch meinem Freund Luſtig Adieu zu ſagen.

Ich traf dieſen in ſchwarzem Frack und weißen Handſchuhen und in äußerſt heiterer Stimmung.

Hollah, mein Junge, ſchrie er mir entgegen, gratulire mir! Ich bin Bräutigam. Carolinchen hat ſo geſchickt zu manoeuvriren gewußt, daß ihr philiſterhafter Alter Chamade geſchlagen und mir ſein Blitzmädel und ſeine verſchimmelten Thaler übergeben will. Heut' noch iſt Verlobung und über drei Wochen Hochzeit, wobei Du auch Deinen Jux haben ſollſt.

Wünſche von Herzen Glück, muß aber auf den mir gütig zugedachten Jux verzichten, denn wie Du mich hier ſiehſt, bin ich auf der Flucht aus dem Lande Goſen in das gelobte Land, d. h. ich habe dem Kloſter und was daranhängt ein Farwell for ever geſagt, um mich nach Italien auf den Weg zu machen.

Zum Henker, biſt Du übergeſchnappt, Burſch?

Keineswegs. Byron hat mir mit ſeinem famoſen Childe Harold einen unbändigen Reiſedrang eingeflößt, den ich ſofort befriedigen will.

Ei, ſeh' mir mal Einer! Aber Deine geiſtliche Zukunft?

Meine Zukunft? Auf Cerevis, meine Zukunft ſoll höchſt weltlich werden.

Wohl, weißt ja, ich hab' Dir oft geſagt, daß Du, sans comparaison, zur Pfafferei ſo tauglich ſeieſt, wie der Eſel zum Lautenſchlagen; aber zum Reiſen gehört, wie mal ein berühmter General vom Kriege ſagte, Geld und wieder Geld und abermals Geld. Haſt Du denn Religion?

Im Ueberfluß, verſetzte ich, praleriſch die Dukaten in meiner Taſche umrührend.

Nun, ſo beſchau Dir denn die Welt, mein Junge, ſagte Luſtig leichthin .... aber jetzt, entſchuldige mich, muß ich zu meinem Herrn Schwiegerpapa, um etwelche Rührung aufzuführen .... Doch halt, da hab' ich Etwas, was Dir von Nutzen ſein kann, einen Paß nämlich, der in aller Ordnung ausgeſtellt und von allen möglichen Geſandtſchaften viſirt iſt. Ich brauch' ihn jetzt doch nicht, Carolinchen läßt mich nicht fort .... Da, laß mal ſehen .... wir ſind ſo ziemlich von einerlei Größe und Schönheit .... Freilich ſiehſt Du für einen Doctor j. u. noch ziemlich flegeljahrmäßig aus, indeſſen das thut Nichts, und wenn Du dem Flaum in Deinem Geſicht zu einiger Entwicklung verhelfen kannſt, ſo wirſt Du ziemlich geſetzt ausſehen, denn heutzutage macht nicht mehr das Kleid, wohl aber der Bart den Mann. So ... und jetzt thu' mir den Gefallen und mach', daß Du um ein Haus weiter kommſt, denn ich vermuthe' Dein Abſchied im Kloſter ſei keineswegs ein ganz friedlicher geweſen und es dürfte für Dich innerhalb der Stadtmauern nicht ganz geheuer ſein. Lebewohl, Alter! .... ich würde Dir gerne eine Abſchiedszähre weihen, allein ich muß heut Abend im Hauſe meines dicken Schwiegerpapa's jedenfalls diverſe Thränen fallen laſſen und kann alſo meine Thränendrüſen nicht unnöthiger Weiſe in Requiſition ſetzen .... Gott mit Dir und gib Deinen fidelen Lebenswandel nicht auf!

So ſchieden wir.

Neunzehntes Kapitel.

„O wonnigliche Reiſeluſt!“

Lebe wohl, Metze des Despotismus, Amme des Wahns und Elends, lebe wohl, Wiſſenſchaft des Ueberirdiſchen, lebe wohl für immer! Schnüre Dein verſimpelnd Netz, in welchem die deutſche Nation ſo tragicomiſch umherzappelt, enger und immer enger, mich ſollſt Du nicht mehr drunterkriegen; lüge und betrüge, wie Du von Anbeginn gelogen und betrogen, beſchmutze das Antlitz des erwachenden Genius der Menſchheit mit dem ſchamloſen Geifer Deiner Intoleranz; verrathe, morde, wie es Deine alte Gewohnheit; mache die frommen Tröpfe ſchwindeln mit dem Fliegengifte Deines unnatürlichen Fetiſchmus; blaſe den Fanatismus in den Gemüthern Deiner zahlloſen Bonzen zur hellen Flamme an; laſſe wieder die heilige Stupidität, über welche der ſterbende Huß gelächelt, Scheiterhaufen errichten ad majorem Dei gloriam; ſchlage ganze Völker an's Kreuz und übertäube ihr Geſtöhn mit dem Hohn Deiner Pſalmodieen — dennoch wird einſt die zum Bewußtſein kommende Menſchheit Dich, den ſcheußlichen Vampyr, deſſen Saugrüſſel Jahrtauſende hindurch an ihrem Herzen genagt, in das Nichts zurückſchleudern, aus welchem Du gekommen an dem Tage, wo der Menſch zuerſt den Wahnſinn ausheckte, er ſei ein Fremdling, ein Pilger bloß auf der ſchönen grünen Erde. Geh, gleißende Mörderin, die Du den Hindu unter Juggernauts Wagenrädern zermalmſt, die Du den gläubigen Katholiken mit hölliſchen Phantomen zu Tode ängſtigſt und den frommen Proteſtanten an der Schwindſucht des Pietismus verkümmern läſſeſt, geh, ich entſage Dir und allen Deinen Werken, als dem wahren Teufel, der da umgeht nicht als ein brüllender Löwe, ſondern als eine ſchleichende Tigerkatze. Ein Menſch will ich ſein, ein voller, ganzer Menſch, durchpulst von Leidenſchaft, theilhaft der Wonnen und Schmerzen meiner Brüder, keinen Leitſtern begehrend, als die Vernunft, kein Recht anerkennend, als das der Natur, keinem Geſetz huldigend, als dem jener Sittlichkeit, welche dem Menſchen eingeboren iſt und ihn die Freiheit lieben, die Knechtſchaft haſſen, die Gerechtigkeit erſtreben und die Schönheit anbeten lehrt.

In dieſen Monolog oder wenigſtens in einen ähnlich lautenden brach ich aus, als ich, der Stadt entronnen, von einem nahen Hügel herab den Blick noch einmal auf die graue Maſſe des Kloſters zurückwarf. Der Abend war wunderſchön. Der Himmel badete ſich in Purpur und Gold und übergoß die in Mailuſt prangende Erde mit warmem Lichte, mit farbenſatten Tinten; die Hitze des Tages war vorüber und tauſendfaches Leben in Buſch und Gras erwacht; zu meinen Füßen eilte der Strom in die Ferne hinaus und lockte mit ſeinem Wellenſang zum Mitgehen; ein friſcher Abendwind machte Zweige und Blätter geſchwätzig beben und goß das Aroma der Apfelblüthe in die Lüfte; aus den Saatfeldern ſchoſſen tirilirende Lerchen in den durchſichtigen Aether, wie Jauchzlaute einer in Freude hochſchlagenden Menſchenbruſt; drüben aus der Ferne blickten die Alpen herüber und auf ihren weißen Spitzen ſpielten die Stralen der untergehenden Sonne wie Feuerzungen, die ein flammend Lied ſangen von der Schönheit des Südens, der hinter dem Gletſcherwall blühte und duftete. Was Wunder, daß da meinem leicht erregbaren Jünglingsherz ſo recht heidniſch wohl zu Muthe ward und ich, nachdem ich meinen Gefühlen in begeiſterten Worten Luft gemacht, in dem Bewußtſein, daß jetzt ein neues, ein wirkliches Leben für mich angebrochen, und in ſorgloſem Jugendübermuth meine improviſirte Wanderſchaft antrat, nach den Wundern der Fremde begierig, nach den Genüſſen des Lebens lechzend?

Es kann jedoch nicht meine Abſicht ſein, mich hier in Reiſenovellen zu verſuchen, wie ſie zu Anfang der dreißiger Jahre in Deutſchland Mode waren, und werde ich, um den Leſer vor Langeweile zu bewahren, über mehrere Jahre meines Lebens raſch hinweggleiten, um ſo mehr, da ſich die bunten Erfahrungen meiner Reiſetage füglich ausſprechen laſſen in dem Aphorismus eines genialen Propheten des deutſchen Humors: Ein Deutſcher kann ſeines Lebens nur froh werden, ſo lange er reist; jeder Deutſche iſt in ſeinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Geſunden erquickt und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätſchern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen: der Wandernde aber badet ſich im freien Strome: Luft, Waſſer, Feld und Himmel genießt er zugleich, die friſche Welle ſtärkt ihn und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit ſeinen Armen ſchlägt. Nachdem ich mich einige Tage hindurch an und in den Gewäſſern des Bodenſees meiner Ungebundenheit und Selbſtſtändigkeit gefreut, betrat ich das —

Land der Sehnſucht, drin die Berge wie der Freiheit Prachtſtatüen,
Wie aus blankem Gold und Silber von dem Herrn gegoſſen glühen,
Wo die erſten Schöpfungsworte laut noch durch die Lüfte klingen;
Land der Dichter, das emporſteigt adlergleich auf Felſenſchwingen,
Wo die Erde heißverlangend nach dem Kranz der Sterne faßt,
Bis ſie vor der eignen Größe tief erſchaudert und erblaßt.

Man hat in neueſten Zeiten viel über die Schweiz geredet, geſchrieben, geläſtert, aber dabei das Eine vergeſſen, daß die Schweizer denn doch die einzige Nation Europa's ſind, welche frei iſt, faktiſch frei iſt von Feudalismus und Adelthum. Man hat die Schweiz den Mikrokosmus Deutſchlands genannt, aber bei dieſer Vergleichung überſehen, daß die Deutſchen aus bewußter Feigheit Sklaven ſind, während nur ein kleinerer Theil der Schweizer aus Unverſtand, aus mittelalterlich chriſtlichem Unverſtand zu Knechten des Jeſuitenpacks ſich hergibt. Und dann ſind die Schweizer — von den Urkantonen, welche ein grandioſes Viehſtück darſtellen, abgeſehen — weſentlich unverhältnißmäßig praktiſcher, als die Deutſchen, ſie ſind außerordentlich thätig, geſchäftstüchtig, ſpekulativ, wohlverſtanden nicht ſpekulativ in deutſchphiloſophiſchem Sinne, denn von dieſem Nebeln und Schwebeln wollten die Schweizer zu ihrem Glücke nie Etwas wiſſen, ſondern ſpekulativ wie Geſchäftsleute, ſie ſind endlich politiſch weit gebildeter, als die Maſſe in Deutſchland, wo die ſogenannten niedern Stände über die Vorſtellungen der Leibeigenſchaft und eines verlogenen Patriarchalismus ſchlechterdings nicht hinauskommen kann, trotz den pathetiſchen Kammerdeklamationen von Volksmündigkeit. Damit ſoll übrigens dem ſocialen Zuſtand der

Schweiz durchaus nicht das Wort geredet werden, denn dieſer iſt um kein Haar beſſer, als anderswo. Im Gegentheil, die Bourgeoiſie oder, wenn man will, der Liberalismus hat hier ſein anmaßliches Prinzip, welches kein anderes iſt, denn der geldſüchtige Egoismus, auf die höchſte Spitze getrieben und in den Kantonen, welche ſich den Reformbeſtrebungen der dreißiger Jahre angeſchloſſen, herrſcht der polternde, auf die Geldſäcke des herzloſeſten Fabrikantenthums ſich ſtützende Advokatismus, dieſes aus Eitelkeit, Muthloſigkeit und Charlatanerie zuſammengeſetzte Conglomerat, welches auch in den deutſchen Kammern mit einigen hohlen Rechtsbegriffen Fangball ſpielt zum Ergötzen der gutmüthigen Seelen, die einfältig genug ſind, von politiſchen Theoremen oder Reformen überhaupt noch das Heil der Geſellſchaft zu erwarten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir, als ich damals die Schweiz durchſtreifte, von derartigen Betrachtungen den Genuß der großen Natur dieſes wundervollen Landes nicht beeinträchtigen ließ, daß ich überhaupt keine ſolchen Betrachtungen anſtellte. Was ſich aber im Vorbeigehen Betreffs der damaliligen Schweizerzuſtande, die ſich gerade zu ihrem einige Jahre darauf vorgegangenen Häutungsprozeß bereiteten, meinen Augen und Ohren aufdrängte, kam mir ſpäter vielfach zu ſtatten, indem mich das Geſchaute und Gehörte vor den meiſten der thörichten Illuſionen bewahrte, in welchen ſich der deutſche Liberalismus nach der Julirevolution wiegte. Freilich waren hinwiederum meine Erfahrungen weder ſo umfaſſend noch ſo einflußreich, daß ſie mich vor dem ragicomiſchen Geſchick bewahrt hätten, ein Opfer eben dieſer Illuſionen zu werden. Von Genf aus ging ich am Leman hinauf, dem Urſprung der Rhone entgegen und ſtieg über den Simplon in das Land hinab, von welchem Byron geſungen:

Italien, o Italien, das als Gabe
Die Schönheit einſt von dem Geſchick bekam!
Sie wurde Deines Leidens ſtete Habe.
Es furcht die holde Stirne Dir der Gram
Ob der Annalen Flammenſchrift, und Scham.
Daß mindrer Reiz doch Deine Blöße ſchmückte
Und daß Du nicht an Muth und Kraft ſo lahm!
Du zwängſt die Räuberbrut, die Dich bedrückt,
Die Deine Thränen trinkt und die Dein Blut entzückt!

Da aber kein Fußbreit Boden in dieſem Land iſt, der nicht von unſerer Touriſtenliteratur ausgebeutet worden, da die moderne Großſtädtigkeit von Mailand, die glorioſe Lage Genua's, die trauer- und ſchönheitsvolle Einſamkeit Piſa's, die Palaſtmaſſen und Kunſtſchätze von Florenz, Roma's ewige Trümmerwelt, Neapels von allen Reizen des Himmels und der Erde überquellender Golf, ſowie die elegiſche Größe Venedigs ihre Lobpreiſer und Beſchreiber gefunden von Goethe's Reiſewerk bis auf Gaudy's neckiſches Schneiderburſchentagebuch herab, ſo brauche ich mich darüber nicht des Breiteren auszulaſſen und ſage meinerſeits nur, daß mir die Italiener wo möglich noch beſſer gefielen, als Italien, was freilich meinen ehrenwerthen Landsleuten, die beim Namen Italiener gleich an Gift und Dolch, welſche Tücke und Verrath und was dergleichen altgebackene Vorurtheile mehr ſind, denken, kurios vorkommen mag. Der Italiener iſt voll körperlichen Adels, ſeine Seele voll Kindlichkeit und Enthuſiasmus, ſein Geiſt voll Schwungkraft und Elaſtizität. Der Schönheitsſinn iſt dieſem Volke eingeboren, Kunſtgenuß Lebensbedürfniß. Sein Chriſtenthum iſt ein ſchönſinnlicher, luſtiger Götzendienſt, wo Aphrodite und Bachus in der Form der Madonna und irgend eines der zahlloſen hübſchen Heiligen verehrt werden, alſo weit menſchlicher und natürlicher, als das deutſche Lutherthum, deſſen kalte Dogmen auf das erwachende Herz fallen wie Mehlthau auf das ſproſſende Laubwerk. Was endlich die italieniſche Heimtücke und Verrätherei betrifft, ſo ſind das hiſtoriſche Lügen, ausgeheckt von befangenen deutſchen Geſchichtſchreibern, die gerne das himmelſchreiende Unrecht bemäntelten, welches die Deutſchen ſeit Jahrhunderten den Italienern anthaten, indem ſie die in Urzeiten von Seiten der Römer erlittene Unbill mit maßloſer Unterdrückungsluſt heimzahlten. Iſt es nicht höchſt poſſirlich, wenn Deutſchland Achtung und Liebe fordert von einer Nation, die es ſeit der Völkerwanderung zu unterdrücken nicht aufgehört hat, deren ſchönſte politiſche Blüthe, den lombardiſchen Republikenbund, unſere Hohenſtaufen vernichteten, deren Städte und Fluren unter den brutalen Schwertern und Brandfackeln deutſcher Landsknechte von Blut dampften und von Feuer rauchten, deren gebeugter Nacken ſich jetzt unter dem öſtreichiſchen Corporalſtock wundreibt? Was mich angeht, ich liebe den melodiſchen Tonfall italiſcher Sprache, die ſchwelgende Farbenpracht italiſcher

Malerei, den elegiſchen Schmelz italiſcher Muſik. Ich begreife vollkommen, daß bestia tedesca dem Italiener das ärgſte Schimpfwort ſein muß, ſo wie ich von der Schönheit der Poeſie Goethe's zuerſt eine Ahnung bekam in dem Lande, wo der Dichter ſeine hochherzlichen römiſchen Elegieen dichten konnte, weil er ſie gelebt und genoſſen.

Mit den letzten Guldenſtücken meines in genußvollſter Heiterkeit durchgebrachten kleinen Schatzes in der Taſche, verließ ich endlich von Venedig aus das zauberiſche Land, welches ich à la Seume, nur nicht ganz ſo ſtoiſch und nüchtern, zu Fuß durchwandert hatte, um mich durch's Tyrol wieder den deutſchen Landen zuzuwenden. Zu Innſpruck gebot mir das gänzliche Verſiegen meiner Finanzen Halt und von hier aus ſchrieb ich nach Hauſe, daß ich jetzt meine Wanderluſt wenigſtens für eine Zeit lang gebüßt hätte und entſchloſſen ſei, mich allen Ernſtes dem Studium der Arzneiwiſſenſchaft zuzuwenden. Den Entſchluß zur ärztlichen Laufbahn hatte ich raſch, wie alle meine Entſchlüſſe, im Spital von Mailand gefaßt. Es ſchien mir weit vernünftiger, die Leiber zu kuriren, wo immer einige

Hoffnung auf Erfolg vorhanden iſt, als theologiſch an den Seelen herumzudoktern, denen man doch nur das ſchnöde Palliativmittel einer nicht einmal reizenden Perſpektive in's Jenſeits beibringen darf. Von einer Rückkehr zur Theologie konnte für mich gar keine Rede ſein, denn jeder Zoll an mir war weltlich und oppoſitionell. Die ſtoßweiſe gekommenen frommen Anwandlungen meiner Kindheit waren längſt ſpurlos verſchwunden und hatte ich ſogar in meinen letzten Knabenjahren den Miniſtrantendienſt in der Dorfkirche keineswegs mehr mit der gläubigen Andacht und Innigkeit verrichtet, welche weichen Gemüthern lange eigen bleibt, ſondern einzig und allein mit einem gewiſſen Behagen, welches mir die ergötzlichen Eigenheiten des guten Pfarrers Haſelbaum einflößten.

Da ich ſaumſelig genug geweſen, während meiner fluchtähnlichen Reiſe nur einmal und zwar von Turin aus an meine Eltern zu ſchreiben, ſo wartete ich den Erfolg meines jetzigen Briefes etwas bänglich ab, indem es mich drückte, daß ich der Sorge meiner geliebten Mutter um mich ſo wenig Rechnung getragen und außerdem durch meine harſche

Entweichung aus dem Kloſter ihre Hoffnung, ich könnte ihr einſt Florian erſetzen, vernichtet hatte. Nach möglichſt kurzer Friſt traf aber vom Vater die in ziemlich freundlichen Ausdrücken abgefaßte Antwort ein, welche dahin lautete, daß Mutter und Schweſter wohlauf ſeien, daß er, wenn ich ſchlechterdings nicht Pfarrer werden wollte, Nichts gegen das Studium der Medizin einwenden wolle, daß aber jetzt das müſſige Umherlungern ein Ende haben und ich trachten müſſe, mich für den erwählten Stand tüchtig auszubilden. Im Poſtſcript war beigefügt, daß der nicht unbeträchtliche Wechſel, welcher dem Briefe inlag, mit jedem Semeſter erneuert werden würde. Auch gab der Vater eine norddeutſche Hochſchule an, welche er von mir bezogen wiſſen wolle.

So gerne ich nun auch die Heimat und die Mutter wiedergeſehen und meinen Freunden von meinen Reiſeabenteuern erzählt hätte, verbot mir doch eine Regung von Stolz, dieſem Gefühle nachzugeben, indem ich den Leuten zeigen wollte, daß allerdings Etwas aus mir werden könne, was ſie, einigen Ausdrücken in dem Briefe des Vaters zufolge, zu bezweifeln ſehr geneigt ſchienen. Daher machte ich mich ſofort über München, welches ſich damals noch nicht, wie jetzt, zur Zwangsanſtalt deutſcher Kunſt ausgebildet hatte, ſondern noch in unbeſtrittener Bierglorie exiſtirte, nach dem Norden auf den Weg, hielt mich zwei Jahre in Berlin und darauf anderthalb Jahre in Leipzig Studirens halber auf, ſtudirte auch wirklich, obgleich ich daneben die Erluſtigungen eines flotten Burſchen aus vollem Herzen mitmachte und genoß, und ſinde mich jetzt auf einer ſüddeutſchen Univerſität, allwo ich den Doktorhut erlangen wollte, wieder mit dem geneigten Leſer zuſammen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Lendemain in einem Studentenzimmer. — Ein Frühſtück und eine Paukerei.

Von dem Thurme der alten Univerſitätskirche ſchlägt es acht Uhr, um die Aula und das Collegienhaus herum wimmelt es von fleißigen Jünglingen, welche, die Mappe unter'm Arm und der Zukunft eingedenk, trotz des ſchönen Märzmorgens in die finſtern, trüben Hörſäle hineineilen, um baldmöglichſt den Philiſterrock anziehen, ein Weib nehmen und die Entbehrungen der Studienjahre am häuslichen Herd vergeſſen zu können — oder auch nicht. In den unreinlichen, übelduftenden Gaſſen der Alma mater hat das geſchäftige Treiben mancherlei Gewerkes ſchon längſt begonnen und ſelbſt der dicke Profeſſor Waſſerſack öffnet bedächtig die Jalouſieen ſeines Schlafgemachs, um die Andachtsglut ſeiner theologiſchen Naſe durch die Lenzmorgenluft abkühlen zu laſſen. In einem Gemach des nämlichen Hauſes herrſcht aber noch Dämmerung und Stille. Die Fenſtervorhänge ſind herabgelaſſen und bei dem hiedurch veranlaßten Helldunkel gewahren wir, daß das Zimmer nicht in der beſten Ordnung iſt.

Von ziemlicher Größe, beſitzt es drei Fenſter und an jeder Seite eine Manſarde, in deren einer das Bett, in deren anderer ein Sopha ſteht, welchem man den häufigen und unordentlichen Gebrauch leicht anſieht. An der breiteſten Wand kreuzen ſich Rappiere und Piſtolen, Fechthandſchuhe und Schutzhüte, ein Apparat, welcher in dem Zimmer eines rechten Burſchen ſo wenig fehlen darf, als die von der gegenüberſtehenden Wand herunterprunkende Sammlung von Pfeifen aller Art. Auf dem in einer Ecke ſtehenden Schreibtiſch liegen einige Fragmente der hübſchen Handbibliothek, welche wohlhabende Eltern dem Herrn Sohn auf die Akademie mitgegeben und welche dieſem vermöge einer kleinen Metamorphoſe im Antiquarsladen bei allerhand Lebensſtudien beförderlich geweſen. Ueber dieſe wiſſenſchaftlichen Rudera her ſind verſchiedene Reitpeitſchen, Reithandſchuhe und Stöcke geworfen. Der Tiſch zeigt ein ſchwer zu unterſcheidendes Chaos von mancherlei Gegenſtänden, aus welchem ſich imponirend die Glasglocke einer Kaffeemaſchine und die langen Hälſe mehrerer leeren Flaſchen erheben. Auf dem Sopha hat behaglich ein ſchöner Pudel Platz genommen und ſeinen Kopf auf die Collegienmappe ſeines Herrn gelegt, als wollte er ſich an deſſen Statt mit den Wiſſenſchaften befreunden. Die größte Verwirrung herrſcht auf dem Boden des Zimmers. Da liegt in der Mitte ein Seſſel, mit welchem am vorigen Abend der Herr Studio zu Boden gefallen, als er ſich ſo verzweifelt anſtrengte, die ſchweren Kanonen von den Füßen zu bringen. Dieſe Kanonen oder Reitſtiefel hatte der Gefallene dann voller Grimm von ſich geſchleudert ſo daß eine der an ihren Ferſen angebrachten Pfundſporen den großen Spiegel traf und tödtlich verletzte. Ein ſchwarzer Sammetrock, mit diverſem Schnur- und Troddelwerk verziert, liegt ebenfalls am Boden und leiſtet einer wunderlich geformten rothen Mütze Geſellſchaft, die ihrerſeits wieder ein Paar ſteife, weißlederne Reithoſen zum Nachbar hat.

Der Inhaber des Bettes, über deſſen Topographie wir hinweggehen wollen, ſchläft noch und bläst ſchnarchend und pruhſtend den ſchweren Athem von ſich. Der Vorhang des nächſten Fenſters hat ſich etwas verſchoben und ein ſchräg auf die Geſtalt des Schläfers fallender Sonnenſtral geſtattet, Einſicht von ſeiner Phyſionomie zu nehmen. Dieſe iſt bedeutend und gehört entſchieden zu denen, welche man nicht wieder vergißt, wenn man ſie einmal geſehen. Unter einer wahrhaft enorm, ja fabelhaft hohen, breiten und gewölbten Stirne liegen kleine Augenhöhlen und eine winzige Naſe, die zu den übrigen Verhältniſſen des Geſichtes in pudelnärriſchem Verhältniß ſteht, um ſo mehr, da ihre ohnehin winzige Geſtalt noch durch zwei Quernarben, die mit mehreren andern auf Wangen und Stirne correſpondiren, beeinträchtigt wird. Ein dichter Bart umgibt Lippen, Backen und Kinn mit einem röthlichen, trotzig in die Luft ſtarrenden Pelz, welcher ſeinem Träger, der früher ſeiner aſiatiſch geſchlitzten, kleinen Augen und gelblichen Geſichtsfarbe wegen den Cerevisnamen Oſtiäk geführt, den ſtolzer klingenden Rauſchebart eingebracht hat, unter welchem er fortan in dieſer wahrhaftigen Autobiographie auftreten ſoll. Soviel dieſe Bebartung von dem Mund des Studenten ſehen läßt, verräth derſelbe entſchiedene Gutmüthigkeit und einen unverwüſtlichen Humor, während die etwas kleine, gedrungene Geſtalt, wie ſie auf dem Bette ausgeſtreckt liegt, ein ordentliches Maaß von Kraft und Gelenkigkeit anzeigt, welche freilich ein Anſatz von Korpulenz für die Zukunft zu ſchmälern droht.

Das vom Fluß ſchrill herauftönende Rufen vorüberfahrender Flözer weckt den Schläfer. Er fährt auf, ſein trübes Auge fällt mit unbehaglichem Erſtaunen auf die greuliche Unordnung ſeiner Umgebung und zugleich drücken ſeine blaſſen Züge Mißmuth und Verdruß über die Störung aus, welche ſein Morgenſchlummer erlitten. Noch einmal beſchaut er ſein Zimmer, ſtreckt ſich, gähnt und brummt, während ihm der kluge Caro, welcher das Erwachen ſeines Gebieters ſogleich wahrgenommen, die herabhängende Hand leckt: Puah! welch ein zudringlicher Geruch!

Beim Moloch, ich muß ja einen monſtröſen Umſtand gehabt haben. Sieh mal, mein herrlicher Spiegel! Wie iſt denn der zu dieſem enormen Schmiß gekommen? . . . Puah! mein Hirn iſt blöde wie die Dogmatik des Profeſſors Drehimkreis, und meine Kehle trocken wie die Exegeſe des Profeſſors Waſſerſack. Die Peſt auf den Katzenjammer! . . . Puah! welche Schweinerei! Alles liegt drunter und drüber, wie in der Hexenküche im Macbeth. Auf Cerevis, wenn meine Mutter plötzlich hier einträte, der Schlag müßte ſie rühren. Aber ich habe das wüſte Leben ſatt, ich. Gleich heute werde ich Papier einkaufen und in's Colleg ſteigen, denn 's iſt, beim Moloch, bald Zeit, den Soliden zu ſpielen und zu ochſen.

Während ſolche Gefühle der Reue und heilſamer Entſchlüſſe in unſerem neuen Bekannten aufſteigen, ſchüttert die Treppe unter den Tritten eines wild heraufſtürmenden Haufens, die Thüre wird weit aufgeriſſen und herein ſtürzt eine burſchikoſe Schar, von ihren ſchnüffelnden, ungezogenen Hunden begleitet.

Grüß' Gott! — Guten Morgen, Jüngling! — Peſt, wie ſiehſt Du aus! — Puh, hat denn Beelzebub bei Dir übernachtet? — Wie haſt Du denn

Deinen Kapitalkerl heimgeführt? — Wir hörten, vier Nachtwächter hätten Dich nach Hauſe dirigirt. —

An der Spitze dieſes lärmenden, bärtigen Studentenhaufens, deſſen Mitglieder die hochtönenden Cerevisnamen Schwanengoier, Känguruh, Büffel, Kater, Bierhahn und Unfried tragen, führe ich dem Leſer mich ſelber vor, der ich an meinem damaligen Aufenthaltsort unter dem lieblichen Cerevisnamen Delbrio bekannt war, deſſen Urſprung ich ebenſo wenig kannte, als die, welche mir ihn gaben.

Bei unſerm Einbruch kroch Rauſchbart — der mein Intimus, aber ein Theologe ganz anderen Schlages war, als der geſittete und ernſte Aloys, deſſen Freundſchaft ich hier wieder erneuert hatte, obwohl er als Mitglied des katholiſchen Seminars die Ungebundenheit des Studentenlebens nur in geringem Maaße mit mir theilen konnte — verdrießlich gähnend aus dem Bette und in die Kleider, während ich ihn folgendermaßen apoſtrophirte:

Hollah, was ſoll denn das für eine Anſtalt ſein? Haſt Du geſtern Abend nicht Dein Cerevis gegeben, uns heute mit 'nem brillanten Frühſtück zu regaliren? Mach' doch, wir haben nicht viel Zeit zu verlieren.

Die Roßphiliſter werden gleich hier ſein mit ihren Schindmähren. He, wo iſt Dein dienſtbarer Geiſt?

Wollte, der Satan holte euch Alle miteinander! entgegnete der katzenjämmerliche Rauſchebart. Ich wüßte in Wahrheit nicht, wo und wann ich euch zu 'nem brillanten Frühſtück geladen. Auch muß ich euch ſagen, ihr liederliches Volk, daß ich von heute an den Soliden ſpielen und entſetzlich ochſen und roboten werde. Ja, lacht nur, ihr Füchſe! Ihr habt gut lachen, habt noch lange nicht ſo viel Zeit und Geld verſchlagen wie ich alter Oelſchädel.

Ein homeriſches Gelächter ertönte.

O, Du altes Haus, ſchrieen die fidelen Geſellen durcheinander, haſt moraliſchen? Wollen Dir den Katzenjammer vertreiben, wollen ſicherlich. Wer wird vom Solidſein und Ochſen predigen, wenn der Beutel von Batzen ſtrotzt? Iſt das eine paſſende Faſtenpredigt, wenn man auf den Hund zu ſein das Unglück hat. Vorwärts, vorwärts! Wein her und ein dejeûner à la fourchette! Haſt ja den Wirth im Hauſe. Allons enfans de la patrie! Wollen Dich ſchon munter machen, wollen, auf Cerevis!

Nun denn, beim Moloch, bei dem ich als orthodorer Theologe ſtets ſchwöre, erwiderte Rauſchebart, als ſich endlich das Geſchrei gelegt hatte, — ihr ſollt haben was ich verſprochen oder nicht verſprochen, was weiß ich? Aber dann packt euch in die Gehenna, damit ihr mich nicht wieder in meinen guten Vorſätzen wankend macht.

Die Cumpane warfen einander pfiffige Blicke zu, als wollten ſie ſagen: Wartet nur, ſeine tugendlichen Vorſätze werden ſchon verfliegen, wenn er erſt ein Paar Gläſer Wein geſchmeckt. Dann lagerte man ſich auf Sopha und Stühle und auf Rauſchebarts Beſtellung ward das aus kalter Küche, Brot und Rothwein beſtehende Frühſtück von einer ſchlumpigen Magd herbeigetragen.

Bauch des Antichriſts! ſagte Unfried, als die Magd wieder hinaus war, welch' ein ſtruppiger Beſen!

Häßlich wie die Tugend, bemerkte Känguruh, möchte ſie nicht 'mal mit meinem Stock anrühren.

Iſt auch nicht nöthig, grämelte Rauſchebart; kommt, beim Moloch, Nichts dabei heraus, wenn ſo 'ne Gans hübſch iſt.

O, Du weißt 'nen Lied davon zu ſingen, mein holder Jüngling, nicht wahr? lachte Schwanengoier.

Bah, halt Deinen Rand, Kameel! Bin heute nicht zu ſolchen Jugendeſeleien aufgelegt.

Einerlei, was iſt's denn, Schwanengeier? fragte ich.

Ja ſeht, Rauſchebart hatte in ſeinem vormaligen Logis 'nen verdammt hübſchen Beſen und dieſer verleitete ihn, eine Abſchweifung von der Theologie in die Naturwiſſenſchaften zu machen. Nachher kriegte er von der verlaſſenen Ariadne immer Briefe, welche alle anfingen: Mein holder Zigling! und das Ende vom Liede lautete, daß er unmenſchlich blechen mußte, weil er, wie's im Commersbuch heißt, allzuglücklich war.

An dieſe Hiſtorie wurden eine Menge guter und ſchlechter Witze angeknüpft, in welche der Gegenſtand derſelben, dem der Wein allmälig Muth und Troſt einflößte, gutmüthigerweiſe einſtimmte. Zuletzt bekam er aber die Anſpielungen und Neckereien doch ſatt und wandte ſich, um dieſelben abzuſchneiden, an mich mit der Frage:

Sind keine Briefe angekommen?

Nein, verſetzte ich, aber es müſſen in den nächſten Tagen welche einlaufen da man doch unmöglich länger zaudern und zögern kann.

Rauſchebarts Frage und meine Antwort machten wie durch Zauberei dem Gelärme und Gelächter ein Ende. Die Burſchen blickten ernſt und ſchienen vermöge eines jener raſchen Uebergänge, wie ſie nur in jungen Jahren möglich ſind, aus tobenden Wüſtlingen plötzlich in geſetzte, nachdenkliche Männer verwandelt zu ſein.

Um dem Leſer dieſe Metamorphoſe zu erklären, bemerke ich, daß ich damals die Ehre hatte, Sekretair einer kleinen Studentengenoſſenſchaft zu ſein, die der revolutionären Verbindung angehörte, welche Deutſchland in aller Geſchwindigkeit befreien wollte, wovon ſpäter ein Mehreres.

Die Anweſenden gehörten ſämmtlich dem Bunde an, und da wir von Tag zu Tag das Signal zum Losſchlagen erwarteten, ſo mußte ſich auch jetzt, durch Rauſchebarts Frage angeregt, das Geſpräch der großen Angelegenheit zuwenden, welche wir mit nicht minder großer Begeiſterung, als burſchikoſer Sorgloſigkeit betrieben. Die chriſtlich germaniſche Frömmelei und aszetiſche Kopfhängerei, welche ſonſt in den patriotiſchen Studentenkreiſen ſich vielfach lächerlich aufthat, hatte in einer Geſellſchaft, wo ich mich wohl fühlte und zu einiger Geltung gelangt war, keine Proſelyten machen können.

Nachdem das Geſpräch eine Viertelſtunde bei dieſem Gegenſtand verweilt hatte, erhob ich mein Glas mit dem Trinkſpruch: In tyrannos! Alle ſprachen ihn jubelnd nach und leerten die Gläſer, nur Rauſchebart that kaum Beſcheid und ſchien in ſeine katzenjämmerliche Stimmung zurückfallen zu wollen.

Zum Teufel, Bruder, ſagte Kater, Du machſt ja ein Geſicht, als hätteſt Du die Eſchatologie des Profeſſors Spundſchlägel verſchluckt und fühlteſt davon Bauchgrimmen. Schaff Dir eine andere Phyſionomie an, ſag' ich Dir, oder Du wirſt Dich binnen einer Stunde auf der Menſur ſchlecht ausnehmen.

Auf der Menſur? Was iſt denn das wieder? fragte Rauſchbart mißmuthig.

Ei, wir haben ja heute große Paukerei in Schwarztann, 'ne glorioſe Pauckerei, werden über ein Dutzend Paare losgehen. Du hängſt ja auch, Rauſchebart, wenn mir's recht iſt.

Freilich hängt er, ſagte Unfried, der lebendige Duellkalender der Univerſität, und zwar mit dem

Conſenior der Vandalen. Haben ihm ja auch ſchon ein Pferd beſorgt.

Potz Moloch und Aſtoret, das hatte ich ganz vergeſſen. 'ne ſchöne Geſchichte das!

Peſt und Tod! polterte Känguruh, ſeht mir doch das alte Haus an. Sollte man nicht meinen, er führe Juden?

Unſinn! verſetzte Rauſchebart. Könnte ich mit der ledernen Dogmatik nur halb ſo gut umſpringen wie mit dem Schläger, das Examen machte mir dann noch weniger bange, als der Gang mit dem Conſenior. Nicht umſonſt habe ich mir während meines Fuchſenjahrs das Geſicht ſo abſcheulich zurichten laſſen, daß mein Alter, als er mich zuerſt wiederſah, darob beinahe einen Steckfluß kriegte.

Aber was haſt Du denn? Du machſt ja ein Maul, wie jener hebräiſche Kirchweihgeiger, der auf den Trümmern von Ninive der babyloniſchen Hure zum Tanz aufſpielte, bemerkte Schwanengoier.

Seh' mir mal Einer, erwiderte Rauſchebart und verſuchte zu lachen, an dem da iſt ein Theologe verloren gegangen. Was ich ſagen will, iſt, daß ich, ſeit ich neulich auf einer Suite über Weinsberg gekommen, Etwas vom Hereinragen des Geiſterreichs ſogar in's Studentenleben fühle. Ja, lacht immerhin, ich verſpüre wahrhaftig Anwandlungen von Ahnungen und dergleichen, und da ahnt mir ſo Etwas von pechiöſen Folgen des heutigen Tages, z. B. von einer Villeggiatura auf der Feſtung.

Abgefaßt werden oder nicht abgefaßt werden, das iſt hier die Frage! ſagte Büffel feierlich und blies eine gewaltige Rauchwolke aus dem Mund.

Getroffen, mein Dänenprinz, aber wenn ihr meint, ich laſſe das Maul hängen, ſo ſchaut mal, wie der Dolorio dahockt.

Et tu, brutum? witzelte mich Bierhahn an.

Bah, ſagte ich auffahrend, 's iſt nicht wegen der heutigen Geſchichte —

Hm, unterbrach mich Büffel gravitätiſch, nimm Dich nur in Acht, krumme Säbel ſind gefährliche Dinger, wie Du ſeiner Zeit an meinem aufgeſchlitzten Backen hätteſt ſehen können, und der Weſtphalenſenior, mit welchem Du losgehſt, ſchlägt famos.

Wohl, ſchlägt er famos, ſo ſchlage ich doppelt und dreifach famos und —

Nur die Lumpe ſind beſcheiden, ſagt Goethe, warf Bierhahn ein.

Wo kamen denn der Dolbrio und der Weſtphalenſenior an einander? fragte Rauſchebart.

O, beim letzten Commers, antwortete Unfried, Dolbrio war von einer veritabeln Berſerkerwuth befallen und brummte Jedermann auf.

Ah ſo, damals? Ich erinnere mich, er gerirte ſich wirklich wie ein angeſchoſſener Eber.

Sage lieber wie ein Eſel, dem man brennenden Zunder in's Ohr gelegt, ſagte ich.

Wie Du willſt. Wer ſekundirt Dir denn?

Unfried.

Und Deinem Gegner?

Weiß nicht.

Ein Juriſt, der erſt vor einigen Tagen von Heidelberg gekommen, bemerkte Unfried.

Wie heißt er?

Don Ranudo di Krachmandolino.

Wie? Beim Moloch, ein furioſer Name.

's iſt ſein Cerevisname und hab' ich vergeſſen, nach ſeinem eigentlichen zu fragen. Sagte mir aber Einer der Franken, mit denen er kneipt, es ſei ein wunderlicher Heil'ger, ein Freiherr von altem Geſchlecht, adelstoll, chevaleresk und poetiſch wie Don Quixote. 's muß jedenfalls eine Art Sonderling ſein, denn nach der Ausſage meines Gewährsmannes ſoll er in ſeinen erſten Semeſtern ganz verteufelt geochst und genachtſtuhlt haben und fange jetzt, wo wir Andern allmälig ſolid werden, erſt an, recht auszuſchlagen.

Verkehrte Welt, Comödie von Ludwig Tieck, fügte Bierhahn bei.

Uebrigens, Doldrio, wandte ſich Unfried zu mir ich muß mir ſtrengſtens verbitten, daß Du dreinſchauſt, als könnteſt Du Mohren haben.

Bah, Mohren und Neger! verſetzte ich —

Justum ac tenacem propositi virum, unterbrach mich Bierhahn deklamirend.

Ventre del diavolo! laß Einen doch ausreden. Ich bin überzeugt, daß uns nächſter Tage zum Aufbruch geblaſen wird, und da wäre es doch ärgerlich und dumm, wenn Einer oder der Andere von uns durch die Folgen einer einfältigen Saufmette am Mitgehen verhindert würde.

Seht mal, einen edeln Commers nennt er eine

Saufmette. Einen halben pro poena! ſprach Büffel mit Würde.

Sitzt! erwiderte ich, das geleerte Glas auf den Tiſch ſtoßend. Und zum Teufel mit den Grillen! Jeder Tag hat ſeine eigene Plage oder vielmehr Luſt. Horch, da kommen unſere Rozinanten. A la guerra, Espannoles! . . . .

Eine Stunde darauf hielt unſere Cavalkade vor dem Schwarztann, einer abgelegenen Waldſchenke von ausgedehnter Räumlichkeit, da ſie urſprünglich zu einem Bad eingerichtet geweſen, aus Mangel an Curgäſten aber der Beſtimmung anheimgefallen war, Köhler, Holzhauer und Bauern zu bewirthen und den Studenten der nahen Univerſitätsſtadt Raum und Gelegenheit zu geben, um das akademiſche Zeitwort: ich pauke, du paukeſt, er pauket, wir pauken, ihr pauket, ſie pauken, zu conjugiren.

Wir warfen dem Hausknecht die Zügel unſerer dampfenden Klepper zu, traten ins Haus und wurden im Flur von einem halben Dutzend junger Bekannten begrüßt, denen als Füchſen oblag, Wachtdienſt zu thun.

Alles ſicher? fragte Rauſchebart.

Alles, lautete die Antwort; wir haben einen weiten Umweg genommen und ſind meiſt einzeln oder bloß zu zwei und zwei gekommen. Aber macht, daß ihr hinaufkommt, der Witz iſt ſchon im Gange.

Wir eilten die Treppe hinauf in den wohlbekannten Sal, von wo uns Waffengeklirr entgegentönte. Dieſer Sal war der gewöhnliche Ort, wo die ſtudentiſchen Händel mit den Waffen in der Hand ausgefochten wurden. Der Wirth vermiethete ihn gegen eine beſtimmte Taxe, welche die Paukanten entrichten mußten. Er ſetzte ſich dadurch allerdings der Gefahr aus, im Zuchthaus logirt zu werden, nahm aber auch alljährlich eine bedeutende Summe Geldes ein und bekanntlich macht die Ausſicht auf Geldgewinn einen Philiſter muthiger, als Opium einen Türken.

An vierzig Muſenſöhne waren in dem Gemache verſammelt und ſchauten, die Pfeifen im Mund, die Biergläſer in der Hand, dem Kämpferpaare zu, welches gerade auf der Menſur ſtand und ſich durch unſern Eintritt in ſeinem Geſchäfte nicht ſtören ließ. Jetzt fiel ein ſchöner Hieb, der Schläger des einen der

Kämpfer ſaß in der Wange des andern, die Sekundanten ſprangen mit ihren Rappieren dazwiſchen, die Sache war abgemacht und der Paukarzt nahm den Verwundeten in Empfang, um ihm den Anſch——ß zuzunähen.

Auf die Menſur! ertönte der Bierbaß des Frankenſenior, ein neues Paar betrat den Platz und die Schläger klirrten und raſſelten. Rauſchebart hatte ein Glas genommen und ſtopfte ſeine Pfeife.

Komm, komm! mahnte ihn ſein Sekundant Bierhahn. Wir müſſen gleich dran. Dein vandaliſcher Gegner iſt ſchon parat. Mach Dich fertig; ich will unterdeſſen mit den Sekundanten Deines Widerparts parliren. Vielleicht iſt die Geſchichte beizulegen.

Halt Deinen Rand! verſetzte das alte Haus und zog ſeine unermeßliche Stirne in krauſe Falten. Meinſt Du, ich ſei ſo früh aufgeſtanden, um die Zeit mit unnützem Gedipper zu verlieren? Bin hier, um mich zu pauken — Punktum. Potz Moloch und Aſtoret, glaubſt, ich ſei ein Nachtſtuhl?

Aus dieſen Worten iſt leicht abzuſehen, daß Rauſchebart ſeine moraliſchen Anwandlungen bereits wieder losgeworden und ſich um das Hereinragen der

Geiſterwelt in's Studentenleben u. dgl. verteufelt wenig kümmert. Der Anblick der fidelen Paukerei hat wunderbar auf ſeinen Humor gewirkt. Er zieht den Rock aus, läßt ſich die Hemdärmel aufſchlitzen und wirft ſich in die Paukrüſtung. Wenige Augenblicke nachher hat er mit ſeinem Gegner den Platz des abgetretenen Fechterpaares, deſſen Zwiſt unblutig geendet, wie das ſehr oft der Fall iſt, wenn die verabredeten Gänge abgemacht ſind, eingenommen und ſchon beim zweiten Gange beweiſt er, daß er ſich die Erfahrungen ſeiner Fuchſenzeit, von denen er heute Morgen geſprochen, allerdings zu Nutzen gemacht, denn er parirt eine ſchöne Hochterz ſeines Gegners meiſterlich, ſchlägt eine Tiefquart nach und dem Vandalen eine tüchtige Schmarre über die Bruſt.

Brav gemacht, holder Jüngling! — Superber Hieb! — Sublime Quart!

Dieſe und andere Ausrufe mehr belohnten Rauſchebarts Gewandtheit, während mir Unfried zurief, ich möchte mich fertig halten. Ich ſah mich nach meinem Gegner um, den ich nirgends erblickte, als der Frankenſenior, der heute eine Art Paukpräſidentſchaft ausübte, auf mich zukam mit den Worten:

Sie wundern ſich, daß der Weſtphalenſenior nicht hier iſt? Wohl, ich bin beauftragt, ihnen zu erklären, woher dieß kommt. Heute in aller Frühe kam ein Extrabote zu ihm mit der Nachricht, daß ſeine Mutter im Städtchen an der Gränze drüben im Sterben liege und ihn noch einmal zu ſehen wünſche. Er warf ſich ſogleich aufs Pferd und gab mir im Vorbeireiten den Auftrag, Ihnen die Sache auseinanderzuſetzen, damit ſeiner Ehre kein Eintrag geſchehe, und ich gebe ihnen mein Wort, daß die Sache ſich wirklich ſo verhalte.

Ich bin von Herzen überzeugt, mein Herr, verſetzte ich, daß mein Gegner ein Ehrenmann iſt, und kann es mir nicht einfallen, ihm die Ausübung einer ſo heiligen Pflicht zu verdenken.

Wohl. Da aber die Sache mal im Gang und die Verſchiebung eines Ehrenhandels immer 'ne dumme Geſchichte iſt, ſo denk' ich, Sie nehmen den Vorſchlag des Orlando furioſo, ſich an ſeines Freundes Statt mit Ihnen zu pauken, an.

Orlando furioſo? Wer iſt denn das?

O, es iſt der Cerevisname des Sekundanten Ihres Gegners

Ich glaubte, der Mann hieße Don Ranudo die Krachmandolino.

Wohl. Er hat diverſe Cerevisnamen und ſeinen eigentlichen Namen weiß ich ſelber nicht. Der Mann iſt erſt vor einigen Tagen hierhergekommen. Nun, wollen Sie?

Ob ich will? Freilich; aber wo iſt denn der edle Hidalgo? fragte ich, die Paukhoſen anziehend.

Er macht ſich im Nebenzimmer dort fertig. Will ihn holen.

Wenige Augenblicke nachher folgte ich, Unfried an der Seite, meinem Schleppfuchs, der mir den blanken Krummſäbel vortrug, auf die Menſur. Die Thüre des Nebenzimmers öffnete ſich, der Frankenſenior trat heraus und hinter ihm mein Gegner, den ich wahrſcheinlich in meinem Leben noch nie geſehen, geſchweige beleidigt hatte.

Er war hochgewachſen und ſah, außerordentlich derbknochig und ziemlich corpulent, in der Paukrüſtung ſpaßhaft aus, weil ſein kurzer, dicker Hals gar nicht über die ungeheure Cravatte, welche einen Theil ſeines Anzugs ausmachte, hervorguckte und der große Schild der Paukmütze ſein Geſicht bis auf die Naſe verdeckte.

Aber der Mund, welcher unter dieſem Schild hervorſah, kam mir ſo eigenthümlich geformt und ſo bekannt vor, daß mein Gedächtniß blitzſchnell die Vergangenheit durcheilte und bei einer Szene ſtehen blieb, die von der gegenwärtigen verſchieden genug war. Ich ſprang, allen ſtudentiſchen Comment mißachtend, ſo ſchnell, als meine Paukrüſtung es geſtattete, gegen den Fremden zu und ſchrie ihm, von einer übermäßigen Ahnung erfaßt, die Worte aus Hamlet zu:

Halt! Steh' und enthülle Dich!

Don Ranudo di Krachmandolino ſchob die Mütze zurück, ſchaute mich an, erkannte mich und brach, getreu ſeiner Citatenwuth, wovon er ſchon in ſeinen Knabenjahren beſeſſen geweſen, in den Schrei des Dänenprinzen beim Anblick ſeines geiſtenden Vaters aus:

Engel und Boten Gottes, ſteht uns bei!

Ich nächſten Augenblick lagen wir uns in den Armen und ſuchten über die verwünſchten Paukcravatten hinweg unſern Lippen Bahn zum Kuſſe zu brechen, was komiſch ausgeſehen haben mag, denn die Umſtehenden lachten laut.

Ich hatte meinen Jugendfreund, meinen Blutbruder Roland wiedergefunden, von dem ich ſo lange getrennt geweſen und der, als er aus ſchwärmeriſchem Ehrgefühl auf die Menſur trat, nicht hatte ahnen können, daß er in dem Doldrio einem Burſchen gegenüberſtehen würde, dem er einſt Freundſchaft bis in den Tod geſchworen.

Als er mich aus ſeiner überzärtlichen, quetſchenden, in der That an die Liebesraſerei des Orlando furioſo erinnernden Umarmung losgelaſſen, wandte ich mich gegen die Zuſchauer und ſagte:

Meine Herren, Roland und ich können uns nicht ſchlagen, denn die feſteſten, brüderlichſten Bande verbinden uns von Jugend auf. Wenn aber Einer hier ſein ſollte, der dieſes übeldeuten oder auch nur ſeine Gloſſen darüber machen wollte, ſo mag er vortreten. Die Säbel ſind zur Stelle und ich bin von Herzen bereit, mich Jedem zu ſtellen, der die Sache ſchief nehmen will.

Nein! rief Roland. Auf mit dem Banner und Hurrah, Orlando! Ich bin's, der dieſen Kampf ausficht. Kommt an, wer Luſt hat!

Und ſeinem Schleppfuchs den Säbel abnehmend, ſchwang er die Waffe mit der Rechten, faßte mich mit der Linken um den Leib und rief mit Pathos:

Meine Hand iſt ſtahlbewehrt.
Seit ich dieſen liebe, trag' ich
Dieſen da für jeden Feind,
Den's gelüſtet, uns zu trennen!

Ein Hurrah für Don Ranudo di Krachmandolino! ſchrieen die Burſchen lachend, und nochmals Hurrah! und abermals Hurrah!

Inhalt des erſten Bandes.

I. Knabenjahre.

Erſtes Kapitel.

Seite

Worin der Leſer meine und beſſerer Leute Bekanntſchaft macht 5

Zweites Kapitel.

Vater, Mutter, Bruder 10

Drittes Kapitel.

Welche eigene Bewandniß es mit meiner Schweſter Anna hatte 31

Viertes Kapitel.

Danton und Robespierre. — Wo iſt des Deutſchen Vaterland? — Von der Heimat im Allgemeinen und im Speziellen 38

Seite
Eintritt ins Kloſter. — Anſichten eines alten Revolutionärs über Zeit und Menſchen. — Hat man Nichts mehr von der Roſe gehört? . . 241

Siebenzehntes Kapitel.

Von Poſaunenengeln und allerlei betrübenden Metamorphoſen, welchen ſich ein guter Junge um eines dickbackigen Mädchens willen ausſetzt . . 263

Achtzehntes Kapitel.

Eine Serenade. — Wunderbare Wirkungen einer Waſſerſuppenkur. — Wie die Theologie an den Nagel gehängt und der Wanderranzen herunter genommen wird 273

Neunzehntes Kapitel.

O, wonnigliche Reiſeluſt! 290

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Lendemain in einem Studentenzimmer. — Ein Frühſtück und eine Paukerei 304

NB. Seite 208, Zeile 4 von unten iſt ſtatt l'héretière zu leſen l'héritière.

Die

Waiſe von Wien.

Die

Waiſe von Wien.

Roman

von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1847.

[illegible]
[illegible]GIA
[illegible]SIS.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Allwie bei einem Buchhändler eine Rhazia abgehalten wird und allwie ein orthodoxer Theologe und ein neugebackener Dominus praenobilissimus et doctissimus ſich aufmachen, um Deutſchland zu befreien.

Während ich meine mediziniſchen Kenntniſſe zur entſcheidenden Muſterung vor dem Generalſtab der Fakultät einexerzirte und nebenbei an den Sonderlingseigenſchaften meines wiedergefundenen Freundes Roland mein Ergötzen hatte, kam eines Morgens Rauſchebart zu mir und bat mich, ihm bei einer Rhazia, die er vorhabe, behülflich zu ſein.

Bei einer Rhazia? frug ich verwundert. Menſch, wir ſind ja nicht in Algier, wo die Franzoſen derartiges Zeug machen.

Thut Nichts; wollen's mal hier zu Lande probiren. Ich brauche ſchlechterdings Religion.

Das glaub' ich, biſt ja Theologe; aber was willſt Du denn eigentlich?

Geld, Brüderchen, und zwar mein eigenes, ſauer verdientes Geld, ſonſt Nichts. Du weißt, daß ich mich, ſeit meine zunehmende Gelehrſamkeit mit meinem Wechſel nicht mehr ausreichte, dazu hergegeben, für einen hieſigen Buchhändler aus diverſen Sprachen zu überſetzen. Der Schuft iſt mir nun ein hübſches Sümmchen ſchuldig und hat unter allerlei nichtigen Vorwänden die Zahlung verweigert. Du mußt nämlich wiſſen, der Philiſter iſt ungeheuer fromm, ein Pietiſt erſter Größe, und dieſe ſind zu Allem fähig. Nun denk' Dir, wie ich erſchrak, als ich geſtern Abend zufällig erfuhr, Kreböler — ſo heißt der Mann — hätte unter der Hand ſein Haus und Geſchäft verkauft und wolle nächſter Tage mit Sack und Pack fortziehen nach Amerika, wohin ihm viele Brüder und Schweſtern in Chriſto, d. h. die Mitglieder des hieſigen Muckerconventikels, welchen die Polizei im vorigen Jahre auseinandergeſprengt, vorangegangen, um dort das neue Zion zu gründen. Unter uns geſagt, hat mich dieſes glaubensfeindliche Unterfangen der Polizei damals gewaltig geärgert, denn ich hatte das allerliebſte Töchterlein eines dieſer Mucker kennen gelernt und war gerade im Begriff, mich in den gottſeligen Bund aufnehmen zu laſſen, weil mir, bei Moloch und Aſtoret, die geiſtlichen Exerzitien des Seraphkuſſes und was dranhängt denn doch nicht ſehr bitter vorkamen. 's iſt überhaupt 'ne ſchnöde Tyrannei, wenn man die Myſterien dieſer guten Leute im Lande umher ſtört, die ſich mit einander in Gott vergnügen und die chriſtliche Askeſe ſo ſchön mit dem Cultus der Venus zu verbinden wiſſen. O, wäre ich Präſident des Conſiſtoriums, ich wollte —

O je, o je, wo haſpelſt Du hin? unterbrach ich den Glaubenseifrigen, der manchmal die üble Gewohnheit hatte, vom Hundertſten ins Tauſendſte zu gerathen. Du wollteſt von dem Buchhändler Kreböler, von den Pietiſten ſprechen, nicht aber vom Conſiſtorium.

Ei, die hängen eng genug zuſammen, auf Cerevis. Alſo die Sache iſt dieſe. Ich fürchte, der Kreböler wolle mich um mein Honorar prellen, und ſo bin ich denn feſt entſchloſſen, alſogleich eine Rhazia in ſeinem Hauſe zu veranſtalten, d. h. mein Geld dem frommen Hallunken nöthigenfalls mit Gewalt zu entpreſſen. Willſt Du dabei ſein?

Mit tauſend Freuden.

Nun ſo zieh' Dich an und nimm Deinen Ziegenhainer.

Wir gingen und betraten am Ende der Gaſſe das Haus des Buchhändlers. Im Comptoir bedeutet, der Herr des Hauſes befinde ſich oben in ſeinem Wohnzimmer, ſteigen wir hinauf und Rauſchebart flüſterte mir zu, ich ſollte mich, ſobald wir das Gemach betreten hätten, an der Thüre aufſtellen und dieſelbe unter keiner Bedingung öffnen laſſen. Auf Rauſchebarts Anklopfen forderte eine unendlich ſanfte Stimme zum Hereinkommen auf. Wir gehorchten und ſahen Herrn Krebsler, Geldrollen zählend, an ſeinem Sekretair ſitzen. Während ich nun meinen Poſten einnahm, ging Rauſchebart auf den haſtig den Sekretair ſchließenden und aufſtehenden Heiligen zu, erhob ſeine Stimme und begann das fromme Lied zu näſeln:

> Wie der Hirſch nach einer Quelle,
> Lechz' ich, o mein Geld, nach Dir!

Krebsler, ein langer, hagerer Mann, mit geſcheiteltem Haar, viereckiger, rückwärtsgebogener Stirne, verbuhlten und verdrehten Gauneraugen, talgfarbigem Geſicht, einem lüſternen Wurſtmaul und einer widerwärtig krummen Naſe, die ſich vor jedem ehrlichen Menſchenblick auf die Seite machen zu wollen ſchien, kam mir wie ein leibhaftiges Conterfei der Muckerei vor.

Um des allerſüßeſten Heilands willen, lieber Bruder, was wollen Sie? rief er erſchrocken aus, vor dem gerade auf ihn losrückenden und unabläſſig ſeinen frommen Vers plärrenden Rauſchebart bis an die Wand zurückweichend.

Rauſchebart winkte mir zu und begann ſeinen heilloſen Naſengeſang von Neuem, um mit dieſer Melodie, welche, wie er wohl wußte, in dieſem Hauſe etwas Gewohntes war, einen etwaigen Hülferuf des Pietiſten zu übertönen.

Aber, geliebte Brüder, was iſt denn ihr Begehren? fragte der Buchhändler.

Das will ich Ihnen ſagen, mein guter Herr Krebsler, verſetzte ich. Wiſſen Sie alſo, daß ich der höflichſte Menſch von der Welt bin und Sie in aller

Höflichkeit erſuche, meinem hier gegenwärtigen Freunde das Geld zu bezahlen, welches Sie ihm ſchulden. Wollen Sie, gut; wollen Sie nicht, ſo muß ich mir die kleine Freiheit nehmen, ihre unorthodox krumme Naſe gradzubiegen. Sela.

Ach, mein Jeſulein, weiter Nichts? Auf der Stelle ſoll es geſchehen. Kommen Sie nur mit in mein Comptoir hinunter, wo wir die Sache in chriſtlicher Eintracht abmachen wollen.

Und er eilte auf die Thüre zu. Ich gab ihm jedoch einen ſanften Rippenſtoß, daß er an die entgegengeſetzte Seite des Zimmers flog, und ſagte, während Rauſchebart fortfuhr zu fiſtuliren:

Sie verzeihen, liebwertheſter Mann Gottes — öffnen Sie das Fenſter nicht, oder ich gebe mir, bei allen fünf Wunden Ihres allerſüßeſten Heilands, die Ehre, Sie auf die Gaſſe zu werfen! — die Sache kann hier in chriſtlicher Eintracht abgemacht werden.

Aber ich habe keine Bücher hier, ich weiß nicht —

Beruhigen Sie ſich. Mein ehrenwerther Freund, der ſich, wie Sie hören, im Pſalmodiren ſehr vervollkommt, hat mir die Summe bei Heller und Pfennig genannt. Es macht gerade 100 Thlr. Halleluja!

Ich will .... warten Sie, ja, ſo viel wird's ausmachen .... o Du Lamm Gottes ....

Laſſen wir die Lämmer und Götter aus dem Spiele. Es handelt ſich bloß um Thaler, um ſchnöde, ſündhafte Thaler, gottesfürchtiger Mann.

Aber meine Kaſſe befindet ſich unten ...

Rauſchebart ſang ſchrecklich und deutete mit ſeinem Stock auf den Sekretair.

O, wir wollen Sie ſchlechterdings nicht die Treppe hinabbemühen, edelſter Eckſtein des Glaubens Sie! bemerkte ich. Wollen Sie nur gefälligſt Ihren Sekretair wieder öffnen.

Als der gute Mann ſah, daß ihm kein Ausweg blieb, wollte er zorniger werden, als die chriſtliche Geduld erlaubt, allein ich ſchüttelte mit einer ſo unzweideutigen Gebärde meinen Ziegenhainer vor ſeiner windſchiefen Naſe, daß er für gerathen fand, den Wolf nicht durch das Schaffell durchgucken zu laſſen. Einen tiefen Seufzer ausſtoßend, die Augen verdrehend und die Hände faltend, ſagte er:

In Jeſu Namen, ich füge mich ſolchem unchriſtlichen Zwang und der Herr vergebe es Ihnen, meine Brüder, daß Sie, wie es ſcheint, wähnen konnten, ich wolle Jemand vorenthalten, was ihm gebührt.

So gefallen Sie mir, theuerſter Herr Krebsler, ſagte Rauſchebart, ſeinen Geſang einſtellend, und um Ihnen zu beweiſen, daß ich weiter keinen Groll hege, will ich über mich einen Witz und Ihnen die Freude machen, einen Bibelſpruch zu hören, indem ich Sie an die Worte der Schrift erinnere: Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden. Alſo heraus mit den Thälerchen! Die Quittung habe ich ſchon in meiner Taſche.

Abermals aus tiefſter Bruſt ſeufzend, öffnete der Buchhändler den Schrank, zählte das Geld auf und ließ ſich von Rauſchebart die Quittung einhändigen.

Gehen Sie mit Gott, meine Brüder! ſagte dann der Pietiſt ſalbungsvoll, während ſich ſeine verbiſſene Wuth in einem Blick entlud, welcher uns vergiftet hätte, wenn die Fabel vom Baſiliskenblick keine Fabel wäre.

Schön, geliebteſter Bruder in Chriſto! verſetzte Rauſchbart näſelnd und augenverdrehend. Der Herr gebe Ihnen Gedeihen auf allen Ihren Wegen und das Blut des Lammes düfte Ihnen lieblich allüberall!

Hiemit machten wir uns fort und im Hinabgehen ſang Rauſchebart johlend den rührenden Vers aus dem Wupperthaler Geſangbuch:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein rechter Sündenkrüppel,
Der ſeine Sünden in ſich fraß
Als wie der Roſt die Zwibbel.
Herr Jeſus, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir 'nen Gnadenknochen vor
Und ſchmeiß mich Sündenlümmel
In Deinen Freudenhimmel.

Krikerikriki! krähte ich hinterdrein.

Sicherlich iſt vordem noch nie ein Honorar in dieſer Manier gefordert und bezahlt worden. —

Wenige Tage darauf trat ich dem Schreckgeſpenſt, welches drohend am Ausgang der flotten Studentenlaufbahn ſteht, mannlich entgegen und errang, ohne Zweifel mit mehr Glück als Verſtand, das Doktordiplom in welchem von der Fakultät beurkundet war, daß ich fortan ein „ſehr edler und ſehr gelehrter Mann" ſei und in dem mörderiſchen Kriege, welchen die Arzneiwiſſenſchaft mit der Menſchheit führt, mitkämpfen dürfe. Am Abend dieſes großen Tages war mir zu Ehren grandioſe Kneiperei, wobei mich meine

Freunde mit dem berühmten Lied begrüßten: „Ich bin der Doktor Eiſenbart.“

Am folgenden Morgen konnte ich meine Wiſſenſchaft zuerſt an mir ſelbſt erproben, denn der Doktorſchmaus hatte mich arg mitgenommen, und in dieſer elegiſchen Stimmung meldete ich den Eltern den glücklichen Erfolg meines Examens und fügte bei, ich wolle mir jetzt nur noch den Rhein anſehen und dann heimkehren, um meine Praxis zu Eichenrain oder in der Umgegend zu beginnen. Ich hatte die Heimat ſeit Jahren nicht mehr geſehen, denn trotz der Sehnſucht nach meiner Mutter war ich bei meinem ſtolzen Entſchluſſe beharrt, Eichenrain erſt als fertiger Mann wieder zu betreten; jetzt aber erfaßte das Heimweh, das in ruhigen Stunden oft aus dem Grunde meines Herzens aufgeſtiegen, mich ſtärker und lockender, denn je, und da ich binnen wenigen Wochen dieſer Lockung Folge leiſten wollte, ſo ſtand die Zukunft in recht idylliſch gemütblicher Färbung vor meiner Seele.

Es ſollte aber ganz anders kommen.

Ich hatte nämlich meinen Brief kaum abgehen laſſen, als mir der Poſtbote ein in Chiffern abgefaßtes Schreiben brachte.

Es war der Aufruf zum Kampfe für deutſcher Nation Freiheit und Recht.

Von Zaudern und Zagen konnte bei mir nicht einen Augenblick die Rede ſein, und ich hatte den Brief noch nicht völlig zu Ende geleſen, als meine idylliſchen Zukunftspläne zerſtoben wie der Nebel des Philiſteriums vor der Sonne der Begeiſterung und ich aufſpringend mit lauter Stimme in die Worte der Marſeillaiſe ausbrach:

Amour sacré de la patrie
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberte, liberté chérie
Combats avec tes defenseurs!

Daß ein deutſcher Jüngling, welcher der burſchenſchaftlichen Verbindung Germania angehörte, bei dem Gedanken an die Befreiung des deutſchen Vaterlandes in einen Vers der franzöſiſchen Freiheitshymne ausbrechen konnte, dürfte einen nicht unhaltbaren Beweis für die Behauptung liefern, daß die politiſche Gährung, welche zu Anfang der dreißiger Jahre die deutſche Jugend erfaßt hatte, von der, welche nach den lucus a non lucendo Befreiungskriegen von 1813 umgegangen und in Jahn und Arndt ihre äußerſten

Spitzen gefunden, weſentlich verſchieden war. Damals hieß die Loſung: das deutſche Kaiſerthum! jetzt: die deutſche Republik! Damals war der Franzoſenhaß, ein Anfangs gegründeter, dann aber bis zur Bornirtheit hinaufgeſchraubter Franzoſenhaß zur Grundbedingung des Patriotiſmus und der politiſchen Reform Deutſchlands gemacht worden, jetzt ließen ſich die deutſchen Revolutionäre willig von dem Wellenſchlag der Julirevolution dahintragen und waren vernünftig genug, auf einen deutſch-franzöſiſchen Bruderbund hinzuarbeiten. Gedanken von 1793 loderten in der deutſchen Jugend, und wie Nichts in der Welt zuzufällig iſt, ſo hat gerade zu jener Zeit Einer der Unſern, Georg Büchner, den Georg Herwegh ſo ſchön apotheoſirt, in ſeinem „Tod Dantons“ das Ergreifendſte, Blitzendſte ausgeſprochen, was je über die glorreiche Periode, welche dem Feudaliſmus zu Grabe läutete, geſagt worden. Allein die Mittel entſprachen dem großen Zwecke, der den hochſchlagenden Herzen der deutſchen Jugend vorſchwebte, leider in keiner Weiſe. Wir Deutſchen kamen, wie immer und überall, zu ſpät. Wir ließen die Julirevotion durch Louis Philipp und ſeine Bourgeoiſie in ſame Impotenz, das ewige Wollen und Nichtwagen der liberalen Vormänner von Anfang an herzlich zuwider war und ich ſchon damals ein, wenn auch noch vages und dunkles Bewußtſein in mir trug, daß das Heil Deutſchlands und der Menſchheit überhaupt über die Halbheiten des Liberalismus hinausliege und die Reform nicht allein eine politiſche, ſondern auch weſentlich eine ſociale ſein müſſe. Das conſpirirende Verſteckenſpielen, das heute vorwärts und morgen wieder zurück Gehen, die Zeit und Menſchen mit Phraſen betrügende Miſère war nicht meine Sache. Erſt, als zu Ende des Jahres 1832 auf einem in einer ſüddeutſchen Reſidenz abgehaltenen, freilich ziemlich ſpärlich beſuchten Burſchentage der Beſchluß gefaßt wurde, vom Worte einmal zur That überzugehen und die revolutionären Ideen mit den Waffen in der Hand zu verwirklichen, erſt dann begann ich eine thätigere Rolle in der Sache zu ſpielen, und in meiner jugendlichen Glut unbekümmert um den Erfolg, über die Menge der Feinde, die Lauheit der Freunde, die Theilnahmloſigkeit des Spießbürgerthums hinwegſehend, überzeugt von der Heiligkeit und Schönheit unſeres Wollens, gab ich mich mit meinem ganzen Fühlen und Denken der Bewegung hin und in jeder Fiber meiner Seele widerhallte das in jenen Tagen ausgeſprochene Dichterwort:

> Freiheit! iſt die große Loſung, deren Klang
> durchjauchzt die Welt.

Freilich, wenn mein Enthuſiasmus nicht weit mächtiger geweſen, als meine Bedenklichkeiten, wenn ich nicht mehr mit dem Herz, als mit dem Kopf gedacht hätte, ſo hätte ich ſchon in meiner nächſten Umgebung erfahren können, daß auf einen Aufſtand in Maſſe gar nicht zu hoffen ſei, daß die Wenigen, die losſchlügen, unrettbar dem Verderben entgegengingen, um vom deutſchen Michel hinterher als jugendliche Tollköpfe halb beklagt, halb belacht zu werden, daß die liberalen Herren mit ihren Bürgerkronen und Ehrenbechern uns desavouiren würden und daß das Volk von unſerer Aufopferung kaum Etwas erfahren dürfte.

Als ich in der Verſammlung der Verbündeten die eingetroffene Nachricht bekannt machte, wurde ſie mit dem ausgelaſſenſten Jubel aufgenommen. Allein ſchon in der nächſten Viertelſtunde kam das verwünſchte Kapitel der Rückſichten an die Reihe und hierauf machten ſich die alten Wahrheiten geltend, daß, wo drei Deutſche beiſammen ſind, ſechs Meinungen laut werden, und daß die Deutſchen wohl in Gedanken den Himmel ſtürmen, in der That aber gegenüber den Erdengöttern einen angebornen Reſpekt beſitzen, deſſen ſich nur wenige zu entledigen vermögen. Ich ſchnitt die unerquicklichen Debatten mit der Frage ab: wer zu dem Unternehmen unbedingt und ohne Zaudern bereit ſei? und ſiehe da, Niemand trat zu Allem unwiderruflich entſchloſſen auf meine Seite außer Rauſchebart, der orthodoxe Theologe.

Wir Beide bildeten alſo die ganze Heeresmacht, welche am Morgen des folgenden Tages von dieſer Univerſität aus zur Befreiung Deutſchlands aufbrach, und hätten wir außer unſerem Tyrannenhaß und unſerem Patriotismus nicht noch eine gute Doſis Humor beſeſſen, kraft deſſen wir, ohne dadurch auch nur ein Haarbreit von unſerem Entſchluſſe abgebracht zu werden, uns ſelber zu verſpotten und die Schattenſeite unſeres Vorhabens mit den Streiflichtern des Witzes zu erhellen im Stande waren, ſo wären ſogar wir vielleicht wieder umgekehrt.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Geſchichte von Goethe's Frack, eine literar-hiſtoriſche Epiſode.

Nicht da hinein! Potz Baal und Aſtarte — nicht da hinein! ſagte Rauſchebart haſtig, als wir um Mittagszeit in der Reſidenz, über welche unſer Weg führte, angekommen waren und ich in ein der Poſt nicht allzu fern liegendes Gaſthaus treten wollte.

Warum denn nicht? Ich ließ mir ſagen, es ſei ein ganz anſtändiges und treffliches Haus.

O gewiß, man ißt und trinkt und logirt da ganz pomadig, ich habe nicht die Laus an dem Hauſe auszuſetzen, nicht die Spur, aber dennoch wollte ich mich ungefähr ebenſo gern in Molochs glühenden Stierrachen ſtürzen, als in dieſes Haus gehen. Der Menſch verſuche die Götter nicht. Komm, komm!

Und er zog mich eilig an dem Hauſe vorüber und die Straße hinab.

Aber was haſt Du denn gegen dieſes Wirthshaus?

Ich? Ich habe gar Nichts gegen dasſelbe, aber der Wirth würde gewißlich Etwas gegen mich haben.

So, ſo. Du haſt alſo wohl 'nen tüchtigen Pump da hängen.

O, das allein würde mich nicht ſchrecken. Haſt Du je geſehen, daß ich einem Manichäer ausgewichen? Nein, nein, die Sache iſt viel ernſthafter.

Und ſo redend ſchlug er ein lautes Gelächter auf.

Ernſthaft und Du lachſt wie ein Verrückter?

Ei, wer ſollte drob nicht lachen? Habe ich Dir denn die Geſchichte nie erzählt? 's iſt jedenfalls einer der famoſeſten Witze, die ich jemals aufgeführt.

Aha, jetzt fang' ich an, Dich zu verſtehen; Du haſt den Philiſter geprellt?

Ja, und wie!!!

Und wieder lachte er ſo toll, daß die Vorübergehenden ſtillſtanden und uns verwundert nachſahen.

Ventre del diavolo, ſo erzähl' doch!

Nun, ſiehſt Du, ich war bekanntlich zu Anfang des vorigen Jahres einer einfältigen Holzerei mit Kaffern wegen, die es uns übel nahmen, daß wir auf einem Kuhſchweif mit ihren Mädchen tanzten, oder vielmehr daß wir die Mädchen küßten, auf ein Semeſter conſilirt, und da es für mich zu Hauſe nicht ſehr geheuer war, trieb ich mich dieſe Zeit über an verſchiedenen Orten umher, wobei ich, der höchſt ſelten bei Religion war und doch leben, d. h. flott leben wollte, ſattſame Gelegenheit hatte, meinen Verſtand an der Pfiffigkeit meiner diverſen Wirthe weit mehr allen zu ſchärfen, als ich es an allen Logikern von Ariſtoteles bis Hegel hätte thun können. Man ſollte unſere Philoſophen mal von ihren Kathedern herablangen und ihnen aufgeben, nur ein Semeſter lang ohne Geld zu leben, da würde man ſehen, wie weit dieſe Dunſtmacher, welche den deutſchen Michel, der . . . .

Halt, halt! Wohinaus denn? Zum Text zurück, wenn's beliebt.

Gleich, Herr, gleich! wie Kellner Franz zum Prinzen Heinz ſagt. Alſo: gegen das Ende meines halbjährigen Exils hielt ich mich in hieſiger Stadt auf, wo ſich's ganz gut leben läßt, denn es iſt, ich weiß nicht wer's geſagt hat, ſchon viel wieneriſche Sinnlichkeit hier, man ſieht Dickbäuche und glänzende, mit Butter geſchmierte Geſichter und . . .

Zu Deiner Geſchichte! Vorwärts! Vorwärts!

Gut, ich hatte mich alſo hier und zwar in dem Gaſthof, wo Du eintreten wollteſt, feſtgekneipt. Der Wirth begann mir allmälig ein Geſicht zu machen, worauf in Lapidarſchrift zu leſen war: Bezahlen Sie Ihre Rechnung! und ich entſchloß mich, bei einem hochgeſtellten hieſigen Beamten, der eine Art Vetter von meinem Alten iſt — die Peſtilenz auf ihn, auf den Vetter nämlich! — um Subſidien nachzuſuchen. Entlehnte demnach bei einem fidelen Schauſpieler, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht, einen grünlichen, etwas ältlich, alſo klaſſiſch ausſehenden Frack. Mit dieſem angethan, machte ich mich zu dem Bureaukraten auf den Weg und ſetzte ihm meine Angelegenheit mit großer homiletiſcher Beredtſamkeit auseinander. Aber ſtatt Moneten kriegt' ich nur ein langes Regiſter meiner Sünden mit moraliſcher Nutzanwendung zu hören, was nicht ſehr nach meinem Geſchmack war, weßwegen ich dem Prediger erwiderte: Ich kam hieher, um Sie anzupumpen, Verehrteſter, keineswegs aber, um einen Abſchnitt aus der Moral vortragen zu hören; was übrigens meine Sünden betrifft, ſo würden Sie, wenn Sie Etwas von der Theologie verſtünden, wiſſen, daß ich als orthodoxer Theologe ſündigen muß, um in den Stand geſetzt zu werden, hinterher die gehörige chriſtliche Reue und Zerknirſchung zu fühlen — Gottbefohlen! . . . . Am folgenden Tage hörte ich das Schickſalsgewitter in der Ferne grollen, d. h. der Oberkellner, der mich mächtig liebgewonnen, flüſterte mir zu, der Wirth würde nach Tiſch zu mir auf's Zimmer ſteigen und zwar in der verhaßten Eigenſchaft eines Brummers. Ich flehte zum Merkur, dem Gott der Schelme, mich dießmal nicht ſtecken zu laſſen, und er ließ mich nicht ſtecken. Ich kriegte eine Erleuchtung. Kaum hatte ich mich nach dem Eſſen auf mein Zimmer verfügt, als ich den Philiſter die Treppe heraufſchnaufen hörte. Aber ich war bereit, ihn zu empfangen. Als er eintrat, fand er mich mit Thränen in den Augen, den erwähnten Frack aus dem Kaſten nehmend und zärtlich an die Bruſt drückend, dazu aber mit halb erſtickter Stimme die Worte aus Tells Monolog deklamirend:

> Komm Du hervor, Du Bringer bittrer Schmerzen,
> Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz!
> Ein Ziel will ich Dir geben, das bis jetzt
> Der frommen Bitte undurchdringlich war —
> Doch Dir wird es nicht wiederſtehn!

Herr Jeſus, was gibts denn da? Was haben Sie denn, Herr? fragte der Mann verwundert.

Sie können fragen, da ich, vom unerbittlichen Geſchick verfolgt, genöthigt bin, mich von meinem Theuerſten zu trennen, um meine Verbindlichkeiten am hieſigen Ort als ehrlicher Mann zu erfüllen?

Ei, wie ſo? Was wollen Sie denn ſagen?

Ich Unglücklicher! fuhr ich fort, ſeine Frage nicht beachtend. Und hätte ich wenigſtens dem Drängen des Engländers nachgegeben, der mir neulich in Bonn hundert Pfund Sterling für dieſe koſtbare Reliquie geben wollte! O me miserum!

Reliquie? Doch nicht dieſer abgeſchabte Frack da?

Halten Sie ein, mit ſolchem ſchnöden Wort dieſes Heiligthum zu läſtern. Es iſt Blasphemie. O, hätte ich Dich dem edlen Lord abgelaſſen, mein Stolz und mein Troſt; ich würde doch die Genugthuung haben, Dich auf einem normänniſchen Caſtle in Altengland in einem prächtigen Glasſchrank prangen zu wiſſen . . . . o Gott, o Gott!

Sind Sie toll? Dieſer Frack . . . .

Dieſer Frack, ſagte ich mit einem Pathos, das ich meinem ſchauſpieleriſchen Freund abgelauſcht, als er in der Rolle des Talbot ſterbend rief: Unſinn, Du ſiegſt, und ich muß untergehen! . . . . Dieſer Frack iſt ein Frack Goethe's!!! Der unſterbliche, vor wenigen Tagen zu den Seligen gegangene deutſche Dichterkönig hat ihn drei Jahre auf ſeinem göttlichen Leibe getragen . . . . O, mein Gott, laß dieſen Kelch an mir vorübergehen?

Ein Frack von Goethe? ſchrie der Wirth, welcher, wie ich zufällig ergattert hatte, einen unmäßigen Reſpekt vor dem Dichter des Fauſt beſaß, ohne vielleicht je Etwas von demſelben geleſen zu haben, wie das bei den ſogenannten gebildeten Philiſtern in Deutſchland ſehr oft der Fall iſt . . . . Ein Frack von Goethe? Herr, Sie ſcherzen!

Scherzen? Ich? In dieſer bittern Stunde, wo das Bild meines ſterbenden Vaters, dem der glorreiche Dichter dieſes Gewand als Xenium, zu Deutſch Gaſtgeſchenk verehrte, vor meiner Seele ſteht, wie er mich beſchwor, dieſe Reliquie als Familienſchatz zu hüten und zu bewahren, auf daß er vererbt werde bis auf meine ſpäteſten Enkel hinab? O, hart iſt Deine Fauſt und zermalmend Dein Fuß, ewiges Verhängniß!

Alſo, sans Spaß, wirklich und wahrhaftig ein Frack von Goethe? rief der Wirth, mit beiden Händen darauf losfahrend. Und Sie wollen ihn verkaufen?

Ich muß — entſetzliches Geſchick! ſchluchzte ich, einen Strom von Thränen hervorwürgend. O, hätte ich das Angebot des ſtolzen Briten angenommen! Du wäreſt dann wenigſtens heilig gehalten worden, verehrungswürdiges Kleid, ſtatt daß Du jetzt vielleicht in einem ſchnöden Trödlerladen entweiht wirſt zur ewigen Schmach deutſcher Nation!

Nein, mein Herr, das ſoll er nicht, dieſer berühmte Frack! ſchrie der Wirth, faſt wirklich ſo gerührt, wie ich ſchien. Sprechen Sie, reden Sie! Ich bin ein deutſcher Patriot, ich! Ja, das bin ich, und es kommt mir auf ein paar Louisd'or nicht an, wo es gilt, die Ehre des Vaterlandes zu wahren.

O, alſo lebt ſie wirklich noch, die deutſche Treue und Redlichkeit? rief ich mit Emphaſe und umarmte den Patrioten und Goetheverehrer feurig.

Unſere Verhandlung endigte damit, daß mir der edle Wirth meine quittirte Rechnung nebſt zwei Louisd'or baar überreichte, wogegen ich ihm den glorreichen Frack einhändigte. Natürlich verließ ich ſchon in der nächſten Stunde die Stadt, ſchloß Rauſchebart ſeine Erzählung — und jetzt wirſt Du es begreiflich finden, daß ich nicht bei dem patriotiſchen Mann einkehren wollte?

Kam denn der Witz heraus?

O, freilich, am Abend deſſelben Tages noch. Der Schauſpieler hat's mir ſpäter geſchrieben. Er kam Abends in den Gaſthof und während er mit einem zahlreichen Kreis von Bekannten im Sale kneipte, kam der Wirth herein, triumphirend den Frack tragend.

Ah, da iſt ja mein grüner Jagdfrack, rief ihm der Schauſpieler entgegen. Ich glaubte ſchon, der Bruder Studio ſei mit dem alten Lappen durch die Lappen gegangen.

Ihr Frack, Herr…r…r? Sie irren ſich; das iſt ein Frack, den der große Goethe getragen und den ich heute um ſchweres Geld erworben.

Was? Sind Sie närriſch geworden? Das iſt mein alter Frack, den der flotte Student, der in Ihrem Hauſe logirt oder logirte, geſtern bei mir entlehnte, um ….

Spiegelfechterei der Hölle! ſchrie der Wirth, dem die Schuppen von den Augen fielen. Iſt eine ſolche Gaunerei je erhört worden? …. O der Spitzbube, der abgefeimte Spitzbube! …. Aber gut hat er's angeſtellt, der verfluchte Kerl!

Und nach etwelchem Toben und Drohen ſtimmte der patriotiſche Wirth klugerweiſe in das Gelächter ſeiner Gäſte ein und damit war die Comödie zu Ende.

Mächtig glorreicher Schwank, lieber Junge, ſagte ich. Komm, da ſind wir ja vor einem andern Gaſthaus. Ich ponire Dir eine Flaſche Rheinwein, damit wir auf Goethe und ſeinen Frack ein Lebehoch ausbringen können.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Begegnung im Park, Einladung zu einem Rendezvous und Beſuch bei einer liberalen Größe.

Nachmittags machte Rauſchebart einen Ausflug in eine benachbarte Garniſonsſtadt, um zu ſehen, wie dort, wo wir unter einigen jüngeren Militärperſonen Einverſtändniſſe hatten, die Sachen ſtünden, und ich ſchlenderte in den Park.

Es war in den letzten Tagen des März und die Luft ungewöhnlich lau und rein, nur auf den Höhen rings um die Stadt trotzte noch der Schnee, während es im Thal ſchon ſchüchtern zu knoſpen und zu grünen begann. Die ſchöne Welt der Reſidenz ſtrömte in der langen Hauptallee, welche den Park oder

Schloßgarten der Länge nach kerzengerade durchſchneidet, auf und ab, während in den beiden Nebenalleen die Nobleſſe eine Art Corſofahrt abhielt. Da gab es mächtig ſchöne Pferde und Lakaien aller Farben zu ſehen, aber leider keine ſolche mächtig ſchönen, ſiegprangenden Frauen, wie ich ſie auf den Corſo's der italiſchen Städte angeſtaunt. Ich mußte an Italien denken, an das Land, wo der Tod ſo ſchön, aber das Leben noch viel ſchöner iſt, und als meine ſchweifende Erinnerung unter Roma's Ruinen verweilte, ſtieg plötzlich das Bild meiner Jugendgeſpielin Oda, die ja mütterlicherſeits eine Römerin war und die ich ſo lange nicht geſehen, ja in dem Strudel des Studentenlebens oftmals faſt vergeſſen, in meiner Seele auf. Sie mußte hier leben und ich weiß nicht, was für eine Bitterkeit mein Gemüth erfüllte, als ich bedachte, daß ihr junges, edles Herz in der Sphäre des Hoflebens vielleicht vergiftet oder auch gebrochen worden ſein möge, daß ſie aber jedenfalls für immer von mir, dem Kind des Volkes, getrennt ſei, von mir, der ich ſo eben im Begriffe war, an einer offenen Rebellion gegen die Leute von Gottes Gnaden theilzunehmen.

Während ich dieſe trüben Gedanken fortſpann, flüſterte es in der Menge umher: die Königin und die Prinzeſſinnen! ein prachtvolles Sechsgeſpann rauſchte vorüber und alle Welt zog die Hüte. Ich ſtarrte den Damen, die im Vorüberfliegen die Begrüßung des loyalen Publikums huldvoll erwiderten, in's Geſicht, zugleich hoffend und fürchtend, Oda unter ihnen zu gewahren, allein dem war nicht ſo und indem ich über die Wagenbahn weg in eine der einſameren Partien des Parks lenkte, machte mich das Schnauben eines Pferdes in meinem Rücken auf die Seite ſpringen. In der reichen Uniform eines Cavallerieoberſten ſprengte Prinz Jakob die Allee hinab. Ich hatte ihn in dieſer langen, ſchlotternden, geckenhaft aufgeputzten Geſtalt leicht zu erkennen, und als er einen Augenblick das Geſicht zurückwandte, erſah ich aus den ſchlaffen, geiſterhaft welken und doch zugleich unreifen Zügen, daß Seine Prinzlichkeit das Leben nach allen Richtungen ſattſam genoſſen haben müſſe, was ich ihm, da ich kein Rigoriſt bin, gar nich übelnahm, nur mußte ich, als ich ihn ſo kraftlos auf dem Pferde hängen ſah und in meinen Adern die volle, trotzige Jugendkraft pulſiren fühlte, vor mich hinbrummen: Möcht' in ſeiner Haut nicht ſtecken!

In dem Buſchwerk, aus welchem die ſchwellenden Knospen hervorlugten wie nach langem Schlafe neugierige Kinderaugen, begannen ſchon einige Finken und Hänflinge Proben anzuſtellen, ob ihnen den Winter über die Stimme nicht eingefroren ſei, und dem Lerchenruf, der von den Saatfeldern jenſeits des Parkes dann und wann herüberſchallte, antwortete bald der Lerchenſchlag meines eigenen Herzens, welches die düſtern Gedanken, von denen es vor einem Augenblicke noch beſtürmt war, mit jener Elaſtizität der Jugend von ſich wies, welche in der That Berge des Kummers und der Sorge zu verſetzen vermag. Glaube, Hoffnung und Liebe ſind Nichts, die Jugend iſt Alles. Das Alter — o Gedanke voll Graus! Wahrlich, jene Wilden, welche die Ihrigen, ſobald ſelbige ein gewiſſes Alter erreicht haben, todtſchlagen — aus Barmherzigkeit, ſind feine Burſche. Wie viel conſervatives Malheur wäre der Jungfer Europa erſpart worden, wenn dieſe hottentottiſche Politik bei uns adoptirt worden wäre! Die Leute würden dann ungefähr gerade in dem Alter bei Seite geſchafft werden, wo ſie Orden kriegen, alſo nichtsnutzig und untüchtig werden. O Götter, bewahrt mich vor dem Altwerden, vor einem Orden bewahrt mich das eigene Herz. So bei mir ſelbſt ſprechend, förderte ich meine Schritte, um zu ſehen, ob das Geſicht der Dame, welche ſeit einigen Minuten langſam vor mir herwandelte, der Pracht ihres Wuchſes und der Schönheit ihres Ganges entſpräche, wobei ich einfließen laſſen muß, daß ich die Marotte habe, die Art des Gehens der Frauen ſehr hoch anzuſchlagen und mir daraus allerlei Hypotheſen über Gemüthsart und Charakter derſelben zu abſtrahiren. Es muß eine Ausländerin ſein, eine Südländerin, dachte ich bei mir, dieſer elaſtiſche Tritt, dieſes anmuthige Vorwärtsgleiten, wobei die ſtolze Geſtalt in ſo harmoniſcher Ruhe bleibt, kann keiner Deutſchin angehören; denn nur äußerſt wenige deutſche Frauen verſtehen zu gehen. Das iſt ein ewiges Gehüpfe, Getrippel, Gewatſchel, Gewiege, Geſchwimme — abſcheulich! Ich konnte meine Phyſiologie des weiblichen Gehens nicht weiter verfolgen, denn ich ſah, wenige Schritte von der Dame entfernt, das linke Füßchen derſelben an einer ſchattigen Stelle auf einem kleinen Fleck Eis ausgleiten und ſprang hinzu, um einem weitern Unfall vorzubeugen. Als mein Arm den ihrigen berührte, wandte ſie ſich um und wollte mit einem herzlichen: Großen Dank, mein Herr! vorwärts ſchreiten, als ein Schrei des Erſtaunens, der unwillkürlich aus meinem Munde brach, ſie halten machte.

Ich hatte in der etwas blaſſen, aber von Schönheit und Jugendfriſche ſtralenden Dame Oda erkannt und ſtarrte, von ſo viel Reiz bewältigt, mit weitaufgeriſſenen Augen in das Antlitz der Jugendfreundin, die in ihrer jungfräulichen Blüthe in der That „wie ein Gebild aus Himmelshöh'n" vor mir ſtand.

Endlich vermochte ich meinen Hambacher vom Kopfe zu reißen und mit einer linkiſchen Verbeugung zu ſtottern:

Prinzeſſin . . . .

Aber das Wort war noch nicht ganz ausgeſprochen, als Oda mit beiden Händen meine Rechte faßte und mit freudebebender Stimme ausrief:

Triſtan? Mein brüderlicher Freund Triſtan! Dich ſendet mir Gott!

Als ich Oda's Händedruck erwiderte, gewann das mädchenhafte Gefühl ſchüchterner Scham in der Ueberraſchten und offenbar heftig Bewegten die Oberhand. Ueber und über erröthend trat ſie einen Schritt zurück, faßte ſich aber raſch und ſagte, indem jenes ſchalkhafte Lächeln, an deſſen Unwiderſtehlichkeit ich mich aus früheren Zeiten erinnerte, ihren Mund umzog.

Mein Gott, Du ſiehſt ja mit Deinem fürchterlichen ſchwarzen Bart und der Narbe auf der Wange wie ein Banditenchef aus, Triſtan, ja wahrhaftig wie ein echter Rinaldo Rinaldini.

Ach nein, verſetzte ich kleinlaut, ich bin nur ein ſimpler Doktor der Medizin ....

Wie, unterbrach ſie mich lebhaft, Du haſt alſo endlich das wilde Studentenleben ſatt bekommen und das Examen beſtanden? O, das wird Deine Mutter freuen, die ich erſt vor einigen Wochen geſehen und die allen Behauptungen der Leute zum Trotz fortwährend der Hoffnung lebte, daß etwas Tüchtiges aus Dir würde.

Ja, ſie hat mich immer ſo ſehr geliebt und die Liebe glaubt und hofft ja Alles. Geſegnet ſei die Gute, aber geſegnet ſei auch der Tag, Oda, wo ich Sie endlich wiederſehen durfte!

Warum mir das brüderliche Du entziehen, Triſtan? ſagte Oda mit unbefangener Herzlichkeit. Warum fremdethun in dem Augenblick, wo ich ſo froh bin, daß mir in Dir ein Helfer und Retter gekommen?

Ein Helfer und Retter, Oda? Wer wagt es, Dir wehzuthun? fragte ich, zornig die Fauſt ballend. Nenne den Elenden, und ich will ihm den Hals . . .

Noch immer der alte Wildfang? ſchnitt das liebliche Mädchen meine renommiſtiſche Phraſe ab.

Verzeihung! bat ich beſchämt. Wild bin ich, das iſt wahr, aber . . . .

Aber auch gut und treu, ich weiß es, ſagte ſie ernſt und legte ihre Hand zutrauungsvoll auf meinen Arm. Ich will Dir vertrauen, denn ich kann und darf es. Ich habe freilich zu Eichenrain manch einen tollen Streich vernommen, den der flotte Student ausgeführt, aber nie Etwas, was mich verhindern könnte, Dich hochzuhalten wie einen Bruder.

O, rede, Oda, ſagte ich mit feuchten Augen, rede! Ich bin bereit, mein Herzblut zu wagen, um Deinen leiſeſten Wunſch zu erfüllen.

Nicht jetzt, Triſtan, nicht hier, entgegnete ſie, beſorgt um ſich blickend.

Dann fuhr ſie nach augenblicklichem Beſinnen raſch fort:

Komm heute Abend in die Oper und behalte die Fürſtenloge im Auge. Ich werde mit meinem Vater dort ſein. Trage ich eine Roſe im Haar, ſo verfüge Dich, ſobald der Vorhang gefallen, an den großen Eckthurm an der Hinterpforte des königlichen Schloſſes. Dort wird Bogo Deiner harren und Dich, ſobald Du ihm Deinen Namen genannt, zu mir bringen. Dann wirſt Du Alles erfahren und mir beiſtehen. Und jetzt, fort, fort! Dort kommen Leute.

So ſprechend winkte ſie mir zum Abſchied und bog raſch in einen Seitenweg ein, während ich in entgegengeſetzter Richtung den Platz verließ, auf welchen eine Gruppe luſtwandelnder Herren und Damen zukam.

Eine Menge verworrener Gedanken ging mir im Kopfe herum und hetzte mich raſtlos durch den Park und die Straßen der Stadt. Jeden Augenblick guckte ich nach der Uhr, ob denn die Stunde des Theateranfangs noch nicht kommen wollte, und da es noch weit hin war, entſchloß ich mich, einem berühmten

Liberalen, der in der Reſidenz wohnte und in der Kammer eine große Rolle ſpielte, einen Beſuch zu machen, um die Zeit zu tödten und nebenbei einigermaßen zu erfahren, welchen Beiſtand wir bei unſerm revolutionären Unternehmen von Seiten der geſetzmäßigen Oppoſition etwa zu erwarten hätten.

Ich traf den gefeierten Mann, der noch ziemlich jung war und in deſſen Zimmer diverſe Ehrenbecher prunkend von den patriotiſchen Verdienſten des Bewohners erzählten, an ſeinem Schreibtiſch in einen Haufen von Zeitungen, Pamphleten und Akten vergraben und wurde ſehr zurückhaltend, ja mißtrauiſch empfangen. Als ich ihm indeſſen meinen Namen genannt hatte und er aus meinen Worten und meinem ganzen Auftreten erſah, daß er es durchaus mit keinem Agenten der geheimen Polizei, wofür er mich Anfangs mit jenem dem Liberalismus eigenen, feigen Mißtrauen zu nehmen geneigt ſchien, zu thun habe, bot er mir einen Stuhl und eine Cigarre an und das Geſpräch wurde wärmer, aber nach meinem Sinn lange nicht warm genug. Denn ich hatte, wie ich bald merkte, hier einen jener klugen Witterer und muthloſen Zitterer vor mir, die bei jeder Gelegenheit die größten Worte aus dem Aermel ſchütteln, aber vor der kleinſten That zurückbeben. Bis zu der Idee der Republik vermögen ſich nur wenige dieſer Oppoſitionsmänner zu erheben, ihr Ideal iſt die conſtitutionelle Monarchie, weil es nur in dieſer möglich iſt, ſich den Anſchein der Freiheitsliebe und Volksthümlichkeit zu geben, ohne ein Häärchen ſeines Hauptes zu gefährden. Die conſtitutionelle Monarchie, d. h. das proſaiſchſte, ledernſte Advokaten- und Krämerregiment, und ein Miniſterportefeuille, dieſe zwei Dinge ſind es, über welche der Liberale nicht hinauskommt, und darum hat ſich auch dieſe Phaſe des Fortſchritts ſo ſchnell abgenützt und ausgelebt.

Der gefeierte Vertreter dieſer unerſprießlichen Zeitſtimmung, welche zuletzt in der Flut ihres Geſchwätzes ſchmählich erſaufen mußte, oder, wo ſie noch vegetirt, von dem erſten Sturm des erwachenden Volksbewußtſeins — vorausgeſetzt, es könne daſſelbe in Europa jemals erwachen — hinweggefegt wird als ein dürres Blatt des Baumes der Weltgeſchichte, erſchrak tödtlich, als ich ihm im Allgemeinen unſern Inſurrektionsplan auseinanderſetzte und zur, wenn auch nur entfernten, Theilnahme an derſelben aufforderte, und wies für ſich und ſeine Meinungsgenoſſen jeden Antheil an einem ſolchen „ungeſetzlichen" Unternehmen zurück, indem er das längſt zu Schanden gerittene liberale Paradepferd Geſetzmäßigkeit vor mir tummelte, bis ich ihm trocken bemerkte, er und ſeine Meinungsgenoſſen ritten jetzt ſchon zwei Jahre lang auf dieſer Schindmähre umher, ohne vom Flecke zu kommen, und das ſei allgemach ſehr langweilig geworden: Dann bekam ich den alten deutſchen Jammer von der „Stellung in der Welt," von „Hausväterlichkeit" und „Familienpflichten," von „naturgemäßer Entwicklung," vom „beſonnenen Fortſchritt," kurz die liberale Michelei in ihrem ganzen Glanze zu hören, ſo daß ich, angewidert von dieſem Fortſchrittsadvokaten, aufſprang, das Geſpräch kurz abbrach und die Thürklinke in der Hand zu dem berühmten Manne ſagte:

Leben Sie wohl, Herr Geſetzhetzer! Wandeln Sie in Gottesnamen die gemächliche Bahn des geſetzmäßigen Fortſchrittes weiter. Der Hundetrab Ihrer Oppoſition führt ſie ſicherlich noch dahin, wohin Sie ſtreben, auf die Miniſterbank nämlich. Einſtweilen aber laſſe ich Ihnen als Xenion einen Spruchreim zurück, welchen einer meiner Freunde neulich auf den Lieberalismus verfertigt hat und der alſo lautet:

Wenn man dürfte, wenn man könnte, wenn es
ginge, wenn, wenn, wenn —
Fahre doch das Donnerwetter in dies weibiſche
Geflenn!

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Republikaner plötzlich auf einen Thron gelangt und wie er ſodann eine Rolle in der „Entführung aus dem Serail" übernimmt.

Mein guter Mitrebell kam bei Zeiten von ſeiner Geſchäftsreiſe zurück, aber höchſt unzufrieden: das Haupt der ſoldatiſchen Verſchworenen hatte ihm erklärt, daß ſeine Leute noch nicht zum Losſchlagen bereit ſeien.

Du wirſt ſehen, ſagte **Rauſchebart**, nachdem er ſeinen Bericht beendigt hatte, verdrießlich, Du wirſt ſehen, es läßt uns Jedermann im Stich.

Ich glaube es auch, denn ich habe heute Nachmittag einen liberalen Vogel pfeifen hören, der unterduckt, ſobald von Wagniß und Kampf die Rede iſt. Vielleicht hat aber unſere Sache mehr gegen Norden zu entſchiedenere Anhänger, denn man könnte uns doch wohl nicht zum Losbrechen auffordern, wenn es überall ſtände, wie hier zu Lande. Schmählich zurücktreten können wir übrigens auf keinen Fall.

Freilich nicht, aber 's iſt, beim Moloch, doch verteufelt bitter, für dieſe liberalen Philiſter ſeine Haut zu Markte zu tragen. Hör', Junge, ich habe draußen in dem langweiligen Soldatenneſt in der Kneipe eine Lithographie geſehen, welche den armen Teufel von Sand darſtellt, wie ſie ihm anzeigen, daß er geköpft werden ſolle. Unten ſteht geſchrieben: Es wird ihm ſein Urtel verleſen und angezeigt, daß er mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden ſoll, *was ihm ſehr unangenehm iſt*. Meiner Treu', ich begreif' es, daß ihm die Sache nicht ſehr *angenehm* ſein konnte, und als ich vor dem Bilde ſtand, kriegt' ich allerlei Mucken ....

Bah, altes Kameel, biſt Du denn auch ein ganzer deutſcher Michel, der, wenn er nach tauſendmaligem Beſinnen endlich mal dazugekommen, die Fauſt zum Schlage zu erheben, wieder innehält und die ewigen Fragen: Darf ich? ſoll ich? kann ich? von Neuem ableiert? Komm, komm, wir wollen die deutſche Miſere ob italiſcher Muſik vergeſſen. Man gibt Roſſini's Tell und nachher habe ich wahrſcheinlich ein kleines Abenteuer zu beſtehen.

So; ich wette, Du biſt den lieben langen Nachmittag hinter irgend einer Reſidenzdonna einhergelaufen und willſt —

Unſinn, mein Holder. Die Sache iſt ernſt und ich bedarf vielleicht Deines Beiſtandes.

Wirklich? Nun, die Zeit zu einer Liebelei iſt prächtig gewählt, das muß ich ſagen.

Unſinn noch einmal! Du biſt ganz und gar auf dem Holzweg, aber ich kann mich jetzt nicht erklären und bitte Dich nur, nach Beendigung der Oper hieher in unſer Quartier zurückzukehren, daß ich Dich, wenn es nöthig, bei der Hand habe. Willſt Du nicht, ſo ſchwöre ich, daß ich Dir niemals wieder bei einer Rhazia . . . .

Ha, ha, ha! Das war 'ne heitere Geſchichte. Ich werde hier ſein, wenn Du mich brauchſt, verlaß Dich d'rauf.

Da wir, im Schauſpielhaus angekommen, bemerkten, daß die Vorſtellung noch auf ſich warten laſſen würde, zog mich Rauſchebart in die Theaterwirthſchaft, wo wir ein halbes Dutzend altgebackener Theaterläufer und Reſidenzpflaſtertreter um einen Tiſch ſitzen fanden. Die guten Leute verhandelten jene in den zahlloſen deutſchen Reſidenzen ſtets auf dem Tapet bleibende Geſchichte, die dem Fremden ſo langweilig werden muß, den Hof nämlich und die allerhöchſten Familienangelegenheiten, und ich hätte weiter nicht darauf gehorcht, wäre nicht zu wiederholten Malen der Name Oda genannt worden.

So iſt's alſo richtig? fragte Einer. Es hieß, die ſtolze Prinzeß beſtehe noch immer auf ihrer Weigerung.

Bah, Mädchenlaunen, weiter Nichts, entgegnete ein Anderer. Seine königliche Hoheit Prinz Jakob ſind einer der ſchmuckſten Cavaliere ....

Süperber Cavalier! ſtimmten die Uebrigen in corpore ein.

Kennen Sie die witzige Antwort, die Seine königliche Hoheit neulich dem franzöſiſchen Geſandten ....

Der Prinz ſoll aber raſend in ſeine Braut verliebt ſein, denn ....

Man erzählt ſich wunderliche Geſchichten von der Extravaganz der Prinzeſſin. Sie habe . . . .

Der Fürſt hat Seiner Majeſtät dem König ſein Wort gegeben . . . .

Aus dieſem verworrenen loyalen Geſchnatter erhob ſich wieder die Stimme des erſten Sprechers, indem er ſagte:

Soviel iſt gewiß, daß unſer liebenswürdiger Prinz eine prächtige Partie macht. Die Tochter des Herrn der Berge iſt ſchön wie ein Engel und zugleich Erbin eines unermeßlichen Vermögens.

Wohl, aber bedenken Sie, eine Verbindung mit einem ſouverainen Haus, mit einem Königshaus, mit unſerm Königshaus! Sie muß ſich glücklich ſchätzen, wahrhaftig.

Sie ſcheint es aber doch nicht zu thun, wenn Sie erlauben. Man ſagt, ſie hätte ihren fürſtlichen Vater auf den Knieen angefleht, ſie nicht zu dieſer Heirat zu zwingen.

Ja, ſie ſoll eben ein überſpanntes Ding ſein, eine Republikanerin, Demokratin und was weiß ich? Das kommt von der verzwickten Erziehung her, welche ſie von ihrer Großtante, die ja einen ſo wunderlichen

Lebenslauf geführt, erhalten hat. Der Fürſt hat ſie übrigens, ſeit die Fürſtin Ingeborg von hier abgereist, der Obhut Ihrer königlichen Hoheit der Prinzeſſin Galathee anvertraut, bei welcher ſie jetzt im Schloſſe wohnt, allein man will wiſſen, die hohe Frau hätte in der Bekehrung ihres wunderlichen Schützlings keine abſonderlich großen Fortſchritte gemacht.

O, Seine königliche Hoheit werden ihr den Kopf ſchon zurechtſetzen.

Gewiß, und es iſt gut, daß das ſtolze Ding unter die Haube kommt. Dann werden die unſchicklichen einſamen Spaziergänge, das wilde Reiten, das verächtliche Witzeln über Legitimität und Loyalität, welches man ihr nachſagt, ihr ſich Gemeinmachen mit der Canaille, ihre unziemlichen Beſuche in Spitälern und Armenhäuſern ſchon aufhören. Von ihrem Umgang mit Dichtern, Künſtlern, Gelehrten und andern ſolchen Schwindlern will ich gar nicht reden; man ziſchelt ſich hierüber gar anſtößige Sachen zu, denn ....

Hier unterbrach ich den Sprecher, einen ſchon ziemlich bejahrten Modegecken, indem ich aufſtand, zu ihm hintrat, meine Rechte auf ſeine Schulter legte und ſanft, aber verſtändlich zu ihm ſagte:

Mein guter Herr Soundſo, ich habe die Ehre, die edle Dame zu kennen, über welche Sie Ihre erbärmlichen Gloſſen zu machen belieben, und ſage Ihnen daher, daß ich mich, ſo Sie nur noch ein einziges nachtheiliges Wort über dieſelbe vorzubringen wagen, in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt ſehe, Sie Angeſichts Ihrer Freunde zu ohrfeigen.

Für Menſchen, deren ganzes Leben eine Kette von Nichtigkeiten und Abſurditäten bildet — und ſolche Menſchen gibt es beſonders in den deutſchen Reſidenzen ſchockweiſe — iſt jedes männliche Wort ein Donnerſchlag und nie wagen ſie es, ein ſolches Wort mit einer männlichen That zu beantworten. Die ganze noble Tafelrunde ſah mich, der ich mit untergeſchlagenen Armen das Reſultat meiner Drohung erwartete, mit aufgeſperrten Mäulern an, aber weder der Bedrohte noch ſeine Genoſſen ſchienen irgendwie Luſt zu verſpüren, die Beleidigung zu ahnden, und als ſtatt deſſen der parfümirte Jammermenſch, der vorhin ſo geläufig ſein boshaftes Geſchwätz ausgekramt hatte, gar Entſchuldigungen zu ſtottern begann, wandte ich ihm und ſeinen Kameraden mit Eckel den Rücken und verließ mit Rauſchebart das Schenkzimmer.

Lieber Junge, ſagte ich draußen auf dem Corridor zu dem Freunde, willſt Du mir einen Gefallen thun?

Warum nicht?

Nun ſo lauf' unverzüglich auf die Poſt und beſtelle dort eine bequeme Kaleſche nebſt vier Pferden, aber ſo, daß wir zu jeder Stunde der Nacht davon Gebrauch machen können.

Moloch und Aſtoret! was iſt denn das wieder für 'ne Grille? Wir wollen ja erſt übermorgen und durchaus nicht ſo luxuriös abreiſen.

Halte mich jetzt nicht mit Fragen auf. Als ich vorhin das Gerede der Philiſter mitanhörte, gab mir mein guter Genius einen guten Gedanken ein und in verwickelten Lagen iſt das Raſcheſte oft das Beſte. Willſt Du nicht gehen, ſo muß ich ſelbſt gehen, obgleich ich nothwendig hier bleiben ſollte.

Ich gehe ſchon. Aber wo ſoll ich Dich wieder treffen?

Wir haben ja Billets zu Sperrſitzen nahe am

Orcheſter und Du kannſt bis zum erſten Zwiſchenakt bequem zurück ſein. Horch, d'rinnen ſtimmen ſie die Geigen! Mache, daß Du möglichſt ſchnell hin und zurück kommſt, und richte Deinen Auftrag genau aus.

Soll geſchehen; aber verdammt kurioſe Einfälle haſt Du, das iſt ſicher.

Mit dieſen Worten eilte er die Treppe hinab und ich trat in den ſchön erleuchteten Sal, welchen ich von meinem Platze aus nach allen Richtungen hin überſchauen konnte. Die köſtliche Ouverture begann, fand aber nur wenige aufmerkſame Zuhörer, denn das loyale Publikum war vollauf mit den höchſten und allerhöchſten Herrſchaften beſchäftigt, welche ſoeben in ihre Logen traten. Gegenüber der königlichen füllte ſich auch die geräumige Fürſtenloge mit Zuſchauern und im einfachen weißen Gewande trat Oda an die Brüſtung vor, wo ſie ſich niederließ.

Sie trug eine rothe Roſe in dem blonden Haar.

Ihr zur Seite ſaß in ſeiner Generalsuniform ihr Vater, der Herr der Berge, ſtolz und ſtreng ausſehend, aber ſehr gealtert ſeit der Zeit, wo ich ihn in dem Ahnenſal ſeines Stammſchloſſes geſehen. Seine Blicke waren, ſo oft ich ihn in's Auge faßte, auf eine hübſche, aber mit übertriebener Koketterie geputzte Frau gerichtet, die ihm ſchräg gegenüber in einer Loge des erſten Ranges ſaß. Ich fragte meinen Nachbar, wer dieſe Dame ſei, und erhielt zur Antwort, es ſei eine däniſche Baroneſſe Kriſal, welche ziemlich öffentlich als Maitreſſe des Fürſten von *** gelte und an die der alternde Liebhaber große Summen verſchwende.

Jetzt begriff ich, warum die Züge des Fürſten, ſo oft er nach der Dame hinüberſah, ſich milderten oder vielmehr jenen unausſtehlich läppiſchen Ausdruck annahmen, welcher der greiſenhaften Verliebtheit eigen iſt.

Arme Oda, dachte ich, Dein Vater weiht einer Fremden, wahrſcheinlich einer völlig Unwürdigen die Liebe, die Dir gebührt, und will Dich einem Ungeliebten in die Arme ſtoßen, vielleicht nur um Deiner Gegenwart überhoben zu ſein.

Im gleichen Moment begegneten ſich Oda's und meine Augen und ein warmer Hauch ging über meine Seele, als ich bemerkte, daß mein Anblick ein leiſes Lächeln auf die Lippen des hochherrlichen Mädchens rief. Sie wandte ſich aber raſch ab und ich glaubte in dieſem Abwenden einen Wink zu erkennen, daß hier nicht der Ort ſei, unſere Bekanntſchaft zu verrathen, welcher Wink mir vollkommen gerechtfertigt erſchien, als ich wahrnahm, daß der Prinz Jakob von der königlichen Loge aus ſeine Erwählte unabläſſig fixirte und dann ſeinen Operngucker mitunter auch auf meine Wenigkeit herniederzurichten geruhte. Ich nahm mich daher, weil die Roſe in Oda's Haar mir ein Zeichen war, daß ich mich als im Dienſt ihrer Trägerin ſtehend zu betrachten hätte, in Acht und wandte nur dann noch einmal meinen Blick zu ihr empor, als das Finale des zweiten Aktes, jener jubelnde Freiheitsruf, durch das Haus brauſte und in meinem Herzen einen Sturm der Begeiſterung wachtönte, der gewiß auch in ihrer Bruſt einen Widerhall finden mußte.

Und er fand ihn. Das ſchöne Haupt vorgebogen, mit verhaltenem Athem, die Augen von Entzücken ſtralend, lauſchte Oda der ergreifenden Freiheitshymne des Schwans von Peſaro.

Geſegnet ſeieſt Du, Mädchen! jauchzte ich innerlich. Die Lilien Deiner Seele vermochte das Schlingkraut der Tyrannei nicht zu erſticken!

Herrgott, was iſt denn das für ein Wunderkind dort in der Fürſtenloge? fragte Rauſchebart, der ſich während des erſten Zwiſchenakts wieder zu mir geſellt und mich benachrichtigt hatte, daß mein Auftrag pünktlich ausgerichtet worden. Bei allen Göttern der heidniſchen und chriſtlichen Mythologie, das iſt ja ein wahres Evangelium der Schönheit!

Das mit dem Fallen des Vorhangs losbrechende Klatſchen und Bravorufen überhob mich der Antwort, welche vielleicht dem Frager mehr verrathen hätte, als ich verrathen wollte, und da ſich die hohen Herrſchaften entfernten, ohne den letzten Akt abzuwarten, um, wie einer meiner Nachbarn mit wichtiger Miene die Umſtehenden belehrte, noch einem Kammerball im Schloſſe beizuwohnen, ſo kam Rauſchebart, den ſeine Nachbarin, eine mittelalterliche Dame und moderne Muſikenthuſiaſtin, in ein Geſpräch über die Vorzüge Roſſini's verwickelte, weiter nicht mehr darauf zurück.

Sobald Geßler gehörig abgethan war, verließen wir raſch das Haus und ich bat meinen orthodoxen

Freund, ſich in unſere Wohnung zurückzubegeben, unſere Rechnung zu berichtigen, unſer höchſt unbedeutendes Gepäck bereit zu halten und meiner zu warten. Dann machte ich mich daran, den mir von Ora bezeichneten Platz, den ich ſogleich nach unſerm Zuſammentreffen im Park in's Auge gefaßt, aufzuſuchen. Wie ich aber den weiten Schloßplatz ſchräg durchſchnitt, um auf einem Umweg an die Hinterſeite des Schloſſes zu gelangen, bemerkte ich, mich zufällig nach dem Theater umwendend, aus deſſen Portikus ſich die Menge ergoß, daß mir ein bemantelter Menſch in einiger Entfernung folge. Ich ging langſamer, der Mann im Mantel ebenfalls, ich veränderte plötzlich meine Richtung, indem ich linkshin bog, um den Schatten der Allee zu gewinnen, welche den linken Flügel des Schloſſes flankirt, und drückte mich vorſichtig an den Baumſtämmen hin, glaubte auch ſchon, der Mann ſei mir bloß zufällig gefolgt und hätte mich jetzt jedenfalls aus dem Geſicht verloren, als ich, auf einen freien, ſtillen Platz hinausgetreten, in deſſen Mitte ein Springbrunnen plätſcherte, im ſchwankenden Schein einer Laterne den Verfolger wieder hinter mir auftauchen und verſtohlen die Allee entlang ſchleichen ſah. Der hat's auf mich abgeſehen, dachte ich, ſoll ſich aber verrechnen. Mein Entſchluß war augenblicklich gefaßt und die Einſamkeit des Platzes, welche nur von einer zeitweiſe vorüberraſſelnden Equipage unterbrochen wurde, erleichterte die Ausführung. Eine Melodie aus der ebengehörten Oper trällernd, wandte ich mich um, ging auf die Stelle zu, wo der Mann im Mantel ſtehen blieb, ſowie ich umkehrte, that, als wollte ich unbefangen an ihm vorüberſchreiten, warf mich aber mit einem plötzlichen Seitenſprung auf ihn, ſchlug dem Ueberraſchten den Hut über das Geſicht hinein, drückte ihm die Arme an die Seite, wirbelte ihn ein paarmal herum, ſchleuderte ihn mit aller Macht gegen einen Baumſtamm und huſchte aus der Allee wieder auf den Schloßplatz zurück, mich in dem Menſchenſtrom verlierend, der von dort in die verſchiedenen Straßen abſtrömte. Einen großen Bogen beſchreibend, gewann ich endlich den breiten Platz, der ſich an der Hinterfronte des Palaſtes hinzieht und oſtwärts von dem Park begränzt wird. Den großen Eckthurm im Auge behaltend, deſſen Maſſe finſter in die Nacht aufragte, und vorſichtig außer dem Bereich der Schildwachen bleibend, welche damals, wie um alle Fürſtenwohnungen, ſo auch um dieſe eine ununterbrochene Kette bildeten, weil die hohen Häupter weit mehr Furcht hatten als der deutſche Michel Muth, hatte ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit kaum einige Sekunden gewartet, als ein Mann von dem Schloß her auf mich zutrat und mich mit einer Stimme, in welcher ich ſogleich die meines alten Bekannten Bogo erkannte, leiſe fragte:

Ihr Name welcher ſein, Maſſa, he?

Triſtan Frei, flüſterte ich ihm zu.

Gut ſein. Maſſa Triſchtan kommen mit Bogo.

Und meine Hand faſſend, zog er mich eilends der Schloßpforte zu, welche uns die wachhaltenden Gardiſten, nachdem der hier wohlbekannte Mohr das Paßwort gegeben, ohne Anſtand paſſiren ließen.

Das Innere des Palaſtes war feſtlich beleuchtet, und als wir die Vorhalle hinter uns hatten, tönte uns von dem rechten Flügel Ballmuſik entgegen. Der Neger legte, nachdem er mir einen Augenblick mit ſcheußlich freundſchaftlichem Grinſen in's Geſicht geguckt, den Finger auf ſeine exorbitanten Lippen, winkte mir mit der andern Hand, ihm zu folgen, eilte lautlos eine ſchmale Treppe linker Hand hinan, öffnete droben eine Thür und zog mich nach. Wir befanden uns in völligem Dunkel und, von der Hand meines Führers geleitet, tappte ich ihm durch eine lange Reihenfolge teppichbelegter Gemächer und hallender Corridore nach, deren dicke, ſchwere Atmoſphäre errathen ließ, daß ſie nur höchſt ſelten der Luft und dem menſchlichen Verkehr geöffnet würden. Endlich ſtanden wir ſtille, Bogo ließ meine Hand fahren und flüſterte: Hell machen, zünden Licht — und wenige Augenblicke nachher flammte ein blaues, phosphoriſches Licht in ſeinen Händen auf, womit er einen ſogenannten Wachsſtock anzündete, welchen er aus der Taſche ſeines Livreefracks zog, und dieſen Wachsſtock aufwickelnd und gradbiegend, langte er damit an einen goldſtralenden Kronleuchter empor, welcher in der Mitte des Gemaches herabhing, und zündete ein paar Kerzen deſſelben an. Dann ziſchelte er mir zu: Maſſa Triſchtan hier warten! warf noch einen muſternden Blick auf die dichtverſchloſſenen Fenſterverhänge und glitt geräuſchlos aus dem Sal. Denn ein Sal war es, ein Prachtſal, an deſſen einem Ende auf einer kleinen Plattform, zu welcher drei niedrige, mit rothen Sammetdecken belegte Stufen emporführten, ein mit den reichſten Stoffen überzogener Prunkſeſſel ſtand, in deſſen Rückenlehne das königliche Wappen goldſchimmernd geſtickt war und über welchem ſich ein rothſammetner, mit ſchweren Goldfranſen und Troddeln verzierter Baldachin wölbte. Die mit weißem Marmor bekleideten Wände des ovalen Gemaches, deren einzigen, aber geſchmackvollen Schmuck das in beſtimmten Zwiſchenräumen in erhabener Goldmodellirung auf ihnen angebrachte Wappen des Königshauſes bildete, liefen oben in einer Kuppel zuſammen, welche auf blaßrothem Grunde mit goldenen Sternen überſäet war, und dieſelbe Zierrath wiederholte ſich auf den ſchweren rothen Atlasgardinen, welche die drei Fenſterniſchen des Sales von oben bis unten verhüllten und über die Flügelthüren des Eingangs herabwallten.

Das iſt alſo ein Thron? ſprach ich bei mir, auf den beſchriebenen Seſſel zugehend, deſſen Form ſeine Beſtimmung deutlich zeigte, ſowie die gänzliche Abweſenheit ſonſtiger Sitze in dem prachtvollen Gemach darauf hinwies, daß nur Einer, der Monarch, hier zum Sitzen berechtigt ſei — das iſt alſo ſo ein Ding, welches Schlauheit und brutale Gewalt auf der einen, Dummheit und Knechtsſinn auf der anderen Seite zu einem heiligen Symbol erhoben haben, deſſen Bedeutung nur einigermaßen von der des Altars beeinträchtigt wird, der ſeine Berechtigung auf die nämlichen Fundamente ſtützt? Laß doch mal probiren, fügte ich, von einem knabenhaften Gelüſte getrieben, hinzu, wie es ſich auf ſo einem Herrſcherſtuhl ſitzt.

Und hiemit ließ ich mich auf dem Thron nieder, deſſen Polſterfedern, die vielleicht ſchon lange keinen Druck empfunden, leiſe unter mir aufſtöhnten, als wolle das geheiligte Möbel ſeine Entrüſtung über dieſe ſchnöde Entweihung durch einen Revolutionär kundgeben.

Ich kann mich nicht mehr genau der Gedanken erinnern, welche meine Seele durchfluteten, während ich auf einem Throne ſaß, wohl aber erinnere ich mich, daß mir etwas Schmähliches paſſirte, was einem Romanhelden in meiner Situation gewiß nicht paſſirt wäre. Ich hatte nämlich die zwei letzten Nächte her wenig oder gar nicht geſchlafen und die Aufregungen des heutigen Tages waren eben auch nicht geeignet geweſen, meiner phyſiſchen Erſchöpfung zu Hülfe zu kommen. Hiezu kam noch die dumpfe Luft, welche den Thronſal erfüllte und das Einlullende der leiſen Muſiktöne, welche dann und wann aus dem andern Flügel des Schloſſes herüberklangen, kurz, ich fühlte, daß mir der Kopf ſchwer und ſchwerer wurde, und nach einigen vergeblichen Verſuchen, dem Schlafe zu widerſtehen, ließ ich mich an die Lehne des Seſſels zurückfallen und entſchlief.

Eine leiſe Berührung meiner Hand weckte mich Ich ſah auf und gewahrte einen allerliebſten Knaben in der Lieutenantsuniform der königlichen Reitergarde vor mir auf der oberſten Stufe des Thrones knieen.

Der Knabe hatte ſeine beiden Arme auf meine Kniee geſtemmt und blickte mir forſchend ins Geſicht.

Im Aufſpringen ſtreifte ich ihm den Federhut vom Kopfe und zwei reiche, glänzende, blonde Haarflechten wallten über die goldenen Epauletten bis auf die Sammetdecken der Thronſtufen ~~nieder~~, während das wunderſchöne Geſicht in dunkelm Purpur erglühte.

Oda! preßte ich faſt ſchreiend hervor. Welch ein glücklicher Traum!

Kein glücklicher Traum, Triſtan, ſagte ſie, ſondern traurige Wirklichkeit. Aber rede leiſe, um Gotteswillen.

Mit einem kräftigen Willensdruck ſchüttelte ich die Nachwirkung des ſo ſehr zur Unzeit gekommenen Schlafes von mir, hob das ſchöne Weſen ehrerbietig auf, drängte es ſanft auf den Thron, bog mein ſonſt ſo ſtarres Knie und ſagte leiſe:

Gebiete, Königin! Dein Vaſall harrt Deiner Befehle.

Sprich nicht ſo, mein Freund, ſagte ſie und verſuchte zu lächeln. Dein Herz weiß und will Nichts von den Königen und Königinnen. Beichte mir nur, fuhr ſie fort, mir mit dem Finger drohend; gewiß gehörſt Du auch zu den gefährlichen Leuten, die, wie man ſich heute bei Hofe mit halber Angſt erzählte, eine bewaffnete Schilderhebung beabſichtigen und zwar in den nächſten Tagen.

Wie? fragte ich erſtaunt; man wüßte? . . .

Alſo doch? entgegnete Oda ernſt. O Triſtan, denke Deiner guten Mutter und laß Dich nicht in den April ſchicken um des Traumes von deutſcher Freiheit willen, den das bleierne Knechtsgefühl unſerer Landsleute nie zu verwirklichen im Stande ſein wird.

Und Oda kann mich von einer ſo heiligen Sache abmahnen?

Nein, Oda würde Dich nie davon abmahnen, wenn ſie nicht die Gewißheit hätte, daß Du Dich umſonſt opfern würdeſt. Nein, ſetzte ſie mit einem Anflug von Begeiſterung hinzu, ſie würde Dich auch nicht einen Augenblick für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen, wenn . . .

Genug, genug, edles Herz! unterbrach ich ſie, da mir ihre Worte meine volle Beſinnung und das Bewußtſein des gegenwärtigen Augenblicks zurückgaben. Vertraue mir, Oda; ich werde Dein Vertrauen rechtfertigen und dennoch nicht fehlen, wenn das Vaterland ruft. Man will Dich zu einer verhaßten Heirat zwingen und Du haſt keinen Ausweg, als die Flucht.

Wer hat Dir meine Gedanken enthüllt? fragte ſie erſchrocken. Bin ich verrathen? Und doch weiß nur Bogo davon, und er war immer ſo treu.

Du biſt nicht verrathen. Aber ein heute mit angehörtes Geſpräch einfältiger Philiſter ließ mich Deine Verhältniſſe erfahren. Ich weiß Alles . . .

Alles? O, wenn Du Alles wüßteſt, dann würdeſt Du auch begreifen, daß ich, ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, Dir, einem nur wenige Jahre älteren Manne, ſo rückſichtslos . . .

Und erröthend brach ſie ab und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen.

Gräme Dich nicht, Oda. Haſt Du mich in unſern Kinderjahren nicht oft Deinen Bruder genannt?

Bruder? Ja, das iſt das rechte Wort, ſagte ſie, mir die Hand reichend und mich mit ihren von Thränen feuchten, allgewaltigen Augen ſo liebevoll anlächelnd, daß mir das Herz erbebte.

Dann ſtand ſie auf und ein Ausdruck von Energie verdrängte den des Schmerzes aus ihren Zügen.

Du haſt es geſagt, Triſtan. Flucht iſt für mich der einzige Ausweg. Lange habe ich mit meinen kindlichen Gefühlen gekämpft, bis ich ihnen dieſen Entſchluß abtrotzte, und wäre meine gute Großtante, die, mit meinem Vater zerfallen, gegenwärtig in Paris lebt, hier, hätte man die Quälerei nicht ſogar ſoweit getrieben, meinem Briefwechſel mit ihr Feſſeln anzulegen, hätte man mich nicht mitleidslos der Prinzeſſin Galathee, dieſer aus Etikette und Herzloſigkeit zuſammengeſetzten Frau, in die Hände gegeben, es wäre vielleicht nie ſo weit gekommen. Ja, ich muß und will fliehen, ich will mich nicht wie ein ſtummes Opfer zum Altar ſchleppen laſſen, um einem verächtlichen Menſchen, der nur nach meinem Erbe giert, anzugehören, und Du, mein Freund, mein Bruder, ſollſt mich aus dieſem Palaſt entführen, wo man mich ſeit Monaten gemartert und meine Seele von Haß trunken gemacht. Sobald heute ein gütiger Gott Dich mit mir zuſammengeführt, war mein Entſchluß unwiderruflich gefaßt. Ein glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden erleichtert die Ausführung. Prinzeß Galathee iſt trotz ihrem Alter eine leidenſchaftliche Tänzerin und ließ es ohne weitere Beachtung geſchehen, daß ich mich, als der Ball kaum begonnen, unter dem Vorwand von Kopfweh in meine Zimmer zurückzog. Bogo, mit dem ich am Ende allein einen Fluchtverſuch hätte machen müſſen, obgleich die Furchtſamkeit des Schwarzen, welche noch größer, denn ſeine Schlauheit und Treue, einen ſolchen Verſuch ſehr bedenklich erſcheinen ließ, hat meinen Dienerinnen, deren keiner ich vertrauen durfte, weil man die mir ergebenen längſt von mir entfernt hat, einen Schlaftrunk bereitet, deſſen Wirkung ſie faſt augenblicklich erlagen, und ſo konnte ich mich unbemerkt in dieſe bunte Livree ſtecken, welche von einer Maskerade im letzten Winter her in meiner Garderobe vorhanden war, und hieher ſchleichen, was aber kaum möglich geweſen, wenn nicht der verhaßte Menſch, Prinz Jakob, der mich ſonſt auf Schritt und Tritt verfolgt, durch einen mir unbegreiflichen Zufall aus dem Schloſſe verſchwunden geblieben wäre, ſeit der Hof aus der Oper zurückgekehrt. Bogo hat meine Schatulle und die nothwendigſten Sachen in einen Mantelſack gepackt und wartet dort hinter der Thüre; aber das Allernothwendigſte, deſſen Beſtellung ich dem guten Mohren nicht wohl auftragen durfte ohne Verdacht zu erregen, muß noch beſorgt werden. Wagen und Pferde . . .

Sind beſtellt, warf ich ein.

Wie?

Ich habe, von einer richtigen Ahnung geleitet, einen Extrapoſtzug beſtellen laſſen, aber es fragt ſich, ob Du einem treubewährten Freund, der mich hieherbegleitet hat, einen Platz auf dem Bock der Kaleſche neben mir gewähren willſt.

Warum nicht? Iſt er Dein Freund, ſo habe ich ja von ſeiner Anweſenheit Nichts zu befürchten.

Gewiß nicht, denn obgleich ein orthodoxer Theologe, würde er ſich für eine Dame in Stücke hauen laſſen. Uebrigens braucht er auch gar nicht zu wiſſen, daß eine Dame im Wagen ſitzt, bis wir am Ziele angekommen. Aber wohinaus liegt dieſes Ziel?

Jenſeits des Rheins. Wo anders ſollte ich Zuflucht ſuchen, wenn nicht in Paris bei meiner Großtante, die nur durch die dringendſten Umſtände und die roheſten, abſichtlichſten Beleidigungen vermocht werden konnte, mich zu verlaſſen?

Wohl, nach Straßburg alſo zunächſt?

Ja, es wird die geradeſte Richtung ſein, und wenn wir nur einen Vorſprung von ſechs Stunden gewinnen . . . .

Den gewinnen wir gewiß. Laß mich nur ſorgen. Aber ich denke, wir benützen die Zeit, ſo lange der Ball noch dauert, und zögern nicht länger.

Mit dieſen Worten reichte ich Oda den Federhut-

und half ihr die Fülle der ſeidenweichen Flechten unter demſelben bergen. Dann klatſchte ſie leiſe in die Hände, auf welches Zeichen Bogo hereintrat, einen ſchweren Mantelſack unter dem Arme. Die Freundin hatte aber von der Furchtſamkeit des ehrenwerthen Afrikaners nicht zu viel geſagt, denn er zitterte am ganzen Leibe wie Eſpenlaub und ſeine das Weiße hervordrehenden Hummeraugen drückten, obgleich er den ganzen Zuſammenhang des Abenteuers nicht zu begreifen ſchien, eine inſtinktmäßige, ungeheure Angſt vor den Folgen deſſelben aus.

Bogo, mein guter Bogo! ſagte Oda ſo liebreich zu ihm, daß ſelbſt ein Haſe hätte drob Muth kriegen können; ſei unbeſorgt. Du ſollſt auf keinen Fall gefährdet werden.

O, o, greinte der Neger leiſe, Bogo Alles thun wollen für Maum, aber Maſſa Fürſcht und Maſſa Printſch viel bös, viel bös, grauſig viel ſein bös . . .

Hör' doch auf, zu ſchlottern, traveſtirter Othello Du! ſagte ich. Deine Herrin hat einen Scherz vor, der gar nicht gefährlich, ſondern bloß luſtig iſt. Führe uns nur geſcheidt aus dem Schloſſe und laß' Dir nicht einfallen, furchtſam zu thun, wenn wir Jemand begegnen ſollten und wenn wir an den Wachen vorübergehen, oder, bei allen Fetiſchen vom Niger und Congo, ich breche Dir das Genick!

Ich mochte dieſe Worte mit einer etwas bedrohlichen Gebärde begleitet haben, denn der Neger ſprang einige Schritte zurück und ſtarrte mich entſetzt an.

Beruhige Dich, Bogo, ſagte Oda ſo unwiderſtehlich freundlich, daß der Schwarze ſich zuſammennahm und ſein furchtſames Geſichterſchneiden aufgab. Triſtan thut Dir gewiß Nichts zu Leide und Du wirſt Muth haben, wenn ich Dich darum bitte, nicht wahr?

O, Bogo Alles haben, was Maum wollen haben, grinſte der Schwarze und warf mir einen nicht ſehr liebevollen Blick zu; aber Maſſa Triſchtan geworden ſein viel bös, viel bös, ſeit er geweſen ſein Picannini, ſo groß.

Und er bezeichnete mit der Hand die Größe eines Kindes.

Genug geſchwatzt, Bogo, ſagte ich, wir müſſen fort. Halte Dich wacker, und es ſoll Dir nicht ein Häärchen Deines Schafvließes gekrümmt werden.

Der Schwarze gurgelte Etwas, was ich nicht verſtand, zündete mit Hülfe ſeines Wachsſtocks eine kleine Blendlaterne an, löſchte die Kerzen des Kronleuchters und ſchritt oder watſchelte vielmehr, denn er hatte den Gang einer Kriechente, uns voran aus dem Gemach. Oda hatte mir den Arm gereicht, aber ich erwartete vergebens ein Zittern desſelben. In dieſem ſchönen Körper wohnte eine ſtarke Seele und gewiß ſah ich, deſſen Schutz die fliehende Fürſtentochter angerufen, der Entwicklung unſeres Abenteuers mit größerem Bangen entgegen, als ſie ſelbſt. Wir durchmaßen raſch die Säle und Galerien, durch welche mich der Neger vorhin geführt, und als wir uns der Stelle näherten, wo der linke Flügel des Schloſſes an das Hauptgebäude ſtößt, tönte uns vom gegenüberliegenden Flügel die rauſchende Ballmuſik entgegen. Die Haupttreppe vermeidend, ſtiegen wir die kleine Seitentreppe hinab, nachdem der Mohr ſeine Blendlaterne verlöſcht und vorſichtig ausgekundſchaftet, ob das hell erleuchtete Veſtibül der Hinterfronte leer ſei. In dieſem angekommen, trat Bogo hinter uns, ich flüſterte Oda zu: Jetzt muthig aufgetreten, mein Kind! ließ ihren Arm los und wir ſchritten vorwärts, um zwiſchen den Wachen links und rechts am Eingang hindurchzuziehen Oda machte ihre Sache vortrefflich, drückte den Federhut tief in die Stirne, ließ ihren Säbel und ihre Sporen klirren und paſſirte feſten Schrittes die gefährliche Stelle. Die Gardiſten zogen die Karabiner ſalutirend vor ihrem vermeintlichen Offizier an und einen Augenblick ſpäter befanden wir uns im Freien. Hochaufathmend legte Oda ihren Arm wieder in den meinigen, wir bogen um die ſüdöſtliche Ecke des Palaſtes und eilten die Straße hinauf, auf welche die verlöſchenden Laternen nur ein ungewiſſes Licht warfen. Bei meinem Quartier angekommen, ließ ich Oda für einen Augenblick im Schutze des treuen Negers, rief meinen mich bei der Flaſche erwartenden Freund ab, vermochte ihn mit raſchem, ernſtem Wort, zur Poſt vorauszulaufen und den beſtellten Wagen hurtig in Stand ſetzen zu laſſen, und ging mit Oda und ihrem Diener etwas langſamer nach. Rauſchebart hatte die ſchnellbeſpannte Kutſche, wie ich ihm anbefohlen, aus dem Hofe auf den freien Platz vor dem Poſtgebäude fahren laſſen und die Poſtillone ſaßen ſchon in ihren Sätteln. Ich hob Oda in den Wagen, ließ Bogo mit dem Mantelſack auf dem Rückſitz Platz nehmen, bedeutete Rauſchebart, ſeine verwundert glotzenden Blicke nicht beachtend, auf den Bock zu ſteigen, flüſterte den Poſtillonen die Richtung zu mit dem Zuſatz: Fahrt, als ob ihr den König führtet und ihr ſollt ein Trinkgeld haben, wie es kein König gibt! ſchwang mich an Rauſchebarts Seite und fort ging es in Trab und Galopp über das dröhnende Pflaſter und hinaus in das mitternacht-ſtumme Land.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die Befreiung Deutſchlands verreckt ſchmählich, ich komme in unangenehme Berührung mit einer Bajonnettſpitze und einem Musketenkolben, verliere die Beſinnung und erlange ſie erſt im Kerker wieder.

„Wie frech die Hydra ſchnödeſter Rebellion auch in unſerm geſegneten Lande, unter einem Volke, das ſeit Jahrhunderten ſeinem erhabenen Herrſcherhaus mit rührendſter, unverbrüchlichſter Treue angehangen, ihr giftiges Haupt erhebt, deſſen iſt ein hochbetrübendes Ereigniß Zeuge, welches die loyale Bewohnerſchaft unſerer Reſidenz in ſchmerzliche Entrüſtung verſetzt hat. Vor einigen Nächten wurde unſer allverehrter, durch Gaben des Körpers, wie des Gemüthes und Geiſtes gleich ausgezeichneter Prinz Jakob königliche Hoheit, während er einem militairiſchen Dienſtgeſchäfte nachging, das Opfer eines majeſtätsverbrecheriſchen, meuchleriſchen Anfalls und wir haben es nur dem ſichtbarlichen Schutze der Vorſehung zu danken, daß wenigſtens das koſtbare Leben Seiner königlichen Hoheit gerettet wurde. Der Prinz wurde von einer Patrouille, gegen Tagesanbruch, mit Quetſchwunden bedeckt und bewußtlos am Fuße eines Baumſtammes unweit des königlichen Reſidenzſchloſſes gefunden, wo er nach tapferſter Gegenwehr der Meuchlerbande, die ihn für todt liegen gelaſſen, erlegen war. Eine Unterſuchung des abſcheulichen Attentats wurde ſofort angeordnet, hat aber bis jetzt leider noch nicht zur Entdeckung der hochverrätheriſchen Mordbuben geführt. Wahrſcheinlich waren ein paar Fremde von verdächtigem Ausſehen bei der böſen That betheiligt, welche ſich zur Zeit, als dieſelbe vorfiel, in unſerer Stadt umhertrieben, darnach aber plötzlich verſchwanden. — Ich benütze dieſe Gelegenheit, um in Ihrem geachteten Blatte einem einfältigen Gerüchte zu widerſprechen, welches ſich von unſerer Reſidenz aus verbreitet hat und auch in öffentliche Blätter übergegangen iſt. Einige müſſige oder übelwollende Köpfe haben nämlich ausgeſprengt, eine erlauchte junge Dame, welche mit unſerm erhabenen Regentenhaus in vielfachen, innigen Beziehungen ſteht, habe ſich durch plötzliche Flucht einer Verbindung entzogen, zu welcher man ſie hätte zwingen wollen. Ich begnüge mich mit der einfachen, auf genaueſter Kenntniß der Verhältniſſe beruhenden Erklärung, daß an all dieſem kein wahres Wort iſt, wie für jeden redlichen, Thron und Altar liebenden Deutſchen einleuchtend iſt, daß dergleichen ſchmähſüchtige, unloyale Gerüchte nur heilloſe Demagogenlügen ſein können, erfunden, um die geweihten Stufen des Thrones zu begeifern und die Achtung der treuen Völker für ihre angeſtammten Fürſten zu unterhöhlen.“

Dieſe, in der A. A. Zeitung vom 1ſten April 1833 enthaltene Correſpondenz aus einer ſüddeutſchen Reſidenz machte meinem Freund Rauſchebart und mir, die wir ſie am Nachmittag des 3ten April in einem Weinhauſe zu Frankfurt a. M. mitſammen laſen, großen Spaß. Alſo war der Mann im Mantel, welcher mir vom Schauſpielhaus in die Allee nachgeſchlichen und deſſen ich mich etwas unſanft entledigt hatte, ein Prinz geweſen, derſelbe Prinz, an deſſen geheiligte Perſönlichkeit ich ſchon früher einmal meine frevelhaften Hände gelegt? Und aus dieſem gewiß rein privatlichen Abenteuer hatte der gute hofräthliche Correſpondent der A. A. Zeitung Hochverrath und Majeſtätsverbrechen herausgetiftelt? Und wie zart war die Flucht der „erlauchten jungen Dame“ bemäntelt, wie erhaben diktatoriſch die ganze Geſchichte den Demagogen in die Schuhe geſchoben?

Heiſſa, ſagte ich und füllte mein Glas, es geht doch Nichts über die Feinheit einer Hofrathsnaſe und über die Dialektik eines Legationsraths in spe. Komm, lieber Junge, ſtoß an! Es leben alle deutſchen Hofräthe!

Meinetwegen, verſetzte Rauſchebart anklingend. Du weißt, ich werde niemals zur Bergpartei der deutſchen Republik gehören, welche wir heut' Abend aufthun wollen. Leben und leben laſſen, das iſt meine Moral.

Weiß es, aber mit dem „leben laſſen“ könnte es heute Abend doch einigermaßen happern.

Leider, entgegnete der Freund mit einem komiſchen Seufzer. Was mir aber noch verdrießlicher, iſt der Umſtand, daß ich meiner Lieblingsoper, dem

Robert von Meyerbeer, nicht ſoll beiwohnen können, bevor es losgeht. Man hätte die Geſchichte auch um ein paar Stunden verſchieben können.

Schäme Dich, tevtſcher Jüngling, ſchäme Dich, daß Dir welſcher Operntand im Kopfe ſpuckt, wo es ſich um die Befreiung des Vaterlands und die heiligſten Intereſſen der Menſchheit handelt, ſagte ich gravitätiſch.

Nun, ich ſchäme mich ja, erwiderte Rauſchebart ſehr elegiſch, allein es iſt doch gewiß verzeihlich, daß ich mir gerne einen muſikaliſchen Genuß zu Gemüthe geführt, bevor ich mich in ein Abenteuer ſtürze, welches, eine verwünſchte Ahnung ſagt es mir, leicht tragiſcher ausfallen dürfte, als die famoſe Entführungsreiſe nach Straßburg, von der wir eben herkommen.

Ach, das herzige Kind! Jetzt iſt ſie wohl ſchon in Paris und unter dem Schutz ihrer würdigen Großtante.

Gott geb' es! Es war übrigens ein prächtiger Streich, und als mir das holde Mädchen in Straßburg beim Abſchied dankend die Hand reichte, obgleich ich in der Sache durchaus keinen Dank hatte verdienen können, da ich nur ſo nebenbei mitgeſchleppt worden, meinte ich vor Freude laut aufſchreien zu müſſen. Ja, fuhr Rauſchebart fort, in einen patheſchen Predigerton fallend, müßt' ich auch heute Nacht verbluten und erblaſſen . . . .

Zum Teufel mit Deiner Sentimentalität! unterbrach ich ihn; Du machſt mir Kopfweh mit Deiner ahnungsvollen Litanei.

Menſch ohne Seele, verſetzte der Theologe mit Salbung, kraſſer Mediziner, dem kein fühlend Herz im Buſen ſchlägt, Du konnteſt ungerührt bleiben, als der Engel in Gardelieutenantsuniform Dir mit Thränen in den glorreichen Augen Lebewohl ſagte, Du ſtandeſt ſtarr wie ein ſeelenloſer Klotz, wie ein luther'ſches Dogma, während ich meinen Bart in Zähren wuſch und ſogar Bogo, der wilde Sprößling afrikaniſcher Menſchenfreſſer, von heiliger Sympathie bewegt, greinte und grinſete, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen. All Deine Bewegung beſtand darin, daß Du dem treuen Mohren auseinanderſetzteſt, welche Vorſichtsmaßregeln er auf der Weiterreiſe zu beobachten hätte . . . . o, wenn ich nicht ganz in Schmerz aufgeweicht geweſen, ich hätte Dich ſicherlich um Deiner barbariſchen Kaltblütigkeit willen ein Bischen erdroſſelt! Aber ſo weit kommt Jeder, der ſich mit rein materialiſtiſcher Wiſſenſchaft beſchäftigt. Alles tiefe und feine Gefühl muß ſich abſtumpfen in einem Menſchen, der die Lebenden mit Trepan, Katheder und andern dergleichen ſcheußlichen Inſtrumenten martert und ſogar die Todten mit dem Secirmeſſer ſchindet. Das iſt der Fluch der Materie. Wie der Bauer an ſeiner Scholle klebt, ſo klebt die Medizin am Cadaver und das wundervolle Saitenſpiel des menſchlichen Organismus weiß ſie nur zu entziffern, wenn es zerriſſen iſt. Zwar, ich will es nicht leugnen ....

Zwar, ich will es nicht leugnen, unterbrach ich den Freund, ſeinen Ton nachäffend, nein, ich will es nicht leugnen, daß Du mich mit Deinem Gallimathias höchlich langweilſt, mein guter, empfindſamer und antimaterialiſtiſch ſupranaturaliſtiſcher Freund Auch haben wir keine Zeit mehr zu verlieren, um zu erfahren, welche Rollen in dem Drama, welches wir heute Abend faſt zugleich mit Deiner Lieblingsoper aufführen wollen, uns eigentlich zugewieſen ſind. Verſpare alſo gefälligſt Deine Faſtenpredigt gegen die Medizin und die Mediziner auf eine günſtigere Gelegenheit und komm jetzt mit zu unſern Freunden.

. . . .

Ich fühle mich nicht berufen, die Geſchichte unſerer Zeit zu ſchreiben, und will mich daher auch über den Aufſtandsverſuch zu Frankfurt a M. in der Nacht vom 3ten auf den 4ten April, über das ſogenannte frankfurter Attentat nicht des Breitern auslaſſen. Mein perſönlicher Antheil an jenem nächtlichen Weltgeſchichtemachen iſt gerade durchaus kein Punkt, auf welchem meine Erinnerung mit Vorliebe ausruht. Ich gleite daher in aller Geſchwindigkeit darüber weg und erlaube mir nur, zu ſagen, daß dieſer Inſurrektionsverſuch allerdings eine Don Quixoterie war, aber es war eine hochherzige, kühne, aufopferungsfreudige Don Quixoterie, und wenn die deutſchen Spießbürger einem andern Gefühl in ihrer Bruſt Platz gönnen wollten, als dem ihrer gränzenloſen Feigheit und niederträchtigſter Bedientenhaftigkeit, ſo hätten ſie, ſtatt uns hinterher zu verlachen, ſich von Herzen darüber freuen ſollen, daß in dem thatkraftloſen Deutſchland wenigſtens noch ein paar Dutzend Jünglinge lebten, welche ihr Leben in die

Schanze ſchlugen, um durch eine friſche That den deutſchen Michel von ſeinem Lotterbette aufzujagen.

Als wir unſere Streitkräfte muſterten, als von allen Enden und Orten die Nachrichten bekannt wurden, daß wir faſt von Allen verlaſſen ſeien, auf die wir uns verlaſſen, als beſonders Rauſchebart und ich Bericht erſtatteten von dem Zurückbleiben der militairiſchen Verſchworenen in einem ſüddeutſchen Staate, die mit uns zugleich hätten losbrechen ſollen, da mußte es ſelbſt den Begeiſtertſten unter uns klar werden, daß unſer Vorhaben ein verzweifeltes ſei. Und dennoch triumphirte unſer Jugendmuth über einige bedenkliche Stimmen, die von Aufſchub und beſſerer Vorbereitung reden wollten. Wir waren einmal beiſammen und wollten Etwas thun. Die Jugend hegt ja ſtets ſo ſanguiniſche Hoffnungen von der allbezwingenden Wirkung des Plötzlichen, Ueberraſchenden, weil ſie ſelbſt dieſer Wirkung zugänglich iſt, und wir hätten uns in die Seelen hineingeſchämt, wenn eine Manifeſtation, die ſo lange vorbereitet und ſogar laut verkündet worden, geendet hätte wie das Hornberger Schießen, d. h. noch bevor ſie begonnen. Selbſt die Gewißheit, welche uns wenige

Stunden vor Einbruch der Nacht ward, die Gewißheit, daß wir verrathen und daß die Behörden von unſerem Vorhaben in Kenntniß geſetzt ſeien, daß das Militair in die Caſernen conſignirt und die Beſatzung von Mainz auf den erſten Alarm hin gegen Frankfurt zu marſchiren bereit ſei, konnte uns nicht ſchrecken, und wenn man uns den Mangel an Einſicht und Umſicht zum Vorwurf machen konnte, ſo durfte es doch ſelbſt die ſervile Verleumdung nicht wagen, uns des Mangels an Muth zu bezüchtigen.

Während die Bewohner Frankfurts im Theater den Melodieen Meyerbeers lauſchten, rüſtete ſich unſere kleine Schar zum blutigen Kampfe. Schwarzrothgoldne Schärpen umgeſchlungen, mit alten Flinten, mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet, ſetzten wir uns nachdem die neunte Stunde der Nacht geſchlagen, in zwei Haufen getheilt, in Bewegung. Während der eine dieſer Haufen die Zeil hinab gegen die Conſtablerwache marſchirte, brach der andere, bei welchem Rauſchebart und ich zu ſtehen die Ehre hatten, ſchweigend und raſch aus der Straße unter der Katharinenpforte auf die Hauptwache los, die wir, obwohl nicht ganz vierzig Mann ſtark, im erſten Anlauf nahmen.

Der wachhabende Soldat wurde niedergeſchoſſen, während ein zweiter Schuß den Unteroffizier traf, als er ſich mit der Wachmannſchaft zur Thüre herausdrängte, der commandirende Offizier entfloh durch ein Hinterfenſter und im nächſten Augenblicke waren das Gebäude, die Waffen und Soldaten in unſerer Hand, worauf wir ſofort die in dem Hauſe befindlichen Gefängniſſe politiſcher Gefangenen erbrachen und dieſe in Freiheit ſetzten. Gleich raſch und glücklich hatten unſere Kameraden die Conſtablerwache erſtürmt, was wir erfuhren, als ich mit einer Handvoll Leute zur Nachricht oder im Nothfall zur Hülfe von der Hauptwache aus dahin entſendet wurde. Unſere nächſte Aufgabe war jetzt, die Sturmglocke ertönen zu laſſen, das Volk zu den Waffen zu rufen und uns des Geſchützes im Zeughauſe zu bemächtigen, allein die Ereigniſſe drängten ſich jetzt mit ſo fürchterlicher Schnelligkeit, daß ich von den untergeordneten Einzelheiten Nichts aufzufaſſen vermochte und nur weiß, daß der Verſuch auf das Zeughaus mißlang, daß die Sturmglocke endlich ertönte, aber zu ſpät und nur als Grabgeläute unſerer Unternehmung, deren Erfolg verloren war, als wir die vor den beiden Wachen neugierig zuſammengelaufene Menge vergeblich haranguirten, vergeblich dieſen feigen Geſellen mit der Verſicherung, es würde in dieſem Augenblicke in ganz Deutſchland losgeſchlagen, Muth einzuflößen verſuchten, ihnen vergeblich von Freiheit und Vaterland vorredeten, ihnen vergeblich Waffen anboten und ſie mit begeiſterten Worten aufforderten, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen. Bald hörten wir die Tritte heranziehender Militaircolonnen auf dem Pflaſter dröhnen und den Generalmarſch, der die Krämer Frankfurts, das wir zum Schauplatz unſerer Inſurrektion gewählt, um von dem Sitz der Bundesnacht den Tag der Befreiung Deutſchlands ausſtralen zu laſſen, gegen uns zu den Waffen rief, durch die Straßen rollen. Unſere wenigen auf der Hauptwache zurückgebliebenen Brüder zogen ſich vor dem anrückenden Militair zu uns auf die Conſtablerwache zurück, nachdem der tapfere Rubner, welcher ſpäter bei einem mißlungenen Fluchtverſuch ſein edles Leben verblutete, nach verzweifelter Gegenwehr gefangen worden. Einen Schützentrupp, deſſen Kugeln uns ſogleich begrüßten, vorausſendend, rückten jetzt die Trabanten der Gewalt gegen uns heran. Wir ſtanden ihrem Angriff und gaben ihnen denſelben wahrhaſtig mit Zinſen zurück. Es entſpann ſich ein hitziges Gefecht und die Schlachtluſt, welche in unſern jämmerlichen Zeiten faſt nur noch wie eine fabelhafte Sage aus der Vergangenheit herüberklingt, regte ſich jubelnd in meiner Bruſt. Da der Raum zum Gebrauch der Feuerwaffen mangelte, machten die Soldaten von ihren Bajonnetten, wir von unſern Säbeln und Dolchen Gebrauch und einige Augenblicke lang unſern Angreifern den Sieg ſtreitig. Allein die ganz unverhältnißmäßig große Uebermacht erdrückte uns und wir mußten uns, wenn auch noch immer wohlgeordnet und dem Feind kühn die Stirne bietend, von der Wache in die benachbarten Straßen zurückziehen. Kaum aber war dieſer Rückzug angetreten, als ich meinen guten Rauſchebart, der wie ein Löwe focht, unter den Kolbenſchlägen der Soldaten wenige Schritte von mir entfernt zu Boden ſtürzen ſah. Ich machte mir Bahn zu ihm, ſchlug mit meinem Säbel die Bajonnette der Feinde zurück und bückte mich, um den Gefallenen aufzuheben. Doch in dieſem Augenblick fuhr ein Bajonnettſtoß in meine rechte Seite, ein Kolbenſchlag traf meinen Hinterkopf und bewußtlos brach ich über dem Freund zuſammen. —

Die Sonde des Wundarztes, der in meiner Seitenwunde herumſtocherte, gab mir das Bewußtſein wieder. Ich lag auf einem jämmerlichen Schragen zwiſchen vier nackten, kahlen, grauen Wänden. Mein erſter Blick fiel auf das kleine, mit dicken Eiſenſtangen vergitterte Fenſter. Ich war im Kerker! Dieſer Gedanke faßte mich mit tödtlichem Schauder an. Ich hätte mögen ſterben. Aber die Stimme Rauſchebarts, der zu den Füßen meines Lagers geſtanden und jetzt mein Widererwachen zum Leben herzlich begrüßte, indem er mir die linke Hand reichte, weil ſein rechter Arm verwundet in der Schlinge hing, gab mir Faſſung und Muth zurück.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Zwei gute Deutſche werden des Aufenthalts zwiſchen vier engen Wänden ſehr überdrüſſig und ergreifen daher die erſte ſich darbietende Gelegenheit, ihrem Freilogis, ſowie dem Lande Texas à la française Adieu zu ſagen.

Gegenwärtig, wo ich die Luft der Freiheit mit täglich erneuerter Wolluſt ſchlürfe, iſt es mir unfaßlich, daß ich nicht ſchon am erſten Tag meiner Gefangenſchaft den Kopf verzweiflungsvoll an die Wand rannte, daß ich ein langes, banges Halbjahr im Käfig auszuhalten vermochte.

Freilich waren mir die Flügel tüchtig zerſchlagen und zunächſt überhob mich ein heftiges Wundfieber den traurigen Kerkergedanken. Die ſorgliche Geſchicklichkeit des Arztes und Rauſchebarts treue Pflege führten mich allmälig der Geneſung entgegen, wenn anders ein dumpfes Hinbrüten, ein apathiſches Gefühl des Eckels und Ueberdruſſes, welches mich an Körper und Geiſt Schachmatten ergriffen hatte, ſo genannt werden kann. Ohne die Geſellſchaft meines Freundes, der die köſtliche Eigenſchaft beſitzt, Alles im tröſtlichen Lichte zu ſehen, wäre ich vielleicht dem Blödſinn verfallen, aber Rauſchebart hielt mich munter und wußte das Feuer meines Willens unter der Aſche wieder anzublaſen. Der erſte Gedanke, der mir in beſtimmten Umriſſen vor die Seele trat, war natürlich ein Fluchtgedanke, und als dann die Verhöre begannen und der Geiſt, in welchem unſer Prozeß behandelt wurde, uns deutlich zeigte, daß es mindeſtens auf unſere lebenslängliche Haft abgeſehen ſei, ſpannten ſich alle meine widererwachten Lebensgeiſter nach dem Ziele hin, ſolch einem Märtyrium zu entrinnen. Denn daß wir Märtyrer der guten Sache, daß wir nicht allein ſchuldlos, ſondern preiswürdig ſeien, daran zu zweifeln konnte mir nicht einfallen, ja, und fällt mir noch jetzt nicht ein. Unſer Unternehmen war zwar an der deutſchen Sklavenhaftigkeit, Indolenz und Philiſterei geſcheitert, aber weſſen Herz noch nicht vertrocknet war, ſondern aufpochte bei den Worten Freiheit und Vaterland, der hielt es heimlich mit uns, und wenn ich jetzt zuweilen — oft geſchieht es nicht — an die bittern Tage und ſchlafloſen Nächte der Gefangenſchaft zurückdenke, ſo kommt mir zugleich die ſänftigende, troſtreiche Erinnerung, daß einer der edelſten Männer deutſcher Nation, an unſerm Kerker vorüberziehend, in die, unſere ſchönſte Rechtfertigung enthaltenden Worte, ausgebrochen iſt:

Wo Feſſeln Jünglingshände drücken,
Muß ſchlimm es mit den Alten ſtehn!
Nach deren Armen möcht' ich blicken,
Ob Kettenſpur nicht dran zu ſeh'n?

Kann Freiheit, Vaterland! euch ſchrecken,
Gejauchzt aus voller Jünglingsbruſt?
Der Rieſengeiſt iſt's, den zu wecken,
Doch nicht zu bannen ihr gewußt!

Traun, wo die Jugend will entwenden
Der Alten Degen, ſcharf und blank,
Wankt ſtatt des Schwerts in greiſen Händen
Gewiß ein Binſenzepter ſchwank!

Und wo die Jugend, Rath zu halten,
Sich drängt zum Senatorenſtuhl,
Da machten ſich's gewiß die Alten
Vorerſt bequem im Lotterpfuhl!

Mit der Wahrnehmung, daß Flucht, wenn nicht unmöglich, doch nur mit geduldig zuwartender Ausdauer anzubahnen ſei, verband ſich, um mich, den ſchon der Verluſt der Freiheit 'halb verrückt machte' zu quälen, eine unbändige Erbitterung gegen das deutſche Volk, dieſe „Spottgeburt“ von Dreck und Feuer, für welche wir uns geopfert. Nicht daß ich bereut hätte! Dieſes chriſtlich feige Gefühl, welches die Thatkraft auffrißt, wie Mehlthau die Blüthe der Trauben, iſt mir Gottlob! immer fern geblieben; allein mir, der ich vordem zu Leipzig einen Franzoſen, welcher ſich ein achſelzuckendes Wort über Deutſchland erlaubt hatte, im Duell ſchonungslos niedergeſtoßen wie 'nen tollen Hund, mußte es faſt das Herz abdrücken, als ich jetzt der Raſchheit der Jugend gemäß überzeugt ſein zu müſſen glaubte, daß jede Läſterung, die man gegen die deutſche Nation je erſonnen, nur wahr und gerecht ſei. Zu dieſer Verbitterung geſellte ſich noch perſönlicher Kummer, wenn ich meiner Mutter dachte, die ſich gewiß meinetwillen härmte, und dann plagte mich auch ein ſeltſames Gefühl bei dem Gedanken an Oda und an das räthſelhafte Benehmen, welches das ſchöne Mädchen während unſerer Flucht und dem kurzen Beiſammenſein in Straßburg gegen mich an den Tag gelegt. Bald hatte ſie mir das herzlichſte Vertrauen, eine wahrhaft ſchweſterliche Innigkeit bezeigt und dann waren wieder Augenblicke gekommen, wo ſie vor mir zurückzuſchrecken, mich zu fürchten ſchien. Es war, als ſchwebte im Moment des Abſchieds noch ein Geheimniß auf ihren Lippen, welches ſie mir mittheilen wolle und doch nicht mittheilen dürfe und könne. Nur einige kurz abgebrochene Worte waren ihr entwiſcht, die aber bedeutungsvoll genug waren, um mich, ſo oft ich mich derſelben erinnerte, in ein gährendes Meer von Fragen und Zweifeln zu ſtürzen. Ich hatte ſie nämlich ſcherzend gefragt, wie ſie denn damals dazu gekommen, das reichliche Geſchenk, welches ſie mir in's Kloſter geſandt, mein Eigenthum zu nennen. Sie war ob dieſer Frage heftig erſchrocken und hatte, nachdem ſie ſich gefaßt, ernſt erwidert, es ſei allerdings mein Eigenthum geweſen und nur ein kleiner Theil von dem, was ihre Großtante für mich zu verwalten hätte. Aber das iſt ja unmöglich! hatte ich ausgerufen, doch ein Blick in Oda's Augen bewies mir, daß es möglich ſei, möglich ſein müſſe, und dann war ich ja auch als Student in den Stand geſetzt geweſen, eine viel flottere Burſchenlaufbahn zu führen, als ich nach den Verhältniſſen des elterlichen Hauſes erwarten durfte. Mußte nicht hinter all dieſem ein Räthſel, ein Geheimniß lauern?

Meine ganze bisherige Exiſtenz begann zu wanken, mein ſorgloſes Weſen ſich in grübelnde Verdroſſenheit und blinden Peſſimismus umzuſetzen. Die wechſelnden Empfindungen und Vorſtellungen, welche in der Eintönigkeit der Gefangenſchaft wie eine Meute gieriger Hunde auf mich einſtürmten, verſetzten mich bald in eine krankhafte Aufregung, die mich wie ein eingefangenes wildes Thier in meinem Kerker umherjagte, bald warfen ſie mich in eine gallige Skepſis, in welcher ich Menſchen und Zeit und mich ſelber mit giftigem Hohn überſchüttete, ohne mir dadurch Erleichterung zu verſchaffen.

Der gute Rauſchebart rettete ſich vor der Unausſtehlichkeit meiner Geſellſchaft in das Aſyl, welches der Deutſche in allen Widerwärtigkeiten aufzuſuchen pflegt, in die Bücherwelt, die uns beſonders durch die Vermittlung unſeres braven Gefangenwärters Hans

Gutmuth ziemlich reich offen ſtand, und nach und nach wußte der treue Freund auch mich in dieſes Aſyl einzuführen. Statt ſich nämlich mit dem abgedroſchenen theologiſchen Wahnwitz zu beſchäftigen, hatte Rauſchebart als Kenner der franzöſiſchen und engliſchen Literatur, welche meine Kenntniß dieſer Sprachen auch mir zugänglich machte, angefangen, die ſocialiſtiſchen Schriften von Saint-Simon, Fourier und Owen, die damals in Deutſchland ſo zu ſagen, noch völlig unbekannt waren, zu ſtudiren und mir in Stunden, wo ich eines vernünftigen Geſprächs fähig war, mit warmer Begeiſterung von dieſen Männern, welcher die herzloſe Mitwelt ſpottet, welche aber die dankbare Nachwelt um ihres Geiſtes und ihrer Tugend willen als Propheten und Heilande verehren wird, zu erzählen. Anfangs wankte ich mich verächtlich von dieſen ſocialen Reformbeſtrebungen ab, welche mir bloß ein Gemiſch chriſtlicher Ideale und philoſophiſcher Träumereien ſchienen, wie die Deutſchen zu ihrem Verderben deren ſchon ſo viele ausgeheckt, allein Rauſchebart bewies mir, daß ich ſehr auf dem Holzweg ſei und daß es ſich da keineswegs um überſinnliche Faſeleien, ſondern um ein reelles, irdiſches Heil handle. So brachte er es dahin, daß ich dieſe Schriften, aus welchen unter den Schlacken menſchlicher Beſchränktheit überall das reine Gold der Wahrheit und Liebe ſiegreich hervorblitzt, mit Aufmerkſamkeit zu ſtudiren begann, und ich vermag nicht zu ſagen, welche Beruhigung und Ermuthigung dieſes Studium mir verſchaffte, wie weit und voll mir dabei die Seele wurde und mit welch friſch knospender Hoffnung ich meine Blicke über die trübe Gegenwart hinweg in die Zukunft richtete, in welcher der grandioſe Bau vollendet ſein würde, zu welchem dieſe hochherzigen Männer, unbeirrt von dem Egoismus und dem ſtupiden Gelächter ihrer Zeitgenoſſen, mit genialem Blick und frommer Ausdauer die Bauſteine zuſammengetragen.

Bei alledem hörte die Sehnſucht nach Freiheit nicht auf an mir zu nagen und erſchöpfte ſich in tauſenderlei Fluchtentwürfen, während mein guter Kamerad, der weit phlegmatiſcher war, denn ich, als echtes deutſches Gemüth die Mißlichkeit unſerer Lage ob ſeinen Studien in dem Grade zu vergeſſen begann, daß er ſogar an Corpulenz zunahm, was ich beſonders daran merkte, daß ſein edles Corpus bedeutend gewichtiger wurde. Wir machten nämlich, um zu unſerm vergitterten Fenſterlein emporzulangen und ein Stückchen Außenleben zu erblicken, täglich das Experiment, einander abwechſelnd auf die Schultern zu ſtehen, und als eines Herbſttages Rauſchebarts Bürde dergeſtalt auf mir laſtete, konnte ich mich nicht enthalten, zu ſagen:

Ventre del diavolo! Du wirſt allmälig unangenehm gewichtig, lieber Junge.

Ja, ſiehſt Du, Alter, das kommt von meiner philoſophiſchen Gemüthsruhe, und geſegnet ſei mein Fleiſch, daß es zunimmt, denn wenn unſere Richter auch nur einigermaßen ihren Shakeſpeare loshaben, müſſen ſie wiſſen, was Cäſar von der Harmloſigkeit der Dicken hält, und keinen Anſtand nehmen, mich harmloſen Dicken freizu . . . . aber, Moloch und Aſtoret! unterbrach er ſich und machte eine heftige Bewegung, was iſt denn das? Seh' ich recht? Wahrhaftig . . . .

Was iſts denn?

Dolbrio, verſetzte Rauſchebart faſt ſchreiend, aber ſogleich ſeine Stimme dämpfend, der Teufel ſoll mich holen, wenn da drunten auf der Gaſſe nicht der liebreizende Sohn Afrika's hin und hergeht, welcher damals mit uns . . . . .

Herunter und laß mich hinauf! rief ich aus.

Rauſchebart kletterte herab, ſtemmte ſich an die Mauer und gab ſeine breiten Schultern willig zum Piedeſtal meiner Füße her. Ich ſchwang mich hinauf und bohrte mit meinen Blicken durch die erblindeten Scheiben und zwiſchen dem verfluchten Gitter durch. Bei meiner Seele, dort auf der Gaſſe ſtand Pogo und ſchien unſer Gefängniß zu betrachten. Er trug aber nicht mehr die Livree des fürſtlichen Hauſes von * * *, ſondern den Anzug eines Gentleman.

Was hatte dieß zu bedeuten? Schmerzlich durchzuckte mich der Gedanke, Oda könnte auf ihrer Weiterreiſe von Straßburg nach Paris eingeholt und der treue Mohr aus ihrem Dienſte gejagt worden ſein. Oder wie, ſollte die edle Freundin mein Unglück erfahren haben und vermittelſt ihres ergebenen, ſchlauen Dieners an meiner Befreiung arbeiten?

Ich war zu bewegt, um meinen Standpunkt länger behaupten zu können, ſprang herab und rannte ganz außer mir in dem engen Gemach umher.

Was haſt Du denn? fragte Rauſchebart.

Ei was, Du kannſt fragen, wo mir die Anweſenheit Bogo's in Frankfurt ſagt, daß es hier heißt: Freiheit oder Gefangenſchaft?

That is the question. Aha, ich merke, Du glaubſt, der holde Gardelieutenant wolle Dir Gleiches mit Gleichem vergelten? Nicht übel; aber, lieber Junge, ich würde Deine Geſellſchaft ungern miſſen, beſonders ſeit Du Dein Raſen aufgegeben haſt.

Was ſchwatzeſt Du da? Meinſt Du denn, ich würde ohne Dich fliehen?

Das Schlöſſergeraſſel an der Kerkerthür und der Eintritt von Hans Gutmuth, der unſere Mittagskoſt brachte, unterbrach das Geſpräch.

Hans ſetzte die Schüſſel mit dem ſpartaniſch einfachen Gericht auf den Tiſch, legte das Brot daneben und wünſchte guten Appetit. Indem ſich aber Rauſchebart mit dem Rücken gegen uns an den Tiſch ſetzte und das Eſſen mit epikuräiſchen Blicken muſterte, trat Hans mit einer flinken Bewegung an mich heran, flüſterte mir zu: Halten Sie ſich auf heut' Abend zum Fortgehen bereit! drückte mir ein Papier in die Hände und verließ das Gemach, welches er wieder ſorgfältig, wie gewöhnlich, verſchloß.

Ich machte einen beckenhohen Freudenſprung, entſiegelte dann das Papier und fand, daß mich die Ahnung, welche ich beim Anblick des Mohren empfunden, nicht getäuſcht.

Sie hatte mich nicht vergeſſen.

Das Briefchen lautete:

Du haſt Dich alſo trotz meiner Warnung in das Verderben geſtürzt, Triſtan? Aber Du konnteſt nicht anders, ich begreiſe es wohl. Und Du ſollſt frei ſein. Bogo wird Deine Flucht einleiten. Begehe jedoch keine zweite Tollkühnheit und ſuche in Frankreich Schutz vor den Schergen der Gewalt.

Paris, Mit herzlichem Gruße
den 25. Mai 1833. O.

Daß wir uns den Nachmittag über in einer fieberhaften Spannung befanden, brauche ich nicht zu berichten, ich ſage wir, denn als mein Freund erfuhr, daß wir Oda's Brief und den Worten unſeres Wächters zufolge wirklich Ausſicht auf glückliches Entrinnen hätten, zeigte es ſich, daß er bei allem philoſophiſchen Gleichmuth, in deſſen Beſitz zu ſein er ſich gerühmt, dennoch in der Flucht weit größeres Heil ſah, als in der muthmaßlichen Vorliebe ſeiner Richter für Maximen, welche Shakeſpeare ſeinem Cäſar in den Mund legt.

Endlich kam der Abend und mit ihm Hans Gutmuth, dem ich vor allen Dingen erklärte, daß ich entweder mit meinem Mitgefangenen fliehen oder aber bei demſelben zurückbleiben werde; könne er nicht Beiden zur Flucht verhelfen, ſo ſei ich feſt entſchloſſen, von ſeiner Güte gar keinen Gebrauch zu machen.

Rauſchebart nannte das eine großmüthige Eſelei, ſah mich aber dabei mit vor Freude und Dank glänzenden Augen an und Hans ſagte: Ich konnte mir das wohl denken und glaube, wo Zwei hinausſchlüpfen, wird auch für den Dritten Platz ſein.

Für den Dritten? Wollt Ihr denn auch mit, Hans?

Und was ſonſt? Denk' mir, 's würde für mich hier nicht mehr ſehr geheuer ſein, wenn 's raus käm' — und raus kommen thut es — daß ich Sie hätt' ſpringen laſſen.

In gedrängten, klaren Worten ſetzte uns hierauf der gute Kerl den Entweichungsplan auseinander und fragte mich dann, ob ich das Buch mit den ſchnackiſchen Bildern noch hier hätte, welches er mir neulich aus der Bibliothek gebracht.

Welches Buch?

Nun das mit den gſpäßigen Bildern .... hm, Sie wiſſen's ſchon.

Ach, Ihr meint wohl das geburtshülfliche Tabellenwerk? Da iſt es. Was ſoll's damit?

Sollen's nachher erfahren, haben jetzt keine Zeit zu verlieren, liebe Herren.

Alſo folgen Sie mir und thun ſie genau, wie ich Ihnen geſagt. Vorwärts, aufgepaßt, und nur kalt, um Gotteswillen kalt, liebe Herren!

Und nach einer peinvollen halben Stunde ſaßen wir in dem Wagen, welchen der treue Bogo unweit des Gefängniſſes bereit hielt, und extrapoſteten dem Rheine zu, daß Kies und Funken ſtoben.

Erſt nachdem wir einigermaßen in Sicherheit waren, vermochte ich die einzelnen Umſtände unſerer Entweichung genauer in's Auge zu faſſen. Hans hatte uns aus unſerm Kerker treten laſſen und deſſen Thüre mit vielem Geräuſche hinter uns verſchloſſen. Raſch folgten wir ihm in das untere Stockwerk, wo er uns einen Augenblick warten ließ, um den Wächter dranzukriegen, der ſich in einem kleinen Gemache aufhielt, welches die Ausſicht auf den Hof bot, über welchen wir hinwegmußten. Hans ging zu ſeinem Kameraden hinein und wies ihm das oben erwähnte Buch. Der Scherge ließ ſich wirklich kirren, indem er in ſeiner Unwiſſenheit das chirurgiſche Tabellenwerk, welches ich bei meinen mediziniſchen Studien benützt, für eine jener gemalten Unflätereien hielt, an welchen die Rohheit Ergötzen findet. Er machte ſich ſogleich an die Beſchauung der Bilder und Hans ſtellte ſich ſo, daß dem Neugierigen die Ausſicht auf den Hof verwehrt war. Auf ein verabredetes Huſten unſeres Befreiers ſchlichen wir in den Hof und bargen uns in einem Winkel, welchen die äußere Hofmauer mit dem Gebäude bildet. Im Innern dieſes Vorſprungs befanden ſich Soldaten der Wache, welche aber, mit Kartenſpielen beſchäftigt, ſichs nicht einfallen ließen, in dem kalten Regenabend das Fenſter zu öffnen, was uns hätte gefährlich werden können. Hans ließ ſich nun, vorgebend, er müſſe ein leeres Fäßchen, welches er bei der Hand hatte, geſchwind im nahen Wirthshaus mit Moſt füllen laſſen, von ſeinem Kameraden eine in den Hogehende, durch einen Gang mit dem Wachtzimmer an der Vorderſeite in Verbindung ſtehende Thür öffnen und der gedachte Vorſprung verbarg uns dem auf- und zuſchließenden Wärter, der ſich nicht lange umſah, weil er es kaum erwarten konnte, zu ſeinen Bildertafeln zurückzukehren, zu deren Betrachtung ihm der ſchlaue Hans Eile empfohlen hatte. Hans ging durch die Wachtſtube auf die Straße, wo er ſich mit der Schildwache vor dem Hofthore in ein Geſpräch einließ und den nichtsahnenden Kriegsknecht ſo zu poſtiren wußte, daß dieſer das Thor aus den Augen ließ. Ein lautes Schneuzen von Seiten unſeres Freundes war für uns das Zeichen, daß wir den untern Riegel des Hofthors vorſichtig in die Höhe hoben, das Thor öffneten und uns auf den Zehen ſchleichend hinausdrückten. Sobald uns Hans heraus und um die nächſte Straßenecke hatte huſchen ſehen, ließ er den Soldaten ſtehen, kam uns nach und führte uns zu dem bereitſtehenden Wagen.

Ohne Störung erreichten wir Straßburg und hielten uns auf der Rheinbrücke nicht ſehr lange damit auf, dem deutſchen Land Lebewohl zu ſagen, obwohl es uns vorkam, die Leute, welche behaupten, ein Deutſcher liebe ſein Vaterland am meiſten, wenn er daraus fortgehe, hätten Recht. Auch in Straßburg machten wir nur einen kurzen Halt, denn einestheils lockte uns das menſchenwimmelnde Paris, anderntheils hatte mir Bogo halb und halb Hoffnung gemacht, daß ich dort Oda und ihre Großtante treffen würde. Allein dieſe Hoffnung trog. Der Bankier, zu welchem ich mich, kaum in dem modernen Babel angelangt, von Bogo, der hier ſehr gut Beſcheid wußte und von der Fürſtin auf alle Fälle hin Aufträge erhalten hatte, führen ließ, ſagte mir, die Fürſtin und ihre Großnichte ſeien nicht mehr in Frankreich, er aber ſei beauftragt, mir eine nicht unbedeutende Summe auszubezahlen. Denn fügte er hinzu, die Fürſtin hätte ihn gebeten, mich darauf aufmerkſam zu machen, daß es für mich wohl das Klügſte wäre, in der neuen Welt einen neuen Lebenslauf zu beginnen, da in der alten bei dem Stand der Umſtände in der nächſten Zeit für mich doch Nichts zu machen ſei. Indeſſen ſollte ich mich nicht übereilen und mich zuvor in Frankreich und, wenn ich wollte, auch in England umſehen, zu welch' letzterem Zwecke er befugt ſei, mir Empfehlungen und Anweiſungen auf ein Londoner Haus zu geben. Dieſe Winke machten allerlei Gedanken in mir rege, vor Allem Gedanken an Amerika, denn mir fiel ein, daß die Fürſtin früher lange dort verweilt, daß ſie ſich vielleicht wieder dorthin gewandt und mich indirekt aufgefordert haben könnte, ihr zu folgen. Die letztere Vorausſetzung war freilich kein Beweis für meine Beſcheidenheit, allein ich half mir über die Beſchämung hinweg, indem ich mir einbildete, ich könnte vielleicht der edlen Frau und Oda, die gewiß bei ihr ſein mußte, in der neuen Welt einigermaßen meinen Dank beweiſen für das viele Gute, was ſie in der alten an mir gethan. So nahm denn meine Europamüdheit täglich zu, und nachdem ich meinen Eltern mein glückliches Entkommen aus dem Kerker und meine Abſicht, mein Glück jenſeits des Oceans zu verſuchen, bis dieſſeits beſſere Tage gekommen wären, ausführlich gemeldet und das Pariſer Leben, das damals ſchon in die jammervolle Krämercorruption überzugehen begann, welche Louis Philipp als erſter Wucherer ſeines Landes unmittelbar nach der Julirevolution anbahnte, einige Monate mit angeſehen hatte, theilte ich meinen Gefährten meinen feſten Entſchuß mit, über England nach Amerika zu gehen, ein Entſchluß, zu deſſen ſofortiger Ausführung mich beſonders auch das unerquickliche Treiben der Flüchtlinge beſtimmte, welche aus allen Ländern zu jener Zeit in Paris zuſammengeſtrömt waren. Von der Mehrzahl dieſer Leute aus zu ſchließen, war eine baldige erfolgreiche Erneuerung der revolutionären Beſtrebungen in Europa gar nicht denkbar. Rauſchebart erklärte ſich unbedenklich bereit, mich zu begleiten, ſchwärmte für die Urwälder und Rothhäute, las Tag und Nacht Cooper'ſche Romane und redete pathetiſch von der Poeſie einer Anſiedlung in der Wildniß. Bogo, der ſich als meinen Diener betrachtete, ohne daß weder er noch ich recht wußte, wie das ſo gekommen, ſagte grinſend, er gehe hin, wo Maſſa Triſchtan hingehe, wie ihm das von ſeiner jungen Maum ſei befohlen worden, und der ehrliche Hans Gutmuth meinte, er hätte Nichts dagegen, das nicht unbedeutende Capital, welches ihm, er wiſſe nicht von wem, dafür zugekommen, daß er den Frankfurter Herren eine Naſe gedreht, in einem Lande anzulegen, wo es keine Zehnten und Gülten gäbe. So machten wir uns denn nach London auf den Weg, um uns von dem Toſen der Weltſtadt an der Themſe zunächſt für ein paar Monate berauſchen und betäuben zu laſſen, wie es uns zuvor in der Weltſtadt an der Seine ergangen. Meine Pariſer Empfehlungen verſchafften mir indeſſen die Bekanntſchaft eines geſcheidten Kaufmanns, welcher in dem Hauſe, an das mich der Pariſer Bankier gewieſen, die Stelle eines Correspondenten mit Amerika bekleidete, in welchem Lande er lange gelebt. Dieſer umſichtige Mann gab mir Betreffs meiner Ueberſiedlung nach Amerika manchen trefflichen Rath, forderte mich auf, mir zuerſt in den nördlichen Staaten der Union einen Ueberblick des transatlantiſchen Lebens zu verſchaffen und dann mich mehr gegen Weſten oder Süden zu, wo das widerwärtige Yankeethum nicht ſo vorſchlage, anzuſiedeln. Mit Erſtaunen empfing ich aber die beträchtlichen Wechſel auf ein Newyorker Haus, welche, wie er mir ſagte, das ſeinige auf die Anweiſung des Pariſer Bankier mir auszuſtellen hätte, ſobald ich, wie jetzt geſchehen, meine feſte Abſicht zu erkennen gegeben, ohne Verweilen nach Amerika unter Segel zu gehen.

Das Schafsgeſicht, womit ich eine Weile unſchlüſſig die werthvollen Papiere anſtarrte, machte den Kaufmann lachen und er ſagte, er hätte noch keinen Menſchen ſo ſehr über ſein eigenes Geld verwundert geſehen.

An einem Spätſommertag des Jahres 1834 lichtete die Brigg Conſtantia von 330 Tonnen, nach Newyork beſtimmt, zu Briſtol die Anker. Ich ſtand mit meinen Gefährten auf dem Verdecke, und als ich das alte Europa mälig hinter uns verſinken ſah, wandte ich mich der untergehenden Sonne zu, die wie eine flammende Verheißung auf dem unermeßlichen Ocean glühte, reichte meinem bärtigen Freunde die Hand und rief frohen Muthes aus:

Wohlauf nach Weſten!

III.

In der Wildniß.

Hier iſt die Stätte, ſeht! Hier fällten
Den unbetret'nen Urwald wir,
Mit unſerm Schweiße hier beſtellten
Wir das jungfräuliche Revier.
Hier ſoll die Heimat ſich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Woll'n wir den erſten Samen ſtreuen
In dieſes neue, fremde Land.

Robert Prutz.

Wie eine flatternde Kaskade
Durch's Licht in Felſennächte ſpringt,
So jauchzt auf wechſelvollem Pfade
Mein Geiſt, der mit Gefahren ringt.
Und glühend in die Lebensſchöne
Tauch' ich die heißen Wangen ein;
O mächt'ge Noth, die ich verhöhne,
Dein mächtigerer Herr zu ſein.

Wilhelm Waiblinger.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Hier iſt gut ſein; hier laßt uns Hütten bauen!

Durch eine der endloſen Prairien, welche vom Golf von Mexiko aus terraſſenförmig anſteigend zwiſchen dem Rio Nueces und dem Rio Colorado in das Herz von Texas hineingrünen, um im Nordweſten des Landes in die verworrenen Schluchten der Sierra obſcura und in die unüberſehbaren Urwälder, denen der Rio Nero und der Canadian entſpringen, ſich zu verlieren, zog an einem der letzten Maitage des Jahres 1836 eine Bande von Einwanderern langſam der ſinkenden Sonne entgegen. Dieſer Bande ritt auf einem kaum halbgezähmten, vor einigen Tagen erſt vermittelſt des Laſſo auf der Praerie eingefangenen Muſtang ein ſchwarzbärtiger, athletiſch gebauter junger Mann voran, Moccaſins an den Füßen, in hirſchlederne Inexpreſſibles und in ein an den Enden mit grünen Franſen verziertes Jagdhemd von gleichem Stoff gekleidet, den breitrandigen Louiſianaſtrohhut auf dem Kopfe, an der Seite Pulverhorn und Kugeltaſche, im Gürtel das Bowie-knife, auch „Arkanſas-Zahnſtocher“ genannt, die mächtig lange Kentucky-Rifle auf dem Rücken hängend und über die linke Schulter die langſtielige Hinterwäldleraxt geworfen — welcher An- und Aufzug dem von vier ſeiner männlichen Gefährten bis aufs Haar glich und wovon ſich auch die Toilette von drei in der Mitte des Zuges ſchößlings auf Mulo's reitenden Frauen, einer ältlichen und zwei jungen, nur durch wenige Modificationen unterſchied, während das Aeußere eines Negers, der jede freie Minute, welche ihm die den Muſtangs eigene Raſtloſigkeit und Heimtücke ſeines Reitpferdes übrig ließ, zu einem ängſtlichen Umblick in der Wildniß benützte, als müßten in dieſer prachtvollen Einöde auf jedem Schritt ſchreckliche Gefahren lauern, bei weitem friedſamer und civiliſirter ſich darſtellte, denn der ſchwarze Gentleman hatte die Fragmente einer Garderobe auf dem Leibe, die ſich im eleganten Biſhopshotel zu Neworleans hatte ſehen laſſen dürfen und auf den Bällen der farbigen Leute einen gewaltigen Reiz auf die Sehnerven der leichtfertigen Schönen geübt, welche den Kaſten der Mulatten, Meſtizen, Zambos, Quateroons und diverſen andern Miſchlingsracen entſtammend in dem laſtervollen Miſſiſſippiſchlammpfuhl ihr ſinnverwirrendes Weſen treiben, bis das gelbe Fieber ihrem ſchamloſen, fabelhaft ausſchweifenden Leben ein Ende macht. Hinter dem Führer des Zuges ging eine Koppel zahmer Muſtangs, die, als Packpferde benützt, mit Wolldecken, Wäſche, Munition und Mundvorräthen beladen waren und von einem Manne beaufſichtigt wurden, der ſechs Fuß hoch in ſeinen Schuhen oder vielmehr Moccaſins ſtand und eine ſo echte und gerechte halb Alligator- halb Roß-Phyſionomie hatte, als nur je ein Sprößling des alten Kentuck. Hinter ihm, der Hiram Gruff hieß, um der Kürze willen aber gewöhnlich Ram genannt ward und die meiſte Zeit ſeines Lebens als Trapper in den Wäldern zugebracht hatte, folgte ein Trieb hochhörniger Rinder, deren breiten Rücken Ackerwerkzeuge aller Art vom

Pflug herab bis zur Handmühle aufgebürdet waren und die auf den leitenden, in ſchauderhaftem Engliſch vorgebrachten Ruf eines Mannes in den Dreißigen achteten, deſſen Flachshaar, blaue geſcheidte Augen und gutmüthiger Mund den Deutſchen verriethen. Drei Milchkühe, welche den Ochſen nachſchritten, trugen Kochgeſchirr und Sämereien. Dann kamen die Frauen, wovon die ältere, die Ehehälfte Gruffs, ein ſo echtes und braves Waldweib war, als je einem Jäger ſein Jagdhemd genäht und ſeinen Büffelhöcker unter dem Raſen gebraten. Mirjam, kurzweg Jam genannt war ganz dazu geeignet, durch Wort und That ihre beiden jüngeren Gefährtinnen zu unterweiſen, wie ſich reelle Anſiedlersweiber zu benehmen hätten, und zeigte es ſich ſchon auf der Reiſe, daß Gretchen Gutmuth, welche Landsmännin der Deutſche vor Jahresfriſt in Cincinnati geheiratet, und Lucy Corrib wohl im Stande waren, ſich ſo eine praktiſche Unterweiſung zu Nutzen zu machen. Die Letztere hatte, kaum aus dem grünen Kartoffelland herübergekommen, in welchem die Leute eſelhaft genug ſind, einige hundert engliſche Lords und Pfaffen mit dem Ertrag ihres blutigen Schweißes zu mäſten, Herz und Hand einem ſehr ehrenwerthen Sohn Erins geſchenkt, der ſich ſchon einige Jahre in allen Staaten der Union als Viehzüchter, Pflüger, Bienenjäger, ſowie nebenbei als Schreiner und Büchſenſchmied, katholiſcher Miſſionär und methodiſtiſcher Prediger umhergetrieben und endlich, nach Texas verſchlagen und von Lucy's Pantoffel dirigirt und regiert, in Matagorda einem Trupp von Coloniſten ſich angeſchloſſen hatte, um denſelben die Vortheile ſeiner vielfachen Eigenſchaften angedeihen zu laſſen. Rory Corrib, ein ſchmächtiger, gewandter Burſche mit einer unentſchiedenen Naſe, pfiffigen, luſtigen Augen und allezeit durſtiger Kehle, übte in dieſem Augenblicke ſeine unerſchöpfliche Lunge und ſeinen ewig lachenden Mund an zwei Bullen, welche er vor ſich hertrieb und die, obgleich der gezähmten Klaſſe ihrer Species angehörend, es dennoch bisweilen ſehr übel vermerkten, daß auch ſie zu Laſtthieren herabgewürdigt wurden und zwar tüchtig, denn dem einen waren Pataten- und Maisſäcke aufgeſchnallt und der andere trug verſchiedene Fäßchen und Schläuche, in welchen ſich Flüſſigkeiten befanden, die den Anſiedlern bei ihrem Aufbruch aus Corpus

Chriſti an der Mündung des Nueces von einem Händler mit Spirituoſen als kapitaler Whisky, glorioſer Rum, mächtig prächtiger Monongehala und transzendenter Sherry verkauft worden waren. So oft die Blicke Rory's an dieſen Gegenſtänden hafteten, und ſie hafteten ſehr oft daran, wurde die etwas verdächtige Röthe auf ſeinen Wangen und ſeiner Naſenſpitze noch röther und zogen ſich ſeine Lippen zu einer eigenthümlich ſchmatzenden Fratze zuſammen. Hinter ihm zog eine Miniaturheerde von Schafen ſanftmüthig einher und dieſen folgte ebenſo ſanftmüthig ein alter Langohr, von deſſen geduldigem Rücken auf jeder Seite ein Korb herabhing, in deren einem vier Ferkel grillten und grunzten, aus deren anderem aber unter der verhüllenden Decke die ſchlanken Hälſe von ein paar Dutzend jener hochgelobten Flaſchen hervorguckten, in welchen das Gewächs des Rheines ausgeſandt wird in alle Welt, um ſein Evangelium zu verkünden. So hatte der Mann, welcher den Zug beſchloß und von welchem um des enormen Kentucky-Filzes willen, den er auf dem Kopf trug, wenig ſichtbar war, als ein ſehr reſpektabler Bauch und ein übermüthig langer Bart, emphatiſch geſprochen, als er mit eigener Hand dieſen Schatz ſorgfältig verpackt, welchem er auf der ganzen weiten, mühſeligen Reiſe die ſorglichſte Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Dieſes rheinweingläubige, behäbige und behägliche Individuum bildete mit dem Führer des Zuges und dem blonden, blauäugigen Hintermann Gruſſs ein deutſches Trio, welches, in den erſten Tagen des Jahres 1836 aus dem Weſten der vereinigten Staaten den „omnipotent glorios ſchmutzigen“ Miſſiſſippi herab und über Neworleans nach Texas gekommen, an dem Freiheitskampf der jungen Republik gegen den einbeinigen Santa Anna und ſeine Barbe-noirs, wie Mexikaner und Spanier von den Amerikanern betitelt werden, theilgenommen und beſonders in der Entſcheidungsſchlacht bei Lynchburg am Jacinto ſeinen guten Willen bewieſen hatte. In Anerkennung dieſer Gutwilligkeit war von der texaſiſchen Regierung, welche damals zu Quintana ihren Sitz hatte, beſagtem Trio das Bürgerrecht und eine Landſchenkung im Umfang einer Hacienda verliehen worden, mit der Berechtigung, dieſes Land im Innern des jungen

Freiſtaates ſelber aufzuſuchen und auszuwählen. Nun enthält zwar, wie männiglich bekannt, eine Hacienda fünf Sitios, d. h. fünf Quadratſtunden Landes und mag alſo manchem der ſouverainen deutſchen Fürſten ſehr groß vorkommen, iſt aber ſo ein Stück Land für eine tüchtige Anſiedlung, in der die Viehzucht eine Hauptrolle ſpielen ſoll, gar nicht ſo bedeutend, denn man darf die Raumverhältniſſe in der Wildniß nicht mit europäiſchen Augen betrachten und rührt das jämmerliche Geſchick ſo vieler, beſonders deutſcher Auswanderer gerade von dieſer einfältigen Anſchauungsweiſe her. In Deutſchland hat man meiſt noch gar keine Idee, was es heißen will, ſich in einem gänzlich uncultivirten, wenn auch alle Hülfsmittel der Natur in überreicher Fülle darbietenden Lande anzuſiedeln. Die guten Leute ſtellen ſich den Waldboden gerade ſo vor, wie den urbargemachten bei ihnen zu Hauſe, und da ſie wiſſen, daß zweihundert Jucharte guten Landes ſchon einen prächtigen Bauernhof formiren, ſo meinen ſie, Fürſten werden zu können, wenn ſie um ſo ein Spottgeld, wie das Land im Weſten der Union zu haben iſt, zehnmal ſo viel erwerben. Das heißt die Rechnung ohne den

Wirth machen. Eine kleine Anſiedlung in der Wildniß iſt ſchlechterdings unmöglich, die rieſenhaften Naturverhältniſſe der neuen Welt fordern eine entſprechende Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe. Der Einzelne muß einem Coloniſationsunternehmen nothwendig erliegen und inmitten einer überſchwellenden Vegetation darben, wenn er nicht den Ausweg ergreift, Trapper oder Rampler zu werden, d. h. ein unſtäter Jäger, der, ſtatt die Wildniß für die Cultur zu gewinnen, nach und nach ſchlimmer wird, als die ſchlimmſten der Urbewohner derſelben, und ſchon in ſeinen Söhnen eine Generation vollſtändiger Wilden hinterläßt, die mit dem Blut der Weißen alle Laſter der Civiliſation überkommen haben, ohne je im Stande zu ſein, ſich die guten Eigenſchaften der Rothhäute, mit welchen ſie in Gemeinſchaft leben, anzueignen. Die Auswanderungsfrage kann, wie die wichtigſten Fragen der Gegenwart überhaupt, nur vom Standpunkt der Aſſociation ausgelöst werden und was gibt es auch Natürlicheres, als daß ſich der Menſch gegen die Gefahren und Hinderniſſe der Wildniß, die den Einzelnen überwältigen müſſen, mit dem Menſchen verbündet und ſo den Wirkungen ungebändigter Naturkräfte die organiſche Zuſammenwirkung menſchlicher Fähigkeiten und Kräfte entgegenſetzt?

Indem ich — denn warum das Inkognito noch länger beibehalten? — auf meinen Wanderungen durch den Weſten der Union, wohin ich wenige Wochen nach unſerer Ankunft in Amerika mit meinen Gefährten gegangen, weil das dollarswüthige, pretentiöſe Newyork, das quäckeriſch langweilige Philadelphia und das ariſtokrätelnd ſteife Boſton zu wenig Eigenthümlichkeit beſitzen, um uns länger, als einige Tage feſtzuhalten, die zwei Grundurſachen des Mißlingens ſo vieler Coloniſationspläne, die mit aus Europa herübergebrachte, hier gänzlich falſche Anſchauungsweiſe von Raum und Zeit einestheils und die Vereinzelung der Einwanderer, die Zerſplitterung ihrer Kräfte andertheils, deutlich genug eingeſehen, vermehrte ich die erwähnte Schenkung von Land Seitens der texaſiſchen Regierung an mich, Rauſchebart und Hans Gutmuth, vermittelſt eines nicht allzu tiefen Griffes in meine Börſe — die Dollars waren verteufelt klemm in einem Lande, wo damals ſtatt mit baarem Gelde faſt durchgehends mit Rindern bezahlt wurde — um das Dreifache und dann ſah ich mich noch um ein paar tüchtige Geſellen oder, amerikaniſch geſprochen, um ein paar „reelle Hands“ um, welche uns helfen ſollten, das geſchenkte und gekaufte Land ausfindig zu machen und anzubauen. Dieſe Umſchau verſchaffte mir die Bekanntſchaft des Kentuckiers und des Iriſhman nebſt der ihrer reſpektiven Ehehälften, über welche würdige Perſonen ich ſchon Einiges angedeutet und über welche ich gerade das noch Nöthige ſagen will, um ſpäter Wiederholungen zu vermeiden.

Hiram Gruff, zu Deutſch Hiram Mürriſch, machte die meiſte Zeit über ſeinem Namen Ehre, dann aber kamen auch wieder Augenblicke, wo das ſanguiniſche Kentuckytemperament ſeine griesgrämige Verſchloſſenheit durchbrach und er in ſeiner Art recht luſtig war In ſeiner Jugend mochte er ein überwilder Burſche geweſen ſein, der es nicht ſo genau genommen, wer ihm gerade vor das Rohr ſeiner niefehlenden Rifle kam, mit dem Zunehmen der Jahre hatten ſich aber die brutalen Auswüchſe ſeines Charakters abgeſchliffen oder vielmehr abgeſtoßen und von dem Augenblick an, wo er auf meinen Antrag hin beſchloß, das unſtäte Trapperleben aufzugeben und ſich und ſeinem alten Weibe — altes Weib nennt der Hinterwäldler durchgehends ſeine Ehehälfte — eine ruhige Stätte zu bereiten, war er mir nicht ein williger Knecht, denn von dieſem ſchmählichen Verhältniß kann zwiſchen freien amerikaniſchen Bürgern keine Rede ſein, wohl aber ein energiſcher Verbündeter und treuer Freund, zu deſſen Acquiſition, ſowie zu der ſeiner koſtbaren, obwohl ſehr widerhaarigen, ja widerborſtigen Sam, einer abgewetterten, rieſigen Teneſſeerin, ich mir ſpäter oft Glück wünſchte, und ich füge nur noch bei, daß Ram, wie faſt alle Menſchen, auch eine in's Komiſche gehende Eigenheit hatte, nämlich die, ſehr häufig die Ausdrücke: Faſhion, faſhionable, genteel, gentlemanlike im Munde zu führen, was dem alten Waldbären curios genug ſtand.

Total verſchieden von Ram war der queckſilberne Rory Corrib, deſſen Untugenden indeſſen in neueſter Zeit durch den Einfluß ſeiner hübſchen Lucy, die es ſchlechterdings nicht leiden wollte, daß Ram ſie ohne Weiteres als „altes Weib“ qualifizirte, ſehr gemildert waren, wenn auch alle himmliſchen und irdiſchen Mächte ihm das Trinken, Fluchen und Froliken nicht hätten abgewöhnen können, und zwar zum Glücke, denn ohne dieſe drei Neigungen, welche ſeine Exiſtenz zuſammenhielten, das bindende Cement ſeiner tumultuoſen Eigenſchaften waren, wäre der flüchtige Sohn Erins bald in alle Winde zerfahren. Anhaltend arbeiten war unter keinen Umſtänden Rory's Sache, allein er erwies ſich zu Allem außerordentlich anſtellig und ſeine nie raſtende poſſenhafte Laune war uns unter den Mühen der Hinterwäldlerei oft ein wahres Labſal.

Was unſern Befreier Hans Gutmuth betrifft, der uns von großem Nutzen werden ſollte, da er, bevor er Gefangenwärter geworden, das Zimmermannshandwerk getrieben, ſo konnte ſowohl auf ihn, als auf ſein Gretchen, welches das Licht der Welt am Fuß der ſchwäbiſchen Alp erblickt, jedoch ſchon als zweijähriges Kind mit ſeinen inzwiſchen geſtorbenen Eltern über's Meer in den Staat Ohio gekommen war, das Beiwort ehrlich, welches ſonſt im Uebermaaße den Deutſchen unter die Naſe geſtrichen wird, in der That aber ihre beſten Eigenſchaften zuſammenfaßt, im vollſten Sinne angewandt werden, und endlich war Bogo eine durchaus treue und verläßliche, wenn auch ſehr zum Zittern geneigte Haut.

Als unſere Geſellſchaft in Matagorda vollzählig beiſammen war, meinte Jam, ſie habe die Notion, wir ſeien jetzt eine ſo conſiderabel reſpektable Societät, als nur je eine in die Wälder gezogen, und ſollten alſo die Zeit nicht länger vertrödeln, worauf wir calculirten, das ſie eine mächtig reelle Notion, und ſofort unſere Vorbereitungen trafen, deren Reſultate der geneigte Leſer aus der Beſchaffenheit des Zuges erſehen konnte, den ich ihm zu Anfang dieſes Kapitels vorgeführt.

Da ich, von Rauſchebart und Gutmuth unterſtützt, eine auf vernünftige ſociale Einrichtung baſirte Anſiedlung im Sinne hatte, ſo drang ſich von vorn herein die Nothwendigkeit auf, dieſelbe in gehöriger Entfernung von den ſchon cultivirten Landſtrichen anzulegen, um vorerſt jeder Berührung auszuweichen, welche der thatſächlichen Begründung und Durchführung des Prinzips der Gemeinſchaft und Brüderſchaft hätte nachtheilig werden können. Ich hatte daher mein Augenmerk zuerſt auf die landeinwärts gelegenen Gegenden zwiſchen dem Brazos und dem

Trinidad, dann auf die zwiſchen dem Brazos und dem Colorado gerichtet, bis ein Zufall, wenn man will eine Thorheit, für die Wahl der Wildniſſe zwiſchen dem Colorado und dem Nueces entſchied. Das Einkaufen unſerer Vorräthe, was in einem ſo dünn bevölkerten und in letzter Zeit durch ſeinen Befreiungskampf vielfach zerrütteten Lande gar keine ſo leichtabzumachende Sache war, hatte uns von Matagorda aus die Küſte entlang nach Corpus Chriſti geführt und hier war mir Etwas zu Ohren gekommen, was ich ſofort für einen Wink des Schickſals nahm, der befolgt werden müſſe. Der Ort war nämlich voll haarſträubender Geſchichten, welche ſich alle um die blutige Heimleuchtung drehten, die ein Stamm der Comanchen unter ſeinem Häuptling El Terror den nach der Schlacht am Jacinto aus Texas retirirenden Mexikanern in der jenſeits des Nueces bis hinab an den Rio grande del Norte und hinüber bis an den Rio del Tigre ſich erſtreckenden Tamaulipas-Prairie unlängſt hatte angedeihen laſſen. Der Wirth, in deſſen „acommodation for man and beast“ wir eingekehrt, um unſere Einkäufe zu vervollſtändigen, that ſich nicht wenig darauf zu gut, daß er den berüchtigten rothhäutigen Häuptling, der um anderer ſchreckenerregenden Vorgänge willen von den Bewohnern der mexikaniſchen Provinzen Chihuahua und Cohahuila ſchon früher den Namen „der Schrecken“ (el terror) erhalten hatte, einmal mit eigenen Augen geſehen und zwar vor Jahresfriſt. Da ſei nämlich eines Tages ein zierlicher Baltimore Schooner vor Corpus Chriſti erſchienen und hätte eine remarkabel genteele alte Dame und eine transzendent ſchöne junge nebſt einem conſiderabel ſtattlichen Gefolge an's Land geſetzt. Die Fremden, welche Dollars in Hülle und Fülle beſeſſen, hätten zwei Tage unter ſeinem geſegneten Dache zugebracht und am zweiten Tage ſeien aus dem Innern des Landes zwei Männer zu ihnen gekommen, von denen der eine ein ſchier übermäßig langer und desperat bärtiger Backwoodsman, der andere aber ein Comanche geweſen, und zwar richtig und ſicherlich El Terror, wie er einem unbewachten Wort ſeines Kameraden abgemerkt. In der Morgenfrühe des dritten Tages ſei dann die ganze Geſellſchaft landeinwärts aufgebrochen und habe er, der Wirth, dem die Sache mächtig queer vorgekommen, von einer geſchwätzigen Negerin, die auch dabei geweſen, herausgebracht, daß die Reiſe weit weit nach Weſten zu gehe, worauf er ruminirt, die Fremden müßten wohl die Notion haben, ſich dort hinten wo anzuſiedeln.

Dieſe Erzählung erregte mein lebhaftes Intereſſe und mit einem jener Phantaſieſprünge, die ſonſt ſelten meine Denkfähigkeit beeinträchtigen, bildete ich mir plötzlich ein, die beiden fremden Damen könnten wohl Ingeborg und Oda geweſen ſein und ich müßte, wenn ich ihnen von Corpus Chriſti aus in weſtlicher Richtung folgte, wahrſcheinlich mit ihnen zuſammentreffen. Die Folge dieſer mit aller Zähigkeit meines Charakters feſtgehaltenen Phantaſtik war denn auch eine Veränderung unſeres bisherigen Wanderplanes und die ungeſäumte Ausführung des neuentworfenen. Freilich ſchwand meine thörichte Hoffnung, als wir Tag um Tag weiter in die Wildniß eindrangen, mehr und mehr und zuletzt gänzlich, denn wir waren bald in Gegenden gelangt, welche durch die Majeſtät ihrer Einſamkeit und die überwilde Pracht ihrer Vegetation deutlich bewieſen, daß mit Ausnahme des ſchweifenden Apache oder Comanche wohl noch nie ein Menſch ſeinen Fuß hiehergeſetzt. Ich hatte aber gar keine Zeit, mich über die Richtigkeit meiner voreiligen Vorausſetzung zu grämen, indem mich die Mühſale unſerer Reiſe vollauf beſchäftigten. Von dieſen Mühſalen eines Zuges durch die Wildniß hat man in Europa keine Vorſtellung, kann keine haben und kann man Einem, der ſo einen Zug nicht ſelber mitgemacht, auch keine beibringen. Weg- und ſteglos, von zahlloſem Gewäſſer durchſchnitten, in unüberſehbarer Verlaſſenheit liegt die Gegend vor euch, mit aller Pracht jungfräulichſter Jugendſchöne, die euch lockt, bezaubert, verwirrt, auch alle Schrecken des Ungeahnten und Ungewohnten vereinigend und euch unter ihrer Erhabenheit faſt erdrückend. Jetzt zieht ihr durch das mannshohe Gras der Flußniederungen, hierauf durch das Blumenmeer der Prairien, welche mit ihrem wunderſamen, der texaſiſchen Landſchaft eigenthümlichen Schmuck, mit ihren in unendlicher Formenmannigfaltigkeit wechſelnden Bauminſeln einem grandioſen Parke gleichen, dann nimmt euch der Urwald auf in den dunkeln Schatten ſeiner hundert Eichenarten, ſeiner Pecans, Catalpas, Cottonbäume, Magnolien, Cypreſſen, Eſchen, Fichten, Buchen, Linden, Sycamoren, Gummibäume, Nußbäume, Akazien, Hikorybäume, Perſimons, Cedern, Honeycluſts, Ulmen, Pappeln, Bananen, Bukeyes, deren mächtige Wurzeln unter rieſigem Röhrig verſchwinden, an deren Stämmen die wilde Weinrebe ſich emporrankt, von deren Aeſten die Silberzindelbüſche des ſpaniſchen Mooſes wie Patriarchenbärte herabwehen und deren Wipfel tauſenderlei Schlinggewächſe zu einem undurchdringlichen Dache verweben, während ſich unten wilder Lorbeer, Sumach, Chinquepin, Saſſafras, Juniper, Jawpan, Palmetto und anderes zahlloſes Strauchwerk mauerdicht ineinanderrankt. Aber ihr dürft nicht naturgenüßlich ſtillſtehen, ihr müßt vorwärts und zwar vorwärts durch die heilloſen Greenbriars, die euch in dieſer Waldeinſamkeit wie ein Chaos von Bajonnetten entgegenſtarren und denen ihr jeden Schritt mit der Art abkämpfen müßt. Und dann ſchlagen plötzlich eure Hunde an und das brütende Schweigen um euch her wird zum tobenden Tumult. Brummend bricht der aufgeſtörte Bär durch das Geſtrüppe, unter euren Füßen weg ſchlüpft zornig raſchelnd die Klapperſchlange, zahlloſe Papageien aller Farben gluckſen und krähen ſpöttiſch im Laubwerk, in der Ferne heulen Wolf und Panther, im nahen Cypreſſenſumpf erheben tauſend Alligatoren ihr mißtönendes, gräßliches Gebrüll und über euren Häuptern ſtreicht ſchweren Flügelſchlages ein Heer von Turkey-Buzzards, in Texas Caranceros genannt, bereit, euren kaum erkalteten Leichnam zu verſchlingen, ſo ihr dem Ungemach erliegt. Und nun über zweihundert Meilen ſo zu reiſen, nur die Sonne, den Compaß und das Moos der Bäume zum Führer, und obendrein mit einer Viehheerde und Laſtthieren und all' dem Gepäck, deſſen der Anſiedler ſchlechtergings bedarf! Ei, das iſt kein Idyll, keine ſentimentale Romantik, wie ſie in Saint-Pierre's und Chateaubriand's Büchern ſtehen, das iſt ein Drama voll Strapatzen und voll Gefahr, aber auch voll Luſt. Ja, voll Luſt! In dieſen Wildniſſen fühlt ihr euch zum erſtenmal als rechte, ſelbſtſtändige, ganze Menſchen, aller europäiſche Wuſt iſt euch von der Bruſt gefallen und aus dem Gedächtniß entſchwunden, euer Herz weitet ſich, die Fittige eures Geiſtes ſchlagen friſchlebendig, ihr fühlt ordentlich, wie luſtig euch das Blut durch die Adern tanzt, wie euch die Atmosphäre ungezähmter Natur und Freiheit durch alle Poren dringt, wie eure Nerven ſich ſtahlkräftig ſpannen, eure Sinne eine nie geahnte Schärfe gewinnen, euer ganzer Körper eine Elaſtizität, eine Geſundheit erlangt, die Nichts brechen, Nichts ermüden kann, eure Bruſt ein unüberwindlicher Muth ſchwellt, euch eine Ausdauer, eine Energie zu eigen wird, die, je mehr ſie auf ſich ſelbſt verwieſen iſt, auch deſto mehr Kraft und Mutterwitz entwickelt. Ja, hier faßt und zündet der Zuruf, den ein deutſcher Poet vergeblich an ſeine verſchlafenen Landsleute gerichtet:

Es ſchiert kein Teufel ſich um eure Zähren:
Zwei Fäuſte habt ihr, um euch ſelbſt zu wehren —
Brecht euch Bahn!

Und wir brachen uns Bahn, hatten ſie vielmehr ſchon gebrochen, denn nicht nur lag, als wir endlich auf die prachtvollen Prairieniederungen gelangten, die ſich zwiſchen der Sierra de Guadaloupe und der Sierra de San Saba gegen den Red River von Texas und den Salado hinziehen, der ſchwierige und ſchwierigſte Theil unſeres Weges hinter uns, ſondern die Beſchaffenheit des Landes hätte uns jeden Augenblick Halt zu machen erlaubt, wenn uns nicht unter dieſen herrlichen Gegenden die Wahl ſchwer geworden.

Da aber dieſe Wanderung doch einmal ein Ende haben mußte und unſer Vieh ſammt und ſonders bis auf die Hunde herab dergeſtalt mitgenommen war, daß wir ſchlechterdings daran denken mußten, uns ſeßhaft zu machen, ſo hatten wir in der Früh des geſtrigen Tages in allgemeiner Berathung beſchloſſen, für einen Tag da zu lagern, wo wir die Nacht zugebracht, und die Weiber und das Vieh unter dem Schuße Rauſchebarts, Rory's und Bogo's zu laſſen, während Ram, Hans und ich nach verſchiedenen Seiten einen Ausflug unternähmen, um eine Stelle ausfindig zu machen, wo eine Geſellſchaft genteeler Pioneers ſich niederhocken könnte, wie Jam ſich ausdrückte.

Thaten alſo, und nachdem ich mich den Morgen über durch ein zerriſſenes, ſchluchtiges, in üppigſter Vegetation prangendes Plateau hingearbeitet und die Sonne, wie auch mein Magen auf Mittag zeigte, jagten meine Hunde einem hübſchen Bock auf, dem ich über mehrere Hügelreihen und endlich eine ſteile Anhöhe hinan folgen mußte, bevor ich zu Schuße kommen konnte. Als der Umriß ſeines ganzen Körpers einen

Augenblick auf dem Kamm der Anhöhe zwiſchen den zerſtreut ſtehenden Stämmen ungeheurer Sycamoren ſichtbar wurde, drückte ich los und ſah ihn ſtürzen. Haſtig klomm ich empor, blieb aber erſtarrt auf der Anhöhe neben dem verendenden Wild ſtehen, denn jenſeits that ſich vor mir eine breite Thalfläche auf, die an Schönheit und Reichthum alle die Landſchaften weit hinter ſich ließ, welche ich bisher in Texas geſehen. War euch ein Anblick, der ſelbſt den mürriſchen Nam vor Freude hätte 'nen Luftſprung machen laſſen. Von Norden her zog ſich eine in die Schatten des Urwalds gehüllte Vorkette der Sierra de San Saba in die Niederung herab, in romantiſche Felspartieen auslaufend, welche die Ufer eines etwa eine Meile langen See's bekrönten, der von einem der bedeutendern Nebenflüſſe des Colorado gebildet wurde und den Ueberfluß ſeines befahrbaren Gewäſſers durch ein Seitenthal dem genannten Strome zuſandte. An dem meinem Standpunkt zugekehrten Ende des Sees ſprang eine nicht ſehr hohe, aber ſehr geräumige Terraſſe aus dem Höhenzug in das Thal vor, und als ich dieſe Terraſſe erblickte, von deren einer Seite ein Felſenquell in den See hinabplätſcherte, fuhr mir gleich der Gedanke in den Kopf: Dort müſſen wir unſer Haus oder unſere Häuſer bauen. Nach Oſten zu durch die Hügelreihen, über welche ich gekommen, geſchloſſen, breitete ſich das Thal nach Süden wie ein Garten hin, aus welchem etwa ein Dutzend Bauminſeln in capriciöſen Formen ſich erhoben. Zwiſchen dieſen Bauminſeln ſchlängelte ſich der raſche, muntere Fluß, deſſen klare Waſſerfläche bald unter dem grünen Laubdach der Uferbüſchung verſchwand, bald wie geſchmolzenes Silber glänzend dem Blick der Sonne ſich hingab, dem See entgegen. Der ganze Thalgrund beſtand ſeiner Lage, ſeinem Baumſchlag und Pflanzenwuchs nach aus jenem angeſchwemmten, fetten, ſchwarzen Boden, der dem Herz eines Anſiedlers gefällt; von giftige Miasmen erzeugendem Sumpfland war weit und breit keine Spur zu ſehen; die Luft war friſch und rein, wie Alpenluft; Alles war hier in Fülle vorhanden für hundert Anſiedlungen, Mais-, Tabak-, Baumwolle-, Zuckerland, prächtige Weideplätze, Holz aller Art, zahlloſes Wild, köſtliches Waſſer, eine geſunde Atmosphäre und eine an Kraft der tropiſchen kaum nachſtehende Sonne.

Und wie ich nun meine Augen hinſchweifen ließ über dieſes herrliche Gelände, das in paradieſiſcher Unberührtheit und Schönheit und hehrer Stille vor mir ſich hinausrollte bis es, nach Weſten hin in eine unermeßliche Prairie übergehend, mit dem Horizonte verſchwamm, da wurde mir doch ſo eigen, ſo wohlig, ſo heimelig zu Muthe! Ja, heimelig! Denn kam es mir vor, als hätte die Landſchaft viele, große Aehnlichkeit mit meiner deutſchen Heimat und that mir dieſe Aehnlichkeit nicht weniger wohl, ob auch meine Phantaſie gewiß das Meiſte that, ſie zu ſchaffen. Und wie ich immer ſo ſtand und hineinſtarrte in all die Pracht und hinaus in die Prairie, die im Schmuck ihrer Prairieroſen und Tubaroſen, Lilien und Paſſionsblumen, ihrer Geisblattblüthen und Jasminranken, ihrer Geranien und Dahlien, ihrer Hortenſien, Mimoſen und tauſenderlei Cactusarten wie ein Blumenmeer unüberſehbar hinüberwogte, dem Untergang der Sonne zu, und wie ich ſah, daß ein Rudel ſtattlicher Hirſche aus den Gruppen der Tulpen- und Magnolienbäume und Cypreſſen, in welche der Wald an der Nordſeite des See's auslief, hervor und zur Tränke ging, und die tauſendartige Vogelwelt um mich zwitſchern und krähen und das Eichhorn und Opoſſum in den Zweigen pfeifen und knuspern hörte und Truthühner und Rebhühner und Wieſenhühner durch das üppige Gras ſchlüpfen und Ketten von wilden Enten, Schwänen und Gänſen auf dem Fluß ſich wiegen und die farbenſtralenden großen Schmetterlinge, die nur den glücklichen Ländern der Sonne eigen, um die Kelche der Blumen flattern ſah: — da kam ein ſo ſeltſames Gefühl von Reue, von herbem Mitleid über mich, daß ich in dieſe heilige Stille und Unſchuld der unentweihten Natur das raſtloſe Menſchenleben mit allen ſeinen Leidenſchaften verpflanzen ſollte! Ja, ſo überwältigend war dieſe Empfindung für einen Augenblick, daß ich daran dachte, dieſem glücklichen Ort den Rücken zu wenden, um ſeinen heiligen Frieden nie wieder zu ſtören. Aber das ging vorüber, ſo ſchnell als es gekommen, denn über unſer beſtes, zarteſtes Fühlen und Denken triumphirt immer die eherne Nothwendigkeit und die Miſſion dieſer Nothwendigkeit übernahm mein ungeduldiger, ausgehungerter Magen.

Ich brach das erlegte Wild auf, gab den Hunden ihren Antheil, ſchnitt mir ein Keulenſtück ab, röſtete das Fleiſch am ſchnell angemachten Feuer und würzte dieſes primitive Waldmahl mit einem Schluck Whisky aus der Jagdflaſche. Dann lud ich meine Rifle wieder, ſtieg in die Thalfläche hinab, um die Localität noch genauer zu unterſuchen, fand Alles vortrefflich und wollte gerade den erwähnten terraſſenartigen Vorſprung an der Oſtſeite des See's beſteigen, als meine ſchnoppernden Hunde aus dem niedrigen Gebüſch, welches die Seiten der Anhöhe bedeckte, heulend auf mich zurückprallten, vor einer Beſtie nämlich, die, wahrſcheinlich von ihnen in ihrer Sieſta geſtört, ohne Weiteres wuthſchnaubend und ſonderbar grunzende Töne ausſtoßend auf mich zurannte und zwar ſo ſchnell, daß mir keine Zeit blieb, mich über ihre Beſchaffenheit aufzuklären. Die Gefahr war ſo nahe, daß ich von meiner Büchſe keinen Gebrauch machen konnte, aber ich riß, als das Ungethüm abwärts auf mich zuſchoß, mein Bowie-knife aus dem Gurt und ſtieß, dem Anprall meines Gegners durch einen Seitenſprung ausweichend, demſelben das breite. blanke Meſſer bis an den Griff in die linke Seite, Das wilde Beeſt ließ einen greulich grillenden Schrei aus, überſchlug ſich, purzelte den Abhang hinunter, raſſte ſich auf und lief noch einige Schritte weit, ſtürzte aber dann todt zuſammen. Meine Beute unterſuchend, fand ich, daß ich ein Peccary, ein wildes Schwein, getödtet, welche Thiere hier zu Lande außerordentlich wild und muthig ſind und nicht ſelten ihrem Angreifer höchſt gefährlich werden, ja ſogar oftmals einen Angriff gar nicht abwarten, ſondern ihrerſeits den Menſchen attakiren. Ich hatte ſeit meinem Aufenthalt in Texas noch keines dieſer Thiere zu Geſicht bekommen, geſchweige erlegt, und da ſich die Jäger auf die Erlegung derſelben weit mehr zu gute thun, als auf die eines Büffels oder ſogar eines Jaguars, ſo nahm ich's als eine glückliche Vorbedeutung, daß mir gerade hier das Wild aufgeſtoßen, ſchleppte es mit nicht geringer Anſtrengung auf den Gipfel der Anhöhe, welcher einen ebenen, etwa zweihundert Schritte in die Länge, hundert in die Breite meſſenden Raum darbot, waidete es aus und hing es in die Zweige einer koloſſalen Lebenseiche, die mitten auf dem kleinen ſonſt baumloſen Plateau ſtand, ihre ungeheuren Aeſte weit über dasſelbe ausbreitete und, über und über von ſpaniſchem Moos wie von einem ſilbernen Mantel überſpreitet, ein geräumiges, undurchdringliches Zelt bildete. Nach dieſem Geſchäft verſprach ich mir von einem Bade in den klaren Fluten des See's keine geringe Erfriſchung, nahm aber wohlweislich die Eingeweide des Peccary mit hinab und warf ſie nacheinander in das Waſſer, um zu ſehen, ob der See nicht etwa garſtigen, verwünſchten Alligatoren, die mir eckelhaft und verhaßt ſind, zum Aufenthaltsort diente. Mochte mit dieſen Burſchen nicht gerne wehrlos in ihrem eigenen Element zuſammentreffen, fand aber, daß meine Beſorgniß ganz ungegründet war, denn lieben dieſe ſchnappenden Scheuſale kein ſo klares, friſches Bergwaſſer, ſondern wälzen ſich in Schlamm und Sumpf herum und an dieſem Artikel fehlte es zum Glück weitum.

Nachdem ich mich mit Wolluſt in den reinen Fluten umhergetummelt, beſtieg ich nochmals die Terraſſe, ergriff für meine Gefährten und mich feierlich von der Niederung Beſitz, prägte mir die Phyſionomie der Gegend genau ein, orientirte mich vermittelſt Sonne und Compaß und trat den Rückweg an, die Richtung nach dem gefundenen Lande von Zeit zu Zeit mit Zeichen andeutend, welche dem Waldmann eben ſo verſtändlich ſind, als dem Euroräer die Wegzeiger. Glücklich, wenn auch nicht ſchlecht ermüdet, gelangte ich mit Anbruch der Nacht in's Lager zurück, wo Ram und Hans ſchon vor mir eingetroffen waren. Beide hatten ebenfalls ſchönes Land gefunden, ich ſetzte aber meinen Vorſchlag durch, zuerſt das meinige zu beſchauen, und ſo brachen wir am folgenden Morgen früh auf und waren jetzt dem geſegneten Ort bis auf wenige Meilen nahegekommen.

Um Mittag hatten wir das durchſchnittene Wald- und Schluchtenterrain überwunden, durchzogen eine Prairie und ſtiegen endlich die Anhöhe hinan, auf welcher ich den Hirſch geſchoſſen. Oben angelangt, hielt ich meinen Muſtang an, ſtieg ab und forſchte in den Geſichtern meiner Gefährten nach dem Eindruck, den das vor ihnen aufgerollte Panorama auf ſie hervorbrachte. Es war der Eindruck allgemeiner freudiger Ueberraſchung, die ſich je nach den nationellen Charakterverſchiedenheiten verſchieden äußerte. Zuerſt machte der leichtfüßige Sohn Erins ſeinem Entzücken Luſt.

Bei Jaſus! ſchrie er, bei Jaſus! ein Land zum Freſſen, Boys! Ein Land, wie's ſelbſt daheim im geſegneten Queens-County keins gibt! Ein zuckeriges, ein gewaltig frolikſames, edles, hochedles, gebenedeites Land, bei Jaſus! Glory, Glory, Glory!

Und die Backen aufblaſend, lachte er wie toll und ſprang und hopste wie beſeſſen auf dem Kamm der Anhöhe umher.

Meiner Treu, ließ ſich Hans Gutmuth vernehmen, die Niederung ſieht faſt aus wie die Gegend um Würzburg herum. Und was es da für prächtiges Bauholz hat!

Was ſagt Ihr dazu, Ram? Hab' ich nicht einen hübſchen Fleck reellen Boden aufgeſpürt? Rechne, es wirds thun. Haben wir da nicht Alles beiſammen, was wir brauchen? Haben wir nicht?

Calclire, wir haben! geruhte der alte Backwoodsman nachdruckſamſt zu ſprechen, ſein Quid aus der linken Backenhöhle in die rechte hinüberſchiebend und einen Stral brauner Jauche aus ſeinem Munde entſendend. Suppoſe, haben! ſetzte er nach einem nochmaligen kalten und ruhigen Umblick hinzu, den Kopf hinterwäldleriſch zurückwerfend. Habe die Notion, ſei das ein mächtig prächtiges Land für Viehzucht und Feldbau und Jagd, ganz faſhionable, ganz gentlemanlike, bei Jove! Und calclire, man ſoll Euch den öffentlichen Dank votiren, Mann, von wegen dem

Aufſinden des Landes. Rechne, habt Spunk, Mann — iſt ein Fakt.

Ruminire, ſei das geſprochen, wie's 'nem reellen Amerikaner zukommt, pflichtete Sam gravitätiſch ihrem Eheherren bei. Wollen Miſter Free den öffentlichen Dank votiren, wollen, bei Jingo. Iſt das ein transzendent glorreiches Land, conſiderabel fetter, pretiös ſchwarzer Bottomground. Müßte meines Vaters Tochter wenig vom Waldleben verſtehen, wenn ſich da nicht 'ne Societät genteeler Pioneers niederhocken könnte, daß es 'ne Art hat. Rechne, machen uns ſogleich dran.

Rechne, machen uns dran, verſetzte ich; aber was iſt Deine Meinung, Pogo?

O, Maſſa, Pogo ſagen, Land ſein ſchönes, Land ſein gutes, aber — ſetzte er hinzu, ſeine Augen aufreißend und dieſelben von der Gegend ab und mit kläglicher Miene auf ſeine höchſt fragmentariſche, durch die Reiſe total vernichtete Gentlemanskleidung richtend — wo ſein Haus? wo ſein Hotel? wo ſein Küche? wo ſein Keller? wo ſein Schneider? wo ſein Schuhmacher? wo ſein Kaufladen?

Kommt Alles mit der Zeit, tröſtete ich den

Schwarzen. Werden ſchon ein Haus zu Stande bringen und wollen Dich heute noch aus Deinen Lumpen herausſchälen und Dich in Kleider ſtecken, die beſſer zur Wildniß paſſen. Doch Du haſt noch Nichts geſagt, lieber Junge, wandte ich mich zu Rauſchebart, der unter ſeinem enormen Hutrande hervor, die Hände über dem eine ſchöne Zukunft verſprechenden Bauche gefaltet, ſchweigend und mit zurückhaltender Grandezza — er hatte nämlich ſeit unſerem Aufenthalt in der weſtlichen Hemisphäre die Marotte angenommen, ſich durchaus amerikaniſch zu gebahren — die Landſchaft gemuſtert und ſich dann zu den Packthieren zurückbegeben hatte.

Jetzt kam er in jeder Hand eine Rheinweinflaſche tragend herbei und gab ſeine Meinung folgendermaßen ab:

Ich ſage, calculire, rechne, ruminire, ſuppoſe und habe die Notion, daß wir hier Alles miteinander gefunden haben, was wir ſuchten. Iſt ein Garten das, ein Eden, bei Moloch und Aſtoret! .... Gretchen, Schatzkind, gib mal die Trinkbecher her .... den Stöpſelzieher hab' ich ſchon .... Ja, calculire, daß ich jetzt vollkommen begreiſe, warum die Indianer, als ſie von Norden her zuerſt in dieſe Gegenden gekommen, ausgerufen haben: Texas! d. i. Paradies. Iſt ein Paradies, bei Jingo, und calculire, will Jedem meine fünf Knöchel in die Weichen drücken, der anders ſagt ...... ſo will ich! Wollen uns hier conſiderabel comfortabel einrichten, ſo wollen wir ... Gretchen, Du Wetterhexe, paß' auf, halt' mir den Becher gerade! Darf kein Tropfen daneben gehen .... Ja, Männer und Gentlemen, auch Weibsſtücker und Ladies, habe die Notion, hier ſei es gut ſein; beſſer als auf jenem kahlen Sandhügel im Judenland, wo es dem guten Petrus ſo duſelig geworden, und kurzum, calculire, wollen uns hier Hütten bauen und uns anſiedeln, wie reelle Backwoodsmen und ein mächtig glorioſes, transzendent republikaniſches Selfgovernement einrichten. Wollen wir nicht?

Wollen! lautete die Antwort und wir griffen ſämmtlich zu den dargebotenen Bechern.

Wohl, calculire, wir wollen. Muß aber jedes Ding eine Handhabe, einen Anfang haben und iſt, habe ich die Notion, für 'ne Colonie dieſe Handhabe, dieſer Anfang ein reeller Name. Suppoſe, wollen unſerer künftigen Heimat einen reellen Namen geben. Wie ſoll ſie heißen?

Oda's-Colonie! erwiderte ich raſch und beſtimmt.

Wohl, Oda's-Colonie. Hat Niemand Etwas gegen den Namen einzuwenden? .... Nicht? .... Wohl, calculire, wollen auf das Gedeihen der Oda's-Colonie trinken, Ladies und Gentlemen. Auf mit den Bechern!

Und wir ſtießen an und in die Abendſtille der Urwälder und Prairien hinein ſcholl der freudige Ruf: Glück und Gedeihen für Oda's-Colonie!

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Hinterwäldleriſche Leiden und Freuden.

War aber dieſes Glück und Gedeihen um ein Merkliches leichter gewünſcht und getoaſtet, als geſchaffen, verſichere euch. Durften es, bei Jingo, nicht machen wie die liberalen deutſchen Philiſter, die auf der Bierbank, in Feſtſälen und Ständekammern den Namen der Freiheit eitel im Munde fuhren und ſich mit Volksthümlichkeit aufblaſen wie der Froſch in der Fabel, allein bei alledem nie über das Wort hinaus zur That kommen, durften es nicht ſo machen, ſondern mußten ohne Verzug an's Werk gehen und dachte ich damals oft bei mir: O könnt' ich nur die Deutſchen, in ganz kleine Partien geſchieden, ſammt und ſonders in dieſe Wildniß verpflanzen, traun ſie würden ſich ihren zweitauſendjährigen Sklavenſchlaf, ihre verrückte Philoſophie und ihre bleierne Unterthänigkeit bald aus den Augen reiben, würden Menſchen werden aus Unterthanen, Männer aus Knechten, würden zur Erkenntniß kommen, daß reellen Männern Nichts unmöglich, Nichts unerreichbar iſt.

Wohl, machten uns denn ohne Umſtände an's Werk, ſchlugen am Abend noch unſere Zelte, ein größeres für uns Männer, ein kleineres für die Frauen unter der Leſſingseiche auf — ſo nannten wir ſpäter den Baumrieſen inmitten der Plattform der Terraſſe am See, wo wir unſere Hütten erbauen wollten — entledigten, während die Weiber das Abendeſſen richteten, das Vieh ſeiner Laſten, feſſelten ihm die Hinterbeine, tränkten es im Fluſſe und trieben es in eine Bauminſel unweit der Terraſſe, wo Einer von uns die Nacht über abwechſelnd Wache hielt — ein ſaures Ding dieſes nächtliche Wachehalten nach einem mühevollen Tagewerk, deſſen Nachwehen euch wie Bleigewichte an den Gliedern hängen. Aber man gewöhnt ſich merkwürdig ſchnell daran und könnte man es, wenn es ſich nicht ſo naturlich erklären ließe, überhaupt wunderbar nennen, wie bald man, den moraliſchen Erbärmlichkeiten der Civiliſation enthoben, auch ihrer phyſiſchen Weichlichkeit bar und ledig wird. Die Nacht verging ruhig und mit der Sonne aufſtehend machten wir uns an eine Reihe von Arbeiten, die erſt gegen den Herbſt zu der Vollendung nahekamen. Zuerſt mußten wir dafür ſorgen, daß unſer Vieh ſich nicht verlaufe, indem es nicht räthlich iſt, demſelben die Prairiefreiheit zu geben, bevor es ſich einigermaßen an ſeine neue Heimat und ſeine Herren gewöhnt hat. Setzten ihm alſo Bogo zum Hüter und richteten am öſtlichen Fuß unſeres Wohnhügels drei Fenzen auf, eine für die Roſſe und Maulthiere. eine zweite für das Rindvieh, eine dritte für das Kleinvieh, und trieben die Thiere eine Zeitlang die Nacht über in die Fenzen, dann aber erſparten wir uns dieſe Mühe, brandeten ſie mit unſerm Zeichen und überließen ſie der Prairie, von wo herein ſie dann und wann in die Anſiedlung kamen, um eine Handvoll Salz zu naſchen. Hierauf ſteckten wir an den Ufern des Fluſſes hin Land ab zum Mais-, Tabak-, Baumwollen- und Kartoffelbau, und wo der offene Thalboden nicht ausreichte oder unbequem lag, fällten und ringelten wir ein Stück Urwald und brannten das Geſtrüppe nieder und brachen das für Maisbau beſtimmte Land mit dem Pfluge um und richteten überhaupt das Feld für die Ausſaat im kommenden Frühjahr beſtens her, ſtellten auch, obgleich es nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge viel zu ſpät war, noch für dieſes Jahr eine Ernte hoffen zu dürfen, denn bereits war die mächtig heiße, regenloſe Jahreszeit eingetreten, ſtellten auch, ſag' ich, unſern pretiös fetten Bottomground auf die Probe, indem wir, uns dabei auf den reichlichen Nachtthau verlaſſend, einen Acker des ausgerotteten und umgebrochenen Waldbodens mit Mais und ein paar Beete mit Tabak beſäeten und ein Stück Prairieland, deſſen lockerer Sandgrund dazu geeignet war, mit Bataten beſteckten. Wurden auch trotz der ſpäten Ausſaat nicht angeführt, denn wuchſen und reiften Mais und Tabak und Bataten, in welche ſüße Kartoffelart die europäiſche in Amerika bekanntlich bald ſich umſetzt, prächtig und erndteten wir, um es gleich zu ſagen, von unſerem Maisacker im Herbſte ſiebzig Buſhel

Mais und von unſerm Patatenland einen hinlänglichen Wintervorrath. Freilich darf auch nicht verſchwiegen werden, daß nach der Ausſaat die Weiber ſich's nicht hatten verdrießen laſſen, die keimenden Pflanzen von Zeit zu Zeit mit Waſſer aus dem Fluß zu begießen, um den Regen zu erſetzen, der bei früherer Ausſaat dieſen ſchweren und in größeren Verhältniſſen unmöglichen, aber zum Gedeihen der Frucht ſchlechterdings nothwendigen Dienſt verſieht.

Nachdem wir unſere Felder eingezäunt und eingefenzt, auch unweit der Mündung des Fluſſes in den See eine Brücke oder, beſcheidener geſprochen, einen Steg über denſelben geſchlagen, um unſerem Vieh in größerer Entfernung von unſerem Bauland, in der großen, jenſeits des Fluſſes nach Weſten ſich hindehnenden Prairie einen Weideplatz zu verſchaffen, vereinigten wir alle unſere Kräfte zur Errichtung feſterer Wohnungen, indem es in unſern durch den ſtarken Thau, der allnächtlich fiel, ganz verdorbenen Zelten gar nicht mehr auszuhalten war.

Wohl, fingen unſere Jugochſen mit dem Laſſo von der Prairie weg und ſchleppten vermittelſt derſelben die Maſſen von Baumſtämmen, meiſtens Cypreſſen, welche wir ſchon früher zu dieſem Zwecke gefällt und trocknen laſſen, aus dem Wald auf dem Grath, welcher ſich von dieſem nach der Terraſſe hereinzog, unter die Leſſingseiche und begannen ſie nach der Anweiſung von Ram und Hans abzumeſſen und zuzubauen und blockten nach und nach drei comfortable Hütten auf, aus deren Mitte der ungeheure Stamm der Eiche emporragte. Und waren zwei dieſer Hütten größer als die dritte, und lag die größte und feſteſte nach Norden und war ſie unſere Burg, unſer Rückzugsort und Vorrathshaus, welches ſogar einen Keller enthielt, den Rauſchebart im Schweiße ſeines Angeſichts gegraben, um unſern Wein- und Spirituoſenvorrath, womit höchſt ſparſam umgegangen ward, zu ſichern, und war die zweitgrößte, nach Süden gelegene Hütte in drei fenzartige Kammern geſchieden, als für die drei Ehepaare beſtimmt, und wohnten in der kleineren, nach Weſten gekehrten Rauſchebart und Bogo und ich. Am meiſten Arbeit machte uns die Errichtung der Feuerſtellen und Kamine zu ſchaffen und hatten wir die Schornſteine zuerſt auf echt hinterwäldleriſche Manier aus mit unendlicher Mühe zugeſägten Holzbohlen zuſammengefügt, welche mit Lehm überſtrichen und in ſchräger Richtung durch die Hüttenwände geleitet wurden, damit ſie im Fall eines Brandes ſchnell weggeriſſen werden könnten, bevor das Feuer ſich den Hütten ſelbſt mitzutheilen vermöchte. Da wir aber Gefahr liefen, bei dieſer mangelhaften Rauchfangeinrichtung triefäugig zu werden, brachen wir die Dinger wieder ab und bauten, wenn auch mit großem Zeitverluſt, aus Steinen, die wir an der Nordküſte des See's brachen und roh zuhauten, und geſtampftem Lehm die Schornſteine in die Höhe und leiteten ſie oben durch die Dächer hinaus. Aus dem nämlichen Material bereiteten wir auch den Boden unſerer Behauſungen. Dann faßten wir die prächtige Quelle, die an der Oſtſeite der Anhöhe entſprang und in den See hinabplätſcherte, zogen mit aller Sorgfalt eine hohe Palliſadenſtockade rings um den Rand der Terraſſe und da, wo dieſe in den ſchon erwähnten, ſchmalen, gegen den Wald hinüberziehenden Grath auslief, warfen wir einen breiten und tiefen Graben auf, über welchen ein Bohlenſteg gezimmert wurde, der ſich nach Art einer Zugbrücke auf- und niederziehen ließ und den Eingang zu unſerer kleinen Feſtung deckte, der außerdem mit einem tüchtigen Thore verſehen wurde.

Hatten uns aber bei all dieſem Bauen und Schaffen wahrhaftig abgearbeitet wie deutſche Fiaker- oder vielmehr Viehplackerpferde — nein, ſo nicht, denn läßt ſich das nur von den europäiſchen Bauern ſagen, die für Andere pflügen und ſäen und erndten, ſondern wie Männer, denen keine Anſtrengung zu groß iſt, um ſich eine freie, unabhängige Exiſtenz zu gründen. Waren freilich unſere Anſtrengungen, beſonders in den glühenden Sommertagen, wo uns noch dazu Myriaden verfluchter Musquitos, die gegen die Ankömmlinge in der weſtlichen Hemisphäre eine ſpezielle Wuth und Gier hegen, oft bald zur Verzweiflung brachten, groß geweſen und läßt ſich die Herbigkeit derſelben etwa an dem Umſtand ermeſſen, daß der gute Rauſchebart ſeiner Corpulenz total verluſtig ward, obgleich das Fett ſeinem Körper ſonſt ſo natürlich, wie dem des Wallfiſches; allein jetzt ſtanden wir dafür auch mit einem ſolchen Gefühl der Zufriedenheit, Sicherheit und gegründeten Stolzes auf unſerem der Wildniß abgerungenen Grund und Boden da, daß vor demſelben alle widerwärtigen Empfindungen und Eindrücke verſchwanden.

Der in den troſtloſen Erbärmlichkeiten europäiſcher

Sklaverei verſiechte und verknöcherte Menſch vermag dieſes Gefühl nicht zu ahnen, geſchweige zu faſſen, das Einem den Buſen ſchwellt und die Seele weitet, wenn man keine Schranke um ſich hat, außer die endloſe Himmelswölbung, kein Geſetz über ſich als das der Natur, kein Recht als das der Vernunft, keinen Glauben als den des eigenen Herzens, keine Regel, als die echter Menſchenwürde und echten Menſchenwohles. Ja, hier wird man in Wahrheit und Wirklichkeit neugeboren. Alles iſt hier ſo friſch, lebensfreudig, unſchuldsvoll und primitiv, daß nur ein verdorbener Sinn in das abſcheuliche Chaos von Gewalt und Liſt, Lug und Trug, Unterdrückung und Knechtſchaft, Schwelgerei und Noth, das man Civiliſation nennt, ſich zuruckſehnen kann. Was meine Gefährten und mich betrifft, ſo waren wir Alle dieſer Sehnſucht unzugänglich, blieben geſund und ſtark in dem herrlichen Klima und konnten jetzt, da wir das Schwierigſte einer Anſiedlung bereits vollbracht und überſtanden, mit Muth und Zuverſicht der Zukunft entgegenſehen.

Nachdem unſer Bauweſen in Ordnung war, ging es an's Einſammeln und Bereiten der Wintervorräthe, wozu der überreiche Wildſtand natürlich die Hauptbeiſteuer lieferte. Während aber Ram, Rauſchebart und ich auf die Jagd ausgingen, waren Hans und Bogo und Rory daheim mit der innern Einrichtung unſerer Wohnungen beſchäftigt, zimmerten und ſchreinerten, daß es eine Art hatte, und die Weiber ſammelten Tillandſea, ſtopften unſere Matratzen damit und nähten Decken und Jagdhemden. Kamen wir dann mit Beute beladen zurück, ſo gab das Auskochen des Fettes, das Bereiten von Schinken, das Einſalzen, Dörren und Räuchern des Fleiſches von Bären, Büffeln, Hirſchen und Geflügel aller Art wieder viel zu thun und auf das Begehren Jam's, die in all dieſem eine Meiſterin war und beſonders die Bärenklauen einzumachen verſtand, daß Einem der Mund darnach wäſſerte, gingen wir her und blockten noch ein viertes Gebäude auf, das an die öſtliche Seite der Leſſingseiche zu ſtehen kam und ſo das Hüttenquadrat ſchloß. Dieſes Gebäude diente fortan zu den verſchiedenen Koch-, Back- und Waſchoperationen und ſtand unter dem unbeſtrittenen Regiment von Miſtreß Gruff. Unter dem Vordach deſſelben aber ſchlugen wir einen Tiſch nebſt Bänken auf, um hier, vor Sonnenſtich, Wind und Wetter geſchützt, unſere Mahlzeiten zu halten. Auch ein Gartenraum ward unten an der Südoſtſeite des Hügelvorſprungs eingefenzt und umgebrochen und auf dieſem Raum grünen jetzt neben allen Gemüſen der alten und neuen Welt, Pfirſichen-, Kirſchen-, Apfel- und Birnbäume, ſowie die Kinder der wärmeren Zone, Maulbeer-, Citronen-, Orangen- und Mandelbäume ohne eine ſehr ſorgſame Pflege zu erfordern. In einer Ecke dieſes Gartens hatte Rory ſchon in den erſten Tagen unſerer Anſiedlung einen Bienenſtand angelegt, den er als geſchickter Bienenjäger bald mit jungen Schwärmern aus den nahen Wäldern bevölkerte, weil ſeine Lucy, die uns im Laufe des Sommers mit einem kleinen Iriſhman beſchenkte, fortwährend ein ſtarkes Gelüſte nach Honig hegte, weßwegen wir ihrem Knaben auch den Namen Honig-Pad (Honig-Patrik) beilegten. Zu guter Letzt machten wir in den Aeſten der Leſſingseiche ein Geſtell für eine ziemlich große Glocke zurecht, die ich in Matagorda eingehandelt und deren Ton uns zu Signalen und Alarmzeichen dienen ſollte, wobei ausgemacht wurde, daß wenn dieſe Glocke dreimal angezogen würde, Jeder, der ſich außerhalb der Stockade befände, Alles liegen und ſtehen laſſen und unverzüglich nach Hauſe eilen ſollte. Außerdem wurde die Glocke zur Zeit des Aufſtehens und der Mittagsmahlzeit einmal angeſchlagen.

Nachdem Alles geordnet und hergerichtet war, thaten wir uns an einem Ruhetag zu einer Berathung zuſammen, von welcher die Weiber keineswegs ausgeſchloſſen wurden, und beſtimmten die Grundzüge einer Verfaſſung für unſere Anſiedlung, deren Prinzip die bruderſchaftliche Demokratie. Dieſe Verfaſſung iſt mit den nöthigen Erweiterungen und Ergänzungen noch heute in Oda's-Colonie gültig und werde ich vielleicht bei einer ſpäteren Gelegenheit ausführlicher darauf zu ſprechen kommen. Sodann gaben wir unſern wohlverpalliſadirten Blockhütten den ſtolzen Namen Oda-hall, nannten den See Goetheſee, den Fluß Schillerfluß, den Wald an der Nordſeite der Niederung Jackſonswald, den an der Südſeite Jefferſonsforſt, die Prairie gegen Weſten Waſhingtonsprairie, den höchſten der Hügel gegen Oſten Uhlandshügel, den mächtigſten der Felſen am nördlichen Seeufer Börnefelſen. Am Schluſſe der

Berathung ſchritten wir, wie es Republikanern und Gliedern eines freien Selfgovernement zukommt, zur förmlichen Wahl eines Regulator oder, amerikaniſch ausgeſprochen, Reglähter, dem die Executivgewalt des kleinen Gemeinweſens zugetheilt wurde, wie es unſere Lage inmitten der Gefahren der Wildniß erforderte, und ward mir die Ehre zu Theil, auf fünf Jahre mit Stimmeneinmuth zu dieſem Poſten erwählt zu werden.

So verging der Sommer.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Nam und Nauſchebart bringen Neuigkeiten heim. — Wer das Reh im Buſch jagt, dem ſpringt der Tiger entgegen, ſagt das orientaliſche Sprüchwort. — Unangenehme Situation, woraus mich ein glücklicher Schuß rettet. — Wie ich dem „ſprühenden Blitz“ und der „lachenden Droſſel“ ein Aſyl in Edashall gewähre.

An einem wunderſchönen Oktobermorgen ſaß ich unter dem Vordach oder, amerikaniſch geſprochen, unter dem Porch unſerer Speiſehütte und ließ mir mein Frühſtück, beſtehend aus friſchgebackenen Maiskuchen und wilden Trauben, welche Sam glorios deliciös einzumachen verſtand, trefflich ſchmecken, ſpielte auch nebenbei mit dem deutſchen Michel, d. h. mit einem jungen Bären, den ich während des Sommers eingefangen und gezähmt und der den beſagten Namen von mir erhalten hatte, weil er, obſchon längſt ausgewachſen, noch immer ſo blöde, plump, bleiern und kindiſch war, wie ſein berühmter Namensvetter. Ich hätte den Burſchen gern etwas mündiger und ſelbſtſtändiger geſehen und ließ ihn daher durch meinen Bärenpacker Packan und meinen Wolfshund Beißtodt necken, aber er begnügte ſich, etwas weniges zu brummen, und legte ſeine ungeſchlachten Tatzen auf meine Schenkel, als wollt' er mich bitten, gegen ſeine hündiſchen Peiniger polizeilich einzuſchreiten. Er hätte ſich unmöglich deutſcher benehmen können und ich ſetzte ihm dieß in einer ſchönen Rede auseinander, wurde aber durch Hufgetrappel unterbrochen, welches auf den Bohlen der Brücke über den Schillerfluß ertönte, und wenige Augenblicke darauf kamen Ram und Rauſchebart unten um den Hügel herumgeritten, ſaßen ab, entſattelten ihre Muſtangs, trieben ſie in die Fenz, wo wir immer einige dieſer ausdauernden, aber heimtückiſchen Thiere zum täglichen Gebrauch bereithielten, und kamen über den Graben, deſſen Brücke niedergelaſſen war, und durch das offenſtehende Thor. Als ſie daſſelbe paſſirt, blieben ſie ſtehen, wanden mit vereinter Kraft die Zugbrücke auf, ſchloſſen das Thor und legten den mächtigen Querbalken vor. Erſtaunt ſchaute ich dieſem Beginnen zu, denn wir hatten bisher im tiefſten Frieden in der Wildniß gelebt und war unter Tags die Brücke noch nie aufgezogen, das Thor noch nie verſchloſſen worden. Ich hatte aber ſchon zu viel von der eigenthümlich kaltblütigen, amerikaniſchen Art und Weiſe angenommen, als daß ich mich durch dieſes ſonderbare Gebahren hätte aus der Faſſung bringen laſſen, beendigte daher comfortable mein Frühſtück und harrte ruhig der Dinge, die da kommen ſollten.

Die beiden Männer, welche kaum vor zwei Stunden auf die Jagd ausgezogen und die wir erſt gegen die Nacht zu wieder erwartet hatten, ſahen ſehr ernſt aus, lehnten ſchweigend ihre Rifles an die Wand der Speiſehütte und nahmen a la Brother Jonathan neben mir Platz, d. h. ſie ſtemmten die Sohlen ihrer Füße gegen den Tiſchrand, ließen einen ziſchenden Stral braunen Tabaksſaftes zwiſchen ihrer Zähne „doppeltem Gatter“ hervorbrechen, zogen Miniaturausgaben von Arkanſas-Zahnſtochern unter den Jagdhemden hervor und begannen den Tiſch nachdrücklich zu beſchnitzeln, welche yankee'ſche Leidenſchaft mit jedem Monat ein neues Tiſchblatt nöthig machte.

Calclire, unſere Leute ſind alle innerhalb der Stockade, Mr. Free? begann Ram nach einer Weile.

Rechne, ſie ſind — entgegnete ich und zündete mir eine Cigarre von echtem, ſelbſtgepflanztem, die Luft mit Wohlgeruch erfüllendem Virginiakraut an; Hans und Rory ſchlafen noch, von unſerer nächtlichen Jagdpartie ermüdet, unſer ſchwarzer Gentleman iſt ohnehin kein Frühaufſteher und auch von den Petticoats*) iſt mir noch Nichts vor Augen gekommen.

Wohl, aber vermuthe, unſer Arſenal iſt in der rechten Faſhion, Mr. Free?

Vermuthe, es iſt; aber was ſoll 's denn mit dieſer Frage, Mann? Haben ja außer den geſegneten Büffeln und Bären und anderem Gethier hier herum keinen Feind .... iſt ein Fakt.

Ruminire, war ein Fakt! ließ ſich Rauſchebart hören, ſeinen fragmentariſchen Kentucky-Filz abnehmend und dann wieder eifrig fortſchnitzelnd.

---

*) Unterröcken.

Ventre del diavolo! ſchrie ich weit lebhafter, als bisher — ſind die Rothhäute in der Nähe?

Calclire, wir haben nicht umſonſt die Brücke aufgewunden und das Thor geſchloſſen, ſagte Ram.

Suppoſe, habt nicht. Alſo ihr habt ein Stück von einer Rothhaut zu Geſicht gekriegt?

Calculire, ein faſhionables Stück von einer Rothhaut und ein conſiderabel mächtiges Stück von einem Blaßgeſicht obendrein, bei Jingo!

Dieſe mit ruhiger Beſtimmtheit geſprochenen Worte rüttelten mich denn doch bedeutend aus meinem amerikaniſchen Phlegma auf und ich wurde mir ſchnell meiner Pflicht und Verantwortlichkeit als Reglähter von Oda's-Colonie bewußt.

Wir hatten bisher, wie ſchon angedeutet, im tiefſten Frieden gelebt und hatte es Freund Rauſchebart ſogar ſchon oft beklagt, daß unſer Leben in der Wildniß allzu wenig cooper'ſch romantiſch war. Auf unſerem Zuge von der Küſte des amerikaniſchen Golfes nach Weſten waren uns allerdings da und dort Banden von Rothhäuten aufgeſtoßen, allein das waren blos armſelige Lipans- oder Caranchua-Indianer geweſen, von welchen der Ertheologe behauptete, ſie ſeien ſo garſtig und ſchmutzig wie die Bauernmädchen in der Umgebung von Stuttgart. Wir hatten von dieſen Burſchen, die in der Nähe der Küſtenanſiedlungen umherſchweifen und ihre Jagdbeute gegen das verderbliche Feuerwaſſer austauſchen, Nichts zu beſorgen gehabt und in und um Obas-Colonie hatte ſich bisher überhaupt nichts Rothhäutiges ſehen laſſen, obgleich wir den Jagdgründen der Apachen und Comanchen nahe genug waren, um uns auf Gefahren von dieſer Seite gefaßt zu machen. Nur ein einziger Alarm hatte im vorigen Monat unſer Gefühl ungeſtörter Sicherheit beeinträchtigt, indem eines Abends aus der Tiefe des Jackſonswaldes der Knall mehrerer Schüſſe zu uns herübergedrungen war. Ram behauptete aber mit Entſchiedenheit, dieſe Schüſſe rührten nicht von einer der ſchlechten Musketen her, welche die Indianer des weſtlichen Texas von ihren Raubzügen in die nördlichen Provinzen Mexiko's mitbringen, ſondern von einer echten amerikaniſchen Rifle, und ſchloß daraus, daß ein Weißer um den Weg ſein müſſe. Wir waren am folgenden Morgen in aller Frühe aufgebrochen, um die Gegend zu durchſpähen, woher die Schüſſe geknallt, und hatten im dichten Urwald, etwa eine Legua, d. h. eine gute deutſche Wegſtunde von unſerer Niederlaſſung entfernt, in der That Moccaſinsſpuren gefunden, deren Größe und Form aber mit Beſtimmtheit auf einen Weißen hinwies. Auch waren wir auf die Ueberreſte eines Hirſches und weiterhin auf die eines Bären geſtoßen, mit welchen die Wölfe während der Nacht kurzen Prozeß gemacht, an deren Fellen aber die Wunden, welche eine jener koſtbaren, gezogenen Büchſen, die achtundzwanzig Kugeln auf das Pfund ſchießen, verurſacht hatte, noch deutlich zu erkennen geweſen. Wir hatten die Spuren des Jägers bis zu einer Stelle verfolgt, wo ſie ſich auf dem Ufergeſtein des Schillerflußes, etwa zwei Leguas abwärts von ſeinem Ausfluß aus dem Goetheſee, verloren, und hier den friſchen Eindruck eines Rindencanoe im Uferſande bemerkt, woraus der Schluß gezogen worden, der Verurſacher der Spur ſei den Fluß hinabgegangen und Allem nach einer jener Trapper oder Rampler, welche in den Wäldern und Prairien des Weſtens eine einſame, halbwilde Jägerexiſtenz führen.

Mit dieſer Ueberzeugung und der weiteren, daß uns von einem ſolchen Individuum, auch im Falle, daß es unſere Niederlaſſung entdeckt hätte, was aber ſehr zweifelhaft blieb, keinerlei Gefahr drohen könne, waren wir damals heimgekehrt und hatten im Eifer der herbſtlichen Geſchäfte den ganzen Vorfall bald vergeſſen, obwohl er für uns, die wir fern den Wohnungen der Menſchen, den Gefahren der Wildniß gegenüber, wo ſich aus dem anſcheinend Geringfügigſten oft das Bedrohlichſte entwickelt, ganz auf unſere eigene Kraft angewieſen waren, keineswegs ſo unbedeutend war, als der geneigte Leſer vielleicht glauben wird.

Alſo ihr habt eine Rothhaut und einen Weißen zugleich geſehen? fragte ich, aufſtehend und den Gurt meines Jagdhemdes feſter zuſammenziehend.

Vermuthe, wir haben, entgegnete Rauſchebart, der ſich inzwiſchen über den Topf mit eingemachten Trauben hergemacht. Habe die Notion, daß wir 'nen reellen Trapper und 'ne reelle Rothhaut geſehen. Calculire, iſt ein Fakt.

Keine Deiner ewigen Vermuthungen und Notions und Calculations, Mann, wenn ich bitten darf. Iſt jetzt keine Zeit dazu, ſind hier zu keinem Frolik-Meeting beiſammen, Mann. Alſo kurz und klar heraus mit der Sprache!

Rechne, die Sache iſt kurz und klar genug; ſind Sam und ich nicht die Leute, um Nichts und wieder Nichts heimzukehren, nachdem wir kaum ausgezogen. Ei, und frolikſam iſt die Sache obendrein, Alterle; denn rechne, wo eine reelle Rothhaut iſt, ſind deren mehrere um die Wege, und wo deren mehrere ſind, ſind auch, calclir' ich, reelle Rothhäutinnen — keine eurer omnipotent ſchmutzigen Lipans- oder Caranchua-Squaws ...., pfui Teufel! .... wie wir ſie in der Nähe der Anſiedlungen geſehen, ſondern 'ne hübſche, friſche, ſchwarzäugige Comanche-Jungfer — und da es weltbekannt iſt, daß ich allmälig des Cölibats ſchier überdrüſſig bin, ſo werd' ich mich, vermuthe, doch freuen dürfen bei der Ausſicht, mir im ehrlichen Gränzkriege ſo 'ne ſo allerliebſte rothe junge Hexe zu erkämpfen, mit welcher ich mich, bei Moloch und Aſtoret, als ci-devant Theologe in aller Form höchſtſelbſt copuliren werde. Dixi et salvavi animam. Und was die ......

O je, o je, jetzt haspelt er aus ſeiner Yankee-

Phraſeologie ſogar vollends in ſeine europäiſchen Satzverwicklungen hinüber! dachte ich halb geärgert, halb beluſtigt, allein bevor ich den langen und noch länger zu werden drohenden Redefaden des guten Extheologen entzweiſchneiden konnte, that dieß die ehrenwerthe Miſtreß Gruff, welche inzwiſchen mit unſern übrigen Leuten herbeigekommen, indem ſie mit ihrer Reibeiſenſtimme dem Sprecher in die Zügel fiel, ſagend:

Habe die Notion, ſei das nicht amerikaniſch, nicht republikaniſch geſprochen, Mann. Iſt das ein heidniſches Tantarum, Mann, und dürfen, ſuppoſe, reelle Pioneers nicht ſo reden, wenn der rothe Heide um ihre Blockhütten ſchleicht ......

Der rothe Heide? ſchrie Gretchen entſetzt; ach Gott, Hans, die Wilden werden Dich und uns Alle ſkalpiren!

Der rothe Heide? fiſtulirte Lucy. St. Patrik und Emmeran, was ſoll da aus dem armen Honig-Pad werden?

Pſhaw, altes Weib, werden ihn nicht gleich auffreſſen, ſo ſüß er auch iſt, tröſtete ſie Rory und ſetzte einen Luftſprung machend und auf ſeine Schenkel ſchlagend hinzu: Wo ſind ſie denn, die rothen Pickelhäringe? Bei Jaſus, ich bin der Mann, ihnen das Fell zu gerben um und um, über und über, das bin ich, ich Rory Corrib aus Queens-County im ſmaragdnen Erin — Jup-hohu! Wollen ihnen ſchon rechtſchaffen heimleuchten, wollen wir nicht? Wollen — Dondoridoh-Jup!

Ventre del diavolo! ſtill jetzt mit dem einfältigen Palaver! Wo iſt Hans?

Hier, verſetzte der ehrliche Burſche, der auf ſeine Art gelehnt ſtill bei Seite geſtanden.

Geh und unterſuche die Stockade genau, ob ſich nirgends ein Schaden entdecken läßt, der auszubeſſern wäre. Du aber, Freund Rauſchebart, thu' mir den Gefallen und muſtere unſer Zeughaus durch, daß das Nöthige noch bei guter Zeit nachgeholt werden kann. Und ihr Weiber, geht und ordnet im großen Blockhaus die Proviſionen, ſowie den Holz- und Waſſervorrath auf den Fall hin, daß wir uns dahin zurückziehen müßten . . . . und hört, Gretchen und Lucy, kein Lamento! Nehmt euch Miſtreß Gruff zum Muſter und zeigt, daß ihr brave Hinterwäldlerinnen ſeid. Rory, ſteig 'mal in den Wipfel der Leſſingseiche hinauf und lug' ſcharf aus, ob in der Umgebung der Anſiedlung Alles ſauber und geheuer ſei, bändige aber Deine Zunge! Iſt jetzt keine Zeit zum Schwatzen, und wenn Du was Verdächtiges ſehen ſollteſt, ſo plärre nicht wie ein Mondkalb, ſondern erſtatte leiſe Bericht. He, Bogo, komm her und mach Dich fertig, mit mir einen Gang in die Prairie zu machen ......

O, Maſſa, Bogo nicht ſo früh am Tag wollen machen Spaziergang. Indianer ſein draußen, Bogo nicht lieben Indianer; Bogo gehen in Blockcaſtle und helfen den Miſſis.

Bogo gehen mit mir, verſtanden? Still, kein Wort! Lege mir Pulverhorn und Kugelbeutel zurecht und nimm Deine Rifle, marſch! So ... jetzt Ram, thut gefälligſt Euer Maul auf und laßt mich wiſſen, was Ihr geſehen.

Well, calculire, habt gut gethan, die Leute wegzuſchicken, Mr. Free. Damn ihr Palaver! .... Habe aber die Idee, könnten in eine conſiderabel faſhionable Klemme kommen, Mann.

In eine conſiderabel faſhionable Klemme?

Habe die Notion, bei Jove, habe ſie. Müßt wiſſen, Mann, iſt ein Comanche in der Prairie.

Und ein Weißer?

Wohl, macht mir aber, calclire, der Weiße, obgleich er ein omnipotent büffelartiger Gentleman iſt, weit weniger zu ſchaffen, als der Comanche. Vermuthe, iſt ein Häuptling, ein mächtiger Häuptling, ſieht, bei Jingo, ganz ſo aus und hat ſicherlich 'ne Bande blutdürſtiger, beuteluſtiger Satanaſſe hinter ſich.

Sei's; ſtehen hier auf unſerem ſauer erworbenen Grund und Boden und wollen unſer Recht mannhaft vertheidigen. Kommen die Rothhäute in Frieden und Freundſchaft, ſo ſollen ſie friedlich und freundlich empfangen werden, bringen ſie aber Krieg, ſo wollen wir unſere Jiſſes mit ihnen ſprechen laſſen. Aber erzählt doch, Ram!

Wohl, waren am See hinab und in die Washingtonsprairie hineingeritten, ſchwenkten aber rechts ab, in die Berge hinüber, um den Lauf des Fluſſes zu folgen, denn müßt wiſſen, Mann, daß wirs auf einen gentlemanlike genteelen Bären abgeſehen hatten, der, wie ich wußte, aus den Bergen herab zu einer gewiſſen Stelle am Fluß zur Tränke ging und, calclire, noch geht. Wohl, hatten unſere Muſtangs in einem jungen Hickoryſchlag angebunden, damit uns die heimtückiſchen Beſtien nicht mit irgend 'nem Trick unſere Jagd verdärben, und waren am Ufer hinabgeſchlichen bis an einen Platz, wo wir, in dichtem Unterholz und Geſtrüpp verſteckt, unſern Brummer erwarteten. Wohl, kam aber nicht, der Brummer, und wie wir ſchon ob ſeinem langen Ausbleiben ungeduldig werden und unſer Verſteck verlaſſen wollten, ſahen wir, bei Jingo, ein Canoe den Fluß heraufkriechen. Iſt ein Fakt. Saßen zwei Männer drin und ruderte und ſchob der im Stern des Canoe ſitzende daſſelbe vorwärts, während der andere müſſig im Bug daſaß, aber ſeine Augen umherſpähen ließ wie Falken. Und war der im Stern ein Weißer und der im Bug eine Rothhaut. Wohl, mußte aber meines Vaters Sohn ſcharf auslugen, um in dem Ruderer einen Weißen zu erkennen, denn war Euch ſein Geſicht ſchier ſchwarz gebräunt und half mir nur der allmächtig lange und dichte braune Bart, in welchem des Mannes Wangen und Mund und Kinn und Bruſt verſteckt waren, auf die rechte Spur, auf die Spur, daß wir da ſo 'nen abgewetterten, reellen Trapper vor uns hätten, als nur je einer in den Hinterwäldern gelebt und mit den Rothhäuten — verdammt ſeien ſie! — die Bruderpfeife geraucht

Iſt ein Fakt. Wohl, und war der Andere ein glorios genteeler Comanche. Sah's an ſeinem ſchwarzen Bart am Kinn, denn zeichnen ſich, wißt Ihr, die Comanchen vor den andern Rothhäuten dadurch aus, daß ſie nicht ſo queer ſind, ſich die Barthaare auszureißen. Wohl, J be damnd to hell *), wenn's nicht ein großer Häuptling war. Konnt' es, wer nicht ſtockblind, an ſeiner ſtolzen Miene ſehen und an der ſchwarzen Adlerfeder, die von ſeinem Skalping-Tuft **) herabhing. Hatte auch eine echte Kentucky-Rifle über den Knieen liegen, was, calclire, nicht jeder indianiſche Waldläufer aufzuweiſen hat — iſt ein Fakt. Habe aber die Notion, unſer Mitbürger Rustle-beard verſtehe noch wenig vom Gränzkrieg und indianiſchen Teufeleien, denn wollte der Mann ohne Weiteres aufſtehen und die beiden Fremden im Canoe anrufen. Sehr queer das. Drückte ihn aber in's Röhrig nieder und legte ihm meine Hand auf den Mund, damit er ſich nicht rühre. Wohl, fuhren die Beiden an unſerem Verſteck vorüber und trieb dann der Backwoodsman das Canoe mit ein paar kräftigen Ruderſchlägen an's gegenüberliegende Ufer und in die Weiden, die das Waſſer überhangen, hinein. Hörten dann den leiſen, langgezogenen Pfiff einer Whippoorwill, dem ein gleicher Pfiff aus der Tiefe des Waldes antwortete. Pſhaw! dacht' ich, pfeift nur zu, könnt einem ſo alten Jäger wie Hiram Gruff, nicht weißmachen, daß die Whippoorwill um dieſe Tageszeit ſinge; iſt dieſes Gepfeiſe nur eine eurer rothhäutigen Teufeleien, kenne das, eins eurer Signale, euch ſo verſtändlich, wie den Regulären Uncle Sams das Getrommel in den Garniſonen an den nördlichen Seen. Wohl, als der Pfiff aus dem Walde erklungen, ſtiegen die beiden Fremden an's Land, verſteckten ihr Boot im Uferröhrig und verſchwanden im Jackſenswald. Calclire, war der Weiße, wie er mit dem Indianer zwiſchen den Baumſtämmen aufwärts ſchlich, anzuſehen wie ein Goliath, und calcure, habe nie einen Mann geſehen, der ſo hoch und breitſchultrig in ſeinen Moccaſins ſtand — iſt ein Fakt. Ruminirten aber, als die Fremden nicht mehr an's Ufer zurückkamen, es wäre die rechte Faſhion, nach der Anſiedlung umzukehren, denn war der Comanche auf dem Kriegspfad, ſo gewiß ich meiner Mutter Sohn bin, und kann es leicht uns gelten. Krochen alſo am Ufer hinab, banden unſere Muſtangs los und galoppirten heim, um bei Zeiten zum Empfang unberufener Gäſte bereit zu ſein.

---

*) Mag ich zur Hölle verdammt ſein.

**) Skalpirlocke.

Die Stockade iſt im beſten Zuſtand, meldete der zurückgekommene Hans, als Ram ſeinen Bericht beendigt hatte.

Waffen und Munition nicht minder, rapportirte Rauſchebart. Wären ſie nur ſchon da, die rothen Krieger! Wollte ihnen zeigen, daß ein deutſcher Theologe mehr reelles Blut in den Adern hat, als nöthig iſt, ein Pferd zu ſchwemmen.

O gib Dich zufrieden, edler Kentuckyphraſenmacher, ſagte ich, Du wirſt ſchon noch Gelegenheit finden, Deine Tapferkeit an den Mann zu bringen .... Wie iſts, Rory, bemerkſt Du nichts Auffallendes draußen?

Nicht den Schatten einer Idee, und ich ſehe, by all the powers *), nicht ein, warum ich länger

---

*) By Jasus (bei Jeſus)! und by all the powers (bei allen Mächten)! ſind charakteriſtiſche Ausrufungen der Irländer.

zwiſchen dem Geäſte da hocken ſoll, wie eine Truthenne auf ihren Eiern. Sehr uncomfortable das, bei Jaſus!

Einerlei, Du wirſt noch ein paar Stunden hocken bleiben und ſcharf auslugen, hörſt Du, befahl ich dem queckſilbrigen Iriſhman und ſteckte das Bowie-knife in meinen Gurt, hing mir Kugelbeutel und Pulverhorn um, unterſuchte Ladung und Zündkraut meiner Rifle und erklärte meinen Entſchluß, ungeſäumt auf Kundſchaft auszugehen, um wo möglich zu erfahren, was uns drohe oder nicht drohe. Bogo ſollte mich begleiten troß all den erbarmungswürdigen Grimaſſen die er deshalb ſchnitt, denn ich wollte auf alle möglichen Fälle hin unſerer Feſtung in dieſem Augenblick nur den wenigſt brauchbaren Mann entziehen, und nachdem ich Ram den Oberbefehl übertragen und Allen ſtrenge Wachſamkeit anempfohlen hatte, pfiff ich Packan und Beißtodt, ließ mir das Thor öffnen und ſchritt mit dem äußerſt verdrießlichen Schwarzen und den Hunden über die Brücke, welche ſogleich wieder hinter uns aufgezogen wurde.

In gerader Richtung dem Jackſonswald zugehend, wandte ich mich am Saum des Waldes um, und da ſah ich denn den armen Bogo erbärmlich hinter mir drein ſchlottern. Er dauerte mich, denn es war ja nicht ſeine Schuld, daß er das Herz eines Haſen in der Bruſt trug.

Hör' mal, Bogo, ſagt' ich zu ihm, ich will Dich keineswegs mitnehmen in dem Glauben, als könnteſt Du mir irgendwie nützlich ſein, ſondern nur in der Abſicht, Deine jammerſelige Furchtſamkeit einer Gewaltskur zu unterwerfen. Da Du aber in Ohnmacht fallen zu wollen ſcheinſt, noch bevor wir den Wald betreten, ſo denke ich, Du machſt Kehrt und läßſt mich den Rothhäuten allein nachſpähen.

Ich hatte das Wort Kehrt noch nicht völlig ausgeſprochen, als der Neger die angedeutete Bewegung ſchon ausgeführt hatte. Aber plötzlich blieb er wieder ſtehen, kam auf mich zu und ſtotterte nach diverſen Verzerrungen ſeiner Geſichtsmuskeln:

Nein, Bogo tapfer ſein, Bogo haben Courage, wie ein echter Gemman *), Bogo mit Maſſa Triſchtan gehen .... Maſſa Triſchtan ſtets ein guter Maſſa für Bogo geweſen ſein, ſeit arm Neger haben müſſen

---

*) Bekanntlich Negerausdruck für Gentleman.

fort in der großen Franzoſenſtadt von engliſcher Maum Ora — (hier vergoß der gute Burſche etliche Thränen) — Bogo kein elender Congoneger ſein, kein ſchwarzer Haſe, wie Mr. Nam ſagen; Bogo ſein ein Gemman und laſſen Maſſa Triſchtan nicht allein gehen, die heulenden Kupfergeſichter aufzuſuchen; Bogo mitgehen, fechten, haben Courage allmächtig viel.

Nun gut, ſo gefällſt Du mir, aber ſchweig jetzt von Ora: müſſen den Kopf beiſammen haben, dürfen nur an unſer Geſchäft denken. Gehe vorſichtig hinter mir, laß Deine Zunge gefälligſt ruhen und ſetze Deine Augen in möglichſte Thätigkeit. Bemerkſt Du etwas Verdächtiges, ſo mach' mich aufmerkſam, aber ſchrei nicht, denn im Walde wäre es oft gut, ein Schloß vor dem Munde zu haben, wie Papageno in der Zauberflöte.

O Papageno! erwiderte der Neger mit herzlichem Gelächter — denn ſind euch, nebenbei geſagt, dieſe Neger wie Kinder, weinen und lachen in einer Sekunde — o Papageno, viel ſein luſtig das! Bogo haben geſehen in groß Theaterhaus den Papageno mit Schloß am Maul, und Geigen und Trompeten und Pauken, o, ſehr ſchön geweſen ſein das! Bogo möchte wieder ſein über Meer und gehen in Theaterhaus. Iſt böſes Land hier; kein Wirthshaus da ſein, kein Ballſal, kein Theaterhaus. Gefällt Bogo nicht hier, anders geweſen ſein in der luſtigen Stadt am Miſchiſchipp.

Aha, ſchwarzer Halunke, denkſt Du wieder mal an Deine farbigen Nymphen, die Dir die Dollars ſo ſäuberlich aus der Taſche zu mauſen verſtanden? Hibſt, Mann, hibſt! Haben jetzt keine Zeit zu ſolchen Faxen .... Hollah, Packan, daher! Herein, Beißtodt! Bleibt mir feſt zur Seite, ihr Hunde! Herein, ſag' ich, ſollt mir den Wald nicht alarmiren.

So wandten wir uns in das Dickicht und ich darf wohl ſagen, daß Bogo's Entſchluß, mich zu begleiten, auch abgeſehen von ſeiner furchtſamen Conſtitution, ein heldenhafter war. Iſt euch, verſichere euch, kein Spaß, einen Urwald auszukundſchaften, in welchem ihr eine Bande indianiſcher Krieger auf der Lauer liegend glaubt. Da kann jeder Baumſtamm einen mörderiſchen Hinterhalt bergen, hinter dem Lianengeranke jedes Saſſafrasbuſches hervor kann euch der Todespfeil in's Herz fliegen und in dem leiſeſten Kniſtern eines fallenden Zweiges dürft ihr den ſchleichenden Tritt eines Feindes vermuthen, deſſen Skalpirmeſſer nach eurer Kopfhaut lechzt, kein Spaß das, bei Jingo! Müßt mit allen Sinnen ſehen und ſehen und hören, mit Augen und Ohren überall zugleich ſein, dürft euch auch nicht eine Sekunde der Bewunderung und dem Genuß hingeben, zu welchem euch die rieſige Pracht, die köſtliche Friſche der Naturwunder ringsher auffordert, denn dieſe einzige Sekunde der Unvorſichtigkeit kann euch verderblich werden.

Wohl, verfolgten den ganzen Tag unſer Spähergeſchäft, ohne uns Zeit zu nehmen, nach einer Mittagsmahlzeit auszulugen, durchzogen die Hügel und Niederungen, die Schattennacht und die Lichtungen des Jackſonswaldes nach allen Richtungen, ſtreiften weſtwärts bis in die Thalſenkung, durch welche hin der aus den Goetheſee entlaſſene Schillerfluß den Schluchten der Sierra de San Saba entgegenſtrömt, dann oſtwärts bis an den Punkt, wo der Wald von der Rolling-Prairie begränzt wird, durch welche wir zuerſt nach Ota's-Colonie gekommen, trafen aber nirgends auf Zeichen oder Spuren, daß ein Feind in der Nähe sei. Die Hunde hatten verſchiedenes Wild aufgeſtöbert, allein gut erzogen, wie ſie waren, auf meinen Befehl der Verfolgung deſſelben entſagt, weil es ſich heute nicht um Jagdfreuden handelte. Gegen Sonnenuntergang warfen wir uns auf einer kleinen, reizenden Lichtung, welche meiner Berechnung nach nicht weit von der Anſiedlung entfernt ſein konnte, ermüdet in's Gras nieder und erlabten unſere zudringlich ihre Leerheit verrathenden Magen mit den köſtlichen wilden Trauben und überreifen Pflaumen und Parſimonen, welche an dem Rande einer Bauminſel, die durch einen dünnen Streifen Waldes mit dem Urforſt zuſammenhing, im Ueberfluß vorhanden waren und uns, wie wir ſo dalagen, faſt in den Mund hingen. Unſere Hunde hatten ſich gleichfalls erſchöpft gelagert, ſtanden aber bald wieder auf, ſchnopperten in dem hohen, vom Sommerſonnenbrand gebräunten und gedörrten Graſe umher, erhoben die Schnauzen, zogen ſchnüffelnd die Luft ein und waren, ein eigenthümliches Knurren erhebend, im Begriffe, in die Inſel zu dringen, als ſie auf einmal umkehrten und mit wüthendem Gebell in entgegengeſetzter Richtung ausbrachen.

Ein prächtiger Rehbock kam in todesbangen Sätzen über die Lichtung und der Inſel zugeflogen. Ich ſprang auf, hob, unfähig, dieſer Verſuchung zu widerſtehen, die Rifle und jagte ihm, wie er in der Entfernung weniger Schritte an mir vorüberſetzte, meine Kugel durch den Hals, daß er auf der Stelle zuſammenbrach.

Im nämlichen Augenblick fiel hinter mir ein Schuß, Hundegeheul ertönte, ein menſchlicher Hülferuf erſcholl gellend und wurde von dem ſchrecklichen Gebrüll verſchlungen, welches der verwundete Jaguar, der Tiger der amerikaniſchen Wälder, ausſtößt.

Ich wandte mich und ein Blick machte mir Alles klar.

Der Bock, welchen ich getödtet, war von einem Jaguar verfolgt worden. Auf dieſen hatten ſich die muthigen Hunde geworfen und auf ihn hatte der von dem Erſcheinen der gefährlichen Beſtie erſchreckte Neger ſein Gewehr abgedrückt, faſt im ſelben Moment, wo das Reh von meiner Kugel gefallen. Allein Bogos Hand hatte zu wenig Feſtigkeit gehabt, um ſein Ziel tüchtig zu faſſen, und jetzt ſtürzte das wüthende Thier, welches im Schmerz einer Streifwunde am Unterkiefer keinerlei Scheu mehr kannte, brüllend und die gefleckten Weichen mit dem geringelten Schweife peitſchend auf den Schwarzen los, nachdem es durch ein paar Schläge mit ſeinen gewaltigen Tatzen die Hunde bei Seite geſchleudert. Die Sache war kritiſch genug, aber das Gefühl, dem treuen Neger, der vor Entſetzen zu Boden gefallen, beiſtehen zu müſſen, verdrängte jedes andere, ich ließ die abgeſchoſſene Rifle fallen, zog mein Bowie-knife und warf mich der Beſtie entgegen. Unglücklicherweiſe erhob ſich Bogo, als ich an ihm vorübereilte, auf die Kniee und erfaßte mich mit beiden Händen an dem hintern Saum meines Jagdhemdes, indem er entweder in ſeiner Todesangſt den nächſten beſten Haltpunkt ergriff oder aber mich von einem Zuſammentreffen mit dem heranſpringenden Jaguar zurückhalten wollte. Ich verlor das Gleichgewicht, ſtürzte rücklings zu Boden und im nächſten Augenblick zerriß die Tatze des Panthers das Jagdhemd auf meiner Bruſt, der heiße Schaum ſeines Mundes flog mir in's Geſicht, ſeine vor Wuth grünliches Feuer ſprühenden Augen, ſein ſchreckliches Gebiß drohten ob mir. Mein Leben war keinen Pfifferling mehr werth, meine einzige Hoffnung ein glücklicher Stoß mit meinem Meſſer, welches ich krampfhaft dem fletſchenden Gebiß des Thieres entgegenzuckte, während meine Linke mit äußerſter Nervenſpannung ſich in ſeinen Hals einkrallte. Aber blitzſchnell, wie das Bedrohliche gekommen, ging es auch vorüber. Der ſcharfe Krach einer Büchſe ſchlug an mein Ohr und zugleich erhob ſich das Unthier mit einem ungeheuren Satz und einem grauſenhaften Gebrüll von meiner Bruſt und ſtürzte plump und ſchwer an meiner Seite nieder.

Ich ſprang auf und ſtierte wild umher. War mir verteufelt furios zu Muthe, verſichere euch. Zorn über Bogo's Ungeſchicklichkeit, Scham über mein hülfloſes Mißgeſchick, Todesangſt, unbändige Freude über meine und des Gefährten Rettung, das Alles ſchoß mir gedankenſchnell durch's Hirn und ich war wie außer mir.

Aber meine Aufregung ſollte ſich noch ſteigern.

Als ich mechaniſch nach meiner Rifle ſprang, um ſolche, wie es die nie zu verſäumende Waldpflicht gebietet, wieder zu laden, blieb ich plötzlich wie angewurzelt ſtehen, denn mein Blick war auf eine überraſchende Erſcheinung gefallen.

Ungefähr dreißig Schritte von mir entfernt ſtand am Saum der Bauminſel ein hochgewachſener Indianer, in der linken Hand ſeine Büchſe, deren Zündpfanne noch rauchte, an der rechten aber ein ſchlankes Indianermädchen haltend, welches ſich mit niedergeſchlagenen Augen unbeweglich an ſeiner Seite hielt.

Einen Schrei der Ueberraſchung ausſtoßend, that ich einige Schritte auf die Gruppe zu.

Eine edle, noch in der kräftigſten Reife des Mannesalters ſtehende Geſtalt, bot ſich der rothe Krieger regungslos wie eine Statue meinen Blicken dar. Sein ovales Geſicht mit der gewölbten Stirne, der antik geſchnittenen Naſe, den glühend ſchwarzen Augen, war von ſo außerordentlich würdevollem Ausdruck, daß es der ſchwarzen Adlerfeder, welche von dem Skalping-tuft ſeines ſonſt glattgeſchorenen Hauptes auf die rechte Schulter herabhing, nicht bedurft hätte, um ihn als Häuptling zu bezeichnen. Von der bronceartigen Kupferfarbe ſeiner Züge ſtach der dem Stamm der Comanchen eigenthümliche ſchwarze Bart am Kinn und Wangen ab. Um ſeine Bruſt und Lenden hatte er eine Art Wamms von Fiſchotterfell geſchlagen und eine gegerbte Jaguarhaut hing ihm, auf der linken Schulter mit einer goldenen Spange befeſtigt, über den Rücken hinab. Seine Moccaſins waren mit Klapperſchlangenhaut beſetzt, an ſeinem Wampumgürtel hing ein langes Skalpirmeſſer und ein blitzender Tomahawk, nebſt Pulverhorn und Kugelbeutel aus blauem Fuchspelz. Seine ganze Erſcheinung — er hatte weder ſein Geſicht bemalt, noch trug er Skalphäute am Gürtel — war ſtattlich und ſtolz, aber zugleich friedfertig und Vertrauen erweckend. Einen Zug um ſeine feinen Lippen hätte man ſogar weich und melancholiſch nennen können.

Das weibliche Weſen an ſeiner Seite trug ein feingewebtes, vom Hals bis über die Knie hinabreichendes, unter der Bruſt gegürtetes Baſthemde, wie es die Indianerinnen an den Nordgränzen Mexiko's ſo kunſtreich zu weben verſtehen, und darüber einen reizend, faſt kokett drappirten Ueberwurf von weißem Wollenzeug, der die Formen ſeiner Trägerin, welche von dem allerliebſten Geſichtchen an bis zu den kleinen, in hübſch verzierten Moccaſins ſteckenden

Füßen hinab voller Reiz, Rundung und Grazie waren, halb verbarg, halb hervortreten ließ.

Alles, vom Erſcheinen des Rehbocks an bis zu dem der Indianer, war ſo ſchnell und unerwartet, ſo ſchreckenerregend und überraſchend gekommen, daß ich glotzend und dämiſch daſtand und ganz perplex dreinſchaute.

Eine Bewegung des rothen Kriegers brach meine Lähmung.

Er trat, ſeine Büchſe über die Schulter hängend, ruhig auf mich zu, faßte die rechte Hand ſeiner Begleiterin mit der Linken, ſtreckte ſeine Rechte flach gegen mich aus, neigte grüßend den Kopf und ſagte in tiefen Gutturaltönen auf Spaniſch:

Hat der Häuptling der Blaßgeſichter in ſeinem Wigwam Platz für einen Krieger der Comanchen und ſeine Tochter, denen die Hunde von Apachen und der Quakel mit ſeinen Schwarzhüten auf der Fährte ſind?

Ich faßte mich und trat vor, um die Begrüßung des Indianers zu erwidern. Aber blitzſchnell kam mir die Erinnerung an all die indianiſche Liſt und Teufelei, von welcher Ram ſo viel zu erzählen wußte, und ich ſtand daher wieder ſtill, ſchaute den rothen Krieger ſcharf an und begann dann raſch meine Büchſe zu laden.

Die Züge des Comanchen blieben bei dieſen Zeichen des Mißtrauens unbewegt, denn die Würde und Selbſtbeherrſchung des Indianers duldet nie und nimmer, daß ſich das, was in ſeiner Seele vorgeht, auf ſeinen Zügen abſpiegle.

Er ging aber auf den erlegten Jaguar zu, drehte mit einem Fußſtoß den Kopf deſſelben aufwärts, wies auf das ausgelaufene linke Auge der Beſtie, durch welches die tödtliche Kugel eingedrungen, und ſagte:

Sieht mein Bruder, wo die Kugel aus der Büchſe Melahuks eingeſchlagen? Der Kopf meines Bruders war nur eine Spanne von dem Kopf des Panthers entfernt, aber Melahuk zielte nach dem Kopf des Panthers und nicht nach dem Kopf meines Bruders.

Dieſe einfache Beweisführung beſchämte mich tief und hätte ich, ſo ich Zeit zum Nachdenken gehabt, gewiß überhaupt dem Mißtrauen nicht Raum in meinem Herzen gegönnt, denn es war ja gar nicht denkbar, daß ein Häuptling des Reitervolks der Comanchen, wenn er in feindlicher Abſicht käme, ohne ſein Pferd und mit einem Weibe an der Hand kommen würde.

Ich eilte, meine Unhöflichkeit und Undankbarkeit gut zu machen, indem ich meine Büchſe auf den Rücken warf, die Hand meines Retters ergriff und mein Spaniſches zuſammenraffend, lebhaft ſagte:

Mein Bruder iſt willkommen! Melahuk*) iſt ein großer Häuptling — das Wigwam meiner Brüder ſteht ihm offen, ſie werden die Friedenspfeife mit ihm rauchen und ihre Weiber werden ihr Lager mit der Tochter Melahuks theilen.

Es iſt gut! verſetzte der Comanche würdevoll.

Dann wies er durch den Wald auf die im Weſten untergehende, einen letzten rothen Stral durch das Gezweige hereinſendende Sonne und ſetzte hinzu:

Sieht mein Bruder das Auge des großen Geiſtes ſich ſchließen? Mein Bruder iſt gut, aber jung und noch nicht lange genug in der Wildniß. Er öffne ſeine Ohren und höre, was ihm ein Krieger ſagt, deſſen Herz offen und deſſen Zunge rein iſt.

---

*) Der ſengende, ſprühende Blitz.

Ich höre, ſagte ich faſt ehrerbietig, ſo ausdrucksvoll klangen die Worte des Comanche.

Er neigte ſeinen Kopf zur Seite und ſchien angeſtrengt zu lauſchen, dann wollte er reden, aber das Mädchen, welches ſich ihm bisher mit geſenktem Blick ſchüchtern an die Seite geſchmiegt, erhob plötzlich die großen, braunen Augen und brach in das herzlichſte, ſchmetterndſte Gelächter aus, welches je aus einem Weibermund gebrochen.

Verwundert über dieſe unzeitige Luſtigkeit, ſchaute ich das ſchöne Kind und dann ſeinen Vater an, welcher mir auch ſchnell Aufſchluß gab, indem er auf den guten Bogo deutete, der ſich endlich aufgerafft hatte und jetzt hinter mir ſtand. Dabei ſagte er:

Nonnimur*) iſt ſehr jung, ſehr kindiſch und ihre Augen haben noch nie einen ſchwarzen Mann geſehen. Mein Bruder wird der Thörin verzeihen.

O gewiß mit Freuden; aber Melahuk wollte reden. Triſtan — dieß iſt mein Name — wird aufmerken.

Triſtan? rief die Indianerin lebhaft und mit überraſchend richtiger Betonung des Wortes aus. Triſtan? Triſtan? O, Kaskahega*) hat oft mit Nonnimur . . .

---

*) Die lachende Droſſel.

Ein ernſter Blick des Vaters ſchnitt der Tochter nicht nur augenblicklich das Wort ab, ſondern machte ſie aus einem ſchalkhaften, lachenden, vorwitzigen Mädchen, was ſie von Natur offenbar war, blitzſchnell wieder zur demüthigen, ſcheuen, ſtummen und regungsloſen Indianerin.

Hat mein Bruder Triſtan, fragte der Comanche, auch ſeinerſeits meinen Namen mit überraſchender Deutlichkeit ausſprechend, jemals das Kriegsgeſchrei der Apachen**) vernommen?

Nein.

Mein Bruder wird es in dieſer Nacht vernehmen. Melahuk war mitten im Lager der heulenden Hunde und hörte, wie ſie ſich mit dem Quakel und ſeinen

---

*) Der leuchtende Mond.

**) Die Apachen ſind ein ſehr zahlreicher Indianerſtamm, der von ſeinen Wohnſitzen am Rio grande del Norte häufige Jagdzüge in die Prairien zwiſchen der Sierra Guadaloupe und der Sierra de San Saba unternimmt und mit ſeinen Nachbarn, den Comanchen, meiſt in erbitterter Fehde liegt.

Schwarzhüten beriethen, in der heutigen Nacht die Wigwams der Blaßgeſichter auf dem Hügel am See zu überfallen.

Gottes Blitz! fuhr ich auf, da iſt keine Zeit zu verlieren! Apachen und Quakel und Schwarzhüte? Was iſt denn das für Geſchmeiß? Aber Einerlei, wollen ſie gehörig empfangen, wollen, bei Jingo! Melahuk iſt mir und meinen Brüdern dreimal willkommen, weil er uns auf dieſe Gefahr aufmerkſam gemacht.

Melahuk bedarf eines ſchützenden Wigwams für ſeine Tochter, weil ihre Füße ſchwach und ihr Herz zaghaft. Seit drei Sonnen ſind die Apachen und der Quakel auf ſeinen Fährten. Die Apachen möchten Melahuk am Marterpfahl zu einem Weib werden ſehen und der Quakel will Nonnimur in die Wigwams der Schwarzhüte ſchleppen. Melahuk hat ſein Roß verloren und iſt allein inmitten ſeiner Feinde, denn ſeine jungen Krieger ſind fern und jagen den Buffalo auf den unendlichen Prairien am Timpisarabea und Toſobunova. Wird mein weißer Bruder ſein Herz nicht von Melahuk wenden, wenn der War-whoop der Apachen ihm in die Ohren gellt und der Quakel Nonnimur fordert?

Nein, Mann. Eher ſollen mich die Apachen ſelber an den Marterpfahl binden, als daß ich den Retter meines Lebens verrathe. Aber kommt, die Dunkelheit bricht herein, wir müſſen eilen . . . . hieher, ihr Hunde! Laßt das Aas der verwünſchten Beſtie liegen . . . . Lade Deine Büchſe, Bogo! . . . . Will mir Melahuk vielleicht erklären, wer der Quakel . . . . . .

Ein lauter, dreimal nach kurzen Pauſen haſtig ſich wiederholender Glockenſchlag tönte von Süden her durch den Wald und unterbrach meine Frage.

Ugh! ſagte der Comanche leiſe und nahm ſeine Büchſe vom Rücken.

Maſſa, das Alarmzeichen! ſchrie Bogo. O, die Rothhäute uns Alle ſkalpiren oben und unten und hinten und vornen. Bogo meinen, das wehe thun, ſehr, o ſehr!

Ruhig, ſchwarzer Narr, und nimm Dir ein Beiſpiel an der Kaltblütigkeit dieſes edlen Kriegers und ſeiner zarten Tochter. Gib keinen Laut von Dir, oder ich laſſe Dich im Walde zurück . . . . Hibſt,

ihr Hunde, hieher und nicht gebellt! . . . . . .
Folgt mir!

Und meine Rifle ſchußfertig haltend, eilte ich durch Dick und Dünn meinen Gefährten voran und der Richtung zu, woher der Glockenſchlag erſchollen.

Dreißigſtes Kapitel.

Wie der Kriegsruf der Rothhäute klingt. — El Terror! — „Wir ſeind jo vo Koarathal!“ — Wie das Stück Gränzkrieg, welches wir aufführen, ſich zum Tragiſchen wendet und Honig-Pad durch ſein Geſchrei unſer Caſtle rettet, wie einſt die Gänſe das Capitol. — Wie der deutſche Michel ſich bärenbeißig aufrömert und einem Neujeruſalemiten übel mitſpielt. — Wie Bego um ein Ohr kommt und Jam einen Heiden tauft. — Der Butchmichel! Der Butchmichel! — Hurrah und Viktoria zur Odashall!

Die Nacht hatte ſich auf das Thal geſenkt, als wir am Saume des Jackſonswaldes anlangten. Die dampfenden Herbſtnebel waren rings aus den Forſten aufgeſtiegen und zogen jetzt als dunkle Wolkenſchichten langſam am Firmament dahin, das Antlitz der Sterne verhüllend und die ganze Szene mit ſchweren, dichten Schatten bedeckend. Plötzlich aber wehte eine friſche Briſe über die Hügel im Oſten herein, der Wolkenvorhang riß und in ſtiller Glorie erſchien der Mond an der dunkeln Himmelswölbung „wie eine Perle im Ohr des Mohren.“ Wir ſahen die Waſſer des Flußes und des See's glitzern und die Anſiedlung ſtill wie das Grab vor uns liegen. Alles erſchien ſo ungeſtört, ſicher und friedlich, daß ich ſchon zu glauben begann, der Comanche habe ſich in ſeiner Vorausſage geirrt und das vernommene Nothzeichen ſei ein blinder Alarm geweſen, als die Hunde plötzlich heulend anſchlugen und ihre zahlreichen Mithunde dieſe warnenden Töne von der Anſiedlung her beantworteten.

Ugh! ſagte der Comanche leiſe und riß mich, mit einem raſchen Griff meine Schulter erfaſſend, einen Schritt rückwärts.

Ein langer Pfeil ſauste wenige Zolle vor meiner Naſe vorüber und blieb zitternd in der Rinde eines nahen Hickory ſtecken.

Bogo ſtieß einen Schrei des Schreckens aus.

Heiſſah! klang Rauſchebarts Stimme vom Thor der Anſiedlung herüber. Wer iſt da drüben?

Freunde.

Ah, Du biſt's, lieber Junge? Calcire, thut gut, euch hinter die Stockade zu begeben.

Seid ihr angegriffen worden?

Vermuthe, noch nicht, aber 's iſt nicht Alles geheuer, denn . . . . .

Ein entſetzliches Gegell, als hätten ſich die Kehlen aller hölliſchen Geiſter zu einem Concert zuſammengethan, verſchlang die Rede des Freundes. Es ſcholl an der entgegengeſetzten Seite der Anſiedlung vom See und von der Brücke über den Fluß herauf und ein heftiges Geknatter von Musketen- und Büchſenſchüſſen ſchlug den paſſenden Takt dazu.

Kein Menſch, dem dieſe entſetzlichen Töne, welche ſich etwa mit den Lauten: Hu-Huhy-Noh-Noh! andeuten laſſen, je in Ohr und Herz geſchallt, wird die Erinnerung an den furchtbaren Eindruck, welchen ſie zuerſt hervorbringen, jemals wieder ganz abſchütteln können und ich geſtehe, daß beim erſten Anhören dieſer infernaliſchen Mette ein leiſes Fröſteln meine Haut überſchauerte.

Indeſſen war hier keine Zeit zum Erſtaunen und

Schaudern und es drang ſich die Nothwendigkeit auf, raſch zu handeln. Wie es ſchien, hatte die blutgierige Rotte, welche unſere Anſiedlung angefallen, dieſelbe noch nicht völlig umzingelt, ſo daß es uns möglich war, an das Thor zu gelangen. Ich wandte mich daher nach dem Comanche um, um ihn und ſeine Tochter zu bedeuten, daß wir uns beeilen müßten, bemerkte aber, daß Melahuk von der Seite Nennimurs verſchwunden ſei. Der Gedanke an Verrath züngelte aus meiner Seele empor, allein mit Unrecht; denn im nächſten Augenblick glitt der rothe Krieger aus dem Gebüſch, Tomahawk und Meſſer in den Gurt ſteckend und einen bluttriefenden, dampfenden Skalp an denſelben feſtneſtelnd. Mit der einen Hand auf dieſe Trophäe, mit der andern auf die Anſiedlung deutend, flüſterte er:

Apache todt, keinen Pfeil mehr abſchnellen; der Pfad iſt frei, mein Bruder gehen.

Allerdings war der Pfad d. h. der Hügelkamm vom Wald bis zur Niederlaſſung frei, aber er blieb es nicht; denn obgleich wir uns raſch dem Wallgraben zuſchoben, ſo hatte der Mond doch Zeit, uns zu verrathen, und mit einmal gellte der War-whoop in unſerem Rücken und ein Schauer von Pfeilen ſchwirrte über uns dahin. Ich machte Kehrt, um den Angreifern mit meiner Büchſe Antwort zu geben, konnte aber keinen Feind erblicken, weil derſelbe klug genug war, ſich hinter dem Geſtrüpp des Waldſaums zu halten. So meint' ich, wurde aber ſogleich eines Andern belehrt. Als ich nämlich, an dem Graben angekommen, die Aufforderung hinaufſchrie, das Thor zu öffnen und die Brücke niederzulaſſen, ließ der Comanche wieder ſein warnendes Ugh! hören und wies mit der linken Hand auf ein paar dunkle Gegenſtände an beiden Abhängen des Hügelgrathes. Ich hätte dieſe dunkeln, ſcheinbar regungsloſen Klumpen ohne Weiteres für Büſche oder Baumſtümpfe gehalten, aber durch Melahuks Wink aufmerkſam gemacht, ſtrengte ich meine Sehnerven an und entlud den Inhalt meiner Büchſe auf einen dieſer kriechenden indianiſchen Teufel, denn ſolche waren es.

Ein ſcheußliches Geheul antwortete dem Krachen meiner Rifle und blitzſchnell erhoben ſich die liſtigen Feinde und ſprangen gellend und fiſtulirend auf uns ein. Ich hörte einen Angſtſchrei Bogo's, ſah einen

Feuerſtrom aus Melahuks Büchſe brechen, den Vorderſten der Angreifer einen Luftſprung machen und dann zu Boden kollern und fühlte meinen Hals von zwei nervigen Fäuſten umſpannt, daß mir der Athem ſtockte. Ein verzweifelter Ruck meines Oberkörpers drängte meinen Feind zurück und verſchaffte mir Raum zum Gebrauch meines Meſſers, welches ich weitausholend dem Rothen von hinten her unter dem linken Schulterblatt ins Herz ſtieß. Er ließ mich los, rollte im letzten Zucken ſeiner Nerven die Anhöhe hinab und fiel platſchend in den See. Im ſelben Moment knarrte das Thor in ſeinen Angeln, die Brücke fiel, der kurze, ich möchte ſagen mürriſche Knall von Rams Büchſe krachte über meinem Kopfe und dann ſah ich Rauſchebart und Rory mit hochgeſchwungenen Meſſern an meine Seite eilen.

Wo ſind ſie die ewigen, geräucherten, bemalten Pickelhäringe? brüllte der Iriſhman. Kommt an, ihr krähenden, ſchrillenden, grillenden Tagdiebe und Nachtläufer! Meines Vaters Sohn wird 's euch geſegnen oder es wachſen keine Kartoffeln mehr in Altirland. Donderidoh-Jup!

Rauſchebart ſagte Nichts, that aber deſto mehr, indem er den armen Bogo aus den Klauen eines rieſigen Indianers befreite, welcher gerade im Begriffe war, ſein Skalpirmeſſer an das zottige Vließ des überwundenen Schwarzen zu ſetzen, als ihm der tapfere Theologe den Spaß verdarb, indem er dem Apachen eine Piſtolenkugel durch die Schläfe jagte. Er bückte ſich, um, fortgeriſſen von ſeinem Kampfeifer, an dem Rothen das zu thun, was dieſer an dem Neger hatte thun wollen, aber plötzlich ſchnellte er, Nonnimur erblickend, empor, legte dem Mädchen, das während der tobenden Szene ruhig dageſtanden, ſeine Hand auf die Schulter und rief aus:

Moloch und Aſtoret! Ich erkläre Dich, Weib oder Mädchen, für die Gefangene meines Schwertes, meines Bogens und Schildes, und ſollſt Du ſein und bleiben meine Beute und mein Siegespreis . .

Nonnimur unterbrach die altteſtamentliche Phraſe des Ertheologen, indem ſie ſeiner Hand entglitt und zu ihrem Vater eilte, der, ſeit die Feinde ihren mißlungenen Angriff aufgegeben, mit ſchußbereiter Büchſe unbeweglich an der niedergelaſſenen Brücke ſtand.

By all the powers! brüllte Rory, da iſt noch ſo ein allmächtig ſkalphungriges Kupfergeſicht!

Ergib Dich oder ſtirb! ſchrie Rauſchebart.

Und Beide ſtürmten auf den Comanche los.

Halt! rief ich, die erhobenen Meſſer der Angreifer mit dem Lauf meiner Rifle zurückſchlagend, das iſt ein Freund, ihr Männer, ein edler Comanche, der mir im Walde das Leben gerettet und dem ich, ſowie ſeiner Tochter, ein Aſyl in Obashall zugeſagt.

Und Melahuks Hand faſſend, ſetzte ich bei:

Mein Bruder iſt willkommen im Wigwam der weißen Männer.

Suppoſe, verführt ein unnützes Palaver da draußen, ließ ſich Rams rauhe Stimme vom Thore her vernehmen. Calclire, die blutdürſtigen Schelme werden gleich wieder da ſein . . . . Herein, Männer, all herein! fügte er lauter und haſtiger hinzu . . . . Herein, wenn euch euer Leben lieb iſt! Die Feinde ſammeln ſich zu einem neuen Anlauf!

Wir ließen 's uns nicht zweimal ſagen, ſondern eilten, hinter Graben und Palliſaden zu kommen.

Melahuk war der Letzte auf der Brücke, und als ſich dieſe, von Ram und Rory aufgezogen, ſchon in ihren Ketten aufwärts zu bewegen begann, fiel der Mondſchein voll und klar auf ſeine ſtolze Geſtalt.

Da ſcholl ein wahrhaft beſtialiſches Geheul vom Walde her und aus den Schatten deſſelben brach abermals eine Rotte von Apachen auf den Hügelkamm vor. Melahuk hob ſein Gewehr und büchste wieder den Voranſtürmenden nieder. Dann ſchüttelte er ſeinen linken Arm verächtlich den Feinden entgegen und ſtieß einen markdurchdringenden Triumphſchrei aus.

Es mußte in dieſem Schrei nicht nur Hohn, Trotz und Herausforderung liegen, ſondern auch eine Bedeutung, die nicht wir, wohl aber unſere Angreiſer verſtanden, denn war das Gellen und Heulen ſchon vorher abſcheulich geweſen, ſo ſteigerte es ſich jetzt zu einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wuth und raſender Racheluſt, vermiſcht mit einem Frohlocken, welches dann doch wieder einen Nachklang von Beſorgniß hatte und alle Modulationen indianiſcher Leidenſchaftlichkeit umfaßte.

Ugh, Comanche! Melahuk! brüllte es in heiſeren Kehllauten vom Waldſaum herüber.

El Terror! El Terror! ſcholl es vom Fluße herauf.

El Terror? ſchrie ich verwundert nach. Sollte der gefürchtete Comanchehäuptling . . . .

Aber ich durfte meine Frage nicht vollenden, denn unſer indianiſcher Gaſt erwiderte das Gegell der Feinde mit einem abermaligen ſo triumphirenden Hohnruf, daß dieſe ingrimmig von allen Seiten gegen die Stockade anſtürmten.

Steht feſt an den Palliſaden, ihr Männer! donnerte ich. Zielt niederig und vergeudet keinen Schuß!

Meine Mahnung verhallte in dem ſchrecklichen Toben, welches allum wüthete und in welchem der mannigfachſte Kampfruf mit dem Heulen der Hunde und dem Krachen der Büchſen zu einem ohrzerreißenden Gebrülle zuſammenſchlug.

Der Comanche behauptete ſeinen Poſten an meiner Seite, der ich mich am Thore aufgeſtellt, mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit und das fortgeſetzte ſcharfe, helle Geknall der Rifles im Umkreis unſerer Feſtung bewies; daß Alle der Unſrigen das Ihrige hatten. War aber auch nöthig, ventre del diavolo! War, verſichere euch, ſo zu ſagen nöthig, daß wir uns verdreifachten, verzehnfachten, denn hatten es mit einer heilloſen Uebermacht zu thun. Fehlte nur, daß dieſe Uebermacht ſo gut bewaffnet war, wie wir und ſicherlich wären wir verloren geweſen. Konnten aber mit ihren Pfeilen nicht viel ausrichten, die Apachen, und belehrten wir ſie bald, daß eine Kentucky Rifle denn doch ein ganz ander Ding ſei, als eine mexikaniſche Muskete oder ein Trabucco.*) Wurden nämlich unſere Schüſſe von der See- und Flußſeite her mit Schüſſen aus Musketen und Trabucco's erwidert, wie an den dumpfen, langgezogenen, möchte ſagen langweiligen Knallen leicht zu erkennen war, half aber dem Feinde dieſes Schießen aus miſerabeln Gewehren nicht viel mehr, als ſeine Pfeile, während unſere Rifles, deren wir über ein Dutzend hatten und die von den Weibern ſorgſam mit gefetteten Kugeln geladen und unaufhörlich gegen die losgeſchoſſenen ausgetauſcht wurden, blutige Arbeit unter den Angreifern anrichteten.

Wohl, hatte alſo der Comanche den herausfordernden War-whoop ſeines Stammes zum zweiten

---

*) Stutzer mit weiter Mündung, eine Waffe, die in Spanien, ſowie in den ehemals ſpaniſchen Provinzen Amerika's ſehr im Gebrauche war und noch iſt.

Mal ausgeſtoßen und ſtürmten die Feinde mit einer blinden Wuth und Rückſichtsloſigkeit, die ſonſt der indianiſchen Kriegsführung nicht eigen iſt, gegen Graben und Thor heran. Drei der heulenden Satanaſſe ſtürzten ſich in den Graben, während die übrigen das Thor und die Palliſadirung in der Nähe deſſelben mit einem Pfeilregen überſchütteten, um uns zu verhindern, den drei Kriegern, die von dem Graben aus wahrſcheinlich die Befeſtigung des Thores demoliren ſollten, beizukommen, was ohnedieß ſeine Schwierigkeiten hatte, indem wir hinter der Stockade zu hoch ſtanden, um genau zu bemerken, was im Graben vorging, wozu noch der fatale Umſtand kam, daß der Mond, der uns bisher prächtig geleuchtet, hinter Wolken unterzutauchen begann und bald ganz verſchwand. Ich ſchrie alſo über meine rechte Schulter hin Jam den Befehl zu, ſchleunigſt einen Keſſel des bereitgehaltenen ſiedenden Waſſers aus der Küche herbeizubringen, Willens, die rothen Schufte im Graben ein wenig abzubrühen. Ehe jedoch mein Wunſch erfüllt wurde, fühlte ich einen Stich am Knöchel meines rechten Beines und bemerkte zurückſpringend, daß ein Machetto *) durch die Stockade züngelte. Zugleich ließ Melahuk ſein leiſes Ugh hören, dem ein knirſchender, ſonderbar flatſchender Ton und ein verhaltener Schmerzensruf folgte. Im nämlichen Augenblick ſah ich die rollenden Augäpfel eines Wilden unten durch einen Zwiſchenraum der Palliſaden glühen. Von dieſem mußte der Machettoſtoß gekommen ſein, der mich jedoch mehr bloß geſtreift, als ernſtlich verwundet hatte. Ich trat behutſam zur Seite, und als jetzt der ganze Kopf meines Feindes ſichtbar wurde, ſchmetterte ich meinen Tomahawk darauf nieder, daß der Schädel zerſplitterte und der ſchleichende Hallunke röchelnd in den Graben zurückfiel, der für einen Moment von dem Feuerſtrom aus Melahuks Büchſe erhellt wurde. Dieſer flüchtige Blitz zeigte mir die drei Wilden todt oder wenigſtens gefährlich verwundet im Graben liegend und augenblicklich verſchwanden jetzt die übrigen jenſeits deſſelben, indem ſie die Luft mit einem erboſten Klageruf erfüllten. Ein ſchneidender, gedankenſchnell die ganze Scala durchlaufender Pfiff tönte vom See

---

*) Mexikaniſches Meſſer.

herauf und dieſem folgte eine plötzliche Stille, die nach dem raſenden Toben faſt unheimlich wirkte, aber Jedem, der auch nur einigermaßen mit der rothhäutigen Taktik bekannt war, anzeigen mußte, daß die Wilden, ihren Gewohnheiten getreu, ſich für eine Weile zurückgezogen hätten, nachdem ihr Angriff abgeſchlagen worden.

Die erzählten Vorfälle, von unſerem Heraustreten aus dem Walde bis zu der jetzigen Waffenruhe, waren ſich mit ſo außerordentlicher Schnelligkeit gefolgt, daß wir das glückliche Abſchlagen des Sturms auf die Anſiedlung wohl mehr dem Glücke, als unſerem Verdienſte zuſchreiben mußten, denn wir hatten nicht Zeit gehabt, uns über einen Plan zur Vertheidigung zu verſtändigen.

Ram trat jetzt zu mir heran mit den Worten:

Calclire, die omnipotent ſchreienden Schufte haben für 'ne Minute genug, und habe die Notion, wir nehmen einen Schluck Waſſer mit Whisky und putzen unſere Rifles.

Wohl, aber wie ſteht es mit unſern Leuten? Sind alle wohlauf?

Vermuthe, ſie ſind. Todt iſt keiner und calclire, auf 'ne Ritze hie und da in der Haut kommt es nicht an.

Und ſo ſprechend translocirte der edle Hinterwäldler ſeinen Kautabak aus einer Backenhöhle in die andere, ſtrich ſich den Pulverdampf aus dem Geſicht und nahm aus den Händen ſeiner ehrenwerthen Gemahlin einen Becher mit verdünntem Whisky, denn wir waren mittlerweile in die Küche getreten, wo die Frauen, denen das Indianermädchen treulich an die Hand ging, Erfriſchungen für uns bereit hielten.

So, ſo, Mr. Free, ſagte Jam, die ſich ſogleich daran machte, ihres Mannes Rifle zu putzen; ſuppoſe, habt uns einen gefährlichen Gaſt mitgebracht.

Sollte der Comanche, dem ich übrigens mein Leben verdanke, wirklich der berühmte El Terror ſein?

El Terror heißt Melahuk bei den Leuten der Merikos! ſagte die Stimme des Comanche hinter mir mit ſanftem, aber ſtolzem Ausdruck.

Wie? rief Rauſchebart aus, der ebenfalls herbeigetreten, der gefürchtete El Terror ſelber? Calculire, merkwürdig wunderlich das. Calculire, will Euch die Hand ſchütteln, Mann; habt brav gefochten für Texas, ſo habt Ihr, bei Moloch! Habt den Barbe-noirs tüchtig heimgeleuchtet, hörten wohl davon, und mag ich zur Hölle verdammt ſein, wenn ich nicht für Euch und Euer Töchterlein, die eine transzendent glorioſe Donna iſt, mit Freuden fechten will vom Untergang der Sonne bis zum Aufgang und wiederum vom Aufgang bis zum Niedergang.

Es iſt gut, entgegnete der Comanche. Die Herzen meiner Brüder ſind rein und ihre Hände offen. El Terrer iſt ſicher unter ihnen und lacht ſeiner Feinde. Aber die ſchleichenden Apachen ſchlafen nicht. Meine Brüder mögen ihre Augen offen halten, Melahuk wird die ſeinen nicht ſchließen.

Und nachdem er das Schloß ſeiner Büchſe unterſucht, ging er geräuſchlos weg, um an den Palliſaden hin die Runde zu machen.

Ein ſtolzer Burſch, bei Jaſus! meinte Rory, den der Geruch des Whisky von ſeinem Poſten an der Weſtſeite der Stockade herbeigezogen; ein ſtolzer Burſch, und am Ende ſteckt er doch mit den verwünſchten andern rothhäutigen Brüllaffen unter einer Decke.

Schweigt, Mann. Sag' Euch, hätte der edle Comanche nicht ſo männlich am Thore gefochten, ich hätte dieſelbe nicht halten können. Sag' Euch, er hat die Apachen tüchtig geſalzen und gepfeffert.

Hat er? Ei, dann will ich nicht Rory Corrib heißen, wenn ich nicht dieſes geſegnete Glas auf ſeine Geſundheit leere . . . . ſo. Aber he, Lucy, wo haſt Du den allerſüßeſten Honig-Bad hingethan?

Er ſchläft ſicher geborgen in der großen Blockhütte.

So, ſchläft er, der kleine Thunichtgut? Will ihn doch mal küſſen gehen.

Laßt das bleiben, Mann, ſagt' ich, iſt jetzt keine Zeit dazu. Löst lieber Hans ab, der noch keine Stärkung zu ſich genommen. Wo hat er denn ſeinen Standpunkt?

Gretchen iſt gangen, um ihn abzulöſen, ſagte Rauſchebart, und da kommt er ja.

's iſt verfluͤcht kurios, ſagte der ehrliche Hans und hielt mir, der ich mein chirurgiſches Beſteck hatte herbeibringen laſſen, ſeinen durch einen Streifſchuß verwundeten linken Vorderarm zum Verbinden hin . . . . ſag' euch, verflucht kurios, kann 's kaum glauben und doch ſcheint's ſo gewiß, daß man drauf ſchwören könnte.

Was haſt Du denn, Alterle? Was iſt verflucht kurios?

Hm, ſeht, der Teufel ſoll mich holen, wenn die, welche uns von der Flußſeite her zuſetzten, Rothhäute ſind.

Keine Rothhäute?

Keine, ſondern Weiße, Gott ſtraf' mich, Europäer, ja, und was noch mehr iſt, deutſche Landsleute

Weiße? Europäer? Dutſchmen? fragte Ram kopfſchüttelnd und lud ſorgfältig ſeine geputzte Riſle. Rechne, queer das, conſiderabel queer. Schlechte Faſhion das, bei Jove. Habe die Notion, will mal auslugen.

Und einen omnipotent ziſchenden Stral Tabaksſaft von ſich gebend, ging er weg.

Calclire, meinte Jam, calclire, wenn 's keine Rothhäute ſind, können es nur remarkabel miſerable Schwarzbärte, elende Mexikaner ſein. Vermuthe, kein echter Amerikaner überfällt die Anſiedlung ehrlicher Leute nächtlicherweile wie ein ſchurkiſcher Sioux, rechne, iſt nicht republikaniſch, nicht amerikaniſch das.

Ein leiſes Geplätſcher, wie von verſtohlenen Ruderſchlägen verurſacht, ſchallte vom See herauf.

Nennimur, die unbeweglich im Herdwinkel kauerte, erhob den Kopf und lauſchte.

Was hörſt Du, Mädchen? fragte ich ſie.

Der Quakel iſt auf dem Waſſer, erwiderte die Indianerin leiſe. Die Schwarzhüte wiſſen ihre Canoes nicht leiſe zu führen.

Quakel und Schwarzhüte ſchon wieder? Hör' mal, Hans, warum meinſt Du denn, wir hätten es auch mit Weißen zu thun?

Warum? Darum, weil ich, Gott ſtraf' mich, ſo lange der Mond noch ſchien, deutlich genug ſehen konnte, daß keine Rothhäute in den zwei Booten waren, welche den See heraufkamen und an der Brücke anlegten. Stiegen dann etwa zwei Dutzend Männer, die alle wunderlich hohe und breitkrämpige ſchwarze Hüte aufhatten, aus den Fahrzeugen, die an der Brücke angelegt hatten, und, ſo wahr ich im Frankenland geboren bin, hört' ich, wie ſie deutſch unter einander flüſterten, bevor ſie gegen die Palliſaden anrückten. Kletterten langſam den Hügel herauf, ganz ſtill, gaben keinen Laut von ſich. Als aber Rory und ich zwei davon niedergeſchoſſen, machten ſie Kehrt und verbargen ſich hinter der Pferdefenz.

Horch, was iſt das?

Bei Jaſus! ſchrie Rory, das ſind die Muſtangs. Die ewigen Schuſte haben die Fenz geöffnet und führen uns die Thiere fort.

Der Ire hatte Recht. Wir hörten die Pferde wiehern und über die Brücke trampeln. Zugleich erhoben unſere Hunde rings an den Palliſaden ein gellendes Geheul, am Thore krachte Melahuks Büchſe und von der Weſtſeite her donnerte Rams Stimme:

An die Stockade, ihr Männer! An die Palliſaden, Gentlemen!

Rory und Hans an die Oſtſeite! ſchrie ich. Mach', daß wir immer geladene Büchſen im Vorrath haben, Jam! Hieher, Freund Rauſchebart, wir wollen die Südſeite decken. Zu den Waffen, zu den Waffen!

Wir hatten kaum unſere Poſten eingenommen, als das ſchreckliche Getobe von allen Seiten her wieder losbrach. Gretchen huſchte an uns vorüber den Blockhütten zu und rief verwundert und entſetzt:

Herr Jeſes, da unten ſind Leut' aus 'm Schwobaland!

Aber wir hatten nicht Zeit, auf dieſes befremdende Wort zu achten, denn von draußen ſchlugen die Kugeln an die Palliſaden und die ganze Szene geſtaltete ſich, von düſter Dunkel umzogen, ſo wild und ſchauerlich, die dräuende Gefahr nahm unſer ganzes Fühlen und Denken ſo ſehr in Anſpruch, daß auch das Seltſamſte in dieſem Augenblicke keine Wirkung auf uns üben konnte.

Heiſſah! krähte Rory . . . . will euch einſalzen und aufeſſen alle miteinander, ihr ewigen, langbeinigen, ausgedörrten Schufte! So will ich, bei Jaſus . . . Dondoridoh-Jup!

Laßt nur krachen, ſchrie Ram, den die Kampfluſt munter zu machen begann. Iſt ſchlechtes, ungenteeles, mexikaniſches Lumpenzeug, euer Pulver und Blei; will euch die Fashion einer echten Kentuck-Rifle zeigen. Yankee-doodle, Yankee-doodle! . . . Damn euer Gegell! Seid doch alle mit einander keinen Picaillon*) werth . . . Jodirideldeh!

Recht ſo, Mann! rief Jam von den Hütten her. Gib's ihnen tüchtig, den heidniſchen Menſchenfleiſchfreſſern! Stopfe ihnen das Maul, den gellenden, räudigen Hunden! Zeig' ihnen, was ein Chriſtenmenſch kann und ein Republikaner obendrein.

---

*) Eine kleine Münze, die in Louiſiana curſirt.

Melahuk warf ſeinen Kriegsruf den heulenden Apachen entgegen und ließ von Zeit zu Zeit ſeine Büchſe knallen.

Liberty for ever! brüllte der tapfere Ertheologe gegen den Fluß hinab und dieſer Ruf ward von unten herauf durch die deutſchen Worte beantwortet:

Voran, Kinder Zions, voran gegen die Rotte Korah! Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Halt! ſchrie ich, von dem unerwarteten Klang der Mutterſprache durchzittert und mit Aufbietung aller Kräfte meiner Lunge. Halt! Seid ihr da unten wirklich Deutſche?

Der ſchrillende Pfiff, welchem vorhin ſchon eine Unterbrechung des Angriffs auf die Anſiedlung gefolgt war, durchſchnitt wieder vom See her das Dunkel und ſogleich verſtummte das Getobe.

Jo, ſagte dann eine Stimme am Fuß des Hügels, eine näſelnde, von der, welche ſo eben den bibliſchen Kriegsruf erhoben, verſchiedene Stimme in breitem Schwabendialekt — jo, wir ſeind Deutſchländer. Wir ſeind jo vo Koarathal bei Stuegerd.

Koarathal? Koarathal bei Stuegerd? Soll wohl Kornthal bei Stuttgart heißen? entgegnete ich. Aber hab' mein Lebtag gehört, die Schwaben ſeien ein redlicher Menſchenſchlag, und wenn ihr wirklich aus dem alten Schwabenland ſtammt, wie kommt es dann, daß ihr die Wohnung ehrlicher Leute, die euch nie Etwas zu Leide gethan, nächtlicherweile als Bundesgenoſſen verrätheriſcher Rothhäute räuberiſch und mörderiſch anfallt. Was wollt ihr denn eigentlich?

Als die Antwort eine Weile auf ſich warten ließ, trat Rauſchebart an meine Seite und flüſterte mir zu:

Haſt Du denn nie Etwas von dem famoſen Pietiſtenneſt **Kornthal** vernommen, wo ich weiß nicht was für ein berüchtigter Augenverdreher einen Sammelplatz für die ſchwäbiſchen Kopfhänger aufgethan hat? Habe die Notion, Du ſolleſt den Schuften nicht trauen. Calculire, iſt die Pietiſterei ein Otterneſt alles Unheils. Die frommen Halunken freſſen Bibelverſe und ſpeien Gift .... iſt ein **Fakt**. Sela

Laß ſie ſpeien, wollen ſie ſchon aufs **Maul** ſchlagen. Scheint mir aber beſſer, zu wiſſen, weßwegen wir fechten, als uns gegenſeitig todtzuſchießen ohne einen vernünftigen Grund.

Im Namen Jeſu, unſeres gebenedeiten Heilandes, liebe Brüder! wurde drunten die näſelnde Stimme wieder laut; haben wir euch Unrecht gethan, ſo ſind wir bereit, es mit Buße und Gebet vor dem Herrn zu ſühnen. Wiſſet aber, geliebte Mitchriſten. . . .

Verſchont uns mit dem frommen Geſalbader, Mann! ſchrie ich hinab; wollen Nichts von eurem Chriſtenthum. Paßt das nicht für uns, ſeid hier in keinem Conventikel, ventre del diavolo! Alſo kurz und bündig, warum habt ihr uns angegriffen und was iſt euer Begehren?

Der Herr erleuchte euch, theure Brüder, und leite euch durch ſeine Gnade aus dem Thal der Sündhaftigkeit auf die Höhen des Glaubens und . . .

Zum Teufel mit eurer Gnade, eurer Sündhaftigkeit und eurem Glauben!

Wehe dem, durch den da Aergerniß kommt! Es wäre beſſer . . .

Es wäre beſſer, Ihr ſtecktet Euer Gepredige auf und kämet zur Sache, Mann. Zum letzten Mal: was wollt Ihr?

Den blutigen, verſtockten, mörderiſchen Heiden wollen wir, den ruchloſen Ahab, der da nachſtellet den Kindern der Erwählten Gottes und ſich jetzo hieher geflüchtet hat.

Ich weiß von keinem Ahab.

Wir meinen den ſchändlichen Amalekiter, der da heißet El Terror von Dan bis Bathſeba und iſt ein Häuptling und Kriegsoberſter der verfluchten Söhne Belials, welche da genennet werden Comanchen.

So, ſo, den wollt ihr? Und auch ſeine ſchöne Tochter, nicht?

Du ſprichſt wahr, geliebter Bruder . . .

Halt, halt, wenn 's beliebt. Wir können die Sache auch ohne das „trauliche Du“ der preußiſchen Landwehr abmachen. Trage gar kein Verlangen, mit Euch zu ſmolliren, Mann. Da ich aber nun weiß, was Euer und Eurer Genoſſen Begehren iſt, ſo ſagt mir auch, zu welchem Zwecke ihr den Comanchen und ſeine Tochter ausgeliefert haben wollt.

Um an ihnen in Erfüllung zu bringen das Wort des Herrn, welches da lautet: Erſchlage, tödte, erwürge! Erſchlage Alles und laß Dein Auge erbarmungslos ſein. Tödte Alle, die Jungfrau, den Greis, den Jüngling, das Kind und das Weib, deſſen Haar ergraut iſt! Röthe mit Blut . . .

Die Stimme, welche dieſen rührenden Bibeltext vorbrachte, war allmälig in ein furibundes Kreiſchen übergegangen, ſchnappte aber plötzlich ab, gerade als hätte der Sprecher einen tüchtigen Rippenſtoß gekriegt.

So, ſo? erwiderte ich. Ihr ſcheint ſehr chriſtliche Geſinnungen und Abſichten zu hegen. Wer ſeid ihr denn eigentlich?

Wir ſeind vo Koarathal aus Wirtaberg, ſchwäbelte der Mann wieder, ſein bibliſches Hochdeutſch fahren laſſend, und wir ſeind hiahairzoga, um in der Wildnuß den reachta Bund aufz'richta, wia's in der Bibla ſtoht, und han a nuis Jeruſalem baua . . .

Ei, ei! Wo liegt denn das neue Jeruſalem? Sind ſeine Mauern wirklich aus Jaspis und ſeine Eckſteine aus Smaragden und Chryſolithen und ſeine Thore aus Perlen und ſeine Gaſſen aus reinem Gold, allwie es, glaub' ich, in der Apokalypſe Sankti Johannis ſteht?

Der Teufel hatte aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeine Hand im Spiele, denn ich konnte nicht umhin, meiner Frage einen kurzen Lachtriller anzuhängen.

Das ſchien übel vermerkt zu werden, denn ein drohendes Gemurr und Geknurr kam vom Fluße herauf und eine tiefe, exaltirte Stimme rief aus:

Wehe denen, die da ſitzen auf den Sitzen der Spötter! Und alſo ſpricht der Herr: Thue ihnen wie den Midianitern und dem Siſſera, wie dem Jabin am Bach Kiſon, welche zu Endor vertilget und zu Koth der Erde geworden ſind. Mache ihre Fürſten wie den Horeb und Seb, alle ihre Oberſten wie Sebah und Zalmunah; mache ſie . . .

Genug und übergenug, ihr gottverdammten Bibelbuchſtabenfreſſer! ſchrie ich erboſt hinab. Und jetzt hört, was ich euch ſage. El Terror und ſeine Tochter genießen das Gaſtrecht unſeres Daches und ehe wir dieſes heilige Recht verletzen, wollen wir uns lieber unter den Trümmern von Odashall begraben. Wenn ihr aber noch ein Gefühl für Landsmannſchaft, für Ehre und Gerechtigkeit in euch habt, ſo macht euch fort von hier, ſo lange der Schleier der Nacht uns die Geſichter derer verbirgt, welche uns raubmörderiſch angefallen. Wo nicht, ſo ſchwöre ich bei allen Göttern aller Mythologieen, daß ich weder ruhen noch raſten werde, bis ich euer neues Jeruſalem aufgefunden und demſelben mitgeſpielt haben werde, wie der gute Titus vor Zeiten dem alten mitgeſpielt hat. Halleluja!

Ich hatte kaum ausgeſprochen, als rechtsher vom See herauf wieder der Ruf kam:

Auf gegen die Söhne Moabs! Vertilget die Heiden und Ungläubigen! Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Der Angriff, der jetzt folgte, war der wüthendſte, den wir noch zu beſtehen gehabt, und wie es ſich nachher zeigte, brachte er für Jeden von uns mehr oder minder bedeutende Verwundungen, die aber in der Hitze des Kampfes zum Glücke kaum gefühlt, geſchweige beachtet wurden. Mitten unter dem Getöſe krachte in unſerem Rücken vom großen Blockhaus her der Schuß einer Muskete, die Kugel ſtreifte meine rechte Schulter und ſchlug mir die Rifle aus der Hand, welche ich gerade durch die Palliſadenöffnung ſtecken wollte.

Ein grimmiges Hohngelächter, wie aus den Zweigen der Leſſingseiche kommend, begleitete den Schuß.

Feinde im Innern! ſchrie ich, meine Büchſe aufraffend. Rauſchebart, ſo Du ein Mann biſt, halte den Poſten ein paar Minuten!

Und zurückſpringend bohrte ich mit den Augen in das Gezweige der Eiche empor. Vergebens. Die Finſterniß war greifbar und ich konnte Nichts wahrnehmen. Aber aus dem großen Blockhaus kreiſchte die weinende Stimme Honig-Pads und im ſelben Augenblick leckte eine rothe Flammenzunge aus dem Dache empor.

Jaſus und Sankt Patrik! mein Kind! ſchrie Lucy auf, die an der Seite ihres Gatten wacker Stand hielt, und ſtürzte auf unſer Caſtle zu.

Jam, die Spritze, die Feuerſpritze! Und ſteht feſt an der Stockade, ihr Männer!

So rufend warf ich die Thüre des großen Blockhauſes auf und im Schein der am Dache hinzüngelnden Flamme ſtand vor mir — ein rieſiger, das Geſicht mit ſcheußlicher Malerei bedeckter Indianer, in der linken Fauſt den ſchreienden, zappelnden Honig-Pad an den Füßen haltend, in der rechten den Tomahawk ſchwingend und zum Todesſtreiche auf das Haupt des Kindes ausholend.

Fahre zur Hölle, Mordkerl! ſchrie ich, das Meſſer aus dem Gurt reißend und auf den Arachen einſtürzend, aber leider lief mir die vor Mutterangſt tolle Lucy in den Weg, ſo daß ich zu Boden fiel und das Weib mit niederriß. Ein unnatürlich gellender Schrei ſprang über die Lippen der Mutter, ich ſah den Tomahawk des Wilden ſich ſenken, aber bevor die Waffe ihr Ziel erreichte, taumelte er, der Dampf und Knall eines Schußes erfüllte den Raum und ein rauchendes Piſtol ſchwingend ſprang Bogo hinter einer Seitenwand hervor.

O Maſſa, Maſſa Triſchtan! heulte der Neger, halb außer ſich, man wußte nicht, ob aus Furcht oder aus Triumph; Bogo treffen den grauſamen Rothhaut in's Genick mit Kugel aus Piſtol; Bogo ſein tapfer, ſein geſchickt, Bogo kein feiger Tropf ſein.

Und er zog den ſchreienden Honig-Pad unter der blutenden Leiche des Indianers hervor und legte das Kind in die Arme der Mutter, die daſſelbe mit wahnſinnigem Entzücken an ihre Bruſt drückte.

Ich athmete hoch auf; denn wir waren einer furchtbaren Gefahr entgangen. Der Feind, welcher ſich in unſere Feſtung zu ſchleichen und Feuer an das Blockhaus zu legen gewußt hatte, war todt. Geſegnet ſei Honig-Pads Schreien, geſegnet ſei aber auch Vogo's Furchtſamkeit, denn hätte ſich der Neger nicht furchtſam im Blockhaus verſteckt, ſobald wir in die Anſiedlung zurückgekommen, ſo wäre ſein rettendes Piſtol im entſcheidenden Augenblicke nicht bei der Hand geweſen. Hätte ſich der Apache nur zehn Minuten länger ungeſehen in unſerer Mitte behaupten und ſein Brandſtiften und Schießen fortſetzen können, ſo wäre es mit uns zu einem ſchmählichen Ende gekommen, und er hätte es können, wenn er ſich nicht dadurch verrathen, daß er in ſeiner beſtialiſchen Mordluſt die Hand nach dem armen Säugling ausgeſtreckt.

Ein raſendes Freudengebrüll wurde draußen laut, als die Flamme auf dem Dach des Blockhauſes ſichtbar geworden. Aber ſchon ergoß ſich vom Brunnen her der löſchende Stral unſerer von Jam dirigirten Handſpritze auf das Feuer, ſo daß es in wenigen Augenblicken erloſch.

Brav gemacht, altes Weib! ſchrie Ram. Suppoſe, biſt eine ächte Hinterwäldlerin, bei Jingo! Jodidideldeh!

Hurrah, ihr Männer! rief ich, meine Rifle ladend; bleibt feſt und kalt, weicht keinen Schritt und vergeudet keinen Schuß!

Gretle, rief Hans, hieher mit einem Topf ſiedenden Waſſers! Hieher, mein Schatz!

Da, nehmt das und das, ihr ewigen Schuſte! Donderidoh-Jup! haſelirte Rory und ließ krachen.

Und auch am Thore krachte die unermüdliche Büchſe Melahuks und zeigte, daß dieſer Poſten noch immer in guten Händen ſei.

Liberty for ever! . . . . Halloh! Zu Hülfe, Dolerio, zu Hülfe, in Molochs Namen zu Hülfe!

Ich komme! rief ich, Pulver auf die Zündpfanne ſchüttend, und ſtürmte an die Seite des Freundes.

Es that Noth, denn ein halbes Dutzend Feinde waren im Begriffe, die Palliſaden zu erklettern, und wir ſahen die dunkeln Umriſſe ihrer hohen Kegelhüte oberhalb der Stockade. Ich feuerte meine Rifle auf einen derſelben ab und er verſchwand, aber im ſelben Augenblicke überſprangen drei der Neujeruſalemiten die Palliſaden, warfen ſich auf uns und es begann ein wüthendes Ringen. Mein Gegner vermied den Schlag, welchen ich mit dem Kolben meiner Büchſe nach ihm führte, unterlief mich und beſchenkte mich mit einem Meſſerſtoß, deſſen Gewalt glücklicherweiſe an meinem Pulverhorn ſich brach. Ich erwiſchte ihn mit der Linken an der Gurgel, ſtellte ihm ein Bein und ſtach ihm mein Meſſer bis an's Heft in die linke Armhöhle. Da traf mich aber ein heftiger Beilſchlag auf den Rücken, daß ich nach Athem ſchnappte. Einer Wiederholung dieſes Schlages hätte ich nicht widerſtehen können, allein plötzlich ſtieß der Mann, der mich rücklings angefallen, einen jähen Angſtruf aus und im nächſten Augenblick zappelte er am Boden, wo auch Rauſchebart mit ſeinem Gegner ſich umherbalgte. Eine dunkle Maſſe, von welcher ein grimmiges Gebrumm ausging, wälzte ſich über den Neujeruſalemiten her, deſſen Stöhnen in verlöſchendes Röcheln überging.

Ein wunderbarer oder vielmehr wunderlicher Zufall war uns zu Hülfe gekommen.

Der Neujeruſalemit, welcher mir den Tomahawkſchlag verſetzt, war in der Dunkelheit auf den deutſchen Michel d. h. auf unſern zahmen Bären getreten, der an dieſer Stelle ſein gewöhnliches Nachtlager eingenommen und den heftigen Tritt auf ſeinen

Kopf ſo übel vermerkt hatte, daß er ſich ohne Weiteres auf den Störer warf, ihn zu Boden riß und mit Tatzen und Zähnen tödtlich verwundete. Nachdem er dieſe Heldenthat vollbracht, kroch er brummend wieder in ſeinen Winkel und hätte ich Zeit dazu gehabt, ſo würde ich unſtreitig die Betrachtung angeſtellt haben, daß unſer deutſcher Michel doch kein echter deutſcher Michel ſei, denn der echte deutſche Michel läßt ſich bekanntlich lieber zehnmal auf den Kopf treten, als daß er einmal beißt.

Heiſſah, der hat genug! rief Rauſchebart aufſtehend aus und wiſchte ſich das Blut aus dem Geſichte, welches von einer Stirnwunde herabträufelte, die ihm der Tomahawk ſeines Gegners geſchlagen, bevor es ihm gelungen, demſelben ſein Bowie-knife in die Kehle zu ſtoßen . . . Heiſſah, ſag' ich, und Tod allen Pietiſten und Separatiſten und Methodiſten und allen dergleichen Iſten! Potz Moloch und Aſtoret!

Nach dem mißlungenen Sturmlaufen der Neujeruſalemiten ließ der Kampf auf der Seite, wo wir ſtanden, nach und ruhte auf ein drittes Pfiffſignal überhaupt bald ringsöher. Aber wieder nur auf eine kurze Weile; denn die Angreiſer ſchienen ſich noch um jeden Preis das Dunkel der Nacht zu Nutzen zu wollen, welches jetzt einem leiſe im Oſten am Himmel aufſpringenden Lichtſtreif zu weichen begann.

Ach Gott, wie ſehnſüchtig begrüßten wir dieſen Vorboten des Tages nach ſolch' einer Nacht! Wie entzückt athmeten wir die kühle Morgenbriſe ein, welche die Luft erfriſchte und die düſtern Wolken am Firmament vor ſich her gegen Weſten trieb, wie um Raum für das erwartete Tagesgeſtirn zu ſchaffen.

Bevor jedoch dieſes kam hatten wir noch einen letzten, harten Angriff abzuſchlagen.

Die Feinde ſchienen alle ihre Kräfte auf der weſtlichen und öſtlichen Seite zum Sturm concentriren zu wollen, denn auf der erſtern ſtürmten nach kurzer Waffenruhe die ſämmtlichen Neujeruſalemiten, auf der letztern die Arachen, welchen Ram und El Terror mit ihren Büchſen ſo großen Schaden zugefügt hatten, daß ſie ſich nicht mehr an den Graben an der Nordſeite heranwagten. Während daher Ram, Melahut, Hans und Rauſchebart ihre Kräfte der Vertheidigung der Weſtſeite zuwandten, beſetzten Rory, Bogo — der würdige Sohn Afrika's hatte aus ſeiner glücklichen That im Blockhaus einen erſtaunlichen Muth geſchöpft — und ich die Oſtſeite, wo die Apachen einen Höllenlärm verführten. Die mordluſtigen Teufel hatten es aufgegeben, die Stakade erſteigen zu wollen, weil ſie erfahren, daß unſere Büchſen ihnen ſichern Tod brachten, ſobald ſie ihre Köpfe am oberen Rande der Bruſtwehr erblicken ließen. Statt deſſen verſuchten ſie es nun an verſchiedenen Stellen, die Palliſaden aus dem Boden zu reißen oder vielmehr dieſelben mit ihren Tomahawks unten zu durchhauen, um ſich ſo einen Zugang zu erwirken. Und einmal gelang ihnen ihr Bemühen in der That halb und halb. Hart neben Bogo krachte eine der Palliſaden zuſammen und wurde auswärts geriſſen, der Arm eines Wilden fuhr durch die Lücke, ergriff Bogo am Bein, riß ihn mit einem plötzlichen Ruck zu Boden und zerrte ihn der Oeffnung näher, um ihm mit dem Machetto beikommen zu können. Im gleichen Augenblicke wich auch gerade vor mir einer der eingerammten Stämme und ſah ich mich mit zwei zähnefletſchenden, gellenden Indianern, welche ihre Meſſer von unten her nach meinem Piedeſtal ſtießen, im Handgemenge. Ich durfte alſo nicht eine Spanne weit von meinem Poſten weichen, und doch plärrte Bogo ſo jämmerlich um Hülfe, daß es einen Stein erbarmt hätte. Wüthend ſtieß ich einem meiner Feinde den Kolben meiner Büchſe in's Geſicht, daß der Wilde heulend zurückfiel, allein ſogleich klammerten ſich ein halb Dutzend rother Fäuſte an meine Waffe feſt, zogen mich ſelber der Lücke zu und zugleich züngelten die Machetto's fortwährend nach meinen Beinen, ſo daß ich lächerliche Sprünge machte, wie etwa ein angehender Tanzbär. Ich wollte meine koſtbare Rifle ſchlechterdings nicht fahren laſſen und endlich gelang es mir, den an meinem Gürtel hängenden Tomahawk loszuneſteln, und nun hackt' ich damit auf die Fäuſte der Wilden los, daß ihnen der Spaß verging und ich meine Büchſe wieder in meine Gewalt bekam. Bogo ſchrie indeſſen immer ärger und wurde trotz ſeines Zappelns der Palliſadenöffnung immer näher gezogen, bis ſein Kopf an der Lücke lag.

O Maſſa Triſchtan, gellte er in ſchneidenden Fiſteltönen, verflucht Rothhaut arme Neger ziehen ab Skalp, oh!

Dieſes Oh! ſchrillte nicht umſonſt ſo angſtvoll, denn der Wilde, der zum Gebrauch einer andern Waffe nicht Raum hatte, war in der That Willens, mit ſeinem Meſſer den Neger bei lebendigem Leibe zu ſkalpiren. Seine Rechte zückte das Machette, während ſeine Linke, deren Finger in das wollige Haar des Negers gekrallt waren, den Kopf deſſelben an die ſchmale Oeffnung preßte. In dieſem Augenblick konnte ich dem übelſituirten Gentleman zu Hülfe kommen, als eine andere Perſon den Dienſt, welchen ich leiſten wollte, vor mir und zwar auf eine ſonderbare Art leiſtete, denn mit einmal hörte ich Jams rauhe Stimme hinter mir flüſtern: Aus dem Wege, Mr. Free, aus dem Wege, ſag' ich; will den blutigen Heiden taufen, bei Jingo, will ihn! und über das aufwärts ſchauende Geſicht Bogo's, aus welchem die großen, in Todesnoth rollenden Augen hervorquollen wie die Sehwerkzeuge eines Alligators, fuhr plötzlich ein dampfender Waſſerſtral in die ſcheußliche Phyſionomie des Apachen, der, ein ſchauderhaftes Geheul ausſtoßend, geblendet und verbrüht ſein Opfer augenblicklich fahren ließ und kopfüber die Hügelwand hinabrollte.

Rechne, der iſt gezeichnet. Mr. Free . . . iſt er nicht? ſagte Jam mit einem kurzen, eulenſchreiartigen Lachen. Wollen ſie alle taufen, fuhr ſie fort, die Feuerſpritze am Eingang der Küche wieder mit dem ſiedenden Inhalt des Topfes füllend, welchen Gretchen herausbrachte, alle wollen wir ſie taufen, die mörderiſchen Schleicher, ſo wahr 's Schlangen gibt am alten Saltriver.

O Maſſa, Bogo ſein ſkalpirt! fiſtulirte der Neger aufſpringend und hopste auf einem Bein im Kreiſe herum. Bogo es ja vorherſagen und jetzt ſein eingetroffen die Unglücker . . . oh! oh!

Halt Dein Maul, biſt ja geſund und unverletzt.

Bogo ſein geſund und unverletzt? Und was das ſein? fragte der Neger ſchluchzend, faßte meine Hand und führte ſie an ſein rechtes Ohr oder vielmehr an die Stelle, wo das rechte Ohr geſeſſen, denn es war weg, rein weg. Das Machetto des Apachen hatte es weggeputzt.

Dondoridoh-Jup! johlte Rory; ſie fliehen, die langbeinigen, bemalten Creaturen. Haben genug, bei Jaſus! Haben ihnen den Spaß verſalzen . . . Glory! Glory! Glory!

Und in der That war das Gebrüll, womit die Apachen ſich gegenſeitig zum Angriff ermuntert hatten, ſeit der heilſamen Taufe, welche Jam einem hatte angedeihen laſſen, in jenes langgezogene, dumpfe Heulen übergegangen, womit die Indianer eine Niederlage eingeſtehen, und die Wilden verloren ſich wie weggeblaſen in den Wald.

Aber auf der Weſtſeite wüthete noch der Kampf und ich eilte hin, um ihn entſcheiden zu helfen.

Gerade als der erſte Hauch des Morgenrothes den Wipfel der Leſſingseiche anglomm, unternahmen die Neujeruſalemiten einen letzten Sturm. Sie ſammelten ſich am Ufer des See's und kletterten, fanatiſche Bibelverſe herſchreiend, den ſteilen Abhang herauf. Wir ſtanden bereit, ſie zu empfangen.

Da mit einmal blitzte es in dem Felſen am nördlichen Seeufer auf, eine Rifle knallte und der voranſtürmende Schwarzhut, ein langgewachſener, beherzter Mann, ſtürzte mit zerſchmettertem Gehirn rücklings hinab. Zugleich ſchallte ein kläglicher Yell aus dem Walde und erſtarb in dem tremulirenden Schrei: Apache-wannaween! Apache-wannaween!

Als Antwort pfiff es wieder ſchneidend von den zwei Booten her, in welchen die Schwarzhüte gekommen und die an der Brücke angelegt waren, und jetzt wandten ſich die frommen Schurken raſch zur Flucht, ſprangen in ihre Boote, lösten ſie und ſuchten möglichſt ſchnell den offenen See zu gewinnen. Und wieder krachte es in den Felſen und eine wohlgezielte Kugel ſtreckte den Schwarzhut nieder, der das Steuer des erſten Bootes führte. Er ſchwankte und fiel ſchwerfällig in's Waſſer.

Wer war es, der uns ſo unerwarteten Succurs brachte?

Ich kehrte meine Blicke dem Seeufer zu und ſah auf dem Börnefelſen einen rieſenhaften, in ein zottiges Bärenfell gehüllten Mann ſtehen, der ſo eben ſeine Rifle wieder lud.

Ram, deſſen Falkenaugen ihn ebenfalls wahrgenommen, rief lebhaft aus:

Calclire, iſt das der Backwoodsman, den ich geſtern mit dem Comanche über den Fluß ſetzen geſehen. Habe die Notion, iſt es, bei Jove!

Kennt mein Bruder den Fremden? wandte ich mich an El Terror und wies gegen den Mann im Bärenfell hin.

Melahuk kennt ſeine Freunde, lautete die Antwort. Apache-wannaween iſt Melahuk's Freund.

Und auch ich ſollte in dem Todesſchrei der Apachen, denn dieſe Bedeutung hatte, wie ich ſpäter erfuhr, der Name Apache-wannaween, einen Freund erkennen.

Der erſte Stral der aufgehenden Sonne fiel auf den rieſenhaften Fremden, der das von braunem, bis auf die Bruſt herabfallendem Bart umwallte Geſicht der Anſiedlung zugewandt hatte, und jauchzend ſchrie ich auf: Der Buſchmichel! der Buſchmichel! Mein brüderlicher Jugendkamerad, der Buſchmichel!

Aber wie ich wieder hinſchaute, war der Felſen leer und der Buſchmichel verſchwunden.

Und all die ſtürmiſchen Empfindungen, die mich bei dieſer wunderbaren Erſcheinung durchbebten, mußten ſich jetzt in dem ungemeſſenen Jubel verlieren, womit die Gefährten den gewonnenen Sieg feierten. Eine gemeinſchaftliche Salve donnerte den fliehenden Feinden nach, dann ließ der Comanche die Wälder von ſeinem Triumphruf widerhallen und ein frohlockendes Hurrah und Viktoria für Odashall! begrüßte das glorreich im Oſten heraufwandelnde Tagesgeſtirn.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Beſichtigung der Wahlſtatt und Verbrennung der Todten. — Was El Terror erzählt. — Wie ich auf eine ſüße Anrede eine honigſüße Antwort gebe. — Der Quakel! — Beweis, daß nicht nur die Eiferſucht, ſondern auch der Jähzorn eine Leidenſchaft iſt, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft.

Aber wie waren wir müde, abgehetzt, elendiglich zugerichtet!

Sag euch, es war zum Umfallen, und fielen wir auch um wie Mehlſäcke und wären regungslos liegen geblieben da, wo Jeder eben hingefallen, ſo uns die braven Weiber nicht in die Hütten und auf unſere Tillandſiamatratzen gebracht und uns von Blut und Schweiß und Pulverſchwärze reingewaſchen und unſere Wunden — ohne Wunden war Keiner und hatte deren Mancher zwei und drei und vier — unterſucht und verbunden und unſere vertrockneten Kehlen mit kühlenden Getränken angefeuchtet hätten. Stellte ſich bei Einigen auch das Wundfieber ein, daß ihnen die Zähne klapperten und ſie wunderliches Zeug durcheinander phantaſirten und delirirten, und lagen wir Alle an vierundzwanzig Stunden, ohne uns regen und bewegen zu können. Wären jetzt unſere Angreifer zurückgekehrt, ſie hätten nur einen Vertheidiger der Niederlaſſung gefunden, den ſtahlnervigen Comanche nämlich, der nach wenigen Stunden der Ruhe wieder ſo friſch und wohlauf war, als je. Kamen aber nicht wieder, die frommen Gauner mit ihren mordluſtigen Rothhäuten, hatten ſich mächtig in uns geirrt, hatten zu viel Haare gelaſſen, als daß ihnen die Luſt, Odashall zu erſtürmen, nicht für lange, wenn nicht für immer vergangen ſein müſſen. Ei, hatten mächtig Pech gehabt, die raubmörderiſchen Schufte, und wir mächtig Glück. Hätte können ſchief gehen die Geſchichte. Hatten aber bei alledem gezeigt, daß wir reelle Pioneers ſeien und reelle Männer obendrein, **ventre del diavolo!**

Muß aber geſagt werden, daß ſich die Weiber noch nobler gehalten. Hatten die größte Unerſchrockenheit, Bravour und Beſonnenheit bewieſen, die Weiber, und uns conſiderabel remarakable Dienſte geleiſtet. Und dann hatten wir ja, nachdem der Jux vorüber, müſſen erſtarren und verſiechen, wenn die braven Weiber, obgleich ſelber zum Umſinken ermattet, uns nicht die fürſorglichſte Pflege hätten angedeihen laſſen. Erwies ſich auch hier wieder das ſchwache Geſchlecht ſtärker, als das ſtarke, meiner Treu, und wollte ich, alle Weiberverächter hätte mal Gelegenheit, in ſo einer Lage den Muth und die Aufopferung der Frauen zu erproben. Freilich, die verlogenen und verzogenen Zieräffinnen der ſogenannten gebildeten Stände Europa's, die jammerſeligen Reſidenzpuppen mit ihren falſchen Buſen, Hüften, Zöpfen und Zähnen, ihren geſchminkten Wangen und geſchminkten Herzen, ihrer Verbildung, Putzwuth und Genußſucht, die würden auch unter ſolchen Umſtänden nur jene Nichtigkeit eclatant beweiſen, welche ſie für jeden ehrlichen Kerl ſo verabſcheuungswerth machen muß, daß er lieber mit einer Brennneſſelgarbe das Ehebett beſteigen möchte, als mit ſo 'nem Butterteigding, das außen mit Watte, innen mit franzöſiſchen Phraſen gepolſtert iſt, auf Bällen den Engel, zu Hauſe den Teufel ſpielt, nicht empfindet, ſondern nur empfindelt und, ſtatt eine Springfeder zu ſein für des Mannes Energie, an ihm hängt als ein ſeelenloſer Bleiklumpen, der ihn herabzieht unter das Joch der Gemeinheit und Alltäglichkeit.

Wohl, lagen alſo den Tag über und ließen uns pflegen und warten, wobei bemerkt werden muß, daß mein theologiſcher Freund es, ich weiß nicht wie, zu machen gewußt hatte, daß ihm die Pflege und beſondere Aufmerkſamkeit des allerliebſten Comanchemädchens zu Theil ward, und ſchliefen die Nacht drauf einen ſo geſunden, tiefen und erquickenden Schlaf, daß wir mit Aufgang der Sonne wieder ziemlich tüchtig und munter waren. Nachdem ich meine eigenen und der Gefährten Wunden ärztlich unterſucht und nicht ſehr bedeutend, ſondern ſchon im Heilen begriffen gefunden, auch Bogo eine rührſame Troſtrede über den Verluſt ſeines rechten Ohres gehalten hatte, nahmen wir ein kräftiges Frühſtück ein, ſtärkten uns mit einem Mundvoll Wein und gingen dann an die nöthigen Geſchäfte.

Da war nun das erſte die Unterſuchung der Anſiedlung und ihrer Umgebung und war da aufzuräumen und auszubeſſern genug. Während nun Hans und Nory die ſchadhaft gewordenen Palliſaden und das Dach der großen Blockhütte wieder herſtellten, handtirten Rauſchebart und Bogo an der halbzerſtörten Pferdefenz und gingen Ram und ich, mit unſern Laſſos verſehen, hinaus auf die Washingtonprairie, nach unſerem Vieh zu ſehen, ob uns daſſelbe nicht etwa weggetrieben worden. War aber nicht weggetrieben und fingen wir die zahmeren Muſtangs leicht ein und kamen die Milchkühe zur gewohnten Morgenſtunde zur Anſiedlung, um den Melkgeſchirren ihren Tribut zu zollen. Sodann machten wir uns an das Sammeln der Leichen unſrer gefallenen Feinde und ſammelten deren auf und um den Hügel ihrer fünfzehn und fanden, daß ſieben Weiße und acht Indianer ihren räuberiſchen Angriff mit dem Leben bezahlt hatten. War ein trauriges Geſchäft das und konnten Rauſchebart und Hans und ich ein peinliches Gefühl nicht unterdrücken, als wir ſieben Landsleute todt und blutig und ſtarr und mit verzerrten Zügen vor uns liegen ſahen. Waren faſt lauter blondhaarige, derbknochige Schwabengeſichter, die indeſſen noch im Tode jenen widerwärtig hochmüthigen und unduldſamen Ausdruck zeigten, welcher die Phyſionomien der Sektirer charakteriſirt. War ihnen aber recht geſchehen, hätten uns getödtet, wenn wir ſie nicht getödtet, und hatten wir uns nur um unſere Haut gewehrt und einen ehrlichen Kampf gekämpft.

Die Beſtattung der Leichen auf die gewöhnliche Art war uns zu mühſam und umſtändlich, weßwegen wir am Waldrand ein halb Dutzend Schwarzkiefern fällten, die durch den Sommerſonnenbrand genugſam ausgedörrt waren, um ein luſtiges Feuer zu verſprechen, und ſpalteten ſie und errichteten am Fuße des Uhlandhügels 'nen fermen Holzſtoß und ſchichteten die Todten darauf. Und im Kreiſe ſtehend, zogen wir die Hüte und Jam, die eine gute Chriſtin, kam herbei und ſprach die feierlichen Gebete des engliſchen Begräbnißrituals, welche mit den Worten beginnen: **In the midst of live we are in death***) — und als ſie geendet, zündeten wir den Holzſtoß an und ließen die Leichen vom Feuer verzehren.

---

*) Mitten im Leben ſind wir im Tode.

Nachdem dieſes geſchehen, richteten uns die Weiber, wie es recht und billig war, einen Siegerſchmaus zu, und als wir uns gehörig gütlich gethan, beſchloß ich, den Comanche um Auskunft über die räthſelhaften Ereigniſſe, die uns leicht hätten ſo gefährlich werden können, anzugehen, wobei es mich beſonders drängte, Etwas über den Buſchmichel, den Apachewannaween, welcher Name bewies, daß mein plötzlich erſchienener und plötzlich wieder verſchwundener Jugendfreund in dieſen Gegenden ſich bekannt und gefürchtet gemacht, in Erfahrung zu bringen.

El Terror hatte ſich mit der dem Indianer, falls er ſich die Unverdorbenheit ſeines urſprünglichen Naturels bewahrt hat, eigenthümlichen Mäßigkeit bald von unſerem Schmauſe zurückgezogen und lehnte jetzt auf ſeine Rifle geſtützt an der weſtlichen Wand der großen Blockhütte, unbeweglich wie eine Statue und in ſeiner ganzen Haltung all die Würde und Selbſtbeherrſchung zeigend, welche leicht für Gleichgültigkeit und Apathie genommen werden kann, aber unter der kalten Außenſeite eine raſtloſe Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und Andere verbirgt. Die lachende Droſſel, die nur unter den Augen des Vaters die ergebene Schweigſamkeit und Ruhe der Weiber ihrer Race an den Tag legte, ſonſt aber augenſcheinlich voller Muthwillen und Beweglichkeit war, kauerte zu den Füßen des Häuptlings.

Melahuk hat für ſeine weißen Brüder — begann ich die Unterredung — gefochten wie ein Mann und wie ein tapferer und weiſer Krieger. Meine Männer ſenden mich, dem großen Häuptling der Comanchen ihren Dank zu ſagen.

Meine weißen Brüder ſind gut, verſetzte der Indianer, den Kopf anmuthig neigend, ſie kennen und thun die Gebote des großen Geiſtes beſſer, als der Quakel und ſeine Schwarzhüte.

Der Quakel und ſeine Schwarzhüte? Will mir Melahuk ſagen, wer der Quakel und ſeine Schwarzhüte ſind?

Schlangen, giftige Schlangen, die mit den Hunden von Apachen auf Beute gehen.

Die innere Bewegung, welche den Comanche bei der Erwähnung ſeiner Feinde erfaßte, war ſo mächtig, daß ſeine Augen Blitze ſchleuderten und ſeine Hand den Lauf ſeines Gewehres ſo krampfhaft packte, daß ich meinte, ſie müßte denſelben zerbrechen wie Schilfrohr.

Mein Bruder ſpricht nicht gern von den Schuften, die wir gehörig heimgeſchickt, fuhr ich fort, aber er wird mir ſagen, was er von dem Manne weiß, der heute früh auf dem Felſen dort ſeine Büchſe knallen ließ. Mein Bruder wird denken, der weiße Mann ſei neugierig wie eine Squaw, allein ich glaube in dieſem Fremdling einen Mann wieder erkannt zu haben, der mir lieb war, ſehr lieb, als ich noch ein Knabe war drüben in den Ländern jenſeits des großen Salzſees.

Melabuk hat den Arache-wannaween eines Tages auf den Prairien am Timpisarabea gefunden und der Arache-wannaween und Melabuk haben zuſammen das Buffalor gejagt und die Fährten der ſchleichenden Arachen verfolgt, entgegnete der Comanche ausweichend.

Calclire, bringt Nichts aus der Rothhaut heraus, Mr. Free, flüſterte mir Ram zu, der mit den Uebrigen herbeigetreten war. Habe die Notion, könnt eher einen Stein reden machen, als einen Indianer.

wenn er nicht reden will, und rechne, der Comanche iſt Einer, der nicht reden will.

Der ehrenwerthe Hinterwäldler hatte ſich indeſſen dießmal mit ſeinem Rechnen verrechnet, denn nachdem El Terror eine Weile regungslos in die Wolken emporgeſtarrt, heftete er einen durchbohrend forſchenden, wie eine Sonde in's Herz dringenden Blick auf mich und meine Genoſſen, ſchaute dann nachdenklich zu Boden und ſagte:

Mein weißer Bruder hat Melahuk und Nonnimur vertrauungsvoll in ſein Wigwam aufgenommen und ſie mit ſeinen Kriegern gegen die Schwarzhüte und Apachen vertheidigt. Mein Bruder iſt gut, er kennt keine Heimtücke und darf wiſſen, was Melahuk weiß. Der Häuptling will reden.

Und nachdem er wieder einige Sekunden geſchwiegen, begann er in der ſententiöſen Weiſe ſeines Volkes, die ich leider nicht wortgetreu wiederzugeben vermag:

Wenn ein Krieger den Tomahawk ausgräbt und den Kriegspfad betritt, muß er die Farbe der Kriegsſchminke ſeiner Feinde kennen und wiſſen, ob er einem Lipan oder Caranchua oder Apache begegnen kann. Sonſt geht er in die Irre, wie ein Mann, dem der große Geiſt das Licht der Augen genommen. Mein weißer Bruder forſcht nach dem Quakel und den Schwarzhüten — Melabuk will ſein Herz öffnen, und was darin iſt, auf ſeine Zunge legen, die nie gelogen. Melabuk hatte den Kriegsruf noch nie angeſtimmt, als ſein Vater Tuteoſegau von dem Pfeil eines verrätheriſchen Apache, während der Tomahawk begraben war, in's Herz getroffen und in die Jagdgründe des großen Geiſtes abgerufen wurde. Damals hat Melabuk geſchworen, die Apachen zu bekämpfen ſein Leben lang, ſobald er ein Mann geworden. Aber Melabuk war noch ein Knabe und lebte bei ſeiner Mutter Schentwib im Wigwam der Sauaws. Schentwib aber war eine Tochter der Pawnees an dem nördlichen Fluß, welcher der rothe heißt, weit weg an den Gränzen der Yankeeſe. Dort hatte ſie Tuteoſegau auf einem Kriegszug gewonnen und als Weib in ſein Wigwam genommen. Und Schentwib erzählte Melabuk oft von ihren heimatlichen Jagdgründen und dem mächtigen Volk der Yankeeſe *) und beſonders von einem Stamm des-

---

*) Nordamerikaner.

ſelben, deſſen Mitglieder Quakel*) heißen und nie den Kriegsruf erheben, ſondern ſtill und friedlich in ihren Dörfern wohnen. Und Schentwih pries die Quakel hoch und ſprach viel von den Tugenden derſelben und Schentwihs Worte prägten ſich in Melabuks Herz, daß er, der noch kindiſch und unkriegeriſch war, oft ſich ſehnte, einmal einen Quakel zu ſehen. Aber Melabuk wuchs zum Manne heran und wurde der Häuptling ſeines Volkes, wie Tutesſegan geweſen, und ſchärfte den Tomahawk und führte ſeine jungen Krieger auf den Kriegspfad und ſchlug die Apachen und führte Fongoh, die Mutter Rennimurs, in ſein Wigwam. Und das Dorf ſeines Stammes war ſtattlich und die Hütten ſeines Volkes waren angefüllt mit den Häuten des Buffalos und des Hirſches und mit den Fellen des Bibers und mit Kriegsbeute und in den Rauchſtangen bleichten die Skalpe der Apachen. Da kam eines Frühlings, als die Blumen der Prairien zu blühen begannen, eine Schar weißer Männer über den großen Fluß*) in die Jagdgründe der Comanchen und erſchienen vor dem Rath der Häuptlinge und bat demüthig um Mais und Salz und um einen Flecken Land, wo ſie ſich ein Wigwam bauen wollten. Und es waren Söhne der Mexikos. Sie hatten aber lange, ſchwarze Gewänder an und ihre Köpfe geſchoren und ihre Lippen trieften von Frieden und Güte und Milde. Da erinnerte ſich Melahuk deſſen, was ihm Schentwih, die lange ſchon todt war, von den guten Quakeln geſagt, und er hielt die Fremden für Quakel und nahm ſie brüderlich auf, gab ihnen Land und half ihnen mit ſeinem ganzen Volk ein großes, großes Wigwam aus Steinen bauen, welches ſie Miſſion der **Santa Madre de Dios** nannten. Und der große Geiſt hatte meine und meines Volkes Augen verdunkelt, daß wir nicht bemerkten, wie wir mit jedem Steine, den wir zum Bau des Wigwams der glatzköpfigen Fremdlinge herbeiſchleppten, einen Stein zu unſerem Verderben fügten. Und die

---

*) Quakel iſt die indianiſche Verunzierung von Quaker. Sonſt wurden die Quaker von den nordamerikaniſchen Indianerſtämmen auch Söhne des Onvacs genannt, weil Onvacs einer der vielen Namen war, welche ſie dem verehrten William Penn gegeben.

---

*) Der Rio grande del Norte.

Quakel errichteten ihrem Manitou eine Kapelle, wie ſie es nannten, und ſtellten daſelbſt einen Altar auf und auf demſelben einen ſonderbar geformten Marterpfahl, woran das Bildniß des Sohnes ihres Manitou hing, und zündeten Lichter an, thaten glänzende Gewänder um, verbeugten ſich und knieten vor dem Altar und ſangen Worte in einer feierlich klingenden Sprache und das hießen ſie Meſſe leſen. Und all die wunderlichen Gebräuche gefielen meinem Volke ſehr. Und einige der Fremden hatten bald unſere Sprache gelernt, wie wir von ihnen die Sprache der Mexikos lernten, und nun huben ſie an, uns wunderbare Dinge zu erzählen von ihrem großen Manitou, der die Erde erſchaffen und Alles, was darauf, und von der Madonna und dem Salvator, dem Sohne Gottes, den dieſer vor vielen hundert Jahren auf die Erde geſandt, um alle Menſchen glücklich und ſelig zu machen und die Dornen auf den Pfaden zwiſchen allen Völkern aus dem Wege zu räumen. Den hätten die böſen Juden in einem Lande weit, weit gegen Aufgang der Sonne an's Kreuz genagelt, aber er ſei wieder lebendig aus ſeinem Grabe auferſtanden und triumphirend gen Himmel gefahren. Und weiter redeten ſie viel vom Himmel, in welchen der Salvator dereinſt Alle ſammeln werde, welche an ihn glauben und recht thun, und von der Hölle, dem großen Feuer, in welches die Ungläubigen und Böſen ſollten verſtoßen werden für unendliche Zeit. Und Melabuk und ſeine Krieger horchten auf dieſe cuentos de frailes*) und noch eifriger horchten die Squaws darauf und am eifrigſten Fongoh. Aber die Glatzköpfe thaten nicht, wie ſie redeten, und riefen immer mehr und mehr ihrer weißen Brüder über den großen Strom. Die jagten unſer Wild und verzehrten unſern Mais und tranken unſern Pulque**) und wollten Schimpf treiben mit unſern Weibern und Töchtern vor unſeren Augen und uns zu Sklaven machen auf den freien Jagdgründen unſerer Väter. Und zu ſpät fühlten wir das Joch auf unſerem Nacken, und als wir unſerer Verblendung endlich Meiſter geworden, war es zu ſpät und waren uns die lügneriſchen Fremdlinge ſchon zuvorgekommen. Denn ſie hatten heimlich einen Bund geſchloſſen mit den verrätheriſchen Apachen, um uns zu vertilgen und unſer Land zu nehmen. Und in einer heißen Nacht zur Zeit des Eſtio*), als wir ſorglos in unſern Hütten ſchließen, ertönte plötzlich das Kriegsgeheul der Apachen und die Feuerrohre der Weißen krachten und unſer Dorf ward überfallen und die Feinde waren mitten unter uns, bevor wir den Tomahawk erheben konnten. Da ward Fongoh an meiner Seite erſchlagen und kaum rettete ich Nonnimur, die noch als Papus**) in ihrer Rindenwiege an den Thürpfoſten meiner Hütte hing, aus den Händen der Mörder. In jener Nacht ward mein Stamm zerſtreut und in die unendlichen Wildniſſe gen Sonnenuntergang verſprengt. Und es kam eine Zeit ſchwerer Betrübniß für Melabuk, denn diejenigen ſeiner Brüder, welche dem Blutbad entronnen, wandten ihre Blicke zürnend von ihm, weil er die weißen Glatzköpfe willkommen geheißen. Aber der große Geiſt, der ſein Antlitz zornvoll vor Melahuk verhüllt, weil er und ſein Volk die Ohren den Lügen der Blaßgeſichter geöffnet, that die Wolken weg von ſeinem Antlitz, als Melahuk in Trübſal trauerte, und ſtärkte Melahuk zum Werk der Rache. Und da der Schnee gegangen und die Sonne wieder glühend auf den Savannen lag, da hatte Melahuk die Comanchen wieder um ſich geſammelt und erhob den War-whoop und ließ die Glatzköpfe und ihre Blaßgeſichter die Schneide ſeines Tomahawks fühlen und erſtürmte das große Steinwigwam und verheerte die Dörfer der Apachen und ruhte nicht eher, als bis die Wampums aller ſeiner Krieger von Skalpen trieften. Und ruhte auch dann noch nicht, ſondern führte ſeine Krieger über den großen Fluß und bekriegte die Söhne der Mexikos, bis ſie heulend vor ihm flohen und mit dem Namen El Terror, den ſie Melahuk gegeben, ihre Papus ſchreckten. Und ſeit damals hat Melahuk das Volk der Mexikos unabläſſig befehdet und nie den Tomahawk gegen die Apachen ruhen laſſen. Da geſchah es einmal vor vielen Sommern, daß er mit ſeinen jungen Kriegern einem Jagdzug der Apachen folgte. Und als er am Saum ihres Lagers lauerte, ſah er, wie die Hunde einen weißen Jäger, den ſie gefangen, an den Marterpfahl banden, um ihn zu verbrennen. Das bewegte Melabuks Herz, denn er hatte wohl großes Leid von den Blaßgeſichtern erduldet, aber auch erfahren, daß es unter ihnen weiſe und gerechte Männer gibt und Weiber, die da ſind wie die Engel, von denen die Glatzköpfe . . .

---

*) Mönchs-Märchen oder Legenden, auch Ausdruck für Lügen überhaupt.

**) Ein kühlendes Getränk, welches aus dem Saft der Agave americana gewonnen und gegohren getrunken wird.

---

*) Sommer.

**) Säugling, Kind.

Hier ſchnappte der Comanche plötzlich in ſeiner Erzählung ab. Die Bewegung, welche ihn im Verlauf derſelben unwillkürlich ergriffen, ſchien ihn fortgeriſſen zu haben, Etwas zu berühren, was er eigentlich nicht hatte berühren wollen. Er faßte ſich jedoch augenblicklich und nahm den Faden ſeiner Erzählung wieder auf:

Melabuk überfiel die Apachen und befreite den weißen Mann. Der wurde ihm ein Freund, ein Bruder, den Apachen aber ein Schrecken, und das iſt der Apache-wannaween. Wenn ſie ſeine Büchſe knallen hören, überzieht Todesſchauer ihre Glieder, denn ſie wiſſen, daß ſeine Kugel nie fehlt.

Aber wo iſt er jetzt, der Apache-wannaween? unterbrach ich den Erzahler ungeduldig.

Wo er iſt? Kann mein Bruder ſagen, wo der Wind iſt, der heute Morgen die Wipfel des Waldes durchbrauste? entgegnete Melahuk und ſchwieg dann.

Suppoſe, queer das, conſiderabel queer, bemerkte Rauſchebart, der gleich mir die ſpaniſche Sprache und folglich den Comanche verſtand, auf deutſch. Calculire, der meineidige Schuft, der Talleyrand, hatte Recht, wenn er meinte, die Sprache ſei dem Menſchen gegeben, um ſeine Gedanken zu verhehlen. Habe die Notion, der Häuptling verſchweige mehr, als er ſage. Mag freilich ſeine Gründe haben, aber haſt Du bemerkt, wie er abſchnappte, als er auf die weißen Weiber, die da ſeien wie die Engel, zu ſprechen kam?

Damn das ſpaniſche Palaver, das kein ehrlicher Amerikaner verſtehen kann! ſagte Ram. Möchte wiſſen, wo das Gewelſch hinauswill. Calculire, Ihr fragt mal den Rothen, wie es denn gekommen, daß er ſeine Tochter auf den Kriegspfad mitgebracht. Rechne, iſt das der Angelhacken, womit man ihm die Würmer aus der Naſe ziehen kann.

Kommt auch noch, Mann, verſetzte ich; dürfen Nichts übereilen, iſt 'ne mächtig häcklige Sache das.

Und mich zu El Terror wendend, ſagte ich, um auf Umwegen dem Ziele näher zu kommen: Mein Bruder wird mir von dem Quakel reden und ſeinen Schwarzhüten.

Der Quakel iſt eine Schlange und die Schwarzhüte gierige Wölfe, welche das Wild und den Mais der Comanchen aufzehren möchten. Aber der Apachewannaween wird der Schlange den Kopf zertreten und Melahuk die Wölfe fangen und ihre Skalpe nehmen.

Und wieder ſchwieg er ſinnend. So ſehr aber auch ein Indianer ſeine Züge in ſeiner Gewalt hat, ſo meinte ich doch in denſelben eine ſeltſame Ungewißheit wahrzunehmen, als möchte der Indianer gerne Etwas verhehlen, und wiſſe nicht, wie es umgehen. Endlich ſchien er mit ſich einig geworden, denn er fuhr beſtimmten Tones und ohne weitere Unterbrechung fort:

Der Schnee des letzten Winters ſchwand von den Bergen, als der Quakel mit ſeinen Schwarzhüten heraufzog am Rio Colorado in dieſe Gegenden. Und ſeine Worte gleißten wie die Haut der Chicaclina*) und duften von Honig. Aber Melabuk dachte der Glaßkerle und traute den Blaßgesichtern nicht, die ebenfalls in langen, schwarzen Kleidern gingen, wie jene, und ebenfalls allzeit den Salvator im Munde führten. Und ich ſprach zu dem Apache-wannaween: Laß meine jungen Krieger die Skalpe der lügneriſchen Schwarzhüte nehmen. Aber der Apache-wanaween wehrte mir und ſprach: Der große Geiſt verhüte, daß ich Solches geſchehen laſſe. Das ſind Männer aus demſelben Lande jenſeits des großen Salzſee's, aus welchem auch ich gekommen, und meine Landsleute ſind treu und redlich. Sie haben mir geſagt, daß ſie in die Wildniß gezogen, weil man ihnen nicht geſtatten wollte, den Manitou auf ihre Weiſe zu verehren. Und das ſind in Wahrheit ſolche Männer, deren Lob Schönweib in Melabuks Ohr geſungen, das ſind Quaker. — Melabuk that nach dem

---

*) Die Chicaclina iſt eine zierlich geſtreifte, in wunderſchönen Farben prangende Schlange, die aber mit der

---

korallenfarbigen Natter Coralillo, dem Vinagrillo, einem heimchenartigen Inſekt, der Chinclaquili, einer ſchönen, ſchwarzrothen Spinne, und der Salamanqueſa, einer Art von Eidechſe, zu den gefährlichſten Giftthieren gehört, welche in den Provinzen von Mexiko, vornehmlich in den ſüdlichen vorkommen.

Willen ſeines Freundes und ließ die Schwarzhüte Wigwams errichten und ließ ſie den Pflug durch die Jagdgründe der Comanchen führen. Aber der Apache-wannaween hatte ſich ſchwer in den Fremdlingen geirrt, denn ihr Häuptling, der Quakel, und ſie alle begannen bald zu thun, wie die mexikaniſchen Glatzköpfe gethan hatten, und weil Melahuk und die Comanchen Nichts mehr hören wollten von den cuentos de frailes, welche die Schwarzhüte von ihrem Manitou und Salvator, den ſie Heiland nannten, unabläſſig herſchrieen, wie es auch die Glatzköpfe gemacht, und weil der Apache-wannaween ſein Auge zornig von den Wigwams der Blaßgeſichter wandte, in welchen, wie er ſagte, affenmäßige Thorheit und Schande getrieben wurde, und weil die Comanchen den übermüthigen Schwarzhüten nicht dienſtbar ſein wollen: ſo wandten ſich dieſe den Hunden von Apachen zu und bedrohten Melahuks Volk mit Krieg, wenn Melahuk ſeine Tochter nicht in das Wigwam des Quakels liefern wurde. Nonnimur aber zitterte und weinte und der Apache-wannaween lud ſeine Büchſe und ſagte: Laß uns den War-whoop erheben gegen den ſchamloſen Wicht und ſeine Brut! Und wir erhoben den Kriegsſchrei gegen ſie, aber Melabuks Krieger waren faſt ſämmtlich in die Prairien jenſeits des Colorado gezogen, um das Buffaler zu jagen, und ſo mußten der Apache-wannaween und Melabuk und Nonnimur über die Berge flüchten und die Schwarzhüte und Apachen waren unabläſſig auf ihren Fährten, bis meine weißen Brüder das Thor ihres Wigwams dem Häuptling und der lachenden Droſſel öffneten.

Habe die Notion, die Geſchichte klinge ziemlich plauſibel, bemerkte Rauſchebart, als der Indianer ſchwieg, und verdollmetſchte deſſen Erzählung den Uebrigen.

Aber warum iſt der Apache-wannaween nicht mit Melabuk in das Wigwam meiner Brüder gekommen? fragte ich den Comanche.

Der Apache-wannaween war wohl in ſeinem Canoe den Fluß hinabgeſchwommen, um im Rücken der Verfolger ſeine Büchſe knallen zu laſſen.

Und warum kam er nicht, als die Feinde flohen?

Der Apache-wannaween weiß, was er thut, entgegnete der Indianer kurz und fügte, wie um fernere Fragen abzuwehren, hinzu: Bevor zwei Sonnen um ſind, wird Melabuk den Ruf ſeiner Krieger hören und wird der Hufſchlag ihrer Roſſe auf der Prairie dröhnen. Dann wird er die Schwarzhüte ſchlagen und die Skalpe der Apachen nehmen . . . Melabuk hat geſprochen. Er iſt müde und will ſchlafen.

Und mit einer leichten Beugung des Kopfes glitt der Comanche von der Blockhauswand weg und in den dunkeln Raum, welchen unſere vier Hütten um die Leſſingseiche her bildeten, hinein, wo er niederkauerte, den Rücken an den Baumſtamm lehnte, das Pantherfell, welches ihm als Mantel diente, über Kopf und Bruſt zog und richtig in einen tiefen Schlaf zu verſinken ſchien.

Nun, dacht' ich, durch das, was ich erfahren, nur halb befriedigt, wenn der Vater nicht länger Rede ſtehen will, ſo wollen wir 's einmal mit der Tochter verſuchen.

Rauſchebart wollte mich dieſer Mühe überheben und ſich der Aufgabe unterziehen, das hübſche Kind zu inquiriren, allein die lachende Droſſel mochte von dem ſprühenden Blitz wohl einen Wink bekommen haben, denn obwohl ſie für die zärtlichen Blicke des guten Ortheologen augenſcheinlich nicht unempfänglich war und dieſelben ſchon mehrmals mit einem allerliebſten Lächeln beantwortet hatte, ſo folgte ſie dennoch ſchleunigſt ihrem Vater, an deſſen Seite ſie ſich niederließ, um ebenfalls die verſäumte Nachtruhe nachzuholen.

Moloch und Aſtoret! ſagte Rauſchebart verdrießlich, vermuthe, iſt gegen die Verſchloſſenheit des Häuptlings und gegen die Sprödigkeit ſeiner Fräulein Tochter dermalen Nichts auszurichten, und calculire, will nach 'nem Hirſch in den Jefferſonforſt hinüber, damit wir heut' Abend friſchen Braten zwiſchen die Zähne kriegen.

Aber warum, bei Jaſus, machen wir uns nicht auf, um die ewigen Ketzer und ihre langbeinigen Pickelhäringe zu verfolgen? fragte Rory. Können noch nicht gar zu weit weg ſein, die Schurken, und ſollten wir, wißt ihr, ihnen für alle Ewigkeit das Gelüſte vertreiben, wieder zu kommen.

Ach nein, Rory! ſchrie Lucy, die ihren Knaben auf den Armen hatte. Da, ſieh den armen Hong-Pat an und ſage dann noch einmal, Du wolleſt den mörderiſchen Böſewichtern in die Wälder folgen

Still, altes Weib! ſagte Ram und fügte, die auch dießmal nicht ausbleibende Proteſtation der jungen Tochter Erins gegen den genannten Titel, unbeachtet laſſend, hinzu: Calclire, der Honig Pad kommt bei dieſer Notion gar nicht in Frage, aber ſuppoſe, es wäre queer, wenn wir gingen, denn calclire, der Comanche hätte ſich ſicherlich nicht auf die faule Haut gelegt, ſo es räthlich wäre, den Feind zu verfolgen. Vermuthe, iſt nicht der Mann, zu ſchlafen, wenn er ſich Arbeit für ſein Skalping-knife verſprechen kann. Calclire, iſt ein ſo tüchtiger Krieger und Häuptling, als nur je einer den War-whoop erhob. Hat es in der vervorigen Nacht bewieſen, ſo hat er, bei Jingo. Habe die Notion, wartet nur ſeiner Zeit, der Comanche, und calclire, ſollen wir auch der unſerigen warten — iſt ein Fakt.

Habt Recht, Mann, entſchied ich — theils von der geheimen Hoffnung, der Buſchmichel könnte ſich wieder zeigen, theils auch von dem Gefühl meiner Verantwortlichkeit für das Heil der Anſiedlung von der Verfolgung abgehalten — habt Recht, wollen unſerer Zeit warten und inzwiſchen die Spuren des

Kampfes vollends beſeitigen und thun, was es ſonſt zu thun gibt.

Und wir zerſtreuten uns, um Verſchiedenes zu ordnen und zu beſorgen, doch mußte ſich Ram an Rauſchebarts Statt nach einem Stück Wildpret umſehen, denn der Letztere war nicht aus der Anſiedlung wegzubringen, ſo lange in derſelben ein Magnet, wie die lachende Droſſel, vorhanden war. Seine fabelhaft große Stirne in krauſe Falten ziehend, verhängnißvolle Gedanken und Entſchlüſſe im Innern wälzend und furchtbare Rauchwolken aus einer langen Studentenpfeife blaſend, die er über den Ozean mitgebracht, lungerte er um die Blockhütten her, von Zeit zu Zeit einen armsdicken Liebesblick nach der Stelle hinſchießend, wo die lachende Droſſel unbeweglich neben ihrem ſchlafenden Vater am Boden ſaß. Ich ließ ihn ſchmachten und ſchmauchen und ging mit Lucy auf die Wieſe jenſeits der Brücke, wo Rory ein Feuer angemacht und einen Keſſel darüber gehangen hatte, um unſere Honigwaben auszukochen, während über einem andern Feuer daneben Hans eine weniger wohlriechende Miſchung von allerlei den Sommer über geſammelten Harzen in Theer verwandelte. Dem Knall und Fall verliebt gewordenen Ertheologen mochte der Honigduft einladend in die Naſe ſtechen, und da er ein eifriger Verehrer aller guten Sächelchen war, ſo kam er bald mit einer Handvoll friſcher Tortillas*), die uns Gretchen zum Mittageſſen gebacken, auf die Wieſe herab, um dieſelben mit Honig überſtrichen in ſeinen Magen zu befördern, was dieſem ſehr wohlzuthun ſchien.

Plötzlich hörte er auf zu ſchlucken, blickte ſtarr in die Prairie hinaus und ſagte:

Calclire, bekommen Beſuch.

Beſuch, Mann? Doch nicht ſchon wieder die Schwarzhüte und Apachen? Verdammt ſeien ſie! entgegnete ich und folgte der Richtung von Rauſchebarts Blicken.

Nein rechne, 's iſt nur ein einzelner Reiter.

Ich ſchaute hin und durch das braune, dürre, mehrere Fuß hohe Gras der Washingtonprairie arbeitete ſich in der Entfernung von etwa einer halben Legua ein Reiter, augenſcheinlich in gerader Richtung auf uns zulenkend.

---

*) Welſchkernpfannkuchen, die auf dem Roſt gebacken werden und beſonders warm vortrefflich ſchmecken.

By all the powers! ſchrie Rory, meines Vaters Sohn will zu einem Sealawyer*) werden, wenn's nicht einer der pſalmodirenden Schufte, einer der Schwarzhüte iſt, bei Jaſus!

Pshaw, entgegnete ich, nachdem ich den Herankommenden ſcharf gemuſtert, hat zwar 'nen allmächtig großen Filz auf, leben aber in einem freien Lande, und kann Jeder aufſetzen, was ihm beliebt. Der Mann kommt offenbar in friedlicher Abſicht, ſonſt würde er ſich doch ein Biſſel beſinnen, ſo allein und ohne alle Umſtände ſich in den Bereich von einem halben Dutzend transcendent glorioſer Rifles zu bringen.

Der Fremde war jetzt bis auf hundert Schritte an uns herangekommen und die Muſterung ſeines Aeußern ergab das Reſultat, daß wir einen jener travelling preacher, einen jener wandernden Prediger vor uns hätten, wie ſie im Weſten der vereinigten Staaten umherziehen, um Jedermann anzupredigen, wer ſie nicht zur Thüre hinauswirft. Es iſt eine zudringliche, diebiſche Methodiſtenbrut, die, nur ſelten von einem ſtupiden Bekehrungseifer geleitet, weit öfter von den laſterhafteſten Beweggründen zu ihrem unſtäten Leben bewogen wird, und man kann den Anſiedlern nur rathen, jedem dieſer Galgenvögel, ſo wie ſich einer nähert, ohne Weiteres den Hals umzudrehen und ihn den Turkey Buzzards zum Fraße vorzuwerfen, denn in jedes Haus, deſſen Schwelle ſo ein heuchleriſcher Schuft überſchreitet, bringt er Unfrieden und Unſegen mit. Wollte, wir hätten 's auch ſo gemacht, wollte, verſichere euch. Iſt euch aber ein ganz eigenes Ding, wenn Einen in der Einſamkeit der Wildniß ein Menſch zu beſuchen kommt. Müßt ein Herz haben ſo hart wie Feuerſtein, wenn ihr ihn nicht willkommen heißt.

---

*) Sealawyers, Seeadvokaten, werden die unerſättlichen Haifiſche von den Seeleuten genannt.

Moloch und Aſtoret! ſagte Rauſchebart, als der Fremde, nachdem er abgeſtiegen, ſeinen Muſtang an einen Baum gebunden und, wie um die Friedlichkeit ſeiner Geſinnung recht deutlich zu zeigen, ſeine unanſehnliche Muskete ebenfalls an den Baum gelehnt, auf uns zukam. Moloch und Aſtoret! wiederholte er, ſo wahr der König David eine fidele Haut geweſen, ich kenne den Mann. Sieh doch mal, Dolerio

Der Fremde, welcher mit Ausnahme eines frackartig zugeſchnittenen ſchwarzen Rockes und eines enormen ſchwarzen Filzes, welche Kleidungsſtücke in ihm einen travelling preacher vermuthen ließen, das gewöhnliche Waldcoſtüm trug, näherte ſich indeſſen langſam mit geſenktem Haupte und über der Bruſt gefalteten Händen.

Das iſt, hol' mich der Teufel, ſo ein Bibeltextnothzüchtiger und Pſalmenbürſter! ſagte ich und ſpuckte voll Eckel aus.

Ja, und was für einer! beſtätigte Rauſchebart. aber wart nur, 's kommt, calculir' ich, noch beſſer oder Du mußt ein jämmerliches Gedächtniß haben.

Ich hatte aber kein jämmerliches Gedächtniß, denn als der Fremde, uns auf wenige Schritte nahegekommen, den Kopf etwas erhob, ſo daß ſein Geſicht unter dem koloſſalen Hut ſichtbar wurde, erkannte ich den Beſuch augenblicklich.

Wer konnte auch dieſe lange, ausgemergelte Geſtalt mit der viereckigen, rückwärtsgebogenen Stirne, den verbuhlten und verdrehten Gauneraugen, dem talgfarbigen Geſicht, der widerwärtig krummen Naſe und dem lüſternen Wurſtmaul jemals wieder vergeſſen, wenn er ſie einmal geſehen?

Ventre del diavolo! ſchrie ich, das iſt ja der Herr Krebsler!

Bei Nennung dieſes Namens fuhr der Mann einen Schritt zurück und warf einen Blick auf ſeinen Muſtang hinüber, als beſänne er ſich, ob es nicht gerathen ſei, umzukehren.

Willkommen, geliebteſter Bruder in Chriſto! näſelte ihn Rauſchebart an. Willkommen in den Gezelten Israels!

Der Herr ſegne euch um dieſes Wortes willen, meine Brüder! entgegnete Krebsler, denn der war er wirklich und wahrhaftig. Der Herr ſegne euch, ſetzte er hinzu, die Augenbrauen weit in die Stirne hinaufziehend, ſo daß ſeine Fratze — anders konnte man dieſen Druckfehler von Geſicht nicht nennen — ganz den Ausdruck jenes widerwärtigen, ſektireriſchen Dünkels annahm, der dieſe Schufte auszeichnet und verräth; der Herr ſegne euch und laſſe das Licht ſeiner Gnade auf eure Pfade fallen.

Ah, Sie geben ſich alſo noch immer mit frommer Phraſenfabrikation ab? fragte ich, von der Anweſenheit des Kerls äußerſt unangenehm berührt Aber thun Sie mir doch den Gefallen, mir zu ſagen, woher der Wind Sie weht, guter Herr Krebsler.

Meine Brüder, legen Sie mir um der Liebe unſeres Heilandes willen nicht dieſen Namen bei, den ich führte, ſo lange ich im Fleiſche wandelte. Seit der Herr mich der Wiedertaufe gewürdigt und ich abgeſagt habe der Welt und ihren Thorheiten und geworden bin ein Sohn des Heils und ein Eiferer für Iſrael und ein Baugeſelle am wahren Tempel, trage ich in Demuth den Namen Jeremias, weil ich traure gleich dem Propheten des alten Bundes über die Sünden meines Volkes.

Pſhaw, entgegnete ich verächtlich. Laſſen Sie das dumme Gewelſche. Hier gibt es keine Sünder und alſo auch Nichts zu bekehren.

O, über die Verblendung der Söhne Moabs und Amaleks, für die das Blut des Lammes umſonſt gefloſſen! O, über die ſtolzen Thoren, die da lecken gegen den Stachel, die da verleugnen der Weisheit A und O und nicht anerkennen die Selbſtverachtung, welche da iſt der Trank des Heils.

Zum Teufel mit der Selbſtverachtung, Sie heuchleriſcher Narr!

Wehe, wehe! ſchrie Kreböler, mit den Armen wedelnd, als wollte er ſich aufſchwingen von dieſer ſündhaften Erde. Wahrlich, wahrlich ich ſage euch, wer ſeinen Bruder Racha ſchilt, der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig.

Will Ihnen was ſagen, Herr Kreböler oder Jeremias. Wenn Sie Ihre bibliſchen Phraſen nicht ſtecken laſſen, ſo möchte ich leicht einer Einflüſterung des Gottes des Zornes Gehör geben und ihnen eine nochmalige Wiedertaufe in dem Fluß da zu Theil werden laſſen, eine Wiedertaufe, die Sie leicht in den Scheol ſpediren dürfte, wohin wir die raubmörderiſchen Schurken ſpedirt, die uns in der vorvorigen Nacht ſchändlicherweiſe überfallen und deren Aſche Sie auf dem verkohlten Scheiterhaufen dort drüben ſehen können. Ihre Gegenwart in dieſer Wildniß iſt mir ohnehin ſehr verdächtig, mein lieber Herr. Verſtanden?

Der Herr verzeihe Ihnen, mein Sohn! erwiderte der Pietiſt ſalbungsvoll und mit einer dem Weinen nahen Stimme. Er verzeihe Ihnen, daß Sie einen in dieſen Wildniſſen irregegangenen, demüthigen Prediger des Wortes, der da geflohen iſt aus der Verderbniß Sodoms und Gomorrha's, aus den Städten Europa's, wo der Antichriſt umgeht mit Gebrüll, einen verirrten Landsmann, der da ſeine Augen halb blindgeweint über die Sünden ſeiner Brüder und endlich den Staub von ſeinen Füßen geſchüttelt hat, um in dieſen fernen Gegenden den Heiden das Heil zu verkündigen . . .

Noch einmal: ſtill mit dem Unſinn oder ich ſtopfe Ihnen das Maul!

O, mein Bruder, fuhr der hartnäckige Sektirer fort, ſeine Stimme noch ſanfter modulirend, o geliebter Bruder, der Du noch wandelſt in der Finſterniß heidniſchen Stolzes, der Herr der Gnaden erbarme ſich Deiner und gebe, daß Du . . .

Das „Du“ aus dem Munde eines ſolchen Kerls machte mich wüthend, und von einem unwiderſtehlichen Kitzel geſtachelt, erhob ich den Rührlöffel, womit ich die brodelnde Honigmaſſe umrührte, und ſchlug damit den Pietiſten auf's Maul.

Einen gellenden Schrei ausſtoßend, fuhr er mit beiden Händen an die verbrannten Lippen und warf mir aus den grünen Augen einen unbeſchreiblich böſen Katzenblick zu.

Dann erhob er die Arme gen Himmel und die Worte: Wehe denen, die da ſchmähen die Sendboten des Heiles und ihre Hand erheben gegen die Heiligen des Herrn! kreiſchend eilte er zu ſeinem Pferde zurück, welches er im nächſten Augenblicke ſchon beſtiegen hatte.

Und jetzt ſchien der Mann wie verwandelt und ſeine chriſtliche Demuth der ingrimmigſten Racheluſt gewichen. Seinen Muſtang antreibend ſprengte er, ſein Gewehr über dem Kopfe ſchwingend, zweimal blitzſchnell im Kreiſe um uns, hielt plötzlich an, ſpannte den Hahn, zielte, feuerte und ſchoß dann, den gellenden Schrei: Fluch und Verderben über die Kinder von Sihon und Og! ausſtoßend, mit verhängtem Zügel in die Prairie hinaus, woher er gekommen.

Die Kugel pfiff an meinem linken Ohre vorüber und ſchlug Hans ſeinen Rührlöffel aus der Hand daß der heiße Theer allenthalben umherſpritzte.

Millionen, Milliarden Donnerwetter! ſchrie Rauſchebart, dem einige der Theertropfen in's Geſicht gefahren, und ſprang vor Schmerz auf einem Beine umher. Verflucht und verdammt! Alle Dämonen, welche Juſtinus Kerner je ausgetrieben, mögen dem Kerl in den Magen fahren!

Bei allen Teufeln der Hölle, ich will den Skalp des Schurken haben!

So rufend, ſtürzte ich über die Brücke und der Pferdefenz zu, griff den nächſten beſten Muſtang heraus, zäumte ihn, ohne mir Zeit zu nehmen, einen Sattel aufzulegen, ſchwang mich hinauf, ſo wie ich ging und ſtand, und ſpornte das Thier in die Prairie hinaus.

Als ich am Fuß des Hügels vorüberflog, ſcholl von demſelben die ſilberhelle Stimme Nonnimurs herab.

Der Quaker! Der Quaker! rief das Mädchen ängſtlich aus.

Aber ich hatte für Nichts Sinn, außer für den Gedanken an Rache, und mochte nun der bibelbuchſtabenkauende Schuft wirklich der Quaker ſein oder nicht, ich wollte ihn um jeden Preis einholen und erwürgen. Wäre ich meiner auch nur inſoweit mächtig geweſen, mich zu beſinnen, daß in dem ganzen Gebahren Krebslers, der alſo Allem nach in den

Wildniſſen Amerika's pietiſtelte und muckerte, nachdem er Deutſchland lange genug mit der ſtinkenden Jauche ſeiner Traktätchen überſchwemmt hatte, etwas viel zu Abſichtliches gelegen ſei, als daß ſeine Begegnung mit uns hätte zufällig ſein können, ſo hätte mir müſſen einfallen, hinter der ganzen Geſchichte könnte leicht eine ſchlau angelegte Teufelei ſtecken; und wenn mir dieſes eingefallen, ſo wäre ich ſicherlich nicht in blinder Zorneswuth wie toll hinter dem entfliehenden Schuft dreingeraſt. Erwies mich da, muß es geſtehen, nicht als ein reeller Reglähter, ſondern als ein Menſch, dem das kochende Blut zu Zeiten den Verſtand ganz und gar überſchäumt.

Wohl, galoppirte alſo hinter dem Flüchtling drein und mochte die Hetze wohl ein paar Stunden gewährt haben, als ich zu meinem Verdruſſe bemerkte, daß ſich der Zwiſchenraum zwiſchen uns keineswegs verringere, ſondern eher vergrößere. Der Pietiſt hatte ein weit beſſeres Pferd, als ich. Ließ es mich auch fühlen. Dann brach er, als ich ihm einmal auf etwa zweihundert Schritte nahegekommen, vogelſchnell aus, hielt dann, lud ſein Gewehr, ließ mich herankommen und feuerte auf mich. War zum Glück keine Kentuck-Rifle, ſein Gewehr, und hatte der Schuſt auch nicht das ſicherſte Auge. Fuhr aber doch die Kugel wenige Schritte von mir in's hohe Prairiegras, das alsbald wieder hinter dem davonſprengenden Frommen zuſammenſchlug.

Wart mal, Burſch! dacht' ich, als ich ſeinen Kopf aus dem wallenden Gras hervorlugen ſah, und griff auf meinen Rücken, wo meine Büchſe hängen ſollte.

Ach, leider nur ſollte! War ohne mein Rifle ausgeritten, ich Queerkopf, und hatte alſo eine Todſünde begangen. Denn iſt eine Todſünde, wißt ihr, ohne ſein Rifle auf die Prairie zu gehen.

Wohl, ſiel mir einen Augenblick recht ſchwer auf's Herz, die Todſünde, ſchüttelte ſie aber ab und ſtieß meinem Muſtang die Ferſen in die Weichen, daß das heimtückiſche Beeſt einen verzweifelten Seitenſprung machte, um mich abzuwerfen. Ließ mich aber nicht abwerfen und ſtachelte das keuchende Thier mit meinem Bowie-knife, das glücklicherweiſe in meinem Gurt ſteckte, vorwärts, immer vorwärts ohne Raſt und ohne Erbarmen. Die ebene Savanne, durch welche hin ich dem Pietiſten nachjagte, ging in eine ſogenannte Rolling-Prairie über, welche ſich rechtshin teraſſenhaft anſteigend in die Berge hinaufſchwang, aber trotzdem, daß mein abgemattetes Thier die Ungunſt dieſes Terrains hart empfand, behielt ich den Flüchtling immer noch in Sicht, bis er, einen bewaldeten Höhenkamm hinangaloppirend, auf der andern Seite desſelben verſchwand. Langſam ſchob ſich mein Muſtang die Anhöhe hinan, aber als er den Gipfel erreicht, fiel hinter den Baumſtämmen hervor ſo nahe vor mir ein Schuß, daß mir das Feuer faſt in's Geſicht ſchlug, mein Pferd machte einen furchtbaren Satz, ſtürzte und ſchleuderte mich im Stürzen ſo heftig gegen den Boden, daß ich eine Weile betäubt liegen blieb und nur noch ein heiſeres Hohngelächter vernahm, welches ſich in der Ferne verlor.

Der Kopf that mir heillos weh, denn ich war mit demſelben auf die knorrige Wurzel eines Hickory gefallen, allein meine Kräfte zuſammennehmend raffte ich mich auf, um die Verfolgung zu Fuß fortzuſetzen. Ja, zu Fuß, denn mein gehetztes Thier hatte die Kugel, die mir gegolten, in die Bruſt empfangen und jetzt bereits ausgeathmet.

Einerlei, ermuthigte ich mich, allzu lange hält es das Pferd des verdammten, krummnaſigen Halunken auch nicht mehr aus, und wenn ich ihm nur auf der Fährte bleibe, ſo muß er dranglauben, bei Jove!

Wohl, die Fährte war deutlich genug und führten die Hufſpuren, welche der Flüchtling auf dem ausgedörrten Gras des felſigen Bodens zurückgelaſſen, den Hugel hinab in ein zerriſſenes Waldthal, welches ſich weit in die Berge hineinſtreckte. Ich folgte den Spuren wohlgemuth, und wenn mein Durſt nach Rache nicht mehr ſo brennend war, wie im Anfang der Verfolgung, ſo rührte das keineswegs von pſychiſchen, ſondern rein von phyſiſchen Urſachen her. Mein Kopf ſchmerzte mich heftig und eine große Müdigkeit bemächtigte ſich meiner. In meinem Jähzorn hatte ich die Nachwehen unſeres nächtlichen Kampfes nicht gefühlt, aber jetzt machten ſie ſich immer unabweisbarer fühlbar. Vom Gehen öffnete ſich die kaum verharrſchte Machetteſtoßwunde an meinem Bein wieder und die von dem ſtumpfen Theile eines Tomahawks herrührende

Contuſion auf meinem Rückgrath begann mir das Athemholen beſchwerlich zu machen. Aber immer noch ſetzte ich meinen Weg fort, durchmaß das Thal und gab meiner Erſchöpfung erſt nach, als ich an eine Stelle gekommen, wo der Verfolgte Halt gemacht zu haben ſchien, denn das Gras war ringsher zerſtampft. Hier lief auch das Thal in zwei ſchluchtenartige, felſenbeſäete kleinere Thäler aus, die nach rechts und links in das Gebirge hineintraten und eine wildromantiſche Szenerie bildeten, beſonders das rechter Hand, aus welchem ein ungeſtümer Fluß hervorſchoß, der ſeine klaren Fluten pfeilgeſchwind durch das zerklüftete Geſtein drängte und die ganze Umgebung mit ſeinem Rauſchen erfüllte. Die Hufſpuren führten von dem zerſtampften Platze aus an dieſen Fluß, liefen eine Weile neben demſelben hin und verſchwanden dann. Ich konnte nichts Anderes annehmen, als daß der Reiter hier über den Fluß geſetzt, denn derſelbe war ſchon an dem Ufer augenſcheinlich viel zu tief, um die Annahme zu geſtatten, der Pietiſt hätte, um etwaigen Verfolgern ſeine Fährte zu verbergen, verſucht, bloß eine Strecke weit im Waſſer fortzureiten. Ohne mich alſo lange zu beſinnen, entkleidete ich mich, band meine Kleider in einem Bündel auf dem Nacken feſt und warf mich in den Fluß, um das jenſeitige Ufer zu gewinnen. Aber nur mit der äußerſten Anſtrengung durchſchwamm ich das wilde, eiskalte Waſſer, und als ich, glücklich drüben angekommen, fand, daß meine Vermuthung richtig geweſen, indem die Hufſpur wieder auf dem Gras ſichtbar ward, mußte ich leider zugleich erfahren, daß man auch dem kräftigſten Körper nicht zu viel zumuthen darf. Ich konnte mich nur noch ſchwankend aufrecht erhalten, als ich, um mich von dem verteufelt kalten Bad zu erholen, am Ufer auf und ab ging, und erſt nach einigen Minuten hatte ich mich ſoweit erholt, daß ich mich genauer an dem Orte umzuſehen vermochte.

Machte aber dieſe Umſchau einen ganz eigenen Eindruck auf mich und beſchlich mich ſchier ein Zagen. Ich hatte ſchon oft von den furchtbar drückenden Gefühlen gehört, welche Leute befallen, die in der Wildniß irrgegangen, und hatte mir beſonders Sam, den doch ſonſt nicht bald Etwas aus der Faſſung zu bringen vermochte, dieſes Gefühl als das Heilloſeſte geſchildert, was einem Menſchen begegnen könnte.

Wohl, ſo ein Gefühl kam jetzt über mich Ermatteten, obgleich eigentlich von einem Verirrtſein noch keine Rede war. Ich muß aber bemerken, daß wir den Sommer über immer ſo viel und ſo raſtlos zu ſchaffen gehabt, daß wir die Umgegend von Odas-Colonie auf nicht gar weithin kennen gelernt. Auch unſere Jagdzüge ſeit Beginn des Herbſtes hatten uns nie über ein paar Laguas weit von der Anſiedlung weggeführt, weil mir das, was wir in der Nähe in Hülle und Fülle haben konnten, das Wild nämlich, nicht in der Ferne ſuchen mochten. So war mir denn der Ort, wo ich mich jetzt befand, gänzlich unbekannt und ich hatte die Verfolgung des Frömmlers viel zu hitzig betrieben, als daß ich den Gegenden, durch welche ſie mich geführt, ſonderliche Achtſamkeit geſchenkt hätte. Wußte demnach nicht, wo ich war, und ſah mich der Ort mit ſeinen Baumrieſen und Felſen, mit ſeiner majeſtätiſchen Einſamkeit ganz ſeltſam an und kam es mir vor, als rauſche mir der Fluß die zornige Frage zu, wie ich kleines Menſchlein mich habe unterſtehen können, in die Erhabenheit der Wildniß einzudringen.

Die Nacht brach mit der dieſen Breitegraden eigenen Plötzlichkeit herein und da mich hungerte galt es zuvörderſt, Etwas zwiſchen die Zähne zu kriegen, bevor das Dunkel auf den Wald niederfiel Da war's denn gut, daß es nicht Frühling, ſondern Herbſt, denn in dieſer Jahreszeit verhungert man in der üppigen Wildniß nicht, auch wenn man ſich vom Jähzorn zu der Thorheit verleiten läßt, ohne die koſtbare Büchſe auszugeben, welche dem Jäger ſeine Mahlzeiten liefert Ich brauchte ja nur einige der wilden Weinrebenranken zu plündern, die ſich allum an den Stämmen emporrankten und deren Früchte in köſtlicher Reife prangten, um den Forderungen meines Magens einigermaßen Genüge zu thun. Nachdem dieſes geſchehen, ſtreifte ich die Decke von ſpaniſchem Moos, welche ſich über die bis zum Boden reichenden Aeſte einer Magnolia hergeſponnen hatte, und bereitete mir daraus ein Nachtlager zwiſchen den nahe beiſammenſtehenden Stämmen von zwei rieſenhaften Sycamoren am Rande des düſtern Urwalds, deſſen zahlloſe, tauſendjährige Bäume einen halben Büchſenſchuß vom Flußufer entfernt in die Luft ragten. Dieſer Wald zog ſich eine ſanfte Anhöhe hinan, von welcher, als ich mich auf mein Lager niedergeworfen, auf einem ſogenannten Büffelpfad ein Rudel von wenigſtens hundert Reben herab und an den Fluß eilte. Ich meinte, die ſchlanken Thiere, welche in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten an mir vorüberſprangen, wollten an das Waſſer zur Tränke gehen, allein ſie warfen ſich alle mitſammen in die Flut und gewannen ſchwimmend das andere Ufer. Kaum waren ſie hinüber, ſo toſte ein ebenſo ſtarker Rudel Moosthiere und Elenthiere den Wald herab und folgte haſtig den Reben über den Fluß. Aha, dacht' ich, hinter denen iſt eine Schar hungriger Wölfe her; müſſen Acht geben, bei Jingo! Aber ich war grauſam müde, die Augenlider wurden mir ſchwerer und immer ſchwerer, noch einen Blick nach dem Himmel, der ſich mit ſchweren Wetterwolken verhüllt hatte, und auf die Wildniß umher werfend, auf welche ſich das erhabene Schweigen der Nacht geſenkt, umſchloß ich mit der Rechten krampfhaft den Griff meines Bowie-knife und ließ mich von dem eintönigen Rauſchen des Fluſſes in Schlaf wiegen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Die fliehende Büffelheerde. — Es kann Etwas mächtig prächtig und zugleich capital fatal ſein. — Beſtätigung des lateiniſchen Spruchworts: Qui vult vitare Charybdem incidit in Scyllam. — Ein Wunder. — Das Wigwam eines Trappers. — Sphärenmuſik und Engelſtimmen. — Marcello's Pſalm und der War-whoop der Apachen. — Gefangen!

Ventre del diavolo! Was iſt das? rief ich erwachend und aufſpringend aus, nachdem ich wohl kaum ein paar Stunden geſchlafen.

Hatte auch Grund zu dieſer Frage.

Ein Schüttern und Dröhnen des Bodens hatte mich geweckt, ſo daß ich glauben mußte, ein Erdbeben rumore in den Eingeweiden der Erde und mache ſie hüpfen vor Schmerz. Und wieder war es wie ferner Donner und dann wieder ein Geſchnaube und Geblaſe, ein Geraſchel und Getrampel und Gedröhn, als wäre der ganze Urforſt, an deſſen Saum ich lag, wahnwitzig geworden, als ſeien ſeine rieſigen Stämme aus der Erde geſprungen, um einen entſetzlichen Reigen zu tanzen, während ihnen Sturm und Donner zum Tanze aufſpielten.

Das Himmelsgewölbe war ſchwarz wie die Seele eines Despoten, die ganze Umgebung finſter wie das Gehirn eines Zeloten, der Fluß brauste unheimlich vor mir und hinter mir lebte, bebte und regte ſich der Wald, als ſei die Fabel von Birnams wandelndem Forſt zur Wahrheit worden.

Ward mir kurios zu Muthe, verſichere euch.

Ein ſcheußliches Geächze und Gekrächze von zahlloſen, ſcheu durcheinander ſchießenden Nachtvögeln, erfüllte die Luft, welche mit einem eigenthümlichen, erſt angenehm harzig duftenden, dann garſtig brandig riechenden Dampf geſchwängert war, der raſch ſich verdichtete und ſchmerzlich die Augen drückte.

Betäubt ſtand ich in dem Getöſe und griff mit beiden Händen in die Finſterniß hinaus, wie um

Etwas zu faſſen, was mir Aufklärung und Licht gewähren könnte.

Aber ich ſollte Licht erhalten.

Denn durch die ſchwarze Himmelswölbung ſchoſſen plötzlich Lichtſtröme hin wie Nordlichtsſchein, wie rothe Blitze. Und zuckten dieſe Blitze wunderbarerweiſe nicht von oben nach unten, ſondern von unten nach oben, als hätte ſich der Krater eines unermeßlichen Vulkans geöffnet, um ſeine Feuergarben gen Himmel zu ſchleudern. Eine Minute — und das ganze Firmament ſtand in Flammen und die Wolken, welche vor dem Weſtwind herwehten und zu denen allum dicker Rauch emporwirbelte, dräuten wie die entrollten Scharlachbanner der Vernichtung, wie Piratenflaggen des Todes.

Und immer naher und naher ſcholl und ſchwoll das fürchterliche Getöſe durch den Wald und mechaniſch warf ich die Augen umher, wohin ich mich vor dem Nahen des unbekannten Schrecklichen retten ſollte. Ich durfte nicht lange wählen, mich nicht lange beſinnen, ſondern ergriff den tief herabhängenden Aſt einer rothen Ceder, ſchwang mich hinauf und kletterte bis zum Wipfel empor.

Hatte wohl daran gethan, denn im nächſten Augenblick raste und wüthete das wilde Heer die Anhöhe herab und dem Fluſſe zu. Ein wildes Heer von hundert, von tauſend Büffeln.

Und wie ich die Blicke hinaufwandte, woher ſie kamen, da erfuhr ich, wovor ſie flohen.

Der ganze unermeßliche Urforſt brannte hinter ihnen.

Das Gebrüll und Gebrauſe der vor Angſt und Wuth raſenden Thiere war ſchrecklich und ſchrecklich ihr Anblick, wie ſie den Büffelpfad herabtobten mit ſtarr in die Luft ſtehenden Schweifen und grünes Feuer ſprühenden Augen. Die hintern drängten die vordern, die ſtärkern traten die ſchwächern zu Boden, der Pfad war lange nicht breit genug für die ungeheure Heerde und rechts und links brachen ſie durch Dick und Dünn, die jungen Stämme entwurzelnd und mit ihren Eiſenſchädeln an die alten anprallend, daß ſie von der Wurzel bis zum Wipfel erzitterten.

So brausten und donnerten ſie vorüber und ſtürzten ſich in den Fluß.

Und ſo furchtbar war ihre Eile, ſo ungeſtüm ihr Andrang, daß ihre Scharen von Zeit zu Zeit einen Damm durch den Fluß bildeten, vor welchem das Waſſer ſich zurückſtauete, bis es über ihre Rücken hinwegſchäumte. Endlich aber waren ſie hinüber und mit einem Gebrüll, das man viele Meilen weit hören mußte, donnerten ſie, der Leitung eines koloſſalen Bullen an ihrer Spitze folgend, in das Thalbecken hinab mit einer Haſt und Wucht, daß man glauben mußte, der Boden müſſe unter ihnen berſten und brechen.

Und der ſchreckliche Jäger, der, wie mir jetzt klar wurde, ſchon beim Einbruch der Nacht ſich aufgemacht und die Reh- und Hirſchrudel, welche ich geſehen, vor ſich hergetrieben haben mußte, kam ſchnell hinterdrein.

Der heiße Dampf, der erſtickende Rauch, welchen der Wind die Anhöhe herabblies, zeigten mir an, daß die furchtbare Zerſtörung nahete, und machte mir einen fernern Aufenthalt auf dem Baum unmöglich, deſſen Beſteigung mich von dem Zertretenwerden durch die Büffelheerde bewahrt hatte. Der Inſtinkt der fliehenden Thiere hatte mir ja die Richtung gezeigt, wohinaus Rettung lag, und der helle, rothe Schein, welcher von dem Kamm des Waldes herableuchtete, lies mich einen ungeheuren Felsblock gewahren, welcher ſich ſtromaufwärts mitten aus dem Waſſer erhob. Auf dieſen richtete ich mein Augenmerk, denn es lag mir eine durch all die Schrecken um mich her keineswegs erleichterte Mattigkeit in den Gliedern, welche es bedenklich erſcheinen ließ, die ganze Breite des reißenden Fluſſes durchſchwimmen zu wollen, und mit einer gewaltigen Anſtrengung erreichte ich, mich eine gute Strecke oberhalb des Felſens in's Waſſer werfend, denſelben, wobei ich mir jedoch Arme und Hände erbärmlich an dem rauhen Geſtein zerſchund, bevor es mir glückte, auf demſelben feſten Fuß zu faſſen.

Für den Augenblick war ich gerettet, aber meine Lage dennoch keine ſehr angenehme. Die naſſen Kleider klebten mir am Leibe und ich fror trotz der erſtickenden Hitze, die das Thal erfüllte. Ich blutete an Händen und Füßen, der Schmerz an meinem Kopfe erneute ſich, und wenn nicht das furchtbar ſchöne Schauſpiel vor meinen Blicken mich in athemloſer Spannung erhalten hätte, wäre ich wohl in Ohnmacht hingeſunken.

Erſt ſah ich die ganze Linie des Waldkamms entlang einzelne rothe Lohen aufſpringen und ſich von Aſt zu Aſt ſchlängeln wie feurige Anakonda's, dann loderten die harzträufenden Stämme der Schwarzkiefern und Fichten und Cedern wie brennende Schwefelſäulen durch den Qualm und endlich lohte der ganze Wald meilenweit den Fluß hinan und hinab in ſchwelgenden Flammen auf. Millionen, Milliarden Feuerfunken wirbelten und ziſchten durch die Rauchmaſſen wie verderbenlechzende Dämonenzungen, roth wie Blut ſchoß der Strom im Widerſchein der Glut unter mir dahin, roth wie Blut jagten über mir die Dampfſchichten. Und wenn mich der beizende Rauch zwang, die Augen vor dem grandioſen Vernichtungswerk zu ſchließen, ſo donnerte mir das Gekrach der berſtenden und ſtürzenden zahlloſen Baumſtämme in die Ohren wie tauſende und aber tauſende von Sechsunddreißigpfündern. Dann ſchaute ich wieder hin in die grauſe Zerſtörung, womit die Natur gegen ſich ſelbſt wüthete, und ſah die Feuerſchlangen die Stämme hinanziſchen, ſah hier eine Baumgruppe lichterloh auflodern, dort eine in den Wurzeln verbrannte zuſammenſtürzen; hier ſtoben platzende Glutgarben auf, dort wirbelten Dunſtmaſſen, dann wieder allgemeiner, die Sehnerven blendender Brand und furchtbares Feuerſprühen und Berſten und Aechzen und Krachen und Donnern, daß der Widerhall in den Klüften umher wach wurde und nachdonnerte und weiterhin das Echo in den Bergen weckte, um die Kunde von dem Entſetzlichen hinauszuhallen in die unendliche Ferne.

Traun, der Menſch muß ein zähes Ding ſein, daß er der Majeſtät einer ſolchen Naturtragödie gegenüberzuſtehn vermag, ohne daß der Odem erliſcht in ſeiner Bruſt.

Verging mir aber auch wirklich nicht bloß das Sehen und Hören, ſondern auch faſt das Athmen, als die Flamme aus dem brennenden Wald hervor und dem Ufer des Fluſſes zuſchoß. Als ob das tobende Element die Nähe ſeines Feindes und Bändigers geahnt hätte, wogte es ein paarmal zurück, brach aber dann mit verſtärkter Wuth vor, bis es alle Vegetation am Ufer hin in Aſche verwandelt hatte. Die Hitze und der Qualm wurde mir jetzt ſo unerträglich, daß ich ſchon im Begriff war, von dem Felſen herab und in's Waſſer zu gleiten, um auf alle Gefahr hin nach dem gegenüberliegenden, vor dem Brande geſicherten Bord zu ſtreben, als eine plötzliche Veränderung in der Atmoſphäre mich zurückhielt.

Der Nordwind, welcher den Waldbrand vor ſich hergetrieben, war zum Sturm, zum Orkan geworden, als er plötzlich die Flügel hängen ließ, und wenige Minuten darauf fielen einzelne ſchwere Regentropfen.

Juhe! jubelte ich nicht, ſondern dachte ich ganz leiſe, leiſe — Juhe! das Waſſer hat die trotzige Herausforderung des Feuers angenommen und will ihm zeigen, wer Meiſter iſt.

Und die Schleuſen des ſchweren, noch immer vom Widerſchein der Glut roth angeſtralten Gewölkes, welches ſich ſeit geſtern Abend am Himmel hin und her geſchoben, öffneten ſich und niederſtürzte praſſelnd und rauſchend einer jener Wolkenbrüche, wie ſie zu dieſer Jahreszeit die Prairien von Texas kühlen und das ſonnverbrannte Land neu befruchten.

War aber mein Juheien ein ſehr voreiliges geweſen, verſichere euch. Kam durch das Waſſer in noch größere, weit größere Noth, als durch das Feuer, und hatte ich mir vorhin die fabelhaften Qualitäten eines Salamanders gewünſcht, ſo ſollte ich bald dazu gebracht werden, mir die Floſſen und die Lunge eines Fiſches zu wünſchen.

Denn ſtürzten euch ganze Bäche, ganze Waſſerfälle herab; war euch, als hätten ſich die Brunnen des Himmels ſeit Noahs Zeiten niemals mehr geleert und wollten jetzt das Verſäumte auf einmal nachholen.

Ich mußte mich an einem hervorragenden Zinken des Felſens feſthalten, um nicht von den platſchenden Waſſermaſſen hinabgeſpült zu werden, und vermochte erſt nach geraumer Zeit den Kopf wieder zu erheben und um mich zu blicken.

Der Regenguß war vorüber, der Wind ruhte, am Himmel graute die Morgendämmerung, der Waldbrand war erloſchen und wie tauſend und hunderttauſend Waldgeſpenſter ſtarrten die verkohlten Stämme ſchauerlich aus dem ausgebrannten Forſt herüber.

Obgleich bis zum Tode entkräftet, fühlte ich mir doch ein warmes Gefühl der Rettung zum Herzen ſchleichen.

Ach, zu frühe, viel zu frühe!

Das furchtbare Toſen des Fluſſes unter mir machte mich auf eine neue, auf die bedrohlichſte Gefahr aufmerkſam.

Von den ungeheuren Regengüſſen plötzlich angeſchwellt, war der Fluß rechts und links über ſeine Ufer getreten und wälzte auf ſeinen von Aſche und aufgewühltem Grundſand ſchmutzig trüb gefärbten, wie Seewogen hochgehenden Fluten verkohlte Baumſtämme, losgeriſſene Erdſchollen und halb verbrannte todte Thiere, vom Hirſch und Wolf an bis herab zur Klapperſchlange und dem Bullfroſch in wüthender Eile dahin.

Auch einem unermatteten, in der Vollkraft ſeiner Stärke ſich befindenden Mann mußte es ſichern Tod bringen, wollte er ohne andere Hülfsmittel, denn ſeine Arme und Beine, in dieſes wirbelnde, tobende Chaos, in dieſen ſchäumenden Hexenkeſſel ſich wagen, geſchweige Einem, der kürzlich erlebt und ausgeſtanden, was ich erlebt und durchgemacht.

Und das Waſſer wuchs und wuchs immerfort. Die Wogen brandeten von allen Seiten an den Felſen an, überſpritzten mich mit ihrem Giſcht und rollten nur weiter, um noch höhergehenden Platz zu machen.

Iſt eine verfluchte Geſchichte, ſich den Tod ſo Zoll für Zoll an den Hals ſteigen zu ſehen, verſichere euch. Uebergoß mich bald fliegende Hitze, bald erſtarrender Froſt, meine Glieder ſchlotterten und meine Pulſe fieberten. Tolle Phantome umgaukelten mich, Erinnerungen der Vergangenheit vermiſchten ſich mit der toddrohenden Gegenwart, mir kam vor, der Felſen, auf dem ich kauerte, ſei ein wilder Hengſt, der zaun- und zügellos mit mir an Abgründen hinraſe — nein, nicht ein Hengſt, ſondern der Hengſt, jener Hengſt, der einmal auf einer Berghaide meiner Heimat mit mir, da ich noch ein Knabe war, durchgegangen. Damals hatte mich der Buſchmichel gerettet.

Und immer täuſchender waltete in mir dieſe zum Delirium geſteigerte Erinnerung. Ich preßte Schenkel und Beine an den Felſen, wie ich ſie damals an den Leib des Roſſes gepreßt, umſchlang das Geſtein mit den Armen, als wäre es der Hals des ſcheugewordenen Hengſtes, und ſtieß mit einer übernatürlichen, faſt die Lungen zerreißenden Gewalt den Schrei aus: Buſchmichel! Buſchmichel! Zu Hülfe, zu Hülfe!

Mein Ruf überbrüllte das Toſen der Gewäſſer und ſcholl tauſendfach widerhallend in all die Klüfte und Schluchten hinein.

Die furchtbare Anſtrengung hatte mir aber auch faſt den Athem geraubt, ſo daß ich eine Weile halb beſinnungslos mit dem Geſicht auf dem Felſen lag.

Neue Spritzwogen überſchauerten und ſtachelten mich auf. Ich erhob mich auf die Füße, um deren Knöchel jetzt ſchon die ſteigende Flut ſpielte und wiederholte, obgleich die Täuſchung von vorhin geſchwunden, mechaniſch den Hülferuf nach dem Buſchmichel und wiederholte ihn wieder und abermals, bis mir die Stimme verſagte.

Aber horch! Was war das? Antwortete es nicht dort herein? . . . Ach nein, es iſt nur der Nachhall meines Rufens . . . und doch . . . . horch!

Und ich horchte . . . all meine Lebenskraft hatte ſich in den Ohren concentrirt.

Klang das nicht wie: **Ich komme! Ich komme!** War es nicht die dröhnende Baßſtimme des Buſchmichels?

Pſhaw, Thorheit! Es geſchehen keine Wunder mehr! verhöhnte ich mich ſelbſt und die Fiebertollheit, womit ich mir eine letzte Hoffnung geſchaffen.

Und bis an die Knie im Waſſer ſtehend, jeden Augenblick gewärtig, von einer Woge hinabgeſchwemmt zu werden in das wirbelnde, wimmelnde Grab, ſchlug ich mit verzweifeltem Trotz die Arme übereinander, um mit einem Fluch auf mein Verhängniß wenigſtens ungebeugt zu ſterben wie ein Mann.

Aber es geſchehen noch Wunder!

Ich komme! Ich komme! ſcholl es plötzlich hinter mir wie Poſaunenton.

Ich wandte mich mühſam.

Der rieſenhafte Mann im Bärenfell ſchoß, kühn und gewaltig, wie er am vorgeſtrigen Morgen auf dem Börnefelſen geſtanden, in einem Canoe ſtehend auf den überfluteten Felſen zu.

O, Buſchmichel! Buſchmichel! war Alles, was ich halb jauchzend, halb ſchluchzend hervorbringen konnte.

Her zu mir, Triſtan! rief der Retter, mit einem mächtigen Ruderdruck den leichten Rindennachen an meine Seite zwängend und zugleich ſeine linke Hand gegen mich ausſtreckend.

Kopfüber fiel ich in das Canoe, das von meinem Fall in ſeinen Fugen erzitterte und dann pfeilſchnell mit der übermächtigen Strömung dahinwirbelte.

Wie es dem glorioſen Buſchmichel gelungen, das zerbrechliche Boot an's Land zu bringen, weiß ich nicht anzugeben, obgleich ich das Bewußtſein nicht verloren hatte. War aber mein Gemüth in jenen Augenblicken wie der kochende, wogende, brauſende Strom, deſſen gieriger Umarmung ich entriſſen worden, und gingen alle Gedanken ſpurlos in ſeinen überſchwellenden Tiefen unter.

Als ich wieder klarer zu ſehen und zu empfinden begann, lag ich mit Biberfellen warm zugedeckt auf einem Lager von Büffelhäuten in einer Hütte von roh aufgeblockten Stämmen. Durch die Ritzen im Dach blinkten die Stralen der Morgenſonne und auf dem Herd in einer Ecke praſſelte ein helles Feuer, ob welchem ein ſiedender Keſſel hing. Die Wände waren mit Wildfellen aller Art wie mit einer Tapete ausgeſchlagen und mit mächtigen Hirſchgeweihen und Büffelhörnern geziert. Dazwiſchen waren Waffen der verſchiedenſten Gattung aufgehangen und vom Rande der plumpgezimmerten Rauchfangeinfaſſung hingen ſonderbare Zoddeln und Quaſten herab, in denen ich, genauer hinblickend, eine Menge ſchwarzhaariger Indianerſkalpe erkannte.

Kein Zweifel, ich war im Wigwam des Apachewannaween.

Du biſt alſo zum Todesſchrei der Apachen worden, Alterle? fragte ich den ſo wunderbar wiedergefundenen Jugendfreund, der mit einem kleinen Blechnapf, aus welchem eine heiße Flüſſigkeit dampfte, an mein Lager getreten war, und ſo ſehr war mein Leben durch die Ereigniſſe der letzten Tage und Nächte aus ſeinem Geleiſe gerückt worden, ſo gewöhnlich begann mir auch das Seltſamſte vorzukommen, daß ich beim Wiederſehen des Freundes und Lehrers meiner Knabenjahre kein erſtaunteres, leidenſchaftlicheres Wort vorzubringen vermochte.

Still jetzt von den ſchleichenden Hunden, Triſtan! Da nimm den Kräutertrank, er iſt für's Fieber gut und Du haſt ihn nöthig. Dann mußt Du ein paar Stunden ſchlafen.

Ich gehorchte und würgte den abſcheulich ſchmeckenden Trank hinunter, den ein Trapper der amerikaniſchen Wälder einem graduirten Doktor der Medizin verordnete. Aber ſtatt zu ſchlafen, begann ich, wie ich ſpäter erfuhr, ungeräumtes Zeug zu ſchwatzen.

Jedenfalls muß ich Dir tauſend Grüße vom Pfarrer Haſelbaum ausrichten, Buſchmiſchel, und vom Krämer Dotterig und vom alten Kleinheinz .... ah ſo, der iſt todtgeſchlagen worden .... aber von der Mutter und von Anna ....

Was macht ſie, Triſtan? unterbrach mich der Arache-wannaween haſtig. Iſt ſie geſund und wohlauf?

Verſteht ſich, warum ſollte ſie nicht? Habe ja den verdammten Lurker in die Hölle geſchickt, weißt Du? Und Du kannſt jetzt die Anna kecklich heiraten, ja freilich; aber den ſchauderhaften Bart mußt Du Dir ſtutzen, Anna mag die allzu großen Bärte nicht leiden, weißt Du? .... Uebrigens hat der ſchottländiſche Schuft das ſchöne Bild, das Bauernmädel, weißt Du, nicht in ſeine Klauen gekriegt; hab's gut aufgehoben und der Vorſteher im Kloſter mag ſagen, was er will, der Luſtig kriegt doch das Carolinchen, und Aloys ſein rothes Haar wird grasgrün trotz ſeinen ewigen Sermonen .... Der Doktor mag ſeine Waſſerſuppen nur ſelber verſchlucken, ich werde mich bei alledem in den Lagunen von Venedig baden und zu Neapel Macaroni und Salami eſſen . . . Wo doch nur die kleine Oda immer bleibt und warum kommt denn die gute Fürſtin Ingeborg nicht wieder? Ich möchte ihr ſagen, daß die beiden Lämmer, welche ſie mir geſchenkt, zu mächtig großen Schöpſen worden ſind, und habe ich ihre Wolle an den betrügeriſchen Buchjuden, den Kreboler, verkauft, der mir kein Geld, ſondern lauter Drecktraktätchen dafür geben will; hol' ihn der Teufel! . . . .

In dieſem Tone ſoll es lange fortgegangen ſein, bis ich in einen tiefen Schlaf fiel, der lange angedauert haben muß, denn als ich die Augen wieder öffnete, ſah ich die niedergehende Sonne roth durch die Spalten des Hüttendachs blicken, wo ich vor dem Einſchlafen die bleichen Stralen der Morgenſonne geſehen.

Ich fühlte mich ſehr geſtärkt und erfriſcht und begann vor der Fiebermedizin meines Freundes großen Reſpekt zu hegen, war auch gerade im Begriffe, mein Lager verlaſſen, um mich nach meinem wiedergefundenen Freund umzuſehen, den ich nirgends in der Hütte wahrnehmen konnte, als ich auf einmal durch einen wunderſamen Tonſchwall zurückgehalten wurde, der bald hoch aus den Lüften herab, bald tief aus der Erde hervor zu klingen ſchien.

Hatte in meinem Leben nie etwas ſo Ergreifendes gehört.

Weiche, leiſe Flötenklänge intonirten eine feierliche Melodie, verwoben ſich mit den Stimmen der verſchiedenſten Inſtrumente und verſchwanden dann vor der Gewalt der Tuben und Poſaunen, die Erde und Himmel allum mit tremulirendem Widerhall erfüllten. Und wieder ruhte das Brauſen und ſtieg die Weiſe hinab in die geheimſten, geweihteſten Tiefen der Andacht und des Gebetes und wieder ſchwoll ſie prachtvoll und machtvoll an und auf, als wollte ſie Sonne und Mond und Sterne in ihre in Wohllaut ſchwelgenden Harmonien hineinziehen, um dann abermals zu verhauchen wie das Geflüſter eines betend entſchlafenden Kindes.

Ich wurde bis in's innerſte Herz ergriffen und gerührt; ich möchte ſagen: die wunderbaren Töne ſpannen und wölbten ſich über mir zu einem hohen, hallenden Tempel, drin meine Seele ſich lichtete und onnete Es ward mir ſo feierlich, ſo ſonntäglich zu Muthe, und als die Melodie verklang, flüſterte ich träumeriſch: O Gott, laß ſie noch einmal klingen, Deine Sphärenmuſik!

Und horch, abermals erklang die himmliſche Weiſe, leis und ſüß und klar, und wuchs und ſchwoll zum dröhnenden Donner an, bis ſich der Sturm wieder ſänftigte zu weichen Flötenlauten, die ſich riefen und antworteten wie ſchlagende Nachtigallen. Und wieder anſchwellend ſtürmten die Töne wild durcheinander und dann einigten ſie ſich mit einem kühnen Uebergang zu der Melodie von Marcello's unſterblichem Hymnus und jetzt erhob ſich mit prachtvollem Aufſchwung eine weibliche Glockenſtimme und intonirte in deutſcher Sprache den Text der herrlichen Weiſe: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes! und ein Chor frohlockender Engelſtimmen fiel in die Worte ein: Und ſeiner Hände Werk verkündiget das Firmament.

Ah, dieſer Geſang, dieſe Muſik!

Wie von Adlerfittigen getragen, ſchwangen ſich die feierlichen Worte empor, um langnachhallend in der Luft zu zerfließen; die Melodie ſchmiegte ſich ſo flehend, ſo mahnend an das Herz, daß es ſein Entzücken in Zähren ergießen mußte.

Athemlos, mit vorgebeugtem Kopfe lauſchte ich.

Und immer majeſtätiſcher und harmoniſcher rauſchte der Hymnus und ob dem Chor ſchwebte die Stimme der Vorſängerin ſchön und ſieghaft, wie ein Schwan über den wogenden See hinwippt.

Dieſe Stimme! Ah, dieſe Stimme!

Dieſe Stimme, ſie klang mir bekannt und vertraut — ſie war es, ſie mußte es ſein . . .

Da plötzlich ſchnitt ein furchtbar wilder Schrei in die hochherrliche Melodie hinein und dieſe wurde von dem gellenden Hu-Huhy-Noh-Noh! der Arachen überbrüllt.

Es war, als hätten die Vaſallen Beelzebubs den Himmel erſtürmt, als verſtummten die Chöre der Engel vor dem ſcheußlichen Heulen und Höhnen der Verdammten.

Unbeſchreiblich war der Tumult, der ringsher losbrach, aber auch unbeſchreiblich der Grimm, welcher mich von meinem Lager aufjagte.

Die nächſte beſte Waffe von der Wand reißend, ſtürzte ich der Thüre der Blockhütte zu.

Doch in dieſem Augenblick fiel mir die Schlinge eines Laſſo über den Kopf und ſchnürte ſich um meine Kehle. Ich fühlte, zu Boden geriſſen, einen entſetzlich ſchmerzenden Ruck, als ſei mir der Hals aus dem Rückgrathwirbel gerenkt. Feuer ſchoß aus meinen Augen, dann dunkelte es um mich und meine Sinne ſchwanden.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Traum oder Wachen? — Skizze à la Höllenbreughel. — Wie die Pietiſten mit der Religion umgehen. — Der große Schreck und Schmerz meines Lebens. — Ein Menſch unter Eſeln und Tigern. — Fromme Raſerei und Todtſchlag.

Lag die Hand des Fiebers noch auf mir? Peinigte mich ein tückiſcher Traum mit hölliſchen Phantasmagorien? War es Wirklichkeit?

Ich lag am Fuß eines ungeheuren Baumes, der mit ſeinen Aeſten weit, weit hinausgriff in den nächtlich dunkeln Himmel, als ob die träge dahinziehenden Wolken, aus welchen nur da und dort ein Stern heimlich hervorlugte, durch ſeinen Wipfel zögen. Mir gegenüber dehnte ſich ein Halbkreis menſchlicher Weſen, deſſen beide Spitzen mir zugekehrt waren. An jeder dieſer Spitzen ſchlugen die praſſelnden Lohen eines mächtigen Feuers in die Nacht empor und übergoſſen die ganze Szene mit einem rothen, unſicher flackernden Licht. Die linke Seite der Verſammlung bildeten einige Dutzend ſchwarzgekleidete Männer und Weiber, die knieend auf dem Boden lagen und in inbrünſtigem Gebet die Hände rangen und die Lippen bewegten. Die hohen, ſchwarzen Kegelhüte, welche die Züge der Männer beſchatteten, die ſtumpfſinnig tückiſchen, häßlichen, von fanatiſcher Ekſtaſe gerötheten Geſichter der Weiber verriethen, was für einen Menſchenſchund ich da vor mir hatte. Die rechte Seite des Halbkreiſes nahmen etwa dreißig Indianer ein in ihrem Kriegsſchmuck, d. h. Geſicht und Bruſt garſtig mit rother und ſchwarzer Farbe überſchmiert, Tomahawk und Meſſer im Gürtel, Bogen und Speer in der Hand. Mitten im Bogen des Halbkreiſes erhob ſich ein mit ſchwarzem Tuch verhüllter Block, worauf ein bibelartig ausſehendes Buch und ein blankes Beil lag. Dem Block zur Seite aber ſtand ein bis an die Hüften völlig nackter Mann, deſſen Untergeſtell unter den Falten eines weiten rothen Mantels verſchwand, welcher um ſeine Lenden gegürtet war. Dieſer Menſch ſchien nicht nur die Stärke des Biſon zu beſitzen, ſondern auch die ſtupide Phyſionomie dieſes Thieres, deren Leerheit bekanntlich nur durch einen ſchreckenerregenden Zug von Wildheit und Bosheit ausgefüllt wird.

War das nicht eine Verſammlung von Dämonen, die im Begriffe waren, die hölliſchen Tänze eines Hexenſabaths zu beginnen?

Das Grauenhafte der Szene, die in ihrer nur von dem Geziſch und Gebrodel der Holzſtöße und von dem krampfhaften Geſtöhne der Weiber unterbrochenen Schweigſamkeit, in der bald grell aufflammenden, bald wieder unter Rauch und Qualm zu Boden ſinkenden Beleuchtung wie das geſpenſtige Vorſpiel eines ungeahnten, gräßlichen Schauſpiels erſcheinen mußte, vermag ich leider nur ſchwach oder gar nicht wiederzugeben. Das Ganze wirkte zu erſchütternd auf mich, als daß ich die einzelnen Züge gehörig hätte aufzufaſſen und feſtzuhalten vermögen. Wären Dante und Breughel wirklich in der Hölle geweſen, wahrlich, ſie hätten den tollen Spuck derſelben nicht zu dichten und zu malen vermocht, wie ſie ihn gedichtet und gemalt. Es gibt Erlebniſſe, deren Eindrücke die Phantaſie mehr nur andeuten, als erſchöpfend ſchildern kann, und wenn ich jetzt jener Nacht mich erinnere, habe ich Mühe, zu verhüten, daß in meiner Erinnerung nicht Alles zu einem wirbelnden Chaos zuſammenquillt.

Endlich wurde das Schweigen unterbrochen.

Ein Mann trat aus der Gruppe der Schwarzhüte hervor und hinter den Block.

Der volle Schein der beiden Feuer fiel auf ſein Geſicht, als er jetzt den Hut abnahm, die Hände faltete und die Blicke gen Himmel richtete.

Es war Krebsler, der Pietiſt.

Bei dieſem Anblick wollte ich einen Schrei der Ueberraſchung und des Zornes ausſtoßen, aber die Zunge klebte mir am Gaumen und es war mir wie einem Träumenden, der vor den Schrecken einer qualvollen Viſion Rettung und Hülfe ſucht und ſich doch weder regen noch bewegen kann.

Nach einer Weile ergriff Krebsler die auf dem Blocke liegende Bibel, ſchlug ſie auf und begann.

Geliebteſte Brüder und Schweſtern! Auſerwählte Heerde des Herrn! Wir haben zu Gott gerufen und in heißem Gebet mit dem Satan gerungen und unſer Flehen iſt erhöret worden und ich, der Letzte unter den demüthigen Werkleuten am wahren Tempel, fühle den Hauch des Geiſtes auf meinem Scheitel. Höret alſo mein Wort und vernehmet den Text des gottſeligen Pſalmiſten Aſaph, und alſo ſpricht der Pſalmiſt: Schütte aus deinen Grimm über die Heiden, die Dich nicht kennen und Deinen Namen nicht anrufen, denn ſie haben die Leichname Deiner Diener den Vögeln unter dem Himmel zu freſſen gegeben und das Fleiſch Deiner Heiligen den Thieren im Lande. Warum ſollen die Heiden ſagen: wo iſt nun ihr Gott? Laß unter den Heiden vor unſern Augen kundwerden die Rache des Blutes Deiner Diener, das vergoſſen iſt!

Hier wurde der Prediger von einem dumpfen Klagegeſtöhne unterbrochen, das von den Weibern ausging und bald zum Wuthgeheul anwuchs.

Rache, Rache für die ſieben Frommen, die nicht mehr zu den Zelten Israels heimgekehrt aus dem Lande der Midianiter! — Blut um Blut! — Rache

Rache! ſcholl es wie raſend durcheinander und auch die Apachen, welche bisher regungslos geſtanden, erhoben und vermiſchten ihr Gegell mit dem der Uebrigen.

Ja, Rache! überſchrie und bändigte die Stimme des Predigers den Tumult. Ja, Rache! Das iſt das rechte Wort, ihr habt es geſagt. Der ſtarke und eifrige Gott, der uns ſo wunderbarlich geführet hat aus Goſen in dieſes Canaan, das von Milch und Honig fließt, hat den ungläubigen Abihu in unſere Gewalt gegeben, und weil er geläſtert hat den Herrn und weil er das Blut der Auserwählten vergoſſen mit ſeiner unheiligen Hand und weil er die Leichname der Diener des rächenden Gottes den Vögeln unter dem Himmel zu freſſen gegeben, darum ſoll er des Todes ſterben und ſoll der Schärfe des Schwertes nicht entgehen. Denn alſo ſpricht der Herr: Ich habe euch aus Aegypten heraufgeführt und in das Land gebracht, das ich euren Vätern geſchworen habe; ſo ſollt ihr auch keinen Bund machen mit den Söhnen Moabs und Midians und ſollt ihre Altäre zerbrechen und ſollt ihre Häuſer verbrennen und ſollt ſie ſchlagen mit der Schneide des Schwertes und ſollt ihr Geſchlecht, ihre Söhne und Töchter, ihre Weiber und Kinder, ihre Greiſe und Männer hinwegtilgen von dem Angeſicht der Erde. O, ihr Brüder und Schweſtern, wehe und dreimal wehe dem, der da ſein Ohr verſtopft vor dem Worte des Herrn und ſein Herz hartnäckig macht vor dem Willen des Allerhöchſten! So Du aber, o fromme Gemeinde, die Du Dich gerettet haſt aus dem Schiffbruch des Unglaubens und der Sünde und eingelaufen biſt in den Port des Heiles, ſo Du das Gebot des Herrn thueſt, das ich Dir verkündiget, ſo wird er Dich lieben und ſegnen und mehren, wie da geſchrieben ſteht, und wird ſegnen die Frucht Deines Leibes und die Frucht Deines Landes, Dein Korn, Deinen Moſt und Dein Oel, und die Frucht Deiner Kühe und die Frucht Deiner Schafe in dem Lande, das er Deinen Vätern geſchworen und das er Dir gegeben. Ja, ich ſage Dir, über alle Völker wirſt Du geſegnet ſein. Niemand wird unter Dir unfruchtbar ſein noch unter Deinem Vieh. Der Herr wird alle Krankheit von Dir thun und wird keine von den böſen Seuchen der Egypter, die Du geſehen haſt, über Dich bringen, ſondern wird ſie allen denen auflegen, die Dich haſſen. Du wirſt alle Völker verſchlingen, die der Herr Dein Gott Dir geben wird. Und Du ſollſt ihrer nicht ſchonen, denn das würde Dir ein Strick ſein. So ſpricht der Herr und geprieſen ſei der Name des Herrn in alle Ewigkeit. Halleluja!

Halleluja! Halleluja! Ehre ſei Gott in der Höhe! jauchzten und ſchrieen und fiſtulirten die Verſammelten durcheinander. Es war, als heulten die Verdammten einen Hymnus zum Hohne der Gottheit.

Ja, freue Dich und frohlocke, Heerde der Auserwählten, in deren Naſe der Wohlſchmack des Lammes iſt und vor denen da wandelt der Gott Abrahams und Iſaaks und Jakobs in der Feuerſäule des Glaubens und Eifers! fuhr der Redner fort. Ja, freue Dich und frohlocke, fromme Gemeinde, denn der Tag des Zornes iſt da, wo Deine Hände roth werden ſollen von dem Blut derer, die übelgethan vor dem Herrn, die Deine Weiber zu Wittwen gemacht und Deine Kinder zu Waiſen, die geräuchert haben vor den Baalim und getrieben haben alle Greuel der Goim und derer, die da draußen. O, meine Brüder und Schweſtern, höret an, was geſchrieben ſteht in dem Buche des Heils! Und Og, der König von Baſan, zog aus, uns entgegen, mit ſeinem ganzen Volke, zu Edrei zu ſtreiten. Aber der Herr ſprach zu mir: Fürchte Dich nicht vor ihm, denn ich habe ihn und ſein ganzes Volk, ſammt ſeinem Lande in Deine Hände gegeben, und Du ſollſt mit ihm thun, wie Du mit Sihon, dem König der Amoriter gethan haſt, der zu Hesbon ſaß. Und alſo gab der Herr, unſer Gott, den König Og zu Baſan in unſere Hände, daß wir ihn ſingen und ihm Nichts übrig blieb . . . . Schauet an, Geliebteſte, die Führung des Herrn, die uns da führet liebreich und wunderbarlich, und bemerket, wie erfüllet wurde, was da geſchrieben ſteht. Der ungläubige Abihu, deſſen Hände dampfen von dem Blut der Gläubigen, iſt in unſere Hände gegeben und ſoll der Schärfe des Schwertes nicht entrinnen. Und die Güte des Herrn iſt unendlich und ſeine Ferſe triefet von Segen. Denn ſiehe, die ſtolze Iſebel, da die einen Bund gemacht mit dem Widerſacher der Kinder Gottes und zum Freunde genommen den grauſamen Abimelech, iſt zu Falle gekommen und zu Falle gekommen iſt auch die eitle Herodias, die da ſaß auf dem Sitze der Spötter und ihr Herz verhärtete gegen das Zeugniß der

Sendboten des Heiles. Und wie Israel gethan mit den ungläubigen Canaanitern, ſo ſollt ihr thun mit dem mörderiſchen Abihu und mit der ſtolzen Iſebel und mit der eitlen Herodias, denn alſo will es der Herr. Und ſollt ſie ſchlagen mit der Schärfe des Schwertes und ſollt das Leben von ihnen nehmen und ſollt das Land rein machen von ihnen, damit euer Opfer lieblich dufte vor dem Herrn, damit die Dornen weggeſchafft werden aus der Spur des Lammes und die Heiligen Gottes die Güter der Heiden und Ruchloſen nehmen und das Erbe der Ungläubigen ihnen zu Theil werde. Halleluja!

Die Rede des Schändlichen hatte ſich allmälig zu dem Ausdruck unbeſchreiblicher Wuth und Mordluſt geſteigert. Seine Gebärden waren die eines Raſenden, ſeine Augen rollten, ſein Mund ſprudelte mit ſinnverwirrender, krauſer Schnelligkeit Bibelcitate und fanatiſche Mahnungen hervor, die jedem Unbefangenen gotteslaſterlich klingen mußten. Aber der Schurke, deſſen Züge in ihrer Erregung etwas wahrhaft Diaboliſches, Infernaliſches angenommen, kannte ſein Auditorium und wußte, daß hier das Graſſeſte, Verworfenſte als göttliche Inſpiration angeſehen und verehrt würde, und außerdem mußten die dunkeln Anſpielungen ſeiner Rede für ſeine Genoſſen ein Verſtändniß enthalten, welches ich nur von ferne hätte ahnen können, auch wenn mir der Geiſt nicht ebenſoſehr gelähmt geweſen wäre, wie der Körper. Die wahre oder erkünſtelte Aufregung des Predigers theilte ſich allmälig der ganzen Verſammlung mit. Abgebrochene Schreie des Zornes und der Racheluſt unterbrachen ihn häufig, und als er jetzt eine Pauſe machte, entſtand eine gränzenlos tumultuariſche Szene. Weiber und Männer warfen ſich auf die Knie nieder, ſchlugen ſich die Bruſt, als wollten ſie ſich den Herzkaſten einſchlagen, krümmten ſich am Boden wie Epileptiſche, umfaßten ſich, kugelten über einander weg, delirirten vom hölliſchen Feuer, von der Vernichtung der Ungläubigen, vom tauſendjährigen Reiche, ſchrieen ſich Verſe aus der Apokalypſe zu, ſchäumten und tobten und zuletzt erhob eine alte Vettel ihre meckernde Stimme und brach, bald von ihren Gefährtinnen und dem ganzen wahnwitzigen Haufen begleitet, in eine Strophe jener rührſamen Paraphraſe des Hohenliedes aus, welche, wie ich glaube, in einem altwürtembergiſchen Geſangbuch ſteht:

Ich ſuchte Dich in meinem Bette,
Holdſeligſter Immanuel,
O daß ich Dich gefunden hätte,
So freute ſich mein Leib und Seel'.
Komm, kehre willig bei mir ein,
Mein Herz ſoll Deine Kammer ſein.
Kannſt Du Dein Haupt ſonſt nirgends legen,
So leg' es hier auf meine Bruſt,
So kann ich ſüßer Wolluſt pflegen.

Im Namen des Herrn! ſchrie Krebsler, der fortwährend ſeinen Standpunkt behauptet und ſich nicht in den Tumult gemiſcht hatte. Im Namen des Herrn, geliebte Gemeinde, gebiete Deiner frommen Freudigkeit in Jeſu! Die Nacht vergeht und das Werk muß gethan ſein. Seid ihr bereitet, meine Brüder und Schweſtern?

Wir ſind bereitet, gellten die Weiber. Halleluja! Machet die Thore weit auf, daß der Friedensfürſt einziehe. Ehre ſeit Gott in der Höhe und Friede den Menſchen …

Ja, unterbrach Krebsler den hier nicht ſehr paſſenden Spruch: ja, Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Erwählten hienieden, aber Fluch und Tod und Untergang den Feinden des wahren Bundes und Tempels!

Amen, ſtimmten die Frommen bei.

Wohlan, ſo führet denn die verworfenen Weiber, die ſtolze Jſebel und die eitle Herodias vor das Angeſicht der Kinder Gottes.

O könnte ich das, was meine Augen jetzt erblicken mußten, aus meinem Gedächtniß verwiſchen! Ich würde damit den bitterſten Augenblick meines Lebens aus meiner Erinnerung tilgen.

Auf den Befehl Krebslers hatten zwei der Schwarzhüte den Platz verlaſſen oder vielmehr bloß den Halbkreis geöffnet, daß eine Lücke in demſelben entſtand. Durch dieſe Lücke wurden zwei verſchleierte Frauen, deren Hände gebunden waren, in den Kreis geführt und dem Block, worauf das Beil lag, zur Seite geſtellt.

Thut weg die Schleier von dem Angeſicht der Widerſacherinnen der Kinder Israels! gebot Krebsler.

Ein plumpes Weibsſtück vollzog den Befehl, indem ſie die Verhüllung von den Häuptern der Unglücklichen riß.

O ihr ewigen Mächte, ich erblickte Ingeborg und Oda!

Lebte ich tauſend Jahre, ſo würde mich dennoch bei der Erinnerung an jenen Moment ein Fieberſchauer überkommen: wie ſoll ich alſo im Stande ſein, die jetzt folgenden Auftritte mit Sicherheit und Ruhe zu beſchreiben? . . .

Aber der Starrkrampf, der mich bisher gefeſſelt gehabt, war gebrochen.

Mit einem furchtbaren Schrei der Angſt zuckte ich empor, um ſogleich wieder kraftlos zurückzuſinken. Jetzt erſt merkte ich, daß mir Hände und Füße mit Büffelhautriemen gebunden waren und daß ich an den Stamm des Baumes, unter welchem ich lag, feſtgeſchnürt war. Mich verzweifelnd dehnend und alle Muskelkraft anſpannend, wiederholte ich meinen Verſuch, aufzuſtehen. Aber zum zweitenmal und zum drittenmal vergebens. Die Hunde hatten mich in einen regungsloſen Klotz verwandelt, als ſei ich, dem das Bewußtſein des Gräßlichen, was hier vorgehen ſollte, plötzlich aufging, dem es klar wurde, daß mit der Iſebel und Herodias und mit dem Abihu, von welchen der gottesläſterliche Schurke geſprochen, Ingeborg und Oda und ich gemeint ſeien, beſtimmt, erſt machtlos und hülflos dem Morde derer zuzuſchauen, für welche ich freudig den letzten Tropfen meines

Herzblutes vergoſſen hätte, und dann ſelber dem Mordbeile zu verfallen, ohne auch nur den ſchmerzlichen Troſt verübter Rache mit mir hinabzunehmen.

O, nach Rache, nach vollwichtiger Vergeltung zuckte jeder Nerv in mir und ich Elender konnte nur mit den Zähnen knirſchen in unmächtiger Wuth, in einer Wuth, die mir alles Blut gegen den Kopf drängte, als wollte es den Schädel ſprengen.

Unerforſchliche Räthſel der Menſchenſeele! Die Wuth, der Rachedurſt überwog in mir alle andern Empfindungen. Meine ſtieren Blicke waren nicht auf die unglücklichen Frauen gerichtet, ſondern auf den heuchleriſchen, mordluſtigen Buben, den Verurſächer ihres Unglücks, und auf ſeine ſchweiniſche Horde, als müßte ich ſie mit Blicken tödten können.

O, murmelte ich, wenn es wahr iſt, daß der Menſch nicht ganz zu Staub zerfällt, daß ſein Geiſt, ſein Wille fortlebt, auch wenn der Körper todt, ſo will ich nach meinem Tode umgehen als Vampyr und nicht ruhen und raſten, bis ich allen dieſen Scheuſalen das Herzblut ausgeſogen.

Blicket her, ſtolze Thörinnen, redete jetzt Krelsler die beiden Frauen an, blicket her auf dieſen Block und dieſes Beil und erkennet endlich die Wege des Herrn, deſſen Langmuth lange zaudert, bevor ſie…

Daß Dir die Zunge verdorre in Deinem Läſtermaul! unterbrach ich den Pietiſten wüthend.

Oda ſchrack zuſammen beim Klang meiner Stimme und wandte ſich gegen mich; allein da ich im Schatten lag, vermochte ſie mich nicht wahrzunehmen.

Jetzt trat Ingeborg dem Block einen Schritt näher und begann mit einer Hoheit und Würde, vor welcher der Jammermenſch ſeine Augen niederſchlagen mußte:

Verſchone uns mit Deinen gottesläſterlichen Verdrehungen der Schrift, deren Ausſprüche Du wohl all Dein Leben lang böslich mißbraucht haſt. Hier ſtehen wir, Du kannſt uns tödten, aber unſer Blut komme über Dein Haupt. Und ihr, bethörte und verführte Menſchen, fuhr ſie fort, ſich gegen die Uebrigen wendend, rührt ſich in eurer Bruſt kein Gefühl, welches euch ſagt, daß ihr Unrecht gethan an uns und Unrecht thuet. Iſt euer Gedächtniß erloſchen? Kamet ihr nicht in dieſes Land, arm und bloß, und ſpeisten wir nicht die Hungrigen und kleideten die Nackten? Empfingen wir, euch nicht alle wie Brüder und bedurfte es mehr, als der gemeinſchaftlichen Laute der Mutterſprache, um euch unſer Herz, wie unſere Häuſer zu öffnen? Und als der edelſinnige Häuptling der Comanchen, deſſen bittere Lebenserfahrungen ihn mißtrauiſch gegen euch machten, den Kriegsruf gegen euch erheben wollte, leiſtete ich da nicht Bürgſchaft für euch, daß er die Waffen ruhen ließ, bis der unſelige Mann, der euch mit dem Gift der Schwärmerei krank und wahnſinnig gemacht, ſeine unreine Hand ausſtreckte nach der ſchuldloſen Tochter Melahuks und es in ſeiner Verworfenheit wagte, die Ohren meines Kindes Oda mit ſeinen Schändlichkeiten zu beſchmutzen?

Die Rede der herrlichen Greiſin, die hochaufgerichtet daſtand im Schmuck ihrer Silberhaare, begann offenbar Eindruck auf die Fanatiker zu machen, denn ein leiſes, beifälliges Gemurmel ließ ſich vernehmen. Allein Kreböler ließ ſie nicht fortfahren. Er war, während die Fürſtin redete, hinter dem Blocke hervor und an Oda's Seite getreten, welcher er einige Worte zuflüſterte. Doch wie vor einer Schlange wandte ſich das blaſſe Mädchen, deſſen Geſtalt in der rothen Beleuchtung der eines Cherubs glich, von ihm, mit dem Ausdruck unbeſchreiblicher Verachtung die gebundenen Hände abweiſend gegen ihn ausſtreckend. Auf dieſes hin war er an ſeinen Platz zurückgetreten und erheb jetzt, die Fürſtin unterbrechend, ſeine ſchneidende Stimme:

Wehe über Israel, daß es öffnet ſeine Ohren den Lügen der Widerſacher des Herrn, wehe! und dreimal wehe! Haben wir nicht gerungen in Buße und Gebet, damit uns eine Sühne werde für all das Ungemach, das uns durch dieſe Weiber und ihre abgöttiſchen Helfershelfer angethan worden, und hörten wir nicht die Stimme des Herrn, welche da ſprach: Siehe, ich werde eure Feinde in eure Hände geben, auf daß ihr ihnen thuet, wie ſie euch gethan, auf daß ihr ſie tödtet und vertilget und ihre Habe an euch nehmet? Hat uns Gott nicht dieſes gelobte Land gegeben, auf daß wir es beſitzen und es reinigen von Allem, was da ein Dorn iſt in den Augen des Herrn und ſeiner Erwählten? Sollen wir Ungläubige unſere Brüder nennen und uns beſudeln durch die Berührung mit Solchen, die da unſern Glauben höhnen und unſerer Hoffnung lachen und unſere Liebe verachten? Nein, fremd ſollen ſie uns ſein, damit wir ihnen thun, wie den Wölfen, die in die Schafhürde brechen.

Er hielt eine Weile inne, als wollte er den Erfolg ſeiner aufhetzeriſchen Worte beobachten, in welche er, auf das Eigenthum der Gefangenen hinweiſend, einen ſataniſchen Köder verwoben hatte.

Da trat ein hinfälliger Greis hervor und ſtellte ſich ihm gegenüber und hatte der Greis eine ehrliche Schwabenphyſionomie, deren Grundzüge Aberglauben und Schwärmerei nicht ganz hatten verwiſchen können, und redete in breitem Schwabendialekt:

Meine Brüder und Schweſtern! Unſer frommer Führer iſt des Geiſtes theilhaftig, das haben wir tauſendmal erfahren, und was er will und thut, iſt das Richtige. Aber jetzo ſteigt in mir ein Bedenken auf. Er hat geſagt: fremd ſollen ſie uns ſein, die Ungläubigen! und ſo muß es ſein Doch ſagt nicht die Schrift: Mit dem Fremdling ſollſt Du keinen Betrug treiben, Du ſollſt ihn auch nicht drücken; denn ihr ſeid auch Fremdlinge in Aegypten geweſen. Sagt ſie nicht ſo? Und ſteht nicht geſchrieben: Ihr ſollt keine Wittwen und Waiſen betrüben! Sieht nicht ſo geſchrieben? Liebe Brüder und Schweſtern, bedenket, daß hier eine Wittwe und eine Waiſe vor euch ſtehen.

O Dank für dieſe menſchliche Regung! rief Oda mit ihrer Glockenſtimme aus. Dank und Gottes Segen über Deine weißen Haare, alter Mann!

Und ſie eilte auf den Alten zu und erhob wie ſegnend die gebundenen Hände.

Der Fromme begehrt den Dank und Segen der Gottloſen nicht! entgegnete der alte Sektirer, ſich finſter wegwendend. Der Fromme will nur Gott wohlgefällig ſein, nicht aber den Menſchen. Was ich geſprochen, das hat der Geiſt aus mir geſprochen . . .

Ja, der Geiſt der Lüge und Finſterniß! unterbrach ihn Krebeler kreiſchend. Wehe über Israel und dreimal wehe! der Satan iſt eingebrochen in den Pferch und hat die Zunge eines Erwählten zum Abfall und zum Trotz gegen Gott geſpitzt! Wehe und dreimal wehe! Wahrlich ich ſage euch, wer ſich der Ungläubigen erbarmet und einen Bund aufrichtet mit den Verſtockten, iſt des Todes ſchuldig!

Er verſtummte wie vor Grauſen und dumpf widerhallte ſein Wehe in der Verſammlung.

Und jezt ſollte ich Zeuge ſein von einem jener Greuel, zu denen religiöſer Wahnwitz die Menſchen zu allen Zeiten getrieben, von den fabelhaft grauſamen Selbſtpeinigungen der Jogi im alten Indien an bis herab auf die ſcheußliche Kreuzigungsgeſchichte zu Wildenſpuch.

Etwas Furchtbares ſchien in dem Greiſe vorzugehen. Er erbebte bei den verdammenden Worten Krebslers, begann an allen Gliedern zu zittern und brach dann, im Kreiſe umhertanzend, in ein tolles Lachen aus.

Ja, heulte er, ich bin des Todes ſchuldig und will mein Blut vergießen zur Sühne für die Sünden der Welt. Und ſiehe, ich ſehe den Himmel offen und Chriſtus ſitzen zur Rechten des Vaters. Halleluja!

Und als ſei ſein ganzes Weſen plötzlich zerfahren und zerlodert in raſender Schwärmerei, ſchlug er mit den Armen um ſich und ſprang und tanzte und begann mit keuchender Stimme und ſchäumendem Munde zu ſingen:

Ich habe Luſt, zu ſcheiden
Wohl aus der Welt.
Ich ſehne mich mit Freuden
Nach Zions Roſenfeld.
Und weil mir dieſe Stunde
Zum Abſchied iſt benennt,
So hört aus meinem Munde
Mein letztes Teſtament.

Der Wahnſinn iſt anſteckend. Die ganze Frömmlergemeinde ſtimmte in den Todesgeſang des übergeſchnappten Alten ein.

Und wieder heulte dieſer:

Ja, ich bin des Todes ſchuldig und will mein Blut vergießen zur Sühne für die Sünden der Welt. Und ich ſeh' den Himmel offen und höre die Pſalmen der Heiligen, die da bezeichnet ſind mit dem Blut des Lammes. Und ſiehe, einen Engel ſeh' ich und er bringt mir den Palmenzweig entgegen, weil ich mein Blut vergoſſen, damit meine Brüder leben und des neuen Jeruſalems theilhaftig werden ſollen — — Halleluja! Der Vater im Himmel will es ſo! . . . Ich ſterbe für die Erlöſung armer Seelen! . . Ich laſſe mein Leben für Chriſtus und die Gemeinde! . . . . Geprieſen ſei der Name des Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Und ſo ſchreiend ſprang der Wahnwitzige plötzlich an den Block und legte ſein Haupt darauf.

Mit einem Ruf des Entſetzens eilten Ingeborg und Oda hinzu, um das Gräßliche zu wenden.

Aber ein Wink, welchen Krebsler dem Mann im rothen Mantel gab, kam ihnen zuvor.

Der Henker erhob das Beil. Es blitzte in dem rothen Feuerſchein und der tödtliche Schlag fiel.

Ein Blutſtral ſchoß über den Block hin und am Boden lag ein zuckender Rumpf.

Inhalt des zweiten Bandes.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Seite

Allwie bei einem Buchhändler eine Rhazia abgehalten wird und allwie ein orthodoxer Theologe und ein neugebackener Dominus praenobilissimus et doctissimus ſich aufmachen, um Deutſchland zu befreien 1

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Geſchichte von Goethe's Frack, eine literar-hiſtoriſche Epiſode 17

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Begegnung im Park. Einladung zu einem

Seite
Rendezvous und Beſuch bei einer liberalen Größe 27

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Republikaner plötzlich auf einen Thron gelangt und wie er ſodann eine Rolle in der „Entführung aus dem Serail" übernimmt . . . 40

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die Befreiung Deutſchlands verreckt ſchmählich, ich komme in unangenehme Berührung mit einer Bajonnetſpitze und einem Muſketenkolben, verliere die Beſinnung und erlange ſie erſt im Kerker wieder 70

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Zwei gute Deutſche werden des Aufenthalts zwiſchen vier Wänden ſehr überdrüſſig und ergreifen daher die erſte ſich darbietende Gelegenheit, ihrem Freilogis und dem Lande Teuts à la française Adieu zu ſagen 84

III. In der Wildniß.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Hier iſt gut ſein; hier laßt uns Hütten bauen! . 109

Seite

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Hinterwäldleriſche Leiden und Freuden. 144

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Nam und Rauſchebart bringen Neuigkeiten heim. — Wer das Reh im Buſch jagt, dem ſpringt der Tiger entgegen, ſagt das orientaliſche Sprüchwort. — Unangenehme Situation, woraus mich ein glücklicher Schuß rettet. — Wie ich dem „ſprühenden Blitz“ und der „lachenden Droſſel“ ein Aſyl in Odashall gewähre 157

Dreißigſtes Kapitel.

Wie der Kriegsruf der Rothhäute klingt. — El Terror! — „Wir ſeind jo vo Kearathal!“ — Wie das Stück Gränzkrieg, welches wir aufführen, ſich zum Tragiſchen wendet und Honig-Bad durch ſein Geſchrei unſer Caſtle rettet, wie einſt die Gänſe das Capitol. — Wie der deutſche Michel ſich bärenbeißig aufrömert und einem Neujeruſalemiten übel mitſpielt. — Wie Bogo um ein Ohr kommt und Jam einen Heiden tauft. — Der Buſchmichel! der Buſchmichel! Hurrah und Viktoria für Oda'shall 193

Einunddreißigſtes Kapitel.

Beſichtigung der Wahlſtatt und Verbrennung der

Seite

Todten. — Was El Terror erzählt. — Wie ich auf eine ſüße Anrede eine honigſüße Antwort gebe. — Der Quakel! — Beweis, daß nicht nur die Eiferſucht, ſondern auch der Jähzorn eine Leidenſchaft iſt, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft 236

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Die fliehende Büffelheerde. — Es kann Etwas mächtig prächtig und zugleich capital fatal ſein. — Beſtätigung des lateiniſchen Sprüchworts: **Qui vult vitare Charybdem incidit in Scyllam.** — Ein Wunder. — Das Wigwam eines Trappers. Sphärenmuſik und Engelſtimmen. — Marcello's Hymnus und der War-whoop der Apachen. — Gefangen! 282

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Traum oder Wachen? — Skizze à la Höllenbreughel. — Wie die Pietiſten mit der Religion umgehen. — Der größte Schreck und Schmerz meines Lebens. — Ein Menſch unter Eſeln und Tigern. — Fromme Raſerei und Todtſchlag 304

Die
Waiſe von Wien.

Die

Waiſe von Wien.

Roman

von

Johannes Scherr.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1847.

[illegible]

Vierunddreißigſtes Kapitel.

„Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt.“ — Der Apachewannaween! — Stirb und ſei verdammt! — Von der Beſtie im Menſchen. — Wie die Blut- und Vernichtungstheorie der Fanatiker an ihnen ſelbſt praktizirt und Neu-Jeruſalem zerſtört wird.

Voll Grauen wandten ſich Ingeborg und Oda von dem blutigen Anblick weg und ihr Ruf des Entſetzens über dieſen ſchändlichen Mord ſchien ein leiſes Echo unter den Mitgliedern der fanatiſchen Gemeinde finden zu wollen, während ſogar die Apachen in den rauhen Kehllauten ihrer Sprache ein verwundertes Ugh! und Wagh! hervorgurgelten. Allein Krebsler ließ die bethörten Leute, deren Bischen Vernunft längſt an dem Feuer maß- und ſchrankenloſer Schwärmerei verdampft, deren Sinne ſich, wie ſpäter kund wurde, in den ſchamloſeſten Orgien der Muckerei abgeſtumpft, nicht zu Athem, geſchweige zu rechter Beſinnung kommen.

Vorſpringend berührte er den blutigen Rumpf des Gemordeten mit den Fingerſpitzen beider Hände, ſtreckte dann dieſe gegen die Gemeinde aus und begann pſalmirend und jubilirend:

Sehet an das Blut eines Heiligen Gottes, welcher geſtorben iſt, um die Sünden ſeiner Brüder zu ſühnen! Sehet an das Blut eines Gerechten und Frommen, und es ſei euch dieſer Anblick ein Stachel und Sporn, um zu vertilgen die Gottloſen und auszurotten die Frevler. Lobe den Herrn, meine Seele! O Herr, mein Gott, Du biſt ſehr herrlich und erhaben. ‚Bedeckt biſt Du mit Licht als mit einem Gewand, Du wölbeſt Deine hohen Wohnungen in den Waſſern, die Wolken macheſt Du zu Deinen Wagen und geheſt einher auf den Fittigen des Windes — Halleluja!

Ich hatte, von dem Gedanken bewogen, daß die Ausbrüche meiner Wuth die blutdürſtige Rotte nur zur Beſchleunigung ihres mörderiſchen Vorhabens reizen könnten, meinen Grimm hinabgewürgt. Jetzt aber vermochte ich's nicht mehr.

Schweig', elender Läſterer! entfuhr mir. Es lebt kein Gott im Himmel, wenn Dich ſein ſtrafender Blitz nicht verzehrt.

Und wieder bäumten und ſpannten ſich meine Nerven und Sehnen, um meine Bande zu ſprengen, allein umſonſt.

Mutter, das war Triſtans Stimme! rief Oda aus. O Gott, auch er gefangen?

Die von den Indianern mit neuem Vorrath genährten Holzſtöße flackerten in dieſem Augenblick hoch auf, warfen auch über mich ihre Helle und jetzt wurde unter dem Baume ein ſo ergreifendes Wiederſehen gefeiert, als nur je eines Menſchenherzen ſchmerzlich beben und Menſchenaugen feucht gemacht.

Wir konnten uns die gefeſſelten Hände nicht reichen, konnten nicht ſprechen vor Rührung und ſchmerzlicher Freude, wir konnten uns nur anſehen und uns mit Blicken ſagen, was der Mund verſchwieg. Aber aus Ingeborgs mildem Blicke leuchtete mich die bange Zärtlichkeit einer Mutter an und aus Oda's wunderſamen Augen ſtralte, als die meinigen an ihnen hafteten, eine unbeſchreiblich innige Glut hinter dem Thränenſchleier hervor und ein Blick entfunkelte ihnen, der mir in die Seele fiel wie ein flammender Sonnenpfeil.

Dieſer Blick! Ah, dieſer Blick!

So lang ich athme, wird er ſtillbeſeligend auf dem Grunde meines Herzens ruhen, dieſer Blick, und wenn meine Hülle ſich auflöst in die Elemente, aus denen ſie gewoben iſt, ſo wird er unentweiht zurückkehren in den Strom ewiger Liebe, welcher vom Anbeginn und bis zum Ende aller Zeiten das Univerſum durchflutet und zuſammenhält.

Ein Blitz des Entzückens durchlohte mich. Ich hätte mögen laut aufſchreien in triumphirendem Wonnegefühl, doch, o des Jammers, mein Auge fiel, als ich es trunken von Oda's leuchtendem Antlitz abwandte, auf den Block, auf das blutige Beil, auf den Henker, und Todesfroſt griff an mein Herz.

Nicht um mich, o nicht um mich! Aber war nicht Oda von dem Entſetzlichen bedroht?

Arme Kinder! ſagte die Fürſtin weich, arme Kinder, göttliche Gebote und menſchliche Schickungen beſtimmten euch zu einem gemeinſamen Leben und jetzt wird euch ſtatt deſſen nur ein gemeinſamer Tod. Wie gerne wollte ich mein Leben für euch dahingeben, aber euch untergehen ſehen in all eurer Jugend und Kraft, das iſt furchtbarer, als der Mordſtahl dieſer Verworfenen.

Sie wollte weiter reden, aber die heulenden, in das Pſalmiren ihres Führers einſtimmenden Fanatiker übertäubten ihre Stimme.

So laßt uns denn ſterben, mitſammen ſterben und muthig dem Tode in's Antlitz blicken! rief Oda mit einem energiſchen Aufſchwunge ihres Geiſtes aus. Sie können unſere Leiber tödten, die Bethörten, aber den Bund unſerer Seele können ſie nicht vernichten. Beſſer ein blutiger Tod, als ein entehrtes Leben! Die Macht der Böſen ſoll nicht triumphiren über die Zuverſicht der Guten Mutter, Bruder, laßt uns ungebeugt und freudig hingeben, wo ſich die Räthſel des Lebens und des Todes löſen!

Sie war erhaben anzuſehen, die ſchöne Jungfrau, wie ſie ſo ſprach. Sie glich einer jener heiligen Frauen, die unter dem Namen Sibyllen und Velleden in die Menſchen- und Völkergeſchicke eingegriffen und unvergängliche Zeugniſſe ihres Seelenadels und ihrer Herzenshoheit hinterlaſſen haben.

Schlaget ſie mit der Schärfe des Schwertes! brüllte Krebsler. Tödtet und erwürgt die Gottloſen und rottet das Gedächtniß der Widerſacher Gottes und ſeines Glaubens aus in dem Lande, welches der Herr euch verheißen und gegeben. Gedenkt des Blutes eurer erſchlagenen Brüder, das dieſer ketzeriſche Abihu vergoſſen und das gen Himmel um Rache ſchreit. Hinweg mit der ſtolzen Iſebel und der eitlen Herodias! Vernichtung und Grauſen über ſie! Gießet aus den Grimm des Herrn über ſeine Feinde und Leugner! Untergang und Wehruf ſei ihr Loos! Zum Tode mit ihnen!

Zum Tode mit ihnen! heulten die Fanatiker und beſonders gräßlich klang das heiſere Fiſtuliren der hyänenhaften Weiber, welche die Männer noch an Getobe übertrafen.

Ingeborg und Oda wurden von einem halben Dutzend roher Buben weg und dem Blocke zugeriſſen.

Ich wand mich in meinen Banden wie ein Tiger in der Umſchlingung der Boa.

Da fühlte ich plötzlich meine auf den Rücken geſchnürten Hände von einem kalten Gegenſtand berührt und zugleich hauchte in meine Ohren das Flüſterwort:

Melahuk iſt da!

Großer Gott, war es keine Täuſchung meiner bis zum Wahnſinn geſteigerten Angſt?

Aber nein, ich fühlte, wie ein ſcharfes Meſſer die Riemen durchſchnitt, womit meine Hände gefeſſelt waren.

Und mit der Hoffnung, mit der Gewißheit der Rettung bewerkſtelligte ſich in mir eine Wandlung, die ich ein Wunder nennen möchte.

Ah, man lernt an Wunder glauben in Lagen, wie ich mich ſeit Kurzem in mehreren befunden, man lernt es, verſichere euch.

War aber das Wunder das, daß die fürchterliche Gährung meines Innern ſich mit einmal zu einer Ruhe und Beſonnenheit klärte, kraft welcher ich einſah, daß trotz der Gewißheit naher Hülfe, hier Vieles, Alles von kaltblütigem Handeln und Zeitgewinnen abhänge.

Halt, im Namen des Gottes, den ihr anrufet! ſchrie ich mit Aufbietung aller Lungenkraft in den toſenden Kreis hinein. Mordet nicht die Unſchuld! Nehmet mein Blut, wenn es euch gut däucht, einen Mann zu tödten, der nur in gerechter Nothwehr gegen räuberiſchen Ueberfall zu den Waffen gegriffen und die Eurigen erſchlagen hat. Es ſpricht keine Stimme in eurem Innern für mich als Landsmann, obgleich ihr gleich mir Deutſche ſeid: wohlan ſo appellire ich an Gott, auf den ihr euch berufet, und fordere ein Gottesurtheil, wie es in alten Zeiten Brauch und Recht war. Bindet mich los und ſtellet mich einem, zweien, dreien der Eurigen in offenem Kampfe gegenüber, und dann wird Gott richten, auf welcher Seite . . . .

Höret nicht auf den Verruchten, der den Namen Gottes eitel im Munde führt! überſchrie mich Krebsler. Wahrlich, ich ſage euch, ſeine Rede iſt ein Fallſtrick des Satans und aus ſeinem Mund geht Greuel der Hölle. Zum Tode mit den Verblendeten und Ungläubigen, die der Gott des Zornes in unſere Hand gegeben, auf daß ſie uns nicht entrinnen!

Zum Tode! widerhallte es erbarmungslos im Chorus.

Der Kreis öffnete ſich. Ich ſah Ingeborg vor dem Block ſtehen und Oda hinter ihr knieen, die gebundenen Hände in dem Erguß eines letzten Gebetes gen Himmel erhebend.

Eine grelle Helle überſtralte die Szene und doch flackerten die zuſammengebauten Holzſtöße nur noch trübe.

Mein Bruder iſt frei! flüſterte es in mein Ohr und ein Tomahawk ward mir in die rechte Hand gedrückt.

Ich ſprang auf und ſchüttelte in lechzendem Rachegrimm meine Glieder.

Jetzt nahm der rothbemantelte Henker das Beil vom Block und die Schwärmer begannen den Todespſalm, den ſie vorhin dem Gemordeten geſungen.

Da ſcholl hinter mir der ſchreckliche Schlachtruf El Terrors und der ſcharfe Krach einer Rifle ſchmetterte in den Kreis.

Die Poſaunen des Weltgerichtes hätten nicht furchtbarer auf die Verſammlung wirken können.

Der Apache-wannaween! heulten die Wilden und ſtoben auseinder.

Philiſter über Israel! kreiſchten die Neujeruſalemiten, betäubt durcheinander wimmelnd.

Mit dem Satze eines vor Hunger und Blutdurſt tollen Panthers war ich in den Kreis geſprungen.

Eine weiche, warme Maſſe ſpritzte mir in's Geſicht — das Gehirn des Henkers, dem des Buſchmichels Schuß den Schädel zerſchmettert, als er das Mordbeil gegen Ingeborg erheben wollte.

Dunkle Geſtalten ſprangen von allen Seiten auf den Platz, den War-whoop Melahuks wiederholend und Speere und Meſſer ſchwingend.

Aber ich hatte in dieſem Augenblick nur für Eines Sinn, für die Rache, ſah Nichts, als den Gegenſtand derſelben.

Krebsler hatte ſich dem überwältigenden Eindruck des plötzlichen Ueberfalls ſo wenig entziehen können, als die ganze Horde. Aber wiſſend, daß hier Alles oder Nichts verloren ſei, zog er ſein Meſſer und ſtürzte ſich auf die wehrloſen Frauen. Sein teufliſches Vorhaben ward vereitelt, denn er ſtrauchelte über den Rumpf des geköpften Schwärmers und im nächſten Augenblick krallte ſich meine Linke in ſein Genick und ſchlug ihm mein Tomahawk das Meſſer aus der Hand.

Dann warf ich ihn zu Boden, ſetzte ihm das linke Knie auf die Bruſt und weidete mich einen Moment an der Todesangſt, die ſich bleifarben auf ſein garſtiges Geſicht ergoß.

Gnade! Erbarmen! ächzte der Elende.

Gnade? Erbarmen? entgegnete ich hohnlachend und mit vor Wuth ſtammelnder Stimme. Wenn das Blut aller Heuchler und Frömmler Europa's und Amerika's in Deinen Adern flöße und alle Heiligen des Himmels Fürbitte für Dich einlegten, Du fuhreſt dennoch zur Hölle Stirb, Hund, und ſei verdammt!

Und ich begrub den Tomahawk in ſeinem Gehirn.

Die Beſtie im Menſchen, jene primitive, aller Schranken ſpottende Macht und Gewalt der Leidenſchaft, war raſſelnd in mir aufgeſprungen und, Gottes Blitz! ich hätte ſie nicht bändigen wollen, auch wenn ich es vermocht.

Nachdem ich den Schädel des Schurken zu Brei geſchlagen, ließ ich ab von dem Todten, ſprang auf und ſtürzte, meine blutige Waffe um's Haupt ſchwingend, mit dem Ruf: Keine Schonung, keine Gnade den pſalmplärrenden Mördern und ihrer Brut! den entfliehenden Feinden nach.

Hurrah, unſer Reglähter lebt! Calclire, er lebt, bei Jingo! ſchrie wenige Schritte von mir entfernt die Stimme des ehrlichen Ram. Hurrah, Boys, ſag' ich, und drauf und dran!

Bei Jaſus, lebt er? ließ ſich Rery vernehmen. Ich ſage, meines Vaters Sohn ſagt es, das iſt mächtig gut! Jup — hohu! By all the powers, wir wollen den Quakels und Schwarzhüten und all dem ewigen, paternoſternagenden Gezücht mitſpielen, daß ſich die Sterne am Himmel entſetzen ſollen. Dondoridoh-Jup!

Ein ſchwacher Ruf: Zu Deinen Gezelten, Israel! kam hinter dem niedrigen Hügelkamm herauf, hinter welchem Fliehende und Verfolger verſchwunden.

Moloch und Aſtoret! tönte rechtsher die Stimme Rauſchebarts, ſie haben noch nicht genug, die muckenden Augenverdreher! Auf ſie, auf ſie und legt ihnen den Bibeltext aus: Wer das Schwert erhebt, den ſoll die Schneide des Schwertes freſſen. Huſſah und Hurrah!

Ich ſprang den Hügelkamm hinan und eine furchtbare Szene öffnete ſich vor mir.

Ein Feuermeer erfüllte das Thal, denn bevor ſie den Angriff begonnen, hatten die Freunde, um den Schrecken desſelben zu vermehren, das hinter dem Hügelkamm gelegene Dorf der Fanatiker, von ihnen Neujeruſalem genannt, in Brand geſteckt und eine friſche Morgenbriſe hatte den Brand der hölzernen Häuſer raſch zu heller Lohe angefacht. Das Praſſeln der Flamme, das Gekrache der ſtürzenden Balken, das Wehgeheul der Weiber, das Gebrüll der von ihren Todfeinden überraſchten Apachen, das Knallen der Büchſen, dieß Alles vereinigte ſich zu einem ungeheuren Getöſe. In den Gaſſen des brennenden Dorfes, wohin ſich die Feinde zurückgezogen, weil Menſch und Thier in der Gefahr inſtinktmäßig ſeine Behauſung aufſucht, tobte noch das Gefecht und bald befand ich mich im dichteſten Handgemenge, mit wahrhaft dämoniſchem Rachedrang Alles dem Verderben weihend, was mein Tomahawk erreichen konnte, und mit der Schonungsloſigkeit Melahuks und ſeiner

Krieger, ſowie mit der des Buſchmichels wetteifernd, die ihre Waffen im Blute ſchwelgen ließen. Bald gab auch der ſchwache Reſt der Feinde verzweifelt die Gegenwehr auf und fanatiſche Flüche und bibliſche Verwünſchungen lallend empfingen die Elenden auf den Schwellen ihrer brennenden Hütten den Todesſtreich. Nur etwa zehn Avachen waren noch übrig und es gelang ihnen, ſich mitten durch das lodernde Dorf gegen das freie Feld hin zu ſchleichen. Aber hier wartete ihrer ein berittener Trupp von Melahuks Kriegern und binnen wenigen Sekunden dampften die Skalpe der Flüchtlinge an den Gürteln der Sieger.

Ein langer, triumphirender, im tiefſten Baßton beginnender und bis in die höchſten Fiſteltöne hinaufſliegender, von den Comanchen hundertſtimmig den Bergen und Wäldern zugeworfener Yell El Terror's verkündete unſern Sieg und die vollkommene Vernichtung der Fanatiker und ihrer rothen Bundesgenoſſen.

Vergebens eilt[illegible] Ingeborg und Oda, die von dem Tumult der Rettung mehr betäubt und ergriffen wurden, als ſie es von der Todesnoth geweſen, gefolgt von Nonnimur und dem vor Freude über das Wiederfinden ſeiner Herrin halb verrückten Bogo, die ihre Bande gelöst hatten, vergebens eilten ſie herbei, um dem Morden und Zerſtören Einhalt zu thun. –

Sie kamen zu ſpät. In ganz Neujeruſalem athmete Niemand mehr und krachend und funkenſtiebend ging das Dorf über den Leichen ſeiner Bewohner in Trümmer.

Alſo war meine in der Nacht, wo Odashall von den Pietiſten überfallen wurde, gegen dieſe geäußerte Drohung in Erfüllung gegangen und das Werk der Rache gethan.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Die Colonie Libertas. — Rückblicke und Erläuterungen. — „Grands dieux, combien elle est jolie!“ — Ein bekehrter Orthodoxer und ein Stück Theologie. — Eine Frühlingsnacht auf der Prairie. — Ein ſchwarzer Strich durch hoffnungsgrüne Ausſichten — Was Oda aus der Heimat ſchreibt. — Fort aus der glorioſen Wildniß!

Einige Tage darauf ſchwamm, von Odashall herkommend, ein leichtes Canoe den Goetheſee hinab, welches der Buſchmichel ſteuerte und deſſen vorderes Ruder ich handhabte, während Rauſchebart in der Mitte des Nachens auf einem queerübergelegten Brette ſaß und den Rauch ſeiner Cigarre behäglichſt in die reine Herbſtluft blies die mit ihrer Milde und Durchſichtigkeit der texaſiſchen Landſchaft wiederum einen

Zauber verleiht und eine Schönheit, welche der Pracht des Frühlings allerdings nachſtehen, auf das Gemüth aber einen vielleicht noch wohlthuenderen Eindruck machen, indem ſie mit ihrer Beſtändigkeit und ſanfter Lieblichkeit die Haſt und Unraſt, welche die Frühlingswunder in dem Herzen eines Jeden erregen müſſen, der Urwald und Prairie im Mai durchſtreift, ſänftigen und ſchwichtigen oder vielmehr gar nicht aufkommen laſſen und die Seele in einer gleichmäßigen, ſtillheitern und behaglichen Stimmung erhalten. Der wohlthätigen Einwirkung der Jahreszeit hatten auch wir es wohl hauptſächlich zu danken, daß wir uns von all den Strapatzen und Aufregungen der letzten Zeit raſch erholt hatten und, nachdem die gegenſeitigen Erzählungen und Erklärungen zwiſchen unſern unter ſo ſeltſamen Umſtänden wieder gefundenen Freunden und uns vorüber, dermalen jener vergnügſamen Befriedigung uns erfreuten, welche das Innere des Menſchen nach überſtandenen Aengſten und Erſchütterungen, Schmerzen und Gefahren ausheilt und beruhigt. Der Krieg war vorüber und der Friede übte in uns und außer uns ſeine holden Rechte. Sogar über den Buſchmichel, über den Todesſchrei der

Arachen, der jahrelang die Büchſe nicht aus der Hand gelegt, übte er ſie, denn er hatte auf Oda's Zureden ſich den übermäßigen Bart geſchoren und das blutbedeckte Bärenfell abgelegt, ſein feuriges Auge blickte milder unter den buſchigen Brauen hervor und ſeine ſonnverbrannten, abgewetterten Züge ließen jetzt die urſprüngliche Sanftmuth ſeines Gemüthes erkennen, welche der Aufenthalt in der Wildniß keineswegs vertilgt, ſondern nur vor wohlbegründeter Leidenſchaftlichkeit in den Hintergrund hatte treten laſſen. Vielleicht lag auf ſeinem Geſichte auch ein Nachſchimmer des frohen Eindrucks, welchen meine Berichte aus der Heimat auf ihn hervorgebracht hatte. Es freute ihn gar herzlich, zu vernehmen, daß die Eichenrainer, ſtatt ſein ſummariſches Verfahren gegen Lurker zu verdammen, ihn vielmehr darum geprieſen hatten, noch herzlicher aber, daß die gute Anna, wie ich wohl ſagen durfte, das Andenken an die Zeit, wo er ihr ſeine ſchüchternen Huldigungen dargebracht, fortwährend heilig gehalten.

Wir hatten unter allerlei Geſprächen die Stelle erreicht, wo der Schillerfluß den Goetheſee verläßt, um rechts in die Berge hineinzuſtrömen, und raſch glitten wir auf den klaren Fluten dahin. Nachdem wir aber etwa anderthalb Legua's zurückgelegt, lenkte der Buſchmichel das Canoe dem linken Ufer zu und trieb es unter das Gezweige eines das Waſſer überhängenden, wildverwachſenen Buſchwerks, das den Ausläufer eines dichten, faſt unzugänglichen Gehölzes bildete, welches ſich von der Berglände herab an den Fluß zog. Hier landeten wir, zogen das Canoe auf's Ufer und verbargen es in dem Röhricht. Dann folgten wir dem voranſchreitenden Buſchmichel aufwärts durch den unwegſamen Wald, bis ſich die Dämmerung, welche, trotz des hellen Sonnenſcheins draußen, beſtändig unter ſeinem Laubgezelt niſtet, zur Finſterniß verdichtete.

Achtung! mahnte unſer Führer, haltet euch immer linker Hand und dicht hinter mir, wir ſind in der Barranca.

Mit dieſem Ausdruck werden in Mexiko und Texas bekanntlich jene gähnenden Schlüfte und Schlünde bezeichnet, welche, von dem Schwall wilder Bergwaſſer gegraben, ſich in ſchauerlicher Tiefe und Abſchüſſigkeit zwiſchen den Bergmaſſen hinziehen und oft ſo ſchmal ſind, daß ſich der Blick vergebens gen Himmel richtet, indem die Oeffnungen dieſer Abgründe nach oben von der üppigen Vegetation vollſtändig überwuchert ſind. Natürlich erleichtert die hiedurch bewirkte Dunkelheit die ohnehin große Beſchwerlichkeit des Gehens oder vielmehr Kriechens auf dieſen abſonderlichen Pfaden keineswegs.

Ventre del diavolo! ſagt' ich, als ich mir das rechte Schienbein tüchtig an einer vorragenden Wurzel zerſtieß; dieſer Weg iſt minder patent, wie wir auf der Univerſität zu ſagen pflegten, Freund Rauſchebart.

Bei Sanct Hafis, keuchte der Angeredete hinter mir, bei Sanct Hafis, ich glaube, der Buſchmichel will uns recta via in den Himmel führen, denn das iſt ein wahrer Kreuzträgerweg und Tugendſteig, ein Bußgang und eine Kaſteiungstreppe.

Es dauert nicht mehr lange, tröſtete der Buſchmichel und wir hoben und ſchoben uns auf Füßen und Händen vorwärts und aufwärts.

Endlich ſchimmerte das Tageslicht grünlich durch die verſchlungenen Zweige und Ranken und nach einigen Schritten traten wir aus der Barranca hinaus auf die Berghöhe, wo wir überraſcht ſtehen blieben, obwohl wir die herrliche Szene zu unſern Füßen heute nicht zum erſten Mal erblickten, ſondern dieſelbe ſchon am Tage nach der Zerſtörung von Neujeruſalem bewundert hatten.

Rings von bewaldeten Bergen eingeſchloſſen, lag vor uns ein weiter Thalkeſſel, den ein raſcher Fluß ſeiner ganzen Länge nach durchfloß, an der Südweſtſeite geheimnißvoll aus den Bergſchluchten hervorkommend und ebenſo geheimnißvoll an der Nordſeite im Schooß des Gebirges verſchwindend, als käme er in dieſe friedliche Abgeſchiedenheit nur verſtohlen geſchlichen und wolle ſie mit ſeinem Rauſchen nicht allzu lange ſtören. Das ganze rechte Ufer dieſes kleinen Fluſſes entlang, der eine Legua weiter nordweſtlich in den Schillerfluß mündet, grünte ein Prairiegrund mit zerſtreuten Bauminſeln und diente einer zahlreichen Heerde von verſchiedenen Thiergattungen zum Weide- und Tummelplatz. Jenſeits des Fluſſes zog ſich ein weitläufiger, terraſſirter Garten von dem Ufer über das in Hebungen und Senkungen reizend abwechſelnde Terrain gegen die Bergwand hinan, welche gegen Weſten zu das Thal ſchloß, und inmitten dieſes Gartens lag, unter Gruppen koloſſaler Eichen, Cedern, Magnolien und Sycamoren reizend verſteckt, ein im Quadrat gebautes, kloſterartiges Gebäude, welches ſich mit dem ſpitzen Thurm ſeiner an der Nordſeite des Vierecks gelegenen Kapelle in der Wildniß wie ein Wunder darſtellen mußte. Ich ſage wie ein Wunder, und wird das Jeder begreifen, der lange Zeit hindurch nur Blockhütten geſehen und bewohnt hat und dann mit einmal ein nach allen Regeln der katholiſchen Architektur aufgeführtes Gebäude zu Geſichte bekommt. Etwa drei Büchſenſchüſſe von dem Kloſter entfernt lagen am Flußufer die Hütten eines kleinen Indianerdorfes, rings von wohlbeſtellten Mais- und Baumwollenfeldern umgeben, die ſich bis an das nördliche Ende des Thales hinzogen. Noch anziehender als dieſe Felder aber mußte für ein europäiſches Auge die Rebenpflanzung ſein, die an der Südſeite des Gartens einen ſteilen Hügel hinankletterte, um ſich droben in die pittoresken Baum- und Felspartieen zu verlieren, womit der Bergwald ſeinen Saum geſchmückt hatte. Zahlreiche kleine Bäche kamen ringsher aus den Forſten hervor, ſtürzten ſich in maleriſchen Caskadellen zwiſchen den Hügeln herab und bewäſſerten Gärten, Felder und Wieſen, bevor ſie ihre muthwillig raſchen Gewäſſer mit dem Fluße vereinigten. Man konnte nichts Anmuthigeres, Friedſameres ſehen, als dieſes Thal in ſeiner Einſamkeit und in ſeiner wahrhaft tropiſch reichen Vegetation, deren Reize durch die prachtvoll mannigfaltige Färbung des Herbſtes noch erhöht worden, ſowie durch jenen ſpinnwebzarten Duft, welcher den der Sonne befreundeteren Ländern eigen iſt und, ohne die Durchſichtigkeit der Luft zu beeinträchtigen, die etwa allzu grellen Lichter mildert, die Buntheit der Farben in gefällige Harmonie wandelt und über die ganze Landſchaft eine Ruhe und Milde hinhaucht, die wohlthuend in unſerem Innern reflektirt. Am nördlichen Ausgang des Thales, da, wo ſich der Fluß toſend durch eine unermeßlich tiefe, enge Barranca drängt, um mit einer plötzlichen Beugung durch einen ſchluchtigen, zerriſſenen Waldboden zu ſtürmen, lag auf einem Bergſattel zwiſchen Felſen verſteckt die Trapperhütte des Buſchmichels, von welcher aus als von einer Warte nicht nur das Thal, ſondern auch die gegen Weſten und Norden von demſelben gelegenen Prairien und Forſte zu überſehen waren, von welcher aus der Apachewannaween auch meinen Hülferuf vernommen hatte, als ich, dem Feuertode entgangen, vom Waſſertod bedroht war. Ich hatte nämlich damals, als ich den Pietiſten verfolgte, den Gebirgsſtock, in deſſen Schooß das beſchriebene Thal lag, zur Hälfte umritten und umgangen und mich, als ich mich durch eine ganz gewöhnliche Liſt von der rechten Fährte des Flüchtlings abbringen ließ, kaum noch eine halbe Legua von Neujeruſalem entfernt befunden, welches die Schwärmer inmitten einer Thalſenkung da angelegt, wo ſich der Fluß wieder nordwärts wendet, um gegen das Strombett des Schillerflußes einzubeugen. Die verkohlten Trümmer des Dorfes waren von der Hütte des Buſchmichels aus ſichtbar, und da ich gerade darauf zu reden komme, ſo will ich daran eine gedrängte Erklärung knüpfen, wodurch dem geneigten Leſer das Verſtändniß der zuletzt geſchilderten, bunten und abenteuerlichen Szenen erleichtert wird.

Das kloſterartige Gebäude, deſſen ich vorhin erwähnt, war die ehemalige ſpaniſche Miſſion*) Madre de Dios, deren Geſchichte uns El Terror erzählt hat. Was er aber verſchwieg, iſt, daß nach der rächeriſchen Austilgung der ſpaniſchen Pfaffen und ihres mexikaniſchen Anhangs durch die[*] Comanchen die Miſſion, ſowie das ganze Thal von El Terror an die Fürſtin Ingeborg abgetreten worden war. Die Bekanntſchaft zwiſchen dem Häuptling und der Fürſtin ſtammte aus der Zeit des erſten Aufenthalts der Letztern in Amerika. Damals hatte ſie auf einer abenteuerlichen Reiſe durch die Wildniſſe von Texas den kaum dem Knabenalter entwachſenen Melahuk als Gefangenen in der Colonie des kühnen Auſtin getroffen, der bekanntlich als einer der erſten Nordamerikaner über den Red River gegangen, um Gleichgeſinnten eine Bahn eröffnend den endlichen Triumph des Sternenpaniers in dieſen Gegenden vorbereiten zu helfen. Sie hatte den Jüngling raſch liebgewonnen und dieſer ihr hinwieder eine Ehrfurcht und eine Anhänglichkeit gezollt, die ſpäter auf ſein ganzes Volk übergehen ſollte und ſich ſchon in dem Namen Kiskemas d. h. weiſe Mutter, welchen ihr die Comanchen gaben, ausſprach. Ingeborg wußte die Freilaſſung Melahuks zu bewirken und dieſer leiſtete ihr hierauf mit ſeinem Stamm bei der von ihr unternommenen Anſiedlung am Brazos alle möglichen Dienſte. In den langen Zwiſchenraum zwiſchen Ingeborgs Rückkehr nach Europa und ihrem Wiederkommen in Geſellſchaft ihrer Großnichte fällt die Erbauung der Miſſion und was damit zuſammenhängt, ſowie endlich das Zuſammentreffen des Comanchenhäuptlings mit dem Buſchmichel. Dieſer hatte ſich nämlich, ſobald er in Amerika angekommen war, deſſen erinnert, was die Fürſtin in unſerem Hauſe von ihrem Aufenthalt in Texas erzählt und wieder erzählt, denn ſie konnte nicht müde werden, von ihren dortigen Erlebniſſen zu reden, und ſein abenteuerlicher Sinn war durch dieſe Erinnerung ſo mächtig angeregt worden, daß er auf alle Gefahren hin die Wildniß durchzog und auch beinahe glücklich auf den Jagdgründen der Comanchen anlangt war, als er einer Horde von Apachen in die Hände fiel und durch Melahuk und ſeine Krieger vom Feuertod gerettet wurde. Der Name Kiskemas, den er ſich wohlgemerkt, that unter ſeinen Befreiern beſſere Wirkung, als der beredteſte Empfehlungsbrief, und bald erwarb ſich der Buſchmichel als unzertrennlicher Freund und Waffengenoſſe Melahuks den furchtbaren Namen, unter welchem ihn die Apachen fürchteten und die Comanchen achteten. Der Zufall, welcher ja nicht nur oft das Abenteuerlichſte fügt, ſondern nach der Meinung diverſer Philoſophen überhaupt die Welt regiert, hatte den Apache-wannaween im Spätjahr 1834 den Colorado hinab nach Matagorda und von da nach Velasco geführt, um einen mächtigen Vorrath von Wildhäuten aller Art gegen Waffen und Munition umzutauſchen, und hielt er ſich an dem letztgenannten Ort gerade zu der Zeit auf, als der Schooner, auf welchem Ingeborg und Oda aus den vereinigten Staaten herabkamen, dort einlief. Die unangenehme Ueberraſchung, welche der Fürſtin hier wartete, indem ihr Agent zu Velasco ihr eröffnete, daß die Anſiedlung, welche ſie dereinſt am Brazos gegründet, ſeither in den fortwährenden Kämpfen der ruckſichtslos gewaltthätigen Coloniſten mit den Indianerſtämmen total zerſtört worden, ward durch den Buſchmichel, welchen das Wiederſehen der edlen Frauen vor Freuden faſt närriſch gemacht, vergütet, denn dieſer entwarf von der-verlaſſenen Miſſion in der Sierra de San Saba und von der Art, wie Melahuk und ſein Stamm das Andenken der „weiſen Mutter“ heilig hielten, eine ſo beredte Schilderung, daß ſich Ingeborg entſchloß, dorthin zu ziehen. Der Buſchmichel machte ſich hierauf wieder nach dem Innern des Landes auf den Weg, um Alles für die Aufnahme der willkommenen Gäſte vorzubereiten, und nachdem die Frauen mit ihren Leuten in Matagorda überwintert hatten, wurden ſie verabredetermaßen von dem Buſchmichel und El Terror in Corpus Chriſti abgeholt und dem Laufe des Colorado entlang nach ihrem neuen Wohnſitz geleitet, welchem Oda den verheißungsvollen Namen Libertas gab. Melahuk ließ ſich zum Schutze der verehrten Ankömmlinge mit einem auserwählten Theil ſeines Stammes in dem Thal nieder und Ingeborg und Oda — welche letztere von den Comanchen den Namen Kaskabega (leuchtender Mond) erhalten — entfalteten hierauf ohne Verzug eine ſo einſichtsvolle, milde und erfolgreiche Thätigkeit, daß Libertas zu einer Muſtercolonie wurde und zwiſchen ihren aus Europa und der Union mitgebrachten Dienern oder, beſſer geſagt, Mitbürgern und Mitcoloniſten und dem

---

*) Miſſionen hießen die klöſterlichen Vorpoſten, welche die ſpaniſche Pfaffheit in die entlegenen Provinzen Mexiko's vorſchob, um die freien Indianerſtämme zu bekehren,

---

[*] d. h. ſie um ihr Land zu prellen und ſie leiblich und geiſtig zu Sklaven zu machen.

Volk El Terrors das freundlichſte, gedeihlichſte Verhältniß ſich herſtellte. Leider ſollte der Frieden des geſegneten Thales, welches eine abgeſchloſſene, für ſich beſtehende Welt bildete, in welcher die wahren, nicht die ſcheinbaren Segnungen der Cultur unter der weiſen Pflege der beiden Frauen herrlich erwuchſen, nicht lange ohne Störung bleiben. Während El Terror und der Buſchmichel, nachdem der Unabhängigkeitskampf der Texaſer gegen Mexiko ausgebrochen, mit den Comanchen gegen die verhaßten Mexikaner und die mit denſelben verbündeten Apachen zu Felde gezogen waren, kam Kreböler mit ſeiner Frömmlerbande den Colorado herauf, um ſich an einem Nebenfluß deſſelben niederzulaſſen und das neue Jeruſalem zu gründen, d. h. einen Sitz des Fanatismus und der ſchamloſeſten Ausſchweifung, wie andere Pietiſtenhäupter, z. B. der berüchtigte Rapp ſolche auch in den nordamerikaniſchen Staaten verſchiedene aufgethan haben. Ich will meine Feder nicht mit, auch nur andeutender, Schilderung der Unflätereien beſchmutzen, welche Kreböler und ſeine ihm redlich nacheifernden Gläubigen, ſobald ſie ſich feſtgeſetzt, allmälig zu treiben begannen, ſondern nur ſagen, daß all der pietiſtiſche und muckeriſche Wuſt, der ſich in Europa in Conventikeln verbirgt, hier offen zur koloſſalſten Schändlichkeit ausſchlug. Zu ſpät erkannten Ingeborg und Oda und der Buſchmichel, wie ſehr ſie Unrecht gehabt, daß ſie die frommen Landsleute gegen El Terror in Schutz genommen, als dieſer, deſſen Lebenserfahrungen ihn hiezu wohl berechtigten, nach ſeiner Zurückkunft aus dem Kriege die eingedrungenen Fremdlinge vernichten oder doch verjagen wollte. Indeſſen herrſchte zwiſchen Libertas und Neujeruſalem, welches die Pietiſten mit eifrigſter Unterſtützung der Fürſtin erbaut hatten, noch einige Zeit ſcheinbar tiefer Frieden, denn Krebsler wußte ſeine Abſichten als vollendeter Heuchler ſo lange zu verſtecken, bis er durch einen Bund mit einem unſtäten Apachenſtamm, deſſen Mitglieder er durch die ſchlaueſten Ränke für ſich zu gewinnen gewußt, einen Rückhalt gewonnen hatte. Jetzt aber wurde er mit ſeinen Bekehrungsverſuchen eifriger, dringender, impertinenter, während er zugleich ſeine Pietiſten durch alle Hülfsmittel der Schwärmerei und der Wolluſt zu einer Exaltation hinaufſchraubte, die vor Nichts zurückbebt. Endlich forderte er Nonnimur, die Tochter Melahuks, zum Weibe und wagte es, von ſeiner dämoniſchen Gier fortgeriſſen, auch Oda als Gegenſtand ſeiner muckeriſchen Frömmigkeit zu bezeichnen und ihr jungfräuliches Ohr mit jenen ſüßlichen Abſcheulichkeiten zu beleidigen, hinter denen ſich die Beſtialität birgt, von welcher der gottſelige Ebel und ſeine fromme Gemeinde zu Königsberg ſchandbare Proben geliefert ad majorem Dei gloriam und zur Erbauung aller hyſteriſchen Krummacherianerinnen und ſonſtiger Jeſuleinliebhaberinnen und Lämmleinſchweſtern. Daß dieſes freche Gebahren mit Verachtung zurückgewieſen und fortan aller Verkehr mit Neujeruſalem abgebrochen wurde, verſteht ſich von ſelbſt, aber leider war das Gefühl der Landsmannſchaft und Humanität in Ingeborg und Oda ſo ſtark, daß ſie Alles aufboten, um den Comanchenhäuptling zu bewegen, mit den Frömmlern Friede zu halten. Krebsler erkannte, daß er falſch manoeuvrirt und hier ganz andere Menſchen vor ſich habe, als ſeine Conventikler, welche die Broſamen von Vernunft, die ſie noch aus Europa mitgebracht, in der Ungebundenheit des amerikaniſchen Hinterwäldlerlebens raſch vollends verbraucht hatten und ſich alſo blindlings in den Willen ihres pfiſſigen Führers ergaben. Krebsler that alles Mögliche, um ſeine Voreiligkeit gut zu machen und das freundliche Verhältniß mit den Bewohnern von Libertas wieder herzuſtellen. Er heuchelte die tiefſte Reue und Zerknirſchung über ſeine Verirrung, die er ohne Weiteres als ein Werk Satans darſtellte, welcher den Kindern des Heils, mit denen es zum Durchbruch gekommen, unaufhörlich Schlingen ſtelle; und wenn es ihm auch nicht gelang, das ſchmählich verrathene Vertrauen der beiden Frauen wieder zu erwerben, ſo brachte er es doch dahin, daß ſie ihn allmälig für einen ſchwärmeriſchen, aus mißverſtandener Religioſität übergeſchnappten, aber zugleich feigen Narren hielten, der weiter keine Beachtung und Beſorgniß verdiene. Allein Krebsler war kein Narr, ſondern bloß ein Schurke, der ſeiner Zeit harrte, und dieſe Zeit war gekommen, als die Comanchen den gewöhnlichen Herbſtjagdzug nach den Prairien im Weſten unternahmen. Melahuk war mit ihnen ausgezogen, allein durch einen unglückbedeutenden Traum — bekanntlich geben die Indianer viel auf Träume — vermocht worden, ſeinen mit Beute aller Art ſchwer beladenen Kriegern auf der Rückkehr um mehrere Tage vorauszueilen. Sein Traum hatte nicht gelogen. Er war kaum heimgekehrt, als die Colonie Libertas von den Pietiſten und den mit ihnen verbündeten Apachen überfallen wurde. Krebsler forderte vorerſt Nichts, als die Auslieferung Melahuks und ſeiner Tochter, denn es mußte ihm Alles daran gelegen ſein, ſich dieſes furchtbaren Feindes zu entledigen, welchen er den Apachen zur Marter übergeben wollte. Widerſtand war hier unmöglich und ſo blieb der beſonnenen Fürſtin nur der Ausweg, während der Verhandlungen mit Krebsler dem Häuptling einen Wink zu geben, mit ſeiner Tochter in der verborgenen Hütte des Buſchmichels Zuflucht zu ſuchen. Von hier führten die beiden Männer das Mädchen über die Berge in den unermeßlichen Jackſonswald, wo die lachende Droſſel in einem hohlen Baum ein Verſteck fand, und kehrten dann zurück, um zu ſehen, was die Feinde weiter im Sinne hätten. Sie fanden aber die Schwarzhüte und Apachen ſchon auf ihren Fährten, mußten, nachdem ſie die Verfolger zwei Tage lang durch Kreuz- und Queerzüge getäuſcht, endlich über den Schillerfluß zurück und jetzt entſchloß ſich Melahuk, von ſeinem Gefährten angeregt, für ſeine Tochter eine Zuflucht in Odashall zu ſuchen. Das Vorhandenſein dieſer Colonie, nicht aber ihr Name, war nämlich den Bewohnern von Libertas kein Geheimniß mehr, aber wie wir unſererſeits durch den unabläſſigen Drang der nöthigen Arbeiten abgehalten worden waren, die Umgegend ſo weithin zu durchforſchen, daß wir hätten das ſchöne, rings von hohen Bergen umſchloſſene Thal finden müſſen, ſo hatten die Einwohner dieſes Thales, nachdem ſie erſt kürzlich die Erfahrung gemacht, welch' ein ſchlimmes Ding eine Nachbarſchaft in der Wildniß ſein könne, und keineswegs nach neuen Bekanntſchaften begierig, ihrerſeits ſich mit der durch Melahuk und dem Buſchmichel erforſchten Gewißheit begnügt, daß wir mit den Neujeruſalemiten oder dieſe mit uns in durchaus keinem Zuſammenhang ſtünden. Alſo der Häuptling und ſeine Tochter ſuchten und fanden auf die früher erzählte Weiſe ein Aſyl in Odashall, der Buſchmichel aber zog es vor, ſich in den Felſen am Goetheſee in Hinterhalt zu legen, um nach Beſchaffenheit der Umſtände handeln zu können. Die Verſchwiegenheit, welche El Terror am Tage nach dem nächtlichem Sturme auf Odashall in ſeiner Erzählung Bezugs der Colonie Libertas und ihrer Bewohner beobachtete, erklärt ſich leicht aus der indianiſchen Klugheit, welche nie mehr ſagt, als zu ſagen unumgänglich nöthig iſt, und durchaus keine Urſache haben konnte, uns mit Perſonen und Verhältniſſen bekannt zu machen, die, wie der Erzähler glauben mußte, uns Nichts angingen. Nicht ganz ſo klar iſt, warum ſich Krebsler am Tage nach der gefährlichen Nacht unter uns wagte, und wenn nicht angenommen wird, er habe vorausgeſetzt, der Comanche und ſeine Tochter, von welchen er Entlarvung erwarten mußte, befänden ſich nicht mehr in Odashall, ſo läge hierin ein Beweis, daß der Schuft auch Muth zu entwickeln verſtanden hätte, wo es nöthig war. Kam er bloß in der Abſicht, unſere Stimmung und die Localität auszukundſchaften, oder traute er ſeiner geiſtlichen Beredtſamkeit die Macht zu, uns für die Sache Neujeruſalems zu gewinnen? Sei es, wie es wolle, ich kann mich nicht damit aufhalten, den Maulwurfsgängen eines derartigen

Intriguenſpinners nachzuforſchen. Gewiß iſt, daß er unter uns keineswegs Leute zu finden erwartet hatte, die vor Zeiten eine Rhazia bei ihm abgehalten, und daß ihm mein Rührlöffelſchlag das Concept vollends verrückte. Nachdem er mein Pferd unter mir erſchoſſen und wahrſcheinlich auch mich getroffen geglaubt, hatte er an jener Stelle im Walde, die mir als ringsher zerſtampft aufgefallen, ſeinen Muſtang ſpringen laſſen, um dadurch allfällige Verfolger auf eine falſche Fährte zu bringen und war zu Fuß nach Neujeruſalem zurückgekehrt, welches kaum eine halbe Legua unterhalb des Platzes, wo ich über den Fluß geſetzt und die ſchlimme Nacht zugebracht hatte, am Waſſer lag. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wollte er, da ihm ſein Anſchlag auf Melahuk und Nonnimur mißlungen, ſich an Ingeborg und Oda ſchadlos halten und die Colonie Libertas in der Nacht überfallen. Um den Schrecken dieſes Ueberfalls zu vermehren, mochten die Neujeruſalemiten den Waldbrand angefacht haben, in ihrem Vorhaben aber durch den furchtbaren Regenguß und das demſelben folgende Austreten des Fluſſes verhindert worden ſein. Indeſſen war der Buſchmichel, der in dem Manne, welcher ihn, da er im Morgenſonnenſtral auf dem Börnefelſen ſtand, mit ſeinem Dorfnamen angerufen, voll Ueberraſchung ſeinen ehemaligen Zögling und Kameraden erkannt hatte, eilends nach Libertas zurückgekehrt, um ſeiner Herrin dieſe unerwartete Kunde zu bringen, da er es nicht für angemeſſen hielt, mich von der Bewohnerſchaft des Thales in Kenntniß zu ſetzen, bevor er die Willensmeinung der Fürſtin eingeholt. Gerade, als er ſich dann wieder nach Odashall auf den Weg machen wollte, um mich nach Libertas zu holen, bemerkte er von ſeiner Hütte aus in Neujeruſalem verdächtige Bewegungen und blieb alſo. Hierauf erhob ſich der Waldbrand, dann kam der Wolkenbruch und nach dieſem mein aus den Schluchten unter ſeinen Füßen hervordringender Ruf um Hülfe. Als er mich rettend in ſeine Hütte getragen und mir einen Trank gegen das Fieber gemiſcht, hatte er die ſeltſame Geſchichte der Fürſtin gemeldet und dieſe war mit Oda lange bei mir geweſen, während ich ſchlief. Er geleitete gegen Abend zu die Frauen in's Thal hinab und während er auf dem Rückweg nach ſeiner Hütte war, verſammelte Oda, wie ſie es allabendlich that, die Mädchen der

Colonie in der Kapelle, um zum Klange der Orgel, die ſie meiſterlich ſpielte, fromme Chöre mit denſelben zu ſingen. Daher die überirdiſch mächtige und prächtige Muſik, die ich vernommen. Aber mitten in dem Hymnus Marcello's brach Krebsler mit ſeiner Bande aus dem Bergwald an der Weſtſeite des Thales hervor, das Kriegsgeheul der Apachen erſcholl, die Colonie ward umzingelt und Ingeborg mit Oda fortgeſchleppt, während zugleich ein Trupp Wilder die Hütte des Apache-wannaween, welche ſie bei der Verfolgung Melabuks und Nonnimurs entdeckt, umzingelte und mich gefangen nahm. Daß Krebsler mich ohne Umſtände abſchlachten laſſen wollte, iſt leicht zu begreifen, allein daß er ſeine brutale Mordluſt auch auf die armen Frauen ausdehnte, läßt ſich nur aus dem Zuſammenwirken von getäuſchter Begierde, ſchrankenloſer Habſucht und angeborener Grauſamkeit auf ein durch Heuchelei und Laſter aller Art längſt geſtörtes und getrübtes Gemüth erklären. Ja, wer weiß, ob ihn nicht zuletzt wirklich jene fromme Raſerei, jenes ſcheußliche Gelüſte ergriffen, von welchem beſeſſen die Anbeter Molochs und, wie in neueſter Zeit evident nachgewieſen worden, Jehova's das

Blut der Feinde und ſogar das der eigenen Kinder ihrem Gotte darbrachten? Der Buſchmichel hatte aus der Ferne den Ueberfall der Colonie und die Wegſchleppung der Frauen mitanſehen müſſen, ohne ihnen Hülfe leiſten zu können. Aber ſeine Beſonnenheit verließ ihn nicht und ungeſäumt ſchlich er ſich durch die Barranca an das Ufer des Schillerfluſſes hinab, wo Melahuks Canoe im Gebüſch verborgen war, machte daſſelbe flott und trieb es mit Aufbietung aller Kraft den Fluß hinauf und in den See hinein, um die Freunde in Odasball zur Hülfe herbeizuholen. Er war aber noch nicht weit den See hinaufgekommen, als er die Geſuchten die Washingtonprairie herabkommen ſah, denn, durch mein langes Ausbleiben höchlich beunruhigt, hatten ſich Rauſchebart, Ram und Rory, denen ſich auch Bogo und Nonnimur angeſchloſſen, unter Melahuks Anführung aufgemacht, um auf Kunde nach mir auszugehen. Der Buſchmichel trieb den Nachen an's Ufer und meldete den Männern in fliegenden Worten den Ueberfall der Colonie Libertas durch die Pietiſten und Apachen. Während er aber noch redete, erdröhnte in der Ferne der Hufſchlag galoppirender Roſſe. Melahuk lauſchte, ſtieß dann einen Freudenſchrei aus und den War-whoop ſeines Stammes, der aus hundert Kehlen beantwortet wurde, und wenige Minuten darauf ſah er ſich von einer ſtarken Schar ſeiner zur gelegenſten Zeit heimgekehrten Krieger umgeben. Sofort brach der ganze Harſt im angeſtrengteſten Laufe gegen Neujeruſalem auf, und wie ſchlau El Terror ſeine Maaßregeln zu treffen wußte, wie ſicher unſere Retter das Verderben der Fanatiker und ihrer Brut vorbereitet hatten, haben wir ja geſehen.

Doch kein Wort mehr über dieſe fürchterliche Rettungs- und Vernichtungsſzene, ſondern wenden wir uns lieber zu einer friedlicheren und freundlicheren.

Da, wo ſich der Kreuzgang der ehemaligen Miſſion auf die oberſte Gartenterraſſe öffnet, ſteht eine Laube aus wildem Lorbeer, Samach und Rebengewinden, von welcher aus ihr das Thal in ſeiner ganzen Lieblichkeit vor euch liegen ſeht und durch deren Gezweige die neckiſchen Lichter eines herrlichen Herbſtabends ſpielen, während das von unten leis heraufrauſchende Gemurmel des Fluſſes eigens da zu ſein ſcheint, euch in behaglich träumeriſches Sinnen zu wiegen. Auf der Bohlentafel des Tiſches, welcher die Mitte der Laube einnimmt, ſtehen Gefäße mit eingemachten Früchten, ein Teller mit Panolas*) ein anderer mit Cigarren, deren Ausſehen beweiſt, daß ſie aus dem gelobten Lande der Glimmſtengel, aus Cuba, ſtammen, ein ſilberner Leuchter mit einer brennenden Kerze zum Anzünden derſelben und endlich zwei Caraffen mit rothem ſpaniſchen und weißem franzöſiſchen Wein, in deren Facetten ſich die Sonnenſtralen von Zeit zu Zeit blitzend brechen, als wollten ſie mit dem ihnen verwandten Stoff, der die Flaſchen füllt, liebäugeln. In der Tiefe der Laube hat die Fürſtin Platz genommen, ehrwürdig im Schmuck ihrer Silberhaare, die Farbe der Geſundheit auf den noch immer ausdrucksvollen, bedeutenden Zügen, und in den blauen Augen wie ſonſt den Stral lebhaften Geiſtes- und Gemüthslebens. An der linken Seite des Tiſches ſitzt, ein Jagdhemd nähend, die lachende Droſſel, die jetzt, dem ſtrengen Vaterauge entrückt und dem glücklichen Frohſinn ihrer Natur überlaſſen, in der That lachend ausſieht, und nicht nur lachend, ſondern faſt etwas kokett, beſonders wenn ſie, heute mit goldenen Armringen und goldenen, bis auf die Schultern herabhängenden Ohrgehenken aufgeputzt, von Zeit zu Zeit verſtohlen und mit ſchelmiſchem Lächeln nach dem guten Nauſchebart ſich umwendet, der außerhalb der Laube, aber hart hinter dem Mädchen ſteht und deſſen Phyſiognomie, wie ſie zwiſchen den Rebenranken erſcheint, der eines Fauns, welcher eine badende Nymphe belauſcht, zum Verwechſeln ähnlich iſt. Trifft ihn der Blick Nonnimurs, ſo lacht er mit dem ganzen Geſicht und verfolgt dann wieder mit ſeinen kleinen, vor Vergnügen zwinkernden Augen die braunen Händchen der Indianerin, wie ſie gewandt und raſch ihre Arbeit fördern. Rechts am Ausgang der Laube lehnt Oda. Sie hat ſo eben einen zierlichen Kugelbeutel aus Otterfell fertig gebracht und läßt jetzt die Augen in das Thal hinausſchweifen, über welches ſich allmälig der purpurne Duft breitet, der beim Herannahen des Sonnenuntergangs der texaſiſchen Landſchaft einen neuen Zauber bringt. Ohne es zu wollen und zu wiſſen entfaltet Oda in dieſer Stellung alle Schönheit ihrer edlen Geſtalt. Sie hat den rechten Arm, der voll und weiß aus dem nur bis zum Ellbogengelenk reichenden Aermel ihres Gewandes hervorkommt, über den Kopf erhoben und hält ſich mit der tadellos geformten Hand an dem Thürpfoſten der Laube feſt, indeſſen der linke Arm regungslos an ihrer rechten Hüfte herabhängt. Ihre Geſtalt ruht auf dem etwas zurückgezogenen rechten Bein, während der linke Fuß in ſeiner Zierlichkeit unter der Basquina von himmelblauem Stoffe hervorguckt, und in dieſer etwas rückwärts und zur Seite gebogenen Stellung verräth das enganſchließende ſpaniſche Kleid die ganze Pracht dieſer ſtolzen Glieder und Formen, welche Reinheit und Zartheit mit allem Leibreiz harmoniſcher Fülle paaren. Bewunderungswürdig iſt die Büſte. Gleich unmittelbar unter dem Hals beginnt der Bruſtkaſten zu einer zierlichen Rundung anzuſetzen und bildet eine ſchöne Wölbung von einer Schulter zur andern. Aus dieſer nach unten immer reizender hervortretenden gewölbten Fläche wächst dann der Buſen in unbemerkbarem Anſchwellen hervor, um ſich endlich in feſten und beſtimmten Umriſſen ſtolz und zärtlich zu erheben. Ueber dieſer römiſchen Büſte wiegt ſich auf dem ſchlanken Hals das edle Haupt mit ſeinen helleniſchen Zügen, ſeiner ein reiches und raſtloſes Gedankenleben verrathenden, prächtigen Stirne, und ſeiner überreichen Lockenfülle. Und dieſem an die glorreichſten Gebilde der Antike mahnenden Antlitz verleiht dann das ſeelenvolle Auge den vollſten Zauber romantiſcher Tiefe und Innigkeit und den graziöſen Mund umzieht ein Lächeln, dem Schmetterling gleich, der den Kelch einer halboffenen Roſe umflattert.

---

*) Panolas nennt man kleine, ſtark mit Zucker verſetzte Maisbrote, deren Genuß Anfangs etwas fade ſchmeckt, die Einem aber bald recht wohl behagen und der Geſundheit ſehr zuträglich ſind.

In das Anſchauen dieſer Pracht verſunken, lehne ich der Jungfrau gegenüber an dem andern Thürpfoſten. Da erhebt der buntgefiederte Papagei, welcher in dem Geranke der Laube umherklettert und ſchon mehrmals mit ſeinem krummen Schnabel an die Hand ſeiner Herrin getippt, um ſie auf ſich aufmerkſam zu machen, ſeine krähende Stimme und ſchreit dreimal den Namen Triſtan her. Oda wendet ſich und ſieht mich mit einem ſchweſterlich liebevollen Blicke an, als wollte ſie ſagen: Siehſt

Du, Du warſt hier nicht vergeſſen. Dann erröthet ſie leiſe, kehrt ſich dem Tiſche zu und ſtopft dem gelehrigen Vogel den Schnabel mit Mandelkernen.

Bei Sanct Hafis! läßt ſich Rauſchebart vernehmen, calculire, ich gäbe Etwas drum, wenn wir früher gewußt, daß wenige Leguas von uns entfernt ein Ort läge, wo ſogar die Vögel Einen von uns kennen.

Eine ſeltſame Empfindung trieb mir das Blut in den Kopf und machte mich verlegen. Endlich ſagte ich, um nur Etwas zu ſagen:

Ei, lieber Junge, ich habe ſchon ſeit einigen Tagen bemerkt, daß Du nicht mehr bei Moloch ſchwörſt. Woher kommt denn das?

Woher? Wie magſt Du lange fragen? Vermuthe, habe guten Grund dazu. Hatten in der letzten Zeit viel zu viel mit den Anhängern des blutdürſtigen Molochcultus zu ſchaffen, als daß ich noch irgend Etwas mit der phöniziſchen und hebräiſchen Mythologie zu thun haben wollte, bei Sanct Hafis! War aber keine kleine Aufgabe, mir einen andern Schwur anzupaſſen, und wollte der Moloch lange nicht von mir weichen. Hat mich eine ſchlafloſe Nacht und heilloſes Kopfzerbrechen gekoſtet, bis ich fand, was ich ſuchte. Iſt ein Fakt.

Dieſe mit der größten Ernſthaftigkeit vorgebrachte Neuigkeit machte uns lachen und die Fürſtin fragte heiter:

Aber habt Ihr denn ſchlechterdings einen Schwur nöthig, lieber Freund? Ich denke, Ihr hättet ebenſo leicht, als Ihr Euch einer Betheuerungsformel entwöhntet, dieſer garſtigen Gewohnheit gänzlich entſagen können.

Ebenſo leicht? entgegnete der Extheologe eifrig. O Verehrteſte, Sie würden nicht ſo ſprechen, wenn Sie wüßten, welche Anſtrengung es mich, der ich ohne Schwur ſchlechterdings nicht exiſtiren kann, gekoſtet, bis ich ſtatt des abgelegten einen neuen und paſſenden aufgabelte. Wahrhaftig, ich dankte Gott inbrünſtig, als er mir endlich einen rechten auf die Zunge legte, bei Sanct Haſis!

Ein wunderlicher Heiliger, bemerkte ich.

Ein wunderlicher Heiliger? Sage lieber ein wunderbarer! Calculire, war das ein wunderbarer Menſch, der, nachdem er bis in ſeine alten Tage mit der Stange der Theologie im Nebel der Myſtik umhergefahren, plötzlich zur Erkenntniß und Erleuchtung kam und das Trauergewand der Aszeſe von ſich that, um alle lebensfeindliche Abſtraktion und Negation in ſonnentrunkenen Liedern zu verhöhnen und zu bekämpfen und aus den Roſengärten und Rebenlauben von Schiras einen Lerchenſang hervorzuſchmettern, der nach fünfhundert Jahren noch gewaltig genug klingt, um die Argumente aller Theologen aller Zeiten zu übertönen, alle die leidigen Phantome einer triſten, pfäffiſchen Weltanſchauung und Menſchenverhunzung zu verſcheuchen und das Evangelium der Freude und Liebe wie einen duftenden Frühling über die Erde auszugießen.

Bei meiner Seele, ſagte ich, Du biſt ja ganz in Ekſtaſe gerathen.

Und warum ſollte ich nicht? Sag Dir, habe in kurzer Zeit eine merkwürdige Metamorphoſe erlebt. Seit die Herrlichkeit Haſiſens, den ich ſchon früher ſtudirt hatte, aber eben ohne Sinn und Verſtand, wie ein orthodoxer Theologe meiſtens ſtudirt, in meiner Seele aufgegangen, bin ich ſo zu ſagen ein anderer Menſch und ein rechter Kerl geworden und hat dieſe prächtige, bei aller Feſſelloſigkeit dennoch in ſich ſo ſtetige und ſichere Lebensphiloſophie den finſteren Glauben, deſſen Conſequenzen wir neulich in ſo furchtbarer Weiſe erlebt, ſo ſieghaft in mir vernichtet, wie die Sonne die giftigen Schwaden eines Alligatorſumpfes niederringt. Iſt ein Fakt.

Und dieß Alles wäre von dem Umſtand herzuleiten, daß Sie, wie früher bei Moloch, ſo jetzt bei Hafis ſchwören? fragte Oda ſchalkhaft.

Calculire, allerdings, obgleich das Leben in der Wildniß, ſowie die Erlebniſſe der jüngſten Vergangenheit mit dazu beigetragen haben mögen, mir den Durchbruch zur Erkenntniß zu erleichtern. Denn zum Durchbruch iſt es, habe ich die Notion, mit mir gekommen, bei Sanct Hafis, der da ſingt:

Mit aller Andacht früh und ſpat lies in der
Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch authentiſch
ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht Dein Ich vergöttere; doch was
Du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt und Ketzerei,
das iſt ein Wahn.

So deklamirend ſah der metamorphiſirte Orthodoxe die lachende Droſſel mit einer Miene an, als wollte er vor Zärtlichkeit zerfließen.

Das klingt ſehr unchriſtlich und doch wieder chriſtlich, bemerkte die Fürſtin, und wenn mir mein Gedächtniß treu iſt, findet ſich in dem belobten Hafis eine Stelle, welche beweist, daß ihm unter ſeinen Roſen und Reben jenes echt religiöſe Gefühl der Duldung und Humanität, welches der erhabene Stifter des Chriſtenthums in beſtimmteſter Weiſe ausgeſprochen, keineswegs abhanden gekommen ſei. Dieſe Stelle lautet:

Dornen in den Weg geſchleudert werden uns
von frommen Händen;
Laſſet uns dafür die Roſen allgemeiner Liebe
ſpenden!

Das iſt nicht mein Credo, ſagte ich, ſo hübſch es auch ausgedrückt ſein mag.

O, ich weiß wohl, Triſtan, verſetzte Oda, Du hatteſt ſchon als Knabe unchriſtliche Tendenzen. Der gute Pfarrer Haſelbaum wußte viel davon zu ſagen.

Wie ich viel von ſeinem orthodoxen Schlehdornſtock zu ſagen wußte, Oda. Aber was willſt Du? Das Chriſtenthum iſt mir einmal zu weich, zu milchig, und auch zu hoch und zu dünn. Als ich vor Zeiten die Schweiz bereiste, verging mir der Athem in den gar zu hoch gelegenen Alpenpäſſen, und ſo iſt es mir auch mit der chriſtlichen Metaphyſik ſtets ergangen. Dann könnte ich möglicherweiſe auch noch einen andern Grund zur Unchriſtlichkeit haben. Du haſt mich aus einem Gefängniß befreit, in das mich unſere guten deutſchen Landsleute geſteckt, weil ich mit den Waffen in der Hand beweiſen helfen wollte, nicht Alles, was alt und herkömmlich, ſei deßhalb auch gut und vernünftig. Wie nun, wenn die Strafe für dieſen Frevel ſo in mich geſchlagen, daß mir gar Nichts mehr alt und legitim genug ſein könnte, daß ich das Chriſtenthum als eine revolutionäre Jugendlichkeit ablehnte und mit meinem religiöſen Bedürfniß in das graue Alterthum, in das ehrwürdige Heidenthum hinaufgegriffen?

Und wenn Du bis auf die fabelhaften Zeiten des alten Indiens zurückgingeſt, ſo würde Dir aus den monſtröſen Traditionen desſelben da und dort der Grundgedanke des Chriſtenthums mild und groß entgegentreten, frivoler Spötter, entgegnete Oda mit freundlichem Ernſt. Heißt es doch in einem uralten indiſchen Gedicht:

Nicht heiſcht die Pflicht vom Edlen
Dem Mörder zu verzeihen nur,
Nein, wohlzuthun, vermag er es,
Selbſt im Moment des Mordes ihm!
Um gleich zu ſein dem Sandelbaum,
Der in des Sturzes Augenblick
Das ſeinen Stamm durchhauende Beil
In ſeine ſüßen Düfte hüllt.

Mag es ſo heißen, Oda, es iſt dieß nur ein Beweis weiter, daß es ſchon in den älteſten Zeiten Narren gegeben hat, welche die Natur negirten und das Weſen des Menſchen als einen Abfall von der Gottheit ausſchrieen. Man weiß ja, daß die Pfaffen immer und überall dieſelben geweſen und ſind. Nur der Helleniſmus bot ein Gegengewicht gegen dieſen pfäffiſchen Unſinn, weil der den Hellenen förmlich zu einer Art Inſtinkt gewordene Schönheitsſinn jede abſurde Entmenſchlichung und Verhimmelung verwehrte. Uebrigens freut mich das Citat, welches Du angebracht, und wäre es auch nur deßhalb, weil es zeigt, wie lächerlich unſere Pfaffen ſind, wenn ſie dem Chriſtenthum das Monopol von religiöſen Vorſtellungen vindiziren wollen, welche ſchon lange vor Chriſtus vorhanden waren. Es iſt mir nie Etwas widerwärtiger geweſen, als das Geſchwätz von der „abſoluten“ Religion, welches, obwohl am Ende auch Hegel in dasſelbe eingeſtimmt, meilenweit nach Bann und Interdikt und Scheiterhaufen riecht.

Aber ich begreiſe Dich nicht, Triſtan, ſagte die Fürſtin. Warum gegen das Chriſtenthum eifern, wenn man doch, wie Du, von der Hoheit der Grundideen desſelben überzeugt iſt und ihre Verwirklichung anſtreben möchte?

Darum, Mutter, weil das Chriſtenthum ſeine Grundideen eben Ideen ſein ließ und ſie nirgends in's Leben einzuführen vermochte. Dadurch bildete ſich die tiefe Entzweiung zwiſchen Jenſeits und Dieſſeits, zwiſchen Geiſt und Materie und wurde die unheilvolle Verleugnung des Menſchenthums zum Dogma erhoben. Weil das Chriſtenthum zu unpraktiſch und unmächtig war, die Welt zu bewältigen d. h. die Geſellſchaft zu reformiren, verwarf ſie dieſelbe kurzweg als einen Tummelplatz des Satans, weil es hienieden ſeine Verheißungen nicht zu erfüllen im Stande war, erfand es das wohlfeile Auskunftsmittel einer jenſeitigen Seligkeit, und während es den erhabenen Lehrſatz von der Gleichheit und Bruderſchaft der Menſchen wirkungslos in der blauen Luſt hängen ließ, ſanktionirte es mit einigen unmächtigen Seufzern über die Schwäche und Unzulänglichkeit der menſchlichen Natur die abſcheulichſten Ungerechtigkeiten und den maaßloſeſten Deſpotismus einerſeits, wie es andrerſeits Sklavenhaftigkeit und Niedertracht aller Art mit ſeiner Litanei von Geduld und Selbſtverleugnung beförderte. In den erſten Zeiten fehlte dem Chriſtenthum eine durchdachte Theorie, ein feſt und ſtreng gegliederter Organismus, und bevor es die eine oder den andern finden konnte, bevor ein Apoſtel aufgeſtanden, der wie Mohammed zugleich Prophet und Krieger war, verfiel es dem Bonzenthum, wurde Domaine der Pfaffen, welche ſeinen Begriff unter Symbolen erſtickten, ſeinen Gedanken mit Buchſtaben ſteinigten, ſein ganzes Weſen mit ein paar Taſchenſpielerkunſtſtückchen in's unfruchtbare und unſinnige Ueberſinnliche hinüberescomotirten und jetzt ſeit Jahrhunderten die Lüge vom

Chriſtenthum aufrecht erhalten, wozu freilich in neueren Zeiten die geiſtlichen Polizeiknechte der Beihülfe der weltlichen nicht mehr entrathen können. So lange die europäiſchen Völker von dieſem Polizeichriſtenthum geknebelt ſind, iſt ihre politiſche und ſociale Erlöſung gar nicht denkbar, denn auf der einen Seite werden ſie von demſelben ſo verdummt und verblödet, daß ſie nie einen mannhaften Aufſchwung nehmen können, und auf der andern ſchöpft die Gewalt und der Reichthum aus eben dieſer polizeichriſtlichen Verblödung und Engbrüſtigkeit immer neue Hülfsmittel der Unterdrückung. Bei Sanct Hafis, bei welchem jetzt unſer guter Exorthodoxer ſchwört, man könnte darüber lachen, wenn es nicht gar ſo troſtlos wäre, daß ſich die Völker Europa's die Unterhaltung zahlloſer Höfe, ſtehender Heere und drohnenhafter Adelsfamilien als chriſtliche Unterthanenpflichten aufſchwatzen ließen. Nun, ihr Gott mag ſie behüten und ſegnen, dieſe guten Schafe, und ihnen, wie's in der Bibel heißt, den Wind ſänftigen, denn geſchoren werden ſie wahrhaftig genug. —

. . . .

Es war fünf Monate nach dieſem Geſpräch, als

Ingeborg und Oda und Nonnimur zu uns nach Odashall auf Beſuch kamen. Der kurze Winter, welcher in dieſen geſegneten Gegenden mit Ausnahme der Unannehmlichkeit des ſchnellen Temperaturwechſels und der im Dezember und Januar von den Rocky Mountains*) herabſtürmenden Orkane ſehr milde iſt — wir hatten nur einen einzigen Tag lang einen leichten Schnee gehabt — war uns unter Arbeit, Jagd und traulichem Beiſammenſein raſch vergangen und jetzt lag die ganze Herrlichkeit eines texaſiſchen Frühlings auf Wald und Prairie.

Wir hatten für unſere Gäſte eine eigene Blockhütte errichtet und dieſe, ſowie den ganzen Wohnſitz, über und über mit Blumen und Blüthenzweigen geſchmückt. Der Beſuch wurde für uns Alle ein Feſt und ſogar die durch alle Elemente gegangene Gränzlerin Jam konnte nicht umhin, mir zu ſagen, ſie hätte die Notion, die Fürſtin ſei eine omnipotent genteele,

---

*) Die Rocky Mountains oder Felſengebirge ziehen ſich bekanntlich im Weſten des nordamerikaniſchen Continents von den Hudſonsbay-Ländern bis in den Norden von Mexiko herab. Die Indianer nennen dieſen Gebirgszug in ihrer bilderreichen Ausdrucksweiſe den *Rücken der Welt*.

conſiderabel noble Dame und Oda verdiene ihren indianiſchen Namen Kaskahega vollkommen, denn hätte ſie ſo 'ne transzendent ſchöne und pretiös liebliche und anmuthige Miß nie geſehen. Auch Nennimur rechtfertige ihren Namen, aber, calclire ſie, man könne nicht recht klug aus ihr werden von wegen dem ewigen Tautarum, welches Rustle-beard mit dem munteren Ding treibe. Pſhaw, altes Weib, meinte Nam, der daneben ſtand, ſuppoſe, unſer Mitbürger Rustle-beard will kein Hageſtolz werden .... taugen auch Nichts, die Hageſtolze, ſind keine reellen Pioneers (— hiebei bekam ich einen, von einem vielſagenden hinterwäldleriſchen Kopfruck begleiteten Seitenblick ab —), ſind es nicht, bei Jove. Muß ein Anſiedler für Weib und Kind zu ſorgen haben, um feſt in ſeinen Schuhen zu ſtehen, und habe die Notion, unſer Mitbürger Rustle-beard thut wohl, wenn er das luſtige Comanchemädchen bald als Weib in ſein Wigwam holt. Wird ihr, vermuthe, das übermäßige Lachen ſchon vergehen, wenn ſie mal ein paar ſchreiende Papus zu wiegen hat — iſt ein Fakt. Was, die rothe Heitin heiraten, Mann? entgegnete Miſtreß Gruff in chriſtlichem Entſetzen. Pſhaw, entſchied ihr Eheherr, calclire, man ſieht es den Urenkeln kaum mehr an, daß ihr Urgroßvater 'ne weiße und ihre Urgroßmutter 'ne rothe Larve hatte, und weißt Du, altes Weib, vermuthe, kann ein Mädchen 'ne brave Anſiedlersfrau werden, wenn ihr auch nicht von ſo einem näſelnden Hurenſohn von Methodiſten oder von irgend einem dieſer omnipotent queeren Pſalmenſchlucker Waſſer über den Kopf gegoſſen worden iſt. Verdammt ſeien dieſe Hunde! Haben Gottes Wort im Maul und den Old Nick *) im Herzen, bei Jingo, ſo haben ſie — iſt ein Fakt.

An einem Abend machte ich mit Oda einen Ritt in die Prairie, damit ſie den feurigen Muſtang probire, welchen ich für ſie gezähmt und zugeritten. Eine kühne Reiterin, ſchwang ſie ſich leicht in den Sattel und wir brausten hinaus in —

Die unbegränzten Felder, wo noch weilt
Der Erde Schönheit, eh' die Sünde war.

Ah, iſt euch etwas Köſtliches um einen Ritt

---

*) Old Nick nennen Engländer und Nordamerikaner den Teufel.

unter ſolchem Himmel, auf ſolchem Plan, an der Seite eines ſolchen Mädchens!

Der Abend kam, während wir im neckiſchen Spiele durch das duftende, wogende Blumenmeer hinjagden, uns verfolgten und einholten, uns jetzt hinter reizenden Baumgruppen verſteckend, dann wieder zuſammenfindend, und endlich in ſauſendem Galopp Seite an Seite über den ſchwellenden Raſen dahinſchoßen. Purpurflammend ging die Sonne in Weſten unter und während dort noch das heiße Abendroth den Horizont goldglühend ſäumte, ſtieg der Mond über den Hügeln im Oſten auf. Und welch' ein Mond! Nicht euer blaſſer, waſſerſüchtiger, ſentimentaler, europäiſcher Geſelle, nein der Mond der Tropen, groß, in grünlichem Feuer flammend und das Himmelsgewölbe weithin mit ſeinen Stralen überſchüttend.

Wir hielten am Ufer des Sees, hielten lange und ſtarrten wortlos in die überirdiſch herrliche Pracht hinein. Auf den Gipfeln der Berge und auf den Wipfeln der Urwälder zitterten die Mondſtralen wie hüpfende Feuerzungen, auf den Fluß rannen ſie ſilbern herab, während der See, das Abendroth wiederſpiegelnd, wie eine ungeheure Maſſe geſchmolzenen

Goldes glänzte und gleißte. Von den Bauminſeln her kam der melancholiſch ſüße Ruf der Whippoorwill und das Aroma der Traubenblüthe, während die Inſeln ſelbſt mit ihrer capriziöſen Formenmannigfaltigkeit und ihrem Blüthengeranke, oben vom Mond, unten von Millionen, Milliarden Leuchtkäfern beleuchtet, wie phantaſtiſche Märchen aus dem üppigen, mit Blumen aller Art und aller Farben überſäeten Grün der Prairie auftauchten. Und dann verſchwammen wieder Berge und Wälder, Prairie und Inſeln, See und Fluß, Lichter und Schatten, Farben und Duft, Sterngezitter und Leuchtkäfergeſchwirr in ein wogendes, wallendes Chaos von Pracht und Größe, in eine entzückende Viſion, die Himmel und Erde, Nähe und Ferne in einen bachantiſchen, frohlockenden Reigen hereinzog und alle Sinne mit einem erhabenen Rauſch erfüllte.

Ah, ſo eine Nacht! So eine flammende, von Glanz und Duft trunkene Frühlingsnacht inmitten der Majeſtät der Urwildniß müßt ihr erleben, müßt ihr genießen, ſoll die volle Wolluſt des Daſeins eure Adern durchrinnen.

Meine Blicke wandten ſich endlich auf Oda und hafteten an ihr, denn o, wie war ſie ſchön in all dieſer Schönheit!

Sie ſah mich an, ihr Auge leuchtete und ihre Wangen flammten.

O Triſtan, ſagte ſie leiſe, hier wohnt die Schönheit, der Friede, die Freiheit . . .

Und die Liebe, Oda! flüſterte ich und bog mich, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, zu ihr hinüber und ſchlang meinen Arm um ſie und zog ſie an mich und berührte ihre Lippen mit heißem Kuß.

In ſeligem Vergeſſen und Gewähren lag ſie an meiner Bruſt, ihre Arme umſchlangen bebend meinen Nacken, ſie blickte zu mir empor mit einem Blicke, wie ſie mir in der Schreckensnacht einen in die Seele geſenkt, und meinen Namen ſtammelnd und über und über von jungfräulichem Erröthen glühend duldete und erwiderte ſie meine Küſſe hingebend, zärtlich und feurig.

Aber nur einen Moment, ach, nur einen Moment.

Denn plötzlich zuckte ſie in meinen Armen zuſammen, ließ mich los, bog ſich mit allen Zeichen des Schreckens zurück und einen kurzen, ſchneidenden

Schmerzensruf ausſtoßend, raffte ſie die Zügel ihres Muſtangs auf, riß das Thier herum und ſchoß wie eine geſcheuchte Taube, die vor dem Falken flieht, von meiner Seite weg und der Anſiedlung zu.

Am folgenden Morgen wollten die Frauen nach Libertas zurückkehren und es kam mir vor, als betriebe Oda die Abreiſe mit einer gewiſſen Haſt. Rauſchebart und ich ruderten ſie den See und den Schillerfluß hinab und geleiteten ſie durch die Barranca, welche den Winter über in einen immer noch geheimen, aber doch gangbaren Fußpfad umgeſchaffen worden, um den Verkehr zwiſchen den beiden Anſiedlungen zu erleichtern. In Libertas trafen wir den Buſchmichel und unſern guten Hans, welche, von einem Dutzend Comanchen begleitet, mit zwei Bootladungen von Fellen und Feldprodukten vor einigen Monaten den Colorado hinab in die Colonien gegangen und verſchiedener Einkäufe wegen bis nach Valasco gekommen, jetzt aber ſo eben heimgekehrt waren und ein Briefpaket für die Fürſtin aus Europa mitgebracht hatten, welches ihnen zu Velasco der Kaufmann eingehändigt, der den ſpärlichen Verkehr Ingeborgs mit der alten Welt vermittelte.

Wir machten uns wieder auf den Heimweg und es fiel mir ſchwer auf's Herz, daß Oda beim Abſchied einſylbig, verlegen, faſt kalt war. Ich dachte an die geſtrige Nacht, an den ſeligen Augenblick am See, und die Erinnerung daran machte die plötzliche Verwandlung Oda's für mich nur noch ſchmerzlicher. Jedoch beleidigte ich das herrliche Mädchen nicht mit dem Gedanken, daß hier etwa Koketterie oder Prüderie im Spiele ſein könnte, ſondern ſchenkte nur dem vorher nicht ſonderlich beachteten Umſtand mehr Nachdenken, daß, während das Benehmen der Fürſtin die ganze Zeit her in mütterlicher Freundlichkeit und Güte völlig gleichmäßig geblieben, Oda's Benehmen mir gegenüber oft eine Veränderlichkeit geoffenbart, die ſonſt ihrem Weſen geradezu entgegengeſetzt war. Wochen und Monate lang hatte ſie mich mit der Innigkeit einer zärtlichen Schweſter behandelt und dann waren plötzlich wieder Augenblicke gekommen, wo ſie vor mir zurückzuſchrecken, mich zu fürchten ſchien, um mich ſchon bei der nächſten Zuſammenkunft dieſe Seltſamkeit vergeſſen zu machen, indem ſie den alten geſchwiſterlich traulichen Ton wieder walten ließ. Mein Nachſinnen über dieſes Räthſel führte mich dazu, auch eine andere ſonderbare Sache näher in's Auge zu faſſen. Ich hatte nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, in meinen Geſprächen mit den Frauen öfters meine Dankbarkeit durchblicken laſſen, weil mich ja ihre großmüthige Unterſtützung in den Stand geſetzt, mir in der neuen Welt eine neue Exiſtenz zu gründen. Da hatte aber einmal die Fürſtin beſtimmt erklärt, die Geldmittel, welche ſie mir habe zukommen laſſen, ſeien wirklich und wahrhaftig meine eigenen geweſen, und als ich darüber verwundert Mund und Augen aufriß, ſagte Oda mit einem geheimnißvollen Lächeln, ich würde eines Tages die Quelle meines Reichthums ſchon noch entdecken.

Dieſes Alles quälte mich jetzt, allein meine vage Unruhe ſollte bald einem jähen Schmerz weichen.

Am vierten Tage, nachdem die Frauen Odashall verlaſſen, kam ein Comanche angeritten und brachte mir einen Brief von der Fürſtin, deſſen Inhalt mich wie ein Donnerſchlag traf.

Oda, ſchrieb die Matrone, ſei, von Melahuk und dem Buſchmichel bis nach Galveſton geleitet, vor zwei Tagen nach Europa abgereiſt, weil ihr Vater, der Fürſt Hugo, ihr geſchrieben, ſeine Geſundheitsumſtände ſeien ſehr wankend geworden und er beſchwöre ſein Kind, dem er längſt verziehen, ihn nicht länger in den Tagen des Alters und der Krankheit allein zu laſſen. Dieſer Aufforderung habe Oda nicht widerſtehen können noch dürfen und ſo ſei ſie mit Hinterlaſſung von tauſend Grüßen an mich aufgebrochen, um ſich in dem genannten Hafen nach Frankreich einzuſchiffen und in möglichſter Eile Eichenrain zu erreichen wohin ſich der Fürſt ſchon ſeit längerer Zeit zurückgezogen.

. . . .

Zwei Jahre vergingen nach Empfang dieſer Nachricht ohne daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß ſtörend in den Gang unſeres Lebens eingriff. Von einer Einförmigkeit des Daſeins kann übrigens in Verhältniſſen, wie die unſrigen waren, keine Rede ſein, denn in der Wildniß führt jeder Tag außer den gewohnten Arbeiten und Erholungen noch irgend ein kleines Abenteuer mit ſich, das euch aufregt und den wohlthuendſten Wechſel in eure Exiſtenz verflicht. Eine eigenthümliche Feſtfeier brachte uns die Hochzeit Rauſchebarts mit der lachenden Droſſel, welche ein

Jahr nach Oda's Abreiſe zu Libertas ſtattfand. Die Fürſtin ſegnete das Paar und Melahuk legte nach der Sitte ſeines Volkes die Hand ſeiner Tochter in die des glücklichen Bräutigams, während die Comanchemädchen eine Hochzeithymne ſangen. Abends führten dann die Krieger bei Fackelſchein den Waffentanz auf und aus dem Kreiſe des kriegeriſchen Reigens heraus mußte Rauſchebart dem indianiſchen Brauch zufolge ſeine Braut holen oder gleichſam rauben, ſie vor ſich aufs Pferd ſetzen und ſie im Galopp nach der Brautkammer bringen.

Oda's Verſchwinden, ohne mir ein Wort des Abſchieds zu gönnen, hatte mich tief verletzt; allein ich war zu geſund und zu kräftig organiſirt, um darob in ſchmachtende Melancholie zu verſinken. Erſt empfand ich heißen Zorn über dieſe Liebloſigkeit, wie ich es Anfangs nannte, dann gelinden Aerger und endlich erfand ich allerlei Entſchuldigungen für die ſchöne Beleidigerin. Gewiß mußte ſie einen vollwichtigen Grund gehabt haben, ſo zu handeln, wie ſie gehandelt, und ſo vergaß ich die Kränkung, um mich nur noch mit Luſt der ſchönen Tage zu erinnern, welche ich im Schooße einer in Pracht ſchwelgenden Natur an der Seite des hochherrlichen Mädchens genoſſen hatte.

Jeden Tag, jede Stunde, die mir die mit der Ausdehnung unſerer Colonie wachſenden Arbeiten frei ließen, brachte ich bei Ingeborg zu, um ihr die ehrfurchtsvolle Liebe eines Sohnes zu widmen und ihr ſo wenigſtens einigermaßen und nach meinem Vermögen die ſchmerzlich empfundene Abweſenheit Oda's zu erſetzen. Die edle Greiſin vergalt meine Anhänglichkeit mit der liebevollſten Mütterlichkeit, als ob ich nicht ſchon genug belohnt geweſen wäre dadurch, daß ſie mir durch Wort und That immer von Neuem wieder bewies, welch' einen Hort von Weisheit und Güte ein von Unglück und Schmerz geläutertes, in den verſchiedenſten Lebenslagen erprobtes und durch die harmoniſchſte Bildung geklärtes Frauenherz in ſeinen Tiefen birgt. Die Comanchen zollten ihr eine abgöttiſche Verehrung und ſämmtliche Bewohner der beiden Anſiedlungen ſahen zu ihr empor wie zu einem höheren Weſen, welches ſtets nur das Gute und Rechte will und zu treffen weiß und alſo des eifrigſten Gehorſams verſichert ſein darf. „Die weiſe

Mutter“ war in Allem die entſcheidende Inſtanz und nie wurde eine Autorität milder und ſegensreicher ausgeübt, als die ihrige.

Der Frühling war wieder in's Land gekommen, als während eines Beſuches, den wir zu Libertas abſtatteten, Nonnimur des erſten Sprößlings ihrer glücklichen Ehe genaß. Es war ein ſtarker, brauner Knabe, der die mächtige Stirne ſeines Vaters und die anmuthigen Züge ſeiner Mutter geerbt hatte. Der gute Ertheologe konnte gar nicht müde werden, den Sproß ſeiner Lenden aller Welt frohlockend zu zeigen und legte ihm feierlich den Namen Hafis bei, um den Manen des glorreichen Orientalen, der zu einer Zeit, wo noch die tiefſte Geiſtesnacht auf Europa wuchtete, eine Weltanſchauung verkündigte, die erſt jetzt allmälig ſich Bahn bricht, ein Opfer der Ehrfurcht und der Liebe darzubringen. Am Abend des nämlichen Tages kehrten der Buſchmichel, Ram und Nory, die den jährlichen Transport unſerer Ausfuhrartikel den Colorado hinab in die bewohnten Gegenden geſchafft hatten, von der Seeküſte zurück und brachten unter den in Velasco eingegangenen Briefen an die Fürſtin auch zwei an mich mit.

Der eine, am Schluſſe einen ſchüchternen Gruß an den Buſchmichel enthaltend, war von der Schweſter Anna und meldete mir den Heimgang meines Vaters, der Alles, was er etwa früher im Leben verbrochen, durch ſeinen Tod geſühnt hatte. Es war nämlich im Dorfe eine gefährliche Seuche ausgebrochen und in Folge der übermäßigen Anſtrengungen, welche der Vater als Arzt und Menſch zur Bewältigung derſelben gemacht, war er ſelber der Krankheit erlegen. Die einfache, rührende Weiſe, womit Anna über ſeine letzten Augenblicke berichtete, entpreßte mir Thränen. Auch außerdem wußte Anna nur Trauriges zu berichten. Der gute Pfarrer Haſelbaum und der joviale Republikaner Dotterig waren ebenfalls ſchon lange todt und hatten ſich von dem Schmerz über den Verluſt des Dritten in ihrem Bunde überhaupt nie mehr recht erholt. Die Dorfbewohnerſchaft ſei ſehr heruntergekommen und verarmt, denn ihre Induſtrie und ihr kleiner Handel ſei immer mehr geſunken und durch einige in der nahen Stadt errichtete Fabriken vollends ganz zu Grunde gerichtet worden, ſo daß ſich die Leute jetzt äußerſt kümmerlich durchſchlagen und von dem geringen Ertrag ihrer wenigen Grundſtücke nähren müßten. Ohne die Anweſenheit Oda's, die überall rathend und helfend eingreife und dabei eifrigſt von dem kürzlich inſtallirten Pfarrer Aloys, der ja ein alter Freund von mir ſei, unterſtützt werde, wüßten die Leute oft gar nicht, was anfangen. Zuletzt ſchrieb Anna: Ach, die Mutter und ich möchten Dich auch nur einmal noch ſehen, lieber Triſtan, denn wir haben ja ſonſt auch Niemand mehr auf der Welt, als Dich, und wenn Du niemals wieder zu uns kommen willſt, ſo machen wir uns am Ende noch auf, um zu Dir zu kommen, denn was Oda von eurem Land erzählt, iſt doch gar zu ſchön und muß ja bei euch ein wahres Paradies ſein.

Noch ausführlicher war Oda's Brief und dabei von entzückender Innigkeit. Ton und Styl verrieth eine Art von ſchlechtverhehlter Freudigkeit, die dann doch wieder nur hinter einer Wolke von Kummer und Sorge hervorbrach. Drei Stellen hoben ſich aus dem übrigen Inhalt beſonders hervor, wenn ich auch die liebevoll entſchuldigende Art, womit ſie auf ihre fluchtähnliche Abreiſe aus Libertas zurückkam, nicht mitrechne. Du kannſt, lautete die erſte dieſer Stellen, nach Deutſchland zurückkehren, Triſtan, ſobald es Dir beliebt, denn mein Vater, der viel ſanfter geworden, als er früher war, und mir große Liebe bezeigt, hat es bei unſerer Landesregierung vermittelt, daß von Deiner burſchikoſen Vergangenheit keine Rede mehr ſein ſoll. — Ferner hieß es: Meine Zurückkunft in die Heimat war mit großem Schmerz und tiefem Kummer verknüpft, mit Schrecken und Angſt, und doch auch wieder mit einem heimlichen Jubel. Aber ich bedarf eines Freundes, eines Helfers, um Etwas durchzuführen, woran die Ruhe und der Friede meines Lebens hängt; ich bedarf Deiner, Triſtan! Wirſt Du kommen? Bald kommen? O, es iſt recht grauſam von mir, daß ich Dich aus unſerer herrlichen Wildniß in dieſes abſcheuliche Europa rufe, aber glaub' mir, Triſtan, es geſchieht nicht aus Eigenſucht, gewiß nicht! — Endlich ſchrieb ſie noch: Europa rüſtet ſich zum Kriege, binnen wenigen Monaten ſchon kann eine franzöſiſche Armee über unſern Rhein vordringen, um die Schmach Deutſchlands, wie ſie zu Anfang des Jahrhunderts war, erneuen zu wollen. Regt ſich Nichts mehr in Dir bei den Worten Vaterland, Rhein, Deutſch? O gewiß, Du kannſt nicht vergeſſen haben, daß es dem Manne geziemt, das Schwert zu ergreifen für ſein Volk und für ſein Mutterland Gut und Blut einzuſetzen, ob er auch, wie Du thuſt, die Sache ſeiner Nation für troſt- und hoffnungslos halten muß. Ich ſelbſt kann an eine Wiedergeburt Deutſchlands nicht glauben, aber dennoch empört ſich jede Fiber in mir gegen den Gedanken, daß auf dem Boden, in welchem die Gebeine unſerer Väter ruhen, der Franzoſe oder Ruſſe herrſchen ſoll. Wirſt Du kommen, Triſtan, bald kommen?

Ich hatte den Brief noch nicht ganz zu Ende geleſen, als mein Entſchluß ſchon gefaßt war und ich laut ausrief: Ich werde kommen, Oda, und Du und Deutſchland ſollen mich finden, wo immer ich wirkſam ſein kann!

Die Fürſtin war über meinen raſchen Entſchluß offenbar ſehr erfreut und ſagte: Ja gehe, Triſtan; eine leiſe Ahnung ſagt mir, daß noch Alles gut ſich wenden werde. Ich will eiligſt das zu Deiner Abreiſe Nöthige bereiten und beſorgen, liebes Kind, aber verſprich mir, nicht zu vergeſſen und auch Oda nicht vergeſſen zu laſſen, daß hier in der Wildniß eine Greiſin lebt, deren Tage gezählt ſind und deren Augen ſich noch einmal an dem Anblick ihrer Kinder erfreuen möchten, ſofern dieſer Wunſch mit eurem Glücke in Uebereinſtimmnng zu bringen iſt.

O Mutter, wir werden wiederkommen, gewiß, wir werden wiederkommen! entgegnete ich gerührt.

Rauſchebart, den ich mit Billigung meiner Mitbürger zum interimiſtiſchen Regulator von Oda's-Colonie beſtellte, fiel aus den Wolken, als ich ihm eröffnete, daß ich morgigen Tages nach Galveſton und von da nach Deutſchland abreiſen würde, und meine Eröffnung mit den Worten ſchloß:

Du könnteſt übrigens auch mitgehen in den Kampf für Deutſchlands Ehre und Nationalität.

So, meinſt Du? entgegnete er. Bei Sanct Hans, Du glaubſt wohl, ich ſei noch ein Burſchenſchafter? Calculire, bin es nicht mehr. Habe die Notion, bin jetzt etwas weit Beſſeres. Bin ein freier Amerikaner, Mann, und iſt, calculir' ich, das ein Stand, den man mit keinem andern vertauſchen mag. Und Du willſt alſo gehen, um für die guten deutſchen Landesväter zu fechten? Vermüthe, conſiderabel queer das, fabulos einfältig; calculire, iſt kein Spunk darin. Werden Dich, wenn die Noth vorüber iſt, zum Dank hinter Schloß und Riegel thun, unſere lieben Landsleute, ſowie Du Dir 's beikommen läſſeſt, nach einem vernünftigen Reſultat Deines Fechtens zu fragen; ſo werden ſie, bei Sanct Haſis! Habe übrigens die Notion, leben in einem freien Lande und kann Jeder thun, was er für comfortable hält. Iſt ein Fakt. Iſt aber, calculire, auch ein Fakt, daß man mich nicht einmal mit einer Dampfmaſchine von dreihundert Pferdekraft nach Deutſchland zurückbrächte. Meine Eltern ſind längſt todt, Geſchwiſter hab' ich keine, und was meine Bekannten betrifft, ſo iſt's, calculir' ich, am Beſten, wir vergeſſen einander, wenn 's nicht bereits geſchehen iſt. Endlich, um das Wichtigſte zu ſagen, macht' mich ſchon die Erinnerung an Deutſchland ſchaudern, denn ich war dort unaufhörlich mit dem Nervenfieber behaftet.

Mit dem Nervenfieber?

Calculire, mit dem Nerbenfieber; denn, ſuppoſe, iſt es das allerſchrecklichſte Nervenfieber, wenn man

Jahr aus Jahr ein an dem nervus rerum gerendarum leidet oder vielmehr an der Abweſenheit dieſes verwünſchten Nerves, deſſen Mangel ich hier gar nicht mehr verſpüre. Iſt ein Fakt, bei Sanct Hafis! —

So mußte ich denn allein gehen. Sämmtliche Coloniſten von Oda's-Colonie begleiteten mich ein paar Leguas weit und ein Dutzend Comanchen bis an die Gränzen der bevölkerten Diſtrikte. Vier Wochen ſpäter verließ ich am Bord des nach Liverpool beſtimmten nordamerikaniſchen Schooners „Uncle Sam“ die Bay von Galveſton.

IV.

Heimkehr.

Verlaſſe Deine Heimat nicht auf Jahre! —
Verläſſeſt Du die Heimat, dann erwarte,
Daß ſie Dir unterdeſſen ſich verſchüttet,
Daß Dir die ganze Welt zur Fremde wird.

Leopold Schefer.

Leben mußt Du, mußt Dich in die Reihen
Der Menſchen mit der vollen Seele miſchen,
Die Schlacht des Lebens tapfer mitgewinnen —
Der Menſch hat keinen Zweck, als eben Menſch ſein.

Derſelbe.

Page (herauskommend).

O erbarmungswürdiger Anblick!

Gräfin.

Was iſt's? Um Gotteswillen!

Seni.

Fragt Ihr noch?
Drinn liegt der Fürſt ermordet!

Friedrich Schiller.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Auf dem Wege zur Heimat. — Welchen Eindruck die europäiſchen Zuſtände auf einen freien Mann machen. — Was für einen tragiſchen Ausgang meine Univerſitätsfreunde nahmen. — Im Parterre. — Die barmherzige Samariterin. — Aloys. — Mutter und Schweſter.

Nachdem ich zwei Drittheile des ſchönen Frühlingstages mit dem Durchſchreiten einer eintönigen, überciviliſirten Ebene, die mit den modernen Baſtillen des Volkes, mit Fabriken, beſäet war, zugebracht hatte, that ſich endlich das erſehnte Gebirge vor mir auf. Ich beſchleunigte meine Schritte, und als ich erſt die niedrige Vorpoſtenhügelkette hinter mir hatte und tiefer in die Felſen und Wälder hineinging, ward mir ähnlich zu Muthe, wie wenn man aus einer Kaffeehausgeſellſchaft mittelmäßiger Menſchen in einen genialen Kreis hinübertritt. Das Gefühl der Waldeinſamkeit, in welchem die romantiſche Schule vor Zeiten bis zur Affektation geſchwelgt, überkam mich im vollſten Maaße; ich badete meine Augen in dem ſaftigen Grün und meine Bruſt in der harzdurchdufteten Atmoſphäre des Fichtenforſtes, durch welchen ſich die ſchmale Straße zu dem Grath der erſten bedeutenderen Bergreihe emporwand.

Droben angekommen, warf ich einen raſchen Rückblick auf das Flachland zu meinen Füßen und machte mich dann, da ich noch eine tüchtige Strecke zurückzulegen hatte, wieder eilig vorwärts. Der Weg führte bald hinab in ein tiefes, ſchmales Thal, welches ein wilder über die Felſentrümmer, die ſeinen Lauf hemmten, heerbrauſender Waldſtrom belebte. Das grüne, helle Waſſer auf einer kunſtloſen Brücke überſchreitend, raſtete ich ein Viertelſtündchen in einer Sägmühle, welche, zwiſchen mächtige Felſen und himmelhohe Tannen eingeklemmt, am andern Ende der Brücke wie in der Luft hing, und erquickte den trockenen Gaumen mit einem Napf Ziegenmilch. Dann ſtieg ich wieder bergan.

Die Gegend wurde immer einſamer, wilder und ſchöner. Die zerſtreut an den Berghalden liegenden hölzernen Häuſer, das geheimnißvoll aus den Wäldern herübertönende Läuten der Heerdglocken, die zwiſchen dem Geſtein umherkletternden Ziegen, ein da und dort am Wege lungernder Schäfer, die von den Kuppen niederflatternden Gießbäche, der erſt hoch im Blauen ſchwebende, dann mit einem kurzen, heiſeren Krächzen plötzlich in eine der Schluchten niederſchießende Raubvogel: dieß Alles verlieh der Umgebung einen alpenhaften Charakter, der mich erfriſchte und anheimelte.

Und warum ſollte es mich nicht anheimeln? Ich war ja in der Heimat — und doch, und doch war mir wieder Alles ſo fremde. Ach, das war nicht mehr jene Luſt, welche mich durchzittert, wenn ich als angehender Student mit dem Ferienränzel auf dem Rücken nach halbjähriger Abweſenheit wieder meine geliebten Berge erblickte und die heimatlichen Thäler mit frohlockenden Grüßen betrat. Und lag dieß nicht allein an meinem Aeltergewordenſein, o nein, denn mein Herzſchlag war wohl noch der alte oder vielmehr der junge, ſondern in einem gewiſſen bittern, zornvollen Gefühle, welches mich befallen, ſeit ich zu Liverpool an's Land geſtiegen. Der Eckel, welchen mir Alles, was ich in Europa ſah und hörte, einflößte, war zu mächtig, als daß er mir nicht auch die Freude, nach ſo langer Abweſenheit die Stellen wieder zu betreten, wo ich als Knabe geſpielt, vergällt hätte. Ah, ſag euch, war mir, als ſähe ich allenthalben eiſerne Gitter um mich, als hörte ich das dumpfe Stöhnen von Millionen Sklaven, als athmete ich Kerkerluft. Mit dem Betreten der Hochgebirge meiner Heimat wurde mir zwar die Bruſt etwas freier, aber ganz wich der widerwärtige Alp nicht von mir.

Ich hatte von Liverpool aus einen Abſtecher nach Irland gemacht — puah, welch ein ſcheußlicher Rattenkönig iſt dieſes Volk! Das ganze Land iſt nur ein koloſſaler Miſthaufen, auf welchem der Repeal-Hahn O'Connell umherſtolzirt, um ihn für ſich und ſeine Brut auszubeuten, um die armen, elenden, hungrigen Iriſhmen mit ſeinem charlatanmäßigen Gekrähe zu amüſiren und ihnen den letzten

Penny aus den Taſchen zu agitiren. Ein wahres Ideal von einem verſchmitzten, habſüchtigen, advokatiſchen Volksbetrüger und liberalen Wortjongleur, dieſer Dan O'Connell, der es verſtanden hat, beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch ſich und ſeine zahlloſe Familie mit dem zu mäſten, was die engliſchen Ariſtokraten und Pfaffen von dem Schweiße Pad's übrig laſſen. Und dann wieder dieſes England, mit ſeiner zwiſchen Schlauheit und Brutalität hin und her ſchwankenden, heute von einem alten Kamaſchenknopf tyranniſirten, morgen von einem Wolleſpinnerſohn genasführten Nobleſſe, ſeiner von dem Raube aller Länder und Nationen ſchwammartig aufgedunſenen Bankokratie, ſeinem praſſenden Fabrikantenthum und ſeinem zahlloſen, vergifteten, verhungerten, verthierten Proletariat! Ei, das iſt 'ne rare Wirthſchaft, und doch wird ſie von deutſchen Liberalen als eine Muſterwirthſchaft ausgeſchrieen, die man ſchlechterdings nachahmen müſſe, um zu rechten politiſchen Zuſtänden zu gelangen. Die Tröpfe! Sie haben Nichts vor Augen, als parlamentariſche Eitelkeit und Intriguenſpinnerei, und ihr einziges Beſtreben iſt, den eiſernen Ring der Vergewaltigung, welchen der deutſche Michel in der Naſe trägt, in ein conſtitutionelles Narrenſeil zu verwandeln, um das gute Thier daran hin und her zu zerren. Doch ich mag mich nicht ärgern und will mich folglich nicht auf Deutſchland einlaſſen, ſo wenig, als auf Frankreich, wo der Thron zu einem Geldſack worden iſt und Monſieur Louis Philipp und Monſieur Rothſchild brüderlichſt wetteifern, wer von Beiden das Syſtem der Schmach und Corrumpirung beharrlicher und erfolgreicher verwirklichen könne.

Ah, dieſes Europa! Sag euch, mir, der ich friſch aus der majeſtätiſchen Pracht und Einſamkeit der Natur herkam, war es, als träte ich in eine Judentrödlerei, wo unter tauſendfachem Lug und Betrug das verlegenſte, ſchlechteſte Lumpenzeug vermittelſt raffinirter Ausſtaffirung und Beflitterung den Leuten als neue Waare aufgehängt wird. Hui und Pfui! wie der ehrliche Abraham a Sankta Clara ſagte. Trotz all euren Fiktionen und Viſionen von erwachendem Volksbewußtſein und vorſchreitender Humanität, trotz all' eurem Spektakeln von Aſſociation, von religiöſer und bürgerlicher Freiheit, von den ländereinigenden Flammengleiſen und von dem Völkerverbrüderungsdampfzauber, iſt es doch gewiß, daß ihr, wenigſtens für die nächſte Zukunft einem Zuſtand kraſſeſter Philiſterei, ſchnödeſter Selbſtſucht und platteſter Proſa entgegengeht, was Alles ſich in dem Wort Bourgeoiſie zuſammenfaßt.

Als ich über den Rhein kam, ſcholl mir das Lied: „Sie ſollen ihn nicht haben!“ entgegen und zwar in diverſen Melodien, wovon die eine erbärmlicher, als die andere. Der gute Becker wurde für ſein patriotiſches Lirumlarum von dem **König** von Preußen mit einer Penſion allergnädigſt belohnt und von dem **König** von Baiern mit einem Ehrenbecher allerhuldvollſt beſchenkt. Und dieſes von deutſchen Königen bepenſionirte und beehrenbecherte Strohlied wagte man mit dem gewaltigen Päan Rougez Deslisle's zu vergleichen, und die guten Deutſchen ſangen dieſe Thränodie des Patriotismus auf Straßen und Plätzen mit Furore, nachdem ſie Seitens der allerhöchſten Herrſchaften allergnädigſt approbirt worden. Ah, ſetze meinen Kopf zum Pfande, hätten ſich wie gutdreſſirte, muthige Hunde auf die fränkiſchen Wölfe geworfen und ſich nachher mit Hundetritten belohnen laſſen, wie ſchon einmal. Aber ich hätte nicht mitgethan, ventre del diavolo! Nein, ich hätte nicht mitgethan, denn ich halte mich, offen geſtanden, für viel zu gut, als daß ich für alle Fürſten in allen fünf Erdtheilen auch nur den hundertſten Theil eines Tropfens von meinem Blut vergießen möchte. Mein Patriotismus, den Oda's Brief aufflammen gemacht, ſank unter den Gefrierpunkt herab, ſobald ich mich wieder in Deutſchland befand, und ich hatte nicht die geringſte Luſt, mich für die germaniſche Legitimität und Unterthanenunterthänigkeit zum Kanonenfutter herzugeben. Weiß ein freier Mann Beſſeres und Geſcheidteres zu thun, wißt ihr, und gebe ich euch den Rath, Deutſchland nie zu verlaſſen, wenigſtens nicht auf längere Zeit, wenn ihr gute Deutſche bleiben wollt.

Dieſen wohlmeinenden Rath abſtrahirte ich mir vornehmlich aus dem Leben und Treiben der Reſidenz, wo ich mich ein paar Tage aufhielt, bevor ich meine Fußwanderung in die Heimat antrat. Da fand ich denn hie und da einen Bekannten aus frühern Zeiten und erfuhr unter Anderm auch, wie es meinen intimſten Univerſitätskameraden ergangen.

O je, je, ſchlecht war es ihnen ergangen, mordſchlecht. Schwanengeier hatte als päpſtlicher „Schweizerſoldat“ zu Bologna unter dem Dolche eines patriotiſchen Italieners geendet. Büffel war auf viele Jahre zu Feſtungsgefängniß verdonnert, weil er einen Gardeoffizier im Duell erſchoſſen, Känguruh war unter die Pietiſten gegangen, um eine Pfarrverweſerei zu erſchnappen. Kater war Dozent an einer norddeutſchen Univerſität, wo zwei Dozenten auf einen Studenten kommen. Bierhahn war, nachdem er lange Zeit in dem Schuldthurm eines benachbarten deutſchen Reiches geſeſſen und von dort aus eine „Metaphyſik des Pumpens“ edirt, zum Pomadehengſt *) herabgeſunken und als ſolcher der Amoroſo einer alten, reichen Jüdin geworden, die ihn geheiratet hatte und ihn jetzt nach allen Vorſchriften Moſis und des Talmud peinigte. Aber am ſchrecklichſten hatte Unfried geendet: er war Polizeicommiſſarius worden.

Ich traf den Unglücklichen am Eingang des Parterre, als ich in's Theater ging, und hätte ihn, wie er dick und fett in ſeiner Uniform ſtack, kaum wie-

---

*) Akademiſches Kraftwort für Stutzer.

der erkannt. Als ich ihn dann begrüßte, verſchwand, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, der polizeilich bureaukratiſche Stempel, womit die Geſichter der deutſchen Beamten bezeichnet ſind, aus ſeiner Miene und er hieß mich herzlich in der Heimat willkommen.

Das muß man ſagen, ſeiner urſprünglichen Gutmüthigkeit geht der Deutſche, insbeſondere der Süddeutſche, ſelten ganz verluſtig, ſowie auch die ſchönen Schwärmereien ſeiner Jünglingsjahre immer ein heimliches Plätzchen in ſeinem Herzen behalten, um bei Gelegenheit wieder unter der Kruſte, ja ſogar unter der Kruſte einer Polizeiuniform hervorzubrechen. Die Ideale ſeiner Jugend hatte Unfried ohne Weiteres vergeſſen, als es ſich um Amt und Brot handelte, ſeine Grundſätze hatte er ſchmählich geopfert, allein die Erinnerung an die ſchönen Tage des Univerſitätslebens blieben doch zu mächtig in ihm, als daß er einem alten Corpsbruder den Rücken zu kehren vermocht hätte, auch wenn er Gefahr gelaufen, ſich durch eine ſolche Bekanntſchaft zu compromittiren.

Das Haus füllte ſich allmälig und mein Auge fiel auf einen Mann, der, mit allerlei Orden angethan, in eine der Hoflogen trat.

Teufel, ſagt' ich verwundert zu Unfried, iſt denn das nicht der berühmte Oppoſitionsmann Soundſo, mit dem ich mal hier eine Conferenz hatte, bevor wir zu Frankfurt cravallten?

War es, mein Lieber, war ein Oppoſitionsmann, verſetzte Unfried. Ei, das iſt ein ſiebenfachdeſtillirter Gauner, übrigens ein großer Mann im Staate. Er wollte durchaus Miniſter werden, und als er ſah, daß es mit furibunden Kammerreden und liberalen Intriguen nicht ging, drehte er den Stiel um und wurde ein Anhänger von Thron und Altar. Iſt jetzt ein gemachter Mann, wie Du ſiehſt, hat es bereits zum geheimen Staatsrath gebracht und das Miniſter-Portefeuille kann ihm gar nicht entgehen. Siehſt Du, ſo geht's in der Welt.

Ja, ich ſehe es, ſehe, daß man es hier zu Lande nur mit Niedertracht und Apoſtaſie zu Etwas bringt — pfui Teufel!

Nachdem Unfried eine Weile verlegen geſchwiegen, fragte er:

Was guckſt Du denn immerfort nach der leeren Loge dort, die dem Fürſten von * * * gehört? Haſt Du denn auch ſchon erfahren, daß dort zuweilen das ſchönſte Mädchen des Landes erſcheint? Leider kommt die Prinzeß nur äußerſt ſelten hieher. Hatte vergangenen Winter ein kleines Abenteuer mit ihr, ſetzte der Commiſſarius wohlgefällig hinzu.

Ein Abenteuer? fuhr ich auf.

Allerdings, aber was ſiehſt Du mich denn an, als wollteſt Du mich freſſen? Sollte es wahr ſein, was man ſich in den hieſigen Salons zuflüſtert, daß Du ein alter Bekannter der Prinzeſſin und mit ihr während ihres Aufenthalts in Amerika zuſammengetroffen ſeieſt?

Bah, Narrheiten! Wie iſt's denn mit Deinem Abenteuer?

O, es war ſehr unſchuldiger Natur. Ich ſchlenderte nämlich eines Abends bei grimmer Kälte über den Schloßplatz nach einem gegenüberliegenden Weinhaus, als ich eine Equipage hinter mir raſſeln hörte und rückgewandt eine prachtvolle Carroſſe erblickte, welche dem Theater zueilte. Ich ſprang bei Seite, aber ſogleich wieder vor, weil ich bemerkte, daß ein kleiner Burſche, den ſein einer Uniform ähnelnder Anzug als einen Waiſenknaben bezeichnete, gerade vor dem einherbrauſenden Geſpann auf dem beeisten Boden ausgeglitſcht und zu Boden gefallen war. Im nämlichen Augenblick, wo ich den Kleinen erwiſchte und den Roſſen vor den Hufen wegriß, tönte ein heftiger weiblicher Schrei aus der Kutſche und hielt der Kutſcher nicht ohne Mühe die Pferde an. Der Jäger ſprang hinten herab, öffnete den Schlag und eine hohe, in reiche Pelze gehüllte Mädchengeſtalt ſchwang ſich raſch heraus. Sie mußte den Waiſenknaben im nämlichen Moment, wo er in Gefahr geweſen, unter das Geſpann zu gerathen, bemerkt haben und wandte ſich jetzt mit theilnehmenden Worten an den Schlingel, der ſich beim Falle am Kniee verletzt hatte und heftig flennte. Die Dame tröſtete und beſchwichtigte ihn ſo liebreich, daß ich ihn ordentlich beneidete, fragte nach ſeiner Behauſung, und als er noch immer ſchluchzend das Waiſenhaus genannt, hob ſie ihn in den Wagen, ſprang, ohne meine ehrerbietig dargebotene Beihülfe zu berückſichtigen, nach und ſagte dem Jäger: In's Waiſenhaus! Der Kutſcher wendete und die Equipage rollte davon. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn ſie den Buben mit in ihre Berge genommen hätte, um ihn zu einem Mitglied der Armen-Colonie zu machen, welche ſie dort gegründet hat und in eigener Perſon leitet. Du mußt nämlich wiſſen, Prinzeß Oda, die Erbin des Herrn der Berge, iſt eine enthuſiaſtiſche Verehrerin der ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Schwärmereien, von welchen unſere modernſten Revolutionäre das Heil der Welt erwarten, und ſie ſoll in dieſem Genre Reden geführt und Dinge gethan haben, welche mehr nach dem Tollhaus, als nach der haute volée ſchmecken.

Bah, man iſt heutzutage ſogleich mit dem Tollhaus bei der Hand, beſonders wenn die ewigen Wahrheiten der Vernunft und Menſchenrechte an die hundertfachen Bollwerke und Schirmwände klopfen, welche die Reichen und Glücklichen um ſich gezogen, damit ſie das Elend der modernen Sklaven nicht ſehen und den verzweifelten Hülferuf derſelben nicht hören.

Ah ſo, Du biſt auch einer von den . . . Idealiſten.

Narren wollteſt Du ſagen. Nur zu, dergleichen Vorwürfe, die noch öfter von Unkenntniß, als von böſem Willen zeugen, ſind wir zu ſehr gewohnt, um ihrer noch zu achten. Wir harren unſerer Zeit, und wenn ſie gekommen ſein wird, wie ſie kommen muß, dann wollen wir ſehen, auf welcher Seite die Unvernunft und auf welcher die Vernunft ſtehen wird. Aber um auf die Prinzeſſin zurückzukommen, dieſelbe lebt alſo nur ſelten hier?

Sie kommt nur dann und wann hieher. Früher machte der Fürſt Hugo, ihr Vater, hier das größte Haus, was Gelegenheit gab, die Sonderbarkeiten ſeiner Tochter zu bemerken. Dieſe machte ſich nämlich aus den Cirkeln des Hofes und der vornehmen Welt ganz und gar Nichts, ſondern verbrachte ihre Zeit auf einſamen Spaziergängen oder aber mit Gelehrten, Dichtern und Künſtlern. Ihr Verſtand, ihr Wiſſen wurden ſehr gerühmt, obgleich ſie Beides mehr verbarg, als zeigte, wie ſie denn auch die Marotte hatte, ihre, wie man ſagt, glänzende Talente für Poeſie und Muſik nur zu ihrem Privatvergnügen zu üben, was doch den communiſtiſchen Schwindeleien, denen ſie ſich bald hingab, ganz zuwider läuft. Dagegen traf man ſie häufig in den garſtigen Gaſſen unſerer Vorſtädte, in Spitälern und Armenhäuſern, ja ſogar in Gefängniſſen, allenthalben almoſirend, rathend, helfend, krankenwartend und tröſtend.

Der Fürſt hielt dieſes Alles für vorübergehende Capricen, bis er erfuhr, daß ſich ſeine Tochter Grundſätze und einen Charakter gebildet hatte, wie er es in ſeinem Ariſtokratismus gar nicht für möglich gehalten. Die Prinzeß ſollte nämlich einen der Prinzen unſeres Königshauſes heiraten, der ſeither an allzu raſchem Leben verſtorben iſt. Da gab es böſe Geſchichten und endlich ging die Prinzeß auf und davon zu ihrer Großtante und mit dieſer nach Amerika, woher ſie erſt vor zwei Jahren zu ihrem Vater zurückgekehrt iſt. Dieſer zog ſich in Folge des mißlungenen Heiratsprojectes auf ſeine Beſitzungen im Gebirge zurück und ſoll, ſagt man, in letzter Zeit ſehr gealtert haben, ja einigermaßen kindiſch und wunderlich geworden ſein, nachdem er früher ein hochmüthiger, gewaltthätiger, den heftigſten Leidenſchaften ergebener Menſch geweſen. Eine dieſer ehemaligen Leidenſchaften, nämlich ſeine Neigung zu einem ränkevollen, ſchlimmen Weibe, welches unter dem Titel einer Baroneſſe Kriſal ſich ſeiner ſchon vor Jahren zu bemächtigen gewußt und noch immer in der vielumfaſſenden Eigenſchaft einer Freundin bei ihm lebt, ſoll ihm aber jetzt noch anhängen und hiezu ſei in neuerer Zeit auch die Schwäche des Geizes gekommen.

. . . .

Nachdem ich noch eine ſtarke Stunde gegangen, ſtahl ſich der Weg von einem föhrendüſtern, ſteilen Plateau durch zerriſſene Klüfte in ein ſchmales, langes Thal hinab, deſſen Ausgang die Gränze der Feldmark von Eichenrain bildete, und als ich nun dieſes Thal durchmeſſen, als nach Süden und Oſten hin die Pracht des Hochgebirgs vor mir aufſprang, als ich die Kuppeln und Thürme des fürſtlichen Schloſſes aus dem weitläufigen Parke auftauchen ſah, als ich nach ein paar Schritten die Kirchthurmſpitze, den Pfarrhof, die Dorflinde, endlich das elterliche Haus unter blühenden Birnbäumen vor mir liegen ſah, als weiter unten der Spiegel des See's aufblitzte und ich allum das Grünen und Blühen wahrnahm: da begann doch mein Herz haſtig und gewaltig zu pulſen, und nachdem ich eine Weile in ſtiller Rührung dageſtanden, ſchwang ich mit einem unwillkürlichen Freudenruf meinen Hut über dem Kopfe. Dann lief ich mehr, als ich ging, denn mit jedem Schritte, welcher mich der Heimat näher brachte, ſchien das Heimweh, die Sehnſucht nach dem Anblick meiner Lieben in mir ſtachelnder zu werden.

So rannte ich an der hohen Wand von Eichenbohlen hin, die den fürſtlichen Park an ſeiner Weſtſeite vom Wege trennt, als mir an einer Krümmung deſſelben plötzlich eine Gruppe in's Auge fiel, die mich ſtillſtehen machte.

Eine hochgewachſene, ſchlanke Mädchengeſtalt — nein, ich kann nicht von ihr als von einer Fremden ſprechen, denn ich hatte Oda an ihrem prächtigen Blondhaar erkannt, welches der ihr auf den Rücken gefallene, breitrandige Strohhut unbedeckt ließ — alſo Oda, ſag' ich, führte langſam einen in groben, vielfach geflickten Zwillich gekleideten Mann den Weg entlang. Der Mann ſchleppte ſich mühſam fort, bei jedem Schritt ein ſchmerzliches Stöhnen ausſtoßend, und wunderbar contraſtirte ſeine viereckige, armſelige Geſtalt mit dem vollendet ſchönen Gliederbau und der edlen Haltung ſeiner Führerin.

Mein Stillſtehen hatte nur einen Augenblick gedauert, aber als ich das Paar erreichte, ſank der Mann mit einem gellenden Schmerzensſchrei zu Boden und ich bemerkte, daß das Beinkleid des Armen von Blut überſtrömt war und daß Oda die Wunde mit ihrem Spitzennastuch zu verbinden geſucht hatte.

Hinzuſpringend beugte ich mich zugleich mit Oda nieder, um dem Verunglückten beizuſtehen, und bei dieſer Hülfeleiſtung berührten ſich unſere Hände zum Willkomm.

Die Bläſſe des Erſchreckens über meine plötzliche Erſcheinung wich auf Oda's Wangen einem jähen Erröthen. Sie faßte meine Hände, blickte mir in die Augen und warf ſich mir dann, nachdem ſie eine Sekunde geſchwankt, frohlockend an die Bruſt.

Triſtan, ſagte ſie ſtammelnd, mein theurer Triſtan, biſt Du wirklich da? O, ich wußte es wohl, daß Du kommen würdeſt, und jetzt wird Alles recht werden, denn Dein Kommen zeigt mir ja wieder, wie ſo gut Du biſt. Aber ſage, wie geht es meiner Mutter? Iſt ſie geſund? Und wie geht es Allen? Doch nein, fuhr ſie ſich unterbrechend fort und machte ſich ſanft von mir los, wir dürfen jetzt nicht plaudern. Hier iſt ſchnelle Hülfe nöthig. Der arme Birkenfranz hat ſich durch einen Fehlhieb mit der Axt furchtbar beſchädigt. Sieh her! Ich fand ihn im Walde droben, als ich ausgegangen, um zu ſehen, ob Du nicht kommeſt, wie ich ſchon ſeit Monaten täglich gethan. Ach, Triſtan, mir iſts, als ſei es ein gutes Vorzeichen, daß Du gleich beim Eintritt in die Heimat einem Unglücklichen Beiſtand leiſten kannſt. Komm, Du biſt ja ein Arzt; ſieh, der Arme leidet ſchwer.

Ich hob den Verwundeten auf, trug ihn über den Weg hinüber und legte ihn ſanft in das Gras des grünen Hügelrains nieder, um ſeine Bleſſur zu unterſuchen. Während ich aber dieſes that, ſegnete ich in meinem Innern das herrliche Weib, aus deſſen hochſinnigem Herz ſelbſt die freudige Ueberraſchung, die ſich deſſelben bei meinem Anblick offenbar bemächtigt hatte, die innige Theilnahme an den Leiden ihrer Mitbrüder nicht eine Minute lang verdrängen konnte. Ja, in dieſem reinen Weſen glühte jenes himmliſche Erbarmen, jene weltumfaſſende Liebe, welche der alte Theoſoph gemeint, als er das Wort geſprochen: Da, wo die Lieb' erwachet, ſtirbt das Ich, der dunkele Despot.

Wir müſſen den Verunglückten ſo raſch, als thunlich, nach Hauſe ſchaffen, Oda, ſagte ich, nachdem ich meine Unterſuchung des ſchmerzvoll ächzenden Patienten beendigt, denn es muß ein ordentlicher Verband angelegt werden, wozu hier keine Mittel vorhanden ſind. Bein und Knochen ſind nicht bedeutend verletzt, wohl aber ein paar wichtige Arterien, und der Blutverluſt muß ſchlechterdings baldmöglichſt gehemmt werden.

Da, nimm den Schlüſſel zur weſtlichen Parkpforte, Triſtan; Du kannſt ſchneller gehen, als ich, und in kürzerer Friſt einen Wagen vom Schloß herbeiſchaffen, um den Armen heimzubringen.

Ich nahm den Schlüſſel und eilte weg, öffnete die wenige Schritte entfernte Parkthüre und lief die nächſte nach dem Schloß führende Kaſtanienallee hinauf. Dieſe Allee öffnete ſich auf den Weiher, welcher den weſtlichen Flügel des Schloſſes beſpült, und nachdem ich das Waſſer umgangen, ſtand ich auf dem üppigen Raſen des Pleaſure-Ground, der mit Geſträuchen von Taxus und Rhododendron eingefaßt war und in deſſen Mitte eine ungeheure, hundertjährige Eiche ihre Aeſte in den Abendhimmel ſtreckte. Auf der Bank unter dieſem Baum ſaß, den Rücken gegen mich gekehrt, ein ſchwarzgekleideter Mann, der, wie es ſchien, ganz in das prächtige Schauſpiel eines klaren Sonnenuntergangs vertieft war, welches ſich vor ſeinen Blicken ausbreitete. Wie durch die Größe des Anblicks zur Andacht geſtimmt, nahm er den Hut ab und dieſe Bewegung entlockte mir einen leiſen Schrei. Denn ich hatte an dem brennend rothen Haarwuchs des Mannes den guten Aloys erkannt, deſſen Beſtellung zum Seelenhirten der Gemeinde mir ja Anna in ihrem Briefe gemeldet. Er beachtete aber weder meinen Schrei noch mein Herankommen und ich konnte ihm, ein paar Schritte ſeitswärts von ihm ſtehend, eine Minute lang forſchend in's Geſicht blicken. Es waren die alten, gütigen und milden Züge, die reine Stirne, die ſanften Blauaugen. Die ganze Haltung des jungen Prieſters — wie er ſo mit über ſeinen Hut gefalteten Händen daſaß, glänzenden Blicks, die ſinnende Stirne und die etwas blaſſen Wangen vom Widerſchein des purpurglühenden Abendhimmels angehaucht, um den Mund ein Lächeln freudiger Rührung und ſanften Enthuſiasmus — zeigte beſcheidene Würde und eine feſt in ſich begründete, allerdings nicht ohne heftige Kämpfe errungen, jetzt aber unwandelbare Gemüthsruhe und Herzenslauterkeit, die des Aufſchwungs keineswegs unfähig, jedoch alles Gewaltſame, Stürmiſche ablehnend dem Fanatismus der Leidenſchaft unzugänglich war — kurz, ſeine ganze Erſcheinung rief mir das Dichterwort in's Gedächtniß:

Ihm hat Begeiſtrung, ein Orkan,
Des Lebens Cedern nicht gebeuget,
Nicht ſah er ſie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald ſteiget;
Nein, als entſchlief der Morgenwind,
Am Strauche ſummten fromme Bienen,
Da iſt der Herr im Säuſeln lind
Gleich dem Elias ihm erſchienen.

Er war auch nicht ſonderlich überraſcht von meiner Anweſenheit, als ich ihn aus ſeinem Sinnen aufſtörte, denn ſolche beſchauliche Charaktere wiſſen ſich Alles ſogleich zurechtzulegen, und wenn ſein Willkomm kein heftiger war, ſo war er ein nur deſto innigerer. Mich hatte die Freude an dem Widerſehen des alten Freundes eine kurze Weile die Szene vergeſſen laſſen, von welcher ich herkam, jetzt aber machte ich den Pfarrer in geflügelten Worten mit der Sache bekannt.

Ohne die Zeit mit Reden zu verlieren, zog er mich ſchnell über den Pleaſure-Ground, dann an dem Blumengarten und an der Terraſſe vorüber, wo zur Sommerzeit die Orangerie aufgeſtellt war, und an dem öſtlichen Flügel des Schloſſes hin raſch den Wirthſchaftsgebäuden zu. Hier ging er auf eine Gruppe ſchwatzender Stalldienſtleute zu und entledigte ſich gegen dieſelben meines Auftrags in einer Weiſe, welche mir bewies, daß er im Schloſſe wohlbekannt und geachtet ſein müſſe. Er fand raſchen Gehorſam. Nach Verlauf von wenigen Minuten fuhren wir in einer leichten Kaleſche die Allee entlang, durch welche ich vorhin gekommen, und da der Kutſcher, als wir am Parkthor angelangt, deſſen zweiten Flügel erſt öffnen mußte, ſo ſtiegen wir aus und eilten dem Wagen voran zu der Stelle, wo ich Oda und ihren verwundeten Pflegling gelaſſen. Sie hatte ſich zu ihm niedergeſetzt und hielt den Kopf des halb Beſinnungsloſen in ihren ſchönen Händen.

Das iſt ein ſchlimmer Axthieb, Pirkenſranz, redete ihn der Pfarrer an. Wie ſeid Ihr denn dazu gekommen, armer Mann?

Die Axt iſt mir an einer zähen Ahornwurzel ausgeglitſcht und in's Bein gefahren, Euer Hochwürden .... uff! entg'gnete der Birkenfranz, der mir aus frühern Zeiten als armer, fleißiger und treuer Taglöhner wohlbekannt war, ſchwach und ſetzte dann kaum vernehmbar hinzu: Ach, was wird die Franzel*) ſagen, daß ich grad jetzt, wo die Arbeitszeit in den Wäldern recht angeht, hab' müſſen ſo ung'ſchickt ſein?

Beruhigt Euch, Franz, ſagte Oda leiſe, Eure Franzel ſoll deßhalb keine Suppe weniger in ihrem Topf, keinen Leib Brot weniger auf dem Tiſch haben.

O, ich weiß, gnädigſtes Fräulein, entgegnete der Verwundete mit einem von Dankbarkeit und abgöttiſcher Verehrung ſtralenden Blick zu ihr aufblickend, ich weiß, Ihr laßt keinen Armen hungern.

Dann ließ er ſeinen Kopf wieder auf die Bruſt ſinken und fügte murmelnd bei:

---

*) Provinzielle Abkürzung des Namens Franziska.

Ohne Euch wäre ich droben im Walde hülflos verblutet .... Gewiß, Ihr müßt ein Engel des guten Gottes ſein, es ſag'n's alle Leute.

Inzwiſchen war der Wagen herbeigekommen und Aloys und ich hoben den Verwundeten vorſichtig hinauf.

Nehmt doch ja den Weg durch den Park, er iſt kürzer und ebener, ſagte Oda. Ich will jetzt da rechts hinab, Triſtan, um die Mutter und Anna auf Dein Kommen vorzubereiten, und werde Dich bei ihnen erwarten.

Hierauf flüſterte ſie dem Kutſcher ein paar Worte zu und übergab ihm ihre Börſe. Dann trat ſie an den Wagenſchlag und ſagte zu dem verwundeten Holzſchläger:

Verhaltet Euch ruhig, Franz, und befolgt genau die Anordnungen des Herren Doktor da. Morgen Vormittag will ich nach Euch ſehen.

O, Gott vergelt's Euch! entgegnete der Arme mit halberſtickter Stimme und haſchte nach der Hand ſeiner Wohlthäterin. Sie reichte ihm dieſelbe und er führte ſie mit einer Andacht an die Lippen, wie der gläubige Katholik etwa ein Stückchen des Kreuzes Chriſti küßt.

War aber auch, verſichere euch, das Mädchen, wie es ſo daſtand in den erlöſchenden Stralen der untergehenden Sonne, das wunderbar ſchöne Antlitz mitleidsvoll zu dem rauhen, bärtigen Geſicht des ſchon bejahrten Proletariers emporgerichtet, anzuſehen wie der Genius der Liebe und des Erbarmens.

Dem Birkenfranz noch ein Wort des Troſtes ſagend, band ſie ihren Hut wieder auf dem Kopfe feſt, winkte dem Pfarrer und mir grüßend mit der Hand und ging dann raſchen, elaſtiſchen Schrittes den rechter Hand gegen das Dorf abwärts führenden Pfad hin.

Als ſie verſchwunden, machten auch wir uns auf den Weg nach dem Häuschen des Birkenfranz, welches unfern der öſtlichen Parkmauer lag.

Der Jammer, womit das Weib des Taglöhners uns empfing, ſchnitt mir in's Herz und war ich froh, daß ich den guten Aloys bei mir hatte, der, während ich den Verwundeten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen verband, die milde Gewalt ſeines geiſtlichen Anſehens auf die aufgeregte arme Frau wirken ließ, welche abwechſelnd bitterliche Klagen und entzückte Lobpreiſungen des Schloßengels, wie Oda noch immer im Dorfe hieß, laut werden ließ.

Nachdem ich meiner ärztlichen Pflicht Genüge geleiſtet und am Kirchenhügel meinem Freunde gute Nacht geſagt, ſchritt ich durch die dämmernden Gaſſen dem elterlichen Hauſe am entgegengeſetzten Ende des Dorfes zu. Die Kunde von der Heimkehr des Doktertriſtel hatte ſich von der Hütte des Birkenfranz aus ſchon in der nächſten Umgebung derſelben verbreitet, da ſich ein großer Menſchenhaufe neugierig und theilnehmend um uns verſammelt hatte, als wir den Verwundeten vom Wagen hoben und in's Haus trugen. Zu meiner unangenehmen Ueberraſchung bemerkte ich aber, daß die Leute von den Schwellen ihrer Behauſungen her mich mit einer Art Scheu und Schüchternheit anguckten, als ich vorüberging, und ſowie ich, dem die Bruſt voll war und der gar zu gerne alle die „alten bekannten Geſichter" begrüßt hätte, nähertrat, ſchnell im Innern der Häuſer verſchwanden. Natürlich blieb ich nicht ſtehen, um dem Grund dieſes ſonderbaren Gebahrens nachzuforſchen, denn es trieb mich mächtig vorwärts.

Endlich war ich beim Vaterhaus angekommen, welches ſtill und einſam in ſeinem kleinen Baumgarten dalag. Ich hörte Stimmen aus den niedrigen, offenen Fenſtern und unterſchied die Stimme der Mutter, welche mein Herz hüpfen machte vor Freude. Ich ſchlich mich in gebuckter Stellung an das Fenſter, an welchem zu der Zeit, wo ich mich dem Leſer zuerſt vorführte, mein Krankenbett geſtanden und durch welches ich träumend die kleine Oda als Engel aus den Wolken gucken geſehen. Der Mond warf ſeine Silberblicke in die trauliche Stube, in welcher Alles noch ſtand und hing, wie damals, und eben rief der Kukuk auf der alten Schwarzwälderuhr die ſiebente Abendſtunde ab, wie er ſie vor Zeiten abgerufen. Dort hing das kleine Bücherbrett an der Wand, dort das vom Alter gebräunte Cruzifix in der Tiſchecke, dort ſtanden die Blumentöpfe auf dem Fenſtergeſims und über ihnen der Vogelkäfig von ſchwarzem Drath — Alles, Alles noch wie ſonſt. War vielleicht auch noch der ſchöne Finke da, den ich einſt gefangen und abgerichtet? Ach, nein, der war wohl längſt todt, wie auch der gute Hylas. Die Seele ſchwoll mir von Wehmuth und Luſt, die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03457/006

Kindheit, das ſo bald, ſo unwiderbringlich verlorne Paradies des Menſchenlebens, überſtürzte mich mit ihren ſeligen Erinnerungen, aus welchen immer wieder das Bild der kleinen Oda lächelnd auftauchte.

Sie ſaß der Mutter und Schweſter an dem alten Eichentiſch unter dem Cruzifix gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenſter gekehrt, durch welches ich verſtohlene Blicke in die Stube warf, während die Geſichter der Mutter und Schweſter mir zugewendet waren. O, die erſtere war alt geworden und ihr ſchwarzes, ländliches Häubchen umſchloß weißgebleichte Haare. Ueber die blaſſen, eingeſunkenen Wangen waren wohl viele bittere Schmerzensthränen gerollt und um den Mund lag ein trauervoller Zug. Anna dagegen hatte ſich nicht merklich verändert, denn über ſolche friedliche, ſanfte Individualitäten pflegt die Zeit ſchonend hinzugehen.

Ja, Mutter, hörte ich Oda ſagen, ich bin überzeugt, daß er nicht mehr lange auf ſich warten laſſen wird, und vielleicht kommt er ſchon in den nächſten Tagen.

Ach, wenn nur das Meer nicht wäre, liebes Kind, entgegnete die Mutter. Ich kann der Angſt vor dem Meer gar nicht loswerden, denn wäre er ſchon dieſſeits desſelben angelangt, ſo hätte er es uns wohl gemeldet. Erſt in der vergangenen Nach hat mir wieder von einem Sturm geträumt …

Mutter, Mutter! ſchrie Anna auf, die mein Geſicht am Fenſter geſehen. Da iſt er! O, Triſtan iſt da!

Ich hörte die Stubenthüre aufreißen und Mutter und Schweſter haſtig über den Flur vor das Haus eilen.

Wo biſt Du, Triſtan? Wo biſt Du, liebes Kind? rief die Mutter mit erſtickter Stimme aus und im nächſten Augenblick bedeckte ſie mein Antlitz mit Küſſen und Thränen, während Anna meine Hände in den ihrigen preßte.

Gott grüß' Dich, Triſtan, Gott grüß' Dich, und geſegnet ſeiſt Du, daß Du, meine alten Augen nicht vergebens nach Dir harren ließeſt! rief die Mutter aus. Dann trat ſie einen Schritt von mir zurück und ſagte voll Freude und Stolz zu der herbeigetretenen Oda: Aber ſieh, wie groß und ſtark der Triſtan, was für ein ſtattlicher Mann er geworden!

Und wieder umarmte und küßte ſie mich.

Bis ſpät in die Nacht hinein ſaßen wir, nachdem der erſte Ungeſtüm der überwallenden Empfindungen vorüber, in traulichen Geſprächen beiſammen.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Wie ſich die Zeiten ändern. — Verſchiedene Weltanſchauung. — Don Nanudo di Krachmandolino. — Das Lied vom braven Weib. — Ein Communiſt und eine Communiſtin. — Die Armencolonie.

Was ich ſchon den Erzählungen der Mutter und Schweſter entnommen, beſtätigte ſich mir eindringlich, als ich am folgenden Morgen mit ihnen das Dorf entlang und der Kirche zuging, um die Ruheſtätten des Vaters und des Bruders zu beſuchen. Das Dorf war augenſcheinlich im tiefſten Verfalle und die nackte Armuth trat überall hervor. Alle Häuſer, nicht einmal das Wirthshaus zum Ritter St. Jörg ausgenommen, waren baufällig, die fehlenden Fenſterſcheiben mit Papier verklebt oder mit Lumpen zugeſtopft, die kleinen Gärtchen vor den Hausthüren, welche früher ſammt und ſonders einen hübſchen Blumenflor enthalten, zur Kartoffelpflanzung benützt, auf den Gaſſen häufte ſich der Schmutz, welcher ſtets den Mangel begleitet, Kinder in zerfetzten Kleiderfragmenten trieben ſich ungewaſchen, ungekämmt und barfuß in dem Koth um, da und dort huſchte ein ſchlumpiges Weib ſcheu von einem Haus in's andere und hinter den verblindeten Fenſtern wurden allenthalben männliche Phyſionomien ſichtbar, auf denen nicht nur das jetzige Elend, ſondern auch die quälende Erinnerung an eine glücklichere Vergangenheit in deutlichen Zügen geſchrieben ſtand. Und ringsum grünten doch die Saaten ſo üppig und blühten Wälder und Wieſen und Gärten ſo herrlich: aber Felder und Wieſen und Wälder und Gärten gehörten dem Fürſten, deſſen prachtvolles Schloß wie eine grauſame Ironie auf das ärmliche Dorf herniederſah. Ich mußte an Irland denken. Aber am weheſten that es mir, daß die guten, armen Leute ſcheu meinen Blicken und Grüßen auswichen, als wären ſie von einem zarten Inſtinkt geleitet, der ihnen verböte, dem Doktertriſtel, den ſie einſt Alle lieb gehabt, die Heimkehr durch die Schauſtellung ihres Elends zu verbittern, und ſo hörte auch ich zuletzt auf, ihnen zuzuwinken und ſie anzureden, weil ich ſie zu demüthigen fürchtete; allein in meinem Herzen ward auf dieſem Gange durch das Dorf ein Gedanke wach und ein Entſchluß reif, welcher, wie der geneigte Leſer ſehen wird, ſpäter zur Ausführung kam. Hier nur noch die gelegentliche Bemerkung, daß es ein großer Irrthum iſt, wenn man das Proletariat der großen Städte und der Fabriksbezirke für das bedaurungswürdigſte hält. Das dörfliche Proletariat iſt noch weit hülfloſer und bedaurungswürdiger. In großen Städten und Fabriksbezirken kann doch der Proletarier immer noch Etwas verdienen, da gibt es doch noch Arbeit, aber auf dem Lande, in Gegenden, die von dem Weltverkehr abſeits liegen, hat der Arme in Wahrheit oft ſchlechterdings nur die Wahl zwiſchen dem Bettel, dem Diebſtahl und dem Verhungern. Die Bourgeoiſie exiſtirt nicht nur in den Städten, ſondern jeder wohlhabende Bauer iſt ein Bourgeois comme il faut, und ſo vereinigt ſich auf dem Lande bäuriſche Geldbrotzerei mit der Laſt des Feudalismus, um die kleineren Grundbeſitzer zu ruiniren und zu Hörigen zu machen, denen nur das eiſerne Halsband fehlt, um die Leibeigenen des Mittelalters zu repräſentiren.

Nachdem wir die Gräber der Unſrigen beſucht, folgte ich, einem bittenden Blick der Mutter gehorſam, den Frauen in die Kirche, wo Aloys gerade die Meſſe zu leſen begann. Dort ſtand der Hochaltar, auf deſſen kalten Steinſtufen ich als Knabe ſo andächtig gekniet, wenn ich dem guten Haſelbaum miniſtrirte; dort erhob ſich das Tabernakel, welches das Allerheiligſte in ſich verſchloß, bei deſſen Erſcheinung ich in frommem Schauer den Kopf geſenkt und die Bruſt geſchlagen; ringsher ſtanden die Heiligen, von denen mir die Mutter ſo viele wunderbare Legenden erzählt, auf ihren Poſtamenten, die alten Kirchenfahnen, denen ich ſo oft in feſtlicher Prozeſſion gefolgt, wehten leiſe im Zugwinde, die Glocke, welche die Wandlung einläutete, gab noch den gewohnten Klang — Alles noch, wie ſonſt, aber ich hatte aufgehört, zu glauben, und darum erſchien mir das vordem Heilige und Schöne jetzt fratzenhaft und unſinnig und die Kirche ſelbſt als ein dumpfer Kerker, erbaut, um Geiſter in Haft zu halten. Mein Blick fiel auf die neben mir knieende und in innigſter Andacht verſunkene Mutter und Schweſter und mir war faſt, als rege ſich einen Augenblick lang Trauer und Neid in mir, als ich ſah, welchen Frieden Glauben und Gebet über ihre Züge gebreitet hatte. O, die Weiber ſind glücklich, ſie können das Beten nicht verlernen! dachte ich, aber raſch erhob ſich mein Geiſt über dieſe Schwäche und ſchwang ſich hinaus aus dem gothiſch düſtern und chriſtlich triſten Tempel und hin über Länder und Meere in die majeſtätiſche Wildniß, um dort ſeinen Gott zu ſuchen, der im Rauſchen des Urwalds lebt, auf der Prairie blüht und duftet, aus jedem im Morgenſonnenlicht funkelnden Thautropfen lächelt und im freien ganzen Menſchen ſeine ſchönſte Manifeſtation gefunden hat.

Ich ſuchte nachher den jungen Pfarrer auf und hatte hiebei ein unendliches Geſpräch mit der alten Bärbel auszuſtehen, welche Aloys von ſeinem Vorgänger überkommen und in ihrer Köchinwürde beſtätigt hatte. Thränen um den „guten ſeligen Herren" wechſelten raſch mit einem Hymnus auf den „guten jungen Herren" *) der nur gar zu gut ſei und mehr weggebe, als er einnehme, und dann kam eine ganze Springflut von Fragen herangeſtürmt, vor welcher ich endlich in den Garten entfloh.

Hier fand ich Aloys in der Taxuslaube ſitzen und mit Aug' und Seele in ein Buch verſenkt.

Immer noch der alte Bücherwurm, lieber Junge? begrüßte ich ihn.

Und warum ſollte ich nicht Bücher leſen und genießen, antwortete er, mich mit ſeinen treuherzigen Augen willkommen heißend und mir Platz neben ſich machend, Bücher, welche, wie dieſes hier, ſo recht geſchrieben ſind, um —

Den Geiſt uns aufzuthun durch Gottes Größe,
Das Aug' zu füllen mit des Gottes Nähe,
Die Bruſt zu füllen mit des Gottes Seele,
Den Menſchen ein- und auszuleben, voll
Von Gottes Frieden, Freud' und Seligkeit.

---

*) Bekanntlich wird in den meiſten katholiſchen Gegenden Süddeutſchlands der Pfarrer „Herr" par excellence genannt.

Ich nahm das ſo begeiſtert empfohlene Buch und ſchlug es auf.

Es war das „Laienbrevier.“

Ah, lieber Freund, ſagt' ich, dieſe entzückten Ergüſſe eines in die Weltſeele ſich hineinfühlenden, in der Allgöttlichkeit ſchwelgenden Poeten möchten wohl ſchwerlich vor einem chriſtlichen Prieſter Gnade finden, außer vor Dir.

Und warum nicht? Was ſind dieſe köſtlichen Monologen Anderes, als eine Ausführung des chriſtlichen Dogma von der Allgegenwart Gottes? Kennſt Du das Buch?

Nicht genau, es iſt mir neulich in der Reſidenz zufällig in die Hände gerathen und inſofern ein flüchtiges Blättern in demſelben irgend ein Urtheil erlaubt, ſo muß ich ſagen, daß es bei aller Schönheit und Milde für mich etwas zu vag, zu zerfloſſen wäre, ich möchte ſagen auch gar zu tröſtlich, zu roſenroth, zu liebevoll.

Zu liebevoll?

Ja, weil ich mir die rechte Liebe gar nicht denken kann ohne ihren Gegenpol, den Haß, wie es kein Licht gibt ohne Schatten.

Aber die echte Liebe beſteht ja gerade in der Verſöhnung der Gegenſätze, in der Vereinigung der Diſſonanzen zur Harmonie, in der Auflöſung der Leidenſchaften zum Accord des Friedens.

Und haſt Du dieſe Verſöhnung, dieſe Harmonie, dieſen Frieden gefunden, lieber Aloys?

Ja, das habe ich, entgegnete der Pfarrer feſt und blickte mich mit gelaſſener Heiterkeit an. Glaube mir, Triſtan, die Stürme des Lebens brechen ſich an einem lauteren Herzen und an einem Willen, der das Ideal feſthält, ohne die Bedingungen der Wirklichkeit zu überſehen. Auch ich habe die bittere Frucht des Zweifels gekoſtet und in meiner Seele rang die Verzweiflung über die Schlechtigkeit des Vergänglichen mit dem Glauben an das Ewige und Dauernde einen harten Kampf. Gott gab mir den Sieg über dieſe Anfechtungen der Wirren unſerer Zeit und ſo ſtehe ich in der Geſellſchaft da ohne die Welt zu verdammen, aber auch ohne mich in ihren Strudel hineinreißen zu laſſen, meine Seele in den Aetherhöhen des Gedankens lichtend, die mir gewordenen Pflichten mit Freudigkeit erfüllend und ſtets eingedenk der Lehre des alten morgenländiſchen Weiſen:

Iſt einer Welt Beſitz für Dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber! — es iſt Nichts.
Und haſt Du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber! — es iſt Nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber! — es iſt Nichts.

Das iſt mir, aufrichtig geſagt, viel zu hoch, viel zu metaphyſiſch, lieber Aloys, ja viel zu unnatürlich und zu feig obendrein. Verwünſcht ſei'n alle die Phantaſten, welche die Beſtimmung des Menſchen in's blaue Jenſeits hineinphantaſiren und ihn dadurch der Erde, die ſeine Heimat iſt, entfremden. Aber Du haſt einen alten Orientalen citirt als Gewährsmann für Deine theologiſche Weltanſchauung, wohlan ich will für meine reinmenſchliche ebenfalls einen alten Weiſen des Morgenlandes als Zeugen aufrufen, denn ich kenne einen, welcher ſagt:

Alles Schönſte, Liebſte, Beſte blühet auf der Erde
Und es iſt ein hohler Flitter, der dort oben flittert.
Nur ein Schatten lieb'ſcher Wonne, in der Höhe ſpiegelnd,
Macht, daß unſre Bruſt ſo ſehnlich ihr entgegenzittert.

Um das Heil, das uns von dorther in die
Leere ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig Roſenblatt
zerknittert.

Das iſt die Religion des Genuſſes und ich kenne den Propheten derſelben, welchen Du angerufen, recht wohl. Aber wenn dieſe Philoſophie auch dem Vergnügling, der in der Fülle des Glückes praßt, behagen und genügen kann, was ſoll ſie den Millionen Elenden und Armen, die da darben hienieden?

Sie zur Erkenntniß bringen ſoll ſie, ſie aus der Befangenheit des Sünder- und Sklavenbewußtſeins herausbilden zu freien, unbefangenen Menſchen, ſie auffordern, das Glück da zu ſuchen, wo es wirklich zu finden iſt. Du kannſt mich nicht mißverſtehen, denn Du weißt ſo gut, wie ich, daß ohne Arbeit kein rechter Genuß denkbar, ja daß die Arbeit ſelbſt Genuß iſt, ſobald ſie und ihre Reſultate zum Gemeingut der Menſchheit geworden ſind. Wo es keine faullenzenden Conſumenten mehr gibt, da gibt es auch keine hungernden Produzenten mehr und die Ausgleichung von Anſtrengung und Erholung, von Sorge und Ruhe, ſowie die möglich gemachte Theilnahme Aller an der geiſtigen Errungenſchaft der Menſchheit, wird auf der einen Seite die Laſter der Ueppigkeit, wie auf der andern Seite die Verbrechen der Noth aufheben .... Aber, ventre del diavolo! iſt denn das nicht unſer Univerſitätskamerad Don Nanudo di Krachmandolino, der da in den Garten hereinkommt?

Freilich iſt er's und zwar, als durch und durch conſervativ, noch immer am Hühneraugenmalheur laborirend, wie Du an ſeinem Gange bemerken wirſt.

Ja, ja, dieſe aegyptiſche Plage machte ihn vor Zeiten oft ſtöhnen. Aber wo ſchneit ihn denn der Wind her?

Ach, ich vergaß, Dir zu ſagen, daß der edle Hidalgo ſchon ſeit einiger Zeit hinter dem Bergvorſprunge dort auf der halbzerfallenen Wülflisburg haus't, welche ihm durch Erbſchaft zugefallen. Sieh, er iſt noch ganz der Alte. Die Witterung iſt zwar ungewöhnlich warm und ſchön, allein weil erſt morgen der erſte Mai, trägt er heute noch ſeinen ewigen braunen Mantel.

O, ich erinnere mich, fiel ich lachend ein, daß er unabänderlich vom erſten Oktober bis zum erſten

Mal ſeinen Mantel trug, das Wetter mochte ſein, wie es wollte.

Wir ſtanden auf und gingen dem Freund entgegen, der, als er mich an der Seite des Pfarrers erkannte, ſich mit einem lauten Freudenſchrei auf mich warf, um mich in der Umarmung ſeiner baumſtarken Arme faſt zu zerquetſchen.

Nachdem er ſeiner Berſerkerzärtlichkeit genuggethan, rief er dem Pfarrer zu:

Jetzt können wir doch endlich einmal wieder einen vernünftigen Tarrok entwickeln!

Du biſt alſo immer noch ein leidenſchaftlicher Spieler? fragte ich.

Und warum nicht? Hat man je erlebt, daß ich Etwas ſatt bekam? Könnte ich nicht dreißigtauſend Jahre forttaroken, ohne die Karten aus den Händen zu legen?

Das glaub' ich und beſorge deßhalb, Du möchteſt nach Deinem Tode als ewig umgehender Spieler ein Seitenſtück zum ewigen Juden abgeben.

Das wäre gar nicht ſo übel und ich hoffe, es werde ſich dann auch ein deutſcher Eugène Sue finden, der meine Irrfahrten in einem vierundzwanzigbändigen Roman abhandelt. Aber leider wird man dann, wenn anders die Wünſche unſer Gleichmacher in Erfüllung gehen, keine Romane mehr leſen, ſondern bloß noch Lehrgedichte über Maſchinenbau und Dungmethode.

Die letztern Worte betonte er ſarkaſtiſch und begleitete ſie mit einem ironiſchen Lächeln, inſofern ſeine gutmüthigen Züge eines ſolchen fähig waren.

Fehlgeſchoſſen, edelſter aller Hidalgos, die ſociale Reform wird nicht nur das materielle Glück zum Gemeingut machen, ſondern auch das ſpirituelle, d. h. die Bildung. Weit entfernt alſo, daß dieſe Reform oder Revolution zur Proſa im Leben, zum Vandalismus in der Kunſt führen ſollte, wird ſie vielmehr Schönheitsſinn und Kunſtgenuß als einen erfriſchenden, läuternden Strom durch alle Menſchenherzen gießen und die Werke der Poeten und Künſtler, womit jetzt nur ein kleiner Haufe von Vorrechtlern ſeine blaſirten Sinne kitzelt, zur liebſten Würze der Arbeit, zur Schule der Weisheit und Sitte machen.

Bah! entgegnete Don Ranudo, unfähig, ein krampfhaftes Zucken in ſeinen gewaltigen Fäuſten zu unterdrücken, welches ihn, wie ich aus alten Zeiten wußte, jedesmal anwandelte, wenn er hören mußte, daß ſeinen feudaliſtiſchen Idealen gänzlicher Untergang drohe — bah, das iſt kraſſer communiſtiſcher Unſinn, wie ihn ein paar verrückte Schneidergeſellen ausgeheckt . . . . hole der Teufel alle miteinder!

Beruhige Dich, Liebwertheſter; Dich hält der geſellſchaftliche Zuſtand von Europa ſchon noch aus, bevor die ſociale Götterdämmerung kommt. Und beſonders in Deutſchland hat es noch keine Gefahr, denn da glorirt und florirt noch der Feudalismus. Die Geſellſchaft muß aber zuvor aus dieſem heraus ſein und die Phaſe des Liberalismus überſtanden haben, ehe ſie für die Demokratie und den Socialismus reif iſt.

Ich ſage Dir, ſchrie Don Ranudo und wandelte ſich zum Orlando furioſo — ich ſage Dir, wenn es je auch nur zum Obſiegen des Liberalismus käme, ſo würde ich mich in den Mittelpunkt der Erde verſenken, um dort vor Wuth zu platzen und die ganze Welt auseinanderzuſprengen.

Bſcht, bſcht! ſagte der Pfarrer begütigend, während ich vor Lachen faſt das Schickſal hatte, womit der edle Ritter ſich und die Welt bedrohte, wenn ſie liberal würde. Wir wollen lieber das Frühſtück koſten, welches die alte Bärbel dort in die Laube aufgetragen hat, als einen unfruchtbaren Streit weiterführen. Kommt!

Ich danke, entgegnete Don Ranudo. Ich bin nach meinem Knappen Scherasmin aus, der wahrſcheinlich im Ritter St. Jörg ſitzen wird, denn obgleich nur Knappe, hat er doch ſo einen unlöſchbaren Durſt wie der Ritter Pomſen im Haſper a Spada, und wollte Dir nur im Vorbeigehen die Verſe bringen, von welchen ich Dir vorgeſtern geſagt. Wir ſehen uns wohl heut' Abend im Schloß, denn es iſt ja der Geſellſchaftsabend der Prinzeſſin.

Vielleicht. Aber ſag' mal, wann ſoll denn der erſte Tarok entwickelt werden?

Morgen oder jedenfalls übermorgen und zwar auf meiner Burg. Für jetzt Ade, denn ich hab' ein dringendes Geſchäft mit Scherasmin.

Mit dieſen Worten traverſirte er ſo ſchnell, als ſein Fußwerk es geſtattete, durch den Garten und verſchwand hinter dem Haſelnußhag desſelben.

Ein wunderlicher Kauz, ſagte der Pfarrer, indem wir den duftenden Kaffee ſchlürften. Laß doch ſehen, was er mir da für eine Reimerei mitgebracht. Du mußt nämlich wiſſen, daß er mich zum Vertrauten ſeines Umgangs mit den Muſen gemacht hat.

So ſprechend entfaltete Aloys das Blatt und las mit ſeiner ſonoren Stimme das —

Lied vom braven Weib.

Ich kannte einſt ein Bauernweib,
Von Herzen rein und ſchön von Leib,
Demüthiglich von Sitten,
Zur Arbeit freudig früh und ſpat.
Erbarmungsvoll in Wort und That,
Bei Allen wohlgelitten.

Zwar las ſie in der Bibel nicht,
Sie las nicht Proſa noch Gedicht.
Sie konnte gar nicht leſen.
Und doch iſt ihrer Kinderſchar
In allem Rechten immerdar
Ein Muſter ſie geweſen.

Im Hauſe war 'ne junge Magd —
Der Bäurin Mann — Gott ſei's geklagt!
Der ging auf böſen Wegen.
Dem Mädel ward der Rock zu kurz.
Zu eng das Mieder und der Schurz
Vor lauter Liebesſegen.

Und als die Bäurin ſah' die Schmach,
Da ſeufzte ſie nicht Weh und Ach,
Mocht' ſchelten nicht noch klagen.
Sie ging nur in ihr Kämmerlein
Und ſchloß ſich eine Weile ein,
Bei Gott um Rath zu fragen.

Den Plan, den betend ſie erſann,
Hat dargelegt ſie dann dem Mann
Beſonnen, feſt und milde.
Er fand kein Wort und wollt' das Knie
Vor ſeinem Weibe beugen, wie
Vor einem Heilgenbilde.

Und da die Zeit erfüllet war,
Die Magd geheim ein Kind gebar
Auf ihrer Bäurin Bette.
Und dieſe in die Arme hob
Das Kindlein ſanft und that, als ob
Sie ſelbſt geboren hätte.

Sie, die kein Falſch ſonſt in der Bruſt,
Sie hat zu heucheln jetzt gewußt,
Daß glaubten es die Leute.
Und als, von ihr gepflegt, genas
Die Magd, ſo mühte ſie ſich, daß
Ein wackrer Knecht ſie freite.

Als ob es trug ihr eigner Schooß,
Hat ſie das Kind gezogen groß,
Wenn's auch ihr Herz gebrochen.
Und was ſie litt und wie ſie rang,
Sie trug es ſtill ihr Leben lang,
Hat nie davon geſprochen.

Aber wie iſt mir denn? ſagte ich ſtotternd, als der Pfarrer das Gedicht zu Ende geleſen. Das iſt ja die Geſchichte von meiner . . . .

Ich verſtehe Dich, verſetzte, als ich ſtockte, der Pfarrer und erröthete wie ein ſechszehnjähriges Mädchen, allein Du irrſt Dich. Die Thatſache, welche dieſes Lied beſingt, iſt viel jünger, als die, welche Du meinſt, und hat ſich auf dem Moorhof drunten am See zugetragen. Eingewirkt mag jedoch ein hochherziges Vorbild und Beiſpiel allerdings haben.

Das iſt das deutſche Gemüth in ſeiner ganzen Herrlichkeit, Aloys! ſagte ich ergriffen. Was könnte aus einem Volke werden, in deſſen Mitte ſtill und fromm ſolche Thaten der Liebe und Treue geſchehen?

Und warum an dem deutſchen Volke, warum an dem Volke überhaupt verzweifeln? O, mein Freund, wer wie ich immer unter dem Volke lebt, begreift leicht, daß Herder ſagen konnte, alles wahrhaft Große entſtehe in und aus dem Volke. Ich möchte gegen alle Welt kühn behaupten, der einzige Fehler des Volkes ſei ſeine Unwiſſenheit.

Ei, das iſt überhaupt der Fehler der Menſchheit, der einzige vielleicht, denn jeder wahrhaft Wiſſende iſt auch ein wahrhaft Guter.

Wohl, aber in dieſem Falle ſteht es mit der Bildung unſerer Zeit übel: denn je feiner Einer dermalen gebildet iſt, ein um ſo größerer Schuft oder wenigſtens ein um ſo größerer Selbſtſüchtling iſt er.

Das gebe ich gerne zu und es erklärt ſich auch leicht aus dem Umſtand, daß unſere Bildung, wie alles Andere, meiſt weiter Nichts iſt, als eine Concurrenz, in welcher Einer den Andern an Schelmerei zu übertreffen ſucht. Doch um auf unſern Don Ramiro zurückzukommen, wie iſt denn er, der doch ſonſt nur von Rittern und Knappen, Schimmeln und Rappen, von minniglichen Fräulein, von Buhurt und Turnierbeulen ſang, dazu gekommen, ein Weib aus dem Volke zu verherrlichen?

Das iſt bald geſagt. Edelherzig, wie er ſeiner mittelalterlichen Narretheien, ſeiner antediluvianiſchen

Begriffe ungeachtet iſt, wird er von allem Edlen lebhaft ergriffen. Nun kommen wir allwöchentlich einmal am Abend in den Gemächern der jungen Fürſtin zuſammen, um neue Erſcheinungen des Lebens und der Literatur zu beſprechen, und in einer dieſer Zuſammenkünfte, welche in Folge der heterogenen Beſtandtheile intereſſant genug ſind, theilte uns Oda die großmüthige Thatſache mit, welche dem Gedicht zu Grunde liegt. Er ſprang bewegt auf und ſagte, daraus müſſe er eine Ballade machen, und daß er ſein Wort gehalten, haſt Du gehört. Mir kommt es vor als ein Zeichen der Zeit, wenn ſo ein eingefleiſchter Feudaliſt, ſei es auch nur auf flüchtige Augenblicke, von dem hochſinnigen, opferungsfreudigen Geiſte, welcher unter dem Volke waltet, ergriffen wird, und ſo unbedeutend an ſich dieſes Zeichen ſein mag, ſo bedeutungsvoll wird es im Zuſammenhang mit anderen. O, mein Freund, ich ſehe hinter dem dunkeln Gewölke, welches uns die Zukunft verbirgt, Lichtſtröme hervorbrechen, und wenn mich dieſelben auch mehr blenden, als erleuchten, ſo ſtralen ſie mir doch eine unbeſiegliche, freudige Hoffnung in's Herz.

Hm, es iſt freilich eine hübſche Sache um die

Hoffnung, aber bekanntlich heißt es in dem alten Sprüchwort: Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren.

Ein omenöſes Wort! Ich bin nur froh, daß unſer Freund nicht mehr da iſt.

Wie ſo?

Weil er mit allen Fibern ſeiner Seele hofft und harrt. Er iſt bis zur Ueberſchwänglichkeit in die Fürſtin verliebt und hegt und pflegt dieſe Leidenſchaft mit einem Fanatismus, der mich befürchten läßt, Du könnteſt ihn binnen Kurzem mit Zwangsjacke und Sturzbädern bedienen müſſen.

Hier wurde der Pfarrer in Amtsſachen abgerufen und ich ging, um nach meinem Patienten, dem Birkenfranz, zu ſehen.

Unter der Linde vor dem Wirthshaus fiel mir ein ſtattlich gekleideter Mann in die Augen, der ſich einen Schoppen Rothwein zum Morgentrunk ſchmecken ließ und die Luft mit dem Aroma einer edlen Havannacigarre erfüllte.

Der Mann ſah ſehr „vergangen und ruhelos“ aus, mit welchen Worten die Bewohner meiner Heimal einen Zuſtand äußerlicher und innerlicher Vernachläſſigung, Abgeriſſenheit und Zweideutigkeit treffend bezeichnen. Die wie eine violette, zerquetſchte Feige aus ſeinem aſchfarbenen Geſicht hervorlugende Naſe ſignaliſirte den Trunkenbold auf zwanzig Schritt weit und ſeine Züge mit den eingeſunkenen Schläfen, den tief, in ihren Höhlen liegenden Schielaugen und dem zu widerlich ſtereotypem Hohn verzogenen Mund ließen ziemlich ſicher auf ein vielbewegtes, zwiſchen Laſtern und Gaunereien hin- und herſchwankendes Leben ſchließen. Er trug verſchoſſene Sommerbeinkleider und einen fadenſcheinigen blauen Rock, womit eine reiche Sammetweſte und eine ſchwere Atlascravatte ſeltſam contraſtirten, während der verbogene, abgegriffene Hut eher dazu paßte.

Man hätte den Mann auf den erſten Blick bloß für einen Bruder Liederlich nehmen können, bei genauerer Betrachtung aber trat Einem überall der abgefeimte Spitzbube entgegen und ſein augenſcheinliches Beſtreben, ſich gentlemanmäßig zu gebärden, mußte ihn nur noch widerlicher machen.

Ich hielt auf meinem Gange einen Augenblick inne, weil der erhöhte Platz, auf welchem das Wirthshaus zum Ritter St. Jörg ſteht, eine ſchöne Ausſicht über das Dorf hinweg auf den Park und das Schloß darbietet, und ſogleich machte ſich der Mann ohne Weiteres an mich, indem er mit jener heiſeren Stimme, welche, alten Weinſchläuchen eigen, klingt, als müſſe ſie ſich zackige Weinſteingänge hindurch mühſam einen Weg ſuchen, zu mir ſagte:

Ein ſchöner Frühlingsmorgen, mein Herr. Sie ſcheinen gleich mir hier fremd zu ſein. Kann ich Ihnen mit einer Cigarre dienen?

Nun bin ich zwar ein ſo eingefleiſchter Raucher, daß ich, wenn man mir alle Genüſſe des mohammed'ſchen Paradieſes und den Genuß einer echten Havanna zugleich anböte, wahrſcheinlich den letztern wählen würde, allein der Mann hatte Etwas an ſich, was mir nicht gefiel, und ich hätte ihn ſogleich ſtehen laſſen, wenn es mir nicht vorgekommen wäre, er müſſe mir halb und halb bekannt ſein, wenigſtens müſſe ich ihn ſchon früher einmal geſehen haben, ohne daß indeſſen meine in der Vergangenheit umhertaſtende Erinnerung den rechten Fleck getroffen hätte.

Sie ſind kein Raucher, mein Herr, beantwortete der Fremde meine ablehnende Handbewegung; das iſt Schade, denn ich hätte ihnen ein Kraut zu koſten gegeben, welches bisanhin, wie alle gute Sächelchen der Erde, nur zwiſchen den Lippen der Reichen und Vornehmen — Gott verdamme ſie! — gloſtete, ſobald aber einmal Recht und Gerechtigkeit in der Welt ſein wird, jedem ehrlichen Kerl die Naſe ausräuchern ſoll

Das wäre ſehr hübſch, bemerkte ich, ſcheint aber vor der Hand unmöglich, da die Heimatinſel dieſes Tabaks Bezugs ihrer Ausdehnung und Productivität wohl dieſelbe bleiben wird.

Keineswegs, mein Herr. Glauben Sie mir, mit der Reform unſerer verwünſchten geſellſchaftlichen Einrichtungen wird ſich Alles zum Beſſern reformiren, alſo auch die Staude, die jetzt nur von einigen Tauſenden von Privilegirten ausgebeutet wird und ebenfalls mit unter dem Fluche leidet, den Unterdrückung und Sklaverei über die ganze Schöpfung gebracht haben.

Ich ſah den Fremden, als er ſo ſprach, von der Seite an, ob ich etwa das wirre Feuer des Wahnſinns in ſeinen Augen gewahrte, allein ſein Blick war ein ſo ſchlauer, kalter und heuchleriſcher, daß ich meiner Vermuthung ſogleich entſagte. Ohne Zweifel hatte ich einen jener Schufte vor mir, die mit der großartigſten Idee des Jahrhunderts ein frevles Spiel treiben, mit den edelſten Gedanken ihre laſterhafte Perſönlichkeit hanswurſtig ausſtaffiren und die Niederträchtigkeit ihrer Geſinnung hinter einen Bombaſt gäng und gäber Schlagwörter verſtecken. Daß ich in ſolchen, aus Faulheit, Gewiſſenloſigkeit und thieriſcher Genußſucht zuſammengeſetzten Menſchen die gefährlichſten Feinde der guten Sache ſehe, für deren Anhänger ſie ſich ausgeben, brauche ich kaum zu ſagen.

Nun, mein Herr, ſagte ich trocken, bei Wein und Havannacigarren kann man ſich über dieſen Fluch leicht tröſten, ſollt' ich meinen.

O, was mich betrifft, entgegnete er mit einem gemeinen Lächeln und widrigen Augenblinzeln, ſo bin ich um dieſes Fluches willen nie in Verzweiflung gerathen und ſeit ich vor Zeiten in einem Collegium der Moral einen geſcheidten Kathedermann die Geſellſchaft für ein bellum omnium contra omnes — Sie bemerken, ich habe meinen Schulſack — erklären hörte, ließ ich es mir angelegen ſein, dieſen Krieg ſtets in's feindliche Land hinüberzuſpielen, d. h. von der Dummheit und Narrethei der Vornehmen und Reichen möglichſt zu profitiren.

Indem er dieſes ſagte, warf er einen Blick auf das Schloß hinüber, der mich, ich weiß ſelbſt nicht wie, plötzlich auf den Verdacht brachte, der Menſch hätte gewiß die Güte der jungen Fürſtin auf irgend eine Art gemißbraucht, und unwillkürlich mußt' ich die Frage hinwerfen:

Sie kennen die Prinzeſſin Oda, mein Herr?

Freilich, entgegnete er mit praleriſcher Unverſchämtheit; ich bin im Schloſſe, wo ich Freunde habe', wohlbekannt und gedenke mir die Fleiſchtöpfe dieſes Pharaonenſitzes einſtweilen ſchmecken zu laſſen, bis das Volk aus dem Goſen der Knechtſchaft herausgeführt wird in das Canaan der Freiheit und Gleichheit und die Gütergemeinſchaft aufgeht in Glanz und Gloria.

Die freche Offenheit des Burſchen verdutzte mich für einen Augenblick ſo ſehr, daß ich nur ein gedehntes So?! hervorbringen konnte.

Ja, fuhr der Mann fort, die junge Dame iſt ein wunderliches Ding, gibt ſich mit Bettelvolk aller Art ab, ſchulmeiſtert die Brut ſchnapſender Taglöhner, wacht an Krankenbetten alter Weiber und thut mächtig liberal und barmherzig, iſt aber bei alledem verflucht ſtolz und hochmüthig. Doch es iſt noch nicht aller Tage Abend und ich hoffe es, ſo wahr ich Peter Wipper heiße, noch zu erleben, daß ſich ſolche ſpröde Dinger eine Ehre daraus machen müſſen, und, die Männer des Volkes ....

Kein Wort weiter, Sie altes Aas! unterbrach ich den Kerl wüthend und im Begriffe, ihn zu maulſchelliren, beſann mich aber, indem in meiner Seele der Zorn ſogleich wieder dem Eckel Platz machte, und wandte dieſer Eſpece von Communiſten verächtlich den Rücken.

Indem ich die Gaſſe entlang ging, hörte ich ihn hinter mir drein fluchen und ſchimpfen, hielt es jedoch nicht der Mühe werth, mich umzuwenden.

Alſo das ſollte das Ende vom Liede ſein, ſprach ich empört bei mir, daß man von ſolchen Canaillen als Bruder und Spießgeſell angeſehen würde? Und dergleichen Schufte dürfen ſich „Männer des Volks“ betiteln? Für Solche ſoll man denken und ſchaffen?

Das heißt in der That die Perlen vor die Säue werfen! Und wie frech und cyniſch der Kerl die Jauche ſeiner Gemeinheit um ſich ſpritzt, wie niederträchtig er ein Ideal in den Koth zerrt, an welchem die Blicke der Edelſten aller Zeiten ſehnſüchtig und anbetend gehangen! Aber was bin ich für ein Narr, mich über eine ſolche Beſtie zu ärgern?

Und ärgerlich über meinen Aerger beſchleunigte ich meine Schritte, um die Hütte des Birkenfranz zu erreichen.

Ich ſah das Wundfieber des Verunglückten faſt ganz verſchwunden und die Wunde ſelbſt zeigte keinen bösartigen Charakter. Eben war ich mit dem neuen Verband fertig, als Oda in die niedrige, räucherige Stube trat, welche ſie mit dem Glanz ihrer Schönheit im wörtlichen Sinne zu erhellen ſchien. Als ich ſie nachher durch das Dorf begleitete, fragte ſie mich:

Nun, Triſtan, wie behagt Dir die Heimat?

Nicht ſo ganz, Oda, nicht ſo ganz. Ich vermiſſe zu viele von den alten, lieben Geſichtern und dann befindet ſich das Dorf in einem Zuſtande, der mehr wehmüthig, als heiter ſtimmen muß.

Tröſtlich iſt es, daß ich zwei ſo gute Freunde aus der Jugendzeit hier wiedergefunden.

Aloys und wen ſonſt noch?

Keinen Geringeren, als den wohledlen Don Ranuto di Krachmandolino, verſetzte ich pathetiſch.

Ah, unſer liebenswürdiger Chevalier sans peur et sans reproche? entgegnete Oda lächelnd, aber es war ein wohlwollendes Lächeln, nicht jenes ſpöttiſche, welches ich vor Jahren meinem baronlichen Freunde gegenüber oftmals auf den Lippen von Leuten wahrgenommen, die an Gefühl und Geiſt unendlich weit unter ihm ſtanden.

Eben den. Seine Sonderbarkeiten haben Dir gewiß ſchon herzliches Lachen erregt.

Sage lieber herzliche Theilnahme. Er iſt ein durch und durch guter Menſch.

Gewiß, aber gerade darum wirkt das, was er ſeine Grundſätze nennt, oftmals ſo erſchütternd auf die Lachnerven.

Freilich, dieſe Grundſätze ſtehen mit ſeinem ganzen Sinn und Weſen oft im heiterſten Widerſpruche. Am Ergötzlichſten jedoch kam es mir immer vor, wenn er, der enthuſiaſtiſche Mittelalterliche, der ſanatiſch Romantiſche, zugleich als ſtockſteifer Lutheraner ſich gebärdet. Ei, ſag' mir doch mal, Triſtan, fügte ſie mit einem jener plötzlichen, ihrem Geſpräch einen eigenen Reiz gebenden Uebergänge hinzu, wie denkſt Du über Luther?

Daß er mehr Politik und Glück, aber weit weniger Geiſt, Bildung und Herz gehabt, als Viele ſeiner Zeitgenoſſen. Uebrigens kehre Dich nicht an mein Urtheil, denn es iſt vielleicht ein befangenes, da ich, offen herausgeſagt, dieſen bierbrauergeſichtigen Reformator nie recht leiden mochte.

Warum?

Er hat geſagt: „daß 2 und 5 = 7 ſind, kann ich faſſen mit der Vernunft, wenn es aber von oben herab heißt: 2 und 5 ſind = 8, ſo ſoll ich's glauben wider mein Wiſſen und mein Fühlen.“ Und ferner hat er geſagt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen ſein, ſonſt wird er zu muthwillig.“ Wer dieſe abſurden und abſcheulichen Orakel von ſich gegeben, kann nicht mein Mann ſein, auch abgeſehen von ſeinem hochmüthigen, pfäffiſch verdammungsſüchtigen Benehmen gegen Alle, die ihn an geiſtiger Bedeutſamkeit und Wiſſen überflügelten, wie gegen Zwingli und Münzer, und abgeſehen ſogar von ſeiner unſeligen Wirkſamkeit zur Zeit des Bauernkriegs, von dem bornirten und ſervilen Fanatismus, welchen er gegen die armen Bauern an den Tag gelegt, die das Evangelium und ihre Zeit beſſer verſtanden, als der Pabſt zu Wittenberg, wozu er, der nie die Kutte und was dranhängt, vergeſſen konnte, ſich in aller Geſchwindigkeit gemacht.

Du urtheilſt hart, wohl zu hart. Gib Acht, daß der wohlehrwürdige Guſtav-Adolf-Verein Nichts von Deiner antilutheriſchen Geſinnung erfährt.

Das iſt auch wieder ſo ein Inſtitut, welches die Deutſchen charakteriſirt. Einen Ausländer, der ſeine ehrgeizigen und eroberungsſüchtigen Abſichten unter dem Deckmantel der Religion nur ſchlecht verbarg und halb Deutſchland zur Wüſte machen half, zum Schutzpatron und Schiboleth eines Vereins zu wählen — echt deutſch das!

Du erwähnteſt den Bauernkrieg, Triſtan. Biſt Du auch der Anſicht, daß dieſe Erſcheinung ſich binnen kürzerer oder längerer Friſt wiederholen muß, nur in weitumfaſſenderer Geſtalt?

Wenn es in Europa ſo fortgeht, iſt kaum etwas

Anderes zu erwarten. Die gelobte Induſtrie thut ja alles Mögliche, um ihr Kind, das Proletariat, auf den Kampfplatz zu zwingen.

Ja, auch ich glaube, daß der gegenwärtige faule Friede nicht gar zu lange mehr währen werde, allein ich befürchte, es werde nicht möglich ſein, mitten in dem Tumult eines Krieges, der den häßlichſten Leidenſchaften Spielraum ſchaffen muß, einen wirklich gedeihlichen neuen Geſellſchaftszuſtand zu gründen.

Dieſer Tumult wird vorübergehen, wie das Gewitter vorübergeht, welches die Atmoſphäre reinfegt und erfriſcht.

Wohl, ich beſorge jedoch, dieſes Gewitter möchte einen garſtigen Bodenſatz aufwühlen.

Das freilich, und mich däucht, ich ſei gerade vorhin einer häßlichen Probe von dieſem Bodenſatz begegnet.

Und ich erzählte ihr mein Zuſammentreffen mit dem „Manne des Volkes“ unter der Dorflinde.

Sie mußte ihn kennen, denn ein trüber Schatten flog über ihr Antlitz und ihre langen, ſchöngeſchweiften Brauen zogen ſich für eine Sekunde zornig zuſammen. Dann ſagte ſie mit einem leiſen Seufzer:

Ja, ſolche Elenden machen ſich in der Vorhalle des Tempels breit, deſſen erhabene Myſterien ihre verknechteten Laſterſeelen nie zu erfaſſen vermögen. Doch laß uns von etwas Beſſerem reden. Sieh, da iſt meine Armencolonie, welche mich, wie ich höre, bei den frivolen Spöttern der Reſidenz in den Ruf der Verrücktheit gebracht hat. Komm, ich will ſie Dir zeigen.

Wir waren inzwiſchen außerhalb des Dorfes über eine große Wieſe gegangen und ſtanden jetzt vor einer ſorgfältig unterhaltenen Hecke, die ſich linker Hand weit hinaufzog bis an die hohe Parkmauer und rechts hinunterlief an den Bach, der weiterhin die Mühle des Dorfes trieb. Hinter dieſem Hage erhob ſich etwa ein Dutzend kleiner neuer Häuschen, nach Gebirgsart gebaut, und inmitten dieſes Häuſerkreiſes ſprudelte ein ſtattlicher Brunnen ſeinen klaren Stral in einen mächtigen Granittrog. Zwei weitere Häuschen waren der Vollendung nahe und das eine derſelben ſollte, wie mir Oda ſagte, im Laufe des

Sommers von dem Birkenfranz und ſeiner Franzel bezogen werden.

Dieſer Holzhauer und ſeine Frau, fügte ſie bei, indem wir die Umzäunung paſſirten, ſind die einzigen Armen, welche nicht mit beiden Händen zugriffen, als ich ihnen meine Unterſtützung anbot. So lange ihnen Gott ihre geſunden und geraden Glieder ließe, ſagten ſie, wollten ſie Niemand zur Laſt fallen, und erſt jetzt, da der Unfall, welchen der Mann geſtern erlitten, ihn wohl längere Zeit zu ſchwerer Arbeit untüchtig machen wird, laſſen ſie ſich meine Hülfe gefallen.

Das iſt eine ehrenwerthe Geſinnung, ſagte ich.

Allerdings, und um ſo ehrenwerther, je ſeltener ſie iſt. Faulheit und Mangel an Ehrgefühl ſind die Hauptſchwierigkeiten, welche mir ſtets entgegentreten, wo ich die Lage armer Leute verbeſſern will. Was koſtet es nur für Mühe, dieſe verknechteten, verbutteten Seelen daran zu gewöhnen, ſich als Menſchen zu fühlen? Und doch kann ohne dieſes Gefühl von einer wirklichen und dauerhaften Verbeſſerung weder ihrer phyſiſchen noch ihrer moraliſchen Lage die Rede ſein. Freilich habe ich hundertmal erfahren, wie wahr der liebenswürdige Leopold Schefer, der mit echt dichteriſchem Geiſt in die Räthſel der Zukunft ſchaut und greift, geſprochen, wenn er ſagte: Unterrichten und bilden, das iſt beſſern! allein es gehört eine die Kräfte des Weibes oft überſchreitende Energie dazu, um die Mauer zu zerbrechen, welche Elend, Mißtrauen und Verdumpfung um die Seele des Armen gezogen, und man muß ſich da Anfangs faſt noch mehr, als bei den in Thorheit und Eitelkeit verknöcherten höheren Ständen, auf Verkennung und Undank gefaßt machen.

Sicherlich, und es wird lange Zeit und große Arbeit erfordern, um die Unterdrückten von dem Schmutz zu ſäubern, welchen die Sklaverei von Jahrhunderten auf ſie gehäuft.

Oda wurde jetzt von mehreren Weibern und Mädchen begrüßt, welche in reinlicher Gebirgstracht theils mit Bearbeitung der kleinen Gärtchen, welche jedes Haus umgaben, theils auf den Schwellen ihrer Thüren ſitzend mit Verfertigung von Stroh- und Weidengeflechten beſchäftigt waren, während man die Männer auf den Ackerbeeten, welche ſich hinter dem

Dörfchen weit hinaus und bis an die Berge hinzog, mit Pflug und Hacke handtiren ſah. Aus einem niedrigen, langen Gebäude, das inmitten einer geräumigen, von dem Bach beſpülten Matte ſeitlings lag, kamen Dirnen mit ſaubergefegten Milchgefäſſen und unmittelbar hinter den Melkerinnen her wurde der gemeinſchaftliche, ſauber gehaltene Viehſtand der kleinen Gemeinde von einem jodelnden, halberwachſenen Jungen auf die Waide getrieben. Jung und Alt, wer immer uns innerhalb dieſes Aſyls der Armuth begegnete, ſah thätig und geſchäftig, aber auch geſund, munter und ſorglos aus.

Nachdem mir meine Führerin mehrere Wohnungen gezeigt und ich überall die mit Anſtand und ſogar mit einem gewiſſen Comfort vereinigte Einfachheit bewundert hatte, ging ſie mir in ein größeres Haus voran, das ſie mir ſchon vorher als den Mittelpunkt der Colonie, als die Schule, bezeichnet hatte. Wir traten ein und fanden den Lehrer, einen Mann von ſchon reiferem Alter, inmitten ſeiner rothbackigen Schuljugend, welcher er gerade ein Stück Naturlehre mit Anwendung auf den Feldbau vortrug. Die Kinder warfen einen von Zärtlichkeit ſtralenden Blick auf ihre Beſchützerin und hingen dann wieder unverwandt an den Lippen ihres Unterweiſers, in welchem ich einen durch und durch verſtändigen, ſeine Pflicht mit Begeiſterung thuenden Schulmann fand. Als er mit ſeinen Fragen und Erläuterungen zu Ende war, ließ er die Kinder ein patriotiſches Lied im Chor ſingen und entließ ſie dann, um uns auf Oda's Wunſch nach dem Vorrathshaus der kleinen Gemeinde zu begleiten, welches hinter dem Schulhaus ſtand und deſſen Aufſeher er ebenfalls war. Er erklärte mir die Einrichtung dieſes Raumes, in welchen alle Erzeugniſſe des Feldes ſowohl als der Handarbeit ſämmtlicher Coloniſten abgeliefert wurden und woraus jede Familie an jedem Sonnabend ihre Bedürfniſſe für die Woche abholte. Nebenan war die gemeinſchaftliche Back- und Waſchküche und darunter der Keller für Milch, Butter und Wintergemüſe.

Ich erbat mir von dem gefälligen Schulmann die Erlaubniß, wiederkommen und die Einrichtungen der kleinen communiſtiſchen Genoſſenſchaft näher beaugenſcheinigen zu dürfen. Dann begleitete ich Oda auf ihr Geheiß queer durch das Feld zu der kleinen Pforte in der öſtlichen Parkumzäunung. Unterwegs gab ſie mir eine Skizze der Gründung ihrer Armencolonie, und obgleich ſie die Mühe, die raſtloſe Sorge, welche ſie dieſes edle Werk gekoſtet, in ihren Worten kaum durchſchimmern ließ, erſah ich daraus doch aufs Neue, welche Hinderniſſe und Schwierigkeiten ſich, auch in kleineren Verhältniſſen, der Erbauung eines wirklich guten und vernünftigen ſocialen Zuſtandes in Europa entgegenthürmen und wie viel ausdauernde Hingebung erforderlich iſt, in einem ſolchen Werke nicht zu ermatten und zu einem günſtigen Reſultate zu gelangen. Daß aber ein ſolches Reſultat, wenigſtens in kleinerem Kreiſe, hier wirklich gewonnen worden, rief die alte Ueberzeugung wieder in mir wach, wie es hauptſächlich den Frauen anheimgegeben ſei, an der Löſung der ſocialen Probleme mit glücklichem Erfolg zu arbeiten.

Was denkſt Du, Triſtan? fragte Oda, als ich nach Beendigung ihrer Erzählung nachdenklich ſchwieg.

Ich denke dran, wie Schade es iſt, daß all Deine großmüthigen Beſtrebungen hier durchaus entweder auf einen kleinen und kleinſten Kreis beſchränkt und alſo verhältnißmäßig unfruchtbar bleiben müſſen, oder aber daß das Gute und Rechte, welches Du mit unſäglicher Mühe geſchaffen, über kurz oder lang doch immer wieder von der falſchen Civiliſation, von den verkehrten und ſündhaften geſellſchaftlichen Einrichtungen um Dich her erdrückt und überwuchert werden muß. So, wie die Zuſtände Europa's und insbeſondere Deutſchlands einmal derzeit noch ſind, muß der Verſuch, die Geſellſchaft auf friedlichem Wege aus ſich ſelbſt zu reformiren, ſchlechterdings ſcheitern. Gib nur Acht, liebes Kind, wie lange es noch anſteht, bis die Staatsgeſetze Deinen Menſchenbeſſerungs- und Menſchenbeglückungsverſuchen diktatoriſch in den Weg treten. Es wundert mich ſogar, daß es noch nicht geſchehen, woran wohl nur die Abgeſchiedenheit der Gegend, ſowie Deine Stellung als Tochter des Herrn der Berge Schuld haben mag. Das Prinzip der Despotie und Ungerechtigkeit, welches Europa beherrſcht, kann es abſolut nicht geſchehen laſſen, daß ein total entgegengeſetztes Prinzip, das der Bruderſchaft und Gerechtigkeit, ſich, und ſei's auch nur in kleinen Anfängen, praktiſch in's Leben einzuführen beginne. Nein, Oda, hier iſt kein Boden für Deine

Ideale, kein Raum für die Verwirklichung Deiner Ueberzeugungen. Inmitten der Verderbniß kannſt Du kein Aſyl errichten für Natur und Vernunft, ohne befürchten zu müſſen, daß es ſchon morgen von den brandenden Wogen verſchlungen werden würde. Aber Dich erbarmt das Elend der Armen und Unterdrückten, Dich erbarmt beſonders der geſunkene Zuſtand Deiner nächſten Umgebung, die Noth dieſer Dörfler, unter denen Du Deine Kindheit verlebt und die Dich ſtets ſo ſehr geliebt, und ſieh', auch mir geht es ſo und der verhaltene Schmerz, der mir aus all den erblindeten und zerbrochenen Fenſtern entgegenblickte, als ich heute Morgen das Dorf durchſchritt, hat mich tief ergriffen. Wohlan, laß es uns verſuchen, dieſen Menſchen eine neue Heimat zu geben, eine neue Exiſtenz zu gründen; laß ſie uns hinüberführen in unſere herrliche Wildniß, nach der ich mich ſo ſehr zurückſehne . . . .

Wie? unterbrach mich Oda mit leuchtenden Blicken, wie, Du haſt mir dieſen Gedanken ſchon aus der Seele geleſen, Triſtan, oder hat er ſich auch Dir ſo unwiderſtehlich aufgedrängt, wie mir? Ja, Du haſt Recht; hier kann auch der beharrlichſte Wille nur Stückwerk zu Stande bringen, aber drüben, Triſtan, auf den unermeßlichen Savannen, in den unendlichen Urwäldern da iſt Raum für neue Ideen und neue Menſchen, und ſobald meine Aufgabe hier vollendet ſein wird ....

Deine Aufgabe, Oda? unterbrach ich ſie meinerſeits. Ich habe geſtern Nacht, bevor ich einſchlief, Deinen Brief wieder geleſen und ... nein, werde nicht ungeduldig und nenne es nicht unbeſcheiden ... aber ich möchte ...

Du möchteſt wiſſen, warum ich Dich gerufen und was ich will, nicht wahr? Du ſollſt es erfahren, Triſtan, ſollſt Alles erfahren, aber Du mußt mir noch einige Tage Friſt geben.

Sie ſprach dieß mit großer Bewegung und ſetzte dann, ſich gewaltſam faſſend, haſtig hinzu:

Du mußt heut Abend mit dem Pfarrer in's Schloß kommen. Auch Dein Freund, der Baron, wird gegenwärtig ſein. Mein Vater iſt begierig, Dich kennen zu lernen, doch mußt Du mir verſprechen, ihn zu ſchonen und milde zu behandeln. Willſt Du? Sieh, er iſt ſehr alt und ſchwach geworden.

Nicht wahr, Du biſt freundlich gegen ihn? Bitte, bitte, thu es mir zu Gefallen!

Und ängſtlich drängend legte ſie die gefalteten Hände auf meinen Arm und ſah mich flehend an.

Alles, was immer Du willſt, will ich thun, Oda, denn Du willſt nur das Rechte.

Ich hoffe es, Triſtan, ich hoffe es, und jetzt leb wohl bis zum Abend.

Und ſich raſch abwendend, eilte ſie durch die Parkthüre und verſchwand mit der Schnelligkeit und Anmuth der Antilope hinter den Geſträuchen.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Ein Abend auf und unter der Wülſlisburg. — Im Fürſtenſchloß. — Rußland und Deutſchland. — Amerika und die Amerikaner. — Ehrfurcht vor dem Volk! — Eine Diſſonanz.

Gegen Abend zu holte mich Aloys ab, um unſerm feudaliſtiſchen Freunde einen Beſuch auf der Wülſlisburg zu machen, welche er wieder möglichſt wohnlich hatte einrichten laſſen.

Unſer Weg führte an der Armencolonie vorüber und ich theilte meinem Freunde mit, in weſſen Geſellſchaft ich dieſelbe beſucht und wie ſehr mir die Einrichtung derſelben gefallen hätte.

Das glaube ich wohl, ſagte der Pfarrer, und bei näherer Bekanntſchaft wird ſich Deine Freude an der kleinen Gemeinſchaft nur ſteigern, denn ich kann Dich verſichern, daß die Mitglieder derſelben, vorher lauter arme Teufel, zum Theil ſogar Landſtreicher und Tagdiebe, wie auch leichtfertige Dirnen und grobe Sünderinnen, unter der Leitung ihrer hochherzigen Beſchützerin nicht nur geſund, zufrieden und glücklich geworden, ſondern auch beſſer in jeder Beziehung, ſo daß ich hier durchaus den alten Satz beſtätigt fand, der Menſch ſei von Natur gut und könne durch Güte und Liebe immer wieder zu dieſem urſprünglichen Zuſtand zurückgeführt werden. Aber freilich, welche Sorgen und Mühen hat die Fürſtin mit ihrem Werk gehabt und hat ſie noch! Anfangs zitterte ich oft für die Seelenreinheit der hochſinnigen Jungfrau, wenn ich ſie ſo in allen Lagen des Lebens mit Leuten verkehren ſah, welche großentheils von dem Schmutz der Gemeinheit befleckt, wo nicht gar in Laſter und Frevel verhärtet waren. Allein ich ſah das Mädchen aus dieſen Prüfungen immer ſo rein hervorgehen, daß ich ſie oft mit der Lilie vergleichen mußte, die ich droben in dem verwilderten Burggarten mitten unter Schutt und Moder, Neſſeln und Dornen ihren keuſchen Kelch im Sonnenſtral wiegen ſah. Gerade ſo rankt ſich

Oda's Weſen ſtets aus den Wirrſalen vornehmer und niedriger Gemeinheit keuſch und unbefleckt empor, um ſich mit ſehnſüchtiger Begeiſterung der Sonne des Ideals entgegenzubreiten. Von den äußerlichen Hemmniſſen und Widerwärtigkeiten, die ſich ihren humanen Planen entgegenſetzen, will ich gar nicht reden.

Aber ich möchte davon hören und Du wirſt mir meine Neugier zu gute halten.

Die Sache iſt, daß Oda, obgleich Erbin eines unermeßlichen Vermögens, in ihrem Wohlthätigkeitstrieb überall ſehr durch ihren Vater beſchränkt wird, welcher den Verkehr ſeiner Tochter mit dem Armen ohnehin höchſt ungern ſieht und wohl nur aus Schwäche duldet, denn ſo willenskräftig und gewaltthätig dieſer Mann früher geweſen ſein ſoll, eben ſo ſchwach und zaghaft iſt er jetzt. Ueberdieß wird er in ſeinen alten Tagen von einer krankhaften Sucht geſtachelt, Gold und insbeſondere Juwelen aufzuhäufen, um ſein Greiſenauge mit dem Anblick dieſes Schatzes zu kitzeln, welchen er ſelbſt vor den Blicken ſeiner Maitreſſe, die ihn ſonſt vollkommen beherrſcht, ſorgfältig hütet.

Was iſt denn mit dieſem Weibe?

Man kann auf dieſe ſogenannte Frau von Kriſal mit kleiner Abänderung das Shakeſpeare'ſche Wort anwenden: Jeder Zoll ein Laſter.

Mein Blick ruhte, als Aloys ſo ſprach, zufällig auf ſeinem Geſichte und ich bemerkte, daß er roth wurde und daß ſeine ſanften Augen zornig blitzten.

Was haſt Du denn mit ihr? fragte ich.

O, Nichts, gar Nichts, bewahre mich Gott davor! Leider aber, ſetzte er noch höher erröthend und ſtotternd bei, leider aber wollte ſie Etwas mit mir haben.

Aha!

Ja, ſie wollte mich mit ihrer „Freundſchaft" beehren, aber ich ließ die ſpitzbübiſche Dirne, welche mir ſchon deßhalb höchlich zuwider, weil ſie in Allem der guten Oda entgegenarbeitet und ſchon öfters ernſtliche Mißhelligkeiten zwiſchen Vater und Tochter angeſtiftet, derb abklappen. Seither iſt ſie mir nicht ſehr grün. Doch das hätte Nichts zu ſagen, wenn ich mir nur die ahnende Beſorgniß aus dem Kopfe ſchlagen könnte, daß dem Fürſten oder Oda von Seiten dieſes Weibes irgend ein Unheil drohe, eine

Beſorgniß, die mich beſonders in den letzten Tagen beunruhigt hat, ſeit ſich ein gewiſſer Peter Wipper im Schloß und Dorf herumtreibt, ein offenbarer Vagabund und Schuft, den die Kriſal für einen armen Verwandten ausgibt.

So, daher kommt es, daß der freche Halunke mir heute früh ſagen durfte, er laſſe ſich die Fleiſchtöpfe des Schloſſes ſchmecken?

Haſt Du ihn geſehen?

Freilich, verſetzte ich und erzählte dem Pfarrer mein Zuſammentreffen mit dem Fremden, beifügend: Wenn Du im Ernſt etwas Schlimmes für Oda von dieſem Kerl fürchteſt, ſo ſollen keine vierundzwanzig Stunden vergehen, ohne daß ich ihm zeige, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, und zwar auf eine Art, daß er ſich das Wiederkommen ſicherlich vergehen laſſen wird. Doch da ſind mir ja am Fuß der Wülflisburg, von wo herab mein koſtbarer Freund, der Apache-wannaween, vulgo Buſchmichel, den Mord des guten Kleinheinz mitangeſehen.

Wir hatten den Fuß eines weit in's Thal vorſpringenden Berges umgangen und ſtanden nun in einem ſchmalen Thal, in deſſen Mitte ein gewaltiger, zerriſſener und zerklüfteter Felſen ſchroff in die Luft ſprang. Auf ſeinem Scheitel thronten die imponirenden, etwa noch zur Hälfte erhaltenen, da und dort auch wiederhergeſtellten Mauern und Thürme der alten Raubveſte, in welcher der romantiſche Freiherr ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen.

Durch einen ſchmalen, jähen Felſenpaß aufwärtsſteigend, wo das behühneraugte Piedeſtal des Burgherrn beim Auf- und Abgehen ſeine ſchwere Noth haben mußte, gelangten wir an die Einlaßpforte oder vielmehr an den Burggraben und fanden die Zugbrücke, welche Don Ranudo neu über demſelben hatte anbringen laſſen, aufgezogen.

O weh, ſagte der Pfarrer, wir kommen zu ſpät; unſer edler Hidalgo iſt nicht mehr zu Hauſe, denn ſonſt wäre die Brücke niedergelaſſen. Wollen aber doch ſehen, ob wir Einlaß erhalten können.

Hiemit pfiff er dreimal gellend durch die Finger und nach einer Weile ſtreckte ein alter Mann, der in Abweſenheit des Ritters die ganze Beſatzung der Burg ausmachte und, wie jener prächtige Caleb in Walter Scotts ſchönſtem Roman, alle Dienerchargen in ſeiner Perſon vereinigte, den weingrünen Kopf zu dem ſchmalen Fenſter eines halbzerfallenen Thurmes heraus, an welchem die Aufziehketten der Brücke befeſtigt waren, um ſich nach den Einlaß Begehrenden umzuſehen.

Gebt die Loſung! ſchrie er gravitätiſch herab, denn er war ein humoriſtiſcher Kerl, der in die Sonderbarkeiten ſeines Gebieters vergnügſamſt einging. Gebt die Loſung oder ich ſtoße in's Lärmhorn.

Liebe und Ehre! rief der Pfarrer hinauf.

Hm, 's iſt nicht gerade Liebe und Ehre heut, verſetzte der Alte mit ſchlauem Augenzwinken, ſondern ohne Furcht und immer treu! aber ich denke, Liebe und Ehre wird's wohl thun.

Ich dank' es auch, ſagte Aloys lachend, denn wir kommen keineswegs in feindlicher Abſicht, ſondern ich will bloß meinem Freund hier die Burg zeigen.

Der Alte verſchwand vom Fenſter und mit einem ohrzerreißenden Geknarr legte ſich die Brücke langſam über den Graben.

Im Hofe empfing uns der alte Scherasmin, denn dieſen romantiſchen Namen hatte ſein Gebieter aus

Wielands Oberon für ihn geſpickt, und führte uns in den Ritterſal, nachdem mich der Pfarrer zuvor auf ein mächtiges Banner aufmerkſam gemacht, welches auf dem noch in ziemlicher Höhe erhaltenen Wartthurme flatterte und ſtolz die Farben und das Wappen der Krachmandolini zeigte.

Der Sal und drei oder vier anſtoßende Zimmer, in deren einem die zahlreiche Bibliothek des Beſitzers in greulicher Unordnung umherlag, waren vergleichungsweiſe von Zeit und Wetter gelinde behandelt worden und das erſtgenannte Gemach, das dem Ritter offenbar zum Hauptquartiere diente, wies ſogar mittelalterlichen Comfort, inſofern dieſes neuzeitige Wort überhaupt auf die häusliche Einrichtung jener Zeit angewendet werden kann. Natürlich zeugte hier Alles von dem feudaliſtiſchen Geſchmack und den fauſtrechtlichen Liebhabereien unſeres Freundes. Mächtige Hirſchgeweihe, Harniſche, Lanzen, Schwerter, Helme, Sporen, zerriſſene, blutbefleckte Paniere, ungefüge Fauſtrohre, Tartſchen, kurz der ganze Apparat eines Ritterſchauſpiels hing, abwechſelnd mit verräucherten Ahnenbildern, an den Wänden umher und wurde durch ungeſchlachte Eichentiſche und grotesk plumpe Schränke und Stühle vervollſtändigt. Zwiſchen zwei hohen, ach, leider nur mit ſchnöden modernen Scheiben, ſtatt mit romantiſchen Glasmalereien, verſehenen Spitzbogenfenſtern prangte ein unendlicher, vorſündflutlicher Stammbaum und neben dieſem Heiligthum, alſo augenſcheinlich ſehr hoch gehalten, blinkte ein neumodiſcher Goldrahmen, der bei näherer Betrachtung ein Stück Papier enthielt, auf welchem keineswegs mit der, wie ich wußte, höchſt mittelalterlichen Handſchrift Don Ranudo's, ſondern mit den feſten, zierlichen Zügen Oda's ein kurzes Gedicht geſchrieben war.

Lies es nur, ſagte der Pfarrer, denn es iſt wohl das einzige von Oda's Gedichten, welches ſie gewiſſermaßen veröffentlicht hat. Unſer Freund ließ ihr aber keine Ruhe und ſie gab ihm dieſe Verſe, die ihr Entſtehen einer Thatſache verdanken, welche die Verfaſſerin während ihres Aufenthalts in Paris erlebte.

Eiligſt nahm ich das eingerahmte Papier herab und las:

Ein guter Kamerad.

Sie ſtanden hoch auf dem ſchwanken Brett
Und ſchwangen die Kellen um die Wett',
Zu ihren Füßen die Stadt Paris —
Der Wind mit Macht aus Norden blies.

Proletarier waren ſie alle Beid',
In Fetzen hing ihr elend Kleid;
Ihre Wangen waren vom Hungern hohl —
Ja, wer da ſchafft, dem geht es wohl!

Sie mauerten an des Reichen Palaſt . . .
Der Wind, das iſt ein ſchlimmer Gaſt,
Er tölpelt einher ſo ungeſchlacht,
Unter ſeinem Griff das Gerüſt zerkracht.

Ein Stoß noch und aus den Fugen es birſt!
Da hängen die Zwei an des Giebels Firſt
An einem Sparren, den ſie erfaßt,
Schiffbrüch'gen gleich, die geklammert am Maſt.

Und immer toller der Nordwind ras't.
Der Sparren biegt ſich unter der Laſt,
Der Abgrund gähnt ſie gierig an,
Ein Ruck noch — und um ſie iſts gethan!

Der Eine da zum Andern ſpricht:
Kamrad, mit Beiden der Sparren bricht,
Doch Einen könnt' er tragen vielleicht,
Bis Hülfe — Sacriſti, er weicht!

Der Andre keucht und ſeufzt tief auf:
Hab Weib und Kind! — der Erſte drauf:
Ich nicht, drum iſt die Reih' an mir;
Lebwohl, Kamrad, und Gott mit Dir!

Er ſprichts und ſtürzt in den Opfertod.
Zerſchmettert lag er im Straßenkoth,
Seinen Namen man nicht erfahren hat —
War das nicht ein treuer, ein guter Kamrad?

Was mir an dieſem Gedicht gefällt, ſagte ich, nachdem ich es geleſen, iſt die ſtrenge, einfache, aller gemachten Sentimentalität ledige Haltung, der thatſächliche Ton, welcher die Sache durch ſich ſelbſt ſprechen läßt, die Abweſenheit alles falſchen Prunkes und Flitters.

O, ſo iſt Oda immer und in Allem, verſetzte der Pfarrer warm. Das iſt ſo eine goldreine Kernnatur, an welcher ſich nichts Anempfundenes, nichts Anerzogenes findet. Ihr ganzes Weſen iſt aus einem Guß, voll Hochſinn, aber auch voll Klarheit, voll Geiſt, aber auch voll Liebe, voll Enthuſiasmus, aber auch voll Naivetät.

Ei, ei, ſagte ich halb ernſt, halb ſcherzend, lieber Aloys, wenn unſer vortrefflicher Freund Rauſchebart hier wäre, würde er gewiß ſagen: Calculire, der Herr Pfarrer iſt verliebt, bei Sanct Haſis!

Freund Rauſchebart hätte Unrecht, mein Guter. Oda iſt ein Weſen, zu dem ich aufblicke als zu einem Stern und Du weißt ja, Goethe hat geſagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht.“ Auch abgeſehen von meiner ganzen Gemüthsverfaſſung beſitzt ſchon meine Phantaſie nicht Kühnheit genug, um ein ſolches Weib durch die Leidenſchaft mir gleichgeſtellt zu denken, und ich meine das Glück, von ihr geliebt zu werden, müßte mich erdrücken.

Bah, das Glück erdrückt nicht, lieber Junge, ſondern erhebt.

Wenn es verdient iſt, ja, wenn nicht, nein, entgegnete der Pfarrer mit ruhiger Unbefangenheit. Es iſt ein durch einfältige Romane gehegter und verbreiteter Irrthum, daß ſich jedes trauliche Verhältniß zwiſchen Mann und Weib zuletzt in die geſchlechtliche Liebe auflöſen müſſe, und gewiß würde man ſich mehr hüten, dieſen Irrthum ohne Weiteres als wahr zuzugeben, wenn man bedächte, wie ſehr durch denſelben Mann und Weib herabgewürdigt werden. Den Umſtand gar nicht in Betracht gezogen, daß ich ja der platteſte Geck ſein müßte, wollte ich der Fürſtin ein höheres Intereſſe für mich zuſchreiben, als das, welches der humane Menſch an allen Gleichdenkenden nimmt, muß ich Dir ſagen, daß ich die edle Jungfrau für eines jener, leider ſo ſeltenen, reinmenſchlichen Weſen anſehe, in deren Nähe man ſich ſogleich heimiſch fühlt, und mir iſt in ihrer Geſellſchaft ſtets, als hätte ich mich plötzlich mit einer geliebten Schweſter zuſammengefunden, deren ich mich aus früheſter Kindheit nur noch dunkel erinnerte und die durch des Lebens Wirrwar lange, lange Zeit von mir getrennt geweſen.

Nachdem wir den Sal verlaſſen und noch eine Zeitlang in den Ruinen umhergeſtöbert hatten, verließen wir den Felſen, denn die Sonne war inzwiſchen untergegangen.

O, wie oft bin ich als Knabe hier herumgeklettert, ſagte ich im Hinabgehen. Die Wülſlisburg war der Hauptſchauplatz unſerer wilden Spiele und beſonders die hallenden, labyrinthiſchen Höhlen unter derſelben mußten zu allerlei Muthwillen herhalten. Haſt Du das wunderſame Echo auch ſchon kennen gelernt, Aloys, welches ſich geſpenſtig durch den ganzen Bauch des gewaltigen Felſens verbreitet, wenn man es im Mittelpunkt der Höhlen herausfordert?

Nein.

Ei, ſo will ich es Dich einmal hören laſſen. Es iſt in der That merkwürdig.

Als wir aber am Fuß des Felſens und am Eingang der erwähnten Höhlen angekommen waren, bemerkten wir, daß dieſelben der eingebrochenen Dämmerung halber bereits in Dunkelheit begraben lagen, und da ich wußte, man finde ſich auch bei Tage nur mühſam in dieſen unterirdiſchen Räumen zurecht, ſo mußten wir unſer Vorhaben auf ein ander Mal verſchieben und wollten eben weggehen, als ich aus einer der ſchwarzen Höhlungen hervor ein Geflüſter von Menſchenſtimmen zu vernehmen glaubte. Auch Aloys mußte Etwas gehört haben, denn er ſtieß mich an und machte das Zeichen des Schweigens.

Von einem gemeinſchaftlichen Drang der Neugier erfaßt, ſchlichen wir ein paar Schritte weit in die nächſte Höhlenöffnung hinein und drückten uns hinter einen Felſenvorſprung.

Eine geraume Weile verging, ohne daß wir Etwas hörten. Dann aber kam aus dem Hintergrund der Höhle hervor wieder ein Geflüſter, das allmälig artikulirter wurde, ſo daß wir eine männliche Stimme, die mir halbwegs bekannt vorkam, leiſe ſagen hörten:

Es iſt Nichts, Dörtje, wir haben Nichts zu beſorgen. Gewiß waren es nur der Pfaffe und der ſchwarzbärtige Flegel, die ich vorhin in das Ritterneſt hinaufklettern ſah und die jeßt auf dem Rückweg ſchwaßend am Eingang unſeres unterirdiſchen Rathſals vorübergekommen. Alſo Du beſtehſt darauf, daß ich unverzüglich an's Werk gehe?

Ja, verſeßte eine gedämpfte, mir gänzlich unbekannte Stimme. Ich bin des Aufenthalts an dieſem langweiligen Orte, ſowie des ewigen Hoffens und Harrens müde, Niels. Und dann könnte uns ja die ganze Beute noch entwiſchen, wenn der Alte...

Hier gingen die Worte in ein völlig unverſtändliches Wispern über und erſt die Frage des erſten Sprechers: Alſo Du weißt, wo das Käſtchen jeßt liegt, Dörtje?

Ja, lautete die Antwort, aber der Narr wechſelt immer damit und gerade darum muß . . .

Schon recht, wir wollen's ihm vertreiben. Doch laß hören, wie ich's anzugreifen habe, damit ich nicht wie eine blinde Kuh dreintappe.

Die Antwort konnten wir nicht vernehmen und erſt nach einiger Zeit hörten wir die erſte Stimme wieder ſagen:

Komm nur. Es iſt verdammt feucht und kalt hier, und da es zu dunkeln angefangen, ſo können wir auf dem Heimweg das Uebrige noch . . .

Die Stimme ſchnappte ab, ſich in der Ferne verlierend, und ich muthmaßte, wie ich ſogleich erfahren ſollte, richtig, daß ſich die Redenden durch einen unſerem Lauſcherwinkel entgegengeſetzten Ausgang aus den Höhlen entfernten.

Der Pfarrer faßte mich mit einer ihm ungewöhnlichen Heftigkeit am Arme und flüſterte:

Was wird denn da geſponnen? Wenn es keine Sinnentäuſchung iſt, ſo gehörte eine der flüſternden Stimmen der ſogenannten Frau von Kriſal an.

Wie? Was ſagſt Du? Ich meinestheils möchte ſchwören, in der andern das heiſere Organ des ſchuftigen Peter Wipper erkannt zu haben. Hier waltet wohl ein Geheimniß, vielleicht ein unheimliches, verbrecheriſches. Komm, wir wollen den Leuten nach!

Wir verließen die Höhle, mußten aber den gewaltigen Felſen beinahe ganz umgehen, um auf die Richtung nach dem Dorfe zu gelangen, welche die von uns Belauſchten aller Wahrſcheinlichkeit zufolge eingeſchlagen, und ſo ſehr wir auch eilten, konnten wir in der Stille und Dunkelheit der Nacht, welche ſich ringsher gelagert, dennoch Nichts entdecken, was uns irgend einen Fingerzeig gegeben hätte, und gelangten in's Dorf, ohne einem Menſchen begegnet zu ſein.

Aergerlich ſagte ich: Jedenfalls dürfen wir die Sache nicht leicht nehmen, Aloys, und müſſen ſchon morgen dahinter zu kommen ſuchen, was dieſer Kerl, der Wipper, eigentlich iſt und hier will und was es mit ſeiner vorgeblichen Verwandtſchaft mit der Kriſal für eine Bewandtniß hat.

Sollten wir nicht auch der Prinzeſſin einen vorläufigen Wink geben, auf ihrer Hut zu ſein?

Nein, denn warum das Mädchen durch Erregung vager Beſorgniß quälen? Wir wollen ſtill und raſch handeln und jedes ihr etwa drohende Unheil im Keime erſticken.

Hiemit trennten wir uns für eine halbe Stunde, um uns umzukleiden, und dann holte ich den Pfarrer auf dem Weg nach dem Schloſſe ab.

Wir trafen die Geſellſchaft in dem kleinen, einfachen Salon Oda's bereits verſammelt und um den Theetiſch ſitzend. Der Fürſt ſaß an der Seite der Frau von Kriſal, die zwiſchen ihm und unſerem guten Don Ranudo Platz genommen, welcher ſich möglichſt modiſch angethan und ſogar, was ich bisher noch nie an ihm erlebt, ſeine ritterlichen Fäuſte mit ſchwefelgelbem Glaceeleder überſpannt hatte. Die Kriſal war mittelalterlich, aber in anderem Sinne, als unſer romantiſcher Freund. Sie mußte einſt ſehr verführeriſch geweſen ſein und erſetzte jetzt den Abgang ihrer Jugendreize durch eine etwas aufdringliche Fülle. Ihr Buſen glich in Wahrheit einem Thurm, aber nicht dem Thurme Davids, ſondern dem hängenden zu Piſa. Ihr Mund mit ſeinen weißen Zähnen war ſchön, aber voll ausgeſprochener Sinnlichkeit und ihre Augen von unbeſtimmter Farbe hatten ganz jenen ſchwimmenden, zerfahrenen und dann doch wieder ſtechenden Glanz, welcher das wollüſtige Weib verräth. Im Ganzen war ihre Phyſionomie unbedeutend, aber auf Augenblicke lauerte hinter dieſen Augen, hinter dieſer glatten Stirn Etwas, was Schrecken einflößen konnte. Sie war mit Pracht und Koketterie gekleidet und contraſtirte auch hierin mit der edlen Simplizität Oda's, welche es nicht der Mühe werth hielt, mich ihr vorzuſtellen und ſie augenſcheinlich überhaupt nur um des Fürſten willen in ihrem Gemache duldete.

Unſere Wirthin empfing uns mit einfacher Herzlichkeit und führte mich auf den Stuhl ihres Vaters zu mit den Worten:

Hier, mein Vater, bringe ich Ihnen den Doktor Triſtan Frei, von welchem ich Ihnen ſo viel erzählt, und empfehle ihn Ihrer freundlichſten Gewogenheit.

Fürſt Hugo erhob ſich und trat mir einige Schritte entgegen.

Oda hatte nicht zu viel geſagt: der Fürſt war alt, ſehr alt geworden, ſeit ich ihn zuletzt vor ſieben Jahren im Theater der Reſidenz geſehen. Das hochmüthig Barſche ſeiner Haltung und ſeiner Züge war dahin; abgemagert und gebeugten Rückens ſchlich er mehr, als er ging; unter ſeinen dünnen, grauen, mit Sorgfalt friſirten Haaren ſchaute ein verlebtes, nicht geiſtloſes, aber überdrüſſig gähnendes Antlitz hervor, und wenn auch in ſeinen Augen noch ein Reſt jenes Feuers zuckte, welches ihn vor Zeiten ſo berüchtigt und gefürchtet gemacht, ſo leugnete der ſchlaffe Mund hinwiederum das Vorhandenſein dieſes Feuers. Ich glaubte dem Fürſten vom Geſicht leſen zu können, daß er ſeine Gaben und ſeine Kraft zwecklos abſorbirt habe und jetzt in ſeinen alten Tagen in jene vornehmen, nichtsbedeutenden Anſichten und Gewohnheiten zurückgefallen ſei, welche ſeinem Weſen urſprünglich zuſagten und über deren Schranken ihn eine wild verlebte Jugend nur äußerlich und zeitweiſe hinweggehoben. Ein gewiſſer verkniffener Zug, der ſich von den Naſenflügeln in die Mundwinkel herabzog, beſtätigte, was Aloys von des Fürſten krankhafter Sucht, Schätze aufzuhäufen, geſagt. Endlich gab mir eine gewiſſe Scheue, ein unſtätes Hin- und Hertaſten ſeines Blickes die Vermuthung an die Hand, daß in dieſer mit blitzenden Orden über und über bedeckten Bruſt wohl jener ſcharfäugige, ſchlafloſe Mahner, das Gewiſſen, wohnen dürfte.

Als ich ungebogenen Nackens und vielleicht mit mehr Stolz, als am Platze war, die freundliche Begrüßung des Fürſten erwiederte, ſchaute er auf und fixirte mich ſcharf. Der Klang meiner Stimme ſchien ihn unangenehm zu berühren, noch unangenehmer aber mein Geſicht, denn er trat mit einer ſchlecht verhehlten, dem Erſchrecken nahen Bewegung zurück, ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und murmelte Etwas, was ich nicht verſtand. Indeſſen währte dieſes befremdliche Benehmen nur einen Augenblick und der Fürſt bewährte durch ſeine ſchnelle Faſſung ſeine ariſtokratiſchen Manieren, wiederholte raſch ſeine Begrüßungsformel ſtellte mich der Frau von Kriſal vor und bemühte ſich dann, die Converſation in Gang zu bringen.

Es war damals in der Geſellſchaft viel von dem Buche die Rede, welches ein franzöſiſcher Marquis über Rußland hatte erſcheinen laſſen, und ſo lenkte ſich denn das Geſpräch bald auf dieſen Gegenſtand, indem Oda den Pfarrer fragte, was er von dem Buch halte.

Ich liebe an den Schilderungen fremder Zuſtände das Thatſächliche, ſagte Aloys. Der edle Marquis aber raiſonnirt mir zu viel, glänzend und geiſtvoll zwar, das iſt wahr, aber ich ziehe ſeinem Raiſonnement die Enthüllungen, welche wir ſeitdem von zwei Deutſchen erhalten haben, weit vor.

Hiemit nannte er die beiden Werke, welche er im Auge hatte.

Die Kriſal bog ſich über den Tiſch und ſagte:

Es freut mich, daß Jemand in dem Urtheil über Herrn von Cüſtine's Buch mit mir übereinſtimmt. Ich geſtehe, mir iſt es höchſt langweilig vorgekommen.

Gnädige Frau, entgegnete Aloys ſo gedehnt, als wäre ihm das „gnädige Frau“ an die Lippen geleimt, das Buch iſt allerdings ſchleppend und phraſenreich, allein wir verdanken ihm deſſenungeachtet manchen wohlzuberzigenden Wink über das Wollen und Können unſeres nordiſchen Feindes.

Sie haben ſich alſo auch von der Ruſſophobie, von einer der vielen derzeit in Deutſchland graſſirenden Epidemien, anſtecken laſſen, Herr Pfarrer? fragte der Fürſt.

Keineswegs, Euer Durchlaucht, erwiderte Aloys warm — denn der gute Mann gerieth ſeit der Zeit, wo er auf der Univerſität einmal im ſiebenundſiebzigſten Grade des Hochverrathverſuches verdächtig geworden, weil er etwas weniges geburſchenſchäftelt, immer einigermaßen in Eifer, wenn die patriotiſche Saite angeſchlagen wurde — ich fürchte die Ruſſen nicht nur nicht, ſondern möchte ſogar dreiſt behaupten, daß ich für Deutſchland nichts Heilſameres wüßte, als einen tüchtigen Krieg mit Rußland und meinetwegen auch mit Frankreich.

Ei, wie kriegeriſch! ſagte die Kriſal ſpöttiſch. Was meinen Sie zu den blutdürſtigen Wünſchen Seiner Hochwürden, Herr Baron?

Don Ranudo war mit ſeinen Gedanken anderswo, wie es ihm oft paſſirte. Doch war er heute noch zerſtreuter, als gewöhnlich, und rutſchte unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her. Die Kriſal mußte ihre Frage ausführlicher wiederholen.

Ei, Madame, lautete die Antwort, ich würde mich keinen Augenblick beſinnen, den Degen für meinen König zu ziehen, ginge es nun gegen die Ruſſen oder gegen die Franzoſen oder wer immer Deutſchland zu nahe treten wollte.

Bravo, edler Lord! ſagte Oda, und ich würde Ihnen die Feldbinde ſticken und umhängen.

O, Gnädigſte, entgegnete Don Ramudo freudeſtralend und ſich tief verbeugend, dann würde ich zu mir ſprechen: In dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen!

Ach, mein junger Freund, ſagte der Fürſt, ich glaube, es wird in dieſer Sache Ihrer ritterlichen Tapferkeit kaum bedürfen. Die Franzoſen, wenigſtens die das Staatsruder ihres Landes lenkenden Franzoſen ſind zu geſcheidt, um ernſtlich einen Krieg mit Teutſchland zu wollen und hat ſich ja der neuliche Kriegslärm bereits als ein total falſcher ausgewieſen; was aber Rußland betrifft, ſo ſollte man ſich, ſtatt ſich von dem Geſchrei über die bedrohliche Stellung dieſes Staates benebeln zu laſſen, lieber das treffende Worte Voltaire's in's Gedächtniß zurückrufen: Die Ruſſen ſind verfault, bevor ſie reif wurden. Aber, fügte er zu mir gewendet bei, Sie haben noch kein Wort verlauten laſſen, Herr Doktor. Was halten Sie von der Stellung Rußlands?

Ich habe die Bücher, von denen die Debatte ausgegangen iſt, nicht geleſen und werde ſie auch nicht leſen, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß auch die beſten Länderſchilderungen Einem doch meiſt nur eine ſchiefe Anſicht über dieſelben beibringen. Ich kann alſo nur ſo viel ſagen, daß, wenn ſich neueſtens in Deutſchland ein ſo verzweifeltes Geſchrei gegen Rußland erhoben hat, mir dieſes als ein Beweis von Furcht und Schwäche erſcheint, weil eine rechte Nation einem Feind, der Eingriffe in ihre Rechte wagt, ohne viel Geſchrei tüchtig auf die Hände klopft. Es kann da nach meiner Anſicht nur zwei Geſichtspunkte geben. Entweder iſt das Wort Voltaire's wahr, welches Sie, gnädigſter Herr, ſo eben angeführt, und dann iſt die Macht Rußlands Nichts als aufgeblähte Fäulniß, die über kurz oder lang in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen muß; oder aber das germaniſche Element iſt ſo abgebraucht und verſumpft, daß es gegen das ſlaviſche nicht mehr Stand zu halten vermag, und in dieſem Falle iſt ſein Untergang nicht zu bedauern, denn die Weltgeſchichte wirft ihre verbrauchten Stoffe immer aus und weiß doch wohl, was ſie thut.

Die Wahrſcheinlichkeit des letzten Falles angenommen, Herr Doktor, wäre das für uns Deutſche kein Troſt, kein Compliment.

Ich gebe mich auch nicht mit Complimenten ab und überlaſſe es den deutſchen Hofräthen, dem deutſchen Michel Honig um's Maul zu ſchmieren, womit ſie ja bei dringenden Gelegenheiten und auf allerhöchſten Befehl bekanntlich eifrigſt bei der Hand ſind.

Ja, ja, ich ſehe wohl, daß meine Tochter Recht hatte, wenn ſie ſagte, Sie ſeien ein eingefleiſchter Amerikaner geworden. Dürfte ich Sie wohl im Namen der Geſellſchaft erſuchen, uns Ihr Urtheil über Amerika und die Amerikaner mitzutheilen. Die Anſichten meiner Tochter über dieſes Land kommen mir denn doch zu überſchwänglich, zu dithyrambiſch vor.

Meiner Meinung nach, verſetzte ich, iſt es für uns geborne Europäer ſehr ſchwierig, ein gerechtes und erſchöpfendes Urtheil über die amerikaniſchen Zuſtände abzugeben, ſchon deßhalb, weil die meiſten europäiſchen Reiſenden, aufgewachſen in den zahmen und wohleingehegten Verhältniſſen ihrer Heimat, Schwindel fühlen, wenn ſie plötzlich in den demokratiſchen Sturm hineingeriſſen werden, welcher das Staatsleben Amerika's in ſtets flutender Bewegung erhält. Und nicht nur das Staatsleben, denn die

Politik durchdringt hier Alles, miſcht ſich in Alles, verwebt ſich mit Allem und inſofern könnte ein Aufenthalt in der Schweiz als Vorſchule für Amerika empfohlen werden. Das iſt den meiſten Europäern etwas ganz Ungewohntes, vornehmlich aber den Deutſchen, deren politiſches Bewußtſein noch immer in der Wiege liegt und keineswegs wie Herakles die Schlangen der Bevormundung erwürgen wird. Ja, und da fällt mir gerade ein, daß vielfach behauptet worden iſt, der deutſchen Emigration ſtehe in Amerika eine große Zukunft bevor. Eine ſchöne Prophezeiung, deren Erfüllung ich aber nicht abſehen kann, da ich bei der Maſſe der in Amerika angeſeſſenen Deutſchen ebenſo wenig politiſchen Sinn wahrzunehmen vermochte, wie bei der Maſſe der Deutſchen in Deutſchland. Sie ſtecken auch als Bürger eines Freiſtaates immer noch in der dicken, deutſchen Unterthanenhaut, und wenn ſie ſich von ihren neuen Mitbürgern Etwas angeeignet, ſo iſt es nur etwas Schlimmes, nämlich jene berühmte Dollarſucht, welche die Kurbel iſt, um die ſich das Dichten und Trachten des echten Yankee dreht. Zu welchen Abſcheulichkeiten dieſes fieberhafte Jagen nach Geld führt, liegt in dem Bankunweſen und in den zahlloſen betrügeriſchen Bankerotten klar am Tage. Das Geld oder, beſſer geſagt, die übertriebene Werthſchätzung desſelben iſt der faule Fleck, woran die ganze Menſchheit krankt, allein nirgends vielleicht zeigt es ſich als ein ſo ſchreckliches Gift wie in den großen Städten der Union. Den Ruin der öffentlichen Sittlichkeit hat es bereits herbeigeführt — ich meine nicht jene Altejungfernmoral, die in die Kirche läuft und Traktätchen liest, an derartiger Sittlichkeit iſt auch Amerika überreich — ich meine jene heilige Scham des Menſchen vor Lüge, Verrath und Betrug. Dieſe kennt der Yankee längſt nicht mehr, kann ſie nicht mehr kennen, denn er iſt „jeder Zoll ein Dollar.“ Die Hauptſünde Nordamerika's iſt alſo das Geld. Zwei kaum minder große Sünden, die freilich Töchter der erſten ſind, beging und begeht es gegen die Indianer und Schwarzen. Ich habe zwar mit eigenen Augen mich überzeugt, daß Vieles, ſehr Vieles, was über die Rothhäute geſchrieben worden, poetiſche Fiction iſt, allein deſſenungeachtet überſteigt das Benehmen der Union gegen ſie alle Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht nur, ſondern des menſchlichen Gefühles überhaupt und mit Recht durfte der Präſident Jefferſon ſagen, daß er für ſein Volk zittere, wenn er des Unrechts gedenke, deſſen es ſich gegen die Ureinwohner ſchuldig gemacht. Auch über die Schändlichkeit des Sklavenhandels und Sklavenhaltens brauche ich nicht viele Worte zu machen, muß hingegen bemerken, daß ſich die deutſche Gemüthlichkeit von dem Zuſtande, worin ſich die Schwarzen in den ſüdlichen Staaten der Union befinden, gewöhnlich einen ganz falſchen Begriff macht, indem ſie, den ſchauerlichen Darſtellungen franzöſiſcher und deutſcher Romandichter Glauben ſchenkend, dieſen Zuſtand viel härter und entſetzlicher ſich vorſtellt, als er wirklich iſt. Ich wage zu behaupten, daß der Schwarze in den ſüdlichen Staaten der Union im Allgemeinen weit ſorgenloſer und beſſer lebt, als der europäiſche Proletarier, ſei dieſer nun ein engliſcher Fabrikarbeiter oder ein deutſcher Taglöhner, und deßgleichen behaupte ich, daß dieſe Sklaven im Süden ein weit weniger herbes Loos haben, als ihre ſogenannten freien ſchwarzen Brüder in den Nordſtaaten, denn unglaublich und unmenſchlich iſt die

Verachtung, welche in dem quäckeriſchen Philadelphia, in dem bankerottirenden Newyork, in dem ariſtokrätelnden Boſton auf der ſchwarzen Hautfarbe liegt, und nicht allein auf der ſchwarzen, ſondern auf der farbigen überhaupt.

Ja, die Nordamerikaner legen ſich die von ihnen erfundenen und proklamirten Menſchenrechte auf ihre Art zurecht, ſagte der Fürſt, als ich innehielt. Es freut mich übrigens, daß Sie auch Schatten ſehen, wo Andere eitel Licht und Glorie wahrnehmen wollen, und ich bitte Sie, fortzufahren, denn Sie ſind wohl noch nicht zu Ende.

Was mir an Uncle Sam am meiſten gefiel, fuhr ich fort, was zugleich die Bürgſchaft ſeiner Größe in ſich trägt, das iſt ſein nationales Selbſtgefühl. Es iſt bekannt, daß ſich die Nordamerikaner weitaus für die erſte Nation auf dem Erdboden halten, daß ſie mit ſouverainer Verachtung auf die monarchiſchen Staaten Europa's herabſehen. Ihr Nationalſtolz iſt ihre Nationaltugend. Dieſe Nation, welcher alle Völker alljährlich eine Maſſe der heterogenſten Elemente zuſchleudern, welche ſogar die Auswürflinge aller Länder in ſich aufnimmt, fühlt ſich, trotz all' der wüthenden Parteizwiſte in ihrem Innern, als ein großes Ganzes, ein Gefühl, das dann wieder in jedem Einzelnen lebt. Sogar der gemeinſte Lump wird imponirend, wenn er von ſeiner Würde als Bürger der großen Republick ſpricht. Ein ſolcher bürgerlicher Stolz iſt in Europa etwas faſt ganz Unerhörtes. Die Europäer ſaugen feudaliſtiſche Begriffe mit der Muttermilch ein und nur wenige wiſſen ſich derſelben ſpäter völlig zu entäußern. Man hat geſagt, Europa ſei krank und ſeine Krankheit ſei die eines abgelebten Menſchen. Wohl, auch Amerika iſt nicht geſund, aber ſein Unwohlſein gleicht ganz den Kriſen, welchen die jungen Burſche in den Flegeljahren ausgeſetzt ſind. Ja, Brother Jonathan befindet ſich in den Flegeljahren und laborirt an der Verarbeitung und Auswerfung jener ungeſunden Stoffe, die den Menſchen moleſtiren in der Uebergangsperiode zur Mannbarkeit. Bittere Arzneimittel ſind ihm nöthig, aber er wird geneſen. Und was hat dieſer Burſche nicht ſchon Alles gethan! Man betrachte ſeine Marine, ſeinen Handel, man betrachte dieſen zähen, hartgeſottenen Republikaner, der mit dem ſchlaueſten Calcul die entſchloſſenſte Thatkraft verbindet, man beſuche die Meetings dieſer kalten, trotzigen und ſtolzen Männer, und man wird mit mir übereinſtimmen, wenn ich prophezeie, daß die Völkergeſchicke dereinſt durch amerikaniſche Volksbeſchlüſſe beſtimmt werden dürften, wie jetzt durch die Congreſſe europäiſcher Monarchen und Diplomaten.

Als ich ſchwieg, konnte ich unſchwer bemerken, daß dem Fürſten der letztere Theil meiner über Amerika geäußerten Anſichten durchaus nicht ſo gefiel, wie der erſte. Er wandte ſich wie entrüſtet weg und ſchien nur über die Form, nicht über den Inhalt ſeiner zu gebenden Antwort verlegen zu ſein.

Don Ranudo hatte indeſſen ſchon eine Erwiderung parat.

Ach was! ſagte er heftig und das berühmte Zucken ſeiner Fäuſte brachte die Nähte ſeiner Handſchuhe in große Gefahr, ach was, das iſt wider eine Deiner revolutionären Phantaſieen, lieber Freund. Amerikaniſche Volksbeſchlüſſe? Unſinn und Rebellion! .... Man ſollte es förmlich verbieten, in Länder zu reiſen, wo die ganze göttliche Weltordnung auf den Kopf geſtellt wird, ja das ſollte man, beim Banner meiner Ahnen! .... Es iſt wahrhaft unausſtehlich, daß man nirgends mehr vor dem ewigen Geleier von Freiheit und Volksbewußtſein und dergleichen Zeug ſicher iſt. Das Volk hat kein Bewußtſein und ſoll keines haben, denn dafür ſind Fürſten und Herren eingeſetzt, daß ſie für die Unterthanen denken. Die ſchönſtgegliederte, beſtorganiſirte Geſellſchaftsform war die mittelalterliche. Da gab es noch Poeſie und und Romantik, ſtarke Männer und fromme Frauen. Was Republik? Was Volksgeiſt? Chimäre und Verrath an allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen! . . . . Legt die Lanzen ein, ihr Ritter, und ſchmettert die Empörer zu Boden!

Und in ſeiner feudalen Ekſtaſe ganz vergeſſend, wo er ſich befand, ſchwenkte er die Arme hin und her, als wäre er im Begriffe, an der Spitze eines geharniſchten Geſchwaders auf die Rebellen einzuhauen.

Sie haben Recht, Baron, ſagte die Kriſal. Das Gerede von Volksgeiſt u. ſ. f. wird nachgerade ſehr ennuyant. Der Volksgeiſt iſt ein Geiſt im bäuriſchen Sinne, ein Geſpenſt nämlich, welches nie exiſtirte und nie exiſtiren wird. Wo ſollte in der blöden, dumpfen foule Geiſt Platz haben, in dieſer Maſſe, welche vor der Thierwelt nur das voraus hat, daß ſie für die Befriedigung ihres gefräßigen Magens Sorge tragen kann. Doch, ſetzte ſie hinzu, ich vergeſſe, daß das Volk dermalen ein Modeartikel iſt, mit welchem ſich gar viele Leute herauszuputzen lieben.

Und ſie warf dem Pfarrer und Oda und mir einen malitiöſen Blick zu.

Das Blut ſchoß mir vor Zorn in den Kopf und ich war im Begriff, mit einer gepfefferten Antwort herauszuplatzen, als mir ſowohl, wie dem Pfarrer, der auch ſchon anſetzte, die Fürſtin zuvorkam.

Beruhigen Sie ſich, meine Freunde, ſagte ſie zu uns, anmuthig den Kopf gegen uns neigend, Frau von Kriſal hat jenen edlen Dichter nie geleſen, der da ſagt:

Ehrfurcht vor Dir, Du vielverachtet Volk!
Weil Du in Hütten wohnſt, in Lumpen gehſt,
Weil Deine Hände von der Erde ſchwarz ſind,
Weil Dein Geſicht gebräunt iſt von der Sonne,
Weil Deine Jungfrau'n nach den Kräutern duften
Und nach den Blumen, drinnen ſie geſichelt —
Deßwegen lebte nicht der Gott in Dir?
Deßwegen kämen nicht die Götterſöhne
Und alles Schöne, Große nur aus Dir?

Sie hatte dieſes mit ſo ſeelenvoller Betonung geſagt und der begeiſterte Ausdruck ihrer Miene und ihres Auges war ſo ſehr von allem Theatraliſchen entfernt, daß die ſchönen Verſe Schefers auf mich wirkten wie ſänftigendes Oel.

Aloys aber ſagte, unfähig ſeinen Widerwillen gegen das freche Weib ganz zu unterdrücken, mit leichtem Lächeln:

Wenn Sie es mir erlauben, Madame, ſo würde ich Ihnen als Mittel gegen Ihren Abſcheu vor dem armen Volk, dem Sie durch Geburt und Verhältniſſe viel zu fern ſtehen, um es zu kennen, die Werke des eben citirten Dichters verordnen, damit er Sie zu milderen Geſinnungen bekehre.

Es lag in dieſen Worten wohl eine Ironie, welche traf, denn die Kriſal ſagte mit einem ſtechenden Blick und in einem Tone, der die geſelligen Formen auf gemeine Weiſe verletzte:

Es ſollte mir lieb ſein, wenn die Leute aus dem Volk wenigſtens in den Schriften eines Poeten genießbarer dargeſtellt wären, als ſie es in der Wirklichkeit ſind

Selbſt einem ſolchen Taubenherz, wie Aloys eines beſaß, mußte bei einem ſo plumpen, offenbar auf ihn gemünzten Ausfall die Galle überlaufen. Er beherrſchte ſich indeſſen noch ziemlich und verſetzte kalt und mit verachtungsvollem Lächeln:

Ich weiß nicht, welchem Umſtand ich die Ehre verdanke, daß Madame ihren Widerwillen, welchen ſie gegen das Volk im Volk im Allgemeinen hegt, mir ſpeziell zu koſten gibt. Allerdings bin ich nur der Sohn eines Bauers, aber ich fand in dieſem Umſtand jederzeit nur Veranlaſſung zum Danke gegen die Vorſehung, daß ſie mich von armen und ehrlichen Leuten abſtammen ließ, und wenn ich deßhalb nicht für alle Gaumen genießbar bin, ſo gereicht mir das vielleicht nicht zur Unehre.

Vor Zorn bebend, wollte die Kriſal Etwas entgegnen, allein Oda erhob ſich mit Würde und ſagte mit einer Betonung, die keine Erwiderung zuließ:

Genug, Madame. Sie werden die Güte haben, zu bedenken, daß Sie in meinem Zimmer ſind und ich mir ein für alle Mal verbitten muß, daß Sie der Beleidigung meines Gaſtes eine neue beifügen.

Der Fürſt ſchob ſeinen Stuhl zurück und war augenſcheinlich eine Sekunde ungewiß, was er thun ſollte. Zuerſt warf er ſeiner Tochter einen zornigen Blick zu, dann aber überwog ein Gefühl der Schicklichkeit ſeine Empfindlichkeit über die Zurechtweiſung ſeiner „Freundin“ und er hob die Geſellſchaft auf, indem er uns mit vornehmer Höflichkeit gute Nacht wünſchte und ſeine Tochter bat, ihn nach ſeinen Gemächern zu begleiten, weil er wieder einmal von ſeinem nervöſen Kopfweh heimgeſucht ſei.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Halt Kerl! — Die Hütte des rothen Junkers. — Eine Jugenderinnerung. — Ein Verwundeter.

In einer gerade nicht lieblichen Stimmung verließen wir das Schloß und draußen ſagte ich zu den Freunden:

Kommt her, wir wollen den etwas bittern Nachgeſchmack dieſes Thee's vermittelſt einer reellen Kneiperei hinabſchwemmen. Der Ritter St. Jörg wird ſeines ehemaligen Weinruhms nicht ſo ganz und gar uneingedenk ſein, daß er nicht noch ein paſſables Faß aufzuweiſen hätte. Was meint ihr?

Ich meine, Dein Vorſchlag laſſe ſich hören, erwiederte der Pfarrer; allein im Ritter St. Jörg findet ſich nicht der rechte Stoff. Das Haus iſt ſehr heruntergekommen, ſeit mein würdiger Vorgänger geſtorben, obgleich dieſer den Wirth noch in ſeiner Sterbeſtunde zu ſich kommen ließ, um ihn mit Androhung aller Schrecken der Hölle zu ermahnen, ſeine Weine immer rein und real zu halten. Wenn ich mich jedoch recht erinnere, ſo hat die alte Bärbel noch von des hochwürdigen Haſelbaum Zeiten her einige Dutzend Flaſchen vom echten Markgräflerkaliber im Keller, und die könnten wir ja um einige vermindern. Kommt nur mit.

Wir gingen den Weg hinunter, der auf das Pfarrhaus zuführt, allein mit einmal ſchoß Don Ranudo mit einem haſtigen: Gut Nacht! Ave! Ich muß fort! von uns weg und linkshin in die Dunkelheit hinein.

Ventre del diavolo! ſagte ich, der alte Römer hatte Recht mit ſeinem Vers über die Wandlung von Zeiten und Menſchen. Iſt es je erhört worden, daß Don Ranudo di Krachmandolino Reißaus nimmt, wenn von einem Dutzend Flaſchen Markgräfler die Rede iſt? O tempora, o mores! Calculire, er iſt übergeſchnappt.

Calculire, er iſt nicht, verſetzte Aloys, mich durch Nachahmung meiner Amerikanism verſpottend; calculire, er iſt bloß verliebt. Aber Du kannſt Dir leicht vorſtellen, welch ein erſtarrendes Grauſen ihn überkommen muß, wenn er, wie vorhin, die Erwählte ſeines Herzens, den letzten Sprößling eines der älteſten Feudalgeſchlechter, ſo offen und entſchieden für ein Prinzip auftreten ſieht, das er für gottesläſterlich hält. Nun ſtreiten in ihm ſeine Verliebtheit und der Abſcheu vor einer ſo entſchiedenen Demokratin, und es ſollte mich nicht wundern, wenn er heute Nacht als ein vollkommener Orlando furioſo allerlei Tollheit aufführte. Einerlei, der Markgräfler ſoll uns dennoch munden, wenn auch der dritte Becher fehlt.

Der Markgräfler ſollte uns aber in dieſer Nacht nicht munden, denn zu Hauſe wurde Aloys von einem Bauer erwartet, der ihn dringend bat, ſeiner Frau, die eine unglückliche Niederkunft gehabt und dem Tode nahe ſei, die Sterbeſacramente zu bringen. Der Pfarrer bezeichnete mich dem Buſchbauer — denn er führte ſeinen Namen von dem ehemaligen Wohnſitz der Vorfahren des Buſchmichels, welchen er an ſich gebracht — als einen Doktor und es hätte der ängſtlichen Bitte des Mannes nicht bedurft, um mich zu beſtimmen, den Pfarrer zu begleiten. Ich fragte den Bauer über die Krankheitsumſtände ſeiner Frau aus und holte mir dann die paſſend ſcheinenden Mittel in der Haus-Apotheke, welche Aloys mit Oda's Unterſtützung in einem Zimmer ſeines Pfarrhofes für die Dörfler angelegt hatte.

Nachdem der Pfarrer die Stola übergeworfen und das Pluviale in der Kirche geholt, machten wir uns auf den Weg, wobei uns der Bauer mit einer großen Kirchenlaterne voranleuchtete. Die Nacht war ſtockfinſter und der Himmel drohte mit Regen. Wir ſtiegen in's Thal hinab gegen den See, umgingen deſſen öſtliches Ufer und betraten dann den mühſeligen Waldpfad, der durch Schluchten und Geſtrüpp gegen das Haus im Buſch aufwärts führte. Ich fand die Kranke in einem bedrohlichen Zuſtand und das neugeborne Kind bereits todt. Indeſſen brachte ich es durch Anwendung paſſender Mittel wenigſtens dazu, einer Verſchlimmerung des Uebels vorzubeugen und das Leben der Mutter vorerſt ſicher zu ſtellen.

Meine ärztlichen Funktionen währten aber mehrere Stunden, indem ich das Haus nicht verlaſſen wollte, bevor ich geſehen, ob und wie das Verordnete gewirkt, und erſt nach Mitternacht machten wir uns auf den Heimweg. Der Bauer wollte uns, nachdem er uns ſchüchtern gedankt, wieder die Laterne vortragen, aber ich ſagte ihm, das könne ich ſelbſt thun und ſein Platz ſei an dem Bette ſeines Weibes, nach welchem ich im Laufe des kommenden Tages wieder ſehen würde. So gingen wir und zwar, als uns im Walde ein gewaltiger Regenguß überfiel, mit diverſen Stoßſeufzern von Seite des Pfarrers und allerlei minder frommen Ausdrücken von meiner Seite die abſchüſſige Forſtwand hinab. Die ganze Geſchichte erinnerte mich an den Tag, an welchem ich in meinen Knabenjahren den guten Haſelbaum als Miniſtrant ebenfalls in den Buſch zu dem ſterbenden Buſchmatthes begleitet hatte, und ich erzählte dem Pfarrer davon, als ich in meiner Erzählung plötzlich durch ein Geraſchel in den Gebüſchen nebenan unterbrochen wurde.

Hollah, wer iſt da? rief ich ſtehenbleibend aus und den Lichtſchein der Laterne gegen das Geſträuch hindrehend.

Die Zweige wurden zurückgebogen und heraustrat der Peter Wipper, durchnäßt und an Geſicht, Händen und Rock von den Dornen übel zugerichtet.

Bon soir, Messieurs! oder vielmehr bon jour! begrüßte er uns in unverſchämt vertraulichem Tone. Ja, 's wird wohl näher dem Tag, als dem Abend ſein, denn 's iſt ſchon hölliſch lang, daß ich in dem verfluchten Walde da herumkrabble. Sie erlauben wohl, daß ich meine Cigarre an ihrem Laternenlicht anzünde.

Er faßte nach der Laterne, allein ich zog ſie, von einem vagen, aber ſtarken Argwohn erfaßt, zurück und ſagte:

Was haben Sie denn um dieſe Zeit im Walde zu thun?

Der Mann hielt meinen fixirenden Blick keck aus und erwiederte grob:

Was haben Sie darnach zu fragen? Ich habe mich geſtern Abend auf einem Spaziergang verirrt, voilà tout. Aber was haben denn Sie um dieſe Zeit im Walde zu thun? Das möcht' ich wiſſen.

Vielleicht einen Gauner abzufaſſen, verſetzte ich, welcher zwar weiß, daß durch dieſen Wald der geradeſte Weg nach der Gränze jenſeits der Berge führt, aber in der Dunkelheit von der Richtung abgekommen iſt. Was meinen Sie dazu?

Dießmal ſenkte Wipper ſeinen Blick vor dem meinigen, ſchaute ſich ungewiß um und ſagte dann:

Ich wußte nicht, daß die hieſige Gegend von Strauchdieben beläſtigt wird; geht mich auch Nichts an und ich bitte Sie nur, mir die Richtung nach Tannenbeuren anzugeben, wo ich ein Geſchäft habe.

So, ſo? In Tannenbeuren haben Sie ein Geſchäft? Und ein ſo dringendes, daß Sie ſich mitten in der Nacht nach dieſem Ort aufmachen? Ja, ja, Tannenbeuren liegt hart an der Gränze.

Was weiß ich, wo es liegt? entgegnete Wipper barſch. Und was geht mein Geſchäft Sie an? Ein ehrlicher Kerl wird ſeinen Geſchäften nachgehen dürfen, wann und wie es ihm beliebt; auch hab' ich immer gehört, eine höfliche Anſprache ſei eine höfliche Antwort werth. Gut Nacht und Gott befohlen oder dem . . . .

Teufel wollte er wahrſcheinlich ſagen, aber das Wort kam mir nicht deutlich zu Ohren, weil ſich der Sprecher raſch dem Gebüſche zugekehrt hatte, um in demſelben zu verſchwinden.

Halt, Kerl, halt! rief ich, ſtellte die Laterne auf den Boden und ſtürzte mich mit einem Satz in das Dickicht. Die Zweige und Ranken krachten vor mir und nach wenigen Schritten hatte ich den Davoneilenden eingeholt. Die von Aloys aufgenommene Laterne warf einen ſchwachen Schimmer durch das regentriefende Blättergrün und ließ mich bemerken, daß Wipper mich, mit dem Rücken an eine Tanne gelehnt, erwartete.

Drei Schritte vom Leibe, Herr! ſchrie er, oder ich ſchlitze Ihnen ins Dreiteufelsnamen den Bauch auf.

Eine breite und lange Meſſerklinge blinkte in ſeiner Hand.

Ich warf mich auf ihn, das Meſſer ſtreifte meine linke Armhöhle, aber im ſelben Moment lag der Elende ächzend am Boden, denn ich hatte ihm die geballte Fauſt meiner Rechten mit aller Macht in die

Magenhöhle geſtoßen, welchen Vorerſtoß mich Nanr einſt gelehrt. Dann faßte ich den Zappelnden und Flüche Hervorſtöhnenden an den Beinen und ſchleppte ihn ſo auf den Weg zurück.

Hieher, Aloys, hieher! Da, bind' mir das Halstuch los und gib auch das Deinige her, mach ſchnell!

So ſprechend drehte ich den Schuft um, daß er auf den Bauch zu liegen kam, vergalt ſeinen Verſuch, ſich aufzurichten, mit einem zweiten Fauſtſtoß in den Nacken, riß ihm beide Arme auf den Rücken und ſchnürte ſie ihm dort an den Handgelenken mit den beiden Halsbinden zuſammen.

Ganz erſtarrt über dieſe blitzſchnelle Prozedur ſtand der Pfarrer mit der Laterne daneben.

Siehſt Du, lieber Junge, ſagte ich zu ihm, ſo lernt man in der Wildniß handeln. Der Kerl ging gewiß auf böſen Wegen.

Dann ergriff ich das Dolchmeſſer, welches dem ſo ohne alle Umſtände Verhafteten entfallen, ſetzte ihm die Spitze deſſelben in die Seite und ſagte:

Auf, Halunke, oder ich kitzle Dich!

Er taumelte auf und machte mit vor Wuth ſchäumendem Mund einen Verſuch zur Befreiung und

Flucht. Aber ich faßte ihn am Kragen, ſchüttelte ihn und ſagte:

Vorwärts, Aloys, wir müſſen machen, daß wir in's Dorf kommen. Geh mit der Laterne voran! Und Du, Burſche, nicht gemurt, oder ich laſſe Dich die Spitze Deines eigenen Meſſers fühlen; — vorwärts!

Aber das Vorwärtsgehen ward uns durch einen neuen, furchtbaren Regenguß, den ein orkanartiger Sturm begleitete, daß rings der Wald krachte und aufſtöhnte, faſt unmöglich gemacht.

Aloys, ſagte ich, hier herum, ganz in der Nähe muß die alte Waldhütte liegen, welche vor Zeiten der ſonderbare Kauz, der rothe Junker, bewohnte. Wenn ſie nicht ſeither ganz in Trümmer geſunken, könnten wir dort Unterkunft vor dem abſcheulichen Wetter finden. Geh mal da den ſchmalen Weg linkshin, wir müſſen ſogleich auf der Lichtung ſein.

Der Pfarrer, in deſſen friedliches Leben dieſes nächtliche Waldabenteuer gar ſtörend hineingriff, folgte wortlos meinen Anweiſungen, und nach wenigen Sekunden ſtanden wir in der That vor der halbzerfallenen Hütte, deren gänzlichen Einſturz die Holzhauer verhinderten, welche zeitweiſe dort vor Wind und Wetter Zuflucht ſuchten.

Der Gefangene ließ ſich in verbiſſenem Grimm von mir fortſchleppen, als er aber die Hütte erblickte, ſchüttelte er ſich und machte eine verzweifelte Anſtrengung, von mir loszukommen.

Nicht da hinein! ſchrie er brüllend. Hölle und Teufel! nicht da hinein! Der Alte im rothen Rock geht hier um! Ich ſah ihn ſchon vorhin. Nicht da hinein! Ich will nicht, beim Satan, ich will nicht!

Erſchreckt durch das Gebrülle, wandte ſich Aloys an der Thüre der Hütte um und der Schein der Laterne fiel voll auf das Geſicht des Gefangenen. Es war leichenblaß und von einer gräßlichen Angſt durchzuckt, während ſeine Glieder unter dem Druck meiner Fauſt ſchlotterten.

Ich ſchaute ihn an und erſt dämmernd, dann klar ſtand ein Tag aus meiner Jugendzeit vor meiner Seele.

Jetzt wußte ich, warum mir der Mann bei unſerer erſten Begegnung unter der Dorflinde halb und halb bekannt vorgekommen.

Aloys, ſagte ich erſchüttert, haſt Du von dem rothen Junker ſprechen hören?

O, freilich, die Eichenrainer haben den reitenden Bettler noch nicht vergeſſen. Der arme Mann wurde hier ermordet.

Ja, entgegnete ich, und das iſt ſein Mörder!

Ich hatte in Wipper jenen Vagabunden erkannt, der mir einſt Oda's Uhr abhandeln wollte und den ich dann, als ich damals von des Buſchmatthes Sterbebett mit Haſelbaum den Wald herabgekommen, fliehend in's Gebüſch ſchlüpfen geſehen.

Wipper zuckte bei dem Worte Mörder zuſammen, dann ließ er ſich willenlos in den öden, vermorſchten Raum der Hütte ziehen.

Ich preßte ihn, von einem neuen Gedanken erfaßt, mit der Linken an die Wand und begann mit der Rechten ſeine Taſchen zu unterſuchen. Die eine enthielt einen großen ſchweren Lederbeutel, die andere ein zuſammengeſchlagenes, kleines Leinwandpaket.

Ich reichte den Fund Aloys zur Unterſuchung hin. Der Beutel war voll neuer funkelnder Goldſtücke, und als der Pfarrer das Leinwandpaket aufrollte, blitzten uns aus demſelben Edelſteine aller Farben entgegen.

Ha, rief ich aus, der Dieb hat den Fürſten beſtohlen! . . . Da, Aloys, nimm das Meſſer und ſtoß' es dem Schuft in den Hals, wenn er ſich rührt . . . . Faß' Dich doch und ſei ein Mann! Wir müſſen Sorge tragen, daß der Kerl im Dorfe nicht Lärm ſchlagen kann. Ich wittere Etwas von einem ſchändlichen Complott.

So ſprechend ließ ich den Gefangenen einen Augenblick los, um ein Strickende, das ich in einer Ecke der Hütte liegen ſah, aufzuraffen. Dieſen Strick legte ich dreifach zuſammen, zwängte ihn dem Gauner in den Mund und band die Enden hinten am Kopfe feſt zuſammen.

So, ſagte ich, nachdem dieſe Operation beendigt war, jetzt iſt er ganz paſſabel geknebelt und wird das Schreien unterlaſſen. Aber horch, der Sturm hat nachgelaſſen; vorwärts alſo, ſo lange das Licht der Laterne noch aushält.

Eine halbe Stunde darauf befanden wir uns im Dorfe vor dem Hauſe des Schulzen, den wir vorſichtig weckten und der, als wir ihm die Sache vorgetragen, ſogleich begriff, daß hier ſtill und geräuſchlos zu verfahren ſei. Er öffnete uns das nur wenige Schritte entfernte Gemeindegefängniß, wo wir den Strolch an Händen und Füßen mit Stricken banden und ſorgfältig einſchloßen, daß an eine Möglichkeit des Entfliehens gar nicht zu denken war.

Weiter war für den Augenblick Nichts zu thun und wir trennten uns, um nach Hauſe zu gehen.

Ich warf mich in dem Stübchen, in welchem Mutter und Schweſter ſorgſam Alles zuſammengehäuft, was irgendwie Bequemes im Hauſe zu finden war, auf das Bette, konnte aber keine Ruhe finden und ſprang bald wieder voll Unmuth über den launiſchen Schlummergenius auf und öffnete das Fenſter, um mir den erhitzten Kopf zu kühlen.

Es war ſchön draußen. Der Regen hatte gänzlich aufgehört, der Sturm war verſtummt, der Mond ſtand klar über den Bergen, ein leiſer Morgenwind fegte die weißen Nebel von den Kuppen und langte der Erde neckiſch an die blüthenbeſchneite Bruſt, wie um ſie allmälig zu dem bevorſtehenden Tagwerk zu wecken.

Ich nahm meinen Hut, ſtieg leiſe die Treppe hinab und verließ das Haus.

Im Dorfe ſchlief noch Alles feſt, nur da und dort trompetete der frühwache Hahn oder brummte eine hungrige Kuh im Stalle. Ich durchſchritt die ſtillen Häuſerreihen, ging über die Wieſe, an der Armencolonie vorüber und befand mich plötzlich vor der Parkpforte, an welcher mich Morgens Oda verlaſſen hatte.

Die Pforte ſtand offen, was mir auffiel, da ich gehört hatte, der in ſeinem Alter ſehr mißtrauiſch gewordene Fürſt halte ängſtlich darauf, daß alle Zugänge zu dem Schloſſe nächtlicherweile wohl verſchloſſen würden. Dann kam mir der Dieb zu Sinn und ich dachte, durch dieſe Thüre ſei er wahrſcheinlich ein- und ausgegangen. Unweit des Eingangs führt eine zierliche Eiſenbrücke über einen der Bäche, welche den Park durchſtrömen. Ich ging hinüber und links gegen das Schloß zu, als ich im Mondlicht mit einmal eine menſchliche Geſtalt vor mir liegen ſah und zwar ſo, daß der Oberleib derſelben in einem Akaziengebüſch verſteckt war, während die Füße bis an den Weg hervorragten.

Erſt trat ich einen Schritt zurück, dann vorwärts und bückte mich zu dem Daliegenden nieder. Indem ich ſeine Beine anfaßte, fühlte ich meine Hand feucht werden. Ich zog ſie zurück und ſah, daß ſie blutig war. Beſtürzt bog ich das Geſträuch auseinander und mit todtblaſſem Antlitz und geſchloſſenen Augen lag Don Ranudo di Krachmantolino leblos und ſtarr vor mir.

Einen Ruf des Schreckens und der Angſt ausſtoßend, wandte ich meine Kraft an, den gigantiſchen Körper aus dem Buſchwerk zu ziehen und in ſitzende Lage aufzurichten. So lehnte ich ihn mit dem Rücken an den Stamm einer Linde, ſprang an den Bach hinunter, füllte meinen Hut mit Waſſer und rieb damit Stirne und Schläfen des Unglücklichen, deſſen Kleider voll Blut waren. Eine haſtige Unterſuchung zeigte mir ſodann, daß er am Hinterkopf und am rechten Schenkel verwundet worden. Ich riß ihm die Weſte auf und fühlte mit zitternder Hand nach ſeinem Herzen. Es ſchlug ſehr ſchwach, aber es ſchlug. Ich ſetzte meine Reibungen auf Stirne und Bruſt fort und zu meiner unſäglichen Freude rührte ſich der Verwundete in meinen Armen.

Seine Augen öffneten ſich, ſtierten mich aber entſetzlich gläſern und geſpenſtig an.

Ich bin's, edler Ritter, ich, Dein alter Doldrio

Er fuhr fort, mich anzuſtarren, und murmelte dann mit beklemmter, hohler Stimme die Worte aus Hamlet:

Schirmt mich und ſchwingt die Flügel über mir,
Ihr Himmelsſcharen! — Was will Dein würdig Bild?

Gott verzeihe mir, aber ich mußte ihm ebenfalls aus der berühmten Tragödie antworten:

Weh mir! er iſt verrückt.

Schnell füllt' ich hierauf meinen Hut noch einmal und goß ihm einen Schluck des friſchen Elementes in den regungsloſen Mund.

Das ſchien ihm gut zu thun. Ein Seufzer hob ſeine Bruſt und dann begann er mit irrem Pathos:

Noch einen! Reiche mir aus Lethe's Fluten
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült, bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.

In dieſer Weiſe delirirte der Arme bunt durcheinander, während ich vergebens verſuchte, ihn aufzurichten oder eine vernünftige Antwort aus ihm herauszukriegen. Rathlos ſtand ich eine Weile, dann eilte ich zum Park hinaus, lief, ſo ſchnell ich vermochte, in die Armencolonie hinüber und pochte den Lehrer aus dem Schlaf. Nachdem er mir geöffnet und den Grund meines Kommens erfahren hatte, eilten wir mit einer aus dem Vorrathshauſe geholten Tragbahre in den Park zurück, luden den Verwundeten darauf und ſetzten uns mit unſerer Laſt nach dem Schulhaus in Bewegung. Er mußte einen ſtarken Blutverluſt erlitten haben, denn er lag wie Blei und noch immer halb bewußtlos. So ſorgſam wir auch gingen, um die Erſchütterung zu vermeiden, ächzte er doch bei jedem Schritt vor Schmerz. Die klare Beſinnung aber war ihm immer noch nicht gekommen und in krauſem Phantaſiren klagte er, als wir die Bahre auf der Schwelle des Schulhauſes niederſetzten:

Ach, wie Autafort da droben,
Ward gebrochen meine Kraft.
Nicht die ganze, nicht die halbe,
Blieb mir Saite nicht, noch Schaft.

Als wir ihn hierauf von der Tragbahre nahmen und auf unſern Armen die Treppe emportrugen, begann er in komiſchen Fiſteltönen zu deklamiren:

Ei, was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben.
Daß ich noch aufs Pflaſter ſitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuſer taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte ſich in dieſen Zeiten,
Wer da wandelt ....

Hier verlor ſich der Schluß der Uhland'ſchen Gloſſe, welche ich den Verunglückten ſeiner Zeit in den Kreiſen der Univerſität zu männiglichem Ergötzen ſo oft hatte deklamiren hören, in einem gellenden Schmerzensſchrei.

Wir brachten ihn auf das Bett des Lehrers, deſſen Frau inzwiſchen aufgeſtanden war und uns hülfreich beiſprang. Wir entkleideten den Patienten und ich unterſuchte, reinigte und verband ſeine Wunden.

Der arme Romantiker lag aber offenbar im heftigſten Wundfieber, phantaſirte die Kreuz und die Queer, alle möglichen Dichter citirend und noch immer nicht zur Beſinnung kommend. Ich beobachtete ihn mit ängſtlichen Blicken. Endlich mit dem Anbruch des Morgens ward er ruhiger, kehrte ſich ſtöhnend im Bette um und fiel die Worte des ſterbenden Talbot murmelnd:

Unſinn, Du ſiegſt und ich muß untergeh'n!

in einen tiefen Schlaf.

Ich ſetzte mich an dem Bette nieder, um den Schlummer des Kranken zu bewachen, mochte aber kaum eine Viertelſtunde ſo geſeſſen haben, als mich ein ungewöhnlicher Lärm vor dem Hauſe an's Fenſter zog.

Vierzigſtes Kapitel.

Ein Todter. — Oda. — Die Entlarvung. — Das geheimnißvolle Käſtchen und ſein verhängnißvoller Inhalt.

Die ganze Armencolonie war in ſtürmiſcher Bewegung. Aus allen Häuſern rannten halbgekleidete Weiber und Kinder mit dem Ausdruck des äußerſten Entſetzens auf den Geſichtern, während die Männer um den Brunnen herſtanden und unter heftiger Gebärdenſprache Etwas zu verhandeln ſchienen.

Ich riß das Fenſter auf und das Wort Mord! traf mein Ohr. Im Glauben, daſſelbe beziehe ſich auf meinen verwundeten Freund, wollte ich gerade eine Berichtigung hinunterrufen, als der Lehrer in beſtürzter Haſt in's Zimmer trat und mir zurief:

Um des Himmels willen, wiſſen Sie wohl? Der Fürſt iſt heute Morgen todt gefunden worden.

Der Fürſt? Todt?

Ja, und zwar mit allen Zeichen der Ermordung oder . . . .

Oder?

Des Selbſtmords, ſagte der Lehrer leiſe.

Ha, alſo hat ihn der Schurke nicht nur beſtohlen, ſondern auch ermordet? rief ich aus. Dann bat ich den Lehrer mit fliegenden Worten, in das Haus des Schulzen zu gehen und dieſen zu bitten, den Gefangenen, welchen ihm der Pfarrer und ich gebracht, unter guter Bedeckung aufs Schloß zu bringen.

Der Lehrer ging und ich eilte vor das Haus hinab, wo das Getöſe unter der zuſammenſtrömenden Menge immer zunahm. Endlich ſetzte ſich der ganze Haufen, als er mich auf das öſtliche Parkthor zueilen ſah, mit dem Ruf: Nach dem Schloß! nach dem Schloß! ebenfalls in Bewegung.

Wir fanden bereits die halbe Dorfbewohnerſchaft um den fürſtlichen Sitz her verſammelt. Eine unbeſchreibliche Verwirrung herrſchte hier und tauſenderlei Meinungen machten ſich laut. Auf irgend eine vernünftige Auskunft war gar nicht zu rechnen und ſo ging ich die Rampe, welche aus dem Ehrenhof zu dem großen Portal des Mittelgebäudes aufſteigt, wo der Fürſt ſeine Gemächer hatte, hinan, während die Ueberzeugung mich durchblitzte, die Ermordung und Beraubung des Fürſten müſſe jedenfalls mit dem räthſelhaften Dialog, von welchem wir geſtern Abend in den Felſenkammern unter der Wülflisburg Bruchſtücke erlauſcht, ſowie mit der Verwundung Don Rannudo's im Zuſammenhang ſtehen und unter den däniſchen Namen Dörtje und Niels, womit ſich die Complottirenden in der Höhle angeredet, ſei wohl Niemand zu verſtehen, als die Kriſal und der Wipper.

Die prachtvollen Treppen hinaufgeſtiegen, durchſchritt ich die hallenden Corridore, ohne daß mich Jemand angehalten oder auch nur eine Frage an mich gerichtet hätte, obgleich da und dort ein Lakai mit zerſtörter Miene an mir vorüberrannte und das weibliche

Dienſtperſonal des Schloſſes weinend und wehklagend durch die prächtigen Räume ſchlich. Wen immer ich fragte, ich erhielt nur abgebrochene Ausrufungen und verworrene Reden zur Antwort, finde es jedoch, um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, gerathen, den Sachverhalt der Kataſtrophe, wie ich denſelben ſpäterhin erfuhr, hier folgen zu laſſen.

Der Fürſt hatte ſich nach dem ſtörenden Auftritt von geſtern Abend in ſeinem Schlafzimmer noch lange mit ſeiner Tochter unterhalten und zwar in ungewöhnlich gütiger, faſt gerührter Weiſe. Er hatte ſich während dieſes Geſpräches von ſeiner Nervenaufreizung wieder erholt, und als Oda ihm gute Nacht gewünſcht hatte und im Begriffe war, das Gemach zu verlaſſen, hörte ſie den Fürſten auf die Frage des dienſtthuenden Kammerdieners: Wann er Se. Durchlaucht zur morgigen Jagd wecken ſollte? mit feſter Stimme antworten: Um ſechs Uhr.

Das Schlafzimmer des Fürſten ſtand durch einen ſchmalen Gang mit ſeinem Ankleidezimmer in Verbindung, von welchem letzteren aus eine geheime Treppe in die von der Frau von Kriſal bewohnten Gemächer hinunterführte, welche gerade unter denen des Fürſten lagen.

Die ganze Nacht hindurch herrſchte im Schloſſe die gewohnte Ruhe. Um die befohlene Stunde kommt der Kammerdiener und klopft an die Thüre ſeines Gebieters. Er findet ſie verſchloſſen und erhält keine Antwort. Er geht, um den alten, ſchon zur Jagd gerüſteten Oberbüchſenſpanner des Fürſten, zu welchem dieſer beſonderes Vertrauen hegte, herbeizuholen, trifft aber unterwegs die Zofe der Kriſal und ſagt ihr, wie ſonderbar es ſei, daß Se. Durchlaucht, welche doch ſonſt immer ſchon ſo früh wach ſei, weder öffnen noch antworten wolle. Ich will Madame rufen, ſagt das Kammermädchen, ihr öffnet er gewiß. Wirklich kommt binnen wenigen Minuten die Kriſal im Nachtgewande die große Treppe herauf und klopft mit den Worten: Oeffnen Sie, Fürſt, ich bin es! an die Thüre des fürſtlichen Schlafgemachs. Vergebens. Alles bleibt ſtill. Inzwiſchen hat ſich eine unbeſtimmte Unruhe ſchon durch einen großen Theil des Schloſſes verbreitet und die geſammte höhere Dienerſchaft eilt herbei. Nachdem alle Verſuche, Einlaß zu erlangen, erfolglos geblieben, zwängt der erſte Kammerdiener die Thüre mit einem Brecheiſen auf und Alles drängt ſich herein.

Die Fenſterladen ſind geſchloſſen, die Gardinen herabgelaſſen, das Zimmer in Dunkelheit begraben.

Der Kammerdiener öffnet eines der beiden Fenſter und jetzt zeigt ſich den Gegenwärtigen ein ſchauderhaftes Schauſpiel.

Der Fürſt Hugo von * * *, der Letzte ſeines Geſchlechtes, hing todt an dem Drehriegel des zweiten Fenſters, mittelſt zweier ſeiner eigenen ſeidenen Schnupftücher aufgehenkt. Das eine dieſer Schnupftücher bildete einen platten, länglichten Ring, das zweite einen ovalen, deſſen unterer Theil den Unterkiefer des Todten hielt und der ſeine Spitze oben am Hinterkopfe hatte. Das zuſchnürende untere Schnupftuch bildete keine zulaufende Schlinge, drückte die Luftröhre nicht und war ſo frei und locker, daß einige der Anweſenden die Finger zwiſchen ſeine Falten und den Kopf ſtecken konnten. Die Zunge des Todten hing nicht aus dem Munde, ſondern ſtieß bloß an die Lippen, die Hände waren geſchloſſen, die Augen ſtanden zwar offen, aber nicht vorquellend, das Geſicht war nicht ſchwärzlich, ſondern blaß, die Knie waren gebogen und die Füße berührten mit den Zehen faſt den Bodenteppich, ſo daß der Fürſt, wenn er — einen Selbſtmord angenommen — im Todeskampfe noch dem Tode hätte entgehen wollen, ſich nur auf die Füße zu ſtellen gebraucht hätte.

Wie ſehr dieſe Lage und alle die übrigen Zeichen an dem Leichnam auf der Stelle der Annahme einer Selbſtentleibung durch Erhenkung widerſprachen, brauche ich nicht auseinanderzuſetzen. Jeder, der jemals einen Erhenkten geſehen, wird wiſſen, daß die Leichen dieſer Unglücklichen ganz anders ausſehen.

Die Frau von Kriſal war beim Anblick des Todten in Ohnmacht gefallen.

Nachdem man den erſtarrten Körper von dem Fenſter losgemacht und auf das Bett gebracht hatte, ſtürzte die entſetzte Tochter herein, auf welche durch den rückſichtsloſen Bericht einer erſchrockenen Dienerin die ganze Wucht des Furchtbaren mit einmal geſchleudert worden. —

Als ich durch die zahlloſen Corridore und Gemächer hindurch einen Weg in das Todtenzimmer gefunden hatte, ſah ich Oda regungslos wie eine Statue, blaß wie Marmor, ohne Thräne und ohne Klage zu Häupten des Bettes ſtehen. Sie ſchien leblos, wie der Todte, und nur von Zeit zu Zeit bewegte ein krampfhaftes Zucken leiſe ihre Glieder.

Auf einem Seſſel am Kamin ſchluchzte die wieder zu ſich gekommene Kriſal laut.

Der Hauschirurg des Fürſten hatte an dem Leichnam bereits die gewöhnlichen Wiederbelebungsverſuche angewendet, aber das Leben war ja ſchon ſeit vielen Stunden aus demſelben entwichen geweſen, als dieſe vergeblichen Verſuche angeſtellt wurden.

An den Wänden ſtand die tief ergriffene Dienerſchaft rathlos und unthätig umher. Im Vorſal drängte ſich das Volk.

Es war eine mir ſo ungewohnte, ſo troſtloſe und bange Situation, daß mir ein kaltes Grauſen durch die Adern rieſelte.

Endlich concentrirte ſich meine Aufmerkſamkeit auf Oda. Ich näherte mich ihr und nannte ſanft ihren Namen, ſtockte aber ſogleich wieder in dem

Bewußtſein, daß ein banales Troſtwort hier nicht am Platze ſei.

Aber der Klang meiner Stimme hatte ein Echo gefunden in der Bruſt der Verwaiſten.

Sie bebte zuſammen, erhob ihre Augen und warf ſich mir mit dem Ausruf; Triſtan, mein Freund, mein Bruder! in die Arme.

Aber augenblicklich wandte ſie ſich wieder dem Todten zu.

Jetzt erſt floſſen ihre Thränen und benäßten ihr eigenes Geſicht und das des Vaters.

Ich beugte mich zu ihr nieder, machte ihre Hände von denen des Todten los und ſagte leiſe, aber beſtimmt:

Ja, ich bin Dein Freund, und als Freund, wie als Arzt, muß ich Dich bitten, dieſen Ort zu verlaſſen.

Sie richtete ſich auf und ließ ſich willenlos ein paar Schritte von dem Bette wegführen. Dann aber kehrte ſie raſch um und beugte ſich hinab, um die Lippen des Todten zu küſſen.

Aber ein unüberwindlicher Schauder ſchien ſie zurückzuhalten und überlaut ſtieß ſie die Worte hervor:

Es iſt gräßlich! . . . . Die Nemeſis hat furchtbar gewaltet, aber auch — o des Jammers — gerecht! . . . . Ich kann den Mund nicht küſſen, der . . . .

Das Uebrige verlor ſich in ein murmelndes Schluchzen.

Ich trat wieder hinzu, denn das arme Mädchen zitterte, als müßte es im nächſten Augenblick beſinnungslos zuſammenbrechen.

Allein mit einmal gewann ihre Geſtalt wieder Kraft, ihr Gemüth Faſſung.

Lebewohl! hauchte ſie, küßte Stirne und Lippen des Todten, drückte ihm ſanft die Augen zu und reichte mir dann die Hand, um ſich wegführen zu laſſen.

An der Thüre wurden wir aufgehalten. Die Menſchenwogen, welche ſich in und außer dem Schloß geſammelt hatten, brausten lauter auf. Ein verworrenes Geſchrei drang in das Gemach. Das Volk flutete auf dem Vorſal hin und her, dann öffnete es ſeine Reihen und auf der Schwelle des Zimmers erſchien mit fahlem Geſicht und auf den Rücken gebundenen Händen Peter Wipper, hinter ihm Aloys und der Schulze.

Das iſt der Mörder! ſagte ich mit feſter Stimme.

Dieſe Worte ſchienen eine ungeheure Laſt von der Bruſt aller Anweſenden zu heben. Die Erſtarrung wich dem Zorn.

Aber ich ſagte zu viel, wenn ich von allen Anweſenden ſprach.

Die Erſcheinung Wippers war für die Kriſal offenbar der Anblick der Meduſe. Sie hörte plötzlich auf zu ſchluchzen und ſchaute mit ſcheuen angſtvollen Blicken umher, als wollte ſie ſich einen Ausgang erſpähen. Dann ſprang ſie auf und wollte ſich Oda nähern, allein ich wies ſie mit einer ſtrengen Gebärde zurück und ſagte laut:

Ihr Männer, habt Acht auf den Gefangenen und nicht minder auf dieſes Weib. Laßt Beide keinen Schritt aus dem Gemache ſetzen und hütet ſie wohl!

Hierauf geleitete ich Oda der Thüre zu. Als ſie an Wipper vorüberkam, überlief ein inſtinktartiges Grauen ihre ganze Geſtalt. Auf der Schwelle knickte ſie zuſammen. Doch ſchon nach einer Sekunde richtete ſie ſich wieder ſtraff in meinen Armen auf und ſo führte ich ſie hinweg.

Ich muß indeß den Leſer bitten, mit mir noch einen raſchen Blick in das Todtengemach zurückzuwerfen.

Eine peinliche Stunde verging. Der Gefangene ſtrengte ſich an, ſeine vormalige kalte Frechheit wieder zu erlangen, allein ohne Erfolg. Sein ſtieres Auge haftete an dem Leichnam, von welchem es ſich bloß losriß, um ſich fragend an das der Kriſal zu wenden. Aber es ward ihm kein antwortender Blick, denn auch das Weib ſchien trotz aller ihrer Bemühungen, ruhig und gefaßt zu erſcheinen, von dem Gewicht der Stunde gänzlich erdrückt.

Endlich langte der Juſtiziar der fürſtlichen Beſitzungen an, welcher im nächſten Dorfe ſeinen Sitz hatte, und mit ihm kamen verſchiedene Rent- und Forſtbeamte des Ermordeten.

Man ſchritt zu einem vorläufigen Verhör Wippers und der Kriſal und confrontirte ſie dann.

Das Reſultat dieſer Prozedur war kein anderes, als daß Peter Wipper oder, wie ſein eigentlicher Name lautete, Niels Lehmann, als Mörder des Fürſten, und Frau von Kriſal, oder, wie ſie in Wahrheit hieß, Dörtje Oernſen, als ſeine Mitſchuldige und Helferin, gebunden und unter ſtarker Bedeckung in die nahe Stadt abgeführt wurden, um dort den Landesgerichten übergeben zu werden.

. . . .

. . . .

Als ich mit Oda durch die ehrerbietig vor ihr ſich öffnenden Reihen der theilnehmenden Dörfler hindurchgegangen war, verſuchte ich einige Worte des Troſtes an ſie zu richten, allein ſie blieb ſtumm. Auch weinte ſie nicht mehr und man hätte ſagen können, daß eine marmorne Ruhe und Faſſung ſich auf ihren Zügen gelagert, wenn nicht in ihrem tiefen Auge ein Schmerz gewühlt, der deutlich genug ausſagte, wie es unter dem jungfräulichen Buſen rang und gohr. Als wir — ſie bewohnte die Gemächer im weſtlichen Flügel des Schloſſes, welche ſie ſchon als Kind mit ihrer Großtante bewohnt hatte — in ihrem Cabinette angekommen waren, machte ſie ſich von meinem Arm los, ſtand einen Augenblick ſtill, ſtarr vor ſich hinſehend, dann eilte ſie auf das zierliche Getäfel von Sandelholz zu, welches die Wände des kleinen Gemaches bedeckte, und berührte eine in demſelben verborgene Feder. Das Fach ſchob ſich auseinander und zeigte eine hinter dem Getäfel angebrachte Mauerniſche. Aus dieſer nahm Oda ein kleines, plattes, mit ſchwarzem Sammet überzogenes Käſtchen und reichte es mir dar. Hierauf band ſie das ſchmale, blaue Atlasband, welches ſie um den Hals trug und an welchem ein in ihrem Buſen verborgenes Schlüſſelchen befeſtigt war, los und gab es mir ebenfalls.

Dann ſagte ſie feierlich:

Die Stunde iſt gekommen, wo Du Alles erfahren darfſt und mußt. O, ich träumte mir freilich eine andere Entwicklung all dieſer düſtern Wirrſale. Aber es ſollte nicht ſo ſein. Das Verhängniß war raſcher und mächtiger, als ich. Mache Dich mit dem Inhalt dieſes Käſtchens bekannt und thue dann, was Dein Herz Dir befiehlt; aber, o mein Freund, mein Bruder, ſetzte ſie mit erlöſchter Stimme hinzu, wenn es nicht zu viel, wenn es nicht unmöglich iſt, o, ſo fluche ihm nicht!

Fluchen? Ich? Wem, armes Kind?

Aber ſie antwortete nicht, ſondern winkte mir, ihr Antlitz verhüllend und auf die Ottomane ſinkend, mit der Hand zum Fortgehen.

Mechaniſch gehorchte ich und ebenſo mechaniſch ſuchte ich, das ſchwarze Käſtchen in der einen, das Band mit dem Schlüſſel in der andern Hand haltend, einen einſamen Ort auf, um Oda's Willen zu erfüllen. Im weſtlichen Flügel und im Mittelgebäude des Schloſſes haſteten und klagten aber überall Leute umher und ſo kam ich, kaum der Menge entweichend, zuletzt in den öſtlichen, gothiſchen Theil des Gebäudes, wo es ſtill und öde war. Ich verſuchte mehrere Thüren zu öffnen, aber umſonſt, bis ich endlich die des Ritterſals offen fand. Ich ſchloß die Thüre hinter mir, ſtellte das Käſtchen auf den Tiſch und öffnete es.

Obenauf lag ein von Oda's Hand geſchriebenes Heft, dann kam eine ſchwere, große Pergamentrolle, aus welcher an ſeidenen Schnüren ein mächtiges

Siegel, das des fürſtlichen Hauſes von * * *, heraushing. Um dieſe Rolle war ein Papierſtreifen gewickelt, worauf geſchrieben ſtand:

Ich, der Unterzeichnete, erkläre vor Gott und ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe: dieſes iſt das echte, wahrhafte und einzige Teſtament des durchlauchtigen Fürſten und Herrn Lothar von * * *, welches er mir auf ſeinem Sterbebette anvertraut hat, damit ich es vor aller Welt bekannt mache, ſo ſein verloren gegangener Erbe oder deſſen Mutter wieder gefunden werden ſollten, und habe ich dieſe Worte niedergeſchrieben, damit ein Wahrzeichen vorhanden ſei, Falls mich Gott unverſehens von hinnen rufen möchte.

Eichenrain am St. Johannistag A. D. 18**.

Joſeph Kleinheinz, Oberförſter.

Auf dem Grunde des Käſtchens lagen mehrere mit dem Namen Lothar unterzeichnete vergilbte Blätter, ein Trauſchein, ein Taufzeugniß, verſchiedene Briefconzepte, die ich als von dem Caſtellan Lurker geſchrieben erkannte, endlich aber, mich ſeltſam erſchreckend, jenes vom Pfarrer Haſelbaum mit Bleiſtift beſchriebene Blatt Papier, welches ich als Miniſtrant einſt auf dem Tiſche neben dem Todtenlager des Buſchmatthes hatte liegen ſehen.

In fieberhafter Spannung griff ich nach dem Heft, welches mir zuerſt in die Hände gefallen, ſchlug es auf und las wie folgt.

V.

Enthüllungen.

Das Unglück einer Jungfrau künd' ich Dir.
Geliebt vom Vater, ihrer Mutter Stolz,
In ſtillem Frieden lebte ſie, ſo ſchön,
So leichten Herzens und ſo gut und jung,
Daß kaum das Herz den Augen trauen mochte,
Wenn ſie im Morgenthau die Roſe brach,
Ob Fleiſch und Blut und Wirklichkeit es ſei,
Ob eine heilige Erſcheinung in
Der Weiblichkeit vollendeter Geſtalt.
Doch kurz war ihre Blüthe, war ihr Glück.

Robert Pollok.

Kennſt Du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten Beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

Heinrich Heine.

Roſe Billung war das ſchönſte Mädchen nicht nur im Dorfe, ſondern weitum im Lande. Sie war ſogar noch ſchöner, als ihre ältere Schweſter Lisbeth, welche die Ehefrau des Arztes Philipp Frei geworden, und das wollte allen Ausſagen derer zufolge, welche die Letztere in ihrer Jugendblüthe geſehen, viel ſagen. Und ſchön, wie Roſe's Aeußeres, war auch ihr Gemüth, das in ſchuldloſeſter Naivetät die Huldigungen empfing, welche ihr auf allen ihren Wegen dargebracht wurden. Sie war heiteren Temperamentes, und wenn auch ihr Herz zu weich, zu liebevoll geſchaffen war, als daß ſie nicht mit den Traurigen geweint hätte, ſo lachte ſie doch noch lieber mit den Fröhlichen, und ihr Lachen ſoll ſo unwiderſtehlich reizend geweſen ſein, daß es Gram und Schmerz zauberkräftig verſcheuchte, wo immer es ertönte. Voll Beweglichkeit, von Scherz und Muthwillen überfließend, war ſie immer die Erſte, wo es Geſang und Tanz und Neckerei gab; aber mit ebenderſelben Unbefangenheit, mit welcher ſie ſich dem Frohſinn hingab, unterzog ſie ſich Entbehrungen, Nachtwachen und Arbeiten, wo es galt, ein Leid zu lindern, ein Weh zu mildern, einen Schmerz zu heilen. Unermüdlich thätig und fortwährend in Bewegung, erſchien ſie überall, wo man ihrer bedurfte, wie eine hülfreiche Fee, und verſchwand ebenſo ſchnell wieder, wenn ihr Werk gethan war und die Leute von Dank zu ſprechen begannen. Sie war wie die Blume, deren Namen ſie trug *). Mit der

---

*) „Endlich iſt der Maler mit Deinem Portrait fertig geworden, meine geliebte Roſe, und ſo habe ich es denn neben dem meinigen in der Ahnengalerie aufgehangen. Ich mußte lachen, als ich mir einbildete, die hochmüthigen Herren und ſtolzen Damen ſchnitten ganz abſonderlich erboste Geſichter, als ſie plötzlich das Bauernmädel in ihrer hochadeligen Mitte erblickten. Aber Du blitzteſt ſie alle zu Boden mit Deiner Schönheit. Ich ſtehe nun ſtundenlang vor Deinem Bilde. Du biſt es und biſt es doch

Schönheit ihrer Geſtalt verband ſich der Duft einer lauteren Seele und eines reichen, bildſamen Geiſtes.

Es konnte alſo nicht fehlen, daß ſie, kaum in's ſechszehnte Jahr eingetreten, auf allen Wegen und Stegen von Jünglingen umſchwärmt war, welche ihr von Liebe ſprachen. Aber ſie kannte die Liebe noch nicht. Lächelnd hörte ſie die ſchüchternen Geſtändniſſe an, welche ihr die jungen Dörfler machten, wenn ſie ſich unter der Linde mit denſelben im Reigen ſchwang, und mit lachendem Scherzwort erwiderte ſie, was ſie für Neckerei hielt. Ihre Seele war kindlich, vielleicht ſogar kindiſch harmlos, und des Lebens Ernſt berührte ſie erſt, als ihr wenige Wochen

---

wieder nicht. Das tadellos ſchöne Oval Deines Geſichtes, Dein prächtig Haar, Deine braunen Gazellenaugen, der roſige Mund und das ſchelmiſche Stumpfnäschen, das Alles hat der Maler annähernd wiederzugeben gewußt. Auch hat er den von mir ihm geſchilderten Moment, in welchem ich Dich aufgefaßt wünſchte, den Moment, wo Du endlich an meine Liebe glaubteſt und die Deine mir anvertrauteſt und, mich beſeligend, meinem Kuſſe entgegenkamſt, um dann ſtralend von Lieblichkeit und Glück Deine Blicke hinauszuwenden in die blühende Welt, meiſterlich getroffen. Aber bei alledem hat er nur den Farbenglanz der Roſe, nicht aber ihren Duft, wiederzugeben nach Lisbeths Hochzeit der Vater ſtarb, während ſie die Mutter noch zu einer Zeit verloren, in welcher dieſe ſonſt unheilbare Wunde leicht wieder im Herzen des Kindes vernarbt. Sie empfand den Verluſt tief, und mehrere Monate ſah man ſie gar nicht außerhalb des Hauſes ihrer Schweſter, zu welcher ſie gezogen war. Im folgenden Frühling ſollte der Wirbel des Lebens und der Leidenſchaft ſie erfaſſen.

Der Fürſt Leopold von *** beſuchte nach langer Abweſenheit mit ſeinen beiden Söhnen Lothar und Hugo ſein Stammſchloß wieder und machte daſſelbe für eine Zeit lang zu einem Sitz lärmender Gaſtlichkeit. Unter Anderem war auch ein ſogenanntes ländliches Feſt angeordnet worden, d. h. man lud die Dorfjugend in den Park, damit ſich die Herren und Damen an den bäuriſchen Geſängen und Tänzen ergötzen möchten. Zuletzt miſchten ſich indeſſen die

---

vermocht. Nein, davon hat der Meiſter keine Ahnung gehabt, daß Du biſt wie eine Roſe, die ihren Glanz und ihr Aroma in die Lüfte verſtrömt, unbekümmert, ob jener geſchaut und dieſes eingeathmet werde. — Morgen, mein Mädchen, meine Braut, hol ich Dich mit Lisbeth bei der Baſe ab und übermorgen gehörſt Du ganz Deinem

Lothar."

vornehmen Leute auch in die ländlichen Beluſtigungen und Prinz Lothar tanzte mehrere Stunden lang ausſchließlich mit Roſe, deren Schönheit ihn bezauberte, deren einfaches, verſtändiges und naives Geſpräch ihm an's Herz griff. Er glühte, als er das herrliche Mädchen zu ihren Geſpielinnen zurückführte, und eilte dann, von einem ſeltſamen Gefühl ergriffen, in die Schatten des Parkes. Roſe's Reize waren indeſſen nicht ihm allein aufgefallen, auch ſein jüngerer Bruder, Prinz Hugo, hatte dieſelben wahrgenommen und es kaum erwarten können, bis Lothar die Hand des Mädchens endlich losließ. Sogleich bat auch er Roſe um einen Tanz, allein ſie empfand zum erſten Mal in ihrem Leben Müdigkeit, entſchuldigte ſich haſtig, ſchlüpfte durch die Reihen der die Tanzenden umſtehenden Menge und eilte hochklopfenden Herzens heim in ihr Kämmerchen.

Während ſie mitſammen tanzten, hatte die himmliſche Leidenſchaft ihr magiſches Netz über das Paar geworfen. Lothar und Roſe liebten ſich, heimlich, brennend, unwiderſtehlich.

Aber auch in Hugo's Herz war der glühende Funke gefallen, ja, auch er liebte, denn nur aus raſender Eiferſucht mochte und konnte ein ſo furchtbarer Haß entſtehen, womit er Roſe und ſeinen Bruder verfolgte, als er ſich um Lothars willen verſchmäht ſah.

Beide Brüder ſtanden im vollen Feuer der Jugend, und doch boten ihre Charaktere den ſchärfſten Contraſt dar. Der ältere war hochherzig bis zur Aufopferung, erhaben über die Vorurtheile ſeines Standes, erfüllt von den Ideen der Zeit, hingebend, offen, zartfühlend und dabei von unerſchütterlicher Energie, wo es galt, das, was er für gut und recht erkannt, zum Ziele zu führen. Auch der jüngere war thatkräftig und willensſtark, aber dabei wortkarg, verſchloſſen, hart, Ariſtokrat vom Wirbel bis zur Sohle, Alles, was hindernd in ſein Leben griff, mit unerbittlicher, unheimlicher Racheluſt haſſend.

Beide bewarben ſich um Roſe's Gunſt, Beide wies das Mädchen zurück; aber ſie wies den ſtürmiſchen Hugo ab in einer Art, welche zeigte, daß ihr guter Inſtinkt ſie vor ihm warne, weil er nur ihr Verderben wolle, weil er die Roſe pflücken möchte, um ſie nachher höhniſch in den Koth zu treten, während hinter den Scherzen, womit ſie Lothar's zarte Kundgebungen ſeiner tiefen und edlen Neigung ihm ſelber als eine flüchtige Grille darzuſtellen ſtrebte, die Thräne einer hoffnungsloſen Sympathie lauerte.

Sie fanden ſich, wie ſie ſich finden mußten, und der Jubel des Glückes, welchen Lothar offen zur Schau trug, drückte einen Stachel mehr in Hugo's Bruſt. Aber er verheimlichte ſeine Wuth und harrte der Zeit, wo er ſie mit der furchtbarſten Conſequenz walten laſſen konnte. Noch einmal ſei darauf hingewieſen, daß auch Hugo eine heftige Leidenſchaft für Roſe gefühlt, daß er alſo durch Lothars Triumph grauſam verletzt worden ſein müſſe; denn ohne dieſe Annahme iſt ſein nachheriges Thun gar nicht denkbar. Inwiefern aber die ſchlechtverhehlte Antipathie, die er von Jugend an gegen den Bruder empfunden, inwiefern der Neid, den er gegen den Erſtgeborenen und Majoratsherrn gehegt, inwiefern die Triebfedern der Habſucht mit eingewirkt, ſoll dahingeſtellt bleiben

Lothar geſtand ſeinem Vater offen ſeine Liebe und ſeine Abſicht, die Geliebte und ſich ſelbſt durch ein rechtmäßiges Bündniß zu ehren. So, wie Fürſt Leopold war, nämlich zwar gutmüthig, aber durch und durch adeliger Herr, lachte er zuerſt über die jugendliche Caprice ſeines Sohnes, wie er es nannte, und bedrohte ihn dann, als er ſah, daß Lothar die Sache weit ernſter nahm, als der alte Fürſt glaubte und ſeinen Anſichten zufolge glauben mußte, mit ſeinem Fluch, ſo er ihm auch nur noch ein Wort von ſolch einer thörichten Verirrung zu ſagen wage.

Lothar ſagte ſeinem Vater in der That kein Wort mehr über dieſe Angelegenheit, allein eines Abends ließ er ſich von dem Feldprediger des oeſtreichiſchen Cüraſſierregiments, deſſen Oberſt er war, in der Schloßkapelle heimlich mit Roſe trauen, und der alte Pfarrer des Dorfes, deſſen Nachfolger der Feldprediger kurze Zeit darauf wurde, ſowie der Förſter Kleinheinz und die Schweſter der Braut wohnten der Trauung als Zeugen bei.*)

---

*) Im Jahre Ein Tauſend Acht Hundert und Elf, am fünfundzwanzigſten Oktober (25. Okt. 1811) ſind von dem unterzeichneten Prieſter auf ihr beiderſeitiges Verlangen in der Kapelle des fürſtlichen Schloſſes zu Eichenrain getraut worden:

Lothar, Erbprinz von ***, katholiſcher Confeſſion, erſtgeborner Sohn des durchlauchtigen Fürſten und Herrn Leopold von ***, Da Fürſt Leopold und Prinz Hugo ſchon lange nieder die Gegend verlaſſen hatten, als dieſer Akt vorgenommen wurde, da Lothar nur mit wenigen vertrauten Dienern im Schloſſe zurückgeblieben war, ſo durfte er hoffen, daß ſeine Heirat wenigſtens ſo lange geheimgehalten werden würde, bis er die geeigneten Maaßregeln getroffen hätte, um den Zorn ſeines Vaters zu entwaffnen. Aber Hugo hatte Mittel gefunden, Alles zu erfahren, was zu Eichenrain vorging, und durch ihn wurde auch der alte

---

mit

Roſe Billung, Tochter des Robert Billung, weiland fürſtlichen Rentmeiſters, katholiſcher Confeſſion.

Als Zeugen haben der heiligen Handlung angewohnt die hier Unterzeichneten:
Xaver Offner, Pfarrer zu Eichenrain.
Joſeph Kleinheinz, Förſter.
Lisbeth Frei, geb. Billung.

Für die Treue und Echtheit dieſes Trauungsſcheines bürgend:
Gabriel Haſelbaum, Feldprediger des k. k. Cüraſſierregimentes Erzherzog Ferdinand.

Eichenrain, am 25. Oktober 1811.

Fürſt wenige Tage nach der Vermählung ſeines Erſtgeborenen von derſelben in Kenntniß geſetzt. Der erſte Zornausbruch des Vaters war furchtbar und er ſprach laut vom Enterben und Verfluchen. Allein das ging vorüber, denn er liebte ſeinen Sohn Lothar zärtlich und ein Brief, worin ihm derſelbe auseinanderſetzte, warum er dem Vater zum erſten Mal in ſeinem Leben ungehorſam habe ſein müſſen, wirkte wenigſtens beſchwichtigend genug, um das Aeußerſte und Aergſte zu verhüten. Der Fürſt ließ dem Prinzen ſchreiben, er ſolle ſeine Mesalliance geheim halten, bis ſich eine Auskunft gefunden hätte, den Folgen dieſes thörichten Streiches vorzubeugen, inzwiſchen aber ſolle er es nicht wagen, dem Vater vor die Augen zu treten.

Lothar fühlte wohl, daß der Pfeil aus Hugo's Köcher gekommen, und wenn er auch nicht ſo tief und entſcheidend getroffen, als der Schütze wahrſcheinlich geglaubt und gehofft, ſo hatte er doch ſchmerzlich genug verwundet und von nun an begann Lothar, zu edelſinnig, um den Haß und die Tücke des Bruders mit gleicher Münze zu bezahlen, wenigſtens die Intriguen deſſelben mit mißtrauiſchen Augen zu bewachen. Im Uebrigen überſchüttete ihn ſeine junge Ehe mit einer ſolchen Fülle von Glück, er liebte ſo innig und wurde ſo innig geliebt, daß er auch Schwereres ertragen hätte, denn das Zerwürfniß mit ſeiner Familie, und er bedauerte nur, daß ſeine Tante Ingeborg, welche ihm gewiß ihre Liebe um ſeiner Heirat willen nicht entzogen haben würde, damals in Amerika ſich befand. In ihr hätte er der vergötterten Gattin gerne eine mütterliche Freundin gegeben, wie das aus mehreren damals von ihm an Ingeborg gerichteten Briefen hervorgeht.

Die Pflichten des militairiſchen Dienſtes riefen ihn nach Oeſtreich zurück, er nahm ſeine Gattin mit ſich und in der bewegten, lärmvollen Kriegszeit ging die Verbindung mit der Heimat gänzlich zunichte. Zu Wien war es, wo Roſe, während ihr Mann im Felde ſtand, von einem Knaben entbunden wurde. Dieſer Knabe wurde in der Stephanskirche getauft und zwar von einem Manne, der früher durch ſeine romantiſchen Dramen die glänzendſten Hoffnungen erregt, dann aber durch ſittenloſe Zerfahrenheit und ſeine plötzliche Bekehrung und Converſion zum Katholicismus einen zweideutigen Ruf erlangt hatte. Der Knabe erhielt den Namen Triſtan und es bleibt ungewiß, ob der Vater oder die Mutter dieſen mittelalterlich romanzenhaften Namen gewünſcht oder ob der taufende Prieſter bei der Wahl deſſelben einem alten romantiſchen Zug nachgegeben. *)

Der Vater eilte herbei, ſobald es ihm immer möglich, und ein Brief an ſeine Tante gibt Zeugniß von dem Glücke, welches er während der wenigen Wochen genoß, die an der Seite ſeines Weibes

---

*) Im Jahre Ein Tauſend Achthundert und Zwölf am Dreißigſten Dezember (den 30. Dezember 1812) iſt in der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien geboren und in St. Stephan daſelbſt getauft worden

Triſtan,
ehelicher Sohn des Erbprinzen Lothar von **
und der Roſe Billung.

Taufzeugen waren: Benedikt Schaller und Katharina Lohmüller.

Die Echtheit und Wahrhaftigkeit dieſes Geburts- und Taufſcheins bezeugt
Zacharias Werner, Prieſter.

Wien, den 30. Dezember 1812.

und an der Wiege ſeines Sohnes zuzubringen Pflicht und Ehre ihm geſtatteten.

Sie wieder verlaſſend, kämpfte er, ein glühender Patriot, in der Schlacht bei Leipzig und machte dann den Feldzug mit, der mit dem erſten Pariſer Frieden endigte. Hohe militairiſche Ehren waren ihm zu Theil geworden und in Folge derſelben konnte er viel ſpäter über den Rhein zurück, als ſein Herz verlangte, beſonders als er den letzten Briefen ſeiner Gattin entnahm, daß dieſelbe von hartnäckiger Kränklichkeit heimgeſucht ſei. Endlich eilte er mit Courrierpferden nach Wien, wo er wenige Tage vor der Auflöſung des Congreſſes durch die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich ankam.

Er fand weder Weib noch Kind mehr.

Sie waren und blieben ſpurlos verſchwunden.

Die beiden Diener, Benedikt Schaller und Katharina Lohmüller, welche Lothar ſeiner Gattin zurückgelaſſen hatte, ſowie den Kutſcher, Anton Holz, konnte auch nicht der entfernteſte Verdacht treffen, denn ſie waren ihrem Herrn von Kindesbeinen an untadelig treu geweſen, hatten ihre junge Herrin abgöttlich verehrt und kamen dem unglücklichen Gatten und Vater mit einer Trauer entgegen, die unmöglich erheuchelt ſein konnte. Was ſie auf ſeine verzweiflungsvollen Fragen antworten konnten, war Folgendes:

An einem ſchönen Abend hatte Roſe mit ihrem Kinde die gewöhnliche Spazierfahrt in den Prater gemacht, um dem Gebot des Arztes, friſche Luft zu ſchöpfen, nachzukommen. Anton fuhr ſie. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, als der Wagen auf dem Rückweg in die Jäger Zeil einlenkte. Hier wurde Anton von drei fremden Männern plötzlich und blitzſchnell von ſeinem Sitz geriſſen und erhielt einen Schlag an den Kopf, der ihm das Bewußtſein raubte. Als ihn Vorübergehende aufhoben und wieder zu ſich brachten, war der Wagen verſchwunden. Roſe und ihr Kind kehrten nie mehr in ihre Behauſung zurück und die Nachforſchungen, welche die vor Schmerz und Angſt halb wahnſinnigen Diener anſtellten, waren in dem tumultuoſen Leben, welches Wien damals erfüllte, ganz und gar erfolglos geblieben.

Wie der unglückliche Lothar von dem Schrecklichen, welches all ſein Fühlen und Denken ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß die zu gleicher Zeit eintreffende Nachricht von dem Ableben ſeines Vaters Leopold faſt ſpurlos an ihm vorüberging, getroffen wurde, erhellt aus dem, was ſogleich erzählt werden ſoll.

Nachdem er ſeine Boten und Kundſchafter alle Länder durchforſchen laſſen, nachdem er auf allen Heerſtraßen Gold ausgeſtreut, nachdem er Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, um eine Spur von den Verlorenen zu finden, nachdem er ſich ſogar zu flehenden Bitten an ſeinen Bruder, der damals in Italien lebte und den ſein Verdacht treffen mußte, herabgelaſſen, brach mit dem Entſchwinden aller Hoffnung ſein Herz, und nachdem er ſein Teſtament *)

---

*) Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes: dieſes iſt mein Teſtament.

Ich Lothar, Fürſt von ***, Ritter des eiſernen Kreuzes, des goldenen Vließes, des Thereſien- und Schwarzen Adler-Ordens, k. k. Generallieutenant, Majoratsherr des fürſtlichen Hauſes von ***, Erb- und Grundherr zu Eichenrain, Graf zu Willichſtein, Baron von Rothfels, Lehnsherr zu Tannenbeuren, Patron der Benediktinerabtei Kaltbrunn, Schirmvogt des adeligen Stiftes zu Erzbach, gemacht und den redlichen Kleinheinz aus Eichenrain zu ſich beſchieden und ihm daſſelbe, ſowie den oben

---

Eigner und Herr der Herrſchaften Walden, Grünbuch, Gernsdorf, Zichin, Wartek und Kornweiler, Beſitzer der Rittergüter Harzfeld, Oberſtetten, Chriſtkirch und Fleiners — habe im vollen Beſitz meiner Geiſteskräfte und unter Zuziehung von drei unbeſcholtenen Zeugen und zwei Gerichtsperſonen dieſen meinen letzten Willen entworfen, unterſchrieben und beſiegelt und vermache und teſtire, wie folgt:

Alle meine Würden und Rechte, meine Herrſchaften und Rittergüter, meine Capitalien und Schätze, alle meine liegende und fahrende Habe, über die ich mit Ausnahme deſſen, was meinem jüngern Bruder, dem Prinzen Hugo, nach dem Familien- und Erbſtatut unſeres Hauſes zukommt, Alles gehört erb- und eigenthümlich meinem ehelichen, legitimen Sohn Triſtan, den ich mit meiner rechtmäßigen Ehefrau Roſe, geb. Billung, Tochter des weiland Rentmeiſters Robert Billung zu Eichenrain, in geſetzlicher Ehe erzeugt.

Zur Vormünderin dieſes meines Sohnes Triſtan beſtelle ich ſeine Mutter Roſe, meine geliebte und verehrte Ehefrau, und ſoll ihr mein Sohn Triſtan, wenn er mündig geworden, das Schloß Eichenrain zum Wittwenſitz einräumen und die Einkünfte der Herrſchaft Eichenrain und des Rittergutes Oberſtetten als Witthum zu freier Verfügung ſtellen.

Da aber mit Zulaſſung Gottes derzeit der Aufenthalt und das Schickſal meiner theuren Ehefrau Roſe und meines lieben Sohnes Triſtan mir unbekannt iſt, ſo verordne ich:

Dieſes mein Teſtament behält ſiebenzig Jahre vom heutigen Datum an ſeine Kraft und Gültigkeit, und erſt mitgetheilten Trau- und Tauſſchein und andere Papiere anvertraut, auch einen heiligen Eid von dem

---

wenn nach Verfluß dieſes Zeitraums weder mein Sohn Triſtan noch ein rechtmäßiger Erbe deſſelben gefunden wird, ſoll die Descendenz meines Bruders Hugo in den Genuß der Rechte, Würden und Güter unſeres Hauſes eintreten.

Dies iſt meine freie und klare Willensmeinung, ſo wahr Gott mir helfe, und erkläre ich feierlich, daß kein anderes Teſtament von mir exiſtirt.

Lothar, Fürſt von * * *
(L. S.)

Als Zeugen:
Bernhard, Graf von Bardeleh.
Ludwig, Freiherr von Warſch
königl. bairiſcher Generalmajor.
Maximilian Born, med. Dr.

Die Echtheit der Unterſchriften, des Siegels und Datum bezeugen als Urkundsperſonen mit Unterſchrift und Amtsſiegel:
Gregor Wittig, Landrichter.
Otfried Traut, Notar.
(L. S.)

Gegeben, unterzeichnet und mit meinem
Siegel beſiegelt zu
München am neunundzwanzigſten
Tage des Märzmonats im Jahre
Ein Tauſend Achthundert und
Fünfzehn.
(München den 29. März 1815.)

Förſter empfangen hatte, daß dieſer den ihm ertheilten Befehlen und Vorſchriften treulich nachkommen wolle, ſtarb er zu München, kaum ein Jahr nach dem unſeligen Erlebniß.

Was aber für ihn ein Geheimniß geblieben — und wohl ihm, daß es eines geblieben! — das tritt in furchtbarer Aufklärung vor unſere Augen in der hier eingefügten, vom ehemaligen Pfarrer der Gemeinde Eichenrain, Gabriel Haſelbaum, abgehörten und aufgezeichneten Beichte eines Sterbenden.

„Eines Abends hatte ich für den Meiſter am äußerſten Ende der Leopoldſtadt einen Auftrag auszurichten. Da ſah ich auf dem Heimweg, während es ſchon dämmerig geworden, unfern vom Fiſcherthor mehrere Kerle eine Kutſche anpacken, den Kutſcher von ſeinem Sitz reißen und ihm einen Schlag verſetzen, daß er wie todt liegen blieb, und dann mit dem Wagen wie toll in die Jäger Zeil hineinfahren. Ich hatte einen Schrei des Schreckens aus der Kutſche gehört, als wär' ein Weibsbild drinn, weßwegen ich nachlief, vermerkend, daß es da gewiß Unrath und Unrecht gäbe. Kamen ſolche kurioſe Schelmenſtücklein damals zu Wien gar viel vor, weil die ganze Stadt von fürnehmen Leuten aus aller Welt Enden wimmelte. Sie nannten's einen Congreß, aber es war ein rechtes Sündenleben voll Saus und Braus und war kein ehrſames Weib und kein hübſches Madel vor den übermüthigen fremden Menſchen ſicher, die in grünen und blauen und rothen und braunen und ſchwarzen und gelben, mit Gold und Silber geſtickten Monturen einherflunkerten und in allerlei ſeltſamen Sprachen welſchten. Ich lief alſo der Kutſche nach und ſchrie immer hinterdrein: Halt, halt, ihr Spitzbuben! Aber die Spitzbuben hielten nicht und fuhren in die Altſtadt hinein und aus dieſer hinaus in die Joſephsſtadt und über die Maria Hilfer Hauptſtraße in ein mir ſchier ganz unbekanntes Gewirr von Häuſern und Gaſſen und Gäßlein hinein und wieder rechter Hand hinauf gegen den Obſtmarkt zu. Dort lenkte die Kutſche in einen Thorweg ein und das Thor ſchloß ſich ſo raſch hinter ihr, daß ich nicht nach konnte. Es war aber einer der drei Kerle außen geblieben und der ſchnauzte mich nun auf Deutſch, aber gar g'ſpäßig ſchnarrend und ziſchend an, wer ich ſei und was ich da zu ſuchen hätte. Ich ſagt' ihm meinen Namen und daß ich der und der und von da und da ſei. Dann fragt' ich den Mann nach ſeinem Namen und Handwerk. Er ſagte, er ſei ein Schottländer und das Andere gehe mich Nichts an. Dann ſinnirte und ſimulirte er eine Weile und brummte Etwas in den Bart, was ich nicht verſtand. Endlich fragte er, ob ich wohl einen tüchtigen Beutel voll Gold und noch mehr verdienen wollte, und als ich antwortete, das wolle ein ſo armer Kerl wie ich freilich, ſo mußt' ich ihm mein Logement angeben und er ſagte, er werde am andern Tag zu mir kommen. Damit hieß er mich gehen und ich ging auch, denn der Mann hatte etwas raxiat Gefährliches im Geſicht und merkt' ich wohl, daß mit ihm nicht gut Kirſchen eſſen ſei Hatte aber die ganze Nacht keine Ruhe und keine Raſt, war mir mein Armſein auch noch nie ſo bös vorgekommen und ſchwebte mir immer der Beutel mit Gold vor Augen, von dem der Mann geſprochen. Am andern Morgen, ſo gegen Mittag zu, kam der Schottländer und war gerade mein Sohn, mein Michel, deſſen Mutter ſchon lange todt, bei mir in meinem Dachkämmerlein. Er hieß ihn fortgehen, und als er von mir erfahren, das ſei mein Bub, ſagte und was Ihr thun werdet, zu ſchweigen bis in den Tod. Zaudert Ihr im entſcheidenden Augenblick oder brecht Ihr Euer beſchworenes Schweigen auch nur mit einem Wort, ſo ſollt Ihr des jähen Todes ſterben, wo immer Ihr ſein möget. So ſprach er und wußte ſeine Worte ſo zu ſetzen, daß er mich ganz und gar bethörte. Einfältig und arm, wie ich war, und weil ich meinem Sohn ein beſſeres Loos ſichern wollt', weil auch der Schottländer eine Schrift hervorzog und mir aus ſelbiger das in aller Form Rechtens abgefaßte Urtel, wie ich deren ſchon viele hatte verleſen hören, vorlas und mir das große Wappenſiegel des Fürſten, welches ich wohl kannte, darunter zeigte, leiſtete ich nach einigem Beſinnen den verlangten ſchrecklichen Eid und hielt mein Richtſchwert parat oder eigentlich nicht meins, ſondern eins, das ich Tags vorher für den Meiſter polirt hatte. In der Nacht holte mich der Schottländer ab und hatte noch einen Mann bei ſich, der eine ſchwarze Maſke vor dem Geſicht trug. Am Ausgang der Straße harrte eine Kutſche, in die mußt' ich mit den zwei Männern ſteigen und der Schottländer verband mir mit einem Tuch die Augen.

Nachdem wir lange gefahren, hielt die Kutſche vor einem Haus, das, ſoviel ich, als man mich ausſteigen geheißen und das Tuch ſich etwas verſchoben hatte, in der Dunkelheit erkennen konnte, unſern vom Obſtmarkt lag. Der Schottländer band mir das Tuch ſogleich wieder feſter um die Augen und nahm es erſt weg, als wir nach langem Gehen über Treppen und Gänge in einem Zimmer ſtillſtanden und die Thüre hinter uns verſchloſſen worden. Das Zimmer war klein, ſchien gar kein Fenſter zu haben und war nur von einer an der Decke hängenden Lampe düſter erhellt. Auf einem ärmlichen Lager lag ein Weib, welches ſich bei unſerm Eintreten aufgerichtet hatte. Das Weib war ſehr ſchön, mußte aber viel ausgeſtanden haben und krank geweſen ſein. War auch gar rührend anzuſehen in ihrer Bläſſe und Hülfloſigkeit. Der Schottländer hieß ſie aufſtehen und las ihr mit gedämpfter Stimme das Urtel vor, doch ſie ſchien Nichts davon zu verſtehen und ſchluchzte und wimmerte unabläſſig: Mein Kind! mein Kind! Wo habt ihr mein Kind? Es erbarmte mich in der Seele und ich wollte nicht an das blutige Werk. Das Weib fiel auf die Knie nieder und ſchleppte ſich zu dem Mann in der Maske hin und beſchwor ihn bei Gottes Barmherzigkeit, ihr Kind ihr wieder zu geben. 's war herzzerreißend! Aber der Mann in der Maske ſtieß die Flehende zurück und der Schottländer band ihr die Hände und hieß mich mein Werk thun. Ich weigerte mich abermals, aber der Schottländer wies auf den Beutel mit Gold und auf die ſchriftliche Verſicherung, meinen Sohn zu verſorgen, welche Dinger er auf den Tiſch gelegt, und der Mann in der Maske ſagte in einem Ton, der mich zittern machte, zu mir: Du hältſt Deinen Eid oder Du ſtirbſt! Ich dachte an meine Armuth, an meinen Sohn und das Gold flimmerte verlockend vor meinen Augen. Der Schottländer drückte die Verurtheilte auf die Knie nieder und winkte mir und halb außer mir vor Angſt und Schrecken und Mitleid hob ich das Schwert und das Haupt des Weibes fiel. Nie, nie, wachend oder ſchlafend, weder bei Tag noch bei Nacht hab' ich den flehenden Schrei: Mein Kind! mein armes Kind! aus meinen Ohren bringen können, den die Unglückliche noch auf den Lippen hatte, als . . . . o, o, es war grauſig! . . . Als es geſchehen, ſagte der Mann in der Maske wie in gräßlicher Freude zu dem Schottländer: Endlich hat meine Rache ſie erreicht und ich denke, der Streich, der hier einen Kopf fallen machte, wird anderswo ein Herz brechen machen. Dann wandte er ſich zur Thüre, kehrte aber noch einmal um und ſagte: Sorgt für die Waiſe von Wien, hört Ihr, und dann kommt mir mit Courrierpferden nach; in Venedig werde ich Euch erwarten; das Uebrige wißt Ihr. Er ging und dann gab mir der Schottländer den Beutel mit Gold und die Verſchreibung. Als er mir aber die Augen wieder verband, um mich wegzubringen, merkte ich wohl, daß nicht nur ich, ſondern auch er am ganzen Leibe zitterte. Ich wurde wieder an und in die Kutſche gebracht und als dieſe nach langer Fahrt hielt und der Schottländer das Tuch von meinen Augen nahm und mich ausſteigen hieß, ſah ich mich in der Morgendämmerung unweit der Nußdorfer Linie. Die Kutſche aber fuhr raſch davon und in die Stadt zurück. — Dieſes Bekenntniß habe ich auf meinem Sterbebette abgelegt, um mein Gewiſſen zu erleichtern, nachdem ich meinen Eid bisanhin unverbrüchlich gehalten, und beurkunde ich mit meinem unter dieſe, von meinem Beichtvater entworfene, Schrift geſetztes Handzeichen, daß Alles ſich ſo verhält, wie ich geſagt, ſo wahr ich auf Gottes Barmherzigkeit hoffe. Amen.

† † †.

Im Buſch zu Eichenrain,
am St. Michaelistage 18**.

Daß dieſes das echte und freiwillig hergeſetzte Handzeichen des **Matthäus Holder**, ſonſt auch **Buſchmatthes** genannt, ſei, bezeugt mit ſeiner Unterſchrift und ſeinem Amtsſiegel

Gabriel Haſelbaum,
Pfarrer zu Eichenrain.

(L. S.)

Unmittelbar nach dem Ableben des Fürſten Lothar ergriff ſein einziger Bruder Hugo, der ſich bald darauf mit der Tochter eines römiſchen Principe vermählte, Beſitz von dem reichen Erbe und am Tage der Beſitznahme wurde der Schotte Benjamin Lurker, auf den der Fürſt große Stücke hielt, unter dem Titel eines Caſtellans als oberſter Verwalter der fürſtlichen Beſitzungen im Gebirge eingeſetzt. Lurker brachte eine Frau und einen dreijährigen Knaben mit, der für ſeinen Sohn galt, bis er bei dem bald darauf erfolgten Tod der Miſtreß Lurker öffentlich erklärte, der Knabe, welcher den Namen Triſtan führte, ſei bloß ein angenommenes Kind, was auch als wahr erſchien, denn er gab ihn ſofort dem Dorfarzt Philipp Frei in Koſt und Verpflegung und bekümmerte ſich augenſcheinlich faſt gar nicht um weiter ihn*).

---

*) Ich muß Eurer Durchlaucht melden, daß meine Ehehälfte das zeitliche Leben mit dem ewigen vertauſcht hat, woran ſie um meiner und ihrer willen ſehr gut gethan. Ich würde Sie, gnädigſter Herr, gewiß nicht mit meinem häuslichen Unglück behelligen, wenn nicht der Tod meiner Frau eine kleine Aenderung mit dem Triſtan nöthig gemacht hätte. Erlauben mir aber Euer Durchlaucht, hier zu bemerken, daß es vielleicht doch beſſer geweſen wäre, wenn Sie geruht hätten, mir damals zu erlauben, die Sache nach meiner Art d. h. raſch und für immer abzumachen. Die Todten laſſen Einen in Ruhe, das merke ich jetzt wieder recht gut, ſeit Miſtreß Lurker todt iſt. Doch Sie wollten es anders haben, gnädigſter Herr, und ich hatte nur zu gehorchen. Da ich nun aber den kleinen Bengel nicht mehr bei mir behalten konnte, ſo gab ich ihn, meine gewohnte Marime: das Kühnſte iſt ſtets das Beſte, befolgend, der Frau des hieſigen Arztes Philipp Frei, der Lisbeth Billung alſo, in Koſt und Pflege. Da iſt er wohl verſorgt, denn

Um dieſe Zeit wurde Triſtan von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht, der er nur mit Mühe ent-

die Frau thut ſich etwas darauf zu gute, eine wahre Chriſtin zu ſein. Der Arzt iſt arm und hat ſich für eine mäßige Summe verbindlich gemacht, die Waiſe von Wien — denn ſo wollen ja Eure Durchlaucht den Buben genannt wiſſen — für ſeinen eigenen Sohn gelten zu laſſen und ihm ſeinen Namen zu übertragen. Der Mann iſt aber zu geſcheidt, um das Märchen zu glauben, welches ich ſeiner Frau Bezugs der Waiſe von Wien aufgebunden, und ließ mich merken, daß er den Knaben für einen wilden Sprößling Eurer Durchlaucht halte. Ich ſagte nicht nein, damit er auf einer falſchen Fährte bleibe, und da er verläßlich und verſchwiegen iſt, ſo iſt die Sache einſtweilen ganz in der Ordnung. Viel fataler, gnädigſter Herr, iſt die Geſchichte mit dem einfältigen Kleinheinz, der, nachdem er den Leichnam Sr. Durchlaucht des Fürſten Lothar von München hieher in die Familiengruft gebracht, ohne Rückhalt erklärte, daß ihm der Verſtorbene ſein Teſtament und andere wichtige Papiere anvertraut habe. Der Kerl, der Kleinheinz iſt dumm wie Stroh, aber noch ehrlicher als dumm, und zähe wie eine Hagebuche. Wir müſſen aber das Teſtament kriegen, wir müſſen, nicht wahr? Eile hat indeſſen die Sache keine, denn der Fürſt Lothar hat, wie Kleinheinz ſagt, verordnet, das Teſtament erſt zu entſiegeln, wenn ſeine „geliebte und verehrte Ehefrau“ oder ſein Söhnlein, deſſen Namen der täppiſche Jägersmann glücklicherweiſe nicht kennt, aufgefunden werde.“ Da ſoll es lange zugeſiegelt bleiben. Indem ich Sie bitte, gnädigſter Herr, verſichert rann und welche Allem nach einen verwiſchenden Eindruck auf ſein junges Gedächtniß übte, denn er konnte ſich früherer Umſtände nicht mehr entſinnen, ſah in ſeinen Pflegeeltern ſeine wirklichen, wuchs friſch und kräftig heran und nach einigen Jahren hatten auch die Dörfler ihn als völlig zur Frei'ſchen Familie gehörig anſehen gelernt, wenn auch Anfangs allerlei Gemunkel über das Herkommen des Knaben ſich erhoben hatte.

Im Hauſe des Arztes ſchloß Ora, der einzige Sprößling der durch den Tod ihrer Mutter früh wieder gelösten Ehe des Fürſten Hugo, mit Triſtan eine Jugendfreundſchaft, die mit jedem Jahre an Innigkeit zunahm und deren Stärke bald durch die geheimnißvolle Stimme des Blutes gerechtfertigt erſchien. Durch die raſch aufeinander folgenden, gewaltſamen

---

zu ſein, daß ich in möglichſter Bälde Mittel und Wege finden werde, um den Kleinheinz mürbe zu machen, gebe ich mir die Ehre, mich zu nennen

Eurer Durchlaucht
unterthänigſten und treueſten Diener
Benjamin Lurker, Caſtellan.
Eichenrain, den 19. November 18**.

Todesfälle des Förſters Kleinheinz und des Caſtellan Lurker war nämlich Fürſt Hugo, der damals mit ſeiner Tante Ingeborg und ſeiner Tochter Oda in der Reſidenz zuſammenlebte, in große Verwirrung und ſeltſame Unruhe verſetzt worden, beſonders als er die Briefſchaften erhielt, welche ihm der Buſchmichel auf ſeiner Flucht von Nancy aus übermachte *). Er hatte eine lange Unterredung mit Ingeborg, und als er aus dem Zimmer derſelben trat, ſah er ſehr ergriffen aus. Am andern Tage ſagte Ingeborg zu Oda: Du mußt den Triſtan noch viel lieber haben, als bisher, mein Kind. Er iſt Dein Bruder und

---

*) Viktoria, gnädigſter Herr, Viktoria! Der ſehr gewiſſenhafte und ſehr zähe Kleinheinz iſt heute Abend am Fuße der Wülflisburg todt gefunden worden. Wahrſcheinlich — Sie verſtehen mich doch, gnädigſter Herr? — haben ihn die Wildſchützen todtgeſchlagen. Das Teſtament, der Trau- und Taufſchein, ſowie ein verteufelt gefährliches Beichtgeheimniß, ein Ausfluß der Todtenbettreue des Buſchmatthes, kurz, die Papiere alle ſind bereits in meiner Hand, denn ich hatte den Ort erlickert, wo der ſelige Waidmann ſie aufbewahrte. Aber ich wage nicht, dieſe wichtigen Documente Jemand zu übergeben, außer Ihnen ſelbſt und einſtweilen ſind ſie an einem geheimen Orte gut verwahrt. Thun Sie mir, gnädigſter Herr, den Gefallen und behalten

als ſolchen mußt Du ihn lieben; allein Du darfſt ihm nicht ſagen, daß er Dein Bruder iſt, verſprich mir das! Oda verſprach es, obwohl ſie nicht begriff, warum man ihr verböte, den, welchen ſie ſchon lange wie einen Bruder liebte, Bruder zu nennen. Später erfuhr ſie von ihrer Großtante, daß Fürſt Hugo, nachdem er die beiden Todesbotſchaften erhalten, der Fürſtin Ingeborg erklärt habe, er hätte Urſache, für den Knaben Triſtan, der im Hauſe des Doktor Frei zu Eichenrain erzogen werde, angelegentlichſt zu ſorgen, und als Ingeborg einige verwunderte Fragen laut werden ließ, habe er ihr verwirrt zu verſtehen gegeben, der Knabe ſei ſein Sohn, und ihr eine ſehr bedeutende Summe zur Dispoſition geſtellt, um die

---

Sie den Ueberbringer dieſes Briefes, den Buſchmichel, bei ſich oder ſpediren Sie ihn auf eine Ihrer entlegenſten Herrſchaften. Ich traue dem Kerl nicht. Er hat mir einen ſeltſamen Blick zugeworfen, als das ganze Dorf um die Leiche des Förſters verſammelt war. Morgen iſt meine Hochzeit und übermorgen will ich ausführlicher ſchreiben.

Euer Durchlaucht
unterthänigſter
W. Lurker.

Eichenrain, den 21. Oktober 18**.

Erziehung deſſelben zu fördern. Dabei aber habe ſie ihm geloben müſſen, dieſes Verhältniß weder dem Knaben noch ſonſt Jemand zu offenbaren und mit ihm ſowol, als mit Allen, von Triſtan nur als von der Waiſe von Wien zu ſprechen, auch mit aller Macht darauf hinzuwirken, daß Triſtan von der Familie Frei förmlich als Sohn gehalten und in der Meinung, daß er es wirklich ſei, erhalten werde, was dann durch den Umſtand, daß der Junge ſeit ſeinem Austritt aus dem Knabenalter fortwährend vom Dorfe fern war, ſehr erleichtert wurde. Dieſer Verabredung gemäß wurde auch in der Unterhandlung, welche Philipp Frei, der nach Lurkers Tod in die Reſidenz gekommen und von dem Fürſten an Ingeborg gewieſen worden war, mit dieſer in Bezug auf Triſtan führte, nie dieſer Name, ſondern ſtets nur die Waiſe von Wien genannt. Anfangs hatte der Fürſt darauf beſtanden, daß Triſtan Geiſtlicher werde, ſpäter war jedoch nicht mehr davon die Rede. Aus all dieſem geht hervor, daß der plötzliche Tod Lurkers, ſowie die Gewißheit, daß von dieſem im Intereſſe ſeines Herrn ein neuer Mord begangen worden ſei, dem Fürſten ſcharf und weckend an das eingelullte

Gewiſſen gegriffen und daß er den rechtmäßigen Erben der frevelhaft erſchlichenen und geraubten Reichthümer wenigſtens mit einigen Broſamen habe entſchädigen wollen.

Triſtan traf nach mannigfachem Schickſalswechſel in den Wildniſſen von Texas wieder mit Oda zuſammen und dieſe gab dann dem Rufe ihres Vaters, den ſie — es iſt ein ſchweres Bekenntniß — zeitlebens mehr gefürchtet, als geachtet und geliebt, hauptſächlich in der Abſicht Gehör, dem Bruder die volle Anerkennung ſeiner Rechte von Seiten des Fürſten zu verſchaffen. Aber kaum nach Eichenrain heimgekehrt, machte ſie die Entdeckung, ſie ſtehe mit dem Manne, den ſie von den Tagen der Kindheit an immer mehr und mehr geliebt, zwar in naher Verwandtſchaft, aber keineswegs in ſo naher, daß der ſchreckenvolle Schmerz, welcher ſie bei der Erinnerung an jene Frühlingsnacht auf der Prairie überkam, nicht hätte von ihr genommen werden ſollen. Und doch war es ein entſetzlicher Augenblick, als Oda Einſicht in den ganzen Greuel gewann, als ſie in ihrem Vater einen Mörder, einen Brudermörder erblicken mußte! . . . .

Oda hatte in dem oberſten Stockwerk des gewaltigen Wartthurms, der die öſtliche Façade des Schloſſes flankirt, ein Gemach für ſich einrichten laſſen wollen. Sie beaufſichtigte die Arbeiter ſelbſt, damit dieſe genau nach ihren Angaben verführen. Da wurde, während das alte vermorſchte Getäfel von den Wänden weggenommen ward, eine kleine Maueröffnung bloßgelegt, die wahrſcheinlich einen geheimen Schrank gebildet hatte, und in dieſer Oeffnung fand einer der Arbeiter ein Paket Papiere, welche er ſogleich an Oda übergab.

Eine flüchtige Einſichtnahme überzeugte Oda, daß ſie die Documente einer furchtbaren Familientragödie in Händen habe, und als ſie dann die Papiere genauer unterſuchte und das, was ſie daraus entnahm, mit dem zuſammenſtellte, was ihre Großtante ihr von dem Oheim Lothar und von Roſe Billung erzählt hatte, wurde ihr der Zuſammenhang der ganzen Schreckensgeſchichte klar.

Sie hatte das Teſtament Lothars, den Trauungs- und Taufſchein, mehrere Briefconcepte von der Hand ihres Oheims und von der Lurkers, endlich auch das Todtenbettbekenntniß des Buſchmatthes gefunden, welches Haſelbaum ohne Zweifel ſeinem Freunde Kleinheinz gegeben hatte, damit er es mit den übrigen Documenten aufbewahre und ſeiner Zeit wirkſam mache.

Alle dieſe Urkunden hatte Lurker aus dem Schreibſchrank des Förſters geſtohlen, nachdem er ihn ermordet, und in dem abgelegenen, jahrelang von Niemand betretenen Thurm verborgen, um ſie dem Fürſten eigenhändig zu übergeben.

Oda erkannte, daß die Waiſe von Wien, daß Triſtan der rechtmäßige Stammhalter und Erbe des fürſtlichen Hauſes von * * *, daß ſie in ihm nicht ihren Bruder, ſondern ihren Vetter geliebt. . . .

Als ſie ſich von dem entſetzlichen Schlag, den ihr die gewordene Gewißheit beigebracht, wieder erholt hatte, richtete ſich all ihr Sinnen und Trachten darauf, die Möglichkeit einer Verſöhnung zwiſchen dem Vater und Triſtan oder vielmehr die Möglichkeit einer Verzeihung von Seite des Letztern für den Erſtern anzubahnen. Sie verhehlte ſich die ungeheure Schwierigkeit dieſer Aufgabe nicht, und um ſich dieſelbe recht klar zu machen, hat ſie die vorſtehenden Blätter niedergeſchrieben. Es ſchien ihr vor Allem nothwendig, eine perſönliche Bekanntſchaft zwiſchen dem Fürſten und dem Sohne ſeiner Opfer einzuleiten, und deßhalb rief ſie ihren Vetter in die Heimat zurück. Wenn ſie nicht ein ſo großes Ziel im Auge gehabt, wäre es ihr wohl nicht möglich geweſen, das furchtbare Geheimniß allein zu tragen und einen ſo bittern, wuchtenden Knäuel tobender und ſich bekämpfender Gefühle und Gedanken lautlos in ihrem Herzen verſchloſſen zu halten. Aber obgleich ſie Alles von Triſtans Großmuth hofft, ſo beſchleicht ſie dennoch oft ein quälender Zweifel, eine unſägliche Angſt, wie das Alles noch enden werde und müſſe.

VI.

Rückfahrt.

Wer hat Dein Zauberbuch geleſen,
O Minne, Du allergeheimſtes Weſen?
Du biſt noch heute, wie Du geweſen,
Unſer ſelig Sterben und tödtlich Geneſen!
Woher Du ſeelenberauſchender Duft?
Woher Du Blitz aus heiterer Luft?
Woher Du Ruf, vor deſſen Bann
Kein Wille beſteht, kein Weib, kein Mann?

A. A. L. Follen.

Leb' wohl, Europa! daß Dein Aug' ſich helle!
Du Niobe, verſchönt von Rieſenſchmerz!
Gleich ihrer iſt auch Deiner Leiden Quelle
Dein Reichthum, den Du liebend drückſt an's Herz.

Gegrüßt, Amerika, Du jüngre Schweſter!
O nimm des Schmerzens Kinder mild von ihr!
Leg' an Dein Herz ſie, daß der Schmerzen größter
An ſeiner Fülle Heilung trink' aus Dir!

Anaſtaſius Grün

Einundvierzigſtes Kapitel.

Das Bild der Mutter. — Was ich an Oda ſchrieb. — „Wo weilſt Du, Glück?“ — Ein Tarok und Anderes wird entwickelt. — Prieſter und Menſch.

Als ich die furchtbare Kunde geleſen, ſaß ich lange regungslos und in dumpfem Brüten vor mich hinſtarrend, während meine Linke das verhängnißvolle Heft krampfhaft feſthielt und meine Rechte mechaniſch in den vor mir auf dem Tiſche liegenden Papieren umherwühlte. Endlich wollte ich aufſtehen, aber ich vermochte es nicht. Mir war wie Einem, der nach der Kriſis des Nervenfiebers zum erſten Mal wieder ſeines Daſeins einigermaßen bewußt wird, aber nicht die Kraft beſitzt, ſich ſeinen Zuſtand klar zu vergegenwärtigen und Alles nur wie durch einen Nebel ſieht, in welchen die frazzenhaften Phantome, die ihn vorhin umgaukelt und gequält, verſchwimmen und zerfließen. Trauer und Wuth, Schmerz und Rachedrang, Mitleid und Haß traten gleichſam in die Geſtalten des ſchrecklichen Drama's verkörpert, welches mich Oda's Erzählung hatte ſchauen laſſen, vor meine erhitzte Phantaſie und quollen dann vor meinen ſtarrenden, entſetzten Augen in ein ſchwarzes Chaos von Gefühlen zuſammen.

Ihr Vater hat meine Mutter ermordet, — ſagte ich endlich eintönig und träumeriſch vor mich hin — aber ſie liebt mich! Ihr Vater hat dem meinigen das Herz gebrochen, aber ſie liebt mich!

Oda liebt mich! ſchrie ich dann auffahrend ſo laut, daß das Gewölbe des Sales wiederhallend dröhnte, und dieſes Wort war ein Licht, das plötzlich aus der Nacht meiner Seele aufflammte.

Die Rache iſt ja ſchon vollbracht, ſagte ich dann beſchwichtigend zu mir, als Haß und Grimm ihre Krallen wieder in mein Gemüth hackten. Bei der Seele meiner Mutter, ſetzte ich zähneknirſchend hinzu, ich hätte ihn zertreten wie eine giftgeſchwollene Kröte!

Aber die Rache iſt ja ſchon vollbracht .... Ha! die Hand eines Vatermörders hat den Brudermörder erwürgt.

Aber ſie liebt mich!

Dieſer Gedanke kehrte immer wieder und klang wie Harfenlaut an mein Herz.

Aus all dem Schrecklichen, welches Oda in dem Hefte verzeichnet, rang ſich immer wieder die Gewißheit ihrer Liebe zu mir ſiegreich hervor. Jetzt war mir die Seltſamkeit ihres Betragens mir gegenüber, als wir in der Wildniß zuſammenlebten, enträthſelt. Jetzt wußte ich, warum ſie in jener Frühlingsnacht, als unſere glühenden Lippen einander gefunden, entſetzt vor mir geflohen. Die Flamme, welche ihr aus den Blicken des Mannes, den ſie für ihren Bruder hielt, entgegenloderte, hatte ſie mit Grauen erfüllt, um ſo mehr, da in ihrem eigenen Herzen ein Feuer brannte, welches heißer, unendlich heißer lohte, als das Veſtafeuer der Schweſterliebe.

War ich vorhin wie verſteinert geſeſſen, ſo ſtürmte ich jetzt in toller Haſt im Sale umher.

Dann erfaßte mich ein neuer Gedanke. Im

nächſten Augenblicke ſtand ich in der Burgkapelle vor dem Altar. Mit fliegenden Händen entfernte ich das Altartuch und die Holzbekleidung der Altartafel, eilte dann in die öde Sakriſtei, haſchte ein Stück Eiſen aus dem dort aufgeſtapelten Gerümpel und hob die verſchließende Marmorplatte von dem Altar. Hierauf in die Höhlung mich niederbeugend,, nahm ich das geheiligte Bild heraus, welches ich damals in wunderbarer Ahnung hier vor der Vernichtung geborgen, und entfernte mit zitternder Hand die ſchützende Atlashülle.

In allem Reiz ihrer Jugendſchöne und ihres Liebeglückes lächelte mich das Bild der Mutter an.

Ich umfing es mit meinen Armen, drückte es an meine Bruſt und bedeckte es mit Küſſen.

Dann verharrte ich, auf den Altarſtufen ſitzend und das Bild der Mutter zwiſchen meine Knieen haltend, lange in bitterlichem Weinen.

O, der Dichter hat Recht mit ſeinem ſchönen Wort:

Les pleurs sont la fontaine, où notre âme s'épure.

O, gewiß, gewiß, die Thränen ſind das Läuterungsbad der Seele; ich empfand es wohl in jener ſchweren Stunde.

Endlich ward ich ruhiger. Ein Entſchluß arbeitete ſich in mir zu immer beſtimmteren Umriſſen aus. Ich wußte, was ich zu thun hätte.

Das Bild auf den Altar ſtellend, ging ich in den Sal zurück, packte alle die Papiere wieder in das ſchwarze Sammetkäſtchen, verſchloß es und brach den Schlüſſel im Schlüſſelloch ab, trug das Käſtchen in die Kapelle, verſenkte es in die Altarhöhlung, betrachtete und küßte das Bild noch einmal mit ſchmerzlicher Reſignation, verhüllte es dann wieder und ließ es ſanft zu dem Käſtchen niedergleiten. Dann verſchloß ich die Oeffnung wieder mit der Marmorplatte, legte die Holzbekleidung darauf und deckte das Altartuch darüber.

Hier ſei beſtattet für immer, unſeliges Geheimniß, und Fluch der Hand, welche dich jemals wieder aufſtören wollte aus deinem Grabe!

So murmelte ich tonlos, verließ dann die Kapelle und verſchloß ſie hinter mir.

Im Sale ſuchten meine Blicke das Bild meines

Vaters Lothar. Es war nicht mehr da. Der Verderber ſeines Bruders hatte alſo ſeine brudermörderiſche Wuth ſogar auf das Bild deſſen ausgedehnt, den er in den Tod gejagt.

Ich ließ meinen Blick über die Ahnenbilder hinſchweifen, dann richtete ich mich in ſtolzem Bewußtſein auf und ſagte mit ſchneidendem Hohn:

Mit Mord und Raub habt ihr euer Geſchlecht begründet, mit Mord und Raub hat es geendet. Ich, der Letzte eures Stammes, verſchmähe es, eurer Reihe mich anzuſchließen. Der Vorletzte der Eurigen, euch gleich an Bosheit, Habgier und Blutdurſt, hat euren jüngſten Enkel als Waiſe unter das Volk geſchleudert, um ihn unter dem Stempel der Knechtſchaft zu Boden zu drücken. Aber womit er mich verderben wollte, das iſt mir zum Heile ausgeſchlagen, was mich erniedrigen ſollte, hat mich erhöht, ſtatt eines Sklaven bin ich ein Freier worden. Das Blut meiner Mutter kreist in meinen Adern, ich, der Sohn des Volkes, zerbreche hohnlachend euer fluchbeladenes Wappenſchild. Hinweg, Geſpenſter der Vergangenheit! Eure Zeit iſt um, die meiner Brüder beginnt und triumphirend pflanzen wir das Panier der freien Menſchheit auf den Schutt der Baſtillen weltlicher und geiſtlicher Tyrannei!

Feſten Schrittes ging ich dann aus dem hallenden Sal und die Treppen hinab.

Zu Hauſe in meinem Stübchen angekommen, ſetzte ich mich und ſchrieb folgende Worte an Oda:

Geliebte Baſe! Die Nemeſis hat furchtbar gewaltet, aber gerecht. So ſpracheſt Du heute Morgen an dem Todtenlager deſſen, der nicht mehr iſt. Ich fluche ihm nicht. Seine Schuld hat ſich gerächt. Ich führe keinen Krieg mit Geſtorbenen und nachdem ich die Geſchichte unſerer Eltern kennen gelernt, kann ich nur ſagen: Laß die Todten ruhen und laß uns bedenken, daß wir dem Leben gehören, daß wir nicht für das, was geweſen, ſondern für das, was iſt und wird, verantwortlich ſind. Das Teſtament meines unglücklichen Vaters ſoll nie bekannt werden und betrachte ich es als nicht vorhanden. Ich habe es ſammt allen den Documenten und Papieren an einem Ort begraben, von welchem es wohl nie mehr erſtehen wird. Die blutigen Geſpenſter der Vergangenheit ſollen nicht ſtörend in der Gegenwart umgehen, und wenn Du mit mir eines Sinnes biſt, ſo haben wir ihr Erſcheinen nicht zu befürchten. Laß uns für immer abſchließen mit dem, was hinter uns liegt, um mit klarem Blicke den Weg zu erfaſſen, der vor uns ſich breitet und den wir vereint wandeln wollen, Du magſt nun in mir den Freund, den Verwandten, den Bruder oder — ich kann das Wort nicht zurückhalten — den Gatten ſehen wollen. Und laß uns ein heilig Schweigen beobachten über all die unſeligen Geheimniſſe. Unſere Großtante allein ſoll und muß davon erfahren, ſo viel als nöthig iſt, Lisbeth und Anna aber keine Sylbe. Denn warum den Schmerz Lisbeths um die verlorene Roſe erneuern und mit unerhörter Bitterkeit vermehren? Auch liebt mich ja meiner Mutter Schweſter in der That wie eine Mutter und ich möchte mein und auch Dein Verhältniß zu ihr in keiner Weiſe ſtören.

Dieſen Zeilen fügte ich noch einige Worte des Troſtes und der Ermuthigung bei, wie mein Herz ſie mir eingab, ſiegelte dann das Schreiben und ging in die Stube hinunter, wo ich Anna allein traf; denn die Mutter war von der Frau des Lehrers in die Armencolonie geholt worden, weil der verwundete

Freiherr behauptete, ſie allein wiſſe mit einem Kranken umzugehen.

Um Gotteswillen, Triſtan, wie blaß ſiehſt Du aus? rief mir Anna angſtvoll entgegen. Du biſt gewiß krank und ſollteſt zu Bette gehen.

Bewahre, liebe Schweſter. Ich bin ganz wohlauf, obwohl mir die unruhig verlebte Nacht und die Ereigniſſe von heute Morgen etwas zugeſetzt haben. Thu mir jetzt den Gefallen, dieſen Brief an Oda zu überbringen, willſt Du?

O freilich, ich will ſogleich gehen.

Gut, auch ich muß gleich wieder fort, um nach dem Birkenfranz und nach der Bäuerin im Buſch zu ſehen. —

Die Ueberzeugung, Anderer Schmerzen gelindert zu haben, iſt Balſam für unſere eigenen Seelenwunden, ja ſchon der Anblick von fremden Leiden wird ein wohlthätiges Hinderniß, uns egoiſtiſch in die Betrachtung unſeres eigenen Wehs zu verſenken.

So trat ich, als ich meine Pflicht in der Hütte des Birkenfranz und im Buſch erfüllt, verhältnißmäßig beruhigt den Heimweg an. Ich fühlte wirklich die Kraft in mir, mit der Vergangenheit für immer abzuſchließen, wie ich an Oda geſchrieben.

Die Nacht überraſchte mich, wie ich aus dem Walde an das Ufer des See's heraustrat. Der Himmel war mit ſchwerem Gewölke verhangen, das der Nachtwind zu bizarren Gruppen zuſammenballte und dann wieder in flatternde Schichten zerſchnitt. Nur da und dort lugte ein Stern ſcheu aus dem Dunkel, die Wogen des See's brachen ſich mit monotonem Rauſchen zu meinen Füßen an dem felſigen Geſtade, ein feiner Spritzregen ſchlug mir fröſtelnd in's Geſicht, und als ſich jetzt mein Auge auf die düſtere Maſſe des Schloſſes emporrichtete, das finſter ob dem Thal wuchtete, und ich das einzig erhellte Fenſter im Mittelgebäude erblickte, hinter welchem die Todtenlampe am Lager des Mörders und Gemordeten brannte, kam ein Moment der Schwäche und der Zagheit über mich. Außer mir und in mir erſchien mir Alles ſo verſtört, hoffnungsbar und troſtlos, ſo nachtend und lichtlos, die unglückſelige Geſchichte meiner Mutter zog geſpenſtig drohend an meiner Seele vorüber, meine ganze Exiſtenz kam mir ſo haltlos und gebrochen vor, Oda's leuchtendes Bild ſchien mir mit einmal ſo fern gerückt, der Zweifel, ob ich wohl jemals wieder recht glücklich und mit mir einig werden könne, durchzuckte ſo ſchmerzlich mein Gehirn, daß ich, nach einem Ausdruck für meine Beklemmung umhertaſtend, halb unbewußt in den Angſtſchrei des verzweifelnden **Golo** ausbrach:

Wo biſt Du, Glück, in Himmelsbahnen?
Wo ſchwingſt Du in Räumen die hochrothen Fahnen?
Steig nieder! Wo faß' ich die Flügel?
Daß ich Dich greife, Dich binde,
Daß ich Dich zwinge mit Zaum und Zügel
Und meinen Sklaven Dich finde!
Erbarme Dich, Sterngegenwart!
Klingt an einander, gönnt ihm keine Flucht,
Daß es zur Erde hernieder muß.
Immer nur den fernſten Saum des Mantels
Zeigt es hinter ungewiſſen Wolken,
Bis wir müſſen raſend werden.

. . . .

Drei Tage ſpäter ſaßen Aloys und ich am Krankenlager unſeres Freundes im Schulhauſe, nachdem wir gerade aus der Stadt zurückgekommen, wohin wir nebſt einer Menge von Dörflern und fürſtlichen Dienern als Zeugen in der Unterſuchungsſache gegen den Mörder und ſeine Genoſſin citirt worden waren.

Der gute Romantiker war in ſeiner Geneſung ſo weit vorgeſchritten, daß wir ſeinem lebhaften Anſinnen, einen edlen Tarok mit ihm zu ſpielen, wohl entſprechen mußten, und zwiſchen die „Familien,“ „vier Könige,“ „Skiſuren,“ „Obere“ und „Untere“ hinein ſchlangen ſich die Geſprächsfäden über die Vorfälle der letzten Tage.

Da erfuhren wir denn auch die tragiſche Geſchichte unſeres Ritters.

Der alte Knappe Scherasmin war an dem Tage, wo Peter Wipper oder Niels Lehmann im Dorfe angekommen, ungeſehener Zeuge einer geheimen Zuſammenkunft deſſelben mit der ſogenannten Frau von Kriſal im Walde geweſen, welcher Zuſammenkunft leicht zu entnehmen war, daß die Beiden früher in den vertrauteſten Verhältniſſen geſtanden haben mußten. Auch fielen verdächtige, auf das Schloß und den Fürſten bezügliche Worte zwiſchen ihnen, was den Knappen bewog, ſeinem Ritter von der Sache in Kenntniß zu ſetzen. Don Ranudo, der ſich die Angelegenheit nach ſeinem Sinne romantiſch zurechtlegte, verbot Scherasmin, irgend einem Menſchen von der Sache zu ſprechen, und befahl ihm, die Schritte des verdächtigen Fremden ferner zu belauern. Scherasmin that ſo und brachte in Erfahrung, daß die Höhlen unter der alten Burg von Wipper und der Kriſal zu verſtohlenen Zuſammenkünften benützt würden. Mehrmals hatte hierauf Don Ranudo, in dem Geſtein verborgen, ſolchen Zuſammenkünften angewohnt, ohne ſich die Unbequemlichkeit, öfters halbe Tage lang in der nicht eben behaglichſten Lage das Kommen der Beiden erwarten zu müſſen, verdrießen zu laſſen, und hatte ſo das ſchändliche Complott gegen den Juwelenſchatz des Fürſten — von einem Mord war vorerſt keine Rede geweſen — entſtehen und reifen geſehen oder vielmehr gehört. An jenem Abend nun, wo auch Aloys und ich die Verbrecher belauſchten, aber einestheils nicht genug vernahmen, um ſofort lärmſchlagend dem ſchrecklichen Ereigniß vorzubeugen, anderntheils eine Kataſtrophe überhaupt nicht ſo nahe dachten, hatte Don Ranudo in ſeinem Lauſcherverſteck ſo ziemlich den ganzen Plan der Beiden mitangehört. Er war aber weit entfernt, auch nur ein Wort davon verlauten zu laſſen, denn es freute ihn unbeſchreiblich, einmal eine Gelegenheit zu haben, ſolcher Schufterei gegenüber ſich in aller Glorie eines ritterlichen Kämpen für Recht und Unſchuld zu zeigen. Daß die Rückſicht auf Oda in ſeinem romantiſchen Plane eine große Rolle ſpielte, verſteht ſich von ſelbſt. Die Kriſal hatte in der entſcheidenden Zuſammenkunft ihrem Spießgeſellen eröffnet, man müſſe jetzt ohne Verzug an's Werk gehen, denn ſie wiſſe beſtimmt, daß der Fürſt die Chatulle mit neugeprägten Goldſtücken und Juwelen, mit deren Betrachten er vor dem Schlafengehen jedesmal noch ſeine Augen kitzle, die Nacht über unter ſeinem Kopfpfühl verberge. Wipper ſollte gegen die Mitternachtsſtunde durch das der Armencolonie zunächſtliegende Parkthor, zu welcher ihm die Kriſal einen Schlüſſel gab, in den Park und von da durch eine von der Kriſal zu öffnende Nebenthüre in den Corridor dringen, welcher an die Gemächer der Maitreſſe ſtieß. Dieſe lagen, wie ſchon erwähnt, gerade unter denen des Fürſten, in welche der Dieb vermittelſt der geheimen Treppe gelangen ſollte. Don Ranudo's Gegenplan war ſogleich entworfen und, beſeſſen von ſeinem abenteuerluſtigen Rettungsplan, trennte er ſich, wie wir geſehen haben, nach Beendigung der Soiree bei Oda im Parke von uns, ohne uns nur den geringſten Wink zu geben, riß einen Aſt, der ihm als Lanze und Schwert dienen ſollte, vom nächſten beſten Baume und legte ſich in der Nähe der bezeichneten Parkpforte in Hinterhalt. Als nun eine halbe Stunde vor Mitternacht Wipper durch die Pforte in den Park geſchlichen kam, warf er ſich, erfüllt von dem Geiſte ſeiner Ahnen und mit dem Schlachtruf: Auf mit dem Banner! Hurrah, Krachmandolino! wüthend auf den Kerl, holte mit ſeinem Aſt zum Streiche aus und hätte den Feind ſicherlich zu Boden geſchlagen, wenn er nicht in ſeiner furibunden Tapferkeit ein paar Schritte über ſein Ziel hinausgerannt wäre. Bevor er ſich umwenden konnte, verſetzte Wipper ſeinem Angreifer einen Hirſchfängerhieb über den Hinterkopf, daß das Blut nachſchoß und der Getroffene taumelte und ſtürzte. Weiter wußte er Nichts mehr von dem fatalen Abenteuer und wir konnten vermöge der uns in der Stadt gewordenen Aufklärungen daſſelbe dahin ergänzen, daß Wipper dem Gefallenen in der Dunkelheit noch einen Stich beigebracht, der glücklicherweiſe bloß in den Schenkel gegangen ohne eine wichtige Arterie zu verletzen, und ihn dann für todt oder wenigſtens für „ordentlich zugedeckt“ hatte liegen laſſen.

Es ſchickte ſich, daß Don Ranudo am Schluſſe ſeiner Erzählung ein ſchönes „Solo“ ſpielen konnte, wodurch das bittere Nachgefühl einer Niederlage, die ſo entſchieden war als nur je eine des berühmten Caballero de la Mancha, einigermaßen gemildert wurde. Er machte den letzten Stich mit dem „feingewordenen Pagat“ und beſaß Humor genug, wortſpielend zu äußern, dieſes Solo ſei ihm beſſer geglückt, als das verwünſchte Duett vor vier Nächten, wo er den letzten Stich nicht gemacht, ſondern gekriegt hätte.

Wir hatten aus der Stadt das vollſtändige Bekenntniß des Mörders zurückgebracht, ein Bekenntniß, das die ganze Scala einer abſcheulichen Verbrecherlaufbahn umfaßte. Und auf einer der unterſten Sproſſen dieſer Galgenleiter ſtand der gräßliche Frevel des Vatermords. Niels Lehmann war der Sohn des ſogenannten rothen Junkers, welcher aus Verzweiflung über die Laſter ſeines kaum dem Knabenalter entwachſenen Sprößlings, der ihn zum Bettler gemacht, aus ſeiner Heimat Dänemark entwichen war. Auf ſeiner vagabundirenden Wanderſchaft durch Deutſchland hatte Niels eine Spur von ſeinem Vater aufgefunden und dieſelbe bis nach Eichenrain verfolgt, um dem armen Alten das Letzte, ein mit Brillanten verziertes Portrait ſeiner frühverſtorbenen Gattin, zu entreißen. Der Greis verweigerte die Herausgabe dieſes Schatzes und beantwortete die rohen Anſprüche des Sohnes mit Flüchen. Da erwürgte ihn der Sohn und entfloh mit dem geraubten Kleinod, welches er den erſtarrten Händen des Ermordeten entriſſen. In Betreff ſeines letzten Verbrechens hatte er zuerſt ſich auf's Läugnen verlegt, als man ihn aber mit Dörtje Oernſen confrontirte und dieſe alle Schuld von ſich ab und auf ihn zu wälzen verſuchte, geſtand er Alles und legte dabei eine abſcheuliche Freude an den Tag, ſeine Mitſchuldige zu verderben. Er war mit dieſer von Jugend an befreundet und ſie hatten zuſammen lange Zeit ein buntes Gaunerleben geführt, wobei er, wie es die Umſtände gerade forderten, bald ihren Bruder, bald ihren Liebhaber oder Ehemann geſpielt. In einem Nordſeebade, wo Dörtje ihr altbeliebtes Gewerbe einer Miſſionärin der Venus vulgivaga trieb, hatte ſie die Blicke des

Fürſten auf ſich zu ziehen gewußt und mit Beihülfe Wippers und vermittelſt der abgefeimteſten Kniffe war es ihr gelungen, um den reichen Liebhaber ein Netz zu ſchlingen, welches ſich zuletzt tödtlich über demſelben zuſammenziehen ſollte. Niels, der fortan von dem Almoſen der Maitreſſe lebte, hatte ſich dann lange von ihr fern gehalten, bis ſie, die des Aufenthalts in dem einſamen Eichenrain endlich überdrüſſig wurde, ihn förmlich einlud, zur Ausführung eines Hauptſchlags herbeizukommen. Als ſie, von ihrem Mitſchuldigen vollſtändig verrathen und überführt, ſich ebenfalls zu Geſtändniſſen herbeiließ, gab ſie an, ſie ſei bloß durch die Furcht, der Fürſt, welcher täglich ſchwächer und kränker wurde, möchte ſie in ſeinem Teſtamente nicht genugſam bedenken, eine Furcht, welche ſie ſich aus ſeinem immer auffallender hervortretenden Geize abſtrahirt, auf den Raubgedanken gebracht worden. An Mord hätte ſie gar nicht gedacht. Später gab ſie jedoch zu, daß ſie den Mord wenigſtens nicht zu hindern verſucht hätte, als derſelbe von Wipper für nothwendig erklärt worden, weil ja nicht abzuſehen ſei, wie ſie mit guter Art aus dem langweiligen Schloſſe wegkäme, während der Fürſt noch lebe. Auch hätte ſie es höchlich erbittert, daß der Fürſt nach der ärgerlichen — von ihr in der Abſicht, die Geſellſchaft bald auseinander zu bringen, um die nöthigen Vorbereitungen zu dem Verbrechen treffen zu können, herbeigeführten — Scene in Oda's Zimmer ohne ihr gute Nacht zu wünſchen mit ſeiner Tochter weggegangen ſei. Befragt, wo ſie den ihr zugefallenen, größern Theil des geraubten Schatzes hingethan, bezeichnete ſie eine Stelle in ihrem Schlafgemach, wo ſie einen zufällig losgegangenen Theil des Getäſels unter der Tapete hinter ihrem Bette ſich als Geheimſchrank zurechtgemacht. Dort wurde auch wirklich nicht nur das Geraubte, ſondern auch verſchiedenes anderes, früher auf allerlei Manier beſeitigtes Geſchmeide gefunden. Was die Mordnacht ſelbſt betrifft, ſo war es in derſelben folgendermaßen zugegangen: Wipper oder Lehmann war von Dörtje vermittelſt der geheimen Treppe vor das Schlafgemach des Fürſten gebracht worden und hatte daſſelbe betreten, nachdem ſich die ſchändliche Dirne verſichert, daß der Fürſt ſchliefe. Nun aber war Wipper nicht ſo leicht zu Fuß, wie ſie, ſein Tritt weckte den Fürſten, der, als er den Räuber im Schimmer des Nachtlichts vor ſich ſah, ſich aufrichtete und zu einem Hülferuf anſetzte. Allein er konnte nicht dazu kommen, denn Niels warf ſich auf ihn, hielt ihm die eine Hand vor den Mund und bohrte ihm mit der andern furchtbar gewandt eine lange, ſcharfe Stahlnadel durch die Oeffnung des rechten Ohres aufwärts in's Gehirn, was augenblicklichen Tod des Opfers zur Folge hatte. Nachdem ſich der Mörder verſichert, daß kein Blut fließe, holte er Dörtje herbei und brachte mit ihrer Hülfe den Ermordeten in die beſchriebene Lage am Drehriegel des Fenſters, um den Schein eines Selbſtmords hervorzubringen. Dann durchſuchte Dörtje das Bette und zog die Chatulle hervor. Mit einigen Händen voll Goldſtücken und einer Partie Juwelen wurde der Mörder vorderhand abgelohnt und machte ſich, vorhergegangener Abrede zufolge, ſogleich aus dem Staube, um die jenſeits des Gebirges gelegene Gränze zu gewinnen. Die Verbrecher hofften zuverſichtlich auf die Erreichung dieſes Vorſatzes und die zurückbleibende Dörtje glaubte ſchon durch ihr bloßes Dableiben jeden Verdacht von ſich fernzuhalten, um ſo mehr, weil die Chatulle des

Fürſten nicht vermißt werden könnte, da nur ſie allein von dem Vorhandenſein oder wenigſtens von dem jeweiligen Aufbewahrungsort derſelben etwas Beſtimmtes gewußt.

Wenn man die ſonſtige Abgefeimtheit derartiger, in der Schule des Verbrechens vollſtändig ausgebildeter Menſchen bedenkt, ſo muß man ſich über die plumpe Art und Weiſe verwundern, womit ſie ihre letzte, gräßliche That ausführten. Es ging aber auch hier, wie es oft geht. Ganz erfüllt von der Gier nach dem Reſultat, ſetzt das Verbrechen manchmal alle Vorſicht und Schlauheit bei der Wahl der Mittel aus den Augen.

Unſerem Hidalgo machte es große Freude, zu erfahren, daß ſowohl Niels Lehmann als Dörtje Oernſen zu Kopenhagen geboren und daheim war, denn er konnte auf dieſe Nachricht das Shakeſpeare'ſche Citat: Ihr falſchen Dänenhunde! ſetzen, und als das Spiel zu Ende ging und wir uns verabſchiedeten, rief er uns noch heiter das Wortſpiel nach: Der Wipper kommt ſicherlich an die Wippe!

Am Eingang des Dorfes ſtanden wir ſtill, um das Schauſpiel des Sonnenuntergangs zu genießen. Die Häuſergruppen lagen in friedlichem Schweigen vor uns da, von blühenden Bäumen überragt, auf dem Kirchthurme ſchlug die Betglocke an, Dämmerung ſank auf Thal und Wald und hoch droben leuchteten die Kuppen und Firnen in purpurner Glut.

O ſieh, Triſtan, wie ſchön! rief Aloys aus. Und von all dieſer Pracht willſt Du ſcheiden?

Gewiß, entgegnete ich, denn der Contraſt, welchen die Natur hier herum mit dem Elend und der wirren Knechtſchaft des Volkes bildet, macht es mir nur um ſo unmöglicher, in der Heimat wieder einheimiſch zu werden. Aber wie iſt es mit Dir? Haſt Du meinen Vorſchlag überlegt?

Ich habe ihn reiflich bedacht und kann nicht darauf eingehen. Ich darf nicht über mich verfügen, wie mein Herz in Augenblicken der Schwäche vielleicht wünſchte; als ein Glied des großartigſten Organismus, welchen es je gegeben, als ein Glied der Kirche kann und darf ich den Poſten nicht verlaſſen, auf welchen ſie mich geſtellt.

Larifari, jeder Sklave iſt berechtigt, ſeine Feſſeln zu brechen.

Um, wenn er ſie bricht, die zerbrochenen Kettenringe ſein Lebenlang am Fuße nachzuſchleppen. Aber ich bin kein Sklave, Triſtan. Mit innigſter Ueberzeugung den Grundwahrheiten unſerer heiligen Religion zugethan, bin ich nicht weniger innig überzeugt, daß dieſe Grundwahrheiten beſtimmt ſind, das Angeſicht der Erde zu verwandeln und zu erneuen, und daß dieſe Wandlung und Erneuung einzig und allein durch die kirchliche Organiſation zu erſtreben ſei.

Bah, mit dieſem theologiſchen Socialismus lockt man keinen Hund vom Ofen. Du haſt Dir da in Deiner Gutmüthigkeit ein wunderliches Ideal ausgeheckt, aber dabei ganz überſehen, daß Theologie und Unterdrückung ſchlechthin gleichbedeutend ſind. Komm mit uns, lieber Junge, und Du ſollſt ſehen, daß man den Himmel gar nicht nöthig hat, um auf Erden glücklich und ſittlich zu werden, denn ohne Sittlichkeit iſt kein dauerndes Glück denkbar und ſo iſt die Sitte zugleich Erkenntniß. Komm nur mit, ſag ich Dir, und Du wirſt die Kutte ſchon ausziehen lernen.

Nein, Triſtan, ich bin Prieſter in jeder Fiber meiner Seele. Was wollteſt Du mit einem Prieſter in Deiner gottloſen Gemeinſchaft thun?

Als Prieſter würdeſt Du Dich, offen herausgeſagt, allerdings unter uns bloß unnütz machen, denn die Menſchen werden ſehr bald und ſehr leicht einſehen, daß man ſie, ſo man ihnen das reelle Dieſſeits nicht unter den Füßen wegzieht, nicht aufs himmelblaue Jenſeits zu verweiſen braucht; allein Du willſt ja, bei Licht beſehen, auch, was ich will, die Knechte zu Menſchen machen, die Elenden zu Glücklichen. Im Grunde Deines Herzens ſtimmſt Du mit mir überein, ſoll nun der rein formelle Umſtand, daß man Dir ein paar Tropfen Salböl auf die Glatze geträufelt, einen trennenden Keil zwiſchen uns ſchieben?

Es iſt hier nicht bloß von einem formellen Unterſchied die Rede, Triſtan. Wir gehen in unſern Anſichten viel weiter auseinander, als Du glaubſt. Du willſt die Religion in die Freiheit auflöſen, ich möchte die Freiheit zur Religion erheben; Dein Ideal iſt die Allmenſchlichkeit, das meinige die Allgöttlichkeit; Du glaubſt nur an den Menſchen, ich nur an den Gott; Du betrachteſt die perſönliche Laufbahn des Menſchen mit ſeinem Tode geſchloſſen und läſſeſt die Individualität in die Geſammtheit zurückkehren, ich dagegen bin von einer unendlichen Fortentwicklung des Menſchen als Individuum überzeugt ....

Trotz dem Laienbrevier von Schefer?

Ja. trotzdem.

Nun gut, mein Alter, chacun à son goût. Aber ich habe mich doch verteufelt geirrt, wenn ich meinte, es ließe ſich auch auf Dich das große Wort anwenden, welches der genannte Dichter die Mutter des glorreichen Pantheiſten und Märtyrers Giordano Bruno ſprechen läßt in dem Augenblick, wo ſie den vorher von ihr verleugneten Sohn auf dem flammenden Holzſtoß erblickt und ihr Mutterherz erwacht: Am Menſchen zerſchellt die Kirche!

Ja, Du haſt Dich geirrt, Triſtan, und das mag bloß von meiner Toleranz herkommen, die Nichts verwirft, ſondern, wie der Apoſtel gebeut, Alles prüft und das Beſte behält. Doch laſſen wir das unfruchtbare Hin- und Herreden, ich kenne Dich zu gut, um an die Möglichkeit einer Bekehrung zu glauben.

Da haſt Du recht, lieber Junge. Schon die Worte Bekehrung, Miſſions- und Bibelgeſellſchaften ſtinken mich an wie faule Fiſche. Ventre del diavolo, ich ſage Dir, der Odas-Colonie ſoll mir kein Miſſionär zu nahekommen!

Siehſt Du, ich hatte Recht, Dir gegenüber von meiner Toleranz zu ſprechen. Aber ſag mir, könnteſt Du denn die junge Fürſtin nicht bewegen, das Gute, was ſie an den Eichenrainern thun will, denſelben hier in ihrer Heimat zu Theil werden zu laſſen?

Ich weiß nicht, ob ich es könnte, aber daß ich es ſchlechterdings nicht will, das weiß ich, lieber Aloys. Oda liebt die Eichenrainer von Kindheit auf viel zu ſehr, als daß ſie ihnen bloß ein Palliativmittel verordnen möchte. Ein Palliativmittel aber wäre es, ihnen hier helfen zu wollen, wo wir erſtlich nicht Raum zur Begründung eines vernünftigen geſellſchaftlichen Zuſtandes hätten und wo man uns zweitens das ſocialiſtiſche Handwerk bald legen würde.

Ach geh, Alles läuft auf Deine Grille hinaus, daß der Aufenthalt in Deutſchland unausſtehlich ſei.

Nun ja, mir ſowohl, als Oda kommt der Aufenthalt nicht nur in Deutſchland, ſondern in Europa überhaupt unausſtehlich vor und ſehnen wir uns recht ſehr nach unſern Urwäldern und Prairien zurück. Auch geſtehe ich offen: mein Leben kommt mir zu kurz vor, als daß ich es an die Chimäre von Deutſchlands Wiedergeburt, Befreiung und Einigung vergeuden möchte.

Halt, das iſt Läſterung! An ſeiner Nation verzweifeln, iſt eine Todſünde.

An ſeiner Nation? Wo iſt denn die deutſche Nation? Ich habe die achtunddreißig deutſchen Vaterländer ſo ziemlich alle durchwandert, aber von einer Nation habe ich Nichts erblickt, ſondern nur geſehen, daß Börne's Eintheilung der Deutſchen in Hofräthe und in Solche, die es werden wollen, noch immer gültig iſt.

Dann haſt Du wohl nur Deine Kurzſichtigkeit bewieſen.

Das mag ſein und gewiß iſt, daß ich es in der patriotiſchen Hellſeherei nie ſo weit gebracht, um das Symbol von Deutſchlands Heil in dem preußiſchen Adler zu ſehen! Puah! calculire, ich möchte, ſo ich mich überhaupt als Sklaven denken könnte, lieber ein Japaneſe, als ein Preuße werden. Du weißt, das Kokettiren unſerer Deutſchthümler mit der Schnupftabakdoſe des alten Fritz hat mich ſchon auf der Univerſität herzlich angeekelt.

Es iſt auch keine Rede vom Preußenthum, ſondern vom Deutſchthum.

Mag es ſein, ich aber ſetze an die Stelle dieſer engbrüſtigen, immer nur den alten Sauerteig geiſtiger und geſellſchaftlicher Unfreiheit unter trügeriſcher Uebertünchung verbergenden Begriffe das freie, erlöſte und weltweite Menſchenthum, und ein Menſch zu ſein und zu heißen, genügt mir und befriedigt mich vollkommen.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Die Verlobung in der Fürſtengruft. — Hochzeit und Auswanderung.

Als ich am folgenden Morgen den verwundeten Romantiker beſuchte, fand ich ihn in dem Großvaterſtuhl des Lehrers hinter dem Ofen ſitzen, von mehreren Schloßdienern umgeben und in eifrigſter Unterhaltung mit dem Haushofmeiſter des Fürſten begriffen.

Oda hatte ihn nämlich erſuchen laſſen, Falls ſein Befinden es geſtatte, die Anordnung der Beſtattung ihres Vaters in der Familiengruft zu übernehmen, und Don Ranudo unterzog ſich dieſem Auftrag mit einem Behagen, welches nur durch den fatalen Umſtand beeinträchtigt wurde, daß ihm ſeine Wunden nicht erlaubten, den düſtern Pomp der Beiſetzungsceremonie mit eigenen Augen zu überwachen.

In der Nacht wurde der Fürſt in die Gruft ſeiner Ahnen verſenkt.

Am nordöſtlichen Ausgang des Parkes, da, wo er ſich in einen dichten Gebirgshochwald verliert, ſteht eine uralte, ſorgſam erhaltene Kapelle, welche über den letzten Ruheſtätten des Geſchlechtes der Herren der Berge errichtet iſt.

Hieher bewegte ſich unter Fackelſchimmer einer alten Familientradition gemäß zwiſchen Mitternacht und Morgen der feierliche Leichenzug.

In der ſchwarz ausgeſchlagenen Kapelle ward der Sarg auf den Katafalk geſtellt, welchen vierundzwanzig mannshohe Kandelaber beleuchteten. Auf dem Bahrtuch lagen Helm, Schwert und Wappenſchild.

Die Todtenmeſſe wurde geleſen und der Sarg unter den üblichen kirchlichen Gebräuchen, welche Aloys würdevoll vollzog, in die geöffnete Gruft hinabgelaſſen. Dann wurde die Oeffnung wieder mit der großen Gußeiſenplatte verſchloſſen und die Verſammlung von dem Prieſter entlaſſen.

Die Kapelle leerte ſich und der Sakriſtan löſchte die Kerzen, während das Morgenroth das hohe, bis an die Wölbung hinaufſteigende Bogenfenſter hinter dem Altar zu röthen begann. Der Sakriſtan ging als der Letzte und ich, der ich hinter einer Säule im Hintergrund der Kapelle ſtehend, der Feierlichkeit angewohnt hatte, wollte gerade ſeinem Beiſpiele folgen, als ich eine weibliche, tief in ſchwarze Schleier gehüllte Geſtalt lautlos aus einem der vergitterten Betſtühle hervorgleiten und auf die mit dem Wappen des fürſtlichen Hauſes gezierte Eiſenplatte, welche die Gruft verſchloß, zuwanken ſah.

Hier kniete ſie nieder und verharrte regungslos wie eine Statue lange in Andacht und Betrachtung.

Als ſie endlich zufällig den Kopf gegen die Stelle wandte, wo ich ſtand, und ihr Tuch an die Augen führte, fiel der Schleier, der ihre Züge bedeckt hatte, auseinander und ich erblickte das blaſſe, bethränte Antlitz Oda's.

Sie erhob ſich und ſchien mit Anſtrengung nach Faſſung zu ringen, ich ſage mit Anſtrengung, denn das wahrhaft ſtarke Weib wird von wirklichem Schmerz weit rauher angefaßt, als jene weichen, oberſlächlichen Frauennaturen, die zwar jedem traurigen Eindruck auf der Stelle widerſtandlos nachgeben, aber auch raſch wieder zu ihrer gewöhnlichen Stimmung zurückkehren.

Sie wandte ſich zum Fortgehen, aber immer wieder zog es ſie zurück und mit einmal ſchien das Gefühl des Verwaiſtſeins mit all ſeiner Herbheit über ſie zu kommen; denn ihre Augen füllten ſich abermals mit Thränen und ihr halberſticktes Seufzen ſteigerte ſich zu dem klagenden Schrei:

O, wie bin ich jetzt allein und verlaſſen!

Plötzlich aber hob ſie das Haupt und ein Stral himmliſcher Freude glühte auf ihrer reinen Stirne.

Nein, nein, flüſterte ſie, er wird mit mir ſein! Triſtan wird mich nicht verlaſſen!

Triſtan iſt da, ſagte ich tief ergriffen und eilte auf die Geliebte zu. Er iſt bei Dir, um ſich nimmer von Dir zu ſcheiden, Oda.

Einer jener Schickſalsmomente, welche das Loos der Menſchen beſtimmen, ſchwebte über uns.

Sie war einen Schritt zurückgeſchrocken vor meinem plötzlichen Erſcheinen. Dann aber kam ſie mir entgegen, faßte mit ihrer Rechten die meinige, ſah mir unbeſchreiblich flehend in die Augen, wies mit der Linken auf die Verſchließplatte der Gruft und wisperte kaum hörbar:

Haſt Du ihm .... kannſt Du ihm verzeihen?

Ich habe es gekonnt, verſetzte ich erſchüttert; ich habe ihm verziehen, Oda, um Deiner willen.

Und ich bog mein Knie vor ihr und drückte ihre Hände vor meine Augen.

Als ich wieder zu ihr aufſchaute, ſah ich ihr Antlitz von einer Purpurflamme angeglommen, als hätte das Frühroth allen Schein darauf ergoſſen, und ihre Hände zitterten heftig in den meinigen. Aber dieſe zitternden Hände zogen mich ſanft zu ihr empor und dann ſtanden wir Auge in Auge und führten jene ſchweigende, elektriſche Zwieſprache, welche die ſeligſten Gefühle und Gedanken der Menſchenbruſt in einen Blick zuſammenfaßt. Und wie ich ſie ſo anſchaute, trat das innerſte, ſüßeſte Geheimniß ihres keuſchen Herzens immer deutlicher auf ihr liebliches Antlitz hervor und dem leiſen Drucke meines Armes nachgebend, ſank ſie mit den ſeelenvollen Flüſterworten: Triſtan, mein Bruder, mein Geliebter, mein Ein und mein Alles! an meine Bruſt, bog das ſchöne Haupt zurück und bot mir die roſigen Lippen zum Verlobungskuſſe dar.

Sanft richtete ich endlich die Bebende, Verſchämte in meinen Armen auf und führte ſie aus der dumpfen Todtenkapelle hinaus in die vollblühende Schöpfung, ob welcher die Sonne ſegenſprühend aufging. Eine Lerche ſchoß aus dem Graſe zu unſeren Füßen auf und ſchmetterte mit ihrer Morgenfanfare ringsum tauſend Vögel wach. Wald und Gebirg badete ſich in Licht und Glanz und ein koſender Frühhauch trank den wolluſtvollen Odem der Blumen vom Boden auf.

Ich verſchloß die Thüre der Begräbnißkapelle, nahm den Schlüſſel und ſchleuderte ihn in die Tiefe des Waſſerfalles, der unfern vom Felſen ſchäumte.

Die Vergangenheit ſei für immer hinter uns verſchloſſen, mit all ihren düſtern Geheimniſſen und Sünden und Schmerzen, auf daß wir die Blicke ungehindert und frohgemuth auf die Gegenwart und in die Zukunft richten. Sieh, meine Geliebte, die Nacht iſt vorüber und der Tag gekommen! ſieh, wie rings der Frühling lacht und jubilirt — laß uns leben, Oda, laß uns lieben!

So ſprechend umſchlang ich die Erwählte und Errungene und durch den thauperlenden, duftenden, klingenden Maimorgen hin geleitete ich die Braut triumphend in die Arme der Mutter.

Ein Jahr war ſeither ins Land gegangen, da regte ſich an einem ſchönen Frühlingsmorgen zu Eichenrain ein brauſendes, wimmelndes Leben. Alle Häuſer, nicht ein einziges ausgenommen, entſandten ihre feſtlich gekleideten Bewohner, den Greis wie das Kind, das Weib wie den Mann, das Mädchen wie den Jüngling, auf dem freien Platz unter der Dorflinde, wo die Verſammelten, von den längſt wiedergeneſenen, romantiſchen Freiherrn in verſchiedene Gruppen geſondert und ſo aufgeſtellt wurden, daß die ſüdliche Seite des Platzes die Männer einnahmen, während die Frauen den öſtlichen, die Mädchen den weſtlichen Flügel bildeten und die Großväter und Großmütter mit ihren Enkeln an der Nordſeite das

Viereck ſchloſſen und im Innern deſſelben, durch die Linde getrennt, zwei Chöre von Jünglingen ſich zeigten. Alle Männer hatten ihre Hüte und Mützen mit Eichenzweigen und Tannenreiſern geſchmückt und die Weiber trugen Sträuße von Rosmarin und Vergißmeinnicht an den Miedern. Alle ſahen feierlich, faſt ergriffen und erwartungsvoll aus. Geſchäftig ordnend ging Don Ranudo zwiſchen den Gruppen hin und her, in ſtummer Trauer lehnte der Pfarrer Aloys an dem Stamm der Linde, unter deren Schatten ſchon ſo viele Generationen geſpielt und unter deren Gezweigen ſich heute die Dorfbewohnerſchaft zum letzten Mal verſammelte, bevor ſie den Boden der Heimat verließ.

Denn die ganze Gemeinde war im Begriffe, auszuziehen, um nimmer wiederzukehren.

Die Vorbereitungen zu dieſem Auszug, der auf Oda's Koſten geſchah, hatten viele Zeit in Anſpruch genommen und an Arbeit, Mühe und Verdruß hatte es dabei natürlich nicht gefehlt. Ich hatte, um die nöthigen Gelder flüſſig zu machen, die Verhandlungen über den Verkauf mehrerer Herrſchaften zu leiten und überhaupt die Angelegenheiten meiner Braut zu ordnen, mehrere Reiſen machen müſſen, während ſie daheim die Gemüther der Dörfler, die zwar auf den Auswanderungsplan mit dankbarer Freude eingingen, aber, wie leicht erklärlich, dabei eine Maſſe verſchrobener Anſichten und extravaganter Hoffnungen entwickelten, durch milde Belehrung aufklärte und bereitete. Aloys hatte ſich, obgleich gegen alle Aufforderungen, den Zug mitzumachen, taub, auf Oda's Bitten herbeigelaſſen, der Gemeinde unterweiſende Vorträge über die Auswanderungsfrage, über die Verhältniſſe des Landes jenſeits des Meeres, in welchem ſie eine neue Heimat finden und gründen ſollten, und über die Bedingungen, unter welchen ihre Anſiedlung daſelbſt gedeihlich werden könne, zu halten und dieſe Vorträge hatten guten Erfolg gehabt, denn man brauchte den Eichenrainern nicht mit dem Holzſchlägel zu winken, da ſie, wie ich ſchon an einer frühern Stelle in dieſen Blättern geſagt, ein intelligenter und verſtändiger Menſchenſchlag waren, welchen die Noth der letzten Zeit zwar gebeugt und gedrückt, aber keineswegs zu ſtumpfer und dumpfer Verthierung entwürdigt hatte. Mitten unter dieſen Arbeiten und Zurüſtungen hatte das Benehmen Don Ranudo's, als er meine Verlobung mit Oda erfuhr, eine halbcomiſche Epiſode herbeigeführt. Sein Leid war groß, daß das herrliche Mädchen nicht ihm zu Theil geworden, aber noch größer war ſein, faſt zum Ingrimm geſteigerter Schmerz, daß der letzte Sprößling eines ſo uralten, erlauchten Stammes einen ſo rebelliſchen Plebejer, wie mich, zum Gatten ſich erſehen konnte. Der Ichor der homeriſchen Götter — denn dieſer floß nach des Ritters ſtandhafter Behauptung in den Adern der altadeligen Familien — ſollte ſich mit dem Blute eines Demokraten vermiſchen, das war doch wohl Blasphemie. Er wollte auch in allem Ernſte mit mir eine Lanze um den ſchönen Siegespreis brechen, allein am Ende ließ er ſich durch meine Hinweiſung auf unſere Blutbruderſchaft beſchwichtigen und verherrlichte den Tag, an welchem Oda und ich unſer Verlöbniß im Kreiſe der Freunde öffentlich feierten, mit ſeinem ſchönſten Gedicht, wie er denn auch auf den Schaffottod Wippers, der von Dörtje Oernſen wahrſcheinlich noch lange im Zuchthauſe betrauert werden wird, ein Drehorgellied gemacht, welches dem berühmten Schartenmaier'ſchen

Brehmlied kaum nachſteht. Als der Tag unſerer Abreiſe herannahte, war er von Oda zum oberſten Verwalter der Herrſchaft Eichenrain eingeſetzt werden und ſollte demzufolge ſeinen Wohnſitz von der zerfallenden Wülſlisburg in das etwas comfortablere Schloß verlegen.

Ich trat in den Kreis und redete das verſammelte Volk an, indem ich es auf die hohe Bedeutung und den ſchweren Ernſt dieſer Stunde aufmerkſam machte und ihm ans Herz legte, daß Thatkraft und Beharrung, innige Eintracht und unwankbare Liebe nöthig ſeien, um unſer großes Vorhaben in's Werk zu ſetzen. Dann griff ich in die Vergangenheit zurück, verweilte bei dem ergreifenden Gedanken eines ſolchen Abſchieds von der Heimat und wies endlich, um die düſteren, thränenden Geſichter der Zuhörerſchaft wieder aufzuhellen, auf eine glücklichere, ſorgenfreie und menſchliche Zukunft hin.

Nachdem ich geendet öffneten ſich die Reihen, und an der Hand meiner Mutter und Schweſter trat Oda in bräutlicher Schönheit in den Kreis. Ein Kranz junger Roſen umwand ihre Stirne und Schläfen und ein Kleid von weißem Linnen umhüllte, unter dem Buſen mit einer blauen Schärpe gegürtet, ihre anmuthsvolle, harmoniſche Geſtalt.

Ein Ruf der Bewunderung und Liebe begleitete ihr Erſcheinen.

Ich führte ſie vor das Volk und ſprach:

Meine Brüder, ſeht hier dieſe Jungfrau, welche ich mir zur Lebensgefährtin erwählt und die mich mit ihrer Liebe begnadet. Vor Euren Augen und Euch alle zu Zeugen anrufend, erkläre ich feierlich, daß ich dieſe meine Braut ehren und lieben werde als meine theure Gattin all mein Lebenlang und bis in den Tod, und ich frage Dich, Oda, willſt Du das Gelöbniß meiner Liebe und Treue annehmen und erwiedern?

Ja, ich will, Triſtan! entgegnete Oda leiſe, aber mit klarer Betonung.

Und ſie reichte mir ihre Hand und neigte erröthend ihre Stirne gegen meinen Mund.

Die Mutter ſegnete uns und fügte unſere Hände zuſammen, während die Mädchen das Brautlied anſtimmten.

Als es zu Ende, erhob der Pfarrer ſeine Stimme und bot ſeiner Gemeinde den Abſchiedsgruß.

Dann begannen die beiden Chöre der Jünglinge abwechſelnd die Strophen des Liedes zu ſingen, welches der hochſinnige Platen den aus der Heimat ziehenden Polen in den Mund gelegt und das Oda in Muſik geſetzt hatte:

O kommt im Verein,
Ihr Männer, o kommt!
Vernehmt, was allein
Den Geknechteten frommt.

Zieht aus von dem Land
Der Geburt, zieht aus
Und ſchleudert den Brand
In das eigene Haus!

Zu den Wagen, ihr Männer, rief ich, der Augenblick des Abſchieds iſt gekommen!

Der Kreis öffnete ſich und eine unabſehbare Reihe bepackter, mit Plahnen bedeckter und je mit vier Pferden beſpannter Wagen ward die Dorfgaſſe entlang ſichtbar. Der erſte dieſer Wagen war für die Mutter, die Schweſter, für mein Weib und mich beſtimmt und hatten ihn die Dörfler über und über mit Blumenkränzen und Blüthenzweigen geſchmückt.

In ruhigem Ernſt wich das Volk von dem Platze und vertheilte ſich an die verſchiedenen Geſpanne. Die Kinder ſchäckerten und lachten, denn für ſie war ja dieſer Auszug ein Feſt, doch da und dort wiſchte ſich ein greiſer Mann eine Thräne aus den Augen und hörte man die Weiber laut klagen, als ſie einen letzten Blick in die verödeten Hütten warfen. Allein die Jünglinge ſangen:

Euch winket herbei
Manch ſchönes Gefild,
Wo ein Held ſchläft frei
Auf mächtigem Schild.

Wo nie ein Deſpot
Die Geiſel gezückt,
Und der Knechtſchaft Noth
Kein Herz noch erdrückt.

Ich hob die weinenden Frauen in den Wagen und dann hielten Aloys und Don Ranudo und ich uns lange ſchweigend umſchlungen. Endlich entriß ich mich ihnen, um nicht meiner Rührung zu erliegen. Auf den Vorderſitz des Wagens mich ſchwingend, warf ich noch einen Blick auf Berge und Wälder, Schloß und See und Dorf und rief aus:

Leb wohl, mein Heimatland, und möge Befreiung und Glück ſo ſtralend und hell dir aufgehen, wie jetzt die Sonne über dich aufgegangen!

Und die Zügel des Geſpannes erfaſſend gab ich mit dem Ruf: Wohlauf nach Amerika! das Signal zum Aufbruch und trieb die Pferde zu raſchem Laufe an.

Die Wagenreihe donnerte hinter uns drein, aber über dem Geraſſel ſchwebte der verklingende Geſang der Jünglinge:

Es baue der Knecht
Den verödeten Strand,
Ein feiges Geſchlecht
Im entvölkerten Land.

Er keuche, dem Thier
Dem verachteten gleich;
Ihr pflanzt das Panier
In der Freiheit Reich!

Ich bog mich bei einer Wendung des Weges rückblickend aus dem Wagen und ſah zwiſchen den beiden Freunden, welche mit den Hüten winkend rechts und links an der Straße ſtanden, die Wagenreihe durchfahren.

Da ſagte ich zu Oda:

Schau Dich um, geliebtes Weib. Siehe, Adelthum und Prieſterthum, Vorrechtlerei und Bevormundung, Unterdrückung und Entmenſchung, ſie bleiben am Wege ſtehen, aber das Volk zieht aus und der Freiheit entgegen!

Schlußkapitel.

Triſtan Frei an Aloys und an Don Nanndo di Krachmandolino.

Obashall am Goetheſee,
den 18. Juli 1846.

Eure Briefe, meine guten Kameraden, wären ſchon früher beantwortet worden, wenn ſie mich zu Hauſe getroffen hätten. Ich war aber mit der Mehrzahl unſerer Männer in den Krieg gezogen und half die Barbe-noirs tüchtig klopfen. Ja, haben ſie tüchtig geklopft und geledert, bei Jingo!

Die junge Republik Texas, wißt ihr, hat im vorigen Jahr vermöge allgemeinen Volksbeſchluſſes den einzelnen Stern ihres Banners mit der großen

Sternfamilie in Uncle Sam's Panier vereinigt. Das wollte den lumpigen Mexikanern gar nicht gefallen, denn wißt ihr, ſo lange Texas noch für ſich allein ſtand, hatten ſie immer hoffen können, den jungen Freiſtaat durch Uebermacht wieder unter das Joch ihrer Pfaffen und Banditenchefs — denn das ſind ihre ſogenannten Präſidenten und ihre Generale, einer wie der andere — zu beugen. Wurden euch daher ganz toll, als die Santa Anna's und Paredes und wie die Schufte alle heißen, als ſie mit einmal den Brother Jonathan zum Nachbar bekamen, merkten wohl, wo die Sache hinauswill, calculirten, ihre verfluchte Pfaffen- und Räuberwirthſchaft müſſe ein ſchmähliches Ende nehmen, wenn das nordamerikaniſche Prinzip immer weiter nach Süden vordringe, bedurft' es eben auch keiner übertrieben feinen Naſen, um zu riechen, wo der Haſe im Pfeffer liege. Wohl, glaubten alſo, den Siegerſchritt Uncle Sam's aufhalten zu müſſen und zu können, und ſandten ein Heer an den Rio grande del Norte herauf, um die Hereges (Ketzer) ſammt und ſonders zu vertilgen und Texas wieder mit dem glücklichen Mexiko zu vereinigen. Ließen ſich aber die Hereges nicht ſo mir Nichts dir Nichts vertilgen, ſind euch gar verwünſcht zähe und hickoryhafte Kerle, dieſe Ketzer. Drehten den Stiel um, ventre del diavolo, ſo drehten wir, und haben den rechtgläubigen Söhnen der Alleinſeligmachenden pretiös transzendent heimgezunden, wie ſich Ram nach beendigter Affaire ausdrückte. Und dieſe Affaire fiel, nachdem wir vom 6. Mai an mit den Schwarzbärten herumgeplänkelt, am 9. bei Reſaca de la Palma unweit Matamoros am Rio grande vor, und ſtanden wir Amerikaner unter dem capitalen General Taylor und hatten die Mexikaner zum Oberbefehlshaber den General Ariſta. Nun, die Sache ging, wie ſie gehen mußte. Der Feind zog nach einigem Standhalten das Fliehen dem Fechten vor, wir verfolgten ihn, überſchritten den Fluß und beſetzten die Stadt Matamoros, während Melahuk mit ſeinen Comanchen in der Tamaulipasprairie den Krieg gegen die ihm tödtlich verhaßten Mexikaner auf indianiſche Art weiterſpann. Dieſer Tage bin ich mit der Mehrzahl der Mannſchaft heimgekehrt, denn da kein Feind mehr im Felde ſtand und von einem Eroberungszug gegen die Mexikaner für jetzt keine Rede iſt, ſo dachten wir, wie die meiſten unſerer Mitbürger, es ſei geſcheidter, daheim die Erndte einzuthun, als müſſig im Lager umherzulungern. Kommen ſie wieder an unſere Gränze, die rechtgläubigen Lumpen, ſo wollen wir ſie ſchon wieder heimſchicken. Gar lange wird übrigens auch in Mexiko ſelbſt das Regiment der Pfaffen und Banditenchefs nicht mehr währen, allein das ſaubere Plänchen, welches der Oberbourgeois und Oberkrämer von Frankreich ausgedüftelt, nämlich für einen ſeiner hoffnungsvollen Sprößlinge ein Thrönchen in dem alten Anahuac aufzurichten, dieſes Plänchen wird ſicherlich nicht ausgeführt werden, ſo lange es noch republikaniſche Rifles gibt. Nein, daraus wird Nichts, wohl aber muß es ſich erfüllen, denn es iſt bloß der natürliche Verlauf der Dinge, daß binnen zwanzig, höchſtens binnen dreißig Jahren die Union ſich über den ganzen nordamerikaniſchen Continent erſtreckt. Dann wollen wir oder unſere Söhne ſehen, ob das Wort, welches ich an jenem verhängnißvollen Abend in Oda's Gemach zu Eichenrain über die Zukunft Amerika's geſprochen, ſich bewahrheite oder nicht. Die Weltgeſchicke müſſen in Erfüllung gehen allen Proteſtationen des Veralteten zum Trotz und die

Zeit, die „flammende Rieſin,“ tritt die brutalen Gewaltherrſcher wie die pfiffigen Diplomatlein und die pfäffiſchen Halünklein ſchonungslos und unerbittlich in den Staub. Die Romantik verſiecht, aber die Vernunft geſundet; die Götter gehen ſchlafen, aber der Menſch erwacht.

Doch genug von dieſem Thema, denn ich will meinem lieben Orlando furioſo mit dieſem Brief nicht die Kolik verurſachen.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen unter dem Porch von Odashall ſitzend, welches jetzt ſeinen ſtolzen Namen beſſer verdient, als früher, denn es iſt ſeither zu einer ſtattlichen Sommerwohnung für Ingeborg, meine Mutter, Oda und mich eingerichtet worden, während wir die Wintermonate in dem wärmeren Libertas zubringen. Mir gegenüber ſitzt mein geliebtes Weib, ſchön und liebreizend als Mutter, wie ſie es als Mädchen geweſen, ihren Säugling Aloys an der Bruſt, während unſer zweijähriges Töchterlein Roſe an ihre Kniee ſich lehnt und ſchüchtern dem lärmenden Spiele zuſieht, welches einige Schritte weiterhin mein Erſtgeborner, der vierjährige Roland, mit dem braunen Haſis und dem derben Honigpad aufführt, bis endlich die Knaben in ihrer Beweglichkeit den Hügel hinab und drei anderen Altersgenoſſen entgegeneilen, die von dem Dorfe am Fluſſe heraufkommen. Unter dieſen drei Ankömmlingen macht ſich ein ſchwarzes, kugelrundes Kerlchen bemerkbar, und das iſt ein Sprößling Bogo's, der, während ich in Europa war, auf einem Ausflug an die Seeküſte Gelegenheit gefunden, ſich mit einer Ebenholzdonna zu vermählen. Neben dem kleinen Mohren geht ein ſchwarzhaariger, hochaufgeſchoſſener Sohn des Buſchmichels und meiner Schweſter Anna, die ſich endlich doch noch „gekriegt,“ und dieſem zur Seite ein flachshaariger, blauäugiger Miniaturſchwabe, dem Gutsmuths Gretchen die Züge ihrer Heimat vererbt. Indem ich nun meine Blicke auf dieſes Halbdutzend künftiger Republikaner richte, erfaſſen ſie zugleich die an beiden Ufern des Schillerfluſſes maleriſch zerſtreuten Häuſer und Blockhütten, in welchen die Gemeinde von Odas-Colonie wohnt, und verlieren ſich dann in die geſegneten Felder und Pflanzungen, die ſich ſüdlich bis an den Jefferſonsforſt und weſtlich weit am Goetheſee hinabziehen, während die Anhöhen im Oſten im Schmuck der Reben grünen und den Uhlandshügel die Kelter krönt, wo das herzerfreuende Naß unter dem Kelterbaum hervor in die Kufen quillt, um ſich zum Sporn des Denkens, wie der köſtliche Ariſtophanes den Wein ſo ſchön nennt, zu klären. In der Mitte des Dorfes iſt ein großer freier Platz eingezäunt, auf welchen wir eine Linde gepflanzt. Die Weſtſeite dieſes Platzes beſpült der Fluß, die Südſeite nimmt das Schulhaus ein, die Nordſeite der große Vorrathsſpeicher und die Oſtſeite die hohe, luſtige Feſthalle, in welcher die Ehebündniſſe geſchloſſen, die Tänze und Liederwettkämpfe aufgeführt, die feſtlichen Brudermahle gefeiert, ſowie die politiſchen und ſocialen Unterweiſungen und Beſprechungen abgehalten werden. Der freie Platz ſelbſt dient der Gemeinde zur Erörterung und Beſchlußnahme in öffentlichen Angelegenheiten und der Stumpf einer koloſſalen Eiche zur Rednerbühne. Hier regiert und richtet ſich das Volk ſelbſt.

Fragt ihr nun, ob ich glücklich ſei, ſo antworte ich: nicht nur ich, ſondern wir Alle ſind glücklich, Alle zuſammen, und ich bin eigens beauftragt, euch unter freundlichen Grüßen zu ſagen, daß Glück und Zufriedenheit unter uns wohnen.

Die Anfänge unſeres freien Gemeinweſens waren freilich mühevoll, denn wir hatten es nicht nur mit der Ueberwindung äußerlicher Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu thun, ſondern auch mit all dem Wuſt, der dem Volke von Europa her anklebte. Da galt es denn, energiſch durchzugreifen, und wir erkannten die Nothwendigkeit, drakoniſch gegen Jeden zu verfahren, der mit eigenſüchtigen, muthwilligen Störungen unſer Werk beeinträchtigen wollte. Bald aber erwieſen ſich die ſtrengen Geſetze, die wir Anfangs entworfen und geltend gemacht, als überflüſſig. Ein brüderliches Verſtändniß ſtellte ſich in der Gemeinde her und das Prinzip: Macht die Menſchen ſorgenfrei, ſo macht ihr ſie auch vernünftiger und beſſer! — bewährte ſich vollkommen. Sobald ſich Jeder als geltendes Glied des Ganzen fühlen lernte, wurde ihm auch das Ganze das Höchſte, und ſobald er einſehen lernte, daß Alles, was er für die Gemeinſchaft thue, aus dieſer wieder ſegensreich auf ihn zurückſtröme, mußte er auch erkennen, daß er, indem er das Glück der

Gemeinſchaft fördere, nur ſein eigenes baue. Endlich kann nur der Unverſtand behaupten, daß durch dieſes Leben in der Gemeinſchaft und für die Gemeinſchaft die individuelle Freiheit Noth leide. In einem freien Ganzen iſt auch der Einzelne ein Freier, die Unfreiheit des Ganzen aber bedingt ſchlechterdings auch die Sklaverei der Einzelnen. Die Willkür, die in unfreien Gemeinweſen Einzelne vermittelſt unſinniger Standesvorrechte oder ſchnöden Geldbeſitzes üben können, wird gewiß kein Geiſtgeſunder Freiheit betiteln wollen. Die Verehrer dieſer Willkür haben den Grundſatz: „Genieße, was Dein Herz erfreut!“ Wohlan, auch wir haben dieſen Grundſatz, welchen der alte morgenländiſche Weiſe ausgeſprochen, aber wir vergeſſen nicht den Zuſatz: „Doch Bruderherzen kränke nie!“ Das iſt's. In dieſem Zuſatze liegt die nothwendige Beſchränkung, die Sittlichkeit, wodurch das Genießen auf eine vernünftige Baſis gebaut wird und woraus dann unſer erſtes Geſetz ſich ergibt: Das Glück und Wohlbefinden des Einzelnen durch das Glück und Wohlbefinden Aller zu begründen.

Ein Haupthebel zur Ausbildung und Conſolirung unſerer Geſellſchaftsverfaſſung, die mit den maaßgebenden Prinzipien der Landesverfaſſung in keinen Conflikt gerathen kann — denn, wie der Amerikaner mit Recht ſtolz ſagt, we live in a free country — iſt natürlich die Erziehung, die in ſtrengſt demokratiſch republikaniſchem Sinne geleitet wird. Der oberſte Grundſatz bei der Ausbildung der jungen Generation aber iſt der: Ihr ſeid Menſchen, die Erde iſt eure Heimat; die Entwicklung eurer geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten zur höchſtmöglichen Vollendung iſt eure Beſtimmung, mit den Menſchen in brüderlicher Harmonie zu leben und zu wirken euer Beruf, das Wohl und Weh eurer Brüder zu theilen eure Pflicht, die Achtung und Liebe der Guten euer Lohn, die Mißbilligung und Verachtung der Tüchtigen eure Strafe. Dabei wird auf unbedingte Offenheit und mackelloſe Ehrenhaftigkeit der Kinder geſehen und mit den ſpartaniſch ſtrengen körperlichen Uebungen, welchen ſie unterworfen werden, geht die Vorbereitung zu geiſtigen Genüſſen und zu einem mannhaften, furchtloſen und bewußten Auftreten im Leben Hand in Hand; denn wir wollen keine europäiſchen

Zwitter, denen auf den Schulbänken die Bewunderung für helleniſchen Freiheitsmuth und römiſchen Heldenſinn eingebläut wird und die dann, aus der Schule ausgetreten, jämmerlich chriſtliche Sklaven werden müſſen. O, meine Freunde, auch ihr hättet ſicherlich eine Freude an unſerer kraftvoll, geſund und ſchön heranwachſenden Jugend. Wahrlich, aus den Eichenrainern wird ein Stamm von Eichenherzen hervorgehen, und bis die ſogenannte Civiliſation, mit der wir übrigens vermittelſt der natürlichen Canäle unſerer Flüſſe ſchon jetzt in vielfacher Verbindung ſtehen, unſern Gränzen nahegerückt ſein wird, werden wir eine Geſellſchaft begründet haben, welche fähig iſt, in dieſem herrlichen Lande die Pflanzſtätte der Vernunft und des Humanismus zu werden.

Ihr fragt mich, ob ich, ob wir nie Heimweh trügen, und ich beantworte dieſe Frage wohl am Beſten mit den Worten Ingeborgs, als uns mein geliebtes Weib die deutſchen Zeitungen vorgeleſen, welche mit euren letzten Briefen gekommen. Bewahre dieſe Blätter, ſagte die edle Greiſin zu mir, denn ſie können als Medicament dienen. Wenn je Einer der

Unſrigen von Heimweh angewandelt werden ſollte, ſo braucht man ihm bloß ſo ein Blatt vorzuleſen und er wird auf der Stelle geneſen. Ach ja, Mutter, verſetzte ich, es iſt der alte deutſche Jammer und und man kann und muß unſere armen Landsleute noch immer mit dem Dichter fragen:

Kein Held noch, noch kein Ziska oder Tell,
Und eure Trommel noch das alte Fell?

Höchſt ergötzlich iſt das Lobhudelpſalmiren, welches in der gepreßten deutſchen Preſſe laut geworden und das Flunkern mit einem erſtunkenen und erlogenen Nationalbewußtſein. Deutſches Nationalbewußtſein? Wann exiſtirte denn ſo ein Ding? Wie kann es exiſtiren? Jahrelang ſchon kämpfen z. B. die Schleswig-Holſteiner um die Vergünſtigung, deutſch commandirt zu werden und etwa ein deutſches Fürſtlein auf ein ſchleswig-holſtein'ſches Thrönlein ſetzen zu dürfen — gewiß beſcheidene Wünſche. Aber werden ſie dieſelben erreichen? Mit nichten. Frankreich wird intriguiren, England beſtechen, Rußland befehlen und in der Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt wird es heißen: Je ne suis pas compétent. „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ wird däniſch werden, wie Elſaß und Lothringen franzöſiſch geworden. Ja, wenn Adreſſen und Lieder Etwas gälten, dann wohl nicht; aber Papier bleibt Papier und „des Reimes Hammer ſpaltet keine Bande“ ſagt einer eurer kriegeriſchen Lyriker ſich ſelbſt verhöhnend und wahr. Was mich aber bis in die Seele hinein anſchämt, das iſt die bleiche Furcht, die zappelnde Angſt, die allenthalben unter der Löwenmaske hervorguckt, welche die Zeitungsſchreiber und Advokaten dem deutſchen Michel vorgebunden. Ja, hinter all den lärmenden Fanfaronaden, womit die Preſſe gegen die Ruſſen, die Franzoſen, die Engländer auftritt, lauert nur das demüthigende Selbſtbekenntniß: Wir ſind Nichts und können nie Etwas werden. — Auch eine Reformation oder wenigſtens einen Anlauf zu einer ſolchen haben die guten Deutſchen wieder gemacht. Ei, ei. Nur Schade, daß die proteſtantiſche Polizei der Sache ſo bald ihr allerhöchſtes Patronat entzog. Doch ſie konnte ſich ruhig zurückziehen in der Ueberzeugung, daß das deutſche Philiſterium und der deutſche Liberalismus, in deren Hände die Kirchenverbeſſerung bald fiel, derſelben ſchon den Garaus machen würden. Der gute Friedrich Schiller wußte, als er von dem ſchrecklichſten der Schrecken ſprach, noch nicht, daß der ſchrecklichſte der Schrecken der begeiſterte deutſche Philiſter ſei. Gewiß, auch die erhabenſte Idee muß zu Grunde gehen, wenn dieſe lendenlahme, aufgedunſene Sauerkraut- und Braunbierbegeiſterung ſich ihrer bemächtigt. Doch ſprechen wir im Ernſt, denn die Sache hat auch ihre ernſte und ſchöne Seite. Der gute Wille, der hiebei von vielen Seiten entwickelt wurde, iſt jedenfalls anzuerkennen, und wenn die tiefer greifenden Elemente, die ſich in der deutſch-katholiſchen Bewegung finden, zum Bewußtſein und zur Realiſirung gebracht werden könnten, ſo wäre das ein bedeutender Schritt nach vorwärts. Allein gerade das iſt der Fluch aller theologiſchen Reformen, daß ſie auf halbem Wege ſtehen bleiben müſſen, denn ſie ſind in den Zauberkreis der religiöſen Vorſtellungen gebannt, auf welchen ſie fußen, und an dem Narrenſeil dieſer Vorſtellungen werden die, welche ſich kaum mit halbem Leib aus dem Unrath hervorgearbeitet, immer wieder in die Kloake zurückgegängelt. Ja, wenn es wahr würde, was der ſchmetternde Drommetenton des Herwegh'ſchen Liedes den Deutſchen zugerufen, wenn ſie die That zu dem Worte fügten:

Einmal noch uns aufzuraffen
Zu des Lebens Maienluſt,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
Aus der Menſchheit wunder Bruſt.
Der ſich lange ſelbſt vergeſſen,
Iſt am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Menſch, der ſie durchmeſſen,
Kommt beim Menſchen endlich an.

Doch ich kann es leider nicht glauben. Die Deutſchen ſind und bleiben Hofräthe und Theologen, ſpielen höchſt ernſthaft ihre confeſſionellen und conſtitutionellen Kinderſpiele, flunkern mit ihrer Philoſophie und halten den Luther, der da geſagt, man müſſe das Volk hunzen, damit es nicht rebelliſch werde, für einen großen Mann. Einzelne unter ihnen ſind freilich geſcheidter und wir danken euch für den uns überſandten Beweis hievon. Ich meine die ariſtophaniſche Comödie von R. Prutz, die „volitiſche Wochenſtube.“ Sie hat uns köſtlich gaudirt, obwohl ich ſie ſtatt in ſteifen Trimetern und Anapäſten in ehrlichen, derben Knittelverſen geſchrieben wünſchte, und Rauſchebart, der, nebenbei geſagt, von Melahuks Stamm auf den Fall des Ablebens ſeines Schwiegervaters hin zu deſſen Nachfolger in der Häuptlingsſchaft gewählt worden, hat bei Sanct Hafis geſchworen, daß er die prächtige Comödie kommenden Winter in der Feſthalle zur Aufführung bringen werde. In Athen hätte man den Dichter jubelnd bekränzt, in Deutſchland klagte man ihn des Hochverraths an. Das ſoll wahrſcheinlich deutſch gemüthlich ſein und ſo viel haben die Deutſchen von den Griechen gelernt, die ſie ihre Vorbilder nennen und deren Weisheit und Bildung ſie allein gefreſſen haben wollen.

Aber Einerlei. Wenn auch der deutſche Nationalgeiſt im Sumpfe des Servilismus und des Afterglaubens ſtecken bleibt, der Menſchengeiſt hält deßwegen nicht inne auf ſeiner Bahn und ſo ferne ſein vollſtändiger Triumph noch ſcheinen mag, ſo gewiß iſt er auch. Sein elektriſcher Odem haucht über die Erde hin, weckt und zündet allüberall und aus zahlloſen, geheimnißvollen Röhren ſprudelt er ſeine erfriſchende und läuternde Gedankenflut in die Welt. Wer das Ohr horchend in die Zukunft wendet, vermag den Donnergang der großen Revolution fernher zu erlauſchen. Lebt wohl, meine Freunde, und laßt mich zum Schluſſe das Wort wiederholen: Die Romantik verſiecht, aber die Vernunft geſundet — die Götter gehen ſchlafen, aber der Menſch erwacht!

Inhalt des dritten Bandes.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Seite

„Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt." — Der Apachewannaween! — Stirb und ſei verdammt! — Von der Beſtie im Menſchen. — Wie die Blut- und Vernichtungstheorie der Fanatiker von ihnen ſelbſt praktizirt und Neujeruſalem zerſtört wird 1

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Die Colonie Libertas. — Rückblicke und Erläuterungen. — „Grands dieux, combien elle est jolie!" — Ein bekehrter Orthodoxer und ein Stück Theologie. — Eine Frühlingsnacht auf der Prairie. — Ein ſchwarzer Strich durch

Seite

hoffnungsgrüne Ausſichten. — Was Oda aus der Heimat ſchreibt. — Fort aus der glorloſen Wildniß! 16

IV. Heimkehr.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Auf dem Wege zur Heimat. — Welchen Eindruck die europäiſchen Zuſtände auf einen freien Mann machen. — Was für einen tragiſchen Ausgang meine Univerſitätsfreunde nahmen. — Im Parterre. — Die barmherzige Samariterin. — Aloys. — Mutter und Schweſter 79

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Wie ſich die Zeiten ändern. — Verſchiedene Weltanſchauung. — Don Ranudo di Krachmandolino. — Das Lied vom bravenWeib. — Ein Communiſt und eine Communiſtin. — Die Armencolonie 111

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Ein Abend auf und unter der Wülflisburg. — Im Fürſtenſchloß. — Rußland und Deutſchland. — Amerika und die Amerikaner. — Ehrfurcht vor dem Volk! — Eine Diſſonanz 153

Seite

Neununddreißigſtes Kapitel.

Halt, Kerl! — Die Hütte des rothen Junkers. — Eine Jugenderinnerung. — Ein Verwundeter 190

Vierzigſtes Kapitel.

Ein Todter. — Die Entlarvung. — Das geheimnißvolle Käſtchen und ſein verhängnißvoller Inhalt 210

V. Enthüllungen . . . 227

VI. Rückfahrt.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Das Bild der Mutter. — Was ich an Oda ſchrieb. — „Wo weilſt Du, Glück?" — Ein Tarok und Anderes wird entwickelt. — Prieſter und Menſch 271

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Die Verlobung in der Fürſtengruft. — Hochzeit und Auswanderung 299

Seite

Schlußkapitel.

Triſtan Frei an Aleys und an Don Ranudo di Krackmandelino 315

NB. In Bd. I., S. 295, Z. 3 v. u. iſt der Druckfehler „kann“ zu verbeſſern in „können.“

Eine

deutſche Geſchichte

(1848—1849)

von

Johannes Scherr.

Zürich.

Druck und Verlag von G. Kieſling

1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein Brief ſtatt einer Vorrede.

An M. P. in O. E.

Hebt hoch die Stirn trotz alledem!

Burns.

Herzlichen Dank, meine Freundin, für das „rothe" Zeichen von Theilnahme, welches Sie mir in dieſen Tagen zugeſandt. Ja, Sie gehen mit der Farbe heraus, Sie tapfere kleine Republikanerin. Haben Sie nur Acht, dem in Ihrer Nähe herrſchenden Ficklerfänger No. 2. keine rothe Epiſtel zu ſchreiben, denn, wie ich höre, iſt jetzt vollends das einzige Loch vermacht, welches noch aus unſerer „grundrechtlichen" Heimat in das Land führt, dem die Natur und unſer Landsmann Schiller den Stempel der Poeſie der Freiheit aufdrückten.

Sie ſcheinen zu glauben, daß ich des Troſtes und der Ermunterung ſehr bedürftig ſei. Aber Steckbriefe verwunden ja Einen nicht tödtlich. Der mir nachgeſchickte iſt übrigens ein hübſches Stück Portraitmalerei und beweiſt, daß die Herren von der Polizei mich ſchon ſeit lange ſcharf angeguckt haben müſſen. Nun, Gott ſegne ihre Studien! Vielleicht kommt einſt der Tag, an welchem ich dieſen und anderen Herren werde beweiſen können, daß ich mich in der Fremde ganz und gar nicht verändert, daß ich nicht abfärbig geworden. Ich hoffe überhaupt, die demokratiſche deutſche Emigration werde die Probe des Exils beſſer beſtehen, als die liberale Emigration ſie beſtanden hat.

Sie iſt freilich nicht ganz leicht, dieſe Probe.

In früher Jugend las ich einmal mit einem Freunde, der jetzt am Oregon hinterwäldlert, den alten Dante, und ich erinnere mich deutlich des ſonderbaren, trübſeligen Eindrucks, welchen die Stelle, wo der Ahn des Dichters dieſem ſeine Verbannung vorherſagt, auf mich machte:

> Du wirſt alsdann verlaſſen alle Dinge,
> Die dir die liebſten ſind; dies wird der erſte
> Pfeil ſein, den der Verbannung Bogen abſchnellt.
> Du wirſt dann merken, wie nach Salze ſchmeckt
> Das fremde Brot und welch' ein harter Gang iſt
> Das Auf- und Niederſteigen fremder Treppen. . . .

Damals ließ ich mir freilich nicht träumen, daß Campbell Recht habe, wenn er ſagt:

> Vom Spätroth des Lebens ſtrahlt myſtiſche Kunde
> Und Schatten voraus wirft die kommende Stunde.

Was man auch ſagen mag, es iſt kein Spaß, die Heimat unfreiwillig zu verlaſſen. In dem „unfreiwillig“ liegt der Stachel des Heimwehs verborgen, und wenn er in trüben Stunden hervorzuckt und mein Herz verwundet, warum ſoll ich's in aufgebauſchtem Stoicismus leugnen? Wohl können wir das Vaterland in der Bruſt tragen, nicht aber die Heimat. O, der ſonſt ſo verworrene Southey hat es klar empfunden, was Heimat bedeutet:

> Es liegt Magie in dieſem kleinen Wort;
> Es iſt ein Zauberkreis, der Tugenden
> Und Segnungen umſchließt, die außer ſeinen
> Geweihten Gränzen unbekannt ſind . . . . .

Werden Sie mich auslachen, Sie nachgeborene Spartanerin? Ich muß mir das ſchon gefallen laſſen. Aber wiſſen Sie, wer mir über das Heimweh und andere derartige Sentimentalitäten ſchon oft und erſt heute wieder hinweggeholfen? Es iſt ein Beduine, Namens Ibrahim Ben Kuneif. Der hat vor vielen hundert Jahren, vielleicht auch fern den Zelten ſeines Stammes, die tapfern Verſe gemacht:

> Und hülf' es auch, daß feig ein Mann ſich ließe zitternd ſeh'n
> Vor einem Unfall, hülf' es auch, gebückt und knechtiſch geh'n,
> So wär' doch ein getroſter Muth in jedem Wechſelfall
> Des Unglücks einem freien Mann viel beſſer überall.

Und im Uebrigen kann ich Sie verſichern, daß jener deutſche Schriftſteller, der behauptete, heimatliche Kerkerluft athme ſich angenehmer als die reinſte Bergluft der Fremde, ſchmählich gelogen hat. Nein, nein, mit ſolchem Leim fängt man bloß Gimpel. Von der närriſchen Zumuthung, die unſere Gegner uns machen, von der Zumuthung: wir hätten uns, nachdem Alles verloren war, ſtatt die Flucht zu ergreifen, den endloſen Unterſuchungsplackereien ihrer „unabhängigen“ (vide die Geſchichte der 20ger und 30ger Jahre!) Gerichte gutmüthig ſtellen ſollen — will ich gar nicht reden. Ich meinestheils beneide Keinem die Lorbeern, welche der Heroismus des Sicheinſteckenlaſſens einbringt. Beatus — Sie verſtehen ja Latein — beatus ille qui procul Asbergo!.. Halb komiſch iſt es, die Wuthausbrüche mitanzuhören, in welchen ſich die Servilen und Liberalen darüber ergehen, daß es ihnen nicht gelungen, ſämmtliche Führer der deutſchen Demokratie in ihre Hände zu bekommen, um ihr feiges Müthchen an ihnen zu kühlen. Wie ſie nun ſchimpfen und läſtern, alle die Tröpfe, die im Frühjahr 1848 in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle vor der leider bis zur Narrheit gutmüthigen und vertrauensvollen Demokratie im Staube gekrochen; wie ſie den ins Exil getriebenen Republikanern ihre albernen Verleumdungen nachgeifern! Daß die ci-devant Oppoſitionsmänner, die zu Miniſtern, Staatsräthen und Dergleichen gewordenen liberalen Charlatane in dieſem noblen Treiben ſich auszeichnen, finde ich ganz in der Ordnung. Den wehrloſen Feind zu verhöhnen, liegt ganz im Charakter dieſer Nullitäten, welche die deutſche Revolution verhunzten. Es ergötzte mich höchlich, neulich einen Artikel der Allgemeinen Zeitung zu leſen, in welchem ſo ein Miniſter, nachdem er dem „ritterlichen“ König von Preußen und dem „ritterſchaftlichen“ Adel Weihrauch geſtreut, gegen die demokratiſchen „Schreier des Tages, die mit der Zunge des Löwen das Herz des Haſen verbinden“, à la Horribilikribriſar oder Daradiridatumdarides bramarbaſirte. Es wäre dieſem Herrn, der ſeine Vergangenheit vergeſſen, in der Gegenwart aber und für die Zukunft Nichts gelernt hat, ihm und Seinesgleichen wäre dringend zu rathen, hie und da die vierte Szene des fünften Akts von Shakſpeare's Heinrich IV. zu leſen und zu beherzigen. Sie würden es dann vielleicht unterlaſſen, auf dem ihrer Meinung nach todten Percy Heißſporn der deutſchen Demokratie höhniſch umherzutrampeln.

Wahrt euch, ihr aufgeblähten Falſtaffs! der Heißſporn iſt nicht todt und ſeine letzte Schlacht iſt noch nicht geſchlagen!

O, das gute, gläubige Volk mitten auf ſeiner ſiegreichen Revolutionslaufbahn aufhalten mit ſüßen Redensarten, wie „Deutſchlands Einheit und Freiheit!“ — „Der ganze Staatshaushalt muß im demokratiſchen Sinne radikal umgeformt werden!“ — „Großartige Mediatiſirung!“ — „Oberſtes Prinzip in Allem und Jedem die Volksſouverainetät!“ — und dann ſeine blinde Pietät aufs Schmählichſte mißbrauchen, es verrathen, ſtandrechteln und zu guter Letzt verleumden und verſpotten; die ganze, ſchöne, große, verheißungsvolle Bewegung auf einen bloßen Perſonenwechſel und Miniſterſchub herabſchrauben — es wäre zum Verzweifeln, wenn man nicht an eine Vergeltung glauben dürfte, glauben müßte.

Wiſſen Sie, liebe Freundin, wie ich es anſtellte, wenn man mir auftrüge, das Kapitel der deutſchen Geſchichte zu ſchreiben, welches von den Jahren 1848 und 1849 handelt?

Ich würde dieſes Kapitel alſo lauten laſſen:

Es war einmal ein kleiner Knab, der hieß der pfiffige Michel. Eines Tages ſagte ſeine Mutter zu ihm: „Da haſt du einen Teller, geh und hol mir beim Nachbar für einen Kreuzer Pfeffer und für einen Kreuzer Ingwer; aber bring' mir's nicht durcheinander.“ Der pfiffige Michel nahm den Teller und machte ſich auf den Weg. Beim Würzkrämer angekommen, läßt er ſich für einen Kreuzer Pfeffer auf den Teller wägen, kehrt dann, um aller Unordnung vorzubeugen, pfiffig den Teller um und läßt ſich auf die andere Seite eine Kreuzerportion Ingwer legen. So tritt er den Rückweg an. „Aber wo haſt du denn den Pfeffer?“ fragt ihn die Mutter. Wupp! kehrt der pfiffige Michel den Teller um und ſagt: „Auf der andern Seite.“ Nun hieß es wie bei den Taſchenſpielern: Hier iſt Nichts und da iſt Nichts! und die Mutter ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſang: „O pfiffiger Michel, o pfiffiger Sinn, der Pfeffer und Ingwer und Alles iſt hin." — Es war aber auch einmal ein großer, ſehr großer Knab, der auch Michel hieß, und zwar Vertrauens-Michel, alldieweilen er den 34 Groß- und Kleinhändlern, die ihn im Handel und Wandel jederzeit aufs Schändlichſte belogen und betrogen, immer wieder mit rührendſtem Vertrauen ſeine Kundſchaft zuwandte. Nun geſchah es, daß im März Anno Domini 1848 die Mutter des Vertrauens-Michel, Madame Germania, zu ihrem Sohne ſagte: „Geh', Michel, und hol mir bei unſerer neu etablirten Nachbarin, bei der Jungfer Volksſouverainetät, die deutſche Einheit und Freiheit." Der Vertrauens-Michel ging, verfehlte aber, wie gewöhnlich, den rechten Weg und gelangte in den alten Kramladen der Firma „Vierunddreißig", welche gerade im Begriffe waren, zu liquidiren. Ach, was hatten die für eine Freude, als der alte Kunde wieder kam! Sie ließen das Liquidiren bleiben und ſagten mit ſüßeſter Stimme: „Herzensmichelchen, ſchön, daß du kommſt! Wir haben das aber auch zuverſichtlich erwartet von deiner deutſchen Treue und Redlichkeit. Laß dir ſagen und glaub' uns: die abſcheuliche neumodiſche Krämerin, die Volksſouverainetät, führt viel zu theure Waare, wir hingegen geben dir umſonſt, rein umſonſt, was du willſt. Komm nur her mit deinem Vertrauensteller." Der Michel hielt den Teller hin und ſie legten ihm ein Ding darauf, das ausſah, wie der edle von Gagern, und das nannten ſie die „Errungenſchaft der deutſchen Freiheit.“ Gut, ſagte der Vertrauens-Michel, jetzt noch die „Errungenſchaft der deutſchen Einheit.“ „O, recht gern, Herzensmichelchen; kehr' nur den Teller um, damit Unordnung und Anarchie verhütet werde.“ Der Michel drehte den Teller und ſie legten ihm auf die andere Seite deſſelben eine Subſtanz, welche aufs Haar dem Geſichte des Herrn von Schmerling glich. „So,“ ſagten ſie, „jetzt geh' hübſch ordentlich und ruhig nach Hauſe, liebſter Michel; ſiehe, dein Glaube hat dir geholfen.“ Seelenfroh trabte der Michel heim zur Mama Germania. „Wie,“ rief dieſe aus, „das da ſoll die deutſche Einheit ſein? Und wo iſt denn die deutſche Freiheit?“ „Drüben auf der andern Seite, liebe Mutter,“ verſetzte der Michel und kehrte geſchwind den Teller um. Nun hieß es: Hier iſt Nichts und da iſt Nichts! und Madame Germania ſchlug die Hände über ihrem Eichenkranz zuſammen und jammerte und ſang: „O vertrauender Michel, vertrauender Sinn, die Freiheit und Einheit und Alles iſt hin!“ — —

Wie gefällt Ihnen dieſes Stück pragmatiſcher Hiſtorik?

Doch ich irre mich, 's iſt nicht Alles hin. Hat der Michel jetzt nicht wieder Ruhe, Ordnung und — Sauerkraut?

Sie ſehen vielleicht ſcheel zu meinem Humor, Bürgerin. Wie kann er ſpaſſen, werden Sie fragen, während ſo mancher ſeiner Freunde im Kerker ſeufzt, während die Schüſſe, durch welche ſeine Parteigenoſſen ſchandrechtlich gemordet werden, aus Baden zu ihm hinüberſchallen?

Allein vergeſſen Sie nicht, daß die Humoriſtiker der Bühne im Leben faſt durchgehends Melancholiker ſind. Beſäßen Kerkerwände das geiſterſeheriſche Talent des weinsberger Kerner und könnten ſie ſprechen, ſie würden meinen Freunden ſagen, wie oft und innig meine Seele bei ihnen weilt, und, o, ich habe keinen jener mörderiſchen Schüſſe überhört! Ihr racheheiſchender Widerhall wird nie in meinem Herzen erſterben. Aber ſollen wir dem knabenhaften Uebermuth unſerer Feinde friſche Nahrung bieten, indem wir unſere Schmerzen laut werden laſſen? Sollen wir den frechen Jubel ihrer Siegesgelage dadurch ſteigern, daß wir Klagelieder anſtimmen, wie ſie vor Zeiten Ovid im Pontus ſang? Nein! Laſſen Sie uns hoffen für die Lebendigen, laſſen Sie uns die Trauer für die Todten und den Glauben an die Fruchtbarkeit ihres Martyrthums in die Worte des Dichters zuſammenfaſſen, der im fernen Sizilien ein zu frühes Grab gefunden:

Ihr edlen Schläfer unterm Sand, o laßt den Kampf euch nicht gereu'n,
Es wird der ſpät'ſte Pilger einſt auf eure Gräber Roſen ſtreu'n. . .

Sie erhalten hier als Gegengeſchenk ein kleines Büchlein, eine Erzählung, die ich niedergeſchrieben, während ich den Verlauf unſerer mißrathenen deutſchen Revolution nochmals an meinem innern Auge vorübergehen ließ, und die dieſen Verlauf in flüchtigen Umriſſen ſkizziren ſoll. Es erſcheinen dermalen eine Menge Bücher, welche ſich in mannigfaltigſter Weiſe, referirend, kritiſirend, lobend, ſchimpfend, mit dieſem Gegenſtand beſchäftigen. Vor wenigen Tagen erſt fiel mir das Buch eines berühmten Hiſtorikers in die Hände, der mit in der Paulskirche ſaß und jetzt ſeine parlamentariſchen und geſandtſchaftlichen Erlebniſſe drucken ließ. Ein ſteifleinenes, berliniſches Machwerk. Der berühmte Mann erzählt gleich am Eingang, wie er in den Märztagen, während ſich das Volk in Berlin gegen die Garden ſchlug, mit Anderen eine Audienz bei dem König gehabt, und geräth in einem Augenblick, wo draußen die Trommel zum Barrikadenkampf rief, vor Entzücken außer ſich, weil ihm Se. Majeſtät huldvollſt die Hand gereicht.

Und ſolchen abgetragenen Lumpenſeelen anvertraute die deutſche Nation ihre Revolution und ihre Zukunft! Und von ſolchen ſchweifwedelnden Schwächlingen erwartete ſie den „Dombau ihrer Einheit und Freiheit“! Aber es iſt Methode in dieſem Hamlet'ſchen Wahnſinn und die Geſchichte weiß, was ſie thut und will. Auch dieſe bittere Erfahrung mußte noch gemacht werden. Die Verbrauchtheit und Schlechtigkeit der bisherigen Faktoren des Staatslebens mußte ſich den gründlichen Deutſchen erſt recht gründlich und handgreiflich erweiſen, bevor ſie ihr Augenmerk, ihren Glauben und ihre Hoffnung auf einen neuen Faktor der Weltgeſchichte richten lernten.

Dieſer neue Faktor iſt der vierte Stand.

Der dritte Stand, welcher nach langer, noch im verklingenden Mittelalter entſpringender Vorbereitung mit des Abbé Sieyes berühmter Frage: Qu'est-ce le Tiers-état? ſeine weltgeſchichtliche Miſſion angetreten, hat ſie erfüllt und hat in Frankreich ſeit dem unſeligen 9. Thermidor 1794 bis auf heute, in Deutſchland während der Jahre 1848 und 1849 als abgeſtandener oder verbrauchter Stoff des zu höheren Stufen ſeiner Entwickelung fortſchreitenden ſtaatlichen Organismus ſich erwieſen. Seine Zeit iſt um, wie die ſeines Werkes, des Konſtitutionalismus und Kapitalismus. Jetzt kommt der vierte Stand an die Reihe, der Stand der Arbeiter, um ſeine Miſſion zu erfüllen, und dieſe Miſſion — die erfüllt werden wird trotz aller Wuth, Raſerei und Verzweiflung der Könige, der Pfaffen, der Junker, der Bureaukraten, Bankokraten und Philiſter — iſt die Schaffung der demokratiſchen Republik.

Wie viel und lange die durch Abſolutiſten und Konſtitutionelle jetzt wieder in tauſenderlei Feſſeln geſchlagene Demokratie noch zu leiden und zu lernen haben wird, bis ſie ihr Banner erhebt zum Entſcheidungskampf, wer kann es berechnen? Aber Eins iſt gewiß: die herben Lehren, welche ihr die letzten achtzehn Monate gegeben, ſind nicht verloren gegangen. Sie wird ſich dieſelben zu Nutzen zu machen wiſſen und nicht mehr anders auf den Kampfplatz treten, als wohlorganiſirt und disciplinirt, unnachſichtlich und unerbittlich konſequent, zugleich jedoch gereift, geläutert und durchdrungen von jener humanen Bildung, ohne welche ein ſtetiger Fortſchritt nicht denkbar iſt.

Sie ſehen, liebe Freundin, ich gehöre zu den Zuverſichtlichen, aber Sie errathen ſchwerlich, wer die Zuverſicht auf die Zukunft der Demokratie in mir unterhält. Es iſt der bis auf die neueſte Zeit herab meiſt ſo einfältig beurtheilte, ſo ſtupid verläſterte große Republikaner Macchiavelli. Ich beſchäftige mich gegenwärtig viel mit ſeinen Werken. Einer der trübſten Schilderungen perſönlicher und florentiniſcher Zuſtände hat er den Ausruf angehängt: Es iſt ganz unmöglich, daß es lange ſo bleibe, wie es jetzt iſt.

Was meinen Sie, dürfen nicht auch wir im Hinblick auf die deutſchen Zuſtände ſagen: Es iſt ganz unmöglich, daß es lange ſo bleibe, wie es jetzt iſt?!

Allen, die da trauern, aber auch hoffen im Vaterlande, meinen Gruß!

Sonnenbühl, den 10. September 1849.

J. Scherr.

Eine deutſche Geſchichte.

Was it for tis we sent out
  Liberty's cry from our shore?
Was it for this that her shout
  Thrill'd tho the world's very core?
Thus to live cowards and slaves? —
  Oh, ye free hearts that lie dead,
Do you not, ev'n in your graves,
  Shudder, as o'er you we tread?

Moore.

1.

Königsworte in Liedern.

An einem Februartage des Jahres 1848 war die Sonne wolkenlos aufgegangen und ihre Stralen fielen voll und warm durch die Spiegelſcheiben des Bogenfenſters, das der Bewohnerin eines prächtigen Kabinets den Ausblick auf die Hauptſtraße der Reſidenz gewährte. Ich ſage „der Bewohnerin“, denn Alles im Zimmer zeigte, daß der junge Mann, welcher ſich nachläßig auf den breiten Divan von Roſaſammet hingeſtreckt, hier nur Gaſt, nicht aber Herr ſei. Ihm ſchien jedoch in dieſer Atmoſphäre anmuthiger Weiblichkeit ſehr wohl zu ſein. Auf den linken Ellbogen geſtützt, hielt er in der rechten Hand ein dünnes Heft mit bläulichem Umſchlag, in welchem er eifrigſt blätterte, um ſeine Lectüre häufig durch ein ſchmetterndes Auflachen zu unterbrechen. Dabei zwinkerten ſeine ſchwarzen ſchelmiſchen Augen vor Vergnügen und er ſchlug mit ſeinen über den Rand des Divans herabbaumelnden Beinen den Takt zu dem lachenden Erguß ſeiner Seelenfreude.

Das Leſen und Lachen hatte eine Weile gedauert, als ſich an der dem Divan gegenüberliegenden Wand ein Thürvorhang leiſe lüftete, um ein achtzehnjähriges Mädchen durchzulaſſen, welches ſtille ſtehend dem Gebahren des jungen Herrn eine Zeit lang verwundert zuſah, dann aber vorwärts gehend fragte:

Aber was haſt du denn, Heinz?

Dem jungen Mann, den wir fortan mit der eben vernommenen vertraulichen Form ſeines Namens bezeichnen wollen, mußte der melodiſche Klang dieſer Stimme ein gewohnter ſein, denn er veränderte ſeine Lage nicht, ſondern wandte nur den Kopf der lieblichen Erſcheinung zu und ſagte:

Ah, kommſt du endlich, Roſe? Guten Morgen! Da, ſetz' dich! Du ſollſt deinen Theil an dem Spaße haben. Ich ſage dir, Schweſterchen, daß ich mich die halbe Nacht über darauf gefreut, dir ſo 'ne Frühſuppe einbrocken zu können. Komm und hör' mal!

Roſe, welche die Art ihres Bruders kannte, rückte mit einem Fuße, der verführeriſch klein unter den Falten des weißen Morgenkleides hervorkam, ein Tabouret zu Häupten des Divans, ſetzte ſich und ſah den jungen Mann fragend an.

Dieſer zog die Augenbrauen in die Höhe, dehnte die Naſenflügel, ſchlug das Heft auf, räuſperte ſich und begann näſelnd und ſalbungsvoll wie ein wupperthaler Konventikler zu leſen:

„Die Worte, welche unſer König geredet hat in der Kraft des Herrn, ſind hier in Lieder gefaßt, daß ſie ſollen zu einer Macht Gottes werden in dem ganzen Volk; auch die kleinſten und geringſten Glieder ſollen ſich den Geiſt einſingen, der von unſerm Haupte ausgeht, und mit demſelben ſich des Segens freuen, den ſolche Einigkeit über uns Alle bringt. Sela.“

Ah, geh' doch, ſagte Roſe, dergleichen Traktäteleien haſt du mir ſchon oft vorgeſpielt.

Heinz ließ ſich nicht irre machen. Er wandte ein paar Blätter um und ſing nach der Melodie eines Lobwaſſer'ſchen Pſalmes zu ſingen an:

„Alles ſchweige,
Preußen neige
Deinem Salomo das Ohr!
Friedrich Wilhelm, nun der Vierte,
Nimmt das Wort und hebt als Hirte
Hoch die Hand zu Gott empor.“

Ein Lächeln kräuſelte den graziöſen Mund Roſe's und ein Blitz der Heiterkeit, der ihren großen dunkelblauen Augen entfuhr, begegnete einem ähnlichen in den Augen des Bruders. Dieſer fuhr fort:

„Meine Krone
Auf dem Throne
Schulde ich dem Herrn der Kraft;
Wehe, wer mir daran rühret!
Treffen ſoll ihn, was gebühret;
Gott nur geb' ich Rechenſchaft.“

Sakriſti, Roſe, das iſt bequem. Wäre nur das fatale Jahr 1789 nicht, von wo ab die alleinige Kompetenz des himmliſchen Gerichtshofes ſtark beeinträchtigt wurde. Doch — rrrrratſch! ein anderes Lied:

„Nun gehn bald die Kanonen los!
Nicht länger hab' ich Ruh';
Iſt das Getümmel noch ſo groß,
Ich dränge mich hinzu.
Bumm!“

Roſe lachte. Heinz ſchnalzte mit Zunge und Fingern, änderte die Melodie und begann wieder ſingend zu leſen:

„Der König herrſcht allein von Gottes Gnaden,
Das iſt des Preußen beſter Freiheitshort;
Welch' heil'ge Pflichten Gott auf ihn geladen,
Er weiß es wohl aus Gottes heil'gem Wort —
Bumm!

Deß dürfen ſeine Treuen
Sich ſichern Muthes freuen:
Was ſoll noch ſchwaches Menſchenwort dabei?
In Gottes Gnad' iſt Volk und König frei."

Bumm! riefen jetzt Bruder und Schweſter aus einem Munde und lachten ſo herzlich hellauf, daß die Singvögel in der nebenanſtehenden Volière erſchreckt durcheinander flatterten und der zu den Füßen ſeiner Herrin liegende Wachtelhund zu bellen begann.

Während des Gelärms war ein ältlicher Mann geräuſchlos eingetreten. Ohne von dem lachenden Geſchwiſterpaar wahrgenommen zu werden, blieb er an der Thüre ſtehen. Sein kaltes Auge weilte auf der fröhlichen Gruppe, ohne daß ſeine vornehmen Züge irgend welche Theilnahme, ja auch nur irgend welche Verwunderung ausdrückten. Und doch ſtand dieſer Mann, auf deſſen geſticktem Hofkleid ein ganzes Sternbild von Orden ſchimmerte, offenbar in engſter verwandtſchaftlicher Beziehung zu den beiden jungen Leuten. Die Familienähnlichkeit trat beſonders in der edlen Bildung und Haltung des Kopfes, wie in dem feinen Schnitt des Geſichtes auffallend hervor. Aber Stirne, Augen und Haar waren verſchieden. Die Stirne des Eingetretenen bog ſich unmittelbar über den tief in ihren Höhlen liegenden, kleinen und unbeſtimmt gefärbten Augen jählings rückwärts, um unter ſpärlichem röthlichblondem Haar zu verſchwinden; bei den Geſchwiſtern dagegen waren Stirn und Augen in Form, Farbe und Ausdruck wahrhaft prachtvoll und beide hatten reiches, weiches, ſtahlblau angehauchtes ſchwarzes Haar. Zwiſchen den beiden Männern zeigte ſich auch in ihrer äußeren Erſcheinung ein ſtarker Kontraſt. Während ſich der ältere vom Wirbel bis zur Sohle durchaus hofmänniſch elegant darſtellte, zeigte der jüngere, um deſſen Kinn der Republikanerbart voll und lang wucherte, in ſeinem Anzug und in der Art, wie er denſelben trug, etwas ungenirt Studentiſches, das indeſſen nicht ganz frei von Abſichtlichkeit war.

Die Geſchwiſter lachten noch, als der ältliche Herr auf ſie zutrat mit der Frage:

Darf ich wiſſen, was eure Lachmuskeln ſo früh am Tage in Bewegung ſetzt?

Dieſe Worte klangen ſcharf, faſt feindſelig. Man hörte denſelben an, daß der Sprecher das Lachen längſt verlernt hatte.

Die Geſchwiſter ſprangen auf und Heinz ſagte:

O ja, und ich glaube, daß ſelbſt Sie, mein Vater, Ihren Ernſt kaum werden bewahren können gegenüber dieſem neueſten klaſſiſchen Produkt der königlich preußiſchen Loyalität.

Der Graf von Holzen, erſter Miniſter des Großherzogs von Gerolſtein, ſtreckte die Hand nach dem blauen Heft aus, welches ſein Sohn ihm darbot, durchblätterte es flüchtig und las dann den Titel:

„Königsworte in Volksliedern. Unſerm Könige von Gottes Gnaden ein Hoſianna aus der Lutheropforte.“ — Was iſt denn da zu lachen?

Soll ich Ihnen eines dieſer Volkslieder vorſingen, mein Vater?

Keinen deiner ſchlechten Späſſe, wenn ich bitten darf, Heinrich. Ich weiß es längſt zur Genüge, daß du dich piquirſt, in den heilloſen Modeton einzuſtimmen, welcher alles Heilige und Hohe begeifert. Ich ſage dir, der Mann, welcher dieſe Lieder verfaßt hat, iſt trotz ſeiner augenfälligen Bornirtheit mehr werth, als alle eure ſogenannten Freiheitsdichter zuſammengenommen. Begreifſt du das nicht, ſo iſt es kein ſchmeichelhafter Beweis für deinen Verſtand, der wenigſtens ſo weit reichen ſollte, daß du es aufgäbeſt, deine Schweſter in den tollen Reigen unſchicklicher und gemeiner Spöttereien hineinzuziehen.

Aber, Vater, begann Roſe —

Genug, unterbrach ſie der Miniſter kalt und herriſch. Zu Heinz gewandt ſetzte er dann nach einer kleinen Pauſe hinzu:

Wie ſteht es mit dem Prozeß gegen die großherzogliche Domänialkammer?

O ganz vortrefflich; die Entſcheidung muß für meinen Klienten ausfallen und zwar ſchon dieſer Tage.

Die Entſcheidung muß für deinen Klienten ausfallen? So?

Ja. Das Recht meines Klienten iſt ſonnenklar.

Und haſt du bedacht, wie unangenehm dieſer Prozeß dem Landesherrn ſein muß, weil er gleichſam gegen ſeine allerhöchſte Perſon gerichtet iſt, und wie außerordentlich unangenehm es mir iſt, dieſe verhaßte Sache durch meinen Sohn geführt zu ſehen?

Ich habe es bedacht, mein Vater. Aber wie ſehr mich auch die Vorſtellung betrübt, Ihnen mißfällig zu ſein, ſo fordert Pflicht und Ehre dennoch gebieteriſch, daß ich dem armen Bauer, meinem Klienten, der mich zu ſeinem Anwalt gewählt, nach Kräften zu ſeinem Rechte verhelfe.

Und warum gerade du? Es gibt außer dir noch Advokaten genug im Lande.

Ich ſagte das Anfangs meinem Klienten auch, weil ich weiß, daß ich Ihrer Stellung einige Rückſicht ſchulde. Als mir aber der Mann entgegenhielt, daß von allen meinen Kollegen, an die er ſich gewandt, keiner die Sache habe übernehmen wollen, mußte ich mich wohl dazu entſchließen, damit man nicht ſagen könne, kein Advokat unſeres Landes beſitze Muth genug, gegen den Hof aufzutreten.

Juvenilitäten! entgegnete der Miniſter mit wegwerfendem Achſelzucken. Ich habe dir meinen Wunſch, du mögeſt deinem Klienten ſein Mandat zurückſtellen, bereits mitgetheilt. Willſt du ihn erfüllen?

Ich kann nicht.

Nicht?

Nein.

Ohne eine Miene zu verziehen, kehrte ſich der Miniſter von ſeinem Sohne ab und ſchritt mit einem leichten Morgengruß an ſeiner Tochter vorüber der Thüre zu. Plötzlich wandte er ſich noch einmal und ſagte ruhig:

Höre, Herr Advokat. Man hat mir etwas zugeraunt von einem revolutionären Clubb, der in einer

Schenke vor dem Ludwigsthor ſeine Sitzungen halten und den Advokaten Graf von Holzen zum Mitglied haben ſoll. Muß ich es auch ertragen, daß mein Sohn eines albernen Bauern vermeintliches Recht gegen ſeinen Landesherrn verficht, ſo werde ich es doch nicht dulden, daß mein Name mit denen von Schuſter- und Schneidergeſellen auf der Verbrecherliſte ſtehe, und werde daher bei Zeiten das Gehörige dagegen vorzukehren wiſſen. Guten Morgen.

Er verließ das Zimmer und man hörte ihn draußen nach ſeinem Wagen rufen.

Heinz ſtand unbeweglich und eine ſchwere Wolke lagerte auf ſeiner Stirne.

Roſe, deren Geſicht während der peinlichen Unterhaltung zwiſchen Vater und Sohn Bläſſe überzogen hatte, trat zu ihm und faßte ſeine Hand mit den Worten:

Du erſchreckſt mich, Bruder. Des Vaters letzte Worte athmeten Zorn und Drohung und —

O laß dich das nicht anfechten, liebes Kind, fiel ihr Heinz ins Wort; es hat Nichts zu bedeuten, gar Nichts. Ich bedaure nur, daß dir die heitere Morgenlaune ſo garſtig geſtört wurde. Komm', laß uns verſuchen, ſie wieder zu gewinnen.

Aber ſeine Gedanken irrten offenbar weit von dieſer Abſicht ab. Er ging ein paar Mal haſtig im Zimmer auf und ab und trat dann nachdenklich an's Fenſter.

Roſe öffnete das Klavier, denn ſie wußte, welche Gewalt die Muſik über ihren Bruder übte. Auch ihr fehlte jedoch die rechte Stimmung. Sie ſchlug zwar ein heiteres Thema an, aber dasſelbe gleitete unwillkürlich in melancholiſche Akkorde über.

Unten hörte man den Wagen wegfahren, der den Miniſter nach Hofe führte.

Plötzlich rief Heinz vom Fenſter her:

Komm' doch geſchwind, Roſe. Da geht gerade mein Freund, der Pariſer, vorüber, von dem ich dir ſchon ſo viel erzählte. Sieh dir ihn doch einmal an.

Roſe eilte an's Fenſter und folgte mit den Augen der deutenden Hand des Bruders. Sie ſah auf dem Trottoir der gegenüberliegenden Häuſerreihe einen ſchlanken, kraftvoll gebauten jungen Mann gehen, deſſen kurzgeſchorenes braunes Haar die Flachkappe der Handwerksgeſellen deckte und der mit einem berußten Schurzfell umgürtet war, während ſeine nervige Rechte die hölzerne Schüſſel, in welcher Schloſſer und andere Feuerarbeiter ihr Werkzeug über die Straße zu tragen pflegen, auf der rechten Schulter feſthielt. In dem Augenblick, als Roſe an's Fenſter getreten, war der Arbeiter auf ſeinem Gange demſelben gegenüber angekommen und wandte den Blick herauf, ſo daß ſein gebräuntes, ausdrucksvolles, von dichtem Bart eingerahmtes Geſicht ſichtbar wurde.

Dem Mädchen entfuhr ein leiſer Schrei, und als ſich Heinz verwundert umſah, bemerkte er, daß Stirne, Wangen und Nacken der Schweſter mit purpurner Röthe übergoſſen waren.

Corpo di Bacco! lachte er, der Teufelskerl von Pariſer hat, glaub' ich, ſchon wieder eine Eroberung gemacht. Nicht wahr, Röschen, das iſt ein flotter Junge?

Roſe ſenkte die Wimpern und bedeckte das glühende Antlitz mit den Händen. Dann verſuchte ſie zu lächeln und zu reden, aber ihre Worte verloren ſich in ein kaum hörbares Stammeln und ihre Augen näßten ſich.

Hat man je ſo Etwas erlebt? rief Heinz, der ſeine ausgelaſſene Laune mit einmal wieder gewonnen hatte. Die ſchönſte Mädchenroſe des Landes beginnt zu glühen, zu beben und zu zittern, wenn der Pariſer an ihr vorübergeht. Hurrah, das muß ich ihm ſogleich ſagen!

Aber, liebſter Heinz — flüſterte das Mädchen, angſtvoll abwehrend, und ſuchte dem Bruder den Weg zu vertreten. Der Wildfang ſetzte jedoch mit einem Turnerſprung an der Schweſter vorüber, erhaſchte ſeinen Hut und fuhr, eine helle Lache aufſchlagend, zur Thüre hinaus.

Blaß und ſtarr wie eine Marmorſtatue blieb Roſe eine Weile in der Mitte des Gemaches ſtehen. Dann kam Leben und Bewegung in die reizende Geſtalt zurück. Ein abermaliges heftiges Erröthen, der verſchämte und doch triumphirende Blick, das haſtige Schwellen und Sinken des jungfräulichen Buſens verriethen ein ſüßes Herzensgeheimniß. Offenbar ſchwelgte Roſe einen Moment in dieſem Geheimniß. Aber die Wonne wich raſch dem Schmerz und wie durch die Wucht eines furchtbaren Gedankens geknickt fiel das Mädchen auf den Divan und brach in einen Strom von Thränen aus.

2.

Graf Holzen und ſeine Kinder.

Graf Holzen hatte in ſeiner Jugend für liberal gegolten. Man munkelte Allerlei über ſeine Bekehrung zu den Grundſätzen der Metternichtigkeit, gewiß aber war nur, daß er ſeit lange als der unbedingteſte und rückſichtsloſeſte Anhänger dieſer Grundſätze ſich erwies. Von großem Scharfblick und kenntnißvoll, hatte er ſich, in den Staatsdienſt des Großherzogthums eingetreten, raſch zur höchſten Stelle emporgeſchwungen. Der Umſtand, daß er einer der älteſten und reichſten Adelsfamilien des Landes angehörte, mußte ſeinen Verſtand, ſeine Kenntniſſe und Prinzipien einem Fürſten, wie der Großherzog von Gerolſtein war, noch mehr empfehlen, und die Art und Weiſe, wie ſich Seine königliche Hoheit von ihrem erſten Miniſter gängeln und beherrſchen ließ, konnte hinwiederum der Baſis, auf welcher Holzen's ganzes Denken und Thun ruhte, der Menſchenverachtung, keinen Abbruch thun. Holzen hatte im Grunde Recht mit ſeiner Maxime: Wer als Sklave ſich traktiren läßt, muß als Sklave traktirt werden —; allein in ſeiner Ueberzeugung von der Niedertracht der Menſchen vergaß er, daß er dieſe Ueberzeugung faſt ausſchließlich aus ſeinen in der ſogenannten guten Geſellſchaft gemachten Erfahrungen geſchöpft hatte. Er maß die Menſchen ſammt und ſonders mit dem Maßſtab, welchen ihm jener erbärmliche Troß von Dummköpfen, Heuchlern und Feiglingen, der die Salons der kleineren Reſidenzſtädte Deutſchlands bevölkert, an die Hand gab. Aus der Jammerſeligkeit dieſer Leute machte er Trugſchlüſſe auf die Nichtswürdigkeit der Menſchen überhaupt, denn zur Kenntniß der ſogenannten untern Klaſſen zu gelangen verwehrte ihm die ariſtokratiſche Atmosphäre, in welche er ſich gleichſam hermetiſch verſchloſſen hatte. Der ſtarke und geſunde Luftzug des Volkslebens drang nie zu ihm oder prallte wenigſtens an den Ordensſternen auf ſeiner Bruſt ſtets wirkungslos ab. Das Volk war für ihn bloß inſofern vorhanden, als es zum Vortheil der Privilegirten die gemeinen Geſchäfte des Lebens verrichtete. Der Acker, welcher dem Fürſten zehntete, und der Bauer, welcher den Acker baute, hatten in Holzens Augen einen und denſelben Werth, eine und dieſelbe Pflicht. Beide waren nur da, um ausgebeutet zu werden. Die Staatskunſt war ihm daher konſequentermaßen gleichbedeutend mit Ausbeutungskunſt und er betrieb das Regieren durchweg als eine kaufmänniſche Spekulation. Demzufolge behandelte er auch die Beamten als Kommis oder, wie er ſich euphemiſtiſch ausdrückte, als Packeſel, welche das Korn zur Mühle ſchafften. Die Geiſtlichen machten unter dieſen Kommis nur eine eigene Gattung aus; ſie mußten, wie Holzen im Kreiſe ſeiner Vertrauten zu ſagen pflegte, „für das Haus in Religion machen“. Den Fürſten betrachtete er als Figuranten, deſſen man durchaus bedürfe, um das Enſemble der Staatskomödie zu vervollſtändigen. Was bei ſolchen leitenden Grundſätzen der Premierminiſter aus dem Großherzogthum gemacht, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Das Land war noch ſchlimmer daran, als Hannover, was doch gewiß viel ſagen will.

Herr von Holzen war als Staatsmann und Familienvater Ein- und Derſelbe. Hier wie dort ein Abſolutiſt, ein Deſpot. Seine liebenswürdige Gattin war, nachdem ſie ihm Heinrich und Roſe geboren, früh geſtorben und zwar zu ihrem Glück; denn ſie hatte ſich höchſt unglücklich gefühlt, als ſie einſehen mußte, wie vergeblich es ſei, in das verſteinte und vereiste Herz des Grafen die Blumen der Milde, Güte und Liebe pflanzen zu wollen. Ihr Gatte hatte ihr ein prachtvolles Leichenbegängniß veranſtaltet und ſich dann ihrer weiter nicht mehr erinnert. Um die Erziehung ſeiner Kinder bekümmerte er ſich wenig, und da er ihnen nur den Herrn, nie aber den Vater zeigte, ſo lernten auch ſie ihn frühzeitig ausſchließlich in der erſten dieſer beiden Eigenſchaften betrachten. Holzen nahm die Entfremdung ſeiner Kinder mit größter Gleichgültigkeit wahr, indem er auch dieſes Verhältniß, wie alle übrigen, als ein rein konventionelles auffaßte und behandelte. Einen ſehr widerwärtigen Eindruck aber machte es auf ihn, als er, ſeinen Kindern nach Heimkehr derſelben von der Hochſchule und aus der Penſion etwas mehr Aufmerkſamkeit ſchenkend, ſehen mußte, daß ihre Herzen keineswegs ſo verholzt waren, wie das ſeinige. Er hatte erwartet, ſeine Kinder würden ein paar vollwichtige Zahlen in ſeinen egoiſtiſchen Kalkuls abgeben. Roſe ſollte durch Schönheit und Geiſt den Hof beherrſchen, Heinz als willfähriger Handlanger des Vaters ſich zu deſſen Nachfolger ausbilden. Seine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Heinz hatte Jurisprudenz ſtudirt, jedoch dem Wunſche des Vaters zufolge, wenn auch mit Widerwillen, nach beendigter Studienlaufbahn und erlangtem Doktorhut ein Hofamt angenommen. Bald mußte ihm aber klar werden, daß ſein von Natur gerader und dabei etwas leichtfertiger Sinn nicht in die aus Lüge und Langeweile zuſammengeſetzten Hofkreiſe paſſe. Es wurde allerhöchſten Ortes übel vermerkt, daß es der angehende Höfling gegenüber der Maitreſſe des Großherzoges an geziemendem Reſpekt fehlen ließ, und man bedeutete ihm, ſeine bisherige Vernachläßigung der Freundin des Monarchen baldigſt durch einen recht in die Augen fallenden Beſuch bei derſelben zu ſühnen. Heinz ſagte dieſen Beſuch zu und wählte zur Abſtattung deſſelben einen Abend, wo er recht viele Leute im Hauſe der Maitreſſe verſammelt wußte. Sein Erſcheinen erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Die Maitreſſe erinnerte ſich, daß ſie vormals auf dem Theater die Rolle von Königinnen und Heldinnen geſpielt, und bot Alles auf, um dem Ankömmling zu imponiren. Das war nicht eben klug. Denn die Grandezza der Dirne ſtachelte nur die Spottſucht des jungen Mannes, deren Entladungen mit neckendem Witz begann, um mit bitteren Sarkaſmen zu endigen. Die anweſenden Schranzen erbleichten, die Maitreſſe verlor das Gleichgewicht vollkommen und ſuchte den Hohn Heinrichs mit dem Trumpf der Grobheit abzuſtechen. Aber ihr Gegner war gleichfalls im Beſitze ſolcher Trümpfe und ſpielte als höchſten derſelben lachend das Wort Hure aus. Dann ging er, um noch in der Nacht ſein Entlaſſungsgeſuch zu ſchreiben, welches er am folgenden Tag in aller Frühe einreichte. Der Vater war wüthend über die Eſelei ſeines Sohnes, wie er es nannte, vermochte jedoch das Geſchehene nicht zu ändern. Er behandelte den Sohn von jetzt an mit ſtiller Verachtung und traf nur noch in Roſe's Zimmer dann und wann mit ihm zuſammen. Heinrich wurde Advokat und offenkundiger Liberaler. Nicht wenig eitel, ſondern ſehr, machte es ihm Spaß, in den Reihen von Männern, die dem Hofe ſchroff gegenüberſtanden, ſich Geltung zu verſchaffen. Anfangs von der Oppoſition mit größtem Mißtrauen empfangen, wurde er bald einer ihrer Chorführer. Aber ſeinem beweglichen und feurigen Weſen konnte das liberale Philiſterthum nicht genügen. Er war geſcheidt genug, einzuſehen, daß ſich die Zukunft aus ganz anderem Material, als aus den verbrauchten Stoffen des

Liberalismus, erbauen würde. Er begriff die Bedeutung des Wortes „Volk“. Ein Zufall brachte ihn in nähere Verbindung mit dem Volk. Er hatte erfahren, daß ein armer Bauer aus einem entfernten Bezirke des Landes ſchon ſeit Jahren vergeblich ſein gutes Recht gegen die freche Anmaßlichkeit der großherzoglichen Domänenverwaltung verfechte, ja daß dem Bedrängten mehrere Advokaten ihren Beiſtand verſagt hätten, weil ſie durch Vertheidigung eines ſonnenklaren Rechtsanſpruchs allerhöchſten Ortes anzuſtoßen beſorgten. Heinrich bot dem Bauer brieflich ſeine Dienſte an und eine Woche ſpäter trat ein junger Schloſſergeſelle zu ihm ins Zimmer, ſich als den jüngſten Sohn jenes Bauers ankündigend und den Dank ſeines Vaters, ſowie die nöthigen Dokumente überbringend. Heinrich wurde überraſcht von dem ſichern, männlichen und geſcheidten Weſen und Benehmen des Proletariers, dem ſeine Kameraden den Namen „Pariſer“ gegeben, weil er während ſeiner Wanderzeit mehrere Jahre in Paris gearbeitet hatte. Durch den Pariſer wurde nun der junge Liberale in das Volk eingeführt, deſſen Leiden und Hoffnungen er jetzt erſt kennen lernte, um jene zu beklagen, dieſe aber zu theilen und zu ermuthigen.

Während ſo der Sohn des abſolutiſtiſchen Miniſters zum Liberalen wurde, verfehlte auch die Tochter die ihr vom Vater vorgezeichnete Beſtimmung. Sie gehörte zwar äußerlich dem Hofe an, weil es der Graf ſo wollte, allein noch nie iſt ein junges Mädchen ſo kalt und theilnahmslos durch die vergoldeten Gemächer einer Hofburg geſchritten, wie Roſe. Freilich übte ihre Schönheit und Grazie auch in dieſen Räumen und Kreiſen einen unwiderſtehlichen Zauber, allein ſie war weit entfernt, dieſe Menſchen und dieſe Verhältniſſe beherrſchen zu wollen, und bemühte ſich keineswegs, ihre Gleichgültigkeit gegen all den lackirten Tand zu verbergen. Rührend war es anzuſehen, wie ſie, von Hoffeſten nach Hauſe kommend, haſtig Putz und Schmuck von ſich that und gleichſam zur Sühnung der aufgedrungenen Rolle, welche ſie den Abend über geſpielt, bis ſpät in der Nacht im Schiller, Shakſpeare oder Rouſſeau las. Im Grunde war Roſe's Naturell ein mehr heiteres, als ernſtes, und ſie hatte zu den wildeſten ihrer Geſpielinnen gehört. Allein eine jener ſonderbaren Schickungen, denen der Verlauf des Menſchenlebens unterworfen iſt, hatte während des letzten Jahres, welches Roſe in der Penſion zubrachte, eine große Veränderung in ihrem Gebahren hervorgebracht.

Unter ihren Geſpielinnen befand ſich die Tochter eines glühenden Republikaners, deren frühgereifter und gebildeter Verſtand auf die Schaar der jungen Damen eher abſchreckend als anziehend wirkte. Das Mädchen, welchem der Vater ſchon frühe ſeine Anſichten eingeflößt hatte, ſtand daher ziemlich allein, bis ſich Roſe, welche Niemand leiden ſehen konnte, ohne Troſt zu verſuchen, eſſen der Vereinſamten annahm. Die Tochter des Republikaners betrachtete dieſe Annäherung der Tochter des verhaßten Miniſters Anfangs mit argwöhniſchem Blicke, allein Roſe's Herzlichkeit und Anmuth überwand bald jeden Verdacht, und da die Republikanerin ihre neue Freundin in ein Herz voll Begeiſterung für alles Hohe und Edle blicken ließ, ſo ſchloß ſich zwiſchen den beiden Mädchen raſch ein Bund, der auf Roſe die bedeutendſte Wirkung äußerte. An dem Wiſſen und der Geſinnung ihrer Freundin rankte ſich ihre Gedankenthätigkeit zur Selbſtſtändigkeit empor. Sie lernte Menſchen und Verhältniſſe verſtehen und wurde gründlich aus jener Gedankenloſigkeit, jener Putzwuth und Vergnügungsſucht aufgerüttelt, womit behaftet die Frauen ihres Standes ihr ganzes Leben gewöhnlich zu einer ununterbrochenen Reihe von Nichtigkeiten machen. Sie lernte die glorreichen Evangelien der Freiheit und Humanität leſen und lieben, welche Rouſſeau, Leſſing und Schiller verkündigt haben; ihr ging die Bedeutung von Beethovens Muſik wie von Platens Lyrik auf. Aber dabei blauſtrümpfelte ſie keineswegs. Ihr durch und durch geſundes und harmoniſches Weſen entzog ſie jeder Einſeitigkeit und zwiſchen dem männlichen Ernſt ihres Denkens und der Friſche und Naivetät ihres weiblichen Gefühls trat nie jener ſcharfe Kontraſt hervor, welcher die gelehrten Weiber ſo unausſtehlich macht. Als ſie aus der Penſion nach Hauſe kam, verrieth ihre äußere Erſcheinung die große Reform, welche ſich in ihrem Innern bewerkſtelligt hatte, durchaus nicht. Sie war heiter, harmlos und unbefangen, wie früher. Allein auch dieß änderte ſich bald. Sie wurde ernſt, faſt ſchwermüthig, vermied Szenen lauter Fröhlichkeit, wo ſie nur immer konnte, und verſchloß ſich in ihr Zimmer, deſſen Stille nur durch die lärmenden Beſuche ihres Bruders unterbrochen wurde. Wer genau auf die Veränderung in Roſe's äußerlichem Thun und Laſſen geachtet hätte, würde haben ſagen können, daß dieſe Veränderung an dem jungen Mädchen bemerkbar geweſen, ſeit daſſelbe in den letzten Tagen des vergangenen Herbſtes von der eine Meile vor der Stadt gelegenen Villa des Grafen in die Reſidenz zurückgekehrt war. Die Villeggiatur ſei Fräulein von Holzen nicht gut bekommen, meinte man in der Geſellſchaft, und doch dachte Roſe nur mit Entzücken an dieſe Villeggiatur.

3.

Der Pariſer.

Als Heinz das Zimmer ſeiner Schweſter verlaſſen hatte, rannte er ſpornſtreichs die Treppe hinab, zum Hauſe hinaus und nach der Richtung hin, welche der Schloſſergeſelle eingeſchlagen.

An der nächſten Straßenecke holte er den raſch Dahinſchreitenden ein und klopfte ihm auf die Schulter.

Der Pariſer wandte ſich ruhig um und erwiederte den Gruß des Advokaten, welcher in Form und Betonung auf ein kameradſchaftliches Verhältniß ſchließen ließ.

Wohin gehſt du, Pariſer? fragte hierauf der junge Edelmann.

Vor's obere Thor, wo ich ein neu erbautes Gartenhaus mit Schlöſſern zu verſehen habe.

Wenn du's erlaubſt, gehe ich mit, um dir während des Geſchäftes Geſellſchaft zu leiſten.

Gern, aber haſt du denn heute Nichts bei den Gerichten zu thun?

Dieſe Frage klang akkurat ſo, als hätte ſie gelautet: Willſt du denn den Vormittag wieder verfaullenzen? Der Ton des Handwerkers hatte dem leichtblutigen Heinz gegenüber überhaupt etwas Dezidirtes, Väterliches.

Nein, entgegnete der Advokat, und überdies hab' ich dir etwas Wichtiges zu ſagen.

So komm' mit, verſetzte der Pariſer, ſeinen Weg gegen das Thor fortſetzend.

Unſer Clubb iſt aufgeſpürt, mein lieber Mentor, ſagte Heinz leiſe.

Ich weiß es, erwiderte der Pariſer unbefangen.

Du weißt es?

Ja. Der Brandenburger, vor dem ich euch umſonſt gewarnt, hat geſchwatzt. Uebrigens wußte der Burſche eben nicht viel zu ſagen.

Hat er uns förmlich angegeben?

Nein, er iſt nur einfältig und leichtſinnig, nicht ſchlecht. Er kam von ungefähr mit dem geheimen Polizeiagenten Lauſer zuſammen —

Lauſer? Lauſer? Famoſer Name für einen Spion! unterbrach Heinz den Redenden lachend.

Ja, mit Lauſer, der rechten Hand deines Vaters. Er kannte ihn nicht, ließ ſich in ein politiſches Geſpräch mit ihm ein und der Lauſer verſtand aus dem Schwätzer Alles herauszulocken, was der Letztere wußte. Zum Glück theilte mir der Unvorſichtige, der uns einen neuen Freund gewonnen zu haben glaubte, die ganze Unterredung brühwarm mit. Ich ließ mir das Signalement des vorgeblichen neuen Freundes von ihm geben und erkannte in dem Provocateur unſchwer den Lauſer. Die Mitglieder unſerer Geſellſchaft hab' ich bereits von der Sache in Kenntniß geſetzt und den Brandenburger hab' ich vermocht, noch geſtern Abend ſein Felleiſen zu ſchnüren und die Stadt und das Land zu verlaſſen.

Er ging wirklich?

Warum denn nicht? Ich bewies ihm, daß er gehen müſſe.

Ah ſo! Du biſt ein Teufelskerl, Pariſer. Haſt du keine neuen Nachrichten aus Weſten?

Keine, außer daß ſich die Republikaner bereit halten, die Gelegenheit zu ergreifen, wenn anders die Reformbankettfrage ſich für die gute Sache günſtig geſtalten ſollte.

Und wir?

Wir können, wie du weißt, erſt dann, wenn anderwärts etwas Rechtes geſchehen iſt, im Ernſte die Frage aufwerfen, ob auch wir Etwas thun ſollen.

Aber wir werden uns jetzt vor Allem um ein anderes Verſammlungslokal umſehen müſſen.

Keineswegs. Wir bleiben vor der Hand im bisherigen. Man wird ohne Zweifel einen Schnüffler zu uns ſchicken, aber wir werden bei den nächſten Zuſammenkünften ſchlechterdings nur von Gewerbeſachen reden und ſo dem Spion die Naſe drehen, welche ihm gebührt.

Du biſt ein Teufelskerl, ſag' ich noch einmal. Du hätteſt einen feinen Diplomaten abgegeben.

Das glaub' ich nicht und auch du glaubſt es nicht, weil du mich einigermaßen achteſt.

Doch, ſag' ich dir, doch, Sakriſti!

Die Freunde waren inzwiſchen vor dem Thore angekommen, wo die Gärten beginnen. Der Pariſer öffnete mit ſeinem Dietrich die Thüre eines der nächſtgelegenen und ging, von Heinz gefolgt, auf das im Hintergrund erbaute Gartenhaus zu, an deſſen Thüren der Geſelle ſeine Arbeit verrichten ſollte. Gewandt und flink machte er ſich an dieſelbe. Heinz ſah ihm eine Zeit lang zu, dann flanirte er im Garten umher und trällerte eine Arie aus der neueſten Oper.

Die Sonne ſtand noch immer in unverſchleiertem Glanze am Himmel, die Luft war mild, ein laues Wehen ging wie Frühlingsahnung über die ſchneebefreite Erde. Heinz, der ein Stück von einem Poeten war, fühlte den Einfluß der Sonne, der Luft, des keimenden Frühlings. Er gab ſein Ariengedudel auf und kam zu dem Pariſer zurück, der jetzt Hammer und Zange raſten ließ, um die Schrauben in die Ecklöcher der Thürſchlöſſer einzutreiben.

Hör' mal, Pariſer, ſagte Heinz, du haſt mir vor einiger Zeit gerathen, wenn ich das Verſeln nicht laſſen könnte, möchte ich es einmal mit etwas Komiſchem, oder, wie du ſagteſt, mit etwas Spöttiſchem verſuchen. Du meinteſt, in dieſer Richtung könnte ich vielleicht was Erträgliches zu Stande bringen. Ich hab' mir das gemerkt und ein komiſches Heldengedicht zu ſchreiben begonnen. Darf ich dir den Anfang als Probe vorleſen?

Freilich, Heinz; du weißt, es macht mir immer Freude, zu bemerken, daß du von deinen Talenten Gebrauch machſt.

Heinz zog ſein Taſchenbuch hervor, nahm ein paar

Papierſtreifen heraus und begann, während der Pariſer in ſeiner Arbeit fortfuhr, den Eingang eines in der Manier des Don Juan von Byron gehaltenen Gedichtes zu leſen, das in der bequemen und leichten Form einer gereimten Novelle den Hauptaccent auf die ſatiriſche Geißelung und Verhöhnung der politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände Deutſchlands legte. Heinz beſaß für derartige Poeſie ein nicht gewöhnliches Talent und hatte in ein Hundert Strophen wirklich eine Fülle von Spott und Eulenſpiegelei zuſammengedrängt.

Nun, was meinſt du, Freund Pariſer? fragte nach einer Weile der Poet, ſich unterbrechend.

Der Handwerker, welcher inzwiſchen mit ſeiner Arbeit fertig geworden, verſetzte, indem er ſein Werkzeug zuſammenpackte:

Ich meine, dieſer Anfang verſpreche Etwas, aber es iſt Schade, daß man ſo viele Bücher geleſen haben muß, um euch Poeten zu verſtehen. Ich brauch' dir nicht erſt zu ſagen, daß mir die Beziehung mancher deiner Anſpielungen entging, und doch hab' ich mich vielleicht mehr als irgend einer meiner Kameraden in meinen Freiſtunden mit Büchern abgegeben. Ich glaube, die Franzoſen verſtehen es beſſer, als die Deutſchen, auf das Volk zu wirken, weil ihre Schriftſteller ſeit langer Zeit gewohnt ſind, für das Volk zu ſchreiben, während die deutſchen bei Abfaſſung ihrer Bücher faſt durchweg noch ausſchließlich die ſogenannte gute Geſellſchaft im Auge haben. Ich bin überzeugt, daß ihr am Volk ein ſehr dankbares Publikum haben würdet, ſo ihr euch nur die Mühe geben wolltet, das Volk erſt kennen zu lernen, bevor ihr es belehren, erheben, unterhalten wollt. Ach, ihr kennt nicht den Schatz von Güte und Größe, der im Herzen des Volkes unter Schlacken verborgen liegt, die allerdings meiſt abſchreckend genug ausſehen; ihr wißt nicht, wie die Männer des Volkes zu glauben, zu hoffen und zu lieben verſtehen.

Zu lieben? Ich kann mich nicht entſinnen, daß du jemals vom Lieben mit mir geſprochen. Biſt du verliebt, Freund?

Verliebt? entgegnete der Pariſer, ſich zum Fortgehen anſchickend; nein, ich habe zu ſolcher Thorheit, wie ſie in den Romanen beſchrieben wird, keine Zeit.

Am Ausgang des Gartens richtete Heinz plötzlich an den Handwerker die Frage:

Du kennſt meine Schweſter?

Ja, verſetzte der Pariſer leiſe und erröthete tief, indem er ſich niederbückte, um die Gartenthüre wieder zu verſchließen.

Nicht wahr, das iſt ein liebliches Geſchöpf?

Ein Engel! antwortete der Arbeiter laut und feierlich.

Und ſie kennt dich?

Heinz bereute die Betonung, womit er dieſe Frage ausgeſprochen, auf der Stelle, als ſein ſcharfer, forſchender Blick dem klaren, ſeelenvollen Auge des Handwerkers begegnete, der ſeine augenblickliche Verwirrung ſchon überwunden hatte und ruhig erwiederte:

Ob deine Schweſter mich kenne? Nein, denn ſie hat es ſicherlich längſt vergeſſen, daß ſie mir je einmal begegnete.

Heinz hatte eine Entgegnung auf den Lippen, aber er verſchluckte dieſelbe wieder und ſagte:

Wo iſt dir denn Roſe begegnet?

Draußen in deines Vaters Park.

Wie kam das?

Mein Meiſter hat die Schloſſerarbeiten für den Haushalt des Grafen zu beſorgen. Nun ward ich im vergangenen Herbſt vom Meiſter auf das Landgut des Grafen hinausgeſchickt —

Vergangenen Herbſt, ſagſt du? unterbrach Heinz den

Sprecher und ſagte dann in ſich hinein: Seit damals hängt Röschen ihr Köpfchen.

Ja, im vergangenen Herbſt. Ich ſollte an einem neuerbauten Gewächshaus die Schloſſerarbeit beſorgen. Als ich damit zu Ende war, wies mich der Hausmeiſter an, in einem entfernten Theile des Parkes das eiſerne Geländer einer Brücke zu repariren, welche durch den Sturz eines vom Sturm entwurzelten Baumes ſtark gelitten hatte.

Ah, du meinſt die Brücke, welche nach der kleinen Inſel führt?

Ja. Ich hatte mehrere Tage mit dieſer Arbeit zu thun und gar nicht ungern, denn es war eine rechte Luſt, ſo in der ſchattigen Einſamkeit und Stille, in der milden Herbſtluft zu arbeiten. Früh am Morgen des erſten Tages ſah ich, als ich zufällig vom Geſchäft aufblickte, eine junge Dame mit einem Buche in der Hand den Baumgang, der auf die Brücke zuführt, herabkommen. Ein Wachtelhündchen folgte ihr. Als ſie beinahe am Rand des kleinen Fluſſes angekommen war, ſtieß das Thierchen plötzlich einen gellenden Schrei aus, hob die rechte Vorderpfote in die Höhe und drehte ſich heulend und winſelnd im Kreiſe. Fido, ſagte die Dame, deren wunderſame Lieblichkeit ich ganz dumm und regungslos anſtarren mußte, Fido, was machſt du denn? Und mitleidig beugte ſie ſich zu dem Hunde nieder. Der aber fuhr fort zu heulen und toll umherzuſpringen. Nun legt' ich den Hammer weg, ſprang hinzu, faßte das kleine Thier, welches ſich in den Händen des Fremden Anfangs heftig ſträubte, und unterſuchte deſſen Pfote, welche es noch immer mit kläglichem Gewinſel in die Höhe hob. Wie ich ſogleich vermuthet, hatte der Hund ſich einen ſcharfen und langen Dorn in die Pfote getreten. Ich zog den Dorn heraus, das Thier ſtieß noch einige Klagelaute aus, verſuchte dann den verwundeten Fuß auf den Boden zu ſetzen, und als es merkte, daß die Urſache ſeines Schmerzes entfernt war, ſprang es, vor Freude bellend, an ſeiner Herrin empor und wandte auch mir einige Dankbezeugung zu. Die Dame erwiderte die Liebkoſungen Fido's und kehrte ſich dann mit der größten Freundlichkeit nach mir um, indem ſie ſagte: Ich danke Ihnen von Herzen, mein Herr. Du weißt, Heinz, daß ich ſonſt nicht gerade leicht aus der Faſſung komme, aber ich ſag' dir, ich ſtand wie ein rechter Tölpel vor der Dame und vermochte nur meine Mütze ehrerbietig abzunehmen. Darf ich fragen, wem Fido und ich für die raſche Hülfeleiſtung verbunden ſind? fragte die Dame. Ich heiße Robert, ſtotterte ich. Und ich heiße Roſe, entgegnete die Dame. Dann wandte ſie ſich zum Gehen, bog aber noch einmal den Kopf zurück und ſagte: Noch einmal meinen Dank, Herr Robert, und guten Morgen. Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll und ſtarrte der langſam Dahinwandelnden nach, bis ſie zwiſchen dem Gebüſche verſchwand. Am Morgen des folgenden Tages bell mit einmal der kleine Wachtelhund hart neben mir und ſprang wedelnd an meinem Schurzfell in die Höhe. Umſchauend bemerkte ich die junge Dame vom andern Ende der Brücke her auf mich zukommen. Guten Morgen, Herr Robert, ſagte ſie. Guten Morgen, Fräulein — verſetzte ich und blieb ſtecken. Ah, Sie haben meinen Namen vergeſſen, fragte ſie lächelnd. — O nein, Fräulein Roſe. — So iſt es recht, erwiderte die Dame unbefangen und dann begann ſie mit mir zu reden, wie ſeit dem Tode meiner Mutter kein Weib mehr mit mir geredet hat. Sie fing von meiner Handthierung an und bald kamen wir, ich weiß nicht wie, auf die ſoziale Reform. Ich mußte ihr erzählen, was ich während meines Aufenthaltes in Paris von der Sache geſehen und gehört. Ihre Fragen waren voll Verſtand und Einſicht, ihre Anſichten klar und ſicher, all ihr Weſen war voll Mildigkeit und unbefangener Heiterkeit. Drei Tage hinter einander verplauderte ſie ein paar Morgenſtunden mit mir. Keines ihrer Worte iſt vergeſſen. Sie fielen wie Sonnenſtralen in meine Seele. Wie groß war meine Freude, zu erfahren, daß auch auf den kalten Höhen der Geſellſchaft Menſchen leben, deren Herzen ſo rein ſind wie das Gefieder der Taube und ſo warm ſchlagen wie die der Unterdrückten. Deiner Schweſter Worte haben meinen Glauben an die Zukunft zum unentweglichen gemacht, denn ſie überzeugten mich, daß das Evangelium der Freiheit und Gerechtigkeit nicht nur unter den Armen und mit Mühſal Beladenen, ſondern auch unter den Reichen und Privilegirten Bekenner finden müſſe und ſchon gefunden habe. Am Morgen des vierten Tages ging ich über den Schloßhof, um den Hausmeiſter aufzuſuchen und ihm zu ſagen, daß das Geländer der Brücke wieder hergeſtellt ſei. Eben fuhr ein Wagen vom Portale weg und lenkte auf die nach der Stadt führende Straße ein. Fräulein Roſe ſaß darin. Während ich dem Wagen nachſchaute, trat der Hausmeiſter zu mir, klopfte mir auf die Achſel und ſagte: Nun, Meiſter Schloſſer, was meint Ihr?

Iſt unſer gnädiges Fräulein nicht die ſchönſte Dame von der Welt? — Euer gnädiges Fräulein? — Nun ja, wer denn ſonſt? Es iſt Comteſſe Roſe, die Tochter Sr. Excellenz des Grafen von Holzen. — Auf dieſe Art, ſchloß der Handwerker ſeine Erzählung, habe ich deine Schweſter kennen gelernt, lieber Heinz.

Und du ſaheſt ſie ſeither nicht mehr?

Doch, aber nur von Ferne, und ich habe mich über die Schönheit und Anmuth, welche in jeder ihrer Bewegungen, in jedem ihrer Schritte ſich kundgibt, jedesmal von Herzen gefreut.

Geſprochen haſt du ſie nicht mehr?

Nein. Wie ſollte ich dazu kommen?

Du haſt es nicht verſucht?

Wie kannſt du ſo fragen? Wie magſt du glauben, ich möchte mir die Erinnerung an meine Begegnung mit deiner Schweſter durch einen Verſuch ſtören, der mir nur beweiſen könnte, daß das Mädchen dieſe flüchtige Begegnung längſt vergeſſen haben müſſe.

Hm ..... Aber wenn ich dir ſage, daß Roſe ihr Zuſammentreffen mit dir nicht vergeſſen hat?

So ſprechend fixirte Heinz den Pariſer abermals ſcharf. Der Arbeiter entgegnete jedoch mit ſeiner gewohnten Ruhe:

Geh' doch mit deinen Späſſen! Sag' mir lieber, ob du mit den Deputirten der Oppoſition über die bewußte Sache geſprochen und ob ſie ſich derſelben annehmen wollen?

Ja und nein.

Ah ſo? Die Herren haben demnach die gewöhnlichen Redensarten: „Wenn es ginge, wenn man dürfte, wenn man könnte“ — vorgebracht?

Freilich, und dann — —

O, du brauchſt nicht zu ſtocken. Ich will wetten, die gelehrten Herren finden es unverſchämt, daß ein ſimpler Handwerksmann eine Frage anzuregen wagt, an welche ſie in ihrer Weisheit noch nicht gedacht und von welcher weder im Landrecht noch im Katechismus des Liberalismus Etwas vorkommt.

Nein, ſo arg iſt's nicht. Sie finden deinen Vorſchlag gut und praktiſch; ſie geben zu, daß dein Plan einer Handwerkerbank oder Arbeiterkaſſe höchſt zeitgemäß ſei, aber ſie beſorgen, die beſitzende Klaſſe möchte das Projekt ſchief aufnehmen —

Wie, ein Projekt ſchief aufnehmen, welches keinen andern Zweck hat, als den, die Handwerker den Händen der Wucherer zu entreißen? Das iſt ja unglaublich.

Nicht ſo ſehr. Der reiche Bankier Klemmer, der, wie du weißt, ein dicker Liberaler iſt, hat ich weiß nicht wie von der Sache Wind bekommen und macht nun ein groß Geſchrei, das ganze Projekt bezwecke nichts Anderes, als das Proletariat gegen die Beſitzenden aufzureizen.

Der Klemmer? Das iſt der, welcher in der Kammer ſtets von der Hebung des Volkswohls deklamirt und daneben bei allen profitabeln Staatsanlehen ſich betheiligt?

Derſelbe. Meine Freunde ſagen, er ſei eine Hauptſtütze der liberalen Partei und man dürfe demnach nicht mit einer Sache ſich befaſſen, gegen welche er ſich ſo beſtimmt ausgeſprochen.

Ein ſpöttiſches Lächeln kräuſelte für einen Augenblick die Lippen des Schloſſergeſellen. Dann ſagte er:

Man muß es dennoch verſuchen, denn es iſt eine Sache der Nothwendigkeit. Wir wollen bei unſerer nächſten Zuſammenkunft mehr darüber ſprechen. Jetzt guten Tag, denn ich muß da links hinauf, um in der Schuſterſtraße noch eine Arbeit abzuthun.

Der Pariſer ſchlug die angegebene Richtung ein und der Advokat ſchaute ihm eine Weile nach. Er bemerkte, daß der Arbeiter, nachdem er etwa fünfzig Schritte gemacht, eine Sekunde ſtillſtand, wie in Gedanken, dann mit der Hand ſich über die Stirne fuhr und langſam ſeinen Weg fortſetzte.

Armer Burſch, murmelte Heinz, ich glaube, du haſt Röschen noch weniger vergeſſen, als ſie dich, und ich wollte, ihr hättet euch nie geſehen.

1.

Ein Charakter der Zukunft.

Der Schloſſergeſelle Robert, genannt der Pariſer, gehörte zu den Menſchen, die ſchon frühe ſelbſtſtändig zu denken anfangen. Das ſind ihrer wenige, denn wären es viele, ſo hätte unter den elektriſchen Schlägen ihrer Gedanken das Haus des Luges und Truges, der Unzucht und des Mordes, welches man die europäiſche Geſellſchaft nennt, ſchon längſt müſſen in Trümmer gehen. Aber es ſteht und wird ſtehen, ſo lange die Mehrzahl der Menſchen ihre Vernunft der Autorität, und ſei es auch die des Blödſinns oder Aberwitzes, gefangen gibt, ſo lange man den Kultus des Unſinns in religiöſer und politiſcher Beziehung mit den Benennungen Pietät und Treue zu einer Tugend ſtempelt. Wir ſaugen dieſe unheilvollen Begriffe, die kindiſche Achtung vor dieſer vermeintlichen Tugend mit der Muttermilch ein und nur Wenigen iſt es ſpäter vergönnt, ſimſonhaft die Stricke des Vorurtheils für immer zu zerreißen.

Robert war einer dieſer Wenigen, und daß er es war, verdankte er, nächſt ſeiner angeborenen rebelliſchen Geiſtesrichtung, der „großen Meiſterin, der Roth,“ welcher Hölderlin eines der herrlichſten Lieder deutſcher Zunge geweiht hat. In einem Alter, in welchem für die Kinder der Reichen des Lebens Schwere höchſtens in der Erlernung des A b c beſteht, ſprach zu Robert die in der Hütte ſeines Vaters waltende Roth: Geh' und verdiene dir dein Brot! Er begann den harten Kampf um Nahrung, welcher die Schwachen unter den Armen zum Vieh, ja ſogar unter das Vieh herabwürdigt, die Starken aber zu unverſöhnlichen Feinden der gegenwärtigen Geſellſchaftsverfaſſung macht, dieſen harten Kampf begann der Knabe in der Eigenſchaft eines Gänſehirten. Eines Tages, als er baarhaupt und baarfuß, von dem Regenſchauer eines froſtigen Oktobermorgens durchnäßt, frierend und hungernd auf der Haide ſtand, zog der Jagdzug des Grafen, dem das Dorf gehörte, roſſetummelnd, ſcherzend und lachend, von Damen in ſammetnen, zobelbeſetzten Amazonenkleidern begleitet, unter luſtigen Hörnerfanfaren an ihm vorüber. Mit dem Vergnügen eines Kindes ſtaunte er die Pracht und Luſt an, aber als ſie wie ein Traum vorübergezogen, fielen ſeine Blicke auf die Lumpen, die kaum ſeine Blöße deckten, und er gelangte zum erſten Mal dazu, eine Vergleichung anzuſtellen zwiſchen ſich und Andern, zwiſchen denen, welche ſo eben in Sammet und Seide, jubilirend und hoch zu Roß an ihm vorbeigeflogen, und ihm ſelbſt, der mit nackten Füßen ſchauernd im kalten Kothe ſtand. Waren ja doch auch Knaben in dem adeligen Zuge mitgeritten, fröhliche Kinder des Glückes, gedankenlos einer roſenfarbenen Zukunft entgegengehend und unbekümmert um die, deren Arbeit es ihnen möglich machte, mühelosem Genuß zu leben. Dieſe künftigen Herren hatten ihren künftigen Knecht nicht einmal eines Blickes werth geachtet. Robert war weit entfernt, ſich von dem ſchmerzlichen Eindruck, den dieſe Begegnung auf ihn hervorgebracht, irgendwie Rechenſchaft geben zu können. Es war nur wie eine dunkle Ahnung der Ungleichheit unter den Menſchen über ſeine junge Seele gekommen. Aber dieſe Ahnung war von bleibender Wirkſamkeit und ſie wurde in kurzer Zeit zur Erkenntniß, als der Knabe vom Gänſehirten zum Gehülfen eines alten, halblahmen Schafhirten avancirte. Der Alte war einer jener Denker, wie ſie die Einſamkeit des Hirtenthums oft zeitigt. Er wurde Roberts Freund und Lehrer, denn er verſtand zu leſen und zu ſchreiben, Errungenſchaften einer Jugend, die eine beſſere Zukunft verſprochen hatte, als ihrem Beſitzer zu Theil geworden war. Er beſaß ein altes, zerſchliſſenes Exemplar des Neuen Teſtamentes: das wurde Roberts Fibel. Auf dem Vorbrett des Schäferkarrens, in welchem Lehrer und Schüler Nachtruhe hielten, lag die zerbrochene Schiefertafel, auf welcher der Knabe die Schriftzeichen malen lernte. In den Mittagsſtunden, wo die Heerde am Saum eines Waldes ruhte, und Abends, wenn ſie in den Pferch zurückgekehrt war, ſprach der alte Schäfer mit Robert über das, was der Knabe tagüber während ſeines Hüteramtes in ſeiner Fibel zuſammenbuchſtabirt hatte. Aber Dank der Art, womit der Hirt dieſen Lehrſtoff behandelte, ward derſelbe nicht, wie das in der deutſchen Volksſchule der Fall iſt, ein Mittel zur Verſimpelung des Volkes, ein Dreſſurmittel zur geiſtigen und leiblichen Sklaverei, ſondern ein Mittel, dem regungslos horchenden Knaben die Begriffe der Menſchenwürde und der Menſchenrechte klar zu machen. Das Chriſtenthum, aus welchem der Menſchen Bosheit und Niedertracht eine Religion der Knechtſchaft zu machen gewußt, wurde demnach für Robert das, was es in Wahrheit für die ganze Menſchheit hätte werden können, eine frohe Botſchaft der Freiheit und Humanität. In einem einſamen und wilden Gebirgsthale, in der hehren Stille einer Sommervollmondnacht hatte der Alte ſeinem Zögling die glorreichen Worte erklärt, welche Chriſtus zu den Nazarethern geſprochen: „Ich bin geſandt, um zu verkünden das Evangelium den Armen und zu heilen die kranken Herzen und zu predigen den Gefangenen, daß ſie los ſein ſollen, und den Blinden, daß ſie ſollen ſehend ſein, und den Unterdrückten, daß ſie ihrer Feſſeln ledig ſein ſollen und frei.“ Die Stunde dieſer Exegeſe war für Robert eine jener Stunden geworden, welche den Lebensgang des Menſchen beſtimmen. Von da ab war er Rebell, d. h. er begann mit allen Fibern ſeines Herzens das zu haſſen, was ihn ſeine erwachende, von der demokratiſchen Lehre des Weiſen von Nazareth geſchulte Vernunft verdammen lehrte. Bittere Erfahrungen ſollten ſeinem kindlich naiven Enthuſiasmus die Stahlhärte der Geſinnung verleihen. Seine Pathin nämlich vermachte ihm bei ihrem Tode eine kleine Geldſumme mit dem Bedingniß, es ſolle dieſes Vermächtniß das Lehrgeld eines von Robert zu lernenden Handwerks abgeben. Demzufolge ward der Hirtenjunge in die Stadt gebracht und zu einem Schloſſer in die Lehre gethan. Hier erfuhr er thatſächlich, was Tyrannei und Unterdrückung iſt, denn ſein Lehrherr gehörte zu jener unter dem Handwerkerſtande noch nicht völlig ausgeſtorbenen Menſchenſorte, die da glaubt, der Schüler und Untergebene müſſe recht höllisch gehunzt werden, um es zu Etwas zu bringen. Derartige Leute lehrt die Erinnerung an Mißhandlungen, die ſie ſelber in ihrer Jugend erlitten, keineswegs, wie ſie ſollte, Milde und Mäßigung; nein, ſie denken vielmehr: wie man mir gethan, ſo will ich Andern auch thun. Sie rächen die Unbill, die ſie als Lehrlinge erfuhren, an ihren eigenen Lehrlingen; ſie gleichen jenen Kavallerieſoldaten, die vor Ablauf ihrer Kapitulation ihre Pferde noch auf alle Art und Weiſe verderben, damit die eintretenden Rekruten die Thiere als gerade ſo bösartige Beſtien überkommen, wie ſie dieſelben vordem von ihren Vorgängern überkommen hatten. Von dem Außenleben nur unſanft und feindlich berührt, zog ſich Robert gerade in dem Alter, in welchem ſonſt der Jugenddrang ganz in Aeußerlichkeiten aufzugehen ſtrebt, in ſich ſelbſt zurück. Ohne ſich von ſeinen Altersgenoſſen abſichtlich zu ſondern, trennte ihn ſein ernſtes, nachdenkliches Weſen von dem Haufen derer, welche ſich durch Hingabe an alle Ausgelaſſenheiten der Flegeljahre über die Leiden der Lehrlingszeit hinwegzuhelfen ſuchten. Jugendliche Genußſucht blieb ihm fremd; der männliche Gedankenernſt, welcher ſich frühzeitig über Roberts Seele gebreitet, machte ihn für jede Lockung zur Ausſchweifung — und es fehlte dem hübſchen Burſch an ſolchen Lockungen keineswegs — unzugänglich. Seines Handwerks in ungewöhnlichem Grade Meiſter, ſchnürte er nach beendigter Lehrzeit ſein Bündel und wanderte rheinüber, zuerſt in die Schweiz und von da nach Frankreich und England. Er lernte das Elend ſeiner Brüder kennen und nahm Theil an ihren Verſuchen, denſelben abzuhelfen. Seine Herzensreinheit, ſein Verſtand, ſeine Energie wieſen ihm eine Rolle an in den Reihen der Männer der Arbeit. Aber er ſpielte keine Rolle, er lebte ſie. Seine Kameraden ehrten ihn wie einen Apoſtel und liebten ihn wie einen Vater. Der Erſte und Letzte bei der Arbeit, war er unermüdlich im Lernen. Er hatte ſich binnen Kurzem die franzöſiſche und engliſche Sprache mit Leichtigkeit zu eigen gemacht, er las die Schriften und Journale der Sozialiſten Frankreichs und Englands. Sein

Herz ſchwoll ob der ſonnigen Ausſicht, welche dieſe Denker und Dichter in die Zukunft der Menſchheit eröffneten; aber ſein Verſtand blieb unbeſtochen. Er war von Jugend auf täglich, ſtündlich in zu nahe Berührung mit des Lebens rauher Wirklichkeit gekommen, um nicht einzuſehen, welch' eine ungeheure Umwandlung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ja des Menſchen ſelbſt, der Verwirklichung ſozialiſtiſcher Ideale vorhergehen müſſe. Robert war ein Politiker im edelſten Sinne des Wortes. Er mußte demnach unwillkürlich die ſozialiſtiſchen Träumer und Projektmacher belächeln, welche da meinten, die Vollbringung der ſozialen Reform ſei unter jeder Staatsform möglich. Ihm erſchien die Demokratie, d. h. die wahre und wirkliche Volksherrſchaft, die möglichſt unmittelbare Betheiligung aller Bürger an der Leitung der Staatsgeſchäfte, als die unumgänglich nothwendige Vorſchule dieſer Reform. Ohne die Republik hielt er dieſelbe für durchaus unerſtrebbar, denn wie ſollte auf dem Boden der konſtitutionellen Monarchie, welche für ihn, der ſie in ihrer Ueberreife unter Louis Philipp und Guizot geſehen, mit Korruption gleichbedeutend war, auf einem Boden alſo, den Gemeinheit und Beſtechlichkeit, Lug und Trug, Feigheit und Hinterliſt zu ihrem ausſchließlichen Tummelplatz gemacht, der Samen der Humanität, der Hingebung und Bruderſchaft mit Erfolg ausgeſtreut werden? Die politiſche Gleichberechtigung, dachte er, muß und wird die Menſchen mit dem Gedanken der ſozialen vertraut machen und ſo müſſen ſich denn die Kräfte aller wahren Volksfreunde auf die Anbahnung der Demokratie richten. Erfüllt von dieſem Gedanken, kehrte er nach Deutſchland zurück, ſeinem Aeußern, ſeiner Stellung, ſeinem Auftreten nach der einfache Handwerksgeſelle, der tüchtige und fleißige Mechaniker, in ſeinem Innern ein unverſöhnlicher und gefährlicher Feind der beſtehenden politiſchen Verhältniſſe. Im Uebrigen war er nicht ſo unverſöhnlich. Er hatte ſeinen Lehrherrn verarmt wiedergefunden; aber er erinnerte ſich nicht mehr der Quälereien, welche ihn dieſer Mann hatte ausſtehen laſſen, er gedachte ihm nur noch die Geſchicklichkeit, womit der Meiſter ihm die Grundbegriffe des Handwerks beigebracht. Er trat als Geſelle bei ihm ein und in kurzer Zeit hatte er die Werkſtatt zur geſuchteſten und arbeitsvollſten der Stadt gemacht. Wenn auch eine rohe Natur, fühlte der Meiſter dennoch, was er dem Pariſer ſchulde. Er ſchlug ihm daher vor, ſeine einzige Tochter zu heiraten und das ganze Geſchäft, wie es lag und ſtand, zu übernehmen. Der Pariſer wußte dieſes Zutrauen zu ſchätzen, aber er ſagte Nein. Wäre ihm das Anerbieten einige Wochen früher gemacht worden, als es gemacht wurde, hätte er wohl nicht Nein geſagt, denn er wußte in ſeinem auf das Praktiſche gerichteten Sinne das Vortheilhafte einer feſten bürgerlichen Stellung ſehr gut zu würdigen. Seine Freunde — und er hatte deren viele und ihm mit Enthuſiasmus ergebene — äußerten laut ihre Verwunderung über ſein Ausſchlagen eines Antrages, der in Berückſichtigung der Verhältniſſe ein Glück genannt werden konnte. Er ſei noch nicht zum Heiraten aufgelegt, entgegnete er den Fragern lächelnd. Auch Heinz, der ein eifriges Mitglied des von Robert unter unverfänglichen Formen geſtifteten Arbeiterklubbs geworden war, ging den Freund mit Fragen an über deſſen Abſtinenz, wie er es nannte. Der Pariſer antwortete ausweichend, was ſonſt ſeine Sache nicht war. Er machte den Advokaten darauf aufmerkſam, daß möglicher Weiſe bald eine Stunde ſchlagen könnte, in welcher die Patrioten und Freiheitsfreunde die Arme nach allen Richtungen hin frei haben müßten und nicht durch Familienſorgen beſchwert ſein dürften. Heinz gab ſich damit zufrieden.

Hätte er aber damals ſchon gewußt, was er heute von dem Pariſer Bezugs ſeiner Schweſter erfahren, ſo würde er ſich nicht ſo leicht zufrieden gegeben haben. Und mit Recht. Ich ſagte vorhin, Robert hätte wohl keinen Anſtand genommen, auf den Vorſchlag ſeines Meiſters einzugehen, falls ihm dieſer Vorſchlag einige Wochen früher gemacht worden wäre, d. h. falls er gemacht worden wäre, bevor jenes Zuſammentreffen des Schloſſergeſellen mit der Tochter des Miniſters im Parke ihres Vaters ſtattfand. Man weiß, wie gewaltig das Herz eines keuſchen und ſtarken Mannes, der nicht mehr in der erſten Jugendblüthe ſteht, bewegt wird, wenn ſeine Stunde ſchlägt. Robert war bisher von der Liebe gänzlich unberührt geblieben: um ſo allmächtiger faßte ſie ihn jetzt. Er machte keinen Verſuch, dieſer Allmacht Widerſtand zu leiſten. Er dachte nicht einmal daran. Er war ſo glücklich, ſo ruhig, ſo getroſt; er wünſchte nicht, er liebte nur. Weit entfernt, gewaltſam und krampfhaft zu ſein, war ſeine Stimmung voll Frieden und Beſeligung. In vollſtem Maaße konnten auf ihn die Worte eines der lieblichſten deutſchen Liebeslieder angewandt werden:

Du ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade
Die Liebe in dem Drang der Welt,
Denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth mußt du ſie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Er ſtaunte Anfangs in ſeinem Gemüthe über den herrlichen Gaſt, dann ward ihm deſſen Anweſenheit zu einer ſüßen Gewohnheit und eine unbewußte Freude überſtrömte ihn bei dem Gedanken, daß der eingekehrte Engel die neue Wohnung ſeiner nicht unwürdig finden würde. Robert kannte das Göthe'ſche Lied von den Sternen, deren Pracht man ſich freut, ohne ſie zu begehren, nicht, doch fühlte er es. Allein das ging ſo, ſo lange es der Natur der Sache nach gehen konnte. Dem Engel geſellte ſich der Dämon. Nicht das bereitete dem armen Geſellen Schmerz, daß er Roſe nie würde erwerben können, ſondern das, daß ſie wahrſcheinlich einem Manne zu eigen werden müſſe, der ihrer nicht werth wäre, einem Manne, welchen ſie nicht würde lieben können. Wenige Stunden des Zuſammenſeins hatten Robert die Ueberzeugung verſchafft, es lebe kein Mann, der mit Recht auf die volle Zuneigung eines Weſens, wie Roſe, Anſpruch machen könne. Vielleicht war dieſe Ueberzeugung eine zu überſchwängliche, aber ſie war nun einmal da. Eine gräßliche Pein bemächtigte ſich des Arbeiters bei der Vorſtellung, Roſe würde der Konvenienz ihres Standes gemäß mit Leib und Seele einem Menſchen gehören müſſen, der die Ehe mit ihr bloß als einen vom Egoismus diktirten Kalkul auffaßte und behandelte. Dieſe Roſe vielleicht, wahrſcheinlich, ja gewiß an die Bruſt eines welken Sünders geſteckt — o des Greuels! Dachte er deſſen, ſo flüſterte ihm ſein unerbittliches Gedächtniß immer und immer wieder die furchtbaren Worte zu, welche er einſt in der Bible de la liberté des Abbé Conſtant geleſen, die furchtbaren Worte: „Wenn ein Weib einem Manne ſich hingibt, den ſie nicht liebt, ſo begeht ſie einen Ehebruch. Darum, o Weib, das eine verfluchte Geſellſchaft verkauft gleich einem Stück Vieh, vertheidige deine Keuſchheit, gib dem Verbrechen niemals nach! Dieſer Mann, der dich feige gekauft hat und den man höhniſch deinen Mann nennt, dieſer Mann hat den Tod verdient. Siehe zu, ob du dein Leben für das ſeinige geben willſt. Wirſt du dich

*) Oben so.

ſchänden laſſen? Läſſeſt du dir in's Geſicht ſpeien? Läſſeſt du dich mit Füßen treten wie Straßenkoth? Willſt du dein Leben in Verthierung und Schmach enden, ohne daß Jemand Mitleid mit dir empfinde? Eine ſchreckliche Stimme erhebt ſich aus der Tiefe der Kerker und ruft dir zu: Wer ſich verkaufen und feſſeln läßt, iſt ein Feigling, wenn er ſich tödten laſſen kann. Warum wählſt du die Galeere der Schmach, um dort als Courtiſane zu altern, wenn du als Jungfrau und glorreich auf's Schaffot ſteigen kannſt? Die Geſellſchaft der Gottloſen will dir das Herz ausreißen; wirf ihr deinen blutenden Kopf in's Geſicht und ſtirb mit deiner Liebe!" Es war nicht das, was die Leute gewöhnlich Eiferſucht nennen, nicht die Begierde des ſelbſtſüchtigen Beſitzes oder Genuſſes, was den Pariſer in ſchlafloſen Nächten folterte, wenn er der Zukunft Roſe's gedachte: es war ein heiliges Zürnen auf die ſoziale Verkehrtheit, welche ein reines, ein reinſtes Weſen der beſudelnden Umarmung eines Elenden hinwirft. Ihm war zu Muthe, als ſähe er eine kaum erblühte Lilie von einem muthwilligen Buben in den Koth treten. In ſolchen Augenblicken ſtieg alles Blut ſeines Herzens in ſein Hirn und drohte es zu zerſprengen. Unwillkürlich faßte er nach einer Waffe, als müßte er ſich jählings hineinſtürzen in den Kreis der Privilegirten, um ihnen ein Opfer, ein unſchätzbar koſtbares Opfer zu entreißen. Aber dieſe Momente des Paroxismus der Leidenſchaft verſchwanden raſch, wie ſie kamen; denn Robert war Meiſter einer großen Kunſt, der Selbſtbeherrſchung. Vor liebeſiechem Hinſchmachten bewahrte ihn ſchon ſein durchweg tüchtiges und geſundes Naturell. Er hatte ganz und gar Nichts von einem Werther an ſich. Statt ſeine Kräfte in eitler, ſelbſtgefälliger Melancholie abzunützen, wandte er ſie eifriger als je auf die Belehrung und Tröſtung ſeiner Brüder. Die Liebe hob ihn, ſtatt ihn niederzudrücken. Er ſchöpfte ſtets neue Begeiſterung aus den einfachen und doch ſo erhabenen Worten, welche er die Geliebte hatte ſprechen hören. Er betrachtete ſich als den Vollzieher ihrer hochſinnigen Willensmeinung. Sie war gleichſam die Sibylle, die ihn inſpirirte, und ihr Name ward ihm zum Symbol ſeines Glaubens und ſeiner Hoffnung.

5.

Wie man regiert.

Der Premierminiſter kam übelgelaunt aus dem Schloſſe nach Hauſe gefahren. In ſeinem Kabinet angelangt, warf er mit einer Geberde des Unwillens Klapphut, Degen und Handſchuhe auf den Tiſch, kreuzte die Arme auf dem Rücken und begann mit haſtigeren Schritten, als ſie der gewohnten Abgemeſſenheit aller ſeiner Bewegungen zukamen, auf und ab zu gehen.

Der Narr! der Tropf! der Einfaltspinſel! murmelte er zwiſchen den Zähnen. Mir Angeſichts des ganzen Geheimeraths zu widerſprechen! — Woher er nur den Muth genommen? — Doch was frag' ich? — Die verdammte Komödiantin! — Und ich half ihr ſelber das Neſt machen, von welchem aus ſie jetzt gegen mich kabalirt. — Das muß anders werden.

Was gibt's da? unterbrach er ſeinen Monolog und wandte ſich ſcharf nach der Thüre um, welche er öffnen gehört.

Herr Lauſer, meldete der eingetretene Kammerdiener, läßt unterthänigſt anfragen, ob Se. Excellenz, der Herr Graf, die Gnade haben wollten, ihn zu empfangen.

Er ſoll kommen!

Der Diener verſchwand und gleich darauf ſchlüpfte ein kleiner dürrer Mann in bürgerlicher Kleidung, aber mit zweierleituchener Phyſionomie, in das Gemach.

Guten Morgen, mein Lieber, ſagte der Miniſter geſammelt und ſo zu ſagen freundlich. Was bringen Sie mir?

Herr Lauſer kratzfußte ſo demüthig, daß ſeine abſonderliche Naſe, welche wie ein Fühlhorn der Schnüffelei aus ſeinem vergilbten Geſichte hervorragte, beinahe den Fußboden berührte. Dann öffnete er nochmals die Thüre, ſpähte hinaus, ob kein Horcher in der Nähe ſei, und drückte die Klinke wieder leiſe zu.

Nehmen Sie Platz, mein Werther, ſagte der Graf, indem er ſich in einen Fauteuil warf.

Der Ton, in welchem er dieſes ſprach, verrieth eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen ihm und dem Angeredeten.

Gar zu gütig, Excellenz, verſetzte der Polizeimann

Indeſſen, wenn Sie gnädigſt erlauben — ich bin müde, war den ganzen Morgen über auf den Beinen —

Nur keine Umſtände, ſagte der Graf, indem er auf ein Tabouret wies.

Herr Lauſer machte auch in der That keine Umſtände, ſondern ſetzte ſich.

Es war klar, daß hier zwei Männer, die ſich durch Stand und Stellung unendlich fern ſtanden, faſt auf gleichem Fuß mit einander verkehrten.

Der Miniſter ſchaute ſeinen Vertrauten mit durchdringenden Blicken an. Lauſer blickte zu Boden und ſchwieg.

Nun! ſagte der Graf auffordernd.

Excellenz ſind in ſchlechter Stimmung, verſetzte Lauſer, ſeine ſpionirenden Augen plötzlich zu denen des Machthabers erhebend. Es iſt auch kein Wunder, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort; das Benehmen Seiner Königlichen Hoheit in der heutigen Geheimerathsſitzung —

Wie? Sie wiſſen ſchon —

Freilich, freilich. Es war auch keine Hexerei, die Sache brühwarm zu erfahren. Sie wiſſen ja, ich habe das Kammermädchen in dem Hauſe in der Flußſtraße in meinem Solde. Das kluge Ding theilte mir ſo eben mit, der Herr Staatsrath von Buchen ſei triumphirend zu Demoiſelle Proly gekommen, um ihr zu ſagen, Sereniſſimus hätte Eure Excellenz — verzeihen Sie — heute Morgen ſehr geringſchätzig behandelt.

Der Premierminiſter hob zornig den Fuß, um damit auf den Boden zu ſtampfen, bezwang ſich aber raſch und vermied jede Regung der Ungeduld oder Erbitterung.

Mein Lieber, ſagte er ruhig, Sie ſehen ein, daß die zwiſchen dem Schleicher Buchen und der hergelaufenen Dirne gegen uns — (er betonte das Wort uns) — angeſponnene Kabale nicht weiter geführt werden darf.

Freilich, freilich. Sie wiſſen wohl, Excellenz, wie der Buchen in ſeiner frechen Hoffnung, Euer Excellenz Nachfolger zu werden, dadurch beſtärkt wurde, daß die Proly und ihr Anhang dem Großherzog weiß zu machen wußte, Buchen ſei populär und demnach im Stande, die ſchwierigen Stände zu beſchwichtigen.

Pah, gerade daran will ich ihn faſſen. Doch davon nachher. Sind Sie meines Auftrags eingedenk geweſen?

Er iſt erfüllt, Excellenz.

Wirklich?

Ja. Sie haben vielleicht von der gegenwärtig in hieſiger Stadt ſich produzirenden Kunſtreitergeſellſchaft gehört?

Beiläufig. Was ſoll's damit?

Sapperlot, in dieſer allerdings etwas gemiſchten Geſellſchaft fand ſich, was wir ſuchten. Ein wahres Prachtexemplar, groß, ſchlank und doch üppig gebaut, ſchwarzhaarig, blauäugig, verbuhlt durch und durch und doch friſch wie die Kirſche am Stiel, wild wie der Satan und doch zuthunlich wie ein Maikätzchen — kurzum, etwas famos Pikantes.

Sie glauben alſo, das Ding beſitze die nöthigen Eigenſchaften?

Glauben? Ich glaube Nichts, aber ich weiß es. Wir werden Ehre mit meinem Fund einlegen, ſicher und gewiß. Um ſo mehr, fuhr Herr Lauſer mit einem gemeinen Lächeln fort, um ſo mehr, als die Proly in letzter Zeit etwas widerwärtig träg, fett und wampelig geworden, Sereniſſimus aber bekanntlich mehr das Raſche, Leichte, Bewegliche, kurzum das Pikante goutirt. Je nun, da heißt es auch, die Gegenſätze berühren ſich.

Bei den letzten Worten lachte der Mann abermals cyniſch und höhniſch. Der Graf achtete nicht darauf, ſondern fragte:

Haben ſie ſchon mit dem Mädchen verhandelt?

Allerdings. Die Präliminarien ſind geſchloſſen. Es ging aber hart her.

Hart?

Ei freilich. Die Feſtung war ſchon okkupirt. Ich mußte zuerſt die feindliche Beſatzung hinausſchlagen.

Ich verſtehe Sie nicht, bemerkte der Graf trocken. Augenſcheinlich wollten ihm die ſchlechten Witze ſeines Verbündeten nicht recht munden. Aber Herr Lauſer ließ ſich nicht ſo leicht aus dem Text bringen.

Unter einer feindlichen Beſatzung, ſagte er, verſtehe ich eine liberale Beſatzung. Zu Deutſch: Einer der Leithämmel unſerer Liberalen hatte unſere allerliebſte Kunſtreiterin ſo reizend gefunden, daß er nicht nur ſeine ſteifbürgerliche Moral hintanſetzte, ſondern auch ſeine Geldkiſte ziemlich weit aufthat.

So? Wer iſt's denn? fragte der Graf, ziemlich gelangweilt.

Das Tugendmuſter, der Bankier Klemmer, der in der Kammer unlängſt die idylliſchen Freuden der Ehe und Häuslichkeit ſo rührſam ausmalte. Ja, ja, der alte Poet hat recht, wenn er ſagt:

Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er,
Aber in der Kutte ſteckt
Sicher ein Halunke.

Um des Himmels willen, lieber Herr Lauſer, werden Sie mir kein Schöngeiſt!

Warum nicht? Unſereiner muß auf allen Löchern pfeifen können. Habe ich doch um des Staatswohles willen neulich angefangen, in meinen Mußeſtunden die ſozialiſtiſchen Autoren zu ſtudiren.

Zum Teufel, wozu das?

Um Gimpel mit Redensarten zu fangen.

Wohl, wohl. Aber wie machten Sie das Mädchen dem Klemmer abſpenſtig?

O, das war nicht ſchwer. Er iſt Geſchäftsmann und weiß alſo, daß eine und dieſelbe Waare dem einen Käufer mehr, dem andern weniger werth iſt. Ich überbot ihn — voilà tout.

Haben Sie dem Mädchen ſeine Rolle etwa ſchon einſtudirt.

Freilich. Es iſt eine ſehr gelehrige Schülerin und die Komödie kann beginnen, wann es Eurer Excellenz beliebt. Haben Sie nur die Gnade, den Großherzog zu bewegen, einer Vorſtellung in dem Kunſtreitercirkus anzuwohnen. Das Weitere ſei meine, der Kunſtreiterin und meines Freundes, des erſten Kammerdieners, Sorge.

Abgemacht. — Was gibt es ſonſt Neues?

Die Liberalen tragen ſich mit der Hoffnung eines baldigen Ausbruchs in Paris.

Unſinn. So lange der ſchlaue Louis Philipp lebt, iſt von dorther Nichts zu beſorgen. Haben Sie erkundet, ob Herr von Buchen Verbindungen mit der Oppoſition unterhält?

Er liebäugelt mit ihr, aber ſie traut ihm nicht.

Einerlei, man muß dem Großherzog die Thatſache dieſes Liebäugelns gehörig inſinuiren.

Ja, es wäre überhaupt an der Zeit, die allerhöchſten Regionen wieder einmal mit einem recht gründlichen Schrecken vor den Feinden des Throns und Altars zu erfüllen.

Sie haben Recht; wir müſſen die Zügel wieder ſtraffer anziehen. Der Großherzog muß wieder unbedingt an ſeine wahren Freunde glauben lernen. Könnte man zu dieſem Behufe, ſo es nöthig ſein ſollte, nicht etwa ein kleines Komplott erſinnen?

Hm .... Ich will mir die Sache überlegen. Unſere

Kammer-Oppoſiton komplettirt zwar nicht; es iſt ihr daher von dieſer Seite unmittelbar nicht beizukommen. Allein wir haben ja noch einen guten Vorrath von Theilnehmern an dem neulichen Brotkrawall im Kriminalgefängniß und der Herr Kriminalrichter hat ſchon früher einmal bewieſen, daß ſich aus ſolchem Stoffe Etwas machen läßt.

Man muß ohne Zögern daran gehen. Wie iſt es mit dem Arbeiterverein? Könnte man dieſem nicht auch eine Rolle in unſerm Stück anweiſen?

Schwerlich.

Warum nicht?

Weil er zu klug geleitet wird.

Von wem?

Von einem Schloſſergeſellen.

Bah!

Und der Graf machte eine wegwerfende Gebärde.

Excellenz, ich bitte Sie, dieſe Sache nicht leicht nehmen zu wollen. Dieſer Schloſſergeſelle, genannt der Pariſer, iſt ein Mann, vor dem ich Angſt habe.

Angſt?

Ja, Angſt. Er für ſich allein iſt weitaus gefährlicher, als die ganze liberale Partei zuſammengenommen.

Er iſt der entſchloſſenſte, geſcheidteſte, thatkräftigſte und folglich gefährlichſte Revolutionär im Lande. Durch und durch brav, wird er von dem geſammten Proletariat wie ein Abgott verehrt. Er hat Verbindungen in aller Welt, hat in Paris gelernt, wie man Emeuten macht, und in England, wie man die Kanaille haranguirt. Seine Kameraden folgen ihm unbedingt, ſein Wort iſt für ſie ein Orakel und der elendeſte dieſer Lumpenhunde würde ſein Herzblut für ihn hingeben.

Und dieſer Menſch geht noch frei umher? fragte der Graf aufſtehend.

Ja, was wollen Sie? Er hat mir ſchlechterdings noch keine Gelegenheit gegeben, ihn zu faſſen, obgleich ich es auf alle Arten mit ihm verſucht habe.

Uebertreiben Sie ſeine Gaben und ſeinen Einfluß nicht?

Nein, Excellenz.

Gut, ſo muß man ihn kaufen. Er könnte uns von Nutzen ſein.

Er iſt nicht käuflich, Excellenz.

Bah? wer iſt nicht käuflich? — Sagten Sie mir nicht unlängſt, mein Sohn kenne dieſen Handwerksburſch?

Es iſt ſo, Excellenz. Aber Sie täuſchen ſich, wenn ſie etwa glauben, Ihr Herr Sohn übe Einfluß auf den Schloſſer. Der Einfluß findet umgekehrt ſtatt.

Der Graf ſah ſeinen Vertrauten verwundert an. Daß ein ſimpler Arbeiter auf einen Grafen von Holzen Einfluß übe, gehörte für ihn in's Reich der Unmöglichkeiten.

Herr Lauſer, der ebenfalls aufgeſtanden war und wieder ſeine demüthige Haltung angenommen hatte, errieth den Gedanken ſeines Gönners.

Ich bedaure, ſagte er, dieſe für Sie ſo ſchmerzliche Seite noch einmal berühren zu müſſen; aber es iſt, wie ich ſagte.

Laſſen Sie das gut ſein. Sie meinen alſo, dieſer Dings da, dieſer Pariſer, ſei nicht zu gewinnen?

Ich bin leider davon überzeugt.

Wohl, ſo will ich die Richtigkeit Ihrer Ueberzeugung erproben. Bei welchem Meiſter arbeitet der Geſell?

Beim Schloſſermeiſter Voll in der Kanalſtraße. Voll hat die Schloſſerarbeiten in Ihrem Haushalt zu beſorgen, Excellenz.

Deſto beſſer. Sorgen Sie dafür, daß die morgige Vorſtellung im Kunſtreitercircus eine recht glänzende werde. Der Großherzog wird kommen. — Ich wünſche Ihnen guten Tag, mein lieber Herr Lauſer.

Mit tiefen Bücklingen entfernte ſich der Vertraute des Miniſters.

6.

Ariſtokrat und Proletarier.

Am folgenden Morgen ſtieg der Pariſer, mit ſeinem Schurzfell umgürtet und ſein Handwerkszeug tragend, die breite Marmortreppe in dem Hotel des Premierminiſters hinauf. Er kam, von ſeinem Meiſter geſchickt, um einen geheimen Schrank in dem Kabinet des Miniſters aufzuſperren, wozu der Schlüſſel verloren gegangen. Im Vorſaal traf er einen Lakai, der ſeiner zu harren ſchien, denn derſelbe führte ihn ohne Verzug den Korridor entlang, auf welchem ſich die von dem Herren des Hauſes bewohnte Zimmerreihe öffnete. Am Ende des Korridors bewegte ſich ein weißes Frauengewand, deſſen Anblick den Arbeiter erbeben machte. Roſe, die eben ihrem Vater guten Morgen gewünſcht, kam aus dem Kabinet deſſelben und mußte auf dem Wege nach ihrem Gemach an dem Pariſer vorüber. Sie erwiederte ſeinen ehrerbietigen ſtummen Gruß. Auf Beider Antlitz ergoß ſich der Purpur beglückender Ueberraſchung. Er wagte es nicht, den Blick nach ihr zurückzuwenden, als ſie an ihm vorüber war; ſie aber blieb ſtehen, bis er mit dem Diener in der nächſten Thüre verſchwunden war, und ſah ihm nach mit Augen, in welchen jene Glut ſtralte, die ſo heilig und allgewaltig, wie ſie iſt, das Menſchenherz nur einmal im Leben erfüllt. Die lärmende Stimme ihres Bruders, welche aus einem nach dem Garten führenden Seitengang herſcholl, ſchreckte ſie auf und machte ſie wie ein gejagtes Reh ihrem Zimmer zufliehen. Allein plötzlich hielt ſie in ihrem Laufe wieder inne und ſchlug dann eilends die Richtung ein, von der ſie gekommen, um leiſe in einer Thüre zu verſchwinden, die der zunächſt lag, welche der Lakai dem Pariſer geöffnet.

Als der Arbeiter in das Vorzimmer getreten, überlieferte ihn der Lakai dem Kammerdiener und dieſer führte ihn nach dem Arbeitskabinet des Grafen.

Der Miniſter ſaß vor ſeinem Büreau und ſchrieb.

Excellenz, der Schloſſer! meldete der Kammerdiener.

Der Graf drehte ſich raſch um und richtete ſeinen kalt forſchenden Blick auf den Arbeiter.

Dieſer hatte ſich von dem ſüßen Schreck, den er vorhin gehabt, wieder erholt und erwiderte den inquiſitoriſchen Blick des Gewalthabers mit einer ungezwungenen und keineswegs allzu demüthigen Verbeugung.

Sie ſind der Schloſſermeiſter Boll? fragte der Graf.

Nein, Excellenz, bloß einer ſeiner Geſellen.

Ihr Name?

Robert Hunold.

Woher?

Ich bin ein Landeskind.

Sie ſind gereist?

Ja.

In welchen Ländern?

In Deutſchland, Frankreich, England und in der Schweiz.

Die bei aller Höflichkeit dennoch etwas kurzgebundene, dezidirte Redeweiſe des Arbeiters frappirte den Miniſter. Sein bisheriger Verkehr mit Handwerksleuten hatte ſich auf Hofhandwerker beſchränkt und man weiß ja, daß dieſe Menſchenſorte, insbeſondere in den deutſchen Reſidenzſtädten, den Servilismus bis zum Hundebewußtſein ſteigert. Der Pariſer mußte ihm alſo recht ſeltſam, mit Göthe zu ſprechen, wunderlichſt vorkommen. Indeſſen bewahrte er ſeine ſichere Haltung und fuhr fort:

Sie ſind weit herumgekommen. Wo gefiel es Ihnen am beſten?

In der Schweiz.

So, in der Schweiz? Sie ſind demnach wohl Republikaner?

Die Reihe, frappirt zu ſein, war jetzt an Robert. Er wußte nicht, was er aus den Fragen des Miniſters machen ſollte. War das ein Verhör? Es ſah faſt ſo aus. Aber der Pariſer war nicht eitel genug, anzunehmen, der hochgebietende Graf würde ſich die Mühe geben, einen armen Teufel von Arbeiter in eigener Perſon zu verhören. Nach kurzem Nachſinnen glaubte er den Schlüſſel zu der herablaſſenden Geſprächigkeit des Gewalthabers darin gefunden zu haben, indem er annahm, derſelbe wolle ſich auch einmal den Spaß machen, mit einem Mann aus dem Volk ſich zu unterhalten.

Der Graf hielt Robert's kurzes Verſtummen für Angſt. Er ſuchte daher ſeinen Geſichtszügen einen möglichſt wohlwollenden Ausdruck zu geben und ſagte:

Reden Sie ungenirt, mein Lieber; wir ſind hier in keiner Amtsſtube.

Der Pariſer fühlte die Beziehung dieſer Worte und ſein männliches Selbſtgefühl empörte ſich dagegen.

Excellenz, ſagte er, es gefiel mir in der Schweiz, weil dort Jeder nach ſeinem Können und Thun geſchätzt wird, und die Achtung, die man zollt und die Einem gezollt wird, ſich nach den Leiſtungen richtet.

Ei, dachte der Graf, der ſpricht ja ganz gewählt; ich fange an zu glauben, daß Lauſer Recht hatte, wenn er meinte, dieſer Schloſſergeſell ſei kein gewöhnlicher Menſch.

Sie haben es nicht übel getroffen mit ihrer Antwort, mein Lieber, nahm er dann das Geſpräch wieder auf; die Schweizer ſind ein praktiſches Volk.

Jeden Menſchen überfällt zuweilen eine ſchwache Stunde, in welcher er ſich von Gefühlen beherrſchen läßt, die er ſonſt, wenn nicht zu unterdrücken, ſo doch zu meiſtern verſteht und nicht am unrechten Orte laut werden läßt.

Den Pariſer überfiel jetzt *ſeine* ſchwache Stunde.

Er hatte Schillers Don Carlos nicht geleſen, er wußte Nichts vom Marquis Poſa, aber edle Naturen haben ja alle Etwas von einem Marquis Poſa an ſich, und wer kann ſich rühmen, daß ihm nie und nimmer das Herz übergequollen?

Ja, Excellenz, ſagte Robert, ein praktiſches Volk und — ein freies.

Ah, hab' ich dich? dachte der Miniſter und bemerkte leichthin:

Praktiſch und frei? Das ſind ja, ſagt man, die Engländer ebenfalls und demgemäß müſſen auch dieſe Ihnen gefallen haben.

Ich habe nicht gefunden, daß das Volk in England frei iſt.

Ei, Sie ſcheinen einigermaßen ſchwer zu befriedigen, mein Guter. Und was ſagen Sie zu Frankreich?

In Frankreich herrſcht die Korruption, wie in England das Privilegium.

Sie halten alſo die franzöſiſchen Zuſtände nicht für glückliche?

Nein.

Da haben Sie ſehr Recht. Die franzöſiſche Verderbniß gibt Europa ein abſchreckendes Beiſpiel von dem, was bei Revolutionen herauskommt.

Der Ariſtokrat hatte mit dieſen Worten, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, etwas zu weit herausgelangt und dem Pariſer hätte ſich jetzt die Räthlichkeit, vorſichtig zu ſein, aufdringen müſſen, aber ſeine ſchwache Stunde hatte ja kaum erſt begonnen. Friſchweg verſetzte er:

Bei verfehlten Revolutionen, ja. Man muß eben keine Revolution halb machen oder ſich um die Früchte der etwa ganz gemachten hintennach wieder betrügen laſſen. Letzteres erfuhren die Franzoſen 1794 und Erſteres 1830.

Sie ſind offenbar ein ſcharfer Beobachter, und da Sie Paris und Frankreich aus eigener Anſchauung kennen, ſo werden Sie mir auch ſagen können, ob die Dinge dort wirklich ſo niet- und nagelfeſt ſind, wie Monſieur Guizot zu glauben ſich bei jeder Gelegenheit das Anſehen gibt.

Ich kann nicht ſagen, wie es in dieſem Augenblicke in Frankreich ausſieht, da ich ſchon längere Zeit von dort weg bin. Als ich aber Paris verließ, ſtanden die Sachen bereits ſo, daß Niemand die Zuverſichtlichkeit des Monſieur Guizot theilte, wenn nicht der König.

Und meinen Sie, es ſei in Bälde wiederum eine Eruption, eine dritte Revolution zu befürchten?

Allerdings glaube ich, es ſei bald, vielleicht ſehr bald eine dritte Revolution in Frankreich zu hoffen, entgegnete der Pariſer, das Wort hoffen lächelnd betonend.

Die Füße von Louis Philipps Thron ſind ſo ſtark angefault, daß ſie ihre Laſt nicht mehr lange tragen werden.

Und was ſoll dann kommen?

Die Republik.

Wie, die Republik? Alfanzerei, die Republikaner ſind ja in Frankreich anerkannt die ſchwächſte Partei.

An Zahl vielleicht, aber nicht an Intelligenz, Willen und Muth.

An Intelligenz? So viel ich weiß, bekennen ſich zur Republik insbeſondere die Anhänger der ſogenannten ſozialiſtiſchen Lehren, die Schüler Saint-Simon's und Fourier's, ſowie die Kommuniſten. Ich kann mir nicht denken, daß ein ſo verſtändiger Mann, wie Sie ſind, an dem tollen Hirngeſpinnſt, genannt ſoziale Reform, irgendwie Geſchmack finden und demnach glauben könnte, den Apoſteln dieſes Evangeliums der Narrheit ſei es vorbehalten, auf Frankreichs Geſchicke einen bedeutenden Einfluß zu üben.

Excellenz, ich weiß nicht, ob Ihr Urtheil über die Anhänger der ſozialen Reform ein richtiges iſt oder nicht. Ich hatte nicht freie Zeit genug, mich in dieſe ſchwierigen Sachen hineinzulernen. Aber ich habe in Frankreich und in England viele Sozialiſten, Kommuniſten und Chartiſten gekannt, und wenn mir auch von ihren Lehren Vieles dunkel und Manches geradezu unpraktiſch, unmöglich und thöricht vorkam, ſo ſchien es mir auf der andern Seite doch klar, daß ſie Recht haben, wenn ſie behaupten, es müſſe, um die Freiheit und das Glück der Menſchheit zu gründen und zu ſichern, ein ganz neuer geſellſchaftlicher Boden gelegt werden?

Ein ganz neuer ſozialer Boden? Und dieſen ſoll etwa die Republik abgeben?

Die Republik und zwar die demokratiſche Republik ſoll die Elemente zu dem neuen Fundamente liefern, auf welchem das Gebäude der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgeführt werden wird.

Poſſen! ſagte der Miniſter und kehrte ſich ab. Eine höchſt unangenehme Empfindung bemächtigte ſich ſeiner. Wie? War das möglich? Die Lehren der Neuzeit, die prophetiſchen Verkündigungen einer neuen, gewaltigen Revolution waren ſchon ſo tief in die unteren und unterſten Schichten der Geſellſchaft eingedrungen? Die Hoffnung auf eine ſolche Revolution ſprach ſich ſo klar und feſt aus? Was hatten nun alle die chineſiſchen Mauern geholfen, welche das metternichiſche Syſtem um den Verſtand und die Gefühle des deutſchen Volkes gezogen? Der

Handwerker, welchen der Ariſtokrat hier vor ſich ſah, reichte im Denken, Wiſſen und Fühlen allerdings weit über das gewöhnliche Niveau ſeines Standes hinaus, allein immerhin war er ein Handwerker und gab, ſo wie er war, den lebendigen, unwiderleglichen Beweis ab, daß das Volk zu denken und zu begreifen angefangen habe. Dieſe Thatſache mußte in das Syſtem eines Staatsmanns, wie das des Grafen von Holzen war, ein bedenkliches Loch reißen. Ein denkendes Volk paßte ſo ganz und gar nicht in dieſes Syſtem, welches ſich eigentlich kurz in die Staatsweisheit der guten alten Zeit zuſammenfaßte: Völker ſind Schafheerden, zu Nichts gut als zum Geſchorenwerden. Und das ſollte nicht mehr wahr ſein? Das Rad der Geſchichte ſollte wirklich vorwärts gerollt ſein, allen Hemmſchuhen, welche die ruſſiſche und deutſche Diplomatie ſeit Napoleons Sturz eingelegt, zum Trotz? Die Journaliſten und Pamphletiſten waren alſo keine vereinzelten Schreier und hinter ihnen ſtand in Wahrheit das Volk, nicht mehr das ſchafsmäßige von ehedem, ſondern das revolutionäre Volk?

Der Graf ſchüttelte ſich innerlich, als wollte er einen dummen Traum loswerden. Das Alles war nicht möglich, wenigſtens nicht in Beziehung auf Deutſchland.

Er wandte ſich dem Pariſer wieder zu und ſagte:

Sie haben auch Deutſchland bereist, mein Guter. Nicht wahr, bei uns trägt man ſich nicht mit ſolchen Flauſen und Tollheiten, wie in Frankreich?

Robert war einmal im Zuge und ſo ſtand er dann nicht an zu antworten:

Die Deutſchen haben noch Vieles zu thun, bevor ſie ſich mit dem abgeben können, was jetzt die Franzoſen beſchäftigt. Ich hörte mal einen ſehr geſcheidten und dabei recht kaltblütigen Mann ſagen, die Franzoſen ſeien jetzt mit ihrer politiſchen Entwickelung zu Rande, die Deutſchen aber ſteckten noch mitten drinn; zuerſt aber müſſe ein Volk die politiſchen Fragen gelöst haben, ehe es an die Löſung der ſozialen Frage ſich mache.

Ich ſehe, das ſozialiſtiſche Zeug ſpukt Ihnen im Kopfe, mein Lieber.

O nein, Excellenz. Ich denke, der Mann, von dem ich ſo eben geſprochen, hat den Nagel auf den Kopf getroffen, und ich glaube mit ihm, daß wir Deutſche vorerſt noch genug zu thun haben, im Politiſchen freien Tiſch zu machen?

Freien Tiſch zu machen? Ei, das klingt ja recht bedrohlich, entgegnete der Graf ſpöttiſch. Meinen Sie denn, vorausgeſetzt, daß Frankreich wieder einmal dem Revolutionsfieber verfiele, unſer glückliches Deutſchland werde ſich ohne Weiteres in den Schwindel hineinziehen laſſen?

In dem Augenblick, wo in Frankreich die Republik proklamirt wird, geht in Deutſchland an allen Ecken und Enden die Revolution los.

Pah! ſagte der Graf verachtungsvoll.

Aber dieſes Pah! ging ihm nicht recht von Herzen. Das blitzende Auge, die gehaltene und dennoch ſo zuverſichtliche und energiſche Gebärde, womit der Arbeiter geſprochen, hatten dem Ariſtokraten imponirt. Sein Unmuth wollte aufwallen, aber er drückte ihn nieder, weil er fühlte, daß mit ariſtokratiſchem Hochmuth hier Nichts auszurichten ſei.

Und wer ſoll in Deutſchland Revolution machen? fragte er.

Robert war gleich bei der Hand mit der Antwort:

Zunächſt alle Stände, den Adel, die Geiſtlichkeit, ſowie das ſtehende und das ſitzende Heer ausgenommen.

Was? Sie glauben, das ſolide Bürgerthum würde mit der aufrühreriſchen — (Kanaille, wollte der Graf ſagen, verſchluckte aber, er wußte nicht, wie es kam, dieſes Wort und ſagte ſtatt deſſelben) — Kameraderie von ein paar hundert ehrgeizigen Literaten und Advokaten gemeinſchaftliche Sache machen?

Ja, das glaube ich. Das ſolide Bürgerthum, Excellenz, hat es nur mit Ingrimm ſo lange ertragen, daß es von dem Adel noch immer en canaille behandelt wird. Das ſolide Bürgerthum will ſich rächen und will die Stelle des Adels einnehmen. Das Bürgerthum wird der Revolution oder wenigſtens dem Anfang derſelben ſeine als Oppoſitionsmänner berühmten Führer, das Volk wird ihr ſeine Maſſe und ſeine Arme leihen.

Ich ſehe, der willkürlich ſtatuirte Unterſchied zwiſchen Volk und Bürgerthum iſt auch Ihnen geläufig; aber angenommen, dieſer Unterſchied zwiſchen Bourgeoiſie und Volk exiſtire in Deutſchland ebenfalls, meinen Sie nicht, die Bourgeoiſie müßte bald genug erkennen, in welchen Abgrund des Verderbens der revolutionäre Irrweg führe, und deßhalb denſelben ſchleunigſt verlaſſen, um ſich feſt um Thron und Altar zu ſchaaren?

Gewiß, die Bourgeoiſie würde baldigſt umkehren wollen auf dem Pfade der Revolution, allein es kommt Alles darauf an, ob nicht inzwiſchen das Volk ſtark genug geworden, um den Angſtmännern den Rückweg zu vertreten.

Und wird das Volk jemals ſo ſtark werden?

Wenn es in ſeiner Mitte die rechten Führer findet, warum nicht?

Und wird es in ſeiner Mitte die rechten Führer finden?

Ja, und wenn jetzt nicht, ſpäter deſto gewiſſer, erwiderte der Arbeiter mit Feſtigkeit.

Der Miniſter ging eine Weile nachſinnend im Gemache hin und her. Dann trat er den Pariſer plötzlich wieder an mit den Worten:

Hören Sie, junger Mann, Sie gefallen mir. Ich darf Ihnen jetzt wohl geſtehen, daß ich ſchon früher von Ihnen gehört habe und zwar nur Löbliches. Sie ſind die Seele eines Arbeitervereins, deſſen Tendenz dahin geht, an die Stelle der alten Handwerksburſchenrohheit einen verſtändigen Bildungsgrad zu ſetzen. Dabei ſind Sie in Ihrem Wandel ſtreng und mäßig, in Ihrem Beruf vorzüglich geſchickt, erfinderiſch und fleißig. Solche Leute können wir brauchen, beſonders jetzt, wo es mit dem Bau unſerer Eiſenbahnen raſch vorangeht und die große Maſchinenfabrik, welche der Staat einrichtete, binnen wenigen Tagen in Thätigkeit treten ſoll. Ich weiß, daß Sie die Lokomotivbaukunſt und anderes Maſchinenweſen aus dem Grunde verſtehen, ich weiß zugleich, daß man ſich auf die Solidität Ihres Charakters verlaſſen kann, und deßhalb biete ich Ihnen in unſerer neuen Staatswerkſtätte die Stelle eines oberſten Werkführers an mit entſprechendem Gehalt und der Anwartſchaft auf weitere Beförderung im Staatsdienſte, ſowie mit Penſionsfähigkeit.

Einen Augenblick war Robert überraſcht, angenehm überraſcht, aber auch nur einen Augenblick.

Ich bin Euer Excellenz höchlich dankbar, ſagte er dann, für die vortheilhafte Meinung, welche Sie von mir hegen, und ich würde, was ich vermag, gerne meinem Vaterlande weihen, allein ich kann ihr gütiges Anerbieten dennoch nicht annehmen, weil es ſchon ſeit längerer Zeit mein feſter Entſchluß iſt, kommenden Herbſt Deutſchland wieder zu verlaſſen, um nach Amerika zu gehen.

Der Miniſter ſchaute hoch auf. So etwas hatte er denn doch nicht erwartet. Der Spürhund Lauſer hatte alſo die Wahrheit geſagt? Es gab wirklich unbeſtechliche Menſchen?

Sein Staunen wurde durch das Eintreten des Kammerdieners unterbrochen, der ſeinem Herrn auf ſilbernem

Teller eine Depeſche mit großem Siegel darreichte, mit den Worten:

So eben durch einen Courier aus Straßburg angelangt, gnädigſter Herr.

Aus Straßburg? ſagte der Graf zerſtreut, nahm die Depeſche, brach das Siegel, und ſetzte ſich, um zu leſen, in ſein Fauteul.

Das Couvert umſchloß mehrere Briefe. Gleichgültig entfaltete der Graf den erſten und überflog ihn mit den Augen. Dann riß er raſch den zweiten, dritten, vierten auf.

Der Pariſer ſah den Miniſter blaß werden im Geſichte und ſogleich wieder feuerroth.

Mit einmal fuhr er wie durch eine Exploſion emporgeſchleudert, von ſeinem Seſſel in die Höhe.

Seine Züge waren fahl, ſeine Augen blickten ſtier und mit zitternden Lippen ſtieß er einen ingrimmigen, unartikulirten Laut aus.

Der Kammerdiener, welcher noch unter der Thüre ſtand, kehrte zurück, um ſeinem Herrn beizuſpringen, welchen er von plötzlichem Unwohlſein befallen glaubte.

Aber der Graf wehrte die angebotene Hülfeleiſtung mit gebieteriſcher Gebärde ab. Sein Blick war auf den

Pariſer gefallen. Das hatte ihn raſch wieder zu ſich gebracht.

Stolz den Kopf zurückwerfend, ſagte er zu Robert:

Junger Mann, ich laſſe mir Ihre abſchlägige Antwort nicht gefallen. Wir werden noch weiter über die Sache ſprechen. Doch jetzt zu ihrem Geſchäft. Kommen Sie raſch, ich will ihnen in meinem Familienarchiv, das ſich im Erdgeſchoß befindet, den Geheimſchrank zeigen, zu welchem der Schlüſſel verloren gegangen und welchen Sie mir auf der Stelle aufſperren ſollen. Kommen Sie, ſchnell, ſchnell.

So ſprechend, raffte der Graf mit der einen Hand die ſo eben erhaltenen Briefe zuſammen, griff mit der andern in ein Schubfach ſeines Schreibtiſches, um einen ſchweren Schlüſſel herauszulangen, und drängte dann den Pariſer ſo eilig zum Fortgehen, daß dieſer ſein Handwerkzeug aufzunehmen vergaß, welches er während des Geſpräches auf den Bodenteppich niedergelegt hatte.

Der Miniſter ſtieß eine Tapetenthür auf, an welcher außerhalb eine ſchmale Geheimtreppe mündete, winkte ungeduldig dem Arbeiter und ging ihm die ziemlich vielſtufige Treppe hinab voran.

Im Souterrain angekommen, gingen ſie einen langen, dunkeln Korridor entlang. Am Ende deſſelben blieb der Graf ſtehen und öffnete vermittelſt des mitgenommenen Schlüſſels eine mit Eiſen beſchlagene Thüre, durch welche er in ein gewölbtes, kellerartiges Gelaß trat, an deſſen Wänden hochhinaufgehende Aktenrepoſitorien angebracht waren.

Der Handwerker folgte ihm.

Hier! ſagte der Graf, blieb ſtehen und deutete auf eine Ecke des Gemachs.

Robert ging auf die bezeichnete Stelle zu.

Da hörte er die ſchwere Thüre mit Geräuſch hinter ſich zuſchlagen.

Er kehrte ſich überraſcht um.

Der Graf war verſchwunden.

Der Schlüſſel drehte ſich haſtig in dem eingeroſteten Thürſchloß.

Raſche Schritte ſchallten draußen den Korridor entlang und verloren ſich auf der geheimen Treppe.

7.

Gefangen!

Der Pariſer war eingeſperrt, war gefangen.

Es währte indeſſen eine Weile, bis er ſich davon überzeugen konnte. Das plötzliche Verſchwinden des Grafen war allerdings ſeltſam genug und das Abſchließen der Thüre von Außen nicht minder, allein zu einer Gewaltmaßregel lag doch wohl kaum ein vernünftiger Grund vor.

Wahrſcheinlich hatte der Miniſter vergeſſen, droben irgend Etwas zu beſtellen, und iſt nun zurückgeeilt, das Verſäumte nachzuholen. Hiebei hat er entweder, ſo zu ſagen zufällig, in Haſt und Eile die Thüre hinter ſich geſchloſſen oder aber abſichtlich den Zutritt zu dieſem Gemache, das offenbar der Dienerſchaft jeder Zeit unzugänglich war, während ſeiner kurzen Abweſenheit Jedem verwehren wollen, den Handwerker ausgenommen.

Mit dieſer Vorſtellung beruhigte ſich einſtweilen der

Pariſer und ſah ſich in dem Zimmer oder vielmehr in dem Gewölbe um.

Es war ein ziemlich beſchränkter Raum, durch ein einziges Fenſter, welches hoch oben an einer der vier Wände angebracht war, ſpärlich erleuchtet. Dieſes Fenſter ſchien auf den Hinterhof des Palais zu gehen und war von innen wie von außen mit ſtarken Eiſenſtangen vergittert. Drei Wandſeiten waren von Aktenfächern vollſtändig eingenommen, in einer Ecke ragte ein eiſerner, mit mehreren Schlöſſern verſehener Schrank aus der Mauer hervor und in der Mitte des Gewölbes ſtand ein wurmſtichiger Tiſch ſammt etlichen hochlehnigen Polſterſtühlen aus der Zeit der Haarbeutel und Reifröcke.

Indem Roberts Augen von einem dieſer Gegenſtände zum andern wanderten, blieben ſie auf einem Blatt Papier haften, das unweit der Thüre lag. Es war ein entfalteter Brief und ſicherlich vorhin dem eiligen Miniſter beim Hinausgehen entfallen, denn es ließ ſich in demſelben eines der Schreiben, welches das Straßburger Briefpaket enthalten, unſchwer erkennen.

Der Pariſer war zartfühlend genug, lange der Verſuchung, einen Blick der Neugier in dieſen Brief zu werfen, zu wiederſtehen. Aber je länger die Rückkehr des Grafen auf ſich warten ließ, deſto mehr wuchs in dem Arbeiter mit der Spannung, in welche ihn ſeine ſeltſame Situation verſetzte, auch ſeine Neugier.

Viertelſtunde um Viertelſtunde verſtrich indeſſen, dann dehnten ſich die Viertelſtunden zu halben, zu ganzen.

Endlich ſehr ungehalten über das, was er die Vergeßlichkeit des Miniſters nannte, näherte ſich Robert halb unwillkürlich dem Orte, wo das Schreiben lag und langte es vom Boden auf.

Noch zögerte er, zu leſen, aber die Schrift zog ſeine Blicke wie durch Magie an. Er gab ihr nach.

Der Brief war kurz und lautete:

Straßburg, den 25. Februar 1848, Abends.

Excellenz!

In größter Eile und Beſtürzung füge ich dem, was ich, kaum hier angelangt, vor einigen Stunden ihnen zu melden die Ehre gehabt, noch Folgendes bei:

Die geſtern und heute früh aus Paris hieher gelangten Nachrichten werden durch eine ſo eben eingelaufene telegraphiſche Botſchaft nicht nur beſtätigt, ſondern noch weit überboten.

Der Aufſtand hat geſtern in Paris vollſtändig geſiegt. Es iſt nicht bloß eine Emeute, es iſt eine veritable Revolution. Der König Louis Philipp hat abgedankt zu Gunſten des Grafen von Paris, mit der Herzogin von Orleans als Regentin. Aber die

Aufſtändiſchen, deren Leitung die Republikaner in die Hand genommen, haben ſich mit dieſen Konzeſſionen nicht mehr begnügt. Die ſiegreiche Bewegung iſt eine republikaniſche und republikaniſch iſt die auf dem Stadthauſe eingeſetzte proviſoriſche Regierung. Mitglieder derſelben ſind Lamartine, Ledru-Rollin, Marie, Arago, Dupont de l'Eure, Cremieux, ferner Flocon, Maraſt, Louis Blanc, Albert, kurz die Häupter der radikalen Oppoſition.

Ich habe die Ehre, zu ſein

Euer Excellenz

treuergebenſter

Freiherr von Stockmar,

Großherzogl. Legationsſekretar.

* * *

Robert ließ den Brief zu Boden fallen und ſchlug die Hände vor die Augen.

Jetzt war ihm ſeine Lage mit einmal und vollkommen klar.

Hatte er nicht vorhin dem Miniſter geſagt, es würde in Deutſchland allwärts die Revolution ausbrechen, ſowie man erführe, daß in Frankreich die Republik proklamirt ſei?

Und hatte er ihm nicht ferner angedeutet, das Volk könnte auch in Deutſchland leicht Führer in ſeiner Mitte finden, die es auf der Bahn der Revolution weiter führen würden, als die Bourgeoſie zu gehen beabſichtigte?

Jetzt wußte er, warum ihn der Miniſter, ſobald er die Nachricht von der dritten franzöſiſchen Revolution erhalten hatte, ſo eilig in dieſes faſt unterirdiſche Gelaß geführt und in demſelben eingeſchloſſen hatte.

Aber welch eine Flut von Gefühlen und Gedanken auch in ſeiner Bruſt durcheinander ſtrömte und wirbelte, ob ihr ſchwebte dennoch triumphirende Freude.

Er ſchwang ſeine ſehnigen Arme empor und ein jauchzender Schrei ſprang über ſeine Lippen:

Vive la république!

Millionen Herzen ſchlugen in jenen Tagen im weiten Deutſchland hoch auf vor Luſt, doch ſo rein, ſo uneigennützig, ſo glühend, wie das des armen Proletariers pochte, hat vielleicht ſonſt keines gepocht.

Ich verzichte darauf, die wechſelnden Stimmungen und Gedanken, welche ſich des Eingeſperrten bemächtigten, genau nachzuweiſen. Nachdem der erſte berauſchende Freudetaumel vorübergegangen, machte ſich ihm das Mißliche ſeiner Lage doppelt fühlbar. Hinaus, hinaus in die Freiheit! ſchrie es wie mit tauſend Stimmen in ihm. Emſig ging er daran, ſich einen Ausweg zu bahnen, und mit einem derben Fluch gedachte er der Vergeßlichkeit, womit er ſein Handwerkszeug droben hatte liegen laſſen. Wie ſollte es zu machen ſein, ohne daſſelbe dieſe Thüre, dieſe Eiſengitter zu bewältigen? Vergebens ſtrengte er Bruſt, Arme und Nacken an, bis ihm der Athem ausging: Thüre und Fenſtergitter ſpotteten ſeinen Anſtrengungen.

Qualvolle Stunden verbrachte er mit Nachſinnen, mit Rütteln, Schütteln, Stoßen und Pochen. Er hatte den Tiſch an die Wand geſchoben und es gelang ihm, durch das innere Gitter hindurch die erblindeten Scheiben des Fenſters hinauszudrücken und ſo einen Ausblick in den Hof zu gewinnen. Er näherte ſeinen Mund, ſo weit er konnte, der Oeffnung und rief erſt beſcheiden, zuletzt aber wild und mit Aufbietung aller Kräfte ſeiner Lunge in den Hof hinaus, deſſen feuchtes Pflaſter mit dem Fenſter faſt in gleicher Linie war.

Umſonſt harrte er irgend eines Zeichens, daß er gehört worden ſei. Im Hofe war und blieb es todtenſtill und ſein Rufen erſtarb wirkungslos.

Unſägliche Muthloſigkeit beſchlich ihn, denn wieder flog ihn ein faſt bis zum Wahnwitz ſich ſteigernder Zorn an.

Ich erinnere mich, irgendwo geleſen zu haben, de Chriſt ſei ein Engel, welcher auf einer gezähmten Beſtie reite. Es bedürfe aber meiſt nur einer geringen Veranlaſſung und die Beſtie emanzipire ſich, ſchlage wild aus und werfe den ätheriſchen Reiter ab.

Läßt ſich dies etwas variirt nicht auf den modernen Menſchen überhaupt anwenden?

Bricht nicht zuweilen die primitive Wildheit der Menſchennatur mit ſchrecklicher Gewalt durch alle Schranken der Sitte und Konvenienz?

O, wir reiten nicht auf der Beſtie, aber wir tragen ſie in uns, und welcher Menſch kann ſagen, daß ſie nie raſſelnd in ihm aufgeſprungen, oder nie in ihm aufſpringen werde?

Für einige Augenblicke überwältigte das auf dem Abgrund des Herzens, wie der Drache der Vorwelt auf dem Meeresgrund, ſchlafende Ungethüm, zügel- und bügelloſe Leidenſchaftlichkeit auch die ſonſt ſo ſtetige und maßvolle Natur Roberts.

Er tobte in ſeinem Kerker umher wie ein tollgewordener Leu in ſeinem Käfig und die inzwiſchen hereingebrochene Nacht war Zeuge des wilden Ausbruchs ſeiner Wuth.

Als aber der Paroxismus vorüber, ſchämte er ſich tief vor ſich ſelbſt, ſolcher Narrheit anheimgefallen zu ſein.

Er ſtreckte ſich auf den Tiſch aus und verſuchte zu ſchlafen. Es ging nicht. Eine verzehrende Unruhe ſchüttelte ihn. Tauſend Gedanken beſtürmten ihn. Was geht jetzt wohl in der Stadt vor? dachte er. Sind die Nachrichten aus Paris ſchon bekannt? Wie wirken ſie? Was werden die Liberalen, was die Demokraten thun? Werden meine Brüder handeln?

Endlich ſchloß ihm Ermattung die Augen, aber bald weckte ihn der fahle Morgenſchimmer, der durch das ſcheibenloſe Gitterfenſter fiel, aus dem kurzen unerquicklichen Schlummer.

Er fuhr auf. Sein körperliches Mißbehagen hatte ſich über Nacht zu krankhafter Schwäche geſteigert. Er blickte um ſich und es kam ihm vor, ſein Kerker ſei ſeit geſtern kleiner geworden. Es fiel ihm eine gräßliche Geſchichte ein, die er einmal hatte erzählen hören, die Geſchichte eines Gefangenen, um welchen ſich die beweglichen Wände ſeines Gefängniſſes allnächtlich verengerten, bis ſie endlich ſo enge geworden wie ein Sarg und ihn erdrückt und erſtickt hatten.

Schwer wie Blei lag dieſe phantaſtiſche Beängſtigung auf ihm und er ließ ſich, zerſchlagen an Leib und Seele, troſtlos auf einen Stuhl fallen.

Wieder verging Stunde um Stunde.....

Da, horch! War das nicht das kaum hörbare Geräuſch eines Fußtrittes draußen im Korridor?

Nein ..... und doch .... wieder und wieder.... es war ein Tritt, er näherte ſich, jetzt hält er an der Thüre....

Leiſe und vorſichtig wurde der Schlüſſel in das Schloß geſchoben und langſam und mit Anſtrengung umgedreht.

8.

„El mayor encanto Amor.“

Die Thüre öffnete ſich und auf der Schwelle des Gemaches erſchien — Roſe.

Der Pariſer ſprang auf, um ihr entgegen zu gehen, aber der überwältigende Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf ihn hervorbrachte, hemmte ſeine Schritte und er blieb ſtehen, überraſcht, beſeligt, faſt erſchrocken.

Roſe ihrerſeits überſchritt raſch die Schwelle und machte feſt und ſicher ein paar Schritte auf den Handwerker zu. Dann blieb auch ſie ſtehen und dies flammende Roth, womit der Anblick des jungen Mannes ihr ſchönes Antlitz übergoſſen, verwandelte ſich in Marmorbläſſe.

Ein ruhiger und geübter Beobachter hätte auf den Zügen der Jungfrau die Spuren eines heißen Seelenkampfes wahrnehmen können, eines Seelenkampfes, der dem Entſchluſſe, welcher ſie hiehergeführt, vorangegangen.

Aber nur Dichter erſter Größe, nur Dichter wie Wolfram von Eſchenbach, oder Gottfried von Straßburg, wie Shakſpeare oder Göthe, vermögen einen ſolchen Kampf darzuſtellen. Wir wollen uns nicht mit ſolchem Wagniß an der pſychologiſchen Wahrheit verſündigen; ein falſcher Strich iſt im Stande, ein derartiges Seelengemälde unwahr und verzerrt zu machen. Genug, Roſe hatte ihren Entſchluß gefaßt und ſie führte ihn aus mit jenem Muthe, mit jener Sicherheit, welche edlen Charakteren beim Handeln eigen iſt, wenn ſie über ein wichtiges Beginnen mit ſich ſelbſt einig geworden.

Doch wie entſchloſſen ſie auch eingetreten, des Weibes ſchönſte Zier, jungfräuliche Verſchämtheit, ſchloß ihr jetzt dennoch für einige Augenblicke den Mund, und da auch Robert ſchwieg, ſo ſtanden die Beiden kaum einen Schritt von einander entfernt, ſtumm und wie in den Boden gewurzelt.

Es bedurfte eines Vermittlers, um ihnen Sprache und Bewegung wiederzugeben, und dieſer Vermittler war kein anderer als Roſe's Hündchen Fido, das ja ſchon bei der erſten Begegnung der beiden Leute eine Rolle geſpielt.

Fido war ſeiner Herrin nachgeſchlichen, kam jetzt in das Gewölbe geſprungen, begann erſt zu knurren, als er die Anweſenheit eines Fremden vermerkte, erkannte aber raſch den alten Bekannten und Wohlthäter, umkreiste ihn wedelnd, ſprang luſtig bellend an ihm in die Höhe und leckte liebkoſend ſeine Hände. Dann kam das kluge Thierchen zu ſeiner Herrin zurück und umſchmeichelte ſie, als wollte er ſie auffordern, den Freund zu begrüßen.

Das Eis der Befangenheit war gebrochen.

Herr Robert, begann Roſe, ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß ich Ihre Befreiung aus dieſem abſcheulichen Kerker erſt jetzt bewerkſtellige. Ich vermochte es nicht früher, glauben Sie mir.

Das Zittern ihrer Stimme, welches dieſe Worte begleitet hatte, verlor ſich allmälig, als ſie fortfuhr:

Der Tochter meines Vaters kommt es nicht zu, die Art und Weiſe, wie er Sie hiehergebracht, zu beurtheilen, und Sie werden mir gewiß jedes weitere Wort über dieſen peinlichen Gegenſtand erlaſſen. Ich war geſtern unbeſcheiden genug, Ihre Unterredung mit meinem Vater zu belauſchen. Jedes Ihrer Worte iſt unaustilgbar in mein Herz geſchrieben. Ich hörte zuletzt, wie er Sie einlud, mit ihm in das Archiv hinunterzugehen. Ich ſah ihn darauf allein zurückkehren und den Schlüſſel zu dieſem Gemach ſorgfältig verwahren. Eine Stunde nachher brachte mir Heinz die Nachricht von den Ereigniſſen in Paris. Jetzt war mir Alles klar. Aber ich konnte Ihnen nicht früher beiſtehen. Heinz war wie ein Sturmwind gekommen und wie ein ſolcher wieder weggebraust. Der Vater iſt ſeit geſtern Morgen im Schloſſe. Die Dienerſchaft hatte ſtrengſten Befehl, Ihr etwaiges Rufen nicht zu hören. Ich vernahm es wohl, doch erſt vorhin gelang es mir, mich des Schlüſſels zu bemächtigen

Nachdem ſie dieſe Worte eiligſt und gleichſam ſtoßweiſe vorgebracht, als eilte ſie über die ihren töchterlichen Gefühlen ſo nahetretende, widerwärtige Sache hinwegzukommen, hielt ſie inne, um eine Antwort zu erwarten.

Allein Robert's Mund blieb ſtumm.

Das Glück war wie ein lähmender Blitz über ihn gekommen.

Nur ſeine Augen ſprachen und Roſe verſtand dieſe Sprache.

Ich leſe in Ihren Blicken, ſagte ſie, daß Ihre Seele ahnt, was in der meinigen vorgeht, und daß ich Ihnen ſagen darf, was ich Ihnen ſagen muß.

Sie trat ihm näher, legte ihre beiden Hände auf ſeinen Arm und fuhr mit feierlichem Ausdrucke und tief aus ihrem Herzen hervorquellender Stimme, ihre Augen in die ſeinen tauchend, fort:

Robert, vor Gott, der uns in dieſem Augenblicke allein ſieht und hört, frage ich Sie, ob Sie mich lieben, wie ich Sie liebe ſeit der Stunde, wo ich draußen im Parke zum erſten Mal mit Ihnen geſprochen?

Der Arbeiter erbebte vor Wonne, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und er vermochte nicht zu antworten.

O, ſagen Sie mir ein Wort, nur ein Wort! fuhr Roſe fort. Ueberlaſſen Sie mich nicht dieſer quälenden Ungewißheit. Es iſt für mich von höchſter Wichtigkeit, daß ich mich über das Gefühl, welches ich Ihnen einflöße, nicht in Irrthum und Täuſchung befinde. Der verhängnißvollſte Augenblick meines Lebens iſt gekommen und ich preiſe mein Geſchick, daß er zugleich mit den Ereigniſſen kam, welche verheißungsvoll und mächtig genug erſcheinen, das Angeſicht der Erde zu erneuen und die große Reform der Geſellſchaft zu bewerkſtelligen. Ich preiſe mein Geſchick, weil mir jetzt ſtatt troſtloſer Entſagung nur eine, freilich wenig mädchenhafte Dreiſtigkeit auferlegt iſt. Robert, wenn Sie mich achten, wenn Sie mich lieben können, wie ich Sie liebe und achte, wenn Sie mich würdig finden, Ihre Frau zu werden, ſo bin ich unſeres Glückes gewiß. Die Verkündigung der Republik in Frankreich muß auch dieſſeits des Rheines die Schranken vernichten, welche Vorurtheil und Unrecht zwiſchen uns aufgerichtet, und Niemand ſoll und wird mich jetzt mehr verhindern, die Frau eines Mannes zu werden, an deſſen redlich verdientem Brot kein Vorwurf klebt und deſſen Stirne das Brandmal der Knechtsgeſinnung nicht verunziert.

Der Handwerker wollte antworten, allein noch immer verſagte ihm die Sprache.

Der Traum dieſer hochherrlichen Liebe war zu raſch in die Wirklichkeit getreten, als daß er dem Glücklichen nicht faſt Sinn und Athem hätte rauben ſollen.

Endlich fanden ſeine übermäßig geſteigerten Gefühle einen Ausweg: Ströme von Thränen rollten über ſeine blaſſen Wangen herab und er ſank auf die Kniee, die gefalteten Hände wie betend zu dem Mädchen erhebend.

Roſe neigte ſich zu ihm hinab und zog ihn zu ſich empor.

Da wurde er wieder Mann und ſchlang ſeine nervigen Arme feurig um die Geliebte.

Sie aber, von der mühſam erſtiegenen Höhe der Energie in die Sphäre jungfräulicher Weiblichkeit herabgleitend, barg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt und kam ſeinem Kuſſe nur mit keuſchem Zagen entgegen.

Nun hatten ſie ſich und hielten ſich umſchlungen und o, wie waren ſie glücklich! Doch —

Doch ähnlich iſt die Luſt dem Mohn;
Rührſt du die Blüthe, fällt ſie ſchon;
Dem Schnee im Waſſer, deſſen Helle
Hinſchmelzt im Bett der feuchten Welle;
Dem Sturme, der von dannen weht,
Eh' du noch ſiehſt, wo er entweicht;
Des Regenbogens Farbenpracht,
Erleſchen in Gewitternacht. . . . . .

. . . .

Plötzlich ſchlug der dumpfe, langhinrollende Knall einer Kanone an ihre Ohren.

Ein zweiter, dritter, vierter Schuß donnerte nach.

Sie fuhren auf aus ihrer Seligkeit.

Der Moment höchſter, heiligſter Poeſie war dahin, unwiederbringlich dahin, und rauh und ſcharf machte ſich die Wirklichkeit geltend.

In den Hall des groben Geſchützes knatterte jetzt das

Kleingewehrfeuer unregelmäßig hinein, begleitet von jenem eigenthümlichen Rauſchen und Toſen, zu welchem alle die hundertfältigen Töne einer Kampfſzene zuſammenſchlagen.

O Gott, Robert, rief Roſe, das gilt dem Schloſſe! Deine Brüder ſind im Kampfe mit den Miethlingen der Gewalt.

Sie wollte noch ein Wort hinzufügen, aber der Geliebte hörte ſie ſchon nicht mehr.

Ein minder hochgemuthes Frauenherz wäre ſicherlich verletzt worden durch die rückſichtsloſe Haſt ſeines Abſchieds.

Roſe's Armen ſich entwindend, nahm er ſich nicht mehr Zeit zu Kuß und Händedruck, nicht einmal zu einem jener Blicke, in welche Liebende die ſüßeſten Herzenslaute zu legen wiſſen.

Mit einem Satz war er zur Thüre hinaus, eilte den Korridor entlang, die Treppe hinauf, durchlief die Gemächerreihe des Hausherrn und ſtürzte auf die Straße, trunken von Glück und Begeiſterung.

9.

Kismet.

Die Hauptſtadt von Gerolſtein iſt eine jener vielen deutſchen Reſidenzen, welche nicht etwa aus dem Bedürfniß einer nach und nach ſich anſammelnden Einwohnerſchaft herausgewachſen oder den Zwecken der Induſtrie und des Handels entſprechend an Größe und Bedeutung zugenommen haben, ſondern vielmehr der momentanen Laune eines deſpotiſchen Fürſten ihren Urſprung verdanken und mit ihren geradlinigen Straßen und ihren unſolid gebauten, aber mit täuſchender Außenſeite prunkenden Häuſern nur da zu ſein ſcheinen, um dem fürſtlichen Schloſſe, dem Hoftheater, den Soldaten- und Beamten-Kaſernen zur Geſellſchaft zu dienen.

Man ſieht es dieſen noch dazu meiſt ſehr ungünſtig gelegenen Städten ſo recht deutlich an, daß ihre Exiſtenz nicht auf einem wahren Lebenskeim beruht, daß ihr Sein oder Nichtſein eine Hoffrage iſt und daß ihre ſeßhafte

Bevölkerung nothwendig überwiegend aus Lakaien an Stand oder Geſinnung beſtehen muß.

Die Geſchichte der Jahre 1848 und 1849 hat unwiderlegbar bewieſen, daß der Untergang dieſer Treibhausſchöpfungen fürſtlicher Willkür für Deutſchland das größte Glück wäre, denn mit ihnen gingen ja die vornehmſten Pflanzſtätten der deutſchen Bedientenhaftigkeit zu Grunde.

Das Reſidenzſchloß der Gerolſteiner Dynaſten beherrſcht die ganze Stadt, inſofern ſämmtliche Straßen auf den großen freien Platz vor demſelben münden.

Dieſer Platz, von dem Schloßhofe durch ein hohes eiſernes Gitter geſchieden und im Halbkreiſe von Kaſtanienbaumgängen eingefaßt, war der Schauplatz der Gerolſteiner Revolution.

Sie hatte am andern Tage, nachdem man die Pariſer Ereigniſſe in ihrem ganzen Umfange erfahren, in aller Frühe begonnen, denn während der Nacht hatte die lieberale Bourgeoiſie ihre Maßregeln getroffen.

Da die Kammern gerade verſammelt waren, ſo machte es ſich ganz von ſelbſt, daß die ſtändiſche Oppoſition an die Spitze der Bewegung trat, d. h. mit der liberalen Bourgeoiſie der Hauptſtadt gemeinſchaftlich eine ehrfurchtvolle Adreſſe an Se. königl. Hoheit den Großherzog entwarf, in welcher die durch den Katechismus des Patentliberalismus vorgeſchriebenen politiſchen Wünſche unterthänigſt an den Stufen des Thrones niedergelegt wurden.

Der Entwurf dieſer Adreſſe wurde im Bürgerkaſino einer von allen bürgerlichen Klaſſen der Einwohnerſchaft zahlreich beſuchten Verſammlung zur Berathung und Beſchlußfaſſung vorgelegt.

Hirbei zeigte es ſich zum erſten Mal deutlich, daß es neben der liberalen Partei in der Stadt auch eine demokratiſche gab.

Die Seele dieſer Partei, welche in den arbeitenden Klaſſen Bekenner ihrer Prinzipien ſuchte und fand, war Robert Hunold. Er hatte ſie allmälig um den Kern des von ihm gleiteten Arbeiterklubbs anzuſammeln und zu konſolidiren gewußt. Für den, wenn man ſo ſagen darf, offiziellen Führer der Demokraten galt indeſſen der junge Graf Holzen, der auch vermöge ſeiner vielfachen, mit großer Gewandtheit unterhaltenen Beziehungen zu der ſtändiſchen Oppoſition den Mittler zwiſchen der Volkspartei und der liberalen Bourgeoiſie abgab.

Der tiefe Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dieſen beiden

Parteien bald aufreißen ſollte und mußte, kündigte ſich ſchon bei der Berathung der liberalen Adreſſe deutlich genug an.

Einige Sprecher der Demokraten verlangten, daß erſtlich die Adreſſe in Wort und Wendung weit männlicher und einigermaßen revolutionär gehalten ſei, und daß zweitens den auf Preßfreiheit, Verſammlungsrecht und Schwurgericht lautenden liberalen Wünſchen verſchiedene demokratiſche Forderungen, wie Reform des Volksſchulweſens, Befreiung der Schule von dem Joch der Pfaffheit, Vereinfachung des Staatshaushalts, Umwandlung des ſtehenden Heeres in ein Volksheer, Herabſetzung der Civilliſte, Aufhebung der Apanagen, in energiſcher Form beigefügt würden. Endlich beantragten ſie zum Entſetzen der Bourgeoiſie, welche bekanntlich vor dem Volk eine bis zum Aberwitz gehende Furcht hegt, die Adreſſe ſollte von der Verſammlung in pleno in's Schloß gebracht werden, um dem Großherzog darzuthun, daß hinter dem bittenden Papier entſchloſſen fordernde Männer ſtänden.

Heinz ſchien Anfangs entſchloſſen, die demokratiſchen Forderungen bis auf's Aeußerſte zu verfechten, allein eine kurze Beſprechung mit den Führern der Liberalen machte ihn davon abſtehen und in einer ſehr kunſtreich durchgeführten Rede variirte er das alte liberale Lied vom geſetzlichen Weg, von den Vortheilen der Mäßigung u. dgl. m. und ſuchte den Demokraten zu beweiſen, daß, was in der Adreſſe verlangt würde, nur der Anfang deſſen ſei, was dem Volke gewährt werden müſſe und was die Liberalen zu erlangen feſt und heilig entſchloſſen ſeien, falls man den von ihnen vorgeſchlagenen Operationsplan einhalten würde. Das Volk müſſe ſeinen bisher bewährten Führern vertrauen und, indem es alle überſtürzeriſchen Gelüſte von ſich weiſe, ſeinen Feinden zeigen, daß es der Freiheit würdig ſei.

Der große Haufen rief dem Redner Beifall zu, aber weiterſehende Demokraten murrten und ſagten: Warum iſt doch der Pariſer nicht da? Er allein könnte dieſen Zungendreſchern Widerpart halten!

Das Reſultat der Verhandlung war ganz ſo, wie die Bourgeoiſie es gewollt. Die Adreſſe ward von der weit überwiegenden Mehrzahl der Verſammlung zu der ihrigen erklärt, ſofort unterzeichnet und durch eine Deputation, bei welcher kein Demokrat ſich befand, in's Schloß getragen.

Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Der Großherzog, lautete ſie, ſehe ſich durchaus nicht veranlaßt, die unpaſſenden Begehren einer wühleriſchen Minderzahl ſeiner Unterthanen zu erfüllen. Er halte feſt an ſeinen angeſtammten Rechten und werde jede Anfechtung derſelben mit gebührendem Nachdruck zurückzuweiſen wiſſen.

Der Premierminiſter Graf Holzen hatte ſeinem Herrn dieſe Antwort diktirt und ihn zum entſchiedenſten Widerſtande gegen alles und jedes „revolutionäre Unterfangen“ zu ſtimmen gewußt.

Die Geſichter der Liberalen verlängerten ſich auf dieſes hin bedeutend. An den öffentlichen Orten verſtummten ihre Sprecher und ihre Führer verſchwanden von der Straße, beſonders ſeit der Hof ſeine Abſicht, zu Gewaltmaßregeln zu greifen, offen darlegte, Kanonen auffahren ließ und Park und Schloßhof durch die Leibgrenadiere und die Gardes du Corps drohend beſetzen ließ.

Indeſſen trugen die liberalen Herren und die Herren Liberalen unter der Hand Sorge, daß das Volk auf den Platz trat, um für ſie die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen.

Gegen Abend zu ſchwoll auf dem freien Platze vor dem Schloſſe und in den nahgelegenen Straßen die Volksmaſſe immer mehr an. Tauſendfach ſich durchkreuzende Gerüchte, muthwilliges Pfeifen, verworrenes

Rufen, unſtetes Hin- und Widerfluten der aufgeregten Menge waren hier, wie anderwärts, die Vorboten des kommenden Sturmes.

Mit einmal erhob ſich aus einer zahlreichen Gruppe von übrigens unbewaffneten Blouſenmännern eine ſchwarzrothgoldene Fahne. Sie wurde ſchnell der Mittelpunkt der Maſſen, die vorwärtsdrängend den Bannerträger und ſeine Gefährten dem Gitter des Schloßhofes näher und näher ſchoben.

Man konnte annehmen, daß hier eine geheime Leitung im Spiele ſei, aber man konnte nicht minder annehmen, daß die ganze Bewegung zwiſchen zweckloſer Neugierde und planloſer Tumultluſt hin- und herſchwanke.

Da ereignete ſich eines jener berüchtigten „Mißverſtändniſſe“, hinter welche ſich damals allwärts in Deutſchland hohe, höchſte und allerhöchſte Verſtocktheit und Mordluſt barg.

Hinter dem Schloßgitter hervor fielen mehrere ſcharfe Schüſſe und trafen nur zu gut.

Der Mann, welcher das ſchwarzrothgoldene Banner trug, ſtürzte, durch Kopf und Bruſt geſchoſſen, todt zu Boden.

Zugleich raſſelte die Mittelpforte des Gitters auf und eine Schwadron Gardes du Corps ſprengte im Galopp und mit blankem Säbel heraus, um einen Choc auf die wehrloſe Menge zu machen.

Ein Schrei der Wuth erhob ſich aus dem Volke. Jetzt wußte es, was es wollte: Waffen, Rache, Sturm auf das Schloß.

Die Menge ſtob vor dem Kavallerieangriff auseinander und warf ſich in die nahegelegenen Straßen. Die Gardes du Corps folgten und hieben ſchonungslos ein, aber nur um nach Verlauf weniger Minuten ſchmählich umzukehren vor dem Grimm des Volkes, das ſich mit zauberhafter Schnelle zu bewaffnen gewußt hatte und jetzt racheglühend ſeinerſeits zum Angriff vorſchritt.

Die Reiter zogen ſich raſch hinter das Gitterthor, aus welchem ſie hervorgebrochen, zurück. Ein paar Grenadierkompagnien rückten vor. Das Volk drängte wild auf ſie heran. Die Glieder der Soldateska öffneten ſich und zwei Geſchütze ſchleuderten zu wiederholten Malen ihre Kartätſchenladungen verderbenſprühend auf den Schloßplatz.

Abermals wich das Volk, Todte und Verwundete hinter ſich laſſend; aber einige hundert Arbeiter ſetzten ſich in den Baumgängen feſt und eröffneten von da aus ein wirkſames Feuer auf die Bedienungsmannſchaft der Geſchütze und die übrigen im Schloßhof dicht zuſammengedrängten Truppen.

In dieſem Augenblick gelangte Robert athemlos auf den Platz. Seine Kameraden erkannten ihn und riefen ihm ein jubelndes: Hurrah, der Pariſer! entgegen. Dann zogen ſie ihn in ihre Mitte und beantworteten mit fliegenden Worten ſeine raſchen Fragen.

Robert hatte in Paris Straßenkämpfe mitgemacht, und ſobald er von dem Stand der Dinge in Kenntniß geſetzt war und einen prüfenden Blick über das Terrain geworfen, hatte das Volk einen Führer.

Raſch ordnete er im Schutz der Baumſtämme die muthige Schaar, theilte ihr ſeinen Angriffsplan mit und ſtellte ſie in drei Rotten auf, von denen zwei das Schloß an den Flanken faſſen ſollten, während die dritte zum Sturm auf das große Hofportal beſtimmt war.

Jetzt gab er das Zeichen zum Angriff und ſtellte ſich, einen vom Boden aufgerafften Säbel ſchwingend, an die Spitze der dritten Rotte. Alle drei Kolonnen ſetzten ſich zugleich in Marſch.

Als die dritte auf den freien Platz einſchwenkte und feſten Schrittes auf das Portal losging, öffneten die

Grenadiere wieder ihre Reihen und man ſah die Kanoniere zu den ſchußfertigen Geſchützen treten.

In demſelben Moment, wo die Offiziere das Kommandowort Feuer ausſprachen, rief Robert: All' nieder!

Die Arbeiter warfen ſich blitzſchnell platt auf den Boden.

Ein Zuck — und der eiſerne Hagel fuhr ſauſend über ſie hinweg.

„Jetzt auf und vorwärts, Brüder!“ übertönte Roberts Stimme, hell wie eine Schlachtdrommete, den Kanonendonner, und bevor der Pulverdampf verflogen, ſtürmten die Tapfern durch das Hauptportal hinein in den Schloßhof, während die beiden Flankenabtheilungen links und rechts das Gitter forcirten und niederwarfen.

Ein unwiderſtehlicher Strom flutete jetzt das erbitterte Volk in den Hof und trieb die durcheinander gewirrten Soldaten vor ſich her, welche die Waffen wegwarfen und im Schloſſe Zuflucht ſuchten.

Ein chaotiſcher Knäuel ballte ſich die Volksmaſſe im Hofe, als die Glasthüre des großen Schloßbalkons aufging und Heinz, ein weißes Tuch ſchwingend, heraustrat.

Das Toben ſänftigte ſich bei ſeinem Anblick zu dumpfem Geſumme.

Mitbürger, rief er herab, der Kampf iſt zu Ende und weiteres Blutvergießen wäre unnütz und frevelhaft. Der Großherzog iſt durch den Park entwichen und hat mir beim Weggehen aufgetragen, euch zu ſagen, daß er Alles bewillige, was ihr fordert. Er bittet euch um Schonung für ſeine durch ein unglückliches Mißverſtändniß irregeleiteten Soldaten und anvertraut ſeinen Palaſt dem großmüthigen Schutze des Volkes. Draußen auf ſeiner Villa Lilienſtein iſt er bereit, durch eine Deputation, welche die volksthümlichen Mitglieder der Ständekammer ſogleich aus ihrer Mitte abordnen werden, die Wünſche und Forderungen des Volkes Behufs ſchleuniger Gewährung entgegenzunehmen ......

Nichts da, Nichts da! unterbrach der Pariſer, ſich aus der Menge hervorarbeitend, den Redner. Wir ſind keineswegs mordluſtig, und wer die Waffen abgelegt hat, ſoll ſeines Lebens ſicher ſein, ohne daß wir jedoch darauf verzichten, an den Urhebern des ſogenannten Mißverſtändniſſes gerechte Rache zu üben. Wir ſind auch nicht raubluſtig, allein wir wollen uns die Früchte des Sieges nicht durch Leute entreißen laſſen, die weiß kein Menſch wo waren, während das Volk kämpfte. Wir wollen Nichts von einer Deputation wiſſen, ſondern auf der Stelle ſelber nach Lilienſtein marſchiren und den Großherzog von Angeſicht zu Angeſicht ſprechen.

Recht ſo, recht ſo! riefen tauſend Stimmen. So ſoll es ſein! Der Pariſer hat Recht! Ihm wollen wir folgen!

So kommt denn, ihr Männer! befahl der Arbeiter. Ordnet eure Reihen und dann marſch voran!

Heinz wollte noch einen Verſuch machen, den beabſichtigten Zug zu hintertreiben, aber plötzlich erſtarben ihm die Worte im Munde und er verließ, einen Schreckensruf ausſtoßend, eiligſt den Balkon.

Seinem Schrei antworteten hundert, tauſend Rufe.

Es brennt, es brennt! ſcholl es über den Platz hin. Feuer! Feuer! Und die Menſchenmaſſe drängte ſich der Hauptſtraße zu, über welcher ſchwerer Qualm aufſtieg und der Abendhimmel ſich röthete.

Ein Volkshaufe hatte auf das Palais des verhaßten Premierminiſters, der mit dem Großherzog aus dem Schloß entflohen war, einen Sturm unternommen, einen förmlichen Sturm, denn das Gebäude wurde von einer darin ſtationirten Kompagnie Soldaten vertheidigt.

Die Stürmenden hatten Feuerbrände auf das Dach der Hintergebäude geſchleudert, von wo die Brunſt nach dem Vorderhaus herüberzüngelte, ſo daß das Werk der Zerſtörung raſch voranging.

Das Palais des verfluchten Holzen brennt, Hurrah! hallte es an den Wänden der Hofburg wider.

Da geſchah es, daß der Pariſer über ſein Herz ſtolperte.

Ach, es iſt ein großer Jammer, daß die Deutſchen bei den beſten Anläufen gewöhnlich über ihr Herz ſtolpern!

Von dem Augenblick an, wo der Ruf: Bei Holzen brennt's! in ſein Ohr drang, hatte er nur noch einen Gedanken: Roſe.

Pfeilſchnell brach er ſich Bahn durch die hochwogende Menge und eilte, von tödtlicher Angſt geſpornt, die Hauptſtraße hinab.

Er erreicht das Palais, ob deſſen Dachſtuhl die Lohe ſchon praſſelnd zuſammenſchlägt, er theilt mit ſtarkem Arm die Volksmaſſe, deren ſchadenfroher Jubel ihm in die Seele ſchneidet, er ſtürzt die Treppen empor .....

Alles leer, ſtill, todt .... rings nur das unheimliche Gebrauſe der raſch vom Dache abwärts ſteigenden Flammen.

Er ruft verzweifelnd durch Gänge und Gemächer, Niemand antwortet. Die Lakaienſchaft war entflohen und die Soldaten hatten ſich in einen Gartenpavillon zurückgezogen, von wo aus ſie in blinder Erbitterung Jeden, der ſich dem brennenden Hauſe auf der Gartenſeite nähern wollte, mit Musketenſchüſſen zurücktrieben.

Durch Rauch und Dampf und Hitze irrt der Pariſer von Zimmer zu Zimmer, bis er endlich an eine verſchloſſene Thüre gelangt. Er ſprengt ſie auf und erblickt die Geſuchte, die Geliebte, in knieender Stellung ohnmächtig zu Boden geſunken.

Hieher war ſie geflohen, als das Volk unter ſchrecklichen Verwünſchungen plötzlich das Haus umſtellte, beſtürmte und in Brand ſteckte; hier hatten Schrecken und kindliche Angſt ihr das Bewußtſein geraubt.

Robert rafft ſie empor in ſeine Arme, ſein Kuß löſt die Erſtarrung ihrer Sinne, ſie ſchlägt die Augen auf und ſchlingt mit dem Jauchzlaut: O, mein Robert! ihre Arme um ſeinen Hals.

So enteilt er mit der theuern Laſt.

Die aus Marmor gebaute Vordertreppe iſt noch unverſehrt, dort iſt der Weg zur Rettung, zum Leben, zum Glück .... nur noch jenen Korridor entlang, deſſen zertrümmerte Fenſter auf den Garten hinausſehen, und die Treppe iſt erreicht ....

Da kracht im Gartenpavillon ein Schuß ...

Roſe zuckt an der Bruſt des Geliebten zuſammen ..

O, mein Robert! haucht ſie kaum hörbar und ihre Arme, die den Nacken des Pariſers umſchlungen hatten fallen ſchwer herab.

Er ſtößt im Vorwärtseilen einen Schrei des Wahnſinns aus, denn das warme Herzblut der Geliebten netzt ſeine Bruſt.

Außer ſich ſetzt er mit einem gewaltigen Sprung die Treppe hinab und erſcheint unter dem Portale des Palaſtes.

Sein Anblick iſt furchtbar, wie er daſteht in der rothen Beleuchtung des Brandes, das arme getödtete Opfer feſt an ſich drückend, das Angeſicht geiſterhaft blaß, Haar und Bart verſengt, die Kleider rauchend und blutbeſpritzt, die Augen entſetzlich rollend, als wollten ſie aus ihren Höhlen ſpringen ....

Aber er erſcheint nur, um im nächſten Augenblick wieder zu verſchwinden.

Gerade über dem Portale löst ſich ein ſchwerer, brennender Sparren aus der Dachfuge, fällt, trifft im Fallen den Unglücklichen, verletzt ihn ſchwer und ſchleudert ihn beſinnungslos weithin in die entſetzt aufſchreiende Volksmenge.

. . . .

Roſe war todt, der Pariſer lebensgefährlich verwundet, die Gerolſteiner Revolution zu Ende.

10.

Armer Michel!

Am folgenden Tage beſchien die Sonne in der Hauptſtadt von Gerolſtein, was ſie ein paar Tage frü- oder ſpäter überall in Deutſchland beſchien: eine halbe Revolution, eine, wie man bei uns daheim in Schwaben zu ſagen pflegt, vergeckte Geſchichte.

Armer Michel! Armer Großmuths-Narr, warum haſt du im März 1848 deine zornvoll aufgehobene Fauſt nicht zermalmend niederſchmettern laſſen auf alle die Argliſtigen, die damals demuthsvoll deine Füße umwedelten? Warum haſt du die ſchwarzrothgolden gleißenden Lappen ihrer heuchleriſchen Verſprechungen nicht lieber gleich zu Stricken gedreht, um dich des verrätheriſchen Gewürmes mit einmal zu entledigen? Gutmüthiger Thor, warum wähnteſt du, man werde an dir die Lehre des Evangeliums: „Was du nicht willſt, daß ein Anderer dir thue, das thue du auch keinem

Andern“ — üben, weil **du** dieſe Lehre in der Stunde des Sieges an deinen Feinden geübt? Edelſtes Volk, langſam im Zorn, ſchnell im Vergeſſen, die Ketten, welche jetzt wieder deine Gelenke rund reiben, ſie mögen dir unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht, im Wachen und Traum in die Ohren und in die Seele klirren: Eine halbe That iſt keine That! Die halb errungene Freiheit iſt nur der Anfang neuer Sklaverei! — Vielleicht weckt es dich doch einmal völlig, dieſes Klirren, du Langſamer und Zaudernder. Dann reibe dir den unſeligen Pietätsſchlaf, in welchen dich deine Pfaffen und Profeſſoren gelullt, recht gründlich aus den Augen, dann thue ganz, was du im Jahre 1848 nur halb gethan; dann hole unerbittlich nach, was du verſäumt, und lähme deinen abmahnenden Pfaffen und Profeſſoren die lug- und trugvollen Zungen mit den Worten deines edlen Dichters:

> Wohl eine ſchöne Tugend iſt die Treue,
> Doch ſchöner iſt Gerechtigkeit.

⁂

Aber im März 1848 florirte und glorirte im Großherzogthum Gerolſtein, wie in diverſen andern deutſchen Vaterländern, die deutſche Treue, d. h. der ammenmärchenhafte Reſpekt vor jahrhundertaltem Unſinn und Unrecht, und die Partei der Halblinge und der Halbheit, welche vermittelſt der Schultern des Volkes an das Staatsruder geklettert, machte dieſen unſeligen Reſpekt zur Grundlage ihres politiſchen Syſtems, wenn ein Konglomerat von Schwächen und Unzulänglichkeiten überhaupt den Ehrennamen eines Syſtems verdient. Der zur Macht gelangte Liberalismus benahm ſich hier wie überall, wie er ſich benommen ſeit er in Frankreich mit Perier an's Ruder gekommen: kurzſichtig, ja geradezu bornirt in der Theorie und kraß egoiſtiſch in der Praxis, ſchmiegſam und biegſam nach Oben, brutal gewaltthätig nach Unten, voll Rückſicht und Schonung gegen Fürſt, Adel und Pfaffheit, voll Verachtung gegen das Volk.

Der Großherzog hatte die Forderungen des Volkes, d. h. die Forderungen, welche von Seite der liberalen Koterie an ihn geſtellt worden, noch während der Nacht genehmigt, nachdem ſein bisheriger Rathgeber, der Graf von Holzen senior, für gut gefunden, bis auf Wiederkehr beſſerer Zeiten ſchleunigſt nach England abzureiſen. Am Morgen berief der Fürſt die Häupter der bisherigen ſtändiſchen Oppoſition nach ſeiner Villa. Wenige Stunden nachher wußte die ganze Reſidenz, wie edel, wie deutſch, wie liberal der Monarch ſich ausgeſprochen. Du lieber Gott, ſogar der beſchränkteſte Menſch iſt ja im Stande, binnen wenigen Stunden die paar ſtereotypen Phraſen des Liberalismus auswendig zu lernen, beſonders wenn die Angſt ſeine Lehrerin iſt. Um Mittag hatte der Staat ein neues, ein liberales Miniſterium, deſſen Koryphäen Herr von Buchen, der Bankier Klemmer und der Graf von Holzen junior.

Ja, Heinz war über Nacht geworden, was ſein Vater über Nacht aufgehört hatte zu ſein, Miniſter. Zwar hatte ſein unpopulärer Name bei den ſiegreichen Liberalen etwelches Bedenken erregt, auch munkelten ſie von allzugroßer Jugendlichkeit und was dran hängt; allein ſie fühlten, daß der junge Holzen kein Mann war, welcher bei Theilung der Beute leer ausgehen wollte; ſie fürchteten ſein entſchiedenes Talent und, was eigentlich den Ausſchlag gab, ſie überſchätzten ſeinen Einfluß auf die Arbeiter, welche ſie vor der Hand noch bei guter Laune zu erhalten für ſehr wünſchenswerth hielten.

Vom wahrſten, bitterſten Schmerz ergriffen, weinte Heinz an dem Todtenlager ſeiner Schweſter Roſe, als man ihm das Portefeuille der Juſtiz anzubieten kam. Seine erſte Regung war ein heftiger Schrecken und er wies das Anerbieten ungeſtüm zurück. Seine lebhafte Phantaſie warf die Reflexe ergreifender Bilder auf die im Sturm der Schmerzen hochgehenden Wogen ſeiner Seele. Ihm ſchien es, als erhöbe ſich die todte Schweſter, die er ſo ſehr geliebt, und blicke ihn an mit bittend abwehrender Miene. Und noch zwei andere Augen meinte er auf ſich ruhen zu fühlen, ſcharf, unerbittlich wie eine Sonde in ſein innerſtes Herz dringend, die Augen ſeines proletariſchen Freundes, des Pariſers.

Aber Heinz beſaß noch mehr Verſtand als Phantaſie und Heinz war ſehr, ſehr ehrgeizig. Sein Verſtand beſiegte in raſchem Kampfe ſeine Phantaſie, ſein Ehrgeiz in noch raſcherem ſein Herz.

Er trocknete ſeine Thränen, er ſchaute um ſich. Die warnende Viſion war verſchwunden, aber das Portefeuille war geblieben. Er ſtreckte ſeine Hand darnach aus, zog ſie jedoch noch einmal zurück. Es kam ihm vor, als klebe Blut daran, das Blut des koſtbaren Opfers der kaum verſchwundenen Schreckensnacht.

Heinz raffte ſich zuſammen und ſeine Zuſage erklärend dachte er: Wie bin ich doch ein Narr! Die arme Roſe wäre die Erſte, welche mir zu meiner Erhebung Glück wünſchen würde, denn wie viel kann ich für die Freiheit thun in meiner neuen Stellung! Selbſt der Pariſer ſoll mit mir zufrieden ſein.

Der gute junge Mann glaubte in dieſem Augenblick ſicherlich, was er ſich vormachte. Aber in einem ſo entſcheidenden Moment hätte er eine der tiefſten Wahrheiten, die je ein Menſchenmund ausgeſprochen, nicht vergeſſen ſollen, hätte er ſich erinnern ſollen an das Wort des alten Griechen:

> Weh dem, der ſich des Fürſten Pforte naht!
> Die Freiheit kehrt ſich auf der Schwelle von ihm,
> Ein Sklave tritt er über ſie und bleibt es.

Indeſſen nahm das neue Gerolſteiner Miniſterium, wie damals alle die verſchiedenen deutſchen Miniſterien, einen vielverſprechenden Anlauf. Die Preßfreiheit ward verkündigt, das Parlament zu Frankfurt beſchickt, auf dem großherzoglichen Schloſſe wehte die ſchwarzrothgoldne Fahne. Es wurde ſo ſehr Mode, von Deutſchlands Einheit, Freiheit und Größe zu ſprechen, daß ſogar Herr Lauſer — der übrigens, wie alle, auch die verrühmteſten Beamten — ruhig im Beſitz ſeiner Stelle gelaſſen wurde, von patriotiſchen Phraſen überſprudelte. Dem Volke hielt Regierung und Kammer eine ſchimmernde und glitzernde Reihe von ideellen und materiellen

Verſprochenſchaften vor die erſtaunten und erfreuten Augen. Was hier, wie anderwärts, aus Alledem geworden, wir haben es erlebt.

Armer Michel!

11.

„Geh' du rechtswärts, laß mich linkswärts geh'n!“

Vierzehn Monate waren in's Land gegangen und man ſchrieb 1849, als an einem jener entzückenden Morgen, die halb noch dem Frühling und halb ſchon dem Sommer angehören, unſer Freund Robert Hunold die Bergpfade herabſtieg, welche von Norden her in die weite Thalebene führen, an deren ſüdlichem Ende die Hauptſtadt von Gerolſtein ſich ausbreitet.

Der Pariſer trug Blouſe, Felleiſen und Wanderſtab, aber der Hirſchfänger und das Pulverhorn an ſeiner Hüfte und die Büchſe, welche er über die Schulter gehängt hatte, bezeichneten ihn als einen jener kriegeriſchen Handwerksburſche, wie ſie damals auf den Straßen Südweſtdeutſchlands häufig geſehen wurden, noch häufiger aber auf verſteckten Berg- und Waldwegen, denn die liberalen Regierungen fanden das Recht, Waffen zu tragen, welches das Volk im März 1848 ſich genommen, bereits höchſt bedenklich und ließen, ſeit die Bewegungen in der Rheinpfalz und in Baden ausgebrochen, auf Waffentragende ſcharf „vigiliren“. Vielleicht ließ ſich Robert von der Rückſicht auf dieſen Umſtand leiten, als er, im Thale und auf der daſſelbe ſeiner ganzen Länge nach durchſchneidenden Landſtraße angelangt, dieſe alsbald wieder verließ, um einen ſeitwärts abführenden, zwiſchen Buſchwerk ſich hinziehenden Fußpfad einzuſchlagen. Doch nein, das Bedenken, auf der Landſtraße einem vigilirenden Gensd'armes zu begegnen, war es offenbar nicht, was die Richtung ſeiner Schritte beſtimmte, ſondern vielmehr der Anblick eines im Morgenthau funkelnden Parkes, in deſſen Hintergrund ein ſchönes Landhaus mit weißen Mauern und kapriziöſen Erkern ſichtbar wurde.

Der Pariſer ſchien die Gelegenheit des Ortes wohl zu kennen, denn er ſchritt raſch und ohne ſich weiter umzuſehen auf eine Stelle der Parkumzäunung zu, wo dieſe für einen gewandten Mann leicht zu erſteigen war. Raſch ſchwang er ſich hinüber und befand ſich nun in einer dunkelſchattigen Allee, welche in weitem Bogen hinter der Villa weg auf die anmuthigen Buchenwaldhügel zuführte, an welche ſich der Park gegen Weſten lehnte.

Nachdem er einige hundert Schritte gegangen, machte das Rauſchen eines das ganze ländliche Beſitzthum durchſtrömenden Waldbaches, daß er ſein nachdenklich geſenktes Geſicht erhob. Er gewahrte vor ſich eine über das Waſſer gelegte Brücke mit zierlicher Eiſenbaluſtrade.

Eine tiefgreifende Erinnerung ſchien ihn zu beſtürmen, denn er ſtand ſtill, zuckte ſichtbar zuſammen und Bläſſe überzog ſein abgemagertes Geſicht. Wie ſuchend ſchweiften ſeine Blicke umher, dann ſchüttelte er traurig den Kopf und ſchritt ſeufzend weiter.

Am Ende der Allee ſchlängelte ſich ein ſchmaler, offenbar wenig begangener Weg durch dichtes Gebüſch gegen den Waldſaum empor. Robert verfolgte dieſen Weg und hemmte nach kurzem Steigen ſeine Schritte an einem außerordentlich lieblichen, dichteriſchen, heimlichen Ort. Altersgraue Eichen, Buchen und Birken beſchatteten eine kühn anſtrebende, mit Ephen verhangene Felſenwand, aus welcher eine ſtarke Quelle hervorbrach und in ein natürliches Becken niederſprudelte. Ihr Gemurmel war, vermiſcht mit dem Geſang der Rothkehlchen und Schwarzköpfchen, das einzige Geräuſch, welches die hier waltende Stille unterbrach. Köſtlich friſcher Raſen und duftiges Moos breitete ſich unter den flüſternden Wipfeln und inmitten des von Hageroſen eingehegten Kreiſes ſenkte eine Trauerweide ihre elegiſchen Zweige auf ein einfaches Grabmal von weißem Marmor.

Vor dieſem ſtand der Pariſer und ſeine umflorten Augen laſen die Inſchrift in dem Augenblick, als die erſten Stralen der Morgenſonne darauf fielen.

Sie war kurz, dieſe Inſchrift, denn ſie beſtand aus dem einzigen Wort: Roſe.

Hier, an ihrem Lieblingsplätzchen, hatte der Bruder die Schweſter begraben.

Robert kniete nieder und die ganze Fülle von Liebesglut und Zärtlichkeit, von Sehnſucht und Trauer, welche ſein ſtarkes Mannesherz in ſich verſchloß, ſtrömte in Thränen und Küſſen auf den kalten Stein, der die Geliebte deckte.

Robert! ſagte eine Männerſtimme plötzlich hinter ihm.

Er ſprang auf, er wandte ſich um und ſchaute in ein bekanntes und doch ſo entfremdetes Geſicht, in das Geſicht des Juſtizminiſters Grafen Heinrich von Holzen.

Nicht der überaus elegante Morgenanzug, nicht der fehlende Republikanerbart entfremdete dem Handwerker ſeinen Freund und ehemaligen Clubbgenoſſen, nein, aber es lag etwas Ankältendes in deſſen Zügen, Etwas, das man annähernd mit dem Wort „Excellenz" oder „Gnädiger Herr" bezeichnen konnte.

O, vierzehen Monate können viel verändern an einem Menſchen, beſonders wenn er Miniſter iſt, und mehr noch, wenn er Miniſter bleiben will.

Der Pariſer war offenbar unangenehm berührt durch dieſe Ueberraſchung. Läßt doch kein Menſch gern unverſehens einen Andern hineinblicken in das kleine dunkle Gemach, in den feſtverwahrteſten Winkel des Herzens, wo Jeder ſeine liebſten Schätze, ſeine Hoffnungen, ſeine Schmerzen birgt. In Augenblicken, wo dieſe Schatzkammer offen ſteht, mit einmal einen andern Blick als den eigenen auf den verborgenen Kleinodien umhertaſten fühlen, das heißt einen geiſtigen Fauſtſchlag empfangen, welchen mit einem körperlichen zu erwidern man ſich kaum enthalten kann.

Herr Graf, begann der Handwerker froſtig —

Nicht ſo, unterbrach ihn der Angeredete raſch und ſeine Stimme war die Stimme des Mannes, welchen Robert vormals mit dem traulichen Namen Heinz angeredet — nicht ſo, Robert. Hier iſt nicht der Ort, mir eine Freundſchaft aufzuſagen, die ſtets eine meiner ſchönſten Erinnerungen ſein wird.

Und mit herzlicher Gebärde bot der Miniſter ſeine Hand dem Proletarier hin, welcher ſie zögernd faßte.

So ſtanden ſie eine Weile in peinlichem Schweigen, bis der Graf ſagte: Biſt du zufrieden mit der Ruheſtätte, welche ich ihr ausgewählt?

Das ungeheuchelte Beben ſeiner Stimme machte eine Saite in Roberts Herz fibriren, deren Klang ein unwiderſtehlicher war.

Er warf ſich an die Bruſt des Edelmanns und ſchluchzte laut und krampfhaft.

Noch einmal, zum letztenmal hielten ſich die beiden Männer umſchlungen, welche hätten Freunde ſein können, ſein ſollen bis zum Tode.

Der Miniſter faßte ſich zuerſt wieder.

Ich komme häufig hieher, ſagte er. Jeden Morgen und jeden Abend, welchen mir die leidigen Geſchäfte freilaſſen, beſuche ich dieſe Stelle. Mir iſt, als kehre mir hier der friſche Herzſchlag der entſchwundenen Jugend wieder.

Der entſchwundenen Jugend? Altert denn das Herz ſo ſchnell, wenn man Miniſter iſt?

Ich weiß nicht, aber das weiß ich, daß es die Herrſchaft des Kopfes anerkennen lernt, wie ſich's geziemt.

O Heinz, erinnerſt du dich, wie du mir einſt ein Gedicht vorlaſeſt, worin der Beweis geführt wurde, daß wahrhaft große Gedanken ſtets aus dem Herzen kommen? Es war ein ſehr ſchönes Gedicht.

Ein Gedicht freilich, du haſt Recht; aber das Leben iſt kein Gedicht, ſondern baare, nackte Proſa. Ich habe ausgeträumt und ausgereimt.

Deßhalb geht es wohl dermalen im Lande ſo ungereimt zu?

Der Miniſter fühlte den Zorn in ſeiner Bruſt aufkochen und eine harte Entgegnung ſchwebte ihm auf den Lippen, allein er verſchluckte ſie, denn er mußte ſich gern oder ungern geſtehen, daß der Proletarier noch immer einen imponirenden Einfluß auf ihn ausübe und daß alſo hochfahrende Worte hier ganz und gar nicht am Platze ſeien. Statt daher heftig zu werden, begann er eine ausführliche Erörterung der Grundſätze, Abſichten und Handlungen der jetzigen Regierung des Großherzogthums. Im Verlauf ſeiner Rede wurde er warm, und als er auf die berühmten „Märzerrungenſchaften“

zu ſprechen kam, erinnerte er ſich ſogar, daß er früher einmal Poet geweſen.

Aber hier unterbrach der Pariſer den glatten Redefluß, indem er ſagte:

Errungenſchaften? Ach, du lieber Himmel, wie viel ſchöne Worte auch ſchon mißbraucht wurden, dennoch iſt niemals eines ſo bis zum Lächerlichen abgenützt worden, wie dieſes? Errungenſchaften? Fragt doch einmal das Volk, was es eure Errungenſchaften koſten. Aber ich bin ungerecht, fügte er mit einem bleichen Lächeln hinzu, denn ich habe ja in meiner eigenen Familie eine Märzerrungenſchaft erlebt. Mein Vater hat vorigen Frühling ſeinen ewigen Prozeß gewonnen.

Siehſt du, lieber Freund, daß jezt Recht und Gerechtigkeit im Lande herrſchen?

Recht und Gerechtigkeit? Die, welche im vorigen Frühjahr euch eure Märzerrungenſchaften erkämpften, verkümmern in den Kerkern oder irren, wie Verbrecher mit Steckbriefen verfolgt, in der Fremde umher, und die, deren verworfenes Regiment vor Jahresfriſt dem allgemeinen Unwillen erlag, leben in Paläſten und Schlöſſern herrlich und in Freuden. Statt daß man ſie zur Rechenſchaft gezogen, hat man Sorge getragen, ſie nach wie vor auf Koſten des Volkes zu mäſten, auf Koſten des Volkes, welches Nichts dabei gewinnt, wenn man ihm die Summen, die man ihm früher unter der Rubrik Beſoldungen abpreßte, jetzt unter der Rubrik Penſionen abpreßt. Das nennt ihr Recht und Gerechtigkeit? Und wie in Dieſem, ſo in Allem; es iſt die jämmerlichſte Flickerei, was ihr treibt, und eure ganze Staatskunſt läuft auf ein ängſtliches Verkleiſtern und Verſchmieren der Kluft hin, welche das Jahr 1848 zwiſchen den Thronen und den Völkern aufgeriſſen. Ihr habt weder die Kraft, gut, noch den Muth, ſchlecht zu ſein, und Alles, was eure Partei, ihr Herren Liberalen, in Deutſchland ſeit Monaten gethan, iſt nur eine ſtümperhafte Fortſetzung des Syſtems von Betrug und Niedertracht und Feigheit, welches euer Muſter und Vorbild Louis Philipp achtzehn Jahre hindurch gehandhabt.

Es war Etwas in den Worten des Handwerkers, was den Edelmann tief beleidigte.

Du ſpracheſt von Penſionen, ſagte er. Wenn du hiemit etwa auf den vormaligen Premierminiſter des Großherzogs, auf meinen Vater, anſpielen wollteſt, ſo muß ich dir bemerken, daß er auf die ihm angebotene

Penſion, welche er übrigens von Rechtswegen beanſprachen konnte, verzichtet hat.

Der Pariſer fühlte, daß er mit ſeinen, übrigens falſch gedeuteten Worten das hochgräfliche Wappen, den Stammbaum derer von Holzen beleidigt, er fühlte, daß ſich in dieſem Augenblicke die Trennung von ſeinem Freunde bewerkſtelligt habe, daß ihm jetzt weder der Jugendfreund Heinz noch der liberale Miniſter gegenüber ſtand, ſondern Seine Gnaden der Herr Graf von Holzen.

Wir müſſen uns doch ſehr fremde geworden ſein binnen kurzer Zeit, ſagte der Arbeiter, daß du mir boshafte perſönliche Anſpielungen zutrauſt, wo ich ganz allgemein geſprochen.

Der Graf ſah ein, daß er ſich gegenüber dem Handwerker eine Blöße gegeben, und ſuchte dieſelbe raſch zu decken, indem er leichthin ſagte: Verzeih' mir, ich habe in letzter Zeit ſo viel Verdruß ſchlucken müſſen, daß ich mich in einer ärgerlichen, galligen Stimmung befinde. Sprechen wir von etwas Anderem. Wo biſt du denn das ganze Jahr her geſteckt? Ich vermißte dich oft ſehr.

Ja, man hat mich, wie es ſcheint, in der Hauptſtadt überhaupt ſehr vermißt, denn ſonſt hätte man mir vor einigen Wochen nicht eine amtliche Einladung, genannt Steckbrief, im Gerolſteiner Merkur zugehen laſſen.

Einen Steckbrief? Wie? Davon hab' ich Nichts vernommen. Aber du weiſt — die Unabhängigkeit der Gerichte —

O ich weiß, ich weiß, werde indeſſen Sorge tragen, dieſe aus den 20ger und 30ger Jahren her berühmte Unabhängigkeit nicht erproben zu müſſen. Um übrigens deine vorige Frage zu beantworten: ich ging, nachdem die ſchwere Verletzung, welche ich in jener Unglücksnacht davongetragen, theils im Spital, theils in meinem väterlichen Hauſe gegen mein und der Aerzte Erwarten raſch geheilt, nach Schleswig-Holſtein und von da nach Wien.

Ach, jetzt fällt mir ein, gehört zu haben, daß man glaubte, du ſeieſt in der Hauptſtadt verſteckt und leiteſt mit die demokratiſchen Wühlereien.

So? Ja, eure unabhängigen Gerichtshöfe irren ſich zuweilen.

Gewiß, irren iſt ja menſchlich, aber ich werde mich bemühen, daß die Sache ſogleich unterſucht und der Steckbrief zurückgenommen wird.

Bemühe dich nicht, ich gehe heute noch über die Gränze.

Doch nicht nach Baden? fragte der Miniſter, einen Seitenblick auf die Waffen Roberts werfend.

Allerdings nach Baden.

Aber das iſt ja eine hoffnungsloſe Sache.

Lieber Heinz, ich denke immer noch mit dem Herzen, ſtatt mit dem Kopf, und das Herz fragt nicht nach dem Erfolg, wenn es liebt oder haßt. Doch die Sonne ſteht ſchon hoch und ich habe heute noch einen tüchtigen Marſch vor mir; laß uns ſcheiden.

Und er ſchnallte den Gurt feſter, raffte ſeine Büchſe vom Boden auf, ſchüttelte mit einem kurzen Lebewohl! die Hand des Miniſters, warf noch einen Blick auf das Grab unter der Trauerweide und war ſchon im nächſten Augenblick in dem Buſchwerk verſchwunden.

Der Graf machte eine Bewegung, um den Davoneilenden zurückzuhalten. Dann aber beſann er ſich eines Andern, verſchränkte die Arme auf der Bruſt, ging einige Sekunden nachdenklich auf dem Raſen hin und her und brach endlich in die Worte aus:

Ein verlorner Mann, aber ein Mann bei alledem, ja, ein ganzer Mann!

12.

Die Roſe.

Die untergehende Sonne des 29. Juni 1849 überſtrömte die weſtlichen Abhänge des Schwarzwaldes mit den goldenen und purpurnen Lichtern eines ſchönen Sommerabends. Der Himmel war hell und wolkenlos und dennoch ging donnernder Widerhall durch die Berge und Wälder und Blitz auf Blitz durchbrach die Staubwolken, welche ſich am Saum der Rheinebene, da, wo das Gebirge in anmuthige Thalgelände ausläuft, zuſammengeballt hatten.

Hier, bei Gernsbach, bei Rothenfels und Kuppenheim ſchlugen die deutſchen Demokraten für diesmal ihre letzte Schlacht gegen die Söldlinge des Abſolutismus. Die Uebermacht des Feindes, insbeſondere aber der unerwartete Marſch der ſogenannten Reichstruppen durch das „neutrale“ würtembergiſche Gebiet entſchieden das Schickſal des Tages und zwangen die Freien zum Rückzug gegen Offenburg zu.

In der Vorderreihe einer mit Büchſen bewehrten Turnerſchaar hatte ein hochgewachſener Mann muthvoll gekämpft. Als der Führer gefallen, ſtellte er ſich an die Spitze der wackeren Jünglinge, welche das ſchwarzrothgoldene Banner dem Feinde immer und immer wieder mit Ehren entgegentrugen. Als das Signal zum Rückzug gegeben wurde, ſammelten ſich die Schützen noch einmal, um den Abmarſch der Gefährten zu decken. Die feindlichen Kartätſchen wütheten unter ihnen. Der Fahnenträger ſank. Da warf der junge Mann ſeine Büchſe auf den Rücken, raffte die Fahne vom Boden auf, ſchwang ſie hoch in die Luft und ermunterte die Waffengenoſſen zum Standhalten. In dieſem Augenblick ſchlug eine Kugel in ſeine Bruſt. Er ſtürzte. Ueber ihn weg ging Flucht und Verfolgung.

Der tödtlich Verwundete war unter einem wilden Roſenſtrauch zuſammengeſtürzt und ſein Herzblut färbte die Haideblumen roth, die an dem Waldſaum blühten. Die Dämmerung kam, mit ihr der Mond, der ſtill auf die unheimlich ſtumm gewordene Wahlſtatt niederſchaute. Aber ſein mildes Licht hatte zu kämpfen mit der grellen Helle, welche die brennenden Häuſer des von den Abſolutiſten in Brand geſchoſſenen Gernsbach am Nachthimmel widerſtralen ließen.

Die brechenden Augen des Sterbenden blickten hinüber in den Brand. Seine Bruſt hob ſich in ſchmerzlichem Krampfe. War es der Widerſchein der Feuersbrunſt, war es ein letztes Aufflackern patriotiſchen Zornes, was ſein blaſſes Antlitz roth färbte?

Armes Vaterland! Armes Volk! murmelte er.

Mit einmal wurden ſeine Züge friedvoll und freudig. Sein Blick haftete auf einer vollen Hagerose, die ſich auf ſeine vom Todesſchweiß benetzte Stirne herabneigte. Mit letzter Kraft bog er die Blume zu ſich nieder und drückte ſie feſt an die Lippen.

Roſe! flüſterte er leiſe und innig, ein Blutſtrom brach aus ſeiner Bruſt, er war todt.

So ſtarb der Pariſer.

Im nahen Gebüſch hub eine Nachtigall ihr ſchmelzendes Lied an, wie zur Todtenklage.

Und noch eine Nachtigall ſang für Robert das Requiem.

Ich hatte dieſe deutſche Geſchichte aus den Jahren **1848** und **1849** in einem befreundeten Kreiſe erzählt und man ſprach darüber hin und her.

So geht's in der Welt, meinte ein dicker Mann; die jungen Leute wollen mit dem Kopfe durch die Wand, aber die Wand iſt ſtärker als ſie.

Hiermit braunte er eine Manila an und ſchlürfte ſeinen Wein, höchſt zufrieden mit der Weisheit, die er ſo eben von ſich gegeben.

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde! ſagt Schiller, bemerkte des dicken Mannes dünne, ſchöngeiſtige Frau.

Ach, ſagte eine alte Dame, welche Welt iſt das heutzutage! Die Tochter eines Grafen und Miniſters verliebt ſich in einen Handwerksburſch. Was kann dabei Gutes herauskommen?

Die beiden jungen Leute waren Opfer der Revolutions-Cholera, die im Jahr **1848** in Deutſchland graſſirte; das iſt Alles, witzelte ein angehender Staatshömorrhoidarius.

Wen die Götter lieben, der ſtirbt jung, bemerkte ein alter Profeſſor der Philologie.

So ſagt der griechiſche Tragiker, warf ein Studem dazwiſchen. Aber was meinen Sie, Herr Profeſſor, zu den Worten des deutſchen Dichters: Die Guten ſterben jung, und deren Herzen trocken wie der Staub des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf.

Der Philologe antwortete nicht.

Hätten ſie mehr Religion gehabt, es wäre ihnen nicht ſo ergangen, ſeufzte ein Fräulein, das auf jener Stufe des weiblichen Alters ſtand, wo Schönheit und Anmuth aufhören und das Beten anfängt. Ach, ſetzte die Fromme hinzu, indem ſie an ihrem in Form eines Kreuzes gearbeiteten Flacon roch, ach, der Herr muß ſich dieſem verſtockten Geſchlechte wieder einmal in ſeinem Grimme zeigen und die Schalen ſeines Zornes ausgießen über die rebelliſche Jugend.

Ja, liebe Tante, entgegnete ein kecker Junge ſpöttiſch, im Himmel herrſcht die abſolute Monarchie und billig muß ſich die Erde nach dieſem Beiſpiele richten.

Gottlob, daß das Freiheitsfieber aus und vorüber iſt, ſagte ein reicher Fabrikant. Mit dem Standrecht und den Kriegsgerichten kehrt auch der hochgelobte Kredit wieder; bereits ſteigen überall die Kurſe, die Beſteller finden ſich wieder ein und ich will daher alles Ernſtes daran denken, mein Etabliſſement zu erweitern.

Ich ſtimme von Herzen ein in Ihr Gottlob, Verehrteſter, ließ ſich ein Doktor aller vier Fakultäten vernehmen. Wir Gelehrte waren dieſe ſchreckliche Zeit über ſo übel daran, wie noch nie. Die Studenten liefen uns aus den Hörſälen, um in Kalabreſerhüten und Degenkuppeln zu paradiren, und unſere Bücher wollte kein Menſch mehr drucken. Wie ſehr hat es ſich doch mit Deutſchland verſchlimmert, ſeit Hegel ſogar mitten in dem Kanonendonner der Schlacht von Jena in dieſer Stadt ſelbſt das eben fertig gewordene Manuſcript ſeiner Phänomenologie getroſt in die Druckerei tragen konnte.

Ein ſchönes, nachdenkliches Mädchen, das mit im Kreiſe ſaß, ſagte Nichts. Als ich mit meiner Geſchichte zu Ende gekommen, ſtand ſie auf und ging in's Nebenzimmer. Dort ſchlug ſie nach einer Weile die Saiten des Flügels an und ſang mit prachtvoller, aber von Trauer gedämpfter Altſtimme die ergreifende iriſche Melodie:

Vergeßt nicht das Feld, wo ſie ſtarben
Die Helden, darniedergeſtreckt,
Wo die Hoffnung, voll ſtralender Farben,
Mit ihnen in's Grab ward gelegt.

O, könnten dem Tod wir entringen
Die Herzen, hochſchlagend und treu,
Um im Angeſicht Gottes zu ſchwingen
Für die Freiheit die Waffen auf's Neu'!

In Annalen des Königthumes
Ob auch prange des Siegers That:
Verflucht iſt der Schritt doch des Ruhmes,
Der die Herzen der Freien zertrat.

Grab, Kerker ſind heil'ger, drinn ſchimmern
Eines Märtyrers Namen man ſchaut,
Als Aller Gepräng, die auf Trümmern
Der Freiheit Trophä'n ſich erbaut.

Anhang.

Ich theile auf nachſtehenden Seiten ein Bruchſtück aus einer größern Dichtung mit, welche, wenn mir die jetzt „ſo glücklich wieder hergeſtellte Ruhe und Ordnung“ Muße und Stimmung gewährt, binnen Kurzem vollſtändig erſcheinen ſoll. Ich trage mich ſchon lange mit dem Plane derſelben. Bedürfte aber dieſe Art von Beſchäftigung einer Rechtfertigung, ſo würde ich zum Voraus auf das verweiſen, was Gervinus Seite 732—733, Bd. 5, Aufl. 2 ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte mit richtigem, ihm nicht gerade allerorts eigenem, Takt über die Möglichkeit poetiſcher Thätigkeit in der Gegenwart ausgeführt hat.

J. Scherr.

Hans von Dampf.

Ein recht gemüthliches Epos

> Amys lecteurs qui ce livre lisez
> Despouillez vous de toute affection
> En le lisant ne vous scandalisez
> Il ne contient mal ny infection
> Vray est qu'icy peu de perfection
> Vous apprendrez, sinon en cas de rire:
> Aultre argument ne peut mon cueur eslire.
> Voyant le deuil qui vous mine et consomme
> Mieulx est de ris que de larmes escrire,
> Pour ce que rire est le propre de l'homme
>
> Rabelais

Canto I.

Die ihr um Delphi's öde Stätte ſpuckt,
Ihr Muſen, in altjungferlicher Reinheit,
Die ihr ſo viele Bitten ſchon verſchluckt,
Zu ſpinnen Dichtergarn mit klaſſ'ſcher Feinheit,
Obwohl es mich in allen Gliedern juckt,
So unterlaß ich's doch, in die Gemeinheit
Von unſrer Welt und Zeit euch zu citiren —
Auch könntet ihr in unſerm Klima frieren.

Und zu vermeiden ſuch' ich Aergerniß,
Da mein Gedicht abſonderlich moraliſch
Und gegen die Moral von je verſtieß,
Was allzuſehr helleniſch und italiſch;
Weil ferner jedes „teutſche Weib" gewiß
Ob euch naſrümpfete vom Rhein bis Kaliſch,
So laß ich euch, ihr Nackten, ungeſchoren,
Und ſchwitz' Begeiſterung aus eignen Poren.

Es ginge wohl, allein es geht doch nicht.
Berlin, du ſiehſt, ich ſchätze deinen Nante.
Es iſt nun für den Epiker 'mal Pflicht,
Sich zu erwählen ſo 'ne Art von Tante,
Die ſeinem bloden Aug' den Staaren ſticht,
Wie Beatrice that dem Signor Dante:
D'rum kür' ich zur Patronin mir zur Stelle
Des guten Voltaire's züchtige Pucelle.

An ihrer Hand betrete ich getroſt
Des Ruhmes holperige Felſenpfade.
Wenn ſich ein Rezenſent ob mir erboſt,
So zeigt ſie ihm begütigend die Wade —
Die übrigens höchſt ſittſam iſt behoſt —
Und er läßt ſtatt des Rechts ergehen Gnade.
Dieß abgethan, fahr' fort ich, die Rhapſodik
Zu treiben nach der gültigſten Methodik.

Der Epopöen Langeweil zu kürzen,
Räth zwar Horatius, der Maränenfreſſer,
Dem Epiker, in medias res zu ſtürzen,
Byron jedoch behauptet, daß viel beſſer
Der Kataſtrophe Knoten ſei zu ſchürzen,
Wenn man nicht kopflings plumpt in das Gewäſſer
Der Heldendichtung, wie ſein Don Juan ausweiſt,
Den ſelbſt der fromme Gothe überaus preiſt.

Mir nun behagt die Theorie des Britten,
Deſſ' Epos ich verehre als den Veda
Moderner Poeſie. Darum mit Sitten
Beginn' ich mit dem Ei — nicht dem der Leda,
In der im Schwanhabit Zeus einſt gelitten
Auf feuchter Meeresbahn; doch holla, heda!
Zum Text zurück! Ich ſchreibe nicht Theologie,
Sondern des „Teutſchthums“ neueſte Apologie.

Alſo: In Deutſchland zwiſchen Rhein und Donau
Auf einem ziemlich ſteilen Hügel prangt' ein
Reichsgräflich Schloß, das hieß mit Namen Schonau
(Soll heißen Schönau, doch der Reim verlangt ein
O ſtatt 'nem ö) und war vor Alter ſchon grau,
Von Moder und von Eppich rings umrankt ſein,
Demnach von dem hiſtor'ſchen Recht berechtigt,
Zu vollem Feodaldaſein ermächtigt.

In dieſem Schloſſe hauſt' ein alter Junker,
Ein echtes Vollblutmuſterexemplar,
Der vormals mit Lieutenants-Geflunker
Geleuchtet in der noblen Heldenſchar,
Die, Sporen an dem Fuß, am Hut den Klunker,
Das Vaterland beſchirmt vor der Gefahr,
Womit ihm droh'n der Demagogen Laſter —
Auch mit den Säbeln höhlt das Straßenpflaſter.

Nachdem Graf Kurt von Dampf — ſo hieß der Ritter —
Thron und Altar zwölf Jahre lang beſchirmt,
Hat gegen ihn ein ſchwarzes Ungewitter
Sich unverſehn's und tückiſch aufgethürmt:
Ein's Morgens kamen ungeſtüme Bitter
Auf unſern Helden plötzlich angeſtürmt.
Herr, ſchrieen Zwölfe, zahl'n Sie Ihren Pump!
Der Dreizehnte ſchalt gar ihn einen Lump.

Glaubt nicht, daß ſolchen Frevel ich entſchuld'ge,
Bewahr' mich Gott vor dieſem Wageſtück —
Gelegentlich bemerkt, ihr Herrn, ich huld'ge
Der konſervirendſtenſten Politik —
Allein beſtaunen muß ich's, daß geduld'ge
Deutſche — Geduld iſt unſer Ruhm und Glück —
Sich wider allen deutſchen Brauch erfrechten,
Offen zu trotzen „wohlerworbnen“ Rechten.

Denn weſſen Ahn vor dreimalhundert Jahren
Buſchkleppernd ſich in Hinterhalt gelegt
Und deinem Ahn, der grad' des Wegs gefahren,
Romantiſch kühn die Taſchen ausgefegt,
Der hat 'nen Rechtsgrund, einen offenbaren,
Wenn er zum Zahlen nicht iſt aufgelegt,
Dies Ding ad infinitum zu vertagen —
Glaubt ihr mir nicht, könnt ihr Savigny fragen.

Kurt nahm dieß Abenteuer nicht empfindſam,
Sein Herz erwies ſich furcht- und tadellos.
Die Meiſterin, an Weisheit unergründſam,
Die ſchon diverſe Helden ſäugte groß,
Die Mutter Noth, ſie machte ihn erfindſam —
Haupt in der Hand und vor ſich einen Stoß
Von proteſtirten, unbezahlten Wechſeln,
Begann er dieſen Monolog zu drechſeln:

Da drüben wohnt ein baronirter Jude,
Der hat 'ne Tochter und enorm viel Geld.
Sie iſt zwar garſtig, garſtig wie 'ne Trude,
Jedoch ſie kriegt viel Geld, enorm viel Geld;
Die Häßlichſte von Trieſt bis Buxtehude,
Und aber Geld kriegt ſie, enorm viel Geld.
Ob ſie mich nimmt? Ah bah, bin ich nicht Graf? —
Fürwahr, Herr Kurt ſchlußfolgerte ſehr brav.

Und richtig auch und mehr noch patriotiſch
Im höchſten Grad, denn 's iſt in Deutſchland Styl,
Auf dem Gebiet, das man da nennt erotiſch,
Dem Adel zuzutrau'n unſäglich viel,
So daß die „teutſchen" Jungfern ganz erotiſch
Sich ſehnen nach 'nem adeligen Stiel,
Auf dem abſonderlich erblüht der Liebe Blume.
So dachte Lea auch und ihre Muhme.

Ihr Vater zwar wollt' nicht recht beißen an
Lea jedoch, getaufte Jenny, wußte
Die Virtus Kurt's ihm ſo zu preiſen an,
Daß Segen er und Geld ihr geben mußte
Das Ehpaar fing darauf zu reiſen an —
Brautnacht — hm, hm — ich werde roth und huſte
Natürlich erſt, nachdem ſie bis zum Tode
Sich Treu' gelobt, wie das nun einmal Mode.

Luftänd'rung wirkt bekanntlich oft ſehr mächtig,
Comteſſe von Dampf auch machte die Erfahrung
Sie, die bisher mehr klapperdürr als ſchmächtig,
Gedieh gar ſehr bei ehlicher Nahrung.
Nach vierzig Wochen kam zu Tag ganz prächtig
Der Zärtlichkeit lebend'ge Offenbarung:
Ein Bube, kerngeſund, that mit Geſchrei
Herrn Kurt zu wiſſen, daß Papa er ſei.

Das Schickſal aber heiſchte ſeinen Zoll,
Indem es rief die gnäd'ge Frau von hinnen:
Zu Chriſti Himmel oder in Scheol?
In Abram's Schooß? zu Paradieſes Zinnen?
Ich weiß es nicht. — Graf Kurt rief trauervoll —
Er konnte ſich auf And'res nicht beſinnen: —
„So iſt ſie wirklich todt, die arme Gans?!"
Sie ſtarb, als ſie geboren unſern Hans.

Glaubt etwa nicht, daß tönen wollt' frivoliſch
Bei ſolchem ernſten Caſus meine Leier.
Kurt nannte Gans die Gattin paraboliſch,
Weil ſie gelegt ihm viele gold'ne Eier.
Auch wißt ihr, Liebe ſpricht gern hyperboliſch,
In Grönland ſagt z. B. ſtets der Freier
Zur Liebſten, thut er ihr ſein zärtlich Weh kund:
Volle Thranampel! oder: Fetter Seehund!

So hätt' ich glücklich den zur Welt befördert
Den Helden meines Lieds. Ihr müßt geſteh'n,
Daß meine Schritte wacker ich gefördert,
Beſonders wenn ihr wollt auf Sterne ſeh'n,
Der, wie bekannt, zwei Bände durch erörtert,
Wie ſeines Helden Mutter lag in Weh'n.
Ach, Sterne ſchrieb, als man noch ausſprach kecklich
Was jetzt verſchwiegen wird als allzu häcklich.

Vor Schluß des erſten Sangs muß ich noch ſagen,
Was euch von mir, als Menſch, zu wiſſen nöthig:
Wollt ſpäter ihr noch weiter mich befragen,
Bin ich zu jedem Aufſchluß gern erbötig.
Bezug des Alters ſteh' ich in den Tagen,
Wo's Leben uns ſcheint nicht mehr roſenröthig,
Wo man ſtatt idealiſch-firlefaktiſch
Anfängt zu denken philiſtrös und praktiſch.

Ich habe in verſchied'nen Reimereien
Vordem verſucht mich, manchmal eine Blume
Sah blühen ich im Land der Träumereien
Und pflegte treulich ſie im Heiligthume
Der Poeſie; jetzt möcht' ich ganz mich weihen
Dem Vive la Bagatelle! Vielleicht zum Ruhme
Gereicht's mir mehr, als draſtiſches Spectakel,
Als ſubjektiviſch lyriſches Gegackel.

Denn ſagt: ſind nicht vorbei die ſchönen Tage,
Wo man gelauſcht dem Lenzgezirp der Dichter?
Wo weichhin ſchmelzende Sonettenklage
Entwaffnete den grimmſten Splitterrichter?
Wo man das Lied auf des Gefühles Wage
Gewogen noch und flennende Geſichter
Willkommen ſtets? — Die Welt wird immer beſſer,
Der Dichter muß jetzt ſein ein Eiſenfreſſer.

Drum trag' ich Blechhandſchuhe an den Fäuſten
Und ſchnalle an den Fuß mir krit'ſche Sporen,
Und aus der „Teutſchheit“ Maſſe, aus der feiſten,
Hab' ich mir einen ſchönen Stoff erkoren.
Und weil der Unſinn euch ergötzt am meiſten,
So acht' ich meine Mühe nicht verloren,
Wenn ich mit der Satire leichter Geiſel
Hinjag' der Narrheit luſtig ſchwirrenden Kreiſel

Im Glauben bin ich ganz unwandelbar,
Jedweder Zoll an mir ein Hoſiannah,
Und in der Bibel leſ' ich Jahr für Jahr
Die rührende Geſchichte der Suſanna.
Betreffs der Politik iſt längſt mir klar:
Für Deutſchland iſt das wahre Lebensmanna
Der gottesgnadige König von Preußen,
Und unſer Heiland iſt der Czar der Reußen

Um kurz zu ſein, ich bin — Summa Summarum —
Ein ſchlecht und rechter deutſcher Biedermann,
Der das verfluchte welſche Lirumlarum
Von Freiheit u. ſ. f. nicht leiden kann.
Ruhe und Ordnung! s'Andre iſt Tralarum,
Geduld, Gehorſam ſteht dem Chriſten an.
Ich ſage non nicht, nein! ich ſage imo —
Und hiemit ſei beſchloſſen Canto primo.

Canto II.

Die Kinderſtube zwar iſt höchſt poetiſch,
Weßwegen ich ſie euch denn auch ſehr gerne
Beſchriebe ſo recht objectiv und göthiſch,
Allein ich muß befürchten, dies entferne
Mich von dem Text, der exclusiv äſthetiſch
Sich halten möchte und auch nicht von ferne
Erfahren ſoll das arge Mißgeſchick,
Sich zu befaſſen mit der Politik

„Deutſchland, die fromme Kinderſtube“ — thät
Der gottesleugneriſche Heine witzeln;
Doch wohl dem Manne, in der Bibel ſteht,
Der nimmer ſich läßt von den Spöttern kitzeln,
Dem Häckligen weit aus dem Wege geht
Und ſich in Acht nimmt ſorgſam vor den Spitzeln,
Die Schutz bereiten unſern Landesvätern
Vor Hochverräthern und vor Attentätern

Ihr ſeht, verfänglich iſt der Gegenſtand,
Drum wollen wir ihn ſchleunigſt laſſen fahren,
Und ohne Fallhut, Schlotzer, Wickelband
Euch unſern Hans vorführen in den Jahren,
Allwo der Menſch kommt mälig zu Verſtand,
Jedoch ganz glücklich iſt, weil unerfahren,
Wo noch voll Geigen hängt des Lebens Himmel,
Die Mädchen Backfiſch' ſind, die Buben Lümmel.

Hans machte ſeinen Flegeljahren Ehre,
So daß der alte Kurt, der edle Recke,
Wiewohl ihn innerlichſt ergötzte ſehre
Des Sohns Manier, die junkerlich-frech-kecke,
Sich täglich fragte, fluchend alle ſchwere
Und ſchwerſte Noth, wer dieſen Bären lecke?
Hans war ein flotter Junge ohne Zweifel
Und forchte weder Menſch noch Gott noch Teufel.

Sein Lehrer war des Dorfs gelehrter Pfarrer,
Der freilich ſeufzte oft, daß Malz und Hopfen
Total verloren ſei an dem Katharer*),
Der ſich durchaus nicht ließ mit Manna ſtopfen,
Mit himmliſchem. Wohl war ein rechter Narr er,
Denn wer auf ſich das Glaubensreis läßt pfropfen
Bei guter Zeit, der trägt ja ſpäter Orden
Mit Eichenlaub, und Hofkleidkragenborten.

---

*) Katharer (Ketzer) war im Mittelalter bekanntlich der Collectivname verſchiedener Chriſtenſekten.

O, Frommſein iſt das Klügſte doch! Ich ſchwöre:
Die Geiſtlichkeit verehr' ich ganz begeiſtert,
Die Prieſter und Rabbiner und Paſtöre,
Die Popen, Imams, Bonzen, die bemeiſtert
Von jeher alle teufeliſchen Chöre
Und ſeit Jahrtauſenden geſchickt verkleiſtert
Der Menſchheit ſündhaft fürwitzvolles Auge,
Wohl wiſſend, daß es nicht zum Sehen tauge.

Sie ſind dahin und todt ſind ihre Lehren,
Moſes, Buddha, Chriſtus und Mohammed;
Ihr aber, Prieſter, lebt und brecht die Aehren
Vom Korne, das in ſeinem Schweiß geſät
Das gläub'ge Volk; ihr herrſcht in allen Sphären,
Wo's Menſchen gibt, und unentweglich ſteht
Ihr ob Gefühl, Vernunft, Recht und Hiſtorie
In wohlgenährter, ſalbungsvoller Glorie.

Lob euch und Preis! Kabbala habt und Thora
Die rechte, ewig gült'ge ihr gefunden,
Der Höllenzwang, die echte Mandragora,
Womit man hält das Stückfaß zugeſpunden,
Aus welchem gar zu gern die Rotte Korah
Möcht' tränken kindlich fromme Völker-Kunden
Mit dem hirnreinigenden Moſt des Zweifels,
Durch deſſen Gähren wird der Menſch des Teufels.

Preis euch und Lob, die ihr den alten Drachen,
Der Eva ſchon verführt zur Rebellion
Und ſeither ſtets aus ſeinem rothen Rachen
Gift ſpie und Feuer gen Altar und Thron,
In neuſter Zeit ſo zahm gewußt zu machen,
Daß er ſeit etwa achtzehn Jahren ſchon
Die Flammen der Empörung ließ verkühlen
Und nur noch maulwurfsmäßig wagt zu wühlen . . . . .

Kaum hatt' ich hingeſchrieben dieſen Satz,
Aufging die Thür' zur ungewohnten Stunde
Und ſtürzt herein in fieberiſcher Hatz
Mein Freund Eugen mit ſeinem großen Hunde,
Faßt mich beim Kopf, gibt mir 'nen derben Schmatz,
Schreit, lacht und tanzt, polkirend in die Runde,
Und als der Paroxismus ihn dann ließ los,
Ruft er: Huſſah! Huſſah! 's iſt in Paris los!

Biſt du betrunken? — Freilich bin ich trunken
Von Freude, wie's heut ſein ſollt' Kind und Kegel.
Der alte Schuft iſt endlich abgeſtunken!
Schon führt' ihn fort ein engelländiſch Segel,
Nachdem ihm das Pariſervolk gewunken,
Wie man zu ſagen pflegt, mit dem Holzſchlägel.
Die Guitarr' her! Will dir ein Liedlein ſingen,
Sonſt könnte mir vor Luſt die Bruſt zerſpringen:

Am vierundzwanzigſten Februar
Da krähte wieder rebelliſch
Der liebe, geſegnete galliſche Hahn,
Obgleich es regnete hölliſch.

Man hatte geglaubt, der edle Hahn
Sei ein Kapaun geworden;
Die diplomatiſchen Pfäffci
Verkündetens allerorten.

Der Ludwig Philipp, ſagten ſie,
Der hat den Hahn caſtriret.
Proſit, ihr Herrn, der Hahn hat euch
Und ihn ſehr arg naſführet.

Als er gekräht: Allons enfants!
Antworteten die Pariſer:
Aux armes, citoyens! — Ja, mein Gott,
Die Pariſer ſind keine Biſer*.

---

*) Schwäbiſcher Provinzialismus ſtatt Philiſter. — Man muß dem Freudentaumel meines ſingenden Freundes Etwas zu gute halten, denn, die Sache nüchtern betrachtet, iſt das franzöſiſche Spießbürgerthum auf's Haar ſo, wie es in aller Welt iſt. Der ſchmähliche Verlauf der Februarrevolution iſt überhaupt ſehr geeignet, Betrachtungen zu erwecken, die den Franzoſen keineswegs günſtig ſind. Ich behalte mir vor, an einem andern Orte ausführlicher darüber zu ſprechen, hier nur wenige Worte. Die ganze franzöſiſche Geſchichte beweiſt, daß ſich Frankreich zum Unheil der Menſchheit an die Spitze der europäiſchen Bewegung gedrängt hat, denn es iſt von dieſem ewig zwiſchen Kontraſten hin- und herſchwankenden Volke ſchlechterdings nicht zu erwarten, daß es im Stande ſei, dieſer Bewegung eine bleibende Richtung zur Befreiung und Erlöſung der Nationen zu geben. Maaßlos zu

Und plötzlich fuhr der Blitz der That
Aus der Erbitterung Wolke,
Der tauſendgliedrige Leu ſtand auf,
Der Freiheitsdrang im Volke.

Und als »la sainte canaille« begann
Revoluzend ſich aufzuführen,
Da fand Herr Louis Philipp für gut,
Sich ſchleunigſt abzuführen.

Er ging davon im ſchwarzen Frack
Und thäte zornig greinen;
Voll Artigkeit hat dann das Volk
Ihm nachſpedirt die Seinen.

Franzoſen ſind jetzt gute Leut',
Nicht mehr Tyrannenfreſſer:
„Geh du nur hin, alter Birnenkopf,
Wir behalten deine Schlöſſer

---

rein in der Sklaverei wie in der Freiheit, das iſt Grundcharakter des franzöſiſchen Volkes, welches, geſtern noch dem Bigottismus verfallen, heute ſchon dem Atheismus huldigt, das in religiöſem Wahnwitz bartholomäusnächtig mordet, wie in politiſchem ſanscülottiſch, das heute eine Revolution macht, um morgen zu den Füßen eines neuen Tyrannen zu kriechen, heute einen Bourbon vom Throne jagt, um morgen einen Orleans darauf zu ſetzen, heute einen Louis Philipp ins Exil ſchickt, um morgen einen Louis Napoleon zum Oberhaupt zu wählen. Ich weiß nicht, wer einmal geſagt hat: der Franzoſe liebt die Freiheit wie ſeine Braut. Das iſt wahr, nur mit dem Unterſchiede, daß ſtatt dem Worte Braut zu ſetzen iſt: Boulevard-Nymphe.

Wir behalten auch das Palais royal,
Das rentabelſte deiner Mittel,
Und aus den Tuilerien machen wir
Ein Proletarier-Spittel."

Der Ci-devant-roi des Français iſt
Bereits in Engelland drüben,
Doch ſein Aſſocie, Herr Rothſchild,
Iſt in Paris geblieben.

Er hat alsbald illuminirt
Sein Haus von oben bis unten,
Und ſich als praktiſcher Mann ſogleich
In das neue Weſen gefunden.

Nicht ganz ſo raſch vermochte dies
Die Deputirtenkammer,
Doch löste auch da der neue Jux
Schnell ab den alten Jammer.

Die Orleaniſten wollten zwar
Fortſpielen die Komödie,
Da rief das Volk: Vorhang herab,
Sonſt gibt es 'ne Tragödie.

Das Zauberwort: die Republik!
Erſcholl von der Tribüne;
Die Komödianten traten ab,
Die Männer *) auf die Bühne.

---

*) Das heißt freilich den Mund etwas voll nehmen. Die „Männer"? Nun ja, es waren etwelche da, Ledru-Rollin, Lagrange, Raſpail, Louis

Und als der greiſe Demokrat,
Herr Dupont von der Eure,
Sprach: Bürger, ſchwört der Republik!
Da rief das Volk: Ich ſchwöre!

Und als der edle Lamartine
Sprach: Bürger, Frankreichs Ehre
Schwört rein zu halten von Schmach und Blut!
Da rief das Volk: Ich ſchwöre!

Franzoſen, ſprach Herr Arago,
Der Sprache ſchönſte Worte:
Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft!
Wählt zum Symbol und Horte.

Da rief das Volk: Wir wollen feſt
An dieſem Horte halten!
In *dieſem* Glauben brechen wir
Der Tyrannei Gewalten! . . . .

Blanc, Barbès, Blanqui, Proudhon und ihre Freunde, aber die Andern?! Lamartine hat ſeiner Geſchichte der Revolution von 1848 als Motto das Römerwort vorgeſetzt: Quilibet nautarum rectorumque tranquillo mari gubernare potest: ubi saeva orta tempestas est ac turbato mari vento rapitur navis, tam viris opus est. Ja, gewiß »viris opus est.« Hätte doch der gute Lamartine das bedacht, als er »trois mois au pouvoir« war. Er hätte dann vielleicht ſein lächerliches Friedensmanifeſt in der Feder ſtecken laſſen und als Mann und Staatsmann, nicht als Lyriker und Jacques Bonhomme gehandelt. Lamartine, der Geſchichtſchreiber der Gironde, mußte doch die franzöſiſche Revolutionshiſtorie kennen; warum erinnerten er und ſeine gutmüthig ſchwachen Mitregenten ſich nie an das ewig wahre Wort Mirabeau's: Mit Lavendelwaſſer macht man keine Revolution!

Seither iſt's lang ..... O, März, April und Mai,
O, ihr der deutſchen Freiheit Honigmonde,
Wo, Rieſe Revolution, herbei
Du kamſt, zu werben um die ſchöne, blonde
Germania, und ihr dann machtet frei
Bei allen Stämmen eure Hochzeit-Ronde,
Sogar in Wien euch und Berlin ließt melden
Durch eure Brautführer, die Barrikadenhelden.

Und jetzt? Doch ſtill .... Von Hans will ich erzählen
Wie er, wenn nicht an Weisheit, doch an Jahren
Zunahm. Der Junge mochte ſich nicht quälen
Mit dem, was unſre Dogmen, unſre klaren,
Als dienlich unſerm Seelenheil empfehlen.
Dagegen that er an der wunderbaren
Mythologie der Griechen ſich erbauen,
Zur Venus betend, ſtatt zu Unſrer Frauen.

Gewiß, die heil'gen Kirchenväter, ſie,
Sie wußten wohl, warum ſie ſo gezetert,
Warum auf Zeus Kronions Dynaſtie
So manch ein krachend Fluchwort ſie geſchmettert.
So lang für hellas'ſche Theologie
Der Sarg nicht des Vergeſſens iſt gebrettert,
Getilgt die Claſſik bis zur letzten Spur aus:
Treibt man uns nicht den Cultus der Natur aus.

Im Claſſiſchen erwies der Hans ſich brav:
Zwar Cicero — o weh! — der macht' ihn ſchnarchen,
Dafür vergaß ſo Eſſen er wie Schlaf,
Wenn er ſich ließ begeiſtern von Plutarchen.
Was ferner Roms Hiſtoriker betraf,
So war, zum Staunen des Pädagogarchen,
Der Satzbau von Salluſt und Tacitus
Für Hans 'ne oft und gern geknackte Nuß.

Des göttlichen Homeros Rhapſodien
Und Herodots naive Heldenſagen,
Sie machten oft ſein junges Herz erglüh'n
Von Thatendrang, von Luſt an kühnem Wagen:
Es lehrt ihn Aeſchylos und Sophokles die Müh'n
Des Menſchenſeins mit Kraft und Würde tragen,
Und aber lachend küßt' er den Pantoffel
Dem graziöſen Schweinbold Ariſtophel.

Auch die Romantik wollt' er cultiviren
Und übte früh die noblen Paſſionen
Sehr ritterlich wußt' er ſich zu geriren,
So wie es Brauch in adeligen Zonen;
Lernt' reiten, jagen, Büchſ' und Degen führen,
Sich früh an Wein und Kartenſpiel gewöhnen
Und andres Spiel, wozu ja ſtets parat die,
Von denen s'heißt: Fruges consumere nati.

Die angeſtammte Tapferkeit der Dämpfe
Verwickelt' Hans in viele Aventuren
Und er beſtand mit Bauernjungen Kämpfe,
Die hinterließen ſtatt der Narbenſpuren
Zerrauſte Haar' und Kleider, Magenkrämpfe;
Ja, ſeine Haut war oft gefärbt azuren
Von demokratiſchen Fäuſten und Prügeln —
Ein Weſen nur vermochte ihn zu zügeln.

Das war ein ſchönes, fünfzehnjährig Kind,
Des Dorfes Liebling, ſchlank wie die Gazelle,
Wie 'n Vogel leicht und flink als wie der Wind,
Geſchmeidig wie des Bergbächleins Forelle,
Harmlos geſchwätzig noch, wie Kinder ſind,
Und doch im Denken und Begreifen ſchnelle:
Ein fixes, flügges, „dunderſnettes“ Mädchen,
Schulmeiſters Töchterlein, geheißen Käthchen.

Wenn Käthchen ihrer Augen Stral, der braunen,
Gutmüthig ſchelmiſch ließ auf Hanſen fallen,
Gleich ward der tolle Burſch zahm zum Erſtaunen,
Sein Herz empfand ein kurioſes Wallen,
Ihn überkamen menſchenſcheue Launen,
Er ſchlich hinweg in düſtre Waldeshallen;
„Freudvoll und leidvoll“ irrt' er in den Hainen
Und wußt' nicht, ſollt' er lachen oder weinen.

Und oftmals kam ihm Käthchen nachgegangen
Und that, als ob der Zufall ſie geleitet,
Jedoch die Glut auf ihren Grübchen-Wangen,
Die ihr verſchämtes Grüßen ſtets begleitet,
Verrieth das ſüße Bangen und Verlangen,
Das eines Menſchen Herz zum Himmel weitet,
Wenn es zuerſt uns treibt zum Spiel der Minnen,
Zum Spiel, wo man „verliert, um zu gewinnen.“

Es war ein ſchönes Paar, und hold und ſchön
War ihrer Herzen Frühlingsliebesblüthe,
Noch unberührt vom ſommerheißen Föhn
Der Leidenſchaft und ſeinem Giergewüthe.
Mit keuſchem und harmoniſchem Getön
Zuſammenklang ihr lieberfüllt Gemüthe
Und kündete in jubelnden Akkorden
Die Seligkeit, die ihnen eigen worden.

Unwiderſtehlich ſüße Despotie,
Mit der du walteſt durch die Ewigkeiten,
O Aphrodite! Dir wird Jugend nie
Dein abſolutes Herrſcherthum beſtreiten;
Geht's auch zu Ende mit der Monarchie,
Die deinige ſteht feſt für alle Zeiten;
In Boſton wie in Wien, in Moskau wie in Goa
Gilt und wird gelten dein: L'état c'est moi!

Vom goldnen Säculum die duft'ge Sage,
Wie alter Dichter Junge ſie verkündet,
Ein jeder Menſch erlebt ſie an dem Tage,
Wo er zuerſt in ſich die Kühnheit findet,
Sein Liebchen anzugehen mit der Frage:
Und liebſt du mich? und Liebchens Mund ſich ründet
Gewährend und die Lippen — o Genuß! —
Zuſammenſchmelzen in dem erſten Kuß.

Schmetterlingsflügelſtaub der Menſchenſeele,
O erſte Liebe, ſei gebenedeit!
Ein Lied möcht' ich dir weihen ohne Fehle,
Denn dein gedenkend wird das Herz mir weit;
Doch iſt mir was gerathen in die Kehle,
Was mir das Pſalmodiren heut verbeut:
Ein Siegesbulletin des weißen Czaren,
Vermeldend, daß verblutet die Magyaren.

So hat die Tyrannei, im edlen Bunde
Mit ihrem Bruder, dem Verrath, auch euch
Geſchlagen denn zuletzt die Todeswunde?
Am Boden liegt „des Oſtens freies Reich?“
Weh dir, mein Vaterland ob dieſer Kunde!
Auch dich traf mit der mörderiſche Streich:
Wie einſt auf Polens Schutt, ſchmieden ſie neue Bande
Für dich jetzt im zertretnen Ungarlande.

Ein Eljen dir, o Koſſuth, Patriot,
Der du gewagt das ungeheure Wagen!
Mag nicht zu ſalzig der Verbannung Brot
Dir ſchmecken, bis der Rache Tag wird tagen,
Deß Flammen unerbittlich grimm und roth,
Allmächtiglich zuſammen werden ſchlagen
Hoch ob den koth- und blutbefleckten Thronen,
Europa reinend von der Peſt der Kronen.

Und wird ein ſolcher Tag auch jemals kommen?
O, zweifeln hieß' verzweifeln! ..... Schau und ſieh:
Die Alpen ſind im Abendduft verſchwommen,
Nur Titlis' Haupt und Tödi's iſt noch glüh
Vom letzten Sonnenblicke angeglommen,
Doch bleichen und verblaſſen raſch auch ſie;
Dumpfſchwüle Nacht liegt auf Gebirg und See,
Wie auf der Menſchenbruſt ein laſtend Weh.

Da leiſe, leiſe hellt ſich eine Stelle
Am wolkenſchweren, düſtern Himmelsbogen,
Schon blinkt im Widerſchein des See's Welle,
Den kaum noch nebelhaftes Grau umzogen,
Schon hat mit geiſterhaftem Weiß die Helle
Die Gletſcher rings und Firne angeflogen,
Und jetzo iſt in ſeinem vollſten Prangen
Der Mond ob Morgart's Scheitel aufgegangen

Omen accipio! .... Und ob auch grundſchlecht
Allum es ausſieht in Europa jetzt,
Ob auch zerriſſen ſind die deutſchen Grundrecht',
Das ſchwarzrothgoldne Banner iſt zerſetzt
Und Michel einmal wieder auf den Hund recht
Von ſeinen „Angeſtammten“ ward geſetzt,
Wir laſſen hoffend doch des Liedes Flammen blitzen:
„Tyrannen, bebt auf euren goldnen Sitzen!“

Hohnlächelt nur des zornigen Poeten;
Mit Händen läßt ſich ja die Wahrheit greifen,
Daß ſtets ihr Ohr verſchloſſen den Propheten,
Die, ſo dem Untergang entgegenreifen.
Mögt ihr auf Wälder euch von Bajonneten,
Auf euer Recht von Blei und Pulver ſteifen:
Es kommt der Tag, wo „grimmiges Gericht
Los über euch und eure Kinder bricht.“

Nicht werdet ihr dem Schreckenstag entrinnen,
Wie bei der achtundvierz'ger Plänkelei.
Ganz andern Tanz wird da das Volk beginnen
Als lendenlahme Paulskirchquänkelei,
Aug' läßt und Arm es nimmer ſich umſpinnen
Mit gagern-ſchmerlingiſcher Ränkelei,
Und feſt nicht hält's im alten Stank und Quark
Ein ſchlauer Gemshorniſt aus Steyermark.

Ihr ſaht im Volke immer nur den Wurm,
Unfähig, euren Willkürgang zu ſtören;
Wohlan, ihr ſollt vor jedem Zwingherrnthurm
Als rachedurſt'gen Leu'n es brüllen hören.
Den nah ſchon groll'nden Ragnarökr-Sturm,
Euch war gegeben es, ihn zu beſchwören.
Ihr wolltet nicht und euerer Verſchwörung
Entſpricht nur ungeheuerſte Empörung.

Canto III.

Prachtvoll die Nacht! Ein innigliches Grüßen
Der Himmel mit der holden Erde lauſcht.
Er wacht ob der Geliebten, wie den ſüßen
Schlummer der Braut ein Bräutigam belauſcht;
Die Sternenaugen wollen überfließen
Vor Lieb' und Luſt und flimmern wie berauſcht.
'ne Mondnacht, ſchön, wie ein Poet ſie je pries . .
Vergleiche Matthiſſon und Salis-Seewis.

Doch Spaß bei Seit', es iſt ein eigen Ding
Um die berühmte Kapuzinerglatze,
Genannt der Mond. Guckt man als junger Springinsfeld dem Kerl in ſeine Kloſterfratze,
Kommt's Einem vor, als ob er ſage: Sing,
Du närr'ſcher Tropf, daß nicht die Bruſt dir platze,
Wenn ſie von zentnerſchweren Seufzern ſtrotzt. —
Auch unſer Hans hat in den Mond geglotzt.

Mondſüchtig war er, wie auch wir geweſen
Zu unſrer Zeit. Den Kameraden kehrt' er
Den Rücken — wie's im Glockenlied zu leſen —
Sentimentaliſche Autoren ſehr verehrt' er,
Jeanpauliſchſtillingiſchyorikiſch Weſen;
Halbtodt wollt' er ſich weinen ob dem Werther
Und ſchluchzend ſchluckt' er gierig noch dabei
Des Siegwart klebrig zähen Thränenbrei.

Ich kann mich wohl des Tages noch entſinnen,
Wo ich zum erſten Mal im Siegwart las
Und löſchen wollt' den Brand der jungen Minnen
Mit dieſes Buches ſyrupſüßem Naß.
Die Mutter ſah mein trauriges Beginnen
Und ſucht' mir's zu entleiden gleich: Ei was,
Sprach ſie, lies Bücher doch von Männern
Und dieſen Quark laß überhirn'gen Flennern!

„Ach, eine Mutter hat man einmal nur!“
Dank dir, o Dichterin, für dieſes Wort!
„Ach, eine Mutter hat man einmal nur!“
So klagt's in meinem Herzen fort und fort,
Seitdem den Schmerz der Schmerzen ich erfuhr,
Daß du, o Mutter, eingingſt in den Port,
In welchen leck und mit gebrochnem Maſt
Die Lebensbarke fährt zu ew'ger Raſt.

Hans hatte leider keine Mutter, die
Zuweilen ihm den rechten Weg gewieſen,
Und Käthchen war zu jung noch, als daß ſie
Gewußt ihm zu erweiſen etwa dieſen
Höchſt wicht'gen Dienſt. Drum muß ich melden, wie
Das Glück ihm that 'ne Lehrerin erkieſen,
Die theoretiſch-praktiſch war erfahren
In der Empfindſamkeit Gebahren und Gefahren.

Unweit von Schönau liegt ein Grundbeſitz
Mit Schloß und Park im engelländ'ſchen Style.
Seit Kurzem diente der zum Wittwenſitz
Für eine Frau, die aus dem Weltgewühle
Sich retirirt. An Schönheit, Geiſt und Witz
Gab's Ihresgleichen wahrlich nicht ſehr viele.
Im Dreißigſten ſtand ſie und hieß Florette —
Verdammt! daß drauf ſo klingend reimt Lorette

Ihr ſel'ger Herr Gemahl der ward Miniſter,
Nachdem er früher heftig opponirt
Und auf dem Landtag eine Heerd' Philiſter
Als jakobin'ſcher Leithammel geführt.
Ich ſag' als Leitſchöps, denn 's ging ein Geflüſter,
Daß ſeine Frau ihn fürchterlich hornirt.
Mit ſeinem Maul ſchlug er Aufruhr-Reveille,
Bis man's ihm ſtopfete mit 'nem Portefeuille.

Genug von ihm. Sein Tod erlöſt' Florette
Von einem rückſichtsloſen Grobian
Und einem widerwärt'gen Ehebette,
Nachdem ſein Leben ſie erlöſt vom Wahn,
Daß einen Mann es je gegeben hätte,
Welchem zu Lieb' es einer Frau ſtünd' an,
Sich zu geriren wie Cordelia,
Sich aufzuführen wie Cornelia.

Florette zog zurück ſich auf das Land,
Frei ihren ſchönen Neigungen zu leben
Erhaben über leichten Weibertand,
Erkor ſie ſich ein wiſſenſchaftlich Streben;
Gelehrte Bücher las ſie Band für Band,
Und um der Dichtkunſt reinſten Schatz zu heben,
Abſaß ſie manchen uraltdeutſchen Codex,
Ganz wie »Poeseos teutonicensis podex.«

(Bekanntlich titulirte Arnold Ruge,
Der gottverlaſſne, alſo den Gervinus,
Ruge, den auf den Kopf mit ſeinem Kruge
Schlug unlängſt Deutſchlands Genius Gambrinus,
Weil er behauptet, was der Michel truge,
Sei nicht die Zauberhelmzier des Mambrinus,
Sondern die altbekannte Zipfelmütze,
Bedeckend einen Schädel ohne Grütze.)

Florette liebt' es, aus dem Mittelalter
Zu holen ſich poetiſche Genüſſe:
Sie las den minneliederlichen Pſalter
Der Nonne Klara Häzlerin, die Küſſe
(Und ſonſt noch was) ſo gut faſt wie der Walter,
Der von der Vogelweid', in ihrer Süſſe
Zu proben und zu preiſen wonneſam,
Wenn auch nur als Kopiſtin, unternahm.

Gar ſehr gefiel ihr die Antiphonie,
Womit Kriemhild abtrumpfte die Brunhilde;
Sie lebte ſich des Artus Maſſenie,
Sowie des Grales ritterliche Gilde;
Sie ſah's, wie Gawan um Antikonie
Im Sturme warb; jedoch erröthend milde
Beſchaute ſie im Titurel die Rune:
Wie dem Geliebten nackt ſich zeigt Sigune.

Ihr Lieblingsdichter unter den Germanen
Von Straßeburg der Meiſter Gottfried war es.
Was der erzählt von Iſolt und Branganen
Und Triſtan Liebliches und Wunderbares,
Entzückte ſie; Kritik auch ließ ſie ahnen,
Welch ein pikantes, prickelndes und rares
Abenthiur es mochte ſein, als Marke
Neffen und Frau fand ſchlafend in dem Parke.

So deutſch im Spirituellen ſie ſich zeigte,
So ſehr romaniſch war ſie körperlich.
Zur Fülle ſchon ihr ſtolzer Wuchs ſich neigte,
Jedoch noch nicht embonpointiglich;
Ihr ſchöner Kopf auf ſchlankem Hals ſich beugte
Graziös auf eine Bruſt, der prächtiglich
Entſproß ein ſtraffer Buſen, deſſen Wallen
Den guten Hans oft ſtottern macht' und lallen.

Aus ihrer tiefen Stimme, der ſonoren,
Schien eines Zauberliedes Ton zu klingen.
Wie ſie zum Lieben einzig ſchien geboren,
Gemacht ihr Mund zum Küſſen und zum Singen,
So ſchien ihr ſchwarzes Auge auserkoren,
Zu ſprechen von ſolch heimlich ſüßen Dingen,
Wie ſie beſchrieb Boccaz, erlebte Faublas —
Halt, halt, mein Sang, und mach' mir keinen faux pas!

Hübſch ſittſam mußt du wandeln und manierlich,
Weg von der breiten Laſterſtraß' dich kehren .....
Nachdem ſie angefangen, wie's gebührlich,
Freundnachbarlich mitſammen zu verkehren,
Begann Florette äußerſt fein und zierlich
Den Junker Hans äſthetiſch aufzuklären:
Zu expliziren meiſterlich verſtand ſie
Ihm des Ovidius Büchlein »Ars amandi.«

Die Quinteſſenz aus ihrer Bücherei
Empfahl ſie ihm zu fleißiger Lektüre
Und äußerſt ſorgſam prüfte ſie dabei,
Ob er vom Leſen auch was profitire.
Er profitirte und bekannte frei,
Daß aufgeſchloſſen hätten ihm die Thür'
Zu einer veritablen vita nova
Die Memoires des Signor Caſanova.

Es ſteht geſchrieben, daß da Aergerniß
Geſchehen muß auf Erden. Wahrlich, wahrlich,
Ich fühl' es jetzt ganz ſicher und gewiß:
Recht hat, wie ſtets, die Bibel offenbarlich
Auch diesmal; denn ſo ſehr ich mich befliß
Geraden Wandels, geht doch ſonderbarlich
Zuweilen nebenaus als wie der Blitz
Mein keuſcher Vers .... Hilf, heil'ger Radowitz!

Und ſteh' mir bei, o Gerlach, General
Und Kardinal ſchwarzweißer Preußenchriſten!
Laß Theil mich haben an der Gnadenwahl!
Zu Schanden mache belial'ſche Liſten!
Und laß, wenn ich muß ſündigen einmal
(Wie's ja paſſiren kann auch Pietiſten)
Zu gut mir kommen deiner Inbrunſt Wolle
Wider die Spiegelfechterei der Hölle.

Und jetzt getroſt voran! — Mein Leſer, du
Merkſt wohl, daß ſehr bedenklich Hanſens Lage.
Ich ſeh's, wie du die Lippen ſpitzeſt zu
Der Frag': „Und Käthchen?“ … Ich verſteh und wage
Dir zu beantworten in einem Nu
Die paſſende und inhaltſchwere Frage:
Hans meinte, Käthchen ſei doch gar zu ſpröde;
Sie ihrerſeits fand ihn vielleicht zu blöde

Vielleicht … wer weiß? … Allein ich kann's nicht glauben
Obgleich ſehr feurig Mädchenblut oft glüht.
Doch ſtatt mit Hypotheſen euch zu ſchrauben,
Woll'n lieber ſehen wir, was dort geſchieht.
Wo in Florette's Garten dichte Lauben
(Der Mai war eben üppig aufgeblüht)
Umhegen einen ſilberklaren Weiher
Mit einem grünen und diskreten Schleier.

An dieſem Ort weilt oft und gern Florette,
Nachdenkend, ſchwärmend und philoſophirend.
Auf dieſer Raſenbänke weichem Bette
War ſie um Hans bemüht civiliſirend.
Erſt geſtern hatte ſie an dieſer Stätte
Den Brief ihm vorgeleſen kritiſirend,
In welchem ſchilt Heloiſe Abälarden,
Daß er ſie auf Beſuch ſo lang ließ warten.

Heut' war der Junker etwas ſpät gekommen,
Und da Madame er nicht im Schloſſe fand,
So ging er in den Park, allwo entglommen
Ein großer, ſchwelgeriſcher Blüthenbrand.
Heiß war die Nacht, in Duft und Glanz verſchwommen,
Hell ſchimmerte fernher des Weihers Rand;
Von ſelbſt verſteht ſich's, daß der Frühlingsſchöne
Auch Nachtigallen fröhnten mit Getöne.

Ganz unbefangen und ein Liedlein ſummend
Schritt Hans dahin, wo im Boskette ruhte
Der ſtille Teich. Bald halb verdrießlich brummend,
Weil er nicht fand die Lehrerin, die gute,
Hielt plötzlich inne er, vor Schreck verſtummend ....
Dann ward ihm ganz tannhäuſeriſch zu Muthe,
Als er ſo ſtand am lauſchigen Verſteck hart .....
Ach weh, ach weh! wo blieb der „treue Eckart?“

Wie einſt im Venusberg, den uns geſchildert
Herr Ludovico Tieck, im Schloß der Minne
Ließ wirken ihre Schönheit, nicht gemildert
Etwa durch Tricots, Venus auf die Sinne
Diverſer Jungen, bis ſie ganz verwildert
Sich ſtürzten an die Bruſt der Königinne
So ungefähr ging's im Boskett jetzt auch zu —
O frommer Leſer, bitte, mach' das Aug' zu!

Der Teufel ſitzt im Aug' allzeit und es
Bringt Einen in die greulichſten Gefahren.
Drum wär' gewiß auch Sanct Origines
Zweckmäßiger und billiger gefahren,
Wenn er, ſtatt Korybantenbrauch gemäß
So gräßlich unanſtändig zu verfahren,
Sich ſeine leckern Augen ausgeriſſen,
Um zu entgehen allen Aergerniſſen.

Befohlen iſt's im neuen Teſtament
Und auch im alten, mein' ich; im Koran
Der gute Mohammed jedoch bekennt,
Wie ſehr die Weiber ihm es angethan,
Was ehrenwerth, doch unnütz, denn man kennt,
Die Herren ja und weiß, daß es kein Wahn,
Wenn man da glaubt, daß ſie gelebt in floribus
Cf. libr. »De tribus impostoribus.«

Zum Text zurück! — Kreiſt mit geſpreiztem Flügel
Ein Schwan dort auf dem mondbeglänzten Weiher?
Iſt's 'ne Ondine, deren Buſenhügel
Auftauchen lockend aus dem feuchten Schleier?
Tanzt eine Willi auf dem Waſſerſpiegel?
Iſt's Phryne, die ſtets herrlicher und freier
Jetzt aus dem Bade hebt den ſüßen Leib,
Dann wieder untertaucht zum Zeitvertreib?

Ich glaube gar ..... doch ſpät ſchon iſt's — Gut Nacht,
Mein lieber Leſer, falls ich habe einen.
Der dritte Canto wär' zu End' gebracht,
Die weitern ſoll'n beförderlich erſcheinen.
Wie ferner ich den Hans zurechtgemacht,
Nicht ungenießbar iſt er, ſollt' ich meinen;
Drum laſſe ich den Gruß an dich ergehen:
Gut' Nacht für heut! Auf baldig Wiederſehen!

Druckfehler.

Seite	82	Zeile	12	v. o. ſtatt Seite — lies Saite.
	89	„	7	v. o. ſtatt Fauteul — lies Fauteuil
	100	„	6	v. o. ſtatt ihrem — lies Ihrem
	100	„	7	v. o. ſtatt ihnen — lies Ihnen
	104		9	v. u. ſtatt ihnen — lies Ihnen
	107		5	v. o. ſtatt ſeinen — lies ſeiner.
	107		5	v. u. ſtatt denn — lies dann
	111	„	8	v. u. ſtatt dies — lies das.
	112	„	3	v. u. ſtatt Leute — lies jungen Leute
	115	„	10	v. o. ſtatt vormochte — lies vermochte
	121		10	v. o. ſtatt Hirbei — lies Hiebei.
	121		8	v. u. ſtatt gleiteten — lies geleiteten
	135	„	4	v. o. ſtatt fruh — lies fruher
	136	„	4	v. o. ſtatt rund — lies wund
	168	„	5	v. u. ſtatt ehlicher — lies ehelicher
	169	„	8	v. u. ſtatt den — lies denn.
	170	„	5	v. o. ſtatt Bezug — lies Bezugs.
	172	„	6	v. o. ſtatt aſthetiſch — lies äſthetiſch
	174		6	v. u. ſtatt Der — lies Den

Bibliothek
Deutſcher Original-Romane.

Erſter Band.

Graziella.

Erſter Theil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1852.

Graziella.

Memoiren-Novelle

von

Johannes Scherr.

> La femme est la flamme nourrissante
> et réchauffante de l'histoire.
>
> Chateaubriand.

Erſter Theil.

Leipzig.
Verlag von Otto Wigand.
1852.

[illegible]
REGIA
[illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Es iſt eine unleugbare, auch durch den trüben Schleier der Gegenwart hindurch deutlich ſichtbare Thatſache, daß im Verlaufe der letztvergangenen Jahrzehnte das Nationalgefühl der Deutſchen einen höchſt erfreulichen Aufſchwung genommen hat.

Mit dieſem Aufſchwunge, ſollte man glauben, müßte eine neue Blütezeit des geiſtigen Lebens mit Nothwendigkeit verbunden ſein. Leider iſt aber dem nicht ſo. Wir haben, ſeit die Heroen unſerer Literatur die Emancipation derſelben begonnen und vollendeten, wieder unverkennbare Rückſchritte zu dem

Zuſtande literariſcher Vaſallenſchaft gemacht. Namentlich iſt es ein Zweig der Literatur, die Belletriſtik oder, noch ſpecieller zu ſprechen, der Roman, in welchem Fremde das deutſche Publikum mit unbedingter Machtvollkommenheit beherrſchen. — Die Romane von Scott, Bulwer, Dickens, Warren, Cooper und Thackeray, von V. Hugo, G. Sand, Dumas, Sue, Balzac ꝛc. überſchwemmen Deutſchland in zahlloſen Exemplaren, und nicht etwa nur gute fremde Produkte werden mit Begierde verſchlungen, nein, Alles und Jedes, was aus der Fremde kommend dem unnatürlich überreizten Gaumen unſerer Leſewelt ſchmeichelt. Wurde doch fremden Romanmonſtruoſitäten, wie z. B. dem Dumas'ſchen Monte-Chriſto, von Seiten der Deutſchen eine Beachtung zu Theil, wie ſie ſelbſt in den beſten Zeiten unſerer Literatur kaum ein Goethe'ſches Meiſterwerk ſich erringen konnte. Wir ſind geneigt, dieſe traurige Erſcheinung aus einem unſerer unſeligſten Nationalfehler, aus der deutſchen Nachahmungsſucht herzuleiten. Andere ſind anderer Meinung. Sie ſagen: die deutſchen Schriftſteller ſind nicht im

Stande, gute Romane zu ſchreiben; wir beſitzen keine ſolchen und müſſen ſie daher aus der Fremde holen.

Dies iſt ein direkter Angriff auf unſer einziges, wirklich großes und ſchönes Nationalbeſitzthum, auf unſere Literatur! Iſt er gerechtfertigt? Mit Entſchiedenheit und Ueberzeugung ſagen wir: nein! Geht doch einmal hin, ihr blinden Verehrer fremder Romandichtung, und ſeht euch die einheimiſchen Gewächſe dieſer Gattung näher an und dann ſagt uns, ob unſre Erzähler nicht kühnlich mit jedem ausländiſchen in die Schranken treten können. Brauchen wir zu Gunſten unſerer Behauptung erſt daran zu erinnern, daß Goethe in Wilhelm Meiſter den beſten Roman geſchaffen, welcher ſeit dem Don Quixote geſchrieben wurde? Haben nicht Tieck in ſeinem W. Lovell und Sevennenkrieg, in ſeinem Dichterleben und Dichtertod, Novalis in ſeinem Ofterdingen, Arnim in ſeinen Kronenwächtern und in ſeiner Gräfin Dolores, H. v. Kleiſt in ſeinem Kohlhaas, Hoffmann in ſeinen Serapionsbrüdern eine erzählende Meiſterſchaft entfaltet, welche eine Fülle von

Phantaſie, Gemüth, Geiſt und Humor über den Leſer ausſchüttet? Iſt nicht jede Novelle von Eichendorf ein glänzendes Feuerwerk, blendend ſchöne Leuchtkugeln werfend und funkenſprühende Raketen gen Himmel ſendend? Hat nicht Zſchokke in allerliebſter Erzählerform eine Menge trefflicher Gedanken aus dem Gebiete poetiſcher Humanität und Lebensweisheit in Umlauf geſetzt? Niemand wird dieſe Fragen verneinen können. Aber, ſagt man, die Gegenwart iſt ſo arm an guten Leiſtungen im einheimiſchen Romanfach und wir wollen doch auch Neues haben. Ihr habt es, antworten wir, ihr habt Neues und Gutes! Nennen wir, um dies zu beweiſen, einige Namen neuern Datums: Spindler in ſeinem Juden und Jeſuiten; Storch in ſeinem neunbändigen hiſtoriſchen Roman Ein deutſcher Leineweber; Rehfues in ſeinem Cicala und ſeiner neuen Medea; W. Alexis in ſeinem Cabanis, ſeinem Roland von Berlin und ſeinem Walladmoor; Gutzkow in ſeinem großartigen neunbändigen Roman die Ritter vom Geiſte; König in ſeinem Shakeſpeare, Clubbiſten von Mainz und hohen

Braut; Rellſtab in ſeinem Jahr 1812; Mügge in ſeinem Touſſaint; Laube in ſeinen Reiſenovellen und der Gräfin Chateaubriant — ſie alle haben Meiſterwerke hiſtoriſcher Romandichtung geliefert und das Ausland hat nie eine hiſtoriſche Novelle hervorgebracht, welche ſich mit Schefer's göttlicher Comödie in Rom meſſen könnte. Müſſen wir ausdrücklich auf Immermann hinweiſen, der durch ſeine Epigonen und ſeinen Münchhauſen im Sitten- und Zeitroman ſo Herrliches geleiſtet? Haben im ſocialen Roman nicht Sternberg, Guſtav Kühne, Mundt, Schücking, Starklof, O. Müller, die Gräfin Hahn-Hahn, Th. von Bacheracht, Ida von Düringsfeld, Fanny Lewald, Cläre von Glümer, Jeder und Jede Anerkennungswerthes vorgeführt? Haben nicht eben Prutz und Waldau dieſes Gebiet mit Schöpfungen bereichert, welche dem Auslande zu imponiren im Stande ſind! Welch ein bezaubernd friſcher Naturſinn quillt aus den Novellen von Stifter; welche liebenswürdige Hingabe an das Volksleben athmen die Schwarzwälder Dorfgeſchichten von Auerbach und Ernſt's norddeutſche Bauerngeſchichten! Und dürfen wir nicht auch Sealsfield, den unübertrefflichen Meiſter im ethnographiſchen Roman, mit vollem Rechte einen deutſchen Romandichter nennen? Nein, wir ſind nicht arm an guten Romanen, aber wir verſchmähen nur zu oft das einheimiſche Gold, um nach fremdem Flitter zu haſchen. Dieſer böſe Umſtand, und nur dieſer trägt die Schuld des übermäßigen Einfluſſes, welchen die ausländiſche Belletriſtik dermalen wieder über Deutſchland gewonnen hat. —

Es iſt ein großer Irrthum, wenn man behauptet, die Maſſe ſchlechter Romane, welche bei uns wie Pilze hervorſchießen, ſei die Urſache der Unpopularität einheimiſcher Romanliteratur. In England und Frankreich erſcheinen nicht minder viele ſchlechte Romane, das hindert aber beide Nationen nicht, *gute Bücher dieſer Art zu kaufen*. Ja! das Nichtkaufen von Seiten des Publikums, das iſt's, was in Deutſchland Autoren und Verleger entmuthigt. Während von Sue's und Dickens Productionen hunderttauſend Exemplare verkauft wurden, hat der Verleger von Immermann's Münchhauſen binnen 10 Jahren nicht viel über tauſend Exemplare verkauft, und heute iſt dieſes Buch faſt verſchollen!! W. Alexis hat kaum ſoviel Silbergroſchen für ſeine hiſtoriſchen Romane erhalten, als Scott Guineen. Hätte Gutzkow als Engländer ſeine Ritter vom Geiſte geſchrieben, ſo würden ſie ihm eine ewige Rente eingebracht haben, während er als Deutſcher ſein Honorar in einem Jahre verzehrt. — Wollte ein deutſcher Buchhändler und wäre er ein reicher Mann, ſeinen Collegen in Frankreich und England es gleich thun, ſo wäre er ſicher in einem Jahre ein Bettler.

Wenn ich trotz alle dem mit einer neuen Sammlung deutſcher Original-Romane auftrete, ſo iſt der Verſuch gerechtfertigt zu einer Zeit, wo uns nichts geblieben iſt, als ein Verkehr mit Büchern. Würde uns auch das Bücherleben geſtört, dann wäre der letzte Reiz, der höchſte Genuß des Daſeins genommen, und das Leben verlöre das letzte Intereſſe. Die edelſten Geiſter Deutſchlands wenden von Neuem ihre Thätigkeit dem Schaffen einer neuen Welt — einer Bücherwelt zu. Hier ſchildern ſie ihre eigenen Schmerzen, Leiden und bittern Erfahrungen; hier finden ſie einigen Troſt für ſo große Verluſte und ſchmerzliche Entbehrungen. Das Vorzügliche und Ausgezeichnete zu fördern, ſei meine Aufgabe. Ich werde keinen Roman an- und aufnehmen, den ich nicht vor der Kritik und im Angeſicht des gebildeten Deutſchlands vertreten kann. Eine ſchwere Aufgabe, bei der Maſſe von Manuſcripten, die aber zu löſen mein ganzes Beſtreben ſein ſoll.

Ich beginne dieſe Sammlung mit einer Memoiren-Novelle: Graziella, von Johannes Scherr. Indem ich alſo mit meiner Anzeige gleichzeitig zwei Bände dieſer Bibliothek ausgebe, bin ich jeder weitern Anpreiſung ſowohl, als auch Verſicherung von guter Ausſtattung ꝛc. überhoben.

Leipzig, im Frühling 1852.

Otto Wigand.

Erſtes Buch.

1847 – 1848.

1.

Ueber die Furka und Grimſel.

Ja, der alte Herder hat Recht. Wir Deutſche bleiben, die wir waren; wenn man uns verlacht und auslacht, wenn man uns verſpottet und verachtet, danken wir unterthänig und lachen mit. Unſer Grundfehler iſt die gleichgültige Gutmüthigkeit, die duldſam träge Eſelei.

Mit dieſer Klage über die deutſche Miſère würzte mein Univerſitätskamerad Brand den Abſchied, welchen ich an einem Sommertage des Jahres 1847 auf der Höhe des Gotthardt von ihm nahm. Er wollte hin, wo ich her kam: Italiam! Italiam! Er war im Begriffe, in das Thal der Tremola hinabzuſteigen, welches ich in der Morgenfrühe hinaufgeſtiegen. Wir hatten uns ganz unverſehens im Hoſpiz getroffen und große Freude an einander gehabt. Studentenfreundſchaften ſind ſonſt nicht eben die dauerhafteſten, aber Brand's und meine machte eine Ausnahme. Indeſſen hatten wir uns nicht mehr geſehen, ſeit wir Heidelberg verlaſſen und er unter die Schriftſteller, ich unter die Mediziner gegangen. Er hatte ſeither in einer ſüddeutſchen Reſidenz gelebt, während ich in den Spitälern von London, Paris und Mailand meine ärztlichen Kenntniſſe zu vervollkommnen ſtrebte. Jetzt ging er auf die Wanderſchaft und ich kehrte heim. Nachdem er mir die vaterländiſchen Zuſtände in peſſimiſtiſch ſatyriſcher Manier geſchildert, fragte er:

Aber was willſt denn du in Michelien anfangen, lieber Junge?

Nun, Rezepte ſchreiben und ausgerenkte Knochen einrenken.

Ein liebliches Geſchäft, beim Barte des Propheten!

Bah, ich liebe meine Kunſt.

Das kann ich von der meinigen nicht ſagen. Es iſt eine troſtloſe Arbeit, an einen Cretin Vernunft hinzureden

Wenn das deine Arbeit iſt, warum ſchaffſt du ſie?

Ei, hat denn der Schreibteufel Einen, den er 'mal gefaßt, je wieder losgelaſſen? Aber für einige Zeit ſoll er mir jetzt nicht beikommen.

Du reiſeſt alſo nicht, um zu ſchreiben?

Bewahre. Ich haſſe das Reiſenovelliſiren. Es iſt eine Gemeinheit, beim Publikum um ſeine Reiſekoſten betteln zu gehen. Ich bin aus Deutſchland fort, um einmal Menſchen zu ſehen, und das wird mir in Italien wohl glücken, oder nicht?

Wenn du abwärts von den großen Heerſtraßen reiſeſt, ganz gewiß.

Was hältſt du von den Italienern?

Ich liebe ſie.

Das freut mich. Das burſchenſchaftliche Schelten auf Wälſchland und die Wälſchen iſt mir ſchon in meiner Studienzeit ſehr albern vorgekommen. Aber weißt du was? Kehr' mit mir um nach Süden! Der graue Himmel und die grauen Menſchen bei uns daheim ſind unbeſchreiblich langweilig.

Es geht nicht. Kennſt du noch das Lied: „In meinem Schrank iſt Alles leer“ ......

Aber der meine iſt zufällig gefüllt, und da ich ſo zu ſagen Communiſt bin ....

Du biſt noch der alte gute Burſch, wie ich ſehe, allein ich habe verſprochen, zu Ende dieſes Monats meinen ärztlichen Beruf anzutreten, und es iſt einmal Zeit, tüchtig an die Arbeit zu gehen.

An die Arbeit? Mir klingt das Wort fatal, denn ich halte wenigſtens an einem meiner Ideale feſt, an dem, daß Nichtsthun der Normalzuſtand des Menſchen iſt. O Gott, auf einer Südſeeinſel unter Palmen zu liegen, tagelang, wochenlang, bis einem die Ananaſſe in den Mund wachſen! Nun, wenigſtens werde ich jetzt in ein Land kommen, wo man mit Anſtand und Genuß zu faulenzen verſteht. Ich wette, du haſt auch jenſeits der Alpen keine rechte Vorſtellung von dieſer Tugend bekommen, denn du warſt ſchon auf der Univerſität ein leidiger Büffler.

Es that noth.

Ich weiß .... ach, die garſtige Noth! Ohne ſie hatte ich nicht ſo viele dumme Bücher leſen und ſchreiben müſſen. Aber wenn mir recht iſt, hab' ich 'mal gehört, eine alte Baſe oder ſo ein Ding hätte dir einen Sack voll Geld vermacht.

Ein Säcklein, ja; ſonſt hätt' ich die Fremde wohl ſchwerlich zu ſehen bekommen.

Und willſt du deine auswärts gemachten Erfahrungen unſern Reſidenzlern zu gute kommen laſſen?

Nein, ſo hoch will ich mich vorerſt nicht verſteigen. Ich habe durch Vermittlung unſeres alten Freundes Bangold, welcher zu Straleck in den Hallbergen Pfarrer iſt, eine Art Ruf dahin bekommen.

Nach Straleck gehſt du? Das iſt ja kaum eine Stunde von meiner Heimat entfernt. Aber nimm dich in Acht, Julius Wildfeuer, nimm dich in Acht, ſag' ich: es gibt Hexen in Straleck.

Hexen?!

Ja, junge und ſchöne.

Wie überall.

Doch nicht.

Haben ſie dich behext?

Mich? Darüber bin ich längſt hinaus.

Du? Ach, geh doch!

Wohl, ich gehe. Da, nimm meine Hand und noch was Beſſeres, etwelche von meinen Cigarren nämlich. Und wenn die Leute in Michelien nach mir fragen ſollten, ſo ſag' ihnen, ich laſſe ſie grüßen und ſei überzeugt, daß es dem Gewächs der Dummheit bei ihnen nie an ſchönſtem Gedeihen fehlen würde.

So ſchieden wir und ich hatte Mühe, das Unbehagen loszuwerden, in welches mich die Veränderung, die mit Brand vorgegangen, verſetzt hatte. Aus dem munterſten Jungen, der je auf dem Heidelberger Schloß gezecht, war ein verbitterter Satiriker geworden. Glühender Patriot und Republikaner ſchon auf dem Gymnaſium, ſchien er jetzt von Verzweiflung an allem Idealen erfüllt zu ſein und mochte ſeinem Vaterlande nur noch den Spottnamen Michelien gönnen. Woher dieſe frühzeitige Enttäuſchung, dieſe Ernüchterung? War das Feuer einer unglücklichen Leidenſchaft verſengend über dieſes friſche Herz gefahren? Oder war es der deutſchen Krankheit erlegen, jener pſychiſchen Seuche, deren Hauch die begeiſterten deutſchen Jünglinge zu jämmerlichen Philiſtern umwandelt? Man braucht nur die jüngſten Generationen zu betrachten, welche von den deutſchen Univerſitäten herkommen, um zu ſehen, wie furchtbar dieſe Seuche dermalen bei uns graſſirt. Sind das noch deutſche Studenten, Schwärmer, Idealiſten? Ach nein, es ſind die ledernſten Utilitarier, die ſervilſten Aemterſchnapper, die man ſich denken kann. Die deutſchen Regierungen haben es glücklich dahin gebracht, daß die deutſche Bedientenhaftigkeit auch in den Herzen der Jugend wuchert zum Glück nur in denen der ſtudirenden Jugend. Unſere Hochſchulen, nicht die Pflanzſtätten der Freiheit, ſind zu Rottenboroughs des Conſervatismus, zu Brutſtätten der Bureaukratie geworden fort damit!

Mißmuthig darüber, daß mich ſchon an der Gränze deutſcher Lande ſo ein trübſelig deutſcher Gedanke überkommen mußte, winkte ich mein Lebewohl dem Süden zu, wo in wirrer Knechtſchaft ſo Vieles untergegangen, nur die Schönheit nicht. Dann ſtieg ich in das grüne, von der jungen Reuß durchſchlängelte Hochthal von Urſeren herab, durchzog es und nahm am ſüdweſtlichen Ende deſſelben in dem Kapuzinerhoſpiz des Hirtenweilers Realp Nachtherberge. Unter den Reiſenden, welche dieſelbe theilten, fielen mir eine in der erſten

Blüthe der Jugend ſtehende Dame und ein rüſtiger Greis, ihr Begleiter, auf. Der alte Herr hatte etwas Goethe'ſch Vornehmes an ſich, aber ohne die Goethe'ſche Altersſteifheit. Man konnte ihn ohne Weiteres für einen geborenen Ariſtokraten halten und es befremdete mich demnach gar nicht, daß er von einem Diener, welchen er bei ſich hatte, reſpectvoll mit „gnädiger Herr“ angeredet wurde. Er machte einen ſonderbar gemiſchten Eindruck auf mich. Das geſund rothe, von weißen Haaren eingerahmte Geſicht mit den ſchalkhaft blickenden Augen ließen einen Anhänger der Philoſophie Epikur's errathen, der in Befolgung des Satzes: Leben und leben laſſen! ein noch genußfähiges Alter erreicht hatte. Auch die intelligente Stirne that dem Ausdruck von Bonhommie, welcher auf den Zügen des alten Herrn lag, keinen Eintrag, wohl aber that dies der Mund mit den ſarkaſtiſch niederwärts gezogenen Lippenwinkeln, welcher ſo recht zum Organ der Ironie und des Spottes gemacht zu ſein ſchien.

Die junge Dame, welche von ihrem Begleiter vertraulich mit dem ſüdlich klingenden Namen Graziella angeredet wurde, während ſie ihm den Titel Großpapa gab, vereinigte mit helleniſcher Schönheit des Wuchſes und der Formen jenen bezaubernden Schmelz der Jungfräulichkeit, welchen das Alter von ſiebzehn Jahren verleiht. Aber wo hatte ich denn nur dieſen edlen Geſichtsſchnitt, dieſen anmuthsvollen Mund, dieſe großen Augen von tiefdunkelm Blau mit ihren prachtvoll geſchweiften Brauen, dieſe ſchwarze Haarfülle mit ihrem ſtahlblauen Schimmer ſchon geſehen? Mein Gedächtniß verweigerte mir launenhaft jede Antwort auf dieſe Frage, obgleich ich fühlte, daß es eine berechtigte war, und ſo befand ich mich dem ſchönen Kinde gegenüber in der etwas gezwungenen Situation eines Fremden, welcher das Recht älterer Bekanntſchaft, das er zu haben glaubt, nicht geltend machen kann.

Indeſſen machen ſich auf Reiſen neue Bekanntſchaften gar leicht, vorausgeſetzt, daß nicht auf der einen oder der andern Seite die Abſicht der Ablehnung hervortritt. Dies war hier keineswegs der Fall und in der engen Stube des kleinen Hoſpiz, wo unſer frugales Abendbrot aufgetragen wurde, konnte eine Annäherung vollends kaum vermieden werden. Wir tauſchten unſere Mittheilungen über das Woher und

Wohin, und bevor wir uns trennten, um ſchlafen zu gehen, wurde ausgemacht, daß wir kommenden Tages den Weg über die Furka und Grimſel ins Berner Oberland in Geſellſchaft machen wollten. Dieſer Tag ſollte der ſchönſte und heiterſte werden, den ich bis dahin erlebt hatte. Noch jetzt pocht mein Herz freudig auf bei der Erinnerung an die Fülle von Liebenswürdigkeit, welche Graziella unabläſſig über unſere kleine Karavane ausſchüttete.

Wir brachen mit Sonnenaufgang von Realp auf. Ein Saumroß trug unſer leichtes Reiſegepäck, ein zweites war für Graziella beſtimmt. Allein ſie ging weitaus die größere Strecke des Weges mit uns Anderen zu Fuß und ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie, leicht wie ein Vogel und graziös wie ihr Name, auf ihren langen Alpſtock geſtützt über die zahlloſen Gletſcherbäche ſich hinwegſchwang. Wir hatten beim Erklimmen der Furka über manche Schneefelder hinzugehen und da ſtützte ſich denn Graziella auf meinen Arm. Sie that es mit dem harmloſen Vertrauen eines Kindes und begleitete jedes Ausgleiten auf dem Schnee und jedes Einſinken in denſelben mit einem munteren

Wort und ihrem lieblichen Lachen. Ich ſelbſt war freilich nicht mehr Kind genug, um dieſe Zutraulichkeit unbefangen zu erwidern, und doch wieder ſo ſehr Kind, daß mir die bunteſten Phantaſien durch den Kopf gingen. Kam es mir doch, als wir den rauhen Grat der Furka überſtiegen hatten und den ſüdlichen Abhang des Paſſes hinabeilten, faſt vor, Graziella locke wie der Genius des Frühlings unter den Tritten ihrer allerliebſten Füßchen Blumen hervor und fülle das entſetzlich wilde Thal, auf denen Grund der Rhonegletſcher mit ſeinen koloſſalen Eismaſſen laſtet, mit dem ſonnigen Abglanz ihrer Schönheit. Die farbenſatten Genzianen, Anemonen und Soldanellen, welche hier hart an der Gränze des ewigen Schnees blühten, die üppigen Dolden der Alpenroſen, welche den Rand der Abgründe roth ſäumten, die reine Atmoſphäre, aus deren klarem Blau die weißen Häupter der Granit- und Eisrieſen majeſtätiſch herabblickten, die erhabene Stille ringsum, nur unterbrochen von dem Pfeifen des Murmelthieres und dem klingenden Geräuſch der thalwärts ſtürzenden Gletſchermilch all das mußte eine ſolche Viſion ermöglichen, und am Ende erlebt ja jeder

Menſch einmal eine Stunde oder einen Tag, wo er innerlichſt zum Poeten wird. Damals hatte ich meinen Dichtertag. Doch will ich mich nicht aufhalten bei der Phantaſie, womit er meine Seele erfüllte. Solche Stimmungen wiederzugeben vermag ohnehin nur ein wirklicher und großer Poet.

In der Thalſohle, da, wo die Rhone aus den bläulich grünen Eisgrotten des Gletſchers hervorbricht, hielten wir Mittagsraſt, welche durch anziehende Geſpräche verlängert wurde. Graziella und ihr Großvater gehörten, wie ich bald herausgefühlt, zu den keineswegs ſehr zahlreichen Menſchen, welche man wahrhaft gebildete nennen darf. Ich weiß das Anziehende und Anregende ihrer Unterhaltung nicht genug zu preiſen. Während das lebhafte junge Mädchen alle Geſprächsgegenſtände gleichſam mit den rothen Flammen des liebenswürdigſten Enthuſiasmus beleuchtete, warf der alte Herr die Schlaglichter und Schlagſchatten ſeines fauſtiſchen Humors darüber. Ein Zufall lenkte die Rede auf Amerika und da erfuhr ich, daß meine neuen Bekannten im vorigen Jahre drüben geweſen und die große Union, ſowie Mexiko, bereiſt hätten.

Sie wollten wohl ſehen, ob der prächtige Sealsfield ſeine Feder in die Farben der Wirklichkeit getaucht habe, mein Fräulein? fragte ich ziemlich pedantiſch.

Das auch nebenbei, aber mein Hauptzweck war doch ein anderer. Ich wollte einmal ein freies Land und freie Menſchen ſehen.

Ja, und in den Hütten der Negerſklaven Studien über das transatlantiſche Freiheitsidyll machen, ſetzte der alte Herr trocken hinzu.

Wart', Papa, wenn du nicht ſtille biſt, verrathe ich es unſerem neuen Freunde hier, daß du trotz Allem, was dir in Amerika mißfiel, fandeſt, verglichen mit dem friſchaufſtrebenden dortigen Leben ſeien unſere europäiſchen Zuſtände doch ein recht unausſtehlicher alter Quark.

Der Verlauf des Geſpräches machte mich, glaub' ich, vor Verwunderung Augen und Mund aufſperren. Ich hatte mir nämlich auf meine Menſchenkenntniß heimlich Etwas zu Gute gethan, weil mir dieſelbe die Ueberzeugung beigebracht, meine Reiſegefährten müßten ſicherlich zu dem vornehmſten alten Adel Deutſchlands gehören. Nun aber erſchien mir dies geradezu als eine Unmöglichkeit, denn wie ſollte ein deutſcher Edelmann und noch dazu ein greiſer, wie ſollte ein deutſches Edelfräulein und noch dazu ein ſehr junges zu dieſem weiten und freien Blick, zu dieſer Vertraulichkeit mit den zeitbewegenden Fragen kommen, wie ſie mir aus Graziella's und ihres Großvaters Aeußerungen entgegentraten? Indeſſen ließ ich, von Natur aus nicht übermäßig zur Neugierde geneigt, die Frage über das Wer? und Was? meiner Reiſegefährten bei Seite liegen, um den Reiz ihrer Geſpräche ungehindert genießen zu können und mich an der ſeelenvollen Innigkeit zu erfreuen, womit das junge Mädchen die Eingebungen ihrer Begeiſterung gegen die ſarkaſtiſch ſcherzenden Einwürfe des alten Herrn vertheidigte. Dieſer ſchien übrigens an der kleinen Rebellin, wie er ſie nannte, nicht minder Freude zu haben, als ich und ſein Verhältniß zu der Enkeltochter war offenbar ein ſehr liebevolles. Wer hätte auch dem poetiſchen Zauber, welcher im Blick, in der Stimme, in den Geberden dieſes reizenden Weſens lag, widerſtehen können?

Die Führer mahnten zum Aufbruch, indem ſie meinten, es ſei dem Wetter nicht mehr recht zu trauen und wir thäten gut, wenn wir unſere Nachtherberge zeitig zu erreichen trachteten. Lueget nu, ſagte Einer, wie d'Wulche dört hinter'm Gallenſtock ufeſtige; 's gibt Bloſcht uf z'Obig u d'Grimſel iſt ein ſchüli böſe Berg. Wir brachen demnach ohne Zögern auf und ſtiegen die Maienwand hinan, ein ziemlich mühſamer Weg, der mir häufige Gelegenheit gab, Graziella zu unterſtützen. Als wir die Grimſelhöhe erreicht hatten, ſtand das gigantiſche Finſteraarhorn und das drohende Schreckhorn vor uns, allein wir konnten uns nicht lange an dem Anblick der Koloſſe erfreuen. Die Prophezeiung des Führers erfüllte ſich: es gab wirklich Bloſcht, d. h. ein Gewitter, wie ſolche in den Hochalpen den Wanderer oft ſo plötzlich überfallen. Ein ſchrillender Wind ſprang auf und trieb die Gewitterwolkenmaſſe, welche an den Urner und Unterwaldner Firnen ſich geſammelt, gerade über unſeren Köpfen hin. Bald waren wir von dichtem Nebel eingehüllt und heftiges Schneegeſtöber umwirbelte uns, während wir tief im Schnee gingen. Ja wohl war die Grimſel ein abſcheulich böſer Berg.

Und doch entzückte er mich, denn Graziella ſchmiegte ſich dicht an meinen Arm und ließ es geſchehen, daß ich ſie in meinen Reiſeburnus hüllte. Jetzt brach der Donner los und ſein erderſchütterndes Nachdröhnen in den zahlloſen Schlüften war von unbeſchreiblich erhabener Wirkung. O, wie iſt das prachtvoll, mein Freund! rief Graziella aus. Sie nennen mich Freund, mein Fräulein, ſagte ich, aber ich habe leider keinen Anſpruch auf dieſen theuren Namen und Sie werden bald die Stunde vergeſſen, wo Sie mir denſelben gegeben. Nie! verſetzte ſie leiſe und die Betonung des kurzen Wortes machte meine Bruſt von Glück ſchwellen. Aber die Führer trieben zur Eile und wir hatten Mühe, ihren raſchen Schritten zu folgen. Die Gefahr, wenn überhaupt eine ſolche vorhanden war, ging jedoch ebenſo ſchnell vorüber, als ſie gekommen. Wie wir den Rücken des Paſſes hinter uns hatten, zerriß der Nebel, das Schneegeſtöber hörte auf, die Sonne trat wieder glänzend aus den Wolken hervor und in ihrem Scheine lag vor uns in der Tiefe das Grimſel-Hoſpiz. Wir ſtanden ſtill, um die ganz eigenthümliche Scene zu betrachten. Seitwärts zur Linken hingen an den gigantiſchen Bergen die blauſchwarzen Wolkenmaſſen, einem Heergeſchwader gleich, das nach kurzer Waffenruhe wieder losbrechen will. In dem engen Keſſel zu unſeren Füßen reflectirte die Eisdecke eines kleinen Sees die Sonnenſtrahlen. Hinter dem grauen Mauerwerk des Hoſpiz, welches an dem See ſich erhebt, ſah man noch weiter unten in der Tiefe die Aare aus einer engen Schlucht hervorkommen und ſogleich wieder in eine andere ſich verlieren. Ungeheure Granitwände, die ſich rings in die Wolken emporthürmten, ſchienen das ſchmale Thälchen hermetiſch zu verſchließen und gaben demſelben bei dem Mangel aller Vegetation das Anſehen eines rieſenhaften Sarges, in welchem die Natur auf Schnee und Eis ſchlief. Aber der Menſch hatte ſeine Mühen und Sorgen, ſeine Begierde nach Gewinn in dieſe furchtbare Oede und Einſamkeit getragen, und als wir zu dem Hoſpiz hinabgeſtiegen, fanden wir daſelbſt eine Bewirthung, deren Reinlichkeit und Reichthum mit der unſaubern Dürftigkeit der Realper Kapuzinerwirthſchaft angenehm genug contraſtirte.

Ich kann nicht ſagen, daß ich in dieſer Nacht ſonderlich gut geſchlafen hätte. Das heimliche Bewußtſein, es ſei eine fremde Macht in mein Daſein getreten, vertrieb den Schlummer. Ich hatte bisher mein Herz leidlich gut gewahrt oder vielmehr nicht nöthig gehabt, es zu wahren. Seit meinen Knabenjahren im Leben allein ſtehend, hatte ich mich allmälig ſo ſehr an das Alleinſtehen gewöhnt, daß ich jetzt darüber erſchrack, als ich wahrnahm, daß meine Seele gleichſam aus ſich heraus und zu einem anderen Weſen hinſtrebe. Es war ein ſüßer Schrecken, aber doch immer ein Schrecken, der nur um ſo größere Gewalt über mich übte, je fremdartiger er ſich zu meiner durchaus mehr realiſtiſchen als romantiſchen Natur verhielt. Gewohnt, mir meine Lage ſtets klar zu machen, mühte ich mich ab, die binnen der letzten vierundzwanzig Stunden empfangenen Eindrücke zu analyſiren und auf das Maß der Verſtändigkeit zurückzuführen. Das wollte aber ſchlechterdings nicht gehen, und als mich endlich ein unruhiger Halbſchlaf befiel, hörte ich noch im Traume das Nie! welches Graziella während des Gewitters auf der Geſimſe geſprochen.

Als wir in der Morgenfrühe unſere Weiterreiſe antraten, muß ich während der erſten Stunde derſelben gewiß ein ſehr langweiliger Reiſegefährte geweſen ſein, denn ich zottelte wie ein rechter Melancholicus hinter den Andern drein. Indeſſen iſt der Pfad, welchen wir verfolgten, ein ſolcher, der ſelbſt den ärgſten Grübler zur Beachtung der Außenwelt zwingt, und da auch die Liebenswürdigkeit Graziella's ihre Rechte geltend machte, ſo ſuchte ich meine nicht ſehr roſenfarbenen Gedanken loszuwerden, um mit Sinnen und Herz meiner Umgebung mich zu freuen. Wir folgten dem Lauf der Aare abwärts in den tiefen Einſchnitt, welchen ſie ſich zwiſchen den Unterwaldner und Berner Gebirgsſtöcken ausgehöhlt. Das Haslithal nahm uns auf in ſeine wilde Herrlichkeit. Bald uns zur Seite, bald tief unter uns in ſchwarzem Geklüfte ſchäumte und tobte der junge Fluß dahin. Mit elaſtiſch ſicherem Tritte ſchwebte Graziella den Rand der Abgründe entlang, und als wir die ſtarre Granit-, Eis- und Schneewildniß hinter uns hatten, als in der Nähe des Handeckfalles wieder grüne Vegetation, Baumwuchs und Vogelgeſang uns begrüßte, erwiederte das reizende Mädchen den Gruß, indem ſie mit ihrem herrlichen Organ ſüddeutſche Volksliederſtrophen anſtimmte. Ich hatte nie ein Weſen angetroffen, welches ſo wahrhaft ſeliges Behagen um ſich verbreitete, und noch jetzt vermag ich keineswegs darüber zu lächeln, daß ich damals wünſchte, das Haslithal möchte ſo lang ſein wie die Ewigkeit und unſere Wanderung in demſelben nimmer zu Ende geben.

Wir ließen uns in der Sennhütte bei der Handeck Milch zum Frühſtück reichen und ſtiegen dann zu dem donnernden Waſſerfall hinab. Es iſt der großartigſte, den ich geſehen. Der Teveronefall bei Tivoli hat den Schmuck römiſcher Ruinen, der Rheinfall den Zauber romantiſcher Berühmtheit, aber der Handeckfall läßt ſie beide hinter ſich vermöge der erhabenen Alpenſcenerie, welche ihn umgibt. Auch geſellt er dem tobenden Schrecken die heiterſte Anmuth. Denn während die trüben Fluthen der Aare in die grauenvoll tiefe und ſchwarze Schlucht hinabdonnern, ſpringt ſeitwärts her die ſilberweiße Kaskade des Erlibachs aus dem Tannenwald hervor und mitten im Stürzen vermiſchen die beiden Fälle ihre Waſſer. Es iſt, als klänge in eine Aeſchyleiſche Tragödie ein Idyll Theokrit's herein. In den Genuß dieſer Poeſie der Natur verſunken, ſtanden wir lange ſchweigend und achteten nicht der Hirtenbuben, welche einen Felskegel über unſeren Häuptern erklettert hatten, um von dort aus zu unſerer Beluſtigung Steine und Baumſtümpfe in den Waſſerſturz hinabzuſchleudern. Daß ich einmal zufällig die Augen erhob, machte mich ein gräßliches Unglück verhüten. Ich ſah, wie einer der Jungen einen mächtigen Stein herabwarf. War derſelbe für die Kraft des Schleuderers zu gewichtig, war der Schwung ſchlecht berechnet, kurz der Stein flog gerade gegen die ſorglos an dem Geländer ob dem Waſſerfall lehnende Graziella herab. Blitzſchnell riß ich ſie weg. Im ſelben Moment fiel der Stein auf das Geländer, ſchlug es krachend entzwei und ſtürzte in die Tiefe. Er hätte, wenn er getroffen, dem Mädchen Kopf oder Rückgrat zerſchmettern müſſen. Sie errieth die Gefahr, in welcher ſie geſchwebt, mehr als ſie dieſelbe gewahr wurde. Sie faßte meine Hände und dankte mir nur durch einen Blick, aber ich meine, ich wäre um einen zweiten ſolchen Blick unbedenklich in den donnernden Abgrund geſprungen. Der alte Herr, welchen erſt das Geſchrei der erſchrocken ſich davonmachenden Hirtenbuben aufmerkſam gemacht, umarmte mich bewegt und ſagte, er wurde mich von dieſer Stunde an wie einen wertheſten Freund hoch halten.

Es war mir beſchieden, wenige Stunden darauf einen zweiten Blick ſeelenvollſten Dankes von Graziella zu erlangen. Unterhalb des Dorfes Guttannen führt der Weg über eine Stelle, welche häufiger Lawinenſtürze wegen berüchtigt iſt. Das Ritzlihorn ſendet ſeine rollenden Schneemaſſen hier herab in das Bett der Aare, welches wir daher auch jetzt zu dieſer Jahreszeit noch rechts drunten in der Tiefe von einer Schneedecke überbrückt ſahen. Ein voller Gletſcherbach ſchäumte in einer tiefen Felsrinne gegen unſern Weg hernieder, verſchwand unter den Ueberreſten einer gewaltigen Lawine, welche kurz zuvor hier ſtecken geblieben, brach weiter unten wieder hervor und ſprang dann mit einem mächtigen Satze, eine weite Oeffnung bohrend, auf die Schneedecke, unter welcher der Fluß, mit dem er ſich zu vereinigen kam, dahinrollte. Die Lawinentrümmer bildeten demnach eine natürliche Brücke über die Felſenſpalte, welche ſonſt nur auf einem Umwege zu paſſiren war. Die beiden Saumthiere — Graziella hatte in Guttannen wieder einmal das ihrige beſtiegen — waren vor wenigen Tagen erſt hier vorübergekommen, weßhalb ſie ohne Zögern den bequemeren und näheren Weg über die Lawinentrümmer einſchlugen. Graziella's Pferd ſchritt voran. Ich ging der Reiterin zur Seite und wir dachten, lebhaft plaudernd, nicht im Entfernteſten an eine Gefahr. Plötzlich hörte ich den Schnee unter unſern Füßen dumpf krachen. Sehen, daß das Thier, welches meine Reiſegefährtin trug, mit den Vorderhufen tief in die berſtende und ſinkende Schneekruſte einſank, Graziella mit einem freilich ſehr unſanften Ruck aus dem Sattel heben und ein paar Schritte mit ihr zurückſpringen, das war Ein- und Daſſelbe. Und ich hatte noch nicht Zeit gefunden, meine ſüße Bürde aus den Armen zu laſſen, als das Pferd vor unſeren Blicken in die Tiefe verſank. Der Gletſcherbach hatte die Schneebrücke unterwaſchen und ſie war dem erſten Drucke der Laſt gewichen. Wir ſchrieen laut auf vor Schrecken, aber Graziella rief aus: Ach, das arme Thier, das arme Thier! Sie dachte nicht an ſich, ſondern nur an das unglückliche Geſchöpf, welches ſtatt ihrer dem Verderben verfiel. Wie mich das freute! Ich war indeſſen ganz wüthend über den unvorſichtigen Führer, welcher jedenfalls verpflichtet geweſen wäre, die Haltbarkeit der Schneebrücke vorher zu prüfen, und überſchüttete ihn mit Vorwürfen. Doch Graziella wehrte mir und ſagte: Laſſen Sie uns lieber ſehen, ob das arme Pferd nicht zu retten ſei. Es war aber nicht zu retten, denn als wir Männer auf Umwegen in die Felſenſpalte hinabgeklettert, fanden wir das ſchäumende Waſſer roth gefärbt von dem Blute des Thieres, welches wir weiter oben in dem Rinnſal liegen fanden. Sein Sturz war ein ziemlich hoher geweſen, es hatte ſich im Fallen an den hervorſtehenden Steinzacken den Schädel zerſchmettert und blutete aus vielen Wunden. Als wir die Stelle erreichten, wo es lag, hatte es ſchon ausgeathmet. Der Führer jammerte heftig über den Verluſt, und nachdem wir den Abhang, an deſſen Rand Graziella uns erwartete, wieder hinangeſtiegen, konnte der alte Herr ihrer Bitte, den wehklagenden Mann für ſeine Einbuße zu entſchädigen, nicht widerſtehen. Er that es auf der Stelle, nachdem er dem Unvorſichtigen eine tüchtige Strafrede gehalten. Der Führer ließ ſich dieſe geduldig gefallen, vergaß jedoch trotz der Gier, womit er die dargereichten Goldſtücke empfing, das Gefühl der Dankbarkeit nicht. Mit dem freimüthigen Weſen der Bergbewohner ergriff er die Hand der jungen Dame und ſagte: Es war, bi Gott, ein ſchön und gut Thier, aber Ihr, liebe Jungfer, Ihr ſeid, bi'm Eid, noch viel ſchöner und beſſer! Wir lachten über dieſe naive Zuſammenſtellung und ſo war uns Allen über die beklemmende Stimmung des unglücklichen Augenblicks hinweggeholfen.

Unter heiteren und traulichen Geſprächen ſetzten wir unſeren Weg fort und kamen nach einem ziemlich ermüdenden Marſche Abends in dem herrlich gelegenen Mayringen an, das mit ſeinem Reichenbachfall, mit ſeinen allwärts von den Bergen ſtürzenden Kaskaden, ſeinem über die Waldwipfel der Scheideck ſilbern hereinglänzenden Roſenlauigletſcher, ſeinen Felswänden und ſeinem ſaftigen Grün eine der ſchönſten Scenerien des Erdbodens bildet. Wir brachten den folgenden Tag in dieſem Paradieſe zu. Dann gingen wir nach Brienz, beſuchten den unvergleichlich pittoresken Gießbach am jenſeitigen Seeufer und ſahen noch mitſammen viele der Wunder dieſes wunderſamen Landes, die

Grindelwalder Gletſcher, die Jungfrau von der Wengernalp aus, den Staubbach und den Thunerſee. Es waren ſelige Tage. Endlich kam die von meiner Seite möglichſt hinausgerückte Stunde der Trennung. Sie fand in Bern ſtatt, von wo aus meine Reiſegefährten noch den Genferſee beſuchen wollten, während mein Weg mich über Zürich der öſtlichen Schweizergränze zuführte. Beim Abſchied gab mir Graziella eine Locke ihres ſchönen Haares, indem ſie ſagte, ſie hätte einmal von einem Volke geleſen, unter welchem es Sitte ſei, daß, wenn ein Mann einem anderen das Leben gerettet, der Gerettete durch Ueberreichung einer Locke ſeines Haupthaares dem Retter zu jeglichem Dienſte ſich verpflichte. Nun wohl, fuhr ſie halb ſcherzend halb ernſthaft fort, Sie haben mir zweimal aus Todesgefahr geholfen und meine Verpflichtung gegen Sie iſt alſo eine doppelte. Nehmen Sie, mein Freund, dieſe Locke zum Andenken und als Symbol meiner innigen Ergebenheit. Etwas in mir flüſtert mir zu, daß wir uns bald wieder begegnen werden, und dann habe ich vielleicht Gelegenheit, Ihnen meine Dankbarkeit durch mehr als dieſe Worte darzuthun. Vielleicht haben Sie dann einen Wunſch, ein Gebot an mich zu richten und ich ſchwöre Ihnen, Ihr Wunſch oder Gebot ſoll erfüllt werden und ſollte es mich das Leben koſten!.....

Wie ich ſchon angedeutet, neigt ſich meine Natur nicht ſehr zum Phantaſtiſchen, und daher hätte mich dieſe Romantik, wäre ſie von den Lippen einer anderen Frau gekommen, nur lächeln, wohl gar ſpöttiſch lächeln gemacht. Allein Graziella wußte das ſo ohne eine Spur von Affectation, mit ſolcher Grazie und edler Herzenswallung zu ſagen, daß man es nur ebenſo herzlich aufnehmen konnte.

Die erſten Tage nach der Trennung von meinen Reiſegenoſſen vergingen mir recht trübſelig und Sonne und Himmel, Land und Leute kamen mir ganz farblos, öde und werkeltägig vor. Erſt in Zürich war mir eingefallen, was ich doch für ein Dummrian geweſen, daß ich ſo gar nicht verſucht hatte, etwas Näheres über die Heimath und die Verhältniſſe des alten Herrn und ſeiner Enkelin zu erfahren. Während ich an Graziella's Seite durch Berge ſchritt, hatte mich die Scheu, dieſes poetiſche Begegnen, Zuſammenfinden und Wandern durch irgendwelchen Mißklang zu ſtören, abgehalten, einen ſolchen Verſuch anzuſtellen. Auch die gute Sitte verwehrte es mir, denn ich finde Nichts garſtiger, als neuen Bekannten jenen bekannten lateiniſchen Vers auf die Bruſt zu ſetzen, geſchehe es nun auf feinere oder plumpere Manier. Zudem hatten meine Reiſegefährten in dieſer Beziehung die nämliche Zurückhaltung beobachtet und ich hatte demnach weder Mittheilungen geben noch empfangen können. So blieb mir denn Nichts übrig, als mit melancholiſcher Reſignation in der Tiefe meines Gemüthes die Erinnerung [illegible] Tage zu bewahren, wie ſie, ich mußte es glauben, ſo hold und ſchön mir niemals wiederkehren ſollten.

2.

Hochwild.

Die Zillach, ein die Hallberge von Norden nach Südweſten in ihrer ganzen Ausdehnung durchſchneidender Fluß, ging ſtillgleitend durch einen Buchenwald, der weit hinauf und hinab an ihren Ufern ſich hinzog. Das leiſe Rauſchen des hier ungewöhnlich breiten und tiefen Waſſers unterbrach kaum das Schweigen der erſten Morgenfrühe, welches auf der einſamen Scene lag. Am herbſtlich blaßklaren Himmel verglomm eben der Morgenſtern. In durchſichtigen Schwaden ſtand der Septembernebel auf dem Fluſſe. Jetzt hob er ſich langſam empor unter der Einwirkung jener leichten Briſe, die wie ein Aufathmen der Erde aus ihrem nächtlichen Schlummer dem Anbruch des Tages voranzugeben pflegt. Die Wipfel des Forſtes ſäuſelten in dieſem Lufthauch, dann hellte ſich ihr Grün im Widerſchein des im Oſten aufſpringenden Morgenroths. Dieſes mußte ſeine Helle auch in den Blätterſitz eines Rothkehlchens geworfen haben, denn alsbald klang aus dem Waldesdunkel das liebliche Gezwitſcher des Vogels, der am früheſten erwacht und am ſpäteſten zur Ruhe geht. Ein Rabe, welcher ſchlummernd auf dem Aſt einer Eiche am linken Flußufer ſaß, ſchien die Stimme des munteren Weckers vernommen zu haben, denn er zog ſeinen Kopf unter dem Flügel hervor, ſträubte ſein Gefieder, öffnete gähnend den Schnabel und bog ſich dann lauſchend waldeinwärts, wo Etwas im Dickicht raſchelte. Das Geräuſch kam näher, dürre Zweige krachten im Unterholz. Tritte ſtampften auf dem Moos, das Ufergebüſch theilte ſich und heraus trat ein ſtattlicher Hirſch. Vorſichtig mit ſchnobbernder Naſe die Witterung prüfend ſtand das edle Thier einige Augenblicke regungslos. Hierauf ſchritt es langſam zum Waſſer herab, bückte ſich und nahm in langen Zügen ſeinen Morgentrunk. Mit einmal aber hielt es inne, hob den Kopf, reckte den Hals und wandte das glänzende Auge dem gegenüberliegenden Ufer zu. Alles ſtill ringsum. Da, horch, knackte es hinter dem Erlengebüſch, in welches der Waldſaum des rechten Ufers auslief, nicht ſo, als würde ein Gewehrhahn langſam und vorſichtig aufgezogen? Der Hirſch blies die Nüſtern auf und machte eine halbe Wendung dem Buſchwerk zu. Doch ſtand er wieder, als der Ton drüben verſtummte, und ſenkte die durſtigen Lefzen abermals ins Waſſer. Aber ſogleich fuhr er wieder in die Höhe, warf den Kopf ſo heftig zurück, daß ſein prächtig Geweih den Rückgrat ſtreifte, und ſtürzte ſich mit einem mächtigen Satz in den Wald. Der Rabe, welcher das Gebahren des Edelhirſches neugierig beobachtet hatte, ſtieß, erſchrocken über den plötzlichen Rückzug des Wildes, ein lautes Krächzen aus, lüftete die Schwingen und flog, ſein eintöniges Kwah Kwah wiederholend, ſtromabwärts.

Ich war als Störer in dieſe Waldmorgenſtille getreten, indem ich, vor Tagesanbruch von Bachtobel aufgebrochen, um Straleck frühzeitig zu erreichen, einen am Ufer der Zillach hinlaufenden Fußpfad eingeſchlagen hatte. Von jeher ein Gegenbeweis der ariſtoteliſchen ſchnitten vom Menſchen, hatte ich mich ſo ziemlich freiwillig in der Waldeinſamkeit verirrt, da mein Weg mich ſchon längſt von dem Waſſer ab und ſeitwärts in die Berge hätte hinaufführen müſſen. Ich ließ mich das jedoch nicht ſehr anfechten, weil ich wußte, daß ich dem Lauf des Fluſſes entgegengehend mein Reiſeziel ſicher erreichen würde, wenn auch auf Umwegen. Indeſſen hatte ich ſchon einen tüchtigen Marſch gemacht und ſo lud mich das weiche Moos des ſtillen Platzes nicht vergebens zum Ausruhen ein. Ich ließ mich unfern vom Ufer inmitten eines Anflugs junger Tannen nieder und verfolgte die Gedankenreihe, welche mich ſchon während meines Morgenganges beſchäftigt hatte. Ihr Gegenſtand war ein ſehr alltäglicher, nämlich die Situation eines jungen Mannes, welcher im Begriffe iſt, unter neue Menſchen und in neue Verhältniſſe zu treten. Mein Freund Bangold, welcher meine Niederlaſſung als praktiſcher Arzt zu Straleck in den Hallbergen vermittelt, hatte mir nur ſehr flüchtige Andeutungen über die dortigen Zuſtände zukommen laſſen. Ich kannte die Gegend, in welcher ich mir eine neue Heimath gründen ſollte, noch gar nicht, wenigſtens nicht aus eigener Anſchauung, und erinnerte mich nur von den Univerſitätszeiten her, daß mein Freund Brand die Schönheit der Hallberge und ihrer Thäler mit dem Enthuſiasmus eines jungen Poeten geprieſen. Unterwegs hatte ich erfahren, daß das Gebirge, dem wahrſcheinlich ſein Erzreichthum zu ſeinem Namen verholfen, von einem tüchtigen Menſchenſchlag bewohnt werde, welcher theils auf großen Gehöften mit Ackerbau und Viehzucht, theils in den zahlreichen Erzgruben mit dem Bergbau, theils in den Hammerwerken mit Gießerei und Schmiedearbeit ſich beſchäftige. Dieſe Induſtrie, zu deren Vervollſtändigung noch Holzfäller und Kohlenbrenner beitrugen, werde in ausgedehnteſter Weiſe von dem Eiſenwerksbeſitzer und Millionär Redwitz betrieben, welcher vermöge ſeines neuerworbenen Adelsbriefes das Recht habe, ſich Baron von Redwitz zu nennen. Im Allgemeinen ſeien die Bewohner der Hallberge arm, doch gebe es dort auch ſehr wohlhabende Bauern und der größte Grundbeſitzer der Gegend, der Graf von und zu Straleck, welcher in dem Flecken Straleck reſidire, ſei zugleich der reichſte Edelmann des Königreichs.

Auf dieſe dürftigen Notizen zum Voraus irgendwelchen Verhaltungsplan zu gründen, war rein unmöglich, und da ich niemals veranlaßt war, mich zu den auserwählten Geiſtern zu zählen, welche gebietend über den Verhältniſſen ſtehen, ſo kann es nicht Wunder nehmen, daß ich der neuen fremdartigen Umgebung mit einer Art ängſtlicher Neugier entgegenging. Ich hatte meine Bücher und Inſtrumente von meiner Heimath vorausgeſchickt und war denſelben in bequemen Tagereiſen gefolgt. An dem Orte, wo ich geboren worden und die Kühe meines Vaters gehütet, hatte mich, nachdem ich die Gräber meiner Eltern beſucht, nur noch die Abrechnung mit dem ſehr entfernten Vetter gefeſſelt, welcher die Hinterlaſſenſchaft meiner Baſe für mich verwaltete. Der Abſchluß dieſer Rechnung, welcher gerade nicht ſehr viel zu thun gab, zerſchnitt gleichſam das letzte ſchwache Band, das mich noch an eine Gegend und an Menſchen geknüpft, welchen ich eigentlich längſt ſo fremde geworden, wie ſie mir. Die Unterſchiede der Bildungsſtufen höhlen eine Kluft zwiſchen den Menſchen, welche durchaus nicht ſo leicht auszufüllen oder zu überſpringen iſt, als man ſich einbilden mag.

Während ich am Ufer der Zillach raſtete, durchlief meine Erinnerung nochmals die nicht eben erquicklichen Erlebniſſe, welche mir in meiner verlaſſenen und aufgegebenen Heimath geworden. Ich fühlte, daß Heimath für mich fortan nur noch ein poetiſcher Begriff ſei, und ſo ein Gefühl kann auch einen minder ſentimental Organiſirten trübe ſtimmen. Ich verſank in eine ſchwermüthige Träumerei, die aber — erſchrecken Sie nicht, empfindſame Leſerin — bald in einen ganz proſaiſchen Schlaf überging. Der Umſtand, daß in meinem letzten Nachtquartier gewiſſe kleine Geſchöpfe Gottes meine Ruhe ſehr beeinträchtigt hatten, ſowie das eintönig leiſe Murmeln des Fluſſes mögen wohl hiezu mitgewirkt haben.

Horngetön und Hundegebell, welches in nicht ſehr weiter Ferne laut geworden, weckte mich. Die ſchon ziemlich hoch geſtiegene Sonne warf grüne Lichter durch den Wald. Ich ſtand auf, reckte mich und wollte eben über die Lichtung wegſchreiten, welche ſich kaum einen Büchſenſchuß von der Art Verſteck entfernt, in welchem ich geſchlummert, ins Gevierte dehnte, als mich das nahende Getöſe ſtillſtehen und wieder in das Dickicht zurücktreten machte. Ich war offenbar in den Strich einer Jagd gerathen und bekam dieſelbe ſchon nach wenigen Sekunden zu Geſichte, denn mein Standpunkt ließ mich die Scene vor mir, welche raſch eine ſehr belebte wurde, vollkommen überſehen, während die Acteure derſelben ihren Zuſchauer nicht wahrzunehmen vermochten.

Die Jagd kam immer näher und tobendes Gelärm erfüllte rings den Wald. Auf dem Wege, welcher aus dem Innern des Forſtes auf die Lichtung zuführte, erſchien in raſenden Sätzen einherſpringend ein prächtiger Hirſch, vielleicht derſelbe, deſſen Morgentränke der Rabe und ich belauſcht hatten. Dampfend von Schweiß, das Geweih weit zurückgeworfen, mit hängender Zunge und mit vor Angſt faſt aus ihren Höhlen quellenden Augen ſuchte das arme Thier der Meute zu entrinnen, welche ſich kläffend an ſeine Ferſen geheftet hatte. Dicht hinter den Hunden ſprengten auf herrlichen Schimmeln ein Herr und eine Dame näher, dem übrigen Jagdgefolge voraus. Beider Antlitz war von der Aufregung der Jagd hochgeröthet. Huſſah! rief der Cavalier und ſpornte ſeinen Renner über das knorrige Wurzelgeflecht des Bodens. Aber die Dame hielt plötzlich ihr Pferd an, richtete ſich im Sattel auf, ſpannte den Hahn des zierlichen Gewehrs, welches ſie in der Rechten hielt, brachte den Kolben an die Wange, zielte und feuerte in demſelben Moment und der Hirſch empfing die tödtliche Kugel ſeitlings in die Bruſt, gerade als er auf die Lichtung herausſetzte. Er brach augenblicklich zuſammen.

Brava! Braviſſima! rief der Cavalier, zügelte ſein Roß, ſprang aus dem Sattel, zog ſeinen Hirſchfänger mit goldenem Griff, gab dem geſtürzten, mit dem Tode ringenden Wild gewandt und raſch den Genickfang und half dann der kühnen Jägerin vom Pferde.

Sie hüpfte leicht und anmuthig auf den Raſen, ſtrich die dunkeln Locken, welche unter dem grünſammtnen Jagdhut mit breiter Krämpe hervorgequollen, zurück und — ich erkannte in ihr meine ſchöne Reiſegefährtin über die Furka und Grimſel, Graziella.

War der Cavalier, ein ſchöner, nicht mehr ganz junger, aber kräftig ausſehender Mann, ihr Gemahl oder ihr Bräutigam?

Offen herausgeſagt, mir war nicht ſehr kühl zu Muthe, als ich dieſe Frage bei mir erörterte.

Inzwiſchen kam das Jagdgefolge in buntem Getümmel herbei und mehrere Herren brachten dem Begleiter Graziella's, deſſen blutigen Hirſchfänger ſie auf dem Boden liegen ſahen, ihre Glückwünſche dar und zwar, wie mir ſchien, in reſpectvollſter Weiſe.

Ich ſtand zu ferne, als daß ich Rede und Gegenrede hätte vernehmen können; nur wenn einer der Sprechenden die Stimme ungewöhnlich erhob, vermochte ich ihn zu verſtehen. Ich bemerkte aber, wie der Beglückwünſchte die Complimente zurück und an Graziella verwies, um welche ſich alsbald der ganze Schwarm der Jäger drängte, während ſie mit graziöſer Bewegung ihr langnachſchleppendes Amazonenkleid aufſchürzte. Am allereifrigſten bemühten ſich um ſie zwei ältliche Herren, die wie Geſtalten aus einer ganz andern Zeit und Welt ausſahen, der Eine ein ungemein langer und dünner, der Andere ein ungemein kurzer und dicker Mann. Sie ſchienen der Jagdluſt Maskeradenſcherz geſellt zu haben, denn Beide trugen genau das Coſtüm der Elegants zur Zeit Friedrich's des

Großen. Selbſt der lange Zopf fehlte nicht und auf dem breiten Rücken des kurzen Dicken baumelte er ſpaßhaft genug hin und her.

Blast Halali! rief der ſchöne vornehme Mann dem Jagdtroß zu. Koppelt die lärmenden Hunde und ſchafft ſie weg. Bringt den Hirſch nach der Solitude, wo wir heute Abend ſeine Keulen koſten wollen. Wo ſind die faulen Schlingel mit dem Dejeuner?

Ein buntes Treiben entfaltete ſich jetzt auf der Lichtung. Die Piqueure ſchafften die Jagdbeute fort und führten die gekoppelten Hunde weg. Den Waldpfad herein kam ein Trupp Lakaien in roth und ſchwarzer Livree, und während einige derſelben geſchäftig Körbe mit Eßwaaren und Flaſchen herbeitrugen, breiteten andere Teppiche über das Moos, legten Polſter zurecht, kramten ſilberne Teller, Beſtecke und Becher aus, ſtellten Schüſſeln mit allerlei Delicateſſen kalter Küche auf einem weißdamaſtenen Tuche zurecht und entkorkten Bouteillen. Als dieſe Zurichtungen beendigt waren, führte der Cavalier die Dame zu einem der Polſter, nahm an ihrer Seite Platz und bedeutete mit einer gnädigen Handbewegung die andern Jäger, ſich niederzulaſſen und zuzulangen. Die Gruppe bot einen hübſchen Anblick. Droben das klare Himmelsblau und die milde Herbſtſonne, goldene Lichter durch die Baumwipfel werfend, unten die maleriſche Tafelrunde unter blinkenden Gefäßen um das ſchöne Mädchen geſammelt, die Herren in ihren prächtigen Jagdröcken, farbenbunte Lakaien geſchäftig hin und wider laufend, weiter zurück die Pferde, von Reitknechten in ſcharlachnen Jacken am Zügel gehalten, das tiefgrüne Waldesdunkel als Hintergrund, das Alles rundete ſich zu einem ganz romantiſchen Gemälde. Die Jagdgenoſſenſchaft ihrerſeits ſchien den Reiz der Stunde mit Behagen zu genießen. Scherz und Witz mochte an der improviſirten Tafel umgeben, denn zu wiederholten Malen klang Graziella's holdes Lachen an mein Ohr.

Jetzt ließ ſich der ihr zur Seite ſitzende Cavalier einen mit Champagner gefüllten Pokal reichen, ſtand auf und ſagte mit lauter Stimme:

Meine Herren, trinken wir auf das Wohl der Königin unſerer Jagd. Unſere ....

Er konnte nicht vollenden, denn Etwas Schreckliches geſchah.

Drüben am jenſeitigen Ufer der Zillach krachte ein Schuß, der Cavalier taumelte, der Becher wurde ihm aus der Hand und weithin über den Raſen geſchleudert und kaum einen Schritt von ſeinem Sitze entfernt ſchlug die Kugel pfeifend in den Stamm einer Buche.

Himmel, was iſt das? ſchrie Graziella auf und aus dem wirren Kreiſe, welcher ſich um den Cavalier ſammelte, hörte ich die abgebrochenen Rufe: Gnädigſter Herr ..... Unerhört!.... Königliche Hoheit...... Mein Prinz..... heraustönen.

Der alſo Angeredete war, vom Schreck bemeiſtert, kraftlos in die Arme eines ſeiner Begleiter gefallen; allein ſeine Schwäche dauerte nur einen Augenblick. Er war nicht getroffen, obgleich die Kugel, welche ihm den Becher aus der Hand geriſſen, hart an ſeiner Bruſt vorbeigegangen ſein mußte.

Er richtete ſich auf und die Bläſſe ſeines Geſichtes wich der braunen Röthe des Zornes, als er ausrief:

Bei meinem Wort, das hat mir gegolten!

Seht dort den Pulverdampf! ſchrie der lange dünne Herr im Altenfritzcoſtüm. Der Schuß kam von jenſeits der Zillach. He, Burſche, herbei mit den Pferden!

Und ſpornſtreichs ſtapfte er mit ſeinen langen Beinen über die Lichtung, während ihm ein halb Dutzend Jagdbediente mit ihren Pferden nacheilten.

Drüben verſchwebte eben ein leichtes Pulverrauchwölkchen in die blauen Lüfte.

Hinüber mit euch, Burſche! rief der Altfritzige, zu Pferde ſteigend, und es gelang ſeinem Eifer, das eigene und der Anderen Roſſe in den Fluß zu bringen. Aber bald verloren die Thiere den Grund unter ihren Füßen, wurden ängſtlich und kamen nur ſehr langſam vorwärts über die Tiefe. Als die Verfolger endlich am jenſeitigen Ufer anlangten, mußten ſie ziemlich weit an demſelben hinabreiten, um eine Stelle zu finden, wo die Pferde den hoch und ſteil abfallenden Waldrand erklimmen konnten. Nachdem dieſes geſchehen, verſchwanden ſie hinter den Bäumen, den Forſt mit wildem Rufen erfüllend.

Der Prinz ſchien ein Reſultat dieſes Verfolgungsrittes nicht abwarten zu wollen. Er winkte die Pferde herbei, hob Graziella in den Sattel und beſtieg ſeinen Schimmel. Die Jäger ſchloſſen ſich an und der ganze Zug ritt, unter dem Eindruck einer nicht zu bewältigenden Verſtimmung ſchweigend, langſam den Waldweg hinauf.

Nachdem die Herrſchaft weg war, ließ ſich's die Dienerſchaft, welche zurückgeblieben, um die Speiſegeräthſchaften einzupacken und wegzuſchaffen, wohl ſein. Sie machte ſich mit lärmender Fröhlichkeit über die Ueberbleibſel des Frühſtückes her.

Potz Blitz, ſchrie einer der Livreemenſchen, nachdem er den Inhalt einer halbgeleerten Flaſche ſich zu Gemüthe geführt, potz Blitz, frommer Peter, was meinſt du zu dieſer Geſchichte?

Ach, Jeſulein, man erlebt curioſe Dinge in dieſer ſündigen Welt, verſetzte der Angeredete. Auf Einen, der doch ſo zu ſagen ein Geſalbter des Herrn iſt, ſchießen wie auf einen Rehbock, iſt das nicht ein offenkundiges Werk Belial's? Ja, das letzte Strafgericht des Herrn kann nicht mehr fern ſein, denn . . . . .

Ei was, ſo laß doch das Predigen, frommer Peter, unterbrach den Sprechenden ein dritter Lakai. Der Stiftsprediger Zapf wird am nächſten Sonntag ſchon das gehörige Donnerwetter über dieſen Cajus loslaſſen. Aber merkt ihr was?

Merken? erwiderte Peter. Ich habe in der langen Zeit, ſeit ich bei Hofe bin, ſo viel merken müſſen, daß ich jetzt nur noch merke, wie dieſes Jammerthal voll Greuel und Sünde iſt.

Ach was, ſteck' doch die langweiligen Sprüche ein, du und wir glauben doch nicht dran, Alterle. Ich meine, die Gräfin, hm, ihr wißt......

O, das ſieht ein Blinder. Wir kriegen wieder 'mal 'ne neue Nebenprinzeſſin oder vielmehr Hauptprinzeſſin. Die Wievielte iſt's wohl, Peter?

Was weiß ich? Der Prinz, unſer Herr, iſt ſo zu ſagen ein Geſalbter des Herrn und dieſe.....

Haben einen veränderlichen Geſchmack, ja wohl. Aber ſaht ihr, was unſer Gnädigſter für Augen machte, als er ſich von dem erſten Schreck erholt hatte?

Die böſeſten, die er aufzuwenden hat. 'S iſt aber auch kein Spaß, ſich den Becher aus der Hand ſchießen zu laſſen. Meint ihr aber nicht, der Umſtand, daß der Herr vor der Gräfin ſo raſch ſich zuſammennahm, beweiſe Etwas?

Was denn, Michel? Man weiß ja, daß du das Gras wachſen hörſt.

Ei nun, ich höre und ſehe gut und ich wette, was ihr wollt, daß es zwiſchen der Gräfin und unſerem Herrn noch nicht weit gekommen iſt.

Warum denn?

Warum? Darum, weil ſich unſer Herr durch die Gegenwart der Dame ſonſt nicht hätte abhalten laſſen, ganz anders zu toben und zu donnerwettern. Ich ſag' euch, die Sprödigkeit der Gräfin hat heute manchem von uns einen Peitſchenhieb erſpart.

Du biſt ein Doctor Gſcheidtle, wo dich die Haut anrührt. Doch Einerlei, was noch nicht iſt, kann werden.

Wohl, wohl, aber die Gräfin ſoll ein ſeltenes Stück von Weibsbild ſein, gar nicht wie die Andern, merkwürdig herablaſſend gegen die Armen und ſehr hochmüthig gegen die Vornehmen.

Ach was, einer königlichen Hoheit kann kein Weibsbild widerſtehen. Nicht wahr, alter Peter?

Ei, ja doch. 's iſt halt eine ſündige Welt um und um. Gebt mir die Bouteille mit dem Rothen her.

Da, Alterle, und komm, wir wollen auf die Geſundheit der künftigen Neben- oder Hauptprinzeſſin trinken. Weißt du, man muß ſich in die ſündige Welt ſchicken . . . .

Ich hatte genug gehört und ging in ziemlich elegiſcher Stimmung tiefer in den Wald hinein.

3.

Das Kätherle und die Hochzeiter.

Die Sonne begann ſchon röthlich durch die Wipfel des Hochwaldes zu ſchimmern, hinter welchen ſie hinabſtieg, als ich den letzten Hügelkamm überſtiegen hatte und in das Stralecker Thal hineinging. Es streckte ſich weit hin vor meinen Blicken im Schmucke ſeiner maleriſchen Felspartien und ſeiner prächtigen Wälder. Die launiſchen Biegungen und Wendungen des Thals markirte die muntere Zillach wie ein blinkendes Silberband, das ſich durch tiefgrüne Triften zog. Ueberall, an beiden Ufern des Fluſſes bis weit hinauf an die Berggelände erblickte man zerſtreute Gehöfte, aufgeführt in der idylliſchen Holzbauart, welche Gebirgsgegenden eigen iſt. Dazwiſchen erhoben ſich an dem

Waſſer, welches ſie ſich dienſtbar gemacht, eine Menge von Schmelzöfen und Pochwerken, aus deren hohen Rauchfängen ſchwarze Wolken in die Luft quollen. Zu dem Schnaufen und Stöhnen der Blaſebälge, zu dem Schlagen und Dröhnen der gewaltigen Eiſenhämmer bildete das von den Almen niederklingende Geläute weidender Heerden einen willkommenen Gegenſatz. Häufig ſah man hinter oder ſeitlängs den bäuerlichen Gehöften und den beſcheideneren Hütten der Häusler und Eiſenbahnarbeiter ein Stück Weinberg in die Höhe klettern und die Fülle von hohen Obſtbäumen in der Thalſohle deutete auf ein mildes Klima hin. Eine gut unterhaltene, mit Erzſchlacken überfahrene Straße führte am rechten Ufer der vielfach überbrückten Zillach hinauf und rechts und links zweigten ſich ſchmalere Wege ab, welche in kleinere Seitenthäler hineinliefen und deren Ausſehen durchweg von lebhaftem Verkehr Zeugniß ablegte.

Nachdem ich ungefähr eine Stunde in dem Thale aufwärts gegangen, ſah ich in dem Hintergrunde desſelben, da, wo ein ziemlich hochanſteigender Paß in das Eibachthal hinüberführt, mein Reiſeziel in der

Ferne vor mir liegen. Die auf einem Hügel gelegene zweithürmige Kirche bezeichnete mir meinen künftigen Wohnort. Die weißherüberſchimmernden Häuſer des Fleckens Straleck lagen in größeren und kleineren Gruppen in der Tiefe und an den Berglehnen zerſtreut. Der Ort mußte, ſoweit die Entfernung eine Beurtheilung geſtattete, ganz wunderhübſch gelegen ſein.

Meine Schritte fördernd, holte ich ein Bauernmädchen ein, welches mit einem Rechen auf der Schulter von einer Wieſe an der Straße herkam und jetzt heimwärts ging. Es war ein ſchönes Kind trotz des Sonnenbrandes, welcher auf ihren Zügen lag, und ihre dunkelbraunen Augen guckten klug und gutmüthig unter ihrem rothen Kopftuch hervor. Ich bot ihr einen guten Abend, den ſie, nachdem ſie mich etwas ſcheu von der Seite her gemuſtert, freundlich zurückgab.

Dann fragte ich: Iſt's noch weit zu gehen bis zum Pfarrhaus in Straleck?

O nein, ein halb Stündle oder ſo, Herr.

Geht Ihr auch ins Dorf, liebes Kind?

Nein, Herr, ich geh' auf den Sprudelhof, der dort unter den Bäumen liegt. Dort dien' ich.

Das iſt ein ſchöner Bauernhof. Da lebt es ſich gewiß gut.

O ja, recht gut, Herr.

Ihr ſagt das ſo, als ob's nicht recht wahr wäre.

Warum nicht, Herr? Der Sprudelbauer iſt ſo gut wie ein Kind, obwohl er ſich hinterſinnet hat, und mit ſeinem einzigen Sohn, dem Jörg, bin ich aufgewachſen. Er hält mich drum auch, als wär' ich ſeine Schweſter.

Der Jörg iſt wohl ein hübſcher Burſch? fragte ich neckend.

Das Mädchen ſchaute mich forſchend an und machte ſich dann mit ihrem Kopftuch zu ſchaffen. Ich ſah aber wohl, daß ihr das Blut heftig ins Geſicht geſchoſſen.

Iſt es ſo? fragte ich wieder.

Ihr ſpaßt wohl gern, Herr. Aber daß der Jörg der Schönſt' im Thal, wird Euch Jede ſagen.

Und ſpaßt der Jörg auch gern?

Ach nein, Herr, nein.

Dieſe Verneinung wurde ſo leidvoll betont, daß ich bereute, eine offenbar ſchmerzlich vibrirende Saite ſcherzend berührt zu haben.

Aber er iſt ja jung, hübſch, wohlhabend, warum ſollte der Jörg nicht munter ſein? fragte ich theilnehmend.

Ja, ſeht, Herr, 's iſt auf dem Sprudelhof nicht mehr, wie vorher, ſeit die Madel und ihre Mutter todt ſind, Gott hab' ſie ſelig.

Die Madel und ihre Mutter, das ſind wohl die Bäurin und ihre Tochter?

Ja, Herr, verſetzte das Mädchen kurz, als wollte ſie das Geſpräch abbrechen. Ich war aber neugierig geworden und fuhr fort:

Ihr ſagtet, der Sprudelbauer hätte ſich hinterſinnet?

So iſt's, Herr. Und das geſchah, als das große Unglück mit der Madel — eigentlich hieß ſie mit dem Taufnamen Magdalena, aber wir ſagen hier herum Madel — über meinen Brotherrn kam.

Das muß wohl ein großes Unglück geweſen ſein?

Ja wohl, ein großes.

Darf ich es nicht wiſſen?

Meine Begleiterin ſah mich abermals forſchend an und erwiderte dann zögernd:

Es weiß es da 'rum Jedermann ….. Die Madel ſelig iſt halt drunten im Unterland ins Waſſer geſprungen, weil ….

Weil?

Ei nun, weil ein fürnehmer Herr den Schlechten an ihr gemacht.

Ein vornehmer Herr?

Ja, ein erſchrecklich fürnehmer.

Wie heißt er?

O, Ihr kommt g'wiß aus der Reſ'denz und kennt ihn wohl gar, Herr? lautete die mißtrauiſche Antwort.

Ich, liebes Kind? Laß dir ſagen, daß ich all mein Lebenlang kein Freund der vornehmen Herren geweſen bin.

So? Da ſeid Ihr wohl ein G'ſtudirter wie der Vetter Ambros, der die fürnehmen Leute auch nicht ſchmecken kann.

Ich bin ſo was wie ein G'ſtudirter, aber wer iſt denn der Vetter Ambros?

Der iſt Geſchwiſterkind mit dem Jörg und ſeines Handwerks ein verſtickter Student.

Da hat er's nicht weit gebracht.

Ja, ſeht Ihr, des Ambros ſein Unglück kommt auch von der Sach' mit der Madel her. Er war halt ihr Hochzeiter.

Ihr Hochzeiter?

Nun ja, ſie wollten ſich heirathen, ſobald der Ambros ſein Examen gemacht, wie ſie's heißen. Da kam aber die Sach' mit dem Prinz Willibald dazwiſchen .....

Alſo der Prinz Willibald iſt jener vornehme Herr?

Denk' mir wohl.

Der Neffe des Königs?

Wird wohl ſo was ſein, Herr. Aber Nichts für ungut, ich muß jetzt da hinein. Da iſt der Sprudelhof. B'hüt' Euch Gott, Herr.

Auf Wiederſehen, Annele oder Gretle, denn ſo heißt Ihr doch?

Nein, Herr, Katharine heiß' ich.

Alſo Kätherle?

Kätherle oder Käther, wie's den Leuten grad g'fällt.

Dem Jörg gefällt gewiß Kätherle beſſer und er nennt dich wohl das ſchöne Kätherle?

Ach, Herr, verſetzte das Mädchen, noch einmal zu mir umblickend, Ihr kennt den Jörg nicht. Der iſt Keiner von den Selbigen, welche ſo g'ſpäßige Reden thun führen, wie die Stadtleute.

Es lag etwas ungemein Herziges und Anmuthendes in dem Gebahren des Mädchens und ſie ſprach den Dialekt der Gegend allerliebſt, obgleich derſelbe aus einem minder hübſchen Mund nicht gerade lieblich klingt. Ich hätte daher gern noch länger mit ihr geplaudert und ſah ſie mit Bedauern den Baumgang hinaufeilen, welcher von der Straße zu einem weitläufigen Gehöfte führte, das mit ſeinen Scheunen und Stallungen zwiſchen zwei Obſtbaumgärten recht behaglich gebettet war, deren Aeſte unter der Laſt ihrer reifenden Früchte ſich beugten.

Ich hatte mich indeſſen kaum an dem ungeheuren ſteinernen Brunnentrog niedergeſetzt, der hier an dem Wege ſtand und in welchen eine plumpe hölzerne Röhre einen Waſſerſtrahl von enormer Dicke ergoß, als ich das Kätherle wieder den Baumgang herunterkommen ſah. Sie trug einen großen Laib Brot und ein Meſſer.

Ihr wollt wohl einen Trunk aus dem Sprudelbrunnen nehmen, Herr? ſagte ſie herankommend. Ja, der iſt weitum bekannt und berufen. Jahraus jahrein läuft er ſo ſtark. Aber da ich Euch zum Brunnen treten ſah, dacht' ich mir, Ihr möchtet vielleicht 'nen Biſſen Brot dazu haben wollen. Wollt Ihr von unſerem Bauernbrot ſchneiden, Herr?

So ſprechend nahm ſie den mächtigen Laib in die Einbogenhöhlung des linken Arms, faßte das Meſſer mit der Rechten, zeichnete mit der Spitze deſſelben nach Landesſitte raſch drei Kreuze auf das Brot, ſchnitt es mit einem kräftigen Schnitt und Druck entzwei und reichte mir die eine Hälfte ſammt dem Meſſer.

Ich that dieſer bäuerlichen Gaſtfreundſchaft alle Ehre an und ſchnitt mir ein tüchtig Stück Roggenbrot ab.

Ihr habt da ſchön und gut Brot, bemerkte ich, indem ich den Laib dankend zurückgab.

Ja, ſchön und gut Brot, nicht wahr? ſagte eine Männerſtimme hinter mir. Und wie könnt' das auch anders ſein? Die Madel, das Madele, die Magdalena, Lene, Lenchen hat's ja gebacken. O, die konnt' es, konnt' es, konnt' es.

Ueberraſcht kehrte ich mich um und erblickte hinter mir einen alten Bauer, deſſen irrer Blick mich in ihm den Eigenthümer des Sprudelhofs errathen ließ.

Vater, wollt ihr dem fremden Herrn nicht guten Abend ſagen? fragte das Mädchen den Alten.

Einem Herren guten Abend ſagen, ich? Wo denkſt du hin, Kätherle? Ich mag die Herren nicht, mag ſie nicht, mag ſie nicht. Und ich ſag' dir, Kätherle, trau' den Herren nicht, thu's nicht, thu's nicht. Weißt ja, 's ſind lauter Spitzbuben, lauter Spitzbuben, mit denen nicht gut Kirſchen eſſen iſt. Verſtanden?

Nehmt's ihm nicht für übel, Herr, ſagte das Kätherle leiſe zu mir und winkte mir mit den Augen. Er hat ſich halt hinterſinnet.

Ich betrachtete den Wahnſinnigen mit dem Blicke meines Berufes und die ganze Haltung des Unglücklichen ſchien mir zu verrathen, daß er zu jener Gattung Geiſteskranker gehöre, welche nicht ſo feſt mit einer fixen Idee behaftet ſind, als vielmehr ruhelos in einem bunten Durcheinander von Vorſtellungen umhergetrieben werden.

Dieſe meine Vermuthung fand ſogleich ihre Beſtätigung, denn der Alte, deſſen Geſichtsausdruck vorhin nicht gerade der freundlichſte geweſen, trat jetzt mit demüthiger Miene nahe an mich heran, zog ſeine pelzverbrämte Mütze ab und ſagte kichernd:

Gelobt ſei Jeſus Chriſt, Amen. Ihr kommt aus der Fremde, Herr, aus der Fremde, nicht? Ja, ich ſeh's Euch an, Ihr kommt von drunten 'rauf, aus dem Unterland, he?

Allerdings komm' ich aus dem Unterland, mein lieber Mann.

Siehſt du, Kätherle, ich weiß, wo die Leute herkommen...... Alſo aus dem Unterland kommt Ihr, Herr? So, ſo. Schön's Ländle, das Unterland. Drum iſt auch die Madel, mein Madele, wißt Ihr, Herr, ins Unterland 'nuntergangen.

Und höchſt munter ſtimmte er fiſtulirend das Volkslied an: „Drunten im Unterland, da iſt's halt gut" — unterbrach ſich aber mitten in der erſten Strophe, faßte mich bei einem Knopfe meines Rockes und ſagte haſtig, während eine unbeſchreiblich ſchmerzliche Begierde in ſeinem Auge brannte:

Ihr habt ſie geſehen im Unterland die Madel, mein Madele, habt Ihr ſie, Herr? Sagt mir's, ſagt mir's. Und ſie läßt mich grüßen, grüßen, tauſendmal grüßen, vieltauſendmal?

Bevor ich eine paſſende Erwiderung finden konnte, hatte ſchon wieder ein anderer Gegenſtand die fahrige Aufmerkſamkeit des Irrſinnigen auf ſich gezogen. Er ließ mich raſch los und eilte von dem Brunnen weg auf die Straße hinaus, von wo herein Pferdegetrappel hörbar geworden. Ich blickte dem Alten nach und ſah die zwei antediluvianiſchen Geſtalten, welche mir heute früh im Walde aufgefallen, in ihrem Zopfhabit neben einander die Straße heraufreiten. Sie kamen in lautem Zwiegeſpräch eifrig geſticulirend näher heran. Wie ſie aber den nach dem Sprudelhof führenden Weg kreuzten, fiel der Wahnſinnige plötzlich mit tollem Gelächter über ſie her, fortwährend überlaut: „Hochzeiter! Hochzeiter!“ ſchreiend. Der lange Dünne kehrte ſich auf dem Sattel um und drohte dem Alten mit dem langen ſpaniſchen Rohre, welches er in der Rechten führte, aber der kurze Dicke ſetzte ſeinem Gaul die Sporen ein und nahm Reißaus. Hochzeiter! Hochzeiter! ha, ha, ha! ſchrie der Alte wie beſeſſen und umkreiſte tänzelnd und grimaſſirend den Ritter von der langen dünnen Geſtalt. Dieſer fluchte und donnerwetterte, ſchwang den Stock und hatte dabei Mühe, ſeinen Sitz im Sattel zu behaupten, weil ſich ſein Pferd, ſcheu gemacht durch die plötzliche Erſcheinung des Wahnſinnigen, wie toll im Kreiſe drehte. Er gewährte einen höchſt poſſirlichen Anblick, beſonders als ihm in Folge eines wüthenden Aufbockens ſeines Roſſes der Dreimaſter, welchen er auf ſtark gepudertem Kopfe ſitzen hatte, über Stirne und Augen hereinfuhr und er nun ganz blind und närriſch im Kreiſe herumraſte, unerhörte Flüche hervorſprudelnd und mit dem Stock in der Luft fechtend, während ihm der Alte fortwährend Hochzeiter! Hochzeiter! in die Ohren gellte. Endlich machte das Pferd den Geſcheidten, klemmte den Zaum zwiſchen die Zähne und rannte mit ſeinem Reiter unaufhaltſam ſeinem vorausgeeilten Krippenkameraden nach. Der Alte hinterdrein wie der Wind, mit einer Schnelligkeit, die ich ſeinem Ausſehen keineswegs zugetraut hätte, unabläſſig ſeinen Schrei wiederholend, daß es weit über die Felder tönte und an den Bergen widerhallte.

Ich lachte von Herzensgrund und meine Luſtigkeit ſteckte auch das Kätherle an, obgleich das Mädchen anfänglich dem Lachreiz widerſtanden hatte. Sobald ſich meine Lachmuskeln wieder beruhigt hatten, ſagte ich:

Um's Himmelswillen, liebes Kätherle, ſagt mir, was war denn das?

Ja, das iſt immer ſo, verſetzte das Mädchen, ſich dem Zauber, welchen das Komiſche auf jede geſunde Natur übt, jetzt ohne Zwang überlaſſend — das iſt immer ſo, wenn mein Bauer das Gebrüder Grimmelſingen zu Geſicht kriegt.

Das Gebrüder Grimmelſingen?

Ei, ja doch. So nennt man hier herum den langen und den kurzen Herrn Baron, die Ihr da vorbeireiten ſaht. Es ſind g'ſpäßige alte Herren das, ja, ja.

Das ſind allerdings zwei curioſe alte Burſche, wenigſtens ihrem Aeußeren nach zu urtheilen. Warum haben ſie ſich wohl heute in ſo ein Faſtnachtskleid geſteckt?

O, das iſt ja kein Faſtnachtsbäs, ſo geben und reiten ſie das liebe lange Jahr herum.

Wirklich? Nun, ich ſehe, die Originale ſterben nicht aus. Aber Ihr nanntet die beiden Herren Barone. Sind es etwa Grafen von Straleck?

O behüte. Was denket Ihr doch, Herr? Unſer gnädiger Herr Graf das iſt ein ganz anderer Herr. Nein, es ſind halt die Barone von Grimmelſingen.

Und warum überfällt ſie denn der Sprudelbauer mit dem Geſchrei: Hochzeiter! Hochzeiter! ſo oft er ſie zu ſehen bekommt?

Ja, ſeht Ihr, das iſt eine luſtige Sach'. 's iſt noch nicht lange her, da kam das Gebrüder Grimmelſingen auf den Einfall, unſer gnädiges Fräulein heirathen zu wollen, deſſen Großväter ſie doch recht gut ſein könnten. Unſer gnädiges Fräulein mochte keinen von ihnen haben, wie Ihr wohl denken könnt, und lachte ſie tüchtig aus. Die Leute vom Schloſſe erzählten die Geſchicht' im Dorf und ſo kam ſie in der ganzen Gegend herum. Mein Bauer, der gewöhnlich auf Nichts achtet, was um ihn her vorgeht, manchmal aber auch wieder Alles ſieht und hört und merkt, ſchnappte die Sach' auf und gleich am andern Tag uhzte (verhöhnte) er beim Kirchengehen das Gebrüder Grimmelfingen vor allen Leuten und ſchrie ihnen Hochzeiter! Hochzeiter! nach. Und ſo macht er's ſeither alleweil, ſo daß ihm die beiden alten Herrn ausweichen, wo ſie nur immer können. Der Jörg und ich haben den Vater viel und oft gebeten, daß er's möcht' bleiben laſſen; jedennoch er thut's nicht, er hat 'mal ſeinen Spaß dran. Aber jetzt b'hüt' Euch Gott, Herr; 's wird ſpät und ich muß z'Nacht kochen für unſere Leut', die bald vom Feld kommen werden.

Und weg war das Kätherle.

4.

Unter der Linde vor dem Pfarrhauſe.

Ich wurde von meinem Freunde Bangold mit altgewohnter Herzlichkeit und zugleich mit jener weltmänniſchen Sicherheit des Benehmens empfangen, welche man an katholiſchen Prieſtern oft wahrzunehmen Gelegenheit hat. Ich übernachtete in ſeinem gaſtlichen Hauſe, deſſen Regiment einem hübſchen, muntern und geſcheidten Bäschen anvertraut war. Am Morgen darauf wies mich der Pfarrer in meinen neuen Wirkungskreis ein. Wir hatten zu dieſem Zwecke nicht weit zu gehen. Die Kirche ſtand nämlich am öſtlichen Ende des Fleckens auf einem mächtig hohen Hügel, der auf ſeinem breiten Rücken außerdem nur noch den Friedhof und das Pfarrhaus ſammt Garten trug. Längs der

Umzäunung des letzteren führte ein Stufenpfad an die Zillach hinab und hier lag in einem Obſtbaumgarten ein aus rothem Sandſtein neu und nett gebautes Haus von zwei Stockwerken. Das untere beherbergte eine Apotheke, das obere war die mir beſtimmte Wohnung, in welche der Pfarrer meine, ein paar Tage zuvor angelangten Koffer und Kiſten bereits hatte bringen laſſen. Dieſe Wohnung war geräumig, hell und nicht nur bequem, ſondern ſogar zierlich möblirt. Es fehlt dir jetzt zu deiner vollſtändigen Einrichtung nur noch eine Frau, ſagte Bangolt, als wir die Zimmer muſterten. — Damit wird es wohl noch nicht ſehr eilen, entgegnete ich. Haſt du doch auch keine und iſt dein Haushalt, ſo viel ich davon ſah, dennoch ein ganz comfortabler. — Ja freilich, lieber Freund, aber du vergiſſeſt, daß ich ein allerliebſtes Bäschen im Hauſe habe. — Ja ſo, das iſt wahr, ſagte ich lachend und er lachte herzlich mit.

Das Haus war Eigenthum des Grafen von Straleck und die Apotheke, welcher ein gutgebildeter junger Pharmazeut vorſtand, wurde auf ſeine Rechnung betrieben. Der Mangel einer ſolchen ſowohl, als auch der eines Arztes hatte ſich in dem dichtbevölkerten Stralecker Thal und in deſſen Nachbarſchaft ſchon lange fühlbar gemacht. Der Graf baute und möblirte daher auf ſeine Koſten die Wohnung für den Arzt, dem noch dazu ein ganz anſtändiges Wartegeld ausgeſetzt wurde, richtete die Apotheke ein und beauftragte meinen Freund Bangold mit der Berufung eines tüchtigen Heilkünſtlers. Bangold that mir die Ehre an, mich für einen ſolchen zu halten, und als mich ſein Schreiben in Mailand traf, ſtand ich keinen Augenblick an, den Antrag anzunehmen. Dies die kurze Geſchichte meiner Ueberſiedlung nach Straleck.

Der Pfarrer drang in mich, ſein Tiſchgenoſſe zu ſein, bis ich einen eigenen Hausſtand begründet hätte; da aber ein Arzt die Eßſtunden unmöglich regelmäßig einhalten kann, ſo lehnte ich ſein freundliches Anerbieten ab, mußte jedoch verſprechen, wenigſtens heute mit ihm zu Mittag zu eſſen, worauf er wegging, um Meſſe zu leſen. Ich packte meine Siebenſachen aus, entledigte mich der Reiſekleider und ſtellte mich dann meinem Mithausbewohner, dem Apotheker, vor, der ein jovialer Junggeſelle war und mit welchem ſich raſch ein nie geſtörtes gutes Verſtändniß knüpfte. Nachdem zwiſchen uns ausgemacht worden, daß die alte Magd, welche ihm die Wirthſchaft führte, hinfort unſere gemeinſchaftliche ſein ſollte, empfahl er mir den Tiſch in der Bierbrauerei zum goldenen Lamm und ich ging aus, mich dort als Koſtgänger anzumelden und nebenbei den Ort zu muſtern. Er hatte, wie ſchon erwähnt, eine ſehr große Ausdehnung und nur den Lauf des hier noch kleinen Fluſſes entlang formirten die Häuſer eine zuſammenhängende Reihe, längs welcher die Straße hinlief. Hier befanden ſich Victualien-, Spezerei- und Ellenwaarenladen, das eine Ende der Häuſerreihe bildete die Poſt, das andere die Brauerei zum goldenen Lamm. Der Beſitzer derſelben, ein Mann von mittleren Jahren mit geſund rothem Geſicht und geſcheidten braunen Augen, empfing mich artig. Er legte bei meinem Eintritt ein Zeitungsblatt, worin er geleſen und in welchem ich das Organ der Oppoſitionspartei des Landes, den Hochwächter, erkannte, bei Seite und erwies ſich, als unſer Geſpräch in Gang gekommen, als einen verſtändigen, aber entſchieden republikaniſch geſinnten Politiker. Ich ſuchte die Unterhaltung von den Zuſtänden des Landes ab und auf die der näheren Umgebung hinzulenken und erhielt mehrfach belehrende Aufſchlüſſe. Der Flecken Straleck ſei als Mittelpunkt der ſehr ausgedehnten Beſitzungen der gräflichen Familie dieſes Namens, wie als Mittelpunkt der mannigfaltigen Gewerbsthätigkeit der Hallberge durchſchnittlich ein wohlhabender Ort. Wer von den Bewohnern nicht im Dienſte des Grafen ſtehe oder bei den vielſeitigen induſtriellen Unternehmungen des Baron Redwitz beſchäftigt ſei, treibe beinahe ausſchließlich die Uhrmacherei, die aus dem Jura hierher verpflanzt worden und raſch in Flor gekommen. Man verdanke dies dem Grafen, welcher auf ſeine Koſten Lehrlinge in die Schweiz geſchickt und überhaupt den neuen Erwerbszweig freigebig unterſtützt und gefördert habe, was, wie noch mehreres der Art von ihm Bewerkſtelligte, alle Anerkennung verdiene, obwohl derſelbe im Uebrigen ein Ariſtokrat ſei. Ueber den Baron Redwitz äußerte ſich der Lammwirth kurz dahin, derſelbe laſſe zwar die Leute im Thale Geld verdienen, ſich ſelbſt aber noch viel mehr. Weiter erfuhr ich, die Stralecker ſeien ein lebensluſtiges, aufgewecktes Völklein, ein Bischen kraſeeliſch, wie der Brauer ſich ausdrückte, ſonſt aber gutmüthig und durchaus nicht ungebildet. Sie hätten einen Leſezirkel hier im goldenen Lamm, in welchem alle freiſinnigen Zeitungen gehalten würden, und wenn an den Markttagen und Sonntags die Bauern aus den Bergen hereinkamen, gäben ſie, die Stralecker, ſich Mühe, denſelben „den Dippel zu bohren“, welchen hallbergiſchen Ausdruck für aufklären ich ganz vortrefflich fand.

Während wir noch mitſammen ſchwatzten, trat ein Jägerburſch haſtig in die Schenkſtube und rief dem Brauer zu:

Na, wißt Ihr's ſchon, Lammwirth? Man hat geſtern im Reidlingsforſt dem Prinzen Willibald aufgelauert und ihn ums Haar todt geſchoſſen.

Ums Haar? Das iſt ja recht Schade, verſetzte der Wirth trocken.

Wie meint Ihr das? fragte der Grünrock verdutzt.

Wie ich's meine? Ei nun, ich meine, daß es vordem beſſere Schützen in unſeren Bergen gab.

Ich glaub', Ihr wollt mich wieder mal foppen, Lammwirth. Aber ich ſag' Euch, die Geſchichte hätte auch für uns ſchlimm ablaufen können, denn unſer gnädiges Fräulein ſaß dem Prinzen dicht zur Seite, als der Schuß vom andern Ufer der Zillach her auf ihn losgebrannt wurde.

Ich mußte gewaltſam an mich halten, um nicht mit einem Ausruf der Ueberraſchung herauszuplatzen. Auch der Brauer ſchien ziemlich bewegt und ſagte lebhaft:

Hat es doch dem gnädigen Fräulein Jedermann ſchon lange her prophezeiht, es werde ihr noch ein Unglück paſſiren, wenn ſie ſo viel mit dem Prinzen verkehrte.

Ich verſteh' Euch nicht, hol' mich der Teufel! erwiderte der Burſch.

Nicht? Ihr ſeid doch wohl lange genug hier, um die Geſchichte von des Sprudelbauers Madel zu kennen.

Der Jäger riß ſeine nicht eben geiſtreichen Augen weit auf und es begann in ſeinem Schädel hell zu werden.

Ach ſo! ſchrie er zornig. So meint Ihr es? Ich ſag' Euch, ſollte unſerem gnädigen Fräulein was paſſiren, ſo würd' ich ſelber gleich meine Büchſe anſchlagen auf den ......

Ein Seitenblick auf mich ließ ihn das Wort verſchlucken, welches indeſſen leicht zu ergänzen war, und ich benutzte die Störung, welche der Eintritt verſchiedener Gäſte verurſachte, um mich zu entfernen, nachdem ich dem Wirth noch geſagt, daß ich von morgen an zum Mittagstiſch kommen würde.

Zum Glück war es nicht ganz nahe vom goldenen Lamm zum Pfarrhaus. Der Pfarrer hätte ſonſt die Aufregung merken müſſen, in welche mich die Entdeckung gejagt, daß den Worten des Jägers zufolge der Graf von Straleck und mein Reiſegenoſſe in den Schweizer Alpen wahrſcheinlich oder vielmehr ganz ſicher eine und dieſelbe Perſon waren. Das gnädige Fräulein, von welchem das Kätherle und der Jägerburſch geſprochen, mußte Graziella ſein, die mir ja zudem geſtern nur wenige Stunden von Straleck entfernt wieder begegnet war. Ich ſollte ſie alſo wiederſehen, ſollte in ihrer Nähe wohnen. Dieſer Gedanke überſchüttete mich mit einer Fülle von Glück, dem freilich der Gedanke an die Beziehungen des herrlichen

Mädchens zu dem Prinzen, ſoweit mir dieſelben aus dem geſtrigen Geplauder der Lakaien im Walde und aus der Aeußerung, welche der Lammwirth ſo eben hingeworfen, klar waren, nicht geringen Abbruch that.

Als ich im Pfarrhaus anlangte, ließ Lischen, das flinke Bäschen, gerade das Eſſen auftragen und wir ſetzten uns zu Tiſche. Mein Freund war ein Gourmand und als ſolcher viel zu ſehr mit ſeinem Teller beſchäftigt, als daß er meine Einſilbigkeit hätte beachten mögen. Erſt als ſein Gaumen und Magen gehörig befriedigt und Lischen hinausgegangen war, um den Kaffee zu bereiten, ſagte er:

Du iſſeſt und ſprichſt wenig, lieber Junge.

Ich war damit beſchäftigt, deine Fortſchritte in den culinariſchen Genüſſen zu bewundern.

O ſpotte nur, lieber Julius; aber ſag' mir doch einmal, warum ſollte ich nicht gut eſſen und trinken?

Ich ſehe nicht ein, warum nicht. Ich thu's auch gern.

Du! Nun, das freut mich, das beweiſt, daß du aus einem Ideologen ein verſtändiger Menſch geworden. Ich ſag dir, die reine Vernunft ſitzt nicht in dem berühmten Buche Kant's, ſondern ganz wo anders.

Wahrſcheinlich auf dem Grunde der Suppenſchüſſel und der Weinflaſche?

Wenn die Suppe gut und der Wein von edlem Gewächſe iſt, warum nicht?

Bravo; ich wette, du ſuchſt auch auf Lischens Lippen die reine Vernunft.

Allerdings. Lischens Lippen ſind friſch und ſüß. Ich rathe dir aber nicht, deine Forſchungen etwa auf dieſes Gebiet auszudehnen, denn ich bin eiferſüchtig wie ein Türke.

Schäm dich, altes Haus. Ein wahrer Weiſer darf nicht eiferſüchtig ſein.

Du biſt auf dem Holzweg, Mann. Ein wahrer Weiſer heißt ja eine gemüthliche Emotion ſehr willkommen, weil ſie die Verdauung mächtig befördert.

Du biſt ein praktiſcher Menſch. Am Ende weißt du auch dem frommen Unſinn, welchen du den Leuten in der Kirche vormachſt, einen Sanitätsvortheil abzugewinnen.

Wenn nicht das, ſo doch wenigſtens eine äſthetiſche Seite.

Du biſt ja ein wahrer Tauſendkünſtler. Mir iſt es aber, offen geſtanden, ſo ziemlich unbegreiflich, wie du dich nur damit abgeben kannſt und magſt.

Laß das, oder vielmehr laß mich dieſen Punkt ein für allemal unter uns abmachen. Du weißt, daß meine Eltern mich förmlich gezwungen haben, Theologe zu werden, und daß ich ſchwach genug war, dieſem Zwange mich zu fügen. Nun ſiehſt du, Anfangs tobte ich gegen meine Ketten, was aber nur zur Folge hatte, daß ſie mich tüchtig wund rieben. Da wurde ich geſcheidter und polſterte ſie mir mit der linden Wolle des Epikuräismus aus. Es lebe Epikur, der Menſchen Weiſeſter! Nun treibe ich mein Handwerk wie ein Anderer. Mein Kopf iſt nicht dazu gemacht, gegen die Mauer der Verhältniſſe gerannt zu werden. Ich habe zu einem Sturmbock nicht das Zeug. Die närriſchen hiobfauſt'ſchen Fragen nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen ſtelle ich längſt nicht mehr, ſondern ich ſuche mir mein Leben und, wo es ohne allzu viele Mühe geſchehen kann, auch das Anderer möglichſt bequem und gemüthlich einzurichten. Meinen Schafen ein milder Hirt, predige ich ihnen unabläſſig meinen Grundſatz: Leben und leben laſſen. Deßhalb nehmen auch die Stralecker keinen Anſtoß an meinem Pfaffenthum, obgleich ſie ein ziemlich ungläubiges Völklein ſind, und haben mich alle gern. In das theologiſche Gezänke unſerer Tage miſche ich mich nicht im Entfernteſten, da ich denn doch zu äſthetiſch gebildet bin, um dieſem Blödſinn auch nur eine unterhaltende Seite abgewinnen zu können. Beliebt es meiner Gemeinde morgen, deutſchkatholiſch oder freigemeindiſch zu werden, ſo thue ich mit, ſo lange ſie aber römiſchkatholiſch bleibt, bleibe ich's auch. Wir, meine Pfarrkinder und ich, wiſſen recht gut, wie wir mit einander daran ſind, denn wir wiſſen beide, daß man von Hoſtien nicht fett wird.

Gut gebrüllt, Löwe. Ich ſehe, du bildeſt eine eigenthümliche Spezies vom Genus Loyola's.

Fehlgeſchoſſen, mein Theuerſter. Zum Jeſuiten bin ich viel zu indifferent und indolent. Aber laſſen wir jetzt meinen Stand: der iſt ja unter anſtändigen und gebildeten Menſchen ganz Nebenſache, und du wirſt ſtets finden, daß ich ein anſtändiger und gebilder Menſch bin und meine Freunde lieb habe. Und jetzt komm, ich ſehe, Liesſchen hat den Kaffee draußen unter der Linde ſervirt. Er trinkt ſich dort ganz angenehm.

Der Platz unter der Linde vor dem Pfarrhaus war von dem Arom des ſchwarzbraunen Getränkes erfüllt, als wir heraustraten. Es iſt ein lieblicher Ort, der Schattenplatz unter dem breitäſtigen Baum. Nach drei Seiten hin bietet ſich eine herrliche Ausſicht auf Berg und Thal. Gerade vor uns in der Tiefe lagen die weithin zerſtreuten Häuſergruppen des Dorfes. Dort wo ſie gegen Oſten enden und die Zillach aus einem ſchmäleren Seitenthal hervorkommt, hebt ein prächtiger, wohlgepflegter Park an, an deſſen öſtlichem Ende der ihn durchſtrömende Fluß entſpringt. So ziemlich in der Mitte des Parkes, deſſen Länge wohl gegen zwei Stunden betragen mag und der rechts und links in den Felspartien der ihn einengenden Berge endigt, bildet das Flüßchen einen klaren See von mäßigem Umfang und in ſeinem Waſſer ſpiegelt ſich das im Renaiſſance-Stil erbaute Schloß Straleck. Unmittelbar hinter dem modernen Gebäude, deſſen imponirende

Maſſen auf einem ſanftabfallenden Hügel lagen und deſſen architektoniſche Schönheit mich der Tubus des Pfarrers errathen ließ, ſtieg ein coloſſaler alter Thurm in die Höhe, welcher, über und über von Epheu umſponnen, die ehemalige Lage der längſt in Trümmer geſunkenen Stammburg des alten Dynaſtengeſchlechtes anzeigte. Wandte man den Blick von dieſem Sitz der Geburtsariſtokratie ab und nach dem ſüdlichen Ausgang des Dorfes, ſo traf er dort auf einen von ziemlich jungen Gartenanlagen umgebenen, blank herausgeputzten Sitz der Geldariſtokratie, auf das Haus oder vielmehr Palais des Baron Redwitz, deſſen einer Seitenflügel aber verunziert wurde durch einen in ziemlich rohem Stil aufgeführten, weitſchichtigen Anbau, in welchem der Beherrſcher der Induſtrie des Thals ſeine Comptoirs und Magazine eingerichtet hatte. Man konnte in den großen Hofraum, welchen dieſe Gebäulichkeiten umſchloſſen, hineinſehen und das rege Treiben, welches dieſen mit Fuhrwerken und gehenden und kommenden Menſchen angefüllten Raum bedeckte, bildete einen bedeutſamen Gegenſatz zu der Ruhe des einſam in ſeinem ſtillen Parke drüben liegenden Edelhofes.

Der Pfarrer zeigte und erklärte mir alle die Einzelnheiten des ſchönen Landſchaftsgemäldes und nahm meine Glückwünſche zu der reizenden Lage ſeiner Wohnung mit Behagen entgegen.

Und wo führt denn die Straße hin, fragte ich, welche dort an dem Redwitz'ſchen Hauſe vorüber und eine Strecke weit mit der, auf welcher ich geſtern hergekommen, faſt parallel das Thal hinabläuft, dann aber links ſich wendet und dann zwiſchen den dunkeln Bergwäldern verſchwindet?

Die führt hinüber ins Hellbrunner Thal.

Iſt das auch ſo belebt wie das unſere hier?

Bei Weitem nicht. Nur wenn der Prinz Willibald auf ſeiner im Hellbrunner Thal gelegenen Villa ſich aufhält, was der Jagd wegen oft geſchieht, wird es dort etwas lebhafter. Aber da fällt mir ja die große Stralecker Tagesneuigkeit ein. Denk' dir, der Prinz iſt geſtern im Reidlingsforſt faſt das Opfer einer meuchelmörderiſchen Kugel geworden.

Ja, ich hab' es mitangeſehen.

Was zum Teufel! Du haſt mir ja kein Wort davon geſagt!

Wahrſcheinlich nur deßhalb, weil wir Intereſſanteres zu beſprechen hatten. Was geht mich ſo ein Prinz an?

Ah, immer noch der alte ſtarre Republikaner? Aber erzähle doch!

In Folge dieſer Aufforderung erzählte ich die Abenteuer, welche ich geſtern auf meinem Wege nach Straleck erlebt, wobei ich jedoch, ich weiß ſelbſt nicht warum, über die Erſcheinung Graziella's im Walde leicht hinwegging, um deſto ausführlicher von dem Kätherle, von dem Sprudelbauer und den Gebrüdern Grimmelſingen zu reden.

Der Pfarrer war während meiner Erzählung ziemlich nachdenklich geworden.

Es iſt ſeltſam, ſagte er, als ich geendigt.

Was iſt ſeltſam?

Daß man auf den Prinzen ſchoß.

Ja, das muß freilich einem guten Deutſchen ſonderbar vorkommen.

Mir kommt es nicht ſo ſehr ſonderbar vor, als du vielleicht glaubſt.

Wie ſo?

Hm, ich möchte ſchwören, daß ich den, welcher den Schuß losgebrannt, ganz gut kenne.

Wirklich? Nun wer ſoll's denn ſein?

Pſt, pſt, Nichts mehr davon.

Wie du willſt. Der Prinz ſcheint aber hier herum nicht eben im Geruche der Heiligkeit zu ſtehen.

Behüte. Er iſt ein leidenſchaftlicher Nimrod, welcher die Bauern durch ſein Wildhegen faſt zur Verzweiflung bringt.

Hirſch- und Mädchenjäger u. ſ. f.

Nun, du weißt, ich bin kein Rigoriſt, und überdies bin ich weit von der durchaus falſchen Anſicht entfernt, daß Leidenſchaft und Ausſchweifung ausſchließlich in den höheren und höchſten Ständen zu Hauſe ſeien. Der einzige Unterſchied zwiſchen den höheren und niederen Ständen in Beziehung auf Laſter und Frevel beſteht, wenn man die Sache genau anſieht, darin, daß jene mehr Zeit, Geld und Gelegenheit zum Sündigen haben als dieſe. Ich möchte daher auch den Prinzen nicht zu ſtrenge beurtheilen. Allein deſſenungeachtet muß ich ſagen, daß er ſich in einigen Fällen bübiſch benommen hat und daß die Kugel, welche geſtern auf ihn abgefeuert wurde, falls ſie ihn getroffen, nur ein Bote der ewigheiligen Nemeſis geweſen wäre.

Einer von den Fällen, welche du im Auge haſt, iſt wohl der mit des Sprudelbauers Madel.

Allerdings, aber woher kennſt du das?

Das Katherle ließ geſtern einige Worte darüber fallen. Es waren jedoch bloße Andeutungen, aus denen ich nur entnehmen konnte, daß eine prinzliche Niederträchtigkeit das Unglück einer ganzen Familie zur Folge hatte.

Ja, ſo iſt es. Mutter und Tochter vor der Zeit todt, der Vater wahnſinnig, der Sprudeljörg melancholiſch.

Der Sprudeljörg?

Nun ja doch, er heißt Jörg, d. i. Georg, und weil ſein Vater Beſitzer des Sprudelhofs iſt, ſo wird er der Sprudeljörg genannt, wie es hier herum überhaupt Sitte iſt, die Namen der Bauern aus ihren Taufnamen und den Benennungen der einzelnen Höfe und Häuſer zu componiren. Der Jörg war wirklich früher ein rechter Sprudler, jetzt aber ſcheint er nur noch ein

Dusler zu ſein. Hm, die Leute haben Schlimmes erlebt.

Du machſt mich immer neugieriger auf die Geſchichte.

O, ſie iſt ganz kurz und einfach und zeichnet ſich nur durch ihren tragiſchen Ausgang vor vielen ähnlichen aus, die man vom Prinzen Willibald erzählt oder erzählen könnte. Der Sprudelbauer und ſeine Bauerin waren wackere Leute und angeſehen in der Gegend. Sie hatten außer dem Jörg nur noch ein Kind, eine Tochter, welche Madel, d. i. Magdalena hieß. Es war ein ſchönes Mädchen und wurde von den Eltern und dem Bruder mit einer Zärtlichkeit behandelt, wie ſie in Bauernfamilien nicht eben gewöhnlich iſt. Die Madel ward als die Verlobte ihres Vetters Ambroſius Vollmer angeſehen, welcher ein Bruderſohn des Sprudelbauers iſt und von der Theologie, zu welcher ihn ſein frommer Vater zwangsweiſe angehalten, nach dem Tode des letzteren zur Jurisprudenz umgeſattelt hat. Eines Tages nun hielt der Prinz eine ſeiner Jagden in der Umgegend ab und hatte, wie das oft geſchieht, ſein Quartier bei unſerem Grafen genommen, welcher mit dem Vater der Hoheit ſehr befreundet geweſen war. Der Graf ſelbſt und das gnädige Fräulein, ſeine Enkeltochter, waren gerade auf einer ihrer häufigen Reiſen begriffen und ſo hatte der Prinz Gelegenheit, das Haus ſeines Wirthes zu einer Gewaltthat zu mißbrauchen. Eines Morgens, während die Treiber das Wild von den Bergen thalwärts ſcheuchten, paſſirte es und wohl nicht zufällig, daß der Prinz auf dem Sprudelhof eine Stunde zu raſten geruhte. Die guten Leute waren außer ſich vor Freude über die ihnen widerfahrene Ehre, die Hoheit aber war entzückt von der Schönheit der Madel und von ihren trefflichen Antworten, denn du mußt wiſſen, daß der Ambros in den Ferienzeiten ſein Bäschen weiter auszubilden ſich angelegen ſein ließ, als dies unſere Dorfſchule gethan und daß demnach das Mädchen keine rohe Bauerndirne war. Sie gefiel dem Prinzen über die Maßen und das war ungefähr das Schlimmſte, was ihr begegnen konnte. Am Tage nach dem Beſuch des prinzlichen Jägers ging die Madel mit anderen Mädchen nach ländlichem Brauche auf den Wochenmarkt, welcher jeden Samſtag im hieſigen Flecken abgehalten wirk, und kam Abends nicht nach Hauſe zurück. Die Ihrigen geriethen darob in Angſt, welche ſich in tiefen Kummer verwandelte, als am folgenden Tage die Madel heimkam, bleich, mit verſtörten Blicken, wie närriſch. Und ſo blieb ſie. Das zärtlichſte Bitten und Zureden der Eltern und des Bruders konnte das Mädchen nicht bewegen, zu ſagen, wo ſie die Nacht über geweſen und was ihr geſchehen. Sie verrichtete, wie vorher, fleißig ihre Arbeiten, aber ihr fröhliches Lachen war verklungen und ſie zehrte zu einem Schatten ab. So ging es einige Monate, bis die Eltern trotz Madel's Sträuben einen Arzt aus der Stadt riefen. Da verſchwand die Madel und ſechs Tage darauf zog man drunten im Unterland ihren Leichnam aus dem Waſſer. Ein Brief, welchen ſie in der Reſidenz auf die Poſt gegeben, offenbarte das Geheimniß. Sie war an jenem Tage von dem Wochenmarkte weg in das gräfliche Schloß gelockt worden und zwar, es iſt ſchmählich zu ſagen, durch ihren Beichtvater, meinen Vorfahr, den Pfarrer des Ortes, welcher ſich, wie man ſagt, ſchon mehrfach zu ähnlichen Dienſten von dem Prinzen hatte gebrauchen laſſen. Der Schuft hatte ihr vorgemacht,

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

der Prinz, welcher bei ſeinem Oheim, dem König, Alles gelte, wolle ihr zum Dank für die gaſtliche Aufnahme, welche er auf dem Sprudelhofe gefunden, eine Gnade gewähren und ſie ſolle nur kühnlich den Herzog bitten, ihrem Vetter und Bräutigam Ambros ein Amt zu geben, ſobald derſelbe ausſtudirt haben würde. Madel ging in die Falle und vermittelſt Drohung und Gewalt vollendete der Prinz das Werk des Pfaffen. Nach einiger Zeit ſpürte die arme Madel die Folgen jener unſeligen Nacht, und als vollends von einer Unterſuchung ihres Krankheitszuſtandes durch den Arzt die Rede war, jagten Scham und Angſt ſie aus dem elterlichen Hauſe. Eine leicht erklärbare Verwirrung ihrer Ideen trieb ſie an, bei ihrem Verderber Hülfe zu ſuchen. Sie machte ſich zu Fuße nach der Reſidenz auf, drang, dort angekommen, in das Palais des Prinzen und flehte denſelben um Rettung an. Was will die närriſche Dirne? rief der Prinz aus. Man gebe ihr funfzig Gulden ein für allemal und jage ſie fort. Du mußt nämlich wiſſen, lieber Freund, daß das die ſtehende Summe iſt, womit der Prinz in Nachahmung eines ſeiner Vorfahren, der im vorigen

Jahrhundert ſein wüſtes Weſen trieb, die zahlreichen „Kinder ſeiner Laune“ auszuſtatten geruht. Verzweifelnd floh die Madel aus dem Palaſt, und nachdem ſie den Brief, der das Alles erzählte, geſchrieben und abgeſchickt, ſuchte und fand ſie den Tod in dem Fluß. Ihr Vater verlor darob den Verſtand, die Mutter ſtarb vor Herzeleid und der muntere Jörg wurde eine Art Träumer. Auch auf den Ambros übte die Geſchichte den unheilvollſten Einfluß. Bis dahin ein ziemlich ſolider Student, wurde er aus Schmerz und Wuth ein Bruder Liederlich, vergeudete das Erbe, welches ihm ſeine Eltern hinterlaſſen, in akademiſchen Orgien, hatte Duelle und Händel aller Art und lebt jetzt als ein mit ſich und der Welt zerfallener Müßiggänger auf dem Sprudelhof. Dem Pfaffen ging's übrigens auch ſchlecht. Er wurde kurze Zeit nach dem Tod der Madel im Walde erhenkt gefunden und die Leute ſagten, ſeine Gewiſſensbiſſe hätten ihn zum Selbſtmörder gemacht. Man hörte freilich auch leiſe davon munkeln, ein Menſch von Fleiſch und Blut, den ich nicht näher bezeichnen mag, habe die Rolle der Nemeſis an dem ſchuftigen Kuppler geſpielt, allein dies

Gemunkel verſtummte bald wieder, denn es mußte den geiſtlichen Amtsbrüdern des Erhenkten Alles daran liegen, die ganze Sache möglichſt in Schweigen zu begraben, und ſo wurde ſie vertuſcht.

Ich erſpare dem Leſer die Betrachtungen, zu welchen dieſe Dorfgeſchichte meinem Freund und mir Veranlaſſung gab. Sie waren, wenigſtens von meiner Seite, nicht ſehr deutſch-loyaler Natur, obgleich auch ich der Anſicht bin, welche der Pfarrer vorhin geäußert, daß nämlich die verſchiedenen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſo faſt durch ihren Hang, als vielmehr durch die ihnen gebotene Gelegenheit zum Sündigen und Unrechtthun ſich unterſcheiden.

Bangolt wollte ſich übrigens die heitere Stimmung, in welche der ſonnige Herbſtnachmittag, ſammt dem Getränk aus Mokka und dem duftenden Glimmſtengel aus Cuba, ihn verſetzt hatten, nicht lange trüben laſſen, weßhalb er das Geſpräch auf andere Dinge zu lenken ſuchte. Ich kam indeſſen ſeinen Bemühungen nicht ſehr eifrig entgegen. Ich hatte es in der Philoſophie Epikur's noch nicht ſo weit gebracht, daß ich düſtere Eindrücke, wie ſie durch die eben gehörte Geſchichte hervorgebracht werden mußten, ſo leicht und raſch hätte von mir abſchütteln können. Um ſie allmälig loszuwerden, wandte ich meine Blicke von dem Sprudelhof, welchen man hier oben deutlich wahrnehmen konnte, ab und anderen Punkten der reizenden Gegend zu.

Was iſt das für ein altes Gemäuer, welches dort weit oben zwiſchen den Hügeln in der Nähe des Eibachpaſſes hervorſchaut? fragte ich den Pfarrherrn.

Hab' Reſpekt davor, verſetzte er mit komiſchem Ernſte. Das iſt der Stamm- und Wohnſitz des freiherrlichen Gebrüders von und zu Grimmelſingen.

Wie, die Wohnung der beiden Rococogeſtalten, mit welchen der wahnſinnige Sprudelbauer geſtern das Stück Komödie aufführte, wovon ich dir ſagte?

Freilich.

Erzähle mir doch Näheres von dieſen Foſſilien des achtzehnten Jahrhunderts.

Ja, das will ich, erwiderte der Pfarrer, froh, von der Tragik zur Komik übergehen zu können, und begann, wie folgt.

5.

Das Gebrüder Grimmelſingen.

Zur Zeit der großen franzöſiſchen Revolution lebte in dem alten Gemäuer dort der Baron Xaver von Grimmelſingen, ein echter, rechter, biderber deutſcher Edelmann vom älteſten Schrot und Korn, d. h. ein vollendeter Querkopf. Es gehen in der Gegend viele Geſchichten um, die es außer Zweifel ſtellen, daß der edle Freiherr die Grimmelſingen für das adeligſte Blut im heiligen römiſchen Reich gehalten und ſein Schlößlein, wie die Griechen ihr Delphi, für den Nabel der Erde angeſehen habe. Ein ſolcher Junker mußte natürlich allem Alten, ſofern es nicht älter war als das Feudalſyſtem, fanatiſch anhängen und er manifeſtirte dieſe Anhänglichkeit ſtets ſo auffallend und heftig, daß man ihn, weil damals die Wörter Conſervativer und Conſervatismus noch nicht erfunden waren, in der ganzen Gegend einen Narren nannte. Er lebte völlig in mittelalterlichen Vorſtellungen und behandelte die Inhaber der drei oder vier Pachthöfe, welche die „Baronie" Grimmelfingen bildeten und noch bilden, in der patriarchaliſch despotiſchen Weiſe, in welcher ſeine Vorfahren mit ihren Hörigen umgegangen ſein mochten. In Folge der Widerſprüche übrigens, welche oft in einem und demſelben Menſchen Platz greifen, hatte Baron Xaver auch wieder einen recht modernen Tic, nämlich ſeine Begeiſterung für den großen Fritz, von deſſen im Grunde ganz revolutionärer Miſſion er gar keine Vorſtellung ſich zu machen vermochte. Er kleidete ſich mit ängſtlicher Genauigkeit wie der alte Fritz, ſchnupfte wie der alte Fritz, ja, und blies ſogar Flöte wie der alte Fritz, d. h. etwas weniger gut, ſo daß die Baronin, wie der Graf von Straleck behauptete, an dem Flötenſpiel ihres Gemahls vorzeitig verſtarb. Sie hatte indeſſen doch Zeit gehabt, dem Freiherrn zwei Söhne zu gebären, die heutzutage unter dem Namen des Gebrüders Grimmelfingen weitum im Gebirge berühmt ſind und die du nicht mit Unrecht Foſſilien aus dem achtzehnten Jahrhundert genannt haſt.

Aber wie iſt es möglich, daß ſolche Verſteinerungen die freie Luft unſerer Tage auszuhalten vermögen, ohne zu zermürben und zu zerfallen! unterbrach ich den Erzähler.

Bah, lautete die Antwort, der Unſinn iſt das Bleibendſte auf der Welt und wir Alle ſtecken viel tiefer in der Vergangenheit drin, als du und ich es uns träumen laſſen. Ich muß immer lachen, wenn die liberalen Redner und Publiziſten die Backen aufblaſen und mit einer Wichtigkeit, als brächten ſie das Originellſte vor, das platteſte, abgedroſchenſte Zeug zu Markte bringen. Wir kommen nicht aus dem Dunſte heraus, welchen die „ewige Krankheit“, von der Goethe ſpricht, um ſich verbreitet, und Schiller hat eines ſeiner wahrſten aber zugleich traurigſten Worte geſprochen, indem er die Gewohnheit des Menſchen Amme nannte. Der große Bengel von Säugling kann ſich ihrer Milch nie entwöhnen. Welche nachhaltige Wirkungen aber die Milch der Gewohnheit hervorzubringen vermöge, hievon ſind die beiden Grimmelſingen, Pankraz heißt der

Aeltere, Bonifaz der Jüngere, höchſt merkwürdige Beiſpiele. Von Natur keineswegs ſtupid, ſondern ziemlich aufgeweckten Geiſtes, wurden ſie von ihrem Vater förmlich gewöhnt, Idioten zu ſein. Die Thaten und Wirkungen der franzöſiſchen Revolution vermochten den Alten keineswegs aus ſeinem Duſel zu wecken. Und doch hatte er Gelegenheit gehabt, dieſer Erſcheinung ganz nahe ins Geſicht zu blicken. Er war nämlich als Freiwilliger in das Heer getreten, welches unter Anführung des Herzogs von Braunſchweig auf den Spitzen preußiſcher Bayonnette den Franzoſen die Segnungen des abſoluten Königthums zurückbringen ſollte und in der Champagne ſo ſchmählich Fiasco machte. Er kam zurück, wie alle dieſe Helden des Abſolutismus, abgeriſſen, mit Koth bedeckt und mit einer ſchrecklichen Diarrhoe behaftet. Vielleicht half ihn auch der Verdruß über dieſen Ausgang der contrerevolutionären Donquixotiade immer mehr in die gute alte Zeit hineintreiben. Er verſchloß ſich in ſeine Burg und lebte da in ſeiner eingebildeten Welt. Mochte draußen Napoleon das heilige römiſche Reich deutſcher Nation zertrümmern, der edle Freiherr nahm ſo wenig Notiz daren, daß er ſeinen älteren Sohn zum Reichsfeldmarſchall, den jüngeren aber zum Reichskanzler beſtimmte und die beiden Jungen höchſtſelbſt auf ihre künftige Laufbahn vorzubereiten unternahm. Er lehrte ſie Alles, was er in ſeiner Jugend gelernt, reiten, jagen, fechten, ſchießen, Menuett tanzen, was für den künftigen Reichsfeldmarſchall ausreichte, während er dem künftigen Reichskanzler auch noch die Jurisprudenz und andere Wiſſenſchaften beibrachte, wie man ſie zu ſeiner Zeit auf der Univerſität Ingolſtadt oder einer ähnlichen betrieben hatte. Daß die jungen Barone die altfränkiſche Kleiderordnung, das Schnupfen und Flötenblaſen von dem Alten adoptirten, verſteht ſich von ſelbſt. Als der Freiherr ſtarb, konnte er dies mit der tröſtlichen Ueberzeugung thun, daß ſeine Weltanſchauung, ſein Zopf, ſein Dreimaſter, ſein Flötenſpiel, ſeine [illegible] mittelalterlichen Ideen, nicht zu vergeſſen ſeine Verehrung Friedrich's des Großen, keineswegs mit ihm zu Grabe gehen würden. Statt eines Hidalgo de la Mancha beſaßen die Hallberge jetzt deren zwei. Vielleicht wären die Brüder aus der Umzäunung ihrer Narrheit hinausgetrieben worden, wenn die Gegend vor dreißig und mehr Jahren ſchon ihren heutigen Charakter getragen hätte. Aber damals waren die Hallberge ſelber noch ein Stück Mittelalter, und als die neue Zeit mit ihren Ideen, ihrer Induſtrie, ihrem Verkehr in dieſe Thäler hereinbrach, hatten ſich die Vorſtellungen des Gebrüders Grimmelſingen ſchon ſo verknöchert und verſteinert, daß die Berührung mit einer allmälig veränderten Umgebung ihnen Nichts mehr anhaben konnte.

Der Erzähler brannte ſich hier eine neue Cigarre an und ich benutzte die Pauſe zu der Frage, warum man denn die beiden Junker mit der ſchnackiſchen Benennung: „das Gebrüder Grimmelſingen" bezeichne.

Ja, ſiehſt du, gab der Pfarrer zur Antwort, ſo nennen ſie ſich ſelbſt, wollen auch, daß Andere ſie ſo nennen, und unterzeichnen ſich ſtets alſo. Aber das rührt von einer Schalkheit des Grafen von Straleck her. Der hatte nämlich als Humoriſt von jeher ſein innigſtes Ergötzen an ſeinen Nachbarn und leiſtete ihren Narretheien allen möglichen Vorſchub. Seinem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß unſere moderne Polizeibrutalität die mittelalterliche Vaſallenwirthſchaft der beiden Junker, welche übrigens bei der Gutmüthigkeit des Gebrüders eine ganz harmloſe und gemüthliche iſt, noch nicht geſtört hat. Zum Dank dafür geben ſie ohne ihr Wiſſen die luſtigen Perſonen des Grafen und des Prinzen Willibald ab, welcher ſie ſtets zu ſeinen Jagden einladet. Eines Tages ſtattete der Graf ſeinen Beſuch auf Schloß Grimmelfingen ab und brachte bei dieſer Gelegenheit mit feierlicher Miene vor, wie ſehr er ſich darüber verwundere, daß ſeine hochedeln Nachbarn bei ihren Unterfertigungen ſich des neumodiſchen, erſt ſeit 1789 aufgekommenen Ausdrucks „die Gebrüder“ bedienten, während es ſich doch für Edelleute von ſo echteſtem Schrot und Korn gezieme, des echt altchriſtlich-germaniſchen Ausdrucks „das Gebrüder“ ſich zu bedienen. Der Graf wußte dieſe ſeine Anſicht vermittelſt Citaten aus Capitularien und Gloſſarien, vermittelſt gothiſcher, angelſächſiſcher und mittelhochdeutſcher Brocken ſo einleuchtend und unwiderlegbar zu begründen, daß ſeine Zuhörer in ſich gingen, über ihre nach Thron und Altar zerſtöreriſcher Orthographie ſchmeckende Unterſchrift ſich entſetzten und von da ab mündlich und ſchriftlich „das Gebrüder von und zu Grimmelſingen“ ſich nannten, welche Benennung jetzt in der ganzen Gegend gäng und gäbe iſt. Ich könnte dir noch mehr Verſchrobenheiten aufzählen, zu welchen der ironiſche Graf ſeine Nachbarn zu verleiten wußte, allein die abenteuerlichſte iſt doch in dem Kopfe des Gebrüders ſelbſt gewachſen. Denke dir, das Gebrüder Grimmelſingen, welches mitſammen über hundert Jahre alt iſt, kam vor nicht vielen Monaten auf den Einfall, die ſiebzehnjährige Enkeltochter des Grafen zu heirathen. Du mußt die junge Comteſſe erſt ſehen, um die ungeheuerliche Tollheit dieſer Abſicht ganz würdigen zu können. Graziella .....

Graziella?“ unterbrach ich den Erzähler unwillkürlich.

Ei, was haſt du denn?

Nichts, der fremdklingende Name frappirte mich.

So, er frappirte dich? entgegnete mein Freund, mich mit ſeinen ſcharfen, dunkeln Augen überraſcht fixirend. Es iſt doch recht ſonderbar, daß dein Name auch die Gräfin ſo frappirte, als ich ihr zuerſt von dir ſprach.

Mein Name?

Ja, und ſie meinte, es wäre ein prächtiger Name.

Sehr ſchmeichelhaft für mich. Aber thu' mir den Gefallen und fahre in deiner Erzählung fort:

Graziella, die ein gut Theil der humoriſtiſchen Natur ihres Großvaters geerbt, machte ſich von jeher viel mit den beiden alten Knaben zu ſchaffen. Sie lobte ihr abſcheuliches Flötenſpiel, fand ihre Toupés, ihre Zöpfe, ihre fabelhaften Fräcke allerliebſt und brachte es glücklich dahin, daß die Hageſtolze verliebt wurden wie Maikäfer. Da gab es denn komiſche Scenen die Hülle und Fülle. Als vollends gar eines Morgens Graziella in der Tracht eines mittelalterlichen Edelfräuleins mit einem Falken auf der Fauſt vor der Burg Grimmelſingen erſchien und Einlaß begehrte, da war es um das Grimmelſingiſche Hageſtolzthum geſchehen, obwohl insbeſondere der Freiherr Bonifaz bisher einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Band der Ehe gehegt hatte. Der alte Ritterſitz wurde jetzt der Schauplatz tiefernſter Berathungen zwiſchen dem Gebrüder, und da dieſe Berathungen von einem Diener, welchen der Graf in die Dienſte des Gebrüders gebracht, behorcht und treulich referirt wurden, ſo hatten wir täglich Spaß vollauf. Welcher Grimmelſingen ſollte die Erbin von Straleck heirathen? Das war die Frage. Du biſt der Aeltere, der Stammhalter, ſagte Bonifaz zu dem Bruder, an dir iſt zuerſt die Reihe.

— Ich? verſetzte Pankraz, du biſt wohl nicht recht geſcheidt. Weiß ich, wann mich die Trompete ins Feld ruft? Soll ich dann ein jugendlich Gemahl untröſtlich zurücklaſſen? Du, Bonifaz, biſt als Mann des Friedens viel beſſer dazu geeignet. Du mußt es thun.

Ach Gott, entgegnete Bonifaz, über den ſein kriegeriſcher Bruder eine zuweilen ziemlich drückende Oberherrlichkeit ausübt und in welchem ſeine hageſtolzen Skrupel wieder erwachten; ach Gott, lieber Pankraz, muß ich denn Alles thun? — Ei, Schwerenoth, es gibt ungleich ſchwerere Dinge zu thun, ſollt' ich meinen.

Sicherlich, ſicherlich, lieber Bruder, aber meinſt du, ich möchte es zulaſſen, daß man ſagen könnte, ich ſei meinem Bruder, dem Stammhalter Derer von und zu Grimmelſingen, in den Weg getreten? — So, und meinſt du, ich ſei weniger großmüthig als du? Ich ſag' dir, ich trete dir die Comteſſe feierlichſt und freiwilligſt ab. Du mußt ſie heirathen, ich ſag' dir, du muß. Gegen dieſes Argument war, wie Bonifaz wohl wußte, Nichts mehr einzuwenden und ſo endigte der Wettſtreit Grimmelſingiſcher Großmüthigkeit damit, daß der jüngere Theil des Gebrüders ſich hinſetzte und ſeine Freiwerbung in aller Form zu Papier brachte. Doch du mußt dieſes in ſeiner Art einzige Document, wovon mich die Gräfin eine Abſchrift nehmen ließ, ſelber leſen," unterbrach ſich Bangold und ging raſch in das Haus, woraus er mit einem Papier zurückkehrte, deſſen Inhalt wörtlich folgender war:

„An die Hoch- und Edel-Geborene Demoi-
„selle Graziella, Erbgräfin von und zu
„Straleck.

„Hochachtbare Demoiselle, allezeit wohl-
„werthеſte Nachbarin, gnädigſte Com-
„tesse!

„Wasmaſſen Schreiber dies, ich Endesunterzeichneter Freiherr Bonifazius Eugenius Hubertus von und zu Grimmelſingen, aus unterſchiedlichen motivis ſein Abſehen und interesse darauf geſtellet und in

„Consideration uralten splendoris des reichsfreiherrlichen Hauſes Derer von und zu Grimmelſingen die considerable Pflichtnöthigung verſpüret hat, beſagten Hauſes Succession und titul in ehr- und rechtmäßiger Legitimité auf die Nachwelt zu verpflanzen, hat er existente casu die unterthänigſte Ehre, an Dero aimable Perſon nach erlangter approbation ſeitens ſeines liebwertheſten Bruders, des Freiherrn Pankratius Hieronymus Chryſoſtomus von und zu Grimmelſingen, hiemit feierlich die Declaration und Bitte zu addressiren, daß Dero Amabilität möchten in Gnaden geruhen, mir zur Erlangung beſagten Abſehens und Zweckes, betreffend Ehr- und rechtmäßige Fortpflanzung gemeldeten splendoris und tituls, zu verhelfen, nämlich inſonderheit durch Eingehung einer ehelich legitimen Allianz, zumahlen Schreiber dies wohl erkennet und vermerket, wie Dero Perſon ein paſſendes Auxiliar-Corpus zu mehr bemeldtem Abſehen und Zweck abzugeben qualificiret iſt. Dannenhero legt Schreiber dies hiemittelſt die ganze Baronie Grimmelſingen mit allen De- und Appertinenzien, Rechten, Renten, Gülten, Zehnten, Gefällen und

„ſonſtigen Potenzien, eingeſchloſſen ſeine eigene Perſonalität, Dero Gnaden ehrerbietigſt zu Füßen, verhoffend, dieſe Notification werde von Dero Gnaden agnosciret werden, damit nach arrogirter Approbation von Seiten des Hoch- und Edelgeborenen Herren Groß-Papa und tuteur, meines gnädigſten Nachbars und Freundes, Leopoldus Graf von und zu Straleck Erlaucht, und unter Assistenz beſagten Groß-Papas und tuteur, im Gleichen meines liebwertheſten Bruders, des Freiherrn Pankrazius Hieronymus Chryſoſtomus, ſofort zur rechtskräftigen Verfaſſung des tractatus matrimonii, im Gleichen zu der proclamation und kirchlichen Copulation könne geſchritten werden.

„Indem Schreiber dies ſich verſichet, daß in Anbetracht ſeines Character, titul und Wappens, wie auch ſeiner anderweitigen Qualitäten, nicht gemeinet werden könne, daß er Ungebührliches prätendiret, richtet er die Attention von Dero Gnaden noch auf die continuirliche affection, welche Dero Gnaden ihm haben angedeihen laſſen und welche er Seinerſeits mit gebührendem respectu observiret und reddiret

„hat: fernerhin auf die fortune und salus, welche für
„die ganze Gegend daraus emergiret, wenn fürohin
„die beiden Häuſer Grimmelſingen und Straleck in
„ehegeſponslicher Allianz verbunden und vereiniget ſind,
„und hiemit empfiehlt ſich Dero Gnaden als

„Dero Gnaden

„submisseſter, treuliebender, wohl-
„affectionirter Diener, Nachbar
„und Amateur Bonifazius Euge-
„nius Hubertus Freiherr von und
„zu Grimmelſingen.

„So geſchehen und gegeben
„auf unſerem Stamm- und
„Erbſitz Grimmelſingen, den
„28. 9bris Ao. 1846.“

Du willſt mich wohl zum Narren halten mit dieſem Liebesbrief, ſagte ich zu Bangold, nachdem ich geleſen. Das Ding gleicht ja auf's Haar einem Heirathsantrag eines Kanzleimenſchen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. So was ſchreibt dermalen kein Menſch.

Und ich ſag' dir, es iſt eine wörtliche Abſchrift des Heirathsantrages, welchen der Freiherr Bonifaz voriges Jahr an die Gräfin gelangen ließ. Nicht eine Sylbe iſt davon oder dazu gethan worden. Ich war gerade drüben im Schloſſe, als das koſtbare Sendſchreiben ankam. Es bereitete uns einen höchſt ergötzlichen Abend und Graziella entwarf ſogleich eine genau im nämlichen Stil gehaltene Antwort, welche unſere Heiterkeit noch beträchtlich erhöhte. Das Gebrüder vermochte nicht zu begreifen, warum dieſe Antwort abſchlägig lautete, bis endlich dem kriegeriſchen Pankrazius ein Licht aufging. Ich hab's, ſagte der lange Dünne zu dem kurzen Dicken, es war eine pure Eſelei, daß du unſern Antrag ſchriftlich anbrachteſt. Ihr Dintenkleckſer macht immer ſolche Dummheiten. Selbſt iſt der Mann und perſönlich muß er werben; man nimmt die Weiber am leichteſten im Sturme. — Ich glaub's, Bruder, erwiderte der friedfertige Bonifazius, aber ich bin, mein' ich, zum Sturmlaufen zu dick. Und dann, fuhr er weiter fort, will mir ſchier ſcheinen, als inclinirte die Comteſſe ihrem Schreiben zufolge mehr zum Kriegeriſchen als zum Gelehrten, hm, du verſtehſt mich? — Schwerenoth, Bonifaz, du biſt ein verteufelt kluger Kerl, sans plaisanterie. Ja, die kleine Hexe — — Ei, ei, Bruder, wer wird ſo deſpectirlich von der künftigen Freifrau von und zu Grimmelfingen reden? warf Bonifaz vorwurfsvoll ein. — Haſt Recht, Bruder, ganz Recht; aber ich wollte ſagen, daß mir die Gräfin, als ich geſtern mit ihr ritt, ein prächtiges Compliment über meine echt edelmänniſche und ritterliche Haltung machte. Und ſo, hm ….. Bruder, was meinſt du? ſoll ich's mal probiren? — Probir's, Bruder, probir's! Du mußt reuſſiren. — So probirte es denn auch der lange Dünne und zwar mündlich. Graziella entwarf uns eine köſtbare Schilderung von dem heroiſchen Anſtande, womit der kriegeriſche Freiherr ſeine Werbung bei ihr anbrachte, wie von der würdevollen Reſignation, womit er davon abgeſtanden, als ſie ihm mit dem für die Situation paſſenden Ernſte erklärte, ſie hätte das Gelübde gethan, Nonne zu werden, und müßte daher, ſo ſehr ſie über ihres werthen Nachbars ritterliche Perſon, wie über die Grimmelfingiſchen De- und Appertinenzien entzückt ſei, die ihr zugedachte Ehre dankbarſt ablehnen. Die zurückgewieſenen Freiwerber glauben noch jetzt ſo feſt an Graziella's Gelübde, daß der kurze Dicke erſt vorgeſtern gegen mich äußerte, es ſei doch Schade, daß ſo viel Beaute und Grace hinter Kloſtermauern verwelken müſſe. Das Ende vom Liede aber war, daß die Geſchichte herumkam und das noble Gebrüder wieder einmal Stoff zu unauslöſchlichem Gelächter gab. Am längſten jedoch lachte ſie der wahnſinnige Sprudelbauer darob aus, der ſie, wie du ja geſtern ſelbſt gehört, noch jetzt überall, wo er ſie erblickt, mit dem Zuruf: Hochzeiter! Hochzeiter! begrüßt.

6.

Graziella.

Du ſcheinſt ein vertrauter Gaſt im Schloſſe zu ſein, lieber Seelenhirt, ſagte ich, nachdem der Pfarrer ſeine Grimmelſingiſche Hiſtorie beſchloſſen.

Allerdings, mein Guter, und ich hoffe, auch du wirſt dir dort gefallen.

Schwerlich.

Ach, ſei doch kein Eſel — bitt' um Entſchuldigung — und beeinträchtige durch vorgefaßte Meinungen und demokratiſche Vorurtheile deine Stellung nicht. Auch biſt du gewaltig im Irrthum, wenn du glaubſt, Schloß Straleck ſei eine Herberge deutſchen Krautjunkerthums oder herzloſer Diplomätelei. Ich ſag' dir, der Graf iſt ſeinem Alter und ſeiner Ironie zum Trotz ein weit gründlicherer Revolutionär als alle unſere liberalen Notabilitäten zuſammengenommen. Und dann erſt ſeine Enkelin......

Nun?

Sie hat ſich ihrer Jugend ungeachtet mit den zeitbewegenden Fragen und Problemen ernſthafter beſchäftigt als vielleicht wir Beide und iſt eines der freieſten Weſen, die dermalen leben.

Eine Emanzipirte alſo?

Bah, geh zum Teufel! Du würdeſt ein Wort, welches nach ſchlechten Cigarren riecht, nicht auf Graziella anwenden, wenn du ſie auch nur einmal geſehen hätteſt. Der Zauber ihrer Perſönlichkeit iſt ein ſo allgewaltiger, daß.....

Ein wohlbeſtallter Paſtor darob zum Lyriker wird.

Bangold ſah mich bitterböſe an.

Ihr Mediziner ſeid doch wahre Scheuſale, ſagte er mit komiſcher Entrüſtung. Und in ſeinen gewöhnlichen behaglichen Ton zurückfallend fuhr er fort. Wenn du keine Poſſen machen willſt, will ich dir eine kurze Schilderung von dem Grafen und ſeiner Enkeltochter zu entwerfen ſuchen, welche dir, da du jedenfalls mit ihnen in Verkehr treten mußt, vielleicht von Nutzen ſein kann.

Ich bin ganz Ohr, lieber Junge.

Graf Leopold iſt der letzte männliche Sproſſe ſeines Stammes, ſeit er ſeinen einzigen Sohn, den Vater Graziella's, verloren. Abkömmling eines der älteſten Dynaſtengeſchlechter unſeres Landes, mit körperlichen Vorzügen, mit Geiſt und Reichthum gleicher Weiſe ausgeſtattet, war der Graf zu einer bedeutenden Rolle im Leben berufen, um ſo mehr, da ſeine Familie mit unſerer jetzigen königlichen in vielfach enger Beziehung ſtand und ihn namentlich mit unſerem dermaligen König und deſſen Bruder, dem Vater des Prinzen Willibald, eine herzliche Jugendfreundſchaft verband. Er betrat nach dem Wunſche ſeines Vaters, des regierenden Grafen — damals gab es noch regierende Grafen von Straleck — die ſtaatsmänniſche Laufbahn und befand ſich als blutjunger Attaché bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Paris, als die große Revolution ausbrach, mit deren Strom zu ſchwimmen ihn, wie er mir einmal geſagt hat, nur die Rückſicht auf ſeinen Vater abhielt. Indeſſen gab er dennoch ſeine diplomatiſche

Stellung auf, um ſich mit ganzer Seele der Betrachtung des ungeheuren Dramas zu widmen und mit dem genialen Sonderling Schlabrendorf, der damals in der Hauptſtadt Frankreichs lebte, darüber zu philoſophiren. Der Tod ſeines Vaters rief ihn nach der Heimath zurück, wo er nun die Rolle des regierenden Grafen übernehmen mußte. Er weiß es mit prächtigem Humor darzuſtellen, wie er, vom Schauplatz welterſchütternder Ereigniſſe herkommend, in dieſen abgelegenen Bergen als revolutionärer Duodezdynaſt Fiaſco machte. Er wollte ſeine Bauern frei und glücklich machen, allein ſie verlachten ſeine Rouſſeau'ſche Philanthropie und rebellirten förmlich gegen ihn, als er ſie zwingen wollte, ihre Kinder in die von ihm errichteten Volksſchulen zu ſchicken. Er wollte auf ſeinem kleinen Territorium eine vernünftige Rechtspflege einführen, er wollte die Landwirthſchaft reformiren, aber Alles und Jedes wurde ihm, da er noch dazu eine mehr beſchauliche als thatkräftige Natur iſt, durch ſo viele Mißverſtändniſſe und Hinderniſſe verleidet, daß er zuletzt von ſeiner Reformluſt abſtand und ſich bekannte, der alte Erfahrungsſatz, Gewohnheit und blinder Glaube vermöchten auf Erden weit mehr, unendlich weit mehr als Vernunft und Humanität, enthalte eine große Wahrheit. Die Erfahrungen, welche er als Reformer gemacht, ſowie ſeine von den Ideen der Zeit getragene Geſinnung ließen es ihn nicht als ein Unglück, ſondern ganz im Gegentheil als ein Glück betrachten, daß der Sturz des heiligen römiſchen Reiches und die Bildung neuer Königreiche in Deutſchland ihn ſeiner Regentenpflichten entband. Er war ſicherlich der einzige Reichsunmittelbare, welcher dem Napoleon von Herzen Dank ſagte, daß derſelbe den ärmlichen Reichsplunder in die Rumpelkammer der Geſchichte geworfen und ihn dadurch zum Privatmann gemacht. Er richtete ſich jetzt ſein Leben bequem und ſchön ein, nahm ein liebenswürdiges verwaiſtes Fräulein aus der Nachbarſchaft zur Frau, deren frühzeitigen Tod er tief betrauerte, erzog den einzigen Sprößling, welchen ſie ihm geboren, zu einem vernünftigen Menſchen, machte große Reiſen und benutzte ſeinen Reichthum zur Erfüllung humaner Abſichten, welche jetzt, nachdem die altfränkiſchen Bewohner der Hallberge durch die Polizei ihres neuen Souverains auf freilich etwas unſanfte Weiſe mit den

Forderungen der neuen Zeit bekannt gemacht worden waren, beſſer verſtanden und dankbarer gewürdigt wurden. Ein Anfangs harmloſer Zug zu Spott und Sarkasmus, welchen das Fehlſchlagen der idealiſtiſchen Experimente ſeiner Jugendzeit in ihm herangebildet, wurde im Verlauf der Zeit allmälig herber, beſonders als dem Gemüth des dem Greiſenalter genahten Mannes die tiefſte Wunde geſchlagen wurde durch den Tod ſeines Sohnes, der von Allen, die ihn kannten, als ein verſtändiger, gütiger, braver Mann in ehrendem Andenken behalten wird. Der junge Graf hatte auf ſeiner italiſchen Reiſe eine Römerin, die Tochter des verarmten Principe Savelli, kennen und lieben gelernt und die Geliebte, eine Frau von idealer Schönheit, heimgeführt in die Halle ſeiner Ahnen.

Eine Savelli? unterbrach ich den Freund. O, ich wußte doch, daß ich ſie ſchon einmal geſehen haben mußte. Ja, es war im Palazzo Savelli und das waren ihre Augen, ihr Mund, ihr ......

Meiner Treu, fiel mir der Pfarrer verwundert in die Rede und beäugelte mich wieder mit einem ſeiner beichtväterlich forſchenden Blicke — meiner Treu, du biſt immer noch der alte Phantaſt. Was um's Himmelswillen willſt du denn mit deinem Palazzo Savelli hier?

Ei nun, verſetzte ich grob, wie das verlegene Leute oft zu ſein pflegen, deine Erwähnung der Principeſſa Savelli erinnerte mich daran, daß ich in einem der römiſchen Paläſte das Bild einer wunderſchönen Dame ſah, von dem mir der Cicerone ſagte, es wäre das Portrait der einzigen Tochter des verſtorbenen Principe, die weit hinten im Land der Tedeschi ein frühes Grab gefunden. Das Bild machte einen ſeltſamen Eindruck auf mich und .....

Du verliebteſt dich förmlich in daſſelbe wie ein rechter deutſcher Träumer.

Je nun, wenn's ein Bild von Fleiſch und Blut geweſen, alter Junge, ſo hätte ſo Etwas paſſiren können. Da jedoch Leinwand und Farben nicht in Fleiſch und Blut ſich wandeln .....

Zuweilen doch, du verſtockter Sünder. Du thäteſt wohl, an die Transſubſtantiationslehre zu glauben.

Und der Pfarrer lächelte, als er ſo ſprach, recht liſtig und verſchlagen in ſich hinein. Ich verſtand ſein

Lächeln wohl, gab mir aber nicht den Anſchein, es zu verſtehen, und forderte ihn zur Fortſetzung ſeines Berichtes auf.

Donna Graziella, fuhr Bangold fort, gebar ein Jahr nach ihrer Verheirathung mit dem jungen Grafen ihrem Gemahl eine Tochter und bezahlte die Geburt derſelben mit dem Leben. Das brach dem Vater des Kindes, welches den Namen der Mutter erhielt, das Herz, was in Romanen häufig, in der Wirklichkeit dagegen ſehr ſelten vorkommt. Der Wittwer hatte mit abgöttiſcher Zärtlichkeit an ſeiner Frau gehangen, die ihn mit einer Fülle von Glück überſchüttete, und er erlag dem Schlage ſo raſch, daß er kaum ein Jahr nach dem Tode der Gattin an ihre Seite unter dem Raſen gebettet wurde. Was noch von Antheil am Leben in dem alten Grafen vorhanden, concentrirte ſich jetzt auf das kleine Weſen, welches der Obhut des Großvaters anheimgeſtellt war. Er hegte und pflegte es mit innigſter Liebe und das Kind vergalt dies, ſobald ſeine Gefühle zu erwachen begannen, mit unbegränzter Zärtlichkeit. Der Graf wollte ſich nie von der Enkeltochter trennen. Er leitete nicht nur ihre Erziehung, ſondern ertheilte ihr ſelber den Unterricht in den meiſten Fächern und ſie hat ihn von Kindheit an auf allen ſeinen Reiſen begleitet. Da er die Reſidenz nur ſehr ſelten beſucht und, wenn nicht auf Reiſen begriffen, faſt ununterbrochen hier in den Bergen lebt, ſo entwickelte ſich das Mädchen körperlich und geiſtig gleich friſch und ſchön, ohne daß ich deßhalb Graziella's Erziehung eine vollendete und durchweg gediegene nennen möchte. Es fehlte die leitende weibliche Hand, es fehlte die Hand der Mutter, und wenn das reine Gold von Graziella's Naturell das Anſetzen jedes Roſtfleckens verhütete, ſo erſcheint es doch zuweilen zu jenen bizarren Formen ausgeprägt, welche der aufmerkſame Beobachter oft an jungen begabten Damen, welche zu frühe mutterlos geworden, wahrzunehmen Gelegenheit hat. Der naive Enthuſiasmus, welcher der Jugend eigen iſt, verhinderte es, daß die unüberwundenen Gegenſätze von humanem Glauben an das Ideal und ſkeptiſcher Ironie, zwiſchen welchen der greiſe Erzieher noch immer ſich hin und her bewegt, einen nachtheiligen Einfluß auf den Zögling ausübten, allein deſſenungeachtet läßt die vielſeitige und gründliche Bildung Graziella's manchmal etwas Unvermitteltes, Unharmoniſches durchfühlen, den Mangel jenes unnennbaren Etwas, was bloß die Mutterhand der Tochter zu geben vermag. Der Graf, bei welchem die encyklopädiſtiſch aufkläreriſchen Traditionen des vorigen Jahrhunderts noch immer in hohem Anſehen ſtehen, hatte ſich, wie viele der Leute, mit welchen er jung geweſen, durch Rouſſeau einen gewiſſen pädagogiſchen Hang und Drang beibringen laſſen und er erzog demnach ſeine Enkeltochter nach den Vorſchriften des homme de la nature et de la vérité. Er lehrte ſie die alten Sprachen verſtehen, die neuen reden und ſchreiben, las mit ihr den Shakſpeare im Original, lehrte ſie Gewehr und Pferd führen, Hitze und Kälte, Regen und Wind ertragen, zeigte ihr fremde Länder und Menſchen, brachte ihr Verachtung gegen die Vorurtheile ihres Standes bei und gewöhnte ſie an ein thätiges hülfreiches Leben. Aber wie Vieles war daneben noch zu thun? Wie Vieles blieb dem jungen Mädchen ſelbſt überlaſſen? Wie viele Zeit über ſah ſich Graziella bei dem mit dem Alter immer mehr zunehmenden Hang des Großvaters zur Einſamkeit einzig und allein auf ſich, auf die Natur draußen und auf die Bücher drinnen angewieſen? Sie durchſtreifte Berge und Wälder mit der Lebendigkeit des Rehs, ſie tummelte ſich zu Pferde und auf der Jagd, ſie trieb tauſend muntere Poſſen mit den beiden Grimmelſingen, ſie verkehrte mit Bauern und Bergleuten und erwarb ſich eine Anhänglichkeit des Volkes, die an Vergötterung gränzt. Der Graf hatte noch eine Eigenheit der beſſeren ſeiner Standesgenoſſen aus dem vorigen Jahrhundert in das jetzige herübergenommen, die eifrige Theilnahme an der literariſchen Bewegung. Das Herz geht ihm noch jetzt unwillkürlich auf, wenn er von der Stellung ſpricht, welche die Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts gegenüber der Literatur und ihren Trägern einnahm. Es war dies ein ganz anderes, unverhältnißmäßig engeres und freundlicheres als das von heutzutage. Möchte doch politiſcher und kirchlicher Obſkurantismus Literatur und Preſſe dermalen lieber ganz vertilgen, während damals das Publicum dem Schriftſteller mit einer Theilnahme und Liebe entgegenkam, welche dem kraſſen Materialismus der Gegenwart faſt lächerlich vorkommt. Du mußt dir einmal von dem Grafen erzählen laſſen, mit welcher Freude man zu ſeiner Zeit dem Getön der Sonnenpfeile lauſchte, welche der noch nicht verhofräthelte Goethe ins Herz der deutſchen Philiſterei ſchoß. Die treue Anhänglichkeit des Greiſes an die Befreiungsliteratur ſeiner jungen Jahre hat auch auf Graziella höchſt bedeutſam eingewirkt. Daher kommt es, daß ſie den Maßſtab der Poeſie an das Leben zu legen liebt und daß ihrem empfänglichen Gemüth jene ſturm- und drangvolle Zeitſtimmung ſich mittheilte, jener ungeſtüme Ruf nach Freiheit und Natur, welcher in Frankreich den Geſellſchaftsvertrag und den Emil, in Deutſchland den Werther und Fauſt geſchaffen und wenig ſpäter im fernen Schottland in der Bruſt des Bauers Burns die herrlichſten Lieder geweckt hat. Summa Summarum, der Graf und ſeine Enkeltochter ſind die liebenswürdigſten Leute von der Welt.

Du ſcheinſt in deiner Schilderung, deren Wärme alle Anerkennung verdient, nur Eines vergeſſen zu haben: das Verhältniß der Gräfin zu dem Prinzen Willibald.

Was weißt du davon? fragte der Pfarrer mit einem forſchenden, faſt lauernden Blick.

Nicht mehr als ich heute Vormittag in der Brauerei zum goldenen Lamm erfuhr.

Und ich erzählte ſofort das Geſpräch, welches zwiſchen dem Lammwirth und dem Jägerburſch ſtattgefunden.

Alſo in dieſer Weiſe ſprechen die Leute ſchon darüber? ſagte der Pfarrer verdrüßlich und ſchwieg dann nachdenklich.

Nach dem, was du mir über die Sinnesart des Prinzen geſagt haſt, iſt mir ein vertrauteres Verhältniß eines Mädchens, wie du die Gräfin geſchildert, zu dieſem Manne rein unbegreiflich, ſagte ich.

Das iſt's eben, verſetzte Bangold. 's iſt unbegreiflich und ſieht doch ganz danach aus. Als der Graf und Graziella von der Reiſe zurückkehrten, während welcher der Prinz das Haus ſeines Gaſtfreundes zum Verderben der Tochter des Sprudelbauers mißbraucht hatte, ließ der Graf eine Aeußerung fallen, welche mich glauben machte, ſein Haus würde fortan dem Prinzen für immer verſchloſſen bleiben. Dem war aber nicht ſo. Der Prinz blieb nach wie vor einheimiſch im Schloſſe und ich bemerkte mit Erſtaunen und Schrecken, daß Graziella viel öfter mit ihm zuſammen war, als je zuvor. Ich wagte einmal eine leiſe Anſpielung auf die Bedrohlichkeit des Verhältniſſes, allein die Gräfin glitt mit einem Scherze darüber weg, und da ihr Großvater hinſichtlich der Sache offenbar vollkommen ruhig iſt, ſo kann es nicht meine Sache ſein, mich irgendwie einzumiſchen. Auffallend war mir das Benehmen der Gräfin gegen den Prinzen freilich ſehr, noch auffallender aber iſt mir die Veränderung ihrer Stimmung, welche ſich ſeit der Zurückkunft von ihrer letzten Reiſe bemerkbar macht. Es muß da Etwas vorgefallen ſein, was einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hat. Ihr angeborener Frohſinn weicht ſeither oft Anwandlungen von Trübſinn und ihr liebliches Lachen erklingt viel ſeltener als früher in den Galerieen des Schloſſes und den Baumgängen des Parkes. Der Graf beunruhigt ſich hierüber augenſcheinlich weit mehr, als über die Annäherung, welche ſeine Enkelin dem Prinzen geſtattete. Er ſagt, das Kind ſuche die Einſamkeit und ſei oft tagelang ſchweigſam. Ich begreife, daß ihn dies bekümmert, denn ich kenne nichts Reizenderes als Graziella's überall aus naivem Enthuſiasmus, edelſter Herzensgüte, ſchalkhaftem Humor und einem gewiſſen holden Leichtſinn, der die Stunde pflückt und genießt, gemiſchtes Geſpräch.

Mein lieber Leſer, verzeihe mir und halte mich nicht gerade für einen albernen Gecken, wenn ich dir bekenne, daß ein gewiſſes Etwas — es war, weiß der Himmel, nicht allein die Eitelkeit — mächtig in meiner Bruſt ſich aufblies, als Bangold die Veränderung andeutete, welche in der letzten Zeit im Benehmen Graziella's vorgegangen ſein ſollte. Die Erinnerung an unſere Wandertage in den Alpen kam wieder über mich und erfüllte mich mit einer aus Süße und Bitterkeit ſeltſam gemiſchten Empfindung, in welche verloren ich die von Bangold zuletzt vorgebrachte Aeußerung über das Geſpräch der Gräfin harmlos unbedacht beſtätigte mit den Worten:

Ja, es iſt ſehr reizend.

Der Pfarrer machte große Augen, aber ich beachtete den Ausdruck der Verwunderung in denſelben ſo wenig wie das ſchelmiſche Zucken ſeiner Lippen, als er erwiderte:

Höchſt reizend, nicht wahr? Ja, bei Gott. Aber hör' mal, lieber Junge, ich hab' vergeſſen, dich zu fragen, ob du die Rückreiſe aus Italien durch's Tyrol gemacht.

Nein, über den Gotthardt, durch das Berner Oberland und über Zürich.

Der Pfarrer ſprang mit einem unbändigen Gelächter auf und ſchrie:

Kerl, dich ſoll ja das Donnerwetter!

Nun, was iſt denn los?

Was los iſt? Da ſeh' mal Einer!

Was denn?

Ah, 's iſt gottvoll, zu ſehen, wie unwiſſend und unbetheiligt er ſich anſtellt! Wart' mal, du Hauptgauner! Alſo du biſt der Reiſegefährte, mit welchem der Graf und ſeine Enkeltochter die Furka und Grimſel paſſirten, du biſt „der intereſſante liebe junge Mann“, welcher der Gräfin am Handeckfall und bei Guttannen das Leben rettete, du biſt der Fremde, von welchem das dankbare Mädchen ſeither tagtäglich mit Enthuſiasmus ſprach!

Und wieder lachte der würdige Seelenhirt wie toll und ſchlug die Hände klatſchend in einander.

Nun, zum Teufel, was iſt denn da zu lachen? fragte ich, erboſt über mich, daß ich mir mein Geheimniß wie ein Schulknabe hatte ablocken laſſen, ein Geheimniß, deſſen bisheriges Verſchweigen den Freund berechtigen mußte, die ſeltſamſten Folgerungen daraus zu ziehen.

Was da zu lachen iſt? entgegnete Vangold. Ei nun, mein Junge, ich bringe dem Zufall, der die Welt regiert, ein Lachopfer dar, das einzige, welches dieſes närriſchen Gottes würdig iſt.

Und er ſondirte mich wieder gutmüthig ſpöttiſch mit ſeinen verdammt geſcheidten Augen und brach abermals in ein ſchmetterndes Gelächter aus, das er aber plötzlich unterbrach, indem er mit dem Arme gegen den Fußſteig hinwies, welcher zwiſchen dem Friedhof und dem Pfarrgarten den Hügel heraufführte, und haſtig leiſe zu mir ſagte

Pſt, ſie kommt!

Ich ſchaute auf und erblickte eine Dame, welche auf dem bezeichneten Fußpfad unſerem Sitze unter der Linde ſich naherte.

Es war Graziella.

Ihre edle Geſtalt zeichnete ſich ſcharf und plaſtiſch in der reinen Herbſtluft ab und die Strahlen der ſinkenden Sonne ſpielten flimmernd auf der üppigen Fülle ihres prachtvollen Haares, welches über der Stirne einfach geſcheitelt und hinten in einen Flechtenknoten gebunden war, deſſen Größe und Schwere den zierlichen Kopf des Mädchens rückwärts ziehen zu müſſen ſchien. Sie trug ein weißes Kleid mit blauem Gürtel und hatte einen breitkrämpigen Strohhut nachläſſig am linken Arme hangen. Mit geſenktem Blicke kam ſie über den Raſen daher und ſah erſt auf, als der Pfarrer ihr mit ehrerbietigem Gruße entgegentrat. Ich meinestheils hatte mich ebenfalls erhoben, hielt es aber nicht für gerathen, mit meinem ganz unvernünftig laut klopfenden Herzen hinter dem mich verbergenden Stamm der Linde hervorzutreten.

Guten Abend, lieber Freund, ſagte Graziella mit ihrer ſüßen Stimme und gab dem Pfarrer die Hand. Iſt Lieſchen zu Hauſe? Ich möchte ....

Mit einem plötzlichen Aufſchrei unterbrach ſie den angefangenen Satz.

Sie hatte mich ſeitwärts hinter dem Baumſtamm wahrgenommen.

Ich mußte nun wohl hervorkommen und trat ihr mit einem Bückling entgegen, der ſicherlich Nichts weniger als ſchulgerecht war.

Aber ſie eilte mit einem Schrei der ungeheucheltſten Freude auf mich zu, bot mir ihre beiden lieben kleinen Hände dar, drückte die meinigen herzlich und rief, mit ihren ſtrahlenwerfenden Augen mich anlachend:

Mein Freund, mein Retter, mein theuerſter Freund, o, wie glücklich macht es mich, Sie wiederzuſehen!

Ich muß, wenigſtens behauptete es Bangold ſpäter, dieſem Gruß eines feurigen Gemüthes gegenüber ziemlich hölzern, verlegen dageſtanden ſein. Allein ich fühlte, wie mir das Blut brennend in den Kopf ſtieg, und goldene Funken flimmerten mir vor den Augen.

Meine Unbeweglichkeit rief das Gefühl mädchenhafter Scham und Scheu in dem reizenden Weſen wach.

Graziella zog leiſe ihre Hände aus den meinigen, trat einen Schritt zurück, verſchleierte zu Boden blickend ihre Augen mit den langen dunkeln Wimpern und purpurne Glut überzog ihr edles helleniſches Antlitz.

Der Pfarrer trat vermittelnd zwiſchen uns.

Gnädiges Fräulein, ſagte er, mich in aller Form vorſtellend, ich gebe mir die Ehre, Ihnen hier meinen guten, aber etwas ſchüchternen Freund, den ehrenwerthen Doctor Julius Wildfeuer aufzuführen und denſelben, falls das nämlich nöthig ſein ſollte, Ihrer Gnade und Güte zu empfehlen.

Wie, verſetzte Graziella, ihre naive Lebhaftigkeit wieder gewinnend, unſer trefflicher Reiſegefährte iſt der Doctor, den wir ſchon ſo lange hier erwarteten? Und Sie treiben nicht etwa Ihren Scherz mit mir, lieber Pfarrer, nicht wahr? Nein, Sie thun das nicht.

Und ſie gab mir wieder ihre Hand und hieß mich ſo warm willkommen und ſah mir ſo treuherzig und lieb in die Augen, daß mir ganz närriſch glücklich zu Muthe ward.

Ach, was das für ein Glückstag iſt, lieber Pfarrer, ſagte ſie, über ihre Schulter rückwärts meinen Freund anlachend. Sie wiſſen gar nicht, wie froh ich bin! Aber ich muß es Lieschen ſagen.

Und ſie eilte in das Haus und wir hörten ſie nach des Pfarrers Bäschen rufen und hörten hinter den offenſtehenden Fenſtern eines Zimmers im Erdgeſchoß die beiden Mädchen plaudern und lachen.

Bangold legte die Arme auf den Rücken, ſchritt ein paar Mal den Raſen auf und nieder, trat dann dicht vor mich hin, blinzelte mich liſtig an und begann mit Pathos die Verſe des Euripides in der Urſprache zu declamiren:

„Eros, Eros, der aus Augen du
Einträufelſt Verlangen, ſüße Sehnſucht
Dem ſenkend in's Herz, den du bekriegeſt.
Nicht des Feuers, ja, nicht
Aus Himmelshöh'n der Sterne Strahl
Gleicht jenem Pfeil Aphrodite's,
Den aus der Hand Eros,
Der Knabe des Zeus, ſchnellt."

Und ſehr proſaiſch fügte er hinzu: Nimm dich in Acht, Junge, nimm dich in Acht, Sapperlot!

Vor was denn? fragte ich ziemlich einfältig.

Vor was? Beim Jupiter, das iſt, wie mir ſcheint, eine ſehr müßige Frage. Vor was? Ei, ei! Aber es iſt vielleicht noch geſcheidter, mit dem Strome zu ſchwimmen. Du biſt mal im Fahrwaſſer und die Fluth geht hoch.

Die Zurückkunft Graziella's überhob mich der Antwort auf dieſe verfängliche Bemerkung. Sie nahm auf der Schwelle des Hauſes Abſchied von dem niedlichen Bäschen des Pfarrers, band dann ihren Hut auf und ſagte mit freundlichem Drängen zu mir:

Kommen Sie geſchwind, Doctor. Großvater ſoll heute auch noch eine Freude haben. Wie wird der überraſcht ſein, Sie zu ſehen! Wir haben alle Tage mitſammen von Ihnen geſprochen. Kommen Sie! Sie begleiten uns doch, Herr Pfarrer?

Aber, mein Fräulein, ſagte ich, während Pangold ſeinen Hut aus der Stube holte, es dürfte ſich doch wohl kaum ſchicken, daß ich dem Herrn Grafen in dieſem Aufzuge . . . . .

Wie? unterbrach ſie mich. Wie komiſch Sie doch ſind! Glauben Sie denn, wir wüßten hier in den Bergen nichts Amüſanteres zu thun, als Etikette zu ſpielen? Und dann ſag' ich Ihnen gerade heraus: ich kann die Fräcke nicht leiden. Sie ſind gerade ſo abgeſchmackt wie die abſcheulichen Cylinder, welche ihr Männer auf dem Kopfe tragt. Bitte, thun Sie mir's zu Liebe und ſchaffen Sie ſich eine anſtändige Mütze an oder einen vernünftig geformten Hut, ſo einen, wiſſen Sie, wie Sie während unſerer ſchönen Wandertage einen trugen. Wollen Sie?

Wie könnt' ich anders?

Bangold trat zu uns und wir machten uns ſofort auf den Weg. Graziella hing ſich zutraulich an meinen Arm und plauderte allerliebſt davon, wie langweilig dem Großvater und ihr nach unſerer Trennung in Bern die Weiterreiſe geworden, wie ſie ſich nur ein paar Tage am Genfer See aufgehalten und dann verſtimmt die Rückreiſe angetreten hätten, wie der Großvater auf ſie und auf ſich ſelber recht böſe geworden, weil ſie und er mich hatten ziehen laſſen, ohne daß wir uns die Möglichkeit geſichert, unſere Bekanntſchaft fortzuſetzen.

Ich konnte mich gar nicht in den Gedanken finden, daß wir Sie nicht mehr ſehen, nicht wiederſehen ſoll

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR, J. FN. 03458/007

ten, ſagte ſie. Aber mein Herz hatte alſo doch Recht, wenn es mir ſagte, wir würden Sie wiederſehen.

Zufall, meine Gnädigſte, Zufall, verſetzte der Pfarrer. Werden Sie nun bald meinen Glauben an dieſe Gottheit theilen?

Vielleicht, wenn ſie fortfährt, ſich mir ſo gnädig zu erweiſen, entgegnete Graziella.

Wir waren inzwiſchen von dem Kirchenhügel herabgeſtiegen und betraten, ohne das Dorf zu berühren, den gräflichen Park an der Stelle, wo die Zillach aus demſelben hervorkommt. Hier war ein Pförtchen in dem Palliſadenzaun angebracht, welcher den Ausgang des Thales, worin Schloß Straleck lag, in ſeiner ganzen Breite von einem Berge zum andern abſchloß. Graziella zog einen Schlüſſel aus dem Gürtel, öffnete damit das Pförtchen, und nachdem wir eingetreten und ſie die Thüre hinter uns verſchloſſen hatte, übergab ſie mir den Schlüſſel mit den Worten:

Von unſeren Freunden beſitzt jeder einen ſolchen Schlüſſel, welcher ſämmtliche Zugänge zu dem Parke öffnet. Er ſtand ſonſt aller Welt jahraus jahrein offen, ſeit aber der Großvater Stille und Einſamkeit liebgewonnen, hält er den Park verſchloſſen, mit Ausnahme des Sonntags, wo der ganzen Thalbewohnerſchaft der Zutritt geſtattet iſt. Da geht es dann recht munter her und wir tanzen und ſingen unter den alten Bäumen.

Wir wandelten auf gewundenen, äußerſt ſauber gehaltenen Wegen durch die großartige Anlage hin, welche überall von dem Naturſinn und guten Geſchmacke ihres Beſitzers Zeugniß gab. Licht und Schatten, Waldpartieen und Lichtungen folgten ſich in trefflich berechneter Abwechslung, die Unebenheit des Terrains und das klare Waſſer der Zillach war in mannigfaltiger Weiſe anmuthig benutzt und mit ſtets erneuertem Genuß kehrte das Auge zu dem intenſiven Sammetgrün eines Raſens zurück, wie ich ihn bisher nur in den engliſchen Parken getroffen. Rudel von Rehen und Damwild weideten da und dort, und als wir an einer dieſer Gruppen vorübergingen, kam auf Graziella's Ruf ein ſtattlicher Hirſch daraus hervor, ließ ſich von ihr tätſcheln und ſtreicheln und folgte uns noch weit nach dem Schloſſe hinauf. Dieſes lag auf einem breiten, ſanft abgeſtuften Hügel an dem kleinen, von dem Fluſſe durchſtrömten See, deſſen ich bereits erwähnte. Das weitläufige Gebäude bildete, ſoweit eine flüchtige Muſterung ein Urtheil geſtattete, mit ſeinem mächtigen Corps de Logis und ſeinen zwei Flügeln ein harmoniſches, wohlunterhaltenes Ganzes. Es war ringsum von einem Blumengarten umgeben, in welchem der Herbſtflor eben in Blüthe ſtand. Eiſernes Gitterwerk, deſſen Stäbe hinter üppigem Rankengewächſe verſchwanden, trennte den Blumengarten vom Parke. Wir umwandelten den See, auf deſſen Spiegel Schwäne ihre ſtillen, ſchönen Kreiſe zogen, und gelangten an den prächtigen Perron, welcher zu dem Hauptportale emporführte. Von hier aus bot ſich dem Blicke eine weite Ausſicht über Garten, Park und Dorf und in die Oeffnungen und Windungen der Berge hinein. Es herrſchte rings eine wohlthuende, abendlich elegiſche Stille, nur unterbrochen durch das Rauſchen der zwei Springbrunnen, welche hüben und drüben, gerade vor den Balkons der Seitenflügel des Schloſſes, ihre mächtigen Strahlen hoch in die Luft trieben.

Graziella hatte am Fuße der Freitreppe einige Worte mit einem Diener in einfacher dunkelgrüner Livree gewechſelt und führte uns dann weiter, indem ſie uns bat, leiſe aufzutreten, um die Ueberraſchung nicht zu ſtören, welche ſie dem Großvater zudachte. Wir bogen um den weſtlichen Schloßflügel und betraten ein Boskett von Ulmen und Ahornbäumen, welches hier den Hügel heraufklomm. Vorſichtig unſerer Führerin folgend ſahen wir, nachdem wir den Hain abwärts durchſchritten, den Grafen mit einem Buche in der Hand im rothen Scheine der eben untergehenden Sonne auf einer Bank ſitzen. Er kehrte uns den Rücken zu und hatte die Augen auf die ſchon zur Hälfte verſchwundene Sonnenſcheibe geheftet. Ein großer weißer Neufoundländer, welcher zu den Füßen ſeines Herrn ſchlummerte, hob den Kopf bei unſerer Annäherung, ließ aber die geſpitzten Ohren wieder ſinken, als er Graziella erkannte, und begnügte ſich, ihr mit dem buſchigen Schweife zuzuwedeln. Die junge Dame bedeutete uns vermittelſt eines Winkes, ſtehen zu bleiben, und ſchlich auf den Zehen zu der Bank hinan. Als ſie im Rücken derſelben angekommen, verhüllte ſie blitzſchnell die Augen des Greiſes mit ihren Händen und ſagte:

Rathe, Großpapa, wer iſt da?

Nun, wer Anders als du, liebes Kind? entgegnete der Graf freundlich.

Ja, aber rathe mal, wen ich im Pfarrhauſe getroffen und dir mitgebracht habe.

Ich kann es nicht errathen.

Nicht? So ſieh' dich doch einmal um.

Sie ließ den Kopf des alten Herrn los, er ſtand auf, kehrte ſich um und erblickte mich, der ich ihm gerade meine geziemende Verbeugung darbrachte.

Wie, rief er aus, ſeh' ich recht? Unſer Reiſecumpan?

Unſer neuer Doctor, Julius Wildfeuer, gnädiger Herr, ſagte der Pfarrer.

Der, als er das Glück hatte, Sie in Realp zu treffen, auf dem Wege hieher begriffen war, fügte ich hinzu.

Meiner Treu, ſagte der alte Herr fröhlich und drückte mir warm die Hand, das hat ſich gut getroffen. Nicht wahr, Graziella? Denken Sie ſich, meine Herren, ich hatte mich auf das Andringen des Kindes ſchon entſchloſſen, einen Steckbrief auf Sie, Herr Doctor, mit Geſtaltsbezeichnung — Graziella hatte Ihr Signalement genau inne — unter die Annoncen der Allgemeinen Zeitung einrücken zu laſſen.

Als der Graf lächelnd ſo ſprach, ſuchte mein Auge das Graziella's, allein ſie barg ſich hinter dem Großvater, welcher fortfuhr:

Nun, ich bin froh, daß unſer Wiederfinden unter weniger polizeihaften Umſtänden ſtattgefunden. Seien Sie mir nochmals aufs Herzlichſte willkommen, Doctor. Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige — es iſt dies nicht bloß eine Redensart der Höflichkeit — und jetzt laſſen Sie uns in den Salon gehen und bei einer Taſſe Thee oder einem Glaſe Wein noch ein Stündchen gemüthlich verplaudern.

7.

Die vier Männer im Hexenkeſſel.

Der Abend war noch nicht weit vorgerückt und der Schein des Vollmondes lag klar auf dem See, der unter ſeinen flüſternden Weiden ſchlummerte, als wir den Perron des Schloſſes herabſtiegen, um durch den Park heimzukehren. Der Pfarrer ſchlug aber bald einen Weg ein, welcher von dem, auf welchem wir gekommen, weit abführte. Als ich ihn um den Grund fragte, meinte er, ich würde Nichts dagegen haben, dieſen an Emotionen und Rührungen, wie er ſich ausdrückte, ſo reichen Tag in guter Geſellſchaft zu beſchließen, und dieſe Geſellſchaft hoffe er im Hexenkeſſel zu treffen.

Was, zum Teufel, im Hexenkeſſel?

Allerdings, aber komm nur, wir haben noch eine gute Viertelſtunde zu gehen.

Ich folgte dem wacker ausſchreitenden Freunde, welcher mit allen Wegen und Stegen hier herum genau bekannt war. Als wir an der Umzäunung des Parkes angelangt waren, verließen wir denſelben vermittelſt einer Thüre, welche mein Schlüſſel öffnete. Das Berggelände ſtieg hier jäh hinan, war aber durch eine tiefe und ſchmale Schlucht zerriſſen, in welche der Pfarrer ſofort einlenkte. Jeder Schritt vorwärts führte uns tiefer in ein großartiges Felſenlabyrinth, deſſen groteske Formen im Mondlicht ganz geſpenſterhaft ausſahen. Das ſtarke Rauſchen eines Sturzbaches wurde laut, wir bogen um eine Ecke und befanden uns jetzt in einer eirunden Granitmulde, deren Wände nach allen Seiten hin thurmhoch hinanſtiegen. Mitten in dieſer Felſenſchachtel ſtand ein nettes Gebirgshäuschen, deſſen Fenſter hell erleuchtet waren und über deſſen Schindeldach hinweg man den ſilberſtäubenden Waſſerfall toſend aus der tannenbekrönten Höhe niederflattern ſah.

So, da ſind wir im Hexenkeſſel, ſagte der Pfarrer.

Weiß Gott, das Ding ſieht ſchier ſo aus.

Ja, die Schlucht heißt ſo und auch das Haus, 's iſt aber trotzdem eine höchſt anſtändige, hölliſch nette Anſtalt. Alte, reingehaltene Weine, weißt du. Der Hexenwirth, ſonſt auch Hexenſtoffel, zu deutſch Hexen-Chriſtoph genannt, iſt ein alter Kriegsknecht und berühmter Wilddieb, übrigens ein ſehr aufgeklärter und liebenswürdiger Mann. Ich komme häufig hieher, um von meinen paſtoralen Sorgen und Anſtrengungen auszuruhen und Wildpret zu eſſen, welches die Tochter des Wirthes, die Hexen-Gertrude, abgekürzt Hexentrudel, eine veſtaliſche Virago, vortrefflich zuzubereiten verſteht. Ach, was wäre das Leben ohne gutes Eſſen und Trinken!

So ſprechend drückte der unaszetiſche Theologe die Klinke der Hausthüre und wir traten in den finſtern Flur, auf welchen das Getön lebhaft ſprechender Männerſtimmen herausſchallte. Der Pfarrer ſtieß die Stubenthüre auf und wir befanden uns jetzt in einem Zimmer von mäßigem Umfang, deſſen Holzgetäfel von der Zeit geſchwärzt war und deſſen eine Hälfte ein rieſiger grünglaſirter Kachelofen einnahm. Vier junge

Männer in ſtädtiſchem Anzug ſaßen hinter ihren mit Rothwein gefüllten Gläſern an einem der zwei ſchmalen Tiſche, welche in der mit blauem Cigarrenrauch erfüllten Stube ſtanden. Bei unſerem Eintritt ſchlug einer der vier Trinker, ein ziemlich kleines Männchen mit pfiffigen blauen Augen und rothem Haar und Bart, mit der Fauſt auf den Tiſch und rief aus:

Ach was, ich gebe keinen Pfifferling für all' die liberalen Kammerſchwätzer!

Ei, ſchon wieder mit Weltverbeſſerung beſchäftigt, ihr Herren? ſagte der Pfarrer. Bitte, müßigt euch von dieſem Geſchäfte ſo viel Zeit ab, daß ich euch meinen Freund Wildfeuer; neu- und wohlbeſtallten praktiſchen Arzt dahier, vorſtellen kann.

Was Teufel, du biſt's? riefen zwei der Herren, aufſpringend und mir die Hände ſchüttelnd.

Und: Was Teufel, ihr ſeid's? rief ich meinerſeits, denn ich hatte in den Beiden zwei Kameraden von den Heidelberger Jahren her erkannt, den hochgewachſenen ſchlanken Sprecher mit der intelligenten Stirne und dem röthlichen Backenbart und den gemüthlichen Blarer, welcher in Folge ſeiner chriſtlich-germaniſchen Geſinnung, welche er gern in burſchenſchaftlich geſalbten Reden an den Tag legte, in unſerem akademiſchen Kreiſe unter dem Titel „der Romantiker“ oder auch „der Hairle“ bekannt und beliebt geweſen war.

Raſch hin und her fliegende Fragen ſetzten uns gegenſeitig über unſere dermaligen Verhältniſſe ins Klare und ich erfuhr, daß Sprecher als Advokat in dem Städtchen Bärnburg drüben im Eibachthale lebe und unlängſt zum Mitglied der Kammer der Abgeordneten gewählt worden ſei; daß der Hairle die Juriſterei an den Nagel gehängt und ſich in einen Fabrikanten verwandelt habe, als welcher er mit ſeinem Freunde Spaß, dem kleinen Rothen, der in der Reſidenz das bekannte Witz- und Caricaturenblatt „Münchhauſen“ redigirte, aus dem Unterland heraufgekommen, um ſich die Eiſengießerei des Barons Redwitz anzuſehen und nebenbei mit ſeinen Freunden Sprecher und Vollmer zuſammenzutreffen.

Der Letztgenannte war der Vierte am Tiſche, aber wenn ich nach den Andeutungen des Kätherle über den Vetter Ambros, den verſtickten Studenten, in Vollmer eine etwas abgeriſſene, vagabundenhafte Figur zu erblicken erwartet hatte, ſo war das ein grober Irrthum. Vetter Ambros war ein bildſchöner Mann mit feurigen blauen Augen, geiſtvollen Zügen, rothen Wangen und einem prächtigen blonden Schnurrbart, deſſen Enden ihm rechts und links weit über das Kinn hinabreichten. Er trug ſchneeweiße Wäſche und war überhaupt mit der einfachen Eleganz eines vollkommenen Gentleman gekleidet.

Nachdem wir uns niedergelaſſen, kehrte die Unterhaltung bald wieder in das Geleiſe zurück, aus welchem mein und des Pfarrers Eintritt ſie geriſſen. Es war mir dies ganz willkommen, denn die Zuſtände meines Heimathlandes waren mir ziemlich fremde geworden, weil ich während meines Aufenthaltes im Auslande etwas Nützlicheres und Angenehmeres zu thun gehabt, als die Lectüre der Allgemeinen Zeitung ſein konnte, und demnach nöthig hatte, mich wieder einigermaßen zu orientiren.

Die jungen Leute von Bildung und ſelbſtſtändiger Geſinnung befanden ſich damals in Deutſchland in einer ſeltſamen, unerquicklichen Stimmung. Sie fühlten ſich an allen Ecken und Enden gedrückt und gehemmt und hatten zur Aeußerung ihrer Unzufriedenheit mit den politiſchen Verhältniſſen und zur Geltendmachung ihrer Strebſamkeit nur den traurigen Nothbehelf einer von der Cenſur engherzigſt überwachten Preſſe. Der revolutionäre Tumult der dreißiger Jahre war verrauſcht und verklungen und die Sicherheit der Regierungen wurde durch die ſcheinbare Apathie der Völker vollſtändig motivirt. Zwar hatten die Beſtrebungen der liberalen Oppoſition in den kleineren deutſchen Staaten neuerdings in der ſchleswig-holſtein'ſchen Angelegenheit eine Stütze erhalten, welche von nationaler Bedeutung werden konnte, allein die Kraft dieſes Agitationsmittels brach ſich an den chineſiſchen Mauern des Abſolutismus, welche die beiden Großſtaaten Deutſchlands um ſich gezogen hatten. Daß dieſe Mauern dem erſten Anſtoße nicht würden Widerſtand leiſten können, konnten damals ſelbſt Solche nicht hoffen, welche an die Wahrſcheinlichkeit eines baldigen revolutionären Ausbruchs in Europa glaubten. Zu dieſen Gläubigen gehörten wir im Hexenkeſſel Verſammelten, denen die ernſte, mannhaft, aber nicht roh ausſehende Hexentrudel „alten reingehaltenen“ Wein einſchenkte, alle mehr oder weniger, am entſchiedenſten jedoch der rothe Spatz, wie er vertraulich genannt wurde, deſſen Hoffnung auf die Zukunft eine um ſo ſanguiniſchere ward, je mehr ihm der kleine Krieg, welchen er in ſeinem „Münchhauſen“ mit der Regierung führte, zu ſchaffen machte. Jeder Cenſurſtrich, welcher ihm eine ſeiner Caricaturen todtſchlug, jede Confiscation einer Nummer ſeines Blattes ließ ihn das goldene Zeitalter der Preßfreiheit lebhafter herbeiwünſchen und demnach auch lebhafter hoffen.

Ei, ſagte er, ſeine zerfaſerte Cigarre zuſammenrollend, laßt nur erſt den Louis Philipp abfahren, und ihr werdet Wunder erleben. Der alte Schubjak hat freilich ein Leben, ſo zäh wie Kautſchuk.

Und wenn er abfährt, was dann? fragte der Hairle.

Dann machen die Franzoſen eine Republik.

Und dann?

Machen's die Deutſchen nach.

Sonderbarer Schwärmer! bemerkte der ziemlich ſchweigſame Vollmer mit ſpöttiſchem Lächeln.

Hat ſich was zu ſchwärmen! Das iſt doch ganz natürlich, meinte Spaß hitzig.

Als ob's in der Politik natürlich zuginge! Ihr ſeid ein Phantaſt, Rother.

Daß die Franzoſen wieder die Lunte an das revolutionäre Pulverfaß halten müſſen und werden, glaub' ich auch, fiel der Hairle ein. Aber ob ſie's zur Republik bringen werden, das ſcheint mir ſehr zweifelhaft. Was meinſt du, Doctor? Du wareſt ja unlängſt in Frankreich.

Der Tod Louis Philipp's, verſetzte ich, dürfte allerdings Gelegenheit zu einem revolutionären Verſuche geben und zwar zu einem, der Ausſicht auf Erfolg hat, da das ſchmutzige Regiment des Königs die Anhänglichkeit des Kleinbürgerthums an ihn untergraben hat. Wenn aber bei dieſer Veranlaſſung die verhältnißmäßig ſchwache Partei der Republikaner durchdringen ſollte, ſo wird's jedenfalls nur 'ne jämmerliche Republik geben.

Wie ſo?

Die Franzoſen ſind in ihrer ungeheuren Mehrzahl keine Republikaner.

Oho! ſchrie der Spaß.

Ja, ſo iſt's einmal. Ich gebe zu, daß die Maſſe des Proletariats in Frankreich republikaniſch geſinnt iſt, da ich jedoch nicht zu den Ideologen gehöre, welche glauben, man könne vermittelſt des Proletariats ohne alle und jede Rückſichtsnahme auf die übrigen Claſſen der Geſellſchaft die Welt umgeſtalten, ſo lege ich hierauf kein großes Gewicht. Das Proletariat iſt brav, tapfer, aufopfernd, zugegeben; was es aber ohne Hülfe des Bürgerthums vermag, das haben uns die verunglückten republikaniſchen Emeuten in den erſten Regierungsjahren Louis Philipp's gezeigt. Sodann macht man ſich über das politiſche Leben in Frankreich gewöhnlich ganz falſche Begriffe, weil man nur Paris im Auge hat. Angenommen, ein glücklicher Zufall bringt in der nächſten Zukunft die republikaniſche Partei obenauf, angenommen ferner, das ganze Land läßt ſich auch diesmal in der erſten Ueberraſchung gefallen, was ihm von Paris aus decretirt wird, ſo wird entweder die Republik ſchon in den erſten Monaten ihres Beſtehens wieder in Frage geſtellt werden, oder aber ſie wird eine Bourgeois-Republik ſein, welche nach

Innen und Außen die freiheitsfeindliche, engherzige Politik des jetzigen Königs fortſetzt. Es iſt unglaublich, wenn man es nicht mit angeſehen und mit angehört hat, wie wenig das franzöſiſche Volk im Ganzen und Großen durch ſeine bisherigen Revolutionen vorwärts gebracht wurde. Die Maſſe des Landvolks in den Provinzen ſteckt noch recht eigentlich in religiöſer und politiſcher Beziehung bis an die Ohren im Mittelalter. Das Anſehen der Pfaffheit iſt beim Landvolke ganz unbegränzt und der blödſinnigſte Afterglaube hat den weiteſten Spielraum, wie dies nicht anders ſein kann in einem Lande, wo ein geordnetes Volksſchulweſen bis jetzt noch immer bloß ein frommer Wunſch der wenigen Verſtändigen iſt, die ſich überhaupt die Mühe geben, das Uebel an der Wurzel angreifen zu wollen. Und neben einer guten Volksſchule fehlt dem franzöſiſchen Volke die zweite Grundbedingung ſtaatlicher Freiheit, ein freies Gemeindeleben, wie ſich ein ſolches unter dem Drucke einer Centraliſation, wie ſie durch Richelieu, Ludwig den Vierzehnten und den Convent hergeſtellt wurde, unmöglich hat bilden können

Das thut Nichts. Das Volk folgt ſeinen Führern.

Bis zu einem gewiſſen Punkte, ja, d. h. gerade ſo weit, als ſein politiſcher Geſichtskreis reicht, weiter aber keinen Schritt. Und was die Führer betrifft, ſo flößen mir, offen geſtanden, die dermaligen franzöſiſchen Notabilitäten eben kein ſehr großes Vertrauen ein.

Ihr ſeid ein Franzoſenfeind, Doctor, um nicht zu ſagen ein Franzoſenfreſſer.

Ah bah, ich pflege Menſchen und Dinge zu nehmen, wie ſie ſind, nicht, wie ich ſie mir wünſche. Ich achte die Franzoſen als die Vortänzer des Reigens der Revolution, ich glaube, daß ſie dieſe ihre Rolle auch fernerhin ſpielen werden, allein im Uebrigen bin ich eben nicht ſehr in ſie verliebt. Sie ſind meiner Anſicht nach noch immer das eigenſüchtigſte Volk Europas, nicht einmal die Engländer ausgenommen, und ihre Bildung iſt noch ſtets jener oberflächliche Firniß, unter welchem ſich ſehr oft die graſſeſte Ignoranz birgt. In ihrem Dünkel haben ſie es verſchmäht, ſich über die Verhältniſſe ihrer Nachbarn zu unterrichten, und daher machen ihre Kammerredner und Journaliſten Schnitzer, deren ſich bei uns jeder Schulknabe ſchämen müßte.

Und troß ihrer Krakeelſucht ſind ſie die autoritätsgläubigſten Kinder, welche man je mit Namen, Titeln, Orden und dergleichen zum Narren hatte. Selbſt der deutſcheſte Hofrath hat ſich nie ſo unmäßig nach einem gelben, grünen oder blauen Bändchen im Knopfloche geſehnt, wie jeder Franzoſe nach dem rothen ſich ſehnt. Und dann vollends das läppiſche Feſthalten ſelbſt der gebildetſten und vorgeſchrittenſten Franzoſen an den Phantomen mittelalterlicher Theologie und Scholaſtik. Es lebt in ganz Frankreich nicht ein wahrhaft freier, innerlichſt vom Dogma emanzipirter Menſch, wie es deren in Deutſchland tauſende gibt.

Ei, ſeht mal, ſagte der Hairle mit großer Befriedigung, unſer Freund beſtätigt uns wieder den alten Erfahrungsſatz, daß man in die Fremde gehen müſſe, um die Vorzüge der Heimath ſchätzen zu lernen. Ja, gerade das, worauf Wildfeuer zuletzt hinwies, nämlich das ſtarke humaniſtiſche Element in der Cultur Deutſchlands, verbürgt unſerem Volke eine große Zukunft.

„Und als ich junge junge war, da träumt' ich roſenroth", ſummte Vollmer vor ſich hin, der Pfarrer aber nahm den Saß Blayer's auf und führte ihn weiter aus.

Der Gedanke des Weltbürgerthums, ſagte er, welcher das innerſte Motiv unſeres ganzen Bildungsganges ausmacht, ſcheint mir augenſcheinlicher als je an ſeiner Verwirklichung zu arbeiten. Man hat ihm einen neuen Namen gegeben, den der Völkerſolidarität, weil jede Zeit ihre eigenthümlichen Stichwörter braucht. Aber es iſt deſſenungeachtet die alte deutſche Idee, der Kern unſerer vaterländiſchen Claſſik, durch deren Schaffung unſer Leſſing, Herder, Goethe, Schiller und Jean Paul die zukünftige politiſche Miſſion unſeres Volkes literariſch anticipirten. Allein gerade um im Stande zu ſein, ihre weltbürgerliche Sendung thatſächlich zu erfüllen, müſſen, wie mir ſcheinen will, die Deutſchen vor Allem die Achtung gebietende und einflußreiche Stellung einer einen und einigen Nation ſich verſchaffen, denn der Gedanke allein vollbringt in unſerer materialiſtiſchen Zeit kein Wunder mehr und nur die materielle Macht kann der Idee zur Anerkennung und Geltung verhelfen.

Ganz recht, fiel der Hairle, deſſen ſchwarzroth-goldne Erinnerungen erwachten, eifrig ein. Laßt uns nur erſt wieder eine Nation ſein, mit dem alten Reichsadler über uns....

Und dem Kyffhäuſer-Geſpenſt Friedrich Barbaroſſa an unſerer Spitze — warum nicht gar? unterbrach Spatz den Burſchenſchäftler. Das wäre mir eine ſchöne Geſchichte! Wozu den alten einfältigen Plunder wieder hervorholen? „Bedenk' ich die Sache ganz genau, ſo brauchen wir gar keinen Kaiſer.“ Ihr ſtellt euch, glaub' ich, das Ding überhaupt zu umſtändlich vor. Laßt's in Paris losgehen und die Revolution wird ſich durch Europa wälzen wie eine Lawine, die.....

Dummes Zeug, mit Verlaub, ſchrie eine Stimme vom Ofen herab, deſſen oberer Rand unter einem rothen Barchetvorhang verſchwand. Dummes Zeug mit der Lawine. Ein paar brave und gut commandirte Regimenter jagen alle Lawinen zum Teufel.

Herunter, alter Seeräuber, herunter von deinem Ofenthron, wenn du mitſprechen willſt.

Auf dieſe Aufforderung kam eine lange Geſtalt mit abgewettertem Geſicht und weißem Schnurrbart und Haar die Stufen heruntergekrabbelt, welche zu dem Plateau des gewaltigen Ofens emporführten.

Es war der Hexenſtoffel in eigener Perſon, welcher ſich uns auf dieſe Weiſe vorſtellte.

So, nun ſag' uns dein Sprüchlein, alte Kriegsgurgel, ſagte Spaz, welcher mit dem Wirthe binnen wenigen Stunden ganz vertraut geworden war.

Schaut's mal, ihr Herren, ließ ſich der Alte vernehmen, indem er ſoldatiſch grüßend an ſeine Pelzmütze griff — ſchaut's mal, die Völkerſoldatität — Nichts für ungut, Herr Pfarr' — iſt purer Larifari. Wie ich als junges Bürſchel in den neunziger Jahren unter den Franzoſen ſtand, wißt ihr, unter den Republikanern, da ging's auch nicht mit den Ideen und der Begeiſterung und der Volksſoldatität und all' dem Zeug: mußten die Bauernkerle erſt Soldaten werden, rechte, g'exerzirte Soldaten, wißt ihr, dann ging's allons enfants de la patrie! Und darum ſo mein' ich, die Soldaten müßt ihr 'rumkriegen, ſo oder ſo, aber 'rumkriegen müßt ihr ſie, und dann formez vos bataillons und losgepfeffert — — — —

— — — — — — — — —

— Nichts für ungut, Herr Pfarr', Ihr macht 'ne Ausnahme, Sacriſti! — und auf die Acciſier und auf alle die Schwerenöther, Gott ſtraf' mich!

Wir ergötzten uns höchlich an dieſem Erguß veteraniſcher Beredtſamkeit, am herzlichſten aber lachte Sprecher, der bisher ſtillſinnend zugehört und ſeiner alten Gewohnheit gemäß das weißtannene Tiſchblatt mit galoppirenden und courbettirenden Pferden vollgezeichnet hatte. Er war trotz ſeiner entſchieden demokratiſchen Geſinnung eine vornehme, ariſtokratiſche Natur. Demnach liebte er die Pferde, und da er nicht reich genug war, ſich welche zu halten, ſo zeichnete er ſich wenigſtens deren in Hülle und Fülle.

Als das Lachen verklungen, ſagte Player:

Eure Meinung, alter Kriegsmann, hat allerdings Spunk, wie die Amerikaner ſagen — — — —

— — — — — — — — —

Aber heutzutage, Alterle, iſt das freie Wort der beſte Soldat.

Ja, das iſt mir der rechte, meinte der Hexenwirth: ſo einer, der blind feuert. Der Napoleon that auch ſchöne Worte an uns richten vor ſeinen Attaken, aber die eigentliche Arbeit mußten doch ſeine Kanonen und unſere Bayonnette thun. Denkt an mich, Herren, 's geht nicht ohne die Soldaten. Da iſt der Herr Pfarr', der doch auch ein Gelehrter iſt, der hat mir ſchon mehr als einmal geſagt, von jeher ſeien alle rechten Händel nur mit dem Sabel entſchieden worden und ſo werde es immer ſein. Und das iſt wahr, Gott ſtraf' mich! All das Gerede von Freiheit und Einheit und Nation und Preßfreiheit und all dem Dings da iſt lauter Schnickſchnack, ſo lange die Soldaten — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Ach was, mit euren Soldaten! rief Spaß unwillig aus. Das Volk wird ſie ſchon Mores lehren.

Mores lehren! Das Volk die Soldaten! entgegnete der Hexenwirth. Ihr ſeid, Gott ſtraf' mich, nicht recht geſcheidt, Herrle. Das Volk wird ſtets vor den Soldaten, wenn's rechte Kerle ſind, kuſchen. Das Volk — o Herr Jemine, was wißt Ihr denn vom Volk? Was in Euren Büchern ſteht und was Ihr ſelber in Eure Geſchriften hineinſchreibt? Das iſt aber lauter dummes Zeug, mit Reſpekt zu ſagen. Das Volk will keine Steuern zahlen, aber fechten will's auch nicht. Gott ſtraf' mich! Ja, wenn man ihm die Freiheit und das Wohlleben in der Suppenſchüſſel brächte, dann thät's zulangen, aber die gute Speiſe ſich ſelber zu kochen und vollends auf 'nem Heerd, der ein Schlachtfeld vorſtellt — ja, Proſit die Mahlzeit, das thut's nicht. Auch zahlen will's Nichts dafür, gar Nichts, und überhaupt 's iſt ein ſchlechtes, nichtsnutziges, feiges Pack in allweg, Gott ſtraf' mich!

Sprecher lachte wieder hellauf und ſagte:

Ich meine wahrhaftig unſern Oppoſitionschef Bauder reden zu hören.

Oder unſern verbitterten Freund Brand.

Ei, wo iſt denn der dermalen? fragte der Hairle.

Er iſt nach Italien 'nunnergebummelt, erwiderte Spatz in ſeinem halbpfälziſchen Dialekt.

Ich erzählte hierauf mein Zuſammentreffen mit dem Peſſimiſten auf der Höhe des Gotthardts und fügte hinzu, daß ich ihn ſehr verändert gefunden hatte.

Das glaub' ich wohl, er iſt ein vollendeter Schwarzſeher geworden, entgegnete Sprecher.

Ei, das iſt eben kein Wunder, meinte Bangold. Er hat allerhand bittere Erfahrungen gemacht und gehört zu den Menſchen, deren Leben an dem Dorngeſtrüppe auf ihrem Wege hängen bleibt.

Ja, 's iſt ein Pechvogel, ſagte Vollmer. Mit der Hälfte des Talents, welches er beſitzt, und mit der Hälfte der Arbeit, die er gethan, ſind Andere berühmt oder wenigſtens bekannt geworden, während er unbekannt geblieben iſt, weil er es verſchmähte, einer der literariſchen Coterien ſich anzuſchließen.

Ich halte ihn ganz entſchieden für einen grundguten Menſchen, bemerkte Sprecher, für einen Mann, der ſich, mit Goethe zu ſprechen, Menſchenhaß aus der Fülle der Liebe trank.

Er hat aber doch in früherer Zeit einige recht ſaftige Dummheiten gemacht, warf der Hairle ein.

Was thut das? entgegnete der Hexenwirth eifrig; was thut das? Gar Nichts. Wer in der Jugend keine Dummheiten macht, aus dem wird niemals Nichts, der bleibt ein Tolpatſch ſein Leben lang. Der Brand iſt ein guter Kerl und ein geſcheidter Kerl, auf den ich niemals Nichts kommen laſſe, Gott ſtraf' mich!

Es iſt zu bedauern, fuhr Sprecher fort, daß ſeine publiziſtiſchen und oratoriſchen Talente brach liegen müſſen und, wie ich befürchte, auch in der Zukunft keinen Raum zur Bethätigung finden werden, da er ſich in Folge ſeiner Rückſichtsloſigkeit mit den Führern der Oppoſition, welcher er doch einmal angehört, vollſtändig überworfen hat. Er verhehlte ſeine Verachtung dieſer Crême des Liberalismus allzu wenig und nannte ſogar den großen Bauker einen bornirten Advokaten, was natürlich in den Augen unſerer Liberalen ein todeswürdiges Verbrechen iſt.

Aber hatte er Unrecht? fragte ich.

Kaum, entgegnete Sprecher, deſſen Geſprächigkeit jetzt im Fluſſe war. Bauker's Geſichtskreis iſt in der That ein ſehr beſchränkter und er blieb mit ſeinen Anſichten völlig in dem Liberalismus der dreißiger Jahre befangen. Er iſt, wie ich glaube, ehrlich und ein guter Debatter iſt er jedenfalls. Die Schlagfertigkeit, welche er, wie man ſagt, in ſeinen Studentenjahren als

Corpsburſch auf der Menſur bewieſen, bewährt er noch jetzt in den Kammerverhandlungen. Aber er iſt das incarnirte Bourgeoiſthum und verachtet das Volk ganz offenkundig. Es mag dies hauptſächlich daher rühren, daß er unter Volk nur die Bauern begreift, wie unſer edler Wirth hier, und wenn er die Bauern für engherzig, feig und niederträchtig hält, ſo hat er im Allgemeinen ſicherlich nicht Unrecht. Allein er ſollte dabei nicht außer Augen laſſen, wie wenig gerade er und ſein Anhang gethan hat, um einen beſſeren Geiſt unter den Bauern zu pflanzen und allmälig groß zu ziehen. Die liberalen Matadore, welche in der Hauptſtadt beiſammenſitzen, kümmern ſich um das Volk bloß dann, wann es gilt, von demſelben in die Kammer gewählt zu werden. Dann erläßt Bauker, den nun einmal der Nimbus der Popularität umgibt, ſeine Hirtenbriefe, in welchen er ſeine Anhänger als „bewährte Volksmänner" den Wählern empfiehlt, und dieſe Sendſchreiben haben auch richtig immer den Erfolg, daß eine ziemlich beträchtliche liberale Minorität in die Kammer kommt. Das Ziel dieſer Minorität, die im Ganzen ſehr beſcheiden auftritt, ſind die Freiheiten und Rechte, welche das Julikönigthum den Franzoſen ſcheinbar verliehen hat.

Ach was, fuhr Spatz dazwiſchen, das Ziel des Lanker und ſeiner Myrmidonen ſind Sitze am Miniſtertiſch: das iſt die ganze Geſchichte.

Und haben ſie Ausſicht, dieſes Ziel zu erreichen? fragte ich. Ich bin rückſichtlich unſerer öffentlichen Zuſtände gar nicht mehr auf dem Laufenden.

Die liberalen Koryphäen werden ihr Ziel nur erreichen, wenn eine Erſchütterung von europäiſcher Bedeutung ihren Beſtrebungen zu Hülfe kommt, gab mir Sprecher zur Antwort. Es iſt freilich auch bei uns, wie allenthalben in Deutſchland, Zündſtoff genug aufgehäuft, allein der zündende Funke muß von Außen hereingeworfen werden. Wie ſollten die frommen, geduldigen Deutſchen aus eigenem Antriebe eine Revolution machen? Das iſt ganz undenkbar. Hier zu Lande, wo ja von Alters her das Schreiberparadies florirte, ſcheint dermalen die Schreiberherrſchaft, wie ſie von unſerem Schreiberminiſterium ausgeübt wird, feſter als je zu ſtehen. Der König hat ſich einen

Schein von Popularität in ſein Alter herüberzuretten gewußt, weil er noch immer bei Gelegenheit den deutſchen Patrioten zu ſpielen weiß, und iſt bei einem großen Theile ſeiner Unterthanen perſönlich beliebt, obgleich er, vielleicht ohne es zu wiſſen, ſeit langer Zeit ſtricte den Eingebungen der kraß reactionären Camarilla folgt, welche um ſeinen Neffen, den Prinzen Willibald, ſich geſammelt hat. Auf der andern Seite iſt aber auch nicht zu leugnen, daß die Forderungen des Liberalismus, wie ſie von dem Organ unſerer Oppoſition, dem „Hochwächter", mit Geiſt propagirt werden, von Jahr zu Jahr mehr Boden im Mittelſtande gewonnen haben und daß ſich eine weit verbreitete Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden immer bemerkbarer macht, was aber der Regierung um ſo weniger Beſorgniß einzuflößen ſcheint, als ſie weiß und auch gelegentlich zu verſtehen gibt, daß es vom Wort zur That ſehr weit ſei und daß deutſche Unterthanen noch lange keine Rebellen würden, wenn man ihnen auch geſtatte, ein wenig mit den Fortſchrittsideen ſchönzuthun.

Ja, begann der rothe Spaß zu ſingen

„Wer hindert uns in unſeren Wünſchen und Entwürfen
Und unſeren Ideen?
Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß dürfen
Wir immer vorwärts geh'n.“

Wir ſtimmten ein und ſo ging der Abend im Hexenkeſſel in ziemlich ſtudentiſcher Manier zu Ende.

8.

Die Byzantinerin.

Der folgende Tag begann für mich unter günſtigen Auſpizien. Ich war nämlich kaum aufgeſtanden, als die alte Micke, unſere Magd, mir meldete, es ſeien mehrere Leute da, welche, wie ſie ſich ausdrückte, „zum Doctor gehen wollten.“ Ich ließ die Leute hereinkommen, ſchrieb mir die Lage der Häuſer auf, in welche ſie mich zu holen kamen, und verſprach, meine Krankenbeſuche im Laufe des Morgens abzumachen.

Als ich gefrühſtückt hatte und die Treppe hinunterſtieg, um meinem Verſprechen nachzukommen, raſſelte eine hübſche Droſchke, welche von zwei prächtigen Braunen gezogen wurde, vor das Haus. Der Kutſcher, ein ſolid und geſund ausſehender Burſch, ſprang von ſeinem

Sitze und übergab mir ein Billet. Es war vom Grafen und folgenden Inhalts:

„Ich ſende Ihnen, mein lieber Freund, hiebei ein Mittel, welches dazu dienen ſoll, die Schwierigkeit Ihrer Wirkſamkeit unter einer weithin zerſtreuten Bevölkerung wenigſtens einigermaßen zu mildern. Das eine der Pferde iſt auch als Reitpferd zu gebrauchen, doch thäten Sie beſſer, zu ihren Ausflügen zu Pferde ganz ungenirt über meinen Vorrath an Reitpferden zu verfügen. Dieſelben ſtehen jeder Zeit zu Ihrer Dispoſition. Der Ueberbringer der Droſchke iſt ein gutmüthiger treuer Menſch, auf den Sie ſich in jeder Beziehung verlaſſen können. Er heißt Wilhelm oder, wie wir in den Hallbergen abgekürzt ſagen, Helm. Er kennt alle Wege und Stege der Gegend genau und iſt Ihnen alſo um ſo mehr zu empfehlen.

„Noch benutze ich die Gelegenheit, Sie zu bitten, daß Sie ſich daran erinnern mögen, wie ſtets ein Couvert an meinem Tiſche für Sie aufgelegt iſt, und daß Sie einem alten Manne eine Freude bereiten, wenn Sie recht oft den Platz hinter dieſem Couvert einnehmen. Graziella grüßt Sie und trägt mir auf,

„Ihnen zu ſagen, daß unſere Leute angewieſen ſeien, jede Hülfeleiſtung, welche Sie zu Gunſten armer Patienten von der Küche, dem Keller und der Weißzeugkammer des Schloſſes fordern würden, ſchleunigſt zu gewähren. — Guten Morgen, lieber Freund, und meine beſten Wünſche zum Antritte Ihrer praktiſchen Laufbahn!"

Wenn du, geneigter Leſer, etwa erwarten ſollteſt, mein plebejiſcher Stolz habe ſich gegen die Annahme des patriziſchen Geſchenkes geſträubt, ſo würdeſt du dich gewaltig irren. Hatte ich doch in meinem Leben ſchon genug communiſtiſche Anwandlungen empfunden, um gar nicht anzuſtehen, der gräflichen Roſſe zu meinem und meiner Patienten Vortheil mich zu bedienen. Und dann war das Geſchenk mit ſo einfacher Herzlichkeit geboten worden, daß die Zurückweiſung deſſelben eine demokratiſche Grobheit erfordert hätte, deren ich mich nicht rühmen konnte.

Soll ich die Pferde ausſpannen, Herr? fragte mich der Kutſcher.

Nein, wir können ſogleich Gebrauch davon machen. Ich muß in der ſchwarzen Grube und noch an zwei oder drei anderen Orten Kranke beſuchen. Aber ſagt mir, Helm, Ihr ſeid wohl nicht ſehr damit zufrieden, aus dem Dienſt des Grafen in den meinigen überzutreten?

Warum nicht, Herr? Wenn Ihr mich haben wollt, ſo iſt mir's ſchon recht.

Aber du würdeſt es im Schloſſe gewiß beſſer haben als bei mir.

O, verſetzte der Burſch feixend, was das angehen thut, ſo hat mir unſer gnädiges Fräulein geſagt, Sie wären ein guter Herr. Der Herr Graf hätte mich auch wohl nicht vom Schloſſe weggeben laſſen, wenn's nicht ſo wäre, denn er hat's alleweil gut mit mir gemeint, ſeit er mich als armen Waiſenbuben unter ſeine Leute aufgenommen.

Nun wohl, wir wollen ſehen, daß wir gut mit einander auskommen, ſagte ich, in die Droſchke ſteigend. Und jetzt zuerſt in die ſchwarze Grube.

Das ſtattliche Fuhrwerk rollte davon, und wie ich ſo, auf den Polſtern mich dehnend und meine Cigarre in die friſche Morgenluft hineinrauchend, durch das Dorf fuhr, konnte ich mich ſehr behaglicher Gedanken nicht erwehren. Donnerwetter, dachte ich, was würden meine Commilitonen die Augen aufreißen, wenn ſie mich auf dieſem meinem erſten ärztlichen Gange ſehen könnten! Die müſſen ſich manchen Abſatz vom Stiefel laufen, bevor ſie's zu einer Equipage bringen. 's iſt doch 'ne hübſche Sache um Freunde wie der Bangold und der Graf von Straleck. Werd' nicht übermüthig, Julius Wildfeuer, werd' nicht übermüthig — Sapperlot!

Nachdem ich meine ärztlichen Pflichten mit der einem angehenden Heilkünſtler geziemenden Gravität und mit, wie ſich ſpäter zeigte, glücklichem Erfolge erfüllt hatte, ging ich zum Mittageſſen ins goldene Lamm und traf da die vier Freunde aus dem Hexenkeſſel. Sie hatten ſich hier zuſammengefunden, nachdem Sprecher, welcher der Rechtsfreund des Grafen war, den Vormittag in Geſchäften auf dem Schloſſe verbracht und Vollmer den Hairle und Spatz in verſchiedenen Etabliſſements herumgeführt.

Waret Ihr ſchon beim Baron Redwitz, Doctor? fragte mich der rothe Spatz, als wir „die Hände zum trefflich bereiteten Mahle" erhoben hatten.

Nein, aber ich gedenke im Laufe des Nachmittags meine Anſtandsviſite bei dem Millionär abzuſtatten.

So nehmt vorher eine Latwerge gegen die Liebe ein. Werdet's nöthig haben, Gott ſtraf' mich', wie der Hexenſtoffel ſagt. Die Baronin, das iſt mal ein Prachtweib! Hab' ſo Etwas noch gar nie geſehen. Wann die Einen anfunkelt mit ihren großen ſchwarzen Augen, wird's Einem ganz anders, hol' mich der Teufel!

Ja, ſie iſt hölliſch ſchön, auf Cerevis, ſagte mein Hausgenoſſe, der junge Pharmazeut Voger, welcher mir zur Seite ſaß.

Und er ſeufzte ganz gewaltig dazu, der arme Junge.

Ah, hat ſie's Euch auch angethan, Monſieur Villuſeur? Ich muß ſagen, ich wurde auf der Stelle verliebt, wie ein ....

Spaß, fiel der Hairle lachend ein. O, wir kennen das. Es paſſirt dir ſehr oft.

Ja doch, ich bin, wie bekannt, in der Liebe ein Verallgemeinerer. Aber die Baronin könnte mich unſchwer von meiner Vielſeitigkeit bekehren.

Mir gefiele die Tochter beſſer, ſagte der Hairle. Das iſt eine liebliche Erſcheinung.

Ach was, Hairle, du biſt und bleibſt ein Romantiker. Die Stieftochter der Baronin iſt ein nettes Ding, zugegeben, aber jeder rechte Kerl muß dem Veilchen die Roſe vorziehen. Und vollends eine ſolche Roſe! Sie blüht und glüht ganz tropiſch, ganz erotiſch und es iſt etwas gottvoll Meſſaliniſches in dieſem Weibe.

Vergleiche Decimus Junius Juvenalis, Satire ſechs, Vers ſo und ſo — bemerkte Vollmer trocken.

Bah, Juvenal war ein ſauertöpfiſcher Geſelle.

Mag ſein, allein ſeine Schilderungen gelten für authentiſche und ſeine Farben für treue.

Die Baronin iſt alſo noch jung? fragte ich.

Kaum fünfundzwanzig.

Und ſie iſt, da vorhin von einer Stieftochter die Rede war, die zweite Frau des Barons?

Ja, der Baron hat ſie erſt vor einigen Jahren geheirathet, wenige Monate nach dem Tode ſeiner erſten Frau, welche ihm zwei Kinder hinterlaſſen hatte, einen

Sohn, welcher dermalen auf Reiſen ſich befindet, und eine Tochter, Fräulein Clara, welche fünf oder ſechs Jahre jünger iſt als ihre Stiefmutter. Dieſe iſt die Tochter eines Banquier von jüdiſcher Abkunft, der in unſerer Reſidenz lebt und ſeine Hand in allen Staatsanleihen hat. Die Baronin ſoll hoch gebildet und eine große Muſterin ſein, wie man ſagt, denn ich weiß das Alles nur vom Hörenſagen.

Du ſcheinſt bei Weitem nicht Alles zu wiſſen, ſagte Vollmer zu Sprecher, welcher mir dieſe Auskunft ertheilt hatte.

Kann ſein, aber das iſt mir Einerlei.

Mir auch, erwiderte der Vetter Ambros und miſchte ſich von da ab nicht mehr in das Geſpräch, außer um etwa einen Sarkasmus einzuflechten.

Es iſt doch zum Teufelholen, ſagte Spatz mit komiſchem Zorn, daß dieſe Geldbrozen auch noch die ſchönſten Weiber haben ſollen, die doch von Rechtswegen uns, den Leuten von Geiſt, gehören.

Ihr ſeid ein Menſch von Beſcheidenheit, Rother; das muß man ſagen, bemerkte Vollmer.

Ach was, Beſcheidenheit! Der Henker hole ſie! Ich ſuche mich von dieſem deutſchen Nationallaſter möglichſt zu emanzipiren.

Das muß dir Jeder bezeugen, ſagte der Hairle. Aber wer iſt denn das kleine Männchen mit der Glatze und den rothen Bäckchen, welchen wir geſtern und heute um die junge Baroneſſe herumſchnippeln ſahen?

Ach, das iſt ja der Flottenheim, der Privatdocent, mit welchem ich auf der Univerſität viel verkehrte, gab Spatz zur Antwort. 's iſt ein hölliſch geſcheidter Kerl.

Wie kommt denn der in das Haus des Barons?

Er iſt ein Vetter der Baronin und hat ſich, wie er mir ſagte, hieher zurückgezogen, um ein großes Werk über den Socialismus auszuarbeiten.

Wie dieſe jüdiſchen Liberalen — denn er iſt wohl auch aus dem Samen Abraham's — doch gleich mit Allem Geſchäfte zu machen wiſſen.

Gerade wie die chriſtlichen, Hairle. Wie Viele machen jetzt in königlich preußiſcher Romantik, welche zu Anfang dieſes Dezenniums in revolutionärer Lyrik machten? Uebrigens glaube ich, der pfiffige Flottenbeim iſt eigentlich hieher gekommen, um unter dem Schutze ſeiner Couſine in dem Artikel Clara von Redwitz ein lucratives Geſchäftchen zu machen.

Wohl möglich. Aber wie iſt mir denn? Hörte ich nicht einmal, unſer Freund Brand hätte einen gelungenen Verſuch auf das Herz der Tochter des Geldmanns gemacht?

Ich hörte auch davon ſprechen, verſetzte Sprecher. Weißt du etwas Näheres, Ambros?

Nein, die Leute plappern mehr, als man behalten kann oder will, entgegnete Vollmer kurz, obgleich mir ſeine Miene anzudeuten ſchien, er könnte wohl mehr ſagen, wenn er wollte. Zugleich erinnerte ich mich lebhaft der Warnung vor den jungen Stralecker-Heren, welche Brand auf dem Gotthardt gegen mich ausgeſprochen.

Das Herzutreten des Wirthes gab dem Geſpräche eine andere Richtung, da Spatz mit dem radicalen Brauer, einem eifrigen Verehrer ſeines Blattes, ſogleich heftig zu politiſiren anfing.

Während die Schlag- und Stichworte der Partei laut am Tiſche umgingen, nahm ich Abſchied von den

Freunden, denn Hairle und Spatz wollten heute noch mit Sprecher nach Bärnburg hinüber, um von dort aus ihre Heimreiſe anzutreten. Doch ging ich nicht, ohne mit Sprecher und Vollmer verabredet zu haben, daß wir uns am Abend eines beſtimmten Wochentages jedes Mal im Hexenkeſſel treffen wollten.

Mit Frack und Glacéhandſchuhen angethan, machte ich mich eine halbe Stunde ſpäter auf den Weg nach dem Hauſe des Barons. Es lag, wie ſchon erwähnt worden, am ſüdlichen Ende des Dorfes und lehnte ſich an weitläuftige Anlagen, deren Vegetation jedoch noch nicht ſehr weit vorgeſchritten, da dieſe Anlagen, wie das ganze Heimweſen von ziemlich neuem Datum waren. Das im italiſchen Villenſtil erbaute Gebäude ſtieß mit ſeinen zwei Seitenflügeln an die nach dem Hellbrunner Thal hinüberführende Straße, an welcher ſich das ſchopfartige Nebenhaus, in welchem die Comptoirs und Magazine untergebracht waren, in geſchmackloſer Länge noch weit hinaus hinzog. Vor den Thüren dieſes Bauwerkes lärmte ein geſchäftiges Treiben. Beladene Wagen kamen und gingen, Comptoiriſten überzählten und notirten mächtige, mit Gießwaaren bepackte Kiſten, welche zum Verſchicken bereit gemacht wurden. Krahne ächzten, Winden ſtöhnten, Bergknappen in ihrer hübſchen Tracht und berußte Kohlenbauern drängten ſich durcheinander — kurz, es regte ſich auf dieſem Platze hundertarmig jenes Millionengliederthier, genannt moderne Induſtrie.

Ich ging über den Hof und wurde auf die Meldung eines Dieners in reicher Livrée, Blau mit Silber, in einem Salon des Mittelflügels empfangen, deſſen Thürfenſter auf eine mit blühenden Oleandern und Granaten beſetzte Terraſſe ſich öffneten. Alles in dieſem Zimmer, wie im ganzen Hauſe, verkündete den Reichthum des Beſitzers. Prächtige Parkettirung, Plafondmalerei, Marmor, vergoldete Stuccatur, Seidentapeten, Gardinen von ſchwerem Atlas aller Farben, orientaliſche Teppiche, mit Geſchmack gewählte und placirte Gemälde in koſtbaren Rahmen, mit den tauſenderlei Spielereien des Luxus beſchwerte Etagèren — das Alles war überall verſchwenderiſch, und mit einem gewiſſen künſtleriſchen Takt angebracht, aber das Ganze machte nicht jenen Eindruck der Sicherheit und des Behagens altgewohnten Beſitzes, welchen geſtern das, was ich vom Schloſſe Straleck geſehen, auf mich hervorgebracht hatte. Die harmoniſche Ruhe fehlte. Dieſe Pracht hatte etwas Ruheloſes, Geſchäftiges, um nicht zu ſagen etwas Prahleriſches. Man ſah der ganzen Einrichtung des Hauſes gleichſam die Haſt des Erwerbes an und Alles glitzerte und ſchimmerte gar zu neu, ich möchte ſagen zu emporkömmlingsmäßig. Wohl möglich übrigens, daß dieſer Eindruck, welchen das Haus des Geldmannes auf mich machte, zum guten Theil auf proletariſcher Voreingenommenheit von meiner Seite beruhte.

Aus einem rothſammetenen Fauteuil ſich erhebend kam mir die Gebieterin des Hauſes entgegen, um mich mit dem Anſtand einer Königin zu begrüßen. Ihre Erſcheinung war in der That blendend, ſo blendend, daß ich zuerſt die beiden Geſellſchafter der Dame, einen jungen Mann und ein junges Mädchen, welche unter dem Bogen des offenſtehenden Mittelthürfenſters zurückblieben, ganz überſah. Ich begriff auf den erſten Blick, wie das leichtentzündliche Herz des rothen Spatz beim Gewahrwerden dieſer von Jugend und Schönheit ſtrahlenden Geſtalt lichterloh aufbrennen mußte.

Schwere aſchblonde Haare bedeckten den zierlich geformten Kopf der Dame und gegen dieſes Blond bildeten dann die aus dem orientaliſch blaſſen Geſicht groß und glühend hervorleuchtenden Augen vom tiefſten Schwarz den eigenthümlichſten Gegenſatz. Dieſe in bläulichem Feucht ſchwimmenden ſchwarzen Sterne oder vielmehr Sonnen übten einen ſeltſamen Zauber. Es brannte eine verſengende Lavaglut in ihnen. Die mittelgroße Geſtalt vereinigte die graziöſeſte Schlankheit des Wuchſes mit der friſcheſten Rundung und Fülle der Schultern, der Büſte und der Arme. Es fehlte ihr weder die zierliche Kleinheit der Hand, welche auf einen eben ſo kleinen Fuß ſchließen ließ, noch die Zartheit des Teints und die Durchſichtigkeit der Haut, noch der Zauber, welchen eine ſonore Altſtimme zu üben vermag. Niemals hatte ich ſo pikante, geiſtreiche, vielſagende Züge geſehen, aber ſie waren zu vielſagend. Ein dämoniſch unheimlicher, und doch wieder dämoniſch lockender Reiz umfloß dieſes Weib und ich verſtand jetzt, was Spatz gemeint, als er ſagte, es würde Einem „ganz anders“, wenn ſie Einen mit ihren ſchwarzen Augen anfunkelte. Ich mußte die meinigen davor niederſchlagen und brachte meine Begrüßungsworte in ſehr holperiger Form vor, allein die gewiegte Weltdame half mir eckigem Mediziner raſch über meine Verlegenheit hinweg, indem ſie mich in zwangloſer Weiſe ihren Geſellſchaftern vorſtellte mit den Worten:

Meine Tochter Clara und mein Vetter Flottenheim, ſeines Zeichens ein Juriſt und Socialiſt.

Fräulein Clara war, ſo viel ich in der Geſchwindigkeit bemerken konnte, eine hübſche, zartgebaute Brünette mit ſchönen haſelbraunen Augen und vollen rothen Lippen. Herr Flottenheim, eine kleine ſchmächtige Geſtalt mit rothen Wangen, dunklem Backenbart, einer ſchönen Stirne und muntern blauen Augen, welche ſeinen abrahamitiſchen Urſprung nicht verriethen, würde einen entſchieden günſtigen Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ein gewiſſes widerliches Dehnen und Ziehen der Sprache, welches ſehr ſtark an das berühmte Frankfurter Mauſcheln erinnerte, dem nicht hinderlich geweſen wäre.

Die Baronin hatte mich raſch in den Hafen einer Sophaecke gelootſet und ſagte:

Sie ſind uns, Herr Doctor, auf die vortheilhafteſte Weiſe angekündigt worden durch unſern guten Pfarrer, welcher Vormittags hier war. Dem zufolge, was er mir über Sie ſagte, darf ich dem Winter in dieſer Einöde, der meinen Nerven im vorigen Jahre ſo ſchrecklich zuſetzte, mit weniger Bangen entgegenſehen. Auch knüpft ſich an Ihre Erſcheinung in unſeren Bergen ein gewiſſes romantiſches Intereſſe.

Darf ich fragen welches, gnädige Frau?

Nun, Sie waren ja nahe daran, den Meuchelmörder, welcher vorgeſtern im Neidlingsforſt auf Seine königliche Hoheit den Prinzen Willibald geſchoſſen, auf friſcher That zu ergreifen.

Ich? Gnädige Frau, Sie ſehen mich höchlich erſtaunt über dieſe Neuigkeit.

O, zieren Sie ſich nicht, Doctor. Ihr Freund, der Pfarrer, hat uns die ganze Geſchichte erzählt.

Von einer dunkeln, räthſelhaften Ahnung erfaßt, verwünſchte ich im Stillen die ſorgloſe Plauderhaftigkeit Bangold's und erwiderte:

Entweder hat ſich, was ich doch kaum glauben kann, mein Freund einen Scherz mit Ihnen erlaubt, gnädige Frau, oder aber wir haben hier ein ganz frappantes Beiſpiel von Mythenbildung.

Erlauben Sie, Couſine, nahm Flottenheim das Wort, daß ich vermittelſt der Kritik den hiſtoriſchen Thatbeſtand herzuſtellen verſuche.

Ach, gehen Sie mit Ihrer blaſſen Kritik, Couſin, entgegnete die Baronin lachend. Warum ſollte es mir nicht vergönnt ſein, den zufälligen Umſtand der Anweſenheit unſeres neuen Freundes im Reitlingsforſte zur Zeit des Attentats mit etwelchem romantiſchen Schmucke auszuzieren?

Weil dieſer Romantik gar leicht eine juriſtiſche, genauer geſprochen eine criminaliſtiſche Seite abgewonnen werden könnte, Verehrteſte, verſetzte Flottenheim. Wie ich höre, iſt der Prinz ganz außer ſich über den Mordverſuch und ſetzt alle Mittel in Bewegung, den Thäter ausfindig zu machen. Demnach könnten ſich leicht unangenehme Verwickelungen für Jeden ergeben, über welchen eine ähnliche Mythe in Umlauf geſetzt würde, wie die, welche Sie, Couſine, vorhin in Betreff unſeres ärztlichen Freundes hier erzählten.

Ach, wie abſcheulich Sie ſind, Vetter! erwiderte die Baronin ſchmollend.

Ich ſichte blos kritiſch das Thatſächliche vom Erdichteten, und ſo wollen wir, mit Ihrer Erlaubniß, bei der thatſächlichen Erzählung des Pfarrers von dem Abenteuer des Herrn Doctors im Neidlingsforſte ſtehen bleiben, obgleich nach dieſer proſaiſchen Lesart unſer neuer Freund blos in der Rolle eines ſimplen Zuſchauers ſtatt in der eines romantiſchen Haltfeſts erſcheint.

Es iſt doch etwas Gräßliches um ſo einen Juriſten, ſagte die Baronin. Er kann ſelbſt den harmloſeſten Scherz nicht vorübergehen laſſen, ohne ihm den Criminalcodex an den Kopf zu werfen. Wie ſehr bedaure ich es, Herr Doctor, dieſen Scherz mir erlaubt zu haben.

Ich drechſelte zur Antwort ein Compliment, ſo fein als ich es vermochte, was zwar nicht viel ſagen will. Doch wurde meine Phraſe freundlich entgegengenommen und die Baronin fuhr, den Gegenſtand der Unterhaltung feſthaltend, fort:

Wir trafen vorgeſtern Abend mit dem Gebrüder Grimmelfingen — ein ſchnackiſches Paar von Originalen, Doctor, das Sie kennen lernen müſſen — zuſammen, als wir von unſerer Promenade zurückkehrten. Die edlen Hidalgo's kamen eben von dem Abenteuer im Reidlingsforſte her und der Freiherr Pankraz that ſich nicht wenig auf die „Agilité“ und „Bravour“ zu gute, womit er dem Meuchelmörder nachgeſetzt. Er hatte freilich kein Haar von demſelben zu ſehen bekommen. Der Freiherr Bonifaz erzählte uns die ganze Geſchichte ausführlich. Himmel, was muß Comteſſe Straleck für einen Schrecken bekommen haben, als die Kugel ihr zur Seite in den Baum ſchlug!

Dieſer Schrecken war ein durchaus gerechtfertigter, bemerkte Flottenheim. Es ſtand für die Gräfin gar viel auf dem Spiele.

Wie ſo? platzte ich albern heraus.

Flottenheim bemerkte den Blick, womit ich meine Frage begleitete, und deutete den Ausdruck deſſelben ganz richtig.

Sie kennen die Gräfin Straleck? fragte er.

Ja. Ich hatte vor einigen Monaten zufällig das Glück, in der Schweiz die Bekanntſchaft des Grafen und ſeiner Enkeltochter zu machen.

Sie iſt ein reizendes Weſen, nicht wahr? fragte Fräulein Redwitz mit lebhafter Theilnahme.

Allerdings: ich bin wenigen menſchlichen Weſen begegnet, in deren Nähe einem ſo gut zu Muthe wird.

O ja, das iſt der rechte Ausdruck, verſetzte das junge Mädchen. Es iſt ein eigenes Gefühl von Behagen, welches die Nähe Graziella's einflößt.

So iſt es, ſtimmte die Baronin bei, aber mir war, als verriethe ihr weiches rundes Organ dabei eine kaum bemerkbare Schärfe. Und mit frivolem Lächeln, das ihr aber prächtig ſtand, weil es zwei Reihen herrlicher Zähne unter den ſchwellenden Lippen enthüllte, fügte ſie hinzu:

Prinz Willibald wird von dieſem behaglichen Gefühle viel zu ſagen wiſſen.

Fräulein Redwitz blickte fragend auf, ſenkte aber erröthend die Augen auf ihre Stickerei, als ſie das fauniſche Schmunzeln Flottenheim's wahrnahm. Mir ſelbſt wurde ſiedendheiß, allein ich ſuchte mich zu bemeiſtern, denn die Blicke der Baronin brannten forſchend auf mir.

Es ſcheint, das Verhältniß zwiſchen dem Prinzen und der Gräfin hat in letzter Zeit eine immer ernſthaftere Wendung genommen, bemerkte Flottenheim.

Ach, nein, nein, es iſt die ungerechteſte Mediſance, was man darüber ſpricht, entgegnete Fräulein Redwitz raſch und mit dem vollſten Ausdruck der Ueberzeugung.

Mediſance, liebes Clärchen? ſagte die Baronin. Sie könnten ſich doch wohl irren, meine Beſte. Ich habe heute früh Briefe aus der Reſidenz erhalten, worin viel von der Sache die Rede iſt. Frau von Ettlingen ſchreibt mir, Hof und Stadt ſeien voll davon, und Frau von Bubenhauſen, die Staatsdame der Königin, verſichert mich, daß der König ſeine Einwilligung zu der Scheidung des Prinzen nur deßwegen noch verweigere, weil er dieſe Einwilligung blos unter der Bedingung geben wolle, daß der Prinz ſeine Couſine, die dritte Tochter ſeines königlichen Oheims heirathe. Wieder eine andere meiner Correſpondentinnen behauptet, der Prinz hätte gar nie an eine Heirath mit der Comteſſe gedacht, obgleich dieſe — ich bitte, zu bemerken, daß ich nicht meine eigene, ſondern die Meinung einer Dritten ausſpreche — Seiner königlichen Hoheit dieſen Gedanken plauſibel zu machen geſucht hätte.

Das iſt abſcheulich, ganz abſcheulich! rief Fräulein Redwitz aus und ich freute mich der Entrüſtung, welche ſich in ihrem Blick und Ton offenbarte.

Dieſe Ihre dritte Correſpondentin geht doch wohl zu weit, Couſine, ſagte Flottenheim, dem man deutlich das Beſtreben anmerkte, mit Fräulein Redwitz auf einen guten Fuß ſich zu ſtellen.

Ich glaube es auch, erwiderte die Baronin. Aber was wollen Sie? Die Welt iſt ſo läſterſüchtig. Jeder Mann und jede Frau, welche irgendwie aus dem großen Haufen hervorragen, müſſen dieſer Sucht Tribut entrichten.

Es war den Aeußerungen der Baronin eine ſchlecht verhehlte Abneigung gegen Graziella leicht zu entnehmen, eine Bosheit, deren züngelnde Schlangen ich um die roſigen Lippen der Dame ſpielen zu ſehen glaubte, ſo oft ſie von der Gräfin ſprach.

Wie gerne wäre ich mit einer derben Abwehr der lächelnd gegen Graziella abgeſchoſſenen Pfeile hervorgetreten! Ich empfand innerlichſt den Drang, es zu thun. Aber nicht allein die erbärmliche Angſt, die gute Lebensart zu verletzen, hielt mich davon ab, ſondern auch die Scheu, die Baronin, deren Schönheit dämoniſch über mir waltete, in meinem Herzen ein Gefühl entdecken zu laſſen, das ich noch vor mir ſelber wie ein heiliges Geheimniß hütete.

Zum Glück unterbrach der Eintritt des Hausherrn das für mich höchſt peinliche Geſpräch.

Baron Redwitz ſtellte ſich dar als ein wohlconſervirter Gentleman von anſtändiger Corpulenz mit einem etwas ſchwammig rothen Geſicht, das ein ins Graue ſpielender blonder Bart einrahmte. Er war elegant, allein ohne Geckerei gekleidet und die Art und Weiſe, wie er mich, den ihm die Baronin präſentirte, aufnahm, zeigte, daß er der Umgangsſprache der höheren Stände vollkommen mächtig war. Man hätte ihn ohne Weiteres für den jovialen Lebemann nehmen können, als welchen er ſich gab, aber es war ein gewiſſes Etwas in ſeinen Zügen, was dem nicht ganz ungeübten Phyſionomiker verrieth, daß man es mit einem ſchlauen Redner, mit einem harten Charakter zu thun habe. Er machte auf mich den Eindruck eines vollendeten Typus der Bourgeoiſie, der mit Bewußtſein, jedoch in gefälliger Form die zur Herrſchaft gelangten materiellen Intereſſen repräſentirte.

Niemand kann erfreuter ſein über Ihr Hieherkommen, mein lieber Doctor, ſagte er zu mir, als ich es bin. Werde ich jetzt doch den ewigen Klagen meiner verehrten Gemahlin, daß in dieſer ſchrecklichen Einöde, wie ſie unſer Thal zu nennen beliebt, nicht einmal ein Arzt zu finden ſei, überhoben ſein. Seien Sie mir daher ſchon deßhalb aufs Beſte willkommen. Nebenbei hege ich auch die egoiſtiſche Hoffnung, in Ihnen einen trefflichen Boſton- und Whiſtſpieler vermuthen zu dürfen, und ſo werden ſich die langen Winterabende etwas comfortabler herumbringen laſſen, falls Sie mir nämlich die Ehre anthun wollen, ein recht häufiger Gaſt in meinem Hauſe zu ſein.

Und er nahm meine Verbeugung mit einer Miene entgegen, deren Ausdruck ich mir wohl nicht unrichtig in die Worte überſetzte: Du, armer Teufel von Doctor.

wirſt froh ſein, an meiner Küche und meinem Keller dich erlaben zu dürfen.

Alſo iſt keine Ausſicht vorhanden, daß wir den Winter in der Reſidenz zubringen werden? fragte die Baronin.

Ich bedaure es Ihrer wegen, meine Liebe, daß ich dieſe Frage verneinen muß. Wenigſtens darf ich, was meine Perſon betrifft, nicht daran denken, in den nächſten ſechs Monaten mein Comptoir auch nur für zwei Tage zu verlaſſen. Es iſt eine ſolche Maſſe von Aufträgen eingegangen, es ſind ſo viele neue Unternehmungen eingeleitet und in der Ausführung begriffen, daß meine ununterbrochene Anweſenheit ſchlechterdings nothwendig iſt. Uebrigens, meine Theure, wiſſen Sie ja, daß ich ſtets bereit bin, Ihren Wünſchen entgegenzukommen. Macht es Ihnen Vergnügen, einige Wintermonate in der Reſidenz zu verbringen, ſo habe ich nicht im Entfernteſten Etwas dagegen. Clärchen kann Sie begleiten ......

Ich bin gerne hier, lieber Vater, ſagte Fräulein Redwitz.

Ja, Sie haben idylliſche Neigungen, liebes-Clärchen, verſetzte die Baronin mit einem leiſen Accent von Spott. Nun, ich füge mich und will die gute Hausfrau machen und hier bleiben und mir zum Zeitvertreib von dem Gebrüder Grimmelſingen den Deſſauer Marſch verflöten laſſen.

O, wir werden hoffentlich mit Hülfe unſeres verehrten Doctors hier, mit Hülfe unſeres guten Pfarrers und unſeres Couſins Flottenheim beſſere Unterhaltung uns verſchaffen können.

Ich werde mein Möglichſtes thun, entgegnete Flottenheim, und will Ihnen Vorleſungen über den Socialismus halten, Vetter.

Bleiben Sie mir mit dieſem Zeug vom Leibe, erwiderte der Baron lachend. Das iſt nur für Träumer und Müſſiggänger. Sehen Sie, der beſte Socialismus iſt, ſeine Kräfte und Mittel tüchtig zu gebrauchen. Aber gerade daran fehlt es bei uns zu Lande noch allzuſehr. Die Leute haben gar keinen induſtriellen Geiſt und daran trägt insbeſondere unſer faules Reſidenzleben große Schuld. Wenn da Einer bei uns ein Capitälchen ererbt oder ſich gemacht hat, ſo zieht er damit in die Reſidenz, um, er mag noch ſo jung ſein als er will, den müſſigen Pflaſtertreter zu ſpielen. Er ſetzt ſich zur Ruhe, bevor er eigentlich zu arbeiten angefangen. Das iſt in der Schweiz, in England, in Amerika, überall, wo die Menſchen praktiſch ſind, ganz anders. Wenn da Einer zu Mitteln gelangt iſt, fängt er erſt an, recht unternehmend zu werden, und der Erfolg ſteigert nur ſeine Thätigkeit, ſtatt ſie zu lähmen. Das iſt das Wahre. Uebrigens, Doctor, fuhr er zu mir gewendet fort, ſteht es mit dem Socialismus meines liebwerthen Vetters hier gar nicht ſo gefährlich. Ich kann Ihnen im Vertrauen ſagen, daß er ſein Vermögen ganz hübſch umzutreiben verſteht, und ſo kann man ſich ſeine ſocialiſtiſchen Schrullen ſchon gefallen laſſen.

Flottenheim ward von dieſer Enthüllung offenbar nicht ſehr angenehm berührt. Er warf einen ſpähenden Blick auf Fräulein Redwitz und ſuchte die Anſpielung des Barons durch einen Witz zu pariren, welcher übrigens ſo mißlang, daß er den Hausherrn bloß zu der Aeußerung reizte:

O, geben Sie, Vetter! Mir machen Sie Nichts weiß. Sie haben den Modemantel der Zeit umgethan und machen darunter ganz artige Geſchäfte. Das ſichert Ihnen meine volle Achtung, und ich wünſchte, unſere jungen Männer wären alle ſo praktiſch.

Bleiben Sie uns mit Ihrem ewigen Refrain vom Leibe, mein Herr! ſagte die Baronin, ihren Gemahl anmuthig parodirend. Ihr praktiſchen Leute ſeid unausſtehlich langweilig, und wenn man euch hört, begreift man, wie ſehr Platen das Recht hatte, zu ſagen: „Die Welt wird Proſa immer mehr."

Gott ſei Dank, entgegnete der Baron. Die Poeten haben Unheil genug angerichtet mit ihrem idealiſtiſchen Nebeln und Schwebeln. Sie haben es ſchon in alter Zeit mit ihrem verrückten Gerede vom goldenen Zeitalter zuwege gebracht, daß die Menſchen von Unmöglichkeiten träumten, ſtatt das Mögliche zu thun. Mir will daher ſcheinen, all das Palaver von ſocialer Reform, womit müſſige Zeitungsſchreiber die Spalten ihrer Blätter anfüllen, ſei nur eine Spätfrucht jener uralten poetiſchen Faſelei.

Ei, wenn die Idee des Socialismus ſo alt iſt, ſo müſſen Sie als Conſervativer nothwendiger

Weiſe den größten Reſpect davor haben, bemerkte Flottenheim.

Ich will nicht, daß Sie mich einen Conſervativen nennen. Ich conſervire weder alten noch neuen Unſinn und mag überhaupt mit euren publiziſtiſchen Schlagwörtern und Parteibezeichnungen, die ohnehin meiſtens ganz ſchief ſind, Nichts zu ſchaffen haben.

Aber zu welcher Partei zählen Sie ſich denn? Sie wiſſen, Herwegh ſingt: „Partei, Partei, wer ſollte ſie nicht nehmen?“

Ich wollte, der Teufel — Pardon, meine Damen — holte all das Geſchwätz von Partei und Parteinehmen. Es dient nur dazu, verworrene Köpfe noch verworrener zu machen. Wenn Sie übrigens meine Parteianſicht abſolut wiſſen wollen, ſo ſag' ich Ihnen, daß dieſelbe rund und nett in dem einzigen Satze enthalten iſt: „Wer Etwas hat, ſoll Etwas gelten.“

Aber erlauben Sie mir, Vetter, Ihnen zu bemerken, daß dieſer Grundſatz durchaus kein eigenthümlicher und origineller iſt. Es iſt nur das allbekannte Schiboleth des platteſten Geldbrozenthums.

Sie ſind hölliſch artig, lieber Vetter, das muß ich ſagen. Alſo zur Partei der platten Geldbrozen gehöre ich? Ich bin Ihnen ſehr verbunden, daß Sie mich über meine Parteiſtellung ſo bündig ins Klare geſetzt.

Ich ſprach von Parteien, nicht von Perſonen.

Sie wollen ſich entſchuldigen? entgegnete der Baron lachend und vollkommen guter Laune. Das iſt gar nicht nöthig, verſichere Sie, denn ich acceptire den Parteinamen Geldbroz ohne Weiteres und mit Vergnügen. Das Wort hat einen ſehr ſoliden Klang, es klingt, wie wenn harte blanke Thaler auf einen Mahagonitiſch gezählt würden. Wiſſen Sie was, Vetter? Wir wollen zur Vertheidigung der Intereſſen der Beſitzenden mitſammen ein Journal ſtiften; es ſoll den Titel „Der Geldbroz" und das Motto: „Wer Etwas hat, ſoll Etwas gelten!" führen und Sie ſollen der Redacteur en Chef ſein.

In dieſer pikanten, wenn auch nicht ſehr zarten Weiſe wurde das Geſpräch noch eine Weile fortgeführt, bis ein Diener meldete, daß das Diner im Gartenſaale ſervirt ſei. Ich wollte mich empfehlen, war aber ſchwach genug, den Arm, welchen mir die Baronin bot, um ſie zu Tiſche zu führen, nicht abzulehnen. Es war ein gar zu prächtiger, ſchwellend runder Arm und brannte heiß auf die Adern des meinigen.

In einer Aufregung, welche ich durchaus nicht dem nur mäßig genoſſenen Champagner des Barons zuſchreiben durfte, ging ich mit Einbruch des Abends nach Hauſe und von da, weil es mich nicht daheim litt, hinauf zum Pfarrer. Wie ganz anders war meine heutige Stimmung als die, welche das geſtrige Zuſammenſein mit Graziella in mir hinterlaſſen hatte! Mit einem Gefühl beſeligenden Friedens war ich geſtern vom Schloſſe weggegangen, mit einem tobenden Aufruhr im Blute verließ ich das Medwitz'ſche Haus.

Bangold hatte mich erwartet und ſeinem Scharfblick konnte meine wunderliche Erhitzung nicht entgehen.

Du haſt bei dem Baron ein Glas Tokaier oder Champagner zu viel getrunken, lieber Junge, ſagte er, als wir in ſeiner Studirſtube auf und ab gingen.

Nein, Lieber, aber zu viel Schönheit, wie ich fürchte.

Aha! rief der Freund aus, indem er ſtehen blieb und mir ſcharf ins Geſicht ſah.

Das iſt ein dämoniſch ſchönes Weib! ſtieß ich hervor.

Ein dämoniſch ſchönes, ein teufliſch ſchönes, ja. Wildfeuer, Wildfeuer, hüte dich vor dieſem wilden Feuer, hörſt du, und mache mir keine dummen Streiche!

Es klang die volle Beunruhigung herzlicher Freundſchaft aus dieſen Worten.

Ich geſtehe dir, ſagte ich, daß noch nie ein Weib meine Sinne in einen ſolchen bacchantiſchen Taumel verſetzt hat.

Und dein Herz?

Es ſchwimmt in Feuer, aber es brennt nicht.

Hoffentlich, hoffentlich. Nimm deinen Hut, der Mond ſcheint hell und wir wollen ins Freie, um vernünftig mit einander zu ſprechen.

Als wir die mondhellen Gaſſen des Dorfes hinter uns hatten und durch das freie Feld wandelten, fühlte ich mein Blut allmälig ſich abkühlen. Es liegt etwas wunderbar Beruhigendes in der Stille einer klaren Herbſtmondnacht.

Pangold ließ dieſe wohlthätige Magie ungeſtört auf mich wirken und nahm erſt nach langem Schweigen das Wort.

Es iſt, ſagte er, noch nicht gar zu lange her, daß auch ich eines Abends ſchönheitberauſcht aus dem Hauſe des Barons heimkehrte. Auch ich hatte damals die Baronin zum erſten Male geſehen. Möge der böſe Zauber für dich bälder ſich löſen, als er mir ſich löſte.

Der Pfarrer ſtockte, fuhr aber, als ich erwartungsvoll ſchwieg, geſammelt und ruhig fort:

Ich war leider nicht Joſeph genug für dieſe Madame Potiphar, allein ich erkannte wenigſtens noch zur rechten Zeit, daß ich zu Aſche brennen müßte in dieſem Feuermeer der Wolluſt, in welches die Zauberin mich hinabgeriſſen, und hatte noch die Kraft, dem flammenden Strudel mich zu entreißen. Wenn ich es bisher für eine Chimäre gehalten hatte, daß es Frauen geben ſollte, die den Mann nach der Breite ſeiner Schultern und der Prallheit ſeiner Schenkel tariren, daß es Frauen geben ſollte, welche in allen männlichen Jn-

[illegible] nur die männliche Gattung ſuchen: ſo wurde ich jetzt eines Anderen belehrt. Wenn ich früher geneigt geweſen, das, was uns Tacitus, Sueton, Petron und Juvenal von den Agrippinen, Meſſalinen und Julien der römiſchen Kaiſerzeit berichten, für Ausgeburten hypochondriſcher Satire anzuſehen, ſo hatte ich jetzt Gelegenheit, die ſchreckliche Wahrheit ihrer Gemälde anerkennen zu lernen. Und dieſe römiſche Verderbniß bietet nicht einmal eine zureichende Parallele zu dem raffinirten Sinnendienſt, als deſſen Prieſterin die Baronin waltet.

Biſt du von Sinnen? fragte ich erſtaunt.

Keineswegs. Ich war es, ja, und zwar vollſtändig, aber ich bin ſchon lange aus dieſem Rauſche erwacht und ſpreche wie der nüchternſte Hiſtoriker nur Thatſächliches. Ja, um ein der Baronin ähnliches Weib ſich vorſtellen zu können, muß man die byzantiniſchen Hofgeſchichten des Prokopius zur Hand nehmen und hören, was er von ſeinen Antoninen und Theodoren erzählt. Ich ſage dir, die Baronin iſt eine vollendete Byzantinerin und ein wunderlicher Zufall gab ihr auch den Namen jener verrufenen Gemahlin

Juſtinian's. Sie heißt Theodora, als ob die Natur unter einem und demſelben Namen den Dämon der Wolluſt noch einmal verkörpert hätte auf Erden erſcheinen laſſen wollen.

Pangold machte hier wieder eine Pauſe in ſeinen ſeltſamen Bekenntniſſen und ich mochte ſie nicht unterbrechen. War mir doch zu Muthe, als hörte ich eines jener Tieck'ſchen Märchen erzählen, in welchem die unheimlichſten Myſterien des Venusberges mit wunderſamer Magie dargeſtellt ſind.

Endlich fuhr der Freund alſo fort:

Du kennſt mich ſonſt als einen Menſchen, welcher das Gleichmaß des Lebens nicht leicht verletzt, und kannſt dir demnach nicht vorſtellen, mit welcher lechzenden Begierde ich den Becher des Taumels an die Lippen ſetzte, welchen mir die Circe kredenzte. Ich..... es thut mir wahrhaftig wohl, dieſe Beichte in eine Bruſt niederzulegen, in welcher ich ſie wohlverſchloſſen weiß..... ich wünſchte Anfangs in dieſen Entzückungen zu vergehen. Aber bald miſchte ſich der Süßigkeit eine unnennbare Bitterkeit bei. Wie ein kalter Schauer durchrieſelte mich in den Umarmungen Theovoraus die Ahnung, ich ſei für ſie unendlich weit mehr bloß Werkzeug als Genoſſe des Genuſſes. Eines Morgens ſchlich ich nach einer orgienhaften Nacht im Grauen der Dämmerung mit wüſtem Kopf und wüſtem Herzen nach Hauſe. Der Jammer jener allmälig zur Ueberzeugung gewordenen Ahnung brach in ſeiner ganzen Schwere auf mich ein. Du biſt der Mitſchuldige und das Spielzeug einer herzloſen Buhlerin! ſchrie es in mir und ich wagte es kaum, dem anbrechenden Tag ins Angeſicht zu ſehen. Und doch ſollte er mir ein Rettungstag werden. Die furchtbaren Enthüllungen, die er brachte, gaben mir meine moraliſche Kraft wieder. Ich hatte mechaniſch meine Meſſe geleſen, als mir der Meßner ſagte, es harre meiner ein Beichtkind im Beichtſtuhle. Mechaniſch nahm ich meinen Platz in demſelben ein, aber ſchon die erſten Worte, welche durch das Gitter herüberzitterten, erregten meine Aufmerkſamkeit im höchſten Grade. Ich kehrte demnach meine Blicke dem Geſicht des bußfertigen Sünders zu und erkannte in demſelben einen Mann von koloſſalem Körperbau, welcher mir im Hauſe und in den Etabliſſements des Barons öfters begegnet war, da er die nicht unwichtige Stelle eines Gießmeiſters in einer der Eiſengießereien bekleidete. Das aſchfarbene, verſtörte Geſicht des Mannes harmonirte völlig mit der gebrochenen Stimme, womit er ſein Sündenbekenntniß ablegte. Mit den Einzelnheiten deſſelben will ich meine Zunge und deine Ohren nicht beflecken. Genug, der Mann war das geworden, was ich zu werden nahe daran war, ein Opfer der Unerſättlichkeit Theodora's. Die Angſt, womit ihn ſein zerſtörter Geſundheitszuſtand, die Reue, womit ihn der Anblick ſeines Weibes und ſeiner Kinder erfüllte, hatte ihn angetrieben, im Beichtſtuhle Rath und Troſt zu ſuchen. Ich ließ ihn ſchwören, anderwärts ein Unterkommen zu ſuchen und zu dieſem Zwecke Straleck ungeſäumt zu verlaſſen. Aber hatte er nun nicht die Kraft, ſeinen Schwur zu halten, oder war es ſchon zu ſpät: wir haben ihn vor wenigen Monaten auf unſerem Kirchhof begraben. Nach Abnahme dieſer Beichte erwartete mich daheim eine zweite gewaltige Erſchütterung. Der einzige Sohn des Barons aus ſeiner erſten Ehe, ein friſcher vielverſprechender Jüngling von Geiſt und Herz, war gekommen und hatte mich zu ſprechen verlangt. Siegmund, ſo heißt er, war mir ſtets freundlich entgegengekommen und ich hatte mir ſein vollſtes Vertrauen erworben. Deßhalb kam er jetzt, meinen Rath einzuholen und mir ein Bekenntniß abzulegen, wie vorher der Sünder im Beichtſtuhle, und — drücke meinen Arm nicht ſo krampfhaft! — und, ja, es iſt unglaublich … in derſelben Sache. Seine Stiefmutter hatte ihn verführt …….

Phädra und Meſſalina in einer Perſon! rief ich aus. Es iſt entſetzlich!

Ja wohl. Die Seelenangſt des jungen Mannes war gränzenlos, und als er mir ſchaudernd die unſelige Geſchichte erzählt hatte, las ich den Gedanken des Selbſtmordes in ſeinen ſtieren Augen. Ich, ſelber von Verzweiflung angefaßt, hatte Alles, was noch von Kraft, Willen und Geiſt in mir war, aufzubieten, um den Unglücklichen aufzurichten, aber wohl mehr die Elaſticität der Jugend als meine Vernunftgründe und meine Beredſamkeit hielten ihn von verzweifeltem Thun zurück. Er befolgte zuletzt meinen Rath und ging noch am nämlichen Tage auf Reiſen, was ſein Vater ſchon lange gewollt hatte.

Und auf welchem Fuße ſtehſt du jetzt mit der Baronin? fragte ich den Pfarrer, als er innehielt.

Auf dem der Freundſchaft, wenn dieſes Wort überhaupt auf ein ſolches Weib anzuwenden geſtattet iſt. Am Tage nach Siegmund's Abreiſe hatte ich eine Unterredung mit ihr und ſagte ihr, daß ich dieſe Abreiſe veranlaßt hätte und warum. Meine Kälte machte ſie aufflammen in unbändigem Zorn. Ich ſage dir, ihr mänadenhaftes Gebahren hatte etwas Erhabenes, etwas Tragiſches an ſich. Ich mußte ſie anſtaunen und wohl mir, daß ich in jener Stunde nicht wieder der Verſuchung unterlag. Sie fluchte der Natur, daß ihr dieſe Feuer ſtatt Blut in die Adern gegoſſen, ſie ſchwur frohlockend, dem Genuſſe zu leben und im Genuſſe zu ſterben, ſie nannte ſich ſelbſt ein furchtbares Räthſel, der Männerwelt zur Löſung aufgegeben, ſie war Bacchantin und Magdalena zugleich. „Laſſen Sie uns Freunde bleiben, frommer Prieſter, ſagte ſie zuletzt mit dämoniſchem Lachen. Der Liebe folgt die Freundſchaft, das iſt die alte Geſchichte. Ich habe Freunde nöthig, an Liebhabern wird es mir nie fehlen, ſo lange ich ſo ſchön bin, wie nur ich es bin."

Aber das iſt ja ein Phänomen der Leidenſchaft!

Ja, und darum trägt ihre Schönheit auch den vollſten Reiz jenes unheimlichen Grauens in ſich, welches allem Phänomenhaften ſich beigeſellt. Ich ſetze mich der Wirkung dieſes Reizes nicht mehr häufig aus und würde vielleicht das Haus des Barons ganz meiden, wenn mir Siegmund ſeine Schweſter Clara nicht auf die Seele gebunden hätte.

Das iſt eine höchſt anziehende Erſcheinung. Wenn ich mich nicht ganz täuſche, ſo muß in dieſer mildſchönen Geſtalt ein edles Herz ſchlagen.

Freilich, freilich, und darum iſt meine Befürchtung, die Baronin ſinne auf das Verderben des guten Kindes, nur um ſo größer.

Warum ſollte denn die Baronin das ſanfte Mädchen haſſen?

Warum? Warum? Ich weiß es ſelbſt nicht, allein ich bürge dir dafür, daß ſie Clärchen glühend haßt, und vielleicht iſt dieſer Haß nur eine Ausgeburt des Haſſes, welchen ſie mit allem Ingrimm einer Verſchmähten gegen Clara's Bruder hegt, ſeit er ſie verlaſſen. Die Anweſenheit dieſes ſogenannten Socialiſten Flottenheim will mir gar nicht gefallen. Er iſt ein Wüſtling aus Philoſophie, wie er mir erſt vor einigen Tagen ganz kalt ſagte, einer jener dermalen leider zahlreichen Menſchen, die Nichts, aber auch gar Nichts achten und lieben als ihr eigenes Ich und dieſem, um ihm ein intereſſanteres Air zu geben, aus den Modegrundſätzen der Gegenwart ein gleißendes Gewand bereiten. Ich beſorge, das arme Clärchen leiht den glatten Redensarten dieſes Menſchen ein nur zu aufmerkſames Ohr, und die Art und Weiſe, womit die Baronin das Courmachen ihres Vetters unterſtützt, welcher ſicherlich nicht ihr Freund iſt, ohne ihr Liebhaber geweſen zu ſein, läßt mich ein abſcheuliches Complott ahnen.

Aber durchſchaut denn der Baron die ſchöne Teufelin nicht?

Das iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage, da mir die Sache keineswegs klar iſt. Vielleicht läßt ihm der Cultus, welchem er ſeinerſeits mit Fanatismus huldigt, der Cultus des goldenen Kalbes nämlich, keine

Zeit, den Aſtartedienſt zu beachten, welchen ſeine Frau treibt, vielleicht hat er ſich aber auch mit ihr ſchon längſt auf einen ganz conventionellen Fuß geſetzt und läßt ſie thun, was ihr beliebt, falls es nur ſeine finanziellen Speculationen nicht beeinträchtigt. Daß dieſes geſchehe, weiß die Baronin, die in Geſchäftsſachen einen wahrhaft genialen Blick beſitzt, leicht zu verhindern. Sie iſt die eigentliche Seele der Firma Redwitz, welche ungeheure Geſchäfte macht. Am Ende würde dieſer Bankokrat, eine vollendete Geldſeele, auch zur Verführung ſeines Sohnes, ja, und auch zur Verführung ſeiner Tochter durch ſeine Frau die Augen zudrücken, wenn ihm die letztere nur Million auf Million häufen hälfe. Wenigſtens macht die leichtfertige Art, womit er die Erziehung ſeiner Kinder ſeit dem Tode ihrer Mutter überwachte oder vielmehr nicht überwachte, dies ſehr glaublich. Unſer Freund Brand, welcher ſein Herz an Fräulein Clara verloren, pflegte zu ſagen, der Baron würde ſeine Kinder unbedenklich in die Münze ſchicken, falls ſie von Gold oder Silber wären.

Erwiderte Clara die Neigung Brand's?

Ich glaube, wenn ſie es nicht that, ſo war ſie doch ſehr nahe daran, es zu thun. Aber das Verhältniß wurde in ſeinem Entſtehen geſtört.

Durch wen?

Was fragſt du noch? Durch die Byzantinerin. Unſer Freund gefiel ihr ſelbſt und ſie war keineswegs ſo ſchüchtern wie das gute Clärchen.

Aber Brand?

Er war, wie du weißt, von je ein heißblütiger Junge und fiel, wie wir Andern alle, in das ihm geſtellte Netz, aber er riß ſich doch viel bälder und raſcher als ich aus den verderblichen Maſchen deſſelben los.

Jetzt begreif' ich ſeine Verbitterung vollkommen. Er konnte in den Armen der Buhlerin Clara nicht vergeſſen, er liebt das Mädchen noch immer und das Bewußtſein ſeiner Schwäche laſtet wie ein Fluch auf ihm.

So iſt es und ich fürchte, daß die Reihe der Opfer dieſes Weibes noch lange nicht wird geſchloſſen werden. Ich darf morgen nicht wieder, wie geſtern und heute, vergeſſen, den Sprudeljörg zu warnen.

Den Sprudeljörg?

Ja, ſie hat ihr Auge auf ihn geworfen. Ich hab' es letzten Sonntag in der Kirche wohl bemerkt und kenne die Bedeutung dieſer byzantiniſchen Blicke……

So endete dieſes ſeltſame und unheimliche Geſpräch.

9.

Heinrich der Vierte.

Den Ueberraſchungen und Aufregungen, welche die erſten Tage meines Aufenthalts in den Hallbergen ausgefüllt hatten, folgte eine ruhigere Zeit. Meine ärztliche Praxis ließ ſich überraſchend gut an und ich hatte mich tüchtig zu tummeln, um den Anforderungen meines Berufes nachzukommen. Neue Beſen kehren gut, ſagt ein bekanntes ſüddeutſches Sprüchwort und mein ärztlicher Eifer ſtrafte daſſelbe nicht Lüge. Vielleicht aber mochte zu dem Behagen, womit ich meine Wiſſenſchaft ausübte, auch der Umſtand nicht wenig beitragen, daß die Geſchäftigkeit, welche ich entfalten mußte, eine gewiſſe innerliche Unruhe, die ſeit einiger Zeit in mir ſich regen wollte, beſchwichtigen half. Mit dieſer Erkenntniß hat der beredteſte Verkündiger und Prophet deutſcher Idealiſtik, Schiller, in einem ſeiner leidenſchaftlichſten Ergüſſe die „Beſchäftigung" geprieſen. Man glaubt nicht, wie viel Herzensſiechheit ihre Quelle im Nichtsthun hat. Wäre Werther ein Schmiedegeſelle oder ein Ackerknecht geweſen, er hätte ſich ſicherlich nicht todt geſchoſſen. Das iſt eine ſehr proſaiſche Parodie jenes bekannten Leſſing'ſchen Wortes, gewiß, aber das Menſchenleben iſt eben auch weit mehr Proſa als Poeſie.

Ich freilich hatte kaum das Recht, ſo zu ſprechen, denn in die Proſa des Stralecker Winters miſchte ſich Poeſie genug. Abgeſehen davon, daß ich im Schloſſe wie ein Sohn des Hauſes behandelt und beim Baron Rekwitz ſtets aufs Zuvorkommendſte aufgenommen wurde und demnach jede freie Stunde aufs Angenehmſte verleben konnte, waren in unſeren Bergen Hülfsmittel der Geſelligkeit genug vorhanden, um keine Langeweile aufkommen zu laſſen. Das gräfliche Schloß und das geldbaronliche Haus hatten ſich unter einander über regelmäßige abendliche Zuſammenkünfte verſtändigt, die abwechſelnd in jenem und in dieſem ſtatthatten und zu welchen der Zutritt in liberalſter Weiſe gewährt wurde. Zur Abwechslung fiel dann wohl auch unſere ganze Bande einmal dem Gebrüder Grimmelfingen ins Haus, damit uns das edle Gebrüder auf neckiſches Betreiben Graziella's alle ſeine altfränkiſche Narrheit zum Beſten gäbe. Oder wir jüngeren Männer — Sprecher kam oft aus Bärnburg herüber — hielten einen Kneipabend im Hexenkeſſel ab oder gingen ins goldene Lamm, deſſen wackerer Wirth das politiſche Orakel der Handwerker und Bauern war, um die Welthändel zu verhandeln.

Der geneigte Leſer wird ſich erinnern, daß im Spätherbſt 1847 der Sturm bereits ſich anſchickte, in die Zeit zu fahren. Alle Blicke waren auf das Hochland gerichtet, „wo der erſte Schuß fiel.“ Man fühlte, daß der Sieg des ſchweizeriſchen Sonderbundes den Schlußring der Kette bilden würde, welche ſeit dem Falle Polens um die Völker Europas geſchlagen worden war. Man wußte aber auch, daß der Abſolutismus von allen Seiten her thätig war, um dem Sonderbund, einer gemeinſchaftlichen Schöpfung Metternich's und Guizot's, zum Erfolge zu verhelfen, und man durfte mit Recht zweifeln, ob der ſchweizeriſche Liberalismus Thatkraft genug zu entwickeln vermöge, um die Gefahr zu beſchwören. Wir waren gerade im Schloſſe verſammelt, als die Nachricht von dem ſiegreichen Einzug der eidgenöſſiſchen Armee in Luzern ankam. Freudeſtrahlend bot mir Graziella das Zeitungsblatt hin, welches die willkommenen Nachrichten enthielt. Der Graf hatte zu den entſchiedenſten Zweiflern gehört, äußerte aber jetzt auch ſeine Freude am lauteſten und forderte uns auf, auf das Wohl Dufour's und ſeiner Milizen ein Glas zu leeren. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit recht deutlich, daß in der Seele dieſes Mannes der Glaube an das Ideal immer noch einen Platz neben dem angewohnten Skepticismus behauptete. Ein andermal ſchlug der letztere allerdings wieder vor. So erinnere ich mich eines Abends, wo unſer edler Wirth geradezu als Peſſimiſt auftrat. Ihr jungen Leute, ſagte er da zu uns, traut den Menſchen zu viel Gutes zu und zieht aus eurem Enthuſiasmus den voreiligen Schluß, daß dieſer Enthuſiasmus auch in Anderen lebe. Ich ſelbſt habe dieſen Irrthum vormals mit vielem Aerger und Verdruß bezahlt und bin zu der ſchmerzlichen Einſicht gelangt, daß in allen Dingen, vorab in politiſchen, der einzig richtige Calcul der iſt, welcher den Egoismus der Menſchen zur Vorausſetzung nimmt. Die Träger der großen und edlen Ideen ſtanden nur auf, um gemordet zu werden. — Aber, warf Graziella ein, dieſe Ideen leben trotz des Mordes ihrer Verkündiger, in ewiger und unſterblicher Jugend und ihren endlichen Sieg verbürgt ja gerade der Umſtand, daß ſie ſich immer wieder neue Apoſtel erwecken, welche für ſie freudig in Elend und Tod gehen. Und du, Väterchen, biſt ſo lebhaft von dem Kommen dieſes Sieges überzeugt, als wir jungen Leute; das weiß ich gar wohl. — Meinſt du, Kleine? — Und ſeufzend ſetzte er hinzu: Ach ja, wenn die Jugend wüßte, wenn das Alter könnte! Hierauf beruht alles Elend der Menſchheit. — Wieder ein andermal hatte ſich an die leicht hingeworfene Aeußerung des Grafen, unſere Zeit ſei im Grunde nicht nur an Thaten, ſondern auch an Ideen arm und es ſei ſeit dem Eſprit des lois und dem Contrat ſocial doch nichts weſentlich Neues und Bedeutendes in der politiſchen Theorie aufgetaucht, ein Geſpräch über die Bewegung des Socialiſmus geknüpft, auf welche ich hinwies, indem ich die Behauptung des Grafen beſtritt und meinte, wir wären über die conſtitutionelle Illuſion Montesquieu's, wie über die Rouſſeau'ſche Illuſion des abſtracten Radicaliſmus denn doch hinaus. — Weder über die eine noch über die andere dieſer Illuſionen, verſetzte der alte Herr. Achten Sie doch einmal darauf, in welchem Gedankenkreiſe unſere vorgeſchrittenſten Liberalen ſich bewegen. Nehmen Sie einmal das Welcker'ſche Staatslexikon zur Hand und Sie werden geſtehen müſſen, daß, von Rouſſeau zu ſchweigen, ſchon Montesquieu dies Alles und noch dazu viel beſſer geſagt hat. Die ganz handgreiflich fictive conſtitutionelle Lehre von der Trennung der Gewalten iſt noch immer das Evangelium dieſer Leute, obgleich ſie ſich ſeit mehr als zehn Jahren tagtäglich überzeugen konnten, daß vermittelſt der Fiction des Conſtitutionalismus Louis Philipp Frankreich willkürlicher und heilloſer regiert, als der abſolutiſtiſche Karl X. es je gewagt hätte. — Ich gebe dieſe Befangenheit, dieſe Verwirrtheit unſerer Liberalen vollkommen zu, entgegnete ich, allein ich bitte Sie, zu bemerken, daß der

Liberalismus ſelbſt in dem politiſchen Denkproceß ſchon längſt überwunden und antiquirt iſt. — In dem Denkproceß, ſo? erwiderte der alte Herr ironiſch lächelnd. Da höre mal Einer den deutſchen Träumer. Der Liberalismus mag in eurem Denkproceß vollſtändig überwunden ſein, in der Wirklichkeit aber wird er euch aller Wahrſcheinlichkeit nach noch mehr zu ſchaffen machen, als euch lieb ſein dürfte. Vergeßt nur nicht, daß die Dummheit auf Erden ſtets des größten Anhanges ſicher iſt. Uebrigens muß ich wiederholen, daß ich nicht recht einſehe, was denn euer politiſcher Denkproceß über den Liberalismus hinaus Wichtiges zu Tage gefördert hätte. — Wenn Sie, verſetzte ich, ein fertiges politiſches oder ökonomiſches Syſtem verlangen, ſo iſt Ihre Anſicht, daß ein ſolches nicht vorhanden ſei, eine ganz richtige. Allein Sie ſelbſt geben ja allem Thatſächlichen den Vorzug vor dem Theoretiſchen und ſo werden Sie mir den Vor- und Fortſchritt vom Liberalismus und Conſtitutionalismus einräumen müſſen, welcher in der allmäligen Bildung einer demokratiſch politiſchen und einer ſocialiſtiſchen Partei liegt. Es gibt denn doch immer mehr Leute, welche den Conſtitutionalismus für das halten, was er wirklich iſt, für eine verächtliche Schelmerei nämlich, und von der Verbreitung des Gedankens einer ſocialen Reform oder, wenn man will, Revolution können Sie ſich in jeder Werkſtatt überzeugen. — Wohl, ich gebe zu, daß der Samen der demokratiſch republikaniſchen Ideen in den Herzen der Jugend aufzugeben anfängt, allein das Häuflein der Demokraten und Republikaner iſt jedenfalls und insbeſondere in Deutſchland noch zu klein, um irgend ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale legen zu können. Und was dann die ſocial revolutionäre Fraction angeht, ſo geſtehe ich offen, daß ich nicht weiß, wohinaus dieſe will. Ich weiß nicht, iſt mein alter Kopf daran Schuld, daß mir bei der Lectüre der franzöſiſchen und deutſchen Socialiſten zu Muthe wird wie jenem angehenden Studenten im Fauſt. Es iſt das recht wohl möglich, denn wir Greiſe leben beim beſten Willen dennoch viel zu viel in der Vergangenheit, um die Gegenwart immer leicht und vollſtändig verſtehen zu können. Vermag ich mir jedoch in Sachen des Socialismus irgend Etwas klar zu machen, ſo iſt es das, daß der Socialismus ſelbſt noch ein höchſt unklares Ding iſt. Die Communiſten, ja, die wiſſen, was ſie wollen, und wenn es ihnen — ich will die Möglichkeit gar nicht entſchieden beſtreiten — einmal gelänge, ihre uniforme Kaſernenwirthſchaft in Europa einzuführen, ſo hätte dieſelbe Ausſicht, wenigſtens ſo lange zu dauern, bis auch die roheſten und materiellſten Menſchen einſehen, es ſei zwiſchen dem menſchlichen Daſein und der Stallfütterung des Viehs doch immerhin noch ein bedeutender Unterſchied. Aber die ſogenannten Socialiſten, du lieber Himmel! was haben die bisher für Spinngewebe von Träumereien und Subtilitäten zuſammengeſponnen, Spinngewebe, welche von der rauhen Hand der Wirklichkeit nothwendiger Weiſe in Fetzen geriſſen werden mußten. Am auffallendſten dabei war mir, wie die ſonſt ſo praktiſchen Franzoſen mit ſolchen Nebeleien ſich abgeben mochten, ſtatt dieſelben billiger Weiſe den guten Deutſchen zu überlaſſen. — Ich leugne nicht, daß Ihr ſtrenges Urtheil auf die bisher aufgetauchten ſocialiſtiſchen Theoreme, wenigſtens ſo weit mir dieſelben bekannt ſind, anwendbar iſt, allein andererſeits werden Sie zugeben, daß es unter den Socialiſten Leute gibt, die durchaus keine Nebler und Schwebler ſind. Was ſagen Sie zu Proudhon? — Das iſt allerdings einer der ſchärfſten Köpfe, welche je gedacht haben, und der unerbittlichſte Logiker, welcher der menſchlichen Geſellſchaft je ihr Sündenregiſter gemacht hat. Er führt das kritiſche Sezirmeſſer mit einer Meiſterſchaft und Conſequenz, welche zugleich ſtaunen und ſchaudern macht. Er hat der Geſellſchaft alle Lappen, womit ſie ihre Blöße deckte, abgeriſſen, hat die geheimſten Schäden und Wunden des geſellſchaftlichen Körpers dem Auge bloßgelegt. Aber hat er zugleich auch ein Heilmittel erfunden? Nein. Seine Bedeutung iſt eine durchaus nur negative, obgleich ich zugebe, daß aus der Summe ſeiner Negationen, welche ſich, glaub' ich, in dem Satze zuſammenfaßt: Keine Regierung des Menſchen durch den Menſchen mehr vermittelſt der Anhäufung der Gewalten, keine Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen mehr vermittelſt der Anhäufung der Kapitalien — die Keime poſitiver Einrichtungen ſich entwickeln könnten, falls nämlich die Menſchen einmal aufhören werden, Menſchen zu ſein, um Engel zu werden. — Entſchuldigen Sie, ich meine doch, der Poſitivmus

Proudhon's beruhe auf einer weniger idealiſtiſchen Grundlage. Er will, wenn mir recht iſt, die politiſche Emanzipation vermittelſt der Organiſation des allgemeinen Stimmrechts, vermittelſt der unabhängigen Centraliſation der ſocialen Functionen, vermittelſt der beſtändigen Reviſion der Verfaſſung, und er will die induſtrielle Emanzipation vermittelſt der gegenſeitigen Garantie des Credits und Abſatzes. — Und das nennen Sie nicht idealiſtiſch? fragte der alte Herr und ging dann auf eine genaue Erörterung der Proudhon'ſchen Vorſchläge ein, wobei es ſich zeigte, daß er ſeinen Gegenſtand durch und durch kannte und in ernſteſter Weiſe mit dem ſocialen Problem ſich beſchäftigt habe.

An derartigen Geſprächen nahmen gewöhnlich nur der Graf, Graziella, Flottenheim und ich Antheil. Der Baron ſetzte ſich lieber an den Whiſttiſch und die Baronin fand unverholen eine Materie ennuyant, welche, wie ſie ſagte, lauter Unmöglichkeiten zur Vorausſetzung hätte. Weit mehr intereſſirte ſich dieſe außerordentliche Frau für die Literatur. Sie war ſehr beleſen und urtheilte mit Verſtand und Geſchmack. Von den neueren Erſcheinungen ließ ſie aber nur Heine, Lenau und Sealsfield gelten und mit recht beißendem Spott äußerte ſie ſich über die raſch zur Mode gewordene Dorfnovelliſtik. Sie nannte dieſelbe eine ganz alberne Lüge, in welcher gerade ſo viel Natur ſei wie in einer in der Phantaſietracht eines Bauernmädchens auftretenden Ballettänzerin. Dieſe Dorfgeſchichtſchreiber, meinte ſie, mutheten ihren Leſern zu, zu glauben, daß ſogar die Miſtpfützen der Bauern nach Roſenöl dufteten. Ich, der ich meine Jugend auf einem Dorfe verlebt hatte und die Bauern kannte, mochte dieſer herben Kritik nicht geradezu widerſprechen. Mir waren die Producte dieſer Modepoeſie, ſo weit ich ſie kannte, ſelber vielfach zu marzipanen vorgekommen. Allein Graziella verfocht gegenüber der Baronin die Berechtigung der Dorfnovelliſtik ebenſo lebhaft als die der politiſchen Lyrik, welche das ſchöne Weib einmal verächtlich eine Kindertrommel genannt hatte, ganz geeignet, mit ihrem Gelärm das Ohr von Kindern zu vergnügen. Endlich mußte die Baronin ihrer Gegnerin dennoch einräumen, daß die moderne Dorfnovelliſtik wenigſtens eine echte Menſchengeſtalt geſchaffen, nämlich Immermann's Hofſchulzen, und daß das ganze Genre einen friſchen Luftzug in die ſtockende Atmoſphäre der Literatur gebracht. So ſehr aber das ganze Weſen der beiden Frauen in ſeiner Grundanlage ein antipathetiſches war, ſo harmonirten ſie merkwürdiger Weiſe doch in einem Punkte völlig: in der Verehrung Shakſpeare's, deſſen Verſtändniß und Anerkennung mir immer als ein Höhemeſſer weiblicher Bildung erſchienen iſt. Eines Abends lenkte ſich das Geſpräch auf dieſen erhabenen Genius und der Graf ſprach mit beſonderer Wärme von ſeinem Lieblingsſtück, Heinrich dem Vierten.

Weißt du was, Papa? ſagte Graziella plötzlich. Statt über das köſtliche Stück lange hin und her zu reden, wollen wir es lieber mitſammen aufführen.

Das iſt ein prächtiger Einfall, Comteſſe, rief die Baronin aus; ja, wir wollen Heinrich den Vierten ſpielen und ich bedinge mir die Rolle der Frau Hurtig aus.

Graziella ging mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Alters und Naturells auf die Sache ein und ſogleich daran, die Rollen zu vertheilen.

Nicht wahr, Papa, fragte ſie, du übernimmſt die Rolle des Königs.

Nun ja doch, erwiderte der gute alte Herr.

Und Sie, Herr Sprecher, machen den Prinzen?

Wenn Sie mir ſo viel Prinzliches zutrauen, gnädigſtes Fräulein, ſo will ich's verſuchen, lautete die Antwort des liebenswürdigen Juriſten.

Was, „du ein Königsſohn!“ ſprach ihn Bangold an und fuhr mit Falſtaff fort: „Wenn ich dich nicht mit einer hölzernen Pritſche aus deinem Königreiche hinausſchlage und alle deine Unterthanen wie eine Heerde wilder Gänſe vor dir hertreibe, ſo will ich mein Lebenlang kein Haar mehr im Geſichte tragen. Ihr ein Prinz von Wales?“

„Nun, du gemäſteter Schlingel, was ſoll's?“ replizirte Sprecher, der ſeinen Shakſpeare nicht weniger gut inne hatte als der geiſtliche Humoriſt, deſſen hoffnungsvolle Corpulenz, wie die Baronin boshaft bemerkte, das Epitheton, welches ihm Prinz Heinz ſo eben gegeben, nicht gerade Lügen ſtrafte.

Die kurze Epiſode, welche der Pfarrer und Sprecher der Geſellſchaft zum Beſten gegeben, machte uns nur noch bereitwilliger, dem improviſirten Vorſchlage Graziella's beizutreten. Die Rolle der Lady Mortimer wurde Fräulein Redwitz zugetheilt, nachdem ſich in Bangold ein ſo ganz paſſender Falſtaff gefunden, und: Sie müſſen den Percy machen, Doctor! ſagte Graziella zu mir.

Wohl, aber wer wird mein Käthchen ſein?

Wer Anders als ich? verſetzte das reizende Mädchen mit unwiderſtehlicher Naivetät und Anmuth.

Die Baronin ſah die Sprecherin und dann mich mit einem ganz ſeltſamen Blicke an, der Graziella leicht erröthen und mich betroffen machte, ſagte aber Nichts.

Nachdem man mir noch, aus welchem Grunde weiß ich nicht, die Ehre angethan, mich zum Regiſſeur unſerer neugeworbenen Schauſpielertruppe zu ernennen, wurde ausgemacht, daß Jeder ſich bemühen ſollte, für die noch unbeſetzten Rollen paſſende Darſteller aufzufinden, und überhaupt das Seinige dazu beitrüge, eine baldige Generalprobe zu ermöglichen.

In der nächtlichen Stille meines Zimmers trat mir der ſonderbare Blick, womit die Baronin mich und Graziella gemeſſen, noch einmal beunruhigend vor die Seele. Wäre ein ſolcher Blick aus ſolchem Auge irgendwie zu beſchreiben, ſo würde ich ſagen, es hätte ſich in demſelben ein unheimliches Gemiſch von Ueberraſchung, Mißmuth, Spott und Zorn ausgedrückt. Im Uebrigen war mein Verhältniß zu der Baronin ein rein conventionelles geblieben. Ich hatte mich allmälig an den gefährlichen Zauber ihrer Schönheit gewöhnt und vermochte ihre Anweſenheit zu ertragen, ohne gar zu ſehr aus der Faſſung zu kommen. Sie ihrerſeits ſchien mich nicht ſehr zu beachten. Aber der Blick von heute Abend, der war ein recht byzantiniſcher geweſen und ich erinnerte mich jetzt, daß ich vor einigen Tagen einen ähnlichen den Augen der Baronin entfunkeln geſehen, der freilich nicht mir, ſondern ihrer Stieftochter gegolten, welche verſunken in die Huldigungen, die ihr Flottenheim leiſe zuflüſterte, in einer Fenſterniſche ſaß. Die Bemühungen des gewandten Mannes um Fräulein Redwitz verurſachten ihrer Freundin Graziella viele Unruhe. Der Menſch iſt nicht ehrlich, ſagte ſie einmal zu mir; Clärchen ſollte ihm weniger vertrauen. Ich mußte dieſe Anſicht theilen, ohne im Betragen Flottenheim's etwas Auffallendes finden zu können. Er war ein noch junger Mann, Clärchen ein junges, ſchönes Mädchen, warum ſollte er ſie nicht lieben? Freilich bemerkte ich, daß Clärchen ſeit einiger Zeit ungewöhnlich ſcheu und zerſtreut war, und dann erſchreckte mich ein, wenn man will, unbedeutender Umſtand. Ich wurde eines Tages zu dem Baron gerufen, welchen ein leichtes Unwohlſein befallen hatte, und fand Fräulein Redwitz in ein Buch vertieft allein im Salon. Sie ging, um mich bei dem Vater anzumelden. In ganz abſichtsloſer Neugier, ſo zu ſagen rein mechaniſch nahm ich den Band auf, welchen Clärchen auf den Flügel niedergelegt hatte. Es war der Faublas, ein Buch, deſſen literariſchen und pſychologiſchen Verdienſten ich durchaus nicht zu nahe treten möchte, welches ich aber nur mit größtem Befremden in der Hand eines jungen, wohlerzogenen Mädchens wiſſen konnte.

Den gegebenen Andeutungen zufolge wußten wir uns den Winter in den Hallbergen angenehm genug zu machen. Nur Einer, welcher doch vermöge ſeiner ausgezeichneten Bildung zu unſerem Kreiſe hätte gehören ſollen, hielt ſich fern davon. Ich meine den Vetter Ambros, welchen ich faſt nie zu Geſichte bekam außer in Sprecher's Geſellſchaft im Hexenkeſſel. Vollmer war nicht zu bewegen, den freundlichen Einladungen des Grafen nachzukommen, und vor dem Redwitz'ſchen Hauſe ſchien er vollends einen wahren Horror zu haben. Manchmal ſah ich ihn auf meinen ärztlichen Ritten, Fahrten und Gängen von ferne einſam durch die beſchneiten Gründe und bereiſten Wälder ſchlendern und glaubte zu bemerken, daß er einer Begegnung mit mir, wie mit allen übrigen Menſchen, ſorgſam auswich. Da mich dieſe Perſönlichkeit lebhaft intereſſirte, ſo gab ich mir bei unſeren Zuſammenkünften im Hexenkeſſel Mühe, allmälig das Vertrauen des Hypochonders zu gewinnen. Allein nur einmal gelang es mir, den harten Panzer der Verſchloſſenheit, welchen er ſich um die Bruſt gelegt, für einen Augenblick zu durchdringen. Damals that er gegen Sprecher und mich die Aeußerung: Was wollt ihr denn von mir? Wißt ihr denn nicht, daß mit mir Nichts mehr anzufangen iſt? Ich exiſtire nur noch, um einen Gedanken zu hegen und denſelben zur That zu machen.

Alles Uebrige iſt für mich Firlefanz und Larifari — Punctum. Und jetzt laßt uns trinken........

Meine Stellung mußte mir Gelegenheit geben, eine Menge von Leuten kennen zu lernen und Blicke in die verſchiedenartigſten Zuſtände zu werfen. Ich bemerkte bald, daß auch in dieſen abgelegenen Thälern die allgemeine Unzufriedenheit, das allgemeine Mißbehagen, welches damals das ganze civiliſirte Europa durchzitterte, reichlich wucherte. Zwar der Bauernſtand war, wenigſtens in der nächſten Umgebung von Straleck, durchſchnittlich gut daran, was hauptſächlich daher rührte, daß der Graf die bisher gegebenen Ablöſungsgeſetze in Betreff der Feudallaſten, der Gülten und Zehnten in liberalſter Weiſe in Vollzug hatte ſetzen helfen. Man anerkannte das auch dankbar. Aber in demſelben Maaße, in welchem der alte Herr in der ganzen Gegend geachtet und beliebt war, war der Baron Redwitz verhaßt und verabſcheut. Die Geldherrſchaft, welche der Baron über das ganze gewerbliche Leben der Hallberge übte, trägt ſchon in ſich ſelbſt ein großes Maß von Odium und Herr Redwitz war keineswegs geeignet oder gewillt, dieſes Odium zu mildern.

In ſeinem ganzen Thun und Laſſen herzloſer Bourgeois, machte er den Bewohnern der Hallberge die ſchreckliche Lehre von der Ausbeutung des Menſchen durch das Kapital in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Härte klar. Daß dieſe Aufklärung eine grimmige Erbitterung zur Folge haben mußte, erkannte der Baron recht gut, aber er verachtete mit dem ganzen Hochmuth ſeiner Standesgenoſſen dieſe Erbitterung eines unter ſeinen Augen immer mehr anwachſenden proletariſchen Haufens. Geld iſt Macht, pflegte er oft zu ſagen, und die Macht iſt das Recht.

Indeſſen lebten in Straleck Leute genug, welche im Stillen vom Rechte ganz andere Begriffe hegten. Die Bemühungen der liberalen Oppoſition, wie ſie von der Hauptſtadt ausgingen, hatten in dem geſcheidten Wirth zum goldenen Lamm einen eifrigen Propagandiſten gefunden, und daß er mit großem Erfolge „gewühlt“, ſah ich ſogleich, als ich mich in den Zeitungsleſeverein, welchen er in ſeinem Hauſe geſtiftet, hatte aufnehmen laſſen. Ich bemerkte, daß unter dieſen Eiſenbahnarbeitern, Bergleuten, Uhrmachern, eine bedeutende Menge revolutionären Zunders ſich angehäuft habe, und wurde daher ein ſehr eifriger Beſucher dieſer Zuſammenkünfte. Sogar ſocialiſtiſche Ideen hatten Stralecker, welche von der Wanderſchaft heimkehrten, aus Paris mit in dieſe Berge gebracht. Die häufige Discuſſion derſelben regte mich zu dem Verſuche an, in einer Reihe von Vorträgen meinen Vereinsgenoſſen und mir ſelbſt den bisherigen Gang der ſocialen Bewegung klar zu machen. Der erſte dieſer Vorträge hatte nur eine kleine Zuhörerſchaft, aber ſchon beim zweiten vermochte der Saal der Brauerei die herbeiſtrömenden Arbeiter kaum mehr zu faſſen. Das, wie die beifälligen Aeußerungen des Grafen und Graziella's, ermuthigte mich und das herb mißbilligende Wort des Barons: Was Teufels, Doctor, machen Sie für thörichtes Zeug! entmuthigte mich nicht. Allein bevor die dritte Zuſammenkunft ſtattfand, ließ mir das Bezirksamt in Bärnburg durch den Ortsvorſteher von Straleck die gemeſſene Weiſung zugehen, meine Vorträge einzuſtellen, widrigenfalls ſich die Behörden zu ſofortigem Einſchreiten veranlaßt ſehen würden. So ſah ich denn ſchon die erſten Schritte gehemmt, die ich auf der Bahn eines „Volksmanns“ zu thun verſuchte. Sehen Sie jetzt, Doctor, daß die Macht das Recht iſt? ſagte der Baron ſpöttiſch zu mir.

Graziella's Herzensgüte half mir eine Popularität erweitern, welche mir dieſer mein erſter Zuſammenſtoß mit dem Polizeiſtaat erworben und deren Zauber ich, offen geſtanden, mit nicht geringem Behagen genoß. Man ſage, was man wolle, eine gute Portion Eitelkeit findet ſich in jedem ſtrebſamen Menſchen vor. Ich bin auch überzeugt, daß die eitle Freude über Anerkennung von Seiten der Menſchen im Manne mehr Raum findet, als im Weibe, welches ja überhaupt größere Aufopferungsfähigkeit beſitzt. Graziella wenigſtens bewies mir das, indem ſie ein Verdienſt, welches ganz und gar ihr angehörte, auf meine Rechnung ſchrieb. Es hatte ſich nämlich in dem Seitenthale, welches hinter dem gräflichen Parke rechtshin in die Berge einſchneidet, ein bösartiger Typhus unter den dort wohnenden armen Kattunwebern zu verbreiten angefangen. Die Sache kam auf dem Schloſſe zur Sprache und ich äußerte, daß der Seuche wohl Einhalt zu thun wäre, wenn nur die Kranken von den noch Geſunden abgeſondert und einer beſſeren Pflege, als ihre armen

Familien ihnen zu bieten vermochten, theilhaft gemacht werden könnten. Wenige Tage darauf fuhren der Graf und ſeine Enkeltochter im Schlitten bei mir vor und luden mich ein, eine Spazierfahrt mit ihnen zu machen. Die Fahrt ging durch den Park und am Ausgang desſelben hielten wir bei einem Vorwerke an, welches der Graf beſichtigen wollte. Wie erſtaunte ich, als ich hier in mehreren wohleingerichteten Stuben und in reinlichen Betten meine Kranken aus dem Weberthal unter der Obhut eines Wärters und zweier Wärterinnen wieder fand. Graziella hatte den Großvater beredet, dieſes Vorwerk zu einem Krankenhauſe für arme Bewohner der Gegend herzugeben und zum Unterhalt dieſer mildthätigen Anſtalt eine hinreichende Summe auszuwerfen. Ich mußte am Tage darauf die Stiftungsurkunde dieſes Krankenhauſes, welche im Gemeindearchiv niedergelegt wurde, als Zeuge mitunterſchreiben. Die Kranken genaſen und kamen zu Graziella, um ihr zu danken, allein das edelherzige Mädchen ſchickte ſie zu mir, weil ihr Dank mir gebühre. Und doch hatte ſie Alles ohne mein Wiſſen und ohne meine Mitwirkung veranſtaltet und eingerichtet und ſie ſelbſt hatte am Morgen jenes Tages die Ueberſiedlung der Kranken in das Vorwerk ſorgſam geleitet und überwacht.

Die Freude, welche ich über dieſes Ereigniß fand, ſollte freilich nicht ohne Trübung bleiben. Von dem Vorwerk in das Schloß zurückgekehrt, trafen wir daſelbſt den Prinzen Willibald, welcher ſo eben von Hellbrunn herübergekommen war, wie das im Verlaufe des Herbſtes und ſeit Eintritt des Winters ſchon mehrmals geſchehen war. Mein Herz ſchnürte ſich zuſammen, als ich die Freundlichkeit wahrnahm, womit Grazella den vornehmen Gaſt willkommen hieß. Ich war demſelben ſchon früher vorgeſtellt worden, hatte mich aber ſtets in gehöriger Entfernung von ihm gehalten. Damals ſträubte ich mich dagegen, dem Gefühl der heftigen Antipathie, welche ich gegen den Neffen des Königs empfand, ſeinen wahren Namen zu geben. Ich nannte es Abneigung eines Patrioten und Plebejers gegen den fürſtlichen Wüſtling und despotiſchen Nimrod, während ich es jetzt mit mehr Wahrheit und Aufrichtigkeit brennende Eiferſucht nennen muß. Ja, es iſt traurig zu ſagen, es war die Eiferſucht, welche meine Liebe mir offenbarte. Sie erhellte und zeigte mir mein Inneres ſo ſchmerzlich grell wie ein Blitz, der durch dumpfbrütendes Gewölk zuckt. Durch die gemeinſchaftliche Beſchäftigung mit unſerem dramaturgiſchen Plane hatte ich in neueſter Zeit Gelegenheit erhalten, noch mehr, als bisher, um Graziella zu ſein, und es konnte daher nicht fehlen, daß ich die edle Macht und Gewalt dieſer Perſönlichkeit immer widerſtandloſer empfinden mußte. Graziella war immer gleich lieb und gut gegen mich, aber ich glaubte zu bemerken, daß ihr Benehmen gegen mich nur die Güte und Milde einer zärtlichen Schweſter athme. Ich war nun freilich nicht thöricht genug, mich zu größeren Anſprüchen berechtigt zu halten, aber — es muß geſagt werden — ich war leider nicht mehr unverdorben genug, mir die Myſterien des Seelenlebens eines engelhaft reinen Mädchens verdeutlichen zu können. Jetzt, wo mein Verhältniß zu Graziella in ſeiner ganzen Entwickelung klar vor mir liegt, erkenne ich mit Beſchämung, wie weit ich damals davon entfernt war, die Wahrheit zu ahnen. Kam es mir doch manchmal ſogar vor, als entferne ich mich innerlichſt in eben dem Grade von Graziella, als der Umgang mit ihr äußerlich ein mehr häufiger und traulicher wurde, und ich bildete mir ein, daß der Einklang unſerer Seelen nie mehr ein ſo reiner und harmoniſcher geworden, wie er damals während der reizenden Wandertage in den Berner Alpen es geweſen. Woher dies? Das Phantom der Eiferſucht hatte ſich zwiſchen Graziella und mich geſtellt und flüſterte mir ſchadenfroh immer wieder das in die Ohren, was die Läſterchronik über das Verhältniß des Prinzen zu der Gräfin zu erzählen wußte. Auf der einen Seite verſtändig genug, um es begreiflich und verzeihlich zu finden, daß ein Mädchen von Graziella's Stand und Alter in den Erfolgen ihrer Schönheit und ihres Geiſtes ſich ſonnen mochte, trieb mich auf der andern ein Gefühl, in welchem ich hartnäckig nur rein-menſchliche Theilnahme ſehen wollte, ihr Betragen dem Prinzen gegenüber unklug, ja verdammlich zu nennen.

Die abermalige Erſcheinung des jagdliebenden Prinzen auf dem Schloſſe konnte demnach nicht geeignet ſein, mich zu vermögen, während der Abendunterhaltung den Angenehmen zu ſpielen. Ich vermochte auch Bangolt, früher als gewöhnlich aufzubrechen, und ſchritt verſtimmt und wortkarg an ſeiner Seite durch die helle Winternacht heimwärts. Der Pfarrer brach das Schweigen bald, indem er ſagte:

Lieber Julius, du liebſt Graziella.

Warum nicht gar? verſetzte ich erſchrocken. Ich habe frühe gelernt, mein Herz zu bezähmen und die Leidenſchaften dem Willen unterzuordnen.

Ah bah, glaubſt du wirklich, ich ließe mich durch die Kühlheit deiner Worte irreführen? Ich wiederhole dir: Du liebſt die Gräfin.

Ei nun, entgegnete ich, indem ich zu lachen verſuchte, meine Worte müſſen doch nicht immer ſo recht kühl geweſen ſein, da du ohne Weiteres eine Leidenſchaft daraus folgern zu dürfen glaubteſt. Uebrigens, lieber Alter, geſtehe ich ohne Umſchweife, daß ich kühnlich um den Kampfpreis ringen würde, falls Wind und Sonne gleich getheilt wären.

Ich verſtehe, erwiderte Pangolt nicht ohne einen Anklang von Spott. Du glaubſt der Zuneigung der Gräfin ſicher zu ſein und ſchrickſt nur vor den Verhältniſſen zurück.

Mein lieber Freund, du haſt mich keineswegs verſtanden und ich wüßte nicht, wodurch ich dir Veranlaſſung gegeben, mich ohne Weiteres für einen Gecken und Prahler zu halten. Es kommt wohl nur daher, daß ich mich unrichtig ausgedrückt. Ich wollte ſagen, wenn die Gräfin Straleck mit mir auf der gleichen geſellſchaftlichen Stufe ſtände, ſo würde ich Alles daran ſetzen, mir ihre Achtung, ihre Theilnahme, ihre Zuneigung zu erwerben.

Wie, du, der entſchiedene Demokrat und Gleichmacher, fürchteſt dich vor den Greifen, welche die Stralecke zu Wappenhaltern haben? Aber Graziella ſelbſt hält ja blutwenig auf dieſe und andere derartige Poſſen. Und haſt du dich nicht ſelber längſt überzeugt, daß der Großvater des Mädchens ein Mann voll Humanität und ohne alle Vorurtheile iſt? Und leben wir nicht in einer Zeit, welche ſich anſchickt, alles Kaſtenweſen zu zertrümmern?

Wohl, allein vielleicht werden noch unſere Enkel und Urenkel Zeit haben, geboren und begraben zu werden, bevor dieſe Zertrümmerung vollendet ſein wird. Die Tragweite der Ideen, welche unſere Zeit bewegen, iſt allerdings eine unermeßliche, allein die That folgt dem Gedanken nicht ſo raſch wie dem Blitz der Donner.

Es wird eine Zeit kommen, wo von ſogenannten Mesalliancen nicht mehr die Rede ſein wird, aber dieſe Zeit iſt noch nicht da. Und dann, Graziella iſt die Erbin eines großen Beſitzthums, ich dagegen bin ſo zu ſagen ein Proletarier, ein armer Teufel von Dorfarzt, der mit ſeinen letzten paar Thalern in der Taſche hier ankam.

Aber was thut denn das? Die Gräfin hegt ebenſo feſt und gewiß glühender als du den Glauben an das demokratiſche Evangelium, welches, wie ihr ſagt, die Religion der Zukunft ſein wird. Kann alſo in ihren Augen der Unterſchied von Rang und Reichthum in Betracht kommen?

Graziella iſt ein Kind, ein geniales Kind, welches das Leben und ſeine tyranniſchen Forderungen noch nicht kennt. Ich aber bin ein Mann, welcher ein Bischen Gelegenheit hatte, Leben und Menſchen kennen zu lernen, und gewohnt iſt, die Folgen ſeiner Schritte zu bedenken, bevor er ausſchreitet.

Du biſt ein Mann, meinetwegen, aber ein Schneemann.

Lieber Freund, du hältſt mich wohl für gefühlloſer, als ich bin, weil mein eifriges Bemühen, mir Feſtigkeit und Ruhe anzueignen, einigermaßen erfolgreich geworden iſt. Wer, wie ich, von Kindheit auf mit widrigen Verhältniſſen aller Art kämpfen mußte, lernt den Werth des Wirklichen und Möglichen ſchätzen und hütet ſich, ſeinen Glauben an das Ideal zunächſt in perſönlichen Beziehungen geltend machen zu wollen.

Du willſt ablenken, ſollſt mir aber nicht entkommen. Geradeheraus: würdeſt du die Hand Graziella's ablehnen, wenn ſie dir geboten werden ſollte?

Es wäre eine ganz alberne Geckenhaftigkeit, wenn ich mir herausnähme, dieſe Frage zu bejahen oder zu verneinen. Da du aber ſo entſchieden Luſt haſt, heute den Inquiſitor zu ſpielen, ſo will ich dir dein Geſchäft durch meine Offenherzigkeit erleichtern. Wohlan, ich fürchte, ich liebe die Gräfin, denn als ſie heute Abend dem Prinzen die Hand zum Kuſſe reichte, fühlte ich, daß ich dieſen Menſchen ermorden könnte.

Ich las dieſen Gedanken in deinen Augen und deshalb begann ich dieſes Geſpräch.

Wohl, aber ich gebe dir mein Wort, daß ich niemals kühne Hoffnungen gehegt, niemals mich in ſüße Träume gewiegt habe. Nie iſt der Gedanke einer innigen Verbindung mit Graziella in mir aufgetaucht. Die Welt hat einen Abgrund zwiſchen uns gelegt. Sie iſt Patrizierin, ich bin Plebejer, ſie iſt reich, ich bin arm. Und ich will mich nicht erheben, nicht reich machen laſſen. Sollte es je meiner eigenen Kraft gelingen, mir Rang und Beſitz zu verſchaffen, ſo würde ich Beides ſicherlich nicht von mir weiſen. Dazu bin ich nicht Schwärmer genug. Wer, wie ich, das Theuerſte, was er beſaß, die beſte Mutter, unter dem Fluche der Armuth dahinſiechen ſah, weiß recht gut, was er von der ſogenannten Poeſie der Armuth zu halten hat. Allein dennoch graut mir innerlichſt vor dem Reichthum. Es liegt eine dämoniſche Gewalt des Böſen in ihm. Ich werde daher trachten, mich in der mittleren Sphäre zu halten, in die ich jetzt eingetreten. Es wird dies eine beſcheidene, anſpruchloſe und nicht müheloſe Exiſtenz ſein, und wenn ich mich je verheirathe, ſo kann meine Wahl bloß auf eine Frau fallen, welche geeignet und entſchloſſen iſt, dies einfache Leben eines Dorfarztes zu theilen und zu verſchönern.

Und hiezu hältſt du Graziella nicht für geeignet?

Nein.

Da hab' ich denn doch eine weit höhere und beſſere Meinung von dem herrlichen Mädchen. Ja, kalter Doctor, ich glaube, ſie würde einem Manne, welchen ſie liebt, bis ans Ende der Welt folgen, ſie würde bei ihm ausharren im Unglück, ſie würde ſeine Anſtrengungen theilen, ſie würde ihn Sorge und Noth vergeſſen machen durch eine unendliche Fülle von Liebe und Huld.

Ich theile dieſen Glauben.

Wie!

Ja, ich denke ſo hoch und ſchön von Graziella wie du.

Aber ſo ſag' doch ......

Die Frage wäre die, ob ein Weſen wie Graziella, werth des höchſten Glückes, unter ſolchen Verhältniſſen glücklich, auf die Dauer glücklich ſein könnte. Glaubſt du das?

Von ganzem Herzen.

Ich nicht.

Ach, du biſt bei all deinem Glauben an die Entwickelungsfähigkeit der Menſchheit ein rechter Skeptiker. Sagt nicht der Apoſtel Paulus, der doch immerhin ein geſcheidter Menſch war: Die Liebe erträgt Alles und duldet Alles!

Laß die Poeſie aus dem Spiele, lieber Freund. Solche Worte reichen wohl für ein Gedicht wie das Chriſtenthum aus, nicht aber für das Leben.

Du machſt mich toll mit deinen froſtigen Bemerkungen. Ich behaupte, Graziella hält dieſe Worte des Apoſtels nicht für Poeſie, ſondern für Wahrheit, und würde dieſen ihren Glauben durch ihr Thun erweiſen.

Ganz recht.

Nun, und was weiter?

Sie würde dabei unglücklich werden und ihre Großmuth und Aufopferung vielleicht mit einem frühen Tode bezahlen.

Das wäre entſetzlich.

Nicht wahr?

Aber Graziella iſt ja ein ſo durch und durch geſundes Weſen, daß ſie die gleißende Uebertünchung unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände durchſchaut und offen verachtet, daß ſie Rang, Luxus und all den vornehmen Kram gering ſchätzt. Warum ſollte ſie ſich nicht heimiſch und glücklich fühlen in einer, wenn auch beſchränkten, ſo doch ehrenhaften bürgerlichen Stellung?

Warum? Weil man geſellſchaftliche Lebensgewohnheiten nicht ablegt wie ein Kleid, das Einem nicht mehr gefällt; weil idealiſtiſche Liebe zur Freiheit und Natur noch nicht dazu befähigt, die Opfer zu bringen, welche ein bürgerlich beſchränkter Haushalt einer vornehmen Dame auferlegen müßte; kurz, weil Entbehrung und Einſchränkung in der Poeſie ganz anders ausſieht als in der Wirklichkeit.

Da iſt Etwas daran.

Gewiß. Und dann, meinſt du denn, derjenige, welchen Graziella ihrer Liebe würdigt, möchte, dürfte, könnte ſo egoiſtiſch ſein wollen, dieſes Kind des Reichthums von der Höhe ſeiner Lebensſtellung herab unter das Dach eines Hauſes zu führen, wo die Sorge mehr als einmal ſich zu Gaſt laden wird?

Das iſt eine freilich aus plebejiſchem Stolze entſprungene, jedoch gewichtige Frage, indeſſen ......

Komm, komm, mein lieber Alter. Abgeſehen davon, daß dieſe Frage eine müßige, iſt es auch für heute zu ſpät, um ſie noch zu erörtern. Da ſind wir am Kirchenhügel. Gut' Nacht.

Beim Himmel, ich hätte große Luſt, dieſe Frage dem Gegenſtande derſelben vorzulegen.

Das wirſt du nicht thun oder wenigſtens mich dabei völlig aus dem Spiele laſſen.

Da ſeh' mal Einer! Du ſcheinſt mich für einen rechten Tolpatſch und Blitzſchwaben zu halten und mir verdammt wenig Politik und Politeſſe zuzutrauen. Nun, wir wollen ſehen. Guter Rath kommt über Nacht .... Schlaf' geſund, mein lieber Schneemann.

10.

Der Sprudeljörg.

Falls ein Romandichter ſich die Aufgabe ſtellte, meine Erlebniſſe zu erzählen, ſo würde er das vorliegende Kapitel etwa folgendermaßen anheben und fortführen.

Am folgenden Morgen, deſſen erſte Stunden ungeſtört verfloſſen, erinnerte ſich Wildfeuer an das den Damen gegebene Verſprechen, eine darſtellbare Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Dramas zu unternehmen. Er machte ſich friſchweg an die Arbeit und verbrachte ſo längere Zeit, überſetzend, vergleichend, da und dort wohl auch zuſammenziehend und verkürzend. Zu Letzterem hatte er ſich freilich erſt nach langem Kampfe mit ſeinem äſthetiſchen Gewiſſen entſchließen können. Es war ihm wie ein Frevel vorgekommen, das Amputirmeſſer des ſogenannten Anſtandes an die herrliche Dichtung zu legen. Allein er mußte ſich geſtehen, daß ſeit dem Zeitalter der jungfräulichen Königin Eliſabeth, die ſich ohne Bedenken an Falſtaff's Humor ergötzt hatte, die Forderungen der conventionellen Sitte — Wildfeuer gab ihr einen herberen Namen — zu mächtig und zu gebieteriſch geworden waren, um geradezu unberückſichtigt gelaſſen zu werden. Er konnte alſo nicht umhin, dieſen Forderungen wenigſtens einigermaßen Rechnung zu tragen, obwohl er ſich hiezu nur mit einem unmuthigen Seufzer über eine Zeit entſchloß, welche die geſunde Koſt der Natur nicht mehr zu ertragen vermochte, während ſie verkünſtelte und überwürzte Leckereien täglich mit Begierde verſchlang. Der Widerſtreit zwiſchen den Geboten der Poeſie und denen der Convenienz trug jedoch nicht eben dazu bei, ihm ſeine Arbeit zu erleichtern, und einmal war er nahe daran, ſie ganz bei Seite zu legen, indem er ſich über die Bizarrerie Graziella's aufhielt, welche ihr eingegeben, gerade dieſes Stück zur Darſtellung auszuwählen und feſtzuhalten. Dann aber däuchte es ihn ſelber wieder eine gar köſtliche Schelmerei, inmitten der etikettenhaften Schnörkelei vornehmer Geſelligkeit das ungebundene Treiben eines luſtigen Prinzen vorzuführen, welcher mit den Geſellen des Falſtaff'ſchen Kreiſes als mit Seinesgleichen Kameradſchaft macht.

Dieſe Anſicht hätte den Regiſſeur aus dem Stegreif eigentlich zu raſcherer Förderung ſeiner Arbeit anſpornen ſollen: ſtatt deſſen aber ließ ſie ihn in ein waches Träumen verſinken, ſo daß die Feder unbenutzt zwiſchen ſeinen Fingern ruhte. Unbenutzt kann man freilich nicht ſo recht ſagen, denn die wunderliche Feder ſchien auf eigene Fauſt in ihrer Thätigkeit fortfahren zu wollen. Sie kritzelte indeſſen immer nur ein und immer daſſelbe Wort. Ein zufälliger Blick verrieth dem jungen Manne, daß dieſes Wort ſeltſamer Weiſe Graziella hieß. Er lächelte verwundert über dieſen ſelbſtherrlichen Schreibeifer des Kiels und träumte weiter.

Und doch war Wildfeuer ſonſt eben kein Träumer und das Phantaſtiſche nicht ſeine Sache. Aber wie er uns früher erzählte, daß er auf jener Wanderung über die Furka und Grimſel ſeinen Dichtertag gehabt, ſo ſchien er nun heute einmal ſeinen Traumtag oder wenigſtens ſeine Traumſtunde haben zu ſollen.

Das Menſchenherz hat manchmal recht wunderliche Einfälle und weiß es merkwürdig ſchlau einzurichten, daß man es gewähren läßt.

Das Geſpräch, welches er geſtern Abend auf dem Heimweg vom Schloſſe mit Bangold geführt, klang in Wildfeuer's Seele nach. Gewohnt, ſein Leben mit klarem Blick zu überſchauen und ſeine Gefühle unter der Obhut des Verſtandes zu halten, mühte er ſich jetzt ernſtlich ab, ſeine Stellung zu Graziella ſich klar zu machen. Es wollte ihm jedoch nicht recht gelingen, denn es iſt ein ganz eigenes Ding um ſo ein Ausleuchten und Beleuchten der Tiefen des Gemüths. Du ſteigſt mit der Fackel der Vernunft in dieſelben hinab, um ein ſeltſames Räthſel, das dort unten ſich geborgen und das dir zugleich wohl und weh thut, recht verſtändig zu unterſuchen, zu zergliedern und nach Befund der Umſtände wohl gar ohne Weiteres mit einem Laufpaß zu verſehen. Aber das kleine närriſche Ding läßt ſich nicht faſſen und findet tauſend Schlupfwinkel vor dem eifrig umhertaſtenden Verſtand. Du hörſt es aus ſeinem Verſteck hervor heimlich kichern und flüſtern: Du kriegſt mich gewiß nicht fort, nein, nein, nein! und am Ende ſteckt es dich ſelber an mit ſeiner Luſtigkeit und du lachſt mit ihm und ſprichſt: Nun ſo bleib' denn, Schelm; bleib' immerhin, du biſt wohlgebetten.

Wir vermögen nicht anzugeben, ob der junge Arzt bei der pſychologiſchen Erforſchung ſeines Ichs ebenfalls zu dieſem Schlußreſultate gelangte, allein es ſcheint uns zum Mindeſten ſehr bedenklich und verdächtig, daß er aus ſeiner Träumerei nur erwachte, um eine Art von Medaillon, welches er an einem ſeidenen Band auf der bloßen Bruſt trug, unter der Weſte hervorzuziehen, es zu öffnen, eine prächtige ſchwarze Locke daraus zu nehmen und dieſelbe wiederholt an die Lippen zu führen. Ein Achtzehnjähriger hätte dieſe ſonderbare Ceremonie kaum mit größerer Andacht verrichten können, und da unſer Freund über das Alter hinaus war, in welchem derartige Andachtsübungen von Rechtswegen ſtatthaben, da er ſchon in derjenigen Lebensperiode ſtand, wo man minder ſüßen Thorheiten, als da ſind Weltverbeſſerungsſucht, Ehrgeiz, Popularität und dergleichen, zu fröhnen pflegt: ſo können wir, denk' ich, immerhin den Schluß wagen, der Pfarrer habe ihn allzu voreilig einen Fühlloſen und Schneemann genannt. Vielleicht ſind wir auch berechtigt, aus der verſchämt heimlichen Abgötterei, welche Wildfeuer mit der Locke von Graziella's Haar trieb, auf eine noch ziemlich unentweihte Glut und Friſche der Empfindung zu ſchließen, wie ſie bei Männern, die den Dreißigen ſchon ſehr nahe ſtehen, nicht eben gar zu häufig mehr getroffen wird.

Wie dem auch ſei, Wildfeuer fuhr erröthend auf, als er ein Geräuſch auf dem Gange hörte, und that Locke und Medaillon raſch wieder an ihren verborgenen Ort. Es klopfte und auf das etwas ungeduldig klingende Herein! des Doctors erſchien auf der Thürſchwelle ein junger Mann in ländlicher Tracht, in welchem Wildfeuer den Burſch erkannte, den ihm der Pfarrer vor einiger Zeit an der Kirchthüre als den Sprudeljörg bezeichnet hatte.

Er wird mich conſultiren wollen, dachte unſer Freund und winkte dem Beſucher freundlich zu, näher zu treten.

Des Sprudelbauers Jörg ſchob ſeine maſſive, aber gar nicht häßliche Geſtalt bis in die Mitte des Zimmers vor, wo er ſtill ſtand, einen kurzen Gruß vorbrachte, ſein breites, von einem weißblonden Backenbart eingerahmtes Geſicht erhob und den Doctor mit ſeinen großen hellgrauen Augen anblinzelte. Dann ſagte er langſam:

Denk' mir, Ihr ſeid der Doctor Wildfeuer.

Der bin ich, mein guter Jörg. Wollt' Ihr Etwas von mir?

Freilich will ich Was von Euch, mit Verlaub.

So ſprechend drehte er ſeine halbkugelförmige, grünſammtene, pelzverbrämte Mütze zwiſchen den Fingern, ſchob ſie dann unter den linken Arm, nahm ſeine Pfeife aus der Bruſttaſche des dunkelblauen Mancheſterwamms und klappte den ſilbernen Deckel derſelben emſig auf und zu.

Wildfeuer's lange (euphemiſtiſch ausgedrückt hochgewachſene) Perſon ſchien dem ſchüchternen Jörg zu imponiren.

Kommt und ſetzt Euch, ſagte er, den Burſch zum Kanapee führend. Wollt Ihr etwa Eure Pfeife anzünden? Da, ich will Euch Feuer machen.

Und er hielt ein brennendes Zündhölzchen in die Pfeife des Bauers.

Anfangs vermehrte dieſe Freundlichkeit die Verlegenheit deſſelben, aber er begann doch mechaniſch zu rauchen und faßte ſich während dieſer Operation allmälig ein Herz.

Während er noch ſchweigend daſaß, betrachtete ihn Wildfeuer näher und erkannte, daß er hier einen außerordentlich gutherzigen Menſchen vor ſich habe, daß in dieſem herkuliſch gebauten, phlegmatiſch ſich gebahrenden Körper ein empfängliches und weiches Gemüth wohnen müſſe. Ein ſchmerzlicher Zug um die Mundwinkel des jungen Bauers ſchien an die Geſchichte ſeiner unglücklichen Schweſter zu erinnern.

Sprecht nur frei heraus und friſch von der Leber weg, lieber Jörg, redete ihm Wildfeuer zu.

Ei, Ihr wißt ſchon, daß ich Jörg heiße? Die g'ſtudirten Herren wiſſen doch Alles.

O, das geht ganz natürlich zu. Mein Freund, der Pfarrer, und Euer Vetter Ambros hat mir ſchon oft von Euch erzählt.

Das wäre, ei, ei. Ja, der Herr Pfarr' iſt ein guter Mann und der Vetter Ambros meint's gut mit mir und andern, der hat mich hergeſchickt.

Ihr ſeid um ſo mehr willkommen, Jörg. Sagt nur an, was Euch fehlt.

Was mir fehlt? Was das angeht, mir fehlt Nichts, glaub' ich. Auch hat mich der Vetter Ambros eigentlich nicht hergeſchickt, ſo zu ſagen.

Wildfeuer erinnerte ſich, daß ihm Bangold geſagt, der Sprudeljörg ſei eine Art von Träumer, und da er wußte, daß man ſolche Leute durch zudringliches Fragen nur noch mehr verwirre, ſo beſchloß er, ruhig zuzuwarten, bis der junge Bauer aus den vorgebrachten Widerſprüchen ſelber ſich herauswickle, und begnügte ſich demnach, ſeinen Gaſt durch einen freundlichen Blick zum Sprechen aufzufordern.

Jörg erkannte inſtinktmäßig die gute Abſicht des Doctors. Er hörte auf zu rauchen, ſchob die Pfeife in die Taſche und ſagte:

Seht, Herr Doctor, ich bin geſtern mit dem Vetter Ambros vom Unterland 'rauf heimgekommen. Wir haben ausgedroſchen gehabt und ſo hatt' ich der Zeit, mit dem Vetter Ambros 'nunterzugeh'n von wegen dem Grabſtein, welchen ich auf Betrieb des Kätherle, das bei uns im Hauſe iſt, auf das Grab meiner Schweſter Madel wollte ſetzen laſſen. Sie hieß mit ihrem Taufnamen eigentlich Magdalena, aber wir nannten ſie Madel, das arme Ding. Dem Kätherle that's weh, daß die Madel ſo allein auf 'nem fremden Kirchhof liegen ſollt', und ſagte drum, ſie müſſe wenigſtens 'nen chriſtlichen Grabſtein haben. Sie liegt in einem Dorfe nahe bei der Reſ'denz begraben, wißt Ihr, an dem Waſſer, wohinein ſie geſprungen, weil.... weil.... wißt Ihr....

Ich weiß, ich weiß, lieber Jörg. Ihr wollt ſagen, weil ein ſchlechter Kerl ſie zu Grunde gerichtet.

Ja, das hat er; ja, Herr, ſo iſt's! verſetzte der Burſch, ohne von ſeiner ſchleppenden Ausdrucksweiſe abzulaſſen. Aber ſein Geſicht röthete ſich, ſeine Lippen zuckten und Thränen traten ihm in die Augen. Ja, fuhr er fort, er hat wie ein recht ſchlechter Kerl an der

Madel gehandelt. Doch er iſt halt ein fürnehmer Herr und die dürfen Alles thun, was ſie mögen.

Leider iſt's hier zu Lande noch ſo beſtellt, allein es wird eine Zeit kommen, wo es anders ſein wird.

Meint Ihr, Herr? fragte der Sprudeljörg treuherzig. Das gnädige Fräulein ſagt das auch und da muß man wohl dran glauben. Der Vetter Ambros meint, die Pfaffen ſeien an allem Unheil Schuld. Die, ſagt er, machten die Leute dumm, und d'rum hätten die Leute nicht das Courage, den großen Herren heimzuzünden.

Der Vetter hat ganz Recht.

Glaubt Ihr? Ja, der Vetter iſt halt auch ein Gſtudirter. Es fehlt ihm freilich an der Gottesfurcht. Jedennoch iſt er ein grundehrlicher Menſch und wär' g'wiß was Rechtes worden, wenn nicht die böſe Sach' mit der Madel dazwiſchen gekommen, wißt Ihr, von wegen welcher mein Vater, der Sprudelbauer, ſich hinterſinnet hat.

Ich bedaure Euch von Herzen, lieber Jörg.

Ja, das iſt nun ſchon ſo. Aber Ihr ſeid wohl ein recht guter Herr. Der Pfarr' hat mir's auch geſagt.

's iſt freilich ein rechtes Kreuz mit dem Vater. Er thut wohl keinem Kinde was zu Leid, aber er macht doch oft ganz g'ſpäßig's Zeug. Das Gebrüder Grimmelſingen iſt uns ganz feind worden, denn der Vater ſchreit ihnen überall 'Hochzeiter!' nach, weil ſie unſer gnädiges Fräulein heirathen wollten.

Ich kenne die Geſchichte. Alſo unter Eurem gnädigen Fräulein verſteht Ihr die Gräfin Graziella von Straleck?

Ja, die mein' ich. Sie hat einen curioſen, fremdländiſchen Namen, aber wir heißen ſie nur unſer gnädiges Fräulein.

Kennt Ihr ſie?

O ja. Sie kommt oft auf den Sprudelhof, und wenn der Vater ſeine Anfälle hat, weiß ſie ihn gleich wieder zurecht zu bringen. Er iſt auch viel mehr aus dem Häuschen, wenn ſie von hier fort iſt. Das gnädige Fräulein kann halt Alles, was ſie will.

Da der Sprudeljörg hier nachdenklich ſchwieg, fragte Wildfeuer:

Gewiß ſeid Ihr gekommen, um in Betreff Eures unglücklichen Vaters meinen ärztlichen Rath einzuholen?

Nein, nein, um deſſenwegen nicht, Herr. Dem hilft nun ſchon kein Doctor und kein Apotheker mehr. Die Sach' iſt die..... aber Ihr müßt mich nicht auslachen, wenn ich meine Worte einfältig ſetze.

Euch auslachen? Wie käme mir das zu Sinn?

Wohl, wohl.... ich meinte nur ſo.... nehmt's nicht übel auf. Nun ſeht, der Vetter Ambros hatte verwichenen Herbſt an einen Steinhauer in der Reſ'denz geſchrieben von wegen dem Grabſtein für die Madel ſelig. Als der Mann heraufſchrieb, der Stein ſei fertig, gingen der Vetter und ich hinunter, um beim Aufſetzen des Steins mit dabei zu ſein. Darnach blieben wir in der Reſidenz über Nacht, und als wir in unſerem Wirthshaus die Stadtleute über unſer gnädiges Fräulein und den Prinzen Willibald discuriren hörten, kamen mir allerhand Mucken in den Kopf.

Was ſprachen denn die Leute von dem Prinzen und dem gnädigen Fräulein?

Nichts Gutes, Herr, nichts Gutes, ja, und ein ſo friedfertiger Kerl ich bin, ſo war ich doch nah dabei, einen der Schwätzer, der ein gar zu loſes Mundſtück führte, tüchtig abzuwammſen, nicht von wegen des

Prinzen, behüte! aber von wegen unſeres gnädigen Fräuleins.

Bah, lieber Jörg, Ihr werdet doch das einfältige Gerede ſolcher Pflaſtertreter über die Gräfin nicht glauben?

Nein, das thu' ich nicht. Ich ſag' Euch, Herr, wenn mir ſelbſt unſer Herrgott Schlimmes über ſie ſagte, ich würd' es, denk' ich, nicht glauben.... Gott verzeih' mir die Sünde! ... Aber ſeht, ich kriegte Angſt für unſer gnädiges Fräulein, wahrhaftig das kriegt' ich. Ich mußte immer dran denken, wie's der Madel ergangen, als der Prinz ein Aug' auf ſie geworfen, wißt Ihr.....

Der Sprudeljörg ſtotterte und wurde roth vor Verlegenheit, vielleicht auch vor Zorn.

Beruhigt Euch, ſagte Wildfeuer, der Prinz wird es nicht wagen....

Nicht wagen? fiel ihm der junge Bauer ins Wort, aus ſeinem Phlegma ganz heraustretend und die Worte raſch hervorjagend, als wollte er ſich ſo ſchnell wie möglich einer Laſt entledigen, die ihm offenbar ſchwer auf dem Herzen lag..... Nicht wagen? Da kennt

Ihr den Prinzen ſchlecht, Herr. Der wagt Alles, wenn er ſo einen Streich vorhat. Dem Vetter Ambros gefällt die Sach' auch gar nicht und wir haben faſt die ganze Nacht darüber hin und her gered't.

Das Heil der Gräfin Graziella liegt alſo Euch und dem Vetter Ambros ſehr am Herzen?

Warum ſollt' uns das Heil unſeres gnädigen Fräuleins nicht am Herzen liegen? Das möcht' ich wiſſen! Der ganzen Gegend liegt's am Herzen, ja gewiß, und ſelbſt das Gebrüder Grimmelſingen würde für das Fräulein durch's Feuer gehen, wenn ſchon ſie ihren Jux mit den beiden g'ſpäßigen alten Herren trieb. Und mit uns auf dem Sprudelhof war das Fräulein immer ſo gut, inſonderheit mit der Madel ſelig. Aber was ich ſagen wollte..... ich kam zu Euch, weil ich das Fräulein verwichen mit dem gnädigen Herren über Euch reden hörte.

Ueber mich?

Ja, und das freut Euch, Herr, nicht wahr? Wen ſollt' es auch nicht freuen, wenn unſer gnädiges Fräulein Gutes von ihm ſpricht?

Sie ſprach Gutes von mir? Wie ging denn das zu?

Das ging ſo zu. Der Herr Graf und unſer Fräulein kamen auf ihrem Spaziergang am Sprudelhof vorbei, wie das oft geſchieht, und weil's gerade anfing zu ſchneien, traten ſie in unſere Stube, wo ich mit den Knechten und Mägden beim Veſperbrot ſaß. Wir ließen uns nicht ſtören, weil wir wußten, daß das dem Grafen, der ein gar braver und g'meiner Herr iſt, nicht recht geweſen wäre. Der Herr Graf und das Fräulein ſtanden an einem Fenſter und ſahen dem Schneegeſtöber zu und zwiſchenein ſprachen ſie von ihrer Reiſe in die Schweiz. Ich muß ſagen, ich hab' recht neugierig die Ohren geſpitzt und da hört' ich ſie von allerhand Schweizerſachen reden, die ich nicht verſtand, und dann auch von Einem, den ſie unterwegs getroffen und der eben unſer neuer Doctor Wildfeuer ſei. Nun ſeht, den Namen hab' ich mir gemerkt, weil er ſeltſam klingt und dann auch deſſenthalben, weil unſer gnädiges Fräulein den Doctor Wildfeuer über die Maßen herauspries. Ja, ja, ſie hält große Stücke auf Euch, Herr; das kann ich Euch wohl ſagen.

Das freut mich, Jörg, das freut mich herzlich. Euer Fräulein denkt eben nur Gutes von den Menſchen, weil ſie ſelber gut iſt wie ein Engel.

Wie ein Engel! ja, ſo ſagte die Madel ſelig auch immer und ſo ſagt das Kätherle und ſo ſagen alle Leute.

Das Fräulein hat ſich das Unglück Eurer armen Schweſter gewiß ſehr zu Herzen genommen, Jörg?

O ſehr, ich hab' das Fräulein an meiner Mutter ſelig ihrem Krankenbett weinen ſehen, daß es mir ſchier das Herz brechen wollte. Ach, Herr, das war wohl ein' recht traurige Geſchichte. Aber da hilft nun ſchon kein Klagen und kein Jammern mehr. Jedennoch, ſeht Ihr, wir dachten dran, der Vetter Ambros und ich, als wir hören mußten, wie die Stadtleute unſer gnädiges Fräulein durch ihre ungewaſchenen Mäuler paſſiren ließen, als wir hörten, der Prinz wolle ſie zu ſeiner .... zu ſeiner ....

Maitreſſe machen, wollt Ihr ſagen, Jörg.

Ja, ſo wird's wohl heißen. Die fürnehmen Leute thun ihre Schlechtigkeiten immer hinter Worte verſtecken, die Unſereins nicht verſteht. Gut alſo, heut' früh fiel mir ein, daß unſer gnädiges Fräulein ſo große Stücke auf Euch hält, und da dacht' ich, der Doctor iſt gewiß der rechte Mann dazu, dem Fräulein mit der rechten Art und Manier zu ſagen, was die Leut' von der Sach' mit dem Prinzen halten thun. Will mal zum Doctor Wildfeuer 'nauf, Vetter, ſagt' ich zum Ambros, und dem die Sach' an's Herz legen. Thu' das, Jörg, ſagt' der Vetter Ambros, der Doctor paßt ganz dazu, dem Fräulein ein Licht aufzuſtecken. Und ſo, ſeht Ihr, bin ich vom Sprudelhof heraufgekommen, um Euch die Sach' fürzutragen.

Ich bin Euch dankbar für dieſes Zutrauen, Jörg, und werde es zu verdienen ſuchen.

Ich glaub' Euch, aber Ihr müßt dem gnädigen Fräulein Nichts von mir ſagen. Sie könnt' meinen, ich hätt' es aus einfältigem Fürwitz gethan, und könnt' mich für einen fürlauten Burſch anſehen.

Glaubt doch das nicht, Jörg. Wie ſollte die Gräfin eine ſo treue Anhänglichkeit mißdeuten können? Sie müßte ſich ja vielmehr darüber freuen.

Nein, nein, ſagt Nichts von mir, ich bitt' Euch. Verſprecht mir das!

Nun, wenn Ihr's expreß haben wollt, da nehmt meine Hand drauf.

So behüt' Euch denn Gott, Herr, ſagte der junge Bauer und ſtand auf, um wegzugehen.

An der Thüre angelangt, ſtand er jedoch ſtill, kehrte ſich um und blickte den Doctor ſchüchtern fragend an, als hätte er noch Etwas auf dem Herzen.

Wildfeuer deutete Jörg's Miene ganz richtig und ermuthigte ihn mit den Worten:

Ihr habt mir noch Etwas zu ſagen, Jörg. Sprecht doch ganz offen und ungenirt. Womit kann ich Euch ſonſt noch gefällig ſein?

's iſt 'ne wunderliche Geſchichte, Herr, aber weil Ihr ſo gut mit mir geweſen, will ich's ſagen. Ihr müßt wiſſen, wir haben bei uns auf dem Sprudelhof ein jung Mädle und das heißt Katharina, wir ſagen aber Kätherle zu ihr. 's iſt ein Waiſenkind, das meine Mutter ſelig zu uns in's Haus genommen und wie ein eigen Kind aufgezogen hat. Das Kätherle iſt ein gar brav Mädle, ſieht auch recht gut aus, das ſagen alle Leute......

Aha, lieber Jörg, fiel Wildfeuer ein, als der junge Burſch ſtockte, Ihr ſeht das Kätherle gern, nicht wahr?

O, 's iſt nicht an dem, Herr, nein, und das iſt g'rad' das große Kreuz. Seht, das Kätherle und ich wuchſen ſo zu ſagen mitſammen auf, obſchon ich ein paar Jährchen älter bin als das Mädle. Meine Mutter ſelig hatte es gar lieb und der Vater auch und die Madel auch und ich ſelber hab' das Kätherle nie anders gehalten als meine rechte Schweſter und ſo thu' ich noch. Und die Mutter ſelig meinte nicht anders, als es müßte aus dem Mädle und mir ein Paar werden, und der Vater meinte das auch, eh' er ſich hinterſinnet hatte. Jedennoch .....

Nun?

Ja, ſeht, ich mag eigentlich gar nicht heirathen, und wenn ich's auch dem Kätherle gern zu Liebe thäte, ſo geht's doch nicht. Ich hab' dem Mädle ſchon den halben Sprudelhof zur Ausſteuer angeboten, wenn ſie 'nen Andern nehmen wollte, aber dann that ſie tagelang Nichts als flennen und ſeither ſchweig' ich davon. Da hab' ich aber im Lichtkarz mal 'nen reiſenden Handwerksburſch erzählen hören, es gäbe Döcter, die könnten den Leuten für die Liebe thun, und weil's im ganzen Thal heißt, Ihr wäret ein g'ſchickter Docter, ſo mein' ich ......

Ach, Ihr meint wohl, ich könnte dem Kätherle helfen?

Ja, ja, eben da drum iſt mir's zu thun, Herr.

Das Kätherle hat Euch alſo gern, Jörg, hat Euch mehr lieb als eine Schweſter den Bruder?

Ja, ſo wird's wohl ſein und das iſt g'rad' die ſchwere Straf', verſetzte der Burſch, verlegen die Knöpfe ſeiner ſcharlachtuchenen Weſte drehend.

Ihr wollt alſo das Kätherle nicht heirathen?

Nein, Herr, das geht nicht. Ich müßte ja das Mädle und mich ſelber und den Pfarr' vor'm Altar anlügen. 's kann wahrhaftig nicht ſein und ich mag gar nicht heirathen, weder 's Kätherle noch ſonſt Eine.

Gar Keine.

Ja, gar Keine.

Beſinnt Euch, Jörg!

Bin ſchon b'ſonnen, Herr, und 's bleibt dabei. Jedennoch thut mir's eineweg leid um's Kätherle, und könnt Ihr helfen, ſoll mir keine Arznei zu theuer ſein.

Das glaube ich, aber laßt Euch ſagen, was Euch der Handwerksburſch da vorgeſchwatzt hat, iſt dummes Zeug.

So ſagte der Vetter Ambros auch. Weil ich aber dachte, der Vetter, ſo hoch g'ſtudirt er iſt, könne doch nicht Alles wiſſen, ſo wollt' ich doch mal bei Einem anklopfen, der das wiſſen muß. Iſt Nichts an der Sach' und hat der Handwerksburſch gelogen, ſo kann ich Nichts dafür. Alſo Nichts für ungut, Herr, und b'hüt' Euch Gott nochmal, und wenn Ihr auf's Land 'nauskommt, ſo wird's mich recht freuen, wenn Ihr nicht am Sprudelhof vorbeigeht ohne einz'kehren.

Hiemit drehte ſich der Burſch zur Thüre hinaus und man hörte die Treppenſtufen unter ſeinen ſchweren Tritten ächzen, als er hinabſtieg.

Wildfeuer war nicht in der Stimmung, an ſeine Arbeit zurückzukehren, ſondern durchmaß mit verſchränkten Armen langſam das Zimmer. Der Beſuch des Sprudeljörgs gab ihm viel zu denken. Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſprach er für ſich, ſo ſchlummert in der kindlichen Seele dieſes Bauers das Geheimniß einer Leidenſchaft, deren er ſelbſt nicht klar bewußt iſt oder vor deren Erkenntniß er zurückbebt. Aber bin ich nicht im gleichen Falle? Muth, Muth, mein Herz, es hat ja Jeder ſeine Laſt zu tragen. Was hat wohl dieſer ſeelengute Jörg nicht ſchon Alles gelitten! Wie zart iſt die Sorge dieſes Mannes um ein Mädchen, welches ihn wohl recht innig liebt und deſſen Liebe er weder erwidern kann noch täuſchen will; wie rührend uneigennützig ſeine Angſt um Graziella..... Ah, dieſer Name, immer dieſer Name!.... Warum ſollte ich nicht annehmen, daß dieſes Mädchen auch in die Bruſt des Prinzen einen Funken wahrer Leidenſchaft geworfen? Doch nein, ich will, ich mag das nicht glauben. Die Beſorgniß des ehrlichen Bauers iſt nur zu begründet und doch weiß er nicht einmal, welches gefährliche Spiel Graziella mit dem verrufenen Manne ſpielt. Aber ſpielt ſie denn wirklich mit ihm? Ja, ſo harmlos wie ein Kind mit der verzehrenden Flamme ſpielt. Und ich ſoll ſie warnen? Guter Jörg, du weißt nicht, wie......

Doch hier unterbrechen wir dieſen Monolog und zugleich den Verſuch im objectiven Romanſtil, um zu unſerer eigenen ſchlichteren Darſtellungsweiſe zurückzukehren.

11.

„Ihr liebt mich nicht?“

Es währte bis tief in den Winter hinein, bevor Grazella ihren dramatiſchen Plan allmälig zur Ausführung heranreifen ſah, und immer noch ſtellte ſich dem Unternehmen dieſes oder jenes Hinderniß entgegen. Ich zwar war mit meiner Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Stückes leidlich zu Stande gekommen und es war mir gelungen, die beiden Theile des Originals in fünf Acte zuſammenzudrängen, ohne dem Dichter allzu große Gewalt anzuthun. Auch die Uebernahme der Rollen, wie die Gräfin ſie ausgetheilt, hatte ſtattgefunden, weil ſo ziemlich Jedermann ſich beeiferte, ihr gefällig zu ſein. Flottenheim und der junge Pharmazeut Boger waren noch für unſere Bande angeworben worden, deßgleichen einige gebildete Forſt- und Rentbeamte, von denen Einer die Rolle des Königs übernahm, weil der Graf, welcher öfters von den Unpäßlichkeiten des Alters heimgeſucht zu werden anfing, um Dispenſation von derſelben gebeten hatte. Die Schneider und Nähterinnen der Umgegend hatten gute Tage, denn ſie ſchneiderten und nähten unter Graziella's Anleitung auf Schloß Straleck unſere ritterlichen Coſtüme. Der Hexenſtoffel war durch Graziella veranlaßt worden, die Rolle des Schlachtenlenkers für unſere Darſtellung zu übernehmen, d. h. einem Dutzend Gärtner und Arbeiter die nöthige Dreſſur beizubringen, damit ſie in den Kampfſcenen figuriren könnten. Auch das Gebrüder Grimmelſingen war von unſerer unermüdlichen Directrice in Requiſition geſetzt worden. Sie hatte nämlich in dem Freiherrn Bonifaz ein Talentchen zur Decorationsmalerei entdeckt und beutete daſſelbe tüchtig aus, während der Freiherr Pankraz ſich herabließ, ſeine lange Geſtalt in dem Souffleurkaſten zuſammenzuſchieben, weil ihm das ſchelmiſche Mädchen viel von dem ſonoren Organ, welches er beſäße, vorgeredet hatte, von ſeiner gediegenen Accentuirung ganz zu ſchweigen. Endlich hatte der Schulmonarch von Straleck, der übrigens ſehr unmonarchiſche Anſichten hegte, von der Gräfin den Auftrag erhalten, mit der Bergknappenmuſikbande des Fleckens eine paſſende Ouverture und anſprechende Zwiſchenacte einzuüben.

Soweit war Alles gut. Aber nun gingen alle jene kleinen Leiden an, welche ſchon ſo manchen Theaterdirector zur Verzweiflung gebracht und die hier nicht des Näheren erzählt zu werden brauchen. Graziella's gutgelaunter Beharrlichkeit gelang es zwar, zuletzt alle Hemmniſſe zu überwinden, doch nur mit Hülfe des Pfarrers, der ihr treulich zur Seite ſtand, weil er ſich auf ſeine Falſtaffrolle freute wie ein Kind auf den Chriſtbaum.

Der Prinz brachte den ganzen Winter über allmonatlich mehrere Tage in Hellbrunn zu, d. h. auf Schloß Straleck, denn er vergaß ſogar ſeiner Hirſche und Wildſchweine, um ein „edler Wild“ zu jagen. Seine Bemühungen um Graziella waren in der That immer unverholener und auffallender geworden und ich mußte gegenüber den Aeußerungen, welche ich in Betreff dieſes Verhältniſſes zu hören bekam, oft meine ganze Willenskraft aufbieten, um meine Befangenheit zu verbergen. Ich machte es mir zum Vorwurf, daß ich meines dem Sprudeljörg gegebenen Verſprechens nicht beſſer eingedenk geweſen, daß ich die übernommene Rolle des Warners ſo lange vernachläſſigt, und beſchloß daher, die erſte günſtige Gelegenheit zu benutzen, um der Gräfin einen Wink über die Gefahr zu geben, in welcher ſie ſchwebe.

Die gewünſchte Gelegenheit ergab ſich bald.

Es ging ſchon gegen den Frühling zu, als endlich zur Generalprobe Heinrich's des Vierten Alles bereit war. Die Bühne war in dem ungeheuren Saale aufgeſchlagen worden, welcher das Mittelgeſchoß des alten, hinter dem Schloß ſich erhebenden Thurmes einnahm. Hinter und über dem Saale befanden ſich mehrere zellenartige Cabinette von größerem und kleinerem Umfang. Dieſe wie den Saal ſelber hatte der Graf im mittelalterlichen Geſchmacke mit Eichengetäfel, Schnitzwerk, gemalten Fenſtern u. ſ. f. reſtauriren laſſen, weil ſeine Enkelin während der Sommerzeit gerne in die Einſamkeit dieſes alten Bauwerks ſich zurückzog. Dort widmete ſie ſich ihren ausgebreiteten Studien, zeichnete, malte, pflegte ihre Blumen. Hinter der dichten Epheuwand hervor, welche den Thurm umgab, hatte ich an ſchönen Spätherbſtabenden manchmal ihre ſüße Stimme erklingen hören, wenn ſie ein Lied von Goethe oder Eichendorff zur Harfe ſang, denn ſie zog dieſes ſeelenvolle Inſtrument ganz entſchieden dem hölzernen Klingklang des Claviers vor.

Heute nun durchwanderte ich mit Graziella dieſe Räume und wir traten, während Wangold und der Freiherr Bonifaz auf der Bühne einige Arbeiter in der Aufſtellung und Veränderung der Couliſſen unterwieſen, in eines der Cabinette hinter dem Saale, welche als Ankleidezimmer dienen ſollten und wo der ritterliche Flitterſtaat bereits zum Gebrauche bereit lag. Die Gräfin zeigte mir mein Percy-Coſtüm und warf mir lächelnd die Feldbinde über die Schultern, welche ſie eigenhändig gefertigt. Ich glaubte aber zu bemerken, daß ſie nicht recht bei der Sache war. Es lag in ihrer Miene, in ihrem Blick, in ihrem Lächeln etwas Träumeriſches, eine Art ſchmerzlicher Aufregung, ſo daß ich einſah, dieſe Stimmung tauge nicht dazu, der

Warnung, die mir auf den Lippen ſaß, günſtiges Gehör zu verſchaffen; allein ich wollte nun doch dieſes Alleinſein mit ihr benutzen und ſo richtete ich den Auftrag des Sprudeljörgs in der zarteſten Weiſe aus, die ich erſinnen konnte.

Graziella ſchien mich Anfangs gar nicht zu verſtehen, und als ich mich deutlicher zu äußern wagte, ſah ich Etwas wie Zorn in den Augen des Mädchens aufglühen. Ich bereute meine Worte, denn im Grunde hatte ich ja gar kein Recht, den Warner und Mahner zu ſpielen. Graziella hatte ſich indeſſen ſchnell wieder beſänftigt und dankte mir mit ungeheuchelter Wärme. Dann ſagte ſie:

Beruhigen Sie ſich, mein Freund, ich weiß wohl, was ich thue. Ich ſehe den Abgrund, auf welchen Sie hingedeutet, allein ich empfinde nicht den geringſten Schwindel und werde nicht hinabſtürzen. Glauben Sie denn, ich ließe mir die widerwärtigen Huldigungen des Menſchen, welcher aus einem brutalen Nimrod ein ſüßlicher Geck werden zu wollen ſcheint, ſo ohne Weiteres gefallen, wenn ich nicht eine Abſicht dabei hätte?

Eine Abſicht? erwiderte ich ſehr aufgeregt. Um des Himmels willen, Gräfin, ſpielen Sie nicht mit dem Feuer!

Es wird mich nicht verſengen, mein Freund. Ja, ich habe eine Abſicht dabei und die ſollen Sie ſeiner Zeit erfahren ......

Ich kam ganz verſtört von dieſer Zuſammenkunft nach Hauſe. Alſo, ſagte ich zu mir, iſt das Spiel kein unabſichtlich harmloſes, ſondern ein berechnetes — um ſo ſchlimmer, um ſo ſchlimmer! Wäre es möglich, ſie ſollte eine Kokette ſein? Aber es kann nicht ſein, nein! ... und doch ...... Aber was geht es mich an? Was bin ich für ein Thor, mich in dieſe Dinge zu miſchen! .....

Die Generalprobe hatte ein befriedigendes Reſultat geliefert und wenige Tage darauf fand die Aufführung ſelber ſtatt. Der weite hell erleuchtete Saal füllte ſich mit einer neugierigen Zuſchauermenge, denn der Graf hatte Jedermann, der ſich für unſer Unternehmen intereſſirte, offenen Zutritt geſtattet. Die Bewohner benachbarter Edelſitze, die Honoratioren aus Bärnburg, die Uhrmacher aus Straleck, Bergleute und Werkmeiſter waren mit ihren Frauen und Töchtern in buntem Gemiſche herbeigeſtrömt. Was mich betrifft, ſo hätte ein unerwarteter Umſtand mir beinahe im letzten Augenblicke meine Theilnahme an der Sache beinahe verleidet. Eine halbe Stunde vor Beginn des Stückes fuhr nämlich die Equipage des Prinzen im Schloßhofe vor. Er ſei, ſagte die königliche Hoheit, Mittags in Hellbrunn eingetroffen und habe ſich, als er erfahren, daß heute der lang erwartete Kunſtgenuß gewährt werden ſollte, eilends hieher auf den Weg gemacht. Hoffentlich werde man auch den ungeladenen Gaſt nicht ausſchließen .....

Ich wünſchte dieſen Gaſt in den tiefſten der Dante'ſchen Höllenkreiſe und legte mißmuthig mein Ritterkleid an. Ja, als ich damit fertig war, übernahm mich ein ſo kleinlicher Aerger, daß ich mich wieder auszukleiden begann und zu Bangold, welcher neben mir ſeinen fabelhaften Falſtaffbauch ſich anſchnallte, ſagte: Pfarrer, ich mache gar nicht mit.

Wie! verſetzte der Freund höchſt alterirt. Das wären mir Humore! Zum Teufel, ich riskire einen derben Riffel und vielleicht noch anderes Gemaßregel von Seiten des Biſchofs und Kirchenraths, denn meine liebwerthen Amtsbrüder im Herrn werden mich ſicherlich denunziren, daß ich's wage, ſtatt geiſtlicher Komödie auch mal weltliche zu ſpielen, und du willſt mir den ganzen Spaß verſalzen? Und warum? Weil wir einen Zuſchauer mehr haben? Nur nicht dumm, nur nicht kindiſch, lieber Junge, wenn ich bitten darf. Zieh' deinen Mantel wieder an, dann reich' mir den Schminktopf her und hilf meiner Naſe gefälligſt die rechte Falſtaffcouleur geben.

Die gute Laune Bangold's gab mir auch die meinige einigermaßen wieder. Wenigſtens unterließ ich es, mich „dumm und kindiſch" aufzuführen.

Die Klingel hatte das Signal zum Beginn der Ouverture gegeben. Dieſe ging zu Ende, der Vorhang hob ſich und König Heinrich, Graf Weſtmoreland und Sir Walter Blunt traten auf die Bühne.

Dem wahren Genius wohnt eine Allmacht inne, welche alle Schranken vor ſich niederwirft. Solche Allmacht bewährte jetzt auch Shakſpeare gegenüber den verſchiedenen Bildungsſtufen unſerer Zuhörerſchaft. Er riß von Scene zu Scene Alle immer gewaltiger mit ſich fort. Man muß aber auch ſagen, daß die Darſteller ſich alle Mühe gaben, dem Dichter Ehre zu machen. Sprecher war ein veritabler Prinz Heinz, Pangold agirte ſeinen Falſtaff mit Leidenſchaft, die Baronin erfüllte die Bühne mit dem Glanz einer Schönheit, welche für eine Frau Hurtig viel zu prächtig war, Lady Mortimer ergoß alle angeborene Milde ihres Weſens in ihre ſchmachtende Rolle, aber Graziella ſpielte zum Entzücken. Man mußte an der Naturwahrheit und Grazie dieſer Lady Percy ſein Wohlgefallen haben.

Und doch war Einer da, bei welchem dieſes Wohlgefallen nicht recht zum Durchbruch kommen wollte, und das war eben Percy Heißſporn ſelber. Der meinte wunderlicher Weiſe, Graziella ſpiele viel zu gut. Und dann der Blick, welchen die Lady, wie ihr Gemahl bemerkt zu haben glaubte, bei ihrem erſten Auftreten dem Prinzen zugeworfen, welcher, in der erſten Reihe der Zuſchauer ſitzend, ſeinerſeits nur für ſie Augen zu haben ſchien. Ah, dieſer Blick! Wildfeuer vermochte ihn nicht zu vergeſſen, obgleich jetzt die Lady mit den vollſten Herzenslauten ihrer Stimme die zärtliche Anrede an ihn richtete, welche mit den Worten anhebt:

O, my good lord! Es war wirklich ein Etwas von dem Weſen des echten Hotſpur in ihn gefahren, als er die Worte ſeiner Rolle vorbrachte: „Fort, fort, du Zänklerin! — Lieben? — Ich lieb' dich nicht, ich frage nicht nach dir. Iſt dies 'ne Welt zum Puppenſpielen und mit Lippen fechten?“ Bangold, der in der Couliſſe ſtand, neckte mich nachher mit der Behauptung, Heißſporn hätte einen ganz wüthenden Blick auf den Prinzen niedergeſchleudert, als er den angeführten Worten die weiteren beifügte: „Nein, blut'ge Naſen muß es jetzo geben, zerbrochne Kronen auch“ .....

Dem ſei, wie ihm wolle, gewiß iſt, daß Percy alle ſeine Kraft zuſammennehmen mußte, um nicht aus der Rolle zu fallen, als Graziella in der ganzen Herrlichkeit ihrer Schönheit auf ihn zukam, ihre Hände zutraulich auf ſeine Schultern legte, die großen, dunkeln, in verhaltener Glut ſchwimmenden Augen voll auf die ſeinigen heftete, mit einer Innigkeit, die einen Himmel vor ihm aufthat, faſt flüſternd die Frage ihrer Rolle an ihn richtete: „Ihr liebt mich nicht? Ihr liebt mich wirklich nicht?“ und dann mit einer Gebärde, wie nur die Natur, nicht die Kunſt ſie lehrt, von ihm zurücktretend, mit geſenktem Haupt und erglühenden Wangen hinzuſetzte: „Gut, laßt es nur; denn weil Ihr mich nicht liebt, lieb' ich mich ſelbſt nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?“ .... Unwillkürlich that ich einen raſchen Schritt gegen Graziella hin, denn nur dieſe, nicht mehr die Lady Percy, ſah ich in dem holden Weſen, welches mit ſeiner Frage mir die Seele in ihren Tiefen aufgeregt hatte. Ein Wort der Leidenſchaft drängte ſich mir auf die Lippen, und hätte ich mich nicht noch zu rechter Zeit erinnert, wo ich ſei, ſo würde gewiß meine Antwort nicht, wie mir die Rolle vorſchrieb, gelautet haben: „Wenn ich zu Pferde bin, ſo will ich ſchwören: ich liebe dich unendlich!“ Indeſſen mußte der überwältigende Drang des Augenblicks die vier letzten Worte mich doch anders als humoriſtiſch haben betonen laſſen, denn ich bemerkte oder glaubte zu bemerken, daß der Klang dieſer Worte Graziella raſch aufſchauen machte und daß ein Strahl der Freude in ihren Augen aufſchlug. Das erhöhte vollends meine Verwirrung und es war ein Glück für mich, daß die Scene raſch zu Ende ging und die burlesken Auftritte in der Schenke zum wilden Schweinskorf in Eaſtcheap, welche jetzt folgten, mir Muße gaben, mich zu ſammeln.

Inzwiſchen begann der Saal von Gelächter zu widerhallen. Müßte man doch geradezu ein Stock oder Stein ſein, wollte man ſeinen Lachmuskeln nicht volle Freiheit geſtatten, wenn man hört, wie der „Fleiſchberg“ und „Pferderückenbrecher“ Sir John allmälig ſeine „elf ſteifleinenen Kerle“ aus zweien entwickelt. Pangold machte ſeine Sache meiſterhaft und behauptete nachher mit großer Befriedigung, er hätte ſeine Gemeinde ſicherlich zu dieſer Stunde mehr erbaut als je zuvor.

Um kurz zu ſein, das Stück wurde mit Feuer und ohne Anſtoß zu Ende geſpielt, denn eine Epiſode, welche der edle Hidalgo Pankrazius von Grimmelſingen auf eigene Hand einzuweben für gut fand, erhöhte nur den komiſchen Reiz. Als nämlich die Rebellen und die Königlichen auf der Ebene von Shrewsbury auf einander loszuſchlagen begannen, ſchob Pankrazius plötzlich ſeinen langen Oberleib aus dem Souffleurkaſten hervor und fing aus Leibeskräften den Marſch des alten Deſſauers auf der Flöte zu blaſen an, damit um zu ſehen, daß auch die Schüchternſten ſeiner Gäſte nicht zu kurz kamen. Der Prinz hatte ſich des Armes der Gräfin zu verſichern gewußt, um ſie zur Tafel zu geleiten, der lange Pankrazius führte Pfarrers Lischen, der kurze Bonifazius Fräulein Redwitz und mir gewährte es, als ich Graziella neben dem Prinzen vor mir hergehen ſah und ſie die galanten Lobſprüche, womit ihr Anbeter ſie überhäufte, mit launiger Scherzhaftigkeit empfangen und erwidern hörte, ein ſeltſam ſchadenfrohes Behagen, als ſich die Baronin an meinen Arm hing. Sie ſprudelte von guten Einfällen, die ſie mit der Ungenirtheit der Frau Hurtig zum Beſten gab. Als ich einſylbig antwortete, ſagte ſie ſchmollend:

Aber, liebſter Doctor, Sie gleichen ja eher dem Comthur im ſteinernen Gaſt als dem Heißſporn, den Sie heute ſo hübſch geſpielt.

O, verſetzte ich, ſtellen Sie mich nicht auf die Probe, meine Gnädigſte. Sie wiſſen, ſelbſt Pygmalion's Marmor erwärmte, als die Hand der Liebe ihn berührte……

Ich weiß nicht, welch ein Dämon mich ſo zu einer Frau ſprechen ließ, gegen welche ſich doch mein innerſtes

Weſen ſträubte. Aber bekanntlich iſt die Eiferſucht die Mutter von Thorheiten, die nicht ihres Gleichen haben.

Wirklich?! verſetzte die Baronin und wußte einen magiſchen Ton und Schmelz in dieſes einfache Fragewort zu legen.

Zugleich fühlte ich einen Druck ihres Armes, welchen zu erwidern ich nicht die Kraft hatte.

Unglücklicherweiſe waren wir auch die Letzten im Zuge und die Lampen, welche die Wendeltreppe des Thurmes erleuchteten, brannten trübe. Bei einer Wendung der Treppe glitt meine Gefährtin auf den ausgetretenen Stufen aus. Ich mußte wohl meinen Arm um ſie ſchlingen, um ſie am Fallen zu hindern, und — ich weiß nicht, wie es kam — die ſchöne, herrliche Geſtalt ruhte eine Sekunde voll und heiß an meiner Bruſt, während die ſchwellenden Lippen der verführeriſchen Frau mir brennend die Wange ſtreiften.

Gewiß würde ſich dieſe Sekunde zu Minuten gedehnt haben, hätten uns nicht von oben nahende Tritte aufgeſtört und zum Weitergehen getrieben.

Ach, wir, das ſtarke Geſchlecht, wir ſind doch recht jämmerlich ſchwach, ſowie Eitelkeit und Sinnlichkeit ihr Scepter über uns ſchwingen.

Mit einem gewiſſen erkünſtelten Trotz nahm ich der Baronin zur Seite an der Tafel Platz, an welche der Prinz die Gräfin geleitet hatte. In einem Anfall verzweifelter Heiterkeit gab ich mir Mühe, mit meiner Nachbarin im Vorbringen beißender Bonmots zu wetteifern, wie das ſonſt keineswegs meine Art war. Ich glaubte zu bemerken, daß Graziella, die mir gegenüberſaß, ein paar Mal verwundert, ja faſt verletzt zu mir aufſchaute, gab mir aber das Anſehen, dies nicht zu beachten. Bangold, dem mein Gebahren ebenfalls wunderlich vorkommen mochte, näherte ſich meinem Stuhle und flüſterte mir zu:

Meiner Treu', lieber Junge, du ſcheinſt ja erſt recht anfangen zu wollen, den Heißſporn zu ſpielen.

Ei, zum Teufel, entgegnete ich wild, ich wollte, es käme mal ein rechter Heißſporn und ſchlüge dieſen ganzen Plunder in Trümmer und Scherben!

Der Freund ſah mich, den er ſonſt als ruhig und maßvoll kannte, höchſt erſtaunt an. Zum Glück war aber meine heftige Aeußerung von dem Geräuſch verſchlungen worden, welches in demſelben Augenblick an dem Tiſche entſtanden.

Der Prinz hatte nämlich die Gräfin um ein Lied gebeten und natürlich ſprangen ſofort alle Herren und Damen auf, um den Antrag zu unterſtützen.

Graziella ließ ohne lange Ziererei ihre Harfe bringen, ſchob ihren Stuhl vom Tiſche zurück und begann, während die Geſellſchaft ſich im Kreiſe um ſie ſammelte, mit kundiger Hand das Inſtrument zu prüfen. Dann wählte ſie jenes herzige Lied, welches der alte Simon Dach an ſein „Aennchen von Tharau“ gerichtet und welches Silcher ebenſo herzig componirt hat. Sie ſang ſchön, wie immer, aber ſie ſchien in Worte und Weiſe des Liedes noch eine beſondere Beziehung zu legen. Schon während ſie präludirend über die Saiten fuhr, kam es mir vor, als ſuche ihr Auge mich, der ich mich in beſcheidener Entfernung hielt. Es ruhte auf mir mit ſeiner unbeſchreiblichen Innigkeit, als ſie in ihrem Geſange an die Stelle kam:

„Wurdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer.“

Ich erbebte unter der ſiegreichen Gewalt dieſer Stimme und dieſes Blickes. Es ſtrahlte aus demſelben der himmliſche Zauber, welchen ich damals am Handeckfall und heute auf der Bühne empfunden.

Aber die Magie des Moments verſchwand, als ich wahrnahm, wie Graziella, nachdem ſie ihr Lied beendigt, ſich ſogleich wieder dem Prinzen zuwandte und deſſen lobpreiſende Huldigungen mit gewinnendſter Anmuth entgegennahm.

Sie ſpielt wieder ihr Spiel, grollte es in mir, und ſie ſpielt es mit Bewußtſein und Abſicht.

Der Pfarrer hatte den Ausdruck, womit Graziella geſungen, und den Blick, womit ſie dabei mich begnadete, wohl auch bemerkt, denn er geſellte ſich zu mir und flüſterte mir zu:

Du Glücklicher! Biſt du zufrieden mit der Antwort, welche dir die Gräfin ſo eben mit Aug' und

Stimme auf die Frage gegeben, die wir an jenem Abend beim Heimgehen vom Schloſſe aufgeworfen?

Zufrieden? Ich verſtehe dich nicht.

O, du biſt diskret, du! Aber ich weiß, was ich weiß.

Meinetwegen, entgegnete ich und machte mich mit einer barſchen Bewegung von dem Freunde los, der mir heute wie ein rechter Quälgeiſt vorkam.

Es litt mich nicht mehr im Saale, und indem ich nach einer ſchicklichen Gelegenheit, die Thüre zu gewinnen, ſuchte, ging ich an einer Fenſterniſche vorüber, in welcher die Baronin mit Flottenheim ſich unterhielt. Da hört' ich die ſchöne Frau ſagen:

Sie ſprüht heute ordentlich von Reiz und Geiſt und hat den armen Prinzen förmlich daniedergeblitzt. Die Sache iſt abgemacht, mon cher cousin.

Ein boshaftes Lachen bildete den paſſenden Commentar zu dieſem Texte.

Ich aber öffnete auf's Gerathewohl die nächſte Thüre, die mir zur Hand kam, erreichte den Corridor und eilte die Treppe hinab, als ſäße mir der Feind auf den Ferſen.

12.

„Du haſt Diamanten und Perlen!“....

Nachdem ich eine ſchlafloſe Nacht verbracht, erhob ich mich mit einem feſten Entſchluß aus meinem Bette.

Ich war zuerſt Willens geweſen, den Grafen von der meiner Anſicht zufolge bedenklichen Geſtaltung des Verhältniſſes zwiſchen dem Prinzen und dem unbeſonnenen Mädchen in Kenntniß zu ſetzen; allein eine genauere Erwägung dieſes Vorhabens hatte mich davon abkommen laſſen. Zwar ließ daſſelbe vom Standpunkte der Klugheit aus ganz gut ſich rechtfertigen, aber mein Zartgefühl — ich beſitze zuweilen eine Doſis davon — fand etwas Gehäſſiges, Denunziantenmäßiges darin, daß ich hinter dem Rücken Graziella's dem alten Herrn von ſo einer delicaten Sache ſprechen ſollte. Es widerſtrebte meiner Natur ganz und gar, gleichſam den Angeber zu machen, und dann meinte ich auch wohl, es ſei dem genialiſchen Kinde von der Seite der Romantik her am beſten beizukommen.

Ich wollte daher ſo früh am Morgen, als es ſchicklicher Weiſe anging, Graziella aufſuchen, wollte ihr mit väterlicher Milde ..... mit väterlicher?! Es geht doch keine Sophiſtik über die der Liebe! ...... die Gefahren ihrer Lage darlegen, wollte ſie dann an die Stunde erinnern, in welcher wir zu Bern von einander Abſchied genommen, und ſie bei dem Gelöbniß, welches ſie mir damals geleiſtet, beſchwören, mir eine Bitte zu erfüllen, die nur auf ihr eigen Heil abziele, die Bitte, innezuhalten auf einem Wege, deſſen Gefährlichkeit ſie ſicherlich nicht kenne, nicht ahne. Dieſes Verfahren, nahm ich an, müßte der romantiſchen Gefühlsweiſe der Gräfin entſprechen, und ich verſprach mir daher einen günſtigen Erfolg davon.

Wahrſcheinlich wäre ich minder zuverſichtlich geweſen, falls ich mir die Mühe genommen hätte, das Weſen der Romantik ſchärfer zu analyſiren. Man weiß, die weſentlichſte Eigenſchaft derſelben iſt das ſubjective

Belieben, die Willkür der Perſönlichkeit, mit einem Worte, die Caprice. Wenn ich nun Graziella für romantiſch hielt, ſo mußte ich ſie folgerecht auch für caprizios halten und konnte ihr alſo nicht zumuthen, einer vernunftgemäßen Betrachtungsweiſe ihrer Lage Aufmerkſamkeit zu ſchenken und Einfluß einzuräumen. Nachdem ich aber die ganze lange Nacht gegrübelt, hatte ich das Grübeln ſatt, nahm daher ohne Weiteres meine Mütze, machte einige unumgänglich nothwendige Krankenbeſuche ab und ging dann in den Park, um mir die paſſendſten Worte zu überlegen, in welche ich mein Anliegen oder Anſuchen einkleiden wollte.

Es war noch ziemlich früh am Tage und die Alleen und Boskette waren noch einſam. Die Luft zitterte von jenen leiſen lauen Schwingungen, welche nach den Aequinoctialſtürmen das Kommen des Frühlings verkünden. Blaſſes Grün knospete an den Zweigſpitzen von Buſch und Baum wie eine frohe Botſchaft. Auf den Raſenplätzen lag da und dort noch ein leichter Schneeteppich, aber den Saum der Wege entlang ſchlugen Crocus und Veilchen ſchon ſchüchtern die Blüthenaugen auf, um den warmen Sonnenſtrahl einzuſaugen.

Der Hänfling probirte erſt halblaut ſeine Stimme, doch kecker ſchon ließ der Buchfink ſeinen jubilirenden Schlag erſchallen und hoch oben im Himmelsblau tirilirte eine Lerche.

Solche „linde ſanfte“ Tage ſind ſehr geeignet, das Herz in ſüße Träumereien zu wiegen.

Mit jedem Erwachen des Frühlings erneut ſich die Menſchenſeele und ruht mit ihren Schwingen immer und immer wieder auf den grünen Freudeplätzen der Jugend, wie der erſte Falter auf den erſten Blumen am ſonnigen Raine ruht. Da feiert unſere erſte Liebe ihre Oſterfeſte und durch unſer Gemüth klingt ein ſeliger Nachhall jener Stunden, wo Sie Hand in Hand mit uns durch die friſchbegrünten Fluren ſchweifte, Sie, die längſt im Grabe ſchlummert oder die Kinder eines Anderen wiegt, oder ſonſt uns verloren gegangen in dem wilden Wirbel des Lebens. Du gehſt an ſo einem Tage durch den Wald, wo Alles zu ſproſſen und zu knospen beginnt, ein gereifter Mann mit ergrauenden Schläfen, vielleicht ſorgebeladen, unglücklich, verbittert. Da, horch, hebt der Kuckuk im Dickicht zu rufen an und ruft in dir dein Herz wach. O, ſo rief er auch damals, als dir im Buchenſchatten am Waldſaum deiner Dorfheimath das Mädchen deiner erſten Wahl in zitternden Lauten das ſüßeſte Geſtändniß zuflüſterte. Oder du ruhſt auf einſamer Halde, fernab von dem Geräuſche der Stadt, und ſiehſt dem Bache zu, der heute, von den Banden des Eiſes befreit, zum erſten Mal wieder in jugendlicher Lebensfreudigkeit über Felſen ſtürzt. Da überſtürzen dich wieder die titaniſchen Phantaſien deiner erſten Jünglingsjahre, die vom reinſten Enthuſiasmus getragenen Gedanken der Vaterlandsliebe, der Opferluſt, des Ruhmes. Du träumſt, du ſchwärmſt wieder und für einen Augenblick wenigſtens fühlſt du wieder die Kraft in dir, auf dem Schild der Begeiſterung das Ideal hoch emporzuhalten über alle Gemeinheit des Lebens.

Meine Träumereien an jenem Frühlingsmorgen griffen nicht ſo weit in die Vergangenheit zurück. Meine Erinnerung ging nur rückwärts bis zu jenem Abend, wo ich, vom Gotthardt herabgeſtiegen, im Kapuzinerhoſpiz zu Realp Graziella zum erſten Mal geſehen, und bis zum erſten jener ſchönen Reiſetage, wo ich in den Kreis einer Magie eingetreten, deren Gewalt mich ſeither nicht wieder losgelaſſen. Ich empfand die Stärke des Zaubers viel tiefer, als ich es in meinen Geſprächen mit Bangold hatte geſtehen mögen; ich fühlte ſie jetzt, in dieſer Stunde, ſo tief und heiß, wie noch nie. Meine Augen waren ſchon die eines Liebenden geworden. Ich mochte ſie hinwenden, wo ich wollte, ich ſah überall nur Die, welche ich heute zum letzten Mal zu ſehen beabſichtigte. Denn ich wollte ſie fliehen, nachdem ich durch Anbringung meiner Warnung einer gebieteriſchen Pflicht genügt hätte. Fliehen? Und doch bebte ich im Innerſten meiner Seele vor dem Schmerz zurück, welchen die Ausführung dieſes Vorſatzes mir bereiten mußte. Aber ich wollte ihn auf mich nehmen, indem ich zu erkennen glaubte, daß es hier gelte, meine männliche Kraft und Würde zu bewahren. Der Stolz kam mir zu Hülfe und bemühte ſich, mir die Folgen meines Entſchluſſes im tröſtlichen Lichte erſcheinen zu laſſen. Als ob der Stolz des Mannes im Kampfe mit der Anmuth des Weibes nicht immer der verlierende Theil wäre! Ich ahnte und fühlte das mit einer Art von Erbitterung, mit einer Erbitterung über meine eigene Schwäche, mit einer

Erbitterung über Graziella, deren Benehmen mir nur die Wahl zwiſchen Entwürdigung oder Entſagung freizuſtellen ſchien.

Mein Verſtand hatte mir bis dahin über Alles was mich ſonſt ſchon im Leben geängſtigt, leidlich gut hinweggeholfen; allein hier reichte er nicht aus. Mit einer gewiſſen Schadenfreude gab das Herz ſeine Allmacht dem Kopfe zu fühlen. Zu ehrlich gegen mich ſelbſt, um die Wirkung dieſer Allmacht negiren zu wollen, anerkannte ich ſie zwar nicht ohne Widerſtand, aber ich anerkannte ſie doch und meinem Grollen miſchte ſich auch wieder eine geheimnißvolle Regung unausſprechlicher Luſt bei. Wollte ich jedoch dieſer Regung mich überlaſſen, ſo führte mein Gedächtniß boshaft genug ein fatales Bild mir vor die Seele. Es erinnerte mich immer wieder an die traurige Geſchichte vom Merlin. Ja, ich kam mir vor wie Merlin, welchen Niniana, die holde Verrätherin, unter die Weißdornhecke im Forſte von Briogne gelockt, um ihn tändelnd ſeiner Kraft zu entkleiden und dann ſeinem Elend zu überlaſſen. Dieſe Vergleichung demüthigte mich und reizte dann meinen Zorn. Weg mit dieſem dummen

Bild, ſagte ich aufgebracht zu mir; ich bin nicht Merlin, und wär' ich's, ſo fühle ich noch Stärke genug in mir, um das Gängelband, das mich irreleiten ſoll, zu zerreißen. Und ich will es.

Wenn der Menſch auf ſeine Kraft pocht, iſt er bekanntlich gewöhnlich am ſchwächſten, allein ich war in jenem Augenblicke zu aufgeregt, um die banale Wahrheit dieſes Satzes zu fühlen, und ſo durchmaß ich mit großen Schritten den Park, um nach dem Schloſſe zu gehen.

Eine Regung, welche mein pfarrherrlicher Freund eine Eingebung des weltbeherrſchenden Gottes Zufall genannt haben würde, welche ich aber einfach dem Bedürfniß, erſt wieder die nöthige Ruhe und Faſſung zu erlangen, zuſchrieb, ließ mich das Schloß umgehen und lenkte meine Schritte dem alten Thurme zu. Es war ſtill auf der Wendeltreppe dieſes Denkmals der Feudalzeit und ich gelangte, ohne Jemand zu begegnen, in den Schauſpielſaal, deſſen Flügelthüren offen ſtanden. Das Theater ſtand noch, wie ich es am Abend zuvor geſehen hatte. Der Vorhang war aufgezogen, wahrſcheinlich um der Lüftung des Saales nicht hinderlich zu ſein, und mein Blick heftete ſich unwillkürlich auf die Stelle der Bühne, wo Graziella geſtanden, als ſie die herzbewegenden Worte zu mir geſprochen. Als müßte ich den Klang derſelben noch einmal vernehmen, als wollte ich noch einmal da ſtehen, wo der Wonneſchauer gekommen und gegangen wie ein Blitz, ſtieg ich die der Bühne zur Seite angebrachte kleine Treppe hinauf.

Ein leiſes Geräuſch, welches mir zu Ohren drang, machte mich umſchauen. Es kam aus dem Hintergrunde der Bühne und, ja, jetzt klang es wie die Stimme, wie das Lachen Graziella's.

Ich fuhr zuſammen, obgleich die Anweſenheit der Gräfin in dem Thurme leicht zu erklären war, da ich mich erinnerte, daß ja die Cabinette, welche uns geſtern zu Ankleidezimmern gedient hatten, häufig von ihr benützt würden und daß mir Graziella neulich das Gemach, aus welchem wir vermittelſt einiger Stufen auf die Bühne gelangt waren, als einen ihrer Lieblingsorte bezeichnet hatte.

Ein Gefühl, von welchem ich mir keine Rechenſchaft geben mochte, trieb mich an, leiſe auf den

Vorhang zuzugeben, welcher, die Weſtminſterabtei vorſtellend, den Hintergrund der Bühne deckte und oben eine viereckige transparent helle Stelle wahrnehmen ließ. Dieſe Stelle war der Reflex der Morgenſonne, welche durch die offenſtehende Thüre von Graziella's Zimmer auf die Rückſeite des Vorhangs fiel.

Das holde Lachen klang wieder.

Voll Scham über meine Neugierde, aber unwiderſtehlich von derſelben erfaßt, lüftete ich den Vorhang an der Seite ein wenig und mein Blick fiel auf eine ſeltſame Scene.

Mein Auge konnte das Zimmer unter mir ſo ziemlich in deſſen ganzer Länge und Breite überſehen. Es war ein ſorgſam im mittelalterlichen Geſchmacke reſtaurirtes und decorirtes Cloſett und die Sonnenſtrahlen, welche durch gemalte Spitzbogenfenſter fielen, erfüllten es mit einem gedämpften röthlichen Lichte. In einer Niſche ſtand ein großes altväteriſches Himmelbett mit aufgezogenen Gardinen, worauf die Rittercoſtüme, welche wir geſtern in Heinrich dem Vierten getragen, in bunter Unordnung aufgehäuft lagen. Gerade der Thüre gegenüber befand ſich zwiſchen den beiden Fenſtern ein gewaltiger Schreibtiſch, der mit reichem Schnitzwerk verziert war und auf deſſen Geſtellen Bücher mit Blumentöpfen abwechſelten.

An dieſem Schreibtiſche lehnte Prinz Willibald und verſchlang mit funkelnden Blicken die Geſtalt Graziella's, welche tanzenden Schrittes auf dem gewürfelten Parkett hin und her ſchwebte.

Mein Blut wurde zu Eis und meine Stirne übergoß kalter Schweiß. Aber mein Auge hing an der wunderlieblichen Erſcheinung, wie der Stahl am Magnet hängt. Nie noch war mir die Schönheit Graziella's in einem ſolchen Glanze erſchienen. Ich weiß keinen andern Ausdruck dafür zu finden als überirdiſch, und doch fühle ich, daß er nicht paßt. Zum erſten Mal erblickte ich in dieſer Geſtalt voll Grazie und Adel die Tochter einer Südländerin: die ganze Erſcheinung war wie von römiſcher Glut überhaucht.

Ein loſe über den Schreibtiſch hingeworfener Capuchon ſchien zu verrathen, daß er ſo eben von Graziella haſtig abgelegt worden ſei. Sie trug ein weißes Morgenkleid, welches die Formen des Nackens und der Büſte plaſtiſch hervortreten, die herrlichen Arme bis zum Elbogengelenk frei ließ und in keuſchem Faltenwurf bis über die Knöchel niederfiel. Lang, dunkel, ſchimmernd wallten in ungefeſſelter Fülle ihre Locken auf die Schultern herab. Ein von Juwelen leuchtendes Diadem krönte ihre Stirne, perlenbeſetzte Armſpangen zierten ihre Handgelenke, ein prachtvoller, mit Saphiren überſäeter Gürtel umſchloß die ſchlanke Geſtalt und jetzt eilte ſie auf ein Schmuckkäſtchen zu, welches neben dem Prinzen auf dem Schreibtiſche ſtand, nahm eine Goldkette heraus, deren Glieder in einem von Diamanten blitzenden Medaillon zuſammenliefen, und ſchlang ſich dieſelbe um den Hals.

Dann in die Mitte des Zimmers zurückgleitend hob und bog ſie die Arme, wiegte ſich lachend in den Hüften, ſchwebte, den Prinzen mit dem Feuer ihrer Blicke überſprühend, vor und zurück, wirbelte ſich im Kreiſe wie eine Bajadere, wie eine Bacchantin.

Ihre Geſtalt hob und ſenkte ſich wie nach den Takten einer unhörbaren Muſik, ihre Wangen glühten, ihre Augen ſtrahlten, ihr Mund lächelte, die Diamanten funkelten.

Es war ein berauſchender und doch wieder keuſcher Anblick.

Wären mythologiſche Vergleichungen nicht allzuſehr Rococo, ſo würde ich ſagen: Graziella trug in dieſer Stunde den Gürtel der Venus, aber zugleich auch den Schleier Veſta's.

Der Prinz mochte wohl nur den erſteren bemerken.

O, wie ſchön, wie ſchön! rief er mit vor Luſt bebenden Lippen aus.

Und raſch vortretend, beugte er das Knie vor Graziella, ergriff ihre Hand und flüſterte glühende, drängende Worte zu ihr empor.

Sie lieben mich, Prinz?! fragte die Gräfin mit einer Betonung, die mich mitten in meiner furchtbaren Aufregung an das Wort des alten Griechen erinnerte: die Stimme ſei der Schönheit Blume.

Warum noch fragen? verſetzte der Prinz. Sie wiſſen ja, daß ich Sie mit einer Leidenſchaft liebe, die an den Wahnwitz gränzt.

Und Sie haben mir dieſen Schmuck gebracht, dieſe Ketten und Spangen, dieſes Diadem, um mich damit zu ſchmücken und zu krönen als die Königin Ihres Herzens?

Ja, als die Königin meines Herzens und als die künftige Königin dieſes Landes.

Wie?

Als die künftige Königin dieſes Landes, ich wiederhole es. Ja, Reizendſte Ihres Geſchlechtes. Mein Oheim iſt alt und ſein einziger Sohn, der Kronprinz, kinderlos und von den Aerzten ſo zu ſagen bereits aufgegeben. Mir, als dem nächſten Erben, muß die Krone zufallen und o des ſchönen Tages, wo ich ſie auf Ihre prächtigen Locken werde drücken können.

Und die Prinzeſſin, Ihre Gemahlin?

Vorgeſtern habe ich dem König die Einwilligung zur Trennung dieſes verhaßten Bandes abgedrungen und die Scheidung ſogleich einleiten laſſen. Dann eilte ich auf den Flügeln der Liebe hieher .....

Auf den Flügeln der Liebe?

Ja, Holdeſte, entgegnete der Prinz, betroffen, wie es ſchien, von der ſpöttiſchen Betonung, womit Graziella dieſes geſprochen. O, wenn Sie wüßten, mit welch nie geahnter Pein und Wonne, mit welch ätheriſcher Glut die Liebe zu Ihnen mich durchflammt.....

Ei, Prinz, Sie ſprechen ja ſo hübſch und zierlich wie Seladon in der Aſträa des Herrn d'Urfé. Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie in der ſchäferromantiſchen Literatur ſo bewandert wären.

Und ſie lachte laut, aber dies Lachen klang ganz anders als vorhin.

Der Prinz mußte es wohl bemerken und ſah, noch immer knieend, verwundert fragend zu dem Mädchen auf.

Haben Sie, fuhr Graziella fort, langſam ſprechend und jedem ihrer Worte gleichſam den Stempel der Verachtung aufdrückend — haben Sie zu der Tochter des Sprudelbauers auch ſo geſprochen?

Zu der Tochter des Sprudelbauers?!

Ja wohl, zu ihr, zu der armen Madel, die Sie, mein Herr, in Verzweiflung und Tod gejagt, deren Mutter Sie getödtet, deren Vater Sie wahnſinnig gemacht.

Comteſſe, ich begreife nicht.....

Wie, Königliche Hoheit, Sie begreifen nicht? rief Graziella aus, ihre Hände denen des Prinzen entreißend und einen Schritt zurücktretend. Als Gaſt unſeres Hauſes haben Sie hier in dieſem Zimmer, in meinem Zimmer frevelnde Hand an das Mädchen gelegt, das rein war wie der Schnee auf unſeren Bergen und das ich liebte wie eine Schweſter. Und an derſelben Stelle, wo Sie mit feiger Bosheit das Lebensglück einer ehrbaren und wackern Familie zerſtört, ſprechen Sie mir von Liebe, mir, die ich ein Gelübde gethan, Ihr unglückliches Opfer zu rächen? In dieſer Stunde erfülle ich, was ich gelobt. Begreifen Sie jetzt, Prinz? Sie lieben mich, ja, ich weiß es, mit all dem Feuer, das noch in Ihnen brennt, und ich — ich verabſcheue Sie und erdrücke Sie unter dem Gewicht meiner Verachtung!

Wie wenn dieſen niederſchmetternden Worten magiſche Gewalt innewohnte, blieb der Prinz noch immer auf den Knieen und ſenkte das Haupt.

Graziella war herrlich anzuſehen, wie ſie mit triumphirendem Blicke, die ſchlanke Geſtalt hoch emporgerichtet, in der Schönheit ihres Zornes daſtand.

Mit einer raſchen Bewegung nahm ſie das Diadem von der Stirne, hakte den Gürtel los, ſtreifte Ketten und Spangen ab und warf das funkelnde Geſchmeide dem Prinzen vor die Füße.

Wie ich dieſen glänzenden Tand von mir werfe, ſprach ſie, ſo ſtoße ich Ihre Liebe von mir. Hätten Sie mir tauſend Kronen zu bieten, ich würde dieſelben mit dem nämlichen Abſcheu, mit der nämlichen Entrüſtung, welche mir ihr Geber einflößt, unter meine Füße treten. Wohlan, Prinz, begreifen Sie mich jetzt?

Sie raſen, Comteſſe, Sie raſen oder das Alles iſt ein Traum! rief jetzt der Prinz aus und ſprang auf, indem er die Hände Graziella's zu erfaſſen ſuchte.

Sie trat zurück und winkte ihm mit gebieteriſcher Gebärde ein Halt zu.

Erfrechen Sie ſich nicht, mich anzurühren, ſagte ſie ſtreng und feſt. Ich habe oft genug die Qual ertragen müſſen, womit mich die Berührung Ihrer verbrecheriſchen Hand erfüllte.

Sie ſind von Sinnen, Gräfin, denn noch will ich nicht glauben, daß Sie als die ſchlaueſte aller Koketten ein unerhörtes Spiel mit mir geſpielt.

Ja, ich habe mit Ihnen geſpielt und Sie haben das Spiel verloren, ſchmählich verloren. Ich wollte Ihnen zeigen, daß dem Mächtigen nimmermehr jeder Frevel ungeſtraft hingehe. Ich wollte Sie züchtigen und ich züchtige Sie wirklich. Sie krümmen ſich unter den Streichen meiner Rache. Ich leſe Ihre Angſt, Ihren Grimm, Ihren vergeblichen Zorn auf Ihrem Geſichte. Und wenn der furchtbare Zwang, den ich mir in Ihrer Nähe und um meiner Abſicht willen ſo lange anthun mußte, mir den Vorwurf der Unweiblichkeit zuzieht, ſo will ich ihn auf mich nehmen, bis ihn der eine und einzige Mann, vor welchem ich mich um dieſes meines Thuns willen rechtfertigen will und werde, verzeihend von mir nimmt.

Und wer iſt dieſer einzige und eine Mann? Sollte es vielleicht dieſer hergelaufene Doctor mit der ungeſchlachten Enaksgeſtalt und dem ſchwarzen Banditenbart ſein?

Es iſt Julius Wildfeuer, entgegnete Graziella mit einem Erröthen, einem Lächeln, einem Schmelz der Stimme, welche mir das Herz in der Bruſt vor Entzücken aufhüpfen machten.

Den lieben Sie? Ha, ich argwöhnte es geſtern halb und halb während Ihres verfluchten Komödienſpiels.

Es war kein Spiel, es war Wahrheit. Ich liebe ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele!

Der Prinz ſtand einige Sekunden wie angedonnert. Er ſchien an eine ſolche Demüthigung noch immer nicht recht glauben zu können. Dann mochte ſich ein wilder Entſchluß allmälig in ihm emporrichten. Die Bläſſe ſeiner Stirne wich einer dunkeln Röthe, ſeine Brauen zogen ſich zuſammen und ſeine Hände ballten ſich krampfhaft.

Und Sie glaubten, meine Gnädige, ſagte er mit unheimlich leiſer Stimme, ich ſei ein Mann, der ſich lammgeduldig einer derartigen Behandlung unterwerfe?

Ich glaube, daß Sie ein Feigling ſind, wie alle nichtswürdigen Menſchen.

Außer ſich ſprang der Prinz auf das Mädchen ein.

Zurück, Elender! rief Graziella, riß aus dem Kleiderknäuel, welcher auf dem Bette lag, das Ritterſchwert, welches ich geſtern als Percy Heißſporn getragen, an ſich und ſchwang es mit beiden Händen dem brutalen Angreifer hoch entgegen.

So erhaben ſchön muß Iſolde ausgeſehen haben, als ſie mit Morolt's Schwert den Mörder des Oheims bedrohte.

Der Prinz hatte nicht Zeit, ſeinen Muth an der ſchönen Gegnerin zu erproben.

Ich ſchob den Vorhang bei Seite und ſprang mit einem Satze die Stufen hinab und mitten in das Zimmer.

Aufſchreiend ließ Graziella das Schwert fallen und warf ſich in meine Arme.

O Julius, Julius! war Alles, was ſie hervorbringen konnte.

Die furchtbare Spannung, in welcher während der geſchilderten Scene ihr ganzes Weſen ſich befunden, wich jetzt der natürlichen weiblichen Schwäche und ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme.

Der Prinz ſchoß einen wüthenden Blick auf mich und murmelte eine Verwünſchung zwiſchen den Zähnen.

Weiß der Himmel, hätte ich nicht Graziella in meinen Armen gehalten, ſo würde ich mich kaum enthalten haben, die königliche Hoheit das Eiſen Heißſporn's koſten zu laſſen. So aber begnügte ich mich, während ich die Geliebte nach dem Ausgang des Gemaches geleitete, zu dem Prinzen, der mir im Wege ſtand, zu ſagen:

Zurück, Herr, oder ich ſchlage Sie zu Boden wie 'nen tollen Hund.

Nachdem ich dieſe nicht ſehr conſtitutionell-monarchiſche Adreſſe an den großen Herrn gerichtet, überließ ich ihn ſeinen gewiß nicht allzu angenehmen Betrachtungen und verließ mit Graziella das Gemach.

Sie ſprach Nichts, aber ſie ſchmiegte ſich innig an mich und ſandte mir ſeitwärts unter den geſenkten Lidern hervor in elektriſchen Blicken die beſeligende Offenbarung des ſüßeſten Geheimniſſes zu.

Auch ich ſchwieg. Vom Glück nicht verwöhnt, hatte dieſes unermeßliche Glück etwas Ueberwältigendes für mich. Ein himmliſcher Freudeſchauer überlief mich, feuchtete meine Augen und machte meine Lippen vor Rührung beben.

So gingen wir lautlos, mit verſchlungenen Armen die Wendeltreppe hinab und durch den düſtern Corridor hinüber in's Schloß. Die Leute vom Hauſe, welche uns begegneten, machten große Augen, aber wir beachteten Nichts außer uns. Unſere Seelen loderten in ſchwelgenden Flammen auf und in einander.

An der Thüre, welche zu Graziella's Wohnung führte, trennten wir uns. Sie wand ſich ſanft aus meinen Armen, aber ihr Mund blühte mir entgegen wie eine Roſe und bot ſich mir zum Kuſſe, zu jenem erſten Kuſſe, deſſen Wonne noch kein Dichter erfaßt und geſchildert.

Morgen, Julius! flüſterte ſie und die Thüre fiel hinter ihr zu.

13.

Sijawuſch und Sudabe.

Wann bei allmälig herangekommenem Frühling, nach langen Regengüſſen, eines Morgens ein friſcher Oſt aufſpringt und die graue Wolkendecke vom Himmel ſtreift, daß endlich die Sonne in ſiegreichem Glanze aus dem heiteren Blau herniederlacht; wann in ihren Strahlen das junge Grün ſich badet, wann tauſend Blätterknoſpen und Blüthenkapſeln ſich öffnen, wann die Lüfte von Lerchentrillern, Wald und Halde von Finkenruf und Amſelſchlag widerhallen; wann allum die Welt grünt und blüht und leuchtet und duftet: dann geht ein Freudejauchzen durch das innerſte Herz der Natur und jubelnd ſchüttet ſie das Füllhorn ihres Glückes über die Menſchen aus.

Solche lenzhafte Stimmungen gibt es auch im Menſchenleben und der iſt zu beklagen, welcher nie Etwas davon erfuhr. Ueber mich war an jenem geſegneten Morgen ſo eine Lenzjubelſtimmung in ihrer ganzen Allgewalt gekommen.

Mein ſchwellendes Herz mußte ſich Luſt machen. Einen jauchzenden Schrei ausſtoßend ſtürzte ich mich in den Park, und wer mich beobachtet hätte, würde wohl haben ſagen können, daß ich tauſend Thorheiten trieb. O wie ganz anders, als vorher, ſah ich jetzt den ſproſſenden Frühling rings um mich grünen und knoſpen! Ich flüſterte den Blumen die Kunde meines Glückes zu und ſie ſchienen mich glückwünſchend anzublicken; in das Gemurmel des Baches rief ich Graziella's Namen, daß er ihn frohlockend hinaustrage in die blaue Ferne. Ich ſang mit Fink und Lerche um die Wette und wiederholte unabläſſig die von einem meiner Freunde gedichtete Strophe:

Vom goldnen Säculum die duft'ge Sage,
Wie alter Dichter Zunge ſie verkündet,
Ein jeder Menſch erlebt ſie an dem Tage,
Wo er zuerſt in ſich die Kühnheit findet.

Sein Liebchen anzugehen mit der Frage:
Und liebſt du mich? — und Liebchens Mund ſich ründet
Gewährend und die Lippen — o Genuß! —
Zuſammenſchmelzen in dem erſten Kuß.....

Wäre ich ſelber ein Dichter, in jenen Stunden hätte ein unſterblich Lied meiner Bruſt entſpringen müſſen, denn ich empfand, daß Alles in mir und außer mir zuſammenklang in einen jubilirenden Accord von Liebe und Glück.

Ich mußte mein Herz in die Einſamkeit tragen, um deſſen Seligkeit den Menſchen nicht zu verrathen. Nicht einmal dem bewährten Bangold mochte ich einen Blick in dieſen Himmel geſtatten, der vorerſt nur mir und der Geliebten gehören ſollte.

Ich ſchweifte bis in den Nachmittag hinein plan- und ziellos in den Bergen und Wäldern umher, indem ich die wechſelnden Scenen meines Verhältniſſes zu Graziella von unſerem erſten Zuſammentreffen an bis zu dem heiligen Moment, wo ſie mit einer Art heroiſchen Trotzes und dem Ausdruck tiefſten Gefühls das Geſtändniß ihrer Liebe zu mir dem Prinzen ins Geſicht geworfen, an meiner Seele vorüberziehen ließ.

Jetzt geſtand ich mir, daß ſchon unſere erſte Begegnung am Fuße der Gletſcher für mich entſcheidend geweſen, und mit je peinlicherer Bemühung ich bisher meine Leidenſchaft vor mir ſelbſt verborgen und verhüllt hatte, mit um ſo größerer Wolluſt wühlte ich jetzt mich ein in das göttliche Myſterium, deſſen räthſelhafte Tiefen der Gedanke vergeblich auszumeſſen verſucht und vor deſſen Magie alle Beweisgründe des Verſtandes zu Schanden werden.

Indeſſen ſollte ich erfahren, daß das neidiſche Geſchick dem Menſchen ſelten oder nie einen Tag vergönnt, der ihm ein ganzer Feſttag iſt. Dem meinigen ſtand eine ſchlimme Störung bevor und eine ſeltſame Verkettung der Umſtände wollte es, daß dieſer Tag in ſeinen Folgen der heilbringendſte und zugleich unheilvollſte meines Lebens wurde. Jener neckiſche Gott, den mein geiſtlicher Freund verehrt, der Zufall, ſcheint manchmal ſo recht ſeine hämiſche Freude daran zu haben, das Beſte und das Böſeſte, das Heiligſte und das Unheiligſte in den Raum von wenigen Stunden zuſammenzudrängen und in die reinſte Harmonie des Gemüthes eine gellende Diſſonanz hineinzuwerfen.

Nach Hauſe gekommen, traf ich einen Diener des Redwitz'ſchen Hauſes, welcher mich erwartete und mich bat, ſogleich zu der Baronin zu kommen, die plötzlich erkrankt wäre. Das war mir nun an dieſem Tage ein recht unangenehmer Gang, um ſo unangenehmer, als ich mich erinnerte, daß ich am Abend zuvor gegen die verführeriſche Frau durchaus nicht ſo zurückhaltend geweſen, wie es mir geziemt hätte. Da ich mich jedoch hinlänglich gepanzert und gewappnet fühlte, ſo unterwarf ich mich dem kategoriſchen Imperativ ärztlicher Pflichterfüllung und machte mich nach der Wohnung des Barons auf den Weg.

Als ich über den Hof ging, ſah ich den Reiſewagen des Barons vorfahren und der Herr des Hauſes trat gerade aus dem Portal, bemantelt und die Reiſemütze auf dem Kopfe. Seine Stirne war gefurcht und er ſchien mir ſehr aufgeregt zu ſein. Ich grüßte ihn und fragte:

Die gnädige Frau iſt erkrankt?

Ah bah, erwiderte er obenhin, indem er in den Wagen ſtieg; wohl weiter Nichts als Weiberlaunen, Doctor.

Sie wollen verreiſen?

Ja. Ich habe vor einer Stunde höchſt wichtige Nachrichten erhalten, die mich in die Reſidenz hinunterrufen. Es iſt ......

Weiter konnte ich nicht verſtehen, denn die Poſtillone knallten mit ihren Peitſchen, die Pferde zogen an und der Wagen rollte davon.

Ich ſtieg die prächtige Treppe hinauf und wurde in dem Cabinet der Baronin von der Kammerfrau derſelben mit den Worten empfangen:

Ach, gut, daß Sie endlich kommen, Herr Doctor; unſere Kranke erwartet Sie mit Ungeduld.

Was fehlt denn der gnädigen Frau?

Sie hat furchtbares Herzklopfen, antwortete die ältliche Abigail mit einem liſtigen Lächeln, welches mich in ziemlich widerwärtiger Weiſe daran erinnerte, daß mir Bangold dieſe Zofe als die treueſte Helfershelferin der Baronin bei ihren geheimen Freuden bezeichnet hatte.

Herzklopfen? entgegnete ich etwas barſch; ei, da hätte ja ein Brauſepulver ſehr zweckdienliche Dienſte leiſten können.

Ein Brauſepulver! Wo denken Sie hin, Herr Doctor? Wenn die gnädige Frau ihr ſchreckliches Herzklopfen hat, da hilft kein Brauſepulver. Aber haben Sie die Güte, mir zu folgen.

Sie führte mich durch mehrere Zimmer, öffnete dann eine Thüre, ſchlug einen Vorhang von ſchwerem Sammet zurück und ließ mich in ein kleines, lauſchiges Gemach treten, wo mich „alle Wohlgerüche Arabiens“ empfingen. Der Vorhang rauſchte hinter mir nieder, die Thürklinke ſchloß ſich leiſe und die Zofe war verſchwunden.

Die rothſeidenen Fenſtergardinen waren heruntergelaſſen, ſo daß ein rothliches Dämmerlicht das Zimmer erfüllte. In dem Halbdunkel deſſelben bemerkte ich die Copie einer Tizian'ſchen Venus ob dem Kamine und in einer Niſche bildeten Bacchus und Ariadne eine wollüſtige marmorne Gruppe. Eine Spieluhr ließ in ſanften Flötenlauten die Arie „Die ihr die Triebe des Herzens kennt“ — aus Mozart's Figaro ertönen.

Auf einem faſt die Hälfte des Zimmers einnehmenden Divan von feuerfarbenem Atlas lag unter einer leichten Decke von weißer Seide die ſchöne Kranke.

Sie ſchien zu ſchlummern und mein Eintreten nicht bemerkt zu haben, was freilich mit der Ungeduld, womit ſie nach Ausſage der Zofe den Arzt erwartete, nicht wohl zu reimen war.

Nachdem ich eine Sekunde unſchlüſſig geſtanden, ging ich über den weichen türkiſchen Teppich auf das verführeriſche Lager zu.

Der ſchöne Kopf der Byzantinerin ruhte auf ihrem linken Arme, während ſie mit dem rechten die ſchwellende Bruſt deckte. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, aber ich meinte das Feuer derſelben unter den feinen Wimpern hervorblitzen zu ſehen, und der halbgeöffnete Mund glühte wie eine Granatenblüthe.

Ich fühlte, daß es galt, nicht länger dieſes Bild anzuſtarren.

Gnädige Frau, ſagte ich . . . . .

Ein leiſes Ach rieſelte von ihren Lippen und ſie ſchlug, ohne ihre Lage zu verändern, ihre dämoniſch lockenden Augen auf und faßte meine Hand und „ein Arm und ein ſchimmernder Nacken ward bloß“ . . . .

Mich durchſchauerte jene ſeltſame, aus Luſt und

Angſt gemiſchte Regung, welche man in früheren Zeiten eine teufliſche Beſtrickung nannte.

Aber mein guter Genius, mein Schutzengel, Graziella war bei mir. Ihr reines Bild ſtieg aus meiner Seele empor und trat zwiſchen mich und die Verſucherin.

Sonſt wäre die Verſuchung wohl nicht an mir vorübergegangen, obgleich die plumpe Manier, in welcher mir die Schlinge gelegt wurde, meinen Stolz verletzte.

Doch ich will die unheilige Situation nicht weiter ausmalen. Müßte ich ja dazu die Palette Ludwig Tieck's entlehnen, der es zur Befriedigung deutſchprüder Altejungfernſeelen ſo gut verſtanden hat, die lüſternſten Farben, womit je ein deutſcher Dichter gemalt, mit chriſtkatholiſcher Myſtik zu verquicken.

Genug, ich ſuchte mich zuerſt durch Scherze aus der Sache zu ziehen, und als dieſes nicht anging, durch ärztlichen Ernſt, indem ich das Fieber meiner Patientin ſo bedenklich fand, daß ich einen ſchleunigen Aderlaß verordnete und zur ſofortigen Vornahme dieſer Operation ohne Weiteres die Kammerfrau herbeirief. Das ſchlechtverhehlte Erſtaunen, welches ſich bei dieſer unerwarteten Entwickelung des Abenteuers auf dem Geſichte der Abigail ausdrückte, gab mir vollends meine Geiſtesgegenwart vollſtändig wieder. Ich führte mit der ernſthafteſten Miene von der Welt die Lanzette, legte den Verband um den prächtigen Arm der Kranken, verſchrieb überdies noch boshafter Weiſe ein purgirendes Mittel und empfahl mich dann.

Auf dem Wege nach dem Pfarrhauſe, welchen ich einſchlug, überdachte ich mir die ganze Aventüre noch einmal und konnte mich nicht enthalten, über den Ausgang derſelben herzlich aufzulachen.

Noch immer lachend trat ich zu Bangold ins Zimmer, und auf ſeine Frage nach der Urſache meiner Luſtigkeit theilte ich ihm die Neuigkeit brühwarm mit. Er lachte auch und ſagte dann:

Wie ſich das wunderlich trifft! Ich habe heute gerade aus dem Schahname der Perſer, mit welchem grandioſen Dichtwerk ich mich dermalen viel beſchäftige, die Geſchichte von Sijawuſch und Sudabe überſetzt. Du kennſt Firduſi's Schahname?

Nur vom Hörenſagen.

Schäme dich, Barbar!

Ja, was willſt du? Ich bin kein Orientaliſt.

Aber die Geſchichte des wackern Sijawuſch ſollſt du wenigſtens kennen lernen. Ich habe ſie, denk' ich, in ganz erträgliches Deutſch gebracht. Biſt ja, Gottes Blitz' ſelber ſo ein keuſcher Sijawuſch, den eine in lichterloher Sinnlichkeit brennende Sudabe umſonſt auf das Lager des Verlangens niederzuziehen ſuchte. Höre nur:

„Kaum daß Sudabe den Sijawuſch erblickt,
So ward ſie vom Netz der Begierde beſtrickt.
Wie ein Spiegel vor dem Feuer, wenn hell es loht,
Wie farb'ge Tapeten ward glüh ſie und roth......
Sie ſaß auf dem Goldthron, im Türkisſchmuck prangte ſie,
Doch als Sijawuſch eintrat, entgegen ihm ſchwankte ſie,
Die Mondangeſicht'ge, die Glanz und Duft Streu'nde,
Dem Paradies gleich die Herzen der Menſchen Erfreu'nde.
Sie ſtrahlte dem Sterne Soheil gleich; die wallenden
Vom krongeſchmückten Haupt niederfallenden
Und moſchusdurchdufteten Locken ſie ringelten
Sich nieder zur Erde und ſeiden umzingelten
Den ſchimmernden Leib ſie“.......

Holla, alter Junge, unterbrach ich den eifrigen Verehrer morgenländiſcher Poeſie; 's iſt ſchon genug für heute. Aber thu' mir den Gefallen und laß mir Brot und Wein kommen, denn ich habe ſeit vielen

Stunden Nichts gegeſſen und muß noch weit das Thal hinab, um nach einigen Patienten zu ſehen.

Das gute Lischen brachte auf des Pfarrers Ruf die Mittel herbei, meinen Hunger und Durſt zu ſtillen, und während ich damit beſchäftigt war, ſagte Bangold:

Du mußt die genannte Epiſode aus Iran's Heldenbuch dennoch hören oder leſen, wäre es auch nur, um zu erfahren, daß eine verſchmähte Sudabe aus einer Liebesgöttin gar leicht in eine Teufelin ſich wandelt.

Bah, verſetzte ich übermüthig, was kann dies Weib mir anhaben?

Dies Weib? Du kennſt es noch nicht, entgegnete der Freund mit großem Ernſt. Du haſt dieſe Frau nicht nur verſchmäht, du haſt ſie auch verhöhnt mit deiner Purganz und deinem Aderlaß. Sie wird ihren Verſuch wiederholen oder aber ſchon jetzt auf Rache ſinnen. Thut ſie das Letztere, ſo wird ſie dich treffen, früher oder ſpäter, darauf kannſt du dich gefaßt machen

Bah, laß ſie ankommen.

Beim Bauche des heiligen Epikur, nimm die Sache nicht ſo leicht, und wenn mein Wort Etwas bei dir gut, ſo laß wenigſtens nirgends Etwas von deinem Abenteuer verlauten.

Wofür hältſt du mich? Etwa für einen Gecken? Ich ſag' dir, ſelbſt du hätteſt Nichts von der Geſchichte erfahren, wenn mir heute das Herz nicht ſo unbändig fröhlich wallte, daß es der Zurückhaltung uneingedenk ſein möchte.

Ja, was haſt du denn? Ich merkte dir gleich was Apartes an.

So? Da du einen ſo feinen Merker haſt, ſo merk' es mal aus mir heraus, warum heute der glücklichſte Tag meines Lebens iſt. Rath' mal und verrath's nicht! Adieu.

Und ich ließ den Freund mit weit aufgeriſſenen Augen ſtehen und eilte pfeifend den Kirchenhügel hinab, ließ mir durch Helm meinen Gaul ſatteln und ſprengte die Zillach entlang das Thal hinunter, wo ich in mehreren Gehöften zu thun hatte.

Auf dem Rückweg ſchlug ich einen Fußpfad durch den Tann ein, weil es mich drängte, die ſchöne Abendſtunde fern der Straße mit meinen freudigen Gedanken allein zu verbringen. Ich war abgeſtiegen und ſchritt mit über den linken Arm gehängtem Zügel langſam auf dem da und dort noch beeisten Waldweg einher. Rechter Hand öffnete ſich zuweilen ein Ausblick durch die hochſtämmigen Tannen ins Thal hinab, links ſtiegen hinter den Stämmen gewaltige Felsmaſſen empor und klammerten ſich an die Seite des Giſelaberges, welcher die umliegenden Höhen weit überragt und von deſſen Spitze das romantiſche Wald-, Stein- und Thalgewirr der Hallberge weithin zu überſehen iſt. Die Luft war lau und es begann zuſehends ringsum zu lenzen, aber der Gipfel des Giſelaberges trug noch ſeine Schneehülle, deren Weiß die letzten Strahlen der Sonne mit einem purpurnen Duft übergoſſen.

Indem ich meine Augen dieſem ſchönen Bilde zuwandte, erblickte ich faſt gerade über mir auf einem der Felſen einen Mann, welcher mit verſchlungenen Armen und glänzenden Blicken über den Wald hinweg in die Landſchaft hinausſah. Jetzt bewegte er ſich und der Klang einer ſonoren Männerſtimme ſchlug an mein Ohr. Er ſang und ich vernahm folgende Worte:

„Schöne Heimath, wie erſchüttert
Mich des Wiederſehens Luſt!
Schauernd, wonnetrunken zittert
Mir die Seele in der Bruſt.“

Ich erkannte augenblicklich die Stimme und rief reimreißend und ſingend, ſo gut es gehen wollte, zu dem Fels hinauf:

Mich auch rühret, lieber Junge,
Dieſes Wiederſehens Luſt.
Drum, wo möglich, komm im Sprunge
Munter an des Freundes Bruſt!

Der Mann auf dem Felſen hatte meinen Singſang kaum vernommen, als er, mich gewahr werdend, den ſchroffen Abhang herunterkletterte und auf mich zukam.

Ich breitete meinem Freunde Brand, denn er war es, die Arme entgegen, er aber, dem es wohl widerwärtig war, in einer pathetiſchen Stellung und Stimmung überraſcht worden zu ſein, begnügte ſich, mir mit einem trockenen: Grüß' Gott! die Hand zu ſchütteln.

Ich ſah jedoch dem guten Peſſimiſten die Freude über unſer Wiederſehen an den Augen an, mochte er ſich anſtellen, wie er wollte.

Woher weht denn dich der Wind, Alter? fragte ich.

Der Wind wird Sturm, ſagt Chamiſſo, weißt du? ..... Haſt du etwa 'ne erträgliche Cigarre bei dir? ..... Ja, der Sturm, welcher, wie ich geſtern einen berühmten Dichter ſagen hörte, dermalen in die Zeit gefahren iſt, hat mich in die heimathlichen Berge heraufgeweht. Ich vermochte die albernen Freudecapriolen der liberalen Tröpfe in der Reſidenz nicht mehr mitanzuſehen.

Kannitverſtan.

Nun, ihr werdet doch wohl ſchon Etwas von der Geſchichte gehört haben? Dem fetten Baron Redwitz, der vor ein paar Stunden drunten bei Zillingen an mir vorüberfuhr, war ja der Schreck darüber mit Keilſchrift auf's Geſicht geſchrieben.

Du redeſt in Räthſeln. Von welcher Geſchichte ſprichſt du?

Ei nun, von der Pariſer Februarrevolution.

Februarrevolution! ſchrie ich, vom freudigſten Erſchrecken übermannt.

Ja doch, aber zerre doch deinen Gaul nicht ſo am Zügel! Er wird ja ganz rabiat und überſpritzt mich mit Koth.... Ruhig, verdammtes Beeſt!... Und du, was ſtierſt du mich denn an, wie Macbeth den Stuhl Banquo's anſtierte?

So rede doch, rede! rief ich aus, den Freund bei der Schulter packend. Will mich denn das Glück heute erdrücken?

Warum nicht gar? Wie kommſt du mir vor?

Rede! rede!

Die Pariſer... gottvolle Kerls ſind ſie bei Alledem.... haben den Louis Philipp zum Teufel gejagt.

Hurrah! jauchzte ich auf, daß der dunkelnde Wald widerhallte.

Haben von der Frau Herzogin von Orleans und ihren Jungen Nichts wiſſen wollen.

Hurrah!

Haben die ganze orleans'ſche Brut zum Teufel gejagt.

Hurrah!

Haben die Republik etablirt.

Geprieſen ſeien ſie! Hurrah!

Haben aber ein paar altersſchwache Antiquitäten und den Zuckerwaſſerdichter Lamartine an die Spitze geſtellt.

Thut Nichts.

Bitte recht ſehr, thut was.

Trübe mir dieſen Moment nicht mit deiner Schwarzſeherei, ſondern gib mir die Hand und laß uns fröhlich ſein.

Und ich zog den Freund in meine Arme und mein Enthuſiasmus überwältigte ſeinen angewöhnten Skepticismus ſo ſehr, daß wir für einige Minuten Beide wieder die alten jugendlich gläubigen Schwärmer waren und uns in den ſtolzeſten Hoffnungen auf das Triumphiren unſerer Ideale berauſchten.

Und war das ein Wunder? Schlugen in jenen Lenztagen von 1848 nicht alle deutſchen Herzen, die noch nicht verknöchert und verſteinert waren in Niedertracht und Egoismus, den rheinherüber kommenden glorreichen Kunden frohlockend entgegen? Lauſchte nicht jedes dem Großen und Edlen zugängliche Ohr dem verheißungsvollen Flügelſchlagrauſchen einer neuen Zeit? Schien nicht eine himmliſche Glut die Herzen der europäiſchen Menſchheit aufflammen und mit jubelndem

Geloder alle Sünden der alten Geſellſchaft zu Aſche brennen zu wollen? O mein Vaterland, mein deutſches Land, laß dir nie und nimmer durch feile Sophiſten die Erinnerung an jene Stunden heiligſter Begeiſterung trüben, und ihr, o Manen der Barrikadenkämpfer von Wien und Berlin, gießt in die Gemüther deutſcher Jugend einen Strahl jenes Hochſinns, der euch antrieb, der Welt zu zeigen, daß auch in Deutſchland noch Männer leben, die bereit ſind, die Freiheit mit ihrem Herzblut zu erkaufen ......

Wildfeuer, ſagte Brand weich, indem wir durch die angebrochene Nacht dem Dorfe zugingen — wir werden uns der Bewegung, die auch in Deutſchland unausbleiblich iſt, anſchließen, nicht wahr?

Von ganzer Seele.

Wohl, wir können nicht anders, denn wir ſtehen unter dem logiſchen Zwang der Idee. Aber, fuhr er fort und ſein Ton wurde wieder herb und bitter, merke wohl auf, was ich dir jetzt ſagen werde.

Ich höre.

Wenn es uns binnen jetzt und zwei Monaten nicht gelingt — und ich ſehe, unter uns geſagt, nicht ein, wie es gelingen ſollte — reinen Tiſch zu machen, wenn es uns nicht gelingt, mit dem Feudalismus zugleich auch dem Conſtitutionalismus ein Ende zu bereiten, ſo iſt die deutſche Bewegung und damit die europäiſche verloren.

Du trauſt der Revolution wenig Kraft und Energie zu.

Ich traue der Revolution alles Gute zu, aber denen, welche in Folge der Pariſer Ereigniſſe auch in Deutſchland zunächſt unfehlbar an's Ruder kommen werden, alſo den Herren Liberalen, alles Schlechte. Du kennſt dieſe Leute nicht, ich aber kenne ſie. Du weißt nicht, welche Heuchelei, welche Selbſtſucht, welche Eitelkeit, welche Herzloſigkeit, welche Ignoranz, welche Arroganz und welche Impotenz hinter der platten Phraſeologie des Liberalismus ſich verſteckt. Der Blick dieſer Menſchen reicht nicht um einen Zoll breit über die conſtitutionellen Tiraden hinaus, welche die Welt ſeit hundert Jahren gedankenlos dem Montesquieu nachplappert. Laß ſie heute Miniſterportefeuilles erſchnappen und ſchon morgen werden ſie die Sache des

Volkes verrathen. Sie wollen weiter Nichts als den Sieg ihrer Kaſte, der Bourgeoiſie, alſo den Sieg des herzloſeſten Philiſterthums. Und die deutſche Michelei wird ihnen dieſen Sieg verſchaffen, d. h. auf ſo lange, bis der Abſolutismus wieder ſtark genug ſein wird, das conſtitutionelle Marionettentheater zu ſchließen und die Puppen mit Hohngelächter abzudanken.

Stecke mich nicht an mit deinen Zweifeln und ſtöre mir wenigſtens heute nicht den herrlichen Traum. O, wenn du wüßteſt, welch ein Glücktag der heutige Tag für mich iſt! Darum ſtill mit deinen ſchwarzen Weiſſagungen! Warum ſollte die uralte und ewigjunge gute Sache nicht endlich einmal triumphiren?

Weil die Dummheit das Unſterblichſte und Mächtigſte auf Erden iſt.

Rede nicht ſo, liebſter Freund. Sieh, mein Herz iſt trunken von Begeiſterung und Glück. Gönne ihm dieſen heiligen Rauſch. Ich ſehe das deutſche Volk erwachen von der Nordſee Borden bis zu der Donau Ufern, vom Rhein bis zur Oder, ich ſehe ein großes, einiges, freies Deutſchland erſtehen. Warum zweifeln, warum fürchten, wenn der Weltgeiſt aus den rollenden Wolken der Revolution ſegnende Blitze über die Lande ſäet? Laß uns glauben, hoffen, kämpfen, bis wir das Licht der Freiheit auch von der ärmſten Hütte Wänden widerſtrahlen ſehen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bibliothek

Deutſcher Original-Romane.

Zweiter Band.

Graziella.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1852.

Graziella.

Memoiren-Novelle

von

Johannes Scherr.

> La femme est la flamme nourrissante
> et rechauffante de l'histoire.
>
> Chateaubriand

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von Otto Wigand.
1852.

Zweites Buch.

1848—1849.

1.

Süßes Geplauder.

Indem ich den Faden meiner Denkwürdigkeiten fortſpinne und nun zunächſt Erlebniſſe zu erzählen habe, welche in die Märzperiode von 1848 fallen, fühle ich, daß es ſchwer iſt, den paſſenden Ton zu treffen. Ich ſchreibe in einer Zeit allgemeiner Trauer und Erſchlaffung, umgeben von einer Atmoſphäre des Unbehagens, deren drückende Schwere ſogar unſeren ſiegreichen Gegnern ſich fühlbar macht. Ihre Triumphrufe haben etwas ſo erzwungen Gellendes wie die Fiſteltöne einer ruinirten Sängerin und brechen manchmal plötzlich ab, als legte die fernherſchreitende Nemeſis ihre ſchwere Hand den übermüthigen Triumphirern warnend auf die Schulter. Wie muß es da erſt uns, den Beſiegten, zu

Ruhe ſein! Sei der Glaube an die Zukunft auch noch ſo ſtark und innig, immerhin übt die düſtere Gegenwart ihr Recht an und über uns und nur mit Mühe vermögen wir uns in die Jubelſtimmung jener herrlichen Tage zurückzuverſetzen. Will die Gewalt, welche jetzt allwärts herrſcht, doch ſogar die Erinnerung an jene Zeit zum Verbrechen ſtempeln, nachdem ſie vergeblich verſucht ihre damalige Rathloſigkeit mit Märtyrerblut aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu waſchen.

Aber ich will die winterliche Schneedecke des Grames von mir ſchütteln und mich zurückwenden zu jenem Lenze, wo die Doppelſonne der Liebe und der Freiheit meine Seele mit goldrothen Freudelichtern erhellte. Steht doch die eine dieſer Sonnen noch immer frühlingshell und ſommerwarm ob meinem Haupte, um mir heiterſten Troſt und beſeligende Zukunftshoffnung ins Herz zu ſtrahlen . . . . .

Das verheißungsvolle „Morgen!“, welches mir Graziella zugerufen, als wir uns an der Thüre ihres Gemaches getrennt hatten, verlor auch unter dem Donnerton der Revolution, welchen die von Brand mitgebrachten Neuigkeiten erſchallen ließen, ſeinen lieblichen Laut nicht. Bis ſpät in die Nacht hinein ſaßen Bangolt und ich mit dem heimgekehrten Freunde zuſammen. Er mußte uns immer und immer wieder die geſegnete Geſchichte der Pariſer Februartage erzählen und wir ergingen uns in freudigen Betrachtungen über die Ereigniſſe, welche möglicher und wahrſcheinlicher Weiſe eintreten konnten und mußten. Aber mitten in das raſch hin und her fliegende Geſpräch hinein flüſterte mein glücktrunkenes Herz immer wieder: Morgen!

Er kam endlich und fand mich auf dem Wege nach dem Schloſſe. Ich war jedoch nicht bis in die Mitte des Parkes gelangt, als ich Graziella mir entgegenkommen ſah. Friſch wie der uns umgebende Lenzmorgen eilte ſie auf mich zu und geſtattete und erwiderte Umarmung und Kuß. Ihr liebes ſchönes Antlitz ſtrahlte von Freude und Glück.

Und weißt du ſchon, Julius? fragte ſie, ihre erröthende Stirne von meiner Bruſt aufrichtend, meine Hände in den ihrigen drückend und ihre in himmliſcher Begeiſterung leuchtenden Augen voll und innig in die meinigen tauchend.

Ich verſtand ſie wohl.

Ja, Graziella. Vive la république!

O laß mich dieſes heilige Wort dir von den Lippen küſſen!

Und wieder umflochten ſich unſere Arme und wir verharrten ſelige Augenblicke in jener ſo keuſchen und doch ſo wolluſtvollen Umarmung, wo zwei zum erſten Male aneinanderſchlagende Herzen ſtummberedt in der gegenſeitigen Offenbarung des holdeſten Geheimniſſes ſchwelgen.

Graziella!

Julius!

Und iſt es denn wahr? Liebſt du mich?

O, unausſprechlich! Und du?

Ich bete dich an!

Und du verzeihſt mir?

Dir verzeihen, ſüßes Kind? Sollte ich denn nicht vielmehr deine Kniee umfaſſen und dich anflehen, dieſen Traum aus Himmelshöhen nicht zu ſtören? Denn ſieh, Geliebte, noch immer kann ich nicht glauben, es ſei möglich und wahr, daß du mit deiner Liebe mich begnadeſt.

O ſprich nicht ſo, du demüthigſt mich mit deiner Güte. Und weißt du denn nicht, daß ich dir gehörte von jener Stunde an, wo du mich unter Donner und Blitz über die Schneefläche der Grimſel geleiteteſt? Aber weil ich dir gehörte, durfte ich nicht thun, was ich that, durfte ich nicht ein unweibliches Spiel treiben mit dem . . . . mit dem . . . .

O ſtill! Ich weiß, was du ſagen, welchen Namen du ausſprechen willſt. Warum den Himmel des Glückes, welchen dieſer Morgen über uns wölbt, trüben?

Nein, nein, Julius. Laß mich dir ungehorſam ſein, zum erſten und zum letzten Male. Ich muß mich ausſprechen, muß dir Alles ſagen. Sieh, ich ſaß bis zur Morgendämmerung auf, um dir zu ſchreiben. Aber es wollte nicht gehen. Ich mußte Auge in Auge mit dir ſprechen und nicht wahr, du hörſt mich an und richteſt milde?

Dich richten? ich? den du vor Allem von der Sünde abſolviren ſollteſt, daß er ſchwach genug war, in Momenten einer Eiferſucht, welche ich vor mir zu verbergen ſuchte, an dir gezweifelt zu haben.

Ja, ich fühlte dieſe Zweifel und ſie waren es, welche meine Schmerzen oft unerträglich machten. Und doch geſtattete ein kindiſcher Stolz mir nicht, auf mein Unternehmen zu verzichten. Ich empfand es wohl lebhaft und bitter genug, daß mein Gebahren unweiblich und verwerflich ſei, aber eine Art romantiſcher Ueberſpanntheit trieb mich an, dabei zu verharren und das Gelübde zu löſen, welches ich an dem Sterbebette der Mutter meiner unglücklichen Freundin geleiſtet. Ich ſchwur bei mir, die arme Gemordete zu rächen, und .... ich habe ſie gerächt!

Es klang ein heller Triumphlaut aus den letzten Worten Graziella's und ihre ganze Haltung zeigte in dieſem Augenblicke die wunderbar ſchöne Miſchung von deutſcher Innerlichkeit und italiſchem Feuer auf, welche ihrer Erſcheinung in ſo ſeltenem Maaße den Stempel des Idealen verlieh.

Ach, wenn du die unglückliche Madel gekannt hätteſt! fuhr ſie fort. Du würdeſt dann vielleicht begreifen, wie mich der Schmerz um ſie romanhaft machen konnte, ja, und boshaft. Wie war ſie ſchön und gut und geſchenkt und wie hat ſie mich lieb gehabt! Siehſt du, wenn ich das Morgenroth einer freieren und beſſeren Zukunft, welches die Nachrichten aus Frankreich vor unſeren Blicken aufthun, mit frommem Entzücken begrüße, wenn ich gleich dir an die heilige Dreieinigkeit: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit glaube, ſo mußt du das zu gutem Theile meinem ſchweſterlichen Umgange mit der armen guten Mädel zuſchreiben. Mehr als die liberale Erziehung meines theuern Großvaters, mehr als die Lehren Rouſſeau's und Schiller's hat die Freundſchaft dieſer Tochter des Volkes dazu beigetragen, mich das Volk achten und lieben zu lehren und mich den zeitbewegenden Ideen zugänglich zu machen. Aber trotzdem that ich Unrecht, denn ich hätte mich ſelber mehr achten ſollen und dich in mir, dich, deſſen erſter Anblick mich ahnen ließ, mich überzeugte, daß ich in dir die Stütze gefunden, deren der frühe Tod meiner Eltern mich beraubte. Ach, Julius, ich habe keine Mutter gehabt!

Armes Kind!

Aber du, nicht wahr? du hatteſt gewiß eine vortreffliche?

Ja, liebes Herz, und Alles, was ich bin, Alles, was du etwa an mir gefällt, verdanke ich ihr.

Ach, lebte ſie noch, wie wollt' ich ſie lieben! Ich fühlte es wohl immer inſtinktmäßig, daß mir die Mutter fehlte, aber recht klar wurde mir das erſt, ſeit ich .... ſeit ich dich liebe. Ich erkannte nun, daß meine Erziehung zu einſeitig betrieben worden, daß ich zu frühe mir ſelbſt überlaſſen geweſen, daß ich in Gefahr gerathen, ein recht widerwärtig excentriſches Weſen, ja vielleicht .... lache nicht, Julius .... ſo eine Emanzipirte zu werden, wie ſie in unſerer Damenſalonnovelliſtik neueſten Stils zu Dutzenden herumlaufen.

Horribel!

Ja, ſieh, ich hatte mir ſchon eine tüchtige Portion verſchrobener Ideen in den Kopf geſetzt ....

Vielleicht auch ſchon Cigarren angeſchafft, wie?

Nein, du Spötter, das noch nicht, doch bewahrte mich vielleicht nur der Sarkasmus des Großvaters vor dieſer Geſchmackloſigkeit und ähnlichen Anläufen zur Emanzipation. Aber ſeit ich dich kennen gelernt, iſt das Alles anders geworden. Ich fühle jetzt, daß das Tiefſte und Wahrſte, was je über das Verhältniß des

Weibes zum Manne geſagt worden, jenes alte Dichterwort von der Rebe ſei, welche an der ſtarken Ulme liebend ſich emporrankt. Willſt du meine Ulme ſein?

Komm, ſüße Rebe!

O, du wirſt viel an mir wildem Schößling zu erziehen und zu beſſern haben.

Theueres Kind, verläumde dich nicht ſelbſt; ich glaub' es ja doch nicht.

Ach, du wirſt es wohl erfahren. Einſtweilen ſoll es der Großvater dir beſtätigen. Komm, wir wollen zu ihm. Wie er ſich freuen wird! Glaub' es mir nur, er liebt dich ſo recht von Herzen.

Aber . . . .

Aber?

Graziella, haſt du wohl auch ſchon bedacht, daß dein Großvater der Graf von Straleck, daß du der letzte Sprößling einer alten Dynaſtenfamilie und daß ich ein armer Dorfdoctor, der Sohn eines verarmten Bauers bin?

Was willſt du damit ſagen, Julius?

So fragend blickte ſie mich halb verwundert, halb ſchalkhaft an mit ihren wunderbaren ſüdlichen Augen.

deren ſchwarzblauer Schmelz alle Naivetät und Klugheit eines ſchönen Kinderauges widerſpiegelte.

Du wirfſt die Blumenguirlanden deiner Liebe verhüllend über den Abgrund, welchen die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen uns aufgethan. Aber der Abgrund iſt doch da und klafft tief und ſchwarz.

Wirklich? verſetzte Graziella mit bezauberndem Lächeln. Nun, ſiehſt du, ich bin eine rüſtige Springerin und ſo ſpringe ich über deinen Abgrund hinweg und dir in die Arme.

Und wenn man dich mir aus den Armen reißt?

Wer ſollte das können und dürfen?

Die Welt, die Verhältniſſe, die Convenienz.

Du ſcherzeſt, theurer Freund.

Ach, wehe mir, nein!

Wie, jetzt, wo jeder friſche Morgenwind auf ſeinen Schwingen die Nachricht bringen kann, daß auch diesſeits des Rheines die alte Geſellſchaft in Trümmer geht, willſt du dich an die Vorurtheile derſelben anklammern und mir das ſüßeſte Glück durch ein Bedenken ſtören, welches einem Demokraten ſo übel zu Geſichte ſteht? Komm mit zum Großvater, damit er dir deine

Zweifel loſe. Ich bin gewiß, er hat meine Liebe zu dir längſt geahnt, und er wird dir beweiſen, daß es nicht nur Männern des Volkes gegeben iſt, frei zu denken und zu handeln.

Willſt du folgſam ſein, Geliebteſte?

Wie könnte ich anders?

Wohl, ſo höre meine Bitte. Laß uns unſer holdes Geheimniß noch eine kurze Weile vor Jedermann bewahren. Ich fühle, daß ich mich erſt an das unermeßliche Glück deiner Liebe gewöhnen muß. Und dann hab' ich noch einen anderen Grund für mein Verlangen. Sieh, wenn nicht alle Anzeichen täuſchen, ſoll jetzt eine freiere, menſchlichere Zeit anbrechen. Vielleicht iſt es mir, wenn auch nur in beſcheidenem Maaße, vergönnt, an dem Aufbaue dieſer Zeit mitzuarbeiten und mich dadurch deiner würdiger zu machen, du liebes, liebes Herz. Gelingt mir dieſes einigermaßen, ſo werde ich eines Tages mit größerer Zuverſicht vor deinen Großvater hintreten, um ihm zu ſagen, daß wir uns gefunden hätten und zuſammenbleiben möchten für alle Zeit.

Und warum ſollteſt du ihm das nicht jetzt ſchon ſagen dürfen, Julius? entgegnete ſie, ſich erröthend an mich ſchmiegend. Aber ich begreife deinen Stolz und achte ihn, und obgleich es mir ſchwer fallen wird, den Jubel meiner Seele vor dem guten zärtlichen Vater nicht laut ausbrechen zu laſſen, will ich dir doch hierin, wie fortan in Allem, gehorſam ſein. Aber ſage mir, haſt du mir jetzt auch von Herzensgrund verziehen?

O, Graziella!

Mein Julius! flüſterte ſie zurück, ihre Arme um meinen Hals ſchlingend und ihre von Rührung und Glück gefeuchteten Augen an meiner Bruſt bergend ....

Und ſie küßten einander und hingen ein Weilchen ſich alſo
Schweigend am Hals und fühlten die ſtärkeren Schläge des Herzens,
Sahen aufs Neue ſich an und herzten einander und lachten
Hell vor unſchuldiger Luſt und ſchienen ſich ſelber ein Wunder.
Tauſendfältig ſie fort mit Worten bekräftigten Beide
Sich, was wieder und wieder zu hören die Liebenden freuet,
Bis mit lang anhaltendem Kuß dann trennte das Paar ſich

2.

Das Aufthauen einer Eisrinde.

Ungeachtet der athemloſen Spannung, in welcher die mit jeder Poſt eintreffenden bedeutungsvollen Neuigkeiten uns erhielten, beſchäftigten wir uns Alle während der nächſtfolgenden Tage viel mit Freund Brand, der nach einem kurzen Beſuche in ſeinem nahgelegenen Heimatdorfe im Stralecker Pfarrhaus ſeine Herberge genommen hatte.

Pangold, Brand und ich waren auf der Univerſität in trauteſter Kameradſchaft geſtanden und unſer jetziges Zuſammenſein weckte all die Erinnerungen an die goldene Jugendzeit wieder. Im Lichte dieſer Erinnerungen mußte aber dem guten Pfarrer und mir die Erſcheinung und das Weſen Brand's recht bedenklich vorkommen.

Der kurze Aufenthalt im Süden hatte ihn von ſeiner Verbitterung nicht geheilt und auch das ungeheure Ereigniß der Februarrevolution vermochte ihm den Glauben an das Leben nicht wiederzugeben. Er ſprach, wenn er überhaupt zum Sprechen zu bringen war, mit bitteren Scherzen von ſeiner zweckwidrigen Exiſtenz und gefiel ſich fortwährend darin, den von Tag zu Tag mächtiger anſchwellenden Text der Märzbotſchaften mit mephiſtopheliſchem Commentar zu begleiten. Zuweilen freilich verrieth ein unbewachtes Wort, daß unter dem Panzer ſarkaſtiſcher Reſignation, welchen er umgeſchnallt, ein liebeglühendes, edles Herz zu Aſche brenne, ein Herz, wie nur wenige in Deutſchland dem rauſchenden Flügelſchlage einer neuen Zeit entgegenlauſchten. Dann entfuhr ihm wohl eine Aeußerung ingrimmigen Haſſes gegen das Beſtehende, gegen Fürſtenmacht, Pfaffenthum und Geldherrſchaft, welche er die hölliſche Dreifaltigkeit nannte, oder aber er warf in kurzen Sätzen ein Fragment der idealen Weltanſchauung hin, welche geheim in ſeinem Innern lebte. Auch über ſein Verhältniß zu Clara entfiel ihm ein bedeutſames Wort. Er hütete ſich zwar fortwährend mit faſt ängſtlicher Sorge vor einem

Zuſammentreffen mit Clara oder der Baronin, als aber Bangold und ich einmal auf irgend eine zufällige Veranlaſſung hin von der Byzantinerin und ihrer Stieftochter ſprachen und dabei der eifrigen Bewerbung Flottenheim's um Fräulein Redwitz erwähnten, ſagte Brand, der ſcheinbar theilnahmslos dageſeſſen, plötzlich

Der Schuft wird das argloſe Kind zu Grunde richten, aber ich werde ihn dafür tödten!

Dann ſtand er auf und verließ raſch das Zimmer.

Bangold ſah ihm mit beſorgtem Blicke nach und ſagte nach einer Pauſe zu mir:

Er dauert mich, der arme Junge, ich kann dir gar nicht ſagen wie. Das iſt ein reichausgeſtatteter Menſch und hat es doch nur zu einem verfehlten Leben gebracht.

Ja, unſer Freund iſt leider ein Typus unſerer Zeit, verſetzte ich, welcher bis jetzt nur Anläufe, keine Werke und Thaten gelungen und die nur Bruchſtücke, nichts Ganzes hervorzubringen vermochte, ein leider nicht ſeltener Typus einer Zeit, die in unerquicklicher Haltloſigkeit zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſchwankend jene noch nicht ganz losgelaſſen und dieſe noch nicht zuverſichtlich ergriffen hat. Wehe Jedem, dem ſich die

Gegenſätze zwiſchen Idealismus und Materialismus in ihrer ganzen Schwere und Unverſöhnlichkeit auf die ringende und ſtrebende Seele legen oder der nicht Philiſter genug iſt, dieſe Gegenſätze gar nicht zu beachten . . . . . .

Eines Abends waren wir im Schloſſe, deſſen Bewohner den Schriftſteller als einen ſchon früher gern geſehenen Gaſt willkommen hießen. Graziella hatte uns die friſchangelangten Revolutionsnachrichten franzöſiſcher und deutſcher Journale vorgeleſen. Die Sprache der letzteren verrieth, daß es ſich auch in Deutſchland, vorweg im ſüdweſtlichen, tüchtig zu regen und zu rühren begann. Wir ſprachen über die Eventualitäten der nächſten Tage und unſer Wirth wetteiferte mit ſeiner Enkeltochter und mir im Ausſprechen kühner Hoffnungen. Der Skeptizismus des liebenswürdigen Greiſes gab ſich gar keine Mühe, gegen den verheißungsvollen Sturm, welcher in die Zeit gefahren, Stand zu halten. Jugendlicher Enthuſiasmus leuchtete aus ſeinen Augen und er wies die geſchickten Einwürfe, welche Pangolt in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe gegen unſere Ausſichten vorbrachte, beredt zurück

Graziella bemühte ſich mit ſchöner Theilnahme um den wortkargen Brand, neckte ihn mit ſeiner Hypochondrie und ſuchte ihn zur Mitführung des Geſpräches zu bewegen, zu welchem er nur ungläubig lächelte. Dies gelang ihr zwar nicht recht, aber man ſah dem Peſſimiſten doch deutlich an, wie wohlthuend die Güte des holden Mädchens für ihn war.

Nach beendigtem Disput richtete Bangold an Graziella die Bitte um ein Lied, welche ſofort gewährt wurde. Sie ſtimmte eine elegiſche Melodie auf ihrer Harfe an und ſang mit einem Blick des Mitgefühls auf Bangold die Strophen:

O Gott, nur eine einz'ge Zähre!
So ruf' ich flehend himmelan,
Daß meines Auges glüh'nde Leere
Sich wieder füll'n und kühlen kann.

Laß ſchmelzen deine Gnadenſonne
Das Eis, das mir die Bruſt umringt,
Daß es erweicht, ein heller Bronne,
Mir leuchtend aus den Augen ſpringt.

Vielleicht, getränkt von ſolchem Thaue,
Ergrünt auf's Neu' mein welkes Herz;
Vielleicht daß ich durch Thränen ſchaue
Dann wieder hoffend himmelwärts.

Es war ein Lied aus dem zuletzt veröffentlichten Werke Brand's, wie mir Graziella ſpäter mittheilte.

Der Dichter war von dieſer zartſinnigen Huldigung offenbar tief gerührt und auf dem Heimwege brach er in ungewöhnlicher Erregung in ein Lob der Sängerin aus, um deſſen willen ich ihn hätte umarmen mögen.

Dieſes Mädchen iſt ein Wunder! rief er aus und konnte auch, nachdem wir, im Pfarrhauſe angelangt, bei Wein und Cigarren ſaßen, noch lange nicht aufhören, von Graziella preiſend zu reden.

So gefällſt du mir, Alterle, ſagte der Pfarrer. Zum Teufel mit der Blaſirtheit und es lebe die Theilnahme an allem Schönen und Trefflichen!

Graziella iſt nicht nur ein Wunder, ſondern ſie thut auch Wunder, dachte ich, als im Verlaufe des Geſpräches der Peſſimiſt immer entſchiedener den Ton herzlicher Offenheit anſtimmte, welcher uns in früheren Zeiten den Freund ſo lieb gemacht hatte.

Ich muß euch, liebe Freunde, ſagte er, gewiß recht wunderlich, widerwärtig und unausſtehlich vorkommen. Wohlan, ich will euch gegenüber wieder mal mein Herz ausleeren, um euch zu zeigen, daß es nicht bloß eine abgeſchmackte Laune iſt, ein eingebildetes Leiden, was mich quält und drückt. Die Stunde iſt günſtig: wir ſitzen wieder wie vor Zeiten bei rothfunkelndem Weine traulich beiſammen, in ſo erhöhter Stimmung, wie ſie nur je über uns gekommen in den Tagen jugendlicher Phantaſtik, und noch dazu iſt mir der Geſang des reizenden Mädchens mit den liebſeligen römiſchen Augen und dem perikleiſch edlen Antlitze wie ein tönender Hoffnungsſtrahl zu Herzen gedrungen.

Wir rückten näher zuſammen und Brand fuhr fort:

Wie ihr wißt, bin ich unweit von hier in einem Dorfe der Hallberge geboren als das jüngſte von zehn Geſchwiſtern. Mein Vater war Schulmeiſter und ich gehörte demnach ſchon durch meine Geburt der Partei der Armen und Unterdrückten an, bei der ich ausharren will mein Lebenlang. Ich hatte eine von Kränklichkeit aller Art verſtörte Kindheit durchzumachen und friſtete mein Leben nur durch die unendlich liebevolle Fürſorge einer Mutter, um welcher willen ich an die perſönliche Unſterblichkeit und an das Wiederfinden unſerer Geliebten jenſeits des Grabes glauben zu können wünſchte. Ihrem unermüdlichen Fleiße gelang es auch, den ſorgevollen Haushalt wenigſtens vor Noth zu bewahren, ja demſelben einen gewiſſen Anſtrich von Behagen und Zufriedenheit zu geben. Das Streben nach Bildung war einheimiſch unter unſerem beſcheidenen Dache und noch jetzt erinnere ich mich mit Rührung der athemloſen Theilnahme, womit an den langen Winterabenden meine bei ihren Spinnrädchen ſitzenden Schweſtern irgend einem Dichtwerk lauſchten, welches einer meiner Brüder oder Vettern vorlas. An den Sommerabenden verſammelte ſich nach beendigter Feldarbeit die Dorfjugend gewöhnlich unter dem großen Apfelbaume vor unſerem Hauſe und da wurden ſchöne alte Volkslieder geſungen, da wurde auch wohl auf dem Raſen getanzt nach der beſcheidenen Muſik der Maultrommel, welche die jungen Burſche abwechſelnd ſpielten. Das währte, bis der Klang der Betglocke fernher vom Kirchthurme das Zeichen zum Schlafengehen gab. Die Mutter ſtand dann auf, ſagte den Nachbarn gute Nacht und der muntere Kreis löste ſich unter Scherzen und Lachen. Oft hörte ich ſchon halb im Traume noch das an den Bergen melodiſch widerhallende Jodeln der heimziehenden Burſchen. Ich bedaure Jeden, dem es nicht vergönnt iſt, die idylliſche Erinnerung einer auf dem Lande verlebten Kindheit in ſich zu bewahren. Nur ein Dorfkind fühlt die Poeſie in Jean Paul, wenn er ſagt, noch in Tagen ſeines Alters walle ihm froh und wehmüthig zugleich das Herz auf, ſobald er das Kuhglockenſpiel der hohen fernen Kindheitsalpen wieder vernehme. Freilich war ein ungeſtörter Genuß ſolcher Idyllik mir ſchon um meiner Kränklichkeit willen nicht vergönnt. Und dann brachen auch ſo häufige Unglücksfälle über meine Familie herein, daß allmählig alle Freude am Leben in die Brüche ging. Der herbſte Schlag war der frühzeitige Tod meines drittälteſten Bruders, eines Jünglings voll Talent und einer Strebſamkeit, die zu den kühnſten Erwartungen berechtigte. Mit ihm ſtarb der gute Genius des Hauſes und die Mutter hat ſich von dem Schmerze um ihn nie mehr erholt. Er war Student der Theologie geweſen und ich ſollte an ſeinen Platz treten. Meine Mutter glaubte dies um ſo mehr erwarten zu dürfen, da ich ein ſehr frommer Knabe war und in meinen Spielen mit Vorliebe die Nachahmung kirchlicher Ceremonien cultivirte. Ich ſtellte mich, ein Tiſchtuch als Chorhemd umgebunden, auf einen Stuhl und predigte, ich ließ nicht ab, bis mir meine Schweſtern Meßgewänder aus Papier verfertigten, leimte mir ſelber ein Tabernakel, eine Monſtranz und einen Kelch zuſammen und celebrirte dann mit vielem Anſtand und lautſingend die Meſſe, wobei meine Kameraden den Dienſt der Miniſtranten verſahen. Ein Pfarrer oder, wie wir daheim ſagen, ein Hairle zu werden, erſchien meinem kindiſchen Ehrgeize als das höchſte Ziel alles Strebens. Um meinem geiſtlichen Eifer Genüge zu thun, machte mich der uns befreundete Pfarrer, ſobald es anging, zu ſeinem Miniſtranten und ich trat meinen Levitendienſt an dem Feſte des Schutzheiligen unſerer Gemeinde an. Ich gedenke dieſes Tages noch immer mit ſeltſam gemiſchter Empfindung. Unſere Kirche iſt ein helles, freundliches Gebäude mit reicher Vergoldung und hübſchen Malereien. Die Sonnenſtrahlen eines wolkenloſen Sommertages füllten den feſtlich geſchmückten Raum mit Licht und Glanz. In einen talarartigen rothen Rock mit weißem Ueberwurfe gekleidet trug ich dem prächtig ausſtaffirten Prieſter das ſchwere Meßbuch vor und bediente ihn am Altare, Klingel und Rauchfaß handhabend und lateiniſche Formeln murmelnd. Es waltet in dem ägyptiſch-jüdiſchen Ceremoniel eines Hochamtes unſtreitig etwas Geheimnißvolles, was die Phantaſie ſeltſam anmuthet, insbeſondere die kindliche, welche noch nicht hinter den Vorhang des Allerheiligſten geguckt. Ich empfand an jenem Tage dieſen Zauber des Geheimnißvollen im vollſten Maaße. Ueber mein junges Herz gingen jene myſtiſchen Angſt- und Wolluſtſchauer, welche dem Chriſtenthume eigenthümlich ſind. Aufgelöſt in die chriſtliche Paſſionswonne neigte ich mein Haupt vor der gebenedeiten Hoſtie und ſchlug meine Bruſt mit einer ekſtatiſchen Zerknirſchung, die mir jetzt vorkommt wie ein unglaublicher Traum.

Freilich war dieſe myſtiſche Stimmung nicht von langer Dauer. Ich hatte als Chorknabe zu häufige Gelegenheit, hinter die frommen Myſterien zu kommen. In dem Maaße, als ich Veranlaſſung fand, die Hände und Drähte wahrzunehmen, welche die Puppen des kirchlichen Marionettentheaters regierten, nahm auch meine Ehrfurcht vor den religiöſen Schauſpielen und Schauſpielern ab. Bald kniete ich nur noch als angehender Ketzer auf den Stufen des Altares und ich fand, daß dieſe Stufen ſehr ſteinern, ſehr kalt und hart ſeien. Dieſe Entdeckung bildete für mich den Anfang meiner Bekehrung von dem triſten Wahnſinn chriſtlicher Aszeſe zum Hellenismus, eine Bekehrung, die ſich jedoch äußerlich langſamer vollbrachte als innerlich. Die mancherlei Vortheile und Erleichterungen, die bei uns der Staat auf Koſten der eingezogenen Kirchengüter den Studirenden der Theologie beider Confeſſionen gewährt, waren bei der Wahl meines Berufes von größter Bedeutung, obgleich mich ſelber weit mehr der fromme Wunſch meiner Mutter beſtimmte. Ich wanderte demnach zunächſt mit dem Bücherranzen auf dem Rücken täglich in die eine Wegſtunde entfernte Stadt, um in der dortigen lateiniſchen Schule mich zum künftigen Kirchenlicht dreſſiren zu laſſen. Zum Glücke war der Präceptor, welchem dieſe grammatikaliſche Dreſſur oblag, ein Mann von Geiſt, der mir die in harten Wintermonaten nicht geringen Mühen meines Weges zu verſüßen wußte. Ich machte Fortſchritte in dem Verſtändniſſe der antiken Welt, aber ebenſo bedeutende Rückſchritte in der chriſtlichen Romantik. Meine Willenskraft war indeſſen noch nicht genug erſtarkt, um mir den Gedanken an eine Abweichung von der mir vorgezeichneten Laufbahn einzugeben. Nachdem ich aber ein Jahr in einer der klöſterlichen Anſtalten zugebracht, in welchen die künftigen Seelſorger ihre Vorbildung zur Univerſität empfangen, gewann jener Gedanke eine immer beſtimmtere Geſtaltung in mir. Hiezu kam noch fortwährendes Unwohlſein und ſo wurde mir das klöſterliche Leben, das Zuſammengeſperrtſein mit Leuten, bei deren Mehrzahl die Wirkungen einer ſolchen mönchiſchen Kaſernenwirthſchaft widerwärtig genug ſich äußerten, völlig unerträglich. Ich verließ daher die Anſtalt und fand zu Hauſe einen beſſeren Empfang, als ich erwarten durfte. Der Vater äußerte, er hätte es ja immer geſagt, daß ich nicht zum Pfaffen tauge, und die gute Mutter war weit entfernt, mich in Meßgewand und Stola hineinnöthigen, mich zum Heuchler machen zu wollen. Man ließ mich gewähren, als ich erklärte, Philologie ſtudiren zu wollen, und ich brachte nun ein Jahr in meiner geliebten Dorfheimat zu, um mich auf's Maturitätsexamen vorzubereiten. Das war wohl das glücklichſte Jahr meines Lebens. Zum Jüngling herangereift hatte ich allmälig eine feſtere Geſundheit erlangt und das freie Leben in Feld und Wald kräftigte mich zuſehends. Damals that ſich der Himmel der Ideale vor mir auf, damals verſtand ich das Rauſchen der Baumwipfel, das Murmeln der Bäche und die Sprache der Vögel, damals keimten mir die erſten Lieder im Herzen und mich überkam eine Ahnung von der Seligkeit eines Dichters, welcher zuerſt des Umganges mit den Geſtalten ſeiner jungfräulich keuſchen Phantaſie ſich freut. Leider fand ich damals auch die erſte Veranlaſſung, Schriftſteller zu werden. Einer der Brüder meiner Mutter hatte daheim und auswärts, namentlich als Kriegsgefangener in Rußland, wohin er als Soldat unter Napoleon's Fahnen gekommen, ein abenteuerlich buntes Jugendleben geführt. Auf Grund ſeiner Mittheilungen verfaßte ich eine Erzählung, welche im Genre der neueſtens Mode gewordenen Dorfgeſchichten gehalten war. Eine Reihe von Zufällen, welche ich jetzt vermaledeie, brachte das Manuſcript in die Hände eines Buchhändlers, der es druckte und, wie es ſchien, mit Erfolg, denn er verlangte mehr von dieſer Waare, was mir, der ich unterdeſſen ein flottes Studentenleben angefangen, damals keineswegs unangenehm war. Ihr wißt, ich hab's damals toll genug getrieben. Die ſtarke ſinnliche Seite kehrte ſich keck hervor und ich machte es während der Ferien unſeren Dorfſchönen außerordentlich leicht, mich zu verführen. Bekanntlich ſind unſere Landmädchen ſo wenig von Stein, als es unſere Stadtmädchen ſind, und die weiblichen Tugendſpiegel in den Dorfnovellen neueſten Stils haben mich immer herzlich lachen gemacht. Ich will damit der Sittlichkeit unſerer Dorfbewohner und des Landvolkes überhaupt nicht zunahetreten, allein Sittlichkeit iſt ein relativer Begriff und ſo viel iſt gewiß, daß das Sprüchwort: Ländlich, ſittlich! keine geßneriſch-idylliſche Geltung hat. Ich hatte zahlloſe Liebeleien, ohne wirkliche Liebe zu hegen, was wohl hauptſächlich daher rühren mochte, daß die Erſte, welcher ich meine Gefühle widmete, ein ſchönes braunes Mädchen, als eine vollendete Kokette ſich erwies. Nur eines dieſer flüchtigen Verhältniſſe, vor welchen mich meine Mutter vergeblich warnte, geſtaltete ſich ernſthafter und warf einen langen ſchwarzen Schatten in mein Leben. Ein Mädchen, welches mehrere Jahre älter war als ich und außer einer ſchönen Stimme wenige Reize beſaß, wußte mich für längere Zeit zu feſſeln. Unſer Verhältniß war Nichts weniger als platoniſch, denn mein Liebchen verbarg hinter einem beſcheidenen und zurückhaltenden Weſen die brennendſte Sinnlichkeit. Zum Glück verwehrte mir der Bauernſtolz ihrer Familie das Schlimmſte und Dümmſte, eine vorzeitige Heirat mit dieſem Mädchen, von welchem ich mich aber doch nur in halber Verzweiflung losriß, und zwar erſt dann, als ich überzeugt ward, daß das liebeweite Herz der Schönen neben mir auch noch Andere zu beherbergen verſtand.

Dieſe Erfahrungen hätten vielleicht einen rechten Bruder Liederlich aus mir gemacht, wenn mich nicht immer wieder das Wort meiner Mutter und meine gränzenloſe Achtung für ſie auf den Weg der Mäßigung zurückgeführt. Auch begann ich mich jetzt ernſter als bisher mit der Wiſſenſchaft, ſowie mit den öffentlichen Zuſtänden zu beſchäftigen und hatte demnach weniger Sinn und Zeit für Vergnügungen. Aber leider brachten mir meine neuen Beſchäftigungen nur neue Täuſchungen. Aus dem Labyrinthe der deutſchen Philoſophie, in welches ich mich mit glühendem Eifer geworfen, kehrte ich mit keiner anderen Ausbeute zurück, als daß ich die Ueberzeugungen, welche mir ſchon vorher der geſunde Menſchenverſtand und Naturſtudien beigebracht, nun auch auf dialektiſchem Wege gewonnen. Der abſtrakten Grübeleien und Zänkereien überdrüſſig, wandte ich mich der Wirklichkeit zu, indem ich mich mit den politiſchen und ſozialen Verhältniſſen publiziſtiſch zu beſchäftigen begann. Ich war zu dieſem Zwecke, nachdem ich abſolvirt und einen akademiſchen Grad erworben, was ja jeder rechtſchaffene Deutſch-Chineſe thun ſoll, in die Reſidenz gegangen. Eine umfaſſende Klagſchrift, welche ich über die Zuſtände des Landes ausgeben ließ, machte einiges Aufſehen und legte den Grund zu der Feindſchaft, womit mich ſeither Junker und Pfaffen, Bureaukraten und Plutokraten beehren. Eine zweite Arbeit, welche ſich noch weitere Kreiſe zog, erhöhte die liebevolle Aufmerkſamkeit der Staatspolizei für meine Perſon. Ich empfand die Wirkungen dieſer Aufmerkſamkeit auf mancherlei Art, beſonders auch hinſichtlich meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, welche ich überall in perfideſter Weiſe gehemmt ſah, um ſo mehr, da ich es nie verſtanden und verſtehen wollte, der literariſchen Claque zu hofiren oder mich in eine unſerer diverſen Lobaſſecuranzcompagnien aufnehmen zu laſſen.

Die liberale Coterie der Hauptſtadt, deren Unkenntniß des Volkes, deren arrogante Fraubaſenſchaft, deren abſtrakten Oppoſitionsdünkel ich mehrfach ſcharf gezeichnet und gezüchtigt, kam mir mit einem ſauerſüßen Mißtrauen entgegen, auf deſſen verſteckte Aeußerungen ich vielleicht allzu derbe Trümpfe ſetzte. So hatte ich Feinde hüben und drüben, und von Niemand aufgemuntert und vertheidigt, wurzelte ich mich in einer Betrachtungsweiſe der Dinge und Menſchen feſt, die von Einſeitigkeit keineswegs frei war und mich, wenn noch Eindrücke hinzukamen, wie ſie hinzukommen ſollten, nothwendig zu einem Peſſimismus führen mußte, deſſen ich mich wohl kaum mehr werde gänzlich entſchlagen können.

Hier machte der Freund in ſeiner Erzählung eine längere Pauſe. Pangolt und ich fühlten, daß er bei der trübſten Stelle ſeines Berichtes angelangt ſei. Daher ſchwiegen wir und begnügten uns, ihn ermunternd anzuſehen. Mit einer gewaltſamen Anſtrengung fuhr Brant endlich fort:

Was man auch ſagen mag, der Kampf für die gute Sache will mit reinen Händen gekämpft ſein. Ich, der ich wohl ſagen darf, daß ich mein Gelübde, der Anwalt der Armen und Unterdrückten zu ſein für und für, nach dem Maaße meiner Kräfte treu und redlich gehalten, ich fühle, daß ich nicht mehr ſo rüſtig bin in dieſem Kampfe, ſeit ich die Seele mir beflecken ließ durch die Umarmungen einer Buhlerin, ſeit ich in ſchnöder Schwäche die Liebe vergaß um der Wolluſt willen.

Wieder hielt er inne und ſtürzte ein Glas Wein hinunter. Dann ſprach er weiter mit einer Haſt, als verlange ihn nach dem Schluſſe:

Eine adelige Dame, deren zufällig gemachte Bekanntſchaft ich pflegte, weil ſie mit herzlichſter und verſtändigſter Theilnahme den Gang der politiſchen und literariſchen Bewegung verfolgte, hatte mich in das Haus des Barons Redwitz eingeführt, deſſen Familie damals die Wintermonate in der Reſidenz zubrachte. Ich lernte Clara Redwitz kennen und mit ihr jenes Gefühl, deſſen Zaubereien der Verſtand zwar verſpotten kann, deſſen Allmacht er ſich aber unterwerfen muß. Mir ſchien durch die Neigung zu dieſem Mädchen ein neuer Lebenslenz anbrechen zu wollen; es wurde mir ſo wohl, ſo leicht, ſo lyriſch zu Muthe, wie in den jünglinghafteſten Tagen der Jugend. Mit drangvoller und doch zugleich ſtill in ſich befriedigter Seele machte ich mich daran, den Jubel dieſer Wiedergeburt in einer größeren Dichtung ausklingen zu laſſen. Zum erſten Male wieder ſeit lange tauchte ich meine Feder nicht in die Galle des Zornes und Haſſes, zum erſten Male gelang es mir ſo recht, mein eigenes beſſeres Selbſt auf das Papier überzutragen. Allein dieſes Werk wurde nicht vollendet und ich vernichtete es am Morgen nach der unglückſeligen Nacht, in welcher ich der Verſucherin erlegen war, und zwar zu einer Zeit, wo mir Clara's Benehmen kaum einen Zweifel übrigließ, daß meine Neigung verſtanden und erwidert würde. Noch jetzt wandelt mich ein Grauen an und ich muß unwillkürlich an die alten Fabeln von unheimlicher Bethörung und verruchten Liebestränken denken, wenn ich mich der Orgien erinnere, in deren dämoniſche Wonneſchauer ich mich hineinreißen ließ. Aber nein, es konnte dies nur in Folge jener ſinnlichen Schwachheit geſchehen, in welcher ja wir Männer excelliren. Die Nachricht von dem Tode meiner Mutter ſchreckte mich aus den Armen der Baronin auf, die ich ſeither nicht wiedergeſehen habe. Nun war ich gränzenlos elend. Ich weiß nicht, warum ich mich damals nicht todtgeſchoſſen. Wahrſcheinlich war ich nur zu feig und erbärmlich dazu . . . . . . Aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches ich verſunken, rüttelte mich die Reiſe nach Italien empor. Ich ſah dort mehr als eine wundervolle Natur, mehr als eine claſſiſche Trümmerwelt, ich ſah ein Volk, welches ich den Verläumdungen unſerer chriſtlich-germaniſchen Narren zum Trotz von jeher geliebt, ſich anſchicken, gegen ſeine geiſtlichen und fürſtlichen Tyrannen aufzuſtehen. Das hat mir wohlgethan bis in die innerſte Seele hinein und nun wollen wir ſehen, was wir thun können, um auch auf deutſchem Boden die Flamme anfachen zu helfen, welche diesſeits der Alpen und des Rheins aufgelodert iſt.

3.

Marzphantaſien.

Die Worte, womit Brand in jener Nacht ſeine Beichte ſchloß, deuteten eine Abſicht an, welche er ſchon am folgenden Tage auszuführen begann. Tag und Nacht auf den Beinen und das Land unabläſſig nach allen Richtungen durchſtreifend, ward er der unermüdliche Wühler. Und wir Alle wurden dies mehr oder minder, indem jeder nach Maßgabe ſeiner revolutionären Eigenſchaften mit dem immer höher gehenden Strome der Zeit luſtig dahin ſchwamm. Eine unerhörte Aufregung, eine ebenſo unerhörte Theilnahme am gemeinſamen Wohl und Wehe hatte die Gemüther ergriffen und die namenloſe Angſt und Feigheit der Anhänger des bisherigen Syſtemes ſchien der guten Sache einen ebenſo raſchen, als leichten Sieg zu verbürgen. Der hoffnungsvolle Enthuſiasmus erreichte ſeinen Höhepunkt, als die Nachrichten von dem ſiegreichen Ausbruche der Bewegung in Wien und Berlin anlangten. Nun wurden allenthalben die kühnſten Erwartungen laut und eine Art patriotiſchen Rauſches, eine gewiſſe ſchwarzrothgoldene Verzückung bemächtigte ſich aller Herzen. War doch ſogar das Gebrüder Grimmelſingen von der allgemeinen Aufregung ergriffen, freilich in einer Weiſe, die den fixen grimmelſingiſchen Ideen nicht allzu ſehr widerſprach. Die reichsritterlichen Traditionen, in welchen die beiden guten Junker erzogen worden, kamen jetzt deutlicher als je und wunderlich genug zum Vorſchein. Die Grimmelſingen waren rückwärts gekehrte Revolutionäre. Schnöder Weiſe vergaßen ſie, wenigſtens für einige Zeit, ihre Anhänglichkeit an die herrſchende Dynaſtie völlig, hielten die Herſtellung des alten heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation für eine unausweichliche Thatſache, ſtritten ſich ernſthaft, welche Stelle auf der Reichsritterbank des Kreiſes ihnen gebühre, ſprachen mit wegwerfendſter Verachtung von den Königen von Napoleon's Gnaden und blieſen den ganzen Tag „Prinz Eugenius der edle Ritter“ auf der Flöte.

Den Mittelpunkt des neuerwachten politiſchen Lebens und Strebens in den Hallbergen bildete die Bierbrauerei zum goldenen Lamme, deſſen Beſitzer ſich inmitten der Bewegung höchſt behaglich fühlte. Hier wurde eine der erſten Verſammlungen gehalten, in welcher die Beſchwerden des Volkes in rückſichtsloſeſter Weiſe zur Sprache kamen, von hier ging eine der erſten Adreſſen, in welchen Preßfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Aufhebung der Grundlaſten u. ſ. w. gefordert wurden, nach der Hauptſtadt ab. Hier wurde ein Volksclubb gebildet, welcher ſeine Zweigvereine in alle Thäler des Gebirges vorſchob und an den Sonntagsnachmittagen, wo die umwohnenden Bauern, Bergleute und Weber in den Flecken zuſammenſtrömten, öffentliche Sitzungen hielt, deren Verhandlungen die Agitation in immer weitere Kreiſe hinaustrugen. In dieſen Verſammlungen machte ſich die Gährung, welche ſchon jahrelang die Gemüther der Bevölkerung erfüllt hatte, oft in bedrohlicher Weiſe Luft, hier wurde das Anerbieten des Grafen von Straleck, zum Zwecke der Bildung und Bewaffnung einer Volkswehr eine beträchtliche Summe zur Verfügung zu ſtellen, mit dankbarem Jubel begrüßt, hier wurde auch hohe Politik betrieben und die Frage: Monarchie oder Republik? ſehr ungenirt erörtert, aber durchaus nicht in monarchiſchem Sinne beantwortet.

Es iſt mir dieſer Tage unter meinen Papieren eine Urkunde in die Hände gefallen, wie mächtig die hochgehenden Wogen der Zeit in jenem entlegenen Winkel deutſcher Erde alle Gemüther hoben. Dieſe Urkunde iſt eine Adreſſe an die Wiener und Berliner, wie ſie einer aus mehreren Tauſenden beſtehenden Verſammlung auf dem Markte vorgeſchlagen und mit allſeitiger freudiger Zuſtimmung angenommen wurde. Ich kann mich nicht enthalten, einige Aeußerungen dieſes Documentes hier einzufügen, wäre es auch nur, um in empfänglichen Leſern die hoffnungsvolle, zukunftsfrohe Stimmung von damals wenigſtens für Augenblicke wieder wach zu rufen.

Bewohner Wiens und Berlins! hieß es in dieſer Adreſſe entflammt von einer Begeiſterung, welche in dieſen Tagen durch die ihr entſprungenen Thaten an der Donau und an der Spree den Begriff deutſcher Jugend zu einem ehrenvolleren gemacht, als er es je geweſen, angefeuert durch edle Frauen, deren Muth, Enthuſiasmus und Aufopferungsluſt wir die innigſte Bewunderung zollen, habt ihr euch erhoben, um freudig das Leben einzuſetzen für die Erringung von Rechten, die eine verkehrte und volksfeindliche Politik euch und uns Allen ſo lange vorenthalten hat. Mit unſäglicher Theilnahme harrten wir, von dunkeln Gerüchten geängſtiget, der Entſcheidung. Als ſie kam, theilten wir eueren Jubel, wie eueren Schmerz. Wir feierten eueren Triumph und betrauerten euere Todten, als wären ſie an unſerer Seite gefallen. Ohne Furcht und Tadel, tapfer bis zur Tollkühnheit im Kampfe, habt ihr nach errungenem Siege eurem ſo wohlbegründeten Zorne nicht die Zügel ſchießen laſſen und gerade durch euere Beſonnenheit und Mäßigung bewieſen, daß das deutſche Volk ſich ſelber recht gut zu beherrſchen weiß. Dank euch und Ehre! .... Männer von Wien und Berlin! Das theuere Symbol der Einheit Deutſchlands, das von der Gewalt ſo lange geächtet geweſene, von allen Vaterlandsfreunden aber im Stillen heilig gehaltene ſchwarzrothgoldene Panier hat ſich binnen wenigen Tagen triumphirend entfaltet von den Alpen bis zum Belt, vom Rheine bis zu den Karpathen. Schaaren wir uns um dieſe Fahne, welche den Heerzügen der Ottonen und Hohenſtaufen vorangeweht. Der deutſche Adler beginne ſeinen Flug. Nur er vermag jenem ſchwarzen Raubthiere, das in den Wäldern hinter dem Niemen lauert, Schnabel und Krallen zu brechen, nur der deutſche Adler, nicht der preußiſche oder öſterreichiſche, kann mit ſeinem Flügelſchlage den weißen Aar von Polen aus der Aſche eines zertretenen, aber nicht beſiegten Volkes wie einen Phönix wieder erſtehen machen, nur der deutſche Adler vermag mit dem galliſchen Hahn und dem engliſchen Leoparden ein Bündniß auf gleiche Bedingungen zu ſchließen; ſelbſt die Sterne der ruhmbeſtrahlten Flagge der großen Republik jenſeits des Ozeans ſind für ihn nicht unerreichbar. In dieſem Zeichen werden wir ſiegen. Das freie, das eine Deutſchland wird fortan nicht allein im Liede, es wird auch in der Geſchichte leben. Frei, geſittet und geordnet im Innern, wird es nach Außen furchtbar und gewaltig ſein, ein Bundesgenoſſe aller Unterdrückten, ein Schrekten aller Tyrannen. Zur Nation vereint, als eine Seele und ein Leib brüderlich feſt an einander geſchloſſen, werden wir, ausgerüſtet mit aller Wiſſenſchaft, dem Gedanken das Werk geſellen, dem Donner des freien Wortes den Blitz der That. Alle Stammgenoſſen, ſo weit die deutſche Zunge klingt, werden ſich wiederfinden und zuſammenwohnen als Glieder der großen deutſchen Familie. Wann alle Feſſeln unſerer ſtaatlichen und geſellſchaftlichen, unſerer induſtriellen und commerziellen Entwicklung gefallen ſind, dann wird das Ausland mit Erſtaunen ſehen, welche Fülle von Kraft, Muth und Tüchtigkeit uns zu Gebote ſteht. Wann wir eingetreten mit ſelbſtſtändigem Siegerſchritte in den Kreis der regenerirten Völker Europa's, wann unſere Flagge geachtet und geehrt die Meere durchſtreicht, wann Friede, Freiheit, Gerechtigkeit, Wohlſtand und Bildung unter uns wohnen, wann Jeder, auch der Geringſte, ſich fühlt als berechtigtes und geltendes Glied des großen Ganzen, dann wird das deutſche Vaterland kein leerer Schall mehr ſein. Jubelnd wird er widerhallen an den Wänden der Hütten, wie an denen der Paläſte und jedes Herz wird elektriſch berührt werden von dem

Rufe, womit wir dieſen unſeren Gruß ſchließen: Hoch Deutſchland für alle Zeit! ....

Ich vermag, indem ich dieſe Worte noch einmal überleſe, ein Gefühl unſäglicher Wehmuth nicht zu verhalten. Wie hört ſich das Alles jetzt ſo traumhaft an! Wie war es möglich, fragen wir jetzt, daß man ſich in derartigen Illuſionen wiegen konnte? Wie war es möglich, vom Siege zu ſprechen, während Nichts, aber auch gar Nichts gethan wurde, den Feind entſcheidend zu ſchlagen und dann zu entwaffnen? ....

Die Lebhaftigkeit unſeres politiſchen Treibens wurde noch geſteigert durch die unerwartete Ankunft unſerer Freunde Sprecher, Blayer und Spatz. Sprecher kam vom Landtag, die beiden anderen aber durchreiſten das ganze Oberland, um allenthalben zum Beſuche der großen Volksverſammlung aufzufordern, welche an einem der nächſten Tage auf Betrieb der Liberalen in Zillingen abgehalten werden ſollte.

Die Neuangekommenen brachten wichtige Neuigkeiten mit. Der König hatte die verhaßteſten Perſönlichkeiten des Miniſteriums entlaſſen und mehrere Führer der Oppoſition in das Cabinet berufen. Bauter war einer der neuen Miniſter und factiſch als Premier anerkannt. Daß neben ihm und ſeinen ſpeziellſten Freunden auch der Baron Redwitz, und zwar als Chef der Finanzen, in das neue Cabinet getreten, klang freilich ſeltſam genug, allein die triumphirende liberale Partei fand es nicht der Mühe werth, dieſen und andere bedenkliche Umſtände ſehr zu beachten. Die Abgeordnetenkammer war von dem neuen Miniſterium ſofort aufgelöſt worden, obgleich die ſervile Majorität derſelben mit einer Geſchwindigkeit, die einem Taſchenſpieler zur Ehre gereicht hätte, zu dem neuen miniſteriellen Glauben ſich bekehrt hatte. Neue Landtagswahlen ſollten binnen Kurzem vorgenommen und damit die Wahlen zum deutſchen Parlamente verbunden werden. Eine der erſten Amtshandlungen des neueſten Miniſteriums war eine höchſt populäre geweſen: es hatte den geachtetſten Bürger des Landes, einen in ganz Deutſchland als Dichter und politiſcher Charakter verehrten Mann, als Geſandten nach Frankfurt abgeordnet, um den Bundestag beſtatten zu helfen. Auch die Proclamation, welche die neuen Miniſter nach Uebernahme der Verwaltung an das Volk richteten, klang im Ganzen tröſtlich genug und trug weſentlich dazu bei, die große Maſſe der Bevölkerung in jenen liberalen Vertrauenstaumel hineinzulocken, wie er damals mit Aufkommen der ſogenannten Märzminiſterien allwärts in Deutſchland zu graſſiren begann, ein Vertrauenstaumel, aus welchem das Volk erſt gegen Ende des folgenden Jahres mit Schrecken erwachen ſollte. Vorerſt freilich war er ſo mächtig, daß nur Wenige und auch dieſe gewiſſermaßen nur ſchüchtern dagegen anzukämpfen ſich unterfingen.

In der erwähnten Proclamation wurde dem Volke verſprochen: Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege durch Schwurgerichte, Reviſion des Strafgeſetzbuches, welches Pauker in der Abgeordnetenkammer früher ſo oft als eine Landescalamität bezeichnet hatte, ferner Entlaſtung des Grundeigenthums, Hebung der Gewerbe und Schutz der Arbeit, Vereinfachung des Staatshaushaltes und der Staatsverwaltung, weitere Entwicklung der Verfaſſung. Endlich ward noch die entſchiedene Abſicht der Regierung hervorgehoben, mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln auf eine volksthümliche Umbildung der deutſchen Bundesverfaſſung hinzuſtreben.

Es war natürlich, daß ein ſolches Actenſtück den Stoff zu allen Geſprächen lieferte. Jeder ſuchte nach dem Maaße ſeiner Exaltation frohe Hoffnungen darauf zu gründen. Kaum daß ſich da und dort eine Stimme leiſen Zweifels vernehmen ließ. Doch ja, eine Stimme zweifelte laut, die Stimme Brand's. Aber wer mochte ſie beachten? Wenigſtens in der freudig erregten, ziemlich tumultuöſen Verſammlung im goldenen Lamm, in welcher nach Ankunft unſerer Freunde die Proclamation vorgeleſen und beſprochen wurde, that dies Niemand. Man ließ die neuen Miniſter hochleben, man ließ das freie, einige, große, deutſche Vaterland hochleben, man war ſehr zufrieden und vergnügt. Indeſſen ſollten wir bald erfahren, daß es Gemüther in der Gegend gab, welche von ſo einem thatloſen Triumphe keineswegs ſich berauſchen ließen.

Auch im Schloſſe, wo wir damals regelmäßig unſer Abendbrot einnahmen, war die Tagesneuigkeit Gegenſtand der Unterhaltung. Der Graf trat uns mit dem Zeitungsblatte in der Hand entgegen, aus welchem er ſo eben das Manifeſt des neuen Miniſteriums vernommen.

Da haben wir ja, ſagte er aufgeräumt, ein ganzes Bündel von Errungenſchaften, mit welchem Worte in dieſen Tagen der politiſche Sprachſchatz der Deutſchen bereichert worden.

Sie meinen die liberalen Verſprechenſchaften, Herr Graf? entgegnete Brand, der heute ſo recht vom Geiſte des Widerſpruches beſeſſen war.

Verſprechenſchaften? Nun ja, aber diesmal wird hoffentlich Wort gehalten werden.

Ganz zweifellos, ſagte der Hairle, und ich finde es ſeltſam, daß man den Männern, welche ſo lange her das Vertrauen des Volkes beſaßen, jetzt, da ſie das Staatsruder ergriffen haben, ein völlig unbegründetes Mißtrauen entgegenbringt.

Lieber Hairle, erwiderte Brand, es thut mir leid, den Vertrauensrauſch meiner Freunde nicht theilen zu können, aber abgeſehen von den Gründen, welche mich im Allgemeinen zum Mißtrauen gegen die ganze Sachlage der deutſchen Bewegung beſtimmen, gibt mir die vielgeprieſene liberale Proclamation ſelbſt ſpezielle Bedenken an die Hand. Namentlich thut dieſes der Paſſus, in welchem die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung gegenüber von etwaigen verbrecheriſchen,- d. h. revolutionären Beſtrebungen auf's Schärfſte betont wird.

Aber es iſt ja nicht die Ruhe der Theilnahmloſigkeit, zu welcher die neuen Miniſter auffordern. Sie ſagen ja am Schluſſe ihrer Anſprache vielmehr ſelbſt, in einem Augenblicke, wie er nur ſelten im Leben der Völker wiederkehrt, ſeien Alle, Jeder an ſeinem Theile, der Mitwelt und Nachwelt verantwortlich, daß die günſtige Stunde, welche für die Sache der Menſchheit und die Ehre unſeres Volkes geſchlagen hat, nicht ungenützt verſtreiche und daß nach dem Ziele einer geſicherten und freien Nationalität jetzt ein entſcheidender Vorſchritt geſchehe.

Schöne Worte in der That und, wie ich glaube, auch redlich gemeint.

Nun gut, lieber Peſſimiſt, was willſt du denn weiter? nahm Sprecher das Wort.

Ach was! fuhr Spatz dazwiſchen. Das iſt Alles den Mäuſen gepfiffen. Wenn wir nicht die Republik kriegen, geb' ich keinen Pfifferling um die ganze Geſchichte.

Gemüthspolitik! ſagte der Hairle mit ſtaatsmänniſchem Achſelzucken.

Und warum nicht ein Bischen Gemüthspolitik? entgegnete ihm Brand. Das Herz denkt oft richtiger als der Kopf. Ich, der ich von ganzem Herzen Republikaner bin, theile vollſtändig die ungenirt hingeworfene Aeußerung unſeres rothbärtigen Freundes. Nur die Republik kann uns helfen, denn an den Klippen dynaſtiſcher Intereſſen wird das jetzt ſcheinbar ſo flott einherſegelnde Schiff der deutſchen Bewegung ſchmählich ſcheitern, lange bevor es in den Hafen der Freiheit und Einheit eingelaufen iſt.

Aber die Miniſter eines Königs können doch nicht die Republik proclamiren, bemerkte Bangold.

Das iſt's ja eben, erwiderte Brand. Deßhalb hat mich auch die Uebernahme der Miniſterien durch die Führer der bisherigen Oppoſition bei uns und anderwärts höchlich beſtürzt gemacht. Denkt daran, das iſt der verfrühte Anfang vom Ende der deutſchen Revolution.

Aber was hätten denn nach deiner Meinung dieſe Männer thun ſollen?

Was ſie hätten thun ſollen? Statt in die Schlöſſer ſich berufen zu laſſen, um den angſterfüllten Bewohnern derſelben ein Schirm zu ſein, deſſen man ſich bei erſter Gelegenheit wieder entledigen wird, hätten ſie, getragen von der unermeßlichen Popularität, deren ſie in ganz Deutſchland genoſſen, an die Spitze des Volkes ſich ſtellen ſollen, um daſſelbe zum Sturme auf die Schlöſſer zu führen.

Da ſetzeſt du voraus, daß dieſe Männer Revolutionäre waren.

Allerdings, doch gebe ich zu, daß dies, ſo wie ich die Herren kenne, eine ſehr kühne Vorausſetzung war, eine ſo kühne, daß ich ſelber nicht recht daran glauben konnte. Allein ich wähnte doch, der große Moment müßte auch dieſe kleinen Seelen groß machen, ich meinte, die unerhörte Gunſt der Umſtände müßte auch dieſen kleinlich berechnenden Geiſtern die Ueberzeugung aufdringen, daß eine dankbare Nation ihrem Ehrgeize ganz andere Bahnen aufſchließen würde, als die Fürſten, denen ſie doch verhaßt ſind und bleiben, dies thun können und wollten. Hierin hab' ich mich freilich geirrt und ſehe jetzt erſt ein, wie ſehr ich das Rechte getroffen.

als ich ſchon vor Jahren behauptete, dem großmauligen Oppoſitionmachen unſerer liberalen Matadore läge nur die jämmerlichſte Miniſterſeſſelſehnſucht zu Grunde.

Du warſt damals ungerecht und biſt es jetzt wieder, ſagte Blayer. Laß doch die neuen Miniſter erſt handeln, bevor du den Stab über ſie brichſt. Aber auch angenommen, ſie wollten oder könnten die Erwartungen, welche man von ihnen hegt, nicht erfüllen, ſo haben wir noch eine ganz andere Garantie für die Umgeſtaltung Deutſchlands im Sinne der Einheit und Freiheit und dieſe Garantie iſt das deutſche Parlament, welches binnen wenigen Wochen zuſammentreten und in welchem die Souverainetät der Nation ſich concentriren wird.

Mir ſcheint, das Parlament komme viel zu frühe, bemerkte der Graf.

Zu frühe? Darf ich fragen, wie Sie das meinen? entgegnete der Harle.

Das iſt bald geſagt. Wenn das Parlament wirklich die Freiheit, Einheit und Größe Deutſchlands ſchaffen ſoll, ſo müßte es auf einem ganz anderen Rechtsboden ſtehen, als der ſogenannte Rechtsboden iſt. Dieſer müßte vorher durch eine wirkliche Revolution, durch eine Revolution der That und nicht bloß des Wortes, beſeitigt werden. Das iſt nicht geſchehen. Auch berechtigen die Umſtände nicht zu der Annahme, das erſte deutſche Parlament werde eine Verſammlung ſein, welche ſich, falls es die Noth erfordert, zu einem Convente voll rückſichtsloſem Patriotismus und unerbittlicher Energie geſtalten könnte. So fürchte ich denn, das Parlament werde ſich, wenn nicht unvorherzuſehende günſtige Zufälle unſere ganze Bewegung eine neue Wendung nehmen laſſen, in fruchtloſen Wortkämpfen mit der Unmöglichkeit abquälen, auf dem alten Rechtsboden ein neues Gebäude aufzuführen.

Gott ſei Dank! rief der Peſſimiſt aus, daß ein klügerer und erfahrenerer Mann, als ich bin, dieſe Anſicht über das Parlament geäußert. Dieſes Parlament, von welchem die burſchenſchaftlichen Narren die überſtiegenſten, wahrhaft rührend albernſten Erwartungen hegen, iſt geradezu eine Gründung der Reaction.

Mayer, der ehemalige Burſchenſchafter und jetzige Optimiſt, konnte ſeinen Verdruß über dieſe Aeußerung nicht verhehlen.

Du biſt der Geiſt, der ſtets verneint, ſagte er zu Brand. Ich kann dieſes Nörgeln, Mäkeln und Kritiſiren in einer Zeit voll Schwung und Begeiſterung nicht verſtehen und nicht leiden. Auch begreif' ich nicht, wie du hier den Mephiſto ſpielen magſt, während doch die Reſidenz voll iſt von deinen Wühlerthaten im Oberlande. Wenn du an das Beſte, was die Bewegung uns gebracht und in Ausſicht ſtellt, nicht zu glauben vermagſt, ſo geh' doch heim, ſtopfe dir deine Pfeife, zieh' den Schlafrock an und ſetz' dich hinter den Ofen.

Mit deiner gütigen Erlaubniß, Schwarzrothgoldenſter aller Schwarzrothgoldenen, werd' ich dieſes vorerſt bleiben laſſen, verſetzte der Angegriffene lachend. Uebrigens war dein Ausfall gegen Mephiſto ſehr ſchlecht berechnet.

Wie ſo?

Mephiſtophelismus, d. h. Zweifel und Mißtrauen, iſt ja bekanntlich der Grundhebel aller Wühlerei: exact folge ich, falls ich Etwas von Mephiſto an mir habe, nur meiner eigenſten Natur, wenn ich tüchtig wühle.

Dieſe Logik überzeugt mich nicht, entgegnete der Hatrle, welcher ſeine üble Laune noch nicht völlig überwunden hatte. Ich weiß, alles Ernſtes geſagt, nicht recht, warum du dich ſo eifrig mit der Bewegung befaſſeſt.

Warum? Nun, alles Ernſtes geſagt, darum, weil ich erſtlich nicht anders kann und zweitens, weil's mir Spaß macht.

Frivolität!

Lieber Hairle, ich denke, du und ich und wir Alle beſitzen zu viele Bildung, als daß wir uns im vertrauten Kreiſe mit arndtiſch-jahn'ſchem Pathos langweilen ſollten. Auch wäre das gewiß eine höchſt miſerable Revolution, welche dem Menſchen das köſtlichſte Gut, den Humor, wegdecretiren wollte. Darum noch einmal, mir macht das Wühlen Spaß. Ich empfinde ein unendliches Behagen, wenn es mir gelingt, in die mit modergrünem Chriſtenthume überzogene, ſtehende Pfütze unſeres Volkslebens da und dort das friſche, wühlende Quellwaſſer eines revolutionären Gedankens hineinzuleiten und ſo die ſtagnirende Maſſe in Bewegung zu bringen.

Ich gönne dir dieſes Behagen von Herzen, aber thu' mir den Gefallen, meine Hoffnung auf das erſte deutſche Parlament nicht zu negiren.

Allerdings knüpfen ſich die größten Hoffnungen daran, ſagte der Graf. Ob mit Grund oder Ungrund, das iſt freilich eine andere Frage. Ich möchte aber der begeiſterten Zuverſicht unſeres Freundes Blayer nicht zunahetreten und ſo wollen wir dieſe Frage lieber unerörtert laſſen.

O bitte, Herr Graf, erwiderte Blayer, ich kann einen Puff und Stoß ſchon ertragen und Ihre Urbanität zeigt mir zu meiner Beſchämung, daß ich mich unſerem lieben Peſſimiſten hier gegenüber nicht ganz paſſend geäußert habe.

Edler Germane, ſagte Brand, empfange mit biderber Rührung die Hand der Verſöhnung, welche ich dir hiemit feierlichſt biete. Im Uebrigen wirſt du zugeben, daß die Idee eines deutſchen Parlamentes zunächſt von einem ſehr zweideutig liberalen Miniſter und von einer Anzahl deutſcher Profeſſoren ausgegangen. Hieraus folgt, daß man ganz natürlich auf den Gedanken verfallen kann, das Parlament ſei eine Erfindung der Reaction, inſofern es nämlich von den Dynaſtien adoptirt und gebraucht werden wird als Beſchwichtigungs- und Hinhaltungsmittel, und zwar gerade ſo lange, als die wackelnden Throne und Thrönchen Zeit brauchen, ſich wieder zu befeſtigen.

Aber, mein Gott, entgegnete der Hairle, es heißt doch wahrlich der deutſchen Nation einen gröben Schimpf anthun, wenn man zum Voraus behauptet, ihre intelligenteſten und beſten Männer — denn dieſe wird ſie in's Parlament ſchicken — würden ſich zum erbärmlichen Spielzeug, ja wohl gar zu Mithelfern dynaſtiſcher Intriguen hergeben.

Dieſe Anſicht klingt barock, lächerlich, beleidigend, wenn du willſt, allein binnen Kurzem ſchon dürfte das anders ſein. Laſſen wir daher die Zeit unſeren Streit entſcheiden.

Ja laßt ſie das, ſagte der rothe Spatz. Parlament hin, Parlament her, die Hauptſache iſt, daß die Streitfrage: Republik oder Monarchie? in Deutſchland baldigſt zur Entſcheidung komme.

Ich fürchte, erwiderte Brand, die günſtige Zeit, dieſe Frage in republikaniſchem Sinne zu entſcheiden, iſt für diesmal bereits verpaßt.

Warum nicht gar? ſprudelte der Rothbart heftig heraus. Das wäre mir eine ſchöne Geſchichte!

Leider wird Brand Recht haben, bemerkte Sprecher. Auch ich fürchte, der günſtige Zeitpunkt zur Einführung der Republik in Deutſchland iſt unbenützt verſtrichen. Die jetzt in den Ländern des deutſchen Bundes ſo ziemlich allwärts zur Staatsgewalt gelangte liberale Bourgeoiſie bringt dem monarchiſchen Prinzipe eine Hülfsmacht zu, welche mit Erfolg zu bekämpfen die republikaniſche Partei keine Ausſicht hat. Aber wo iſt denn eigentlich die republikaniſche Partei? Ich glaube, von einer ſolchen iſt bei uns noch gar nicht zu ſprechen. Hat die Republik in Frankreich Beſtand, ſo kann und wird ſie den Anhaltspunkt zur Bildung einer republikaniſchen Partei in Deutſchland bieten, allein dermalen noch kenne ich bei uns nur einzelne Republikaner und keine republikaniſche Partei.

Da wird es ſich denn zuvörderſt fragen, ob die Elemente zur Bildung einer ſolchen in unſerem Volke vorhanden ſeien, ſagte Bangold. Was meinſt du, Sprecher?

Ich kann in dieſer Beziehung leider keine ſanguiniſchen Hoffnungen hegen.

Aha, ſagte Brand, jetzt kommt die famoſe Frage nach der Reife oder Unreife des Volkes auf's Tapet. Das iſt eine Frage, über welche man Tage lang nutzlos debattiren könnte. Soviel jedoch ſteht feſt, das Gute hat den Völkern ſtets aufgedrungen werden müſſen. Hätte die rührige Minorität nicht fortwährend der trägen Majorität den Fortſchritt aufgenöthigt, ſo hätten wir's noch nicht einmal zum Tragen von Hoſen gebracht, ſondern liefen noch in Kameradſchaft mit Bären und Wölfen in den altdeutſchen Wäldern herum und nährten uns mit Eicheln. Wenn wir alſo in Deutſchland die Republik noch nicht haben und auch ſo bald noch nicht haben werden, ſo iſt daran keineswegs die Reife oder Unreife, die Mündigkeit oder die Unmündigkeit der Maſſen ſchuld, ſondern einzig und allein die Erbärmlichkeit der Leute, welche unſer Volk bis dahin als ſeine Führer verehrte. Darum noch einmal: Hätten die liberalen Herren Geiſt, Muth und Uneigennützigkeit genug beſeſſen, ſtatt Miniſter Rebellen zu werden, ſo wären wir jetzt über all den monarchiſchen Jammer hinweg.

So leicht und raſch wäre das doch wohl nicht gegangen, meinte der Hairle. Aber nehmen wir nun die

Sachen, wie ſie einmal ſind, und verſuchen wir dieſelben zum Beſten zu kehren. Der Zank: ob Monarchie, ob Republik? kann uns nur verwirren und ſpalten und ſollte daher baldmöglichſt verſtummen. Ich wenigſtens denke nicht abſtract genug, um über die Form das Weſen zu vergeſſen. Die Idee der Einheit, Freiheit und Macht deutſcher Nation kann ſicher auch in der Form der Monarchie verwirklicht werden.

Ach was, Hairle' entgegnete der rothe Spatz. Ihr ſeid ein Kaiſerling erſter Sorte, ein Anhänger des mittelalterlichen Kaiſerphantoms, um welches unſere Liberalen ſeit einigen Tagen herumtanzen, wie die Juden weiland um's goldene Kalb.

Alſo, fragte der Graf, iſt der Kaiſerſpuk mehr als ein leeres Zeitungsgerede? Ich geſtehe, ich fände die romantiſche Kyffhäuſeridee nur begreiflich, wenn ſie etwa von meinen hochfreiherrlichen Nachbarn, dem Gebrüder von und zu Grimmelſingen, ausgegangen wäre. Mit einem ſolchen Anachronismus können ſich denn doch einzig und allein deutſche Stubengelehrte ernſtlich beſchäftigen.

Geſtatten ſie mir einen Einwurf, Herr Graf, verſetzte Blayer. Es handelt ſich ja gar nicht um Herſtellung des mittelalterlichen Kaiſerthums. So ein Unſinn iſt gewiß keinem Menſchen, nicht einmal einem Gelehrten, eingefallen. Es handelt ſich vielmehr um den Aufbau einer auf demokratiſcher Baſis . . . .

Auf breiteſter Grundlage, wir kennen das! fiel Brand ſpottend ein.

Ja, es handelt ſich um den Aufbau einer auf demokratiſcher Grundlage ruhenden Nationalverfaſſung, welche in dem Kaiſer ihre Spitze fände.

Eine Spitze, welche nebenbei auch die Obliegenheit hatte, als Blitzableiter ſämmtliche deutſche Fürſten vor den Blitzen der Revolution zu bewahren, nicht wahr? fragte Brand.

Ei, laßt nur mal einen rechten Kaiſer da ſein, ſo einen, wie Hutten und Sickingen ihn ſchon zur Zeit der Reformation forderten, der wird uns ſchon von der unſeligen Viel- und Kleinſtaaterei zu erlöſen wiſſen. Ueberhaupt muß Jedem, der die Verhältniſſe mit ruhig prüfendem Auge betrachtet, klar ſein, daß die Deutſchen dermalen nur vermittelſt der Monarchie zur Einheit gelangen können, und ich für meine Perſon geſtehe es ganz offen, daß mir vorderhand die Einheit höher ſteht als die Freiheit.

Nicht auch vollends! ſagte der rothe Republikaner bitterbös. Kerker iſt Kerker, heiße er nun Kaiſerthum Deutſchland oder Fürſtenthum Reuß-Greiz-Schleiz.

Da bin ich völlig Ihrer Anſicht, junger Freund, äußerte der Graf, wie mir denn alle einſeitige Betonung des Nationalen nicht recht eingehen will, ja geradezu fatal iſt. Es mag dies daher kommen, daß ich in einer Zeit aufgewachſen, wo der kosmopolitiſche Geiſt, dieſer wahre Meſſias des neuen Weltalters, ſich anſchickte, alle jene Nationalitätsſchranken zu zertrümmern, welche von den Machthabern ſo lange und ſo plump pfiffig zu Gefängnißmauern für die Völker benützt wurden. Gewiß, ich will dem nationalen Elemente ſeine Berechtigung und Bedeutung in dem Entwicklungsgange der modernen Geſchichte nicht beſtreiten, allein ein Jeder, der, mit Herder zu ſprechen, die Sache der Menſchheit als ſeine eigene betrachtet, ſollte gegen die Ueberwucherung des humanen Prinzips durch das nationale, wie ſie ſeit dem Siege der Reaction über die franzöſiſche Revolution vielfach ſich zeigte und zeigt, mit allen Kräften ringen. Die in den ſogenannten Befreiungskriegen gegen Napoleon wurzelnde neudeutſchchriſtlich-patriotiſche Romantik hat gegenüber der weltbürgerlich humanen Tendenz unſerer Claſſik die Fahne engherziger Nationalität erhoben und für einige Zeit eine kurzſichtige Deutſchthümelei in Schwung und Mode gebracht. Man erkannte indeſſen bald, daß dies keinen Fortſchritt, ſondern einen Rückſchritt begründe, namentlich erkannte man dies, als offen zu Tage kam, dieſe patriotiſche Romantik ſei weiter nichts als der grell angeſtrichene Aushängeſchild des ſtupideſten und anmaßlichſten Junker- und Pfaffenthums, und ſo lenkte unſere Entwicklung allmälig wieder in die kosmopolitiſche und humane Bahn ein, welche unſere wahrhaft beſten Männer, unſere Leſſing, Goethe und Schiller, ihr vorgezeichnet. Hiedurch und nur hiedurch iſt Deutſchland eine geiſtige Weltmacht geworden. Ja, wir verachteten Deutſchen, die wir daheim rechtloſe Unterthanen und draußen politiſche Nullen waren, wir haben jetzt ſeit fünfzig Jahren mit den Reſultaten einer univerſellen Bildung das geiſtige Leben aller civiliſirten Völker befruchtet. Mit unwiderſtehlicher Allmacht und unermeßlicher Wirkung breitet ſich der Genius unſerer Literatur über Europa aus, allüberall den Samen des Humanismus ſtreuend und die aufgegangene Saat mit den Sonnenſtrahlen einer weltweiten Liebe fördernd. Wir ſind die Träger der erhabenen Idee der Völkerſolidarität, welche berufen iſt, alle nationale Einſeitigkeit, Bornirtheit und Eiferſucht, bisher Haupthülfsmittel der Despotie, aufzuheben und das Prinzip der Aſſociation, welches an die Stelle des mittelalterlichen Prinzips der Corporation treten muß, in ſeiner großartigſten Ausdehnung und Anwendung zur Geltung zu bringen. Das iſt die Aufgabe der Zukunft, das iſt auch ſchon die Aufgabe der Gegenwart. In der ſchlechterdings unhemmbaren Thätigkeit der Preſſe, in der Dampfſchifffahrt, in Eiſenbahnen und Telegraphen, in der hundertfachen Benützung der electriſchen und magnetiſchen Kraft, in all den tauſend Entdeckungen der Naturwiſſenſchaft und Mechanik hat ſich der Genius der Freiheit und des Völkerbundes Hülfsmächte geſchaffen, deren unabläſſigem und unermüdlichem Vorwärtsſtreben nur Thoren haltbare Hemmſchuhe anlegen zu können glauben. Und wenn ſich die Minorität, welche dermalen noch die Majorität ausbeutet, mit dem Wahne trägt, die Politik der materiellen Intereſſen, welche den Gang des Prinzipienſtreites immer entſchiedener beſtimmt, ſei eigends zur Unterſtützung ihres Ausbeutungsſyſtemes erfunden, ſo wird ſie zu ihrem Schrecken hinter den Wolken dieſes Wahnes die furchtbare Geſtalt der ſozialen Revolution bald genug hervortreten und eine Geſellſchaft zertrümmern ſehen, deren Lenker mit herzloſeſtem Egoismus und blindeſter Verkennung der weltgeſchichtlichen Nothwendigkeit dem Unabänderlichen ſich entgegenſtemmen ..... O, meine Freunde, ſchloß der edle Greis ſeine Rede, ich werde die menſchlich freie und ſchöne Zukunft nicht mehr ſchauen, aber mein altes Herz pulſirt freudig raſch, weil mir wenigſtens noch vergönnt war, eine Zeit zu erleben, in welcher die Ideale, die in der Jugendzeit mir die Seele klärten und weiteten, endlich allmälig Wirklichkeit und Geſtaltung annehmen zu wollen ſcheinen.

4.

Eine Märzſturmnacht.

Bei ſolchen Geſprächen war Graziella eine aufmerkſame, aber meiſt ſtumme Zuhörerin. Zwar ihre Augen ſprachen, und wenn ſie voll Zuſtimmung und Sympathie auf einem der Redner hafteten, ſo wußte ſich derſelbe immer beſſer, edler und feuriger auszudrücken, als ſonſt. Aber nur ſelten miſchte ſie ſich ſelbſt in die Unterhaltung und ich geſtehe, daß mir dieſes wohlgefiel, weil ich am Weibe alles Vordrängende für mißfällig anſehe. Ich will bei dieſer Gelegenheit geradezu bekennen, daß ich in Beziehung auf die Frauen ein wenig zur altfränkiſchen Schule gehöre und für den abgeſchmackten Schwindel, welcher unter dem Namen „Emanzipation der Frauen“ ſeit längerer Zeit in Literatur und Leben umgebt, nur das Gefühl der Verachtung empfände. Ich habe Gelegenheit gehabt, verſchiedene ſolcher emanzipirten Weiber zu ſehen, mit Männerbeinkleidern und Blouſen angethan, die Cigarre im Munde, angempfundenen Heroismus im leeren Herzen, angelernte Phraſeologie im leeren Kopfe, und mußte mich ſtets mit Widerwillen von dieſen Zwittergeſtalten wegwenden. Seit ein Weib von Genie, die Sand, im Drange jugendlichen Muthwillens ſich da und dort in barocken Aeußerlichkeiten gefiel, glaubte manch ein Gänschen und manch eine Gans, vermittelſt Nachäffung dieſer Aeußerlichkeiten in einen Schwan ſich verwandeln zu können. Wie aber am Manne das Männliche, ſo iſt am Weibe das Weibliche ſchön. Die Sphäre, wo ſich die Weiblichkeit in ihrer ganzen Schönheit, in ihrem allmächtigſten und wirkſamſten Zauber entfalten kann, wird, mögen ſtrohhirnige Phantaſten beiderlei Geſchlechtes ſagen, was ſie wollen, immer und alle Zeit die Sphäre der Häuslichkeit ſein. Jeder Frau von Gemüth, Geiſt und Bildung iſt es ermöglicht, aus dieſer Sphäre heraus die bedeutſamſte Wirkung auch auf das öffentliche Leben zu üben; ja, dieſe Wirkung wird nur eine um ſo größere ſein, je weniger die Frau ſelbſt auf die Szene tritt, weil ſie im letzteren Falle vermöge des Widerſpruches, in welchen ſie mit ihrer Zurückhaltung gebietenden Frauennatur geräth, gar zu leicht zur komiſchen Figur wird, die weiter Nichts mehr als ein durchaus berechtigtes Lachen zu bewerkſtelligen vermag. Die Geſchichte der Jahre 1848 und 1849 dürfte eclatante Belege bieten. Man wird mir freilich jene welthiſtoriſchen Heldinnen entgegenhalten, welche mit Berechtigung und glänzendſtem Erfolge die Rolle von Männern durchgeführt. Gut, es gab ſolche, aber Ausnahmen können nie eine Regel begründen und eine Jeanne d'Arc z. B. iſt eine ſo ganz abnorme Erſcheinung, daß ſie wohl in Jahrtauſenden nicht wiederkehrt. Mögen ſich doch die Frauen mit dem ſtilleren Ruhme beſcheiden, alles Edle und Schöne in der Culturgeſchichte durch ihren zarten Einfluß mitangeregt und mitgeſchaffen zu haben, und mögen ſie ſich nicht in Kreiſe drängen wollen, von welchen die heilige Mutter Natur mit weiſem Finger ſie zurückhält. O, was kann eine Mutter nicht Alles wirken! Was eine Schweſter! Was eine Gattin! Wird nicht jeder rechte Mann, wenn etwas Treffliches ihm gelang, ſeinen Erfolg einer Mutter, einer Schweſter, einer Gattin als einen gebührenden Tribut neidlos und dankbar zu Füßen legen? . . . . .

Graziella entzückte mich, indem ſie mir niemals wieder Gelegenheit zu der Bemerkung gab, daß ihre Erziehung mütterlicher Fürſorge ermangelt hätte. Ihr hoher Geiſt, ihr edler Sinn offenbarte ſich immer mehr und mehr in der Form zarteſter Weiblichkeit, ſo daß Bangold eines Tages zu dem treffenden Worte ſich veranlaßt ſah, Graziella ſei ihm früher manchmal wie eine der mannweiblichen Heldinnen Arioſto's vorgekommen, jetzt aber wolle es ihm bedünken, ſie habe ſich in reizendſter Weiſe in die Erminia Taſſo's verwandelt. Auf eine andere Metamorphoſe machte mich der zärtliche Großvater aufmerkſam und zwar ſo, daß ich faſt glauben mußte, der Geliebten und mein Geheimniß ſei von dem Greiſe bereits durchſchaut worden. Ich hatte nämlich eines Sonntags an ſeinem Tiſche geſpeiſt und wir plauderten noch ein Weilchen. Graziella war aufgeſtanden, um uns nach ihrer Gewohnheit auf einem Nebentiſche den Kaffee zu bereiten. Sehen Sie ſich doch einmal das liebe Kind an, Doctor, ſagte der Graf leiſe zu mir. - Sie blüht, wie eine Roſe und ſtrahlt ordentlich vor Glück. Und doch hat ſie mir den Winter über manchmal Sorge gemacht. Sie war oft ſo bleich, war oft ſo nachdenklich, träumeriſch, traurig, und dann wieder plötzlich fieberiſch erregt. Das iſt jetzt Alles anders geworden. Meinen Sie nicht auch? — Ziemlich verlegen erwiderte ich, Fräulein Graziella ſcheine mir in der That ſehr heiter und glücklich zu ſein. — Scheint ſie? entgegnete der alte Herr, mich mit einem feſten, aber wohlwollenden Blicke fixirend, und ſetzte mit ſchalkhaftem Lächeln hinzu: O, das iſt mehr als bloßer Schein. Aber bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, daß zu meiner großen Freude auch Sie ſeit kurzer Zeit die trübe Stimmung, welche ich den Winter über oftmals an Ihnen bemerkte, vollſtändig losgeworden ſind. Was doch der Frühling auf junge Leute wunderkräftig einwirkt! — Ich möchte nicht widerſprechen, Herr Graf, denn ich bin ſehr glücklich. — Das ſtellt mich zufrieden, lieber Wildfeuer, denn Sie wiſſen, daß Sie mir ſeit unſerer erſten Begegnung ſo recht in's Herz gewachſen ſind. — So ſprechend reichte er mir über den Tiſch herüber die Hand und drückte die meinige ſo herzlich daß ich wohl fühlte, er ahne Alles, werde aber durch ſein hochherziges Zartgefühl verhindert, weiter in mich zu dringen.

Ohne die politiſche Parteigängerin zu ſpielen, wußte Graziella ihre enthuſiaſtiſche Theilnahme an dem Umſchwunge der Dinge für die gute Sache fruchtbar zu machen. Ohne ſich irgendwie in den Vordergrund zu ſtellen, war ſie überall mit Rath und That bei der Hand, wo es galt, die Bewegung in der Gegend intenſiver zu machen, zu organiſiren, weiter zu leiten. Manch ein Plan, deſſen Ausführung in der Folge höchſt einflußreich ſich erwies, ging urſprünglich von ihr aus. So der Gedanke, durch eine in zahlloſen Exemplaren zu verbreitende Traktätchenliteratur im Sinne der Revolution auf das Volk einzuwirken, was bei der kraſſen Ignoranz und Indolenz, welche in politiſcher Beziehung noch unter der Maſſe herrſchten, ſchlechterdings nothwendig war. Graziella kannte das Volk beſſer als wir Anderen alle, und wie ſie von ſeinen Tugenden begeiſtert war, machte ſie ſich auch hinſichtlich ſeiner Schwächen und Fehler keine Illuſionen. Sie wußte, daß ihm vor Allem Belehrung noththat, ſie wußte, daß von dieſen ſo lange, lange Zeit hindurch mit ſchändlichſter Abſichtlichkeit in den Koth der Unwiſſenheit und Gemeinheit niedergedrückten Mühſeligen und Beladenen kein thatkräftiger Aufſchwung des Geiſtes und Gemüthes zu erwarten wäre, wenn nicht zuerſt die Strahlen der Wahrheit und der Begeiſterung mit kluger Art in ihre umnachteten Seelen geleitet würden. Und von ihr ließ ſich denn das Volk auch mit einer Willigkeit belehren, welche keine Spur von jenem Mißtrauen aufzeigte, das den ſogenannten unteren Claſſen den ſogenannten Gebildeten gegenüber eigenthümlich iſt. Dieſes Mißtrauen konnte freilich nicht haften an einem Weſen, welches als der gute Genius der Gegend verehrt wurde. Was unſer Fräulein ſagt, meinten die Leute, das muß wahr ſein; was unſer Fräulein räth, muß recht ſein, denn ſie hat noch keinen Hungrigen ungeſättigt, keinen Hülfsbedürftigen ohne Hülfe, keinen Traurigen ohne Troſt von ſich gelaſſen: ſie meint es gut mit uns. — Was aber dieſes Gutmeinen und Gutthun noch werthvoller und reizender machte, war die anſpruchlos naive Form, in welche ſie es zu kleiden wußte. Graziella übte die Pflichten der Reichen gegen die Armen ſo, als verſtände ſich das Alles von ſelbſt, mit einer wohlthuenden Unbefangenheit und Heiterkeit, oft ſogar, wo es am Platze war, mit einer Art ſchelmiſchen Humors, welcher weit größere und beſſere Wirkung that, als die pietiſtiſche Gleißnerei unſerer ſogenannten Wohlthätigkeitsvereine, die nur Heuchler und Schufte großzieht. Sie begnügte ſich nicht damit, Geld zu geben, ſie wußte, wie es den Unglücklichen wohlthut, wenn ſie ſich von den Glücklichen perſönlich aufgeſucht und nicht nur mit Thaten, ſondern auch mit Worten des Erbarmens getröſtet finden. Wie oft kam mir, wenn ich in jenen Lenztagen durch die noch winterlich düſteren Wälder hin meine ärztlichen Gänge machte, in einſamem Thal oder in abgelegener Schlucht vor der Thüre eines Pochhammers, vor der Hütte eines Bergknappen oder Webers Graziella's Neufoundländer Rollo ſchmeichelnd entgegengeſprungen, mir anzeigend, daß ich drinnen am Bette einer armen Wöchnerin oder am Schmerzenslager eines in ſeinem Berufe verunglückten Arbeiters die Geliebte finden würde, fern den Augen der Menſchen jene heiligen Pflichten erfüllend, auf welche der Prophet von Nazareth in ſeiner Bergpredigt mit Recht ein ſo großes

Gewicht gelegt. Oft gingen wir dann mitſammen heim, von dem treuen Rollo in freudigen Sprüngen umtanzt, Hand in Hand jene ſüßen Geſpräche führend, in welchen ſich zu berauſchen die junge Liebe nie ſatt wird. O, damals empfand ich ſo recht von Herzen, was mein Freund Brand gemeint, als er einmal die erſte Liebe den Schmetterlingsflügelſtaub der Menſchenſeele nannte.

Ich ſegne mein Geſchick, daß es mir vergönnte, wenigſtens einen großartigen Aufſchwung meines Volkes zu ſehen und mitzuleben; ich ſegne es zweifach, daß es in jenen hoffnungsſtolzen Tagen ein Herz an das meinige legte, in welchem die gehobene Stimmung der Zeit ſo hoch und heilig waltete, wie vielleicht in keinem zweiten. Was auch kommen mag, die Erinnerung an jene Stunden, wo mir in das rauſchende Sturmlied gewaltiger Ereigniſſe ein Idyll lieblichſten Stils hereinklang, wird Nichts mir trüben und rauben; dieſe Erinnerung iſt ein Glück, welches das Leid eines ganzen Menſchenlebens aufwiegen kann.

In meinem Glücke beachtete ich es nicht, daß ſich in unſerer nächſten Umgebung einer jener gewaltſamen Ausbrüche vorbereitete, welche damals im ſüdweſtlichen

Deutſchland nicht ſelten waren, einer jener Ausbrüche, welche bewieſen, daß der Inſtinkt des Volkes unter Revolutionsmachen denn doch etwas Anderes verſtand, als ſeine von chimäriſchen Hoffnungen und völlig unmotivirtem Vertrauen berauſchten Führer.

Eines Abends ſagte mir Bangold:

Ich weiß nicht, ob ich mich täuſche, aber mir will ſcheinen, es gehe unter unſeren Bauern und Arbeitern Etwas vor.

Was denn?

Ich wiederhole, daß ich es nicht weiß, aber hab' Acht, 's iſt Etwas im Werke. Ich machte heute einen Gang durch das Thal und bemerkte, daß allerlei heimliches Gemunkel unter den Leuten herumgeht.

Sie werden ſich verſchwören, dir die Stolgebühren nicht mehr bezahlen zu wollen.

Ach, du lieber Gott, das wäre wohl der Mühe werth! . . . .

Hier wurde unſer Geſpräch unterbrochen und ich ſchenkte der Sache um ſo weniger Beachtung, als ich bei Einbruch der Nacht in eines der entlegenſten Thäler gerufen wurde, um einem Manne beizuſtehen, welcher ſich beim Holzfällen lebensgefährlich verletzt hatte. Bis zum folgenden Mittage mit dieſem und anderen Patienten vollauf beſchäftigt, kehrte ich auf dem Heimritt auf dem Sprudelhofe ein, wie ich oft zu thun pflegte. Der gutmüthige, „hinterſinnete“ Bauer brachte mein Pferd in den Stall und das Kätherle ſetzte mir eine ländliche Erfriſchung vor. Nachdem ich meinen Hunger geſtillt, plauderte ich mit dem guten Mädchen, welches mir wohlwollte, weil ich ſie, ſo gut es ging, zu überzeugen ſuchte, daß der Jörg zuletzt doch noch Raiſon annehmen würde. Auch diesmal handelten wir dieſen für das ſchüchtern, aber innigſt liebende Mädchen unerſchöpflichen Gegenſtand ab. Meine Gründe für die Hoffnung auf einen guten Ausgang der Sache wurden auch jetzt wieder begierig angehört und mit einem allerliebſten, zwar kopfſchüttelnd, aber doch mit halber Ueberzeugung vorgebrachten: Meinet Ihr? erwidert.

Ei, freilich mein' ich ſo, Kätherle, ſagte ich. Doch ſieh, ich bin hölliſch müde, und wenn du Nichts dagegen haſt, will ich mich auf den Ofen legen, um ein Stündchen zu ſchlafen.

So that ich denn auch und verſank hinter den bäuriſch grell gefärbten Vorhängen, welche nach Landesbrauch den oberen Rand des mächtigen Kachelofens umgaben, alsbald in einen tiefen Schlaf, welcher ziemlich lange gedauert haben muß, denn bei mäligem Erwachen bemerkte ich, daß Licht in der Stube brannte.

Noch im Halbſchlummer mich dehnend, wurde ich bald unfreiwilliger Zuhörer eines Geſpräches, welches drei Männer in der Stube führten. An ihren Stimmen erkannte ich leicht den Sprudeljörg, den Vetter Ambros und den Hexenſtoffel.

Alſo nochmal, fragte Vollmer, iſt Alles bereit?

Alles, Gott ſtraf' mich! entgegnete der Wirth vom Hexenkeſſel. 's müßte denn ſein, daß der Wisperfritz den Schlechten machte und nicht Wort hielte.

O, für den iſt mir nicht bange. Er wird wohl daran denken, daß man ihm den einzigen Sohn todtgeſchoſſen, wie 'nen Hund.

Ja, und zwar um 'nes lauſigen Rehbocks willen. Herrgott! wie oft hätt' ich da ſchon todtgeſchoſſen werden müſſen!

Ihr habt dem Wiſperfritz den Sammelplatz und die Stunde des Aufbruchs genau bezeichnet, Stoffel?

Ob ich das habe? Meint Ihr denn, ich wüßte nicht, daß ich mal Soldat geweſen?

Wie lange wird der Wiſperfritz mit ſeinen Leuten zu marſchiren haben, bis ſie von der Dorfhalde aus die Villa erreichen?

G'rad' ſo lange, denk' ich, wie wir von hier aus.

Und die Leute ſind mit allem Nöthigen wohl verſehen?

Wie kommt Ihr mir vor, daß Ihr ſo fragen mögt! Ihr vergeßt wohl ganz, daß ich als Corporal unter dem Napoleon gedient, Gott ſtraf' mich!

Nun, Nichts für ungut, alter Kumpan.

Na, das nicht, aber Ihr könnt verſichert ſein, daß die Leute drüben ganz commisbrotmäßig, ganz militairiſch hergerichtet ſind. 's hat mich, Gott ſtraf' mich! Mühe genug gekoſtet. Wie ſteht's aber mit denen hüben?

O, ganz gut, Stoffel. Euer Plan leuchtete auch Allen ein, und das mußte er wohl.

Ja, das glaub' ich, Sapperment. Möchte den ſehen, der d'ran was auszuſetzen hätte.

Der Jörg hatte bisher geſchwiegen. Jetzt miſchte er ſich auch in's Geſpräch, indem er in ſeiner phlegmatiſchen Weiſe ſagte:

Was das anlangen thut, Stoffel, ſo ſind mir doch curioſe Mucken aufgeſtiegen.

Dir, Jörg? Nun, Gott ſtraf' mich! Da möcht' ſich Einer doch grad' in 'ne Kanone laden laſſen. Du willſt in's Kriegsweſen hineinſchwätzen? Da ſeh' mal Einer!

Nicht ſo, Stoffel, nicht ſo, verſetzte der Jörg. Ich meine halt nur, ob das ganze Ding auch recht ſei, wißt Ihr, rechtſchaffen.

Und warum ſollt's nicht rechtſchaffen ſein, ſo 'nem Schuft mal auf den Pelz zu rücken? Gott ſtraf' mich!

Ja, ſeht mal, das iſt's halt g'rade. In der Bibel ſteht's ganz anders, was das angehen thut.

Aber warum guckſt du auch ſo viel in die alten Scharteken hinein, Burſch? Jetzt begreif' ich's, daß du wirr im Schädel wird. Guck' doch lieber dem Kätherle und anderen hübſchen Mädeln in die Augen, du Dalk und Dämmerling!

Nu, nu, werdet nicht böſe, Stoffel, entgegnete der Jörg ſanft. Jed's Ding hat zwei Seiten, ſagen g'ſcheidte Leute. Weil ich aber nicht recht aus der Sach' kommen konnt', wollt' ich am rechten Ort um Rath fragen und ging d'rum heut' Nachmittag g'ſchwind nach Straleck 'nauf . . . .

Jörg! rief Vetter Ambros erſchrocken aus.

Kreuz-Himmel-Regimentsdonnerwetter! ſchrie der alte Soldat.

Ja, aber ich hab' unſer gnädig's Fräulein nicht angetroffen und da dacht' ich, 's müßt' nicht ſein.

Gott ſtraf' mich, das iſt noch gut gegangen. Allen Reſpect vor unſerem Fräulein, allen Reſpect, ſag ich', aber von Kriegsſachen verſteht es Nichts, gar Nichts. Hat auch, denk' ich, das Fräulein keinen Pfifferling in die ganze Sach' hineinzureden.

Was ſagt Ihr, Stoffel? rief der Jörg mit plötzlicher Heftigkeit aus und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Ich leid's nicht, daß Ihr oder ſonſt Einer von unſerem gnädigen Fräulein ſo ſprechen thut. Ich leid's nicht, verſtanden?

Na, ich meint's nicht ſo ſchief, Jörg; brauchſt's d'rum auch nicht ſo ſchief z'nehmen. Wollt' mal den ſehen, der krumm von unſerem Fräulein ſpräche, Gott ſtraf' mich!

Wir müſſen aufbrechen, ſagte Vollmer, es iſt Zeit. Und du, Vetter Jörg, denk' an den Eid, den wir .....

Hier ging die Stimme des Redenden in ein Flüſtern über, welches ich nicht verſtehen konnte.

Ich denke d'ran, Vetter Ambros, entgegnete der Jörg, ja, ſo thu' ich. Aber ſag' mir bei deinem Gewiſſen, iſt er wirklich drüben, der Böſewicht?

Ja, der Wiſperfritz und ich haben ihn heute Morgen mit unſeren eigenen Augen geſehen. Und nun kommt! .....

In Folge dieſer Aufforderung verließen die Männer raſch die Stube, viel raſcher, als ich einen Entſchluß zu faſſen vermochte. Die Uebermüdung drückte noch bleiern auf meine Augenlider, ſo daß ich mich kaum des Wiedereinſchlafens erwehren konnte und faſt geneigt war, das Gehörte für einen Traum zu halten. Wäre mir nicht zufällig wieder zu Sinn gekommen, was geſtern Abend der Pfarrer zu mir geſagt, ſo hätte ich wahrſcheinlich meiner Trägheit nachgegeben und mich auf meinem bequemen Spreuſack wieder auf's Ohr gelegt. Aber ich hielt die Worte Vangold's mit dem vorhin Vernommenen zuſammen und das machte mich munter.

Sobald ich das geworden, ſchalt ich mich, daß ich nicht friſchweg unter die Theilnehmer an dem verfänglichen Geſpräche getreten. Denn das ſchien mir jetzt unzweifelhaft, daß hier von einem gewaltthätigen Unternehmen die Rede geweſen.

Ein gewaltthätiges Unternehmen! Das wäre ja erſchrecklich! Ach, wir jämmerlich gutmüthigen und vertrauensvollen Revolutionäre von damals waren von dem Geiſte der Geſetzlichkeit wahrhaft beſeſſen.

Als ich die Ofentreppe herabkam, trat das Kätherle in die Stube.

Sind ſie fort? fragte ich.

Ja, die Mannen ſind fort. Ach, Herr Doctor, was ſoll denn daraus werden?

Aus was denn? fragte ich, der ich mich vor dem Mädchen meiner Lauſcherrolle ſchämte.

Ja, ſeht Ihr, Herr, ich verſteh halt die Sach' nicht. Aber 's kommt mir ganz grüſelig für, daß der Jörg mit dem Vetter Ambros und dem Hexenſtoffel ſo nächtlicher Weiſe auf und davon iſt. Sie haben mich aus der Stube geſchickt, als ſie kamen, aber ich hab's wohl geſehen, daß ſie die Rappen, auf welche der Jörg ſo viel hält, aus dem Stalle zogen und wie wüthig davonritten. Hatten auch G'wehre bei ſich und der Hexenſtoffel hat ſeinen großen Sabel um den Leib g'ſchnallt.

Das iſt allerdings ſonderbar.

Nicht wahr? Und dann hat's ſchon ſeit zwei Tagen allerlei Heimlichkeit auf dem Sprudelhof gegeben. Der Jörg und der Vetter Ambros waren allfort auf den Beinen und es kamen allerlei Leute, die ſonſt gar nicht bei uns einkehren, ja, und auch der Wisperfritz war zweimal da, wißt Ihr, der Wilderer, von dem — verzeih mir's Gott — die Leute ſagen, er hätt' 'nen Bund mit dem Teufel g'macht. O, Herr Jeſus, Maria und Joſeph, wenn nur dem Jörg Nichts g'ſchieht!

Was ſollte ihm denn geſchehen, Kätherle? Aber leuchte mir mal in den Stall. Ich will fort und ſehen, ob ich die Männer nicht noch einholen kann. Vielleicht fügte ich bei, um das gute Mädchen zu beruhigen, haben ſie auch nur einen Jux vor.

'nen Jux, Herr? O nein! Da kennt Ihr den Vetter Ambros ſchlecht. Der hat ſchon lange keinen Jux mehr g'macht und der Jörg auch nicht. 's iſt was Ernſtes im Werke, ja wohl, und ich fürchte, 's möcht für den guten Jörg 'nen übeln Ausgang nehmen.

Haſt du denn nicht geſehen, welche Richtung ſie eingeſchlagen?

Ich konnt' ſie nur reiten ſehen, bis ſie die Straße erreicht hatten. 's iſt ja rabenſchwarz heut' Nacht.

Meiner Treu, das iſt wahr, man ſieht die Hand vor den Augen nicht. Aber jetzt gute Nacht, Kätherle, und laß dir nichts Böſes träumen. Der Jörg wird wohl bald wieder zurück ſein; er iſt ja ſonſt kein Nachtſchwärmer.

Ich ſprang in den Sattel und ſetzte mein Pferd, auf deſſen ſichern Tritt und deſſen Terrainkenntniß ich mich vollkommen verlaſſen konnte, ſobald ich auf der Straße draußen war, in Couriergang. Bald tauchten auch die Lichter von Straleck vor mir auf und ich erreichte meine Wohnung, ohne die Drei angetroffen zu haben, ohne daß mir ſonſt Etwas aufgefallen wäre. Es war in den Gaſſen des Fleckens ganz ruhig. Ich fragte Helm, ob es was Neues gäbe.

Nichts von Wichtigkeit, lautete die Antwort. Vor ner Stunde etwa krakeelten ſie ein Biſſel drüben im goldenen Lamme. Die Leute ſprachen davon, der Frau Baronin, welche ſie nicht ſchmecken können, 'ne Katzenmuſik zu bringen . . . .

Ja, das hätte beinahe 'ne hübſche Suppe gegeben, ſagte mein Hausgenoſſe Boger, indem er aus der Apotheke auf den Flur trat. Denken Sie ſich, Doctor, die Leute wollten die Frau Baronin abſolut mit einer Katzenmuſik heimſuchen; denken Sie, die ſchöne, prächtige Frau! Auch redeten ſie von Fenſtereinwerfen, Einige ſogar davon, wie es das Geſcheidteſte wäre, dem Baron ſein Palais niederzubrennen, da es ja doch nur, ſagten ſie, vom Ertrage ihres blutigen Schweißes erbaut ſei. Auch wollten ſie ſich ihren Antheil am Geſchäfte mal aus den Geldkiſten des Barons holen, der, ſagten ſie, ſtatt des Herzens 'nen Thalerſack in der Bruſt trage. Solcherlei Reden führten ſie, und als ich dagegen ſprach, ſchrie mir des Uhrenſeppels langer

Kaspar, der unlängſt aus Berlin heimgekommen, zu: Verdufte, Neunundneunziger, verdufte, verſchwinde, mache dich unſichtbar, oder wir ſtoßen dich in deinem eigenen Mörſer zu Rattengift und geben dich der vermaledeiten .... ich will nicht ſagen, wie er die Baronin nannte .... ein. Da mußt' ich wohl gehen, denn die Kerle waren ganz wild. Auch der Lammwirth ſprach, wie mir der Helm vorhin ſagte, vergeblich zum Frieden, obwohl er ſie ſonſt alle am Schnürchen hat. Weil er aber ein kluger Mann iſt, ſo wollt' er's nicht für Nichts und wieder Nichts zu böſen Händeln kommen laſſen. Deßhalb kam er zu mir herübergeſprungen und bat mich, zu der Baronin zu gehen, um ihr die Anzeige zu machen und ihr zu ſagen, ſie thäte wohl am Beſten, wenn ſie für dieſe Nacht im Pfarrhauſe oder draußen im Schloſſe eine Zuflucht ſuchte, denn die Leute ſeien einmal rabbiat und da könne man für Nichts ſtehen. Die Baronin wollte Anfangs Nichts davon hören, wie ſie denn eine ebenſo muthige als ſchöne Frau iſt. Auch Fräulein Clara meinte, ſie hätte ja Niemand Etwas zu Leide gethan und fürchte ſich daher auch nicht. Aber der Couſin der gnädigen Frau, der Baron Flottenheim, war ganz anderer Anſicht. Wenn der Herr Baron zu Hauſe wäre, meinte er, da wär's was Anderes. Da könnte man, ausgerüſtet mit dem Anſehen des Miniſters, dem Sturme trotzen, ſo aber ginge das nicht. Und kurz, er überredete die Baronin, das Palais für dieſe Nacht zu verlaſſen, und ſo geleitete ich die Dreie in's Pfarrhaus, denn die gnädige Frau wollte nicht auf's Schloß. Als ich jedoch wieder in's goldene Lamm ging, ſo zu ſagen als Spion, war da Alles ruhig geworden und ich hörte, es ſei ein Bote gekommen, ein Bote von dem Wisperfritz, von dem verwegenen Wilderer, denken Sie ſich! und da ſei der ganze Haufe eilends ab und in die Nacht hinausgezogen. Können Sie daraus klug werden? Das ſagen Sie mir einmal.

Ja, was wollen Sie? Ich verſtehe von der Geſchichte gerade ſo viel, wie Sie. Aber ich will doch mal in's Pfarrhaus hinaufgehen.

Das that ich denn auch, nachdem ich Helm befohlen, auf alle Fälle hin mein Pferd geſattelt zu halten und meine Piſtolen zu laden und in die Holſter zu thun.

Ich fand den Pfarrer mit ſeinen Gäſten um den Tiſch ſitzen und bemüht, ein heiteres Geſpräch in Gang zu bringen, was ihm aber bis jetzt nicht gelungen war. Die Baronin war in großer Aufregung, die aber augenſcheinlich nur von Zorn, nicht von Furcht herrührte. Flottenheim's Benehmen war unſicher und zaghaft, obgleich er der Sache eine humoriſtiſche Wendung zu geben ſuchte. Völlig ruhig und gefaßt war Fräulein Redwitz. Brand befand ſich nicht im Zimmer und ich erfuhr ſpäter, daß er Nachmittags abgereiſt, weil er bei einer großen Volksverſammlung in Zillingen als Redner auftreten ſollte.

Was bringſt du Neues? rief mir Bangold entgegen.

Nichts. Ich komme ſo eben aus dem Roggenthale herauf und habe mit Befremdung vernommen, daß es hier etwas unruhig hergegangen.

Ei freilich, ſagte die Baronin. Die Tollheit des Carnevals geht ja heuer erſt nach Oſtern recht an, wie es ſcheint, und der Stralecker Volksverein darf ſich natürlich der Mode, Katzenmuſiken aufzuführen, nicht entziehen.

Aber es iſt ja, wie ich höre, zu keiner Katzenmuſik gekommen, gnädige Frau.

O, Ihr Volksverein, Herr Doctor — denn Sie ſind ja wohl der Präſident dieſer noblen Verſammlung — unterließ die Schändlichkeit wahrſcheinlich nur deßhalb, weil er nicht einmal den Muth hatte, ein paar Damen in Schrecken zu jagen. Man kennt dieſe Helden.

Ein zornvoller Blick machte dieſe Bitterkeit noch bitterer, allein weder Blick, noch Wort ging mir zu Herzen. Die Baronin war für mich längſt in die Reihe der mir gleichgültigen Perſonen zurückgetreten. Ich entgegnete daher ganz ruhig:

Ich halte ebenſo wenig, wie Sie, gnädige Frau, von der Mode der Katzenmuſiken, finde es jedoch begreiflich, daß das Volk auch einmal Luſt bekommt, die Herren nach ſeiner Pfeife tanzen zu laſſen.

Wie, Sie könnten eine ſolche Erbärmlichkeit entſchuldigen?

Aber, liebe Couſine, nahm Flottenheim das Wort, wer wird auch die Sache ſo tragiſch auffaſſen? Ich geſtehe, daß es mich ordentlich lüſtet, einmal eine recht gediegene **Katzenmuſik** zu hören. Dieſes auch iſt Poeſie, möcht' ich mit Freiligrath ſagen.

Ach, gehen Sie, ſchöner Vetter. Ihr Gelüſte nach einem Charivari war keineswegs ſo groß, als wir mit einem ſolchen bedroht waren.

Ich glaube gar nicht, daß die Drohung ernſt gemeint war, ſagte Clara begütigend. Es wird jetzt ſo viel geredet und gelärmt, und wenn alle die Worte zur That würden, ſo müßte längſt das Unterſte zu oberſt gekehrt ſein, was doch gar nicht der Fall iſt. Das Volk hier herum und im ganzen Lande iſt viel zu gutmüthig, um wirkliche Erzeſſe zu begehen.

Meinen Sie, liebes Clärchen? fragte die Baronin ſpöttiſch. Ja, Sie ſind eben gewohnt, Alles im tröſtlichen Lichte zu ſehen. Aber war das etwa auch ein Beweis von Gutmüthigkeit, daß, wie mir heute Ihr Vater ſchrieb, der Pöbel in der Reſidenz vorgeſtern das Palais des Prinzen Willibald ſtürmen und demoliren wollte und den Neffen des Königs zwang, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen?

Feriengeld zu geben, würde der ſelige Blumauer ſagen, bemerkte Flottenheim.

Wie, fragte der Pfarrer, die königliche Hoheit war wirklich nicht mehr ſicher unter den Bewohnern der getreuen Reſidenz ſeines Oheims?

Es ſcheint ſo, entgegnete Flottenheim, denn der Prinz verſchwand, ſo zu ſagen, brannte durch, riß aus, machte ſich davon, verduftete, wurde unſichtbar, ſchied ohne Abſchied zu nehmen, concentrirte ſich rückwärts, entwich den Hallen ſeiner Väter, effugit, erupit, evasit.

Pangold lachte herzlich über dieſe Paraphraſe Cicero's, allein die Baronin ſagte übelgelaunt:

Solche Witze, lieber Vetter, ſind denn doch von ſehr inferiorem Geſchmacke.

Aber, ſagte ich, das iſt ja erſtaunlich, daß das Reſidenzvolk zu einem ſolchen Unterfangen ſich aufrömert.

Ei, Herr Doctor, Sie billigen am Ende gar dieſes Attentat? verſetzte die Baronin ſpitzig.

Nun, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ich finde es wenigſtens ganz erklärlich. Dieſer Prinz iſt die verhaßteſte Perſon im ganzen Lande und ſo eine Lection kann ihm gar Nichts ſchaden. Im Uebrigen freut mich, ganz abgeſehen von der Perſon des Prinzen, der Vorgang deßhalb, weil er beweiſt, daß es auch in den deutſchen Reſidenzen, dieſen Brütneſtern des Servilismus, zu gähren beginnt.

Eine ſaubere Gährung das!

In dieſer unerquicklichen Weiſe ſpann ſich die Unterhaltung noch eine Stunde fort und verlor ſich dann in eine Pauſe allgemeiner Verſtimmung. In einer derartigen Situation wird das unterbrochene Geſpräch bekanntlich dadurch wieder aufzunehmen geſucht, daß Einer mit einer ungeheuren Dummheit herausplatzt oder daß man vom Wetter ſpricht. Bangold entſchloß ſich zu Letzterem, wozu der Umſtand Veranlaſſung gab, daß die Fenſterladen unter der Einwirkung eines plötzlich laut gewordenen Sturmwindes zu klappern und zu ſchlagen begannen.

Was das für ein Unwetter iſt, ſagte er, indem er ein Fenſter öffnete.

Schneegerieſel ſchlug ihm in's Geſicht und ein naßkalter Luftſtrom füllte das Zimmer.

Brrr! machte er und ſchickte ſich raſch an, das Fenſter wieder zu ſchließen, hielt aber plötzlich damit inne, beugte ſich hinaus und rief:

Was iſt denn das? Seht doch die furchtbare, dunkelrothe Helle da drüben über den Hellbrunner Bergen!

Wir eilten an das Fenſter und ſahen, wie in der angegebenen Richtung eine breite Flammenröthe hinter den Bergen herauf und in den dunkeln Himmel emporſtieg.

In dieſem Augenblicke wurde heftig an die Hausthüre geklopft und wenige Sekunden nachher ſtürzte Lieschen in das Zimmer mit dem Ausrufe:

Herr Jeſus, in Hellbrunn brennt es lichterloh!

Gleich darauf ſchlugen die Glocken in der nahen Kirche zum Sturmläuten an.

Indem ich das auf dem Sprudelhofe Erlauſchte mit der Brandhelle zuſammenhielt, geſtaltete ſich vor meinem inneren Auge ein erſchreckendes Gemälde.

Sollte der Prinz in Hellbrunn ſein? fragte ich haſtig.

Ich weiß es nicht, erwiderte die Baronin, meinen Gedanken errathend.

Niemand wußte es.

Ich will eilends hinüber, ſagte ich, meine Mütze aufraffend; vielleicht gilt es, ein Unglück zu verhüten.

Demzufolge rannte ich den Kirchenhügel hinab, ließ mir das geſattelte Pferd vorführen, ſtieg auf und ritt mit verhängtem Zügel auf der Straße nach Hellbrunn in Sturm und Finſterniß hinein.

Es war ein heilloſes Wetter. Der zum Orkan angewachſene Sturm durchfegte brüllend die Bergwälder und beugte unter ſeinem wilden Schnauben die hohen Tannenſtämme, daß ſie links und rechts mit Kanonendonner ähnlichem Gekrache zuſammenbrachen. Hagelkörnerhartes Schneegeſtöber ſchlug mir mit einer Heftigkeit in's Geſicht, daß ich die Augen davor ſchließen mußte. Auch meinem Braunen ſchien die Sache gar nicht zu behagen, denn er ſchüttelte heftig mit dem Kopfe, machte dann und wann einen Seitenſprung und verſuchte ein paarmal geradezu auf eigene Fauſt umzukehren. Die Erde ſchien mit dem Himmel in einen ſchwarzen Klumpen zuſammengewachſen zu ſein, nur in der Richtung, nach welcher ich hinſtrebte, ſtand noch immer die grellrothe Feuerſäule in der Dunkelheit und hob ſich unheimlich genug von derſelben ab. Jetzt ſchien die Helle ſogar zu wachſen und wie vom Winde gepeitſcht hin und her zu ſchwanken. Sie entſchwand für einige Zeit meinen Blicken, während ich am Fuße des Schwarzſteckes hinritt, eines der höchſten Berge der Gegend, welcher ſich wie eine ungeheure Mauer zwiſchen dem Stralecker und Hellbrunner Thale hinzieht. Das letztere öffnete ſich ſüdwärts vor mir, als ich den letzten jähabfallenden Vorſprung des Berges umritten, und nun ſah ich, daß meine Ahnung mich nicht getäuſcht.

Dort in der Tiefe des Thales ſtand die Villa des Prinzen ſammt ihren Nebengebäuden in Flammen. Ich konnte mich nicht täuſchen, da ich die Lage der prinzlichen Beſitzung genau kannte und zudem jetzt gerade das Nachlaſſen des Sturmes meinen Augen eine ungeſtörtere Vergewiſſerung geſtattete. Das Toben des Unwetters ſchien ſich mit einmal erſchöpft zu haben, das Schneegerieſel hörte auf, es wurde ſtill in der Luft und aus dem raſch zerflatternden Gewölke trat plötzlich der Mond hervor, deſſen volle, blaſſe Scheibe einen ſeltſamen Kontraſt zu der Brandröthe bildete.

Ich ſetzte meinem Pferde die Sporen ein und beeilte nach Kräften meinen Ritt, um dem Schauplatze des Unglückes näher zu kommen. Die Straße bog jetzt in einen Forſt ein, deſſen dichtſtehende Wipfel dem Mondlichte nur ſpärlichen Zugang geſtatteten.

Da horch, war das nicht der Hufſchlag eines in tollem Laufe einherſetzenden Roſſes, was mir entgegenkam? Und ſchallte in geringer Entfernung dem Hufſchlage des Pferdes nicht der eines zweiten hinterdrein?

Bevor ich mir dieſe Frage beantworten konnte, jagte in wilder Flucht ein Reiter an mir vorüber, deſſen Geſtalt mein Auge nur für einen Augenblick erhaſchen konnte, ohne daß ich ihn zu erkennen vermochte. Und ſchon folgte ihm in raſendem Rennen ein zweiter und flog gedankenſchnell an mir vorbei.

Mein Brauner bäumte ſich, pruhſtete und ſtand dann wie angewurzelt.

Ich ſah mich um.

Eine vor Wuth heiſer gellende Stimme brüllte ein Halt!, das mir durch Mark und Bein drang. Dann ein Pulverblitz und der Knall einer Büchſe und wieder ein Wuthſchrei und „hurre hurre, hop hop hop, ging's fort in ſauſendem Galopp“ und die Düſterniß und Stille des Tannendunkels ſchlug wieder hinter dem Flüchtlinge und ſeinem Verfolger zuſammen.

3.

Conzert auf dem Scheiterhaufen und freiherrliches Ballet.

Wer waren die Reiter, welche ſo geſpenſtiſch unheimlich an mir vorübergeſauſ't? Ich ahnte es mit leiſem Schrecken und doch auch wieder mit jener nicht zu unterdrückenden Genugthuung, welche das Walten der Nemeſis einflößt. Dem iſt der Bluträcher auf den Ferſen, ſagte ich bei mir, und wehe ihm, wenn er ihn erreicht.

Mein Pferd hatte ſich von ſelber wieder in Gang geſetzt und ich ließ es tüchtig austraben. Hätte ich wohl umkehren ſollen? Aber was würde meine Umkehr genützt haben, vorausgeſetzt auch, daß ich mit meinem ermüdeten Gaule die beiden Reiter hätte einholen kön=

nen? Vorwärts denn und laſſen wir dem Verhängniſſe ſeinen Lauf.

Der Wald ging zu Ende und die Scene der Zerſtörung, denn eine ſolche ſollte ich erblicken, entfaltete ſich allmälig deutlicher vor meinen Augen. Nach viertelſtündigem Reiten war ich an Ort und Stelle.

Die Villa des Prinzen war dieſſeits des Dorfes Hellbrunn an einer ſanftanſteigenden Halde gelegen. Hinter dem Schloſſe erhoben ſich in einem Halbcirkel die Stallungen, Remiſen, das Fürſtenhaus und ein Pavillon, in welchem die Dienerſchaft zu wohnen pflegte.

Alle dieſe Gebäude ſtanden in Flammen, aber das Feuer hatte ſeine meiſte Arbeit ſchon gethan, die Giebel, Dächer und Wände waren bereits eingeſtürzt unter ſeinem heißen Athem und ſchwere, ſchwarze Rauchwolken dampften aus dem Gluthaufen zum mondhellen Firmamente empor. Der Abhang der Halde war überſäet mit den Trümmern eines koſtbaren Hausrathes. Prächtiges Mobiliar und rieſige Spiegel, Gemälde, Uhren, Teppiche und Gardinen, Bettzeug und Geſchirr aller Art — Alles das lag zu großen und kleinen Haufen geſchichtet in bunteſter Unordnung umher, umſtanden von Gruppen einer gaffenden, jauchzenden, brüllenden Menge, die das Berſten und Stürzen der Mauern des Schloſſes mit tobendem Hurrah und Huſſah begleitete.

Es war ein Gemälde à la Höllenbreughel.

Aber es war doch eine gewiſſe Ordnung in dieſer Anarchie. Der Zutritt zu dem Werke der Vernichtung war durch eine Reihe barock bewaffneter Bauern abgeſperrt, welche den Rand der Straße beſetzt hielten und mir, als ich an ſie heranritt, nicht eben freundliche Geſichter zukehrten. Auf der Straße waren die Feuerſpritzen von Hellbrunn und von zwei anderen weiter hinten im Thale liegenden Gemeinden aufgefahren, ſtanden aber unthätig, weil man ihnen alle Arbeit durchaus verwehrt hatte. An einer dieſer Maſchinen lehnte mit betrübtem Geſichte der Schultheiß von Hellbrunn, der mir bekannt war. Auch er erkannte mich ſogleich, trat mir entgegen und ſagte:

Ach, Herr Doctor, das iſt 'ne böſe Sach'!

Aber habt Ihr denn gar Nichts gethan, um dies Unheil zu verhüten?

O, Herr Jeſus, Alles, was ich konnte, entgegnete der alte Bauer, aber ich ſag' Euch, die Leute waren ganz wüthig und drohten Jeden todtzuſchlagen, der ſich in das Ding miſchen würde. Was ich auch ſagen und thun mocht', half Alles Nichts und ich mußt' noch froh ſein, daß ſie mir nicht den Buckel vollſchlugen. Der Prinz hat's freilich arg getrieben, das muß man ſagen.

War er hier?

Ja, das kann ich Euch halt nicht ſagen. Will's Gott, iſt's wahr, was mir meines Nachbars Michel vorhin heimlich ſagte, der Prinz ſei durch 'ne Hinterthür der Stallung entwiſcht und zu Pferd auf und davon. Aber ſeine Leute wurden alle gefangen und zum Theil, 's iſt leider wahr, übel tractirt, wißt Ihr, inſonderheit die, welche ihm bei allen ſeinen Streichen beiſtanden, wie ſein Kammerdiener und der Büchſenſpanner und der Förſter. Aber ſeht doch, was wollen ſie denn jetzt anſtellen? Dort kommt der Wisperfritz mit dem Hexenſtoffel den Rain abe und dort bringen ſie den Kammerdiener und den Förſter und den Leibjäger. Und was ſollen denn die Fackeln, welche die Kerle dort anſtecken?

Ich ſtieg ab, band meinen Gaul an eine der Sprizzen, nahm meine Piſtolen aus den Holſtern, ſteckte ſie in die Seitentaſchen meines Ueberrockes und ſchritt auf den Kreis der Bauern zu.

Hier darf Keiner durch, ſagte einer der Wachhaltenden trotzig zu mir, abſonderlich Keiner von den Herrenleuten.

Und er ſchüttelte mir mit einer ſehr unzweideutigen Gebärde ſeinen ländlichen Dreizack, d. h. eine Miſtgabel, entgegen.

He, halt, Jokel! ſchrie eine Stimme innerhalb des Kreiſes, als deren Eigenthümer ich des Uhrenſeppels langen Kaspar aus Straleck erkannte. Rück' bei Seite, Jokel, und laß den Herrn paſſiren. 's iſt der Doctor Wildfeuer. Der darf den Jux ſchon mit anſehen. Der ſchad't uns Nichts.

Dieſe Protection öffnete mir den Kreis, aber der lange Kaspar fand nicht für gut, meinen ſtürmiſchen Fragen Stand zu halten. Dagegen that dies der Hexenſtoffel, welcher auf mich zukam, ſobald er mich bemerkt hatte.

Ei, Gott ſtraf mich, was thut Ihr hier, Herr Doctor? fragte er mich, ſo ruhig und munter, als wäre gar Nichts vorgefallen.

Um des Himmels willen, Stoffel, was habt Ihr gemacht?

Was wir gemacht haben, Herrle? Je nun ein kleines Freudefeuerchen von wegen der neuen Freiheit und Gleichheit, wißt Ihr. Wir haben die Lagerbücher, die Gült- und Frohnbücher und all das verfluchte Schmierale verbrannt, woraus des Prinzen Rentamtmann den Bauern bewies, ſie ſeien Hunde und müßten leben wie die Hunde, während die Hunde des Durchlauchtigſten wie Herren lebten .... He, da heulen die Köter!

Und er wies auf einen Rudel prinzlicher Jagdhunde hin, welche die wüthenden Bauern an den Schwänzen zuſammenbanden und ſo in die Flammen warfen.

Was iſt aus dem Prinzen geworden?

Er iſt fort und jetzt hoffentlich wohlgeborgen .... für immer.

Wie meint Ihr das? Wo iſt Vollmer?

Weiß nicht, erwiderte der alte Kriegsmann mit einem hämiſchen Lächeln.

Und der Sprudeljörg?

O, der hat die Retirade angetreten, als die Luſtbarkeit anging. Er konnt's nicht mitanſehen, der Buttermilchkerl. 's iſt Nichts an ihm, Gott ſtraf' mich!

Stoffel, ich ſag' Euch, Ihr habt Euch und der ganzen Gegend eine böſe Suppe einbrocken helfen. Aber freilich nützen da Worte jetzt ſchon Nichts mehr.

Ja, ſo iſt's, Herr, ſagte der Wisperfritz, der unverſehends zu uns herangetreten So iſt's, wiederholte der alte Wilderer mit dem broncefarbigen Geſichte und dem ſtruppigen, eiſengrauen Haare und Barte, den ich einmal zufällig im Hexenkeſſel getroffen. Ja, fuhr er fort, die Redensarten thun nun ſchon Nichts mehr zur Sach'. Aber ſeht Euch das Ding nur recht an, 's iſt ein hübſch Ding, iſt es nicht? Ich weiß, Ihr meint's gut mit dem g'meinen Manne, und d'rum könnt Ihr Euch die G'ſchicht' ganz ungenirt anſehen; 'nen Andern von den Herrenleuten würden wir nicht daleiden, verſteht Ihr? Seht, da ſind lauter Leute, die der Hundsfott von Prinz geſchädigt und geſchunden hat.

Den Bauern da hat er ihre Saaten verwüſtet mit ſeinen Hirſchrudeln und hat ihnen mit ſeinen gottverdammten Gülten und Zehnten und Todfällen und Zinſen das Blut unter den Nägeln vorgepreßt — die konnten verrecken, wie's liebe Vieh, während er mit ſeinen Huren praßte, wie der reiche Sünder im Evangele.... Ihre Töchter und Schweſtern und Weiber hat er verunehrt und die Söhne, ja die Söhne ließ er gelegentlich todtſchießen, wenn ſie ſich auf ſeiner Wildbahn blicken ließen. Und das ging Alles ganz glattweg und luſtig, ganz geſetzmäßig, wie's die Herrenleute nennen. Wenn man klagte, bah! Duck' Er ſich und ſchweig', Er Tropf! hieß es in der Amtsſtube, oder Er kommt in's Hundeloch.... Ei, Herr, Ihr ſeid noch jung und fremd da herum, wißt alſo Nichts von dieſen Geſchichten. Wißt Ihr, wie's 'nem Vater thut, wenn man ihm ſein einzig Kind ſtarr und todt heimbringt, mit 'ner Kugel in der Bruſt? 's war ein Junge, ſo brav und wacker, wie ein junger Eichſtamm. Er ſei dem Prinzen in's Gehege gekommen, ſagten ſie, und da ſei ihm nur ſein Recht geſchehen. Was, zum Teufel, hat der Herrgott das Wild nur für die großen Herren geſchafſen? Aber die Herrenleute machen ja die Jagdgeſetz — vermaledeit ſeien ſie! . . . . Doch jetzt muß es anders gehen. Die Franzoſen haben ihren ſchlechten Hund von König zum Teufel gejagt und ſo wollen wir's mit den großen Herren auch mal machen. Der Vetter Ambros vom Sprudelhof drüben hat uns Alles ausgelegt und erklärt. Der g'meine Mann muß jetzt mal obenauf kommen, der muß 's Heft ſelber in die Hand nehmen. Sonſt verpfuſcht ihr Herrenleute d' Sach' wieder, auch wenn ihr's gut meint — Nichts für ungut! . . . . Seht, Herrle, d'rum haben wir uns heut' zuſammengethan und haben den Fuchs, der aber wohl ein Wolf war, aus ſeiner glitzerigen Höhle geräuchert und haben den verſtunkenen Papierkram, wo die großen Lügen d'rin ſtanden, verbrannt und wollen den ganzen Sündenplunder verbrennen. Und geſtohlen wird Nichts, Herr, nicht ein Fetzen; ich leid's nicht und wir alle leiden's nicht. Aber das ſag' ich Euch, Herr, miſcht Euch nicht d'rein, wenn ich Euch gut zum Rath bin. 's muß Alles verruinirt ſein, anders thun wir's nicht. Der g'meine Mann will auch mal einen Jux haben . . . .

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte ſich der grimme Alte weg und ſchrie mit ſeiner Stentorſtimme in die wimmelnde Menge hinein:

„Zündet an, Burſche, zündet an und laßt die Muſik losgehen“

Es kam ſofort eine lärmend luſtige Bewegung in die verſchiedenen Gruppen und auf das Commando des Wieſperfritz eilte ein Dutzend Leute mit brennenden Fackeln zu den bereits erwähnten Haufen koſtbaren Hausrathes, welcher nach Erſtürmung der Villa auf den freien Platz vor derſelben geſchafft worden war, und ſteckten dieſelben in Brand. Das gab der Freude des Volkes einen neuen Aufſchwung. Es ſollte ja Alles „verruinirt“ werden. Rings eine dämoniſche und doch wieder kindlich naive Fröhlichkeit, derbe Witzworte, Lachen, Gejohle, dazwiſchen manchmal wildes Gekreiſch und ein gräßliches Fluchwort.

Soweit war nun wohl, da ja das Uebel überhaupt nicht mehr ungeſchehen gemacht werden konnte, Alles in Ordnung. Jetzt aber fiel mein Blick mit einmal auf eine Einzelſcene dieſes Schauſpieles, welche eine viel bedenklichere Färbung annehmen zu wollen ſchien.

In dem grellen Scheine der zahlreich auflodernden Feuer ſah ich inmitten eines dichtgedrängten Kreiſes einen mächtigen Holzſtoß gethürmt. Prächtiges Mobiliar, Mahagonitiſche, Ottomanen, Fauteuils bildeten das Material deſſelben. Auf die Spitze dieſes Scheiterhaufens, falls eine ſolche Bezeichnung paßt, hatte man ein Pariſer Piano geſtellt, vor deſſen aufgeſchlagener Claviatur todtbleich, in ſchwarzem Fracke und ſeidenen Strümpfen der Kammerdiener des Prinzen ſaß. Rechts und links ihm zur Seite ſtanden der Oberförſter und der Leibjäger, Waldhörner in den zitternden Händen haltend. Es war eine Erbarmen erregende Gruppe, und was auch dieſe Helfershelfer prinzlicher Lüſte und Deſpotenlaunen verbrochen haben mochten, zu dieſer Stunde büßten ſie es in der Hölle der Todesangſt, welche ſich auf ihren Zügen malte.

Was hat denn das zu bedeuten? fragte ich einen gaffenden Bauernjungen.

Weiß nicht, Herr, lautete die Antwort. Der Wisperfritz iſt halt ein gar ſchnurriger Kerl.

Spielt auf, ihr Hunde! ſchrie jetzt die Stimme des alten Wilderers. Spielt uns auf zum Tanze, oder ....!

Mechaniſch brachte der Kammerdiener die Hände auf die Taſten, mechaniſch ſetzten die beiden Anderen ihre Inſtrumente an den Mund und alsbald begann ſich der ganze Kreis der Zuſchauer mit verſchlungenen Händen und tollem Gelächter um den Holzſtoß im Tanze zu drehen.

Ich glaubte mich wahrhaftig auf den Blocksberg und mitten in einen Hexenſabbath verſetzt und fühlte mich von einem traumhaften Schwindel angefaßt.

Das jähe Abſchnappen der ſeltſamen, in heilloſen Diſſonanzen dahinzitternden Muſik und ein gellender Angſtruf der Muſikanten gab mir die klare Beſinnung zurück.

Den Kreis ohne weitere Umſtände gewaltſam durchbrechend gewahrte ich das Gräßliche.

Man hatte Feuer an den Holzſtoß gelegt und ſchon züngelte die Flamme nach den Füßen der drei Unglücklichen empor.

Haltet ein, Barbaren, haltet ein! rief ich, ſtieß die Feuerbrände mit den Füßen bei Seite, ſprang auf den Holzſtoß und riß die Drei herunter. Dann ſtellte ich mich vor ſie hin, zog meine Piſtolen hervor, ſpannte die Hahnen und drohte, nachdem ich hervorgeſprudelt, was mir Zorn und Empörung gerade auf die Zunge legte, Jedem den Schädel zu zerſchmettern, welcher den unglücklichen Leuten zu nahe kommen würde.

Drohendes Gemurmel antwortete mir.

Was will denn der da? . . . . 's iſt auch ſo Einer, auch Einer von den Herrenleuten . . . . Gebt ihm Eins auf's Dach . . .

Aha, iſt's ſo gemeint, Herrle? ſchrie der Wiſperfritz mit einem gräulichen Fluche. Ihr wollt Euch d'reinmiſchen? Wollt unſern Jux ſtören? Wollen Euch aber gleich Mores lehren. Sag' Euch, macht, daß Ihr fortkommt, oder....

Und der wüthende Alte ſchlug ſeinen Kugelſtutzen auf mich an.

Da ich entſchloſſen war, meinen Poſten zu behaupten, ſo hätte die Sache ſchlimm genug ablaufen können, wäre mir nicht der Hexenſtoffel zu Hülfe gekommen.

He, Alterle, ſagte er zu dem Wildſchützen und ſchlug das Gewehr deſſelben raſch zur Seite, mach' mir doch keine Maſſematten. 's iſt ja unſer Doctor. Ich leid's nicht, daß ihm was g'ſchieht, Gott ſtraf' mich! . . .

Hat am Ende auch Recht, der Docter, fuhr er mit erhobener Stimme fort. Wir dürfen die Leute da nicht röſten und ſchmoren, wie ein paar Spanferkel. Wißt ihr, das thut nicht gut, Gott ſtraf' mich! Ja, wenn wir ihren Herrn, den Prinzen, am Krips gekriegt hätten, wißt ihr, da wär's was Anderes geweſen. Da hätt' ich Nichts dagegen geſagt und g'wiß auch unſer Docter nicht . . . . ich kenn ihn für das, Gott ſtraf' mich! . . . . Und ſo, wenn's euch recht iſt, Mannen, laſſen wir die Kerle laufen. G'witzigt ſind ſie jetzt, denk' ich. Werden dieſe Nacht nicht ſobald vergeſſen, werden ſich in gehöriger Entfernung von den Hallbergen halten, und ſollten ſie mal wieder kommen, ſo laſſen wir ſie noch mal muſiziren und dann aus dem ff, Gott ſtraf' mich!

Dieſe Beredtſamkeit that Wunder. Der Hexenſtoffel hat Recht, ſchrieen die Leute, und der Docter auch . . . . Laßt die Schelme laufen . . . . Werden wohl g'witzigt ſein und nicht ſobald wiederkommen.

Der Wisperfritz warf murrend ſeine Büchſe auf den Rücken und ging bei Seite. Die drei Sünder ſchlichen weg.

Da ſeht Ihr, ſagte der Hexenſtoffel zu mir, das Volk nimmt gleich Raiſon an, wenn man's nur am rechten Orte zu packen weiß. 's ſind gutmüthige Narren bei Alledem, Gott ſtraf' mich! .... Aber, was machen ſie denn da drüben für ein Manoeuvre! .... Potz Blitz, ſie haben das Gebrüder in der Mache! Warum ſind auch die alten Poppel hergekommen?

Ein ſchallendes Gelächter lockte uns zu der Stelle, nach welcher der Hexenſtoffel hingewieſen.

Vom Tragiſchen zum Komiſchen iſt nur ein Schritt. Hier jedoch waren es beiläufig einhundert Schritte. Soweit nämlich hatten wir zu gehen, um den dichtgeſchaarten Kreis zu erreichen, in deſſen Mitte des Uhrenſeppels langer Kaspar einen neuen „Jux" und zwar diesmal wirklich einen Jux etablirt hatte.

Wir ſahen eine kurze, dicke und eine lange, dürre Geſtalt über den Köpfen der Menge abwechſelnd in die Luft fliegen und hinabfallen, um ſogleich wieder heraufzuſteigen, eine Bewegung, welche nach dem ſchnarrenden Klange einer Geige vor ſich ging.

Gott ſtraf' mich, rief der Hexenſtoffel aus, ſie prellen das grimmelfingiſche Gebrüder und der blinde

Geigenpatriz ſpielt dazu auf. 's iſt ein artlicher Spaß, das muß man ſagen.

Der Spaß war in der That „artlich“ genug und ich geſtehe, daß er mich herzlich lachen machte.

Als das Volk in die Villa eingedrungen, hatte es dort auch das Gebrüder Grimmelfingen vorgefunden, welches Abends von ſeiner Stammburg herübergekommen, um die auf den kommenden Morgen angeſetzte Jagd mitzumachen. Der Grimm gegen den Prinzen übertrug ſich nun einigermaßen auch auf ſeine Gäſte. Man beſchloß, das freiherrliche Brüderpaar dem in den Hallbergen ſehr populären Experimente des Prellens zu unterwerfen, ein Beſchluß, der unter dem Commando des langen Kaspar's alsbald executirt wurde. Zwei prächtige Bodenteppiche aus den Salons des Schloſſes gaben höchſt geeignete Prelltücher ab. Auf den einen war der Freiherr Pankrazius, auf den andern der Freiherr Bonifazius gelegt worden und jetzt war, von einigen Dutzenden kräftiger Bauernburſchen betrieben, das Prellen im ſchönſten Gange. Immer höher und höher flogen der lange Dürre und der kurze Dicke, immer ängſtlicher ſchrie dieſer, immer wüthender jener, immer unbändiger lachten und jubelten die Zuſchauer.

Stoßweiſe gaben die beiden Geprellten charakteriſtiſche Ausrufungen von ſich.

Verfluchte Canaille! ſchrie Pankratius im Herabfallen.

Mit Permiſſion .... ächzte Bonifazius im Hinaufſliegen.

Alle Himmelkreuzdonnerwetter! brüllte der Lange aufſteigend.

Das Reichskammergericht wird .... ſtöhnte der Kurze niederplumpend.

Mein ritterlicher Degen ſoll ....

Die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung ....

Die ganze Reichsritterſchaft muß ....

Regensburger Reichsdeputationsſchluß vom Jänner 1747 ....

Hurrah, ſchrie der lange Kaspar dazwiſchen, laßt die alten Drachen noch mal tüchtig ſteigen und dann ſchneidet ihnen die Zöpfe ab und laßt ſie ſpringen!

Ich fürchte, daß ich mich bei dieſer Gelegenheit nicht abwiegleriſch genug benommen habe. Allerdings machte ich den einen oder anderen Verſuch, dem Dinge ein Ende zu machen und die Foſſilien des 18. Jahrhunderts ihren lachenden Quälern zu entreißen, allein es war mir, Gott helfe mir! ſelber nicht recht ernſt mit dieſen Verſuchen. Ja, ich muß ſogar bekennen, daß ich zu den lauteſten Lachern gehörte. Man denke ſich aber auch die Situation. In der Beleuchtung der mälig niederbrennenden Feuer, mit welcher die im Oſten über die Berge heraufſchleichende Morgendämmerung ſeltſam ſich miſchte, war hier eine Volksmaſſe verſammelt, die ein revolutionäres Strafgericht, was ſie geübt, mit dem ausgelaſſenſten Jubel beſchloß. Und nun dieſe barocken Geſtalten, welche in ihrem verſchollenen Coſtüme über den Köpfen der Menge auf- und abflogen, Worte ausſtoßend, die direct aus dem Tollhauſe zu kommen ſchienen. Dazu die monotonen Walzermelodien, welche der blinde Geiger ſeinem Inſtrumente mit gravitätiſchem Ernſte entlockte, endlich über der ganzen Scene jenes Fluidum wilder Luſtigkeit ſchwebend, welches der Volkshumor ausathmet. Kurz und gut, man mußte lachen und ich lachte redlich mit. Zuletzt ſah ich mich aber doch nach dem Hexenſtoffel um, um vermittelſt dieſer einflußreichen Perſon der Prellerei ein Ziel zu ſetzen. Er war aber nicht mehr auf dem Platze, und während ich ihn hinter den rauchenden Trümmern der Villa ſuchte, wohin er, wie mir Einer ſagte, gegangen, geſchah leider das Aeußerſte an dem armen Gebrüder: man ſchnitt ihnen, trotz der verzweifelten Gegenwehr des tapferen Pankrazius, ihren Stolz, ihre Zuverſicht, das Horn ihrer Kraft, man ſchnitt ihnen ihre Zöpfe ab und warf dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel der guten alten Zeit in's Feuer. So ſtreckt die Revolution ihre ruchloſe Hand ſelbſt nach dem Heiligſten aus.

Als ich, ohne den Hexenſtoffel gefunden zu haben, umkehrte, eilte die ganze Horde mir entgegen und an mir vorbei in den Park, rufend und ſchreiend: In den Thiergarten! in den Thiergarten! Wollen die Hirſche und Säue todtſchlagen! wollen das verfluchte Gewild ausrotten mit Stumpf und Stiel!

Der Morgen kam fahl und ſonnenlos über die Berge herein. Der Platz lag wüſt und öde. Unter den Schutt- und Trümmerhaufen ſaß der arme Bonifacius hut- und zopflos und mit zerrütteten Kleidern in troſtlos ſtummer Verzweiflung auf der Erde. In gleich jammerwürdigem Zuſtande ſtand ſein Bruder vor ihm und rief, mit den langen Armen durch die Luft fechtend, fluchend und wetternd die Rache des Himmels auf die gottloſen Rebellen herab.

Mich fröſtelte von innen und außen und ohne von dem Gebrüder geſehen oder beobachtet zu werden, ging ich auf die Straße hinab, band mein Pferd los und machte mich auf den Heimweg, während aus dem prinzlichen Parke herüber verworrenes Schießen und Geſchrei mir nachſchallte.

6.

Mord!

Anſchauungen und Eindrücke, wie ſie in dieſer Nacht mir geworden waren, geben Einem zu denken. Alſo das wäre ein Stückchen Revolution geweſen? ſprach ich bei mir und verhehlte mir nicht, daß das Schauſpiel einen ziemlich deprimirenden Einfluß auf mich geübt. Wäre, was hier in dem abgelegenen Thale geſchehen, in einer deutſchen Hauptſtadt von etwelcher Bedeutung vor ſich gegangen, dann hätte man es wenigſtens als eine revolutionäre Demonſtration gelten laſſen können. So aber verlor es ſelbſt dieſe Bedeutung und mußte, falls die Bewegung bei uns und anderwärts überhaupt nicht mit raſcheren Schritten, als bisher, vorwärts ging, für die Bewohnerſchaft der

Gegend von traurigen Folgen ſein. Es ſtand dies leider zu erwarten, denn allem Anſcheine nach war die deutſche Revolution vor den Thronen ſtehen geblieben und ſchien gar nicht darnach angethan zu ſein, über dieſelben hinausgehen zu wollen. Wie ſollte es da der zur Herrſchaft gelangte Conſtitutionalismus — das Wort iſt ſo langweilig und ledern, wie die Sache, welche es bezeichnet — dulden, daß das Volk irgendwo ſich herausgenommen, ohne Weiteres über eine prinzliche Villa hinwegzuſchreiten?

Meine Betrachtungen nahmen dann eine allgemeinere Richtung und führten mich zuletzt zu dem Schluſſe, daß die deutſche Bewegung, einen Ausdruck der Stralecker zu gebrauchen, bereits wie eine vergeckte Geſchichte ausſahe. Freilich traute ich meiner Logik ſelber nicht recht, denn man glaubt nicht gern, was man fürchtet.

Mein Pferd, welches ſich nach all den Strapatzen der letzten vierundzwanzig Stunden nach ſeinem warmen Stalle und der pflegenden Hand Helm's ſehnen mochte, trug mich ziemlich raſch durch den feuchtkalten Morgennebel dahin. Ich hatte den Schwendiforſt hinter mir und bog eben um den äußerſten Vorſprung des Schwarzſtockes, als ich an der gegenüberliegenden Berghalde, rechts von der Straße, in geringer Entfernung von meinem Wege eine Anzahl von Leuten wahrnahm, die ſich dicht um einen Gegenſtand drängten, welchen ich nicht zu erblicken vermochte.

Was wollen denn die hier in ſo früher Morgenſtunde? fragte ich mich. Sollte der Spuk dieſer Nacht ſich auch in den Tag hinein fortſetzen?

Ich ritt näher und hielt fragend einen Mann an, welcher ſpornſtreichs die Halde herabeilte und in welchem ich einen armen Holzhauer aus dem Dorfe erkannte.

Was gibt es denn, Baſtian?

Ach Herrje, erwiderte der Mann mit verſtörtem Geſichte, ein ganz erſchreckliches Unglück .....

Und ohne weiter Rede zu ſtehen, rannte er dem Dorfe zu.

Ich ſtieg ab und eilte die Halde hinan, an deren oberem Ende, da, wo der Bergwald beginnt, eine Menge von Männern und Weibern augenſcheinlich in heftigſter Beſtürzung umherſtanden. Ich bemerkte auch das ſchwarze Gewand Bangolt's unter ihnen und leichenblaß trat der Freund mir entgegen, als ich nähergekommen.

Was gibt es? Was iſt geſchehen?

Es iſt gräßlich, gräßlich! entgegnete der Pfarrer. Da ſieh hin!

Meine Augen folgten der Richtung ſeiner Hand und ich ſchauderte zuſammen und ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus.

Auf dem naſſen Raſen lag inmitten einer Lache geronnenen Blutes Prinz Willibald ſtumm, ſtarr und todt.

Die Leiche lag auf dem Rücken, mit weitgeöffneten, gläſernen Augen den wolkendüſtern Himmel anſtarrend. Die rechte Hüfte des Todten trug ein Wundmal, welches von einer Kugel herzurühren ſchien, aber unter der zerfetzten Weſte und dem blutgetränkten Hemde klafften auf der linken Seite der Bruſt drei tiefe, tödtliche Stichwunden. Rings war der Boden zerwühlt und zerſtampft, als wäre hier ein furchtbarer Kampf gerungen worden.

Es war ein ſchrecklicher Anblick.

Ich beugte mich, nachdem ich meine erſte Erſchütterung überwunden, zu der Leiche nieder, aber hier war jeder ärztliche Beiſtand längſt überflüſſig geworden.

Dieſes wilde, trotzige Leben war ſchon ſeit Stunden entflohen.

Ich vermag mich der verworrenen Reden, welche zwiſchen dem Pfarrer, dem ganz aus der Faſſung gebrachten Schultheiß von Straleck, mir und Anderen auf dem Unglücksplatze gewechſelt wurden, nicht mehr zu erinnern. Erſt ſpäter erfuhr ich in zuſammenhängender Erzählung, was man bis jetzt überhaupt von dem gräßlichen Ereigniſſe zu erzählen wußte.

Ein Bauer, welcher mit Tagesanbruch zu Acker fuhr, hatte am Ausgange des Dorfes mitten auf der Straße ein todtes Pferd liegen gefunden, in welchem man den in der ganzen Gegend wohlbekannten arabiſchen Schimmel des Prinzen leicht erkannte. Das ſattel- und bügelloſe Thier war in Folge einer erhaltenen Schußwunde gefallen. Blutſpuren, die von ihm herrührten, waren weithin auf der Hellbrunner Straße, bis in den Schwendiforſt hinein wahrzunehmen. Während der Bauer mit ſeinen herbeigerufenen Nachbarn dieſe Spuren verfolgte, hatten Holzhauer, welche an ihre Arbeit gehen wollten, auf der dem Schwarzſtocke gegenüberliegenden Berghalde ganz zufällig den Leichnam des Prinzen gefunden.

Der Schultheiß hatte, als ich auf dem Platze ankam, gerade nach einem Wagen geſchickt, um die Leiche in's Dorf zu ſchaffen. Ich redete ihm aber das aus, indem es mir beſſer ſchien, daß die Gerichtsbehörden von Bärenburg, an welche bereits ein Eilbote abgefertigt war, ihre Legalinſpection da vornähmen, wo der Mord geſchehen war; denn daß er auf der Berghalde geſchehen, bewieſen die Anzeichen des hier ſtattgehabten Kampfes und bezeugte auch die Beſchaffenheit der Bruſtwunden, nach deren Empfang der Prinz auf der Stelle zuſammengebrochen ſein mußte. So blieben wir denn, eine trübe Leichenwache haltend, auf dem Platze, bis die Gerichtsperſonen auf demſelben anlangten. Die Herren gebärdeten ſich ſehr erſchrocken und waren es auch ſicherlich. Sie hatten unterwegs verworrene und übertriebene Berichte von dem Hellbrunner Nachtſtück vernommen und nun gar dieſer Mord, der Mord eines dem Throne ſo eng verbunden geweſenen Prinzen! Uebrigens war es merkwürdig, zu hören, welche gelinde Saiten damals unſere Herren Bureaukraten aufzuziehen und anzuſchlagen für gut fanden. Was da die Katzen ihre Krallen verbargen und nur die ſammetweichen Pfötchen zeigten! Unſeren Bärenburger Bezirksbeamten vollends war der Schrecken vor Rebellion, Volksjuſtiz und Dergleichen mächtig in die Glieder gefahren und ſie verfuhren daher bei ihrem jetzigen traurigen Geſchäfte mit einer rückſichtsvollen Humanität gegen das Volk, welche Nichts zu wünſchen übrig ließ. Einer der Herren flüſterte mir, nachdem der Thatbefund aufgenommen und das Protokoll einſtweilen geſchloſſen worden, ſogar nicht ganz leiſe zu: Es iſt eine böſe, böſe Geſchichte, aber Sie wiſſen . . . . ich muß ſagen . . . . ich kann nicht umhin . . . . der Prinz war denn doch ein arger . . . . Sie verſtehen mich . . . . er gehörte zu denen, welche am verſtockteſten unterlaſſen, dem Zeitbewußtſein Rechnung zu tragen.

Ja, mein Herr, entgegnete ich verachtungsvoll, der Prinz würde ſich allerdings nicht ſo raſch und leicht zum Zeitbewußtſein bekehrt haben, wie jetzt ſo Viele, denen dieſes Zeitbewußtſein vor noch kaum zwei Monaten für eine todeswürdige Ketzerei galt.

Der Mann verbeugte ſich und nahm die Zurechtweiſung ſchweigend hin. Er war es geweſen, welcher im vergangenen Winter meine harmloſen Beſtrebungen für Volksaufklärung als ſtaatsgefährlich verboten hatte.

Der Todte wurde jetzt auf einen herbeigeholten Wagen gebracht und nach dem Gemeindehauſe von Straleck geſchafft. Wir ſchritten ſchweigend hinterdrein. Als der düſtere Zug am Redwitz'ſchen Hauſe vorüberging, fuhr ein Reiſewagen aus dem Hofe deſſelben heraus und bog auf die Straße ein, welche das Stralecker Thal hinabführte. Die Equipage mußte einen Augenblick halten, um uns vorbeizulaſſen. Ich erkannte hinter den geſchloſſenen Wagenfenſtern die Baroneſſe, Fräulein Clara und Herrn Klottenheim. Sie gingen nach der Reſidenz.

Die ganze Bewohnerſchaft des Fleckens ſtrömte zuſammen, als der Leichnam des Ermordeten im Gemeindehauſe untergebracht wurde. Die Beſtürzung über den Mord war unbeſchreiblich. Wie verhaßt auch der Prinz in der ganzen Gegend geweſen, ſo ein ſchreckliches Ende deſſelben hatte Niemand erwartet, konnten Anfangs ſogar nur Wenige für möglich und wahr halten. Die angeborene Gutmüthigkeit des Volkes ließ es ſelbſt an Klagen nicht fehlen, die freilich zu gutem Theile auch in der Furcht vor den Folgen dieſer Kataſtrophe ihre Wurzel haben mochten. Die Beamten ſchickten, ſobald eine Reinſchrift des auf der Berghalde aufgenommenen Protokolls gefertigt war, einen Courier damit an das Miniſterium ab und wollten die Befehle deſſelben in Straleck abwarten. Sie verbrachten den Tag mit Sammeln von Indicien und Vermuthungen, bis gegen Abend der Schultheiß des Ortes ſie in dieſem Geſchäfte unterbrach. Der nämlich hatte ſo eben mit der aus dem Unterlande eingetroffenen Poſt einen Beief erhalten, welcher als ein hochwichtiges Actenſtück betrachtet werden mußte. Ich bewahre eine Copie dieſes Documentes, welches wörtlich alſo lautete:

„An das löbl. Schultheißenamt in Straleck in den
„Hallbergen.

„Ich, der Unterzeichnete, gebe mir die Ehre, hie-
„mit zu erklären, daß ich in der Nacht vom Geſtrigen
„auf den Heutigen zwiſchen Hellbrunn und Straleck
„und zwar mehr gegen letztgenannten Ort zu den Prin-
„zen Willibald getödtet habe. Und ich allein habe

„dies Werk vollbracht, ohne Beiſtand und Mithülfe
„von irgend Jemand. Hätte ich es doch gar Niemand
„gönnen mögen, mir bei dieſer Rachethat beizuſtehen.

„Um die Juſtiz von etwaiger Verfolgung Unſchuldigen
„abzuhalten und ihr einen klaren Einblick in die
„Sache zu verſchaffen, will ich, ſoweit meine Zeit es
„erlaubt, die näheren Umſtände kurz angeben.

„Warum ich den Prinzen tödtlich haßte, das wiſſen
„die Leute in den Hallbergen wohl; weniger bekannt
„dürfte es ſein, daß ich auf dem Grabe Einer, die nicht
„mehr iſt, geſchworen, ſie und mich ſelbſt an unſerem
„Verderber zu rächen, d. h. ihn zu tödten, und ſollte
„ich darob auch das Leben verlieren. Ich habe mehr
„als einen Verſuch gemacht, meinen Zweck zu erreichen,
„aber immer mißlang es mir. Als ich nun vor einigen
„Tagen vernahm, der Prinz ſei vor einer drohenden
„Volksdemonſtration aus der Reſidenz entwichen und
„nach Hellbrunn gekommen, war mein Plan ſogleich
„gefaßt. Ich kannte den Groll der Bewohner des
„Hellbrunner Thales gegen den Prinzen und beſchloß,
„Gebrauch davon zu machen, um endlich zu meinem
„Ziele zu gelangen. So zettelte ich das Attentat auf

„die prinzliche Villa an und die ganze Schuld iſt mein. Alles ging nach Wunſch, doch aber wäre mir mein Feind um's Haar wieder entronnen. Er hatte ſich, als das Volk das Schloß überfallen, in's Förſterhaus und von da in die Stallungen gerettet und der Umſtand, daß die Bauern meinen Anordnungen zuwider zu frühe ihrem wüthenden Zerſtörungstriebe nachgaben, hätte beinahe meine Abſicht abermals zunichte gemacht. Ich hatte die Villa ſammt den Nebengebäuden eng umſtellt, allein die Leute verließen aus dem angeführten Grunde ihre Poſten. So ward die Rückſeite des Schloſſes frei und bot einen Ausgang zur Flucht. Aber der Dämon der Rache führte mich, nachdem ich den Prinzen allenthalben geſucht, in dem Augenblicke an die Hinterthüre des Stalles, als dieſelbe aufging und der Prinz auf ſeinem Schimmel herausritt. Er ſah ſich um und ſpornte dann ſein Roß in wilder Eile ſeitwärts um den Pavillon und auf die Straße hinab. Doch ſchon war ich hinter ihm her, denn den Feind erblicken, zu meinem Gaule rennen und auf demſelben dem Entfliehenden nachſetzen, war ein Gedanke. Wir

„erreichten faſt zugleich die Straße, aber der Prinz
„gewann bald einen Vorſprung, weil ſein Renner
„dahinflog, wie ein Pfeil. Erſt im Schwendiforſte
„gelang es mir, ihm wieder näherzukommen, weil ich
„mein Pferd mit meinem Dolche ſpornte. Es iſt mir,
„als wäre dort ein Reiter an uns vorübergekommen.
„Aber ich hatte nicht Zeit, das zu beachten. Ich hatte
„meine Büchſe mit, und da ich ein leidlicher Schütze
„bin, ſo ſchoß ich ſie mitten in dem raſenden Wettrennen
„auf den Fliehenden ab. Nicht ohne Erfolg.
„Wenigſtens mußte das Pferd getroffen ſein, denn ich
„ſah es einen wüthenden Seitenſprung machen. Doch
„ſetzte es ſeinen Lauf fort. Erſt jenſeits des Forſtes
„brach es zuſammen. Der Prinz raffte ſich auf, ſprang
„über den Straßengraben und lief die Berghalde hinan,
„welche dem Schwarzſtock gerade gegenüber liegt.
„Der Mond ſchien hell und ich ſah den Feind deutlich
„vor mir. Er mochte einſehen, daß er, falls er auf
„der Straße bliebe, meinem Pferde nicht entrinnen
„konnte, und wollte wahrſcheinlich im Walde droben
„Schutz ſuchen. Allein ſchon war auch ich aus dem
„Sattel geſprungen und hatte mich an die Ferſen des

„Flüchtlings geheftet. Hart am Waldſaume holte ich
„ihn ein. Endlich! endlich! Ich glaube, daß ich
„da, als ich meine linke Hand in die Schulter des
„Verhaßten krallte, einen frohlockenden Schrei ausgeſtoßen
„haben muß. Er kehrte ſich gegen mich um
„und ſagte Etwas, was mir unverſtanden im Ohre
„verklang. Denk' an des Sprudelbauers Tochter,
„Schurke, und fahre zur Hölle! ſchrie ich ihn an,
„keuchend vor Wuth und Racheluſt. Aber das muß
„ich ſagen, er wehrte ſich tüchtig; er ſah wohl, daß es
„ihm an's Leben ging. Wir rangen lange, Bruſt an
„Bruſt gepreßt, bis es mir glückte, ihn auf den Boden
„und unter mich zu bringen. Da faßt' ich mein Dolchmeſſer
„und ſtieß es ihm dreimal bis an's Heft durch
„die linke Bruſt in's Herz...... Als er verröchelt,
„ging ich wieder zu meinem Pferde, ritt durch Straleck
„und hinunter auf den Sprudelhof, wo Alles in tiefem
„Schlafe lag. Auch mein guter Vetter Jörg, deſſen
„gutmüthiges Herz ihn an dem Attentat auf des Prinzen
„Villa nicht den mindeſten Antheil hatte nehmen
„laſſen, war längſt zu Bette. Ich weckte ihn, nachdem
„ich in meiner Kammer meine Kleider gewechſelt und

„meinen Mantelſack gepackt, ich weckte ihn, nicht um ihm das Geſchehene mitzutheilen, ſondern ihn um Geld zu bitten. Er gab mir, ohne lange zu fragen, mit gewohnter Freundlichkeit ſeinen ganzen Vorrath und nun ſagt' ich ihm, ich müßte für einige Tage verreiſen. Sodann nahm ich ein friſches Pferd aus dem Stalle und ritt dem Unterlande zu. Hier, in Zillingen, angekommen, ſchrieb ich dieſen Brief und werde, ſobald ich ihn auf die Poſt befördert, mit dem nächſten Bahnzug weiter gehen, um möglichſt raſch nach Frankreich zu gelangen. Man wird nämlich begreifen, daß ich keine Luſt habe, im Armeſünderhabit zu paradiren, obgleich ich zugebe, daß mein Leben keinen Pfifferling werth iſt."

„Schließlich bemerke ich, daß ich gänzlich darauf verzichte, das, was ich gethan, rechtfertigen oder gar entſchuldigen zu wollen. Mir ſcheint es eine gute That zu ſein, und ſeit ich ſie vollbracht, iſt mir ſo leicht und wohl um's Herz, wie mir ſeit langer, langer Zeit nicht geweſen. Ich fühle, daß das Wort Killing no Murder, zu Deutſch: Tödten iſt nicht Morden' ein wahres und ſchönes Wort iſt. Ob das

„Andere auch fühlen oder nicht, iſt mir völlig gleichgültig..... So empfehle ich mich denn, Herr
„Schultheiß, Ihrem geneigten Andenken und habe die
„Ehre, mit vollkommenſter Hochachtung zu ſein Ihr
„ergebenſter A. Vollmer. Zillingen, den .. März
„1848."

Das war unumwunden und klar geſprochen. Man zweifelte auch nicht an der Wahrheit dieſer Ausſage. Es wurde eine Abſchrift von Vollmer's Brief genommen und dem Miniſterium eingeſchickt.

Inzwiſchen war es Nacht geworden und die Menſchenmaſſe, welche den ganzen Tag über in und vor dem Gemeindehaus zu- und abgeflutet, begann ſich zu verlaufen. Ich ſehnte mich nach Ruhe, aber doch wollte ich zuvor noch Graziella ſehen. Es war mir Bedürfniß, nach den Wirrſalen, deren Augenzeuge ich geweſen, die beruhigende Magie ihrer Gegenwart zu empfinden.

Ich traf ſie mit Bangold und ihrem Großvater im Geſpräche. Der epikuräiſche Theologe war ganz verſtört und redete höchſt verzagt. Die Bezeichnung „Heuler" hätte vollſtändig auf ihn angewendet werden können, aber dieſes Wort wurde erſt einige Monate ſpäter gäng und gäbe. Der Anblick des Todten hatte ihn ganz perplex gemacht und in Einem fort wiederholte er, daß er nun wohl begreife, wie der Luther den deutſchen Fürſten zu ſeiner Zeit habe zurufen mögen, ſie ſollten auf die wüthenden Bauern losſtechen und loshauen als auf tolle Hunde

Nicht doch, lieber Freund, ſagte Graziella, als er bei meinem Eintritt dieſes erbauliche Sprüchlein, welches ich den Tag über ſchon mehrmals vernommen, abermals ableierte — nicht doch! Wer wird dieſe barbariſchen Worte auch nur in den Mund nehmen!

Aber, gnädiges Fräulein, iſt es nicht ſchrecklich? Daß die Bauern die Villa verbrannten und den Park verwüſteten, möchte noch hingehen, allein den Prinzen zu ermorden, kaltblütig zu ermorden....

Du irrſt, unterbrach ich den Pfarrer. Die Bauern haben den Prinzen nicht ermordet. Vollmer, der Vetter Ambros vom Sprudelhof, tödtete ihn.

Wie, Vollmer? rief der Pfarrer aus.

Ja.

Es iſt gräßlich, ſagte Graziella, aber es liegt Gerechtigkeit darin. Der unglückliche, verbitterte Menſch rächte den Mord ſeiner Braut. Wie viel muß er gelitten haben, um zu einem ſolchen Entſchluſſe zu kommen!

Ich theilte nun der Geſellſchaft die Copie von Vollmer's Schreiben mit, welche zu nehmen man mir geſtattet hatte. Nach Vorleſung des Briefes bemerkte der Graf:

Ich muß bekennen, der tragiſche Ausgang des Prinzen hat mich auf's Tiefſte erſchüttert. In früherer Zeit mit Willibald's Vater eng befreundet, habe ich jenen heranwachſen ſehen. Manche ſeiner Eigenſchaften verſprachen Gutes, allein unſere Prinzenerziehung verſtand dieſe Eigenſchaften nicht zu entwickeln und ſo wurde der Jüngling ein Spielball roher Leidenſchaftlichkeit, die ſich im Mannesalter noch ſteigerte. Wie oft habe ich Worte herzlich gemeinter Warnung an ihn gerichtet, aber vergebens. Es lebte ein unerbittlich despotiſcher Sinn in ihm; ſein wüſtes wildes Treiben mußte die Rache wach rufen und ſo iſt er denn eines andern Unerbittlichen Opfer geworden.

Aber warum mußte dies gerade in Straleck geſchehen? klagte Bangold in halb komiſcher Verzweiflung. Warum mußte auch gerade bei uns der Bauernkrieg des 19. Jahrhunderts losbrechen? Es muß ja wahrhaft grauſenvoll zugegangen ſein drüben in Hellbrunn.

Du ſcheinſt heute die Schreckensbrille aufgeſetzt zu haben, lieber Freund, welche Alles vergrößert und vergräßlicht, ſagte ich und ſtattete darauf einen genauen Bericht ab von den Abenteuern der letzten Nacht.

Als ich geendigt, ſagte der alte Herr ſorgenvoll:

Ich will die bethörten Leute nicht richten. Sie wollten in ihrer Art theilnehmen an der Bewegung der Zeit und ſuchten ſich in ihrer Art Recht zu verſchaffen. Das ſind die Conſequenzen gewiſſenloſer Vernachläſſigung der Volkserziehung und mitleidloſen materiellen Druckes. Dann kam noch hinzu, daß ein begabter Menſch die Unzufriedenen zu Werkzeugen ſeines Haſſes und Rachedurſtes zu machen verſtand. Könnten nur die Folgen dieſer Kataſtrophe vermieden werden! Ich fürchte all den Jammer, welchen eine ausgedehnte politiſch-criminelle Unterſuchung mit ſich bringt, für die Bewohner unſeres und des Hellbrunner-Thales.

Ach, die armen, armen Leute! äußerte Graziella. Aber gibt es denn kein Mittel, dieſe Folgen abzuwenden oder wenigſtens zu mildern?

Schwerlich, liebes Kind. Unſer wahrhaft drakoniſches Strafgeſetzbuch, dieſer Triumph herzloſeſten Bureaukratismus, beſteht noch voll zu Rechte, und wie ich die Liberalen, welche jetzt regieren, kenne, wird das Miniſterium keinen Augenblick anſtehen, dieſem ſogenannten Rechte den ungehemmteſten Lauf zu laſſen. Sie können wohl auch nicht anders, nachdem ſie ſich einmal dazu hergegeben, in der Stellung königlicher Miniſter gegen die Revolution zu reagiren.

Großvater, mir iſt Etwas eingefallen, während Wildfeuer uns die Ereigniſſe dieſer Unglücksnacht ſchilderte. Darf ich es ſagen?

Warum denn nicht, Kind?

Ich meine, ſagte Graziella und ſchenkte mir einen unverholen zärtlichen Blick, ich meine, es wäre gut, wenn Wildfeuer nach der Reſidenz ginge und den Miniſtern den wahren Zuſammenhang und Sachverhalt dieſer Vorfälle darlegte. Dadurch würde, wie ich glaube, aller falſchen Auffaſſung und Uebertreibung bei guter Zeit ein kräftiger Damm entgegengeſetzt. Falſche Auffaſſung und Uebertreibung ſind aber in ſolchen Dingen am meiſten zu fürchten.

Du haſt Recht, mein Kind. Unſer Freund iſt ſchon als Augenzeuge ſehr geeignet, unrichtige Geſichtspunkte bei Beurtheilung dieſer beklagenswerthen Vorfälle zu bekämpfen, und das kann nur gute Wirkung thun. Es fragt ſich nur, ob er dieſer Miſſion, welche nicht die angenehmſte ſein dürfte, ſich wird unterziehen wollen.

O gewiß, ſagte Graziella und reichte mir bittend die Hand. Kann er doch dadurch ſo vielen Menſchen nützlich ſein.

Ei, ja wohl, fiel Bangold ein, ich möcht' ihm nicht rathen, zu zögern oder ſich zu bedenken. Die Sache iſt wichtig und duldet um ſo weniger Verzug, als die Baronin Redwitz dieſen Morgen ſchon in die Hauptſtadt abgereiſt iſt. Sie wird ſich, wie ich denke, ſicherlich daran erinnern, daß man ſie geſtern mit einem Charivari bedenken wollte, und daher nicht geneigt ſein, das Geſchehene in milderndem Lichte darzuſtellen.

Natürlich erklärte ich mich auf der Stelle bereit, die angedeutete Sendung zu übernehmen. Galt es doch, abgeſehen von allem Anderen, einen Gedanken Graziella's zur Ausführung zu bringen.

7.

„Entre bobos anda el juego“…

Nachdem ich einem befreundeten Collegen in Bärnburg meine Kranken brieflich empfohlen, fuhr ich mit Tagesanbruch aus Straleck. Die Straße lief noch eine Viertelſtunde lang an der Parkmauer hin und ich blickte eben mit ſtillem Grüßen und herzlichen Wünſchen nach dem Schloſſe hinüber, als ich außerhalb eines Pförtchens, welches hier aus dem Parke auf die Straße führte, den treuen Rollo am Wege ſtehen ſah. Das Thier ſah mich mit ſeinen klugen Augen an und wedelte mit dem Schweife, als hätte es mir Etwas zu ſagen. Ich deutete dieſe ſtumme Sprache richtig, ließ Helm halten, ſtieg aus, hieß ihn langſam vorwärts fahren und ſchlüpfte durch das nur angelehnte Pförtchen.

Du biſt da, ſüßes Herz? ſagte ich, als mir Graziella's ſchönes Antlitz aus der Kapuze ihres Mantels morgendlich roſig entgegenleuchtete. Wie durfte ich das erwarten? Wie gut und lieb du biſt, daß du dich mir zu Liebe in die feuchte Morgenfrühe herauswagteſt.

Dir zu Liebe, Julius? verſetzte Graziella mit ihrem wunderſamen ſchalkhaften Lächeln. Du irrſt, mein Freund. Ich that es mir zu Liebe. Ich konnte dich nicht reiſen laſſen, ohne dich noch einmal zu ſehen, ohne ...

Händedruck und Kuß. O gib!

Und ſie gab mir die lieben, lieben Hände und bot mir die friſchen ſüßen Lippen ....

Von ſeligen Träumen umſponnen fuhr ich das Thal hinab und dem flacheren Lande entgegen. Mein Herz tirilirte lauter in meiner Bruſt als die Lerche, welche im erſten Sonnenſtrahl aus dem Saatfeld am Wege aufſtieg, um ihre ſchmetternde Frühlingsfanfare in die blauen Lüfte zu wirbeln.

Helm fuhr rüſtig zu, ſo daß wir die Hallberge bald hinter uns hatten und noch vor Mittag Zillingen erreichten, von wo aus ich mit der Eiſenbahn weiterreiſen wollte.

Es war Sonntag und die Straßen des Städtchens zeigten eine ungewöhnliche Belebtheit. Schon vor der Einfahrt in den Ort waren mir die zahlreichen Züge von Landleuten aufgefallen, welche in ihrem ſonntäglichen Putze Zillingen zuwanderten. Als ich auf dem Bahnhofe anlangte, fuhr gerade ein mächtiger Train, von drunten heraufkommend, daſelbſt an. Schwarzrothgoldne Banner und Standarten flatterten über den menſchenwimmelnden Waggons und wurden von der verſammelten Menge mit freudigem Zuruf begrüßt.

Jetzt erinnerte ich mich, daß heute der Tag war, an welchem hier eine große Volksverſammlung ſtattfinden ſollte.

Wie ich durch das Menſchengewühl ging, wurde ich plötzlich von Brand und Sprecher angeredet, welche mir ihren Begleiter als Herrn Schwarz, Redacteur des „Hochwächters“, vorſtellten. Auch der rothe Spatz geſellte ſich zu uns. Brand war ungewöhnlich munter geſtimmt.

Das ſcheint mal eine Volksverſammlung werden zu wollen, die ſich gewaſchen hat, ſagte er. Die Patentliberalen der Reſidenz haben ſie zwar ausgeſchrieben, weißt du, aber wir werden auch ein Wort mitſprechen, wir Andern. Doch ſag' mir, lieber Junge, was iſt denn an den Geſchichten aus unſeren Hallbergen, die man ſich geſtern Abend und heute früh drunten erzählte? Habt ihr wirklich ſo furibund gewirthſchaftet? Was ich hörte, macht mich faſt glauben, unſere Bauern hätten ſich plötzlich der Thaten ihrer Väter im Bauernkriege erinnert.

Allerdings, entgegnete ich ernſt. Hätte nur das Stück nicht mit dem beklagenswerthen Mord geſchloſſen, welcher übrigens kein politiſcher iſt. Der Prinz fiel als Opfer der Privatrache.

Alſo iſt es wahr?... Der Prinz iſt wirklich umgebracht worden? Und von wem denn? Und weßhalb?... Erzählen Sie doch!... So wurde ich von allen Seiten des Kreiſes her, welcher ſich raſch um uns gebildet hatte, gefragt und gedrängt.

Ich entwarf daher eine rapide Skizze der Hellbrunner Vorfälle, weil mir daran lag, ſchon hier das

Thatſächliche derſelben, gereinigt von den Zuſätzen und Uebertreibungen des Gerüchtes, möglichſt Vielen zur Kenntniß zu bringen.

Als ich meine gedrängte Erzählung ſchloß, rief der rothe Spatz aus:

Vivant die Hellbrunner Bauern! Hölliſch nette Kerle das! Die verſtehen die Sach' am rechten Zipfel zu packen.

Still, du wilde Gans! ſagte ein langer ſchlanker blondbärtiger Mann mit träumeriſch ſinnenden Zügen, in welchem ich ſpäter einen landsmänniſchen Poeten von Ruf, Namens Blaufeder, kennen lernte. Du meinſt, mit Krakeelen richte man Alles aus. Das iſt aber dummes Zeug und flickt nur der Reaction die Schuhe.

Ach was, Blauer! verſetzte der Rothe hitzig. Wir brauchen hier keine ſtaatsmänniſche Weisheit und ihr neugebackenen Staatsmänner kommt mir überhaupt vor wie Lichtenberg's Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlte.

Viele der Umſtehenden lachten, aber ein winzig kleiner, behäbiger Bürger ſagte: Ei, Staatsmänner ſind es gerade, was wir in dieſen verwirrten Zeitläuften nöthig haben. Herr Blaufeder hat ganz Recht, die Ueberſtürzer verderben Alles.

Was, ſind Sie auch da, Bürger Hofofenfabrikant? ſpottete Spatz. Seien Sie ſtille, mein guteſter Biedermann, oder ich bringe Sie in der nächſten Nummer des Münchhauſen und zwar in Lebensgröße.

Alle lachten und der Kleine drückte ſich, indem er Etwas zwiſchen den Zähnen murmelte, was ſo ziemlich wie „lumpige Wühler" klang.

Indem ſich der Zug nach dem Marktplatze, wo die Verſammlung abgehalten werden ſollte, in Bewegung ſetzte, fragte mich Sprecher leiſe: Iſt Vollmer in Sicherheit?

Ich denke wohl, erwiderte ich. Er muß geſtern bei guter Zeit in der Reſidenz angekommen ſein und iſt gewiß ſogleich weiter gereiſt. Was ſagt man drunten zu dem Tod des Prinzen?

Mancherlei. Die ſpezifiſchen Reſidenzler ſchreien Zeter darüber. In den Volksherbergen heißt es: Wie gelebt, ſo geſtorben. Die Liberalen betrachten dieſen Mord als eine Calamität. Pauker iſt außer ſich darüber. Ich ſah ihn heute Morgen und er ſprach davon, die Hallberge in Kriegszuſtand zu erklären und ſchonungslos gegen die mörderiſchen Rebellen, wie er ſie nennt, zu verfahren.

Aber hatte er denn den zweiten Bericht der Gerichtsbehörden, welcher darthut, daß der Mord des Prinzen kein politiſcher iſt, noch nicht erhalten?

Ich glaube nicht; wenigſtens ſagte er Nichts davon.

Es liegt aber auf der Hand, daß dieſer Umſtand die Sachlage weſentlich modifizirt.

Allerdings, aber du wirſt dennoch Mühe haben, den Chef des Cabinets und ſeine Collegen zu milderen Maßregeln zu ſtimmen. Unter uns geſagt, mir kommt es vor, als hätten ſich unſere liberalen Matadore, ſeit ſie im Beſitze der Gewalt ſind, ſchon bedeutend verändert, obgleich ſie es nicht gelten laſſen wollen. Am Ende hat Brand doch Recht mit ſeinen trüben Vorherſagungen über das Benehmen der Märzminiſterien. Du hätteſt ſollen die Reden hören, welche geſtern Nacht im Hauſe des Barons Redwitz geführt wurden, wo die ganze liberale Crême verſammelt war.

Bei Redwitz?

Nun ja, die Herren Miniſter müſſen doch zu ihrem Collegen gehen, den ſie ſich übrigens ſelber ausgeſucht und dem die ſtereotypen Phraſen des Liberalismus jetzt ſo glatt und fließend von der Zunge gehen, als hätte er ſein Lebenlang in dieſem Artikel Geſchäfte gemacht. Ich war eine Weile dort. Die Baronin war kurz zuvor aus Straleck angekommen und erging ſich in leidenſchaftlich gefärbter Schilderung der Hellbrunner Mordnacht, wie ſie's nannte. Unſeren Liberalitäten ſtanden, glaub' ich, die Haare zu Berge und ſelbſt der ſanfte Zitterle . . . . .

Zitterle?

Nun, das iſt das paſſende Sobriquet, welches man dem neuen Miniſter des Innern gegeben hat. Alſo ſelbſt der Zitterle wurde ganz wild und ſagte mit Pathos, daß man hier das Geſetz in ſeiner ganzen Strenge walten laſſen müſſe.

Die herzloſen Buchſtabenmenſchen!

Ja, was willſt du? So ſind ſie einmal. Aber ſag' mir, biſt du mal mit der Baronin in Conflict gerathen? Es kam mir vor, ſie hätte in ihrem Berichte deiner ein paar Mal in nicht ſehr freundſchaftlicher Weiſe erwähnt, ja ſogar mit einer gewiſſen Gehäſſigkeit.

So? Ei, da muß ich dich eben auf die perſiſche Geſchichte von Sijawuſch und Sudabe verweiſen, welche unſer Freund Bangold demnächſt drucken laſſen will.

Was willſt du damit ſagen?

Unſere Ankunft auf dem Platze und der Beginn der Verhandlungen überhob mich der Antwort.

Der Balkon des Rathhauſes, welcher als Rednerbühne diente, war mit der deutſchen Tricolore geſchmückt und ſehr viele der Anweſenden trugen die lange verpönt geweſenen und nun plötzlich zu Ehren gekommenen Nationalfarben in der Form von Kokarden oder Schleifen. Andere hatten ihre Hüte und Mützen mit grünen Tannenreiſern geziert, Alle verriethen eine fröhliche, faſt feſtliche Stimmung. Es war viel Volk da und auch die Frauen der Stadt kamen herbei, um das Niegeſehene mitanzuſehen.

Eine Volksverſammlung! Das Wort hatte einen ganz eigenthümlich feierlichen Klang. Und wie war es möglich und glaubhaft, fragte man ſich, daß in einem Lande, wo ſeit Menſchengedenken die ſtarrſte, ſtumpfeſte Schreiberherrſchaft die beharrlichſten Anſtrengungen gemacht, alles Volksmäßige mit der Wurzel auszurotten, eines ſchönen Morgens das Volk in freier Verſammlung zuſammentrat, um einmal ſelber über ſeine Angelegenheiten zu berathſchlagen und Dinge zu erörtern, mit welchen ſich zu befaſſen dem Bürger und Bauer bisher als ein Verbrechen angerechnet worden war? Es konnte nicht fehlen, es mußte ſich auf allen Geſichtern ein gewiſſer kindlicher Jubel über die leicht erworbenen neuen Rechte ausdrücken. Man gab ſich die Hände, man umarmte ſich, man wünſchte ſich Glück, daß Einem vergönnt war, der erſten Volksverſammlung allhier auf dieſem Fleck deutſcher Erde anzuwohnen. Man fühlte ſich ſouverain, die düſtere Vergangenheit war abgethan, die Zukunft ſtand in Roſenfarben vor Aller Blicken, jeder leiſe Zweifel an der Haltbarkeit eines ſo zu ſagen nur im Traume errungenen Sieges wurde mit mitleidigem Achſelzucken abgefertigt. Ach, mein Gott, wie lächerlich haben wir uns benommen, wie namenlos jämmerlich haben wir uns betrügen laſſen! Doch „entferne die ſchattende Wolke, Schmerz!“ ....

Ich ſehe den Platz und die Verſammlung noch vor mir. Es war ein erhebender Anblick bei Alledem und wohl war er geeignet, junge und alte Herzen höher ſchlagen zu machen. Nicht nur die frühlingswarmen Strahlen der Sonne ſchwebten über den Köpfen der dichtgedrängten Menge, ſondern auch die Lichter der Poeſie des Demokratismus. Hauptgegenſtand der Verhandlungen war die Begründung des politiſchen Vereinsweſens. Die politiſche Unmündigkeit der großen Maſſe des Volkes ſtellte ſich denn doch von Tag zu Tag immer mehr und zu flagrant heraus, als daß man nicht gedrängt worden wäre, Abhülfe dagegen zu ſuchen. Das Vereinsweſen bot dieſe. Es waren auch an verſchiedenen Orten bereits politiſche Vereine entſtanden, aber es galt nun, Plan und Einheit in die Sache zu bringen, das ganze Land mit einem Netze von Vereinen zu überziehen, um durch dieſelben die politiſche Aufklärung der Maſſen zu fördern und ihre Theilnahme an der Bewegung wach zu erhalten. An dieſen Stoff reihte ſich anderer vielfach und ungezwungen an. Zuerſt ſprachen einige Wortführer der vormärzlich liberalen Oppoſition. Aber ſie waren keine Volksredner. Ein ſolcher betrat die Tribüne erſt, als Brand das Wort ergriff. Mit brennenden Farben ſchilderte er die Stellung Deutſchlands nach Innen und Außen und wußte abwechſelnd die Saiten der Scham, des Zornes und der Begeiſterung in den Herzen der Zuhörer anzuſchlagen. Feuriger Zuruf unterbrach ihn zu wiederholten Malen und das Ende ſeiner Rede wurde mit einem Beifallsſturme bedeckt. Auch Sprecher ſprach in Brand's Sinne und mit bedeutendem Erfolg. Die Reden dieſer Beiden deuteten gegenüber denen ihrer Vorgänger, in welchen das Vertrauen auf die Märzminiſter den Grundton angegeben, bereits die Scheidung an, welche ſich binnen Kurzem im Schooße der bisherigen Oppoſition bewerkſtelligen ſollte. Gegenüber der conſtitutionell-liberalen Partei kündigte ſich eine revolutionär-demokratiſche an. Indeſſen brachte dieſe Ankündigung noch keinen Mißklang in die Harmonie der Verſammlung, welche in Ruhe und Würde zu Ende ging.

Was für Eindrücke wir von Zillingen mitnahmen, als wir Abends auf der Eiſenbahn nach der Hauptſtadt hinüberfuhren, legt am beſten ein ſchönes Gedicht meines liebenswürdigen Freundes Blaufeder dar. Dieſes Gedicht, welches der Poet „Vaterlandslied“ betitelte, entſtand während unſerer abendlichen Fahrt. Möge es mir geſtattet ſein, folgende Strophen hier anzuführen.

„Sammle die zerbrochnen Glieder,
Raſch an's Werk, mein Vaterland,
Eh' das Reich der Nächte wieder
Sich vom ſchweren Schlag ermannt.
Mitten in des Traumes Schrecken
Rief zum dritten Mal der Hahn —
Heil und Ehre ſeinem Wecken!
Denn es ſagt den Morgen an.

An des deutſchen Rheins Geſtaden
Klingt es nach in deutſchem Ton,
Und es rief das Volk von Baden
Hell nach ſeinen Brüdern ſchon.
Rings ertönen Morgenglocken,
Schwaben, Heſſen, Baiern wacht,
Preußen ſchüttelt ſeine Locken,
Oeſterreich beſiegt die Nacht.

Schwarzrothgoldne Banner wallen
Nach der alten Stadt am Main.
Wo das Reich in Staub zerfallen,
Soll es neu geboren ſein.

Aus der Krone todten Scherben
Ruft es wie mit Geiſtermund:
Heil dir, Bund von Kaiſererben,
Freier deutſcher Völkerbund!

Stark zum Frieden, ſtark zum Schlagen,
Ohne Hochmuth, ohne Neid,
Magſt du mit den Völkern tagen,
Wachſam auf dein Ehrenkleid.
Dem Erwecker in dem Weſten
Bleibe hold, er will nicht mehr,
Und du ehreſt ihn am beſten,
Wenn du aufrecht ſtehſt wie er.

Doch wo Völkerwunden bluten,
Wo ein Edelſtein zerfiel,
Der, gleich dir, in Prüfungsgluten
Finden ſoll ein lohnend Ziel:
Heile, heile dieſe Schmerzen,
Brich der Selbſtſucht Ring entzwei,
Und an deinem reinen Herzen
Hängen Völker ſtolz und frei.

Aber wenn der Bär aus Norden
Auf die junge Freiheit fällt,
Stelle dich vor ſeine Horden
Und vertritt das Heil der Welt,
Bis auch er die alte Lüge
Sieht in Morgenroth verglüh'n
Und verwandelt ſeine Züge
Menſchlich dir entgegenblüh'n.

Wo ſich Brüder feindlich grollen,
Gilt kein Wort im Friedensſaal,
Wo die Würfel blutig rollen,
Führt Entſcheidung deinen Stahl.
Wo die feſtſten Kiele ſchwanken
In dem fernſten Wogenbraus,
Halten deine Eichenplanken,
Deine Eichenherzen aus.

Lauſchend nach des Geiſtes Sonnen,
Sankſt du hin, zum Sterben wund,
Aber Flut von Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne dieſe!
Gleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Sag's mit hellem Stundenſchlage,
Daß die Zeit erfüllet iſt,
Daß der alte Wurm der Tage
Nicht mehr an den Herzen frißt,
Daß hinfort der heil'ge Spiegel,
Drin der Menſch ſein Höchſtes ſchaut,
Frei ſein ſoll und ohne Siegel,
Wie die Seele die ihn baut.

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich ſteigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf.

Wo aus Dornen ſich die Roſe
Ungeknickt entfalten kann —
Ja, und ſäuſelnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.“

So zeitig, wie es nur immer anging, begab ich mich am folgenden Morgen zu dem Chef der neuen Verwaltung. Herr Pauker hatte ſeine Amtswohnung noch nicht bezogen, empfing mich demnach in ſeiner eigenen bürgerlichen Wohnung und ich wurde ohne Umſtände vorgelaſſen. Sobald ich aber anfing, den Zweck meines Kommens auseinanderzuſetzen, verfinſterte ſich das trockene, herbe Geſicht des Miniſters.

Er gab in kurzen, polternd herausgeſtoßenen Sätzen ſeinen Abſcheu vor der Hellbrunner Tollheit, wie er es nannte, zu erkennen. Dabei rannte er haſtig im Zimmer auf und ab, ſchlenkerte mit den Armen, zog die ohnehin hohen Schultern in die Höhe, riß mit beiden Händen an ſeinen Vatermördern, kurz, gebärdete ſich ganz wunderlich, faſt fratzenhaft.

Das ſind die Folgen der heilloſen Wühlerei, wie ſie ſich ſeit einigen Wochen im Lande etablirt hat, rief er aus, die Folgen eines erbärmlichen Mißtrauens in die jetzige Regierung, deren Lenker doch nur halb gezwungen dieſe keineswegs ſüße Laſt auf ſich nahmen.

Aber Herr Miniſter, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſich irren. Das Vertrauen auf die Mitglieder der neuen Verwaltung, mit Ausnahme etwa des Barons Redwitz, darf ein allgemeines genannt werden....

Und was hat man denn gegen den Redwitz?

Man findet die Wahl dieſes herzloſen Geldmannes zum Mitlenker einer liberalen Regierung ſehr ſeltſam, ja unbegreiflich.

Bah, Gemüthsexcentrik!

Das Volk hat eben kein anderes Organ zur Beurtheilung der öffentlichen Zuſtände.

Ja, das iſt's gerade. Und dann... das Volk... ich bitte Sie, was will man denn damit? Man macht ja jetzt ordentlich Parade mit dem Wort.... Es gibt eine Wohldienerei nach oben und eine nach unten... die letztere iſt noch verächtlicher als die erſtere.... Da faſelt man immer von der Mündigkeit des Volkes.... Ich haſſe es, wenn man dem Pöbel ſchmeichelt... Er iſt ohne Einſicht und ſein Muth iſt auch nicht weit her, gar nicht weit ... Große Mäuler, kleine Herzen, viel Geſchrei, wenig Wolle, man kennt das ...

So ging's noch eine Weile fort. Die Identifizirung von Pöbel und Volk ſchien dem Manne zur fixen Idee geworden zu ſein, worüber man ſich übrigens nicht zu wundern braucht, denn bekanntlich weiß die Bourgeoiſie von keinem Volk, ſondern nur von einem Pöbel.

Es iſt, als wäre alle Welt verrückt geworden, nahm der Miniſter wieder das Wort. Der dumme Schwindel von der Volksſouverainetät macht, ſcheint es, Alle zu Narren ..... Volksſouverainetät? Bah! In Deutſchland? Bei uns? Unſinn! ..... Jeder meint, er ſei auch ein Stück davon ...... jeder Lauſekerl .... Das iſt 'ne ſchöne Wirthſchaft! .... Jeder glaubt ſich zum Revoluzen berechtigt ...

Aber, Herr Miniſter, warf ich ein, man verſichert, Sie hätten früher ſelber bei jeder Gelegenheit geäußert, daß Sie Jeden verachteten, welcher nicht auch ein paar revolutionäre Blutstropfen in ſich habe.

Wer verſichert das? Den möcht' ich doch einmal ſehen! ... Dummes Zeug! .... Wir, die liberale

Oppoſition, welcher gewiſſe Leute jetzt gerne über den Kopf wachſen möchten, wir ſtanden ſtets auf dem Boden der gegebenen Verhältniſſe, auf dem Boden des Geſetzes und da werden wir auch ferner ſtehen, allem Geſchrei der wühleriſchen Schufte zum Trotz.... Ja, da ſchwatzt man allfort von der Revolution... Warum hat denn das ſogenannte Volk, wenn es eine haben wollte, keine gemacht?

Warum, Herr Miniſter? Ich denke darum, weil ſeine hervorragendſten Führer im Moment der Kriſis Miniſter und Diplomaten der Fürſten wurden. Ein Heer, welches in dem Augenblicke, wo der Kampf losbrechen ſoll, von ſeinen Generalen und Offizieren verlaſſen wird, ſchlägt ſich nicht.

Ja, das iſt ein ſauberes Heer, das!... Das Volk.... bah'.... Deutſchland hatte und hat gar nicht das Zeug zu einer Revolution. Und dann, wozu auch eine ſolche? Wozu Gewalt und Umſturz, wenn Alles auf dem friedlichen Wege errungen werden kann und theilweiſe ſchon errungen wurde?.... Glauben Sie mir, die deutſchen Fürſten ſind auch nicht ſo dumm und ſchlimm, als man vielfach glaubte... Die gegenſeitigen Mißverſtändniſſe werden ſchwinden.... Unſer König z. B., man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen ... ich ſelber hegte früher irrige Anſichten über ihn ... er iſt vom beſten Willen beſeelt und wird kein Opfer ſcheuen, wo es das Heil des engeren und weiteren Vaterlandes gilt. Auch die ganze königliche Familie theilt den guten Willen ihres Hauptes ... Ich muß ſagen, es ſind charmante Leute..... Man muß ihnen nur Zeit laſſen, ſich in das neue Weſen zu finden.

Zeit laſſen? rief ich erſchrocken aus. Um des Himmels willen, um der guten Sache, um Ihrer eigenen Zukunft und Ihres Rufes willen, Herr Miniſter, gehen Sie nicht blindlings in die Falle! Haben Sie denn ſchon vergeſſen, mit welcher unerbittlichen Feindſeligkeit noch vor wenigen Monaten der Hof Ihnen und allen liberalen Beſtrebungen entgegentrat? Jetzt ſchmeichelt er Ihnen, weil ihn die Flut der Bewegung auf's Trockene warf und er in Ihnen einen Damm gegen das Höherſteigen dieſer Flut erblickt; aber laſſen Sie ihn wieder Fahrwaſſer bekommen und er wird Sie und Ihre liberalen Collegen als verbrauchte Werkzeuge mit

Hohn und Verachtung bei Seite werfen. Ja, ſo werden dieſe „charmanten Leute“ mit Ihnen umſpringen.

Das wollen wir doch einmal ſehen! Was wiſſen Sie davon? entgegnete Pauker barſch und unwillig.

Ich zwang meinen Zorn über dieſe unglaubliche, hochfahrende Verblendung nieder, um mit einer raſchen Wendung auf den eigentlichen Gegenſtand des Geſpräches zurückzukommen. Als der Miniſter meine Frage, ob die amtliche Abſchrift von Vollmer's Brief bereits eingelaufen, bejaht hatte, entwarf ich eine detaillirte Schilderung der Hellbrunner Vorgänge. Herr Pauker unterbrach mich oft mit zweifelnden Einwürfen, hörte mich aber doch bis zum Ende an und geſtand dann, daß er jetzt allerdings überzeugt ſei, es lägen dem Worte des Prinzen keine politiſchen Motive zu Grunde. Ich benützte dieſes Zugeſtändniß, um dem Miniſter die Bitte um möglichſt milde Führung der Unterſuchung in Hellbrunn und Straleck an's Herz zu legen, konnte aber nur eine ſehr bedingte Antwort erlangen.

Ich zweifle durchaus nicht an der Wahrheit Ihrer Ausſagen, ſagte er mir zuletzt, und achte Ihre gute Abſicht. Aber Sie begreifen, daß das Geſetz ſeinen Lauf haben muß. Die Rückſichten der Humanität ſollen übrigens beobachtet werden. Es iſt noch kein Militär nach den Hallbergen geſchickt worden, und wenn es nicht nöthig wird, ſoll auch keines hingeſchickt werden .... In den Erzählungen der Baronin Redwitz mag allerdings die Angſtfarbe ein Bischen zu dick aufgetragen ſein .... Uebrigens ſind, wie Sie wiſſen, die Gerichte unabhängig .... ich miſche mich nicht in die Thätigkeit derſelben .... Der ganze Verlauf der Sache muß erſt aktenmäßig erhoben ſein, bevor ein Eingreifen irgend welcher Art von unſerer Seite ſtattfinden kann .... Man muß den Wühlern zeigen, daß wir im Stande und Willens ſind, Geſetz und Ordnung zu handhaben .... allen anarchiſchen Verſuchen muß mit Entſchiedenheit entgegengetreten werden .... Vielleicht wäre es gut, wenn Sie ſich entſchlöſſen, ein paar Tage hier zu bleiben, damit wir im Nothfalle in Stand geſetzt wären, einen Augenzeugen um Auskunft über Dieſes oder Jenes anzugeben.

Mit der Bezeigung meiner Bereitwilligkeit endigte die Audienz.

Mein Aufenthalt in der Reſidenz verlängerte ſich um einige Wochen, weil man, einmal von dem Strudel des damals ſo bewegten Lebens gefaßt, demſelben nicht ſo leicht und ſchnell wieder entrinnen konnte. Die Hauptſtädte der kleineren deutſchen Staaten gewährten zu jener Zeit einen ſeltſamen Anblick. Eine verhältnißmäßig wenig zahlreiche Minorität, d. h. die in der Bildung begriffene demokratiſche Partei, hielt die Bewegung im Gange, während die altliberale Partei von Tag zu Tag offener in die Reihen der Conſervativen und Servilen übertraten, die ihrerſeits den neuen Bundesgenoſſen den Gefallen thaten, mit den liberalen Schlagwörtern höchſt verſchwenderiſch umzugehen. Es war komiſch anzuhören, wie nun Alles ſchon ſeit Urzeiten liberal geweſen ſein wollte. Man ſchwamm ordentlich in einer ſüßen Brühe patriotiſcher Rührung. Staatsräthe gingen nie über die Gaſſe, ohne die deutſche Kokarde am Hute zu tragen, und Conſiſtorialräthe marſchirten in den Reihen der Bürgerwehr. Vertrauen hüben und drüben, Vertrauen auf die Nation, auf die Könige, auf die gute Sache, auf den Sieg des Rechtes, auf die Weisheit und Tugend der Märzminiſterien, auf die ewige Dauer der Märzerrungenſchaften, auf deutſche Treue, Ehre und Redlichkeit, Vertrauen ohne Ende. Anerkannte Hofſcribler fanden es für gerathen, einſtweilen zu ſchweigen oder nur ſchüchtern an die Liebe der deutſchen Völker zu ihren angeſtammten Herrſcherhäuſern zu erinnern. Zeitungen, welche für jede abſolutiſtiſche Schändlichkeit mit Entſchuldigungen bei der Hand geweſen waren, huldigten jetzt dem „Conſtitutionalismus auf breiteſter demokratiſcher Baſis", meiſt ſogar mit ziemlich röthlichem Anſtrich. Cavaliere, Offiziere, Beamte, Pfaffen, Lakaien aller Art waren höflich, übertrieben höflich und gingen mit dem Bürger ja ſogar mit dem Proletarier, als deutſchem Bruder, Arm in Arm. Alles war, um mich eines Volksausdruckes zu bedienen, ein Kuchen und ein Fladen. Und dabei wußte Keiner recht, was er wollte, die hinter ihrer Maske lauernde Reaction natürlich ausgenommen. Die wußte es wohl und ſie ſpielte das Spiel, welches ſie ein Jahr ſpäter gewinnen ſollte, ganz vortrefflich. Unter der aufrichtigen Fortſchrittspartei herrſchte die bedenklichſte Verwirrung der Begriffe und Anſichten. Die Entſchiedenſten liebäugelten mit der Republik, aber aus beſcheidener Ferne. Es gab damals in der That auch nur ſehr wenige Republikaner. Selbſt redliche Patrioten hatten ſich der Anſteckung durch das monarchiſche Fieber, welche die blinde Zuverſicht auf die Märzminiſterien graſſiren gemacht, nicht erwehren können. So ſagte mir eines Tages mein Freund Blayer, der Hairle, welcher mir auf der Hauptſtraße der Stadt begegnete: Ihr müßt erſt mit uns in den Straßen kämpfen und uns mit den Waffen in der Hand beſiegen, bevor ihr von der Republik auch nur ſprechen dürft. . . . Daneben machte ſich der albernſte Nationaldünkel laut. Man ſprach vom Elſaß, von Dänemark, von den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, als hätte man ſie bereits in der Taſche. Der Eine erörterte mit ſtaatsmänniſcher Tiefe, wie die drei Farben auf der Nationalflagge zu ordnen ſeien und wie das künftige Nationalſiegel beſchaffen ſein müſſe, ein Anderer entdeckte hochtönende Namen für die Orlogſchiffe der künftigen deutſchen Flotte, ein Dritter ließ ein Memorial drucken, wie die Schweiz wieder zum Reiche zu ziehen ſei, ein Vierter ſprach nur in Ausdrücken des engliſchen Parlamentes, ein Fünfter erfand eine Reichsverfaſſung.

ein Sechſter eine männliche und weibliche Nationaltracht, ein Siebenter ſchrie, man müſſe vor Allem die Frauen emanzipiren und ihnen Stimmrecht verleihen, ein Achter conſtruirte Dampfguillotinen, ein Neunter verſpürte in ſich das vereinigte Feldherrngenie Cäſar's und Napoleon's. Und das Alles ſchwirrte, flimmerte, flunkerte, ſchrie, haſelirte, toaſtirte durcheinander, daß Einem Hören und Sehen verging. Es war eine himmliſche Wirthſchaft!

Allerdings gab es auch Männer, welche ſich durch den Märzerrungenſchaften-Rauſch nicht um Sinn und Verſtand hatten bringen laſſen, ſondern einſahen, daß Vieles, ja weitaus das Meiſte und Größte noch zu thun ſei, und deßhalb unermüdlich mit Wort und Schrift für Weiterleitung der Bewegung, für Aufhellung der politiſchen Begriffe, für Heranbildung des Volkes zum Verſtändniſſe der obſchwebenden Fragen arbeiteten. Zu dieſen praktiſcheren Leuten gehörte Brand, der in Gemeinſchaft mit Schwarz, Blaufeder, Spatz und Anderen einen demokratiſchen Clubb in der Reſidenz geſtiftet hatte, welcher nach mancherlei Anfechtungen ſpäter unter dem Titel Volksverein die ganze Zeit der Bewegung über ſo ziemlich der Hauptherd derſelben geblieben iſt. Bevor die ſchärfere Scheidung der Parteien ſich bemerkbar zu machen begann, fand ſich freilich ein ſeltſamer Miſchmaſch von Perſonen und Anſichten in dieſem Clubb zuſammen. Man traf da Regierungsräthe und Handwerker, Profeſſoren und Commis, Literaten und Advokaten, Bourgeois und Proletarier, Republikaner und Conſtitutionelle, Sozialiſten und Kaiſerlinge. Da florirte und glorirte denn auch Anfangs jene bis anhin in Deutſchland unbekannt geweſene Krankheit, genannt Volksredenwuth oder Munddiarrhoe. Sie bereitete uns viel Langeweile, manchmal aber auch große Ergeßlichkeit. Bekanntlich fand damals, in dem Flegeljahre unſerer Redefreiheit, oft der coloſſalſte Unſinn, wenn er ſich phraſeologiſch herauszuſtaffiren verſtand, am meiſten Beifall beim Publicum. So erinnere ich mich, damals von einem Ohrenzeugen gehört zu haben, daß in einem Berliner Clubb ein Redner unermeßlichen Applaus geerndtet hätte mit der kühnen Phraſe: „Laßt uns unſere Schiffe verbrennen und dann mit vollen Segeln hinausſteuern auf das hohe Meer der Freiheit!“ Auch wir hatten ſo ein Prachtexemplar von Volksredner. Es war dies ein reicher Bäcker oder, wie er ſich lieber tituliren ließ und ſelber titulirte, ein Brotfabrikant. Dieſer Mann fehlte in keiner Sitzung des Clubbs und war, wenigſtens eine Zeit lang, einer der beliebteſten Redner. Er beſaß auch wirklich eine Portion hausbackener Redegabe, war aber dabei ein Ignoramus erſter Sorte. Eines Abends gab er einen hiſtoriſchen Schnitzer zum Beſten, deſſen ſich jeder Schulknabe hätte ſchämen müſſen und der eine ſchonende Berichtigung erfuhr, worauf er aber ganz erboſt ſchrie: „Geſchichte hin, Geſchichte her, ich behaupt's doch!“ Ein andermal ſchloß er eine Rede mit dem hochpathetiſchen Ausrufe: „Ja, Mitbürger, wir Alle müſſen uns auf das Aeußerſte gefaßt machen, denn der Hydra der Reaction ſind ihre tauſend Schwänze ſchon wieder mächtig gewachſen. Was mich angeht, wenn die Stunde der Entſcheidung ſchlägt, ich und mein Sohn werden für das freie deutſche Vaterland zu ſterben wiſſen, ſoweit es in unſeren Kräften ſteht.“ Bei ſolchen Scenen erſchien das ſkeptiſche Hohnlächeln, welches in letzter Zeit unſichtbar geweſen, wieder auf Brand's Lippen. Pompoſer Burſche das' ſagte er zu mir. Dem Kerl ſind etliche Bände von Meyer's Univerſum in die Hände gefallen, woraus ihm der verworrenſte Phraſendunſt in den leeren Schädel ſtieg. Aber ſiehſt du, es geht vorwärts mit der Demokratie: ſie hat ſchon ihre Hofnarren. Ich liebe dieſen Mann, der ſo uneigennützig für die Aufheiterung ſeiner Mitmenſchen ſich opfert. Vergangenen Herbſt wollte er zur zweiten Ehe ſchreiten. Ein Mädchen, an deſſen Fenſter er oft vorüber ritt oder fuhr, hatte ſeine Blicke auf ſich gezogen. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb ein Billet-doux an die Erwählte, welches mit den Worten begann: „Meinen Schimmel kennen Sie, meinen Wagen kennen Sie auch und im kommenden Winter werden Sie, ſo Gott will, auch meinen Schlitten kennen lernen . . . .“ Iſt das nicht groß? Welch ein Labſal iſt es doch, wenn in der monotonen Sahara der Phraſe, in welche wir immer tiefer hineingerathen, ſo eine grüne Oaſe des Komiſchen auftaucht. Der Mann verdient eine Bürgerkrone und ſoll von Stunde an den Ehrennamen Vaterlandsſterber führen . . . .

Ich hatte endlich das toſende und im Grunde doch ziemlich unerquickliche Treiben in der Hauptſtadt ſatt.

Ich ſehnte mich nach meinen Bergen, Felſen und Wäldern, aber noch mehr nach ihr, deren liebes Bild mir ſchon ſeit lange nicht mehr von der Seite wich. Da, ſchon zur Abreiſe gerüſtet, erhielt ich einen Brief von Graziella, deſſen Inhalt mich für längere Zeit meinem ſtillen Wirkungskreiſe in den abgelegenen Thälern der Hallberge entreißen ſollte.

Die Geliebte, auf deren Brief ich übrigens die Ueberſchrift dieſes Kapitels nicht ausgedehnt wiſſen möchte, ſchrieb mir zu meiner nicht geringen Ueberraſchung, daß ich von dem die Hallberge umfaſſenden Wahlkreiſe in das demnächſt zuſammentretende deutſche Parlament, ſowie in die Abgeordnetenkammer des Landes gewählt worden ſei. Zum Mitgliede der letzteren ſei, wie man ſo eben in Straleck erfahren, auch Brand von einem der benachbarten Wahlbezirke erkoren worden.

„Ich weiß wohl, lieber Julius,“ fuhr Graziella fort, „daß du auf das parlamentariſche Weſen geringen „Werth legſt, aber ich meine dennoch, du ſollteſt die „Wahl annehmen, wäre es auch nur, um die guten „Leute, deine Wähler, nicht zu kränken. Der gute

„Großvater ſtimmt mir bei und bittet dich, du möchteſt
„ihn nicht zum Lügner machen, da er Allen, welche
„ihre Stimme ihm ſelber geben wollten, die Verſiche-
„rung gegeben, du würdeſt die Wahl annehmen. Es
„war ein ziemlich lebhafter Wahlkampf, denn Herr
„Redwitz hatte allen ſeinen Einfluß aufgeboten, um
„einen Regierungsrath aus der Reſidenz durchzuſetzen,
„und man erwartete, die Bewohner der Hallberge wür-
„den durch die Unterſuchung wegen der Hellbrunner
„Vorfälle, die drohend über ſo vielen Familien ſchwebt,
„eingeſchüchtert genug ſein, um nach der Pfeife eines
„Miniſters zu tanzen. Wir ſind aber keineswegs ein-
„geſchüchtert, wir hier oben, und du darfſt mir glauben,
„wenn ich dir ſage, daß der Republikanismus unter
„uns von Tag zu Tag zunimmt. Er iſt doch das ein-
„zige Mittel, aus Deutſchland etwas Rechtes zu machen.
„Der Großvater iſt der Anſicht, man müſſe mit aller
„Kraft den romantiſchen Kaiſerphantaſien entgegen-
„treten. Er hat, ſeit du fort biſt, angefangen, un-
„mittelbaren Antheil an der Bewegung zu nehmen,
„und die Wahl zum Vorſitzenden des Volksvereines
„in Straleck angenommen. Die Beamten in Bärn-

„burg nennen ihn nur den Wühlergrafen. Die Waffen,
„welche er für die hieſige Volkswehr beſtellte, ſind
„angelangt und die Leute üben ſich in den Feierabendſtunden
„eifrigſt im Gebrauche derſelben. Schade, daß
„ſie ihren trefflichen Exerciermeiſter, den Hexenſtoffel,
„verloren haben. Ach, das iſt eine recht traurige Geſchichte!
„Denke dir, der Hexenſtoffel und der Wisperfritz
„ſind beide todt. Geſtern Abend erfuhren wir
„es. Als die Unterſuchung in Gang kam und die
„Verhaftungen begannen, waren die beiden alten Männer
„verſchwunden. Sie hatten ſich in den wilden
„Sebaldusforſt zurückgezogen, wo der Wisperfritz ein
„Verſteck beſaß. Der Oberförſter des Prinzen, welchen
„du in jener Nacht gerettet, ſpürte ſie auf, aber wohl
„wiſſend, mit wem er es zu thun habe, umſtellte er
„ihren Schlupfwinkel, eine enge Felſenhöhle, mit einer
„ſtarken Abtheilung Gensd'armerie. Als die Beiden
„ihren Zufluchtsort entdeckt ſahen, kamen ſie an den
„Eingang der Höhle hervor, erwiderten jedoch auf die
„Aufforderung, ſich gefangen zu geben, ſie hätten ſechs
„gute Büchſen und würden ſo lange Gebrauch davon
„machen, als ſie einen Finger rühren könnten. Nun

„begann ein ſchrecklicher Kampf. Der Wisperfritz
„ſtreckte mit ſeinem erſten Schuſſe den Oberförſter
„nieder und leider bezahlten auch drei Gensd'armen
„den Sturm auf die Höhle mit ihrem Leben. Endlich
„wurden die Beiden überwältigt, allein nur als Leichen
„fielen ſie in die Hände der Sieger. Ich bin heute
„früh im Hexenkeſſel geweſen, um die arme Gertrude
„zu tröſten, die ihren Vater bitterlich beweint. Zu
„tröſten giebt es überhaupt hier dermalen viel. Da
„iſt beſonders auch das Käthchen auf dem Sprudelhofe,
„welches ganz außer ſich iſt über die Wegführung des
„armen, guten Jörg, der mit vielen andern Hellbrunnern
„und Straleckern in der Kreisſtadt in Unterſuchungshaft
„ſitzt. Von Vollmer hat man Nichts
„mehr vernommen und er iſt, wie es ſcheint, glücklich
„entkommen. Der Großvater hat ſich beim Kreisgerichtshofe,
„welcher die Unterſuchung führt, erboten,
„für ſämmtliche Verhaftete Caution zu leiſten, und
„man hat ihm Hoffnung gemacht, daß dieſes Anerbieten
„angenommen werden dürfte, ſowie die Acten geſchloſſen
„ſeien."

Eine andere Stelle in Graziella's Brief lautete:

„Der Großvater beſchäftigt ſich jetzt wieder lebhaft mit dem ſozialen Probleme und erlaubt mir, an ſeinen Studien theilzunehmen. Wir haben in der letzten Zeit die Reſultate der bedeutendſten ſozialiſtiſchen Denker wieder gemuſtert, aber gefunden, daß dies eben keine Reſultate ſeien. Mit wohlwollenden Träumen rettet man die Menſchheit nicht, ſonſt wäre ſie ja wohl durch das Chriſtenthum gerettet worden, von welchem in unſeren Tagen einer ſeiner gläubigſten Anhänger geſchrieben hat, es würde die Welt unendlich mehr gekoſtet haben und koſten, als es werth ſei, wenn es nicht ein Jenſeits und eine jenſeitige Vergeltung lehrte. Aber da ſcheint mir das Chriſtenthum ſich die Sache doch gar zu bequem gemacht zu haben. Dem neueſten Evangelium, dem Sozialismus, iſt es ernſter mit ſeiner Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menſchen, allein zu ihrer Verwirklichung hat er es bisher, ſoviel ich weiß, nirgends auch nur im kleinſten Maaßſtabe gebracht. Unter den Syſtemen, die er ausgeſonnen, iſt offenbar keines ausführbar, ohne die Welt in eine traurige Caſerne zu verwandeln. Unter den Formeln, die er ausgeſpro-

„chen, iſt eine von höchſter Verheißungskraft: „die all-
„ſeitige Aſſoziation. Aber wie ſollte dieſe möglich
„ſein auf dem Boden der beſtehenden Verhältniſſe, und
„wollte man dieſelben mit Güte oder Gewalt auch noch
„ſo bedeutend modifiziren? Der Vater meint, es ſei
„eitel Streben, das Neue in das Alte hineinbauen zu
„wollen, und geſtern Nacht, als wir traurig und be-
„kümmert bis zu ſpäter Stunde beiſammen ſaßen,
„führte er mich mit einer unerbittlichen Logik, vor der
„mir, die ich nur ein ſchwaches Weib bin, manchmal
„graute, von Conſequenz zu Conſequenz bis zu dem
„furchtbaren Schluſſe, daß die alte Geſellſchaft, der
„alte Staat, die alte Religion, die alte Sitte erſt von
„den Sturmfluthen einer allgemeinen Barbarei weg-
„geſchwemmt und völlig vernichtet werden müßte, bevor
„an den Neubau einer beſſeren, einer wahrhaft menſch-
„lich und vernünftig organiſirten Geſellſchaft zu denken
„wäre. Wie die antike Welt durch die Barbarei der
„Völkerwanderung zertrümmert und vernichtet worden,
„ſo müßte die mittelalterliche und die modern polizei-
„hafte Welt einer neuen, vermittelſt des Claſſenkampfes,
„der ſich immer mehr als unabweisliche Nothwendig-

„keit herausſtelle, herbeizuführenden abermaligen Barbarei „zum Opfer fallen. Die Sozialiſten, welche dies „leugneten oder gar für eine Verläumdung Seitens „ihrer Gegner ausgäben, hätten entweder nicht die „Fähigkeit, die Conſequenzen ihres Prinzips zu ziehen, „oder beſäßen nicht den Muth und die Ehrlichkeit, dieſe „Conſequenzen vor der Welt zu bekennen und zu vertreten. „Ferner iſt der Vater der Anſicht, jeder Verſtändige „und Redliche müſſe nach Kräften an der jetzigen „Bewegung theilnehmen, weil dieſelbe ganz darauf „hinauszulaufen ſcheine, die alten und neuen politiſchen „Parteien zu ruiniren und durch dieſen Ruin dem im „Grunde völlig unfruchtbaren Kampfe um die Gewalt „und eben dadurch dieſer ſelbſt ein Ende zu machen. „Erſt dann, wann die Menſchen zu der Ueberzeugung „gelangt wären, daß jede Regierung vom Uebel ſei, „beginne die freie und menſchliche Zukunft.

„Aus der peinlichen Gährung, welche derartige „Betrachtungen, die mich einestheils erſchrecken, anderntheils „aber wieder unwiderſtehlich anziehen, in mir „hervorrufen, flüchte ich mich von Zeit zu Zeit immer „wieder zu den beruhigenden Idealen meiner Lieblings-

„dichter. Immer war Hölderlin einer derſelben, und ſeit ich weiß, wie du ihn hochhältſt, iſt er mir noch lieber und vertrauter geworden. Es geht ein Zug erhabener Schwermuth durch alle ſeine Werke, die Klage einer himmliſchen Seele, die ſich in der Gemeinheit des Lebens nicht zurechtfinden kann. Die göttliche Hellas hat in ihm ihre poetiſche Auferſtehung gefeiert und darum bewegt er ſich auch in helleniſchen Rhythmen und Weiſen mit ſo naiver und lächelnder Grazie und weiß die Bilder ſeiner inneren Welt mit ſo gegenſtändlicher Plaſtik herauszukehren. In Diotima verſchmelzen ſich ihm Griechenland und die Geliebte zu einer Göttergeſtalt, welcher er Huldigungen darbringt, wie ſie reiner, inniger und ſchöner nie ein Dichter einer Frau dargebracht hat. Und dann iſt er ſo fromm, ſo tief und wahrhaft fromm, daß ſeine Dichtungen wohl im Stande ſind, dieſes verrufene Wort wieder zu Ehren zu bringen. Doch ich bemerke mit Schrecken, daß ich im Begriffe bin, zu blauſtrümpfeln, darum von etwas Anderem“ . . . . . .

Graziella's Brief lag auch einer von Bangold bei. Der gute Pfarrer ſchrieb

„Ich gratulire dir von Herzen zu deinen neuen
„Würden. Aber du brauchſt deßhalb nicht eitel zu
„werden, lieber Junge, denn du verdankſt deine Wahl
„zu neun Zehntheilen den Bemühungen deiner Freundin
„Graziella, welche in ihrer Begeiſterung und Unbefangenheit
„das Geheimniß, welches du Duckmäuſer
„vor mir zu verbergen ſuchſt, leicht errathen läßt. Den
„Doctor Wildfeuer wählen wir, ſagten die Bauern und
„Arbeiter, der muß der rechte Mann ſein, ſonſt hätt'
„ihn unſer gnädiges Fräulein nicht ſo gern. Siehſt
„du, andere Leute haben auch Augen. Zu der Wahl
„Brand's hat das liebe Mädchen ebenfalls ſehr viel beigetragen.
„Sie ließ ſich keine Mühe verdrießen, um
„unſerem Freunde, wie ſie ſagte, ein Zeichen öffentlicher
„Anerkennung zu verſchaffen .... Was mich angeht,
„ſo habe ich die reactionäre Angſt, welche mir die Ereigniſſe
„jener Unglücksnacht in die Glieder gejagt,
„wieder verwunden. Wenn der Graf Straleck zum
„Wühlergrafen wird — ſo nennen ihn nämlich die
„Beamten hier herum — ſo ſehe ich nicht ein, warum
„der Pfarrer Bangold nicht zum Wühlerpfaffen werden
„ſollte, und demnach predige ich liberté, egalité und

„fraternité, daß es blitzt und praſſelt. Vielleicht iſt
„lieb Lieschen hauptſächlich daran ſchuld, denn die
„Kleine iſt eine große Rebellin geworden und ſpricht
„ſehr deſpectirlich von den Kirchenvätern, von Papſt
„Gregor VII. und anderen geiſtlichen und weltlichen
„Autoritäten.“

8.

Parlamentstragödie und Landtagskomödie.

Das erſte deutſche Parlament! Welche Fülle von ſtolzen Hoffnungen lag in dieſen Worten, wie vertrauensvoll wandten ſich die Blicke von Millionen Deutſcher dieſer Verſammlung zu, in welcher ſich die Intelligenz, die Kraft, die Zuverſicht der Nation concentrirte und welche nach Verfluß eines Jahres ſchon vor den Lanzenſpitzen einer würtembergiſchen Uhlanenſchwadron ihr Ende finden ſollte, ohne Etwas geſchaffen zu haben als Worte, die jetzt bereits verſchollen und vergeſſen ſind. Zum erſten Mal ſollte das deutſche Volk die Idee ſeiner Einheit und Freiheit thatſächlich repräſentirt ſehen in einer auf ſeiner Wahl beruhenden Nationalverſammlung, der es anheim gegeben war, eine Verfaſſung für das Geſammtvaterland zu ſchaffen, die Jahrhunderte alte Schmach der Zerſtückelung und Ohnmacht zu tilgen, das tauſendfach am Volke und ſeinem Wohle begangene Unrecht zu ſühnen und Deutſchland endlich wieder an den ihm gebührenden Platz zu ſtellen, in die erſte Reihe der großen Staaten. Fürwahr eine erhabene Aufgabe! Und wie ward ſie gelöſt? Es iſt traurig, aber wahr und muß geſagt werden: von allen Täuſchungen und Demüthigungen, welche die deutſchen Dynaſtien uns bereitet haben, kommt an Troſtloſigkeit keine auch nur entfernt derjenigen gleich, welche das erſte deutſche Parlament uns bereitete. Was iſt von ihm übriggeblieben? Ein Berg ſtenographiſcher Berichte, ein Stoß Reichsverfaſſungsmaculatur, eine Bibliothek ärmlicher Parlamentshiſtorien und der gerechte Spottvers des Dichters:

Fünfhundert Narrenſchellen
Zu Frankfurt ſpielten die Melodie:
Das Schiff ſtreicht durch die Wellen
Der deutſchen Phantaſie.

Es gab, wie bekannt, Leute in Deutſchland, welche das ſaubere Spiel, das die Reaction mit dem Parlament zu ſpielen gedachte, von Anfang an durchſchauten und in dem Parlament das erkannten, was es wirklich war, ein zu Gunſten der hohen und allerhöchſten Herrſchaften errichtetes Zeitgewinnungsinſtitut. Aus dieſer Erkenntniß war auch die republikaniſche Schilderhebung hervorgegangen, welche Hecker in Baden verſucht hatte. Aber ſie war geſcheitert an dem Ordnungsfanatismus der ſüdweſtdeutſchen Märzminiſterien, welche ſich um jeden Preis im Beſitze ihrer Portefeuilles behaupten und durch ihren monarchiſchen Eifer ihren halbrevolutionären Urſprung in den Augen ihrer fürſtlichen Gebieter vergeſſen machen wollten, ferner an der Bornirtheit und Zaghaftigkeit unſerer patriotiſchen Rechtsbodentheoretiker, welche von einer Revolution auf geſetzlichem Wege zu träumen fortfuhren, endlich an der Indolenz des Volkes ſelbſt, welches erwartete, die gebratenen Tauben der Freiheit würden ihm in den Mund fliegen, ohne daß es die Hände zu rühren brauche. Es erklärt ſich dies ganz leicht aus der namenloſen politiſchen Verſumpfung der Maſſen in Deutſchland. Zudem redeten ihnen ja die Gebildeten, die Wohlmeinenden ohne Unterlaß ein

Was geht euch ſo ein Putſch an, den ein paar phantaſtiſche Brauſeköpfe, zu welchen eine Horde von Vagabunden und Strolchen ſich geſellte, angerichtet haben? Ihr habt ja die Märzminiſter, die Märzerrungenſchaften und vor Allem das deutſche Parlament, welches euch aufthun wird das gelobte Land, wo die Milch der Freiheit und der Honig der Gleichheit fließt und die Traube des Glückes wächſt.

Ich bin jedoch keineswegs gewillt, hier einen Abriß der Geſchichte des Parlaments geben, mich ſelbſt mit Wiedererzählung dieſer trübſeligen Hiſtorie ärgern und meine etwaigen Leſer langweilen zu wollen. Machen wir, daß wir möglichſt raſch darüber hinweg kommen.

Ich erinnere mich, daß ſogar demokratiſch geſinnte Blätter den 18. Mai von 1848 als „den großen Wendepunkt in der Geſchichte Deutſchlands“ begrüßten. An dieſem Tage zogen um die vierte Mittagsſtunde die Abgeordneten zur erſten deutſchen Nationalverſammlung unter Trompetenfanfaren, Glockengeläute, Kanonendonner und Volksjubelruf vom Römer nach der

Paulskirche, in deren Raum ſofort jenes traurige, vielactige Stück begann, in welchem ſich nach dem Witzworte des deutſchen Ariſtophanes die drei dramatiſchen Einheiten, die der Zeit, des Ortes und der Dummheit, ſo ſchön zuſammenfanden. Man könnte freilich für dieſe auch drei andere ſubſtituiren: die der Eitelkeit, der Impotenz und der Schurkerei. Ich müßte jedoch lügen, wenn ich ſagen wollte, daß mich an jenem Maitage ſolche finſtere Betrachtungen übernommen hätten. Läßt ſich doch Jeder gar gerne von dem Schein des Glückes täuſchen und es war ja damals überhaupt die Zeit der Täuſchungen. Uebrigens ließ ſich die Stunde wirklich feſtlich und feierlich genug an. Ueberall in den Reihen der Vertreter des deutſchen Volkes, die aus allen Gegenden Deutſchlands herbeigekommen waren, erblickte man Männer von Talent und Ruf. Alle Kreiſe hatten ihre Notabilitäten geliefert. Da waren Männer der Wiſſenſchaft, des Rechtes, der Induſtrie, des Handels, der Literatur, der Kirche und des Staates, deren Name und Charakter Achtung gebot. Da ſah man Häupter des Liberalismus, die unter dem bisherigen Syſtem Gegenſtände offener oder verſteckter, aber jedenfalls unermüdlicher Verfolgung geweſen, da waren Miniſter, welche das Volk zuverſichtlich als die ſeinigen betrachtete, Rechtsgelehrte und Geſchichtſchreiber, welche die Rechte der Nation bis in ſeine Wurzeln verfolgt und bis zur Evidenz bewieſen hatten, da waren Schriftſteller, welche vor einem dankbaren Publikum mit Geiſt und Herz gegen die alten Mißbräuche geeifert, Dichter, deren freiheitheiſchende Lieder in den Herzen aller Stände lauten Widerhall gefunden, da waren Greiſe, welche für die Wiedergeburt des Vaterlandes jugendfriſchen Eifer zeigten, da war endlich eine Schaar junger Männer, von denen Vieler Stirne den Stempel der Genialität trug und deren Augen von reinſter Begeiſterung leuchteten. Und ringsum an allen Häuſern die deutſche Tricolore triumphirend flatternd, rings die freudeglänzenden Geſichter des Volkes, ſchöne Frauen ihren patriotiſchen Zuruf in das Jubeln der Menge miſchend, jauchzende Muſik, feierlicher Glockenklang, dröhnende Kanonenſchläge — wer hätte, als die Nationalvertreter ſo über den Römerberg zogen und weiter durch die Straßen der Stadt Karl's des Großen, wer hätte da glauben können, glauben wollen, daß Alles ſei nur eine täuſchende Phantasmagorie, ein bunter Mummenſchanz, eine gehaltloſe Faſtnachtspoſſe?

Die Ernüchterung der Verſtändigen trat freilich bald genug ein und die Beſorgniſſe der Redlichen erwachten ſchnell. Die Verſammlung, deren überwiegende Mehrheit aus deutſchen Diplomaten, Bureaukraten, Prälaten, Junkern und Profeſſoren zuſammengeſetzt war, konnte ihre wahre Natur nicht lange verleugnen. Was die Schlechtigkeit der Hofcreaturen eingefädelt, half die rechthaberiſche Eitelkeit und die kindiſch alberne Theoretik der deutſchen Gelehrten von Stufe zu Stufe getreulich dem Ziele näher führen. Verrath und Verblendung gingen in der Paulskirche innigſt Hand in Hand. An das Nothwendigſte, an die Schaffung einer factiſchen Parlamentsmacht, eines Parlamentsheeres, dachten zur rechten Zeit nur Wenige und dieſe wurden nicht gehört. Bald zeigte es ſich, daß das Parlament haltungslos in der blauen Luft der Phraſe hing. Die Berufung des öſterreichiſchen Prinzen zum Reichsverweſer war vollends der Anfang vom Ende. Nachdem es den Höfen gelungen, einem ſo klugen Agenten die einſtweilige Leitung der Centralgewalt zu verſchaffen, konnten ſie die doctrinären Schwätzer in der Paulskirche ruhig noch eine Weile gewähren laſſen. Mit der Genehmigung des berüchtigten Malmöer Waffenſtillſtandes ſtellte ſich in der Sitzung vom 16. Sept. das Parlament das ſchmählichſte Armuthszeugniß und bei noch lebendigem Leibe ſeinen Todtenſchein aus. Daß die Linke damals nicht in Maſſe austrat und, die wieder allwärts in Deutſchland erwachte höher gehende Stimmung benützend, nicht das Aeußerſte verſuchte, das macht ſie zum Mitſchuldigen der Mehrheit. Von da an war der weitere Verlauf des Parlaments nur ein mitleiderregendes Poſſenſpiel.

Am Tage, nachdem jenes ſchmachvolle Votum abgegeben worden, verließ ich die entehrte Verſammlung, der es ſo prächtig gelungen iſt, Deutſchland von Neuem zum Geſpötte Europas zu machen.

In meinem Mißmuthe wollte ich ſofort auch mein Mandat als Abgeordneter zu dem Landtage meines Heimathlandes, welcher gerade damals einberufen wurde, niederlegen und hätte den Widerſpruch meiner Freunde ſicherlich nicht beachtet, falls ſich nicht Graziella ihnen angeſchloſſen hätte.

Die deutſche Bewegung im Großen und Ganzen iſt mißlungen, ſagte ſie zu mir, jetzt gilt es den Verſuch, ſie in den einzelnen Ländern zu pflegen und ſo aus dem Schiffbruch unſerer ſtolzen Hoffnungen zu retten, was noch zu retten iſt. Wenn die Volksvertretungen der einzelnen Staaten ihre Pflicht beſſer erkennen und treuer erfüllen als das Parlament, ſo iſt ein günſtiger Umſchwung der Dinge noch immer denkbar.

Dies war eine, im Herbſte 1848 vielfach geäußerte und allerdings nicht grundloſe Meinung. Ich ließ mich von ihr beſtimmen und verließ nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen die Hallberge wieder.

In der Hauptſtadt traf ich meine Freunde, von welchen Brand und Sprecher mit mir in die Kammer eintraten. Die Beiden hatten im Bunde mit Player, welchen der Gang der Ereigniſſe allmälig immer weiter nach links trieb, mit Schwarz, Spatz und anderen Parteigenoſſen inzwiſchen die Organiſirung des Vereinsweſens eifrigſt betrieben. Daſſelbe war den Händen der Conſtitutionellen vollſtändig entriſſen und es gab jetzt eine compacte demokratiſche Partei im Lande, welche in dem ſogenannten Landesausſchuß ihre leitende Behörde anerkannte. Dieſer Landesausſchuß war die Spitze des Vereinsweſens. Seine Mitglieder, zu welchen ich binnen Kurzem auch gehörte, gingen aus der Wahl ſämmtlicher Vereine hervor, die ſich über das ganze Land verbreitet hatten. Das Organ der Demokratie war der Hochwächter, welchem der derbſatiriſche Münchhauſen tüchtig ſekundirte. Ein weiterer Hebel der demokratiſchen Propaganda wurde die politiſche Tractätchenliteratur, welcher ſich insbeſondere der Hairle mit Erfolg annahm. Brand und ich regten ohne Unterlaß die Reform des Volksſchulweſens an, indem wir der Anſicht waren, daß der jetzige Zeitpunkt wenigſtens dazu benutzt werden ſollte, die Heranbildung der Jugend zum Verſtändniß der Idee eines freien Staates möglichſt zu ſichern. Wir ſuchten auch in der Kammer in dieſem Sinne zu wirken. Aber da kamen wir ſchön an! Das Märzminiſterium bewies überhaupt den Forderungen der Demokraten gegenüber die ganze Vernirtheit, Verſtockung und Selbſtſucht des Liberalismus. Es hielt ſich auch dann noch, nachdem die deutſchen Grundrechte im Lande Geſetzeskraft erlangt hatten, mit unſinnigſter Hartnäckigkeit an die Beſtimmungen der Landesverfaſſung, obwohl dieſe eben durch die Grundrechte antiquirt war und obwohl ein Paragraph dieſer Verfaſſung ſelbſt den Miniſtern die Machtvollkommenheit verlieh, wahrhaft reformiſtiſch vorzugehen. Miniſter Zitterle ſprach mit lächerlichſter Pedanterie von der Heilighaltung des beſtehenden Rechtes, Miniſter Redwitz begann und ſchloß alle ſeine Reden mit der Behauptung, das Eigenthum ſei noch immer in Gefahr und dieſe Gefahr müſſe vorab beſeitigt werden, Miniſter Pauker gab Tag für Tag polternd die Verſicherung, er wäre noch ganz der Alte, warf ſchimpfend mit Lumpen, Schuften und Schurken um ſich, was nach ſeiner Anſicht Alle waren, welche die miniſterielle Majeſtät und Unfehlbarkeit des Pauker'ſchen Ich nicht demüthig adorirten, und war ſchlechterdings nicht zu bewegen, nach irgend welcher Seite hin ernſtlich zu reformiren. Er ließ als Chef des Juſtizdepartements das abſcheuliche Strafgeſetzbuch, welches er früher als Abgeordneter ſo oft eine Landescalamität genannt, unverändert beſtehen, er geſtattete durch Beibehaltung der bisherigen Landesvertretung dem ſtarrſten Junkerthum und dem verrottetſten Pfaffenthum fortwährend, mit ihren volksfeindlichen Anſprüchen ſich breit zu machen, er that Nichts für die Verminderung des Beamtenheeres, Nichts für die Vereinfachung der Verwaltung, Nichts für die Herabſetzung der unerſchwinglichen Steuerlaſt, Nichts für die Wehrhaftmachung des Volkes, er that überhaupt Nichts. Doch ja, er that Etwas; er ſchimpfte nämlich wie ein Waſchweib in und außerhalb der Kammer auf die Demokraten und Republikaner, er escamotirte alle Forderungen der Volkspartei vermittelſt der Verweiſung auf die ſchon gefaßten und noch zu faſſenden Beſchlüſſe des Parlaments, er wußte ſich aber auch dieſen gegenüber zu helfen, indem er mit frecher Offenheit die Aeußerung hinwarf, er werde regieren, wie es ihm convenire; kurz, ſein Gebahren war das eines echten Märzminiſters. Dem Hochmuth dieſes Mannes, der ſich als ſouveräner Herr des Landes fühlte und es eine Zeit lang auch factiſch war, kam nur ſeine Verblendung gleich. Vergebens machte man ihn darauf aufmerkſam, daß er keineswegs feſtſitze auf dem geliebten Seſſel. Jedermann in der Reſidenz wußte, daß eine Camarilla exiſtire, welche nur auf einen einigermaßen günſtigen Moment lauere, um die liberalen Elemente des Miniſteriums zu entfernen, und daß dieſe höfiſchen Intriguen, deren Fäden in der Hand der Baronin Redwitz zuſammenliefen, dem Könige keineswegs fremd ſeien. Allein Bauker blieb dabei, ſich für den Mann ewiger Nothwendigkeit, für unentbehrlich und unerſetzlich zu halten. Umſonſt bot Sprecher in der Kammer alle ſeine glänzende Beredtſamkeit auf, um den Miniſter zur Aufgebung der unſeligen Politik des Zauderns und Zögerns und der rückſichtsvollen Halbheit zu beſtimmen. Es convenirte dem hohen Herrn anders. Er hatte ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt, die Führer der Demokratie, insbeſondere die Mitglieder des Landesausſchuſſes, beneideten ihn um die Gewalt und wollten ihn zu ihren eigenen Gunſten aus dem Beſitze derſelben verdrängen. Deſwegen beehrte er uns mit einem Mißtrauen und einem Grolle, deſſen Aeußerungen oft geradezu lächerlich waren, und konnte nicht müde werden, in offiziellen und offiziöſen Sendſchreiben dem Lande die völlig überflüſſige Verſicherung zu geben, der Landesausſchuß ſei durchaus nur eine Privatgeſellſchaft. Aus ſeinen und ſeines liberalen Schweifes ganzem Benehmen gegenüber der demokratiſchen Partei blickte überall die kleinlichſte Eiferſucht, der grüngelbſte Neid hervor. Dieſe Bourgeois konnten es nicht ertragen, daß ſie kein Monopol der Popularität mehr beſaßen, daß das Volk anfing, von ihnen weg und auf jüngere Kräfte hinzublicken. Statt ſich mit den Demokraten zu vereinigen, warfen ſie ſich lieber den Servilen in die Arme, welche ihnen eine Weile ſchmeichelten, um ihnen ſpäter den Fußtritt der Verachtung deſto ſicherer appliziren zu können. Und dieſes liberale Miniſterium, welches ſtets damit prahlte, daß es eine Majoritätsregierung und nur eine Majoritätsregierung ſein wolle, benahm ſich nicht einmal in den engen Gränzen, welche es ſich geſteckt, ehrlich und ehrenhaft. Die Kammer hatte beſchloſſen, daß die Herabſetzung der Civilliſte und der Apanagen eine dringende Nothwendigkeit ſei, wobei Brand in ſeiner ſchneidenden Weiſe äußerte, „es ſolle in Zukunft keine Menſchen mehr geben, welche auf Koſten des Volkes in ſchwelgeriſchem Müſſiggang ein der Geſellſchaft völlig unnützes Leben hindehnen." Allein das conſtitutionelle Majoritäts-Miniſterium kehrte ſich weder an dieſen noch an andere Beſchlüſſe der Kammer-Majorität. Freilich wußte es auch, aus was für einer Sorte von Leuten dieſe Majorität großentheils beſtand. Mahnte Einer von uns Demokraten das Miniſterium, dieſen oder jenen wirklich volksthümlichen Beſchluß der Kammer endlich einmal zu vollziehen, ſo ſtand Pauker auf, pochte auf ſeine bewährte Geſinnung, ſchimpfte auf die Preßfrechheit, drohte mit einer Miniſterkriſis und ſchlug ſchließlich mit aller Macht die große Vertrauenspauke an, worauf alle die kleinen Vertrauenstrommeln gehorſamſt einfielen und einen Ergebenheitswirbel executirten. Daß auf einem Landtage, deſſen Majorität von einem derartigen Miniſterium gehänſelt und beherrſcht wurde und auf welchem zum Ueberfluſſe noch eine namhafte Anzahl Junker von Geburtswegen, ſowie proteſtantiſche und katholiſche Prälaten von Amtswegen Sitz und Stimme hatten, nur elendes Stückwerk zu Stande gebracht wurde, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Ebenſo klar iſt, daß Pauker die alsbaldige Berufung einer auf die deutſchen Grundrechte baſirten neuen Volksvertretung verweigerte. Mit einer Majorität, wie er ſie jetzt hatte, ließ ſich ja einſtweilen trefflich regieren, wie es ihm „convenirte."

Was mich betrifft, ſo wurde ich durch die gemachten Erfahrungen in meiner Abneigung gegen alles parlamentariſche Leben und Weſen entſchieden beſtärkt. Es mag wunderlich klingen, iſt aber nichtsdeſtoweniger wahr, daß das Sitzen, Debattiren und Stimmen in ſo einer Verſammlung ſchon an ſich depravirend wirkt. Man fühlt ſich ordentlich erſchlaffen und ſchlechtwerden, als herrſchte in den Sitzungsſälen eine eigenthümlich deprimirende und demoraliſirende Atmoſphäre. Nachdem ich die Einwirkung derſelben kaum von mir ſelber abzuwenden vermocht habe, iſt es mir kein Räthſel mehr, warum langjährige parlamentariſche Redner und Kämpfer bei Lichte beſehen allenthalben ſo jämmerliche Subjecte ſind. Dieſen Menſchen wird am Ende Alles zum Stoff der Phraſeologie oder der Intrigue und ſie treten, mit der Geſchäftsordnung beladen, ſo zufrieden und ſelbſtbewußt durch das Leben, wie nur irgend ein Eſel ſeinen Spreuſack trägt.

Indeſſen brachte der April von 1849 in die Troſtloſigkeit unſerer Landtagskomödie eine ernſte Epiſode.

die aber leider auch nicht ſo ernſthaft ſich geſtaltete, als wir Demokraten wünſchten. Die Reichstagsprofeſſoren hatten ſich durch den Gang der Dinge in Oeſterreich und Preußen in ihrer papierenen Thätigkeit nicht ſtören laſſen. Mochte in Berlin der Abſolutismus die verhaßte Maske des Conſtitutionalismus immer entſchiedener bei Seite ſchieben, mochte in Wien die deutſche Freiheit von barbariſchen Horden erdrückt werden, was ging das die Reichstagsprofeſſoren, was ging das die „edeln und edelſten Männer" an? Ihrer ſtaatsmänniſchen Weisheit konnte ja der endliche Triumph nicht entgehen, und ſo beriethen ſie im Schweiße ihres Angeſichtes Paragraph um Paragraph, und ſiehe da, das koloſſale, das herrliche Werk, der Sieg germaniſcher Intelligenz über Anarchie und Reaction, es wurde vollendet; das Parlament votirte und verkündigte die kaiſerliche Reichsverfaſſung deutſcher Nation. Die demokratiſche Partei kam dadurch überall, wo ſie überhaupt noch exiſtirte, in eine wunderliche, ja durchaus ſchiefe Stellung. Sie hatte um des unglückſeligen Verbleibens ihrer Geſinnungsgenoſſen im Parlamente willen die Autorität deſſelben fortwährend anerkannt. Dies mußte ſie jetzt zu einer Coalition mit der liberalen Partei nöthigen, zu einer Coalition zu Gunſten der Reichsverfaſſung. Ja, ſoweit war es, ſeit in Frankreich nach der ſchrecklichen Niederlage der Socialdemokraten in der Juniſchlächterei erſt ein ideenloſer General, dann ein abenteueriſcher Prätendent abſolutiſtiſch regierte, ſeit Italien wieder in Ketten geſchlagen und in den beiden Großſtaaten Deutſchlands die Erhebung blutig niedergedrückt worden, mit der deutſchen Demokratie gekommen. Mit einer Art verzweifelter Reſignation ſtellte ſie ſich den Liberalen zur Seite auf den Boden des läppiſchen Machwerks verbockter Stubengelehrſamkeit, auf den Reichsverfaſſungspapierboden, und träumte von der Möglichkeit, von hier aus der Revolution das verlorene Terrain wieder zu erobern. Sie hatte kaum eine andere Wahl und ihre damals kundgegebene Verſicherung, daß ſie mit Schmerzen, aber ohne zu zögern ihre republikaniſche Stimmung der vorherrſchend kaiſerlich monarchiſchen zum Opfer bringe, um das Werk der Einigung Deutſchlands nicht zu gefährden, war eben auch nur eine Phraſe.

Seit Jahresfriſt hatten die deutſchen Märzminiſterien und ihre Anhänger alles Erdenkliche gethan, um die abſolute fürſtliche Gewalt wieder zu befeſtigen, und nun wunderten ſie ſich, daß die auf ihren Thronen wieder feſt ſitzenden Dynaſtien nicht die geringſte Luſt bezeigten, der Reichsverfaſſung ſich zu unterwerfen. Du lieber Gott! man hat den deutſchen Liberalismus der Verrätherei angeklagt, man ſollte ihn eher um ſeiner rührend naiven Dummheit willen von Herzen bemitleiden. Nein, dieſe Leute waren in ihrer Mehrzahl nicht ſchlecht, ſie waren nur einfältig. Sie meinten es auch aufrichtig mit der Vereinigung Deutſchlands vermittelſt der Reichsverfaſſung und gingen allen Ernſtes mit der Kaiſerkrone von Pappendeckel hauſiren. Wann wird der Komöde erſtehen, der dieſer tollſten aller Komödien eine paſſende Form giebt?

In der Reichsverfaſſungsfrage gingen bei uns Demokratie und Liberalismus, Miniſterium und Landesausſchuß Hand in Hand. Auch die Kammer geſellte ſich dazu, mit Ausnahme der Barone und Prälaten. Es kam ſogar ein gewiſſer Aufſchwung in die Verhandlungen dieſer Verſammlung, welche Brand's in die Debatte geworfenes Wort: „Die Einheit und Freiheit Deutſchlands wird ſo lange ein bloßes Ideal ſein, ſo lange die Exiſtenz der deutſchen Dynaſtien eine Wirklichkeit iſt'“ ſtillſchweigend als eine Wahrheit gelten ließ. Der König hatte ſeine entſchiedene Weigerung kundgemacht, die Reichsverfaſſung anzuerkennen, und ſich zugleich aus der Hauptſtadt hinweg begeben, um in einer nahegelegenen Garniſonsſtadt, welche von Soldaten wimmelte, ſeine Reſidenz aufzuſchlagen. Alles deutete darauf hin, daß der Hof, ſeiner Verſtellung müde, die Maske bei Seite zu legen entſchloſſen ſei. Jetzt ſuchte Herr Bauker eine Stütze in dem verachteten Volk. Auch ließ er ſich die rührige Bundesgenoſſenſchaft der „Privatgeſellſchaft“, welche er mit ſo hämiſcher Feindſeligkeit behandelt, die Bundesgenoſſenſchaft des Landesausſchuſſes ſehr gerne gefallen. Er erinnerte ſich ſogar, daß er früher diverſe revolutionäre Blutstropfen im Leibe gehabt, und ließ vom Miniſtertiſche aus das Wort hören, die deutſchen Völker müßten ihre Fürſten zur Anerkennung der Reichsverfaſſung zwingen. Selbſt der Gedanke, nöthigen Falls an die Spitze einer proviſoriſchen Regierung zu treten, war ihm nicht fremd. Wir erfuhren das wohl, denn wenn er ſeine Spione im Landesausſchuß hatte, ſo hatten auch wir unſere Kundſchafter in ſeiner Nähe. Der Landesausſchuß entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Die von ihm ausgehende Agitation wurde durch die Volksvereine über das ganze Land verbreitet und ließ auch das Militair nicht unberührt. Die Bürgerwehren wurden allarmirt, verſahen ſich mit Munition und ſtellten ſich auf's Piket. Auf unſere Veranlaſſung kamen Deputirte von vielen hundert Gemeinden nach der Reſidenz und überreichten der Kammer die in ſehr klarem, wenn auch ziemlich grobkörnigem Deutſch abgefaßte Forderung, ſie möge die Regierung unter allen Umſtänden zur unbedingten Annahme der Reichsverfaſſung veranlaſſen. Eine gewiſſe Exaltation bemächtigte ſich der Gemüther. Das ganze Volk nahm eine drohende Stellung gegen den Hof. Es ſchien, als wäre uns das Glück beſchieden, von unſerem Lande aus das Signal zu einer demokratiſchen Erhebung zu geben, deren Tragweite nicht zu bemeſſen war. Alles ſchien bei der bekannten Hartnäckigkeit des Monarchen in dieſem Sinne ſich entwickeln zu wollen. Aber der

Hof erfuhr, daß das Militair nicht verläßlich war, und erkannte, daß ſeine Stunde noch nicht gekommen. So traten denn in dem Moment höchſter Spannung die Miniſter in den Sitzungsſaal der Kammer und verkündeten derſelben den Entſchluß des Königs, der Reichsverfaſſung unbedingt ſich unterwerfen zu wollen. Nun allſeitige Rührung und maßloſer Jubel.

Ach, das hatten wir nicht gewollt! Und doch durften wir uns den allgemeinen Freudebezeugungen nicht entziehen. Aber beim Herausgehen aus dem Ständehaus flüſterte mir Brand mit bitterem Lächeln zu: La farce est finie.

9.

Eine Gefallene.

Sprecher iſt zurück aus Baden.

Mit dieſen Worten trat Brand eines ſchönen Maimorgens in meine Stube, um ſeiner Gewohnheit nach mit mir zu frühſtücken.

Er iſt zurück? Und was bringt er?

Viel Neues, aber wenig Gutes.

Alſo haben die Gerüchte wieder mal die dortigen Vorfälle ins Ungeheuerliche vergrößert?

Nein. Sie logen nicht. Der Großherzog iſt mit ſeinen Miniſtern auf und davon, Raſtadt, Karlsruhe, die ganze Regierungsmaſchine befindet ſich in den Händen der Demokraten.

Nun, ich ſollte meinen, das klänge nicht übel.

Wohl, aber Sprecher hat wenig Vertrauen zu den Leitern der Revolution.

So erzähle doch!

Ich erwartete unſern Freund auf dem Poſthofe und er gab mir nur eine eilige Schilderung des Erlebten, weil er im Laufe des Vormittags dem Landesausſchuß ausführlichen Bericht erſtatten will. Er wohnte unſerem Auftrage gemäß der Offenburger Volksverſammlung an. Während der Dauer derſelben kam die Nachricht von der Inſurrection der Raſtadter Garniſon. Gleichzeitig erhoben, glaub' ich, auch in der Reſidenz die Soldaten die Fahne der Empörung. Großherzog und Miniſterium flohen, ohne irgendwelchen Widerſtand zu verſuchen. Der badiſche Landesausſchuß zog in die Reſidenz ein und ließ ſich vom Gemeinderath der Stadt erbitten, das verlaſſene Staatsruder zu ergreifen. Von ſofortiger Proclamirung der Republik iſt aber durchaus keine Rede geweſen, überhaupt von keinem wahrhaft revolutionären Act der neuen Regierungsgewalt.

Aber, lieber Freund, du überſiehſt, daß die Rebellion der badiſchen Soldaten ſchon an und für ſich weitaus der revolutionärſte Act iſt, welchen unſere ganze Bewegung bis jetzt zu Tage gefördert. Ein ſtehendes Heer ſagt in Deutſchland der fürſtlichen Gewalt Knall und Fall den Gehorſam auf und ſtellt ſich auf die Seite des Volkes, das iſt ja etwas Unerhörtes. Wenn noch irgend Etwas eine neue Wendung in dem contrerevolutionären Gang der Ereigniſſe herbeiführen kann, ſo iſt es ſicherlich dieſe Militairmeuterei. Nach dem larifarihaften Ausgang unſeres Reichsverfaſſungsſturmes mußte, wenn nicht ſofort Alles zuſammenbrechen ſollte, anderwärtsher ein neuer Anſtoß kommen. Dieſer Anſtoß iſt da und an uns iſt es, ihn mit allen Kräften weiter leiten zu helfen.

Gewiß, und wir wollen das auch ohne Zaudern verſuchen. Schade nur, daß man befürchten muß, bei uns ſei der Bewegung durch den Sieg in der Reichsverfaſſungsgeſchichte — verdammt ſei dieſer Sieg! überhaupt die Spitze abgebrochen worden. Unſere Demokraten, unſer Volk, unſere Vereine glauben, etwas Rechtes gethan, das Ihrige zum Heil Deutſchlands bereits beigetragen zu haben, und werden nun auf ihren wohlfeilen Lorbeeren ruhen wollen. Gib nur Acht wie unſere Collegen im Landesausſchuß meinen Antrag, ſofort eine Verſammlung der ganzen Partei zu berufen, um thätig einzugreifen, welchen ich heute noch ſtellen will, aufnehmen werden.

Zum Henker mit deinem Peſſimismus, in welchen du neueſtens wieder mehr als je verfallen zu wollen ſcheinſt. Biſt du doch ſelber ſchuld, daß du im Landesausſchuß, in der Kammer, überall ſo zu ſagen allein ſtehſt. Du beſitzeſt das unglückliche Talent der Vereinzelung im höchſten Grade und pikirſt dich manchmal recht eigentlich darauf, daſſelbe auszuüben.

Hm, nun ja, verſetzte Brand und trommelte an den Fenſterſcheiben, ich weiß wohl, daß ich es nie zu Etwas bringen werde. Du haſt Recht, ich beſitze das Talent der Vereinzelung und außerdem noch die dumme Gewohnheit, auch der eigenen Partei die Wahrheit zu ſagen. Das iſt ſehr traurig, könnte mich jedoch auf der andern Seite auch wieder ein Bischen ſtolz machen. Denke nur an den Goethe'ſchen Spruch:

> Ein Kerl, den alle Menſchen haſſen,
> Der muß was ſein .....

Aber was iſt denn das? unterbrach er ſich, hörte zu trommeln auf und ſprang vom Fenſter zurück. Du bekommſt Damenbeſuch, Wildfeuer. Es iſt Fräulein Redwitz, beim Himmel!... Sie muß ſchon im Hausflur ſein.... Ich will ihr nicht begegnen.... Wo ſoll ich hin?

Nicht weniger überraſcht als der Freund, wies ich dieſen in meinen Alkoven, deſſen Eingang durch einen Vorhang verſchloſſen war.

Wenige Sekunden darauf wurde leiſe an die Zimmerthüre geklopft und auf mein Herein erſchien wirklich Clara Redwitz auf der Schwelle der geöffneten Thüre.

Ich hatte ſie, ſeit wir Beide von Straleck weg waren, nur zwei Mal flüchtig beim Begegnen auf der Straße geſehen und mußte daher durch dieſen Beſuch um ſo mehr überraſcht werden.

Sie ihrerſeits blieb wie unſchlüſſig auf der Thürſchwelle ſtehen, die Klinke der Thüre noch in der Hand haltend.

Ich bemerkte, daß ihr unter dem Schleier geborgenes Antlitz mit einem glühenden Roth bedeckt war.

Ich mußte ſie freundlich zum Eintreten nöthigen und es kam mir vor, als wankte ſie auf ihren Füßen, als ich ſie zum Sopha geleitete.

Sie ſchlug den Schleier zurück. Die Röthe auf Stirne und Wangen war raſch in aſchfarbene Bläſſe übergegangen. Ein tiefſchmerzlicher verweinter Zug um ihre tief in den Höhlen liegenden Augen und die blaſſen zuckenden Lippen erzählten eine traurige Geſchichte.

O, Herr Wildfeuer, begann ſie, aber die furchtbare Aufregung, in welcher ſie augenſcheinlich ſich befand, lähmte ihre Zunge.

Dann bedeckte ſie ſich das Geſicht mit den Händen und ſtieß haſtig die Worte hervor:

Sehen Sie mich nicht an, Doctor, ſehen Sie mich nicht an! .... O, mein Gott!

Ein Thränenſtrom überfluthete ihre Stimme. Aber ihre Aufforderung, ſie nicht anzuſehen, war zu ſpät gekommen, und ich hätte müſſen nicht Arzt ſein, wenn mir ein Blick auf die Geſtalt des Mädchens nicht das ganze Geheimniß verrathen haben würde.

Vom tiefſten Mitgefühl erfaßt, ergriff ich die Hand des Mädchens und ſagte mit dem ſanfteſten Ausdruck, welchen ich meiner Stimme zu geben vermochte:

Armes Kind, Muth! Es ſteht Ihnen ein Freund zur Seite!

Sie blickte voll Scham, voll Verzweiflung, aber auch voll Dank zu mir auf, daß es mir in die Seele ſchnitt. Sie drückte krampfhaft meine Hand, auf welche ihre heißen Zähren niederfielen.

Ich wußte es, ſagte ſie ſchluchzend, ich wußte es, daß ich Ihnen vertrauen durfte.... Sie waren ſtets freundlich und gut gegen mich.

Und mit wieder erlöſchender Stimme fügte ſie hinzu:

O Doctor, es war eine ſchändliche Verführung!

Fräulein...

Fräulein? Nein, nein, nicht ſo! rief ſie abwehrend und zuſammenſchreckend.

Liebes Clärchen, ſuchen Sie, ich bitte als Freund und Arzt, dieſe furchtbare Aufregung zu bemeiſtern. Sehen Sie auch in mir nicht etwa den Beichtvater.

Ich bin nicht neugierig, ich will nur tröſten und helfen, ſoweit ich es vermag.

Ja, ich glaube, ich vertraue Ihnen. Ach, Er hat nie ſo einfach herzlich zu mir geſprochen, und dennoch..... Aber, Doctor ... o, nicht wahr, Sie halten mich nicht für ſchlecht?.... Sehen Sie, ich ſagte es ſchon, es war eine ſchändliche Verführung!.... Sie war mit ihm verbunden, Sie, die Baronin, meine Stiefmutter .... Ich ſehe jetzt Alles. Sie haßt mich und doch habe ich ihr nie Etwas zu Leide gethan.... Ich fühlte es wohl oft, allein ich mochte nicht daran glauben .... Warum ſollte ſie mich denn haſſen? Sagen Sie, Doctor, warum?

Ich weiß es nicht.

Nicht wahr? Aber es muß ſo ſein, ſonſt wäre ſie ihm nicht ſo beigeſtanden, wie ſie ihm beiſtand. Sie beherrſchten mich, ſie verdarben mich ſyſtematiſch.... ich ſah Anfangs die Schlingen nicht und war zu ſchwach, mich denſelben frühzeitig genug zu entreißen... O, und ich glaubte ihn zu lieben, ich liebte ihn wirklich, ja, ich liebte ihn! Und doch war mir immer wieder, das ſei nicht jene Liebe, wie ich ſie damals zu fühlen begann, als Ihr Freund Brand.... o, nur dem Nichts ſagen, Doctor! Das würde mich tödten... Aber kann mich Etwas tödten? Müßte ich denn nicht geſtern geſtorben ſein, geſtern, als ich dem Verführer unter Thränen der Todesangſt meinen Zuſtand entdeckte und er mich... verhöhnte....

Verhöhnte? Unmöglich!

Ein leiſes Geräuſch wurde im Alkoven hörbar, wie wenn Zähne knirſchend zuſammenſchlügen.

Clara beachtete es nicht und fuhr fort:

Sie können es nicht glauben, nicht wahr? Es iſt wie ein ſchrecklicher Traum.... Aber es iſt kein Traum, es iſt gräßliche Wahrheit.... Mit teufliſcher Kälte und mit Worten einer vernichtenden Vertraulichkeit, die ich nicht wiederholen kann, ſagte er mir, daß er ſtets mein ergebenſter Freund und Diener bleiben werde, aber heirathen, nein, heirathen könne er mich nicht und nie.

Wie, der Elende weigert ſich, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen?

Ja, o mein Gott! er weigert ſich des Beſtimmteſten.... Iſt es nicht furchtbar, Doctor?... er hatte nur Hohn und Spott für mich, als ich ihm das qualvolle Geſtändniß abgelegt und vor Scham und Kummer in die Erde hatte verſinken mögen. Was iſt's weiter? ſagte er, natürliche Wirkung einer natürlichen Urſache.... Ich lag vor ihm auf den Knieen und umfaßte flehend die ſeinigen und da, da ſagte er mit lächelndem Gleichmuth, die Ehe paſſe nun einmal nicht in ſein Syſtem und er ſei als geſchworener Socialiſt entſchloſſen, ſtets den Prinzipien ſeines Syſtems gemäß zu leben.... Ich ſchrie zu ihm um Erbarmen.... all umſonſt.... Aber, Doctor, iſt es denn möglich, daß ſolcher Schmerz nicht tödtet? Stirbt man denn nicht an ſolcher Schmach?.... Aber ich habe nicht den Muth, zu ſterben. Warum that ich nicht den entſcheidenden Schritt vorwärts, als ich geſtern Abend am Fluſſe ſtand?.... Ach, ich bin wohl recht ſchlecht, recht feige worden.... kann es denn ſein, daß man lebt bei ſolchem Jammer?.... O, Doctor, was thun, was thun?

Sie ſank in die Sophaecke zurück und krampfhaftes Schluchzen ſchien ihre Bruſt ſprengen zu wollen, bis es zuletzt in leiſem Wimmern erſtarb. Ich ließ den

Schmerz, die **Verzweiflung** ſich erſchöpfen. Dann ſagte ich.

Armes Kind, können und wollen Sie nicht Zuflucht und Hülfe bei Ihrem Vater ſuchen?

Nein, nein! Ich kann und darf nicht.... er hat mich nie geliebt, nie! Iſt das nicht ſchrecklich zu ſagen?... O, meine Mutter, warum haſt du mich ſo frühe verlaſſen?... Aber es iſt gut, daß du todt biſt und dieſes Elend, dieſe Schande nicht erlebteſt... Ach, mein Gott, was thun, was beginnen?... Ich wage mich kaum noch einmal in das väterliche Haus zurück... der Gedanke an ein Zuſammentreffen mit dem Vater, mit der Baronin, mit ihm iſt mir entſetzlich... Ich meine, die Wände müßten meine Schmach ſehen, müßten ſie ausſchreien.... Was ſoll aus mir, was ſoll aus... meinem Kinde werden? O Gott!... Ich bin ſo ganz verlaſſen, habe Niemand...

Sie haben mich, Clara....

Ja, Verzeihung, Verzeihung! Ich bin undankbar... Als ich geſtern Abend nicht that, was ich thun wollte, geſchah es, weil mir einfiel, daß Sie in der Stadt ſeien....

Sie haben noch eine weit beſſere Stütze, als ich bin. In unſeren Hallbergen lebt Ihnen eine Freundin. Graziella …

O, gelobt ſei Gott, daß er Sie dieſen Namen nennen ließ! Gott ſegne Sie dafür! …. Ja, Graziella …. doch ſie, die Reine und Hohe, wird ſie mir verzeihen können? Wird ſie das, Doctor? Aber ſie iſt ja ein Engel. Tauſend Unglückliche, denen ſie Troſt und Hülfe brachte, nennen ſie ſo, und ich bin ja auch unglücklich, o, ſehr unglücklich!

Graziella wird Sie aufnehmen, wie eine Schweſter, wird Sie pflegen, wird Sie ſchützen; ich bürge Ihnen dafür.

Hier ging dieſe affectvolle Scene, an welche ich mich nie ohne Weh erinnern kann, in ein beruhigteres Geſpräch über. Der Name Graziella's hatte auf das arme Mädchen wie eine ſänftigende Zauberformel gewirkt. Clara begann ſich zu faſſen. Meine Theilnahme that ihr wohl, die Hoffnung auf die Freundin in den grünen Bergen gab ihrem leicht beſtimmbaren Weſen eine Art neuer Lebenskraft. Wir verabredeten, uns zur Mittagsſtunde auf dem Bahnhofe zu treffen

Ich ſollte ſie bis Zillingen begleiten und inzwiſchen einen Brief an Graziella zum Mitnehmen für Clara fertig machen. So entließ ich ſie, nachdem ich ſie noch ermahnt, ihr Leid mit aller Kraft, die wenigen Morgenſtunden über, den Uebelwollenden in ihrem väterlichen Hauſe zu verbergen. Sie verſprach es und gab mir, der ich ſie die Treppe hinabgeleitete, noch einmal mit einem ſchmerzlich bewegten Blicke ihren Dank zu erkennen.

Als ich in mein Zimmer zurückkam, fand ich Brand mitten in demſelben ſtehen. Er war furchtbar blaß, ſeine Arme hingen ſcheinbar ſchlaff an ſeinem Körper nieder, aber ſeine Hände waren ſo feſt geballt, daß die Muskeln weit hervortraten. Er athmete ſchwer, er knirſchte wieder mit den Zähnen, wie vorhin im Alkoven, allein ſeine Augen ſtanden voll Waſſer.

Er ſchüttelte es aus den Wimpern, er reckte ſich, wie um einen Schrei ingrimmiger Wuth in ſeine Bruſt zurückzudrängen. Dann ſagte er mit einer Ruhe, die für mich, der ich einen leidenſchaftlichen Ausbruch erwarten mußte, etwas Unheimliches hatte:

Wildfeuer, ich habe Alles gehört.

Der Niederträchtige! rief ich aus.

Wo biſt du in Zeit einer Stunde zu ſprechen?

Auf dem Bureau des Landesausſchuſſes.

Ah ſo, wir haben ja eine Sitzung. Gut, ich werde dort ſein und dich und den Sprecher um eine Gefälligkeit zu bitten haben.

Verfüge über mich.

Wohl. Guten Morgen einſtweilen.

Er ging, eilte raſch die Treppe hinab und ich hörte ihn unten einen Fiaker herbeirufen, in welchem er dem faſhionablen Viertel der Stadt zurollte.

Was beabſichtigte er? Was wollte er thun? Ich hatte ihn gerne zurückgerufen, gerne gefragt. Aber ich kannte meinen Mann und dachte mir, daß er einen jener Entſchlüſſe gefaßt, welche er nur mit dem Leben aufgeben würde.

Nach Verfluß einer Stunde traf ich an dem angegebenen Orte mit ihm zuſammen. Er hatte ſeine gewohnte Haltung wieder angenommen und man konnte ihm nicht leicht anmerken, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorging. Aufmerkſam, wie wir Alle, hörte er den Reiſebericht Sprechers an. Dann ſtellte und entwickelte er den oben erwähnten Antrag.

Die Ueberzeugung, daß man jetzt das Aeußerſte verſuchen müſſe, daß nur in einem ſchleunig ins Werk geſetzten Schutz- und Trutzbündniß mit Baden und der Pfalz noch irgend eine Hoffnung für die Sache Deutſchlands und der Demokratie zu finden ſei, war in unſerer Mitte allgemein, denn die bedenklichen Seiten der in jenen Ländern ausgebrochenen Revolutionen, ihre Halbheit und Energieloſigkeit, waren damals noch nicht bekannt geworden. Aber über die Art und Weiſe der Einleitung des Aeußerſten, der Zuwegebringung dieſes Bündniſſes, waren die Meinungen ſehr getheilt. Brand, Schwarz, Spatz und ich waren für ſofortiges rückſichtsloſes Handeln vermittelſt der die öffentliche Meinung beherrſchenden Volksvereine, vermittelſt der Turnerſchaften und Bürgerwehren; die uns entgegenſtehende Majorität bezweifelte die Ausführbarkeit unſerer Abſicht, weil eine bewaffnete Schilderhebung noch nicht gehörig vorbereitet und organiſirt wäre. Zugleich behauptete dieſe Majorität, man müſſe unter allen Umſtänden zuvor alle geſetzlichen Mittel erſchöpfen und deßhalb das Verlangen des Volkes, im Bunde mit Baden und der Pfalz für Märzerrungenſchaften und Reichsverfaſſung einzuſtehen, vorerſt an die Kammer und das Miniſterium bringen. Dies ſolle, gerade wie bei der Bewegung im vorigen Monat, durch Vertrauensmänner aus allen Theilen des Landes geſchehen. Inzwiſchen könne man ſich vorbereiten, rüſten, organiſiren u. ſ. f. Dabei blieb es.

Adieu, ihr Herren Revolutionsmacher auf breiteſtem geſetzlichem Wege! ſagte Brand ſpöttiſch zu unſeren Freunden und zog mich fort.

Dieſen Leuten, äußerte er unten auf der Straße, hängt der Juriſtenzopf nicht minder feſt im Nacken, als dem Gebrüder Grimmelſingen ſein Altefritzzopf am Schädel baumelte. Werden ſich bei guter Zeit Leute genug finden, welche den Juriſtenzopf ſo reſolut abſchneiden, wie die Hellbrunner den Grimmelſingiſchen abſchnitten? Ich glaube ſchwerlich. Die Sache iſt bei uns verloren. Man wird volksverſammlern, volksrednern, Reſolutionen faſſen, petitioniren, Adreſſen machen, debattiren und ſo die beſte Zeit vertrödeln, ſtatt das Eiſen zu ſchmieden, ſo lang es warm iſt. Kammer und

Miniſterium werden hin- und widerſchwätzend die Entſcheidung verzögern, zuletzt aber die Bittſteller mit Schimpf und Spott abweiſen. Inzwiſchen erhalten die Reactionäre Zeit, ihre Fäden ſpielen zu laſſen, erhält der Philiſter Zeit, das gefährliche Ding tauſendfach zu überlegen und die Maſſe der Zweifelnden, Schwankenden in Furcht zu jagen, umzuſtimmen. Die Begeiſterung wird ſchnell verrauchen, der Spiritus ſich verflüchtigen und nur das impotente Phlegma noch übrigbleiben. Pfui!.... Doch genug davon. Wir haben heute und morgen Anderes zu thun. Komm!

10.

Ein romanhaftes Kapitel.

Wenn man die Reſidenz vermittelſt des in ihrem ſüdöſtlichen Winkel gelegenen Thores verläßt und den rechts hin laufenden Weg einſchlägt, kommt Einem nach wenigen Schritten ein munterer Bach entgegen. Nimmt man denſelben aufwärts zum Führer, ſo gelangt man bald in einen ſchmalen, grünen Einſchnitt, welcher mit ſeinen Baumſchatten, ſeinem üppigen Raſen, ſeiner Waſſerfriſche den Reſidenzbewohnern unter dem Namen des romantiſchen Thälchens wohlbekannt iſt, namentlich den jungen, den verliebten, denn dieſer Ort gab in alter und neuer Zeit den Schauplatz unzähliger zärtlicher Rendezvous ab. Durchſchreitet man das Thälchen ſeiner Länge nach, ſo bringt Einen der raſch bergan ſteigende Fußpfad zwiſchen ummauerten Weingärten hindurch bald auf die weithin mit Tannenwald bedeckte Höhe. Es iſt das ein ſtilles Revier, obgleich der großen Stadt ſo nahe gelegen, und wem ein Bischen romantiſcher Phantaſie zu Gebote ſteht, der kann ſich hier unſchwer von Tieck'ſcher Waldeinſamkeit angeheimelt fühlen. Verläßt man den Weg, welcher nach einem jenſeits des Berges gelegenen Dorfe führt, und dringt rechter Hand tiefer in's Gehölz, ſo betritt man nach kurzem Wandern eine einſame Waldwieſe, die ſich vortrefflich zu Auftritten eignet, wie der folgende einer war.

In der erſten Morgenfrühe betraten Brand, Sprecher und ich dieſe Lichtung. Kurz nach uns erſchien Herr Flottenheim, begleitet von einem rechtsgelehrten Freunde, dem Sohne des Premierminiſters Pauker. Man begrüßte ſich gegenſeitig mit kalter Höflichkeit. Brand und Flottenheim hielten ſich, jeder für ſich, zur Seite, wir drei Andern traten zuſammen.

Auf eine Anfrage von Seiten Herrn Pauker's ſchüttelte Sprecher verneinend mit dem Kopfe und ſagte:

Nur unter einer Bedingung. Sie kennen dieſelbe, Herr Klettenheim kennt ſie auch. Will er ſie erfüllen, wohl und gut. Wenn nicht, ſo iſt alles fernere Verhandeln rein überflüſſig.

Mein Freund kann und wird dieſe Bedingung nicht erfüllen, entgegnete Herr Pauker.

Gut, verſetzte Sprecher. Schreiten wir alſo ungeſäumt zum Werke.

Herr Pauker ſtellte ein länglichtes, flaches Kiſtchen, welches er unter dem Arme trug, auf einen Baumſtumpf, öffnete es und nahm zwei ſchöne Piſtolen nebſt Zubehör heraus. Sie wurden von ihm und Sprecher unterſucht und dann geladen, während ich mein chirurgiſches Beſteck und Verbandzeug zu augenblicklicher Benützung bereit machte. Hierauf maaßen die beiden Sekundanten den Zwiſchenraum von fünfundzwanzig Schritten ab und bezeichneten die Barriere von fünf Schritten zum Avanciren.

Der blaue, wolkenloſe Himmel oben, die goldrothen Morgenſonnenſtrahlen, welche jetzt eben ringsher die Tannenwipfel anglühten, das fröhliche Gezwitſcher und Geſchmetter der Vögel im Gebüſche — all das bildete einen ergreifenden Gegenſatz zu den mit faſt lautloſer Stille getroffenen Vorbereitungen zu einem Werke voll Zorn und Haß.

Die Kämpfer ſtanden auf ihren Poſten, die todbringende Waffe in der Rechten. Beide bewieſen eine ernſte Faſſung, wie ſie dieſem Momente wohl anſtand: In Beider Blicken lag ein unerbittlicher Entſchluß.

In mir regte ſich mein im Grunde ganz friedſames Naturell. Ich hätte mögen dazwiſchenſpringen, allein der Bann geſellſchaftlicher Gewohnheit ſchloß mir den Mund und feſſelte meine Füße. War ja doch eine blutige Entſcheidung hier gleichſam zur ſittlichen Nothwendigkeit geworden.

Nachdem Brand am Morgen des vorhergehenden Tages mich verlaſſen, war er geraden Weges zu Flottenheim gegangen, um denſelben mit aller Manier und Höflichkeit, wie er mir nachher ſagte, zu fragen, ob er, Flottenheim, geneigt ſei, Fräulein Redwitz gegenüber ſeine Pflicht zu thun. Der Gefragte wollte den Frager Anfangs mit Scherzen abweiſen, dann fand er es ſehr ſonderbar, daß ſich Brand in eine Sache miſche, welche denſelben nicht im Entfernteſten Etwas anginge. Mein

Freund ließ ſich dadurch nicht irremachen. Dreimal wiederholte er ſeine ernſte Frage und dreimal erhielt er ein entſchiedenes Nein zur Antwort, worauf er ſich entfernte, um der Sitzung des Landesausſchuſſes anzuwohnen. Nach dem Schluſſe derſelben ging ich auf den Bahnhof, traf dort die arme Clara und begleitete ſie nach Zillingen, von wo ſie mit Extrapoſt nach Straleck weiterfuhr. Als ich mit dem Abendzuge in die Hauptſtadt zurückkehrte, erwartete mich Brand in meiner Wohnung und theilte mir mit, daß er ſich am kommenden Morgen mit Flottenheim ſchlagen würde. Er war Mittags auf das Kaffeehaus gegangen, wo ſich nach Tiſch die Blüthe der jungen Männerwelt aus allen Parteien einzufinden pflegte. Er war gewiß, Flottenheim hier zu finden, und trat ſofort an den Kreis heran, welcher ſich wie gewöhnlich um den geiſtreichen Mann gebildet hatte. Meine Herren, ſagte Brand, ich muß um die Erlaubniß bitten, eine kurze Epiſode in Ihre Unterhaltung einflechten zu dürfen. Sehen Sie, ich habe heute früh Herrn Flottenheim da dreimal gefragt, ob er bereit ſei, eine von ihm begangene Niederträchtigkeit wieder möglichſt gutzumachen.

Er verneinte dieſe Frage. Nun ſtelle ich ſie, obgleich aller guten Dinge gewöhnlich nur drei ſind, zum viertenmale und vor Zeugen. Herr Flottenheim, wollen Sie Ihre Niederträchtigkeit wieder gutzumachen ſuchen? — Nein, nein, nein, und zum viertenmale nein! Und ich finde es ſehr unw . . . . . Flottenheim konnte nicht vollenden, weil Brand ihm ſofort einen tödtlichen Schimpf anthat, einen Schimpf, den kein Mann ungerächt laſſen kann, und ſchlotterte ihm auch nur noch eine Faſer von Ehre im Leibe. Dieſe Scene war die unmittelbare Veranlaſſung zu unſerer morgendlichen Zuſammenkunft auf der einſamen Waldwieſe geworden, denn Flottenheim entbehrte des Muthes eines gebildeten Mannes keineswegs und hatte gethan, was ihm, um Genugthuung zu erhalten, zu thun gebührte.

Jetzt ſtanden ſich die Beiden auf Leben und Tod gegenüber.

Das verhängnißvolle Zeichen wurde gegeben.

Flottenheim thut einen Schritt vorwärts, hebt ſeine Waffe, zielt und feuert.

Der Hut fliegt von Brand's Kopfe und rollt über den Raſen. Der Freund ſteht jedoch feſt auf den Füßen, zielt im Anſchlagen und gibt Feuer.

Er hat den Gegner ebenfalls gefehlt.

Es iſt genug! ruft Herr Pauker aus.

Sprecher ſieht fragend auf Brand, welcher eine verneinende Gebärde macht und dann trocken äußert:

Nur unter einer Bedingung

Pauker blickt ſeinen Freund an, welcher jedoch nicht minder entſchloſſen den Kopf ſchüttelt.

Gut. Alſo Nr. 2, bemerkt Sprecher.

Die Piſtolen werden wieder geladen und den Kämpfern eingehändigt.

Das Signal wird zum zweitenmale gegeben.

Diesmal krachen die beiden Schüſſe zugleich und ein kurzer geller Schrei dringt durch den Pulverrauch.

Brand ſteht aufrecht, aber Flottenheim ſchlägt mit einem wilden Blicke die Arme empor, dreht ſich und ſtürzt auf das Antlitz nieder.

Eine furchtbare Stille lagerte ſich für eine Sekunde auf die Scene. Das Schießen hatte die Vögel verſcheucht und uns klebte die Zunge am Gaumen. Aber die Sonne ſchien grüngolden, wie vorher, durch die Zweige und ſäete blitzende Diamanten über den thaubenetzten Raſen, auf welchen ein noch junges Menſchenleben in warmen Herzblutwellen ſich ergoß und verrann.

Er iſt todt, Alles iſt vorüber, ſagte ich, nachdem ich den Gefallenen unterſucht. Die Kugel iſt zwiſchen der vierten und fünften Rippe eingedrungen und hat das Herz zerriſſen. Der Tod mußte faſt augenblicklich erfolgen.

Das hat ſchrecklich geendet, bemerkte Herr Pauker.

Brand war hinzugetreten und betrachtete den Todten mit feſten Blicken. Es war nichts unzart Triumphirendes in ſeiner Miene, allein ebenſo verſchmähte er es, ein ſentimentales Beileid zu erheucheln, welches er nicht empfand.

Ich wußte es, ſagte er kurz, daß ich ihn dafür tödten würde.

Herr Pauker, nahm Sprecher das Wort, Sie werden, wo und wann es nöthig ſein ſollte, bezeugen, daß mein Freund Brand ſich in dieſer traurigen Sache wie ein Ehrenmann benommen hat.

Das werde ich, obſchon mir dieſer Verluſt ſehr nahegeht. Aber wie ſchaffen wir den Leichnam fort? Vielleicht wäre es gerathen, nach dem nahen Dorfe zu gehen und ſeine Beſchaffung dorthin zu beſorgen.

Allerdings, verſetzte Sprecher. Es macht dort weniger Aufſehen, als wenn wir den Leichnam in die Reſidenz bringen ließen. Ich will Sie nach dem Dorfe begleiten, Herr Banker. Ich kenne den dortigen Schultheiß und ſo wird ſich das Nöthige ohne allzu großes Geräuſch beſorgen laſſen.

In Folge dieſer Uebereinkunft trennten wir uns, den Todten einſtweilen dem Schutze der Waldmorgenſtille anvertrauend, auf der Stelle und verließen nach verſchiedenen Richtungen hin die einſame, jetzt faſt unheimlich anzuſehende Waldwieſe.

Eine Stunde darauf rollten Brand und ich auf der Eiſenbahn aufwärts dem Oberlande zu . . . . .

Ein anderes Bild.

Das Mondlicht einer lauen Sommernacht fällt durch die Spitzbogenfenſter einer gothiſch alterthümlichen Kapelle, deren Inneres außerdem nur noch von zwei auf dem Hochaltar brennenden Kerzen ſpärlich erleuchtet wird. Auf den Stufen des Altares ſteht ein Prieſter in Chorhemd und Stola, das Ritual in der Hand. Vor ihm ſtehen ein junger Mann und ein junges Mädchen, um den kirchlichen Segen zum bedeutungsvollſten Bunde zu empfangen. Die Braut iſt bleich wie Schnee, ſie trägt keinen Kranz und hat in ängſtlicher Beklemmung die verweinten Augen auf ihre zitternden, gefalteten Hände geheftet. In dem blaſſen Geſichte des Bräutigams kämpft ein wilder Schmerz gegen die Beherrſchung durch einen eiſernen Willen ſichtbar, aber ſieglos an. Halb im Schatten des Chors verborgen, wohnen ein anderes junges Mädchen und ein anderer junger Mann der nächtlichen Ceremonie als Zeugen an. Jetzt iſt der Prieſter bis zu jener verhängnißvollen Frage gekommen, die ſchon ſo viele Millionen Herzen entzückt und wohl nicht minder viele gefoltert hat. Er ſtellt dieſe Frage mit erhobener, von Theilnahme lebhaft bewegter Stimme. Das vollbetonte Ja des Bräutigams ſchallt deutlich durch den ſtillen Raum, wie ein verſchwebender Schmerzenslaut folgt die flüſternde Beiſtimmung der Braut. Der Prieſter vereinigt die Hände der Beiden. Die Ceremonie iſt beendigt. Die Zeugen treten heran und halbohnmächtig wirft ſich die Braut ihrer Freundin in die Arme, während der Bräutigam die dargebotene Hand ſeines Freundes mit krampfhafter Heftigkeit ergreift und drückt. Der Prieſter verläßt den Altar und tritt zu den Vieren, Worte der Freundſchaft und Ermuthigung ſprechend. Dann löst ſich die Gruppe, die Kerzen auf dem Altare werden gelöſcht, die Fünfe verſchwinden in der Thüre zur Sacriſtei und es wandeln nur noch leiſe Mondſtrahlen durch die düſtere Kapelle . . . .

Der geneigte Leſer wird die handelnden Perſonen dieſes Auftrittes wohl ſchon errathen und erkannt haben. Wie aber dieſe Scene der vorhin geſchilderten ſchon nach einem Zwiſchenraume von etwa ſechsunddreißig Stunden folgen konnte, das verlangt eine kurze Erklärung.

Brand und ich waren am Abende des Tages, deſſen Morgenſonne den tragiſchen Ausgang Flottenheim's geſehen, in Straleck angekommen, wo uns Bangolt mittheilte, daß Clara geſtern im Schloſſe eingetroffen und von Graziella und dem Grafen aufgenommen worden wäre, wie ich erwartet hatte.

Nun drängte es den Freund faſt noch mehr als mich ſelber, nach dem Schloſſe zu kommen. Als wir es betraten, bat er mich, ihm eine Unterredung mit Graziella zu verſchaffen. Dieſe Unterredung fand ſtatt und Brand hatte Nichts dawider, daß ich derſelben anwohnte. In ſeiner ſchroffen und herben, aber nur für Solche, die ihn nicht kannten, verletzenden Manier eröffnete er das Geſpräch, über deſſen Gegenſtand ich jedoch der Geliebten bereits einen Wink gegeben, folgendermaßen:

Mein Fräulein, ich bin hiehergekommen, Ihrer Freundin Clara meine Hand anzubieten.

Wie, mein Freund? .... Ich begreife und achte das Hochherzige Ihrer Abſicht vollkommen, allein.....

Allein Sie meinen, entweder ſei mein Vorhaben eine phantaſtiſche Grille oder aber es verberge ſich hinter dieſer ſcheinbaren Hochherzigkeit die gemeine Abſicht, mich Ihrer Freundin zum Gatten aufdringen zu wollen.

Wie können Sie mir ſo Abſcheuliches unterlegen, lieber Brand? Kenne ich Sie denn nicht?

Wohl, aber es geſchehen gar viele Abſcheulichkeiten dermalen. Sehen Sie, Fräulein, ich wünſchte um

Ihrer willen meine ungeſchlachte Redeweiſe mit einer ſeidenweichen vertauſchen zu können, allein das geht nicht, und ſo bitte ich Sie, mich geduldig anzuhören.

Er ſchwieg einige Augenblicke lang und holte tief Athem. Dann fuhr er mit ruhiger Faſſung fort:

Ich habe Clara geliebt und glaube mich keiner Anmaßung ſchuldig zu machen, wenn ich ſage, daß ich vielleicht fähig geweſen wäre, ihre Gegenliebe zu erwerben . . . .

Ja, ich weiß, ich weiß . . . . Clara hat mir oft davon geſprochen und mitten in ihrem herzzerreißenden Jammer, deſſen Zeugin ich geſtern Nacht war, wiederholte ſie mehrmals die Klage, daß das Alles nicht ſo gekommen, wenn Sie ihr nicht plötzlich entfremdet worden wären, als hätte ein feindlicher Dämon Sie von ihrer Seite geriſſen.

Ein Dämon, ja, das iſt das rechte Wort, verſetzte Brand, indem er ſich mit der Hand über die düſteren Züge fuhr. Ja, es war ein Dämon, der uns trennte, und ich, ich war ein armſeliger Tropf . . . . genug davon. Als ich erfuhr, daß Flottenheim um Clara ſich bewarb, ahnte ich ſogleich Schlimmes. Ich kannte dieſen Mann, kannte ſein früheres Verhältniß zu der Baronin, wußte, daß dieſe ihre Stieftochter haßte, weil .... doch das gehört nicht hieher. Wie gerne hätte ich ſie gewarnt? Aber wie durfte ich mich deſſen unterfangen, ich, der ich durch mein Benehmen dem Verführer es ermöglicht hatte, dem argloſen Kinde ſich zu nähern? Und dennoch hätt' ich es verſuchen ſollen und zwar, wie ich leider zu ſpät erkenne, durch Ihre Vermittlung, Fräulein. Als aber das Unheil einmal eingetroffen, konnte ich weiter Nichts thun, als was ich that und noch thun will. Ich wollte den Verführer zwingen, wenigſtens die Ehre ſeines Opfers in den Augen der Welt zu retten. Vergebens. Als er mir vollends eine höhniſche Schadenfreude über das Gelingen ſeiner nichtswürdigen Abſicht nicht verbarg, blieb mir Nichts übrig, als ihn zu tödten. Was wird Clara dazu ſagen?

Sie wird heftig bewegt werden, aber den Todten kaum beklagen. Sie vertraute mir, daß ſie in jener bitteren Stunde, als ſie vor ihrem Verderber vergebens um Erbarmen flehend auf den Knieen lag, ſelbſt die Regung, ihn zu tödten, empfunden habe, aber woher hätte ſie dazu die Kraft nehmen ſollen?

Ah, wenn ein ſo ſchwaches, ſanftes Weſen Mordluſt fühlen kann, warum hätte ich ſie nicht empfinden ſollen? Doch das bedarf keiner Entſchuldigung. Die Hauptſache iſt, daß Clara aus dem Traume, in welchen Flettenheim ſie zu lullen verſtand, erwacht ſei und ihre Lage mit klarem Blicke zu überſchauen, mein Wollen zu würdigen vermöge. Daß Sie, verehrte Freundin, ihr rathend zur Seite ſtehen, läßt mich das Beſte erwarten. Sie werden ihr, ich weiß es, mein Vorhaben als eine einfache Nothwendigkeit darzuſtellen im Stande ſein. Die Welt mag es nehmen, wie ſie's will, meinetwegen ſogar für romanhafte Narrethei. Das iſt mir völlig gleichgültig. Alſo: ich biete Clara meine Hand an und bitte Sie hiemit, meine Freiwerbung übernehmen zu wollen. Clara mag ſich übrigens über meine Abſicht vollkommen beruhigen; es liegt derſelben nur der Wunſch eines Bruders, ſeine Schweſter vor Schmach zu bewahren, zu Grunde. Das iſt Alles. Glücklich wird ſie wohl niemals wieder. Beſäße ich Vermögen, ſo könnte ich ſie wenigſtens unabhängig machen. So aber hab' ich ihr nur Eins zu geben, aber Etwas, was in dieſem Augenblicke für ſie von unſchätzbarem Werthe iſt: ich will ihr und ihrem Kinde einen Namen geben, an welchem kein Makel haftet, außer der, daß er einem Manne angehört, welcher zu ſpät angefangen hat, mit dem Kopfe, ſtatt mit dem Herzen zu denken. Willigt Clara ein, ſo ſoll uns Vangold trauen, und ſobald der Copulationsſchein ausgefertigt iſt, werde ich abreiſen. Um ihr jede Beſchämung zu erſparen, ihr und mehr noch mir ſelber, will ich ſie zuvor nicht ſehen oder ſprechen. Wir wollen uns bloß vor dem Altare treffen und dann nicht wieder, es wäre denn, daß Clara ſpäter meiner bedürfen ſollte.

Brand, ſagte Graziella, indem ſie mit feuchten Augen aufſtand und dem Freunde die Hand gab, Sie ſind ein....

Guter Junge, nicht wahr? Nun ja, ich glaube allerdings, daß mir unſere Reactionäre ſo ziemlich Unrecht thaten, wenn ſie mich als jakobiniſchen Blutſäufer und dergleichen mehr verſchrieen. Im Uebrigen möchte ich um Alles nicht, daß Sie oder meine Freunde Wildfeuer und Vangold glaubten, mich kitzle die Luſt, ein larmoyantes Rührſtück aufzuführen. Es iſt auch bei der Sache keineswegs von einem Opfer von meiner Seite die Rede, um ſo weniger, da es längſt in mir feſtſtand.

nie zu heirathen. Mein Stamm hat niemals Glück gehabt in der Welt und ſoll daher mit mir ausſterben.

Reden Sie nicht ſo, lieber Freund. Sie haben viel Kummer und Herzeleid erlebt, ich weiß es, aber das Schwerſte iſt Ihnen noch nicht aufgebürdet, Sie ſtehen noch nicht allein. Wildfeuer liebt Sie wie ein Bruder, und wenn Sie eine Schweſter vermiſſen, ſo will ich es mit tauſend Freuden ſein.

Gott ſegne Sie, Fräulein, Gott ſegne Sie, liebes Kind! O, Sie ſind wie jene goethe'ſchen Frauengeſtalten, wie Iphigenie und Dorothea, deren Anblick ſchon den Sturm der Seele ſänftigt und ſie mit reinmenſchlicher Freude erfüllt . . . . Doch geſtatten Sie, daß ich zu Ende komme . . . . Mein Antrag muß das Zartgefühl Clara's verletzen, ich weiß es, beſonders da er nach dem tragiſchen Vorfalle von heute Morgen ſchon jetzt kommt. Aber ich darf nicht zögern und muß es Ihnen anheimgeben, auch dieſen Stein des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen. Ich kann nur noch einen Tag hier verweilen. Der letzte Act des tragikomiſchen deutſchen Revolutionsdrama's ſcheint ſich mit entſetzlicher Schnelligkeit abſpielen zu wollen. Ich muß und will nach Baden, um mich zu den letzten Kämpfern für die verlorene gute Sache zu geſellen. Hier zu Lande iſt das Stück bereits aus, obgleich Wildfeuer und unſere beſten Freunde noch einen letzten Verſuch machen wollen, die Handlung wieder zu beleben. Deßhalb mein unzartes Drängen. Sagen Sie Clara, daß ſie meines Anblickes enthoben ſein würde, ſobald mein Name auf ſie übergetragen wäre.

Graziella war nach dieſer Unterredung ſogleich an's Werk gegangen und bei dem unbegränzten Vertrauen, welches Clara ihr ſchenkte, mußten ihre Worte Eingang finden. Das unglückliche Mädchen ſchwankte wie ein Rohr im Sturme und die Beſtimmbarkeit ihres Naturells ließ ſie jede Stütze ergreifen, welche ſich ihr bot. Der Tod Klottenheim's ergriff ſie nicht ſehr; hatte ſie den Mann, dem ſie ſich geopfert, doch ſchon in dem Augenblicke verloren, wo ſie die furchtbare Entdeckung machte, daß er mit ihrer Zärtlichkeit nur ein herzloſes Spiel getrieben. Einen weit tieferen Eindruck machte das Anerbieten Brant's auf ſie und die Vergleichung dieſes Mannes mit dem, welchem ſie ſich hingegeben, verurſachte ihr die bitterſte Pein. Sie erkannte, wie glücklich ihr Leben hätte werden müſſen, wenn ſie es an Brand's Seite hätte durchſchreiten können. Und nun ſollte ſie Brand in ihr Unglück hineinziehen? Sie ſollte ihn — ſo lautete ihre ſchmerzliche Frage — zum Deckmantel ihrer Schande machen? Nein, niemals! . . . Allein Clara war nicht dazu angethan, ſolch einem Worte conſequent treu zu bleiben. Zudem erwachte der heiligſte Inſtinkt, die Mutterliebe, in ihr: ſie ſchauderte, einem vaterloſen, einem namenloſen Kinde das Leben geben zu ſollen. Ihre Freundin vermochte ihr daher unſchwer die Ueberzeugung beizubringen, eine Weigerung von ihrer Seite würde Brand tief kränken; ſein Anerbieten müſſe mit derſelben hochherzigen Verachtung kleinlicher, engherziger Rückſichten angenommen werden, mit welcher es gemacht worden ſei. So willigte denn Clara ein, nur erbat ſie ſich von Brand die Gunſt einer ſelbſtſtändigen Unterredung, nicht um ſich zu rechtfertigen, wohl aber um dem uneigennützigen Manne ihre traurige Geſchichte zu erzählen.

Als Brand von dieſer Zuſammenkunft zurückkehrte, ſagte er zu mir:

Wildfeuer, ich wollt', ich könnte den Menſchen noch einmal tödten.

Inzwiſchen zog ich den Pfarrer in's Geheimniß und theilte ihm unſern Plan mit. Der gute Theologe war aber Anfangs gewaltig widerhaarig.

Laßt mich aus dem Ding, ſagte er, ihr habt mich ohnehin ſchon in allerlei artiſtiſche und politiſche Schwulitäten verwickelt. Der Biſchof, der alte Hahnewackel und invalide Mädchenjäger, ſchreit Zeter über mich von wegen meiner glänzenden Leiſtung als Falſtaff und das Gebrüder Grimmelſingen, welches die Zopfabſchneidungspraxis des langen Caſpar's — der Schelm brummt dermalen auch — zur rötheſten Reaction bekehrte, hat mich beim Kirchenrathe wegen meiner Predigten als maratiſtiſchen Wühlerpfaffen verklagt.

Bah, wir Alle ſind bei Pontius und Pilatus verklagt.

Ja, und der Herodes wird auch bald genug über euch kommen. Ich wittre Unglück, lieber Junge, großes Unglück. Das Freiheitsgeſchäft iſt ſchon ganz nahe daran, ſchmählich Bankrott zu machen. Aber ihr junges demagogiſches Volk dauert mich nicht ſehr, ihr könnt ſchon was vertragen und lernen müßt ihr auch noch viel. Wer mich dauert, das iſt der Sprudeljörg, der arme Kerl, dem ſie zwar in der Unterſuchung Nichts anhaben konnten, den ſie aber bei Gelegenheit des Parlamentsreichsbündches — ich meine die vom Parlament beſchloſſene Vermehrung des ſtehenden Heeres — unter die Soldaten geſteckt haben; wer mich ferner dauert, das ſind die Hellbrunner Bauern und die Stralecker Arbeiter, welche man die Ermordung des Prinzen entgelten läßt, und wer mich endlich am meiſten dauert, das iſt der Graf, der alte brave Herr. Der iſt ja Feuer und Flamme.

Ja, ich habe ihn geſprochen. Wollte der Himmel, unſere jungen Männer glichen dieſem Greiſe.

Freilich, freilich. All der Thatendrang ſeiner Jugend iſt wieder in ihm erwacht, der vornehm ſkeptiſche Firniß, welchen Zeit und Lebensverhältniſſe über ſeinen Idealglauben gebreitet, iſt verſchwunden und mitten in der allgemeinen Erſchlaffung nimmt ſein Eifer an Stärke zu. Er organiſirt und dirigirt das Vereinsweſen im ganzen Gebirge und weit darüber hinaus. Seine Begeiſterung und Uneigennützigkeit hat das Inſtitut der Volkswehr, welches unſere Märzminiſter ſo ſchmählich verkümmern oder vielmehr gar nicht in's Leben treten ließen, hier in der Gegend überall populär gemacht. Die Leute ſind gut bewaffnet und trefflich geübt; die Stralecker haben auf gräfliche Koſten ſogar zwei Kanonen erhalten. Der alte Herr macht alle Uebungen mit, und kommt die Sache zum Klappen, ſo zieht er mit aus und reitet an der Spitze, du wirſt ſchon ſehen.

In dieſem Falle ziehſt du natürlich als Feldpater mit.

Das wäre wohl möglich, obgleich ich, weiß Gott, keine Spur von einem wilden Krieger und großen General in mir verſpüre, wie das Letztere, hör' ich, bei ſo vielen hundert Demokraten der Fall ſein ſoll.

Spotte nur zu, die Sache verdient den herbſten Spott. Es iſt nicht zu glauben, was für tolle Einbildungen und Ueberhebungen in unſerer Partei vorkommen. Da hält ſich Jeder, der einmal eine Clubbrede gehalten, für einen Staatsmann, und Jeder, welcher mal den Anführer einer Katzenmuſik machte, für einen General. Wir werden an der anmaßlichen Betonung der Individualität, an kleinlicher Rivalität und unbeholfener Inſubordinationen zu Grunde gehen. Wie Vieles hätten wir in Beziehung auf Parteitaktik unſeren Gegnern abſehen können, wenn unſer ſouveräner Dünkel das erlaubt hätte! Doch laß uns auf unſere Angelegenheit zurückkommen. Wann willſt du die Trauung Brand's und Clara's vornehmen?

Langſam, langſam, wenn ich bitten darf. Das geht nicht ſo ſchnell. Ich will mir nicht auch noch die Feindſchaft des Miniſters Redwitz zuziehen; habe ohnehin ſchon Feinde genug. Und dann ſind ja vor allen Dingen gewiſſe Formalitäten zu beobachten.....

Lieber Junge, dein Sträuben hilft dir Nichts und zu Formalitäten haben wir jetzt keine Zeit. Wozu wären dieſelben überhaupt gut? Ich erinnere mich deutlich, daß du mir mal geſagt, nach dem Kirchenrechte ſei eine Ehe gültig, falls Bräutigam und Braut coram parocho et duobus testibus ihr Gelöbniß tauſchten. Mache alſo keine Umſtände. Das würde die ganze Angelegenheit nur verwickeln und Brand und mich länger als recht wäre hier zurückhalten.

Der Pfarrer brachte noch einige Einwürfe vor, um zuletzt nachzugeben mit den Worten:

Nun meinetwegen. Ihr würdet mir ja doch keine Ruhe laſſen. Aber das muß ich ſagen, es iſt mir doch nicht ſo ganz unlieb, daß Euch die Etablirung eurer demokratiſchen Republik nicht gelungen, denn ihr ſeid ſchändliche Terroriſten alle mit einander. Einen wohlbeſtallten Pfarrherrn zwingen, ein heiliges Sacrament zu ſpenden! Wißt ihr, was das heißen will, ungläubige Revoluzer? Ach, du ſüßer, lieber, vormärzlicher Polizeifriede, wohin biſt du gekommen? Entfloh'ner, kehre wieder! möchte ich mit Norma ſingen. Alles iſt aus Band und Fugen und ich fürchte, die Herren Soldaten werden's unſanft genug wieder einrenken. Hilf, heiliger Epikur! ....

So waren denn alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt und in nächtlicher Stille betraten wir Fünfe die Kapelle in dem alten Feudalthurme des Schloſſes, wo die oben beſchriebene Scene vor ſich ging.

Eine Stunde darauf reiſten Brand und ich wieder ab. Ich hatte dieſe Zeit benützt, mit dem Grafen allerlei Verabredungen politiſcher Natur zu treffen.

während der Freund das hülfloſe Weſen, welchem er ſoeben ſeinen Namen gegeben, abermals und immer wieder der Güte Graziella's empfahl.

Niemals habe ich einen tiefſchmerzlicheren Anblick erlebt, als der Augenblick bot, wo Brand von Clara Abſchied nahm. Das arme, blaſſe Kind hielt die beiden Hände des Freundes in den ihrigen, drückte ſie mit krampfhaftem Zittern und benetzte ſie mit Thränen. Wie gerne hätte ſie nur einmal ihre Arme dem Manne um den Hals geſchlungen! Aber ſie wagte es nicht. Er fühlte es. Ein himmliſches Mitleid milderte die Düſterheit ſeines Antlitzes, er zog die Bebende an ſich, er küßte ihr die thränenden Augen und die bleichen Lippen und ſagte ſo ſanft, wie ich ihn nie zuvor und nie nachher reden hörte: Clara, in meinen Augen biſt du ohne Fehl und Makel. Suche zu leben, bis wir uns wiederſehen.... Dann legte er die Erſchütterte, auf deren Stirne ſeine Worte einen Schimmer unendlicher Freude gezaubert hatten, in die Arme der Freundin und eilte hinweg.

Graziella ließ es, da Bangold mit Brand vorausgegangen, ſich nicht nehmen, mich im Morgengrauen durch den Park zu begleiten. Auch unſer Abſchied wäre ein trauriger geweſen, wenn die Energie der Geliebten mich nicht über die trüben Ahnungen, die mich ſeit einigen Tagen quälten, erhoben hätte. In dieſem hochſinnigen Gemüthe lebte noch die Vollkraft der Begeiſterung von 48, und obgleich ſie die furchtbaren Niederlagen, welche die gute Sache ſeit acht Monaten erlitten, ſchmerzlich empfand, ließ ſie dennoch die Hoffnung nicht in ſich erſterben. Es muß ſchön ſein, ſagte ſie noch zuletzt, die freie Zukunft zu erleben, aber ſchön iſt es auch, ſie geahnt zu haben, ſie feſt und ſicher in der Seele zu tragen. Geh, Julius, und handle, wie du mußt. Wir ſind Eins. Was auch geſchehen mag, Nichts ſoll uns trennen, Nichts, nicht einmal der Tod, denn ich glaube, die Atome, in welche er uns auflöſen wird, müſſen ſich ſuchen und finden und an einander ſchmiegen.

In Zillingen trennte ich mich nach einer ſtummen Fahrt von Brand, der von hier linkshin dem Schwarzwalde und dem Rheinthale zuſtrebte, während ich in die Hauptſtadt zurückkehrte. Der Freund war gefaßt, faſt heiter. Mir iſt ganz leicht, ſagte er, faſt wie einem

Manne, der ſein Haus beſtellt hat. Ich weiß Clara in treuer Hut und dich, mein Freund, weiß ich glücklich, denn Graziella liebt dich.... nein, keine Erklärungen jetzt! Du thuſt recht, dein Glück dem Neide der Menſchen und der Götter ſchweigſam zu entziehen. Leb' wohl!

Nun war mir, als ich in dem raſſelnden Waggon thalabwärts rollte, doch recht trüb zu Sinne, ſo, wie damals Hunderten, Tauſenden. Wie viele traulichen Verhältniſſe löſten ſich in jenen Tagen! Und vollends wenige Wochen ſpäter, als das herzzerreißende Geknall der Standrechtsſchüſſe laut wurde, als ſo viele, viele Familien ihren in's Exil ziehenden Vätern, Brüdern, Söhnen nachweinten.

Ein grauer Wolkenſchleier hing über der Reſidenz, als wir auf dem Bahnhofe anfuhren, und durch den ſtrömenden Regen eilte ich meiner Wohnung zu. Ich kleidete mich eiligſt um und wollte dann meine Freunde aufſuchen. Da hörte ich ſtampfende Tritte auf der Treppe, es klopfte barſch an die Thüre und hereintrat ein Polizeikommiſſär des Stadtamtes. Der Mann ließ mir nicht Zeit, nach der Bedeutung ſeines Kommens zu fragen.

Herr Doctor, ſagte er, ich bitte um Entſchuldigung, aber ich muß meine Pflicht thun.... Ich verhafte Sie im Namen des Königs. Widerſtand iſt natürlich unnütz, ich habe Gensd'armen draußen.... Die Kammer hat heute früh in geheimer Sitzung Ihre Verhaftnahme genehmigt.

Es iſt ſeltſam, was mich einige Tage zuvor ſicherlich leidenſchaftlich afficirt hätte, erſchreckte mich jetzt nicht allzuſehr. Ich hatte die letzten Tage her zu viele Aufregungen und Erſchütterungen erlebt und ſo ließ ich mit einer Art ſtumpfer Reſignation über mich ergeben, was ich nicht ändern konnte. Es fiel mir nicht einmal ein, den Häſcher nach dem Grunde dieſer Gefangennahme zu fragen, und ich ſagte nur:

Mein Herr, ich bin ſogleich zu Ihren Dienſten. Aber Sie geſtatten mir vielleicht, zuvor ein paar Zeilen an einen Freund daheim zu ſchreiben.

Der Mann hatte Lebensart und geſtand mir nach kurzem Beſinnen das Geforderte zu.

Ich warf ein paar Worte an Graziella auf's Papier und legte den Brief in ein Couvert, welches ich an Bangold adreſſirte. Dann ſteckte ich Wäſche und meinen Shakſpeare in den Nachtſack und zog meinen Paletot an.

Was wiſſen Sie von meinen Freunden, mein Herr? fragte ich.

Meinen Sie etwa die Herren Schwarz, Spatz, Blaſer?

Ja, die mein' ich unter Anderen.

O, die ſind über alle Berge. Sie haben bei Zeiten Wind gekriegt. Der Brand iſt leider ebenfalls fort und wir glaubten, auch Sie wären ausgekniffen, bitte um Entſchuldigung, als mir einer meiner Agenten vorhin meldete, Sie ſeien mit dem Bahnzuge aus dem Oberlande angekommen.

Wohin führen Sie mich?

Auf die Feſtung. Iſt es Ihnen gefällig?

Es muß wohl ſein. Ich bin bereit.

Wir gingen die Treppe hinab. Auf dem Flur ſchloſſen ſich zwei Gensd'armen an uns an. Draußen ſtand eine Droſchke bereit. Die Vorübergehenden blieden ſtehen und gafften. Der „Vaterlandsſterber" war auch darunter. Aber es war lange her, ſeit er im Volksverein gegen die Tyrannen gedonnert. Ich glaubte zu hören, daß er Etwas von „verfluchtem Wühlerpack" in den Bart murmelte, während ich in die Droſchke ſtieg.

II.

Villeggiatur auf dem Achsberg.

Zu den widerlichſten Tönen, die ein menſchlich Ohr beleidigen können, gehört ohne Frage der Ton des Gefängnißriegels, wenn er zum erſten Mal hinter dem Gefangenen vorgeſchoben wird. Mir kam vor, als hätte er einen eigenen höhniſch kichernden Klang von ſich gegeben, der mir die ganze Nacht hindurch im Ohre lag. Ich ſchlief in dieſer Nacht ſehr ſchlecht, und als mit Tagesanbruch ein gedämpftes, ſo zu ſagen confiſcirtes Licht in meine Zelle fiel, ſtreckte ich mich ſehr unbehaglich auf der Pritſche. Mir, der ich mein Lebenlang ſo viel auf Feldhauch und Waldgeruch gehalten, mußte die verdroſſene, verſtockte Gefängnißluft ſchwer auf der Lunge liegen. Und als ich das kleine

Fenſter raſch aufriß und vor Haſt den Kopf beinahe an des „Kerkergitters ſchwarze Eiſenkreuze“ geſtoßen hätte

Da dünkt' es mich, im Buch des Himmels wären
Die ſchönſten Stellen, heiligſten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit ſchwarzem Strich durchkreuzt von Menſchenhänden . . .

Heilige Poeſie, Erſtgeborene des Himmels und der Erde, wie dank' ich dir! Du trateſt zu mir, holde Tröſterin, an jenem erſten Morgen meiner Gefangenſchaft, indem du mir die zagende Seele mit den ſtrahlenden Bildern und erhabenen Gedanken fällteſt, welche Anaſtaſius Grün dem Bewohner ſeines „Thurms am Strande“ in den Mund legt. Von Graziella's Lippen waren mir dieſe ergreifenden Strophen zuerſt entgegengeklungen. Sie hatte mir einſt dieſe wundervolle Schöpfung eines gotttrunkenen Humors vorgeleſen. Der ſeelenvolle Ton ihrer Stimme erwachte in meinem Ohre. Wir ſind Eins, Nichts ſoll uns trennen, Nichts! hatte ſie geſtern beim Abſchied geſprochen. Mit dem Himmelsſchlüſſel der Poeſie öffnete die Geliebte die Thüre des Kerkers und trat zu mir und füllte die enge wüſte Zelle mit Schönheit und Glück.

Dieſe Viſion ging freilich ſchnell vorüber, aber ſie hatte doch die Beklemmung des Geiſtes und das körperliche Unbehagen wunderkräftig von mir genommen.

Es galt nun, der Deprimirung durch die äußeren Verhältniſſe die innere Elaſticität entgegenzuſetzen. Ich hatte einmal einen alten Demagogen, der in den dreißiger Jahren lange auf dem Achsberg geſeſſen, ſagen hören, die Hauptſache ſei, daß man ſich in den erſten Tagen ſo eines „Landhauslebens“ recht ſtramm und ſtraff halte und alles ſentimentale Zeug wie die Peſt von ſich abwehre. Auch ſolle man ſich ja hüten, im äußerlichen Habitus ſich irgendwie zu vernachläſſigen; in einem ſchlumpigen Körper würde auch der Geiſt gar zu gerne ſchlumpig und ſchlaff. Ich ließ dieſe praktiſchen Winke nicht unbeachtet und möchte ſie, ſo lange es politiſche Gefangene gibt, jedem Neueingethanen dringend empfehlen. Als eine ſehr wirkungsreiche Herzſtärkung erprobte ich auch — lachen Sie nicht, empfindſame Leſerin! — das Pfeifen. Ich weiß nicht, welche Ideenaſſociation mich daran erinnerte, daß ich als Knabe eine gewaltige Virtuoſität im Pfeifen beſeſſen hatte. Genug, ich begann zu pfeifen, und als ich wahrnahm, daß mein primitives Inſtrument noch immer gut ſtimmte, pfiff ich ein paar Stunden lang alle möglichen Melodieen, daß die Wände widerhallten und die Spatzen auf dem Hofe mit lautem Gezwitſcher reſpondirten.

Dieſe Spatzen lenkten meine Blicke auf die Außenwelt, ſoweit hier überhaupt von einer ſolchen die Rede ſein konnte. Ich ging daran, mich möglichſt über meine locale Situation auf der Feſtung ins Klare zu ſetzen, wobei mir zu Hülfe kam, daß ich in früheren Jahren auf einem ſtudentiſchen Ausflug einmal hier geweſen, um — die ſchöne Ausſicht zu genießen.

Der Achsberg — dieſen Namen hat ihm nebſt vielen gleichbedeutenden andern ein berühmter Dichter gegeben, welcher im vorigen Jahrhundert in Folge einer Despotenlaune hier gefangen ſaß — der Achsberg erhebt ſich völlig iſolirt auf einer weiten, fruchtbaren, mit Dörfern beſäeten Ebene. Seine militairiſche Bedeutung hat er längſt verloren, aber im ganzen Lande kennt ihn jedes Kind als Haftort der Staatsgefangenen oder, wie das Volk ſich auszudrücken pflegt, derer, welche „den großen Herren die Meinung geſagt.“ Die Außenwerke der Feſtung ſind geſchleift und eine fahrbare Straße führt den Berg hinauf. Oben gelangt man auf einem bedeckten, da und dort caſemattenartig überwölbten Weg an den breiten und tiefen Graben über welchen hinweg eine feſtliegende Brücke an das eigentliche Thor führt. Hat man daſſelbe paſſirt, ſo betritt man einen geräumigen Hof, welchen die verſchiedenen Gebäulichkeiten in einem unregelmäßigen Viereck einſchließen. Hinter den Gebäuden zieht ſich ringsum der Wall, welcher mit Schildwachen garnirt und durch eine jähabfallende Mauer von dem Graben getrennt iſt. Dieſer Wall, von welchem aus man viele viele Meilen weit in die Runde ſieht, dient den Offizieren der Beſatzung und zu gewiſſen Stunden und an beſtimmten Stellen auch den Gefangenen zum Spaziergang.

Ich durfte ihn vorerſt nicht betreten, indem mir während der erſten drei Tage meiner Gefangenſchaft der Austritt aus meiner Zelle nicht geſtattet wurde Ueberhaupt glaubte ich zu bemerken, daß man mich mit einer Strenge behandelte, welche die gewöhnliche Hausordnung hinter ſich ließ. Der Wächter, welcher mir die ziemlich kärgliche Koſt brachte, war ſo mundfaul, daß ich vorausſetzen mußte, man habe ihm das Geſpräch mit mir ausdrücklich verboten. Auf meine Frage, warum mir denn der Grund meiner Verhaftnahme noch immer nicht mitgetheilt, warum ich nicht verhört werde, entgegnete er mürriſch, es werde ſchon kommen. Das ganze Gebahren des Kerls war mir fatal. Ich ſtellte keine Frage mehr an ihn und redete ihn überhaupt bloß noch an, wenn es unumgänglich nöthig war. Mein Verlangen nach Cigarren wurde rundweg abgeſchlagen und das that weh. Aber dieſen Schmerz können nur Raucher ermeſſen. Ich durfte Abends kein Licht brennen und Schreibmaterialien wurden mir ebenfalls nicht geſtattet. Wenn der Wärter, der in ſeinem traurigen Berufe alt geworden, nach langem Riegel- und Schlöſſergeraſſel eintrat, ſperrte er wohl abſichtlich die Thüre weit auf, damit ich die Schildwache ſehen konnte, welche mit aufgepflanztem Bajonnett vor derſelben ſtand. Ich durfte keine Briefe abſenden oder empfangen, und da man mir auch keine

Zeitung zuließ, ſah es in mir und um mich bald recht anachoretiſch aus. Gottlob, daß ich den Shakſpeare hatte! Der half mir, mich „ſtramm und ſtraff" zu halten. Das Fenſter meiner Zelle bot wenig Unterhaltung: es ging nach dem Hof hinaus und zwar ließ es nur einen kleinen Fleck deſſelben überſehen. Gerade gegenüber ſtand die Kaſerne der Beſatzung, vor welcher der ſchildernde Poſten wie ein ewiger Perpendikel auf und ab ging. Schräg rechtshin erblickte ich den abgeſtumpften Thurm, in deſſen Verließ der erwähnte Dichter zum bejammernswerthen Pietiſten verſimpelt war. Drückte ich die Stirne recht feſt an die Eiſenſtäbe meines Käfigs, ſo konnte ich linkshin noch die Hälfte der Einfaſſung des Ziehbrunnens gewahren, welcher mitten auf dem Hofe ſtand. Von Zeit zu Zeit hörte ich das Schöpfrad des Brunnens knarren, zuweilen ſchallte ein Corporalsfluch oder ein derbes Soldatenſcherzwort über den Hof und in der Mittagsſtunde trat unter Trommelſchlag die ganze Beſatzung vor der Kaſerne in Reih' und Glied. Alle dieſe Töne, ſelbſt das metalliſche Klingeln der Ladſtöcke in den Gewehrläufen, welches hörbar wurde, wenn die aufziehende

Wachmannſchaft zum Laden commandirt ward, nicht ausgenommen, boten in der verdrießlichen Oede und Stille, welche in der Regel über dem ganzen Etabliſſement ſchwebte, eine willkommene Abwechslung. Ein Gefangener hat ungeheuer viel Zeit, auch die geringfügigſten Unterbrechungen ſeiner monotonen Exiſtenz zu beachten. Dann und wann machte mir ein verirrter Sonnenſtrahl auf dem Geſims meines Fenſters einen ſehr zuvorkommend aufgenommenen kurzen Beſuch. Länger pflegte er an dem engen Gitter des Dichterverließes zu verweilen, als ſuchte er aus alter Gewohnheit dort noch immer den Adler, welcher doch nur zur Krähe verwandelt aus jenem Thurme hervorgegangen. Der Anblick jenes Denkmals eines Geiſtmordes konnte mir nicht eben erquicklich ſein. Ich wandte mich oft mit einem leiſen Schauder davon weg und mußte doch immer wieder hinſehen.

Ich mochte mich ſträuben, wie ich wollte, das Gefühl der Einſamkeit kam denn doch recht bald über mich, der ich das letzte Jahr her im bunteſten Treiben des politiſch bewegten Lebens verbracht hatte.

Es muß ſchrecklich ſein, mit einem oder mehreren

Menſchen zuſammengeſperrt zu werden, von welchen uns Weltanſchauung, Bildung und Lebensſtellung trennen. Allein die Einzelhaft iſt doch zuletzt eine größere Qual und es blieb der methodiſchen Grauſamkeit unſerer Zeit vorbehalten, dieſe Qual in ein förmliches Syſtem zu bringen. Man gibt vor, damit auf die Beſſerung der Gefangenen abzuzielen, als ob der Menſch überhaupt außerhalb der Geſellſchaft gebeſſert werden könnte. Hinter all dem ſophiſtiſchen Geſchwätz, hinter all dem moraliſchen Gegreine der Vertheidiger der Pennſylvania ſteckt nur die raffinirte Bosheit einer Zeit, welche zum directen Todtſchlag nicht mehr den Muth hat und es vorzieht, ihre Opfer mit chriſtlich-aszetiſcher Heuchelei langſam zu Tode zu quälen. Es kann unmöglich eine größere Hartherzigkeit geben, als die Menſchen gewaltſam ihrer ſchönſten Gabe, des Austauſches ihrer Empfindungen und Gedanken vermittelſt der Sprache, zu berauben, um ſie in gräßlicher Iſolirung allmälig verdummen, verkümmern, bei lebendigem Leibe ſterben zu laſſen. Verglichen damit, iſt ſelbſt der bluttriefendſte Strafcoder älterer Zeiten noch ein Werk der Gerechtigkeit. Und iſt es nicht charakteriſtiſch für Europa, daß es Amerika gerade dieſe Einrichtung nachzuahmen eilte? Eine Einrichtung noch dazu, die, wie die europäiſchen Verhältniſſe einmal ſind, auch nicht den Schein eines Vortheils bietet. Denn Amerika gewährt dem pennſylvaniſtiſch „gebeſſerten“ Sträfling bei ſeiner Entlaſſung wenigſtens ein unermeßlich großes Terrain, auf welchem er ein wahrhaft neues Leben verſuchen und beginnen kann, während ſein Schickſalsgenoſſe in Europa nach dem Austritt aus dem Pennſylvanium der Geſellſchaft fremd und einſam gegenüberſteht und faſt mit Nothwendigkeit wieder auf den Klippen ſtranden muß, an welchen er zuerſt geſcheitert ....

Am vierten Tage wurde ich zum erſten Verhör abgeholt und erkannte in dem Unterſuchungsrichter, der mich zu inquiriren hatte, einen alten Bekannten von den Univerſitätsjahren her. Der Mann war damals fanatiſcher Burſchenſchafter geweſen, welche Sorte von Leuten ſich nach ihrem Eintritt in die Bureaukratie bekanntlich von jeher zu den willfährigſten Handlangern und Werkzeugen des Despotismus hergegeben haben. Ich erfuhr ſpäter, daß beinahe ſämmtliche politiſche Proceſſe, deren das edle Märzminiſterium jetzt zu Dutzenden einleiten ließ, ſolchen chriſtlichen Germanen zur Inſtruction übertragen wurden, weil andere, etwas ehrenhaftere Mitglieder des Richterſtandes die Uebertragung von Unterſuchungsrichterſtellen abgelehnt hatten.

Der gute Mann hielt es für nöthig, mir gegenüber ein beſonders gravitätiſches Air ſich zu geben, was doch ganz und gar überflüſſig war; denn ich war nicht gemeint, irgendwelche Notiz davon zu nehmen, daß ich vor Zeiten Smollis mit ihm getrunken und auf das Verderben der bekannten Dreiunddreißig angeſtoßen. Schon die Erinnerung, daß man mit ſolchen Menſchen die feurigſte Jugendbegeiſterung getheilt, war mir in der Seele zuwider.

Nachdem er eine Weile in ſeinen Acten geblättert, begann er das Verhör mit einer Art Entſchuldigung, indem er ſagte:

„Der Andrang von Geſchäften machte es mir unmöglich, Sie zwei Mal vierundzwanzig Stunden früher zu mir zu berufen, wie Recht und Geſetz es erfordert.

Bah, Recht und Geſetz! Man weiß, was dieſe Phraſe bisher in der Welt zu bedeuten hatte… Darf ich fragen, weßhalb ich verhaftet wurde?

Sie ſind in Unterſuchung zu ziehen wegen Verſuch des Hochverraths und Ihre Verhaftung wurde vorgenommen auf Grund des Paragraph ſo und ſo unſeres Strafgeſetzbuches.

Darf ich wiſſen, wo und wie ich den Verſuch des Hochverraths gemacht hätte?

Als Mitglied des ſogenannten Landesausſchuſſes.

So? Aber das iſt ja wahrhaft komiſch. Der Landesausſchuß hätte Hochverrath verſucht? Du lieber Gott! das iſt ja eben der Jammer, daß er Nichts verſuchte als advokatiſche Geſetzſchwindeleien. Hätte die Majorität ſeiner Mitglieder mehr Muth und Energie beſeſſen, ſo würde ich jetzt ſchwerlich die Ehre haben, mich von Ihnen verhören laſſen zu müſſen.

Sie geben alſo zu, daß in der Mitte des Landesausſchuſſes verbrecheriſche Plane gehegt wurden?

Verbrecheriſche Plane, nein. Reichsverfaſſungsphantaſieen die Hülle und Fülle. Sie wiſſen, die Reichsverfaſſungsinfluenza graſſirte vor kurzer Zeit im ganzen Lande auf eine furchtbare Weiſe. Sogar die Beamtenwelt war davon infizirt, in pflichtſchuldiger Nachahmung des Premierminiſters Pauker. Sitzt der etwa auch ſchon wegen Verſuch des Hochverraths?

Laſſen Sie die Scherze, ich bitte. Ihre Lage iſt eine ſehr ernſte, was Sie ſogleich erkennen werden, wenn ich Ihnen den zweiten Anklagepunkt nenne.

Und der iſt?

Sie ſind angeklagt, ein meuchelmörderiſches Attentat auf das Leben Sr. königl. Hoheit des hochſeligen Prinzen Willibald unternommen zu haben.

Ich?

Ja, Sie.

Meiner Treu, das iſt eine ebenſo boshafte als alberne Anklage. Warum ſoll denn gerade ich den Prinzen ermordet haben? Weiß es doch alle Welt und iſt es ja längſt gerichtlich conſtatirt, wer ſein Mörder geweſen.

Es iſt hier nicht von dem gräßlichen Ereigniß im März vorigen Jahres die Rede, ſondern von dem meuchleriſchen Attentat, welches am Vormittag des

12. Sept. 1847 im Reidlingsforſt unweit Straleck auf den Prinzen gemacht wurde.

Ha, jetzt weiß ich, aus welchem Köcher dieſer giftige Pfeil kommt.

Was wollen Sie damit ſagen?

Daß ich den Angeber oder vielmehr die Angeberin kenne. Man ſtelle ſie mir gegenüber.

Das wird ſeiner Zeit geſchehen. Alſo Sie leugnen, irgendwie bei jenem Attentat betheiligt geweſen zu ſein?

Ob ich es leugne? Wie kommen Sie mir vor, mein Herr?

Ich bitte Sie, Ihre Ruhe zu bewahren. Ich muß meine Pflicht thun.

Wohl, ich will verſuchen, ruhig zu bleiben, obwohl eine ſolche Schändlichkeit wohl geeignet iſt, jeden Blutstropfen in meinen Adern zu empören. Thun Sie, was Sie Ihre Pflicht nennen.

Sie übernachteten vom 11. auf den 12. September in dem Dorfe Bachtobel?

Ja.

Sie wollten von da zu Fuß nach Straleck?

Ja.

Sie brachen vor Tagesanbruch von Bachtobel auf und verfolgten den am linken Ufer der Zillach hinlaufenden Fußpfad?

Ja.

Dieſer Fußpfad führt nicht durch den Reitlingsforſt?

Nein.

Wie kamen Sie dahin?

Ich glaubte, ein wenig betretener Waldweg, welcher vom Fußpfad ab und weiter am Fluſſe hin lief, müßte meine Wanderſchaft abkürzen. Als der Waldweg ein Ende nahm, verirrt' ich mich und ſchlief dann einige Stunden lang im Ufergebüſch. Das Getöſe der prinzlichen Jagd weckte mich.

Und Sie ſetzten Ihren Weg fort?

Nein, ich blieb und war ungeſehener Zeuge der ganzen folgenden Scene.

Sie waren demnach im Reitlingsforſte anweſend, als der meuchelmörderiſche Schuß auf den Prinzen fiel?

Ja, und ich habe den ganzen Auftritt in Straleck Jedermann erzählt, wer davon hören wollte. Nun aber muß ich darauf beſtehen, daß Sie ſofort folgende Erklärung von mir in's Protokoll ſetzen.

Und langſam ſprechend, um dem Inquirenten Zeit zum Schreiben zu laſſen, ſetzte ich hinzu:

Ich erkläre, daß ich auf die ſchändliche Verleumdung, welche mich eines Attentats auf das Leben des Prinzen Willibald bezüchtigt, alle und jede Antwort ſo lange verweigere und verweigern werde, bis mir die Perſon, von welcher dieſe Verleumdung ausgeht und welche ich wohl kenne, gegenübergeſtellt wird.

Iſt das für jetzt Ihr letztes Wort in dieſer Sache?

Ja.

Nachdem ich das Protokoll unterzeichnet hätte, fragte mich der Unterſuchungsrichter, ob ich in Betreff meiner Behandlung ſeit meiner Verhaftnahme keine Beſchwerde zu führen, keinen Wunſch auszuſprechen hätte.

Ich werde wie ein wildes Thier in ſeinem Käfig bewacht, entgegnete ich, werde wie ein Verbrecher behandelt, aber nie werde ich mich herablaſſen, der brutalen Gewalt, die mich verfolgt, die Conceſſion zu machen, ſie um Etwas zu bitten.

Mit dieſem vielleicht ziemlich überflüſſigen Aufwand von Pathos endigte mein erſtes Verhör.

In meine Zelle zurückgeführt, gab ich mich erſt einem unmächtigen Zornausbruch hin, bevor ich die nöthige Faſſung gewann, meine Lage ruhig überlegen konnte. Sind doch ſolche leidenſchaftliche Ausbrüche zuweilen für den Menſchen nicht minder Bedürfniß als für die Natur ein Gewitter. Sie reinigen ſeine geiſtige Atmoſphär von trüben Wolkendünſten und ſchaffen der Sonne der Vernunft wieder offenere Bahn.

Jetzt erinnerte ich mich meines erſten Beſuches im Hauſe des Barons Redwitz und wie damals zwiſchen der Baronin und Flottenheim über mein „romantiſches“ Reiſeabenteuer im Neidlingsforſte hin und her geſcherzt worden war. Alſo hatte die Byzantinerin der Romantik dieſes Abenteuers wirklich eine criminaliſtiſche Seite abzugewinnen gewußt? Ich war das Opfer eines Weibes, deren Luſtgenoſſe ich nicht hatte werden wollen? Denn daß von der Baronin dieſe ſchnöde Anklage auf Mordverſuch ausgegangen, konnte ich nicht einen Augenblick bezweifeln. Klar war auch — ſchon die Aeußerungen des Inquirenten bewieſen es — daß man auf dieſe Anklage ein weit größeres Gewicht legte als auf den Hochverrathsverſuch, zu welchem man ja mich und meine wenigen wirklichen Geſinnungsgenoſſen gar nicht recht hatte kommen laſſen. Der Hof mußte ein Sühnopfer haben für den Mord des Prinzen, die Byzantinerin wollte es ihm verſchaffen.

Dies ließ mich meine Situation in einem ganz neuen Lichte ſehen.

Ich muß nämlich mit der Offenheit, welche mich bei dieſen Aufzeichnungen durchgehends beſtimmte, bekennen, daß ich mir in den erſten Tagen meiner Gefangenſchaft in dem allerdings kaum gerechtfertigten Gedanken der Märtyrerſchaft gefallen hatte. Du wirſt dich, hatte ich zu mir geſprochen, Graziella's würdiger machen, wenn du ihr zeigſt, daß du für die gute Sache wenigſtens männlich zu leiden verſtehſt, nachdem dir nicht mehr vergönnt iſt, für dieſelbe zu wirken und zu ſtreiten. Hieran hatte ſich eine andere hochfliegende Idee gereiht. Du wirſt, flüſterte mir die Eitelkeit, vielleicht auch ein beſſeres Gefühl zu, du wirſt vor die

Geſchworenen geſtellt werden und, indem du deine Sache führeſt, zugleich auch die der Freiheit und des verrathenen Volkes führen. Du wirſt die Röthe der Scham auf die Stirnen deiner Richter rufen und den Verleumdern deiner Partei zeigen, wie ein Patriot und Republikaner für ſeine Grundſätze einzuſtehen vermag. Vergebens hatte der proportionirte Mann, wie Rückert den Verſtand ſo treffend nennt, ſeine Einwendungen gegen dieſe Idealiſtik vorgebracht und mir namentlich zu Gemüthe geführt, daß es eitel Thorheit ſei, vom Martyrium Etwas zu hoffen, daß die Menſchheit ſchon ſeit Jahrtauſenden befreit ſein müßte, wenn das Beiſpiel unzähliger Märtyrer dieſe Befreiung herbeizuführen vermocht hätte. Was ſodann Graziella beträfe, fuhr der nüchterne Rathgeber fort, ſo würde es ihr wahrlich zu geringem Troſte gereichen, mich im Gefängniß wiſſen zu müſſen.

Jetzt, da ich erfahren, man gehe damit um, mir unter dem Vorwand eines völlig aus der Luft gegriffenen Verdachtes und auf Antrieb der gemeinſten Privatrachſucht eine vielleicht unabſehbar lange Mißhandlung anzuthun, verſchwand plötzlich alles Märtyrergelüſt. Damit war auch der Gedanke gegeben, wo immer möglich den Händen meiner Feinde mich zu entziehen. Weil nun aber die fortwährende Strenge meiner Haft mir die Schwierigkeit der Ausführung eines Fluchtverſuches darthat, überfiel mich zunächſt ein trüber Mißmuth und ich ergieng mich in unnützen Selbſtanklagen. Warum haſt auch du, ſagte ich mir, im Frühjahr 48 an deiner Stelle es an Rückſichtsloſigkeit und Energie fehlen laſſen? Welcher Satan blendete auch dich, daß du weit mehr den Abwiegler als den Aufwiegler machteſt? War z. B. die Hellbrunner Sturmnacht nicht ein Ereigniß, welches, mit Kraft und revolutionärem Takt benützt, unberechenbare Folgen hätte haben können? War die brennende Villa des Prinzen nicht ein Feuer, an welchem die Brandfackeln eines neuen Bauernkrieges ſich hätten entzünden laſſen? Geh, du warſt ein Halbling wie alle die Andern und haſt jetzt nur die Folgen deiner Dummheit und Halbheit zu tragen.

In ſolcher Stimmung iſt man nur zu geneigt, wie ſich ſelbſt, ſo auch alle Anderen und alles Andere zu verklagen und zu verwerfen. Der Peſſimismus breitete ſeine ſchwarzen Schwingen über mich aus, die nur niederdrücken, nicht erheben.

O König Salomo, ſprach ich, und du, mein Freund Brand, wie ſehr habt ihr Recht: Alles iſt eitel Sterben! Unſer ganzes Daſein iſt nur eine elende Poſſe voll Jammer und Dummheit. Was iſt der Menſch mit ſeinen kühnſten Gedanken und beſten Gefühlen? Fraß für Würmer, Fraß für Würmer. Was die Weltgeſchichte? Nichts als die immer wiederkehrende Hiob-Fauſtfabel, das alte ewige Schmerzenslied von titaniſchem Wollen und jammerſeligſtem Nichtkönnen. Iſt es ein Wunder, wenn gerade die menſchlichſten Menſchen den Wunſch ausſprechen, es möchte mal ein berauſchter Komet an unſere Erde antaumeln und dieſen ganzen Klumpen voll Noth und Niedertracht ins ewige Nichts zurückſchleudern?... Seht euch doch dieſes Drängen und Treiben einmal näher an. Iſt nicht die ganze Geſellſchaft eine Fratze à la Höllenbreughel, der Natur ſchamlos auf den keuſchen Götterleib gepinſelt? Sind nicht Sorge, Neid, Haß, Unſinn die beſtimmenden Motive der Zwitterweſen, die ſich Götter träumen und doch über die Beſtialität nie hinauskommen?.... Sind nicht alle Fundamente der Geſellſchaft angefault, nicht alle ihre Gedanken verkehrt, nicht alle ihre Gefühle vergiftet? Was iſt die Vaterlandsliebe? Ein Verbrechen. Die Gerechtigkeit? Ein ſchwärmeriſcher Knabentraum. Die Wahrheit? Eine Phraſe. Die Liebe? Ein gangbarer Handelsartikel. Die Ehe? Eine kaufmänniſche Spekulation. Die Familie? Eine Lüge. Der Staat? Ein Schafpferch. Die Kirche? Eine Gauklerbude, in welcher armſelige Jongleurs der blöden Menge die jahrtauſendalten plumpen Taſchenſpielereien tagtäglich von Neuem vormachen...... Was iſt unſere ganze ſogenannte Bildung? Eine Luxuswaare, ein Privilegium, ein Monopol. Man hat geſagt, unſere dermalige Bildung ſei der Morgenſonne gleich, welche erſt die Bergſpitzen mit Licht umgebe, während Ebene und Thäler noch in Schatten gehüllt ſeien. Man hat dies Bild ſehr ſchön gefunden, aber es iſt nur wahr, traurig wahr: die Bergkuppen beſtehen aus Stein oder Eis, ſie ſind kalt und unfruchtbar.... Wer ſich die Mühe nimmt, dieſes uns umtoſende Gewirr von Perſonen und Sachen, Prinzipien und Ereigniſſen, von Unzulänglichkeiten und Schlechtigkeiten, Abſolutismus und Socialismus, Ariſtokratie und Demokratie, Ultramontanismus und Pietismus, Fanatismus und Unglauben, Sybaritismus und Hunger, Induſtrialismus und Gelehrſamkeit, Dummheit und Pfiffigkeit, Idealiſtik und Verrath, Narrheit und Heuchelei, mit unbeſtechlichem Auge zu durchdringen, der erblickt dahinter immer und überall Nichts als den baarſten, nackteſten Egoismus. Und wer ſeine Ohren nicht mit der Baumwolle der Phraſeologie verſtopft, der muß den verzweiflungsvollen Schmerzensruf hören, welcher durch die ganze Menſchheit geht wie der Schrei eines Gemarterten, der ſeine Henker um Vernichtung anfleht.... Kann ein fühlend Menſchenherz je wieder vollauf in Freude jauchzen, wenn es ſich auch nur einmal die ſchreckliche Thatſache vergegenwärtigt, daß Tauſende ſterben, ohne ſich je ſo recht ſatt gegeſſen zu haben, daß Hunderttauſende zu Grabe gehen, ohne jemals andere Speiſe als Haferbrot und Kartoffeln kennen gelernt zu haben? Von Tagesanbruch bis Mitternacht gekrümmt am Webſtuhl ſitzen oder im Oeldunſt der Fabriken Maſchinen mit Wolle fütternd ſelbſt zur Maſchine werden oder die ſchmutztriefenden Höhlen der Kohlengruben auf Bauch und Rücken durchkriechen oder jahraus jahrein in Unwetter und Sonnenbrand für Andere ſäen und ernten, iſt das eine menſchliche Exiſtenz? Denen nie vergönnt ward, die Seele in die Schauer der Erhabenheit zu tauchen, welche der Anblick der Alpen oder des Meeres erregt, wiſſen die, was leben heißt? Wiſſen es die, welche den Zauber der Poeſie und Kunſt nie empfunden, welchen Armuth und Unbildung es verwehren, die Schönheit einer antiken Statue, einer Venus von Tizian, einer Sophokleiſchen Tragödie, eines Goethe'ſchen Gedichtes, einer Beethoven'ſchen Symphonie zu verſtehen und zu genießen?..... Wie ſo ſchmählich ſind im Ganzen und Großen alle, ſelbſt die ungeheuerſten Verſuche geſcheitert, das Menſchenleben menſchlicher zu machen? Und vollends der von 1848! Waren die Franzoſen nicht wieder die alten Sklaven, nachdem ihre dritte ſiegreiche Revolution kaum einen Tag alt geworden? Und bei uns in Deutſchland, großer Gott! Vollendete Selbſtſucht oben, Roheit unten und feige Philiſterei in der Mitte. Was konnte aus ſolchem Stoffe werden?....

Das Ergehen in derartigen Monologen ließ mich für mehrere Wochen in ein dumpfes Hinbrüten verſinken, in jenen Zuſtand träger Gleichgültigkeit, wo der Menſch zu ſich ſagt: Du hoffeſt Nichts mehr, alſo brauchſt du auch Nichts mehr zu fürchten. Glücklicher Weiſe rüttelte mich eine bedeutſame Kunde von außen aus dieſer Apathie auf.

Die Verhöre folgten ſich nur in ſehr langen Zwiſchenräumen und der Sommer war bereits in den Herbſt übergegangen, als ich zum dritten Male in die Verhörſtube geführt wurde. Der Unterſuchungsrichter arbeitete noch in ſeinem Nebenzimmer mit ſeinem Secretär. Ich mußte warten und ergriff mehr aus Langeweile als aus Neugierde ein Zeitungsblatt, welches auf einer Ecke des grünen Tiſches lag. Es war ein wohlbekanntes Organ der Reaction, welches zugleich einen officiellen Charakter hatte. Auf der erſten Seite las ich in großer Schrift die Nachricht von der Entlaſſung des Miniſteriums Pauker und der Erſetzung deſſelben durch Männer des vormärzlichen Cabinets. Nur der Baron Rekwitz hatte auch in der neuen Combination ſein Portefeuille behalten.

Ah, Monſieur Pauker, lächelte ich in mich hinein, alſo hat die Vertrauenstrommelei ein Ende? Haben Sie, edelſter Märzminiſter, nun erfahren, daß ich richtig prophezeite, als ich Ihnen damals vorausſagte, wie dieſe „charmanten“ Leute Ihnen Ihr Verdienſt, ſich als „Schild vor die Dynaſtie“ geſtellt zu haben, vergelten würden? Sie prahlten einſt in der Kammer: „Ein ehrlicher Mann erhält ſeine Entlaſſung nicht, ſondern er nimmt ſie und geht aufrecht von dannen.“ Auch dieſe Verſicherung war alſo gerade ſo wahr und redlich gemeint geweſen wie alle Ihre übrigen Verſicherungen? Ich wette, der Volkswitz wird Etwas zu erzählen wiſſen von einem gewiſſen aufrecht von dannen gegangen wordenen Märzminiſter, dem der Hof zu guter Letzt noch die rühmliche Aufgabe zuzuweiſen verſtanden hatte, die willkürlichſte aller Demokratenhetzen zu veranſtalten.

Das ſchadenfrohe Spottlächeln wurde aber auf meinen Lippen faſt zu einem Schreckensſchrei, als mir auf der andern Seite des Blattes die mit pöbelhaften Schimpfereien verbrämte Nachricht entgegentrat, der Graf von Straleck und ſeine Enkeltochter ſeien flüchtig gegangen, weil Beide als „Haupturheber der ſeit Jahr und Tag in den Hallbergen vorgekommenen anarchiſchen Bewegungen, hochverrätheriſchen Ausbrüche und rothdemokratiſchen Brandſtiftereien und Mördereien“ hätten verhaftet werden ſollen. Steckbriefe ſeien gegen die Flüchtlinge erlaſſen und bereits eine einſtweilige Beſchlagnahme der gräflichen Beſitzungen angeordnet. Beigefügt war die Notiz, es wäre dies derſelbe pflichtvergeſſene Edelmann, welcher nur durch energiſche militairiſche Maßregeln habe verhindert werden können, die Volkswehrcorps der Hallberge den ſchändlichen Rebellen in Baden zu Hülfe zu führen. Bei dieſer Gelegenheit hätte der Baron Pankrazius von Grimmelſingen dem Staate die bedeutendſten Dienſte geleiſtet und wäre daher von Sr. Majeſtät in die Zahl der Großoffiziere Höchſt-Ihres Hirſchhornordens allergnädigſt aufgenommen werden.

Das war eine rechte Schmerzensnacht, welche dem Empfang dieſer Nachricht folgte! Der edle Greis, welcher mich wie einen lieben Sohn behandelt, das hochſinnige Mädchen, meine angebetete Geliebte, auf der Flucht, verfolgt, in der Fremde umirrend, vielleicht in Noth, verzehrt von Kummer. Und ich konnte nicht zu ihnen eilen, ich war ein hülfloſer Gefangener! Aber ich mußte ſie ſuchen gehen, mußte fort von hier um jeden Preis und wäre es der des Lebens.

Ein widerlicher Vorfall ſteigerte meine Sehnſucht nach Freiheit und Graziella zu halber Raſerei.

Als ich am folgenden Tage mechaniſch das vom Wärter gebrachte Brot brach, fiel ein duftendes, roſaſeidenes Papier heraus. Es enthielt in zierlicher italieniſcher Schrift die Worte:

„Will Sijawuſch als ein Reuiger zu der beleidigten
„Zudabe zurückkehren? Sie iſt bereit, ihm zu verzeihen.
„Fern im Süden, im ſchönen Sizilien weiß
„ich ein lauſchiges Plätzchen unter Palmen und Mandelbäumen.
„Ein ſilberner Quell fällt in ein marmornes
„Becken, geeignet zum Bad für ſcherzende Nymphen.
„In Myrthen- und Lorbeergebüſchen ſtehen
„antike Götterbilder um die verſchwiegene Villa her.
„Dort läßt ſich träumen und lieben, dort laſſen ſich
„das neblige Deutſchland und die langweiligen Menſchen
„darin vergeſſen für immer. Dorthin, dorthin
„möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n! Will

„Sijawuſch mit mir zieh'n, ſo flüſtere er ſeinem Ge-
„fangenwärter nur drei Mal ins Ohr das Wort Su-
„dabe."

Sijawuſch und Sudabe! Aber wie hatte dieſes Weib von jenem Scherze Pangold's Kunde erhalten? Hatte Lieſchen damals gehorcht und gelauſcht? Oder hatte die Byzantinerin aus des Pfarrers inzwiſchen im Drucke erſchienener Ueberſetzung jener perſiſchen Liebesſage die Aehnlichkeit der Situation herausgeleſen? Einerlei!

„Nichtswürdige ....!" rief ich aus, das Papier unter die Füße tretend.

12.

„Ich will dir folgen“....

Wieder verging ein Tag, ohne daß ich zu einem Entſchluſſe kommen konnte, deſſen Ausführung irgendwelchen Erfolg verſprach. Ich war ohne Geld, ohne alle Hülfsmittel. Hart vor der Thüre meiner Zelle ſtand eine Schildwache, hart unter dem Fenſter eine zweite. Es war auch keine Verſtändigung mit anderen Gefangenen — der Achsberg füllte ſich täglich mehr mit ſolchen — möglich, weil man mich in einem abgeſonderten Winkel untergebracht hatte. Was thun? Trenk's Memoiren ſchwebten mir vor, aber was konnt' es mir helfen, wenn ich eine oder zwei Wände meines Gefängniſſes durchbrach? Ich hatte gar keine Gelegenheit gehabt, mich über die innere Structur des Bauweſens, in welchem ich ſaß, aufzuklären, folglich mußte eine Wühlerei à la Trenk von vornherein nutzlos ſein. Ich durchlief in meiner Erinnerung Alles, was ich von glücklichen und unglücklichen Befreiungsverſuchen Gefangener jemals gehört oder geleſen, ohne daraus etwas Taugliches zu lernen. Es iſt merkwürdig, wie leicht ſich namentlich in Romanen ſolche Befreiungsverſuche machen und wie glatt da dem Autor ſelbſt die abenteuerlichſten Unmöglichkeiten aus der Feder ſtrömen, ohne daß ſich der Leſer im Geringſten daran ſtößt. In der Wirklichkeit iſt das anders, ſehr anders, und ich erkannte bald, daß es unendlich viel leichter iſt, Alexander Dumas'ſche Unmöglichkeiten zu erſinnen, als auszuführen. Was ich endlich zu thun beſchloß, war allerdings nicht ſehr ſchlau ausgeſonnen. Sobald ich wieder zum Verhöre geholt würde, wollte ich über den Hof dem Thore der Feſtung zuſtürzen, mich auf die dort ſtehende Schildwache werfen, ſie niederſchlagen, ihr den Schlüſſel entreißen und ſo auf's Gerathewohl den Verſuch, zu entrinnen, wagen. Anfangs ſchien mir die Abſicht, ſchräg über den Hof hinweg nach dem Walle zu eilen und über die Böſchung deſſelben in den Graben zu ſpringen, eine weniger verzweifelte, allein der Umſtand, daß die jenſeits des Grabens hochanſteigende äußere Ringmauer das Weiterkommen, vorausgeſetzt auch, daß ich bei dem Sprunge in den Graben nicht Hals und Bein bräche, unmöglich machen mußte, ließ mich davon abſehen und dem erſterwähnten Plane den Vorzug geben.

Nachdem ich denſelben einmal gefaßt, gab ich alles Grübeln darüber auf. Entweder oder! Entweder gehſt du bei dieſem Verſuche zu Grunde oder aber er befreit dich aus dieſem verfluchten Loche, wo Unthätigkeit, Sehnſucht und Zorn dich doch über Kurz oder Lang aufreiben würden.

Mit dieſem tröſtlichen Zuſpruche wollte ich mich eben auf mein Lager ſtrecken, als ich Etwas am Fenſter raſcheln hörte. Es war, als berührte ein metallener Gegenſtand vorſichtig das eiſerne Gitter.

Ich öffnete leiſe das Fenſter, aber draußen war eine dunkle Regennacht und der Feſtungshof lag in undurchdringlicher Finſterniß. Ich ſah Nichts und hörte Nichts außer dem Aechzen der Windfahnen, die ſich unter der Einwirkung des Sturmes heftig drehten.

Schon wollt ich das Fenſter wieder ſchließen, da drang ein kaum vernehmbares Geräuſch von drunten herauf und an den Eiſenſtäben klang wieder das leiſe metallene Reiben. Ich griff mit der Hand nach dem Tone und bekam die Spitze eines Bajonetts zu faſſen. Den Arm ausſtreckend griff ich weiter an der Waffe hinab und ſuchte ſie emporzuziehen. Sie folgte Anfangs dem Zuge, dann aber wurde ſie zurückgezogen, doch nicht bariſch, ſondern ſanft und behutſam.

Da drunten ſteht ein Freund! Dieſer Gedanke durchzuckte mich mit Blitzesſchnelle und eben wollt' ich ein fragend Flüſterwort wagen, als einer der Eiſenſtäbe wieder dumpf erklang. Diesmal ergriff meine taſtende Hand nicht das kalte Metall, ſondern ein kleines Paket, welches an die Spitze der Waffe befeſtigt war. Sobald ich daſſelbe losgelöſt, wurde das Bajonett wieder hinabgezogen und gleich darauf vernahm ich den gemeſſenen Schritt ſeines Trägers, welcher ſchildernd auf dem Raſen unter dem Fenſter auf und ab ging.

Nachdem ich das Fenſter zugemacht, begann ich das Paket zu unterſuchen, ſoweit dies in der Dunkelheit möglich war.

Nun aber, lieber Leſer, thut es mir herzlich leid, daß ich dir zunächſt nicht mit einem Stücke Befreiungsromantik aufwarten kann, wie du in dieſem auf ſo geheimnißvolle Weiſe mir zugeſteckten Pakete ohne Zweifel eines vermuthet haſt.

Dieſes Paket war Nichts mehr und Nichts weniger als ein Päckchen Cigarren. Es enthielt keine Feile, keine ſeidene Strickleiter, kurz Nichts von dem bekannten Entweichungsapparate.

Rümpfe übrigens nicht vorſchnell die Naſe, ſondern thu' mir den Gefallen, dich, falls du überhaupt dem Rauchcultus huldigſt, einmal ein Vierteljahr lang gewaltſam an der Ausübung deſſelben verhindern zu laſſen, bevor du über meine Cigarrenfreude in jener Nacht die weiſen Achſeln zuckſt.

Uebrigens hatte die Sache auch ihre romantiſche Seite, welche ich wahrnahm, ſobald es Tag geworden.

Das Päckchen war mit einem Seidenband von blauer Farbe, der Lieblingsfarbe Graziella's, umwickelt, in den Cigarren erkannte ich echte Havannahs, ja ſogar unſchwer jene deliziöſe Sorte, welche mir auf Schloß

Straleck der gaſtfreie Hausherr ſo oft aus ſeinem Vorrathe mitgetheilt, und endlich ſteckte mitten in dem Pakete ein kleines zierliches Streichfeuerzeugetui aus Silber, welches ich oft in den Händen der Geliebten geſehen, wenn ſie dem Großvater und Vangolt und mir mit dem Kaffee zugleich auch die verpönten Glimmſtengel darreichte und uns wohl ſelber unter munteren Scherzen das zündende Hölzchen daran hielt.

Die Erinnerung an alle jene Stunden traulichen Beiſammenſeins ſtieg in den blauen Wölkchen des duftenden Krautes, welches ich mir ſofort angezündet, vor mir auf und machte mir wohl um's Herz. War doch die Zuſendung dieſes Krautes ein verheißungsvolles Pfand. Es kam von Graziella, ich zweifelte keinen Augenblick daran. In dieſer an ſich unſcheinbaren Sorgfalt erkannte ich ihre ganze Art und Weiſe. Sie wußte, daß ich dem Rauchgenuſſe faſt leidenſchaftlich zugethan war, ſie hatte geahnt oder erfahren, daß man mir denſelben entzogen, ſie wollte ihn mir verſchaffen und mir durch dieſe echt weiblich liebevolle Aufmerkſamkeit ein Zeichen geben, daß ſie um mich beſorgt und thätig ſei.

Liebhaber des Affectreichen und Pathetiſchen werden es ohne Zweifel ſeltſam oder gar verächtlich finden, daß ich von einer Ecke meiner Zelle aus mit kindiſchem Vergnügen blaue Ringe aus dem Munde blies und dem durch den offenen Fenſterflügel in die friſche Morgenluft hinausziehenden Rauche wie einer neuen, höchſt intereſſanten Erſcheinung aufmerkſam nachſah. Nun, ich verzeihe ihnen das: ſie wiſſen nicht, wie einem Gefangenen zu Muthe wird, wenn er das erſte Zeichen erhält, daß ihm draußen noch Freunde leben.

Während ich ſo ſaß und rauchte, hörte ich die Kette des Brunnenrades raſſeln und vernahm den Ton, welchen das Aufſetzen des kupfernen Waſſerzubers auf der ſteinernen Einfaſſung des Brunnens hervorbrachte. Ich achtete nur aus mechaniſcher Gewohnheit auf dieſes allmorgendlich wiederkehrende Geräuſch. Aber jetzt geſellten ſich demſelben zwei ſchäckernde Mädchenſtimmen, wovon die eine mir ſo vertraut klang, ſo vertraut, daß ich athemlos lauſchte.

Jetzt erhob ſich dieſe Stimme und begann ein Liedchen zu trällern, wie dies Mägde am Brunnen oft zu thun pflegen. Aber plötzlich brach die Melodie ab oder ging vielmehr mit einem raſchen Uebergang in eine andere über.

Herr des Himmels! war es möglich? Aber es mußte wohl möglich und wirklich ſein. Ich träumte ja nicht, ich wachte. Dort ſtand die Schildwache vor der Kaſerne, dort fiel der erſte Sonnenſtrahl auf den Lichterthurm und, o, das konnte keine andere Stimme, das konnte nur die ihrige ſein!

Durch die Morgenſtille des Feſtungshofes klang jetzt klar und ſchön die troſtreiche Strophe des alten Liedes:

„Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer."

Ich ſtürzte an's Fenſter. Graziella! ſchrie mein Herz in mir auf und mit wahnſinniger Haſt und Begierde drückte ich mein Geſicht an das Fenſtergitter.

Ich bohrte mit meinen Blicken nach dem Brunnen hinüber. Vergebens. Nichts war ſichtbar als die Hälfte der Brunnenmauer. Doch halt! jetzt! Ja, jetzt wurden dort die dichten Falten des kurzen, ſchwarzen Rockes ſichtbar, wie ihn die Mädchen in den Hallbergen zu tragen pflegen, jetzt die rothen Zwickelſtrümpfe und jetzt auch das buntfarbige Mieder und die Hemdärmel, als hätte ſich die Waſſerſchöpferin aus gebückter Stellung aufgerichtet. Richtig, jetzt ſchwang ſie mit den braunen Armen den gefüllten Waſſerzuber leicht und zierlich auf den Kopf und wandte bei dieſer Bewegung ihr Geſicht herüber. Es war bäuriſch gebräunt. Aber dieſe Züge, dieſe ſtrahlenwerfenden Augen und dieſe üppigen dunkeln Haarflechten!

Großer Gott! ſie mußte es ſein!

Doch war mir nicht, als würde in dieſem Augenblicke am Brunnen ein leiſer Schrei der Ueberraſchung ausgeſtoßen? Sah ich nicht, daß die ſchlanke Geſtalt einen Augenblick unter ihrer Bürde ſchwankte? Hatte ſie mich vielleicht hinter dem Gitter erblickt?

Aber ſchon war ſie verſchwunden, der Hof lag wieder in ſeiner gewohnten Oede und ich war allein mit meinen tobenden Gefühlen.

Es würde qualvoll für mich ſein und unerſprießlich für den Leſer dieſer Blätter, wollte ich auseinanderſetzen, in welcher ſchrecklichen Aufregung ich den ganzen Tag über mich befand. Ein Wirbelſturm von Angſt und

Luſt, Furcht und Hoffnung, Ungewißheit und Erwartung hetzte mich raſtlos zwiſchen den engen Wänden meiner Zelle umher und ich erinnere mich, daß ich einmal ſogar mit einem Wuthſchrei an der Bohlenthüre und an dem Fenſtergitter rüttelte, wie ein wildes Thier.

Die Nacht brach an, ohne meine fieberhafte Unruhe beſchwichtigen zu können, welche auch dem Wärter aufgefallen war, denn er hatte, als er ſeine letzte Runde machte, mich gefragt, ob ich krank wäre, da ich meine Mittagskoſt unberührt hätte ſtehen laſſen und ſo verſtört ausſähe.

Es ging gegen Mitternacht. Die beiden Schildwachen unter meinem Fenſter und vor meiner Thüre waren eben abgelöst worden. Draußen ſtöhnte der Sturm und durch die dichte Finſterniß ſchlugen ſchwere Regentropfen an die Fenſterſcheiben.

Ich hatte mich verzweiflungsvoll auf mein Lager fallen laſſen, als mir vorkam, es würde ein oder zweimal an die Thüre meiner Zelle geklopft. Da alle meine Sinne, folglich auch der Gehörſinn, in höchſter Spannung waren, fuhr ich ſogleich auf.

Das leiſe Klopfen wiederholte ſich.

Da es nur von dem Soldaten herrühren konnte, der hart vor der Thüre Wache ſtand, ſo näherte ich mich derſelben und fragte:

Schildwache, was gibt es?

Bſcht, bſcht! machte es draußen und ich vernahm ein Geräuſch, als würde ein Gewehr achtſam an die Wand geſtellt.

Was gibt es? fragte ich abermals.

Bſcht, bſcht! tönte es wieder draußen. Bückt Euch und haltet das Ohr unten an der Thüre an die Schwelle, wo 'ne kleine Spalte iſt.

Die Stimme kam mir nicht unbekannt vor, allein da der Redende ſie vorſichtig dämpfte und die Thüre aus dicken Bohlen beſtand, ſo war ich ungewiß, wem ich ſie zuſchreiben ſollte. Indeſſen befolgte ich den Wink, beugte mich hinab und fand mit den Händen taſtend, daß die Thüre auf der Schwelle allerdings nicht genau ſchloß. Ich legte daher meinen Mund an dieſe Oeffnung und ſandte durch dieſelbe die Frage hinaus:

Wer ſeid Ihr?

Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten.

Wer ich bin? lautete ſie. Je nun, ich bin ja der Jörg, der vom Sprudelhof, wißt Ihr, Herr Docter, der Sprudeljörg.

Der Sprudeljörg? Ja, jetzt erkenn' ich Eure Stimme. Aber wie kommt Ihr denn hieher, lieber Freund?

O, was das-angehen thut, nicht aus freien Stükken. Ich möcht' lieber in unſeren Bergen droben ſein. Aber ſie haben mich von wegen der Hellbrunner Geſchichte, glaub' ich, oder von ſonſt wegen was unter die Soldaten geſteckt und hierher auf den Achsberg zum Strafbataillon verſetzt. Habt Ihr mich nie in Acht genommen auf der Wachtparade? Ich hab' Euch oft geſehen, Herr, und Ihr habt mich von Herzen gedauert, wahrhaftig, das habt Ihr. Hätte auch ſchon probirt, mit Euch zu reden, aber meine Kameraden, das ſind meiſt rechte Lumpenkerle, vor denen man ſich arg hüten muß; ſonſt zeigen ſie Einen gleich an bei den Offizieren. Und da 's jetzt in allweg 'rum und aus iſt mit der Freiheit ....

Ach ja, lieber Jörg, 's iſt 'aus mit der Freiheit. Aber was wißt Ihr Neues von daheim?

Auch gar nichts Gutes, Herr. Ja, 's iſt ein rechtes Kreuz. Der gnädige Herr, der alte brave Mann, und unſer gnädiges Fräulein und unſer Herr Pfarr ſie ſind alle fort, flüchtig gangen in die Fremde, weil man ſie auch einſperren wollt'. Iſt das nicht ſchandbar? Man möcht' halt jetzt alle braven Leut' einſperren.

Wie, auch Bangold mußte fliehen?

Ja, freilich, Herr. Er hat's halt auch gut g'meint mit dem g'meinen Mann. Und der Wisperfritz und der Hexenſtoffel ſind todt, aber das wißt Ihr wohl ſchon. Und mein armer guter Vetter Ambros iſt auch todt. Der kam mit des Barons Redwitz ſeinem Sohn Siegmund aus Paris, der großen Stadt in Frankreich, als es im Sommer drüben im Badiſchen losging. Und da kam auch der Herr Brand zu ihnen und ſie haben unter den Republikanern gegen die Preußen gefochten. Und da iſt der Vetter Ambros bei Waaghäuſel von 'ner Kartätſchenkugel getroffen worden und war gleich todt und der Herr Brand kriegte 'ne Spitzkugel in den Schenkel und fiel hin, und da wollt' ihn der junge Baron Redwitz nicht liegen laſſen und ſo wurden Beide gefangen und nach der Feſtung Raſtadt in die Kaſ'matten geführt, allwo's grauſig hergehen ſoll. Das Kätherle hat recht geweint, als es mir verwichen all das Unglück verzählte. 's iſt ein gar gut Mädchen und ich wollt' nur, 's kriegte 'nen rechten Mann.

Das Kätherle war alſo unlängſt hier?

Ja, verwichene Woche, aber es hat halt lauter ſchlechte Neuigkeiten mit ſich 'bracht. Dem Baron Redwitz ſeine Tochter, wißt Ihr, die iſt auch Knall und Fall g'ſtorben. Sie hat ſich im Schloſſe beim gnädigen Fräulein aufgehalten. Da kommt mir Nichts dir Nichts die Nachricht, daß ihr Bruder von den Preußen wär' gefangen worden, und da fällt ſie um und iſt nach wenig Stunden todt. Das Kätherle meint freilich, es ſei dem Redwitz ſeinem Clärle ſo ſterbensübel zu Muth worden, weil in der Zeitung geſtanden hätt', der Herr Brand ſei in der Schlacht umgekommen. Der ſei des Clärle's heimlicher Liebſter geweſen, meinte das Kätherle; aber die Weibsleut' haben über die Sach' immer die g'ſpäßigſten Mucken im Kopf. Soviel iſt g'wiß, das Clärle iſt todt und wurde auf dem Stralecker Kirchhof begraben, ohne daß der Baron oder die Baronin zum Begräbniß gekommen ſind.

Guter Jörg, Ihr ſeid ja ein rechter Unglücksbote. Meine Freunde todt, gefangen, auf der Flucht, was ſoll ich da noch hoffen?

Ja, guckt, Herr, 's ging allweil Alles letz die letzt' Zeit her, und ſeit der Vetter Ambros todt iſt, der ein ſeelenguter **Menſch** war, wenn er auch ſchon den Prinzen umbracht hat, iſt mir oft, als könnt' auch ich nichts G'ſcheidteres thun, als mich hinlegen und ſterben. Der Vater hat ja gute Pfleg' beim Kätherle, und ſtirbt er, ſo iſt für's Kätherle ſchon g'ſorgt, dieweil ich mein Teſt'ment g'macht hab', als ich in der Kreisſtadt in der G'fängnuß krank bin worden. Drum wär' mir's auch ganz recht g'weſen, wenn wir hätten in den Krieg müſſen. Aber die großen Herren, ſagt der ſchwarze Hannes, mein Nebenmann in der Compagnie, die fangen kein Krieg miteinander an, weil ſie all' zuſammenhalten gegen 's Volk. Jedennoch, was Euch angeht, Herr Doctor, ſo wird, denk' ich mir, Alles gut gehen, 's müßt' denn der ſchwarz' Hannes in der Sach' mit den Leitern den Schlechten g'macht haben. Ich glaub's aber nicht.

Mit den Leitern, Jörg? Ich verſteh' Euch nicht.

O, gucket, das Ding iſt ſo. Dem Kätherle ſein Bäsle, des Tannenmichels Dorle, das dient ſchon Jahr und Tag beim Oberſchaffner hier, wißt Ihr, bei dem, der d' Schlüſſel zu allen G'fängnuſſen hat. Das wußt' 's Kätherle, und als unſer gnädig's Fräulein Euch frei wollt' machen ....

Graziella! Sie iſt hier? Sprecht, Jörg, um des Himmels willen!

Pſcht, pſcht, ich hör' was .... 's wird jetzt auch wohl die recht' Zeit ſein.

Ich hörte den Jörg draußen ſich erheben und ein paar Schritte weit von der Thüre ſich entfernen.

Mit athemloſer Spannung lauſchend hörte ich jetzt die Pforte, welche von außen zu dem Gange führte, wo die Schildwache ſtand, leiſe auf ihren Angeln kreiſchen. Dann flüſterte es faſt unhörbar draußen und jetzt wurden, wie mir ſchien, mehrere Schlüſſel an dem großen Vorlegſchloß probirt, welches den Riegel der Thüre feſthielt. Endlich war der rechte gefunden, das Vorlegſchloß wurde losgelöſt und der Riegel behutſam zurückgeſchoben. Aber nun vergingen wieder Sekunden furchtbarer Beklemmung, bis der paſſende Schlüſſel zu dem Hauptſchloß der Thüre ausgewählt war aus einem Schlüſſelbunde, deſſen verrätheriſches Raſſeln mein Ohr folterte.

Dann endlich, endlich drehte ſich der Schlüſſel im Schloſſe und die Thüre ging auf.

Ein leichter Tritt berührte die Schwelle und das leiſe geflüſterte Wort: Julius! machte mir das hochſchlagende Herz vor Freude beben.

Ich fühlte nicht nur die Gegenwart der Geliebten, ich ſah ſie auch, der Dunkelheit zum Trotz.

Ich hatte die Arme ausgebreitet, als meine Rechte von der Befreierin ergriffen wurde.

O Graziella! O meine Retterin!

Unſere Lippen zitterten einander entgegen, und während ſie aneinander hingen, brach ein Thränenſtrom aus meinen Augen, welcher meinen Dank, mein Entzücken der Lieben, Treuen deutlicher bezeugte, als meine ſtammelnden Worte es zu thun vermochten.

Sie hielt mich einen Augenblick umfaßt, dann zog ſie mich mit ſanftem Drängen der Thüre zu und weiter.

Es gab ſich in allen Bewegungen meiner hochherzigen Führerin eine Sicherheit, eine Feſtigkeit, ein Muth kund, wie ſie in einer ſolchen Situation nur ein liebendes Weib entwickeln kann.

Draußen auf dem Gange, wo ſich der Sprudeljörg an uns anſchloß, theilte ſie mir mit geflügelten Flüſterworten mit, was noch zu thun ſei.

Der Jörg reichte mir ſeinen Säbel, den ich ſofort aus der Scheide zog, und nun ging es weiter in bangem Schweigen.

Wir paſſirten die Außenthüre und traten in den ſtrömenden Regen hinaus. Das Toſen des Windes übertönte das leiſe Geräuſch unſerer Schritte auf dem naſſen Kies des engen Weges, welcher rechts an der Mauer hinauf nach dem Walle führte. Wir mußten über die ganze Breite deſſelben hinweg, um zu dem Pförtchen zu gelangen, hinter welchem eine ſteinerne Treppe in den Garten des Feſtungscommandanten im Graben niederführte, und dieſer unſer Weg ging in der Entfernung von höchſtens zehn Schritten an einem Wachtpoſten vorbei.

Jetzt leiſe, leiſe! flüſterte Graziella. Dort iſt das Schilderhaus

War es Zufall oder war dem Poſten irgend ein Geräuſch verdächtig vorgekommen, in dieſem Augenblicke rührte es ſich in dem Schilderhaus, der Kolben einer Muskete ward auf den Bretterboden geſtampft und dann kam der Soldat heraus.

Das weiße Kreuz, welches die Riemen ſeines Säbels und ſeiner Patrontaſche auf ſeiner Bruſt bildeten, machte ihn ſichtbar in der greifbaren Finſterniß.

Ich duckte nieder und kroch auf Händen und Füßen dem verwünſchten Hinderniſſe näher, welches ſchlechterdings beſeitigt werden mußte, wenn nicht der ganze Fluchtverſuch ſcheitern ſollte.

Der Soldat that einige Schritte vorwärts.

Da, mit einem wüthenden Sprunge, war ich ihm an der Kehle, welche dem bedrohlichen Werda! keinen Durchgang zum Munde mehr geſtattete. Ich ſtellte dem Erſchrockenen raſch ein Bein, warf ihn zu Boden, ſetzte ihm, mit der Linken fortwährend ſeine Kehle preſſend, die Spitze von Jörg's Säbel auf die Bruſt und ziſchelte ihm zu: Wenn du ein Wort, einen Laut von dir gibſt, mach' ich dich kalt!

Tödtet den armen Teufel nicht, Herr! flüſterte der Sprudeljörg, welcher herbeigeſchlichen.

Wenn er ſchweigen will, ſonſt....

Ich will, keuchte der Soldat.

Du wirſt dich mindeſtens eine Viertelſtunde nicht rühren .... ſchwör' es!

Ich ſchwör's, aber ich .... erſticke.

Graziella legte mir die Hand auf die Schulter und flüſterte: Komm!

Ich ließ den Soldaten los und entfernte mich einige Schritte, kehrte aber raſch wieder zurück, um nach dem gefährlichen Zeugen dieſes Abenteuers zu ſehen.

Er lag noch mit keuchendem Athmen auf dem Rükken und regte ſich nicht.

Jetzt eilte ich an Graziella's führender Hand durch das Pförtchen in der Böſchungsmauer, deſſen Schloß der Sprudeljörg durch einen Kolbenſtoß ſeines Gewehres geſprengt hatte, und die ſteinernen Stufen hinab in den Graben. Wir tappten über die Gemüſebeete des Commandanten hin und taſteten dann eine kurze Strecke die Mauer entlang.

Zurück, zurück, hier iſt die Leiter, ſagte der Sprudeljörg etwas unvorſichtig laut. Der ſchwarze Hannes hat Wort gehalten.

Ich eilte die Sproſſen der Leiter hinauf und reichte, auf der Höhe der Mauer angelangt, die Hand zurück, um der Geliebten nachzuhelfen. Flink wie ein Vogel war ſie an meiner Seite.

Da iſt die andere Leiter, die abwärts führt. Geſegnet ſei der ſchwarze Hannes! Kommt, Jörg.

Während Graziella ſo ſprach, ſtiegen wir Zwei ſchon die an der Außenſeite der Mauer lehnende Leiter hinab.

In dieſem Augenblicke ſchrie es auf dem Walle Werda?

Der wortbrüchige Soldat mochte denn doch die dienſtlichen Folgen ferneren Stilleliegens vermeiden wollen.

Abermals Werda! und dann: Halt! oder ich feuere.

Der aus der Muskete brechende Pulverblitz zeigte mir die Geſtalt des Sprudeljörgs auf dem Mauerkamm. Mit dem Krachen des Schuſſes rollte er die Leiter herab und fiel ſchwerfällig zu unſern Füßen, die wir ſchon auf feſten Boden geſetzt hatten.

Jörg, lieber Jörg, ſchrie Graziella auf, ſeid Ihr getroffen?

Nein, 's iſt Nichts.... ich bin, glaub' ich, auf der Leiter ausgerutſcht und hab' mich verſtaucht.... 's thut Nichts. Aber nur fort, fort, damit ſie Euch nicht kriegen.... Um mich iſt's kein Schad', wenn ich liegen bleib'.

Nein, nein, Jörg, entgegnete Graziella, Ihr müßt mit.

Sturm, Regen, Dunkelheit und drangvolle Eile geſtatteten keine weitere Unterſuchung und Verhandlung. Ich hob den Gefallenen auf, faßte ihn, als er auf ſeinen Füßen wankte, feſt unter dem einen Arme und überließ meine linke Hand der Führerin, welche mit wegkundiger Sicherheit ſofort raſch bergab voranging. Wir eilten durch dick und dünn eine Rebenpflanzung hinab, durchbrachen dann einen Hag, dann noch einen und befanden uns dann auf der Straße.

Hier ſtanden wir einige Augenblicke Athem ſchöpfend ſtill und ich nahm wahr, daß der an meiner Schulder lehnende Jörg die Zähne knirſchend aufeinander biß, als wollte er ein Geſtöhn des Schmerzes unterdrücken.

Fußtritte näherten ſich uns.

Seid Ihr es, Helm? rief Graziella mit gedämpfter Stimme in die Finſterniß hinein.

Ja, ich bin's, verſetzte der Nahende, in deſſen Stimme ich die meines ehemaligen Kutſchers Helm erkannte. Gottlob, daß Sie da ſind, gnädiges Fräulein. Iſt mein guter Herr Doctor mit?

Freilich, freilich, Helm; auch der Sprudeljörg iſt mit. Aber ſeht, da droben wird's lebendig. Seht nur die hin und her fackelnden Lichter! O, und da kracht der Alarmſchuß. Wenn nur Eure Pferde gut laufen.

Damit hat's keine Noth. Ich ſtehe dafür, daß man uns nicht einholen ſoll.

Und das Uebrige iſt auch beſorgt, Helm? fragte Graziella, nachdem wir zu einem auf der Straße harrenden ſogenannten Bernerwägelchen herangetreten.

Alles auf's Beſte, erwiderte Helm, indem er mir den leiſe ächzenden Jörg auf den hinteren der beiden Korbſitze bringen half. Ich ſetzte mich neben den jungen Mann, welcher einen gefährlichen Fall gethan haben mußte, um ihn zu halten. Graziella beſtieg den Vorderſitz, Helm ſetzte ſich neben ſie und ließ den ungeduldig ſtampfenden Pferden die Zügel.

Wohl zwei Stunden lang flogen wir mit Windeseile auf der Straße dahin. Dann lenkte das Gefährt auf Feldwege ein.

Im erſten Morgengrauen fuhren wir vor einem einſam zwiſchen Wäldern gelegenen Pachthofe an, deſſen Lage ich um ſo weniger genau angeben will, als er nachmals wiederholt noch verfolgten Parteigenoſſen ein ſchützendes Obdach verlieh. Die warme Stube, in welcher uns die Pächterin, Helm's Frau, mit aller Emſigkeit treuer Anhänglichkeit empfing, that uns Durchnäßten, Ermatteten und Durchfrorenen ſehr wohl. Graziella, welche ſich meinen Augen jetzt als das braune Bauermädchen aus den Hallbergen darſtellte, welches ich am Feſtungsbrunnen flüchtig erblickt hatte, verſchwand ſofort, um ſich umzukleiden.

Ich ſchickte mich an, ein Gleiches zu thun, als ein Schreckensruf der Pächterin mich in der Stube zurückhielt. Dieſer Ruf galt dem Sprudeljörg, welchen ich beim Eintritt in das noch dämmerdüſtere Zimmer auf die ſogenannte Bruck, eine Art ländlichen Kanapees, welches bei uns in keinem ordentlichen Bauernhauſe fehlen darf, niedergeſetzt hatte.

Der arme Burſche war auf der Bruck umgeſunken und ächzte jetzt, unfähig, die gräßlichen Schmerzen, welche er litt, länger zu bemeiſtern, laut und in Erbarmen erregender Weiſe. Sein Geſicht war leichenblaß und auf ſeiner Stirne ſtanden große Schweißtropfen. Seine Unterkleider waren in Blut förmlich gebadet.

Ach, er war nicht bloß von der Leiter geſtürzt. Jener von dem Soldaten, welchem der gutherzige Jörg vielleicht gerade zuvor das Leben gerettet, auf dem Walle abgefeuerte Schuß hatte nur zu gut getroffen. Die Kugel war dem Unglücklichen mitten durch den Leib gegangen und ich mußte mir mit unſäglichem Jammer geſtehen, daß meine Befreiung ein Menſchenleben koſten würde.

Der Tod hatte ſeine Beute bereits unwiderſtehlich gefaßt und der Verwundete litt ſchrecklich.

Waſſer! Waſſer! ſtammelte er. Es brennt mir das Herz ab.

Die Pächterin eilte mit dem Geforderten herbei und hielt ihm das Gefäß an die Lippen, nachdem ich ihn ſanft aufgerichtet. Er trank in langen unerſättlichen Zügen und fühlte ſich durch die Stillung ſeines Durſtes augenſcheinlich ſehr erleichtert.

Es geht jetzt beſſer, ſagte er leiſe. Herr Doctor, ich mach' Euch viel Mühe.

Armer Freund, ich bin troſtlos über Euer Unglück und wollte, um es ungeſchehen zu machen, lieber wieder auf dem Achsberg ſitzen.

Nein, nein.... Das thät' ja ihr viel zu weh.... Das Kätherle hat's mir wohl geſagt.

Ich brachte nun den Verwundeten mit Hülfe Helm's und ſeiner Frau auf das Ehebett des wackeren Paares und ging daran, die Wunde zu unterſuchen. Meine Unterſuchung hatte ein troſtloſes Reſultat.

Ich ſeh's an Eurem Geſichte, wie 's mit mir ſteht, ſagte Jörg und das wiederkehrende Aechzen trennte eines ſeiner Worte von dem andern. 's iſt aus mit mir, aber das ſchad't Nichts, gar Nichts, und Ihr müßt Euch d'rum nicht grämen.... Die Madel iſt ja todt und die Mutter iſt todt und der Vetter Ambros iſt auch todt, der Vater hat das Kätherle und das Kätherle iſt verſorgt.... und mir wär's doch niemals nicht mehr recht wohl um's Herz worden....

Während er ſo ſprach; gingen ſeine Augen ſuchend in der Kammer umher. Ich verſtand die Bedeutung dieſer Blicke und bat die Pächterin, Graziella herbeizurufen.

Sie kam, nicht mehr das braune Bauermädchen, ſondern wieder die ſchönheitſtrahlende Dame, und wie ſie ſo an das Bett des Sterbenden trat, ſchien ihre Lieblichkeit denſelben mit wunderbarem Troſte zu erfüllen. Sein Aechzen hörte auf und ein leichter Schimmer von Freudenroth ergoß ſich über ſeine Züge.

Graziella vermochte in ihrem Schrecken nur die Worte: O, mein armer, armer Jörg! hervorzubringen, aber ſie knieete an dem Bette nieder und ergriff ſanft die Hände des Leidenden.

Er ſah ſie an und in dem Blicke ſeiner brechenden Augen zitterte das Geſtändniß eines Gefühles, welches nur der nahende Tod dieſem treuen und ſchüchternen Herz entreißen ſollte.

Ja, ſagte er und ſeine ſonſt ſo ungelenke Ausdrucksweiſe nahm in dieſen letzten Augenblicken etwas Erhabenes und Feierliches an, als ſollte es dieſem reinen Gemüthe vergönnt ſein, wenigſtens einmal ſeine ganze Schönheit zu offenbaren — ja, Ihr ſeid mein Engel und kommt, meine gequälte Seele frei zu machen .... Dank, o viel Dank!

Sprecht nicht ſo, Jörg, mein guter Jörg. Ich bin Schuld an dieſem gräßlichen Unglück, Euer Tod laſtet ſchwer auf mir ..... Könnt Ihr, wollt Ihr mir verzeihen?

Verzeihen! Euch! ... O könnte ich tauſendmal für Euch ſterben, ich würde es tauſendmal mit Freuden thun, mit Freuden!

Und habt Ihr mir Nichts aufzutragen? Ich will Alles vollbringen, was Ihr noch zu wünſchen habt.

Er bewegte verneinend das Haupt.

Graziella ſtand auf, beugte ſich auf den Sterbenden nieder und drückte einen langen Kuß auf ſeine Stirne.

Ein Lächeln der Seligkeit umſpielte ſeine Lippen, ſeine Augen, die unverwandt an dem „Engel“ hingen, leuchteten noch einmal auf, und er drückte mit letzter

Kraft ihre Hände in den ſeinigen. Dann ein kurzes, röchelndes Aufathmen, ein Schauer, welcher über die ganze Geſtalt des Jünglings hinlief, und Alles war vorüber.

Graziella legte ihm die Hand auf das Herz. Es hatte ausgeſchlagen. Aber das milde Lächeln lag noch auf den Lippen des Todten. Graziella ſchloß ihm die gebrochenen Augen und ihre Thränen badeten ſein erblaßtes Antlitz.

13.

Die Cottage am Thunerſee.

Wir durften nicht wagen, länger als einige Stunden auf dem Pachthofe zu verweilen, welcher dem Grafen von Straleck angehörte oder vielmehr angehört hatte und von dem guten Helm in Pacht genommen worden war, als ich im Frühling vorigen Jahres die Hallberge verlaſſen. Das Gut lag mitten in dem Theile des ſogenannten Unterlandes, welcher ſich die ganze Zeit der Bewegung über an dieſer nur in pietiſtiſch ſervilem Sinne betheiligt hatte, und war alſo ein längerer Aufenthalt in dieſer Gegend nicht räthlich, obgleich wir unſerem todten Freunde gar zu gerne die letzte Ehre erwieſen hätten. Er wurde, wie wir ſpäter erfuhren, auf dem Kirchhofe des nächſten Dorfes begraben und Helm hatte einige ſcharfe Verhöre über die Art und Weiſe zu beſtehen, wie der verwundete Deſerteur in ſein Haus gekommen. Da aber die Pächtersleute ſo klug geweſen, alle Dienſtboten, auf welche ſie ſich nicht vollſtändig verlaſſen konnten, in jener Fluchtnacht und den folgenden Tag über unter allerlei plauſibeln Vorwänden vom Hauſe zu entfernen, da ferner Helm ſtandhaft bei der Angabe blieb, der Sprudeljörg, welcher ſeinen Wohnort kannte, hätte eben aus alter Kameradſchaft bei ihm Zuflucht geſucht, ſo ließ man die Unterſuchung fallen.

Die von dem treuergebenen Helm getroffenen Anſtalten, um uns Flüchtlinge weiter zu befördern, erwieſen ſich in jeder Beziehung als trefflich. Wir reiſten ununterbrochen Tag und Nacht und kehrten nur bei zuverläſſigen Parteigenoſſen zu kurzer Raſt ein. Graziella ertrug die mannigfachen Beſchwerden dieſer Fahrt mit einer Heiterkeit, auf welcher nur der Reflex der ergreifenden Scene, welche wir auf dem Pachthof erlebt, als Dämpfer lag, und o, wie entzückte es mich, in ihren Augen zu leſen, daß es ſie glücklich machte, mich wieder zu haben. Meine nicht enden wollenden Dankesworte ſuchte ſie abzuſchneiden mit der Bemerkung: Aber was iſt's denn weiter? Wir ſind Eins, weißt du? Mußte ich denn nicht die andere Hälfte meines Weſens, welche der garſtige Achsberg mir vorzuenthalten ſuchte, wieder zu erlangen ſuchen?

Und als ich immer nicht ſatt werden konnte, ihre Aufopferung, ihren Heroismus zu preiſen, begann ſie zu erzählen, wie um mich ſchweigen zu machen.

Als du und Brand, ſagte ſie, nach jener traurigen Hochzeit abgereiſt, war es recht düſter im Schloſſe, aber der Großvater entwickelte eine raſtloſe Thätigkeit, um die Volkswehren der Gegend marſchfertig zu machen. Da kamen die Zeitungen, welche die Flucht deiner Freunde meldeten, und gleich darauf dein Brief, der mir deine Verhaftung anzeigte. Was ich da litt, mußt du wohl gefühlt haben. Nun folgten ſich die Trauerpoſten Schlag auf Schlag. Zwei auf der Flucht begriffene Freiſchärler beſtätigten die Nachricht von dem Unglück bei Waghäuſel. Sie erzählten ausführlich, wie Vollmer gefallen, wie der verwundete Brand und Siegmund Metwitz gefangen worden, und wir hatten ſie unvorſichtiger Weiſe ihren Bericht in Clara's Gegenwart abſtatten laſſen. Die Unglückliche verfiel in Krämpfe, welche eine vorzeitige Niederkunft herbeiführten. Ich habe nie etwas Herzzerreißenderes geſehen als den Blick, welchen die arme Mutter auf ihr Kind warf, bevor ihre Augen brachen. Es lag darin ein Gemiſch von Zärtlichkeit und Schauder, das mich beben machte. Das kleine Geſchöpf überlebte die Mutter nur wenige Stunden. Ich ſchrieb ſogleich an Clara's Vater und theilte ihm die ganze Geſchichte ſeiner Tochter mit, bekam aber keine Antwort. Am Tage, nachdem wir Mutter und Kind begraben, erhielt der Großvater von einem alten Freunde aus der Reſidenz eine Warnung zugeſchickt. Es hätten zwei Regimenter Befehl erhalten, ſofort nach den Hallbergen zu marſchiren und die wichtigſten Punkte der Gegend zu beſetzen, um einem, wie es ſchien, mit Beſtimmtheit erwarteten revolutionären Ausbruche daſelbſt zuvorzukommen. Sogleich nach Ankunft der Truppen ſollten der Großvater und Bangeld und ich — ſtelle dir nur vor, Julius, auch ich — verhaftet und als Hochverräther prozeſſirt werden. Siehſt du, nun haſt du Nichts vor mir voraus, denn biſt du ein Hochverräther, ſo habe ich die Ehre, eine Hochverrätherin zu ſein.... Der Großvater wollte Anfangs das Schickſal ruhig ankommen laſſen, da ja doch, wie er ſagte, Alles, Alles verloren ſei, aber ich litt das nicht und die Rückſicht auf mich beſtimmte ihn zur Flucht. So ſchafften wir denn, der Treue und Verſchwiegenheit unſerer Leute ſicher, während der Nacht unſere liebſten Sachen nach dem Sprudelhof und nach dem Hexenkeſſel und am Morgen darauf verließen der Großvater, der Pfarrer und ich unſere ſchöne waldgrüne Heimath. Es war eine ſchwere Stunde. Als wir durch das Dorf kamen, wollte das Abſchiednehmen nicht enden. Die guten Leute drängten ſich weinend um uns und auch wir weinten recht bitterlich. Der Lammwirth ließ es ſich nicht nehmen, uns bis zur Schweizergränze das Geleit zu geben.... Nachdem wir uns in der Schweiz ein Bischen eingerichtet, ging bei mir die Niedergeſchlagenheit erſt recht an, während Großvater und Pangold in der Philoſophie des Humors Troſt ſuchten und fanden. Doch vergaßen ſie ihre Freunde nicht, und wenn der gute Pfarrer ſo recht anſetzen wollte zu humoriſtiſchen Betrachtungen, verſtummte er oft plötzlich und ſeufzte: Der arme Wildfeuer, der arme Brand!... Ich aber hatte nicht Raſt noch Ruhe, und als die Nachricht kam, daß Großvaters Vermögen mit Beſchlag belegt worden, ergriff ich dieſen Vorwand und ſagte zu ihm: Vater, ich will hinaus und ſehen, was noch zu retten iſt. Er ſah mich lange forſchend an und ſagte: Kind, dich zieht nicht dieſe Sorge; ich weiß, was dich quält und drückt: du möchteſt den Wildfeuer befreien... Nun konnt' ich doch nicht lügen und Nein ſagen, Julius, ſiehſt du, ſondern ich warf mich dem Guten an die Bruſt und geſtand ihm, daß ich dich liebe und mich dir verlobt habe. Und warum warb er nicht bei mir um dich, Mädchen? fragte der Großvater gütig. O, verſetzte ich, er meinte mich erſt verdienen zu ſollen, Vater, denn glaube nur, er hält mich hoch und werth... Nach einigen Tagen Bedenkens und Rathſchlagens gab mir der Großvater, nachdem ich ihm verſprochen, alle nur erſinnliche Vorſicht anzuwenden, die Erlaubniß, zu reiſen. Bangold begleitete mich zur Gränze, wo mich unſer Freund, der Lammwirth, erwartete, dem ich geſchrieben. Er hatte mir auf meine Bitte vom Kätherle auf dem Sprudelhof — ach, das arme Kätherle, wie wird es ſich grämen über Jörg's Tod — einen Anzug mitgebracht, in welchem ich mit meinem Führer unbehelligt über die Gränze und nach Straleck gelangte, wo von meiner nächtlicher Weile erfolgten Ankunft nur das Kätherle auf dem Sprudelhof erfuhr. Dort hielt ich mich ſorgfältig verſteckt, obgleich das kaum nöthig, da das Militair bereits wieder aus unſeren Bergen abgezogen war. Während ich nun über Plänen brütete, mich mit dir in Beziehung zu ſetzen, gab mir der Zufall die beſte Gelegenheit hiezu an die Hand. Ein Bäschen vom Kätherle, des Tannenmichels Dorle, diente ſchon ſeit längerer Zeit beim Oberſchaffner auf dem Achsberg. Der Mann hatte eine zweite Magd nöthig, und weil er mit dem Dorle ſehr zufrieden war, überließ er es dem Mädchen, ſich ſelber eine Collegin auszuwählen. Das Dorle ſchrieb daher an ihre Baſe auf dem Sprudelhof, ſie möchte am liebſten eine Landsmännin neben ſich im Dienſt haben; das Kätherle ſoll ihr alſo den Gefallen thun, „droben" eine „taugliche Perſon" ausfindig zu machen, und dieſelbe „'runterſchicken" oder ſelber „'runterbringen", da ſie, das Kätherle, bei dieſer Gelegenheit ja auch den Sprudeljörg beſuchen könnte, der auf dem Achsberg in Garniſon ſtehe und „gar arg“ am Heimweh leide... Dieſer günſtige Wink des Schickſals durfte nicht unbeachtet gelaſſen werden und mein Entſchluß war ſogleich gefaßt. Nachdem ich mit Pfarrers Lischen, welches zur Ordnung der Angelegenheiten **Bangold's** in Straleck zurückgeblieben und welches in das Geheimniß meiner Anweſenheit auf dem Sprudelhof eingeweiht worden war, wegen Verpackung und Verſchickung einiger dem Großvater und mir werthen Gegenſtände Verabredung getroffen, nachdem ich mir ferner von der Hexentrudel, welche ihren Namen nicht ganz mit Unrecht führt, Arme, Hände und Geſicht mit einem haltbaren und doch unſchwer wieder zu entfernenden Arcanum hatte braun färben laſſen, befand ich mich ſchon am folgenden Tage mit dem Kätherle auf dem Wege nach dem Unterland. Die Verſtändigung mit dem Dorle hatte keine Schwierigkeit, weil ich früher einmal Gelegenheit gehabt, der Mutter des Mädchens eine Wohlthat zu erweiſen. Das Kätherle gab dem armen guten Jörg die nöthigen Aufklärungen und Anweiſungen und dieſer gewann dann ſpäter ſeinen Kameraden, den ſchwarzen Hannes, zu unſerem Beiſtand. Nachdem ich bei dem Oberſchaffner förmlich als Magd eingetreten, ſandte ich das Kätherle mit Botſchaft an Helm, welchen ich zu einer Zuſammenkunft in das am Fuße der Feſtung gelegene Dorf beſchied. Ich verabredete mit ihm, daß er auf dem ganzen Wege nach der Schweiz zu bei ſicheren Leuten, deren Adreſſen mir der Lammwirth gegeben, Quartier und Pferde beſtellen und dann ſich bereit halten ſolle, auf eine von mir zu ſendende Botſchaft hin in der Nacht mit ſeinem Gefährt an den Ort zu kommen, wo wir ihn trafen. Jetzt galt es, zu erfahren, wo der Oberſchaffner ſeinen Schlüſſelbund verwahrte, nachdem er ſeine letzte abendliche Runde gemacht. Das anſtellige Dorle half mir das ausſpioniren. Nun mußte gewartet werden, bis der Sprudeljörg mal auf den Poſten vor deiner Thüre käme. Er wußte ſich mit einer größeren Schlauheit, als ich ihm zugetraut, und mit Beihülfe des ſchwarzen Hannes, deſſen Willfährigkeit der Umſtand, daß er Dorle's Schatz war, nicht wenig erhöhte, Kenntniß zu verſchaffen, wann dieſes geſchehen würde oder wenigſtens geſchehen könnte. Er theilte mir es mit an dem Tage, an deſſen Abend er dann vor dem Fenſter deines Kerkers Wache ſtand und dir die Cigarren hinaufreichte, welche ich ihm zu dieſem Behufe ſchon lange übergeben hatte. Am andern Tage erbat der ſchwarze Hannes ſich für einen Tag Urlaub, angeblich, um ſeine in der Nähe wohnende Schweſter zu beſuchen, in Wahrheit aber, um die bewußte Botſchaft an Helm zu beſtellen. Bei Einbruch der Nacht zurückgekehrt, ſtahl er im Dorfe die zwei Leitern, ſchleppte ſie in der Dunkelheit den Berg hinan und legte ſie an der verabredeten Stelle außen und innen an die äußere Ringmauer, wo wir ſie fanden. Dann kehrte er in die Feſtung zurück, wußte ſich aber ſpäter aus der Kaſerne zu ſchleichen, um dem Dorle zu ſagen, daß Alles beſorgt wäre und der Jörg richtig um Mitternacht vor deiner Thüre Wache ſtünde. Um jeden unvorhergeſehenen Zufall, welcher hätte Verdacht erregen können, zu vermeiden, hatte ich bisher mich enthalten, dir ein Zeichen meiner Anweſenheit zu geben. Ich kannte das Fenſter deiner Zelle, vermied es aber, daran vorüberzugehen. Am Morgen jenes Tages aber beſchloß ich, als ich mit Dorle Waſſer ſchöpfte, dich aufmerkſam zu machen. Darum ſang ich eine Strophe aus einem Liede, welches du, wie ich wußte, kennſt und liebſt. Als ich aber dann einen verſtohlenen Blick nach dem Fenſter hinaufwarf, hätte ich beinahe alle Faſſung verloren, ſo ſehr bewegte mich der plötzliche Anblick deines blaſſen und bartwilden Geſichtes hinter den Eiſenſtäben. Die zitternde Aufregung, welche ich nach des ſchwarzen Hannes Wegſchleichen aus unſerer Küche zu beſtehen hatte, bis wir uns vergewiſſert hatten, daß der Schaffner zu Bette gegangen, will ich dir nicht ausmalen. Als jedoch der entſcheidende Moment gekommen, fühlte ich mich wie durch ein Wunder ganz ſtark und muthig und ſicher. Die Liebe thut ſolche Wunder.... Dorle und ich ſprengten mühſam den Schrank, in welchem der Schlüſſelbund verwahrt wurde. Ich preßte die hülfreichen Inſtrumente feſt an mich und ſchlich durch die Finſterniß auf Umwegen an deine Thüre. Das Uebrige weißt du....

Nach dreitägigem Fahren und Wandern erreichten wir in der Nacht die Ufer des ſchönen Sees, welcher wie ein verheißungsvoller Prolog den Wundern der Alpenwelt vorausgeht. Nachdem wir in der Hütte des verſchwiegenen Fährmannes einige Stunden geruht, betraten wir den Kahn, der uns dem heimathlichen Boden und der Verfolgung zugleich entführen ſollte. Die Sonne ging auf, während wir uns dem Schweizerufer näherten, und bedeckte die Kuppe des Säntis über und über mit Purpur.

Sieh, Julius, rief Graziella aus, ein gutes Omen! Das Roth können ſie doch nicht verbieten.

Wir reiſten durchs Toggenburg, den mildfreundlichen Zürichſee hinab und dann über Luzern und durch das Entlibuch nach Thun. In der Nähe dieſes Ortes ſollten wir den Großvater treffen.

Wir nahmen einen Nachen und fuhren eine Strecke weit den herrlichen See hinauf.

Siehſt du dort die engliſche Cottage am Ufer, unter ihren Baumſchatten und Rebenſpalieren halb verſteckt? fragte mich Graziella.

Ja, wohl, verſetzte ich, und ich erkenne ſie auch. Weißt du, liebes Kind, als wir vor zwei Jahren hier vorüberfuhren, heimelte uns das kleine Beſitzthum ordentlich an. Welches prächtige und grandioſe Bild muß ſich Einem auf der Terraſſe, welche vor der Beranda ſich hinzieht, entrollen! Als Vordergrund der See mit der reizenden Idyllik ſeiner Ufer und dann drüben vom Rieſen aufwärts zur Blümlisalp, zum Tſchingelhorn, zur Jungfrau und weiter bis zu den Schreckhörnern und dem Finſteraarhorn alle die ewigen Koloſſe, an denen das Auge nie ſich erſättigen kann. Ich wollt', ich könnte dich einführen in dieſes Haus, als in dein Heimweſen, Graziella.

Das kannſt du, Julius, das kannſt du, entgegnete ſie und bedeutete dem Schiffer, ans Ufer zu fahren. Nicht umſonſt hat die Cottage, wie du richtig bemerkteſt, uns ſchon vor zwei Jahren ſo angeheimelt. Das war eine Ahnung. Hier ſollten wir eine zweite Heimath finden. Dem Großvater hatte die Beſitzung damals auch ſehr gefallen, und als er im vorigen Herbſt aus den Zeitungen erſah, daß der Eigenthümer, ein Engländer, das Gütchen zu verkaufen wünſchte, ließ er durch einen Bekannten in Bern den Kauf abſchließen, als ob ein Vorgefühl ihm geſagt, daß er bald ein Obdach in der Fremde nöthig haben würde. Im Tumult der politiſchen Ereigniſſe vergaß ich damals, dir davon zu ſagen oder zu ſchreiben.

Der Nachen ſtieß ans Land und wir betraten den Baumgang, der in ſanften Windungen zur Cottage aufwärts führte. Plötzlich ſtand ich überraſcht ſtill. Ich ſah Bangold mir entgegenkommen und hinter ihm Brand und einen mir unbekannten ſchönen jungen Mann.

Graziella, ſieh doch, welch eine glückliche Ueberraſchung! Mein guter lieber Brand iſt gerettet! Und der dort an ſeiner Seite, iſt wohl Siegmund Redwitz, nicht wahr?

Ja, und ich wollte dir dieſe Ueberraſchung bereiten. Deßhalb verſchwieg ich, daß ſchon vor meiner Abreiſe von hier ein Brief eingelaufen, welcher uns die glückliche Entweichung der Beiden aus den Raſtadter Kaſematten und ihre Ankunft in Straßburg meldete. Seither haben ſie die Einladung Großvaters angenommen und ich erwartete mit Beſtimmtheit, daß wir ſie hier treffen würden.

Inzwiſchen waren die Freunde herbeigeeilt und ich wanderte aus den Armen des Einen in die des Andern, auch in die Siegmund's, mit deſſen liebenswürdiger

Perſönlichkeit man ſchon beim erſten Zuſammentreffen vertraut werden konnte und mußte.

Bangold, welcher in der Geſchwindigkeit nach Lischen gefragt, zog uns jubelnd dem Landhauſe zu. Geiſt Epikur's, ſchrie er, ſo wohl iſt mir's ſchon lange nicht mehr geworden! Graziella, Fräulein, liebes Kind, Sie haben alſo den gefangenen Bären freigemacht? Ach, wenn Sie wüßten, was der Großvater und ich und wir Alle für Angſt ausgeſtanden! Doch nun iſt Alles gut .... Gloria in excelsis Deo!

Als wir über die Terraſſe hingingen, trat der Graf, wahrſcheinlich von Bangold's Jubiliren herbeigezogen, hinter dem traubenſchweren Gitterwerk der Veranda hervor. Seine Enkelin flog ihm entgegen. Er erblaßte vor freudigem Schreck, indem er ihr die Arme öffnete.

Vater, rief die Geliebte aus, ihr ſtrahlendes Antlitz von der Bruſt des Greiſes aufrichtend und mich mit innigſter Zärtlichkeit anblickend — Vater, ich bringe dir den Sohn!

Ich war in beſcheidener Entfernung ſtehen geblieben, aber der Graf winkte mich, mit dem linken Arme ſeine Enkeltochter umſchloſſen haltend, mit der Rechten näher und ſagte, indem er mich ebenfalls an ſeine Bruſt drückte, mit dem Ausdruck tiefer Rührung:

Hier iſt Platz für dich, Julius.

Herr Graf, ſtammelte ich, überwältigt von meinen Gefühlen.

Graf? unterbrach mich der alte Herr lächelnd. Wie kommſt du mir vor, liebes Kind? Mit dem Grafen iſt 's 'rum, wie unſere Landsleute in den Hallbergen zu ſagen pflegen, und da unſer gemeinſamer Titel „Hochverräther“ einen widerlich ſchnarrenden Ton an ſich hat, ſo wirſt du mich in Zukunft wohl Vater tituliren müſſen. Graziella hat ſich dafür verbürgt, daß du Nichts dagegen haben werdeſt, und du wirſt ſie, denk' ich, nicht zur Lügnerin machen wollen. Freilich iſt ſie jetzt keine reiche Erbin mehr und du wirſt deiner Kenntniſſe und deiner Kunſt bedürfen, um euren Hausſtand zu begründen. Um deiner willen wünſchte ich, der Fiskus hätte etwas weniger ſchnell zugegriffen, denn…

Vater, verdien' ich das? unterbrach ich ihn mit ſanftem Vorwurf.

Nein, Julius, verzeih' mir…. Ein ſolches Goldmädchen liebt man nur um ihrer ſelbſt willen…. Da nimm ſie.... Ich habe das Entſtehen und Wachſen eurer gegenſeitigen Neigung beobachtet, habe mich überzeugt, daß ihr einander beglücken werdet, und bitte euch nur, daß ihr in euren Herzen einen kleinen Raum offen behalten möget für einen alten Mann, der in euren Armen ſterben möchte, wenn ſeine Stunde kommt.... Nein, weine nicht, mein Kind, fuhr er fort, Graziella's Haar ſtreichelnd, ich will ja gerne noch leben, um Zeuge deines Glückes zu ſein; ja, ich will noch leben, denn in dieſer Zeit der Prüfung müſſen die Guten feſt zuſammenhalten. Keiner — und ein ernſtfreundlicher Blick des Sprechenden ſtreifte Brand — darf ſich vom Kummer ſo ſehr bewältigen laſſen, daß die gute Sache, wenn ſie ihr zu Boden getretenes Banner wieder erhebt, ihn todt oder kraftlos findet. Und nun, Kinder, nehmt meinen Segen, und was auch kommen möge, vergeßt nie und nimmer, wie ſchön ſich an euch das Wort des caſtiliſchen Dichters bewährte: Ueber allen Zauber Liebe!....

Wir verweilten lange bei Tiſche, denn wie Vieles hatten wir einander mitzutheilen und zu erzählen!

Nachher zeigte mir Graziella mein Zimmer, wo ich zu meiner frohen Ueberraſchung meine Papiere, meine Bücher, meine Herbarien und Inſtrumente fand.

Als ich deine Verhaftung erfahren hatte, ſagte mir die theure Braut, packte ich ohne Zögern das Alles zuſammen und übergab es dem Lammwirthe zum Aufbewahren. Als wir uns dann hier einrichteten, ließ ich die Sachen kommen und ordnete ſie, ſo gut ich es verſtand.

Als der Abend kam, traten wir in die Veranda hinaus, wohin der alte Herr insgeheim die geſtern angelangte Harfe Graziella's hatte ſtellen laſſen. Mit einem freudigen Ausruf eilte ſie auf das Inſtrument zu, von welchem ſie ſo lange getrennt geweſen.

Lange ſchauten wir in das entzückende Panorama hinaus, welches vor unſern Blicken entfaltet lag. Ein wolkenlos ſchöner und milder Herbſttag ging zu Ende. Es war die Stunde, wo die Abendſonne, mit dem transatlantiſchen Poeten zu ſprechen,

Badet in Wonne See und Land.

Ein zorniger Ausruf Brand's ſtörte unſer entzücktes Schauen. Er zerknitterte ein Zeitungsblatt in den Händen und ſagte:

Es iſt entſetzlich! Das Knallen der Standrechtsſchüſſe will noch immer kein Ende nehmen und eine Brutalität folgt der andern auf dem Fuße. O heilige Nemeſis, biſt auch du ſchlafen gegangen, wie alle die anderen Götter?

Nein, ſie wacht, verſetzte der alte Herr begütigend, und wird, wenn ihre Zeit gekommen, Schwert und Waage erheben. Die Fluth iſt zurückgeſtaut und wir müſſen uns den Anblick des ekelhaften Gewürmes, welches jetzt am Strande wimmelt, gefallen laſſen. Doch die Wogen werden wieder ſteigen und das Alles hinwegfegen.

Aber dieſer Troſt wollte nicht recht verfangen. Der Anſtoß war einmal gegeben und wir ergingen uns in ſchmerzlichen Rückblicken und klagenden Betrachtungen.

Zuletzt trat ein langes düſteres Schweigen ein.

Da ſchlug Graziella leiſe die Saiten an und ſang:

Unter weißen Gletſcherfirnen,
An des Alpenſees Rand
Sitzen mit gebeugten Stirnen
Trauernde um's Vaterland;
Sitzen-bangend, ſitzen zagend,
In dem Herzen herbes Weh,

Heben ihre Augen fragend
Zu der Sonne in der Höh'.

Liſcheſt nicht in Thränenfluthen,
Ormuzdauge, benedeit!
Wenn du immer ſiehſt verbluten
Die dem Lichtdienſt ſich geweiht?
O warum nicht einmal rollen
Weltzerſtöreriſche Bahn,
Wenn doch ſtets den taumelvollen
Siegeskelch ſchwingt Ahriman?

Hier hielt ſie einen Augenblick inne in ihrer Improviſation, welche die wehmuthsvollſte Klage athmete. Aber plötzlich änderte ſie Melodie und Takt und ſang mit prachtvollem, triumphirendem Aufſchwung der Seele und der Stimme aus der gewaltigen Schickſalshymne ihres Lieblingsdichters Hölderlin die Strophe:

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht!

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Album.

Bibliothek deutſcher Originalromane
der beliebteſten Schriftſteller.

Dreizehnter Jahrgang.

Zwanzigſter Band.

Michel.

I.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Erster Band.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Inhalt.

Erſtes Buch: Jugendidyll.

Seite

Erſtes Capitel. Wie meine Mutter ſtrickte und mein Vater einen wunderlichen Heiligen anrief. — Vom alten Hylas, ferner von einem Renettenbaum und endlich von einem aus der Maſſe gejagten Michel 1

Zweites Capitel. Ringe oder Wolken? — Ein „denkender" Landpfleger. — Große Debatte über den unglückſeligen Namen „Michel." — Von einer Mainacht „unter der Linde." — Wie heillos ein Friedenskuß geſtört werden kann 10

Drittes Capitel. Ein Frühgang. — Das Raben=Orakel. — Eine Landſchaft. — Ketzeriſche Anſicht über das Money=making=Dogma unſerer Tage. — „Zieh' Deine Schuhe aus, denn Du trittſt auf heiligen Grund!" — Keine Regel ohne Ausnahme. — Die Beichte eines weggejagten Lyceiſten . 29

Viertes Capitel. Von Frauenhänden und von Gelehrten. — Schulmeiſters Fabian. — Der Herr Beneficiat Zipfel. — „Wie alt iſt man?" — Das Examen. — Der Freiherr Bodo von Rothenflüh. — Iſolde. — Ein Geſchäftsgeſpräch und ein archäologiſcher Fund 54

Fünftes Capitel. Landjugend. — Von meinem Vater. — Ein humoriſtiſcher Sprung. — Don Murr. — Die „Strickſtunden" meiner Mutter. — Scrupel einer Nonne. — Claſſiſche Entzückungen des alten Hairle. — Ein unfrommer Betrug. — O, du Kinderzeit! 88

Sechſtes Capitel, worin der Satz bewieſen wird, mit welchem es anfängt 113

Zweites Buch: Theorie.

Seite

Erſtes Capitel. Eine Warnungstafel. — Von einem heiligſten Wunder. — „Treib' das Kalb aus!" — Ein Gewiſſensbiß und ein altes Sprüchwort. — „Ade nun, ihr Lieben!" — Eine Haarſchnur, ein Dolchſtoß und eine ſchwarze Kluft. — Debüt in der Renommiſterei. — Jung und thöricht 130

Zweites Capitel, welches nicht ſehr lang, aber ziemlich geräuſchvoll iſt 150

Drittes Capitel, worin kein Beitrag zur „Naturgeſchichte des deutſchen Studenten" geliefert, wohl aber eine Ketzerei gegen das Dogma, genannt „Comment," begangen und ferner erzählt wird, wie Einer die poetiſche Maſernkrankheit bekam und was ihn davon curirte 170

Viertes Capitel. Keine Reiſenovelle, aber doch eine Reiſenovellette 181

Fünftes Capitel. Ein Privilegium der Jugend. — Zwei Fahnenträger einer bewegten Zeit. — Die Hegel'ſche Philoſophie und ein apoſtoliſches Wort. — Titanismus. — Gibt es Ahnungen? — Ein erloſchener Stern und ein Gebet. — Die geſprengte Kette. — „Segen über Euch!" — Eine Todte in Blumen 200

Sechſtes Capitel. Auf der Heidelberger Schloßterraſſe. — Berſerkerzorn. — Herr Hans Bürger. — Ein Geſchäft auf der „Hirſchgaſſe." — Villeggiatur im Winter. — Dreimonatliches „Duell mit einer Wanze." — Briefe von Hauſe. — Mann und Weib. — Ein letzter Kuß . . . 221

Erſtes Buch.

Jugendidyll.

Erſtes Capitel.

Wie meine Mutter ſtrickte und mein Vater einen wunderlichen Heiligen anrief. — Vom alten Hylas, ferner von einem Renettenbaum und endlich von einem aus der Klaſſe gejagten Michel.

„Nun?“ fragte meine Mutter, indem ſie meinen neben ihr ſitzenden Vater von der Seite her anſah und ihr Strickzeug mit einer Energie handhabte, daß die Nadeln laut an einander klangen und das auf den Schooß der Strickerin niederhängende Strumpfende ſehr charakteriſtiſche Bewegungen machte.

„Was nun?“ gegenfragte mein Vater.

Frage und Gegenfrage prallten in recht eigen zugeſpitztem Tone gegen einander.

Außerdem gaben ſich noch andere verhängnißvolle Symptome kund, welche auf eine bedenkliche Situation ſchließen ließen.

Die noch immer mädchenhaft friſchen Lippen des kleinen Mundes meiner Mutter waren trotzig aufgeworfen und zwiſchen ihren braunen Brauen, unter welchen ein dunkelblaues Augenpaar ſonſt ſo ſanft, gut und liebevoll hervorblickte, zeigte ſich etwas wie der Schatten einer Falte. Auch ſtrickte ſie, wie ſchon geſagt, heftig. In gewöhnlicher Verfaſſung, wenn die getrennten Gewalten des ehelichen Conſtitutionalismus in parlamentariſcher Harmonie lebten, pflegte die Gute weder heftig noch überhaupt häufig zu ſtricken, weil ihr Eheherr einen ſtark ausgeprägten Aberwillen gegen dieſe Beſchäftigung hegte.

Mein Vater warf mit einem ungeduldigen Ruck die Feder auf das große altfränkiſche Schreibzeug, ſtieß das vor ihm liegende Actenheft zurück und faßte mit der Rechten in ſeinen buſchigen Backenbart, deſſen Schwarz reichlich mit Grau geſprenkelt war. Dann nahm er mit der Linken die Pfeife mit dem langen Weichſelrohr aus dem Munde, blies die Backen auf und ließ einen unendlichen, dünnen Rauchſtral mit eigenthümlich pfeifendem Ton zwiſchen ſeinen Lippen hervorbrechen.

Dies gethan, lehnte er ſich in den Rohrſtuhl zurück und ſtieß den lauten Seufzer aus:

„O, heiliger Semmelziege!“

Ich verſtand den Sinn der Anrufung dieſes wunderlichen Heiligen damals noch nicht. Später aber begriff ich, warum bei dieſer Anſpielung auf die Figur des Hofraths

Semmelziege in Tieck's „Däumchen," welchen Hofrath die Strickmanie ſeiner Gattin Ida bekanntlich ſehr unglücklich machte, meine ſittſame Mutter ſo über und über erröthete, wie ſie that.

Sie rückte ſchmollend ihren Stuhl weiter von dem ihres Eheherrn hinweg und ließ an ihrer Stelle die Stricknadeln antworten, welche recht bitterböſe klirrten.

In dem verlegenen Schweigen, welches herrſchte, ſuchte mein Vater Troſt bei ſeiner Pfeife. Aber ſie war ausgegangen.

„Schlechter Tabak!" brummte er.

Meine Mutter ſchwieg, doch machte ſie unwillkürlich eine Bewegung, um nach dem Feuerzeug zu langen, welches gerade vor ihr auf dem grünen Gartentiſch ſtand, als wollte ſie nach ihrer Gewohnheit den Vater mit Feuer verſorgen. Aber ſie zog die ſchon ausgeſtreckte Hand wieder zurück, warf das Mäulchen auf und ſtrickte, als gälte es ein Wettſtricken.

Mein Vater ſtellte die Pfeife bei Seite, verſchränkte die Arme, gähnte verdrießlich, ſchaute in den röthlichen Abendhimmel hinaus, dann aufwärts in die Zweige des alten, prächtigen Apfelbaums, welcher den Tiſch überſchattete, und bemerkte:

„Die Renetten gehen ſchon der Reife entgegen. Es war aber auch ein heißer Sommer."

Meine Mutter ſchwieg und ſtrickte.

Mein Vater, indem er leiſe ſeufzte, legte ſeine Hand auf den Kopf ſeines alten Hühnerhundes, welcher vor ihm ſaß. Der Hund ſchob ſeine Schnauze auf das Knie ſeines Herrn und blickte ihm mit den großen, braunen Augen theilnahmsvoll in's Geſicht.

„Alter Hylas, alter, guter, friedſamer Kerl!" ſagte mein Vater, den Hund liebkoſend.

Das Wort friedſam war ganz eigen accentuirt und der alte Hylas verſtand ganz unzweifelhaft die Meinung ſeines Herrn. Aber er warf einen demüthig fragenden Blick nach ſeiner Herrin hinüber, hielt ſich ganz ſtille und ließ ſeinen buſchigen Schweif nur ganz leiſe auf dem bekiesten Boden hin- und hergehen. Es lag aber doch unbeſchreiblich viel Sympathie in dieſem hündiſchen Geberdenſpiel.

Der Hylas war nämlich ein Vieh von Geiſt und Gemüth. Wenigſtens behauptete es ſein Herr.

Die Stricknadeln klangen unter den Händen meiner Mutter, heftig, demonſtrativ, ich möchte faſt ſagen eiferſüchtig.

Meine gute Mutter liebte den Hund, wie überhaupt alle Thiere, nicht weniger als mein Vater. Und doch ſah ſie jetzt den armen Hylas ſo böſe an, als ſie überhaupt Etwas anzuſehen vermochte.

Dann, als ſie bemerkte, daß ihr Eheherr ſie nicht beachte, warf ſie einen verſtohlenen Blick auf ihn, einen Blick, der eine Welt von Liebe offenbarte.

Da mein Vater ſich plötzlich umkehrte, hatte ſie nicht mehr Zeit genug, dieſen Blick ganz zu verbergen.

Sie ſchlug die Augen nieder und ſtrickte wieder mit fliegender Eile.

Mein Vater ließ ſich aber dadurch nicht irre machen.

„Hör' mal, liebes Kind," ſagte er, „morgen hab' ich ohnehin ein Geſchäft in der Stadt. Du kannſt mitkommen und da wollen wir mitſammen ſehen, was es denn mit dieſer Geſchichte eigentlich für eine Bewandtniß habe. 's iſt am Ende aller Enden nur 'ne Lumperei, wett' ich, ein Bubenſchnickſchnack. Läßt ſich wohl leicht beilegen. Der Rector, mußt Du wiſſen, iſt ein ungeheurer Pedant. Kenne ihn von Alters her. Weiß nicht, abſolut nicht, was Humor iſt, der alte Declinationshetzer und Conjugationsbürſter. Unſer Michel jedennoch ...."

„Unſer Michel," fiel meine Mutter ein, aber ſie ſtrickte jetzt nicht nur nicht mehr, ſondern auch war das unglückſelige Strickzeug, welches den äſthetiſchen Sinn meines Vaters ſo ſehr beleidigte, plötzlich ganz verſchwunden — „unſer Michel iſt mit Schimpf und Schande aus der Klaſſe gejagt worden. Ach Gott, der unglückliche Bub'! Wie ſoll ich das verwinden?"

Und die gute Frau brach in Thränen aus.

Der alte Hylas ſtand auf, ſchlich ſich unter dem Tiſche durch, legte ſeinen Kopf ſchüchtern auf den Schooß meiner Mutter, blickte ſie theilnehmend an und wedelte höchſt gefühlvoll mit ſeinem Federſchweif.

Ihres Kummers ungeachtet konnte meine Mutter doch nicht umhin, das treue, alte Thier mit ihrer weißen Hand hinter den Ohren zu krauen.

„Nun, nun,“ begütigte mein Vater, „verderb' Dir doch die Augen nicht mit überflüſſigem Weinen, Gertrud. Du weißt, ich kann's nicht leiden. Schöne Frauenaugen ſind eine edle Gottesgabe; man ſollte ſie pflegen, weißt Du.... Was aber die verdrießliche Tagesfrage betrifft, ſo iſt es allerdings eine evidente Thatſache, daß unſer Michel — wo nur der Junge den ganzen Abend ſtecken mag? — in etwas barſcher Weiſe das consilium abeundi erhalten hat. Wenn indeſſen der Grund kein anderer iſt, als der von ihm angegebene — und Du weißt, der Junge lügt nicht — ſo hat es in der Welt ſchon größere Mißgeſchicke gegeben, denk' ich.“

„Ja,“ entgegnete meine Mutter, noch immer weinend — „ich weiß wohl, Du würdeſt ſo ſprechen, auch wenn Dir der Himmel über dem Kopfe zuſammenfiele.“

„In der That, liebe Alte“ — dieſer Ausdruck meines Vaters hatte meiner Mutter gegenüber immer etwas Komiſches, denn er war mindeſtens zwanzig Jahre älter als ſie — „in der That, vielleicht würde ich in dieſem Fall mit dem alten Horaz ſprechen:

> Si fractus illabatur orbis
> Impavidum ferient ruinae —

vorausgeſetzt nämlich, daß ich dann überhaupt noch zum Sprechen Zeit hätte und — Du mir nicht widerſprächeſt."

„Ja, ſpaße nur," verſetzte meine Mutter, den Stich gutmüthig hinnehmend. „Das iſt ſo Männerart. Während wir uns härmen, ſcherzt und lacht Ihr Euch die Sorgen von der Bruſt weg. Was aber Deinen Michel angeht...."

„Meinen Michel?" fiel ihr mein Vater lächelnd in's Wort. „Hm," liebes Kind, ich denke, ein gut Theil von dem Jungen gehört Dir an. Um ſo mehr, weißt Du, da er, wie auch ſein neueſtes Heldenſtück verräth, verteufelt oppoſitionell geſinnt iſt. Im Uebrigen kann nicht geleugnet werden, daß der Junge ein Wildfang aus dem F. F. iſt, ja geradezu das, was die Franzoſen ſehr bezeichnend ein Enfant terrible nennen. Indeſſen iſt mir das lieber, als wenn er ein Schleicher und Duckmäuſer wäre, weit lieber. Wird ſich die Hörner ſchon ablaufen, unſer Michel."

„Ach," ſagte meine Mutter wehmüthig, „ich fürchte, der Junge iſt zum Unglück beſtimmt."

„Warum nicht gar? Er iſt ein derbknochiger Burſch'.

Deſto beſſer! Er wird ſich ſchon durch die Welt beißen und hauen. Ihm ſelber möcht' ich's nicht ſagen, aber Dir ſag' ich's, liebe Alte; ich hab' eine rechte Freude an dem Jungen. Er hat Haare auf den Zähnen und Mark in den Knochen und geſunden Athem in der Lunge. Er fürchtet keinen ſeines Alters, ſelbſt größere und ſtärkere nicht; er kriegt ſie unter."

„Ja, der ewigen Rauferei wegen, kann man ihm auch nicht Kleider genug anſchaffen," ſeufzte meine Mutter.

„Thut nichts. Er läuft wie ein junger Hirſch über die Berge, ſchwimmt wie 'ne Ente, ſcheut ſich nicht, das wildeſte Pferd zu beſteigen, kein Baum iſt ihm zu hoch...."

Wenn mein Vater wollte, daß ſein Sohn Michel dieſes nicht grundloſe Lob nicht mitanhören ſollte, ſo hätte er bedenken ſollen, daß in der That dem Jungen kein Baum zu hoch war, namentlich ſolche nicht, welche ganz oder auch nur halbwegs reife Früchte trugen.

Mehrbeſagter Michel, mit dem Erzähler ſeiner denkwürdigen Geſchichte eine und dieſelbe Perſon, hatte ſchon ſeit einigen Tagen die Wahrnehmung gemacht, daß die reifenden Renetten auf dem Baume, welcher den Lieblingsgartenplatz ſeines Vaters überſchattete, für ſeinen Geſchmack gerade wenig ſäuerlich genug wären. Der „Wildfang aus dem F. F." pflegte ſolcherlei Wahrnehmungen eifrigſt auszunützen. Heute war er, nachdem ihm Vormittags in der nahen Stadt, wohin er ſeit einigen Jahren täglich gewandert, um das dortige Lyceum zu beſuchen, eine gewiſſe Fatalität zugeſtoßen, den ganzen Nachmittag im Garten herumgeſtrichen, um der Fortſetzung gewiſſer unangenehmer häuslicher Erörterungen auszuweichen. Hunger und Durſt hatten ihn vermocht, ſich bei dem Renettenbaum zu Gaſte zu laden; aber kaum hatte er ſich in den Aeſten des ehrwürdigen Patriarchen feſtgeſetzt, als Vater und Mutter unter demſelben Platz nahmen. Und da heute kein Tag war, wo es rathſam geweſen wäre, daß Michel ſich von ſeinem Vater auf vorzeitiger Zehntung des väterlichen Lieblingsobſtes ertappen ließ, ſo fühlte er ſich bewogen, ſeine Operationen nur mit äußerſter Vorſicht zu verfolgen. Zuletzt hatte er dieſelben ſogar ganz eingeſtellt, um, hinter den dicken Stamm gedrückt und ſich möglichſt klein machend, aus ſeinem Blätterverſteck herab, mit begreiflicher, wenn auch nicht verzeihlicher Neugier, einer Verhandlung zuzuhören, welche ſeine eigene werthe Perſon betraf.

Zweites Capitel.

Ringe oder Wolken? — Ein „denkender“ Landpfleger. — Große Debatte über den unglückſeligen Namen „Michel.“ — Von einer Mainacht „unter der Linde.“ — Wie heillos ein Friedenskuß geſtört werden kann.

Mein Vater hatte ſeine Pfeife wieder gefüllt und die Mutter den brennenden Zunder auf den ſchwellenden Varinas gedrückt.

Ihr Stuhl ſtand jetzt wieder dem ihres Eheherrn hart zur Seite.

Mein Vater fühlte ſich bei dieſen offenkundigen Symptomen friedfertiger Annäherung ſehr behaglich. Hiefür lag ein untrüglicher Beweis vor oder ſchwebte vielmehr in der milden Abendluft, in Geſtalt einer unendlichen Reihe meiſterhaft geblaſener Rauchringe von allen Dimenſionen, die unabläſſig aus dem Munde des Rauchenden hervorquellen.

Wenn die Bauern, Pächter, Förſter und Paſtoren in Geſchäften zu uns auf's Rentamt kamen, machten ſie immer zuerſt meiner Mutter die Aufwartung, um ſich, wie ſie ſagten, nach der Witterung zu erkundigen.

„Frau Conſ'lentin,“ fragten ſie dann, „hat der Herr Conſ'lent beim Morgenkaffee Ringe geblaſen oder aber Wolken?“

Gab die Mutter mit einem verhaltenen Seufzer zur Antwort: „Wolken, ſchwere Wolken!“ ſo gab's ein bedenkliches Kratzen hinter den Ohren und die Leute ſchlichen ſehr behutſam nach der Amtsſtube. Antwortete hingegen meine Mutter mit ihrem herzgewinnenden Lächeln: „Ringe, prächtige Ringe!“ ſo ſchritten die Leute laut und lachend den Gang nach den Geſchäftszimmern hinab, als hätten ſie den günſtigen Beſcheid auf ihre verſchiedenen Anliegen ſchon ſchriftlich in der Taſche. Manchmal freilich erwies ſich nach Art anderer Orakel auch das Ringe- und Wolkenorakel trügeriſch, ſehr trügeriſch ....

Meine Mutter konnte das wiſſen, allein ſie wollte ſich heute an ſolche unliebſame Erfahrungen wahrſcheinlich nicht erinnern.

Ihre kleine, weiße, weiche Hand auf die große, knochige, gebräunte meines Vaters legend, fragte ſie recht herzlich:

„Willſt Du mir einen Gefallen thun, lieber Fritz?“

„Zwei für einen, Trudchen.“

„Danke, danke! Ich verlange nur einen, aber Du mußt mir verſprechen, mich nicht auszulachen um deswillen, was Du meinen Aberglauben nennen wirſt.“

„Dich auslachen, Trudchen? Wegen Deines Aberglaubens? Fällt mir nicht ein. Ein Bißchen Aberglaube ſteht Euch Frauen ganz vortrefflich, weißt Du? Und was iſt eigentlich Aberglaube? Es möchte ſehr ſchwierig ſein, dieſe Frage prägnant zu beantworten. Wollte den ſehen, der mir ganz genau, auf den Punkt hin ſagen könnte: Da hört der Glaube auf und da fängt der Aberglaube an. Müßte ein ſiebenfach deſtillirt geſcheidter Kerl ſein, der das könnte. Denn ſiehſt Du, liebe Alte, die Frage: Was iſt Wahrheit? iſt bis dato von allen unſeren Philoſophen gerade noch ſo wenig befriedigend beantwortet, als ſie es zur Zeit des Landpflegers Pilatus war. Beſagter Pilatus ....“

Meine Mutter verzog ein wenig, nur ein klein wenig, aber doch wahrnehmbar, den Mund und ihr Arm zuckte leiſe, als wollte ſie ihre Hand von der ihres Eheherrn zurückziehen. Und dieſe Regung der Ungeduld war ſehr verzeihlich. Wenn mein Vater 'mal in's Doziren hineinkam, ſo war ihm ſehr ſchwer beizukommen.

„Beſagter Pilatus,“ fuhr mein Vater fort, „war ohne Zweifel ein denkender Landpfleger ....“

„Bitte, lieber Schatz,“ fiel meine Mutter ein, „laß doch den denkenden Landpfleger, der ſchon ſo lange ausgedacht hat, in Ruhe, und höre lieber, was ich wünſche.“

„Was wünſcheſt Du, Trudchen? Du weißt, alle Deine Wünſche ſind mir Befehle ....“

„Die aber ſelten vollzogen werden,“ wollte offenbar meine Mutter vermittelſt des bitterſüßen Lächelns ſagen, welches ihre Mundwinkel kräuſelte. Indeſſen begnügte ſie ſich, zu äußern:

„Das wollen wir gleich ſehen, lieber Fritz. Du weißt, es hat mich ſtets geärgert und gekränkt, daß unſer Bub' den unglückſeligen Namen Michel führt ....“

„Warum nicht gar?“

„O, Du weißt es wohl. Du ſollteſt auch noch nicht vergeſſen haben, wie tödtlich ich erſchrak, da ich, als ihr den Täufling aus der Kirche zurückbrachtet, erfahren mußte, daß Du ihm als erſten Namen den Michel gegeben habeſt und erſt als zweiten den Namen Sigfrid, wie ſein Pathe, mein Bruder ſelig hieß.“

„Alte Geſchichten, Trudchen, alte Geſchichten. Im Uebrigen hab' ich nie begreifen können und begreiſe auch jetzt noch nicht, wie Du gegen den ehrlichen Namen Michel eingenommen ſein konnteſt und kannſt.“

Die Hand meiner Mutter lag nicht mehr auf der meines Vaters, als ſie erwiederte:

„Gegen den ehrlichen? Gegen den garſtigen, gemeinen, pöbelhaften, willſt Du ſagen. Nur Fuhrleute und Holzhacker heißen Michel.“

Der Stuhl meiner Mutter, als wäre er ein fühlendes Weſen und gehorche den Stimmungen der auf ihm Sitzenden, rückte wie von ſelbſt eine Spanne weit von dem meines Vaters weg.

„Daß ihr Frauen doch alle eingefleiſchte Ariſtokratinnen ſeid!“ ſagte mein Vater gleichmüthig und ſetzte an, um einen recht großen Ring zu blaſen. Aber er brachte es nicht zu Stande, wahrſcheinlich aus Schrecken über die zwiſchen den Brauen meiner Mutter abermals ſich entwickelnde Falte. Der Rauch kam ganz wollig und anarchiſch aus ſeinem Munde.

„Ich bin keine Ariſtokratin, ich!“ verſetzte meine Mutter pikirt. „Ich weiß, daß Fuhrleute und Holzhacker ganz gute und achtbare Menſchen ſein können und auch oft wirklich ſind. Aber wer wird es einer armen Mutter verübeln, wenn ſie nicht will, daß ihr einziger Sohn ſo fuhrmänniſch oder holzhackeriſch heiße? Bitte, lieber Fritz, wir wollen den Knaben künftig nur mit dem Namen Sigfrid rufen.“

„Liebes Kind, ich habe ganz und gar nichts dagegen, wenn Du den Jungen lieber mit dem Namen Sigfrid rufſt.“

„Nicht ſo, Alterle, nicht ich allein. Du und Alle, Alle ſollen ihn künftig ſo rufen. Er ſoll ſich auch nur noch Sigfrid Hellmuth ſchreiben, nicht mehr — doch ich will den garſtigen Namen gar nicht mehr auf die Zunge nehmen. Er klingt ſo roh, ſo flegelhaft …“

„Aber, Schatz, der Junge iſt ja gerade auch in den Flegeljahren.“

Ohne dieſen Einwurf zu beachten fuhr meine Mutter eifrig fort:

„Sigfrid dagegen, wie klingt das vornehm, ſtolz, heldiſch! Haſt Du mir, als Du mich im letzten Winter beredeteſt, das lange, lange Nibelungenlied zu leſen, nicht zu wiederholten Malen geſagt, der Sigfrid ſei der herrlichſte aller Helden unſerer alten Sagenwelt geweſen?“

Das hieß meinen Vater an einer ſeiner ſchwächſten Seiten anfaſſen: an der Pietät, welche er den Erinnerungen vaterländiſcher Heroologie weihte.

„Diplomatin Du!“ gab er lachend zur Antwort.

„Ach nein,“ verſetzte meine Mutter abwehrend. „Ich weiß und will Nichts von der Diplomatie. Ich verlaſſe mich lediglich auf mein Muttergefühl. Das ſagt mir, daß der Name Michel ein Unglück für den Knaben ſei, weil voll der übelſten Vorbedeutung. Was kann aus einem Michel werden?“

„Etwas Rechtes, liebes Kind, etwas Rechtes!“ erwiederte mein Vater eifrig.

Und indem er die Pfeife feſt mit den Zähnen packte und mit dem Zeigefinger der rechten Hand demonſtrirend auf die innere Fläche der ausgeſtreckten linken tippte, fuhr er fort:

„Ich muß Dir ſagen, Gertrud, Du hegſt da in der That einen wunderlichen Aberglauben. Der Name Michel ſei von übler Vorbedeutung, meinſt Du? Welcher kraſſe Irrthum! Als ob ich dem Jungen dieſen Namen nicht mit rechtem und reiflichem Vorbedacht gegeben hätte!“

„Ja, mir zum Aerger.“

„Trudchen, Trudchen, jetzt ſieh, das glaubſt Du ſelber nicht.“

„Hm,“ murmelte meine Mutter und ihr Stuhl entfernte ſich immer weiter von dem ihres Eheherrn.

„Nicht Dir zum Aerger, Gertrud, ſondern weil ich der Hoffnung lebte, daß zwar nicht ich ſelber, wohl aber unſer Junge eine Zeit erleben werde, wo jeder Deutſche ſtolz ſein würde, ein deutſcher Michel zu heißen.“

„Warum nicht gar?“

„Alles Ernſtes! Daß in unſerer Zeit bei der Namengebung ohne allen Sinn und Verſtand, ohne alles vaterländiſche Gefühl verfahren werde, haben verſtändige und patriotiſche Männer längſt gerügt. Es iſt ganz und gar nicht unwichtig, was für einen Namen der Menſch trage.“

„Da haſt Du leider nur zu recht!“

„Als mir daher meine ſelige Mutter den großen, kräftigen Jungen, den Du mir Glücklichem gegeben, zuerſt in die Arme legte und Du von Deinem Bette her voll Freude flüſterteſt: 's iſt ein ſtarker Bub', liebſter Fritz! und der Burſch gar nicht weinerlich that, ſondern mich mit ſeinen dunkeln Augen friſch und keck anguckte und mit ſeinen Händchen nach meinem Backenbart zu langen verſuchte, da beſchloß ich bei mir: Der ſoll Michel heißen."

„Eine höchſt vortreffliche und glückliche Namenswahl ... in der That!"

Meine Mutter bemühte ſich offenbar nach Kräften, dieſe Einſchaltung ſpöttiſch zu betonen, aber es ging nicht recht; die in den letzten Worten meines Vaters liegende Erinnerung an eine Stunde voll Mutterſeligkeit ließ es nicht zu.

„Eine vortreffliche und glückliche Namenswahl allerdings!" beſtätigte mein Vater mit Nachdruck.

„Ei, ja doch!"

„Freilich, freilich. Sträube Dich immerhin, Trudchen: aber ſieh, Du biſt zuletzt doch viel zu verſtändig, um einer augenſcheinlichen Thatſache widerſprechen zu wollen."

„Geh doch!"

„Im Gegentheil, ich komme erſt recht angerückt, liebes Kind, und zwar an der Spitze einer ganzen Armee ſchwer bewaffneter Gründe."

„Verſchone mich! Ich bin wahrhaftig nicht zum Scherzen aufgelegt."

„Ich eben ſo wenig. Zwar hat, wie Du weißt, eine gütige Fee .... nein, zum Henker mit den Feen! 's iſt keltiſch franzöſiſches Lumpenzeug .... alſo eine Elfin hat mir, wofür den Göttern Lob und Preis ſei, den Humor als unzerſtörbares Angebinde in die Wiege gelegt; allein deſſenungeachtet werde ich wiſſenſchaftliche Themata ſtets mit dem gebührenden Ernſt behandeln.“

„Du lieber Gott, als ob der Name Michel etwas mit der Wiſſenſchaft zu thun hätte.“

„Siehſt Du, jetzt paßt 'mal wieder Schiller's Satz: „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort“ — wie angemeſſen auf Dich, liebe Alte .....“

Der Widerſpruch in dieſer Aeußerung wirkte ſo komiſch, daß ich um's Haar in ein lautes Lachen ausgeplatzt wäre. Meine Mutter empfand den prickelnden Reiz ebenfalls und vermochte ihm nicht ganz zu widerſtehen.

Ihr Lachen hatte etwas Anmuthiges. Ach, Alles an ihr war anmuthig — ſogar ihr Schmollen.

Mein Vater, in ſeiner demonſtrativen Laune, fuhr dozirend fort:

„Es iſt feſtgeſtellt und meines Wiſſens auch gar nirgends beſtritten, daß das altdeutſche Wort michel durchaus identiſch iſt, nämlich dem Sinne nach, mit unſerem neudeutſchen Wort ſtark, gewaltig, mächtig, rieſenhaft. Bei unſeren mittelhochdeutſchen Dichtern finden ſich der Belegſtellen genug dafür. So z. B. ſagt Hartmann von der Aue, der Wieland des Mittelalters, in ſeinem Iwein „der michel Knabe“ und in ſeinem Erek „der michel Mann,“ wo er nach unſerem heutigen Sprachgebrauch in jenem Falle geſagt hätte „der Rieſenknabe,“ in dieſem „der Rieſe.“ Ausdrücke, wie „es nimmt mich michel Wunder,“ für „es nimmt mich gewaltig Wunder“ und andere dergleichen, wo ſich mit dem Wort michel immer der Begriff des Bedeutenden, Starken, Gewaltigen, Ungewöhnlichen verbindet, ſind in unſerer mittelhochdeutſchen Literatur gäng und gäbe. Ich werde Dir das bei nächſter Gelegenheit an Dutzenden von Beiſpielen Schwarz auf Weiß beweiſen. Und ſo wäre denn dargethan, wie ganz irrthümlich Deine Meinung war, der Name unſeres Jungen ſei von mißlicher Bedeutung und übler Vorbedeutung. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil, der Name Michel iſt voll ſinniger Bedeutung, voll glücklicher Vorbedeutung, iſt ein rechter Kern- und Ehrenname. Die Sache iſt Dir jetzt klar, völlig klar, nicht wahr?“

„O ja, ſie iſt mir klar, völlig klar, d. h. ich weiß jetzt, daß mein armer Knabe den abſcheulichen Namen nicht los werden ſoll.“

Mein Vater zuckte die Achſeln und meine Mutter verſank in eine ſchwermüthige Träumerei. Was mich angeht, ſo wurde es mir in meinem Laubverſteck allmälig bedenklich ungemüthlich und langweilig zu Muthe. Ich durfte es aber doch nicht riskiren, daſſelbe zu verlaſſen, da mein Rückzug kaum unbemerkt bewerkſtelligt werden konnte. An einem und demſelben Tage als weggejagter Lyceiſt und als Horcher zu erſcheinen, mochte ich nicht auf mich nehmen. Die Unbehaglichkeit meiner Situation zu erhöhen, hing auf ein paar Armlängen weit ein prachtvoller Apfel lockend vor mir. Einladender konnte der weltberühmte Apfel, womit Frau Eva ihren Gemahl weiland im Paradieſe bethörte, unmöglich ausgeſehen haben. Die Beute zu ergattern, reckte und dehnte ich meine Gelenke, als wären es die einer Katze; aber umſonſt, denn zu weit auf den Aſt hinaus durfte ich mich nicht wagen, weil derſelbe gerade über dem Gartentiſch ſtand und demnach die Entdeckung des „Enfant terrible“ durch eines der elterlichen Augen faſt unausbleiblich geweſen wäre.

Während ich ſo die Qualen des armen Tantalus, welche mich in der Objectivität, womit der alte Rector bei Gelegenheit davon geſprochen, ziemlich ungerührt gelaſſen hatten, zu meinem großen Mißvergnügen ſubjectiv durchkoſtete, hob drunten das Geſpräch wieder an.

Mein Vater blätterte in ſeinen Acten, meine Mutter ſaß mit geſenktem Haupt und über den Knieen gefalteten Händen. Sie mußte ſich tief in ihre Gedanken und Erinnerungen verſenkt haben, denn ſonſt hätte ſie nicht ſo lange müſſig ſitzen können. Mit einem ſchweren Seufzer ſagte ſie jetzt:

„Ich bleibe dabei, lieber Fritz; der Knab' war von

Anfang an zum Unglück beſtimmt, von der Taufe, von der Geburt an, ja ſchon ....“

Sie ſtockte, erröthete und brach ab.

„Wie?“ fragte mein Vater zerſtreut.

„Erinnerſt Du Dich noch jener Mainacht,“ entgegnete meine Mutter zögernd und leiſe — „wo uns das furchtbare Gewitter im Park überraſchte? Ich war Dir entgegen gegangen, Du kamſt ſpät ....“

Ein heller Schimmer ging über die Stirne meines Vaters. Er blickte mit zärtlichem Lächeln zu der Mutter hinüber, ſchob den Actenfascikel zurück und begann nach einer alten Melodie, die er häufig pfiff und ſummte, mit ſeiner ſonoren Stimme halblaut zu ſingen:

„Unter der Linden
An der Haide
Die Blumen auf dem grünen Grund
Sie mögen es funden,
Wo wir Beide
Gefeiert unſ'rer Liebe Bund.
Vor dem Wald im ſtillen Thal
— Tandaradei —
Sang dazu die Nachtigall.“

„Bſt, bſt!“ machte meine Mutter, ganz Purpur im Geſicht und die Hände abwehrend gegen den Vater ausſtreckend. Dann ſetzte ſie, wie um ihre Verlegenheit zu bemeiſtern, raſch hinzu:

„Es war auch gar keine Linde.“

„Keine Linde, Trudchen? Was denn?“

„Ein Traubenkirſchbaum.“

„Welche Idee!“

„Ja, Dir und Deinem Walther von der Vogelweide zum Trotz, es war ein Traubenkirſchbaum.“

„Oppoſition muß ſein! Aber Du machſt mir Nichts weiß, liebes Kind. Ich weiß noch Alles, als wär's geſtern Abend geweſen.“

„Still! Ich bitte Dich.“

„Warum denn? Ich hatte noch ſpät am Abend nach dem Girlitzer Pachthof hinüber gemußt. Du hatteſt mir verſprochen, mir bis zur kleinen Hinterpforte des Parkes entgegen zu kommen, und Du hielteſt Wort. Du warſt damals erſt ſeit acht Tagen, was Du noch heute biſt, mein Goldtrudchen, mein Herzensweib. Als ich das Pförtchen hinter mir hatte, ſah ich Dein weißes Kleid unter den tiefgeſenkten Aeſten der Linde hervorſchimmern ....“

„Unter den Aeſten des Traubenkirſchbaums, willſt Du ſagen, lieber Fritz.“

„Es war eine wundervolle Nacht, lau, lind, voll berauſchender Düfte. Im Waldgrund drunten ſchlugen zärtlich die Nachtigallen, ſilbern lugte dann und wann der Mond durch thauſchweres Gewölke; es war, als hörte man die große Lebensmutter Natur wie in glücklichen

Träumen leiſe aufathmen; fernab ein Wetterleuchten, ſonſt Alles heilige Ruhe.“

„Aber das ſchreckliche Gewitter, welches ſo raſch heranzog ....“

„Was that es? Mir war es, wie vormals den fremmen Griechen, nur ein günſtiges Omen mehr, daß Zeus donnerte. Du warſt ſo ſchön und hold und gut. Duftſtreuend rauſchte uns zu Häupten die blühende Linde....“

„Der Traubenkirſchbaum! Soll ich denn immer Unrecht haben?“

„O, es war eine Linde, ganz gewiß, Kind. Mir fielen ja dabei alle die herzigen Worte ein, welche unſere Minneſänger und unſere alten Volkslieder zu Lob und Preis des deutſchen Lieblingsbaums geſungen und geſagt. Denn ſieh, Schatz, es iſt eine ganz dumme Meinung, wenn man glaubt, die Eiche ſei der alte Lieblingsbaum unſeres Volkes geweſen. Dieſes Vorurtheil wurde erſt durch die Klopſtock'ſche Bardenſchule aufgebracht. Unſere echte alte Poeſie dagegen feiert immer und überall die Linde. Eine Linde beſchattete die Burghöfe, unter einer Linde tanzte die Dorfjugend. Die herzförmige Form der Blätter dieſes Baumes, ſeine bergende Schattenfülle, ſein ſüßer Duft machte ihn recht eigentlich zum Baum der Liebenden....“

„Das iſt Alles recht gut und ſchön, lieber Fritz, aber es war doch keine Linde, ſondern, wie geſagt, ein Traubenkirſchbaum.“

„Nun denn, in's Drei .....“ wollte mein Vater auffahren. Aber er beſann ſich, lachte laut und ſagte: „Wahrlich, Schatz, von Dir gilt der lateiniſche Spruch: „Varium et mutabile semper foeminarum genus“ — keineswegs; Du bleibſt beharrlich und charakterfeſt.“

Und nach einer Weile fügte er in jenem weichen und zärtlichen Ton, wie nur er denſelben in der Bruſt hatte, hinzu:

„Lindenbaum oder Traubenkirſchbaum — Einerlei. Er beſchattete ein glückliches Paar. War es nicht eine ſelige Stunde, Gertrud?“

Meiner Mutter Stuhl hatte ſich im Verlaufe des Geſpräches allmälig ſo weit von dem meines Vaters entfernt, daß ſie auf der entgegengeſetzten Seite des Gartentiſches ſaß. Als aber jetzt der Vater ihr über den Tiſch hinüber die Hand hinbot, lag in dieſer Geberde doch ſo viel Magnetismus, daß die Gute nicht umhin konnte, ihre Linke in die dargebotene Rechte des Gatten zu legen, wenn auch mit etwelchem Zögern.

„Denkſt Du noch der Stunde, Trudchen?“ fragte mein Vater. „War ſie nicht ſchön?“

Meiner Mutter Stuhl folgte dem ſanften Zwange, welchen die Hand meines Vaters ausübte, und näherte ſich dieſem. Aber nur noch einen Schritt von demſelben entfernt, ſtand er wieder ſtill.

„Iſt es nicht eine ſchönſte Stunde einer ſchönen Zeit geweſen, Trudchen?“ wiederholte mein Vater.

„Doch, doch, Alterle,“ gab meine Mutter zur Antwort. „Aber Recht muß trotzdem Recht bleiben: es war ein Traubenkirſchbaum, verlaß Dich d'rauf. Ich habe noch lange Zeit nachher ſeines eigenthümlichen Duftes nicht vergeſſen können.“

„Ja, liebes Kind, Lindenblüthenduft iſt eben ſo ſüß als ſtark.“

„Lindenblüthenduft? Geh' doch mit Deiner ewigen Linde!“

„Na, ſei es, Dir zu Gefallen, Trudchen. Alſo, es war ein Traubenkirſchbaum ....“

„Traubenkirſchbaum oder Lindenbaum, meinetwegen was Du willſt. Aber Eines weiß ich.“

„Was?“

„Daß es ein Unglücksbaum war.“

„Ein Unglücksbaum? Nicht auch vollends!“

„Ja, ein Unglücksbaum.“

„Aber wie kannſt Du die Erinnerung an jene Stunde des Glückes mit einer ſolchen Vorſtellung verknüpfen?“

„Es war auch eine unglückliche Stunde.“

„Me miserum! Vor einem Augenblick ſagteſt Du ja das baare Gegentheil.“

„Was thut man nicht Alles einem lieben Manne zu Gefallen, um ihm jeden Schatten von Grund zu entziehen, zu glauben oder gar zu ſagen, man ſei eine Widerbellerin.“

„O! o!“

Nach einer Pauſe ſagte meine Mutter flüſternd:

„Jener ſchreckliche Donnerſchlag, weißt Du noch?“

„Freilich, freilich, und ich wiederhole: Zeus donnerte, es war ein glückliches Omen.“

„Ach nein, lieber Fritz.“

„Warum denn nicht, Trudchen? Wie kann man ſo unclaſſiſch denken?“

„Siehſt Du, lieber Mann, ich wurde damals ſogleich von trüben Ahnungen erfüllt .... Es hätte auch nicht ſein ſollen, denn .... nun, ich weiß, was ich weiß, und ... kurzum, es ſchickte ſich nicht.“

„Im Gegentheil, Trudchen,“ verſetzte mein Vater lachend — „es ſchickte ſich ganz gut, weißt Du?“

„Böſer Mann,“ ſagte meine Mutter, ihr glühendes Geſicht an der Schulter meines Vaters verbergend .... „Siehſt Du, ſeit unſer Knabe zur Welt kam, haben ſich alle meine unglücklichen Ahnungen beſtätigt. Jene unglückſelige Gewitternacht ....“

„Verſündige Dich nicht, Gertrud. Dein Liebling

Jean Paul würde ſich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, wie gewaltſam Du Dich anſtrengſt, Dir eine ſchönſte Erinnerung zu vergällen. Sieh, Kind, das nenne ich eine Sünde. Aber ich weiß, es iſt Dir damit gar nicht Ernſt. Du ſtellſt Dich nur ſo an, weil Du heute etwas Uebriges thun zu müſſen glaubteſt, um meiner Disputirluſt gerecht zu werden. Ich kenne das. Aber komm, es iſt Zeit, daß unſer trojaniſcher Krieg für heute ein Ende nehme. Komm, Trudchen, und küſſe mich zum Friedensſchluß; küſſe mich ſo, wie damals unter der Linde ... nein, unter dem Traubenkirſchbaum ... in jener geſegneten Mainacht.“

Meine Mutter wollte abwehrend den Kopf ſchütteln, aber es ging nicht recht und, wenn auch zögernd, neigte ſich ihr ſchönes Antlitz doch allmälig gewährend dem des Gatten zu.

„Jetzt oder nie!“ dachte ich. „Wart', Du verdammter Apfel, ich krieg' Dich!“

Und mit einer verzweifelten Anſtrengung ſchnellte ich meinen Oberkörper hinter dem Stamm hervor, weit auf den Aſt hinaus. Aber meine Haſt verdarb Alles, mir den Apfelraub und denen drunten noch etwas Beſſeres.

Der unvorſichtige Stoß meines Armes machte zwar den Apfel fallen, aber leider nicht mir in die Hand, ſondern abwärts. Erſchrocken hinter den Baumſtamm zurückfahrend, hörte ich von drunten einen Plumps. Die elterliche Gruppe ſtob ſo heftig auseinander, daß die Stühle umgeworfen wurden, Vater und Mutter ſchrien laut auf und in dieſen Aufſchrei miſchte ſich ein helles Kinderlachen.

Der hölliſche Apfel war klatſchend in das große Tintenfaß auf dem Tiſch gefallen und hatte die Geſichter und Kleider meiner Eltern mit ſchwarzem Naß reichlichſt überſpritzt.

Ein allerliebſtes Mädchen, meine zwölfjährige Schweſter Hildegard, kam, den runden Strohhut im Nacken, die dunkeln Locken verworren um die Schultern fliegend, über den Raſenplatz geſprungen, ſchlug die kleinen Hände zuſammen und rief lachend:

„Herr Jeſus, Mama, Papa, wie ſeht Ihr aus!“

„Garſtig genug, ohne Zweifel,“ ſagte mein Vater, ſich eifrig Stirne und Wangen abwiſchend und dadurch den Schaden nur noch größer machend... „Wer hätte geglaubt, daß die Renetten ſchon ſo reif wären?“

Dann ſetzte er hell auflachend hinzu:

„Bei Wodan und Frauwa, Trudchen, Du ſtehſt auf und eben einer Schwarzelfin gleich.“

„Aber wenn Du erſt Dich ſäheſt, lieber Alter,“ verſetzte die Mutter und Beide ſtimmten ſie in das ſchmetternde Lachen ihres Töchterchens ein.

Unter dem Lärm dieſer allgemeinen Fröhlichkeit bewerkſtelligte ich unbemerkt meinen Rückzug. Nachdem ich mich an der Hinterſeite des Apfelbaumes hatte niedergleiten laſſen, machte ich es ohne Umſtände wie Seume's Kanadier, der „Europen's übertünchte Höflichkeit" nicht kannte und ſich „ſeitwärts in die Büſche" ſchlug.

Drittes Capitel.

Ein Frühgang. — Das Raben-Orakel. — Eine Landſchaft. — Ketzeriſche Anſicht über das Money making Dogma unſerer Tage. — „Zieh' Deine Schuhe aus, denn Du trittſt auf heiligen Grund!" — Keine Regel ohne Ausnahme. — Die Beichte eines weggejagten Lyceiſten.

„Laß los, Berthold! oder ...."

„Sachte, ſachte," entgegnete eine Stimme, welche nicht die meines Kameraden Berthold war, mit welchem ich, wie ſo oft im Wachen, jetzt im Traume in einem heftigen Fauſt- und Ringkampf begriffen geweſen.

„Ah, Du biſt's, Vater?" fragte ich, mir den kriegeriſchen Traum aus den Augen reibend und mich im Bette aufrichtend.

„Ja, Burſch. Steh' auf und zieh' Dich an, aber mach' kein Geräuſch, denn die Mutter ſchläft noch."

Ich gehorchte raſch, denn der Ernſt auf meines zum

Ausgehen angekleideten Vaters Stirne machte jedes Zaudern, Zögern oder Fragen unrathſam.

Wir gingen. Als wir an der Schlafkammer meines Schweſterchens vorbeikamen, hörten wir Hildegard drinnen laut ihr Morgengebet ſprechen. Sie mußte trotz unſeres ſachten Auftretens unſere Schritte vernommen haben, denn ſie öffnete ihre Thüre halb, ſtreckte ihr roſiges Geſichtchen heraus und rief uns mit gedämpfter Stimme nach:

„Guten Tag! Wohin ſchon? Darf ich nicht mit, Papa?“

„Nein, Kind,“ erwiederte mein Vater leiſe. „Ich habe mit dem Michel ein Geſchäft vor. Mache Deine Zöpfe zurecht, Liebchen, und ſorge, daß die Mutter beim Erwachen einen friſchen Blumenſtrauß auf ihrer Bettdecke finde. Das freut ſie, weißt Du.“

Wir ſtiegen vorſichtig die gewundene Treppe hinab und traten durch die Hinterthüre in den Garten hinaus. Während wir den Mittelgang hinabſchritten, machte das kleine Mädchen droben neugierig ihr Kammerfenſter auf, bog ſich heraus und ſang uns mit ſchelmiſcher Stimme die Anfangsworte einer alten Volksballade nach:

Es ritten zwei Reiter früh am Tag
Durch Nebel und Morgengrauen.
Gilt's einem Feind mit Stoß und Schlag?
Gilt's einer ſchönen Frauen?

Die kleine neugierige Hexe!“ murmelte mein Vater lächelnd. Aber ſogleich wurde ſein Geſicht wieder ernſt und raſch ausſchreitend winkte er mir, ihm zur Seite zu bleiben.

Unſer Garten wurde durch den Plankenzaun des freiherrlichen Parkes begränzt. Der Vater öffnete mit einem Schlüſſel, den er bei ſich trug, die ſchmale Bohlenthüre, die ſich hier befand. Wir ſchlugen aber nicht den Weg ein, welcher rechtshin nach dem Schloſſe führte, deſſen ſtolze Thürme in einiger Entfernung aus den Baumgruppen hervorragten, ſondern verfolgten in entgegengeſetzter Richtung einen ſchmaleren Pfad. Der Morgennebel ſtrich ſchwerfällig durch die ſchon in ihren bunten Herbſtfärbungen prangenden Baumgipfel und bedeckte rings den Raſen mit ſeinem feuchten Gerieſel.

Wir kamen an dem ſogenannten Krähenhorſt vorbei, einer einſamen Stelle des Parkes, wo von Alters her auf uralten Bäumen eine Colonie von Krähen und Raben ungeſtört ihre Wirthſchaft trieb. Die Vögel waren ſchon auf und ſchwatzten und krächzten da droben bunt durcheinander. Wahrſcheinlich hatten die Thiere meinen Vater gewittert, der ihr großer Gönner war.

„Aha,“ ſagte er ſtillſtehend, „die ſchwarzen Herren ſingen ſchon ihre Morgenvigilie und, richtig, da iſt ja auch Se. Gnaden, der Herr Abt.“

Mein Vater behauptete nämlich, das Gemeinweſen dieſer Vögel ſei ganz entſchieden ein klöſterliches, aber das Krähenkloſter ſei ſehr verſtändiger Weiſe ſo eingerichtet, wie, Rabelais zufolge, Gargantua dem Bruder Jahn ein Kloſter einrichten ließ. Mein Vater nannte daher den uralten Raben, der hart vor uns auf einem der niedrigſten Aeſte einer rieſenhaften Ulme ſaß, nicht anders als Bruder Jahn und begrüßte denſelben auch jetzt mit dieſem Namen.

Der würdige alte Herr, in der Rentei ein oft und gern geſehener Gaſt, erwiederte den Morgengruß ſeines Gönners in ſeiner Manier. Er ſträubte ſeine altersgrauen Halsfedern, reckte den Kopf weit vor, rührte höflich ein wenig die Flügel, blinzelte geſcheidt, klappte den Schnabel auf und zu und ſtieß ein recht gemüthliches Kwah-Kwah aus.

„Michel,“ ſagte mein Vater ernſthaft zu mir, „frage den Herrn Abt, ob unſer Vorhaben einen günſtigen Erfolg haben werde.“

„Was für ein Vorhaben, Vater?“

„Das geht Dich einſtweilen Nichts an, Junge.“

Da ich meines Vaters echter Sohn, d. h. ebenfalls nicht ohne eine Ader von Humor war und überdies triſtige Gründe hatte, heute ſehr folgſam zu ſein, that ich, wie mir befohlen worden. Ich ſtellte mich in Poſitur, zog die Mütze, machte einen Kratzfuß und fragte den alten Kerl von Raben:

„Was meinſt Du, edler Bruder Jahn, wird unſer Vorhaben gut ausfallen?“

Der Herr Abt blinzelte uns nur ſo von der Seite an, ließ ein kurzes, heiſeres Gekoller hören, ſchüttelte verachtungsvoll ſein Gefieder und ſchickte ſich an, den Kopf unter ſeinen rechten Flügel zu ſtecken, als ob er gar Nichts von uns wiſſen wollte. Dann beſann er ſich eines Anderen, lugte meinen Vater wie fragend an und fuhr mit ſeinem mächtigen Schnabel wetzend auf dem Aſt hin und her.

„Ah, Bruder Jahn,“ ſagte mein Vater lachend und in ſeine Rocktaſche greifend, — „ich will nicht Hellmuth heißen, wenn Du nicht in directer Linie von Odhin's Raben Hugin und Munin abſtammſt; ſo klug biſt Du. Du weißt ſicherlich, daß noch zu keiner Zeit ein Gott oder ein Prieſter gratis einen Orakelſpruch geſpendet hat. Sieh da!“

Der Abt hatte kaum den Käſebrocken erblickt, welchen mein Vater zwiſchen den Fingern hielt, als er ſich mit einer Lebhaftigkeit geberdete, die der klöſterlichen Gravität nicht ganz angemeſſen war. Mein Vater warf ihm den Brocken zu, welchen er geſchickt mit dem Schnabel auffing. Statt aber gierig in die Beute einzuhacken, bewährte jetzt der alte Kerl ſeine Bildung. Er legte den Käſe ſäuberlich auf den Aſt, ſetzte einen ſeiner vor Alter mit Schwielen bedeckten Füße darauf und nickte mir zu, als wäre er bereit, die verlangte Auskunft zu ertheilen.

„Wiederhole Deine Frage, Michel,“ ſagte mein Vater.

Ich gehorchte, das Lachen verbeißend.

Bruder Jahn nahm eine höchſt tiefſinnige Miene an, wiegte den Kopf bedächtig hin und her, ſchloß die Augen, riß ſie dann weit auf, ſchlug mit den Flügeln und ſtieß ein dreimaliges luſtig gellendes Kwah aus, welches man mit etwelcher Anſtrengung der Phantaſie allerdings für eine bejahende Antwort nehmen konnte.

„Accipe omen, mi fili!“ ſagte mein Vater und ging weiter.

Mein Vater hatte ganz eigene Anſichten über den Zuſammenhang der Dinge und ſo ſagte er denn, als er bemerkte, daß mir die Begegnung mit dem alten Raben ſpaßhaft vorkam:

„Du brauchſt gar nicht zu lachen, Junge, und kannſt Dir bei dieſer Gelegenheit merken, daß es thöricht iſt, zu glauben, die Menſchen hätten, wie man zu ſagen pflegt, alle Weisheit allein gefreſſen. Der Bruder Jahn hat hundert Jahre und vielleicht noch länger gelebt: er müßte keine ſo geſcheidte Creatur ſein, wie er iſt, wenn er ſich über das, was er Alles geſehen und erlebt, nicht ſeine Gedanken gemacht hätte. Es iſt etwas Dämoniſches in manchen

Thierarten, Etwas, was den Thiercult, wie er von mehreren alten Völkern geübt wurde, wahrſcheinlich viel weniger albern und lächerlich erſcheinen ließe, wenn wir genauer darüber unterrichtet wären. Unſere germaniſchen Altvorderen bedienten ſich des Gewiehers der Roſſe zur Orakeleinholung, was Einen gar nicht ſehr verwundern kann, falls man bedenkt, daß noch heutzutage manches Pferd mehr denkt und klüger iſt als ſein Reiter.“

Da ich die Art meines Vaters kannte, machte ich mich auf eine einläßliche Abhandlung über das Pferdeorakel der alten Germanen gefaßt, — ein Thema, welches mich, offen geſtanden, um ſo weniger intereſſirte, als mich die lebhafteſte Neugierde plagte, zu erfahren, was denn dieſer frühe Morgengang eigentlich zu bedeuten habe.

Mein Vater ſchien jedoch keineswegs aufgelegt, heute ſein bereits halb und halb geſatteltes germaniſtiſches Steckenpferd zu beſteigen. Er ſchritt mir raſch und ſchweigend voran, abwärts an dem hellen Forellenbach, welcher den kleinen See in der Nähe des Schloſſes ſpeiſte, dann in vielfachen Wendungen den Park durchfloß und da, wo er aus demſelben heraustrat, einen ſchönen Waſſerfall bildete, um, noch wild von dem Sprunge über die Felſen, etwas weiter unten auf die Räder der Dorfmühle ſich zu ſtürzen. Dieſe lag, ein paar Büchſenſchüſſe von den zerſtreuten Häuſergruppen unſeres ſtattlichen Dorfes entfernt, in einem engen Thälchen voll pittoresker Felspartieen. Zwiſchen dieſen und buchenbekrönten Hügeln wand ſich der Bach in eine finſtere Schlucht hinein, hinter welcher rechts und links hohe, tannenbewachſene Bergwände ſteil anſtiegen. Von der Höhe derſelben ſah man nach Süden und Weſten weit in das offene Land hinaus und konnte da und dort den Spiegel des großen Stromes blitzen ſehen, welchem die vielen Waſſer unſerer Berge tributbar waren. An hellen Tagen machte ſich dem dort oben Stehenden am ſüdlichen Saume des Horizonts ein weißer, mannigfach gezackter Streifen bemerkbar, welchen der Unkundige für einen Wolkengürtel nehmen konnte. Es waren aber die Alpen. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft des großen Eindrucks, welchen ich empfing, als mein Knabenauge zum erſten Mal von dort herab die Alpenfirne im Stral der untergehenden Sonne purpurn erglühen ſah. „Iſt dort der Himmel?“ hatte ich damals meinen Vater gefragt. „Ein Stück zur Erde gefallenen Himmels jedenfalls,“ hatte er mir zur Antwort gegeben .... Mein Vater lebte und webte in und mit der Natur und er verſäumte keine Gelegenheit, das eigene rege Naturgefühl auch in ſeinen Kindern wach zu rufen und zu nähren. Er lehrte uns in dem Wechſel der Jahreszeiten, in der Geſtirne Auf- und Niedergang, in dem erhabenen Schweigen der Winterlandſchaft wie in der heiligen Stille der Sommermondnacht, im

Blüthenjubel des Frühlings, wie in der wehmüthig milden Ruhe ſonniger Herbſttage das Walten von Göttlichem erkennen ....

Wir überſchritten den Steg, welcher unterhalb der Mühle über den tief in ſeinem felſigen Bett rauſchenden Bach führt, und ſtiegen drüben den Hügel hinan, welcher, an der Weſtſeite des Dorfes weit in das Thal vorſpringend, die ſchöne alte Dorfkirche trägt. Zwei Steinlinden beſchatten die Vorhalle und rings um das Gotteshaus zieht ſich der Friedhof mit ſeinen beſcheidenen ländlichen Denkmalen. Er iſt mit einer Mauer eingefaßt und ſeine feſte Lage verſchaffte ihm in den franzöſiſchen Revolutionskriegen zweimal die traurige Ehre, blutigen Gefechten zwiſchen den Kaiſerlichen und den Franzoſen zum Schauplatz zu dienen.

Es iſt ein ſtiller, ſchöner Platz und könnte einen deutſchen Gray wohl zu einer Dorfkirchhofs-Elegie anregen. Aber die Zeit der Elegieen iſt ja überhaupt vorbei. Von raſtloſer Sorge für die Gegenwart geſtachelt, von unruhvollem Bangen vor der Zukunft gequält, haben die Menſchen nicht mehr Zeit, Vergangenes zu betrauern und zu beklagen. Sie müſſen haſtig leben, fieberhaft haſtig, um in dem ungeheuren Wirbel, in dem athemloſen Wettlauf der Concurrenz nicht zurück zu bleiben. Wie wäre da ein wehmüthig-liebevoller Rückblick auf Geweſenes erlaubt oder auch nur möglich? Laßt die Todten ihre Todten begraben und — ſchon der Prediger Salomon's ſagte es — beſſer ein lebendiger Hund als ein todter Löwe! Man könnte leicht zu dem Glauben kommen, die Hunde hätten ſich das ſeither ſo gut gemerkt, daß ſie gar keinen Löwen mehr aufkommen laſſen . . . .

Ueber die niedrige Einfaſſungsmauer des Friedhofs hinweg hört man drunten im Thalgrund rauſchend die Mühle gehen. Drüben linkshin irrt der Blick in einem Labyrinth von waldigen Bergjochen und kühnen Felskuppen, aus deren bizarrem Durcheinander der Geolog ein Stück Urgeſchichte der Erde herausleſen mag; ſonſtige Beſchauer werden daran ſich erfreuen, als an einer maleriſchen Gebirgspartie. Wenden ſie das Auge weiter zur Rechten, ſo dacht ſich dort der Bergzug zu einer Hochebene ab, deren ganzer Raum, von hier aus geſehen, von dem Park eingenommen erſcheint, welcher das Schloß des freiherrlichen Geſchlechtes der Rothenflüh umgiebt. Noch weiter rechtshin fällt das Plateau zu einer weiten Niederung ab, in welcher in einem langgeſtreckten Halbbogen das Dorf liegt, deſſen rothbraune Dächer und weißgraue Giebel zur Sommerzeit in dem Blättergrün ſeines Obſtbaumwaldes faſt verſchwinden. Gegen Morgen und Mittag zu läuft das Thal in ein fruchtbares Acker- und Wieſengelände aus und gegen Abend ſpringt, wie ſchon erwähnt, der Kirchenhügel vor, deſſen ſüdliche Wand mit Rebenpflanzungen bedeckt iſt. Die ganze Dorfmark trägt den Charakter behaglicher Abgeſchloſſenheit und idylliſchen Friedens und dieſer Charakter dürfte noch lange vor Beeinträchtigung um ſo mehr geſchützt ſein, als die etwa eine Wegſtunde entfernt ſüdwärts in der Ebene gelegene kleine Stadt zu den ſtillſten im Lande gehört. Sie war vormals der Sitz eines Domcapitels, einer Deutſchherrenballey und iſt jetzt noch der eines adeligen Fräuleinſtiftes. Von Alters her iſt ihr das Gepräge geiſtlicher Beſchaulichkeit geblieben und es hat noch heute gar nicht den Anſchein, als würde ſie deſſelben ſobald, wenn überhaupt jemals verluſtig gehen. Die Bekenner des Money-making-Dogma's, die Gläubigen der Busineß Kirche unſerer Tage mögen über ſolche „Verrottung“ mitleidig die Achſeln zucken, aber irre ich nicht, ſo dürften unſere Nachkommen froh ſein, in der induſtriellen Wüſte dereinſt da und dort noch ſo eine Oaſe anzutreffen, wo keine Dampfmaſchine keucht, kein Locomotiv poltert, die Kinder nicht ſcrophulös ſind und die Erwachſenen noch rothe Backen haben. Ich habe von unſerer mit Leib und Seele einem dämoniſchen Erwerbstrieb verfallenen Zeit induſtrieller Herrlichkeit genug geſehen, um dieſe Prophezeiung nicht für eine allzu kühne zu halten .....

Die Morgenſonne glänzte ſiegreich über den thalwärts

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03459/008

gedrückten Nebelſchwaden, als wir den Friedhof betreten hatten. Ihre Stralen ſpielten auch auf den feuchten Blättern der Aſtern und anderer Herbſtblumen, welche einen ſorgfältig gepflegten Grabhügel krönten. Die Zweige einer Trauerweide hingen darüber her und inmitten der Blumen erhob ſich ein einfaches Kreuz von grauem Sandſtein. Auf dem Querbalken waren die Worte: Hinc surrectura — eingemeißelt. Die Stelle war mir wohl bekannt und theuer.

Mein Vater näherte ſich dieſem Orte nie, ohne daß ſeine Züge den Ausdruck ehrfurchtsvoller Trauer getragen hätten. Heute jedoch war ſeine Miene eine beſonders feierliche, und als er nun zu mir ſagte: „Ziehe Deine Schuhe aus, mein Sohn, denn Du trittſt auf heiligen Grund!“ — da klang ſeine Stimme ſo eindringlich, daß ich dem ſeltſamen Befehl ohne Zögern nachkam.

„Lege Deine Rechte auf das Grabkreuz,“ fuhr mein Vater fort. „Du weißt, hier ſchläft den langen Schlaf Eine, die mich und Dich ſehr geliebt hat.“

„Deine Mutter, Vater, meine liebe, liebe Großmutter,“ verſetzte ich, von dem feierlichen Weſen meines Vaters unwillkürlich mit ergriffen.

„Und erinnerſt Du Dich noch, Michel, welche Lehre die Gute Dir ſo oft eingeſchärft hat, zuletzt noch auf ihrem Sterbebette?“

„Ehre Vater und Mutter und lüge nie!“

„Gut, mein Knabe. Bei der Erinnerung an alle die Liebe, welche Dir die Todte erwieſen, bei der Ehrfurcht, welche Du ihrem Andenken ſchuldeſt, bei dieſem Grab und bei der Sonne da eben beſchwör' ich Dich und fordere Dich auf, mir zu dieſer Stunde die Wahrheit und nur die Wahrheit zu ſagen.“

„Ich will es, Vater.“

Die feierliche Beſchwörung wirkte auf mich wie ein Anhauch von Poeſie. Mir war andächtig zu Muthe. Das Bild meiner geliebten Großmutter, der ehrwürdigen Greiſin mit den ſchneeweißen Haaren, ſtand wie leibhaftig vor mir. Ich glaubte den Blick ihrer noch im hohen Alter ſchönen Augen wieder auf mir ruhen zu fühlen, ſo ſanft und zärtlich, wie er in den Tagen der Kindheit mich behütet, beſchwichtigt, geſegnet hatte .... Ich habe vielfache Urſache, meinem Geſchick mich dankbar zu bezeigen. Schon deshalb, weil es mir eine Jugend gegönnt, deren Glück ſo ziemlich nur von mir ſelber getrübt wurde. Verſenke ich mich in die Erinnerungen jener Jahre, ſo muß ich betonen, daß ich unter dem vielen Guten und Schönen, was das elterliche Haus mir gewährte, auch des ſeltenen Anblicks genoß, daß daſelbſt Schwiegermutter und Schwiegertochter unter einem Dache in beſter Harmonie lebten — gewiß eine Ausnahme von einer leidigen Regel. Nur zuweilen konnte es ſcheinen, als ob ſich für Augenblicke Etwas wie Eiferſucht in der Seele meiner Mutter regte, wenn ſie ſah, mit welcher unendlichen Verehrung und Zärtlichkeit ihr Gatte ſeine Mutter behandelte. Mein Vater fühlte das, ſelbſt in jener bittern Stunde, wo ſeine angebetete Mutter in ſeinen Armen ihren letzten Athemzug verhaucht hatte. Wie im Innerſten gebrochen, ſaß er lange regungslos neben der Todten, ſcheinbar theilnahmlos für Alles, was um ihn vorging, theilnahmlos auch für meine Mutter, die mit uns Kindern leiſe weinte. Zufällig aufblickend mochte mein Vater hinter dem Thränenſchleier der auf ihn gerichteten Augen meiner Mutter Etwas wie leiſen, eiferſüchtigen Vorwurf erblicken und ſeine Herzensgüte machte ihn die Erſtarrung des bitterſten Kummers überwinden. Er ſtand auf, ging um das Bett herum, neigte ſich zu meiner Mutter herab, küßte ihre naſſen Augen und ſagte weich: „Sie iſt gegangen, aber ſie hat mir Dich zurückgelaſſen, Gertrud — es iſt Alles gut ......“

„Ich leſe in Deinen Augen, daß Deine Verſicherung aufrichtig gemeint iſt,“ fuhr mein Vater fort, mich feſt, aber liebevoll anblickend. „Du kennſt den innigſten Herzenswunſch Deiner Mutter, Michel?“

„Ja, Vater. Sie wünſcht, daß ich ein Geiſtlicher werde.“

„Und Du? Vermagſt Du es? – Du biſt jetzt alt genug, um wenigſtens einigermaßen zu begreifen, was es heißen will, ein Prieſter zu werden. Fühlſt Du Trieb und Kraft genug in Dir, die Pflichten dieſes Berufes auf Dich zu nehmen? Vermagſt Du es, mein Junge?“

„Ich will es verſuchen, Vater.“

„Der Mutter zu Liebe?“

„Der Mutter zu Liebe.“

„Knabe, bedenke wohl, was Du ſprichſt. Dieſe Stunde kann für Dein ganzes Leben entſcheidend ſein. Du ſollſt nicht gezwungen werden.“

„Ich will es freiwillig verſuchen, Vater. Als im letzten Herbſt des Müllers Gregor in der Kirche dort ſeine Primiz hielt und nach beendigtem Hochamt Alles der Müllerin Glück wünſchte und ſie vor Freude weinte und dann die Mutter an dieſer Stelle zu mir ſagte: „O, wenn Du mir einmal dieſe Freude machteſt, Michel!“ da hab' ich bei mir beſchloſſen, daß ſie dieſe Freude haben ſoll.“

Mein Vater ſchwieg eine Weile nachdenklich. Ein flüchtiger Schatten ging über ſein offenes Geſicht, und während ſeine Augen mit einem ganz eigen ſorglichen Ausdruck auf mir ruhten, war es, als wollte ein Seufzer ſeine Bruſt ſchwellen. Dann, wie um trüber Gedanken ſich zu entſchlagen, machte er eine haſtige Bewegung und ſagte lächelnd:

„Und um Deine Geneigtheit, Deiner Mutter Wunſch zu erfüllen, recht deutlich zu manifeſtiren, Michel, haſt Du damit angefangen, Dir Deinen Laufpaß vom Lyceum zu erwirken?“

„O,“ entgegnete ich ziemlich kleinlaut, „das kam ſo ganz gegen meinen Willen. Es war eine recht dumme Geſchichte, ich ſeh' es jetzt ein.“

„So? Und wie war es denn eigentlich? Wie ging es dabei her? Aufrichtig, Junge, aufrichtig!“

„Es war ſo,“ begann ich, allein der Vater unterbrach mich mit den Worten: „Nicht hier, Knabe, nicht hier. Das iſt ein heiliger Ort und er ſoll durch die Beichte eines leichtſinnigen Schülerſtreiches nicht entweiht werden. Ziehe Deine Schuhe an und komm.“

Ich gehorchte. Im Weggehen ſtand der Vater noch einmal ſtill und ſagte mit tiefem Ernſt:

„Mein Sohn, ſenke die Erinnerung an dieſe Frühſtunde an dem Grabe Deiner Großmutter feſt in Dein Herz. Dieſe Erinnerung kann Dir eine ſtarke Wehr ſein in Augenblicken, wo die Verſuchungen des Lebens lockend an Dich herantreten. Der heutige Morgen ſei Dir ein geweihter; laß ſeine Wirkung eine dauernde ſein.“

„Ich will es, Vater,“ verſetzte ich und ich glaube auch heute noch ſagen zu dürfen, daß ich in der That jener Weiheſtunde im Wirbel des Lebens nie ganz vergeſſen, ihre Nachwirkung oft gefühlt habe.

Wir verließen den Friedhof auf der entgegengeſetzten Seite und ſtiegen den gewundenen Fußweg am ſüdlichen Abhang des Kirchenhügels hinab. Als wir an dem behäglichſt in ſeinem hübſchen Baum- und Gemüſegarten liegenden Pfarrhof vorüber kamen, wo der Ortsgeiſtliche wohnte, ein ſtattlicher Herr, der zugleich die Würde des Capiteldecans bekleidete, wurde uns von der rundlichen Jungfer Baſe deſſelben, welche in der ganzen Gegend des unbeſtrittenen Rufes genoß, die weißeſten Hauben zu tragen, die edelſten Spargeln zu ziehen und die Weichſelkirſchen am delikateſten „einzumachen,“ über die niedrige Gartenmauer herüber ein freundlicher Morgengruß geboten. Zugleich lief die gute Baſe hurtig zu dem Frühtraubenſpalier, welches an der Hauswand mit verlockend dunkelblauen Früchten prangte, und im nächſten Augenblick ſtreckte ſich ihre runde Patſchhand über die Mauer herab, eine prächtige Traube haltend, welche in meiner Mütze aufzufangen ich keineswegs läſſig war.

„Iſt der Herr Dekan ſchon auf?“ fragte mein Vater die freundliche Spenderin.

Die Traubenbeere, welche ich in den Mund genommen, blieb mir bei dieſer einfachen Frage vor Schrecken in der Kehle ſtecken, denn mir kam plötzlich der Gedanke, der Vater beabſichtige, mich bei dem Herrn Dekan in die Lehre zu geben. Ich hatte vor Sr. Hochwürden einen heiligen Reſpekt und wußte, daß er jedenfalls noch weit kürzeren Prozeß mit mir machen würde, als der Rector des Lyceums gemacht hatte.

Als daher mein Vater auf die Antwort der Jungfer Baſe, der hochwürdige Herr ſei geſtern Abend ziemlich ſpät von der Capitelsconferenz heim gekommen und ruhe jetzt noch, ohne weitere Bemerkung ſeinen Weg bergabwärts fortſetzte, wohlete es mir ordentlich. Ich ſollte jedoch bald erfahren, daß ich ſo zu ſagen, aus einem blos befürchteten Regen unter eine wirkliche Traufe kam.

„Was die Trauben ſchon ſüß ſind!“ ſagte ich, indem ich mir es im Gehen ſchmecken ließ.

„Es handelt ſich jetzt nicht um ſüße Trauben, ſondern um bittere Früchte alberner Streiche,“ entgegnete mein Vater.

„Aber koſte doch 'mal,“ ſagte ich, da ich wohl wußte, was für ein großer Traubenliebhaber mein Vater war.

Ich bot ihm die halb geleerte Traube über den Weg hinüber. Er nahm eine Beere, dann eine zweite; wir blieben ſtehen, und während wir gemüthlich die Gabe des Bacchus mit einander verzehrten, ging folgender Dialog vor ſich.

„Wie war's alſo mit Deinem consilio abeundi, Michel?“ fragte mein Vater.

„Ja, ſiehſt Du,“ erwiederte ich, „der langhalſige franzöſiſche Sprachlehrer iſt eigentlich an der ganzen Geſchichte ſchuld.“

„Der? Wie ſo?“

„Weißt Du, ich kann das verhenkerte Genäſel, das Franzöſiſche, nicht ausſtehen .....“

„Da haſt Du recht, ganz recht ..., d. h., ja, ſiehſt Du, d. h. alles Franzöſiſche taugt keinen Pfifferling .... indeſſen, hm, indeſſen ....“

Ich verbiß ein Lachen über die Verlegenheit meines Vaters, ſo gut ich konnte. Er bemerkte es aber doch und ſagte:

„Wart’, Du kleiner Schurke, Du willſt mich an meiner antifranzöſiſchen Geſinnung faſſen? Was Du da von dem langhalſigen Franzoſen verbringen wollteſt, iſt wohl eitel Fabulei und Firlefanz.“

„Bewahre Gott! Die Sache war ſehr ernſthaft. Der Berthold und ich ...“

„Ja, ja, der Berthold! Das iſt gerade ſo ein Burſch wie der Michel. Aber, lieber Junge, bedenke, der Berthold iſt der einſtige Beſitzer der ſchönen Freiherrſchaft Rothenflüh, d. h. er gehört zu den Wenigen, welche nicht zu arbeiten und am Ende auch nicht ſehr viel zu wiſſen brauchen; der Michel aber gehört zu den Vielen, welche arbeiten müſſen und daher auch etwas wiſſen müſſen. Doch weiter im Text!“

„Der Berthold und ich waren neulich für drei Stunden in's Carcer geſteckt worden, auf Betreiben des Franzoſen ....“

„Der Mann wird ſeine Gründe dafür gehabt haben, meine ich.“

„Er meinte es auch. Nämlich, er hatte uns, den Berthold und mich, erwiſcht, wie wir während ſeiner Sprachſtunde unter dem Subſellio in einem Geſchichtenbuch laſen.“

„In was für einem Geſchichtenbuch?“

„In Fouqué's Zauberring.“

„Da wollt' ich, er hätte Euch das dumme Buch recht tüchtig um Eure dummen Köpfe geſchlagen. Schämt Ihr Euch nicht, ſolches Zeug zu leſen, auf oder unter dem Subſellio? Bei Wodan und Frauwa, der Fouqué war von jeher ein Phantaſt, ein vollſtändiger Narr. Es hat nie ſolche Ritter gegeben, wie er ſie aus Marzipanteig knetete.“

„Wir konnten aber das nicht wiſſen, der Berthold und ich. Auch war in dem Buche ſo gar viel Schönes von den Schlachtreſſen der Ritter zu leſen.“

„Dummes Zeug, Junge, purer Unſinn. Ich ſag' Dir, Fouqué's Gäule ſind Zuckerbackwerk wie alles Andere. Aber weiter!“

„Im Carcer machten wir einen Anſchlag, es dem
nzoſen einzutränken. . .“

„Wirklich? Die Strafe ſcheint ſehr beſſernd auf
h gewirkt zu haben, das muß ich ſagen.“

„Vorgeſtern brachte der Berthold Knallbonbons mit
die Schule und verabredete mit mir, wie wir damit dem
nzoſen einen Tort anthun wollten.“

„Schlingel!“ ſagte mein Vater und zog die Brauen
mmen, aber ich bemerkte, daß zugleich die humoriſtiſchen
ien um ſeine Mundwinkel leiſe zu zucken begannen, und
r daher ungeſchreckt fort:

„Wir hielten die Knallbonbons unter dem Subſellio
eit und ſtellten uns, als ob wir während der franzöſi-
en Sprachſtunde wieder in einem Buch unter der Bank
en. Der Franzos glaubte, es geſchähe wirklich, kam
e der Blitz herbeigefahren, guckte unter die Bank und
kte, da er etwas kurzſichtig iſt, den Kopf recht tief in
s Zwiſchenfach, nun riſſen wir im ſelbigen Augenblick
e Bonbons entzwei und der Knall ging los, hart vor
ner Naſe. Er fuhr zurück und torkelte in ſeinem
chrecken an die große Rechentafel. Die fiel um mit
mmt ihrem Geſtell und Tafel und Geſtell und Franzos
gelte Alles bunt über Eck auf dem Boden hin. Es war
n groß Spectakel.“

„Heilloſe Buben!“ murmelte mein Vater, raſch eine

Traubenbeere zwiſchen ſeine Lippen ſchiebend, die ſich unwillkürlich zum Lachen geöffnet hatten.

„Der Franzos, als er ſich wieder aufgerabbelt hatte, mit verwirrter Friſur und voll Staub, welſchte ganz verworrenes Zeug durch einander, von attentat und assassinat, und machte ſich dann fort, ganz käſebleich.“

„Kein Wunder! Schändliche Attentäter, die Ihr ſeid! Aber dann?“

„Dann hielt der alte Rector geſtern im Beiſein ſämmtlicher Profeſſoren und Präzeptoren und Schüler ein großes Gericht. Der Franzos mußte ihm ganz ungeheuerliche Sachen vorgeſchwatzt haben, denn der alte Herr war wie ein Berſerker, ganz wie ein Berſerker.“

„Berſerker — das iſt gut. Woher haſt Du den Ausdruck, Junge?“

„Von Dir, Vater. Du haſt mir ja ’mal von den altnordiſchen Wikingern und Berſerkern erzählt.“

„Ja, richtig. Alſo der alte Rector ſpielte Euch nach Verdienſt mit?“

„Er hielt zuerſt einen langen Strafſermon, worin er ſich, wie er ſagte, über die Pflichten eines jungen Menſchen im Allgemeinen, dann eines jungen Chriſten im Speciellen und endlich eines jungen Menſchen, Chriſten und Lyceiſten im Speciellſten verbreitete.“

„Das kommt mir nicht eben berſerkerhaft vor.“

„O, Vater, es kam ſofort beſſer, d. h. ſchlimmer. Der Sermon war bloß langweilig geweſen, hatte ſich alſo noch ertragen laſſen. Als nun aber der Alte . . .“

„Der Alte? Nimm Dich in Acht, Junge! Gelbſchnäbeln, wie Du einer biſt, geziemt es, mit Ehrerbietung von einem Manne zu reden, der in Ehren alt geworden. Bei Wodan und Frauwa, ich ſag': laß mich ſo einen flegelhaften Ausdruck nie wieder hören!“

„Ich wollte ſagen, der alte Herr Rector ſei dazu verſchritten, uns zu verhören, und da . . .“

„Da verſuchtet Ihr zu läugnen? Schlechte Kerle!“

„Nein. Der Berthold meinte nur, der Herr Sprachlehrer habe aus einem Floh einen Elephanten gemacht . . .“

„Und Du?“

„Ich ſagte, ich könne die Franzoſen im Allgemeinen, die franzöſiſchen Sprachlehrer im Speciellen und unſern franzöſiſchen Sprachlehrer im Speciellſten nicht leiden.“

„Halunke, Du perſiflirteſt den Rector, was?“

„Es kam mir nur ſo gerade auf die Zunge. Der Herr Rector wurde ganz roth vor Aerger, und als nun der Berthold ſich noch dahin verlauten ließ, der Monſieur hätte ja auch gar nicht nöthig gehabt, ſeinen Kopf ſo tief in das Subſellienfach zu ſtecken, da . . .“

„Da?“

„Da vergaß der Herr Rector ſeine und unſere Würde ſo ſehr ...“

„Eure Würde? Wirklich? Burſch, biſt Du verrückt? Die Würde von ein paar ſchlingelhaften Lyceiſten? Das iſt groß, bei Wodan und Frauwa! Hoffentlich ſchrieb er Euch das Teſtimonium Eurer Würde recht leſerlich auf den Rücken.“

„So that er. Als er es aber gar zu arg machte ... das ſchadenfrohe Feixen und verhaltene Kichern von allen den kleinen Jungen um uns her war gar zu unausſtehlich ... ja, als er es zu arg machte und gar nicht aufhören wollte, da ... ich weiß ſelber nicht mehr, wie's kam ... der Teufel mußte ſein Spiel haben ... kurz, ich bückte mich, erwiſchte den alten Herrn bei den Beinen und, plumps, lag er rücklings auf dem Boden, mit ſeinem Rohr wild in der Luft herumfuchtelnd.“

Mein Vater räuſperte ſich gewaltig, als wäre ihm ein Traubenkern in die Luftröhre gerathen.

„Nun gab's halt einen großen Tumult,“ beſchloß ich meine Beichte. „Alles fuhr ganz wüthend auf mich und den Berthold los. Ich hab' da, glaub' ich, tüchtig um mich geſchlagen, und wenn mir recht iſt, kriegte bei dieſer Gelegenheit auch der Franzes einen Rippenſtoß ab. So gelangte ich zur Thüre und ſchoß hinaus, der Berthold hinterdrein ... das iſt die ganze Geſchichte, Vater.“

„Nicht die ganze, mit Deiner Erlaubniß, Michel. Der ſchmähliche Laufpaß, den man Euch nachſchickte, war das Tüpfelchen auf das i, gleichſam die Moral dieſer erbaulichen Hiſtorie."

„Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant — weißt, Du Vater?"

„Ich weiß, ich weiß, aber Du hätteſt wiſſen ſollen, daß Du Deiner Mutter durch puerilia der in Rede ſtehenden Art ſchweres Herzeleid verurſachen würdeſt."

„Das thut mir leid, ja gewiß, Vater, aber . . ."

„Aber ich hoffe und will — hörſt Du, Michel? — daß mit dieſem Kraftflegeljahreſtück Deine Flegelperiode ein für allemal zu Ende ſei. Und noch Eins hoffe und will ich, daß Du vermittelſt beſſeren Betragens Deiner Mutter dieſen Kummer bald vergeſſen macheſt. Man hat nur *eine* Mutter, Junge, nur *eine* und auf der ganzen, weiten Welt wird nie ein zweites Herz ſo ſelbſtſuchtslos zärtlich für Dich ſchlagen wie das Deiner Mutter. Damit genug davon. . . . So, wie die Sachen ſtehen, that ich wohl recht, daß ich heute Nacht mich reſolvirte, den Gedanken, Dich mit dem ſo ſchnöde gekränkten Rector auszuſöhnen, aufzugeben. Du kannſt nicht mehr auf das Lyceum zurückkehren, es thäte nicht gut. Du brauchſt einen ſtrengeren Zucht- und Lehrmeiſter und, ſieh', da ſind wir ja vor der Behauſung des Herrn Beneficiaten."

Viertes Capitel.

Von Frauenhänden und von Gelehrten. — Schulmeiſters Fabian. — Der Herr Beneficiat Zipfel. — „Wie alt iſt man?“ — Das Examen. — Der Freiherr Bodo von Rothenſtüb. — Iſolde. — Ein Geſchäftsgeſpräch und ein archäologiſcher Fund.

Wir ſtanden vor einem kleinen Hauſe, das am Fuß des Hügels in einem Garten lag, welcher früher beſſere Tage geſehen hatte. Da war Alles verwildert und verwahrloſt, von dem Buchs an, welcher vormals die Wege eingefaßt hatte, bis hinauf zu den Bäumen, welche ſich längſt ihren Feinden, Epheu, Miſtel und Moos, auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. Auf den Beeten wuchs und welkte Alles durcheinander wie — im wörtlichen Sinne — Kraut und Rüben. Dieſe Vernachläſſigung ſchien aber einem Heer von Spatzen, welches ſich da tummelte, höchlich zu gefallen. Die frechen, ſchreienden Diebe geberdeten ſich, als wäre die Gartenwildniß ihre unbeſtrittene Domaine.

Mein Vater, zwar ein Humoriſt, aber auch ein Mann der Ordnung, warf einen ziemlich mißfälligen Blick auf Garten und Haus und brummte:

„Da ſieht es verteufelt gelehrt aus, bei Wodan und

Frauwa! Dem alten Herrn da drinnen thäte es gut, wenn er ſo 'ne Haushälterin hätte, wie die Jungfer Baſe droben im Pfarrhof eine iſt. Die weiß den Dekan und ſein Haus in Ordnung zu halten. Michel, ich rath' Dir, wenn Du einmal Pfarrer biſt, ſo mach' es nicht dem Herrn Beneficiaten, ſondern dem Herrn Dekan nach, hörſt Du?"

„Ja wohl, Vater."

„Ein Haus, worin keine Frauenhände walten," fuhr mein Vater belehrend fort, „degenerirt mit der Zeit nothwendig zu einem Stall. Die Frauen haben ſo ziemlich alle den edlen Ordnungsſinn, unter den Männern nur ſehr wenige. Ja, weibliche Hände im Hauſe, die ſchaffen Ordnung, Zierlichkeit, Anmuth. Das ſüße Gefühl der Heimeligkeit iſt unter einem Dache, wo es keine Frau giebt, gar nicht denkbar. Deshalb kam es mir auch jeder Zeit in Klöſtern ſo unheimlich vor, geradezu unausſtehlich, ſchon der ganz eigenen, fatalen Atmoſphäre wegen, und ich habe daher nie begriffen, wie Shakſpeare ſeinen Hamlet zur Ophelia ſagen laſſen konnte: Geh in ein Kloſter! Das war doch eine ſtarke Zumuthung, nicht wahr? und Ophelia hatte ganz recht, in ihrem darauf folgenden Monolog zu behaupten, der Geiſt des Prinzen müſſe verwirrt ſein."

Mein Vater war nach ſeiner Art im Begriffe, vom Hundertſten in's Tauſendſte zu gerathen, und ſo glaubte ich denn, er ſei nur in der Zerſtreuung, welche in ſolchen

Fällen ihn anzuwandeln pflegte, durch eine Oeffnung in der Gartenhecke geſchritten, welche vor Zeiten durch eine jetzt halbvermoderte, nur noch in einer Angel hängende Gatterthüre verſchloſſen geweſen war.

„Du willſt doch nicht zum Magiſter Zipfel, Vater?“ fragte ich.

„Allerdings, Junge,“ verſetzte er, „und Du wirſt Dich gewöhnen von jetzt an, wenn Du von der genannten Perſon ſprichſt, nie anders zu ſagen, als der Herr Doctor oder der Herr Beneficiat.“

„Aber er iſt doch auch Magiſter.“

„Wohl, aber er hört jene beiden Titel lieber und er hat das beſte Recht darauf.“

„'s iſt ein g'ſpäßiger alter Hairle,*) Vater.“

„Hab' Reſpect, ſag' ich, hab' Reſpect! Er iſt ein ſehr gelehrter und ſehr braver Herr. Aber der Ordnungsſinn hat ihm gefehlt. Darum hat er es mit all ſeinem Wiſſen und ſeiner Ehrlichkeit nicht weiter gebracht, als zu dem armſeligen Beneficium da, auf welchem er alt geworden. Freilich, wenn er, wie unſere Bauern ſagen, beſſer zu ſeiner Sach' geſehen hätte, könnte er ſo rund und rothbackig ſein, wie der Herr Dekan, aber er ließ Alles gehen, wie es eben gehen mochte, wenn er nur mit den Augen in ſeinen Büchern wühlen konnte."

---

*) Hairle, Herrle, ſüddeutſcher (ſchwäbiſcher) Provinzialismus. Der Pfarrer heißt in meiner Heimat und weitum der Herr par excellence, „der Hairle.“

„Ja, des Schulmeiſters Fabian ſagte mir, der Magiſter ... will ſagen, der Herr Beneſiciat vergeſſe ob dem Studiren oft ganz des Eſſens und thue ſehr verwundert, wenn er, der Fabian, merken laſſe, daß ſein Magen noch nicht ſo abgerichtet ſei."

„Siehſt Du, Michel, ſo welt- und magenvergeßlich kann ein deutſcher Gelehrter werden. ... Lache nicht, Burſch! Es iſt leider in deutſchen Landen eine ſtehende Unſitte, über die Gelehrten ſich luſtig zu machen. Ich meine nicht die Gelehrten, welche an den Höfen ſcharwenzeln und für Orden- und Titelkram und Penſionen ihr Wiſſen und ihre Geſinnung feil bieten, ſondern die, welche oft in beſcheidenſter Stellung, ja häufig ſogar unter Hunger und Kummer das heilige Veſtafeuer der Wiſſenſchaft unterhalten. Wahrlich, mein Knabe, es wird eine Zeit kommen, wo Du begreifſt, was es für unſer Vaterland zu bedeuten hat, daß dieſes Feuer rein und hoch lodere. Es iſt unſer höchſter Stolz und Ruhm. ... Doch da ſind wir an der Hausthüre. Warte hier, bis ich Dich hinein rufe."

„Mich? Was ſoll ich denn da drinnen?"

„Das wirſt Du ſogleich erfahren," gab mein Vater zur Antwort und ging hinein.

Ich blieb zurück, nicht ſehr angenehmen Muthmaßungen überlaſſen. Am Ende gibt Dir der Vater den Magiſter zum Lehrmeiſter, dachte ich, und recapitulirte in der Geſchwindigkeit bei mir alles Bedenkliche, was mein ſanfter und ſtiller Kamerad, des verſtorbenen Dorfſchulmeiſters Fabian, der zum Beneficiaten „auf's Studiren ging," von den Eigenheiten des alten Hairle zu erzählen wußte.

Die beiden kleinen Fenſter der Stube im Erdgeſchoß, welche das Studirzimmer des Magiſters bildete, — dieſe beiden Fenſter, durch deren halberblindete, kleine, runde, in Blei gefaßte Scheiben ich ſpäter über Cicero's De officiis oder Weckherlin's hebräiſche Chreſtomathie hinweg ſo manchen ſehnſüchtigen Blick in den verwilderten Garten hinausſchickte — ſtanden offen und ich hörte von drinnen die knarrende Stimme des Beneficiaten die Begrüßung meines Vaters beantworten. Näher tretend ſah ich den alten Hairle in einem ſehr defecten Großvaterſtuhl an ſeinem altfränkiſchen Schreibtiſch ſitzen, der mit einem Chaos von Büchern und Scripturen bedeckt war. Folianten und Quartanten ſtanden in vom Alter gebräunten Geſtellen von Tannenholz an allen Wänden bis zur Decke hinauf. Selbſt der große Kachelofen war mit ſolchem gelehrten Rüſtzeug beladen. Außer ein paar Stühlen, deren Beine nach der ländlichen Sitte der Gegend vor Zeiten einmal weißgetüncht geweſen, war ſonſt kein Möbel in der

Stube zu erblicken. Doch ja, dort am Fuß eines der Büchergeſtelle ſtand noch ein kleiner Tiſch und hinter demſelben ſaß mein Freund Fabian, die Augen auf ein vor ihm liegendes Buch geheftet. Er ſah verſtohlen auf und grüßte mich mit ſeinen guten braunen Augen, die ſich aber ſofort wieder in das Buch ſenkten. Der arme Burſch kam mir mit ſeinem bleichen, reſignirten Geſicht wie ein in die Höhle eines Zauberers Eingeſperrter vor, welcher jede Hoffnung auf Befreiung aufgegeben hatte. Und doch war der Fabian eigentlich ein munterer, ſogar luſtiger Junge, der bei meinen und Berthold's muthwilligen Streichen nicht ſelten der Dritte im Bunde geweſen iſt. Aber freilich —

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut . . . .

Er hatte ſeinen Vater ſterben ſehen und gehörte zu den Kindern, die nie das Haupt erheben können, ohne den Druck der Armuth darauf zu fühlen. Seine Mutter lebte kümmerlich von dem Ertrag eines Miniaturgütchens, welches ſie einſt ihrem ſeligen Manne zugebracht hatte und das ſie jetzt mit eigenen Händen bebaute, wobei ihr Fabian getreulich half. Wenn er Abends die Bücher zugemacht, ging er mit der Sichel hinaus, um an den Feldrainen Gras für die beiden Kühlein der Mutter zu holen. Wie oft hab' ich ihm Reiſig aus dem Wald oder Heubündel von der Wieſe am Mühlbach oder Garben vom Acker auf dem Bilges heim tragen helfen, daß er ſchneller damit fertig würde und noch ein Abendſtündchen mit uns ſpielen könnte. Denn wir Alle hatten den Fabian lieb. Er war beim ganzen Dorf in hoher Gunſt und es galt als ausgemacht, daß er 'mal ein Hairle werden würde, der alle anderen ausſtechen müßte. Ihren Fabian eines Tages Primiz halten zu ſehen, das war nämlich auch das Ideal ſeiner Mutter, und als der Beneficiat ſich erboten hatte, den talentvollen Knaben unentgeltlich zu unterrichten, da ſah die gute Frau dieſes Ideal im Geiſte ſchon verwirklicht. Ihr einziges Kind als Hairle ſehen, das hieß doch wohl den Gipfel mütterlicher Wünſche erreichen. In dieſer Hoffnung mühte ſie ſich unverdroſſen Tag und Nacht, in dieſer Hoffnung war ſie heiter und guter Dinge. Ich möchte ſagen, die geiſtliche Zukunft ihrer Kindes habe einen Alles verklärenden Schein in die oft ſo trübe Gegenwart dieſer trefflichen Frau geworfen. Sie war eine einfache Bäuerin, aber der religiöſe Gedanke, welcher ſie beſeelte, hatte etwas zugleich Kindliches und Erhabenes. Iſt ja doch, was unſere Titanen des Materialismus ſo leichtſinnig überſehen, die Religion überhaupt der Idealismus des Volkes. Ich erinnere mich, daß der Fabian und ich in unſeren Kinderjahren in dem niedrigen Stübchen ſeiner Mutter öfter Pfarrer und Miniſtrant ſpielten, wie das in katholiſchen Gegenden unter den Kindern häufig vorkommt. Fabian's frühreifer und überlegener Geiſt imponirte mir ſchon damals ſo ſehr, daß ich ihn, ſeiner Beſcheidenheit zum Trotz, ſtets nöthigte, den Prieſter zu machen, und mich mit der Rolle des Chorknaben begnügte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſtimmte mein Spielkamerad das Gloria in excelsis Deo! ſo ſchön, ich möchte ſagen ſo feierlich rührend an, daß ſeine Mutter ihn unter ſtrömenden Thränen umarmte. Ich habe vielleicht nie wieder einen ſo reinen Ausdruck verzückter Andacht geſehen, wie damals in dem Geſicht der guten Frau, welche in jenem Augenblicke die Erfüllung ihres Muttertraumes ſchon vorwegnahm und deshalb glücklicher war, als alle Königinnen der Erde. Iſt doch mir ſelbſt wohl nie wieder ſo tiefernſt andächtig zu Muthe geweſen, wie damals bei jenem Spiele. . . .

Nachdem mein Vater eine Weile mit dem Magiſter verhandelt hatte, kam er an's Fenſter und rief mich hinein. Ich ahnte, daß mein Loos entſchieden ſei und daß ich bald neben dem armen Fabian an dem kleinen Tiſche ſitzen würde. Daher wollt' ich möglichſt keck auftreten, aber ich weiß nicht, wie es kam, der Vorſatz der Keckheit entſchwand mir, als ich beim Eintreten unter der hohen, tiefgefurchten Stirne des alten Hairle hervor ſeine klaren blaßblauen Augen über die zwei ungeheuer großen Gläſer ſeiner in ſchwarzes Schildpatt gefaßten Brille forſchend auf mich gerichtet ſah.

Der Herr Beneficiat ſaß, den Oberkörper in eine ſehr fragmentariſche Soutane gehüllt, mit gekreuzten Armen in ſeinem Großvaterſtuhl. Sein Untergeſtell ſteckte in einem ſchwarzen, d. h. vor Zeiten ſchwarz geweſenen, jetzt aber mehr in's Röthliche ſpielenden kurzen Beinkleid, deſſen Kniebänder nachläſſig offen waren, ſo daß ihm die groben ſchwarzen Strümpfe ungenirt auf die niedergetretenen Schuhe herabſchlotterten, von denen nur noch der eine Etwas, was einer Schnalle gleich ſah, aufzuweiſen hatte. Seine kleine Geſtalt war nicht nur mager, ſondern geradezu ſpindeldürr und ſein Geſicht mit den vergilbten Wangen, dem ſpitzen Kinn und der dicken Knollennaſe konnte für ausgeſucht häßlich gelten. Dennoch hatte das verſchrumpfte Männchen auf ſeiner Stirn und in den Augen Etwas, was nicht nur einem kecken Knaben, ſondern auch anderen Leuten Achtung einflößen konnte und wirklich einflößte.

Es iſt, denke ich, eine allgemeine Erfahrung, daß das Antlitz Solcher, welche ſich unausgeſetzt mit Dingen des Geiſtes befaſſen, einen Geſammtausdruck oder wenigſtens einen Zug gewinnt, welcher ſelbſt dem Roheſten einen gewiſſen Reſpect aufzwingt. Man kann ſagen, das Ideal laſſe auf den Zügen ſeiner Prieſter einen Abglanz zurück, welchen die Menſchen der gemeinen Wirklichkeit nicht ohne eine Art ſcheuer Ehrfurcht zu erblicken vermögen. Auch auf der Stirn des Magiſters Zipfel lag mitunter etwas von dieſem Abglanz. Man konnte den guten Mann aller ſeiner Pedanterei ungeachtet und trotzdem, daß ihm ſchon ſein Name den Stempel der Skurrilität aufdrückte,*) nicht lächerlich finden, wenigſtens nicht immer. . .

„Da iſt er, hochwürdiger Herr," ſagte mein Vater bei meinem Eintreten zu dem Beneficiaten.

Ich begrüßte mit möglichſter Höflichkeit den gelehrten Anachoreten, denn für einen ſolchen konnte der Beneficiat gelten, da er ſeine Höhle nie, aber auch gar nie verließ, ausgenommen die paar Male in der Woche, wo er in der Kirche ſeine Frühmeſſe leſen mußte. Man ſah ihn dann in ſeinem ſchletterigen Anzug mit einer Geſchwindigkeit, die etwas Komiſches hatte, über die Wieſe herüber und den Fußweg durch die Weingärten hinauf huſchen, — „do witſcht onſer Ficiätle hi," charakteriſirten unſere Bauern den Gang des alten Hairle — und der Meßner und die Miniſtranten hatten, wie ich aus eigener Erfahrung wußte, ihre liebe Noth, den alten Herrn mit Alba, Cingulum, Stola und Meßgewand einigermaßen anſtändig auszuſtaffiren. Alles war ihm zu weit und zu lang und die gränzenloſe Gleichgültigkeit, womit er ſein Aeußeres behandelte, ſowie ſeine Zerſtreutheit, führten oft komiſche Intermezzi herbei, welche ſchlecht zu dem Orte ſtimmten, wo ſie ſtattfanden. Ich hatte in der Zeit von meinem achten bis zwölften Jahre, wo ich Miniſtrantendienſte verrichtete, mehrere ſolcher Vorkommniſſe mit angeſehen. Der Beneficiat aber hatte wahrſcheinlich meine werthe Perſon damals nie ſonderlich beachtet und jetzt jedenfalls ſchon lange vergeſſen. Seine Meſſen waren um ihrer Kürze willen berühmt und böſe Zungen wollten ſogar wiſſen, es ſei dem guten Hairle einmal begegnet, daß er das Hauptſtück dieſes Cultactes, die Conſecration, total vergeſſen oder, wie beſagte böſe Dorfzungen ſich ausdrückten, „überhupſt“ habe. Möglich iſt das immerhin, denn der Mann war ein Sonderling jeder Zoll. Er lebte ganz einſiedleriſch. Nur die Armen kannten den Weg zu dem verwahrloſten Beneficiathaus. Er gab ihnen, ſo lange irgend etwas Gebbares da war; einmal im Winter einem fechtenden Handwerksburſchen ſein einziges Paar Schuhe von den Füßen weg, was aber der Burſch nicht annahm, weil er, wie er nachher im Dorfe erzählte, es doch nicht habe über's Herz bringen können, den alten g'ſpäßigen Hairle barfüßig zurück zu laſſen. Die Grundſtücke, deren Ertrag das Beneficium des Magiſters ausmachten, hatte er an den Müller verpachtet. Von der Mühle herüber brachte ihm ein alter Knecht das Eſſen und die Müllerin ſchickte ihm auch von Zeit zu Zeit einen neuen Anzug und die nöthige Wäſche. Sie durfte aber das Beneficiathaus ſo wenig betreten, als irgend eine dem weiblichen Geſchlechte angehörende Perſon. Der Magiſter hegte eine wahre Idioſynkraſie gegen die ſchönere und beſſere Hälfte der Menſchheit. Er gebrauchte, wenn er von den Frauen ſprechen mußte, ſtatt des in unſerer Gegend heimiſchen ländlichen Ausdruckes „Weibsbilder,“ den Ausdruck „Weibsſtücker“ und er ſprach das Wort nur mit unſäglicher Verachtung aus. . . .

---

*) „Zipfel" iſt in meiner Heimat gleichbedeutend mit „Latſche," „Lappe," „Löhle" oder „Tolpatſch," welcher letztere Ausdruck, als ein bekannterer, dem hochdeutſchen Leſer einigermaßen andeuten kann, was damit gemeint ſei. Auch der gleichbedeutende Ausdruck „Heimpel" kommt vor.

Nachdem mich der Herr Beneficiat, ohne weiter von meiner Begrüßung Notiz zu nehmen, eine gute Weile über ſeine Brillengläſer hinweg fixirt hatte, ſchob er mit ſeinen knöchernen Fingern die Brille weiter die Naſe hinauf und fragte mich mit ſeiner Raſpelſtimme:

„Wie alt iſt man?“

„Man iſt fünfzehn Jahre alt, Herr Beneficiat,“ gab ich zur Antwort.

Mein Vater warf mir einen ſtrengen Blick zu. Die mir unwillkürlich entwiſchte Parodie der magiſterlichen Anredeform „man“ gefiel ihm nicht.

Der Magiſter griff mit Daumen und Zeigefinger ſeiner Rechten in die koloſſale Doſe von Birkenrinde, welche geöffnet neben ihm auf dem Tiſche ſtand und beförderte die Priſe ſehr umſtändlich in ſeine geräumige Naſe. Dann ſagte er:

„Man iſt ja recht groß und ſtark für ſein Alter. Aber da man volle fünfzehn Jahre alt iſt, dürfte, könnte, ſollte man in disciplinis grammaticis recht ordentlich beſchlagen ſein, und dieweilen man gerade bei der Particula „man“ iſt, ſo kann man mir wohl ſagen, welcher Redeformen der Lateiner und welcher der Grieche ſich bedient, um beſagte particulam teutonicam auszudrücken?“

Dieſe grammatikaliſche Aufgabe zu löſen, war nun eben keine Hexerei, und deshalb war ich ſo übermüthig, meine Antwort möglichſt genau in die pedantiſche Redeweiſe des Magiſters einzukleiden. Allein der übermüthige Kitzel ließ bedeutend nach und verſchwand zuletzt völlig, als der alte Herr in dem Examen, welchem er mich unterwarf, Schritt für Schritt in immer ſchwierigere Materien eintrat. Er wußte die examinatoriſchen Daumenſchrauben zu handhaben, daß er mir bald das letzte Tröpflein meines philologiſchen Wiſſens auspreßte. So lange das Examen auf lateiniſchem und griechiſchem Gebiet ſich bewegte, ging es noch ſo ziemlich leidlich; als aber das Hebräiſche an die Reihe kam, da lief, wenn ich mich eines heimatlichen Ausdrucks bedienen darf, das Fäßlein meines Wiſſens „kuenig,“ d. h. ſpärlich und trübe, ſehr ſpärlich und trübe.

Ohne eine Miene zu verziehen, überſchüttete mich der alte Hairle mit einem langſam aber ſtätig fallenden Wolkenbruch von Fragen über Kamez, Pathach und Saegol, über Komez chatuph, Cholem und Kübbuz. Die paſſirte ich noch ſo, aber mit der myſteriöſen Lehre vom Schva haperte es ſchon bedeutend, und was Dagesch forte und Dagesch lene betraf, ſo ſtellte es ſich heraus, daß meine Vorſtellungen von dieſen Dingen nur aus einem grauenhaften Wirrwar beſtanden. In den ſchauerlichen Regionen der Praefixa und Suffixa fuhr ich mit meinen Antworten ſo zu ſagen nur noch wie mit der Stange [illegible] Nebel herum, und als der erbarmungsloſe Inquiſitor [illegible] vollends in die Polargegenden der Kal, Niphal, Pihhel, Pühhal, Hiphil und Hithpahhel führte, da ergab ich mich auf Gnade und Ungnade, denn es flimmerte mir grün und gelb vor den Augen und kalter Schweiß ſtand mir auf der Stirn.

Wenn ich eine verkehrte oder gar keine Antwort gab, und Beides war häufig der Fall, ſo ſtieß der Magiſter ein ſchnarrendes „Proh dolor!“ oder „Me Hercule!“ aus und ſah mit einem wunderlichen Kopfruck nach dem Fabian hinüber. Der mußte dann ſtatt meiner die Frage beantworten und er konnte es jedes Mal ganz prächtig. Dabei baten mich die Augen des guten Jungen um Verzeihung, daß er in der unangenehmen Lage ſei, mehr zu wiſſen als ich. Aber, offen geſtanden, ich hätte ihn zu jener Stunde gern erwürgt und den hölliſchen Magiſter dazu. Es zuckte mir ordentlich in den Fäuſten. Aber dabei blieb es auch, denn der alte Hairle hatte mir gehörig imponirt.

Als er endlich für gut befunden, mich von der Folterbank loszubinden, legte er das eine Bein über das andere und blickte tiefſinnig auf das Bruchſtück nieder, welches eine Schuhſchnalle vorſtellte. Meiner Verwirrung ungeachtet las ich auf der Stirn des Mannes den (übrigens in Fractur geſchriebenen) Gedanken:

„Was für ein fünfzehnjähriges Ungeheuer von Ignoranz iſt das!“

Mein Vater, der ſich bislang in Geduld gefaßt, machte jetzt eine Bewegung, welche andeutete, daß er mit der Sache zu Ende zu kommen wünſchte. Wahrſcheinlich war es dem Guten in der gelehrten Höhle nicht viel minder unheimlich als mir.

„Hm, Herr Conſulent,“ ſagte Dominus Zipfelius.

„Sie meinen, Herr Beneficiat, der Burſch da, der Michel, wiſſe recht Vieles, nämlich — nicht?“ fragte mein Vater.

„Multa — permulta — pluria — plurima!“ ſchnarrte der Beneficiat, jede der drei Pauſen dieſes Klimax mit einer gewaltigen Priſe ausfüllend.

„Sie haben Recht, hochwürdiger Herr; der Schulſack des Burſchen zählt eine Menge von Riſſen und Löchern.“

„Recte, rectissime, Domine reverendissime. Man könnte ſogar behaupten, der fragliche Schulſack ſei nur ein Loch.“

„Um ſo mehr iſt es an der Zeit, denſelben tüchtig zu flicken, Herr Beneficiat, und Sie ſind der rechte Mann dazu.“

„Hm,“ machte der Alte, und zu mir gewendet, fragte er:

„Will man mir dabei helfen? Will man ſich entſchließen, fürohin eine vitam probam ac diligentem zu führen, he?“

„Ich will es verſuchen, Herr.“

„Bene, optime! Nicht zu viel verſprechen, aber deſto mehr halten. So iſt's recht, ſo gefällſt Du mir.“

„O weh,“ dachte ich, „die Sache iſt richtig. Er ſpricht nicht mehr per „man“ mit mir, ſondern dutzt mich; er betrachtet mich alſo ſchon als ſeinen Schüler.“

In der That, die Sache wurde durch eine kurze Verhandlung zwiſchen meinem Vater und dem Beneficiaten vollends in Richtigkeit gebracht. Schon am Nachmittag ſollte ich meinen Lehrcurs im Beneficiathaus antreten.

Als wir uns endlich verabſchiedet hatten und durch den Garten heimwärts gingen, athmete ich ordentlich neu auf.

„Das iſt ein fürchterlicher Menſch, der Beneficiat!“ ſagte ich.

„Ah, gelt, der hat Dich tüchtig in die Klemme gebracht, Michel?“ antwortete mein Vater lachend.

„Was der für Augen machen kann!“

„Er kann noch mehr als „Augen machen,“ lieber Junge. Haſt Du bemerkt, wie gründlich der Fabian überall Beſcheid wußte, wo Du als Pfuſcher und Stümper da ſtandeſt? Der Fabian iſt ein trefflicher Burſch. An dem kann man ſehen, welcher Sporn die Armuth bei edlen Naturen iſt. Befreunde Dich recht innig mit dem Fabian, bring' ihn recht oft zu uns in's Haus und, hörſt Du, Michel? zeig' im Wetteifer mit ihm, daß Du auch nicht auf den Kopf gefallen ſeieſt. Per aspera ad astra! lautet der alte gute Spruch.“

Da der Vater im Dorf ein Geſchäft hatte, gingen wir an der Südſeite des Kirchenhügels hin und hatten bald die erſte Häuſergruppe vor uns. Pferdegetrappel machte uns umſchauen und wir ſahen die vielfach gewundene, ſchmale Straße, welche nach der Stadt hinabführt, ein Gefährt heraufkommen, in welchem zwei Perſonen ſaßen. Beim Näherkommen deſſelben erkannten wir den offenen Jagdwagen des Freiherrn, welcher die zwei ſtolzen Rappen eigenhändig lenkte. Er zog die Zügel an und begrüßte meinen Vater, aber nicht in ſeiner gewohnten jovialen und cordialen Manier, ſondern trocken und mit einer gewiſſen mürriſchen Betonung, welche dem mißmuthigen Ausdruck ſeines Geſichtes entſprach.

In ſeiner gewöhnlichen Verfaſſung war dieſes Geſicht nichts weniger als mißmuthig. Zwar verlieh ihm ein enormer Schnurrbart, deſſen ſtark ergraute Enden bis auf die Bruſt ſeines Eigenthümers herabfielen, etwas Martialiſches und es ſtimmte damit die ganze Haltung des Mannes überein, welche deutlich bekundete, daß derſelbe „Dienſt geſehen," ja ſogar gethan habe und nicht nur auf dem Paradeplatz; allein daneben trugen die Züge des Freiherrn das Gepräge einer gutmüthigen Offenheit und einer gewiſſen, ich möchte ſagen jägermäßig „biderben" Lebensluſt, die nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch Andern das Daſein möglichſt leicht und gemüthlich zu machen liebte. Seltſamer Weiſe waren aber in dieſem wettergebräunten Jägergeſicht auch wieder einige Linien, die auf andere Stimmungen und Neigungen hinwieſen. Zwiſchen den früher röthlich blond geweſenen Brauen ſeiner dunklen Augen lag eine Falte, die auf Jähzorn und jache Entſchlüſſe deuten mochte, und ſo weit der Mund unter dem überhängenden Schnurrbart ſichtbar war, verrieth die Schwingung der Lippen etwas wie gelehrten Eigenſinn. In der That war der Freiherr Bodo von Rothenflüh nicht nur ausgedienter Offizier, großer Jäger und vortrefflicher

Landwirth, ſondern auch ein heftiger Alterthümler. Wenigſtens bildete er ſich ein, das Letztere zu ſein, und zwar gebärdete er ſich bei jeder Gelegenheit als erklärter Keltomane. In dieſer Eigenſchaft lebte er in ewiger Fehde mit meinem Vater, zu welchem er ſonſt nicht ſo faſt als Herr zum Diener, ſondern vielmehr als Freund zum Freunde ſtand, der aber der freiherrlichen Keltomanie ſeine eben ſo hartnäckige Teutomanie entgegenſtellte.

Der Freiherr hatte die ſchöne Herrſchaft Rothenflüh von ſeinem kinderloſen Oheim väterlicher Seite geerbt, noch bei deſſen Lebzeiten. Dieſer Oheim, von welchem weiterhin die Rede ſein wird, lebte einſam auf einem alten Felſenſchloß in den Schweizeralpen, wo die Familie ein kleines Gut beſaß. Von dorther ſtammten eigentlich die Herren von Rothenflüh, welche, zur Reformationszeit dem alten Glauben ſtreng anhänglich geblieben, damals vor dem neuen aus ihrer urſprünglichen Heimat entwichen waren und ſich im ſüdweſtlichen Deutſchland angeſiedelt hatten. Von dem alten Freiherrn erzählte man ſich wunderliche Dinge und jedenfalls war er ein Sonderling. Vor ſiebzehn oder achtzehn Jahren hatte er ſich plötzlich in die Schweiz zurückgezogen und jeden Verkehr mit ſeiner Familie abgebrochen. Bevor er ging, trat er die deutſche Herrſchaft ſeinem Neffen Bodo förmlich ab.

Dieſer war bis dahin bei einem reitenden Jägerregiment geſtanden, in welchem er unter den Rheinbundstruppen mehrere der napoleoniſchen Feldzüge und dann auch die Befreiungskriege gegen Napoleon mitgemacht hatte, letztere wohl nicht ſehr begeiſtert, denn er war ein ſtandhafter Verehrer des großen Schlachtenmeiſters, der ihn zum Ritter der Ehrenlegion gemacht hatte. Neben dieſem Orden hatten ſich noch andere auf ſeiner Bruſt angeſammelt, denn ſeine perſönliche Bravour, wie ſeine militäriſchen Talente waren anerkannt. Er war noch nicht lange zum Oberſtwachtmeiſter avancirt, als ihm das noch nicht ſo bald erwartete Glück zufiel, daß ihn der wunderliche Oheim zum Beſitzer des weitaus größeren und einträglicheren Theils der Familiengüter einſetzte. Er quittirte den Dienſt. Auf ſeinem neuen, ihm bis dahin ſo ziemlich fremd geweſenen Beſitzthum angelangt, traf er meinen Vater unter dem Titel eines Conſulenten als oberſten Verwalter der Herrſchaft. Beide Männer waren offene, ehrliche, liberale Naturen, beide hatten ſich, jeder in ſeiner Weiſe, tüchtig in der Welt getummelt, und da überdies der blühende Zuſtand der Herrſchaft die adminiſtrativen Gaben und juriſtiſchen Kenntniſſe meines Vaters augenſcheinlich bezeugte, ſo entſpann ſich zwiſchen dem neuen Beſitzer und ſeinem erſten Beamten bald eine aufrichtige Freundſchaft.

Dieſes gute Verhältniß wurde noch traulicher und dauernder durch den Umſtand, daß die beiden nicht mehr eben jungen Junggeſellen zur gleichen Zeit mit zwei jungen Mädchen ſich verbanden, welche Herzensfreundinnen waren und blieben.

In einem romantiſchen Thal unſerer Berge lag und liegt noch jetzt das Nonnenkloſter Gnadenbrunn. In den Kriegstrubeln hatte das Kloſter, wie die ganze Gegend, viel gelitten und hatten daher die guten Schweſtern, ihre Exiſtenzmittel zu vermehren, ſich genöthigt geſehen, ein Penſionat zu errichten. Dutzende von Töchtern vermöglicherer Familien von nah und fern erhielten in dieſem, jetzt längſt wieder eingegangenen Penſionat ihre Erziehung. Bei Gelegenheit eines großen Kirchenfeſtes hatten der Freiherr und mein Vater im Sprechzimmer des Kloſters die beiden Freundinnen kennen gelernt, die ſie bald nachher als ihre Frauen heimführten. Am nämlichen Tage feierten ſie ihre Hochzeit. Wie um die zwiſchen den beiden Familien waltende Harmonie zu bekräftigen, gab dann in einer und derſelben Woche die Freifrau ihrem Gatten ſeinen Sohn Berthold und die Frau Conſulentin dem ihrigen ſeinen Sohn Michel. Ja, drei Jahre ſpäter war der freundliche Zufall noch pünktlicher, denn in einer und derſelben geſegneten Mittagsſtunde brachte mir der Storch mein Schweſterlein Hildegard und dem Berthold ſein Schweſterlein Iſolde. Dieſen ſagenberühmten keltiſchen Namen hatte nämlich der

Freiherr ſeinem Töchterlein gegeben, im ausdrücklichen Gegenſatz zu dem echtgermaniſchen, welchen mein Vater dem ſeinigen beilegte.

Aber es muß damals eine recht traurige Zeit auf dem Schloſſe geweſen ſein, denn die Freifrau ſtarb in ihrem zweiten Wochenbett. Der Freiherr brauchte nicht erſt den Wunſch auszuſprechen, meine Mutter möchte ſich ſeiner mutterloſen Kinder annehmen: ſie hätte das ſchon von ſelber gethan. Berthold und ſein Schweſterlein lebten in unſerem Hauſe, bis jener elf und dieſe acht Jahre alt war. Dann erhielt Iſolde eine Gouvernante und ihr Bruder kam mit mir auf's Lyceum, da der Freiherr, welcher ſich nicht wieder verheiratet hatte, von einer hofmeiſterlichen Erziehung ſeines Sohnes Nichts wiſſen wollte. Meine Schweſter Hildegard nahm an dem Unterricht Theil, welchen Iſolde's treffliche Erzieherin dieſer ertheilte. Die Freundſchaft der Eltern pflanzte ſich in ihren Kindern fort, und wie Berthold und ich, ſo waren Iſolde und Hildegard ein Herz und eine Seele. Iſolde insbeſondere hatte ſich gewöhnt, meine Mutter auch für die ihrige anzuſehen. Sie hieß ſie auch ſo und ihr Vater pflegte, wenn das Kind Etwas von ihm verlangte, zu ſagen: Geh' erſt Deine Mutter, die Frau Conſulentin, fragen.

Iſolde war in ihrer körperlichen Entwickelung weiter vorgeſchritten, als meine Schweſter. Das Kindliche an ihrer Geſtalt und in ihrem Weſen begann ſchon in jene (im Ganzen nicht ſehr erquickliche) Vorſtufe zur Jungfräulichkeit überzugehen, welche man wohl oder übel die Backfiſchperiode zu nennen pflegt. Aber Iſolde war immer lieb und anmuthig, auch als Backfiſchchen. Wie ſie an jenem Morgen ſo neben dem griesgrämelnden Vater im offenen Wagen ſaß, mußte Jeder, welcher etwa das wunderſame Gedicht des alten Gottfried von Straßburg kannte — ich ſelber gehörte freilich damals noch nicht zu den Wiſſenden von dieſer mittelalterlichen Prachtroſe unſerer Dichtung — Jeder, ſag' ich, mußte zugeben, daß ſie alle Ausſicht hatte, ſo ſchön und hold zu werden, wie Triſtan's berühmte Geliebte geweſen. Ihre Haare waren in Fülle, und Farbe ſchon jetzt ganz iſoldiſch. Dieſe dreifach um Nacken und Stirn des guten Kindes gewundenen Flechten mußten, aufgerollt, faſt den Boden berühren. Die Farbe war nicht genau zu beſtimmen: ſie ſchimmerte, je nach dem Wechſel des Lichtes, in's Röthliche, Aſchblonde oder Bräunliche. Zuweilen lag ein reizender Goldglanz darauf, welcher, verbunden mit dem ſeelenvollen Blick ungewöhnlich großer Veilchenaugen und dem zarten Incarnat des feingeſchnittenen Geſichtchens, eine ganz eigenthümlich poetiſche Wirkung that. So war die Schönheit Iſolde's im Keime und dieſer Keim entwickelte ſich ſo herrlich, daß ich zur Stunde noch überzeugt bin, nie, weder in der Kunſt noch im Leben, Schöneres geſehen zu haben als Iſolde von Rothenflüh.

Natürlich betete ich ſie an, — wer that es auch nicht? — ſo weit nämlich ein wilder Junge in den Flegeljahren überhaupt Etwas anzubeten vermag. Gewiß iſt, daß Iſolde meine Wildheit merkwürdig zu zähmen verſtand, durch ein Wort, durch eine Handbewegung, durch einen Blick. Mit ihrer engelhaften Güte und Milde verband ſie ſchon als Kind eine überraſchende Klarheit im Beobachten und Denken und eine bedeutende Feſtigkeit des Charakters. Daher der große Einfluß, den ſie auf Alle übte, welche ihr nahe traten. O, er ſollte ſich nur an Einem nicht bewähren, den innigſte Bande des Blutes mit ihr verbanden.

Wie der Freiherr heute eine ungewöhnliche Miene zeigte, ſo ließ auch das Geſicht ſeiner Tochter den gewohnten Ausdruck ruhiger Heiterkeit vermiſſen. Iſolde hielt ihren großen runden Strohhut vor ſich auf den Knieen und ſo konnte ich deutlich wahrnehmen, daß ſie nachdenklich und traurig ausſah. Als ſie mich erblickte, war ein leiſer Vorwurf in ihren Augen zu leſen und dieſe ſchönen, guten Augen waren trübe vom Weinen.

„Das iſt heute ein Tag, welchen die Römer ſchwarz im Kalender anſtreichen würden,“ dachte ich.

„Sie kommen ſchon von der Stadt herauf, gnädiger Herr?“ fragte mein Vater an den Wagen tretend.

Der Freiherr ließ nach ſeiner Gewohnheit beim Sprechen die Zipfel ſeines Schnurrbarts durch die Höhlung ſeiner linken Hand lauſen und warf mir unter dem Schild ſeiner Jagdmütze aus grauem Filz hervor einen nicht ſehr freundlichen Blick zu, obgleich er mich ſonſt ſo gern hatte, daß er mir nicht ſelten einen höchſten Beweis ſeiner Gunſt gab, den, mich für eine Stunde oder zwei ſein Lieblingspferd reiten zu laſſen, was er nicht einmal dem eigenen Sohne geſtattete.

„Ja, komme aus der Stadt," gab der Freiherr zur Antwort, meinem Vater die Hand bietend. „Habe dort Einen auf die Poſt geliefert."

„Einen?" fragte mein Vater.

„Einen, ſag' ich, Conſulent. Können's den rothen Augen des Mädle da anſehen, was für Einen. . . . Hör' 'mal auf, Seldchen, hör' auf zu flennen, 's iſt nicht der Mühe werth. Himmelkreuzſternmillionen —"

Und der edle Freiherr machte ſeinem Unmuth in einer jener populären Redensarten Luſt, die man im gewöhnlichen Leben Flüche nennt und die ihm von ſeiner Soldatenzeit her anhafteten. Er beſaß eine große Virtuoſität in der Compoſition ſolcher Formeln und brachte es mitunter bis zu achtzehn- und zwanzigſylbigen. Gewöhnlich hielt er aber auf halbem Wege inne mit Beifügung eines „und ſo weiter."

„Sie werden doch nicht Ihren Sohn, den Berthold . . ."

„Ja," fiel der Freiherr meinem Vater in's Wort — „eben den Thunichtgut, den Berthold, hab' ich auf die Poſt ſpedirt. Iſt jetzt allbereits auf dem Wege nach der Reſidenz. Iſt Zeit, hohe Zeit, daß der Junge 'mal tüchtig geſchnitzelt werde." —

(In Parentheſe ſei bemerkt, daß der Freiherr, ſtatt „erziehen" zu ſagen pflegte „ſchnitzeln," provinzielle Form für „ſchnitzen.")

„Soll als Regimentszögling in das Uhlanenregiment treten, welches früher mein leichtes Jägerregiment zu Pferde war, wiſſen Sie? Hab's meinem alten Kameraden, dem Oberſt, will ſagen General, geſchrieben. Schrieb ihm, der Burſch müſſe reglementariſch zuſammengenommen werden. Soll erfahren, was militäriſche Dreſſur und Disciplin iſt. Werden ihm auf dem Drillplatz und in der Manège die Mucken ſchon vergehen — Bombenſplitterdonnerwetter und ſo weiter. War ſchnell reſolvirt, als ich geſtern die ſaubere Depeſche vom alten Rector kriegte. Mantelſack gepackt, aufgeſeſſen, marſch!"

„Jetzt wollt' ich aber halt gleich, daß der Teufel alle Rectoren holte," dachte ich, als mir dieſe Expectoration des Freiherrn die Erklärung gab, warum mich die verweinten Augen Iſolde's ſo vorwurfsvoll angeblickt hatten.

Sie ſah in mir den Mitverurſacher der plötzlichen Trennung von dem geliebten Bruder.

Während ich den erwähnten frommen Wunſch im Gemüthe wälzte, ſagte mein Vater:

„Das war ein ſchneller Entſchluß, gnädiger Herr.“

„'s mußte ſo ſein, Conſulent. Hab' das Plänkeln nie leiden können. Immer drauf und dran! Das bricht ein Loch in's Quarrée. Wollte mir zwar auch was über's Herz kriechen, als der Junge und das Mädle da mitſammen flennten, aber — dummes Zeug! Der Burſch mußte fort. Sollte ja doch Dienſt ſehen; alſo je früher, deſto beſſer. Werden ihn beim Regiment ſchon gehörig ſchnitzeln.“

Sprach's, wies mit dem Ende des Peitſchenſtiels auf mich und fügte hinzu:

„Und was fangen Sie mit *Ihrem* Schlingel da an, lieber Freund?“

Das Blut ſchoß mir vor Zorn in's Geſicht, mich ſo cavalierement als Schlingel tractirt zu ſehen, und noch dazu im Angeſicht Iſelde's.

„Ich habe den Burſchen ſo eben dem Herrn Beneficiaten übergeben,“ entgegnete mein Vater.

„Dem Beneficiaten, was? Glauben Sie denn, der alte Taps habe das Zeug, ſo 'nen hagebuchenen Kerl zu ſchnitzeln?“

„Allerdings. Fragen Sie nur den Michel ſelbſt.“

Der Freiherr drehte ſeinen Schnurrbart und warf mir die Frage zu:

„Hat er das Zeug, Junge?“

„Es wird wohl ſo ſein,“ brummte ich.

„So, es wird wohl ſo ſein, meinſt Du? Was der arme Sünder verſtockt dreinſieht — Milliardenſixſtern u. ſ. w. Und Sie bleiben alſo dabei, Conſulent, aus dem da einen Pf ...., will ſagen einen Hairle zu machen? Hat ſich ſehr geiſtlich aufgeführt auf dem Lyceum, das muß ich ſagen .... Doch von was Anderem zu reden, Conſulent, war der Dings da, der Speculant oder Fabrikant, was er iſt, wieder bei Ihnen?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und Sie meinen noch immer, daß wir auf ſeinen Vorſchlag eingehen ſollten?“

„Gewiß. Das Kapital liegt einmal da und iſt dermalen keine günſtige Zeit, es in Grundbeſitz anzulegen. Das vorgeſchlagene Unternehmen muß lucrativ ausfallen, es kann gar nicht fehlen. Der Mann bietet meines Erachtens ausreichende Garantieen. Er iſt ein geriebener Geſchäftsmann.“

„Hm, Conſulent, mir will ſcheinen, er ſei nicht nur gerieben, ſondern durchtrieben. Sein Geſicht gefällt mir nicht.“

„Die Phyſiognomik iſt eine trügeriſche Wiſſenſchaft, gnädiger Herr. Das hat, wie Sie wiſſen, ſchon ihr Gründer Lavater zu ſeinem Schaden und Spott erfahren müſſen.“

„Sie ſind doch ſonſt ſo vorſichtig, lieber Freund; wie kommt es, daß Sie in dieſem Falle ſo ſchnell Vertrauen faßten?“

„Das kommt daher, daß unſer Mann offenbar ein induſtrielles und commercielles Genie iſt. Als ich ihn letzten Sommer auf meinem Ausflug in die Schweiz kennen lernte, eröffnete er mir ganz neue Einblicke in die induſtrielle Bewegung, welche in jenem Lande viel weiter vorgeſchritten iſt als bei uns, als in Deutſchland überhaupt. Man wird ſich, glaube ich, darein finden müſſen, auch dieſſeits des Rheins an dieſem Aufſchwung der Induſtrie theilzunehmen, obgleich ich zugebe, daß es noch fraglich, ſehr fraglich ſein mag, ob eine rein bäuerliche Bevölkerung nicht glücklicher ſei als eine induſtrielle.“

„Darauf will ich alle Eide ſchwören, Conſulent. Ich hab' voriges Jahr in Belgien mit eigenen Augen das induſtrielle Heil geſehen. Fabrikpack — puah! Nein, bewahr' uns Gott in Gnaden, daß ſolcher Greuel jemals über unſere ſchönen Thäler komme.“

„Das iſt vor der Hand auch gar nicht zu befürchten, gnädiger Herr, und überhaupt handelt es ſich im vorliegenden Falle keineswegs darum, hier bei uns induſtrielle Etabliſſements einzuführen, ſondern nur darum, drüben in der Schweiz ein gerade müſſiges Kapital in einem derartigen Unternehmen nutzbringend zu placiren."

„Sie trauen alſo dieſem Menſchen?"

„Ja. Ich hatte Gelegenheit, an Ort und Stelle Erkundigungen über ihn einzuziehen. Man rühmte mir ihn allgemein als einen ſpeculativen Kopf, als einen in vielen Geſchäftszweigen außerordentlich gewandten und dabei raſtlos thätigen Mann."

„Aber auch als einen ehrlichen, was?"

„Auch als einen ehrlichen. Würde ich mich ſonſt irgendwie mit ihm eingelaſſen haben? Wie Sie wiſſen, habe ich ihm aus eigenen Mitteln ein Kapital in's Geſchäft gegeben. Die Intereſſen, welche daſſelbe abwirft, ſind ungewöhnlich bedeutend."

„Conſulent, Conſulent, ich glaubte bislang, Sie wären der letzte Menſch, welcher ſich vom Geldteufel blenden laſſen würde."

„Das thu' ich auch nicht; aber wo iſt denn der Mann, der einem völlig rechtmäßigen Gewinn aus dem Wege gehen möchte? Ueberdies wiſſen Sie, ich bin bedeutend älter als meine Frau und .... kurz, ich wünſche, daß Gertrud auch als Wittwe 'mal zu leben im Stande ſei, wie ſie es gewohnt iſt."

„Hm, Conſulent, ich denke, die Frau Conſulentin wird auch als Wittwe unter allen Umſtänden leben können, wie ſie es gewohnt iſt, ſo lange ein gewiſſer Bodo von Rothenflüh oder irgend eine Perſon dieſes Namens da iſt.“

„Dank, Dank, mein gnädiger Herr und Freund! Ich weiß, jede Sylbe der guten Worte, welche Sie da ſprachen, kam aus dem Herzen. Um aber auf das Geſchäft zurückzukommen ....“

„Hole der Henker das Geſchäft! Ich verſtehe keinen Pfifferling davon und, wie geſagt, das Geſicht des Mannes gefällt mir nicht.“

„Das beklage ich und möchte wünſchen, er hätte, um dieſen Stein des Anſtoßes zu beſeitigen, ſeinen Schwager hergeſchickt, welcher eines der redlichſten Geſichter beſitzt, die man ſehen kann.“

„Iſt dieſer Schwager auch mit im Geſchäft?“

„Freilich. Er iſt der eigentliche Techniker, wie ſeiner Frau Bruder der eigentliche Speculant in dem gemeinſchaftlichen Geſchäft iſt. Daſſelbe hat ſich ſeit Jahresfriſt wieder bedeutend erweitert, wozu die herrliche Waſſerkraft, in deren Beſitz die beiden Schwäger ſind, ſo zu ſagen dringend aufforderte. Neben der Spinnerei iſt jetzt auch eine mechaniſche Weberei in Betrieb geſetzt und eine Maſchinengießerei iſt im Bau begriffen. Auch für ein Laboratorium zur Verfertigung chemiſcher Producte ſind bereits die Pläne entworfen.“

„Das Alles muß ja ein Heidengeld koſten.“

„Trägt aber auch ein Heidengeld ein, wenn 'mal Alles in Thätigkeit iſt.“

„Das glaub' ich, aber ich will's doch noch 'mal beſchlafen, bevor ich ein ſo großes Kapital, wie das geforderte, einem Menſchen mit einem Geſicht anvertraue, welches mir, zum dritten Mal geſagt, nicht gefällt. Sie ſind alſo dafür, wie?“

„Allerdings, und mit welchem Vertrauen, mag Ihnen der Umſtand bezeugen, daß ich ſo ziemlich entſchloſſen bin, all' mein Erſpartes bei den unternehmenden Schwägern anzulegen.“

„Das könnte freilich auf meinen Entſchluß bedeutend influenziren. Nun, wir wollen morgen die Sache mitſammen überlegen. Heute bin ich zu Solchem nicht aufgelegt. Will in den Wald, will jagen, bin — im Vertrauen geſagt — noch etwas Beſſerem auf der Spur als einem Fuchs oder Bock.“

Der Freiherr zwinkerte, indem er dieſes ſagte, liſtig mit den Augen und machte ein ſehr geheimnißvolles Geſicht.

„Ach, gnädiger Herr, Sie meinen doch nicht etwa die problematiſche Mithrashöhle?“

„Die problematiſche? Nein. Aber die wirkliche, ja.

— Siebenundſiebzig Schock blitzblaue u. ſ. w. Ich habe die Höhle entdeckt, ich! Ja, Conſulent, Sie ungläubiger Thomas, der Sie wiſſen wollten, daß nie eine römiſche Legion hier herum geſtanden, ich ſag' Ihnen, die Höhle iſt da, oder beſſer die Grotte, denn 's iſt 'ne Art Grotte, 'ne veritable Mithrasgrotte, ſo wahr ich Bodo heiße."

Ich ſpitzte die Ohren bei dieſer Wendung des Geſpräches. Der Freiherr tummelte ſein Steckenpferd der Alterthümelei und ich wußte gar wohl, auf welchem Terrain das gegenwärtig mit Vorliebe geſchah. Es war damals eine gelehrte Mode, den Spuren der durch die Römer vermittelten Verzweigungen altorientaliſcher Culte im weſtlichen Europa eifrig nachzugehen, und der edle Freiherr machte dieſe Mode redlich mit.

„Sie haben eine Mithrasgrotte entdeckt, gnädiger Herr?" fragte mein Vater. „Wirklich? Hier bei uns?"

„Ja, wirklich und hier bei uns."

„Wo denn?"

„Eigentlich ſollt' ich Ihnen das noch nicht ſagen, aber Sie mögen's immerhin wiſſen. Die Grotte befindet ſich im Weißachforſt."

„Im Weißachforſt? Alle Welt! Wer hätte das gedacht? Und Sie haben auch den Mithrasſtein gefunden?"

„Noch nicht. Aber daß einer in der Höhle ſein muß, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Werde dieſer Tage ſcharf nachgraben laſſen. Aber was lacht denn der Junge?“

Ich lachte wirklich, denn als ich ſah, wie die beiden Alterthümler über die fragliche Mithrasgrotte in Feuer geriethen, kitzelte mich der Einfall, dem Freiherrn einen Poſſen zu ſpielen. Ich war nämlich damals noch ein ſo ſchlechter Chriſt, daß ich es entſchieden mehr mit der alttestamentlichen Rachepraxis als mit der neuteſtamentlichen Vergebungstheorie hielt. Der Freiherr hatte mich Angeſichts ſeines Töchterleins, welches heute ohnehin gar Nichts von mir wiſſen zu wollen ſchien, einen Schlingel und armen Sünder genannt — das ſollte ihm nicht ſo hingehen, dem Gott Mithras ſei Dank!

Der Freiherr ſagte endlich dem Vater Adien und trieb ſein Geſpann an. Im Fortrollen deſſelben konnte ſich Iſolde in ihrer Herzensgüte doch nicht enthalten, halb zurückgewendeten Kopfes mir einen recht guten und tröſtlichen Blick zuzuwerfen. Aber ich war nun auch ſtolz und that, als ob ich von dieſer Freundlichkeit keine Notiz nähme.

Daheim traf ich ebenfalls rothgeweinte Augen und zwar in dem allerliebſten Geſichtchen meines Schweſterleins. „Denke Dir,“ ſagte das kleine Ding mit gepreßter Bruſt, — „denke Dir, der Berthold iſt fort und hat nicht einmal Abſchied von uns genommen. Iſt das nicht recht traurig?“ — „Na,“ verſetzte ich großartig, „'s hat ſchon mancher dumme Junge fort gemußt und dumme Mädelchen haben hinter ihm drein geflennt und der Himmel iſt deshalb doch nicht eingefallen."

„Wie Du nur heute wieder biſt!" ſagte die Kleine, mich mit ihren verweinten Augen groß anſehend.

Fünftes Capitel.

Landjugend. — Von meinem Vater. — Ein humoriſtiſcher Sprung. — Don Murr. — Die „Strickſtunden" meiner Mutter. — Scrupel einer Nonne. — Claſſiſche Entzückungen des alten Hairle. — Ein unfrommer Betrug. — O, du Kinderzeit!

Ich habe die Sentimentalität meiner Wertherperiode nie ſo vollſtändig vergeſſen können, als daß ich in Städten, beſonders in großen, einer Schaar von Kindern begegnend, dieſelben nicht herzlich beklagt hätte. Auch in Städten, ich gebe es zu, mag die Kinderzeit ihre Poeſie haben, aber ich bin ſtandhaft der Anſicht, daß ſie ſich mit einer auf dem Lande verlebten Kindheit nicht meſſen könne. Hier, wo man die Natur ſo zu ſagen aus erſter Hand hat, ſind die Beziehungen des Kindes zum Naturleben viel unmittelbarer und inniger, und wo nicht die Schlange der Armuth das Paradies der Jugend allzu frühzeitig und zudringlich vergiftet, wird dieſes in der Erinnerung eines Landkindes immer hellleuchtender ſtehen bleiben als in der eines Stadtkindes. Natürlich. Die werkeltägige Proſa des Lebens muß ſich dem Stadtkind viel früher aufdrängen als dem Landkind, deſſen Sinn viel länger friſch, deſſen Vorſtellungen viel länger naiv bleiben. Es gibt einen deutſchen Dichter, Jean Paul, der dieſe ländliche Friſche und Naivetät bis in ſein Alter bewahrte. Der große Humoriſt war trotz ſeiner etwas confuſen Gelehrſamkeit, die er vielleicht mitunter allzu gern zeigte, eigentlich ſein Lebenlang ein „ernſthaft ſpielend Kind.“

Meine Jugend blieb, ungeachtet ich jetzt den weitaus größeren Theil des Tages hindurch unter der ſtrengen Aufſicht eines pedantiſchen Lehrmeiſters ſtand, noch immer eine ländlich glückliche. Zu der Pedanterei des Beneficiaten, welcher ſo unerbittlich an meinem Schulſack flickte oder denſelben vielmehr ganz neu zuſchnitt, daß ich mich endlich damit ſehen laſſen konnte, bildete die humoriſtiſche Bonhommie meines Vaters einen wohlthätigen Gegenſatz. Ich vergaß alle grammatikaliſchen Leiden, alle ſyntaktiſche Plackerei, welche ich die Woche über ausgeſtanden, wenn er, wie er zu thun gewohnt war, in der Frühe eines ſchönen Sonntagmorgens mit uns Kindern hinausging in die thauige Friſche und uns das ewige Buch der Schönheit leſen lehrte, in welchem unſere Heimatgegend ein ſo anmuthiges Blatt darſtellte. Bei ſolchen Wanderungen brach die Poeſie, welche in meinem Vater lebte, ohne daß er Verſe ſchrieb, hervor, wie, nach einem ſchönen Wort Immermann's, „die Thräne aus der Rebe im Lenz,“ und oft noch ſummt mir die Strophe eines mir unbekannten Dichters im Gedächtniß, welche ich ihn an ſo einem Sonntagsmorgen, als wir die Sonne glorreich über unſere Berge aufgehen ſahen, glänzenden Auges vor ſich hin ſprechen hörte: —

„Sonnentragend, Hauptverneigend
Trinkt der Hochwald Nebelflut,
Bergesmutter haltend ſaugend
An der Bruſt die Quellenbrut.
Weltumkreiſend, Allbeſieger,
Kommt der Tag triumphend her,
Bunte Wolken, ſeine Tiger,
Taumelnd, lächelnd reitet er.“ . . .

Mein Vater war Pantheiſt. Er fühlte in Allem und Jedem den Athem der großen Weltſeele. Wenn er uns von dem religiöſen Fühlen, Vorſtellen und Thun der heidniſchen Altvordern erzählte, ging etwas wie Rauſchen der alten Götterhaine, wie uralter Waldgeruch durch ſeine Rede. Es wurde dann ſeinen Zuhörern ſo andächtig zu Muthe, wie ihm ſelber war. Sein Gedächtniß war ein unerſchöpfliches „Wunderhorn“ alter Sagen, Mythen und

Lieder. Wenn meine Schweſter Hildegard, die unſerer Mutter klare, hohe und reine Stimme geerbt, im Verein mit ihrer Freundin Iſolde, die einen prächtigen Alt beſaß, dem Vater ſo ein echtes, altes Volkslied ſang, ging ihm das Herz auf. Er liebte die Muſik leidenſchaftlich. Meine Mutter unterrichtete den Fabian und mich im Clavierſpiel, während meine Schweſter dieſes Inſtrument und das nach meinem Gefühl noch ſchönere, die Harfe, zugleich mit Iſolde auf dem Schloſſe ſpielen lernte. Da haben wir denn dem Vater an manchem Abend mit einem improviſirten Concert die Stirne geglättet.

Und das war zuweilen nöthig, denn wie alle humoriſtiſchen Naturen bewegte ſich auch die meines Vaters in Contraſten. Sein urſprünglich brauſendes Temperament war zwar allmälig durch die Jahre ſehr geſänftigt worden, aber mitunter ſchlug ſeine Sanguinität immer wieder durch die ruhige, ich möchte ſagen behagliche Gefaßtheit, welche er ſich allmälig angewöhnt hatte. Daraus erklärt ſich denn auch der Feuereifer, womit er ſich plötzlich für die beginnende induſtrielle Bewegung der Zeit intereſſirte. Wenn ſonſt in ſeinen Mußeſtunden Bücher wie Göthe's Werke oder die Forſchungen unſerer großen Germaniſten kaum aus ſeinen Händen gekommen waren, ſo ſah man ihn jetzt häufig über nationalökonomiſchen und techniſchen Schriften brüten und er ließ es ſich angelegen ſein, auch mir einigen Geſchmack an ſolchen Werken beizubringen. Ich erinnere mich, daß ich mich ihm zu Liebe einmal durch einen dicken Wälzer über Maſchinenkunde mit Ach und Krach durchfocht und dann auf ſein Befragen nicht verhehlte, daß ich mich ob dem Ding ſchrecklich gelangweilt hätte. Das Alles, meinte ich, ſei doch grauenhaft maſchinenmäßig. „Ja,“ verſetzte er und ſeine munteren Augen wurden dabei ganz traurig, „ja grauenhaft maſchinenmäßig, das iſt wahr. Armer Junge, ich fürchte, Du wirſt ein eiſernes Zeitalter erleben, eine Zeit, wo die Maſchinen mehr gelten werden als die Menſchen ....“ Und nach einer Pauſe ſetzte er ſchwermüthig hinzu: „Es iſt ſeltſam und erſchreckend, wie dieſe materiellen Intereſſen Alles zu zerreiben, zu verſchlingen drohen. Du verſtehſt mich jetzt noch nicht, Michel; aber es wird ein Tag kommen, mein Knabe, wo Du meine Beſorgniß vor dieſer Alles und Alle beſtrickenden Macht des materiellen Beſitzes begreifen wirſt. Du biſt jetzt nachgerade alt genug, um einzuſehen, daß die alte Zeit nicht ſo gut und ſchön und roſenfarben war, wie der Phantaſt, der Fouqué, und andere Thoren ſeiner Art ſie geſchildert haben; aber ſie verehrte doch noch Götter, ſie huldigte Idealen, wenn auch oft in bizarren und grotesken Formen. Schon unſere Gegenwart dagegen ſetzt eine ſo altkluge Miene auf, als wäre aller Cultus des Schönen, des Heiligen als eine abgethane Kinderpoſſe nur ſo in die Rumpelkammer der Weltgeſchichte zu werfen, und wenn das ſo fortgeht, werden die Menſchen bald thun, als gäbe es gar keine ideellen Lebensmächte mehr. Dämon Mammon wird ihnen die Götter erſetzen. Neulich ſah ich ihn Nachts im Traume. Ob der in eine ungeheure, qualmende Eſſe verwandelten Erde laſtete er, ein rieſiges Scheuſal, ein Weltalp, und mit ſeinen ſchwarzen Rieſenfledermausfittichen ſtreifte er einen ſchönen Stern nach dem andern vom Himmelsgewölbe. Es war ein böſer Traum.....“

Solche trübe Stimmungen des Vaters waren aber vorübergehende und manchmal rettete er ſich aus denſelben vermittelſt eines plötzlichen humoriſtiſchen Sprunges. So auch eines Tages, etwa ein Jahr nach meiner lyceiſtiſchen Kataſtrophe, als ich, einen Auftrag des Freiherrn zu beſtellen, Abends den Vater auf ſeinem Geſchäftszimmer aufſuchte. Er war nicht allein, denn an der Thüre ſtand ein junger Bauerburſch, in der linken Hand einen verſchloſſenen Korb tragend, aus welchem ein halblautes Geſcharre und Gepiepe kam, und mit den Fingern ſeiner Rechten verlegen ſeine pelzverbrämte Mütze drehend. Mein Vater ſaß mit aufgeſtemmten Ellenbogen hinter ſeinem großen Actentiſch und ſtarrte in einen vor ihm liegenden Brief. Seine Brauen waren zuſammengezogen und ſein Blick hatte einen ſo ſeltſam wilden Ausdruck, wie ich noch nie an ihm wahrgenommen.

„Vater,“ begann ich, „der gnädige Herr läßt Dich grüßen und ...“

Er ſah auf, blickte mich ſtier an und ein ſchwerer Seufzer brach laut über ſeine Lippen.

„Was ſoll's?“ fragte er rauh.

Ich ſagte, was ich zu ſagen hatte, aber er nahm offenbar wenig oder gar nicht Notiz davon.

„Iſt Dir unwohl?“ fragte ich, da ich bemerkte, daß ſein ſonſt ſo geſund rothes Geſicht ganz fahlblaß war.

Er winkte nur abwehrend mit der Hand. Da bemerkte er den unglücklichen Bauerjungen an der Thüre, und als bedürfte das Gewitter in ſeiner Bruſt einer gewaltſamen Entladung, ſchrie er ihn mit einer Donnerſtimme an:

„Was willſt Du, Kerl?“

So ein Donnerſchlag machte den armen Burſch vollends ganz confus. Er ließ ſeine Pelzkappe fallen, ſtotterte einige unartikulirte Töne hervor, trat dann, wie mit einem verzweifelten Entſchluß, dem Tiſche näher, ſtellte ſeinen Korb auf den Boden, öffnete den Deckel und heraus ſprang ein halb Dutzend junger Hahnen oder Kapaunen, die ſich alsbald mit verſtörtem Gegluckſe im Zimmer verbreiteten.

„Hollah, he, was ſoll das, Du Kaliban?“ ſchrie mein Vater.

„Herr Conſ'lent, Herr Conſ'lent,“ ſtammelte der

Burſch, ſich verzweifelnd mit beiden Händen hinter den Ohren kratzend.

„Was denn? So thu' doch das Maul auf, Du Kreuzſchwerenöther!“

„Die Muetter, die Muetter,“ ſtammelte der Unglückliche.

„Was ſoll's mit Deiner Mutter?“

„Die Muetter hat halt g'meint .... von wegen der Streue im Birkachwäldle .... und derweil die Koppen* huir** ſo wohl g'rathen ſind ... und fett ſind d' Dinger, 's iſt wohr .... und, Tone, hat ſie g'ſagt, Tone, 's Schmiera und 's Salba hilft nummaeiniſt allethalba ...“

„Was?“ fuhr mein Vater los. „Beſtechen will man mich? Mich mit Kapaunenfett ſchmieren und ſalben? Wart', ich will Dich ſogleich auch ein Bißle ſalben. Wo iſt mein Meerrohr? Du verdammter ....“

Mitten in dieſer drohvollen Diatribe hielt er aber inne, denn die ſchafsmäßige Miene des großen Jungen, der ganz verdattert*** daſtand, machte ihn plötzlich hell auflachen.

„Michel, fang' die Beſtien zuſammen,“ befahl er mir und ich brachte es unter großem Gekreiſche und Geflatter der Thiere glücklich zu Stande, dieſen Befehl auszuführen.

---

* Kapaunen.

** Heuer.

*** Verdutzt.

Mein Vater war aufgeſtanden und kam hinter dem Actentiſch hervor.

„Herr Jeſes, Herr Jemine!“ ſtammelte der Burſch, einen Blick des Entſetzens in die Ecke werfend, wo das Meerrohr meines Vaters lehnte.

Aber das gefürchtete Inſtrument wurde nicht in Thätigkeit geſetzt. Mein Vater nahm mir den Korb ab, in welchen ich die Kapaunen wieder verſchloſſen, und trat damit auf den Jungen zu, welcher ſeinerſeits ſich ſo lange „rückwärts concentrirte,“ bis er an der Zimmerwand anſtieß. Er hätte ſich gern durch dieſelbe gezwängt, wenn es nur möglich geweſen wäre.

Bei meinem Vater hatte der Humor augenſcheinlich den Zorn verdrängt. Er trat hart vor den Burſch hin, gab ihm den Korb, um deſſen Tragring ſich die Finger des Geängſtigten mechaniſch ſchloſſen, und ſchnaubte ihn an:

„Verſtehſt Du Latein?“

„La—la—la—latein?“ ſtotterte der Burſch.

„Aber Du weißt doch, was eine Grabſchrift iſt?“

„Sell* iſt numme ein Geſchrift uf ’nem Grabkreuz, mein’ i.“

---

* Selbiges.

„So 'was ungefähr, ja. Nun paß' auf, Burſch, und ſchreib' Dir's hinter Deine langen Ohren. War 'mal vor Zeiten ein wackerer römiſcher Legionsſoldat. Als der zu ſterben kam, verordnete er, daß man ihm auf ſeinen Grabſtein die Worte grabe: „Ich lebte, wie es einem freien Manne geziemt. Was ich gegeſſen und getrunken habe, iſt mir zu gute gekommen, ſonſt Nichts.“ … Verſtehſt Du mich?“

„Noi.“

„Du ewiger Latſche! Der langen römiſchen Grabſchrift kurzer, deutſcher Sinn iſt: „Selber eſſen macht fett.“ Das verſtehſt Du doch, Boppel?“ *

„Sell verſtand i ſcho.“

„Wohl, ſo thue darnach und ſag' Deiner Mutter, ſie ſoll es auch ſo machen, d. h. nota bene mir gegenüber. Die Streu im Birkachwäldle könnt ihr holen, will's dem Förſter ſagen … und jetzt pack' Dich!“ ….

Am folgenden Morgen nach dieſer burlesken Scene verreiſte mein Vater für mehrere Wochen. Bei ſeiner Rückkehr war er ernſt, faſt düſter geſtimmt, wennſchon er es zu verbergen ſuchte. Er ſagte mir damals, als er eine Weile mit mir im Garten allein war, mit eindringlicher Betonung: „Michel, merk' es Dir, die Phyſiognomik iſt

---

* Boppel = Latſche

doch keine ganz eitle Wiſſenſchaft. 's iſt Etwas dran, ja, bei Wodan und Frauwa! Im Uebrigen, Junge, traue den Menſchen nicht gar zu ſchnell und gar zu ſehr, hörſt Du? Schaff' Dir bei Zeiten eine gehörige Portion Mißtrauen an. Man hat's nöthig in dieſer Hundewelt, d. h. die Welt wäre ſchon recht und ſchön, aber die Menſchen, die Menſchen .... na, ich will fürder mißtrauiſch ſein trotz Einem, mißtrauiſch wie 'ne Gluckhenne."

Mit dieſem Vorſatz ging es wohl kaum viel anders, als mit ſeinem faſt täglich erneuten und doch nie zur Ausführung gebrachten Entſchluſſe, die Gegenwart des Katers Murr beim Mittageſſen nicht mehr zu dulden. Beſagter Kater, nach dem berühmten Callot-Hoffmann'ſchen genannt, war ein koloſſales, ſchwarz und grau getigertes Exemplar ſeiner Gattung und nahm in der Thierfreundſchaft meines Vaters unmittelbar die Stelle nach dem alten Hylas ein. Er war dem Vater und uns Allen über die Maßen anhänglich, ſeinem Hausgenoſſen Hylas brüderlich zugethan, gravitätiſch wie ein Hidalgo Calderon's, aber mit einem unausrottbaren Diebsſinn behaftet. So lange bloß die Suppe auf dem Tiſche ſtand — Suppen behandelte Don Murr mit ſouveräner Verachtung — ſaß das Thier ganz ruhig und manierlich zwiſchen Hildegard und mir auf der Bank. Sobald aber das Fleiſch kam, ſchlich ſich unverſehens eine der katerlichen Pfoten am Tiſchrand herauf und ein bald mehr bald weniger unverſchämtes Gehäckel bedrohte den Inhalt unſerer Teller. Beachtete man dieſe Demonſtration nicht, ſo ſtieß Don Murr ein paar mürriſche Mau, Mau als indianiſchen Kriegsruf aus, und wollte man auch das nicht verſtehen, ſo erfolgte ein offener Angriff.

„Was, ſchon wieder?“ rief dann der Vater aus. „Wart', Murriſſime! Was, ein wiſſenſchaftlich gebildetes Vieh wie Du und ſtehlen! Da nimm Dir den alten Hylas zum Muſter, der geduldig wartend da ſitzt, eine hündiſche Statue menſchlicher, nein, unmenſchlicher, übermenſchlicher Beſcheidenheit. Hollah, Hildegard, nimm Deinen Teller in Acht! Hat man denn gar nie Ruhe vor der verdammten Beſtie? Jetzt will ich ſie aber beim Eſſen gewiß nie wieder im Zimmer haben. Fort damit!“

„Aber, lieber Alter,“ ſagte meine Mutter, „das Eſſen ſchmeckt Dir ja doch nicht, wenn Dein wiſſenſchaftlich gebildetes Katervieh nicht dabei iſt.“

„Warum nicht gar? Was iſt das wieder für ein Einfall? Man dichtet mir doch wunderliches Zeug an.“

„Behüte Gott, lieber Fritz. Du kannſt recht wohl ohne den ewigen Störenfried ſein. Schaff' ihn hinaus, Michel.“

„Ja, thu' das, Michel, d. h. da er nun doch einmal da iſt, ſo gebt ihm 'was unter den Tiſch. Thiere wollen auch leben, Gertrud, weißt Du? Aber von heut' an ſoll er während des Mittageſſens in's Exil geſchickt werden."

Dazu lächelte dann meine Mutter, und wenn ſie ſich am folgenden Tage den Spaß machte, Don Murr vor dem Eſſen aus dem Zimmer zu entfernen, ſo traf regelmäßig ein, was wir Alle erwartet hatten. Der Vater ſetzte ſich, legte die Serviette über die Schenkel und tätſchelte mit der Linken den Kopf des würdigen Hylas, der unwankbar ſeinen Poſten neben dem Stuhle ſeines Herrn einnahm. Dann griff der Vater zum Löffel, aß aber nicht, ſondern gab allerlei Zeichen von Unbehaglichkeit, bis er endlich fragte: „Aber wo iſt denn Sennor Murr?" Auf dieſes Stichwort hin eilte meine Schweſter oder ich, die Thüre zu öffnen, und herein ſchoß das wiſſenſchaftlich gebildete Vieh, den mächtigen Schweif bolzgerade in die Höhe geſtellt und ein lang gezogenes Miau des Triumphes ausſtoßend.

Die Thierliebhaberei meines Vaters war nur ein Ausfluß ſeiner Herzensgüte. Er aber behauptete umgekehrt, Liebe zu den Thieren mache den Menſchen mild und gütig. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß wir Kinder ſeine Liebhaberei theilten, und ſo hatten denn die Mutter und unſere zwei alten Mägde ihre liebe Noth mit der bunten Menagerie, die ſich in unſerem Hauſe anſammelte. Nur die kriechenden Beſtien waren ausgeſchloſſen, denn der Vater konnte ſie ſo wenig leiden wie die kriechenden Menſchen. Und doch verabreichte er mir eines Tages eine unvergeßliche Ohrfeige, da ich als kleiner Bube eine harmloſe Blindſchleiche muthwillig zertrat. Er lehrte uns auch ſeine mannigfaltigen Thierzähmungskünſte, allein ich profitirte von dieſem Unterricht lange nicht ſo viel, wie mein Freund Fabian, welcher, wie der geneigte Leſer ſeines Ortes ſehen wird, ſpäter Thierliebhaberei und Thierzähmung in's Große trieb.

Aber nicht allein gegen Thiere war mein Vater gütig und liebevoll und es half ihm auch gar Nichts, daß er, namentlich in ſpäteren Jahren, zuweilen ſich einbildete, ein Menſchenfeind zu ſein, und demnach das Rauhe heraus zu kehren verſuchte: die Leute wußten doch, daß der Herr Conſ'lent niemals, ſo weit es überhaupt in ſeinen Kräften ſtand, eine gegründete Klage ungeſtillt laſſe. Er war der allgemeine Vertrauensmann der ganzen Gegend und mit Stolz und Rührung denke ich daran, daß mir ſpäter Seitens alter Leute in meiner Heimat oft der Ausdruck dankbarer Rückerinnerung begegnete: „O, Herr Hellmuth, Euer Vater ſelig, der Herr Conſ'tent, das war ein Männle! Der hatte ein Herz für die armen Leute! So Einer thut nicht mehr leben. Und Eure Mutter ſelig, die Frau Gertrud, bei der hatte man eine Zuflucht in allen Nöthen. O Herr Jeremle, wie war die gut und fromm!“

Ja, das war ſie. Nie hat ſie ſich Ruhe gegönnt, ſo lange ſie in ihrer Nähe ein Leid wußte, welches ſie zu lindern hoffen konnte. Die kleinen Schwächen, die ihr in Stunden anhafteten, welche mein Vater ihre „Strickſtunden“ zu nennen pflegte, traten vor ihren edlen und guten Eigenſchaften weit zurück. In ihren Strickſtunden konnte ſie, wie wir ſahen, eine energiſche Disputirluſt entwickeln, welche der Vater gewöhnlich dadurch zu pariren ſuchte, daß er dieſelbe mit irgend einer humoriſtiſchen Wendung für eine nur ſeiner eigenen Neigung zu Controverſen zu Gefallen entfaltete ausgab. Er ließ auch merken, daß er dieſe Schwäche oder Stärke der Mutter für eine Folge ihrer klöſterlichen Erziehung halte; aber gerade hierin widerſprach ihm die Mutter am hartnäckigſten. Was, einen ſolchen Schatten auf die Klöſter im Allgemeinen und vollends auf das Kloſter Gnadenbrunn im Beſonderen fallen laſſen? Nimmermehr!

Der Vater mochte aber nicht ſo Unrecht haben, denn die Nachwirkung der klöſterlichen Erziehung auf meine Mutter war jedenfalls eine höchſt bedeutende. Hierin hatte auch ihr brennender Wunſch, mich dereinſt in Chorhemd und Meßgewand zu ſehen, ſeine Wurzel. Obgleich ihre Frömmigkeit durch Bildung hinlänglich geklärt war, um keine dumpfe zu ſein, hatte ſie doch eine ſchwärmeriſche Vorſtellung von der Würde des geiſtlichen Standes. Die großen Kirchenfeſte waren für ſie Herzensfeſte. Da machte ſie ſich, zur Winters- wie zur Sommerszeit, vor Tagesanbruch mit Hildegard und mir nach Gnadenbrunn auf, wo ſie von den älteren Schweſtern mit einer Zärtlichkeit empfangen wurde, deren Fülle zu groß war, um auf eine Perſon gehäuft werden zu können. Daher bekamen auch Hildegard und ich unſern guten Antheil davon. Wir wurden da immer mit Küſſen überhäuft und mit Leckerbiſſen vollgeſtopft, namentlich von der jüngſten Freundin meiner Mutter, der Schweſter Bertha, deren ſanftes Madonnengeſicht aus dem ſchneeweißen, wundervoll gefältelten Weihel ſo roſig hervorblühte. Einmal, am Frohnleichnamsfeſt, als ich aus einem kleinen Jungen allmälig ein größerer geworden war und demnach den Willkommskuß der guten Schweſter recht herzhaft erwiederte, zog ſie ſich hocherröthend zurück und flüſterte meiner Mutter zu: „Ich weiß nicht, Gertrud, Dein Bub', der Michel … er iſt ſeit einem Jahre ſo gewachſen ….“ „O,“ verſetzte meine Mutter lächelnd, „mache Dir keine Scrupel. Er iſt ein Kind, ein pures Kind ….“ „Hm,“ dachte ich und ſtreckte mich gewaltig — „hat ſich was mit dem puren Kind!“ und Schweſter Bertha dürfte ebenfalls meiner Anſicht geweſen ſein, denn ſie hat mich von da an nie wieder geküßt …..

Und Du, Domine Zipfelius, antediluvianiſcher Magiſter und foſſiler Philologe, wie oft haſt Du mich und wie ſelten hab' ich Dich ergötzt! Den letzteren Umſtand könnte ich jetzt faſt bereuen, denn ich ſchulde Dir Dank, aufrichtigen Dank, armer, alter Hairle — aber was hätteſt Du von all meiner Reue? Du biſt längſt hingegangen, wo die räthſelhafte Textausgabe des Menſchenlebens ihren befriedigenden Commentar erhält ... oder auch nicht. Aber mag es ſich damit ſo oder ſo verhalten, Dir ſei die Erde leicht! Und ſie muß es ſein, denn bei allen Schrullen, die Dir eigen waren, iſt ein harmloſerer Bücherwurm, als Du, niemals durch die Griechen und Römer und Hebräer gekrochen.

Aber ich thue Dir noch im Grabe Unrecht, guter Domine, indem ich das häßliche Wort kriechen auf Dich anwende. Denn, o, Du konnteſt fliegen, konnteſt Dich aufſchwingen in die höchſten Regionen claſſiſcher Entzückungen. Hättet ihr ihn nur geſehen, den alten „verhutzelten“ Beneficiaten, wenn ihm der ewig edle Wein antiker Poeſie zu Kopfe ſtieg. Da war er gar nicht mehr der grämliche Alte, der menſchenſcheue Sonderling, da glaubte er an die ſchönen Götter und an die großen Menſchen des Alterthums, und wenn er dieſen Glauben ſo recht manifeſtirte, vergaßen der Fabian und ich ſogar ſeiner Brille und der furchtbaren Blicke, die er dahinter hervor oder vielmehr darüber hinweg auf uns zu ſchießen pflegte, wenn wir uns gegen die Feinheit einer Cicero'ſchen Periode gleichgültig verhielten oder eine joniſche Form mit einer attiſchen verwechſelten.

Sehr oft hatten wir freilich ungeheure Mühe, unſere rebelliſchen Lachmuskeln zu bändigen, denn der gute Beneficiat hatte das Unglück, gerade in ſeinen höchſten Aufſchwüngen ſehr komiſch zu erſcheinen. Ich muß noch jetzt laut auflachen, wenn ich mir vergegenwärtige, wie der alte Hairle, des Ariſtophanes „Wolken“ mit uns „tractirend,“ bei dem Vers:

„In Lüften ſchweb' ich, forſchend der Sonne [illegible] —

leibhaftig in die Poſition des Sokrates ſich hinein verſetzte und, während er mit weit auf die Naſenſpitze vorgeſchobener Brille in das Buch hineinbohrte, zugleich auf ſeinem alten Lederſtuhl hin- und herrutſchte und mit den mageren Armen wedelte, als ſchwebte er wirklich in Lüften. Oder, wenn ich daran denke, wie er die Horaz'ſche Ode: „Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus“ — heftig declamirte und in wortgetreuer Befolgung der Aufforderung des Dichters wüthend den Boden ſtampfte, daß dicker Staub aufwirbelte, und dabei, er, der geſchworene Waſſertrinker, in ein weitläufiges Lob des Feuers und der Blume von altem Falerner und Cäcuber ausbrach und zuletzt, wahrſcheinlich bemerkend, daß uns das Waſſer im Munde zuſammenlief, uns plötzlich anſchnarrte: „Uebrigens, puerculi, wißt Ihr, daß der göttliche Pindar geſagt hat, das Beſte ſei Waſſer .... „Spaßhaft war es auch, wenn er bei der ſchönen Ode: „O, matre pulchra filia pulchrior“ — die Gegenwart, ſich ſelbſt und uns vergeſſend, lange vor ſich hinbrütete, um dann mit weinerlich elegiſcher Stimme zu recitiren:

. . . . „Mich auch entflammete
Die Glut der Bruſt in ſüßer Jugend“ ...

und ſchließlich, wahrnehmend, mit wie großen Augen wir ihn anguckten, heftig den Kopf ſchüttelte, eine furchtbare Priſe in ſeine Naſe ſchob und murrend ſagte: „Das iſt dummes Zeug, Burſche, purer, blanker Unſinn — proh dolor! Hütet Euch vor Allotriis! Die Weibsſtücker — in die Gehenna mit ihnen, mit allen!“ .... Der arme Beneficiat, — die „Glut,“ welche ihm „in ſüßer Jugend“ die Bruſt entflammt hatte, wie dem unſterblichen Dichter der Philoſophie des Nil admirari, mußte zweifelsohne in ſehr unſanfter Weiſe gelöſcht worden ſein — der arme Beneficiat ließ keine Gelegenheit vorübergehen, gegen das ſchöne Geſchlecht loszuziehen, wobei ihm aber doch in ſeiner Zerſtreutheit manchmal eine entgegengeſetzte Aeußerung entwiſchte. Als wir eines Tages in der Ilias an die ſchöne Stelle kamen, wo erzählt wird, wie Priamos und die anderen greiſen Häuptlinge der Troer auf der Thurmzinne am ſkäiſchen Thore ſaßen und Helena daher gewandelt kam und die alten Herren bei ihrem Anblick entzückt in die Worte ausbrachen:

„Niemand tadle die Troer und hellumſchienten Achaier,
Daß um ein ſolches Weib ſie ſo lang ausharren im Elend.
Einer unſterblichen Göttin fürwahr ja gleicht ſie von Anſehn!"

da wiegte unſer Präceptor ſinnend das groteske Haupt und ſagte nachdenklich: „Sie muß in der That ſehr ſchön geweſen ſein, dieſe Helena, ſehr ſchön — was meint Ihr?"... Aber er ließ uns keine Zeit zum Antworten, ſondern ſagte, wieder ganz Zipfel, in ſeinem polterndſten Tone: „Die jämmerlichen alten Narren! Na, das hölliſche Weibsſtück hat ihnen 'ne hübſche Suppe eingebrockt .... Perge im Text, Fabian!" ....

Als wir nach beendigter Stunde zum Mittageſſen heimgingen, ſagte ich unterwegs zu meinem Mitſchüler, der alte Hairle möge pfuchzen*, wie er wolle, die Helena müſſe doch ein verflixt ſchönes Weibsbild geweſen ſein. So ſchöne gebe es jetzt wohl gar nicht mehr.

„Das glaub' ich doch nicht," meinte der Fabian.

„Ah, Du glaubſt, es gebe noch ſolche?"

„Ja."

„Dann meinſt Du Iſolde."

„Nein, nicht Iſolde."

---

* Pfuchzen, pfauchen, fauchen — zornig thun.

„Wen denn?“

„Hildegard.“

„Dummes Zeug! Wo haſt Du Deine Augen? Aber das iſt luſtig, — ich will's dem kleinen Nickel ſagen, daß Du ſie für eine Helena anſiehſt.“

„Thu' das nicht, Michel,“ bat Fabian ängſtlich, „thu' das nicht! Es könnte Hildegard verdrießen, denn, weißt Du, die Helena war im Grunde doch ein ſchlimmes Weibsbild“. . . . . . .

Mein Vater gab, dem einſeitig claſſiſchen Unterricht des Beneficiaten von zwei Seiten her ein wohlthätiges Gegengewicht. Er leiſtete nämlich meiner erwachenden Neigung, mich mit unſeren vaterländiſchen Alterthümern bekannt zu machen, eifrigen Vorſchub und regte mich zur Erlernung der modernen Sprachen an, d. h. der engliſchen und italiſchen, denn die franzöſiſche haßte er und ließ es daher mit geheimer Befriedigung geſchehen, daß ich ſie vernachläſſigte. Iſolde's Erzieherin ertheilte einen ganz paſſabel guten Unterricht in den neueren Sprachen, in welchen die Tochter des Freiherrn und meine Schweſter ſchon recht ordentlich Beſcheid wußten. Da war es denn erbaulich anzuſehen, wie die beiden Mädchen an dem Michel herum cultivirten und ſprachmeiſterten. Der Michel hatte es wirklich nöthig und ließ es ſich auch mit ziemlich guter Manier gefallen, beſonders von Seiten Iſolde's. Weniger geduldig nahm ich es hin, wenn auch den Freiherrn zuweilen die Laune anwandelte, mich ein Bißle zu ſchnitzeln, wie er ſagte. Zwar, ſo lange dieſes Schnitzeln ſich auf die Disciplinen des Reitens, Fechtens, Jagens und Schießens bezog, war ich ſein geduldiger und auch ziemlich gelehriger Schüler; ſo wie aber der gute Herr darauf ausging, mich zum Adepten ſeiner keltomaniſchen Myſterien zu machen, ging mir die Geduld aus, um ſo mehr, da ich in Nachahmung meines Vaters ein heftiger Germane war. Der Freiherr mochte ſich noch ſo ſehr abmühen, mir Intereſſe an ſeinen keltiſchen Cromlechs, Wagſteinen, Dolminen und Kiſt-ven beizubringen, es ging nicht. Auch die Druiden und ſogar die Druidinnen ließen mich kalt und ſelbſt von dem Waſchbecken der Göttin Ceridwen und von dem mythiſchen Wonneeiland Avalon wollte ich nicht viel wiſſen. Dagegen entzückten mich die Götter- und Heldenſagen der Edda und der Heimskringla, welche mir der Vater dolmetſchte, und ich gab natürlich dieſem im Stillen immer Recht, wenn er in hitzigem Disput mit dem Freiherrn die keltiſchen Hypotheſen deſſelben bekämpfte und ſchon dem „Steinalter," dem „Bronzealter" und dem „Eiſenalter" unerbittlich den germaniſchen Charakter vindicirte.

Der Vater und ich hatten auch dem Freiherrn gegenüber ein kleines Geheimniß mitſammen. In der freiherrlichen Sammlung von Alterthümern befand ſich nämlich als ein hochgeſchätztes Prachtſtück der Mithrasſtein, welchen der Freiherr in der von ihm gefundenen oder erfundenen Mithrashöhle im Weißachforſt richtig ausgegraben hatte. In der That zeigte dieſer Stein, wenn auch nur in roh eingekritzelten Umriſſen, die reliefartige Darſtellung des Mithrasmythus: den Jüngling Mithras mit der phrygiſchen Mütze, auf einem Stier knieend, welchem er ein Meſſer in den Hals ſtößt — bekanntlich die Befruchtung der Erde durch die Sonne ſymboliſirend. Der Freiherr hatte an dieſem Fund eine wahrhaft kindliche Freude und mein Vater war nicht ſo grauſam, ſie zu ſtören. Aber er konnte nie an dieſer Zierde des freiherrlichen Muſeums vorübergehen, ohne ſtill vor ſich hin zu lächeln, und er wußte wohl warum. War er doch, als der Freiherr nicht lange nach jener Morgenbegegnung ſeinen Fund triumphirend verwies und ich dabei ein boshaftes Feixen nicht ganz verbergen konnte, ſo lange in mich gedrungen, bis ich nicht mehr leugnete, welche unſägliche Liſt, Geduld und Mühe ich mir es hatte koſten laſſen, um, nachdem ich in der väterlichen Bibliothek ein Mithrasbild aufgeſtöbert, daſſelbe mit äußerſter Anſpannung meines kleinen Talents zum Zeichnen auf einem gehörig verwittert ausſehenden Stein nachzukritzeln, dann die fragliche Mithrashöhle auszukundſchaften und in einer Ecke derſelben den glorioſen

Stein zu vergraben. Ich hatte freilich bei Ablegung dieſes Geſtändniſſes die bittere Erfahrung machen müſſen, daß ein Betrug mitunter zum Glück des Betrogenen und zu ſehr fühlbarem Unglück des Betrügers ausſchlagen könne.

Aber auch dieſe Wolke am heitern Himmel meiner Knabenzeit ging vorüber. Allerdings war ich ſchon nicht mehr in dem Alter, wo man die Laſt der großen Sorge, genannt Menſchenleben, noch gar nicht auf den Schultern fühlt; aber wenn ſie ſich dann und wann ankündigte, ſo übte ſie doch nur einen Flaumdruck aus. Wie waren wir vier Kinder, Iſolde, Hildegard, Fabian und ich, ſo glücklich in unſerer Freundſchaft, unſerer harmloſen Fröhlichkeit, in unſeren Spielen, ſogar in den Mühen des Lernens. Wir hielten zuſammen, als müßte das für das ganze Leben ſo ſein, als könnte es gar nie anders werden. Noch nöthigte uns nichts, mit unſeren Gedanken in der Zukunft zu leben, noch war für uns Alles friſchlebendige Gegenwart. Das Herz wird mir weit und weich, indem ich dieſes ſchreibe und mich in die Erinnerung an die Scenen meines Jugendidylls verſenke. Ich ſehe mich wieder mit meinen geliebten Gefährten durch Feld und Wald ſtreifen, über die Felſen klettern und am Bache hinſchlendern, Blumen pflückend, Pickelflöten aus Weidenrinde fertigend, ſingend, lachend, Geſchichten erzählend, tauſend Poſſen treibend. Ich ſehe uns auf der Gondel über den Parkweiher hingleiten und ſehe uns bei der Mutter Fabian's um den weißtannenen Tiſch ſitzen, mit Kinderappetit die „Sträuble“ vertilgend, welche uns die gute Frau zum Namenstag ihres Knaben gebacken. Ich höre noch, wie Iſolde fröhlich in die Hände klatſchte und ihr Vater ein beifälliges Sternmillionenkreuzdonnerwetter losließ, als es mir zum erſten Mal tadellos gelang, auf dem feurigen Schweißfuchs über die Barriere zu ſetzen, und ich glaube noch in dieſem Augenblick zu fühlen, wie laut und ſtolz mir das Herz an die Rippen pochte, als ich drüben im Jungholz, an der Brennighalde, an der Seite meines freiherrlichen Gönners, meinen erſten Bock ſchoß, meinen erſten Rehbock, wohl verſtanden.

Trotz dieſen nicht unglücklichen Verſuchen in den noblen Paſſionen und trotzdem, daß mich die gute Schweſter Bertha droben in Gnadenbrunn nicht mehr küſſen wollte, war ich eigentlich noch ſo ziemlich ein vollkommener Kindskopf. Die reine Atmoſphäre, in welcher ich aufgewachſen, hatte meine Seele vor jeder vorzeitigen Trübung bewahrt. Deshalb, lieber Leſer, kann ich zugleich ſo heiter und darf ich ſo ſehnſüchtig mit Rückert ſagen:

Aus der Kinderzeit, aus der Kinderzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
Ach, wie liegt ſo weit, ach, wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

Sechstes Capitel, —

worin der Satz bewieſen wird, mit welchem es anfängt.

Aber aus Kindern werden, wie bekannt, mit der Zeit Leute.

Es war im „Oehmdet,“ d. h. der zweite Grasſchnitt lag zum Trocknen auf den Wieſen, und die Bergwälder machten ſchon da und dort Miene, ihr buntes Herbſtkleid anzuziehen, als wir Fünfe eines ſchönen Nachmittags am Waſſerfall hinabſtiegen, den Steg bei der Mühle überſchritten und dann rechtshin das Thal hinabgingen.

Ich ſagte: wir „Fünfe,“ denn Berthold war auch mit dabei und ging mit Hildegard voran. Hoch aufgeſchoſſen, bewegte er ſich dennoch mit einer Tournüre, welcher man anſah, daß der Tanzmeiſter ſeine Schuldigkeit an ihm gethan, und trug die kleidſame Uhlanenuniform mit viel Bewußtſein. Die Sporen klirrten ihm romantiſch an den zierlichen Stiefeln und von Zeit zu Zeit gab ſeine blanke Säbelſcheide einen gar ritterlichen Klang. Er hatte auch Grund, den Kopf hoch zu tragen, denn die Goldborte, welche den rothen Kragen ſeiner blauen Uniform ſäumte, ſagte deutlich genug, daß der Herr Regimentszögling auf der letzten Vorſtufe zur Lieutenantſchaft glücklich angelangt ſei. Endlich war es auch motivirt, daß der junge Herr mit Zeigeſinger und Daumen häufig die Gebärde des Schnurrbartdrehens machte, denn ſeine Oberlippe wies in der That die flüchtige Andeutung eines Bartes der Zukunft auf.

Wenn Du der Meinung ſein ſollteſt, lieber Leſer, dieſe Worte hätten einen neidgelben Anſtrich, ſo kann ich Dir nicht ganz Unrecht geben. Ja, ich beneidete den Berthold recht ordentlich um ſein glänzendes Auftreten und dieſes Unbehagen wurde noch erhöht durch ein unklares Gefühl der Beſorgniß, welches mich ergriff, wenn ich ſah, mit was für bewundernden Blicken mein Schweſterlein den jungen Kriegsmann betrachtete. Die arme Hildegard hatte in der Naivetät ihrer fünfzehn Jahre noch nicht gelernt, ihre Augen zu beherrſchen, und jetzt hatte ſie, ich ſah es wohl, ihre Freude daran, daß Berthold es immer zu machen wußte, der Schmalheit des Fußpfades zum Trotz ihr zur Seite zu bleiben.

Es waren drei Jahre verfloſſen, ſeit Berthold zum Regiment gekommen und ich dem Beneficiaten zum „Geſchnitzeltwerden“ übergeben worden. Vor zwei Jahren, als Berthold ſeine erſte Urlaubszeit zu Hauſe zugebracht hatte, war er noch ſo ziemlich der alte wilde, aber gute Burſch geweſen. Diesmal war es anders. Berthold kam als angehender oder gar ſchon angegangener Dandy, der ziemlich deutlich merken ließ, daß er ſich als künftigen

Offizier und Freiherrn fühle. Das mochte noch hingehen; aber daß in dem Gebahren des Jugendkameraden mitunter ein gewiſſes Etwas vortrat, welches andeutete, daß derſelbe von Blaſirtheit wenigſtens ſchon habe läuten gehört, das berührte mich höchſt widerwärtig. Ich konnte mir freilich über dieſen Widerwillen um ſo weniger Rechenſchaft geben, als mir der junge Herr Anfangs durch ſein herrenmäßiges Benehmen faſt nicht weniger imponirte, als dem ſchüchternen Fabian; aber ich wurde in meinem Gefühle dadurch beſtärkt, daß ich den Vater in einem unbewachten Augenblicke zur Mutter ſagen hörte: „Was für ein verhenkerter Zieraff' iſt der Berthold geworden!“

Von Hildegard und dem jungen Cavalier richteten ſich meine Blicke auf Iſolde, die eben ſo ſchweigend vor mir herging, wie Fabian hinter mir. Ich weiß noch ganz gut, daß das junge Mädchen ein leichtes Sommerkleid von heller Farbe trug, welches die knoſpende Schönheit ihrer Formen hervortreten ließ. Sie hielt ihren Strohhut läſſig in der linken Hand und ſo glänzte ihr wunderbar ſchönes Haar hell in der Sonne. Mit ihrer zarten, weißen Rechten ſtreifte ſie im Gehen gedankenvoll die Blätter von dem Erlengeſträuche am Wege.

Meine Blicke hingen an der ſchlanken, anmuthsvollen Geſtalt und — dieſe Blicke waren nicht mehr ſo ganz die eines Knaben.

Nun, ich war denn auch kein Knabe mehr. Hatten wir nicht, der Fabian und ich, vor vierzehn Tagen in der Hauptſtadt das Maturitätsexamen ſiegreich beſtanden? Hatte ich mir nicht bei dieſer Gelegenheit eine burſchikos ausſehende Mütze gekauft, um mich damit als angehenden Studenten zu manifeſtiren, der binnen wenigen Wochen die Univerſität beziehen ſollte? Hatten wir nicht, der Fabian und ich, drüben in Guhlhauſen auf dem freiherrlichen Sommerbierkeller im Geheimen die furchtbaren Proben des Tabakrauchens und des Vor- und Nachtrinkens ſo beſtanden, daß uns nachher Fabian's Mutter vermittelſt ſchwarzen Kaffees von den Folgen dieſer ſtudentiſchen Experimente kuriren mußte? Nein, ich war kein Kind mehr.

Und doch wieder noch Kind genug, daß mir Iſolde's Benehmen in letzter Zeit höchſt wunderlich vorkam. Warum war ſie ſo ſtill, ſo in ſich gekehrt? Warum zog ſie ſich mehr und mehr von mir zurück? Warum war ſie bei aller Freundlichkeit doch ſo einſylbig gegen mich?

Ueberhaupt hatte es mir oft ſcheinen wollen, als ob zwiſchen uns Vier, Iſolde, Hildegard, Fabian und mich, etwas Störendes getreten ſei. Schon vor Berthold's Ankunft. Aeußerlich zwar hatte ſich nichts geändert, denn offenbar hatte weder der Freiherr noch hatten meine Eltern einen Grund, trennende Schranken zwiſchen uns Kindern aufzuführen. Sie waren wohl nicht der Anſicht der modernen und modernſten Erziehung, welche es liebt, junge Leute wie wilde Thiere von einander abzuſperren. Kommen dann die beiden ſo peinlich von einander getrennten Geſchlechter mit Zeit und Gelegenheit dennoch plötzlich zuſammen, ſo verwundern ſie ſich gegenſeitig höchlich, daß ſie gar nicht wild, ſondern ganz zahm ſeien, daß ſie einander keineswegs Etwas zu Leide, ſondern im Gegentheil Alles zu Liebe thun möchten, und aus dieſer Ueberraſchung entſpringen oft ſeltſame Geſchichten.

Vor ſolcher Verwunderung und Ueberraſchung waren wir geſichert: wir hatten die Kinderſchuhe *mitſammen* ausgetreten, aber wir *hatten* ſie ausgetreten. Ja, wir Alle waren keine Kinder mehr.

Es iſt, denke ich, unbeſtritten und unbeſtreitbar, daß der Schmetterlingsflügelſtaub der Unſchuld an Mädchenſeelen viel länger und inniger haftet, als an Knabenſeelen. Aber, wenn mich nicht Alles täuſcht, dürfte die Behauptung, daß der Unterſchied des Geſchlechtes dem Mädchen trotzdem viel früher als dem Knaben zum Bewußtſein kommt, wenn auch nur dunkel und unſchuldsvoll, keine ungerechtfertigte ſein. *Der* Inſtinct, welcher, geiſtig potenzirt, zugleich die höchſte Tugend des Weibes ausmacht, die Schamhaftigkeit, läßt die feinen Nervenfühlfäden eines jungen Mädchens vor einem männlichen Jugendgenoſſen auf einmal ſcheu zurückbeben, während des Letzteren gröberes Nervengeflechte noch in harmloſer Ruhe verharrt.

In dieſem Falle hatte ich mich befunden, als ich bemerkte, daß Iſolde immer zurückhaltender gegen mich wurde. Ich ſchalt es brummig eine dumme Laune, wenn ſie ſich mit meiner Schweſter von mir und Fabian abſonderte. Dieſer jedoch, eine feiner organiſirte Natur als ich, hatte wohl ein tieferes und richtigeres Gefühl für die Sache. Wo ich über das, was ich alberne Mädchengrillen nannte, nur lachte, wurde er traurig und ſeine Traurigkeit wuchs nach der Ankunft Sr. ſporenklirrenden freiherrlichen Gnaden, des Herrn Uhlanenlieutenants in spe. Was mich betrifft, ich meinte, nachdem ich erſt einmal gefunden, es ſei dumm, vor den Sporen, dem Säbel und dem rothen Kaskett des Junkers Reſpect zu haben, ja, ich meinte, Berthold ſpiele mit ſeiner affectirt militäriſch-lakoniſchen Sprache und mit ſeiner Lorgnette, die er, nota bene, wenn es ſein Vater nicht ſah, mit ſo ungeheuerlichen Grimaſſen in den rechten Augenwinkel kniff, eigentlich mehr eine ſcurrile als heroiſche Rolle. Iſolde verrieth zwar nicht durch Worte, zeigte aber durch ihr Benehmen, daß ſie meiner Meinung ſei. Der Ernſt ihres Weſens, in letzter Zeit ohnehin ſelten und immer ſeltener durch Anflüge der ihr ſonſt eigenen anmuthigen Schalkhaftigkeit unterbrochen, ſchien ſich dem Haſenfuß von Bruder gegenüber zu verdoppeln. Eines Abends, als wir in unſerem Garten in alter guter Weiſe mitſammen Muſik machten und unſere guten alten Lieder ſangen und Berthold nicht mitſang und ſchließlich mit vornehmer Herablaſſung meinte, es ſei doch „affreus," daß man auf dem Lande ſo gar Nichts von den „pompoſen" — (pompos und affreus waren Lieblingsausdrücke des jungen Kriegers) — neueſten Opern wiſſe, und dabei ſo „ſparreſantelig," wie unſere Bauern ſagen, ſeinen zukünftigen Schnurrbart drehte und mit der Lorgnette manoeuvrirte, hörte ich ſeine Schweſter leiſe zu meiner Mutter ſagen: „Aber, Mütterle, wird man denn in den großen Städten ſo ... ſo unausſtehlich?" — „Was fällt Dir ein, Kind?" entgegnete meine Mutter. „Berthold lebt in der Reſidenz, da muß er eben thun, wie es dort Mode iſt." — Die Mutter hatte ein Faible für ihren Pflegeſohn und, die Wahrheit zu ſagen, er ſeinerſeits benahm ſich gegen ſie ſo, wie es der urſprünglich geſunden und guten Anlage ſeines Weſens entſprach.

Meine gute Mutter mochte die unvortheilhafte Veränderung, welche mit Berthold vorgegangen, mit dem Hang zur Renommiſterei entſchuldigen, welcher dem angehenden Jüngling anklebt; in den Augen von meiner Mutter Tochter dagegen bedurfte Berthold's Benehmen gar keiner Entſchuldigung und, Alles zuſammengenommen, war es denn doch eben kein Wunder, daß ein fünfzehnjähriges

Mädchen den wiedergekehrten Jugendgeſpielen, der trotz ſeiner Lorgnette und trotz Alledem und Alledem in ſeiner blanken Uniform ein verteufelt hübſcher Burſch war und ſeine frühere Geſpielin noch immer ſo augenſcheinlich bevorzugte, wie vordem, nicht mit böſen Augen anſah.....

Wir ſtrichen lange zwecklos durch Wieſen und Wälder. Da ich für meine Perſon des Ariſtoteles Definition vom Menſchen als eines „Politikon Zoon“ durchaus rechtfertige, ſo iſt brütende Schweigſamkeit nie ſehr meine Sache geweſen. Verſuchte alſo ein Geſpräch mit Iſolde anzuknüpfen, aber das junge Mädchen war heute ſo ungewöhnlich ernſt und gab mir ſo einſylbige Antworten, daß ich den Verſuch nicht weiter trieb und ein paar Schritte zurückblieb, um auf Fabian zu warten.

„Du,“ ſagte ich unwirſch zu ihm, „unſer Domine Zipfelius hat am Ende doch Recht, was die „Weibsſtücker“ anlangt. Was, zum Henker, iſt denn in die beiden Mädle gefahren? Sie thun ja nur ſo, als ob wir Beide gar nicht mehr auf der Welt wären.“

„O, Du kannſt Dich nicht beklagen,“ verſetzte der Fabian, „aber ....“

Er brach ab und ſeufzte, der gute Junge, und lugte mit trüben Blicken nach vorne, wo Berthold und Hildegard noch immer ſchäkernd und lachend neben einander hergingen.

„Mira!“[*] ſagte ich, den Kopf aufwerfend, und ſo recht mit dem kindiſchen Trotz meines Alters zog ich meine, bis dahin vor Jedermann, dem Fabian ausgenommen, verheimlichte Pfeife hervor und erfüllte, recht breit vor Iſolde einhertölpelnd, die klare, milde Luft mit den renommiſtiſchen Wolken einer Tabaksſorte, die gerade nicht zu den feinſten gehörte.

„Armer Michel!“ hörte ich Iſolde leiſe hinter mir ſagen.

Ich wollte nicht, aber ich mußte mich doch umkehren. Das gute ſchalkhafte Lächeln von ehedem umſpielte den reizenden Mund des jungen Mädchens.

„Warum armer Michel?“ fragte ich ſo majeſtätiſch, als ich nur immer vermochte, und blies eine neue Wolke in die Luft.

„Weil Fabian's Mutter jetzt mit ihrem ſchwarzen Kaffee nicht bei der Hand iſt.“

„Verflucht!“ dachte ich, „wie hat die Dundershexe jene ſchwarze Kaffeegeſchichte erfahren?“

Sprach's bei mir, kehrte mich um, ſtapfte wüthend an Berthold und Hildegard vorbei und rauchte, als müßte ich heute noch allen Tabak auf der weiten Welt aufrauchen. Aber, ſeltſam zu ſagen, ſchon nach einigen Minuten überfiel mich eine Art Angſt, ich möchte mit meinem Gerauche in den Augen Iſolde's doch recht lächerlich erſcheinen, und — die Pfeife verſchwand wieder in meiner Taſche.

---

[*] Meinetwegen! mir Einerlei!

Da wir lange und weit gegangen, ruhten wir, auf dem Rückweg begriffen, an der einſamen Breunighalde aus. Auf der waldumſäumten Wieſe lag das halb gedörrte Oehmd in „Schochen“ aufgehäuft. Wir nahmen uns ſolche Schochen zu Ruhepolſtern und hörten dem Berthold zu, welcher von den Herrlichkeiten des Reſidenzlebens erzählte. Er war ſo recht im Zuge und ich war einfältig genug, mich darüber zu ärgern. Zuletzt machte ich meinem Mißmuth in einem unhöflichen Gähnen Luft, ſtand auf und ging in den Wald, wo ich mich grämelnd auf das Moos niederwarf. Aber eine wunderliche Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, mit meinen Freunden, mit der ganzen Welt, ließ mir keine Ruhe und trieb mich wieder auf die Wieſe hinaus, wo ich mich abſeits von den Andern auf einen Oehmdhaufen warf. Iſolde's Spott ging mir im Kopfe herum. „Jetzt verhöhnt ſie Dich vollends,“ dachte ich, „das fehlte noch! Aber was kümmert's mich?“ — Und doch kümmerte es mich gewaltig. Zuletzt duſelte ich ein, von Hitze, Müdigkeit und Verdruß erſchöpft.

Ich mochte ziemlich lange geſchlummert haben, denn als ich die Augen wieder aufthat, lag der rothe Schein der Abendſonne auf der einſamen Waldwieſe. Fabian, Berthold und Hildegard befanden ſich nicht in meinem Geſichtskreis, aber ich mochte auch gar nicht nach ihnen ausſchauen, denn unfern von mir erblickte ich Iſolde.

Geſenkten Blickes kam ſie mit zögernden Schritten auf mich zu.

Ich rührte mich nicht, aber das Herz hämmerte mir in der Bruſt, als wollte es mit Gewalt heraus.

O, wie war das junge Mädchen ſchön! Mir ſchien, die Abendſonne wöbe eine leuchtende Gloriole um das liebliche Geſicht. Aber es war Iſolde's Goldhaar, welches in den rothen Sonnenſtralen glänzte, die durch das Buchenlaub zitterten.

Leſer, ich bin leider kein Poet und kann es daher nicht verſuchen, den ſeligen Wirrwarr der Gefühle, welcher mich in jenem Augenblick überfluthete, Dir zu beſchreiben.

Genug — auch in Deiner Bruſt hat ja wohl einmal der himmelan jauchzende Lerchenſchlag geklungen, welchen die Menſchen erſte Liebe nennen. Er tirilirte jetzt in meiner Seele, — hell, laut, wunderbar!

War es heilige Scheu, fromme Befangenheit, war es inſtinktartige Liſt, — was weiß ich? — ich blieb unbeweglich und ſtellte mich ſchlafend, während doch mein ganzes Weſen ſo wach war, daß ich durch die geſchloſſenen Augendeckel zu ſehen glaubte.

Iſolde kam näher, immer näher, ich hörte ihren leiſen Tritt auf den duftenden Oehmdſchwaden.

Jetzt ſtand ſie wieder ſtille, zögerte, hob wieder das zierliche Füßchen, ſetzte es unſchlüſſig nieder, dann leiſe, leiſe vorwärts, bis ſie mir zur Seite ſtand.

Was wollte nur das Mädchen?

Ich fühlte den Blick ihrer ſüßen Veilchenaugen auf meinem Antlitz.

Jetzt machte ſie eine Bewegung — ich blinzelte vorſichtig — Iſolde hatte ſich gebückt und machte ſich mit beiden Händen auf dem Boden zu ſchaffen — ich riskirte es, für einen Moment die Augen weiter aufzumachen — ſie ſammelte Grashüpfer, die wir in unſerer Gegend Heuſchrickel oder Heuſtöſſel nennen — erhob ſich dann, ließ ihre Blicke raſch auf der Halde umhergehen — der Michel ſchlief wieder, aber im nächſten Augenblick hatte er große Mühe zu ſchlafen, denn, von Iſolde's Hand auf ihn niedergeſtreut, krabbelten und kribbelten die behenden Thierchen in ſeinem Kraushaar.

Alſo auf einen Kinderſcherz war es abgeſehen? — Ich meinte zu ſterben vor Schmerz und Zorn.

Aber ich hielt ſtille und ſchlief.

Iſolde beugte ſich zu mir herab und mußte ſich auf ein Knie geſenkt haben, denn ihr Athem ſtreifte meine Wange.

Durch das Pochen meines Herzens hindurch meinte ich das ihrige ſchlagen zu hören.

Ihre weiche Hand legte ſich ſachte auf meine heiße Stirne und glitt dann linde an meiner Wange herab.

Mit gewaltſamſter Selbſtüberwindung hielt ich die Augen geſchloſſen.

Ein banger Athemzug des Mädchens, ein leiſer Seufzerhauch — und raſch wie der Gedanke, ſüß und keuſch wie Blumenodem ſtreifte ein Kuß über meine Lippen hin.

Da, wie hätte es anders ſein können? — da ſchloſſen ſich meine Arme um den Nacken Iſolde's und hielten die theure Beute an meine Bruſt gepreßt.

Sie ſtieß einen Schrei jungfräulichen Schreckens aus.

„Du biſt mir gut, Iſolde?“ flüſterte ich, trunken von Glück.

„Oh!“

Sie ſagte nur dies, nur dieſe eine Sylbe und fuhr bebend und verwirrt empor. Ihre Wangen erblaßten, ihr Blick war der eines verwundeten Rehs und wie ein ſolches lief ſie die Halde hinab, ſich im Dickicht zu bergen.

Indem ich ihr folgte, ging ich wie in Lüften, wie in Sternen, kurz, ſo wie Du, mein Leſer, wohl auch einmal gegangen biſt, und wenn nicht, ſo laß mich Dich herzlich beklagen.

Ich holte Iſolde in dem Waldſtreiſen, der thalwärts die Halde ſäumt, nicht mehr ein. Schon eilte ſie jenſeits des Baches den Rain hinauf und dort gingen auch Bertbold und Hildegard Hand in Hand. Aber am Waldſaum ſtieß ich auf Fabian, welcher bleich und verſtörten Auges an dem Stamm einer Tanne lehnte, unſern drüben den Rain hinangehenden Freunden nachſtarrend.

„Was haſt Du denn?“ fragte ich ihn.

„Er hat ſie geküßt!“ ſtammelte er.

„Wirklich?“

„Und ſie hat ihn wieder geküßt!“

Er preßte es mühſam hervor, der arme Junge. Dann warf er ſich zu Boden, verbarg ſein Geſicht im Mooſe und weinte bitterlich.

Zweites Buch.

Theorie.

Erſtes Capitel.

Eine Warnungstafel. — Von einem heiligſten Wunder. — „Treib' das Kalb aus!" — Ein Gewiſſensbiß und ein altes Sprüchwort. — „Ade nun, ihr Lieben!" — Eine Haarſchnur, ein Dolchſtoß und eine ſchwarze Kluft. — Debüt in der Renommiſterei. — Jung und thöricht.

Indem ich die Feder wieder anſetze — Leſer! ſchon dieſer hausbackene Ausdruck kann Dir verrathen, daß Du es mit einem ziemlich altfränkiſchen Menſchen zu thun haſt — alſo, indem ich wieder die Feder anſetze, meine Denkwürdigkeiten oder, beſcheidener geſprochen, meine Erinnerungen weiter zu führen, muß ich als ehrlicher Mann hier eine Warnungstafel aushängen.

Darauf ſteht geſchrieben: „Man hüte ſich vor Illuſionen!" — Nämlich, ich kann der zarten Leſerin und dem gewiegten Leſer, welche dieſes Buch zur Hand nehmen ſollten, durchaus nicht verſprechen, daß daſſelbe den neueſten Zuſchnitt novelliſtiſcher Mode tragen werde. Ich bin jeder

Zeit gern meinen eigenen Weg auf meine eigene Weiſe gegangen und ſo ſchreib' ich auch. Wer daher ſeinen Gaumen unwiderbringlich an Sue'ſche Ragouts und Dumas'ſche Fricaſſées gewöhnt hat, ſchlage das Buch ſofort zu. Ich verſtehe Nichts von ſolcher Kochkunſt. Zwar werde ich im Weiteren nicht bloß, wie bisher, Idylliſches, ſondern leider auch Modernſtes, auch Leidenſchaftliches und ſogar Schreckliches zu erzählen haben; aber ich geſtehe zum Voraus meine Ungeſchicklichkeit, ſolchen Gerichten jenen Pariſer Hautgout anzukünſteln, welcher die unſterblichen Werke der großen neuzeitlichen Novelliſten jenſeits und dieſſeits des Rheines ſo beliebt gemacht hat. Ich habe die altväteriſche und, wie ich wohl einſehe, ſehr unpolitiſche Neigung, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Das iſt thöricht und doppelt thöricht zu einer Zeit, wo die Poloniuſſe, welche auf Verlangen in einer und derſelben Minute eine Wolke für ein Kameel oder für ein Wieſel oder für einen Walfiſch anſehen, zu Dutzenden in der Literatur herumlaufen. Aber es kann doch, in Gottesnamen, nicht Jeder ein Polonius ſein. Es werden daher in meiner Erzählung keine Diebe und Mörder figuriren, die eigentlich philoſophiſche Tugendſpiegel ſind, es werden darin auch keine Marienblumen und andere Magdalenen heilig geſprochen und ſelbſt die Bauern — denn auch von Bauern werde ich zu reden haben — werde ich auftreten laſſen, ohne ſie vorher zum Umkleiden und Parfümiren in eine ſtädtiſche Trödlerbude zu ſchicken, ſogar auf die Gefahr hin, daß ihre „natürliche“ Natur ihnen den Zutritt in Kreiſen verſperre, wo überhaupt nur Masken gern geſehen und wohl gelitten ſind.

Nachdem ich ſo meinem Gewiſſen genug gethan, kann ich nur ſagen: „Leſer, bleib zurück oder komm mit! Entſchließeſt Du Dich zum Mitkommen, ſo wirſt Du ein Stück Leben ſehen, wie es iſt.“ .....

Als eines der höchſten und heiligſten Wunder „in dieſer Welt des Athmens“ iſt mir immer erſchienen, daß eine Mutter nie müde wird. Dieſe Liebe, wahrlich, ſie iſt, wie das Hohelied ſingt, „ſtark wie der Tod.“ Ja, man könnte, ohne gerade ein Schwärmer und Phantaſt zu ſein, ſich manchmal einbilden, daß Mutterliebe ſelbſt über Tod und Grab hinaus dauere. Haſt Du nie einen Moment erlebt, wo Du, niedergedrückt vom tiefſten Leid, verzweiflungsvoll aufblickend plötzlich wieder jene Augen voll Beſchwichtigung und Troſt auf Dir ruhen fühlteſt, jene Augen, die Deinem erſten Blick begegneten, die Augen Deiner Mutter, welche hingegangen, während ein letzter Segenswunſch für Dich auf ihren erblaſſenden Lippen verzitterte? Der Mutter Segen baut den Kindern Häuſer, — ja, und er thut noch viel Beſſeres, Heiligeres: er gibt dem Menſchen das Bewußtſein, daß es Bande gebe, die nur dann brechen können, wenn die Creatur aus dem Kreiſe des Menſchlichen hinausgeriſſen wird in's Ungeheuere, wo der Menſch nur noch ein gräßliches Zerrbild ſeines Weſens iſt. Wenn ein Muttermord geſchieht, fällt vor Entſetzen ein Stern vom Himmel, ſagt ein tiefſinnigſtes Volksſprüchwort. Ich glaube das, die Phyſiker und Aſtronomen mögen es noch ſo lächerlich finden.

Und doch trägt die Summe von Zärtlichkeit, Sorge und Schmerzen, genannt Mutterliebe, welche eine längere Ziffernreihe bildet als die engliſche Staatsſchuld, oft ſo kärgliche Zinſen. Das mag, zur Ehre der menſchlichen Natur ſei es geſagt, daher kommen, daß man, was man an einer Mutter habe, erſt dann recht weiß, wenn man ſie nicht mehr hat.

Dieſe Betrachtung ſtieg unwillkürlich in mir auf, als ich erzählen wollte, welche Mühe ſich meine Mutter gab, daß meiner Ausrüſtung zum erſten Flug in die Welt Nichts fehle. Ich ſehe ſie noch, wie ſie mit Beihülfe Hildegard's meinen Koffer packte. Ach, zu jedem Stück, welches da hineinkam, legte ſie ein liebevolles, vorſorgliches Wort, gleichſam ein Stück ihres zärtlichen Mutterherzens. Ganz unten hatte ſie ohne mein Vorwiſſen ein halb Dutzend alter Maria-Thereſienthaler verſteckt, eingewickelt in ein kleines ſchwarzſeidenes Tuch, welches ſie früher um den Hals getragen. Dieſes Geld war der letzte Reſt vom

Inhalt des „Sparhafens," welchen ſie aus ihrer Kindheit mit in die Ehe herüber genommen. Ich wußte, wie ſie an dieſen Thalern hing, deren jeder einen glücklichen Tag ihrer Jugend bezeichnete, und als ich daher beim Auspacken des Koffers den kleinen Schatz vorfand, gelobte ich, daß er mir heilig ſein ſollte. Ganz wurde dieſes Gelöbniß freilich nicht gehalten — ach, ein Student hat ſo ſchwache Augenblicke und ſo dringende, ganz unabweislich dringende Ausgaben! — aber einen der ſechs Maria-Thereſienthaler hab' ich doch durch alle Wechſelfälle des Lebens hindurch gerettet und er iſt mir ein echter und rechter Heckethaler geweſen. Auch das ſchwarze Seidentuch hab' ich noch und nie, ich darf es ſagen, iſt mein Blick darauf gefallen, ohne daß ich mit zärtlichem Danke ſeiner vormaligen Trägerin gedacht hätte.

Aber damals, als ſie ſo ſorgfältig meinen Koffer packte, ſtand ich dabei und ſah ihrer Mühwaltung ohne beſonderen Antheil zu. War mir doch der Kopf von den Vorahnungen akademiſcher Herrlichkeit voll. Wenn mir recht iſt, wälzte ich im Gemüthe die höchſt wichtige Frage, welches ſtudentiſche Corps ich mit meinem Beitritt beehren ſollte. Ich nahm es daher ziemlich leicht, als die Mutter ein abgegriffenes, altes Büchelchen oben auf den hochgeſtapelten Inhalt des Koffers legte, mit den Worten: „Sieh, Sigfrid" — (die Gute hätte mich ſeit jener Scene unter dem Apfelbaum um keine Welt mehr anders als Sigfrid genannt) — „das iſt das Gebetbüchle, worin ich Dich leſen lehrte. Früher war es das meine und ich hab's noch von meiner Mutter ſelig. Du wirſt nicht mehr darin leſen, ... ich weiß, ich weiß . . . . aber thu' es mir zu Liebe, hörſt Du? und wirf manchmal einen Blick auf das arme, alte Ding. Es wird Dich an die andächtigen Stunden Deiner Kinderjahre, an gute Vorſätze und an mich erinnern.“ . . . . „Ja, ja, Mutter, ſchon recht,“ verſetzte ich ziemlich zerſtreut, — „und da, leg' nur gleich das andere Buch dazu.“

Damit zog ich einen dicken, in Schweinsleder gebundenen Elzevir-Duodez aus der Taſche, eine Ausgabe des Euripides, welchen ich bei meinem vorhin abgeſtatteten Abſchiedsbeſuch bei dem guten Beneficiaten von dieſem „In memoriam“ erhalten hatte. Der alte Hairle hatte ſich nur ſchwer von dieſem Schatze getrennt. Hätte er doch nur gewußt, wie verteufelt wenig mir daran lag! Dreimal nahm er die ſchweinslederne Herrlichkeit vom Büchergeſtell und dreimal wanderte ſie wieder auf daſſelbe zurück. Beim vierten Anlauf endlich war das Buch, von einem ſchweren Seufzer begleitet, aus ſeiner Hand in die meine übergegangen . . . . . Meine Mutter, welcher ſchon das gelehrte Aeußere des Elzevirs imponirte, wurde vollends von heiligem Reſpect erfüllt, als ſie einen Blick auf das Innere warf und auf dem vergilbten Schmutzblatt vor dem Titel eine lange Reihe griechiſcher, von der Hand des Magiſters geſchriebener Hieroglyphen wahrnahm. Mit ehrerbietiger Achtſamkeit legte ſie den Euripides neben das Gebetbuch und ſchloß den Kofferdeckel, während ich ein Lächeln verbiß. Hatte doch Dominus Zipfelius, als letzte Anmahnung für ſeinen zur Univerſität abgehenden Zögling, auf jenes Blatt einen der fulminanteſten Ausfälle des griechiſchen Tragikers gegen die „Weibsſtücker" geſchrieben.

Am Abend vor unſerer — Fabian's und meiner Abreiſe — machte mein Vater noch einen langen Gang durch die heimiſchen Fluren mit mir.

Da gab er mir, nach ſeiner Art mehr in der Form cordialen Geſpräches als in ſauertöpfiſcher Predigtweiſe, ſeine väterlichen Lehren und Warnungen.

„Du wirſt jetzt," ſagte er unter Anderem, „ein ſo zu ſagen ganz freier, auf Dich ſelbſt geſtellter Menſch ſein. Genieße dieſe Freiheit, aber vergiß nie, daß ſie doch nur die Vorbereitungszeit auf die ſchwere Pflicht des Lebens iſt. Die Jugend will ein Bißchen toben, das iſt ihre Art und ſogar ihr Recht, aber hüte Dich, mit dem Inhalt des ſchäumenden Jugendbechers ſo thöricht verſchwenderiſch umzugehen, daß Nichts mehr darin übrig bliebe, als der bittere Bodenſatz der Reue. Die ſo mit der akademiſchen Freiheit wirthſchaften, ſind nach ihrem durchſtürmten

Triennium nur noch miſerable Philiſter. Treibe immerhin das Kalb aus, wie die Engländer ſagen, ja, treibe immerhin das Kalb aus, mein Junge. Wenn es nicht in der Jugend ausgetrieben wird, manifeſtirt es ſich oft im Alter noch als ungebärdigſter Ochſe. Sei meinetwegen ein flotter Burſch, aber nie überſchreite auch nur halben Fußes die Gränzlinie zwiſchen Flottheit und Gemeinheit. Hinſichtlich des Geldes werde ich nicht knauſerig gegen Dich ſein, aber präge tief in Dein Gedächtniß, daß ich Dir jetzt ſage: Du biſt nicht der Sohn eines reichen Mannes! Es hätte vielleicht ... doch das gehört nicht hierher. .... Du biſt zum Theologen beſtimmt, aber gib Dir neben Deinem Berufsſtudium redliche Mühe, Dich zum Menſchen, zum deutſchen Manne auszubilden, zum deutſchen Manne, hörſt Du? Ich weiß, Du hegſt Liebe für unſere vaterländiſche Geſchichte, unſere Sprache, unſere Literatur, unſere Alterthümer — pflege dieſe Liebe! Denn ſiehſt Du, man mag ſagen was man will, trotz Alledem und Alledem iſt Deutſchland das edelſte Land der Erde. Von uns, von unſerem Gedankenhort zehren alle übrigen Nationen. Mögen ſie es leugnen, die Undankbaren, was thut es? Der deutſche Geiſt raſtet trotzdem keinen Tag, keine Stunde, keine Minute auf ſeinem ſtillen Eroberungszug durch die Welt. . . . Halte feſt an Deiner Freundſchaft mit dem Fabian. Sie hat, ohne daß er oder Du es merkteſt, ſchon bisher heilſam auf Dich gewirkt. Eure Wege werden zwar nicht immer dieſelben ſein können, ſchon deshalb nicht, weil Fabian in das klöſterliche Theologenſtift eintritt; aber deſſen ungeachtet ſuche ſeinen Umgang, wo Du kannſt. Thue ihm Gutes, unterſtütze ihn, aber in zarter Weiſe, hörſt Du? Denn Dein Freund iſt ein lebendiger Beweis des Satzes, daß die Kinder der Armen oft das feinſte Gefühl haben. Und nun noch das, ja, noch das: ich ſehe es voraus, Michel, daß Du bei Deinen theologiſchen Studien Kämpfe des Zweifels durchzumachen haben wirſt. Ja, es wird ſo kommen. Kämpfe ſie wacker, mein Knabe, und nie — ſei dieſer Bitte eingedenk! — nie laß davon auch nur eine Sylbe gegen Deine Mutter verlauten. Ihre Frömmigkeit ertrüge das nicht, nein, ſie ertrüge es nicht, weißt Du?... und vergiß es nicht, Du wirſt eines Tages zu Deinem Leide erfahren, daß man nur eine Mutter hat."

Nach einer Pauſe ſagte ich: „Es liegt mir noch Etwas auf dem Herzen, Vater."

„Was?"

„Der Freiherr iſt doch immer recht gütig gegen mich geweſen, und als er mir heute noch ein reiches Geſchenk mit auf den Weg gab, ſchämte ich mich faſt, es anzunehmen."

„Warum?"

„Von wegen dem Stein, weißt Du?"

„Stein? Stein? Was für ein Stein?"

„Der falſche Mithrasſtein.“

„Aha, der liegt Dir auf dem Herzen? Siehſt Du nun, Burſch, daß das Unrecht eine Spur hinterläßt, welche ſich nicht verwiſcht?“

„Ich mein', ich ſollte dem guten Herrn die Sache noch aufdecken, bevor ich gehe.“

Mein Vater ſchwieg eine Weile nachdenklich und ſagte dann:

„Nein, es geht nicht. Aber ſei Dir dies ein warnender Fingerzeig, daß es leichter ſei, Unrecht zu thun, als es wieder gut zu machen. Der Freiherr hat ſo großes Weſen aus ſeinem angeblichen Fund gemacht, hat ſo vielen Leuten davon geſprochen, daß es ihn, wie er nun einmal iſt, tief ſchmerzen und kränken müßte, zu erfahren, daß er durch einen leichtſinnigen Bubenſchwank geſoppt worden ſei. Wir müſſen ihm, bei aller Achtung vor Deinem, wenn auch ziemlich verſpätet, ſich regenden Redlichkeitsgefühl, dieſe Kränkung erſparen. Seine Illuſion macht ihn glücklich und, ach, die Menſchen können ja überhaupt ohne Illuſionen nicht leben. Sie bedürfen derſelben wie des täglichen Brotes. Aber, Michel, keinen Mithrasſteinſchwank mehr, hörſt Du? nie mehr! Dieſe Erfahrung kann Dich lehren, wie ſinnvoll das alte Wort von dem unbedacht geſchleuderten Stein ſei. Es paßt hierher, wie eigens dafür gemacht — bei Wodan und Frauwa!“ ....

Am andern Morgen in aller Frühe zogen wir aus, der Fabian und ich, in nordweſtlicher Richtung durch's Gebirge, die Wandertaſchen auf dem Rücken. „Denn," ſagte mein Vater, „ſeit die Studenten das Fußreiſen zu verlernen anfangen, geht's bergab mit der Studentenromantik." Wir ſollten an dieſem Verfall keine Mitſchuld tragen und demnach zu Fuße reiſen.

Endlich war der herbe Augenblick des Abſchieds von der Mutter und der Schweſter vorbei, welche letztere — ich hatte es wohl bemerkt — heute zwar ungenirter, aber trotzdem doch faſt etwas weniger traurig war als neulich, da der Berthold wieder fortgemußt hatte. Ich hielt es nach Art eines jungen Guckindiewelt für mannhaft, den ſtrömenden Thränen meiner armen Mutter, die ihren Michel, wollte ſagen ihren Sigfrid zum erſten Mal für längere Zeit ſcheiden ſehen mußte, eine gefaßte, d. h. erkünſtelte, frohe Zuverſicht entgegenzuſetzen, und brachte mit etwelcher Anſtrengung ſogar einen paſſablen Abſchiedsſcherz zu Wege, aber als nun unter der Hausthüre auch noch unſere beiden alten Mägde, die Theres und die Annem'rei, ſo redlich mich anweinten, als auf der oberſten Hausſtaffel, während meine Mutter mir ihr letztes Behüt' Dich Gott! auf Lippen und Wangen küßte, Don Murr mit einem Geſchnurre, das mir ſehr elegiſch vorkam, ſich an meinen Beinen rieb und von der unterſten der alte

Hylas ſo herzbrechend zu mir heraufblickte, als wollte er ſagen: „Ade, ſeh' Dich nimmermehr!“ und als wir nun durch den Garten gingen, wo jeder Zoll Erde mich an meine glückliche Kindheit erinnerte, — da, ja, da kam mir ein verteufelt unmannhaftes Schlucken in die Kehle und ich that, als trocknete ich die Thränenſpuren, welche meiner Mutter letzte Umarmung auf meinen Wangen zurückgelaſſen. Aber es war auch das Naß meiner eigenen Augen dabei.

Der Vater wollte uns noch eine Strecke weit das Geleit geben, und als wir erſt den Garten hinter uns hatten, ſchritten wir rüſtig in den friſchen Octobermorgen hinein.

Wir kreuzten den Schloßpark. Dort zur Rechten hob ſich der große weſtliche Thurm des Freiherrnſitzes aus den alten, ſchon halb entblätterten Ulmen empor. Aus der Wand, welche der Thurm flankirte, ſprang der zierliche Erker vor, in welchen Iſolde's Zimmer auslief. Ich meinte, es müßte ſein wie in einem Fouqué'ſchen Roman, d. h. ich ſchmeichelte mir mit der leiſen Hoffnung, das Burgfräulein würde am Erkerfenſter erſcheinen, um mir mit weißem Tuch noch einen letzten Gruß zuzuwinken.

So romantiſch kam es nun freilich nicht, aber beſſer. Denn während ich nach dem Erker hinſtarrte, ſtieß mich

Fabian leiſe an und ſagte: „Da kommt das gnädige Fräulein.“

Und wirklich, Iſolde kam uns langſam entgegen, hart beim Krähenkloſter, wo mir damals der Bruder Jahn ein glückverheißendes Orakel ertheilt hatte.

„Was thuſt Du ſchon ſo früh hier, liebes Kind?“ fragte mein Vater und es war faſt, als klänge ſeine Stimme nicht ſo liebevoll, wie ſie ſonſt immer klang, wenn er mit dem jungen Mädchen ſprach.

„Der ſchöne Morgen,“ verſetzte ſie, … „ich wachte ſo früh auf und … und ….“

Sie erröthete leiſe und ſtockte, als wollte ſie ſich auf Angabe eines plauſibeln Grundes für ihren Frühgang beſinnen.

Aber Iſolde von Rothenflüh hat nie eine Lüge ausſprechen können und ſo, vielleicht auch ermuthigt durch die helle Freude, die bei ihrem unerwarteten Erſcheinen in meinen Augen funkelte, fuhr ſie treuherzig fort:

„Ich dachte mir, daß ich Euch noch hier begegnen könnte, und ich wollte dem Fabian noch Adieu ſagen und …. auch dem Michel.“

„So macht die Sache raſch ab, Kinder,“ ſagte mein Vater. „Gar zu viele Rührung taugt Nichts beim Antritt einer Reiſe.“

Iſolde griff mit der Hand in die Chatelaine, welche an ihrem Morgenkleide hing, und reichte ſie dann Fabian hin, welcher ſchüchtern einen Händedruck erwiederte, der, wie ich nachher erfuhr, kein leerer war. Das gute Kind hatte ſeinen Spartopf geleert, um dem armen Studenten ein Viaticum zu reichen, das ihn reicher machte, als er ſein Lebenlang geweſen war.

Fabian, der allen kameradſchaftlichen Umgangs mit Iſelde ungeachtet, zu ihr ſtets „hinaufgeblickt“ hatte, „als zu einem Weſen höherer Art,“ ſtotterte Dankesworte, die ſehr ſchlecht „geſetzt“ waren und die das junge Mädchen dadurch abſchnitt, daß es ſich zu mir wandte.

Ich habe es nie vergeſſen, wie ſie damals vor mir ſtand und nach kurzem Zögern die Augen zu mir aufſchlug. Es war darin Etwas von dem Ausdruck, womit ſie vor einiger Zeit an der Breunighalde den Scheinſchlafenden angeſehen hatte.

„Michel,“ ſagte ſie — uneingeſchüchtert durch die ernſten Blicke, womit mein Vater uns betrachtete — „Michel, unſere Hildegard hat mir geſagt, daß ſie vergeſſen, Dir eine Schnur für Deine Uhr zu flechten. Da haſt Du eine. Ich hab' ſie ſchnell noch für Dich geflochten.“

Sie zog die Schnur hervor, geflochten von ihren wunderſchönen Haaren, und neigte ſich gegen mich, mir ſie umzuhängen.

Da ward mir doch, weiß der Himmel, ganz fouqué'ſch zu Muthe und ohne Zweifel hätt' ich, wäre nur mein Vater nicht anweſend geweſen, mein Knie gebeugt, um die Gabe in Empfang zu nehmen.

So aber begnügte ich mich, die Mütze abzunehmen und den Kopf vorzubeugen.

Iſolde legte mir die Schnur um den Nacken und flüſterte kaum hörbar:

„Vergiß mich nicht!“

„Nie, niemals!“ wollte ich leidenſchaftlich ausrufen, aber das Wort blieb mir in der Kehle ſtecken. Meine Augen ſagten es aber ſtatt des Mundes ſo deutlich, daß Iſolde die ihrigen ſenkte.

So trat ſie zurück, bot mir die Hand, erwiederte leiſe den heftigen Druck der meinigen und ſagte:

„Behüt' Dich Gott, Michel, und ſei brav!“

„Gut ſo, liebes Kind, und Du, Michel, merke Dir das,“ ſagte mein Vater. „Brav ſein heißt die Pflichten erfüllen, welche unſere Stellung im Leben uns auferlegt. Und jetzt wollen wir gehen.“

Wir gingen. Das Herz quoll mir in der Bruſt und bei jedem Schritt glaubte ich umkehren zu müſſen, um der geliebten Jugendgeſpielin noch ein herzlich Wort zu ſagen, aber ich bezwang mich und ſchritt mechaniſch fürbaß.

Aber bei der nächſten Wendung des Weges mußte ich mich doch umſchauen.

Da ſtand Iſolde wie feſtgebannt unter den alten Bäumen und hielt ihr Tuch an die Augen gedrückt. Ob ſie weinte? Ich blieb einen Augenblick ſtehen. Sie bemerkte es und winkte mir mit dem weißen Tuch einen letzten Gruß zu. Dann entzog mir die Krümmung des Weges den Anblick der theuren Geſtalt.

Wir ſchritten ſchweigend thalwärts, verfolgten eine Strecke weit den Lauf des Baches und ſtiegen dann rechter Hand den Bergwaldſteig hinan. Uns allen Dreien war das Herz ſchwer.

Als wir, auf dem Plateau, wo ſich der Wald lichtete, angelangt, auf die einzeln ſtehende Blutbuche zugingen, bis wohin mein Vater uns begleiten wollte, ſagte er:

„Wenn der Menſch ſeine Heimat verläßt, muß er ſich immer darauf gefaßt machen, bei ſeiner Wiederkehr Vieles verändert zu finden. Es wird Euch wohl auch ſo gehen.“

Ich ſagte Nichts, obwohl mir dieſe Worte wie eine Einleitung zu Bedrohlichem klangen.

„Da iſt z. B. das junge Fräulein,“ fuhr der Vater fort — („warum ſagte er nicht ſchlicht weg Iſolde, wie ſonſt?“ dachte ich) — „die werdet Ihr, wenn Ihr über's Jahr in die Ferien kommt, wohl nicht mehr zu Hauſe treffen.“

„Was?“ platzte ich heraus.

„Ja, ſiehſt Du, Michel, ich vergaß, Dir gelegentlich zu ſagen, daß das Fräulein dem älteſten Sohne des Grafen Zackſtein drüben im Fränkiſchen zur Frau beſtimmt iſt....“

„Jſolde?“

„Freilich, Fräulein Jſolde....“

„Und ſie wird ihn nehmen?“

„Warum denn nicht? Wie kommſt Du mir vor, Junge? Es iſt eine alte Vereinbarung zwiſchen dem Freiherrn und dem alten Grafen, welche vor Zeiten Kriegskameraden waren.“

Ich mußte unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen faſſen, ſo gewaltſam ſchnürte es ſich mir in der Bruſt zuſammen.

Mein Vater mochte dieſe Gebärde wahrgenommen haben, denn er fuhr mit weicherer Stimme fort:

„Es iſt eine in jeder Beziehung glückliche Partie und eine ſtandesgemäße. Der Freiherr Bodo hält, obwohl der humanſte Mann von der Welt, dennoch viel, ſehr viel auf ſeinen Stand und deſſen Stellung, beſonders in ſolchen Dingen. Wer möchte ihn deshalb tadeln? Der junge Graf Zackſtein wird eines Tages der Erbe ſehr reicher Beſitzungen. Er ſei eine höchſt einnehmende Perſönlichkeit, ein trefflicher Cavalier. Er hat eine Zeit lang in der diplomatiſchen Laufbahn gedient und iſt jetzt auf Reiſen gegangen. . . .“

„Er mag zum Teufel gehen!“ dachte ich.

„Als ich dieſen Sommer in der Reſidenz war, hörte ich viel Gutes von ihm ....“

„Ich ſchlag' ihn aber doch todt, wo ich ihn finde!“ ſchwur ich bei mir.

„Bei ſeiner Zurückkunft ſoll das förmliche Verlöbniß mit unſerem Fräulein ſtattfinden. Bis dahin wird unſer Fräulein mit ihrer Gouvernante bei ihrer Tante, der Schweſter des Freiherrn, in der Reſidenz leben, um da den letzten Schliff zur großen Dame zu erhalten, die ſie künftig ſein wird.“

Mein Vater hielt eine Weile inne, als zitterte die väterliche Hand, die aus Liebe, ja aus Liebe — das fühlte ich doch dunkel zwiſchen alle die Qual hindurch — das Meſſer in die Bruſt des Sohnes geſenkt hatte. Dann ſetzte er, um zu vollenden, was er mußte, hinzu:

„Wahrſcheinlich, lieber Michel, wirſt Du unſer Fräulein erſt als Frau Gräfin wieder ſehen.“ .....

Mir läutete es vor den Ohren wie von einer Rieſenglocke und vor meinen Augen flackerten Irrwiſchlichter. In ihrem Scheine ſah ich mit einem Mal die ungeheure ſchwarze Kluft, die Standeskluft vor mir klaffen, welche mich von Iſolde trennte ... Jetzt begriff ich mit einem Schlag, was der Kampf der Plebs gegen das Patriciat im alten Rom und was der Bauernkrieg zur Reformationszeit zu bedeuten gehabt habe, und ich begriff auch das Jahr 1789 und, ja, auch Danton und Saint-Juſt und Robespierre. Der Schmerz iſt mitunter der geſchickteſte aller Lehrer.

Der Tumult meiner Gefühle zu jener Stunde war ein zu heftiger, als daß er mir eine deutliche Erinnerung an die Einzelnheiten des Abſchieds von meinem Vater übrig gelaſſen hätte. Genug, als ich, ſo zu ſagen, zu mir ſelbſt kam, fand ich mich mit Fabian allein auf der Haide, über welche unſer Weg hinlief. Die Sonne ſtieg ſchon höher und höher und immer noch ſchritt ich ſchweigend zu und immer zu, der Fabian ſchweigend mir zur Seite, nachdem wiederholte Verſuche von ſeiner Seite, ein Geſpräch anzuknüpfen, mißlungen waren.

Bei leidenſchaftlichen Menſchen — und ich war in Jugendtagen ſo ziemlich ein ſolcher — ſind aber ſchroffe Uebergänge in den Stimmungen nicht ungewöhnlich und ſo kann es den allfälligen Leſer meiner Geſchichte nicht überraſchen, wenn ich ſage, daß den achtzehnjährigen Burſchen, welcher vorhin aus Verzweiflung ohne Weiteres in die erwähnte ſchwarze Kluft kopfüber ſich geſtürzt hätte, wäre dieſelbe nur gerade in natura vorhanden geweſen — plötzlich eine wildluſtige Laune anwandelte.

„So, Fabiane, Fabianior, Fabianiſſime," rief ich meinem Gefährten zu, indem ich mich unter einen Baum am Wege in das abſterbende Haidekraut warf — „ſo, jetzt hätten wir den ganzen Kram und Quark hinter uns und ſind endlich unſere eigenen Herren. Thu' den Schnappſack auf, Mann, thu' den Schnappſack auf, ſag' ich. Meine Mutter hat noch 'was Gebratenes für uns hinein geſteckt, und da iſt Wein in meiner Reiſeflaſche. Ich bring' Dir's zu, Fabiane Fabianorum, da trink' — es lebe die Freiheit! es lebe der Unſinn! es lebe der Teufel und ſeine vermaledeite Großmutter!"

Der Freund ſah mich mit großen Augen an.

„Was haſt Du denn?" fragte er.

„Was ich habe? Nichts, oder, halt, ja, eine unbändige Freude hab' ich."

„Das freut mich. Und ſieh, ich bin auch gar nicht ſo traurig, wie ich geſtern fürchtete, daß ich heute ſein würde."

„Traurig? Was fällt Dir ein? Mir iſt ungeheuer luſtig zu Muthe, auf Cerevis! Ja, ſo frei und ſo luſtig... hm, ich könnte... ja, was wollte ich denn eigentlich ſagen?"

„Das weiß ich nicht. Aber ich bin auch ganz hell auf, weil meine Mutter ſich beim Abſchied ganz gefaßt benahm .... Du weißt, die arme Frau hat nur mich auf der weiten Welt, und ich fürchtete, wie geſagt, ſie würde ſich gar zu ſehr grämen, als ich fort mußte .... und ... und ...."

„Was und?“

„Alle Leute im Dorfe ſind beim Abſchied noch ſo freundlich gegen mich geweſen … und das gnädige Fräulein war ſo großmüthig — ſieh nur her! — und, ja, Hildegard war zuletzt noch ſo gut mit mir, ſo recht herzlich gut ….“

„Halt ein mit Deiner Litanei, empfindſamer Maikäfer Du! Ich ſag', zum T…., d. h. nicht gerade zum Teufel, aber doch ſonſt wohin mit den Weibsſtückern! Unſer Magiſter hat ganz recht: ſie taugen alle keinen Pfifferling. Er hat's aus dem Euripides gelernt. Hätt' ich nur meinen Koffer mit der alten Scharteke da, ich wollt' Dir's vorleſen.“

„Ach, geh' doch, Michel. Ich hab's wohl geſehen, was Du für Augen machteſt, als Dir das gnädige Fräulein die Haarſchnur gab und ….“

„Jetzt mach' mich nicht rabiat, Fabian, hörſt Du? Ich bin ohnehin ſchon ſo fuchsteufelswild …. Doch bah, ſie heiratet den Grafen Zickzack oder wie der Kerl heißt. Mir Einerlei, ganz Einerlei, — was geht's mich an? Müßte ja Dinte geſoffen haben, wenn ich mich darüber ärgern wollte, — ſo müßt' ich, auf Cerevis! Sie heiratet ſtandesgemäß, natürlich, ganz in der Ordnung! Wappen zu Wappen, Gleich und Gleich geſellt ſich gern… Möchte nur zuvor gelegentlich dem Kerl ein paar Rippen zerbrechen. . . . Sie kriegt jetzt den letzten Schliff zur großen Dame . . . gut, ſchon recht . . . mira! Unterthäniger Diener, gnädige Frau Gräfin . . . ich kümmere mich kein Broſämle darum und . . . he, wir wollen Eins ſingen, Fabiane, und gib' die Flaſche her! Steigt Dir ein Quärtle, Mann, und damit Baſta und Hurrah!"

Ach, während ich mich in ſolchem Kraftgepolter erging, ſtand mir das Weinen näher als das Lachen, und während jetzt der Fabian für einen Augenblick den Kopf wandte, drückte ich Iſelde's Haarſchnur verſtohlen an die Lippen.

So thöricht iſt die Jugend. . . . Aber, o, wie ſüß iſt es, jung und thöricht zu ſein!

Zweites Capitel, —

welches nicht ſehr lang, aber ziemlich geräuſchvoll iſt.

Ich darf ſagen, daß ich ſchon auf der Reiſe zur Hohen Schule Manches lernte. Unter Anderem die ländliche Anſicht aufgeben, daß die Wirthe etwas Anderes ſeien, als die Diener ihrer Gäſte. Am erſten Tage unſerer viertägigen, keineswegs in forcirten Märſchen zurückgelegten Wanderung hatte ich — von dem Fabian gar nicht zu ſprechen — bei unſerer Einkehr Wirthe und Wirthinnen, ja ſogar Kellner und Kellnerinnen mit der ganzen Beſcheidenheit eines Neulings behandelt, welcher froh iſt, ſein gutes Geld gegen ſchlechtes Eſſen und Trinken austauſchen zu dürfen. Von Station zu Station aber wurde ich anſpruchsvoller, weil ich bemerkt hatte oder bemerkt zu haben glaubte, daß die Menſchen für Geld den größten Demüthigungen mit Freuden ſich unterzögen, und nach Art der Jugend dieſe Vorſtellung in's Maßloſe übertrieb. Der gute Fabian ſah höchſt verwundert drein, wenn ich ſo herrenmäßig unſere Bedürfniſſe beſtellte und mit herablaſſender Nonchalance die kritiſchen Bemerkungen dieſes oder jenes Gaſtgebers über das Wetter oder über muthmaßliche Quantität und Qualität der bevorſtehenden Weinleſe anhörte.

Am vierten Nachmittag kam uns zeitig der gewaltige, zu einem Obſervatorium umgeſchaffene Thurm des alten Pfalzgrafenſchloſſes zu Geſichte, welches die Univerſitätsſtadt überragt. Nun thaten wir erſt recht gemächlich. Waren es doch die letzten Stunden unſeres ungeſtörten Beiſammenſeins. Noch vor Einbruch der Nacht ſollte ja der Fabian durch die Mauern des theologiſchen Stiftes von mir getrennt ſein, deſſen Pforte für ihn zwar täglich, aber doch nur zu genau und knapp abgemeſſenen Stunden ſich öffnen würden.

Eine jener Anſtalten, genannt Sommerkneipen, wie ſie in der Nähe von Univerſitätsſtädten häufig anzutreffen ſind, ſtand am Wege, ein Waldhorn im Schilde führend. Dieſe Gelegenheit zum „Vespern“ ſchien uns günſtig und bald ſaßen wir in der gemüthlichen Stube mit ihrem gebräunten Getäfel hinter einem maſſiven Tiſch, auf deſſen geglätteter Schieferplatte gewiß ſchon mancher edle „Tarok,“ mancher „Bierramms“ mit ſeinen zweiundſiebzig Regeln geſpielt worden war. Es roch ſo zu ſagen ganz akademiſch in dieſer Stube und die hübſche Wirthstochter im faltenreichen ſchwarzen, nur etwas weniges über die Kniee hinabreichenden Rock, rothem Mieder, rothen Strümpfen mit blauen Zwickeln, auf dem Kopf das feßartige „Schäpple,“ unter welchem die flachsblonden, mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe hervor und weit den Rücken hinab hingen, an den Füßen die „Stöckleſchuhe“ mit zollhohen Abſätzen — alſo ſo eine Wirthstochter hatte uns mit dem Nöthigen verſorgt und erzählte uns mittheilſam, daß die „Herren“ — Herren par excellence heißen nämlich in jener Univerſitätsſtadt und ihrer Umgebung die Studenten — Sommers und Winters gar häufig hierher in's Waldhörnle kämen, insbeſondere als Theilnehmer an den ländlichen Tanzbeluſtigungen, welche, wie wir ſpäter erfuhren, in dem akademiſchen Wörterbuch den nicht weniger myſteriöſen als wohlklingenden Namen „Kuhſchweiſe“ führen.

Waldhörnlewirths Sephele*) war, wie aus den Mittheilungen des Mädchens hervorging, im „Comment“ ziemlich gut beſchlagen und wir hörten ihr mit Vergnügen zu, als ein neuer Gaſt eintrat, der freilich hier kein neuer ſein mochte, denn das Sephele begrüßte ihn mit dem Titel „Herr Candidat“ offenbar als einen alten Bekannten.

Es war eine kurze, unterſetzte Figur von reſpectabler Corpulenz. Sein Anzug allerdings war etwas weniger reſpectabel, denn die verſchoſſene Nankinghoſe paßte nicht ſehr zu der Jahreszeit und der ſchwarze Sammetrock erinnerte, beſonders was den Kragen und die Ellbogen betraf, auffallend an die Vergänglichkeit der ſchwarzen Sammetröcke. Halsbinden betrachtete der Herr Candidat augenſcheinlich als entbehrlichen Luxus und ſein Seidenhut war erröthet vor Scham über ſeine verbogene und zerknitterte Form. Als ſein Beſitzer denſelben abnahm, kam eine Stirn zum Vorſchein, die, weil in eine Glatze auslaufend, von majeſtätiſchem Umfang war. Darunter hing in dem breiten rothen Geſicht eine lächerlich kleine Stülpnaſe, während das ſtattliche Doppelkinn von einem nicht ſehr cultivirten Bart eingerahmt wurde. Die kleinen, dunkeln, raſtloſen, in ihrem ſchmutzigröthlichen Weiß ſchwimmenden Augen ſperberten raſch im Zimmer umher und ſicherlich hatten ſie mit einem Blick unſere Grünlingsſchaft herausgefunden.

---

*) Provinzielles Diminutiv für Joſephine.

„Blume aller Wirthstöchterlein, ſo weit man kocht,“ — wandte er ſich an das Sephele, — „wollen Sie mir gefälligſt . . . doch ich ſehe, da iſt Geſellſchaft, gute Geſellſchaft natürlich, und muntere, fidele, hoff' ich . . . Ja, wie heißt es nur gleich im Fauſt? Richtig:

Ich muß Dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit Du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt . . .

Großer Dichter, der Göthe, pyramidaliſcher, wiſſen Sie? Schiller zwar auch groß, obeliskiſch, aber zu idealiſch, ein klein wenig zu idealiſch. . . . Liebe das Reelle, wiſſen Sie? . . . Ach, die Herren trinken Rothen? Edles Getränk! Wie ſagt Novalis?

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt. . . .

Ja, wie geſagt, ein edles Getränke, mein Lieblingsſtoff, wiſſen Sie? Mit Erlaubniß, meine Herren. . . . Bin ein geſelliger Menſch. . . . Gaudeamus igitur. . . . Sephele, Jungfer Joſepha, Fräulein Joſephine, ein Glas, wenn's Ihnen gefällig iſt. . . . Meine Herren, mit wem habe ich die Ehre? Ah, ſehe es, neuankommende Commilitonen. ... Füchſe. ... Spucken noch ſo viel aus beim Rauchen, kenne das ... wird ſich wohl verlieren mit der Zeit. ... Schöne Gegend, die Füchſegegend, wiſſen Sie? Die Zukunft roſenroth angeſtrichen, dick roſenroth, wiſſen Sie? Und die Gegenwart, ha! Wie ſingt ein neueſter grandioſer Dichter?

Blaue Ringelwolken dringen
Aus dem tiefen Pfeifenkopfe
Und die blanken Schläger klingen
Mit erdonnerndem Geklopfe.

Sporen klirren, Peitſchen knallen,
Trinke nach, ich trinke vor!
Arndt's und Körner's Lieder ſchallen
In der Burſchen vollem Chor.

In der Hand den Ziegenhainer
Und die Mappe, ha, verdammt!
Stolz am Kinn den Wallenſteiner,
Auf dem Haupt den ſchwarzen Sammt. ...

Zwar noch nicht vorhanden, der Wallenſteiner, wird aber ſchon kommen. Geduld überwindet Sauerkraut, wiſſen Sie? ... Ja, wie ich bereits zu bemerken die Ehre hatte, ſchöne Gegend, die Füchſegegend. ... Region der blanken, blöden Jugendeſelei, wie der gottvolle Heine ſagt, wiſſen Sie? Pagina ſo und ſo im Buche der Lieder ... kennen es, ohne Zweifel ... wer ſollt' es nicht kennen? Süperber

Kerl, der Heine ... fleiſchgewordener Witz ... der alte Jean Paul, bayreuther Confuſionsrath, ein Stiefelwichſer gegen ihn, wiſſen Sie? ... Im Uebrigen keine Beleidigung, meine Herren ... weit entfernt ... war ſelber 'mal Fuchs ... olim meminisse juvabit. ... Eigentlich ſchöne Sorte von Leuten, die Füchſe. ... Von jeher berühmte Kerle darunter ... Reineke Fuchs, wiſſen Sie? „Pfingſten, das liebliche Feſt, war gekommen" — et caetera. ... Sephele, Herzensſchätzle, eine neue Flaſche! ... Beiläufig ... mit Mephiſto zu ſprechen:

> Erklärt Euch, eh' Ihr weiter geht,
> Was wählt Ihr für 'ne Facultät?

Doch bei Licht betrachtet, dafür iſt noch morgen Zeit, wie's im alten guten Burſchenlied heißt, wiſſen Sie? ... Kapitalſtoff, der Rothe! Ihre Geſundheit, meine verehrlichen Herren. ... Echt vaterländiſches Gewächs! Bin für das Vaterländiſche, wiſſen Sie? — verſteht ſich am Rand. Sehe ich meinen rothen Freund da, ſinge ich mit Altmeiſter Göthe:

> Warum immer weiter ſchweifen?
> Und das Gute liegt ſo nah.
> Lerne nur das Glück ergreifen,
> Denn das Glück iſt immer da. ...

Ja, es iſt da, und ich ergreife es und feierlich bringe ich es Ihnen zu und erbitte mir ein deutſchbiedermänniſches

Beſcheidthun. Pro patria, meine hochverehrten Herren und Füchſe, pro patria! . . . Wie ſchön und wahr ſingt der Tyrtäos der Gegenwart:

Wo ſolch' ein Feuer noch gedeiht
Und ſolch ein Wein noch Flammen ſpeit,
Da laſſen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben. . . .

Allerdings erfordert andererſeits die deutſche Vielſeitigkeit, ja, es erfordert der chriſtlich-germaniſche Kosmopolitismus, daß ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann auch dem Ausland Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Zwar iſt's ein wenig trivial, aber doch ungeheuer tiefſinnig, wenn unſer pyramidaliſcher Dichterkönig meint:

Ein echter deutſcher Mann kann keinen Franzmann leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern. . . .

Ergo . . . ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweiſen, ſpäter bei Gelegenheit mit mir ein Fläſchchen Champagner zu leeren, zu Ehren Göthe's, zur Ehre des deutſchen Charakters, wiſſen Sie? . . . Man ſchläft darauf ſo patent, wiſſen Sie? . . . Ein probater Schlaftrunk, der Champagner, beim Jupiter! Die Kohlenſäure fährt Einem mit leichter Hand über die heiße Stirn und dämpft alle die Weltumſturzgedanken und Menſchenracezuchtverbeſſerungsideen, die Einem im Schädel rumoren, wiſſen Sie? . . . Bin nämlich ein Zerriſſener, — wer iſt's nicht? — ein total Zerriſſener, der ſchlafen gehen möchte, mit Hamlet fragend:

> Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
> Des wuthenden Geſchicks erdulden oder
> Sich waffnend gegen eine See voll Plagen
> Durch Widerſtand ſie enden?

Jedennoch, ich bemerke, daß dieſes Capitel zu melancholiſch iſt für junge, ſtrebſame Gemüther. . . . Nichts mehr davon . . . bin gewohnt, meinen Schmerz, meinen Weltſchmerz allein und ſtumm zu tragen. . . . Sephele, Goldkäfer, die Flaſche iſt leer. . . . O, meine lieben Herren, hüten Sie ſich vor der Melancholie! Sie vertrocknet Einem die Leber, daß man ſich vor Durſt, vor ewigem Durſt nur gleich in das Meer der Ewigkeit ſtürzen möchte, wenn das Meer aus ſolchem Rothen da beſtände. Ja und Amen. „Ihr dumpfen Sorgen weicht von mir!“ Laſſen Sie uns mit dem alten Horaz ſprechen:

> Nunc vino pellite curas;
> Cras ingens iterabimus aequor.“ . . .

Wo nahm nur der Menſch die Lunge her? Mir ſchwindelte, während ich an dieſem Alles mit ſich fortwirbelnden Redeſtrom ſtand oder vielmehr ſaß, und der gute Fabian ſtarrte mit mundaufſperrender Verwunderung dem Sprecher in's Geſicht.

Aber der Herr Candidat war nicht nur ein Mann des Wortes, ſondern auch ſehr ein Mann der That. Während ſeine Zunge eine fabelhafte Volubilität entwickelte, waren ſeine Schluckmuskeln in ſo ziemlich entſprechendem Maße thätig. Mit wunderbarer Rapidität blies er ein um's andere Mal ſein Glas, welches er ohne überflüſſiges Ceremoniel aus unſerer, d. h. aus Fabian's und meiner Flaſche füllte, nur ſo aus. Ich hatte mein Lebenlang ſo Etwas nicht geſehen, nicht einmal gehört, denn Rabelais' Buch vom Gargantua war mir damals noch nicht bekannt.

Heutzutage gibt es gar keine Originale mehr oder ſie werden wenigſtens ſeltener und immer ſeltener. Sie können in unſerer uniformirten Geſellſchaft nicht mehr gedeihen. Wo eins auftauchen will, legt ſich die Plattdrucksmaſchine der Convenienz ſo rückſichtslos bleiern darauf, daß es ängſtlich wieder unterduckt. Noch mehr, das grauenhaft mechaniſche Treiben der Gegenwart tödtet nicht nur die Originale ſelbſt, ſondern auch den Glauben an die Möglichkeit derſelben. So ein Original, wie ich es vorhin dem geneigten Leſer vorgeſtellt habe, kommt daher der jüngeren Generation ſchon ganz antediluvianiſch-märchenhaft vor. Zu meiner Zeit, d. h. als ich jung war, iſt aber die Welt noch nicht uniformirt geweſen und die erwähnte Plattdrucksmaſchine hatte noch keine ſo gräßlichen Verwüſtungen angerichtet. Damals hatte unſer Herrgott noch gar vielerlei und mitunter ſehr abſonderliche Koſtgänger und namentlich gab es auf den deutſchen Univerſitäten koſtbare Inventarſtücke, welche von einer Studentengeneration auf die andere übergingen.

So eins war der Herr Candidat, der uns im Verlaufe meiner Geſchichte noch öfter begegnen wird, in allerlei Metamorphoſen.

Eine Weile imponirte mir — was imponirt einem „Fuchs“ nicht? — ſein Galimathias. Es lief durch denſelben auch eine Ader von Humor, für welche ich immer ein Faible gehabt habe. Man konnte doch ſo einem Geſicht voll gutmüthiger Schelmerei, voll unverwüſtlicher Laune unmöglich gram ſein. Des Mannes Geſchwätz war ſo ergötzlich, daß es — nachdem erſt ein paar Gläſer von dem Rothen dem ſchüchternen Fuchs Muth gemacht — mich reizte, daran Theil zu nehmen. Es verdroß mich allmälig, zu bemerken, daß der Herr Candidat uns doch für allzu grün, für gar zu ungeheuer grün anſah, und ich wollte ihm das zu verſtehen geben.

Das Sephele, welches längſt Gelegenheit gehabt haben mochte, über die Zahlungsfähigkeit des Candidaten eigene Anſichten ſich zu bilden, wollte den Wink deſſelben, eine vierte Flaſche zu bringen, nicht verſtehen und ſah den Fabian und mich fragend an. Der Fabian aber hatte nur für den Candidaten Augen, und was mich betrifft, ich zögerte, weil mich die unendlich wehmüthige Miene, womit der Candidat von der leeren Flaſche auf das Sephele und vom Sephele auf die leere Flaſche blickte, höchlich ergötzte.

„Kann ich die Ehre haben," ſagte ich, „zu erfahren, mit wem zu trinken ich das Vergnügen habe?"

„Freilich, freilich, gehorſamer Diener . . . Candidat Rumpel, den Herren zu dienen . . . Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel."

„Da haben Sie einen Namen, der viel Lärm in der Welt macht."

„Ha, ha, ha, . . . nicht übel . . . ganz paſſabler Witz. . . . Aber meinen Sie nicht, es müſſe eine ſchreckliche Situation geweſen ſein, als es damals zu Kana in Galiläa hieß: „O Herr, ſie haben keinen Wein mehr!"

„Doch, aber darf ich fragen, zu welcher Facultät Sie gehören, Herr Candidat Rumpel?"

„Facultät? Ueberwundener Standpunkt . . . gänzlich überwunden . . . Rococo, wiſſen Sie? Könnte zwar mit dem ſeligen Fauſt ſagen:

Habe, ach, Philoſophie,
Juriſterei und Medizin
Und, leider, auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemüh'n. . . .

Thu' es aber nicht . . . bin ein Verallgemeinerer in der Wiſſenſchaft, wie im Leben, wiſſen Sie? . . . Jedennoch, ganz beiläufig, die Phyſiker mögen ſagen, was ſie wollen, es gibt leere Räume … gibt es nicht? Sehen Sie ſich doch einmal die brutale Thatſache dieſer leeren Flaſche an … ha!“

Ich gab dem Sephele einen bejahenden Wink und die Aeuglein des Candidaten glänzten auf.

„Sie leſen wohl an der Univerſität, Herr Candidat Rumpel?“ fragte ich.

„Leſen?“ gab er zur Antwort, ein neues Glas ſchlürfend und den Wein mit vielem Behagen mit der Zunge zerdrückend. … „Nun ja, zu meinem Privatvergnügen, aber nur dann und wann, denn was hätte ich noch nicht geleſen?“

„Ich meine Collegien.“

Er blies die Backen auf und declamirte pathetiſch:

„Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens
Doch von Collegien ſprich mir nicht!

Erinnert mich nämlich das an die trübſeligſte Periode meines Lebens, an die, allwo ich die Ratte hatte, als Collegienleſer, vulgo Privatdozent, an unſerer alten alma mater mich aufzuthun, vulgo zu habilitiren, wiſſen Sie? Brauche mich dieſer jugendlich thörichten Schwärmerei nicht zu ſchämen, denn —

Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt …

und ſchon diverſe Jahrhunderte vor Schiller war es erwieſen, daß

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man bedeutend dümmer iſt als ſonſt. . . .

Aber die Götter hatten ein Einſehen. Akademiſcher Brotneid . . . gelehrte Kabalen . . . Kathederhaarbeutel . . . Profeſſorenzopf . . . wiſſen Sie? Wollen kein eminentes Talent, kein jugendlich feuriges Genie neben ſich aufkommen laſſen, die alten Perückenſtänder . . . wiſſen auch wohl warum . . . hm.“

„Sie wurden nicht zugelaſſen?“

„Zugelaſſen? Ganz recht, wurde nicht zugelaſſen zu der akademiſchen Brotkrippe und ließ mir das damals dummer Weiſe ſehr zu Herzen gehen. War aber kurz reſolvirt. Sprach mit dem großen Scipio: Ingrata patria! wurde raſend europamüde, ſchnürte mein Bündel, was nicht viel Zeit wegnahm, und ging über den großen Bach, denn — ſo ſang ich mit Platen —

Denn nach Weſten zieht die Weltgeſchichte.“

„Wie, Sie waren in Amerika?“

„War. . . . Sie können Gift darauf nehmen. Was iſt's auch Verwunderliches? In zwanzig Jahren wird Niemand mehr auf den Namen eines anſtändigen Menſchen Anſpruch machen können, wer nicht wenigſtens in allen fünf Erdtheilen geweſen iſt, wiſſen Sie? Der Fortſchritt iſt in unſerer Zeit ein ſo rabiater, daß ich, Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel, noch den Tag zu erleben hoſſe, wo ein regelmäßiger Poſtcurs durch Sonne, Mond und Sterne eröffnet wird."

„Bleiben wir einſtweilen noch auf der Erde. Alſo Sie waren in Amerika?"

„Und ob!"

„Da haben Sie wohl manches Abenteuer erlebt?"

„Pyramidaliſches! ... Trug meinen Weltſchmerz, meinen Byronismus, meine Europamüdigkeit tief in die Savannen hinein, in die Urwälder, in den allerweſtlichſten Weſten ... wiſſen Sie? War ein Backwoodsman jeder Zoll, ein Trapper comme il faut, ging auf die Büffeljagd, ſaß am Rathsfeuer der Rothhäute, zimmerte mir mit dem Tomahawk eine Blockhütte, in des Urwalds ſchattigſten Schatten ... wiſſen Sie? O, jene Zeit, wo ich bei Tage mit der Natur auf Du und Du ſtand und während der Nächte im ungeheuerſten Gefühl der Einſamkeit mit jenem ausgewanderten Dichter, der etwas abſeits von mir Hinterwäldlerei trieb, ausrief:

Allein, allein! — Und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — Und dies der Wildniß Segen?
Allein, allein! — O Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!"

„Zu jener Zeit," — fragte ich mit der Witzelei eines friſch aus der Provinz kommenden Fuchſes, welcher zeigen will, daß da hinten auch Leute wohnen, denen die Belletriſtik kein böhmiſches Dorf ſei — „zu jener Zeit haben Sie wohl auch mit Cooper's letztem Mohikaner und deſſen Freund Lederſtrumpf Bekanntſchaft gemacht?“

„Nein, hatte nicht die Ehre,“ entgegnete der Candidat, mir humoriſtiſch zublinzelnd, als er bemerkte, daß die Augen des ſchüchternen und vertrauensvollen Fabian vor Verwunderung immer größer wurden, — „nein, hatte wirklich nicht die Ehre. Hielten ſich nämlich die von Ihnen erwähnten diſtinguirten Perſonen gerade in einer andern Gegend auf. . . . Iſt dieſes Amerika ſo fabelhaft groß, wiſſen Sie? Hatte übrigens Berührungen mit den Eingebornen genug, angenehme und unangenehme. War da ein Kerl, Namens Puk-kau-kik-kak, was zu deutſch bedeutet „die vier Fuchsſchwänze,“ — führen wunderliche Namen, dieſe Rothhäute, wiſſen Sie? Nun ja, beſagter Puk-kau-kik-kak, großer Krieger, berühmter Häuptling . . .“

„Skalpirte Sie?“

„Das nicht, nein“ — erwiederte der Candidat, mit der Hand über ſeine Glatze fahrend. „Das Vacuum hier rührt nicht vom Skalpirmeſſer, ſondern davon her, daß ich zufällig über meine Haare hinausgewachſen bin. Es war ſo ein Nachſchuß meines Organismus, dem aber nicht mehr alle Theile des letzteren folgen konnten . . . unter anderen blieben auch die Haare zurück, wiſſen Sie? . . . Jedennoch, um auf die vier Fuchsſchwänze zurückzukommen. ... Der Sachem hatte eine allerliebſte Tochter, geheißen Gli-gla-glo-glu-glauk, was im Deutſchen „die immergrüne Fichtennadel“ bedeutet. ...“

„Aha, die ſtach Sie in's Herz?“

„Und wie! O, meine hochzuverehrenden Herren und Freunde, hüten Sie ſich vor der Liebe! Was ſagt jener berühmte Autor? ... Liebe iſt der ſchmerzlichſte Wahnſinn, weil er ſich empfindet ... Was ſagt ein anderer dito berühmter? ... Liebe iſt die größte Narrheit, weil der verliebte Menſch mehr an eine andere als an ſeine eigene Perſon denkt. ... Ach und weh ...

Infandum, regina, jubes renovare dolorem ... In was für Schwulitäten hat mein allzu zärtliches Herz mich gebracht, als es ſich an der immergrünen Fichtennadel geſpießt hatte! Waren da bei dem Stamme ſechs junge Krieger ...“

„In Steifleinen.“

„Ah, Sie citiren Shakſpeare? Reſpect! Großglockner, Finſteraarhorn, Monteroſa, Montblanc, Ararat, Chimboraſſo, Dhawalagiri unter den Dichtern ... wiſſen Sie? ... Sir John Falſtaff ... incarnirter Welthumor ... hm. Und da wir gerade bei Sir John ſind ... Sephele, noch eine Flaſche Sekt! ... „Junge Leute müſſen auch leben,“ — wiſſen Sie? ... Ja, was wollt' ich ſagen? Richtig, beſagte neun junge Krieger ...“

„In Steifleinen. . . .“

„Nein, entſchuldigen Sie, in Büffelfellen. Es iſt eine lange und ſchauerliche Geſchichte . . . Rothhäutige Eiferſucht . . . barbariſche Racheluſt . . . Bleichgeſichtsflucht durch die Prairie . . . Pfadfinderei . . . Umzingelung . . . Waldbrand . . . endlich Gefangennehmung durch mehrbeſagte elf . . .“

„Junge Krieger in Steifleinen oder Büffelfellen . . .“

„Richtig. War ſchon an den Pfahl gebunden, um regelrecht gemartert und dann in der Form von indianiſchen Beefſteaks verſchmaußt zu werden . . . Kanibalismus, wiſſen Sie?“

„Entſetzlich.“

„Sehr! . . . Rettete mich aber ein Genieblitz, wiſſen Sie? Bewies den Barbaren, daß es gegen alle Grundſätze der Nationalökonomie verſtieße, einen ſo mageren Menſchen, wie ich vor Kummer, Sorgen und Aengſten damals war, zu verſpeiſen. Sollten mich doch wenigſtens erſt gehörig herausfüttern. Genieblitz ſchlug ein in die waldurſprünglichen Schädel . . . Qualmoment ging vorüber . . . rationelle Herausfütterung begann . . . fand aber nicht für gut, das Ende abzuwarten . . . ließ mir durch meine Atala, die immergrüne Fichtennadel, bei gelegener Zeit davonhelfen. Glorioſes Geſchöpf! Meine Herren, auf das Wohl der allerliebſten, unvergeßlichen Gli-gla-glo-glu-glauk!"

„Solche Erfahrungen machten Sie wohl zum Amerikamüden, Herr Candidat?"

„Ja, und wie! Iſt am Ende mit der alten Jungfer Europa doch noch immer am Beſten auszukommen, wiſſen Sie? Kehrte heim, amerika-, aſien-, afrika- und auſtralienmüde, und duckte mich wieder unter die mütterlichen Flügel unſerer alten alma mater, von welcher ich mit weiſen Horaz ſage:

Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet."

„Sie machten noch einen Verſuch, die Leiter zum Katheder emporzuklimmen?"

„Gott bewahre! „Die Ideale ſind zerronnen," ſingt Schiller und „Beſcheidenheit das ſchönſte Kleid," ſagt Chriſtoph Schmid. Als angehender Philoſoph war ich ausgezogen, als angegangener kam ich zurück, feſt entſchloſſen, fürder im Lande zu bleiben und mich redlich zu nähren. That ſo und thue ſo, wiſſen Sie? — indem ich auf den Corpskneipen Privatiſſima über den „höheren Blödſinn" leſe und für dumme Jungen — wiſſen Sie? — welche bei ihrem Abgange von der Univerſität ein Dr. vor ihrem Namen haben wollen, ungeheuer gelehrte Diſſertationen ſchreibe. Will mich Ihnen zum Voraus beſtens empfohlen haben."

„Sehr verbunden," ſagte ich lachend und bemerkte dann, die Andeutung des Candidaten, daß eine ſechſte Flaſche das Halbdutzend gerade voll machen würde, überhörend, es ſei jetzt Zeit aufzubrechen, wenn wir unſern Beſtimmungsort noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollten.

„Gut,“ ſagte Herr Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel, — „in dieſem Falle wollen wir uns gegenſeitig mit unſerer Begleitung beehren . . . Sephele, Goldkind, hab' Acht auf den Rothen! Setz' ihn beileibe nicht jedem Kameel vor, ſondern nur Leuten von Diſtinction, wie Unſereinem. Haſſe es, wenn ſo ein Stoff durch bildungsloſe Kehlen rollt . . . iſt 'ne Sünde, wiſſen Sie? . . . Im Uebrigen, meine Herren, haben Sie ſich Glück zu wünſchen, daß Sie in meiner Geſellſchaft die Schwelle unſerer alma mater beſchreiten werden. Neuankommende Füchſe werden gern gehänſelt. Wenn man Sie aber im Geleit eines der öffentlichſten Charaktere unſerer Univerſität ankommen ſieht, wird man Sie gehörig reſpectiren — wiſſen Sie?“

Drittes Capitel, —

worin kein Beitrag zur „Naturgeſchichte des deutſchen Studenten“ geliefert, wohl aber eine Ketzerei gegen das Dogma, genannt „Comment,“ begangen und ferner erzählt wird, wie Einer die poetiſche Maſernkrankheit bekam und was ihn davon curirte.

Schöne Leſerin, ſei nicht bange für Dein Zartgefühl: es ſoll nicht verletzt werden. Ich beabſichtige keineswegs, die „Naturgeſchichte des deutſchen Studenten“ mit einem neuen Capitel zu bereichern oder ein paar alte derſelben zu recapituliren. Die akademiſchen Myſterien, welche gerade nicht immer die reinlichſten ſind, ſollen von mir nicht an's Tageslicht hervorgezerrt werden. Muß ich doch geſtehen, daß die Erinnerung an das ſtudentiſche Commerſiren, Renommiren, Randaliren, Duelliren mir keineswegs ſo überwältigend groß und ſchön vorkommt, daß ich mich verſucht fühlte, des Breiteren davon zu reden. Ich werde daher über die materielle Seite meines Studententhums nur wenige Worte ſagen.

Natürlich trug ich ſchon nach wenigen Tagen eine dreifarbige Schleife an meiner Uhr, zum Zeichen, daß es mir ſehr preſſirte, die akademiſchen Geſetze zu umgehen. Ich war angehender Burſchenſchafter und erinnere mich wohl noch des kindlichen Wonnegefühls, womit ich, das verpönte Schwarz-Roth-Gold unter dem Rocke, an dem geierangigen „Police-Maier,“ dem Häuptling der Univerſitätspolizeimannſchaft, vorüberſchritt, an dem Verhaßten, der Einem die idylliſchen Freuden eines honorigen Nachtrandals ſo unerbittlich verbitterte und der den durchſchnittlich ſo harmloſen Lärm einer Paukerei auf eine Stunde weit hörte. Uns arme Burſchenſchafter hatte dieſer Oberſbirre ganz beſonders „auf dem Strich,“ denn es war damals, wie, wenn mir recht iſt, auch jetzt wieder — verboten, ſich als Deutſcher zu fühlen oder wenigſtens dieſem Gefühl Ausdruck zu geben.

In der Burſchenſchaft lebten die Traditionen der Befreiungskriegszeit fort. Ich will damit nicht leugnen, daß aus den Reihen dieſer ſtudentiſchen Patrioten eine Menge von Leuten hervorging, die ſich ſpäter als die unterwürfigſten Lakaienſeelen und die hartgeſottenſten Bureaukraten manifeſtirten. Aber trotzdem ſteht feſt, daß zu meiner Zeit vaterländiſche Anſchauungen, eine edlere Anſicht vom Leben, ein idealiſches Bewußtſein, eine jugendfriſche Begeiſterung in der Burſchenſchaft weit mehr gepflegt wurden als in den landsmannſchaftlichen Corps, deren ganzes Dichten und Trachten in den hergebrachten Aeußerlichkeiten eines Studententhums aufging, deſſen Formen nur allzu deutlich an eine barbariſche Vergangenheit erinnerten.

Nun, ich entrichtete meinem Alter den gebührenden Zoll, indem ich dieſe innerlichſt leeren und hohlen Formen redlich mitmachte. Ich commerſirte, explenirte, ſuitiſirte, randalirte, ritt, fuhr, contrahirte, paukte, wie die Andern auch. Ein Hund — Pudel, natürlich — durfte mir ebenfalls nicht fehlen und ich hatte die ſtolze Genugthuung, daß derſelbe unter dem Namen Hannikel ſeiner künſtleriſchen Ausbildung wegen in allen Kneipen berühmt, ſeines unausrottbaren Diebsgelüſtes wegen in allen Küchen der Stadt tödtlich gehaßt war.

Beim Rückblick auf meine akademiſche Laufbahn kommt es mir ſehr verwunderſam vor, daß die ſtudentiſche Jugend, deren ganzes Streben nicht ſo faſt auf Freiheit, als vielmehr auf totale Willkür der Individualität geht, ſich dennoch knechtiſch unter jenes abenteuerliche — Comment betitelte — Geſetzbuch duckt, welches darauf Anſpruch macht, der Codex eines — übrigens ganz abſtracten und, bei Licht betrachtet, inhaltsloſen — Ehrenbegriffes zu ſein, aber in Wahrheit nur ein wunderliches Sammelſurium von Unſinn und Brutalität iſt. Ich finde es ganz in der Ordnung oder vielmehr ich kann es mir leicht erklären, daß die fanatiſchen Anhänger dieſer ſtudentiſchen Conſtitution zuletzt, der hohlen Comment-Romantik müde, in völlige Erſchlaffung verſinken und einer nihiliſtiſchen Bummelei anheimfallen, welche Aeußerungen gebiert, die zwiſchen Selbſtperſiflage und Blödſinn ſchwanken. Wie oft habe ich bemooſte Häupter mit ſchlaffen Zügen und rothen Naſen, die glücklich auf dem bezeichneten Standpunkte angelangt waren, jenes berühmte Bummlerlied ſingen hören, welches unter andern gleich koſtbaren Strophen auch dieſe enthält:

Wenn das Feuer mit dem Waſſer,
König Saul und Salmanaſſer
In der Luft um Sechſer fletſcht,
Und der faule Lazzarone
Aus vertrockneter Citrone
Tauſend Burſchenbänder quetſcht, —
Dann Ade, Ade, Ade,
Dann Ade, Ade, Ade,
Dann Ade, Schatz, lebe wohl! . . .

Weiß der Himmel, ich ließ es nicht an Bemühungen fehlen, „das Kalb auszutreiben.“ Aber ein gewiſſer mir angeborner Reinlichkeitsſinn, um nicht zu ſagen Idealismus, ſowie die Freundſchaft Fabian's verhinderten, daß ich mir dabei die Schuhe allzu ſehr beſchmutzte. Der arme Fabian mußte zwar in dem halbklöſterlichen Zwinger des theologiſchen Convicts leben und konnte ſo von der akademiſchen Freiheit und Herrlichkeit nicht ſehr viel profitiren; aber ich ließ es mir doch angelegen ſein, in lebhafter Verbindung mit ihm zu bleiben, und ſein ſtiller Einfluß ließ mich nie ganz vergeſſen, daß ich doch eigentlich „Studirens halber“ auf der Univerſität ſei.

Ich ſtudirte auch wirklich, wenigſtens zeitweiſe. Fabian's Zureden und Beiſpiel brachte mich dazu, die philoſophiſchen und theologiſchen Disziplinen mit Ernſt anzugreifen. Allein, je mehr ich mich bemühte, in dieſelben einzudringen, deſto lebhafter wurde in mir das Gefühl, daß ich zum Gelehrten und Theologen nicht recht das Zeug habe. Schon der Gedanke, ein Büchermenſch zu werden, erſchreckte mich, und wenn Fabian mir von dem Glück redete, dereinſt auf einer ſtillen Landpfarre den Muſen und einem ſtillbegnügten, harmloſen Genuß des Daſeins zu leben, ſchnitt ich wohl ſeine Bemerkungen mit dem Ausruf ab: „Ach, geh' mir! Ich möchte lieber Spectakel machen und Alles kurz und klein ſchlagen.“

Fabian war eine jener glücklich organiſirten Naturen, in welchen die Woge der Leidenſchaft zwar manchmal auch aufſchäumt, aber nie, ohne daß ſich faſt augenblicklich das Oel von früh an gewohnter Reſignation ſänftigend darauf göſſe. Ich wußte, er liebte meine Schweſter mit der ganzen Innigkeit ſeiner Seele, ich ſah, wie ſeine ſtillen, ſanften Augen aufleuchteten, wenn ich ihm Grüße von Hildegard überbrachte, aber der Hoffnung hatte er ſchon entſagt, und nie mehr, ſeit jenem gewaltſamen Ausbruch ſeiner Gefühle an der Breunighalde, hatte er ſeine Empfindungen laut werden laſſen.

Seltſam, Fabian wirkte auch in dieſer Richtung ſo wohlthätig auf mein leidenſchaftliches Gemüth, daß ich ohne allzu große Aufregung erfuhr, Iſolde ſei, von Hildegard begleitet, wirklich nach der Reſidenz abgereiſt. In dem Brief, in welchem der Vater mir dieſe Neuigkeit mittheilte, verpflichtete er mich, während des Aufenthalts Iſolde's in der Reſidenz dieſe nicht zu beſuchen. Ich gehorchte, wenn auch ſeufzend, und mein Gehorſam wurde dadurch belohnt, daß mir der Vater die Mittel zur Verfügung ſtellte, in den Oſterferien eine Reiſe nach Norddeutſchland und in den Herbſtferien eine Schweizerreiſe machen zu können.

In Erwartung dieſer Genüſſe tröſtete ich mich damit, daß mir Hildegard aus der Hauptſtadt ſchrieb, Iſolde rede täglich von mir und gefalle ſich ſo wenig in dem reſidenzlichen Treiben, daß ſie ihrem Vater dringend anliege, ſie nach Rothenflüh zurückzurufen. In einem weiteren Schreiben Hildegard's war ſehr viel von Berthold die Rede, der jetzt Offizier geworden ſei. Die Aeußerungen meiner Schweſter waren aber ſo verworren, daß ſie mir erſt klarer wurden, als zur gleichen Zeit der Vater in einem Briefe die Aeußerung hinwarf, der gute Freiherr ſei oft ſehr verſtimmt; er habe Kummer, denn ſein Sohn in der Reſidenz ſcheine ſehr auf Abwege gerathen zu ſein. In einer Nachſchrift empfahl mir der Vater lebhaft, neben meinen übrigen Studien meine Fortbildung in den modernen

Sprachen, ſelbſt das „widerwärtige Genäſel," das Franzöſiſche, nicht ausgenommen, ja nicht zu vernachläſſigen. Man könne nicht wiſſen, wozu das noch gut ſei, und abgeſehen davon, müſſe mir es ja Vergnügen machen, die großen Autoren der Fremde in ihrer eigenen Sprache leſen zu können.

Weil ich nun, ein gehorſamer Sohn, ſo viele ausländiſche Poeten las — daß ich die einheimiſchen las, verſteht ſich von ſelbſt — und weil mir daneben Rhythmus und Reim ziemlich leicht von der Hand gingen, kam ich auf den wunderlichen Einfall, ſelber ein Poet zu ſein. Nun, wer hat ſich das in den Jahren zwiſchen achtzehn und zweiundzwanzig nicht eingebildet? Genug, ich machte Verſe in allen Metren und Tonarten, ſchrieb ein furchtbares Schauertrauerſpiel, und da ein anſtändiger Dichter doch nicht blos Lyriker und Dramatiker ſein kann, fing ich ein heroiſches Epos in Nibelungenſtrophen und ein komiſches in Ottave rime an. Alle dieſe claſſiſchen Producte ſchrieb ich mit vielem Behagen recht nett in's Reine und hatte dann eine rührende Freude daran. Hielt auch noch extra ein poetiſches Tagebuch, um es dem Petrarca gleich zu thun, und ich erinnere mich, daß das hundert Mal variirte Schlußterzett meiner Sonette die immer wiederkehrenden Reime hatte: „Iſolde — Haar von Golde — Einzig Holde."

Der Herr Candidat Rumpel, welcher, nicht zum Vortheil meiner Finanzen, meine Geſellſchaft häufig ſuchte, pries mit Emphaſe meinen dichteriſchen Genius. Sogar die Vorleſung meines Trauerſpiels ſtand er aus, freilich bei einem hinlänglichen Vorrath von Wein, und ſchrie am Ende zuſtimmend: „Koloſſale Tragödia! Sie übermüllnern den Müllner, überhouwalden den Houwald und der Werner muß vor Ihnen Pech geben. Das heißt in der That den „Gründlingen des Parterre“ — wiſſen Sie? — mit ſchaudererweckendem Gedonner an die Thränendrüſen ſchlagen. Ganz äſchyleiſch, ganz ſhakeſpeariſch, ganz! Ich prophezeie Ihrer Schöpfung mit dem alten Horaz —,

. . . . Hic liber mare transit
Et longum noto scriptori prorogat aevum . . . .

Zwar könnte ein Kritiker von der gewöhnlichen Sorte gegen Ihr Poem den ledernen Einwand erheben, von Rechtswegen müßten ſelbſt in dem traurigſten Trauerſpiel von den Perſonen immer noch eine oder zwei übrig bleiben, um die andern zu begraben; ich aber verachte mit Ihnen derartige philiſtröſe Utilitätsprincipien. Sie verſtehen aufzuräumen, ja, beim Jupiter! Vielleicht könnten Sie es noch nachträglich ſo einrichten, daß ganz zuletzt auch noch der Souffleur auf irgend eine erſchütternde Art die Spitze der auf der Bühne gethürmten Leichenpyramide abgäbe —

wiſſen Sie? Doch, kurz und gut, Ihre Tragödia iſt claſſiſch durch und durch, koloſſal, pyramidal, lapidariſch!“

Freilich war ich nicht einfältig genug, den handgreiflichen Spott dieſer Huldigung nicht zu merken, aber doch einfältig genug, Rumpel's Zuſtimmung höher zu ſchätzen als die verſtändigen Bemerkungen, welche Fabian über meine Dichterei machte. Er war augenſcheinlich nicht ſehr erbaut davon, da er ein feines Gefühl für das Urſprüngliche und Schöne beſaß, und rieth mir, wahrſcheinlich um mich von meiner Reimwuth zu curiren, ich möchte meine Gedichte doch einmal dem berühmten Aeſthetiker von der Hegel'ſchen Schule, welcher an unſerer Univerſität las und deſſen Collegien ich frequentirte, zur Beurtheilung vorlegen. Gut, dachte ich, Du ſollſt ſchon ſehen, Fabiane! und reichte ſchon folgenden Tages ein ungeheuer dickes Packet voll Unſterblichkeitshoffnungen bei dem Profeſſor ein .... „Nun,“ fragte mich nach einiger Zeit der Fabian — „was hat er geſagt?“ ... „Nichts,“ erwiederte ich brummend. Der Fabian ſagte dann auch Nichts mehr, weil er mich nicht wild machen wollte.

In der That, der geiſtvolle Profeſſor hatte Nichts geſagt. Das dicke Packet war wohlverſiegelt wieder zurückgekommen, ohne ein aufmunterndes oder verwerfendes Urtheil zu enthalten. Als ich aber zufällig die Adreſſe auf dem Umſchlag noch einmal anſah, bemerkte ich, von der zierlichen Hand des Aeſthetikers darunter geſchrieben, die Worte: „Vor Druck ſorgfältig zu bewahren.“

Fortan machte ich keine Verſe mehr. Was die ſchon gemachten betraf, ſo verbrannte ich ſie nicht, denn bekanntlich würde ſich ein Poet, ſei es ein wirklicher oder ein bloß eingebildeter, lieber die Naſe abbeißen, als die Kindlein ſeiner Phantaſie dem Feuer opfern; aber ich ſchob ſie in einen Winkel und hinterließ ſie bei meinem Abgange von der Univerſität großmüthig meinem Hausphiliſter, einem Victualienkrämer, zu beliebigem Gebrauch. Als mich ſpäter wieder einmal mein Weg durch die Univerſitätsſtadt führte und ich in einem öffentlichen Garten ein Glas Bier trank, wehte mir der Wind von einem der benachbarten Tiſche ein Blatt Papier vor die Füße, in welches ein ehrſamer Bürger den Käſe gewickelt hatte, den er zu ſeinem Veſpertrunk aß. Als mein Blick mechaniſch auf das Papier am Boden fiel, erkannte ich auf dem ſo ſchnöde mißbrauchten meine eigenen Schriftzüge, ja ſogar die ewigen Reime: „Haar von Golde — Iſolde — Einzig Holde“ — und wehmüthig ſprach ich mit Schiller's Thekla: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.“ Ich hoffe, der geneigte Leſer, welcher ja auch einmal Verſe gemacht hat oder gar noch jetzt macht, werde mir dieſe Wehmuth zu gute halten. . . . .

Ich machte alſo keine Verſe mehr. Aber die Liebe zur Poeſie ließ ich mir durch die Erkenntniß, daß ich ſelber kein Poet ſei, nicht verleiden und wohl mir, daß ich es nicht that. Dieſe Liebe iſt ein großer Segen meines Lebens geworden, ein Troſt in Leiden und Mühen, eine nie ſich verſagende Erfriſchung der Seele. Es iſt der Fluch der modernſten Erziehung, daß ihr bronzeſtirniger und mühlſteinherziger Realismus mit bleierner Hand den Schmetterlingsflügelſtaub der Poeſie von den Schwingen der Kinderſeelen wiſcht. Daher dieſe Generationen von egoiſtiſchen Einmaleinsmenſchen, welche jetzt heranwachſen und das ganze Leben zu einem grauenhaft öden Rechenexempel zu machen drohen. Der Engländer Dickens hat mit der ganzen ätzenden Schärfe ſeines Humors in der Figur des Mr. Gradgrind dieſen unheilvollen Realismus gebrandmarkt. Ach, bereits wimmelt es überall von ſolchen Gradgrinden und traurige Vorzeichen deuten auf eine bevorſtehende Götterdämmerung für die Welt der Schönheit. Doch getroſt, die Edda prophezeit ja, daß aus dem Schutt Ragnaröks eine neue Welt emporgrünen werde, jugendlich ſchön und hold und heiter.

Viertes Capitel.

Keine Reiſenovelle, aber doch eine Reiſenovellette.

Wäre ich noch jung, wollte ich verſuchen, hier einige Reiſenovellen zu liefern, wie ſie Mode waren zur Zeit, wo ich meine Studentenfahrten durch Deutſchland und die Schweiz machte. Heutzutage, wo der Dampf die ungeheuerſten Entfernungen zuſammenſchrumpfen läßt, wo demnach Jeder reiſt oder gereiſt iſt und wo ſogar „Reiſebilder,“ aufgenommen auf einer Reiſe um die Erde, nur noch flüchtige Neugier erregen, iſt das ganze Genre der Reiſenovelliſtik ziemlich Rococo geworden. Ich behellige daher den Leſer nicht ausführlich mit den kleinen Abenteuern eines „fahrenden Schülers“ und mit den großen Gefühlen, welche mich überkamen, als ich auf Helgolands rother Klippe und auf der Kuppe des Faulhorns ſtand. Auch nicht mit den Aergerniſſen des Zuſammenſtoßens meiner ſüddeutſchen Viereckigkeit mit der norddeutſchen Pfiffigkeit, noch endlich mit dem Hunger und Durſt, welche ich in der weiland Metropole der deutſchen Intelligenz an der Spree ausſtand.

Heil Dir, Hamburg, mit deinem gemüthreichen Roſtbraten und deinem ſoliden Rothwein! Es war nicht Mitleid, was mich nachmals mein Scherflein in deine Brandbettelbüchſe werfen ließ, bewahre — ſondern es war innigſtes Dankgefühl, es war die Erinnerung an jene Stunde, wo ich mich in deinen geſegneten Mauern, friſch oder vielmehr ſehr matt von Berlin gekommen, nach mehreren Wochen zum erſten Mal wieder recht ſatt aß. So Etwas vergißt ein fühlendes Gemüth nicht, ſo wenig, als ein Binnenmenſch aus dem Süden Deutſchlands je den Moment vergißt, wo er bei Kuxhaven zum erſten Mal das Meer ſah oder auch den Moment, wo er, etliche Seemeilen über Kuxhaven draußen, zum erſten Mal mit jener Dame aus Helheim, genannt Seekrankheit, Bekanntſchaft machte.

Was die Schweiz angeht, an dieſem Orte nur dieſes: — eine Fahrt in einer Vollmondnacht auf dem Vierwaldſtätter See zwiſchen Brunnen und dem Grütli, ein Sonnenaufgang auf dem Rigikulm, ein Sonnenuntergang auf der Wengernalp, ein Gang bei blauem Himmel über die zwiſchen den glorioſen Koloſſen Finſteraarhorn, Lauteraarhorn, Schreckhorn und Wetterhorn gelagerten Gletſchermaſſen, ein Blick in den Handeckſchlund, wenn die Sonne im Zenith ſteht — das gehört mit zu dem Beſten, was der Menſch überhaupt erleben kann.

So eine Alpenwanderung macht Einem die Seele weit, licht und geſund. Das kleine Ich mit ſeinen wahren oder eingebildeten Schmerzen kann gegen die großen Eindrücke einer Natur, die in ſchöpferiſchem Spiele dem Erhabenſten das Lieblichſte geſellt, nicht Stand halten.... Auch ich erfuhr das. Beim Beginn meiner Reiſe war meine Stimmung ſehr wertheriſch geweſen, denn allfort mußt' ich daran denken, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, wo Iſolde mit dem Grafen Zackſtein ſich verloben ſollte. Der Gedanke wuchtete ſchwer auf mir. Aber drüben in der Region, wo die Gletſcherbäche ſingen, wurde die Laſt leichter und immer leichter. Und dann hatte ich auch ein kleines Abenteuer, deſſen ich hier doch erwähnen muß.

Als ich das Haslithal herab nach Meyringen kam, wimmelte das Gaſthaus zum wilden Mann, wo ich einkehrte, nicht allein von jenen reiſenden Theekeſſeln, welche „engliſch lispeln,“ ſondern auch von einer ganzen Schaar allerliebſter, d. h. theilweiſe allerliebſter, Jüngferchen, den Mitgliedern eines Mädchenpenſionats aus dem „Welſchland.“ Das flatterte und flüſterte die Treppen auf und ab, wie eine verſtörte Taubenſchaar, um nicht zu ſagen, wie eine verſtörte Hühnergemeinde. Der Herr Inſtitutsdirector, ein kurzer, dicker Mann mit einer ungeheuren bis zu den Ohren hinaufreichenden weißen Halsbinde, und die Frau Directrice, eine lange, magere Dame, in deren ältliche Züge die pädagogiſche Eſſigſäure eingefroren war, verhandelten eifrig mit dem Wirth, wobei der dicke, kurze Herr eine wahrhaft zappelnde Unruhe an den

Tag legte, während die Dame eine majeſtätiſche Faſſung bewies.

Bei dieſer Gelegenheit rechtfertigte ſich zuerſt meines Vaters Meinung, daß die Kenntniß des franzöſiſchen „Genäſels" doch auch zu Etwas gut ſei, denn ich erfuhr dadurch, daß Monsieur le directeur und Madame la directrice in großen Sorgen ſeien um eines ihrer Penſionatsvögelchen, welches ſich zwiſchen Thun und Meyringen unbegreiflicher Weiſe von der wohlgehüteten Schaar verloren hätte. Bereits waren Boten nach verſchiedenen Richtungen ausgeſandt worden, aber keinem derſelben war es gelungen, die verflatterte „Demoiſelle Julie" aufzufinden und unter die mütterlichen Fittiche von Madame zurückzubringen. Mit verſchiedenen ſchweren Seufzern ſetzte ſich endlich der Mann mit der weißen Halsbinde zum Abendeſſen. „Es hat nicht viel zu bedeuten, mon cher," hörte ich ſeine majeſtätiſche Gattin zu ihm ſagen — „es iſt nur wieder einer der gewöhnlichen wilden Hummelsſtreiche des Mädchens."

Ich dachte nicht mehr an dieſe Geſchichte, als ich folgenden Tages von Meyringen nach Brienz ſchlenderte und von da über den See zum Gießbach hinüberfuhr. Aber die Verflatterung des Penſionatsvogels kam mir wieder zu Sinne, als ich, an den prächtigen Waſſerfällen hinaufgehend, auf dem Steg, welcher über einem der oberen hängt, ein junges Mädchen ſtehen ſah, welches mir, als ich den Steg betrat, aus ſchwarzen Augen voll Feuers einen forſchenden Blick entgegenſandte.

Die junge Dame trug ihren eleganten Reiſeanzug mit einer Art koketter Nonchalance. In der Linken hielt ſie eine kleine Reiſetaſche mit zierlicher Stickerei und mit der Rechten ſtützte ſie ſich läſſig auf einen langen Alpſtock. Unter einem braunen Strohhut mit breitem Rande ringelte ſich reiches, lichtbraunes Haar, zu welchem dunkle, kühngeſchwungene Brauen einen reizenden Gegenſatz bildeten, auf Nacken und Schultern nieder. Die Geſichtszüge waren fein und regelmäßig, nur ſtimmte der etwas zu große Mund nicht ganz zu ihnen. Aber die aufgeworfenen Lippen blühten in einem Roth, welches dem Feuer der Augen entſprach. Hielt man dazu noch die Formen der mittelgroßen, beweglichen Geſtalt, Formen, welche die Backfiſcheckigkeit ſchon vollſtändig überwunden hatten und zu blühender, ja üppiger Rundung gediehen waren, ſo bekam man den Eindruck ſchöner Sinnlichkeit.

Ich geſtehe, dieſer Eindruck auf mich war ein bedeutender, faſt heftiger. In jener Stunde hab' ich nicht an Iſolde gedacht.

„Das iſt ſehr ſchön!“ ſagte ich, höflich meinen Schlapphut lüftend und in die ſilbernen Strudel niederblickend.

„Sehr ſchön,“ erwiederte das Dämchen, einen Schritt weiter von mir wegrückend und mich abermals unter ihrem Hut hervor von oben bis unten muſternd.

„Ich habe wohl die Ehre, mit Fräulein Julie zu ſprechen?“ fragte ich, entſchloſſen, ein Geſpräch mit der einſamen Schönen anzuknüpfen.

„Mit Fräulein Julie?“ entgegnete ſie, mit leichtem Schrecken noch einen Schritt zurückweichend.

„Ja,“ ſagte ich, „aber, mein Fräulein, ich befaſſe mich gar nicht damit, entflogene Vögel einzufangen.“

Sie lachte fröhlich und kam wieder einen Schritt näher. Das Rauſchen des Waſſerfalls ließ es ja nicht zu, daß man ſich aus der Ferne unterhielt.

„Ah,“ ſagte ſie, „Sie ſind unſerer Heerde von Lämmchen begegnet, mein Herr, und der alten Schäferin und dem dicken Schäfer . . .“

„Deſſen ungeheuerliche weiße Halsbinde jetzt mit Thränen um das verlorene Lämmchen benetzt ſein mag.“

„Thut Nichts, das erſpart ihr eine Wäſche . . . Uebrigens, da Sie kein Vogelfänger ſind, ſo kann ich Ihnen ſchon ſagen, daß ich der entflogene Vogel bin. Es war gar zu langweilig, dieſes reiſende Penſionat. Bei jeder ſchönen Stelle las uns Monſieur den betreffenden Abſchnitt aus dem Guide vor und ſprach Madame ein langes Gebet. Es war wirklich zu ennuyant. Ich muß ohnehin

Fräulein Julie ſah mich wieder forſchend an und mir kam vor, als würden ihre ſchwarzen Augen immer größer und feuerwerfender. Ihre Miene war auch gar keine mißfällige — unter uns, lieber Leſer, es thut das meiner Eitelkeit noch jetzt wohl — als ſie dann ſagte:

„Darf ich wiſſen, mein Herr, wohin Sie vom Gießbach aus Ihren Alpſtock ſetzen werden?“

„Nach dem Faulhorn zu, wenn es Ihnen ſo recht iſt, Fräulein.“

„Wenn es mir recht iſt? Wie galant! Aber in der That, es iſt mir recht: ich will auch nach dem Faulhorn.“

„Glückauf, und geſegnet ſei mir dieſer Tag! Aber, mein Fräulein, man ſagte mir in Brienz, der Weg vom Gießbach da hinauf ſei im Einzelnen nicht ganz ungefährlich und im Ganzen ſehr beſchwerlich.“

„Was thut das? Ich will einmal auf das Faulhorn und gerade hier will ich hinauf. Weil der alte Puter, der ſtatt des rothen ein weißes Halstuch trägt, und die alte, fromme Gluckhenne mit ihren Küchlein durchaus nicht auf das Faulhorn wollten, hauptſächlich deshalb hab' ich mich in Interlaken von der Heerde verloren und bin über Bönnigen und Iſeltwald hierher gekommen.“

„Aber der beſchwerliche und gefährliche Weg?“

„Fürchten Sie ſich davor?“

„Ich? Bah! Das heißt, ich fürchte mich doch davor — um Ihrer willen."

„O, das können Sie ſich erſparen. Ich weiß nicht, was Schwindel iſt, und bin ſehr gut zu Fuß."

Wie ſie das ſagte, kam, wie zur Bekräftigung, ein allerliebſtes Füßchen unter dem Saum ihres Kleides hervor. Daſſelbe ſah zwar in ſeinem merkwürdig ſchmalen Zeugſtiefelchen nicht ſehr bergpfadmäßig aus, aber — es war allerliebſt. Während ich mir darüber allerlei wunderliche Gedanken machte, ſagte Fräulein Julie:

„Ich begreife gar nicht, warum ich nicht ſchon vor acht oder zehn Tagen dem reiſenden Penſionat entſprungen bin. Es wandert ſich ſo angenehm allein . . . ."

„Oder zu Zweien."

„Meinen Sie? Hm . . . da kommt es doch wohl darauf an, wer mit Einem geht. Laſſen Sie mich, bevor ich mich entſchließe, zu Zweien da hinauf zu gehen, Ihnen doch einmal recht in's Auge ſehen."

„Curioſer Einfall," dachte ich . . . . Wäre ich damals ſchon ſo alt geweſen, wie ich jetzt bin, würde ich das Gebahren von Fräulein Julie für ein ſechszehnjähriges Mädchen vielleicht etwas zu, — wie ſoll ich ſagen? — etwas zu emanzipirt gefunden haben. Da ich aber ſelber noch ein ziemlich naiver Burſch war, hatte ich wohl das Recht, es koſtbar naiv zu finden. Iſolde freilich würde .... aber ich dachte ja damals nicht an Iſolde.

Als mir Fräulein Julie recht in's Auge ſehen wollte, ging ſie ſchon vor mir her, den ſteilen, ſchmalen, feuchten Pfad durch das Ahorngeſträuch hinauf.

Sie blieb jetzt ſtehen und kehrte ſich um, und da ich etwas tiefer ſtand, befand ſich ihr Geſicht mit dem meinigen in gleicher Linie.

So ſah ſie mich ein paar Sekunden an, während die verführendſte Schelmerei in ihren Mundwinkeln kicherte und ihre halbgeöffneten Lippen kaum eine Spanne weit von den meinigen ſo verlockend roth blühten.

Seltſam, in dieſem kritiſchen Augenblick fiel mir plötzlich ein, irgendwo von einer Schönen geleſen zu haben, ſie habe einen falſchen Zug um den Mund gehabt, Etwas wie den Schatten des Schwänzleins einer forthuſchenden Eidechſe.

Das war doch ein recht dummer Eidechſengedanke. Er ging aber ſo ſchnell, wie er kam.

„Nun," ſagte Fräulein Julie, „ich denke, ich kann mit Ihnen zu Zweien nach dem Faulhorn gehen."

So ſprechend, tippte ſie mir mit dem Zeigefinger ihrer Rechten, von welcher ſie den Handſchuh gezogen, leicht auf die Schulter und wandte ſich zum Weitergehen.

Aber in dieſem Augenblick wich ihr ein loſer Stein unter dem Fuße, ſie glitt aus und wankte und ich... nun, bei allen Göttern! ich wäre kein flotter Student, ſondern ein Tropf geweſen, wenn ich nicht, indem ich ſie vor den Folgen dieſes kleinen Unfalls bewahrte, meinen Arm um ihren Leib geſchlungen und ihr bei dieſer Gelegenheit einen Kuß geraubt hätte.

Denke ich jetzt an dieſen Kuß zurück, will mir faſt ſcheinen, daß Fräulein Julie's rothe Lippen ſchon gewußt hätten, was Küſſen ſei.

Sie fuhr zurück, aber nicht zu jach und heftig, ſchlug mir mit dem Handſchuh auf den Mund, aber ſo, daß es gar nicht wehthat, und ſagte lachend:

„Ich ſehe, wenn man zu Zweien geht, muß man ſich vor den loſen Steinen ſehr in Acht nehmen.“

„O, gar nicht!“

„Doch, doch .... und .... und wiſſen Sie denn nicht, daß man den Bergführern ihren Lohn erſt auszahlt, wenn ſie Einen glücklich an Ort und Stelle gebracht haben?“

Der Hut war ihr in den Nacken geglitten, ein Sonnenſtrahl fiel durch die Ahornblätter auf ihr geröthetes Geſicht: — es war reizend!

„Ich will ein treuer Führer ſein, Fräulein Julie,“ ſagte ich.

„Das wollen wir ſehen,“ verſetzte ſie, elaſtiſchen Schrittes bergan ſteigend.

Nach einer Weile ſagte ſie, mir über die Schulter einen raſchen Blick zurückwerfend, der gar nicht böſe war:

„Ich kenne noch nicht einmal Ihren Namen. Wie heißen Sie doch?“

„Michel Hellmuth.“

„Hellmuth? Nun an Muth ſcheint es Ihnen gerade nicht zu fehlen. Aber wie kommen Sie denn zu ſo einem . . . ſo einem populären Vornamen?“

Mein Vater gab mir denſelben und er bildete ſich viel darauf ein. Sie müſſen wiſſen, Michel bedeutet nach ſeiner Meinung der Starke.“

„Nun, da kann man ſich den Namen ſchon gefallen laſſen. Aber darf ich fragen . . . . doch nein, wiſſen Sie was? wir wollen uns gar nicht gegenſeitig weiter ausfragen. Wir ſind ja nicht zwei alte Tanten. Unſere Bekanntſchaft, die doch nur eine flüchtige ſein wird, behält ſo die romantiſche Beleuchtung, in welcher ſie mir erſcheint. Man muß dem Augenblick zu leben verſtehen. Oder nicht?“

„Gewiß, aber ich wünſche, der Augenblick währte eine Ewigkeit.“

„Schmeicheln Sie? Das ſollte ein Michel, d. h. ein Starker nicht thun.“

„Ich ſchmeichle nicht. Aber wenn ich Sie ſo vor mir herſchweben ſehe, möchte ich . . . .“

„Was?“

„Daß alle die Steine da auf unſerem Wege recht loſe wären.“

„Gott tröſte Sie!“

„Ich wollte lieber, es tröſtete mich eine gewiſſe Göttin.“

„Wirklich? Sehen Sie, wär' ich nun eine alte Jungfer, ſo dürfte ich thun, als verſtände ich Sie nicht. So aber ſage ich nur, daß ich mythologiſche Complimente ſehr du mauvais goût finde. Alſo keines mehr von dieſer Sorte oder, noch beſſer, überhaupt keines mehr. Ich bin froh, daß mir einmal für ein paar Tage alle die langweiligen Schnörkel der Convenienz aus den Augen ſind. Mir iſt froh und frei zu Muthe. Ich bin ganz glücklich, und was mein Vergnügen erhöht, iſt, daran zu denken, was Madame la poussinière dazu ſagen würde, wenn ſie wüßte, daß ich zu dieſer Stunde nicht nur allein, ſondern auch zu Zweien auf das Faulhorn ſtiege. Ciel, was würde das für ein Augenverdrehen geben, wenn ſie gar wüßte ...“

„Was für loſe Steine es auf dem Wege zum Faulhorn gäbe?“

„Ja, und was für loſe Studenten, die den gefährlichen Namen Michel führen und ...“

„Und?“

„Nicht ſchüchterner ſind als ſie ſein ſollten....“

So plauderten wir vergnüglich und der lange Frühherbſtnachmittag verging mir wie ein Traum. An den gefährlichen Stellen des Weges verſchmähte Fräulein Julie meinen ſtützenden Arm nicht und ich hatte ſogar die Ehre, ihre anmuthige Laſt über eine breite Runſe, in welcher ein wildes Bergwaſſer ſchäumte, hinweg zu tragen. Da ich mich ſelbſt bei dieſer verführeriſchen Partie beſcheiden benahm, wurde die junge Schöne ganz zutraulich und ſo kamen wir als die beſten Freunde von der Welt auf der berühmten Bergkuppe an, gerade noch zeitig genug, um das glorreiche Schauſpiel mit anzuſehen, wie die untergehende Sonne ihren Purpur über die Schneekoloſſe des Berner Oberlandes hinſtrömte.

Am folgenden Morgen hatte ich die Ehre, Fräulein Julie zum prächtigen Gletſcher von Roſenlaui hinab und von da weiter nach Grindelwald zu begleiten. Am dritten Tage ſtiegen wir mitſammen die Berggehänge zur Wengernalp hinauf. Fräulein Julie war voll Scherz und Lachen, voll Witz und Muthwillen. Ob auch mehr oder weniger Koketterie mit unterlief? Ich weiß es nicht; aber was ich weiß, iſt, daß es ſich ſehr angenehm in dieſer Geſellſchaft reiſte, — ſehr.

Wir hatten den Bergkamm erreicht, welcher das grindelwaldner Thalgebiet von dem lauterbrunner ſcheidet und deshalb auch den paſſenden Namen Scheideck führt. Dort, vom Fuß der rieſigen Felspyramide des Eigers aus, erblickſt Du plötzlich die Jungfrau in der ganzen Glorie ihrer unvergleichlichen Formen. Der Mönch ſteht düſter daneben, — der arme Burſch! Er kann nicht über die eiſige Kluft hinüber, die ihn von der Spröden trennt, und die Lawinen, welche von dem Haupt der Rieſenjungfrau über ihren blendenden Buſen herabrollen, klingen wie wildes Hohngelächter.

Fräulein Julie wollte dieſe Metapher nicht ganz gelten laſſen.

„Die Lawinen erſcheinen mir gar nicht ſo lächerlich,“ ſagte ſie, „und ich ziehe es vor, dieſelben für Thränenſtröme zu halten, welche die arme Jungfrau vergießt, aus Verdruß über die mönchiſche Unbehülflichkeit und Unbeweglichkeit ihres Freiers.“

Ich hatte keine Zeit, das Dilemma zu unterſuchen, ob dieſe Bemerkung wörtlich auf Mönch und Jungfrau zu beziehen oder aber paraboliſch zu nehmen ſei, denn im nämlichen Augenblick rief meine ſchöne Reiſegefährtin aus:

„Mon Dieu, ſehen Sie da unten das bunte Gewimmel von Strohhüten und Perkalkleidern? Es iſt die Gluckhenne mit ihrem Puter und allen den frommen Küchlein — o Schmerz!“

Wir waren nämlich ſchon eine gute Strecke die Alm abwärts gegangen, welche ſich bis zu dem Trümletenthal am Fuße der Jungfrau hinabzieht. Ungefähr in der Mitte der ſanftgeneigten, welligen Fläche liegt das Wirthshaus zur Wengernalp, in deſſen Räumen, die Sommermonate über, tagtäglich alle Sprachen Europas ertönen. Auf der Matte vor dem Hauſe waren Schaaren von Reiſenden, Führern und Pferden gelagert; aber ſehr abſeits von den Anderen erblickte man ein dicht zuſammengedrängtes frauenzimmerliches Häuflein, welches in der That ſchon von Weitem einem reiſenden Mädchenpenſionat ſehr ähnelte.

„Wollen wir umkehren, Fräulein?“ fragte ich.

„Ah, Sie ſind alſo meiner Geſellſchaft noch nicht müde?“ entgegnete ſie.

„Ach nein!“

„Wie ſchmachtend Sie das ſagen! Bitte, keine Sentimentalität! Das empfindſame Weſen iſt mir zuwider. Laſſen Sie uns ſo munter ſcheiden, wie wir zuſammen gereiſt ſind.“

„Aber müſſen wir denn ſchon ſcheiden?“

„Ja. Ich habe nun drei Tage in der Freiheit gelebt und will mir's einſtweilen daran genügen laſſen. Aller guten Dinge ſind drei, wie Sie wiſſen. Aber thun Sie mir den Gefallen und erzählen Sie dem Vater irgend eine gute Schnurre, welche unſer Beiſammenſein erklären ſoll — nicht zu meiner Entſchuldigung, ich bedarf keiner ſolchen — aber zum Aerger der Gluckhenne.“

„Gut, ich will mein Möglichſtes thun; aber...“

„Was aber?"

„Der mir in Ausſicht geſtellte Führerlohn ..."

„Garſtiger Egoiſt!"

Der Blick, welcher dieſes Scheltwort begleitete, hob ſeine Wirkung auf. Zudem war keine Zeit zu verlieren — wir befanden uns gerade in einer ſchmalen, von einem Bach durchſtrömten Eintiefung des Terrains — ſo zu ſagen, für einen Augenblick von der Welt abgeſchloſſen — ich war auch weder ſo unbeweglich noch ſo unbehülflich wie der Mönch da drüben und — kurz, ich erhielt meinen Führerſold in zwei Küſſen ausbezahlt, die nicht gerade als geraubte qualifizirt werden konnten.

Fräulein Julie ſchien für einen Moment faſt weich zu werden.

„Sehen Sie," ſagte ſie, indem ihre ſchöne Hand, welche ich an mein Herz gezogen hatte, den Druck der meinigen erwiederte — „ſehen Sie, mein Freund, Berge kommen nicht zuſammen, wohl aber Menſchen ..."

„Und Menſchenlippen, ja ... und aller guten Dinge ſind drei, wie Sie wiſſen."

Ich zog ſie an mich und ſie ſchlang ihre Arme um meinen Nacken und küßte mich lang und heiß.

Dann trat ſie zurück, ſtrich ſich die Locken aus der Stirne, band ihren Hut feſt, nahm ihren Alpſtock auf und ſchritt den Rain hinan mit den Worten:

„So, jetzt tapfer dem Feind entgegen!“

Einige Minuten ſpäter ſchallte uns die Matte herauf in allen möglichen Backfiſchtonarten der Ruf entgegen: Demoiselle Julie! Demoiselle Julie! und hinterdrein kam das dünne Mon Dieu! von Madame und das dicke Mais — mais von Monſieur ......

Dieſes Reiſeabenteuer ſollte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf mein ſpäteres Leben bleiben. Damals aber, als ich mich auf der Wengernalp von Fräulein Julie trennte, fühlte ich nur, daß die ſchwarzen Augen meiner ſchönen Reiſegenoſſin eine Flamme in mir entzündet hatten, die das Veſtafeuer meiner erſten Liebe zu erſticken drohte. Wenn ich an Iſolde dachte, glühte in meiner Seele heiße Scham. Ich glaubte oft ihre keuſchen, ſüßen Augen mit ſtillem Vorwurf auf mir ruhen zu fühlen. Aber ſie heiratet ja den Grafen Zackſtein, brummte ich dann wohl vor mich hin, wie um mich vor mir ſelbſt zu entſchuldigen.

Dieſe ſophiſtiſche Entſchuldigung ſollte ſich bei meiner Rückkehr in die Univerſitätsſtadt als gänzlich unhaltbar erweiſen. Ich fand Briefe vor, welche unter Anderem ausſagten, Iſolde ſei nach Rothenflüh zurückgekehrt, nachdem ſie den Grafen entſchieden ausgeſchlagen. Meine Schweſter, welche mir dieſes ſchrieb, mußte Kummer haben: der Ton ihres Briefes war ſo traurig, und während ſie ſonſt immer ſo viel von Berthold ſchrieb, ſagte ſie jetzt nur, derſelbe habe einen langen Urlaub genommen, um eine Tour durch Frankreich und Italien zu machen. Ganz unten an Hildegard's Brief ſtanden, von Iſolde's Hand geſchrieben, die Worte: „Ich grüße Dich!“

Sie entzückten mich und bereiteten mir zugleich bitteren Schmerz. In einem und demſelben Augenblick verwünſchte ich jene drei Tage meiner Schweizerreiſe und wünſchte ſie doch wieder mit heimlicher Sehnſucht zurück. Oft ſetzte ich mich hin, um Iſolde mein Abenteuer brieflich zu beichten, aber eine unüberwindliche Scheu vereitelte ſtets dieſe Abſicht. In Stunden, wo der Humor über die unklare Gährung meiner Gefühle triumphirte, kam ich mir vor wie Buridan's Eſel, nur mit dem Unterſchied, daß ſtatt der bekannten Heubündel zu meiner Rechten ein ſchöner Stern ſtand, zu meiner Linken eine Blume von tropiſcher Farbenpracht und berauſchendem Duft. Und am Ende ließ mich dann der glückliche Leichtſinn der Jugend zu mir ſelber ſagen: „Bah, auch die exotiſche Blume, Julia regia, iſt ja nicht für Dich. Wer weiß, wo ſie jetzt blüht und für wen ſie jetzt duftet? Und was den Stern betrifft, o —

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Fünftes Capitel.

Ein Privilegium der Jugend. — Zwei Fahnenträger einer bewegten Zeit. — Die Hegel'ſche Philoſophie und ein apoſtoliſches Wort. — Titanismus. — Gibt es Ahnungen? — Ein erloſchener Stern und ein Gebet. — Die geſprengte Kette. — „Segen über euch!“ — Eine Todte in Blumen.

Es war eine geiſtig hochbewegte Zeit, in welche meine Studienlaufbahn fiel, und ich beſaß Empfänglichkeit genug, um an dieſer Bewegung lebhaften Antheil zu nehmen. Mein Jugendfeuer iſt jetzt dahin und viele der ſchönſten Illuſionen von damals mit ihm. Aber dennoch vermag ich es noch nicht, mit ſkeptiſchem Lächeln auf jene Tage zurückzublicken, wo auch ich, in beſcheidenſter Weiſe freilich, mitwob an dem bunten Gewebe von politiſchen, ſozialen und literariſchen Theorieen, welche die Praxis des Lebens mit ſo rauher Hand zerriß. Nein, noch jetzt kann ich mich nicht bemitleiden ob dem jugendlich gläubigen Enthuſiasmus, womit ich mich umtrieb in Regionen, —

Wo auf Weltverbeſſerung
Wünſche kühn ſich lenken . . .

Die Jugend beſitzt das koſtbare Privilegium, ſich einbilden zu dürfen, es ſei eben ſo leicht als nothwendig, die Welt aus ihren Fugen zu reißen; denn ſie hat noch nicht mit Hamlet daran verzweifeln gelernt, ſie wieder einzurenken. Und dann — wäre die Jugend nicht allzeit revolutionär geſinnt geweſen, wahrlich, die Weltgeſchichte wäre längſt zum todten Sumpf geworden.

Die brütende Schwüle der Reſtaurationszeit hatte ſich in dem Gewitter der Julirevolution entladen. Durch ganz Europa ging ein friſches Aufathmen. Eine neue literariſche Epoche kündigte ſich an: die moderne, welche die Erbſchaft der claſſiſchen, der Göthe-Schiller'ſchen, wie der romantiſchen übernahm, um ſie weiteren Entwickelungen zu Grunde zu legen. Zwar ſind, wie bekannt, bislang keineswegs die „Blüthenträume" gereift, welche in der Literatur der dreißiger Jahre auftauchten, nicht einmal die ſpecifiſch literariſchen. Aber das ſteht feſt, daß in Literatur und Leben damals überall die Anfänge neuer Geſtaltungen gemacht wurden.

Deutſchland, welches ja überhaupt der mit ſo vielen Schmerzen, Demüthigungen und Opfern erkauften Ehre genießt, für die anderen Nationen zu denken, Deutſchland war wiederum der Hauptſchauplatz dieſer geiſtigen Umwälzung. Die oppoſitionellen Anläufe der Reſtaurationsperiode, das Mißbehagen an der Nichterfüllung der patriotiſchen Hoffnungen, welche noch von den Befreiungskriegen her in den Gemüthern lebten, der Schmerz über des Vaterlandes Zerſplitterung und politiſche Nullität, der Sturz der Bourbons, die Erhebung Belgiens, die Inſurrection Polens, die Revolutionsverſuche in Italien und Spanien, die demokratiſche Reformbewegung in den ſchweizeriſchen Cantonen, ferner der Byron'ſche Skepticismus und Weltſchmerz, die ſibylliniſchen Orakel der Rahel und Bettina, die Hegel'ſche Philoſophie, als unerbittlicher Kriticismus alle wiſſenſchaftlichen Disciplinen durchdringend und durch Strauß auf die Urkunden des Chriſtenthums angewandt: — Das waren ſo die Factoren der Bewegung im deutſchen Geiſtesleben von damals. Nach der politiſchen Seite hin ſtand Börne, nach der poetiſchen hin ſtand Heine an der Spitze derſelben .... Börne's Briefe aus Paris! Es iſt ſchon nur noch wie die Erinnerung an einen Traum, wenn man heute an dieſe in Druckpapier gewickelten, in allen Farben eines verzweifelnden Humors ſpielenden Flammen zurückdenkt. Und doch war ihre Wirkung auf die deutſche Jugend eine unermeßliche. Ein junger Poet jener Tage hat aus dieſen Epiſteln eine „Neue Bibel“ zuſammengereimt und ſie waren in der That die Bibel des deutſchen Radicalismus. Wenigſtens eine Zeit lang. Denn bald machten ſich deutſche Bedenken gegen das Franzöſiſche in jenen Ergüſſen einer zornvollen Freiheitsliebe geltend. Auch in mir, der ich in der Antipathie gegen das Franzoſenthum erzogen worden war und der ich es auch jetzt, in reiferen Jahren und nach eigener Anſchauung, nur als ein wunderliches Conglomerat von Aeffiſchem und Tigerlichem anſehen kann. Gott helfe mir, ich wünſche gewiß ſo lebhaft als irgend Einer, daß der ſchöne Traum von der Völkerſolidarität zur Wirklichkeit werde, daß ein Tag komme, wo alle Nationen frei, glücklich und durch die Bande brüderlicher Liebe mit einander verbunden ſein werden; aber ich müßte den theuren Glauben an die Zukunft meines Volkes aufgeben, wenn ich wünſchen wollte, daß dieſe Zukunft nach franzöſiſcher Schablone zugeſchnitten werden ſollte. Das wollte doch im Grunde der Börne und ſein Irrthum rührte daher, daß er ſich mit der närriſchen Illuſion trug, der Phraſenmantel, womit die Franzoſen bei Gelegenheit ihre kraſſe Selbſtſucht, ihren komödiantenhaft eitlen Dünkel verhüllen, berge wirklich eine kosmopolitiſche Realität. Börne war ein großes und edles Herz, keine Frage. Aber er vergaß, daß man ein Volk nicht zur Freiheit und Selbſtachtung erzieht, indem man es vor ſich ſelbſt und vor dem Ausland erniedrigt..... Heine kann als Politiker nicht in Betracht kommen, überhaupt nicht als ernſthafte Perſon. Wenn aber die Zaubermelodieen ſeiner Liederbücher, wenn das witzfunkelnde Antitheſenſpiel ſeiner Proſa ſelbſt eine bis auf die letzten Hefen eingetrocknete Seele, wie die des Friedrich von Gentz, in lautes Entzücken verſetzten, ſo braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß eine ſtrebſame Jugend der Wirkung eines ſolchen Geiſtes ſich nicht entziehen konnte. Ich weiß noch ganz gut, daß ich einige Tage lang in einer Art von ſeliger Trunkenheit umherging, als ich zuerſt mit dem „Buch der Lieder“ bekannt geworden war. Ich gab mich, wie tauſend Andere, dem gewaltigen Zauber hin, ohne auch nur im Entfernteſten daran zu denken, daß dieſe Lyrik bloß das Product einer der Fäulniß ſich zuneigenden Hyperciviliſation ſein könne. ... Heine's ſatiriſche Kraft iſt eminent. Seit Rabelais iſt ſo Etwas nicht wieder da geweſen. Man hat Heine den modernen Ariſtophanes genannt, während er ſich ſelbſt irgendwo — alſo doch einmal in ſeinem Leben beſcheiden — mit Kunz von der Roſen, dem Hofnarren Karl's V., verglich. Er war aber mehr: er war der Hofnarr ſeines ganzen Jahrhunderts, dem er noch auf dem Sterbebette die lachendſten Witze vorgeriſſen hat.

Die burſchikoſe Ungenirtheit, womit Heine und mehrere ſeiner Mitſtrebenden die Hegel'ſche Philoſophie propagirten, hat zu dem Anſehen derſelben in weiteren Kreiſen nicht wenig beigetragen. Die aſchgraue Dialektik des großen Philoſophen nahm ſich im Brillantfeuer Heine'ſchen Witzes viel einladender aus, in der That ſehr einladend und appetitlich. Unter den Fanfaren eines übermüthigen Humors wurde das Hegel'ſche Evangelium vom Menſch-Gott verkündigt und auch ich erfuhr mit großer Genug thuung, daß die göttliche Idee in meinem Ich zum ſelbſtbewußten vernünftigen Geiſt geworden ſei. Nur ſchade, daß der incarnirte Gott ſeine Göttlichkeit mitunter in ſo ungöttlichen Dingen manifeſtiren mußte, wie z. B. im „Pumpen.“ Aber ich ließ mich das wenig anfechten und ſetzte mich, für eine Weile wenigſtens, mit einem: „Gott iſt Alles, was da iſt“ — über die empfindlichſten Stöße hinweg, welche die Wirklichkeit meiner Hegel'ſchen Theorie beibrachte. Freund Fabian wollte von dieſer Nichts wiſſen und machte mich auf die gewundenen Mentalreſervationen und perfiden Verclauſulirungen in Hegel's Syſtem aufmerkſam. „Wenn Du,“ ſagte er, „im Pantheismus Befriedigung ſuchſt, ſo halte Dich wenigſtens an unſere alten Myſtiker. Im Tauler und Böhm iſt hundert Mal mehr Seele und Poeſie als im Hegel.“

Fabian kannte mich. Er wußte, welchen beſchwichtigenden Einfluß Dichterworte auf mich übten, und ſchrieb mir daher eines Tages, nach einem langen Geſpräch über das Zweifelhafte und das Tröſtliche der pantheiſtiſchen Weltanſchauung die ſchöne Strophe von Anaſtaſius Grün in's Stammbuch: —

Ich aber weiß, des Daſeins Ring, der helle,
Er iſt in einem ungeheuren Bogen
Durch Stern und Baum, durch Roſen, Sonnenbälle,
Durch Menſchenherz und Engelsbruſt gezogen —

und fügte dann mündlich hinzu, er für ſeine Perſon finde volle Beruhigung in jener Paraphraſe eines Wortes des Apoſtels Paulus: „Alles iſt aus Gott, durch ihn und zu ihm geſchaffen; in ihm leben, weben und ſind wir; wie er es im Beginne geweſen, wird er auch am Ende wieder Alles in Allem ſein und Alles aufnehmen in den ſtillen Kreislauf ſeiner ewigen Harmonie.“

Das war nun ſchon recht: ein ſtilles, reſignirtes Gemüth, wie der Fabian war, konnte ſich damit wohl zufrieden geben. Aber ein leidenſchaftlich Herz, wie das meinige, ſchlug lange nicht kühl genug, um ſich durch ſolche Theoſophie länger als auf Momente ſchweigen zu laſſen.

Jeder Menſch, deſſen Gedanken überhaupt über die Katechismusſphäre hinausgehen, erlebt eine Periode des Zweifels, eine Revolution in ſeinem Innern, die ihn, je nach dem Stärkegrad ſeiner Gefühle, mehr oder weniger unglücklich macht. Seichte Köpfe fahren dabei am beſten. Sie brechen einfach mit der Autorität und ergeben ſich einer gedankenloſen Indifferenz, die jeder Beſchäftigung mit höheren Problemen achtſam aus dem Wege geht und jede Frage nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen als Schnickſchnack anſieht, welche man den „ſtubengelehrten Zungendreſchern“ überlaſſen müſſe. Ja, ſie ſind glücklich, dieſe Gleichgültigen, denn —

> Sie ſtört nicht im Innern
> Vergeblicher Streit. . . .

Und nicht nur das. Sie ſind oft auch recht wackere Menſchen, ſo recht das, was man praktiſche Naturen nennt. Sie ſind — oder können es wenigſtens ſein — gute Familienväter, zahlungsfähige Bürger, die an die Lehre vom beſchränkten Unterthanenverſtand zwar nicht glauben, aber dieſelbe doch für ganz „praktiſch“ halten, daneben nach „ſauren Wochen frohe Feſte“ feiern, auch „des guten Scheines wegen“ nicht unfleißig zur Kirche gehen, die kleinen Ziele des Lebens mit Geſchicklichkeit verfolgen und die großen einfach in den Bereich des „Mythus“ oder des „Humbug“ verweiſen.

Die Andern aber — und es muß doch wohl auch ſolche Käuze geben, — die Andern, in deren Adern ein Tropfen von jenem Blute rollt, welches die Titanen dereinſt zur Empörung gegen die Götter trieb, können ſich der ruheloſen Frage: Warum iſt der Menſch? Und warum iſt er ſo, wie er iſt? nicht entſchlagen. Es iſt freilich dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, d. h. der Titanismus wird ſchließlich immer ſeiner Ohnmacht inne. Allein, wenn ſich jenes furchtbare Warum? mit ſchöpferiſchem Genie verbindet, ſo entſtehen titaniſche Fragezeichen, die wie prächtige Blitze das Dunkel, in welchem wir tappen, nicht erhellen, aber zeigen. Das Buch Hiob, der äſchyleiſche Prometheus, Wolfram's Parzival, Hamlet, Don Quijote, Fauſt, Childe Harold — das ſind ſolche fragende Blitze, nicht vom Himmel zur Erde, ſondern von der Erde gen Himmel geſchleudert. . . .

In einer lauen Sommernacht erfaßte mich mitten im bakchiſchen Gewühle eines Commerſes eine tiefe Traurigkeit. Gibt es Ahnungen und wirft wirklich, wie jener engliſche Poet meint, „Zukünftiges ſeinen Schatten voran?“ Stehen Seelen, die ſich lieben, in einem Rapport, deſſen Geheimniß keine Wiſſenſchaft zu durchdringen vermag? Genug, mich überkam eine düſtere Ahnung, welche durch das Getöſe ſtudentiſcher Freude, das mich umgab, nur noch peinigender gemacht wurde. Ich ſtürzte hinaus, eilte die ſtillen Gaſſen hinab, ging über die Brücke und warf mich in die dunkeln Baumgänge auf der Wieſe am andern Ufer des Fluſſes, welcher die Gärten und Häuſer der Stadt beſpült. Eilenden Fußes durchlief ich die Alleen, als wollte ich der vagen, dunkeln Angſt entfliehen, die mich verfolgte.

Dieſes perſönliche Gefühl heftiger Traurigkeit wurde, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu einem menſchheitlichen. In jener Stunde empfand mein Herz den Krallendruck des Weltſchmerzes. Aus dem Baumſchatten hervortretend ſtarrte ich verzweiflungsvoll hinauf in den Ozean der Welten, in welchem unſere ſchöne, arme Erde wie ein Tropfen verſchwimmt, und unwillkürlich drängten ſich mir die Worte des Dichters auf die Lippen:

O, löſ't mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andere
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Sie funkelten ruhig weiter, ſtill und groß, die ewigen Lichter des Firmaments. Sie gaben keine Antwort. Aber der Schmerz der Creatur ſchreit doch nie ganz vergeblich zur Natur. Es liegt eine ſänftigende, ſeelenlöſende Magie in dem Schweigen der Sommernacht. Der Fluß ſchickte einen einladend kühlen Hauch zu meiner heißen Wange herauf, ich warf die Kleider von mir und tauchte mich tief in das erquickende Element, während der Mond hinter den fernen Bergen heraufkam und ſein mildes Licht über das ſacht rauſchende Waſſer hinſtreute.

Erfriſcht, beruhigt, von quälenden Gedanken befreit, wandelte ich dann noch lange unter den Weiden am Ufer. Aus der Ferne tönte gedämpft das ſilberne Lachen einer Mädchenſchaar, welche in einer verſteckten Gartenbucht weiter oben am Fluß badete. Damit miſchte ſich der Ton einer Flöte, welcher aus dem offenen Fenſter eines der

Häuſer unter dem Schloßberg herabkam. Vielleicht hauchte ein Liebender in dieſen ſchmelzenden Tönen ſeine Sehnſucht aus.

Ich ſah nach dem wohlbekannten, beſcheidenen Bürgerhaus hinüber, deſſen kleiner Garten mit der niedrigen Mauerzinne hart an den Fluß ſtieß. Wie oft ſchon war ich zu allen Jahres- und Tageszeiten da vorüber gegangen, um mit Blicken ehrerbietiger Scheu das Erſcheinen des hagern, hochgewachſenen Greiſes mit dem Silberhaar zu erharren, der dort aus ſeinem Erkerzimmer in den kleinen Garten herauszutreten pflegte, auf der Stirn die dreifache Majeſtät des Genius, des Unglücks und des Alters. Auch jetzt ſtand er dort an der Bruſtwehr und das Mondlicht fiel voll auf dieſes Antlitz, von welchem die vieljährige Nacht des Wahnſinns den Stempel des Göttlichen noch nicht hatte verwiſchen können. Er ging hinein und ſchlug drinnen auf dem Clavier, dem treuen Gefährten ſeiner Einſamkeit, die melancholiſche alte Melodie an: „Mich fliehen alle Freuden,“ — die ich ihn ſchon ſo oft hatte variiren hören, kam dann wieder heraus und blickte mit ſeinen großen geiſterhaften Augen lange in das geſtirnte Firmament empor. Suchte er dort den Stern ſeiner Jugend, ſeines Lebens: „Diotima?“ . . . Vielleicht war es eine Täuſchung des Mondlichtes, aber ich glaubte große Thränen in dieſen Dichteraugen blinken zu ſehen, die vormals mitten in unſerem deutſchen Norden den Genius von Hellas in der ganzen Schöne ſeiner göttlichen Nacktheit erblickt hatten, in dieſen Dichteraugen, welche in heiligen Weihenächten in jener Gartenlaube am Leutrabach in Jena den Blicken Schiller's begegnet waren. Ueberkam ihn die Erinnerung an ſüße Mondnächte ſeines Lebensmorgens? Peinigte auch ihn das uralte, qualvolle Räthſel des Lebens? Tönte ihm noch einmal, ein Widerhall aus früherer Zeit, „Hyperions Schickſalslied,“ in der Seele auf? . . . Ich ſelber ſprach es leiſe und andächtig vor mich hin und die tiefſinnigen Worte wirkten tröſtlich auf mich wie ein frömmſtes Gebet. . . .

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſalslos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller,
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n.
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab. . . .

Am folgenden Tage eilte ich ſpornſtreichs der Heimat zu. Um Mittag hatte ich einen Brief erhalten, worin der Vater eine gefährliche Erkrankung der Mutter meldete. Es ſei, ſchrieb er in abgebrochenen Worten, das Schlimmſte zu befürchten. Ich ſollte eilends kommen, die Kranke verlange ſehr nach mir. Eine Stunde darauf ſaß ich auf einem Poſtklepper, der ſchaumbedeckt bei der nächſten Station anlangte. Ich ließ mich durch die Nacht nicht aufhalten, aber die mancherlei Verzögerungen auf den Poſtſtationen ließen mich erſt am folgenden Morgen auf der letzten, in unſerem Heimatſtädtchen, anlangen, von wo ich, ſo raſch als meine Füße mich trugen, in unſere Berge hinaufeilte.

Es war Erndtezeit und auf den Feldern, durch welche mein Weg führte, waren Senſen und Sicheln in Thätigkeit. Sobald ich die Markung von Rothenflüh betreten hatte, ſprach ich die erſte Schnittergruppe um Nachrichten über das Befinden meiner Mutter an. Ich wußte wohl, daß das ganze Dorf daran lebhafteſten Antheil nähme. Die guten Leute erkannten mich nicht ſogleich wieder: ich war während meiner Abweſenheit noch bedeutend gewachſen und jetzt ein Burſch von anſehnlicher Länge, mein Geſicht hatte ſich gebräunt und außerdem wurde daſſelbe durch einen langen Schnurr- und Knebelbart maskirt. Dann, als ihnen meine haſtigen Fragen die Erinnerung ſchärften, hieß es: — „Ach, Herr Jeſes, Herr Jeremle, 's iſt der Michel, des Conſ'lenten ſein Michel. . . . Ja, die Frau Conſ'lentin liegt halt tief im Bett drin . . . ſie thut übel d'ran ſein . . . aber der lieb' Gott wird die gut' Frau g'wiß noch nit zua ſi nehma. . . . Doch, Herr Michel, ſeht, do kommt numme grad' der Docter."

In der That, der alte Doctor aus der Stadt, unſer mir wohlbekannter Hausarzt, fuhr gerade in ſeiner alten Kaleſche den Weg herab, der vom Dorfe nach der Stadt führt. Ich eilte dem Gefährt entgegen und bat den alten Herrn, einen Augenblick zu halten.

„Ah, Sie ſind's, Michel, will ſagen, Herr Hellmuth?" ſagte er, als er mich erkannt hatte. „Gut, daß Sie kommen. Die Kranke verlangt ſehnlichſt nach Ihnen. . . . Es ſteht leider nicht gut mit ihr, gar nicht gut . . . Sie müſſen ſich wie ein Mann faſſen, da Sie ja wie ein ſolcher ausſehen . . . Ihre Mutter, die gute Seele, hat ſich ihre Krankheit geholt, indem ſie Fräulein Iſolde, die am Typhus darniederlag, Tag und Nacht pflegte. Wenn nicht heute noch eine günſtige Kriſis eintritt . . . Sie verſtehen mich. . . . Ich muß jetzt zur Stadt, komme aber Mittags wieder heraus.“ . . .

Die letzten Worte verſtand ich nur noch halb, denn ich lief ſchon wieder eilends die Straße hin. Eine Viertelſtunde darauf befand ich mich unter dem Dach des elterlichen Hauſes. Ach, wie war es da unheimlich ſtill und wie verweint waren die Geſichter der alten Theres und der alten Annem'rei!

Doch ich will nicht zu ausführlich ſein in meinen Erinnerungen an jene trübe Zeit. Es gibt Schmerzen, die man nur andeuten darf, wenn man ſie nicht entweihen will, und zudem, hier handelt es ſich um ein Leid, von welchem Jeder glaubt, nur er habe es in ſeiner ganzen Tiefe empfunden.

Mein Vater kam mir auf der Treppe entgegen. Ich ſah es ſeinen Augen wohl an, wie ſehr er ſich Gewalt anthun mußte, um nicht in Thränen auszubrechen.

In das Krankenzimmer getreten, fand ich dort Hildegard und Iſolde an dem Bette ſitzen, deſſen Vorhänge zugezogen waren. Beide Mädchen konnten bei meinem plötzlichen Erſcheinen einen leiſen Ausruf nicht unterdrücken.

Der Vater legte den Finger auf die Lippen, aber das Mutterherz hatte den unwillkürlichen Laut ſchon verſtanden.

„Sigfrid, Sigfrid, Du biſt da!“ klang es ſchwach und doch wie jubelnd hinter dem Verhang.

Im nächſten Augenblick kniete ich an dem Bett und fieberheiß hielten die Mutterarme meinen Kopf umſchlungen. . . .

In der folgenden Nacht — ach, der Tag hatte keine heilſame Kriſis gebracht — wachten Iſolde und ich allein bei der Kranken. Ich hatte den überwachten Vater mit ſanfter Gewalt genöthigt, wenigſtens für eine Stunde ſein Schlafzimmer aufzuſuchen, und Hildegard, die dazu nicht zu bewegen geweſen, war in einem Lehnſtuhl am Fenſter vor Uebermüdung eingenickt.

Iſolde, ſelbſt kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, ſaß mir blaß und kummervoll gegenüber und ſchweigend bewachten wir die ſchweren unregelmäßigen Athemzüge der Mutter, die gegen Mitternacht endlich den Schlummer gefunden hatte. Er währte nicht lange, aber als die Kranke jetzt die Augen wieder aufſchlug, erſchienen ſie mir klarer und weniger verſtört als vorher.

Sie ließ ihre zärtlichen Blicke von Iſolde [illegible] mir und von mir zu Iſolde gehen und bat dann dieſe, das Tiſchchen mit der Lampe näher an's Bett zu rücken.

„Soldchen, liebes Kind,“ ſagte ſie, „ſieh' doch den

Michel, nein, den Sigfrid an. Iſt er nicht recht ſtattlich geworden?“

Iſolde ſenkte die Augen und ein leiſes Roth glomm ihre blaſſen Wangen an.

Die Mutter betrachtete mich lange und liebevoll und es war, als drängte ſie einen ſchweren Seufzer zurück, der ihre Bruſt hob, als ſie zu mir ſagte:

„Sigfrid, mein Kind, ich werde bald von Dir gehen.“ . . .

„O, Mutter, ſprich nicht davon. . . . Es kann nicht ſein.“

„Doch, doch, ſieh, ich fühl' es wohl. Es iſt Gottes Wille ſo . . . weine nicht, Kind . . . Mütter müſſen ſterben, aber ſie möchten ihre Kinder glücklich zurücklaſſen.“

Und ſie richtete ſich, ſoweit es ihre Schwäche geſtattete, in ihren Kiſſen auf, ſah mich wieder lange an und fuhr fort:

„Ich weiß, mein Kind, Du thateſt es mir zu Liebe, als Du Dich entſchloſſeſt, ein Geiſtlicher zu werden. . . . Still, ſtill . . . laß mich ausreden. . . . Ich wollte nur Dein Glück, Dein zeitliches und ewiges. Aber Deine Briefe . . . es iſt, obgleich Du mir es verbergen wollteſt . . . aus Liebe, ich weiß es . . . es iſt Etwas in Deinen Briefen, was mir Zweifel an Deinem geiſtlichen Beruf erregte.“ . . .

„Sprich nicht ſo, Mutter. Du ſollſt mich in Chorrock und Meßgewand ſehen, ich ſchwöre ..."

„Nein, halt' ein, Kind, Du ſollſt Dich nicht in's Unglück hinein ſchwören. ... Sieh' mich an ... Dein Herz iſt nicht beim Altar ... und ich ... ich entbinde Dich von Deinem Verſprechen."

Mir war, als ſpringe eine Kette, die mir ſchon lange die Bruſt umſchnürt hatte, klirrend entzwei und unwillkürlich ſchweifte mein Blick zu Iſolde hinüber. Die Mutter bemerkte es und ſagte, ihre Erſchöpfung noch einen Augenblick bewältigend:

„Kinder, gebt mir Eure Hände."

Wir thaten es.

„Ihr ſeid mitſammen aufgewachſen," ſagte ſie ſchwach und bemühte ſich, Iſolde's Hand in die meinige zu legen ... „Ihr ſeid früher wie Bruder und Schweſter geweſen ... und jetzt ... o, Ihr habt einander lieb ... ich weiß es. ... O Kinder ..."

Sie ſank zurück und geiſterhaft flüſternd, ſchon wie aus einer andern Welt, zitterten noch die Worte über ihre Lippen:

„Segen über Euch!"

Sie war wieder eingeſchlummert.

Unter der mütterlichen Hand ruhte die Hand Iſolde's in der meinigen. Iſolde wagte es nicht, aus Scheu, die

Schlummernde zu ſtören, ihre Hand wegzuziehen, und ich, o, ich hätte es nicht um eine Welt gethan. . . .

Der Morgen kam und mit ihm trat der Tod in's Haus.

Das Bewußtſein der Kranken kehrte nur noch dann und wann für Augenblicke zurück. In einem ſolchen lichten Moment ſegnete ſie Hildegard und ſagte zu meinem Vater: „Liebſter Fritz, der Sigfrid ſoll nicht geiſtlich werden, aber brav und gut ſoll er werden, ſo gut und brav wie ſein Vater.“

Ein letzter Blick der Liebe fiel bei dieſen Worten auf ihren Gatten. Dann zog ſich das Leben mehr und mehr aus den Augen der Kranken zurück und ihre Vorſtellungen verwirrten ſich. In traumhaften Phantaſieen, durchwoben vielleicht von Erinnerungen an glückliche Stunden, erging ſich der ſcheidende Geiſt.

Ganz zuletzt kamen noch in gebrochenen Lauten die Worte von ihren bebenden Lippen: — „Du haſt recht, Fritz . . . verzeih' mir . . . ganz recht . . . es war . . . es war . . . eine Linde.“ . . .

So ſtarb ſie in unſern Armen, das Haupt an die Bruſt des Vaters gelehnt.

„Michel,“ ſagte am Abend der Freiherr zu mir, welcher gekommen war, die Pflegemutter ſeiner Kinder noch einmal zu ſehen — „Michel, ſieh' Dir dieſes Geſicht an. Wie ruhig und heiter es iſt! . . . Sie iſt jetzt bei meiner ſeligen Eliſabeth. . . . Wollte, ich wäre auch dort.“

Und der gute Mann trocknete ſich die Augen und athmete ſchwer.

Ich bemerkte, daß er in den letzten Jahren ſehr gealtert war. Sein Schnurrbart war ſchneeweiß und tiefe Falten lagen auf ſeiner Stirn.

Wir Beide befanden uns allein im Todtenzimmer. Der alte Herr war ſehr weich. Nachdem er eine Weile mit verſchränkten Armen auf- und abgegangen, blieb er vor mir ſtehen und ſagte:

„Michel, ich bedaure Dich, glaub' mir. Ich fühle, daß Du ein ſchweres Leid zu tragen haſt. Deine Mutter . . . na, Gott habe ſie ſelig, ſie verdiente es. Du haſt viel verloren, armer Junge, und wir Alle mit Dir. . . . Du warſt früher eine wilde Ranke und geiſtlich ſiehſt Du gerade auch jetzt noch nicht aus. . . . Aber es freut mich, Michel, ich ſag' Dir's frei und offen, es freut mich, daß Deine Mutter doch bis zuletzt an Dir Freude haben konnte. Es wird nicht allen Müttern ſo gut, auch nicht allen Vätern. . . . Zwar mein Mädchen, o, die iſt gut und wacker. Kann auch nicht viel dawider ſagen, daß ſie den jungen Zackſtein nicht nehmen mochte. Hätte ihn ſelber nicht nehmen mögen, ſobald ich ihn ſah. Aber der Berthold . . . hm . . . Nichts davon heute. . . . Haſt Du nicht bemerkt, daß Soldchen bleich und traurig iſt? Sag' Dir, das kommt nicht allein von der neulichen Krankheit her. Auch nicht vom

Tod Deiner Mutter allein, nein, nein. Sie iſt ſchon lange ſo. . . . Sie grämt ſich, weil ſie weiß, daß ich mich gräme. Sie iſt ein gutes Kind. . . . Ja, was wollt' ich noch ſagen? Richtig. Wenn Tage kommen ſollten, wo Iſolde eines Freundes, eines treuen Freundes bedürfte, ſo wirſt Du nicht vergeſſen, daß Du wie ein Bruder mit ihr aufgewachſen — nicht wahr?"

„O, nie, nie!" ſagte ich, meine Hand in die dargebotene des Freiherrn legend.

Am folgenden Tage ſchmückten Hildegard und Iſolde, welche dieſen letzten Liebesdienſt keinen anderen Händen überlaſſen wollten, die todte Mutter und legten ſie in den Sarg. Da lag ſie nun ſtill und weiß in den Blumen, womit ihre letzte enge Behauſung über und über angefüllt war. Ihr Mund ſchien wie befriedigt zu lächeln: ſie hatte im Leben die Blumen ſo ſehr geliebt.

Der Vater ſaß zu Häupten des Sarges. Er hatte die erſtarrte Hand der Mutter in der ſeinigen und hielt, ganz verloren in ſeinem Kummer, leiſe Zwieſprach mit der geliebten Todten, als hörte ſie ihn noch.

„Ich kann's nicht glauben," ſagte er . . . „es iſt zu ſchmerzlich! Liebe Gertrud, widerſprich mir doch nur noch ein einzig Mal, bitte, thu' es, nur noch einmal, hörſt Du? . . . Aber Deine Hand iſt ſo kalt. . . . O, das hätteſt Du mir nicht zu Leide thun ſollen, das nicht. Es war nicht recht, daß Du vor mir gegangen, nein, es war nicht recht. Ich dachte mir, es müßte ſo ſüß ſein, wenn Deine Finger mir die Augen zudrückten. Aber nun biſt Du gegangen . . . es war nicht recht, o, es war nicht gut gethan.“

Iſolde berührte ſanft die Schulter des Trauernden. Er ſchaute auf und ſah verſtört um ſich.

„Sie ſind noch nicht allein,“ ſagte das ſchöne bleiche Mädchen und zeigte auf Hildegard und mich, — „Ihre Kinder ſind da.“

Er öffnete uns ſeine Arme und gemeinſam ſtrömten unſere Thränen.

Als der dritte Morgen gekommen war, beſtatteten wir die Mutter zur Seite der Großmutter.

Sechstes Capitel.

Auf der Heidelberger Schloßterraſſe. — Berſerkerzorn. — Herr Hans Bürger. — Ein Geſchäft auf der „Hirſchgaſſe.“ — Villeggiatur im Winter. — Dreimonatliches „Duell mit einer Wanze.“ — Briefe von Hauſe. — Mann und Weib. — Ein letzter Kuß.

Seither war ein Jahr und drüber vergangen.

Ich ſtand mit meinem geliebten Fabian, welcher demnächſt in das Prieſterſeminar treten ſollte, auf der Terraſſe des Heidelberger Schloſſes und ſchaute hinab in's ſchöne Neckarthal, auf welches der Herbſt ſeinen ganzen Farbenkaſten ausgeſchüttet hatte.

Seitdem ich von dem friſchen Grab der Mutter hinweg nach der Univerſität zurückgekehrt war, hatte ich an dem burſchikoſen Treiben nur noch ſo gelegentlich Theil genommen. Die Myſterien, welche im S. C. (Senioren-Convent) oder im C. C. (Corps-Convent) betrieben wurden, konnten mir kein Intereſſe mehr abgewinnen. Allerdings war ich noch nicht alt genug, mir ſelbſt und Andern offen zu ſagen, daß dieſe Kindereien nicht einmal, wie die der Freimaurerei, als erhabene qualificirt werden könnten, aber ich mochte ſie doch nicht mehr mitmachen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil ſie mich langweilten. Außerdem mangelte es mir an Zeit dazu, denn ich hatte meinem Vater verſprochen, in der Juriſterei, zu welcher ich von der Theologie umſattelte, mich fleißig umzuthun. Ich hatte auch Wort gehalten, obgleich ich nicht „ochſte," — wie der ganz bezeichnende Ausdruck für das rein mechaniſche Studium lautet, dem ſich zu meiner Zeit die Durchſchnittszahl der Hochſchüler vom ſechſten oder ſiebenten Semeſter an widmete, um „durch's Examen zu kommen," — ſondern wirklich arbeitete. Ich kann freilich nicht ſagen, daß mich das Corpus juris mehr angemuthet hätte, als früher die Kirchenväter thaten, und in unmuthigen Stunden nannte ich das römiſche Recht ein Monſtrum, welches der byzantiniſche Schakal mit der alten Wölfin Roma gezeugt hätte. Dagegen hatte ich mich mit Liebe dem Studium unſerer vaterländiſchen Rechtsquellen zugewandt, wodurch ich eine klarere Einſicht in die Entwickelung der geſchichtlichen Verhältniſſe überhaupt gewann. Aber rechte Befriedigung gewährte mir alle die Bücherweisheit nicht. Es war ein Drang in mir, in das wirkliche Leben thätig einzugreifen. Wie? — Das war mir freilich vor der Hand noch ganz unklar. Nur das fing ich allmälig zu begreifen an, daß es mit der Realiſirung enthuſiaſtiſcher Weltverbeſſerungspläne doch nicht ſo ganz ſchnell und leicht gehen dürfte, wie ich mir früher eingebildet hatte. Wenn auch leider die Geſchichte ſonſt den Menſchen nicht viel lehrt, das wenigſtens macht ſie ihm begreiflich. . . .

„O, wie ſchön iſt es hier!“ ſagte der Fabian.

„Prächtig, aber, lieber Junge, der Menſch lebt nicht allein von ſchönen An- und Ausſichten, weißt Du? Und demnach, wenn Du Nichts dagegen haſt, wollen wir nach der Reſtauration hinübergehen, um eine Flaſche Markgräfler auszuſtechen.“

Wir thaten ſo, denn wenn man eine Ferienreiſe in die Neckar-, Main- und Rheingegenden unternommen hat, wie der Fabian und ich gethan, ſo will man doch wohl neben den ſchönen Gegenden auch einigermaßen die Weine kennen lernen, welche dort wachſen.

Gingen alſo hinüber und ſetzten uns in dem bei ſo früher Abendzeit noch ziemlich gäſteleeren Garten abſeits unter einen Baum. An einem Tiſche unfern von dem unſerigen, ſaß ein elegant gekleideter Mann von mittleren Jahren, der in eine engliſche Zeitung von ungeheurem Umfang vertieft war und dazwiſchen von Zeit zu Zeit aus dem vor ihm ſtehenden Römer nippte. Wir nahmen weiter keine Notiz von ihm.

Leider aber wurde von uns ſelbſt Notiz genommen, und zwar Seitens zweier Studenten, die, rothweiße Corpsmützen auf den Köpfen, Arm in Arm und in geräuſchvollem Geſpräch durch den Garten daherkamen und an unſerm Tiſche Platz nahmen. Sie waren in unverkennbarer Weinlaune, beſonders der Jüngere, eine ſchmächtige zierliche Figur mit einem hübſchen aber verwüſteten Geſicht. Der Andere war ein abgewetterter Burſch, mit einem tüchtigen „Schmiß“ quer über die Naſe.

Der Jüngere rief mit einer dünnen Falſetſtimme nach Champagner und ſchlug, als die Flaſche kam, renommiſtiſch den Hals derſelben ab, ſo daß die Hälfte des Schaumweines über den Tiſch hinſtrömte und mir den Rock benetzte. Während der Aeltere dies höflich entſchuldigte, ſchrie der Jüngere nach einer zweiten Flaſche und ſtürzte mehrere

Kelche raſch hinter einander hinab. Dann ſtemmte er die Ellbogen auf den Tiſch und ſtarrte dem Fabian, der ihm gegenüber ſaß, unverſchämt in's Geſicht.

Nachdem dies eine Weile gedauert, fragte er ihn:

„Wer ſind Sie denn eigentlich, mein Junge?“

Fabian, obgleich eine ſanfte und ſchüchterne Natur, entgegnete doch in etwas pikirtem Ton:

„Das dürfte Sie wenig intereſſiren, mein Herr.“

„Doch, doch,“ verſetzte Jener. „Sie ſcheinen mir zur Gattung Kümmeltürke, Species Theologe zu gehören, und da ich gerade mit dem Studium dieſer Gattung und dieſer Species beſchäftigt bin, ſo werden Sie mir gütigſt nähere Auskunft über Dero werthe Perſon geben.“

„Mein Herr,“ ſagte Fabian, indem ihm das Blut in's Geſicht ſchoß — „wenn Sie ſehen, daß ich ein Theologe bin, ſo ſollten Sie auch wiſſen, daß ich nicht im Falle ſei, für eine ſo rohe Beleidigung Genugthuung zu fordern.“

„Tant pis pour vous,“ erwiederte der Menſch mit höhniſchem Lachen — „oder, da Sie wahrſcheinlich nicht franzöſiſch verſtehen, — ein uncivilisirtes Pack, dieſe Schwarzkittel — ja, um ſo ſchlimmer für Sie. . . .“

Mein Blut kochte. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtreckte ich meinen Arm aus und ſchlug den Beleidiger zu Boden.

Er kollerte unter den Tiſch, aber das war mir nicht genug. Denn plötzlich von einem jener wilden Zornanfälle ergriffen, die mich in meiner Jugend zuweilen heimſuchten, ſprang ich auf, raffte ein Meſſer vom Tiſche und ſtürzte mich auf den halbohnmächtig Daliegenden, ohne Fabian's Schreckensruf zu beachten.

Aber bevor ich den Gegenſtand meiner Wuth erreicht hatte, wurde ich aufgehalten. Ein unwiderſtehlich ſtarker Arm wand mir das Meſſer aus der Hand und eine fremde Stimme ſagte nachdrücklich in tiefem Baß:

„Wenn Sie einen Wehrloſen ſchlechterdings noch weiter züchtigen wollen, ſo nehmen Sie wenigſtens nur einen Stock oder ein Stuhlbein dazu. Beſſer ſo ... 's iſt kla—ar.“

Ich ſchaute auf und in ein Geſicht, welches mir imponirte. Dieſes Geſicht — ungewöhnlich ſchmale, aber auch ungewöhnlich hohe Stirn, unter ſehr langen und buſchigen ſchwarzen Brauen große graue Augen, deren Blick wie „Feuer im Eiſe“ war, ſehr ſchmale, außerordentlich gebogene Naſe, kleiner Mund, mit energiſch geſchnittenen Lippen und decidirtem Kinn, — dieſes Geſicht hatte etwas ganz merkwürdig Vogelartiges, etwas frappant Adlermäßiges. Es gehörte dem Fremden mit der engliſchen Zeitung.

„Mein Herr“ . . . wollte ich auffahren, aber im nämlichen Augenblicke überkam mich tiefe Scham über mein berſerkerwüthiges Gebahren, welches mich um's Haar über einen ſchon Beſiegten hätte herfallen laſſen, und, mich faſſend, ſagte ich nur: „Mein Herr, Sie haben Recht.“

„Gewiß," erwiederte er. „Der betrunkene Junge da war kaum einen Fauſtſchlag, geſchweige einen Meſſerſtoß werth. 's iſt kla—ar."

Damit ging er an ſeinen Platz zurück, nahm einen Schluck aus dem Römer und langte wieder nach ſeiner Zeitung.

Ich folgte ihm und ſagte: „Darf ich wiſſen, mein Herr, wem ich für dieſe paſſende und von mir dankbar anerkannte Dazwiſchenkunft verbunden bin?"

„Ich heiße Bürger, Hans Bürger. Und Sie?"

„Michel Hellmuth."

„Ah," ſagte er mit trockenem, fauſtiſchem Lachen, — „Michel und Hans . . . waldurſprüngliche Namen . . . paſſen zuſammen — 's iſt kla—ar."

Dieſes breit betonte „'s iſt kla—ar," welches der Mann ſeinen Aeußerungen anzufügen liebte, bildete zu ſeinem knappen, kurzangebundenen Weſen einen komiſchen Contraſt.

Inzwiſchen hatte der dumme Junge, welcher die widerwärtige Scene herbeigeführt, ſich wieder aufgerafft und verhandelte mit ſeingm Kameraden, der eifrig auf ihn hinein ſprach und dann zu uns herüber kam.

„Mein Herr," redete er mich an.

„Was beliebt?"

„Ich bin Senior vom hieſigen Corps der Schweizer."

„So?"

„Sie ſind Student?"

„Zu dienen."

„Sie geben Satisfaction?"

„Natürlich."

„Sie haben meinen Freund und Corpsbruder dort touchirt."

„Recht fühlbar, hoſſ' ich."

„Er verlangt Satisfaction und iſt der Beleidigte."

„Weiter!"

„Morgen früh, um 8 Uhr, auf der Hirſchgaſſe, krumme Säbel, zwölf Gänge."

„Gut."

„Du wirſt doch nicht, Michel?" fiel Fabian ein — „und vollends um meiner willen."...

„Ich werde, Fabiane carissime, aber nicht um Deiner, ſondern um meiner willen."

Der Senior, ein braver Burſch, wie ſich ſpäter zeigte, ſagte noch höflich:

„Ich werde das Nöthige beſorgen. Aber, mein Herr, wer wird Ihnen ſekundiren? Sie ſind fremd hier. Wünſchen Sie es, ſo beſchaff' ich Ihnen einen Sekundanten."

„Nicht nöthig," miſchte ſich Herr Bürger hinter ſeiner Zeitung hervor in das leiſe geführte Geſpräch. Wenn der geforderte Herr Nichts dagegen hat, werde ich ihm mit Vergnügen ſekundiren, obgleich es lange her iſt, ſeit ich mit Schläger und Säbel handtirte. Kenne aber die Hirſchgaſſe noch ganz gut. Schöner Ort zu dergleichen Amüſements — 's iſt kla—ar."

Und zu mir gewandt, ſetzte er noch hinzu:

„Ohne Umſtände ... Thue Ihnen den kleinen Gefallen gerne. Kann mich zugleich bei dieſer Gelegenheit alter Zeiten erinnern ... Muß aber jetzt ein Geſchäft in der Stadt beſorgen gehen. Auf Wiederſehen alſo, Herr Hellmuth. Holen Sie mich morgen um $7^{1}/_{2}$ Uhr in meinem Gaſthaus ab. Logire im Prinz Karl, Nr. 9, eine Treppe hoch, rechter Hand." ....

Fabian ließ es ſich am andern Morgen nicht ausreden, mich zu begleiten, und machte ein ſo trübſelig ernſtes Geſicht, daß mich ordentlich Mitleid anwandelte.

„Ei," ſagte ich zu ihm — „ſo ſetz' doch keine ſolche Leichenbittermiene auf. Es iſt im Entfernteſten kein Grund dazu und Du beleidigſt mich geradezu, wenn Du in einem Rencontre mit einem ſolchen Gegner Gefahr für mich ſiehſt."

Herr Bürger erwartete uns und bald befanden wir uns an Ort und Stelle. Wir trafen ein Dutzend und mehr Studenten, meiſt Schweizer, und der Herr Senior trat uns artig grüßend entgegen. Ich bemerkte aber, daß ſeine Miene verlegen war, und errieth bald den Grund, denn die angeſetzte Zeit war vorüber und mein Gegner erſchien noch immer nicht. Endlich kam ein Student eilends herein und flüſterte mit dem Senior, welcher einen lauten Fluch ausſtieß und dann auf mich zukam.

„Mein Herr," ſagte er, „ich bedaure tief, ſagen zu müſſen, daß unſer Corps einen Infamen in ſeinen Reihen zählte. Ihr Gegner iſt heute vor Tagesanbruch mit Extrapoſt in alle Weite. Ich will's nur gerade herausſagen, ſtatt Brimborien zu machen."

Der Fabian lachte bei dieſer Nachricht ſo zu ſagen mit dem ganzen Geſicht. Herr Bürger zog ſeine Handſchuhe an und bemerkte:

„Da ſind wir alſo um eine Stunde zu früh aufgeſtanden — 's iſt kla—ar."

Wir wollten gehen, allein der Senior hielt uns auf.

„Einen Augenblick Geduld, meine Herren," ſagte er. „Sie begreifen, daß dieſe Geſchichte für unſer ganzes Corps eine höchſt fatale ſein muß, eine garſtige Schwulität. Sie könnte einen Schein von Unehre auf uns werfen, und das ſoll ſie nicht, wenn ich's verhindern kann. Die Forderung iſt einmal ergangen, die Waffen ſind zur Stelle, und wenn Sie Nichts dagegen haben, mein Herr, ſo will ich ſelber die Verpflichtung übernehmen, welche der infame… Doch genug, der ehrloſe Kerl ſoll gar nicht genannt werden. Ziehen Sie es aber vor, mit einem andern meiner hier anweſenden Corpsbrüder loszugehen, ſo wird ſich Jeder derſelben ein Vergnügen daraus machen."

„Mein Herr Senior," entgegnete ich, — „indem ich ganz Ihre Anſicht von der Sache theile, wird es mir eine wahre Ehre ſein, mit einem ſo honorigen Burſchen, wie Sie ſind, ein paar Gänge zu machen.“

Der Fabian lachte nicht mehr und Herr Bürger zog ſeine Handſchuhe wieder aus.

Man verlor weiter keine Worte. Der Paukapparat wurde in Ordnung gebracht, das: „Auf die Menſur!“ ward geſprochen und wir traten mit unſerem Sekundanten an. Ich bemerkte, daß Herr Bürger zu ſeiner Zeit viel mit dabei geweſen ſein mußte, denn er benahm ſich ganz commentmäßig, mit vollendeter Courtoiſie und Nettigkeit ſogar.

„Los!“

Man hat oft die Bemerkung gemacht und kann ſie, namentlich auf der ſtudentiſchen Menſur, die ſo oft um weniger als Nichts beſchritten wird, wahrſcheinlich noch jetzt täglich machen, daß das Zuſammenſchlagen von kaltem Stahl eine gewiſſe Wildheit in den Menſchen entzündet. Es iſt, als ob der eigenthümliche Ton, welchen das Kreuzen der Klingen verurſacht, die Beſtie im Menſchen wach riefe. Ich erfuhr das wieder bei dem im Grunde ganz thörichten Duell, welches ich da eingegangen.

Der Senior, ein kräftiger, unterſetzter junger Mann, zeigte mir ſogleich, daß er ein gewandter Schläger ſei. Ich nahm mich daher zuſammen und bemühte mich, ihm zu beweiſen, daß wir auf unſerer Univerſität daheim auch wüßten, was Schlagen ſei. Meine Hochquart und meine

Tieſterz galten dort als „fein“ und ich ließ mir angelegen ſein, den Ruf dieſer Feinheit auch jetzt aufrecht zu erhalten. Mein Widerpart half mir dazu, denn das Gefühl, die Corpsehre retten zu müſſen, ließ ihn etwas zu hitzig darauf ausgehen, mich „auszuſchmieren.“ Das Ende vom Liede war, daß ich das Glück oder Unglück hatte, dem Senior mit der Spitze meines Säbels die linke Wange in Form eines ſtumpfen Winkels etwas tiefer zu zerreißen, als eben nöthig geweſen wäre.

Der Paukarzt machte ein ziemlich bedenkliches Geſicht zu der Wunde, doch behielt der Verwundete Faſſung genug, mir für die Bezeigung meines herzlichen Bedauerns höflichen Dank zu zollen.

Dann gingen wir. Der Fabian, welcher zum erſten Mal einer ſolchen Scene beigewohnt hatte, war ganz bleich. Herr Bürger ſteckte ſich gleichmüthig eine Cigarre an.

Ich verweile nicht länger bei dieſer dummen Geſchichte, deren Dummheit mir freilich erſt recht, mit Herrn Bürger zu ſprechen, kla—ar wurde, als ich kurze Zeit nach meiner Rückkehr zur heimiſchen Univerſität auf's Amt citirt wurde. Der ſchlechte Heidelberger „Witz“ war, ich weiß nicht wie, „herausgekommen,“ die Duellgeſetze wurden damals ſtrenger gehandhabt als gegenwärtig, wo die Umkehr zum „ritterlichen“ Mittelalter ja ſo heftig cultivirt wird, — eine Reclamation vom dortigen Univerſitätsgericht war eingelangt und nach etwelchen, wie ich glauben muß, ſehr ſchlecht ausgefallenen Verſuchen, dem Gericht gegenüber meinen Beruf zum Advokaten zu documentiren, wurde mir die Verbindlichkeit aufgelegt, mitten im Winter eine dreimonatliche Villeggiatur auf einer Feſtung zu machen, welche, wenn auch nicht gerade als ſolche, in deutſchen Landen eines bedeutenden Rufes genießt. Ich vermuthe, zu dieſem etwas ſtrengen Urtheil habe der Umſtand mitgewirkt, daß ich als Burſchenſchafter ſignaliſirt und gerade zur ſelben Zeit denuncirt war, bei einem Commers einen Toaſt auf das deutſche Vaterland ausgebracht zu haben. Das deutſche Vaterland war nämlich damals verboten und Deutſchland überhaupt nur etwa als „geographiſcher Begriff“ erlaubt.

Im Uebrigen, loyaler Leſer, ſei ganz ruhig. Du ſollſt nicht genöthigt ſein, rebelliſche Reflectionen: „Aus dem Gefängniß“ — mitanzuhören. Ich reflectirte allerdings während jener drei Monate viel und es mögen meine Gedanken nicht gerade immer die loyalſte Färbung gehabt haben; ja, ich würde, falls das nicht zu anmaßlich klänge, mit Entlehnung eines Heine'ſchen Ausdrucks ſagen können, mein Kopf ſei damals ein zwitſcherndes — oder vielmehr ein brummendes — Vogelneſt von confiſcirlichen Büchern geweſen. Nichts davon, ſondern nur das: wenn ein auf der Feſtung ſitzender Menſch, abgeſehen von allen übrigen

Inconvenienzen dieſer Lage, drei Monate lang allnächtlich mit jener zweckwidrigſten aller Creaturen, genannt Wanze, ſich duelliren muß, ſo iſt es kein Wunder, wenn ihm die berühmte Lehre von der Zweckmäßigkeit der Welt als blaueſter Dunſt erſcheint. Eine niederträchtige Situation!

Nun, ſie ging am Ende auch zu Ende, aber eine Woche zuvor erhielt ich Briefe von Hauſe, die mich höchlich aufregten und beunruhigten.

Die Briefe meines Vaters waren ſonſt von einer ſtarken humoriſtiſchen Ader durchzogen, welche freilich ſeit der Mutter Hingang ſehr brüchig geworden war. Aber ſo ganz verſchwunden, wie in dieſem letzten Briefe, war ſie noch nie geweſen. Es ſprach aus dem ganzen Schreiben eine gewiſſe Müdigkeit, die mich ſehr beſorgt machte. Der Vater ſchrieb unter Anderem:

„Der Tod iſt wieder bei uns eingekehrt. Er hat meinen beſten Freund, den Freiherrn, mit fortgenommen. Vielleicht zu ſeinem Glück, denn die tolle Verſchwendung ſeines Sohnes hatte ihm großen Kummer gemacht. Der junge Herr hatte es gar zu arg getrieben und ich ſehe nicht ab, wie das ein gutes Ende nehmen ſoll.... Berthold war gekommen, um die Weihnachtsfeiertage hier zuzubringen, aber nur auf den ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters. Wir Beide, der Freiherr und ich — auch die arme Iſolde war zugegen — hatten eine ſchreckliche Scene mit ihm. Iſt es denn möglich, daß ſo viel Liebe, wie ſie dem Berthold von Kindheit auf erwieſen worden, ſolche Früchte tragen kann? Der Schmerz des Vaters und die Thränen der Schweſter ſcheinen aber doch auf den jungen Mann Eindruck gemacht zu haben. Er bezeugte Reue und war dann recht liebenswürdig, wie er ja ſein kann, wenn er will . . . Ein paar Tage darauf hat ſich auf der Jagd das Gewehr des Freiherrn zufällig entladen, wahrſcheinlich nach eben beendigter Ladung. Die Kugel zerſchmetterte dem unglücklichen Manne die Stirne. Sein Sohn war in der Nähe und konnte den letzten Seufzer ſeines Vaters empfangen . . . Berthold's Schmerz gränzte an Raſerei. Iſolde war wie verſteinert und iſt auch jetzt noch ſo. Sie gleicht oft ganz einer Statue und ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll . . . Berthold iſt majorenn, er hat die Erbſchaft übernommen, aber ich fürchte, ach, ich fürchte ſehr, manches gute Stück der Herrſchaft Rothenflüh lag bereits zuvor in Form von Wechſeln in den Pulten von Wucherern. Wenn in dieſen trüben Dingen überhaupt von einem Glück die Rede ſein kann, ſo iſt es ein Glück, daß wenigſtens Iſolde's Zukunft — in dem Sinne nämlich, in welchem die Menſchen von einer Zukunft zu ſprechen pflegen — ſo ziemlich geſichert iſt. Der Freiherr hat kurz vor ſeinem ſchrecklichen Ausgang eine rechtskräftige Verfügung getroffen, wodurch das ſchöne Hofgut Lindach, in der Nähe vom Kloſter Gnadenbrunn, weißt Du? ſeiner Tochter als Eigenthum zuſteht, worüber ſie allein verfügen kann. Und da wir gerade bei der Vermögensfrage ſind, ſo ſag' ich Dir, lieber Michel, wie ich Dir ſchon bei einer früheren Gelegenheit andeutete: Du wirſt nach meinem Tode nicht viel vorfinden. Mache Dich bei Zeiten darauf gefaßt, liebes Kind. Du weißt, wo meine Hand für die Bedürftigen verſchloſſen war, iſt die Hand von Einer, die nicht mehr iſt, doppelt offen geweſen — auch dafür ſei ihr Andenken geſegnet! — und dann, nun, ich war in der Bereicherungskunſt nie ſehr ſtark, und als ich es einmal zu ſein wähnte und mein Erſpartes dabei wagte, wurde mir meine Stümperei recht fühlbar bewieſen. Doch warum von Dingen reden, die man nicht ungeſchehen machen kann? Etwas iſt zwar wohl noch vorhanden, aber — ich weiß, Du wirſt dagegen Nichts einzuwenden haben — das gehört Deiner Schweſter. Sie iſt ein Mädchen, Du aber biſt ein Mann, der ſich hoffentlich mit eigener Kraft wird durch's Leben helfen können .... Hildegard, ach, iſt auch nicht mehr das ewigheitere Geſchöpf von früher, obgleich ſie ſich ſo äußerſt anſtrengt, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Das arme Kind! Ich fühle wohl, wie es ihr zu Muthe iſt. Ich fürchte, ihr Herz hat einen unheilbaren Schlag erlitten und zwar von der Hand eines Unwürdigen. Ich mag nicht weiter davon ſprechen, aber es beunruhigt mich, daß Deine Schweſter ſich einer myſtiſch-religiöſen Richtung zuneigt, die am Ende gar in ſchwärmeriſche Kloſtergedanken ausläuft. Hildegard geht öfter, als mir lieb iſt, nach Gnadenbrunn hinauf. Die Schweſter Bertha, welche jetzt Mutter Superiorin geworden iſt und deren Liebling Hildegard ja immer war, beſtärkt ſie wohl in dieſen klöſterlichen Phantaſieen — leider, denn Du weißt, was ich vom Kloſterleben halte. Daneben kann ich dem Mädchen freilich nicht zürnen. Kranke Herzen haben religiöſe Bedürfniſſe, von welchen man in geſunden und glücklichen Tagen keine Ahnung hat. Das Chriſtenthum aber iſt die Religion des Unglücks, es hat ſich ja recht eigentlich an die „Mühſeligen“ und „Beladenen“ gewendet. Ich las geſtern wieder einmal jenes erhabene Wort beim Evangeliſten Lukas: „Der Geiſt des Herrn iſt bei mir und er hat mich geſandt, zu verkündigen die frohe Botſchaft den Armen, aufzurichten die zertretenen Herzen, zu predigen den Gefangenen — (da dachte ich auch Deiner, armer Junge!) — daß ſie los ſein ſollen, und den Blinden, daß ſie ſehen, und den Unterdrückten, daß ſie frei und ledig ſein ſollen.“ Es hat mich tief bewegt.... Geſtern haben wir auch den guten, alten Hairle, den Beneficiaten, begraben. Er iſt ſo zu ſagen mitten in der Götter- und Heldenwelt Homer's entſchlafen, denn er wurde des Morgens todt gefunden, über eine Folioausgabe der Ilias hingebeugt. So geht ein Freund nach dem andern von mir und da iſt es denn kein Wunder, wenn Einen zuweilen Todesgedanken anwandeln. Aber Du mußt Dir das nicht ſehr zu Herzen nehmen, lieber Michel.“ ...

Wie hätte ich aber anders können? Um ſo mehr, als Hildegard ihrerſeits ſchrieb: —

„Ich ſorge mich um den Vater. Er iſt ſehr gealtert und ich kann oft kaum die Thränen zurückhalten, wenn ich ſehe, wie er, mir zu Liebe, ſich Mühe gibt, heiter auszuſehen und zu ſcherzen, wie vor Zeiten. Lange ſchon ſchmeckt ihm weder Speiſe noch Trank mehr. Oft brütet er Stunden lang vor ſich hin und dann wieder geht er ruhelos im Hauſe umher, als ſuchte er Etwas. Ach, ich weiß wohl, was er ſucht: die Mutter. Er iſt nie mehr, aber auch gar nie mehr recht froh geworden, ſeitdem ſie uns verlaſſen hat..... Iſolde iſt lieb und gut — wie könnte ſie jemals anders ſein? — aber ſtill, o recht tiefſtill. Sie ſcheint geſund, ſie weint nicht, ſie klagt nicht, aber mir iſt oft, es müſſe ein geheimer, unendlicher Schmerz, ein furchtbares Weh auf dieſes edle Herz drücken. Sie hat ſich jetzt, ſeit ihres Vaters plötzlichem Tod, faſt noch inniger an uns angeſchloſſen, aber trotzdem glaube ich oft zu fühlen, daß etwas Fremdes, Unerklärliches zwiſchen uns ſei: es iſt, als trage Iſolde ein tiefſchmerzliches Geheimniß mit ſich herum..... Du haſt mir in Deinem letzten Briefe recht brüderlich herzlich zugeſprochen, was vergangen ſei, vergangen ſein zu laſſen. Die Welt, ſagteſt Du, ſei trotz Alledem ſo reich an Glück, daß wohl auch für mich noch ein hübſches Stückchen davon abfallen werde. Die Welt! So wenig ich auch davon geſehen habe, es war doch genug, mich nicht nach mehr verlangen zu machen. Das Glück! Ich weiß, Du liebſt die Dichter, und darum will ich Dir mit einem engliſchen antworten: —

> Ein Jahr iſt's her, da war ich glücklich! Nein,
> Nicht glücklich, nur von tiefer Wonne rings
> Umfangen, die ich nicht erreichen, nicht
> Erfaſſen konnte. Doch ſo war das Glück
> Ja ſtets. Es iſt des Geiſtes ſchönes „Morgen,“
> Das niemals kommt. . . .

Aber glaube mir, was man ſo unglücklich nennt, das bin ich darum doch nicht. Wir Alle haben ja unſere Laſt zu tragen. Ich beuge mich in Demuth unter der mir auferlegten. Was könnten auch wir Frauen Anderes thun? O Bruder, ich habe verſtehen gelernt, welchen Troſt unſere geliebte, unſere fromme Mutter aus jener ewigen Liebe ſchöpfte, welche prüft, aber nie lügt, aus jener Hoffnung, welche nie verwelkt. Unter dem Saum von Gottes Mantel iſt Raum für alle ſeine Kinder. Da berg' ich mich. Du aber eile zu uns, ſobald Du los biſt.“ . . . .

„Arme Hildegard,“ ſprach ich bei mir, „das „Morgen“ des Glückes iſt freilich für Dich nicht gekommen. Die

Liebeständelei idylliſcher Jugendtage, Du haſt ſie ernſt genommen, während ſie einem Andern eben nur Tändelei war. Armes Schweſterherz, das jetzt für Gott ſchlägt, weil ſein inniger Schlag von dem Geliebten nicht verſtanden oder mißachtet wurde. Ich will Dich nicht verſpotten, nicht einmal in Gedanken. Aber es iſt doch ſo die Art der Frauen: wenn die irdiſche Liebe ſie getäuſcht hat, werfen ſie ſich der himmliſchen in die Arme. Wir Männer ſind nicht zart genug organiſirt, um unſere Empfindungen, unſere Wünſche ſo ſublimiren zu können. Wir dürfen auch das Leben nicht bloß ertragen, wir müſſen es beſtehen, mit ihm ringen, es geſtalten. Kein rechter Mann kann in der blaſſen Reſignation, welche am Ende der wahre Himmel des Weibes iſt, ſein Genüge finden. Er hat nicht einmal Zeit, einem Jugendgefühl lange oder gar ausſchließlich nachzuhängen. Es iſt dafür geſorgt, daß ſo abnorme Erſcheinungen, wie der Werther iſt, nicht ſehr häufig wiederkehren.“ ...

Acht Tage ſpäter eilte ich in grimmiger Januarkälte der Heimat zu. Allein, wie ſehr ich eilte, ein grauſamer Herzſchlag kam mir doch zuvor. Wohl konnte ich noch die theuren Vaterlippen küſſen, die ſo viele tauſend und wieder tauſend gütige Worte zu mir geſprochen hatten, — aber es waren die Lippen eines Todten.

Ende des erſten Theils.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Album.

Bibliothek deutſcher Originalromane
der beliebteſten Schriftſteller.

Dreizehnter Jahrgang.

Einundzwanzigſter Band.

Michel.

II.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Michel.

Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Inhalt.

Drittes Buch: Praxis.

Seite
Erſtes Capitel. Praktiſche Philoſophie eines Kindes des Jahrhunderts, das es — das Kind nämlich — enorm, ganz enorm gut mit dem Autor meint 1
Zweites Capitel, — welches den Commentar zu dem vorhergehenden enthält 17
Drittes Capitel. Ein Abend vor den Lampen. — „Immens" gefühlvoll. — Der Herr Candidat oder Profeſſor. — Ein Literaturtraum. — Die conſervative Hetzpeitſche. — Anſichten, Findungen und Rathſchläge eines praktiſchen Genies. — Ein Zwiſchenact u. ein verflogener Jugendtraum 42
Viertes Capitel. Eine jener alten Geſchichten, die immer neu bleiben. — Das verzauberte Hauptbuch. — Doctor Schwindelhaber'ſches Augenwaſſer und ein wunderliches Augenleiden. — Autor kommt Jemand „verheirathet" vor und erhält ein Billet zugeſteckt 63
Fünftes Capitel, — in welchem etwas Sophiſterei und viel Moral getrieben wird 75
Sechſtes Capitel. Unterhaltung mit einem großen Manne. — Abermals ein alter Bekannter. — Vier Fragen. — Eine Rede von Oskar Ziegenmilch und Comp. — Der Contract. — Ein freundſchaftliches „Suppäh." — „Des Nutzens grobem Dienſt verkauft" 87

Viertes Buch: Die Rotte der Zukunft.

Seite
Erſtes Capitel. Von Sonntagsmorgenglocken und Sonntagsgefühlen, ferner von einer alten Schlange und einer berühmten Frage, die aber, wie Autor fürchtet, nicht zur Befriedigung des Leſers gelöſt wird 113
Zweites Capitel. Ein Frühſtück bei Herrn Bürger. — Deutſche und Schweizer. — Herr Egli, der „Krakeeler." — Wie Herr Burger vom polniſchen Schwindel curirt wurde. — Ein Fabrikler und das ſchöne Gritli. — Lutheriſcher Text zu einer Sonntagspredigt 123
Drittes Capitel. Eine Stunde muſikaliſcher Träumerei im Gartenſaal. — Erſcheinung des Genius loci. — Julie's Park. — Leidenſchaft und Paſſionen. — Die dritte Ueberraſchung unter Herrn Kippling's Dach. — Schweſter und Bruder. — Herr Kippling junior 135
Viertes Capitel. Ein Galadiner, an welchem nicht nur mehrere Berühmtheiten, ſondern auch eine Fürſtlichkeit theilnehmen. — Tiſchreden. — Eine Umarmung und eine Exploſion. — Die Rotte der Zukunft und wie Herr Bürger ſie charakteriſirt. — Treulos wie Wind und Welle . . 153
Fünftes Capitel. Beſuch in der Reſidenz einer Königin. — „Iſt der Lauf der Fabrikwelt ſo." — Eine Erinnerung an Dante. — Von einem mutterloſen Kinde, welches ſeinen Vater nicht kannte 174
Sechſtes Capitel, — worin ein erſter Buchhalter und Procuraträger ohne Erfolg den getreuen Eckart ſpielt, weiterhin eine knabenhafte Anwandlung und ein Rettungsſprung vorkommt, ferner ſehr viel, vielleicht zu viel geküßt und endlich ein feierlicher Schwur geleiſtet wird. . . 191

Drittes Buch.

Praxis.

Erſtes Capitel.

Praktiſche Philoſophie eines Kindes des Jahrhunderts, daß es — das Kind nämlich — enorm, ganz enorm gut mit dem Autor meint.

„Wie ich Ihnen ſage, Herr Hellmuth, Geſchäft iſt Geſchäft, und Geſchäfte müſſen geſchäftsmäßig behandelt werden. Das iſt eine Thatſache, eine enorme Thatſache, denk' ich.“

„Ohne Zweifel, Herr Ziegenmilch. Aber noch eine enormere Thatſache iſt es, daß Sie, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, das Publikum mit dieſer „Lilioneſe“, beſtehend aus etwas Roſen- und Zimmetöl, vermiſcht mit viel Kreide, ganz enorm beſchwindeln. Das Töpfchen von dieſem wunderbaren Schönheitsmittel koſtet Sie etwa einen Viertelsfranc, während Sie es um fünf Francs verkaufen.“

„Was wollen Sie? Geſchäft iſt Geſchäft! Ich denke, wir können dieſen gangbaren Artikel noch billiger herſtellen und noch um zwei bis drei Fränklein theurer verkaufen.

Die Damen ſind ja ganz raſend darauf, — Dank Ihrer enormen Annonce. Habe nie eine enormere geſehen, auf Ehre! Enorm, ganz enorm.“

„Aber, Herr Ziegenmilch . . . .“

„Bitte, kommen Sie mir nicht wieder mit Ihren moraliſchen Wenn und Aber. Wie oft muß ich Ihnen, der Sie, ohne Compliment, ein Mann von Genie und Bildung ſind, wie oft noch muß ich Ihnen ſagen, daß die Moral für Paſtöre und Schulmeiſter ein enorm vortreffliches Ding ſein mag, für Geſchäftsleute aber ein enorm inconvenables, ausgenommen etwa Sonntags in der Kirche. Nämlich, verſtehen Sie mich wohl, die Sorte von Moral, welche für kleine Kinder, dito für große und, wie ich Ihnen ſage, für Paſtöre und Schulmeiſter erfunden wurde. Was die andere Moral betrifft, nämlich die, welche vorſchreibt, uns vor widerwärtigen Carambolagen mit dem Strafgeſetzbuch zu wahren, ei, vor dieſer hab’ ich einen ſo enormen Reſpekt, als nur irgend Einer. Iſt das eine praktiſche Moral, eine Moral für Geſchäftsleute. Nur keine unpraktiſchen, idealiſchen Marotten, mein lieber Herr Hellmuth, wenn Sie auf dem Geſchäftsweg, wenn Sie überhaupt Ihre Fortune machen wollen.“

„Aber, mein lieber Herr Ziegenmilch, es handelt ſich da nicht entfernt um Idealiſches, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen unter uns zu bemerken, daß Ihr ganzes

Geſchäft da eigentlich purer blanker Humbug und Schwindel iſt.“

„Bſcht, bſcht! Eigentlich mag es ſo ſein, aber uneigentlich iſt das Geſchäft ein enorm gutes Geſchäft, wie Sie wiſſen. Sehen Sie nur, wie ſich da draußen im Laden die Damen drängen, um alle die kosmetiſchen Herrlichkeiten von meiner enormen Erfindung einzukaufen. Humbug und Schwindel, ei ja wohl! Sagen Sie mir, iſt dieſes enorm elegante Geſchäftslocal, welches die in Kosmetik machende, reſpektable Firma Oskar Ziegenmilch und Comp. eingerichtet hat, auch Humbug oder iſt es eine enorme Thatſache? Denke doch, das Letztere, Herr Hellmuth. Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch, enorm praktiſch muß man ſein: das iſt meine Moral. Sehen Sie, ’s iſt noch gar nicht ſo lange her, daß Oskar Ziegenmilch und Comp. ein ſo armer Teufel war, wie Sie, Herr Hellmuth — bitt’ um Entſchuldigung. Hatte da oben in der obſcuren Spiegelgaſſe ein enorm miſerables Lädelchen, eine gemeine Bude, allwo ich Düten drehte, armem Geſindel lothweiſe Kaffee und Pfeffer verkaufte, Käſe auswog und Häringe einwickelte. War, mit einem Wort, ein unpraktiſcher, ehrlicher, dummer Kerl. Kriegte aber eines ſchönen Tages eine Erleuchtung, die mein verborgenes Genie weckte. Hatte nämlich meine gute Lelia — eigentlich heißt, im Vertrauen geſprochen, meine werthe Hälfte Liſeli, wie wir hier zu

Lande für Eliſabeth ſagen, modelte aber dieſen gemeinen Namen mit meiner Einwilligung in Lelia um, welchen vornehmen Namen ſie, glaub' ich, in einem verrückten franzöſiſchen Geſchichtenbuch aufgeleſen .... geſcheidte Ehemänner müſſen ihren Frauen ſolche harmloſe romantiſche Wallungen oder Capricen nachſehen, wiſſen Sie? — ja, meine Lelia hatte 'mal ſtatt des verlangten Romans aus der Leihbibliothek ein enorm koſtbares Buch erhalten, welches ſie verächtlich bei Seite warf. Zufällig that ich einen Blick hinein, und was entdeckte ich? Eine neue Welt, ſag' ich Ihnen. Es war die Lebensbeſchreibung des großen Barnum, von ihm ſelber geſchrieben."

„Die Lebensgeſchichte des unverſchämteſten aller Schwindler?"

„Sie mögen den großen Barnum ſo nennen; ich nenne ihn das Ideal eines Geſchäftsmannes. Die Weisheit aller Gelehrten, die je gelebt haben, hätte mir nicht halb ſo viel genützt, als mir Barnum's Geſchichte nützte. Das Buch wurde meine Bibel, die ich mit Eifer, mit Andacht ſtudirte. Mein Genie, das bisher brach gelegen, wurde von Barnum's Genie gleichſam beackert und beſäet. Barnum operirte mir den Staar meiner dummen Ehrlichkeit oder ehrlichen Dummheit. Ein enormer Menſch, der Barnum, ganz enorm! Sah mich jetzt zum erſten Mal mit offenen, hellen Augen in der Welt um und was gewahrte ich? Daß die Welt nur eine große Schwindelanſtalt iſt, in welcher die Dummen den Klugen den Saldo bezahlen. Die menſchliche Geſellſchaft erſchien mir fortan als ein enormes Hauptbuch, beſtehend aus den zwei Rubriken Soll und Haben, und ich beſchloß weislich, in der Rubrik „Haben“ mich anzuſiedeln. Alle praktiſchen Leute thun das und überlaſſen die Rubrik „Soll“ großmüthig den unpraktiſchen. Wer aber praktiſch ſein will, recht enorm praktiſch, der muß heutzutage mehr oder weniger ſchwindeln. Sie ſehen, mein lieber Herr Hellmuth, ich ſpreche ganz offen und vertraulich mit Ihnen. Würde es nicht thun, wenn ich Sie, Ihrer unpraktiſch idealiſchen Anwandlungen ungeachtet, nicht für einen im Grunde praktiſchen Kopf hielte.“

„Sehr verbunden, Herr Ziegenmilch. Allein laſſen Sie ſich ſagen, daß meine praktiſche Anlage doch nicht groß genug iſt, mich zu überreden, die ganze Welt ſei Humbug und Schwindel.“

„O, Sie werden das ſchon noch begreifen, mein Lieber. Sehen Sie ſich den Lauf der Dinge nur einmal genau an. Alle ſchwindeln, die Großen im Großen, die Kleinen im Kleinen. Wer Millionen commandirt, „macht“ in Staatspapieren, Eiſenbahn- und Creditactien; wer keine Million hat, aber zu einer kommen will, macht, wie z. B. Oskar Ziegenmilch und Comp., in Wunderarzneien und

Schönheitsmitteln. Kam durch einen glücklichen Zufall darauf, welchen ich eine wahre Fügung des Himmels zu nennen mich gedrungen fühle. Während ich gerade an dem großen Exempel Barnum's mich begeiſterte, verlangte mein Liſeli, will ſagen meine Lelia, Geld von mir, um ſich für ihre damals noch ſehr beſcheidene Toilette ein Töpfchen von der in den Zeitungen geprieſenen Aurora-Pomade anzuſchaffen. Das war ein Schickſalswink. Ich befolgte denſelben und warf mich mit enormer Energie auf die Kosmetik. Zuerſt handelte ich mit Schönheitsmitteln, dann erfand ich ſelber welche, mit Hülfe eines alten Apothekerbuches. Kann ich Etwas dafür, daß die Welt betrogen ſein will? Bald war ich in den Stand geſetzt, aus der obſcuren Spiegelgaſſe in dieſes vornehme Stadtquartier überzuſiedeln. Anfangs war ich nur der Miether meines Geſchäftslocals, jetzt iſt es ſammt dem Hauſe mein Eigenthum und ich habe es ganz nach den Erforderniſſen der Pariſer Eleganz neu etablirt. Bereits darf ich mich, unter uns, einen gemachten Mann nennen und es wird die Zeit kommen, wo ich meinem eigenen Kutſcher befehlen kann, mich nach der Börſe zu fahren. Sehen Sie, mein Lieber, das iſt das Reſultat meiner Moral: Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein .... Im Uebrigen will ich Ihnen Etwas ſagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihr warmes Zartgefühl zu beleidigen."

„Sprechen Sie ungenirt, Herr Ziegenmilch. Sie ſind mein Prinzipal und ich bin Ihr Untergebener.“

„Ja, das iſt wohl ſo; aber ſehen Sie, Herr Hellmuth, Sie haben ſo etwas an ſich, ſo etwas . . . nun, ſo etwas Vornehmes. Ich will ſagen, man merkt Ihnen den ſtudirten Mann auf Schritt und Tritt an. Es iſt etwas Kurioſes, etwas enorm Kurioſes, daß wir Andern, wir Geſchäftsleute, vor den Studirten, falls es nämlich keine Lumpe ſind, innerlichſt ſo 'ne Art von Reſpekt haben . . . . doch, kurz und gut, will Ihnen zeigen, daß auch ich kein gemeiner Kerl bin. Ja, auf Ehre, bin kein ſchofler Egoiſt und meine es gut mit Ihnen, enorm gut, obgleich ich mich ſelber, d. h. meinen Vortheil natürlich, dabei auch nicht außer Acht laſſe. Müßte kein Geſchäftsmann ſein, wenn ich nicht das thäte. Der gegenſeitige Vortheil iſt das feſteſte Freundſchaftsband, ſehen Sie, und wenn man ſeine Fortune machen will, muß man ſich in die Welt ſchicken.“

„Zur Sache, wenn's beliebt.“

„Alſogleich. Sie wiſſen, Herr Hellmuth, als ich das Glück hatte, zufällig Ihre Bekanntſchaft zu machen, waren Sie in nicht ſehr glänzenden Umſtänden . . . .“

„Allerdings nicht, ſondern im Gegentheil in ſehr mißlichen.“

„Gut. Ich machte Ihnen den Vorſchlag, bei mir einzutreten. Sie hatten ſo Etwas an ſich, was mir gefiel, Etwas, was mir ſagte, daß Sie gut mit der Feder umgehen könnten . . . .“

„Meiner Treu, Sie ſind ein merkwürdiger Phyſiognomiker.“

„Lachen Sie nur nicht, Herr Hellmuth. Ich habe ſo meine kleinen praktiſchen Talentchen. Das Geſchäftsleben ſchärft Einem, der kein Dummkopf iſt, die Augen enorm, ganz enorm. Sie übertrafen auch meine Erwartungen weit. Nicht nur brachten Sie eine vortreffliche Ordnung in die Bücher und in die Correſpondenz, ſondern Sie bewieſen auch eine Meiſterſchaft im Verfaſſen von Annoncen, die ich mit wahrer Bewunderung anerkenne, um ſo mehr, da mir, obſchon, wie Sie zugeben werden, mein Mundſtück nicht zu den ſchlechteſten gehört, der Himmel die Gewandtheit im ſchriftlichen Ausdruck verſagte. Sie haben eine glückliche Hand, Herr Hellmuth, in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Mein Geſchäft hat in den wenigen Wochen, ſeit Sie demſelben Ihr Genie widmen, ſchon bedeutend gewonnen, ich ſage es ohne Umſchweife. Bin unter Umſtänden enorm aufrichtig, ganz enorm. Ueberdies ſind Sie ein angenehmer Hausgenoſſe, kein Krakeeler, aber auch kein Finſterling, kurz, gerade ſo, wie ich die Leute gern habe. Auch mein Liſeli, nein — Donnerhagel! — meine Lelia, hat Sie gern und das will Etwas heißen, denn ſie iſt, wie ich Ihnen bereits bemerkte, mitunter allerlei romantiſchen

Wallungen und Capricen unterworfen. Es iſt aber ein großer Segen, wenn eine Frau weder ſeufzt noch weint, weder ſchmollt noch brummt, was Alles zuweilen der Fall war, bevor Sie kamen. Meine Ehehälfte findet an Ihrer Tiſchgenoſſenſchaft großen Gefallen. Das macht, ſie kann mit Ihnen von dem Zeug ſchwatzen, was ſie ihre Ideale nennt, das arme Ding. Sie hat nicht das Glück, Mutter zu ſein, wie Sie wiſſen; auch hat ſie leider einen Abſcheu vor dem Küchendepartement, und in dieſen beiden Fällen pflegen die Frauenzimmer auf allerlei Schnickſchnack zu verfallen. Die Einen werden fromm, die Anderen ſentimental oder ſonſt ſchwärmeriſch, die Dritten werfen ſich der Galanterie, die Vierten der Dichterei in die Arme, die Fünften ſuchen Troſt in der Weinflaſche. Ich habe meine werthe Hälfte ſtark im Verdacht, ſich zum Mitglied der vierten dieſer Claſſen machen zu wollen, und erſuche Sie daher dringend, Herr Hellmuth, ſie zu überreden, dieſe Caprice nicht gar zu weit zu treiben. Die Gute hält, wie ich weiß, große Stücke auf Sie und ich — ich bin ganz und gar nicht zur Eiferſucht geneigt. Außerdem bin ich überzeugt, daß ich es mit einem Ehrenmann zu thun habe. Ja, und beiläufig, dürfte ich Sie bitten, meine Frau heute in's Theater begleiten zu wollen? Sie wiſſen, ich thue das nicht gern, langweile mich enorm daſelbſt, ganz enorm, und gebe alle Theater und Theaterſtücke der Welt für einen gemüthlichen Schmaußias oder Skat, zehn Points zu zwanzig Centimes."

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihren Wunſch zu erfüllen, Herr Ziegenmilch. Aber wenn ich nicht irre, wollten Sie mir eine Mittheilung machen."

„Freilich, freilich, und dieſe Mittheilung wird Sie, rechne ich, überzeugen, daß ich es enorm gut mit Ihnen meine, ganz enorm . . . Sagen Sie mir, lieber Herr Hellmuth, befinden Sie ſich heute nicht bedeutend comfortabler als vor drei Wochen, wo Sie bei mir eintraten?"

„Doch, Herr Ziegenmilch, doch. Ich anerkenne auch dankbar, daß Sie meine Dienſtleiſtungen in Ihrem Geſchäft weit über mein Erwarten belohnt haben . . . ."

„Salarirt, wollen wir ſagen, lieber Herr Hellmuth. Sie haben in drei Wochen mehr für mein Geſchäft gethan, als zehn andere Commis in der doppelten und dreifachen, ja zehnfachen Zeit dafür hätten thun können, und im gebührenden Verhältniß zu Ihren Leiſtungen ſetzte ich auch Ihr Salaire feſt. Daſſelbe iſt, ſchmeichle ich mir, ſo, daß ein junger Mann, welcher nicht allzu viele Bedürfniſſe hat, damit auf dem Fuß eines Gentleman leben kann."

„Ich bin zufrieden."

„Schön, ſchön, oder vielmehr nicht ſchön, Herr Hellmuth. Denn, verſtehen Sie mich wohl, Sie ſollten höher ſtreben."

„Ich bin nicht geldgierig, Herr Ziegenmilch.“

„Ei, ich bin auch nicht gerade geldgierig, d. h. ich bin kein ſchmutziger Egoiſt; aber ich bin ein praktiſcher Menſch. Als ſolcher bin ich überzeugt, daß wir Beide, verſtehen Sie? wir Beide mitſammen in der Welt Etwas vor uns bringen könnten, etwas Enormes. Daher mache ich Ihnen folgenden Vorſchlag. Sie verpflichten ſich, für zwei, drei Jährchen in Ihrer jetzigen Stellung, die ich Ihnen ſo angenehm als möglich zu machen ſuchen werde, meinem Geſchäfte Ihre vortrefflichen Dienſte zu widmen. Inzwiſchen dehnen wir das Geſchäft nach allen Seiten hin aus und ziehen nach und nach diverſe weitere Branchen in das Bereich unſerer Thätigkeit. An baaren Mitteln und an Credit — 's iſt eine enorm ſchöne Sache um den Credit! — ſoll es mir dazu nicht fehlen und die Hauptſache, Genie, beſitzen wir Beide. Nach Verlauf der angegebenen Zeitfriſt erlaſſen wir eines ſchönen Morgens ein Circular, welches der Welt anzeigt, daß die Firma Oskar Ziegenmilch und Comp. fürohin heiße: Ziegenmilch und Hellmuth. Verſtehen Sie?“

„Sie ſind ſo gütig, mir für die Zukunft die Aſſociéſchaft in Ausſicht zu ſtellen?“

„Ja.“

„Ich anerkenne Ihre Güte, Herr Ziegenmilch; aber…“

„Schon wieder eines Ihrer Aber? Ich bitte Sie, Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein.“

„Wohl .... doch laſſen Sie mich Offenheit mit Offenheit erwidern. Als ich den Entſchluß faßte, die commercielle Laufbahn zu betreten, leitete mich neben anderen Motiven insbeſondere die Hoffnung, auf dieſer Laufbahn meinen Wunſch, die weite Welt zu ſehen, am leichteſten befriedigen zu können. Ich hatte zu dieſem Zwecke eine kurze Weile daran gedacht, Soldat zu werden, d. h. in engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Dienſten die militäriſche Carriere zu verſuchen. Allein ich fühlte in allen Nerven, daß ich doch viel zu ſehr Idealiſt ſei — Verzeihung für das unpraktiſche Wort! — um eine willenloſe Maſchine ſein zu können. So wurde ich denn Commis, und wenn Sie, wie Sie mir ſagen, mit meinen Dienſten als Commis einigermaßen zufrieden ſind, ſo mag Ihnen das beweiſen, daß ein Mann von Bildung auch in praktiſchen Sphären nicht allzu langſam und ſchwer ſich zurecht finden kann. Sie haben mich gütig behandelt, Herr Ziegenmilch, und Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nicht unempfänglich und undankbar bin. Allein es muß dennoch heraus: — Ihr ganzes Geſchäft da hat Etwas an ſich, was mir gegen den Mann geht.“

„Ei was, Herr Hellmuth, Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein.“

„Wohl, aber Praxis und Humbug iſt doch gewiß nicht abſolut Eins und Daſſelbe.“

„Hm, darüber ließe ſich viel ſagen. Will Ihnen aber ſtatt des Vielen heute nur Zweierlei bemerken. Erſtens, wenn Sie, lieber Herr Hellmuth, Ihre commercielle Fortune pouſſiren wollen, ſo dürfen Sie keine Minute, keine Secunde, keinen Augenblick lang des kaufmänniſchen Fundamentalſatzes vergeſſen, welcher lautet: Möglichſt wohlfeil kaufen und möglichſt theuer verkaufen. Darauf beruht auch mein Geſchäft. Zweitens, die Firma Oskar Ziegenmilch und Comp. iſt mit nichten Willens, ihr Leben lang nur die Erfindung, die Herſtellung und den Umſatz von Artikeln zu betreiben, durch deren Gebrauch kranke Einfaltspinſel geſund, junge, häßliche Frauenzimmer ſchön, alte Weiber wieder jung zu werden vermeinen. Mein Genie iſt auf Höheres geſtellt ......"

Der dieſes Geſpräch mit mir führte, lieber Leſer, und zwar an dem Orte, welchen er mit viel Bewußtſein ſein „Contorkabinet" zu nennen pflegte — eine Localität, in welcher, beiläufig geſagt, auch mein Schreibpult ſich befand, und welcher vermittelſt eines hohen Bogenfenſters und einer ſchmalen Thüre mit dem „Tempel der Kosmetik" draußen, d. i. mit dem Schönheits- und Geſundheitsmittelladen in Verbindung ſtand — alſo mein „Herr Prinzipal", Oskar Ziegenmilch und Comp., war ein angehender Vierziger und das, was junge und alte Stubenmädchen einen „hübſchen" Mann zu nennen pflegen. Von mittlerer Statur, war er wohlgebaut und vortrefflich angezogen: auch ein kleidſames Schnurrbärtchen fehlte ihm nicht und um ſeine rothen Bäckchen zog ſich ein Backenbart, welcher „enorm“ gut à l'Anglais cultivirt war. Hätten nicht unter der etwas niedrigen und wie ein neues Trommelfell glatt und glänzend geſpannten Stirn hervor die kleinen waſſerblauen Augen des Mannes ſo äußerſt ſchlau und doch auch wieder gutmüthig in die Welt geblickt, man hätte glauben können, er ſei, wie er leibte und lebte, aus dem neueſten Modejournal geſchnitten worden.

Elegant, wie die Erſcheinung des Herrn Ziegenmilch, war auch das ganze Geſchäftslocal: das Magazin draußen mit ſeinen drei „Ladenmamſellen“, die hübſch und gutangezogen genug waren, um den Herrn Prinzipal einigermaßen zu berechtigen, ſie ſeine „drei Grazien“ zu nennen, wie das Comptoir hier innen, wo alle Geräthſchaften „kosmetiſch“ ausſahen, bis herab zu dem mit rothem Corduanleder überzogenen Schreibbock, auf welchem während des gemeldeten Dialogs Herr Ziegenmilch rittlings geſeſſen hatte.

„Wie ich Ihnen ſage, Herr Hellmuth,“ fuhr er fort, — „mein Genie iſt auf Höheres, auf Höchſtes geſtellt.“

Mit dieſen Worten voltigirte er graziös von ſeinem hochbeinigen Sitze herab, verſchränkte die Arme und durchmaß mit großen Schritten das kleine Gemach, offenbar große Gedanken und kühne Entſchlüſſe im Kopfe wälzend.

Endlich blieb er vor mir ſtehen, legte ſeine rechte Hand auf meinen linken Arm und ſagte mit viel Majeſtät:

„Meine Zeit iſt heute gemeſſen, Herr Hellmuth, denn ich muß mich zu einem Diner bei der großen Firma Sack und Söhne ankleiden . . . . Sack und Söhne, wiſſen Sie? erſtes Banquierhaus auf hieſigem Platze . . . . Große Ehre für mich . . . . Laden zu ihren exquiſiten Diners nur Geſchäftsfreunde ein, welche viel — verſtehen Sie? — viel mit ihnen machen. Sehen Sie, ſo weit hat es der weiland Käſe- und Häringskrämer aus der Spiegelgaſſe ſchon gebracht und er wird es, ſo Gott will, ſo weit bringen, daß er Sack und Söhne zu ſeinen Diners bitten kann. Bin alſo preſſirt und daher in Eile nur noch Folgendes . . .“

Hier ſtreckte ſich Herr Ziegenmilch und ſah möglichſt aus wie Napoleon, der ſeinen Marſchällen einen Schlachtenplan entwickelt, oder noch beſſer, wie ein deutſcher Profeſſor der Philoſophie, welcher ſeinen Zuhörern das innerſte Heiligthum ſeines Syſtems aufſchließt.

„Herr Hellmuth,“ ſagte mein Prinzipal mit allem Pathos, das er aufzuwenden hatte — „der Handel iſt in unſerer Zeit Alles! Das Uebrige, alles Uebrige iſt Lumpenzeug, das nur noch ſo mitläuft. Alle Leute von Genie wie z. B. Sie und ich — werfen ſich in die induſtrielle und commercielle Carriere. Da kommt man vorwärts, da ſtellt man Etwas vor. Schwatzen da närriſche Leute bei uns zu Lande von Volksſouverainetät und noch größere Narren glauben ihnen. Wir, die Geſcheidten, die Geſchäftsleute, wiſſen aber, daß die Souverainetät nirgends ſteckt als in unſeren Kaſſen und in unſeren Hauptbüchern. Der Kaufmann, der große Kaufmann, iſt jetzt der Herr der Welt, hier wie überall, und ich bin entſchloſſen, enorm entſchloſſen, ein großer Kaufmann, ein Kaufmann in des Wortes verwegenſter Bedeutung zu werden. Aber, wie ich Ihnen ſage, ich bin kein Egoiſt, d. h. ich weiß, daß Zwei, d. h. zwei Männer von Genie, mehr vermögen als Einer. Sie ſind ein Mann für mich und ich bin ein Mann für Sie. Daher erwägen Sie den Vorſchlag, welchen ich Ihnen gemacht. Ich gebe Ihnen eine Woche, meinetwegen auch zwei Wochen Bedenkzeit. Bin überzeugt, Ihr Genie wird Ihnen ſagen, daß ich es enorm, ganz enorm gut mit Ihnen meine. Hiermit Adieu für heute .... Sack und Söhne dürfen nicht warten .... bin enorm preſſirt .... aber vergeſſen Sie meine Frau Gemahlin und das Theater nicht und .... ja, unterlaſſen Sie beim Schlafengehen und beim Aufſtehen nie, den Spruch zu beten: Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein, enorm praktiſch!“

Zweites Capitel, —

welches den Commentar zu dem vorhergehenden enthält.

Eine der traurigſten Lagen, in welche der Menſch kommen kann, iſt die, im verödeten Vaterhaus zu ſtehen, zum letzten Mal, und von Allem Abſchied zu nehmen, was an entflohenes Glück, an eine von zärtlicher Mutterhand gepflegte Kindheit, an frohe, von einem liebevollen Vaterauge bewachte Jünglingsjahre erinnert. Alle die goldenen Erinnerungen ſtürmen auf Dich ein und Du meinſt, die ſchreckliche Veränderung, dieſe Einſamkeit, dieſe Oede, ſei eine Unmöglichkeit. War das nicht der leichte Tritt der Mutter im Nebenzimmer? Sprach da nicht der Vater ein joviales Wort, dorther, von ſeinem gewohnten Platz am runden Familientiſche? Trällerte nicht die Schweſter draußen vor dem Fenſter im Garten ein luſtig Liedchen?

O mein Gott, Vater und Mutter ſchliefen drüben auf dem beſchneiten Kirchhofhügel, der Großmutter zur Seite, und lieb Schweſterlein ſang nicht mehr im Garten. Sie war groß und ſchön und unglücklich geworden und barg droben hinter den klöſterlichen Mauern von Gnadenbrunn den Schmerz über das jähe Erwachen aus einem kurzen ſchönen Jugendtraum. Selbſt der runde Familientiſch war fort, von irgend einem Trödler oder einer Trödlerin in der Auction erſtanden, welche abhalten zu laſſen die Verhältniſſe mich genöthigt hatten.

Ein ſchmerzliches Ding, ſo eine Auction, welche den mit Sorgfalt angeſammelten Hausrath einer Familie in alle Winde zerſtreut. Ich mußte mich während der traurigen Scenen dieſes Geſchäfts doch ſehr oft daran erinnern, daß ich ein Mann ſei, um nicht dieſes oder jenes Möbelſtück, welches mein Vater beſonders bequem gefunden, dieſes oder jenes Stück Linnen, welches meine Mutter geſponnen, wieder unter dem unerbittlichen Auctionatorhammer wegzureißen. Die theuerſten Familienſtücke, Reliquien unſeres Wohlſtandes, an welche ſich beſonders liebe Erinnerungen knüpften, hatte ich freilich gerettet, indem ich ſie meiner Schweſter nach Gnadenbrunn mitgegeben.

Hildegard hatte dringend dorthin verlangt, wo ſie von der Mutter Superiorin und der ganzen Schweſterſchaft mit offenen Armen aufgenommen zu werden gewiß war. Auch lebte ihr ja ganz in der Nähe des Kloſters die treueſte Freundin, Iſolde, welche auf ihrem Hof Lindach wohnte, und endlich war es mir lieb geweſen, der geliebten Schweſter den Anblick der traurigen Veränderungen zu erſparen, welche unſer Elternhaus durch die Ordnung der Hinterlaſſenſchaft und die damit zuſammenhängende Auction erlitt. Freilich hätte ich es viel lieber geſehen, wenn Hildegard das dringende Anerbieten Iſolde's, ſchweſterlich mit ihr in Lindach zuſammen zu wohnen, angenommen hätte. Aber ihr Sinn ſtand nun einmal nach dem Kloſter und es wäre mir wahrlich übel angeſtanden, der armen, durch den Verluſt des Vaters in tiefſtes Leid verſetzten Schweſter Zwang anthun zu wollen. Nur Eines forderte und erlangte ich von ihr, das Verſprechen, unter keinen Umſtänden durch ein unwiderrufliches Gelübde ſich zu binden, bevor ſie die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie es nie zu bereuen haben werde. Deshalb hatte ich ſie gebeten, wenn überhaupt, erſt drei Monate nach dem dritten Todestage unſeres geliebten Vaters den Schleier zu nehmen. Sie hatte mir das verſprechen, und ich wußte, daß ſie ihr Wort halten würde. Ich hoffte dabei auf Hildegard's Jugend, auf den lindernden Einfluß der Zeit, auf irgend einen glücklichen Zufall, welcher verhindern würde, daß meine ſchöne Schweſter unter dem Nonnenſchleier verwelken müßte.

Endlich, an einem trüben Februarabend, war Alles vorüber. Die Auction war zu Ende, die Leute waren weg, die Sachen fortgenommen. Ich wollte noch eine letzte Nacht in dem unheimlich leeren Hauſe verbringen, deſſen nackte Wände nur allzuſehr zu meiner Stimmung paßten. Ich durchſchritt noch einmal die vertrauten Räume, die mir ferner kein heimatliches Obdach mehr gewähren ſollten, ſuchte meine Schwermuth mit der Vorſtellung zu beſchwichtigen, daß wenigſtens meiner Schweſter für ihr Leben lang eine beſcheidene Exiſtenz geſichert ſei, und ging dann daran, meinen Koffer zu packen, als unſere zwei alten Mägde, die Theres und die Annem'rei, eintraten.

Sie waren zum Gehen gerüſtet und kamen, Abſchied zu nehmen und ſich nach Lindach auf den Weg zu machen. Iſolde hatte die treuen Seelen in den Dienſt genommen. Da ich ſie im Hauſe ihrer neuen Herrin noch einmal ſehen ſollte, war der Abſchied kein allzu herber. Doch fehlte es auf ihrer Seite nicht an Thränen und während der folgenden Scene wurden auch mir die Augen feucht.

„Seht, Herr Michel,“ ſagte die Annem'rei, indem ſie den Deckel des Korbes öffnete, welchen ſie am Arme trug, — „ſeht, den nehmen wir auch mit. Das arme Beeſt ſoll in ſeinen alten Tagen nicht unter fremde Leute verſtoßen ſein.“

In dem Korbe richtete ſich der arme Don Murr langſam auf, rieb ſeinen Kopf an meiner liebkoſenden Hand, ließ ein melancholiſches Mau! Mau! hören, rollte ſich dann wieder in ſeinem Behälter zuſammen und ſteckte den Kopf zwiſchen die Hinterbeine, als wollte er von dieſer miſerablen Welt nun gar Nichts mehr ſehen.

„Ach,“ ſchluchzte die alte Magd, „der Herr Conſ'lent ſelig hat das Thier ſo lieb g'habt, d'rum ſoll es auch nicht hungern, ſo lang' die alt' Annem'rei noch ein Stückle Brot hat.“

„Und den da nehmen wir auch mit," ſagte die Theres, ein Tuch von dem prächtigen Roſenſtrauch wegziehend, deſſen Topf ſie im Arme hielt. „Seht, Herr Michel, 's iſt die groß' Moosroſenſtaude, an der die Frau Conſ'lentin ſelig ihre abſonderliche Freude hatte, und da dacht' ich, die Pflanz' ſoll nicht z' Grund' gehen, ſo lang' die alt' Theres leben thut."

Ich blickte lange, lange auf den Strauch, der voll blühender Roſen hing. Mir wollte vorkommen, als ſähe ich die zarten Finger meiner Mutter durch das Blättergrün gleiten. Es war wie ein zärtliches Winken, wie ein duftender Gruß aus dem Geiſterland . . . . .

Als die beiden alten treuen Seelen fortgegangen und ich nun ganz allein war in dem weiten, leeren Hauſe, ließ ich meinem verhaltenen Schmerze freien Lauf. Ich habe in meinem Leben nie bitterlicher geweint als damals.

In jener Nacht, die, lang und ſchlaflos wie ſie war, ernſtem Nachdenken gewidmet wurde, kam auch der Entſchluß zur Reife, eine Laufbahn einzuſchlagen, wie mein Bildungsgang ſie nicht erwarten ließ. Möglich, daß mein jugendlich ſchwärmeriſcher Ingrimm gegen das, was ich Verkehrtheit und Unrecht in unſeren politiſchen und ſocialen Einrichtungen nannte — ein Ingrimm, über welchen zu brüten ich auf der Feſtung ſo recht Zeit und Gelegenheit gehabt — hiebei einen Hauptfactor abgab. Ich raiſonnirte ſo: — Da ich ein Menſch ohne Protection bin, ein Menſch ohne wegbahnende Baſen und nachſchiebende Vettern, außerdem ein Menſch, deſſen Rückgrat bedenklich ungelenk, ein Menſch, der ſeine Zunge nicht Ja ſagen laſſen kann, wo ſie Nein ſagen muß, deſſen Augen nicht ſo organiſirt ſind, wie die des edlen Polonius und der dummer Weiſe gewohnt iſt, ſein Herz auf dem Rockärmel zu tragen, wie jenes ſchottiſche Sprüchwort ſagt — da ich endlich ein armer Menſch bin, ſo iſt das Facit der Rechnung, daß ich auf dem Wege der Juriſterei nicht weiter als in jene Sackgaſſe gelangen werde, in welcher das Staatsproletariat, die Bureauxmenſchheit ihr nicht ſo faſt glänzendes als vielmehr nur glänzend ſcheinendes Elend hinſchleppt. Beſſeres vielleicht könnte ich hoffen, wenn ich, den Staatsdienſt zur Seite liegen laſſend, Beruf zur Advokatur in mir verſpürte; aber offen geſtanden, dieſe widert mich faſt noch mehr an als jener. Und dann, ich möchte die Welt ſehen, möchte meine Jugendfriſche nicht in Kanzleidienſt und Actenſtaub vertrocknen laſſen. Wäre ich reich, ſo würde ich ein „Weltfahrer“ auf eigne Rechnung à la Pückler-Muskau, wäre ich ſchriftſtelleriſch begabt, ein Weltfahrer à la Mundt auf Buchhändlers Rechnung.

In dieſer Manier ging mein nächtlicher Monolog noch lange fort, aber ich verſchone den Leſer damit und ſetze nur den Schluß hieher, welcher darauf hinaus lief, daß ich ohne Zögern den Entſchluß faßte, ein Geſchäftsmann oder, ſpeciell ausgedrückt, ein Kaufmann zu werden.

Das war nun freilich einer jener kühnen Entſchlüſſe, wie nur die Jugend ſie improviſiren kann und darf. Die einzige factiſche Baſis, auf welche mein Plan ſich ſtützte, waren meine leidlichen Sprachkenntniſſe und der feſte, unter den Widerwärtigkeiten der letzten Zeit gezeitigte Wille, Dinge und Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind.

Als ich, ermüdet von Sorgen und Erwägungen, bei Tagesgrauen endlich einſchlief, that ich es mit den Worten: Ich will in die weite Welt hinaus, will verſuchen, Kaufmann zu werden und mein Glück zu machen.

Man ſieht, der commercielle Geiſt, der geldmachende, der eigentliche Zeitgeiſt unſeres Jahrhunderts, hatte auch mich ergriffen. Ich will auch gar nicht verſuchen, um meinen zunächſt rein egoiſtiſchen Entſchluß etwelchen ſocial philoſophiſchen Nebel herzubreiten, wie ich ſolchen leicht etwa aus Thomas Carlyle's „Evangelium der Arbeit" holen könnte. Ich wollte arbeiten, allerdings, ſogar angeſtrengt arbeiten, aber zuvörderſt doch nur, um mir in der Welt zu einer anſtändigen Exiſtenz zu verhelfen. An Andere dachte ich kaum. Fühlte ich doch recht ſchwer, daß ich ſelber Nichts war und vor Allem verſuchen müßte, Etwas zu werden . . . .

Am folgenden Tage ließ ich mein Gepäck in die Stadt bringen, ſagte den Gräbern meiner Theueren Lebewohl und ſtieg dann in's Thal von Gnadenbrunn hinauf, um die beiden Weſen, die mir jetzt die theuerſten auf der Welt waren, noch einmal zu ſehen. Nach einem herzzerreißenden Abſchied von Hildegard eilte ich nach dem Lindacher Hof, wo mich die ernſte, ſtille und in ihrem ſtillen Ernſt ſo ſchöne Iſolde wie einen Bruder empfing.

Als ſie mich aus ihrem Zimmer, wo Alles von den ernſten Beſchäftigungen eines edlen und gebildeten Geiſtes zeugte, in das für mich beſtimmte Gemach geleitete und die Thüre deſſelben öffnete, ſtand ich freudig überraſcht ſtill.

Das war ja unſere Familienſtube aus der Rentei in Rothenflüh!

An den Wänden die alten vertrauten Kupferſtiche: die ſixtiniſche Madonna, das Abendmahl von da Vinci, die Köpfe Leſſing's, Schiller's, Göthe's. Dort das alte liebe Kanapee, auf welchem ſitzend die Mutter uns Kindern ſo viele ſchöne Märchen erzählt hatte; der große runde Tiſch davor, an deſſen hartem Holz mein ſchnitzelndes Meſſer vor Zeiten ſich ſo oft verſucht hatte. Alles, bis auf die kleinſte Geräthſchaft herab, hing, ſtand, lag ſo, wie es daheim gehangen, geſtanden, gelegen. Vom Fenſter her grüßte mich der mütterliche Moosroſenſtrauch, deſſen Anblick mich geſtern ſo tief bewegt hatte. Am Ofen ſtand der Sorgenſtuhl, in welchem der Vater ſo manche Pfeife geraucht, ſo manchen

Scherz losgelaſſen hatte, und auf dem Stuhle lag Don Murr, welcher bei meinem Eintritt ſich erhob, ſeinen kühnſten Buckel machte und zum Willkomm ein fröhlich Geſchnurr hören ließ.

Mich überkam ein Gefühl, daß ich doch nicht ganz heimatlos geworden ſei.

„O, Iſolde,“ ſagte ich, tief gerührt die Hände des jungen Mädchens ergreifend und in den meinigen drückend, — „ſo gut kann auf der ganzen weiten Welt doch nur Iſolde von Rothenflüh ſein! Ich danke Dir!“

„Wofür? Daß ich Dir dieſe kleine Freude bereitete?“

„Für alle Deine Liebe und Güte.“

„Wie Du nur wieder ſprichſt! Waren wir nicht wie Geſchwiſter von Kindheit auf? Und ſieh, ich habe ja auf der weiten Welt nur noch Hildegard und Dich.“

„Du vergiſſeſt Deinen Bruder . . . .“

Iſolde ließ meine Hände los, trat zurück und machte eine abwehrende Geberde. Ein tiefer Schatten überflog ihre edlen Züge.

„Um des Himmels willen, Iſolde, Du haſſeſt Deinen Bruder?“

„Haſſen? Nein!“

Und tief aufathmend ſetzte ſie hinzu:

„Ich bin noch jetzt bereit, für ſein Glück zu thun, was ich kann. Aber zwiſchen ihm und mir ſteht ein . . . . .

Genug, ſprich nicht von ihm, o, ich bitte Dich! Es thut mir weh; Du weißt nicht, kannſt nicht wiſſen, wie weh.“

Sie ſank auf einen Stuhl und verbarg das Antlitz in den Händen.

Was waltete hier für ein Geheimniß? Was ſtand zwiſchen Iſolde und Berthold?

Bevor ich einen Verſuch machen konnte, auf dieſe Fragen eine Antwort von Iſolde zu erlangen, erhob ſie ſich wieder und ſagte, ihre Aufregung glücklich bemeiſternd:

„Du biſt durchnäßt, lieber Michel, biſt müde und gewiß auch hungrig. Mache Dir's bequem und inzwiſchen will ich nachſehen, ob die alte Theres und die alte Annem'rei Dir auch auf dem Lindacher Hof Deine Lieblingsgerichte — o, ich kenne ſie wohl noch — zum Abendeſſen bereiten können . . . .“

Ich blieb den folgenden Tag noch auf dem einſamen Hof, wo jetzt dieſes junge Mädchen, das, ausgeſtattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geiſtes, befähigt war, in den glanzendſten Kreiſen der Geſellſchaft zu herrſchen, in freiwilliger Zurückgezogenheit als Hausfrau waltete, angebetet von ihrem Geſinde, hochverehrt von dem umwohnenden Bergvolk, aber, wie ich leider befürchten mußte, ſchwer gedrückt von einem geheimen Kummer.

Nach einem nochmaligen ſchüchternen Verſuche mußte ich es aufgeben, dieſes Rathſel zu löſen, wenngleich der alte vertraute Ton aus den Kinderjahren zwiſchen Iſolde und mir wiedergekehrt war.

Jener mit dem edlen Weſen verlebte Tag ließ mich ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder fühlen, was Glück ſei. Und doch ſprachen wir nicht von Liebe. Aber wie ein ſüßeſtes, für alle Ewigkeit unzerreißbares Band umſchlangen uns die roſigen Erinnerungen aus früheren Tagen.

Oft, ich geſtehe es, wenn ich die Jungfrau in der ganzen Anmuth und Huld ihrer Erſcheinung vor mir ſich bewegen ſah, wenn ſie mir gegenüber ſaß und ihre wunderſam ſchönen Augen voll herzinnigen Vertrauens den meinigen begegneten, oft pochte mir das Herz heiß in der Bruſt und leidenſchaftliche Worte drängten ſich mir auf die Lippen. Oft bedurfte es meiner ganzen Willenskraft, das theure Mädchen nicht zu fragen: Gehören wir denn nicht zuſammen? Sollen wir nicht zuſammenbleiben für immer? Und eine verlockende Stimme in meinem Innern flüſterte mir zu: Frage Iſolde immerhin; ſie wird nicht Nein ſagen.

Aber immer wieder bezwang ich mein Herz. Mein Stolz, ein thörichter Stolz vielleicht, hielt mich zurück, ein Wort der Entſcheidung zu wagen. Durfte ich, ein junger Menſch, der Nichts war, der noch nicht einmal gezeigt hatte, daß er Etwas werden könnte, ich, ſo zu ſagen ein

Bettler, — durfte ich mir herausnehmen, um die Herrliche zu werben? Nein . . . .

Ich theilte Iſolde meinen neuen Lebensplan mit.

Sie ſtutzte Anfangs und ſagte, indem ſie zu lächeln verſuchte:

„Wie, Michel? Du, der himmelſtürmende Gigant, deſſen hochfliegenden Theorien kein Titanismus titaniſch genug ſein konnte, willſt Dich kopfüber in die gemeinſte Proſa des Lebens ſtürzen? Du willſt Kaufmann werden? Es iſt wohl nur ein Scherz.“

„Keineswegs,“ erwiederte ich, und nachdem ich meinen Plan des Näheren entwickelt hatte, ſetzte ich hinzu: „Sieh, meine theure Iſolde, die Zeit des titaniſchen Wollens, die Zeit der gigantiſchen Himmelsſtürmerei, wie ich ſie mit vielen guten und ſchlechten Geſellen auf der Univerſität getrieben, iſt vorbei. Was hilft es dem Einzelnen, gegen die Schranken einer Welt anzurennen, wie ſie nun einmal iſt? Er kann ſich dabei höchſtens den Schädel zerſchellen. Dem Manne, ſelbſt dem idealiſtiſch geſinnten, drängt ſich bald genug die Nothwendigkeit auf, die Verhältniſſe zu nehmen, wie ſie ſind; denn nur ſo kann es ihm gelingen, ſie wenigſtens einigermaßen nach höheren Begriffen zu geſtalten. Euch Frauen iſt es geſtattet, länger in der idealiſchen Welt, die Ihr in Eurer Bruſt erbautet, zu weilen. Eure ganze Organiſation iſt die zartere, poetiſchere. Euch in ſchönen Illuſionen zu wiegen, das iſt Euer Vorrecht. Du haſt Deine Dichter, Dein Piano, Deine Harfe, Dein Skizzenbuch: Du kannſt und darfſt da in Deiner idylliſchen Einſamkeit dem Cultus des Schönen leben, obgleich die praktiſchen Forderungen des Lebens auch an Dich, an die Lindach Bäuerin, wie Du Dich ſcherzweiſe nennſt, tagtäglich herantreten. Bewahre Deinen Idealismus! Du kannſt es und er ſteht Euch Frauen ſo ſchön .... Was mich betrifft, Du glaubſt wohl nicht, daß ich je ein gemeiner Utilitarier werden könne; aber, ſiehſt Du, ich muß erſt durch das Nützliche hindurch, um zum Schönen gelangen zu können. Ich muß erwerben, um mir und Anderen das Leben ſchön zu geſtalten. Ueberzeugt, daß ich zum Gelehrten nicht das Zeug habe, ebenſo, daß ich weder als Beamter noch als Advokat mir ſelbſt oder ſonſt Jemand nützlich ſein könnte, will ich es als Kaufmann verſuchen. Du wirſt mich darum nicht geringer achten, denn nicht was er treibt, ſondern wie er es treibt, macht den Mann. Ich werde verſuchen, in unſerem Nachbarlande, der Schweiz, dieſem induſtriellſten Lande des Continents, eine induſtrielle oder commercielle Stellung zu gewinnen. Die Schweizer gelten für Dreiviertels-Engländer und für halbe Yankees: ich werde alſo bei ihnen vortreffliche Studien im Geſchäftsleben machen können. Ich gebe an den Verſuch ohne ſanguiniſche Hoffnungen, aber mit feſtem Muth. Und ſieh, Ziele, wenn ich es recht bedenke, hat das Leben, welchem ich mich widmen will, nicht nur ſeine kleinlich ſelbſtſüchtige Seite, ſondern auch ſeine großartige, ſogar, wenn Du willſt, ſeine poetiſche. Wir leben im Zeitalter der materiellen Intereſſen. Ein unerbittlicher Realismus beherrſcht die Welt. Die Theorie gilt nur noch da, wo ſie als Dienerin, als unterthänige Dienerin der Praxis auftritt. Die Wiſſenſchaft wird nur noch in dem Grade geſchätzt, in welchem ſie zu unmittelbarem Erwerb arbeitet. Kunſt und Poeſie ſind Luxuswaaren wie andere. Der Born idealer Schöpfungskraft ſcheint einſtweilen verſiegt zu ſein. Die kleine Gemeinde des Idealismus muß ſich kümmerlich von den Broſamen nähren, die von der ſchwelgeriſchen Geiſtertafel des 18. Jahrhunderts in das unſrige herüberfallen. Das Kapital beherrſcht alle Geſellſchaftsclaſſen, vom König hinab bis zum Fabrikſklaven. Es iſt die Seele des großen Motors unſerer Zeit, des Induſtrialismus, mit welchem die moraliſchen und materiellen Motoren der Vergangenheit, die ich alle unter dem Namen Feudalismus zuſammenfaſſe, einen wilden Kampf auf Leben und Tod kämpfen. Wem der Sieg zufallen werde, kann nicht zweifelhaft ſein. Mit jedem neuen Dampfboot, das vom Stapel läuft, mit jedem neuen Dampfroß, das die Schienen beſchreitet, fällt ein Stück Feudalismus in den Abgrund unwiederbringlicher Vergangenheit. Jede neue Maſchine, deren Eiſenarme der

Dampf in Bewegung ſetzt, zerreibt ein religiöſes, politiſches oder ſociales Dogma des Mittelalters zu Atomen. Thörichte Romantik, welche den Leichnam der ſogenannten guten alten Zeit, nachdem ſie denſelben mit allerhand Flittern aufgeputzt, galvaniſirt und der Welt einreden will, der Moder ſei Leben. Ein ungeheurer Umſchwung der Anſichten und Verhältniſſe bereitet ſich vor, Alles iſt auf reelle Ziele und Zwecke gerichtet. Die Menſchen glauben, hoffen, lieben und wollen nichts mehr, als was ſich verwerthen, zählen, wägen läßt und Intereſſen, reale, greifbare Intereſſen trägt. Das Nützliche, nur das Nützliche, immer und überall das Nützliche, — das iſt's, was unſere Zeit will und mit ungeheuerer Arbeit erſtrebt. Niemals iſt ſo gearbeitet werden, wie jetzt gearbeitet wird, und wo Arbeit iſt, da iſt Leben, Bewegung, Zukunft. Ja, Zukunft, und zwar eine ſolche, welche dem Nützlichen auch wieder das Schöne geſellen wird. Mag es ſcheinen, ja mag es Wirklichkeit ſein, daß unſere Zeit nur noch an den ſchwarzen Höllengott Mammon glaubt, die lichten Götter der Freiheit und Freude, der Schönheit und Menſchlichkeit ſind darum nicht todt. Sie harren nur, wie ſo oft ſchon in wildgährenden Uebergangsperioden, auch jetzt wieder ihrer Zeit. Die reale Arbeit des 19. Jahrhunderts bereitet den Boden, auf welchem im zwanzigſten ideale Samen ausgeſtreut werden und fröhlich gedeihen können . . . .“

Mein langer Vortrag, in welchem ich, wie ich auch jetzt noch glaube, die Signatur unſerer Zeit ziemlich getreu gezeichnet hatte, ſtimmte Iſolde nachdenklich. Nach ihrer verſtändigen Art wollte ſie die neugewonnenen Eindrücke ſich erſt zurechtlegen und klar machen, bevor ſie ſich darüber ausſprach. Ich habe nie ein weibliches Weſen gekannt, welches von der Untugend ſo vieler Frauen, über Alles und Jedes, auch das ihnen Neueſte, von ihnen Unbegriffenſte, blind in den Tag hinein zu ſchwatzen, ſo frei geweſen wäre, wie Iſolde es war.

Ich wiederhole, ich glaube, ſchon damals in meinem „dunklen Drange“ ziemlich richtig gefühlt zu haben, wie unſere Zeit iſt und was ſie will; aber ich will gleich hier bekennen, daß ich ſpäter, als ich das Weſen des Utilitarismus des 19. Jahrhunderts in ſeinen Einzelnheiten kennen lernte, oft große Noth hatte, mir den Glauben an die Möglichkeit der Wiederkehr des Idealismus im 20. Jahrhundert zu bewahren.

Am Abend vor meinem Abſchied von Iſolde, nachdem wir lange von unſeren Eltern und von meiner Schweſter geſprochen, gab ſie dem Geſpräche eine andere Wendung und ſagte:

„Du willſt alſo Kaufmann werden, lieber Michel? Nun wohlan, Deine Gründe haben mich überzeugt und ich kann Deinen muthigen Verſuch, Dir mit eigener Kraft eine

Stellung im Leben zu ſchaffen, nur billigen und loben. Aber, mein Freund, ein Kaufmann, beſonders ein erſt werdender, hat Geldmittel nöthig und ....“

Wohl wiſſend, was kommen werde, wollte ich Iſolde unterbrechen, allein ſie legte mir begütigend die Hand auf den Arm und fuhr mit ihrer einfachen Herzlichkeit fort:

„Unſere Hildegard weiß es nicht, aber ich weiß es, wie großmüthig Du gegen ſie geweſen und daß Du in Folge dieſer Großmuth ....“

„Nenne es nicht ſo, Iſolde. Meine Handlungsweiſe war nur die allereinfachſte Pflichterfüllung und mir noch dazu von meinem geliebten Vater ausdrücklich vorgezeichnet.“

„Du mußteſt thun, wie Du thateſt, mein Freund, ich weiß es. Aber ſieh, Du ſollteſt doch auch wiſſen, daß mir jeder Biſſen im Munde quellen würde, wenn ich Dich in Noth wiſſen müßte.“

Wie mußte ich mir Gewalt anthun, um dieſen reizenden Mund, der ſo einfach wahr ausſprach, was das Herz ihm gebot, nicht zu küſſen!

„Quäle Dich doch nicht mit ſo trüben Vorſtellungen, meine theure, meine gütige Iſolde,“ ſagte ich. „Für die nächſte Zeit bin ich von Subſiſtenzmitteln keineswegs entblößt und zudem bin ich geſund, rüſtig, voll guten Muthes und habe hoffentlich auch Einiges gelernt, — woher alſo ſchlimme Beſorgniſſe? Wenn ſie ſich aber jemals rechtfertigten, wenn ich jemals in wirkliche Noth geriethe, dann, beim Himmel! wäre Iſolde von Rothenflüh das einzige Weſen, welches um ein Almoſen anzugehen ich mich nicht ſchämte.“

„Dank Dir, mein Freund. Aber wie Du nur wieder ſprichſt! Wer redet von Almoſen? O, ich kenne unſern ſtolzen Michel, und meinſt Du denn, ich wollte ihn anders haben als er iſt? Mir gefällt, wie ich ſchon ſagte, Dein Vertrauen auf die eigene Kraft. Aber jedes Ding muß doch ſeinen Anfang haben und . . . . und, ſiehſt Du, als ich Dich heute ſo geſchäftsmäßig reden hörte, wurde auch ich ganz geſchäftlich geſtimmt und ich dachte mir, Du würdeſt aus alter Freundſchaft Nichts dagegen haben, wenn ich mich mit einer Summe Geldes, die leider lange nicht ſo groß iſt, wie ich ſie wünſchte, an Deinen Unternehmungen betheiligen würde, und . . . .“

„Wie Du errötheſt, über und über, meine theure Iſolde. Siehſt Du, Du kannſt keine Lüge ausſprechen, Du nicht! Nicht einmal eine Lüge der Großmuth, womit Du nur das eigene Zartgefühl täuſchen möchteſt. Nein, nein! Sieh, Du haſt mich ſtolz genannt: wohlan, laß mir den Stolz, Dir, gerade Dir zu zeigen, daß ich durch mich ſelbſt Etwas werden könne.“

Iſolde ſagte Nichts mehr. Sie ſah mich nur noch bittend an mit ihren ſüßen Veilchenaugen und, ach, wie ſchwer wurde es mir, dieſer ſtummen Sprache zu widerſtehen. Ich fühlte überhaupt, daß ich nicht länger hier weilen dürfte, wenn ich meine Faſſung, meinen Stolz bewahren wollte.

So ging ich denn folgenden Tages.

Wir ſagten uns kein zärtlich Wort zum Abſchied, wir weinten nicht, wir küßten uns nicht; aber als mir, dem oft Zurückblickenden, das rothbraune Dach, unter welchem Iſolde athmete, entſchwunden war und ich durch die froſtigen Morgennebel hinabſtieg aus dem Gnadenbrunner Thal, dem von ſchmelzenden Schneemaſſen geſchwellten, laut toſenden Bergbach zur Seite, da ſtand ein wilder Schmerz in mir auf und ſchrie mir in die Ohren: — Jetzt biſt Du allein, ganz allein in der weiten, weiten Welt! . . . .

Nach wenigen Tagen befand ich mich in der großen und berühmten Handelsſtadt des Nachbarlandes, wo mich der geneigte Leſer im „Contorkabinet" von Oskar Ziegenmilch und Comp. wiedergefunden hat.

Ich hatte bald genug erfahren, daß es etwas Anderes iſt, ein fremdes Land als leichtblütiger Student, eine anſtändig gefüllte Börſe in der Taſche, ſo zu ſagen mit Sang und Klang zu durchſtreifen, und wieder etwas Anderes, etwas ſehr Anderes, in das nämliche fremde Land zu gehen, um daſelbſt ein Unterkommen zu ſuchen, vollends in einem Fache, wo man doch eigentlich ein purer Bönhas iſt. Ich hatte zwar nicht alle die Enttäuſchungen ſo vieler Deutſchen durchzumachen, welche mit der Vorſtellung in die Schweiz kommen, dieſes Land ſei ein verwirklichtes Freiheitsgedicht, ſo 'ne Art Geßner'ſchen Idylls, in die Politik überſetzt: ich wußte ſchon zum Voraus ſo halb und halb, daß die Schweizer ein durchaus praktiſches, utilitariſtiſches, arbeitſames und nüchtern rechnendes Volk ſeien; aber nach einer ganzen Reihe fehlgeſchlagener Verſuche, mir eine Art Exiſtenz zu verſchaffen, glaubte ich doch gefunden zu haben, daß dieſe Republikaner nicht nur halbe, ſondern ganze Yankees ſeien. Man weiß ja, wie die Noth den Menſchen verbittert, und ich — hatte erfahren, was Noth iſt und wie ſie thut. Ach, ſie thut Einem doppelt weh, der in Wohlhabenheit erzogen wurde und ſich nun ſo zu ſagen plötzlich mittellos der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge“ gegenübergeſtellt findet.

Vorüber! . . . . . Aber ich kann doch nicht umhin, manchmal jener trübſeligen Stunde zu denken, wo ich in einem düſtern Quartier der reichen Handelsſtadt vor der Thür einer armſeligen Pintenſchenke ſtand und ernſtlich mit mir zu Rathe ging, ob ich den letzten Reſt meiner Baarſchaft, das Letzte von Werth überhaupt, was ich beſaß, den Maria-Thereſienthaler meiner ſeligen Mutter, da drinnen gegen ein ſeit zwei Tagen entbehrtes Mittageſſen austauſchen ſollte oder nicht.

Seltſam, in der nämlichen Stunde, wo meine Pietät über meinen Hunger einen (ach, wie ſchweren!) Sieg davontrug, nahm mein Geſchick eine günſtigere Wendung, indem mir ein Zufall die Bekanntſchaft des Herrn Oskar Ziegenmilch verſchaffte.

Ich hatte eben mit vieler Anſtrengung meine Augen von der Verſuchung, die in Geſtalt einer Pintenſchenke mir entgegengetreten, abgewendet, als ein weiblicher Schreckensruf an mein Ohr ſchlug. Er kam aus dem Munde einer elegant gekleideten Dame, die vor den ſcheu gewordenen Pferden eines leeren Frachtwagens her die enge Gaſſe herabfloh. Ich lief ihr entgegen, faßte ſie am Arme und führte oder trug ſie vielmehr raſch in eine offen ſtehende Hausthür, die ſie in ihrer blinden Angſt wahrſcheinlich nicht geſehen hätte. Das Geſpann raſſelte vorüber und damit wäre die Geſchichte zu Ende geweſen, wenn nicht die Dame, einer Ohnmacht nahe, ſo krampfhaft meinen Arm feſtgehalten hätte, daß ich ſie wohl oder übel nach Hauſe geleiten mußte.

Meine Schützlingin war Madame Eliſabeth, will ſagen Lelia Ziegenmilch, deren Herr Gemahl mir warmen Dank bezeugte und freundlich in mich drang — du lieber Gott, es bedurfte keines großen Drängens! — an dem eben beſtellten Mittagstiſch Platz zu nehmen.

Wenn Du, mein geneigter Leſer, einmal in der Lage geweſen biſt, zu erfahren, was nach wochenlanger Entbehrung ein kräftiges Mittageſſen, ein Glas Wein, zum Nachtiſch eine Taſſe Kaffee und eine gute Cigarre für köſtliche Dinge ſind, ſo wirſt Du begreifen, daß ich gegen meinen Wirth nicht ſehr ſpröde that. Er war ein zu „enorm praktiſcher“ Mann, um nicht, noch bevor wir zu Kaffee und Cigarren kamen, meine Situation zu durchſchauen. So gab denn ein Wort das andere und — kurz und gut — der nächſte Morgen ſah mich als angehenden Commis in dem Geſchäftslokal von Oskar Ziegenmilch und Comp.

Er war in der That das, für was er ſich ſelbſt hielt, ein kaufmänniſches „Genie“, mein werther Herr Prinzipal, und er war auch kein „ſchmutziger Egoiſt“, d. h. wer ihm diente, dem diente er wieder. In ſeiner Art war er ein Mann von großem Streben und auch ſeine Eigenheit, ſich in wahrhaft kriechender Weiſe um die Bekanntſchaft von irgendwie, namentlich aber durch großen Beſitz, ausgezeichneten Leuten zu bemühen und ſich dann in echter Emporkömmlingsweiſe dieſer „vornehmen“ Bekanntſchaften bei jeder Gelegenheit zu rühmen, — ſelbſt dieſe Eigenheit, die mir oft ſo lächerlich vorkam, iſt ja nur ein allgemeiner Charakterzug jener in unſerer Zeit ſo äußerſt zahlreichen Sorte von Menſchen, deren ganzes Dichten und Trachten im Streben nach äußerlichem „Succeß“ aufgeht. Einer ſolchen Natur mußte mein moraliſcher Aerger über den

Humbug, woraus Ziegenmilch und Comp. blankes Geld münzte, mein Aerger über dieſe Geſundheitsarcana und dieſe Kosmetik, über dieſe White'ſchen und Hette'ſchen Augenwaſſer, dieſe Stanley'ſchen und Laurentius'ſchen Krafteſſenzen, Rohrſchek'ſchen Univerſalbalſame, Delabarre'ſchen Syrupe, du Barry'ſchen und Wharton'ſchen Revalenten, dieſe Aurora-Pomaden, Lilioneſen, Schönheitswaſſer, Rachel-, Victoria-, Eugenien-Schminken u. ſ. w. in infinitum — ich ſage, meinem Ziegenmilch'ſchen Kaufmannsgenie mußte meine Moral in der That ſehr albern vorkommen. Ich werde nie das triumphirende Lächeln vergeſſen, womit Herr Ziegenmilch meiner „unpraktiſchen“ Moral gegenüber bei einem Wochenabſchluß auf die Summe zeigte, welche der handgreifliche Blödſinn des Baunſcheidt'ſchen „Lebensweckers“ ihm binnen wenigen Tagen eingebracht hatte. Später, als ich erfuhr, daß das Ziegenmilch'ſche Geſchäft im Grunde nur der Mikrokosmos des commerciellen Makrokosmos war, ärgerte ich mich nicht mehr ſo heftig darüber, daß die Welt ſchlechterdings betrogen ſein wolle.

Madame Lelia Ziegenmilch war, wie ihr Herr Gemahl ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, eine „ſtarke Neunzehnerin“, d. h. ſie hatte unlängſt das dreißigſte Jahr paſſirt. Ihre gefühlvolle Seele wohnte in einem Körper, der recht hübſch war, wenn er nicht etwas zu kurz und zu rund geweſen wäre.

Eine Blondine von roſigem Teint, beſaß ſie allerliebſte Arme und gefällige, wenn auch unbedeutende Züge, aber ſie war zu ſehr, was die Engländer bushel-bubby nennen. Ihre Zähne waren bewunderungswürdig regelmäßig und weiß, aber wahrſcheinlich gerade ſo echt, wie die ſchönen Zähne von zwei Dritteln ihrer Landsmänninnen. Ihre runden graubläulichen Augen ſchmachteten, ſchmachteten ſehr, nämlich nach einem „Lebensinhalt“, wie ſie ſich ausdrückte. Sie bildete ſich ein, keinen ſolchen zu haben, ſeit ſie ihrem Manne nicht mehr Käſe auswägen und Düten drehen helfen mußte, ſondern ſeidene Roben trug und ein eigenes „Meidli“ zu ihrer perſönlichen Bedienung hatte. Vielleicht war es auch mehr als Einbildung und die gute Frau war in dem kleinen Lädchen in der obſcuren Spiegelgaſſe wahrſcheinlich glücklicher geweſen, als ſie es in ihrem ſtattlichen Hauſe auf dem großen Quai war, wo diverſe Banquiersfrauen, die in der Nachbarſchaft wohnten und lange nicht ſo hübſch waren, wie meine „Prinzipalin“, ſich über das moquirten, was ſie die Pfefferdütenmanieren der „kleinen“ Ziegenmilch nannten. Ein junger Maler, Herr Arthur Puff, ein luſtiger Geſell, der bei Ziegenmilch und Comp. aus und ein flatterte und unter dem Vorwand, der Frau vom Hauſe den Hof zu machen, dem Hausherrn ſeinen Wein vertrinken und ſeine Cigarren verrauchen half, pflegte witzelnd zu ſagen, das, woran ſich Göthe im zweiten

Theil des Fauſt abgemüht, die Vereinigung von Romantik und Claſſik, habe die Natur in Madame Lelia glücklich zu Wege gebracht. Hier wohne in einem appetitlich-plaſtiſch-runden Körper eine germaniſch-romantiſche Nebelſeele.

Glaube nicht, lieber Leſer, daß ich mit Wiſſen und Willen boshaft ſei. Herr und Frau Ziegenmilch haben mir zu viel wirkliches Wohlwollen bezeigt, als daß dies irgendwie meine Abſicht ſein könnte. Ich male nur nach der Natur, nach dem Leben, und ich benütze gerade dieſe Gelegenheit, mich mit Dir, lieber Leſer, über einen wichtigen Punkt aus einander zu ſetzen.

Ich habe Dich im Vorſtehenden in die Geſchäftswelt eingeführt und im Folgenden werden wir uns in verſchiedenen Kreiſen derſelben bewegen. Sollteſt Du da mitunter einen unangenehmen Eindruck erhalten, ſo iſt das durchaus nicht meine Schuld. Ich beſchreibe nur, was ich erlebte, und ich erkläre förmlich, daß ich die Geſchäftswelt weder für beſſer noch für ſchlechter halte, als andere Kreiſe der Geſellſchaft. Seit ſich das Publikum einestheils durch eine geleckte, naturloſe Dorfnovelliſtik, anderntheils durch Sue'ſche Proletarier-Romantik den Geſchmack verderben und die klare Anſchauung der ſocialen Wirklichkeit trüben ließ, ſind die wunderlichſten Anſichten über an Stand und Beruf haftende Tugendlichkeit oder Laſterhaftigkeit aufgekommen. Ich theile dieſe Anſichten keineswegs. Ich glaube, ein Kaufmann oder, wenn Du willſt, ein „Geldbroz“ kann ſo tugendhaft oder ſo laſterhaft ſein, wie ein Bauer, wie ein Proletarier, wie ein Prinz, und umgekehrt. Meine Erfahrung lehrt mich, daß die Thorheiten, Leidenſchaften und Laſter der Menſchen in allen Ständen ihrem Weſen nach immer dieſelben ſeien, obgleich ſie in verſchiedenen, „ſtandesgemäßen“ Formen zum Vorſchein kommen.... Du haſt das ſelber ſchon längſt gewußt? Nun, deſto beſſer!

Drittes Capitel.

Ein Abend vor den Lampen. — „Immens“ gefühlvoll. — Der Herr Candidat oder Profeſſor. — Ein Literaturtraum. — Die conſervative Hetzpeitſche. — Anſichten, Findungen und Rathſchläge eines praktiſchen Genies. — Ein Zwiſchenact und ein verflogener Jugendtraum.

Am Abend des Tages, an welchem mir mein Herr Prinzipal ein Privatiſſimum über praktiſche Philoſophie las, hatte ich alſo die Ehre, Madame Lelia in's Theater zu begleiten, wo die Firma Ziegenmilch und Comp. einſtweilen noch, bevor ſie in die höheren Regionen der erſten Logenreihe emporſtieg, auf zwei Sperrſitze im Parquet abonnirt war.

Das Haus war und iſt wahrſcheinlich noch jetzt nicht eben ein Compliment auf den Geſchmack und die Munificenz einer Stadt, welche durch die unvergleichliche Schönheit ihrer Lage eine Menge von Fremden zur Anſiedelung lockt, durch Gewerbsbetrieb und Handel große Wohlhabenheit, ja Reichthum erlangt hat und durch die wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die ſie beſitzt, den Rang eines intellectuellen Mittelpunktes des ganzen Landes mit Recht beanſprucht. Das Gebäude, außen ärmlich, innen kärglich, enthielt eine Bühne, deren Perſonal zu meiner Zeit mehr auf den Titel einer Bande als auf den einer Truppe Anſpruch machen konnte, und wenn man fragte, warum eine Stadt von dieſer Bedeutung kein beſſeres Theater beſäße, ſo erhielt man die Antwort, es gelte nicht für „vornehm“, theatraliſche Genüſſe zu ſuchen, um ſo weniger, da es „vornehmer“ Ton ſei, „fromm“ zu ſein oder wenigſtens zu thun. Die „vornehmen“ Familien, beſonders die Damen, ſuchten ihre äſthetiſchen Bedürfniſſe lieber in Conventikeln zu befriedigen, und was die Herren beträfe, ſo würden dieſelben allerdings fleißige Theaterbeſucher ſein, falls nur jener „Profeſſor der höheren Plaſtik“, deſſen Name, glaub' ich, Müller war, das ganze Jahr hindurch ſeine „lebenden Tableaux“ aufführen oder auch eine Sennora Pepita allabendlich ihren Gewänder verſchiedenden Ole tanzen würde. Möglich, daß dieſe Behauptungen die reinſte Mediſance waren, denn ſie kamen aus dem Munde des Hrn. Arthur Puff, welcher für einen Satiriker galt. Soviel indeſſen ſah ich ſelber zu verſchiedenen Malen, daß die Logen, namentlich die des erſten Ranges, ſehr leer, Parterre und Gallerie dagegen ziemlich voll waren.

Man gab heute das damals unvermeidliche „Lorle“ der unvermeidlichen Birchpfeifer und Madame Lelia verrieth ſchon während der erſten Scenen die gehörige Rührung. Sie war die dankbarſte Zuhörerin von der Welt, meine ſchöne Nachbarin. Wenn droben auf der Bühne ein recht ſentimentaler „Drucker“ aufgeſetzt wurde, ſeufzte ſie jedes Mal mit ihrem allerliebſten kleinen Mund: Ach, wie gefühlvoll! und bewegte maleriſch ihren Fächer und dabei hob ſich ihr Buſen ſo mächtig, daß mir ganz bange wurde, er möchte die Blondenchemiſette ſprengen. Als der Vorhang nach dem erſten Acte fiel, ſagte ſie eifrig:

„Wie glücklich Sie ſind, Herr Hellmuth, in einem Lande daheim zu ſein, wo das Volk noch ſo harmlos idylliſch und ſo gefühlvoll, ſo immens gefühlvoll iſt. — („Immens“ war das Lieblingswort von Madame. Wie ihr Herr Gemahl Alles „enorm“ fand, fand ſie Alles „immens.“) — Bei uns zu Lande, fuhr ſie fort, findet man ſolche Bauern nicht mehr. Ich weiß das noch von damals, wo ſie zu uns in den ......“ Käſeladen kamen, wollte ſie wahrſcheinlich ſagen, brach aber ſchnell ab und zum Glück wurde dieſes

Abbrechen vortrefflich dadurch motivirt, daß eine raſſelnde Stimme im nämlichen Augenblicke hinter uns ſagte:

„Dummes Zeug! Birchpfeiferei! 's gibt weder auf Erden noch im Himmel ſolche marzipanene Bauern — wiſſen Sie?"

Die Stimme klang mir bekannt. Ich wandte mich überraſcht um und ſah mich dem rothen Vollmondsgeſicht des berühmten Candidaten Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel gegenüber.

„Mein Gott, Herr Candidat . . . ."

„Profeſſor, wenn's beliebt," unterbrach er mich, indem er mir die Hand ſchüttelte und ſich zu meinem Ohre vorbeugte. „Profeſſor klingt vornehmer und ſind dieſe Republikaner und Republikanerinnen hier hölliſch auf Titel verſeſſen — wiſſen Sie?"

„Aber wie kommen denn Sie hieher?"

„Könnte die nämliche Frage an Sie richten. Habe aber eine Miſſion hier, eine koloſſale Miſſion."

„Eine Miſſion?"

„Freilich. Aber wollen wir nicht lieber in die Theaterreſtauration hinüber gehen? Spricht ſich dort ungenirter. Habe Rückſichten zu nehmen, muß das Decorum beobachten — wiſſen Sie?"

Ich folgte meinem Führer aus dem Saal, und während er mich durch ein enges Gewinde von Corridoren und Treppen geleitete, ließ er ſeiner Suada freien Lauf.

„Verfolgt Einen doch dieſe Birchpfeiſer'ſche Dramatik heutzutage überall, wie vordem den reiſenden Briten das Lied von Marlborough — ſchrecklich!“ ſagte er.

„Aber, mein lieber Candidat oder Profeſſor . . . . .“

„Warten Sie, warten Sie! Fällt mir da gerade ein, daß ich vorige Nacht einen curioſen Traum gehabt, einen echt deutſchen Traum, einen Literaturtraum — wiſſen Sie? Träumte mir, wandele in der Unterwelt umher, wie vor Zeiten der Epiſtemon des alten Rabelais. Sah da ſchnakiſche Dinge, verſichere Sie. Kam da ein Fürſt daher, welcher in einem Gitterkorb, den er auf dem Rücken trug, eine erkleckliche Schaar lyriſchen und dramatiſchen Federviehs eingefangen hatte, ein Wiedererwecker der Tage der Medici und Eſte. Herrgott, war das ein Geflatter und Geſchnatter und Gepiepſe! Nebenher tänzelte graziös ein berühmteſter Sänger und bot mit allerlieblichſter Stimme die allerſüßeſten Zuckerkandisſtengel feil, während ihm ein edelſter Mittroubadour Concurrenz machte, indem er mit höchſter Fiſtelſtimme Inquiſitionstörtchen à la Torquemada ausſchrie. Weiterhin ſah man diverſes jungdeutſches Geſindel in Hofrathsuniformen ſich abmühen, der deutſchen Charakterfeſtigkeit einen Weihetempel zu errichten, welchen ein deutſch-ruſſiſcher Baron mit Braunemärchenfresken ausmalte. Daneben war eine ganze Reihe von Selbſtmördern aufgehangen, unglückliche Ueberſetzer, welche es nicht zu ertragen vermocht hatten, daß dem Sue die Dinte brandig geworden und daß der Dumas den Fingerkrampf gekriegt. Dort links um die Ecke klagte ein Schwabe, daß man ſeine Schwarzwälder, ſeine leibeigenen Schwarzwälder widerrechtlich zu Bühnendienſten gepreßt habe. Tröſten Sie ſich, Landsmann, ſagte eine majeſtätiſche Dame; – ich habe Ihr Lorle unſterblich gemacht, indem ich ſie durch meine dramatiſche Kaffeemühle gehen ließ. Ach was, verſetzte der Landsmann unwirſch, ich werde Sie dafür belangen. Die majeſtätiſche Dame lachte dazu und ſetzte ihre Promenade durch die europäiſche Novelliſtik fort, unermüdlich ihre Kaffeemühle drehend, welche ein gigantiſcher Dramatiker aus Wien ihr vergeblich zu zerſchlagen ſuchte, aus Brotneid vermuthlich . . . . Ein dummer Traum!“

„Sehr!“

„Ja, was wollen Sie? Man muß doch das Recht haben, wenigſtens manchmal bei Nacht privatim dumm ſein zu dürfen, wenn man bei Tage öffentlich ſo geſcheidt, ſo hölliſch geſcheidt ſein muß, wie dermalen Ihr gehorſamer Diener, welcher Ihnen jetzt da drinnen zeigen wird, daß ſein Geſcheidtſein bei Tage ihn in den Stand ſetze, Nachts nicht nur dumm zu träumen, ſondern auch einem alten Freunde eine Flaſche Champagner zu poniren.“

Wir traten in das Buffetzimmer, der Wein kam und ich bemerkte, daß Herr Rumpel eine wohlgefüllte Börſe zog, denſelben zu bezahlen, ſowie, daß der alte Bummler nicht nur anſtändig, ſondern ſogar elegant angezogen war und ſeinen vor Zeiten ſtets bloßen Stierhals in höchſt reſpectable Vatermörder eingezwängt hatte.

„Sie ſcheinen in guten Umſtänden zu ſein, mein lieber Herr Rumpel,“ ſagte ich. „Haben Sie eine Anſtellung an einer der hieſigen Lehranſtalten?“

„Allerdings, mein guter Herr Hellmuth,“ verſetzte er. „Ich habe eine Lehrſtelle an einer der größten Lehranſtalten inne, genannt Staat.“

„Wie?“

„Ich docire öffentliche Meinung, wiſſen Sie?“

„Was?“

„Die Sache iſt ſo . . . Doch vor Allem, kennen Sie das koloſſal einflußreiche Blatt: „Die conſervative Hetzpeitſche“?“

„Ich ſah es ein paar Mal bei meinem Prinzipal.“

„Prinzipal? Wie?“

„Nun ja, ich habe die Ehre, Commis bei Ziegenmilch und Comp. zu ſein.“

„Commis, Sie? bei Ziegenmilch und Comp.? Beim Styx, das iſt claſſiſch, geradezu claſſiſch! Sie, der auch ohne Beihülfe des großen Diſſertationenverfertigers Rumpelius eine ganz leidlich gelehrte Doctordiſſertation zu Stande gebracht hätten, — Sie Commis?“

„Nun, was iſt da Verwunderliches daran? Ich erinnere Sie, daß der große Dichter, welchen Sie ſonſt gern citirten, 'mal irgendwo geſagt hat:

Ein jeder Platz, beſucht vom Aug' des Himmels
Iſt Glückes Hafen einem weiſen Mann.
Lehr' Deine Noth die Dinge ſo betrachten,
Denn mehr als alle Tugend iſt die Noth.“

„Da haben Sie und Shakeſpeare recht, ſehr recht. Aber wenn ich erwäge, daß Sie, der himmelſtürmende Student und quaſi Poet, der, wiſſen Sie? jenes pyramidaliſche Trauerſpiel ſchrieb, Commis geworden ſind, und daß ich, der himmel- und hölleſtürmende Candidat, ich, der Revoluzer, Pantheiſt und Atheiſt von ehemals, jetzt Chefredacteur der hochkirchlichen und tiefconſervativen „Hetzpeitſche“ geworden bin, ſo wird mir ſo ſchuljungenhaft dumm zu Muthe, daß ich nur gleich Ovid's Verſe herſagen möchte:

In novas fert animus mutatas dicere formas
Corpora . . . . .

Ja, 's iſt zum Lachen. Aber man muß die Komödie des Lebens mitmachen. Muß man nicht? Was ſagt der göttliche Brite?

. . . . Die ganze Welt iſt Bühne
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab;
Sein Leben lang ſpielt Einer manche Rolle
Durch ſieben Acte hin . . .

Sieben Acte, das ſind viele. Glaube, unter uns, nicht ſehr daran, daß ich es in meiner Hetzpeitſchen-Rolle bis zu ſieben Acten bringen werde. Bin ſchon weit vorgeſchritten im dritten Act und iſt dieſer — wiſſen Sie? — in guten Komödien gewöhnlich der Culminationspunkt des Stückes."

„Aber wie kamen Sie denn überhaupt zu dieſer Rolle?"

„Ganz wie Saul zu einem Königreich kam, nur gerade umgekehrt, d. h. ich war ausgezogen, ein Königreich, nämlich das Reich der Freiheit zu ſuchen, und fand zwar nicht meines Vaters Eſelin, aber die mehrbeſagte Hetzpeitſche."

„Ihre Parabel macht mich nicht klüger."

„So will ich unparaboliſch ſprechen. War mir das Diſſertationenſchreiben endlich verleidet, wiſſen Sie? Hat auch für einen genialen, wiſſenſchaftlich gebildeten Mann etwas Unbequemes, wenn er keinen Tag, aber auch gar keinen, bis zehn Uhr Morgens im Bette liegen kann, ohne von albernen Brummern beläſtigt, blockirt, belagert, berannt, beſtürmt — zu werden. Sehr ungemüthlich das, wiſſen Sie? Beſchloß alſo, mein undankbares Vaterland wieder einmal mit dem Rücken anzuſehen, und kam in höchſter Freiheitsglut hieher, um als Tyrannenerſchütterer mit den Tellen und Winkelrieden d. h. mit den hieſigen Radikalen, zu fraterniſiren, d. h. mein Licht im Dienſte der Republikaniſirung Europa's und der Völkerſolidarität leuchten zu laſſen. Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft, Weltbürgerthum u. ſ. w., — wiſſen Sie? Platſchte wie ein rechter Taps und Dörgel in die hieſigen Verhältniſſe herein, wie ein rechter deutſcher Biedermann, dem eine roſenrothe Idealbrille auf der Naſe ſitzt, durch welche ihm die Schweiz aus der Ferne wie 'ne platen'ſche oder rouſſeau'ſche Phantaſierepublik erſcheint. Koloſſaler, pyramidaler, mammuthiſcher, maſtodontiſcher Unſinn! — wiſſen Sie? Gerade ſo lächerlich, dieſe Anſicht von hieſigem Lande, wie die Kehrſeite derſelben, auf welche unſere Hofmaler — wiſſen Sie? — die Schweiz als einen ewig kochenden und brodelnden, Blitz und Donner, Tod und Verderben ſpeienden Revolutionskrater hinmalen. Blödſinn! Wohl, geſcheidt, wie ich bin — wiſſen Sie? — roch ich bald Lunte. Sind die Schweizer keine ſo kosmopolitiſchen, gemüthlichen Eſel wie wir, ſind ſie vielmehr rein praktiſche Leute, welche wie zuerſt ſo auch zuletzt für ſich ſelbſt und nur für ſich ſelbſt ſorgen und ſich um die Andern keinen Pfifferling kümmern. Weiſe das, ſehr! Reſolvirte mich, ebenfalls weiſe zu ſein und — praktiſch, hölliſch praktiſch. Eines ſchönen Morgens ſtand ich auf und deklamirte, ein ſhakeſpeare'ſches

Thema variirend: Die hieſige Welt iſt eine Auſter, die ich mir mit meiner Feder öffnen will. Es lebe der Styl! Jener Styl nämlich — wiſſen Sie? — welcher ſich der gerade herrſchenden Zeitſtimmung anſchmiegt, wie das Badehemd den ſchönen oder unſchönen Formen einer badenden Schönen oder Nichtſchönen ..... Beiläufig, wer iſt die hübſche, runde, feine, ſeidenbekleidete Dame, Ihre Nachbarin da drinnen im Parquet?"

„Meine Frau Prinzipalin."

„Glücklicher Sie!"

„Bitte, bitte. Sie brauchen nicht frivol zu blinzeln und cyniſch zu lächeln. Es iſt dazu nicht der entfernteſte Grund vorhanden."

„Recht ſo, in ſolchen Dingen muß ein Mann von Ehre diskret, hölliſch diskret ſein — wiſſen Sie?"

„Was ich weiß, iſt, daß ich Sie bitten muß, nicht ſo albern zu ſchwatzen, oder dieſes Glas iſt das letzte, welches wir mitſammen trinken."

„Ach, immer noch der alte burſchenſchaftliche Heißſporn, der auf die Lex castitatis ſchwört? Nun, chacun à son goût, leben in einem freien Lande. Aber würden Sie mir wohl den Gefallen thun, mich bei Ihrem Herrn Prinzipal einzuführen? Zutritt in guten Häuſern zu haben, iſt an hieſigem Orte ſehr förderlich — wiſſen Sie?"

„Ich will es mir überlegen, aber Sie müſſen mir vor

Allem verſprechen, daß Sie ſich verſtändig und anſtändig betragen wollen.“

„Und wie! Seien Sie ganz ruhig. Bin unter dieſen praktiſchen Leuten hier ſelber ſehr praktiſch geworden. Fing damit an, daß ich einſah, mit den Radikalen ſei Nichts zu machen. Sind mißtrauiſche Burſche, haben kein Geld, d. h. ſie haben, aber ſind ſo knickerig, niederträchtig knickerig damit — wiſſen Sie? Zudem iſt dermalen hier die ariſtokratiſche Partei obenauf. Ergatterte bald, wo Barthel den Moſt holt, und reſolvirte mich, auch welchen zu holen, zu meinem Privatgebrauch — wiſſen Sie? Machte Bekanntſchaft mit dem Führer der herrſchenden Partei, war noch praktiſcher als er. Imponirte ihm — wiſſen Sie?“

„Womit denn?“

„Damit, daß ich ſo gelegentlich durchblicken ließ, ich ſei im Beſitz einer ganz neuen Weltwiſſenſchaft. Hält mich jetzt der Mann für ein Weltgenie, wiſſen Sie? reines Weltgenie. Stellte ihm ungeheure Findungen in Ausſicht.“

„Sie ſpielten den philoſophiſchen und politiſchen Charlatan?“

„Was wollen Sie? Die Welt will betrogen ſein.“

„Und er verſchluckte den Köder.“

„Gierig wie ein ausgehungerter Hecht. Machen nämlich die Radikalen dem Manne viel zu ſchaffen, braucht Hülfe, findet keine unter ſeinen Leuten. Talentloſe Kerle, mittelmäßige Tröpfe, kein Genie, kein Styl, aber Geld, viel Geld. Lebe jetzt flott, hölliſch flott — wiſſen Sie?"

„Sie ſind ſehr praktiſch, in der That."

„Ganz gewiß. Erfand zuerſt die Bezeichnung „conſervativ" für unſere Partei, um das hier zu Lande gehäſſige Wort „ariſtokratiſch" zu beſeitigen. Stellte dann, ſo als Abſchnitzel von meiner neuen Weltwiſſenſchaft, eine ganz neue Phyſiologie oder Pſychologie der politiſchen Parteien auf."

„Wirklich?"

„Freilich. Fand, behauptete und bewies, daß der Menſch im Knabenalter radikal, im Jünglingsalter liberal, im Mannesalter conſervativ und im Greiſenalter reactionär ſei."

„Und mit ſolchen „Findungen" wußten Sie den Leuten hier zu imponiren?"

„Und wie! Sie glauben gar nicht, was Alles ich mit dieſer Lehre von den politiſchen Parteien ausgerichtet habe, ſeit ich ſie in dem auf meinen Vorſchlag von meinem Gönner gegründeten Blatt, „die conſervative Hetzpeitſche", allſeitig entwickelte."

„Und Sie meinen, mit ſolchen Firlefanz werde ſich die herrſchende Partei herrſchend erhalten?"

„Hm, iſt das eine kritiſche Frage. Unter uns, manchmal will mir ſelber ſcheinen, die conſervative Hetzpeitſche knalle ſchon nicht mehr ſo luſtig wie noch vor Kurzem und ihr Geknall finde keinen ſo begeiſterten Widerhall mehr — wiſſen Sie? Sagte mir erſt heute mein hochgeſtellter Gönner mit einem Seufzer, daß die Radikalen oder Liberalen wieder Boden gewonnen hätten. Muß die bevorſtehende Integralerneuerungswahl der geſetzgebenden Behörde die Sache entſcheiden. Bin aber praktiſch — wiſſen Sie? Werde mir bei Zeiten ſchon eine andere Carrière zu öffnen wiſſen. Bin nicht der Mann, mit einem untergehenden Fahrzeug unterzugehen. Thun das nur einfältige Ideologen, verrückte Schwärmer — wiſſen Sie? Leben in einem Lande, wo man die vorüberfliegende Fortuna reſolut am Stirnhaar packen muß. Sag' Ihnen das als aufrichtiger Freund. Praktiſch und reſolut! Das iſt die Loſung. Nur keine moraliſchen, will ſagen idealiſtiſchen Skrupel! Halten Einen ſonſt für einen Dummkopf, dieſe praktiſchen Schweizer — wiſſen Sie? Man muß heutzutage Amboß oder Hammer ſein. Wußte das übrigens ſchon der alte Göthe in ſeinen Tagen. War eigentlich immer ſo — war es nicht? War es, beim Jupiter! Wer wird aber Amboß ſein wollen, wenn er irgendwie Hammer ſein kann? Praktiſch! Praktiſch! Praktiſch!"

„Praktiſch muß man ſein, enorm praktiſch. So ſagt auch Ziegenmilch und Comp."

„Sagt er ſo? Reſpect vor ihm! Verlange ungeheuer danach, des reſpectablen Mannes Bekanntſchaft zu machen, die Madame eingeſchloſſen — wiſſen Sie? Folgen Sie immerhin, werther alter Freund, der Loſung von Herrn Ziegenmilch und mir und Sie werden gleich mir in dieſem Lande der praktiſchen Leute Ihr Glück machen. Iſt ein prächtig Land, dieſe Schweiz, und ſind die Leute hier ſo koloſſal praktiſch, daß ſie es ſich nie träumen laſſen, Andere könnten noch praktiſcher ſein als ſie. Schöne Gegend das — wiſſen Sie? Bedarf nur der rationellen Ausbeutung durch Leute von Genie, wie Unſereiner iſt, und ſo ſage ich: Seien Sie meiner väterlichen Ermahnungen eingedenk! und prophezeie Ihnen in dieſem Falle mit dem alten Horaz, der ja auch kein idealiſtiſcher Nebelpoet, ſondern ein praktiſcher Gutsbeſitzer und vortrefflicher Gourmand war:

. . . . Hic tibi copia
Manabit ad plenum benigno
Ruris honorum opulenta cornu. . . .

Als wir in das Haus zurückkehrten, war die Tochter des Wadelewirthes ſchon zur Frau Profeſſorin avancirt und Madame Lelia empfing mich mit einem Blick, welcher böſe geweſen wäre, wenn meine verehrliche Prinzipalin überhaupt hätte böſe ſein können, — die gute Seele!

„Ach, Herr Hellmuth,“ ſagte ſie, „Sie haben viel verleren, immens viel. Es war gar ſo gefühlvoll, wie das Lorle und der Maler Reinhart ſich gegenſeitig ihre Gefühle offenbarten. Ich wollte, mein Vetter, Herr Arthur Puff, wäre da geweſen, um zu ſehen. . . .“

„Wie ſich ein gefühlvoller Künſtler bei Liebeserklärungen anſtellt?“

„Ach nein! Gehen Sie doch! Wie mäſchannt (méchant) von Ihnen! Sie gehören per ſe — (per se iſt eines der typiſchen Lieblingsworte der ſchönen und nichtſchönen weiblichen Eingebornen der Stadt, von welcher hier die Rede) — auch zu den Blaſirten und Spöttern, wie Herr Arthur. Ach, die jetzige Männerwelt! Geldmachen, Cigarren rauchen und die ſüßeſten Gefühle verſpotten, das iſt Alles, was ſie kann und thut.“

„Das iſt nur zu wahr, Madame,“ nahm — (wir befanden uns nämlich im letzten Zwiſchenact) — der Herr Profeſſor und Chefredacteur der conſervativen Hetzpeitſche keck das Wort, ſeiner raſſelnden Stimme einen möglichſt ſüßen Ausdruck gebend und ſeine frechen Augen manierlich niederſchlagend —“ das iſt nur zu wahr. Unſere jetzige Männerwelt iſt bis an den Hals in den Sumpf des gemeinſten Materialismus verſunken. Der grandioſe Schiller hätte heute ganz andere Veranlaſſungen als in ſeinen Tagen, zu ſingen:

Und es herrſcht der Erde Gott, das Geld.

Der unſterbliche Prophet des Idealismus würde, dichtete er jetzt, noch viel kläglicher klagen:

> Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume
> Und das Schöne blüht —

Ja, Madame, das Schöne blüht nur noch da, wo die zarten Hände ſchöner und hochgeſtimmter Frauen es pflegen. So eine Prieſterin des Schönen iſt unſere theure und allverehrte Charlotte Birch, geborne Pfeifer. — (Vor kaum einer Stunde hatte der Halunke auf's Wegwerfendſte über die „Birchpfeiferei" ſich ausgelaſſen.) — Und, Gott ſei Dank, ihr erhabenes Streben, ihre gefühlvolle Poeſie wird noch von gleichgeſtimmten Frauenſeelen — (hier ſchoß Herr Rumpel aus ſeinen kleinen Augen einen ſo großen Blick auf meine Prinzipalin, daß dieſe ſanft erröthete) — verſtanden und gewürdigt. Ja, Madame, bei Ihnen, die Sie das heilige Veſtafeuer des Idealismus allein noch nähren, haben wir Männer in die Schule zu gehen. Das ahnte ſchon Altmeiſter Göthe, als er das tiefſinnige Wort ſprach:

> Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
> So frage nur bei edlen Frauen an.

Und noch expreſſiver huldigte Ihrem Geſchlechte der Tyrtäos unſerer Zeit, indem er, mit Grund an der Männerwelt verzweifelnd, von Ihrem Geſchlechte die Löſung der großen weltgeſchichtlichen Fragen erwartete und deshalb an daſſelbe die heroiſche Apoſtrophe richtete:

Aber wollen mich die Männer
Nicht verſteh'n, die ſchwerverirrten,
O, ſo höret Ihr mich, Frauen!
Traget Ihr ein Schwert in Myrthen!“

Ein zweiter dreiſter Blick beſchloß dieſe mit der gewohnten Zungenfertigkeit ihres Urhebers vorgebrachte Rede und abermals erröthete Madame Lelia ſanft. Sie war gewiß in ihrem Leben noch nie mit ſo vielen Huldigungen und Citaten auf einmal überſchüttet worden und ihre gefühlvolle Seele ſchwamm offenbar in Entzücken. Etwas verlegen, wie ſie war, konnte ſie nur ſchüchtern ſagen:

„Mein Herr, auf mich macht Charlotte Birchpfeifer allerdings den Eindruck einer immenſen Dichterin.“

„Immens? Ja, das iſt das rechte Wort, gnädige Frau. An der Wahl dieſes Wortes erkenne ich wieder den angeborenen äſthetiſchen Takt Ihres Geſchlechtes.“

Dieſes Compliment und vollends der Titel „gnädige Frau“, welcher in der Schweiz ſelten einer Frau geboten wird, thaten bedeutende Wirkung. Ich ſah, daß der pfiffige Schelm im Handumdrehen meine Prinzipalin für ſich eingenommen habe, und ich hätte, wie die Folge zeigen wird, gut gethan, dieſe Bekanntſchaft, wo möglich, nicht weiter gedeihen zu laſſen. Aber, die Wahrheit zu ſagen, dieſer „Zwiſchenact“ ergötzte mich höchlich und ſo ſtellte ich den Redacteur der conſervativen Hetzpeitſche in aller Form meiner Frau Prinzipalin vor.

Herr Rumpel ſetzte zu einer neuen Reihenfolge von Schmeicheleien an, als ſich der Vorhang wieder hob und ihn zur Ruhe verwies.

Wer aber nicht zur Ruhe kam, ſondern ſehr in Unruhe gerieth, war ich.

Indem ich mich nämlich umdrehte, um meinen Platz einzunehmen, ſtreifte mein Blick die Proſceniumsloge rechter Hand und in der Loge einen jener, mit Herrn Ziegenmilch zu ſprechen, enormen modiſchen Tubuſſe, deren zwei Mündungen denen von Sechspfündern gleichen.

Dieſes Geſchütz, von zwei zartbehandſchuhten Damenhänden dirigirt, war auf mich gerichtet und blieb es, als droben auf der Bühne die ſchließliche Verbirchpfeiferung der Auerbach'ſchen Novelle ſich abzuſpielen begonnen hatte.

Da ich an meinem damaligen Aufenthaltsorte noch nicht das Vergnügen gehabt hatte, irgend eine Dame außer Madame Ziegenmilch kennen zu lernen, ſo war es begreiflich, daß die beharrliche Neugierde der Logeninhaberin auch mich neugierig machte.

Die Dame ſaß ganz allein in der Loge, und da ich ſie früher nicht bemerkt hatte, mußte ſie erſt lange nach Beginn des Stücks gekommen ſein. Aber da ihr Kopf vorwärts geneigt und ihr Geſicht von dem fatalen Tubus beſchattet war, konnte ich nur eine Fülle à la Grecque geſcheitelten lichtbraunen Haares, eine prächtige Büſte und zwei herrlich geformte, durch ihre blendende Weiße die Spitzenmanchetten beſchämende Vorderarme ſehen.

Endlich ſanken dieſe Arme mit dem verwünſchten Tubus auf die Logenbrüſtung nieder und — o Himmel! — ich erblickte meine reizende, nur allzuunvergeſſene Reiſebekanntſchaft vom Gießbach und Faulhorn wieder.

Der Name Julie ſtieg mir laut aus der Bruſt in die Kehle und ich mußte meine Lippen zuſammenpreſſen, um ihnen denſelben nicht entwiſchen zu laſſen.

Sie mußte meinen überraſcht fragenden Blick wahrgenommen, mußte bemerkt haben, daß ich in frohem Schrecken halb von meinem Sitze aufgefahren; aber kein Augenwink, keine Bewegung von ihrer Seite verrieth die Wiedererkennung.

Sie fixirte mich noch eine Secunde mit bloßen Augen und wandte dann dieſe großen ſchwarzen Augen, deren Feuer mit dem des funkenſtreuenden Solitärs, den ſie als Buſennadel trug, wetteiferte, gleichgültig von mir ab und der Bühne zu.

„Sie hat Dich wohl längſt vergeſſen oder will vergeſſen, daß Du ſie einſt gekannt und — geküßt haſt, armer Junge!“ ſprach ich mit einem Seufzer bei mir. Dann hüllte ich mich in meinen, dazumal, ach, ſehr erkünſtelten Stoicismus und ſagte mir: „Bah, was weiter? Ein ſchöner Jugendtraum, verflogen, wie ſo viele andere ſchöne Jugendträume.“

Ich beſchloß, gar nicht mehr wieder nach der Loge hinzuſehen, that es aber doch immer wieder, wobei ich mich bemühte, ebenfalls ganz gleichgültig auszuſehen. Dieſe Heuchelei war indeſſen ganz überflüſſig, denn Fräulein Julie nahm nicht die geringſte Notiz mehr von mir.

Das ärgerte mich denn doch verteufelt und in nicht eben guter Laune machte ich mich nach Beendigung des Stücks kurz von dem zugleich genialen und praktiſchen Herrn Rumpel los und führte meine Prinzipalin hinaus.

Als wir draußen die Vortreppe hinabſtiegen, war eine Dame, welcher ein Livreediener den Schlag ihrer Equipage öffnete, gerade im Begriffe, den Fuß auf den Tritt zu ſetzen, wandte ſich aber halb, um ihren Mantel zurecht zu ziehen, und da fiel ihr Blick auf mich, den er aber nur flüchtig ſtreifte, während er mit faſt impertinent forſchendem Ausdrucke einen Moment auf der Dame an meinem Arme haftete.

Es war Fräulein Julie, aber ich war zu ſtolz, auch nur durch einen Blick an frühere Bekanntſchaft zu appelliren, und was Madame Ziegenmilch betraf, ſo war ſie zu ſehr damit beſchäftigt, den verehrungsvollen Abſchiedsgruß des Redacteurs der conſervativen Hetzpeitſche, der uns gefolgt war, zu empfangen, als daß ſie den forſchenden Blick der jungen Dame beachtet hätte.

Dieſe ſchlüpfte raſch in ihren Wagen, der mit Pomp davonrollte, und ich ſchalt mich einen Dummkopf, daß ich dem Rädergeraſſel lauſchte, bis es verhallte, aber ich that doch ſo und fürchte ſehr, Madame Ziegenmilch habe, während wir heimgingen, im Stillen mit Recht gewünſcht, ſtatt ihres ungalant zerſtreuten und einſylbigen Begleiters lieber den „immens" gefühlvollen und artigen Herrn Profeſſor Rumpel an der Seite zu haben.

Viertes Capitel.

Eine jener alten Geſchichten, die immer neu bleiben. — Das verzauberte Hauptbuch. — Doctor Schwindelhaber'ſches Augenwaſſer und ein wunderliches Augenleiden. — Autor kommt Jemand „verheiratet" vor und erhält ein Billet zugeſteckt.

Am folgenden Tage brachte die conſervative Hetzpeitſche zwei Artikel, deren erſter von der ſittlichen und politiſchen Bedeutung des Handels, deren zweiter mit Bezugnahme auf die geſtrige Vorlelei von der dichteriſchen Berechtigung der Frauen handelte. Beide Artikel waren brillant geſchrieben, ſo zwar, daß ſich jeder Kaufmann einbilden konnte, er mache, während er rein nur für ſich „machte", eigentlich Weltgeſchichte, und jede Abonnentin einer Leihbibliothek, ſie ſei zum mindeſten eine halbe Sappho oder Sand.

Herr Rumpel hatte ſo zu ſagen dieſe beiden Artikel als ſeine Vorläufer und Anmelder in das Ziegenmilch'ſche Haus geſandt, denn am nächſten Tage kam er ſelbſt, und zwar unter dem Vorwande, mich zu beſuchen, ſeinen „alten liebwerthen Freund", wie er ſich auszudrücken geruhte. Wir waren gerade im Begriffe, vom Mittagstiſch aufzuſtehen, und ſo konnte ich nicht umhin, den Herrn Profeſſor meinem Prinzipal in aller Form vorzuſtellen.

Herr Ziegenmilch, ein Stockconſervativer, wie, genau angeſehen, ſo ziemlich alle Geſchäftsleute, die überhaupt eine politiſche Meinung haben, nahm den Redacteur der Hetzpeitſche, welcher damals in Wahrheit keine kleine Rolle ſpielte, mit großer Artigkeit auf und überhäufte denſelben mit Complimenten über ſeinen geſtrigen Leitartikel, welchen er „enorm, aber auch ganz enorm" fand, und zwar ebenſo „enorm praktiſch" als „enorm geiſtig". (Beiläufig bemerkt, wo wir geiſtreich oder geiſtvoll ſagen, ſagen die Schweizer kurzweg „geiſtig". Anfangs kommen Einem Ausdrücke, wie z. B.: „das iſt ein geiſtiger Pfarrer; er hat geſtern eine geiſtige Predigt gehalten" — ſonderbar vor). — Auch Madame Lelia, nachdem ſie eine Viertelſtunde lang die geziemende beſcheidene Zurückhaltung beobachtet hatte, fand Gelegenheit, ihr Wort anzubringen und dem Herrn Profeſſor für ſeinen „immens gefühlvollen“ Frauenartikel Dank zu ſagen. Herr Rumpel ſeinerſeits führte ſeine Rolle mit höchſter Meiſterſchaft durch, indem er ſich gleichſam in zwei Hälften theilte. Die eine dieſer Hälften, die dann doch wieder durch das Band einer göttlichen Sicherheit, um nicht zu ſagen Unverſchämtheit, verbunden wurden, war Herrn Ziegenmilch zugekehrt und praktiſch jeder Zoll, die andere, Madame Ziegenmilch zugewandt, ſchillerte in allen Farben idealiſcher Gefühlſamkeit. Er blieb auch nicht zu lange, der Schlaukopf, ſondern empfahl ſich, nachdem er meinem Prinzipal einige myſteriöſe Winke über eine in der europäiſchen Geſchäftswelt bevorſtehende Geldkriſis gegeben und ihm dabei cordial die Hand geſchüttelt und nachdem er für Madame ein „immens geiſtiges“ Wort über ihre Lieblingsdichterin George Sand hingeworfen und ihr in ehrfurchtsvoll galanter Weiſe die runde Patſchhand geküßt hatte. Herr Ziegenmilch begleitete den Vielgewandten bis unten an die Treppe und ſagte ihm dort noch mit Enphaſe: „Es wird mir eine große Ehre ſein, Herr Profeſſor, wenn Sie mein Haus häufig mit Ihrer Gegenwart beehren wollen.“

Armer Ziegenmilch! dachte ich und ging an meine Arbeit, entſchloſſen, bei erſter Gelegenheit meinem Prinzipal eine verſtändliche Andeutung zu geben, daß es nicht immer „praktiſch" ſei, ſich mit renommirten Leuten von der Gattung des Herrn Rumpel einzulaſſen. Die Gelegenheit fand ſich auch einige Tage ſpäter, allein ich erzielte mit meiner Warnung nur, daß mir Herr Ziegenmilch deutlich zu verſtehen gab, er finde es ſeltſam, daß ich, wie es ſcheine, eine ſo „enorme" Perſönlichkeit, wie mein Landsmann ſei, nicht zu würdigen wiſſe.

So ſind die Menſchen. Sie wollen lieber zehn Lügen als eine Wahrheit hören. Wer ihrer Eitelkeit, ihren Vorurtheilen ſchmeichelt, der hat ſie. Auch eine jener alten Geſchichten, die immer neu bleiben.

Der Redacteur der conſervativen Hetzpeitſche wurde von jenem Tage an ein viel und gern geſehener Gaſt bei Ziegenmilch und Comp. Ich fühlte weiter keinen Beruf, ihm das Terrain ſtreitig zu machen, wohl aber fühlte einen ſolchen Beruf Herr Arthur Puff, der in Herrn Rumpel einen gefährlichen Concurrenten ſehen mochte, weniger einen Concurrenten um Madame Lelia als vielmehr um den Bordeaux und die Manilas ihres Herrn Gemahls. Herr Puff, ein Ultraradikaler, erhob alſo innerhalb der Wände des Ziegenmilch'ſchen Hauſes einen kleinen ſatiriſchen Krieg gegen den Schwinger der conſervativen Hetzpeitſche, allein Herr Rumpel ſchwang dieſe wirklich mit ſo viel Humor, daß der ſatiriſche Malerſtock ſeines Gegners nicht dagegen aufkommen konnte. Herr Puff räumte aber dennoch das Feld nicht, ſondern es kam zwiſchen ihm und ſeinem Gegner zu einem bewaffneten Waffenſtillſtand, deſſen Hauptbedingung war, beſagten Bordeaux gemeinſam zu trinken und beſagte Manilas gemeinſam zu rauchen. „Ein unverſchämter Schuft, dieſer hergelaufene Rumpel!“ pflegte dann Herr Puff zu mir zu ſagen. „Er lügt, daß die Balken krachen; aber er weiß amüſirlich zu lügen, das muß man ihm laſſen.“ — „Ein hölliſch grüner Junge, dieſer Puff!“ äußerte dagegen Herr Rumpel. „Hat die curioſe fixe Idee, ein Künſtler zu ſein; aber er trinkt gut und iſt im Ganzen ein pläſirliches Kerlchen — wiſſen Sie?“ . . . .

Ich ging alſo an jenem Tage, wo ſich Herr Rumpel ſo erfolgreich bei uns einführte, an meine Arbeit und nahm das Hauptbuch vor, um die reſtirenden Einträge zu machen. Da ich aber im Contor einen Brief von Fabian an mich vorgefunden, ſo ſchoben ſich die lieben Züge des Freundes, der mir ſchrieb, daß er ſeine Primiz gefeiert habe und jetzt im Begriffe ſei, ein Vikariat anzutreten, immer wieder an die Stelle der eintönigen Zahlen, die ich im Soll und Haben zu regiſtriren mich bemühte. Neben Fabian's Geſicht tauchten auch andere liebe Geſichter auf den weißen Blättern vor mir auf, das Hildegard's, das Iſolde's und — hinter dieſem, ich mochte wollen oder nicht und — weiß der Himmel! — ich gab mir alle erdenkliche Mühe, nicht zu wollen, — das reizende Geſicht, welches ich vorgeſtern Abend in der Proſceniumsloge wieder geſehen hatte. „Sie iſt noch ſchöner geworden, dieſe Julie,“ ſagte ich bei mir, — „viel ſchöner als damals, wo ſie nicht ſo beleidigend gleichgültig gegen mich that.“

„Ach was!“ unterbrach ich mich unwillig, „dummes Zeug!“ und ſchlug das Blatt um, damit ich das verführeriſche Geſicht los würde.

Aber, leider, es erſchien auch auf dem folgenden Blatt wieder, inmitten einer Reihe mit mechaniſchem Eifer von mir hingemalter Zahlen.

Ich wandte meine Augen, um ſie zu zerſtreuen, von dem Hauptbuche ab und dem auf den Laden hinausgehenden Fenſter zu, aber — mein Gott! — dort hinter den Spiegelſcheiben ſtand ja wieder Fräulein Julie, kein Phantom der gaukelnden Phantaſie, ſondern leibhaftig, wahrhaftig in der ganzen Wirklichkeit ihrer ſchönen und eleganten Erſcheinung.

Gerade dem Fenſter gegenüber vor dem Ladentiſche ſtehend, auf welchem zwei unſrer Ladenjungfern den Inhalt von allerhand Schachteln und Schächtelchen geſchäftig vor ihr ausbreiteten, mußte ihr Blick auf mir geruht haben; denn als ich plötzlich aufſah, erhaſchte ich noch einen Blitz der ſchwarzen Augen, die ſich ſofort auf die Verkaufsgegenſtände ſenkten.

Als ſie ſich nicht wieder erhoben, brummte ich erboſt in mich hinein: „Nun, mein Fräulein, wenn Sie mich abſolut nicht ſehen wollen, will ich Sie auch nicht ſehen!“

Sprach's und beugte mich tiefer, als nöthig geweſen wäre, auf das unglückſelige Hauptbuch nieder, ungeheuer bemüht, in den Zahlenreihen mich zu orientiren, die ganz anarchiſch vor meinen Augen herumtanzten.

„Ein ſo dummer Junge wie Du iſt mir noch gar nicht vorgekommen!“ ſchalt ich mich im höchſten Zorne, als die Thüre aufging und eines der Ladenmädchen hereintrat mit den Worten:

„Herr Hellmuth, eine Dame wünſcht von Ihnen eine genaue Gebrauchsanweiſung des neuerfundenen Dr. Schwindelhaber'ſchen Augenwaſchwaſſers zu erhalten.“

Was war da weiter zu machen als dem Verlangen der Dame nachzukommen?

Ich ging alſo hinaus und machte dem ſchönen Fräulein eine tiefe Verbeugung. Sie erwiederte dieſelbe mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes, wie es eben eine Dame der reichen und vornehmen Welt einem armen Teufel von Commis zu Theil werden läßt.

Ein Fläſchchen des genannten Arcanums in der Hand haltend, winkte ſie mich mit der andern an ein Fenſter und ſagte:

„Mein Herr, ich las geſtern eine ſehr poetiſch ſtyliſirte

Annonce über die wunderbaren Wirkungen dieſer Tinctur. Darf ich," fügte ſie mit gedämpfter Stimme hinzu, „vielleicht fragen, ob ich die Ehre habe, dem Autor dieſes vortrefflichen Gedichts gegenüber zu ſtehen?"

Als ſie ſo ſprach, ziſchten und kicherten aus den voll auf mich gerichteten Augen der Schönen tauſend Schlänglein des Spottes mich an und um ihre Mundwinkel ward für einen Augenblick wieder jener Eidechſenzug ſichtbar, den ich ſchon früher bemerkt hatte.

Ich nahm mich aber tapfer zuſammen und erwiederte ſo commishaft gemeſſen als nur immer möglich:

„Mein Fräulein, Klimpern gehört überall zum Handwerk und Geſchäft iſt Geſchäft, wie mein Herr Prinzipal zu ſagen pflegt."

„Sie wollen ſagen, Geſchäft ſei Schwindel und Schwindel ſei Geſchäft?"

„Nun ja, wenn es Ihnen beliebt. Aber leiden Sie wirklich an den Augen?

„Was geht das Sie an, mein Herr?"

„Nichts, mein Fräulein."

Sie drehte das Fläſchchen heftig zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſagte noch leiſer, als ſie bisher geſprochen hatte.

„Ich leide wirklich an den Augen, d. h. ich habe die wunderliche Illuſion manchmal, beſonders bei ſchlechter

Beleuchtung, z. B. in unſerm Theater hier, wildfremde Menſchen für alte Bekannte zu halten.“

„Wunderlich, in der That!“

„Nicht wahr?“

Ihr Auge, deſſen Ausdruck ſo raſch wechſelte, wie die Gedanken im Menſchenherzen, blitzte mich zornig an. Aber ich hielt den Zornblitz aus, ohne zu zucken. Wahrſcheinlich hatte ſie erwartet, ich würde mich als einen alten Bekannten zu legitimiren ſuchen, d. h. mich vor ihr demüthigen. Allein ich wollte dem Dämchen zeigen, daß ein Gentleman auch als Commis doch immer Gentleman bleibt.

Vielleicht las ihr durchdringender Blick ſo Etwas in meinem Auge, denn ſie ſagte merklich milder als vorhin:

„Auch vorgeſtern Abend, im Theater, ſpielten meine Augen mir ſo einen Streich. Denken Sie, mein Herr, ich hätte wohl eine Viertelſtunde lang darauf geſchworen, in Ihnen einen alten, guten Bekannten zu erblicken — (ſie betonte das „guten“ ſo ſchelmiſch-zärtlich und begleitete es mit einem ſo reizenden Lächeln, daß ich große Mühe hatte, Contenance zu halten) — als ich Sie im Parquet ſitzen ſah, Ihrer Frau Gemahlin zur Seite.“

„Da war in der That eine bedeutende Illuſion im Spiele, mein Fräulein. Ich bin nicht verheiratet.“

„Nicht? ſeltſam! Sie kamen mir doch ſo . . . ſo . . . wie ſoll ich ſagen? . . . nun ja, ſo verheiratet vor.“

Alle Teufelchen des Spottes mitſammen hätten das Wort verheiratet nicht ſo auszuſprechen vermocht, wie Fräulein Julie es ausſprach. Es klang, ſo abſonderlich das dem geneigten Leſer vorkommen mag — ja, es klang accurat wie „heruntergekommen“, aber doch auch wieder nicht beleidigend, ſondern ſo entſchieden komiſch, daß ich laut auflachte.

„Sehen Sie, mein Herr,“ ſagte Fräulein Julie, ihre Roſenlippen für einen Moment im Lächeln ſo weit öffnend, daß dahinter der weiße Schmelz ihrer Zähne ſichtbar wurde, — „ſehen Sie, wenn Sie die ernſte Amtsmiene eines Repräſentanten der Firma Ziegenmilch und Comp. bei Seite legen und lachen, ſo kehrt meine wunderliche Illuſion wieder.“

„Merkwürdig! aber noch merkwürdiger iſt, daß Ihre Illuſion mit anderen Illuſionen die Eigenſchaft zu theilen ſcheint, epidemiſch zu ſein. Mir kam nämlich ſchon vorgeſtern im Theater der illuſoriſche Einfall, ich ſei früher einmal irgendwo einer jungen Dame begegnet, die . . . . .

„Genug!“ fiel ſie mir raſch und laut in's Wort, auf eines der Ladenmädchen blickend, welches ſich neugierig in unſerer Nähe zu ſchaffen machen wollte. . . „Ich werde genau nach Ihrer Gebrauchsanweiſung verfahren, mein

Herr. Haben Sie die Güte, mir das Fläſchchen einzuwickeln oder einwickeln zu laſſen."

Sie trat an den Ladentiſch, zog ihre Börſe, bezahlte und wandte ſich nach der Thüre. Ich hatte inzwiſchen ihren Befehl erfüllt und überreichte ihr das Dr. Schwindelhaber'ſche Arcanum.

In dem Augenblicke, wo Ihre behandſchuhten Finger meine Hand ſtreiften, fühlte ich in dieſer ein glattes Papierſtückchen.

Ich ſchloß ſie raſch und öffnete mit der andern der Weggehenden die Thüre. Sie ging hinaus, meine tiefe Verbeugung unbeachtet laſſend, und ich vermied es, ihr nachzuſehen. Dagegen eilte ich möglichſt ſchnell in's „Contorcabinet", ſtellte mich dort in den ſicherſten Winkel und entfaltete das heimlich empfangene Billet.

Auf duftiges Seidenpapier waren mit einer nonchalant kühnen, doch ungleichen und wie in Sprüngen ſich bewegenden Hand dieſe Worte geworfen:

„Schickte es ſich für mein „zartes" Geſchlecht, ſo würde ich mit jenem franzöſiſchen Satiriker zu Ihnen ſagen: Que diable! qu'allez-vous faire dans cette galère? So aber frage ich manierlich: Wie kann es denn ein Menſch Ihres Schlages — nämlich des Schlages, wie er in Zeiten war, wo es deutſche Studenten gab, die das Loswerden von perfiden Steinen auf ſteilen Steigen zu allerlei Unfug zu mißbrauchen verſtanden — ja, wie können Sie es denn in dieſer Ziegenmilch'ſchen Sudelküche des Unſinns aushalten? Pfui! . . . Oder ſchmeckte Ihnen doch die Ziegenmilch — Sie verſtehen mich, mein Herr Exführer von weiland — ja, ſchmeckte Ihnen vielleicht doch die fette Ziegenmilch ſüßer, als ich zu Ihrer Ehre annehmen will? . . . . Alſo Sie ſind Kaufmann geworden? Seltſam, doch *qu'importe*? Nur dauern Sie mich, daß Sie in der abſcheulichen Bude vergraben ſein ſollen. Ich will Ihnen daher im Vertrauen ſagen, daß ich zufällig, aber beſtimmt weiß, im Comptoir der großen hieſigen Firma Gottlieb Kippling ſei eine gute Stelle offen, die Stelle eines Korreſpondenten, welcher, wenn er Talent und Luſt dazu hat, auch mit wichtigen Miſſionen nach europäiſchen und außereuropäiſchen Handelsplätzen betraut wird. Da kann Einer ein ganz anderer Antonio oder, wenn Sie wollen, ein anderer Shylok werden als bei Ziegenmilch und Comp. Wollen Sie es probiren? In dieſem Falle rathe ich Ihnen nur noch, Herrn Gottlieb Kippling gegenüber ſo geſcheidt als möglich zu ſein, denn er iſt es auch.

„Julie."

Fünftes Capitel, —

in welchem etwas Sophiſterei und viel Moral getrieben wird.

Wären Sie, meine ſchöne Leſerin, und Sie, mein biederer Leſer, durch den bisherigen Verlauf meiner Geſchichte nicht hinlänglich belehrt worden, daß Sie es mit keinem Romanhelden, ſondern mit einem ſchlichten Menſchen zu thun haben, ſo müßte ich ſehr befürchten, daß in dieſem Capitel wiederum eine arge Enttäuſchung Ihrer wartete. Denn ein Romanheld müßte nach dem zuletzt gemeldeten Erlebniß von Rechtswegen oder, wenn Sie wollen, von Roman-Pſychologie wegen jetzt in einen weitläufigen, in einen ſehr weitläufigen Seelenkampf verfallen, aus welchem er, abermals der Roman-Pſychologie zufolge, natürlich als ſieghafter Tugendheros hervorgehen würde. Alles dieſes Schöne wird im Nachſtehenden nicht ſtattfinden, denn ich bin weiter Nichts als ein gewiſſenhafter Selbſtbiograph, der, gerade als ſolcher, ſehr gut weiß, daß er von einem wirklichen Menſchen aus Fleiſch und Bein, behaftet mit allen Schwächen der menſchlichen oder, genauer geſprochen, der männlichen Natur, zu erzählen hat.

Zwar ſo ganz ohne innern Kampf ging es doch auch nicht ab.

Die Zuſchrift von Fräulein Julie hatte mich, wie ich geſtehe, im erſten Augenblick ſehr angenehm überraſcht. Hatte doch das ganze Abenteuer jenes romantiſche Ichweißnichtwas an ſich, welches junge Herzen ſo leicht höher ſchlagen macht. Die Wiedererſcheinung Julie's in meiner Lebensſphäre war wiederum, wie es bei unſerm erſten Zuſammentreffen geweſen, von einer leidenſchaftlichen Aufregung meines ganzen Weſens begleitet. Man braucht das nicht gerade im grobſinnlichen Sinne zu nehmen; aber es wäre Heuchelei, wollte ich ſagen, daß Etwas wie Sinnlichkeit nicht ſtarken Antheil an dem lebhaften Intereſſe gehabt hätte, welches mir die originelle, pikant-kecke junge Dame einflößte. Allerdings drängte ſich mir auch jetzt wieder, wie früher ſchon, ſtets die Vergleichung Julie's mit Iſolde auf und es fiel dieſe Vergleichung nie zu Gunſten der Erſteren aus; aber — was ſoll ich viele Worte verſchwenden, um Anderen einen Seelenzwieſpalt klar zu machen, der mir ſelber nie recht klar geworden? — genug, Julie's Erſcheinung übte auf mich lange eine Wirkung, welche ich eine dämoniſche nennen möchte, wenn ſich mit dieſem Worte nicht allzu myſteriöſe Vorſtellungen verbänden.

Aus der erſten Lectüre von Fräulein Julie's Billet folgerte ich nur, daß die junge Dame mich nicht vergeſſen habe und Antheil an mir nehme, was doch immerhin eine ſchöne Thatſache ſei. Hinterher kam dann die Kritik und fand an dem Billet ſehr Vieles auszuſetzen. Wie unzart die Vorausſetzung eines unſtatthaften Verhältniſſes meiner Perſon zu Madame Ziegenmilch, und wie unzart, um nicht zu ſagen wie gemein, war dieſe Vorausſetzung ausgedrückt! Durfte ein junges Mädchen ſo ſchreiben? Iſolde würde nie und nimmer ſo ſich geäußert haben. Wie verſchieden, wie grundverſchieden war die Vorſtellungsweiſe, die ſich in Julie's Zeilen ausſprach, von der hohen und reinen, dem Gemeinen unzugänglichen Gedankenwelt meiner edlen Jugendgeſpielin.

Aber die Gegenwart macht ihre Rechte an den Menſchen ſo gebieteriſch geltend, daß nur in ſeltenen Fällen unſere Schwäche dagegen aufkommen kann.

Julie zeigte mir einen Weg, auf welchem ich möglicher Weiſe vorwärts kommen konnte, und ich wollte ja vorwärts kommen. Warum alſo nicht den Verſuch machen?

Ach, es gibt nichts Sophiſtiſcheres als die Thorheit oder die Leidenſchaft des Menſchen.

Ich ſchämte mich doch ein wenig, aber freilich nur ein wenig vor mir ſelbſt, wenn mein natürliches Gefühl den Schleier der Sophismen zerriß, womit ich meine lebhafte Neugier, meinen drängenden Wunſch, mehr von Julie zu erfahren und das ſeltſame Mädchen nicht wieder aus den Augen zu verlieren, zu verhüllen trachtete. Ich zweifelte nicht daran, daß die junge Dame zu Herrn Gottlieb Kippling irgendwie in Beziehung ſtehen müſſe.

Auf der andern Seite — um mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen — war ich ohnehin ſchon ſo halb und halb entſchloſſen geweſen, mein Geſchick nicht länger, als eben unumgänglich nöthig, an das von Ziegenmilch und Comp. zu knüpfen. Vielleicht, daß dies undankbar von mir gehandelt war, denn mein Herr Prinzipal hatte mir in der That großes Wohlwollen erwieſen und ich glaubte auch annehmen zu dürfen, daß ſelbſt die mir in Ausſicht geſtellte Aſſociéſchaft mehr ſei als Humbug. Allein das ganze Geſchäft ging mir gegen den Mann. Wie bitter hatte ich die Beſchämung empfunden, vor Fräulein Julie ſtehen zu müſſen, ſo zu ſagen als Mitbetheiligter an einem von der jungen Dame ſo unverholen verhöhnten Schwindel! Und dann war mir der Aufenthalt im Ziegenmilch'ſchen Hauſe, obgleich ich — weiß der Himmel! — nie auf den Rang eines Tugendhelden Anſpruch machte, auch noch aus anderen Urſachen drückend. Wer das Glück gehabt hat, im elterlichen Hauſe Zeuge eines zugleich heiteren und ſittlichen Familienlebens zu ſein, wird dieſes nie vergeſſen, über gewiſſe Dinge nie ſich hinwegſetzen können. Das Ziegenmilch'ſche Haus war nun aber trotz ökonomiſchen Gedeihens hinter dem Schein bürgerlicher Wohlanſtändigkeit ein innerlich zerrüttetes. Herr Ziegenmilch vernachläſſigte ſeine Frau und ich hatte ſtarke Gründe, zu glauben, daß er ſeine Abende keineswegs nur mit harmloſem Skatſpiel, zehn Points zu zwanzig Centimes, ausfüllte. Hätte ich doch keine Augen haben müſſen, wollte ich nicht ſehen, daß die hübſcheren unſerer „Ladenjungfern" dem Prinzipal nicht nur offizielle, ſondern auch offiziöſe Dienſte leiſten mußten, und ich war nach dieſer Richtung hin eines Tages wider Willen Zeuge einer häßlichen Scene, welche ſogar die ſanfte Madame Lelia in Zornkrämpfe verſetzte. Dieſe, von Natur unzweifelhaft gut und ſittſam, war ſo allmälig in den Gedanken hineingetrieben worden, die ihr widerfahrene Vernachläſſigung an ihrem Gatten zu rächen. Ich bin feſt überzeugt, nicht zu viel zu ſagen, wenn ich bei dieſer Gelegenheit behaupte, daß eine Frau ſelten oder nie den Fehlweg einſchlägt, ohne daß die auf demſelben ſichtbaren Fußſtapfen ihres vorangegangenen Mannes ſie zur Nachfolge einladen. Es iſt nicht Frauennatur, die Initiative zu ergreifen; wenn aber ausnahmsweiſe, ſo iſt es unendlich viel häufiger eine Initiative zum Rechten als zum Schlechten .... Doch ich will erzählen ſtatt zu moraliſiren.

Am zweiten Tag nach dem Abenteuer mit dem Dr. Schwindelhaber'ſchen Augenelixir befand ich mich auf dem Wege zum Comptoir des Herrn Gottlieb Kippling.

Ich hatte an meinem damaligen Aufenthaltsorte bisher ſehr zurückgezogen gelebt, Anfangs aus nothgedrungener Sparſamkeit, dann aus Laune, wenn man die Abſicht, meine Freiſtunden zu benützen, um meine bönhaſenfüßigen Kenntniſſe im induſtriellen und commerciellen Fache mit etwas zunftgemäßeren zu vertauſchen, ſo nennen will. Ich fand dabei allerdings, daß die Erwerbung dieſes Zunftwiſſens für einen Mann von Bildung keine Hexerei ſei, aber ein zunftmäßiger Kaufmann iſt darum noch kein guter Kaufmann, ſo wie ein guter Kaufmann darum noch lange kein glücklicher iſt. Ich habe Kaufleute gekannt, deren Köpfe gerade ſo hohl waren wie ihre Gewiſſen und die vortreffliche Geſchäfte machten, und andere, die mit viel Geiſt, Wiſſen und Thätigkeit ſehr ſchlechte machten, ohne ſcrupulös zu ſein. Jeder iſt ſeines Glückes Schmied, — ja wohl, aber zum Schmieden gehören nicht nur rüſtige Arme, ſondern auch ein leidlich gutes Handwerkszeug, und dieſes Handwerkszeug das iſt gerade das Glück ſelber. Man frage doch jeden ehrlichen, nicht eiteln Glücklichen, was er ſelbſt und was die Verhältniſſe für ihn gethan, und man wird Antworten erhalten, welche zeigen, daß das erwähnte Sprüchwort, wie noch eine Menge anderer Sprüchwörter, weiter Nichts iſt als eine taube Nuß mit vergoldeter Schale. Kleine und große Kinder mögen damit ſpielen, aber ſie ja nicht öffnen . . . . Ja, die im Purpur des Ranges und Reichthums geborenen Glücksprinzen, welche ihr Lebenlang die gemeinen Sorgen des Daſeins „tief im weſenloſen Scheine“ unter ſich liegen haben, ſie können am Ende leicht dazu kommen, ſich für ihres Glückes Schmiede zu halten. Sie brauchen dabei weiter Nichts zu thun, als ſich vor Zuchthaus und Schaffot zu wahren. Wer ſich aber tüchtig im Leben tummeln muß, um überhaupt leben zu können, wer „die gemeine Wirklichkeit der Dinge“ nicht bloß vom Hörenſagen, ſondern vielmehr vom täglichen Kampfe mit derſelben kennt, der wird frühzeitig Beſcheidenheit lernen und ſich nicht einbilden, daß der Menſch ſeines Schickſals ſouverainer Herr und Gebieter ſei. Natürlich ſpreche ich hier hauptſächlich vom äußerlichen Glück; aber ich verſchweige dabei keineswegs, daß nach meiner Erfahrung bei fortgeſetztem äußeren Mißgeſchick das innere Glück, d. h. die harmoniſche Stimmung der Seele, ein Ding iſt, an deſſen Realität nur Schuljungen und Heilige glauben können. Schuljungen gibt es auch zu unſerer Zeit noch genug und zwar ſehr große, Heilige dagegen meines Wiſſens keine mehr, außer etwa ſolche à la Crispinus, die das geſtohlene Leder zu recht bequemen Schuhen zu verarbeiten wiſſen, nicht für die Füße der Armen, aber für die eigenen. . . .

Ich wollte ſagen, daß ich trotz meiner zurückgezogenen Lebensweiſe die Lage des Hauſes oder Palaſtes, wo der große Handelsherr Gottlieb Kippling reſidirte, wohl launte. Die weitläuſigen, Reichthum und eine außerordentlich vielſeitige Geſchäftsthätigkeit ankündigenden Gebäulichkeiten waren mir während meiner einſamen Spaziergänge im Abendzwielicht des Frühlings mehrmals aufgefallen.

Wie ich bereits erwähnte, iſt die Lage der Stadt eine höchſt glückliche, die Umgebung anmuthig und prächtig zugleich. Ein herrliches Seebecken zieht ſich in halbmondförmiger Geſtalt fünf bis ſechs Meilen weit gegen das Hochgebirge hinauf, deſſen Koloſſe ihre glänzenden Schneekronen über maleriſch geſchwungene, dunkelbewaldete Vorberge herabſchimmern laſſen. Rings um den See zieht ſich eine von der ſorgſamſten Bodencultur zeugende Guirlande von Rebengeländen, Baumgärten und grünen Matten, aus welchen die weißen Häuſer zahlreicher ſtattlicher Dörfer — ſtattlichere wirſt Du nirgends, aber auch gar nirgends finden — hervortreten, hier weit an den Gehängen hinauf zerſtreut, dort wieder zu großen Gruppen zuſammentretend, die, vom regſten und induſtriellen Leben erfüllt, recht wohl auf den Namen von Städten Anſpruch machen könnten. Gegen Weſten zu verengt ſich das Seebecken mehr und mehr bis zur Breite von einer halben Stunde und verliert ſich zuletzt in einen ſchönen Strom, an deſſen beiden Ufern die Stadt erbaut iſt. Beim Uebergang des Sees in den Fluß ſpringt eine kleine Inſel, eine ehemalige Schanze, in das Waſſer vor und von hier, wie von der ſchönen Brücke, die ſich etwas weiter zurück über den Strom ſchwingt, genießt man eines bezaubernden Blickes über den See hinauf zu den Alpenfirnen. Gegen Norden lehnt ſich die Stadt an mit Landhäuſern beſäete, ſanftanſteigende Weingärten, gegen Süden lagert ein langer, ſchmalrückiger Gebirgszug, deſſen höchſte, vielbeſuchte Kuppe eine Rundſicht bietet, die zu den ſchönſten des Landes gezählt wird. Die Stadt iſt alt und als Stadt nicht gerade ſchön, in manchen Quartieren ſogar von mittelalterlich winkeliger und finſterer Phyſionomie. Aber ſie beſitzt prachtvolle, aus neuerer Zeit ſtammende öffentliche Gebäude, beſonders Schulen und Spitäler, während, mit Ausnahme einiger da und dort an beiden Seeufern liegender Villen großer Handelsherren, die Privathäuſer durchſchnittlich beſcheiden und ſogar unanſehnlich ſind. Dieſes Verhältniß der privatlichen zu den öffentlichen Gebäuden legt, meine ich, für die republikaniſche Staatsform kein ungünſtiges Zeugniß ab. Auf den lebhaften Hafen der Stadt blickt ernſt ein alter zweithürmiger Dom romaniſchen Styls, deſſen Erbauung, wenn ich nicht irre, die Sage Karl dem Großen zuſchreibt. Das Straßenleben iſt ein außerordentlich lebendiges und zwar im Winter wie im Sommer, während deſſen allerdings die von allen Ecken und Enden der Welt herbeiſtrömenden Fremden noch mehr Buntheit in das Treiben und Drängen bringen.

Der See ſchickt neben ſeinem breiten Abfluß, dem klaren grünen Strom, noch mehrere ſchmale Ausläufer in das Land herein, welche früher als Feſtungsgraben benutzt wurden. Die große Reformbewegung der dreißiger Jahre beſeitigte, wie noch manche andere mittelalterliche Verrottung, auch die Feſtungswerke, welche die Stadt peinlich eingeſchnürt hatten. Die Waſſergräben ſind entweder zugeſchüttet worden, um für neue Straßenanlagen Raum zu gewähren, oder ſie dienen, wo ſie noch exiſtiren, der Induſtrie und dem Handel zur Communication mit der prächtigen Waſſerſtraße des Sees.

An einem dieſer Kanäle erhoben ſich die ausgedehnten Magazine des Herrn Gottlieb Kippling, deſſen Namen ich von meinem Prinzipal bei verſchiedenen Gelegenheiten hatte nennen hören, ohne daß ich weiter darauf geachtet hätte. Jetzt fiel mir ein, daß Herr Ziegenmilch einmal beim Mittagstiſch mit Emphaſe erzählt hatte, er habe Vormittags die Ehre gehabt, eine volle Viertelſtunde lang mit dem Herrn Oberſt und Kantonsrath Kippling ſich zu unterhalten. (Beiläufig, ich machte die Bemerkung, daß in der Schweiz die großen Fabrikanten und Kaufleute immer zugleich Oberſte in der Miliz oder Kantonsräthe, d. i. Mitglieder der geſetzgebenden Behörde ſind. Herr Kippling vereinigte beide Würden in ſeiner Perſon.) Mein Prinzipal hatte von dem großen Handelsherren mit einer

Art religiöſer Ehrfurcht geſprochen, wie etwa in Indien ein Mitglied der Sudrakaſte von einem Haupt der Brahmanenkaſte ſpricht.

Nachdem ich eine Strecke weit am Kanal hinaufgegangen, überſchritt ich denſelben vermittelſt einer ſchmalen Brücke und befand mich nun am Eingang zu dem „Heimweſen“ des Herrn Gottlieb Kippling.

Die Magazine umgaben auf drei Seiten einen großen Hofraum, auf welchem Frachtwagen, Krahnen, Waagen und das Volk der Packer, hier „Spanner“ genannt, paſſiv und activ thätig waren. Die vierte Seite des Hofraums war offen und hier, von wo aus das Ganze leicht in Aufſicht gehalten werden konnte, ſtand ein hübſches, kleines Haus, deſſen Parterrefenſter mit ſtarken Eiſengittern verwahrt waren. Unaufhörlich gingen da Leute aus und ein, welche nach den Magazinen eilten oder von dorther kamen, Facturen, Frachtbriefe, Waarenliſten in den Händen. Es war hier ohne Zweifel das Comptoir der Firma Gottlieb Kippling. Ein langes und hohes Eiſengitter, über deſſen der Thüre des Comptoirgebäudes gegenüberliegender Durchgangspforte die Inſchrift: „Verbotener Eingang“ — ſehr großbuchſtäblich angebracht war, trennte den ganzen Geſchäftsraum von einem großen, parkartigen Garten, der ſich mit ſeinen Raſenplätzen, Gewächshäuſern, Baumgruppen und Blumenbeeten längs des Kanals bis zum

Seeufer hinaufzog. Von dort herab, durch eine prächtige Allee von Kaſtanienbäumen und Silberpappeln, ſchimmerten aus der Ferne die weißen Wände und großen Spiegelſcheiben des palaisartigen Wohnhauſes, welches mit der Hauptfronte dem Seeſpiegel zugekehrt war.

„Der Handel nährt, ſcheint es, ſeinen Mann,“ ſagte ich bei mir, das große ſchöne Beſitzthum überblickend.

Dann trat ich in das Comptoirgebäude und ſagte — („Praktiſch muß man ſein!“) — einem aus einer der Schreibſtuben zu ebener Erde herauskommenden Bureaudiener ſo vornehm barſch als möglich, daß ich Herrn Kippling zu ſprechen wünſche.

„Der Herr Oberſt befindet ſich oben in ſeinem Arbeitszimmer,“ gab der Mann höflich zur Antwort, führte mich die Treppe hinauf und bezeichnete mir die Thüre, wo ich anzuklopfen hätte.

Sechstes Capitel.

Unterhaltung mit einem großen Manne. — Abermals ein alter Bekannter. — Vier Fragen. — Eine Rede von Oskar Ziegenmilch und Comp. — Der Contract. — Ein freundſchaftliches „Suppäh." — „Des Nutzens grobem Dienſt verkauft."

Ich wurde in einem ſehr einfach möblirten Zimmer, von welchem aus aber eine offenſtehende Nebenthüre den Einblick in ein deſto üppiger, ja mit orientaliſchem Luxus ausgeſtattetes Kabinet geſtattete, von einem Herrn empfangen, welchen ich ſeiner mit kunſtvollſter Eleganz behandelten braunen Perücke zu Liebe nicht geradezu einen alten nennen will, obgleich die ziemlich ſchlaffen und ſchwammigen Züge deſſelben, die tiefen Furchen ſeiner breiten und maſſiven Stirne, die hundert und wieder hundert Falten und Fältchen um Augen und Lippenwinkel her, endlich der im Verhältniß zu ſeinem Untergeſtell ſicherlich überkorpulente Oberkörper unzweifelhafte Attribute des Alters und nicht der Jugend waren.

Dieſer Herr ſaß in einem braunen Morgenrock, ſonſt aber ſorgfältig angezogen, in einem Rohrſtuhl mit niedriger Lehne vor einem mit zahlloſen Brieffächern verſehenen Bureau und ſchrieb, den Rücken gegen die Thüre gekehrt.

„Wer iſt da?“ fragte er bei meinem Eintritte kurz und ſcharf, ohne ſich umzuwenden.

„Ein Fremder,“ gab ich zur Antwort, „der ſich Ihnen, Herr Oberſt, vorſtellen möchte.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte er wieder und wandte ſich dabei halben Leibes läſſig gegen mich um.

Unter den achteckigen Gläſern eines ſchwergoldenen Brillengeſtells hervor, welches faſt ganz oben auf der Wurzel einer unſchönen, an ihrer Spitze in's Violette ſchimmernden Naſe ſaß, ſahen mich ein paar ſchwarze, blitzende Augen durchdringend an.

Ich mußte ſo einen Blick ſchon irgendwo geſehen haben. Wo war es doch nur?

„Ich komme, Herr Oberſt,“ ſagte ich, — „mich für die Stelle zu melden, welche, wie ich hörte, in Ihrem Comptoir offen iſt.“

„Die Stelle des erſten Korreſpondenten für die auswärtigen Plätze iſt allerdings offen, es hat ſich aber eine ganze Menge tüchtiger Bewerber gemeldet und habe ich auch meine Wahl ſchon ſo ziemlich getroffen.“

„Dann bedaure ich, Sie geſtört zu haben, Herr Oberſt.“

So ſprechend wollte ich meine Verbeugung machen, um mich zurückzuziehen; allein die Augen des Handelsherrn hielten mich feſt.

„Mein Herr,“ ſagte er, „Sie ſind Ihrer Ausſprache nach kein Schweizer?“

„Nein. Ich habe die Ehre ein Deutſcher zu ſein.“

„Eine ſonderbare Ehre!“

„Darf ich bitten, mein Herr, mir zu ſagen, wie Sie das meinen?“ fragte ich nun meinerſeits mit ſcharfer Betonung, denn ich hatte während meines Aufenthalts im Lande bereits bemerkt, die Mißachtung, in welcher die Deutſchen durchſchnittlich dort ſtehen, rühre mit daher, daß viele, um nicht zu ſagen die meiſten meiner dort niedergelaſſenen Landsleute dem bornirten Volksvorurtheil durch affectirte Verachtung ihres eigenen Vaterlandes zu ſchmeicheln ſuchen. Der Schweizer liebt in der Regel ſein Heimatland mit Innigkeit. Dieſe Liebe iſt die ſtärkſte, oft die einzige ideale Seite ſeines Weſens. Er muß daher einen Deutſchen verachten, der im Style Börne's über Deutſchland ſich ausläßt, um ſo mehr, da der Schweizer, für den Humor überhaupt nicht ſehr ſtark organiſirt, den blutenden Zorn eines Börne nicht verſteht. Meine Erfahrungen haben mich gelehrt, daß der Deutſche, welcher in der Schweiz leben will oder muß, am beſten thut, ſich ſchlechterdings nicht in die öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen, ſondern einfach und ſtreng ſeine Pflichten zu erfüllen und dabei von vornherein mit aller Entſchiedenheit darauf zu halten, von den Schweizern, ſelbſt von den höchſtgeſtellten, auf dem Fuß ſozialer Gleichheit behandelt zu werden. Allerdings hat es dieſer oder jener meiner Landsleute durch ein entgegengeſetztes Verfahren, durch einen ihn ſelbſt und ſein Vaterland entehrenden Servilismus dahingebracht, für eine Weile die einflußreiche Creatur von dieſem oder jenem ſchweizeriſchen Matador zu werden; allein die ganze Herrlichkeit währte doch immer eben nur eine Weile und im Ganzen muß man ſagen, daß die Schweizer jedem unter ihnen lebenden Fremden, welcher mit Selbſtſtändigkeit des Charakters einigen Takt des Benehmens vereinigt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie lieben ihn nicht gerade, wie ſie die Fremden überhaupt nicht lieben, die durchreiſenden ausgenommen, — aber ſie achten ihn und mehr kann am Ende Keiner verlangen ....

Ich erfuhr auch Herrn Gottlieb Kippling gegenüber, daß ich recht gethan, meiner Nationalität Nichts zu vergeben. Nachdem ich die erwähnte, verſtändlich genug betonte Frage an ihn gerichtet hatte, wurde die Sprache des Millionärs merklich weniger ſcharf und kurz angebunden. Freilich bat er mich keineswegs um Entſchuldigung, wie ein wahrhaft gebildeter und nobler Menſch gethan haben würde; aber er hatte ſicherlich bemerkt, daß ich im Nothfall der Mann ſei, einen Unverſchämten in ſeinem eigenen Hauſe zu züchtigen. Möglich ſogar, daß das Decidirte in meiner Entgegnung einen günſtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nur vollendete Jammerſeelen wiſſen ein mannhaftes Auftreten nicht zu würdigen.' Herr Kippling war aber in ſeiner Art ein Mann, ein ganzer Mann.

Er drehte ſich völlig zu mir um, deutete auf einen Stuhl und ſagte, nachdem er mich abermals fixirt hatte:

„Es iſt eigen, daß mir vorkommt, Sie ſähen Jemand ähnlich, dem ich ſchon begegnet ſein muß . . . hm. Sie ſind alſo in Deutſchland geboren, mein Herr?“

„Ja, mein Herr.“

„Wo?“

„Im Dorfe Rothenflüh.“

„In Rothenflüh?“ fragte der Millionär, wie mir ſchien, mit einiger Haſt und erhob ſich von ſeinem Rohrſeſſel.

Er ging mit auf den Rücken gelegten Armen einige Male im Zimmer hin und her, unter ſeiner Brille hervor forſchende Seitenblicke auf mich richtend, und ohne in ſeinem Gange inne zu halten warf er die Frage hin:

„Ihr Name?“

„Michel Hellmuth.“

Herr Kippling trat an ſein Bureau, kramte in dort liegenden Papieren und nach einer Weile fragte er, den Rücken gegen mich gewendet und wie völlig zerſtreut:

„So, ſo, mein Herr, Sie heißen Hellmuth? Ein recht wohlklingender Name … Sie wurden zum Kaufmann gebildet?“

„Nein, Herr Oberſt, ich habe ſtudirt.“

„Was?“

„Theologie und Jurisprudenz.“

„Aber wie kommen Sie denn dazu, um eine kaufmänniſche Stellung ſich zu bewerben?“

„Ich wollte weder Pfarrer, noch Staatsbeamter, noch Advokat werden.“

„Hm, Sie ſcheinen ſehr wähleriſch zu ſein, junger Mann. Und doch,“ fügte er hinzu, ſich wieder zu mir kehrend und mich mit einem ſchnellen Blicke vom Scheitel bis zur Sohle muſternd, — „und doch ſehen Sie nicht wie ein Taugenichts und Bruder Liederlich aus.“

„Herr Oberſt, ich glaube auch verſichern zu dürfen, daß ich weder das Eine noch das Andere bin. Zu meinem Entſchluß, die kaufmänniſche Laufbahn zu verſuchen, hat mein Wunſch, fremde Länder zu ſehen, wohl das Meiſte beigetragen. Dann gab der Tod meines Vaters den Ausſchlag.“

„Wer war Ihr Vater?“ fragte der Millionär, wieder eifrig in ſeinen Papieren herumſtöbernd.

„Der Conſulent Hellmuth, Verwalter der freiherrlichen Herrſchaft Rothenflüh.“

„Wann ſtarb er?“

„Im letzten Winter.“

„Er hinterließ Vermögen?“

„Nur ein ſehr mäßiges.“

„Sie ſind alſo doch nicht ganz mittellos?“

„Doch, mein Herr. Die Hinterlaſſenſchaft meiner geliebten Eltern gehörte von Rechtswegen meiner Schweſter. Ich hatte meinen Antheil, jedenfalls den größeren, zum Voraus verbraucht, verſtudirt, wenn Sie wollen.“

„Sie ſcheinen aufrichtig zu ſein, junger Mann ... hm ... und ... nun, ſehen Sie, ich war ſeiner Zeit, als ich anfing, Geſchäfte zu machen, ebenfalls ein armer Teufel, beſaß, ſo zu ſagen, keinen Franken, keinen Rappen ... Thätigkeit, mein Herr, Thätigkeit, Kühnheit und praktiſches Talent, das macht den Geſchäftsmann ... So, ſo, Sie beſitzen alſo Nichts?“

„Nichts, ausgenommen Muth, guten Willen und, wenn ich es ohne Unbeſcheidenheit ſagen darf, einige Kenntniſſe.“

„Sind Sie in Sprachen bewandert? Verſteht ſich von ſelbſt, ich meine nicht die alten Schulſprachen ... unpraktiſches Zeug!“

„Ich möchte mich auch mit dem, was noch davon an mir hängen geblieben, nicht ſehr brüſten, Herr Oberſt; aber ich verſtehe leidlich franzöſiſch, perfect engliſch und hinlänglich italiſch.“

„Sie ſagen italiſch ſtatt italieniſch. Warum?“

„Ich erſpare dabei zwei Sylben. Zeit iſt Geld.“

Der Millionär, wieder zu mir gewendet, ließ ſich herab, über den ſchlechten Witz zu lächeln. Dann fragte er weiter:

„Sie kommen direct aus Ihrer Heimat?“

„Nein. Ich habe ſchon einige Zeit in einem hieſigen Geſchäfte gearbeitet.“

„Bei wem?“

„Bei Ziegenmilch und Comp.“

„Bei dem Salben- und Latwergenkrämer?“

„Herr Oberſt, ich habe alle Urſache, Herrn Ziegenmilch dankbar zu ſein. Er gab mir Brot, als ich keines hatte. Aber ich vermag mich mit der von ihm cultivirten Geſchäftsbranche nicht zu befreunden.“

„Hm, ich denke, ich weiß, was Sie ſagen wollen. Aber, mein Herr, Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein. Herr Ziegenmilch iſt ein praktiſcher Mann, ein ſehr praktiſcher. Wird es weit bringen. Beſitzt bereits bedeutenden Credit auf hieſigem Platz.“

„Ich zweifle nicht daran, aber . . .“

„Was bewog Sie denn, gerade der Firma Gottlieb Kippling Ihre Dienſte anzubieten?“

„Der große Ruf dieſer Firma und . . . . meine Hoffnung, hier bei befriedigenderer Arbeit auch beſſer vorwärts zu kommen.“

„Sonſt Nichts?"

Ich wurde durch dieſe Frage in peinliche Verlegenheit geſetzt. Wie ein Blitz der Erinnerung überkam es mich, daß mein Vater am Grabe ſeiner Mutter einſt zu mir geſagt: „Lüge nie!" ... Aber es gibt Lagen .... Ach, das Leben iſt ein ſchlechter Moralprediger.

Zum Glück ließ mir Herr Kippling keine Zeit zu lügen, indem er, mein Verſtummen anders deutend, weiter fragte:

„Sie kannten den Namen meiner Firma ſchon früher?"

Sehr froh, der Antwort auf die vorhergehende häklige Frage enthoben zu ſein, beachtete ich den bohrenden Blick nicht, von welchem die letztere begleitet war. Erſt in ſpäterer Zeit, wenn ich mich dieſes erſten Zuſammentreffens mit dem Millionär erinnerte, entſann ich mich auch lebhaft des eigenthümlich lauernden Blickes, welchen er bei den angeführten Worten auf mich geheftet hatte.

„Nein, Herr Oberſt," gab ich zur Antwort. „Ich hörte von Ihrer Firma erſt am hieſigen Orte."

„Wirklich, nirgends ſonſt und nie früher?"

„Nie und nirgends," ſagte ich der Wahrheit gemäß mit Beſtimmtheit.

Der Millionär ſetzte ſich, lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und verſank in ein nachdenkliches Schweigen, während deſſen er nur von Zeit zu Zeit einen ſcharfen, aber nicht gerade unfreundlichen Blick auf mich herüberwarf.

Endlich erhob er ſich wieder und trat auf mich zu, der ich ebenfalls aufgeſtanden war.

„Mein Herr,“ bemerkte er, „ich ſage Ihnen frank heraus, daß mir Ihr ganzes Auftreten nicht mißfallen hat. Es iſt Etwas an Ihnen, was Zutrauen erweckt. Aber Geſchäft iſt Geſchäft und in Geſchäftsſachen muß man praktiſch zuwege gehen.“ — (Der Millionär, der Geſchäftsbrahman Kippling gebrauchte alſo zum zweiten Mal wörtlich einen Lieblingsausdruck des Nochnichtmillionärs, des Geſchäftsſudra Ziegenmilch.) — „Ich ſage nicht Nein zu Ihrem Anerbieten, allein ich muß, bevor ich mich entſcheide, natürlich erſt die nöthigen Erkundigungen über Sie einziehen und zugleich auch erfahren, ob Sie die fragliche wichtige, ſehr wichtige Stelle in meinem Comptoir auszufüllen vermögen. Sie werden damit einverſtanden ſein?“

„Gewiß, Herr Oberſt.“

Der Millionär zog die Klingel und ſagte dem eintretenden Diener:

„Ich laſſe Herrn Bürger zu mir bitten.“

Der Name frappirte mich, aber mehr noch die bald erfolgende Erſcheinung ſeines Trägers.

Es war mein Herr Sekundant von der Hirſchgaſſe in Heidelberg und ich konnte bei ſeinem Eintritt eine Bewegung der Ueberraſchung nicht unterdrücken, welche Herrn Kippling nicht entging, die aber Herr Bürger nicht erwiderte oder gar nicht beachtete.

„Herr Hans Bürger, erſter Buchhalter und Procuraträger der Firma,“ ſagte Herr Kippling, mir den Genannten vorſtellend, — „Herr Michel Hellmuth.“

Ich verbeugte mich und Herr Bürger erwiderte meine Verbeugung eben ſo gemeſſen. Dann ſagte er zu ſeinem Chef:

„Hatte ſchon anderen Ortes die Ehre, die Bekanntſchaft des Herrn Hellmuth zu machen.“

„Anderen Ortes?“ fragte Herr Kippling mit einem Anflug von Mißtrauen in der Stimme. „Wo denn? wenn ich fragen darf.“

„Auf der Menſur.“

„Was?“

„Nun ja,“ verſetzte Herr Bürger, „auf der Menſur, d. h. dieſer Herr ſtand darauf und ich ſtand daneben. ’s iſt kla—ar.“

„Mir nicht eben ſehr,“ bemerkte Herr Kippling.

„’s war in Heidelberg — vorigen Spätſommer — auf der Hirſchgaſſe — dumme Schnurre — Säbelpaukerei — ſekundirte dem Herrn, welchem ein Anderer hätte gegenüber ſtehen ſollen, als ihm gegenüber ſtand. Kennt ihn auch, den nicht Gegenübergeſtandenhabenden, Herr

Oberſt. Werde Euch bei Gelegenheit 'mal die dumme Geſchichte erzählen. Studentica — Allotria — Lariſari — 's iſt kla — ar."

„Ich werde Euch gelegentlich daran erinnern, Herr Bürger," ſagte der Millionär. „Jetzt von Geſchäften. Dieſer Herr hier hat ſich um die in unſerem Comptoir offene Stelle gemeldet."

Herr Bürger zog bei dieſer Ankündigung die Augenbrauen etwas in die Höhe und zitterte etwas Weniges mit den Flügeln ſeiner Adlerſchnabelnaſe, ſagte aber Nichts. Herr Kippling fuhr fort:

„Es handelt ſich darum, zu ſehen, ob Herr Hellmuth die Qualification für die fragliche Stelle beſitze. Ihr werdet ihm daher vier bezügliche, ſchriftliche Aufgaben ſtellen, Herr Bürger, und er wird ſie, wenn es ihm ſo beliebt, binnen drei Tagen beantworten, die eine in deutſcher, die zweite in franzöſiſcher, die dritte in engliſcher, die vierte in italieniſcher Sprache. Näheres brauche ich Euch darüber nicht zu ſagen, Herr Bürger, und damit guten Morgen, meine Herren."

Er wandte ſich zu ſeinem Schreibtiſch zurück und Herr Bürger bedeutete mir mit einer höflichen Gebärde, ihm zu folgen.

Er führte mich die Treppe hinab, in ſein Arbeitszimmer, welches am Ende der verſchiedenen Abtheilungen des Comptoirs lag und mit dieſem durch eine Thüre in Verbindung ſtand. Sie war gewöhnlich verſchloſſen, allein der erſte Buchhalter und Procuraträger der Firma war in den Stand geſetzt, vermittelſt eines großen viereckigen Schiebers, der in die Thüre eingeſetzt war und nach Belieben geöffnet und geſchloſſen werden konnte, mit dem Bureauperſonal zu verkehren und daſſelbe zu überwachen. Jetzt ſtand der Schieber offen und ich ſah da draußen an zwei Dutzend alte und junge Commis an ihren Pulten und Tiſchen beſchäftigt, die Einen ſtehend, die Andern auf niederen Tabouretten, die Dritten auf hohen Schreibböcken hockend. Es ging ſtill und gemeſſen zu. Nur dort, aus einer Art von vergitterter Loge, worin der Kaſſirer hauſte, tönte das Geklirre der Metalle, welchen, mit dem armen Shelley zu ſprechen, —

Den Stempel ſeiner Selbſtſucht ſchlau der Handel,
Das Siegel ſeiner allbejochenden
Macht aufgedrückt hat ......

Herr Bürger ſchloß den Schieber, lud mich mit einer Handbewegung ein, auf einem kleinen, ledergepolſterten Sopha Platz zu nehmen, während er ſich vor ſeinen Schreibtiſch ſetzte, auf deſſen Tafel und in deſſen Fächern Papiere und ſonſtige Schreibmaterialien aller Sorten, nebſt Briefen, Mappen, Contorbüchern von allen Größen mit der pünktlichſten Sauberkeit geordnet waren, wandte ſich dann auf ſeinem um eine Kurbel ſich drehenden Sitz gegen mich um und ſagte:

„Alſo aus einem paukenden Studenten ein Kaufmann geworden? Wahrſcheinlich ohne Geld, nicht? Kenne das, — ſtand auch 'mal in denſelbigen, nicht gerade bequemen Schuhen. Närriſche Komödie, das Leben. 's iſt kla—ar."

„Wie, auch Sie, Herr Bürger?"

„Ja, ich . . . Aber, vor Allem, wollt Ihr mir einen Gefallen thun?"

„Zwei für einen."

„Nur einen. Kann das alberne „Sie" und „Ihnen" nicht leiden. Humbug! 's iſt kla—ar. Rede alle Leute mit „Ihr" an, weil ſie ja doch ſo dumm ſind, das „Du" für 'ne Sottiſe zu halten. Keine Natur mehr in der Welt. 's iſt kla—ar."

Schon bei meinem erſten Zuſammentreffen mit Herrn Hans Bürger hatte ich bemerkt, daß derſelbe zur Species der wunderlichen Heiligen gehörte. Seither war ſeine knappe Sprache noch barocker geworden, und da ich die „Ihr"-Schrulle damals in Heidelberg noch nicht an ihm wahrgenommen hatte, ſo durfte ich annehmen, daß dieſelbe ein neueres Kind ſeiner Laune ſei.

„Ich will Euch von Herzen gern Ihrzen, Herr

Bürger,“ ſagte ich. „Aber wollt Ihr mir einen Gegengefallen thun?“

„Welchen?“

„Nur eine Frage beantworten.“

„Fragt mich.“

„Ihr bemerktet vorhin gegen Herrn Kippling, daß derſelbe den dummen Jungen kenne, der damals in Heidelberg ſo ſchmählich Reißaus nahm. Wer war der junge Menſch? Kennt Ihr ihn?“

„Kenne ihn ... 's iſt kla—ar,“ verſetzte Herr Bürger, luſtig mit ſeinen runden, grauen Augen zwinkernd. „Kannte ihn aber damals noch nicht. Kam gerade von jenſeits des großen Baches. Hatte lange Jahre erſt in Kalkutta, dann in Neu-Orleans den dortigen Succurſalen der Firma vorgeſtanden.“

„Aber wer war denn der Junge?“

„Wer er war? Werdet es, rechne ich, wohl erfahren, Herr Hellmuth, falls Ihr das Glück habt, bei uns einzutreten. Und davon wollen wir jetzo reden, ſo's Euch beliebt.“

Er redete aber nicht davon, ſondern drehte ſeinen Stuhl dem Schreibtiſche zu, ergriff die Feder und begann eifrig zu ſchreiben.

Ich merkte, daß Herr Bürger behutſam behandelt ſein wollte, und ſtörte ihn weiter nicht.

Er war bald mit Schreiben zu Ende, ſtand auf, überblickte raſch das Geſchriebene und reichte mir dann das Blatt mit einem kurzen: „Leſ't!“

Ich that ſo.

„Verſteht Ihr dieſe vier Fragen?“ fragte er, als ich von dem Blatt aufſah.

„Offen geſtanden, im Augenblicke nicht ſo ganz.“

„Schade! Aber Ihr habt Zeit, darüber nachzudenken. Im Uebrigen befleißigt Euch bei der Beantwortung eines bündigen und klaren Styls. Bündigkeit und Kürze verlangt die Praxis. Keine Phraſen, keine Schnörkel... verſteht Ihr? ... 's iſt kla—ar. Binnen heute und drei Tagen werdet Ihr mir dieſes kaufmänniſche Exercitium zukommen laſſen. Rath' Euch das. Müßt wiſſen, der Herr Oberſt liebt und verlangt Pünktlichkeit. Iſt praktiſch das, und jetzt, ſo Ihr Nichts dagegen habt, ſag' ich Euch: Adieu, Herr Hellmuth. Will an mein Geſchäft.“

Das hieß kurz abgefertigt und verdroß mich nicht wenig, denn ich hatte im Stillen gehofft, Herr Bürger würde mir auch bei dem bevorſtehenden Duell mit den verteufelten vier Fragen ein wenig ſekundiren. Das war aber augenſcheinlich eine ganz grundloſe Hoffnung geweſen und ſo ging ich denn weg, mit ſehr herabgeſtimmter Erwartung, daß ich das „Glück“ haben werde, bei Gottlieb Kippling „einzutreten.“

Trotzdem verwandte ich ein paar halbe oder ganze Nächte darauf, die mir geſtellten Aufgaben nach beſtem Wiſſen zu löſen, und gab am dritten Tage meine Verſuche in kaufmänniſcher Schriftſtellerei unter der Adreſſe des Herrn Hans Bürger auf die Stadtpoſt.

Ich hatte mit einer vielleicht nicht ganz geſchäftsmäßigen Offenheit Herrn Ziegenmilch ſogleich nach meiner Rückkehr von dem Gange nach Herrn Kippling's Comptoir von der Abſicht in Kenntniß geſetzt, welche mich dahin geführt, und er hatte zu meiner Eröffnung ein ſehr langes und nicht eben freundliches Geſicht gemacht. Es hatte ſich dann zwiſchen uns ein etwas belebtes Geſpräch entſponnen, in deſſen Verlauf Herr Ziegenmilch Saiten aufzog, die nicht ſehr angenehm klangen. Ich handhabte aber die Stimmſchraube mit Geduld und bewies ihm, daß ich nur ſeine eigenen Grundſätze und Lehren befolge, daß ich praktiſch, „enorm praktiſch" ſei, wenn ich in einem mir mehr zuſagenden Geſchäftskreiſe meine „Fortune" zu „pouſſiren" ſuche. Herr Ziegenmilch war zu ſehr Praktiker, um gegen dieſe „Logik der Thatſachen" in die Länge Stand zu halten.

Er that aber noch mehr. Er bewies mir ſchon am folgenden Tage, daß er ſich mit beſter Manier in die Umſtände zu ſchicken wüßte. Denn von der Börſe heimgekehrt, ſagte er mir:

„Sie ſollen mir eines Tages doch noch die Anerkennung zollen, Herr Hellmuth, daß es kein Menſch, aber auch gar kein Menſch ſo gut, ſo enorm gut mit Ihnen meine wie ich. Sehen Sie, der Herr Oberſt und Kantonsrath Gottlieb Kippling hat bei mir Ihrer wegen auf den Buſch geklopft . . . Ein charmanter, ein netter, was ſag' ich? . . . ein großer, ein enorm großer Mann, der Herr Oberſt, Kantonsrath und Chef, einziger Chef der enormen Firma Gottlieb Kippling. Ein koloſſales Geſchäft . . . enorm, ganz enorm! . . . Ich that natürlich, als wüßte ich von der ganzen Geſchichte keine Idee, denn, wie Sie wiſſen, praktiſch muß man ſein und eine Hand wäſcht die andere, d. h. ich werde Sie nachher auch um eine kleine Gefälligkeit erſuchen. Nun, was that ich? Ja, was that ich, da Sie, halsſtarriger Menſch, nun doch einmal von der zukünftigen Firma Ziegenmilch und Hellmuth Nichts wiſſen wollen? Ich handelte als Ihr Freund, als Ihr enormer Freund, verſtehen Sie? indem ich Sie enorm lobte. Was ſag' ich? Geprieſen hab' ich Sie nach allen Dimenſionen hin . . . und wie! Die Sache wird ſich machen, bin überzeugt davon. O, Oskar Ziegenmilch und Comp. hat einen feinen Merker, einen enorm feinen Merker. Aber Geſchäft iſt Geſchäft, praktiſch muß man ſein und . . . . wie du mir, ſo ich dir. Hoffe, lieber Herr Hellmuth, Sie werden dieſes enorm guten Grundſatzes nach Kräften eingedenk ſein, wenn ich nächſtens 'mal einen Verſuch mache, mit der Firma Gottlieb Kippling in Geſchäftsverbindung zu treten. Sie glauben gar nicht, wie man ſich gegenſeitig pouſſiren kann; aber praktiſch muß man ſein. Und, ja, ich hoffe, Sie werden, auch wenn Sie bei mir austreten, mein Haus recht oft, recht enorm oft beſuchen. Ich und mein Liſ.... will ſagen meine Lelia, wir werden Sie ſtets mit offenen Armen empfangen. Sie ſollen ſich bei uns daheim fühlen, enorm daheim .... und ... ja, nicht wahr? aus Freundſchaft laſſen Sie mir auch in Zukunft von Zeit zu Zeit, wann ich einen neuen Artikel in Umlauf ſetze, eines von Ihren Annöncechen, ſo recht eines von Ihren enormen Annöncechen zukommen? Par amitié, wie geſagt; denn, ſehen Sie, praktiſch muß man ſein, enorm praktiſch!“ ....

Der „feine Merker“ meines Herrn Prinzipals rechtfertigte ſich, denn am vierten Tage benachrichtigte mich ein lakoniſches Billet des Herrn Hans Bürger, daß mich Herr Gottlieb Kippling Abends vier Uhr auf ſeinem Arbeitszimmer erwarte.

„Victoria!“ ſagte Herr Ziegenmilch. „Es geht gut, d. h. es geht nach Ihrem Willen. Was habe ich geſagt? Habe ich eine feine Naſe oder habe ich keine? Jetzt aber ſeien Sie enorm klug und praktiſch, Herr Hellmuth. Gottlieb Kippling will Sie haben. Das iſt kla—ar, wie der, unter uns, unausſtehliche Donnerhagelschaib*, der Bürger, ſagen würde. Laſſen Sie ſich nicht etwa mit einer Bagatelle abſpeiſen, ſondern ſtellen Sie keck Ihre Forderungen: — praktiſch muß man ſein!"

Der Herr Oberſt und Kantonsrath empfing mich mit der zurückhaltenden Würde eines Mannes, der Millionen commandirt. Er hieß mich ſitzen und leitete ein Geſpräch ein, in deſſen Verlauf er mich mit viel Diplomatie meinen ganzen bisherigen Lebenslauf erzählen ließ. Ich gab freilich nur Umriſſe, doch wußte er es vermittelſt geſchickter Fragen zu machen, daß ich einige Partieen, beſonders die auf mein elterliches Haus bezügliche, in's Detail ausmalte. Zuletzt ſagte er:

„Herr Hellmuth, ich zweifelte, aufrichtig geſtanden, ſehr an Ihrer Qualification für die Stelle eines erſten Korreſpondenten in meinem Hauſe. Allein Herr Bürger hat mir einen ſehr günſtigen Bericht über Ihre Befähigung abgeſtattet. Er meint zwar, mit Ihren franzöſiſchen und italieniſchen Wendungen happere es noch da und dort,

---

* Dieſes in der fraglichen ſchweizeriſchen Landſchaft heimiſche Schimpf-, Fluch- und Drohwort wird mitunter auch im entgegengeſetzten Sinne gebraucht. So hörte ich einmal eine Fabrikarbeiterin mit dem Ausdruck der höchſten Zärtlichkeit ihren Mann einen Donnerhagelschaib nennen. Das Wort „Chaib" zu etymologiſiren, muß ich Sprachforſchern überlaſſen.

Ihr Engliſch gehe an, nur ſchrieben Sie es, was überhaupt der Fehler Ihres Styls ſei, zu blumenreich. Aber es werde ſich mit der Zeit wohl machen. Wir — (Große Handelsherren reden, wie die Könige, nur im Pluralis majeſtaticus von ſich.) — Wir wollen es alſo mit Ihnen wagen und haben hier einen Contract aufgeſetzt, der Ihre Pflichten und Rechte darlegt. Er lautet einſtweilen auf die Dauer eines Jahres. Sind wir nach Ablauf deſſelben mit einander zufrieden, ſo ſollen Sie noch günſtiger geſtellt werden. Ich bin kein Knicker."

Er reichte mir den auf einen geſtempelten Bogen geſchriebenen Contract und ein Blick auf denſelben überzeugte mich, daß die mir bewilligten Bedingungen meine Hoffnungen weit, ſehr weit übertrafen.

Der Millionär merkte mir meine freudige Ueberraſchung leicht an und ſagte:

„Sie ſehen, ich durfte behaupten, daß ich kein Knicker ſei; hoffe aber auch, daß Sie mir eifrig, treu und redlich dienen werden."

„Ich werde es, ſo weit nur immer meine Kräfte reichen," entgegnete ich mit Wärme.

„Gut, ich glaube Ihnen, um ſo mehr, da Sie durch Förderung meiner Intereſſen Ihre eigenen fördern. Ich denke, wir werden gut mit einander auskommen. Halten Sie ſich in Allem und Jedem an Herrn Bürger, der Ihr unmittelbarer Vorgeſetzter iſt und unter einer oft rauhen, noch öfter wunderlichen Außenſeite große Tüchtigkeit, Geradheit und Güte verbirgt."

Es lag ſelbſt ſo Etwas wie Güte in dieſen Worten des Millionärs, zu welchem ich mich hätte hingezogen fühlen können, wäre nur ſein wenig Zutrauen einflößender Blick nicht geweſen.

„Sie werden," fuhr er fort, „in dem Contract eine Beſtimmung bemerkt haben, welcher zufolge Sie Mittags an meinem Tiſche eſſen und in meinem Hauſe wohnen müſſen. Ich habe es nämlich ſtets ſo gehalten, d. h. mit dem erſten Buchhalter, dem erſten Korreſpondenten und dem Kaſſirer, damit ich dieſelben immer bei der Hand habe, falls dies auch außer den Comptoirſtunden nöthig wird, was bei einem großen Geſchäftsbetrieb nicht ſelten vorkommt."

Ich verbeugte mich ſchweigend und Herr Kippling ſetzte noch hinzu:

„Sie übernehmen damit freilich die Verpflichtung, die Hausordnung einzuhalten, aber dieſelbe iſt keine pedantiſche. Sie werden eine Stube in der obern Etage des großen Gartenpavillons erhalten, wo auch Herr Bürger und Herr Egli, der Kaſſirer, ihre Zimmer haben. Es iſt mir lieb, wenn Sie am nächſten Samſtag eintreten. Am Montag wird Sie dann Herr Bürger Ihren Collegen vorſtellen und in Ihre Verrichtungen einleiten. Er iſt in jeder Beziehung meine rechte Hand, um ſo mehr, da die Geſchäfte mich zu häuſiger Abweſenheit von Haus und Stadt nöthigen. Es iſt nothwendig, daß Sie alsbald nach Ihrem Eintritt auch die großen Etabliſſements kennen lernen, die wir unweit von hier, droben im Bihlthal, beſitzen. Herr Bürger wird Sie hinführen ... Damit wäre alles vorderhand Nöthige geſagt und es ſteht jetzt bei Ihnen, den Contract zu unterzeichnen oder nicht."

Natürlich bedachte ich mich in Betreff der Unterzeichnung nicht lange und ſo war mein Schickſal für die nächſte Zeit feſtgeſtellt.

Mein Abzug aus dem Hauſe Ziegenmilch geſchah in aller Freundſchaft. Madame Lelia veranſtaltete am Tage zuvor mir zu Ehren ein ſolennes „Suppäh," wie ſie ſich ausdrückte, und entfaltete dabei nicht nur alle Schätze von Küche und Keller, ſondern auch die ihrer „immens gefühlvollen" Seele. Fand ich doch unter meiner Serviette ein Stammbuchblatt, welches einen kühnen Verſuch meiner bisherigen Prinzipalin in der edlen Reimkunſt enthielt. Leider habe ich es ſeither verloren, weiß aber noch ganz gut, daß darin „des Neid's Geſtichel" und „der Verleumdung Sichel" ſehr genial auf „Michel" reimten. Auch die Herren Rumpel und Puff waren da und hielten um die Gunſt der ſchönen und gefühlvollen Wirthin ein glänzendes

Wort- und Witzturnier. Herr Ziegenmilch aber nahm gegen Ende des „Suppäh“ ſeine Napoleonsſtellung an und brachte einen wundervollen Toaſt auf die Freundſchaft der praktiſchen Leute aus, welchen der Redacteur der conſervativen Hetzpeitſche „pyramidaliſch“ ſchön fand, worauf mich Herr Ziegenmilch gerührt umarmte und mir dabei eine Erinnerung an die „enorme“ Annoncen-Angelegenheit in's Ohr flüſterte.

Am folgenden Abend ſaß ich in meinem Zimmer im Gartenpavillon des Herrn Gottlieb Kippling und meldete dem Fabian in einem langen Briefe meine bisherigen Abenteuer in der Fremde. Ich erinnere mich, daß ich, halb im Scherze, halb im Ernſt, dieſe Epiſtel mit einem Citat aus einem engliſchen Gedichte ſchloß, deſſen Verfaſſer, zugleich Poet und Kaufmann, in einer der meinigen einigermaßen ähnlichen Situation von ſich geſagt hatte, er ſei jetzt —

> Des Nutzens grobem Dienſt verkauft, wo wüſt
> Das Feld des Denkens liegt und Nichts gedeiht
> Als Gold . . . . . .

Viertes Buch.

Die Rotte der Zukunft.

Erſtes Capitel.

Von Sonntagsmorgenglocken und Sonntagsgefühlen: ferner von einer alten Schlange und einer berühmten Frage, die aber, wie Autor fürchtet, nicht zur Befriedigung des Leſers gelöſt wird.

Leider hatte ich keine Gelegenheit, die Richtigkeit des alten Volksglaubens zu erproben, welchem zufolge die Träume der erſten an einem neuen Aufenthaltsorte verbrachten Nacht vorbedeutend ſind. Das Träumen war überhaupt nicht oft meine Sache: ich war viel zu geſund dazu und ſo ſchlief ich denn auch die erſte Nacht unter Herrn Kippling's Dache ganz vortrefflich, — ſogar einen rechten Sonntagsſchlaf, d. h. ziemlich weit in den Morgen hinein.

Endlich weckte mich feierlicher Glockenklang. Ich blickte aus dem Alkoven, wo mein Bett ſtand, durch die offenſtehende Thüre in das Zimmer hinaus und ſah die

Sonnenſtralen durch die halbgeſchloſſenen grünen Jalouſieen hereinſpielen.

Comfortabel logirt für einen Commis, enorm comfortabel, wie Ziegenmilch und Comp. ſagen würde. Der Herr Oberſt und Kantonsrath ſcheint in der That gegen ſeine Leute kein Knicker zu ſein ... Nun, Michel Hellmuth, Du kannſt, wenn Du billig ſein willſt, mit dem Gange, welchen Deine Angelegenheiten bisher nahmen, ganz zufrieden ſein .... Ich denke, ich darf mit einiger Genugthuung an Iſolde melden, daß der Anfang, durch meine eigene Kraft Etwas zu werden, gemacht ſei. Durch eigene Kraft? ... Hm ... wenn ich ehrlich ſein will, muß ich doch ſagen, daß eigentlich Fräulein Julie .... Aber wer iſt nur Fräulein Julie? Werde ich ſie wiederſehen? Es iſt doch recht wunderlich, daß das Bild dieſes ſeltſamen Kindes .... ei, hat ſich was mit dem Kind! ... Iſt 'ne richtige Dame geworden, der wilde Penſionsvogel von damals ... Aber warum drängt ſich immer dieſes Bild zwiſchen meine theure Jugendgeſpielin und mich? O Schwachheit, ich ſage, dein Name iſt — Mann!

Während dieſes Monologs hatte ich mich angezogen, und da ich die Beklemmung, welche mich anwandelte, der ſtockigen Zimmerluft zuſchrieb, öffnete ich ein Fenſter und ſtieß den Laden auf.

Eine prachtvolle Scene lag vor mir entrollt.

Glatt und glänzend wie eine ungeheure Silbertafel, widerſpiegelte der vor meinen Blicken ausgebreitete See die wolkenloſe Himmelsbläue des Sonntagsmorgens. Es war Mai, und ſo weit das Auge die beiden Ufer hinauf reichte, zog ſich ob den erſt leiſe grünenden Rebenhügeln eine ununterbrochene Kette blüthenſchwerer Obſtbäume hin. Ein Zug walddunkler Voralpen bildete den Hintergrund des herrlichen Landſchaftsbildes, aber hoch über das Wälderdunkel dieſer Berge ragten aus ſilbernem Morgenduſt die Hochalpen mit ſchimmerndem Firnſchnee in den klaren Aether empor. Ein poetiſcher Ton und Duft, wie aus dem Sonntagslied von Uhland's Schäfer, lag auf der ganzen Scene und die heilige Stille derſelben wurde nicht geſtört, nein, vielmehr nur noch feierlich-ſtiller gemacht durch das Geläute der Glocken, welche von den Kirchthürmen der Stadt und der zahlreichen Dörfer an den Seegeſtaden ihre Klangwogen in die Lüfte goſſen.

Ich ſog mit der balſamiſchen Friſche der Morgenluft zugleich auch die gehobene Sonntagsſtimmung ein, welche über der ſchönen Landſchaft ſchwebte. Mir ward ſtill, fromm, andächtig zu Muthe. Die verworrenen Gedanken und Wünſche, die mich vorhin gequält hatten, verſtummten mir in der Bruſt, welche friedvoll aufathmete in dem allgemeinen Sonntagsfrieden. Ich gedachte der Sonntagsmorgen, wo ich als Kind mit meiner geliebten Mutter zur

Kirche gegangen; ich gedachte der ſonntäglichen Bergwanderungen an der Seite meines theuren Vaters; ich gedachte auch Iſolde's, mit inniger und doch nicht ſchmerzlicher Sehnſucht. Jetzt, in dieſem geweihten Augenblicke, ſtand nichts Fremdes, nichts Störendes zwiſchen ihr und mir. Ich dachte an alles Schöne, Gute, Freudige, was ich erlebt, und mein Herz, der Laſt egoiſtiſcher Strebungen und Sorgen entbunden, ſchwoll von religiöſem Dankgefühl. Wie vormals in den beſten Stunden der Jugend, fühlte ich mich wieder als ein Glied in der unendlichen Kette alles Daſeins, alles Lebens, und, ein unwillkürliches Gebet, drängten ſich mir Herder's Worte auf die Lippen: —

. . . . Du gehörſt nicht Dir;
Dem großen, guten All gehöreſt Du.
Du haſt von ihm empfangen und empfängſt,
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich ſelbſt, Dich ſelbſt; denn ſieh, Du liegſt, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieſer Mutterbruſt
Und hangſt an ihrem Herzen . . . .

Ich weiß, weiß nur allzu gut, wie ſelten die Skepſis einer alternden Geſellſchaft ſolche Stimmungen aufkommen läßt. Aber dennoch — wehe dem, welchen ſie, auch in reiferen Jahren noch, nie wieder anwandeln! So ein Sonntagsgefühl iſt ein Stab, an welchem man leicht und frei emporklimmt aus den dumpfen Niederungen des

Werktagslebens in die Aetherhöhen, wo den Menſchen das alte, urewige Sphärenlied von einem verlorenen und wieder zu gewinnenden Paradieſe umklingt, das Sphärenlied von einem goldenen — ach, nicht im Sinne der Gegenwart goldenen — Zeitalter, welchem die Weltgeſchichte durch Entwicklungsphaſen von Jahrtauſenden hindurch entgegenreifen ſoll. Wird es geſchehen? Oder iſt das Lied nur ein ewig wiederkehrendes Eiapopeia, ein monotoner Ammenſang, womit der Himmel die Erde und ihre Kinder einlullt, um ſie die Schmerzen des Lebens, die Mühſal der Wirklichkeit vergeſſen zu machen? Brächte die Weltgeſchichte wirklich auch nach Jahrtauſenden Nichts hervor, was nicht vor Jahrtauſenden ſchon dageweſen, und ſollte auch in fernſter Zukunft noch ein Koheleth des Zweifels, wie vordem der Salomoniſche that, mit verzweifelndem Achſelzucken ſprechen müſſen: „Nichts Neues unter der Sonne!" und: „Alles iſt eitel!" ...

Ach, die alte Schlange, welche dem tiefſinnigen bibliſchen Mythus zufolge ſchon im Schatten von Edens Bäumen die Kindheit der Menſchheit vergiftet, ihr naives Glück zerſtört hatte, — der fragende, zweifelnde, bangende, über die Schranken der ſichtbaren Welt raſtlos hinausſtürmende Gedanke des Menſchen, der Gedanke, welcher, ein ewiges: „Was dann?" auf den bleichen Lippen, in eine Zukunft hineinbohrt, deren Dunkel die Leuchte der religiöſen Tradition, wie die Fackel der Wiſſenſchaft, nur noch dunkler erſcheinen laſſen, nur „ſichtbar finſter," wie die Finſterniß in Milton's Hölle — — ja, die alte Schlange, ſie ringelte ſich draußen auf dem lachenden Seeſpiegel, ſie ringelte ſich durch das Grün der Matten und durch den Blüthenſchnee der Bäume: ſie ringelte ſich auch drinnen in meiner Bruſt — die Weiheſtunde war vorbei.

So ſind wir modernen Menſchen nun einmal. Wir können kaum für Augenblicke unſere Zunge des bittern Nachgeſchmackes der Frucht vom Baume der Erkenntniß ledig machen. Wir ſind alle geborene Skeptiker oder wenigſtens iſt der Zweifel das laſtende Angebinde, womit eine Bildung, die über Abc und Katechismus hinausgeht, uns beſchenkt. Kein gebildeter Menſch des 19. Jahrhunderts, ſei er Mann oder Frau, iſt noch ein wahrhaft naiv Gläubiger. Er kann es nicht ſein: es iſt eine pure Unmöglichkeit. Er wird auch nicht ſagen, daß er ein ſolcher ſei, es müßte denn ſein, daß er, ungleich dem großen Wolfgang, nicht das Herz hätte, der „Heuchelei dürftige Maske" zu verſchmähen.

Aber nicht nur das. Wir Menſchen des 19. Jahrhunderts haben, nach dem Vorgang und Beiſpiel genialer Stimmführer deſſelben, auch noch die Sucht, die Unart, uns jede reine und hohe Stimmung mephiſtopheliſch zu vergällen. Jeder von uns iſt ſo ein Stück von Zerriſſenheitspoet, wenn er auch keine Verſe macht und keine machen kann. Unſer Enthuſiasmus hat kaum das Haupt erhoben, ſo ſchlägt ihm die Ironie ſchon in den Nacken. Jeder Seelenlaut, jedes erhabene Gefühl wird von einem Capriccio ſkeptiſchen Witzes zu Tode geſtichelt; jedes Byroniſch-leidenſchaftliche Pathos läuft in einen Heine'ſch-cyniſchen Lachtriller aus.

O, wir ſind Realiſten, wir. Uns iſt Werther nur noch ein dummer Junge und Fauſt ein alberner Profeſſor, der es nicht zum Hofrath brachte, und Nathan ein ſeichter Schwätzer und Poſa ein kläglicher Poſſenreißer. Von allem ſchönen Glauben, von allen hohen Hoffnungen iſt uns nur noch unſer kleines, armſeliges Ich geblieben, und weil dieſes gar zu armſelig klein iſt, ſchieben wir ihm als Piedeſtal einen Geldſack unter, räuchern und ſingen ihm und lügen uns ſelbſt und Anderen vor, es ſei doch etwas Großes und Herrliches um den bis zur höchſten Potenz hinaufgeſchraubten Individualismus, der mit frecher Schamloſigkeit ſein: „Jeder für ſich und der Klügſte, Gewiſſenloſeſte über Alle!“ ausſchreit. Was ſollte uns Ewiges kümmern, uns, die wir alle Hände voll mit Zeitlichem zu thun haben? Was die Menſchheit? Mag ſie ſelbſt für ſich ſorgen, wir ſorgen für uns. Laßt die Ideale, die Schwärmereien, die Illuſionen den Thoren von armen Teufeln, die nicht klug genug ſind, am Bankett des Lebens einen Platz oder ein Plätzchen zu erobern: wir unſererſeits ſind mit den Realitäten zufrieden. Und auch den Himmel, die ganze poetiſche Herrlichkeit des Jenſeits laſſen wir den Phantaſten. Mögen ſie ſich zum Voraus daran erquicken, während wir ſo beſcheiden ſind, nur die kurze Strecke bis zum Grabe exiſtiren und genießen zu wollen, und ſo großmüthig, doch auch einigermaßen der Menſchheit zu dienen, indem wir Nichts dagegen haben, daß unſer Cadaver auf die Anatomie oder in eine Ammoniak-Fabrik gebracht werde. Wenn nur Eines nicht wäre, dieſes fatale: „Was dann?“ Wir haben es zwar für bloßen Nebel erklärt, aber gerade ſo zudringlich-feuchtkalt wie Herbſtnebel richtet ſich überall auf Wegen und Stegen das verhaßte Fragewort vor uns auf. O, eine Prämie, eine ungeheure Prämie, den ganzen Ertrag von ein-, zwei-, dreijährigem Papiermarktsſchwindel als Prämie dem Chemiker, der uns eine Säure präparirt, welche zerſetzt, zerfrißt, in Nichts auflöſt, für immer, dieſes unglückſelige: „Was dann?“

„Rechne, Ihr haltet Euch in Ermangelung eines Pfarrers ſelber die Sonntagspredigt,“ ſagte Herrn Bürger's Stimme hinter mir, und als ich mich, halb verlegen, ſo in meinem nicht ſehr kaufmänniſchen Monolog überraſcht worden zu ſein, zu ihm wandte, fuhr er fort: „Müßt ſehr vertieft geweſen ſein . . . 's iſt kla—ar. Hörtet mein Anklopfen nicht. Trat daher ungerufen herein und hörte Euch mit Vergnügen predigen. Gut für den Sonntag, ganz gut, taugt aber Nichts für die Werktage — bitt' um Entſchuldigung."

„Ich meinerſeits habe um Entſchuldigung zu bitten, Herr Bürger. Denn ich wollte Euch als meinem Nachbar eine Staatsviſite machen, da ...."

„Da hat Euch der Weltſchmerz beim Ohr genommen? 's iſt kla—ar. Begreife, daß Ihr dann und wann ſolche Anwandlungen habt, ſeid gerade noch jung genug dazu."

Ich hatte keine Zeit, mich über das ſarkaſtiſche Lächeln zu ärgern, welches die Mundwinkel meines Vorgeſetzten umſpielte. Denn über eine Stuhllehne ſich beugend nahm Herr Bürger plötzlich Haltung, Gebärde und Ton irgend eines ordentlichen Profeſſors der Philoſophie an und ſagte mit pedantiſcher Gravität:

„Wir verſchreiten jetzt dazu, meine Herren, mit thunlichſter Bündigkeit die berühmte Frage: „Was dann?" zu beantworten. Merken Sie wohl auf! Daß das Menſchenleben eine Tragikomödie, gilt ſo ziemlich allgemein für ausgemacht. Etliche, etliche Viele, ſehr Viele — man nennt ſie Materialiſten — ſind der Anſicht, die Tragikomödie ſei aus, ganz aus, ſobald der Vorhang, den man in der Vulgarſprache Sargdeckel heißt, gefallen. Andere —

man nennt ſie Idealiſten — leben des Glaubens, das beſagte Drama ſei keineswegs ein in ſich abgeſchloſſenes, vollendetes Kunſtwerk, ſondern habe noch eine Umdichtung zu erfahren, welche auf einem höheren Theater zur Darſtellung käme, ſei es als erhabenes Trauerſpiel, ſei es wenigſtens als heiteres Luſtſpiel. Wer von Beiden hat recht? Da wir bis zur definitiven Entſcheidung der Frage nur dreißig bis fünfzig oder in Ausnahmefällen ſiebzig bis achtzig Jahre lang Geduld zu haben brauchen, ſo meine ich, das Klügſte und Einfachſte ſei, wir warten es ruhig ab und“ — (hier nahm Herr Bürger ſeinen natürlichen Ton wieder an) — „und gehen vorderhand frühſtücken.“

Ich lachte und folgte dem wunderlichen Manne nach ſeinem Zimmer, wo uns Herr Egli, der Kaſſirer, erwartete, welchem mich Herr Bürger in aller Form vorſtellte.

Zweites Capitel.

Ein Frühſtück bei Herrn Bürger. — Deutſche und Schweizer. — Herr Egli, der „Krakeeler.“ — Wie Herr Bürger vom polniſchen Schwindel curirt wurde. — Ein Fabrikler und das ſchöne Gritli. — Lutheriſcher Text zu einer Sonntagspredigt.

Man konnte es der Art und Weiſe, wie Herr Bürger logirt und eingerichtet war, leicht anmerken, daß er im Hauſe Kippling einen großen Stand hatte. Das Gemach, in welches er Herrn Egli und mich zum Frühſtück geladen, war ſein Empfangzimmer, das auf das Mannigfaltigſte mit den Schätzen und Curioſitäten ausgeſchmückt war, welche Herr Bürger aus dem Orient und aus Amerika mit heimgebracht hatte. Es ſah aus wie ein Muſeum, aber wie ein mit außerordentlichem Geſchmack geordnetes Muſeum, das mit einer gewiſſen wilden Fremdartigkeit die raffinirteſte Bequemlichkeit verband. Zur Rechten ſah man durch eine halboffenſtehende Thüre in ein Bibliothekzimmer hinein, deſſen zierlich gearbeitete Mahagoniſchränke mehrere Tauſende prächtig gebundener Bücher enthielten. Die Zwiſchenräume waren mit den Büſten großer Dichter und Denker ausgefüllt. Hier erinnerte Nichts, aber auch gar Nichts an den Kaufmann, es müßte denn eine Koloſſalbüſte Fourier's geweſen ſein, welche auf einem altarartigen

Sockel gerade der Thüre gegenüber die Hauptwand ſchmückte. Der große Prophet des utilitariſchen Evangeliums der Aſſociation war ja auch Buchhalter geweſen. Zur Linken ließ eine zurückgeſchlagene Gardine von ſchwerer meergrüner Seide in ein mit wahrhaft ſybaritiſchem Luxus ausgeſtattetes Schlafkabinet blicken. Der ganzen Wohnung ſah man an, daß es die eines gebildeten Lebemannes war, welcher die Welt nimmt, wie ſie iſt, und ſich weiter um Nichts ſorgt, als ſich in dieſer wirklichen Welt möglichſt bequem einzurichten.

Auch an jenem Morgen, wie Herr Bürger ſo daſaß oder vielmehr dalag, in ſeinem perſiſchen Schlafrock auf dem ſchwellenden Divan, ſeinen duftenden Mokka ſchlürfend und aus dem Bernſteinknopf ſeines Tſchibuks den duftenden Rauch der Tabaksſtaude von Latakia blaſend, — trug ſeine ganze Erſcheinung den angedeuteten Charakter. Daß er tiefer Gefühle, treueſter Anhänglichkeit, ja ſogar, er, der ſich als einen ausgeprägten Egoiſten und Blaſirten zu geben liebte, einer mächtigen Leidenſchaft fähig, daß er einer jener ſeltenen Menſchen ſei, die viel ſorgfältiger ihre großen Eigenſchaften als ihre kleinen, viel ängſtlicher ihre Tugenden als ihre Fehler zu verſtecken ſuchen, erfuhr ich erſt ſpäter.

Für jetzt konnte ich bloß bemerken, daß er ſich gegen mich liebenswürdig benahm; aber dieſe Liebenswürdigkeit, verglichen mit der Gemeſſenheit, die er bei unſerem erſten Zuſammentreffen im Hauſe Kippling gezeigt hatte, war ſo, daß ich hoffen durfte, er könnte mein Freund werden. Und er wurde es, in kürzerer Zeit, als ich erwarten konnte. Zu ſeinen mancherlei Eigenheiten gehörte auch die, daß er nicht ſelten im Lichte eines entſchiedenen Peſſimiſten und Menſchenfeindes zu erſcheinen liebte. Bei einer paſſenden Gelegenheit ging ich ihm in der Folge dieſer Laune wegen ſtark zu Leibe und ſagte ihm, er täuſche mit dieſer Maske am allerwenigſten mich, mit dem er ſich ja viel ſchneller und feſter befreundet habe als von einem Menſchenfeind billig zu erwarten geweſen wäre.

„Eure Logik hinkt, mein Guter," gab er zur Antwort, — „hinkt ſehr ... 's iſt kla—ar. Ich verabſcheue das Menſchengeſindel, und wenn ich mit Euch eine Ausnahme mache, Euch ſo zu ſagen liebe, ſo beweiſt das nur, daß ich Euch nicht zum Geſindel rechne. Und wißt Ihr, warum? Weil Ihr nicht zu dem gemeinen, ſchweiniſchen Haufen gehört, auf dem mit Fug und Recht Jeder herumtrampelt, der Witz oder Macht genug dazu hat. Ihr ſeid ein anſtändiger Menſch, Ihr; denn Ihr habt kleine Hände und kleine Füße ... 's iſt kla—ar." — „Welche tolle Marotte!" rief ich aus, aber Herr Bürger blieb dabei und hielt mir höchſt ernſthaft eine von boshaftem Witz ſprudelnde Vorleſung über die angegebenen Kennzeichen deſſen, was er — (Notabene, er ſelbſt hatte eine ſehr ſchöne Hand und einen zierlichen Fuß) — die „noblere Race“ oder die „Menſchheit im engeren Sinne“ nannte.

Herr Bürger war Schweizer von Geburt und er war einer der Wenigen, ſehr Wenigen von allen Schweizern, die ich zu kennen das Glück hatte, deren Augen kosmopolitiſch zu blicken verſtanden. Ich habe ſonſt unter den Schweizern viele, ſehr viele treffliche Männer gekannt, Ehrenmänner im beſten Sinne des Wortes. Aber zwiſchen ihrer ſpezifiſch ſchweizeriſchen Anſchauung und unſerer deutſchen, welche „die Sache der Menſchheit als die eigene betrachtet“ und betrachtet wiſſen will, gibt es kein rechtes Verſtändniß. Es mag ſein, daß die Schweizer in ihrer Art recht haben, ganz recht, wenn ſie ſich, aller weltbürgerlichen Politik entſchieden abhold, rein praktiſch-geſchäftsmäßig darauf beſchränken, ohne alle prinzipiellen Skrupel für ihr eigenes Beſtes und nur für dieſes zu ſorgen. Am Ende bedingt ſchon die geographiſche Lage ihres Landes und deſſen politiſch-ſoziale Einrichtung dieſe Praxis. Außerdem können ſie uns mit Grund darauf verweiſen, daß wir es mit unſeren idealen Anſchauungen, mit unſerer weltweiten Sympathie und weltbürgerlichen Zerfahrenheit eben nur zur politiſchen Nullität gebracht haben und nicht einmal Etwas vorſtellen, während wir Alles ſein könnten. Aber ſo berechtigt an und für ſich die engherzig-praktiſche

Denkweiſe der Schweizer ſein mag und wirklich iſt, ſo liegt in ihr Etwas, was Einen widerwärtig berührt, auch wenn man keineswegs die lächerlich thörichte, in der Bitterkeit des Exils zur fixen Idee ausgebildete Anſicht theilt, die Schweiz ſei ſolidariſch verpflichtet, nicht nur mit allen demokratiſchen Regungen und Strebungen in Europa zu ſympathiſiren, ſondern dieſelben auch thatſächlich zu unterſtützen .... Herr Hans Bürger war, wie geſagt, ausnahmsweiſe ein kosmopolitiſcher Schweizer und ſeine Vorurtheilsloſigkeit ging ſo weit, daß er ſich nicht ſelten die galligſten Ausfälle auf ſein Heimatland erlaubte. Er hatte in ſeinen früheſten Mannesjahren unter den Radikalen eine Rolle geſpielt, ſich aber längſt von ſeiner Partei zurückgezogen, wenn dieſe, welche im Verlaufe der Zeit ihre Anſichten bekanntlich bedeutend modificirte, überhaupt noch exiſtirte. Liberale und Conſervative verachtete er gleichermaßen: er nannte jene Haſen mit acht Füßen und dieſe Eſel mit vier Ohren; aber in ſeinem Herzen glühte heimlich ein rother Haß gegen alle Deſpotie, gegen allen Knechtſinn, und nicht immer gelang es ihm, dieſen Haß dadurch zu verbergen, daß er von dem gedanken- und urtheilsloſen, feigen und feilen Haufen, wie er das Volk ſchalt, in ſolchen und noch viel herberen Ausdrücken ſprach, wie nur der wildeſte Ariſtokrat ſie im Munde führen mag.

Ueber Herrn Egli, den Kaſſirer, habe ich nur wenig zu ſagen, da er in keiner Weiſe in meine Geſchichte eingreift. Er war ein ſtiller Mann, ſchon bei ſeinen Lebzeiten, und er befolgte ſtreng das evangeliſche Gebot: „Eure Rede ſei Ja, Ja, oder Nein, Nein.“ Von außerordentlicher Gutmüthigkeit und im Benehmen ſehr artig, beſaß er eine Schweigſamkeit, welche ihm auf dem Comptoir und in den Magazinen das Sobriquet „der Krakeeler“ eingetragen hatte. Ich habe in der That nie einen beharrlicher ſchweigſamen Menſchen geſehen. Dabei aber war er keineswegs ungeſellig und fehlte nie bei den ſonntäglichen Ausflügen, welche die Herren, d. h. die Diener der Firma Gottlieb Kippling nicht ſelten mitſammen machten. Da ſaß er dann, der „Kaſſirer gewordene Genius des Schweigens,“ wie ihn Herr Kambli, der große „Waarenprober“ der Firma, emphatiſch titulirte, und lächelte gutmüthig, aber leiſe, leiſe zu den Späßen, die im Kreiſe umgingen, und war, wie Herr Kambli ſich ausdrückte, ſtill in ſich hinein vergnügt wie ein Maikäfer. Wenn dann der Gute einen ganzen langen Nachmittag oder Abend hindurch keine Sylbe geſprochen hatte, ſo rief ihm Herr Kambli, der Witzbold der Firma, wohl plötzlich über den Tiſch hinüber zu: „Herr Egli, verführen Sie doch um's Himmels willen keinen ſo chaibiſchen Lärm!“ und der „Krakeeler“ lächelte ſtill dazu. Das myſteriöſe Wort „chaibiſch“ ſpielt, beiläufig bemerkt, dort zu Lande in der

Umgangsſprache eine große Rolle. Es wird im allerſchlimmſten und im allerbeſten Sinne gebraucht. In letzterer Richtung führe ich nur als Beiſpiel an, daß der mehrerwähnte Herr Kambli, wenn wir von unſeren ſonntäglichen „Suiten“ heimkehrten, beim Gutenachtwünſchen regelmäßig zu ſagen pflegte: „Heute hat ſich die Firma Gottlieb Kippling doch wieder chaibiſch luſtig gemacht!“....

Zu unſerem Frühſtück zurückzukehren, ſo erinnere ich mich noch recht deutlich, daß mir bei dieſer Gelegenheit Herr Bürger in leichter Geſprächsform ſehr dankenswerthe Winke und Nachweiſe in Betreff der Obliegenheiten gab, welche ich kommenden Tages übernehmen ſollte. Weniger deutlich iſt mir erinnerlich, wie dann die Rede auf die politiſchen Zuſtände des Landes und von dieſen auf die europäiſchen kam, welche Herr Bürger vom peſſimiſtiſchen Standpunkt aus beleuchtete. Ich habe von den bezüglichen Aeußerungen meines Freundes nur zwei im Gedächtniß behalten, eine über Deutſchland und eine andere über Polen. Herr Bürger war natürlich nicht im Falle, den bornirten Haß vieler ſeiner Landsleute gegen die „Dütſchländer“ oder „Dütſchmichel“ zu theilen; denn er kannte Deutſchland. Damals warf er unter anderen die Aeußerung hin: „Iſt mir ſchon oft aufgefallen, daß das lateiniſche Wort Germanus der Deutſche und der Bruder bedeutet. Liegt ſo zu ſagen etwas Providentielles darin.

Iſt ja der Deutſche der Bruder von aller Welt, aber nicht umgekehrt. Und doch muß Gegenſeitigkeit ſtattfinden, wenn man gute Geſchäfte mit einander machen ſoll. Das hat die Firma Deutſchland von jeher überſehen und darum macht ſie in dem Engros-Geſchäft der Politik jeder Zeit ſo ſchlechte Geſchäfte — 's iſt kla—ar." ... Ueber Polen ſagte er: „Die polniſche Frage ſpukt wie ein Geſpenſt noch immer in Europa herum. Iſt aber ein albernes Geſpenſt, an das im Grunde Niemand mehr glaubt. Lüderlicher Adel und ſchweiniſche Leibeigene, das iſt Polen. Was wollen Sie mit ſolchem Stoff anfangen? Wo ich je drei Polen beiſammen ſah, waren vier Grafen darunter: Crapülinski und Waſchlapski, Schubiakski und Eſelinski — wißt Ihr? — Pack! Erinnere mich, als ich noch ein dummer Menſch war und mich für allerhand Nonſens, z. B. auch für das Volksſchulweſen echauffirte, da wohnt' ich 'mal auf dem Lande einer feierlichen Schulprüfung bei. Hielt dabei der Pfarrer, als Präſident der Gemeindsſchulpflege, eine recht erbauliche Rede und ſtellte ſich dann noch ein anderer Schulpfleger in Poſitur, um auch eine zu halten. Müßt aber wiſſen, damals ſtand gerade die Polakerei in tollſter Blüthe und war auch der Herr Schulpfleger von der graſſirenden Seuche ergriffen. Fing an mit großartigen Geſten und ſprach alſo: — „Ihr Kinder, das Erſte iſt Gott. Das Andere iſt ... das Andere und ...

noch iſt Polen nicht verloren!“ War das die ganze Rede, habe aber nie eine wirkſamere gehört, denn ſie curirte mich radikal von dem polniſchen Schwindel.... ’s iſt kla—ar.“ . . .

Nach dem Frühſtück machte Herr Bürger mit mir einen Gang durch die ausgedehnten Gartenanlagen und unſer Schlenderweg führte uns zuletzt zu dem eiſernen Gitter hinunter, welches das privatliche Terrain des Hauſes Kippling von dem geſchäftlichen trennte. Hier war es heute ſtill und einſamlich. Ich bemerkte jenſeits des Gitters nur einen ſchon ältlichen Mann in ärmlicher Kleidung, deſſen mageres, roth und bläulich betupftes Geſicht den Schnappsbruder verrieth. Neben ihm hielt ſich ſcheu und ängſtlich in einem armſelig-ſaubern Sonntagsanzug ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Das Kind fiel mir in dieſer Gegend, wo die Mädchen und Frauen der arbeitenden Klaſſen keineswegs durch Schönheit ſich auszeichnen, doppelt auf, um ſeiner wirklich ganz ungewöhnlich ſchönen Züge und des ſchwermüthigen Ausdrucks ſeiner großen dunkeln Augen willen.

Als der Mann mit dem Schnappsgeſicht Herrn Bürger wahrgenommen hatte, zog er demüthig ſeine Mütze und der ſonſt ſtiere wilde Blick ſeiner rothumränderten Augen nahm einen widerwärtig kriechenden Ausdruck an.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte ihn Herr Bürger barſch.

„Ich wollte den Herrn Oberſt noch einmal ſchön bitten . . .“

„Nichts da,“ unterbrach ihn mein Begleiter, „Ihr ewiger Trunkenbold! Ihr ſeid mit Schimpf und Schande aus der Spinnerei weggejagt worden und damit geſchah Euch nur recht. Hätte ſchon früher geſchehen ſollen — 's iſt kla—ar.“

„Aber, hochgeachteter Herr Bürger, bedenken Sie doch, was ſoll ich denn anfangen? Und auch mein Gritli* da? Das Kind hat ja keine Mutter mehr und iſt noch viel zu jung, um einen Dienſt bei einer Herrſchaft zu finden. Es muß doch in die Fabrik gehen und ich auch, wenn wir nicht verhungern ſollen.“

„Das hättet Ihr früher bedenken und Euch danach achten müſſen.“

„Aber der junge Herr hat mir doch geſtern verſprochen . . .“

„Der junge Herr?“ fragte Herr Bürger, ſeine Falkenaugen mit einem ſeltſamen Ausdruck auf das kleine Mädchen heftend. „Geht mich Nichts an. Fort mit Euch!“

Das Kind wandte bei dieſer barſchen Abweiſung ſeine in Thränen ſchwimmenden Augen dem Comptoirhauſe zu, als ſuchte es dort Hülfe.

---

* Landesübliches Diminutiv von Margaretha.

Ich folgte der Richtung ſeiner Blicke und bemerkte für einen flüchtigen Moment hinter den Fenſterſcheiben von Herrn Kippling's Arbeitszimmer das Geſicht oder vielmehr nur die achteckigen Brillengläſer meines Herrn Chefs. Ob Herr Bürger dieſelben ebenfalls wahrgenommen, weiß ich nicht, aber ich ſah, daß ſeine Mundwinkel ſarkaſtiſch ſich verzogen. Zugleich ſtieß er ein kurzes, faſt pfeifendes „Ah!“ aus und wandte ſich ab.

In dieſem Augenblicke kam der alte Comptoirdiener, welcher mich bei Herrn Kippling eingeführt hatte, aus dem Hauſe und ſagte dem Fabrikarbeiter, der Herr Oberſt bewillige ihm eine Audienz.

Der Mann nahm das Kind an die Hand und auf das Comptoir zugehend, kehrte er ſich noch einmal um und ſchoß einen Blick boshaften Triumphes auf Herrn Bürger, welcher aber bereits von dem Gitter zurückgetreten war und ſo dieſe Manifeſtation nicht wahrnahm.

Ich folgte ihm und fragte:

„Wer war der Mann?“

„Ein lüderliches Subject, ein Branntweinlump erſter Sorte, ein Halunk, wo ihn die Haut berührt, mit einem Wort, der Fabrikler Zündt.“

Nachdem Herr Bürger dann eine Weile ſchweigend neben mir hergegangen, brach er plötzlich in helles Lachen aus.

„Was kommt Euch ſo luſtig vor?“

„Was mir ſo luſtig vorkommt? Rechne, die Geſchichte von vorhin, mein Beſter. Man iſt doch ein großer Narr, wenn man ſich's beikommen läßt, den Engel ſpielen zu wollen. Der Teufel gewinnt ja doch immer das Spiel.... 's iſt kla—ar.“

„Verſtehe Euch nicht.“

„Schad't Nichts. Aber will Euch 'was ſagen. Auf den Fall hin, daß Ihr am nächſten Sonntag disponirt wäret, Euch wieder eine Selbſtpredigt zu halten, will ich Euch einen kapitalen Text dazu geben.“

„Laßt hören.“

„Es iſt ein guter Text, vom alten Dr. Martin Luther, und er lautet: „Die Welt, Bauer, Bürger, Adel ſind doch des Teufels, außer daß Gott ihrer Wenige in ſeinen Fingerreif faſſet; der andere Haufen bleibt wohl Kieſelſteine, wie ſie ſind, damit der Teufel ein Pflaſter machet und darauf zur Hölle rennet.“ ..... Guten Morgen, Herr Hellmuth.“

Drittes Capitel.

Eine Stunde muſikaliſcher Träumerei im Gartenſaal. — Erſcheinung des Genius loci. — Julie's Park. — Leidenſchaft und Paſſionen. — Die dritte Ueberraſchung unter Herrn Kippling's Dach. — Schweſter und Bruder. — Herr Kippling junior.

Als mich Herr Bürger verlaſſen hatte, ging ich nach dem Pavillon zurück, in der Abſicht, in mein Zimmer hinauf zu ſteigen und einen recht guten Brief an Iſolde zu ſchreiben. Aber es ſtand in den Sternen oder ſonſt wo geſchrieben, daß ich heute nicht dazu kommen ſollte.

Indem ich nämlich an dem Porticus des Pavillons vorüberging, bemerkte ich zufällig, daß die auf die Vorhalle herausgehende Flügelthüre des ſchönen Saales, welcher das Erdgeſchoß einnahm, offen ſtand. Geſchah es nun aus Neugierde, oder geſchah es „in Gedanken" — das Seltſame, was in der ſo eben von mir mit angeſehenen Begegniß Bürger's mit dem Fabrikarbeiter lag, gab mir zu denken — genug, ich ſtieg die Stufen hinan und trat in den hallenden Saal. Hallend nenne ich ihn, weil das Geräuſch meiner Tritte auf dem ſpiegelglatten, zierliche Arabesken formirenden Parquet in der halbbogenförmigen Wölbung des Plafonds widerhallte. Ein geſchickter und üppiger Pinſel hatte Decke und Wände des großen eirunden

Gemachs mit orientaliſchen Landſchaften und Lebensbildern geſchmückt, unter welchen letztern mir zwei Gruppen, tanzende und badende Hindumädchen, durch ihre keck lüſterne Behandlung auffielen. Dem Eingang gegenüber öffneten ſich drei große, bis auf den Boden herabreichende Bogenfenſter auf eine Veranda, von welcher aus eine breite Treppenflucht an den See hinabführte. Am Fuß der Treppe ſchaukelten ſich zwei kleine, äußerſt zierlich gebaute und bemalte Barken auf dem Waſſer, wie in einem Hafen. Denn der See bildete hier eine kleine Einbuchtung.

Die ſchweren dunkelrothen Seidengardinen, welche die Fenſter großentheils verhüllten, ließen in dem Saal nur eine anmuthig heimelige Dämmerhelle aufkommen. An den beiden Enden des Saales in Niſchen breite orientaliſche Divane von Roſaſammet, mit Tigerfellen davor, und in der Mitte ſtand auf einem großen türkiſchen Teppich ein koſtbarer Flügel. Der Deckel war zurückgeſchlagen und auf dem Notenhalter befand ſich ein offenes Muſikheft. Zur Seite lagen ein Paar Damenhandſchuhe und ein kleiner Sonnenſchirm von weißem Atlas auf dem Inſtrument, als wäre die Eigenthümerin ſo eben von dem prachtvoll geſtickten Tabouret aufgeſtanden, welches vor dem Flügel ſtand.

Als ich das erwähnte Zubehör einer Damentoilette gewahrte, wollte ich mich zurückziehen. Aber ein weiterer

Blick überzeugte mich, daß weder eine Dame noch ſonſt Jemand außer mir in dem Saal ſich befände, und ſo unterließ ich den Rückzug. Die Wahrheit zu ſagen, das Inſtrument lockte mich. Es war lange her, ſeit ich keine Claviatur mehr berührt hatte, und nachdem ich mein Bedenken, ob ich wohl keine Indiscretion beginge, mit der Thatſache meines Alleinſeins beſchwichtigt hatte, ſetzte ich mich vor den Flügel.

Das aufgeſchlagene Muſikheft wies eines jener heutzutage gäng und gäben Salonsſtücke, deren Leere ſich hinter Seilgaukelei verſteckt. Unſere ihrem innerſten Weſen nach muſikaliſch unproductive Zeit ſchafft, nein, macht eine Maſſe ſolcher Dinger, in welchen eine auf die Folter geſpannte Technik ſtatt des Schönen nur Verkünſteltes oder geradezu Fratzenhaftes liefert. Ich verſuchte einige der verzweifelten Läufe zu ſpielen, fand aber, daß dazu meine Finger lange nicht lang und gelenkig genug ſeien. So holte ich denn aus meinem Gedächtniß einige jener guten alten Themata von Bach und Mozart hervor, welche die Lieblingsſtücke meiner geliebten Mutter geweſen waren, und ſpielte ſie durch. Darunter war beſonders eins, das die Mutter vor allen andern gern geſpielt hatte. Ich erinnerte mich einer glücklichen Stunde, wo ſie dabei von Iſolde auf der Harfe accompagnirt worden war, und mich in die ſeelenvollen Klänge verſenkend, ſah ich wieder das theure Mädchen vor mir, wie es in der ganzen Anſpruchsloſigkeit ſeiner angeborenen Grazie hinter der Harfe ſaß, das ſchöne Antlitz etwas vorgebeugt und mit den feinen weißen Fingern die Saiten meiſternd.

So in der Vergangenheit ſchwelgend, vergaß ich Ort und Stunde und fuhr daher erſchrocken aus meiner muſikaliſchen Träumerei auf, als ein Händeklatſchen hinter mir ertönte.

Aufſpringend wandte ich mich um und wäre faſt an Fräulein Julie angeprallt, die nur ein paar Schritte hinter mir ſtand, reizend, ach, wie reizend! — in ihrer eleganten Morgentoilette, ihr ſchalkhafteſtes Lächeln auf den Lippen und noch immer mit den zierlichen Händchen klatſchend.

In meiner Conſternation über dieſe plötzliche Wiedererſcheinung vergaß ich ganz, daß ich vor allen Dingen meine Anweſenheit an dieſem Orte entſchuldigen müßte, und ſagte ziemlich dämiſch:

„Mein Gott, mein Fräulein, wie kommen Sie ....“

„Wie ich hierher komme?“ unterbrach ſie mich lachend. „Das iſt luſtig! Herr Bürger würde ſagen: Rechne, daß ich in mein Muſikzimmer kommen darf, auch wenn daſſelbe von einem fremden Eroberer occupirt ſein ſollte ... 's iſt kla—ar.“

Trotz meiner Verlegenheit konnte ich mich doch kaum enthalten, hellauf zu lachen über die Geſchicklichkeit, womit die Schöne Ton und Sprechweiſe Bürger's nachahmte.

„In Ihr Muſikzimmer, Fräulein?"

„Nun ja, ſofern meines Vaters Tochter den Gartenſaal ihres Vaters den ihrigen nennen darf. Aber bitte, mein ſchöner Herr, machen Sie doch keine ſo ſchrecklich großen Augen, als wollten Sie mich damit verſchlingen."

„Mein Fräulein, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung. Sie wären . . . .?"

„Julie Kippling, wenn Sie Nichts dagegen haben."

„Julie Kippling?"

„Eben dieſelbe. Sie werden doch nicht ſo ungalant ſein, an meiner Exiſtenz zweifeln zu wollen? Oder doch?... Nun, da muß ich Ihnen zum Willkomm ſchon meine Hand geben, damit Sie ſich von meiner Wirklichkeit überzeugen können."

Und ſie gab mir wirklich dieſe allerliebſte, weiche, feuchtwarme Hand, welche — war es ſo oder bildete ich mir es bloß ein? — den ſchüchternen Druck der meinigen erwiederte.

Ihre Hand zurückziehend, ſagte ſie:

„Eigentlich, Herr Hellmuth, ſollten wir einander erſt kennen, wann Sie mir, was heute vor Tiſch geſchehen wird, durch meinen Vater vorgeſtellt ſein werden. Ich hoffe auch, in Parentheſe geſagt, Sie werden bei dieſem bevorſtehenden feierlichen Actus eine möglichſt ceremoniöſe Miene annehmen und, wenn ich bitten darf, noch ein Bißchen hölzerner daſtehen als vorhin. Da wir uns aber doch ſchon früher in einer Gegend, wo es Gießbäche und perfide loſe Steine gibt, einander vorgeſtellt haben“ . . . .

„Ach, woran erinnern Sie mich, mein Fräulein!“

„An Tage, die recht ſchön waren, aber — vergangen ſind. Zwar noch lange nicht ganz zahm, noch lange nicht, Gott ſei Dank! bin ich doch nicht mehr penſionärriſch wild und es müßte mich Einer durch ganz andere Fährlichkeiten führen, als die einer Wanderung vom Gießbach bis zu der Wengernalp ſind, bevor er ſeinen Führerſold ausbezahlt erhielte.“

Sie ſah mich bei dieſen Worten ſtreng, faſt böſe an und ihre ſonſt ſo verführeriſch geöffneten Lippen waren hochmüthig geſchloſſen, ja, faſt gekniffen.

Erkältet trat ich einen Schritt zurück und verſetzte:

„Mein Fräulein, ich kenne meine Stellung in dieſem Hauſe. Die Tochter deſſelben hat von dem Commis ihres Vaters nicht zu befürchten, daß er ſie auch nur durch einen Blick, geſchweige durch ein Wort an eine Zeit erinnern werde, wo ſie noch bloß Julie und er noch kein Commis war.“

Während ich ſprach, war ihre Miene ſchon wieder eine andere geworden und mit dem Lächeln, das, wie ſie wohl wußte, ein unwiderſtehlich verführeriſches war, ſagte ſie:

„Wenn ich König Philipp wäre und Sie der Marquis Poſa, ſo würde ich ſagen: „Stolz lieb' ich den Spanier!“ Aber ich bin nur ein paſſabel hübſches und nicht gerade einfältiges Mädchen, welches von ſeiner leider zu frühe verſtorbenen Mutter nicht erzogen und, wie die Leute meinen, von ſeinem Vater verzogen wurde. Sie brauchen daher gar nicht ſo ſauer zu ſehen. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich auch weiß, was Anſtand und Convenienz iſt. Zudem ſind Sie nicht in mich verliebt, nicht wahr?“

„Nein!“ verſetzte ich erbittert, denn ich fühlte, daß ich von vornherein Alles aufbieten müßte, um nicht ein Spielzeug dieſes Mädchens zu werden.

Sie lachte und während dieſes Lachens ſpielte der unheimliche Eidechſenzug um ihre Mundwinkel und ihre in unbeſchreiblich koketter Weiſe durch die halbgeſenkten Lider verſchleierten Augen ſprühten Feuer auf mich.

Schon im nächſten Moment war aber wieder Alles anders an ihr. Die Grübchen der reizendſten Schelmerei erſchienen abermals auf ihren Wangen und im Tone zwangloſeſter, unbefangenſter Munterkeit bemerkte ſie:

„Sie hätten mir das auch ein Bißchen höflicher ſagen können und nicht ſo bärenmäßig grimmig. Aber wenn ich nun meinerſeits in Sie verliebt wäre, ſchöner Herr, wie dann? Beſinnen Sie ſich auf eine paſſende Antwort und, bitte, verrathen Sie mich inzwiſchen nicht an den ſehr geſtrengen und hochachtbaren Herrn Bürger. Er könnte eiferſüchtig werden, der gute alte Knabe; denn Sie müſſen wiſſen, er iſt in mich verliebt, ganz ungeheuer verliebt. Das iſt eine Thatſache, zugleich aber auch ein Geheimniß, das Herr Bürger vor Anderen und auch vor ſich ſelber wie ein Drache hütet. Ich theile es Ihnen mit, damit Sie wiſſen, was Sie davon zu halten haben, wenn Herr Bürger gegen mich loszieht.“

„Wie könnte er ſich einfallen laſſen, gegen Sie loszuziehen, Fräulein? Er muß Sie ja liebenswürdig finden, wie alle . . .“

„Männer, wollen Sie ſagen? Sie haben mir vom Anfang unſerer Bekanntſchaft an noch nie ſo etwas-Triviales geſagt, mein lieber Herr Hellmuth. Sie ſehen, ich habe ein gutes Gedächtniß und bin aufrichtig, ſo aufrichtig, daß mich ſo ziemlich die geſammte Damenwelt hieſiger Stadt gründlich haßt. Die Männer freilich ſind, wie Sie ſagten, mit Ausnahme von Ew. Hochwohlgeboren, ſämmtlich in mich verliebt und ich wäre manchmal verſucht, darüber recht eitel zu werden, könnte ich nur des fatalen Umſtandes vergeſſen, daß mein Vater ein Millionär iſt. Schade, daß heutzutage die Göthe nicht mehr gedeihen wollen. Wären Sie zum Beiſpiel ein Göthe, ſo könnten Sie als Seitenſtück zu „Lili's Park" einen „Julie's Park" dichten. An Stoff würde es Ihnen wahrlich nicht fehlen: meine Menagerie iſt ganz vortrefflich aſſortirt. Wiſſen Sie? . . .

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
O, wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal
In niegelöſchter Liebesqual. . . .

Denn, mein Herr Hellmuth, die Thiere in Julie's Park ſind lauter Prinzen, Prinzen aus Genieland nämlich, und Sie werden heute bei Tiſche Gelegenheit haben, etliche Hauptthiere kennen zu lernen, als da ſind — wenn mir die Einladungsliſte gegenwärtig iſt — erſtens der Herr Doctor Gaukel, ein europäiſcher, was ſag' ich? ein Welt-Virtuos, welcher die Gräſinnen und Herzoginnen, die ihn geliebt, zu Dutzenden an den Fingern herzählen kann und dem eine deutſche Facultät den Doctorhut aufgeſetzt hat, wahrſcheinlich als Fallhut, auf den unglücklichen Fall hin, daß er mal in einer ſeiner Verzückungen vom Klavierſtuhl fallen ſollte; zweitens Herr Schwarbel, ein muſikaliſcher Heiland und Zukunftstyrann, von dem die Muſiker ſagen, er ſei ein großer Schriftſteller, und die Schriftſteller, er ſei ein großer Muſiker; drittens Herr Profeſſor Zarkle aus Schmierfeld, Vorſteher eines Spittels für invalide Köter, die früher kritiſch gebellt haben; viertens Herr Schmirkli, Diakonus oder, wie wir ſagen, Helfer bei Sanct Damian dahier, ein Stück hölzernen Eiſens, will ſagen ein liberaler Theolog, der einfältig thut, wie die Tauben, aber klug iſt, wie 'ne Schlange und gewiß Tag für Tag bei Franken und Rappen berechnet, wie viel ich als Frau Helferin ihm zubringen könnte.“

So plauderte Fräulein Julie, mit läſſiger Anmuth ſich auf dem Divan wiegend und mit der Spitze eines mir noch von Alters her in guter Erinnerung gebliebenen allerliebſt ſchmalen Füßchens das Tigerfell zerwühlend. Ich ſtand vor ihr und hörte mit Vergnügen ihren Sarkasmen zu und ſah ihr mit nicht geringerem Vergnügen in die tiefſchwarzen, von Laune und Bosheit funkelnden Augen.

„Fünftens,“ fuhr ſie fort, „der große Profeſſor Düngerling, Erfinder der berühmten Lehre, daß der Kreislauf des Lebens vom Koth ausgehe und zum Koth zurückkehre. Die alte Bibel wußte das freilich auch ſchon, nur ſagte ſie anſtändiger Weiſe Staub ſtatt Koth. Sechſtens der „pyramidaliſche“ Redacteur der conſervativen Hetzpeitſche . . .“

„Was? Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel — auch der?“

„Freilich. Kennen Sie ihn?“

„Ja."

„Ein ganz gemeiner Schuft, ſonſt aber ein unterhaltendes Thier, das wenigſtens mit einigem Humor zu lügen verſteht. Doch genug jetzt vom Thierreich. . . . Es hat mich angenehm überraſcht, Herr Hellmuth, daß Sie Muſik treiben. Ich thue es auch, das heißt zuweilen, ſo nach Luſt und Laune, wie eben, ſagen die Leute, Julie Kippling Alles zu treiben pflegt. Vorigen Sommer trieb ich das Reiten mit Leidenſchaft und hätte dabei um's Haar den Hals gebrochen. Dieſen Sommer über denke ich das Schwimmen zu cultiviren. Was für eine noble Paſſion dann an die Reihe kommen mag, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Uebrigens, Herr Hellmuth, was halten Sie von Paſſionen?"

„Die Leidenſchaft, mein Fräulein . . ."

„Die Leidenſchaft? Bah, mein Herr, es gibt dermalen keine Leidenſchaft mehr: es gibt nur noch Paſſionen und das iſt bequem, denn damit kann man jährlich oder monatlich oder wöchentlich wechſeln, wie mit Toilette-Moden. Was halten Ew. Hochwohlgeboren von der Paſſion der Liebe?"

Sie ließ mir wieder keine Zeit, die Frage zu beantworten, ſondern mit einer komiſchen Modulation ihres biegſamen Organs, deſſen Ausdruck ſo veränderlich war, wie der ihrer Züge, declamirte ſie:

Die Gräfin ſpricht wehmuthig:
Die Lieb' iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gütig
Die Taſſe dem Herrn Baron.“ . . .

Und mich muthwillig anlachend, ſetzte ſie hinzu:

„Sie ſpielten vorhin ſo ſchwermüthig-elegiſche Variationen. Das Thema hieß wohl Madame Ziegenmilch, nicht?“

„Nein. Es war ein altes gutes Thema, welches meine theure Mutter oft und gern geſpielt hat.“

Fräulein Julie fixirte mich ſcharf und ſagte dann in poſſenhaftem Ton:

„Ihre Mutter, Herr Hellmuth, muß eine ſchöne Frau ſein.“

„Sie war ſchön und gut, ein Herz ohne Falſch. Sie iſt todt.“

„Sie haben Ihre Mutter ſehr geliebt, Herr Hellmuth?“

„Ich liebe ſie noch.“

„Ueber Tod und Grab hinaus?“

„Immer!“

Fräulein Julie ſenkte die Augen, eine Wolke flog über ihre Stirne hin und nach einer nachdenklichen Pauſe ſagte ſie:

„Es muß ſchön ſein, eine Mutter zu haben. . . . So ein Herz, dem man ganz, o ſo ganz vertrauen kann."

In dieſer Aeußerung und der Art, wie ſie gethan wurde, lag ſo viel Gefühl, lag Etwas wie innige Sehnſucht und verhaltene Klage, daß ich mich verleiten ließ, zu erwiedern:

„Es gibt ſolche Herzen, mein Fräulein."

Ich bereute es auf der Stelle, denn als Fräulein Julie wieder zu mir aufblickte, ſchaute ein Teufelchen des Spottes aus ihrem Auge.

„Meinen Sie?" entgegnete ſie. „Schlägt am Ende ein Herz von der fraglichen Sorte in der Bruſt eines gewiſſen Herrn Michel Hellmuth? Nun, Zeit bringt nicht nur Roſen, ſondern ſie prüft und probt auch die Herzen. Inzwiſchen bitte ich Sie, das Inſtrument dort als zu Ihrer Verfügung geſtellt anzuſehen. Sie werden mir wohl erlauben, auch dann und wann hierher zu kommen, und dann machen wir, falls es Ihnen beliebt, Muſik mitſammen. Ich denke, es macht ſich zu Zweien nicht ſchlechter Muſik, als ſich zu Zweien eine Bergfahrt macht. Nur hüten Sie ſich dabei, auf den Taſten auszugleiten, wie ich damals auf den Steinen. . . . Doch ſehen Sie, mein Herr, da kommt mein Bruder Theodor. Ich will Sie mit ihm bekannt machen."

Tadellos angezogen, von dem hohen Hutcylinder bis hinab zu den Glanzſtiefeln, ein dünnes Röhrchen mit goldenem Knopf in der Rechten, in der Linken eine brennende Cigarre, die Lorgnette regelrecht nach der Mode in den Winkel des rechten Auges gekniffen, kam ein junger Mann durch den Saal geſchlendert, von welchem man hätte ſagen können, wie Heine irgendwo von einem Miniſter Louis Philipp's ſagte, er ſähe aus, wie ein Schulknabe durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Aber es mußten allerlei Schulen geweſen ſein, durch welche Herr Theodor Kippling gegangen, bedenkliche mitunter, denn ſein der Form nach unreifes Knabengeſicht hatte einen unverkennbaren Ausdruck von Ueberreife, faſt von Greiſenhaftigkeit, und wenn man dieſen Ausdruck mit den entnervt-ſchmächtigen Umriſſen ſeines Unterkörpers und der vorgebeugten Haltung des ſchmalſchulterigen Oberkörpers, endlich mit dem näſelnden Organ und der ſchleppenden Redeweiſe des jungen Mannes zuſammenhielt, gewann man ein keineswegs anziehendes Bild.

Man konnte ſich keinen größeren Contraſt denken, als den zwiſchen dem einzigen Sohne des Hauſes Kippling und der einzigen Tochter deſſelben. Sie ſtralend von Geſundheit, Schönheit, Muthwillen und Uebermuth; er im erſten Mannesalter ſchon hinfällig, verwüſtet, in den dunkel umränderten, tief in ihren Höhlen liegenden Augen einen glaſigen Blick, der feig und frech zugleich war. Dumm und gemein ſah indeſſen Herr Kippling der Jüngere nicht aus. Es lag neben deutlich ausgeprägter Sinnlichkeit auch Schlauheit in ſeinen Zügen, und zwar eine Schlauheit, die ſich ohne Zwang das Ausſehen von Cordialität zu geben vermochte, und was ſein Gebahren betrifft, ſo bewies daſſelbe, daß er in der Schule des Lebens wenigſtens das Savoir vivre gelernt, ſeit der Zeit, wo ich im Heidelberger Schloßgarten die erſte Bekanntſchaft mit ihm gemacht hatte.

Ja, lieber Leſer, das war nun ſchon die dritte Ueberraſchung, die ich im Hauſe Kippling erfuhr. Der Sohn meines Chefs war dieſelbe Perſon, welche damals in Heidelberg vor den Folgen einer knabenhaften Flegelei ſo ſchmählich Reißaus genommen hatte. Man kann ſich alſo leicht denken, daß mir nicht ſehr gemüthlich zu Muthe war, als ſeine Schweſter mir den jungen Herrn vorſtellte. Ihm war oder wurde vielmehr ebenfalls ungemüthlich, denn die Nennung meines Namens hatte ihn ganz gleichgültig gelaſſen und wahrſcheinlich verhinderte ihn ſein Augenglas, mich genau zu ſehen. Wenigſtens erkannte er mich ſogleich, als bei der kleinen Verbeugung, die er mir machte, die Lorgnette ſeinem Augenwinkel entfiel. Ich merkte das an ſeinem haſtigen Zurücktreten und an dem zwiſchen Schrecken und Wuth ſchwankenden Blick, den er auf mich ſchoß.

„Dieſer Menſch wird mein Feind ſein,“ dachte ich.

„Die Herren kennen ſich bereits?“ fragte Fräulein

Julie, welcher die Bewegung des Bruders nicht entgangen war.

Ich ſchwieg, aber Herr Theodor Kippling erwiederte mit augenblicklich wieder gewonnener Faſſung:

„Nein, aber Herr Hellmuth hat eine frappante, eine wirklich frappante Aehnlichkeit mit Jemand, welchem ich ſchon begegnet ſein muß, ich weiß nur im Augenblick nicht, wann oder wo.“

„Hm,“ ſagte Julie, die, wie ich ſchon jetzt merkte, ihren Bruder ſehr ſouverain behandelte, — „hm, mir ſchien, als wollteſt Du vor Herrn Hellmuth davonlaufen.“

„O,“ gab Herr Kippling ſpitz zurück, — „ich bin zwar nicht ſo heroiſch organiſirt wie meine Amazone von Schweſter; allein ich ſtimme doch ganz mit ihr in der Anſicht überein, daß unſer neuer Herr Korreſpondent keineswegs zum Davonlaufen ausſieht.“

„Keinen Deiner Kaffeehausſpäße, wenn's beliebt!“ ſagte Julie hoch herab.

„Späße, ma chère soeur? Behüte Gott! Es kann Niemand beſſer wiſſen, daß mit Dir nicht zu ſpaßen iſt, als Dein gehorſamer Diener und Bruder.“

So ſprechend ging er auf mich zu, bot mir die Hand und ſagte mit cordialem Ton, ſoweit nämlich ſein Ton überhaupt ein ſolcher ſein konnte:

„Mein lieber Herr Hellmuth, ich habe ſo eben von meinem Vater und von Herrn Bürger, welcher Ihre Qualitäten höchlich rühmte, erfahren, daß Sie geſtern in unſer Comptoir eingetreten ſind. Erlauben Sie, daß ich Sie auch meinerſeits willkommen heiße, wie, ſehe ich, meine liebe Schweſter ihrerſeits ſchon gethan. Wahrſcheinlich hatte ſie früher ſchon die Ehre, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen?"

„Wie albern!" entgegnete ſtatt meiner Fräulein Julie. „Dein Hokuspokus, den Spieß umzudrehen, iſt doch gar zu plump. Ihr Beide habt Euch ſchon früher geſehen, ich bleibe dabei, und weil Ihr Euch einbildet, mir Etwas weismachen zu können, entziehe ich Euch ſofort das Glück meiner Gegenwart."

Und halb im Ernſt, halb im Scherz grüßte ſie mich mit der majeſtätiſchen Handbewegung einer Königin und tanzte graziös hinweg.

Herr Kippling ſah ihr nach, lachte laut, als ſie in der Thüre verſchwunden war, klatſchte ſich mit ſeinem Stöckchen die dürftige Wade, hielt dann den Knopf deſſelben, eine in Gold ciſelirte freche Zote, an die Naſe und ſagte in ſeinen gedehnten Naſallauten:

„Was doch die Weiber für einen verteufelt ſcharfen Blick haben! Hab' ich mich denn wirklich ſo . . . nun ja, ſo einfältig benommen, Herr Hellmuth, als ich vorhin Ihr werthes Geſicht plötzlich wieder erblickte?"

„Nicht daß ich wüßte, Herr Kippling. Gewiß ſah ich eben ſo frappirt aus wie Sie.“

„Ja das Zuſammentreffen war auch frappant, wenn ſchon nicht in dem Grade, wie bei einer gewiſſen früheren Gelegenheit. . . . Aber laſſen Sie ſich vor Allem ſagen, daß meine Schweſter eine Zauberin iſt, die es den Männern im Handumdrehen anthut, wenn ſie will. Ich ſelber, wenn ich nicht das Glück oder, wenn Sie wollen, das Unglück hätte, ihr Bruder zu ſein, würde mich ſchon hundert Mal in ſie verliebt haben. Solche urbibliſche oder urpatriarchaliſche Verhältniſſe ſind aber jetzt nicht mehr comme il faut und daher kann ich Sie recht unintereſſirt warnen: nehmen Sie ſich vor Julie in Acht, oder ſie wird Ihnen hölliſch mitſpielen. Aus dieſer vertraulichen Warnung können Sie entnehmen, daß ich ein unmenſchlich guter Kerl bin, und ſo hoff' ich, Sie werden Nichts dagegen haben, wenn ich vorſchlage, alte dumme Studentenſchnurren vergeſſen ſein zu laſſen. Sie ſind inzwiſchen Geſchäftsmann geworden, ich bin es auch und Geſchäftsleute ſehen Champagnerexzeſſe und ihre Folgen aus einem anderen Geſichtspunkte an, als Studenten. Jener Exzeß hat mir übrigens mehr Geld gekoſtet als irgend ein anderer, Schmerzengeld. Denn der çi-devant Senior, welcher ſo dumm war, ſeine Viſage ſtatt der meinigen Ihrem Säbel hinzuhalten, und welcher jetzt als armer Teufel von Arzt ohne Patienten in einem der Seedörfer lebt, pumpte und pumpt mich bei jeder Gelegenheit an, was ich großmüthig geſchehen laſſe. . . . Summa Summarum, Nichts hindert uns, recht gute Freunde zu werden, — um ſo mehr, da wir nicht allzuhäufige Gelegenheit haben, uns zu ſehen. Wenn ich nämlich nicht auf Reiſen bin, verbringe ich dermalen in der Regel die ganze Woche droben im Vihlthal in unſerem Etabliſſement, welches die Leute aus Courtoiſie gegen uns Kipplingsruhe titulirt haben, obgleich es dort nichts weniger als ruhig hergeht. . . . So, jetzt hätt' ich mein Sprüchlein geſprochen und mache Ihnen den Vorſchlag, in's Billardzimmer hinüberzugehen, denn mich verlangt vor Tiſch nach einem Glaſe Abſynth, um meinen Magen aufzuſteifen, der hölliſch herunter iſt.“

Viertes Capitel.

Ein Galadiner, an welchem nicht nur mehrere Berühmtheiten, ſondern auch eine Fürſtlichkeit theilnehmen. — Tiſchreden. — Eine Umarmung und eine Exploſion. — Die Rotte der Zukunft und wie Herr Bürger ſie charakteriſirt. — Treulos wie Wind und Welle.

Zu den nicht kleinſten Leiden des menſchlichen Lebens gehört auch, in einem Kreiſe, mit deſſen ſämmtlichen Mitgliedern man auf gleichem Niveau der Bildung ſteht, wenn nicht gar eine Stufe höher, — zu der demüthigenden Rolle eines Untergebenen, eines Dieners ſo zu ſagen verurtheilt zu ſein. Es bedarf entweder einer ſehr gemeinen oder aber einer ſehr philoſophiſchen Geſinnung, um eine derartige Demüthigung nicht zu fühlen oder aber dieſelbe mit Gleichmuth, vielleicht gar mit Humor zu ertragen.

Der vertraute Umgang meiner Familie mit der freiherrlichen hatte mich von Kindheit auf zu ſehr daran gewöhnt, die ſozialen Schranken zwiſchen den einzelnen Geſellſchaftsclaſſen zu überſehen. Kein Wunder, daß ſie mir, als ich ſie ſpäter doch ſehen mußte, ſehr albern und abgeſchmackt vorkamen. Nur mühſam habe ich gelernt, anzuerkennen, daß in Wahrheit jeder Menſch, welcher durch was immer von dem großen Haufen unterſchieden iſt, ſofort eine Schranke um ſich herzuziehen trachtet. Jetzt nehme ich dieſe Thatſache wie andere Thatſachen, die, ob auch noch ſo „brutal,“ nicht wegzudiſputiren ſind, weil untrennbar mit der menſchlichen Natur verbunden.

Ich war noch nicht auf jenem thatſächlichen Standpunkt angelangt an jenem Sonntag, als ich aus dem Billardzimmer — allwo ich mit einem Menſchen, der vor Zeiten eine Maulſchelle ruhig eingeſteckt, eine Partie geſpielt hatte, weil ich — der Commis ſeines Vaters war — in den Speiſeſaal des Herrn Gottlieb Kippling hinüberging.

Das Haus meines Chefs hatte heut alle die luxuriöſe

Pracht entfaltet, um welcher willen die Galadiners eines Mannes berühmt waren, welcher wohl wußte, daß um Geld Alles zu haben ſei, Menſchen und Sachen.

Die Anzahl der Gäſte war nicht zu groß, aber es befanden ſich Berühmtheiten darunter, Berühmtheiten des Staats, der Börſe, der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſogar eine europäiſche, Herr Gaukel mit ſeinen langen Haaren, von denen er ſo manches hatte opfern müſſen, um damit die Buſennadeln und Ringe ſeiner Anbeterinnen zu ſchmücken. Er trug ſeinen Jupiterskopf — einer ſeiner Schmeichler hatte ihm nämlich eingeredet, daß er einen ſolchen beſitze — mit abſolutem Selbſtbewußtſein und ſchob die Unterlippe verachtungsvoll vor, daß es accurat ausſah, als wollte er ſich in die lange Naſe beißen. Ihm zur Seite nahm ſeine Freundin, die Fürſtin von Altenkaſten, die Huldigungen der Geſellſchaft entgegen. Herr Gaukel reiſte bekanntlich nie ohne die Begleitung einer Gräfin oder Fürſtin. Herr Schwarbel,[1] Mitchef der berühmten Lobaſſecuranzanſtalt Gaukel, Schwarbel und Comp., ſah, wie mir ſchien, etwas malcontent zu der Aufmerkſamkeit, welche Fräulein Julie ſeinem erlauchten Mitzukunftsheros widmete. Vielleicht war es aber auch nur eine geniale Zerſtreuung und componirte der Meiſter in Gedanken gerade an einer ſeiner Rieſenſymphonien. Herr Profeſſor Düngerling, ein harmlos ausſehender Blondin, bemühte ſich angelegentlich, der Fürſtin von Altenkaſten zu beweiſen, daß nicht nur die Kunſt, ſondern auch die Wiſſenſchaft Glanzhandſchuhe zu tragen und ſich angenehm zu machen wüßte, wo eine Fürſtlichkeit im Spiele ſei. Herr Profeſſor Zarkle ſah aus wie ein alter Mops, der ſich langweilt und die Menſchen haßt, weil er ihnen nicht mehr an die Beine fahren kann. Herr Diakonus Schmirkli, welcher auf's Täuſchendſte einem Schuhmacher, aber einem mißlungenen, glich, hörte mit Ungeduld dem Herrn Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel zu und ärgerte ſich augenſcheinlich, daß es einen Menſchen auf der Welt gäbe, der ein noch größeres Maul habe als er ſelbſt.

Auch Damen waren da, von welchen ich aber nur zu ſagen weiß, daß ſie leidlich gute Toilette gemacht hatten. Fräulein Julie war ganz unbeſtritten die Königin des Kreiſes, aber ſie ſpielte auch die Königin und hatte mich deutlich genug ihre Rolle fühlen laſſen, als ihr Vater, bevor die Gäſte kamen, mich ihr vorſtellte.

Der Herr Oberſt hatte ſich dabei nicht nur nicht allzu zurückhaltend, ſondern im Gegentheil wieder mit einem Anflug von Güte benommen.

„Ich empfehle Dir Herrn Hellmuth als einen jungen Mann von Bildung, Julie,“ hatte er zu ſeiner Tochter geſagt. „Ich hoffe, Du wirſt dazu beitragen, daß er in unſerem Hauſe ſich heimiſch fühlen lerne.“

Fräulein Julie blickte mit eiſiger Kälte auf mich, wie man auf einen Gegenſtand blickt, welchem man dieſe Ehre überhaupt nur widerfahren läßt, weil man ihn zum erſten Mal ſieht, und mit dem Ton impertinenter Abweiſung ſagte ſie kurz:

„Ich werde mich freuen, wenn Herr Hellmuth in unſerem Hauſe die Erfahrung macht, daß es ſich mit uns „dummen" Schweizern, wie die Herren Deutſchländer uns zu nennen pflegen, doch auch einigermaßen leben laſſe."

Damit wandte ſie ſich hinweg und der Herr Oberſt ſagte zur Entſchuldigung der Unart ſeiner Tochter:

„Sie müſſen es mit den Worten Julie's nicht ſo genau nehmen, Herr Hellmuth. Sie iſt ein launiſches, ein ſehr launiſches Kind. Ihre Mutter ſtarb viel zu früh und die Väter können mit der Kindererziehung, insbeſondere mit der Töchtererziehung, nicht recht zuwegekommen. Julie tyranniſirt uns ein wenig, mich ſelbſt, ihren Bruder, Alle. . . . Aber," fügte er hinzu, den Kopf etwas in den Nacken zurückbeugend, um ſo bequemer unter der Einfaſſung ſeiner Brille hervor ſeiner Tochter zuſehen zu können, welche mit graziöſeſter Tournüre ſo eben den mit ſeiner fürſtlichen Freundin eintretenden Herrn Gaukel empfing, — „aber Sie werden zugeben, daß es nicht gerade Schwäche iſt, wenn man einem ſolchen Kinde Manches, Vieles ſogar nachſieht."

Ich verbeugte mich ſchweigend, was der Herr Oberſt als eine Zuſtimmung nehmen durfte; denn in der That, obgleich innerlichſt erboſt über das, was ich den herzloſen Hochmuth oder die herzloſe Heuchelei der Tochter des Millionärs nannte, mußte ich mir doch geſtehen, daß ſie prächtig war. . . . . . .

Während Wirthe und Gäſte ſich bekomplimentirten, ſchlenderte Herr Kippling junior, welcher an dieſer Ceremonie keinen Antheil nahm, an der Ecke vorüber, wo ich ſtand, und ſagte gähnend:

„Wie ennuyant! Wollte, das Eſſen begänne endlich, bevor der Abſynth wieder ſeine Wirkung verliert.“

Herr Schmirkli, dem es ungeheuer preſſirte, der Tochter des Hauſes ſeine Huldigungen zu Füßen zu legen, machte ſich endlich vermitteſt einer kühnen Schwenkung von Herrn Rumpel los und dieſer kam auf mich zu, begrüßte mich mit einer Gönnermiene und ſagte:

„Wünſche Ihnen von Herzen Glück zu Ihrem Eintritt in dieſes Haus, alter Freund. Iſt das ein Boden, worauf ein kluger Mann gedeihen kann, wiſſen Sie? . . . Beiläufig, kennen Sie den Herrn Schmirkli dort? Ein fürchterlicher Schwätzer! Schwatzt Einem Löcher durch den Leib, ganz wie jener Kerl in der 9. Satire des Horatius, wiſſen Sie? Ja, und was ich ſagen wollte, ſoll Sie ſchön grüßen von Madame Lelia. Eine gute Seele, das Frau=

chen, etwas corpulent, aufgeblaſen ſo zu ſagen von gefühlvollen Seufzern, aber im Uebrigen eine Roſe ohne Dornen. Nicht wie die Centifolie dort, die, wie Sie bemerken, den großen Herrn Schwarbel auf den großen Herrn Gaukel ungeheuer eiferſüchtig macht . . . eine capitale Schönheit, wiegt eine Million, aber ſtachelig wie ein Cactus, wiſſen Sie? Rath' Ihnen, kommen Sie dieſer Pflanze nicht zu nahe. . . . Wollen Sie, daß ich Sie mit Herrn Zarkle bekannt mache? Großer Mann . . . weiß auch, daß die Welt betrogen ſein will, und betrügt ſie daher mit Kritik, da er nichts Anderes aufzuwenden hat. Will mich zum Mitarbeiter haben, zum Mitarbeiter in dem großen Feldzug gegen Revoluzer, Antichriſten und Atheiſten. Wünſcht, daß ich in das von ihm organiſirte kritiſche Nachtwächtercorps eintrete, bietet enormes Honorar, wie Herr Ziegenmilch ſagen würde. Habe aber keine Luſt zu dem Ding, will demnächſt, wenn's mit der conſervativen Hetzpeitſche nicht mehr gehen ſollte, ein eigenes Geſchäft etabliren, wiſſen Sie? Erinnerte mich dieſer Tage, daß ich mal ein Theologe geweſen. Will in Frömmigkeit machen. Guter Markt jetzund wieder für dieſen Artikel. „Sehe Jeder, wie er's treibe,“ ſag' ich mit Göthe. Warum nicht mitſchwindeln in dem allgemeinen Schwindel? Es lebe der Humbug!“

Ich war nicht in der Laune, dem Bummler zu antworten, und ſo ließ ich ihn ſchwatzen, bis der Herr vom Hauſe die Fürſtin und Herr Gaukel Fräulein Julie zu Tiſche führte.

Mein Platz war der unterſte an der Tafel, und da der ſchweigſame Herr Egli mein Nachbar, ſo hatte ich vollauf Zeit, mich darüber zu ärgern. Freilich, wenn ich billig hätte ſein wollen, müßte ich es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß ich zu unterſt ſaß; ja, ich müßte es ſogar als eine nichtgewöhnliche Rückſichtsnahme anerkannt haben, daß Herr Kippling ſeinen Commis überhaupt zu ſeinem Galadiner zuließ. Ich war aber nicht billig und ſogar kleinlich genug, mich insbeſondere darüber zu ärgern, daß ein Menſch wie Rumpel ſo weit über mir ſaß.

Man ſaß bereits, als Herr Bürger eintrat, für welchen ein Platz unweit dem des Hausherrn reſervirt war. Er nahm denſelben mit einer ſehr kurzen und ſteifen Verbeugung gegen die Geſellſchaft ein und ich bemerkte, daß ſeine Laune auch nicht die beſte ſein mußte, denn er ſprach das ganze Eſſen über kein Wort.

Oben an der Tafel ging es ſehr lebhaft und geiſtreich zu. Wenigſtens ließ mich die Anweſenheit ſo viel großer Geiſter das Letztere vermuthen. Abbekommen konnte ich indeſſen von der Geiſtreichigkeit nicht viel, da ich zu entfernt ſaß. Nur dann und wann drang der Schall eines der dort oben gewechſelten franzöſiſchen Bonmots — Frau von Altenkaſten, als eine deutſche Fürſtin, ſprach nur franzöſiſch und ihre Nachbarſchaft that es ihr nach, um doch auch vornehm zu ſein — zu mir herunter und ich konnte daraus entnehmen, daß, wie ſich in Gegenwart der Zukunftsfirma Gaukel, Schwarbel und Comp. von ſelbſt verſtand, vom Kunſtwerk der Zukunft die Rede war.

Gegen Ende der Tafel, als der Wirth die Geſundheit der Frau Fürſtin, Herr Gaukel die Geſundheit der Tochter des Hauſes und Herr Schmirkli die Geſundheit des Herrn Oberſts ausgebracht und der Champagner die Unterhaltung zwangloſer gemacht hatte, erhob ſich eine kleine Controverſe zwiſchen Herrn Kippling und Herrn Düngerling.

„Ich kann mir Ihre Doctrin ſchon gefallen laſſen, mein lieber Herr Profeſſor, denn ſie iſt im Ganzen genommen praktiſch,“ hörte ich den Herrn Oberſt ſagen. „Aber was mir daran nicht gefällt, was mir unpraktiſch, im höchſten Grade unpraktiſch vorkommt, iſt die populäre Lehrmethode Ihrer Meinungsgenoſſen. Die Regierungen ſowohl als überhaupt alle verſtändigen Leute ſind in unſerer Zeit der Meinung, daß die Wiſſenſchaft und insbeſondere die Naturwiſſenſchaft populariſiren nur dem revolutionären Unſinn und der Anarchie Vorſchub leiſten heißt. Die Köpfe der Menſchen oder die Begriffe darin ſind ohnehin ſchon verwirrt genug durch den Freiheits- und Gleichheitsſchwindel, welcher aus dem vorigen Jahrhundert in das unſrige herüberkam. Dem großen Haufen die Wirklichkeit der Dinge zur klaren Anſchauung bringen, ihn, mit einem Worte, denken machen wollen, heißt ihn nur unzufrieden und folglich unglücklich machen. Die arbeitenden Claſſen brauchen nicht zu denken, denn das thun ſchon Andere für ſie. Das Volk braucht nicht zu wiſſen, ſondern nur zu glauben. Wo der Unglaube einmal in die Maſſen fährt, da hat der Reſpect, der Gehorſam, die Ordnung ein Ende. Das Volk muß Religion haben.“

„Ganz recht, Herr Oberſt,“ ſtimmte Herr Schmirkli eifrigſt bei. „Ganz abgeſehen von der praktiſchen Wahrheit, daß es den höchſten Grad von politiſcher Verkehrtheit verriethe, dem Volke den Troſt ſeiner religiöſen Ueberzeugungen nehmen zu wollen, iſt auch unter einem höheren Geſichtspunkte das neueſte Vorgehen der materialiſtiſchen Schule verwerflich. Alle ideellen Triebe der Menge faſſen ſich ihr in der religiöſen Formel zuſammen ....“

„Das hat, entſchuldigen Sie, Herr Helfer,“ unterbrach Herr Rumpel mit lärmender Unverſchämtheit den Sprecher, — „das hat vor Ihnen ſchon der fromme Poet Zacharias Werner gewußt, als er ſagte:

Was Dir der Glaube an Dein Ideal,
Das iſt dem Volk ſein Heiland und ſein Fetiſch.

Herr Düngerling würdigte weder den Redacteur der conſervativen Hetzpeitſche noch den Helfer von Sanct Damian einer Antwort, ſondern adreſſirte ſeine Worte an den Millionär.

„Ich widerſpreche Ihnen gar nicht, mein theurer Herr Oberſt,“ ſagte er. „Im Gegentheil, ich gehe noch weiter als Sie und behaupte nicht nur: das Volk muß Religion haben, ſondern auch: wir Alle müſſen Religion haben. Es kommt nur darauf an, was man unter Religion verſteht. Die Theologen ſagen: Religion iſt der Glaube an den abſoluten Geiſt. Wir Andern ſagen: Religion iſt der Glaube an den abſoluten Stoff, und ſchon die Gegenwart gibt uns Recht, denn wer glaubt noch an den Geiſt? Freilich nur der Gebildete, vorausgeſetzt, daß er praktiſch genug ſei, ſein Daſein bequem und ſchön zu geſtalten, kann mit Reſignation wiſſen, daß des Lebens Kreislauf im Stofflichen anhebt und endigt. Für die Maſſe bedarf die Stoffreligion einer exoteriſchen Geſtaltung, einer Cultform, welche das Knochengerüſte der ſtrengen Wahrheit mit dem blühenden Fleiſch der Fiction bekleidet. Das Dogma des Materialismus, welches wir verkünden, muß ſich eine Mythologie ſchaffen. . . .“

„Vortrefflich! eminent!“ fiel Herr Rumpel ein. „Die Religion des Stoffes bietet den Poeten und Künſtlern der Zukunft vollauf Stoff zu koloſſal ſchönen Erfindungen. Das wird ein Cultus werden, der ſich gewaſchen hat, und ich ſehe ſchon die Zeit kommen, wo die Leute beten werden: „Heiliger Phosphor oder heilige Kohlenſäure, bitt' für uns!“

„Die Sache hat aber doch nicht bloß eine ſcherzhafte Seite,“ nahm Herr Schmirkli mit breitſpuriger Wichtigkeit das Wort und hielt dann eine lange Predigt, in welcher er als echter Schleiermacherianer die widerhaarigſten Dinge kunſtreich vermittelte. Der Schluß ſeines Votums ſpielte in's Myſtiſche, indem er eine Hochzeit zwiſchen der Theologie und dem Materialismus auf's Tapet brachte und das wunderliche Paar vermittelſt Novalis'ſcher Phraſen ſofort copulirte.

Der große Schwarbel hatte inzwiſchen ſeinen Genius ebenfalls auf den Geſprächsgegenſtand concentrirt und beglückte uns mit einer Offenbarung deſſelben. Er ſprach von der Kunſt im Allgemeinen und von allen möglichen Künſten im Speziellen. Er ſprach mit Wärme und Energie und ich hatte es zu beklagen, daß ich in die Myſterien der Zukunftskunſt ſo gar nicht eingeweiht war, denn ich verſtand von der ganzen Rede des berühmten Mannes ſo blutwenig, daß ich, und würde es mein Leben gegolten haben, nicht hätte ſagen können, ob höchſte Weisheit oder tiefſter Blödſinn ihr Inhalt geweſen. Und doch hatte ich vor Zeiten nicht nur den Hegel ſtudirt, ſondern ſogar den

Oberconfuſionsrath Germaniens, den alten Hamann, geleſen und wenigſtens einigermaßen verſtanden.

Zu meinem Troſte ſaßen auch die Andern, nämlich die, welche ſich nicht das Anſehen tiefſinnigen und tiefinnigen Verſtändniſſes geben wollten oder konnten, ganz dumm da, als ob der Redeſtrom des großen Mannes in ihren Köpfen nur jenes aus dem Fauſt berühmte Mühlrad in Bewegung geſetzt hätte. Herr Kippling senior runzelte die Stirne und zog die Mundwinkel nieder. Herr Kippling junior gähnte hinter der vorgehaltenen Serviette. Herr Bürger heftete ſeine großen runden Augen auf den Redner, als ob er jeden Augenblick erwartete, derſelbe werde plötzlich einen Purzelbaum über den Tiſch hin ſchlagen oder ſonſt etwas Deſperates, Ungeheuerliches unternehmen.

Als der große Mann endlich zu Ende war, lief ein verlegenes Flüſtern um die Tafel, welches aber Herr Gaukel nicht aufkommen ließ. Er erhob ſich nämlich, ſchüttelte die ambroſiſchen Locken, blickte Jupitersblicke und hub an:

„Ja, mein edler, mein trefflicher, mein großer Freund, in Ihrem Haupte ſteht das Kunſtwerk der Zukunft in vollendeter Schönheit da. Die Bosheit elender Neider wird nur der A[illegible]ſchlag des Vulcanus ſein, welcher die fertige Pallas entſpringen läßt. Schwingen Sie, ja ſchwingen Sie den mächtigen Zauberſtab, der in Ihre Hand gelegt iſt. Schon höre ich die Symphonieen der Zukunft, auf deren Fittigen Ihr Name von Pol zu Pol getragen wird. Mich aber laſſen Sie den Ruhm vorwegnehmen, der Erſte geweſen zu ſein, der Ihren Genius erkannt und zu Ihnen geſprochen hat: Arm in Arm mit Dir, fordere ich Mozart und Beethoven in die Schranken!“

Sprach's mit Emphaſe und beugte ſich zu dem Freunde hinüber, ihn gerührt zu umarmen.

Aber leider wurde dieſe Umarmung recht häßlich geſtört.

Fräulein Julie ſaß zwiſchen den beiden Zukunftsheroen. Ich ſah, daß ihre reizenden Hände wie ſpielend eine vielleicht nur zufällig vor ihr ſtehende Champagnerflaſche ſchüttelten und an dem ſchon gelöſten Pfropfen herumzupften.

Plötzlich, in dem feierlichen Moment, wo die beiden großen Freunde ſich umarmten, ging höchſt ſtörſam der Schuß los. Der Schaumſtral ſprang in die Höhe und überſtrömte ſehr reſpectwidrig die Geſichter der berühmten Männer, welche natürlich jach auseinanderfuhren.

Das war denn doch mehr, als Fleiſch und Blut ertragen konnten, ohne in Lachen auszuberſten. Herr Bürger intonirte ganz pietätlos mit ſeinem durchſchlagenden Baß ein Gelächter, das unaufhaltſam um die Tafel ging. Herr

Kippling der Jüngere wieherte. Sogar Herr Egli lachte, und zwar nicht ganz leiſe.

Zu der draſtiſchen Komik der Scene kam noch die feinere, daß Fräulein Julie mit der unbefangenſten Unſchuldsmiene um die beiden Unglücklichen ſich bemühte, indem ſie, mit ihrem Spitzentuch hantirend, dieſelben förmlich wie zwei kleine Kinder behandelte, welche ſich Geſicht und Kleider beſudelt haben und nun nicht wiſſen, ob ſie darüber lachen oder weinen ſollen. Es war ganz allerliebſt komiſch anzuſehen.

Der Herr Oberſt hätte ſeine achteckigen Brillengläſer weiter über die Augen herabziehen müſſen, wenn man ihm nicht anmerken ſollte, wie ſehr ihn die reizende Bosheit ſeines Töchterleins innerlich ergötzte, obgleich er zuerſt wieder die Faſſung gewann, welche ſeine Eigenſchaft als Wirth ihm vorſchrieb. Er rückte ſeinen Stuhl, bot der Frau Fürſtin den Arm und lud die Geſellſchaft ein, draußen in der hohen kühlen Loggia, auf welche ſich die Thürfenſter des Speiſeſaals öffneten, den Kaffee zu nehmen.

In der luftigen, mit Marmor ausgelegten, mit Fresken geſchmückten Säulenhalle, vor welcher das zauberhaft ſchöne Seepanorama ſich ausbreitete, gruppirte man ſich nach freier Wahl und ſo fand ich mich mit Herrn Bürger in einer entfernten Ecke allein, von wo aus wir, durch ein Oleandergebüſch gedeckt, die Geſellſchaft im Auge hatten, ohne uns weiter um dieſelbe kümmern zu müſſen.

Die Frau Fürſtin von Altenkaſten that den Herren den Gefallen, dem Kaffee die rechte Würze zu verleihen, indem ſie ſich von ihrem berühmten Freunde eine Cigarre präſentiren ließ und dieſelbe mit großem Genuß zu rauchen begann. Die einheimiſchen Damen, in der Emanzipationspraxis noch nicht auf der Cigarrenſtufe angelangt, rümpften über dieſe Manifeſtation modernſter Weiblichkeit ein wenig die Näschen und Naſen, aber die Herren waren natürlich galant genug, das große Beiſpiel Ihrer Durchlaucht pflichtſchuldigſt nachzuahmen.

„Euer Humor trägt kein Sonntagskleid, Herr Bürger,“ ſagte ich zu meinem ſchweigſamen Nachbar.

„Doch, mein Werther,“ verſetzte er. „Rechne, daß ich mich ſchon lange nicht ſo königlich amüſirte .... 's iſt kla—ar. Müßte ein wunderlicher Kauz ſein, der nicht guter Laune wäre, wenn er eine ſo auserleſene Raritätenſammlung von Menſchenkindern vor ſich hat. Ernſthafte Leute, hübſche Damen, Narren, Charlatane, Gauner, was will man mehr? Denke, man kann die Rotte der Zukunft nicht bald hübſcher beiſammen haben ... 's iſt kla—ar.“

„Die Rotte der Zukunft?“

„Sagte ſo. Müßt blind ſein, wenn Ihr nicht ſeht, daß alle die berühmten Leute da, die Herren Gaukel und

Schwarbel, Zarkle, Düngerling und Schmirkli, ſogar der Erzſchelm, der Rumpel, feſt überzeugt ſind, die Lumpen zu ſein, aus welchen das Papier der Zukunft gemacht wird.“

„Ein curioſes Bild!“

„Ein paſſendes in unſerem papiernen Zeitalter. Und in allem Ernſt: alle dieſe Menſchen bilden wirklich die Rotte der Zukunft. Discreditiren nämlich die Gegenwart ſo, daß alle verſtändigen Menſchen wünſchen und deshalb auch glauben, daß eine beſſere Zukunft komme ... 's iſt kla—ar. Seht Euch 'mal die beiden Berühmtheiten aus der Plateniden-Dynaſtie an. Schwatzen mit ſolcher Aſſurance von der großen That in Tönen, die ſie thun wollen, daß die Leute bereits die Sphärenmuſik der Zukunft klingen hören. Der Herr Profeſſor Zarkle dort demonſtrirt ſchon durch ſeine Exiſtenz, daß unter dem Profeſſorenhaarbeutel nur ganz gemeines Ungeziefer gedeihe, und zerſtört durch ſein und ſeiner Geſinnungsgenoſſen albernes Gebahren unter Euch Deutſchen den Köhlerglauben, daß die Eichen der deutſchen Zukunft im Uferſande der Spree wachſen würden. Herr Düngerling und die übrigen Partiſane des materialiſtiſchen Evangeliums ſind, ohne es zu wiſſen, die unterthänigſten Handlanger bei der großen Nivellirungsarbeit, welche der Induſtrialismus vollbringt, um mit dem Mittelalter gänzlich aufzuräumen. Weiterhin Herr Schmirkli, der zu der Heine'ſchen Sorte von Theologen gehört, welche heimlich Wein, viel Wein trinken und öffentlich Waſſer, viel Waſſer predigen, — zeigt er nicht durch ſeine Allerweltvermittlungstheologie klärlich die geiſtige Impotenz einer Geſellſchaft auf, welche ſich ſo kläglich abmüht, aus alten Flicken ein neues Kleid zuſammen zu ſetzen? Beweiſt er nicht gerade dadurch die drängende Nothwendigkeit, dieſes Kleid aus neuem Zeuge zu ſchneiden?“

„Und Herr Rumpel?“

„Bah, das iſt nur eine Schmeißfliege, welche durch ihr unverſchämtes Geſumm verräth, wie viel Aas in der Gegenwart herumliegt.“

„Aber ... rechnet Ihr Herrn Kippling, unſern Chef, auch zur Rotte der Zukunft?“

„Und wie! Er iſt ein wirklicher Philoſoph unſerer Tage, denn er iſt ein Philoſoph des Geldes. Die Formel dieſer Philoſophie lautet nicht wie die der karteſianiſchen: Der Menſch denkt, alſo iſt er — ſondern: Der Menſch iſt, nämlich Etwas, wenn er hat, nämlich Geld.“

„Und dieſe Formel ſoll auch ein Bauſtein der Zukunft ſein?“

„Rechne, kein Bauſtein, aber das Fundament. Das Geld, der große Deſpot, nachdem er alle bisherigen Lebensmächte höhniſch lachend unter ſeine Füße getreten, alle Ideale mit ſeinem ſouverainen Szepter zu Boden geſchlagen, wird eine ſo ungeheure Leere in den Gemüthern erzeugen, daß ſich die Menſchheit, will ſie nicht aufhören, zu exiſtiren, zuletzt vor ſich ſelbſt entſetzen muß. Aus dieſem Entſetzen wird, ohne Zweifel unter ſchrecklicheren Kämpfen und Nöthen, als die Weltgeſchichte je geſehen, eine neue Geſellſchaft entſpringen, eine Zukunft, wo die Menſchen wieder glauben, hoffen und lieben.“

„Verzeihung, Herr Bürger, daß ich ſo einfältig war, Euch für einen Peſſimiſten zu halten.“

„Ach was! Die Menſchen werden in Zukunft wieder glauben und hoffen und lieben, aus Langeweile, dus purer Langeweile; aber auch dumm ſein werden ſie, wie zuvor, denn die Dummheit iſt das Bleibendſte auf Erden . . . 's iſt kla—ar.“

„Sagt mir doch,“ fuhr ich fort, auf Herrn Kippling junior weiſend, der unfern von uns an der Baluſtrade lehnte und, ſo oft er die Cigarre aus dem Munde nahm, mächtig in das ſchöne Land hinausgähnte — „gehört auch der zur Rotte der Zukunft?“

„Der? Nein. Rechne, der iſt fertig. Ein Lump jeder Zoll!“

„Aus dem kein Zukunftspapier zu machen iſt.“

„Nein.“

„Was denn?“

Herr Bürger ſah mich durchdringend, faſt mißtrauiſch an. Da ich aber ſeinen Blick unbefangen aushielt, beugte er ſich zu mir herüber und ſagte flüſternd, aber nachdrücklich:

„Eine Züchtlingsjacke.“

Ich ſchrak zurück. Herr Bürger lachte und ſagte:

„Natürlich nur ein dummer Einfall von mir. Habe mitunter ſo dumme Einfälle ... 's iſt kla—ar.“

Hier kam Fräulein Julie, ihre Taſſe in der Hand anmuthig von einer Gruppe zur andern wandernd, auf uns zu und ſagte ſcherzend:

„Ah, da ſind ja die beiden Karthäuſer, welche bei Tiſche mit unſerem vortrefflichen Herrn Egli im Gelübde des Schweigens gewetteifert haben.“

„Rechne, mein Fräulein, ſind Herr Hellmuth und ich zu proſaiſche Leute, um an genialem Geſchwätze theilnehmen zu können,“ entgegnete Herr Bürger kurz, faſt rauh, wie er denn dieſen Ton der Tochter ſeines Chefs gegenüber faſt immer anzunehmen pflegte.

Was mich betrifft, mir lag die übervornehme Kälte, womit mich Fräulein Julie empfangen, als der Herr Oberſt mich ihr vorgeſtellt hatte, noch ſchwer in den Gliedern und fühlte ich mich daher nicht aufgelegt, freundlicher zu thun, als mein Nachbar.

„Herr Bürger hat wieder einmal ſeinen roſenfarbenen Tag, wie ich ſehe,“ fuhr das Fräulein fort und wandte ſich zu mir mit der Frage: „Aber warum haben denn auch

Sie, Herr Hellmuth, zu dem Gegacker und Geſchnatter, welches wir anzuhören hatten, keinen Beitrag geliefert?“

„Mein Fräulein, ich habe ja nicht die Ehre, zur Menagerie zu gehören.“

Fräulein Julie hätte nicht Fräulein Julie ſein müſſen, wenn ſie bei dieſer deutlichen Anſpielung auf eine ihrer Aeußerungen im Gartenſaale verlegen oder gar roth geworden wäre. Sie lächelte bloß und ſagte:

„Wie unartig! Und doch hätte ich ein galanteres Bezeigen von Seiten der beiden Herren verdient, welchen ſpeziell zu Liebe ich, weil ich ſah, wie ſie ſich langweilten, bei Tiſche einen ſo hübſchen Knalleffect in Scene ſetzte. Da ſieht man wieder recht deutlich, daß Undank der Welt Lohn iſt. Was aber die Menagerie angeht, ſo ſoll mich weder Undank noch ſonſt Etwas hindern, zu wiſſen, daß wenigſtens einer der beiden ſtolzen Herren — (hier ſah ſie Herrn Bürger ſo ſchalkhaft zärtlich an, daß mich Etwas wie Eiferſucht anwandelte) — in derſelben inſtallirt iſt und zwar in der Abtheilung der Bären. Sehen Sie, meine Herrſchaften — (dies ſprach ſie im täuſchend nachgeahmten Ton eines Menageriewärters) — hier iſt zu ſehen der graue amerikaniſche Bär, the grizzle bear aus dem Felſengebirge, ein ſehr wildes und furchtbares Thier, übrigens ein wohlconſervirtes Exemplar. Obwohl ſchon lange gefangen, iſt er noch keineswegs völlig gezähmt, geht aber als echter Republikaner auf den Ruf Citoyen."

Damit verließ ſie uns und wir hörten ſie ſogleich drüben der Frau Fürſtin von Altenkaſten über das heroiſche Rauchen derſelben eine brillante Eloge halten, welche die Zuhörer nach Belieben für eine ſolche oder auch für eine Satire nehmen konnten.

„Ein wunderbares Geſchöpf!" ſagte ich.

Herr Bürger ſah mich ſpöttiſch an und verſetzte:

„Rechne, Euch gelüſtet nach einem Käfig in der beſagten Menagerie . . . 's iſt kla—ar."

Dann legte er ſich in ſeinen Stuhl zurück, verſchränkte die Arme, zog die Brauen finſter zuſammen und murmelte:

„Falſch wie Aprilſonne! Treulos wie Wind und Welle!"

Fünftes Capitel.

Beſuch in der Reſidenz einer Königin. — „Iſt der Lauf der Fabrikwelt ſo." — Eine Erinnerung an Dante. — Von einem mutterloſen Kinde, welches ſeinen Vater nicht kannte.

Der Strom, welcher die Stadt durchfließt, nimmt unterhalb derſelben die Bihl auf, einen Fluß, der aus einer längs des linken Seeufers ſich hinziehenden Voralpenkette hervorbricht, nach Art ſolcher Bergwaſſer ein reiches Geſchiebe und Gerölle mit ſich führend, und zu Zeiten, wann es im Gebirge gewittert, mit wildem Brauſen trübe Fluten über ſein ſteinigtes Bett hinausſchleudernd. Doch nur droben in den Hochthälern, der Heimat ihrer idylliſchen Jugend, ſind der Bergtochter ſolche extravagante Launen noch geſtattet. Denn weiter abwärts hat die große Culturmiſſionärin, als welche man die Induſtrie immerhin wird gelten laſſen müſſen, den Unband gebändigt und ſeine Kraft der Philoſophie des Geldes dienſtbar gemacht.

Der letztere Ausdruck gehört Herrn Bürger an, in deſſen Geſellſchaft ich am letzten Tage meiner erſten im Kippling'ſchen Comptoir verbrachten Arbeitswoche das Bihlthal beſuchte. Bei der Schönheit des Morgens hatten wir vorgezogen, unſern Ausflug zu Fuße zu machen, und waren etwa eine Stunde lang auf der Höhe der Rebengelände am See hingewandelt, um uns dann rechter Hand in's Thal hinabzuwenden. Die Straße — kein Land Europas hat ein ſo reiches, bis in die kleinſten Weiler ausgezweigtes und ſo ſorgfältig unterhaltenes Straßennetz, wie die regenerirten Kantone der Schweiz beſitzen, von welcher Lakaien ſchreiben und Ignoranten glauben, daß ſie das Land der Unordnung und Anarchie ſei — die Straße lief durch einen ſchönen Buchenwald hin, durch deſſen grüne

Gründe der Fluß rauſchte, während Amſeln, Droſſeln und Finken um die Wette ſchlugen.

„Das iſt doch ein ander Ding, als auf dem Schreibbock vor dem Pult zu hocken,“ ſagte ich wohlgelaunt. „Mir iſt ganz idylliſch, jugendlich thöricht-leicht, ich möchte ſagen eichendorffiſch zu Muthe.“

„Rechne, es wird bald anders kommen,“ entgegnete mein Begleiter. „Wird nicht lange dauern, die eichendorff'ſche Morgenlyrik.... 's iſt kla—ar. Wartet nur, bis wir um die Biegung der Straße dort herum ſind, wo ſich der Wald lichtet. Wird bald ein ganz anderer Singſang anheben als der da, welcher übrigens, genau angehört, doch auch nur eine dudeldummlige Wiederableierung einer alten langweiligen Leier iſt.“

„Barbar!“

„Ei was! Rechne, iſt mir die ſogenannte Naturſchwärmerei zuwider ... alle die ſtereotypen Oh's und Ach's, zu einem gefühlſeligen Brei gekocht, Müſſiggänger damit aufzupäppeln. Was iſt auch an dem ganzen Zeug, an der Natur und ihrer Schönheit? Etwas mehr oder etwas weniger Gras und Laub, etwas mehr oder etwas weniger Steine und Berge, etwas mehr oder weniger Waſſer, Wald, Schnee und Eis — das iſt die ganze Geſchichte. Nicht der Mühe werth, ſich darüber zu echauffiren.... 's iſt kla—ar. Ja, wie geſagt, iſt mir das

Quinkeliren von der Natur zuwider und hat mich der Leſſing immer ſehr gefreut, daß er 'mal ſo einem Naturkerl, der ihm während des Spazierengehens ſeine grasgrünen Frühlingsgefühle vorleierte, trocken ſagte, er, der Leſſing, wollte, 's würde ſtatt immer und ewig grün 'mal roth frühlingen .... Im Uebrigen, wenn Ihr vorhabt, in dieſem Sommer 'ne Bergtour zu machen, rath' ich Euch, ſteigt von der Pfäfferſer Schlucht in's Kalfäuſerthal hinauf, welches ſich zwiſchen dem Monteluna und dem Kalanda öffnet und den Sardonagletſcher, aus welchem die Tamina kommt, zum Schluß hat. Prachtvolle Wildniß! Graſſiren dort noch nicht die ſechseckigen Engländer. Haſſe ſie. Das niederträchtigſte Heuchlerpack, welches die Erde trägt — herzenshart, hochmüthig, bornirt, innerlichſt kalt für Alles, was über Maſchinen, Baumwollenballen, Steinkohlen und Pfundnoten hinausgeht. Habe geſehen, wie ſie in Oſt- und Weſtindien wirthſchaften, dieſe Praktiker, welche die Woche über die ganze Menſchheit betrügen und Sonntags dem Herrgott 'was vorlügen. Schnödes Volk! Verleidet einem anſtändigen Menſchen ſogar Dinge, wie der Vierwaldſtätterſee und das Berner Oberland ſind ... 's iſt kla—ar."

Das war nun wieder recht Hans-Bürgerlich geſprochen, denn die Rede barg unter allerhand krauſen und maßloſen Wendungen doch nur den regen Naturſinn, welcher den guten Peſſimiſten heimlich beſeelte. Ich konnte ihm das nicht mehr beweiſen, denn wir hatten inzwiſchen den Waldſaum erreicht und Kipplingsruhe lag vor uns.

In der That, das war eine übelangebrachte Courtoiſie, dieſem Etabliſſement oder vielmehr dieſem gewaltigen Complex von Etabliſſements den erwähnten Namen zu geben. Ein dumpfes Brauſen, deſſen monotone Intenſivität die Nerven ſeltſam afficirte, kündigte ſchon von ferne eine Reſidenz der Königin Induſtrie an. Beim Näherkommen unterſchied das Ohr in dieſem Gebrauſe und Gedröhne die verſchiedenartigſten Einzeltöne, vom ſtoßweiſen Gepuhſte der Dampfmaſchine bis hinauf zum grellen Hammerſchlag auf klirrende Metallplatten.

Aus kleinen Anfängen war das Etabliſſement zu einem Umfang angewachſen, daß es den Raum einer kleinen Stadt bedeckte. Der Fluß, gedämmt und kanaliſirt, reichte, obgleich die Triebkraft ſeiner Strömung durch Anwendung von Turbinen verſtärkt war, nicht aus, die ſämmtlichen Werke in Bewegung zu ſetzen, und man hatte der Waſſerkraft die Dampfkraft zugeſellen müſſen. Es war da eine Spinnerei, eine Weberei, eine Eiſengießerei und eine Maſchinenbauwerkſtätte, alles in großartigen Dimenſionen angelegt, ohne eine Spur von Symmetrie, geſchweige von architektoniſcher Schönheit, aber zweckmäßig, praktiſch, geſchickt in einander greifend. Ein halb Dutzend und mehr rieſenhafter Schlote überragten die zerſtreuten Gebäulichkeiten und ſchickten Rauchmaſſen in die Höhe, welche bei ſtiller Luft, wie heute, als eine bleigraue Wolkendecke über dem Ganzen hingen — der Baldachin über dem Throne der Königin Induſtrie.

Als wir den Kanal, da, wo deſſen Waſſer wieder in das Flußbett einmündete, vermittelſt einer Bohlenbrücke überſchritten hatten, lenkte mein Begleiter unſere Schritte auf ein kleines hübſches Wohnhaus zu, welches durch eine Gartenanlage von den Fabrikgebäuden und ihren Hofräumen getrennt war. Auf der Freitreppe dieſes Hauſes begrüßte uns mit faſt übertriebener Höflichkeit eine Frau von mittleren Jahren, deren Hauskleid Anſpruch auf Eleganz machte und deren Züge eine deutliche Erinnerung an frühere Schönheit bewahrt hatten. Schade, daß jetzt in ihren von ſtarken ſchwarzen Brauen und Wimpern beſchatteten großen hellbraunen Augen etwas wie Falſchheit lauerte.

„Frau Regel,“ * ſagte Herr Bürger kurz und von der Höflichkeit der Wirthſchafterin — denn dieſe Stelle bekleidete die Angeſprochene — weiter keine Notiz nehmend, — „der Herr da und ich werden, wenn wir die Runde durch das Etabliſſement gemacht, mit Herrn Kipp-

---

* Landesübliche Abkürzung von Regula.

ling zu Mittag ſpeiſen. Sorgt dafür, daß die Forellen friſch und nicht zu weich geſotten ſeien. Iſt der junge Herr auf?“

„Nein, Herr Bürger. Er hat noch nicht einmal nach ſeiner Chokolade geſchellt und . . .“

„Schon gut. Benachrichtigt ihn, wenn er herunterkommt, von meinem Hierſein und daß ich ihn auf dem Bureau zu ſprechen wünſche.“

Frau Regel verbeugte ſich tief vor meinem Begleiter, der offenbar auch hier außen, wie in der Stadt, im Kippling'ſchen Geſchäft eine ſehr wichtige Perſon war, und wir gingen durch den Garten nach den Fabrikgebäuden hinab.

„Rechne,“ brummte Herr Bürger im Gehen, — „wenn Herr Kippling senior in jungen Jahren ſo lange in den Tag hineingeſchlafen hätte, wie Herr Kippling junior thut, ſo ſtünde jetzt hier wohl kein Etabliſſement, wo ſich zweitauſend und mehr arme Teufel für das Gedeihen des Kippling'ſchen Hauſes abmühen. Uebrigens ſtellt der junge Menſch, als Kaufmann angeſehen, ſchon ſeinen Mann. Hat ſich aus einem Taugenichts von Studenten überraſchend ſchnell in einen geriebenen Geſchäftsmann verwandelt. Verſteht das Geldmachen aus dem Fundament. Möchte wiſſen, wie's ihm angeflogen. Muß Inſtinkt ſein, angeborener Kippling'ſcher Inſtinkt . . . . 's iſt kla—ar. Hält Ordnung hier außen, eiſerne Ordnung, obgleich er den halben Tag im Bette zubringt. Fürchten ihn unſere Arbeiter wie den hölliſchen Satan. Iſt ein wahrer Typus der jeunesse dorée unſerer Zeit. Hat das Kapital des Herzens, falls er ein ſolches beſeſſen, ſchon vor dem zwanzigſten, ja vor dem achtzehnten Jahre verlumpt, rein verlumpt; kennt daher weder Skrupel noch Zweifel mehr, greift reſolut zu, wird ein großes Licht im Tempel Mammonis werden, wenn ihn unterwegs nicht mal die Lichtſcheere, genannt Geſetz, zufällig ausputzt . . . 's iſt kla—ar.“

„Ihr meint . . .“

„Meine, wollen zuerſt die Gießerei und die Maſchinenwerkſtätten beſichtigen, ſo's Euch beliebt. Will nur zuvor geſchwind den Leuten da einige Befehle geben.“

Die in Rede ſtehenden Leute waren mehrere Aufſeher, welche Herrn Bürger unterwürfig begrüßten. Ich bemerkte überhaupt eine gewiſſe ſcheue Unterwürfigkeit in dem Gebahren ſämmtlicher Angeſtellten und Arbeiter, etwas Verſtecktes, Gedrücktes, etwas geradezu Sklavenhaftes. Jeder Blick, jedes Wort, jede Gebärde der Leute gab ſo zu ſagen einen deutlichen Commentar zu der Mittheilung meines Begleiters ab, daß Herr Kippling der Jüngere hier außen eine „eiſerne Ordnung“ halte. Ich fing an zu begreifen, daß ein großer Fabrikherr ein ſouverainerer Souverain ſei, als mancher kleine Fürſt.

Nachdem Herr Bürger, das Notizenbuch in der Hand, ſeine Fragen geſtellt und ſeine Befehle gegeben hatte, gingen wir über die lärmenden Höfe und vertieften uns in die berußten, von tauſend grellen Klängen widerhallenden Regionen der Eiſeninduſtrie.

„Wie gefällt Euch dieſer Singſang?“ fragte Herr Bürger.

„Aufrichtig geſtanden, ganz unverhältnißmäßig weniger, als der vorhin im Walde draußen vernommene,“ verſetzte ich. „Bitt' Euch um Entſchuldigung, wegen ſo einer ungeſchäftsmäßigen Reminiscenz, aber mir kommen unwillkürlich die Verſe Dante's zu Sinne: —

Verſchiedene Laute, Worte, gräßlich dröhnend,
  Handſchläge, Klänge heiſeren Geſchrei's,
  Wie Wuth aufkreiſchend und wie Schmerz erſtöhnend,
Dies Alles wogte toſend ſtets, als ſei's
  Im Wirbel Sand, durch Lüfte, die zu ſchwärzen
  Es keiner Nacht bedarf, im ew'gen Kreis. . . .“

Indeſſen muß geſagt werden, daß ich bald Schlimmeres ſehen ſollte, als dieſe dröhnenden Eſſen, wo weißglühende Metallſtröme aus dem ſtöhnenden Kupalofen in die Gußformen rannen, rothe Metallklumpen unter den Schlägen der Dampfhämmer Funken ſprühten, mächtige Metallcylinder glatt gedreht, große Eiſenplatten gewalzt und gehobelt wurden, wo man dort den eiſernen Körper eines Dampfers, hier die complicirte Maſchinerie eines Locomotivs zuſammenſetzen ſah. Es war wenigſtens etwas Mannhaftes in dem toſenden Treiben.

Anders geſtaltete ſich die Scene, als wir in die Region der Baumwolle hinüber gingen und den Prozeß dieſer Induſtrie vom erſten bis zum letzten Stadium mit anſahen. Schon der entſetzliche Dunſt in dieſen Sälen und Corridoren mußte das Herz zuſammenſchnüren. Und dieſe weißen Sklaven, entnervt durch den beſtändigen Aufenthalt in einer Dampfbadatmoſphäre, verſumpft durch das ewige Einerlei einer maſchinenmäßigen Arbeit, — dieſe armen Kinder mit den gelben oder bleigrauen Geſichtern, verdammt, tagüber eine unerbittliche Maſchine zu bedienen und dann Abends vielleicht noch einen Weg von einer Stunde oder ſogar von zwei zurückzulegen, um ihr ärmliches Lager zu erreichen, — dieſe bleichen, hektiſchen Frauen, von Morgens 5 Uhr bis Abends 9 Uhr an die Maſchinen gebannt und daneben noch mit dem Fluche beladen, ein ſkrophulöſes Geſchlecht fortpflanzen zu müſſen, — o, wahrlich, groß iſt Königin Induſtrie und ihrer Herrlichkeit iſt kein Ende!

In einem der Spinnſäle zwiſchen zwei Reihen von Spinnſtühlen hingehend, bemerkte ich an einem derſelben den rothnaſigen Zündt, deſſen verfallene Geſtalt um ſo unerquicklich deutlicher auffiel, als er nur Hemd und Beinkleider anhatte. Als wir an ihm vorüberſchritten, wandte er, ſeinen Spinnſtuhl zurückrollen laſſend, den Kopf um und warf meinem Begleiter wieder ſo einen boshaft frechen Blick zu, wie am vergangenen Sonntag. Herr Bürger würdigte ihn aber keines Gegenblickes.

Nachdem mich in der Gluthitze des Schlichteſaals faſt eine Ohnmacht angewandelt hatte, betraten wir den großen Webeſaal, wo an fünfhundert Stühle „neueſter Conſtruction" in Thätigkeit waren, mit raſender Geſchwindigkeit ihre Schifflein hinüber und herüber ſchießend und ein furchtbares Getöſe verurſachend, das mit ſeiner ſchrecklichen Monotonie das Trommelfell zu zerreißen drohte und die Seele betäubte.

Mitten in dieſem Katarakt von Maſchinenlärm gewahrte ich das junge Mädchen, das Gritli, welches einen der Webſtühle zu bedienen hatte. Das ſchöne Kind hielt ſeine großen dunkeln, ſchwermüthigen Augen ängſtlich auf die Maſchine gerichtet und ſchaute nicht auf, als wir vorüber gingen. Es drängte mich, ſtill zu ſtehen, und der armen jungen Sklavin ein freundliches Wort zu ſagen, aber man hätte mit der Stimme einer Kanone ſprechen müſſen, um hier verſtanden zu werden.

Als wir den Saal verlaſſen hatten und den Gang zur Thüre des Webergebäudes hinabgingen, ſagte Herr Bürger:

„Rechne, das Gritli Zündt iſt Euch aufgefallen. Ihr findet das Kind ſchön und intereſſant?“

Ich nickte bejahend.

„Andere Leute finden das auch, mein Lieber. Kenne das. Weiß, wie's kommen wird. Noch ein paar Jährchen, wenn's gut geht, und die Blume wird gepflückt, zerpflückt und in den Koth getreten werden. Iſt der Lauf der Fabrikwelt ſo . . . 's iſt kla—ar. Aber was ſeht Ihr mich denn ſo erſchrocken an? Unſchuldige Seele, die Ihr ſeid! Kennt Ihr das Loos junger Fabrikſchönheiten nicht? Habt doch wohl auch ſchon von einem der großen Induſtriellen unſeres Landes reden hören, der ſeine kleinen Privatvergnügen recht ſinnreich mit der Geſchäftspraxis zu verbinden weiß. Hörte von Leuten, die es wiſſen können und müſſen, daß der fragliche Spinnerkönig ſelbſt ſeine Schäferſtunden lucrativ zu machen verſteht, indem er den zu beſagten Stunden gepreßten jungen Arbeiterinnen die vertändelte Zeit am Fabriklohn abzieht.“

„Sagt, daß Ihr lügt, um des Himmels willen!“

„Rechne, ſeid der Erſte, der zu ſagen wagt, Hans Bürger lüge. Will's Euch aber hingehen laſſen, weil ich ſehe, daß Ihr angegriffen ſeid . . . 's iſt kla—ar.“

Ach ja, ich war angegriffen. Der Staub, der Dunſt, der üble Geruch, das fürchterliche Getöſe da drinnen, die verkümmerten Maſchinen-Sklaven und Sklavinnen, endlich die ſchreckliche Andeutung Bürger's — das Alles machte mir das Herz brennen und den Kopf ſchwindeln.

Als wir draußen auf dem Hofe ſtanden und ich wirre Blicke auf die zahlloſen Fenſter der Arbeitsbaſtille um mich her warf, ſagte Herr Bürger:

„Rechne, Ihr denkt wieder an den alten Dante und meint, die Pforte dort ſollte billig die Aufſchrift tragen, welche der große Florentiner über dem Thor zum Inferno angebracht ſah: —

„Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen,
Ich führe Dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe Dich zum Volke der Verlornen.“

„Ja,“ rief ich erſchüttert aus, „Ihr habt recht. Das iſt die Hölle!“

„Bah,“ ſagte Herr Kippling, welcher zu uns getreten war und meinen Ausruf mit angehört hatte. „Bah,“ ſagte er in ſeiner widerwärtig gezogenen Redeweiſe, — „man gewöhnt ſich an Alles, nur nicht an's Gehenktwerden.“

Ich hätte den Menſchen dafür zu Boden ſchlagen mögen, wie damals im Heidelberger Schloßgarten, und verzeihe mir noch heute kaum, daß ich es nicht that.

Da die beiden Herren ein Geſchäft, welches mich nicht intereſſirte, abzumachen hatten, begaben ſie ſich auf das Bureau und ich ging nach dem Garten, um beſſere Luft einzuathmen. Gerade gab die Glocke das Zeichen zur mittäglichen Feierſtunde und die Höfe wimmelten von Arbeitern und Arbeiterinnen, welche ihr Mittagsbrot zu verzehren gingen.

Von ſchmerzlichen Gedanken bewegt, hatte ich einige Gänge durch den Garten gemacht und war am äußerſten Ende deſſelben angekommen, als ich jenſeits des eiſernen Staketenzaunes, der hier an den Fluß hinablief, das ſchöne Gritli gewahrte. Das Kind ſaß ganz allein unter einem Baum auf dem Raſen, beſchäftigt, einige kalte Kartoffeln zu ſchälen, welche nebſt einem nicht ſehr großen Stück Brot ſein Mittagsmahl ausmachten.

Da ich hinter den Fliederſtauden heraufkam, bemerkte mich das Mädchen nicht ſogleich und ſo konnte ich ſehen, wie es, während es langſam ſeine kärgliche Koſt genoß, ſehnſüchtig nach den blühenden Blumenbeeten hereinblickte, als wünſchte es, auch nur einmal in dieſem Paradieſe zu wandeln, welches natürlich für das „Fabriklervolk“ ein abſolut verbotenes war.

Schon bei unſerer erſten Begegnung hatte das Kind meine Theilnahme erregt. Schon damals, wie auch jetzt wieder, erinnerten mich ſeine Züge, noch weit mehr aber ſeine Augen, trotz ihres melancholiſchen Ausdrucks, an ein Weſen, welches freilich die ſeinigen nicht zum Melancholiſchblicken gebrauchte, — [illegible]n Julie Kippling. Das konnte freilich nur eine Phantaſie ſein, aber doch, fürchte ich, mochte dieſe Phantaſie mit dazu beitragen, daß ich das Kind jetzt ſo gütig anredete, wie ich that.

Anfangs war die Kleine ſcheu und gab nur kurze und befangene Antworten. Nach und nach aber brachte ich ſie zum Plaudern, beſonders als ich die rechte Saite anſchlug, indem ich ſie nach ihrer Mutter fragte.

Die Mutter ſei todt, ſeit mehreren Jahren, an der Auszehrung geſtorben — erfuhr ich — und ſeither . . .

„Seither?“ fragte ich, als das Kind innehielt, um ſeine Thränen abzuwiſchen.

„Seither hab' ich Niemand mehr,“ ſagte die Kleine langſam und mit einer Innigkeit des Tones, die mich tief ergriff.

„Aber Du haſt ja Deinen Vater.“

„Den Zündt?“ fragte ſie mit einem halb furchtſamen halb verachtungsvollen Ausdruck.

„Freilich. Iſt er nicht gut mit Dir?“

„Doch, wenn er nicht trunken iſt.“

„Und er trinkt oft?“

„Ja. Dann iſt er wild.“

Ich errieth leicht, was Alles in dem Worte „wild“ ſich zuſammenfaßte: Rohheit, brutale Mißhandlung, Hunger, Entbehrung aller Art, das ganze Elend eines mutterloſen Fabrikkindes.

Die arme ſchöne Kleine mochte in meinen Blicken etwas Anderes leſen, als ſie ausdrücken wollten, oder auch ſagte ihr jener feine Inſtinkt für das Rechte und Schickliche, welcher bei Kindern, beſonders bei Mädchen vom Alter des Gritli, oft die Erfahrung erſetzt, daß mir die Art und Weiſe, wie ſie ſich über den Vater ausgelaſſen, befremdend ſein müſſe. Genug, nachdem ſie mich eine Weile ſchüchtern forſchend angeſehen, ſenkte ſie die Augen und ſagte leiſe:

„Die Leute ſagen, und wenn der Zündt wild iſt, ſagt er es ſelber, daß er gar nicht mein Vater ſei."

„Wer denn?"

„Ich weiß es nicht."

Hier ertönte vorne im Garten die Stimme Bürger's:

„Wo zum Teufel, Hellmuth, ſteckt Ihr denn? Rechne, die Suppe wird kalt und die Forellen werden zu weich . . . 's iſt kla—ar."

„Ich komme," rief ich zurück, zog die Börſe, reichte dem Gritli ein Stück Geld durch das Gitter und ſagte: „Schaff' Dir dafür ein Kleidchen an, Kind, und hörſt Du, wenn Du mal in Noth biſt und glaubſt, ich könnte Dir helfen, ſo komm' nur ungenirt zu mir. Ich heiße Michel Hellmuth und arbeite auf dem Contor des Herrn Oberſt in der Stadt. Gib mir die Hand darauf, daß Du es nicht vergeſſen willſt."

Die Kleine ſah mich ungläubig, faſt erſchrocken an.

Es mochte lange her ſein, ſeit ſo ein freundliches Wort zu ihr geſprochen worden war. Zögernd legte ſie ihre kleine Hand in die meinige, aber als ich ſie drückte, rollte ein heißer Thränentropfen aus ihrem Auge über meine Finger.

Eine Minute darauf ſaß ich dem über mein langes Ausbleiben brummenden Bürger bei Tiſche gegenüber. Herr Kippling, welcher ſich gegen den erſten Buchhalter und Procuraträger ſeines Vaters ſehr dienſtbefliſſen benahm, that in Verbindung mit der Frau Negel alles Mögliche, den Brummenden zufrieden zu ſtellen. Den Forellen, welche gerade die richtige Mitte zwiſchen zu weich und zu hart hielten, gelang dies endlich, worauf Herr Bürger mit einem Seitenblick auf mich eine humoriſtiſche Diatribe gegen die „jugendlich-thörichte Schwärmerei des Naturkneipens“ losließ. Ich meinerſeits ſpeiſte mit ſchlechtem Appetit, denn immer mußte ich beim Anblick der uns aufgetiſchten Leckerbiſſen des kleinen Brotſtückes und der kalten Kartoffeln denken, welche zuſammen für einen langen Sommertag die Nahrung des Gritli ausmachten, des armen ſchönen Kindes, das keine Mutter hatte und nicht wußte, wer ſein Vater war.

Sechſtes Capitel, —

worin ein erſter Buchhalter und Procuraträger ohne Erfolg den getreuen Eckart ſpielt, weiterhin eine knabenhafte Anwandlung und ein Rettungsſprung vorkommt, ferner ſehr viel, vielleicht zu viel geküßt und endlich ein feierlicher Schwur geleiſtet wird.

Ich hatte Urſache, mit meiner Stellung im Hauſe Kippling zufrieden zu ſein. Arbeit gab es zwar vollauf, aber wenn der Herr Oberſt von ſeinen Comptoiriſten viel forderte, ſo war er auch nicht karg gegen ſie. Zu mir ſchien er eine Art von Zuneigung gefaßt zu haben und ich wurde nach einiger Zeit mitunter in das Allerheiligſte der Firma zugelaſſen, d. h. zu den Berathungen, welche Herr Kippling senior, Herr Kippling junior und Herr Bürger in Betreff neuer Unternehmungen und Combinationen hielten. Ich gewann dadurch außerordentlich inſtructive Einblicke in die erdumſpannende Maſchinerie des Handels, aber zugleich auch die troſtloſe Ueberzeugung, daß es allerdings in dieſer Sphäre, gerade wie in der Sphäre der Politik, keine Moral gäbe. . . . Zum Glück für die Menſchheit gibt es aber in dieſer, wie in jener Sphäre, wenigſtens eine Nemeſis, wenn ſie auch nicht immer erſcheint, wo und wann man ſie herbeiwünſcht.

Herr Kippling der Jüngere behandelte mich, wenn er zur Stadt kam, ebenfalls artig, mit einer Art nonchalanter Zuvorkommenheit. Doch blieben unſere Beziehungen nur ſehr äußerliche. Was Fräulein Julie anging, ſo gab es Augenblicke, ſogar Stunden, wo ich mir, ohne gerade ein Geck zu ſein, hätte einbilden können, die Möglichkeit eines wärmeren Gefühls für mich, welche in ihrer damals im Gartenſaal ſo keck-frivol hingeworfenen Frage gelegen hatte, ſei mehr als bloße Möglichkeit, und dann gab ich mich widerſtandslos dem berückenden Zauber hin, welchen das verzogene Kind des Glückes auf mich übte. Allein die launiſche Schöne ſorgte redlich dafür, daß der Traum immer wieder ſchnell und jach zerfloß, indem ſie in ihrem Benehmen gegen mich gütige, ja faſt zärtliche Annäherung mit beleidigendem Hochmuth und ſchonungsloſem Spott wechſeln ließ; obgleich ich hinlänglich auf meiner Hut war, ihr keine Gelegenheit zu begründeter Demüthigung zu geben.

Sie freilich machte ſich Nichts daraus, Gelegenheiten, mich zu verletzen, vom Zaune zu brechen, und ſo hatte ſie es auch eines Tages beim Mittagstiſch wieder ſo arg getrieben, daß ich nachher auf dem Wege zum Comptoir höchlich erbittert zu Herrn Bürger ſagte:

„Meiner Treu, ich bin es müde, die Zielſcheibe dieſes boshaften Geſchöpfes zu ſein.“

„Hm,“ verſetzte er wohlgelaunt, „rechne, die heutigen Witze des Fräuleins waren recht paſſabel.“

„Ei was, Ihr hattet gut lachen. Sie hat Euch ja, während ſie mich verhöhnte, mit zärtlichen Blicken förmlich überſchüttet.“

„So? Ihr ſeid am Ende gar eiferſüchtig auf mich, mein Junge? Rechne, wäre das der Superlativ des Unſinns . . . 's iſt kla—ar.“

„Eiferſüchtig? Da müßt' ich doch vorher einfältig genug ſein, mir einzubilden, ich ſei verliebt. Das fehlte noch!“

„Nur nicht ſo ſpritzig! Sehe gar nicht ein, warum ein junger Mann von Euren Qualitäten nicht in das ſchöne Mädchen verliebt ſein könnte . . . 's iſt kla—ar.“

„Klar iſt nur, daß ich durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt bin.“

„Wirklich? Deſto beſſer. Haben heute einen Couriertag und gibt es, rechne ich, viel zu thun für Euch.“

Das gab es in der That und zwar bis tief in den Abend hinein, ſo daß ich Gelegenheit genug hatte, ob meiner Pflicht meinen Aerger zu vergeſſen.

Es war ein heißer Julitag geweſen und ich dürſtete nach einem Bad im See, als ich endlich mit meiner Arbeit zu Rande gekommen.

Ich verließ als der Letzte das Comptoir und ging durch den dämmernden Garten zum See hinauf. Es war ſtill auf meinem Wege. Die fallende Silberſäule des großen Springbrunnens plätſcherte geſchwätzig im dunkelnden Grün und ſtoßweiſe brachte die laue Abendluft das dumpfe Getöſe des Straßenlebens von der Stadt herüber.

Als ich aus meinem Zimmer im Pavillon zu der kleinen Einbuchtung hinunterging, wo die Barken angekettet waren, traf ich auf Herrn Bürger, welcher ſeine Cigarre rauchend, auf einer der Stufen der Freitreppe ſaß und auf den dunkelnden See hinausſah.

Beim Geräuſch meiner Schritte wandte er den Kopf, ſchickte mir einen ſeiner durchdringenden Blicke zu und fragte kurz:

„Wohin?“

„Auf das und in das Waſſer, wenn's Euch beliebt. Kommt mit, falls Ihr ſchwimmen könnt.“

„Schwimmen? Rechne, iſt das Schwimmen jetzt ſehr Mode unter den jungen Leuten. . . . Apropos, Ihr kennt doch das alte Tanhäuſerlied?“

„Das Tanhäuſerlied? Was ſoll's damit? Ich hört' es in meiner Jugend ſingen,“ verſetzte ich, die Kette der Barke loshackend.

„Aber Ihr habt es vergeſſen, ſammt der Moral, die darin ſteckt . . . 's iſt kla—ar.“

„Ihr gebt mir wieder einmal Räthſel auf, lieber Freund."

„Ach nein, aber ich bin heut Abend ſo muſikaliſch geſtimmt, daß ich nicht umhin kann, Euch aus dem guten alten Lied etliche Strophen vorzuſingen. Paßt auf. Wie Ihr wißt, hatte der edle Tanhäuſer mit Frau Venus eine recht hübſche Zeit vertändelt, als er eines ſchönen Tages plötzlich das kriegte, was wir auf der Univerſität moraliſchen Katzenjammer nannten. Es wurde ihm ungemüthlich ſchwül im Venusberg, wollte von dannen ziehen, der arme Mann, worauf ihn Frau Venus alſo anſang:

Herr Tanhäuſer, nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid wohl nicht bei Sinnen;
Nun laßt uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minnen.

Der Ritter aber ſetzte ſeinen Kopf auf und legte dieſen ungalanten Proteſt ein:

Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid eine Teufelinne.

Hat ihm aber nicht viel geholfen, dem armen Kerl. Es zog ihn doch wieder zum Venusberg zurück. Der getreue Eckart ſtellte ſich ihm vergebens in den Weg. Ja, die

Eckartsrolle gehört zu den undankbarſten Rollen auf dem Theatro mundi. Meint Ihr nicht auch?"

„Ich meine, Euer Humor macht heut Abend wieder ſeltſame Sprünge," gab ich zur Antwort und trat in das Boot.

„Ah, rechne, das Tanhäuſerlied gefällt Euch nicht ... 's iſt kla—ar. Wartet, will Euch ein anderes ſingen:

> Die ſchönen Nixen im Schleiergewand
> Entſteigen der Meerestiefe.
> Sie nahen ſich leiſe dem jungen Fant ...

aber ſehe ſchon, Ihr wollt mit aller Gewalt in's Waſſer, obgleich daſſelbe, wie die Juden ſagen, keine Balken hat. Denkt daran, wie es dem unvorſichtigen Burſchen erging, dem Göthe'ſchen Fiſcher:

> Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin
> Und ward nicht mehr geſehn. ...

Im Uebrigen, geht meinethalb in's Waſſer oder zu den Nixen oder zum Teufel!"

„Einſtweilen nur in's Waſſer, mit Eurer gütigen Erlaubniß," entgegnete ich lachend und ſtieß vom Ufer.

Ein paar Ruderſchläge brachten mich aus dem Bereich von Herrn Bürger's Stimme. Mein Boot glitt über das Waſſer der kleinen, vom Kippling'ſchen Garten eingefaßten Bucht und dann in den See hinaus. Dort zur Rechten, wo der Garten in einer noch einen Büchſenſchuß weit in den See vorſpringenden Landzunge endigte, breitete eine alte Trauerweide ihr Aſtgehänge über ein zierliches Badhäuschen aus, welches die Gränzmarke der ganzen Beſitzung bildete. Beim Vorüberfahren bemerkte ich, daß an den Stufen, welche aus dem Badhäuschen auf der Seeſeite in's Waſſer herabführten, eine Barke angelegt war. Aber da die Hausbewohner öfter hieher kamen, um zu baden, achtete ich weiter nicht darauf, ſondern trieb mein kleines Fahrzeug vorüber und weiter in die ſpiegelglatte Waſſerfläche hinein.

Nachdem ich mich draußen entkleidet und, um mein Boot herſchwimmend, mich eine Viertelſtunde lang und drüber tüchtig in dem erquicklichen Element getummelt hatte, ſchwang ich mich wieder in das Fahrzeug, kleidete mich an und griff zu den Rudern, um noch eine Weile auf dem See herumzuflaniren, zwecklos die leichte Barke da und dorthin treibend.

Die Scene war gar ſo ſchön, denn der über den öſtlichen Alpenkuppen aufgehende Mond übergoß den See und ſeine Ufer mit magiſchem Licht.

Plötzlich kreuzte ein ſchwarzer Schatten den Silberſpiegel, auf welchem ich herumſchwärmte.

Es war ein Dampfer, welcher, den See herab kommend, unfern von mir daherzog, mit ſeinen Radſchaufeln die ruhige Flut zu blitzendem Funkengeſtäube aufwühlend.

Eine knabenhafte Luſt erfaßte mich. Ich trieb mit haſtigen Ruderſchlägen mein Boot dem brauſenden Schiff entgegen, um mich auf der wogenden Waſſerfurche zu wiegen, welche der Dampfer hinter ſich herzog.

Dazu kam ich freilich ſchon zu ſpät, denn das Schiff fuhr mit voller Kraft dahin und ließ mich weit hinter ſich. Aber indem ich die ſich wieder glättende Furche kreuzte, ſah ich kaum ein paar Armlängen von mir entfernt einen ſchimmernden Nacken der Flut enttauchen, dann eine Hand wie krampfhaft in die Luft greifen, ein wilder Angſtſchrei, ſchon halb erſtickt, ſchlug an mein Ohr und dann verſchwand Alles.

„Da hat ſich ein Schwimmer zu weit herausgewagt,“ ſagte ich, und während ich es ſagte, warf ich Rock und Schuhe von mir und ſtürzte mich in das Waſſer.

Es war dabei kein großer Aufwand von Heroismus im Spiele, denn ich war ein guter Schwimmer, dem es auch bald gelang, den Unterſinkenden mit einem kräftigen Griff am Schopfe zu faſſen und nach oben zu reißen.

Der Augenblick, wo ich meine ganze Kraft und Selbſtbeherrſchung nöthig hatte, kam erſt jetzt.

Denn als ich, mich halben Leibes aus dem Waſſer hebend, mit dem linken Arme meine lebloſe Beute umfaßte, bemerkte ich, daß ich keinen Schwimmer, ſondern eine Schwimmerin aufgefiſcht hatte, die ſchönſte Nixe, die ſich je in den Fluten getummelt.

Das Mondlicht fiel auf das reizende Antlitz der Bewußtloſen, das an meiner Schulter lehnte, fiel auf Arme von vollendeter Schönheit, fiel auf den Schnee der Buſenhügel, von welchen im Ringen mit dem Tode die Hülle des Badgewandes ſich abgeſtreift hatte.

Ich ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung, des Schreckens, des Frohlockens aus, denn ich hielt Julie Kippling in meinem Arme.

Sie feſt umklammernd, nur von dem einen Gedanken durchpulſt, ſie zu retten oder mit ihr in das feuchte Grab zu ſinken, ſtrich ich mit der Rechten aus, erreichte mein Boot, hob, das Waſſer tretend, mit beiden Armen die koſtbare Laſt in das Fahrzeug, ſchwang mich nach, kniete zu ihr nieder, ſtrich ihr die Fülle der aufgelöſten, waſſertriefenden Locken aus dem Geſicht, richtete ſie in meinen Armen auf und bedeckte ihre geſchloſſenen Augen, ihre bleichen Wangen und Lippen mit wilden Küſſen.

Ich wollte ſie in's Leben zurückküſſen. Sie konnte nicht ſterben! Es durfte nicht ſein!

Endlich, endlich, nach einigen Sekunden tödtlicher Angſt zuckte es in dieſen herrlichen Gliedern. Ein Zittern und Beben lief darüber hin, der Buſen hob ſich hoch, ein

ſchwerer Seufzer, ein tiefes Aufathmen brach aus ihr
Munde und noch halb bewußtlos blickten die weit ſ
öffnenden Augen um ſich, voll Entſetzen, ja voll Wahnſin

„Komm zu Dir, komm zu Dir, Julie! Ich bin
Dir!“ rief ich ihr zu und preßte ſie feſt an meine Br
ſinnlos, trunken, ſelbſtvergeſſen.

Sie ſtemmte, ſchwach abwehrend, ihre Hände
meine Schultern und funkelte mich an mit ihren ſchwarz
Augen.

Es war ein zugleich berauſchender und drohend
Blick. Scham, Zorn, Liebe, Entzücken, Haß — das Al
lag darin.

„Du haſt mich gerettet? Du, Michel? Du h
mich ſo geſehen?“ ſtammelte ſie und ſchmiegte ſich an mi

Und dann, einem leidenſchaftlichſten Impulſe folgen
umklammerte ſie meinen Nacken und ihre Lippen ſogen ſi
an den meinen feſt, als wollte ſie mich zu Tode küſſen.

„Du haſt mich gerettet, Du, Du!“ ſagte ſie wied
und wieder und lachte und weinte zugleich und überſchütte
mich mit Feuerküſſen.

Ihre Zärtlichkeit hatte etwas Unheimliches, Convu
ſiviſches, Dämoniſches, Etwas, das mich, obgleich mir d
Blut in den Adern kochte, wie geheimes Entſetzen anfaß
und mir meine Beſinnung wieder gab.

„Michel,“ flüſterte ſie, „Du haſt mich dem To abgekämpft ... Du biſt ein Mann! Ich will Dein Weib ſein ... morgen ſchon, wenn Du willſt!"

Warum ich zauderte, auch nur einen Augenblick zauderte, haſtig nach dem glänzenden Preiſe zu greifen, um den ſchon ſo Viele vergeblich gerungen und ſo Viele noch vergeblich rangen; warum mich in der verführeriſchſten aller Situationen plötzlich wieder jenes dunkle antipathetiſche Gefühl beſchlich, das zu dem leidenſchaftlichen Wohlgefallen, welches Julie's Schönheit mir einflößte, die Kehrſeite bildete; warum ich das entſcheidende „Ich will!" nicht ſprach, — ich wußte es nicht und weiß es wahrhaftig bis zur Stunde noch nicht.

Freilich, in der nächſtfolgenden Zeit kamen Stunden und Tage, wo ich meine Unſchlüſſigkeit bitter bereute und mich das ſchalt, als was ich dem geneigten Leſer in der eben geſchilderten Lage zweifelsohne erſcheinen werde, — einen albernen Träumer und Thoren ....

„Fräulein," ſagte ich zögernd.

Sie ſchnellte auf und von mir zurück, wie von einer Springfeder gehoben.

„Fräulein?" entgegnete ſie bitter fragend.

Weiter ſagte ſie Nichts, ſondern blieb nur eine Sekunde vor mir ſtehen, das Badegewand züchtig über der Bruſt zuſammenhaltend und mich mit einem Blicke ſchneidenden Hohnes fixirend.

Wären mythologiſche Bilder nicht allzu ſehr Rococo, würde ich ſagen, die Bakchantin ſei mit einem Schlag zur Eumenide geworden.

Ich fühlte, daß ich mein Glück verpaßt hätte.

„Haben Sie die Güte, mein Herr Retter, mich zu dem Badhäuschen zu rudern. Mich friert.“

Indem ſie dieſes mit eiſiger Kälte ſagte, wandte ſi ſich nach dem Spiegel des Bootes, wo ſie mit gegen mic gewendetem Rücken niederkauerte.

Ich brachte die Barke in Gang, nahm dann meine Rock, trat leiſe hinter die in ſich Zuſammengeſchmiegt und deckte ihr denſelben über Rücken und Nacken. Si ließ es ſich ſchweigend gefallen, und da ich meine Rude angeſtrengt handhabte, waren wir nach einer Fahrt vo wenigen Minuten bei dem Badhäuschen angelangt.

Sie flog wie ein Vogel die Treppe hinauf, aber bevo ſie in der Thüre verſchwand, warf ſie noch in befehlende Ton das Wort zurück:

„Warten Sie hier einen Augenblick!“

Ich wartete gehorſam und hatte in der That nic lange zu warten. Die Thüre öffnete ſich wieder und Frä lein Julie erſchien in Mantelet und Shawl oben an d kleinen Treppe.

Der Mond ſtand noch immer am Himmel und

konnte ich das Geſicht des Mädchens ſehen. Es war ernſt, aber nicht gerade unfreundlich.

„Meine Schwimmpaſſion hat ein dummes Ende genommen,“ ſagte ſie. „Das Waſſer iſt falſch wie die Menſchen und der Krampf gehört zu den vielen perfiden Einrichtungen in dieſer zweckmäßig eingerichteten Welt. Ich werde mich daher morgen nach einer andern Paſſion umſehen. Doch das geht Sie Nichts an, mein lieber Herr Hellmuth … Haben Sie mir nicht einmal geſagt, das Andenken Ihrer Mutter ſei Ihnen heilig?“

„Sehr!“

„Wohl. Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo ſchwören Sie mir jetzt, hier, auf der Stelle, beim Andenken Ihrer Mutter, daß nie ein Laut — hören Sie? — nie auch nur ein Laut über Ihre Lippen gehen werde, welcher verrathen könnte, wo und wie Sie heute Julie Kippling gefunden, dem Tod entriſſen, geküßt und — verachtet haben.“

„Verachtet? Um des Himmels willen, Fräulein …“

„Genug, genug!“ unterbrach ſie mich mit gebieteriſcher Gebärde. „Schwören Sie!“

„Es bedarf des Schwures nicht.“

„Schwören Sie! Ich will es!“

„Wohlan, ich ſchwör' es!“

„Beim Andenken Ihrer Mutter?“

„Beim Andenken meiner Mutter!“

„Gut. Ich weiß nun, Ihre Lippen werden verſiegelt ſein, bis ich das Siegel löſe; wenn nicht, für immer... Sie ſehen, mein Herr, daß ich Sie achte, und das ſoll mein Dank ſein für Ihre Hülfeleiſtung.... Jetzt aber machen Sie, daß Sie heim und aus den naſſen Kleidern kommen. Sonſt werden Sie, fürcht' ich, Ihr Abenteuer mit einem horribeln Schnupfen bezahlen. Gut' Nacht!“.....

Am folgenden Tag erſchien Fräulein Julie nicht beim Mittagstiſch und Herr Kippling theilte uns mit, ſeine Tochter habe in Begleitung ihres Bruders vor einer Stunde eine Badereiſe nach Deutſchland angetreten.

Eine Woche darauf trat auch ich eine Reiſe an, nicht nordwärts, aber ſüdwärts, nach Italien und Spanien, — keine Vergnügungsreiſe, aber eine Geſchäftsreiſe, von welcher ich erſt zurückkehrte, als der inzwiſchen eingetretene Winter wieder dem Frühling zu weichen begann.

Ende des zweiten Theils.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Schiller.

Culturgeſchichtlicher Roman

in ſechs Büchern.

Von

Johannes Scherr.

. . . . Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Erſter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

[illegible]

[illegible]ASIS.

Vorſpiel.

BIBLIOTHECA
[illegible]
OTTAWENSIS

Erſtes Capitel.

Geſetzt, ein Fremder wäre in unſeren Tagen nach Stuttgart gekommen, in der Abſicht, von da aus durch Naturſchönheit oder hiſtoriſche Erinnerungen vorragende Orte des würtemberger Landes zu beſuchen, ſo würde ihm auf ſeine erkundigenden Fragen unter anderen Antworten ſicherlich auch die zu Theil werden: „Ludwigsburg müſſen Sie jedenfalls ſehen.“ — Ludwigsburg iſt das Verſailles der guten Stuttgarter. Es knüpfen ſich, freilich in etwas kleinerem Maaßſtab, nicht weniger bunte, pompoſe und tragiſche Denkwürdigkeiten daran, als an den berühmten Sitz der bourboniſchen Monarchen. Falls unſer Fremder an den rechten Mann gerathen, würde ihm in der Geſchichte der jetzt kaum anderthalb Jahrhunderte alten Stadt Ludwigsburg ein bedeutſames Stück würtembergiſcher Geſchichte aufgerollt werden, ein Stück Geſchichte voll Glanz und Jammer. Der Zuhörer müßte allen geſchichtlichen Sinnes baar ſein, wenn er nicht lebhaft wünſchen würde, die Stätten in Augenſchein zu nehmen, welche für die wechſelnden Szenen der Regierungszeit der Herzoge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen, ſowie König Friedrichs I., die Schauplätze abgegeben haben.

Unſer Reiſender beſitzt aber hiſtoriſchen Sinn Er geht daher eines Morgens nach dem zwiſchen der Schloßſtraße und der Kronenſtraße gelegenen ſtuttgarter Bahnhof und fährt mit dem erſten nach Norden gehenden Zug aus dem Thalkeſſel der ſchwäbiſchen Reſidenz hinaus. Das Dampfroß keucht zuerſt langſam den Schienenweg hinan, linksab von der „Galgenſteige," auf deren Höhe der eiſerne Galgen ſtand, an welchem der berüchtigte Finanzkünſtler Joſeph Süß Oppenheimer ſeine glänzende Laufbahn ſchmählich beſchloß, am 4. Februar 1738. Der Bahnzug durchbrauſt den nicht enden wollenden „Pragtunnel," läßt Feuerbach links, berührt Zuffenhauſen und Kornweſtheim, gewährt den Paſſagieren zeitweilig den Anblick des zur Linken über eine bewaldete Bergwand hochhereinragenden Luſtſchloſſes „Solitude" und hält bald darauf beim Stationshaus der Stadt

Ludwigsburg. Sie liegt drei Wegſtunden nördlich von Stuttgart, auf einer Hochebene, deren Abhang vom linken Ufer des Neckars begrenzt wird. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſtand da nur ein einſamer Hof, dem Kloſter Bebenhauſen gehörend. Dieſem nahm der Herzog Eberhard Ludwig das Gut widerrechtlich und machte daraus eine Stadt, deren Urſprung demnach die lange Reihe von Willkürakten eröffnete, welche in ihren Mauern vorgehen ſollten. Des Herzogs Maitreſſe, Chriſtine Wilhelmine von Grävenitz, eine Mecklemburgerin, deren Name zu den ſchlimmſten Erinnerungen der Geſchichte Altwürtembergs gehört, wollte da reſidiren. In Stuttgart fühlte ſie ſich durch die Anweſenheit der unglücklichen, aber ſtandhaft ihr Recht und ihre Würde wahrenden Gemahlin des Herzogs beengt. Dem Hochmuth der Kebſin gelüſtete es, ſchrankenlos allen Pomp einer ſouverainen Herrin ihres bethörten Liebhabers zu entfalten, und der Fürſt beeilte ſich, wie in Allem, ſo auch hierin ihrem Willen nachzuleben. Erſt entſtand auf dem dürren Plateau mit ungeheurem Aufwand ein Palaſt, dann, mit noch vermehrtem, eine Stadt, — nicht die einzige, die zu jener Zeit in deutſchen Landen aus ähnlichen Motiven erbaut wurde.

Ludwigsburg iſt jetzt nur noch eine Ruine, obgleich ſeine Häuſer von Zeit zu Zeit neu angeſtrichen werden. Wenn der Reiſende, welchen wir von Stuttgart herbegleiteten, die Stadt durchwandert, wird er unſchwer bemerken, daß dieſelbe durchweg den Stempel ihres Urſprungs trägt. Es waren hier in keiner Weiſe die naturgemäßen Bedingungen ſtädtiſcher Exiſtenz gegeben. Ludwigsburg iſt nicht geworden und gewachſen, ſondern durch ein fürſtliches Machtwort aus dem Nichts hervorgezwungen worden, zu einem künſtlichen Daſein. Das Geſchöpf einer Fürſtenlaune, hat dieſer Ort in Zeiten, wo der würtembergiſche Hof zu wiederholten Malen darauf Anſpruch machte, der glänzendſte Deutſchlands zu ſein, ſeine ſchönen Tage geſehen, falls nämlich ein Glanz, welcher mit ſo viel Elend erkauft wurde, überhaupt ſchön genannt werden darf. Jetzt lebt die Stadt, ſchnell gealtert, nach verflogenem Jugendrauſch ſo zu ſagen nur von einer Staatspenſion. Sie war einmal da, man konnte, als der Hof weggezogen, ihren Bewohnern doch die Häuſer nicht über den Köpfen zuſammenfallen laſſen. Der leere Titel einer „zweiten Reſidenz" oder einer „guten Stadt" ſättigt nicht. Die Regierung hatte daher für neue Nahrungsquellen zu ſorgen und ſie that dieß, ſo gut ſie es vermochte. Sie machte Ludwigsburg zum Sitz einer oberſten Kreisbehörde, ſchuf die weitläufigen Bauwerke, welche früher einen zahlloſen Schwarm von Höflingen beherbergten, in Kaſernen um und füllte dieſelben mit Soldaten aller Waffengattungen. Von dieſen vornehmlich lebt die Stadt.

Betrittſt Du ihre breiten, hellen langgeſtreckten Straßen, die nach der Schnur gezogen ſind, ſo gewinnſt Du den Eindruck der Oede. An gewöhnlichen Tagen begegnen Dir ſehr viele Soldaten, aber wenige Bewohner. Zwiſchen dem Pflaſter guckt das Gras neugierig hervor, ein grüner Proteſt der Natur gegen die ihr aufgedrungene Stadt. Du begreifſt jetzt, wie ein Sohn derſelben den Ort „Grasburg“ nennen konnte, obgleich die guten Ludwigsburger dieſen humoriſtiſchen Namen nicht gerne hören. Weniger begreifſt Du es, wie in der uniformirten Proſa dieſes Ortes ein Poet und Geiſterſeher, wie Juſtinus Kerner, zur Welt kommen konnte. Allein die Extreme berühren ſich überall und dann ſchwebte zur Zeit von Kerners Geburt noch ein Nachhall der Romantik von Herzog Karls Tagen, die freilich mit der Kerner'ſchen wenig gemein hat, über Ludwigsburg. Viel mehr jedoch harmonirt es mit der heutigen Nüchternheit der Stadt, daß ſie dem unerbittlich nüchternen Kritiker David Friedrich Strauß das Leben gegeben.

Aber Du eilſt dem Schloß zu. An dieſem wenigſtens, meinſt Du, müſſen Erinnerungen von Ludwigsburgs „guter alter“ Zeit in Fülle haften. Aber auch da haben viele ſich verwiſcht. Die Vergänglichkeit, welche auf alles Menſchliche ihren Stempel drückt, hat auch hier ihr Recht geübt. Man ſieht es dem Palaſt und ſeinen Gärten leicht an, daß ſie ſeit langen Jahren nur noch Anſtands halber unterhalten werden. König Wilhelm hat dieſe Reſidenz immer nur ſehr vorübergehend bewohnt und hat ſie nie geliebt: es knüpften ſich für ihn an dieſelbe Jugenderinnerungen, welche trübe genug waren. So iſt denn das ludwigsburger Schloß allerdings ſehenswerth als hiſtoriſche Rarität, aber es fehlt ihm durchaus der Zauber der Wohnlichkeit und des Comforts. Gehſt Du durch die einſamen Corridore, durch die hohen hallenden Säle und Gemächer, fühlſt Du Dich angefröſtelt. Das verblichene Mobiliar ſieht Dich bald geſpenſtig an und in der Atmosphäre liegt etwas wie Modergeruch. Du wirſt auf Deiner Wanderung gerne von Zeit zu Zeit ein Fenſter öffnen, um die friſche Luft einzuathmen, welche draußen in den Wipfeln der alten Bäume des Parkes ſpielt.

In der Ahnengallerie, wo die lebensgroßen Bilder der Fürſten Würtembergs hängen, betrachte Dir das fünftletzte in der langen Reihe. Es ſtellt einen ſtraffaufgerichteten Herrn dar, in der Zopftracht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein vornehmer und intelligenter Kopf, aus deſſen ſtark geröthetem Geſicht ein Paar große blaue Augen klug und gebieteriſch blicken. Es iſt Herzog Karl, der „Karl Herzig,“ wie ihn das Landvolk von Altwürtemberg nennt. Betrachte Dir ihn nur genau: Du wirſt ihm in der Geſchichte, welche ich erzählen will, da und dort begegnen.

Doch Dein Führer, ungeduldig trippelnd, mahnt Dich zum Weitergehen. Er iſt ſo ein altes Inventarſtück, wie man ſie in den verlaſſenen Paläſten der Großen zu finden pflegt. Ihm iſt das alles, was Du da mit Neugier betrachteſt, ein gewohntes Ding, das weiter keinen Reiz mehr auf ihn übt. Er ſchnurrt ſeine Erklärungen ab wie ein Automat: hat er doch ſchon hundertmal, ſchon tauſendmal daſſelbe geſagt. Siehſt Du aber genauer zu, wirſt Du bemerken, daß der alte Mann an dieſer oder jener Stelle Deines Umgangs im ludwigsburger Schloß einige Bewegung verräth und einen beklommeneren oder gehobeneren Ton anſtimmt. So wird er Dir in einem der unzähligen Kabinete mit flüſternder Stimme ſagen, daß hier in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten März 1737 der Herzog Karl Alexander, des Juden Süß Gönner, eines plötzlichen Todes verblichen ſei, gerade, als er das ſteiflutheriſche Land Würtemberg „katholiſch machen" und die altherkömmliche landſtändiſche Verfaſſung umſtürzen wollte. Der Alte läßt Dich etwas Unheimliches mehr nur errathen, als daß er es Dir erzählt.

Du gehſt mit Deinem Führer weiter, und in einem blau und gelb ausgeſchlagenen Gemach zeigt er Dir das eigentliche Prunk- und Prachtſtück des Schloſſes, ein breites Bett, deſſen Spitzen und Seidendecken freilich die pietätsloſe Zeit vergilbte und zermürbte. „Hier hat Napoleon geſchlafen!" ſagt der Alte mit Pathos. Was dieſer Name für ein Echo weckt in der ludwigsburger Palaſtöde! Ja, hier hat der Gewaltige die erſten Octobernächte des Jahres 1805 zugebracht, mehr wohl über ſeinen gigantiſchen Plänen brütend als ſchlafend. Damals, bevor er ſeine Adler nach Auſterlitz trug, hat er zum Kurfürſten Friedrich als Antwort auf deſſen Bitte um Neutralität das barſche Wort geſagt: „Wer nicht mit mir iſt, iſt wider mich!" Der Kurfürſt wollte lieber mit ihm als gegen ihn ſein, auch mußte er ſo wollen – und zum Dank für ſeine Klugheit war er drei Monate ſpäter König von Würtemberg — von Napoleons Gnaden Jetzt ſchläft er ſchon lange den ewigen Schlaf in der ludwigsburger Gruft. Auch der große Despot, welcher mit Königskronen ſpielte wie Knaben mit Nüſſen, iſt wenige Jahre nach König Friedrich geſtorben und hat auf dem einſamen Felſen im Weltmeer, wohin ihn der Gott, der „in der Geſchichte Vergeltung heißt,“ geſchleudert, im Tode keine Ruhe gefunden, hervorgezerrt aus ſeinem des Heldengedichts ſeiner Laufbahn würdigen Grab, um der Eitelkeit eines Komödiantenvolkes zum Schauſpiel zu dienen . . . . . des wunderbaren Mannes Geſtalt ſteigt vor Dir auf, der ungeheure Tumult ſeines Emporkommens und Fallens brauſt Dir in den Ohren. Du haſt die Luſt verloren, noch Anderes im ludwigsburger Schloß zu ſehen, was mit den Bildern, die Napoleons Lager in Dir angeregt, in gar zu großem Contraſt ſtünde. So enteilſt Du denn dem öden Schloß und draußen gähnen Dich die breiten leeren begrasten Straßen der Stadt an. Du empfindeſt eine peinliche Ernüchterung und gehſt mit großen Schritten dem Bahnhof zu. Aber halt, bleibe noch und folge mir! Ich hebe den Zauberſtab: hundert Jahre, weniger ſechszehn, rauſchen zurück . . . . . ſiehe da, Ludwigsburg zur Zeit ſeines Glanzes.

Zweites Capitel.

Ein ungewöhnlich milder Februar hatte einem noch milderen März die Wege gebahnt, den Frühling ungewöhnlich frühzeitig heraufzuführen. Laue Lüfte trieben mit flatternden Wolken ein luſtig Spiel, welchem die Sonne, aus tiefblauem Himmel lachend, wohlgefällig zuſah. In den Schloßgärten ſproßte und knospete es mächtig und die Linden und Kaſtanien der herrlichen Allee, welche die eine Seite der langen, vom Schloßplatz zum ſtuttgarter Thor hinaufführenden Straße ſäumt, begannen auszuſchlagen. Aber die Bewohner Ludwigsburgs hatten keine Zeit, um des Frühlings Ankunft ſich ſonderlich zu bekümmern. Sie waren noch viel zu ſehr von dem rauſchenden Wirbel des Carnevals befangen, welcher ſeine Zerſtreuungen und Feſte mit vollen Händen ſpendete.

Zwar war es nicht mehr die Zeit, wo Herzog Karl in unerſättlicher Genußfreude das ganze Jahr zu einem ununterbrochenen Feſt gemacht hatte, aber an der glänzenden Feier des Carnevals wurde einſtweilen noch feſtgehalten. Ein wiederholter Aufenthalt in Venedig hatte dem Fürſten eine nachhaltige Vorliebe für dieſen ſüdländiſch bunten Zeitvertreib eingeflößt. Er hatte denſelben nach Ludwigsburg verpflanzt, wo alljährig von nah und fern ein Schwarm von Fremden zuſammenſtrömte, um den reichen Wechſel der Carnevalsvergnügungen mitzugenießen. Der großartige Hintergrund, vor welchem ſich die Szenen des venetianiſchen Faſchings abſpielten, fehlte hier freilich. Es war da keine Weltſtadt, groß durch tauſendjähriges Beſtehen, durch eine von heroiſchen und romantiſchen Epiſoden erfüllte Geſchichte, durch koloſſalen Reichthum und durch den naturwüchſigen Beſitz aller Zaubereien der Künſte, — es war da nur eine kleine deutſche Reſidenz. Aber ſoweit dieſe und andere locale Vorzüge der Adriaſtadt, der Marcusplatz, die Piazetta, die prachtvolle Palaſteinfaſſung der Canäle mit ihren Gondeln, durch fürſtliche Verſchwendung erſetzt werden konnten, war es vollauf geſchehen. Das würtembergiſche Verſailles hatte ſeine üppige und frivole Carnevalstracht angelegt. Da gab es Bälle, Concerte, militäriſche Paraden, Feſtinjagden, franzöſiſche Schauſpiele und italiſche Opern. Heuer begünſtigte noch überdieß die freundliche Witterung ſolche Carnevalsfreuden, deren Schauplatz im Freien war, ſo daß die ganze Menge des fremden und einheimiſchen Publicums daran theilnehmen konnte, ſei es in der Rolle von Mitſpielern, ſei es in der von Zuſchauern.

So jetzt in der breiten Allee. Da waren Buden aufgeſchlagen, in welchen Herren und Damen vom Hofe allerlei Galanteriewaaren feilboten oder Glückstöpfe hielten oder als Wahrſager und Zigeunerinnen oder als Händler mit Südfrüchten und Liqueurs oder als Waffelbäckerinnen agirten, oder zum Klange von Drehorgeln franzöſiſche Couplets abſangen. Alle waren entweder in vollſtändigem, ihren verſchiedenen Rollen paſſenden Maskenanzug oder trugen wenigſtens den Domino und die venetianiſche Halbmaske vor dem Geſicht. Zu der letzteren mußte ſich Jung und Alt, wer immer die Allee betreten wollte, bequemen, denn das Ganze ſollte eine ‚venetianiſche Meſſe‘ vorſtellen. Es war eine höchſt belebte Szene. Da wurde kokettirt, intriguirt, ſatiriſirt und die etwas freien Carnevalsſcherze der Cavaliere beantwortete das ſilberne Lachen der Damen. Es rauſchte und wogte in der Allee von Sammet und Seide in ſcheinbar zwangloſeſtem Durcheinander. Franzöſiſche Actricen und italiſche Ballettänzerinnen ſchlüpften durch das Gewühl und verriethen durch freies, neckiſches Gebahren, daß ſie ſich hier ſo recht in ihrem Element befanden, weit mehr, als die einheimiſchen Schönen, denen der deutſche Ernſt doch mitunter verwehrte, in der frivolen Atmosphäre einer venetianiſchen Meſſe mit ſouverainer Heiterkeit zu athmen.

An Zuſchauern fehlte es nicht. Haufen von müſſigem Volk ſtanden die Straße entlang und reckten lange Hälſe, um von dem wunderlichen Treiben da drüben auch was zu haben. Sie verſtanden nicht viel davon, am wenigſten die franzöſiſchen und italiſchen Redensarten, welche da umliefen; aber ſoviel begriffen ſie doch, daß es die Vornehmen und ihr Anhang verteufelt gut hätten auf der Welt. „Ja ſell iſch wohr!“ ſagte ein Bäuerlein in kurzen gelben Lederhoſen und weißem Zwillichkittel zu einem ebenſo gekleideten Nachbar. „Sell iſch wohr, Hansjörg. Aber 's iſch g'ſpäßig, die fürnehme Leut' do kommet mer halt doch wie lauter Narra für“ — „Was thut Er davon verſtehen, Er Tolpatſch?“ ſchnauzte eine mächtige Baßſtimme hinter dem bäuerlichen Kritiker, welcher ſich erſchrocken umwandte und einen himmellangen Korporal von den Leibgrenadieren des Herzogs, welche ‚Legioner‘ hießen, vor ſich ſtehen ſah. Das mochte dem Bauer nicht ſehr geheuer vorkommen. Er riß eiligſt ſeinen Nebelſpalter vom

Kopf und bückte ſich tief, der Hansjörg that ebenſo und Beide verſchwanden raſch im Gedränge. Dieſes Eindrucks ſeiner majeſtätiſchen Perſönlichkeit froh, wandte ſich der Korporal zu einigen ſeiner Kameraden, welche in der Nähe waren. Die Legioner hatten es auch gut auf der Welt, wenigſtens was das Zuſchauen anging, denn ſie ragten um eines Kopfes Länge über das übrige gaffende Volk hinweg. Sie ſtanden da, in Größe und Geſtalt von Pappelbäumen, unbeſchreiblich ſtolz auf ihre rothen Uniformfräcke mit ſchwarzen Aufſchlägen und auf ihre hohen, ſpitzen, mit gelbem Blech beſchlagenen Grenadiermützen, die über ſteinharten, weit den Rücken hinabbaumelnden Zöpfen ſaßen.

Drittes Capitel.

Es ging gegen Mittag zu, als zwei Herren vom Gaſthaus zum Waldhorn die Straße heraufkamen. Sie waren in eifrigem Geſpräch begriffen und achteten daher des Carnevalstreibens um ſie her nur nebenbei.

„Und Sie haben alſo Ihren Neven richtig in die Sklavenplantage auf der Solitude abgeliefert, Herr Bechtold?“ fragte der Eine ſeinen Begleiter.

Der Fragende war ein Mann in den erſten Dreißigen und von queckſilbriger Beweglichkeit. Er ſchritt raſch aus und ſchwenkte im Gehen den modiſchen Chapeau mit der rechten Hand in der Luft. Er war von etwas mehr als mittlerer Statur und von rüſtigem, wenn auch hagerem Gliederbau. Auf ſeiner breiten, hochgewölbten Stirne leuchtete ein Strahl des Genius, welcher auch aus den hellen, unruhigen, feuerwerfenden Augen blickte. Zu der auffallend großen Peripherie des Kopfes ſtand die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße in angenehmem Gegenſatz. Augen, Naſe, Mund und Kinn waren ſehr nahe zuſammengerückt. Zwiſchen den Brauen lag eine tiefe Furche, die Spur lebhafter Gedankenarbeit. Die Lippen waren ungewöhnlich roth, aber die ſchlaff gegen das Kinn hinabſinkenden Mundwinkel verriethen, wie das verſchlemmt aufgedunſene Untergeſicht überhaupt, wenig Charakterfeſtigkeit. Er trug ſich comme il faut, denn er ging im bordirten Rock, geſtickter Weſte, kurzer Plüſchhoſe, ſeidenen Strümpfen und Schuhen mit ſilbernen Schnallen, den Galanteriedegen an der Seite. Sein friſirtes und ſtarkgepudertes Haar war über jedem Ohr in eine dicke Papillote gedreht und im Nacken in einen modiſch langen Zopf gebunden. Ein nachläſſig über den linken Arm geworfener Domino und die mit ihrem Band an einen Rockknopf befeſtigte ſchwarze Halbmaske deuteten an, daß der Mann keineswegs ein Feind der Carnevalsfreuden war. Uebrigens lag in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Unſicheres, Schwankendes, eine ebenſo ſchrankenlos offenherzige und gutmüthige als unzuverläſſige Sanguinität, etwas Poetiſches, Virtuoſenhaftes, eine ruheloſe, fahrige Genialität, die mit ſich ſelbſt uneins war.

Sein Begleiter, ein Fünfziger, hager, lang, war von viel geſetzterem Weſen. Er hatte nicht gerade ungewöhnliche, aber doch entſchieden geſcheidte Züge. Sein Auftreten machte den Eindruck, als ſtehe er feſt auf den Füßen und habe ſich viel in der Welt umgetrieben. Er ging weit einfacher oder wenigſtens weit einfarbiger gekleidet als der Andere, aber man hätte wetten mögen, er ſei gewohnt, eine gutgefüllte Börſe in der Taſche zu tragen.

Was wollen Sie doch mit Ihrer Sklavenplantage, Herr Schubart?“ entgegnete Bechtold ſeinem Begleiter. „Ich habe in der militäriſchen Pflanzſchule auf der Solitude Nichts wahrgenommen, was dieſe ſchlimme Benennung rechtfertigte.“

„O, das glaub' ich," verſetzte der Poet und Muſikus, Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, dermalen Organiſt an der ludwigsburger Stadtkirche, mit Lachen. „Wenn Einer über das Weltmeer herüberkommt, um einen neuen Zögling zu bringen, ſo wird man natürlich Allem aufbieten, ſich im günſtigſten Lichte zu zeigen."

„Mein lieber Magiſter, ich bin lange nicht eitel genug, zu glauben, daß man ſich meinetwegen beſondere Mühe gegeben habe. Der Herzog hat mich allerdings ſehr gnädig empfangen . . . ."

„Natürlich, ganz natürlich! Ich wette, er ſchwelgt jetzt bereits in dem Gedanken, daß Sie ſeinen Ruhm drüben in der neuen Welt auspoſaunen werden. Ich will verdammt ſein, in meinem Leben nie mehr etwas Anderes zu hören, als Zilling'ſche Predigten, wenn der Herzog im Nothfall nicht den Heroſtrat ſpielen würde, nur um von ſich reden zu machen."

„In dieſem und in jedem Falle hätte er ſich in meiner Perſon ein ſchlechtes Sprachrohr ausgewählt. Aber Sie müſſen mir ſchon erlauben, lieber Freund, Ihre etwas, wie ſoll ich ſagen? — etwas poetiſche Anſicht von der Sachlage auf das proſaiſche Maaß der Wirklichkeit zurückzuführen. Wir Amerikaner, denn einen ſolchen darf ich mich ja wohl nennen, wir lieben das Reelle. Nun ſehen Sie, es iſt, amerikaniſch geſprochen, ein Fact, daß ſich in dieſer langen Reihe von Jahren, ſeit ich als junger Springinsfeld mit meinen Eltern die ſchwäbiſche Heimat verließ, hier Manches und Vieles ſogar zum Beſſeren gewendet hat. Auch geſtehe ich, daß es mir wohlgefiel, den Fürſten inmitten der dreihundert Zöglinge ſeiner Pflanzſchule ſo zwanglos und verſtändig ſich bewegen zu ſehen, als wäre die Pädagogik ſein eigentliches Element.“

Schubart nahm eine Priſe aus der dargebotenen Doſe ſeines Begleiters, zog dann die Mundwinkel höhniſch herab und verſetzte:

„Ja, ganz recht, mein werther Herr und Gönner, die Pädagogik iſt jetzt das Element, in welchem er lebt und webt; denn: —

Weil Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu ſein,
So ward er ein Schulmeiſterlein.“

„Ei, lieber Magiſter,“ ſagte Bechtold lächelnd, „mit der Tyrannei muß es doch nicht ſo gar viel auf ſich haben, wo man ſolche blutigen Sarkasmen ausgeben laſſen darf.“

„Ausgeben laſſen? Gott behüte mich! Da käme man ſchön an! Aber es iſt meine verdammte Gewohnheit, wenn ein Impromptu mir auf die Zunge ſchlüpft, daſſelbe abzuſchnellen .... doch Einerlei! ... Wunderlich kommt es mir immerhin vor, daß ein Amerikaner, der noch dazu ein engliſcher Lord iſt, ſeinen Sohn in eine von Herzog Karl geſtiftete Erziehungsanſtalt herüberſenden mochte."

„Ei, mein Lieber, die Sache iſt nicht ſo wunderlich, wie Sie Sich vorſtellen. Mein ſeliger Schwager Raleigh, welcher übrigens kein Lord, ſondern nur ein ſchlichter, wenn auch großer, Grundbeſitzer und Kaufmann am Potomac war, — mein Schwager Raleigh, ſag' ich, hatte eine große Vorliebe für die deutſche Art. Ich darf wohl ſagen, daß meine gute Schweſter ihrem Gatten dieſe Vorliebe eingeflößt hat, denn ſie iſt eine vortreffliche Frau. Als er, viel zu früh für ſeine Familie, dahingegangen, fand ſich in ſeinem Teſtament die Beſtimmung, daß von ſeinen zwei Söhnen der ältere in Amerika, der jüngere aber in Deutſchland erzogen werden ſollte. Jener, um fünf Jahre älter als dieſer, befindet ſich jetzt auf dem Colleg Cambridge bei Boſton. Mit meinem jüngeren Neffen hab' ich mich als Vollſtrecker des letzten Willens meines Schwagers nach Europa und Deutſchland aufgemacht. Ich beabſichtigte zuerſt, den Knaben im Philanthropinum zu Deſſau unterzubringen; allein ich muß geſtehen, daß mir das dortige Treiben nicht gefiel und daß ich bezweiſle, es werde dieſe ſpielende, breiweiche Methode Männer erziehen, welche den Geſchäften und Stürmen des Lebens gewachſen wären. Baſedow ſelber, der große Pädagog und Philanthrop, von welchem ich in London auf meiner Herreiſe Wunder gehört hatte, mißfiel mir ganz entſchieden . . .“

„Er iſt ein Cyniker, hörte ich.“

„Ein entſchiedener, ein ſolcher, daß ich mich verſucht fühlte, auf den berühmten Mann unſer gutſchwäbiſches Wort Schweinigel anzuwenden . . . .“

„Aber doch, bitt' um Verzeihung, ein genialer Mann. Es hat Keiner den Rouſſeau ſo gut verſtanden, wie Baſedow, Keiner ſich ſo energiſch bemüht, der Rouſſeau'ſchen Reform der Erziehung in Deutſchland Raum zu ſchaffen.“

„Das mag ſein; aber ſehen Sie, Wertheſter, es iſt mit dem Rouſſeau doch eine gar eigene Sache. Mein trefflicher Schwager war ganz begeiſtert von des Mannes Schriften und ließ nicht ab, bis auch ich, der ich ſonſt von Büchern meiſt nur die Comptoirbücher zur Hand nehme, die Rouſſeau'ſchen las. Sie umnebelten auch mir Anfangs den Kopf nicht ſchlecht, doch wurde ich früher wieder nüchtern als mein guter

Schwager, der ein hochherzigſter und heißblütigſter Virginier war. In Amerika iſt nicht der Boden, wo die Schwärmerei für das Naturevangelium Rouſſeau's in die Länge gedeihen kann.“

„Wie, in den Urwäldern, in den Savannen, unter den harmloſen Indianern nicht? Und warum denn nicht?“

„Weil man dort mit der Natur und mit den harmloſen Indianern, wie Sie dieſelben charakteriſiren, viel zu viel zu ſchaffen und zu kämpfen hat, als daß man nicht bald zur Erkenntniß gelangte, es ſeien, um mit beiden fertig zu werden, ganz andere Mittel vonnöthen als Rouſſeau'ſche Ideen.“

„Das klingt nicht ſehr poetiſch.“

„Iſt aber deſto wahrer. Amerika, lieber Freund, braucht Männer, praktiſche Männer, ſtatt poetiſcher Träumer. Wir haben dort keine Zeit zum Phantaſiren.“

„O weh!“

„Keineswegs. Die Wirklichkeit, die baare Wirklichkeit bietet dort Bedeutendes und Großes genug. Eine neue Welt, ein neuer Staat iſt dort im Werden und gerade jetzt ſind die beſtimmteſten Anzeichen da, daß die nordamerikaniſchen Colonien reif und entſchloſſen ſind, von dem Gängelband Englands ſich loszumachen. Doch davon red' ich Ihnen ein andermal, bevor ich meine Rückreiſe antrete . . . Ich fand alſo die Baſedow'ſche Erziehungsmethode für meinen Neffen und Mündel nicht paſſend, und da ich ihm ohnehin das Heimatland ſeiner Mutter zeigen wollte, ging ich über Leipzig und Frankfurt, wo ich Geſchäfte hatte, hieher. Allenthalben auf meinem Wege hört' ich viel Rühmliches von der herzoglichen Anſtalt auf der Solitude. Ich beſuchte ſie, ſie gefiel mir und ſo hab' ich ihr meinen George anvertraut."

„Und Sie glauben, der Knabe werde dort befähigt werden, dereinſt ein freier Amerikaner zu ſein?"

„Ja, denn wer wahrhaft frei ſein will, muß die Disziplin kennen und achten lernen. Glauben Sie mir, ich habe die Sache mit aller Gewiſſenhaftigkeit überlegt; denn da ich ſelber kinderlos bin, liebe ich die Söhne meiner Schweſter, als wären ſie die meinigen. Den Ausſchlag für meinen Entſchluß gab übrigens der glückliche Umſtand, daß ich meinen Neffen auf der Solitude in der Nähe einer befreundeten Familie weiß."

„Was iſt das für eine?"

„Die des Hauptmanns Schiller, welcher die Aufſicht über die Gärten des herrlichen Luſtſchloſſes hat.

Ich habe in ihm zu meiner großen Freude einen Freund aus der Jugendzeit ganz unvermuthet wieder gefunden. Er iſt ein tüchtiger und würdiger Mann.“

„Allerdings, daneben freilich ein Pedant.“

„Hm, ihr Herren Poeten habt darüber Anſichten, die ein Geſchäftsmann nicht immer unterſchreiben kann. Mein Freund, der Hauptmann, wird mit ſeiner Frau . . . .“

„Ach, das iſt ein liebes Weibchen! Hat eine poetiſche Ader, ſag' ich Ihnen, und dabei viel Humor. Der kleine Fritz, der hier am Lyceum ſtudirt, hat was von der Mutter abbekommen. Iſt ein verteufelt aufgeweckter Junge, der Fritz. Macht lateiniſche Verſe, daß es eine Art hat. Und dabei hat der Burſch ſo Etwas in ſeinem Auge, ſo Etwas wie Genie.“

„Freut mich, das zu hören, Herr Schubart. Ich hab' dem jungen Schiller einen Gruß von ſeinen Eltern zu ſagen und daß ſie ihn heute beſuchen werden. Die Frau Hauptmännin will ihrem Sohn eine Extra-Freude machen, weil das letzte Zeugniß ſo gut ausgefallen. Er wohnt, ... warten Sie ich hab' mir's notirt . . .“

„Laſſen Sie Ihre Notiztafel nur ſtecken. Der Fritz wohnt bei dem Präzeptor Winter und der Buckel des armen Jungen hat, wie ich weiß, ſchon oft und ſchmerzlich empfunden, was das für ein grimmiger Schulfuchs und Haustyrann iſt. Ich zeige Ihnen das Haus . . . . Aber hören Sie doch, wie plaiſirlich es da drüben in der Allee zugeht.“

In der That klang helles Lachen aus der Allee herüber, wo die verſchiedenen „Plaiſirs“ einer „venetianiſchen Meſſe“ im vollen Gange waren.

Die beiden Männer blieben ſtehen und Her Bechtold hätte es ſeinem Begleiter leicht anſehe können, daß derſelbe gar zu gern in das untere Gewühl ſich gemiſcht hätte.

„So Etwas haben wir freilich nicht in unſerem Amerika,“ ſagte der amerikaniſirte Deutſche. „E geht dort durchweg ernſt und nüchtern zu und ſoga bei den Vergnügungen dominirt eine gewiſſe puritaniſche Steifheit, insbeſondere in den nördlichen Colonien, in den eigentlichen Neu-Englandſtaaten.“

„Das muß aber allmächtig langweilig ſein, bemerkte Schubart.

„Für einen Mann, der wie Sie an das rauſchende Leben einer europäiſchen Reſidenz gewöh iſt, allerdings. Indeſſen hat das Leben in Amerik auch ſeine eigenthümlichen geſelligen Reize und b uns, in Virginien, iſt Alles zwangloſer als in Ne

England, wenn auch die Grenzen ehrbarer Sitte überall ſtreng eingehalten werden."

Trommelwirbel ſchallte vom Schloßhofe herauf.

„Ah," ſagte Schubart, „die Schloßwache tritt ins Gewehr: Unſer Durchlauchtigſter wird alſo die Bewohner ſeiner guten Stadt mit ſeiner Erſcheinung beglücken."

Von der Allee her kam in dieſem Augenblick eine Dame in eleganteſter Carnevalstoilette über die Straße. Sie war von ſchönem Wuchs und unter ihrem weitbauſchigen Rock kamen ein paar niedliche Füße zum Vorſchein, welche in Schuhen von blauem Sammet, mit zollhohen rothen Abſätzen ſtacken. Indem ſie an den beiden Männern vorüberkam, erwiderte ſie Schubarts tiefen Bückling mit einer Art majeſtätiſcher Herablaſſung. Sie hatte die Halbmaske abgenommen und enthüllte Züge, welche von Augen voll ſüdlichen Feuers belebt waren, allein im Uebrigen trotz meiſterhaft angewandter Schminkkunſt doch ziemlich verlebt und veraltet ausſahen. Dießſeits der Straße blieb ſie ſtehen und ſchaute, wie alle Welt, erwartend gegen das Schloß hinab.

Von dorther kam die herzogliche Equipage die Straße herauf. Vorreiter in gelb und ſchwarzer Liverei ſprengten vor dem von acht Schimmeln gezoge-

nen Wagen her. Leibjäger in grünen goldbeſetzten
Röcken ritten rechts und links am Schlag, ein halb
Dutzend Leibhuſaren in prächtigen, mit koſtbarem Pelz-
werk verbrämten rothen Wämſern escortirte den Wa
gen, in welchem Herzog Karl mit dem Oberſt vo
Montolieu, einem ſeiner Adjutanten, ſaß. Man ſa
dem Fürſten, welcher in der Mitte der vierziger Jahr
ſtand, ſeine wildverlebte Jugend nicht an. Ein
außerordentlich robuſte Geſundheit hatte ihm über di
Folgen eines Wandels hinweggeholfen, welcher eine
Andern geiſtig und körperlich hätte ruiniren müſſe

Karl war noch immer ein ſchöner Mann. Sei
blaues Auge leuchtete von Geiſt, und wie er ſo da
ſaß im offenen Wagen, mit ſeinem goldbordirte
dreieckigen Hütchen, ſeiner mit Bouclen verſehene
gepuderten Friſur mit einem Zöpfchen, ſeinem kirſch
rothen Rock, ſeiner gelben Pattenweſte und hohe
Stiefeln, hatte ſeine Erſcheinung etwas Impoſante
obwohl dieſer Aufzug unſerem veränderten Geſchma
barock genug vorkommen mag.

Er hatte eines jener ſo wirkungsreichen Mitte
womit Fürſten die Menſchen zu bezaubern vermöge
all ſein Lebenlang vollkommen in ſeiner Gewalt: e
äußerſt leutſeliges Gebahren gegen die Menge. Au
heute machte er von dieſem Mittel reichlichſte

Gebrauch, indem er die devoten Reverenzen, welche ihm rechts und links dargebracht wurden, mit freundlichem Lächeln erwiederte. Nur einmal fuhr eine Wolke über ſein Geſicht, als ihn beim Vorüberfahren die Dame, deren wir erwähnten, in ſehr graziöſer und unterwürfiger, aber dabei auffallender Weiſe mit dem Fächer grüßte. Karl wandte ſich ab, ohne dieſen Gruß einer Erwiederung zu würdigen, und der Wagen rollte dahin.

Nun rings ein Gemurmel und Geflüſter, wie man es eben nur von Reſidenzbewohnern bei ſolchen Gelegenheiten hören kann: —

„Wie gut Se. Durchlaucht ausſehen!“ — „Wo fährt er hin? Nach der Solitude oder bloß nach dem Salon?“ — „Will er die Gräfin von Hohenheim beſuchen?“ — „Er iſt halt doch ein charmanter Herr und einen zweiten Karl gibt's in der Welt nicht!“

Die Dame jedoch ſchien den Herrn nicht ſehr „charmant“ zu finden. Sie murmelte Etwas zwiſchen den Zähnen, was auf ein Haar einem mit echtem italiſchen Accent geſprochenen Maledetto! glich, kehrte ſich um und verſchwand mit eiligeren Schritten, als ihrer vornehmen Tournüre eigentlich zukamen, in einer Seitenſtraße.

Schubart ſah ihr mit ſchallendem Gelächter nach.

Herr Bechtold blickte ihn verwundert an und fragte:

„Was war denn das?"

„Ein Wechſel, ausgeſtellt auf die Erinnerung an vergangene Schäferſtunden, aber nicht acceptirt!" erwiederte der Poet, noch immer lachend.

„Ich verſtehe Sie nicht ganz. Wer iſt die Madame?"

„Die Madame? Ja, das war vor Zeiten ihr offizieller Titel und es hatte derſelbe eine ganz andere Geltung, als der Titel „Ihre herzogliche Durchlaucht," welchen die bayreuther Prinzeſſin Eliſabetha Friederike Sophie, die Gemahlin unſeres Durchlauchtigſten, führt. Die Madame, welche Sie dem Herzog ſo ungeſchickt ſich ins Gedächtniß zurückrufen ſahen, iſt keine geringere Perſon als Auguſta Gardella, Tochter eines venetianiſchen Gondoliers oder Laſtträgers, vormals Tänzerin an der herzoglichen Oper, dann in ihren ſchönen Tagen Favoritſultanin unſeres allergnädigſten — Sultans. Schon ſeit lange iſt ſie aber eine gefallene Größe. Haben Sie nicht bemerkt, daß die alte Närrin noch immer blaue Schuhe trägt?"

„Blaue Schuhe?"

„Nun ja. Haben Sie denn nie gehört, daß in Karls pompöſeſten Tagen ſeine offiziellen Odalisken das vielbeneidete Vorrecht hatten, blaue Schuhe zu tragen? Es waren freilich meiſt italieniſche und franzöſiſche Füße, welche in ſolchen Schuhen ſtacken, aber ich könnte Ihnen doch mehr als eine würtembergiſche Mutter von vielen Ahnen namhaft machen, welche viel darum gegeben hätte, die Füße ihrer Tochter mit blauem Sammt oder Atlas bekleidet zu ſehen. Die privilegirten Schuhe der Gardella ſind jedoch ſo unreparirbar ausgetreten, daß ſie dieſelben auf den nächſten beſten Compoſthaufen werfen ſollte, Sic transit gloria mundi sandaliorumque . . . . . Was meinen Sie?"

„Ich meine, den Leuten in Amerika würde ſo ein Schuh-Vorrecht noch unleidlicher vorkommen als die Privilegien der engliſchen Krone. Das iſt ja eine beiſpiellos freche Verhöhnung von Sitte und Anſtand."

„Beruhigen Sie Sich, mein Wertheſter. Wir ſind jetzt darüber hinweg, über die blauen Schuhe nämlich. Seit die tugendſame Donna Schmergelina die Stelle einer Coeurkönigin eingenommen, iſt es mit der excentriſchen Galanterie ſo ziemlich vorüber, vielleicht für immer."

„Donna Schmergelina? Es gibt dermalen wunderliche Namen in Alt-Würtemberg.“

„O, mein Lieber, was dieſen Namen angeht, ſo iſt er ſo zu ſagen eine Erfindung Ihres gehorſamen Dieners. Aber Sie wiſſen doch, wen ich damit meine?“

„Nein.“

„Nun, wen anders als die Franzel, vulgo Franziska Reichsgräfin von Hohenheim, denn dazu hat ſie das Gold ihres Liebhabers und die Gefälligkeit des kaiſerlichen Hofes gemacht. Es iſt ihr nicht an der Wiege geſungen worden. Ich kenne ihre Familienverhältniſſe wohl, denn ſie iſt unweit von meiner Vaterſtadt Aalen zu Hauſe und iſt die Tochter des Herrn von Bernardin, eines armen Schluckers von Edelmann, dem ein kleiner Theil des Gutes Adelmannsfelden gehörte. Sie iſt aber ſchon als junges Mädchen ſehr geſcheidt geweſen und ſo gelang es ihr, obgleich ſie nie, ſelbſt in ihrer erſten Blüthe nicht, eine blendende Schönheit war, einen reichen Gemahl zu erobern, den bayreuthiſchen Kammerherrn von Leutrum, welcher freilich ein Ungeheuer von Häßlichkeit war, ein Kameel im figürlichen Sinn nicht nur, ſondern auch im wörtlichen, denn er war mit einem anſehnlichen Höcker ausgeſtattet. Karl lernte die Frau von Leutrum auf einem Ausflug nach Pforzheim kennen, wo ſich der Adel der Umgegend zur Begrüßung des Herzogs verſammelt hatte. Die Baroneß that's ihm auf der Stelle an. Er fing Feuer, wie vielleicht noch nie, und das will viel ſagen. Da hat er denn auch ſogleich ſeine Maßregeln getroffen. Er ernannte den Leutrum zu ſeinem Reiſemarſchall, was dem Baron die Verpflichtung auferlegte, dem heimreiſenden Herzog vorauszueilen, während ſeine Gemahlin ihren Platz in Karls Kutſche fand, welche bei der Ankunft in Ludwigsburg nicht vor dem Schloß, ſondern vor dem Luſtſchlößchen La Favorite drunten im Parke hielt. Während ſich der Herzog dort mit der Baroneß verſtändigte, blähte ſich der Herr Reiſemarſchall im Gefühl ſeiner neuen Würde in den Gemächern des Schloſſes, natürlich zum großen Ergötzen der Hofleute, deren Flüſtern und Lächeln er ſich Anfangs nicht zu deuten wußte. Da indeſſen ſeine Anweſenheit unbequem zu werden anfing, erhielt ein munterer Kammerherr den Auftrag dem Herrn Reiſemarſchall die erſtaunliche Neuigkeit zu erzählen, es ſei in Ludwigsburg ein ſeltenſtes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, dem auf der Herreiſe plötzlich Hörner gewachſen. Da endlich merkte der Arme, welche Stunde die Glocke geſchlagen, und fand für gut, ſofort auf ſeine Güter zu verſchwinden. Seine Frau Gemahlin jedoch hielt es nicht für angemeſſen, dieſes Beiſpiel nachzuahmen. Die Weiber haben, wie Sie wiſſen, ihre eigenen Launen und es gefiel der Baroneß in unſerer Reſidenz und deren Umgebungen ſo gut, daß ſie beſchloß, ihren bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen.“

Herr Bechtold, deſſen Geſchmack weder die erzählte Geſchichte noch der frivole Ton zuſagte, in welchem ſie vorgetragen wurde, ſchwieg nachdenklich. Schubart fuhr fort:

„Der Herzog hatte es bei der Entführung der Baroneß ohne Zweifel nur auf eine der zahlloſen Liebesepiſoden ſeines Herrſcherlebens abgeſehen. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht. Donna Schmergelina verſtand es, den loſen Vogel feſtzuhalten. Sie wußte die Empfindſame und Tugendhafte zu ſpielen und das hatte und hat noch jetzt für den Herzog den Reiz der Neuheit. Es verleidete ihm die frechen welſchen Courtiſanen. Franziska iſt jetzt Reichsgräfin und Hofleute, welche mit den Wetterzeichen bei Hofe genau vertraut ſind, behaupten, Karl würde ſeine Geliebte in aller Form heiraten, wenn ihm nur die

Herzogin den Gefallen thun wollte, das irdiſche Jammerthal mit den himmliſchen Freuden zu vertauſchen.“

„Alle dieſe Verhältniſſe,“ ſagte Herr Bechtold, „wollen ſich ſchlechterdings nicht in die Anſchauungen einfügen, welche ich ſeit dreißig Jahren geſchöpft. Indeſſen hörte ich nicht nur in Würtemberg, ſondern auch anderwärts in Deutſchland, daß die Beziehungen des Herzogs zu der Gräfin von Hohenheim einen günſtigen Einfluß auf den Fürſten geübt hätten. Selbſt ein ſo ſtrengdenkender Mann, wie mein Freund, der Hauptmann Schiller, äußerte ſich in dieſer Weiſe.“

„Der Hauptmann Schiller,“ warf Schubart ein, „iſt der Diener des Herzogs und ganz und gar von deſſen Gnade abhängig.“

„Aber auch die Frau Hauptmännin, doch gewiß eine durch und durch ehrbare Frau, war des Lobes der Gräfin voll. Dieſe ſei, wie ſie mir ſagte, voll edelſter Herzensgüte und voll ſeltener Anmuth im Benehmen gegen Hoch und Niedrig.“

„Das Letztere, ja, das muß man ihr laſſen. Gewiß, zu benehmen weiß ſie ſich, die Donna Schmergelina.“

„Sie ſcheinen ihr nicht hold zu ſein, lieber Freund. Und doch ſei ſie, wie ich hörte, auch durch ihre ungewöhnliche Bildung vor vielen Frauen ausgezeichnet.“

„Bah, bah! Lauter Schein und Scheinheiligkeit, hinter welcher ſich die ungemeſſenſte Herrſchſucht verſteckt. Wer nicht devoteſt nach ihrer Pfeife tanzt, dem weiß ſie's einzutränken."

„Aber es ſoll doch Thatſache ſein, daß der Herzog ſeit ſeiner Verbindung mit dieſer Frau die Uebung ſeiner Pflichten gegen das Land ernſter ſich angelegen ſein laſſe, daß er das Gute fördere, für die Hebung der Landwirthſchaft und des Unterrichts ſorge und überdieß die raſende Verſchwendung ſeiner früheren Jahre bedeutend ermäßigt habe."

„Sultanslaunen, wertheſter Herr und Gönner, Sultanslaunen, weiter Nichts. Ei, ja freilich, er hat eingeſehen, daß die Schafe keine Wolle mehr geben würden, wenn man nicht einigermaßen für ihre Bedürfniſſe Sorge trüge. Iſt dieſe Einſicht etwa ein Verdienſt? Und was die Ermäßigung der verſchwenderiſchen Hofwirthſchaft angeht, — na, Sie werden, mein' ich, ſeit Ihrem Hierſein nicht ſehr viel Sparſamkeit wahrgenommen haben."

„Allerdings nicht, und da ich ſagen darf, daß ich von Geldſachen Etwas verſtehe, ſo muß ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, wie das würtemberger Land im Stand war und iſt, die ungeheuren Summen aufzubringen, welche ein ſo glänzender Hofhalt nothwendig verſchlingen mußte und noch verſchlingen muß.“

„O, Herr Bechtold, das württemberger Land iſt unerſchöpflich und ſchier nicht zum Umbringen. Der Herzog kennt die Hilfsquellen deſſelben perfect. Sehen Sie, da drüben an der Straßenecke ſtand bis vor wenigen Jahren die Bude, in welcher der infame Wittleder, einer der Schätzeheber des Herzogs, alle Aemter und Stellen, von den höchſten bis zu den niedrigſten, öffentlich verſteigerte. Damit iſt's jetzt vorbei, weil zuletzt Niemand mehr ſein gutes Geld in die Bude tragen wollte, da die armen Tröpfe, welche es gethan, gar zu ſchmählich angeſchmiert waren. Nein damit iſt Nichts mehr zu machen. Allein unſer Allergnädigſter hat noch andere Prägeſtöcke, — ich meine nicht die in der Münze zu Stuttgart. Iſt mir recht, ſo kann ich Ihnen noch heute einen der abſonderlichſten zeigen. Freilich, das Bild hinkt oder entſpricht vielmehr der Sache ganz und gar nicht. Es wäre thunlicher, den Herzog als eine neue Art von Viehzüchter darzuſtellen. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß häufig Mynheers aus Holland zu uns heraufkommen, um Vieh einzukaufen. Allmählig hat nun ihr Geſchmack am ſchwäbiſchen Fleiſch eine höchſt abnerme Richtung genommen, indem er vom thieriſchen auf das menſchliche überging.“

„Sie ſind ein Mann von Humor, lieber Schubart.“

„Sie meinen, ich ſcherze, Wertheſter? Aber dießmal täuſchen Sie Sich ganz und gar. Nein, nein! Und wenn auch uns miſerabeln Deutſchen Nichts mehr geblieben ſein ſollte, als der bittere Sarkasmus und das verzweiflungsvolle Lachen, eher doch möge meine Zunge verdorren, als daß ich ſoweit käme, über dieſe bodenloſe Schmach zu ſcherzen und zu lachen.“

Bechtold ſah verwundert auf.

Der da neben ihm herging, war nicht mehr der leichtfertige Poet und Muſicus, ſondern der zürnende Patriot.

Schubart hatte ſich hochaufgerichtet und ſeine Augen ſprühten Feuer unter den finſter zuſammengezogenen Brauen hervor.

„Sie ſind bewegt, werther Freund,“ ſagte Herr Bechtold theilnehmend.

„Wer auch ſollte darob unbewegt bleiben können?“ entgegnete Schubart und ſetzte, nach ſeiner wetterwendiſchen Art raſch wieder in einen leichteren Ton fallend, hinzu: „Ich wette, auch Ihre Contenance, Ihre alt- oder neuengliſche Contenance hält nicht Stand gegenüber der Carnevalsſzene, welche ich Ihnen heute noch zeigen zu können hoffe oder vielmehr fürchte . . . . . Doch ſehen Sie, da kommt gerade der Bub' Ihres Freundes daher, der junge Schiller."

Viertes Capitel.

Die beiden Männer waren während ihres Geſpräches faſt an's Ende der Straße gelangt und im Begriff, rechtshin in eine ins Innere der Stadt führende einzubiegen, als ihnen von dorther zwei Knaben entgegenkamen, mit ihren Schulbüchern unter dem Arm. Sie waren von gleichem Alter, etwa dreizehnjährig, aber von ſehr ungleichem Ausſehen. Der eine war ziemlich klein für die angegebene Altersſtufe, unterſetzt, braun von Geſichtsfarbe und dunkel von Haaren, im Ganzen ein hübſches Bürſchchen, was von dem andern keineswegs geſagt werden konnte. Dieſer war nämlich hochaufgeſchoſſen und ſeine ungewöhnlich langen Beine ſtanden zu dem kurzen Oberkörper in einem ſehr mißlichen Verhältniß. Sein langes, ſchmales, blaſſes Geſicht war mit Sommerſproſſen dicht beſäet, die Ränder ſeiner blaugrauen Augen waren entzündet und unter ſeiner Mütze hervor ſtachen Büſchel hochrothen Haares. Seinen

Bücherpack nachläſſig im linken Arm haltend und mit der Rechten lebhaft geſtikulirend, redete er eifrig auf ſeinen Kameraden hinein, und was er ſagte, mußte beluſtigend ſein, denn der Kamerad lachte im Gehen hellauf.

„Sehen Sie, Herr Bechtold," ſagte Schubart, „der Rothkopf dort iſt der junge Schiller; der andere, ſein Leibkamerad, ebenfalls ein Offiziersſohn, heißt Hoven. . . . He da, Ihr beiden Fritzen!" fuhr er zu den Knaben gewandt fort; „kommt mal her!"

Die Angerufenen kamen über die Straße herüber. Sie kannten den Magiſter und Stadtorganiſten ſehr gut, denn dieſer war einer der öffentlichen Charaktere der Reſidenz und überdieß ein guter Bekannter ihrer Familien. Sie grüßten höflich, aber es ſchien ihnen etwas ganz beſonders Luſtiges im Kopfe zu ſtecken, denn ſie konnten das Kichern kaum verhalten.

„Was habt Ihr denn, Ihr Teufelsjungen?" fragte ſie Schubart. „Habt Ihr dem grimmigen Präzeptor einen Poſſen geſpielt oder hat Euch der Spezial Zilling ein Donnerwetter vergeorgelt, daß die Milch in den Töpfen gerann?"

Die Knaben blinzelten den fremden Herrn Bechtold forſchend an, brachen dann aber gänzlich in ein lautes Lachen aus.

Der rothhaarige Fritz ſtieß den ſchwarzhaarigen mit dem Ellenbogen an und flüſterte:

„Sag' Du 's, Fritz!"

„Nein, Fritz, ſag' Du 's!" erwiederte der Schwarze dem Rothen.

Dann lachten wieder Beide.

„Nun, Ihr Schlingel," polterte Schubart, „wollt Ihr mich zum Narren haben? Was verurſacht Euch denn ein ſo herzinnigliches Gaudium? heraus damit!"

Fritz Schiller blinzelte heftig mit den Augen, wie es ſeine Gewohnheit war, und ſagte dann, ſich zu möglichſtem Ernſt zwingend:

„Ei, Herr Schubart, Sie ſind ja auch ein Gelehrter und haben Theologiam ſtudirt. Bitte ſagen Sie uns: iſt es wahr, hat die lutheriſche Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne?"

„Ja, hat ſie wirklich Zähne von Elfenbein?" fragte nun auch Fritz Hoven.

„Was, zum Teufel, ſoll das heißen, Ihr Racker?" gab Schubart zurück.

„Ja, ſehen Sie, Herr Schubart," ſagte der rothe Fritz mit Gravität und Pathos, „es iſt ein verwickelter Caſus."

„Ja wohl," ſchaltete der ſchwarze Fritz ein.

„Die Sache iſt noch verwickelter und ſchwieriger als die Conjugation der Verba auf Mi.“

Und jetzt, da die Redſeligkeit der Knaben einmal im Gange und ſie ſchlau genug waren, zu wiſſen, daß ihr Hiſtörchen dem Poeten baß gefallen würde, wetteiferten ſie im Vortrag deſſelben.

„Sehen Sie, Herr Schubart, da hat uns Se. Ehrwürden der Herr Spezial Zilling heut' in der Religionsſtunde das Hohelied Salomonis erklärt —“

„Und ausgelegt und exegetiſch tractiret, wie er ſagte.“

„Und da haben wir geleſen, daß die Braut Salomonis Zähne von Elfenbein hatte —“

„Und einen Hals wie der Thurm auf Libanon, ſo gen Damaskus ſchaut —“

„Und da hat uns Se. Ehrwürden erklärt, das Alles ſei paraboliſch zu verſtehen —“

„Und Salomonis Braut das ſei die lutheriſche Kirche —“

„Und da that einer von uns Se. Ehrwürden fragen, ob denn die Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne habe —“

„Und da ging dann ein erſchreckliches Donnerwetter los.“

Schubart lachte unbändig.

„O, das iſt groß!“ ſagte er. „Ich hätte mögen das Geſicht des Kerls ſehen .... will ſagen Sr. Ehrwürden. Gewiß hat er vor Wuth gefaucht wie ein rabbiater Relling .... Aber wer von Euch beiden Fritzen hat denn die Frage von wegen der elfenbeinernen Zähne gethan? Er ſoll einen Dreibätzner von mir haben; ja bei Bacchus und Venus den ſoll er haben.“

Ein Dreibätzner war eine große Verſuchung, der um ſo unbedenklicher nachgegeben werden konnte, als Allem nach einer der beiden Fritzen in der That die Frage geſtellt hatte, welche den leichtblütigen Poeten und Muſicus ſo ſehr ergötzte. Dennoch wollten die Knaben mit der Antwort nicht herausrücken. Der ſchwarze Fritz begann zwar: „Da, mein Kamerad ....“ aber er ſtockte ſogleich wieder und blickte wie ſein Kamerad verlegen zu Boden. Das kam daher, daß der ſtrenge Blick des fremden Herrn ſie einſchüchterte. Bechtolds durchaus ſolider Sinnesweiſe ſchien die Art, wie Schubart mit den Knaben verhandelte, durchaus unpaſſend, und als der Muſicus ſeine Börſe zog — ach, ſie enthielt kaum viel mehr als ein paar Dreibätzner — und ſeine Lockung wiederholte, miſchte er ſich ein, indem er zu dem jungen Schiller ſagte:

„Lieber Fritz, was würden Dein braver Vater und Deine fromme Mutter ſagen, wenn ſie hörten, daß Du über Sachen der Religion und über Deinen Religionslehrer auf öffentlicher Straße in der Manier, wie Du thateſt, Dich ausläßeſt? Ich bin ein Bekannter Deines Herrn Vaters, habe ihn geſtern auf der Solitude beſucht und ſoll Dich von ihm und der Frau Mutter grüßen und Dir ſagen, daß ſie heute Nachmittag in die Stadt kommen werden.“

Der Knabe war über und über roth geworden, nicht ſo faſt im Gefühl eines begangenen Fehlers, wie es ſchien, als vielmehr im Bewußtſein, daß der Fremde eine unrichtige Meinung von ihm hege. Seine Schüchternheit, die ſich auch in der merkwürdig unbehilflichen Körperhaltung ausdrückte, verwehrte ihm jedoch, eine Rechtfertigung zu verſuchen, und er ſagte endlich nur in abgebrochenen Worten:

„Ich bitte Sie, ſagen Sie meiner Mutter nichts davon, Herr. Nicht um meiner willen, nein gewiß nicht, ſondern um ihrer willen . . . . . Es würde ihr wehthun . . .“

„Wohl, um dieſes Wortes willen ſoll Deine Unbeſonnenheit verſchwiegen bleiben und ich hoffe, Du habeſt Verſtand genug, keine ähnliche mehr zu begehen.“

Er gab dem Knaben die Hand und zwar keine leere, denn als Fritz die ſeine zurückzog, fand er darin einen Maria-Thereſia-Thaler.

Schubart hatte zu der Zurechtweiſung, welche Herr Bechtold dem knabenhaften Uebermuth angedeihen ließ, eine Miene gemacht, als wollte er ſagen: „Was für ein verhenkerter Pedant iſt das!“ Jetzt bemerkte er in ſeiner ſorgloſen Weiſe:

„Nu, nu, werther Freund und Gönner, man muß das Ding eben von der humoriſtiſchen Seite nehmen. Ich danke Gott, daß er ſo gnädig war, unter andern hübſchen Sachen, über welche ich mich jetzt nicht ſpecialiter verbreiten will, auch den Humor zu ſchaffen. Der Menſch iſt im Allgemeinen eine ſo proſaiſche, ernſthafte Beſtie, daß er unausſtehlich würde, wenn nicht auch den Ernſthafteſten zuweilen der neckiſch gaukelnde Götterknabe Humorus einen Nackenſchlag verſetzte. Wie Vieles macht er wieder gut, was die ernſthafte Dummheit der Menſchen bös gemacht hat! Sehen Sie, da wird mit dreizehnjährigen Jungen . . . .“

Herr Bechtold gab dem Poeten einen Wink mit den Augen, auf die Anweſenheit der beiden Knaben Rückſicht zu nehmen, allein Schubart war nun einmal im Zug, und wenn er das war, pflegte er die Rückſichten mit ſouverainer Verachtung zu behandeln.

„Ja,“ fuhr er fort, „da wird nun mit dreizehnjährigen Jungen in dummbeſter oder beſtdummſter Abſicht der Schir Haſchirim Salomonis geleſen, an und für ſich ſchon eine pädagogiſche Monſtroſität, kaum geringer, als wollte man den Jungen des Ovidius Buch von der Liebeskunſt zum Exponiren geben. Da man nun aber einmal eine Dummheit gemacht, macht man gerade noch eine zweite, damit die erſte nicht allein ſtehe. Was Wunders, wenn da zuweilen der Humor plötzlich ſeinen allerhöchſten Spaß treibt? Und wenn er es thut, warum ſoll man nicht darüber lachen dürfen? Es iſt ein köſtlich und geſundes Ding um das Lachen, wie ſchon Doctor Luther eindringlich geſagt hat. Nur ein Menſch, welcher die Gottesgabe, die in dem Reiz der Lachmuskeln liegt, entweder gar nicht beſitzt oder wenigſtens nicht zu ſchätzen weiß, kann heute noch mit hölzerner Ernſthaftigkeit in das glühende Hohelied der Hebräer eine abgeſchmackte Allegorie hineindeuten. Müſſen ſich da nicht mit Nothwendigkeit die allerlächerlichſten Conſequenzen ergeben? Die Sulamith des hebräiſchen Dichters ſoll die lutheriſche Kirche ſein? Ei, in dieſem Falle iſt

Sr. Ehrwürden der Herr Spezial ein integrirender Theil der Sulamith. Nun aber denke man ſich den Mann! Zwar, was ſeine Naſe angeht, ſo dürfte dieſelbe mit dem Thurm auf Libanon, ſo gen Damaskus ſchaut, etwelche Aehnlichkeit haben. Was jedoch ſeine Zähne betrifft, o großer Gott, ſeine Zähne.“ ..

„Wehe dem, der da wandelt im Rath der Gottloſen und tritt auf den Weg der Sünder und ſitzet auf dem Stuhl der Spötter!“ ließ ſich plötzlich im Rücken des Poeten eine widerwärtig angeſpannte, fette Stimme vernehmen.

Fünftes Capitel.

Schubart fuhr erſchrocken herum und er hatte guten Grund, zu erſchrecken.

Der Mann, welcher vor ihm ſtand und vorhin das ſtrafende Bibelwort geſprochen, war ſein Vorgeſetzter, der Spezial Zilling, von welchem ſeine Exiſtenz zunächſt abhing. Dieſer Mann, der ihm, wie er wohl wußte, ohnehin durchaus nicht freundlich geſinnt war, hatte ſeine Rede mitangehört. Ein fataler, ein ſehr fataler Zufall.

Allerdings konnte eine Vergleichung der ſalomoniſchen Sulamith mit Sr. Ehrwürden für den Spezial Superintendenten von Ludwigsburg nicht ſehr ſchmeichelhaft ausfallen. Weder der große dreieckige Hut, den er auf der dickgekleiſterten Friſur ſitzen hatte, noch das ſchwarze Mäntelchen, noch die großen weißen Bäffchen, noch das lange Rohr mit goldenem Knopf, welches er in der Hand trug, vermochten ſeiner Erſcheinung etwas Würdiges zu verleihen. Die Natur hatte ihn gar zu ſtiefmütterlich bedacht. Eine ſchmale gedrückte Stirne, kleine rothumränderte Kakerlakaugen, eine lange, aber platte Naſe, in Form einer gequetſchten Feige, in eine Spitze oder vielmehr Knolle auslaufend, deren Röthe, wie die böſen Zungen der Reſidenz behaupteten, keineswegs ein Widerſchein innerer Andachtsglut war, eine ſchmutzig gelbe Geſichtsfarbe, endlich ein über alle Maaßen großer Mund, aus welchem ein paar große gelbe Zähne einſiedleriſch hervorſtanden, — das Alles formirte eine Phyſiognomie voll geiſtloſer Häßlichkeit, welche durch einen ſtarken Zug von Hochmuth zwiſchen den kaum ſichtbaren Brauen durchaus nicht liebenswürdiger gemacht wurde.

Der Herr Spezial ſchleuderte dem Poeten einen Blick zu, welcher ſagen zu wollen ſchien: „Hab' ich Dich einmal?“ Dann ſtieß er ſein Rohr auf das

Pflaſter und ließ den beiden Knaben, die nicht wenig betreten ihre Mützen zogen, einen Seitenblick zu Theil werden, deſſen Bedeutung leicht zu verſtehen war. Sie ſchlichen ſtill davon und waren wahrſcheinlich froh, als ſie um die nächſte Ecke waren.

Schubart, höchſt verlegen, fühlte den Druck des peinlichen Moments in ſeiner ganzen Schwere. Vielleicht hätte er ſich ſogleich vor dem gefürchteten geiſtlichen Würdenträger gedemüthigt, wenn ihn nicht die Anweſenheit Bechtolds verhindert hätte, ſeine Männlichkeit gar zu ſehr bloßzuſtellen. Er wünſchte lebhaft eine Intervention von Seiten ſeines Begleiters, da aber dieſer in der Verwirrung des Augenblicks nicht dazu geneigt ſchien, mußte er ſchon ſelbſt den Verſuch machen, ſich aus der Klemme zu ziehen, ſo gut es eben gehen wollte.

„Herr Spezial,“ begann er unterwürfig.

Allein Zilling unterbrach ihn ſofort, indem er mit Härte ſagte:

„Wenn Er mit mir reden will, ſo vergeß' Er vor allen Dingen nicht, den gehörigen Reſpect zu beobachten und mir den gebührenden Titulum zu geben.“

„Ihr Ehrwürden . . . “

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt! . . . In

Ausführung eines allerdurchlauchtigſten, von Seiten Serenissimi mir ertheilten mandati komme ich meines Weges daher, herzoglicher Geſchäfte halber Nichts denkend, und ſiehe da, was geſchieht? Ja, was geſchieht? Wie ein salva venia Lotterbube ſteht der Mußje an der Straßenecke und ſtiftet zwei boßhaftige Schlingel von . . . von . . . nun, iſt ſchon recht, optime, werden ihr wohlzugemeſſenes Deputat kriegen, die beiden Fürwitze . . . ja, item, mein Mußje Stadtorganiſt, ſtatt gebührenden Reſpectes gegen eine hohe Obrigkeit und allzu nachſichtige Vorgeſetzte eingedenk zu ſein, quid facit? Stiftet knütze*) Buben contra sanctam religionem fidemque auf und läßt ſeine ſpottgeile Lotterzunge im Eſelstrab über beſagte allzunachſichtige Vorgeſetzte hergehen. Wie will Er ſich deſſentwegen verexcuſieren?“

„Herr Spezial“ . . .

„Ihr Ehrwürden! Ihr Ehrwürden!' Selbiger Titul gebührt mir!“

„Alſo, Ihr Ehrwürden“ . . .

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt, ſag' ich Ihm.“

„Aber Sie haben mich ja gefragt“ . . .

„Was, was? Meint Er, Er könne mich mit

---

*) Knütz. zuſammengezogen aus keinnütz, keinen Nutzen bringend, Provinzialismus für nichtsnutzig.

ſeinem gottloſen Läſtermaul niedermaulen? Macht Er ſich das Phantasma vor, Er könne mit dem Spezial Zilling das Michele ſpielen? Ich werd' Ihn beſpielen, daß er's gern beſſer hätt'. Hab' Ihm ſchon lange auf den Dienſt gewartet."

„Das weiß ich wohl."

„So, das weiß Er?"

„Ja, und weil" . . .

„Favete linguis, zu deutſch, halt Er ſein Maul, wenn Seine von Gott und Serenissimo Ihm geſetzte Obrigkeit vor Ihm ſteht, um Ihm einen wohlverdienten Riffel zu applizieren. Er meint wohl, man kenne ſeine Tück' nicht? Aber man kennt ſie und der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht. Gott verzeihe mir die ſchwere Sünde, daß ich ſo einen Sünder, wie Er iſt, ſo lange in einem officio geduldet habe, welchem nur ein gottſeliger Mann vorſtehen kann und ſoll . . . Meint Er, ich habe keine Ohren?"

In Schubarts beweglichem Gemüth begann der Schrecken und die Zerknirſchung, in welche die Ueberrumpelung durch den gefürchteten geiſtlichen Würdenträger ihn verſetzt hatte, einem anderen Gefühle Platz zu machen. Der Schalk in ihm fing ſich zu regen an.

„Ihr Ehrwürden," ſagte er, „ich habe nie gemeint, daß Sie keine Ohren hätten. Im Gegentheil, ich bemerkte viel und oft, daß Ihre Ohren" . . . .

Der Spezial ſchnitt jedoch den Witz ab, welcher dem Poeten auf der Zunge ſchwebte. Mit ſeinem Rohr aufſtampfend ſagte Zilling:

„Er hat wohl gemeint, meine Ohren hätten Seine läſterlichen Dudeleien, womit er die Orgel ſo oft entweihet, mit demſelbigen ſündhaften Wohlgefallen angehört, wie die eitlen Weltkinder thaten, denen Er zur Schande Seines kirchlichen Amtes in aller Thorheit nacheifert? Aber da hat er Seinen calcul falſch gemacht, ſag' ich Ihm. Es iſt Alles gehörig notiret und ſoll gehörigen Ortes vermeldet werden. Man wird ſchon mit Ihm fertig werden, Mußje, merk' Er ſich das! Man wird abrechnen mit Ihm. Man wird Ihn zur Verantwortung ziehen von wegen einer gewiſſen blasphemiſchen scarteque, die Er neulich hat ausgehen laſſen. Man wird Ihm zeigen, was es mit Seiner Verſündigung in puncto adulterii auf ſich und was Sein ärgerlicher Handel mit der Barbara Streicherin zu bedeuten hat. Sein Maaß iſt gerüttelt voll, ſag' ich Ihm, und man wird Ihm das consilium abeundi geben oder ich will nicht Zilling heißen."

Die Miene des Spezials, womit er dieſe Worte begleitete, war ſo, daß Schubart leicht bemerken konnte, es handle ſich hier um Ernſteres als um eine jener Abkanzelungen, wie er ſie in ſeinem amtlichen Verkehr mit Zilling ſchon mehrfach befahren. Hätte er nicht glauben müſſen, es ſei hier auf mehr als auf eine Demüthigung abgeſehen, ſo würde er ſich den Schimpf wohl haben gefallen laſſen. So aber, bemerkend, daß der Spezial die Sache weiter und zum Aeußerſten treiben würde, gewann er in dem Maaße, in welchem die brutale Heftigkeit ſeines Gegners zunahm, ſeine natürliche Ueberlegenheit über denſelben wieder. Bechtold, welcher dem ganzen Auftritt mit äußerſtem Befremden anwohnte, ſah, weil ihn der rückſichtsloſe Zelotismus Zillings empörte, mit Befriedigung, wie ſich die Geſtalt Schubarts aus ihrer, wie man in Schwaben ſagt, „verdatterten" Haltung aufrichtete und wie ein Lächeln ſorgloſen Humors um den Mund des Poeten zu ſpielen begann.

Es iſt aber bekannt, daß ein Eiferer, wenn er einmal ins Predigen hineingerathen, nicht ſobald davon abläßt. Der Herr Spezial fuhr daher fort, die Blaſe ſeiner Galle alſo zu entleeren: —

„Was hat Er auf das Alles zu antworten, Er leichtſinniger Patron, Er? Glaubt Er, es laſſe ſich jedwedes scandalum mit Gedudel und Geverſel vertuſchen? Da wird Er ſich verrechnen, ſag' ich Ihm. Und das unehrliche Komödiantenpack und die koketten Klavierſchülerinnen und die muſikaliſchen Quänkeleien und die gottloſen Poetenbücher, in denen er ſich das Hirn verbrannt hat, ſtatt in der Biblia sacra zu ſtudiren“ . . . .

„Bitt' um Entſchuldigung, Ihr Ehrwürden. Ich kenne meine Bibel ſo gut, wie Einer. Namentlich hab' ich das Hohelied Salomonis immer mit großem Vergnügen geleſen.“

„Mit großem Vergnügen, ſo? da höre Einer den Läſterer! Mit Andacht, nicht mit Vergnügen, ſoll man das heilige Buch leſen.“

„Aber ich ſehe nicht ein, warum mir ein Liebesgedicht gerade viel Andacht erregen ſoll.“

„Ein Liebesgedicht? Was verſteht er davon, Er miſerabler Taſtengreifer! Alſo Poëmata und derlei Flauſen ſucht er in der heiligen Schrift?“

„Was ich auch immer darin ſuche, Ehrwürdigſter, das habe ich nie darin gefunden, daß die lutheriſche Kirche elfenbeinerne Zähne habe.“

„Was, was? Ich glaube gar, Mußje, Er erfrecht ſich, Seinen gottloſen Spott mit mir treiben zu wollen. Was ſteht er da und glotzt mir ſo frech ins Geſicht? Ich will Ihm zeigen, wer ich bin."

„Iſt nicht nöthig, gar nicht nöthig. Ich habe bereits die Ehre, vollſtändig zu wiſſen, wer Sie ſind."

„Schön, ſchön. Das ſchlägt dem Faß vollends den Boden aus. . . Was, was? Statt ſeine vitia und crimina demüthig zu bekennen und Reu' und Leid zu machen und um Pardon zu bitten, will Er den Großhans ſpielen und mir den Widerpart halten? Das ſoll Ihm theuer zu ſtehen kommen!"

„Die Schrift ſagt: Segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch haſſen und verfolgen."

„Er kann ja Sein Sprüchlein prächtig aufſagen, aber man weiß, was Gottes Wort in Seinem Läſtermaul bedeutet. . . . Schämt Er ſich nicht in Seine Seele hinein," fuhr der Erboste fort, mit nicht ſehr glücklicher Taktik den Krieg auf ein anderes Feld hinüberſpielend — „ſchämt Er ſich nicht, Er, ein Diener der Kirche gleichſam, wenn auch ein unwürdiger, ſo, wie Er thut, Sein Jagen nach den Eitelkeiten der Welt großprahleriſch zur Schau zu ſtellen? Was, was? Schon ſein An- und Aufzug ſtinkt nach Thorheit und Lüderlichkeit, pflichtvergeſſener Familienvater Er! Hat Er gar keine Scheu vor Gott und Seiner rechtmäßigen Obrigkeit, daß Er es wagt, mir ſo unter die Augen zu treten, ſündhaften Maskentrödel auf Seinem vom Schlemmen aufgetriebenen Leibe?"

In Schubart war jetzt der humoriſtiſche Uebermuth völlig zum Durchbruch gekommen. Er ſah in dem Spezial nicht mehr den gefürchteten Vorgeſetzten, ſondern nur noch die Zielſcheibe ſeiner Laune, und antwortete daher friſchweg:

„Se. Durchlaucht unſer Herzog und Herr hätte den Carneval nicht angeordnet, wenn er nicht wollte, daß die Leute ſich dabei amüſiren ſollten. Außerdem ſagt die Schrift: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!"

„Halt' Er Sein ungewaſchenes Maul, ſag' ich. Er iſt gar nicht würdig, ein sanctum verbum in den Mund zu nehmen. Meint Er, man wiſſe nicht, wie er in den Weinſtuben das Wort Gottes zu parodiren ſich erfrecht? Ich ſag' Ihm, Er ſteckt voll knützer Poeterei und Ketzereien und Aufklärung und derlei gottloſen Faxen bis an den Hals herauf, Er Spötter und Sauſaus!"

„Ei, Ihr Ehrwürden, der Wein iſt doch wohl da, um getrunken zu werden. Sagt doch der Pſalmiſt: der Wein erfreut des Menſchen Herz und macht ſein Angeſicht glänzend wie von Oel."

„Was, was? Derohalben lieſt alſo der ſaubere

Mußje die Schrift, damit Er gottesläſterliche Verexcuſierungen für Seine notoriſche Trunkenbolderei vorbringen könne?“

„Hm, Ihr Ehrwürden, ich meine, daß auch Andere den Spruch des Pſalmiſten gelegentlich ſtark ſich zu Gemüthe führen; denn, ſehen Sie, was das Trinken betrifft, ſo könnte ſich, dächte ich, Jeder an der eignen Naſe nehmen.“

Ein ſehr expreſſiver Blick commentirte dieſe Worte, wenn ſie überhaupt eines Commentars bedurften, und die Wirkung war höchſt poſſierlich. Denn der Spezial fuhr unwillkürlich mit der Hand nach ſeiner Naſe, und als er den Mißgriff gewahrte, war es ſchon zu ſpät.

Bechtold blickte zur Seite, weil er das Lachen nur mit Mühe verhalten konnte, Schubart aber wußte ſich die Miene zu geben, als wüßte er gar nicht, was für einen tödtlichen Pfeil er abgedrückt. Uebrigens verrieth ihm der Wuthblick, welchen ihm Zilling zuwarf, daß der Pfeil haftete. Der Spezial nahm ſich gewaltſam zuſammen.

„Wer einen rußigen Keſſel anrührt,“ ſagte er, „der beſchmutzt ſich. Es war thöricht von mir, mich auf offener Gaſſe mit Ihm in einen Streit einzulaſſen, Mußje. Das Uebrige wird nachfolgen, verlaß'

Er ſich darauf. Seine Windbeutelei und all' Sein ſündhaftes Treiben wird ein Ende mit Schrecken nehmen. Wehe dem, der da ſitzet, wo die Spötter ſitzen! Ja und Amen."

Sprach's, drückte den Dreimaſter feſt auf den Kopf, ſtampfte mit dem Rohr noch einmal bedeutſam auf den Boden und ſchritt mit aller Gravität, die er aufzubieten hatte, über die Straße dahin.

Schubart brummte ihm noch einen Fluch nach, dann ſagte er mit der Selbſtgefälligkeit, in welcher er ſich nicht ſelten gefiel:

„Hab' ich dieſen Bruder Grobian nicht abgeführt und abgeſchmiert, wie er es verdiente? War es nicht ein guter Einfall, ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen? Und haben Sie, werther Freund und Gönner, nicht bemerkt, wie der dumme Menſch mit der Hand nach ſeiner Naſe fuhr, auf welcher ſich die Weinſteinquinteſſenz von einigen hundert Eimern Zehentwein abgelagert hat? Ich werde ein Gedicht darauf machen, ja das werd' ich!"

Und im Vorgefühl der Befriedigung, die Leute auf Koſten ſeines zelotiſchen Feindes lachen zu machen, lachte der Poet jetzt ſelber laut auf.

Aber die Seele dieſes Mannes war wie Kork, tanzend auf den Wogen der wechſelnden Eindrücke.

Die nachdenkliche Miene Bechtolds, welcher ſchweigend neben ihm herſchritt, während ſie eine gegen die Stadtkirche zu hinaufführende Straße durchmaßen, machte ihn ſelber nachdenklich. Die Begegnung mit Zilling mußte ſchlimme Folgen für ihn haben, das konnte einem Zweifel nicht unterliegen. Das Wort consilium abeundi oder Laufpaß, welches der Herr Spezial ſo nachdrücklich gebraucht, ſtieg wie eine drohende Wolke vor Schubart auf. Er wußte, daß Zilling, welcher nach Art der meiſten lutheriſchen Kirchenlichter von damals die brutalſte Orthodoxie nach unten mit der kriechendſten Servilität nach oben vereinigte, beim Herzog viel gelte und daß es daher dem beleidigten Würdenträger nicht ſchwer werden würde, eine Abſetzung und Verweiſung ſeines Verhöhners zuwegezubringen. Die Vorſtellung einer Verweiſung war aber beſonders ſchrecklich für ihn, gerade jetzt, wo er ſich in dem mit den lockendſten Blumen überdeckten Sumpf des ludwigsburger Reſidenzlebens ſo wohlig umherbewegte. In das vorahnende Bedauern über die Einbuße ſo vieler Genüſſe, in die er ſich mit dem ganzen Feuer ſeines ſinnlichen Naturells geſtürzt, miſchten ſich jedoch auch edlere Gefühle. Das Bewußtſein, daß Zilling mit ſeinen Vorwürfen, wenn auch nicht in der Form, ſo doch in der Sache ſo ziemlich auf berechtigtem Boden ſtand, drückte einen ſcharfen Stachel in ſein Herz. Er dachte an ſein gutes und treues Weib, welches durch den leichtfertigen Wandel des Gatten von ſeiner Seite getrieben worden und die Kinder, welche Schubart ſo innig liebte, mit in das väterliche Haus nach Geißlingen genommen hatte. Er blickte im Geiſt nach dem idylliſchen Bergſtädtchen, wo er, wenn auch in beſchränkten Verhältniſſen, vordem das reine Glück ſeiner jungen Ehe genoſſen hatte. Für einige Augenblicke erfüllte ihn der Schmerz bitterſter Reue ſo ganz, daß ſeine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. Er zerknitterte mit der Hand die vor ſeiner Bruſt hängende Maske, riß ſie los und ſchleuderte ſie weit weg, als wollte er damit ein Stück Vergangenheit von ſich werfen. Zugleich ſchoß ihm der Gedanke durch die Seele, auf der Stelle den Spezial aufzuſuchen, um, vor dem harten Manne reuevoll ſich demüthigend, das Bedrohliche abzuwenden.

Ein neuer Eindruck verwiſchte dieſe Stimmung ſo raſch und noch raſcher, als ſie gekommen war.

Von rechts herüber klangen rauſchende Töne kriegeriſcher Muſik.

Schubart horchte, während ſein Begleiter, noch immer mit dem vorhin ſtattgehabten Auftritt beſchäftigt, zu ihm ſagte:

„Die ſeltſame Szene mit Ihrem Vorgeſetzten ſcheint Sie angegriffen zu haben, Herr Magiſter, und ich finde das ſehr begreiflich“

„Bah,“ entgegnete Schubart leichthin, einem Gefühl falſcher Scham nachgebend. „Es beißt nicht jeder Hund, welcher heftig knurrt und bellt.“

„Hm, das dürfte in dieſem Falle doch nicht ſo ganz zutreffen“

„Meinen Sie? — Aber hören Sie die Muſik? Sie kommt von dem Platz vor der Orangerie. Sie fragten mich vorhin, wie doch unſer Herzog die Gelder zu ſeinem Prachtleben aufzubringen vermöge, und ich verſprach, Ihnen vielleicht noch heute einen ſeiner Prägeſtöcke zu zeigen. Das will ich jetzt. Sie werden ſich wundern. Es iſt ein rares Stück und ich habe ein beſonderes Intereſſe, es mitanzuſehen, denn Sie müſſen wiſſen, daß ich das poetiſche und muſikaliſche Beiwerk dazu geliefert . . . Kommen Sie!“

Sechſtes Capitel.

Die herzogliche Orangerie zu Ludwigsburg galt, jetzt verſchwunden, zur Zeit des Glanzes dieſer Stadt für eines der ſchönſten oder gar für das ſchönſte Werk dieſer Art in Europa. Herzog Karl hatte einen lebhaften Sinn für reizende Gartenanlagen, und ſoweit der franzöſiſche Geſchmack, welcher den des Fürſten vollſtändig beſtimmte und beherrſchte, es zuließ, wurde bei Anlegung der Gärten, womit er ſeine Schlöſſer umgab, Alles gethan, um die Reize der Natur ins rechte Licht zu ſtellen. Das dürfte der paſſende Ausdruck ſein, denn der Triumph der Hortikultur der Rococozeit beſtand bekanntlich darin, daß ſie bei „Verſchönerung“ der Natur dieſelbe zu einer mit hoher Friſur, mit Schönpfläſterchen, Pochen und Reifrock ausſtaffirten Ballſchönen machte, oder, mit anderen Worten, der franzöſiſchen Regelrichtigkeit chineſiſch barockes Schnörkelweſen zugeſellte. Eine freiere und naturgemäßere Auffaſſung der Gartenkunſt hatte zwar zu jener Zeit in England Platz gegriffen und war zugleich mit dem durch die Bodmer-Klopſtock'ſche Dichterſchule propagirten Geſchmack an engliſcher Literatur auch nach Deutſchland herübergekommen, aber Herzog Karl wäre wahrlich der Letzte geweſen, welcher ſich's einfallen laſſen, die franzöſiſchen Begriffe von Naturſchönheit mit engliſchen zu vertauſchen. Er war, wie ein ſtandhafter Verehrer von Boileau ſo ein nicht weniger ſtandhafter von Le Notre.

In der ludwigsburger Orangerie konnte man ſich plötzlich nach Italien verſetzt glauben. Wenigſtens hatte man da Allem aufgeboten, um eine ſolche Täuſchung hervorzubringen. Die ganze Anlage war das, was man heutzutage einen Wintergarten nennt, aber ſie war ein Wintergarten im größten Styl. Der Beſucher ſchritt durch Alleen von Orangenbäumen und wandelte zwiſchen Hecken von Myrthen und Jasmin. In weiten Baſſins entfalteten exotiſche Waſſerpflanzen ihre Blüthenkelche, in rieſigen Volièren flatterten und kletterten farbenglühende Vögel der Tropenzone und in bizarr phantaſtiſchen Grotten ſpielten allerhand neckiſche Waſſerkünſte. Die thorhohen bis zur Erde herabreichenden Fenſter ſahen auf einen freien Platz von bedeutender Ausdehnung und dieſer, nicht das Innere der Orangerie, nimmt jetzt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Als Schubart und ſein Begleiter auf dem Platz ankamen, fanden ſie denſelben ſehr belebt. Die eleganten Beſucher der venetianiſchen Meſſe hatten ſich ebenfalls hieher begeben und unter den Fenſtern der Orangerie geſammelt. Eines derſelben war geöffnet und man erblickte in der weiten Oeffnung den Herzog, umgeben von einer Gruppe von Hofherren, die mit abgezogenen Hüten im Halbkreis hinter dem Gebieter ſtanden. Gerade der Orangerie gegenüber war ein Regiment Infanterie aufgeſtellt, mit ängſtlicher Genauigkeit nach dem preußiſchen Reglement uniformirt: in knappanſchließenden Röcken mit zurückgebackten breiten Schößen, Sturmhauben von Blech, Halskrauſen und Manſchetten, langen weißgepuderten Zöpfen und ſchwarzgefärbten Schnurbärten, mit Sack und Pack, wie zu augenblicklichem Ausmarſch bereit. Der Commandant, Oberſt von Hügel, hielt mit ſeinem Stab zu Pferde vor der Fronte. Der Raum zwiſchen dem Regiment und der Orangerie war von Zuſchauern geſäubert, um den Blick des Fürſten auf ſeine Soldaten nicht zu hindern, dagegen drängte ſich eine neugierige Menge an beiden Seiten des Platzes.

Etwas abſeits, an der Ecke der Straße, aus welcher die beiden Männer kamen, trafen ſie den jungen Schiller wieder, welcher mit der ganzen Schauluſt ſeines Alters auf die Szene blickte und die bedrohliche Begegnung mit dem Herrn Spezial wahrſcheinlich einſtweilen vergeſſen hatte.

„So biſt Du auch da?“ redete ihn Schubart an. „Hat Dich die Angſt vor dem Spezial nicht nach Hauſe gejagt?“

Der Knabe verſuchte zu lächeln, aber man konnte ihm wohl anſehen, daß der Titel Zillings gewiſſe mißliche Ideenverbindungen in ihm anregte.

„Was gibt's denn da, Fritz?“ fragte ihn Herr Bechtold.

„Das Kapregiment marſchirt aus, Herr.“

„Das Kapregiment? Was iſt denn das für ein ſonderbarer Name?“

„O, gar nicht ſo ſonderbar, werther Freund und Gönner,“ bemerkte Schubart. „Das Regiment, ein Tauſend tüchtige Burſche, geht nach Holland und von da nach dem Kap der guten Hoffnung, um dort gegen Hottentotten und Buſchmänner und Kaffern zu fechten. Der Herzog, unſer gnädigſter Herr, hat es an die Holländer verkauft um gute vollwichtige holländiſche Dukaten.“

„Wie?“

„Ich ſagte Ihnen ja, der Herzog ſei ein merkwürdiger Münzkünſtler. Er liefert tauſend Stück Unterthanen in die holländiſche Münze und erhält dafür ganze Säcke voll Dukaten zurück, ein zugleich ſehr einfaches und ſehr einträgliches Geſchäft.“

„Und laſſen ſich dieſe Leute freiwillig alſo verſchachern?“

„Die Minderzahl vielleicht, die Mehrzahl gewiß nicht; aber man hat hier zu Lande allerlei Mittelchen bei der Hand, auch der ſtarrſten Widerwilligkeit den Anſtrich von Freiwilligkeit zu geben . . . . Aber bemerken Sie, wie ſinnreich man die Waare geſtempelt hat? Die Soldaten tragen zwar das würtembergiſche Wappen auf den Schilden ihrer Kaskets, über demſelben jedoch das holländiſche, wie es auch unter ſolchen Umſtänden nur recht und billig iſt. . . . Na, Fritz,“ fuhr der Poet zu dem Knaben gewendet fort, „haſt Du in Deinem Plutarch auch ſchon ſo Etwas gefunden?“

„Nein,“ entgegnete der Gefragte. „Griechen und Römer würden ſich auch nicht haben verſchachern laſſen.“

„Haſt Recht, Junge, aber ſag's nicht laut! Wahrheit iſt ein guter Hund, aber man ſchlägt ihn auf den Kopf, wenn er zu laut hinter dem Irrthum und dem Unrecht herbellt.“

Der junge Schiller war vielleicht erſt durch die Aeußerungen Schubarts und die Erinnerung an ſeinen geliebten Plutarch auf die eigentliche Bedeutung der Szene, die ſich vor ſeinen Augen abſpielte, aufmerkſam gemacht worden.... Tauſend Menſchen in die Fremde verhandelt wie eine Heerde Schafe . . . Die Empörung, welche dieſe Vorſtellung in ſeinem Inneren wachrief, warf einen finſteren Schatten auf die blaſſen kühngeſchnittenen Züge des Knaben.

Es wurde ‚Gewehr bei Fuß!‘ commandirt und ‚Ruht!‘, worauf die ſteifgezirkelte Haltung des Regiments einer läſſigeren wich. Die Offiziere traten zuſammen, die Muſikbande begann zu ſpielen und der Herzog ließ den Soldaten den Abſchiedstrunk reichen. Lakaien und flinke Schenkmädchen glitten mit mächtigen Weinkrügen und vollen Gläſern durch die Glieder. Es gab da nicht wenige Soldaten, welche mit dem ganzen Leichtſinn ihres Weſens das Glas an den Mund ſetzten, den Kredenzerinnen einen derben Scherz zurufend; es gab aber auch andere, welche finſter vor ſich niederblickten und den Trunk verſchmähten.

Schubart und Bechtold traten näher hinzu und der junge Schiller folgte ihnen.

Die Muſik hatte eine luſtige Tanzweiſe geſpielt. Jetzt ſtimmte ſie eine ernſtere Melodie an.

„Aha,“ ſagte Schubart ſelbſtgefällig, „nun kommt mein Antheil an der Szene.“

Und als ihn Herr Bechtold fragend anſah, ſetzte er achſelzuckend hinzu:

„Herzog Karl liebt es, den Dingen einen künſtleriſchen Anſtrich zu geben. . . . Ich habe zum Abzug des Kapregiments Verſe und Muſik geliefert — auf Beſtellung. Da ſehen Sie, werther Freund und Gönner, zu was allem ein deutſcher Poet und Muſiker ſich brauchen laſſen muß."

Die Muſik präludirte kräftig, auf ein Commandowort des Oberſts fiel ein ſtarker Chor von Männerſtimmen ein und über den Platz hin ſcholl das ſchöne ‚Kaplied': —

„Auf, auf! Ihr Brüder, und ſeid ſtark,
Der Abſchiedstag iſt da!
Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer!
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika". . . .

Die haltungsloſe Sanguinität Schubarts gab ſich dabei in auffallendſter Weiſe an den Tag. Für einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, daß es eine bittere Schmach, ſein Talent zur Verherrlichung einer ſolchen Sache hergegeben zu haben; jedoch im nächſten Augenblick ſchon überwog die Freude des Künſtlers an ſeinem Werk jedes Bedenken und er ſang ſein berühmtes Lied herzhaft mit.

Dieſes war bis zu der Strophe gediehen:

„An Deutſchlands Grenze füllen wir
Mit Erde unſre Hand
Und küſſen ſie, — das ſei der Dank
Für Deine Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!" . . .

als eine furchtbare Unterbrechung ſtattfand.

Plötzlich krachte in einem der hinteren Glieder des Regiments ein Schuß. Ein wildes, wirres Aufſchreien — ein Auseinanderſtäuben der Linie —allgemeine Verwirrung. Die Offiziere eilten herbei, die Muſik ſchnappte mit einem grellen Mißton ab. Dann löste ſich der Knäuel von Soldaten und Zuſchauern, welcher ſich an der Stelle, wo der Schuß gefallen, augenblicklich gebildet hatte, und man ſah einen der Kapkrieger mit gräßlich zerſchmettertem Haupt, todt auf dem Pflaſter liegen, ganz nahe bei dem Ort, wo unſere drei Bekannten ſtanden.

Der Unglückliche mußte ſich die Mündung ſeiner Muskete in den Mund geſteckt und Mittel gefunden haben, das ſelbſtmörderiſche Gewehr in dieſer Stellung zu entladen. Ein Opfer, vielleicht der Verführung, vielleicht der Gewalt, hatte er dieſe Stunde gewählt, um mit Wegwerfung ſeines Lebens gegen jenen Menſchenſchacher zu proteſtiren, der, wie Jedermann weiß, einer der größten Schandflecken der Geſchichte Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert war, wenn nicht der größte überhaupt.

„Strick iſt entzwei und Du biſt frei!“ ſagte Schubart tief ergriffen und mit dem vollen Ausdruck ſeines leidenſchaftlichen Gemüthes. . . . „Der Sklave hat ſeine Feſſeln für immer geſprengt, aber Wehe über die, welche ihn dazu getrieben.“

Sein Blick ſchweifte zu dem Fenſter der Orangerie hinüber, wo der Herzog ſtand. Man ſah den Fürſten lebhaft mit den Herren ſeines Gefolges verhandeln, als ob er Erkundigungen einzöge, Befehle ertheilte.

Bechtold ſeinerſeits betrachtete mit Erſtaunen den jungen Sohn ſeines Jugendfreundes.

Der Knabe ſtand da, wie vom Donner gerührt. Todblaſſen Antlitzes und mit weitgeöffneten Augen ſtarrte er dem Leichnam des Soldaten nach, welcher jetzt von einigen ſeiner Kameraden raſch weggeſchafft wurde. Eine furchtbare Bewegung hatte ſich offenbar ſeiner bemächtigt und machte ſeine Stirne von großen Schweißtropfen perlen.

War über dieſe junge Seele einer jener feierlichen Momente gekommen, die, voll bitterſten Schmerzes und höchſter Weihe zugleich, ein Menſchengeſchick beſtimmen? War in des Knaben Herz einer jener Blitze gefahren, die wie Offenbarungen Gottes zuweilen auf Jeden niederzucken, aber nur in auserwählten Seelen eine unauslöſchliche Flamme entzünden, eine unzerſtörbare Begeiſterung entfachen? Hatte zu dieſer Stunde vor ſeinem inneren Auge zum erſten Mal die ungeheuere Kluft ſich geöffnet, welche zwiſchen Freiheit und Sklaverei, Ideal und Wirklichkeit klafft? Oder durchbebte ihn gar eine dunkle Ahnung von jener befreienden Miſſion, zu deren Träger das Schickſal ihn auserkoren?

Die Stellung und Geberde des Knaben erregte jetzt auch Schubarts Aufmerkſamkeit.

„Was haſt Du, Junge?“ fragte er. „Was iſt Dir? Was ſinneſt Du?“

Der junge Schiller blickte auf und verſtört um ſich. Der Paroxismus war aber noch nicht vorüber. Der Sturm, welcher in ſeiner Seele wühlte, machte ſeine Lippen beben, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft und mit dem Blitz, welcher ſeinen Augen entfunkelte, brach zugleich aus ſeinem Munde der Aufſchrei: —

„In tyrannos!“

Dann wie erſchreckt durch die Kühnheit ſeines Wortes und durch das verwunderte Aufſchauen der

Leute, ſchlug er, außer ſich, die Hände über den Kopf und ſtürzte hinweg.

Schubart blickte ihm voll reger Theilnahme nach. Dann ſagte er ſinnend:

„Haben Sie das Gebahren des Jungen bemerkt, werther Freund?“

„Freilich, der Schrecken über das Gräßliche muß ihn furchtbar erſchüttert haben. Er ſah d'rein wie ein Wahnſinniger.“

„Ha, ich meine, ich habe in ſeinem Auge etwas Anderes leuchten ſehen als Wahnſinn, Etwas wie der göttliche Funke, welcher in der Seele von Sehern und Propheten glüht... In tyrannos! Armer Junge, Du haſt da ein Wort geſprochen, welches Dich ſehr groß, aber auch ſehr unglücklich machen kann .... Sonderbar, daß mir gerade jetzt einfallen muß, wo geleſen zu haben, das Blut der Opfer der Tyrannei treibe Rieſen aus der Erde“. . . .

Commandoworte tönten über den Platz. Das Regiment ordnete ſich, die Muſik begann wieder zu ſpielen, als wäre Nichts geſchehen. Die Truppen ſollten vor dem Herzog defiliren und ſetzten ſich ſofort in Marſch. Glied für Glied, Compagnie für Compagnie ſchritt über die kleine Blutlache weg, welche der Selbſtmörder auf dem Pflaſter zurückgelaſſen.

Dann ſchwenkte ſich das Regiment, um unter den Fenſtern der Orangerie vorüberzumarſchiren. Der Commandant ſalutirte im Vorüberziehen mit Degenſchwenken den Fürſten und rief: „Hoch Se. Durchlaucht!“ und „Hoch Se. Durchlaucht!“ riefen ihm die Offiziere und „Hoch Se. Durchlaucht!“ ſchrieen ihnen die Soldaten nach. Die Muſik blies einen ſchallenden Tuſch, dann fiel ſie in eine muntere Marſchweiſe und die Ziehenden ſtimmten Schubarts Lied ‚Für den Trup‘ an: —

„Hell auf, Kameraden! der kriegriſche Ton
Der Trommeln und Pfeifen ermuntert uns ſchon.
Friſch, ſchnallt den Torniſter den Rücken herum
Und ſchickt Euch zum Marſche, nur ſeht Euch nicht um.

Denn Abſchied von Freunden und Mädchen fällt ſchwer
Und weinen ziemt braven Soldaten nicht ſehr;
Sie folgen gehorſam des Führers Gebot
Und rüſten ſich freudig zum Abſchied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab?
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Gibt's dorten nicht Wildpret, nicht Fiſche, nicht Wein?

Auch ſagt man, es gebe von roſiger Laun'
Dort Mädels hübſch ſchwarzlich, hübſch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürſten nicht glücklicher ſein . . . . .“

Siebentes Capitel.

„Fritz, lieber Fritz, was iſt Dir? Wo willſt Du hin?"

So rief in beſorgtem, faſt erſchrecktem Ton eine einfach gekleidete Frau, welche nahe bei der Stadt auf der ſchnurgeraden Straße, die von der Reſidenz nach der Solitude hinaufführt, daherkam, dem jungen Schiller zu, welcher ihr vor dem Thore begegnete.

Mit auf den Boden geheftetem Blick war der Knabe nahe an ſie herangeſtürmt, ohne ihrer gewahr zu werden. Die peinlichen Eindrücke des heute Erlebten hatten ihn aus der Stadt getrieben und vielleicht mehr inſtinctiv als mit Bewußtſein hatte er die Straße nach der Solitude eingeſchlagen. Dort lebte ihm ja eine Mutter und eine Schweſter, vor denen er ſein Herz der Pein, welche es drückte, entlaſten konnte.

Die Stimme der Rufenden machte ihn raſch aufblicken. Er ſprang mit einem Satz über den Weg, warf ſich mit dem Ruf: „O Mutter, liebe Mutter!" der Frau in die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Die Frau Hauptmännin, Eliſabeth Dorothea

Schiller, wie ſie ihren Sohn ſo in den Armen hielt, ragte kaum um einen Zoll über den hochaufgeſchoſſenen Knaben hinweg. Sie war alſo nicht groß, aber eine gewiſſe jungfräuliche Schlankheit und ein feines Ebenmaaß der Glieder zeichnete die Matrone vortheilhaft aus. Sie hatte röthlich blondes Haar und eine Menge von Sommerſproſſen bedeckte ihr Geſicht, aber trotzdem machte dieſes durch ſeine außerordentliche Milde einen ſehr wohlthuenden Eindruck, welcher durch den ſeelenvollen Ausdruck der blauen Augen noch erhöht wurde.

Die Heftigkeit, womit der Sohn ſie begrüßte, und ſein Weinen würden die gute Frau noch mehr erſchreckt haben, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß die ungemeine Erregbarkeit der Nerven ihres Kindes oft ſolche Ausbrüche veranlaßte, ohne daß denſelben gerade ein Unglück zu Grunde zu liegen brauchte.

„Wer hat Dir denn was gethan, Fritz?“ fragte die Mutter liebevoll, indem ſie mit ihrem Tuch die Thränen des Knaben trocknete.

„Mir? Niemand,“ entgegnete Fritz, ſo ſchnell ſich faſſend, als läge in der Mutterhand, welche ſeine Wangen ſtreichelte, eine beruhigende magnetiſche Kraft. „Aber,“ fuhr er fort, „ich habe etwas Schreckliches mitangeſehen . . . . Einer der Kapſoldaten hat ſich ſo eben, beim Ausmarſchiren des Regiments, auf dem Orangerieplatz vor den Augen des Herzogs erſchoſſen.“

„Um Gotteswillen! was ſagſt Du?“

„Was ich gerade vorhin geſehen .... O Mutter, iſt das recht, kann das recht ſein, daß ein Fürſt die Leute verhandelt wie das unvernünftige Vieh und ſie ſo zur Verzweiflung treibt?“

Man konnte es der Miene der Mutter leicht anſehen, daß ſie die Entrüſtung des Sohnes theilte. Aber ſie bezwang ſich und ſagte:

„Fritz, der Herzog iſt der Geſalbte des Herrn.“

„Aber Gott iſt allgütig. Wie kann er Solches geſchehen laſſen?“

„Mein Kind, die Wege Gottes ſind unerforſchlich .... Und höre, Fritz, wahre Deine Zunge! Dein Vater ißt das Brod des Herzogs. Vergiß das nie!“

„O Mutter, das iſt bitter! Heute fühle ich das zum erſten Mal ... Es iſt ſchrecklich, von der Gnade eines Tyrannen abhängig zu ſein.“

„Bſt, bſt! Lieber Fritz, laß mich oder Andere nie mehr ſo ein Wort hören. Der Herzog iſt der Herr; er kann thun, was ihm gefällt .... Seid unterthan der Obrigkeit! ſagt der Apoſtel.“

„Ja, ſo ſagt der Spezial auch, aber im Alterthum, als die großen Männer Griechenlands und Roms lebten . . . .“

„Auch damals, lieber Fritz, iſt viel Gräßliches und Grauſames geſchehen, wie Du mir ja aus Deinen Geſchichtenbüchern oft vorgeleſen haſt.“

„Aber es wurde gerächt, Mutter, mannhaft und blutig gerächt!“

„Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr. Es kommt ein Tag, mein Kind, wo für Jegliches Rechenſchaft gegeben werden muß . . . . Doch komm' jetzt. Ich habe Erlaubniß vom Vater . . .“

„Kommt er denn nicht in die Stadt?“

„Nein, er mußte in herzoglichen Geſchäften nach Hohenheim hinüber. Aber er hat an ſeinen Fritz gedacht, und weil Dein letztes Schulzeugniß ſo gut ausgefallen, hat er mir erlaubt, Dir heute eine Freude zu machen, wie Du Dir ſchon lange gewünſcht.“

„O, ich weiß, Mutter. Ich darf mit Dir ins Theater, gelt?“ rief der Knabe aus, mit einem jener plötzlichen Uebergänge vom Schmerz zur Fröhlichkeit, welche dem kindlichen Alter ſo gut ſtehen.

Die Mutter nickte lächelnd.

„Und es ſoll den Vater auch gar Nichts koſten,“ fuhr der Knabe lebhaft fort, während er an der

Hand der Mutter dem Stadtthor zuging. „Denke Dir nur, ein fremder Herr, welcher mit dem Herrn Schubart ging und mir einen Gruß von Dir ausrichtete, hat mir einen großmächtigen Maria-Thereſia-Thaler geſchenkt, einen ganzen! Da haſt Du ihn... So reich bin ich noch nie geweſen, und da dacht' ich mir, daß ich nun auch mal dem Phinele *) eine rechte Freude machen könnt'. Es hat ſich ſchon lange einen neuen Menteur **) gewünſcht, weißt Du? Für ſo einen Thaler kann man gewiß den allerſchönſten kaufen und bleibt noch genug übrig fürs Theater. Denk' Dir, ſie ſpielen heut' die Dido von Jomelli. Das ſoll wunderſchön ſein, ſagt der Fritz Hoven, der neulich das Stück hat ſehen dürfen. Und was mich noch mehr freut, Mutter, . . . Du kannſt dann, wenn Du heimkommſt, den Leuten auf der Solitude ſagen: Mein Fritz hat mich in die Oper geführt.“

Die Mutter lächelte wieder, dießmal hochbeglückt. Wenn, wie gerade heute, der Feuergeiſt des Sohnes ihr zuweilen Beſorgniß erregte, ſo wurde ſeine reine Herzensgüte ſtets wieder eine Quelle der Beruhigung für ſie . . . . . .

---

*) Zärtliche Abkürzung für Chriſtophine, wie Schillers ältere, zwei Jahre vor ihm geborene Schweſter hieß.

**) Das bauſchige Halstuch, welches, neben dem Stelzſchuh, dem Steifrock und der gepuderten Chignon-Friſur, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein charakteriſtiſches Merkmal des Damenanzugs blieb.

So ſaß ſie denn, als ihre Geſchäfte in der Stadt abgethan waren und der Abend gekommen, auf einer Bank des Opernhauſes und freute ſich des glänzenden Schauſpiels vor ihren Augen. Frau Schiller war in hohem Grade mit Phantaſie und einem natürlichen Verſtändniß des Schönen ausgeſtattet. Sie hat zwar niemals Verſe gemacht, wie das ein Biograph ihres großen Sohnes dem andern gläubig nachgeſchrieben; aber von jedem Hauch von Poeſie fühlte ſich ihre offene, lautere und fromme Seele warm angeweht. Sie verſtand und theilte die Sympathie ihres geliebten Fritz, wenn ihr dieſer in den Schulvacanzen die Lebensbeſchreibungen der Helden Plutarchs vorlas, ſie fühlte ſich erhoben, wie er, von den glutvollen Ausſtrömungen der Pſalmiſten, welche der Knabe, gewohnt, ſich als künftiger Prediger zu betrachten, zum Text ſeiner feurigen Predigten zu nehmen liebte, gehalten von einem Stuhl herab, welchen ihm Schweſter Chriſtophine zur Kanzel zurichtete, nachdem ſie ihrem Bruder ihre ſchwarze Schürze als einen Talar umgebunden. Und gar in den letzten Herbſtferien, was hatte da für eine erhöhte, für eine poetiſche Stimmung in der kleinen Dienſtwohnung der Schiller'ſchen Familie auf der Solitude geherrſcht! Da hatte der Fritz Klopſtocks Meſſias, ein Geſchenk der Mutter ſeines Buſenfreundes Hoven, aus der Reſidenz mitgebracht und den Seinen vorgeleſen. Man muß ſich in das Gefühl dankbarer Entzückung, womit dieſe Familie das epochemachende Werk des Meſſiasſängers genoß, hineinverſetzen, wenn man der Liebe gerecht werden will, womit alle Empfänglichen des vorigen Jahrhunderts die Schöpfungen unſerer großen Dichter aufnahmen. Da war kein Deuteln und Mäckeln, da war die ganze Fülle und Naivetät ſtaunender Bewunderung und ſchwärmeriſcher Rührung. Da glaubte man noch an das Ideal und ließ ſich von den Offenbarern deſſelben leicht und gern emporheben über den gemeinen Dunſtkreis des Lebens. Selbſt Vater Schiller, ſonſt ſo ſtreng, aller Schwärmerei abhold und weltliche Poeſie ſehr gering achtend, war dem Reiz der tiefen Herzensſtimmung des großen Gedichts erlegen, das heutzutage nur noch eine literarhiſtoriſche Rarität iſt. Nicht nur der bibliſche Gegenſtand zog den frommen Mann an, der Seelenſchwung des Dichters riß ihn fort und ſo erfuhr auch er die gewaltige Wirkung des Werkes. Und erſt ſeine Frau und ſeine Kinder! Sie empfanden und wußten Nichts von den Mängeln des Gedichts, ſie fühlten nur, daß hier ein erhabener Geiſt von Erhabenem ſang, daß hier ein großes Herz ſeine Begeiſterung, ſeine Liebe und Milde in die Verſe gehaucht. Sie lebten die Seelenkämpfe der edlen Portia mit, ſie beteten mit den Engelchören, ſie zitterten vor der koloſſalen Ruchloſigkeit Satans und weinten mit dem gefallenen, aber bereuenden Seraph Abbadonna . . . .

Heute bot der Frau Hauptmännin die Kunſt Bilder aus einer ganz anderen Sphäre, aber wenn auch ihr ſchlichter Sinn in dieſem Gewirre von blendenden Eindrücken ſich nicht zurechtfinden konnte, ſo befähigte ſie doch ihre Unbefangenheit hinlänglich, an den ſüßen Melodien ſich zu ergötzen, und wurde ihre Freude verdoppelt und verzehnfacht durch das Entzücken, womit ihr Sohn an den Zaubereien der Bühne hing, die er heute zum erſten Mal erblickte.

Das ludwigsburger Opernhaus, damals das größte in Deutſchland, war von Herzog Karl mit unſäglichen Koſten und beiſpielloſer Eile für ſeine Feſtzüge und großen Opern erbaut worden. Es ſtand in den ſogenannten Anlagen hinter dem Schloſſe. Nicht nur die für den Hof und ſeine Gäſte beſtimmten Logen, ſondern das ganze Innere des Hauſes war nach damaligem Geſchmack mit Spiegelgläſern bekleidet, ſo daß die reiche Beleuchtung einen wahrhaft märchenhaft phantaſtiſchen Effect hervorbrachte. Licht und Glanz und Blendung, wohin man blickte. Der Herzog war anweſend, mit ihm ſein Hof und die vornehmen Gäſte, welche Ludwigsburg zur Zeit des Carnevals beherbergte. Die Logen funkelten von den Ordensſternen der Cavaliere und den Diamanten der Damen.

Man gab die von Metaſtaſio gedichtete und von Jomelli componirte Oper Dido. Der berühmte Maeſtro ſelbſt ſaß vor dem Dirigentenpult, denn die herzogliche Oper war nicht nur in Beziehung auf das Haus, ſondern auch auf das Kunſtperſonal aufs Luxuriöſeſte ausgeſtattet. Italien und Frankreich, Spanien ſogar, hatten um ſchweres Geld ihr künſtleriſches Contingent geſtellt. Der Kaſtrat Aprile und die Sängerin Maſi hatten die erſten Rollen inne. Das Orcheſter war aus lauter zum Theil weit berühmten Virtuoſen zuſammengeſetzt. Da waren die Geiger Nardini, Lolli und Teller, der Horniſt Rodolphi, die Oboiſten Plas, ein Brüderpaar von jenſeits der Pyrenäen. Und dann noch ein Ballet, welches Noverre leitete und in welchem Tänzer wie Lepi, Balletti und der große Veſtris ſelbſt auftraten, jener

Veſtris, welcher ſein „Haus" mit dem „Haus Bourbon" auf gleiche Linie ſtellte und durch Summen, welche uns heute kaum glaublich vorkommen, vermocht wurde, ſeine koſtbare Zeit zwiſchen Paris und Ludwigsburg zu theilen. Hiezu denke man ſich die Wunder, welche die beſten Decorationsmaler und geſchickteſten Maſchiniſten erſinnen und ins Werk ſetzen konnten, und die Pracht von ſzeniſchen Gruppirungen, zu welchen bis zu hundert Figuranten zumal verwendet wurden. Um Alles mit einmal zu ſagen, die heutige Vorſtellung war eine jener Feſtopern des Carnevals, von denen jede den Herzog von Würtemberg hunderttauſend Gulden koſtete.

Die glänzende Verſammlung, die Pracht des Hauſes, der Pomp der Szenerie, die Vereinigung von Poeſie, Muſik und Tanz in dieſem muſikaliſchen Drama übten auf Schillers junge Seele einen unbeſchreiblichen Eindruck. Er verſtand die italiſchen Recitative und Arien Metaſtaſio's nicht, aber er kannte den Gegenſtand der Handlung aus ſeinem Virgil. Eine neue, unbekannte, entzückende Welt that ſich vor ihm auf. Die Flügel ſeiner Phantaſie lüfteten ſich, um ihn hineinzutragen in dieſe Zaubergegenden. Mit ihrer ganzen Friſche und Kraft nahmen ſeine Sinne dieſe wunderbaren Eindrücke auf. Er hätte bald laut weinen, bald laut aufjauchzen mögen. Wenn er ſich im Verlaufe des Stückes bemühte, Alles, was er ſah und hörte, ſich klar zu machen, bemächtigte ſich ſeiner eine gemiſchte Empfindung. Dieſer Knabe, beſtimmt, das germaniſche Abſtractionsvermögen in höchſter Potenz zu künſtleriſcher Anſchauung zu bringen, begann zu dieſer Stunde dunkel ſeinen Beruf zu ahnen. Der Dichter, der Künſtler, der Geſetzgeber der Kunſt regte ſich in ihm, nicht im Entfernteſten bewußt, aber doch inſtinctiv. Er wußte Nichts von den Geſetzen der Poeſie und des Dramas, aber doch durchdrang ihn eine chaotiſche Empfindung, daß hier die höchſten Geſetze der Kunſt nicht erfüllt würden. Und Eins wurde ihm klar, die göttliche Macht des Genius, und wieder ein Anderes: die hohe Miſſion des dramatiſchen Dichters. O, ſo von der Bühne herab zum Volke zu ſprechen, mahnend, warnend, ſtrafend, zündend!. Jedesmal, wenn der Vorhang wieder emporging, war ihm, als hebe ſich zugleich der Vorhang vor ſeiner eigenen Seele und er erblickte dahinter etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, Unnennbares, was ihn zugleich mit Staunen, mit Schrecken und mit Entzücken erfüllte. Es war die Erſchütterung einer jungen Künſtlerſeele, die zum erſten Mal unter dem Anhauch einer Kunſtoffenbarung erbebt.

Aber eben weil die Seele des Knaben eine Künſtlerſeele war, flogen Licht und Schatten, Luſt und Weh in raſcheſtem Wechſel über ſie hin. Dieſes edle Herz hat ſelbſtſüchtigen Genuß nie gekannt. Alle die humanen Anſchauungen und weltweiten Impulſe, welche zur Höhezeit unſerer Claſſik in die herrliche Formel gefaßt wurden:

Wer die Sache der Menſchheit als ſeine eigene betrachtet,
Hat an der Götter Geſchäft, hat am Verhängniſſe Theil . . .

lagen als Keime in der Bruſt des jungen Schillers und harrten nur der Entwicklung. Jedes Beſondere ward ihm ein Allgemeines, und je mehr ſein Geiſt nach der Harmonie des Ideals dürſtete, um ſo ſchmerzlicher fielen ihm die Diſſonanzen der Wirklichkeit. Ach, er war ſchon nicht mehr jung genug, um mit ſouverainer Unbefangenheit dem Moment ſich hinzugeben. Schon war die Fähigkeit des Sonderns, des Abwägens, des Vergleichens in ihm erwacht. Die ſittliche Kraft, welche der Herzſchlag ſeiner großen Zukunft werden ſollte, bethätigte ſich ſchon frühzeitig in ihm und zeigte ihm die Dinge auch von der Kehrſeite. Mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung ſah er den Maeſtro Jomelli ſeinen Taktirſtock regieren, den Zauberſtab, welcher dieſe Wunderwelt beherrſchte. Aber dann fielen ihm auch die unheimlichen Sagen ein, die über den genialen Italiener umliefen, und wie derſelbe zu Rom ſeinen Nebenbuhler, den Portugieſen Terradella, meuchleriſch erſtochen habe. Er wußte noch Nichts von der Macht der Leidenſchaften und ſo konnte er ſich einen wahren Künſtler nur vorſtellen, rein wie die Saraphim Klopſtocks, getragen von den erhabenſten Gefühlen. Und wenn er die Blicke auf die Prachtloge des Herzogs richtete, da verband ſich mit der Vorſtellung von dieſem Erdengott immer und immer wieder die Erinnerung an das, was er heute auf dem Orangerieplatz erlebt. Er ſah die verkauften Kapſoldaten, hörte den ſelbſtmörderiſchen Schuß fallen, ſah den Unglücklichen blutend auf dem Pflaſter liegen. Dann meinte er, ein ungeheurer Trauerflor rolle über die Bühne herab und lege ſich bleiſchwer über das ganze von Lichtern funkelnde Haus. Er hörte die erſtickten Klagen der Mütter, die verzweifelnden Flüche der Väter, denen man mit Liſt oder Gewalt die Söhne entriſſen, um ſie in einer Wildniß jenſeits des Meeres elend umkommen zu laſſen. Dieſer Glanz, dieſer Prunk und Pomp, mit wie viel Jammer, mit wie viel Thränen und Verwünſchungen war das

Alles erkauft! Was für ein tauſendſtimmiges Echo des Elends antwortete von draußen dieſen ſchmelzenden Melodien, welche die Seele in wollüſtigen Schlummer zu wiegen trachteten .... Der arme Knabe wurde traurig im tiefſten Herzen. Seine Mutter bemerkte mit Befremden, daß ſeine Augen nicht mehr vor Freude ſtrahlten, ſondern daß ſeine Brauen finſter zuſammengezogen waren; aber ſie ahnte nicht, ſie konnte nicht ahnen, welchen gewaltigen Einfluß die Erlebniſſe dieſes Tages, dieſes Abends auf die künftige Laufbahn ihres geliebten Kindes haben würden.

Achtes Capitel.

Die theatraliſchen Vorſtellungen pflegten damals bedeutend früher zu beginnen als heutzutage und ſo blieb nach Beendigung derſelben noch Zeit genug zu geſelligen Zuſammenkünften. Das Haus des Generals von Wimpfen verſammelte zu jener Zeit an Geſellſchaftsabenden Alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anſpruch machen konnte, namentlich auch Künſtler und Gelehrte, denn die Frau vom Hauſe und mehr noch ihre Schwägerin, Frau von Königseck, gefielen ſich ſehr im Umgang mit Männern, die der Kunſt und Wiſſenſchaft ergeben waren. Die mächtige geiſtige Strömung des Jahrhunderts hatte manche ſoziale Schranke niedergeriſſen oder wenigſtens überflutet, und da in jenen Tagen die höheren Stände ſich es zur Ehre ſchätzten, zu den Aufgeklärten und Vorſchreitenden zu gehören, ſo ſtand die Ariſtokratie der Geburt und des Beſitzes, ſoweit ſie überhaupt der Bildung der Zeit theilhaft, der Ariſtokratie des Geiſtes noch nicht mit Mißtrauen und Haß gegenüber. Damals, wo alle Kreiſe der Geſellſchaft von dem Sturm und Drang, welcher in die Zeit gefahren, mehr oder weniger erfaßt waren, hätte man die Conſervirung mittelalterlicher Vorurtheile ſehr lächerlich gefunden. Wir ſagen damit nicht, daß in gewiſſen Schichten dieſe Vorurtheile damals gar nicht vorhanden waren, ſondern nur, daß man ſich wohl hütete, in die Hegung derſelben ein Verdienſt zu ſetzen. Vorwärts! war die allgemeine Loſung jener Zeit, und wem ſie nicht Sache des Herzens war, dem war ſie wenigſtens Sache des guten Geſchmacks. In Wahrheit, ſelbſt ſolche, welche den Ideen der Aufklärung und Humanität nur als einer Mode des Tages huldigten, würden ſich nicht erkühnt haben, zu glauben, daß nach hundert Jahren in der vornehmen Welt die „Umkehr“ Mode werden könnte . . . .

Da heute kein großer Empfangsabend war und der General bei Hofe ſoupirte, hatten ſich nur die vertrauteren Hausfreunde im Wimpfen'ſchen Salon eingefunden und unterhielten ſich, in Erwartung der Generalin und ihrer Schwägerin, mit Recapitulation der Scherze und beziehungsweiſe der Skandale, welche der heurige Carneval gebracht. Schubart, ein hier ſehr oft und ſehr gern geſehener Gaſt, und die ſchöne Baroneß von Türkheim, eine ſeiner vornehmen Klavierſchülerinnen, waren unerſchöpflich im Vorbringen von allerlei Schnurren, über welche der dicke Bibliothekar Uriot, welcher die Feſte Herzog Karls im breitſpurigſten Kanzleiſtyl beſchrieben hat, ſich vor Lachen ausſchütten wollte. Die Krone dieſer Geſchichten war die eines Abenteurers, welcher wenige Tage zuvor mit dem Vorgeben, er würde ein Kanonenconzert geben, das heißt, durch Losſchießen kleiner Kanonen von verſchiedenem Kaliber Melodien hervorbringen, den guten Bewohnern der Reſidenz eine hübſche Summe Geldes aus den Taſchen gelockt hatte und dann damit verſchwunden war, ohne die Ohren der Betrogenen mit ſeiner ungeheuerlichen Muſik zu erfreuen.. Derartige freche Genieſtreiche gehörten, wie Jedermann weiß, keineswegs zu den Seltenheiten in jenen Tagen, wo die Geſellſchaft nicht nur von Aufklärern, ſondern auch von Wundermännern wimmelte und die Induſtrieritterſchaft eine Bravour entwickelte, die kaum glaublich wäre, wenn wir in unſerer eigenen Zeit nicht vielfach eine ähnliche geſehen.

Ein Diener öffnete die Flügelthüren des Salons und die Verſammelten ſtellten ſich in zierliche Parade, um die Damen vom Hauſe zu begrüßen. Das war ein leiſes Knarren der Schuhe mit hohen Abſätzen auf dem blanken Parkett, ein Rauſchen der Seidenkleider und Sammetröcke, ein Nicken und Neigen der bizarr geformten Damencoiffüren, ein ſpaßhaftes Schwänzeln der Herrenzöpfe, abgemeſſene, menuettartige Bewegungen, devotes Chapeauſchwenken, anmuthiges Fächerſpiel. So eine Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts war von der triſten Uniformität unſerer jetzigen Verſammlungen weit entfernt. Der farbenhelle Luxus des Männercoſtüms und der bei aller Barockheit dennoch graziöſe Frauenputz boten, verbunden mit dem reichvergoldeten Schnörkelwerk des Mobiliars, einen Anblick dar, deſſen Glanz und Reichthum durch die verſchwenderiſch in die Wände eingelaſſenen großen Spiegel bei heller Beleuchtung märchenhaft vervielfacht wurde.

In den beiden Damen, welche die Begrüßungen ihrer Freunde und Freundinnen erwiderten, konnte man ohne Geſuchtheit die Manieren, Ideen und Strebungen von damals verkörpert finden. Die Generalin, eine noch friſche, lebhafte Brünette, repräſentirte in ihrer ganzen Erſcheinung den franzöſiſchen Converſationsſtyl, die nach pariſer Muſtern geformte Eleganz der excluſiven Societät, mit Beimiſchung jedoch einer guten Doſis liebenswürdiger Bonhommie. Ihre Schwägerin dagegen, Frau von Königseck, in ihrem Aeußeren eine ſchöne Blondine mit ſchmachtenden Veilchenaugen, war in ihrem Innern lauter Güte, Idealität und Empfindſamkeit, ein vollkommener weiblicher Typus der Werther- und Siegwartsperiode, wo „Oſſian den Homer verdrängte“ und mit Freundſchaftsſchwärmerei ein ſo überſchwänglicher Luxus getrieben wurde.

„Ah, das iſt alſo der vom Himmel gefallene Engel?“ rief die Baroneß Türkheim aus und bemächtigte ſich eines etwa ſieben- oder achtjährigen Mädchens, welches an der Hand der Frau von Königseck in den Salon gekommen war.

Während die Baroneß das Kind mit ſtürmiſchen Liebkoſungen überſchüttete und die Generalin für den alten General Bouwingshauſen, einen hartnäckigen, wenn auch mehr als halbtauben Lebemann, für den dicken Bibliothekar und zwei Damen von etwas zweideutigem Alter, deren Geſichter einen großen Aufwand von Schminke und Schönpfläſterchen zeigten, den Whiſttiſch ordnete, ſah Schubart fragend auf das Kind und dann auf die Frau von Königseck

„Nicht wahr, es iſt wirklich ein Engel?“ ſagte die blonde Schöne mit jenem flötenden Liſpeln, welches damals eine unerläßliche Eigenſchaft einer ſentimentalen Dame war, bei dem weichen Alt der Fragerin jedoch ganz allerliebſt klang.

„In der That, Gnädigſte,“ verſetzte der Poet, „man könnte wähnen, das Kind ſei wirklich vom Himmel gefallen. Es iſt ja ein wahres Wunder von Schönheit und dabei hat es ſo etwas Seltſames, Fremdartiges, ich möchte ſagen Abenteuerliches.“ . .

„Warum nicht gar etwas Zigeunerhaftes?“ bemerkte die hinzugetretene Generalin lachend. „Aber das muß ich ſagen,“ fuhr ſie fort, mit Schubart und ihrer Schwägerin in eine Fenſterniſche tretend, „unſer Herr Poet hat eine feine Naſe. Er wittert ſogleich

Ungewöhnliches. Rathen Sie einmal, woher der ſchöne Fremdling komme.“

„Das zu errathen vermag ich nicht. Aber,“ ſetzte er hinzu, einen zugleich ehrfurchtsvollen und feurigen Blick auf Frau von Königseck heftend, — „ich begreife, daß er kam. Wo ſchon Engel wohnen, kehren gern andere ein.“

„Schmeichler Sie! Sehen Sie doch, wie meine Schwägerin erröthet. Aber das muß ich ſagen, die deutſchen Poeten ſcheinen den franzöſiſchen allmählig einige galante Complimente abzulernen, wenn auch ſonſt nicht viel Anderes. Indeſſen kann ich nicht umhin, Ihre poetiſche Schwärmerei mit etwelcher Proſa zu verſetzen, wenigſtens in Beziehung auf das Kind, welchem unſere gute Türkheim dort mit ihrer Zärtlichkeit ſo beſchwerlich fällt. Lauretta“ . . .

„Lauretta?“

„Nun ja, ſo heißt ſie. Lauretta iſt keineswegs vom Himmel gefallen, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes hinter einer Hecke aufgeleſen worden, und zwar in ziemlich unſauberer Geſellſchaft. Haben Sie denn nicht von der Strolchenbande gehört, deren Neſt man neulich im Schurwald droben ausgenommen?“

„Doch, meine Gnädige; aber wie“ . . . .

„Fragen Sie nicht zuviel; ich dürfte Ihnen nicht antworten. Es iſt,“ fuhr ſie mit ſchelmiſchem Lächeln fort, — „ſo zu ſagen ein Staatsgeheimniß.“

„Ein Staatsgeheimniß?“

„Ja, wenn Sie wollen. Sie wiſſen doch, Ludwig der Vierzehnte pflegte zu ſagen: L'état c'est moi.“

„Aha, gnädige Frau, jetzt bin ich auf der Spur.“

„Meinen Sie? Aber haben Sie die Augen des Kindes bemerkt?“

„Freilich. Wie iſt mir denn? Es fiel mir ſogleich eine frappante Aehnlichkeit mit . . . mit . . .“

„Wir wollen bei den Augen des Kindes ſtehen bleiben. Es ſind“ . . .

„Durchlauchtige Augen, meine Gnädigſte.“

„Schlaukopf Sie! . . . Aber haben Sie nie von der ſchönen Sängerin und Tänzerin Paſtori aus Palermo gehört?“

„Doch, ſie beherrſchte vor Jahren die herzogliche Oper und das Ballet und“ . . . .

„Und?“

„Und trug auch für eine Weile blaue Schuhe.“

„Boshafter Menſch, was Sie nicht Alles wiſſen! . . . Nun, die Paſtori hieß Laura, man nannte ſie aber gewöhnlich Bella und mit vollem

Recht. Es war ein ſchönes, aber wildes Geſchöpf. Jetzt iſt ſie todt und elend genug war ihr Tod."

„Und dieſes Kind?"

„Fragen Sie Nichts mehr! Alles, was ich weiß, iſt, daß eine Perſon, deren Wünſchen die Frau des Generals Wimpfen nachzukommen hat, mir dieſes Kind anvertraut hat, bis die Einrichtungen zur Eröffnung der Ecole des Demoiselles im alten Schloß in Stuttgart vollendet ſind. Dorthin ſoll dann Lauretta."

„Wie, in die weibliche Abtheilung der Sklavenplantage?"

„Pfui, wer darf ſo von einem Inſtitut ſprechen, welchem die würdige Majorin von Seeger vorſtehen wird."

„Allen Reſpect vor dem Herrn von Seeger auf der Solitude und auch vor ſeiner Frau Gemahlin. Aber dieſes pädagogiſche Experimentiren iſt mir nun einmal in der Seele zuwider. Der gute Rouſſeau! Es ſind jetzt zehn Jahre her, ſeit ſein Emil erſchien. Wenn er die pädagogiſche Seuche geahnt hätte, welche dieſes Buch graſſiren machte und macht, er würde das Manuſcript ſicherlich ins Feuer geworfen haben."

„Aber lieber Freund," ſagte Frau von Königseck ſanft, „der Segen, welchen die neuen Erziehungsgrundſätze verbreiteten, iſt doch zu groß und ſchön, als daß Sie Ihre Augen im Ernſt davor verſchließen wollten."

Schubart wollte antworten, allein ſeine und der Damen Aufmerkſamkeit wurde in dieſem Augenblick durch das fremde Kind abgezogen.

Es war begreiflich, daß die lebhafte und zärtliche Frau von Türkheim an Lauretta großen Gefallen fand. Das Kind war wirklich wunderbar ſchön. Seine elfenhaft zarte und feine Geſtalt lief in einen Kopf von edelſter Form aus. Außerordentlich reiches und feines Haar, ſchwarz und von einem bläulichen Schimmer überhaucht wie die Fittige des Raben, fiel ihm auf die Schultern nieder und rahmte ein Geſichtchen ein voll Kraft zugleich und Anmuth. Die Wölbung der Stirne, der Schnitt von Mund, Naſe und Kinn, der Schwung der dunkeln Brauen, — Alles war vollendet und aus dem Marmorweiß dieſes Geſichts ſtrahlten große blaue Augen . . .

Wie Alpenblumen leuchten aus dem Schnee.

In Wahrheit, dieſe Augen konnten mit nichts paſſender verglichen werden als mit dem dunkeln und intenſiven Blau der Genziane, welche in den Hochalpen hart neben dem Gletſchereis blüht. Oder auch glichen ſie, die Farbe abgerechnet, den Augen von einem gefangenen Reh. Gerade ſo ſcheu und wild-melancholiſch wie dieſe blickten ſie.

Das Kind ließ ſich die Liebkoſungen der ſchönen Baroneß gefallen, ohne ſie zu erwidern. Ja, die Generalin hatte ſogar richtig geſehen, wenn ſie bemerkte, daß dieſe Zärtlichkeiten dem Gegenſtand, an welchen ſie verſchwendet wurden, läſtig ſeien. Lauretta entzog ſich zu verſchiedenen Malen widerwillig den Armen der zärtlichen Dame und wollte dieſelbe durchaus nicht küſſen. Es war überhaupt etwas Störriges in dem Kind. Man merkte, daß es ihm höchſt unbehaglich ſei. Erſt als die Baroneß Lauretta an den wiener Flügel zog, welcher im Salon ſtand, und mit geübter Hand eine muntere Melodie anſchlug, wurde das Kind zahmer und ließ ſeine ſpröde Zurückhaltung allmählig fahren. Man ſah, wie es die Töne mit Entzücken einſog.

„Kannſt Du ſingen, Schätzchen?“ fragte die Baroneß.

Lauretta nickte.

„Ach, ſo ſing' mir doch mal Eins! Willſt Du?“

Die Kleine ließ ſich nicht lange bitten. Mit einer Stimme, friſch, voll und klar wie Lerchenſchlag, ſang ſie:

„Bei der Windmühl'
Geht der Weg 'naus,
Nacher Mannheim —
In das Zuchthaus . . . ."

Ein ſchallendes Gelächter vom Spieltiſch her unterbrach die Fortſetzung dieſes damals ſehr bekannten Gaunerliedchens. Auch die Baroneß, die Generalin und Schubart lachten. Frau von Königseck jedoch lächelte bloß flüchtig und ſchlug dann die Augen ſchwärmeriſch zur Decke auf, als betete ſie zu Gott um Rettung dieſer jungen Seele.

Lauretta aber wurde durch dieſe unerwartete Wirkung ihrer Kunſtleiſtung wieder vollſtändig verſchüchtert oder vielmehr völlig ſtörrig gemacht. Sie zog die Brauen zuſammen, warf den kleinen Mund trotzig auf, ergriff Frau von Königseck, zu welcher ſie das meiſte Vertrauen zu haben ſchien, bei der Hand und ſagte kurz und trocken:

„'s iſt Leili*), ich will jobſchen**) gehen."

„Fi donc, Lauretta," verſetzte die Generalin, „ſprichſt Du ſchon wieder Dein affreuſes Jeniſch?

---

*) Nacht.
**) Schlafen.

Sprich doch lieber italieniſch; Du kannſt es ja, wenn Du willſt.“

Das Kind ſchaute die Sprecherin zornig an mit ſeinen wildſchönen Augen.

„Dormire! Dormire!“ rief es dann, mit ſeinen Füßchen aufſtampfend.

Neuntes Capitel.

Die Damen ſetzten ſich, nachdem eine Dienerin das Kind weggebracht hatte, um einen Tiſch, auf welchem eine kleine Collation aufgeſtellt war, und baten Schubart, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, da auf die Spieler am entgegengeſetzten Ende des Zimmers nicht zu rechnen war. Der Thee übte über die Abendgeſellſchaften von damals, wenigſtens in Süddeutſchland, noch lange nicht ſeine ſpätere ſouveraine Herrſchaft, und wenn auch der Theekeſſel auf dem Tiſche ſummte, ſo war es doch etwas Selbſtverſtändliches, daß die Generalin ihrem poetiſchen Hausfreund ſofort ein Glas Rheinwein einſchenkte, von einer Sorte, welche er, wie ſie wußte, mit beſonderem Behagen trank. Dabei ſagte ſie:

„Eigentlich ſollte ich Sie zur Strafe des Ihnen verhaßten Theetrinkens verurtheilen, lieber Freund, weil Sie mir mit Ihrem Klopſtock einen ſo argen Poſſen geſpielt haben."

„Einen Poſſen, gnädige Frau?"

„Nun ja, als Sie mir neulich die Leiſtungen der deutſchen Poeten ſo überzeugend anprieſen und mir in hellſter Begeiſterung den Meſſias zum Leſen empfahlen, da meinte ich, es müſſe doch Etwas dahinter ſein, denn Sie gelten ja hier in Sachen des Geſchmacks für ein Orakel. Wenigſtens," ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu, „meine Schwägerin Königseck nimmt Ihre Ausſprüche ſo gläubig hin, als kämen ſie direct von dem Dreifuß zu Delphi."

Schubart warf einen feurigen Blick auf die ſchmachtende Blondine, welche über und über erröthete und in einer Weiſe die Augen niederſchlug, die dem leidenſchaftlichen Mann unbeſchreiblich wohlthat.

„Aber, meine Liebe," ſagte Frau von Königseck, ihre Verlegenheit bemeiſternd, „Du haſt doch die erſten Geſänge des Meſſias mit Intereſſe geleſen."

„Sage mit Ungeduld," entgegnete die Generalin. „Ich meinte, es müſſe doch endlich zu einer Verwicklung, zu einer Paſſion, kurz zu etwas Rechtem und Klappendem kommen, aber da fand ich mich ſchön angeführt! Mir verging der Athem in dieſer dünnen Luft einer Erhabenheit, welche im überirdiſchen Blau umhernebelt, und ich wurde ganz dumm von dem ewigen Singſang der Engel und Heiligen. Das ſind fürchterlich langweilige Geſchöpfe."

„Will ich aufrichtig ſein," bemerkte die Baroneß Türkheim, „ſo muß ich ſagen, daß mir es mit der Lectüre des berühmten Gedichts nicht beſſer ergangen. Ich geſtehe ſogar, daß die einzige Figur darin, welche mir ein lebhafteres Intereſſe abgewann, der — Gott ſteh' mir bei! — nun ja, der Satan war."

„Läſterung!" lispelte die Königseck.

„Da lobe ich mir doch die Franzoſen," ſagte die Generalin. „Bei Ihnen ſteht man ſtets auf feſtem Boden und kann die brillanten Feuerwerke ihres Esprit mitanſehen, ohne fürchten zu müſſen, plötzlich in der leeren Luft zu ſchweben."

„Das, meine Gnädigſte," warf Schubart ein, „riskirt man bei den franzöſiſchen Poeten allerdings nicht, dagegen kann man bei denſelben gelegentlich recht tief in die Goſſe fallen. . . . Uebrigens haben wir einen deutſchen Dichter, der an Esprit, Witz und Grazie kecklich mit den Franzoſen wetteifern kann; aber freilich, er iſt nur ein Schwabe und der Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande."

„Sie meinen wahrſcheinlich Wieland. Mein Mann liebt ihn ſehr, ich jedoch kenne ſeine Sachen nicht und habe die Gräfin von Hohenheim ſagen hören, er ſei abſcheulich indezent.“

„So,“ entgegnete der Poet gereizt, „die Donna Schmerg . . . . bitt' gehorſamſt um Entſchuldigung — die Gräfin von Hohenheim findet Wieland indezent? O gewiß, ihr ſteht es an, ſich über ſeine Indezenz aufzuhalten . . . . Du lieber Gott, wie doch unſere Vornehmen ſind! Was ein Greſſet, ein Grecourt, ein Voltaire ausgeben läßt, und wäre es auch eine „Pucelle“, das Alles findet man löblich über alle Maaßen; ſagt aber ein Deutſcher daſſelbe, nur harmloſer, beſſer und vielleicht auch graziöſer, ſo ſchreit man über Indezenz.“

„Ei, wer ſchreit denn?“ ſagte die muntere Baroneß. „Nur die Duckmäuſer. Ich verhehle es gar nicht, daß ich mich an Wielands komiſchen Erzählungen höchlich und herzlich ergötzt habe.“

„Es lebe Ihre Aufrichtigkeit!“ verſetzte Schubart. „Indeſſen bin ich ein zu warmer Klopſtockianer . . . .“

„O Klopſtock!“ flüſterte Frau von Königseck mit zartem Enthuſiasmus und warf dem Poeten einen dankbaren Blick zu.

„Ja, ich bin ein zu warmer Klopſtockianer,“

fuhr Schubart fort, ſich geſchmeichelt verbeugend, „um nicht der Meinung zu ſein, daß der hochbegabte Wieland einen falſchen Weg eingeſchlagen. Zwar das iſt ſein Verdienſt, ſein großes Verdienſt, daß er uns Deutſchen bewies, man könne in deutſcher Sprache die Franzoſen in ihrer eigenen Manier übertreffen. Allein dieſe Manier iſt an und für ſich eine falſche. Wir müſſen aus der Convenienz und aus dem Regelzwang zurück zur Freiheit, zur Natur, zur Urſprünglichkeit. Die Engländer, ein Milton, ein Thomſon, haben uns die richtigen Wege gezeigt und nicht vergebens. Die ſchweizeriſchen Kritiker, ein Bodmer, ein Breitinger, haben den großen Pedanten und Miſtifax in Leipzig, den Gottſched, dieſen Schildhalter der Gallomanie, aufs Haupt geſchlagen. Der Sänger des Meſſias ließ uns darauf in erhabenen und herzergreifenden Tönen vernehmen, wie die deutſche Dichterharfe klingt, wenn der Sturm wahrer Begeiſterung ſie durchfährt. Unſer Leſſing ſeinerſeits zeigte mit ſeiner tiefeinſchneidenden Kritik, wo es unſerer Literatur noch fehlt und wie ihr zu helfen iſt, und der fordernden Theorie die erfüllende Praxis geſellend gab er uns das erſte vollendet ſchöne deutſche Drama, die Minna von Barnhelm. Nun regt es ſich ſtrebend und ſchaffend an allen Ecken und

Enden Deutſchlands. Der feurige Herder tritt in die Fußtapfen Leſſings; in Göttingen hat ſich ein Kreis von begeiſterten Jünglingen zuſammengethan, die ſich an ihrem hochverehrten Meiſter Klopſtock zum edlen Dichterberuf heraufbilden; in den Rhein- und Maingegenden iſt eine andere Genoſſenſchaft von jungen Poeten thätig und ich habe mir ſagen laſſen, daß beſonders von Einem dieſes Kreiſes, einem gewiſſen Göthe aus Frankfurt, Großes zu erwarten ſei. Käme nur allen dieſen Strebungen überall die rechte Empfänglichkeit entgegen! Aber daran fehlt es leider nur zu ſehr.“

Frau von Königseck hörte dem eifrigen Sprecher mit großem Wohlgefallen zu, die Generalin unterdrückte ein leiſes Gähnen, die Baroneß bemerkte:

„Sie ſprechen vortrefflich, mein theurer Lehrer und Freund. Aber Sie wiſſen, ich habe die traurige Eigenſchaft, ernſte Geſpräche in die Länge nicht ertragen zu können. Bitte, machen Sie uns ein Bißchen Muſik. Ich weiß, Sie haben mehrere neue Lieder gedichtet und componirt . . . Bitte, laſſen Sie uns eins derſelben hören.“

Die lebhafte Schöne zog den nur leicht Widerſtrebenden ſchmeichelnd zum Flügel. Die Generalin und ihre Schwägerin folgten.

Schon das erſte Anſchlagen der Taſten verrieth den Meiſter. Er ſpielte einige Stücke mit herzgewinnendem Ausdruck, ging dann in eine gefühlvolle Melodie über und begleitete damit den Vortrag des zarteſten ſeiner Lieder: —

„Wenn aus Deinen ſanften Blicken
Wonne für mein Herze fließt
Und Dein holder Mund Entzücken
In mein Innerſtes ergießt:
O, ſo tadle nicht die Triebe,
Die Dein Reiz in mir erregt,
Du verachteſt ſonſt die Liebe,
Die ſich ſchwer zu rächen pflegt.

Lange ſtreitet in der Stille
Die Vernunft und Leidenſchaft —
Seh' ich Dich, ſo wird mein Wille
Und mein Vorſatz hingerafft.
O, dieß Zweifeln, dieß Bemühen
Raubt mir alle meine Ruh'.
Soll ich hoffen, ſoll ich fliehen?
Wenn ich liebe, lieb' auch Du!“

Das Auge des kühnen Mannes haftete, als er ſo ſang, brennend auf dem Antlitz der Frau von Königseck.

Die Generalin, während ein Lächeln des Spottes flüchtig ihre Lippen kräuſelte, ſtieß die Baroneß mit dem Ellenbogen an und blickte auf ihre Schwägerin, welche ſich haſtig und erröthend abwandte.

Dieſes Abwenden der geliebten Frau, dieſes Lächeln der Generalin ſchnürte Schubarts Herz zuſammen. Er wurde blaß, brach ſein Lied ab, raſte wild in die Claviatur, ſprang dann plötzlich auf, daß die Saiten in einem gellenden Mißton auszitterten, und ſtürmte ohne Wort und Gruß wie ein Wahnſinniger aus dem Zimmer.

Zehntes Capitel.

Der leidenſchaftlich bewegte Dichter durchrannte mehrere Straßen, unbekümmert, wohin ſeine Füße ihn trügen. Er befand ſich in einem Zuſtand qualvoller Erregung und da ſuchte und fand er in heftiger körperlicher Bewegung einige Linderung. So war er auf die von der großen Allee eingefaßte Straße gekommen, als er plötzlich auf den würdigen Herrn Bechtold ſtieß, welcher bei einem Bekannten zu Nacht geſpeiſt hatte und jetzt nach ſeinem Quartier im Gaſthaus zum Waldhorn hinunter wollte. Schubart ſchloß ſich dem Deutſch-Amerikaner nach flüchtiger Begrüßung an und die Beiden gingen ſchweigend mitſammen den ſtillen, mondhellen Weg hin.

Bechtold merkte zwar bald und unſchwer, daß ſein Begleiter die Beute einer außerordentlichen Bewegung ſei. Schon der haſtige, unſtäte Gang des Poeten und ſein wildes Hin- und Herwerfen der Arme verrieth das. Aber Bechtold hatte von den Yankees, wenn auch ſonſt vielleicht manches, jedenfalls nicht ihre zudringliche Neugierde gelernt. Und im Uebrigen hatte er auch gar nicht nöthig, Fragen zu thun. Der Tumult in Schubarts Innerem mußte ſich einen Ausweg brechen.

„Herr und Freund,“ hob der Dichter an, wild, faſt ſchreiend, — „ich ſage Ihnen, es iſt mehr als Fleiſch und Blut erträgt, ich kann es nicht mehr aushalten! Mein Kopf ſchwindelt, mein Herz zittert und unter mir brennt der Boden. Ich bin ein Taugenichts, ein Narr, ein ſchlechter Kerl, ja, ein ganz ſchlechter Kerl! . . . . O, mein armes gutes Weib! Meine armen Kinder! . . . Alle Kraft dahin, aller Wille verbraucht! . . . O ewiger Gott, erbarme Dich meiner! . . . . Ja, ich ſagte es: der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß fort von hier, weit fort . . . muß mich der berauſchenden und verzehrenden Atmoſphäre dieſer Zauberin entreißen, deren Blick mein Herz zu Aſche glüht, vielleicht ohne daß ſie es weiß, ohne daß ſie es ahnt. . . O, die Weiber, die Weiber! Fluch über ſie und dreimal Fluch! . . .

Bin ich nicht der elendeſte der Sterblichen? Sagt, Herr, bin ich es nicht? . . . Ich habe unſägliche Thorheiten begangen, bin in beſtändigem Rauſch durch das Labyrinth der Sünde geirrt. Und nun zeigt mir der Engel der Reue mit ſeinem flammenden Schwert ein Paradies, welches ich nie betreten ſoll. O, bitter, bitter! . . . Aber meine hieſige Stellung iſt unhaltbar geworden, ich muß weit weg, fort, fort! Wohin ſoll ich meine Schritte lenken, um in Elend zu ſterben? Wo wird der ewige Richter meinen Ruf erhören: Ihr Berge, fallet über mich, und ihr Hügel decket mich zu!"

Der unglückliche Mann hatte dieſe Klage und Selbſtanklage unbeſchreiblich raſch und heftig hervorgeſprudelt. Jetzt lehnte er ſich erſchöpft an einen Baum und ſchluchzte wie ein Kind.

Herr Bechtold hatte während ſeiner kurzen Bekanntſchaft mit Schubart ſchon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Zeuge leidenſchaftlicher Ausbrüche deſſelben zu ſein. Allerdings ſo ganz aus Rand und Band, wie heute, hatte er ihn noch nicht geſehen; allein er hielt es auch jetzt für das Räthlichſte, den Anfall einigermaßen vertoben zu laſſen, bevor er ſich einmiſchte. So blieb er denn eine Weile ſchweigend neben dem Dichter ſtehen. Dann nahm er ihn theilnehmend bei der Hand und führte ihn weiter, indem er ſagte:

„Beruhigen Sie Sich, lieber Schubart. Ihre lebhafte Phantaſie malt Ihnen die Dinge zu grell. Freilich kann und will ich Ihnen nicht verſchweigen, daß auch ich glaube, Ihre Situation am hieſigen Orte ſei eine bedenkliche und unhaltbare; aber ich meine, gerade dieſer Umſtand müſſe eine heilſame Wendung Ihres Geſchickes herbeiführen.“

Schubart legte ſeinen Arm in den des Freundes und gewann im Weitergehen allmählig ſeine Faſſung wieder. Die ruhige, aber herzliche Theilnahme, welche aus den Worten des würdigen Mannes ſprach, that ihm wohl.

Bechtold fuhr fort:

„Wenn ich offen ſein ſoll, ſo muß ich ſagen: ich beklage nicht ſo faſt die Unhaltbarkeit Ihrer äußerlichen Stellung als vielmehr Ihre innerliche Zerfahrenheit. Ich beklage dieſe um Ihrer ſelbſt und um unſeres Landes willen, welchem Ihre reiche Begabung zu gute kommen ſollte. Sie verzetteln Ihre ſchönen Talente hier unter den Hofleuten, Künſtlern und Komödianten, ohne am Ende höhere Anforderungen zu befriedigen. Mir ſcheint, Sie haben Ihre wahre Beſtimmung noch gar nicht begriffen und erfaßt, und wenn Sie es geſtatten, möchte ich Ihnen einen hierauf bezüglichen Vorſchlag machen."

„Heraus damit! Ich fühle, daß Sie eine wahrhaft freundſchaftliche Geſinnung für mich hegen."

„Gewiß, das thue ich, und ſo laſſen Sie mich denn ſagen, daß mir ſcheint, die ganze Anlage Ihres Weſens und Ihrer Talente beſtimme Sie zum Publiziſten. Blicken Sie nur nach England und hinüber nach Amerika und Sie werden erkennen, welche große und wohlthätige Macht die publiziſtiſche Preſſe üben kann und wirklich übt. Reißen Sie Sich aus Ihren verwilderten hieſigen Verhältniſſen heraus und unternehmen Sie es, unſeren Landsleuten, welche beſonders in politiſcher Beziehung noch geradezu auf der Bildungsſtufe der Kindheit ſtehen, eine Zeitſchrift zu geben, welche dieſelben einmal die Stimme der Wahrheit und Vernunft vernehmen läßt."

„Ein Publiziſt, ein Zeitungsſchreiber ſoll ich werden? Kein Gewerbe kann gefährlicher ſein zu dieſer Zeit, wo ein feuriger Kopf, wie der meinige, am wenigſten geduldet wird. Vor Mächtigen, auch wenn ſie Böſewichter ſind, den Fuchsſchwanz ſtreichen, jedes gnädige Kopfnicken und etwaige matte Zeichen des Menſchengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Geldſack einen Bückling machen, den

Parteigeiſt desjenigen Ortes, wo man ſchreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäuſern was zu lachen und dem Pöbel was zu raiſonniren geben; auf der andern Seite die Parteien des Parnaſſus genau kennen und da entweder im trägen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: — das ſind Geſetze, die für mich zu hoch und rund und für die ich weder Geduld noch Klugheit genug beſitze."

„Sachte, ſachte, lieber Freund. Das Amt eines Publiziſten iſt kein Roſenbett, es iſt von Anfechtungen aller Art umlagert, darüber bin ich mit Ihnen einverſtanden. Aber meine Anſicht von der Pflicht eines Publiziſten iſt eine etwas andere als die von Ihnen vorgebrachte, und welche bedeutende Wirkſamkeit aus der tüchtigen Erfüllung dieſer Pflicht hervorgehe, habe ich anderwärts zu ſehen ſattſame Gelegenheit gehabt. Deutſchland und unſer Süddeutſchland insbeſondere hat eine zugleich unumwundene und populäre Kritik der politiſchen, literariſchen und religiöſen Zuſtände dringend nöthig und Sie ſind ganz der Mann dazu, dieſe Kritik publiziſtiſch zu üben."

„Deutſchland? Was ſollte Sie dieſes Land noch kümmern?"

„Welche Frage! Der müßte doch ein herzloſer

Tropf ſein, ein ganz roher und ſchlechter Menſch, der je aufhören könnte, das Land zu lieben, wo ſeine Vorfahren gelebt und in deſſen Sprache er zuerſt ſeine Empfindungen ausdrücken lernte. Freilich finde ich, daß die Vaterlandsliebe in Deutſchland dermalen, wo ſie ſich äußert, wunderliche Formen anwendet. Der Klopſtock'ſche Teutonismus, wie ich ihn im deutſchen Norden graſſiren fand, kann meinem Urtheil nicht zuſagen; er iſt mir viel zu inhaltslos und unreell und kommt mir ſogar geradezu läppiſch vor. Unſere Zeit verlangt andere Koſt als Tazitus'ſche Eichelmaſt und hirnloſes Bardengebrüll, wie es dermalen da und dort angeſchlagen wird. Das Reinmenſchliche, das Humane, wofür mir unſer Volk vorzugsweiſe begabt zu ſein ſcheint, ringt nach Licht und Berechtigung auf allen Gebieten. Wohlan, wirken Sie nach Ihren Kräften dazu mit, ihm jenes und dieſe zu verſchaffen."

„Ihre Aufforderung iſt fürwahr eine große Lockung . . . Aber, entſchuldigen Sie, Sie ſcheinen mir gegen unſeren herrlichen Klopſtock ungerecht zu ſein. Der Mann hat doch einen gewaltigen Anſtoß gegeben; er hat ja die Literatur, welche tief in Gemeinheit verſunken war, wieder zu ihrer Würde erhoben, er hat zuerſt wieder aus deutſcher Bruſt vom deutſchen Vaterland geſungen und geſagt.“

„Fern ſei es von mir, die Verdienſte des gewiß groß und patriotiſch denkenden Mannes antaſten zu wollen. Wollte ich auch, ſo könnte ich nicht, weil ich mir gar nicht die Befähigung zutrauen darf, über ſpezifiſch literäriſche Fragen abzuurtheilen. Wenn ich ſagte, der Klopſtock'ſche Teutonismus gefalle mir nicht, ſo wollte ich damit nur andeuten, daß meines Erachtens die Vaterlandsfreunde, ſtatt nach den altdeutſchen Wäldern zurückzuſehen, mit klarem Auge in die Gegenwart blicken ſollten . . . Sofern nicht alle Symptome trügen, ſchickt die Zeit dermalen ſich an, wieder einmal einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun. Muß es für einen Mann von Ihren mannigfaltigen Gaben nicht eine Lockung, ja eine Nothwendigkeit ſein, an der allwärts ſich kundgebenden Bewegung theilzunehmen, mit an ihre Spitze zu treten, ſie zu fördern nach allen Seiten hin? Iſt es nicht ein ſchönerer Beruf, gleichſam ein Lehrer und Anwalt eines ganzen Volkes zu ſein, als einer verſumpften Gemeinde Pſalmen oder auch Opernarien vorzuorgeln und den Gelegenheitsdichter für Hofleute zu machen, die Sie im Grunde doch nur als einen zeitvertreibenden Lückenbüßer in der

Langeweile ihrer nichtigen Exiſtenz anſehen? Noch einmal, Schubart, ſag' ich: Laſſen Sie den ludwigsburger Quark und ſchreiben Sie ein Journal, das unſeren Landsleuten ein Licht aufſteckt.“

„Beim Himmel, Freund, Ihr Vorſchlag muthet mich außerordentlich an!“ rief der Poet aus, deſſen bewegliches und entzündliches Naturell an der Idee des Deutſch-Amerikaners Feuer faßte.

„Nun wohl, ſo halten Sie dieſen günſtigen Eindruck feſt, mein Freund, und gehen wir ſogleich daran, den Vorſatz zur That zu geſtalten. Was meinen Sie, was für einen Titel wollen Sie Ihrer Zeitſchrift geben?“

„Warten Sie, warten Sie! . . . Ha, ich hab's! Deutſche Chronik ſoll ſie heißen, zum Zeichen, daß ein deutſcher Patriot ſie ſchreibt, deſſen Blick und Gefühl über alle die armſeligen Grenzpfähle, womit ſie unſer theures Vaterland verſchändet haben, hinausreicht und die ganze große Heimath deutſcher Nation umfaßt. Ja, und gegen die Tyrannen groß und klein, gegen die ledernen Philiſter und Kothſeelen, gegen die verrätheriſche Rotte der Dunkelmänner, gegen welche ſchon der Ulrich von Hutten vor Zeiten ſo mannhaft gefochten hat, ſoll die deutſche Chronik angehen, daß es eine Art hat.“

„Gut, ſo gefallen Sie mir. Aber vergeſſen Sie nur nicht, der Begeiſterung die Ausdauer, dem Eifer die Beſonnenheit zu geſellen. Thun Sie das, ſo prophezeihe ich Ihrem Unternehmen eine Wirkung, welche Ihnen den Dank der Zeitgenoſſen und die Achtung der Nachwelt ſichert.“

„Beſter Freund, wie haben Sie mich getröſtet und aufgerichtet! Ach, ich war heute Abend der Verzweiflung nahe . . . Und nun thun Sie mir, ich bitte, noch den Gefallen, auf das Gelingen des Vorſatzes, für deſſen Anregung ich Ihnen ewig dankbar bin, ein Glas mit mir zu leeren. Es iſt noch gar nicht ſpät und gleich da drüben ſteht das Wirthshaus zur Kanne, wo man einen Extra-Guten ſchenkt.“

Als Bechtold zögerte, dieſer echt ſchubartiſch leichtſinnigen Laune nachzugeben, ſetzte der Poet hinzu:

„Ich kann wahrhaftig nach einem an Erlebniſſen und Gemüthserſchütterungen ſo reichen Tage nicht zu Bette gehen, ohne mir vorher das Herz mit Wein zu kühlen. Und wiſſen Sie, wir wollen es machen wie unſere Altvorderen, welche nichts Wichtiges unternahmen, ohne einen guten Trunk vorausgehen zu laſſen, gleichſam als Vorweihe.“

„Wohl!“ verſetzte Herr Bechtold nachgebend, „Sie ſollen für heute Ihren Willen haben. Indeſſen muß ich Ihnen doch bemerken, daß ich glaube, unſere Altvorderen würden für ſich ſelbſt und ihre Nachkommen beſſer geſorgt haben, wenn ſie weniger getrunken und mehr gehandelt hätten.“

Eilftes Capitel.

In der Baumſchule der herzoglichen Gärten bei der Solitude war eines Tages zur ſchönen Pfingſtzeit ein Mann emſig damit beſchäftigt, an einer Anzahl von jungen Stämmen, die ſeiner früher an ihnen geübten Oculirkunſt nicht ganz nach Wunſch entſprochen hatten, mit kundiger Hand Nachpropfungen vorzunehmen. Er ging dabei mit jener eigenthümlichen Sorgfalt zu Werke, welche innerſtes Behagen an der Arbeit verräth. Zuweilen richtete er ſich von derſelben auf und warf prüfende Blicke nach den verſchiedenen Richtungen der wohlgepflegten, äußerſt ſauber und zierlich gehaltenen Pflanzung. Dann ſpiegelte ſich in ſeinem freien und furchtloſen Auge die Befriedigung eines Mannes, der ſein Werk gedeihen ſieht.

Der Mann, welcher kaum mehr weit vom fünfzigſten Jahr abſtand, war von kleiner Statur, aber wohlgebildet. Seine Züge hatten einen ernſten, oft ſinnenden Ausdruck; es war darin eine ſtarke Anlage zu ſelbſtſtändigem Denken ausgeprägt. Sein kräftiger und beweglicher Gliederbau zeugte von militäriſcher Tournüre, womit auch ſein Anzug ſtimmte. Ein Mann methodiſcher Ordnung und Sauberkeit in Allem und Jedem, hatte er, ſeinen Offiziersrock zu ſchonen, eine grüne Gärtnerſchürze umgebunden. Seinen Hut mit ſilberner Borte und der würtembergiſchen Kokarde hatte er auf einen nahen Stützpfahl geſtülpt und ſo konnte man bemerken, daß ſein Haar nach allen Regeln der militäriſchen Etikette friſirt, gepudert und gezopft war.

Es war lieblich und ſtill in der Baumſchule. Die jungen Stämmchen grünten luſtig, ihre veredelten Zweige hatten prächtig getrieben. Auf den ſchon größeren Zöglingen der Anſtalt, die im Hintergrunde in langen Reihen ſtanden, wiegten ſich einzelne Blüthendolden im leiſen Maienwind. Durch die Bläue droben ſchwangen ſich piepſende Goldammern, Buchfinken und Dompfaffen dem Waldesſchatten des Parkes zu, wo eben Amſeln und Droſſeln die letzten Noten ihres Morgenconzertes anſchlugen, bevor ſie ſich vor der höher ſteigenden Sonne zur Ruhe in das Dickicht zurückzogen. Das war ſo ein goldener, duftender, tönender Frühlingsvormittag, welcher die Herzen der Jugend in ſonnige Träume wiegt.

Auch der Knabe, welchen wir als Fritz Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt haben und welcher dem emſigen Manne bei ſeiner Arbeit mit allerlei Hilfeleiſtung zur Hand ging, — ſchien dieſen Frühlingszauber zu fühlen. Er hielt das Körbchen mit pomologiſchen Inſtrumenten, welche der Oculirer abwechſelnd daraus hervorlangte, läſſig in der Hand und ſah den leichten Wolken nach, als hätte er mit ihnen ziehen mögen. Vielleicht auch beneidete er die vorüberſchwirrenden Vögel, daß ſie ſo ganz ſorg- und mühelos die Maienluſt gleichſam aus erſter Hand empfangen und genießen konnten. Gewiß iſt, ſeine Gedanken ſchweiften mit Wolken und Vögeln träumeriſch in die Weite.

Inzwiſchen hatte der geſchäftige Mann ſeine Arbeit vollendet, nachdem ihm gerade der letzte ſeiner Pfleglinge, dem er ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet, viel zu ſchaffen gegeben. Es war ein hochaufgeſchoſſener junger Stamm mit mancherlei Knorren und Auswüchſen und es erforderte nicht nur Kunſt, ſondern auch Kraft, ſeiner Verwilderung Meiſter zu werden. Endlich hatte der Baumkünſtler den letzten Baſtverband angelegt und den letzten Oculireinſchnitt ſorgſam mit Baumwachs verklebt. Jetzt ſah er auf und ſagte:

„Sieht Er, Fritz, ſo muß man die jungen Bäume behandeln, wenn was aus ihnen werden ſoll. Das ſchießt wild auf, regellos und unvernünftig. Da kommt man aber mit Hand und Handwerkszeug und zwingt den widerſpänſtigen Schößling in Geſetz und Regel, damit er wachſe und gedeihe den Menſchen zu Nutzen und Freude.“

„Aber, Vater,“ entgegnete der Knabe, „vielleicht macht das dem Baum ſelbſt gar keine Freude.“

„Was? Möchte er Holzäpfel oder Holzbirnen eſſen?“

„Nein, aber ich meine, es müſſe den armen jungen Bäumen da erſchrecklich zu Muthe ſein, daß ſie ſo ſteif wie die Soldaten des Herzogs in Reihe und Glied ſtehen müſſen, während drüben im Wald Alles frei und bunt durch einander aufwächſt, abhängig nur von der Natur. Und die armen jungen Bäume da, wenn ſie hinlänglich dreſſirt ſind, werden auch wer weiß wohin verkauft, gerade wie die Soldaten des Herzogs.“

„Was raiſonnirt Er da wieder ins Blaue hinein?“ erwiderte der Hauptmann Schiller ſeinem Sohn mit Strenge. „Die Obſtbäume ſind da, um gute Früchte zu tragen, nicht um zu verwildern. Daher müſſen ſie veredelt werden. Und gerade wie mit den jungen Bäumen muß man auch mit den jungen Menſchen thun. Das gäbe eine ſchöne Wirthſchaft ab, ſo man Bäume und Menſchen wild aufſchießen ließe. Rede Er ein andermal nicht ſo gedankenlos, Fritz! Die Natur weiß wohl, was ſie thut, wenn ſie ſich das Regiment des Menſchen gefallen läßt. Sie hat's nöthig ... Ordnung und Disziplin und Subordination muß ſein immer und überall. Das iſt die göttliche Satzung, merk' er ſich das! Und laß' Er mich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, niemals wieder ſo ein auflüpfiſches Wort gegen Seine von Gott geſetzte Obrigkeit hören. .... Er iſt jetzt confirmirt und ſomit eingeführt in die Reihe der vernünftigen Chriſten. Er hat die Kinderſchuhe vertreten, und was er hinfüro redet, das muß Er verantworten können. ... Er hat ſo eine Phantaſterei an ſich, die mir nicht gefällt, und einen Fürwitz in Sachen, die Er noch nicht verſteht. Er muß ſich bei Zeiten fügen lernen, denn Er gehört nicht zu den Wenigen, die zu befehlen, ſondern zu den Vielen, die zu gehorchen haben ... Und hör' Er, Fritz, ich mag's wohl leiden, ſo Er in freien Stunden ſich mit Verſemachen abgibt. Das gehört mit zur Bildung und iſt nichts Unrechtes. Aber es ſoll Ihm beileibe nicht die Hauptſache ſein. Er will ein Diener des Wortes Gottes werden, und darum lerne Er bei Zeiten ſein Leben ernſthaft und tüchtig und fromm führen. Das Landexamen ſteht Ihm bevor; Er weiß, daß davon Seine Aufnahme in die Kloſterſchule abhängt. Darum thu' Er Sein Beſtes, mit Ehren zu beſtehen. Prediger ſein, iſt ein ſchöner, aber ſchwerer Beruf und Er weiß, daß es die liebſte Hoffnung Seiner Mutter iſt, Ihn dermaleinſt auf der Kanzel zu ſehen. Und wenn Ihn Grillen und Phantaſtereien ankommen, ſo beherzige Er, was ich Ihm ſchon ſo oft von dem großen Fritz erzählt habe. Gegen den war ſo zu ſagen die ganze Welt in Waffen, aber er hat ſie glorreich beſiegt. Und warum? Weil er ſtandhaft auf Ordnung und Disziplin hielt in Allem und Jedem und nicht rechts und links ſah auf ſeinem Wege, ſondern nur geradeaus. So ſchafft man Tüchtiges und kann jeder Menſch in ſeiner Art ein großer Fritz ſein, will ſagen ein Menſch, der ſeinen ihm von Gott angewieſenen Platz mit Ehren ausfüllt. Das merk' Er ſich, lieber Fritz! — Aber," unterbrach der Hauptmann hier ſeine väterliche Ermahnung, „was will denn die Mutter ſo eilig?"

In der That trat die Frau Hauptmännin mit von eiligem Gehen geröthetem Geſicht in die Umhegung der Baumſchule und rief, den Gang heraufkommend, ihrem Manne die geflügelten Worte zu:

„Se. Durchlaucht will Dich ſprechen, lieber Johannes. Der gnädige Herr ſprach an unſerer Wohnung vor, und als ich ihm ſagte, Du wäreſt nach der Baumſchule gegangen, verbot er mir, Dich rufen zu laſſen. Er folgt mir mit der Gräfin Franziſka auf dem Fuße“

Wir haben es ſchon früher angedeutet: die wildeſte Zeit Karls war vorbei. Er übte jetzt, unter dem Einfluß der Gräfin Franziſka von Hohenheim, den patriarchaliſchen und erleuchteten Despotismus im Ganzen ſo, daß der Accent auf jenen Beiwörtern lag. Daher verkehrte er auch bei Gelegenheit mit ſeinen Unterthanen in ganz familiärer Weiſe, wie ihm denn die populären Formen nie gemangelt und oft ſehr bedeutenden Vorſchub geleiſtet hatten.

Der Hauptmann that bedächtig ſeine Gärtnerſchürze ab, rollte ſie zuſammen und legte ſie bei Seite. Dann nahm er ſeinen Hut zur Hand und richtete ſich kerzengrade auf. In dieſer militäriſchen Haltung empfing er den Fürſten, welcher bald darauf die Baumſchule betrat, ſein geliebtes „Franzele“ am Arm.

Die Gräfin von Hohenheim, damals fünfundzwanzig Jahre alt, war mit einfacher Eleganz gekleidet und eine durchaus wohlthuende Erſcheinung. Der Ausdruck ihrer keineswegs ausgezeichnet ſchönen Züge war, wie gewöhnlich, ein ſanfter und verſtändiger. Aber dieſes Geſicht, wie die ganze harmoniſch gegliederte und gerundete Geſtalt, umfloß ein gewinnender Zauber der Anmuth und die liebenswürdigſte, weil natürlichſte Grazie kennzeichnete ihre Haltung und Geberden. Daß bei näherem Betrachten auch ein leiſer Schatten von Schwermuth auf ihrer Stirne ſichtbar wurde, kann nicht befremden bei einer Frau, welche noch 1786, als Karl ſie bereits zu ſeiner geſetzlichen Gemahlin erhoben, an Niemeyer ſchrieb: „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlaſſen; für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Troſt, keine völlige Beruhigung . . . .“

Franziska erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung der Schiller'ſchen Familie, welche der Herzog mit gnädigem Kopfnicken hinnahm, freundlich und herzlich.

Karl ſah ſich zuvörderſt eine Weile mit Kennerblicken in der Baumſchule um. Dann bemerkte er:

„Hauptmann Schiller, ich ſag', Er hält meine Gärten da oben gut in Ordnung. Er verſteht ſeine Sache und Er iſt mir ein lieber Diener. Das wollt' ich Ihm ſagen und noch etwas Anderes .... Iſt das da Sein Sohn Fritz?"

„Ja, gnädigſter Herr."

„Gut. Der Burſch iſt zwar eben kein Ausbund von Schönheit, das muß ich ſagen; aber er ſieht auch nicht aus wie ein Tölpel und Tolpatſch .... Hab' mich bei dem Profeſſor Jahn und dem Präzeptor Winter nach dem Burſch erkundigt, weil es meine Pflicht und Schuldigkeit iſt, mich der Söhne meiner Offiziere anzunehmen, und meinten die Beiden, es laſſe ſich was Rechtes aus ihm machen. Da hab' ich mich denn reſolvirt, was aus ihm zu machen."

„Die Gnade Eurer Durchlaucht ...."

„Schon gut, ſchon gut. Sieht Er, Schiller, auf der Solitude gedeiht Alles, nicht nur Seine Baumſchule ſondern auch meine militäriſche Pflanzſchule."

Das Wort traf die Hauptmännin wie ein Donnerſchlag. Sie wußte jetzt, was der Herzog wollte, und ihr Herz wollte brechen. Sie ſah voraus, daß hier ein gewaltſamer Eingriff in ihre und ihres Kindes liebſte Wünſche ſtattfinden ſollte. Theologen wurden ja in der Pflanzſchule Karls auf der Solitude nicht gebildet.

Karl fuhr fort:

„Tüchtige Juriſten und Aerzte fehlen dem würtemberger Land. Dem ſoll meine Pflanzſchule abhelfen. Daher, weiß Er was, Schiller? Ich nehme Seinen Fritz koſtenfrei in die Anſtalt auf. Ich ſag', er ſoll da ein tüchtiger Juriſte werden."

Der Hauptmann, wenn auch ſeine Züge ſich verdüſterten ob dieſer Gnade, verbeugte ſich tief, bewältigt vom Zauber der Disziplin. Sein Sohn jedoch fühlte dieſen Zauber noch nicht in deſſen ganzer Stärke und wollte daher eine Proteſtation wagen.

„Ihr Durchlaucht," begann er, aber der Herzog, welcher den Widerwillen gegen ſeine vermeintliche Großmuth auf dem Geſicht des jungen Menſchen leſen mochte, unterbrach ihn und ſagte ſcharf:

„Was will Er, Burſch? Wenn Männer reden, ſollen Knaben ſchweigen. Merk' Er ſich das!"

Der Hauptmann warf ſeinem Sohn einen ſtrafenden Blick zu, aber die Mutter verſtand den flehenden, womit ihr Kind an ſie appellirte. Freilich ihr Reſpect vor dem Landesherrn war groß, ungemein groß, und den eigenen Herzenswunſch hätte ſie demnach dieſem Reſpect wohl ſchweigend zum Opfer gebracht, aber die Sünde wollte ſie doch nicht auf ſich laden, widerſtandlos ihr Kind einer Beſtimmung entreißen zu laſſen, der es mit innigſter Neigung zuſtrebte und in deren Wahl ſie die göttliche Stimme zu vernehmen glaubte. So machte ſie denn einen Verſuch, das Bedrohliche abzuwenden, indem ſie ſagte:

„Ihr Durchlaucht, halten's zu Gnaden, ... aber mein Fritz hat all' ſein Lebtag ſich vorgenommen, ein Pfarrer zu werden."

„Ein Pfarrer? Wie kommt er dazu?"

„Er hat eine rechte Anlage zum Geiſtlichen, das dürfen Sie mir glauben, gnädigſter Herr," verſetzte die in ihrer Mutterangſt beherzte Frau. „Er weiß ſchon jetzt zu predigen, mein Fritz, daß es eine Art hat . . . . Und dann, ja, Ihr Durchlaucht, es gehört doch auch dazu, daß man ſeinen Beruf mit Eifer und Liebe ergreift, und da iſt nun einmal Fritzens ganzes Dichten und Trachten gerichtet, geiſtlich zu werden."

„Ei was," entgegnete Karl. „Der Fritz da iſt ja doch ein pures Kind und Kinder haben dumme Einfälle und Launen. Die muß man ihnen austreiben mit Güte und mit Gewalt. Hat Sie denn nicht bedacht, Frau Hauptmännin, daß wir mehr Candidaten der Gottesgelahrheit im Lande haben als salva venia rothe Hunde? Will Sie ſo einen armen Schlucker aus Ihrem Fritz machen? Denke, das läßt Sie hübſch bleiben. Die Juriſterei die nährt ihren Mann, die bringt zu Ehren und Würden. Ich mein's gut, weiß Sie? und ich ſag': der Fritz da ſoll ein wackerer Juriſte werden."

Die Mutter war durch dieſe in Karls Sinn ganz gütigen Worte noch keineswegs zu ſeiner Meinung bekehrt. Allein ſie wußte nichts mehr zu thun, als die Gräfin bittend anzuſehen.

Franziska begriff ſehr wohl, daß es ſich hier darum handelte, den Lieblingswunſch einer Familie, an welchem dieſe jahrelang gehangen, vor plötzlicher Vernichtung zu ſchützen. Aber ſie wußte auch, daß es vergeblich ſei, den Herzog von Etwas abwendig machen zu wollen, worauf er einmal ſeinen Kopf geſetzt, vollends gar in Sachen ſeiner Pflanzſchule, für welche talentvolle Zöglinge zu werben, dermalen ein Hauptgeſchäft des Fürſten war. Auch in ihn ja war die pädagogiſche Experimentirſucht der Zeit gefahren und er betrieb 'die Sache mit dem ganzen Feuer ſeines Naturells. Trotz Alledem wollte die gute Gräfin eine Intervention verſuchen.

„Aber, gnädigſter Herr," ſagte ſie in ihrer ruhigen und anmuthigen Weiſe, — „wäre da nicht zu bedenken, daß Sie vielleicht der Kirche ihres Landes ein künftiges Licht entziehen, während aus dem jungen Menſchen bei ſeinem Widerwillen gegen den ihm empfohlenen Beruf nur ein mittelmäßiger Juriſt werden könnte.“

„Franzele, Fränzele!“ entgegnete der Herzog, indem er den Finger ſcherzhaft drohend erhob. Und er ſagte es auch in ſcherzendem Ton, aber für Ohren, welche die Modulationen ſeiner Stimme genau kannten, klang darin doch Etwas von jenem ſouverainen Machtbewußtſein durch, welches den Fürſten bei einer andern Gelegenheit hatte ſprechen laſſen: „Ein Regent iſt das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann alſo auch Gutes und Böſes nach Gefallen thun.“

„Franzele, Franzele!“ ſagte der Herzog, und während die beiden Frauen dieſer Zärtlichkeitsformel wohl abmerkten, daß ihre Einmiſchung abgewieſen ſei, fuhr er, zu dem Hauptmann gewendet, fort: „Sieht Er, Schiller, da haben wir wieder die alte Geſchichte. Sowie zwei Frauensleute zuſammen kommen, gibt's gleich 'ne Conſpiration gegen uns Mannsnamen. Aber ich ſag', wir wollen uns wehren, ich und Er, und wollen zeigen, daß wir Herren im Hauſe ſind . . . . Darum alſo, die Sache iſt abgemacht. Am erſten nächſten Monats beginnt in der Pflanzſchule ein neuer Curſus im Latein, Griechiſch, Geſchichte, Erdbeſchreibung und Größenlehre. Den muß der Mußje Fritz vor allen Dingen mitdurchmachen. Es wird ihm ſchon gefallen in der Anſtalt. Da geht's munter zu und die Eleven klein und groß betrachten mich alle als ihren Vater . . . Bring' Er Seinen Sohn binnen heut' und acht Tagen in die Pflanzſchule, Schiller. Werde dem Major von Seeger inzwiſchen die nöthigen Befehle geben . . . Und hör' Er, weil Er meine Gärten und Anlagen da auf der Solitude in ſo muſterhafter Ordnung hält, und weil Alles unter Seiner Hand wohlgedeiht und weil Er ſich auch heute wieder als einen dienſtwilligen Mann zu erkennen gegeben, will ich alles deſſen beim nächſten Avancement in Gnaden eingedenk ſein. Er ſoll ſehen, daß ſein Herr weiß, was er an Ihm hat. Und für den Fritz da laß Er mich nur ſorgen; ich ſag' ich will was Rechtes aus ihm machen. Der Burſch ſoll mir und Ihm und der Pflanzſchule dermaleinſt zur Ehre gereichen. Und damit Adieu!“

Er tippte an ſeinen Hut, wandte ſich um und führte ſeine Begleiterin weg, welche im Gehen noch mit einem ermuthigenden Blick auf die Mutter und ihren Knaben zurückſah.

Zwölftes Capitel.

Freilich konnte ſo ein gnädiger Troſtblick unter ſolchen Umſtänden keine bedeutende Wirkung thun. Die Mutter fühlte zu bitter, daß ein roher Griff in ihr und ihres Kindes Leben geſchehen ſei, und es hätte des heftigen Zuckens in Fritzens Geſicht nicht bedurft, um ihr zu zeigen, daß der Knabe vor innerem Groll faſt verging. Der Hauptmann ſeinerſeits machte ſich noch eine Weile mit ſeinen Bäumen zu ſchaffen und man konnte ihm anſehen, daß er ſich bemühte, die Sache, wie ſie nun einmal war und wie ſie ſeinen Begriffen von Herrſcherrechten und Unterthanenpflichten nicht gerade widerſprach, bei ſich zurechtzulegen.

„Kommt,“ ſagte er dann mit wieder gewonnenem Gleichmuth; „es wird Zeit ſein zum Mittagseſſen. Die Sonne ſteht bald in Zenith.“

Und als er bemerkte, daß an den Wimpern ſeiner guten Frau Thränen hingen, fügte er milder hinzu, als ſonſt ſeine Art war:

„Man muß ſich im Leben in Vieles ſchicken lernen, Dorle *), weißt Du? Wär's nur an mir

---

*) Abkürzung für Dorothea.

gelegen, ſo hätte Dein Wunſch, den Fritz dochmal auf der Kanzel zu ſehen, wohl in Erfüllung gehen können, doch der Menſch denkt und Gott lenkt.“

„Aber der Herzog iſt doch nicht Gott!“ fuhr Fritz heraus.

„Will Er Seinen Vater ſchulmeiſtern?“ entgegnete der Hauptmann unwillig. „Bedenke Er, es iſt heute das dritte Mal, daß Ihm Sein Fürwitz verwieſen werden muß. Ich will Ihm aber was ſagen: der Herzog iſt nicht Gott, aber er iſt der Geſalbte Gottes. Und Er, was iſt Er? des Herzogs Unterthan, ſonſt Nichts. Zeige Er ſich der Gnade Seines Herrn würdig, der offenbarlich nur Sein Beſtes will. Ordnung und Disziplin muß in der Welt ſein, ſonſt wäre Alles nur ein dummes Durcheinander. Und hör' Er, wenn was Rechtes in Ihm iſt, ſo kann er auch als Juriſte ein tüchtiger und brauchbarer Menſch werden. Der Mann ziert ſeinen Stand, nicht der Stand den Mann.“

Auf dieſe beſtimmt ausgeſprochene Anſicht war, wie Mutter und Sohn wohl wußten, Nichts zu erwidern und ſo folgten ſie ſchweigend dem Vater durch eine der langen Alleen, welche aus den Gärten nach dem Schloßplatz führten.

In ſo einer Stimmung verhaltenen Mißmuths iſt es für die Betreffenden eine wahre Erleichterung, wenn irgend eine, nur nicht gerade eine unfreundliche, Störung von außen eintritt. Die wohlthuende Unterbrechung des ſchwülen Schweigens, womit die Schiller'ſche Familie den Weg nach ihrer Wohnung verfolgte, kam von einem Manne, welcher aus einer Seitenallee raſchen Schrittes heraustrat und ihnen ſchon von ferne einen lauten Gruß zurief. Alle Drei erkannten in dem Nahenden ſofort den ludwigsburger Stadtorganiſten Schubart.

„Guten Morgen oder guten Mittag, liebe Freunde," ſagte er in ſeiner geräuſchvollen Weiſe, ſich mit ſeinem Hut Kühlung zuwehend, deren ſein rothes, erhitztes Geſicht ſehr zu bedürfen ſchien. Allem nach war übrigens die Erhitzung des Mannes nicht nur eine äußerliche, ſondern auch eine innerliche und hatte er in ſeiner Aufgeregtheit gar kein Auge für die trübe Stimmung der ihm befreundeten Familie.

Der Hauptmann erwiderte die Begrüßung des Poeten in förmlicher Weiſe und fügte noch hinzu:

„Wenn Sie mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen wollen, ſo können Sie Sich gerade mit uns zu Tiſche ſetzen, Herr Magiſter und Stadtorganiſt."

„Servus, Servus, werther Herr und Gönner," entgegnete der Poet. „Aber laſſen Sie den Stadtorganiſten aus dem Spiele, wenn's Ihnen gefällig iſt. Wenn nicht, ſo ſetzen Sie wenigſtens ein Ex davor, denn die ludwigsburger Orgel muß künftig ſehen, wie ſie ohne mich fertig wird.“

„Wie?“

„Nun ja,“ erwiderte Schubart mit großartiger, allein merklich erzwungener Gleichgiltigkeit, — „man hat mir den Laufpaß gegeben und ich habe den Staub der ſündhaften Reſidenz von meinen Füßen geſchüttelt.“

Dieſe Art und Weiſe, vom Verluſt von Amt und Brod zu ſprechen, wollte dem ſoliden und methodiſchen Hauptmann nicht zu Sinne.

„Was wollen Sie mit dem ſchlechten Spaß?“ fragte er ſtreng.

„Spaß? Ei, mein Freund, es iſt kein ſchlechter Spaß, ſondern ſchlechter Ernſt. Der verdammte ‚lutheriſche Pfaff,‘ wiſſen Sie, der Zilling, hat's doch am Ende dazu gebracht, mich zu ſprengen. Gewiß hat er der Donna Schmergelina ſo lange in den Ohren gelegen, bis die Selbſtherrſcherin unſeres Selbſtherrſchers, die mir von wegen einer gewiſſen Schnurre in Knittelverſen ohnehin nicht grün war, meine Abſetzung befahl . . . 's iſt Alles in Ordnung, in amtlicher nämlich. Wurde heute Morgen vors gemeinſchaftliche Oberamt citirt und wurde mir da ein herzoglicher Erlaß communicirt, welcher mich verurtheilte, ohne daß ich mich vertheidigen durfte. Herzoglich würtembergiſche Juſtiz! Sehen Sie da den Wiſch? Hören Sie nur, 's iſt recht erbaulich. Ich will gerädert werden, wenn nicht der Spezial ſelber das liebenswürdige Actenſtück verfaßt hat. 's iſt ganz der stilus curiae Zillingensis.“

Er hatte ein Blatt Papier aus der Taſche gezogen und begann, die fette, näſelnde Stimme des Spezials nachahmend, ohne weiteres laut zu leſen: —

„Herzoglicher Erlaß an das gemeinſchaftliche Oberamt Ludwigsburg. Von Gottes Gnaden Karl, Herzog u. ſ. w. Was gegen den Stadtorganiſten Chriſtian Friderich Schubart bei Euch ſowohl in puncto eines — (hier räuſperte ſich der Poet ſo gewaltig, daß er mehrere Worte verſchlucken mußte) — als auch wegen einer zu Anfang dieſes Jahres in das Publicum verbreiteten Scarteque vorgekommen, ſolches haben Wir Uns aus Euren an Unſere Herzogl. Regierung und Ehgericht in causa unterthänigſt erſtatteten Berichten des Mehreren gehorſamſt vortragen laſſen. Obwolen nun beſagter Schubart, ſo viel — (wieder ein verſchluckendes Räuſpern) —

ſeines Abläugnens ungeachtet, dermaßen gravirt iſt, daß derſelbe als tantum non convictus mit der helftigen adulterien Strafe zu belegen wäre: So wollen Wir jedoch von deren Einzug bei ihm gnädigſt abstrahiren; dagegen aber denſelben bey ſeinen neuerlichen Vergehungen und in Rückſicht ſeiner von jeher bezeugten ſchlechten — (abermaliges Räuſpern) — ſeines Organiſten-Dienſtes nicht allein entſetzt, ſondern auch verordnet haben, daß ihm um des in dem Publico in ſo mancherley. Betracht geſtiffteten Aergerniſſes willen das consilium abeundi gegeben werden ſolle. Und habt Ihr dahero dem Schubart hievon die Eröffnung zu thun, mit dem Bedeuten, ſich aus Unſeren Herzoglichen Landen hienächſtens unfehlbar zu entfernen. An dem beſchiehet Unſer gnädigſter Will und Meynung, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc. etc.“

„Das iſt eine ernſte Sache, Herr Magiſter,“ ſagte der Hauptmann, nachdem er ſeiner Frau mit den Augen einen Wink gegeben, mit dem Knaben vorauszugehen. „Es ſteht mir nicht zu, Ihnen eine Strafpredigt zu halten, aber ſagen muß ich doch, daß es Ihre Freunde nicht an Warnung fehlen ließen, Sie noch bei guter Zeit von Ihren Irrwegen abzubringen. Hab' ich doch noch bei meiner letzten Anweſenheit in Ludwigsburg Ihnen eindringlich zugeſprochen. Aber Sie wollten nicht hören, wollten oben hinaus und Alles mitmachen, machten causum communum mit Lottergeſellen und leichtfertigen Weibsbildern, ließen ihre ſatiriſche Zunge gegen Gott und die Welt ſpielen, und ſtatt daß Sie Sich nach der Decke ſtreckten, d. h. nach Ihrem Einkommen, brauchten Sie friſch darauf los in Saus und Braus wie ein großer Herr."

„Ach was," entgegnete Schubart halb lachend, halb ärgerlich, — „ich wirke viel und brauch' viel. Mein Herz iſt ein Schwamm; Thau des Himmels verſchluck' ich viel, ſpritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menſchen."

„Hm, das klingt recht poetiſch," ſagte der Hauptmann; „aber es wäre beſſer um Sie beſtellt, wenn Sie ſtatt ſo eines Schwammes ein männlich feſtes Herz in der Bruſt trügen."

Sie waren unterdeſſen in der Wohnung der Schiller'ſchen Familie angekommen, wo die ſorgliche Chriſtophine, eben zur Jungfrau herangeblüht, den Mittagstiſch ſchon gerüſtet hatte. Es wurde ein Couvert für den Gaſt aufgelegt, welcher ſich die einfache Koſt wacker ſchmecken ließ und einer Extraflaſche, welche der Hausvater aus ſeinem ſpärlichen Vorrath herbeigeholt, tüchtig zuſprach. Dabei gefiel ſich der Poet in einer lärmenden Luſtigkeit und fabulirte allerlei Buntes durcheinander. Als aber die Flaſche geleert war und er endlich merkte, daß ſeine Stimmung der ſeiner Wirthe keineswegs entſprach, rüſtete er ſich zum Aufbruch und ſagte:

„Ich bin eigentlich ohne zu wiſſen wie, indem ich in allerlei Gedanken meinen Weg ſo hinduſelte, zur Solitude heraufgekommen. Da ich aber einmal da war, hab' ich mir das würtemberger Land nochmals gründlich angeſehen. Jetzt will ich um ein Haus weiter und ſehen, wo's ein Ländle gibt, in welchem keine Speziale von der Sorte Zilling über Poeten und Muſiker das Szepter führen. Will hinab in's Rheinland, zunächſt aber nach Heilbronn. Gedenke heute noch Beſigheim oder Laufen zu erreichen, wo ich Bekannte habe und freie Zehrung. Möchte aber das ſchändliche Neſt, das Ludwigsburg, nicht wieder berühren. Iſt mir daſſelbe wie Gift und Opperment zuwider und bitte ich daher, daß mir der Fritz da den Waldweg gen Kornthal hinab weiſe . . . . .“

Eine Viertelſtunde ſpäter ſchritt der aus Würtemberg verbannte Dichter neben dem jungen Schiller durch den Wald, in deſſen weiten Gründen die Mittagsſtille brütete. Die Beiden gingen ſchweigend neben einander her, jeder mit nicht ſehr angenehmen Gedanken beſchäftigt. Der lebhafte Poet jedoch war der ſeinigen bald müde und begann ein Geſpräch mit ſeinem jungen Führer, indem er ſagte:

„He, Fritz, Du kommſt mir ja heute ganz duckmäuſeriſch vor, und, wart' mal, da fällt mir ein, daß ich ſo Etwas wie verweinte Augen an Deiner vortrefflichen Mutter wahrgenommen habe. Was hat's denn gegeben?“

„Der Herzog,“ erwiderte der Knabe mit einer Stimme, welcher man den Schmerz und die Entrüſtung ſeines Innern anmerkte, „der Herzog hat dem Vater befohlen, daß ich in die Pflanzſchule gebracht werde. Da ſoll ich ein Juriſt werden und ich hätte doch mögen ein Pfarrer werden. Es muß ſchön ſein, eine ganze Gemeinde für das Wahre und Rechte zu begeiſtern . . .“

„Zu begeiſtern? O lieber Junge, da hätteſt Du Dir hundert Lungen ausprédigen können, ohne Deinen Zweck zu erreichen. Daß Du übrigens kein Schwarzfärber wirſt — dieſe jeniſche Bezeichnung iſt allerliebſt, nicht wahr? — das iſt mir ganz recht. 's iſt ein eigen Ding um dieſe lutheriſche Schwarzfärberei, lieber Fritz. Man färbt ſo lange ſchwarz, bis man zuletzt die Welt nur noch für einen ungeheueren Dintenklex anſieht; und das iſt dumm.“

„Aber, Herr Schubart, warum ſoll mich der Herzog zwingen können, Etwas zu werden, was ich nicht werden will?“

„Warum? Weil er der Herzog iſt und Du ſein Unterthan biſt.“

„Aber wir ſind doch keine Sclaven.“

„Hm, lieber Junge, dem Namen nach nicht, aber der Sache nach, beinahe fürcht' ich, obgleich ich für meine Perſon von Geburt ein freier Reichsſtädter bin. Ein freier? Du lieber Gott! Wenn ich von deutſcher Freiheit reden höre, fällt mir immer die ergötzliche Geſchichte von meinem Vetter Leonhard ein. Wenn der Vetter in meiner Kindheit auf den berühmten Urſulamarkt nach Schwäbiſch-Gmünd zog, pflegte er zu mir zu ſagen: Chriſtian, ich bring' Dir was Schönes heim, was ſo Schönes, daß man es gar nicht ſieht. Da freute ich mich immer mächtig auf das verſprochene Schöne, was ich aber richtig nie zu ſehen kriegte . . . . So, ſo, Fritz, Du willſt alſo nicht? Seht mal den Burſch! Erinnere Dich doch an Deinen Virgil, allwo geſchrieben ſteht: Ho
Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. O,

ſie haben Mittel vollauf, uns zu zwingen, daß wir wollen wie ſie es wünſchen.“

Der Weg führte in dieſem Augenblick über eine Anhöhe, welche vor Kurzem abgeholzt worden war und ſo einen Anblick über den Forſt weg darbot. Der junge Schiller blieb ſtehen und zeigte mit der Hand in die Ferne, indem er ſagte:

„Sie meinen wohl ſolche Mittel?“

Schubart ſchaute auf und der deutenden Hand ſeines Führers nach. Die Mauern und Thürme einer alten Bergveſte blickten durch die klare Luft herüber.

„Hohenasperg!“ rief der Poet aus. Und von einem plötzlichen dunkeln Angſtgefühl ergriffen, trat er einen Schritt zurück und murmelte haſtig: „Dii avertite omen!“

Er drängte zum Weitergehen und ſprach kein Wort mehr bis ſie zu einer Stelle kamen, wo der Fußpfad aus dem Wald heraus und über eine jähe Halde hinab in das Blachfeld führte. Da ſah man in eine weite Ebene hinaus, beſetzt mit Dörfern, deren Kirchthurmſpitzen aus Gruppen blühender Obſtbäume hervorguckten, und weithin wogten im lauen Winde die grünen Saaten und die hochgelben Repsfelder.

Hier verabſchiedete ſich der Poet von ſeinem jungen Begleiter. Er war ſehr ernſt geworden.

„Und wann werde ich Sie wiederſehen, Herr Schubart?" fragte der Knabe. „Wann werden Sie ins alte Schwabenland heimkehren?"

„Das weiß Gott. Vielleicht nie, lieber Junge. Schön iſt das alte Schwabenland, das iſt wahr, und glaub' mir, ich liebe es heiß. Aber Leute meines Schlages gedeihen hier nicht. . . . Der Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande, das iſt eine alte bittere Wahrheit, und des Poeten Heimath iſt die weite Welt."

„O, es muß ſchön ſein, ein Dichter zu ſein!" ſagte der Knabe träumeriſch.

Schubart blickte ihm theilnahmsvoll ins Geſicht und legte ihm mit einem der plötzlichen edlen Aufſchwünge ſeines Weſens die Hand aufs Haupt.

„Ja, Friedrich Schiller," ſagte er gehobenen Tones, — „es iſt ſchön ein Dichter zu ſein. Aber die heilige Flamme will mit reinen Händen gewartet ſein, wenn ſie groß und herrlich himmelan ſteigen ſoll . . . . Knabe, mir iſt, als ſähe ich den göttlichen Funken in Deiner Seele glühen. Wenn er erwacht unter dem Hauche des Lebens, dann warte und mehre ihn, hörſt Du? . . . beſſer und treuer als ich es gethan. Folge mir nicht nach auf der Bahn der Thorheit, auf welcher ich, ich fürchte es nur allzuſehr, mein beſtes Herzblut vergeudet, meine beſte Kraft verzettelt habe. . . Fühle edel, denke frei und groß, halte feſt am Ideal! . . . Der Kranz des Ruhmes iſt ein Dornenkranz, aber er iſt doch die ſchönſte Krone . . . Und hüte Dich vor den Vornehmen! Sie meinen es nie treu mit Unſereinem. Sie dulden uns nur als ein Spielzeug ihrer flüchtigen Launen, um uns bei der erſten Gelegenheit wegzuwerfen. Ich hab' es erfahren, ich. Sogar ſie, das Weib, zu dem ich betete als zu einer Heiligen, ſie hatte, als das Unglück hereinbrach, kaum ein trockenes Wort des Mitleids für mich . . . . Stelle Dich auf Dich ſelbſt, Junge, und biete der Welt Trotz! Um groß zu werden, darf man ſich nicht mit ihr abfinden, nein, man muß ſie bekämpfen, auf Leben und Tod. Laß von ihrer Gemeinheit nie die Schwingen Deines Geiſtes beſchweren und beſchmutzen, wenn ſie Dich zur Sonne tragen ſollen . . . . Und ſo, mein Knabe, leb' wohl und vergiß' nicht des armen Flüchtlings!"

Er drehte ſich um, und ſei es, daß er des Eindrucks ſeiner eigenen Worte wieder ledig ſein wollte, ſei es, daß ihn einer ſeiner Anfälle toller Fröhlichkeit überkam, — er warf plötzlich den Hut hoch in die Luft, fing ihn wieder auf mit dem Ruf: „Juchhei, es lebe die Freiheit! Es lebe die Vagabondenſchaft! Es lebe die Kunſt!“ und ſprang dann raſch die Halde hinab.

Der junge Schiller ſah dem ſeltſamen Manne lange nach, wie er eilig durch das blühende Feld hinſchritt, mit den Armen fechtend, als führe er ein lautes Selbſtgeſpräch.

Zögernd und langſam wandte ſich der Knabe endlich zur Rückkehr wieder waldeinwärts. Ihm brannten die hohen Worte, welche Schubart zuletzt zu ihm geſprochen, heiß in der Seele. Er dachte darüber nach und achtete nicht der abendlichen Lieder, womit die Waldſänger die grüne Einſamkeit um ihn her belebten. Ihm klang fort und fort, wie eine trübe Warnung und doch zugleich wie ſüßeſte Lockung, das Wort im Ohre: Der Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande und des Dichters Heimath iſt die weite Welt.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Wachtparade. — Vom leidenſchaftlichen Rieger und vom liſtigen Montmartin. — Die Zähmerin des fürſtlichen Wilden. — Ein Stück Juſtiz von ehemals. — Der Großſchulmeiſter. — Militärakademie und Ecole des Demoiſelles. — Reu' und Leid. — Eine weiße Krähe. — Der Philoſoph von Hohenheim.

Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Karl Herzog von Würtemberg noch von der Illuſion befangen war, man könne vermittelſt Soldatenſpielerei ein großer Fritz werden, hatte das tägliche Aufziehen der Wachtparade dem Fürſten eine eifrigſt ergriffene Veranlaſſung geboten, militäriſchen Pomp zu entfalten. Selbſt die derben Lectionen, welche der große Fritz ſeinem ehemaligen Zögling im ſiebenjährigen Krieg ertheilte, hatten Karls Soldatenſpielwuth nicht abgekühlt. Noch lange blieb die Wachtparade ein Glanzpunkt des Reſidenzlebens von Stuttgart und der Ort, wo ſie ſtattfand, der Platz zwiſchen der Stiftskirche, dem (alten) Schloß und dem Prinzenbau, gab mehr als einmal die Szene her zu einer bedeutſamen würtembergiſchen Haupt- und Staatsaction. Hier ereilte den berüchtigten Pfarrersſohn

Philipp Friedrich Rieger, einen der Matadore aus Karls wilder Zeit, ſein böſes Geſchick. Vier Jahre hindurch war der leidenſchaftlich brauſende Mann, vom Hauptmann raſch zum Oberſt und geheimen Kriegsrath aufgeſtiegen, im Bunde mit dem Miniſter Montmartin ein Hauptwerkzeug grauſamer Willkürherrſchaft geweſen. Von ihm vornehmlich waren die ſchnöden Mittel ausgeſonnen und ins Werk geſetzt worden, welche zur Herbeiſchaffung und Ausrüſtung des Corps von 12.000 Mann dienten, das der Herzog 1759 an den mit Preußen kriegenden franzöſiſchen Hof verhandelte. Aber der kalte, liſtige Montmartin, welcher nach des trefflichen würtembergiſchen Geſchichtſchreibers Pahl Ausdruck, „das Böſe planmäßig und mit Ueberlegung that,“ war des leidenſchaftlichen Mitgünſtlings überdrüſſig geworden und wußte ihn beim Herzog als Verräther zu verſchwärzen. Am 28. November 1762 erfolgte Riegers Sturz. Als er an dieſem Tage, der Wachtparade anzuwohnen, aus dem Kanzleibogen auf den Schloßplatz heraustrat, ſtürzte der Herzog auf ihn zu und riß dem Ueberraſchten mit dem Ruf: „Schändlicher Verräther!“ den Orden von der Bruſt. Ein bereit ſtehender Wagen brachte den Gefallenen nach dem Asperg und von da nach der Bergveſte Hohentwiel, wo er ohne Urtheil und Recht vier Jahre lang in einem grauenhaften Kerker ſchmachtete. Da hat er ſich bekehrt, d. h. aus einem brutalen Werkzeug der Tyrannei wurde er ein Pedant und Frömmler, der ſich nebenbei Etwas damit wußte, ein Schöngeiſt zu ſein. Einige Zeit nach ſeiner Freigebung, die eben ſo willkürlich verfügt ward wie ſeine Einkerkerung, verſöhnte ſich der Herzog 1775 mit ihm und machte ihn zum Generalmajor und Kommandanten von Hohenasperg.

Montmartin geſellte ſich als willfährige Helfershelfer die gewiſſenloſen Finanzkünſtler Wittleder und Gegel, ſowie die Juden Seidel und Seligmann. Sein Regiment, einzig und allein darauf geſtellt, vermittelſt beiſpielloſer Ausſaugung des Landes dem Herzog eine bis zum Wahnſinn gehende Verſchwendung zu ermöglichen, währte bis 1766. Damals nämlich gab es noch in Deutſchland eine Schranke landesherrlicher Tyrannei: die Reichsgewalt. Ohnmächtig nach Außen, war ſie, beſonders wenn ein von Haß gegen das Unrecht glühender Mann, wie Kaiſer Joſeph II. war, ſie handhabte, nach Innen noch „competent“ und kräftig genug, frevelnde Duodezdespoten zur Raiſon zu bringen. Die würtembergiſchen Stände brachten ihre Beſchwerden vor den Reichshofrath, welcher die Sache ſofort an Hand nahm. Montmartin, einer drohenden Unterſuchung ſchlau zuvorkommend, verlangte und erhielt ſeinen Abſchied, ging aber nicht mit leerer Hand. Denn abgeſehen von der reichen Beute, die er mitnahm, mußte das arme Land die Verdienſte ſeines vieljährigen Quälers und Ausſaugers mit einem jährlichen Ruhegehalt von 4000 Gulden belohnen. Nachdem jedoch der böſe Dämon des Herzogs entfernt war, kam zwiſchen dieſem und ſeinen Ständen, unter Vermittlung des Reiches, eine Vereinbarung zuſtande, der ſogenannte Erbvergleich, welcher 1770 die Grundſätze feſtſtellte, die den bisherigen Mißbräuchen und Wirrſalen ein Ziel ſetzen ſollten.

Herzog Karl war dazumal in eine Lebensregion gelangt, wo die ſouveraine Brutalität der Leidenſchaften allmälig dem Zügel der Vernunft ſich fügen lernt. Das vorhin genannte Jahr war für den heißblütigen Fürſten die Wendung zu einer ſolchen Zügelung. Der Erbvergleich ſchuf ihm eine äußerliche Schranke, zu einer innerlichen wurde ihm ſein Verhältniß zu der klugen Franziska, die er gerade damals ihrem Gatten entführte. Das war der letzte große Schlag, welchen ſeine Leidenſchaft that. Der Rückſchlag blieb nicht aus und es war ein wohlthätiger. Wenn auch an und für ſich ein grell unſittliches, wurde das Verhältniß des Fürſten zu der Gräfin von Hohenheim zu einer Quelle des Beſſeren. Franziſka lehrte den unſtäten, zwiſchen Großmannsſucht und Ausſchweifung hin und her geworfenen Mann den Segen der Häuslichkeit kennen. Sie lenkte ſeinen Drang, thätig zu ſein, zu wirken, zu ſchaffen, zum Tüchtigen und Erſprießlichen. Mancherlei Fehlgriffe blieben natürlich auch jetzt nicht fern: manches wohlangefangene Werk verkümmerte, weil es nur in der Weiſe eines fürſtlichen Steckenpferdes behandelt wurde, und Grillen und Launen walteten allzu oft da, wo Einſicht, Umſicht und Beharrlichkeit hätten zur Stelle ſein ſollen. Trotzdem jedoch heißt es nur gerecht ſein, zu ſagen, daß die Regierung Karls in ihrer zweiten Hälfte zu den beſten gehört, welche Würtemberg überhaupt gehabt hat.

An zeitweiligen Rückfällen in die gewaltſame Despotenſtimmung fehlte es freilich nicht und war ſo ein Rückfall, vielleicht der ſchmählichſte von allen, des Herzogs Attentat auf Schubart, welcher nach ſeiner Verweiſung aus Ludwigsburg in den Maingegenden, dann in Augsburg und endlich in Ulm ſein geniales Vagabondenleben führte. In der letztgenannten Reichsſtadt war er allmählig zu größerer Stätigkeit gelangt. Hier ſchrieb er ſeine deutſche

Chronik, allen ſtaatlichen und kirchlichen Dunkelmännern zu Haß und Tort. Das war wohl die Hauptursache ſeines Unglücks. Schubarts journaliſtiſche Thätigkeit war nach vielen Seiten hin unbequem. Auch dem Herzog von Würtemberg, der freilich, da Schubart weder in ſeinen Dienſten ſtand noch überhaupt ſein Unterthan war, gar kein Recht an ihn hatte. Ob die Gräfin von Hohenheim die Abneigung Karls gegen den genialen Mann verſtärkte, iſt nicht recht klar. Schubart ſelbſt war davon überzeugt und man kann ohne Bedenken zugeben, daß die nicht ſehr feinen, wohl aber ſehr derben Wirthshausſcherze, welche der Poet ſchon in Ludwigsburg über die „Donna Schmergelina“ hatte verlauten und in Ulm in geſteigertem Maaße hatte ausgehen laſſen, in den Ohren der Dame — und ſie gelangten dahin — nicht ſehr angenehm geklungen haben müſſen. Indeſſen hatte ſich Schubart nicht irgend eine Verfehlung gegen die Geſetze der Reichsſtadt Ulm zu Schulden kommen laſſen und ſo war ihm auf dieſem Boden Nichts anzuhaben. Aber ſeine Feinde wußten ſich zu helfen. Der damalige kaiſerliche Miniſterreſident zu Ulm, General von Ried, ſetzte ſich, gegen den unvorſichtigen Publiziſten aufgereizt, in Relation mit Herzog Karl und dieſer hatte Diener, welche in Vollziehung ſeiner Befehle vor keiner Schmach zurückſchracken. Schubart ward vermittelſt einer argen Liſt, die er in ſeinem Leichtſinn nicht bemerken wollte, auf würtembergiſches Gebiet gelockt, nach Blaubeuren, dort gefangen genommen und ſofort nach dem Asperg geſchleppt. Der Herzog und die Gräfin von Hohenheim kamen nach der Bergveſte, ausdrücklich in der Abſicht, die Einkerkerung des Unglücklichen in ein finſteres unterirdiſches Gelaß mitanzuſehen. Nach Jahresfriſt erſt wurde ihm ein leidlicheres Gefängniß eingeräumt. Zehn Jahre, von 1777—1787, hat er auf dem Asperg geſeſſen. Ihm zu ſagen; warum, hat man nie der Mühe werth gehalten.

Faſt könnte man auf den Gedanken kommen, Herzog Karl habe die ſchnöde, an Schubart verübte Gewaltthat vor ſich ſelbſt dadurch zu beſchönigen geſucht, daß er ſie für ein pädagogiſches Experiment anſah. Er wollte dieſen ungewöhnlichen Geiſt nach ſeiner Schnur ziehen, mochte derſelbe nun biegen oder brechen. Jede Selbſtſtändigkeit des Genius wie des Charakters war ihm tödtlich verhaßt. Selbſtſtändig ſollte, ſoweit ſeine Macht reichte, nur Einer ſein, Er, Karl Herzog. Den vollen Glauben an das Dogma ſeiner Macht und Unfehlbarkeit übertrug er auch auf ſeine Stellung als Großſchulmeiſter ſeiner

„militäriſchen Akademie," welche zur gleichen Zeit, wo die herzogliche Reſidenz von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart zurückverlegt wurde, von der Solitude in die alte Stadt am Neſenbach herabgezogen ward. Am 18. November 1775 fand der Abzug der Zöglinge mit ihren Lehrern und Vorgeſetzten von dem einſamen Waldſchloß ſtatt. Die Eleven waren an dieſem Tag in großer Uniform, in hellblauen Aermelweſten, weißen Beinkleidern, Kragen und Aermelaufſchlägen von ſchwarzem Plüſch. An jeder Seite des Kopfes vier Papilloten in zwei Etagen und Puder, darüber ein kleiner dreieckiger Hut, den Rücken hinab ein langer Zopf. So marſchirte der Trupp die Haſenbergſteige herab und wurde am Rothenbildthor von dem Herzog empfangen. Er ſetzte ſich zu Pferde an die Spitze des Zuges und führte denſelben durch die mit vivatrufenden Menſchen angefüllten Straßen hinab zur „herzoglichen Militärakademie," jenem weitläufigen Bauwerk, welches, hinter dem neuen Schloſſe gelegen, heutzutage durch die Neckarſtraße in den Umfang der Stadt eingeſchloſſen wird, damals aber noch außerhalb derſelben lag und noch unvollendet war. In dieſen Räumen, welche, obgleich ihre Beſtimmung eine ganz andere geworden, noch jetzt die „Akademie" heißen, hat Herzog Karl viele Jahre lang ob Hunderten von Zöglingen ſein pädagogiſches Szepter geſchwungen. Unfern von dieſer Anſtalt, die, halb Kloſter, halb Kaſerne, ſpäter — 1781 —, als vom Kaiſer Joſeph zur Univerſität erhoben, den Namen der „Hohen Karlsſchule“ erhielt, unfern davon, jenſeits der heutigen „Planie,“ war im alten Schloß die „Ecole des Demoiſelles“ untergebracht, eine Art Pendant zu der Akademie, geleitet von der Frau Oberſtin von Seeger, der Gattin des Intendanten der Karlsſchule.

Der Herzog begnügte ſich jedoch nicht damit, ſeinen Unterthanen und der Welt das Schauſpiel eines zum Schulmeiſter im großen Styl gewordenen Fürſten zu geben. Es war in ihm ein ſtarker Zug vom Alkibiades. Die Leute ſollten von ihm ſprechen, um jeden Preis. Daher denn auch jene beiſpielloſe Ueberraſchung, welche den guten Altwürtembergern am 11. Februar 1778, dem fünfzigſten Geburtstag Karls, zu Theil ward. An dieſem Tage wurde von allen Kanzeln des Landes ein herzogliches Reſcript verleſen, worin der Fürſt förmlich Reu und Leid machte. Er ſei, hieß es in dieſem merkwürdigen Erlaß unter Anderem, „nur ein Menſch und derohalben von dem Grad der Vollkommenheit beſtändig weit entfernt geblieben. So hätte es denn nicht anders ſein können, als daß theils aus angeborener menſchlicher Schwachheit, theils aus nicht genugſamer Kenntniß und ſonſtigen Umſtänden viele Ereigniſſe ſich ergeben, die, wenn ſie nicht geſchehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Er, der Herzog, betrachte den heutigen Tag als die zweite Periode ſeines Lebens, als ihm von Gott geſchenkt zu dem Zwecke, als wahrer Landesvater für ſeine getreuen Unterthanen zu ſorgen, auf daß es Würtemberg wohl gehe.“

Man würde fehlgreifen, wollte man dieſe von der Kanzel verkündigte Zerknirſchung Karls für eine pure Komödie anſehen. In dieſem Manne miſchte ſich Großes und Kleines, Hohes und Läppiſches gar ſeltſam. Er beabſichtigte mit dem erwähnten Reſcript Gutes, keine Frage; aber daß ihn dabei die Vorſtellung einer theatraliſchen Wirkung, eines Operneffects gekitzelt habe, iſt ebenfalls unzweifelhaft. Im Uebrigen ſtand er jetzt unter dem dauernden und heilſamen Einfluß der Gräfin von Hohenheim. Er erhob nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der bayreuther Prinzeſſin, das geliebte „Franzele“ förmlich zu ſeiner Frau. Franziska's Gebahren bei der Kataſtrophe Schubarts war unſtreitig das tadelnswertheſter Rachſucht. Wie hätte ſie ſonſt der Einkerkerung des Unglücklichen beiwohnen mögen? Aber man darf auch nicht vergeſſen, daß der cyniſche Spötter ihr weibliches Gefühl tief verletzt hatte. Alles in Allem hat die Gräfin von Hohenheim ſicher viel Gutes geſtiftet und noch mehr Böſes verhindert. Sie wird wohl ſo ziemlich die einzige fürſtliche Maitreſſe ſein, an deren Andenken kein Fluch, wohl aber Segen haftet, — eine weiße Krähe alſo, wofern dieſe Vergleichung eine nicht zu ungalante iſt.

Franziska unterſtützte die erwachende Neigung des Herzogs zu ländlicher Stille und Zurückgezogenheit. Karl hätte dieſer zwar auf ſeiner Solitude froh werden können, allein ſeine Bauluſt war noch lange nicht geſättigt. Er wollte ſich auf dem Garbenhof, einer unweit von Stuttgart auf der Höhe der Filder gelegenen umfangreichen Domäne, welche im Mittelalter dem Geſchlecht der Bombaſte von Hohenheim gehört hatte, ein Landhaus bauen. Aber wie gewöhnlich ging auch hier ſeine Anfangs beſcheidene Abſicht bald ins Weite und Große. Aus dem Landhaus wurde ein prächtiger Palaſt, deſſen Fenſter eine herrliche Ausſicht auf den Bergzug der ſchwäbiſchen Alp gewähren. Nebengebäude erhoben ſich rings und das Ganze ſchloß ein umfangreicher Park ein voll der kunſtreichſten Anlagen und Waſſerwerke.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03460/009

Dieſe Stätte, heute eine landwirthſchaftliche Anſtalt von europäiſchem Ruf beherbergend, ward der Lieblingsaufenthalt des Fürſten und blieb es bis zu ſeinem Tode. Von hier aus regierte er, hier pflanzte er, der würtembergiſchen Landwirthſchaft manche vortreffliche Anregung gebend, und hier vergnügte er ſich daneben mit ſeinem Franzele an ländlichen Feſten. Kam er nach Stuttgart, ſo verbrachte er ſeine meiſte Zeit in den Räumen der Akademie. Droben in Hohenheim wurde es allmählig ſtill und immer ſtiller um den alternden Fürſten her, der zumeiſt nicht in den prachtvollen Gemächern des Schloſſes, ſondern in den gedrückten Zimmern des Wirthſchaftsgebäudes zu wohnen liebte. Für gewöhnlich war Prunk und Glanz ganz verbannt; nur ein kleiner Kreis von Erwählten hatte Zutritt. Es war da mehr die Haushaltung eines reichen Gutsbeſitzers als der Hofhalt eines ſouverainen Fürſten. Der Philoſoph von Sansſouci mochte ihm vorſchweben, wenn er ſich für den Philoſophen von Hohenheim angeſehen wiſſen wollte. Aber verglich man ſein jetziges Walten mit ſeinem früheren Schalten, ſo konnte man den Anſpruch auf Philoſophenthum einigermaßen begründet finden.

Zweites Capitel.

Der Leſer macht die Bekanntſchaft eines Herkules, eines Dalmaten und eines Virginiers. — Eine väterliche Schrulle. — La Turbinella. — Komiſche Epiphanie eines angehenden Tragikers. — Die Räuber. — Ein flatterndes Gürtelband. —

An einem linden Märztag des Jahres 1782 war in Stuttgart die Wachtparade zur gewohnten Stunde aufgezogen, hatte aber verhältnißmäßig nur wenige Zuſchauer angezogen, denn ſie bot lange nicht mehr den prächtigen Anblick von damals, wo der Herzog ſelbſt nie verfehlt hatte, mit einer glänzenden militäriſchen Suite bei dem Schauſpiel zu erſcheinen. Die aufgezogene Mannſchaft, ein paar Compagnien vom Grenadierbataillon Augé mit ihren Trommlern und Pfeifern, kennzeichnete ſich ſchon durch die Dürftigkeit ihrer Uniformirung als ein bei Seite geſtelltes Spielzeug der fürſtlichen Laune. Der Schloßplatz, früher zu dieſer Stunde vom bunteſten Gewühl erfüllt, ſah jetzt ziemlich leer und öde aus. Von höheren Militärchargen war nur erſchienen, wer gerade mußte, und dem General Augé, welcher vor der Fronte die Rapporte der ab- und zugehenden Offiziere entgegennahm, konnte man deutlich anſehen, daß er mit ſeinen Gedanken mehr bei dem gutbeſetzten Mittagstiſch verweilte, welcher ihn zu Hauſe erwartete, als bei den langweilig ſtereotypen Meldungen, die ihm gemacht wurden.

Die Aermlichkeit der Szene ſchien einen Fremden von mittleren Jahren, welcher mit zwei jüngeren Begleitern am Ausgang des Kanzleibogens ſtand, nicht wenig zu frappiren. Seine dunkeln Augen voll Geiſt und voll Raſtloſigkeit ſchweiften über die ſteifen Linien der Soldaten hinweg nach den Fenſtern des alten Schloſſes, als erwartete er von dorther irgend eine Unterbrechung des monotonen Schauſpiels. Er war ein Mann von hoher Statur, gebaut wie ein Herkules. Zu der Kühnheit ſeiner Züge, welche ein paar Pockennarben keineswegs entſtellten, ſtimmte ſein ſüdlicher, faſt afrikaniſcher Teint ganz gut. Er trug das reiche Coſtüm eines Weltmanns von damals mit einer gewiſſen vornehmen Nachläſſigkeit, die aber einem ſchärferen Beobachter leicht als nicht ganz ungekünſtelt hätte erſcheinen können. Seine Bewegungen waren raſch und zeugten davon, daß in dieſem gewaltigen Körper heftige Leidenſchaften hausten.

Der eine ſeiner Begleiter war ein blutjunger Lieutenant, in der Uniform des herzoglichen Jägercorps. Der ſcharfe Schnitt ſeines Geſichts und die gelbliche Farbe deſſelben deuteten ebenfalls auf einen ſüdlichen Urſprung. Dagegen war die dritte Perſon dieſer Zuſchauergruppe ein Germane jeder Zoll, eine ſchlanke, ebenmäßig gebaute Geſtalt in der erſten Blüthe des Mannesalters. Lichtblaue Haare kräuſelten ſich über der gediegen geformten Stirne des jungen Mannes, unter welcher blaue Augen mit dem Ausdruck ruhigen Muthes hervorblickten. Damit harmonirte ſein gebräuntes Geſicht, deſſen linke Wange die vernarbte Spur einer nicht unbedeutenden Säbelwunde zeigte. Auch abgeſehen davon, hätte man ſagen mögen, der junge Mann müſſe ſchon in Gefechten geſtanden haben: ſo ungezwungen ſicher, frei und frank war ſeine Haltung. Sein friedlicher Anzug ſchien dieſer Annahme freilich zu widerſprechen. Es war ein ganz einfacher, civiler, und doch ungewöhnlicher. Er beſtand weder aus den bunten Stoffen der eleganten Männertoilette, noch ähnelte er der Genietracht jener Tage, wie ſie Göthe's Werther in Aufnahme gebracht. Der junge Mann war von der Werthermode der hellblauen Frackröcke, Weſten und Beinkleider von weißem Cannevas mit Stulpſtiefeln offenbar gar nicht berührt. Seine Tracht verrieth in Einfachheit der Farben und des Schnittes jene puritaniſche Bürgerlichkeit, womit der große Franklin, als er an den franzöſiſchen Hof gekommen, um für die junge Republik jenſeits des Ozeans den Beiſtand Frankreichs zu erwirken, auf den Promenaden von Verſailles zuerſt Erſtaunen und dann nachahmenden Beifall hervorgerufen hatte. Auch die Friſur war von demokratiſcher Simplizität. Von Puder unberührt, zeigte das Haar des jungen Mannes ſeine natürliche Farbe und war im Nacken in einen ſchlichten Zopf gebunden. Den Zopf hatte die Erklärung der Menſchenrechte drüben in der neuen Welt noch nicht abgeſchnitten. Erſt die franzöſiſche Revolution ſollte dieſes tatariſche Anhängſel beſeitigen, zur gleichen Zeit, als das Meſſer der Guillotine neben den Zöpfen auch Köpfe abſchnitt und darunter ſchönſte und beſte.

Wie im Anzug, bildete der junge Mann in ſeiner ganzen Erſcheinung einen großen Gegenſatz zu dem blatternarbigen, herkuliſchen Elegant, neben welchem er ſtand. Wie in dieſem etwas ausgeprägt Abenteuerliches, ſo war in ihm etwas ausgeprägt Tüchtiges, Solides. Seine zurückhaltende, in ſich gefaßte Miene verrieth, daß der Ernſt des Lebens frühzeitig ihm nahegetreten. Man hätte bei oberflächlichem Betrachten ſeiner Züge und ſeines Gebahrens glauben mögen, die ſchwärmeriſche Strömung der Zeit, welche nicht allein die deutſche, ſondern die europäiſche Jugend in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfaßt hatte, ſei an dieſem jungen Mann wirkungslos vorübergegangen. Und doch war da um ſeinen Mund ein weicher Zug, welcher einen Phyſiognomiker wie Lavater hätte zu der Behauptung verführen können, der junge Mann habe einer Zeitſtimmung, welche der göthe'ſche Roman für alle Zeiten künſtleriſch fixirt hat, entweder ſeinen Tribut ſchon entrichtet oder aber er werde denſelben künftig noch bezahlen.

Die Unterhaltung zwiſchen den drei Herren wurde in franzöſiſcher Sprache geführt, welche aber keinem von ihnen ſo recht rein von der Zunge floß. Der Herkules und der junge Offizier ließen ſehr merkbar den italiſchen, ihr Gefährte ließ nicht weniger deutlich den engliſchen Accent durchklingen.

„Mein lieber Graf,“ ſagte der Herkules mit dem reichen Behänge ſeiner zwei Uhren ſpielend, „da traue noch Einer dem Hörenſagen! In Paris und am Rhein hörte ich die merkwürdigſten Geſchichten von der Soldatenpracht des Herzogs von Würtemberg und nun habe ich ſeit meinem Hierſein gerade das Gegentheil davon bemerkt. Kann man etwas Aermlicheres ſehen als dieſe armen Teufel da in ihren abgeſchabten Uniformen, die ihnen überall zu kurz oder zu lang ſind? Und dann . . . . ich bedauere, das vor den Ohren eines herzoglichen Offiziers ſagen zu müſſen . . . . ſcheinen dieſe Helden jeden Fremden ohne Weiteres für einen Feind anzuſehen, dem ſie zwar nicht mit dem Bajonnet, wohl aber mit Betteln zu Leibe gehen. Auf dieſe Art bin ich ſchon häufig in den Straßen der Stadt angefochten worden . . . . ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung."

„Bemühen Sie Sich nicht, Herr Chevalier," entgegnete der junge Graf Zuccato, welcher, aus dem venetianiſchen Dalmatien ſtammend, vor wenigen Monaten mit dem Patent eines Jägerlieutenants aus der herzoglichen Militärakademie entlaſſen worden war. „Die Armſeligkeit unſerer militäriſchen Zuſtände iſt ſo offenkundig, daß da kein Vertuſchen hilft. Aber was wollen Sie? Sie hätten müſſen ein halbes oder lieber noch ein ganzes Dutzend Jahre früher nach Stuttgart kommen, wenn Ihnen daran lag, die militäriſche Herrlichkeit des Herzogs zu ſehen. Jetzt iſt es mit dieſer Paſſion vorbei, gründlich vorbei. Sereniſſimus geruht jetzt, den Pädagogen und Gärtner zu machen, und wir Soldaten haben Ruhe."

„Sie ſprechen ziemlich leichthin von Ihrem Souverain und von Ihrem Stand, mein lieber Graf," meinte der Herkules lachend.

„Ich? Bah! . . . Es war der Wille meines Vaters, daß ich auf dieſer verhenkerten Militärakademie erzogen werde, wie er ſich ausdrückte, und es iſt ſein Wille, daß ich ein paar Jahre in einer württembergiſchen Offiziersuniform herumlaufe . . . Die Herren Väter haben zuweilen wunderliche Schrullen im Kopf, wiſſen Sie? . . . Ich, als gehorſamer Sohn, füge mich dieſer Schrulle. Später ſoll ich reiſen und die Welt ſehen. Bis dahin iſt es mir ganz recht, daß der Herzog die frühere Liebhaberei aufgegeben hat. Das macht uns den Dienſt leicht und verſchafft uns Zeit zu amüſanteren Beſchäftigungen."

So ſprechend reckte ſich das ſchmächtige Kerlchen, rückte ſich den Halskragen zurecht, lächelte pfiffig und bemühte ſich ungemein, wie ein vollendeter oder wenigſtens wie ein angehender Roué auszuſehen.

Der Chevalier verbiß ein Lächeln und wandte ſich an den einfach gekleideten Gentleman an ſeiner andern Seite mit den Worten:

„Mein Herr Virginier, empört es Ihre Ernſthaftigkeit nicht, unſern jungen Freund hier ſo leichtfertig ſprechen zu hören?"

„Wie?“ verſetzte der Angeredete.

„Ah,“ ſagte der Herkules, — „ich ſehe, Sie waren beſchäftigt, die Scheiben an den Fenſtern des Schloſſes zu zählen, und haben darob unſer Geſpräch überhört.“

Dann beugte er ſich zu dem Ohr des jungen Amerikaners und flüſterte:

„Iſt die Göttin erſchienen?“

Der Virginier bemeiſterte raſch eine leichte Verwirrung und entgegnete ruhigen Tones:

„Welche Göttin?“

„La Turbinella.“

„Eine wunderliche Vermehrung der Namen des Olymps!“

„Freilich. Aber der Name paßt zu ſeinem Gegenſtand. Das werden Sie zugeben.“

„Ich? Ich kenne die Dame ſo zu ſagen bloß vom Hörenſagen.“

„Doch wohl auch von Geſicht, ſollt' ich meinen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich bemerkt zu haben meine, daß Sie auf der letzten Redoute von Ihren Augen einen ſehr angeſtrengten Gebrauch machten.“

„Und wenn? Man hat die Augen doch wohl zum Sehen?“

„Gewiß, aber die Zunge hat man, um damit zu reden."

„Sie meinen . . . ."

„Ich meine, daß mir ein gewiſſer Herr von Jenſeits des Meeres in Bälde eine gewiſſe Wette zu bezahlen haben werde."

Der Virginier machte eine kurze heftige Bewegung, man wußte nicht recht des Unglaubens oder der Verachtung.

„Sie ſcheinen Ihrer Sache ſehr gewiß zu ſein, Herr Chevalier," ſagte er dann, nicht ohne eine gewiſſe Schärfe der Betonung.

„Ich verlaſſe mich auf die Kabbala, mein lieber Herr Raleigh. Mein Orakel betrügt mich ſelten und Sie ſollen ſogleich in den Stand geſetzt werden, über die Verläßlichkeit deſſelben zu urtheilen."

„Wie ſo, mein Herr?"

„Es hat mir angekündigt, daß wir unſere Göttin zu Geſichte bekommen ſollten, bevor das Ding da, was man eine Wachtparade zu nennen beliebt, zu Ende ginge."

„Wirklich?"

„Ihr ſpottender Ton iſt übel angebracht, corpo di Bacco! . . . . . Erheben Sie gefälligſt die Augen . . . . dorthin, zum letzten Fenſter der zweiten

Enfilade des Schloſſes, links von dem großen runden Eckthurm."

Ein halbunterdrückter unartikulirter Laut kam von den Lippen des jungen Mannes, welchen der Herkules Herr Raleigh genannt hatte.

An dem bezeichneten Fenſter, deſſen einer Flügel halb geöffnet war, ſtand ein junges Mädchen, deſſen Schönheit, ſoweit die Entfernung ein Urtheil geſtattete, eine ungewöhnliche ſein mußte. Da die Schöne baarhaupt ging, ſah man ein üppiges Haar, deſſen Rabenſchwärze nicht von Puder befleckt war, und ein großes ſtrahlenwerfendes Augenpaar, welches eine Sekunde lang forſchend über den Platz ſtreifte. Dann ſenkte es ſich feſt auf einen Punkt deſſelben, welcher aber nicht der war, wo der Chevalier und Raleigh ſtanden.

„Seht mal die Turbinella!" ſagte der Graf Zuccato, welcher bei Seite getreten, einen Bekannten zu begrüßen, und jetzt zurückkam . . . . . . „Wie ſchön ſie iſt! Ich glaube, ich würde mich um einen zärtlichen Blick von ihr noch für ein ganzes Jahr in die verwünſchte Akademie einſperren laſſen."

Raleigh ſtand mit untergeſchlagenen Armen und bemühte ſich, ſehr gleichmüthig auszuſehen.

Der Herkules verfolgte mit den Augen die Richtung, welche die Blicke der Dame genommen, und ſeine Brauen zogen ſich zuerſt finſter zuſammen. Dann aber glättete ſich ſeine Stirne raſch wieder und er ſagte mit Lachen zu ſeinen Begleitern:

„Sehen Sie doch, meine Herren, das ungeheuerliche Ding, nach welchem La Turbinella ausſchaut. Sie ſcheint an Caricaturen Geſchmack zu finden.“

Und er deutete auf die Gruppe von Offizieren, welche um den General Augé verſammelt war.

Es gab dort wirklich Etwas, was Heiterkeit erregen konnte, Etwas, was wie eine Caricatur ausſah.

Das war ein junger, ungewöhnlich langer Regimentsarzt, welcher in ſteifſter, das heißt unbehilflichſter Paradehaltung auf den General zuging oder vielmehr zuſtapfte, um einen Rapport abzugeben.

Er ſah komiſch aus, fürwahr, eingepreßt in die Uniform nach altem preußiſchem Schnitt, die namentlich bei den Herren Regimentsfeldſcherern ſteif und abgeſchmackt war. Der lange Hals des jungen Mannes war unbeweglich in eine roßhaarene Cravatte eingezwängt. An jeder Seite des Geſichtes hatte er drei ſtarre vergipſte Rollen, welche ſogenannte Taubenflügel vorſtellten. Sein kleiner Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in deſſen Nähe ein langer, dicker Zopf gepflanzt war. Sehr merkwürdig war auch das Fußwerk. Durch die dicke Filzunterlage der weißen Gamaſchen waren ſeine Beine, zwei Cylindern gleich, von einem größeren Durchmeſſer als die in knappe Hoſen gepreßten Schenkel. In dieſen Gamaſchen, die ohnehin mit Schuhwichſe ſehr befleckt waren, bewegte er ſich, weil er die Kniee nicht recht biegen konnte, wie ein Storch.

„Hilf Himmel,“ ſagte der Chevalier, — „welch ein Adonis!“

„Wen meinen Sie?“ fragte der junge Offizier.

„Nun, die Vogelſcheuche dort. Ich habe ſelten etwas ſo Groteskes geſehen.“

„Pardon, mein lieber Landsmann. Ich muß Sie bitten, mit mehr Reſpect von meinem Freunde, dem Doctor Schiller, zu reden. Allerdings ſieht er verteufelt ſchnurrig aus in ſeiner dienſtlichen Erſcheinung, über die unter ſeinen Freunden ſchon die tollſten Witze losgelaſſen wurden. Aber, mein Herr, ich ſage Ihnen, er hat unter ſeiner ſchauerlichen Friſur mehr, viel mehr Geiſt als wir Andern alle auf dieſem Platze zuſammen.“

„Der?“

„Allerdings. Haben Sie nicht von der neuen Tragödie gehört, welche dermalen das Publicum aller deutſchen Länder in Aufruhr bringt?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Wie, Sie ſollten Nichts von den „Räubern“ gehört haben und kamen doch vom Rhein her?“

„Räuber? Räuber? . . . Warten Sie . . . ja . . . ich meine mich zu erinnern, daß ich an den Wirthstafeln in Mainz und Mannheim davon reden hörte.“

„Ja, in Mannheim wurde das gigantiſche Stück zuerſt aufgeführt, am dreizehnten Januar dieſes Jahres. Die ganze Akademie wollte hin, denn Sie müſſen wiſſen, daß Schiller die Räuber noch als Zögling dieſer Anſtalt gedichtet hat und daß in dem Werke mehr als einer ſeiner Akademiegenoſſen abconterfeit iſt. Aber Keiner von uns erhielt Urlaub und der Dichter ſelbſt mußte heimlich nach Mannheim gehen, um ſein Erſtlingswerk in Szene gehen zu ſehen. Iſt das nicht ſchändlich? Die purſte Tyrannei! Aber Schiller erhielt glänzende Satisfaction, denn das Stück machte Furore. Der prächtige Menſch, als er es ſchrieb, ſagte zu uns: „Wir wollen ein Buch machen, das abſolut durch den Henker verbrannt werden muß.“ Das zwar iſt bislang noch nicht geſchehen, kann aber wohl noch kommen, denn unſere alten Perücken und die Schreibersknechte ſind wüthend darüber, während alle die andern Leute darüber entzückt ſind. Schade, daß Sie nicht deutſch verſtehen: Sie müßten das Stück leſen, denn es iſt auch gedruckt. Da iſt Alles Glut und Leben und Leidenſchaft, Wahrheit, Empörung gegen unſer infames, dintenklexendes Säculum, Römermuth, Feuer und Flamme! Der Schiller iſt ein Prachtexemplar von Kerl, er iſt ein Titan, ganz Titan!“

„Ihre freundſchaftliche Begeiſterung macht Ihnen Ehre, mein lieber Landsmann. Aber geht ſie nicht zu weit? Der Menſch da ein Poet? Sehen Sie, gerade wäre er ums Haar über ſeine eigenen Elephantenfüße geſtolpert.“

„Ach was, was thut das? der Schiller iſt der beſte und genialſte und liebenswürdigſte Menſch unter der Sonne. Was kann er dafür, daß ihn der Herzog in dieſe verhenkerte Feldſchereruniform gezwungen hat? Wenn Sie übrigens meinem Urtheil über die Räuber nicht trauen, ſo fragen Sie Herrn Raleigh, welcher der erſten Aufführung des Stückes in Mannheim angewohnt und bei dieſer Gelegenheit Schillers Bekanntſchaft gemacht hat.“

„Iſt es ſo, Herr Raleigh?“

„Ja,“ erwiderte der Gefragte in ſeiner ruhigen Weiſe. „Die Räuber ſind, ſoweit mir ein Urtheil zuſteht, ein wilder Erſtling, der an die Erſtlinge des großen Shakſpeare erinnert“ . . . . .

„Shakſpeare?“ fiel der Chevalier mit mitleidigem Achſelzucken ein . . . „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Stunde, wo ich die Ehre hatte, in Ferney den göttlichen Voltaire über dieſen britiſchen Reimer ſich luſtig machen zu hören. Er nannte denſelben einen betrunkenen Wilden.“

„Entſchuldigen Sie, mein Herr, wenn Voltaire dieß that, ſo bewies er damit, daß er den Shakſpeare entweder nicht kannte oder nicht verſtand. Ich habe einen in ſolchen Dingen völlig competenten Mann ſagen hören, ſelbſt in dem unbedeutendſten Shakſpeare'ſchen Stück ſei immer noch mehr wahre Poeſie als in ſämmtlichen Trauerſpielen Corneille's, Racine's und Voltaire's zuſammengenommen.“

„Gewiß, ſo iſt es,“ bekräftigte der junge Jägeroffizier mit dem vorlauten Weſen ſeines Alters. „Sie müſſen wiſſen, Herr Chevalier, wir Poeten von der Akademie . . . . Verzeihung, ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß auch ich mich erkühne, zuweilen einen Streifzug auf den Parnaß zu machen . . . . ja, wir Poeten von der Akademie wir ſind ſammt und ſonders eingefleiſchte Shakſpeareaner. Zu Anfang, als uns der gute Profeſſor Abel mit dem großen Briten bekannt machte, wollten uns ſeine Werke nicht recht munden. Das machte, wir verſtanden ſie nicht. Aber mit dem Verſtändniß kam auch die Bewunderung.

Einige von uns machten ſich auch ans Engliſche, um den Meiſter nicht bloß in der Wieland'ſchen Ueberſetzung leſen zu können. Dabei leiſtete uns der gute George, unſeres Freundes Raleigh Bruder, welcher viel zu frühe zum Orcus hinab mußte, der arme Junge! .... ſeine liebenswürdigen Dienſte. Ja, was wollte ich ſagen? . . . richtig, nur das, daß der Genius Shakſpeare's den unſeres Schillers geweckt hat, und, bei Falſtaffs Bauch! ich meine, der alte William müſſe ſich in Elyſium nicht ſchlecht darüber freuen, daß ihm endlich ein Nachfolger erſtanden."

Ein leichtes Lächeln des Spottes umſpielte die Lippen des Chevaliers bei dieſer jugendlichen Expectoration. Aber er war zu ſehr Weltmann, um ſich weiter in einen ernſthaften Streit einzulaſſen, und begnügte ſich, zu ſagen:

„Mein lieber Graf, ich fürchte faſt, Sie haben ſo lange in dieſem deutſchen Nebelland gelebt, daß Sie den Geſchmack für die großen Meiſter unſeres ſonnigen Heimatlandes verloren. Was ſind alle die ungeheuerlichen nordiſchen Verſuche in der Poeſie, verglichen mit den Werken unſeres Petrarca, Arioſto, Taſſo?“

„Hm,“ entgegnete der Jüngling eifrig, „nach den langweiligen Düfteleien Petrarca's ſehne ich mich keineswegs zurück. Arioſto, ja, auf den bin ich ſo ſtolz wie nur irgend ein Italiener. Aber Sie ſollten nicht ſo wegwerfend von der nordiſchen Poeſie ſprechen. In Deutſchland insbeſondere iſt ein ganz neuer Geiſt erwacht. Natur, Freiheit, Krieg der Unvernunft! iſt ſein Feldgeſchrei. Sie ſollten die Werke ſeiner Vorkämpfer kennen lernen, mein Herr. Klopſtock, Wieland, Leſſing, Bürger, Herder, Klinger, Göthe und unſer Schiller“ . . . .

„Corpo di Bacco,“ lachte der Chevalier, „ich habe ſchon an den Namen genug. Was für barbariſche Laute! Wer wird in einem ſolchen Idiom dichten können? Wie ſehr hatte Kaiſer Karl der Fünfte recht, als er ſagte, die deutſche Sprache ſei nur eine Sprache für Pferde.“

„Kaiſer Karl hatte unrecht,“ ſagte Raleigh mit gemeſſenem Ernſt, „und ich muß Sie bitten, mein Herr, zu beachten, daß ich ein halber Deutſcher bin. Die deutſche Sprache iſt die meiner Mutter.“

„Pardon,“ erwiderte der Chevalier artig; „wäre mir dieſer Umſtand bekannt geweſen, ſo hätte ich es ſicherlich unterlaſſen, den alten Kaiſer Karl zu citiren . . . Aber wir ſind von unſerem Geſprächsgegenſtand ganz abgekommen. Wir ſprachen von dem Trauerſpiel des merkwürdig ausſehenden Herrn dort . . . . wie heißt er doch? Sie haben das Stück geſehen, Herr Raleigh?"

„Ja, und einen höchſt bedeutenden Eindruck habe ich davon empfangen."

„Bitte, ſagen Sie mir davon etwas mehr. Ich bilde mir zeitweiſe ein, ebenfalls ein Stück von einem Poeten zu ſein und daher intereſſirt mich alles Derartige."

„Sie werden mich, ohne das Stück ſelbſt zu kennen, kaum verſtehen. Man muß die Blitze ſelber flammen, die Donner ſelber rollen gehört haben, um die Wirkung eines Gewitters nachempfinden zu können . . . . Ich hatte auf meiner Reiſe von Paris hieher in Mannheim einen Raſttag gemacht. Durch die Straßen der freundlichen Stadt ſchlendernd, ſah ich an den Gaſſenecken und Brunnenröhren einen Theaterzettel angeklebt, welcher ankündigte, daß am Abend aufgeführt werden ſollten die Räuber, ein Trauerſpiel von Schiller. Stück und Verfaſſer waren mir ganz unbekannt, aber auf meiner Fahrt rheinaufwärts hatte ich da und dort von dem mannheimer Theater als einem vortrefflichen reden gehört. Es ſtehe, hieß es, unter der ausgezeichneten Leitung des Freiherrn von Dalberg und bedeutende Künſtler, ein Iffland, Boek, Beil und Beck, widmen dieſer Bühne ihr Talent. Da gerade dieſe Schauſpieler auf dem Theaterzettel als die Inhaber der Hauptrollen bezeichnet waren, beſchloß ich das Stück zu ſehen. Es war aber nichts Leichtes, einen erträglichen Platz zu bekommen. Die Ankündigung der Aufführung hatte in der ganzen Gegend Senſation gemacht. Aus Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Worms, Mainz und Speyer waren die Leute zu Roß und Wagen herbeigeſtrömt, um die Dichtung in Szene gehen zu ſehen, welche, wie mir ein gefälliger Nachbar mittheilte, im vorigen Sommer zu Stuttgart im Druck erſchienen war. Die drei erſten Acte machten keine große Wirkung auf das gedrängt volle Haus. Man mußte ſich erſt an dieſe titanhaften Gedanken, dieſe gigantiſchen Empfindungen, ausgedrückt in einer Sprache, die wie ein entfeſſelter Bergſtrom einherbrauſte, gewöhnen, um dieſe elektriſchen Schläge einer kraftgenialiſchen, über alle conventionellen Schranken kühn hinwegſpringenden Unbändigkeit ſo recht auf ſich wirken zu laſſen. Was mich betrifft, ſo fing ich an zu begreifen, was mit den Ausdrücken Kraftgenie und

Sturm und Drang, welche ich kürzlich am Rhein ſo oft vernommen, gemeint ſei. Das Stück riß in ſeinem Fortgang die Zuſchauermenge mit ſich fort, ein toſender Wirbelwind, dem nicht zu widerſtehen war. Alles lauſchte mit einer athemloſen Spannung, die nur zuweilen von wildem Beifallsruf unterbrochen wurde. Das Stück kam mir vor wie ein Löwe, der mit majeſtätiſchem Gebrülle gegen das Gitter ſeines Käfigs anſpringt .... Mein Nachbar, in welchem ich nachher den Buchhändler Schwan kennen lernte, machte mich leiſe auf den Dichter aufmerkſam, der unerkannt unter der Menge ſtand und von deſſen Anweſenheit nur Wenige wußten. Ich ſah, als der Beifall immer ſtürmiſcher, der Eindruck immer gewaltiger wurde, daß ein Blitz ſtolzer Befriedigung über die mächtige Stirne des jungen Mannes hinfuhr; ich ſah ihn tief erſchüttert, wie wir Andern alle es waren, in jener furchtbaren Szene, wo Iffland in der Rolle des Franz Moor die Höhe ſeiner Darſtellungskunſt erreichte, in jener Szene, wo er ſeinen Traum vom jüngſten Gericht erzählte, um, die Lampe in der Hand, welche ſein geiſterhaft bleiches Geſicht beleuchtete, am Ende wie zermalmt von der entſetzlichen Viſion in ſich zuſammenzubrechen .... Nach beendigter Vorſtellung ſpeiſte der Dichter mit den

Schauſpielern und mehreren Verehrern ſeiner Muſe zuſammen. Durch Herrn Schwans Gefälligkeit erhielt ich Zutritt zu der Geſellſchaft und hatte die Ehre, die Bekanntſchaft des Dichters und ſeines Freundes Peterſen zu machen, welcher ihn nach Mannheim begleitet hatte. Es war ein herrliches Sympoſion. Folgenden Tages machte ich mit Schiller und Peterſen die Reiſe hieher und ſeitdem bin ich ſo glücklich, den Dichter der Räuber meinen Freund nennen zu dürfen. Ihm ſteht, wenn nicht alle Anzeichen täuſchen, ſicherlich eine große Zukunft bevor."

„O ganz gewiß!" rief der junge Offizier mit ſchöner Theilnahme aus. „Der Schiller iſt ein Prachtkerl, der alle die Andern niederdonnern wird . . . . Aber ſagen Sie doch, Herr Raleigh," fügte er weniger geräuſchvoll hinzu . . . „war es bei jenem Sympoſion," daß ſich Schiller in die Margarethe Schwanin verliebte? Der Peterſen hat von ſo was gemunkelt, will aber nicht mit der Sprache heraus und Schiller ſelbſt ſpricht gar nicht davon. Uns Akademiker intereſſirt aber das Ding ungeheuer. Schiller war in die Turbinella verſchoſſen, wie wir Andern alle. O, was haben wir für Oden auf ſie gemacht, Schiller freilich die pompoſeſten. Die Klatſchbaſen meinten, die Gedichte gingen auf Schillers

Hauswirthin, die Hauptmännin Viſcher. Aber das iſt dummes Zeug. Die Viſcherin iſt ein ganz gutes Frauchen, aber wenn ſie es auch verſteht, den unübertrefflichſten, einen wahrhaft kraftgenialen Punſch und Kardinal zu brauen, ſo iſt ſie doch kein Odenſtoff . . . . Alſo, wie iſt 's mit der Schwanin?"

„Da bin ich überfragt Ich hatte damals in Mannheim nur Augen und Sinn für. Schiller ſelbſt und für ſein Werk . . . Aber ſehen Sie, die Parade iſt zu Ende und da kommt der Dichter auf uns zu. Fragen Sie ihn ſelbſt."

Der Chevalier hatte des Geſpräches der Beiden nicht mehr geachtet, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit wieder dem Eckfenſter am großen runden Thurm des Schloſſes zugewendet.

Die Schöne war noch dort, blickte jetzt, wie in Gedanken verloren, in die blaue Luft und ließ die Enden des langen rothen Bandes, womit ſie ihr Hauskleid gegürtet hatte, ſpielend aus dem Fenſter flattern.

„Sehen Sie das Band, Herr Raleigh?" fragte der Chevalier flüſternd.

„Ja."

„Was halten Sie davon?

„Nichts."

„Mit Unrecht. Das Flattern dieſes Bandes iſt ein Zeichen, daß ich unſere Wette zu zwei Drittheilen gewonnen habe. Binnen heute und drei oder vier Tagen werde ich im Stande ſein, Ihnen mehr zu ſagen. Um es aber zu können, muß ich jetzt meinen Geſchäften nachgeben. Auf Wiederſehen, meine Herren."

Er ging raſch über den Platz und Raleigh wollte es ſcheinen, der Mann grüße im Gehen mit einem eigenthümlichen Hutſchwenken zu dem Schloßfenſter empor. Von dort verſchwand im nämlichen Augenblick Band und Dame.

Der Regimentsarzt Schiller trat grüßend zu ſeinen beiden Freunden heran.

Drittes Capitel.

Autor erſpart ſeinen zarten Leſerinnen eine unangenehme Ueberraſchung. — Die „Höhle" auf dem kleinen Graben. — Ein Dichterportrait. — Der Fourierſchütz Kronenbitter. — Die Geſchichte von der ausgeronnenen Flaſche. — Dichterſtolz. — Vorbereitungen zu einem luculliſchen Mahl. — Shakſpeare und kein Ende. — Vom Kaiſer Joſeph und vom Wolfgang Göthe.

„So, jetzt wäre der Sklave für den Reſt des Tages ſein eigener Herr!" ſagte der Dichter, während er mit ſeinem Freunde Raleigh — der junge Zuccato hatte ſich entfernt — die Stiftskirche entlang dem Marktplatz zuging.

Und er richtete ſich doch auf und machte große Schritte, als dränge es ihn, möglich ſchnell aus der Stadtgegend wegzukommen, wo er ſo oft einen Figuranten bei einem in ſeinen Augen unnützen Schauſpiel abgeben mußte.

Der Deutſch-Amerikaner blickte ihn mit großer Theilnahme an und ſagte lächelnd:

„Lieber Schiller, wenn ich Dich ſo den Kopf aufwerfen und der Muttererde oder vielmehr dem Pflaſter dieſer Reſidenz die Fußtritte ſouverainer Verachtung geben ſehe, fällt mir ein, daß eine hieſige Dame dieſer Tage zu mir geſagt, der Regimentsmedicus Schiller trete einher, als wäre der Herzog von Würtemberg der geringſte ſeiner Unterthanen.“

„Dummes Zeug!“ brummte der Dichter und fuhr fort mit langen Beinen vorwärts zu ſtreben.

Sie gingen über den Markt und bei der Brücke über Stuttgarts Hauptſtrom, den nicht im beſten Geruch ſtehenden Neſenbach, wollte ſich Raleigh verabſchieden, um linkshin nach dem damals ſehr faſhionablen Gaſthof zum Bären ſich zu wenden, wo er ſein Quartier hatte. Schiller war jedoch anderer Meinung.

„Lieber William,“ ſagte er, „ich habe Dir nun ſchon ſo oft die Ehre angethan, im Bären Dein Gaſt zu ſein, daß Du mir Revanche ſchuldig biſt. Komm mit in meine Höhle. Mein Stubenburſch Kapff iſt auf Wache und wir können alſo nach Herzensluſt plaudern, wozu wenigſtens ich ſehr aufgelegt bin. Ein ſybaritiſches Mahl kann ich Dir allerdings nicht verſprechen, wohl aber ein ſpartaniſches. Auch muß, vermuth' ich, noch 'ne Bouteille von dem halben Dutzend da ſein, welches mir der Hoven vorgeſtern aus Ludwigsburg ſchickte.“

Die Einladung wurde ohne Weiteres angenommen und die beiden Freunde gingen, ſtatt die Brücke zu paſſiren, rechts hinauf nach dem kleinen Graben, welcher heutzutage in die Eberhardsſtraße umgewandelt iſt. Dort beſaß damals der Profeſſor Haug zwei Häuſer, in deren einem er die meiſten Räume an die Frau Hauptmännin Viſcher vermiethet hatte. Dieſe wiederum hatte die vorräthigen Zimmer an Aftermiether abgegeben und eines derſelben hatte der Regimentsmedicus Schiller inne, gemeinſchaftlich mit ſeinem früheren Akademiegenoſſen und jetzigen Freund Kapff, Lieutenant im Gablenziſchen Infanterieregiment.

Nun aber ſagt uns der kategoriſche Imperativ, daß wir verpflichtet ſeien, unſere zarten Leſerinnen vor einer mißlichen Ueberraſchung möglichſt zu bewahren. Bevor wir ſie nämlich in die Dichterklauſe führen, halten wir ihnen folgende kurze Rede:

Sie, meine Zarten und Zarteſten, verbinden mit dem Namen Schiller ſtets die Vorſtellung des Idealiſchen und zwar mit vollſtem Recht. Denn kein Dichter gebietet in dem Grade, wie er, über jenen Zauber, welcher die Seele über das Werkeltägige und Gemeine hoch emporträgt in die Aetherregion der Ideale. Daher kommt es, daß Sie es lieben, Ihren Lieblingsdichter — daß er das den deutſchen Frauen noch immer ſei, ſetze ich kühn voraus — in idealiſchen Umgebungen zu denken. Aber, meine Verehrteſten, im Jahre 1782 war Schiller noch der geniale Unband, welcher ſo eben das wildflammende Meteor „die Räuber“ in die Welt geſchleudert hatte. Allerdings brach die ihm angeborene vornehme Natur, jener einzige echte Ariſtokratismus, der des Geiſtes, ſchon jetzt vielfach bei ihm durch, aber daneben war der junge Dichter doch ein armer Teufel von Regimentsfeldſcherer, welcher darauf angewieſen war, mit einer monatlichen Gage von achtzehn Gulden ſein Auskommen zu beſtreiten. Da nun das Einmaleins unwiderlegbar darthut, daß mit einer ſolchen Einnahme ſich ſchlechterdings nicht ſo en grand train leben ließ, wie in unſeren Tagen allenfalls ein literariſcher Fabrikant und Spekulant in Paris oder ein verſchwendender Lord in London thun kann, ſo werden Sie, meine Zarteſten, es vielleicht unterlaſſen, über die „Höhle" unſeres Dichters die Näschen zu rümpfen. Ich mache Sie ferner darauf aufmerkſam, daß der Kreis, in welchem unſer Dichter zu der in Rede ſtehenden Zeit ſich bewegte, ein kraftgenialiſcher war, das heißt ein Kreis von jungen Männern, in welchem der ſubjective Befreiungsdrang ſtürmiſch nach Ausdruck in adäquater Form rang. Dieſe Kraftgenies, welche die ſiebziger und theilweiſe noch die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts oder wenigſtens die deutſche Literatur jener Zeit mit dem Tumult ihres Anſturms auf die Zwinguri's des Unſinns und der verrotteten Philiſterei erfüllten, waren keine Glacéehandſchuhmenſchen, keine fühlſamlichen Goldſchnittsdichterlein. Sie waren nicht ſalonsfähig, im heutigen Sinne des Wortes, dieſe „Stürmer und Dränger." Sie waren wie brauſender Moſt, der in wilder Gährung nach Klärung rang. Wir würden uns daher einer ebenſo ſchweren als albernen Sünde gegen die Geſchichte ſchuldig machen, wollten wir unſerem Dichter hier das Gebahren und die Redeweiſe anlügen, wie ſie in Büchern daheim, die in unſeren Mädchenpenſionen von heute beſonders beliebt ſind. Wir können Nichts dafür, daß jene Zeit keine ſo naturverlaſſene, verbildete und verlogene war, wie unſere eigene . . . .

Der Dichter ſtieß die Thüre auf und ließ den Freund in ein Gemach treten, deſſen burſchikoſe Unordnung mit der geſucht eleganten in den Behauſungen unſerer heutigen Genies durchaus keine Aehnlichkeit hatte! Ein großer Tiſch, zwei plumpe Bänke, an der Wand ein kleines ärmliches Stehpult, worauf ein ſehr zerleſenes Exemplar von Klopſtocks Oden lag, darüber ein ſchmales Bücherbrett mit wenigen Bänden, in einer alkovenartigen Vertiefung hinter einer ſehr defecten ſpaniſchen Wand zwei ſogenannte Feldbetten, — das war ſo ziemlich das ganze Mobiliar der „Höhle.“ Ein Kleiderhacken an der Wand zeigte eine ſehr fragmentariſche Garderobe. In einem Winkel des Zimmers lag allerlei Schuh- und Gamaſchenwerk aufgehäuft, in einem andern machte ſich eine ſehr verwickelte Sammlung von leeren Bouteillen, Gläſern. Tellern, Kartoffeln, Tabackspfeifen u. dgl. m. breit, in einem dritten brütete ein Ballen Druckpapier, zurückgebliebene Exemplare der „Räuber,“

welche ja der Verfaſſer auf eigene Koſten hatte drucken laſſen müſſen. Ueber allen dieſen ſchönen Sachen laſtete die ſchwere Atmoſphäre von Tabacksrauch, der keineswegs nach einer feinen Sorte roch.

Und doch war in dieſem Zimmer, wo Armuth und Sorgloſigkeit mitſammen wirthſchafteten, wieder Etwas, das, nicht in beſtimmte Worte zu faſſen, dem für ſolche Wahrnehmungen Empfänglichen verrieth, es hauſe hier ein nicht gewöhnlicher Menſch. Nicht allein Jugend und Schönheit laſſen überall, wo ſie weilen, Spuren ihres Zaubers zurück: auch der Genius adelt durch ſeine Berührung ſelbſt das Gemeinſte.

Mit ſeinem Gaſt eingetreten, fuhr Schiller hinter die erwähnte ſpaniſche Wand und man hörte von dorther ein Geräuſch wie von einem Menſchen, welcher ſeine Kleider haſtig von ſich ſchleudert.

Raleigh öffnete inzwiſchen eines der zwei niedrigen Fenſter, um den Tabacksdunſt hinaus und die Frühlingsſonne herein zu laſſen. Dann ſagte er, das Zimmer überblickend:

„Meiner Treu, lieber Freund, ich glaube, die liebenswürdige und eindringliche Predigt, welche ich Dir Deine treffliche Mutter über den Text Ordnung und

Sauberkeit unlängſt an dieſer Stelle halten hörte, hat noch nicht ſehr angeſchlagen."

Schiller brummte hinter der ſpaniſchen Wand Etwas von einer verwünſchten Degenkoppel, welche dann mitſammt dem Degen zu Boden klirrte. Hierauf ließ er ſich verlauten:

„Ich glaube faſt, Du haſt recht. Es war immer ein ſchweres Kreuz für meine gute Mutter, daß ich ſo zu ſagen gar kein Organ für die Reinlichkeit habe. Ich vermuthe, dieſem Mangel wurde nicht dadurch abgeholfen, daß der confiſcirte Kerl, der Inſpector Nieß, unſer Quälgeiſt in der Akademie, weißt Du? mich meiner Unſauberkeit wegen jahrelang hudelte. Hol' ihn der Teufel! . . . Ich nahm zwar mal einen Anlauf, mich auf die Eleganz zu verlegen, damals, als die Turbinella . . . . Doch das gehört nicht hieher . . . Seither iſt's wieder den alten Weg gegangen, um ſo mehr, da mein Stubenburſch, der Kapff, auch kein Ordnungsgenie iſt . . . . So, jetzt bin ich endlich aus dem ſteifen Malefizzeug herausgeſchält und nun wollen wir ſehen, was Küche und Keller der edlen Societät Kapff und Schiller aufzubringen vermögen."

Er kam hinter der ſpaniſchen Wand hervor, ſehr zu ſeinem Vortheil verändert, denn er hatte mit dem Ordonnanzhut zugleich auch die Vergipſung ſeines Kopfes abgelegt. An die Stelle der Uniform war eine Art weiten Hausrocks getreten, welcher, wenn auch an verſchiedenen Stellen ſchadhaft, den Gliedern ſeines Trägers eine freiere Bewegung geſtattete. Er war freilich kein Adonis, der junge Dichter der Räuber, aber jetzt, nach Entfernung der feldſchererlichen Vermummung, auch in ſeinem Aeußeren eine intereſſante Erſcheinung, ungelenk zwar noch immer, aber nicht mehr barock.

Ein Zeitgenoſſe von ihm, der ihn damals täglich ſah, hat mit liebevoller und doch nicht ſchmeichelnder Hand dieſes Portrait von ihm entworfen:

Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lang. Sein Gebahren hatte etwas Steifes, ſeine Tournüre nicht die mindeſte Eleganz. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn und knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel vorſpringend, ſehr gebogen und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten ſich bei der Naſenwurzel zuſammen. Dieſe Partie des Geſichts hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur etwas hervor; es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte dann ſehr viel Energie aus. Das Kinn war ſtark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerſproſſen beſäet. Der Kopf, mit buſchigem Haar von dunkelrother Farbe beſetzt, war eher geiſtermäßig als männlich, hatte aber viel Bedeutendes und Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller einer erhöhten Stimmung Worte gab.

Der Freund blickte den Dichter voll Theilnahme an und ſagte:

„Was Ihr Leute in der alten Welt Euch doch Mühe gebt, Euch zu verkleiden! Mir iſt oft, als wäre das ganze Leben hier nur eine Verkleidung. Und das nennen ſie Geſchmack, Ordonnanz, Reglement und dergleichen mehr. Man erkennt erſt, wie und was Ihr eigentlich ſeid, wenn Ihr die ewige Uniform ausgezogen habt.“

„Die ewige Uniform, — ja, das iſt der Jammer! Seit zehn Jahren preßt mich nun das verdammte Monturzeug . . . Erſt wurde ich von dem Herzog in der Akademie in die Uniform eines Juriſten in spe commandirt, dann in die eines Mediziners, endlich in die eines armſeligen Feldſcherers. Aber ich habe das Commandirtwerden herzlich ſatt, ſchon lange."

„Das bezeugen Deine Räuber laut genug."

„Wie ſollten ſie nicht? Das Stück mußte ein wilder Proteſt werden gegen den verhaßten Zwang, den ich ſo viele Jahre hindurch erduldet . . . . Glaub' mir, William, was auch die Narren über meinen Dichterſtolz faſeln, ich täuſche mich keineswegs über den Werth meines Erſtlings. Damals als der Beifall der Menge im mannheimer Theater mich umtobte, that ich es einen Augenblick, aber ſeither hab' ich das Ding mit parteiloſeren Augen geprüft und ich weiß jetzt, es iſt nur ein roher Baſtard, erzeugt in der wilden Ehe des Genius mit der Subordination."

„In dieſer Selbſtkritik iſt Wahrheit, ſcheint mir; aber trotzdem, lieber Freund, wollen wir nicht vergeſſen, daß man ſagt, Baſtarde ſeien meiſt tüchtigere Burſche als die legitimen Kinder. Du haſt das Zeug in Dir, Beſſeres zu ſchaffen, aber die Räuber werden bleiben."

„Sie werden bleiben, ja. Ich habe Selbſtgefühl genug, mir zu ſagen: es iſt etwas Dauerndes in dem Stück, die Signatur der Zeit, die ihm das

Leben gab. Sie werden bleiben, als eine Curioſität der deutſchen Literatur . . . . . . Doch da ſtehen wir und ſchwatzen, während Wichtigeres zu thun iſt.“

Er ging zur Thüre, öffnete ſie und rief hinaus:

„Kronenbitter, heda, Kronenbitter! . . . . Schwerenoth! . . . . Wo hat der Teufel wieder mal den Kerl?“

„Hier, Herr Doctor, hier!“ ließ ſich eine dünne, ſchrillende Stimme vom Hausflur her vernehmen und alſogleich fuhr der Beſitzer dieſer Stimme in das Zimmer herein, was auszuführen er unter der Thüre ſich gewaltig bücken mußte.

Es war eine wunderliche Figur.

Des Mannes unmäßig lange, hagere, hölzerne Gliedmaßen ſchienen vor den diverſen Stücken ſeiner Grenadiermontur überall auf der Flucht zu ſein, und zwar nicht ohne Grund, denn dieſe Montur war trauriges Flickwerk. Auf ſchmalen Schultern ſaß dem Fourierſchützen Kronenbitter, welchen ſich der Regimentsarzt Schiller aus den zweihundertvierzig Grenadieren des Regiments Augé zum Aufwärter auserwählt hatte, — ein enorm großer Kopf, auf welchen der Vers im Volkslied:

Es ſtand eine Linde im tiefen Thal,
War unten breit und oben ſchmal . . .

ganz genau paßte, denn die Form deſſelben war die eines Zuckerhutes. Stirne, Augen, Naſe, Wangen und Kinn waren rein nur Nebenſachen in dem Geſicht, ſo zu ſagen gar nicht der Rede werth. Sie hatten nämlich keine Gelegenheit gehabt, zu naturgemäßer Entwicklung zu gelangen, weil ein Ungeheuer von Mund ihnen allen Platz wegnahm. Dieſer Mund reichte faſt von einem Ohr zum andern und war mit einem Gebiß verſehen, welches Stein und Bein zermalmen zu können ſchien und recht lebensgefährlich ausſah. Mit der ungeſchlachten Rieſenhaftigkeit der ganzen Erſcheinung contraſtirte das feine, dünne, weinerliche Stimmchen des Burſchen, deſſen Geſichtsausdruck im Uebrigen den echtnationalſchwäbiſchen Typus verrieth. Fourierſchütz Kronenbitter, dazumal in Stuttgart ein berühmter öffentlicher Charakter, wenigſtens ſoweit das Territorium der Schiller'ſchen „Bande" reichte, — war in der That ein Urſchwabe, halb Schalk, halb „Latſche" *).

Der Kronenbitter ſtand gerade und ſteif wie ein Bolz vor ſeinem zeitweiligen Gebieter.

---

*) Dieſer Provinzialismus iſt im Hochdeutſchen nicht wiederzugeben. Es gibt ohne Zweifel auch außerhalb Schwabens „Latſche". Aber um zu wiſſen, was ein echter und gerechter Latſche iſt, muß man ſchlechterdings in Schwaben gelebt haben.

„Mein Freund iſt bei mir zu Gaſt," ſagte Schiller kurz. „Wir müſſen ein Mittageſſen haben."

„Sehr wohl, Herr Doctor."

„Auch eine Flaſche Wein."

„Sehr wohl."

„Schaff' Alles herbei!"

„Sehr wohl."

„Marſch!"

Der Kronenbitter rührte ſich nicht von der Stelle.

„Nun, was ſoll's, Du Kaliban? Wurſt, Kartoffelſalat und Brod holſt Du im Ochſen. 's iſt ja nur ein paar Schritte hin. Eine Flaſche Wein muß noch da ſein."

Der Kronenbitter ſchüttelte ſo kummervoll das Zuckerhuthaupt, daß Raleigh nur mit Mühe das Lachen verhielt.

„Donner und Doria!" fuhr der Dichter auf, — „hat der Kapff rückſichtsloſer Weiſe die letzte der Hoven'ſchen Flaſchen ausgetrunken?"

Der Fourierſchütz ſchüttelte abermals das Haupt und verſetzte bedächtig:

„Der Herr Lieutenant mußte, wie der Herr Doctor wiſſen, heute ſehr früh heraus. War wild, der Herr Lieutenant, als er Licht machen wollte und keinen Leuchter nicht fand. Suchte ich da nach einem. Dort iſt er.“

Er ſtreckte einen ſeiner unendlichen Arme aus und wies mit einem unendlich langen Zeigefinger nach dem Tiſch, worauf eine leere Flaſche ſtand, die einer halbherabgebrannten Talgkerze zum Leuchter diente.

„Die Flaſche iſt leer, Du Halunk!“

„Ja,“ entgegnete der Kronenbitter mit großer Gemüthsruhe, „in der Dunkelheit hab' ich ſtatt einer leeren die volle Bouteille erwiſcht, und weil der Herr Lieutenant ſo gar preſſirt war und nach einem Leuchter ſchrie, ließ ich ſie in der Geſchwindigkeit ausrinnen.“

„Ausrinnen, Du Schurke?“

„Ja,“ fuhr der Fourierſchütz mit der dummpfiffigſten Miene fort, die er aufzuwenden hatte. „Hab' ſie ausrinnen laſſen, die Bouteille, und weil ich hab' gedacht, daß es Sünde wäre, ſo 'ne Gottesgabe auf den Boden laufen zu laſſen, und weil mein Maul gerad' in der Nähe war, ſo“ . . .

„So ließeſt Du den Wein in Dein Eſelsmaul rinnen . . . Hat man je einen ſolchen Schuft geſehen? . . . Der Kerl ärgert mich noch zu Tode . . . Ich ſag Dir, Du Behemoth, ich werde Sorge tragen, daß Du dafür auf die Latten gelegt wirſt.“

Raleigh lachte, denn es gewährte einen komiſchen Anblick, wie der Dichter wild geſticulirend im Zimmer umherfuhr und der Kronenbitter mit unzerſtörbarer Ruhe und Steifheit ſeinen Platz behauptete. Der Mann, welcher dem Stubenburſchen ſeines Herrn auf ſo ſinnreiche Weiſe zu einem Leuchter verholfen hatte, wußte ganz gut, daß die Drohung mit den Latten auch dießmal nicht in Erfüllung gehen werde.

„Nun, was ſtehſt Du noch da, als wäreſt Du angenagelt?“ fuhr ihn der Dichter an. „Mach' daß Du fortkommſt und Eſſen und Trinken herbeiſchaffſt. Sag' dem Meiſter Dickbauch, dem Ochſenwirth, ich müſſe eine Bouteille von ſeinem Uhlbacher haben, und der Ochſenwirthin, ſie ſolle auch tüchtig Eier an den Salat thun.“

„Sehr wohl, Herr Doctor, aber“ . . .

„Was aber?“

„Der Meiſter Dickbauch Ochſenwirth iſt ein gar ſo arliger*) Kerl . . . . . hm, nun . . . . wiſſen Sie“ . . . .

Und er machte mit Daumen und Zeigefinger die Geberde des Geldzählens.

---

*) Wunderlicher.

„Schwerenoth!" brummte Schiller. „Ich hab jetzt keins . . . Er ſoll's zum Uebrigen ſchreiben."

„Sehr wohl, aber der Meiſter Dickbauch meinte ſchon vergangene Woche, es hätte auf der Tafel Nichts mehr Platz."

Raleigh näherte ſich dem Rieſen, um ihm verſtohlener Weiſe Geld in die Hand zu ſtecken, welche ſehr bereitwillig ſich aufthat. Aber der Dichter bemerkte es und ſagte mit Entſchiedenheit:

„Nichts da! Thu' die Hand weg, Du ewiger Schwerenöther und Saufaus! . . . Ich habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, daß Du heute mein Gaſt ſein ſollſt, lieber William. Alſo keine Großmuth! Sie würde mich beleidigen . . . . Marſch, Kronenbitter! Will der Ochſenjörgle Umſtände machen, ſo meld' ihm von mir, die Bande werde ihm den rothen Hahn auf's Dach ſchicken. Oder noch beſſer, geh' zur Ochſenwirthin. Sie iſt eine räſonable Frau und hält was auf uns Leute von Geiſt."

Der Fourierſchütz ſalutirte und witſchte mit einem Schritt ſeines beiſpielloſen Gangwerkes zur Thüre hinaus.

„Lieber Schiller," ſagte Raleigh, „es iſt unfreundlich von Dir, mich nicht für Deine Bedürfniſſe ſorgen zu laſſen. Hat Dich nicht mein armer

Bruder George, für den Du ſo viel gethan, den Du mit ſo großer Aufopferung während ſeiner Krankheit gepflegt, in jenem Brief, den er mit ſchon halb vom Tode erſtarrter Hand ſchrieb, meiner Dankbarkeit und Liebe empfohlen? Du haſt neulich mein gewiß von Herzen gekommenes Anerbieten, einen Theil meines Ueberflußes von mir anzunehmen, barſch zurückgewieſen. Du haſt hiefür Gründe angegeben, die ich ehre; aber“ . . .

„Aber, beſter William, Du meinſt, es wäre ſchicklicher, Dir Etwas ſchuldig zu ſein, als dem Ochſenwirth? Das beſtreite ich. Der Ochſenjörgle wird dafür ſorgen, daß ich ihm nie mehr ſchuldig werde, als ich zu bezahlen im Stande bin. Mit Dir wäre es etwas ganz Anderes. Ließe ich mich einmal darauf ein, von Deiner brüderlichen Freigebigkeit Gebrauch zu machen, ſo würde ich Dir bald mehr engliſche Pfunde abgepumpt haben, als ich Dir deutſche Batzen zurückzahlen könnte. Laß daher, ich bitte Dich, dieſen Punkt ein für allemal zwiſchen uns abgethan ſein. Gewiß, käme ich einmal in wirkliche Noth, Du wäreſt der Mann, welchem verpflichtet zu ſein meinen Stolz am wenigſten demüthigen würde. Aber von ſo einem dringlichen Fall iſt ja noch überall keine Rede . . . . Nein, rede mir nicht mehr davon! Ich weiß. Du meinſt es herzlich gut; Du würdeſt, was Du mir heute gäbeſt, morgen ſchon vergeſſen haben. Aber wahre Freundſchaft muß Gleichheit zur Grundlage haben; nicht die des Beſitzes, aber die der Geſinnung. Ich achte Deine Großmuth, Du laß' mir den Stolz der Unabhängigkeit. Es iſt nun einmal mein Schickſal, auf die eigene Kraft angewieſen zu ſein, und ich will es tragen, wie ein Mann.“

Das war nun ſo ein Sonnenblick angeborener Vornehmheit und lauteren Seelenadels, wie ſie den Gewitterhimmel von Schillers Sturm- und Drangperiode oft durchbrachen.

Raleigh war zu zartfühlend, als daß er, wenigſtens für jetzt, weiter in den Freund gedrungen wäre, von ſeinen großmüthigen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Ueberdieß kehrte der groteske Fourierſchütz bald zurück und das vergnügliche Feixen ſeines ungeheuerlichen Mundes verrieth ſogleich, daß ſeine Miſſion wider Erwarten erfolgreich geweſen.

Schiller räumte die „ausgeronnene“ Flaſche, den improviſirten Leuchter, vom Tiſch und beſetzte dieſen mit einer ſehr fragmentariſchen Sammlung von Speiſegeräthen. Es gab viel Geſuche, bis endlich eine Art Serviette auf den Tiſch gebreitet war und auf dieſem Tafeltuch zwei Teller, etliche Gabeln und Meſſer, ein wackeliges Salzfaß, eine leere Pfefferbüchſe, ein großes Paßglas und ein kleines Trinkkrüglein aus Steingut prangten.

Nun packte der Kronenbitter den mitgebrachten Handkorb mit nicht geringem Selbſtgefühl aus und brachte Schätze zum Vorſchein, welche in der „Höhle" nicht alle Tage zu ſehen waren. Da war nicht nur die obligate Knackwurſt, ſondern auch der Teller mit verführeriſch duftenden Schinkenſchnitten und gar ein weiterer mit kaltem Braten. Der Salat war königlich bereitet, denn ſeinem gemeinen Kartoffelſtoff waren vornehmere Beſtandtheile, Robunzelnblätter, Eier und Häringsſtückchen, beigemiſcht. Es fehlte auch nicht an ein paar appetitlichen Brödchen und endlich erſchienen ſtatt der begehrten Flaſche mit rothem Uhlbacher gar deren zwei. Ein Mythus will ſogar wiſſen, es ſei den beiden Flaſchen urſprünglich eine dritte geſellt geweſen, die habe aber der unglückliche Kronenbitter unterwegs geſchwind „ausrinnen" laſſen; ja, es ſei dem Träger des Speiſekorbs dabei außerdem noch begegnet, daß er in ſeiner Zerſtreutheit auch einen erklecklichen Theil von dem Braten, der doch nicht wohl ausrinnen konnte, auf irgend eine andere Weiſe verlor.

Wie dem auch ſei, der Dichter war über die prächtige Mahlzeit, welche er ſeinem Gaſt anbieten konnte, höchlich erfreut.

„Bei allen Göttern des Olymps!“ ſagte er, — „mit dem Meiſter Dickbauch muß eine wunderbare Metamorphoſe vorgegangen ſein. Der Mann hat wahrſcheinlich die Ehre der ſchwäbiſchen Gaſtfreiheit retten wollen und deßhalb ein Uebriges gethan.“

„Sehr wohl,“ miſchte ſich der Fourierſchütz ein. „Aber der Ochſenwirth iſt über Feld, herrentgegen iſt die Ochſenwirthin ein Weib'sbild das 'ne Gattig hat.“

„Aha, von der Seite kommt unſer Ueberfluß?“

„Sehr wohl.“

„Ich werde ſie verewigen!“ rief der Dichter aus. „Ja, das werd ich! Sie iſt das Ideal einer Wirthin. Brauch' ich mal ein ſolches, weiß ich, wo ich es zu ſuchen habe . . . Aber nun komm, lieber William. Das lange Warten wird Deinen Appetit gehörig geſchärft haben . . . „Und ſie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle,“ — heißt es im Homer, weißt Du? der wackere Voß! Ich ſchlage vor, unſer Feſtmahl mit einem feierlichen Trinkſpruch auf den Mann anzuheben, welcher uns eine deutſche Odyſſee gegeben hat“ . . .

Das Tiſchgeſpräch drehte ſich eine Weile um den Kronenbitter, denn Raleigh fand an einem Burſch Gefallen, welcher ihn an einen der Shakſpeare'ſchen Clowns erinnern mochte. Schiller ſprach das aus und ſo kam die Rede auf den großen „Herzenskündiger."

„Die Bekanntſchaft mit Shakſpeare" ſagte der Dichter, ' — „war ohne Zweifel das bedeutſamſte meiner Erlebniſſe in den Räumen der Karls-Akademie. Ich taſtete zwiſchen aufgezwungenen und ſelbſtgewählten Studien unſicher hin und her. Die letzteren mußten, wie ich Dir ſchon früher mitgetheilt, verſtohlen betrieben werden und wahrſcheinlich wurden ſie gerade deßhalb mit einigem Eifer betrieben. Die neuere deutſche Literatur war eigentlich ein geradezu verpönter Artikel, während man es mit dem Einſchmuggeln franzöſiſcher Autoren, auch wenn ſie keineswegs zum Studierreglement gehörten, ziemlich leicht nahm. Voltaire hat mich nie ſehr gereizt. Ich vermochte ſein Talent, und war es auch ein ſo außerordentliches, nicht ſehr hoch anſchlagen, ein Talent, das überall von der Anſicht ausging, Himmel und Erde ſeien nur dazu da, um zu einem Fangballſpiel des Witzes Raum zu gewähren, welches den Unterſchied von Heiligem und Unheiligem nicht kannte oder wenigſtens nicht anerkannte. Viel tiefere Wirkung empfing ich von Rouſſeau, aus deſſen Schriften überall der Schrei nach Natur und Befreiung tönt. Wie mußte dieſer Ruf auf uns arme Akademiker wirken, die wir Alles, aber auch gar Alles auf Commando thun ſollten. Später war mir freilich manchmal, Rouſſeau's Wahrheitsliebe ſei keineswegs ohne Koketterie und ſelbſt in ſeinen glühendſten Aufſchwüngen von Aufrichtigkeit laufe etwas Komödiantiſches mitunter."

„Ganz recht," bemerkte Raleigh. „Wie könnte es auch anders ſein? Rouſſeau war ein Franzos, alſo ein geborener Komödiant. Ich will damit nicht gerade einen Tadel ausſprechen. Mir, dem Amerikaner, der recht wohl weiß, daß ohne den hochherzigen Beiſtand Frankreichs Amerika keine Ausſicht hätte, ſeinen Unabhängigkeitskampf ſiegreich zu beendigen, ſtände wahrlich ſchlecht an, gering von der franzöſiſchen Nation zu denken und zu ſprechen. Wenn ich die Franzoſen geborene Komödianten nenne, ſo will ich damit nur ſagen, daß es in ihrer Natur liegt, Allem und Jedem einen theatraliſchen Anſtrich zu geben. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſe Eigenheit ſelbſt an dem herrlichen Lafayette wahrzunehmen, der doch ſonſt vielfach an die beſten Charaktere des Alterthums erinnert.“

„O, erzähle mir von ihm, und vom großen Waſhington und von Franklin und von allen den Helden und Weiſen Eurer großen Sache. Ich habe Dich ſchon lange darum angehen wollen. Ich liebe ſonſt den leidigen Miſchmaſch von Irrthum und Gewalt, welchen die Leute Politik nennen, nicht ſehr, weißt Du; aber ſeit ich die herrliche Erklärung der Menſchenrechte kenne, wie Euer Congreß ſie erließ, habe ich angefangen zu ahnen, daß jener Miſchmaſch auch edlere Elemente in ſich bergen könnte.“

„Wirklich? Was doch Ihr Deutſchen für wunderliche Menſchen ſeid! Manchmal, wenn ich von Dir und Deinen Freunden ſolche Aeußerungen über das ſtaatliche Leben höre, kommt mir das ſo fremd vor, daß ich meine, ich müßte keinen Tropfen deutſchen Blutes in den Adern haben. Und doch heimeln mich dann auch wieder die idealiſchen Regionen, in welchen Ihr Euch umtreibt, wunderbar an. Laß uns heute in dieſen Regionen bleiben; ich erzähle Dir bei gelegener Zeit von unſerer amerikaniſchen Wirklichkeit . . . Du wollteſt von Deiner erſten Bekanntſchaft mit Shakſpeare ſprechen, der ja ſo zu ſagen mein Namenspatron iſt. Mein armer Vater, dem es nicht vergönnt war, den Ruhm ſeines Landes zu erleben, ſchöpfte mir, dem von ihm hochverehrten Dichter des Lear zu Ehren, den Namen William.“

„Möge er von guter Vorbedeutung ſein! .... Du kennſt Göthe's Erſtlingswerke, Du liebſt und bewunderſt ſie und kannſt Dir alſo vorſtellen, welchen Tumult Götz und Werther unter uns Inſaſſen der Akademie veranlaſſen mußten. Wie Großes auch Klopſtock, Wieland und Leſſing jeder in ſeiner Art geleiſtet, wie ſehr des Erſteren lyriſches Feuer, des Anderen graziöſe Schalkhaftigkeit, des Dritten dramatiſche Energie zu bewundern iſt, immer noch waren die hemmenden Schranken, welche jahrhundertlange Ausländerei um den deutſchen Genius gezogen, nicht hinweggeräumt. Da warf Göthe mit ſeinem Götz und Werther dieſe Schranken in unaufhaltſamem Sturmſchritt nieder. Wir waren trunken von dieſer frohen Botſchaft der Natur, der Freiheit, der Originalität und ſtimmten jubelnd ein in dieſen Feldruf gegen alle Philiſterei. Unſer guter Profeſſor Abel, welcher dem Reglement der Akademie zum Trotz die neue Richtung begünſtigte, wo und wie er nur immer konnte, theilte unſeren Enthuſiasmus für Göthe, aber zugleich ließ er geheimnißvoll Etwas fallen von einer Sonne, an deren Strahlen Göthe's Genie ſich entzündet haben dürfte. Er nannte Shakſpeare, von welchem ich nur wußte, daß Voltaire ihn ſehr wegwerfend beurtheilt habe. Der Name machte daher weiter keinen Eindruck auf mich. Abel hatte aber die löbliche Gewohnheit, die Lehrſätze der Pſychologie, welche er uns docirte, durch paſſende Stellen aus Dichtern zu erläutern. Als er daran kam, uns den Kampf der Pflicht mit der Leidenſchaft und der Conflicte der Leidenſchaften unter einander zu veranſchaulichen, zog er Stellen aus Shakſpeare's Othello an. Ich horchte hoch auf: mir war, als ſähe ich wunderbare Blitze fern in der Nacht und hörte Donner rollen, die meine Seele erbeben machten. Nach beendigter Vorleſung bat ich den verehrten Lehrer um das Buch. Es war die Wieland'ſche Ueberſetzung. Jetzt ſtudirte ich Tag und Nacht den großen Briten und ſo ganz nahm er mich gefangen, daß ich lange Zeit von gar nichts Anderem wußte. Mehrere meiner Freunde theilten mein Studium und Dein guter Bruder George, der von Hauſe aus den Dichter kannte, ruhte nicht, bis er ſich durch einen Antiquar einige der Shakſpeareſchen Stücke im Original verſchafft hatte. Unter ſeiner Anleitung iſt mir gelungen, von dem Dichter in ſeiner eigenen Sprache wenigſtens eine nothdürftige Kenntniß zu erlangen. Aber ich geſtehe, der erſte

Eindruck, den mir Shakſpeare gab, war, wenn auch ein höchſt gewaltiger, doch kein erhebender. Ich mußte den unermeßlichen Genius wohl bewundern, aber ich konnte ihn Anfangs nicht lieben. Ich verſtand ihn noch nicht. Mich empörte die Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaube, mitten im höchſten Pathos zu ſcherzen und aus höchſter Aetherhöhe plötzlich mitten in die Gemeinheit des Lebens herabzufallen. Nur langſam lernte ich begreifen, daß man bei Shakſpeare die Natur ſtets aus erſter Hand erhält, und nur allmählig ging mir das Verſtändniß dieſer wunderbaren Unmittelbarkeit der Wahrheit auf, von welcher ſeine Werke voll ſind. Nun verſtand ich auch ſeine ſcheinbare Kälte: es iſt die göttliche Ruhe des Meiſters, der das Daſein in allen ſeinen Höhen und Tiefen kannte und die wechſelnden Erſcheinungen deſſelben ſtets in den paſſendſten Formen auszuprägen verſtand . . . Als ich ſo die Shakſpeare'ſche Poeſie mir angeeignet hatte oder vielmehr mir angeeignet zu haben glaubte — denn wer kann ſagen, daß er mit dieſem Studium überhaupt jemals fertig geworden ſei? — da meinte ich, Etwas von der Kraft, einen Funken von Shakſpeare's Geiſt in mir glimmen zu fühlen, und ich that das Gelübde, dem Gewaltigen nachzueifern mit aller Macht. Es überkam mich, ich weiß nicht wie, daß auch ich ein Dichter ſei. In Knabenjahren war es mein Ideal geweſen, als Prediger zum Volke zu reden. Meine geliebte Mutter hatte das auch ſo ſehnlich gewünſcht. Aber da ich, wie mein guter Vater mir bei jeder Gelegenheit einzuprägen nicht müde wird, nicht zu den Wenigen gehöre, die zu befehlen, ſondern zu den Vielen, die zu gehorchen haben, ſo mußte ich jenem Ideal entſagen und mich durch eine Fürſtenlaune erſt zum Juriſten und dann zum Mediziner machen laſſen. Shakſpeare zeigte mir aber, daß man nicht nur von der Kanzel, ſondern auch von der Bühne herab zum Volke reden könne, machtvoll, herzerſchütternd. Eine Stimme ſchrie in mir: Werde Deinem Volke Etwas, was Shakſpeare der Welt iſt: — Du kannſt es! Da faßte ich mir einen kühnen Muth und, Alles, was ich geträumt und geſchaut, gehofft und beklagt, beſeufzt und verflucht, zuſammenraffend, ſchleuderte ich die Räuber aufs Papier . . . ! Hat die innere Stimme wahr geſprochen oder hat ſie gelogen?“

Bewegt ſprang der Dichter auf und ging mit großen Schritten in dem kleinen Gemach hin und her.

„Sie hat wahr geſprochen, theurer Freund,“ ſagte Raleigh, „und Du weißt, ich ſpreche nicht ſo, um Dir zu ſchmeicheln, ſondern aus innerſter Ueberzeugung. Die Räuber ſind ein kühner Wurf. Er hat noch nicht das höchſte Ziel erreicht, aber vertraue nur der inneren Stimme und Deinem hohen Vorbild. Auch Shakſpeare hat ſicherlich nicht im erſten Anlauf einen Julius Cäſar, einen Hamlet oder Macbeth geſchaffen. Sei Du ein Strebender, wie er, und nun komm, wir wollen den Manen des Unſterblichen eine Libation bringen."

Die beiden Freunde thaten das mit einer gewiſſen Feierlichkeit. Zu jener Zeit gab es einen Cultus des Genius, denn es gab noch einen Glauben an das Ideal.

Schiller, dem Freunde wieder gegenüber ſitzend, fuhr fort:

„Ich bin eigentlich undankbar gegen den Herzog Karl. In ſeiner Weiſe hat er es gut mit mir gemeint und was kann er dafür, daß ich nicht aus dem Stoffe gemacht bin, der ſich von der Willkühr des Despotismus widerſtandslos in jede beliebige Form preſſen läßt. Er weiß, daß ich nicht aus ſolchem Stoffe bin, und ich habe Grund, zu glauben, daß er entſchloſſen iſt, ſeine pädagogiſchen Experimente mit mir fortzuſetzen. Eins aber weiß ich, daß ich nämlich entſchloſſen bin, das Asperg - Experiment, welches der arme Schubart jetzt ſchon fünf lange

Jahre ausgeſtanden hat und wer weiß wie lange noch auszuſtehen haben wird, nicht mit mir vornehmen laſſen werde, um keinen Preis .... Im Uebrigen darf ich doch nicht vergeſſen, daß ich mein Bischen Wiſſen in der Akademie geholt, wenn auch nicht gerade auf dem reglementariſchen Wege. Vielleicht hat auch nur der Druck, der auf mir laſtete, die Kraft meines Geiſtes geweckt. Und dann hab' ich auch ſchöne Stunden in jenem verwünſchten Gefängniß gelebt, Stunden der Freundſchaft, der kühnſten Schwärmerei. Mit je mehr Proſa man uns quälte, deſto idealiſtiſcher wurden wir. In Kerkerluft gedeihen oft die blühendſten Freiheitsträume. Und dann habe ich in jenen Kerkermauern doch auch Begegnungen gehabt, welche unauslöſchliche Eindrücke in mir zurückließen. Wäre mir dort auch kein anderes Glück zu Theil geworden als das, daß mir vergönnt war, Kaiſer Joſeph und Göthe von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, es müßte genügen.“

„Kaiſer Joſeph und Göthe haben die Akademie beſucht? Du haſt ſie geſehen? Erzähle mir doch davon.“

„Ich weiß eben nicht viel davon zu erzählen, ich weiß nur, daß die Erſcheinung dieſer beiden bedeutenden Menſchen mich in höchſt wohlthuender

Weiſe bewegte. Der junge Kaiſer kam im Jahre 1777 hieher nach Stuttgart. Er wollte nur einen Tag bleiben, aber ein Beſuch in der Akademie gewann ihm ſolches Intereſſe ab, daß er denſelben am folgenden Tag wiederholte. Wir hatten uns des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation kaiſerliches Oberhaupt freilich majeſtätiſcher vorgeſtellt. Da war keine Spur von Pomp und Pracht. Der Imperator trug ſich wie der ſchlichteſte Cavalier oder vielmehr ganz bürgerlich und hatte ſich alles Ceremoniell entſchieden verbeten. Er wohnte mehreren Vorleſungen in der Akademie an. Seine Perſönlichkeit erſchien neben unſerem ſtattlichen Herzog Anfangs geradezu unbedeutend. Aber der Zauber der Humanität, der an ihm haftete, verwiſchte dieſen Eindruck bald. Sein einfaches, freundliches Benehmen, ſeine leutſeligen Fragen, ſeine geiſtvollen Bemerkungen gewannen ihm alle Herzen. In ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich der raſtloſe Trieb aus, ſich und Andere zu bilden und zu veredeln. Wir ſahen in ihm das Ideal eines Fürſten und wahrlich, er hat unſere Hoffnungen nicht getäuſcht. Kaum ein Jahr iſt es her, ſeit er zwei Unſterbliche Regententhaten gethan: durch ſein Cenſuredict gewährte er die bisher gänzlich niedergehaltene Denk-, Rede- und

Preßfreiheit ſeinen Völkern und durch ſein Toleranzedict machte er der Unterdrückung der Nichtkatholiken ein Ende. Ich verſtehe zu wenig von Staatsſachen, um beurtheilen zu können, wie weit es begründet iſt, wenn Kaiſer Joſephs Tadler meinen, er gehe bei ſeinen Reformen mit Uebereilung vorwärts, ich weiß auch nicht, ob Friedrich der Große berechtigt war, zu ſagen, Joſeph mache immer den zweiten Schritt vor dem erſten: das aber ſagt mir mein Herz, daß die Muſe der Geſchichte den Kaiſer als einen der Erſten unter den wenigen Herrſchern nennen wird, welche mit Ernſt daran gearbeitet haben, daß die Menſchen menſchlich zu leben im Stande ſeien.“

„Und Göthe?“

„Er kam etwas vor Weihnachten 1779 mit ſeinem Herzog, der ihn überall nicht wie einen Diener, ſondern wie einen vertrauten Freund behandelte. Es wurde gerade der Stiftungstag der Akademie gefeiert. In dem großen Saale fand Abends die Preisvertheilung an die Zöglinge ſtatt. Wir wußten, daß Göthe mit ſeinem Herzog der Feierlichkeit anwohnen würde: er hatte im Schloſſe mit den Herrſchaften geſpeiſt. Du kannſt Dir denken, mit welcher Spannung wir älteren Akademiker, die wir friſch von der Lectüre des Götz und Werther herkamen, der Erſcheinung des in ſo jungen Jahren ſchon ſo berühmten Gaſtes entgegenſahen. Er kam, eine gewinnende nicht nur, ſondern eine ſiegreiche Perſönlichkeit. Wie hingen meine, Aller Blicke an ihm! Profeſſor Consbruch hielt die übliche Feſtrede. Er ſprach über den Einfluß der phyſiſchen Erziehung auf die pſychiſche. Aber ich achtete nicht darauf. Mein Freund Hoven, der es that, hat nachher behauptet, der Profeſſor habe ein Citat aus Werthers Leiden in ſeinen Vortrag verwoben und darob ſei Göthe roth geworden und habe die Augen niedergeſchlagen wie ein Mädchen. Während der Preisvertheilung iſt der Herzog von Weimar dem Herzog Karl zur Rechten, Göthe zur Linken geſtanden und wir haben uns herzinnig gefreut, zu ſehen, wie unſer Fürſt den Dichter auszeichnete. Ach, wie gern hätte ich für einen Augenblick die Blicke deſſelben auf mich gezogen! Ich weiß, es war kindiſch, und doch that es mir wohl, daß ich vor den Augen des bewunderten Mannes mehrere Preiſe zugetheilt erhielt. Was hätte ich für ein Wort aus ſeinem Munde gegeben, ſelbſt für das gleichgiltigſte. Mir iſt, als ſähe ich ihn noch vor mir, den ſchlank- und hochgewachſenen Dreißiger mit den geiſtvoll ſchönen Zügen, wie er mit ruhiger Sicherheit unter den vornehmen Leuten ſich bewegte und mit genialiſch feurigen Augen umherblickte. Man ſah ihm an, er fühlte ſich den Fürſten gegenüber nicht nur als ein Ebenbürtiger, ſondern wohl auch als ein Höherer. Dieſe imponirende perſönliche Erſcheinung des Genius wird mir unvergeßlich ſein.“

Nach einer Pauſe ſetzte der Dichter hinzu:

„Ich darf ſagen, der Neid iſt ein Laſter, welchem ich nicht zugänglich bin. Und doch iſt mir oft, als hätte Göthe's damalige Erſcheinung einen bitteren Stachel in meiner Bruſt zurückgelaſſen. Wie hat die Natur ihn bevorzugt, ſchon in ſeinem Aeußern! Welch ein günſtiger Stern hat von Kindheit auf über ihm geleuchtet! Wie leicht wurde ſein Genie von ſeinem Glücke getragen! Auf wie fröhlichen Pfaden iſt er zu des Lebens Höhen hinaufgelangt, während Andere“ . . . . .

Er brach raſch ab. Mit unmuthigen Blicken ſah er in der kümmerlichen Stube umher und dann düſter vor ſich nieder.

Viertes Capitel.

Der Verſchwörer von Genua. — La Turbinella abermals. — Die „Entzückung an Laura“ und ein Strahl kalten Waſſers. — Zwei Reminiscenzen aus der Militärakademie. — Die Laura-Oden. — Ein Frauenideal. — Ein Bekenntniß. — Amerikaniſche Liebe. — Der Sammetdoctor und ſeine Novelle.

Raleigh, des Freundes momentane Verbitterung begreifend und achtend, ließ es eine Weile anſtehen, bis er, die drückende Pauſe zu beendigen, die Frage that:

„Was macht der Verſchwörer von Genua?“

Schiller ſchaute auf. Er verſtand die wohlwollende Abſicht des Freundes, ihn von unfruchtbarem Grübeln abzuziehen, und kam derſelben ſogleich freundlich entgegen.

„Was der Fiesco macht?“ verſetzte er. „Nun ich denke, er verſchwört ſich brav.“

„Die Arbeit rückt alſo vorwärts?“

„Tüchtig aber mit jedem Schritt ſteigern ſich auch die Schwierigkeiten. Ich ſehe wohl ein, wie gut es mein lieber Lehrer Abel mit mir meinte, wenn er mir rieth einen hiſtoriſchen Stoff zu behandeln. Er wollte damit meiner, wie er ſich mit einer Anſpielung auf meinen wilden Erſtling ausdrückte, räuberiſchen

Phantaſie einen Kappzaum angelegt wiſſen. Aber wenn ich mich nun in die geſchichtlichen Quellen vertiefe, aus welchen ich meinen Stoff geſchöpft, ſehen mich die Thatſachen ſo grau an, daß ich mir Gewalt anthun muß, nicht Alles umzumalen. Um ein poetiſches Werk zu ſchaffen, muß ich meine Charaktere doch wohl von dem gemeinen Boden der Wirklichkeit in die Region des Ideals emporheben. Aber dann überkommt mich wieder die Furcht, der Geſchichte ins Handwerk zu pfuſchen. Ich ahne freilich, was die rechte hiſtoriſche Tragik leiſten ſoll. Sie ſoll die Adern der Geſchichte mit poetiſchen Säften ſchwellen. Allein ich fürchte, meine Künſtlerſchaft iſt noch zu ſehr von geſtern und heute, als daß ſie dieſe Aufgabe vollſtändig erfüllen könnte. Kurz, es iſt noch kein rechter Fluß und Guß in dem Werk, obwohl ich mir auf einzelne Partieen Etwas einbilden möchte. Am meiſten Noth hab' ich damit, daß die von mir erfundenen Perſonen des Stückes noch nicht recht zu den hiſtoriſchen paſſen wollen.“

„Du haſt das Stück wieder in Proſa geſchrieben?“

„Ja. Hat uns doch Leſſing durch ſeine Emilia Galotti gezeigt, daß Melpomene auch in dem Gewand der Proſa mit höchſter Würde einhergehen könne. Er wußte wohl, was er that, als er dem weitbauſchig-declamatoriſchen Vers der franzöſiſchen Tragödie ſeine knappgeſchürzte dramatiſche Proſa entgegenſetzte."

„Aber ſeither hat er doch ſeinen herrlichen Nathan in Verſen geſchrieben."

„Er konnte es, weil edle Mäßigung ihm ſtets die Feder führt, und ich hoffe, die jambiſche Form des Nathan werde in der Entwicklung unſerer dramatiſchen Poeſie ein bedeutſames Moment abgeben. Was aber mich betrifft, ſo getraue ich mir einſtweilen noch nicht, ein Drama in Verſen zu componiren. Weißt Du, ich habe die verwünſchte Eigenheit, in Verſen im Handumdrehen ins Ueberſtiegene hineinzugerathen — hol's der Henker! — und ſo muß ich meinen dramatiſchen Pegaſus einſtweilen noch auf der Trenſe der Proſa reiten."

„Du erwähnteſt vorhin der erdichteten Perſonen Deines neuen Drama's . . . . Dabei fällt mir ein, daß mir Dein Freund und Akademiegenoſſe, der Bibliothekar Peterſen, ſagte, es komme in dem Stück eine furchtbare Kokette vor, eine Donna Julia oder Gräfin . . . . Gräfin . . . . wart' mal" . . . .

„Gräfin Imperiali."

„Recht. Die ſei aber nicht aus der Phantaſie, ſondern aus dem Leben gegriffen, meinte Peterſen."

„Wie ſo?“

„Er ſagte, das Original der Donna Julia ſei eigentlich das junge Mädchen in der Ecole des Demoiſelles, Fräulein Lauretta.“

„Die Turbinella?“

„Ja.“

Es iſt natürlich, daß ein junger Poet, wenn von einem ſeiner Werke die Rede, ſeine Aufmerkſamkeit viel zu ſehr dieſem Gegenſtande zuwendet, um auf Anderes achtſam zu ſein. Wäre dem nicht auch hier ſo geweſen, hätte Schiller unſchwer bemerken können, daß ſein Freund das Geſpräch nicht ganz ohne Abſicht auf die Turbinella lenkte.

„Der Peterſen hat halt oft wunderliche Flauſen im Kopf,“ bemerkte der Dichter arglos.

„So ſagte Scharffenſtein auch, allein Peterſen blieb bei ſeiner Behauptung.“

„Das glaub' ich wohl, was der einmal im Kopf hat, iſt wie angenagelt. Du ſollſt aber binnen wenigen Wochen urtheilen können, wie grundlos ſeine Meinung iſt. Bis dahin wird, hoff' ich, der Fiesco fertig ſein. Ich mag Dir das Stück nicht unfertig zum Leſen anbieten .... Meine Kokette Julia ein Conterfei der Turbinella? Bah, dummes Zeug! dazu halt' ich das ſeltſame Mädchen denn doch zu hoch, viel zu hoch.“

„Was ſoll eigentlich der ſonderbare Name Turbinella?“

„Die Frau Generalin von Wimpfen, welche über Lauretta noch jetzt eine Art Protectorat ausübt, gab ihn dem Mädchen und man muß ſagen, der Spitzname iſt nicht ohne Grund gegeben. Das ſchöne Kind iſt ein Wirbelwind, eine Windsbraut. Die gute Frau Oberſtin Seeger hatte mit der Turbinella in der Ecole ſo große Noth, wie der Herr Oberſt Seeger mit irgend einem von uns Wildfängen in der Akademie.“

„Aber wer und woher iſt ſie denn eigentlich?“

„Hm, das iſt eine ziemlich romanhafte Geſchichte. Ob Alles wahr, was man ſich davon erzählt, weiß ich nicht. Es heißt, Lauretta ſei als kleines Kind bei einem Streifzug herzoglicher Landdragoner gegen eine Gaunerbande im Schurwalde aufgegriffen worden. Es habe bei dieſer Gelegenheit eine Art Gefecht abgeſetzt und da ſei die Mutter der Kleinen durch eine verirrte Kugel getödtet worden. Der Herzog befand ſich gerade in Göppingen, als das gefangene Geſindel dort eingebracht wurde. Der Anblick des Kindes habe ihn ſeltſam bewegt. Er ſei dadurch an eine wilde Epiſode ſeiner wilden Zeit erinnert worden, die damals ſchon ſo ziemlich hinter ihm lag. Lauretta habe ihn an die Sizilianerin Laura Paſtori erinnert, welche in der langen Reihe ſeiner italiſchen Buhlerinnen eine vortretende Rolle geſpielt. Die Sängerin und Tänzerin Paſtori ſei ſchön geweſen wie die Sünde und wild wie ein Panther. Der Herzog ſei mit wüthender Leidenſchaft in ſie verliebt geweſen und man ſagt, ſie habe ihn lange ſchmachten laſſen. Wenige Monate nachher wurde die vielbeneidete Odaliske eines Morgens mit bloßen Füßen, wie eine gemeine Straßendirne, zum eßlinger Thor hinausgeſtäupt, ein Racheact herzoglicher Eiferſucht, die, motivirt oder grundlos, ihrer Wuth keine Grenze ſetzen mochte. Später habe es ſich herausgeſtellt, daß die Unglückliche, an welcher man dieſe Brutalität verübt, während ſie ſich in einem Zuſtande befand, der auch die verhärtetſte Grauſamkeit entwaffnen geſollt, — völlig ſchuldlos geweſen. Sie war verſchollen und es war über die ganze Geſchichte Gras gewachſen, als das im Schurwald aufgriffene Kind den Herzog wieder daran erinnerte. Leute, welche die Paſtori, genannt La Bella, noch gekannt haben, wollen wiſſen, die Turbinella ſehe derſelben außerordentlich ähnlich; Andere behaupten, ſie habe in den und um die

Augen einen unverkennbar herzoglichen Zug. Was weiß ich? Genug, Herzog Karl brachte den Findling damals in ſeiner eigenen Kutſche nach Ludwigsburg und übergab dort die Kleine der Generalin von Wimpfen. Etwas ſpäter kam Lauretta hieher in die Ecole des Demoiſelles und da hat ſie bis heute gelebt, mit Ausnahme der ſeltenen und kurzen Zwiſchenräume, die ſie in Ludwigsburg bei der Generalin zubringen durfte, welche für dieſe Schutzbefohlene eine lebhafte Zuneigung gefaßt."

„Die Geſchichte hat allerdings einen romanhaften Anſtrich. Aber was ſoll denn am Ende aus dem Mädchen werden?"

„Eine Künſtlerin. Wenigſtens lag das in des Herzogs Intention. Du mußt wiſſen, ſeiner Abſicht zufolge ſoll die Ecole eine Ergänzung zur Akademie bilden. Es werden dort Töchter aus den beſten Familien erzogen für das Leben in der großen Welt, aber auch arme talentvolle Mädchen für die bildenden und darſtellenden Künſte. Lauretta lernte Alles, was dort gelehrt wird, und noch mehr, mit wunderbarer Leichtigkeit. Ihr Aneignungstalent für Sprachen wird als ein beiſpielloſes gerühmt. Sie zeichnet und malt vortrefflich, aber zum Entſetzen der Frau Intendantin faſt ausſchließlich nur boshafte Caricaturen; ſie tanzt wie eine Elfin, ſingt wie ein Engel zum Clavier, zur Harfe und zur Laute. Summa Summarum: ſie iſt ein herrliches Geſchöpf, aber rebelliſch wie Lucifer und unſtät wie Wind und Welle. Jeder öffentlichen Schauſtellung ihrer Gaben und ihrer Kunſtfertigkeit hat ſie ſich bisher mit unbeugſamer Entſchiedenheit geweigert. Sie bietet ſelbſt dem Herzog Trotz und, was noch merkwürdiger iſt, er läßt ſich von ihr Trotz bieten. Allen ſeinen im freundlichſten Tone gemachten Vorſtellungen habe ſie eine eiſige Gleichgiltigkeit entgegengeſetzt . . . . . Es iſt überhaupt die merkwürdigſte Vereinigung von Glut und Froſt in dieſem Mädchen.“

„Du ſchilderſt ein bizarres Weſen.“

„Bizarr? Ja, das iſt das rechte Wort. Da wirbelt Alles in athemloſem Wechſel durcheinander. Wenn noch ſo eben ihre Miene die einer Königin war, ſtrahlend von unnahbarem Stolz, ſo gleicht im nächſten Augenblick ſchon ihr Geſicht dem einer Bacchantin, einer Mänade. Und auch wie Meduſa ſoll ſie blicken können. Du meinſt, ihr Herz müſſe ein Kryſtall ſein, kühl, klar, ſpröde, und doch beginnt dieſer Kryſtall mit einmal zauberhafte Liebesmelodien zu tönen und aus den tiefblauen Augen des Mädchens ſieht Dich ein ganzer Himmel naiver Wolluſt an.“

„Du liebteſt Lauretta, liebſt ſie noch!“

„Ich liebte ſie. O wie liebte ich ſie! Es war ein Sturm, eine Raſerei, eine Lohe der Leidenſchaft, die mich zu Aſche zu brennen drohte ... Haſt Du meine Laura-Oden nicht geleſen?“

„Wie ſollt' ich nicht? Sie haben mir ein ſo großes Intereſſe für ihren Gegenſtand eingeflößt, daß ich, weil ich Dir ohnehin die Gedichte heute zurückgeben wollte, das Geſpräch abſichtlich auf die Turbinella lenkte ... Da haſt Du Deine flammenden Lieder.“

Der Dichter blätterte in dem Heft, welches der Freund aus der Bruſttaſche gezogen und ihm dargereicht hatte. Die Flammen, welche in dieſen Liedern aufgelodert, waren ſchon niedergebrannt und von der Aſche der Reflexion bedeckt. Aber wie er jetzt die Seiten anſchlug, ſchien unter dieſer Aſche das alte Feuer wilder Schwärmerei wieder hervorſchlagen zu wollen. Unwillkührlich fing er laut zu leſen an:

Laura! Welt und Himmel weggeronnen
Wähn' ich, — mich in Himmelmaienluft zu ſonnen,
  Wenn Dein Blick in meine Blicke flimmt.
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in Deiner ſanften Augen
  Himmelblauem Spiegel ſchwimmt.

Leierklang aus Paradieſes Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raſ' ich in mein trunknes Ohr zu zieh'n.
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von Deinem wolluſtvollen Munde
Silbertöne ungern flieh'n.

Amoretten ſeh' ich Flügel ſchwingen,
Hinter Dir die trunknen Lichter ſpringen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt.
Raſcher rollen um mich hier die Pole,
Wenn im Wirbeltanze Deine Sohle
Flüchtig wie die Welle ſchwebt.

Deine Blicke, wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leih'n.
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in Deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

Wenn nun, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn' in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt, —
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen —
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Lagert ſich um den gefangnen Blick.
Leiſes Murmeln — dumpfer hin verloren —
Stirbt allmählig in den trunknen Ohren
Und die Welt tritt in ihr Nichts zurück.

Ha, daß jetzt der Flügel Chronos' harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

Schiller war beim Vortrag dieſer kraftgenialiſchen „Entzückung an Laura," deren drei letzte Strophen er bekanntlich ſpäter verworfen hat, in eine immer pathetiſchere Declamation hineingerathen.

Raleigh zog die Brauen finſter zuſammen und ſchien die Beute unangenehmer Empfindungen zu ſein. Aber er bemeiſterte ſich und ſagte, als der Dichter geendigt, leichthin:

„Theurer Freund, verzeihe mir, wenn ich Dich ſchulmeiſtere und einen Strahl kalten Waſſers in Deine Glut ſpritze. Aber in Wahrheit, Du declamirſt ſchrecklich und kannſt weder Dein Organ noch Deine Geſichtszüge beherrſchen. Hüte Dich, ich bitte Dich, wenn Du den Leuten einen Begriff von Deiner Poeſie beibringen willſt, Deine Gedichte ſelber vorzutragen. Du haſt nicht den Schatten einer Idee von einem Schauſpieler in Dir."

Des Dichters Stirne überflog eine flüchtige Röthe des Zornes; aber ſchon im nächſten Augenblick lachte er gutmüthig und verſetzte:

„Donner und Doria! ſo ſagt der verteufelte Peterſen auch und die ganze Bande ſagt ſo. 's muß was dran ſein, Schwerenoth! In der Akademie mußten wir zuweilen Komödie ſpielen, wirkliche Komödie nämlich. Da macht' ich mal den Clavigo. Je mehr ich aber die Zuſchauer tragiſch erſchüttern wollte, deſto wüthender lachten ſie. Der grobe Peterſen ſagte mir nach Beendigung des Stückes, ich wäre herumgefahren wie ein Eſel, dem man brennenden Zunder ins Ohr geſteckt, und der Kapff wandte ein noch viel unſaubereres Bild auf mein Spiel an."

„Laß Dich das nicht verdrießen. Du biſt eben keine Komödiantennatur. Dein Weſen iſt durchaus auf das Ernſte geſtimmt, zum Erhabenen angelegt, auf die Wahrheit gerichtet . . . . . Aber ſag' mir, wie ging es denn zu, daß Du trotz der klöſterlichen Clauſur der Akademie die Bekanntſchaft der Turbinella machen konnteſt?"

„O das ging, wie dort Alles, auf Commando."

„Auf Commando? Warum nicht gar!"

„Und doch! Alljährlich zur Carnevalszeit werden die älteren Akademiker abwechſelnd auf die Redouten im herzoglichen Opernhaus commandirt, um da geſellſchaftlichen Ton und Takt zu lernen, und jeder hat eine Dame aufzuführen, eine von den Demoiſelles aus der Ecole. Natürlich beſtimmt nicht die freie Wahl, ſondern ebenfalls das Commando, welche Demoiſelle der und der Akademiker führen ſoll. Wir holten unſere Damen am Thor des alten Schloſſes ab und geleiteten ſie, in unſere Parade-uniformen gepreßt, in langem Zuge in den Ballſaal, wo unſer Kommen immer große Heiterkeit hervorrief und den ſich drängenden Masken zu einem ganzen Feuerwerk von guten und ſchlechten Witzen über uns Veranlaſſung gab. Sie hatten Stoff genug dazu, denn unſer Auftreten war gewiß unſäglich hölzern, dämiſch und ungeſchickt. Wir gingen gewöhnlich ſtumm und dumm wie Automaten neben unſeren Schönen her, die ihrerſeits meiſtens auch ganz nonnenhaft ſtill und verlegen waren. Zum zweiten Mal, als ich auf die Redoute commandirt wurde, hatte ich freilich eine Partnerin, die mich reden zu machen wußte."

„Lauretta?"

„Ja. Mein Freund Hoven ſollte ihr Begleiter ſein, aber er wurde unwohl und ſo ſchob man mich an ſeine Stelle. Ich kriegte eine hölliſche Angſt und war zugleich ungeheuer neugierig, denn es war von den wilden Poſſen und von dem originellen Weſen des ſchönen Kindes Manches aus den Mauern des

Schloſſes heraus- und in die der Akademie hineingedrungen. Die Sache lief indeſſen viel beſſer ab, als ich zu hoffen gewagt hätte. Das machte meine aufgeregte Stimmung, welche mit der meiner Schönen einigermaßen Schritt halten konnte. Ich war damals mitten in den Räubern drinn und die Wogen meiner Seele gingen hoch. Die Turbinella ſchien zwar Anfangs über die Figur des ihr zugetheilten Begleiters keineswegs erbaut zu ſein, aber gerade ihr ſpöttiſches Lächeln ſtachelte meinen Stolz, dem Jüngferchen zu zeigen, daß wenigſtens kein dummer Junge an ihrer Seite ginge. Es gelang nicht übel und ſo unterhielten wir uns ſchon auf dem Wege nach dem Redoutenſaal ganz munter und cordial, was ein Ereigniß war, denn unſer Zug ging ſonſt mit der Stille eines Leichenbegängniſſes vor ſich. Was ſoll ich ſagen? Ich war in die Turbinella verliebt, noch bevor wir den Redoutenſaal erreicht hatten. Dort kam mir auch Alles ganz anders vor, als früher, Alles viel ſchöner, prächtiger, berauſchender. Aber was mich am meiſten berauſchte, war doch das wunderbar reizende Kind an meiner Seite, welches die liebenswürdigſte Laune entfaltete. Wir tanzten. „Himmel!“ ſagte meine Tänzerin nach der erſten Tour, „habt Ihr denn in der Akademie einen Elephanten zum Tanzmeiſter?“ Ich parirte den Spott, welcher nur zu begründet ſein mochte, durch ein enthuſiaſtiſches Kompliment und ſetzte keck hinzu: „Lehren Sie mich tanzen, mein Fräulein; ich will mir Mühe geben, von dem Unterricht zu profitiren.“ Mein Benehmen ſchien ihr nicht zu mißfallen. Sie machte mich plaudern und lachte herzlich über die Schnurren, womit wir den despotiſchen Zwang, unter welchem wir in der Akademie ſeufzten, uns erträglich zu machen ſuchten. Was mich angeht, ich wurde verliebt wie Amadis, wie Don Quixote, wie ein Narr in Folio.“

„Und dann?“

„Dann traf ich nach meinem Austritt aus der Akademie im Hauſe meiner verehrten Freundin, der Frau von Wolzogen, mehrfach wieder mit Lauretta zuſammen . . . Du weißt, die genannte Edelfrau aus Franken hatte vier Söhne in der Akademie. Der älteſte derſelben, Wilhelm, war einer meiner beſten Freunde geworden. Er führte mich ſpäter bei ſeiner trefflichen Mutter ein, welche häufig hieher kommt. Die Gräſin von Hohenheim iſt ihre Gönnerin, die Generalin von Wimpfen ihre Freundin. Die Wolzogen . . . . aber wart' mal, da fällt mir juſt eine koſtbare Geſchichte von einem der Brüder ein. Bei einer unſerer feierlichen Prüfungen in der Akademie hatte ſich ein Zögling bei Löſung einer mathematiſchen Aufgabe arg blamirt. Der anweſende Herzog rief ihm zornig zu: „Scheer' Er ſich zum Teufel und laß' Er den Ludwig von Wolzogen an die Tafel!" Der Aufgerufene hatte gerade an ganz andere Dinge gedacht, wußte alſo gar nicht, wovon eigentlich die Rede war, und ergriff die Kreide mit dem bangen Vorgefühl, daß es ihm noch ſchlechter gehen werde als ſeinem Vorgänger. Da faßt er, der geringen Kenntniſſe des Herzogs in der Mathematik ſich erinnernd, plötzlich ein Herz und fängt aus dem Stegreif wüthend an zu malen und zu demonſtriren, bis er endlich, durch eine ganze Legion von Sinus- und Coſinus-Quadranten hindurch, zu einer ſo einleuchtenden Schlußgleichung gelangt, daß dem Klaſſenlehrer und den Zöglingen die Haare zu Berge ſtehen, der Herzog aber, ſtolz, ein ſolches mathematiſches Genie in ſeiner Akademie zu haben, den dreiſten Kerl der ganzen Klaſſe als Muſter vorſtellt. O, wenn mal der Peterſen mit ſeinen Anekdota aus der Akademie, an welchen er ſchon lange eifrig ſammelt, hervortritt, wird Deutſchland was zu lachen haben. Hat Dir noch Keiner von der Bande den Schwank erzählt, wechen der Graf von Naſſau mit der Gräfin von Hohenheim aufführte?"

„Nein.“

„Den mußt Du kennen. 's iſt der beſte, welcher je in der Akademie geſpielt wurde, Schwerenoth! Dieſer Graf von Naſſau war ein ganz unbändiger Junge und die Billets regneten ihm von allen Seiten zu . . .“

„Die Billets?“

„Nun ja, ſo hießen die verwünſchten Sündenregiſter, welche die Sünder dem Herzog bei ſeinen Beſuchen in der Akademie präſentiren mußten. Er dictirte dann höchſtſelbſt die Strafen. Bei ſeinen Beſuchen hatte er faſt immer die Gräfin Franziska am Arm. Dieſe Frau, noch jetzt eine höchſt anmuthige Erſcheinung, war die Göttin der Akademiker. War ſie doch ſo zu ſagen das einzige weibliche Weſen, welches wir in unſerer Clauſur zu ſehen bekamen. Was Wunders, daß wir ſo ziemlich alle in ſie verſchoſſen waren und in die Wette Verſe auf ſie machten? Kommt ſie da auch eines Tages mit dem Herzog. Der Naſſau hatte ihm, wie gewöhnlich, wieder ein ganzes Bündel Billets zu überreichen. Karl las das lange Sündenverzeichniß und frug dann den wilden Burſch: „Sag' Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?“ Der Schlingel von Naſſau, nicht faul, gibt der Gräfin von Hohenheim einen herzhaften Kuß, nimmt ihren Arm und ſagt friſchweg: „Komm', Franzel, und laß' den dummen Jungen ſtehen!“ Die Gräfin purpurroth, konnte ein Lächeln über dieſe Geiſtesgegenwart kaum unterdrücken. Der Herzog, zwiſchen Zorn und Lachen über die beiſpielloſe Unverſchämtheit ſchwankend, hielt es am Ende für das Geſcheidteſte, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und entfernte ſich eilig mit ſeiner Dame, ohne eine Strafe zu dictiren. War das nicht groß von dem Naſſau?“

„Gewiß . . . . . Um aber auf die Turbinella zurückzukommen, Du ſahſt ſie bei der Frau von Wolzogen?“

„Ja. Sie kam dahin mit der Generalin von Wimpfen. Dieſe iſt eine ſehr lebhafte, joviale Franzöſin, die Wolzogen eine Frau, welche ſich für Kunſt und Poeſie, für alles Schöne und Edle lebhaft intereſſirt. Ich verlebte dort ſchöne Stunden und doch auch wieder peinvolle. Ich hörte Lauretta ſingen und muſiziren und ſog in vollen Zügen den Strahlenſtrom ihrer Schönheit in mich. O, wie litt ich, ſchwankend zwiſchen Himmel und Hölle, zwiſchen quälender Furcht und kühnſter Hoffnung.“

„Sie ermunterte Dich?“

„Zuweilen wähnte ich, es glauben zu dürfen;

aber dann trat an die Stelle freundlichen Bezeigens wieder ein ſprödeſter, faſt verletzender Stolz, durch welchen ich doch wieder leiſe Töne warmer Theilnahme hindurchzuhören meinte. Sie war manchmal gegen mich gut und lieb, aber dann ſogleich wieder ganz Turbinella, wetterwendiſch wie der April. Zuletzt mußte ich mir unter Schmerzen geſtehen, ſie ſpiele mit mir, wie mit Allem und Allen."

„Aber Deine Laura Oden?"

„Sind Gedichte, wilde Eingebungen einer aufgereizten Phantaſie, Aufſchrei toller Wünſche, denen nicht die kleinſte Befriedigung zu Theil wurde."

„Du meinſt, Lauretta habe für Dich nicht zärtlich gefühlt?"

„In Wahrheit nie, ich muß es glauben. Hätte ſie mich wirklich geliebt, wie hätte ich aufhören können, ſie zu lieben?"

„Du hörteſt auf, ſie zu lieben?"

„Ja. Ich bin ihr noch herzlich gut, meine lebhafte Theilnahme gehört ihr, ich könnte viel für ſie thun, denn ſie iſt ein wunderbares Geſchöpf, ich wiederhole es. Wenn man ein Stück von einem Poeten iſt, ſo muß Einen ein aus ſolchen Widerſprüchen zuſammengeſetztes Weſen, halb Engel halb Dämon, immer anziehen. Aber wenn ich mich jetzt aufrichtig prüfe, ſo muß ich mich fragen: war dieſe Laura-Liebe nicht eine bloße Phantaſie? . . . Liebe! Ei, was iſt überhaupt Liebe? Iſt dieſes große Band der empfindenden Schöpfung nicht zuletzt nur ein glücklicher Betrug? Erſchrecken, erglühen, zerſchmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt."

„Theurer Freund, ich bewundere Dein Vermögen, in dem Nachen philoſophiſcher Abſtractionen über die Wogen der Leidenſchaft ruhig und ſicher hinwegzuſteuern."

„Hm, mit der Ruhe und Sicherheit dürfte es trotz Allerdem nicht ſehr weit her ſein. Meine Reſignation hat mich doch einen ſchweren Kampf gekoſtet. Allein hätte ich es vielleicht gar nicht zu Stande gebracht, meinen tollen Hoffnungen zu entſagen. Meine Mutter, der ich Alles ſagen darf, war mir auch in dieſer Sache die treueſte Helferin. Sie hat, ſcheinbar ohne alle Abſicht, wie das ihre Art iſt, in mir zu klarem Bewußtſein gebracht, was ich inſtinktmäßig fühlte, im größten Ueberſchwang meiner Lauraſchwärmerei inſtinktmäßig fühlte, — daß nämlich die Verbindung von Mann und Weib nur dann dauerndes Glück gewähre, wenn dieſelbe mehr, weit mehr auf ruhige Achtung und Freundſchaft als auf ſtürmiſche Phantaſtik und Leidenſchaft baſirt iſt.“

„Wie, mein Freund? Du, der Dichter der Räuber, hegeſt eine ſolche zahme, um nicht zu ſagen eine ſolche philiſterhafte Anſicht von der Liebe und ihrem Glück?“

„Ja, es mag Dir wunderlich vorkommen, wie es mir zuweilen ſelber wunderlich vorkommt; aber es iſt doch ſo. Ich kann mich für ein weibliches Original, für eine Heroine poetiſch begeiſtern, aber ich möchte kein dauerndes Glück von ſo einem Weſen erwarten . . . . Mir kommt vor, daß die Frauen geſchaffen ſeien, die liebe heitere Sonne auf dieſer Menſchenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unſer Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir ſtürmen und regnen und ſchneien; das weibliche Geſchlecht ſoll die Wolken zerſtreuen, die wir auf Gottes Erde zuſammengetrieben haben, den Schnee ſchmelzen und die Welt durch ſeinen Glanz wieder verjüngen. Wer weiß, was für große Dinge ich von der Sonne halte, wird glauben, daß dieß Gleichniß das Beſte iſt, was ich von den Frauen habe ſagen können.“

„Und auf Fräulein Lauretta, meinſt Du, paſſe Dein Gleichniß nicht?“

„Haſt Du noch nie einen recht wunderſchönen Frühlingstag erlebt? Da iſt Alles Pracht und Glanz, Farbenſchmelz und Blüthenduft; aber plötzlich ſchwärzt ſich der Himmel, der Sturm raſt, Blitze zucken, Donner rollen und aus den gethürmten Wolken praſſeln Hagelſchauer verderblich auf die blühenden Fluren herab. So iſt die Turbinella.“

Raleigh ließ es eine Weile anſtehen, bis er die Erwiderung gab:

„Was thut das? . . . Ich habe den Frühling gern mit all ſeinen Stürmen, Gewittern, Blitzen und Donnern . . . Ich . . . ich liebe die Turbinella.“

Schiller ſchaute doch auf.

Der Freund hatte das ruhig, ſo gleichmüthig vorgebracht, und doch auch wieder ſo decidirt!

Der Dichter hatte im erſten Augenblick Luſt, hell aufzulachen aber als er den Ernſt in Raleighs Mienen wahrnahm, hemmte er den Ausbruch ſeiner Fröhlichkeit und ſagte ganz verblüfft:

„Du willſt Dir wohl einen Spaß mit mir machen? . . . Wie könnteſt Du ſonſt ſo kühl, ſo eiszapfig ſprechen“ . . .

„Theurer Freund, ich bin kein phantaſtiſcher

Knabe mehr, war es eigentlich nie. Ich habe ein zu großes Stück Welt und Menſchenleben geſehen und zu Ernſtes erlebt, um nicht ſagen zu dürfen, ich ſei ein Mann. Als ſolcher ſprach ich, und was geſagt iſt, bleibt geſagt: — ich liebe dieſes Mädchen!“

„Aber Du kennſt ja Lauretta kaum.“

„Wahr. Ich ſah ſie nur ein paar Mal flüchtig, aber doch etwas weniger flüchtig auf der letzten Redoute. Sie war dort mit der Frau Generalin von Wimpfen“ . . .

„Ja, man geſtattet ihr mancherlei Ausnahmen von den Regeln der Ecole. Sie hat eben die Frau von Seeger und den Herzog und alle Welt am Schnürchen ihrer Launen.“

„Auf der Redoute hab' ich zu wiederholten Malen mit ihr geſprochen und getanzt.“

„Und ſie bezauberte Dich?“

„Sie bezauberte mich.“

„Du liebſt zum erſten Mal?“

„Wenn ich früher wähnte, ſchon geliebt zu haben, ſo weiß ich jetzt, daß es eben ein alberner Wahn war.“

„Und wie nahm die Turbinella Deine Huldigungen auf?“

„So, wie nur je das jungfräulichſte aller Mädchen die Huldigungen eines Mannes aufgenommen hat.“

„Du liebſt alſo bloß auf gut Glück? Sie gewährte Dir keinen Schimmer von Hoffnung? Ließ Dir keine Ermuthigung zu Theil werden?“

„Nicht den Schatten eines Schattens.“

„Ach, ſie war alſo in ihrer königlichen oder madonnenhaften Laune?“

„Sie war ſchön, ſtrahlend, edel!“

„Sie hat Dich alſo alles Ernſtes erobert?“

„Ganz und gar . . . Und nun höre mich an, lieber Freund. Nach dem, was Du mir über Dein eigenes Verhältniß zu Lauretta geſagt, darf ich mit der Sprache ganz frei herausgehen . . . Du weißt . . . wenigſtens glaube ich es Dir geſagt zu haben . . . daß ich den Unabhängigkeitskampf meines Vaterlandes mit der Waffenſtreckung des Generals Cornwallis bei Yorktown beendigt glaube. Nach dieſer glorreichen Action ſandte mich General Waſhington mit Depeſchen an den Congreß und dieſer, ſei es in Folge einer Empfehlung des Generals, mit deſſen Familie die meinige von Alters her befreundet war, ſei es, weil ich ſechs Jahre hindurch, erſt als gemeiner Milizmann, dann als einer der Adjutanten unſeres Befreiers, nach Kräften meine Pflicht gethan, —

erwies mir die Ehre, mir eine vertrauliche Miſſion an unſere Geſandtſchaft am Hof von Verſailles zu geben. Nachdem ich mich dieſes Auftrags entledigt und einigermaßen in Paris mich umgeſehen hatte, reiſte ich über Brüſſel rheinaufwärts hieher, wohin mich ein Auftrag meiner guten Mutter und das eigene Herz zog. Ich ſollte und wollte das Grab meines geliebten Bruders George beſuchen, wollte ſeinen Freunden danken für all das Gute, was ſie ihm erwieſen, und auch dem Herzog und der Frau Gräfin von Hohenheim meinen und meiner Familie ehrfurchtsvollen Dank abſtatten für das Wohlwollen, welches ſie dem armen George namentlich in ſeiner Krankheit bezeigt haben."

„Das iſt billig, denn der Herzog benahm ſich wirklich gütig, die Gräfin liebreich gegen den Kranken."

„Ihr Alle thatet es. Darum iſt es auch unverzeihlich, daß ich noch nicht dazu gekommen, den Fürſten um eine Audienz zu erſuchen. Aber ſeit ich dieſes Mädchen geſehen und geſprochen, bin ich ganz aus meinem gewohnten Geleiſe . . . Höre, Friedrich, ſage mir auf Ehre und Gewiſſen, hältſt Du Fräulein Lauretta für eine Kokette?"

Schiller beſann ſich keinen Augenblick, ſondern ſagte mit Entſchiedenheit:

„Auf Ehre und Gewiſſen, nein!“

„Wie danke ich Dir! Aber ſieh, auch wenn Deine Antwort anders gelautet, würde ſie mich in meinem Vorhaben nicht wankend gemacht haben.“

„Was haſt Du vor?“

„Kannſt Du fragen? Ich will Alles daran ſezzen, den Preis zu gewinnen. Was wir Amerikaner wollen, das pflegen wir mit Energie zu betreiben. Zwar fließt zur Hälfte deutſches Blut in meinen Adern, doch überwiegt das virginiſche . . . Ich liebe dieſes Mädchen, aber — ich bin kein empfindſames Lämmerſchwänzchen, kein Werther, der ſich aus Liebesgram todtſchießt. Ich will um Lauretta werben wie ein Mann und will ſie heimführen unter meines Vaters Dach — drüben am Ufer des Potomac.“

„Und glaubſt Du, ſie werde Deine Werbung annehmen und Dir folgen?“

„Ich hoff' es, obgleich ich fürchten muß, einen Nebenbuhler zu haben und zwar einen begünſtigten.“

„Schwerenoth, Nebenbuhler haſt Du ſicherlich genug und übergenug; aber einen begünſtigten? Wie iſt das?“

„Neben meinem Zimmer im Bären hat ſeit einigen Tagen deren eine ganze Reihe ein Italiener inne, ein Venetianer. Er läßt ſich Chevalier tituliren und tritt mit großem Glanz auf. Ich halte ihn freilich für einen Abenteurer, aber er iſt jedenfalls eine bedeutende, eine imponirende Perſönlichkeit und ein gewiegter Weltmann. Trage er ſeinen Titel mit Recht oder Unrecht, man muß ſagen, er hat etwas Chevalereskes an ſich, Etwas, was, wie ich vermuthe, den Frauen gefallen muß. Ich habe gelegentlich bemerkt, daß er vermittelſt ſeines Lächelns, ſeiner Artigkeit, vermittelſt einiger Scherze und Schmeicheleien unſere Wirthin und alle Dienſtmädchen im Hauſe bezaubert hat.“

„Ein richtiger Lovelace alſo?“

„Ich denke wohl .... Auf der Redoute, die für mich ſo bedeutungsvoll wurde, näherte ſich der Chevalier dem Fräulein in auffallender Weiſe und ich bemerkte wohl, daß er dem Mädchen in viel gewandterer Art den Hof zu machen verſtand als ich. Auch glaubte ich zu bemerken, daß ſeine Bemühungen nicht ſo kalt und ſtolz aufgenommen wurden wie die meinigen ... Ich lernte da mit der Liebe zugleich die Eiferſucht kennen ... Am folgenden Tag, als wir nach Tiſch unſern Wein tranken, ſagte er mir plötzlich: „Mein Herr, wir haben geſtern auf einer Fährte gejagt, aber — entſchuldigen Sie meine Offenheit — ich meine, Sie ſeien noch kein ſehr geübter Jäger . . ." Ich nahm mich zuſammen und gab eine ſcherzhafte Antwort, worauf er ſagte: „Ich ſehe, Sie ſind ein Mann von Welt und nehmen dergleichen Abenteuer, wie ſie genommen werden müſſen . . ." Hierauf bot er mir eine Wette an, daß ihm, wie er ſich ausdrückte, das fragliche Wild in das Netz gehen würde, bevor zwei Wochen herum wären."

„Der Geck!" rief Schiller entrüſtet aus.

„Was willſt Du? Er ſcheint ein Mann zu ſein, der gewohnt iſt, zu ſiegen . . . Ich nahm die Wette an. Vielleicht war das unziemlich, thöricht, kindiſch . . . aber ſeit der heutigen Wachtparade habe ich Grund zu glauben, der Venetianer habe auf was für eine Art immer eine Intrigue mit der Turbinella angeſponnen."

„Wie? . . . Der Unverſchämte! Doch da fällt mir ein, daß der Schlaukopf, der Erzpfifficus, der Hexenmeiſter, vulgo Sammetdoctor, beharrlich behauptet, das unfehlbarſte Mittel, die Weiber zu gewinnen, ſei die Unverſchämtheit . . . Aber Du ſprachſt von der heutigen Wachtparade. Was iſt denn da . . . ."

Ein ſtarkes Klopfen an der Thüre unterbrach den Sprecher.

„Bleib' draußen, Kerl!" rief der Dichter, in der Meinung, der Kronenbitter begehre Einlaß. „Bleib draußen, Saufaus! Wir können Dich jetzt nicht brauchen."

Die Thüre öffnete ſich aber trotzdem zur Hälfte und durch die Oeffnung herein ſprach eine tiefe Baßſtimme:

„Ein höflicher Empfang, das muß ich ſagen! Nicht umſonſt hat der witzige Junge, der Haug, mal in einem ſeiner Epigramme die Göttin der Grobheit geſchildert, wie ſie aus den Wolken herab zu dem Akademiker Schiller ſagt: Du biſt mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Nun that ſich die Thüre ganz auf und ließ einen Mann von würdevoller Corpulenz eintreten, bei deſſen Anblick Schiller von der Bank aufſprang mit dem Ausruf:

„Donner und Doria! Lupus in fabula — der Sammetdoctor!"

Der Eingetretene war ein Mann von corpulentem, aber nicht würdeloſem Habitus, groß, ſtarkknochig und ſo ſtramm und aufrecht, daß man nur ſchwer glauben konnte, über ſeinen Scheitel ſeien bereits ſiebzig oder gar achtzig Jahre hingegangen. Aus ſeiner altmodiſchen dreizipfeligen, ſchneeweiß gepuderten Allongeperücke ſchaute ein volles rothes Geſicht, das nur wenige Runzeln zeigte und aus welchem zwei kleine ſchwarze Augen klug und durchdringend blickten. Eine mächtige Falkenſchnabelnaſe bog ſich jäh zu dem feingeſchnittenen Mund herab und verlieh, im Verein mit den Schlangenlinien um die Lippenwinkel, den Zügen des Mannes etwas Mephiſtopheliſches, welches aber für gewöhnlich hinter dem Ausdruck humoriſtiſcher Cordialität verſchwand. Er trug ſich elegant, faſt etwas auffallend, denn er ging in einem goldbordirten Rock von Scharlachſammet und in einer goldgeſtickten Pattenweſte von weißem Sammet, trug ein zierliches Jabot und breite Spitzenmanſchetten, ſchwarze Seidenſtrümpfe, goldene, mit blitzenden Steinen verzierte Knie und Schuhſchnallen. Unter dem linken Arm hatte er den kleinen ſchwarzſeidenen Chapeaubas feſtgeklemmt und in der Rechten führte er ein gewaltiges Rohr mit großem Goldknauf. Rechnet der in der Geſchichte des Coſtüms bewanderte Leſer zu dieſem Anzug noch die erwähnte Allongeperücke hinzu, ſo brauchen wir ihm nicht zu ſagen, daß wir die offizielle Tracht der Aerzte im achtzehnten Jahrhundert beſchrieben haben, eine Tracht, die in ihrer ganzen Strenge im Jahre 1782 allerdings wohl nur noch von wenigen „Jüngern Aeskulaps“ beibehalten ſein mochte.

„Servus," ſagte der würdige Mann gravitätiſch und that ſeine Verbeugungen nach den ſtrengſten Vorſchriften des Höflichkeitscodex von damals ab.

Dem Dichter machte es Spaß, dieſe Gravität nachzuahmen, und ſo ſtellte er den Doctor Armbruſter, gemeinhin der Sammetdoctor genannt, und ſeinen Freund Raleigh in aller Förmlichkeit einander vor.

„Sehr charmirt, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, mein werther Miſter Raleigh," ſagte Herr Armbruſter. „Habe großen Reſpect vor den Herren Amerikanern. Haben ſich in neuerer Zeit ſehr notabel gemacht. War aber vorauszuſehen, daß es ſo kommen würde, obgleich ſeit der Zeit, wo ich in Amerika war, dort manches bedeutend ſich verändert haben muß."

„Sie waren in Amerika, mein Herr?" fragte Raleigh mit ſchnell erwachendem Intereſſe an ſeinem neuen Bekannten.

„Ach Gott, lieber William," fiel Schiller ein, „wo wäre der Sammetdoctor nicht geweſen?"

„War in Amerika, ja, iſt ein Fact," bemerkte der Doctor. „Gefiel mir dort ganz paſſabel. Iſt ein mächtig aufſtrebendes Land, dieſes Amerika. Nur Eines hat mir mißfallen, mit Verlaub."

„Was?"

„Das ewige Pſalmenſingen. Herrgott, was

hab' ich da in Boſton und Philadelphia für ein Genäſel und Quinkeliren mitanhören müſſen! War das zu viel für meine arzneiwiſſenſchaftliche Conſtitution. Strich daher wieder ab .... Nichts für ungut, mein werther Sir."

„Bitte, bitte, keine Entſchuldigung. Wir in Virginien ſind nicht ſo exceſſiv fromm wie die Leute in den Neu-Englandſtaaten. Dieſe ſtammen von den puritaniſchen Pilgrimen, wie Sie wiſſen, wir Virginier dagegen von den muntern Cavalieren und kühnen Abenteurern des Zeitalters der Königin Beß."

„Schön, ſchön, mein werther Sir. Werde mir ein großes Vergnügen daraus machen, ſo ich die Ehre haben kann, bei gelegener Zeit mit Ihnen über Amerika zu plaudern. Praesenti momento bin ich leider etwas preſſirt, wasmaßen ich noch unterſchiedliche Patientes zu inſpiziren habe .... Kam geſtern Abend ſpät von Heilbronn zurück, allwohin ich zu einer Conſultation in einem abſonderlich ſchwierigen Casu berufen worden. That uns übrigens, meinen Herren Amtsbrüdern und mir, das fragliche Subject den Poſſen, uns ſo zu ſagen unter den Händen wegzuſterben. Media in vita sumus in morte. Nicht wahr, werther College Schiller, Sie haben auch ſchon zu unterſchiedlichen Malen Gelegenheit gehabt, das alte Sprüchlein zu beten, wenn Sie, gewohnt, wie in poësi ſtarke Aesthetica, ſo in medicina ſtarke Emetica anzuwenden, erfahren mußten, daß Ihre Mittel auf die Augé'ſchen Grenadiere zu draſtiſch wirkten?"

Bei den letzten Worten ſpielte ein mephiſtopheliſch-behagliches Lächeln für einen Augenblick um die Mundwinkel Armbruſters.

„Hol' Euch der Teufel, Doctor!" rief der Dichter aus. „Ihr könnt es doch wahrlich nie und nimmer laſſen, aus Eurem Sammetgehäuſe die Krallen der Bosheit hervorzuſtrecken."

„Das iſt nun wieder ſo ein poetiſcher modus loquendi, mein werther Sir," ſagte der Sammetdoctor, zu Raleigh gewandt, mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit. „Der alte Armbruſter hat keine boshaftigen Krallen. Posito, er hätte jemalen überhaupt Krallen gehabt, ſo hat ſie ihm der Zahn der Zeit längſt abgebiſſen .... Im Uebrigen," fuhr er fort, wieder zu Schiller ſich wendend, „ſollte ich jetzt, Sie für Ihr uncollegialiſches Wort in Pön zu nehmen, die Neuigkeit für mich behalten, welche ich Ihnen im Vorbeigehen mittheilen wollte."

„Heraus damit, Ihr größter aller Neuigkeitskaſten! ... Aber ich bitt' Euch, edler Sammetdoctor, laßt es bei den bisher gegebenen Proben von Eurem verwünſchten Genialſtyl bewenden und ſprecht, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt.“

„So thu' ich ja immer, guldiges Herrle. Aber wollt gütigſt bedenken, mein Schnabel iſt ein altmodiſcher Doctorſchnabel, kein kraftgenialiſcher Gelbſchnabel.“

Und mit gewinnendſtem Lächeln bot er aus ſeiner großen goldenen mit Brillanten verzierten Doſe dem Dichter eine Priſe.

Schiller — wir können Nichts dafür, zarte Leſerin — machte von dieſem Anerbieten nicht nur ohne Umſtände, ſondern auch mit viel Behagen einen ſehr umfaſſenden Gebrauch, worauf er ſagte:

„Mit Euch iſt nicht zu ſtreiten, Doctor. Ihr ſeid mit allen Hunden gehetzt und gewinnt Einem immer den Vorſprung ab. Aber laßt uns jetzt Eure Novelle hören.“

„Uns?“ erwiderte der Sammetdoctor mit einem ſeltſamen Blick auf Raleigh. „Ich denke, meine Novelle wird bloß Euch, mein Söhnchen, intereſſiren . . . Die Sache iſt dieſe: Die Ecole des Demoiſelles ſoll einen neuen italiſchen Sprachmeiſter bekommen.“

„Was, zum Henker, Doctor, ſchiert mich das?“

„Immer oben hinaus! Immer eitel Sturm

und Drang! Wartet doch, bis ich zu Ende bin. . . Machte vor Tiſch der Frau Intendantin von Seeger einen pflichtſchuldigen Beſuch, da ich die Ehre habe, Hausarzt der Ecole zu ſein. Traf da bei der gnädigen Frau einen großen, herkuliſch gebauten, etwas pockennarbigen fremden Herrn“ . . .

Raleigh ſchaute und horchte auf. Der alte Arzt, welchem das nicht entging, fuhr fort:

„Als der Fremde, deſſen Tournüre ſo recht die eines Mannes comme il faut, das Zimmer verlaſſen hatte, theilte mir die Frau Intendantin mit, derſelbe ſei ein Venetianer und ſolle nach des Herzogs Wunſch die Stelle des plötzlich erkrankten italiſchen Sprachlehrers an der Ecole proviſoriſch übernehmen. Er muß ein Mann von großem Lehreifer ſein, denn als ich, das Schloß verlaſſend, durch den großen Corridor ging, machte ich zufällig die Wahrnehmung, daß der neue Sprachmeiſter bereits mit einer ſeiner Schülerinnen in ſpe Bekanntſchaft angeknüpft habe.“

„Wie?“

„Nun ja, liebwerther Collega, ich wurde, natürlich wider Willen und rein zufällig, Zeuge einer Unterredung, die mir nicht ganz . . . nicht ganz — alltäglich vorkam. Wie ich nämlich den dunkeln Corridor herabging . . . Ihr wißt, ich bin ein tapferer

Mann, und da Vorſicht die Mutter der Tapferkeit iſt, pflege ich ſtets vorſichtig aufzutreten und nie überflüſſigen Lärm zu machen . . . ja, wie ich den Corridor herabging, hörte ich hinter einem der mächtigen Pfeiler ein italiſches Gewiſpere. Ihr wißt, ich bin ein leidenſchaftlicher Liebhaber der welſchen Sprachlaute; ſie klingen gar ſo ſüß. Blieb alſo ſtehen und erkannte in der Stimme des Wiſperers die des herkuliſchen Fremden und in der Stimme der Wiſperin die — nun, Herr Collega, rathet mal, weſſen Stimme?"

„Die der Turbinella?"

„Errathen, vortrefflich errathen! . . . Ach, mein Lieber, ich merke, Ihr ſeid noch immer turbinelliſch geſinnt, lautgewordener Verſicherungen vom Gegentheil ungeachtet . . . Nun, nun, Ihr braucht darob nicht verlegen zu werden. Die Sache iſt begreiflich, ſehr begreiflich. Wenn Feuer und Pulver zuſammenkommen, wißt Ihr, ſo gibt's 'ne Exploſion. Ein Poet und ſo ein Blitzmädel — hm, da gibt's Funken, Feuer, Flammen . . . . Aber ich ſag': Periculum in mora — oder auch: Hannibal ante portus . . . . Die Weiber ſind ein wetterwendiſches Volk, das iſt eine weltgeſchichtliche Thatſache, und

Wagen, dreiſtes Wagen, unverſchämtes Wagen! das iſt das Feldgeſchrei, welches ſie am liebſten hören."

„Was ſoll mir denn das Alles?"

„Was Euch das ſoll, mein lieber Collega? Da hör' mal Einer! Wenn es Euch übrigens nicht ſekkirt, ſo kann das mir ganz einerlei ſein . . . Ich für meine Perſon wollte nur ſagen, daß es zuweilen nicht uneben iſt, welſch zu verſtehen. Hörte da hinter dem beſagten Pfeiler — es iſt der nämliche, hinter welchem vor Zeiten der wilde Herzog Ulrich ſeine Frau Sabine in einem Tête-à-Tête mit dem armen Burſch, dem Hans von Hutten, ertappt haben ſoll — ja, hinter dieſem Pfeiler hört' ich was davon, daß eine gewiſſe Demoiſelle heute Abend mit der Frau Generalin von Wimpfen nach Ludwigsburg fahren würde, ferner von einem morgigen Rendezvous in den Anlagen hinter dem ludwigsburger Schloß, ferner . . . . doch Sie ſagen ja, mein Herr Collega, das Alles intereſſire Sie ganz und gar nicht. Herrn Raleigh, als einen Fremden, kann es noch weniger intereſſiren . . . So bitt' ich um Entſchuldigung für mein intereſſeloſes Geplauder und habe die Ehre, meine Herren, mich Ihrer Gewogenheit beſtens zu empfehlen."

Damit machte er eine ſehr umſtändliche, ungeheuer höfliche Verbeugung und drehte ſich unter graziöſem Chapeauſchwenken zur Thüre hinaus.

„Donner und Doria!“ ſagte der Dichter, — „iſt das nicht ein merkwürdiger Kerl? Ein Original jeder Zoll. Spottſüchtig wie der Teufel und doch auch wieder gutmüthig wie ein Kind, ein Schalk, ein Gelehrter,. ein Peſſimiſt. ein Philanthrop, ein Humoriſt, ein Genie und ein Philiſter, Alles bunt durcheinander. Man weiß nie recht, wo man mit ihm daran iſt. Ich glaube, er ſieht die Menſchen nur als Figuren in der Komödie an, die er ſich zu ſeinen Privatvergnügungen unaufhörlich vorſpielt. Er bekümmert ſich um Alles. weiß Alles, hat die Hand oder wenigſtens einen Finger in Allem .... Ich möchte darauf ſchwören, daß er recht wohl wußte, wie ſehr Dich, lieber Freund, Alles intereſſire, was die Turbinella angeht .... Vielen Leuten wird’s geradezu unheimlich in der Nähe des Sammetdoctors, wie man ihn ſeines ewigen Sammetrocks wegen heißt. Er prätendirt zwar, ein geborener Stuttgarter zu ſein, aber als er vor nicht langer Zeit hieher kam, wollte kein Menſch von ihm oder von ſeiner Familie wiſſen. Jetzt iſt er freilich ſehr bekannt durch ſeine Abſonderlichkeiten und ſeine genialen Curen. Der Menſch iſt uralt — der Peterſen hat einmal im

Rauſch zu ihm geſagt, er halte ihn für den ewigen Juden — er iſt überall geweſen, in allen Ländern, an allen Höfen, er kennt alle merkwürdigen Perſonen Europas, Männlein und Weiblein, aus perſönlichem Umgang. Wenn's ihm drum iſt, erzählt er prächtig von Maria Thereſia, von Kaunitz, von Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen, vom großen Czar Peter und der Czarin Katharina. Du mußt ihn einmal hören. Er flieht alte Leute wie die Peſt, hält ſich zu der Jugend und fehlt faſt bei keiner Verſammlung der Bande im Ochſen.“

Raleigh ſchien dieſe Charakteriſtik des Sammetdoctors gar nicht gehört oder wenigſtens nicht beachtet zu haben, denn er ſtand auf, nahm ſeinen Hut und ſagte zerſtreut:

„Haſt Du morgen Dienſt?“

„Nur eine Stunde, in aller Frühe.“

„Gut. Kannſt Du reiten?“

„So zur Noth. Aber“ . . . .

„Willſt Du mir einen Gefallen thun?“

„Natürlich!“

„Gut. Ich hole Dich morgen bei Zeiten ab. Jetzt muß ich fort . . . Adieu.“

Er ging, ohne die Fragen des Dichters abzuwarten, und dieſer rief, des Freundes Benehmen richtig deutend, nach deſſen Weggehen nachdenklich aus:

„Da hat mal wieder das Sprüchwort recht: Stille Waſſer ſind tief!“

Fünftes Capitel,

worin von Liebe die Rede iſt und Einer zu Boden geſchlagen wird.

Zehn Jahre früher hätte ſo ein ſchöner Frühlingsvormittag, wie er heute über den weitläufigen Gartenanlagen des ludwigsburger Schloſſes aufgegangen, ſicherlich eine Menge höfiſcher Spaziergänger auf die ſauberen Kieswege gelockt, welche ſich durch die mannigfaltigen Baumgruppen und Alleen hinzogen. Jetzt aber war es gar ſtill und einſam in dem weiten Park, deſſen verſchwiegene oder auch nicht verſchwiegene Boskette vordem ſo manches pikante Abenteuer den profanen Augen der Welt verborgen hatten. Die gute Stadt Ludwigsburg führte dermalen ein gelangweiltes und Langweile erregendes Daſein. Der Herzog ſaß droben in ſeinem Hohenheim, der Hof befand ſich in Stuttgart und es war keine Ausſicht da, daß die alten glänzenden Zeiten ſobald oder überhaupt jemals wiederkehren würden.

Aber die Hänflinge, die Finken und Goldammern, welche in dem Park ſo freiſam zwitſchernd ſich umtrieben, als wäre er recht eigentlich ihre Domäne, kümmerte das wenig. Es kümmerte ſie auch wenig, daß der Frühling noch nicht dazu gekommen, ſeine ganze Pracht und Fülle zu entfalten. Schon der ſonnige und hoffnungsgrüne Anſatz dazu genügte ihnen, um ſich ihres Lebens königlich zu freuen, ſich zu paaren und zu Nutzen und Frommen zu erwartender Familie auf Gründung einer eigenen Neſterexiſtenz ſpielend bedacht zu ſein.

Ein Buchfink, der auf ſein intenſiv rothes Bruſttuch augenſcheinlich nicht wenig ſich einbildete, ſonſt aber von geſetztem und ſolidem Ausſehen war, debattirte mit ſeinem Weibchen die Neſterbauungsfrage in ſo gründlicher Weiſe, wie es einem deutſchen Buchfinken zukommt. Das würdige Paar ſaß mitſammen auf einem Fliederſtrauch, deſſen Blüthenknospen ſchon recht neugierig in die Welt guckten und der an einer kleinen Seitenallee ſtand, welche zu einem in Form einer chineſiſchen Pagode erbauten Gewächshaus hinabführte. Frau Fink gab ihrem Gatten mit Geberden und Worten zu verſtehen, daß ſie eine auf der andern Seite des Weges ſtehende ehrwürdige Birke für eine taugliche Neſtlokalität anſehe. Ihre Meinung hatte auch viel für ſich. Der ganze Platz trug den Charakter einer gewiſſen Heimeligkeit und verſprach im Sommer recht dichtgrün und ſchattenkühl zu werden. Herr Fink beäugelte den in Frage ſtehenden Baum und die ganze Stelle mit großem Bedacht und deutete dann an, daß, von Seiten der Poeſie angeſehen, dem Wunſche der theuren Gattin Nichts im Wege ſtehen dürfte; jedennoch — fuhr er fort, zur ganzen Würde ſeiner Stellung ſich erhebend — jedennoch müſſe er als praktiſcher Mann und verſorglicher Familienvater in spe zu bedenken geben, daß, vom Standpunkt der finkiſchen Lebenswirklichkeit aus betrachtet, die fragliche Birke viel zu nahe am Wege ſtehe. Frau Fink hörte zwar mit geziemendem Reſpect die Auseinanderſetzung ihres Gemahls an, ſchien aber, nach Frauenart, ſeine Logik nicht ſehr nach ihrem Geſchmack zu finden. Zum Glück nahm es der Zufall, der auch in der finkiſchen Welt eine große Rolle ſpielt, auf ſich, der Frau Fink ſogleich und unwiderlegbar darzuthun, wie ſehr ihr Herr und Gemahl recht habe.

Ein unterſetzter, faſt vierſchrötiger, flachshaariger, noch nicht ſehr alter aber auch nicht mehr ganz junger Mann kam eilends die kleine Allee herauf, mit häufig über die Schulter zurückgewandtem Kopf. Als er auf den Fliederſtrauch losſchritt, ſchien Madame Fink den Platz doch nicht mehr ſo ganz heimelig zu finden, wie vorhin, denn ſie machte ſich alsbald auf die Flügel. Monſieur Fink nahm gleichfalls den Finkenſtrich und ließ im Abſchwenken einen triumphirenden Schlag hören, welcher, ins Deutſche überſetzt, bedeutete: Ich wußte wohl, daß ich klug und weiſe bin, — Sapperlot!

Der flachshaarige Vierſchrötige ſtand bei dem Fliederſtrauch ſtill, blickte auf den Weg, den er gekommen, zurück und ſagte für ſich:

„Sie iſt's! Kein Zweifel! ... Das hochmüthige Jüngferchen! .... Aber hübſche Früchte liefert die Creole, das muß man ſagen! ... Ob die Generalin davon weiß? Bah! Die wilde Hexe wird ihr wieder mal 'ne Naſe gedreht haben ... Wenn es der Herzog wüßte! Wie der fulminiren würde! .... Aber er ſoll es wiſſen, unter Umſtänden natürlich .... Möchte nur wiſſen, wer der vornehm ausſehende Kerl iſt, der mit ihr geht. 's muß ein Fremder ſein. Sie ſchwatzen in irgend einer welſchen Sprache, — hol's der Teufel! ... Ah, da kommen ſie."

Bei den letzten Worten dieſes Monologs trat der Mann raſch über das ſchmale Blumenbeet weg, welches den Weg ſäumte, und verſchwand hinter dem Buſchwerk auf der andern Seite.

Ein Herr und eine Dame kamen die Allee herauf. Sie ſchienen dieſe abgelegene Stelle des Parkes aufgeſucht zu haben, um ſich ungeſtört einer ernſten Unterhaltung überlaſſen zu können.

Den Herrn haben wir ſchon einmal geſehen, auf dem ſtuttgarter Schloßplatz, wo er über Schillers komiſche Erſcheinung und über die Möglichkeit, in deutſcher Sprache zu dichten, ſeine Gloſſen machte. Es war der herkuliſche Elegant, welcher ſich Herr Chevalier tituliren ließ.

Auch die Dame ſahen wir bei jener Wachtparade an einem Fenſter des alten Schloſſes ſtehen. Sie iſt uns aber vor Zeiten ſchon im Salon der Frau Generalin von Wimpfen begegnet, eine angehende Elfin. Jetzt iſt ſie eine vollendete. Wie haben ſich die Schönheitskeime, welche damals in dem wilden Kind ſchlummerten, ſeither herrlich entfaltet!

Sie ſchritt in der wundervollen Harmonie ihrer ſchlanken Geſtalt ſo unbefangen leicht und doch ſo ſiegesgewiß einher, wie die friſcheſte Roſe im Morgenwind auf ihrem ſchwanken Stengel ſich wiegt. Ihre prächtigen Haare, dem Geſetze der damaligen Mode ſpottend, fielen in ſchweren ſchwarzen Wellen auf Schultern nieder, die unter dem leicht umgeworfenen Menteur hervor die Weiße, Glätte und

Feſtigkeit edelſten Marmors zeigten. In der linken Hand trug ſie nachläſſig den kleinen Hut, welcher ihren Kopf bedecken ſollte, und in der rechten führte ſie eine dünne Gerte, welche ſie unterwegs von einem Haſelſtrauch gebrochen hatte.

Der Herr Chevalier, den Chapeaubas reſpectvoll unter dem Arm, redete eifrig und mit warmer Betonung in italiſcher Sprache.

Ohne ihn zu unterbrechen, ſtand Lauretta von Zeit zu Zeit ſtill und fixirte den eifrigen Sprecher mit ihren großen dunkelblauen Augen. Dann ging ſie wieder weiter. Ein ſpöttiſches und doch unbeſchreiblich reizendes Lächeln kräuſelte für einen Moment ihre Lippen und ſie hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es einen pfeifenden Ton gab, der wie ironiſch klang.

Endlich ſagte ſie — und dabei ſtand die ſpröde Kälte der Betonung ihrer Worte in einem eigenthümlich anmuthigen Gegenſatz zu dem tiefmelodiſchen, ſeelenvollen Alt ihrer Stimme —:

„Mein Herr, ich mache Ihnen mein aufrichtiges Compliment über Ihr eminentes Sprachtalent. Sie behandeln unſere ſchöne italiſche Sprache mit der nämlichen Virtuoſität, womit ich Nardini ſeine Geige behandeln hörte. Aber, entſchuldigen Sie die kindiſche Frage, wie vielen Mädchen oder Frauen haben Sie das Nämliche ſchon geſagt, was Sie ſo eben mich hören ließen?"

„Sie ſind grauſam, Signora," erwiderte der Chevalier und man konnte ihm unſchwer anſehen, daß das bizarre Weſen, an deſſen Seite er einherſchritt, ihm keinen geringen Zwang auferlegte.

„Grauſam? Bah! Und wenn ich es wäre, warum laſſen Sie Sich meine Grauſamkeit gefallen?"

„Sie wiſſen es wohl, weil ich Sie liebe."

„Schon wieder von Liebe? ... Was iſt denn das eigentlich für ein Ding? Ich weiß davon nur aus Büchern und in dieſen ſtehen, wie Sie, mein Herr, ohne Zweifel wiſſen, ſo große Lügen! Vielleicht nur, weil ſie meiſtens von Männern geſchrieben werden, nicht wahr? . . . Ich weiß gar nicht, was ich mir dabei denken ſoll, wenn der gute Guarini einen mächtigen Anlauf nimmt und zu ſingen anhebe:

„Wie biſt Du groß, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preiſen.
Welch rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen
Kann Deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefſinn oder Witz der Weiſen
Kann Deine Kraft ergründen?
Wer ſieht, wie Deine Gluten ſich entzünden
Ueppig und ausgelaſſen,

Wird ſagen: Irdiſcher Geiſt, Dich aufzufaſſen
Langt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann ſieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was ſonſt ungeſtüm erglühte,
Alsbald erlöſchen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geiſt, nur im Gemüthe
Haſt Deinen Sitz, Dein Heiligthum Du innen!“

Die erſten Verſe dieſer berühmten Stelle aus einem Chor des Paſtor Fido hatte Lauretta mit parodierender Accentuation und mit von Spott funkelndem Blick geſprochen. Aber das änderte ſich gedankenſchnell. Ein reizendes Incarnat überflog ihr edles Antlitz, ihre Augen, in feuchtem Glanze ſchwimmend, wandten ſich in die Ferne, als ſuchten ſie dort ein Weſen, an welches ſie die glühende Ausſtrömung des italiſchen Dichters richten könne, tiefes Sehnen machte ihre Bruſt ſchwellen und ihre Stimme bebte, als ſie die Schlußverſe ſprach.

Der Chevalier blickte entzückt auf das ſchöne Geſchöpf. Es war mehr als weltgewandte Galanterie, es war ſympathetiſches Ergriffenſein, was ihn mit lebhafteſtem Ausdruck aus dem angeführten Gedicht die Verſe citiren ließ:

„O Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig deſſen,

Der Deine holde Hülle
Dir, beider Schöpfer, ſchöner zugemeſſen!
Was iſt, das ſchön wie Du der Himmel habe?…
Aus Ton, Bewegung, Schimmer,
Reiz, Schönheit, Sitte, ſind die Harmonien
So ſüß im ſchönen Angeſicht verliehen;
Der Himmel wage nimmer,
Muß nur dem Paradies der Himmel weichen,
Dir, göttlich Weſen, Dir ſich zu vergleichen!“

So ſprechend bog er das Knie und ſuchte Lauretta's Hand zu ergreifen, um ſie zu küſſen. Aber er ſollte ſogleich erfahren, daß er es mit der Turbinella zu thun hatte. Sie trat nämlich ſo ſchnell zurück, daß der Entzückte das Gleichgewicht verlor und ums Haar der Länge nach zu Boden geplatſcht wäre. Während er ſich dann ziemlich ernüchtert wieder aufraffte, declamirte ſie, das kokette Sprödethun einer Amaryllis oder Zerline zu komiſcher Uebertreibung ſteigernd, aus dem Paſtor Fido: —

„O Schmeichler, Deine Süße,
Dein falſch Vergnügen,
Soll es mich locken, mich betrügen?
Ich kehre um und wage
Und kreiſ' und flieh' und ſchlage
Und weiß Dir zu entweichen;
Du kannſt mich nicht erreichen,
O falſche Liebe!
Denn frei ſind meine Triebe.“

Und ſie ließ die Gerte pfeifen und lachte ſpöttiſch wie ein Teufelchen. Aber das Alles war ſo reizend, ſo allerliebſt, daß es der Herr Chevalier für das Klügſte hielt, Brava! Brava! zu rufen und ebenfalls zu lachen.

„So gefallen Sie mir, mein ſchöner Herr," ſagte Lauretta. „Bezeigen Sie mir fortan unbefangenes Wohlwollen. Das ſteht Ihnen viel beſſer zu Geſichte als ſchäferliches Liebeswerben. Zu Letzterem ſind Sie ohnehin, wie mir vorkommt, faſt ſchon etwas zu alt."

Sie ſprach das ſo leichthin, daß man nicht recht wußte, ob es in aller Naivetät oder aber in überdachteſter Bosheit geſagt wurde. Der Chevalier biß ſich auf die Lippen, aber ſie gab ſich den Anſchein, das gar nicht zu ſehen und fuhr fort:

„Laſſen Sie uns jetzt vernünftig reden, mein Herr, und mich vor allen Dingen Ihnen das Geſtändniß ablegen, daß in Ihrer Perſönlichkeit Etwas iſt, was mir vom Anfang unſerer improviſirten Bekanntſchaft an großes Vertrauen, aber auch Etwas, was mir großes Mißtrauen einflößte. Das erſtere hat bislang überwogen, vielleicht hauptſächlich deßhalb, weil mich die Art und Weiſe, wie Sie unſere ſiebenfach geſcheidte Abbateſſa, das iſt die Frau Intendantin der Ecole, nasführten, höchlich ergötzte. Sie haben Sich dabei zugleich klug und kühn benommen: ich liebe das. So bin ich denn ganz damit einverſtanden, daß Sie mich aus der egyptiſchen Knechtſchaft befreien oder meinetwegen entführen. Ich habe es ſatt, länger in der Ecole mit dummen Gänschen von Baroneſſen und Comteſſen und albernen Kunſtſchülerinnen und all dieſem Geſindel eingepfercht zu ſein. Ich habe dieſes Land überhaupt ſatt, habe es doppelt und dreifach ſatt, ſeit . . . . doch das gehört nicht hieher. Ich will fort, das ſteht feſt, und ich ſehe nicht ein, warum ich von Ihrem gütigen Anerbieten, mir fortzuhelfen, keinen Gebrauch machen ſollte. Aber mein Herr, der Fluchtplan, welchen Sie mir mittheilten, gefällt mir nicht."

„Das bedaure ich höchlich, Signora. Ich glaubte, derſelbe ſei nicht ungeſchickt entworfen. Darf ich wiſſen, warum er Ihnen mißfällt?"

„Weil darin der Schauſpielerin Binetti eine ſo wichtige Rolle angewieſen iſt."

„Aber was wollen Sie? Ich kann mich auf die Binetti vollſtändig verlaſſen. Sie iſt eine gute Freundin von Alters her."

„Ei, ei, wirklich von Alters her? Da hatte ich doch, ſehen Sie, nicht unrecht, wenn ich meinte, Sie ſeien nicht mehr ſo jung, als Sie Sich vorhin anſtellen wollten.“

„Liebenswürdige Bosheit! Aber laſſen wir mein Alter vor der Hand aus dem Spiele.“ . . .

„Nein, nein, mein Herr. Ich beſtehe im Gegentheil darauf, daß Sie in unſerem Verkehr Ihr Alter beſtändig vor Augen haben ſollen . . . Alſo Sie ſind ein alter Bekannter der Binetti?“

„Ich wiederhole, Signora, Sie behandeln mich grauſam. Alt iſt ein ſehr relativer Begriff. Ein Mann, welcher liebt und wagt, iſt gar nie alt.“

„Sehr gut geſagt, mein Herr, und es wird mir Vergnügen machen, über dieſe Theſis bei gelegener Zeit mit Ihnen zu disputiren. Was aber Ihre Freundin Binetti betrifft, ſo will ich mich weder derſelben anvertrauen, noch will ich ſie compromittiren.“

„Compromittiren?“

„Ei, ja doch. Ich habe Ihnen ja ſchon früher geſagt, daß der Herzog von Würtemberg in ſolchen Dingen keinen Spaß verſteht. Ich will von Mittelsperſonen überhaupt Nichts wiſſen. Ihr Plan taugt Nichts, mein Herr.“

„Aber“ . . .

„Aber Sie haben nicht ſofort einen andern bei der Hand? Wohl, ſo werde ich ſelber einen erſinnen.

.... Wollen Sie mir den Gefallen thun, bis morgen hier zu verweilen?"

„Sie wiſſen, Signora, daß Ihre Wünſche mir Befehle ſind."

„Wie galant! Morgen früh bringt mich die Frau Generalin in ihrem Wagen nach Stuttgart zurück. Wenn Sie Sich zwiſchen neun und zehn Uhr in der Allee vor dem nach Stuttgart führenden Thore zeigen wollen, werde ich Mittel finden, Ihnen aus dem Wagen einen Zettel zuzuwerfen, welcher die Reſultate meines Nachdenkens enthalten ſoll. . . Um aber nachdenken zu können, muß ich allein ſein. — Sie werden dieſe Eigenheit entſchuldigen, und ſo, mein Herr Chevalier, entlaſſe ich Sie auf baldiges Wiederſehen."

Sie winkte ihm zu mit dem ſtolzen Anſtand einer Königin und doch auch wieder mit ſo unwiderſtehlich ſchalkhafter Grazie, daß er, auch dieſer plötzlichen Laune ohne Widerſpruch ſich fügend, mit einer reſpectvollen Verbeugung ſich verabſchiedete.

Sie ſah dem Gehenden mit einem ſeltſamen Ausdruck ihrer Mienen nach. Deuten wir denſelben richtig, ſo ſagte er: — Dieſer Mann hat gerade Verſtand genug, meinen Willen zu thun, aber nicht genug, zu wiſſen, daß ich mich über ſeine Hoffnungen luſtig mache.

Dann machte ſie in einer Richtung, welche der von dem Chevalier eingeſchlagenen entgegengeſetzt war, ein paar Schritte, blieb jedoch ſtehen, wie in Gedanken verloren, ſchwippte mit der Haſelgerte durch die Luft und bückte ſich zu einem Blumenbeet nieder, auf welchem Primeln, Märzglöckchen und Veilchen blühten.

Sie pflückte ſich einen Strauß. Als ſie ſich aber wieder aufrichtete, ſah ſie plötzlich den Flachshaarigen vor ſich ſtehen. Sie erſchrack jedoch nicht im Geringſten ob dieſer Erſcheinung, ſondern ſagte ruhig:

„Ah, ſieh' da, Herr Garteninſpector Walter! Guten Morgen, und halten Sie mir es zu gute, daß ich mich verleiten ließ, in dem Blumenbeet da ſo räuberiſch zu wirthſchaften. Ich wollte der Frau Generalin ein Bouquet mitheimbringen . . . . .“

„Bitte, Mademoiſelle,“ — fiel der Herr Garteninſpector ein, artigſt ſich verbeugend, — „bitte recht ſehr, da bedarf es keiner Entſchuldigung. Alle Blumen des Schloßgartens ſtehen zu Ihrer Dispoſition. Freilich will das nicht viel heißen, denn dermalen blüht im Freien erſt ſolch untergeordnetes Zeug, wie

Sie da in Ihrer ſchönen Hand halten. Wenn Sie mir aber die Ehre und Faveur erweiſen wollen, in dem Gewächshaus da unten meinen ultramontanen und tropiſchen Frühlingsflor zu beſichtigen, ſo werde ich das Vergnügen und die Ehre haben können, Ihnen ein Bouquet anzubieten, welches Ihrer würdiger ſein dürfte.“

„Kommen Sie, Herr Inſpector. Ich mache von Ihrer Freundlichkeit ſehr gern Gebrauch. Liebe ich doch die Blumen und Blüthen des Südens ſo ſehr.“

Herr Walter ließ ihr galant den Vortritt und folgte der Vorangehenden zu der chineſiſchen Pagode hinunter.

Die Beiden waren aber kaum hinter den Glaswänden des Gewächshauſes verſchwunden, als auf der Stelle des Weges, wo ſie ſich getroffen, zwei andere Perſonen erſchienen: der Regimentsarzt Schiller und ſein Freund Raleigh.

„Am Ende haſt Du doch falſch geſehen,“ bemerkte der Erſtere. „Wir haben jetzt ſo ziemlich den ganzen Park durchſucht und nirgends weder von der Schönen noch von dem unternehmenden Chevalier eine Spur gefunden.“

„Das erklärt ſich einfach aus den vielverſchlungenen Gängen und maſſenhaften Baumgruppen dieſer Anlagen," entgegnete der Virginier. „Ich weiß nur zu gewiß, daß meine Augen mich nicht getäuſcht haben. Ich ſah den Venetianer drüben an einem Fenſter des Gaſthauſes zum Waldhorn lauern, bis das Fräulein über den großen Schloßhof hin nach dem Parke ging. Dann folgte er ihr. Sie gab ihm ein Stelldichein, kein Zweifel, der wunderliche Menſch, der Sammetdoctor, hatte richtig gehört .... leider!"

„Armer William, Dich plagt die Eiferſucht. Aber, im Grunde, was kannſt Du und willſt Du thun?"

„Weiß ich es? Mir iſt nur, als müßte ich das unbeſonnene Kind vor einem Unheil bewahren. Ich fürchte, Lauretta hat ſich, einer bizarren Laune nachgebend, in ein Abenteuer eingelaſſen, welches für ſie von den mißlichſten Folgen ſein kann. Der Chevalier iſt offenbar ein kecker Waghals, wenn es ſich um die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften handelt .... Wie ſchäm' ich mich dieſer gemeinen Wette! Statt ſie anzunehmen, wäre es edler und männlicher geweſen, dem unerfahrenen Mädchen auf irgend eine paſſende Art eine Warnung vor den Intriguen des Venetianers zukommen zu laſſen."

„Das gebe ich zu, aber“ ....

„Du meinſt,“ unterbrach der heute augenſcheinlich ungewöhnlich erregte Amerikaner den Freund, — „Du meinſt, ich hätte ſchwerlich das Recht gehabt, mich in Dinge zu miſchen, die mich eigentlich Nichts angehen?“

„Das nicht gerade. Vielmehr meine ich, daß die Turbinella, ſo wie ich ſie kenne, und vorausgeſetzt, daß von ihrer Seite bei dieſer ganzen Intrigue irgend eine Abſicht im Spiele iſt, die Warnung mit Spott zurückgewieſen haben würde.“

Sie waren inzwiſchen bei dem chineſiſchen Gewächshaus angekommen, als ihr Geſpräch durch ein ſeltſames Ereigniß unterbrochen wurde.

Wie ſie nämlich an der Pagode vorübergehen wollten, wurde die Thüre derſelben haſtig aufgeriſſen und herausſtürzte Lauretta glühenden Antlitzes, zornfunkelnden Auges, wie außer ſich.

Auf dem Fuße folgte ihr in wüthender Eile der Garteninſpector Walter, auf deſſen breitem, widerwärtig aufgeregtem Geſicht eine blutrothe Querſtrieme ſichtbar war, die ganz und gar dem Empfangſchein für einen nachdrücklichen Gertenhieb ähnlich ſah.

Raleigh ſprang blitzſchnell vor, blieb aber überraſcht ſtehen, als er in dem Verfolger Lauretta's nicht, wie er erwartet haben mochte, den Chevalier, ſondern einen ihm völlig unbekannten Mann erblickte.

Lauretta überſprang leicht wie ein gehetztes Reh den Zwiſchenraum, welcher ſie von den beiden Freunden trennte, eilte an Raleigh vorüber und warf ſich, in der leidenſchaftlichen Haſt des Moments alle Zurückhaltung vergeſſend, dem Dichter an die Bruſt mit dem ängſtlichen Ruf:

„Schiller, um Gotteswillen, ſchützen Sie mich vor dem Elenden, der es wagte“ . . . . .

Ihre Stimme brach in Empörung und Widerwillen.

Der Verfolger war durch die unerwartete Erſcheinung der jungen Männer wenigſtens inſoweit zur Beſinnung gebracht worden, daß er ſtehen blieb.

Schiller ſeinerſeits hatte Mühe, ſeiner Ueberraſchung einigermaßen Herr zu werden. Doch gelang es ihm keineswegs augenblicklich und ſo hielt er die ſchöne theuere Laſt eine Secunde lang in den Armen und fühlte den holdeſten Buſen hochaufpochen an ſeiner Bruſt. Endlich vermochte er ſeiner Entrüſtung Worte zu geben und rief dem Inſpector zu:

„Was ſoll das, Sie brutaler Menſch? Wie konnten Sie Sich erfrechen, eine Dame zu ängſtigen und zu beleidigen?“

Beim erſten Laut ſeiner Stimme richtete ſich Lauretta aus ſeinen Armen auf und trat einen Schritt zurück. Jungfräulicher Purpur überglomm ihre edlen Züge. Dann wurde ſie todtblaß und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen herab.

Hinter den halbgeſchloſſenen dunkelbekränzten Lidern hervor richtete ſie auf den Dichter einen Blick, welcher Raleigh, der alle ihre Bewegungen mit der Spannung eines Liebenden bewachte, erbeben machte. Was hätte er um dieſen Blick voll Seele nicht gegeben! Und der, dem er galt, bemerkte ihn nicht einmal, weil ſeine Aufmerkſamkeit dem Menſchen zugekehrt war, an welchen er ſeine zornige Frage ſtellte.

Der Freche ließ ſich aber dadurch nicht einſchüchtern.

„Wer ſind Sie denn eigentlich?“ fragte er mit kecker Unverſchämtheit, konnte aber dabei nicht umhin, mit der Hand nach der hochgeſchwollenen Strieme zu greifen, welche ſein Geſicht grotesk genug halbirte und ihn empfindlich ſchmerzen mochte.

„Wer ich bin?“ verſetzte der Dichter, einen Schritt auf den Menſchen zutretend. „Das geht Sie eigentlich gar Nichts an, denn Jeder hat das Recht, eine Niederträchtigkeit zu züchtigen, wo immer ſie ihm begegne. Da Sie es aber wiſſen wollen, ich bin der Regimentsarzt Schiller aus Stuttgart und Sie ſollen mir Rechenſchaft geben über Ihr ſchuftiges Benehmen gegen dieſe Dame.“

„So, der Feldſcherer Schiller ſind Sie? Der Sohn meines Herrn Collegen auf der Solitude? So, ſo? Und Sie wollen Sich zum Ritter dieſer Dame aufwerfen?“

Der Menſch legte einen boshaften Accent auf das Wort Dame und fügte mit einem häßlichen Grinſen hinzu:

„Eine ehrſame Dame das, die an einem und demſelben Morgen verſchiedenen Galanen Rendezvous gibt“ . . . .

Ein halbunterdrückter Zornſchrei brach über die Lippen Lauretta’s.

Der Unverſchämte ſah ſie frech an und begann wieder:

„Ei, ja wohl, eine ſaubere Dame dieſe“ . . .

Ein garſtiges Wort ſchwebte ihm auf der Zunge, aber er hatte keine Zeit es auszuſprechen.

Schiller erhob den Arm, aber ein anderer kam dem ſeinigen zuvor. Raleigh warf ſich mit einem wüthenden Sprung auf den unverſchämten Menſchen und verſetzte ihm einen Fauſtſchlag auf die Stirne, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzte.

„Ah,“ ſagte Lauretta mit wunderſam ſchnell wiedergewonnener Faſſung. — „das war ein ſchöner Schlag! Ich danke Ihnen, mein Herr Amerikaner, denn jetzt erkenne ich in Ihnen meinen Tänzer von der letzten Redoute. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Schiller blickte das Mädchen verwundert an. In einem Augenblick hatte ſich Lauretta's Weſen verändert. Sie war wieder ganz die Turbinella, die ſich Nichts ſehr oder lange anfechten ließ. Es ſchien, für ſie gebe es nur eine bleibende Stimmung, die eines über alle Wogenſpitzen der Lebensfluth ſicher und anmuthig hingleitenden Humors.

„Mein Fräulein,“ ſagte Raleigh, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich den Schurken da in Ihrer Gegenwart züchtigte. Und nun erweiſen Sie mir, ich bitte Sie achtungsvoll, die Ehre, Sie von dieſem Schauplatz eines widerwärtigen Auftritts weggeleiten zu dürfen.“

Er bot ihr mit der Gewandtheit eines Mannes von Welt den Arm, welchen ſie nicht ausſchlug. Als ſie aber mit ihrem Begleiter an ihrem noch immer regungslos daliegenden Beleidiger vorüberging, wies ſie mit der Spitze eines allerliebſten Füßchens auf die mehrerwähnte rothe Strieme und ſagte mit ſilberhellem Lachen:

„Sehen Sie, wie hübſch ich den Elenden gezeichnet habe!"

Schillers Seelengüte ließ ihn noch eine kleine Weile zurückbleiben, um zu ſehen, wie ſich dem Gezüchtigten und Gezeichneten Beiſtand leiſten ließe. Als er jedoch bemerkte, daß der Menſch ſich regte und dehnte, dann nach einigen vergeblichen Verſuchen ſchnaufend, pruſtend und einen rohen Fluch ausſtoßend auftaumelte, hielt er es für überflüſſig, ſein Mitleid an einen ſolchen Gegenſtand zu verſchwenden, und folgte langſam dem vorangegangenen Paare durch das grüne Parklabyrinth.

Ende des erſten Bandes.

Schiller.

Culturgeſchichtlicher Roman

in ſechs Büchern.

Von

Johannes Scherr.

> . . . . Das Jahrhundert
> Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
> Ein Bürger derer, welche kommen werden.
> Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Zweiter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Der geneigte Leſer wird in ein altväteriſches Gaſthaus geführt und muß eine kurze ſubjective Abſchweifung des Autors ſich gefallen laſſen. — Die „Bande" in der Geniesherberge. — „Unſer großer Fritz." — Ein nationalſchwäbiſches Mahl. — Anch' io sono pittore! — „Der Dichter der Muſarion und des Oberon hoch!" — Culturgeſchichtliche Fragmente aus den Denkwürdigkeiten des Sammetdoctors. — „Die Turbinella iſt entführt!" — Die verlorene Wette.

Die Hauptſtadt Schwabens iſt jetzt nicht mehr das engbegrenzte, winkelige Stuttgart des vorigen Jahrhunderts. Nach allen Seiten hin hat ſie ſich ſeitdem gewaltig gedehnt und geſtreckt und man hat Mühe, aus ihrer jetzigen großſtädtiſchen Phyſiognomie gewiſſe alte kleinſtädtiſche Züge herauszufinden, die für Manchen, vorab für uns, eine claſſiſche Bedeutung haben. Viele derſelben haben ſich in dem raſtloſen Wechſel der Dinge ſchon bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht, da und dort aber hat ſich einer ziemlich unverändert erhalten. Das Haus, in welches wir den Leſer zunächſt führen, iſt ſo ein Zug.

Kommſt Du die prächtige Weinſteige herab, von deren Höhe aus geſehen Stuttgart den impoſanteſten Anblick gewährt, ſo führt Dich Dein Weg über den Wilhelmsplatz. Hier haſt Du zur Linken ein ganz neues Quartier, die verlängerte Hauptſtädterſtraße, die ſich bis zum tübinger Thor hinauszieht, zur Rechten dagegen die alte oder eigentliche Hauptſtädterſtraße, die mit zu dem um den Marktplatz her gelegenen Kern der Stadt gehört. Durchwandelſt Du dieſe Straße, ſo bemerkſt Du ungefähr in der Mitte derſelben, linker Hand, das Gaſthaus zum Ochſen, welches augenſcheinlich aus einer Zeit ſtammt, wo die Gaſthäuſer noch keine Paläſte waren, dafür aber reingehaltene Weine im Keller hatten. In Wahrheit, das Wirthshaus zum Ochſen iſt nicht mit der Zeit fortgeſchritten. Wir können das aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor Jahren, als wir das Glück hatten, ſtuttgarter Luft zu athmen, die im Sommer freilich etwas weniger aromatiſch iſt, — da hatten wir vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Räume des Hauſes noch recht altväteriſch eingerichtet waren. Es gab da auch keinen ellenlangen Speiſezettel mit franzöſiſchen Rubriken, aber die gute Wirthin — leicht ſei ihr die Erde! — war zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit, uns ganz vortreffliche ſchwäbiſche Hausmannskoſt zu bereiten. Eine jener modernen Weinkarten, die von den Fortſchritten der Weinverfertigungskunſt ſo vielnamiges Zeugniß ablegen, war auch nicht vorhanden, wohl aber unverfälſchter Landwein von alten guten Jahrgängen. Ich ſehe ſie noch, meine guten, jetzt in alle Winde zerſtreuten Geſellen von damals, wie wir uns, oft in ſpäter Abendſtunde, aus den Stürmen des „Tollen Jahres“ in die Stille der alten Wirthsſtube zum Ochſen mit ihrer verräucherten Balkendecke zurückzogen, um ein lautes und vielgeſchäftiges Tagewerk mit einer gemüthlichen Plauderſtunde zu beſchließen . . . . . . Manchem von uns ſind ſeither die Plauderſtunden, die Gemüthlichkeit und mehr noch, das Vaterland und deſſen theuerſte Hoffnungen, abhanden gekommen, vielleicht für immer...

An einem der erſten Maiabende des Jahres 1782 war unter dem Dach des bezeichneten Gaſthauſes in der erwähnten Stube ein langer Tiſch gedeckt, als ſollte eine außerordentliche Gaſterei ſtattfinden. Und ſo war es auch, denn William Raleigh hatte es ſich ſchon lange ausgebeten, die Freunde ſeines Freundes einmal bewirthen zu dürfen, und er hatte dieſe Abſicht heute zur Ausführung gebracht, da es ſich gerade ſo glücklich traf, daß ſo ziemlich der ganze Kreis der kraftgenialiſchen Bande in Stuttgart verſammelt war. Hoven war heute von Ludwigsburg herein, Conz, der früheſte Jugendgeſpiele Schillers, von Vaihingen herabgekommen.

Raleigh ſtieg die Treppe herauf und traf eben den Wirth, den berühmten „Meiſter Dickbauch," wie er in vertraulicher Weiſe von der Bande genannt wurde, oder auch „Ochſenjörgle," welche ſchwäbiſche Zuſammenziehung des Titels „Ochſenwirths Georg" dem Herbergvater aus ſeinen Knabenjahren her geblieben war. Der würdige Mann, deſſen umfangreiches Untergeſtell von einer weißen Schürze bedeckt war und deſſen hochrothes Vollmondsgeſicht eine Speiſe- und Weinkarte nach alter Manier repräſentirte, ſtand unter der geöffneten Thüre der Gaſtſtube, die in derſelben getroffenen Anordnungen mit Befriedigung überblickend und von Zeit zu Zeit eine Frage oder einen Befehl nach der Küche hinüberſchickend. Dort war ſeine würdige Ehehälfte in vollem Regiment begriffen und es legten von der Erſprießlichkeit ihres Waltens unterſchiedliche appetitliche

Düfte, die aus dem dunkeln Gang hervordrangen, vollgiltiges Zeugniß ab.

Der Meiſter Dickbauch begrüßte den jungen Amerikaner, von deſſen Reichthum er ganz unmenſchliche Vorſtellungen hatte, mit größtem Reſpect und bückte ſich ſo tief, daß ihm der dicke Zopf dabei bolzgerade aufrecht im Nacken ſtand.

„Iſt alles bereit, Herr Wirth?“

„Alles fix und fertig, mein hochzuverehrender Herr. Es kann jeden Augenblick aufgetragen werden.“

„Aber die Stube iſt ja noch ganz leer. Wo ſind denn meine Herren Gäſte?“

„O Herr Jeremie, an denen fehlt's nicht. Sie parteln allweil nur noch ein bißle da draußen auf der Kegelbahn.“

Und damit wies er auf eine offenſtehende Hinterthüre, durch welche luſtige Ausrufungen, vermiſcht mit dem Rollen der Kugeln und dem Gepraſſel der fallenden Kegel, hereinſchollen.

Raleigh ging auf die Thüre zu, aber in demſelben Augenblick brach ein Schwarm junger Männer durch dieſelbe auf den Hausflur herein.

Voranging mit rothem Geſicht und unordentlicher Friſur der lärmende Lieutenant Kapff, hemdärmelig, wie die meiſten Uebrigen, den Uniformfrack nachläſſig über den Arm geworfen. Dann kam noch ein Militär, der wackere Scharffenſtein, wie Kapff Lieutnant im Gablenziſchen Infanterieregiment. Hierauf folgten zwei Civiliſten, Peterſen und Reichenbach, an der herzoglichen Bibliothek angeſtellt. Dieſen traten zwei junge Männer nach, deren Namen nachmals berühmt wurden, Dannecker und Zumſteg, jener Bildhauer, dieſer Muſiker, jener beſtimmt, die Züge ſeines erlauchten Akademiegenoſſen in Marmor zu verewigen, dieſer ſchon damals, wie ſpäter, trachtend, den Liedern des angebeteten Jugendfreundes die Schwingen ſeelenvoller Melodien zu leihen. Zuletzt kamen noch Zwei von etwas ernſterer Haltung als die Andern, der am Militärwaiſenhauſe zu Ludwigsburg als Arzt angeſtellte Hoven und der angehende Prediger Conz, deſſen ſchwarzer Habit gegen die mehr oder weniger geniemäßig freie Tracht ſeiner Freunde auffällig genug abſtach. — Conz hatte im tübinger Stift ſeine Studien gemacht und die burſchikoſe Stimmung lag alſo hinter ihm, während ſie bei ſeinen Freunden, deren Studententon in der Akademie nicht hatte laut werden dürfen, nachträglich jetzt erſt recht in Saft und Blüthe ſtand.

„Kreuzmillionenſchock!“ ſchrie Kapff in die tumultuariſchen Begrüßungen hinein, womit die Bande ihren Bewirther empfing. „Da riecht's ja wie in Mohammeds Paradies. Bei der Gurgel von Sanct Falſtaff, ich ſchwöre, beim heutigen Sympoſion alle Lieutenants zu übertreffen, deren Appetit und Durſt jemals, ſeit die Welt ſteht, zu ihrer Gage in himmelſchreiendem Mißverhältniß geſtanden hat.“

„O, mein edler Böotier,“ ſagte Peterſen, „Du brauchſt nicht zu ſchwören. Man kennt Deine kriegeriſche Vertilgungswuth hinlänglich. Ich will mich neben Dich ſetzen und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Du mir heute Abend nicht vollauf Stoff lieferteſt zu einem bedeutſamen Capitel für mein unſterbliches, ſtupend gelehrtes Werk, betitelt: Ueber die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunke.“

„Nimm Dich bei der eigenen Naſe, Grobianiſſime Grobianorum!“ verſetzte Kapff.

„Still, gute Bierkanne, ſtill, alter Weinſchlauch!“

„Fort, Du Aalhaut, Du getrocknete Rinderzunge, Du gelehrte Schneiderelle!“

„Hilf Himmel, ſie mißhandeln ſchon wieder den Shakſpeare,“ bemerkte Zumſteg.

„Ja, und der Kapff brüllt gleich dem rauhen Pyrrhus, gleich Hyrkaniens Leu'n,“ meinte Reichenbach.

„Aber der Peterſen brauchte das Maul auch nicht ſo voll zu nehmen," ſagte Hoven mit trockener Kauſtik . . . „Weißt Du noch, Herr Bibliotarius Peterſilium, wie Dich der Meiſter Dickbauch zu tituliren pflegt, daß Dir Freund Schiller zweimal zur Zeit, als die Stammbuchepidemie unter uns graſſirte, in Dein Stammbuch ſchrieb: „Wenn Du gegeſſen und getrunken haſt und N. B. ſatt biſt, ſo ſollſt Du den Herrn Deinen Gott loben."

„Ach was," brummte Peterſen, „laßt doch mal die altgebackenen Schnurren von der Akademie und bittet lieber unſern werthen Amphitryo von Jenſeits des Meeres, daß er das Eſſen auftragen laſſe."

„Jetzt haſt Du recht, Peterſilie!" ſchrie Kapff und machte es ſich auf einem Stuhle bequem, denn die lärmende Bande hatte ſich inzwiſchen in die Gaſtſtube begeben . . . „Wo iſt denn der Schwerenöther, der alte Ochſenjörgle? . . . Ah, ſeid Ihr da, Meiſter Dickbauch? Jetzt hört mal! Keinen von Euren Ränken und Schwänken heut', alter Sektverfälſcher! Es gilt die Ehre der ſchwäbiſchen Küche, der ſchwäbiſchen Weine, merkt's Euch! Ihr wißt, ich wittere einen Tropfen Waſſer in einer Maaß Wein auf hundert Schritte weit, und wenn ich irgend eine Teufelei an Eurem Eſſen oder Eurem Getränke vermerke, ſo ſchwör' ich, ſo wahr ich allen meinen Gläu digern von Herzen das Himmelreich wünſche. Ihr ſollt auf Eurem eigenen Tiſchtuch da geprellt werden, wie nur je der große Sancho Panſa in einer ſpaniſchen Venta geprellt wurde."

„O Herr Jeremle, Herr Lieutenant, iſt das a mol wieder g'ſchwätzt!"

„Was, Ihr wollt rebelliren, Ihr Bettzerdrücker, Pferderückenbrecher und Weinſteinmuſeum?"

„Gott behüte! Rebelliren, ich? Nein, das thut halt kein guter Altwürttemberger. Jedennoch vom Geprelltwerden iſt meines Vaters Sohn kein Freund, und herentgegen, wiſſen's, Herr Lieutenant, für das Himmelreich bin ich, glaub' ich, noch nicht reif genug."

„Da haſt Du's, Kapff," lachte Scharffenſtein. „Der Meiſter Dickbauch führt keine ſchlechte Klinge, und war die Anſpielung nicht fein, ſo mag ſie doch treffend geweſen ſein."

„Ja," erwiderte Kapff großartig, „da ſeht Ihr, daß durch den Umgang mit Leuten von Geiſt ſogar ein Ochſenjörgle paſſabel witzig ſein lernt. Im Uebrigen, liebe Kinder, war der Tag extraordinär heiß und ich habe Durſt für zehn Millionen Schock Lieutenants."

„Aber, liebe Leute," ſagte Raleigh, welcher deutſches Blut genug in den Adern hatte und noch jung genug war, um ſich ohne allzu große Anſtrengung in den Ton der Bande finden zu können, — „aber, liebe Leute, warum ſchenkt ihr Euch nicht ein? Mit Flaſchen iſt ja der Tiſch da einſtweilen ſattſam verſehen, denk' ich."

Kapff ließ ſich das nicht zweimal ſagen und ſtreckte die Hand nach dem Labequell aus. Allein Dannecker hielt ihn ab, indem er ſagte:

„Nein, Du ſollſt Dich gedulden, altes Sektfaß, wie wir Andern, bis alle da ſind. Es fehlt noch unſer Schiller . . . . ."

„Ja," fiel Peterſen mürriſch ein, denn er hätte den Beginn des Gelages jedenfalls eben ſo gern beſchleunigt wie der durſtige Lieutenant, — „ja, das muß ich ſagen, der Schiller macht ſich neueſtens rar. Seit vollends die Anthologie*) heraus iſt, wozu wir Andern doch auch unſer Scherflein beigeſteuert, und alle jungen und alten Weiber von den darin ſtehenden Laura-Oden reden, trägt er den Kopf hundert Ellen hoch."

„Peterſen," rief Dannecker mit dem ganzen Feuer einer jungen Künſtlerſeele, — „Peterſen, um was ich bitt', ſchwätz' nicht ſo dumm! Unſer Schiller hochmüthig? Du weißt recht wohl, daß er die beſte Seele von der Welt iſt. Aber wenn er auch den Kopf bedeutend höher trüge, als wir, ſo wißt Ihr wohl, daß er Grund genug dazu hätte."

---

*) Anthologie auf das 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.

„Freilich, freilich," bemerkte Kapff grämlich, „maßen mein berühmter Stubenburſch einen bedeutend längeren Hals hat als wir Andern. Wo er nur ſtecken mag? Gewiß läßt er den Verrina geſchwind noch den Doria oder ſonſt einen beliebigen Tyrannen abmucken. Ja, liebe Kinder, es geht oft ſchauerlich mörderiſch zu in unſerer Höhle auf dem kleinen Graben drüben."

„Donner und Doria!" rief Scharffenſtein. „Seid mir ſaubere Kerls, das muß ich ſagen. Iſt das 'ne Art, von unſerem großen Fritz zu reden? Ihr kennt mich und wißt, daß ich kein ſerviler Tropf bin, aber ich ſag', ich beuge mich willig und freudig vor der imponirenden Superiorität des Dichters der Räuber."

„Bravo!" riefen Dannecker und Zumſteg wie aus einem Munde.

„Das verſteht ſich doch von ſelber, Schwerenoth!" grämelte Kapff ... „Uebrigens iſt der Windbeutel, der Zuccato, auch noch nicht da."

„O, der wird wieder irgend 'ner Schürze nachſtreichen,“ ſagte Reichenbach. „Ihr wißt, er will ſich ſelbſt und andern Leuten mit aller Gewalt weißmachen, er ſei ein Don Juan erſter Sorte.“

„Auch fehlt noch der Sammetdoctor.“

„Hier, hier!“ ließ ſich die Stimme des Genannten von der Treppe her vernehmen und ſogleich trat er in der ganzen Pracht ſeiner ſammetnen Erſcheinung ins Zimmer, grüßte umſtändlich und ſagte:

„Hier bin ich, liebe Jungen, Goldherzen, Titanen, Mondverſchlinger und Erderſchütterer! Wollen wir den Oeta auf den Pelion ſtülpen, wie? Wollen wir geſchwinde noch zum Zeitvertreib, bevor es Nacht wird, etwas weniges die Welt verbeſſern? Sagt an! Oder wollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufſtören, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haſpeln könnte?“

„Hurrah!“ ſchrieen die jungen Leute und drängten ſich lachend um den alten Humoriſten.

Inzwiſchen war auch Schiller unvermerkt eingetreten und hatte mit ſeinem Hut und Degen geſchwinde auch Rock und Cravatte bei Seite gelegt; denn das war Styl in der Genieherberge, und zwar ſo ſehr, daß ſogar der alte Herr Armbruſter mit unter poſſenhaften Ceremonien von Seiten Peterſens und

Zumſtegs ihm geleiſteter Beihilfe aus ſeinem Scharlachſammetgehäuſe ſich herausſchälte.

Meiſter Dickbauch, mit echtem Wirthsinſtinkt fühlend, daß in der Perſon des Regimentsmedicus, von deſſen literariſcher Bedeutung er freilich nur eine ganz nebelhafte Vorſtellung hatte, der eigentliche Ehrengaſt erſchienen ſei, zog ſeine weiße Zipfelmütze von ſeinem würdigen Haupt, machte eine unterthänige Reverenz vor dem „gnädigen Herrn aus Amerikanien,“ wie er Raleigh betitelte, und eilte auf einen bejahenden Wink von dieſem ſtracklichſt nach der Küche, den Hausgang mit dem Ruf: „Anrichten, Ihr Weibsbilder, anrichten und auftragen!“ erfüllend.

Und es ward angerichtet und aufgetragen: ein ſchwäbiſches Eſſen jede Schüſſel. Da war ein nationales „Voreſſen,“ beſtehend aus gebackten Nieren und Lebern, in einer einladend duftenden Brühe ſchwimmend und nachdrücklich unterſtützt von Dampfnudeln, welche den Gäſten ihre braungelb gebackenen Unterſeiten verlockend entgegenhielten. Dann kam das Haupttreffen, „unendlicher“ Schweinebraten mit Sauerkraut, „Schunken“ von der claſſiſchen blaßrothen Farbe, ferner ein ganzes Geſchwader von Blut-, Leber- und Bratwürſten und endlich die oberſchwäbiſchen „Knöpfle“ und die unterſchwäbiſchen „gebrägelten Spätzle“ — Alles ſo vollendet zubereitet, daß, wären damals conſtitutionelle Vertrauensvota ſchon üblich geweſen, ein ſolches, und zwar ein ſolennes, der Frau „Ochſenjörglin“ ſicherlich nicht entgangen ſein würde.

In Ermanglung deſſen brachten die Gäſte der würdigen Wirthin ein thatſächliches Vertrauens- und Dankvotum. Denn, o, wie ließen ſie ſich's ſchmecken! Und mit welcher patriarchaliſchen Würdigkeit ſaß der Sammetdoctor, welchem der Ehrenplatz oben an der Tafel eingeräumt worden, dem vaterländiſchen Mahl vor! Er hatte die Serviette oben in den Hemdkragen geſteckt und die ärztliche Perücke abgelegt ſo daß der Schnee ſeines kurzgeſchorenen Scheitels einen hübſchen Contraſt zu ſeinen rothen Backen bildete. Er wußte jedes Gericht mit einer Anekdote zu ſpicken, jedes Glas Wein mit einem Witz zu würzen, denn der alte Herr war heute in roſigſter Laune.

Und Alle waren ſo. Daß aber Schillers Antlitz heute ganz ungewöhnlich freudig leuchtete, hatten ſie zu bemerken erſt dann Zeit, als der Hauptſturm des Appetits auf Schüſſeln und Flaſchen glücklich vollführt worden war.

Dann ſagte der dem Dichter gegenüber ſitzende Scharffenſtein:

„Lieber Fritz, Dein Geſicht iſt ja heute ein verregneter Maitag. Iſt etwa von Dalberg aus Mannheim in Betreff Deines neuen Trauerſpiels eine günſtige Epiſtel eingetroffen?“

„Das nicht, Alterle, aber eine Epiſtel iſt eingetroffen von anderwärts her, die mich noch mehr freut. Sie iſt aus Weimar datirt. Da ſieh!“

Er zog einen Brief hervor und reichte ihn dem Freunde über den Tiſch hin und nun rings ging ein Fragen neugieriger Theilnahme los.

„Von Wieland!“ ſagte Scharffenſtein.

„Ah, von Wieland?“ lautete ein vielſtimmiges Echo. „Vorleſen! vorleſen!“

„Silentium!“ ſchrie Kapff, mit dem Meſſer auf den Tiſch ſchlagend.

„Darf ich?“ fragte Scharffenſtein und Schiller nickte bejahend, indem er ſagte: „Ich hatte an Wieland geſchrieben, um mir von dem großen Dichter ein Urtheil über die Räuber zu erbitten. Mich drängte es, einmal von competenter Stelle ein ſolches zu vernehmen, und da hab' ich denn gerade vorhin eine Antwort erhalten, die mich faſt glauben macht, es ſei nicht zu vermeſſen, wenn ich ſage: Anch' io sono pittore!“

„Ihr braucht nicht zu erröthen, wie ein Backfiſchchen, dem ſein erſter Liebhaber zum erſten Mal ſagt, daß es ſchön ſei,“ bemerkte der Sammetdoctor, als der junge Dichter roth wurde, wie betroffen über das ſelbſtbewußte Wort, welches ihm entſchlüpft war. „Wißt Ihr, lieber Sohn, Ihr ſeid ein Kerl, deſſen Landsmannſchaft dem liebenswürdigſten aller deutſchen Poeten ſchon recht ſein kann. Und jetzt leſt, wilder Krieger Scharffenſtein.“

Der Brief wurde vorgeleſen und da war Keiner in dem ganzen Kreiſe, dem er nicht wohlgethan hätte. Als ob der junge Ruhm des Dichters der Räuber einen Abglanz auf ſeine Freunde würfe, ſo angenehm fühlten ſich alle von dem Lob berührt, welches Wieland ſeinem Landsmann ſpendete. Sein Schreiben war ſachgemäß, human und landsmänniſch warm. Er würdigte ohne Rückhalt das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leiſtung Schillers, flocht einen feinen Wink über die Klippen ein, welche dem Genius des jungen Dichters drohen könnten, und prophezeihte demſelben eine ſchöne Zukunft.

„Die Gläſer gefüllt!“ rief Peterſen. „Ich ſtürze einem Jeden einen Schoppen, der ſich etwa weigern ſollte, den Toaſt bis zur Nagelprobe zu trinken, den ich feierlich vorſchlage. Chriſtoph Martin Wieland, der Dichter der Muſarion und des Oberon dreimal hoch!“

Der Toaſt wurde jubelnd getrunken und gewiſſenhaft wurden die geleerten Gläſer der geforderten Nagelprobe unterworfen.

Dann ging der Brief des gefeierten Mannes am Tiſche herum. Jeder wollte die ſchöne, reine Schrift betrachten, den eleganten Styl bewundern und den wohlwollenden Inhalt noch einmal für ſich genießen.

„Ja, liebe Jungen," nahm der Sammetdoctor das Wort, „ja, der Wieland, das iſt ein Männle! Er iſt, Spaß bei Seite, neben meiner Wenigkeit oder Würdigkeit einer der wenigen geſcheidten Menſchen, welche dermalen in Europa leben. (Sie ſehen, mein werther Sir," ſchaltete er ein, zu Raleigh gewendet, — „ich bin höflich, ich ſpreche bloß von Europa; denn nach den neueſten Vorgängen in Ihrem Vaterlande unterliegt es keinem Zweifel, daß drüben in der neuen Welt nicht nur eine winzige Minorität, ſondern ſogar die ungeheure Majorität merkwürdig geſcheidt ſein muß) Ja, wenn Ihr den Papa Wieland ſehen würdet, da kriegtet Ihr Reſpect. Und wißt Ihr, warum? Weil der Wieland ein großer Menſch iſt, ohne eine Spur von Prätenſion. Iſt lieblich das, verſichere Euch. Der Mann ſpricht gerade ſo elegant und liebenswürdig warm, wie er ſchreibt."

„Sie haben alſo das Glück, ihn perſönlich zu kennen?“ fragte Raleigh.

„Und ob?“ verſetzte der Doctor. „Ihr wißt ja, liebe Jungen, ich hatte die Ehre, das goldene Zeitalter oder, wenn Ihr wollt, die Flegeljahre der weimarer Geniewirthſchaft mitdurchzumachen oder wenigſtens mitanzuſehen.“

„Sieht es der wunderliche alte Menſch wieder auf eine ſeiner Schnurren ab oder iſt's ihm Ernſt?“ fragte der ſtille Conz den neben ihm ſitzenden Hoven.

„Das möchte ſchwer vorauszuſagen ſein,“ erwiderte der Gefragte. „Indeſſen unterliegt es keinem Zweifel, daß unſer alter und ewigjunger Freund wirklich längere Zeit in Weimar ſich aufgehalten und die Bekanntſchaft Göthe's, Herders, Wielands und anderer Koryphäen gemacht hat.“

„Doctor venerabilis, carissime Ahasvere!“ bat Peterſen mit komiſchen Reverenzen, — „thuet auf die Schatzkammer Eurer Erinnerungen! Ich weiß, Ihr ſchreibt in Euren Mußeſtunden an Euren Memoiren, und obgleich ich Euch als Freund wünſche, daß Ihr leben bleibet in sæcula sæculorum, ſo hege ich als Gelehrter ſo zu ſagen dennoch den ſtillen Wunſch, Ihr möchtet wenigſtens noch bei meinen eigenen Lebzeiten in den Scheol fahren, damit ich die

Ehre und das Vergnügen haben könnte, beſagte Memoiren zu ediren."

„Hol' Euch der Teufel, Bibliothekarius!" entgegnete der Sammetdoctor lachend. „Ich hoffe noch lange genug zu Leben, um auf Eurem Grabe etliche Thränen freundſchaftlicher Rührung vergießen zu können."

„Fackelt doch nicht ſo lange, alter Burſch!" ſchrie Kapff. „Ich ſeh' es Eurer Naſenſpitze an, daß Ihr eben ſo gern erzählen möchtet, als wir zu hören begierig ſind."

„So, Ihr ſetzt mir Eure Lieutenatsplempe auf die Bruſt, wilder Krieger? Wenn ich nun den Humor hätte, das Maul zu halten?"

„Das wären mir Humore!" ſagte Schiller. „Laßt die Kerle ſchwatzen, Doctor, und gebt uns ein Capitel aus Euren Denkwürdigkeiten zum Beſten."

„Ja, thun Sie das, beſter Doctor!" bat Raleigh.

„Ei, alle Wetter, wenn es mein Goldſtern, mein Herzblatt, unſer Fritz, und item unſer edler Wirth aus Virginien haben wollen, da hilft kein Widerſtreben. Aber ſagt, liebe Jungen, ſoll ich im Curialſtyl oder im Facultätsſtyl erzählen?"

„Warum nicht gar?"

„Zum Teufel damit!"

„Erzählt im privatmenſchlichen, in Eurem eigenen Styl!“

„Ah, Ihr ſeid höflich, liebe Kinder! Ihr traut mir einen eigenen Styl zu? Wohl, werde mich bemühen, Euer Zutrauen einigermaßen zu rechtfertigen . . . . Alſo paßt auf! Ich blättere in dem Buch meiner Erinnerungen und, wißt Ihr was? ich will Euch den Gefallen thun, in Eurem Kraftgenieſtyl zu referiren.“

Man rückte näher zuſammen, die Gläſer wurden friſch gefüllt, die Pfeifen angezündet und der Sammetdoctor hob an: —

„Warum und wie ich nach Weimar kam, liebe Jungen, kann Euch völlig gleichgiltig ſein; genug ich kam in das Mekka der deutſchen Genies zur Zeit, als . . . aber, me Hercule! da fällt mir ein, daß gute Erzähler vermittelſt Anwendung von Contraſten wirken. Will daher contraſtirend verfahren, indem ich zuförderſt in beſagtem Buch um diverſe hundert Seiten rückwärts blättere. Treffe da auf eine Stelle, welche Euch darthun kann, wie vor fünfzig und etlichen Jahren Gelehrte und Literaten in deutſchen Landen tractirt wurden. Iſt, verſichere Euch, für junge Genies, für Titanen, Weltverbeſſerer und Himmelſtürmer, was Ihr doch alle mehr oder weniger ſein wollt, ſehr belehrend, die Namen Friedrich Wilhelm und Karl Auguſt, Potsdam und Weimar zuſammenzuhalten. Ergibt ſich da ein ſtaunlicher Gegenſatz, welcher künftigen Literatoren und Hiſtorikern Stoff zu vielen und dicken Büchern liefern kann .... Wohl, liebe Jungen, das wäre mein Proömium. Jetzo nehme ich, mit Verlaub, einen Schluck Wein und ſtürze mich, eingedenk des alten geſcheidten Kerls, des Horaz, medias in res.

„Habt Ihr ſchon von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. gehört? Denke, Ihr habt von ihm gehört und wißt, daß er ein gekrönter Korporal jeder Zoll war, welcher ſeinen erſtgeborenen Sohn, den Fritze, der ſich ſeither ganz paſſabel notabel gemacht hat, nicht gerade überzärtlich behandelte. Es iſt ſogar eine brutale Thatſache, daß er den ‚Querpfeifer und Poeten', wie er ihn titulirte, in einem ſeiner Wuthanfälle mal um's Haar mit der Vorhangſchnur erdroſſelt hätte, von ſpäteren ähnlichen väterlichen Liebesbezeigungen nicht zu reden. Gehen uns aber Nichts an, dieſe Familiengeſchichten; 's ſind das Privatſachen, wißt Ihr, und da heißt es: Chacun a son goût. Hatte nun einmal der Preußenkönig ſolche curioſe Geſchmäcke. Unter anderen auch den für ‚lange Kerls.' Solche für die potsdamer Garde zuſammenzuſuchen, mit allen Mitteln, um jeden Preis, durchſtreiften ſeine Werber ganz Europa. Gab es da in beſagtem Regiment Kerle von ganz unvernünftig langer Länge. Hatte den König, der ſonſt ſparſam war wie 'ne alte Jungfer, das Stück von eintauſend bis zu fünftauſend Thalern gekoſtet. Ja. für einen Kerl aus Irland, den längſten aller langen, hatte er neuntauſend Thaler bezahlt. Wohl, große Herren, wißt Ihr, müſſen ihren Spaß, ihr Privatvergnügen haben, iſt das recht und billig. Kommen freilich dieſe Späße uns Kleinen gewöhnlich theuer zu ſtehen. Thut das aber Nichts; iſt die Ordnung Gottes ſo, liebe Jungen, wißt Ihr? Haben gegen dieſe Einrichtung alle Kraftgenies von Lucifer, Kain, Hiob und Prometheus an bis herab auf Euch, liebe Jungen, Nichts auszurichten vermocht. Iſt die ganze Welt nur ein koloſſaler, unendlicher Speiſe- und Verdauungsprozeß und beſteht die wahre Philoſophie des Lebens darin, möglichſt lang vor dem Geſpeiſt- und Verdautwerden ſich zu wahren.

„Habe von Späßen der großen Herren geſprochen, nicht? Wohl, kam mich der Langekerlsſpaß des ſeligen, was ſag' ich? – hochſeligen Preußenkönigs theuer zu ſtehen. War in jungen Jahren ein erklecklich langer Kerl und ſtudirte in Halle. Sah mich aber von da urplötzlich und ſehr raſch und ganz und gar gegen meinen Willen in die potsdamer Gardekaſerne verſetzt . . . . Seid Ihr jemals, liebe Kinder, mehrere Tage und Nächte lang in einer ſargähnlichen, feſtverſchloſſenen, verfluchten Kiſte gereiſt, die oben am Deckel mit etlichen Löchern zum Athmen verſehen war? Nicht? Nun ſeht, in dieſer, wie wir Schwaben ſagen, arligen Manier ließ man mich meine unfreiwillige Ueberſiedlung von Halle nach Potsdam bewerkſtelligen. Sehr unbequem das, verſichere Euch. Lief übrigens das Abenteuer noch ziemlich gnädig ab. Hatte nämlich die verdammte Muskete nicht lange zu tragen, maßen ich die Ehre hatte, die perſönliche Bekanntſchaft des Königs zu machen. Seine hochſelige Majeſtät, vermerkt habend, daß eine gute Doſis ſchwäbiſcher Grütze unter meiner Schädeldecke vorhanden, item eine ziemlich reſpectable Anzahl mediziniſcher Kenntniſſe, in Weiteren meine Hände eine erträgliche chirurgiſche Geſchicklichkeit beſaßen, geruhte allergnädigſt, mich in ſeine perſönlichen Dienſte zu nehmen, allwo ich im Ganzen zwar ein Hundeleben, im Einzelnen aber viel Amuſement hatte. Sah und hörte da erſtaunlich curioſe Dinge.

„Könnt Euch, liebe Kinder, von dem am damaligen preußiſchen Hof im Schwange gehenden Ton ſchon daraus eine Vorſtellung machen, daß ich Euch ſage, was der König von dem großen Leibnitz hielt, welcher bei der gelehrten Königin-Mutter einen ſo bedeutenden Stand gehabt. Friedrich Wilhelm erklärte dieſen berühmten Philoſophen für einen zu gar Nichts tauglichen, ſelbſt zum Schildwachſtehen unbrauchbaren närriſchen Kerl" . . . .

Ein homeriſches Gelächter brach an der Tafelrunde los. Nur Schiller blieb ernſthaft und ſagte unwillig:

„Welche Barbarei!"

„Ja, mein Söhnchen," fuhr der Sammetdoctor fort, „fein ging es da nicht zu; aber ich ſtelle mir trotzdem vor, künftige Geſchichtsſchreiber werden den Hof Friedrich Wilhelms I. und ſonderheitlich das berühmte Tabakscollegium in der Sittenbildergalerie des Jahrhunderts nicht ungern als ein Gegenbild zu dem franzöſiſch-frivolen und franzöſiſch-lüderlichen Weſen der meiſten übrigen Höfe aufſtellen. Dürfte zwar dieſes deutſchbiderbe Wachſtubencharakterbild ein ſeltſames, aber nicht ungeſundes und unintereſſantes Cabinetsſtück abgeben. Muß Euch daher von beſagtem Tabakscollegium, in welches ich vermöge meines Dienſtes Zutritt hatte, mehr erzählen. Waren da in den königlichen Schlöſſern zu Berlin, Potsdam ferner zum Oberceremonienmeiſter, zum Kriegs- und Hofkammerrath, zum geheimen Finanzrath und Hofhiſtoriographen. Bei alledem mußte ſich der Würdenträger zur Zielſcheibe der ungeheuerlichſten Schnurren hergeben, die ſein Leben mehrmals gefährdeten. Es war ein verhältnißmäßig noch harmloſer königlicher Spaß, daß der arme Gundling beim Nachhauſegehen aus dem Tabakscollegium die Thüre ſeines Zimmers zugemauert fand und die ganze Nacht mit vergeblichem Suchen derſelben zubringen mußte. Einmal bombardirte man ihn auf ſeiner Stube mit Raketen und Schwärmern. Ein andermal ließ der König dem Betrunkenen einen von den Bären, die zu Wuſterhauſen gehalten wurden, ins Bett legen und nur ein glücklicher Zufall entriß den Armen der tödtlichen Umarmung der Beſtie. Da er ſich aber allgemach abnützte, berief der König, um ihn durch eine Nebenbuhlerſchaft wieder aufzufriſchen, den gelehrten Faßmann, welcher wie Ihr wißt, durch ſeine „Geſpräche im Reiche der Todten“ damals einen Namen ſich gemacht. Eines Abends mußte Faßmann im Tabakscollegium eine Satire auf Gundling vorleſen. Da iſt der Verhöhnte ſo rabbiat geworden, daß er dem Pasquillanten die zum Anbrennen der Pfeifen mit glühenden Torfkohlen gefüllte Pfanne ins Geſicht warf. Der

Faßmann, nicht faul, packt in Gegenwart der Majeſtät, ſeinen Gegner, kriegt ihn unter und bearbeitet ihm einen gewiſſen Körpertheil mit der heißen Pfanne dermaßen, daß der Gemißhandelte mehrere Wochen lang nicht ſitzen konnte. Endlich iſt der arme Gundling an vielem Trinken geſtorben und in einem leeren Weinfaß begraben worden. An ſeine Stelle trat der Magiſter Morgenſtern. Zwiſchen dieſem und den Profeſſoren an der Univerſität Frankfurt a. d. O. veranſtaltete der König eines Tages eine feierliche Disputation über das Thema: „Gelehrte ſind Salbader und Narren.“ Herrgott, was war das für ein merkwürdiger Actus! Ich ſehe den Morgenſtern noch auf dem Katheder ſtehen, in einem blauſammetnen, mit großen rothen Aufſchlägen verſehenen, über und über mit ſilbernen Haſen geſtickten Rock, mit rother Weſte, mit einer koloſſalen, bis zu den Kniekehlen hinabhängenden Perücke, ſtatt des Degens einen Fuchsſchwanz an der Seite. Nachdem, unter ungeheurem Halloh der Studenten, die Disputation eine Stunde gewährt, ließ der König innehalten, beglückwünſchte Morgenſtern, drehte ſich um, pfiff und klatſchte mit den Händen, was alle Anweſenden nachmachten ..... Seht, liebe Kinder, ſo wurden vor fünfzig Jahren die Wiſſenſchaften und ihre Vertreter in unſerem Vaterlande behandelt.“

„Sie waren auch darnach,“ bemerkte Schiller. „Wäre es doch eine Entweihung der Wiſſenſchaft, wenn man den Gundling, Faßman, Morgenſtern und ähnliche Geſellen ihre Jünger nennen wollte. Gewiß dürfen wir mit Befriedigung ſagen, daß auf dieſem Gebiete ſeit fünfzig Jahren und namentlich in den letzten zwanzig Jahren ein bedeutender Vorſchritt erzielt worden iſt. Die deutſche Wiſſenſchaft, die deutſche Literatur hat gelernt, ſich zu fühlen. Unſer Klopſtock, unſer Leſſing, unſer Wieland haben ſie zu einer Würde erhoben, welche über Beſchimpfungen von Seite gekrönter oder ungekrönter Profaniſten erhaben iſt. Unſere Literatur hat ſich ihre Stellung in der Geſellſchaft erobert und ſie hat das ganz aus eigener Kraft gethan, ohne die Vornehmen und ſogar trotz ihnen. Ihr wißt, liebe Freunde, zur Stunde, als wir den Dichter des Götz und des Werther in den Räumen der Akademie ſo ruhig, ſicher mit Fürſten verkehren ſahen, da fühlten wir Alle, daß in Deutſchland endlich neben der Souverainetät der Gewalt auch die Souverainetät des Geiſtes zur Geltung und Anerkennung gekommen ſei.“

„Ja,“ nahm der Sammetdoctor wieder das

Wort, „andere Zeiten andere Sitten, andere Menſchen andere Muſen. Dem Himmel ſei Dank für dieſe Abwechslung in der Tragikomödie des Lebens und der Geſchichte! Und Ihr habt ganz recht, lieber Schiller, daß Ihr auf die größere geſellſchaftliche Bedeutung, welche die Literatur neueſtens gewonnen, einen nachdrücklichen Accent legt. Wäret Ihr in England geweſen, liebe Kinder, und hättet Ihr, wie ich, dort geſehen, was die Literatur ausrichten kann, wenn ſie ſich mit dem Leben verbündet, — doch, zum Teufel, ich glaube gar, ich fange an zu philoſophiren wie ein Schulfuchs. Was geht mich alten Kerl, der Nichts mehr vom Leben will als ein Bischen Unterhaltung, all das literariſche und nichtliterariſche Lumpenzeug an? . . . Aber da gerade von Göthe die Rede war, wohl, ſo muß ich Euch ſagen: der verſtand 's, und wie verſtand er es! Glaubt Ihr Grünlinge, ſein Götz, ſein Werther, ſeine Sturm- und Dranglieder allein hätten es gethan? Fehlgeſchoſſen! Allerdings haben dieſe Dichtungen, ſoweit ich ſie verſtehe, die Stimmung unſerer Zeit wunderbarlich getroffen. Es rumort darin prächtig der ungeſtüme Sehnſuchtsdrang einer Geſellſchaft, der es in ihrer Haut zu enge geworden. Das mußte packen, hinreißen, ſtaunen machen. Aber um den Dichter mit Fürſten verkehren zu machen wie mit Seinesgleichen, da gehörte noch etwas Anderes dazu. Wißt Ihr, was? des Mannes ſieghafte Perſönlichkeit. Seht, wäre ich ein frommer Heide, wie ich bekanntlich ein frommer Chriſt bin — lacht nicht, Ihr ungläubigen Satanaſſe! — ſo würde ich ſagen! Vater Zeus habe den Johann Wolfgang Göthe geſchaffen, allen Menſchen ein Wohlgefallen zu ſein. Nie habe ich all meine Lebtage einen Mann geſehen, der es wie dieſer Poet in der Gewalt gehabt hätte, allen Männern Reſpect, allen Weibern Liebe einzuflößen. Er bezaubert beide, Männlein und Weiblein, ſagte mir einmal Papa Wieland, und da hättet Ihr ſehen ſollen, wie der liebenswürdige Menſch auf Göthe hinſah mit von väterlicher Liebe leuchtenden Augen. Hatte der Wieland nicht vollauf Grund, auf Göthe erboſt zu ſein, der ihn mit der Farce „Götter, Helden und Wieland“ ſo derb verſpottet hatte? Aber Nichts da! Der Göthe kam nach Weimar, wie ein junger Gott, kam, ſah und ſiegte. Wieland war mit unter den erſten Beſiegten. Habe Gelegenheit gehabt, die Abſchrift eines Briefes zu ſehen, in welchem Wieland wenige Tage nach Göthe's Ankunft an Jacobi ſchrieb, ſeine Seele ſei ſo voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgenſonne.

„Wohl, befand mich gerade unten im alten Wien, als ein aus Norddeutſchland heimkehrender Freund, welcher auf ſeiner Reiſe Weimar berührt hatte, mir die unerhörte Märe mittheilte, der Herzog Karl Auguſt habe mit dem Dichter Göthe die vertrauteſte Freundſchaft auf Du und Du geſchloſſen und an ſeinem Hofe die flotteſte Geniewirthſchaft etablirt, welche je die Welt geſehen. Da gehe es hochgenialiſch her und die Genies verkehrten mit den Hofdamen wie die lieben Engelein im Paradieſe, obgleich nicht gerade darauf zu ſchwören ſei, daß dabei die paradieſiſche Unſchuld immer eingehalten werde. Wurde mächtig neugierig, und da mich Geſchäfte eigenthümlicher Art bald darauf nach Sachſen führten, verfehlte ich nicht, Weimar zu beſuchen. Hatte dort mancherlei Connexionen, auch am Hofe, inſonderheit durch den Geheimerath Bode, mit welchem ich angedeuteter Geſchäfte halber ſchon ſeit längerer Zeit in Verkehr geſtanden war.

„Gut, war alſo da, und ſeht, ich alter Knabe ſchwamm bald luſtig mit in dem wildgenialiſchen Strom. Der Göthe hatte es Allen angethan, hatte, wie ſich Papa Wieland ausdrückte, Alle „wüthig“ gemacht vor unbändiger Lebensluſt. O Himmel, was war das für ein Wechſel von Jagden, Trinkgelagen, Komödien- und Liebesſpiel! Und über all dem Teufelszeug, das da an der Tages- und Nachtordnung war, ſchwebte einer glänzenden Lichtwolke gleich die ſtets zu Ernſt und Scherz fertige Poeſie Göthe's. Was war da für ein beſtändiges Kommen und Gehen von wandernden Genies, welche oft in einem Aufzuge zu Weimars Thoren einzogen, der es nöthig machte, daß Bertuch, des Herzogs Schatzmeiſter, in ſeine Rechnungen eine ſtehende Rubrik einführte, welche mit an deutſche Genies ausgetheilten Hoſen, Weſten, Strümpfen und Schuhen ausgefüllt war. Ueber das Eigenthum gingen unter dieſen Leuten ſehr wunderliche Begriffe um. Das ſtudentiſche „Schießen“ war eine ſtehende Mode. Der Göthe hat oft zu Bertuchs Frau geſchickt, um ſich ein Schnupftuch oder in die herzogliche Garderobe, um ſich weiße Cannevasbeinkleider und ditto Weſte, obligate Artikel der Genietracht, holen zu laſſen. Unter den Kommenden und Gehenden ſah ich auch den halbtollen Lenz und den aus cyniſchem Stoicismus und Rouſſeau'ſchem Naturenthuſiasmus zuſammengeſetzten Klinger, Dichterbrüder Göthe's von Straßburg her. Der Erſtere meldete dem Freunde ſeine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich iſt angekommen und ſucht, wo er ſeinen Fuß hinſetze,“ — der Andere las eines Abends in zahlreicher Geſellſchaft eines ſeiner neuen Sturm- und Drangtrauerſpiele vor, bis Göthe aufſprang und davonlief mit den Worten: „Was für verfluchtes Zeug iſt's, was Du da wieder einmal geſchrieben haſt! Das halte der Teufel aus!“ Der ſtoiſche Klinger ließ ſich aber dadurch nicht aus der Faſſung bringen, ſondern ſteckte ruhig ſein Manuſcript ein und ſagte nachdenklich: „Curios! das iſt nun ſchon der Zweite, mit dem mir das heute begegnete.“

„Die oberſte Patronin der Geniewirthſchaft am Weimarhofe war die Herzogin-Mutter Amalia. Dieſe gemüthvolle, leichtlebige Frau, welche mit Wieland den Ariſtophanes in der Urſprache las, hatte an all den tollen Schwänken eine rechte Seelenfreude. Denkt Euch, der Göthe hat ſich im Gemach der hohen Frau im Uebermuth kraftgenialiſcher Ausgelaſſenheit manchmal mit aufgelösten Haaren auf dem Bodenteppich gewälzt, während Papa Wieland in der Sophaecke neben der Herzogin ſein Mittagsſchläfchen machte. Man lebte da mit der Ungenirtheit der olympiſchen Götter. Neben dem Dorfe Stützenbach waren die beiden ländlichen Schlöſſer der Herzogin Amalia, Ettersburg und Tieffurt, die Lieblingsſchauplätze dieſes Götterlebens. Auf der Terraſſe von Ettersburg wurden jene oft ganz aus dem Stegreif angehobenen Komödien und Operetten aufgeführt, in welchen die Herzogin und ihr Hoffräulein, die witzige Louiſe von Göchhauſen, dann der Herzog Karl Auguſt und ſein Bruder Conſtantin, ferner Göthe, Knebel, Bode und Bertuch, endlich die Hofherren Wedel und Einſiedel Rollen übernahmen. Da ſah und hörte ich auch die herrliche Corona Schröter ſpielen und ſingen, da ſah ich dem liebenswürdigen Märchenerzähler Muſäus in der Rolle des Kranken in der Hans Sachs'ſchen Poſſe vom Narrenſchneiden durch Göthe, welcher den Arzt machte, die einzelnen Narrenpüppchen aus dem Bauche ſchneiden. Oft wurden die dramatiſchen Spiele, womit Zigeunerwirthſchaften und andere Mummereien aller Art ſich verbanden, Abends mitten im Walde, bei Fackelſchein und auf improviſirten Waldbühnen gegeben.

„Es iſt wahr, manchmal erreichte die genialiſche Ausgelaſſenheit eine Höhe des Uebermuthes, welcher vor Kränkungen von Freunden keineswegs zurückſchrack. Sah ein paar ſchnackiſche Exempel dieſer Art mit an. Erinnere mich, daß mal, zur Feier des herzoglichen Geburtstages, zu Ettersburg eine von dem muthwilligen Oberhofmeiſter Einſiedel verfaßte Farce, betitelt Orpheus und Euridice, aufgeführt wurde, durch das vorhin erwähnte Perſonal natürlich. War das

Stück nichts Anderes als 'ne fürchterliche Parodie von Wielands Alceſte und hatte Papa Wieland das ſonderbarliche Vergnügen, dieſe Parodie mitanzuhören. Machte lange gute Miene zum böſen Spiele, der Wieland, als aber das Ding gar zu arg wurde, als die Arie: „Weine nicht, Du Abgott meines Lebens!“ auf die allerſchnurrigſte Art, unter Begleitung des Poſthorns, abgeleiert und auf den Reim Schnuppe ein ewiglanger komiſcher Triller geſetzt ward und die zahlreiche Verſammlung ganz wüthend Da capo! ſchrie, da wurde Euch der Gute doch fuchsteufelswild, lief davon und beklagte ſich Tags darauf über den unſauberen Geiſt der Poliſſonnerie, der in die Leute gefahren ſei. Jedoch der Göthe hatte den Beleidigten bald wieder verſöhnt.

„Müßt aber nicht glauben, liebe Kinder, daß in jenen Tagen der weimarer Geniewirthſchaft aller Ernſt in dem rauſchenden Strudel der Zerſtreuungen untergegangen. Gab da, verſichere Euch, auch Stunden, die ich, falls ich ein Poet wäre, Stunden der höchſten Weihe nennen würde. Eine ſolche Stunde war mir in dem Gartenhäuschen Göthe's zu erleben vergönnt. Stand und ſteht dieſes Gartenhäuschen, ungefähr zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, am ſogenannten Stern im herzoglichen Park inmitten hochwipfeliger Baumgruppen. Hieher flüchtete ſich Göthe aus dem kraftgenialiſchen Gedränge. Hier hat oft in einſamer Nacht die Muſe ihn geküßt, — alle Wetter, ich werde unwillkürlich poetiſch. Hier geſtattete er nur ſeinen Vertrauteſten Zutritt, hier verlebte er die beſten Augenblicke ſeiner Freundſchaft mit Karl Auguſt, einer Freundſchaft, die meines Wiſſens ganz einzig in der Geſchichte daſteht. Ein glücklicher Zufall verſchaffte mir den Eintritt in die Einſiedelei des Genius. Ich hatte Gelegenheit gehabt, der Geliebten Göthe's, der Frau von Stein, einen Dienſt zu erweiſen. Eine merkwürdige Frau, dieſe Charlotte von Stein. Sie iſt nicht ſchön, iſt um mehrere Jahre älter als ihr Geliebter, aber ſag' Euch, ich lernte den Zauber, welcher ihn an ſie feſſelte, begreifen. Es umgibt ſie eine Atmoſphäre der Anmuth in welcher Einem unbeſchreiblich wohl zu Muthe wird . . . Wohl, Frau von Stein führte mich in dem Gartenhäuschen ein, und da hat uns in einer ſchönen Sommernacht der Göthe ein wunderbares Gedicht vorgeleſen oder vielmehr Fragmente eines wunderbaren Gedichtes, die, wie er ſagte, während ſeines Aufenthalts in Straßburg entſtanden waren. Es waren Szenen eines Drama's, ſo eigenthümlich, ſo originell, ſo dämoniſch, daß mir etwas auch nur entfernt Aehnliches niemals vorgekommen. Das Gedicht behandelt die alte Sage vom Doctor Fauſt, der den Teufel beſchwört und ihm ſeine Seele verſchreibt. Aber wie tief iſt dieſer Stoff erfaßt, wie kühn umgeformt! In titaniſcher Verzweiflung empört ſich der Held gegen die Schranken des Menſchendaſeins und will, erfüllt vom ſchmerzlich ſüßen Gefühl der Unendlichkeit, die Feſſeln der Endlichkeit zerbrechen. Dem idealiſchen Stürmer zur Seite ſchreitet der Träger des Prinzips der Verneinung, der ſarkaſtiſche Dämon Mephiſtopheles, deſſen Philoſophie, wenn ich mich recht erinnere, ſich zuſammenfaßt in den Verſen: „Alles, was entſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht . . . .“ Ah, ſag' Euch, wäre mir erquicklich, ſehr erquicklich, wenn es dem Göthe beliebte, mit dem ganzen Werk hervorzutreten, bevor ich zur Grube fahre.

„Doch zum Henker mit den Grabgedanken! Es lebe das Leben! Gäbe es nur von Zeit zu Zeit immer wieder ſo 'ne Auffriſchung, wie ich damals zu Weimar eine an mir erfuhr. Denkt Euch, Kinder, den alten Sammetdoctor, wie er unter den weimarer Genies in der Werthertracht luſtig ſich umtrieb. Ja, beim Jupiter, ſo that ich, machte die tollſten Schnurren mit, war ungeheuer liebenswürdig, verliebte mich auch ſchier teufelmäßig und machte Verſe, daß es krachte."

„Nun, da hört Alles auf!" rief Peterſen lachend aus. „Ihr, Doctor, Ihr machtet Verſe? Da ſage noch Einer, es gebe keine Mirakel."

„Hat ſich was zu mirakeln!" entgegnete der alte Herr. „Beſitzt etwa Ihr Grünlinge das Monopol des Verſemachens? Kommt, ſeid gute Burſche, ſchenkt mir mein Glas voll und dann paßt auf! Will Euch ein Lied ſingen, eine Litanei auf das Menſchenleben, die ich dem Rouſſeau abgelauſcht und ganz ordentlich in Verſe und noch obendrein in Muſik geſetzt habe."

Er leerte das vollgeſchenkte Glas mit einem Zuge, räuſperte ſich und fing mit ſeiner kräftigen Stimme zu ſingen an:

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammerſöhne
Sind wir hochgeprieſ'ne Herrn der Welt,
Von Beginn an, bis die letzte Thräne
Aus des armen Schächers Auge fällt.
Schlüpfen wir kaum erſt aus unſrer Tonne
In dieß große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir ſchon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.
Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,

Der ihn hudelt, ach, und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt"*) . . . . .

Aber der Sammetdoctor konnte ſein Lied nicht zu Ende bringen. Denn in der Oeffnung der haſtig aufgeriſſenen Thüre erſchien plötzlich der Jägerlieutenant Zuccato und rief ohne Umſtände in die überraſchte Tafelrunde herein:

„Eine ungeheure Neuigkeit! Die Turbinella iſt entführt!"

Die Bande fuhr von ihren Sitzen auf und umringte mit tumultuariſchen Fragen den Ankömmling.

Nur Armbruſter und Raleigh blieben ſitzen, aber dem Letzteren entfuhr ein halbunterdrückter Ausruf und ſeine Stirne wurde bleich. Der alte Arzt blickte ihn ſcharf an und ſagte:

„Mein werther Sir, iſt Ihnen unwohl? Geſchwind, laſſen Sie mich Ihren Puls fühlen."

„Es iſt Nichts," entgegnete der Virginier, ein Lächeln erzwingend. „Bemühen Sie Sich nicht, lieber Doctor."

---

*) Bekanntlich ſchrieb man dieſes Gedicht Schiller zu und lange galt die Meinung, derſelbe habe es in ſeinem ſechszehnten Jahre verfaßt. Der Irrthum iſt aber jetzt dargethan und die Autorſchaft Armbruſters kann leicht nachgewieſen werden.

„Erſtickt mich nur nicht, ventre del diavolo!“ ſchrie Zuccato, ſich Luft machend. „Ihr ſollt ja Alles wiſſen, was ich ſelber weiß.“

„Nun, was weißt Du denn?“ — „Heraus damit!“ — „Von wem wurde die Turbinella entführt? Wie? Wo? Wann? Wohin?“

„Ja,“ ſagte der Sammetdoctor, zu dem jungen Dalmaten ſich wendend, — „ſag' an, mi fili: ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“

„Ah, Sie ſind auch da, weiſeſter aller Doctoren?“ entgegnete Zuccato. „Und auch Sie, Herr Raleigh? Ei, ja richtig, war ja große Gaſterei, — hatte es in meiner Conſternation ganz vergeſſen. Suchte Sie eigentlich, habe eine Beſtellung für Sie . . . Aber nicht wahr, wer hätte das gedacht? War, auf Ehre, wie aus den Wolken gefallen . . . Ein verfluchter Kerl der Chevalier. . . . 's wird gewiß ein ungeheures Geſchrei in der Stadt abſetzen . . . die Vinetti . . . .“

„Ei, ſo ſchwatz' Du und der Teufel!“ fiel ihm Kapff in die Rede. „Kreuzmillionenſchock, hat man je einen ſo wirbeligen Kerl, ſo einen verdrehten Haſpel, ſo einen Sparrewantel geſehen? Wirft Alles durch einander wie Kraut und Rüben. Muß ich Dich katechiſiren, Junge?“

Und der luſtige Lieutenant ſtellte ſich vor ſeinen Kameraden von den Jägern und that, Haltung und Naſalſtimme eines bekannten überfrommen Predigers der Reſidenz nachahmend, die Frage:

„Alſo die Turbinella wurde entführt?"

„Ja."

„Von wem?"

„Von dem Teufelskerl, von dem Chevalier."

„Wohin?"

„Bis nach Schorndorf. Dort wurde während des Pferdewechſels das Paar eingeholt."

„Von wem?"

„Von dem Generaladjutanten des Herzogs."

„Das Abenteuer war alſo ſchlecht arrangirt geweſen?"

„Es ſcheint nicht. Aber die Binetti, bei welcher der Chevalier während ſeines Hierſeins häufig aus- und einging, wollte wiſſen, das Paar ſei bei einem Rendezvous von dem ludwigsburger Schloßgarteninſpector Walter belauſcht worden und dieſer habe dem Herzog bei Zeiten einen Wink gegeben."

„Hm, ziemlich unverſtändlich das, Schwerenoth! Und man hat das flüchtige Paar hierher zurückgebracht?"

„Nein, nicht das Paar, nur den Chevalier."

„Oho, der ſitzt wohl feſt? Wahrſcheinlich ſchon auf dem Aſperg, in den Mauern des frommen Sünders, des Generals Rieger?"

„Nein, man hat ihn laufen laſſen."

„Was? Wie ging das zu?"

„Weiß nicht. Die Binetti that freilich ſo, als wüßte ſie davon."

„Hol' der Teufel die alte Schachtel! Aber die Turbinella?"

„Wurde nicht hieher zurückgebracht."

„Wohin denn?"

„Weiß nicht. Die Binetti wußte bloß oder wollte bloß ſagen, daß der Generaladjutant mit dem Fräulein weiter das Remsthal aufwärts gereiſt ſei."

„Myſteriös das!"

„Verteufelt! . . . Aber ich muß nun eine Beſtellung der Binetti an Herrn Raleigh ausrichten."

Dieß ſagend zog Zuccato ein kleines verſiegeltes Paket aus der Bruſttaſche und übergab es dem jungen Amerikaner, an welchen die Adreſſe lautete.

Raleigh löſte Schnur und Siegel. Eine hübſche Anzahl holländiſcher Dukaten und ein Billet fielen aus dem Umſchlag auf den Tiſch. Ohne die erſteren zu beachten, griff Raleigh nach dem zweiten, und während er es las, konnten die neugierig auf ihn ſchauenden jungen Männer bemerken, daß Röthe und Bläſſe raſch auf ſeinen Zügen wechſelten.

„Liebe Freunde," ſagte er dann mit ſeiner gewohnten Ruhe, — „der Herr Chevalier iſt ein Mann von Welt. Er hat mir vor ſeiner Abreiſe von hier angezeigt, daß er eine zwiſchen uns ſchwebende ſcherzhafte Wette verloren gebe, und hat, wie Ihr ſeht, den Betrag derſelben ſeinem Schreiben beigelegt."

Während dann die jungen Leute, über die große Neuigkeit des Tages umſtändlich ſich auslaſſend, ihren Kameraden Zuccato von Neuem ins Gebet nahmen, ſtand Raleigh, ohne Aufſehen zu erregen, von ſeinem Platze auf, zog Schiller an ein Fenſter, ſchob ihm das Billet in die Hand und ſagte:

„Lies es für Dich."

Das Billet war franzöſiſch geſchrieben und hatte dieſen Inhalt:

„Mein Herr! Ich habe meine Wette verloren und gebe mir die Ehre, Ihnen im Anſchluß den Betrag durch meine gütige Freundin, die Schauſpielerin Vinetti, zu übermachen. Ich füge das für einen Mann meines Schlages demüthigende Geſtändniß hinzu, daß ich auch im Falle des Gelingens meines verunglückten Entführungsplanes kaum jemals Ausſicht gehabt hätte, ſagen zu können, daß ich die

Wette gewonnen. Dieſes Mädchen iſt das ſeltſamſte, unnahbarſte und unbeſieglichſte Geſchöpf, welches ich je kennen gelernt . . . Das Abenteuer hätte für mich ſchlimm ablaufen können. Der Herzog ſei im erſten Augenblick vor Zorn außer ſich geweſen. Die Binetti half mir aus der Patſche, durch Verwendung ihres Liebhabers, des . . . . ſchen Geſandten. Vielleicht begnügte man ſich auch nur deßhalb, um weiteren Eclat zu vermeiden, damit, mir zu befehlen, auf der Stelle die Reſidenz und das Land zu verlaſſen. Ich gehorche natürlich ſchleunigſt. Da ich aber annehmen muß, daß Sie Sich für Fräulein L. intereſſiren, ſage ich noch, daß ich während der ſchnöden Kataſtrophe meines Unternehmens in Schorndorf zu ergattern wußte, das Fräulein würde in ein Frauenkloſter der Reichsſtadt Gmünd gebracht werden . . . Hiemit habe ich die Ehre, Sie zu grüßen und mich zu nennen Ihren ergebenen Diener G. C. Chevalier de Seingalt."

Zweites Capitel.

„Und Poeſie auch iſt's, wenn man zu zweit durch eine blüh'nde Frühlingslandſchaft reit't." — Von der alten Reichsſtadt Gmünd. — Eine Gewiſſensfrage. — Begegnung mit einem Sauerbrunnentrinker. — Ein Paßwort. — Von Lorenzodoſen und Geheimbünden. — Wiederum eine Abſchweifung, aber keine ſubjective.

Wie die Anatomie des Schmerzes und der Schwermuth, iſt auch die der Luſt und des Frohſinns ſchon in vielen und guten Büchern abgehandelt worden. Aber was iſt eigentlich das Vergnügen? Ein Zuſtand des Behagens, in welchem die Dinge der objectiven Welt auf den Geiſt und die Leiblichkeit des Subjects gleich angenehm einwirken. Wie hölzern klingt das, wie gar nicht vergnüglich! Es dürfte überhaupt unmöglich ſein, eine allgemeine Definition eines Begriffes zu geben, welcher in ſo unendlich viele Nuancen zerfällt als es Menſchen gibt. Der große Doctor Johnſon, welchen viele Engländer noch jetzt für einen Poeten halten und welcher Carlyle zufolge ſogar ein Held war, erklärte es für das höchſte Vergnügen, in einer guten engliſchen Poſtchaiſe auf einer guten engliſchen Straße hinzurollen. Sein Zeitgenoſſe Goldſmith behauptete, das höchſte

Vergnügen ſei, auf einem Sopha ausgeſtreckt liegend einen guten Roman zu leſen, und um dieſes Vergnügen ſeinen Mitmenſchen zu ermöglichen, ſchrieb der Gute ſelber einen der beſten aller Romane. Wir ſelbſt waren einſt einem Manne befreundet, welcher alles Ernſtes der Ueberzeugung lebte, das höchſte Vergnügen beſtehe darin, einem ſchönen Mädchen zuzuſehen, welches mit graziöſen Fingern ſeinem Geliebten eine Orange zum Genuße zubereite. Nämlich, ſetzte ich hinzu, wenn man das Glück hat, dieſer Geliebte zu ſein, — was er aber für eine verdammlich egoiſtiſche Verdrehung ſeiner Anſicht erklärte. Ich meinte dann, wenn auch nicht das abſolut höchſte, doch jedenfalls ein höchſtes Vergnügen ſei es, in jungen Jahren, wo noch die Pulſe leicht und fröhlich ſchlagen, mit einem guten Kameraden zur Seite unter blauem Himmel auf ſchnellen Roſſen durch einen blühenden Frühlingsmorgen hinzureiten, — und mein Philoſoph des Vergnügens that mir die Ehre an, kopfnickend zu ſagen, das ſei in der That nicht ohne . . . . . .

Die Poeſie dieſer Situation mochten auch die beiden jungen Männer, welche in der Frühe eines hellen Maimorgens die Straße von Stuttgart nach Cannſtadt hinabritten, mit Behagen einathmen. Wir erkennen in den Reitern Schiller und ſeinen Freund

Raleigh, welche, wie die Mantelſäcke hinter ihren Sätteln andeuteten, zu einer längeren Reiſe gerüſtet waren. Der Dichter, welcher heute nicht die fürchterliche Feldſchereruniform, ſondern einen bürgerlichen Anzug trug, der ſeinen Gliedmaßen größere Freiheit geſtattete, — der Dichter insbeſondere fühlte ſich augenſcheinlich ſehr wohl und ließ ſich in ſeiner heiteren Stimmung auch nicht durch den Umſtand beeinträchtigen, daß das raſche Pferd, welches er ritt, von Zeit zu Zeit durch gewiſſe ungeduldige Bewegungen zu erkennen gab, es ſei vollſtändig überzeugt, daß ſein dermaliger Reiter zu den in der edlen Reitkunſt minder Erfahrenen gehöre.

Des ſchönen Morgens und des Glückes froh, für einige Tage der läſtigen Feſſeln ſeiner dienſtlichen Stellung entledigt zu ſein, ſagte er zu dem ſchweigſam neben ihm reitenden Freunde:

„Es kommt mir, lieber William, faſt wie ein Traum vor, daß ich da mit Dir auf Abenteuer ausreite. Noch geſtern hätte ich ſo eine Epiſode in der Einförmigkeit und Miſerabilität meiner Exiſtenz für eine wunderliche Phantaſie halten müſſen. Wie haſt Du's nur angeſtellt, mich für eine ganze Woche aus meiner Feldſchererei loszureißen?"

„Das machte ſich leicht," erwiderte Raleigh.

„Wie Du weißt, hatte ich früher Gelegenheit, die Bekanntſchaft Deines Regimentschefs, des Generals Augé, zu machen und denſelben einige Stunden lang von dem amerikaniſchen Krieg zu unterhalten. Als ich Dir geſtern meinen Entſchluß, ins Remsthal hinaufzugehen, mittheilte und Dir dabei den Wunſch, mich zu begleiten, anmerkte, ging ich zu dem General und erbat und erhielt von ihm für Dich Urlaub auf eine Woche. Das iſt Alles . . . Doch nein; um ganz ehrlich zu ſein, muß ich Dir ſagen, daß ich bei der Sache auch mein eigenes Intereſſe im Auge hatte. Du ſagteſt mir, daß Du zur Zeit, als Du mit Deinen Eltern in Lorch lebteſt, von dieſem würtembergiſchen Grenzort aus häufig nach der nahgelegenen alten Reichsſtadt gekommen ſeieſt.“

„Ja freilich. Mein Vater war damals als Werboffizier in Lorch ſtationirt und mußte in ſeinen Geſchäften oft viele Tage hinter einander in Gmünd zubringen. Da beſuchte ihn dann die Mutter und nahm Phinele und mich mit.“

„Du kennſt alſo die Stadt?“

„Wie eben ein Knabe von acht und neun Jahren eine Stadt kennen kann. Mein Vater wurde ſchon 1768 von Lorch weg nach Ludwigsburg verſetzt und ich bin ſeither noch nie wieder ins Remsthal hinaufgekommen. Aber der Schauplatz meiner kindlichen Anſchauungen und Spiele iſt mir in lieber Erinnerung geblieben, um ſo mehr, als ſie von einem Kameraden der beſten Art getheilt wurden, von dem ſtillen Conz, welchen Du bei unſerem Sympoſion im Ochſen kennen gelernt haſt. Der Dritte in unſerem Bunde war Chriſtoph Moſer, der Sohn des ſtrengen, aber wackeren Ortsgeiſtlichen. Wir drei Knaben wollten ſämmtlich Theologen werden. Der alte Moſer war unſer Lehrer in den Rudimenten des Wiſſens, und obgleich mir ſeine Strenge damals als grauſame Härte erſchien, ſah ich ſpäter doch ein, daß ich Grund hatte, ſeiner dankbar zu gedenken, und ſo gab ich dem in den Räubern auftretenden Geiſtlichen den Namen Moſer."

„Wie glücklich ſeid Ihr Dichter! Allem was Ihr achtet oder liebt, vermögt Ihr Leben zu verleihen über Tod und Grab hinaus . . . . Um aber auf Gmünd zurückzukommen, was iſt denn das für eine Art Stadt?"

„Eine in einem ſchönen Wieſenthale gelegene, durch ihre Goldſchmiedsarbeiten und den lebhaften Handel damit weithin bekannte, dabei echtkatholiſche alte Reichsſtadt. Ich hörte ſagen, ihr Name komme von dem lateiniſchen gaudia mundi her, und ſoviel iſt gewiß, daß die Sitten der Gmünder dieſer Ableitung des Namens ihrer Stadt nicht widerſprechen. Sie ſind ein ſehr lebensluſtiges Volk, aber auch ein ſehr gutmüthiges, gaſtfreies und umgängliches. Daß ich ihre Katholizität betonte, mag daher kommen, daß ich in Gmünd zuerſt eine Anſchauung von dem katholiſchen Weſen erhielt und daſſelbe deßhalb auf mich, den ſtrenglutheriſch erzogenen Knaben, einen ſehr lebhaften Eindruck machte. Wie wunderbar erſchien mir die erſte Feier des Fronleichnamsfeſtes, wobei die ganze Stadt ein blühendes Feſtgewand angezogen hatte und Rath, Bürgerſchaft und Geiſtlichkeit in Pompentfaltung wetteiferten. Wie eigen fühlte ich mich angemuthet, als ich in der Stadtpfarrkirche, einem mächtigen gothiſchen Bauwerk, zum erſten Mal ein ſolennes Hochamt celebriren ſah. Unſer Verſtand mag ſagen, was er will, er wird dem katholiſchen Cult nie den ungeheueren Vorzug beſtreiten können, daß er höchſt bedeutſam auf eine der Grundkräfte des Menſchen, — vielleicht die edelſte — auf die Phantaſie einwirkt. Der proteſtantiſchen Kirche fehlt allzu ſehr das Element der Schönheit. Der Menſch kann nicht vom Brode allein leben, und wäre es auch himmliſches Manna . . . Auch die Möncherei, die ich in meinen Knabenjahren in Gmünd kennen lernte, wenigſtens in ihren Aeußerlichkeiten, übte einen ſtarken Reiz auf meine Einbildungskraft. Die Stadt iſt voll von Klöſtern, von ſchwarzen, braunen und weißen Kutten. Es gibt da, wenn ich mich recht erinnere, Dominikaner, Auguſtiner, Franziskaner und Kapuziner. Außerdem zwei Nonnenklöſter, eines in, ein zweites außerhalb der Stadt. In der Kirche des letzteren, welches an der Straße nach Aalen gelegen und, glaub' ich, ein Urſulinerinnenconvent iſt, ſah ich eine Novize einkleiden. Es war ein ſchönes junges Mädchen. Ich weiß noch, daß ich heftig weinen mußte, als ich die langen blonden Haare des armen Kindes unter der unerbittlichen Scheere fallen und den ſchwarzen Schleier über den ſo mißhandelten Kopf und das bleiche Antlitz decken ſah. Das Kloſter heißt Gotteszell."

„Ein paſſender Name für einen Ort, fürwahr," bemerkte Raleigh bitter, — „wo junge Mädchen von Allem abgeſperrt werden, was das Leben ſüß und ſchön macht. Denke Dir die wunderbar ſchönen Haare Lauretta's unter der Kloſterſcheere fallend. Schon die bloße Vorſtellung könnte Einen toll machen . . . . Du ſprachſt von dem Element der Schönheit im katholiſchen Cult. Nun ja, ein ſolches iſt darin vorhanden und unſer proteſtantiſcher Gottesdienſt dagegen iſt von einer Gemüth und Phantaſie abſtoßenden Nüchternheit . . . . . Du ſollteſt mal erſt ſo ein puritaniſches Bethaus in Neu England ſehen. Das iſt ſo ſteifleinene Proſa, daß, damit verglichen, Euer lutheriſcher Ritus und unſer anglikaniſcher noch hohe Poeſie ſind . . . Aber, lieber Freund, mag mir auch das Puritanerthum herzlich zuwider ſein, ein ſtandhafter Proteſtant will ich ſein und bleiben.“

„Freilich, freilich,“ verſetzte Schiller heiter. „Du proteſtirſt, daß Lauretta ihrer ſchönen Haare beraubt werde, und, beim olympiſchen Zeus! ich ſchließe mich Deinem Proteſt mit ganzer Seele an. Indeſſen, glaube mir, Fräulein Windsbraut wird die heilige Scheere von ihren Locken entfernt zu halten wiſſen. Es iſt ganz und gar kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß ſie ſich ohne Weiters werde zu einem Nönnchen machen laſſen. Ich möchte wetten, ſchon jetzt tanzt das ganze Kloſter, wo ſie ſich befindet, nach ihrer Pfeife.“

„Aber welches Kloſter iſt dieß? Befindet ſie ſich überhaupt in einem Kloſter? Hat man den Chevalier nicht vielleicht abſichtlich irregeführt?“

„Hm, nach alledem, was Du mir über dieſen Mann ſagteſt, ſcheint er mir Keiner zu ſein, dem man ſo leicht eine Naſe dreht. Sein Billet an

Dich trägt auch durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit. Ueberdieß kommt es mir ganz plauſibel vor, daß man dem wilden Kind einſtweilen ein Kloſter zum Aufenthalt anwies. Der Herzog, weißt Du, gehört ſelber der katholiſchen Confeſſion an, und obgleich er in religiöſen Dingen viel zu liberal denkt, als daß er es je hätte unternehmen wollen, ſeine Würtemberger zu ſeinem Glauben zu bekehren, ſo mag ihm doch gerade bei dieſem Vorkommniß die Beobachtung eines katholiſchen Brauches ganz paſſend geſchienen haben. Für ein Mädchen, das die Caprice hatte, ſich entführen zu laſſen, iſt ein zeitweiliger Aufenthalt in einem Kloſter gar nicht ſo übel gewählt. Ich ſehe darin um ſo weniger etwas Bedrohliches, als ich überzeugt bin, daß bei dem ganz entſchieden lebhaften Intereſſe, welches Karl dem Fräulein von jeher bezeigte, Lauretta gewiß Mittel und Wege finden wird, ihre klöſterliche Haft abzukürzen.“

„Höre, lieber Freund, eine Gewiſſensfrage! Glaubſt Du, Fräulein Lauretta ſei die Tochter des Herzogs?“

„Ich möchte es glauben, denn viele Anzeichen ſprechen dafür, wie ich Dir ſchon bei einer früheren Gelegenheit geſagt. Aber Deine Frage ſtricte zu beantworten, dürften nur der Herzog oder Lauretta ſelbſt oder vielleicht auch die Generalin Wimpfen im Stande ſein."

Raleigh ſchwieg eine Weile nachdenklich. Dann ſagte er:

„Sei dem Allen, wie ihm wolle, Lauretta ſoll und muß erfahren, daß ſie treue Freunde habe."

Unter dieſem Geſpräche hatten die beiden Reiſenden die Neckarbrücke bei Cannſtadt paſſirt und waren durch die ſtillen Gaſſen des alten Ortes geritten. Als jenſeits deſſelben ihre Pferde langſam die gen Waiblingen zu anſteigende Straße hinanſchritten, bemerkten die Freunde vor ſich einen Fußgänger, deſſen Scharlachrock in der Morgenſonne glänzte.

„Schwerenoth, ſo wahr ich lebe, der Sammetdoctor!" rief Schiller aus.

„Ei freilich, der Sammetdoctor," verſetzte der Genannte, ſich umkehrend und in ſeiner gewohnten ceremoniöſen Weiſe grüßend.

Die Freunde hielten ihre Pferde an und erwiderten den Morgengruß.

Der alte Herr drückte den goldenen Knopf ſeines mächtigen Rohrſtocks an die Naſe, blinzelte ſchelmiſch und ſagte:

„Glück auf, meine irrenden Herren Ritter, Messieurs les chevaliers sans peur et sans reproche! Alſo an dieſem geſegneten Morgen, wo anſtändige Leute, nachdem ſie da drunten in dem alten Neſt ihren Sauerbrunnen getrunken, einen der Geſundheit zuträglichen Spaziergang machen, reitet eine thatendurſtige Jugend auf Abenteuer aus? Soll ich ſagen, wie der Held de la Mancha und ſein edler Sancho Panſa? Oder vielleicht wie der große Sir Hudibras und ſein tapferer Knappe Ralf? Denn die Fahrt geht, ſcheint es, hinauf ins katholiſche Land und da iſt es wahrſcheinlich à la Hudibras auf Bekehrungen abgeſehen."

„Doctor, ſeid Ihr des Teufels?" ſagte der Dichter lachend. „Wer hat Euch geſagt, daß wir ins katholiſche Oberland wollen? Ich fange nun doch bald zu glauben an, daß Ihr, wie die Leute ſagen, einen spiritus familiaris beſitzt."

„Einen spiritum familiarem, lieber Sohn, wenn es Euch beliebt. Auf die Frage wen oder was ſetzt man den Accuſativum, wißt Ihr? Ja freilich beſitze ich ſo einen dienſtbaren Geiſt, meinen geſunden alten Menſchenverſtand. Der ſagt mir, Ihr Herren ſeid zwar nicht auf Drachen oder Ungläubige aus, wohl aber nach einem gewiſſen irrenden Fräulein, nomine Turbinella."

Raleigh, dem dieſe Mitwiſſenſchaft des Sammetdoctors nicht ſehr angenehm war, vermochte eine Bewegung der Ungeduld nicht zu unterdrücken. Sie entging dem Falkenauge des alten Herrn nicht, aber er ließ ſich dadurch ſein Concept nicht verrücken.

„Ich will Euch nicht lange aufhalten,“ ſagte er, „denn ich ſehe es meinem werthgeſchätzten Herrn Amerikaner an, daß er Eile hat. Im Uebrigen liebe ich es, wenn die Jugend abenteuerluſtig iſt. Alſo nur friſch zu! Aber wie der Jugend die That, ſo ſteht dem Alter der Rath an. Will Euch daher rathen, etwas weniges; nachher könnt Ihr thaten, wie es Euch beliebt.“

Schiller gab ſeinem Freunde mit den Augen einen Wink und erwiderte:

„Ja, rathet uns, lieber Doctor, denn ich ſehe nun ſchon, daß Ihr wißt, wohin wir wollen und warum wir dorthin wollen.“

„Freilich, freilich. Ihr meint, es dürfte der göttlichen Turbinella in dem gmünder Kloſter, in welches man ſie gethan, um für einen curioſen Seitenſprung Buße zu thun, ſchier zu langweilig werden, — nicht wahr? Ihr meint ferner, es ſei Eure ritterliche Pflicht und Schuldigkeit, der ſchönen Dame zur Abkürzung dieſer langweiligen Situation zu verhelfen, ſo oder ſo, — nicht wahr? Wohl gefällt mir das, bei allen Göttern aller Mythologien! Gefielen mir all mein Lebenlang derartige Schnurren, wobei der Menſch mit einem Fuß oder auch mit beiden über die proſaiſchen Polizeiſchranken keck hinwegſpringt. Will Euch aber was ſagen, liebe Kinder. Maßen Fürſicht bekanntlich die Mutter der Tapferkeit iſt, müßt Ihr vor allen Dingen gehörig fürſichtig ſein. Was Ihr auch unternehmen wollt, bedenkt, Ihr unternehmt es als Ketzer in einem katholiſchen Lande und habt es dabei mit der hochwürdigen Geiſtlichkeit zu thun. Ihr verſteht mich? Auch mit dem Magiſtrat einer freien — lucus a non lucendo — Reichsſtadt kennt Ihr es zu thun bekommen und in letzter Inſtanz mit dem Herzog von Würtemberg. Nehmt Euch daher gehörig in Acht! Sollte mir leidthun, Euch in eine dumme Schwulität hineingerathen zu ſehen, veritabel leid. Hütet Euch vor Anwendung gewaltſamer Mittel! Haben nicht die größten Feldherren und Staatsmänner auf die Anwendung von Gewalt verzichtet, wo immer ſie mit der Liſt ausreichen konnten? So thaten ſie, iſt ein hiſtoriſches Factum Wohl, ſeid alſo liſtig, geſcheidt, klug wie die Schlangen und laßt Andere einfältig ſein wie die Tauben. Und . . . ah, da fällt mir ein, lieber Schiller, Ihr ſeid ein Schnupfer.“

„Was ſoll nun das wieder?“

„Werdet es ſogleich hören. Hier nehmt eine Priſe aus dieſer meiner Doſe und dann thut mir den Gefallen, dieſelbe als ein pretium affectionis von dem alten Armbruſter einzuſtecken. Iſt zwar nur eine ſchon ältliche und, wie Ihr ſeht, ganz unſcheinbare Horndoſe, könnte ſie Euch und Eurem Freunde aber dennoch von einigem Nutzen ſein.“

„Wie ſo denn?“

„Paßt nur auf! Lebt da droben in der Nähe von Gmünd, in den Bergen des Aalbach ein alter Mann, der Pater Aloiſius, als Einſiedler. Er hat ſeine Klauſe und Kapelle auf dem Bernhardusberg, weßwegen er vom Volke der Umgegend gewöhnlich nur der Bernhardusspater genannt wird. Iſt ſelbiger Bernhardusspater der Mann, welchen ich, obgleich meine Anſichten über Welt und Menſchen von den ſeinigen bedeutend differiren, unter allen Menſchen am meiſten achte. Iſt 'ne Art Heiliger, der Aloiſius, — ein wunderlicher, meinen die Leute, ein wirklicher, ſag' ich. Könnte jetzt Abt von Wiblingen oder von Zwiefalten ſein, wenn er gewollt hätte. Wollte ein einfacher Conventual bleiben und iſt zuletzt ein armer Einſiedler geworden. Trotzdem aber könnte er Euch unter Umſtänden ſehr nützlich ſein; denn er hat in jener ganzen Gegend bei Weltlich und Geiſtlich einen großen Stand. Er iſt ſo zu ſagen der gute Genius loci, daneben ein rechter Kosmopolit, ein Gelehrter, ein Theoſoph, die Fleiſch und Bein gewordene Milde, Wahrhaftigkeit und Heiterkeit, ohne eine Spur von ſüßlichem Nebengeſchmack. Er hat viel geſehen und erlebt, auch viel Unglück. Aber es iſt auf dem Grunde ſeiner Seele davon keine Schärfe oder Säure zurückgeblieben. Summa: ein Prachtmenſch."

„Ihr ſchildert ein Ideal, Doctor."

„Iſt auch eines, der Pater Aloiſius, ſo ich je eines geſehen. Sag' Euch, wenn Euch in Eurem vorhabenden Unternehmen irgend Einer Beiſtand leiſten kann oder will, ſo iſt's der Bernharduspater. An ihn wendet Euch. Ihr werdet es in keiner Hinſicht bereuen."

„Aber wie ſollen wir uns bei ihm einführen?"

„Bah, der Aloiſius hat ſeine Thüre noch Keinem verſchloſſen. Um Euch jedoch alle weitläuftigen Präambeln zu erſparen, rath' ich: bietet dem Pater eine Priſe aus meiner Horndoſe und ſprecht dabei die Worte: Bruder Serapion grüßt den Bruder Spiridion."

„Ein myſteriöſes Paßwort!"

„Ja, wenn Ihr wollt; aber ſag' Euch, es wird den Bernharduspater zu Eurem Freunde machen."

„Deſto beſſer. Aber ſagtet Ihr nicht, Doctor, der Pater heiße Aloiſius?"

„Das iſt ſein Kloſtername. Aber ich merke, die Namen Serapion und Spiridion kitzeln Eure Neugierde. Kann Euch einſtweilen nicht helfen. Wendet ſie an, die Namen nämlich, wie ich Euch ſagte; die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Damit Baſta und gute Verrichtung, auch gute Fürſicht, verſtanden? und ſchließlich guten Morgen!"

Damit kehrte er ſich ab und ging raſch den Weg nach Cannſtadt hinunter, ohne weiter Rede zu ſtehen.

„So iſt er," ſagte Schiller. „Er ſagt ſein Sprüchlein und geht ab."

„Ich kann aus dieſem Manne nicht klug werden," bemerkte Raleigh. „Woher weiß er Alles? Er ſcheint voll Theilnahme und Wohlwollen, und doch . . . . darf man ihm trauen?"

„Ich bürge für ihn. Er meint es gut mit uns, gar kein Zweifel. Auch wundert es mich nicht, daß er bei ſeinen vielerlei Verbindungen, welche bis in die höchſten Regionen der Reſidenz hinaufreichen, das Geheimniß von Lauretta's Aufenthalt in einem gmünder Kloſter bereits erlickert hat, wie wir Schwaben ſagen.“

Indem die Freunde ihre Pferde wieder in Gang ſetzten, zog Schiller die Doſe des Sammetdoctors hervor und betrachtete ſie aufmerkſam. Es war eine ganz einfach aus Horn gearbeitete Doſe, die jedoch einige eigenthümliche Kennzeichen hatte. Auf dem Deckel ſtand nämlich in halbverwiſchten goldenen Lettern der Name „Lorenzo,“ und als der Dichter den Deckel öffnete, fand er auf der Rückſeite deſſelben oben das Wort, „Perfectibilitas“ und weiter unten den Satz: „Lux vincet tenebras!“ geſchrieben.

Er wies ſeine Entdeckung dem Freunde hin und ſagte:

„Hm, es ſcheint mit dieſer Doſe doch eine eigene Bewandtniß zu haben. Lorenzo? Lorenzo? Der Doctor heißt nicht ſo. Es kann der Name eines Freundes ſein, von welchem er die Doſe zum Geſchenk erhalten. Vielleicht der eigentliche Name des Bernhardusspaters, auf deſſen Bekanntſchaft ich ungemein begierig bin.“

„Wart' mal,“ verſetzte Raleigh, die Doſe näher betrachtend. „Mir iſt, als müßte ich ein ganz ähnliches Stück von Schnupftabaksbehälter ſchon früher geſehen haben. Wo nur? Ja, auch auf jener Doſe ſtand der Name Lorenzo . . . Ah, ich hab's! drüben in meinem Vaterland war es und in den Händen des heldenhaften Deutſchen, der ſo glorreich für unſere Sache focht und von Washington ſo hoch geſchätzt wird, in den Händen des Barons von Steuben ſah ich eine ſolche Doſe. Es muß doch wohl Etwas dahinter ſtecken."

„Freilich, freilich, und jetzt hab's auch ich! Wie dumm, daß mir die Sache nicht gleich eingefallen. Ich hörte bei der Frau von Wolzogen einen Reiſenden, der mit dem Gleim'ſchen Kreiſe in Halberſtadt und mit dem Jakobi'ſchen in Pempelfort viel verkehrt hatte, davon ſprechen . . . Dieſe Doſe iſt eine ſogenannte Lorenzodoſe."

„Eine Lorenzodoſe?"

„Ja. Erinnerſt Du Dich des Franziskanermönchs Lorenzo in Sterne's „Sentimentale Reiſe?" Dieſem und der Freundſchaft zu Ehren, welche der gute Yorik mit ihm ſchloß, kamen dieſe Doſen auf, ſoviel mir bekannt, hauptſächlich auf Anregung der Gleim und Jakobi, die ja aus der Freundſchaftlerei eine Art Cultus zu machen ſuchten. Am Beſitz ſolcher Doſen ſollten ſich die Anhänger deſſelben erkennen und dieſe Art Freimaurerei der Freundſchaft hat ohne Zweifel viele ehrenwerthe Männer mit einander in Verbindung gebracht, iſt aber ſicherlich auch von manchem Lump ausgebeutet worden, wie ja dieß auch bei der eigentlichen Freimaurerei der Fall iſt.“

Raleigh fixirte den Freund ſcharf und machte mit der Hand einige ſeltſame Zeichen, die aber der Dichter nicht verſtand, worauf jener ſagte:

„Du ſprichſt mit nicht ſehr großem Reſpect von dem ehrwürdigen Maurerorden, und doch ſind denſelben, wie ich hörte, in Weimar vor Kurzem Männer wie Göthe, Herder und der Herzog Karl Auguſt beigetreten.“

„So? Es mag ſein. Ich kenne übrigens die Maurerei allzuſehr nur vom Hörenſagen — die populären Fabeleien darüber glaub' ich natürlich nicht — um im Beſonderen mir ein Urtheil über den Gegenſtand erlauben zu dürfen. Im Allgemeinen aber darf ich wohl ſagen, daß ich allem Myſterienhaften abgeneigt bin. Warum ſo geheimnißvoll thun? Was wahrhaft gut, edel, ſchön iſt, ſoll frei und offen hervortreten wie das Licht, wie die Sonne. Was kann, was will eine Geſellſchaft, welche die Erkenntniß zu monopoliſiren trachtet?“

„Aber wer ſagt Dir, daß die Maurerei das thut? Iſt es bei dem Bildungszuſtande der Maſſen rathſam, edle Wahrheiten ſogleich auf den offenen

Markt zu werfen? Würden ſie dort verſtanden? Nein, mißverſtanden und entweiht. Die Wahrheit ſoll ſein wie die Sonne, ja. Aber vermögen die blöden Augen der Menge den Anblick dieſer Sonne unvorbereitet zu ertragen? Mit nichten. Zu allen Zeiten hat es edle Geiſter gegeben, welche die Nothwendigkeit erkannten, in wohlbehüteten engeren Kreiſen das Licht der Erkenntniß erſt an Kraft und Macht zunehmen zu laſſen, damit es dann, in die freie Luft gebracht, vom Zugwind der Vorurtheile nicht mehr ausgelöſcht werden könne. So das Licht der Vernunft, der Humanität, der Toleranz und Bruderliebe zu pflegen, um es, wenn die rechte Stunde gekommen, aller Welt zu enthüllen, — das iſt die Aufgabe, welche ſich der Maurerbund geſtellt."

„Gewiß eine erhabene Aufgabe! Aber, alle Wetter, Du ſprichſt ſo begeiſtert davon, daß ich am Ende in Dir ſelbſt einen Meiſter vom Stuhl zu veneriren habe?"

„Nein," entgegnete Raleigh ernſt. „Ich bin einſtweilen nur ein beſcheidener Geſelle am Bau des Tempels Salomonis."

„Alſo doch auf dem Wege zum Meiſterſtuhl? Doch verzeih', lieber Freund, den leichten Ton, in welchem ich von einer, wie ich jetzt merke, Dir heiligen Sache rede. Es gibt Vieles, welches wir, als Anderen heilig, reſpectiren müſſen, auch wenn es unſerem eigenen Weſen widerſtrebt. Mir nun widerſtrebt alles Myſterienweſen. Es mag daſſelbe zu allen Zeiten edle Geiſter angezogen haben, aber gewiß iſt auch, daß es zu allen Zeiten von der Argliſt mißbraucht wurde, um die Augen der Menſchen zu blenden und ihre Gemüther zu verwirren. Wie geſagt, ich liebe die Verhüllung der Wahrheit mit ſymboliſchen Draperien überhaupt nicht. Die Wahrheit iſt ſchön. Die Schönheit aber, o, iſt ſie nicht doppelt herrlich in der keuſchen Hüllenloſigkeit ihrer Reize?“

„Lieber Freund, Dein Geiſt ſchreitet in den Regionen der Ideale mit einer Sicherheit einher, die ich beneiden könnte. Aber meine Natur iſt mehr auf die Wirklichkeit geſtellt. Du nimmſt die Menſchen, wie ſie ſein ſollten, ich nehme ſie, wie ſie ſind. Sie bedürfen der Formen, der Symbole, der Verhüllungen, ja vielleicht ſogar der Gaukeleien. Bringt das nackte Marmorbild einer griechiſchen Göttin auf den rohen Menſchen die erhebende Wirkung hervor wie auf den gebildeten, auf den Künſtler? Kann die nackte Wahrheit die Menge gewinnen? Erinnere Dich doch daran, was Du heute ſchon von der Wirkung des katholiſchen Cultus geſagt. Da haſt Du die Macht der Symbolik . . . . Uebrigens, was die Mängel der Maurerei betrifft, ſo theilt ſie nur das Loos alles Menſchlichen. Es wohnt ihr aber die Kraft der Regeneration inne und gerade in Deutſchland hat ſich für das in die Maurerei eingeſchlichene dunkelmänniſche Gift bereits ein Gegengift gefunden. Du haſt wohl ſchon vom Illuminatismus gehört?"

„Nur Unbeſtimmtes. Profeſſor Abel ſprach mir unlängſt davon. Die Illuminaten ſollen eine Sekte der Freimaurer ſein, geſtiftet von dem Profeſſor Adam Weishaupt in Ingolſtadt. Abel fand es ſeltſam, daß dieſer aufkläreriſche Verſuch gerade in Baiern ſeinen Urſprung nahm, einem Lande, welches man ſo ziemlich als das deutſche Böotien zu betrachten gewohnt war."

„Kam nicht auch Gutes aus Nazareth? . . . Die illuminatiſche Bewegung ſcheint mir von großer Bedeutung zu ſein. Sie kann eine zeitgemäße Reform der Maurerei zuwegebringen. Und wart' mal, zeig' mir doch die Doſe des Sammetdoctors. Das Wort Perfectibilitas, welches auf der Innenſeite des Deckels ſteht, ſpielt, wie ich hörte, eine vortretende Rolle unter den Formeln der Illuminaten und der Spruch: Lux vincet tenebras! iſt wohl nichts Anderes als ein illuminatiſches Symbolum. Jetzt ahne ich den Zuſammenhang der Sache. Der Sammetdoctor iſt, wie ich weiß, Maurer. Wahrſcheinlich iſt er auch Illuminat, was auch der Einſiedler ſein mag, an welchen er uns gewieſen hat.“

„Du kannſt recht haben. So erklärt ſich auch der ſonderbare Gruß, den er uns aufgetragen. Serapion und Spiridion ſind wohl illuminariſche Ordensnamen. Sieh, ſieh! Nun ich habe Nichts dagegen, einen Illuminaten kennen zu lernen, welcher zugleich Mönch und Anachoret iſt. Auch Loſungswort und Glaubensbekenntniß des Ordens laß' ich mir von Herzen gefallen. „Vervollkommnung!“ und: „Das Licht wird die Finſterniß beſiegen!“ Amen von ganzer Seele.... Aber ſieh' mal, da unten iſt das Remsthal und wir werden ſogleich in Waiblingen ſein“ .....

Wir laſſen die Freunde in das alte Hohenſtaufenſtädtchen Waiblingen einreiten und von da ihres Weges thalaufwärts weiterziehen, während wir den geneigten Leſer einladen, uns auf einem kurzen culturgeſchichtlichen Ausflug zu begleiten, deſſen Zweck iſt, das vorſtehende Geſpräch zu commentiren.

Das achtzehnte Jahrhundert iſt ohne Zweifel eines der merkwürdigſten der Weltgeſchichte. Wer den unermeßlichen Reichthum ſeiner Erſcheinungen unter dem kärglichen Begriff der Zopf- und Reifrockszeit ſubſumiren zu können glaubt, beurkundet damit nur eine klägliche Unwiſſenheit. Wir halten dafür, daß der allgemeine Charakter jener großen Zeit am richtigſten ſich bezeichnen laſſe durch die hier nur ſcheinbar ſich widerſprechenden Worte zerſtörend-ſchöpferiſch. Innerhalb dieſes allgemeinen Charakters welche Gegenſätze im Beſonderen! In kaleidoſkopiſch buntem Nebeneinander erſcheinen hier die kühnſte Abſtraction und die raffinirteſte Genußſucht, myſtiſch-verzückteſtes Fühlen und das edelſte wiſſenſchaftliche und dichteriſche Streben, philiſterhafteſtes Verrottetſein und revolutionärſtes Denken und Trachten, koloſſale Laſter und reichſter Idealismus, cyniſcher Skepticismus und kindlichſter Glaube, verhärteſte Selbſtſucht und ſentimentalſte Schwärmerei, ſchamloſeſte Wegwerfung alles Vaterländiſchen und glühendſte Regungen des patriotiſchen Gefühls. Es iſt ein Sittenbild, das, in künſtleriſcher Vollendung dargeſtellt, wechſelweiſe tiefes Grauen und tiefes Entzücken einflößen müßte. Die Maſſe der Nation, wozu auch viel vornehmer Pöbel gehörte, ſteckte noch tief im Mittelalter, während die auserwählten Geiſter ihrem Volke um Jahrhunderte vorauseilten. Zwiſchen dieſen und der ſtumpfſinnigen Menge was klaffte da für eine ungeheure Kluft! Während die Klopſtock, Leſſing, Kant, Herder, Göthe ihre unſterblichen Geiſtesthaten verrichteten, während Friedrich II. und Joſeph II. vom Throne herab Revolution machten, ſagte noch ein adelsſtolzer Graf und hoher Beamter: „Ein Menſch von bürgerlicher Herkunft kann nichts Ordentliches gelernt haben.“

Wie hier ein ſchroffer Gegenſatz ſich herausſtellt zwiſchen der Conſervirung feudaliſtiſcher Barbarei und der neuen Stellung, welche das deutſche Bürgerthum vermittelſt des Sturmſchritts der national-literariſchen Bewegung im Culturleben der Nation ſich errungen hatte, — ſo anderwärts beſonders auf dem religiöſen Gebiete. Wir ſprechen nicht von den confeſſionellen Reibungen und Feindſeligkeiten, von den theologiſchen Zänkereien und Stänkereien: wir berühren nur die beiden Gegenpole des Rationalismus und des Myſticismus, zwiſchen welchen, bunteſt nuançirt, das religiöſe Fühlen und Glauben unſerer Väter, Großväter und Urgroßväter ſich bewegte.

Es war die Zeit der Aufklärung, aber es war zugleich die Zeit der Myſterien. Ein extremer Rationalismus, in ſeinem Beſtreben, alles Wunderbare und Geheimnißvolle zu erklären, zu verwerfen, auszurotten, eine Art gefrorenen Fanatismus entfaltend, machte alle weniger proſaiſchen Gemüther einer gewiſſen Schwärmerei geneigt, die bei vielen gar leicht in Wunderſucht und Myſterienkram ausſchlug. Andere Motive kamen hinzu. Auf der einen Seite hatte der intriguenhafte Charakter der Politik den Sinn für freie Bewegung in der Oeffentlichkeit vernichtet, auf der andern ſuchte und fand die überſättigte Genußſucht in dem Spiel mit Geheimniſſen, und wären es auch noch ſo läppiſche geweſen, einen neuen Anreiz. Hieraus erklärt es ſich unſchwer, daß die Aufklärer auf den Gedanken kamen, den Geheimbundaparat auch zu ihrem Vortheil zu benützen, was aber im Ganzen und Großen mißlingen mußte, weil die Idee der Freiheit zu ihrem Gedeihen ſchlechterdings Licht und Luft der Oeffentlichkeit nöthig hat. Selbſt beſte und begeiſtertſte Fortſchrittsmänner überſahen das gänzlich und ſo iſt es im Hinblick auf die unermeßliche geiſtige Regſamkeit des achtzehnten Jahrhunderts begreiflich, daß geheime Orden wie Pilze aufſchoſſen. Wunderbarer Irrthum des Menſchengemüthes! Ein tiefes, glühendes Sehnen nach allſeitig freier Entwicklung und Entfaltung der Individualität ging durch jene ganze Zeit und dennoch unterwarfen ſich Hunderte, Tauſende, oft gerade die Strebſamſten, dem Zwang complizirter Geheimbundſyſteme, ließen ſich die Feſſeln einer oft ebenſo läſtigen als albernen Symbolik gefallen und ſchwuren unbedingten Gehorſam — unbekannten Oberen.

Die Grundlage der aufkläreriſchen Geheimbündlerei war und blieb der Freimaurerorden. Die maureriſchen Legenden von einem unvordenklichen Alter dieſer Genoſſenſchaft haben der hiſtoriſchen Kritik unſerer Tage nicht Stand zu halten vermocht. Der berühmte Orden, über welchen noch vieler Orten unter dem Volke ganz abgeſchmackt ungeheuerliche Vorſtellungen herrſchen, iſt, obgleich auf die Erinnerung an die mittelalterlichen Baugilden oder Bauhütten gegründet, bekanntlich von verhältnißmäßig jungem Urſprung. Die genannten Baugilden des Mittelalters hatten in Deutſchland, in Frankreich, in England ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt und daher hießen ihre Mitglieder Freie Maurer, Francmaçons, Free-masons. Mit der mittelalterlichen Baukunſt waren dieſe Genoſſenſchaften von Künſtlern und Handwerkern allmälig in Verfall gerathen. Am längſten hielten ſich die Baubrüderſchaften in England und hier erfuhren ſie unter der Regierung Georgs I. ihre Umbildung zur modernen Freimaurerei. Im Jahre 1717 wurde zu London die erſte große Loge (lodge, nur eine Ueberſetzung des deutſchmittelalterlichen Wortes Bauhütte) geſtiftet. Die äußere

Organiſation der Logen, die Rangordnung der Mitglieder (Lehrlinge, Geſellen, Meiſter, Meiſter vom Stuhle), die Symbole (Hammer, Kelle, Winkelmaß, Schurzfell), die Loſungen und Ceremonien wurden aus den alten Bauhütten herübergenommen. Aber die Logen waren jetzt nicht mehr Zünfte von Künſtlern und Handwerkern, ſie waren die vermittelſt eines complizirten Ceremoniels vor dem profanen Haufen abgeſchloſſenen Vereinigungspunkte freier und gebildeter Männer aller Stände. Der Freimaurerbund war keine handwerksmäßige Gilde mehr, ſondern ein reinmenſchlicher Bund, deſſen Wahlſpruch: Toleranz und Nächſtenliebe! war und der, mit Verwerfung aller trennenden confeſſionellen und conventionellen Schranken darauf ausging, den Menſchen auf den Adel ſeines eigenen Weſens zu ſtellen.

Von England aus verbreitete ſich die Freimaurerei über den Continent und kam hier raſch ſehr in Aufnahme. Auch in Deutſchland. In der Blüthe ſeiner Reinheit und Wirkſamkeit verband er eine Menge durch Geiſt und Lebensſtellung ausgezeichneter Männer vermittelſt des Bandes geheimer Brüderſchaft. Wir nennen nur Friedrich den Großen, welcher als Kronprinz Maurer geworden war und auch als König den Orden protegirte, bis er aus demſelben trat, weil ihm die myſtiſche Spectakelei, zu welcher die Logen mißbraucht zu werden anfingen, höchlich mißfiel. Auf dieſen Mißbrauch gründeten die geheimbündleriſchen Abenteurer, deren Glanzperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufging, ihre induſtrieritterlichen Speculationen. Die Geheimnißſucht, welche ſich, vielfach mit der pietiſtelnden Richtung verwoben, aus den früher berührten Gründen der Geſellſchaft bemächtigt hatte, kam dieſem unſauberen Treiben zu Hilfe. Wie es immer geht: wenn die Leute Wunder haben wollen, ſo finden ſich Wunderthäter. Von Wien her veröffentlichte Mesmer die Bezugs der magnetiſchen Materie von ihm gemachten Beobachtungen und der ſcientiven Seite des Magnetismus geſellte ſich alsbald eine myſtiſche. Zur ſelben Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das Scandal ſeiner Wunderheilkunſt auf, und trieb zu Leipzig der Kaffeewirth Schröpfer ſeine Geiſterbeſchwörungen, bis er, von der Wucht ſeiner Gaunereien erdrückt, zum ſelbſtmörderiſchen Piſtol greifen mußte. Ein anderer Wundermann, der Graf Saint-Germain, Alchymiſt, Diamantenverfertiger und Lebenselixirbeſitzer, berührte, nachdem er mit ſeinen chemiſchen Künſten und ſeinem Diamantenſchatz eine Weile Ludwig XV. und die Pompadour ergötzt hatte, ebenfalls den deutſchen

Boden und ſtarb in den Armen ſeines Verehrers, des Prinzen Karl von Heſſen, Statthalters von Schleswig-Holſtein.

Alle dieſe Erſcheinungen hingen mit der Freimaurerei zuſammen. Denn ungefähr ſeit 1760 hatte ſich innerhalb der letzteren eine ſogenannte Geheimlehre auszubilden angefangen, welche behauptete, daß uralte geheime Weisheit, von Moſes und Zoroaſter herſtammend, durch Vermittlung des Templerordens auf einen gewiſſen Chriſtian von Roſenkreuz und durch dieſen auf andere Meiſter des Wiſſens (Adepten) vererbt worden ſei. Dieſe Disziplin, bei Licht betrachtet auf dunkelmänniſche Intriguen, auf myſtiſch-kabaliſtiſchen Aberwitz und Charlatanismus hinauslaufend, gab vor, das Geheimniß des Steins der Weiſen zu beſitzen, das heißt der Verwandlung unedler Metalle in Gold und der Bereitung des Lebenselixirs, welches den roſenkreuzeriſchen Adepten eine unendlich lange Lebensdauer ſichere. Die Roſenkreuzerei begann die Maurerei zu überwuchern. Leute, namentlich aus den höheren Ständen, welche mühelos in den Beſitz ſolcher, wie ſie wähnten, mit ſehr reellen Vortheilen verbundener Weisheit zu gelangen ſuchten, drängten ſich maſſenhaft den Logen zu. Pfiffige Charlatane und berechnende Reactionäre ſtifteten die ſogenannten „inneren Syſteme“ und das „Syſtem der ſtricten Obſervanz,“ wo außer den herkömmlichen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen ſtatuirt und mit roſenkreuzeriſchen Symbolen, Hieroglyphen, Eidſchwüren und phantaſtiſchen Ceremonien kurzſichtige und vertrauensvolle Myſterienſüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Die Maurer der ſtricten Obſervanz waren, daher der Name, zu ſtrictem Gehorſam gegen die unbekannten Oberen verpflichtet, deren geheimnißvoller Großmeiſter unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde.

Das Syſtem der ſtricten Obſervanz erfuhr aber von Seiten der ihren urſprünglichen Tendenzen treugebliebenen, aufkläreriſchen Maurerei energiſchen Widerſtand und auf einem großen Freimaurerconvent im Wilhelmsbad bei Hanau im Jahre 1782 unterlag es der von Bode und Knigge geführten Oppoſition, ſo daß ſtatt ſeiner das Syſtem der ſogenannten eklektiſchen Maurerei für die deutſchen Logen angenommen wurde. Es erklärten die Führer dieſer Richtung damals offen, der Zweck des Ordens ſei die Vernichtung alles Aberglaubens und aller Despotie. Hierin nun fiel die Freimaurerei mit dem Illuminatenorden zuſammen, welchen im Jahre 1776 zu Ingolſtadt der Profeſſor Weishaupt in Verbindung mit dem Studenten Zwackh geſtiftet hatte und welchen dann der Freiherr von Knigge, unter dem Ordensnamen Philo bekannt, maureriſch organiſirte. Schon 1778 zählte der Illuminatismus in Baiern, Franken und Tyrol zwölf Logen, in Wien ausgezeichnete Männer wie Sonnenfels zu ſeinen Mitgliedern und verbreitete ſich durch die Bemühungen Bode's und anderer Brüder auch nach Mittel- und Norddeutſchland.

Drittes Capitel.

Der Poet als Courmacher und ein unbeachteter Fremder. — „Ach, mein Herr!" — Legende von einem geraubten Kuß. — Der „Salvator." — Eine Prozeſſion. — Es ſchneit Roſen. — Der Dichter im Halbdunkel. — Die Urſulinerin. Ein gefährliches Tête-a-Tête.

„Ach mein Herr!"

Dieß wurde geſprochen in einer Morgenſtunde in dem Schenk- und Speiſezimmer des alten Gaſthauſes zur blauen Ente in der alten Reichsſtadt Gmünd von der Tochter des Hauſes zu einem Gaſt, welcher ihr angelegentlich die Cour machte. Die Sprecherin war eine große, volle, friſche, weiße Blondine mit einem hübſchen Stumpfnäschen und einem ſchmachtenden Blick, welcher vermuthen ließ, daß ſie den Werther oder wenigſtens den Siegwart geleſen habe, — im Uebrigen nicht übertrieben geſcheidt, aber doch recht appetitlich ausſehend. Der, zu dem es geſprochen wurde, war unſer reiſender Dichter, welchem die hübſche Wirthstochter vorhin ſeinen Morgenkaffee gebracht hatte.

Außer dem Poeten und dem Mädchen befand ſich nur noch ein Gaſt in der Stube, welcher in einer entfernten Ecke hinter einem Tiſche ſaß, in verſchiedene vor ihm liegende Briefſchaften vertieft. Schiller, mit einem für ihn anziehendern Gegenſtand beſchäftigt, achtete des Mannes nicht, obgleich das Aeußere deſſelben zu einer andern Stunde ſeine Aufmerkſamkeit wohl hätte erregen dürfen.

Der Fremde, reich, vielleicht übertrieben reich gekleidet, war klein von Geſtalt, dabei ziemlich corpulent und ungewöhnlich breitſchultrig. Sein runder Kopf war mit dicken, dunkelſchwarzen und krauſen Haaren beſetzt, welche ſich dem Zwang der Friſur nur nothdürftig fügten. Unter einer gedrungenen Stirne und ſtarken dunkeln Brauen glühten ſchwarze, trübſchimmernde, ſtets rollende Augen. Der feingerundeten, etwas gebogenen Naſe entſprach nicht ſehr der große Mund mit dickwulſtigen Lippen, dagegen das feſte, runde Kinn. Er ſchien ſehr vollblütig, denn durch die braungelbe Geſichtsfarbe ſchimmerte überall das Blut hervor. Auf drei Schönheiten konnte er übrigens Anſpruch machen: er beſaß ein kleines und feines Ohr, eine kleine und fleiſchige Hand und einen kleinen und überaus wohlgebildeten Fuß. Dem Räuspern nach zu ſchließen, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, mußte er eine wohlklingende Stimme beſitzen.

Der Dichter achtete des Mannes nicht. Er war vollauf beſchäftigt, zu frühſtücken und daneben ſeine Galanterie ſehen zu laſſen.

„Ja, Mamſell Senzele *)," ſagte er, „in der guten alten blauen Ente hab' ich mich gleich wieder recht heimiſch gefühlt. Wie oft bin ich als kleiner Junge mit Vater und Mutter an dieſem Tiſch da geſeſſen! Sie freilich, Sie Böſe, haben Sich des alten Spielkameraden nicht wieder erinnert. Und doch war ich vor Zeiten ſo zu ſagen Ihr anerkannter Schatz."

„Ach, mein Herr!" lispelte die gebildete Wirthstochter und wurde gebührender Maßen roth, was ſie keineswegs häßlicher machte.

„Wiſſen Sie noch, Mamſell Senzele," fuhr der

---

*) Zärtliche Verkleinerung für Creſenz, Creſentia.

Courmacher fort, — „wie Sie mich des Vertrauens würdigten, Ihnen die große ſchöne Puppe, die Ihnen der Santiklaus gebracht, an- und ausziehen zu helfen? Ich weiß noch ganz gut, wie allerliebſt Sie Sich dabei anſtellten und wie ungeſchickt ich und wie ſo hübſch Sie mich ſchalten und auszankten. Beim Jupiter, wie ſind Sie ſeither groß und ſchön geworden!“

„Ach, mein Herr!“

„Die liebe Puppe iſt wohl ſchon lange den Weg aller Puppen gegangen und Sie, theures Senzele, ſpielen jetzt ſtatt mit nürnberger Spielzeug mit armen Männerherzen.“

„Ach, mein Herr!“

„Meiner Treu, ich merke, in der blauen Ente iſt's noch immer gut ſein. Reſpect vor dieſem Kaffee! Der hat den rechten Duft. Und wie mild und ſüß dieſer Milchrahm! Aber ich wette meinen Kopf, Ihre kirſchrothen Lippen, Mamſell Senzele, die müſſen noch zehntauſendmal milder und ſüßer ſein.“

„Ach, mein Herr!“

Wir vermuthen, der Dichter würde die blonde Schöne veranlaßt haben, dieſen Ausruf noch zu verſchiedenen Malen zu wiederholen, wäre nicht durch den Eintritt Raleighs das Geſpräch unterbrochen worden.

Der Amerikaner, von einem in der Frühe gemachten Ausgang zurückkehrend, ſchien nicht ſo gutgelaunt zu ſein wie ſein Freund. Er warf den Hut auf den Tiſch und nahm ſchweigend Platz.

„Haſt Du eine Spur gefunden?“ fragte ihn Schiller leiſe.

„Keine,“ erwiderte Raleigh einſylbig.

Der Poet hätte gerne ſeine galanten Bemühungen um das hübſche Senzele wieder aufgenommen, aber er war zartfühlend genug, es zu unterlaſſen, aus Schonung für die Stimmung des Freundes.

Die gebildete Tochter des Gaſthauſes zur blauen Ente hielt ſich mit Recht für verpflichtet, das eingetretene Stillſchweigen zu brechen, um die Gäſte zu unterhalten. Sie fragte daher mit ſittſam geſenkten Augen hinter ihrem Strickzeug hervor:

„Werden die Herren die heutige große Prozeſſion auf den Salvator mitanſehen?“

„Iſt heute dort eine große Prozeſſion zu ſehen?“ erwiderte Schiller.

„O freilich. Wir ſind jetzt in der Zeit um den Himmelfahrstag herum. Da geht bei uns in der Gegend Alles mit dem Kreuz*). Heute kommen die

---

*) „Mit dem Kreuz gehen,“ das heißt dem vorangetragenen

Leute aus den umliegenden Ortſchaften ſchaarenweiſe in die Stadt herein und dann geht die große Prozeſſion von der Pfarrkirche aus auf den Salvator. Da wird dann eine Predigt gehalten und nachher ein feierliches Hochamt.“

„Das müſſen wir ſehen, William,“ ſagte Schiller lebhaft. „So eine Prozeſſion iſt ein prächtiges Schauſpiel . . . . Sie gehen doch auch nach dem Salvator, Mamſell Senzele? Gewiß, Sie dürfen da nicht fehlen, Sie unter den ſchönen Mädchen von Gmünd das allerſchönſte.“

„Ach, mein Herr.“

„Nicht wahr, Mamſell Senzele, die Landleute kommen im feſtlichen Aufzug mit Kreuzen und Fahnen?“

„Ja und ſie ſind jetzt wohl ſchon auf dem Wege. Der Zug ordnet ſich dann auf dem großen

---

Kreuze und den Kirchenfahnen folgen, das iſt in der Gegend, von welcher hier die Rede, die gewöhnliche Bezeichnung der feierlichen Bittgänge, welche zur Zeit des Himmelfahrtfeſtes, auch an gewöhnlichen Wochentagen, von den Dorfgemeinden unternommen werden. Autor hat in ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren ſolcher Flurgänge viele mitgemacht. Er iſt des Dafürhaltens, daß dieſelben nur die chriſtliche Umbildung der Frühlingsumgänge altgermaniſchen Gottesdienſtes ſeien.

Gottesacker bei der Pfarrkirche. Die geſammte hochwürdige Geiſtlichkeit der Stadt geht mit, auch alle die hochwürdigen Herren Religioſen aus den Klöſtern gehen in dem Zug, ebenſo die Kloſterfrauen aus dem Klöſterle in der Stadt und von Gotteszell draußen. Der Stadtzinkeniſt mit ſeinen Muſikanten muſizirt der Prozeſſion voran . . . . . Wenn nur nicht immer an dieſem Tage droben auf dem Salvator ein ſo gar arges Gedränge wäre.“

„Das thut Nichts, Mamſell Senzele. Seien Sie ganz unbeſorgt. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich in dieſem Gedränge Ihren Beſchützer abgeben dürfte.“

„Ach, mein Herr!“

Raleigh hatte bis jetzt an dem Geſprächsgegenſtand wenig Antheil genommen. Jedoch die Erwähnung der Kloſterfrauen machte ihn aufmerkſam und er war im Begriff, eine Frage an Mamſell Senzele zu thun, als ihm der fremde Herr in der Ecke, welcher inzwiſchen ſeine Papiere zuſammengepackt hatte und aufgeſtanden war, zuvorkam, indem derſelbe in einem ſchrecklich gebrochenen, halb franzöſiſch, halb italieniſch klingenden Deutſch die Tochter des Hauſes fragte, ob es gewiß ſei, daß auch die Kloſterfrauen an der Prozeſſion theilnehmen würden.

Auf die bejahende Antwort des Mädchens verließ er mit einem leichten Kopfnicken gegen die Freunde das Zimmer.

„Wer iſt der Herr?“ fragte Raleigh, welcher den Fremden flüchtig fixirt hatte.

„Ein fürnehmer Herr, ein fremder Graf,“ lautete die Antwort. „Er reiſt mit Equipage und Dienerſchaft und wohnt ſchon ſeit ein paar Wochen bei uns in der blauen Ente. Er hat das große rothe Zimmer gegen den Franziskanerkloſtergarten hinaus inne und das kleine grüne daneben. Wenn man ihn nur beſſer verſtehen könnte.“

„Hm,“ ſagte Schiller. „Er ſcheint ſchon der Mann zu ſein, der ſich verſtändlich machen kann. Mamſell Senzele, nehmen Sie Ihre wunderſchönen himmelblauen Augen vor den hölliſchſchwarzen dieſes fremden Herrn in Acht.“

„Ach mein Herr! Warum nicht gar? . . . Jetzt ganget Se mer aber!“

Lachend über dieſen claſſiſch ſchwäbiſchen Ausdruck, welcher verrieth, daß die ſchwäbiſche Natur über die ſtädtiſche Cultur von Mamſell Senzele zeitweilig den Sieg davontrug, verließ der Dichter mit ſeinem Freunde das Haus. Es ſei dieß jedoch, behauptet eine handſchriftliche Chronik von Gmünd, nicht geſchehen, bevor er den erfolgreichen Verſuch gemacht hätte, zu erfahren, ob die kirſchrothen Lippen des Mädchens, welches den Herren bis zur Hausthüre das Geleite gab, wirklich ſo mild und ſüß ſeien, wie er galant vorausgeſetzt hatte. Wir wiſſen nicht recht, ob wir dieſe Sage ohne Weiteres für wahr halten ſollen; wenn wir aber den hiſtoriſch ſicheren Umſtand erwägen, daß unſer Dichter zur erſten Aufführung ſeiner Räuber in Mannheim ums Haar zu ſpät gekommen wäre, weil ihn auf der Reiſe dahin zu Schwetzingen ein ſchmuckes Wirthstöchterlein über Gebühr lange aufhielt, ſo möchten wir die gmünder Legende von einem im Halbdunkel des Hausgangs der blauen Ente kühn eroberten Kuß wenigſtens für ſehr wahrſcheinlich halten. Es gibt ſo Augenblicke im Menſchenleben, wo man viel kußräuberiſcher geſinnt iſt als ſonſt.

Raleigh ſchien ſich des guten Humors ſeines Freundes zu freuen, ohne jedoch denſelben theilen zu können. Indem ſie über den ſchönen großen Marktplatz der Stadt ſchlenderten, ſagte er:

„Du ſcheinſt Dir hier im Lande nicht übel zu gefallen, lieber Friedrich, und ich werde, wenn Du ſo fortmachſt, der Bande im Ochſen zu Stuttgart nicht wenig von Deinen freibeuteriſchen Thaten hier oben zu erzählen haben.“

„Ach, Du ſpielſt auf die Lippenprobe an, die ich vorhin gemacht? Siehſt Du, dergleichen allerliebſte Gelegenheiten kann man ſich zu Nutzen machen, wenn man ſich hütet, Herz und Sinn von einer großen und tiefen Leidenſchaft gefangen nehmen zu laſſen. Es lebe der Mann, der das Sprüchwort erdacht: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!“

„Ich erſtaune: Du ſprichſt ja wie ein rechter Bruder Leichtfuß.“

„Möglich, aber was willſt Du? Es ſitzt Jedem der Narr unter der Haut. Zuweilen muß er heraus und ſeine Kapriolen machen, ſonſt ſchlägt Einem die Narrheit nach innen und richtet da allerhand Unheil an . . . Ernſthaft geſprochen, ich habe Dir, glaub' ich, meine Anſicht von der Liebe und von den Frauen bereits bei einer früheren Gelegenheit mitgetheilt und ich fand ſeither keinen Grund, ſie zu wechſeln. Es iſt gewiß ſchrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch ebenſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch in der Welt Nichts Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen und verbluten muß . . . Wenn ich überhaupt je an eine dauernde Verbindung werde denken können, ſo wird das jedenfalls noch lange anſtehen. Einſtweilen jedoch, wenn da und dort eine Blume an meinem Wege blüht, bin ich entſchloſſen, ihres Farbenſchmelzes und Duftes mich zu erfreuen . . . Aber wohin wollen wir denn jetzt eigentlich?"

„Ich denke, nach der Wallfahrtsſtätte, von welcher die Mamſell geſprochen."

„Ah, nach dem Salvator?"

„Ja, denn da die Bewohnerinnen der beiden hieſigen Nonnenklöſter an der Prozeſſion theilnehmen werden, ſo wäre es doch möglich" . . .

„Ich verſtehe. Doch horch, da beginnen die Glocken auf den Thürmen der Stadt ſchon zu läuten und Markt und Gaſſen füllen ſich mit Menſchen. Wir wollen eilen, uns noch einen guten Platz zu ſichern. Ich kenne den Weg, komm' nur."

Sie gingen an der uralten Johanniskirche vorüber, die Bocksgaſſe entlang und zum gleichnamigen Thore hinaus. Dann wandten ſie ſich rechtshin an der Stadtmauer hinab, paſſirten die Brücke über den Waldſtätterbach und kurz darauf eine zweite, durch deren Joche die Rems fließt. Ein mit Pappeln beſetzter Weg führte ſie jenſeits der Remsbrücke binnen wenigen Minuten an den Fuß des Salvators.

Dieſe Wallfahrtsſtätte, an der nordweſtlichen

Seite des ſchönen Thalgeländes zu bewaldeten Höhen anſteigend, hat eine reizende Lage. Ein vielfach geſchlängelter Weg windet ſich den Hügel hinan und an dieſem Wege ſiehſt Du eine Reihe von Kapellen, in welchen vermittelſt lebensgroßer Figuren aus Holz und Stein die aufeinanderfolgenden Szenen der Paſſion Chriſti dargeſtellt ſind. Oben auf der Höhe ſteht eine größere Kirche, welche in drei Räume zerfällt. Da iſt zuerſt eine offene Vorhalle, an deren äußerer Strebewand eine Kanzel angebracht iſt, denn an großen Wallfahrtstagen wurde hier unter freiem Himmel gepredigt. Von der Vorhalle gelangt man in die eigentliche Kirche und unter dieſer liegt das Hauptheiligthum, eine Art Krypte, welche nicht gebaut, ſondern in den lebendigen Stein hineingehöhlt iſt. Eine Legende will, in dieſer Höhle hätten vor Zeiten die erſten Chriſten der Gegend ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen gehalten. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe zu dieſer halbdunkeln Krypte hinab und zugleich auf einen kleinen freien Platz, auf welchem eine hölzerne Tribüne aufgeſchlagen iſt, von welcher aus die Wallfahrer ſowohl die Predigt hören als mit den Augen den Acten der am Altar der offenen Halle celebrirten Meſſe folgen konnten. Wendeſt Du Dich von der erwähnten ſteinernen Treppe aus zur Rechten, ſo betrittſt Du eine umfriedigte Terraſſe, auf welcher die Kreuze Chriſti und der Schächer in die Luft ragen. Von der Baluſtrade dieſer Terraſſe aus rollt ſich Deinem Auge ein anmuthiges Landſchaftsbild auf. Unter Dir im Thale liegt die Stadt, mit ihren Gärten in ein ſmaragdenes Wieſengelände eingebettet. Thalauf und thalab liegen zerſtreute Gehöfte inmitten von Baumgruppen und da und dort blickt das Thürmchen einer Kapelle hervor. Die gegenüberliegende Hügelhalde ſteigt in ſüdöſtlicher Richtung zu dem ſtraßdorfer Plateau auf und über dieſem ragen drei iſolirte Pyramiden empor, rechts der Hohenſtaufen, in der Mitte der Hohenrechberg, links der Hohenſtuifen. Noch weiter zur Linken hinter dieſem blicken fernblau die Bergwälder des Aalbuch herüber.

Die ganze Stätte des Salvators hat, verbunden mit der Ausſicht, welche ſie bietet, viel Pittoreskes und beſitzt einen gewiſſen romantiſchen Zauber, der noch dadurch erhöht wurde, daß zur Stunde, wo die Freunde den Ort betraten, der ganze Glanz eines ſchönen Maimorgens auf der Landſchaft lag und das vieltönige Glockengeläute von den Thürmen der Stadt die Luft von melodiſchen Klängen vibriren machte.

Unſere beiden Reiſenden waren eben mit der Beſichtigung der Örtlichkeit nothdürftig fertig geworden, als ein dumpfes Geräuſch von der Stadt her errathen ließ, daß die Prozeſſion ſich in Bewegung geſetzt habe. Bald auch ſahen ſie die Spitze des Zuges aus der Wölbung des Bockthorthurmes herauskommen, worauf ſogleich die Glocken der Salvatorkirche, ihren Schweſtern im Thale drunten antwortend, den Wallfahrern ihr Willkommen entgegenriefen. Nun war es ſchön anzuſehen, wie ſich der lange Zug über die Remsbrücke und durch die Pappelallee allmählig an den Fuß des Salvatorhügels herausbewegte. Es verging jedoch eine geraume Weile, bis er die Anhöhe heraufkam, denn er hielt bei den einzelnen „Stationen" an und es wurden dort die bezüglichen Stellen des „Roſenkranzes" gebetet. Endlich langte die Prozeſſion auf dem kleinen Plateau an.

Da kamen zuerſt der Stadtzinkeniſt und die Stadtpfeifer und Stadtpauker mit ihren Inſtrumenten, unter welchen ſelbſt eine kleine tragbare Orgel nicht fehlte, und der Chorregent und der Cantor der Stadt mit ihren Singknaben und Orgelſchülern und Cäcilienjungfern. Dann bewegte ſich die hochwürdige Weltgeiſtlichkeit der Stadt zur Vorhalle der Salvatorkirche herauf, oben empfangen von dem Pater

Benefiziaten und von dem Herrn Frühmeſſer[*]) der Wallfahrtſtätte. Und die hochwürdigen Herren trugen alle den ſchwarzen Talar und darüber das ſchneeweiße faltige Chorhemde und die Stola, auf dem Kopf aber oder auch in der Hand das ſchwarze vierkantige „Biret.“ Ein hochpreislicher Rath und Magiſtrat hatte den Ehrenplatz hinter der Stadtgeiſtlichkeit inne, und es ſchritten, unter Vortritt Sr. Gnaden des Bürgermeiſters, die würdigen Väter der Stadt einher in ſchwarzen Taffetmänteln und wohlgepuderten Perücken, mit wagrecht an ihrer linken Hüfte paradirenden Degen. Und überall ſah man Fahnen von allen Farben, worauf unzählige Heilige gemalt und geſtickt waren, und eine Schaar Miniſtranten in ſcharlachrothen Tuniken und weißen Ueberwürfen trug brennende Kerzen und allerhand kirchliches Geräthe oder ſchwang die Rauchfäſſer, daß die ganze Atmoſphäre von Weihrauchduft erfüllt wurde. Hinter einem hochpreislichen Rath gingen die Nonnen aus dem Stadtklöſterle, alte verwitterte aber auch junge friſche Geſichter aus dem eigenthümlich geformten und gefältelten Linnen ihrer Weihel hervorſehen laſſend; dann die Urſulinerinnen von

---

[*]) Frühmeſſenleſer.

Gotteszell, ſtrenger verhüllt und das Antlitz hinter ſchwarzem Schleier bergend. Und ihnen folgten unter Führung ihrer Prioren und Superioren die Mönche der vier Stadtklöſter, in braunen, ſchwarzen und weißen Kutten, mit meiſt ſtrengen Asketenphyſiognomien. Dann kamen die frommen Frauen und züchtigen Jungfrauen von Gmünd, geſchmückt mit ſilbernen Buſenketten und zierlich geſtalteten, kleinen Flügelhauben von Golddraht und Silberzindel und hierauf unter Vortritt ihrer Zunftmeiſter die verſchiedenen Zünfte und Gewerke. Dann erſt kam das Landvolk aus den umliegenden Dörfern, jede Gemeinde von ihrem Seelenhirten geführt, unter Vortragung von Kreuzen und Fahnen. Da ſah man die ehrliche Bauernſame, angethan mit langen, ziegelrothen Röcken, ſchwarzen Plüſchweſten, kurzen Lederhoſen, weißlinnenen Strümpfen und Schnürſtiefeln, den koloſſalen Nebelſpalter unter dem Arm, und ihre Weiber und Töchter in kurzen, unermeßlich faltenreichen ſchwarzen Röcken, blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln, bunten Schürzen und Bruſtlätzen, großen ſeidenen Halstüchern und ſchwarzen Florhauben, deren Flügel an den Ohren weit hervorſtanden. Und es waren genug hübſche Mädchen darunter, dralle, vollbuſige Geſtalten mit blauen und braunen Augen, die ſehr andächtig zu

Boden, aber auch recht munter in die Welt zu blicken verſtanden.

Als ſich dieſer mächtige Menſchenſtrom auf das Plateau des Salvators ergoſſen hatte, wie er, nach Raum und Ordnung ſuchend, hin- und herwogte, bis er ſich endlich ſtaute, wie dabei allmählig die bunteſte Zuſammenwürfelung der Geſchlechter, Stände, Trachten ſtattfand, wie die ſo gemiſchte Menge auf dem vielfach zerklüfteten Terrain, auf den Terraſſen, Treppen und Plätzen in den mannigfaltigſten Stellungen und Gruppen ſich darſtellte: — ſo gewährte das Ganze ein ſo belebtes und höchſt maleriſches Bild, daß es wohl ein Dichterauge zu entzücken vermochte.

Schiller war daher dieſer Anſchauung ſo hingegeben, daß er einen plötzlichen halbunterdrückten Ausruf Raleighs überhörte und es auch weiter nicht beachtete, daß er im Gedränge von dem Freunde getrennt wurde.

Dieſer aber hatte guten Grund, bewegt zu ſein. Als nämlich die Abtheilung der Prozeſſion, in welcher die Nonnen von Gotteszell, ſchon gemiſcht mit der übrigen Menge, gingen, an der Terraſſe, wo er mit dem Freunde bis dahin geſtanden hatte, vorüberkam, hatte er bemerkt, wie der fremde Herr, welchen er in der blauen Ente geſehen, raſch einer der Nonnen zur Seite trat und derſelben äußerſt geſchickt ein Papier in die Hand ſteckte. In dieſem Augenblick hob ein Luftzug den Schleier der Nonne weit genug, um darunter ein Antlitz wahrnehmen zu laſſen, welches das Herz des jungen Mannes hochſchlagen machte. Er drängte ſich vorwärts, aber die Gunſt des Augenblickes war ſchon vorüber. Gerade hier, auf dem Wege zu der nahegelegenen Vorhalle der Salvatorkirche, ſtaute ſich die Menge der Wallfahrer am dichteſten. Der Fremde und die Nonne waren ſeinen Augen entſchwunden und er ſah ſich in eine Menſchenmaſſe eingekeilt, welche zu durchbrechen ſelbſt mit Anwendung offener Gewalt kaum möglich geweſen wäre.

Während der ſo gefangene Amerikaner, von keineswegs ſehr andächtigen Gefühlen bewegt, ſich in Geduld faſſen mußte, war Schiller glücklicher, ſofern ihn der Zufall dem eigentlichen Schauplatze der gottesdienſtlichen Feier ganz nahe brachte. Da ſich nämlich von der von Wallfahrern wimmelnden Terraſſe aus Alles jenem Schauplatze zudrängte, wurde er von der Flut mitfortgeſchoben, aber in einer anderen Richtung, als in jener, wo Raleigh feſtſaß. Erſt ging es kunterbunt bergab, dann um einen mit einer

Kapelle gekrönten mächtigen Felſen herum, dann rechtshin auf den Platz vor der Tribüne und endlich gewann unſer Poet einen Ruhepunkt hart am Fuße der Treppe, welche von dem Eingang der Krypte außen nach der Vorhalle hinaufführt.

Droben in der Halle und der daranſtoßenden Kirche wurden raſch die Vorbereitungen zum Gottesdienſt getroffen. Man hörte die Muſiker ihre Inſtrumente ſtimmen und bald erklang unter ihrer Begleitung der Geſang, welcher die Predigt einleitete.

Mit einmal glaubte der Dichter durch dieſe Klänge hindurch ſeinen Namen nennen zu hören und zwar ganz aus der Nähe. Er ſchaute ſich um, da er aber jetzt erſt bemerkte, daß ihm der Freund von der Seite gekommen, welcher ihn unter dieſer Maſſe von Fremden doch wohl allein bei ſeinem Namen angeſprochen haben konnte, ſo nahm er die Sache für eine wunderliche Sinnestäuſchung und gab ſich wieder unbefangen ſeinen Beobachtungen hin.

Da fiel ihm auf ſeinen Hut, den er vor ſich an der Bruſt hielt, eine prächtige Roſe nieder. Er nahm ſie, ſteckte ſie ins Knopfloch und ſah nach der Baluſtrade der Halle hinauf, vermuthend, die Blume möchte einer der Cäcilienjungfern entfallen ſein, deren helle Stimmen da oben klangen. Aber an der

Baluſtrade ſtanden nur Weltprieſter und Mönche. Nun kehrte er ſich um nach der Treppe, aber auf den breiten Stufen derſelben waren nur ſtrengverſchleierte Urſulinerinnen wahrzunehmen, vermiſcht mit höchſt andächtigen alten Stadtfrauen und Bäuerinnen und weder dieſe noch jene ſahen darnach aus, als ob ſie ſich mit Roſen zu ſchaffen machten.

Der zweckloſen Nachforſchung müde, ſog der Dichter den Duft der Blume ein und ſprach bei ſich: Wenn es Einem Roſen auf den Hut ſchneit, ſo kann man ſich ja derſelben erfreuen, ohne ſich darüber Sorgen zu machen, woher ſie kommen.

Er hatte auch keine Zeit, dem Roſengedanken weiter nachzuhängen, denn jetzt trat droben der Prediger auf die Kanzel heraus und da gab es wieder ein lebhaftes Hin- und Herſchieben unter der Menge, weil die Einen von da, die Andern von dort aus die Predigt am beſten zu hören glaubten. Da unſerem Freunde an der Behauptung ſeines Platzes nicht viel lag, wandte er keine Mühe darauf und ſo ſah er ſich unverſehens in die Krypte hineingedrängt, was ihm baß gefiel, weil es hier, im Gegenſatz zu dem heißen Sonnenſchein draußen, hübſch kühl war. Er ſchaute ſich in dem Halbdunkel der kleinen Höhlen-Kirche nach einem Sitz um, und da er an der

Hinterwand einen großen Gitterſtuhl ſtehen ſah, ergriff er davon Beſitz. Von dieſem ſicheren Winkel ließ er ſeine Blicke in den dämmerigen Raum hinausſchweifen und bemerkte, daß derſelbe mit Landleuten angefüllt war, welche, auf den Knien liegend, die Lippen im eifrigen, halblauten Gebet bewegten und dazu die Kugeln ihrer Roſenkränze, welche in jener Gegend den wunderlichſt aus Paternoſter verſtümmelten Namen Pfotter führen, abrollen ließen. Das gab ein ſummendes Getön, mit welchem ſich die ſtoßweiſe von draußen hereinbringenden Sätze der Predigt ſeltſam miſchten.

Der Dichter erinnerte ſich, daß er mit ſeiner Mutter und ſeiner geliebten Schweſter Chriſtophine in ſeinen Knabenjahren von Lorch aus mehrmals den Salvator beſucht hatte, und die Bilder ſeiner Theuren ſtiegen vor ihm auf. Die Schwingen der Phantaſie trugen ihn weit das Land hinab nach der Solitude. Er ſah den ſtrengen und doch ſo trefflichen Vater in ſeiner geliebten Baumſchule beſchäftigt und inzwiſchen ſaßen Mutter und Schweſter in der beſcheidenen Wohnung der Familie bei ihrer Arbeit und dieſe fragte: Wo iſt jetzt wohl der Fritz? und jene erwiderte: O, der wird ſich jetzt droben im Oberland gute Tage machen. Worauf die Schweſter.

Daran thut er recht. Und dann nahm ſie aus dem geheimen Behälter ihres Nähkiſſens den launigen Brief, in welchem der Bruder die Seinigen von ſeinem Ausflug in Kenntniß geſetzt, und las ihn — o, zum wievielten Male! — der Mutter vor und beide Frauen lachten herzlich mitſammen über die ſcherzhaften Ausdrücke, in welchen ſich ihr Fritz als angehenden irrenden Ritter geſchildert hatte.

In ſolche Träumereien verſunken, beachtete er es nicht, daß draußen die Predigt zu Ende war und droben in der Halle die feierlichen Klänge des Hochamtes laut wurden. Der Geſang des Prieſters am Altar, die Reſponſen des Chors, die Töne der begleitenden Muſik wiegten ihn nur in tieferes Sinnen, als er plötzlich daraus auffuhr, weil er eine flüſternde Stimme ſeinen Namen nennen hörte.

Dießmal war es keine Täuſchung. Der Name war zu deutlich geſprochen worden und zwar von einer weiblichen Stimme, die er zu kennen glaubte. Er blickte aber vergeblich ſuchend in die Krypte hinaus; er ſah dort nur die ihre Gebete hermurmelnden Bauersleute.

Da ſagte die flüſternde Stimme und zwar hart neben ihm:

„Laſſen Sie den Vorhang vor Ihrem Sitze

herab, lieber Schiller, und legen Sie das Ohr an das Gitter. Ich will mit Ihnen reden."

Höchlich überraſcht, ließ der Dichter mechaniſch den grünen Vorhang herab, ſo daß er allfällig von der Krypte herkommenden Blicken verborgen war, und wandte nicht nur das Ohr, ſondern auch das Auge dem kleinen viereckigen Gitter zu, das die eine Abtheilung des Stuhls von der andern trennte. In dieſer ſah er eine Nonne knieen, im Habit der Urſulinerinnen von Gotteszell, aber unter dem zurückgeſchlagenen Schleier hervor leuchteten ihn die Augen der Turbinella an.

„Lauretta!" rief er in freudigem Schreck halblaut aus.

„Still! Reden Sie leiſe, damit wir nicht unterbrochen werden . . . Es iſt doch prächtig komiſch, Sie gerade hier zu treffen."

Und ein reizendes Lächeln umzog ihre Lippen, welche einen Augenblick die herrlichen Zähne ſehen ließen.

„Ich geſtehe, theures Fräulein," ſagte er, ſeine Stimme dämpfend, — „Ich geſtehe, daß mir Ihre Erſcheinung als Nonne weit mehr einen tragiſchen als einen komiſchen Eindruck macht."

„Bah, mein Freund, es iſt für mich nur eine

Verkleidung wie eine andere . . . Ich wollte die heutige Prozeſſion nach dem Salvator mitmachen, wahrſcheinlich von der Ahnung getrieben, daß ich Sie hier ſehen würde, und da war es das Klügſte, mich dieſes Kleides zu bedienen. Es koſtete freilich Mühe, die Mutter Monika, über welche ich mich ſonſt nicht zu beklagen habe, zu überreden, mir die Erlaubniß hiezu zu ertheilen . . . Ah, ich bemerke, Sie haben meine Roſe ins Knopfloch geſteckt. Es machte mir Spaß, zu ſehen, wie Sie in den Himmel guckten, als ob es Blumen regnen würde. Und doch hätten Sie ſogleich wiſſen müſſen, daß die Blume von mir komme, vergeßlicher Menſch Sie! Haben Sie mich nicht vor Zeiten eine Fee genannt und kündigen die Feen ihr Kommen nicht immer durch Roſen an?“

So plauderte das ſchöne Mädchen harmlos und herzig wie ein Kind, aber durch dieſes Geplauder klang ein warmer Herzenston, welcher bezeugte, daß Lauretta durch die unerwartete Erſcheinung des Dichters froh bewegt war.

„Aber,“ fuhr ſie fort, „die Zeit drängt und wir wollen ſie daher nicht damit vergeuden, daß wir durch die Blume ſprechen. . . Sagen Sie mir, was führt Sie denn hieher?“

„Wie können Sie fragen? Wer oder was Anderes als Sie?“

„Ich?“

„Ja.“

Lauretta's reizendes Antlitz näherte ſich ſo ſehr dem Gitter, daß der Dichter den ſüßen Athem des Mädchens auf ſeiner Wange fühlte, und ihre Augen überſchütteten ihn mit ſtrahlenden Fragen. Doch nur für einen Moment, denn im nächſten verſchleierten die langen dunkeln Franſen der Wimpern die zwei blauen Sterne und Lauretta beugte ſich zurück, das liebliche Erröthen ihrer Wangen verbergend.

Es entſtand eine kurze Pauſe, bevor ſie in dem früheren leichten Ton fortfuhr, und man konnte bemerken, daß ihr die Wiedergewinnung deſſelben einige Anſtrengung koſtete.

„Sie ſind gekommen, nach mir zu ſehen?“ ſagte ſie, einen eigenthümlichen Nachdruck auf das „Sie“ legend; — „Sie haben mich aufgeſucht? Wie gut und lieb von Ihnen! Und Sie haben auch meine verunglückte Flucht aus Stuttgart nicht falſch ausgelegt, nicht wahr? Sonſt wären Sie ja nicht gekommen. Wie danke ich Ihnen! Wäre nur das Gitter da nicht, ich wollte Ihnen herzlich die Hand drücken.“

Wir hegen die ſtille Vermuthung, auch der

Dichter habe daſſelbe gewünſcht. Zwar die Zeit der Laura-Oden war, wie wir wiſſen, eine vergangene, aber . . . aber . . .. mit ſo einem bezaubernden weiblichen Weſen im Halbdunkel zuſammen zu ſein, nur durch ein leichtes Holzgitter getrennt, iſt für einen Poeten von noch nicht dreiundzwanzig Jahren doch immerhin eine etwas bedenkliche Situation. Zu ſeinem Glück vermochte die Regung von Eitelkeit, welche er empfand, Nichts über die Lauterkeit ſeiner Seele.

„Wenn,“ ſagte er, „überhaupt von Dank die Rede ſein könnte, ſo gebührte mir derſelbe erſt in zweiter Linie.“

„Wie?“

„Ein Anderer als ich faßte zuerſt den Gedanken, nach Ihnen auszuſehen und Sie, wenn immer möglich, aus der Haft zu befreien.“

„Ein Anderer?“

Es klang in dieſer Frage Etwas wie herbe Enttäuſchung.

„Ja, ein Anderer und zwar ein Trefflicher: mein Freund William Raleigh.“

„Der?!“

„O theure Lauretta, ſprechen Sie nicht in dieſem Tone von ihm!“

„Warum nicht? Was ſoll mir Der? Ihn liebe ich nicht!“

Hätte Schiller weniger an ſeinen Freund und mehr an ſich gedacht, wäre das Verhältniß zu Lauretta überhaupt jemals von ſeiner Seite das einer tiefen Herzensneigung geweſen, ſo hätte die Art, wie das Mädchen die letzten Worte ſprach, dieſe Neigung zu heller Glut anfachen müſſen. So aber ſagte er:

„O, Fräulein, Sie würden ihn lieben, wenn Sie ihn kennten.“

„Warum nicht gar?“

„O doch! Und wenn Sie wüßten, mit wie ganzer Seele er Ihnen zugethan iſt! Er liebt Sie und er verdient Ihre Liebe.“

Lauretta machte eine heftige Bewegung und verſetzte dann faſt lauter, als die Vorſicht, welche dieſes ſonderbare Tête-a-Tête erheiſchte, geſtattete:

„Und das ſagen Sie mir, Schiller, gerade Sie?“

Der Dichter ſtutzte einen Augenblick. Eine egoiſtiſche Regung wollte ſich in ihm emporarbeiten, aber ſein Freundſchaftsenthuſiasmus kämpfte dieſelbe ſiegreich nieder.

„Warum ſollte ich es nicht ſagen? Ich bin ihm ſo gut und achte ihn ſo hoch.“

„Den kalten, ſtolzen Amerikaner?“

„Theure Lauretta, er iſt weder kalt noch ſtolz. Er iſt des tiefſten Gefühles fähig und dabei tüchtig um und an. Erinnern Sie Sich, was Shakſpeare im Julius Cäſar den Antonius von Brutus ſagen läßt: —

. . . . . So miſchten ſich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufſtehen durft' und ſagen:
Das war ein Mann! . . .

Sehen Sie, dieſe Worte möchte ich auf William Raleigh anwenden.“

„Ei, mein Freund, Sie gerathen ja ganz in Ekſtaſe,“ verſetzte Lauretta oder vielmehr die Turbinella, denn ihr Ton war plötzlich ein herb ſpottender geworden.

„Und wenn,“ fuhr der Dichter fort, „ſo habe ich guten Grund dazu. O wenn Sie William näher kennten, Lauretta! Fürwahr, ſeine Huldigung würde Sie nicht kalt laſſen. Wie iſt er feſt und ſicher in ſich, während wir Anderen alle unſicher an den Problemen des Lebens herumtaſten. Wie abgerundet ſeine Bildung, wie edel ſein Sinn! Und was hat er Alles in ſo jungen Jahren ſchon erlebt und gethan! Er hat im Kampfe für die Freiheit mannhaft geſtanden wie ein Held und für ſeines Landes Unabhängigkeit von fremdem Joch ehrenvolle Narben davongetragen.

Seine Beſcheidenheit geſtattet ihm nicht, viel davon zu reden, aber ich weiß, der große Waſhington, der Heros der neuen Welt, hält ihn ſeiner Achtung und Freundſchaft würdig."

„Wirklich? Nun, es mag ſein, aber was geht das Alles mich an? . . . Doch ſagen Sie, wenn der Herr Amerikaner ſich die Schrulle in den Kopf ſetzte, mir nachzulaufen, wie hat er denn meinen Aufenthalt in Gotteszell erfahren?"

„Durch den Chevalier."

„Ach, durch meinen Entführer? Was iſt denn eigentlich aus dieſem galanten Herrn geworden?"

„Man hat ihn laufen laſſen."

„So? Und warum hat man mich nicht ebenfalls laufen laſſen?"

„Theure Lauretta, Ihre Feſſeln ſollen Sie nicht lange drücken. Raleigh wird alle Hebel in Bewegung ſetzen" . . . .

„Raleigh und immer Raleigh? Sie wollen ſagen, er beabſichtige, mich aus Gotteszell zu befreien. Und Sie?"

„Ich werde ihm nach Kräften beiſtehen."

„Als Knappe des Ritters aus Atlantis? Ich hätte, verzeihen Sie mir, dem Dichter der Räuber etwas mehr Ehrgeiz zugetraut."

„Was wollen Sie, daß ein armer, unerfahrener Teufel von Poet thun ſoll?“

„Was? Ich könnte es Ihnen vielleicht ſagen... Doch geſetzt nun, ich hätte überhaupt gar keine Luſt, von dem Aufenthalt im Kloſter, welchen mir mein gütiger Beſchützer, der Herzog von Würtemberg, in ſeiner Weisheit angewieſen, erlöſt zu werden? Geſetzt, ich beabſichtigte, dieſes Kleid, welches ich heute im Scherze trage, ſchon morgen im Ernſte zu tragen? Es wäre am Ende das Beſte für mich.“

„Theure Lauretta, Sie können unmöglich im Ernſte ſo ſprechen! Soviel Schönheit, ſoviel Geiſt, ſoviel Berechtigung zum Glück darf nicht in Kloſtermauern verkümmern.“

„Meinen Sie? ... Wenn ich nun anderer Anſicht wäre? ... Doch laſſen wir das einſtweilen... Aber als die zu Befreiende werde ich ja wohl wiſſen dürfen, welchen Befreiungsplan Sie ... oder vielmehr Herr Raleigh entworfen hat. Wie iſt's damit?“

„Ich glaube nicht, daß William ſchon einen förmlichen Plan entworfen hat. Wir kamen erſt geſtern hier an. Mein Freund weiß auch noch gar nicht, in welchem Kloſter Sie Sich befinden. Wenn er meiner Anſicht folgen will, ſo wird er ſich vor allen Dingen bei einem Manne Raths erholen, an welchen uns ein Freund gewieſen und welcher in der ganzen Gegend großes Anſehen und bedeutenden Einfluß beſitzen ſoll."

„Wer iſt der Mann?"

„Der Pater Aloiſius, Einſiedler auf dem Bernhardusberg."

„Der Bernharduspater?"

„Ja. Sie hörten von ihm?"

„Die Mutter Monika ſpricht viel von ihm. Sie verehrt ihn als einen Heiligen. Eine alte Kloſterſchweſter ſagte mir freilich, der Heilige ſei eigentlich ein Erzketzer . . . . So, hinter den Bernharduspater will ſich Herr Raleigh ſtecken? Ihr Held aus Atlantis iſt kühn, das muß ich ſagen."

„Theures Fräulein, gewiß verdient mein Freund ſolchen Spott nicht. Wenn er, wie es bei einem ſolchen mitten in einer katholiſchen Gegend gewiß nicht ganz unbedenklichen Unternehmen erforderlich iſt, Vorſicht walten läßt, ſo geſchieht es ſicherlich hauptſächlich aus Rückſicht auf Sie."

„Ja, ja, Vorſicht iſt die Mutter der Tapferkeit, wie ich einmal das wunderliche Original, den Sammetdoctor, ſagen hörte . . . Im Uebrigen, mein Freund, wird es mich amüſiren, zu ſehen, wie das Drama, betitelt: „Turbinella's Befreiung aus Gotteszell"—

in Szene geſetzt werden ſoll. Ich lebe des tröſtlichen Glaubens, daß ein Unternehmen, zu welchem ſich ein Freiheitskämpfer, den der große Washington achtet und liebt, ferner ein Dichter, welcher die Räuber geſchrieben hat, und endlich ein Eremit, der zugleich ein Heiliger und ein Erzketzer ſein ſoll, mit einander verbinden, nicht fehlſchlagen kann. Aber nur recht vorſichtig, um Gotteswillen vorſichtig! . . . Doch horch, da oben ſtimmt der Prieſter das Ite, missa est an. Es iſt die höchſte Zeit, daß ich mich entferne... Addio, caro mio!“

Sie ließ den Schleier über das Geſicht fallen und huſchte weg.

Als der Dichter im Wirrwar ſeiner Empfindungen den Vorhang vor ſeinem Sitze in die Höhe zog, ſah er das ſeltſame Mädchen mit der Gewandtheit einer Lacerte durch die dichtgedrängten Reihen der andächtigen Landleute ſchlüpfen und in der Thüre verſchwinden.

Viertes Capitel.

„Meiner Heimat Berge dunkeln, flutend ob der Wälder Grün.“ — Ein Stück claſſiſchen Bodens. — In der Einſiedelei auf dem Bernhardusberg. — Der Lebenslauf eines Philoſophen in der Eremitenkutte. — Getäuſchte Liebe, Verzweiflung und Ehrgeiz. — Die ewige Roma. — Ein Schaffot. — Kämpfe des Zweifels. — Quietismus. — Ein evangeliſches Wort. — Geheimbündiſches. — Ein Scheiterhaufen. — Flucht in die Bergeinſamkeit.

Von den Thalniederungen der beiden kleinen, dem Neckar tributären Flüſſe Fils und Rems eingeſchloſſen, erhebt ſich ein Hügelland, an deſſen Abfällen hüben und drüben die Städte und Städtchen Gmünd, Aalen, Heidenheim, Geißlingen und Göppingen liegen. Den Höhepunkt ſeiner Naturſchönheit und ſeiner geſchichtlichen Bedeutung erreicht es zwiſchen der zuerſt und der zuletzt genannten Stadt. Hier ragen auf einem mannigfach von Wald und Thal, Schlucht und Bach durchſchnittenen Plateau die drei Kalkſteinbergkegel Rechberg, Staufen und Stuifen in die Luft, wie die Winkel eines unregelmäßigen Dreiecks einander gegenübergeſtellt. Sie gewähren Dir einen ſchönen Anblick, wenn Du, von Ulm herkommend, das Filsthal zwiſchen Geißlingen und Göppingen auf der

Eiſenbahn hinabdampfeſt. Aber um ſie recht zu würdigen, mußt Du ſie beſteigen.

Wähle den Hohenrechberg: er bietet die weiteſte Rundſicht von allen dreien. Du überſiehſt hier, was patriotiſche Schwaben nicht mit Unrecht ein Stück claſſiſchen Bodens zu nennen pflegen. Dieſer Fleck Erde iſt die Heimat des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes, welches die Geſchichte und das Unglück mit einem doppelten Nimbus von Poeſie umgeben haben. Sieh, dort drüben, in gerader Linie mit dem noch wohlerhaltenen Schloß unter Dir, dem Stammſitz des alten Geſchlechtes Rechberg-Rothenlöwen, gipfelt der Hohenſtaufen, von welchem Friedrich der Rothbart in die kleine Dorfkirche herabſtieg, die Meſſe zu hören, und auf deſſen Höhe Konradin zum letzten Mal ſeiner Väter Land überblickt, bevor er auszog nach Welſchland, um nimmer wiederzukehren. Die ſtolze Kaiſerburg iſt bis auf den letzten Stein verſchwunden und der Berg ſteht jetzt mit ſeiner kahlen Spitze wie ein Ausrufungszeichen hinter dem ewigwiederkehrenden Satz von der Vergänglichkeit menſchlicher Macht und Größe . . . . Der gefällige Pfarrherr, welcher auf dem Rechberg ſeinen Wohnſitz hat — (ich ſetze voraus, es hauſe noch immer, wie vor Zeiten, dort ein *gefälliger* Pfarrherr) — wird Dir ſeinen Tubus auf ein altes Bauwerk richten, welches am nördlichen Fuß des Hohenſtaufens beim Flecken Wäſchenbeuren ſteht. Das iſt das Wäſcherſchlößchen, —

Wo ſeinen Urſprung nahm der Kaiſerſtamm . . .

Er wird Dir auch drunten im Remsthal auf einem Hügel das Kloſter Lorch zeigen, wo mehrere Hohenſtaufen, wenn auch nicht die berühmteſten, begraben liegen . . . Doch Du wendeſt Dich aus dieſen hiſtoriſchen Erinnerungen zur heiteren Naturgegenwart zurück und umſpannſt mit Deinen Blicken das vor Dir aufgerollte Panorama voll von geſegneten Ebenen und Thälern, Forſten und Hügelketten, Städten und Dörfern, Schlöſſern und Burgruinen. Südwärts ſchließt in weiter Ferne der blaue Bergzug der ſchwäbiſchen Alp mit ihren kühnen Felſengipfeln Teck, Neuffen und Achalm die Ausſicht. Doch nein, Du entdeckſt bei günſtiger Dispoſition der Luft noch drüber hinaus weiße Punkte, die Du für Wolken halten magſt: es ſind aber die Firne der Vorarlberger Alpen. Weſtwärts ſiehſt Du weit hinab in das würtemberger Land und ſiehſt am äußerſten Horizont den Kamm der Vogeſen blauen. Gegen Norden öffnen ſich Dir, über den welzheimer Wald hinweg, die Flutgebiete des Kochers und der Jaxt und von der Grenze des Frankenlandes herab ſchimmert weiß das Schloß von

Ellwangen. Gegen Oſten verriegelt der gewaltige Stuifen und links von ihm der Hochwaldzug der Aalbuchberge die Fernſicht.

Dieſer Bergzug, ein Ausläufer der ſchwäbiſchen Alp, wird von der letzteren durch einen tiefen Thaleinſchnitt getrennt, in welchem das Städtchen Weißenſtein liegt. Von hier läuft er oſtwärts vom Härdtfeld begrenzt, in nördlicher Richtung hinüber ins Kocherthal. Vortretende unter den Aalbuchbergen ſind der Roſenſtein und der Bernhardusberg. Auf dieſem finden wir unſere beiden Reiſenden wieder.

An einem heimeligen Ort ſtand da, beſchattet von zwei alten Linden, die Kapelle, welche dem Heiligen des Berges geweiht war, denn Sanct Bernhardus genoß in der ganzen Gegend großer Verehrung: auch in der Wallfahrtskirche auf dem Rechberg hatte er einen Altar. Etwas zurück von der Bernharduskapelle lag die Einſiedelei, eine beſcheidene doch nicht unwohnliche Holzhütte, maleriſch mit dem Rücken an eine Felswand gelehnt. Es fehlte ihr nicht der Schutz und Schatten von ein paar ernſten Tannen und etlichen fröhlichen Buchen. Auch eine Steineiche breitete ihre knorrigen Aeſte, die kaum ſich zu belauben angefangen hatten, über das niedrige Dach hin, welches unter einer Fülle von Epheuranken verſchwand. Vor den zwei kleinen Fenſtern des Häuschens mit ihren runden, in Blei gefaßten Scheiben war ein Blumen- und Gemüſegärtlein eingefriedigt und daneben quoll vermittelſt einer plumpen hölzernen Röhre ein prächtiger Quell aus dem Felſen.

Unſere Freunde waren mit der Morgendämmerung von Gmünd ausgeritten und bei guter Vormittagszeit auf dem Bernhardus angekommen. Jetzt war es Abend und ſie waren noch immer da. Nicht nur hatte das heftige Gewitter, welches am Nachmittag über den Bergen ſich entladen, ihre Rückkehr verzögert, ſondern auch hatte das Wohlgefallen, welches ſie an dem Einſiedler gefunden, dieſe Verzögerung ihnen ſehr annehmlich gemacht. Der Pater Aloiſius war ein Greis, mit welchem gute Menſchen raſch ſich zu befreunden vermochten. Außerdem hatte der Gruß vom Bruder Serapion an den Bruder Spiridion, welchen die jungen Männer getreulich beſtellten, die beſte Wirkung gethan. Der Bernharduspater zeigte ſeinen Gäſten, daß ſie ihm beſtens empfohlen waren. Wohldenkende Menſchen vermögen ſich ja, falls nicht äußerliche Umſtände ſtörend zwiſchen ſie treten, raſch unter einander zu verſtändigen.

So hatten die Drei den Tag unter vertraulichem Gedankenaustauſch verlebt. Der Einſiedler war von den jungen Männern von der Angelegenheit unterrichtet worden, welche ſie in dieſe Gegend und zu ihm geführt. Er hatte. nachdem er ſich von der Redlichkeit der Abſichten Raleighs überzeugt, ſeine Theilnahme ausgeſprochen und die Art und Weiſe, wie der Liebende verfahren wollte, billigend, demſelben einen warmen Empfehlungsbrief an die Mutter Monika, Superiorin von Gotteszell, gegeben.

Jetzt ſaßen ſie, während es draußen noch immer nebelte und regnete, bei traulichem Lampenſchein in dem Stübchen der Einſiedelei mitſammen am tannenen Tiſch, auf welchem die Reſte einer Bewirthung ſtanden, wie ſie eben der Ort zu bieten vermochte. Die Unterhaltung war eine ſehr belebte, obgleich nur Einer ſprach, der Bernharduspater, welcher der Bitte ſeiner Gäſte, ihnen ſeine Geſchichte zu erzählen, nachgegeben hatte.

Der Erzähler war ein hagerer hochgewachſener Greis, der wenig jünger ſein mochte als ſein Freund, der Sammetdoctor. Unter einer hohen, von jenen Furchenpfaden, wie ſie der Gedanke und der Schmerz tritt, durchzogenen Stirne blickten große braune Augen klar hervor, zugleich „ſtill und bewegt.“ Es war in dieſem intelligenten Geſicht keine Spur weder von dem indolenten Behagen, wie es in der Luft der

Klöſter und Einſiedeleien zu gedeihen pflegt, noch von aſketiſcher Vergrämung und Verbitterung. Welche Stürme, äußere und innere, auch immer über dieſe Züge hingegangen ſein mochten, ſie hatten darauf nur die heitere Ruhe des Weiſen zurückgelaſſen. Mochte man zweifelhaft ſein, ob der Greis, wie er ſo daſaß im Schmuck ſeines Silberbartes, der in reichen Wellen über der ſchwarzen Kutte auf die Bruſt herabfloß, mehr einem griechiſchen Weiſen der Akademie oder der Stoa gleichſähe oder aber einem chriſtlichen Märtyrer, der aus ſchweren Prüfungen ſiegreich hervorgegangen, immer war ſeine Erſcheinung eine zugleich höchſt ehrwürdige und Vertrauen erweckende.

Die beiden Freunde hingen an den Lippen ihres Wirthes, deſſen Stimme noch immer ſo ſonor klang wie in früheren Zeiten, wo ſie zum Entzücken großer Gemeinden von der Kanzel herab erſchollen war . .

„Ja, liebe Kinder,“ fuhr der Bernharduspater in ſeiner Erzählung fort, — „auch ich habe jene Entzückungen und jene Qualen erfahren, welche die Menſchen Liebe zu nennen pflegen und welche den Frühling des Lebens ſo ſtürmiſch machen. Als ich mich getäuſcht ſah, als ich in dem Götterbild, welches ich in dem Tabernakel meines Herzens aufgeſtellt hatte, eine Puppe der Selbſtſucht und Eitelkeit erkennen mußte, da glaubte ich, mein in dem Feuer der Trübſal noch nicht geſtähltes Herz müßte brechen. Aber das Menſchenherz iſt nicht nur ein eitel und verzagt Ding, es iſt auch ein zähes. Es erwachte wieder in mir mit all ſeinen wechſelnden Pulſen, als ich im Kloſter, wo ich in meiner Verzweiflung die Tonſur genommen, wieder zu klarer Beſinnung kam. Die dumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher ich über ein Jahr lang ſo hingebrütet, wich von mir. Ein Weib zwar hab' ich nie mehr geliebt, aber ich liebte die Wiſſenſchaft und den Ruhm. Die Oberen fanden gern Gelegenheit, mich auszuzeichnen. Ich galt für einen Gelehrten, für einen guten Prediger, für eine künftige Stütze der Kirche. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte mich. In kühnen Träumen vermaß ich mich, es jenen großen Geiſtern, jenen Gregoren und Innocenzen, die von einer Stufe der Hierarchie zur andern geſtiegen, an dem ungeheueren Plan, die Welt zu einem Gottesreich zu machen, gearbeitet hatten, — gleichthun zu können und zu wollen. Gehört es doch zu den ſchönſten, aber auch gefährlichſten Vorrechten der Jugend, an das Wort Unmöglichkeit nicht glauben zu müſſen und ſich auf den Schwingen der Phantaſie verachtungsvoll über die Proſa der Wirklichkeit erheben zu können, bis dieſe Proſa mit eiſerner Hand hinaufgreift, um den Schwärmer aus den luſtigen Räumen in die Region der Alltäglichkeit herabzuziehen.

„Ich wurde, da man in mir ein gewiſſes diplomatiſches Talent entdeckt zu haben glaubte, häufig in Geſchäften des Ordens auf Reiſen geſchickt. Ich machte dabei hohe kirchliche und fürſtliche Bekanntſchaften, wurde eingeweiht in das Getriebe der geiſtlichen und weltlichen Politik und endlich auch mit einer wichtigen Sendung nach Rom betraut. Wie ward mir, als ich die ewige Siebenhügelſtadt betrat! Als mir alle die Pracht der Säulen, Siegesbogen, Tempel und Paläſte entgegenſtieg! Als mir vergönnt war, die Kunſt in ihren herrlichſten Offenbarungen anzuſtaunen! Als ich den Rieſenbau erblickte, deſſen Kuppel Michel Angelo in die Luft gethürmt! Als überall in Bild und Farbe himmliſche Geſtalten wie ſelige Wunder mir entgegenblühten! Als ich inmitten der ganzen Prachtentfaltung der Kirche den heiligen Vater ſelbſt, den Statthalter Chriſti in Sanct Peter das Hochamt celebriren und dann von der Loggia herab der Chriſtenheit ſeinen feierlichen Segen ertheilen ſah, urbi et orbi! O, nur in Rom ſelber iſt der ganze Zauber Roms zu empfinden und zu verſtehen. Ich war hingeriſſen, außer mir, berauſcht! Ich athmete in einer Atmoſphäre der Begeiſterung und kühner Entſchlüſſe. In meiner Seele baute ſich das Ideal der Kirche auf, rieſenhaft, weltumſpannend, ſegentriefend, und ich Thor wähnte, es müßte, es könnte verwirklicht werden“ . . . .

Der Einſiedler hielt hier eine Weile inne. Die Erinnerung an die Zeit, von welcher er ſprach, hatte ihn offenbar tief ergriffen. Seine Augen glänzten und ſeine blaſſen Wangen hatten ſich geröthet. Es gibt ſo Eindrücke junger Jahre, welche ſelbſt in das höchſte Alter hinein einen ſtrahlenden Widerſchein werfen . . . Als Schiller ſpäter jene glühenden Verſe ſchrieb, in welchen Mortimer der Königin Maria ſeine Erlebniſſe in Rom ſchildert, da mochte er ſich der Worte des Anachoreten vom Bernhardusberg erinnern.

Dieſer nahm wieder das Wort und erzählte, wie folgt:

„Stimmungen der Art, wie ich ſie ſo eben andeutete, ſind zu hoch, zu unnatürlich geſpannte, als daß ſie lange dauern könnten, und es bedarf oft nur eines einzigen Windſtoßes, um die rieſigſten Traumprachtſchlöſſer in Trümmer zu werfen. Aus ſolchen

Ruinen ſproſſen dann gerne die wilden Schößlinge des Zweifels und ziſchen die Schlangen des Spottes .... Ich habe das in Rom an mir erfahren. Mit dem ſkeptiſchen Stachel in der Seele kehrte ich über die Alpen zurück. Ein ſchrecklicher Schlag, der alle meine Gefühle in jammervollen Aufruhr brachte, erwartete mich da.

„Mein Weg hatte mich in eine große Stadt an der Donau geführt, einen Erzbiſchofſitz, wo ich mich mehrerer Aufträge entledigen mußte. Es herrſchte da eine große Aufregung und alle Welt ſprach nur von Einem, von der bevorſtehenden Hinrichtung einer Giftmiſcherin aus vornehmem Hauſe, die erſt ihre zwei Stiefkinder und dann deren Vater, ihren Eheherrn, vermittelſt Gift ermordet hatte. Mit anderen Gedanken beſchäftigt, achtete ich der Sache nicht ſehr und erſtaunte daher nicht wenig, als mir eröffnet wurde, die arme Sünderin habe den Wunſch ausgeſprochen, daß ſie von mir zum Tode vorbereitet werde. Ich folgte dem Gebot der Pflicht und der Stimme des Mitleids. Aber, gerechter Himmel, welcher Blitz des Schreckens traf mich, als ich beim Eintritt in den Kerker in der Verurtheilten die Geliebte meiner Jugend erkannte!

„Sie war es, die Unglückſelige, die ich ſo ſehr geliebt, die mich zum Mönch gemacht, weil ſie mich ſchnöde verlaſſen und verläugnet hatte, um einem ungeliebten, aber reichen und vornehmen Manne ihre Hand zu reichen. Sie war es, noch immer ſchön, ja ſelbſt jetzt noch in der Bläſſe ihrer Verzweiflung kaum weniger reizend, als damals, wo ich ſie den Engel meines Lebens genannt. O, ich hatte ihr nicht geflucht, ſelbſt in jener Stunde nicht, als ſie mir mit kaltem Lächeln anzeigte, daß ſie, ſie, die mir tauſend heilige Schwüre zugeſchworen, die Braut eines freiherrlichen Bewerbers ſei, — nein, ich hatte ihr nicht geflucht, und das, nur das war es, was mich jetzt aufrecht erhielt. . . . Ihre Ehe war unglücklich geweſen. Der Bund weiblicher Eitelkeit und Selbſtſucht mit männlicher Rohheit und Wollüſtelei hatte ſeine Früchte getragen, Früchte der Thorheit, der Ausſchweifung, des Verbrechens zuletzt. Die Beichte der Unſeligen enthüllte mir Abgründe des Menſchenlebens, die Einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Was ich zu jener Stunde litt, dagegen ſind alle Qualen der Verdammten, wie ſie der große Dante in ſeinen Viſionen erblickte, bloßer Tand. . . . Als dem Freiherrn die Kraft zum Sündigen ausgegangen, wollte er es auch ſeinem Weibe verwehren. Sie ſpottete ſeiner. Da zeigte er, daß

Wolluſt und Grauſamkeit ſtets Zwillingsſchweſtern ſind. Seine ſataniſche Luſt, phyſiſche und moraliſche Martern für ſie zu erſinnen, weckte den Dämon in ihrer Bruſt. Sie geſtand mir, daß ſie, zum Aeußerſten getrieben, nur noch die eine Vorſtellung, nur noch den einen Gedanken gehabt, zu erproben, ob es wahr ſei, daß die Rache eine Speiſe für Götter. So vergiftete ſie zuerſt die beiden Kinder ihres Mannes, welche er mit einer Art thieriſcher Leidenſchaftlichkeit liebte, und dann ihn ſelber. Und ſie ſchauderte nicht davor zurück, mir zu ſagen, daß kein Trank aus dem Taumelbecher der Luſt, aus dem ſie mit vollen Zügen getrunken, ihr jemals ein ſo wildes Entzücken erregt habe wie der Anblick der Todesqualen des Verhaßten. . . . . Und doch ſollte die Bitterkeit, in welcher mein Herz bei Anhörung ſolcher Bekenntniſſe ſchwamm, noch mehr anſchwellen. Das geſchah in dem Augenblick, wo mir das ſo grenzenlos verworfene und unglückliche Weib, als ich ſie meinem Amte gemäß zur Reue und zur Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes ermahnte, mit einem Blick, der mir Herz und Nieren durchdrang, ſagte, ich glaubte ſelber nicht an das, was ich ſie glauben machen wollte. Ach, die Elende hatte nur zu recht: meine Bruſt war damals von Glauben und Hoffnung ſo leer, wie die ihrige. . . . . Ich wollte fliehen, aber eine ſchreckliche Magie hielt mich zurück. Ich ſollte ſie, bat ſie, aufs Schaffot begleiten, und ich verſprach es . . . Die Stunde kam und jahrelang hat mir der Ton der Armenſünderglocke in den Ohren geklungen, jahrelang habe ich den höhniſch-kalten Blick nicht vergeſſen können, welchen die Verurtheilte vom Schaffot herab über die Menge hinſchweifen ließ, jahrelang hat mir das letzte Wort, welches ſie Angeſichts von Block und Beil zu mir ſprach: — „Auf Nimmerwiederſehen! Ich gehe ins große Nichts“ . . ſchmerzlich in der Seele nachgezittert.

„Von der unſeligen Stätte hinweg, wo ich ihr Haupt fallen, ihr Blut ſpringen geſehen, floh ich nach meinem in der Nähe der Reichsſtadt Ulm gelegenen Kloſter zurück. . . . . Die Träume des Ehrgeizes waren dahin und mit ihnen noch viel Anderes, Beſſeres. Eine grenzenloſe Unruhe hatte ſich meiner bemächtigt. Ich ſehnte mich nicht hinaus in die Welt, aber ich war beſtändig auf der Flucht vor mir ſelbſt. Mir graute, in mein ödes Inneres zu blicken, und doch mußte ich es thun, weil, ob ich mich auch mechaniſch den Kloſterregeln fügte, meine Umgebung mir kein Intereſſe mehr einflößen konnte. Es begann für mich eine lange, lange und unſäglich troſtloſe Zeit wildeſten Zweifel und raſender Verſuche, dieſelben zu bändigen und zum Glauben zurückzukehren. Ich verbrachte lange kalte Nächte, mir die Kniee auf den Altarſtufen wundknieend und aus der Tiefe meiner Verzweiflung zu Gott ſchreiend um Gnade und Erleuchtung oder um den Tod. Meine Selbſtquälerei erging ſich in unbändigen Kaſteiungen, meine Bußgeißel tropfte von Blut, ich entzog mir den Schlaf, ich faſtete bis zur Erſtarrung der Lebenskräfte. Aber mein Körper trotzte allen dieſen ſinnloſen Verſuchen. . . . Endlich ſuchte ich Troſt und Beruhigung in den Wiſſenſchaften, die ich früher nur an ihrer Oberfläche geſtreift. Als Pater Bibliothekarius unſerer reichen Prälatur hatte ich die reichſten Hilfsmittel des Studiums zur Hand und es ſtörte mich nur ſehr ſelten einer der Brüder bei meinen Büchern.

„Indem ich auf die furchtbare Frage nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen, welche jedem nicht ganz gewöhnlichen Menſchen wenigſtens einmal in ſeinem Leben mit der ganzen Wucht ihrer Schwere nahetritt, — in den Büchern aller Zeiten eine befriedigende Antwort ſuchte, gerieth ich nur immer tiefer in das Labyrinth des Zweifels hinein. Ich eignete mir mit Eifer die materialiſtiſche Philoſophie des Jahrhunderts an. Ihre rückſichtsloſen Argumente, ihre ſcheinbare Conſequenz, ihre kühnen Schlüſſe blendeten mich. Ich fand mit einer Art düſterer Befriedigung, daß ſchon der gramſchwere Prediger Salomo's zu dieſer Philoſophie ſich bekannt habe. Der bittere Hohn, womit er ſein: „Alles iſt eitel!“ wiederholt, entſprach meiner Stimmung. Ich lernte die vieltauſendjährige Arbeit, womit die Menſchheit um ihre Entwicklung ſich abgemüht, als eine tolle Illuſion, die Hoffnung auf perſönliche Fortdauer nach dem Tode als einen Ausfluß feiger Selbſtſucht anſehen: ich wurde ein ausgemachter Materialiſt, Atheiſt, Nihiliſt, der Voltaire's Skepticismus als einen kindiſch-zahmen verachten zu müſſen glaubte.

„Aber meine lieben Söhne, im abſoluten Nichts kann der Menſch auf die Länge nicht athmen. Will er nicht aufhören, zu leben, ſo muß er Etwas glauben, Etwas hoffen, Etwas lieben. Und wäre wirklich Alles, was aus dieſen drei Regungen der Menſchenſeele fließt, nur Traum und Schaum, nur Illuſion, wohlan, der Menſch hat dieſe Illuſion ſo nöthig wie das tägliche Brod . . . Mit meiner, wie ich wähnte, durch und im Unglauben errungenen Ruhe war es Nichts. Die eingebildete Befriedigung war keine. Denn ich ſuchte vergeblich die ruheloſen Fragen abzuweiſen, die immer und immer wieder aus der Tiefe meiner

Bruſt aufſtiegen. Wenn die Welt zwecklos iſt, warum iſt ſie dann überhaupt? Wenn mit der Exiſtenz im Dießeits für den Menſchen Alles aus iſt, warum kann er, ohne befragt zu werden, in ein Daſein gezwungen werden, welches für die ungeheure Mehrzahl nur eine drückende Laſt iſt? Warum ſoll der Menſch, falls ſein Daſein auf dieſe Spanne von Zeit beſchränkt iſt, unglücklicher ſein als das Thier, welches ſich aus der Naturbefangenheit nicht zur Geiſtigkeit, nicht zum Bewußtſein erhebt, aus den Schranken der Endlichkeit nicht zum ſchmerzlich-ſüßen Gefühl der Unendlichkeit? Iſt nicht der Menſchenbruſt eine Vorſtellung, die der Gerechtigkeit, unvertilgbar eingegraben? Wozu dieſe ewige Vorſtellung, wenn die Welt nur ein alberner Zufall, für die Minderzahl ein Zufall zum Lachen, für die Mehrheit ein Zufall zum Weinen wäre? Die Wenigen, denen das Leben leicht dahinfließt, in Glück und Heiterkeit, ja, die mögen ſich genußesſatt am Ende darein finden können, ſich auf das Sterbelager zu ſtrecken mit dem Gedanken, nach ~~ſo~~ viel Aufregungen und Strapazen des Vergnügens ſei die ewige Ruhe im Nichts ein ſehr Wünſchenswerthes. Aber die Millionen und aber Millionen, deren Herzen in Sorge und Leid und Demüthigung verbluten, ohne auch nur einmal recht frei und glücklich aufgeathmet zu haben, ſoll auch ihnen das Einzige entzogen werden, was ſie aufrecht erhält, die Hoffnung, daß es drüben eine Ausgleichung und Vergeltung gebe? Und müßte nicht jeder denkende Menſch, wenn er ſich vorſtellt, daß die Armen und Betrübten nur dazu da ſeien, den Reichen und Glücklichen zur Folie zu dienen, verzweifelnd ob dieſem ungeheueren Jammer an der nächſten beſten Wand den Kopf ſich zerſchellen?

„Schaut um Euch, meine Söhne! Die Erde, ſo ſchön ihr Antlitz iſt, birgt dennoch tiefen Gram unter der lächelnden Maſke. O, wer das Schweigen der Mitternächte kennt, der weiß, daß Einem oft iſt, als ſtöhne die arme Erde auf in entſetzlicher Todesqual. Wie viel des Gräßlichen hat ſie erlebt! War ſie nicht verdammt, unermeßliche Ströme des Blutes ihrer Kinder einzufangen? Wohin immer Ihr den Fuß ſetzt, tritt er auf den Staub von Opfern und Märtyrern. Sollten ſie alle vergeblich gelitten haben und geſtorben ſein, gezeugt nur, um zu leiden und ſchließlich eine Stelle in dem furchtbaren Reigen des Todtentanzes auszufüllen, welcher die Erde durchraſt? Und wie, können wir uns nicht täglich überzeugen, daß, was die Menſchen Glück nennen, Reichthum, Macht, Anſehen, Wechſel der Zerſtreuungen, in faſt diametralem Gegenſatz zum Verdienſte ſteht? Iſt nicht die Geſchichte der größten Wohlthäter, der wahren Helden der Menſchheit nur eine große Martyrologie? Hat nicht der pfiffige Schurke, der gewiſſenloſe Heuchler, der ſchamlos grundſatzloſe Niederträchtige, der Lug und Trug ſpinnende Klügling, der alles Recht mit Liſt oder Gewalt höhnende Frevler unendlich mehr Ausſicht, in der Welt vorwärts zu kommen, als der ehrliche, gute und hochgeſinnte Menſch? . . . .

. . . .

. . . In Betracht alles deſſen, Angeſicht der rieſenhaften Summe von Schmerzen, Nöthen und Uebeln aller Art, welche die Sonne täglich beſcheint, mag ſich am Ende ein ſtoiſcher Sinn mit der Vorſtellung tröſten, das Daſein von Erde und Menſchheit ſei nur eine ſtörende Epiſode in der ſeligen Ruhe des Nichts. Mit der Erde, die ja, wie einige Naturforſcher wollen, dereinſt wie ein Tropfen Waſſer in die Unermeßlichkeit des Raumes verdunſten wird, werde auch dieſe Epiſode in die ewige Leere verſchwinden. Aber iſt dieſer ſtoiſche Gedanke wirklich tröſtlich? Läßt ſich der mit unwiderſtehlichem Zug auf die Zukunft gerichtete Menſchengeiſt jemals davon abbringen, hinter dem Nichts immer wieder ein Etwas zu erblicken? Iſt die abſolute Leere nicht geradezu undenkbar?

„Man ſagt, der große Newton ſei durch den Anblick eines fallenden Apfels auf das Geſetz der Schwere geführt worden. Mir auch ward ſo eine Erleuchtung, wenn ich es ſo nennen darf. Nach einer in Zweifeln und Kümmerniſſen verbrachten Nacht, hörte ich, das Fenſter meiner Zelle öffnend, die erſte Schwalbe zwitſchern. Sie war gekommen, fernher getrieben von ihrer Frühlingsahnung. Sie wußte nicht, daß der Frühling kommen werde, aber ſie ahnte und glaubte es und ihr Glaube hatte ſie nicht betrogen. Iſt das Bedürfniß der Menſchenſeele, an eine künftige Fortdauer zu glauben, nicht die Frühlingsahnung der Schwalbe? Liegt nicht in dieſer Ahnung ſelbſt die Garantie der Erfüllung?

„Indem ich wieder zu glauben begann, fing ich auch an, in der weltgeſchichtlichen Entwicklung der Menſchheit wieder etwas Anderes zu ſehen, als eine wüſte und grauſame Komödie des Zufalls. Die Märtyrer haben nicht vergebens gelitten, die Opfer ſind nicht vergebens gefallen. Die Weltgeſchichte iſt kein Chaos, es iſt Plan, Ordnung, Vorſchritt in ihr . . . . Auf dieſem Wege kam ich auch zu einer höheren Auffaſſung der religiöſen Idee. Ich lernte ſie als nothwendigſtes Erziehungsmittel der Menſchheit, als Urquell alles Idealismus und zugleich als höchſte Form deſſelben begreifen und verehren: ich lernte mich hineinfühlen in die göttliche Weltſeele und durch Vermittlung des Pantheismus, welchen mich der erhabene Platon und der glorreiche Märtyrer Giordano Bruno lehrten, gelangte ich zur Wiederverſöhnung mit dem Chriſtenthum. Aber die chriſtliche Lehre von der Nichtigkeit der Welt führte mich zunächſt zu jenem verwerflichen Quietismus, welcher Alles gethan zu haben glaubt, wenn er aus dem Mantel der Reſignation hervor mit Verachtung auf die Welt blickt. Dieſe zu verachten iſt freilich leichter, als ſie zu beſtreiten, und ſo verſank ich in ein theilnahmloſes, pflanzenhaftes Vegetiren und als höchſte Weisheit galt mir der Spruch des orientaliſchen Dichters:

„Iſt einer Welt Beſitz für Dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber: — es iſt Nichts;
Und haſt Du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber: — es iſt Nichts!
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber: — es iſt Nichts!“...

„Viele Jahre hatte ich ſo hingelebt. Man ließ mich in Ruhe. Ich galt für einen Träumer und Bücherwurm, mit welchem Nichts anzufangen ſei. Anderen galt ich auch wohl geradezu für einen Narren, denn ich hatte ja zwei Gelegenheiten, zu hohen und höchſten klöſterlichen Würden zu gelangen, unbeachtet vorübergehen laſſen, nicht aus Demuth oder Beſcheidenheit, ſondern einzig allein aus Gleichgiltigkeit. Wie hätte mich die Ausſicht, die Inful eines Abtes zu tragen, aus meiner quietiſtiſchen Beſchaulichkeit herauslocken können? Nur die Gewißheit, daß mir dieſelbe durch Mittel, wie man ſie in den Klöſtern immer zu Hand hat, verkümmert werden würde, wenn ich einen Zweifel an meinem Gehorſam aufkommen ließe, vermochte mich, unweigerlich eine Sendung zu übernehmen, welche mich nach Baiern und Oeſtreich führte und für welche man meine früher erworbene Kenntniß dortiger Verhältniſſe nutzbar machen wollte. Auf dieſer Reiſe ließ mich ein glücklicher Zufall die Bekanntſchaft meines theuren Freundes Armbruſter machen, der mich unter dem Namen Serapion in den Illuminatenbund einführte.

„Ihr wißt nicht, liebe Kinder, was es heißen will, erſt in alten Tagen zum erſten Mal einen Freund zu finden, wie ich in Armbruſter einen fand. So eine Freundſchaft iſt wie die Entdeckung einer neuen Welt, wie ein Verjüngungsbad. Serapion zeigte mir die Richtigkeit meines Quietismus. Er bewies mir, daß ein quietiſtiſches Chriſtenthum ein unermeßliches Uebel wäre, denn, ſiegreich geworden, müßte es die Welt in einen todten Sumpf, die Menſchheit in einen faulenden Cadaver verwandeln. Er verwies mich auf jene erhabenſte Stelle der Schrift beim Evangeliſten Lucas, wo Chriſtus ſpricht: „Der Geiſt des Herrn iſt in mir und er hat mich geſendet, den Armen die frohe Botſchaft zu verkündigen, aufzurichten die geſchlagenen Herzen, den Gefangenen zu predigen, daß ſie los ſein ſollen, und den Blinden, daß ſie ſehend, und den Unterdrückten, daß ſie frei und ledig ſein ſollen!“ Er machte mich aufmerkſam, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit am Horizont heraufſteige, daß die Geiſter erwacht ſeien, daß die Völker ſich rührten, den bleiernen Schlaf der Knechtſchaft von ihren Wimpern zu ſchütteln. Er gewann mir Theilnahme ab für die Wirklichkeit, für die Zeit und ihre Strebungen, für das Vaterland. Er war ein eifriger Illuminat und er machte auch mich dazu. Wir Beide gehörten zu denen, welche ſich für Verbreitung dieſes kosmopolitiſchen und humaniſtiſchen Bundes in Süddeutſchland große Mühe gaben und nicht ohne Erfolg. An Enttäuſchungen, zum Theil ſehr ſchmerzlichen, fehlte es freilich nicht, aber dafür entſchädigte doch auch wieder die Wahrnehmung, daß Sinn und Trieb des Beſſeren in einer Menge von Herzen vorhanden ſei . . . . . . Lux vincet tenebras! Das iſt noch jetzt mein Glaube und meine Hoffnung.

„Die Zeit, welche ich an der Seite Serapions in gemeinſamer Thätigkeit mit ihm verbringen durfte, war die glücklichſte meines Lebens. Endlich mußte ich in mein Kloſter zurückkehren. Vielleicht, angehaucht von dem Geiſt des Eifers, welchen der Freund in mir erweckt hatte, würde ich verſucht haben, dieſe Feſſeln zu brechen; aber, liebe Kinder, wenn man einmal das ſiebzigſte Jahr hinter ſich hat, iſt die Zeit der kühnen Entſchlüſſe für den Menſchen vorbei. Dennoch ſollte ich nicht im Kloſter ſterben. Die Empörung über eine Ruchloſigkeit, wie ſie unſerem Jahrhundert zur Schmach gereicht, vertrieb mich aus meiner Zelle und ich werde es bis zu meinem Tode beklagen, daß meine alten Augen noch ſolch einen Gräuel ſehen mußten . . . . Ein junger Student aus dem Dorfe Söflingen war in der Vacanz aus Tübingen, wo er der Jurisprudenz ſich widmete, nach ſeiner Heimath gekommen. Ich kannte ihn von früher her: er war ein aufgeweckter Jüngling, dabei ſeelengut, aber heftig und vorlaut. Schon erfüllt von den Ideen der Zeit, machte er in Ulm die Bekanntſchaft des genialen und unglücklichen Schubart, welcher dort ſeine deutſche Chronik ſchrieb. Das ward ihm von allen Feinden dieſes Mannes — und es wimmelte in der Gegend von ſolchen — ſchon als Verbrechen angerechnet. Man beobachtete ihn, ich ließ ihn vergeblich warnen. Da ſchäumte eines Abends an einem öffentlichen Orte der brauſende Moſt des Jugendübermuths in dem Unglücklichen über. Noch in der Nacht wurde er aufgehoben und in unſerem Kloſter in ein ſcheußliches Gefängniß geworfen, denn Söflingen lag innerhalb der Gerichtsbarkeit unſeres Abtes. Unter den Habſeligkeiten des Verhafteten fand man Schriften von Voltaire, von Rouſſeau, von Leſſing, Wieland und Göthe. Dieſer Umſtand, zuſammengehalten mit jenen unbeſonnenen Aeußerungen und ſeinem Umgang mit dem verhaßten Schubart, genügte, ihn der Ketzerei und Gottesläſterung anzuklagen. Man müſſe ein Exempel ſtatuiren, hieß es. Vergebens vertheidigte ſich der unglückliche junge Mann mit Geſchicklichkeit und Muth. Die Wuth wollte ein Opfer haben. Das Urtheil lautete auf Enthauptung und Verbrennung. Alle Anſtrengungen, die ich dagegen machte, waren eitel und ich konnte nicht einmal einen kurzen Aufſchub der Sentenzvollſtreckung erwirken. Man verweigerte mir auch die Bitte, dem Unglücklichen den letzten Troſt bringen zu dürfen. Er wurde enthauptet, ſein Leichnam verbrannt, ſeine Aſche in den Illerfluß geſtreut.

„Der Boden, auf welchem Solches geſchah, Solches im achten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts geſchehen durfte und konnte, trug mich nicht mehr. Ich erbat mir die Gunſt, an der Stelle des eben verſtorbenen Einſiedlers auf dem Bernhardusberg die von dem Kloſter abhängige Siedelei beziehen zu dürfen. Man ließ mich gerne ziehen, denn mein Benehmen während der ſchnöden Inquiſitionsprozedur hatte mich meinen Brüdern zu einer läſtigen und widerwärtigen Perſon gemacht. Seither hab' ich in dieſer Bergeinſamkeit gelebt und von hier werde ich, wenn die Stunde kommt. eingehen zur Ruhe in Gott. . . . . . Doch, liebe Kinder, ich habe Eure Geduld auf eine lange Probe geſtellt. Die Lampe hat ihr Oel aufgeſogen und es iſt Zeit, daß ich Euch Eure Schlafſtätte zeige.“

Fünftes Capitel,

worin in Kürze gezeigt wird, daß es in der guten alten Zeit nicht nur ernſte, ſondern auch recht humoriſtiſche Superiorinnen gab und daß das fatale Wort „Zu ſpät“ auch damals ſchon erfunden war.

Der Dichter ſchlief noch feſt, als ihn ſein mit der erſten Morgendämmerung erwachter Freund weckte.

Während ſich jener reckte und dehnte und dann läſſig ſeinen Anzug beſorgte, öffnete Raleigh den Laden des fenſterloſen Schlafkämmerchens und mit der morgendlich kühlen und würzreichen Bergluft ſtrömten zugleich die Klänge des Glöckleins der Bernharduskapelle herein.

„Unſer Wirth iſt ſchon auf,“ ſagte Raleigh, „und verrichtet, wie es ſcheint, ſeine Frühandacht . . . Komm hinaus.“

Sie verließen die Hütte. Das Glöcklein in der Kapelle drüben war verſtummt. Ein leiſes Wehen ging über die Berggipfel. Sonſt heilige Morgenſtille ringsum. Drunten in den Thälern brauten die Nebel.

Von einem Gefühle der Andacht angehaucht, gingen die Freunde auf die Kapelle zu und traten leiſe ein, gefolgt von dem zahmen Reh des Einſiedlers, welches ſie mit ſeinen ſchwermüthigen Augen verſtändig anſah.

Es war ein beſcheidenes, aber freundliches Kirchlein. Durch das runde Fenſter hinter dem nach Oſten gerichteten Altar blickte das Morgenroth. Im Lichte deſſelben ſahen ſie den Bernharduspater auf den Altarſtufen knieen, in ſtilles Gebet verſunken.

Jetzt erhob er, ohne der Zeugen ſeiner frommen Uebung gewahr geworden zu ſein, das Haupt und ſtimmte mit ſeiner klangvollen Stimme den ſchönen Hymnus an:

„Magnificat anima mea Dominum“ . . .

In dieſem Augenblick brachen die erſten Strahlen des aufſteigenden Tagesgeſtirns durch das runde Fenſter und umwoben den Silberſcheitel des ehrwürdigen Greiſes mit einer leuchtenden Gloriole.

Still, wie ſie eingetreten, traten die Freunde wieder hinaus, denn eine ehrfurchtsvolle Scheu hieß ſie jede Störung des weihevollen Moments vermeiden . . . . .

Eine Stunde ſpäter ſtiegen die Beiden nach dem Weiler in den Bergen hinab, wo ſie ihre Pferde gelaſſen. Der Bernharduspater hatte ſie noch eine Strecke Weges bergabwärts begleitet und der Abſchied von ihm war ſehr herzlich geweſen.

„Daß ſich doch," ſagte Schiller im Gehen, „ſympathetiſch geſtimmte Menſchen im Leben meiſtens nur finden ſollen, um ſich wieder zu trennen. Wie kurz war unſer Zuſammenſein mit dieſem herrlichen Greis und doch, wie hat er uns angezogen! Mir iſt, als müßte ich wieder umkehren, um ihm noch einmal meine Achtung und Liebe zu bezeugen . . . . Welch ein reiches und doch verlorenes Leben! Welche Erinnerungen, Entſagungen und Schmerzen! . . . . Nie, ich geſtehe es, iſt mir die Religion ehrwürdiger erſchienen als in dem Bilde dieſes Einſiedlers, da er vorhin vor dem Altar kniete und, vom erſten Sonnenlicht umſtrahlt, ſeinen Lobgeſang erhob. Es war das innigſte, dankvollſte Aufathmen der Creatur zum Himmel, von welchem ich je Zeuge geweſen."

Raleigh ſtimmte bei und durch den ſchönſten Maimorgen hin ſchritten ſie thalwärts. Die höher ſteigende Sonne drückte die Nebel zu Boden und machte ſie in Geſtalt von Millionen Thautropfen auf Gras und Kraut funkeln. In der Ferne ſchimmerten die Thurmknäufe der Reichsſtadt, prächtig blickte der Hohenſtaufen herüber, auf dem Thurm der Kirche des näher gelegenen Rechberg läutete es zur Meſſe, aus den Dörfern der weithin gedehnten Gemarkung antworteten die Glocken, die Wieſenthäler dufteten herauf, badend in Thau und Blüthenſchnee, die Lerche ſtieg tirilirend, der Bergfink ſchlug auf dem Weißdornbuſch, die Grasmücke ſang im Ginſter, der Bergbach rauſchte unſeren Wanderern zur Seite klingend in ſeinem felſigen Bett und dort drüben trieb ein junger Schäfer ſeine Schafe aus dem Pferch und ſang dazu, daß es hell von der tannenbekrönten Halde widertönte: —

Herziges Schätzle Du,
Haſt mer au all mei Ruh
G'ſtohla, Du loſer Dieb,
Hab' Di doch lieb!

Wenn D'r ins dunkelblau,
Funkelhell Schelmaug' ſchau,
Mein' i, i ſäh' in mei
Himmelreich 'nei.

Und der in ſeinem Schatz Vergnügte ließ die ſchöne Weiſe in einen Jodler ausklingen und ſetzte als Trumpf einen prächtigen Juheiſchrei darauf.

Des Dichters Bruſt weitete ſich.

„O, wie ſchön iſt die Welt!“ rief er aus.

„Ja,“ ſagte Raleigh zerſtreut . . . „Ein recht hübſches Liedchen, und was der Burſch für eine Stimme hat! . . . Aber iſt das wohl der Thurm der Kloſterkirche von Gotteszell, welcher dort weit unten, rechts von der Stadt, hervorſieht?“

„Aha," lachte Schiller, „da denkt in der Gegend außer dem Schäfer noch Einer an ein dunkelblau, funkelhell Schelmaug'. Sieh, ſieh! . . . Den Thurm von Gotteszell jedoch kannſt Du von hier aus nicht ſehen. Das Kloſter liegt zu tief im Thale. Indeſſen tröſte Dich, wir können noch vor Mittag dort ſein, wenn wir erſt wieder zu Pferde ſitzen."

„Ich geſtehe," verſetzte der Amerikaner, „das wäre mir lieb. Seit meinem Erwachen heute in der Frühe fühle ich bei dem Gedanken an Lauretta eine wunderliche Unruhe, eine unbeſtimmte Ahnung von Hinderniſſen und Widerwärtigkeiten . . . Ich werde Dir zweifelsohne recht albern vorkommen" . . . .

„Ei was, lieber William! Du ſollteſt mich, ich will nicht einmal ſagen aus Freundſchaft, ſondern ſchon aus ſimpler Höflichkeit für ein hinlängliches Stück von Poeten halten, um mir zuzutrauen, daß mir Deine Herzensnöthen keineswegs unter dem Geſichtspunkt der Albernheit erſcheinen . . . . Wäreſt Du nur vorgeſtern in der Krypte auf dem Salvator an meinem Platze geweſen! Ich habe ohnehin ein nicht ſehr angenehmes Gefühl, als hätte ich dort eine recht klägliche Rolle geſpielt . . . Aber ſag', nun Du den Schlüſſel in der Taſche haſt, welcher uns das verwunſchene Kloſter öffnen ſoll, — wohin geht eigentlich Dein Anſchlag? Habe zwar, wie männiglich bekannt, den Schuft, meinen Spiegelberg, in den Räubern ein Nonnenkloſter flott ſtürmen laſſen, fürchte aber trotzdem, daß ich mich in Praxi dabei ſehr linkiſch anſtellen würde.“

„Lieber Freund, wir leben jetzt nicht in der phantaſtiſchen Sphäre Deiner Räuber, ſondern in der Wirklichkeit. Auf Stürme und dergleichen mehr iſt es vor der Hand gar nicht abgeſehen. Unſer Verhalten wird ſehr einfach ſein. Wir verlangen Gehör bei der Mutter Superiorin, das Empfehlungsſchreiben des Bernhardusvater wird uns dieſes Gehör verſchaffen und, wie ich hoffe, auch das Wohlwollen der frommen Dame. Dann“ . . .

„Dann?“

„Setze ich der Superiorin den Fall auseinander, bitte ſie mir in ihrer Gegenwart eine Unterredung mit Lauretta zu gewähren, und biete, falls mir dieſe Zuſammenkunft bewilligt wird, dem Mädchen meiner Wahl meine Hand an. Wird, was ich freilich kaum zu hoffen wage, mein Anerbieten angenommen, ſo bin ich von Gott und Rechtswegen der legitime Beſchützer Lauretta’s, und dieſem ſeine Braut unter einem ſchicklichen Vorwande auszuliefern, wird ſich die Superiorin wohl beſtimmen laſſen. Wenigſtens glaubte das auch unſer einſiedleriſcher Freund und hat daher, wie er mir mittheilte, in ſeinem Schreiben an die Mutter Monika darauf Rückſicht genommen. Hierauf nehme ich Poſtpferde, eile mit meiner Erwählten auf dem kürzeſten Wege Paris zu, laſſe unſern Bund durch unſeren Geſandtſchaftskaplan einſegnen und führe Lauretta zu Schiffe, damit meine Mutter unter meinem Dach am Ufer des Potomac ſie als ihre Tochter in die Arme ſchließe.“

Schiller machte zu dieſer Eröffnung große Augen, blinzelte dann nach ſeiner Gewohnheit ſtark damit, ſchüttelte den Kopf, blies die Backen auf und ließ einen Pfiff hören, welcher ziemlich bedenklich lautete.

„Ich ſehe, mein Plan gefällt Dir nicht,“ ſagte Raleigh.

„Ohne Umſtände, nein.“

„Er kommt Dir ohne Zweifel viel zu proſaiſch, zu gewöhnlich, zu philiſterhaft vor?“

„Freilich, freilich. Aber wie er mir vorkomme, das hätte wenig zu ſagen. Dagegen möcht' ich Dir doch zu bedenken geben, daß Lauretta dieſen Plan leicht allzu nüchtern finden könnte. Sie liebt das Ueberraſchende, das Kühne, das Romantiſche . . . .“

„Ich verſtehe Dich,“ ſagte Raleigh mit einem Seufzer, fuhr aber dann ſogleich mit ſeiner gelaſſenen Ruhe fort: „Du weißt, ich könnte für Lauretta Vieles thun, ſehr Vieles, Ungewöhnlichſtes, wenn Du willſt; aber was ich für kein Weib der Erde, auch für ſie nicht thun kann, iſt, meinem ganzen Weſen entgegen den Romanhelden zu ſpielen. Ich bin, wie ich Dir ſchon früher ſagte, kein Werther, ich bin auch kein Ritter, ſondern ein ſchlichter amerikaniſcher Bürger, ein Landmann und, wenn Du willſt, auch ein Bischen Kaufmann. Daß mich meine Bürgerpflicht in das Kriegsleben geführt, daß ich dieſer Pflicht mit jugendlichem Seelenſchwung zu genügen ſuchte, hat an meinen bürgerlichen Neigungen Nichts verändert. Nein, ich bin nicht dazu gemacht, weder den ſeufzenden Seladon noch den hirntollen Orlando zu ſpielen. Die ernſte Schule des Lebens, welche ich durchgemacht, ließ ſolche Willkühr der Phantaſie nicht in mir aufkommen, vorausgeſetzt auch, ich hätte von Natur irgendwelche Anlage dazu gehabt. . . . Glaub' mir, ich habe mich im Geheimen lange und ſchmerzlich gegen dieſe plötzlich erwachte Neigung zu einem Mädchen geſträubt, welches in ſo Vielem einen ſchroffen Gegenſatz zu meinem Weſen bildet. Das Sträuben half Nichts, aber zu einem romantiſchen Narren ſoll mich meine Leidenſchaft doch nicht machen. Ich haſſe alle krummen Wege und gehe gerne geradeaus . . .

Doch da ſind wir ja bei dem Weiler angelangt. Laß uns eilen, in die Stadt zu kommen.“

……

Die guten Kloſterfrauen von Gotteszell hatten ſich an dieſem Tage etwas ſpäter als gewöhnlich aus dem Refectorium zurückgezogen. Es hatte heute beim Imbiß viel Geziſchel und Gemunkel unter den frommen Schweſtern gegeben und mehr als ein diplomatiſcher Verſuch war gemacht worden, die verehrte Domina Monika über ein Ereigniß reden zu machen, welches ſeit geſtern den ganzen Convent lebhaft beſchäftigte. Aber die leutſelige Superiorin war heute ganz ungewöhnlich verſchloſſen geweſen, und nachdem das Dankgebet geſprochen und die Legende der Tagesheiligen geleſen worden, hatten ſich die Schweſtern in ihre Zellen zurückgezogen.

Die Pförtnerin ſaß in ihrem Lugaus zur Seite der Kloſterpforte und war gerade im Begriff, ein wenig einzuſchlafen, als der Klang der Thorglocke ſie aus ihrem behaglichen Lehnſtuhl aufſchreckte.

Grämlich, wie eine alte Pförtnerin unter ſolchen Umſtänden zu ſein wohl berechtigt iſt, ging die Schweſter Regula hinaus, öffnete das Guckfenſterchen am Thorflügel und fragte nach dem Begehren der beiden draußen ſtehenden jungen Männer, unſerer Freunde.

Sie erbäten, lautete die Antwort, eine Audienz bei der hochwürdigen Domina Superiorin, welcher ſie ein Schreiben vom Pater Aloiſius auf dem Bernhardusberg zuſtellen wollten.

Darauf hin ſchloß Schweſter Regula die Pforte auf und ließ die Beſucher eintreten, ſagend, ſie möchten ihr in das Sprechzimmer folgen und dort warten, bis ſie der hochwürdigen Mutter Meldung gemacht hätte.

Indem die Beiden Folge leiſteten und der Pförtnerin über den Kloſterhof nachtraten, murmelte die Schweſter Regula für ſich hin: „Der Eine hat rothes Haar und eine tüchtige, ſo zu ſagen vogelſchnabelartige Hackennaſe. Tritt auch, ſcheint's, recht ordentlich ſtolz auf. Richtig, der muß es ſein.“

Der Dichter und ſein Freund hatten keine Zeit, über den ſeltſamen Umſtand, ſich plötzlich in dem Oratorium eines Nonnenkloſters zu befinden, Betrachtungen anzuſtellen oder auszutauſchen, denn ſie hatten nur wenige Minuten gewartet, als die Domina Superiorin hinter dem eiſernen Sprachgitter erſchien, welches das Gemach vom Boden bis zur Decke in zwei Hälften ſchied.

Wenn aber die jungen Männer ſich auf das Erſcheinen einer altehrwürdigen, ſtrengen und griesgrämigen Kloſterbeherrſcherin gefaßt gemacht hatten, ſo ſahen ſie ſich angenehm enttäuſcht. Die Mutter Monika ſtand zwar bereits in einem Alter, welches man ein für ihr Geſchlecht kritiſches zu nennen pflegt, aber ſie war immer jetzt noch eine ſtattliche Superiorin und ihre haſelbraunen Augen blickten lebhaft und keineswegs mürriſch und ſtreng, ſondern vielmehr eher ein Bischen ſchalkhaft.

Die Domina erwiderte die ehrerbietige Begrüßung der jungen Männer mit gewinnender Freundlichkeit und nahm das Schreiben des Bernharduspater, welches ihr Raleigh durch das Gitter darreichte, huldvoll entgegen.

Nachdem ſie es entſiegelt und geleſen, ſagte ſie: „Welcher von Ihnen, meine Herren, iſt der, deſſen Angelegenheit mir der hochwürdige Herr Vater Aloiſius ſo dringend empfiehlt?“

Raleigh trat vor und verbeugte ſich.

„Ah,“ ſagte die Superiorin, nachdem ſie ihn aufmerkſam betrachtet hatte, mit einem Ausdruck wohlwollenden Bedauerns, — „Ihr Ausſehen iſt wacker, mein Herr, und ich glaube gerne, daß etwas Beſſeres als jugendliche Laune und Leichtfertigkeit Sie hieher geführt habe .... Sie ſind ein Amerikaner, wie mir der verehrungswürdige Vater ſchreibt.

Alſo werden die jungen Leute jenſeits des Weltmeers ebenfalls von Liebesnöthen heimgeſucht? Wunderlich! Ich glaubte bisher, beſagte Nöthen ſeien bloß in der alten Welt Mode."

Raleigh lächelte, Schiller lächelte und die Domina lächelte auch.

„Gott Amor herrſcht eben überall mit Omnipotenz," ſagte der Dichter, dem die Sprechweiſe und das ganze Gebahren der Mutter Monika überaus gefielen.

„Was, mein Herr," verſetzte die Domina, wieder einen Blick in den Brief werfend, — „was, Sie ſprechen von heidniſchen Göttern in einem Convent von Urſulinerinnen? Gut, daß keine meiner frommen Schweſtern Ihre Ketzerei hörte; ich müßte Ihnen ſonſt eine tüchtige Disziplin geben . . . Sie heißen Schiller, ſind ein Doctor, ein Mediziner . . . ach, das ſind mir ſaubere Chriſten, die Herren Doctoren! Aber ich will hoffen, Sie wiſſen vom Gott Amor nur vom Hörenſagen. Sie ſind ja noch blutjung. Oder?"

„Entſchuldigen Sie, Verehrungswürdige, daß ich Ihnen widerſprechen muß."

„Wie? Sie wollen doch nicht ſagen, daß Sie wirklich ſchon das geweſen, was die Weltkinder verliebt ſein nennen?"

„Doch, Verehrte, und jetzt heftiger als jemals!"

Domina Monika war über das dreiſte Weſen des Dichters ein wenig verblüfft und rüſtete ſich, dem kecken jungen Mann ein ſtrafendes Wort zu ſagen. Aber das wollte ſich nicht recht machen. Der Sünder, obgleich keineswegs ein Ausbund von Schönheit, hatte dennoch in ſeinem ganzen Weſen etwas eigenthümlich Edles, was ihm die Herzen der Menſchen gewann.

Raleigh fand für gerathen, ſich ins Mittel zu legen.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, meinem Freunde ſeine ſonderbare Redeweiſe," ſagte er. „Sie müſſen wiſſen, er iſt ein Poet" . . . . .

„Ah ſo, ein Poet iſt er?" ſagte die Domina, und zeigte dabei ein verſöhnliches Lächeln. „Nun, den Poeten muß man Vieles nachſehen. Sie reden gerne in . . . in . . . ei, wie heißt man es doch? . . . in Hyperbeln, glaub' ich."

„Verehrungswürdige" . . . begann Schiller wieder, aber die Domina, den ſchelmiſchen Zug um ſeinen Mund gewahrend, unterbrach ihn mit den Worten:

„Nein, nein, mein Herr Poet. Sie ſehen mir gerade darnach aus, als ob Sie auf Ihrem Pegaſus ſäßen; aber ſo ein heidniſches Thier darf in einem Convent ehrſamer Urſulinerinnen ſeine Kapriolen nicht machen."

Sie ſprach das voll Güte und ſogar mit humoriſtiſchem Ausdruck, aber doch zugleich auch ſo, daß man unſchwer merkte, dieſe Frau ſei zwar entſchieden keine bigotte und devote, allein dennoch wiſſe ſie ſehr wohl die Grenzlinie einzuhalten, wo der Humor aufhörte und ihre Würde als Nonne und Superiorin anfing.

„Mein Herr Amerikaner," fuhr ſie zu Raleigh gewandt fort, — „obgleich Sie in ſo ſchlimmer Geſellſchaft reiſen, beklage ich es doch lebhaft, ſehr lebhaft, daß ich in der Angelegenheit, welche Sie hiehergeführt, Nichts thun kann."

„Wie, verehrte Frau?" fragte Raleigh erſchrocken.

„Ja, ich wiederhole es mit Bedauern: ich kann Nichts für Sie thun."

„Aber der Pater Aloiſius" . . . .

„Empfahl Sie meinem Beiſtand unter Vorausſetzungen, die nicht mehr vorhanden ſind . . . Sie kommen um einen ganzen Tag zu ſpät! Der ſchöne, wilde Vogel iſt ausgeflogen."

„Lauretta hat Gotteszell verlaſſen? . . . Sie iſt entflohen?“ riefen Raleigh und Schiller wie aus einem Munde.

„Sie ſagen es, meine Herren.“

„Wie ging das zu?“

„Ich weiß es nicht. Es kam ſo überraſchend. Vorgeſtern noch, nach unſerer Zurückkunft von einem Bittgang nach dem Salvator, hatte das arme, liebenswürdige und doch, wie ich annehmen muß, ſo tiefverwilderte Kind mir die Mittheilung gemacht, es wäre nicht abgeneigt, für immer bei uns zu bleiben. . . . Lauretta war dabei ſehr traurig. Ich dachte mir, die Wallfahrt habe ihr ſtörriges Gemüth plötzlich beſänftigt und dem Heil zugewandt. . . . Geſtern Morgen war ſie fort, ſpurlos verſchwunden. Alle Nachforſchungen waren vergeblich. . . . Ich kann mir nicht denken, wie ſie ihre Flucht bewerkſtelligte und wer ihr dabei geholfen. Ein Verdacht, den ich auf eine meiner Kloſterſchweſtern warf, hat ſich bis jetzt nicht beſtätigt. Ich weiß nicht, wie ich mir die Sache vorſtellen, und noch weniger, wie ich den ſchlimmen Fall bei Sr. Durchlaucht dem Herzog von Würtemberg entſchuldigen ſoll, der ſich unſerm Convent mehrmals als ein gnädiger Gönner erwieſen hat.“

Und den tiefen Schmerz in Raleighs Mienen wahrnehmend, ſetzte die gutmüthige Domina hinzu:

„Ich würde Sie meiner innigen Theilnahme verſichern, mein Herr, wenn ich nicht fühlte, daß unter ſolchen Umſtänden jeder Troſtverſuch ein eitler ſein muß."

„Ich danke Ihnen dennoch, verehrte Frau," entgegnete Raleigh tonlos und mühſam nach Faſſung ringend. „Glauben Sie mir, ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufnahme und Ihre edle Theilnahme von Herzen dankbar . . . . Aber . . . . aber, lieber Schiller, wir haben hier Nichts mehr zu thun und wollen der hochwürdigen Superiorin nicht länger läſtig fallen . . . . ."

Damit war dieſe Audienz im Sprechzimmer von Gotteszell beſchloſſen.

Als die beiden Freunde das ihnen von der Pförtnerin geöffnete Hofthor hinter ſich hatten, wurde das Guckfenſterchen deſſelben aufgethan und das Geſicht der Schweſter Regula erſchien in der Öffnung.

„Bſt, bſt!" machte ſie, ließ einen Brief herausfallen und ſchloß dann ſchnell wieder den Laden.

Schiller hob das Papier vom Boden auf. Es war verſiegelt und an ihn adreſſirt. Die graziöſen Schriftzüge Lauretta's erkennend, riß er haſtig das Siegel ab und las die wenigen Zeilen: —

„Ich fürchte, theuerer Freund, Ihre und des

Herrn Ritters aus Atlantis-Vorſicht iſt ſo groß, daß ich auf die daraus reſultirende Tapferkeit gar zu lange warten müßte. Das Warten iſt nun aber nicht ſehr nach meinem Geſchmack. Ich gehe alſo in die weite Welt, nachdem ich unterwegs noch eine ſchreckliche Beſtellung, die mir vor Zeiten meine arme Mutter aufgetragen, ausgerichtet haben werde . . . Sorgen Sie Sich nicht um mich und vergeſſen Sie die wilde Turbinella! Fühlen Sie Sich wieder einmal in der Stimmung, Laura-Oden zu dichten, ſo wird ſich wohl unſchwer eine andere und beſſere Laura finden . . . . Leben Sie wohl, mein Freund, vielleicht für immer! Und doch . . . bah, es lebe der Wechſel, das Abenteuer, der Humor! . . . Und . . . ja, das noch! Vergeſſen Sie nicht, an Ihren Freund meine gehorſamſte Empfehlung zu beſtellen und ihm gelegentlich zu ſagen, wer den Ritter ſpielen wolle, thue gut, die Tapferkeit ins vordere und die Vorſicht ins hintere Treffen zu ſtellen . . . Addio, caro mio!“—

„Wie herzlos!“ ſagte Schiller voll Zorn.

Raleigh ſagte gar Nichts und ſo ſchritten die Beiden ſehr ſchweigſam der Stadt zu.

Auch ihr Abzug aus Gmünd am folgenden Tage war ſtill. Raleigh trieb zum Aufbruch. Er hatte ſich am Abend zuvor in der blauen Ente eiligſt nach dem fremden Grafen erkundigt und, als man ihm geſagt, derſelbe ſei geſtern Morgen, kurz, nachdem die beiden Freunde ihren Ritt in die Berge angetreten mit Wagen und Dienerſchaft abgereist, hatte er einen Fluch zwiſchen den Zähnen zerdrückt.

Mamſell Sengele war nach der Abreiſe der Freunde den ganzen Tag ſehr übler Laune. Sie vermochte es ſich nicht zu erklären, warum der Geſpiele ihrer Jugend, als ſie denſelben beim Abſchied durch den langen und dunkeln Hausgang begleitete, ſo gar nicht bemerkt hatte, daß ihm die günſtigſte Gelegenheit geboten ſei, ihr noch eine Freundlichkeit zu erweiſen . . . . . .

Beim Hinabreiten durchs Remsthal machte Schiller den Vorſchlag, das Kloſter Lorch zu beſichtigen, aus welchem die Mönche ſchon zur Zeit des Bauernkrieges vertrieben worden und welches jetzt der Sitz eines herzoglich würtembergiſchen Kaſtenamtes war. Er wollte dem wortkargen, in düſtere Gedanken verſunkenen Freund eine Zerſtreuung bieten und zugleich die Spielplätze ſeiner Jugend wieder einmal beſuchen, welche ſeiner Erinnerung ſtets ſo theuer geblieben waren

Nachdem ſie in der Herberge zur Sonne, in welcher die Schiller'ſche Familie während ihres mehrjährigen Aufenthalts in Lorch gewohnt hatte, ihre Pferde untergebracht, gingen ſie hinaus und ſtiegen den Hügel am Fluße hinan, auf deſſen Spitze die alten Kloſtergebäude ſtehen. Es iſt ein ſchöner Punkt, das ſtille Waldthal der Rems zu überblicken, auf welches der Rechberg und der Staufen ernſt niederſehen.

Sie ließen ſich die Kloſterkirche öffnen, wo ſo viele Männer und Frauen des hohenſtaufiſchen Hauſes unter den Steinplatten ruhen. Schiller, von ſeinen Erinnerungen aus der Frühlingszeit des Lebens lebhaft aufgeregt, machte den geſprächigen Cicerone, ohne den Freund aus ſeinem ſtarren Schweigen aufrütteln zu können.

Indem ſie aus dem Mittelſchiff der Kirche, wo der Sarkophag des Stifters vom Kloſter Lorch ſteht, in das Seitenſchiff rechter Hand traten, ſagte der Dichter:

„Sieh, da unter dieſem Steine ſchläft die Kaiſerstochter aus Byzanz, die Königin Irene. Ihr Tod war ein Triumph der Frauentreue. Der Gram brach ihr Herz bei Empfang der Schreckenskunde, daß ihr Herr und Gemahl, König Philipp, von Otto dem Wittelsbacher ermordet worden ſei.“

Raleigh antwortete nur mit einem Achſelzucken und mit einem ſpöttiſch-ungläubigen Lächeln, wie es ihm ſonſt ganz fremde war.

Den Dichter überkam ein unheimliches Gefühl, ſich mit dem brütenden Freund und den ſtillen Todten länger in die verwitternden Wände der alten Kirche eingeſchloſſen zu ſehen.

Der Sonnenſchein draußen, der Anblick der ihn anheimelnden Landſchaft, der fröhlich aus dem nahen Walde herüberſchallende Vogelſang ermunterten ihn wieder. Er führte ſeinen Begleiter geſchäftig umher, zeigte ihm Alles und ſetzte ſich zuletzt mit ihm unter die vielhundertjährige Kloſterlinde. Dann ſprang er wieder auf, umſchritt den klafterdicken Stamm des ehrwürdigen Baumes und ſagte:

„Wie vielhundertmal bin ich in Knabenjahren mit meiner geliebten Schweſter Chriſtophine und mit dem guten Conz hier geweſen! Was haben wir in dieſer Linde Schatten Alles geſpielt, geſchwatzt, geträumt! . . . Wie iſt mir da ringsher Alles ſo lieb und vertraut! . . . Conz war voriges Jahr im Frühling hier und da hat der Gute eine gar herzige Ode an mich gedichtet. Sie hat mich damals tief ergriffen und drängt ſich mir jetzt unwillkührlich auf die Lippen: —

„Sieh, hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieſelnden Quell,
Der patriarchaliſch ſein ſchwarzblaues Waſſer
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künſtlerhand der Natur
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt vom Geſang der Vögel,
An ſchattigen Tannen und Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchſchlängelt,
Halb umkränzet den Wald,
Majeſtätiſch emporhebend den Rieſenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg! . . .
Ach, wie ſie mir vorübergaukeln vor'm Phantaſieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Iſt ein Blatt,
Worauf lebendig mich anſpricht
Mein Knabengefühl!
Und o, wie Du ſchon da
Manche kindiſche Freuden mit mir theilteſt,
Da noch ſchlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Anzulodern begann" . . . .

Der Dichter war ſelber aufgelodert bei dieſem Erguß einer der ſeinigen befreundeten Poetenſeele.

Aber da fiel ſein Auge auf den theilnahmslos vor ſich hinſehenden Freund und er vergaß im Mitgefühl um dieſen ſeine Erinnerungen. Er brach raſch ab, faßte Raleigh bei der Hand und ſagte nur:

„Armer Freund!“

William ſchaute auf, ſchüttelte ſich, als wollte er einen läſtigen Alp entfernen, erwiderte den Druck der Freundeshand und ſagte, indem er aufſtand:

„Sei unbeſorgt, theuerer Friedrich, der Traum iſt aus, der Zauber iſt gebrochen . . . Es war nach dem Unglückstag bei Camden, als die amerikaniſche Sache nahezu verzweifelt ſtand, da hört' ich den großen Waſhington den Kreis ſeiner bekümmerten Freunde mit einem Worte des römiſchen Dichters aufrichten. Rebus augustis animosus atque fortis adpare . . . ſo lautet, glaub' ich, der Spruch. Ich hab' mir den Sinn wohl gemerkt, und mag es unſtatthaft ſein, jenes in einer Stunde großer öffentlicher Noth geſprochene und dadurch geweihte Wort auf kleines perſönliches Unglück anzuwenden, — Eins iſt gewiß: es gilt auch mir zu dieſer Stunde und macht mich fühlen, daß es meines Vaters Sohn gezieme, ein Mann zu ſein.“

Drittes Buch.

11*

Erſtes Capitel.

Auf Hohenasperg. — Ein alter Bekannter. — Der Verfaſſer des Siegwart. — Von Feuer- und Waſſergeiſtern. — Eine Schubartiſche Huldigung. — Ein Stück deutſcher und ein Stück amerikaniſcher Geſchichte. — Vom deutſchen Sumpfdrachen und vom „edlen“ Rieger. — Sängers Fluch.

„Bei Gott, heute heißt es für mich nicht: Gefang'ner Mann, ein armer Mann! ſondern vielmehr: Gefang'ner Mann, ein froher Mann! . . . Hätte Tag meines Lebens nie geglaubt, daß mir's auf dieſer verwünſchten Erdwarze, auf meinem Scherbenberg, Aichberg, Thränenberg da oben ſo wohl ums Herz werden könnte. Iſt ja eine himmelblaue Gottesgnade von oben! . . . Schenkt ein, liebe Menſchenkinder! Du, Herzbruder Miller, Ihr, Schiller, Prachtkerl von einem Poeten, und Sie, liebwerther junger Freund aus Amerika, ſchenkt ein und ſtößt an mit mir! Es lebe, was wir lieben: die Freiheit, die Poeſie, die Kunſt, die Freundſchaft, das Vaterland! Hurrah!"

An die Zimmerdecke, welche dieſen Trinkſpruch auffing, hatte jedenfalls ſeit ihrem Beſtehen noch kein ſolcher geklungen, wenn überhaupt einer. Es war ein bedenklich einfaches Gemach mit vier weißen Kalkwänden, die aber nicht ſehr weiß ausſahen. Eine Pritſche mit zerwühlten Bettſtücken in einer Ecke, ein Tiſch mit ein paar Stühlen, ein ſinnreich auf eine Art Pfahlwerk gelegtes Brett, bedeckt mit einem kleinen Chaos von Büchern und Scripturen, — das war das Mobiliar der Stube, die man dennoch um ihres Bewohners willen vermittelſt eines ſtarken und engen Eiſenſtäbegitters vor dem Fenſter von außen verwahren zu müſſen geglaubt hatte. Aber wie kerkerlich und ärmlich die Stube auch immer ausſah, ſie war doch ein üppiges Prachtzimmer, verglichen mit dem ſchrecklichen unterirdiſchen Gelaß im Thurme drüben, in welchem ihr Inſaſſe das erſte Jahr ſeiner Gefangenſchaft auf Hohenasperg verjammert hatte.

Und da ſaß er mit drei Beſuchern an dem Tiſch, auf welchem Flaſchen und Gläſer ſtanden, der berühmte Gefangene der Baſtille von Würtemberg, Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. Er war dicker geworden, ſchwammiger, als damals, wo wir ihn von der Solitude aus ins Exil wandern ſahen. Der gelbe Schatten der Gefängnißluft lag auf ſeinem Geſicht und ſeine Haare bedurften des Puders kaum mehr, um grauweiß zu erſcheinen. Aber im Uebrigen war er der Alte geblieben, war er immer noch der Schubart, welcher in der Glorie ſeines genialen Leichtſinns vor Zeiten in den Weinſtuben von Ludwigsburg, Augsburg und Ulm, Witze ſprühend, aufkläreriſche Zornblitze ſchleudernd, bedenkliche Capitel aus der höfiſchen Skandalchronik illuſtrirend, das Entzücken der einen, das Aergerniß der andern ſeiner Zuhörer geweſen. Auch ſeine Züge zeigten noch die alte ſeltſame Miſchung von Genie und Gemeinheit, hochherziger Stürmerei und ſchlaffer Zerknirſchung; aber das Unglück hatte inzwiſchen die Gedankenfurche zwiſchen den Brauen des Mannes tiefer gegraben und in ſeinem Augenaufſchlag wurde zuweilen ein gewiſſes Etwas bemerkbar, was zwiſchen frommer Schwärmerei und frommer Heuchelei bedenklich ſchillerte . . . . Das pädagogiſche Experiment, welches Herzog Karl durch den Feſtungscommandanten, Generalmajor Rieger, ſeit fünf Jahren an Schubart hatte vollziehen laſſen, war in der That nicht ganz mißlungen, inſofern es Rieger glücklich dahingebracht hatte, die urſprüngliche Zerfahrenheit des Gefangenen noch beträchtlich zu erhöhen. Es war dem pietiſtiſchen General nämlich geglückt, dem Poeten und Muſiker eine gewiſſe ſervile Heuchelei anzudreſſiren, durch welche dann bei Gelegenheit der angeborene Titanismus Schubarts immer wieder gar wunderlich durchſchlug . . . Jetzt war Rieger todt, etwa vor Monatsfriſt inmitten eines ſeiner jähen Zornanfälle durch einen Herzſchlag weggerafft, und unter dem Regiment des neuen Commandanten von Hohenasperg, des humanen Generals von Scheler, athmete der Gefangene ordentlich neu auf.

Es war heute nicht zum erſten Mal, daß Schiller den ſeiner Familie von Alters her befreundeten Unglücklichen beſuchte. Er war im vorigen Jahre bei ihm geweſen, doch mehr auf Betreiben Riegers als aus eigenem Antrieb, denn Verſchiedenheit des Alters und der Lebensſtellung hatten einen Verkehr verwehrt, der ohnehin, ſo lange Schiller in der Akademie ſich befand, eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Aber als die Räuber erſchienen waren, hatte der Commandant vom Asperg den Einfall, die beiden Dichter zuſammenzubringen. Rieger war nämlich neben ſeinen frömmelnden Anfällen auch Anfällen von Schöngeiſterei ausgeſetzt und in einem derſelben hatte er Schillers Freund Hoven vermocht, den Verfaſſer der epochemachenden Tragödie zu einem Beſuch auf dem Asperg einzuladen. Rieger führte den Dichter zu ſeinem Gefangenen und ſtellte ihn demſelben als einen Doctor Fiſcher vor. Schubart, ſei es, daß er in dem jungen Regimentsarzt den Knaben Fritz wirklich nicht wieder erkannte, ſei es, daß er ſchlau genug war, dem General die beabſichtigte Ueberraſchungsſzene nicht verderben zu wollen, — genug, er geht auf das von Rieger in Gang gebrachte Geſpräch über die Räuber ein, lieſt dem angeblichen Doctor Fiſcher eine enthuſiaſtiſche Rezenſion über das Stück vor und drückt ſchließlich den Wunſch aus, den Dichter wieder einmal perſönlich zu ſehen. Da ſteht er vor Ihnen, ſagt Rieger, worauf Schubart Schillern mit Freudethränen um den Hals fällt ... Seither waren die beiden Poeten in einigem Verkehr mit einander geblieben und erſt geſtern hatte die in Stuttgart lebende Gattin des Gefangenen Schillern einen Gruß von ihrem Manne beſtellt. In jener kraftgenialiſchen Manier, die in Schubarts Briefen vom Asperg mit pietiſtelndem Gewimmer und erhabenen Zornausbrüchen ſo ſeltſam wechſelt, hatte er an ſeine Frau geſchrieben: „Schiller iſt ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“

Angeregt durch dieſen Gruß, hatte der Dichter ſeinem Freunde Raleigh, der ſich rüſtete, von Stuttgart abzureiſen, den Vorſchlag gemacht, den armen Gefangenen zu beſuchen. So waren ſie denn bei guter Morgenzeit nach Ludwigsburg herausgeritten, hatten ſich dort von Hoven, der in Folge militärärztlicher Inſpectionen, die er auf dem Aſperg vorzunehmen hatte, daſelbſt wohlbekannt war, eine Empfehlung an den Commandanten mitgeben laſſen und waren dann zu Fuß die Wegſtunde von Ludwigsburg bis zu dem berühmten iſolirt in der Ebene ſtehenden Hügel herausgewandert, welchem Schubart die Namen verwünſchte Erdwarze, Thränenberg und noch ganz andere, etwas weniger reinliche geſchöpft hatte.

Am Fuß des Aſpergs, da wo ein den bezeichnenden Namen „Schwitzgäßle“ führender Fußweg ſteil zu der erſten Umwallung emporführte und wahrſcheinlich noch emporführt, hatten die Beiden einen Mann eingeholt, der offenbar das gleiche Ziel verfolgte und den ſeine Kleidung und ein gewiſſes, nur dem ganz ungeübten Auge nicht auffälliges eckig feierliches Gebahren als einen proteſtantiſchen Geiſtlichen ſignaliſirten. Man hatte ſich begrüßt und beim langſamen Hinanſteigen durch das Schwitzgäßle hatte ein Wort das andere gegeben, ſo daß die beiden Freunde, bevor man das äußere Thor der Feſtung erreichte, wußten, ſie hätten den Münſterprediger Miller von Ulm vor ſich, dem gefeierten Verfaſſer der Kloſtergeſchichte „Siegwart,“ und derſelbe ſei, auf einer Reiſe nach Heilbronn begriffen, gekommen, ſeinen Freund Schubart zu beſuchen. Schiller hatte den würdigen Mann, der, in den erſten Dreißigern ſtehend, in ſeinen Zügen die geiſtliche Amtsmiene wenig, deſto mehr dagegen die ſanfte Warmbrüderlichkeit ſeiner Dichterei hervortreten ließ, mit Herzlichkeit als Bruder in Apollo begrüßt, was ein paar Jahre ſpäter kaum noch geſchehen ſein dürfte, denn binnen Kurzem ſollten die tiefgehenden Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Fractionen der großen literariſchen Bewegungspartei jener Zeit ſchroff und immer ſchroffer hervortreten. Sämmtliche Mitglieder dieſer Partei, welche das deutſche Leben mit ganz neuen Culturkeimen befruchtet hat, waren Stürmer und Dränger. So die Hainbündler im Norden, Göthe's rhein- und mainländiſche Genoſſenſchaft im Weſten, der Schubart-Schiller'ſche Kreis im Süden von Deutſchland. Sie alle verdienten reichlich die Bezeichnung als Revolutionäre, Wühler, Umſtürzler, Anarchiſten, womit man im 19. Jahrhundert politiſche Kinder zu ſchrecken gelernt hat. Aber während weitaus die meiſten der Stürmer und Dränger über den revolutionären Sturm und Drang gar nie hinauskamen und in den trüben Wogen einer von Grund aus aufgewühlten Zeitſtimmung verſanken, war es nur wenigen Auserwählten, ſtreng genommen nur zweien, gegönnt, über die thürmenden Fluten hinweg die Geſtade einer neuen idealiſchen Welt zu erblicken und den Nachen der deutſchen Bildung mit feſter Hand dorthin zu lenken, wo im Sonnenlicht des modernen Griechenthums die leidigen mittelalterlichen Geſpenſterfratzen erblaſſen mußten. Das war jedoch eine erſt noch bevorſtehende Entwickelungsphaſe des deutſchen Geiſtes. Zu der Zeit, von welcher wir hier handeln, war ſelbſt ein Göthe noch über ſeine Ziele unklar, und was die Maſſe der literariſchen Bewegungsmänner angeht, ſo konnte man ſie mit einer aus der Naturwiſſenſchaft entlehnten Bezeichnung füglich in Vulkaniſten und Neptuniſten eintheilen. Zu den Feuergeiſtern gehörten die Göthe, Klinger, Schiller, zu den Waſſergeiſtern, welche die Welt ſtatt mit Feuer vermittelſt einer Thränenflut vom Böſen und Philiſterhaften reinigen wollten, über welcher Thränenflut die Taube der chriſtlichen Liebe ſchweben ſollte, den Oelzweig der Empfindſamkeit im Schnabel, — gehörten die meiſten Anhänger Klopſtocks, die Hölty und Miller, die Jakobi und Lavater. Mitten inne zwiſchen den Feurigen und Wäſſerigen hielt ſich eine Anzahl von Schaukelmännern, die bald in Flammen aufloderten, bald in Thränen zerfloſſen. Ein rechter Typus dieſer Fraction war der Gefangene von Hohenasperg . . . .

Nachdem die drei Beſucher der Feſtung die militäriſchen Förmlichkeiten, welche mit dem Beſchreiten der Thore, Zugbrücken und kaſemattirten Aufgänge verbunden waren, durchgemacht, hatten ſie von dem Commandanten ohne weitere Umſtände die Erlaubniß erhalten, nach Belieben mit Schubart zu verkehren, deſſen Haft damals aus dem Stadium grauſamer Einkerkerung ſchon lange in das mildere, wenn auch nicht weniger rechtloſe der ſogenannten „Feſtungsfreiheit“ übergegangen war. Raleigh, welcher von Schiller erfahren, daß der Gefangene neben andern Poeteneigenſchaften alten Styls auch die eines perennirenden Durſtes beſitze, hatte dafür geſorgt, daß aus dem Wirthshaus der Feſtung ein ausreichender Weinvorrath in Schubarts Zelle geſchafft wurde, und unter dem Einfluß dieſes erheiternden Getränkes, mehr aber noch, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, unter dem

Einfluß der Freude über das Wiederſehen Millers und Schillers war der gefangene Poet zu jener erhöhten Stimmung gelangt, von welcher wir zu Anfang des Capitels eine Probe gegeben. Eine weitere kam ſogleich.

Während nämlich die drei Beſucher ihre Gläſer niederſetzten und Miller einen gar bedenklichen Blick auf das offenſtehende Fenſter warf, fuhr Schubart nach dem erwähnten mit Büchern und Papieren beladenen Tiſch, kramte haſtig in dem Chaos herum, riß endlich ein Papier daraus hervor und ſagte:

„Lieber Schiller, Herzenskerl, ich habe Euch meinen Dank für die Zuſendung Eurer Anthologie noch nicht abgeſtattet, — muß es jetzt thun. Habe das Buch geleſen und Reſpect! ſag' ich. Ha, Euer Feuer hat die Flamme in meinem Herzen, die ich ſchon ganz niedergebrannt glaubte, wieder einmal entzündet. Hört meinen Dank!“

Und ſofort begann er mit Pathos zu leſen:

„Dank Dir, Schiller, für die Wonne,
Die Deinem Geſang entquoll!
Meines Berges Genius, der Rieſe,
Ein Schätzer hohen Sangs,
Lauſcht' Dir, daß, der Kolbe von Stahl
Entſank ſeiner wolkigen Rechten!

Auch ich ſchlang Deinen Geſang,
Wie der Langdurſtende
Mit wollüſtig geſchloſſenem Auge
Schlürft aus des Baches Friſche.

Sah nicht des eiſernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!

Hörte nicht Feſſelgeklirr am wunden Arm,
Denn Du ſangſt!
Schiller, Du ſangſt!

Deiner Lieder Feuerſtrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte ſeinem Wogenſturze,
Hoch empor ſtieg meine Seele
Mit dem Funkengeſtäube
Seiner Flut!“ . . . . .

So ging das Gedicht noch lange fort und allmälig in eine immer ſchwindelndere Höhe hinauf, wo es zuletzt in halb unartikulirten Lauten von Seraphen und Cheruben, von Höllenſchlund, Gnade und Verklärung verklang. Es war eine echt Schubartiſche Rhapſodie. Die Muſe des unglücklichen Mannes zeigte auch hier, wie überhaupt nur zu oft, ein verſchwommenes Nebelgeſicht, über welches einzelne Silberblicke des Genius hinleuchteten.

Schiller ſaß recht wie auf Nadeln. Dieſe Ovation kam ihm bis zur Lächerlichkeit unpaſſend vor.

Er wußte, als Schubart geendigt, nur mit wenigen abgebrochenen Worten die überſtiegene Huldigung als unverdient abzulehnen und hütete ſich, Raleigh anzuſehen, weil er den Freund ironiſch blicken zu ſehen fürchtete. Miller dagegen fand das Gedicht, weil im Geſchmack der Klopſtock'ſchen Schule gehalten, ganz vortrefflich und lobte es höchlich, worauf Schiller, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, das Geſpräch auf den Dichter des Meſſias lenkte. Da waren nun Miller und Schubart recht in ihrem Element. Der Letztere ſchlug vor, des verehrten Meiſters Geſundheit zu trinken, und nachdem es geſchehen, ſagte er:

„Ihr ſolltet mal meinen Miller erzählen hören, wie er und ſeine göttinger Dichtergenoſſen an Klopſtock ſich heraufbildeten, wie ſie den Hainbund geſtiftet haben, um das alte Bardenthum zu erneuern. Miller, Bruderherz, erzähl' uns davon!"

Der gute Münſterprediger, bei dieſer Erinnerung an ſeine Univerſitätsjahre warm werdend, ließ ſich nicht lange bitten. Es gibt in der Menſchenſeele Saiten, die nie erſchlaffen, ſondern erklingen, ſo oft ſie berührt werden.

Er ſchilderte zuerſt in etwas trockenem Predigerton, wie ſich zu Anfang der ſiebziger Jahre ein Kreis von ſtrebenden Männern und Jünglingen in

Göttingen zuſammengefunden, die alle mehr oder weniger, poetiſch begabt waren, — wie dann aus den Zuſammenkünften von Boie, Göckingk, Voß, Hölty, Claudius, Bürger, Hahn, der beiden Stolberg und Miller ſelbſt mählig ein förmlicher Dichterbund entſtand, mit feſtgefugter Ordnung, der Hainbund, zu deſſen Schutzpatron Klopſtock gekürt wurde, deſſen Gelübde auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unſchuldigen Witz“ lautete und der ſich auf ein (freilich ganz unhiſtoriſches und willkührliches) Ideal von altem Germanenthum ſtützte. Ein kritiſcher Geiſt konnte den patriotiſchen Glauben dieſer Jünglinge, die Schäden der Zeit und des Vaterlandes mit der Panacee Klopſtock'ſchen Teutonismus heilen zu können, ſehr wunderlich finden. Aber wie Millers Ton von der Wärme ſeiner Erinnerungen allmählig höher und höher gefärbt wurde, klang das Alles in ſeiner Erzählung ſo treuherzig, ſo echt deutſch naiv und vertrauensvoll! Seine tiefgemüthliche Ausdrucksweiſe, die das zeitweiſe Hinabgleiten in ſentimentale Weichheit überhören ließ, machte anſchaulich, daß, wenn auch das aus harmloſer Idyllik und idealiſchem Nationalgefühl ſeltſam gemiſchte Beſtreben der Hainbündler, das Poetiſche zu verwirklichen, mißlang und mißlingen mußte, dennoch dieſem Bunde die Anerkennung gebühre, zur Erfriſchung der öffentlichen Meinung, zur Verjüngung deutſchen Sinnes weſentlich mitgewirkt zu haben. Wie edel ſteht, insbeſondere dem anderweitigen wüſten Studententreiben jener Tage gegenüber, dieſer göttingiſche Hainbund da, in deſſen Mitte die lange verſchollen geweſenen Worte: Deutſches Vaterland! Deutſche Nation! Deutſche Sitte! zuerſt wieder als heilige anerkannt wurden.

„Ach, wie wird mir ſo frei und glücklich ums Herz,“ fuhr Miller in ſeiner Erzählung fort, — „wenn ich an den zwölften September des Jahres 1772 denke. Da gingen wir, Voß, die Seele unſeres Bundes, Hölty und die anderen Freunde, noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir fanden im freien Feld einen kleinen Eichengrund und da kam uns allen ſogleich zu Sinn, den Bund der Freundſchaft in dieſem Hain zu beſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, tanzten, uns bei den Händen haltend, um den heiligen Baum herum, riefen Mond und Sterne zu Zeugen unſeres Bundes an und gelobten uns ewige Treue. Dann beſchloſſen wir, unſere ſchon vorher feſtgeſetzten Verſammlungen Behufs der Vorleſung und Beurtheilung neugefertigter **Gedichte und ihrer Eintragung ins Bundesbuch noch** regelmäßiger und **ſeierlicher zu halten** .... Voß **hat nachmals** jene **Weiheſtunde** in einer Ode, betitelt die Bundeseiche, verewigt. **Daraus klingen mir noch friſch im Gemüthe die Strophen**: —

Wir, reger Freundſchaft Jünglinge, wandelten
Feldwärts im Mondlicht, und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handſchlag.

„Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu ſchau'n,
Was gut und ſchön ſei, was zum Aether
Hebe von Wahn und Geluſt des Staubes.

Voll ſtiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,
Die Menſchen einwohnt, weiſeren Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Geſang und Hochthat.

Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegſam dem Anſeh'n,
Frank, ein Verächter dem Neid, und ſchamhaft!"

So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden
Duftwolke blinkt' uns unter dem Aſt der Mond
Und leiſ' herab im dunkeln Wipfel
Säuſelte Klang, wie von Geiſterharfen ....

„Den zweiten Juli, **Klopſtocks Geburtstag, haben** wir einmal in feierlicher Bundesverſammlung **herrlich** gefeiert, wie nur immer unſere Armuth **es geſtattete.**

Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geſchmückt. Daran ſaßen wir Bardenſchüler, mit Eichenlaub bekränzt. Obenan ſtand ein Lehnſtuhl für Klopſtock ledig, aber die ſämmtlichen Werke des theuren Mannes darauf, ſein im Geiſte Gegenwärtigſein andeutend. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerriſſen. Die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den Idris ſtampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein — welchen beizuſchaffen wir manchen Tag trockenes Brod gegeſſen hatten — Klopſtocks Geſundheit, Luthers und Hermanns Andenken und das Verderben des Sittenverderbers Wieland. Wir ſprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, vom deutſchen Vaterland, von Tugendgeſang. Zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß.“

Schubart blickte zur Seite, denn dieſes Auto defé gefiel ihm kaum beſſer als es Schillern gefiel, der von Wielands Verdienſten um die deutſche Geiſtescultur eine ganz andere Vorſtellung hatte als die einſeitigen Teutonen des Hainbundes.

Der gute Münſterprediger, in ſeine Erinnerungen vertieft, fuhr unbefangen fort:

„Wenn ich jetzt an jene Tage weihevoller Freundſchaft und hochfliegender Begeiſterung zurückdenke, kommen ſie mir wie ein ſeliger Traum vor. Wie war es uns heiliger Ernſt mit unſerer Liebe zu allem Guten und Schönen! Wie ſchwärmten wir für den Meſſias, für Oſſian, für das Vaterland, für Tugend und Freundſchaft! Wie lebten wir Einer im Andern und Alle für Einen. Noch jetzt bebt mir das Herz vor Wehmuth, wenn ich mich an die ſchmerzlichen Stunden erinnere, wo unſer trauter Kreis allmählig ſich lichtete. Ach, der ſchwerſte Abſchied war der von den Gebrüdern Stolberg, die es nicht verſchmäht hatten, ihr reichsgräfliches Wappenſchild in unſerem Bardenhain aufzuhängen. Was war das für ein Abend voll tiefſter Seelentraurigkeit! Einigen ſah man geheime Thränen des Herzens an — des jüngeren Grafen Geſicht war fürchterlich — die ſchrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beiſammen waren, wer kann die beſchreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt ſchlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und ſuchten uns wehmüthiger zu machen.“. . . .

Warum nicht gar! dachte Schiller. Er hatte die überſtiegen empfindſame Phaſe der kraftgenialiſchen Periode längſt hinter ſich. Schubart war gerührt oder ſtellte ſich wenigſtens ſo an. Raleigh endlich konnte ein Lächeln über dieſe Erinnerung an exorbitant breiweiche Freundſchaftlerei nicht unterdrücken.

Miller bemerkte es und es wandelte den guten Prediger mit dem Taubengemüth, der ſeit jenen Szenen thränenſeliger Schwärmerei doch auch ein Jahrzehent älter geworden, halb und halb das Gefühl an, er könnte ſich ein Bischen lächerlich gemacht haben. So ſagte er denn zu Raleigh:

„Ich vermuthe, mein werther Herr, die Stimmungen, welche meine Erzählung darlegte, kommen Ihnen ſeltſam und verwunderlich vor.“

„Aufrichtig geſtanden, ja,“ erwiderte der Amerikaner. „Wie ſehr ich auch durch die Schilderungen meiner theuren Mutter und meines guten Onkels Bechtold auf die Eigenthümlichkeiten Deutſchlands vorbereitet ſein mochte, dennoch habe ich mich in dieſelben noch nicht ſehr zu finden vermocht. Was ich unlängſt aus dem Munde des originellen Doctor Armbruſter über die Geniewirthſchaft am Hofe von Weimar, was ich andern Ortes über die Seelenkämpfe ausgezeichneter Menſchen in katholiſchen Lebenskreiſen und was ich heute endlich von Ihnen, Herr Münſterprediger, über das Treiben einer vielberufenen Dichtergenoſſenſchaft vernommen habe, das

Alles macht zuſammen ein Bild von deutſchem Leben aus, welches in meine amerikaniſchen Anſchauungen nicht paſſen will. Jedes Land entwickelt ſich in ſeiner eigenen Weiſe, ſeiner eigenen Natur gemäß, ich weiß es — und ferne ſei es von mir, von dem Heimathland meiner Mutter gering zu denken — aber, verzeihen Sie mir, meine Freunde, das vermag ich nicht zu verhehlen, daß ich fürchte, Deutſchland werde noch lange, lange Zeit brauchen, bis es dahin kommt, eine Urkunde aufzuſtellen und zu realiſiren, wie ſie unſer Congreß am 4. Juli 1776 aufgeſtellt und das amerikaniſche Volk ſeither von Tag zu Tag mehr realiſirt hat.“.

„Ach,“ rief Schubart elektriſirt aus, „die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten!“

Und mit von Enthuſiasmus leuchtendem Geſicht declamirte er gehobenen Tones die Eingangsſätze des glorreichen welthiſtoriſchen Documents, das noch immer und überall jedes nicht in Selbſtſucht und Servilismus verholzte Menſchenherz höher ſchlagen gemacht hat. Es übte jetzt auch in dem Dichtergefängniß auf Hohenasperg ſeine Wirkung, wie damals allenthalben im civiliſirten Europa und ehe ſich's Raleigh verſah, war er in ein belebteſtes Geſpräch über den Unabhängigkeitskampf ſeines Landes verwickelt. Der Strom ſeiner

Erinnerungen riß ihn fort. Er erzählte, wie ſein väterliches Gut am Potomac in der Nähe der Beſitzung der Familie Washington gelegen ſei und wie die beiden Familien gute Nachbarſchaft mitſammen gehalten. Da habe er den Mann, deſſen Name der erlauchteſte der modernen Geſchichte werden ſollte, George Washington, den jetzigen Obergeneral der vereinigten Staaten, ſchon von Kindheit an achten und lieben gelernt. Er ſchilderte des großen Mannes ſtattliche Perſönlichkeit, ſein ernſtes intelligentes Geſicht, die edle Haltung, das würdevoll ruhige Benehmen, die männliche Anmuth, womit er zu Pferde ſaß, die Lauterkeit ſeiner Seele, ſeinen verſtändigen, in allen Gefahren und Nöthen ſtandhaften Patriotiſmus. Er malte den begierig Horchenden die Szene aus, wie Abgeordnete des Congreſſes zu Mount Vernon erſchienen, um Washington ſeine Berufung zum Obergeneral anzukündigen, und wie der Erwählte mit Worten einfacher Herzlichkeit ſeinen Entſchluß kundgegeben, die ihm auferlegte, unermeßlich ſchwierige Pflicht auf ſich nehmen zu wollen. Da habe er, Raleigh, ſeiner Mutter und ſeinem Oheim die Erlaubniß abgerungen, einen Adjutanten des Obergenerals, der in eiliger Sendung nach Maſſachuſetts hinaufging, in den Krieg begleiten zu dürfen, und dort, vor Boſton, habe er zum erſten Mal in einem Treffen geſtanden.

Das ſei an jenem denkwürdigen 16. Juni 1775 geweſen, an welchem Tag die Engländer, geführt von den Generalen Gage, Howe und Pigot, aus Boſton rückten, um den von der amerikaniſchen Miliz während der Nacht leicht befeſtigten Bunkershügel zu erſtürmen. Prahleriſch hätten die Rothröcke geſagt, die rebelliſchen Bauern, ſchlechtbewaffnet und ſchlechtdisziplinirt, wie ſie waren, würden vor ihrem erſten Angriff zerſtieben wie Spreu vor dem Winde. Aber die Schlacht, obgleich die amerikaniſchen Verſchanzungen zuletzt den vereinigten und wiederholten Angriffen der engliſchen Armee und Flotte erlagen, hätte den Feind eines Anderen belehrt und mit einem furchtbaren Verluſte hätte derſelbe die Einſicht erkauft, daß es mit der Beſiegung der Amerikaner nicht ſo ſchnell und leicht gehen dürfte. Raleigh ſchilderte dann im Einzelnen den Gang des Treffens, welches für die Amerikaner die Wirkung eines Triumphes hatte, inſofern es ihnen Selbſtvertrauen einflößte; er beſchrieb das entſetzliche Getöſe der Schlacht, den Donner der Geſchütze, das Platzen der Bomben, das ſcharfe Knallen der amerikaniſchen Rifles, das Geſchrei der Kämpfenden. Er wußte als Augenzeuge und Mithandelnder eine Menge heroiſcher Einzelzüge anzuführen und veranſchaulichte ſeinen Zuhörern die Erſcheinung des hochherzigen Bauerngenerals Putnam, wie derſelbe in Hemdärmeln, mit einem Hieber, der von ſeinen muskulöſen Schultern herabhing, und mit vom Pulverdampf geſchwärztem Geſicht auf dem Kampfplatz umherritt, überall anweſend, wo Gefahr und Noth am größten war. Tiefergriffen ſchilderte der Erzähler auch den Heldentod des edlen Patrioten Warren, der auf dem Bunkershügel fiel und deſſen Verluſt als ein allgemeines Unglück empfunden und betrauert wurde. Ein Freund hatte ſich bemüht, Warren abzuhalten, daß er ſein koſtbares Leben in dieſer Stunde aufs Spiel ſetze; aber der Treffliche habe ſich zur Antwort ins dichteſte Kampfgewühl geſtürzt, mit dem Ausruf des alten Römers: Dulce et decorum est, pro patria mori.

„Ja," ſagte Schiller, ſtill erglühend, — „ja wohl iſt es ſüß und ruhmvoll, zu ſterben fürs Vaterland! Ach, wie unglücklich müſſen wir Deutſchen bei Anhörung ſolcher Großthaten uns fühlen. Gegen Solches gehalten, wie ärmlich iſt auch das Beſte, was wir thun können. Wir mühen uns ab im Reiche der Träume und kommen nicht dazu, die rettende Brücke zur Wirklichkeit hinüber zu ſchlagen."

„Nur nicht hoffnungslos!" tröſtete Miller. „Auch die Stunde wird und muß einſt kommen, wo der Deutſche die hohen Ideale, die er in der Bruſt trägt, zu verwirklichen anfängt."

„Ich hoffe es," ſagte Schubart, „und gewiß Alle, die es gut meinen mit dem Vaterland, hoffen es. Aber, liebe Freunde, verhehlen dürfen wir uns nicht, daß die Sonne einer beſſeren, freieren und glücklicheren Zeit wohl erſt unſeren Enkeln und Urenkeln aufgehen wird. Ach, daß uns ein Held und Retter erſtünde, welcher den Sumpfdrachen der deutſchen Philiſterei endlich erſchlüge. Dieſer Drache iſt Deutſchlands gefährlichſter Feind. Haben ihn die Sonnenpfeile des Genie's, welche ein Leſſing, ein Göthe auf ihn abdrückten, getödtet? Nein, ſie haben dem trägen Ungeheuer kaum den Schuppenpanzer geritzt. Was hab' ich ſelbſt im Kampfe mit dem ſcheußlichen Gewürm für Leid und Unbill erfahren! Als ich zu Augsburg die erſten Blätter meiner deutſchen Chronik erſcheinen ließ, hatte ich am Schluß der Anzeige geſagt: „Und nun werf' ich mit jenem Deutſchen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und ſpreche: O England, von Deiner Laune und Freiheit nur dieſen Hut voll!" Gleich ſtand der Bürgermeiſter Kuhn im Senat auf und perorirte: „Es hat ſich ein Vagabund hereingeſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit! Nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben.“ Natürlich wurde der Druck meines Blattes ſogleich unterſagt und mußte ich es in Ulm erſcheinen laſſen. So war die Freiheit einer freien deutſchen Reichsſtadt beſchaffen. Im Uebrigen iſt das noch eine der mildeſten Quälereien, die mir von Seiten der deutſchen Philiſterei widerfahren ſind Ich könnte Dutzende von ärgeren aufführen. Aber tiefſtes Herzeleid hat mir doch eine Begegnung zu Kirchheim an der Teck bereitet. Damals, als mich der elende Judas, der Kloſteramtmann Scholl auf württembergiſches Gebiet gelockt hatte und ich nach meiner Verhaftnahme in Blaubeuren durch den Major Varnbübler von dieſem im Schlitten nach dem Asperg geſchleppt wurde, übernachteten wir auf dieſer Jammerreiſe in dem genannten Städtchen. Ich wurde in der Wirthsſtube von ledernen Philiſtern des Ortes bewacht und da raunten ſich meine Wächter laut genug einander in die Ohren: „Das iſt der Schubart, der Maleſizkerl! Man wird ihm mal den Grind herunterfegen!“ Ich ſah, daß ihnen mein Unglück ordentlich Freude machte. Und auch für ſolche Dreckſeelen hatte ich gekämpft, gelitten, war ich verfolgt und in Banden!“

Der Münſterprediger, dem die Wendung des Geſpräches nicht recht behagen mochte, ſchlug vor, auf den Wall hinauszugehen und ſich an der berühmten Ausſicht von demſelben hinab zu erfreuen. Dem ſanften Miller war alles Gewaltſame zuwider, denn von den aufgebauſchten Tendenzen des Hainbundes war ihm nur mehr die empfindſame geblieben.

Sie gingen hinaus und umwandelten den Wall. Der Anblick des in ſommerlicher Fülle zu ihren Füßen ſich ausbreitenden ſchwäbiſchen Unterlandes war prächtig, doch fehlt der Landſchaft das Auge, das Waſſer. Die in geringer Entfernung von einander aufgeſtellten Wachtpoſten gaben zu dem Wort „Feſtungsfreiheit“ einen eigenthümlichen Commentar ab.

Raleigh konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen, er wäre nicht im Stande täglich von dem Wall hinab die Freiheit da draußen zu erblicken, ohne Leib und Leben an den Verſuch zu ſetzen, ſie zu gewinnen.

„Ja, das traue ich Ihnen zu, werther Freund,“ bemerkte Schubart darauf. „Die Narbe da auf Ihrer Wange gibt Zeugniß, daß Sie Etwas, Alles ſogar wagen könnten, um nicht eine ſo jahrelange

Mißhandlung, wie ich ſie erfuhr und erfahre, ertragen zu müſſen. Aber was wollen Sie, daß ſo ein armes Kerlchen von ſchwäbiſchem Poeten und Muſicus thun ſoll?"

„Ei," entgegnete Schiller, „ich bin auch nur ein armes Kerlchen von ſchwäbiſchem Poeten, lieber Schubart, aber ich glaube faſt, ich würde es machen wie mein Freund Raleigh."

„Ja," ſagte der Gefangene, „Ihr Beide ſeid jung und Jugend hat hohen Muth. Aber ich? Ich bin ein gebrochener Mann, bin nur noch eine Ruine . . . . Seht," fuhr er fort und deutete auf den Thurm, in deſſen Verließ er zuerſt eingekerkert geweſen, — „ſeht, wenn Ihr einmal ein Jahr lang da unten geſeſſen hättet, da würde wohl auch Euch das beſte Mark in den Knochen vertrocknen. O Freunde, Ihr wißt nicht und kein Menſch außer mir kann es ermeſſen, was Alles ich auf dieſem verfluchten Fleck Erde gelitten! War ich nicht dieſem wunderlichen Pedanten und Despoten, dieſem Rieger, auf Gnade und Ungnade preisgegeben? War ich nicht wie ein Klumpen Wachs in ſeiner gefühlloſen Eiſenfauſt, die den letzten Reſt von Männlichkeit aus mir herauspreßte? Ach, man wird ſchnell, ſehr ſchnell alt und ſchlecht in einer ſolchen Hölle, deren Beherrſcher zugleich furchtbar und lächerlich war.“

Und nun erzählte er in einem aus Ingrimm und Humor ſeltſam gemiſchten Tone von dem kürzlich verſtorbenen General. Rieger, als Commandant eines Truppencorps, in welchem die Deſertirluſt epidemiſch graſſirte, war auf allerlei wunderliche Heilmittel dieſer Krankheit verfallen. Er hatte den Soldaten täglich im Feſtungshof zum Tanze aufſpielen laſſen, bis ſie müde zum Umſinken waren; denn, hatte er geſagt, dann laſſen ſie ſich's vergehen, ans Davonlaufen zu denken. Sie mußten aufs Commando tanzen, gerade wie ſie zum Gaſſenlaufen, Lattenliegen und Krummgeſchloſſenſein commandirt wurden. Auch zum Comödienſpielen richtete Rieger die armen Teufel ab und da wurde denn Schubart zur Verfertigung von allerlei Schau- und Singſpielen commandirt. Es wurde auf dem Asperg eine förmliche Bühne errichtet, deren Spieler Soldaten waren. Auch der Herzog wohnte mitunter den Vorſtellungen bei, aber nie fiel ein Blick der Gnade auf den unglücklichen Dichter, der in dieſer Sklavenfrohne ſein Talent vergeuden und, immer auf Commando, den Fürſten und den General in Prologen lobhudeln mußte, während ſeine geſchändete Feder doch lieber glühende Flüche aufs Papier geſchleudert hätte. Es fehlte bei dieſem Treiben nicht an wahrhaft unglaublich grotesken Vorkommniſſen. Einmal, zum Geburtstag des Generals, hatte Schubart auf Befehl ein Stück verfertigt, deſſen Prolog mit den Worten anfing: „Edler Rieger!“ Bei Anhörung derſelben klatſchte der General, höchlich erbaut, in die Hände und rief: „Da capo!“ und abermals mußte der Prologſprecher anheben: „Edler Rieger!“

„O, meine Freunde,“ ſagte der gefangene Dichter, von ſeiner Erzählung zu wildeſter Empörung der Seele geſtachelt, an die Einfaſſungsmauer des Walles vortretend, „o, wenn Flüche, in ſchlafloſen Nächten auf thränenbenetztem Lager hervorgeſprudelt, die Luft verfinſtern könnten, wahrlich ich ſage Euch, zwiſchen hier und Stuttgart müßte ſie für alle Ewigkeit verfinſtert ſein. Da hinaus habe ich Verwünſchungen gegen meine Verfolger geworfen, die einen Teufel erbeben machen könnten.“

Der gute Münſterprediger faßte den Aufgeregten beſchwichtigend bei der Hand, aber Schubart machte ſich mit einer Bewegung voll Seelenadel von dem Aengſtlichen los, erhob ſeine Arme und fuhr fort:

„Dir aber, o mein geliebtes deutſches Land, Dir fluche ich nicht, nein, Dir nicht! Und wenn mir mit Foltern befohlen würde, Dir zu fluchen, die Flüche müßten ſich gleich denen **Bileams** in der Schrift zu Segensſprüchen wandeln . . . . . O Vaterland, Gott weiß, ich habe Dich geliebt! Noch ſind ſie nicht alle todt Deine freien edlen Biederſeelen; aber ſie ächzen in den Feſſeln des Deſpotismus, ſie jammern über das Verderben ihrer Kinder, ſie ſetzen ſich wie **Elias** unter die Wachholderſtaude und ſprechen: Es iſt genug, ſo nimm, o Herr, meine Seele zu Dir! . . . Segen über Dich! Wenn ich verſammelt werde zu meinem Volke — denn auch nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff' ich Euer Mitgenoſſe zu ſein, Ihr meine deutſchen Brüder — ſo will ich dort noch flehen für Dein Heil. Für alle die unzähligen Freuden, die mir Deine Sprache, Deine Sitten, Deine großen Köpfe, Deine weiſen Männer, Deine ſanften Frauen, Deine Kinder, Deine Berge, Deine Thäler, Deine Flüſſe, Deine Luft, Deine Städte, Deine Dörfer, Deine Gärten gemacht haben, nimm meinen tauſendfachen Thränendank! Und nun . . . noch einige Spannen Erde von Dir zu meinem Grabhügel — dann leb' ewig wohl!“ . . . . .

Nachdenklich, bewegt, erſchüttert verließen die beiden Freunde mit dem Münſterprediger die Feſtung.

Jeder damit beſchäftigt, die empfangenen Eindrücke ſich zurechtzulegen.

Unter der Wölbung des Thores ſtand Schiller einen Augenblick ſtill, faßte den Freund am Arme und ſagte laut und nachdrücklich:

„Was auch kommen möge, hier herein — niemals!“

Zweites Capitel,

worin auch ein Fluch ausgeſprochen wird, aber nicht in der Weiſe Bileams, und worin Einer Etwas, ohne es zu fordern, empfängt, was zu empfangen ein Anderer ſich große Mühe gegeben hätte.

„Regimentsfeldſcherer Schiller, Er hat ſich heute Abend um vier Uhr im Schloſſe zu Hohenheim zur Audienz bei Sr. Durchlaucht zu melden.“

Der Regimentschef, General Augé, ſprach das ſo kalt unfreundlich, wie er ſonſt dem Dichter gegenüber, den er wohl leiden mochte und dem er Manches nachſah, nicht zu ſprechen pflegte. Der ominöſe Befehl wurde dadurch noch ominöſer. Aber vollzogen mußte er werden, da half nun ſchon Nichts.

So ſtieg denn Schiller Nachmittags die ſteile

Steige nach Degerloch hinauf und wandte ſich von dieſem Ort aus linkshin nach Hohenheim hinüber.

Seine Stimmung auf dieſem Gange war ihm ſo düſterer, als er von den Nachwehen einer heftigen Grippe noch nicht befreit, auch körperlich leidend war. Wir ſagen „auch,“ denn ſein Geiſt litt noch mehr. Sein Gemüth war voll nagender Unruhe.

Verſchiedene Begegniſſe hatten ihm in letzter Zeit die Seele verwirrt und getrübt.

Die Abreiſe Raleighs, der einen Abſtecher in die Schweiz machte und von dort nach Amerika heimkehren wollte, hatte eine ſchwer empfundene Lücke in dem Daſein des Dichters verurſacht. Er hatte ſich ſo ſehr an den trefflichen Freund gewöhnt, daß ihm jetzt deſſen Gegenwart auf Schritt und Tritt mangelte, und das Gefühl dieſes Verluſtes wurde noch peinlicher dadurch, daß er überzeugt ſein mußte, William habe — obgleich derſelbe ſeit jener Szene unter der Kloſterlinde von Lorch ſeine frühere männliche Ruhe und Faſſung wieder vollſtändig gewonnen zu haben ſchien — eine tiefe Herzenswunde aus dem alten Schwabenland mitfortgetragen.

Mitten in der ſchmerzlichen Aufregung über das Scheiden des Freundes hatte er mit Eifer nach einem ihm gebotenen Mittel der Zerſtreuung gegriffen.

Die Frau von Wolzogen, welche ihm ein mütterliches Wohlwollen bezeigte, hatte den Wunſch geäußert, einer Darſtellung der Räuber beizuwohnen. Auch Schillers Hauswirthin, die Frau Hauptmännin Viſcher, wollte mit von der Partie ſein und ſo wagte es Schiller zum zweiten Mal, ohne einen Urlaub nachzuſuchen, deſſen Verweigerung er vorausſah, nach Mannheim zu gehen. Dieſe mit den genannten beiden Damen unternommene Reiſe hatte ihm viel Genuß bereitet, aber die Nachwirkungen derſelben waren nur um ſo bitterer. Er hatte ſich abermals von dem gewaltigen Eindruck ſeines Stückes auf das Publikum überzeugt und durfte ſich ohne Scheu einem erhöhten Selbſtgefühl überlaſſen. Mannheim und die ganze Pfalz hatte ihm bei dieſem Beſuch noch beſſer gefallen als beim erſten. Es ſchien ihm dort eine mildere Luft zu herrſchen als daheim. Er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß dort ein Hauch griechiſcher Lebensheiterkeit die Gemüther durchziehe und ſie empfänglich mache für die Offenbarungen des Schönen vermittelſt der Poeſie. Die Fernen ſtehen ja ſtets verklärt. Der Gedanke war in ihm aufgeſtiegen, die Heimath zu verlaſſen, welche nun einmal doch ſeinem Talent weder Licht noch Raum zur Entwicklung gewähren wollte, und ſich in der

Pfalz eine neue, ſeinem ganzen Weſen mehr zuſagende Exiſtenz zu gründen. Er hatte darüber mit dem Freiherrn von Dalberg, dem Leiter des churfürſtlichen Theaters zu Mannheim, geſprochen. Er hatte demſelben ſeine ganze Lage aufgedeckt, hatte auf ſein der Vollendung entgegengehendes zweites Trauerſpiel, auf den Fiesco, hingewieſen, hatte angedeutet, er würde auch ſeinem Beruf als Arzt mehr Geſchmack abgewinnen können, falls er denſelben als freier Mann in der Pfalz ſtatt in der ſoldatiſchen Zwangsjacke in Stuttgart ausübte. Er hatte in Dalbergs Blicken, in Dalbergs Händedruck reges Mitgefühl und unverholene Billigung ſeiner Abſichten zu erkennen gemeint; aber er wußte nicht, daß der Freiherr eine jener ſchwankenden Gönnernaturen war, deren Eitelkeit es zwar höchlich kitzelt, wenn ſie ſich den Anſchein geben können, ein Talent „entdeckt“ zu haben und zu protegiren, die jedoch ſich ängſtlich davor hüten, ihre Protection ſoweit zu treiben, daß ſie ſich dadurch irgendwie compromittiren könnten. Wenn daher Schiller im Drang ſeiner Seele gegen Dalberg äußerte, er lege ſein ganzes Schickſal vertrauensvoll in die Hände deſſelben, ſo bewies er eine Naivetät, deren hochgeſpannte Erwartungen bald genug getäuſcht werden ſollten.

Bei ſeiner Zurückkunft aus Mannheim, als zu ſeinen übrigen Sorgen noch körperliches Unwohlſein gekommen war, hatte er mißmuthige Vergleichungen zwiſchen jener Stadt und Stuttgart angeſtellt. Dort war er der gefeierte Dichter geweſen, hier war er wieder der unbeachtete oder gar der gehudelte Feldſcherer, gegen knappen Sold zum Mitmachen von allerlei militäriſcher „Alfanzerei“ gezwungen. Ging er nach der Solitude hinauf, ſo fehlte es von Seiten des Vaters nicht an ſtrengen Vorhalten und Verweiſen, und wenn er gegenüber der Mutter in ſeiner Ungeduld ein Wort davon verlauten ließ, daß er ſich, koſte es, was es wolle, ſeiner ſchwäbiſchen Feſſeln entledigen müſſe und werde, ſo verſtand zwar die Gute den Mißmuth des Sohnes freilich beſſer als der Vater, aber ſie wußte ihn doch nur unter Thränen zu ermahnen, ſich in Geduld zu faſſen und ihr nicht dadurch das Herz zu brechen, daß er ſich ins Unglück ſtürze. Am beſten wußte das ganze Peinliche ſeiner Stellung ſeine gemüthsſtarke und tieffühlende Schweſter Chriſtophine zu würdigen. Das edle Mädchen, welches dem von ihr grenzenlos geliebten Bruder in Geſichtszügen und Charakter ähnlich war, hatte ihm unlängſt zur Antwort auf ſeine Klagen das muthige Wort geſagt: Lieber Fritz, die Welt iſt weit und Ihr Männer habt vor uns den unermeßlichen Vortheil voraus, überall zu Hauſe zu ſein . . . Das war ein beſſerer Troſt geweſen, als er bei den Sympoſien der „Bande" im Ochſen holen konnte. Er fühlte ſich dem burſchikoſen Treiben nachgerade entwachſen. Seine Erlebniſſe in Mannheim, ſein Umgang mit Raleigh und dem Sammetdoctor, ſein Ausflug ins Oberland, ſeine literariſche Korreſpondenz hatten ihm allmählig den Blick in größere und bedeutendere Verhältniſſe geöffnet und bei dieſen erweiterten Anſchauungen kam ihm das kraftgenialiſche Treiben ſeiner akademiſchen Freunde mitunter ſchon recht ſchaal und unerſprießlich vor.

Zu Alledem geſellte ſich noch die mißliche Geſtaltung ſeines Verhältniſſes zu ſeinem fürſtlichen Landesherrn und Gebieter, in welchem er gewiſſermaßen auch ſeinen Erzieher anerkennen mußte. Die Erziehung des Dichters war allerdings nicht ſehr nach den Wünſchen des hohen Pädagogen ausgefallen und man konnte auch nicht ſagen, daß der Herzog ſich ſehr angegriffen habe, Schillern bei deſſen Austritt aus der Akademie eine Stellung zu verſchaffen, welche den Verſprechungen entſprochen hätte, die er den Eltern des Dichters ſeiner Zeit gemacht hatte. Deſſenungeachtet iſt es war, daß Karl dem jungen

Stürmer noch einige Zeit nicht nur mit Aufmerkſamkeit, ſondern auch mit Theilnahme zuſah. Das titaniſche Genie ſeines Zöglings konnte und wollte er freilich weder verſtehen noch ſchätzen, aber dennoch ſchmeichelte es ſeiner Eitelkeit nicht wenig, daß auch ein Poet aus ſeiner Akademie hervorgegangen. Hätte ſich der arme Poet nur nach der Schnur des herzoglichen Geſchmackes ziehen laſſen! Aber daß Schiller ſeine eigenen Wege ging, das mußte dem despotiſchen Sinn des Fürſten, der für die allwärts ſich kundgebenden Freiheitsregungen unter den Völkern weder Auge noch Ohr hatte, ein Greuel ſein. Sein Mißfallen, ſchon durch die Tendenz eines Stückes, wie die Räuber waren, höchlich erregt, war kürzlich noch geſteigert worden durch verſchiedene Gedichte in der Anthologie, die nicht nur die Schiller'ſche Chiffre Y führten, ſondern die volle Signatur vom Geiſte des Dichters der Räuber trugen. So hatte insbeſondere die zornſprühende Ode „die ſchlimmen Monarchen“ dem Herzog wie Hochverrath und Rebellion geklungen. Außerdem hatten allerlei Zuträgereien und Hetzereien den Fürſten mit den zwei ohne Urlaub unternommenen Ausflügen des Dichters nach Mannheim, ins „Ausland“, und mit noch Anderem bekannt gemacht, was ſeinen Zorn reizte. Daher meinte er denn, es ſei hohe Zeit, einzugreifen und dem jungen Tollkopf von Porten zu zeigen, wer ſein Herr und Meiſter ſei. Um dem Herzog gerecht zu werden, muß man ſagen, daß er ſich zu ſolchem Eingreifen nicht allein berechtigt, ſondern auch verpflichtet glaubte. Er handelte dabei ganz ſtricte nach den Grundſätzen des ſogenannten patriarchaliſchen Despotismus, welcher von den Rechten der Perſönlichkeit keine Vorſtellung hatte. Zu keiner Zeit noch ſind die Forderungen individueller Freiheit und die Anſprüche abſoluter Despotie ſo nahe und unvermittelt neben einander oder einander gegenüber geſtanden, wie im achtzehnten Jahrhundert. Maßloſigkeit hüben und drüben. . . .

Wir brauchen nicht zu ſagen, daß der Gang nach Hohenheim für Schiller ein ſchwerer war. Er ahnte, was die Vorladung zu bedeuten habe; er ſah einen Sturm fürſtlichen Zornes und fürſtlicher Ungnade voraus und er zeichnete ſich ein Benehmen vor, welches die dem Herzog ſchuldige Ehrfurcht einhalten ſollte, aber ohne Selbſterniedrigung. Der Dichter hatte ſich ſchon zu ſehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, ſein Heimathland mit dem Rücken anzuſehen, als daß er gewillt geweſen wäre, ſich irgendwie zu erniedrigen, um ſich in Würtemberg eine erträglichere Exiſtenz zu ſchaffen. Trotzdem ging er der Audienz, zu welcher er commandirt worden, nicht ohne lebhaftes Bangen entgegen. Wußte er doch, daß Karl in den Paroxismen ſeines Jähzorns noch immer der ärgſten Gewaltſamkeiten fähig ſei.

Auf dem ſtillen Landſitz des Fürſten angekommen, meldete er ſich, wie ihm befohlen worden, auf der Adjutantur, erhielt aber aus dem herzoglichen Cabinet den Beſcheid: „Soll warten bis zum Abend.“ Da er ſo noch mehrere Stunden vor ſich hatte, ging er in den Park, welchen Bau- und Gartenkunſt im Verein zu einer der großartigſten Anlagen dieſer Art in Europa gemacht hatten. Der ſinnreichſte Wechſel von Erfindungen der Architektur, Skulptur und Horticultur breitete ſich vor der herrlichen Façade des Schloſſes auf einer weiten, ſanftgeneigten Fläche aus, bis hinüber zu dem Dorfe Plieningen und noch weiter, ſo weit, daß man ſich der Täuſchung überlaſſen konnte, nur die fernherüber blauenden Berge der ſchwäbiſchen Alp bildeten die Grenzmarken dieſer prächtigen Gärten.

Der Dichter hätte müſſen keiner ſein und die Elaſtizität der Jugend ſchon verloren haben, wenn er nicht im Genuß des ſchönen Sommerabends in ſolcher Umgebung die bedrohliche Urſache ſeines Hierſeins ſo ziemlich vergeſſen hätte. Er ließ die Reize des Ortes zuletzt ganz unbefangen auf ſeine Sinne und ſein Gemüth wirken. Er fand, daß dieſes Hohenheim, welches die Idyllik einer großbäuerlichen Landwirthſchaft mit allen Launen fürſtlicher Prachtliebe vereinigte, eine ſehr eigenthümliche Schöpfung ſei, eigenthümlich auch darin, daß alle dieſe Pracht ſich doch gewiſſermaßen ganz prunklos darſtellte und, bei Abweſenheit alles höfiſchen und militäriſchen Getümmels und Wirrwars, die Weihe ländlicher Stille und Einſamkeit trug.

In jene vagen Träumereien verſenkt, aus deren Nebelhüllen hervor oft plötzlich Gebilde voll Größe oder Anmuth vor das Dichterauge treten, hatte ſich Schiller in entferntere Partieen des Parkes verloren und ſchon hatte Phöbus, nach dem ſchönen Ausdruck eines altengliſchen Poeten, Lebewohl geſagt an Blatt und Blüthe, als er ſich des Zweckes ſeines Hierſeins wieder erinnerte. Die Mondſichel hing ſilbern im leichten Sommernachtgewölke und machte den Dichter auf die vorgerückte Abendzeit aufmerkſam. Er erſchrack und ging eilends dem Schloſſe zu.

Wie er aber bei demſelben angelangt, die Façade entlang auf das Portal zuſchritt, deſſen Säulenſchäfte den großen nach den Gärten hinausſchauenden Balkon tragen, machten ihn Sprachlaute, welche von dort herabklangen, ſtilleſtehen. Er unterſchied die Stimme des Herzogs und eine weibliche, die ihm ebenfalls bekannt vorkam. Oder war das nur eine Täuſchung? Gewiß, es konnte nur eine ſolche ſein, und doch . . . . Eine dritte Stimme, gleichfalls die einer Frau und dem Dichter auch bekannt klingend, miſchte ſich von Zeit zu Zeit beſchwichtigend in den Streit der beiden andern.

Denn um einen Streit handelte es ſich.

Der Dichter, von einer natürlichen Neugier getrieben, näherte ſich dem Balkon ſo weit, daß er das Geſpräch deutlicher vernehmen konnte.

Der Park lag ruhig in der Mondlichtdämmerung. Im Schloſſe war auf der Gartenſeite nur da und dort ein Fenſter erhellt. Ueberall herrſchte Stille, ſo daß man in den Gärten die Springbrunnen rauſchen, die Nachtigallen ſchlagen, die Grillen zirpen hörte. Aber mit dieſem Frieden der Natur ſchien das Geſpräch, welches in dem runden Salon, der auf den Balkon hinausgeht, geführt wurde, nicht zu harmoniren. Es mußte im Gegentheil dort ſtürmiſch hergehen.

Wenn der lauſchende Dichter ſeine Augen über das Blätterwerk von wilden Weinpflanzen erhob, deren Ranken an den Säulen empor ſich wanden und droben die ſteinerne Bruſtwehr des Balkons unter der grünen Fülle ihres Laubwerkes verſchwinden ließen, ſo konnte er auf den weißen Seidengardinen der hohen Thürfenſter einen von dem Kerzenlicht drinnen verurſachten ſchwarzen Schatten hin- und hergleiten ſehen, wie von einer in dem Gemach heftig auf und ab wandelnden Perſon. Er hörte auch, denn der Flügel einer der Fenſterthüren ſtand halb offen, den ſchweren Tritt eines geſtiefelten Männerfußes und erkannte darin das Auftreten des Herzogs.

Aber er hörte noch mehr.

„Ich ſag', das iſt Wahnwitz, purer Wahnwitz!“ rief droben der Fürſt aus. „Alberne Romane haben Dir den Kopf verrückt, thörichtes Kind! Aber ich werde dafür ſorgen, daß Du curirt wirſt. Ja, das werd' ich, verlaß Dich darauf. Und zum Erſten verbiet' ich Dir jetzt, weiter zu reden. Ich ſag', Du ſchweigſt, hörſt Du?“

„Sie haben mir Nichts mehr zu verbieten noch Etwas zu gebieten,“ entgegnete eine Altſtimme, die, obgleich offenbar im höchſten Affekt ſprechend, dennoch ſeelenvollſten Klanges war. „Sie ſind ſchon lange nicht mehr mein Herr. Die Sklavin hat die Feſſeln Ihrer Launen, Ihrer Gunſt oder Ungunſt zerriſſen . . Ich bin frei wie die Luft!“

„Wie eine Närrin, willſt Du ſagen.“

„O, ich weiß, man wird immer närriſch geſcholten, wenn man den Tyrannen die Wahrheit ſagt.“

Ein zorniges Aufſtampfen des Herzogs machte den Horcher drunten auf die Gefahr ſeiner Lage aufmerkſam. Wie, wenn der Fürſt einen Blick durch die halboffene Glasthüre warf und den Lauſcher bemerkte, der eine ſo verfängliche Unterredung mitanhörte? Die altwürtembergiſche Unterthanenangſt, noch erhöht durch ein Gefühl der Scham über ſeine Horcherei, bemächtigte ſich des jungen Mannes ſo gewaltig, daß er auf den Fußſpitzen über den freien Raſenplatz vor dem Balkon hinweglief und dann in die erſte beſte Allee hineinſtürmte, geflügelten Laufes, als wäre der Feind hinter ihm.

Während ſo der Poet durch ein Labyrinth von Bosketten, Alleen, Blumenbeeten, Gewächshäuſern, griechiſchen Tempeln, römiſchen Bädern, Grotten und Einſiedeleien hinfloh, belauſchte nur noch der Mond den Fortgang der eigenthümlichen Szene in dem Balkonzimmer.

Die klangvolle Altſtimme ſagte wieder:

„Mein Auftrag iſt erfüllt. Herzog von Würtemberg, ich habe die Beſtellung, die mir meine arme Mutter hundertmal aufgetragen, die ſie mir, als die mörderiſche Kugel ſie getroffen, noch mit röchelnder und im Tode brechender Stimme in die Seele prägte, treulich ausgerichtet. Ich habe den Fluch Ihres Opfers in Ihre Ohren geſchmettert und, ich ſehe es an Ihrer Wuth, er haftet in Ihrer Bruſt. Mögen Sie es verſuchen, darüber zu lachen, wenn Sie es können. Und wenn Sie es verſuchten, von der eiſigen Höhe Ihrer eingebildeten Unverletzlichkeit herab, und wenn Sie zu dieſer Stunde ſich ſagten: Die Rachegöttin ſchläft! — dennoch wird eine andere Stunde kommen, wo ſie ihr Erwachen furchtbar Ihnen kundgibt . . . O, es iſt ſo leicht, im Despotentaumel der Allmacht Frevel auf Frevel zu häufen. Aber früher oder ſpäter, in der Helle des Tages oder im Grauen der Nacht, richtet ſich doch das Gewiſſen, der bleiche Mahner, in lautloſer Schrecklichkeit vor dem ſtolzen Sünder auf und ſeines geſpenſtigen Fingers Deuten macht den Rauſch der Sicherheit zerſtieben . . . Ah, das Gewicht meiner Worte erdrückt Sie? Vergeblich iſt Ihr Bemühen, wir Ihr Beben zu verbergen. Hinter der rothen Maske Ihres Zorns erblicke ich Ihre blaſſe Seelenangſt . . . O, meine Mutter, Du biſt gerächt!"

„Wahnſinniges Geſchöpf!" ſchrie der Herzog wüthend auf. „Was hindert mich, Dich zu Staub zu zermalmen?“

Zugleich hörte man ein Geräuſch wie von einem gewaltſam zu Boden geſchleuderten Geräthe und dann den Ton einer mit wüthender Haſt gezogenen Glocke.

In dieſem Augenblick wurde die Balkonthüre aufgeriſſen.

Eine weibliche Geſtalt ſtürzte heraus, ſchwang ſich mit Gedankenſchnelle über die Baluſtrade, glitt mit der Behendigkeit eines Eichhorns an dem Weinrankengewinde einer der Säulen herab, flog über den Raſenplatz hinweg und hatte ſich ſchon in dem Baumdunkel des Parkes verloren, als der Herzog an die Bruſtwehr des Balkons voreilte.

„Die Raſende!“ rief er mit halberſtickter Stimme aus. „He, hollah, Trabanten, Läufer! Wo ſind die Leute vom Dienſt? Alles ſoll mit Fackeln in den Park!“

„Nicht ſo, gnädiger Herr,“ ſagte eine Frau, die hinter den Fürſten getreten war und ihm jetzt beſchwichtigend die Hand auf die Schulter legte. „Warum einen Eclat machen? Was ſollten die Leute denken? Das offenbar halb verrückte Kind kann Ihnen nicht entlaufen, wenn man in aller Stille den

Beamten der umliegenden Bezirke die nöthigen Befehle zukommen läßt."

Der Herzog wandte ſich heftig um, aber er ſah in die Augen der Gräfin von Hohenheim, die ſtets einen ſänftigenden Zauber auf ihn übten.

„Du haſt recht, Franziska," erwiderte er. „Ich will ſogleich die nöthigen Ordres ausfertigen."

Dann fuhr er ſich mit der Hand über das Geſicht und ſetzte faſt tonlos hinzu:

„Das war eine üble Stunde. Das Mädchen blickte wie eine Furie . . . wie . . . doch, bah, fort damit!"

„Aber warum ſich überhaupt weitere Ungelegenheiten mit dem Wildfang machen?" fragte die Gräfin. „Haben Sie, mein theuerer Herr und Gebieter, nicht die leidige Erfahrung machen müſſen, daß alle Ihre Güte und, ich darf es wohl ſagen, auch die meinige an eine Undankbare weggeworfen war? Und nun vollends dieſe Szene!"

„Ja, es war affreus. Der ſinnloſeſte Undank!"

„Am Ende wäre es das Klügſte geweſen, ſie damals mit dem Venetianer laufen zu laſſen."

„Nein und abermals nein! . . . . Sie muß pariren lernen, ich ſag', ſie muß! Ich will ſie bändigen, ich ſag', ich will!" . . . .

Inzwiſchen hatte ſich Schiller von ſeinem paniſchen Schrecken wieder erholt. Indem er ſich in dem Gewinde der Alleen zu orientiren ſuchte, kam ihm ſeine Flucht ſo lächerlich vor, daß er bei ſich gelobte, von dieſem Abenteuer die „Bande“ Nichts erfahren zu laſſen, denn er glaubte ſchon Peterſens und Kapffs ſchlechte Witze über ſein „Auskneifen“ zu hören. Er ſchlug den Rückweg nach dem Schloſſe ein, deſſen erleuchtete Mittelfenſter in der Ferne durch die dunkeln Baumgruppen ſchimmerten.

„Es wird die höchſte Zeit ſein, den Kelch dieſer Audienz zu leeren, welcher ja doch kaum an mir vorübergehen dürfte,“ brummte er in ſich hinein und beſchleunigte ſeine Schritte.

Plötzlich ſtand er überraſcht. Beim Heraustreten aus einem dichten Boskett ſah er in dem bleichen Mondlicht eine weibliche Geſtalt gerade auf ſich zueilen.

Ein gegenſeitiger Ruf des Erſtaunens entfuhr ihm und der Kommenden im gleichen Augenblick.

„Lauretta!“

„Schiller!“

Sie kam raſch auf ihn zu und ergriff ſeine ihr dargebotene Hand.

Ihre Augen leuchteten, in vom eiligen Gehen losgebundener Ueppigkeit fielen ihre prächtigen Haare an den glühenden Wangen auf die marmornen Schultern und den herrlichen Buſen nieder, deſſen ungeſtümes Klopfen ſeine leichte Hülle verrätheriſch verſchoben hatte.

„Ihnen, mein Freund, muß ich hier noch begegnen?“ ſagte ſie mit geflügelter Zunge. „Was thun Sie hier?“

Er konnte nur ſagen: „Ach, Lauretta!“ und blickte ſie dabei vorwurfsvoll an.

„Ah, ich verſtehe Sie,“ ſagte ſie hochaufathmend. „Sie zürnen mir, weil ich in Gotteszell nicht auf Ihr und des Ritters aus Atlantis rettendes Erſcheinen gewartet habe? Aber das Warten iſt nun einmal nicht meine Liebhaberei. Vollends in dieſem Augenblicke nicht! Daher nur noch ein Wort.... Ich habe ſo eben eine Miſſion erfüllt, die ich erfüllen mußte. Jetzt ſchüttle ich den Staub dieſes Landes von meinen Füßen, hoffentlich für immer. Und Sie, Poet, ſollten das auch thun, hören Sie! Hier, unter dieſer pedantiſchen Tyrannei, gedeihen Ihre Ideale nicht. Weg mit dieſer garſtigen Livree, die Ihre Geſtalt verunſtaltet, weg mit dem altwürtembergiſchen Zopf! Sie, gerade Sie, mein Freund, bedürfen der Luft der Freiheit, um zu wachſen. Wollen Sie

Ihren Genius unter dem Druck von all dieſem ärmlichen Kram verkümmern laſſen? Nein! dem wagenden Sinne gehört die weite Welt und auch dem Dichter gehört ſie. Seine wahre Heimath iſt überall und nirgends, ſein Wohnſitz nur das Univerſum. Leben Sie wohl und Glück auf!“

Sie zog ihre Hand aus der ſeinigen und wandte ſich, zu gehen.

Aber plötzlich kam ſie noch einmal zurück. Von traumhaft ſeliger Ueberraſchung durchſchauert, fühlte er ihre Arme um ſeine Schultern ſich ſchlingen, ihre Bruſt an der ſeinigen pochen, ihren Kuß auf ſeinen Lippen brennen und . . . weg war ſie.

Das war gekommen und gegangen wie ein Blitz.

Er ſpähte umher, er lauſchte, aber der ſchöne, wilde Flüchtling war ſpurlos verſchwunden und nur die Waſſerkünſte rauſchten eintönig durch die Stille der Nacht und wie drohend befehlend ſchimmerten die Lichter vom Schloſſe herüber.

Drittes Capitel.

Eine Stunde der Entſcheidung. — Fürſt und Dichter. — „Er war in die Demoiſelle verſchoſſen, Er Hans Narr?“ — Von einem Skandal und von einem Wechſelbalg. — Der Genius und die Gewalt. — Herzog Karls Poetik und Politik. — Wie Einer nachträglich für einen empfangenen Fauſtſchlag quittirt. — „Schreib' er keine Komödie mehr, bei meiner Ungnade, bei Feſtungsſtrafe.“

„Soll kommen!“ hatte der Herzog dem Offizier vom Dienſt geſagt, welcher ihm gemeldet, daß der Regimentsfeldſcherer Schiller von Augé's Grenadieren noch immer auf Audienz warte.

„Bös Wetter, ſchüli*) bös Wetter, Herr Doctor. Nehmen Sie Sich in Acht!“ flüſterte der Hoftürke, Melchior Thut aus Glarus, ein Rieſe, der ſieben Fuß und ſechs Zoll hoch in ſeinen Schuhen ſtand und ebenſo gutmüthig als lang war, — unſerem Dichter zu, als dieſer die prachtvolle Treppe heraufgekommen und in die Vorhalle zum Balkongemach getreten war.

Damit ſchlug der Koloß vom Fuß des Glärniſch den Vorhang vor der Flügelthüre zurück, öffnete dieſe und ließ den Gewarnten eintreten. Dann ſchloß er hinter demſelben geräuſchlos die Thüre und brummte in ſeinen Türkenbart: „Ein jung hitzig Blut und drinnen der Herr, der einen extraordinäri Zornrabbel hat, — bi Gott, das iſt wie Stahl und Stein. 's wird Funken geben, bim Eid!" . . .

---

*) Abſcheulich.

Es gab Funken.

„Was will Er?" herrſchte dem eingetretenen Poeten Herzog Karl entgegen, der in ſeiner Aufregung für einen Augenblick vergeſſen haben mochte, daß er gerade vorhin den Eingetretenen herbefohlen hatte.

Schiller näherte ſich ſeinem Landesherrn ehrfurchtsvoll, aber ohne ſklaviſche Furcht. Der Herzog, man muß es ihm zu ſeiner Ehre nachſagen, hatte die Zöglinge ſeiner Akademie gewöhnt, offen und frei mit ihm zu reden. So verblüffte der barſche Empfang den Dichter nur momentan. War doch auch er in hocherregter Stimmung. So that er denn ſeine drei Verbeugungen ab und entgegnete:

„Gnädigſter Herr, ich bin zur Audienz bei Ew. Durchlaucht commandirt."

Der Dichter konnte Zeit ſeines Lebens nie an dieſe Stunde zurückdenken, die für ihn eine Stunde der Entſcheidung war, ohne daß ihm das Herz ſtärker geklopft hätte. Die Umſtände der Audienz prägten ſich ſeinem Gedächtniß in allen ihren Einzelnheiten unverwiſchbar ein. Er hat dankbar anerkannt, daß insbeſondere die Gegenwart der Gräfin von Hohenheim den Muth, welchen er bei dieſer verhängnißvollen Unterredung entwickelte, aufrecht erhielt. Wie ſie ſo daſaß auf den rothſeidenen Polſtern des vergoldeten Kanapee's in ihrem weiten Reifrock mit ſchlanker Taille, mit ihrer hohen gepuderten Friſur, auf der hoch oben eine gelbe Bandſchleife wie ein Kanarienvogel klebte, — iſt ihr Bild mit den anmuthigen und wohlwollenden Zügen ſeiner Erinnerung nie entſchwunden.

Herzog Karl, im einfachen Hauskleid, ging mit auf den Rücken gelegten Händen und heftig auftretend auf dem blanken Parkett des Salons hin und her. Sein Geberdenſpiel war energiſch, ſein Ausdruck dezidirt, wie immer. Aber ſein Blick und das ungewöhnlich raſche Herausſtoßen der Worte zeigten hinlänglich, daß der Hoftürke Thut guten Grund gehabt, von böſem Wetter zu reden.

„Hör' Er," begann der Herzog nach einer Weile wieder, — „ich hab' Ihn herbefohlen, damit Er ſich verantworte."

Dabei ſah er den Dichter von der Seite an und ſetzte ſeinen Gang nicht aus.

„Ew. Durchlaucht," lautete Schillers ehrerbietige, aber feſte Antwort, — „eine Verantwortung ſetzt eine Anſchuldigung voraus. Wie dieſe laute, weiß ich nicht, aber ich bin mir keines Unrechts bewußt."

„So? Ei, ja wohl! Er iſt wohl ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind, nicht wahr?"

Ein neckiſcher Dämon mußte ſeine Hand im Spiele haben, daß ſich Schillern ganz unwillkührlich das Wort auf die Lippen drängte:

„Gnädigſter Herr, ich überhebe mich nicht: wir ſind Sünder allzumalen."

Die Gräfin von Hohenheim entfaltete raſch ihren Fächer und fuhr damit vors Geſicht. Sie mochte ein Lächeln verbergen wollen.

Der Herzog war jedoch nicht in jener Laune, wo er ſich einen Scherz gefallen ließ. Er warf dem Dichter einen Blick zu, welcher denſelben ſehr an ſeine Stellung erinnerte, und ſagte:

„Was da? Ich glaube gar, Er iſt impertinent genug, mit mir ſpaßen zu wollen. Laß' Er ſich das vergehen, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin. Wir ſind jetzt nicht in der Akademie, wo ſich in neuerer Zeit ein dummdreiſt jocoſer Ton eingeniſtet, den ich auszufegen wiſſen werde.“

Was ſich doch die Menſchen für Illuſionen machen, auch die Fürſten. Herzog Karl wußte nicht, daß in ſeiner Akademie ein Ton großgewachſen, mit dem nicht mehr ſo leicht fertig zu werden war. Sollte er doch ein paar Jahre ſpäter die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß eine Rede im alten Styl, die er an die Karlsſchüler hielt, von dieſen ihm ins Angeſicht förmlich ausgepfiffen wurde.

Den Herzog ſchien jedoch in dieſem Augenblick ein anderer Gegenſtand viel angelegentlicher zu beſchäftigen als Schillers wirkliche oder angebliche Verſchuldigungen. Er durchmaß mit verdoppelt raſchen Schritten das Gemach und warf, ohne ſtillzuſtehen, dem Dichter plötzlich die Frage zu:

„Hör' Er, hat Er die Demoiſelle Lauretta gekannt, die . . . . die in der Ecole ſich befand?“

Dem Dichter rieſelte es kalt den Rücken herauf. Das Terrain, auf welches der Herzog ſo mit einmal hinübergeſprungen, war ein ſehr verfängliches.

„Ew. Durchlaucht,“ erwiderte er nach einigem Bedenken, — „ja, ich hatte und habe die Ehre, Demoiſelle Lauretta zu kennen.“

„Wo und wann hat er das Mädchen zuletzt geſehen?"

Schiller ſtand auf glühenden Kohlen. Aber das Wahrheitsgefühl ſeiner Seele hielt ihn bei dem Entſchluße feſt, auch hier, wie bei dieſer Unterredung überhaupt, ſtreng bei der Wahrheit zu bleiben, und ſo verſetzte er:

„Vorhin im Park, gnädigſter Herr."

„Vorhin im Park? Wie ging das zu?"

„Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich war unbeſchreiblich überraſcht, Fräulein Lauretta plötzlich zu begegnen."

„Was ſagte ſie Ihm?"

„Sie ſagte mir Lebewohl, gnädigſter Herr."

„So? . . . . Wie hat Er denn überhaupt die Bekanntſchaft der Demoiſelle gemacht?"

„Auf einer Redoute, zu welcher ich als Begleiter des Fräuleins commandirt zu werden die Ehre hatte."

„Und daraus leitete Er das Recht ab, der Demoiſelle ins Ausland nachzuſtreichen, nach Gmünd?"

„Ew. Durchlaucht, dieß that ich aus Freundſchaft für William Raleigh aus Amerika. Auch hatte ich Urlaub von meinem Regimentschef."

„Er wollte am Ende gar ſeinem Freunde, dem Amerikaner, das Mädchen entführen helfen, nicht wahr? Wußte Er denn nicht, daß die Demoiſelle auf meinen Befehl in Gotteszell ſich befand?“

„Ich wußte es, gnädigſter Herr, aber“ . . . .

„Aber?“

„Ich kannte die Redlichkeit der Abſichten meines Freundes.“

„Dieſer Herr Raleigh beabſichtigte, der Demoiſelle einen Heirathsantrag zu machen?“

„Ja, gnädigſter Herr.“

„Erzähl' Er mir dieſe ganze Geſchichte, doch nehm' Er ſich in Acht, daß ich Ihn auf keiner Lüge ertappe.“

Schiller entſprach dem Befehl, und nachdem er ſeine Erzählung beendigt, ſagte der Fürſt in etwas milderem Tone als bisher:

„Ich ſag', Er iſt wenigſtens kein Lügner, und das freut mich . . . Er weiß alſo nicht, was es mit dem Verſchwinden des Mädchens aus Gotteszell für eine Bewandtniß hatte?“

„Nein, Ew. Durchlaucht.“

„Wohl, ſein Bericht ſtimmt mit dem, was mir dieſer ſonderbare Menſch von Amerikaner mittheilte, als er mir vor einigen Tagen hier ſeine Aufwartung machte . . Was hält Er von dieſem Raleigh?“

„O, gnädigſter Herr, das iſt ein trefflicher Mann! Ich achte ihn hoch und liebe ihn ſehr!“

„So? . . . Und was hält er von der Demoiſelle Lauretta?“

„Durchlaucht,“ antwortete Schiller, von dem ruhigen, faſt gütigen Ton, womit dieſe Frage geſtellt wurde, verleitet, der Wärme ſeiner Empfindung freien Ausdruck zu geben, — „Fräulein Lauretta iſt ein wunderbares Geſchöpf, ſchön wie ein Engel, voll Geiſt und Humor, ein verkörperter Dichtertraum!“

„Ei, Er poetiſirt ja mächtig, Er fingerfertiger Verſeſchmied! Er hat wohl auch die Gedichte an Laura gemacht, die in der geſchmackloſen Scharteke ſtehen, . . . Anthologie, glaub' ich, heißt ſie.“

„Gnädigſter Herr, ich geſtehe, Fräulein Lauretta ſchwebte mir vor . . . .“

„Und da hat Er mit Seinen Schwarbeleien den Wirbelkopf des Mädchens noch wirbeliger gemacht? . . . Er war in die Demoiſelle verſchoſſen, Er Hans Narr, nicht?“

Schiller merkte, daß das Geſpräch eine bedenkliche Färbung annahm. Der Ton des Herzogs war ſchon nicht mehr ſo mild, wie vorhin. In ſeiner Beklemmung warf er einen bittenden Blick zu der Gräfin hinüber, der nicht wirkungslos blieb.

„Gnädiger Herr,“ ſagte Franziska, — „bitte, ſehen Sie doch, in welche Pein Sie den jungen Menſchen verſetzen. Es kann nicht angenehm ſein, daran erinnert zu werden, daß man ſeine poetiſche Glut vergeblich aufgewandt hat.“

„Ei was, mein Schatz,“ gab der Herzog zur Antwort, — „der Schiller iſt da, daß ich ihm den Kopf zurecht ſetze, in Allem und Jedem und ein für alle Mal . . . . Sag' Er, hat die Lauretta Seine tollen Phantaſien ermuntert?“

„Gnädigſter Herr, ich flehe Sie an, mich nicht weiter damit zu quälen. Es war eine Illuſion, von Enttäuſchungen gefolgt, die ſchmerzlich genug für mich geweſen ſind.“

„Er meint, die Demoiſelle habe Seine . . . . Seine . . . nun, Seine Huldigungen unbeachtet gelaſſen?“

Dieſe Frage empörte den Dichterſtolz des jungen Mannes.

„Das nicht, gnädigſter Herr,“ verſetzte er.

„Wie? . . . Er bildet ſich am Ende gar ein, die Demoiſelle ſei auch in Ihn verſchoſſen geweſen? Da müßte ſie einen guten Geſchmack gehabt haben, in der That!“

Und um dieſe Worte noch kränkender zu machen, maß der Herzog, auf ſeinem Gange innehaltend, den armen Feldſcherer mit höhniſchen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle.

Schillers Wangen brannten, aber die erlittene Kränkung drückte ihn keineswegs zu Boden. Im Gegentheil, in eben dem Maaße, in welchem der Fürſt ihn wegwerfend behandelte, wuchs ſeine innere Würde und verlieh auch ſeinem Aeußeren eine Haltung, die den Fürſten, wenn er dafür Augen gehabt, hätte aufmerkſam machen müſſen, daß er es mit einer Natur von edlem Metalle zu thun habe. Der Dichter fühlte, daß eine einläßliche Erörterung ſeines Verhältniſſes zu Lauretta hier weggeworfen wäre, und ſo begnügte er ſich, zu ſagen:

„Gnädigſter Herr, die ſouveraine Macht der Schönheit wirkt auf Jeden und Jeder hat nach Maßgabe ſeiner Empfänglichkeit das Recht, ihr zu huldigen.“

„Phraſen! ... Ich ſag' Ihm, ſtatt von Rechten zu ſprechen, hätte Er lieber Seiner Pflichten eingedenk ſein ſollen. Statt Verſe zu ſchmieren, hätte er Seine Naſe in Seine mediziniſchen Bücher ſtecken, und ſtatt den Galan machen zu wollen, hätte er Seine Grenadiere im Lazareth fleißiger beſorgen ſollen ... Was aber das andere dumme Zeug angeht ſo ſag' ich, Er ſollte ſich ſchämen, in Seinem Alter Seine Zeit mit Liebeleien zu vernutzen."

Schiller drückte ein bitteres Lächeln zurück, welches ihm auf die Lippen treten wollte bei dem Gedanken, was Alles in Sachen der Liebe der Herzog ſchon durchgemacht, als er in ſeinem Alter ſtand.

Mehr und mehr in Aerger und Zorn ſich hineinredend, fuhr Karl fort:

„Er weiß wohl, daß ich es gut mit Ihm vorhatte, ſchon Seinem Vater zu lieb, der mir ſtets ein treuer Diener geweſen. Aber wie hat Er meinen guten Abſichten entſprochen? Schlecht, ſag' ich Ihm, undankbar" . . .

„O nein, Ew. Durchlaucht, das nicht! Es wäre mir ſchmerzlich, glauben zu müſſen, daß mein Fürſt mich für undankbar halten könnte."

„So, das wäre Ihm ſchmerzlich? Und warum hat Er nicht darnach gehandelt, Mußje?"

„Gnädigſter Herr, ich beklage es, wenn der Erfolg meinem guten Willen nicht entſprach. Aber ich glaube ſagen zu dürfen, daß ich mich bemühte, meine Anlagen ſo auszubilden, daß ſie Ew. Durchlaucht zur Ehre gereichen möchten."

„Wirklich? Ei, ja wohl! Er gereicht mir zur

Ehre, das muß ich ſagen! . . . Zur Schande gereicht Er mir, mir und meinem Lande, weiß Er das?“

„Nein, gnädigſter Herr!“

„Er will ſich wohl gar noch ſperren und ſpreizen? Aber nehm' Er ſich wohl in Acht! Ich bin Sein Herr, verſteht Er mich? Sein Herr ganz und gar? Und ich ſag', ich will dem Unweſen, das Er treibt, ein Ende machen. Hab' dieſem Unweſen ohnehin ſchon zu lange zugeſehen. Hätte bälder eingreifen ſollen. Wäre dann das Skandal nicht paſſirt, daß ein Zögling meiner Akademie, — verſteht Er mich? meiner Akademie — ein Monſtrum von Komödie ſchreibt und drucken läßt, über welche alle verſtändigen und redlichen Leute im deutſchen Reich vor Aergerniß die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen.“

„Ew. Durchlaucht . . . .“

„Schweig' Er! . . . Wie hat Er ſich unterſtehen können, ohne Vorwiſſen Meiner, der ich in allen Dingen Sein natürlicher Herr und Gebieter bin, das affreuſe Stück drucken zu laſſen? War es nicht genug und mehr als genug, daſſelbe geſchrieben zu haben? Und auch mit dem Druck war's dem Mußje von Poetaſter noch nicht gethan. Die Komödie mußte auch noch auf die Bühne, zu rechtem Skandal und Aerger. Weiß Er, was Ihm da Seine knabenhafte Eitelkeit für einen Streich geſpielt? Weiß Er, daß ich Ihm wegen Felonie den Prozeß machen laſſen könnte, weil Er ſich ohne Vorwiſſen Meiner mit dem Ausland eingelaſſen? Und weiß Er, daß Er eigentlich nicht nur ein ſchlechter Poete, ſondern auch ein Deſerteur iſt, ein Fahnenflüchtiger? Hat Er ſich nicht zweimal nach Mannheim begeben, heimlich wie ein Dieb in der Nacht? Hatte Er auch zu dieſen Ausflügen Urlaub?"

„Nein, Durchlaucht; aber ich glaubte, mein Fürſt würde zu groß denken, um einen Vater deßhalb zu ſtrafen, weil er ſich ſehnte, ſein Kind, ſein Schmerzenskind zu ſehen."

„Flauſen! . . . Komm' Er mir nicht mit Redensarten . . . . Ein ſauberes Kind, dieſe Räuberkomödie! Ich ſag', ein ungeheuerlicher Wechſelbalg iſt Sein Stück. Weiß Er auch, was Er damit für eine Mord- und Brandfackel in die Welt geſchleudert? Weiß Er, daß das abominable Ding nach Hochverrath und Rebellion ſtinkt von der erſten Seite bis zur letzten? . . . Und wenn Er ſich nicht fürchtete, darüber vor Seinem Landesherrn ſich verantworten zu müſſen, wo wollte Er die Todſünde gegen den guten Geſchmack verantworten, welche Sein Stück iſt?"

„Vor dem Richterſtuhl der Leidenſchaft und der poetiſchen Wahrheit, vor welchem der große Brite Shakſpeare ſeinen Richard und Macbeth, ſeinen Jago und Othello verantwortete."

Der Herzog blieb ſtehen und blickte den kühnen Feldſcherer wie überraſcht an.

Schillers Geſtalt hatte ſich aus ihrer ehrerbietigen Haltung zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und es war Etwas in ſeinem Auge, was Reſpect einflößen konnte. Man möchte ſagen, der Genius lüftete ſeine Schwingen, um über die ihn bedrohende Gewalt triumphirend ſich zu erheben.

Der Fürſt rüſtete ſich zu einer zornigen Erwiderung, aber da paſſirte es ihm, wie oft geſchah, daß ihn der Schulmeiſter in den Nacken ſchlug.

„Shakſpeare und immer Shakſpeare," ſagte er dozirend. „Das iſt nun ſo ein Stich- und Modewort, womit Ihr einfältigen jungen Leute Alles ausrichten zu können glaubt. Auch Er beruft ſich auf dieſen Shakſpeare, den wollte er nachahmen? Weiß Er nicht, daß Er ſich da das unglücklichſte Muſter auserwählte. Kennt Er die vortrefflichen Verſe nicht, worin Michaelis die Anfänger vor ihm warnt: —

Ein Shakſpeare, Freund, taugt für den Schüler nicht!
Sein Leben war ſo kühn wie ſein Gedicht.

Der kleinſte Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
Er wird zu groß für kleine Wiſſenſchaften
Und ſieht zu ſpät, es glücklich zu bereu'n,
Für große ſich im Alter einſt zu klein . . .

Aber ich ſag' Ihm," fuhr der fürſtliche Dozent fort, — „Sein Shakſpeare war überhaupt nur ein wilder Querkopf, der keine Idee von gutem Geſchmack beſaß. Weiß Er nicht, daß Voltaire den Briten als einen betrunkenen Wilden charakteriſirte und daß König Friedrich von Preußen mit wohlgerechtfertigtem Abſcheu von den abominablen Piecen deſſelben ſprach?"

„Durchlaucht wollen mir zu Gnaden halten, ich bewundere Friedrich den Einzigen als Regenten und Feldherrn" . . . .

O weh, das war ein arger Mißgriff. Schiller hätte ſich erinnern ſollen, daß der große Fritz ſeinem vormaligen Mündel und Zögling dem Herzog Karl im ſiebenjährigen Krieg gar übel mitgeſpielt hatte.

„Was, was?" fuhr Karl erzürnt heraus, wieder hin und her gehend, daß das Parkett krachte. „Er will ſich am Ende gar erfrechen, über geſalbte Häupter Seine Meinung zu ſagen? . . . Sag' Er mir, wie iſt Er dazu gekommen, Sein zugleich albernes und böswilliges Stück zu ſchreiben?"

„Durchlaucht," entgegnete der Dichter, mehr und mehr empört über die Mißhandlung, welche er zu erdulden hatte, — „ich ſchrieb die Räuber als ein Gefangener, der mit ſeinen Ketten klirrte.“

„Was ſoll das?“

„Sie meinten es gut mit mir, Durchlaucht, ich weiß es, und könnten Sie in meinem Herzen leſen, ſo würden Sie finden, daß auch die Härte, die ich zu dieſer Stunde ertragen muß, das Gefühl der Dankbarkeit dort nicht austilgen kann. Aber Sie fragten mich und ich muß antworten, komme, was da wolle. Ich war ein Gefangener in der Akademie, ja. Eine wohlgemeinte, aber unerträgliche Disziplin, ein meinem innerſten Weſen widerſprechendes Studium brachten mich zur Verzweiflung . . . Es war mein Ideal und, ach, die Lebenshoffnung meiner geliebten Mutter geweſen, daß ich Prediger werden ſollte... Sie wollten es anders, Durchlaucht“ . . .

„Allerdings, Mußje, und ich ſag', die Disziplin in der Akademie muß noch lange nicht ſtreng genug geweſen, wenn ſie Ihn nicht einmal zu der Einſicht bringen konnte, daß ich und nur ich zu wollen habe und Ihr Andern zu gehorchen und nur zu gehorchen habt. Ich bin der Herr und Ihr ſeid die Unterthanen, meine Unterthanen. Merk Er ſich das!“

„Gnädigſter Herr, ich fühlte in mir den Drang erwachen, meine Gefühle und Gedanken in poetiſche Form zu bringen.“ . . .

„Dagegen hätt' ich an und für ſich Nichts einzuwenden. Aber warum hat Er ſich nicht an die rechten Muſter gehalten? Warum hat Er nicht Seinen Boileau, Seinen Corneille, Racine und meinetwegen auch Seinen Voltaire ſtudirt? Die hätten Ihn den rechten Weg führen und Ihm zeigen können, daß Geſetz, Regel und guter Geſchmack die Schönheit machen.“

„Durchlaucht, die Franzoſen befriedigten mich nicht. Ich ahnte, daß die Poeſie eine tiefere und reinere Quelle haben müſſe als Convenienz und formale Regelmäßigkeit. Die neuen Welten, welche unſere vaterländiſchen Dichter, ein Klopſtock und Wieland, ein Leſſing und Göthe aufſchloſſen, erhoben meine Ahnungen zur Gewißheit. Shakſpeare's Einfluß — verzeihen Sie mir — kam dazu. Ich erkannte an der Hand dieſer Führer, daß nicht die kalte Regel, wie der nüchterne Verſtand ſie lehrt, nein, Phantaſie und Leidenſchaft, Freiheit und Wahrheit das Weſen der Dichtkunſt ausmachen und daß das Amt des Dichters ſei, die Völker zu erleuchten und zu zünden mit der Rede Feuerbränder. Und ich war jung, Durchlaucht, und in meiner Bruſt ſchlug ein glühendes Herz, vielleicht zu glühend, aber, das darf ich ſagen, nie ſchlug es für Gemeines. Ich legte die Maßſtäbe meines von den Autoren der Alten, an der Heldenwelt Griechenlands und Roms genährten Idealiſmus an meine Zeit, an meine Umgebungen und ſo — ſchrieb ich die Räuber.“

„Ja, Er Abſtractor und Wolkenwandler, Er ſchrieb dieſe Komödie, die eine Welt in Brand ſtecken würde, wenn mit Druckerſchwärze beklexte Papierfetzen zünden könnten. Und dieſes wüſte Product nennt Er einen Ausfluß Seines Idealiſmus? . . . Was iſt überhaupt dieſer Idealiſmus, von welchem jetzt ein ſo großes Geſchrei erhoben wird? Kindiſche Phantaſtik, welche einen böſen Geiſt der Widerſetzlichkeit und ſtrafbarſter Unbotmäßigkeit als Baſtardkind in die Welt ſetzt . . . Muß ich es denn in meinen alten Tagen noch erleben, daß Alles verrückt und toll wird? Glaubt Er denn, Er, der doch nicht gerade auf den Kopf gefallen iſt, das ſogenannte Ideale laſſe ſich in dieſer Welt jemals verwirklichen?“

„Nicht geradezu verwirklichen, aber einwirken, wohlthätig und ſegensreich einwirken auf die Wirklichkeit wird das Ideale, in immer bedeutenderem

Maaße, wenn die Menſchheit nicht ſtillſtehen ſoll auf ihrer Bahn."

„Ei, ja wohl! Ich ſag', Er gibt ſich ja ganz das Air eines Propheten."

„O, mein Fürſt, ſpotten Sie meiner nicht! ... Ich weiß nicht, welch ein Geiſt mich treibt, ſo kühn mit Ihnen zu reden, aber ich glaube, es muß ein guter ſein ... Ihr Scharfblick, Durchlaucht, iſt zu groß, als daß Sie die Zeichen nicht ſähen, welche rings um uns her das Anbrechen einer neuen Epoche ankündigen. Es iſt der Menſchheit zu enge geworden in ihren alten Formen; nach Luft und Licht ringend ſchickt ſie ſich an, dieſe Formen zu zerbrechen. Ein neuer ſchöpferiſcher Geiſt iſt auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und menſchlicher Thätigkeit erwacht. Von jenſeits des Weltmeers kam ein wunderbarer weltgeſchichtlicher Anſtoß nach vorwärts. Die Gemüther athmen auf und die Völker regen ſich, in dem Kampf der alten Satzungen mit den neuen Ideen Partei zu ergreifen."

„Die Völker!" entgegnete der Herzog mit dem Ausdruck unſäglicher Verachtung. „Was weiß Er von den Völkern! Ich will Ihm ſagen, wozu ſie da ſind. Sie ſind dazu da, um von uns, die wir von Gottes- und Rechtswegen ihre Herren ſind, regiert zu werden, zu ihrem eigenen Beſten. Was aber den neuen Geiſt betrifft, von dem Er faſelt, den Geiſt der Schwindelei und Rebellerei, ſo ſoll derſelbe nicht aufkommen, ſo lange ich lebe, wenigſtens im Lande Würtemberg nicht. Verſteht Er mich? . . . Weil Er jedoch ſo große Stücke auf die Völker hält, ſo ſag' Er mir, warum Er ſich's beigehen ließ, in ſeinem wüſten Räuberſtück ein fremdes Volk ſo gröblich zu beſchimpfen?"

„Ein Volk? Ich?"

„Ja, Er, Mußje. Hat Er nicht das Land Graubünden ein Spitzbubenklima, ein Athen der Gaunerei genannt? Weiß Er, was Er mir dadurch für Ungelegenheiten zugezogen? Soll es mir etwa lieb ſein, daß man im Ausland glauben kann, ich habe ſolche impertinente Leute zu Unterthanen, ich ziehe ſie gleichſam groß? Weiß Er, daß zu meinem tiefen Aerger die dumme Sache ſo in öffentlichen Blättern verhandelt wird? Weiß Er, daß der churer Magiſtrat durch Vermittlung meines Garteninſpectors Walter in Ludwigsburg eine Beſchwerde an mich hat gelangen laſſen."

„Durch Vermittlung des Garteninſpectors Walter?"

„Ja."

„Durchlaucht, ich habe gute Gründe, zu glauben, daß dieſer Walter mir perſönlich abgeneigt ſei und daß er daher die Sache abſichtlich übertrieben und verhetzt habe.“

„Was, was? Er unterſteht ſich, einen treuen und eifrigen Diener bei mir anſchwärzen zu wollen?... Ich ſag', es iſt hohe Zeit, daß ich Ihm ſeinen Herrn und Meiſter zeige. Nehm' Er ſich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, ein abſchreckend Exempel an dem Schubart.“

„O, mein Fürſt, Gnade für den unglücklichen Mann! Wenn Euer Durchlaucht wüßten, was der Arme gelitten“ . . . . .

„Was geht das Ihn an? Er hätte wahrhaftig Urſache genug, für ſich ſelbſt um Gnade zu bitten. Ich ſag' Ihm, mit meiner Nachſicht iſt's zu Ende. Und jetzt hör' Er! Ich befehl' ihm, Er ſchreibt von nun an Nichts mehr, gar Nichts mehr, läßt auch Nichts mehr drucken, als was in Sein Berufsfach einſchlägt, mediziniſche Sachen alſo, — verſteht Er mich?“

Das war ein Keulenſchlag.

Wäre Schiller weniger aufgeregt geweſen, als er es war, ſo hätte ihm die bedrohliche Veränderung auffallen müſſen, welche ſchon ſeit einer Weile im

Ausdruck des Herzogs vorgegangen. Karl ſprach nicht mehr heftig, brauſend, wie zuvor, ſondern im Tone eines kühlen, aber unbeugſamen Despotismus.

Der Dichter ſtand verſtummt. Ihm ſagen, er müſſe aufhören zu dichten, hieß ihm ſagen, er müſſe aufhören zu leben.

Es gibt aber, mit einem großen Geſchichtſchreiber zu reden, keine Macht auf Erden, ſie mag ſo groß ſein, wie ſie will, welcher es geſtattet wäre, das innerſte Gefühl der Menſchen zu mißhandeln; unter der Macht der Fauſt kann wohl der Mund der Gemißhandelten ſchweigen, aber ihre Mienen reden unwillkührlich.

Auch Schillers Mienen ſprachen ſo laut, daß es, wenn auch keineswegs den Herzog, ſo doch die Gräfin Franziska erbarmte und zu einem Vermittlungsverſuch bewog.

„Gnädigſter Herr," ſagte ſie, „ſollte man nicht dem jungen Mann Gelegenheit geben, von ſeinen Irrthümern zurückzukommen? Iſt das Verbot, poetiſche Sachen zu ſchreiben, nicht zu hart für ihn? Heißt das nicht dem Vogel das Singen verbieten? Wie wäre es, wenn er Sie, Durchlaucht, unterthänigſt bäte, ſein Lehrmeiſter im guten Geſchmacke zu ſein? Wenn er Ihnen zu dieſem Ende ſeine Gedichte vor Veröffentlichung derſelben zur Durchſicht und Genehmigung vorlegte?"

„Was meint Er dazu?" fragte der Fürſt.

In dem Dichter kämpfte es einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick.

„Gnädige Frau," ſagte er dann, — „genehmigen Sie, ich bitte, daß ich Ihnen meinen tiefgefühlteſten Dank für Ihr ſchönes Wohlwollen zu Füßen lege. Aber ich darf nicht unwahr ſein gegen meinen Fürſten, gegen Sie und gegen mich ſelbſt; ich darf nicht Etwas verſprechen, was ich nicht halten kann. Das Schaffen des Dichters, ſoll es überhaupt ein ſolches ſein, kann nur ein freies, muß ein freies ſein! Feſſeln, ſeien ſie von Eiſen oder von Gold, erdrücken und erſticken die Muſe. Ich kann Ihren Vorſchlag nicht annehmen, gnädige Frau."

Der Herzog ſah die Gräfin an, als wollte er ſagen: Siehſt Du, er iſt unverbeſſerlich.

Dann wandte er ſich mit einem Blick gefrorenen Zornes zu Schiller und ſagte:

„Er iſt der Fürſprache einer ſo illuſtren Dame gar nicht würdig . . . Er iſt alſo ein fertiger Rebell? Ich ſag' Ihm aber, ich will ſchon mit Ihm und Seiner Rebellion fertig werden . . . Er geht von hier aus immediat auf die ſtuttgarter Hauptwache, übergibt dem wachthabenden Offizier Seinen Degen und meldet ſich bei demſelben als Arreſtant auf vierzehn Tage. Da hat Er Zeit, über all das thörichte und freche Zeug, was Er heute vorgebracht, nachzudenken .... Jetzt geh' Er und nehm' Er zum Andenken und zur Beherzigung noch das Wort von Seinem Herrn mit ſich: — Ich ſag' Ihm, bei Caſſation und Feſtungsſtrafe, ſchreibt Er keine Komödie mehr!"

So endigte die Audienz des Dichters bei dem Philoſophen von Hohenheim.

Viertes Capitel,

welches darthut, daß der Käfig nicht immer den Adler zähmt, ſowie, daß der Sammetdoctor zuweilen bedenkliche Novellen in ſeinem Neuigkeitskaſten hatte.

Die Schwüle eines Hochſommertages brütete auf dem Thalkeſſel von Stuttgart und machte ſich auch unſerem Dichter drückend fühlbar, welcher in dem Arreſtanten-Gelaß der Hauptwache läſſig auf der harten Pritſche ausgeſtreckt lag. Die vierzehn Tage ſeines Arreſtes gingen aber mit heute zu Ende und ſo verſcheuchte die Ausſicht auf baldige Erlöſung aus dieſer deprimirenden Situation einigermaßen die ſchwermüthigen Gedanken, welche Gefängniß und Einſamkeit in dem jungen Manne wachgerufen.

Er ſprang auf, trat an das offene Fenſter und blickte durch das Eiſengitter in den ſtillen Hofraum hinaus. Dort zwitſcherten Sperlinge, und wühlten ſich, die Federn ſträubend, in den Staub des Bodens ein, als wollten ſie, da ihnen das Waſſer fehlte, ein Sandbad nehmen wie die Araber in der Wüſte.

„Glückliche Vögel!“ ſeufzte Schiller. „Wer Flügel hätte wie Ihr! . . . Aber habe ich denn nicht wenigſtens Seelenflügel? . . . O, heilige Poeſie, holde Tröſterin, wie dank' ich Dir! Wie überallhin, biſt Du mir auch an dieſen abſcheulichen Ort gefolgt und haſt mir das kummervolle Herz geſchweigt und in ſüße und ſtolze Träume gewiegt. Und Dich möchte ein herzlos tyranniſcher Wille von mir trennen? Nein, das ſoll, das darf, das wird nie geſchehen! Rüſte Dich, brutale Gewalt, mit allen Deinen Schrecken, ich verachte Dich und biete Dir Trotz! . . . O, meine gute Chriſtophine hat recht und Lauretta — wo mag das arme wilde Kind jetzt umirren? — hat ebenfalls recht. Der heimathliche Boden weigert meinem Talent das Gedeihen. Vielleicht, falls ich mir eine ſo ſtolze Hoffnung geſtehen darf, werden kommende Generationen meiner Landsleute dereinſt geneigt ſein, anzuerkennen, ich wäre nicht unwerth geweſen, daß das alte Schwabenland mich milder gepflegt hätte . . . Aber jetzt . . . nicht nur dieſer Raum da mit ſeinen kahlen ſchmutzigen Wänden, ganz Würtemberg kommt mir wie ein Gefängniß vor und ſein Himmel wie eine eherne Decke, die mich zu erdrücken droht. Ich will und muß fort!“ . . .

Er ging eine Weile haſtig auf und ab, trat dann zu dem mit Papieren bedeckten Tiſch und durchlas nachdenklich ein großes Blatt, welches er mit den raſchen Schriftzügen ſeiner Hand angefüllt hatte.

„Ja,“ ſagte er; „ſo iſt's recht! Sie haben mir Zeit und Muße — Kerkermuße — zum Nachdenken gegeben, wohlan, ſie ſollen erfahren, daß ich dieſelbe gut benütze. Sie ſollen erfahren, daß es nicht immer ungeſtraft bleibt, einen Poeten willkührlich einzukerkern. Ich bin kein wankelmüthiger, gebrochener Schubart, der ſchmeichelnd die Hand leckt, welche ihn ſchlägt. Zum abſchreckenden Exempel ſollte ich mir den Gefangenen vom Hohenasperg nehmen, befahl der Herzog. Ja wohl, ich thue es, aber in meinem Sinne. Ich will nicht an Geiſt und Charakter bankerott werden wie dieſer unglückliche Mann. Sie werden von mir nie einen Prolog zu hören bekommen, welcher anhebt: Unſterblicher Karl! oder: Edler Rieger! ... In dieſem Drama, deſſen Plan die Kerkermuße mich ausſinnen ließ, will ich ſie zeichnen, wie ſie ſind, alle, alle! Ich will Dich zeichnen in Deiner Nichtigkeit, Verderbtheit und Gemeinſchädlichkeit, kriechendes, ſchmarozendes, kabalirendes Hofgewürm! Man ſoll mit Fingern auf Euch deuten können. Und auch Du, liebwerther Monſieur Walter, tückiſcher Zuträger, ſollſt mir nicht entgehen. Ich will Euch zeigen, daß der Dichter nicht allein, wie Ihr glaubt, dazu da iſt, ſeine Zeitgenoſſen zu amüſiren, ſondern auch und vielmehr, ſie zu richten und der ganzen Sippſchaft und Wirthſchaft der Tyrannei, Bosheit, Dummheit und Niederträchtigkeit ein unvergänglich Brandmal auf die Stirne zu drükken. Du aber ſchuldvolles und doch ſo edles Weib, Du ſollſt finden, daß die grauſame Demüthigung, welche mir in Deiner Gegenwart widerfahren, dennoch das Gefühl der Dankbarkeit nicht in mir erſtickte. Du haſt mir eine Regung frauenhafter Güte bezeigt in jener furchtbaren Stunde der Prüfung, ich ſetze Dir dafür dankbar ein Denkmal. Wenn es in einer Kothlache ſteht, ſo iſt das nicht meine Schuld; aber ich will Sorge tragen, daß in den Zügen meiner Lady Milford die Menſchen die Deinigen erkennen und mit Theilnahme, Nachſicht und Mitleid betrachten ſollen . . . Ah, mein Herr Herzog von Würtemberg, Du haſt mich einen Abſtractor und Wolkenwandler geſcholten, gut, Du ſollſt finden, daß ich die allerwirklichſten Steine vom Boden der Wirklichkeit aufgeleſen, um ſie dem Despotismus ins Angeſicht zu ſchleudern. . . . Ich habe in Fiesco die Tyrannei in der Vergangenheit gebrandmarkt, jetzt will ich ſie in der Gegenwart brandmarken. Ein Gemälde meiner eigenen Zeit ſoll mein neues Drama ſein. Wird es ein lichtloſes Nachtſtück, was kann ich dafür? Läßt nicht Shakſpeare ſeinen Hamlet mit Recht ſagen, der wahre Zweck des Schauſpiels ſei, der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen? . . . So mir je die Muſe günſtig geweſen, ſei ſie es mir jetzt, damit die, welche nach uns kommen, ſagen können: Ja, ſo war jene Zeit, ſo waren ſie, von denen unſere armen Väter tyranniſirt wurden. O möchten unſere Söhne und Enkel — wie heiß wünſche ich es! — hinzufügen können: Es iſt anders geworden, beſſer, freier und menſchlicher!“

Nach dieſem leidenſchaftlichen Selbſtgeſpräch durchflog der Dichter noch einmal Schema- und Perſonenverzeichniß ſeines neuen dramatiſchen Entwurfes. Dann nahm er raſch die Feder, ſtrich den Titel „Louiſe Millerin,“ welcher an der Spitze des Blattes ſtand, und ſchrieb dafür: „Kabale und Liebe — ein bürgerliches Trauerſpiel.“

Er malte ſich das Thema, welches er in dem Stück dramatiſch geſtalten wollte, — das vergiftende und verderbliche Hereingreifen einer verrotteten, ſelbſt in ihren beſten Tendenzen unheilvoll wirkenden vornehmen Welt in die Kreiſe ehrbar bürgerlicher Sitte, die Darſtellung der Conflicte idealiſcher Neigungen und Leidenſchaften mit den gemeinen Gelüſten und lichtſcheuen Ränken einer herz- und ſittenloſen Beamten und Höflingswelt — in Gedanken weiter aus und konnte eine unwillige Regung nicht unterdrücken, als das Zurückſchieben des Riegels an der Thüre eine Störung von draußen ankündigte.

In der Oeffnung der Thüre erſchien aber ein Freund, der Lieutenant Scharffenſtein, welcher heute auf Wache war.

„Ich denke,“ ſagte er, „mein lieber Arreſtant wird Nichts dagegen haben, wenn ich ihm die Langweile durch Einführung eines Beſuches verkürze. Eigentlich geht's gegen das Reglement, aber da der viſitirende Hauptmann ſchon ſeine Runde gemacht hat, ſo will ich's in Gottesnamen auf mich nehmen.“

„Ja, nehmt's in Gottesnamen auf Euch, wilder Kriegsmann und berühmter General in spe,“ ſagte die Stimme des Sammetdoctors auf dem Gange draußen. „Einſtweilen aber macht Platz, damit anſtändige Leute hanc in speluncam eintreten können.“

Scharffenſtein trat bei Seite und ließ den alten Herrn eintreten, welcher von einem blonden, ſchüchtern blickenden und ſchüchtern auftretenden jungen Manne begleitet wurde.

„Unterhaltet Euch nur hübſch ohne Lärm, damit Ihr mich in keine Schwulität bringt,“ ermahnte der Lieutenant. „Du weißt, Freund Schiller, ſeit einiger Zeit iſt der große Brummbär droben in Hohenheim in brummigſter Laune, und da glauben ihm alle die kleinen und kleinſten Bären hier unten unterthänigſt nachbrummen zu müſſen.“

„Das iſt der Lauf der Welt, edle Seele im Lieutenantsrock,“ ſagte der Doctor. „Seid Ihr nie eines Sommerabends an einem Fröſchetümpel vorbeigegangen? Wenn da ſo ein alter, großer, vom ſouverainen Gefühl ſeiner Froſchheit aufgeblaſener Froſch ſein Brekekekex anſtimmt, gleich fallen alle die kleinen und kleinſten Fröſche mit ihrem Koarkoar ein. Die

Moral von dieſer naturgeſchichtlichen Parabel iſt, daß dermalen alle Philiſtäer und Philiſtäerinnen von Stuttgart, deren Zahl, Gott weiß es, ungefähr gerade ſo groß iſt wie die Einwohnerzahl unſerer löblichen Reſidenzſtadt, ihr ſchadenfrohes Koarkoar über einen gewiſſen Poeten nomine Friedrich Schiller, anſtimmen, maßen ſie vernahmen, der Hauptfroſch des Pfuhls habe ein ungnädiges Brekekekex über beſagten Poeten verlauten laſſen.“

Scharffenſtein zog ſich zurück, um den gefangenen Freund und ſeine Beſucher bei Zeiten von etwaigen Störungen benachrichtigen zu können, und jetzt that der Sammetdoctor erſt in aller Form ſeine Begrüßung ab und präſentirte dem Dichter ſeine Doſe mit Spaniol.

„Ihr ſprecht von dem verdammenden Geklatſch unſerer Philiſter und Fraubaſen, Doctor,“ ſagte Schiller; „aber was geht das mich an? Wüßte ich nur, ob der Brief, worin ich die Meinigen über die mir zugeſtoßene Fatalität zu beruhigen ſuchte, die gewünſchte Wirkung gethan. Meine gute Mutter“...

„Läßt ihren Fritz ſchön grüßen,“ fiel der alte Herr ein.

„Wie?“

„Ja ſeht, lieber Sohn, ich duſelte heute früh ſo meinen Morgenſpaziergang den Haſenberg hinauf, und weil der Morgen ſo friſch war, ging ich immer vorwärts durch den Wald und ohne zu wiſſen wie war ich mit einmal auf der Solitude. Da ſah ich ganz zufällig Eure Mutter und das geſcheidte Mädchen, Eure Schweſter Chriſtophine, und da es gerade ſo mein Humor war, tröſtliche Dinge zu reden, ſo that ich's und es iſt mir nicht übel gerathen, denk' ich."

„Dank Euch, mein alter, mein treuer Freund! Aber ſprecht mir nicht davon, daß Ihr bloß zufällig nach der Solitude gekommen. Ihr wolltet meiner Mutter Troſt bringen, Doctor . . ich dank' Euch von Herzen!"

„Bah, bah, hat ſich was zu danken! . . . Aber, Donner und Doria! wie neueſtens die Bande zu ſchwören pflegt . . . ach, lieber Schiller, ich fürchte, nebenbei geſagt, mit der Bande happert's und ſie wird ſich wohl auflöſen . . . der Hauptmann fehlt ihr, und überhaupt ſcheint hier Alles aus dem Leim gehen zu wollen . . . das kommt daher, daß die jungen Genies ſich flügge fühlen und die Flügel probiren möchten . . . Hm, ja, was wollt' ich ſagen? Richtig! daß ich der unhöflichſte Menſch von der Welt ſei. Entſchuldigen Sie mich, meine Herren

Ich beeile mich, meine Ungeſchliffenheit möglichſt gutzumachen.“

Und mit der Förmlichkeit eines Ceremonienmeiſters ſtellte er die beiden jungen Männer einander vor, indem er ſagte:

„Mein lieber Sohn, ich habe die Ehre, Euch hier einen jungen Künſtler, Herrn Andreas Streicher, zu präſentiren, welcher Eure werthe Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Er iſt Muſiker von Beruf und ein Menſch von Ingenium. Herr Streicher, ich beehre mich, Ihnen meinen Freund Schiller vorzuſtellen, den Dichter der Räuber, nebenbei Regimentsmedicus bei Augé's Grenadieren und praesenti momento Arreſtant.“

Schiller blickte, dem jungen Muſiker die Hand gebend, in ein ſanftes, intelligentes und dabei echtſchwäbiſches Geſicht, denn es fehlte demſelben der launige Zug um den Mund nicht. Streicher ſeinerſeits erwiderte voll Herzlichkeit den Handdruck des Dichters, vermochte aber deſſen freundliche Begrüßung nur mit abgebrochenen Worten zurückzugeben.

„Ah,“ ſagte der Sammetdoctor lachend, „ich ſehe, wie es ſteht. Der gute Streicher erwartete, in dem Verfaſſer der Räuber einen wilden Kerl, ein ungeheuerlich ausſehendes Kraftgenie zu finden, und kann ſich nun vor Erſtaunen nicht faſſen, einen ſo civil und manierlich ſich darſtellenden Regimentsmedicus vor ſich zu haben. Iſt's nicht ſo?"

Der Dichter lächelte. Streicher wurde roth wie ein verſchämtes Mädchen. Dann faßte er ſich und ſagte:

„Ich geſtehe, ich hatte mir von der Perſönlichkeit Herrn Schillers eine andere Vorſtellung gemacht. Ich konnte mir nicht denken, daß man noch ſo jung und doch ſchon ſo berühmt ſein könne."

Das war, Schiller fühlte es, mehr als ein gewandtes Compliment: es war der herzliche Ausdruck des naiven Enthuſiasmus einer jungen Künſtlerſeele.

Der Dichter kam der treuherzigen Annäherung des Muſikers mit ſympathetiſchem Wohlwollen entgegen. Er fühlte aus dem Geſpräch über Poeſie und Muſik, welches ſich jetzt entſpann und in deſſen Fortgang ihm Streicher mittheilte, daß er ſich zu einer Reiſe nach Hamburg vorbereite, um dort unter dem Sohn des großen Bach, dem bekannten Karl Philipp Emanuel Bach, die Compoſition zu ſtudiren, — aus dieſem Geſpräche fühlte er mit ſicherem Inſtinkt heraus, daß ihm in dem jungen Künſtler ein neuer und treuer Freund ſich genähert habe.

Und ſo war es. Der Jüngling, welcher ihn im Gefängniß aufgeſucht hatte, um ihm ſeine Huldigung darzubringen, ſollte ihm in den trübſten vielleicht und jedenfalls ruheloſeſten und ſorgenvollſten Tagen ſeines Lebens ein lieber Genoſſe werden.

Als der junge Muſiker erſt ſeine mädchenhafte Befangenheit gegenüber ſeinem neuen Bekannten, welcher nur um ein paar Jahre älter als er ſelbſt und doch „ſchon ſo berühmt war", überwunden hatte, gab er Schillern Gelegenheit, mit Vergnügen der Ausdrucksweiſe dieſes reinen und enthuſiaſtiſchen Gemüthes zu horchen. Der gute Andreas verhielt ſich zu ſeiner Kunſt wie Schiller zu der ſeinigen, aber da ihm noch in vollem Maaße die jugendliche Sorgloſigkeit zu eigen war, ſo erfaßte er das Leben mit einem Idealismus, an welchem gleichſam noch der Thau des Schöpfungsmorgens hing, den der rauhe Wind der Erfahrung ſchon von der Seele des Dichters geſchüttelt hatte.

Schiller erhielt im Verlaufe des Geſpräches nicht nur zum erſten Mal eine klarere Vorſtellung, was die großen Tondichter Bach und Händel, Benda und Hiller, Hayden und Gluck für die deutſche Kunſt gethan und was Mozarts Genius gegenwärtig für ſie thue, ſondern er gewann auch die Ueberzeugung, daß ihm hier ein Freund zugeführt ſei, deſſen ideale Natur höchſt wohlthuend und anregend auf die ſeinige wirken werde. Hat er doch das Bedürfniß der Anregung von ſympathetiſch geſtimmter Seite her ſein Lebenlang lebhaft empfunden und dieſe Empfindung unlange nach der hier geſchilderten Szene in den Worten ausgeſprochen, auch der feurigſten Phantaſie und der thätigſten Schöpfungskraft ſei eine elaſtiſche Feder nöthig, die ſie in Schwung bringen und darin erhalten müſſe, und die Maſchine werde noch erwartet, die ſich ewig ſelbſt forttreibe, ohne aufgezogen zu werden.

Dem Schickſal dankbar für eine Gunſt, welche er zu dieſer Stunde doppelt empfand, benahm ſich der Dichter gegen den neuen Freund mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihm verliehen war. Der junge Künſtler wurde förmlich bezaubert und faßte für Schiller eine ſchwärmeriſche Zuneigung. Daß der Dichter viel und oft eine ſolche Anhänglichkeit einflößte, daraus ſproßten die tröſtlichſten Roſen ſeiner dornenvollen Lebensbahn. Es hat vielleicht wenige Menſchen gegeben, die von ihren Freunden, Männern und Frauen, ſo innig geliebt wurden, wie Friedrich Schiller es wurde . . . .

Auch der Sammetdoctor erwies ſich theilnahmsvoll, in ſeiner Art freilich, die es liebte, mitten in pathetiſche Stimmungen plötzlich ein humoriſtiſches Capriccio hineinſchnurren zu laſſen.

Als man ſich endlich trennen mußte, fragte der alte Herr den Dichter noch, ob Raleigh ſeit ſeiner Abreiſe Nichts von ſich habe hören laſſen, und als der Gefragte verneinte, ſagte er:

„Ja, der wird jetzt in den ſchweizeriſchen Alpen ſo viel Herrliches zu ſchauen haben, daß ihm die Luſt vergeht, an die ſtuttgarter Miſère zurückzudenken. Ich lobe das; man muß dem Augenblick voll und ganz zu leben wiſſen. Vielleicht begegnet er auch in jenem wundervollen Lande ſeiner treuloſen Flamme wieder. Ich meine ſo eine entfernte Andeutung von dieſer Möglichkeit in einem dieſer Tage von Lavater an mich eingegangenen Briefe gefunden zu haben.“

„Wie, Doctor, was ſagen Sie?“

„Nun, nun, lieber Schiller, nur nicht ſo hitzig! Es iſt nur eine unklare Vermuthung von mir, weiter Nichts . . . Aber was ich Euch noch ſagen wollte, lieber Sohn . . . . halt, laſſen Sie mich doch gefälligſt ganz collegialiſch Ihren Puls fühlen . . . . Hm, ich möchte Euch freundſchaftlichſt eine baldige, eine recht baldige Luftveränderung anrathen — aus puren Geſundheitsrückſichten, verſteht ſich . . . Unſer

Freund Streicher da ſtreicht auch demnächſt ab und er thut wohl daran. Junge Leute, abſonderlich Poeten und Muſiker, müſſen die Welt ſehen. Sie ſind auch, die Poeten und Muſiker nämlich, ganz paſſende Kumpane, um mitſammen eine Reiſe zu thun, vermuth' ich... Ja, und wißt Ihr auch ſchon, Herr Collega, deſſen Puls ich bedenklich aufgeregt finde, die große Neuigkeit? Vielleicht wird dadurch die ſeit einiger Zeit merkwürdig ſchlechte Laune unſeres allergnädigſten Landesherrn wieder verbeſſert. Er erwartet ſeinen Bruder Friedrich Eugen und deſſen Tochter, ſeine Nichte, die Großfürſtin Maria Feodorowna, mit ihrem Gemahl Paul, dem künftigen Kaiſer von Rußland, zu Beſuch. Es werden ungeheure Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herrſchaften getroffen. Es ſoll bei dieſer Gelegenheit hoch hergehen, ganz wieder im alten Prachtſtyl Herzog Karls. Eine Unzahl von Gäſten wird erwartet. Es wird ein Getümmel, Getreibe und Gelärme geben, daß einem poetiſchen Gemüthe, vermuth' ich, angſt und bang werden könnte, bis zum — davonlaufen . . . . Ja, und, halt mal, auch das noch! Denkt Euch, lieber Schiller, der Schubart, der närriſche arme Kerl hat, hört' ich, dieſer Tage hierher geſchrieben, der Herr General von Scheler habe ihm geſagt, es ſei wahrſcheinlich, ſehr wahrſcheinlich, daß er, Schubart nämlich, bald einen Bruder in Apollo auf dem Asperg begrüßen würde, zu längerem Beiſammenſein daſelbſt. Der Herzog habe ihm, dem General, das eigenmündig mitgetheilt . . . So, jetzt iſt mein Neuigkeitskaſten geleert. . . . Adieu, lieber Schiller, und nehmt meinen Glückwunſch, daß Ihr morgen aus dieſer verwünſchten Spelunke loskommt. Es wohnt ſich häßlich hinter vergitterten Fenſtern und — es lebe die Freiheit!"

Fünftes Capitel.

Der Flüchtling, ein verwirklichtes Gedicht.

„Herrlich ſteht ſie und hält den Rebenſtab und die Tanne hoch in die ſeligen, purpurnen Wolken empor" — hat ein genialſter und unglücklichſter Sohn des alten Schwabenlandes von Stuttgart geſungen, als er die Stadt eines ſonnigen Herbſttages in ihrem Prachtbett von Reblaub daliegen ſah. In Wahrheit, wer zur Herbſtzeit von der Höhe der feuerbacher Haide oder noch beſſer auf der entgegengeſetzten Seite von der Höhe der alten eßlinger Steige herab auf die Stadt blickt, dürfte jenen Ausruf kaum zu überſchwänglich finden. Etwas unbeſchreiblich Wohliges, Heimeliges iſt dann dem alten Stuttgart eigen, wenigſtens in den Augen des Schwaben, und ein echter wird ſich dieſes Bild der Stadt in der Ferne nie zurückrufen, ohne daß ihm leiſes Heimweh die Seele rührte.

Ja, Stuttgart zur Herbſtzeit iſt ſchön, umringt von ſeinen in den feurigſten Tinten prangenden Rebhügeln. Aber im September 1782 war ein Uebriges geſchehen, um der Stadt auch im Innern ein recht ſtattlich Ausſehen zu verleihen. Wenn die Fürſten Beſuch bekommen, putzen ſich ihre Reſidenzen kokett heraus. Ein Schalk, wie der Sammetdoctor, würde ſagen, das geſchehe, damit die Fürſten den fremden Potentaten dadurch beweiſen könnten, wie wohlhäbig glücklich und ſchönheitsſinnig ihre Unterthanen ſeien.

Die erwarteten hohen Gäſte waren eingetroffen mit einem zahlreichen Gefolge und Stuttgart und Ludwigsburg hatten ſich mit gegen fünfhundert fürſtlichen, gräflichen und freiherrlichen Beſuchern gefüllt, die von nah und fern gekommen, den in Ausſicht geſtellten Feſten anzuwohnen. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuſcht. In Herzog Karl war wieder einmal die alte Prunkliebe in ihrer vollen Stärke erwacht. Der Gedanke ſchmeichelte ihm, dem Gemahl ſeiner Nichte, Rußlands künftigem Czaren, zu zeigen, wie ein Herzog von Würtemberg fürſtliche Gäſte zu bewirthen im Stande ſei, und er hatte demzufolge ſeine Anſtalten getroffen. Die Paläſte der beiden Reſidenzen, ſowie die Luſtſchlöſſer Solitude und Hohenheim, öffneten ihre weiten Prachträume, welche, in Verbindung mit den herzoglichen Gärten und Wildparken, einer Reihe rauſchender Feſte zu Schauplätzen dienten. Jagden; Bankette, Concerte, Opern und Bälle, die in wohlberechnetem Wechſel ſich ablöſten, erzeugten einen Rauſch von Zerſtreuung und Vergnügen, welcher zwei Wochen lang währte. Die Krone der Feſtlichkeiten ſollte eine Hirſchjagd in den Umgebungen der Solitude bilden. Aus allen Revieren des Landes hatte man zu dieſem Zwecke ſechstauſend Hirſche in den Forſt zuſammengetrieben, welcher das Jagdhaus am Bärenſee, das ſogenannte Bärenſchlößchen, umgibt. Tauſende von frohnenden Bauern mußten den Wald Tag und Nacht umzingelt halten, um die Thiere am Durchbrechen zu verhindern. Die Jagd war darauf angelegt, ſchließlich den ungeheuren Hirſchrudel eine ſteile Anhöhe hinab und in den See zu jagen, wo die edlen Thiere dann von einem eigens zu dieſem Zweck erbauten Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit aller Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Auf dieſes fürſtliche Vergnügen ſollte am Abend, während die Herrſchaften im Feſtſaal der Solitude bankettirten, eine allgemeine prachtvolle Illumination des Schloſſes und ſeiner Gärten folgen.

Aber wir haben die feſtbeſchreibende Curialfeder des dicken Bibliothekars Uriot nicht geerbt und müſſen daher darauf verzichten, ein Bild dieſer pomphaften Hoffeſte dem geneigten Leſer vorzumalen. Mag er uns nicht ungerne zu ſtilleren Szenen folgen!

Wir führen ihn nach dem kleinen Graben, in die ihm ſchon bekannte „Höhle," wo es heute in der That noch höhlenmäßiger unordentlich ausſah als gewöhnlich und auch noch leerer, ſo daß es ſchien, es müſſe da eine Art Ausräumung kürzlich ſtattgefunden haben. Auf dem Stubenboden lagen Papierfetzen und ſonſtiger Trödel umher und auf dem Tiſche ſah man gar ein Paar Piſtolen, die aber bei näherem Betrachten nicht ſehr gefährlich erſchienen, denn der einen dieſer Waffen fehlte die Zündpfanne, der anderen das beſte Stück vom Hahn.

Der Dichter, in ſeiner Feldſchereruniform, lehnte am Schreibpult, von wo aus er durch das Fenſter auf die ſtille Gaſſe ſah. Denn ſtill war ſie, ſtill wie heute die ganze Stadt, die man für ausgeſtorben halten konnte. Alles, was Beine hatte oder wenigſtens ſeine Beine in beliebiger Richtung in Bewegung ſetzen konnte, war den Haſenberg hinauf nach der Solitude geſtrömt, um je nach Stellung oder Gunſt des Zufalls Etwas von dem großen Jagdfeſt, das heute da droben im Gange war, abzubekommen.

In der Frühe des Tages war Schiller auch droben geweſen. Er hatte dem Vater gegenüber, dem er verhehlen wollte und mußte, was er der Schweſter ſchon früher mitgetheilt hatte und jetzt auch der Mutter mitzutheilen ſich gedrungen fühlte, eine peinlich bange Stunde verlebt. Zum Glück war der Hauptmann Schiller in Dienſtgeſchäften abgerufen worden, noch bevor er mit Aufzählung aller der Herrlichkeiten, welche heute die Solitude zum geräuſchvollſten Ort im deutſchen Reich machen ſollten, zu Stande kam, und ſo hatte der Dichter mit den beiden Frauen ungeſtört noch eine ſchmerzlich ſüße Stunde verleben können. Als der gute Streicher, der ſeinen Freund begleitet hatte, endlich die Bemerkung machen mußte, es ſei jetzt Zeit, nach der Stadt zurückzukehren, da waren in der beſcheidenen Wohnung der Schiller'ſchen Familie heiße Thränen gefloſſen und nicht nur aus weiblichen Augen.

Jetzt war es Abend und über den Gaſſen der ſtillen Stadt ſchwebte ſchon jenes bleiche Licht, welches in Städten eintritt, ſobald die Sonne zur Rüſte geht.

Der einſame Dichter iſt, nach einem an widerwärtigen Sorgen und Aufregungen reichen Tage, jetzt damit beſchäftigt, eine Rhapſodie zu Papier zu bringen, deren Idee ihm aufgegangen, als er Vormittags mitten durch das Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern hindurch, welches ſich nach der Solitude wälzte, vom Haſenberg in den ſtuttgarter Thalkeſſel herabgeſtiegen.

Bald wirft er eine Strophe aufs Papier, bald geht er, von innerer Unruhe verzehrt, haſtig in der Stube hin und her.

Eben hatte er die Verſe hingeſchrieben: —

„Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und ſchnauben und knirſchen und ſtampfen
Die Roſſe, die Karren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben
Und Adler und Falken und Habichte ſchweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl“ . . .

als es an der Thüre klopfte und auf ſein ungeduldiges Herein! die ungeſchlachte Figur des Fourierſchützen Kronenbitter erſchien.

„Nun, was ſoll's?"

„Hab' dem Herrn Doctor zu melden, daß der Koffer zu der Wittfrau Streicherin geſchafft iſt und daß ſelbige Wittfrau den Herrn Doctor zum Vesperbrod erwartet."

„Gut."

„Hab' ferner zu melden, daß mir der Herr Lieutenant Kapff in der Rothenbildſtraße begegnet iſt und dem Herrn Doctor ſagen läßt, er ſolle machen, daß er bald nachkomme. Die Andern ſeien ſchon nach der Solitude voraus."

„Freilich, freilich. Aber Du, Kronenbitter? Möchteſt Du nicht auch gerne hinauf, das Spektakel zu ſehn? Ich hab' Dich heute nicht mehr nöthig."

„Sehr wohl. Aber 's iſt halt wägerle 'ne leidige Sach', wiſſen's, Herr Doctor. Wenn ich 'nen Berg hinaufgehe, krieg' ich juſtement immer einen ganz erſchrecklichen Durſt und . . . und . . . hm . . . ja, 's iſt 'ne leidige Sach'."

„Aha, ich verſtehe," ſagte der Dichter, zog den Geldbeutel und gab dem Fourierſchützen ein Stück Geld.

Der Burſch riß die Augen weit auf, dankte und drehte ſich mit einem unbeſchreiblichen Kratzfuß zur Thüre hinaus.

Der Dichter machte eine Bewegung, ihn noch einmal zurückzurufen, denn er empfand das Bedürfniß, dem Burſchen all dem Aerger zum Trotz, welchen ihm derſelbe verurſacht hatte, noch ein gütiges Wort zu ſagen; aber er beſann ſich und ließ ihn gehen.

Er ſchüttete den Inhalt der Börſe, die er noch in der Hand hielt, auf den Tiſch aus und zählte das Geld.

„Dreiundzwanzig Gulden!“ ſagte er mit einem Seufzer, — „mein ganzes Vermögen! Und dazu haben die Mutter und das arme Phinele ihren letzten Sparpfennig geſteuert . . . Streicher wird ungefähr gerade ſo viel haben . . . hm, eine hübſche Kriegskaſſe, um den Feldzug gegen das Schickſal zu eröffnen!“

Die Kehrſeite ſeines Vorhabens wandte ſich in ihrer ganzen Bedrohlichkeit ſeinem inneren Auge zu. Er durchmaß unruhig das Zimmer, trat zum Schreibpult, ergriff die Feder, warf ſie wieder weg, faßte ſie dann abermals und ſchrieb unter die vorhin mitgetheilte Strophe dieſe beiden weiteren: —

„Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
  Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
  Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Küſſe Hain und Feld!
Säuſ'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erſtorb'ne Welt!
Morgen — ach, Du rötheſt
Eine Todtenflur,
Ach, und Du, o Abendroth, umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur."

Mit dieſem Schluß ſteht das Gedicht unter dem Titel „der Flüchtling" in der Sammlung von Schillers Werken. Es iſt nur ein Bruchſtück ohne alle Einheit: es gibt abgeriſſene, in klagenden Molltönen verhauchende Klänge einer leidenſchaftlichen Stimmung. Haſt und Unruhe ſprechen aus jeder Zeile.

Der Dichter wollte weiter ſchreiben, aber es ging nicht mehr. Der Gedanke, welcher ihn zu dieſer Stunde am meiſten quälte, wurde laut, als er jetzt vor ſich hinmurmelte:

„Nein, was ich auch immer dem Herzog zutraue, das traue ich ihm doch nicht zu, daß er es meinen Vater entgelten laſſen werde. Es wäre ſchnöder Undank von mir, wenn ich den Fürſten für ſo gemein halten wollte. Nein, nein, und ... im Nothfall kann ja der Vater ſein Ehrenwort geben, mit dem beſten Gewiſſen von der Welt, daß er von meinem Vorhaben Nichts gewußt habe" ...

Es klopfte wieder draußen, aber Schiller war ſo in ſeine ſorgenvollen Gedanken vertieft, daß er es überhörte.

„Richtig!“ ſagte der eintretende Streicher, — „da haben wir's! Er iſt an ſeinem Schreibpult, das heißt auf dem Parnaß, und hat meiner Mutter Vesperbrod und die ſpäte Stunde und den Kutſcher und Alles vergeſſen. Dacht' ich mir's doch!“

„Ah, Sie ſind's, lieber Freund? Entſchuldigen Sie meine Nachläſſigkeit. . . Haben Sie Sich hinſichtlich der Thorwache vergewiſſert? Wie iſt's mit Scharffenſtein?“

„Alles in Ordnung. Er hat die Wache. Aber wir müſſen uns ſputen.“

„Gut. Sie ſehen, ich bin völlig bereit. . . . . Will nur noch meine Brieftaſche und die Piſtolen da einſtecken . . . So, jetzt ein Lebewohl Dir, alte Räuberhöhle!“ . . . . . .

Um zehn Uhr Abends rollte eine Haudererchaiſe, auf deren Rückbrett zwei beſcheidene Koffer gepackt waren, dem eßlinger Thore zu, über welches die Stadt ſeither weit hinausgewachſen iſt, denn der Platz, wo es in der Nähe des Waiſenhauſes ſtand, iſt jetzt ſo zu ſagen der Mittelpunkt von Stuttgart oder wenigſtens von demſelben nicht weit abgelegen.

Der Soldat vom gablenziſchen Infanterieregiment, welcher unter der Thorwölbung auf Poſten ſtand, trat, um nach damaligem Brauch die Abreiſenden anzuhalten, dem Wagen entgegen und rief den Corporal heraus.

„Wer ſind die Herren?“ fragte dieſer, an den Schlag tretend.

„Doctor Ritter und Doctor Wolff,“ klang es in ziemlich ſchüchternem Ton aus dem Wagen.

„Wohin?“

„Nach Eßlingen.“

„Paſſirt!“

„Higg!“ machte der Kutſcher, ſeine Pferde antreibend.

Während ſie langſam anzogen, glitt auf der dem Stehpunkt des Corporals und des Soldaten entgegengeſetzten Seite des Wagens eine männliche Geſtalt raſch an den Schlag, ſteckte den Kopf hinein, flüſterte die geflügelten Worte: „Glück und Segen über Dich, theurer großer Fritz, und vergiß draußen nicht ganz Deiner Freunde daheim!“ — und huſchte wieder raſch in das Offizierswachtzimmer zurück, woher ſie gekommen.

Als der Wagen das Thor hinter ſich hatte, fuhr er noch eine Strecke weit auf dem Wege nach

Eßlingen bin. Dann ſchaute der Hauderer vorſichtig rückwärts und lenkte ſofort das Gefährt linkshin auf einen Feldweg. Es währte nicht ſehr lange, bis die Reiſenden wieder glatteren Chauſſeeboden unter den Rädern fühlten.

„So,“ ſagte der Hauderer rückwärts in den Wagen hinein, — „das ging ja wie geſchmiert. Da ſind wir auf der ludwigsburger Straße.“

Auf dieſer rollte der Wagen, nachdem erſt der jähe „Stich“ der Galgenſteige überwunden war, raſch in die Nacht hinein.

Nachdem es etwa eine Stunde oder mehr ſo fortgegangen, hielt der Hauderer ſeine Pferde an und ſagte:

„Sehen Sie doch, meine Herren, da droben iſt's wie im Himmel!“

Ein bewunderndes Ah! ſchallte aus dem Wagen und zwei jugendliche Männerköpfe bogen ſich heraus.

Links droben brannte der Gipfel des Waldberges, von welchem die Solitude in die Ebene ſchaut, in dem Lichtmeer einer feenhaften Illumination. Die edlen Linien des Schloſſes hoben ſich von dem dunkeln Hintergrund in voller Klarheit ab. Es ſchien in der Luft zu ſchweben und das blendende

Licht, welches von ihm ausſtrahlte, übergoß den ganzen Scheitel der Anhöhe mit märchenhaft zauberiſchen Reflexen.

„Das iſt wundervoll!“ ſagte der eine der beiden Reiſenden, mit kindlicher Fröhlichkeit in die Hände klatſchend. „Wir können uns einbilden, das Alles ſei uns zu Ehren veranſtaltet.“

Sein Reiſegefährte gab keine Antwort, ſondern blickte unverwandt hinauf, aber nicht nach dem Mittelpunkt des prächtigen Bildes, nicht nach dem Schloſſe, ſondern nach einem der kleinen weißen Häuschen, die hell aus dem Schatten mächtiger Linden und Kaſtanienbäume hervortraten.

„O meine Mutter!“ ſeufzte er dann tief bewegt auf und ſchlug die Hände vors Geſicht. Halberſticktes Schluchzen hob ſeine Bruſt und zwiſchen den ſeine Augen bedeckenden Fingern rollten große Thränen hervor.

Mit dem ſicheren Takt liebevollen Zartgefühls unterließ es der Andere, dieſen Moment des Schmerzes durch einen Troſtverſuch zu ſtören. Er verſagte es ſich ſogar, dem Gefährten die Hand zu drücken, wie er doch gar zu gerne gethan hätte, und gab nur dem Hauderer ein leiſes Zeichen, die Pferde wieder in Gang zu bringen.

So fuhr der Wagen weiter und im Flammenſchein verſank die Heimath hinter dem fliehenden Dichter.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Schiller.

Culturgeſchichtlicher Roman

in ſechs Büchern.

Von

Johannes Scherr.

> Das Jahrhundert
> Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
> Ein Bürger derer, welche kommen werden.
> Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Dritter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Das Winteraſyl des Flüchtlings. — Don Carlos. — Rückblick. — „Die Qual erlahme an meinem Stolz." — Ein Gang über den Schnee.

Die bleiche Sonne eines hellen Wintertages lugte durch das Fenſter der Hinterſtube eines beſcheidenen Landhauſes, welches etwas abſeits von den zerſtreuten Häuſergruppen des Dörfchens mitten in einem großen, tiefverſchneiten Garten lag. Vielleicht wunderte ſie ſich, die Sonne, in dem zu dieſer Jahreszeit gewöhnlich einſam ſtehenden Hauſe einen fremden Gaſt zu treffen, der freilich nicht viel Geräuſch machte, ſondern in den ſtillen Räumen ein recht anachoretiſches Leben führte, — ſeit Wochen ſchon. Und ob er gleich ein noch ganz junger Einſiedler war, erfüllte ihn doch die winterliche Einſamkeit mit einem gewiſſen Behagen. Ihm war zu Muthe wie Einem, der ſich aus den Gefahren einer ſtürmiſchen See in den Hafen gerettet fühlt, und wäre es auch nur ein Nothhafen.

Hochherzige Fürſorge mütterlicher Freundſchaft hatte dem Flüchtling, den wir aus Stuttgart entweichen ſahen, fern von der Heimath eine gaſtliche Zufluchtsſtätte bereitet. Nach den Aufregungen, Nöthen und Sorgen eines unſtäten Wanderlebens in den Main- und Rheingegenden konnte er ſich hier ausruhen und zu neuen Geiſtesthaten ſammeln. Die Stille ſeines Aſyls that ihm wohl, die Einſamkeit ſtumpfte den Stachel bitterer Erinnerungen, das Gefühl der Sicherheit milderte die Ueberſpannung der Saiten ſeiner Seele. Um ſo mehr, da er wußte, daß ihm in den Umgebungen ſeines ländlichen Aſyls neuerworbene Freunde lebten, auf deren Zuneigung er ſich verlaſſen konnte. Wie in früheren und ſpäteren Perioden ſeines Lebens, erfuhr der Dichter auch in dieſer die ſchwerwiegende Gunſt des Schickſals, edelgeſinnte Freunde zu beſitzen . . . .

Jene ſchöne Pietät, welche, wünſchen wir, die Deutſchen feſthalten mögen als eine der hellſten Lichtſeiten ihres Nationalcharakters, hat in neueſter Zeit das von unſerem Dichterflüchtling unter dem Namen eines Doctor Ritter bewohnte Zimmer wieder in ſeiner damaligen Geſtalt hergeſtellt. Der zum Cultus des Genius ſich bekennende Wallfahrer erblickt in dieſer Hinterſtube, die jetzt nach ihrem einſtmaligen Bewohner genannt iſt, das beſcheidene Mobiliar aus jener Aſylzeit des großen Mannes, hauptſächlich beſtehend aus einem Lehnſtuhl und einem Tiſch, der auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruht.

Heute hatte ſich der Dichter Tiſch und Stuhl an das Fenſter gerückt, von welchem die Sonne die Eisblumen weggeſchmolzen, ſo daß der Ausblick auf die nahen Fichtenwälder frei war. Doch ſchien die Außenwelt den Poeten nicht ſehr zu reizen. Er warf nur von Zeit zu Zeit einen zerſtreuten Blick durch die kleinen runden Scheiben und wandte ſich dann wieder ſeiner Arbeit zu. Bald flog die Feder mit jenen energiſch deutlichen Zügen, welche Schillers Handſchrift charakteriſiren, über das Papier, bald griff er aus dem unordentlich durcheinanderliegenden Büchervorrath, womit der Tiſch belaſtet war, einen Band heraus, um eine ihm ſich aufdrängende Idee auf den Prüfſtein hiſtoriſcher Nachweiſe zu bringen, bald auch legte er die Feder für eine Weile weg und warf ſich in den Lehnſtuhl zurück, um mit über der Bruſt gekreuzten Armen nachzuſinnen.

Dieſe nachdenkliche Stellung des Dichters zeigte das Gewinnende in ſeiner Phyſiognomie recht deutlich auf. Die ideale Welt, in welcher er, ganz in ſich zurückgezogen, zu dieſer Stunde lebte, prägte ſich gleichſam in ſeinen Zügen aus. Wer ihn ſo geſehen und ſeine jetzige Erſcheinung mit ſeiner früheren als Regimentsfeldſcherer auf dem ſtuttgarter Paradeplatz verglichen hätte, konnte nur ſeinem Jugendfreunde Peterſen beipflichten, wenn derſelbe ſagte, Schillers Geiſt ſcheine aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu ſein; er habe ſich in ſeine Geſichtszüge ergoſſen und allmählig dieſe, ſowie die ganze Körpergeſtalt, vortheilhaft verändert. In dieſem Augenblick war Schiller ſchön. Die Schöpferfreude hatte ſeine blaſſen Wangen mit einem zarten Roth überhaucht, die feinen Adern an den hohen weißen Schläfen traten deutlich hervor, in ſeinen zwiſchen Blau und Lichtbraun ſpielenden, von ſtarken blonden Brauen überwölbten Augen leuchtete ein ſanftes Feuer und um ſeine halbgeöffneten Lippen ſchwebte ein anmuthiges Lächeln, als fühlten ſie den Kuß der Muſe. Der ganze Ausdruck dieſes ſinnenden Kopfes war ein zugleich kindlicher und genialer.

Während Schiller ſich wieder nach dem Tiſch vorbeugt, um zu ſchreiben, begeben wir eine jener Indiſcretionen, wie ſie dem Novelliſten erlaubt ſind. Wir ſehen zwar dem arbeitenden Dichter nicht zudringlich über die Schulter, aber wir ſind neugierig genug, folgendes Fragment eines Briefes zu leſen, welcher, friſchgeſchrieben und zum Zuſammengelegtwerden bereit, auf einer Ecke des Tiſches liegt: —

. . . . „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Maria Stuart los zu ſein, hab' ich beide bis auf Weiteres zurückgelegt und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen gibt.... Ich ſtelle mir vor, jede Dichtung iſt nichts Anderes als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres Kopfes, und ſo geſtehe ich Ihnen, lieber Freund, daß ich meinen Carlos gewiſſermaßen ſtatt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen, ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius von Tarent abmeſſen, — nicht nach der Größe des Pinſels, ſondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument, ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maaßes bedienen darf, von Shakſpeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leiſewitzs Julius und den Puls — von mir . . . Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in der Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen" . . . . .

So wiſſen wir denn, was die Gedanken des Dichters in ſeiner winterlichen Einſamkeit hauptſächlich beſchäftigte. Es waren die Vorarbeiten zu jenem berühmten Trauerſpiel, mit deſſen Schöpfung Schiller den Uebergang von der erſten Phaſe ſeiner Dichtung zur zweiten vollzog. Don Carlos wurde für ihn, wie Jedermann weiß, die Brücke von der naturaliſtiſchen Sturm- und Dranggenialität hinüber zur bewußten Künſtlerſchaft. Indem er dieſe Brücke überſchritt, wurde er dem großen Prinzip, welches all ſein Leben und Dichten beſeelte, nicht abtrünnig: — es war dieß für ihn überhaupt eine Unmöglichkeit. Aber während die Freiheitsidee in ſeinen drei Erſtlingsſtücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend himmelan brandete, begann ſie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsſtrom dahinzufließen. An die Stelle des ſchrankenloſen Titanismus mit ſeinen grotesken Auswüchſen trat die ruhige Macht und Größe des Humanitätsgedankens. Was ſpäter der eigentliche Inhalt von Schillers ganzer Thätigkeit wurde, die Ueberzeugung, daß des Dichters höchſte Miſſion ſei, die Menſchheit vermittelſt der Schönheit zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte, wenn auch vorerſt noch nicht zu völliger Reife gediehen, allmählig den unſicher taſtenden kraftgenialen Ungeſtüm aus ſeiner Seele und er begann einzuſehen, daß der Vorſchritt der Geſellſchaft weit mehr, unendlich weit mehr durch die ſtille, aber unwiderſtehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den ſubjectiven Weltverbeſſerungsdrang einzelner Individuen bedingt ſei.

Ein ſolcher Läuterungsprozeß des Geiſtes geht aber nicht ohne Schmerzen vor ſich, um ſo weniger, wenn er ſich inmitten äußerlicher Bedrängniſſe vollziehen muß. Dieſe hatten dem Dichter ſeit ſeiner Flucht aus der Heimath wahrlich nicht gefehlt. Schon das zweideutige Benehmen des Freiherrn von Dalberg, auf welchen er ein ſo großes Vertrauen geſetzt, und welcher den Flüchtling ängſtlich von ſich ferngehalten hatte, hätte hingereicht, einer minder energiſchen Seele die Hoffnung auf die Zukunft zu rauben. Aber die Federkraft von Schillers Geiſt bewährte ſich unter dem Druck der Noth, die mitunter zu gänzlicher Entblößung ſich geſteigert hatte. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ hatte der Dichter in den Räubern ſeinen Karl Moor ſprechen laſſen: er fand jetzt Gelegenheit, dieſen Satz zur Wahrheit zu machen, und er that es. Während ſeines flüchtigen Weilens in Mannheim, Frankfurt, Worms, Oggersheim hatte er den Fiesco für die Bühne umgearbeitet und Kabale und Liebe vollendet. Damit war Schillers erſte Dichterperiode abgeſchloſſen und wie Zelter viele Jahre nachher treffend an Göthe ſchrieb, das Chaos der Schiller'ſchen Schöpfungen überwunden. Der durch Schwan in Mannheim unternommene Druck des Fiesco hatte dem Dichter die ſpärlichen Mittel geliefert, ſeine Verbindlichkeiten in Oggersheim zu tilgen und von da, nach ſchmerzlichem Abſchied von dem treuen Streicher, die Reiſe nach dem gaſtlichen Winteraſyl zu unternehmen, wo wir ihn wiedergefunden, einſam, in Studien verſenkt, deren Reſultate unter dem Titel Don Carlos ſpäter ſo unzählige Herzen rühren, erſchüttern und erheben ſollten. . . . .

Aber die Sonne langte immer ſchmeichelnder an die Fenſterſcheiben, drang herein, malte zitternde Goldkringeln auf Bücher und Papiere und lockte ſtummberedt:

Laß die Arbeit ruhen und komm heraus zu mir!

Nun ſtehen, wie männiglich bekannt, Sonne und Dichter in ganz eigenen freundſchaftlichen Beziehungen zu einander. Die Allbeleberin iſt den Poeten keineswegs ein „ſeelenloſer Feuerball", ſondern noch immer, wie in den Tagen Homers und Pindars, das Symbol des Muſengottes. Kein Wunder daher, daß Schiller der ſchmeichelnden Lockung folgte und, zu einem weiteren Spaziergang gerüſtet, hinaustrat in den ſchönen Wintertag.

Es war einer jener Januartage, wo der Winter ſeine ganze Strenge, aber zugleich auch ſeine ganze Majeſtät entfaltet, wo er nicht ſtürmt und wüthet, ſondern lächelt, wie eben der Winter lächeln kann. Ein klingender Froſt hatte den Boden mit einer feſten, von Milliarden Diamanten blitzenden Schneebahn überzogen, über welche der Dichter leicht hinwegſchritt, mit Wohlbehagen die herbe, aber reine und ſtählende Luft einathmend.

Er ging, nachdem er in einem halben Bogen das kleine Dorf umſchritten, dem Bergwald zu, welcher in einem faſt regelmäßigen Kreiſe die Thalmulde umſchloß. Hinter den fichtenbedeckten Hügeln ſtiegen ringsum höhere Berge empor und ſo erhielt die kleine Landſchaft den Charakter tiefer Abgeſchloſſenheit.

Auf einem Vorſprung am Saume des Waldes ſtilleſtehend betrachtete ſie der Dichter. Gerade unter ſich ſah er die zerſtreuten Häuſer des Dörfchens und dort funkelte im Sonnenſchein das Fenſter, hinter welchem er ſchon ſo manchen Tag, ſo manche Nacht einſam geſonnen und geträumt, geforſcht und gedichtet. Aus den Rauchfängen ſtieg der Rauch kerzengerade in die Luft und zerfloß oben in röthliche Wölkchen. Die Fichtenwälder legten einen dunkeln Kranz um die dörfliche Feldmark und von dieſem Kranz ſchnitten ſich die dahinterliegenden Berge ſcharf ab, ſchimmernd in ihrem blendenden Schneeſchmuck. Ueber dem ganzen Landſchaftsbild lag die klare, blaſſe Himmelsbläue, an den Rändern des Horizonts von jenem Roth angehaucht, welches zu dieſer Jahreszeit ſchon um Mittag das Kommen eines harten Nachtfroſtes verkündigt.

Der einſame Wanderer wurde tiefbewegt von der feierlichen Stille rings um ihn her. Hatte er doch erſt während ſeines Aufenthalts in dieſer Abgeſchiedenheit die Natur ſo recht verſtehen und lieben gelernt. Aber je mehr er mit ihr vertraut geworden nur um ſo weniger war er in weichliche Naturſchwelgerei verſunken. Sein weſentlich philoſophiſcher Geiſt trieb ihn an, die Erſcheinungen des Naturlebens ſtets mit etwas Höherem, mit dem Menſchen, in Beziehung zu ſetzen, und ſo bildete ſich in ihm jene eigenthümliche Naturbetrachtung aus, die ſpäter in einem ſeiner ſchönſten Gedichte, in dem Spaziergang, ſo herrlich ſich manifeſtirte.

Auch jetzt ſchon, auf dieſem Gang über den Schnee wurden in einem Selbſtgeſpräch des Dichters Anklänge dieſer Art und Weiſe, die Natur aufzufaſſen, laut.

„Bewundernswerth," ſagte er, „iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reife Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach geſehen von Millionen Geſchöpfen und von denſelben Geſchöpfen wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt Alles in todter Ruhe um uns her und Nichts lebt als unſere Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin- und hergeworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſeres wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerem Eigenthum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei unſerer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unſere ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen.“

Unſer geſtriges Selbſt! der Dichter hatte Mühe, im Spiegel der Vergangenheit die eigenen Züge wieder zu erkennen. So kräftig und nachhaltig waren die wechſelnden Eindrücke geweſen, welche die Erlebniſſe der letzten Monate auf ihn hervorgebracht hatten. Sein Zuſammenleben mit dem wilden Kapff, die burſchikoſen Sympoſien der „Bande“ im Ochſen zu Stuttgart, die kraftgenialiſche Unbändigkeit ſeiner Erſtlingsdichtungen, — das Alles kam ihm ſchon recht fremd vor, das Alles lag wie Schlacken hinter ihm. Mit größerer Theilnahme dachte er der gewaltſamen Löſung ſeines Verhältniſſes zu Herzog Karl, welchem ſeine große Seele Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen um ſo mehr geneigt war, ſeit er wußte, daß der Fürſt keineswegs kleinlich genug gedacht, ſeine Eltern die Flucht ihres Sohnes irgendwie entgelten zu laſſen. Mit Wärme erinnerte er ſich ſeines transatlantiſchen Freundes und des bizarren, einſt ſo geliebten Weſens, welches ihm zuletzt zu Hohenheim im mondbeglänzten Parke ſo plötzlich erſchienen und entſchwunden war.

„Seltſam," ſprach er bei ſich, „ich dachte, die weite Erde könnte nur ein ſolches Geſchöpf beherbergen, und doch ſollt' ich es erleben, daß mir ſo bald ein zweites begegnete . . . Dieſe Doppelgängerin Lauretta's! Meine Augen ſagen mir, daß ſie nicht halb ſo ſchön iſt wie jenes wunderliche, wunderbare Kind, und doch geht von ihr ein faſt noch größerer Zauber aus. In den Augen dieſer Frau iſt Lauretta's Blick. Ich meine, er müſſe auf den Grund meines Herzens dringen und dort eine zitternde Unruhe wahrnehmen . . . Iſt ſie ein Ideal, und wenn ein ſolches, iſt ſie das meinige? Wer mir die richtige Antwort, wer mir Gewißheit gäbe! . . . O, meine Mutter, ich bin Deiner Warnungen, Deiner liebevollen Lehren nicht uneingedenk; aber, Du Gute, haſt keine Ahnung von der Magie, welche ein ſolches Frauenauge auf eine Dichterſeele übt . . . Ob ſie mich wohl heute erwartet, die Fee im verſchollenen Schloß? Gleichviel, ich will zu ihr" . . . .

Er lenkte die Schritte waldeinwärts und verfolgte rüſtig einen ſchmalen Holzſchlittenpfad, der höher und höher klimmend das Hügelgewinde des verſchneiten Forſtes hinanführte.

Zweites Capitel.

Von einem verſchollenen Schloß und einer verſchollenen Prinzeſſin darin. — Baroneß Lolo, die Titanide. — „Gehen Sie an keinen Hof!" — Von Memciren. — Berührung einer unheilbaren Wunde. — Eine fürſtliche Mutter des achtzehnten Jahrhunderts. — Mann und Weib. — „Du ſollteſt nicht da ſein!" — Die Welt in einer Sylbe.

Ueber mannigfaltig geſtaltete Anhöhen und durch kleine Thaleinſchnitte, über eisbedeckte Bäche hinweg und durch verworrenes Steingeſchiebe hin führte unſeren Wanderer nach faſt zweiſtündigem Gange ſein Weg an den Fuß einer Einbuchtung der Berghalde, von welcher herab ein alterthümliches ſchloßartiges Gebäude über den Hochwald hinblickte.

Vordem, aber es war ſchon lange her, hatten die Mauern dieſes abgelegenen Bergwaldſchloſſes zur fröhlichen Herbſtzeit die Hornfanfaren fürſtlicher Jagden widergehallt. Damals hatte droben in den Erkerzimmern luſtiger Becherklang gelärmt und hatten drunten in den Lauben des Gartens, der ſeine Verwilderung jetzt mit einer dicken Schneedecke verhüllte, Küſſe geflüſtert und verliebte Scherze gekichert.

Jetzt war es hier ſo öde und ſtill, als hätte der Winter da ſeinen Lieblingsſitz aufgeſchlagen, oder vielmehr, als bedürfte es nicht einmal des Winters, um dem Schloß den Charakter gänzlicher Weltverlorenheit zu verleihen. Der Dichter hatte es ein verſchollenes genannt und das war es. Es ſah, obgleich erſt zur Zeit der Renaiſſance erbaut, unbeſchreiblich verwahrloſt, traurig, faſt geſpenſtig aus. Nur das Mittelgebäude und auch dieſes nur theilweiſe ſchien noch in wohnlichem Stande ſich zu befinden. Die beiden Seitenflügel waren kläglich verwittert und die Eckthürme, in welche ſie ausliefen, hatten der Zeit und dem Wetter ſo ſehr ihren Tribut bezahlt, daß ihre Kuppeln geborſten, ihre Balkone zerbröckelt, ihre Ornamente abgefallen waren. Es hatte den Anſchein, als müßte der nächſte Winternachtſturm, welcher gegen dieſe fenſterloſen Thürme anheulte, dieſelben mit leichter Mühe zu Boden werfen. Früher hatten aus den Erdgeſchoſſen der Seitenflügel leichtgeſchwungene Perrons in den Garten herabgeführt, aber ſie lagen jetzt in Trümmern. Trotzig aufrecht hielt ſich nur noch das hohe Eiſengitter, welches, mit einer Einfahrt in der Mitte, den vor dem Mittelflügel liegenden Hof umſchloß. Das Einfahrtsthor ſtand aber weit offen, als wollte ſich Niemand mehr die überflüſſige Mühe geben, ſeine Flügel auf den roſtzerfreſſenen Angeln zu drehen. Stand man unter dem Einfahrtsthor, ſo konnte man, rückwärts blickend, hinten im verſchneiten Thalgrund eine Kirchthurmſpitze aufragen ſehen. Allein dieſer Beweis von der Nähe eines bewohnten Ortes ſchwächte kaum merkbar den Eindruck der Verlaſſenheit, der Verſchollenheit des einſamen Jagdſchloſſes, welches ſchon lange kein ſolches mehr war, ſondern nur der ruinenhafte Wohnſitz einer verſchollenen Unglücklichen.

Der Dichter ging den nothdürftig gebahnten Weg hinauf, welcher von dem Schloſſe ins Thal hinabführte, durchſchritt den Hof, ließ die große Pforte, von deren vier Säulen nur noch die Hälfte aufrecht ſtand, zur Rechten liegen und wandte ſich linkshin zu einer kleinen Seitenthüre. Er hatte aber nicht nöthig, die Glocke zu ziehen, denn die Thüre wurde ihm von einem alten Diener geöffnet, welcher ſein Kommen bemerkt haben mochte und der ihn mit Freundlichkeit und mit der ausgeſuchten, etwas ceremoniöſen Höflichkeit eines greiſen Domeſtiken begrüßte.

„Kann ich die Ehre haben, der durchlauchtigen Prinzeß aufzuwarten?“ fragte Schiller.

„O gewiß,“ entgegnete der Alte, der eine alt fränkiſche, verſchoſſene Livree trug, aber eine tadelloſe Taubenflügelfriſur mit einem weit den Rücken hinabreichenden Zopf, — „o gewiß, mein Herr Doctor. Ihro Durchlaucht, meine gnädigſte Gebieterin, wird eine große Freude haben. Ich eile, Sie zu melden, und werde mir dann die Ehre geben, meinem geehrten Herrn Doctor mit ſeiner Erlaubniß eine Taſſe heißen Thee's zu präſentiren, welche ſich gefallen zu laſſen nach einem weiten Gang in ſo kalter Luft nicht unrathſam ſein dürfte.“

Der Dichter folgte dem redſeligen Alten eine Hintertreppe hinauf und legte Ueberwurf, Hut und Stock in einer Art von Vorſaal ab, während der

Diener den Beſuch bei ſeiner Gebieterin meldete. Er trat dann in den weiten Corridor hinaus, der ſich eirund um das große Treppenhaus herzog und auf welchen die Thüren der Gemächer des Mittelflügels mündeten. Da war viel verblichene Pracht zu ſehen; aber das Marmorgeländer der Treppe war ſchadhaft, in den Wandniſchen ſtanden ſtatt der Statuetten lauter Torſos und von dem großen Deckengemälde, welches vor Zeiten den Raub der Sabinerinnen dargeſtellt, hatten Schimmel und Moder nur noch einige wildblickende Römerköpfe und zerſtreute Beine, Arme und Buſen von ſabiniſchen Mädchen übriggelaſſen. Man fröſtelte ordentlich beim Anblick all dieſer Vernachläſſigung und Zerſtörung.

Schiller hatte aber jetzt keinen Sinn für dieſe traurige Umgebung. Sein Auge und Ohr waren auf eine Thüre gerichtet, hinter welcher eine kunſtfertige Hand die altersſchwache Verſtimmung eines Spinetts zu bewältigen ſuchte. Nicht ganz mit Erfolg. Aber der Lauſcher überhörte völlig die Mißklänge des verwahrlosten Inſtruments, als jetzt eine ſonore Frauenſtimme drinnen ein Lied dazu ſang — das Lied Amalia's in den Räubern: —

Willſt Dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen

Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig Deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter Dich der Xanthus ſchlingt? . . .

Inzwiſchen kam der alte Diener mit der Meldung, daß ſeine Gebieterin den Gaſt willkommen heiße und erwarte, und ſo mußte der Dichter widerwillig der Thüre den Rücken kehren, die ſein Intereſſe ſo lebhaft erregt hatte. Während er den Corridor hinaufging, verklang hinter ihm die von der unſichtbaren Sängerin mit ganz eigenthümlich energiſchem Ausdruck vorgetragene Halbſtrophe ſeines Liedes: —

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht! . . . .

Wir finden ihn wieder in einem Gemach voll verlebter Eleganz, neben einer Dame von hohem Alter auf einem Kanapee ſitzend, das, wie das ganze Mobiliar, ſo ausſah, als hätte es vor vierzig oder fünfzig Jahren gegründeten Anſpruch gehabt, für modiſch zu gelten.

Die alte Dame, in ihrer grauſeidenen Robe von einem Schnitt, wie er zur Zeit Kaiſer Karls VI. und Friedrich Wilhelms I. bräuchlich geweſen, paßte vollkommen zu ihrem Wohnſitz. Sie war eine Ruine unter Ruinen, aber eine Ruine, die keinen mißfälligen Anblick bot. Welche Stürme auch über dieſe gebeugte Geſtalt hingegangen — und daß es heftige geweſen ſein mußten, das ſagte der tiefe Schmerzenszug um den blaſſen Mund — ſie hatten auf der Stirne der Greiſin nicht den Ausdruck der Verbitterung, ſondern den einer ſtillheiteren Reſignation zurückgelaſſen, welche zugleich mit der Hoffnung ſchon lange auch die Furcht verlernt hatte. Das weiße Antlitz war faſt mumienhaft vertrocknet, aber die unter ſchneeigen Brauen mit unendlicher Sanftmuth, Güte und Milde hervorblickenden blauen Augen, deren Iris ihren Glanz bewahrt hatte, ließen errathen, daß ſie vor Zeiten die Züge einer Schönheit erleuchtet und belebt hätten.

Schiller benahm ſich gegen dieſe Frau mit einer Ehrfurcht, wie er ſie keinem König oder Kaiſer in der Fülle ihrer Macht gezollt hätte, und nur das freundliche Drängen ſeiner Wirthin hatte ihn vermocht, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wie gut es von Ihnen iſt, lieber Freund,“ ſagte die Greiſin, „daß Sie dem Froſt und den Waldſteigen trotzten, um zu der verſchollenen Einſiedlerin zu kommen . . . . Doch,“ fuhr ſie mit einem gütigen Lächeln fort, „ich bin trotz meines Alters nicht egoiſtiſch genug, zu glauben, daß ich der ziehende Magnet geweſen .... Sie brauchen nicht zu erröthen, brauchen mir Ihre Ungeduld nicht verbergen zu wollen. Aber beruhigen Sie Sich, Lolo wird ſogleich erſcheinen.“

„Durchlaucht,“ verſetzte der Dichter, verlegen darüber, daß die alte Dame die Blicke bemerkt hatte, welche er erwartungsvoll nach der Thüre richtete.

Er konnte aber ſeinen Satz nicht vollenden, denn in dieſem Augenblicke ging die Thüre auf und ließ eine junge Dame eintreten, welche mit Lebhaftigkeit den Gruß des ihr entgegengehenden Gaſtes erwiderte. Er küßte ihr die Hand, geleitete ſie zu dem Kanapee und nahm auf einen Wink der Schloßherrin auf einem Stuhl mit unendlich hoher Rücklehne den Damen gegenüber Platz.

Baroneß Lolo, wie wir die jüngere Dame nennen wollen, war eine eigenthümliche Erſcheinung. Noch in der ſchönſten Blüthe des Lebens — ſie ſtand in den erſten Zwanzigern — hatte ſie etwas wunderbar Erregtes, Begeiſtertes, wir möchten ſagen etwas Elektriſches in ihrem ganzen Weſen. Vielleicht aber auch etwas Krankhaftes, denn die fieberhafte Unruhe ihrer Seele gab den Bewegungen ihres Körpers etwas Unſtätes, Haſtiges. Aus ihren großen ſchwarzen Augen blickte ein feuriger Geiſt und die Pracht und Macht dieſer Augen wurde noch erhöht durch den ſeltſamen Contraſt, den ihre Farbe zu der des Haares bildete. Dieſes Haar, in unzählige natürliche Locken und Löckchen ſich rollend, hatte nämlich einen blaßrothen Goldglanz. Die mittelgroße Figur der Dame war ſchlank, aber die Büſte voll, faſt üppig, und auf ſchlankem Hals wiegte ſich ein charaktervoller Kopf, auf deſſen Stirne Nachdenken und Leid Spuren zurückgelaſſen hatten, während auf den vollen, hochrothen Lippen ſtets Worte der Leidenſchaft zu ſchweben ſchienen.

So war die Frau, welche noch zwölf Jahre ſpäter Jean Paul Friedrich Richter eine Titanide nannte und von der er ſchrieb: „Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine ſah, und eine große Seele. Sie iſt ein Weib, wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich . . . .“

Man trank Thee, man plauderte vertraut und gemüthlich. Der Dichter empfand dieſen beiden Frauen gegenüber wieder einmal ſo recht das Bildende und Wohlthätige des Umgangs mit edlen weiblichen Weſen. Er hat das ſein Lebenlang viel und oft erfahren, und wenn die unſterblichen Huldigungen, die er den Frauen dargebracht, an Hochſinn und Zartheit nicht ihres Gleichen haben, ſo iſt nur billig, zu ſagen, daß er wie Wenige wußte, wie ſehr dieſe Huldigungen verdient waren.

Die Damen ſprachen vom Fiesco, welchen der Dichter ſeinen Freundinnen gedruckt, von Kabale und Liebe, welches Stück er ihnen handſchriftlich mitgetheilt hatte.

„O mein werther Freund,“ ſagte im Verlaufe des Geſpräches die Prinzeſſin, „ich geſtehe, wenn ich nicht längſt gewohnt wäre, Welt und Leben als etwas von mir Fernabliegendes anzuſehen, ſo hätten mich Ihre glühenden Dichtungen gewaltſam aufregen, ja erſchrecken müſſen. Wie muß es draußen in der Welt ausſehen, wenn die Jugend ſich gedrungen fühlt, ſolche flammende Predigten ihren Zeitgenoſſen ins Angeſicht zu ſchleudern. Ich leugne es nicht, ich vermag mich in dieſe Poeſie nicht recht zu finden; ich kann ſie bloß anſtaunen. Zu meiner Zeit war man gewohnt, die Dichtkunſt nur als einen artigen Zeitvertreib zu betrachten, als einen ſpieleriſchen Luxusartikel mehr. Jetzt aber, wie Ihre Stücke mir zeigen, führt die Muſe die Stimme des Donners, des Gerichts. Mir war, als mir Lolo dieſe Trauerſpiele vorlas, als vernähme ich ein prophetiſches Brauſen in der Luft, welches eine ungeheure Naturkataſtrophe ankündige."

„Sagen Sie eine geſellſchaftliche, eine geſchichtliche Kataſtrophe, verehrte Freundin," bemerkte die Baroneß. Und in ihrer aphoriſtiſchen, vulkaniſch ſtoßweiſen Art zu reden, fuhr ſie fort: „Der Gedankenloſigkeit mag es geſtattet ſein, nicht zu bemerken, daß in dieſem gealterten Europa Alles aus Rand und Band gehen will. Aber klaffen nicht überall die Spalten und Riſſe? Zerbröckelt nicht Alles? Wo noch tritt unſer Fuß auf feſten Boden? O über die Thoren, oder ſag' ich lieber: o über die Glücklichen, deren Nervenfühlfäden grob genug ſind, daß ſie das Kommen des Sturmes nicht vorausempfinden. Wäre er nur erſt da! Warum ſollte dieſe Welt voll Jammer nicht in Trümmer gehen? In einem Traum der letzten Nächte ſah ich den Donnergott unſerer germaniſchen Altvorderen, wie er ſeinen zermalmenden Miöllnir erhob, um dieſes Gebäude zu zertrümmern, deſſen Fundament die Lüge, deſſen Dach die Heuchelei. Er ſchlage zu!"

„Um's Himmelswillen, liebe Lolo," ſagte die Greiſin begütigend, — „welche finſteren Phantaſien! Ich bedaure faſt, Ihr freundliches Anerbieten, den

Winter in meinem alten Eulenneſt mit mir zu verleben, angenommen zu haben; denn ich ſehe, die Einſamkeit macht Sie melancholiſch."

„Nicht doch, Verehrteſte. Dieſe Einſamkeit thut mir wohl. Es iſt eine ganz andere als jene auf Kalbsried bei meinem Schwiegervater, der mich alle die Stunden über, wo ihn die Gicht nicht plagt, mit dem Wiederkäuen unſerer ewigen Familienprozeſſe peinigt. Doch laſſen wir das . . . Ich wollte Ihnen ſagen, lieber Schiller, daß Sie ungerecht gegen Sich waren, wenn Sie fürchteten, man würde Ihrer neuen Tragödie anmerken, daß Sie die Menſchen und insbeſondere die Menſchen der Höfe nur durch das Fernrohr kennten. Oder das Fernrohr, durch das Sie ſchauten, iſt ein vortreffliches. Jene Thoren und Sünder, welche Sie in Ihrer Louiſe Millerin geſchildert, ſie ſind wirklich. Glauben Sie mir das, aber mein Freund, gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof und dergleichen. Halten Sie Sich hoch und vermeiden Sie alle dieſe Gelegenheit. Es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man iſt gedrückt dort, empfindet Leere, endlich Reue. Die Leute dort achten nur den, der ſie entbehren kann . . . Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren macht. Warum? Es iſt nicht möglich, daß es dort anders iſt, als es iſt . . . Ihre Louiſe Millerin — ich liebe ſie — iſt keine Satire. Es iſt das geſchmolzene, rothglühende Metall der Wahrheit, auf Schurkenſeelen geträufelt. Ob es ſie zu Aſche brenne? Schwerlich, aber was thut das? Sie haben Ihre Pflicht gethan . . . . Und nun, wie ſtehen Sie mit Ihrem Infanten von Spanien?“

„Auf ziemlich gutem Fuß, hoffe ich.“

„Prächtig! Aber beharren Sie darauf, auch dieſes Werk in Proſa zu ſchreiben?“

„Bis jetzt halte ich in der That dieſe Form für die paſſendſte, meine Gnädige.“

„Bitte, thun Sie es nicht. Wahrhaft idealiſcher Gehalt verlangt auch eine idealiſche Form. Götter und Selige haben ſtets nur in Verſen geſprochen. Und auch die Dämonen.“

Vielleicht gedachte Schiller dieſer Worte der Titanide, als er ſpäter den in Proſa angelegten Don Carlos in die metriſche Form umgoß. Für jetzt jedoch antwortete er ausweichend, denn ſein angeborener Takt ſagte ihm, daß die Erörterung ſo einer äſthetiſchen Spezialität die greiſe Prinzeſſin jedenfalls nicht intereſſiren könnte. Er lenkte daher, indem er flüchtig von den Vorſtudien zu ſeinem neuen Trauerſpiel ſprach, die Unterhaltung auf die Memoirenliteratur, für welche er bei der alten Dame einige Theilnahme vorausſetzen konnte. Er hatte ſich nicht geirrt. Wenigſtens ſagte die Greiſin:

„Ich habe vor Zeiten, das heißt als ich noch nicht in die Periode der Verſteinerung eingetreten war, dieſe Art von Büchern ſehr geliebt. Ich weiß freilich nur von franzöſiſchen, erinnere mich aber, einen gelehrten Mann ſagen gehört zu haben, daß eigentlich nur die Franzoſen im Stande ſeien, Memoiren zu ſchreiben.“

„O freilich,“ bemerkte Lolo. „Und das kommt daher, weil nur die Franzoſen eitel genug ſind, auch dem lumpigſten Schlafrock den Anſchein eines hiſtoriſchen Mantels geben zu wollen. Sie verſtehen die Kunſt der Drapirung: ſie ſind geborene Kammerdiener, Friſeure, Komödianten. Eine Menge von jämmerlichen oder verworfenen Leuten unter ihnen ſchreibt ihre ſogenannten Denkwürdigkeiten und verſteht es, dieſen Klatſch in den Tempel Klio's einzuſchmuggeln. Ich für meine Perſon, ich mag die Memoiren nicht. Mir ſcheint, dieſe ganze Literatur macht nur den Verſuch, die große Welttragödie der Geſchichte in eine ſinnverwirrende Menge elender und ſchmutziger Vorzimmer- und Boudoirhiſtörchen aufzulöſen.“

„Ihr Widerwille macht Sie doch wohl etwas ungerecht, verehrte Freundin," warf Schiller ein. „Geſchichtliche Denkwürdigkeiten, welche dieſen Namen wirklich verdienen, ſind zur genauen Kenntniß der Hiſtorie geradezu unerläßlich. Sie geben nicht die großen, aber die kleinen Züge der Geſchichte wieder und gerade die letztern dienen in ſehr vielen Fällen zur Erklärung der erſtern. Das geiſtige und materielle Culturleben, die Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, kurz, die eigentliche Lebensführung und Weltanſchauung einer geſchichtlichen Periode, — das Alles wird uns weniger durch die Lapidarſchrift Klio's als vielmehr eben durch die perſönlichen Denkwürdigkeiten klar. Ich gebe es zu, die Memoirenſchreiber bezwecken zunächſt, oft ſogar ausſchließlich, ihre eigene liebwerthe Perſon zu illuſtriren; aber indem ſie dieſes thun, illuſtriren ſie mit oder wider Willen auch ihre Zeit. Ich geſtehe offen, daß ich nicht im Stande wäre, einen Don Carlos zu ſchreiben, wenn mich nicht die reiche Memoirenliteratur, womit mein trefflicher Freund, der Bibliothekar Reinwald, aus der nahen Stadt mich zu verſorgen die Güte hatte, mit den Einzelnheiten des Lebens und Treibens an König Philipps Hof und überhaupt mit den Anſichten und Stimmungen jener Zeit bekannt gemacht hätte."

„Wunderlich!" ſagte Lolo. „Und Sie empfinden keinen deprimirenden Eindruck von den Kleinlichkeiten dieſer Lectüre?"

„Zuweilen doch. Man muß ſich da allerdings geduldig durch viel werthloſen Quark hindurcharbeiten; aber dann eröffnen ſich auch wieder weite Ausſichten und wir halten unſere Schritte gerne an, um rührende oder erſchütternde Scenen und hochkomiſche oder tieftragiſche Epiſoden zu betrachten. Von letzterer Art iſt mir erſt geſtern eine aufgeſtoßen, die mich mit Grauen erfüllte."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Es iſt eine ſüdländiſche Geſchichte voll wilder Leidenſchaftlichkeit."

„Deſto beſſer. Iſt es doch doppelt reizend, in unſerem kalten nordiſchen Nebelland, wo den Menſchen die Gefühle in der Bruſt und die Gedanken im Gehirn gefrieren, von Glut und Leidenſchaft zu hören. O, was wäre das Leben ohne die Contraſte!"

„Meine Geſchichte handelt von einer Mutter und einer Tochter am ſpaniſchen Hof. Die Mutter ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihre arme ſchuldloſe Tochter zu verderben" . . .

Lolo warf einen ſonderbar fragenden Blick auf den Dichter, welchen dieſer nicht verſtand und ſah dann die greiſe Prinzeſſin an.

Dieſe hatte den Kopf erhoben und ſtreckte die Rechte wie bittend abwehrend gegen den Dichter aus. Ihr Geſicht war noch bleicher als ſonſt und ihre blutloſen Lippen bebten.

„Was iſt das?“ fragte ſich Schiller. Aber bevor er eine Antwort finden konnte, ſagte die Greiſin tonlos vor ſich hin:

„Es gibt ſolche Mütter.“

Dann ſtand ſie auf, winkte dem Dichter gütig mit der Hand und verließ, auf Lolo's Arm geſtützt, das Gemach.

„Was bedeutet das?“ fragte Schiller beſtürzt, als die Baroneß allein zurückkam.

„Was das bedeutet, mein Freund? daß Sie eine alte Wunde berührt haben, welche nie geheilt iſt.“

„Ich verſtehe Sie nicht, theure Lolo.“

„Sie kennen alſo die Geſchichte der Prinzeſſin nicht?“

„Wie ſollte ich? Auf einem Waldgang von einem Schneeſturm überfallen, verirrte ich mich und gelangte zufällig in dieſes Schloß und zu der Ehre, die Bekanntſchaft der erlauchten Greiſin zu machen. Bei meinem zweiten Beſuch hatte ich das Glück, Sie hier zu finden, und dieſer Umſtand ließ mich weiter nicht daran denken, um das Räthſel der verſchollenen Exiſtenz unſerer Wirthin mich zu kümmern."

„Sie ſagen, es war ein Glück für Sie, mich hier zu finden, Friedrich?"

„Wie können Sie ſo fragen, Lolo? Wüßten Sie nur, was ich empfand, als ich vorhin das Lied meiner Amalia von den Seelenlauten Ihrer Stimme getragen hörte!"

„Das Lied Ihrer Amalia? Ja, ich liebe es... Ach, wir armen Frauen erfahren ja alle das Leid Andromache's, daß der geliebte Hektor hinauszieht, um nicht wiederzukehren."

„Aber, theure Lolo, hätte Andromache Hektor lieben können, wenn er nicht Glück und Leben für Ilium eingeſetzt?"

„Sophiſterei des Ehrgeizes! Und doch, Friedrich, haben Sie recht und Klopſtock hat recht. Wiſſen Sie? ‚Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton‘ .... O, mein Freund, den ſchönſten Kranz, den je eines Menſchen Stirne getragen, möchte ich um die Ihrige legen. Und ich weiß, ſie wird einen tragen, deſſen Blätter nimmer verwelken .... Wie glücklich ſeid Ihr Männer! Ihr dürft, Ihr könnt wenigſtens kämpfen. Wir Frauen können nur dulden, leiden, ſchweigen, zuletzt verſteinern wie unſere arme Freundin.“

„Ich habe ihr wehegethan und beklage es tief, aber es geſchah“ ....

„Unwiſſentlich? Gewiß. Die Gute nahm es auch ſo. Sie trug mir einen Gruß an Sie auf und bittet Sie, bald wieder zu kommen ... Daß ſie erſchüttert werden mußte, werden Sie begreifen. Hören Sie nur ... Vor langen, langen Jahren war die Prinzeß als junges Mädchen am Hofe ihres Vaters, des Markgrafen, die gefeierte Schönheit, geliebt von Allen, nur nicht von ihrer leiblichen Mutter. Dieſe ſehr galante Dame war eiferſüchtig auf die Schönheit der Tochter und verfolgte dieſelbe mit dem ganzen Haß der Eiferſucht. Und um ſo ſchwerer wuchtete dieſer Haß, da einestheils die Prinzeß in ihrer Sanftmuth keine Waffen dagegen fand, anderntheils die Markgräfin ihren ſchwachen, faſt blödſinnigen Gemahl vollſtändig beherrſchte. Die Tochter fand bei dem Vater keinen Schutz gegen den Grimm der Mutter. Dieſe hatte ſchon mehrere paſſende Gelegenheiten einer Heirath der Prinzeſſin vereitelt. Endlich fand ſich ein hartnäckiger Freier ein, der ſich durch die gewöhnlichen Künſte der Markgräfin nicht von ſeinem Vorhaben abwendig machen ließ. Die Prinzeß war ihm gewogen. Da beſchloß die Furie Ungeheures, Unerhörtes. Sie verſprach einem elenden Wicht von Kammerherrn die Summe von viertauſend Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu entehren.“

„Abſcheulich!“

„Ja, aber es kommt noch beſſer. Der Schändliche und ſeine Helfershelferin hatten umſonſt alle Ränke erſchöpft. Da mußte Gewalt das Werk der Hölle vollenden. Die Mutter verbarg ihren Spießgeſellen in dem Schlafzimmer der Tochter. Die Nacht kam. Die Domeſtiken der Prinzeſſin waren entfernt, die Thüren zu ihren Zimmern von außen verſchloſſen worden. Die verzweiflungsvollen Hilferufe der Jungfrau verhallten unbeachtet, gehört nur von den Ohren der Megäre, denen dieſe entſetzlichen Töne einen ſataniſchen Kitzel verurſachten. Das Opfer erlag der Brutalität“ . . . .

„Unmöglich!“

„Und doch! Mehr als möglich, gewiß, unzweifelhaft . . . . Die Folgen kamen mit der Zeit. In einem Zuſtande halben Wahnſinns gebar die Prinzeſſin Zwillinge. Die Markgräfin trug die Kinder im Schloſſe umher und zeigte ſie triumphirend Jedermann, als lebendige Beweiſe der Schande ihrer Tochter. Glücklicherweiſe ſtarben die armen Geſchöpfe bald nach ihrer Geburt. Sobald die Prinzeſſin ihrer Sinne und ihrer Glieder wieder mächtig war, entfloh ſie, um am Hofe der Kaiſerin Maria Thereſia Schutz zu ſuchen. Dort lebte ſie, beklagt und geachtet, bis die Teufelin von Mutter nach einer langen Laufbahn des Laſters geſtorben war. Dann zog ſie, um ihr Leben ſo ſchändlich betrogen, hieher in dieſes einſame Schloß, um in und mit demſelben langſam zu verwittern.“

„Aber das iſt ja gräßlich, haarſträubend! Wird das kommende Jahrhundert es glauben können, daß in dem unſrigen, in dem Jahrhundert der Aufklärung ein ſolcher Greuel geſchehen konnte?“

„Mein Freund, das kommende Jahrhundert wird es glauben müſſen, um ſo mehr, als es ſelber der Greuel genug ſehen wird . . . So lange es Menſchen gibt, wird die Macht des Böſen in ihnen ſtärker ſein als die des Guten.“

„Das iſt ein ſchrecklicher Glaube, Lolo. Warum wollen Sie Sich nicht zu dem tröſtlicheren bekehren, daß der Sieg der Vernunft, der Wahrheit, des Rechtes zuletzt doch kommen müſſe?“

„Weil die Weltgeſchichte ein höhniſches Nein ſagt. Was iſt ſie mehr als ein ſchrecklicher Knäuel von Irrthum und Gewalt? Und dann" . . . .

„Dann?"

„Weil ich nur eine Frau bin. Wir Frauen beſitzen nicht die Fähigkeit, wie Ihr Männer, uns leicht in die Aetherhöhen der Abſtraction zu erheben. Wir denken mit dem Herzen. Das Herz verlangt nach Wirklichkeiten. Selbſt die rauheſten Dornen derſelben vermögt Ihr Dichter mit dem Blätterſchmuck und den Roſen des Ideals lindernd und verhüllend zu umkleiden. Wir nicht. Wir müſſen hoffen dürfen, lieben können, geliebt werden, um zu leben. Und, ach, es gibt Enttäuſchungen, die wir nie wieder verwinden. Ihr Männer verwindet ſie und das iſt Euer Glück und Vorzug. Ihr könnt in der Zukunft, wir müſſen in der Gegenwart leben.... Ich habe zu frühe, viel zu frühe zu leiden angefangen, mein Freund."

Er faßte theilnehmend ihre Hand. Sie fuhr fort:

„Als ich geboren wurde — ſo hat man mir erzählt — rief mir die Großmutter die Worte entgegen: „Du ſollteſt nicht da ſein!" Das war und blieb die verhängnißvolle Signatur meines Lebens. Ich war überflüſſig, unwillkommen von vorneherein. Man hatte ſtatt meiner einen Knaben erwartet, von deſſen Geburt der Beſtand der Beſitzverhältniſſe meiner Familie abhing. Nun war ich aber einmal da und allmählig lernten mich Vater und Mutter doch lieben. Aber ſie ſtarben mir weg, bevor ich acht Jahre alt geworden. Jetzt warfen mich Oheime und Tanten wechſelweiſe von einer Hand in die andere, als ein Spielzeug, bis ſie deſſelben wieder ſatt waren. Sie nannten das mich erziehen. So lebt' ich, heranwachſend, in proteſtantiſchen und katholiſchen, in devoten und frivolen Kreiſen, im Grunde immer mir ſelbſt überlaſſen. Nirgends Plan, Regelung, liebevolle Leitung. Die ungeheure Maſſe wechſelnder Eindrücke ſchichtete in meinem Inneren ein Chaos von Gefühlen und Anſichten auf. Schon vor meiner Confirmation durfte ich leſen und las Racine, Voltaire, Rouſſeau, Shakſpeare, den Koran, Klopſtock, Gerſtenberg, Wieland, — Alles bunt durcheinander. Was Wunder, daß ich zwiſchen überſchwänglichſter Schwärmerei und bitterſter Skeptik hin- und hergezogen ward? Kommt es mir doch oft wunderbar vor, daß ich nicht verrückt wurde . . . Und während es ſo in mir gährte, wogte, ſtürmte, folgten ſich draußen Familienmißgeſchicke Schlag auf Schlag. Ich mußte erleben, daß mein geliebter, einziger Bruder in einem Duell getödtet wurde, deſſen Urſache eine unglückliche Liebe war.

Ich mußte es mitanſehen, daß Wilhelmine, meine ältere Schweſter, aus jenen meiſt unſäglich jämmerlichen Motiven, welche man Familienrückſichten nennt, an einen ungeliebten Mann verkuppelt, ohnmächtig am Brautaltar niederſank und beſinnungslos in den Wagen getragen wurde, der ſie in die Flitterwochen führen ſollte. In die Flitterwochen, gerechter Gott! Sie ſtarb in ihrem erſten Wochenbett, die Arme, glücklicher wenigſtens als Leonore, meine jüngere Schweſter, die, ebenfalls „aus Familienrückſichten," an einen Niederträchtigen geſchmiedet ward, der, falls es eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, längſt Galgen und Rad verdient hätte. Und ich ſelbſt? Nun, der Tag ſollte kommen, wo auch ich auf dem Altar des Familien-Moloch geopfert wurde. Die Herren Vettern, die Frauen Baſen kamen überein, mir von fernher einen Mann zu verſchreiben, wie man ſich ein Möbelſtück verſchreibt, einen Mann, der mich eigentlich gar Nichts anginge, wenn er eben nicht zufällig mein Mann wäre . . . Warum ich mich zwingen ließ, ihn zu nehmen? leſe ich in Ihren Augen, mein Freund. Doch nein, Sie ſind nicht ſo grauſam, dieſe Frage zu thun . . . Ich that, wie man wollte, — aus Apathie, aus Schwäche, wenn Sie wollen. Nach allen den herben Verluſten und bitteren Erfahrungen, einſam und allein, wie ich war, der Gleichgiltigkeit gegen das Leben voll, ohne Muth und Hoffnung für die Zukunft, in dumpfer Ermattung, — ſo wurde ich mit dem Major verbunden.“

Der Dichter ſaß tief bewegt. Es klangen aus dieſer haſtig hervorgeſprudelten Beichte ſeelenvolle Klagelaute, die ihm ins Herz griffen. Er konnte nur die weiche, feine, feuchte Hand drücken, die noch immer in der ſeinigen lag, und dazu ſagen:

„Arme Lolo!“

Sie neigte ſich ſanft gegen ihn, ſtreifte mit ihren Lippen ſeine Stirn und ſagte:

„O, ſeien Sie mein Freund, theurer Friedrich! Sie wiſſen nicht, welchen Frühling Ihre Erſcheinung in dieſem, in meinem Winter mir aufgehen ließ.... Da drinnen in meiner Bruſt war Alles ſo ſtarr, ſo eiſig. Ihre Poeſie, Ihr Blick, Ihr Wort ſchmolzen das Eis. Mir iſt, als hört' ich es Stück für Stück klingend zerbrechen. Ach, wenn ich glauben dürfte, daß aus dem Boden, den ich ſchon als für immer durchfroren und verödet anſah, noch Blumen ſproſſen könnten!“

Es dunkelte in dem Gemache, denn der Abend war hereingebrochen.

Die Baroneß ſtand auf und zog den Freund an's Fenſter, von welchem aus man die Sterne hell über den vom Abendreif angeflogenen Wäldern funkeln ſah.

„Wie ſie da oben leuchten die ewigen Lichter,“ ſagte ſie. „Ewig klar, ewig ſchön, ewig unberührt von all dem Jammer und Wirrwar hier unten. Wer da wüßte, ob es ein Leben über den Sternen gibt.“

„Ja, wer das wüßte, Theuerſte! Damit wären alle Räthſel unſeres Daſeins gelöst. Aber hätte dann dieſes Daſein auch noch einen Werth? Nicht die Gewißheit, ſondern das Streben und Ringen nach ihr bildet und baut die Welt.“

„Aber warum dieſer raſtloſe Trieb unſerer Seele nach Glückſeligkeit, wenn uns nie die Erfüllung werden ſoll?“

„Frage die Sterne.“

„Sie geben keine Antwort.“

„Wer gibt ſie?“

„Unſer Herz . . . vielleicht . . .“

„Vielleicht, ja. Aber ob auch die richtige?“

„O, mein Freund, muß denn die Menſchenſeele verdammt ſein, immer in der Wüſte des Zweifels zu wandern?“

„Es ſcheint ſo. Aber gibt es in dieſer Wüſte nicht köſtliche Oaſen, wo Palmen ſchatten und ſilberne Bronnen rauſchen?"

„O, doch, und mir iſt, als ſei auch dieſes verſchollene Steingetrümmer zur Oaſe geworden."

„Siehſt Du? Was alſo quälſt Du Dich, liebes Herz? Ruhe Dich aus im Schatten der Palmen und trinke Labung aus dem reinen Quell."

Sie lehnte ſich an ihn, ſah ihn groß an und ſagte tief erregt:

„Du ſagen Sie, theurer Freund? Du ſage ich, — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. O, eine Welt liegt in dieſer Sylbe . . . . Das Du iſt einer ewigen Verbindung Siegel!" . . . . .

Einer ewigen? — Arme Lolo!

Drittes Capitel.

Der verirrte Dichter und der Hund Epikur. — Das Sansſouci des Waldphiloſophen. — „Bei Sanct Lucretius!" — Die Geſchichte eines Freidenkers.

Die Freundin hatte beim Abſchied den Dichter ängſtlich und dringend gewarnt, auf den nächtlichen Waldwegen ſich nicht zu verirren.

„Seien Sie unbeſorgt, theure Lolo," hatte er erwidert. „Ihre guten Wünſche begleiten mich ja, geleitende Genien. Wie ſollte ich da fehlgehen können?“ . . .

Das war nun geſprochen, wie ein Poet zu ſprechen pflegt, vielleicht wie ein liebender. Aber der Idealismus zog auch hier wieder gegen die Realität den Kürzern. Mochten immerhin den Dichter die guten Wünſche der Titanide als ſchützende Genien geleiten, er ging doch fehl.

Und das hätte auch Einem begegnen können, der aufmerkſamer auf die mancherlei Verſchlingungen der verſchneiten Steige geachtet hätte, als Schiller, denn das vereinte Licht des Mondes und der Sterne war nicht kräftig genug, das Dunkel der ſchweren Fichtenſchatten genugſam zu erhellen.

Es war jedoch heute nicht zum erſten Mal, daß der Dichter um dieſe Zeit von dem verſchollenen Schloß heimwärtsging, und ſeines Weges ſicher, wie er glaubte, überließ er ſich ſorglos ſeinen Gedanken.

Womit dieſe ſich beſchäftigten, brauchen wir kaum erſt zu ſagen.

Lolo hatte ſich ihm heute mehr geoffenbart, als bei früheren Begegnungen mit ihr, der Eindruck ihrer genialiſchen Perſönlichkeit auf den Dichter war ein dieſer Offenheit entſprechender.

„Sie iſt eine große, ſonderbare weibliche Seele,“ ſprach er bei ſich, — „ein wirkliches Studium für mich. Sie könnte einem größeren Geiſte, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben . . . Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen an ihr, die mich entzücken, wie ſchöne Partieen in einer Landſchaft.“

Uns will ſcheinen, in dieſem kurzen, aber charakteriſtiſchen Selbſtgeſpräch wehte nicht ſo faſt der heiße Odem der Leidenſchaft als vielmehr der kühle Zugwind der Reflexion. Vielleicht täuſchte ſich der Dichter ſelbſt, indem er die Sprache des Kopfes oder höchſtens die der Phantaſie für die Sprache des Herzens nahm. Wir meinen ſagen zu dürfen, die Baroneß ſei für Schiller mehr ein pſychologiſches Problem als ein Gegenſtand leidenſchaftlicher Neigung geweſen . . . . .

Er mußte jetzt aber lange über eine Stunde gegangen ſein und noch immer wollte der Wald kein Ende nehmen. Er fühlte ſich ermüden; in dem bitterkalten Nachthauch hing ſich ſchwerer Reif an ſeine Kleider und Haare und mit nicht geringem Schrecken fand er ſich zuletzt in einem Gewirre von Schnee, Baumſtämmen und Geſtrüppe, welches ihm verrieth, daß er von ſeinem Weg abgekommen ſein müſſe. Er ſuchte ſich zu orientiren, aber um ſo vergeblicher, als der inzwiſchen untergegangene Mond den Wald in ſchwärzeren Schatten zurückgelaſſen hatte. Er drang vorwärts auf dem hartgefrorenen Schnee, kam aber nur tiefer in krausverſchlungenes Brombeergeranke hinein. Er blickte zu den Sternen auf, wie um ſich bei ihnen Raths zu erholen. Aber ſie ſchimmerten nur kalt und kümmerlich durch die dunkeln Wipfel und gaben, wie Lolo heute Abend geſagt hatte, keine Antwort. Das Gefühl der Gefahr drang ſich dem Dichter unwiderſtehlich auf, und wer jemals in ſeiner Lage ſich befunden, wer jemals in einer bitterkalten Winternacht im wilden Forſt ſich verirrt hat, wird begreifen, daß dieſes Gefühl ein lähmendes ſein mußte.

Zum Glück währte die peinliche Situation nicht lange.

Seitab in geringer Entfernung ſchlug ein Hund an.

Der Dichter, im Glauben, dieſer ermunternde Ton komme aus ſeinem Dorfe, machte ſich mit neuem Muth daran, aus der Schlucht, in welche er hineingerathen, hinaus zu kommen. Mühſelig klomm er eine jähe Wand hinan und hatte eben die Höhe erreicht, als er in dem Geſtrüpp vor ſich Etwas raſcheln hörte. Im Augenblicke darauf ſah er ſich von einem großen Hund angeſprungen, aber nicht in feindlicher Abſicht, und voll Freude rief er aus:

„Ah, Epikur, Du biſt's! Willkommen, hochwillkommen, mein gutes Thier!"

Der Hund mit dem philoſophiſchen Namen umſprang wedelnd und die Freudenlaute ſeiner Hundeſprache ausſtoßend den Verirrten, der ſich liebkoſend zu ihm niederbeugte. Dann zottelte er mit der Klugheit ſeiner Race dem Dichter vorauf, welcher ſeinem Führer ungeſäumt folgte.

Nachdem er ſo ein paar hundert Schritte gegangen, ſchimmerte ihm beim Umbiegen um eine Felſengruppe zwiſchen den Baumſtämmen hindurch Licht entgegen.

„Richtig, da iſt ja die Siedelei meines Waldphiloſophen," ſagte Schiller. „Heute mag ſie auch mir mit Recht ein Sorgenlos heißen. Brr, ein häßliches Gefühl, das Verirrtſein! Hätte ich doch ahnen können, daß ich mich einer befreundeten Stätte ſo nahe befände."

Er ging über einen Steg, der ob dem unter ſeiner Eisdecke erſtarrten Bache hing, und ſah ſich dann einem Holzhauſe gegenüber, welches, mit dem Rücken an die Halde gelehnt, recht gemächlich zwiſchen zwei Felsblöcke ſich eingebettet hatte.

Unter der offenen Thüre ſtand, mit einer Lampe in der Hand, ein alter Mann, über deſſen Schulter das Geſicht einer alten Frau neugierig blickte. Der Greis hielt die eine Hand ſchützend vor die Flamme der Lampe und ſo fiel das Licht derſelben voll auf ſeine jovialen Züge, auf ſeine hohe, in eine Glatze ſich verlierende Stirne, auf ſchneeweiße, buſchige Brauen und den ſtattlichen Silberbart, welcher auf ein braunes Lodenwamms herabfiel.

„Was, Sie ſind's, Herr Doctor?“ rief er dem Kommenden freundlich entgegen. „Bei ſo ſpäter, nachtſchlafender Stunde? Bei Sanct Lucretius, das hätte ich mir nicht träumen laſſen, als mein alter Hund vorhin merken ließ, daß jemand um den Weg ſein müſſe.“

„Ich verdanke Ihrem guten Thiere vielleicht das Leben, mein alter Freund,“ entgegnete der Dichter, die dargebotene Hand des Greiſes drückend. „Ich hatte mich völlig verirrt, als mich Epikur fand und hieher leitete.“

„Ja,“ ſagte der Alte, — „es iſt Philoſophie in dem alten Geſchöpf. Nicht umſonſt trägt es den Namen des weiſeſten aller Weiſen ... Aber willkommen in meinem Sansſouci, herzlich willkommen.

Nur ſchnell herein! Sie werden Wärme und Stärkung nöthig haben, werther Freund.“

Und zu der alten Magd hinter ihm gewendet, welche das Alter taub gemacht, erhob er ſeine Stimme und befahl: „Heda, Anne Katharine, Feuer angeſchürt und ſorge dafür, daß unſer Gaſt bald die flüſſigen Flammen, gemeiniglich Punſch genannt, zu koſten kriege“ . . .

Anne Katharine ſputete ſich und bald ſaß der Gaſt mit ſeinem Wirth in der holzgetäfelten Stube der Siedelei bei dem erwärmenden Getränke. Sie ſaßen ſo bis ſpät in die Nacht hinein unter lebhaften Geſprächen. Die alte Magd war, nachdem ſie dem Dichter ſein Lager bereitet, zur Ruhe gegangen. Aber der Hund Epikur ſaß auf ſeinen Hinterbeinen gravitätiſch den Männern gegenüber, als verfolgte er ihre Reden mit großem Intereſſe.

Die Stube unterſchied ſich im Allgemeinen nicht von den Bauernwohnungen der Gegend, wohl aber im Beſonderen. Denn ſie war, wie überhaupt die ganze Siedelei, welcher ihr Eigenthümer und Bewohner den Namen Sorgenlos gegeben, mit einem über bäuerliche Anſprüche jener Zeit weit hinausgehenden Behagen eingerichtet. Es fehlte da nicht an einem plüſchüberzogenen Kanapee und im Winkel des großen

Kachelofens ſtand ein ſehr bequemer, ledergepolſterter Sorgenſtuhl. An der Wand neben der Kuckucksuhr ragte ein ſchmaler Bücherkaſten auf, der nicht leer war. Hart vor einem der drei kleinen Fenſter aber war eine Drechſelbank angebracht und neben dieſer ein mit allerlei Inſtrumenten bedeckter Werktiſch. Dieſe Abtheilung der Stube bildete die Werkſtätte des alten Mannes. Hier verfertigte er die zierlichen Beinſchnitzereien und ſchliff er die kunſtreichen optiſchen Gläſer, welche mitſammen ihm ſein reichliches Auskommen verſchafften. . . . . .

„Aber Sie müſſen doch geſtehen, lieber Herr Eberhard, daß die quietiſtiſche Weltanſchauung, zu welcher Sie Sich bekennen, am Ende wenig Tröſtliches hat. Sie läuft, bei Licht betrachtet, auf nichts Anderes hinaus als auf die Vorſtellung, der höchſte Endzweck des Menſchen ſei, ein Pflanzenleben zu führen.“

„Und wenn, lieber Doctor?“ entgegnete auf dieſe Bemerkung ſeines Gaſtes der Alte. „Das ſollte untröſtlich ſein? Bei Sanct Lucretius, meinem Schutzpatron, ich leugne es. Gibt es eine ruhigere, ſchmerzloſere, frommere, friedlichere Exiſtenz als die der Pflanzen? Mit nichten. Wie ſpricht Epikur, der Weiſe? „Freiſein von Schmerz iſt das höchſte Gut.“

Wie erreicht man es? dadurch, daß man ſich, wie ſeiner Leidenſchaften und Begierden, ſo auch ſeiner Einbildungen entäußert. Glücklich der, welchem dieſe Entäußerung gelingt. Er weiß, daß dieſer ſtörende Traum in der ſeligen Ruhe des Nichts, genannt Menſchenleben, eben weiter Nichts iſt, als ein Traum, beſtimmt, zuletzt einem ewigen Schlafe zu weichen."

„Das gerade nenne ich untröſtlich. Ihr Lebenstraum wäre ja gar nicht der Mühe werth, geträumt zu werden."

„So iſt es in der That. Er iſt nicht der Mühe werth. Glücklich daher die Pflanzen, welche dieſes Traumes gar nicht bewußt werden; aber auch glücklich der Menſch, welcher ſich über die tauſend Widerſprüche ſeines Bewußtſeins vermittelſt des Humors hinwegzuhelfen weiß . . . Laſſen Sie uns anſtoßen, werther Freund. Es lebe der Humor, der den weiſen Sokrates inſpirirte, zu ſagen, er wiſſe nur, daß er Nichts wiſſe."

„Und Sie fühlen Sich alſo wohl und glücklich bei Ihrer Philoſophie des Nichts?"

„Ei freilich. Sehen Sie mich doch einmal an! Bin ich nicht geſund, rüſtig und heiter, meinen fünfundſiebzig Jahren zum Trotz?"

Das lachende, von Geſundheit ſtrotzende Geſicht des alten Mannes bezeugte die Wahrheit ſeiner Worte.

„In der That,“ ſagte Schiller. „Sie ſehen glücklich und zufrieden aus. Aber dennoch, ich kann mir nicht vorſtellen, wie der Menſch leben kann, ohne zu ſtreben und zu ringen.“

„Das begreife ich,“ verſetzte der Alte. „Sie ſind jung, voll Feuer, Geiſt, Phantaſie. Sie ſind ein Poet. Ich kenne das, wenn ich auch nie Verſe gemacht. Da wird Einem in der eigenen Haut zu enge. Man klagt wie Hiob, man empört ſich wie Prometheus. Aber was hilft es? Wir ſind Dickhäuter, wir können nicht hinaus. Iſt es daher nicht das Klügſte, ſich in ſeiner eigenen Haut möglichſt bequem einzurichten, bis die Stunde kommt, wo man ſchlafen geht . . . für immer?“

Der Dichter ſah eine Weile nachdenklich in ſein Glas. Dann ſagte er:

„Sie müſſen viel erlebt haben, werther Freund. Man kommt, ſcheint mir, nicht auf den gewöhnlichen Lebenswegen zu Ueberzeugungen, wie Sie haben. Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, möchte ich Sie wohl bitten, mir Ihre Geſchichte zu erzählen. Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Ihre Lebenserfahrungen ein gutes Stück der Geiſtesgeſchichte des Jahrhunderts enthalten.“

„Meine Geſchichte wollen Sie hören, Doctor? Hm, es iſt lange Jahre her, ſeit ich mit irgend einem Menſchen darüber geſprochen. Ich möchte auch nicht mit dem Nächſten Beſten davon reden. Aber Sie haben mir ein lebhaftes Intereſſe eingeflößt, ſchon gleich, als Sie zum erſten Mal mein Sorgenlos betraten . . . Wohl, Sie ſollen meine Geſchichte haben; aber Sie dürfen nicht erwarten, einen ſpannenden Roman zu hören. Es iſt nur die einfache, wenn auch nicht ganz gewöhnliche Geſchichte eines Theologen, der aus einem Fanatiker ein Freidenker wurde.“

„Aus einem Fanatiker?“

„Ja, ſo ſagt' ich. Ich war freilich kein Fanatiker im Styl der ſpaniſchen Inquiſition, aber ich war fanatiſirt für die Bibel, für das Lutherthum, für die Augsburger Confeſſion.“

Schiller blickte neugierig fragend den Alten an. Dieſer füllte die Gläſer aufs Neue mit dem dampfenden Naß und begann alſo zu erzählen: —

„Vor fünfzig Jahren und zwei war ich Prediger einer der Gemeinden, welche in den Alpenthälern eines ſüddeutſchen Erzſtifts dem Lutherthum zugewandt waren. Orthodox bis zum Zelotismus, war ich raſtlos in der Erfüllung deſſen, was ich für meine Pflicht anſah, und es gelang mir, meine Gemeinde mit dem nämlichen Feuereifer, welchen ich ſelber hegte, für den Bibelbuchſtabendienſt zu erfüllen. Wir waren echte Lutheraner, das heißt gerade ſo hochmüthig und gegen Andersdenkende unduldſam wie der Mönch von Wittenberg, welcher ja in ſeiner theologiſchen Unfehlbarkeit die Reformation, Deutſchland, Europa um einer Sylbe willen, um eines „Hoc est“ willen unbedenklich aufs Spiel geſetzt haben würde. Wir ſollten indeſſen bald erfahren, wie Unduldſamkeit thut. Doch ließ ich für meine Perſon wenig davon mich anfechten; im Gegentheil, ich hieß die Verfolgung willkommen, ich würde mich in meinem bornirten Fanatismus für glücklich gehalten haben, wenn mir die Blut- oder Feuertaufe des Martyriums zu Theil geworden wäre. Soweit kam es indeſſen nicht, obgleich ich es an Veranlaſſungen von meiner Seite nicht fehlen ließ. Man ſcheint aber die Ausbrüche meines Eifers für Anwandlungen von Verrücktheit genommen zu haben und da hatte man wahrlich nicht unrecht. . .

„Ein neuer Erzbiſchof hatte den Thron des Erzſtiftes beſtiegen, der Freiherr Leopold Anton von

Firmian. Er war ſeinem Glauben eifrig zugethan und meinte unbedenklich Alles thun zu müſſen, was ihm zur Verherrlichung ſeiner Kirche zu gereichen ſchien. Ich ſpreche, indem ich dieſes erzähle, ohne alle Bitterkeit von dem Prälaten. Er war ohne Zweifel von ſeinem guten Recht vollſtändig überzeugt. Thun ſich doch, ſo glaube ich, die Menſchen überhaupt weit mehr aus Irrthum und Unverſtand als aus böſem Willen all das tauſendfache Leid an, worunter die Creatur ſeufzt. . . . Der Erzbiſchof hatte in einer Stunde der Aufregung den Schwur gethan, er wolle die Ketzer aus dem Lande haben und ſollten auch auf den Feldern nur noch Dornen und Diſteln wachſen. Dieſer Schwur wurde redlich gehalten, denn es fehlte nicht an Leuten, welche den Fürſten an die Heiligkeit ſeines Gelübdes erinnerten. Nachdem eine Reihe von Bekehrungsmitteln, uns in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, erfolglos geblieben, begann eine Reihe von Bedrückungen, die zuerſt Einzelne über die Grenze trieben, dann, in geſteigertem und umfaſſenderem Maaße angewandt, der geſammten proteſtantiſchen Bevölkerung nur die Wahl ließen zwiſchen Abfall und Auswanderung. Sie wählte die letztere.

„Wenn dreißigtauſend Menſchen plötzlich Haus, Hof und Heimath verlaſſen, und aufs Ungewiſſe in die Fremde hinausziehen müſſen, ſo kann das nicht ohne viel Jammer und Elend abgehen, vollends gar, wenn ein ſolcher erzwungener Auszug zur Winterszeit ſtatthat. Ich mag von jenen Leiden nicht im Einzelnen reden, obwohl ich zu Klagen berechtigt wäre, da ich perſönlich meinen redlichen Antheil daran hatte. Mein junges Weib, das ich ſo ſehr geliebt, als nur immer ein Zelot außer ſeiner fixen Idee Etwas lieben kann, ſtarb auf der Flucht, nachdem ſie in einer elenden Sennhütte mit einem todten Kind niedergekommen. Noth, Kummer und Angſt hatten die Kataſtrophe veranlaßt. Als ich die Gute, Liebevolle, in deren Gemüth nie der Schatten eines unreinen Gedankens Eingang gefunden und die jetzt ſo kläglich hatte enden müſſen, ſtarr und ſtumm vor mir liegen ſah, als ich ihr in der Oede ein Grab grub, da fiel der erſte Blitz des Zweifels in meine wahnumnachtete Seele. Warum ſollen wir ſein, wenn wir nur ſind, um zu leiden? Dieſe Frage wurde der erſte Ring einer Gedankenkette, die mich nicht feſſeln, ſondern befreien ſollte. Der Prozeß meiner Emanzipation fing mit dem verzweiflungsvollen Schmerz eines Hiob an und endigte mit der heiteren Ruhe des Weiſen von Gargettos. Aber er vollzog ſich nur ſehr allmählig.

„Sobald wir Emigranten die Grenzen des Erzſtiftes hinter uns hatten, wurde unſere Lage erträglicher. Unſere Glaubensbrüder im Reich nahmen uns mit herzlicher Gaſtlichkeit auf. Proteſtantiſche Städte und Fürſten, voran der König von Preußen, wieſen den um ihres Glaubens willen Vertriebenen Stätten an, wo ſie eine neue Heimath ſich bereiten konnten. Die Abenteuer unſeres Zuges, der ſich nach und nach zertheilte, wie eben größere oder kleinere Genoſſenſchaften da und dort Gelegenheit zur Niederlaſſung fanden, — waren mannigfaltige. Selbſt am Reiz des Wunderbaren fehlte es nicht. Wenigſtens waren wir, die wir unſeren Auszug mit dem des Volkes Israel aus Egyptenland zu vergleichen liebten, leicht geneigt, manche überraſchend günſtige Wendung unſerer Geſchicke für ein Wunder zu nehmen. Später konnte ich nur mit einem Lächeln auf dieſe Wunderſucht zurückblicken. Dagegen iſt mir eine anmuthige Epiſode unſerer Wanderſchaft in freundlicher Erinnerung geblieben. Ein ſchönes und braves Mädchen, eine Waiſe, war in unſerem Zuge. Dieſe ſah, als wir durch das Oettingiſche zogen, eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl und faßte eine lebhafte Zuneigung zu ihr. Er trat ſie an und fragte ſie, wie es ihr da zu Lande gefalle, und als ſie zur Antwort gab: gar wohl, frug er weiter, ob ſie bei ſeinem Vater in Dienſt treten wolle. Sie bejahte und verſprach, treu und fleißig zu dienen. Der Bürger von Altmühl war aber ſchon lange in ſeinen Sohn, der ſein einziger war, gedrungen, daß er ſich verheirate. Jetzt ſagte der Sohn dem Vater, er habe ſich eine Braut gewählt, eine Emigrantin. Gefiel jedoch dieſe Wahl dem reichen Manne ſchlecht und ſuchte er daher mit Beihilfe des Ortspredigers dem Sohn die Grille, wie er es nannte, auszureden. Der Sohn aber beharrte und bat, daß der Vater das Mädchen wenigſtens ſehen möchte. Und er holte die Fremdlingin herbei, die aber von der wahren Abſicht des jungen Mannes noch Nichts wußte, ſondern glaubte, man verlange ſie nur zur Magd. Der Vater hinwieder war des Glaubens, ſein Sohn hätte ihr ſchon ſein Herz eröffnet, und da ihm die Schönheit ihres Antlitzes und die Sittſamkeit und Beſcheidenheit ihres Betragens wohlgefielen, ſo that er an ſie die Frage, ob ihr denn ſein Sohn ſo anſtünde, daß ſie ihn zum Manne haben wolle. Der Jungfrau klang das wie Scherz und Spott. Sie ſagte, es ſei unfreundlich, ſie zu foppen. Man hatte ſie zur Magd verlangt und als ſolche wollte ſie redlich ihre Pflicht thun; aber zum Gefopptwerden glaube ſie ſich zu gut. Und ſie wollte ihr Bündelchen wieder aufnehmen und weggehen. Doch der Alte, dem dieß Bezeigen baß gefiel, blieb dabei, es ſei ſeine Frage ganz ernſtgemeint geweſen, und nun ſagte ihr auch der Sohn, daß er ſie in ſein elterlich Haus gebracht, weil er ein herzliches Verlangen trage, ſie zum Weibe zu haben. Das Mädchen ſtand eine Weile nachdenklich, blickte mit Erröthen auf den wackeren Jüngling und ſagte endlich, falls es wirklich ſein Ernſt wäre, ſo ſei ſie hochzufrieden und ſie wolle ihn halten wie ihren Augapfel. Darauf gab's eine fröhliche Verlobungsfeier und ich war auch dabei. Die Geſchichte iſt, wie ich ſpäter erfuhr, aufgeſchrieben und weitum bekannt geworden.“

Der Erzähler hielt inne, um ſeine Lippen anzufeuchten. Dem Dichter aber ging dieſe in ihrer Einfachheit ſo rührende Epiſode aus der ſalzburger Emigrantengeſchichte zu Herzen. Jahre nachher, als ſein großer Freund Göthe dieſen idylliſchen Stoff mit Verlegung deſſelben in die Revolutionszeit, zu dem unübertrefflichen epiſchen Gedicht von Hermann und Dorothea geſtaltete, kam ihm dieſe Winternachtſtunde in dem einſamen Waldhauſe Sorgenlos lebhaft wieder zu Sinne.

Der Alte nahm den Faden ſeiner Erzählung wieder auf: —

„Da am Ende Jeder von uns Emigranten ſehen mußte, wie er unterkam, ſo zerſplitterte ſich natürlich unſer Zug immer mehr. Ich wurde von meinen Wandergenoſſen getrennt und nach mancherlei Verſuchen, mir irgendwo eine feſte Exiſtenz zu gründen, ins Sachſenland verſchlagen. Ich führte das Leben eines wandernden Predigtamtscandidaten und Informators. Mitunter auch das eines Handwerkers, denn ich hatte Gelegenheit gehabt mir in meinen Jugendjahren eine nicht gemeine Geſchicklichkeit in den Arbeiten der Drechſelbank und im Schleifen optiſcher Gläſer anzueignen. Endlich machte ich die Bekanntſchaft des berühmten Protektors der Herrnhuter, des frommen Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ich ging mit Eifer auf ſeine Anſichten ein, denn meine ſtarre Orthodoxie war allmählig ſehr brüchig geworden. Das verknöcherte Dogma des Lutherthums erſchien mir jetzt in einem ganz anderen Lichte als damals, wo ich es für die höchſte Ehre gehalten hatte, dafür zu leiden. Ich hatte inzwiſchen die Lehre Speners kennen gelernt und war dadurch zum Pietismus bekehrt worden. Stand dieſer doch damals ſo recht in ſeiner Blüthe und gegenüber dem hölzernen Joche des lutheriſchen Buchſtabendienſtes war dieſe Bewegung gewiß vollauf berechtigt; daß ſie in unklarſte Gefühlſamkeit verlaufen und den ganzen Wirrwar ſeparatiſtiſcher Schwärmerei hinter ſich herziehen mußte, lag freilich von Anfang an in ihrem Weſen.

„Hat man erſt ſeinen geſunden Menſchenverſtand auf dem Altar der Sektirerei geopfert, ſo kann es nicht ausbleiben, daß man mit Begierde an die confuſeſten Strebungen ſich anſchließt. Zinzendorf zeigte mir das Ideal des Urchriſtenthums in ſeiner Stiftung zu Herrnhut und, gänzlich verblendet über den Unverſtand, inmitten unſerer ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ein urchriſtliches Leben etabliren zu wollen, ward ich ein enthuſiaſtiſches Mitglied der Brüdergemeinde. Ja, eine Zeitlang ließ ich mich als ein rechtes Närrlein mit anderen Närrlein vom Bruder Ludwig am herrnhutiſchen Strick herumleiten ... Zinzendorf beſaß ganz unzweifelhaft eine lebhafte Ueberzeugung von ſeiner Miſſion und vollführte ſie mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit, mit einer außerordentlichen Energie. Aber ich machte die Bemerkung, daß dieſe Ueberzeugung eine fatale

Unterlage hatte, nämlich eine grenzenloſe Eitelkeit, wie ſie eben bei Schwärmern viel weniger ſelten iſt, als man gemeiniglich glaubt. Zinzendorfs Sucht nach Auszeichnung war unbändig und den Grafen konnte er vollends gar nie vergeſſen. Das ward mir ganz klar bei einer Szene, an die ich nie ohne Heiterkeit mich erinnern kann. Ich hatte den frommen Grafen ſchon auf mehreren ſeiner Miſſionsreiſen als demüthiger Gehilfe begleitet, als ich mit ihm nach Tübingen kam, wo er ſich, in Hoffnung auf eine proteſtantiſche Prälatur in Würtemberg, in die Reihe der Predigtamtscandidaten aufnehmen ließ. Bei ſeiner erſten Predigt vergaß er nun der apoſtoliſchen Einfachheit ſo ſehr, daß er im ſchwarzen Sammetkleide mit langer Mantelſchleppe, mit Ordensband und Stern auf der Kanzel erſchien und ſich durch einen Heiducken die Bibel nachtragen ließ Ach, wie war das komiſch! Damals ſchlug mich der Humor zum erſten Mal in den Nacken, aber der Schlag war noch nicht kräftig genug, um mir alle Schuppen von den Augen fallen zu machen.

„Die Miſſiönlerei in Sachen des Herrnhuterthums jedoch hatte ich gründlich ſatt. Es war mir unter dieſem ewigen Geſüßel der Lämmleinbrüderlichkeit doch gar ſo elend zu Muthe geworden. Was noch

Geſundes in mir war, empörte ſich gegen dieſe anempfundene Kränklichkeit. Ich trennte mich von Zinzendorf, begann wieder auf eigene Hand zu wandern und erhielt zunächſt eine Informatorsſtelle in einem berühmten holſteiniſchen Grafenhaus, welches mit dem frommen Adel in Norddeutſchland, in der Wetterau, in Sachſen und Schleſien vielfach liirt war . . . . Bei Sanct Lucretius, wenn ich jetzt daran denke, wie ſauer es ſich alle dieſe Leute mit der Scheinheiligkeit werden ließen, könnte mir noch jetzt angſt und bange werden. Das Leben dieſer Menſchen war um ſo mehr eine peinliche Selbſtquälerei, als das gemüthliche Element, welches der Pietismus in ſeiner Urſprünglichkeit cultivirt hatte, bereits auch ſeinerſeits in leeres Gepränge und todtes Formelweſen ausgeartet war. Wäre es nach dieſen Leuten gegangen, ſo müßte die ganze Welt ein Karthäuſer- oder Trappiſtenkloſter geworden ſein. Alle Fröhlichkeit, ſelbſt die harmloſeſte, rechneten die ſtrengen Pietiſten unter die ſündlichen Adiaphora und ſie zählten zu dieſen „Mitteldingen" beſonders Geſang, Spiel und Tanz, Schauſpiele, Gaſtgebote, Scherzreden, das Leſen von weltlichen Gedichten, ja ſogar von Zeitungen. So ein echter und gerechter Pietiſt mußte bei jedem Schritt, den er machte, ſich ängſtigen, ob er auch nicht unverſehens in ein „Mittelding“ hineintrete. Eine fromme Fürſtlichkeit hörte ich in jener Zeit ſagen, das Leben ſei nur dazu da, um die Sterbekunſt zu ſtudiren . . . . In meinem Grafenhaus verband ſich das kopfſteifſte Adelsbewußtſein mit der frömmelnden Heuchelei zu einer recht wunderlichen Miſchung. Die cyniſchen Sonderbarkeiten der Gräfin machten das Ding noch ärger. Es war unverbrüchliche Hausordnung, daß uns der Graf, bevor man zu Tiſche ging, eine unendliche geiſtliche Ermahnung vortrug; aber dabei galt es oft, auf die Zähne zu beißen, wenn man unterdeſſen die zwei Eichhörnchen, welche die Dame vom Hauſe ſtets bei ſich trug und in ihrem Buſen wohnen ließ, beſtändig aus dem Mieder hervor und wieder in dasſelbe zurückſchlüpfen ſah. Auch hatte der Schooßhund der Dame, ein garſtiger Mops, das Recht, während des Eſſens auf der Tafel umherzugehen und die Speiſen zu beſchnobbern und zu koſten“ . . . .

Schiller lachte laut auf über dieſe Mops- und Eichhörnchengeſchichte.

„Bei Sanct Lucretius!“ fuhr der Alte fort, — „Sie haben recht, zu lachen. Aber man mußte das ſteifceremonielle und zugleich ängſtlich andächtige Leben in jenem Hauſe ſelber mitgemacht haben, um die ganze Lächerlichkeit dieſer und ähnlicher Vorkommniſſe zu fühlen. Ich hielt es nicht lange dort aus und folgte, ſchon wankend in allen meinen bisherigen Ueberzeugungen, aber doch noch zu muthlos, friſchweg mit denſelben zu brechen, gerne der Einladung des Oberhauptes der Separatiſten in Frankfurt am Main, Andreas Groß, und ſeines Freundes, Friedrich Haug, an dem großen Bibelüberſetzungswerk theilzunehmen, welches damals zu Berleburg in der Wetterau, dieſer Hochſchule ſeparatiſtiſcher Grübelei und Schwärmerei, im Gange war. Auf meiner Reiſe dahin war ich in Frankfurt Augenzeuge mancher ſonderbarlichen ſeparatiſtiſchen Ausſchreitung. So badeten auf einer Mainfahrt der Sekte Männer und Frauen gemeinſam, ſangen aber dazu ein geiſtliches Lied, welches Bruder Groß anſtimmte. Im Uebrigen muß ich den Sektirern jener Zeit, der Wahrheit gemäß, das Zeugniß geben, daß ſie ſich von geſchlechtlichen Verirrungen frei hielten. Wenigſtens ich ſah nichts Dergleichen. Auch in Berleburg nicht, wo es doch ſonſt an Unſinn aller Art nicht fehlte. Da wimmelte es von wunderlichen Heiligen und Inſpirirten. Alle die Sekten, die ſich allmählig aus der proteſtantiſchen Kirche herausgebildet hatten, waren an dieſem Ort und in der Umgegend zu finden. Die

Beſitzungen des wetterauiſchen Adels, beſonders das gräflich wittgenſtein'ſche Gebiet, waren ein Aſyl für alle Schwärmer im weiten deutſchen Reich. Was gab es da für Erweckte! Einer toller als der andere. Aber am widerlichſten war mir der gleich einem Propheten verehrte Friedrich Rock aus Würtemberg, der, wenn die Inſpiration ihn packte, unter krampfhaften Zuckungen und pythiſcher Verdrehung des Kopfes ſeine apokalyptiſchen Orakelſprüche von ſich gab.

„Damals lebte auch Johann Chriſtian Edelmann, der nachmals als Erzketzer vielverrufene eifrige Wahrheitsſucher, in Berleburg. Er war ebenfalls Mitarbeiter am Bibelwerk, aber gleich mir gerieth auch er bald in verdrießliche Händel mit dem ſchlauen Haug, welcher für möglichſt viele Arbeit möglichſt wenig bezahlen wollte. Wir waren raſch Freunde geworden und zogen uns, nachdem wir mit Haug gebrochen, mitſammen in ein einſam ſtehendes Häuschen zurück, wo wir eine ſehr idylliſche, aber auch ſehr arme Wirthſchaft führten. Wir ſchliefen auf Laubpfählen, genoſſen die einfachſte Koſt und tauſchten auf einſamen Waldgängen unſere Gedanken aus. Edelmann arbeitete damals an ſeiner Hauptſchrift: „Moſes mit aufgedecktem Antlitz," — an welcher Juden und Chriſten ein ſo gewaltiges Aergerniß nehmen ſollten. Ich meinestheils griff wieder zum Drechſeln, Beinſchnitzen und Gläſerſchleifen und ließ der inneren Umwandlung Zeit, ſich zu bewerkſtelligen. Edelmanns Freunde von nah und fern verſahen ihn mit einem reichlichen Büchervorrath und ſo fehlte es auch mir nicht an geiſtiger Nahrung. Indeſſen merkte ich bald, daß ich in Sachen des Glaubens zu viele Enttäuſchungen erlebt hätte, um überhaupt noch im Glauben Beruhigung finden zu können. Ich las die engliſchen Freidenker, aber ihr Deismus war im Grunde doch nur eine religiöſe Waſſerſuppe, ungeſalzen, ungeſchmalzen. Sie gingen mit kritiſchem Geknurre um den heißen Brei des Vorurtheils herum; denſelben auszuſchütten wagte keiner. Auch Freund Edelmann wagte das nicht. Er konnte nur dieß und das kritiſiren, höchſtens verſpotten; aber der Hauptfrage ging er ſcheu aus dem Wege.

„Nun ſucht' ich Löſung meiner Zweifel an einem ganz anderen Orte, bei den mittelalterlichen Myſtikern. Ich las, was mir von den Schriften eines Tauler, eines Suſo, eines Heinrich von Nördlingen, eines Nikolaus von Baſel nur immer zu erlangen möglich war, und dieſe Gottesfreunde, wie ſie zu ihrer Zeit genannt wurden, leiteten mich auf den rechten Weg. Sie, die tieffrommen, edelgeſinnten

Männer, hatten in ihrem erhabenen Abſcheu vor den Kämpfen der Eigenliebe und Parteiſucht, in ihrer raſtloſen Sehnſucht als das Höchſte und allein Erſtrebenswerthe die ungeſtörte, ſelige Ruhe in den ewig ſich ſelbſt Gleichen geſetzt, in Gott.

„Die ungeſtörte, ſelige Ruhe, — das war das Geſuchte! Ich warf forſchende Blicke um mich her und erkannte leicht, daß die Menſchen weiter denn je von dieſem Ideal entfernt wären. Dieſe Welt voll Gier, Neid und Haß nahm den Traum vom Leben ſo ernſthaft, als ob er, ſtatt eine Spanne lang zu ſein, ewig währe. Ein unbeſchreibliches Gefühl der Verachtung wandelte mich an, wenn ich bedachte, um welcher Thorheiten und Nichtigkeiten willen die Menſchen ſich zerfleiſchten wie wilde Thiere. Aber bald gewöhnte ich mich, dieſen wüthenden, nie von einem Waffenſtillſtand unterbrochenen Krieg Aller gegen Alle nur noch vom Standpunkt des Humors aus anzuſehen. Glauben Sie mir, mein Freund, für Jeden, der ſich auf dieſen Standpunkt zu erheben vermag, iſt das Leben, die Geſellſchaft, die Weltgeſchichte weiter Nichts als ein unterhaltendes Gaukelſpiel. Man kann aber müde werden, vor der Bühne zu ſitzen, denn unter anderen Namen wiederholt ſich immer die alte Fabel des Stückes. Auch ich wurde des Schauens und Lachens müde. Ich wollte des täglichen Anblickes ſinnloſer Szenen überhaupt enthoben ſein, und da mir die Gegend hier bei einer früheren Durchreiſe um ihrer Abgeſchiedenheit vom Weltgetümmel willen ſehr gefallen hatte, zog ich hieher in den Wald, erkaufte mir ein Stück deſſelben und erbaute mir darauf mein Sorgenlos. Seither habe ich die Grenzen des Forſtes niemals wieder überſchritten, denn die alte Anne Kathrine reicht vollkommen aus, meinen wenigen Verkehr mit der Welt zu vermitteln."

Da der Alte ſchwieg, fragte Schiller:

„Alſo Ihre religiöſen Kämpfe hörten auf mit der Aneignung des beſchaulichen Quietismus der mittelalterlichen Myſtiker?"

„Meine Kämpfe, ja. Denn die völlige Beruhigung vollbrachte ſich ohne Leidenſchaft. Nachdem ich einmal Gott als die Allruhe begriffen, hatten die Wahngebilde aller Sekten keine Bedeutung mehr für mich. Aber noch faßte ich die Gottheit als ein Außerweltliches, Jenſeitiges. Zwei fromme Männer des vorigen Jahrhunderts, Jakob Böhm und Angelus Sileſius, brachten mich weiter. Der tiefſinnige görlitzer Schuſter hatte als Reſultat ſeines theoſophiſchen Ringens, alle Gegenſätze in Gott zu vereinigen, bekanntlich den Satz gewonnen, das Weltall ſei Ein göttliches Leben, ein Offenbaren Gottes in allen Dingen. Angelus Sileſius führte in ſeinem cherubiniſchen Wandersmann dieſen Pantheismus weiter aus oder faßte ihn wenigſtens klarer.

„Seine Anſchauung wurde für mich die Brücke zur völligen Befreiung. Ich fand ſie in Lucrez, dem genialſten Denker Roms, dem beredten Dolmetſcher der Lehre des großen Weiſen von Gargettos, von dem er ſo einzig ſchön geſagt:

Als darnieder er ſah das Daſein liegen der Menſchheit
Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der laſtenden Gottfurcht,
Die vom Himmelsgewölb ihr Antlitz offenbarend,
Schauerlich anzuſeh'n hinab auf die Sterblichen drohte,
Wagt' es ein griechiſcher Mann zuerſt, das ſterbliche Auge
Ihr entgegenzuheben, zuerſt ihr entgegenzutreten.
Und die muthige Macht des Gedankens ſiegte; gewaltig
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls
Und der verſtändige Geiſt durchſchritt das unendliche Ganze...."

„Die Verſe ſind ſchön," bemerkte der Dichter, — „aber ich kann nicht abſehen, wie ſie zur Beruhigung des Gemüthes beitragen ſollten. Sie ſcheinen mir mehr ein Ausfluß titaniſcher Empörung als beſchaulicher Indifferenz zu ſein."

„Sie vergeſſen, lieber Freund," entgegnete der Alte, „daß man die Weltanſchauung des Epikuros, wie ſie Lucretius darlegt, im Zuſammenhang faſſen muß. Was ſagt der große Poet von den Göttern?

. . . . Sie müſſen durch ſich und ihrer Natur nach
In der ſeligſten Ruh' unſterbliches Leben genießen,
Weit von unſerem Thun und unſeren Sorgen entfernt.
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,
Selbſt ſich in Fülle genug, nicht dürftig unſeres Beiſtands,
Rührt ſie nicht unſer Verdienſt noch reizet ſie unſer Vergehn..."

„Das iſt," meinte Schiller, — „nur eine leichte Verhüllung des nackten Atheismus, eine Aufhebung aller Religion. Denn Religion iſt die Beziehung des Menſchen zu Gott und umgekehrt. Dieſe Wechſelbeziehung leugnen, heißt ſagen: alle Frömmigkeit iſt nur ein Wahn."

„Und iſt denn die Frömmigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Menſchen etwas Anderes? Dreht ſie ſich nicht um den gemeinen Angelpunkt des Nutzens und Schadens? Iſt nicht das liebe egoiſtiſche Ich ihr unverrückbarer Mittelpunkt? Wie erleuchtet dagegen iſt die Frömmigkeit, welche Lucretius predigt? Wie ſagt er? : . .

Frömmigkeit iſt das nicht, mit verhülletem Haupte ſich oftmals
Rund um den Stein zu dreh'n, und jeden Altar zu beſtürmen;
Hin ſich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,
Vor den Bildern der Götter; mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu beſprengen; Gelübd' an Gelübde zu reihen;
Sondern: beruhigt im Geiſt hinſchauen zu können auf Alles."

„Aber," warf Schiller lebhaft ein, — „was ſollte bei dieſem abſoluten Gleichmuth, nein, bei dieſer trägen Gleichgiltigkeit herauskommen? Die völlige Verſumpfung der Menſchheit ohne Zweifel. Dazu aber kann ſie doch wohl nicht da ſein. Die Exiſtenz der Geſellſchaft iſt vielmehr ein unaufhörlicher Entwicklungsprozeß. Sie entwickelt ſich, im Guten und im Schlimmen, weil ſie muß, d. h. weil ſie einem unlösbar mit dem Daſein des Menſchen verknüpften Geſetz der Thätigkeit gehorcht. Sie muß ihre Bahn wandeln, wie die Erde, wie die Geſtirne die übrigen raſtlos gehen. Stillſtand wäre Erſtarrung, Verſteinerung, Tod."

„Sagen Sie vielmehr Ruhe, Schmerzloſigkeit Seligkeit . . . .

O unſeliger Geiſt, o blinde Herzen der Menſchen!
In welch finſterer Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dieß Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für ſich ſo heiß Nichts fordert, als daß wir,
Iſt der Körper von Schmerzen befreit, des Geiſtes genießen,
Frohen Gefühls, entfernt von Furcht und jeglicher Sorge."

Nachdem der alte Freidenker dieſes Citat im Tone ruhiger Ueberzeugung vorgebracht, ſtand er auf und ſagte mit gutmüthigem Lachen:

„Kommen Sie, junger Freund, wir wollen ſchlafen gehen; denn eine weitere Fortſetzung unſeres

Geſpräches könnte mich am Ende gar in den Verdacht der Proſelytenmacherei bringen. Nichts kann mir jedoch ferner liegen, denn ich laſſe, wie der große Fritz, gerne Jeden nach ſeiner eigenen Façon ſelig werden.“

Der Dichter, obgleich gaſtlich gebettet, ſchlief dieſe Nacht wenig. Die Erlebniſſe des Tages, die Geſpräche mit Lolo und mit dem Alten hatten ihn aufgeregt. Auch der Bernharduspater fiel ihm ein und er mußte ihn unwillkührlich mit ſeinem heutigen Wirthe vergleichen. Dieſer ſuchte die Ruhe im Nichts, jener in Gott; aber beide Greiſe waren gleich menſchen- und weltmüde und gebrauchten am Ende wohl nur verſchiedene Namen für eine und dieſelbe Sache. Unſer Freund jedoch war weder von dem Gläubigen noch von dem Ungläubigen zum Quietismus bekehrt worden und ſein Herz ſchlug voll und tapfer den Kämpfen des Lebens entgegen.

Viertes Capitel.

Ein Brief, woraus der Leſer erfährt, daß es hartnäckige Träume und ſtarke Zauber gibt, worin ferner von Sanct Lavatus gehandelt und ſchließlich ein Stück Alpenwelt aufgerollt wird.

Spät am andern Tage ſchied der Dichter von dem alten Freidenker und Humoriſten. Konnte er auch die Denkweiſe deſſelben im Ganzen und Großen nicht theilen, ja widerſtrebte ſie entſchieden dem warmen Enthuſiasmus ſeiner Seele, ſo ward er doch auch wieder angenehm berührt durch die humane Jovialität des greiſen Epikuräers, der hier in Waldeinſamkeit ſeiner Auflöſung in die Elemente oder, wie der Mann ſich ausdrückte, ſeinem Erwachen aus dem wunderlichen Lebenstraum mit gleichmüthiger Heiterkeit entgegenſah.

Beim Nachhauſekommen fand er ein Briefpaket vor, welches der Freund in der nahen Stadt, der ſeine ganze Korreſpondenz vermittelte, geſchickt hatte. Da war nun große Freude in der ſtillen Dichterklauſe. Ein Brief von der Schweſter Chriſtophine wurde zuerſt geöffnet. Alle auf der Solitude waren wohlauf. Der Vater habe ſchrieb Chriſtophine, den Fiesco geleſen und ſich den Anſchein gegeben, als müßte er über Manches darin bedenklich den Kopf ſchütteln.

Tags darauf habe er aber gelegentlich verlauten laſſen, es ſei doch wohl was an ſeinem Jungen, dem Fritz.

Beruhigt über die Zuſtände im elterlichen Hauſe, öffnete Schiller einen dickleibigen Brief, deſſen Adreſſe die Hand des Sammetdoctors verrieth. Der alte Herr ſchrieb aber nur kurz, Stuttgart ſtehe noch immer auf dem alten Flecke, Peterſen und Kapff ſeien noch immer gleich durſtig, auch habe ſich, ſo viel er wiſſe, keine Madame und keine Mamſell um des entwichenen Poeten willen weder in Neſenbach noch im Neckar ertränkt. Das beigeſchloſſene Schreiben, hieß es weiter, habe ihm Scharffenſtein zur Beſorgung übergeben.

Nach dieſem beigeſchloſſenen Schreiben griff der Dichter mit freudiger Haſt. Es war von William Raleigh und aus Genf datirt. Das Datum war aber ſchon mehrere Monate alt.

Der Amerikaner ſchrieb: —

„Der Traum iſt zerſtoben, der Zauber gebrochen. Sagte ich, theurer Freund, nicht ſo zu Dir, damals unter der Kloſterlinde von Lorch? Wohl, ich erinnere mich deutlich dieſer Worte und ich erinnere mich auch, daß ich daran glaubte. Wie ſich doch die Menſchen belügen! Wenn ich Dir ſage, daß der Traum zurückgekehrt und der Zauber mit verſtärkter

Macht wirkſam geworden, wirſt Du vielleicht mit geheimer Befriedigung an die ſelbſtgefällige Art und Weiſe zurückdenken, womit ich mir einſt, Euch deutſchen Träumern gegenüber, auf meine Männlichkeit und transatlantiſche Verſtändigkeit Etwas zu gute that.

„Triumphire immerhin. Ich geſtehe Dir, ich war ein Thor, daß ich mich ſelber belügen wollte. Und wiſſe: ich laſſe mich dahintragen von der Flut der Leidenſchaft, ungewiß, wohin ſie mich reißen wird.

„Ein Wort erklärt Dir Alles: — ich habe Lauretta wiedergeſehen!

„Du weißt, in welcher widerwärtigen Stimmung ich das alte Schwabenland verließ. Ich wollte mir wo möglich dieſe Stimmung vermittelſt einer Wanderung durch die Schweizeralpen, deren Schönheit mir Freund Sammetdoctor ſo verlockend geſchildert, aus der Seele wiſchen, um dann in Gottesnamen als der alte ruhige Menſch über den Ozean heimzukehren. Aber es ſollte anders kommen. Man entgeht ſeinem Schickſal nicht. Das iſt ſehr trivial, aber ſehr wahr.

„In Zürich angekommen, ließ ich es mir, begierig nach Zerſtreuung, angelegen ſein, die größte Merkwürdigkeit des Ortes kennen zu lernen, den berühmten Lavater. Ich hatte in Deutſchland von der

Thätigkeit und Wirkſamkeit dieſes Exemplar-Chriſten, der zugleich ein Intimus Göthe's war, ſo viel gehört, daß es mich lebhaft drängte, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen . . . . Ach, mein Freund, ich fürchte faſt, es geht uns mit den berühmten Menſchen wie mit den gothiſchen Münſtern Eurer Städte. Aus der Ferne geſehen, erfüllen uns dieſe, das gemeine Häuſermeer weit überragenden Koloſſe mit dem Gefühl der Ehrfurcht. Kommen wir ihnen aber näher und zuletzt ganz nahe, ſo finden wir gewöhnlich dieſe Rieſenbauten aufs Häßlichſte verunſtaltet durch an ſie angeklebte ſchmutzige Trödelbuden und übelriechende Boutiken.

„Sanct Lavatus hat mich leider auch an dieſe Erfahrung erinnert. Er ſteht jetzt in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeine feinen Geſichtszüge, ſeine liebenswürdigen Manieren ſind ſehr gewinnend. Er iſt ein bedeutender Menſch, keine Frage, und ſeine Thätigkeit iſt wirklich eine mirakelhafte, wenn auch in anderer Beziehung, als er ſich einbildet. Wunderbar nämlich iſt es, woher er die Zeit nimmt, das Alles zu thun, was er thut. Er ſteht ſeinem Amt vor, betheiligt ſich an gemeinnützigen Beſtrebungen ſeiner Mitbürger, macht Verſe, ſchreibt erbauliche und andere Bücher, treibt phyſiognomiſche Studien, briefwechſelt mit halb Europa und iſt bei Alledem höchſt zugänglich und geſellig. Aber . . . . nun, Du weißt, Abkunft, Erziehung und Ueberzeugung haben mich zu einem Chriſten gemacht, das heißt ich lebe des feſten Glaubens, daß die Grundlehren des Chriſtenthums, allen dogmatiſchen und hierarchiſchen Verunſtaltungen zum Trotz, groß und wirkſam genug ſeien, um alle Stürme dieſer und kommender Tage zu überdauern — aber das Chriſtenthum von Sanct Lavatus, bei aller Warmbrüderlichkeit und ſcheinbaren Toleranz des Mannes, iſt mir viel zu ausſchließlich und engherzig. Ich meine wahrgenommen zu haben, daß der berühmte Mann hinter der Maske des Humaniſten immer wieder den Theologen ſehr deutlich hervorblicken laſſe. Zweifelsohne iſt es ihm in Wahrheit unbegreiflich, daß, wie er ſich ausdrückte, ein Menſch leben und athmen könne, ohne ein Chriſt zu ſein, aber warum auch Anderen dieſe Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt aufdringen wollen? Sobald ein Menſch in die fixe Idee verfällt, Gott habe ihn ganz ſpezifiſch zum Gefäß der Wahrheit gemacht, wird er ſich nicht lange von dem Hochmuth aller derer freihalten können, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen ſubjectiven Ueberzeugung abhängig glauben. So auch Lavater. Zudem hat ihn der Weihrauch, welcher, namentlich von Frauenhänden, tagtäglich mündlich und brieflich vor ihm angezündet wird, völlig berauſcht. Seine Eitelkeit iſt geradezu enorm und erſchien, mir wenigſtens, um ſo widerlicher, je koketter ſie den Mantel der Demuth umhängt. Man hat ihn ſo lange einen Apoſtel und Propheten genannt, bis er ſich alles Ernſtes für einen ſolchen hielt. Im Uebrigen hat er ſich, wie ich glaube, den erſten Theil des evangeliſchen Spruches: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!“ ſehr gut gemerkt. Daher mag auch, vermuth' ich, ſeine Wunderſucht keineswegs ſo ganz naiv ſein, wie ſie ſich zu geben verſteht. Das hinderte jedoch nicht, daß er von mehr als einem Koryphäen der myſtiſchen Geheimnißelei unſerer Zeit greulich myſtifizirt wurde, ohne ſich dadurch von ſeinem Verkehr mit allen Wundermännern und Charlatanen, an denen die Gegenwart ſo reich iſt, abwendig machen zu laſſen.

„So ein Wundermann hatte auch kurz vor meiner Ankunft in Zürich dieſe Stadt beſucht und unſerem Sanct Lavatus den größten Reſpect eingeflößt. Er, der Wundermann, hieß es, ſei ein ſizilianiſcher Graf von den außerordentlichſten Kenntniſſen in der Magie und nebenbei von ungeheurem Reichthum. Er habe viel mit Lavater verkehrt, dieſen aber zuletzt ſehr wegwerfend behandelt und zu ihm geſagt: „Sind Sie von uns Beiden der Mann, der am beſten unterrichtet iſt, ſo brauchen Sie mich nicht; bin ich's, ſo brauch' ich Sie nicht.“ Deſſenungeachtet konnte Lavater nicht müde werden, von dem Abenteurer — denn ein ſolcher iſt der Menſch ſicherlich — zu ſprechen und ihn zu preiſen.

„Das geſchah an Lavaters Tiſch, in großer Geſellſchaft. Zufällig hatte ich zum Nachbar einen Mann, der nicht myſterienſüchtig genug war, um des geſunden Menſchenverſtandes zu ermangeln. Er theilte daher, wie er mir ſagte, keineswegs die Meinung Sancti Lavati über den Magier aus Sizilien. Die Beſchreibung der Perſon deſſelben machte mich aufmerkſam. Ich fragte mit größter Spannung nach mehr und immer mehr Einzelnheiten, und was ich erfuhr, beſeitigte in mir jeden Zweifel. — Der Sizilianer war kein Anderer als jener ſüdländiſche Geſell, welchen wir, weißt Du? damals in der blauen Ente zu Gmünd geſehen haben und der am ſelben Tage, wo Lauretta aus Gotteszell verſchwand, die alte Reichsſtadt verließ.

„Und ſie, ſie . . . Lauretta, war mit ihm in Zürich geweſen — als ſeine Tochter!

„Begreifſt Du Etwas von dieſem Räthſel, theurer

Freund? Ich nicht. Aber das iſt mir klar, daß ſich das wunderbare Kind damals von dem Sizilianer aus dem Kloſter entführen ließ. Sollte er wirklich Lauretta's Vater ſein? Aber das iſt ja demzufolge, was Du mir früher über die Herkunft des Mädchens angedeutet haſt, kaum möglich. Oder iſt er ſonſt ein Verwandter von ihr? Lauretta ſtammt ja mütterlicherſeits auch aus Sizilien.

„Sie war mit dem Sizilianer häufig in Lavaters Hauſe geweſen und hatte den züricher Propheten völlig bezaubert Seiner Beſchreibung nach konnte nur ſie es ſein, mußte ſie es ſein. Es lebt kein zweites ſolches Weſen. Außerdem hatte er einen Schattenriß von ihr genommen und ſie für ſeine phyſiognomiſche Portraitsgalerie zeichnen laſſen. Er ſprach von ihr mit einem Enthuſiasmus, der mich alle Schwächen des Mannes vergeſſen ließ. Ich beachtete kaum die aufgeſpannte, geſalbte, orakelnde Manier, womit er Lauretta's Schönheit und Gaben pries, ich lauſchte mit angehaltenem Athem und — da merkte ich, daß ich das Mädchen noch immer grenzenlos liebe.

„Mein rationaliſtiſcher Nachbar äußerte ſich weniger überſchwänglich über dieſes Thema. Er geſtand zwar auch, er habe nie etwas Reizenderes geſehen als dieſes junge Mädchen, aber zugleich meinte er, das Kind ſei leichtfertig genug, den Sizilianer bei den Wunderkünſten, womit derſelbe gläubige Thoren äffe, zu unterſtützen, und wäre es auch nur aus muthwilliger Freude an Poſſen und Schabernak. Dieß ſagte er mir, um den begeiſterten Herrn vom Hauſe nicht zu ärgern, ganz leiſe; ich aber war thöricht genug, mich darüber noch heftiger zu erboſen, als es Lavater gethan haben würde. Und doch ziſchte es wie ein Strahl eiſigen Waſſers in meine Glut, als mir der rationaliſtiſche Schweizer noch den Umſtand mittheilte, der Sizilianer habe in Zürich die Bekanntſchaft des excentriſchen Herzogs von * gemacht, von deſſen Sonderbarkeiten ich ſchon in Deutſchland gelegentlich dieß und das gehört hatte. Der Fürſt, auf einer Schweizerreiſe begriffen, habe ſich ganz auffallend gnädig gegen den Sizilianer und noch gnädiger gegen Lauretta erwieſen. In ſeinem Gefolge ſeien die Beiden nach den inneren Gegenden der Schweiz abgereiſt.

„Ich will Dich, lieber Schiller, mit Schilderung meiner Gemüthsbewegungen verſchonen, welche aus dieſer bedenklichen Neuigkeit entſprangen, und gebe Dir im Weiteren nur eine einfache Darſtellung meiner Reiſeerfahrungen. Sie ſind Dir, dem Dichter, vielleicht nicht ganz unwillkommen. Aber Bruderherz, Du ſollteſt dieſes wunderbare Land ſelber ſehen. In mitten dieſer Lieblichkeit, Pracht und Majeſtät habe ich die deutſche Naturſeligkeit, wie ſie aus Göthe's Werther blüht und duftet, erſt recht verſtehen gelernt.

„Ich verließ Zürich noch am Abend des Tages, wo ich im Hauſe Lavaters die erwähnten Aufſchlüſſe erhalten, — natürlich auf der Route, welche der Herzog von * mit ſeiner Reiſegeſellſchaft eingeſchlagen. Ich ging über den Albis. O, was thut ſich dem Auge für eine Herrlichkeit auf, wenn man den ſüdlichen Abhang dieſes Bergzuges, welcher längs dem anmuthvollen Zürichſee aufragt, herabſteigt. Der See von Zug iſt wie die Expoſitionsſzene des erhabenen Alpenſchauſpiels. Als der erſte Act mag der unvergleichliche Vierwaldſtätterſee bezeichnet werden. Auf dieſem Boden da begreift man den Schwur im Rütli und Tells Schuß.

„Von der paradieſiſchen Landzunge von Weggis aus bin ich auf den Rigiberg hinaufgeſtiegen, welcher nach der Verſicherung meines Gaſtwirths in Luzern eine großartige Rundſicht bieten ſollte. Freund, das iſt ein Punkt, wie es vielleicht keinen zweiten auf Erden gibt. Als ich mit meinem Führer bei der

Sennhütte nahe dem Gipfel oder Kulm, wie ſie ihn nennen, angelangt war nach mehrſtündigem Steigen, neigte ſich die Sonne gerade dem Untergange zu und goß über das grandioſe, vor meinen Augen entrollte Panorama ihren goldrothen Scheidegruß aus, über dieſe zahlloſen Seen und Ströme, über die koloſſalen Kuppen und Firne vom Säntis im Oſten bis zur Jungfrau im Süden, über die Kette des Jura im Weſten, über den Schwarzwald und die Felſenkegel des Hegau im Norden. Das grünte, glühte, leuchtete, funkelte allum — prachtvoll! glorios! Und der Zauber verſchwand nicht mit der Sonne: die Dämmerung machte die Szene noch erhabener, noch feierlicher, und beſonders war die Partie der glarner Alpen wundervoll. Ein roſenrother Duft wallte über die Schneefelder des Glärniſch, des Tödi und der Klariden hin, verſchwamm langſam in den Aether und dann ragten die Bergkoloſſe weißgleißend, ungeheuren Geſpenſtern gleich, in die Nacht empor, die ſich mählig über die Lande lagerte.

„Meine Seele war noch voll von dem Geſchauten, als mich nach kurzem Schlafe das Alphorn zum Sonnenaufgang weckte. Hinausgeeilt in die Morgenkühle, ſah ich einige Minuten lang die Welt noch chaotiſch dämmernd tief, tief unter mir liegen. Jetzt rührte ſich's im Oſten, — ein blaſſes Leuchten ſprang auf am Saume des Himmels, verſtärkte ſich, wurde weißlich, gelb, grünroth, und nun kam mit einmal die Sonne in purpurner Majeſtät zwiſchen dem Säntis und dem Mürtſchenſtock herauf, ließ ihre rothen Strahlen wie lohende Feuerpfeile von Kuppe zu Kuppe, von Firn zu Firn, von Gletſcher zu Gletſcher ſchießen und dann allmählig, wie ſie ſelber höher ſtieg, an den Fels- und Schneewänden niedergleiten, bis endlich Land und Waſſer, Berge und Thäler, Felder und Wälder in lachendem Morgenglanz dalagen, gebadet in Licht und Glorie.

„Bruderherz, wenn ich jemals dahin kommen ſollte, an Welt und Leben zu verzweifeln, ſo will ich mich dieſes Sonnenaufgangs auf dem Rigi erinnern. Ein Daſein, das ſolche Entzückungen bietet, iſt am Ende unter allen Umſtänden werth, gelebt zu werden.

„Ich fand zu Brunnen am Vierwaldſtätterſee Spuren der Reiſegeſellſchaft, die ich ſuchte. Sie deuteten nach dem Gotthard zu. Ich beſchleunigte meine Fahrt. In Amſteg, am Fuß des berühmten Paſſes, erfuhr ich, daß die Geſuchten kaum eine Stunde vor meiner Ankunft daſelbſt von dort aufgebrochen ſeien. Nacheilend beachtete ich kaum die Schönheiten meines Weges, bis mich, oberhalb Waſens, beim

Eintritt in die ſogenannten Schöllenen die wilde Erhabenheit der Umgebung den Zweck meiner Haſt faſt vergeſſen ließ.

„Der Saumpfad hat Dich im Zickzack in eine ungeheuere, finſtere Schlucht geführt. Ringsher ſcheint die Welt mit Granit vermauert. Du mußt den Kopf weit in den Nacken zurücklegen, um droben ein Stückchen Himmel zu erblicken. Zu Deinen Füßen ſchäumt, rauſcht, wüthet die Reuß. Du fragſt Dich: iſt das der Eingang zu Miltons Hölle? Doch Du biegſt noch um eine Felsecke und dort ſchwingt ſich vor Dir der rettende Steg, die Teufelsbrücke, über den tobenden Abgrund.

„Ich aber ſchrack freudig zurück.

„Denn auf der Brücke ſtand Lauretta und ſah über das ſchmale Geländer hinweg in den brodelnden Schlund.

„Es ging gegen Mittag zu und da bricht das Sonnenlicht mit Macht herein in dieſe Höllenſchlucht. In gewaltigen Stürzen wirft ſich der Bergſtrom von Fels zu Fels. Weiß von Schaum, blitzen die Strudel aus der Tiefe und der aufdampfende Waſſerſtaub wölbt, vom Sonnenſtrahl getroffen, prachtvolle Regenbogen über dem wilden Getobe.

„Aber das ſah ich nur ſo wie im Traum. Ich beachtete auch nicht die zwei Begleiter Lauretta's, nicht das Gefolge, welches jenſeits der Brücke mit den Saumpferden hielt: — ich ſah nur ſie.

„O, wie war ſie ſo ſchön und hold! Sie war die Sonne, welche die Höllenſchlucht mit Himmelsglanz erfüllte . . . .

„Doch verzeihe, theuerer Freund, dieſe Phantaſterei dem Liebenden. Erinnere Dich der Zeit, wo Du die Laura-Oden dichteteſt. Freilich, ich bin kein Dichter, aber ſteht nicht geſchrieben, zuweilen breche die Poeſie aus Jedem hervor wie die Thräne aus der Rebe im Lenz? . . . .

„Nur ein Reſt von Mannesſtolz hatte mich abgehalten, auf ſie zuzueilen und ihr zu Füßen zu ſtürzen wie ein Toller. Als ich in gemeſſenerem Tone, aber gewiß verworren genug, meine Begrüßung vorgebracht, ſah ſie mich lange an, ſo wenig Ueberraſchung blicken laſſend, als verſtände ſich mein Kommen ganz von ſelbſt. Ihre Antwort auf meine Anſprache klang nicht gerade abweiſend, aber auch nicht einladend, — kurz, ſie empfing mich wie eine Königin den Unterthan empfängt, welcher an die Stufen des Thrones tritt, ihr zu huldigen. Und ich ließ mir das ganz gerne gefallen. Glaubte ich doch bei Alledem, in Lauretta's Miene den Ausdruck eines gewiſſen Vertrauens zu mir wahrzunehmen.

„Sie ſtellte mich als einen alten Freund — und das Wort Freund betonte ſie ſo liebenswürdig, daß es mich entzückte — den beiden Herren vor, welche mit ihr auf der Teufelsbrücke geſtanden hatten. Während wir den Steig zum Urnerloch emporſtiegen, betrachtete ich mir die Beiden und ſo thaten ſie mit mir, der ihnen wahrſcheinlich nicht ſehr willkommen war.

„Der Herzog von * iſt ein hochgewachſener, blonder, blaſſer Menſch, denn ich kann nicht Mann ſagen, da ſein Geſicht mit dem außerordentlich feinen Teint und den nebelhaft blaßblauen Augen ein entſchieden weibiſches iſt. Er ging in einer wunderlichen, halborientaliſchen Tracht, deren ſeiltänzeriſche Barockheit gar nicht zu ſeinen ſentimentalen Zügen ſtimmte. Ueberhaupt ſcheint er aus den tollſten Contraſten zuſammengewürfelt, wie denn auch ſeine langen, ſtarkknochigen, muskelſtarken Gliedmaßen gar nicht zu ſeinem weibiſchen Geſicht und ſeiner weichlichen Haltung paſſen. Er nahm einen Anlauf, mich ſehr von oben herab zu behandeln, da ich ihn aber deutlich merken ließ, daß ich nicht der Mann ſei, ſo Etwas unterthänig hinzunehmen, wurde er ſehr artig, faſt übertrieben. Lauretta bemerkte es und ihre Unterlippe zog ſich verachtungsvoll zuſammen. Dann lachte ſie und ſagte: „Durchlauchtiger Herr, das iſt ein widerhaariger Republikaner von jenſeits des Ozeans, der ſich nicht ſo leicht in die Ehrfurcht hineinfindet, welche Ihre angeſtammten Unterthanen von Rechtswegen vor Ihrer erlauchten Perſon empfinden. Sie müſſen ihm das ſchon zu gute halten.“ — „Madonna,“ entgegnete der Fürſt, — „Ihre Winke ſind ſtets Befehle für mich“ . . . Nicht nur aus dieſer Antwort, ſondern auch aus dem ganzen Benehmen des Herzogs gegen Lauretta konnte ich unſchwer den Schluß ziehen, daß ſie ihn beherrſchte, wie ſie von jeder ihre Umgebung beherrſcht hatte.

„Der Conde Fenix — welch' ein abenteuerlicher Name! — war eben der Italiener aus der blauen Ente und brauche ich ihn Dir alſo nicht erſt zu ſchildern. Mir fiel um ſo mehr auf, daß ihn der Herzog mit größter Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung behandelte, da der Mann den Stempel der Gemeinheit ſo entſchieden auf der Stirne trug. Lauretta ihrerſeits benahm ſich gegen ihn mit ſouverainer Königlichkeit, falls Du mir dieſe Wortbildung geſtatten willſt. Er redete ſie ſtets reſpectvoll mit Signora an, ſie dagegen nannte ihn kurzweg Monſieur; mitunter auch Conde, aber dieſer Titel klang in ihrem Munde nur wie eine Verhöhnung deſſelben. Scharfen Blickes hatte der Wundermann bemerkt, daß Lauretta wollte, ich ſollte zuvorkommend behandelt werden, und ſo überſchüttete er mich mit Zudringlichkeiten in ſeinem ſiziliſch-franzöſiſchen Kauderwelſch. Er machte auch wiederholt das Maurerzeichen, aber ich fand nicht für gut, es zu verſtehen. Der Menſch war mir im höchſten Grade verdächtig und widerlich.

„Ah, welche Ueberraſchung!“ rief Lauretta aus, als wir, aus dem Urnerloch hervorgetreten, plötzlich das reizende Urſerenthal im hellen Sonnenſchein vor uns liegen ſahen.

„In der That, der Anblick dieſes grünen, von blendenden Schneekuppen überragten Hochthals, durch welches ſich die Reuß, bevor ſie ſich häuptlings in den Schöllenenſchlund ſtürzt, ſanften Laufes ſchlängelt, iſt eine der lachendſten landſchaftlichen Ueberraſchungen, die man ſich denken kann. Wir verbrachten den Reſt des Tages an dieſem anmuthigen Orte, deſſen reine Luft man mit Wolluſt einſchlürft. Lauretta unterhielt ſich faſt ausſchließlich mit mir, behandelte mich wirklich als einen Freund und war unbeſchreiblich heiter und liebenswürdig. Aber gerade dieſe Liebenswürdigkeit verleitete mich zu einer großen Dummheit.

„Du begreifſt leicht, lieber Schiller, daß mir viel daran liegen mußte, wenigſtens einigermaßen über das Verhältniß Lauretta's zu dem Grafen und dem Herzog ins Klare zu kommen. Aber ich griff es ſehr ungeſchickt an, indem ich damit begann, zu ihr zu ſagen: „Mein theures Fräulein, in welcher Geſellſchaft mußte ich Sie wiederfinden!“ — Sie ſah mich ſtolz an und verſetzte: „Was geht es Sie an, mein Herr, wenn ich mir meine Geſellſchaft wähle, wie es mir beliebt?“ Von dieſem Augenblicke an war alle Vertraulichkeit zu Ende und Lauretta wies alle weiteren Annäherungsverſuche von meiner Seite entſchieden zurück.

„Wir übernachteten in Andermatt. Von einer ganz ungewöhnlichen, bleiernen Müdigkeit befallen, ſuchte ich am Abend mein Lager und erwachte am andern Morgen erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Lauretta und ihre ganze Reiſegeſellſchaft war ſchon in aller Frühe fort, wie man mir ſagte: Und ſie hatte kein Wort, kein Zeichen für mich zurückgelaſſen. Der Kopf ſchmerzte mir, ich fühlte mich halb krank Ein ſchlimmer Verdacht ſtieg in mir auf. War meine geſtrige Müdigkeit, mein ganz ungewöhnlich langer und tieſer Schlaf vielleicht nicht ganz natürlich geweſen?

„Der Wirth konnte oder wollte mir über die Richtung der Reiſegeſellſchaft Lauretta's keine Auskunft geben. Aber es konnte dieſelbe, da ſie nicht zurückgegangen, nur zwei Richtungen eingeſchlagen haben: aufwärts zum Gipfel des Gotthard und von dort abwärts nach Italien oder aber das Urſerenthal entlang dem Furkapaſſe zu. Im Dorfe Hospenthal ſcheidet ſich der Weg. Dort ſagte mir der Wirth, die Reiſenden, nach welchen ich mich angelegentlich erkundigte, hätten den Weg nach Realp eingeſchlagen, um von da über die Furka und Grimſel zu gehen. Wahrſcheinlich hab' ich dem Manne ein zu voreiliges Vertrauen geſchenkt. Schon die Beeilung, womit er mir ein friſches Saumpferd antrug, hätte mich ſtutzig machen können. Aber ich ward es nicht, um ſo weniger, als Lauretta Tags zuvor davon geſprochen, daß ſie das berner Oberland beſuchen wolle.

„So zog ich denn weiter, über Realp, die Furka hinan, hinein in die eigentliche Gletſcherregion. Bei meinem Vorrücken in derſelben iſt es mir ſonderbar ergangen. Enthält die Luft, die man auf jenen den Dunſt und Quark des Alltagslebens ſo hoch überragenden Höhen athmet, wirklich ein Element der

Befreiung, das Einem die Leidenſchaften in der Bruſt ſchweigt und Schmerzen und Kummer von der Seele löſt? Ich muß es wohl glauben. Die Größe, die erhabene Stille dieſer Natur läßt auch das größte Menſchenleid klein, ſo unbeachtenswerth klein erſcheinen und weiſt den lärmendſten Tumult unſerer Gefühle und Wünſche nicht rauh gebieteriſch, aber dennoch unwiderſtehlich zur Ruhe. Als ich das Urſerenthal verließ, haderte ich mit Gott und der Welt und mit mir ſelber und fühlte mich höchſt unglücklich. Nachdem ich einen Tag in der wundervollen Wildniß gewandert, kam ich mir vor wie über Alles, was mich quälte, wie über mich ſelbſt hinausgehoben.

„Ich ſtieg von der Höhe der Furka hinab zum Rhonegletſcher, deſſen ungeheure Maſſen vom Galenſtock herabſtürzen, eine im Sturz erſtarrte Flut. Die kaum geborene Rhone überſchreitend, klomm ich die jähe Maienwand hinan, ging über die beſchneite Grimſel und herbergte im Grimſelhoſpiz. Sieh, Lieber, das iſt ein Sarg aus Granit, Eis und Schnee, der keinen Ausgang zu bieten ſcheint. Da iſt das Leben erſtarrt und der Winter ſagt verächtlich zum Sommer: Hier biet' ich Dir Trotz, — komm an!

„Folgenden Tages hinab mit dem jungen Aareſtrom in das Haslithal, das wie eine ungeheure ſchwarze Furche zwiſchen himmelhohen Bergkoloſſen ſich hinwindet. Bei der Handeck donnert die Aare hinab in einen ſchwarzen Felſentrichter, in deſſen Schlund der Blick ſchwindelnd ſich verliert. Und von ſeitwärts her wirft ſich der wilden Tochter der Finſteraarhorn- und Schreckhorngletſcher der ſilberhelle Aerlibach in den Abgrund nach, daß ihre Waſſer im Sturze ſich vermiſchen bis ſie an den Felszacken zu Atomen zerſtäuben . . . Iſt das nicht wie Liebe? wie meine Liebe? Eile ich nicht mit Haſt einem Weſen nach, wild, launiſch, ſtrudelnd wie die junge Aare, um vielleicht an ihm und mit ihm zu Grunde zu gehen? . . . Ach, einlullen wohl kann die Natur die Dämonen in der Menſchenbruſt, aber ſie tödten — nimmer!

„Bei Meyringen, wo von allen Höhen Sturzbäche rauſchen, ſpinnt auch der glorioſe Reichenbach ſein gewaltiges Silbertau aus einer Schlucht hervor, daß es blendend in der Luft hängt. Dort hinauf zum Roſenlaui[illegible]ſcher mit ſeinen wunderbar geſtalteten blaugrünen Eisgrotten. Dann hinab nach Grindelwald. Auf dieſer Szene, deren gigantiſche Couliſſen das Wetterhorn, die Vieſcherhörner, der Eiger und zwei bis zur Thalſohle herabſteigende Gletſcherſtröme bilden, erlebt' ich das unbeſchreibliche Schauſpiel eines Gewitterſturmes in den Hochalpen. Laß mich ſchweigen darüber. Ich ſage nur: mir klangen bei dieſem Erlebniß die Donnertöne des 29. Pſalms bebend in der Seele nach.

„Von Gründelwald aus wieder bergauf zur Wengernalp. Aus den Abgründen kochten die Morgennebel auf und zerſchellten an den Eisſtirnen der Bergrieſen. Die Sonne brach triumphirend hervor, als ich oben bei der Scheideck angelangt. Sie hatte ſich entſchleiert, die Königin der Alpen, und da ſtand ſie vor mir, über allen Ausdruck klar und herrlich in ihrer ewigen Schönheit, die Jungfrau! Ein Bild, das, einmal in ſeiner ganzen Vollpracht geſehen, nie wieder in der Seele erlöſchen kann. Du ſtehſt geblendet, ſtarrſt entzückt, ſtaunend, ſprachlos hinüber auf die Silberhörner und bläulichen Gletſchergehänge, da horch, ein Donner! Und doch iſt der Himmel rein und wolkenlos. Strenge Dein Auge an. Siehſt Du dort aus einer der Eisſchluchten des Berges ein ſilbernes Geſtäube hervorbrechen? Iſt es ein Sturzbach, der thalwärts geht? Er verſchwindet, — er ſtäubt weiter niederwärts wieder hervor — ein Donnerſchlag, dumpf nachrollend — aus hundert Klüften antwortet der Widerhall, wie der Chor einer aeſchyleiſchen Tragödie — Du haſt eine Lawine fallen geſehen und donnern gehört!

„Du mußt Dich endlich mit Gewalt losreißen, um niederzuſteigen ins Thal von Lauterbrunnen. Ja wohl, lauter Brunnen! Wie das plätſchert und ſtürzt und klingt von allen Berghalden! . . . Beim gaſtlichen Pfarrherrn des Thales hielt ich Raſt. Sein Haus ſteht der ſchwindelnden Felswand, von welcher der Staubbach herabflattert, gerade gegenüber. Da war wenige Tage vor mir ein Reiſender aus Dänemark eingekehrt und hatte in das Gedenkbuch des Predigers eine Schilderung des Staubbaches in deutſchen Verſen geſchrieben. Sie iſt nach meinem Gefühl vortrefflich. Ich ſchrieb ſie für Dich ab und hier haſt Du ſie: —

„Wie wenn gelind anfächelt der Weſt, vom Gipfel des Maſtbaums
Vielgeſchlängelt, in wechſelndem Schwung das Wimpel herabſchweift,
Bald in die Länge geſtreckt, bald eingeſchlürft im Geringel,
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des ſcherzenden Zephyrs,
Immer wenn kaum es die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt es zurück, flammt ſchollernd empor und flattert am Himmel:
Alſo ſchwebt in der wehenden Luft der ätheriſche Gießbach
Mannigfaltig bewegt, vom Rande der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hierhin und dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweif zu berühren.

Oben erſcheint er als Strom, ein der Luft entſtürzender Meerſchwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk und unten ein weißlicher Nebel;
Dann in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst ſich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunſtet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er ſtets und droht in dem Herſturz
Alles mit reißender Flut zu verſchwemmen; allein es verwandelt
Sanft ſich in Milde die Wuth und er netzt ſtaubregnend das Hüglein,
Daß auch die zarteſten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblüh'n“.....

„Aber ſo Großes und Prächtiges mir auch die Alpen ſchon gezeigt, ich war noch lange nicht von ihrer Schönheit geſättigt. Ich dürſtete, ihre geheimſten Reize zu erblicken, die ſie fernab vor den Blicken derer birgt, welche nur die gewohnten Touriſtenpfade treten. Mich verlangte nach einer echten und gerechten Gletſcherfahrt. Zwei Gemsjäger, nachdem ſie mich prüfenden Blickes gemuſtert, ob meine Gliedmaßen ſo einem Gange auch gewachſen ſeien, erboten ſich, mich wohlbehalten über das Eismeer zu bringen, welches zwiſchen dem Lauterbrunner- und dem Kanderthal laſtet.

„Noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir in der Morgenfrühe von Lauterbrunnen aufbrachen. Am Schmadribachſturz vorbei, einem der herrlichſten der Schweiz, geht es bergan, mählig, dann ſteiler, bis zur Moräne des unteren Tſchingelgletſchers. Weißt Du, wie es Einem wird, wenn man zum erſten Mal über einen Gletſcher wandert und über die grünblau klaffenden Schründe ſpringt, in welchen tief unten die Gletſcherbäche in der Finſterniß toſen? Es iſt Einem zu Muthe, als wandelte man über einen gefrorenen Orkan. Anfangs gar nicht ſehr heimelig. Du mußt Dich erſt mit dieſen ungewohnten Tönen, mit dem Gekrache des Eiſes, mit dem hohlen Gebrauſe der darunter ſtrömenden Waſſer befreunden. Dein Auge muß ſchwindelfrei, Dein Fuß feſt ſein; dann hat es, bei hellem Wetter und mit einem zuverläſſigen Führer an der Seite, keine große Gefahr.

„Wie mit einem ungeheuren Schwung wirft der obere Tſchingelgletſcher ſeine Eismaſſen auf den unteren herab. Da galt es, einige tauſend Fuß hoch eine völlig ſenkrechte Felswand emporzuklimmen. Das iſt der Tſchingeltritt. Ich erklärte das Unternehmen für unmöglich. Dennoch zeigten mir meine Führer die Möglichkeit. Das Klimmen begann. Bei allen Göttern! glaube mir, lieber zehn Schlachten mitmachen, als noch einmal dort hinanklettern. Da hängſt Du zwiſchen dem Himmel droben und dem grün heraufblitzenden ſchneeloſen Eisſpiegel drunten. Schaue nicht hinunter, Du ſchauſt in den Tod. Und doch kannſt Du nicht anders. Aber lege Deine ganze Willenskraft in Füße und Alpſtock, ſtemme Dich feſt an — ein Fehltritt und kein Gott hält Deinen zerſchmetternden Sturz auf.

„Als wir den Rand des oberen Tſchingelgletſchers, deſſen koloſſale, wildbizarr auf einander geſchichteten Eisblöcke vom Staub des von den Winden zerriebenen Geſteins ſchwarz gefärbt waren, erreicht hatten, ruhten wir aus und ſchauten uns um. Wie glühten ſie prachtvoll in der Morgenſonne, die Kuppen des Tſchingelhorns, des Breithorns, der Jungfrau und alle die glorioſen Koloſſe! Tief ergriff mich die Poeſie in dem Ausdruck des älteren Führers, das ſeien die Leibgrenadiere des Herrgotts.

„Weiter, weiter hinein ins Allerheiligſte der Wildniß! Du biſt darin, wenn Du über den Blümlisalpgletſcher hinſchreiteſt. Sanft abgedacht, ſteigt er in einer Länge von etwa drei Stunden hinan. Friſcher Schneefall hatte ſeine Eismaſſen mit einem blitzenden Weiß überzogen. Die Blendung der von der Schneedecke zurückprallenden Sonnenſtrahlen vermag die Sehnerven zu lähmen. Schlage daher das ſchleierartige Tuch vor das Geſicht und lüfte es nicht zu oft, um immer und immer wieder die Prachtſäulen dieſes Rieſendomes, welchen Du durchwandelſt, anzuſtaunen. Aber Du kannſt nicht anders. Du mußt Dir das unbeſchreibliche Bild von erhabener Wildheit und einſamer Majeſtät in die Seele prägen, welches zwiſchen der Blümlisalp, dem Gſpaltenhorn, Doldenhorn, Zackhorn, Schildhorn, Balmhorn und Altels Deinen Blicken aufgerollt iſt.

„Auf der Höhe des Gletſchers ſtanden wir zehntauſend Fuß hoch und drüber ob dem Meeresſpiegel. Berge, die, von drunten angeſehen, den Himmel zu tragen ſcheinen, lagen ganz unanſehnlich unter uns, indem ſie kaum mit ihren höchſten ſchneebekrönten Spitzen über den Gletſchervorhang aufragten. Was für Strapazen hatte es gekoſtet, ſo hoch zu klimmen! Aber die ſtahlkräftige Luft hier oben, welche die Lungenflügel bis zum Berſten weitet, läßt keine Ermattung aufkommen. Du fühlſt Dich ſo leicht, ſo froh und frei wie die Gemsheerde, welche dort drüben an der Wand des Zackhorns mitten zwiſchen Eis und Schnee einen Grasplatz gefunden hat. Ganz eigenthümlich imponirend und ergreifend iſt die Stille, das erhabene Schweigen dieſer Regionen. Nur zuweilen wird es unterbrochen durch einen heiſeren Schrei und aufblickend ſiehſt Du einen Adler oder

Lämmergeier majeſtätiſchen Flügelſchwunges über die prachtvolle Oede hinſtreichen.

„Meine Führer machten mich noch auf einen ſchmalen Grat aufmerkſam, von deſſen Scheitel man hinausſiehe nach Deutſchland und Frankreich. Ich kletterte mühſelig hinan. Der von der Mittagsſonne aufgeweichte Schnee löst ſich bei jedem Tritt unter den Füßen, rollt mit wachſender Schnelle abwärts, ballt ſich, ſchiebt immer größere Maſſen vor ſich her, und wenn Du Dir getrauſt, in die gähnenden Schlünde zu blicken, ſiehſt Du drunten die donnernde Lawine auf Eisblöcken zerſchellen. Droben ſah man wirklich weit hinaus in die Lande. Die dunkeln Streifen dort ſeien der Schwarzwald und die Vogeſen, ſagten meine Begleiter. Aber von ſolcher Höhe herab geſehen, verſchwimmen Formen und Farben zu grauen und braunen Maſſen . . . . O, wie ſo tief und weit lag die Welt unter mir! Sie muthete mich an wie eine halbvergeſſene Melodie, wie ein Lied, von welchem man nur noch einzelne Worte und Klänge in der Seele hat.

„Der wildverworrene Eisſturz, welcher zwiſchen das Doldenhorn und Zackhorn eingeklemmt iſt, bildet die Grenzſcheide des Blümlisalp- und des Kanderngletſchers. Seitlängs des letztern ſtiegen wir, nachdem wir den ganzen Tag in der Gletſcherwelt verbracht, wieder zu Thale, hinab nach Kanderſteg. Von da machte ich an den folgenden Tagen noch Ausflüge in das Gaſternthal, in deſſen lieblichſt grüne Matten herab ringsher aus vergletſcherten Felswänden ſilberne Bäche ſpringen, wie aus Himmelshöhen, — und in das Oeſchinenthal, in deſſen mit allem Zauber heiligſter Bergeinſamkeit geſchmücktem See Doldenhorn und Blümlisalp ihre Schnee- und Eisfelder ſpiegeln. Dann ging ich über den Gemmipaß ins Wallis hinüber und hinab an den ſchönen Leman.

„Es iſt ſehr ſeltſam! In dem Maaße, in welchem ich mich wieder den Wohnſtätten der Cultur näherte, regte ſich auch wieder mehr und mehr die Leidenſchaft in mir. Ich hatte in Montreux und Vevey, auf meinem Wege nach Lauſanne, Spuren von Lauretta und ihrer Reiſegeſellſchaft gefunden. Sie mußten, vermuthete ich, vom Urſerenthal aus zwar über die Furka, aber nur bis zum Rhonegletſcher und von dort das Wallis hinabgereiſt ſein. Ich verfolgte die aufgefundenen Spuren mit brennender Sehnſucht. Sie leiteten mich hieher nach Genf. Das Reſultat meiner Nachforſchungen iſt, daß Lauretta unzweifelhaft hier war. Aber wo iſt ſie jetzt? Der Faden iſt wieder geriſſen . . . .

„Eine ſehr unſichere Vermuthung läßt mich annehmen, die Geſuchte ſei das Arvethal hinauf nach Chamounix gegangen. Ich werde mich heute noch dahin auf den Weg machen, denn ich will und muß ſie noch einmal ſehen, und wäre es zuletzt auch am Hofe des Herzogs von *.

„Nenne mich einen Thoren, theurer Freund, aber laß' mir die Hoffnung, daß ich Lauretta wiederfinden werde . . . Ach, ich kann nicht, wie Ihr Dichter thun könnt, über meine Leidenſchaft mich erheben, indem ich ſie zu einem künſtleriſchen Object mache, — ich muß ſie durchleben, weil ich wie ein einfacher Sterblicher darin befangen bin . . . Ob meine Beharrlichkeit vergeblich ſein wird? Es kann, es darf nicht ſein! Steht nicht geſchrieben, daß die Liebe Alles überwinde? Die Götter geben's!“ . . .

Fünftes Capitel,

worin das alte und doch immer neue Thema vom Scheiden und Meiden wieder einmal variirt wird.

Ueber den Wäldern glühte der Abendhimmel eines heißen Julitages. Golden ſchimmerte es im Weſten und die mählig niederſteigende Sonne warf zwiſchen den Wipfeln und Stämmen hindurch rothfunkelnde Lichter auf das üppige Moos- und Epheugrün des Bodens.

Es iſt um dieſe Jahreszeit ſehr ſtill im Walde. Die junge Vögelbrut hat das Singen noch nicht gelernt und die älteren Waldſänger ruhen ſich von den Sorgen und Nöthen der Begründung und Erhaltung eines Haushaltes aus. Sie haben das Ihrige gethan, ihre Jungen ſind flügge, ſie können ſich daher jetzt mit ſtiller Beſchaulichkeit dem Federnwechſel, genannt Mauſe, überlaſſen. Das iſt in der Welt der Vögel die Bade- und Curſaiſon, weßhalb man ihnen die Vernachläſſigung ihrer muſikaliſchen Pflichten zu gute halten muß.

Ueber das Moos glitt ein reizender Frauenfuß, welcher gemeinſchaftlich mit ſeinem Zwillingsbruder die anmuthige Geſtalt Lolo's trug. Sie war von dem verſchollenen Schloß herabgeſtiegen, nachdem ſie der greiſen Freundin mit einer Reſignation, die nicht ganz natürlich war, geſagt hatte: „Ich gehe, um Abſchied zu nehmen."

Sie verfolgte einen auf dem weichen Moos kaum ſichtbaren Pfad, welchen ſie ſchon oft gegangen ſein mußte, denn ſie war über die Richtung nie einen Augenblick im Zweifel. Mit der einen Hand den

Saum ihres langen weißen Kleides emporhaltend, ſchritt ſie raſch dahin und gelangte zu einem jener traulichen Waldverſtecke, wie der Inſtinkt der Liebe ſie ſo leicht und häufig findet.

Ein von Brombeer- und Epheuranken überſponnener kleiner Bach umzog im Halbbogen eine Anſchwellung des Bodens, welche von maleriſch geformten Felsblöcken eingefaßt war. Zwiſchen dem Geſtein wuchſen wilde Haſelſträuche, Birken und Buchen und ſchloſſen ſo das Plätzchen mit ſeinem üppigen Moosteppich von der Welt ab, das heißt von der Waldwelt, denn eine andere gab es weitum nicht.

Auf dieſer heimlichen Stelle angekommen, ließ Lolo die großen dunkeln Augen ſuchend umhergehen. Sie fand ſich aber ganz allein in der Stille. Kein Lüftchen regte die Wipfel. Nur zuweilen klang fernab der Schrei eines Hähers oder das Schnabelgepoch des Spechtes oder der kurze ſurrende Pfiff des Eichhorns.

Lolo hatte ſich am Ufer des Baches niedergeſetzt, wo er, unter ſeiner grünen Laubhülle hervorkommend, klar über braune Kieſel hinmurmelte, als wollte er ſagen: Kühle Dich!

Sie verſtand die Einladung und hielt zunächſt die Hände in das helle Naß. Dann entledigte ſie ſich der Schuhe und Strümpfe und plätſcherte mit den allerliebſten weißen Füßchen träumeriſch in dem kühlen Waſſer.

Das war allerliebſt anzuſehen. Aber die innere Unruhe ließ ſie des kindlichen Spieles bald wieder ſatt werden. Wer ſie beobachtet hätte, wie ſie Strümpfe und Schuhe haſtig wieder anzog, hätte ſeine Freude daran haben können, denn alle ihre Bewegungen verriethen jene jungfräuliche Züchtigkeit, welche ein edles Weib auch in tiefſter Einſamkeit ſtets bewahrt und welche ſich ſo ſchön von jener bewußten, wo nicht kokett zur Schau geſtellten, Sittſamkeit der Prüderie unterſcheidet.

Lolo verließ ihren Sitz am Bache und ſetzte ſich weiter oben auf einen mit Moos und Epheu bekleideten niedrigen Fels, den die Natur in einer von ihren tauſend Launen ſo geſtaltet hatte, daß er wie gemacht ſchien, nicht einer, ſondern zwei Perſonen zum Ruheplatz zu dienen.

Sie lauſchte geſpannt über den Bach hinüber, als hätte ſich dort der Fußtritt des nahenden Freundes geregt. Aber es war für jetzt eine Täuſchung.

Nun zog ſie ein Papier aus dem Buſen und durchflog die darauf geſchriebenen Verſe. Sie kannte dieſelben längſt auswendig, aber ihr Auge wollte ſich an den geliebten Schriftzügen weiden

Sie las das Gedicht zu wiederholten Malen, erſt leiſe, dann laut, als müßte ihre Aufregung ſich Luft machen.

Es waren glutvolle Strophen, welche nicht in den Werken des Dichters ſtehen, obgleich ſie urſprünglich zu einem dort mitgetheilten Gedicht gehören: —

„Des wolluſtreichen Giftes voll, — vergeſſen,
Vor was ich zittern muß,
Wag' ich es, ſtumm an meinen Buſen ſie zu preſſen,
Auf ihren Lippen bre[illegible] mein erſter Kuß.

Wie ſchnell auf ſein allmächtig glühendes Berühren
Wie ſchnell, Geliebte, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang Deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt ſchlug ſie laut, die heißerſehnte Schäferſtunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf Deinem brennenden Munde,
Erhörung ſchwamm in Deinem naſſen Blick.

Mir ſchauerte vor dem ſo nahen Glücke
Und — ich errang es nicht.
Vor Deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Raſender, und ich errang es nicht!

Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entſetzen,
Wenn mich Dein liebevoller Arm umſchlang?
Weil Dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen
In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen,
Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut“ . . . . .

Lolo hielt inne, ließ das Papier fallen und ſagte mit einem bitteren Lächeln:

„Eine Phantaſie, was weiter? . . . Er hat mich ſtets nur mit der Einbildungskraft geliebt. Lange verbarg ich es mir vor meinen innerſten Gedanken, ich Thörin, aber die Wahrheit ſchrie doch zuletzt ſo laut in mir — und in ihm, daß der Selbſtbetrug nicht mehr vorhielt . . . Jetzt geht er, ſeinem Geſchick entgegen, ſeinem Ruhm, — wie dürft' ich ihn halten wollen? . . . Der Frühlingsblüthentraum iſt verwelkt in der Sommerſchwüle und vor meinen Ohren klingt wieder das alte, ewige Entſagungslied, daß wir Frauen nur da ſeien, zu lieben, zu leiden und zu ſchweigen.“

Sie barg das Antlitz in den Händen, verſank in eine ſchmerzliche Träumerei und beachtete es nicht, daß jenſeits des Baches das Gebüſch raſchelnd auseinander gebogen wurde und in der Oeffnung Schiller erſchien.

Erſt als er, das Waſſer überſchreitend, ſie begrüßte, ſchaute ſie auf und wurde ſeiner gewahr.

Sie ſtand auf und trat ihm mit jener äußerlichen Faſſung entgegen, unter welcher gerade leidenſchaftliche Frauen den Sturm ihrer Gefühle vor einem weniger tief dringenden Auge oft glücklich zu verbergen wiſſen.

Der Dichter war freudig bewegt.

„Wie ſchön Sie ſind in dieſem grünen Verſteck, theure Lolo!“ ſagte er. „Wenn ich Sie ſo anſehe, fühle ich erſt recht, was ich verlieren ſoll. Wie neidiſch iſt doch das Schickſal! Aber ich kann weder noch darf ich ſeinem ſtrengen Willen widerſtehen.... Es iſt heute ein zweiter Brief von Dalberg eingelaufen. Die Bedenklichkeiten des Freiherrn hinſichtlich meiner unglücklichen Beziehungen zu dem Herzog von Würtemberg ſind endlich gehoben. Er fordert dringend, daß ich meine Abreiſe beſchleunige. In Mannheim erwarten mich Freunde, erwarten mich Erfolge, erwartet mich eine angemeſſene Thätigkeit. Fiesco, ſowie Kabale und Liebe ſollen aufgeführt werden. Mein Don Carlos rückt vor und noch eine Maſſe anderer Ideen und Pläne fordern rüſtige Handanlegung.“

Lolo ſchwieg und ſo hatte Schiller Zeit, ſie genauer zu betrachten und das gewaltſam Gehaltene in ihrem Weſen zu bemerken. Der friſche, heitere

Muth, womit er auf eine neu vor ihm aufgethanene Lebensbahn blickte, verletzte ſie. Der Freund, meinte ſie, nahm es doch mit der Trennung von ihr gar zu leicht. Sie ſah ihn faſt böſe an.

Er ſchaute betreten zu Boden und ſeine Blicke hafteten mechaniſch auf dem Papier, welches noch dort lag.

Lolo bemerkte es und einem unwillkührlichen Affect nachgebend ſtieß ſie es mit der Fußſpitze verächtlich bei Seite und ſagte:

„Es iſt nur ein welkes Blatt, das vor dem Herbſte abgefallen.“

Aber ſchon im nächſten Augenblick bückte ſie ſich haſtig, raffte das mißhandelte Gedicht auf, küßte es und barg es an ihrem Herzen.

So verrieth ſich dem Dichter die heftige Spannung ihrer Stimmung, jene Turbulenz der Affecte, welche ihm die Nähe der Freundin ſelbſt bei traulichſtem Zuſammenſein oft ſo unheimlich gemacht hatte. Dieſes unglückliche Gemüth war unfähig, Ruhe und Frieden zu finden, ſelbſt in der Freundſchaft, ſelbſt in der Liebe. Von einem unklaren, nichtzubändigenden Titanismus getrieben und geſtachelt, kannte dieſe Frau nur das Streben nach Glück, nie das Glück ſelber. Sie hätte es daher auch in dem Herzensbund mit Schiller nicht gefunden, und zwar, wäre derſelbe ein dauernder geweſen, nur um ſo weniger. Daher war es für den Dichter eine unberechenbare Gunſt des Schickſals, daß er frühe genug erkannt hatte, die Titanide vermöge weder glücklich zu ſein noch glücklich zu machen.

Trotz Alledem war ſeine Situation zu dieſer Stunde peinlich genug. Das Benehmen der Freundin am Tage zuvor, wo er ihr in dem verſchollenen Schloß droben die Wendung ſeines Geſchickes angezeigt, hatte ihn hoffen laſſen, daß dieſes Verhältniß ruhig und ſchön ſich löſen würde. Aber dieſe Hoffnung ſchien nun eine ſehr voreilige geweſen zu ſein. Er hatte nicht bedacht, daß es im Frauenherzen Saiten gibt, die, auch noch ſo vorſichtig und ſanft berührt, dennoch nur tiefſchmerzlich vibriren können.

Jetzt drang ſich ihm dieſe Wahrheit auf und er ſuchte daher nach ſchonenden Worten, um das reizbar geſpannte Gefühl der Freundin nicht zu verletzen. Aber ſelbſt dem begabteſten Menſchen kommt in ſolchen Momenten nicht immer das gerade Paſſende zu Sinne und ſo konnte er nur ſagen:

„Theure Lolo, ich hoffte nach dem, was wir geſtern mitſammen ſprachen, Sie heute ruhiger und gefaßter zu finden . . . Warum das Unvermeidliche uns noch mehr verbittern? . . . Sie waren doch mit mir einverſtanden, daß es ſich nicht mit meiner Ehre vertrüge, die Gaſtfreundſchaft meiner mütterlichen Gönnerin noch länger zu mißbrauchen. Um ſo weniger, da meine Beſchützerin nicht ohne Grund fürchtet, daß ihre Wohlthat, falls ſie bekannt würde, das freundliche Verhalten des Herzogs von Würtemberg zu ihrer Familie leicht alteriren könnte . . . . Es gibt in der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, einen Zwang der Verhältniſſe" . . .

Lola unterbrach ihn ungeſtüm. Die kochende Lava ihrer Seele ſtrömte über, aber, und das iſt charakteriſtiſch, vom perſönlichſten wurde ſie alsbald zu allgemeineren Anſchauungen fortgeriſſen.

„Zwang, ſagen Sie?" rief ſie aus. „Zwang? Das iſt die ewige monotone Litanei! Möchte ich ſie nie wieder hören! Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation. Immer laſſe der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen! . . . . . Aber, ach, die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich und Geſetz und Geſellſchaft machen ſie immer jämmerlicher. Liebe bedürfte gar keines Geſetzes. . . . Doch was iſt Liebe? Euch Männern ein Spiel.

Und uns Frauen? Kennen wir ſie, dürfen wir ſie kennen und bekennen? Nein . . . Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen . . . . vielleicht nur, damit wir, wie Einige meinen, Euer Geſchlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph, bis unſer Ideal kommt; ſonſt ginge die Welt unter . . . . Und was ſind unſere ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich ſage mit Göthe und noch mehr als Göthe: Unter Millionen iſt nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt."

Sie ſprach das im Ton einer Sibylle. Aber die Erhebung über das eigene Leid konnte nicht lange währen. In dieſer reichen und doch ſo armen Frauenſeele machte die angeſchlagene Saite des Stoicismus ſtets die hart daneben liegende ſentimentale mittönen. Die Pythoniſſa war ſchon zum flehenden Weibe geworden, als ſie mit einem plötzlichen Uebergang oder vielmehr ohne einen ſolchen fortfuhr:

„O, mein Freund, kann es, darf es Ihnen ernſt ſein mit unſerer Trennung? Wiſſen Sie denn, was ich dadurch verliere? . . . Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich mir ſelbſt bekannt, wie öde meine Vergangenheit. Das Leben hat Sie mir geſandt und Sie wollten unſeren Bund trennen? Momente nur ſind uns im reinen Sein gegönnt, und dieſe Gabe beſſerer Stunden, auch ſie wäre dahin? . . . . O, wären Sie von irdiſcher Sorge frei, nicht ſo nach Ruhm ſtrebend, des Friedens vertilgendem Feind!“

„Theure Lolo,“ verſetzte er, von dem Schwung ihrer Worte mitbeflügelt, — „ſeien Sie nicht ungerecht gegen mich und gegen ſich ſelbſt. Ja, gegen ſich ſelbſt, denn wenn je der Funke der Ruhmesliebe in mir gelegen, Sie und nur Sie haben ihn zur hellen Flamme angeblaſen . . . Das Feuer meiner Seele hat ſich in Ihrem reinen Lichte entzündet. Ihre Gegenwart, theure Freundin, gab mir eine Begeiſterung, die ich früher nicht gekannt . . . . Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; ſie iſt die Verklärung der flammenden Seele . . . Mein Herz fühlt, wie Du dieſes Sehnen nie trüben, nie ſeinen Glanz entweihen kannſt . . . Du kennſt nicht meine Trauer um Dich. Aber was kannſt Du verlieren? Du biſt ſo ſelbſtbeſtimmt . . . Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius Deine Töne; ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſere Seelen eins! Ich liebte die Begeiſterte und wäre immer Dein, hätte ich — den Muth für dieſe Liebe . . . Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich entzückt, aber auch — ängſtigt."

Sie ſah ihn an mit einem Ausdruck ihrer ſchwarzen, Flammen ſprühenden Augen, der es völlig rechtfertigte, daß Schiller ſpäter von dieſer Frau ſagte, ihre Leidenſchaftlichkeit habe ſie manchmal hart an die Grenzen des Wahnſinns geführt, — ihr Athem flog, ihr Buſen ging hoch und mit ausgeſtrecktem Arm ſagte ſie ſchneidend:

„So geh' denn, Feigling!"

Der Dichter richtete ſich hoch auf. Seine Wangen brannten und ein hartes Wort ſchwebte ihm auf der Zunge. Aber er ſchluckte es hinunter, und nachdem er ſich bemeiſtert, ſagte er ſanft:

„Lolo, ſollen wir ſo ſcheiden?"

Der Ton traf ihr Herz. Der Wahnſinn der Leidenſchaft verflog. Der Freund wollte ihre Hand faſſen, aber ſchon lag ſie an ſeiner Bruſt und ihr Auge lächelte ihn durch Thränen an.

So empfing und erwiderte ſie ſeinen Abſchiedskuß und hielt ihn noch lange umfaßt, ihr Antlitz an ſeinem Herzen verbergend, um das krampfhafte Schluchzen ihrer Bruſt vorübergehen zu laſſen.

Dann richtete ſie ſich in ſeinen Armen auf, machte ſich ſanft los und ſagte mild und feſt:

„Wir ſcheiden, Friedrich, aber wir behalten uns doch. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen Beide: wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund, der ſcheidet nie!“

„Nie, Du ſagſt es, Lolo! Wenn wir uns wiederſehen — und ich weiß, es wird geſchehen — werden wir Freunde ſein.“

„Sei es! . . . Aber jetzt — Du ſollſt mich nicht begleiten, mir nicht nachſehen . . mein Herz erträgt nicht ein zweites ſolches Scheiden — jetzt nur noch das eine Wort: — Erfülle Deine hohe Miſſion, geliebter Freund! Welche Pfade ſie Dich auch führen mag, immer wird mein Gedanke Dir zur Seite gehen und ſprechen: Glück auf! . . . . Und ſo lebe wohl!“

Sie trat zurück, winkte ihm mit der Hand, ging raſch am Bache hinauf und waldeinwärts, bis ſie wie ein gleitender Schatten hinter den Fichtenſtämmen verſchwand.

Er mußte ſich Gewalt anthun, um ihr trotz ihres Verbotes nicht zu folgen und ihr noch ein liebes Wort zu ſagen. Das Herz war ihm ſchwer und er ſtarrte ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Gewandes in dem dunkelnden Grün verſchwunden war. Dann wandte er ſich quer durch den Wald, um nach dem Sorgenlos ſeines philoſophiſchen Freundes zu gelangen, dem er noch Lebewohl ſagen wollte. Aber er hatte Mühe, den oft betretenen Pfad nicht zu verfehlen, denn die Augen ſtanden ihm voll Thränen.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Zwei neue Reſidenzwunder, von denen jedes noch über das Bohnenlied geht. — Drei Excellenzen. — Der Mandarin-Herzog oder China in Deutſchland. — Zwei Excellenzen und ein Paſtor, welcher vom Berge Sinai kommt, aber ein ſtarrer Rationaliſt iſt.

„Das geht noch über das Bohnenlied!“ iſt eine landläufige Redensart im ſüdlichen Deutſchland und zweifelsohne auch im mittleren, denn hier wurde ſie eines ſchönen Märzmorgens des Jahres 1785 ſehr häufig gehört, und zwar in einer herzoglichen Haupt- und Reſidenzſtadt.

Die Bewohner derſelben hätten freilich im Laufe der Regierung des Herzogs Emil, das heißt ſeit einigen Jahren, ausreichende Gelegenheit gehabt gegen überraſchende Eindrücke ſich abzuhärten. Es waren ſeither genug Wunder oder wenigſtens Wunderlichkeiten geſchehen. Aber der Vorrath ſchien noch lange nicht erſchöpft zu ſein und die Genialität des Fürſten ſorgte dafür, daß es an angemeſſener Steigerung nicht fehlte.

Der Begriff des modernen Staats hat in Deutſchland erſt in unſerem Jahrhundert ſich zu entwickeln angefangen und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß dieſe Entwicklung noch jetzt im Flügelkleide der Unſchuld einhergeht, wenigſtens unter den Maſſen. Viele, in ihrer Art große Leute halten auch dafür, beſagtes Flügelkleid ſei überhaupt das paſſendſte Gewand der Staatsidee, was wir dahingeſtellt ſein laſſen. Thatſache iſt, daß zur Zeit, in welcher unſere Geſchichte ſpielt, die moderne Staatsidee den Deutſchen noch keine Sorge machte. Freilich hatten Friedrich II. und Joſeph II. ſchon das ominöſe Wort geſprochen, daß der Fürſt nur der erſte Diener des Staates ſei, aber zwiſchen ſo einer revolutionären Theorie und der Praxis liegt immer eine tiefe Kluft. Factiſch ſtand der ſogenannte patriarchaliſche Despotismus noch in voller Blüthe. Da, wo der ſiebenjährige Krieg mit rauher Hand den Deutſchen ihren mittelalterlichen Schlummer aus den Augen gerieben, hatte diſer Despotismus die Geſtalt des ſogenannten erleuchteten angenommen. Aber, erleuchtet oder unerleuchtet, überall war die Willkühr das Staatsgrundgeſetz.

Die Unterthanen des Herzogs Emil wußten davon zu erzählen. Während jedoch das ſchlechtregierte Land verarmend darunter ſeufzte, hatte die Hauptſtadt wenigſtens den Troſt, daß der Stoff zu reſidenzlichem Klatſch nie ausging. Das iſt aber, wie Jedermann weiß, eine der Grundbedingungen hauptſtädtiſcher Zufriedenheit und ſo lag denn in dem Ausruf: „Das geht noch über das Bohnenlied!“ womit die Bewohner der Reſidenz den heutigen Morgen begrüßten, viel mehr der Ausdruck wohlgefälligen Erſtaunens als unzufriedenen Tadels. Der Landesherr hatte für eine neue Ueberraſchung geſorgt, — was konnte er mehr thun?

Der Thorſchreiber an dem zum herzoglichen Luſtſchloß Ermitage hinausführenden Thor hatte dieſen Ruf zuerſt angeſtimmt. Von dort war er die lange Straße bis zum fürſtlichen Palais hinaufgelaufen. Die Mägde am Brunnen, die Handwerker in ihren Werkſtätten, die Jungen, welche zur Schule gingen, die Kanzliſten, welche nach ihren Schreibſtuben ſchlenderten, die Krämer in ihren Buden, — Alle hatten ihn laut wiederholt. Auch auf dem

Schloßplatz wurde er von den Lakaien und Leibgardiſten gehört, aber etwas weniger laut.

Er war nicht ohne Grund. Die heutige Ueberraſchung war wirklich überraſchend.

Zu dem bezeichneten Thore herein war nämlich ein Wagen gerollt, deſſen Viergeſpann von Stallbedienten in der herzoglichen Livree gelenkt wurde. Zwei Mohren in weißen Kaftans und rothen Turbanen ſtanden hinten auf. Doch das war Alltägliches. Das Ungewöhnliche beſtand in dem Wagen ſelbſt, der in Form und Farbe einen koloſſalen Todtenkopf darſtellte. So Etwas war nicht nur in der getreuen Reſidenz, ſondern wohl überhaupt noch nie geſehen worden. Das ging in der That über das Bohnenlied.

Der Todtenkopfwagen hielt im inneren Schloßhofe vor der Mittelpforte der Hofburg. Einer der Mohren öffnete den Schlag und beide verbeugten ſich bis auf den Boden vor dem kleinen, dicken, breitſchultrigen Herrn, welcher ausſtieg und ſeine ſchwarzen, raſtloſen Augen über den Hof und die Schloßfenſter entlang rollen ließ, bevor er in die Vorhalle trat und die große Treppe hinaufſtieg.

Dieſer Herr, welcher in weißen Atlasſchuhen mit rothen Abſätzen ging und unter einem koſtbaren Zobelpelz einen goldgeſtickten Galarock von weißem Sammet trug, ſowie von Ringen, Ketten und Diamanten ordentlich funkelte, iſt uns ſchon flüchtig begegnet: an jenem Morgen, wo Schiller in der blauen Ente zu Gmünd der gebildeten Wirthstochter den Hof machte, und dann in dem Briefe Raleighs an ſeinen Freund.

Es war der Sizilianer, welcher unter dem Namen eines Conde Fenix am herzoglichen Hofe dermalen einen großen Stand hatte, nachdem ihn Herzog Emil von ſeiner Reiſe nach der Schweiz und nach Italien mit heimgebracht.

Der ungeheuerliche Wagen blieb unter der Einfahrt halten und gab der Schloßdienerſchaft Gelegenheit, ihre Gloſſen auszutauſchen, bis ſie bei Seite treten mußte, um drei herankommenden Equipagen Platz zu machen.

Drei Excellenzen ſtiegen aus, der Herr Hofmarſchall, der Herr Oberſchenk und der Herr Generallieutnant, welcher dem Militäretat des Landes vorſtand.

Auch ſie erblickten den rieſenhaften Todtenkopf auf ſeinen vier Rädern mit Erſtaunen.

„Quelle bizarrerie!“ ziſchelte der Hofmarſchall.

„Quelle folie!“ brummte der Oberſchenk.

„Was, zum Teufel, ſoll das ſein?“ rief der General aus.

Zugleich richteten ſich ihre Blicke fragend auf den Adjutanten du jour, welcher eilig die Treppe herabkam.

Der junge Offizier verbiß ein Lächeln, indem er leiſe ſagte:

„Meine Herren, ich weiß nur, daß dieſes Ungeheuer von Wagen, welches wie ein Triumphvehikel für Freund Hain ausſieht, nach den Angaben Sereniſſimi draußen in der Ermitage gebaut worden. Wahrſcheinlich hat das Ding eine thaumaturgiſche Bedeutung. Wenigſtens hat es ſo eben unſern großen Magier und Geiſterbeherrſcher zu Hofe gebracht. Im Uebrigen, meine Herren, habe ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß das geheime Conſilium bereits begonnen hat, und ganz im Vertrauen füge ich hinzu, daß Sie droben im Conferenzſaal ein blaues oder vielmehr ein blaurothgelbes Wunder ſehen werden.“

Damit eilte der junge Mann über den Hof nach dem herzoglichen Marſtall hinüber und die drei Würdenträger ſtiegen die Marmortreppe hinauf. Weil ihnen jedoch das blaurothgelbe Wunder des Adjutanten mitſammt dem Todtenkopfwagen ſehr in den

Köpfen herumging, blieben ſie auf einem Abſatz der Treppe noch einen Augenblick ſtehen und da ſagte der alte General, welcher unter dem großen Fritz gedient hatte, unwirſch:

„Möchte wiſſen, was für eine verdammte Schnurre wieder im Werke iſt.“

„Bſt, Excellenz,“ flüſterte der Hofmarſchall, — „Se. Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr, richtet keine Schnurren an. Er hat nur geiſtreiche Einfälle, genialiſche Ideen“ . . . .

„Ei was,“ unterbrach der derbe Oberſchenk den Sprecher, ohne auf das ironiſche Mienenſpiel deſſelben zu achten, — „ei was! Es wird immer toller, und wenn es ſo fortgeht, ſo müſſen, ſag' ich, die Agnaten des herzoglichen Hauſes einſchreiten. Wir werden ja zum Geſpött vor dem ganzen römiſchen Reich. Keine Woche vergeht mehr ohne ein neues Skandal. Und jetzt vollends dieſer Lump von Italiener, der den Herzog ſo gewiß beſchwindelt als ſein Grafentitel falſch iſt.“

„Hol' ihn der Henker!“ ſagte der General. „Ich kann den gelben Kerl nie ſehen, ohne zu wünſchen, ihm alle Knochen im Leibe zu zerbrechen. Der ein Graf? Wenn er nicht ein verkleideter Bedienter iſt, will ich Spießruthen laufen.“

„Bſt, bſt!“ mahnte der Hofmarſchall wieder. „Bedenken Sie, meine Herren, daß hier nicht der Ort iſt, einem, wie ich zugebe, allerdings nicht unbegründeten Mißvergnügen Worte zu leihen“ . . . .

Die Sitzung des geheimen Conſiliums, wie hier zu Lande der Staatsrath hieß, war nach zwei Stunden zu Ende. Da wurde es im Schloßhof ſehr lebendig. Vor den Todtenkopfwagen waren jetzt ſechs Pferde geſchirrt, prächtige Goldfüchſe. Vorreiter ſtanden, zum Aufſitzen bereit, neben ihren Roſſen und ein Piket Leibhuſaren war aufgeritten. Die wichtige Nachricht: „Se. Durchlaucht fährt nach der Ermitage!“ — ging von Mund zu Mund. Von der Vorhalle bis zu dem wunderlichen Wagen bildeten Hofchargen eine Hecke. „Sereniſſimus kommt ſchon die Treppe herab,“ ſagte der erſte Piqueur und beſtieg ſein Pferd, um ſich an die Spitze des Zuges zu ſetzen.

Aber was war denn das?

In der That, ein blaurothgelbes Wunder.

In dieſe Farben gekleidet, kam nämlich ein chineſiſcher Mandarin, auf den Arm des Conde Fenir ſich ſtützend, langſam und gravitätiſch aus der Vorhalle heraus. Nichts fehlte dieſer ſeltſamen Erſcheinung, um einen echten Chineſen vorzuſtellen, und doch ſteckte in dieſer Verkleidung ein deutſcher Fürſt.

Wir verſichern den Leſer ausdrücklich, daß wir von einer hiſtoriſchen Thatſache ſprechen. Freilich bildet der Umſtand, daß ein deutſcher Herzog in chineſiſcher Mandarinentracht am hellen Tage ſeinem Staatsrath vorſaß, eine der bizarrſten Epiſoden unſerer Sittengeſchichte, wenn nicht die bizarrſte überhaupt.

Herzog Emil ſchien es nicht zu bemerken, daß ein Hofſtaat große Mühe hatte, die gereizte Lachluſt hinter der gewohnten Ehrfurcht zu verbergen. Er erwiderte die ehrerbietigen Verbeugungen rechts und links mit gnädiger Grandezza, beſtieg dann den Todtenkopf und winkte dem Sizilianer, auf dem Rückſitz Platz zu nehmen. Die Schloßwache trat ins Gewehr, die Tambours ſchlugen ihren Wirbel, die Vorreiter ſprengten dem Wagen voran, die Leibhuſaren hintendrein und der Zug brauſte zum Hofe hinaus und die Straße hinab.

War die Redensart: „Das geht noch über das Bohnenlied!“ vorher von der Stadt zum Schloſſe hinaufgelaufen, ſo lief ſie jetzt umgekehrt vom Schloſſe zur Stadt hinab. Und ſie war auf allen Lippen.

Selbſt auf denen eines ſo ernſten Mannes und altgedienten Hofherrn, wie der Kanzler des Herzogthums war.

Dieſe greiſe Excellenz kam mit einer andern greiſen Excellenz, dem Herrn Kammerpräſidenten und Oberſteuerdirector, langſam über den Schloßhof daher und ſah ſehr nachdenklich aus.

Die beiden alten Herren mochten das Bedürfniß fühlen, ſich auszuſprechen, denn als ſie das Gitter des Hofraums hinter ſich hatten, lenkten ſie ihre Schritte nach dem Schloßgarten, der um dieſe Tageszeit von Beſuchern leer war. Indem ſie eine einſame Allee, an deren Zweigen das erſte ſchüchterne Grün ſchimmerte, hinabgingen, brach der Kanzler das Schweigen mit den Worten:

„Das iſt unerhört! Nicht nur das höchſte Regierungscollegium ſeines Landes, ſondern auch ſeine eigene Würde als Mann und Reichsfürſt durch eine alberne Maskerade verhöhnen, als Chineſe dem Staatsrath eines deutſchen Herzogthums vorſitzen, — da hört Alles auf. Ich meinte, der Schlag müſſe mich rühren."

„Mir erging es nicht beſſer," verſetzte der Kammerpräſident. „Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes stupéfait, wie die Franzoſen ſagen. Und doch hätte uns die heilloſe Komödie kaum überraſchen ſollen. Erinnern Sie Sich denn nicht, werthgeſchätzter Freund, daß Sereniſſimus vor etwa zwei Jahren einmal von der tollen Caprice angewandelt wurde, als Frau gekleidet, die entblößten Schultern mit einem Kaſchmirſhawl halb verhüllt, vom ganzen Hofe die Cour anzunehmen?"

„Ich war damals abweſend, hörte zwar davon, nahm es aber für eine Faſchingspoſſe. So lange dieſe Wunderlichkeiten unſeres Herrn im Hofkreiſe ſich ausließen, berührten ſie im Grunde uns Geſchäftsleute wenig. Nun aber ſcheint es, ſoll der Tollrauſch Alles in ſeinen ſinnverwirrenden Wirbel hineinziehen. Iſt es da nicht unſere geſchworene Pflicht, bei Zeiten uns die ganze Gefährlichkeit der Sachlage klar zu machen, um überall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen?"

„Was meinen Sie, Excellenz?"

„Ich meine, Excellenz, daß wir langjährige Collegen und Freunde ſeien und daß es unſere Schuldigkeit ſei" . . .

„Sereniſſimo treuunterthänigſte Vorſtellungen zu machen?"

„Was richten Vorſtellungen da aus?"

Die beiden Excellenzen maßen ſich mit forſchenden Blicken.

„Ich errathe Ihre Intention nicht, hochgeſchätzter Freund und Gönner,“ ſagte der Kammerpräſident. „Sollten Sie vielleicht den Gedanken haben, daß wir an den kaiſerlichen Reichshofrath in Wien“ . . .

„Bah,“ unterbrach ihn der Kanzler, — „bis der Reichshofrath die Sache bereinigt hätte, könnten Land und Leute zweimal zu Grunde gehen. Zudem ſind wir nicht die Leute, ein ohnehin ſchon großes Skandal noch größer zu machen. Hübſch in der Stille gearbeitet! Das iſt mein Wahlſpruch. Aber gearbeitet, Etwas gethan muß werden.“

Der Kammerpräſident nahm mit Bedacht eine Priſe aus ſeiner goldenen Doſe, ſchnippte mit den feinen langen Fingern den Tabaksſtaub vom Spitzenjabot, nahm eine ſehr kluge Miene an, ſah ſich vorſichtig um und ſagte dann, indem er mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Deckel der Doſe in ſeiner Linken tippte:

„Wenn ich den heutigen Aufzug Sereniſſimi bedenke, wenn ich ferner den ganz inconvenablen Umſtand ins Auge faſſe, daß unſer allergnädigſter Herr heute geruhte, den Conde Fenir, welchen ich, im Vertrauen geſagt, weniger für einen Grafen und großen Magier als vielmehr für einen Chevalier, nämlich d' industrie, und großen Charlatan halten muß, ohne Weiteres in das geheime Conſilium einzuführen, wenn ich endlich in Betracht ziehe, daß Se. Durchlaucht die Gnade hatte, uns durch beſagten hergelaufenen Menſchen in einem wunderlichſten Kauderwelſch eine Vorleſung über ſchwarze und weiße Magie, Kabbala, Nekromantie, Magiſterium und andere dergleichen ſchöne Sächelchen halten zu laſſen, — ſo muß ich, hochgeſchätzter Herr Collega und liebwertheſter Freund, zu dem Schluße kommen, daß wir uns in einer Situation befinden, wo es heißt: Caveant consules." . . .

„Ja wohl. Es iſt unſere Pflicht und Schuldigkeit." . . . .

„Und unſer Vortheil."

„Auch das, denn in unſerem Alter, werthgeſchätzter Herr Collega, iſt man der jugendlich thörichten Schwärmerei ledig, mehr an Andere als an ſich ſelbſt zu denken . . . . Es handelt ſich vor Allem darum, dieſen Italiener zu entfernen. Sein Einfluß auf unſeren durchlauchtigſten Herrn iſt geradezu erſchreckend. Er ſcheint mit ſeinem vorgeblichen geheimen Wiſſen Sereniſſimo den Kopf vollſtändig verdreht zu haben, ſo daß alles Ernſtes zu befürchten ſteht, Se. Durchlaucht . . . hm . . . Sie verſtehen mich . . . ."

„Ich denke wohl. Ein Landesherr, von welchem es ſo zu ſagen notoriſch, daß er . . . daß er . . . nun ja, daß er mente captus, könnte leicht Veranlaſſung geben, daß“ . . .

Und der Herr Kammerpräſident vervollſtändigte dieſen fragmentariſchen Satz durch eine in ſehr ſprechend diplomatiſcher Weiſe zur Naſe gebrachte Priſe. Der Herr Kanzler verſtand dieſe Schnupferpantomime recht gut.

„Sie wollen andeuten,“ ſagte er, — „daß gewiſſe Leute den in Rede ſtehenden Fall zu benützen wiſſen würden? Ganz auch meine Meinung. Sie wiſſen, Sereniſſimus hat nur ein Kind, ein Töchterlein. Die kleine Prinzeß iſt mit dem Erbprinzen des Nachbarlandes verlobt“ . . .

„Sie brauchen, Excellenz, entſchuldigen Sie gütigſt, — das Bedrohliche nicht weiter auszumalen. Ich weiß, wir ſind am Hofe des wunderlichen alten Herrn, des künftigen Schwiegerpapa's unſerer kleinen Prinzeß, nicht gut angeſchrieben, und daher liegt es in unſerem Intereſſe, daß die Regierung des Landes nicht vorzeitig nach jener Richtung hinfalle. Ergo müſſen wir trachten, unſeren jetzigen allergnädigſten Herrn möglichſt lange zu behalten. Zu dieſem Zwecke iſt es nöthig, daß Sereniſſimi durchlauchtige Extravaganz — sit venia verbo — wieder die frühere harmloſere Richtung nehme. Ergo muß der welſche Charlatan fort.“

„Sie ſind, Wertheſter, noch immer der klare und bündige Logiker wie vor Zeiten, wo Sie Profeſſoren und Studenten im alten lieben Halle durch Ihre Schlagfertigkeit als Disputator entzückten. Ihre Anſicht iſt vollkommen richtig. Unſer Werk dürfte übrigens nicht ſo gar ſchwierig ſein, denn wir haben den ganzen Hof für uns, von dem jüngſten Jagdjunker an bis hinauf zu Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin.“

„Ah die Frau Herzogin! Ihre Durchlaucht hat wahrlich guten Grund, auf dieſen Italiener und ſeine Tochter böſe zu ſein.“

„Freilich, aber ich glaube nicht, daß das ſeltſame Mädchen die Tochter dieſes Menſchen iſt.“

„Was denn? Etwa ſeine“ . . . .

„Nein, außer Sie wollten das Wort Maitreſſe dem ſtricten Wortſinne nach mit Herrin überſetzen.“

„Wie?“

„Dieſes Mädchen beherrſcht den Sizilianer vollſtändig. Er kriecht ordentlich vor ihr, während ſie ihn augenſcheinlich mit grenzenloſer Verachtung behandelt.“

„Und wie behandelt dieſe ſchöne Signora — denn ſchön iſt ſie, wunderſchön — unſeren durchlauchtigen Herrn?“

„Gerade ſo wie den Sizilianer“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen.“

„Ja die Sache iſt räthſelhaft genug. Dieſes Mädchen iſt entweder die kühnſte Abenteurerin oder die muthwilligſte Künſtlernatur von der Welt. Ich fand Gelegenheit, bei dem letzten Hofball in der Ermitage mit ihr zu verkehren, und ich fand ſie ſtolz wie eine Göttin und von unnahbarer Jungfräulichkeit.“

„Was Sie ſagen! aber wie kommt ſie dann in die Geſellſchaft dieſes Charlatans?“

„Da bin ich überfragt. Uebrigens was kümmert das uns? Die Signora muß fort zugleich mit dem Signor, denn ihr Einfluß auf den Herzog iſt noch mehr zu fürchten, als der ihres angeblichen Vaters.“

„Gut, aber was rathen Sie?“

„Ich möchte vor Allem Ihren Rath vernehmen. Unſere Intereſſen ſind ſo lange Jahre her dieſelben geweſen. Sie ſind es, ſchmeichle ich mir, auch heute noch.“

„Wahr und freundſchaftlich geſprochen, Excellenz. . . . . . Würden Sie es nicht für zweckdienlich erachten, zu verſuchen, Sereniſſimum bei ſeiner ſchwachen Seite faſſen zu laſſen? Sie wiſſen, er wurde ſtreng proteſtantiſch erzogen. Wie wäre es, wenn wir proteſtantiſche Skrupel in ihm zu erwecken ſuchten? Etwa durch den Herrn Oberhofprediger?"

„Mein werthgeſchätzter Freund, ich muß mir erlauben, Sie zu fragen: wo hatten Sie in letzter Zeit Ihre Augen? Wo blieb Ihr Scharfblick, Ihr Scharfſinn? Uns an den Oberhofprediger wenden? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß am ganzen Hof dieſer geiſtliche Würdenträger der einzige iſt, welcher für den Sizilianer Partei genommen?"

„Doch, ich habe es bemerkt, legte aber der Sache keine Wichtigkeit bei."

„Mit Unrecht, ſehr mit Unrecht."

Und nachdem ſich der Herr Kanzler umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe, ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Erinnern Sie Sich nicht der ſeltſamen Gerüchte, welche ſchon vor längerer Zeit über den Herrn Oberhofprediger umgingen?"

„Daß er ein Abtrünniger ſei?"

„Ja. Ich legte früher ſo wenig Gewicht darauf, wie Sie ſelber. Aber ſeither iſt mein Verdacht rege geworden. Sollte es Ihnen entgangen ſein, wie ſonderbar ſich unſer Bruder Oberhofprediger manchmal in der Loge benommen hat?“

„Nicht ſo ganz. Seine heftige Oppoſition gegen den Illuminatismus fiel mir auf, aber ich vermuthete, er führe ſie vom Standpunkt der proteſtantiſchen Orthodoxie aus.“

„Das glaubte ich früher auch, jetzt nicht mehr. Wer war es, der den Conde Fenix in unſere Loge einführte und deſſen Reception bewirkte?“

„Allerdings der Oberhofprediger.“

„Und wer arbeitet unabläſſig daran, daß die Loge das ſogenannte egyptiſche Syſtem der Maurerei adoptire, welches dieſer Sizilianer predigt?“

„Wieder der Oberhofprediger.“

„Sehen Sie nun, daß hier eine Intrigue im Gange iſt, welche noch ganz andere Zwecke verfolgt als den, unſeren Herzog vermittelſt Geiſterbeſchwörungen und Goldmacherei um Geld zu prellen?“

„Sie erſchrecken mich. Am Ende wäre es da gar auf Proſelytenmacherei und dergleichen Skandal abgeſehen?“

„Ich fürchte es. Der Oberhofprediger iſt ein gefährlicher Mann. Seine Verbindungen reichen weit. . . . . Wie ſehr doch haben wir es in dieſer fatalen Situation zu beklagen, daß der frühere Oberhofprediger ſeine Stelle vorzeitig niederlegte, um ſich auf eine Landpfarre zurückzuziehen."

„Freilich, freilich. Der wackere Stahlherz war mit ſeinem etwas polternden Rationalismus zwar manchmal ziemlich unbequem, aber hier wäre er zuverſichtlich ganz am Platze ..... Doch wie, ſehe ich recht? Kommt der Paſtor nicht eben dort die Allee herauf?"

„In der That, wie gerufen, wie ein Deus ex machina. Sehen Sie nur, wie rüſtig unſer alter Freund ausſchreitet. Er trägt ſeine Jahre leichter als wir."

Die beiden Excellenzen gingen dem Herannahenden entgegen und bald fand zwiſchen ihnen und dem Paſtor eine freundſchaftliche Begrüßung ſtatt.

„Wie gut ſich das trifft, liebwerther Freund," ſagte der Herr Kanzler. „Eben ſprachen wir von Ihnen. Wo weht Sie denn der Wind her?"

Der alte Herr, eine hohe, ſehr hagere Figur mit ſtrengen, intelligenten Zügen, nahm ſeinen großen Dreimaſter ab, wiſchte ſich, vom raſchen Gehen erhitzt, den Schweiß von der gefurchten Stirne, ſtieß dann den langen Rohrſtock auf den Boden und erwiderte mit einer Art verbiſſener Luſtigkeit:

„Woher ich komme, meine gnädigen Herren und Freunde? Je nun, direct vom Berge Sinai.“

„Was?“ riefen die beiden Excellenzen zu gleicher Zeit.

„Ja, es iſt ſchon ſo,“ ſagte der Paſtor und ehemalige Hofprediger.

„Sie ſcherzen.“

„Keineswegs. Mittelbar komme ich von meinem Dorfe unweit der Ermitage, aber unmittelbar vom Berge Sinai. Das nimmt Sie Wunder, meine Herren? Und doch gehen dermalen hier zu Lande ſo wunderbare Sachen vor, daß Einem von Rechtswegen gar Nichts mehr wunderlich vorkommen ſollte.“

Der alte Rationaliſt aus der wolf'ſchen Schule ſprach das mit einer Entrüſtung, die ſich umſonſt bemühte, humoriſtiſch auszuſehen.

„Wir verſtehen Sie nicht, werther Freund,“ ſagte der Kanzler.

„Nun ſo will ich Sie aufklären,“ verſetzte der Prediger, — „denn ich liebe noch immer die Aufklärung in allen Dingen, obgleich ſie jetzt, ſcheint es, aus der Mode gekommen, um der Verfinſterung Platz zu machen. Haben Sie denn, meine Herren, wirklich noch Nichts von dem Berge Sinai gehört, welcher draußen im Park der Ermitage im Aufbau begriffen iſt?"

„Sie meinen den bizarren neuen Hügelpavillon?"

„Ei freilich. Ich hörte von meinen Dörflern ſchon lange die ungeheuerlichſten Dinge in Betreff dieſes Bauwerkes. Da hab' ich mir's denn im Vorbeigehen mal angeſehen. Und was ſah ich? Ein Werk des Unſinns und Betrugs. Der Architekt, der ſich, beiläufig geſagt, ſchämen ſollte, ſich einen Bruder Maurer zu nennen, erklärte mir die heilloſe Schnurre und meinte mir damit einen Gefallen zu erweiſen. Der Hügel, welcher aufgethürmt wurde, um den Bau zu tragen, heiße Sinai, der Pavillon ſelber Sion. Auch von einem Gemach, das den Namen Ararat führen ſoll, war die Rede und ſonſt noch von allerlei verrücktem Zeug. Ich ſagte dem Baumeiſter meine Meinung, ja, ſo that ich, und ich kam hieher, ſie auch dieſem welſchen Hansnarren und Hauptgauner, dem Lügengrafen, ſowie dem Herzog ſelber zu ſagen."

„Da haben Sie einen vergeblichen Gang gemacht, Bruder Stahlberg," bemerkte der Kammerpräſident. „Sereniſſimus iſt mit dem Conde Fenix gerade vorhin nach der Ermitage hinausgefahren. Sind Sie dem herzoglichen Cortege nicht begegnet?"

„Nein, ich kam den Fußweg durch die Wälder. Aber ein vergeblicher ſoll mein Gang doch nicht ganz ſein . . . Wohl, ich ſah alſo den Berg Sinai, welcher der Sitz einer Mutterloge der egyptiſchen Maurerei werden ſoll, womit dieſer ſizilianiſche Schelm unſer Land beglücken will, um es dem Teufel, will ſagen dem Aberglauben und der Sittenloſigkeit, in den Rachen zu jagen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ich frage Sie, als Maurer zu Maurern ſprechend: wollen Sie es dulden, daß die Loge dieſer Stadt, welche ſo lange ehrenvoll daſtand im deutſchen Reich, zu einem Tummelplatze dunkelmänniſcher Argliſt verwandelt werde?“

„Lieber Bruder,“ entgegnete der Herr Kanzler, — „ſoweit iſt es noch nicht. Der Conde Fenix empfiehlt zwar das egyptiſche Syſtem“ . . .

„Welches kein anderes iſt als das der ſtricten Obſervanz,“ fiel der Paſtor lebhaft ein.

„Das mag ſein. Indeſſen dürfte doch auch berückſichtigt werden, daß den Conde Fenix in ſeinen Beſtrebungen, hier zu Lande eine egyptiſche Mutterloge zu ſtiften, ein ſehr namhafter Geiſtlicher der Landeskirche eifrig unterſtützt.“

„Wer?“

„Ihr Nachfolger, der Oberhofprediger.“

„Der? . . . Ich dachte es mir. Noch mehr, ich war längſt überzeugt, daß die Volksſtimme, welche den Heuchler als heimlichen Apoſtaten bezeichnete, Gottes Stimme geweſen iſt . . . Aber ich ſage Ihnen, nehmen Sie Sich in Acht, meine Herren! Ich will nicht noch einmal von Ihren Pflichten als Maurer reden, aber Sie ſind Miniſter dieſes Landes. Retten Sie den unglücklichen Herzog, der, ohne es zu merken, am Rande des Abgrundes taumelt, und retten Sie das Herzogthum . . . Die alte Schlange rührt ſich wieder mit Macht in dieſen Tagen. Eine hölliſche Kabale iſt im Werke. Noch einmal ſoll es verſucht werden, die Fürſten und Völker deutſcher Nationen in das alte Lügennetz zu verſtricken.“

„Sie ſehen die Dinge wohl zu ſchwarz, hochgeſchätzter Freund,“ bemerkte der Kammerpräſident. „Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß verſchiedene Inconvenienzen an dieſe myſtiſchen Spielereien, in welche Sereniſſimum hineinzuziehen gelungen iſt, ſich knüpfen dürften.“

„Inconvenienzen? Ei, ja wohl!“ entgegnete der alte Prediger heftig. „Sie werden Schlimmeres erfahren als Inconvenienzen, meine Herren, wenn Sie die Sache ſo leicht nehmen. Iſt erſt dieſe egyptiſche Maurerei, das heißt die egyptiſche Finſterniß, hier im Flor, ſo werden Sie vom Eques a penna rubra Befehle erhalten. Sie ſtaunen, woher ich das Alles weiß? . . . Erinnern Sie Sich, meine Herren, unſeres alten Freundes und Bruders Armbruſter, welcher dermalen in Stuttgart lebt? Dieſer weiſe Mann und treffliche Menſch hat mir durch den Mund eines jungen Bruders, eines Amerikaners, welcher dermalen mein Gaſt iſt, das ganze Gewebe des Luges und Truges enthüllt, deſſen Maſchen ſich um uns zuſammenziehen ſollen . . . Ich weiß zwar wohl, unſere Kraftgenies drüben in Weimar machen ſich in Verſen und Proſa waidlich luſtig über die ängſtlichen Finſterlingriecher in Berlin, wie ſie den wackeren Nikolai und deſſen Freunde ſpöttiſch zu nennen pflegen; aber falls nicht bald umfaſſende Maßregeln getroffen werden, das üppig wuchernde Unkraut auszurotten, ſo dürften unſere Kinder und Enkelkinder zu ihrem Schaden erfahren, daß Nikolai's Riechorgan nur allzu gut organiſirt geweſen ſei und daß man daher beſſer gethan hätte, ſeine Worte zu beherzigen als ihn zu verhöhnen. Freilich, der Mann iſt kein titaniſches Genie, kein furibunder Obenhinaus, allein ein Menſch von geſundem Menſchenverſtand iſt er und ſolche ſind in Deutſchland leider Gottes immer ſelten geweſen. Es ſtünde ſonſt beſſer um uns.“

Der alte eifrige Rationaliſt war auf ein Gebiet gerathen, wohin ihm zu folgen die beiden Excellenzen keine Luſt hatten. Sie wollten ſich mehr an Zunächſtliegendes halten.

„Sie erwähnten Armbruſters, Wertheſter," ſagte der Kanzler, — „und ich erinnere mich des fauſtiſchen Doctors als eines klugen und welterfahrenen Mannes recht gut. Aber ſagen Sie, hat er Ihnen nur allgemeine Warnungen vor dem Treiben der ſogenannten egyptiſchen Maurer zukommen laſſen oder gingen ſeine Bedenken ins Spezielle?"

„Ins Spezielle und Speziellſte, Ihnen zu dienen," verſetzte der Prediger.

„Ah," bemerkte der Kammerpräſident, — „am Ende wußte der alte Schalk, der übrigens ein eifriger Maurer und Illuminat war, Genaueres über unſeren Wundergrafen?"

„So iſt es. Er hält ihn für einen durchtriebenen Gauner, aber dennoch im Ganzen mehr nur für einen betrogenen Betrüger. Mit anderen Worten für einen Sendling der Propaganda, der aber bei Gelegenheit auch auf eigene Hand ſchwindelt. So urtheilt mein amerikaniſcher Gaſt, den mir Armbruſter warm empfahl, ebenfalls."

„Iſt dieſer Amerikaner ein Mann von Stand?"

„Ein Mann von Stand und Bildung, ein Ehrenmann, welcher die Ehre hatte, an Waſhingtons Seite als deſſen Adjutant zu fechten."

„Wie kommt er aber in Beziehungen zu dem Conde?"

„Er ſteht in keinen Beziehungen zu dieſem, aber er hat ſich an deſſen Ferſen geheftet, um der jungen Dame nahe zu ſein, welche mit dem Herzog und dem Sizilianer hieher oder vielmehr nach der Ermitage kam."

„Wie, er iſt in die Tochter oder Maitreſſe des Abenteurers verliebt?"

„Das Mädchen, behauptet er, ſei weder die Tochter noch die Maitreſſe des Schwindlers. Er iſt der jungen Dame allerdings mit einer tiefen Neigung zugethan und hat mir ihre ſeltſame Geſchichte erzählt."

„Sie reizen unſere Neugier."

„Kann ſie aber vor der Hand nicht befriedigen, meine Herren; denn, was ich weiß, hat mir mein Gaſt im Vertrauen mitgetheilt. Genug, wenn ich Ihnen ſage, daß der junge Mann, obgleich ſeine Bewerbung bislang keinen Erfolg hatte, entſchloſſen iſt, Allem aufzubieten, um das Fräulein von dem Lügenpropheten loszumachen."

„Gott ſegne ſeine Bemühungen!“ ſagte der Kanzler lachend.

„Ja wohl,“ bekräftigte der Kammerpräſident. „Das wäre ein Trumpf, ein Hauptmatador in unſerem Spiel. Ohne die Signora iſt der Signor ein pures Nichts.“

„Jetzt erkenne ich wieder meinen ſcharfblickenden Herrn Collegen,“ ſagte der Kanzler. „Ich bin, unter uns geſagt, überzeugt, daß Se. Durchlaucht, unſer Herr, die magiſchen Gaukeleien des Conde ſtets nur wie einen ſeiner andern barocken Zeitvertreibe betrachtete. Die wahre Magie ſteckte und ſteckt in den Augen der Signora. Iſt dieſer Zauber weg, ſo wird, ich wette darauf, der Herzog den frechen Charlatan mit Schimpf und Schande vom Hofe jagen.“

„So?“ fragte der ehrliche Prediger verblüfft. „Sie meinen, hinter dem myſtiſchen Schwindel ſtecke nicht mehr und nicht weniger als eine gemeine und ſündhafte Kuppelei?“

„Gewiß meine ich das,“ verſetzte die Excellenz. „Aber nun kommen Sie, Herr Collega, und auch Sie, Freund Paſtor, — es wird Zeit ſein zum Diner. Sie müſſen Be[illegible]t mir ſpeiſen, damit wir mitſammen überlegen können, wie dieſem vortrefflichen

Amerikaner bei ſeinem Unternehmen unter die Arme zu greifen ſei.“

Zweites Capitel.

Ein Spinnwebfaden von Hoffnung. — „Sie wollen mir alſo ſchlechterdings beweiſen, daß es Treue auf Erden gebe?“ — Von einem fürſtlichen Sonderling.

„Sie haben alſo das Fräulein geſehen, mein Beſter?“ fragte der Prediger, welcher am Abend deſſelben Tages, große Rauchwolken aus ſeiner Meerſchaumpfeife blaſend, ſeinem Gaſt zur Seite im Pfarrgarten hin- und herwandelte.

„Geſehen und geſprochen,“ gab William Raleigh zur Antwort.

„Darf ich erfahren, wo?“

„Bei dem japaniſchen Tempel, am Eingang zur Faſanerie. Der ſchöne Lenzmorgen hatte ſie in den Park hinausgelockt, ich trat ſie an. Sehen Sie dort.“

Und ſo ſprechend trat Raleigh an den Gartenhaag und deutete mit der Hand thalwärts.

Die ländliche Predigerwohn[illegible]it ihrem Garten lag an der Mittagsſeite einer [illegible], die aus dem Wieſengrund ſanft zu waldbekrönten Höhen anſtieg.

Kirche und Pfarrhaus bildeten die höchſten Punkte des Dorfes, deſſen unregelmäßige Gaſſen ſich drunten weit in die Niederung vorſtreckten. Die Feldmark der Gemeinde wurde durch einen ſchönen Fluß getheilt, deſſen geſchlängelten Lauf man vom Pfarrgarten herab weit in die Ebene hinaus verfolgen konnte. Ließ man dort droben die Blicke den Fluß aufwärts gleiten, ſo ſah man ihn aus einem Thale hervorkommen, welches von in pittoresken Formen aufragenden, mit kühnen Felspartien geſchmückten Waldbergen umringt war. Die Thalſohle hatte man in einen Park nach engliſchem Geſchmack umgewandelt, welcher allmählig in Deutſchland über den franzöſiſchen den Sieg davongetragen. Der kleine, aber lebhafte Fluß durchzog dieſen Park und ſpeiſte mit ſeinem Waſſer einen See, deſſen Spiegel die Kuppen der herzoglichen Villa Ermitage zurückwarf.

Von da, wo der Prediger und ſein Gaſt ſtanden, überſah man den ganzen Park und ſo konnte Raleigh ſeinem Wirth leicht die Stelle bezeichnen, wo ſich auf einer Hügelterraſſe ein thurmartiges, über und über mit grellen Farben bemaltes, orientaliſch ausſehendes Gebäude erhob.

„Ah, dort, bei dem Berge Sinai?“ fragte der Pfarrer mit bitterem Lächeln.

„Berg Sinai? Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nun, der geſchmackloſe Thurm dort, den Sie für einen japaniſchen Tempel anſahen, heißt ja ſo.... doch davon ſpäter. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Zuſammenkunft mit dem Fräulein. Sie wiſſen, meine Neugierde wird durch meine Theilnahme für Sie einigermaßen entſchuldigt.“

„Vollkommen, mein verehrter Freund. Hören Sie denn. Fräulein Lauretta hat mich freundlicher empfangen, als ich hoffen konnte. Ich bemerkte, daß ſie, obgleich immer friſch und ſchön wie die jüngſte der Roſen, nachdenklich ausſah, um nicht zu ſagen traurig, und ich glaubte zu bemerken, daß meine plötzliche Erſcheinung nichts Mißfälliges für ſie hatte. Etwas wie ſtille Würde lag über ſie gebreitet, Etwas, das verbot, daran zu denken, daß man dieſem edlen Geſchöpf dereinſt den Namen Turbinella gegeben. Und doch blitzte dann auch wieder plötzlich der kecke und unſtäte Humor, die capriciöſe Unruhe von früher in den Augen des Mädchens auf . . . . Sie hatte mich kaum erblickt, als ſie, auf das Buch deutend, welches ſie in der Hand trug, lebhaft ſagte: Sehen Sie, ich leſe Kabale und Liebe, — zum wievielten Mal! Unſer theurer Freund Schiller hat mit dieſem Drama, ſoviel ich davon verſtehe, einen bedeutenden

Fortſchritt gemacht. Ach, wie hat er darin die Sünder unſerer Zeit gebrandmarkt! Aber ſagen Sie, wo iſt der Dichter und wie geht es ihm?... Ich konnte nur antworten, daß mein edler und berühmter Freund noch immer in Mannheim lebe .... Und hat er, fragte Lauretta weiter, noch keine paſſende Lebensgefährtin gefunden? Ich verneinte und ſetzte hinzu, Doctor Armbruſter oder, wie er in Stuttgart heißt, der Sammetdoctor hätte mir geſchrieben, daß er den Dichter neulich in Mannheim beſuchte. Da habe ihm Schiller geklagt, ſeine Stellung als Theaterdichter ſei eine höchſt mißliche und verdrießliche, denn es ſei mit dem Schauſpielervolk nicht auszukommen. Zudem werde er von einer Leidenſchaft gepeinigt, die er als eine miſerable bezeichnen müſſe, ohne ſich doch davon losmachen zu können. So ſehne er ſich denn ſehr nach einer Veränderung ſeiner Lage. — Armer Schiller! ſagte Lauretta und tief bewegte mich das innige Gefühl, womit ſie dieß ſprach und die Worte hinzufügte: Die gewaltſame Spannung der Seelenſaiten unſeres theuren Freundes wird nicht eher nachlaſſen, bis eine geliebte Frauenhand lind und beſchwichtigend darüber fährt. Aber es muß ein ſeltenes Weſen ſein, das ihn wirklich und dauernd beglücken ſoll: ein ſanftes, anſpruchsloſes, im höchſten Grade aufopferungsfähiges Weib, und doch ſo feinorganiſirt und hochgebildet, daß es dem hohen Flug dieſes großen Geiſtes mit liebevollem Verſtändniß folgen kann.“

„Aus dieſen Aeußerungen, lieber Freund, blickt ſelber ein feinorganiſirtes, gebildetes und edelfühlendes Weſen,“ bemerkte der Prediger. „Sie ſteigern mein Intereſſe für die junge Dame.“

„O, Sie ſollten Lauretta erſt ſelber ſehen und reden hören! Es iſt dann geradezu unmöglich, ihre Stellung zu dem Abenteurer oder gar zu dem Herzog in ſchiefem Lichte zu erblicken.“

„Immerhin jedoch“ . . . .

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen und kann es Keinem, welcher Lauretta nicht genau kennt, verargen, wenn ihm ihr Betragen leichtfertig und unweiblich vorkommt. Ich aber war heute ſo glücklich, einen tiefen Blick in ihre Seele thun zu dürfen, und weiß jetzt, daß mein Vertrauen auf ihre Reinheit ein ebenſo wohlbegründetes als unwandelbares war. Mir ſcheint, ſie iſt zum Bewußtſein ihres glänzenden Elends gekommen, und ich glaube, ſie hat einſehen gelernt, daß es nicht gut thue, den launenhaften Eingebungen einer überreichen Phantaſie nachzuleben. . . . Lauretta hat mir aus freien Stücken, mit einem Zutrauen, welches mich beglückte, die Geſchicke ihrer Kindheit mitgetheilt. Es iſt eine trauervolle Geſchichte. Haß gegen den Mann, in welchem ſie zugleich ihren Vater und den Verderber ihrer Mutter erblicken mußte, und eine gewiſſe rebelliſche Originalitätsſucht, wie ſie ja überhaupt zur Signatur unſerer Zeit gehört, das waren die bewegenden Motive dieſes Mädchenlebens. Wäre Lauretta ein Mann geweſen, ſo würde ſie vielleicht ein großer Poet oder Künſtler, vielleicht aber auch ein großer Verbrecher wie Karl Moor geworden ſein. So jedoch gab ſie nur dem unglückſeligen Hange nach, das Imaginäre, das Poetiſche, das in ihr trieb und gohr, verwirklichen zu wollen, und ließ ſich durch ihren Trotz gegen ihr Schickſal oder gegen die Menſchen, die ſie nicht verſtand oder verachtete oder haßte, auf die Abenteuerbahn werfen."

„Eine gefährliche Bahn, doppelt gefährlich für ein junges und ſchönes Mädchen."

„Allerdings. Und doch hat ſie ſich mit dem Schmutz derſelben nicht einmal die Fußſohlen beſchmutzt. Das iſt ein Wunder, aber ein thatſächliches."

„Hm, an Wunder kann ich nicht glauben."

„Glauben Sie in dieſem Fall immerhin daran, verehrter Freund. Es gibt nun einmal Naturen, an welche der gewöhnliche Maßſtab nicht gelegt werden kann."

„Und weiter?"

„Wir plauderten lange mitſammen. Wie gerne hätte ich ihr geſagt, was mich bewegte, wie ich ihre Lage beklagte, wie es mich glücklich machen würde, ſie dieſen abnormen und unglückſeligen Verhältniſſen entreißen zu dürfen. Aber ich wußte aus Erfahrung, wie vorſichtig man auftreten mußte, wollte man ihren Stolz nicht verletzen. Ich mochte nicht Gefahr laufen, ſie durch ein wohlgemeintes, aber unzeitiges Wort wieder von mir zu jagen. Lauretta ihrerſeits fühlte wahrſcheinlich, was mir auf dem Herzen lag; aber während ich ſchwieg in dem Glauben, meine Anweſenheit ſchon müßte ihr meine Geſinnungen für ſie deutlich genug dolmetſchen, ſchien ſie, wie damals an der Teufelsbrücke auf dem Gotthard, dieſe Anweſenheit durchaus nicht auffällig zu finden . . . Wir ſprachen von dem und dieſem. Von dem bizarren orientaliſchen Bauwerk z. B., vor welchem wir ſtanden. Lauretta nannte es ein Ausrufungszeichen im Buche der Thorheit unſerer Tage. Der Charlatanismus, ſagte ſie, hat es angegeben, die Unvernunft hat es ausgeführt .... Nun ſuchte ich die Rede auf den Conde Fenir und auf den Herzog zu lenken und ſie ging ganz unbefangen darauf ein. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie die Bekanntſchaft des Sizilianers im Sprechzimmer von Gotteszell gemacht. Der Mann habe ſie amüſirt. Sie bezeichnete ihn als einen Menſchen, der es im Lügen ſo weit gebracht, daß er ſelber an ſeine Lügen glaube, wenigſtens mitunter. Was den Herzog betreffe, ſo ſei derſelbe für gewöhnlich ein Stumpfſinniger und zuweilen ein Narr, welcher, indem er das Original ſpiele, allen Menſchen das Wohlgefallen am Originellen gründlich verleiden könnte. . . . Im Verlaufe des Geſpräches warf ſie die Aeußerung hin, ſie erinnere ſich, daß der Sammetdoctor einmal zu der Frau Intendantin von Seeger geſagt, das Glück beſtehe darin, daß man ſich feſt gewöhne, das Leben als eine Komödie zu betrachten, die Einem zu Liebe aufgeführt werde, Jedem zu Liebe, wenn man nur die rechten Augen und Ohren dafür habe. Aber," fügte ſie bei, „die meiſten Menſchen ſpielen ihre Rollen ſo ſchlecht, daß das Stück langweilig wird. Auch der Conde und der Herzog ſeien im Grunde klägliche Spieler und daher beginne die Poſſe ſie zu langweilen. Nur der Oberhofprediger ſei ein taktfeſter Komödiant."

„Ja freilich," rief der alte Rationaliſt zornig aus. „Der infame Schleicher fällt nicht aus der

Rolle, bis man ihm die ſchnöde Larve vom Geſichte reißt."

„Lauretta," fuhr Raleigh fort — „fühlt, wenn mich nicht Alles täuſcht, das Bedürfniß, aus dieſer nichtigen und gefahrvollen Scheinexiſtenz herauszukommen. Darauf deutete mir ihr Wort, das Leben ſei am Ende überhaupt kein Spiel, ſondern bitterer Ernſt, welcher ernſthaft angefaßt ſein wolle. . . . Ich begriff, wie wichtig es ſei, dieſe Stimmung des geliebten Mädchens zu benützen, und ſuchte eben nach paſſenden Worten, um ſie über ihre Stellung klar zu machen, als ſie mich plötzlich fragte: Aber, Herr Raleigh, was wollen Sie denn eigentlich an dieſem Ort? — Wie können Sie ſo fragen, Fräulein? entgegnete ich. Sie ſind ja hier! — Aber wie kamen Sie denn hieher? — Auf Ihren Spuren, Fräulein, die ich vom Gotthard nach Genf, von Genf nach Mailand, von Mailand nach Venedig, von Venedig nach Wien, von Wien hieher verfolgte . . . . Sie erröthete und blickte mich mit einem Ausdruck an, der mich beſorgen ließ, die Erklärung, welche in meinen Worten lag, habe ſie erzürnt. Dann umflog ein reizend ſchelmiſches Lächeln ihre Lippen und halblaut ſang ſie die Strophe aus einer altengliſchen Ballade: —

„Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,
Ueber die Fluten und Seen,
Ueber der Abgründe Steg,
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg. . . .“

„Ich vermag nicht zu ſagen, verehrter Freund, welches Entzücken und welche Pein zugleich für mich in den ſüßen Tönen einer Stimme lag, die ſo rein aus der ſchönen Bruſt emporſtieg. War der alte Geiſt des Spottes wieder in dem Mädchen erwacht? Hörte ich Lauretta, die mir ein Zeichen der Anerkennung meiner Beharrlichkeit geben wollte? Oder hörte ich die Turbinella, welche dieſe Beharrlichkeit verhöhnte? Mein Herz ſchnürte ſich zuſammen, aber der Kampf löste ſich glücklicher Weiſe bald. Lauretta ſah mich lange und forſchend an. Aber in dieſen großen, wunderbaren Augen kicherte jetzt kein Spott; es wollte mir ſogar ſcheinen, ihr ſtrahlender Glanz ſei von einem feuchten Fluidum bald verhüllt. . . . . Sie wollen mir alſo ſchlechterdings beweiſen, daß es Treue auf Erden gibt? ſagte ſie lächelnd zu mir. — Ja, entgegnete ich, das will ich und mir iſt, als könnte ich nie müde werden, es zu wollen. — Sie zog den Handſchuh aus, reichte mir ihre Hand und ſagte ſanft: Dank, o viel Dank: Nach ſo vielen Enttäuſchungen, wie thut das wohl! — Dann zog ſie ihre Hand langſam aus der meinigen und ſagte mir Lebewohl. — Auf Wiederſehen, theures Fräulein? fragte ich. — Ja, wenn Sie wollen, auf Wiederſehen, mein Freund, erwiderte ſie ..... So trennten wir uns und nun werden Sie begreifen, daß ich Ihnen ſagen konnte, ich ſei ein Hoffender. Mein Verſtand möchte mir freilich einreden, meine Hoffnung ſei nur ein Spinnwebfaden, aber dennoch....“

„Dennoch,“ fiel der Prediger ein, — „hängt Ihr Herz an dieſem Spinnwebfaden, als wäre er ein Ankertau. Und warum nicht? Ich bin auch einmal jung geweſen und weiß, wie ſtark ſolche Hoffnungsfäden ſind. Allein auch nicht mit den Augen eines Liebenden angeſehen, ſcheint mir die Sachlage ſo übel nicht. Sie haben, ſoviel iſt klar, durch Ihre Ausdauer, welche in unſerer Zeit — wenngleich dieſe ein ſo überſchwängliches Buch wie den Werther entſtehen ſah — gewiß ſehr ſelten iſt, das Intereſſe des Mädchens erregt. Das iſt ſchon viel, alles vielleicht. Die junge Dame wird nicht umhin können, mit den Männern, welche ſie bis dahin kennen lernte, einen zu vergleichen, der ſo treulich, redlich und beharrlich um ſie warb, ſo zu ſagen wie Jacob um Rahel. Außerdem beſitzt, Ihren Schilderungen zufolge, Fräulein Lauretta neben Schönheit und Geiſt auch eine gute Doſis geſunden Menſchenverſtandes. Sie hat daher ſicherlich einſehen lernen, daß das Glück einer Frau nicht in der Phantaſtik einer Laufbahn beſtehen könne, welche, und würde ſie auch rein nur aus artiſtiſcher Caprice verfolgt, unter allen Umſtänden zuletzt die weibliche Würde höchlich compromittiren muß. Ja wohl, das Leben iſt kein leichtes Komödienſpiel, ſondern ſchwerer Ernſt. Sei dieſes Wort Ihrer Erkorenen uns ein Zeichen, daß das deutſche Blut in ihren Adern über das welſche den Sieg davon getragen und daß die einfache Sprache Ihrer Neigung den Weg zu einem Herzen gefunden habe, welches offenbar ein beſſeres Loos verdient, als das, von romantiſchen Grillen ruhelos hin- und hergeworfen zu werden . . . Alſo nur muthig vorwärts! Sie dürfen das für Sie erregte Intereſſe der jungen Dame nicht wieder erkalten laſſen. Durch die Gefälligkeit meiner Freunde in der Stadt beſitzen Sie ja jetzt ein Mittel, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ſich Eingang in den Park und die Ermitage zu verſchaffen. Und laſſen Sie Sich noch ſagen: indem Sie Sich dienen, erweiſen Sie auch dieſem Lande einen großen Dienſt. Wenn Sie das Fräulein für Sich gewinnen, ſo entreißen Sie dem Sizilianer den Magnet, vermittelſt deſſen er den unglücklichen Fürſten an ſich feſſelt. Mit dem Verluſt dieſes Magnets endigt die Macht des falſchen Magus."

„Und Sie glauben, daß der Herzog wieder auf einen beſſeren Weg gebracht werden könne?"

„Leider nein, aber doch auf einen weniger gefährlichen. Wenigſtens kann erreicht werden, daß die Thorheit des Fürſten wieder eine harmloſere Richtung nehme."

„Er iſt alſo eine vollſtändig zerrüttete Natur?"

„Ja, das iſt das rechte Wort. Jugendſünden, Jugendſünden, lieber Freund, die Raſereien ebenſo toller als vorzeitiger Ausſchweifungen haben, wenn auch nicht ſeinen rieſenſtarken Körper, ſo doch ſein Gemüth unheilbar zerrüttet. Sein Vater war ein roher Despot, der an der Verwilderung des Sohnes ſeine Freude hatte. So war der Prinz, als er zur Regierung gelangte, ſchon auf jener tiefen Stufe der Verderbtheit angekommen, wo der Unterſchied von gut und böſe aufhört. Mit einem Wort, er war und blieb das, was die Franzoſen einen Blaſé nennen. Ihm iſt Alles zum Ekel geworden, und indem er ſich ſelbſt verachten muß, glaubt er die

Menſchen zu verachten. Vielleicht hätte er in dieſem Lebensüberdruß ſtill dahinvegetirt, wenn nicht von Zeit zu Zeit ſeine Blaſirtheit plötzlich wieder in die wildeſte Begierde umſpränge und wenn ſich ihr nicht häufig die ungeheuerſte Eitelkeit, die ungemeſſenſte Großmannsſucht geſellte. Jener Umſtand hat ſataniſche Orgien zur Folge, dieſer die tollſten Extravaganzen und groteskeſten Bizarrerien, wie erſt geſtern die Hauptſtadt wieder eine ſolche ſah. Was hat er nicht Alles ſchon angeſtellt in ſeiner krankhaften Sucht nach dem Seltſamen. Er erſchien öffentlich als Frau, wie Nero, er trug heute eine ſchwarze und morgen eine rothe Perücke, er ließ ſeine Tafel mit Fleiſchſpeiſen und Vegetabilien beſetzen, die in allen Graden der Fäulniß ſich befanden, er goß kölniſches Waſſer an den Salat und beging hundert dergleichen Verrücktheiten mehr.“

„Aber warum ſperrt man den Menſchen nicht ins Narrenhaus? Bei uns in Amerika würde er keine drei Tage regieren.“

Der Prediger blies langſam eine gewaltige Rauchwolke in die Luft und ſagte:

„Mein lieber junger Freund, vergeſſen Sie nicht, daß Sie Sich dermalen unter einem Volke befinden, deſſen Geduld erſt acht Tage nach der Ewigkeit zu Ende gehen wird.“

Raleigh lächelte. Der alte Rationaliſt zuckte die Schultern und fuhr fort:

„Seit einiger Zeit ſcheint es auch mit der körperlichen Geſundheit des Herzogs übel zu ſtehen. Er iſt ein Schlafwandler geworden. Aber auch wachend erhebt er ſich, wie mir der alte Caſtellan der Ermitage ſchaudernd mitgetheilt hat, oft vom nächtlichen Lager und durchwandelt die Gemächer und Corridore des Schloſſes, entſetzliche Flüche und wilde Klagerufe ausſtoßend, wie von den Furien gepeitſcht. Es ſoll herzzerreißend mitanzuſehen ſein. Schreckliche Viſionen ſuchen ihn heim und der Hofmaler mußte ſolche Geſichte nach des Herzogs Angaben in der großen Galerie der Ermitage malen, ſchöne Frauenleiber, welche in Schlangen auslaufen, Männer mit grünen Haaren, den Triumphzug des Todes über die ganze Erde, Engelsköpfe auf Dämonenkörpern und dergleichen Eingebungen einer kranken Phantaſie mehr . . . . Wo es aber einmal mit der leiblichen und geiſtigen Geſundheit aus iſt, da fängt überall die Schwärmerei an, da iſt allem Unſinn Thüre und Thor geöffnet, da können ſich Magnetismus, Geiſterſeherei, egyptiſches Maurerthum und Goldkocherei breit machen, da wachſen reiche Erndten für die Charlatane.“

Drittes Capitel,

worin Se. Durchlaucht der Herzog Emil — ſowie auch der geneigte Leſer — allerlei erſtaunliche und geradezu unbegreifliche Dinge erfahren.

Der Magus war heute ſo recht im Zuge.

Er ſtand in ſeinen weißen Atlasſchuhen mit rothen Abſätzen, beringt, bekettet, wie das Schaufenſter eines Juveliers, im Cabinet des Herzogs und ſprach in ſeinem ſchlechten Franzöſiſch mit ſeiner rollenden Stimme auf den Fürſten hinein, welcher, in ſeinen türkiſchen Schlafrock gehüllt, auf einer Ottomane lag.

Das rothbraune angeſpannte, lauernde Geſicht des Sizilianers mit den blitzenden ſchwarzen Augen contraſtirte ſeltſam mit dem ſchlaffen, graubleichen, verblaſenen des Herzogs, der mit geſchloſſenen Lidern dalag. Zuweilen öffnete er ſie und dann erſchien in ſeinen Augen, welche Raleigh in dem Schweizerbrief an Schiller ganz richtig als nebelhaft blaßblaue bezeichnet hatte, ein mattes Leuchten, von welchem ſchwer zu ſagen geweſen wäre, ob es ein ſchwärmeriſches Intereſſe an den Mittheilungen des Conde oder aber Spott darüber ausdrückte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Fürſt den Redefluß des Magiers, um eine Frage zu thun oder eine Bemerkung hinzuwerfen, welche mit dem verhandelten Thema oft nur in einem loſen oder in gar keinem Zuſammenhang ſtand. Der Conde ließ ſich aber dadurch nicht aus dem Text bringen, ſondern fuhr immer fort, ſein Syſtem vorzutragen.

„Als eine Anſtalt zur Erlangung der Vollkommenheit,“ ſprach er, „war die egyptiſche Freimaurerei durch Enoch und Elias geſtiftet worden. Aber ſie hatte im Verlaufe der Jahrhunderte ihren urſprünglichen Glanz vollſtändig eingebüßt, war bei den Männern verunreinigt und gefälſcht, bei den Frauen, die man nicht mehr in die Logen zuließ, gänzlich verſchwunden. Da trat ich als Regenerator auf, ich, der Groß-Kophta.“

„Ein wunderlicher Titel, Meiſter.“

„Durchlaucht, ſagen Sie ein geheiligter.“

„Wohl, Meiſter, es gibt ja auch wunderliche Heilige.“

„In der egyptiſchen Maurerei liegt Anfang und Ende aller Erkenntniß. Die Vorſtufe zu ihr iſt die gewöhnliche Freimaurerei. Die Mitglieder der letzteren, welche zur heiligen Myſtik, zu den höheren Graden der erſteren beſtimmt ſind, werden von den geheimen Obern unausgeſetzt beobachtet, um zu erkennen, ob ſie für die höheren Zwecke des Ordens brauchbar ſeien . . . Die drei Hauptvorſteher unſeres Erdballs, ſind auch zugleich die vollkommenſten Maurer und die geheimen Oberen der egyptiſchen Maurerei. Von ihnen hat der Groß-Kophta ſein Wiſſen und ſeine Macht empfangen" . . . .

„Meiſter, mir fällt ein, mein hochſeliger Herr Papa hat ſich einſt den Spaß gemacht, einer ſeiner Odalisken, welche ſich weigerte, Schönpfläſterchen zu tragen, dieſelben vermittelſt heißen Siegellacks in das ſchöne Geſicht zu kleben Ob das wohl amüſant war? . . . O, ein neues Vergnügen, Meiſter, ein neues Vergnügen! . . . Mir iſt zu Sinne, wie jenem Helden Klingers. Ich möchte mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. O könnt' ich im Raume eines Piſtols exiſtiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte!"

„Der Groß Kophta iſt einer von den zwölf Adepten, welche, zu verſchiedenen Malen durch den Tod geläutert, immer wieder aufleben. Dieß Geheimniß birgt ſich unter dem allegoriſchen Bild vom

Vogel Phönix . . . Verſtehen Sie nun, gnädigſter Herr, warum ich mich Conde Fenix nenne? . . . . Die Adepten ſind im Beſitze des Lebenselixirs und des rothen Pulvers, d. h. ſie beſitzen die Kunſt, das Leben ins Unendliche zu verlängern“ . . .

„Eine abſcheuliche Kunſt, Meiſter. Wozu dieſe Langeweile, genannt Leben, verlägern? Der Todesſchlummer muß ſo ſüß ſein. Aber nur nicht ins Grab zu den Würmern! Wie garſtig dieſer Würmergedanke iſt! Ich mag Nichts davon hören . . . . Wiſſen Sie, was ich thun wede? Ich will mir auf der einſamen Inſel im Park ein Mauſoleum erbauen. Da in einem unterirdiſchen, prachtvoll ausgeſchmückten Gemach, deſſen Plafond den Sternenhimmel darſtellen ſoll, muß man mich beiſetzen, auf einem Sopha ruhend, in meinen gewöhnlichen Kleidern, als wäre ich über ein Buch eingeſchlafen.“

„Die Adepten“ . . .

„Was iſt ein Adept?“

„Ein Inhaber des höchſten Grades der egyptiſchen Maurerei. Sie beſitzen, wie ich geſagt, das Geheimniß des philoſophiſchen Steins, welches auch das Magiſterium oder das Gehemniß der Projection heißt, wie das Lebenselixir auch den Namen Aurum potabile führt. Durch Jahrtauſende herab iſt das

Wiſſen der Adepten durch mündliche Tradition fortgepflanzt werden; aber die Einweihung kann bloß im Orient, in den Katakomben Egyptens oder in den Tempelruinen Palmyra's, erlangt werden. Denn der unheilige Golddurſt der Großen, welcher erwachte, als der große Alchymiſt und Roſenkreuzer Raymundus Lullus, der eben auch ein Adept war, dem König Edward II. von England eine ungeheuere Menge jener Goldſtücke, genannt Roſennobles, fertigte, — dieſer unheilige Golddurſt hat die Adepten vermocht, ſich in die Einſamkeiten des Morgenlandes zurückzuziehen. Dort lebt noch jetzt der große Nikolas Flamel, der im 14. Jahrhundert aus Paris flüchtete, weil er die Univerſalmedizin und den Stein der Weiſen durch die ſündhaften Gelüſte ſeiner Zeitgenoſſen nicht profaniren laſſen wollte."

„Dieſe Adepten können alſo ewig leben?"

„Ja, Durchlaucht, ſie können es, aber bei ihrer Weihung müſſen ſie ſchwören, nicht länger leben zu wollen, als es Gottes Wille iſt. Im Uebrigen ſterben ſie eigentlich nicht, denn, wenn ihre irdiſche Laufbahn vollendet iſt, werden ſie gleich Elias lebendig gen Himmel erhoben."

„Und die Adepten verſtehen alſo Gold zu machen?"

„Ja; im Beſitz der Quinteſſenz, vermögen ſie alle Metalle zu Gold reifen zu laſſen.“

„Eine hübſche Kunſt, Meiſter. Alle Menſchen umtanzen ja anbetend das goldene Kalb . . . Wie erlangt man aber die Quinteſſenz oder das Magiſterium?“

„Durchlaucht, man muß die Weihung zum höchſten Grad der egyptiſchen Maurerei erhalten haben, um gefahrlos in den Beſitz des Steins der Weiſen geſetzt werden zu können. Das Geheimniß einem Ungeweihten mittheilen, heißt ihn augenblicklich tödten... Wenn Sie mir befehlen, zu ſprechen, werde ich es thun, aber nur in alchymiſtiſchen Bildern.“

„Ich höre.“

„Mit der untergehenden Sonne muß man beginnen, wann der rothe Mann und die weiße Frau im Lebensgeiſt ſich vereinen, um in der Liebe und in der Ruhe zu leben, genau im Verhältniß von Waſſer und Erde. Vom Weſten begib Dich durch die Finſterniß gen Norden; ſtöre und trenne den Mann und die Frau zwiſchen Winter und Frühling, verwandle das Waſſer in ſchwarze Erde und erhebe Dich durch verſchiedene Farben gegen den Oſten, wo ſich der Vollmond zeigt. Nach der Reinigung erſcheint die Sonne weiß und glänzend; es iſt der

Sommer nach dem Winter, der Tag nach der Nacht. Die Erde und das Waſſer haben ſich in Luft verwandelt, die Finſterniß iſt zerſtoben, das Licht erſchienen. Der Weſten iſt der Anfang der Praxis und der Oſten iſt der Anfang der Theorie. Das Prinzip der Zerſtörung iſt erfaßt zwiſchen dem Oſten und dem Weſten."

Der Herzog gähnte

„Und die Adepten," fragte er dann, — „vermögen ſie auch Geiſter zu beſchwören?"

„Durchlaucht, ich habe Ihnen hiefür den Beweis geliefert."

„Ja, Meiſter, Sie haben mir Geiſter citirt. Der Dampf von Ihren Räucherungen war freilich ſo ſtark, daß die Erſcheinungen nur ſehr ſchattenhaft ſichtbar wurden . . . Aber ſagen Sie, ſind die Adepten auch im Stande, den Teufel zu citiren?"

„Sie ſind es, aber hiebei läuft der weiße Magier große Gefahr, zu einem ſchwarzen zu werden, und dann iſt er auf ewig verloren."

„Meiſter, ich möchte aber doch einmal den Satan ſehen. Wie ſieht er aus?"

„Unheimlich, aber nicht gerade abſchreckend."

„Welches Geſchlecht hat er?"

„Er iſt geſchlechtslos, wie alle Engel, auch die gefallenen."

„Ob er wohl auch Hühneraugen hat? Hühneraugen ſind ja eine wahre Höllenpein."

„Durchlauchtiger Herr, ich flehe Sie an, wenden Sie Sich ab von den finſteren Gebieten der ſchwarzen Magie! Ihre erhabene Beſtimmung iſt es, die Vollkommenheit zu erlangen, jene Vollkommenheit, welche die Herrſchaft über die Kräfte der Natur und die Geiſterwelt verleiht. Iſt das nicht ein großes, ein größtes Ziel?"

„Gewiß, aber wie erreicht man es?"

„Vermittelſt der Meiſterſchaft in der weißen Magie."

„Und dieſe?"

„Vermittelſt der phyſiſchen und moraliſchen Wiedergeburt. Die Stätte dazu iſt bereitet, der Berg Sinai, der Thurm Sion, das Gemach Ararat. Die moraliſche Wiedergeburt muß der phyſiſchen vorangehen. Dreizehn Meiſter ſchließen ſich in den Thurm Sion ein. Vierzig Tage bleiben ſie dort. Sechs Stunden jeden Tages ſind der beſchaulichen Betrachtung, drei dem Gebet, neun der Zubereitung des jungfräulichen Blattes aus dem Fell eines jungen Hammels und anderer myſtiſcher Inſtrumente, ſechs endlich der Erhaltung der erſchöpften Kräfte gewidmet. Vom dreiunddreißigſten Tage an werden die Meiſter des Umgangs mit den ſieben reinſten Geiſtern, Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobachiel und Annachiel, gewürdigt. Dieſe Engel graben ihre Namenszüge und ihr Siegel in das jungfräuliche Blatt ein. Sowie dieſes geſchehen, wird der Geiſt der dreizehn Meiſter von göttlichem Feuer voll, ihr Leib ſo rein, wie der eines neugeborenen Kindes, ihre Erkenntniß ſchrankenlos, ihre Macht unbegrenzt. Um jedoch dieſe Macht üben zu können, iſt erforderlich, daß der moraliſchen Wiedergeburt die phyſiſche ſich zugeſelle. Der Weg zu dieſer geht durch eine Art Quarantaine, denn die Verjüngung des Körpers hat eine körperliche Cur zur Vorausſetzung. Der moraliſch wiedergeborene Meiſter der egyptiſchen Maurerei zieht ſich, begleitet von einem bereits phyſiſch und moraliſch wiedergeborenen Bruder, in das Gemach Ararat zurück und zwar zur Maizeit, zur Stunde, wo die Mondſcheibe voll wird. Siebzehn Tage lang darf er nichts genießen, als zarte und kühlende Kräuter, und Regenwaſſer, das im Mai gefallen, muß ſein einziges Getränke ſein. Am ſiebzehnten und dann wieder am zweiunddreißigſten Tag unterzieht er ſich einem Aderlaß. Am dreiunddreißigſten Tage, nachdem er zu Bette gebracht worden, gibt ihm der wiſſende Bruder den erſten Gran der Quinteſſenz, der materia prima, des flüſſigen Goldes, des Urſtoffes ein, welches Gott geſchaffen hat, um die Menſchen unſterblich zu machen, wovon aber die Kenntniß mit dem Sündenfalle Eva's verloren gegangen war, bis die echte, das iſt die egyptiſche Maurerei ſie wieder gefunden hat" . . .

„Wunderbar! Aber, weiſer Meiſter, wie und wo bewahrte denn Mutter Eva den Urſtoff auf? Sie trug ja vor dem Sündenfall keine Kleider."

„Durchlaucht, hüten Sie Sich, das Heilige zu carikiren. Wehe den Zweiflern und Ungläubigen! Ein Neophyt der weißen Magie muß gläubig ſein wie ein Kind."

„Vollkommen wahr, weiſer Meiſter."

Der Magus that, als fühlte er den Stachel des Sarkasmus, welcher aus dieſer Aeußerung des Fürſten hervorzuckte, nicht im Geringſten, und fuhr mit beneidenswerther Sicherheit fort:

„Kaum hat der Candidat des Adeptismus den erſten Tropfen des Urſtoffes eingeſchlürft, ſo verlaſſen ihn ſeine Sinne. Er verfällt in Zuckungen und ein ungeheurer Schweiß ſcheint ſeine Auflöſung herbeiführen zu wollen. Nachdem er wieder zum

Bewußtſein gekommen, wird er auf ein friſches Lager gebracht und erhält eine ſtärkende Kraftbrühe“ ...

„Bei Lucifers Schweif, die kann er nach ſo einer Hungercur wohl brauchen!“

Der Magier rollte höchſt unwillig die Augen, ließ aber ſeinen Faden nicht fallen, ſondern redete weiter:

„Am folgenden Tag erhält er den zweiten Gran Urſtoff, worauf Fieber und Delirium eintritt. Während deſſelben fallen ihm Haut, Haare und Zähne ab und aus.“

„Ich will nicht hoffen!“

„Am fünfunddreißigſten Tage nimmt er ein laues Bad, am folgenden ſchlürft er den dritten und letzten Gran Quinteſſenz, worauf er in einen ſanften Schlaf verfällt. Während deſſelben wachſen ihm Haut, Haare und Zähne neu.“

„Gottlob!“

„Am achtunddreißigſten Tage nimmt er ein Salpeterbad und am vierzigſten iſt die Wiedergeburt vollendet.“

„Victoria! .... Aber, Meiſter, haben Sie den Grafen Saint Germain gekannt?“

„Durchlaucht, alle Adepten kennen ſich.“

„Saint-Germain war ein Adept?“

„Er war einer.“

„Und er hat auch die Quarantaine im Gemach Ararat durchgemacht?“

„Jeder Wiedergeborene hat das gethan.“

„War der unermeßliche Schatz von Diamanten, womit Saint-Germain am Hofe Ludwigs XV. erſchien, echt?“

„Er war es.“

„Und er hatte dieſe Diamanten ſelbſt verfertigt?“

„Ja, aus Kieſeln vermittelſt der Projection.“

„Er war im Beſitz des Lebenselixirs, das heißt unſterblich?“

„Natürlich.“

„Aber er iſt doch vor Jahresfriſt zu Schleswig in den Armen des Prinzen Karl von Heſſen geſtorben.“

„Er wurde, weil es ihm ſo gefiel, gen Himmel entrückt. Das nannten die Nichtwiſſenden ſein Sterben.“

„Sind Sie von Saint-Germain in die Magie eingeweiht worden?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Mein Einweiher war mein Lehrer, der weiſe

Althotas, welcher mich in Mekka und Medina und in der großen Pyramide am Nil erzogen hat."

„Myſteriös!"

„Nur dem Ungeweihten. Wann Sie, Durchlaucht, zur Vollkommenheit gelangt ſein werden, wird es für Sie keine Myſterien mehr geben."

„Gut. Wann ſoll die Prozedur meiner Wiedergeburt beginnen?"

„Sobald Sie zum Grad eines Meiſters der egyptiſchen Maurerei befördert ſein werden."

„Was iſt dazu erforderlich?"

„Vor Allem unverbrüchliche Verſchwiegenheit und die Leiſtung des furchtbaren Eides, den geheimen Oberen unbedingt in Allem zu gehorchen."

„Und dann?"

„Die Oeffnung einer Mutterloge der egyptiſchen Maurerei."

„Eröffnen Sie dieſelbe! Der Berg Sinai iſt ja fertig."

„Es gilt leider noch andere Schwierigkeiten zu überwinden."

„Welche?"

„Den Widerſtand der Maurerloge Ihrer Reſidenzſtadt, in welcher der Geiſt der Indifferenz, des Unglaubens, der ſchwarzen Magie herrſcht."

„Ich werde befehlen und man wird mir gehorchen, denn ich bin der Herr . . . . Aber was verleiht die egyptiſche Meiſterſchaft?“

„Erkenntniß.“

„Worin beſteht ſie?“

„In verbis, in herbis, in lapidibus, ſowie in den Geheimniſſen der drei heiligen Namen Helion, Melion, Tetragrammaton.“

„Iſt das Etwas?“

„Unermeßlich viel. Es liegt darin die Möglichkeit der Wiedergeburt.“

„Wie geht die Beförderung zum egyptiſchen Meiſtergrad von ſtatten?“

„Sobald die Loge eröffnet iſt, macht der Bruder Venerable, welcher ich ſein werde, die Inſpiration der Waiſe wirkſam. Die Waiſe oder Taube iſt ein Jüngling oder noch beſſer ein Mädchen, welches ſich noch im Stande der Unſchuld befindet. Vor dem Sündenfall hätte ein ſolches Weſen die Macht beſeſſen, den ſieben reinen Geiſtern zu gebieten. Jetzt ertheilt ihm der Venerable dieſe Macht. Nach einem inbrünſtigen Gebet aller Brüder wird die Waiſe in ein weißes Gewand gehüllt und mit einer blauen Binde und einer rothen Schnur gegürtet. Dann haucht der Venerable ſie an und verſchließt ſie in ein Tabernakel, das von innen weiß ausgeſchlagen und mit einer Thüre und einem Fenſter verſehen iſt. Im Innern ſteht ein Fußſchemel und ein Tiſch mit drei brennenden Kerzen. Auf dem Schemel kniend beſchwört die Waiſe die ſieben reinen Geiſter. Hat ſie dem Venerable angezeigt, daß die Geiſter erſchienen ſind, ſo befiehlt er ihr, ſie kraft der dem Groß-Kophta verliehenen Gewalt zu fragen, ob der zum hammerführenden Meiſter Vorgeſchlagene dieſer Ehre würdig ſei. Lautet die Antwort bejahend, ſo wird der Candidat ſofort auf dem Meiſterſtuhl inſtallirt."

„Ihre Waiſe wird Signora Lauretta ſein?"

„Sie wird es ſein."

Nach einer Pauſe ſagte der Herzog langſam:

„Sie iſt ſehr ſchön."

„Sie ſagen es, Durchlaucht."

Der Fürſt richtete ſich halb auf und fixirte den Magier mit einem ſeltſamen Blick. Dann ſagte er:

„Meiſter, beſitzen Sie auch das Geheimniß, den Diamant zu ſchmelzen, den Marmor zu beleben und das Eis glühend zu machen?"

Im Geſicht des Sizilianers zuckte es und er bedachte ſich einen Augenblick bevor er erwiderte:

„Durchlaucht, ein Weib iſt nicht Eis, nicht

Marmor, nicht Diamant, — das Weib iſt nur die ewige Eva."

„Und Eva ſucht ihren Adam?"

„Von dem geſchrieben ſteht: er ſoll des Weibes Herr ſein."

„Ah!" machte der Herzog und ſeine dünnen Lippen kräuſelte ein boshaftes Lächeln. Dann winkte er dem Magus mit der Hand ſeine Entlaſſung zu, und während derſelbe mit drei tiefen Verbeugungen rückwärts nach der Thüre ging, ließ ſich der Fürſt auf ſein Lager zurückfallen und murmelte zwiſchen den Zähnen:

„Oui, il faut finir."

Viertes Capitel.

In einer Fenſterniſche. — Die Zauberlaterne des Oberhofpredigers verſagt den Dienſt. — Ein wandelnder Höllenbreughel. — Die Magnetiſeuſe. — Verrathen! — Gerettet! — „Nur fort von hier!"

Der Herr Oberhofprediger war zum Souper nach der Ermitage befohlen worden, hatte aber mißfällig bemerkt, daß ſeine anerkannt bedeutende Unterhaltungsgabe heute ihrer gewöhnlichen Wirkung auf den Herzog verfehlte. Der Fürſt blickte zerſtreut, gab unzuſammenhängende Antworten und zog ſich bald zurück, worauf der würdige Geiſtliche, welchem das Seelenheil des Hofes anvertraut war, mit dem Conde Fenix in eine Fenſterniſche des Speiſeſaals trat.

Dort entſpann ſich zwiſchen den beiden Herren ein flüſternd geführtes Geſpräch:

„Mein lieber Graf,“ ſagte der Hofprediger, — „Seine Durchlaucht ſcheint in mißlicher Stimmung zu ſein. Haben Sie bemerkt, daß er zu wiederholten Malen mit dem Ausdruck der Ungeduld nach dem leergebliebenen Platz ſah, wo Signora Lauretta an der Tafel zu ſitzen pflegt?“

„Ich habe es bemerkt, das heißt ich bemerkte nicht erſt jetzt, daß der Fürſt ſeiner Geduld überhaupt müde iſt.“

Ein Blick, welchen der Hofprediger wohl verſtand, commentirte dieſe Worte des Sizilianers.

„Es iſt noch nicht Zeit,“ ſagte der Geiſtliche. „Wo es ſich um die Erreichung eines ſo großen Zweckes handelt, werden ſich wohl Mittel ausfindig machen laſſen, einer vorzeitigen Ungeduld Schranken zu ſetzen.“

„Ich zweifle,“ verſetzte der Conde achſelzuckend. „In dieſem Falle müſſen wir uns auf die Klugheit und Feſtigkeit der Signora verlaſſen. . . . Wie kam es, daß ſie nicht zum Souper erſchien?“

„Sie erſchien auch nicht zum Diner. Ihre Laune iſt überhaupt ſeit geſtern Morgen unerträglich. Sie hielt ſich heute den ganzen Tag in ihr Zimmer verſchloſſen und weigerte ſich, mich zu ſprechen.“

„Wie? Sie beunruhigen mich ernſtlich, mein Lieber . . . Sie wiſſen, was dieſe Ziffer in unſerem Calcul zu bedeuten hat.“ . . .

„Gewiß, aber“ . . .

„Aber?“

„Ich fürchte, der Herzog hat den Entſchluß gefaßt, die Rechnung in ſeiner Weiſe abzuſchließen.“

„Das ſoll, das darf nicht ſein! Unſer ganzer Plan ſtände auf dem Spiele . . . Und Sie wiſſen, die Befehle unſerer Oberen ſind ſehr beſtimmt.“

„Ich weiß es, allein wenn ich die Sachlage genau überlege, will mir ſcheinen, man ſollte den Herzog gewähren laſſen.“

„Wie, Sie meinen?“ . . . .

„Ich meine, je heftiger der Ausbruch eines Vulkans iſt, deſto größer iſt nachher ſeine Erſchöpfung.“

„Ich verſtehe, indeſſen“ . . . .

„Indeſſen kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß der Herzog dermalen zu ſehr aufgeregt iſt, um ſo willenlos zu ſein, wie wir ihn wünſchen müſſen.“

„Sie wollen doch nicht ſagen, er ſei ſtutzig geworden?“

„Allerdings will ich das ſagen, mein lieber Bruder. Aufgeſtachelt aus ſeiner gewöhnlichen Erſchlaffung, iſt dieſer Menſch wahrhaft unberechenbar. Als ich heute mühſam daran arbeitete, unſer Netz feſter um ihn herzuziehen, durchbrach er es jeden Augenblick mit Aeußerungen, die mich befürchten laſſen, ſein Geiſt ſei noch lange nicht umnebelt genug . . . Das wilde Thier in ihm iſt erwacht. So lange es nicht ſeinen Willen gehabt, wird der Herzog an unſerem Gängelbande nicht dahin ſich leiten laſſen, wo wir ihn haben wollen.“

„Sie könnten recht haben,“ ſagte der Hofprediger nachdenklich.

„Ich habe recht,“ verſetzte der Conde mit hochmüthiger Entſchiedenheit.

„Aber wenn an dieſes . . . . an dieſes Intermezzo unſeres Stückes eine Kataſtrophe ſich knüpfte?“

„Deſto beſſer. Die Schlangenpeitſche der Gewiſſensfurie iſt ja ſolchen Naturen gegenüber in geſchickten Händen ein wirkſamſtes Werkzeug. Wir werden es bei Gelegenheit ſchon zu handhaben wiſſen...

Ich, lieber Bruder, ich wünſche eine Kataſtrophe, denn ich bin überzeugt, ſie und nur ſie wird uns ſicher und raſch zum Ziele führen."

„Wenn es ſein muß, ſei es!"

„Gut . . . Werden Sie hier im Schloſſe übernachten?"

„Warum?"

„Weil ich wünſche, ſehr lebhaft wünſche, daß Sie ſobald als möglich mit der Signora ſprächen. Ihre Störrigkeit muß beſeitigt werden, ſonſt ſpielt ſie uns am Ende noch einen Spuk. Sie wiſſen, Lauretta hört Sie gerne plaudern. Plaudern Sie ihr Dinge vor, die geeignet ſind, ſie wieder in beſſere Laune zu verſetzen. So, wie ſie ſich heute anſtellte, könnte ſie uns leicht um irgend eine günſtige Gelegenheit bringen, und doch iſt die Zeit ſo koſtbar."

„Allerdings, um ſo mehr, da die Machinationen unſerer Gegner von der Loge immer bedrohlicher werden. Am Ende ſuchen und finden die Führer des gegen uns angezettelten Complotts eine Stütze an den Agnaten des herzoglichen Hauſes. Schon iſt das Gerücht im Lande und außerhalb des Landes verbreitet, der Herzog ſei gar nicht mehr zurechnungsfähig, folglich auch nicht mehr regierungsfähig."

„Sehen Sie, wir müſſen uns eilen . . . der

Boden hier beginnt mir unter den Füßen zu brennen und .... der Herzog iſt ſehr ungeduldig. Ich wiederhole es ... Sprechen Sie mit der Signorina. Es hängt Alles davon ab, ſie wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade geſchmeidig zu machen ... Aber, lieber Bruder, hüten Sie Sich, ihr auch nur den hundertſten Theil eines Blickes hinter den Vorhang zu geſtatten. Ihr raſender Stolz würde Alles in Frage ſtellen."

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber. Die Signora ſoll nicht hinter, ſondern nur auf den Vorhang blicken. Aber ich werde denſelben ſo glänzend bemalen, daß ſie kein Weib ſein müßte, wenn ſie nicht geblendet werden ſollte. Das Hauptbild, welches meine Zauberlaterne auf den beſagten Vorhang werfen wird, ſoll eine Herzoginkrone ſein."

„Ob Sie die Sache nicht zu leicht nehmen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir es mit ein paar Augen zu thun haben, welche ſchärfer, viel ſchärfer blicken, als die eines gewöhnlichen Weibes" ...

„Die aber dennoch nicht ſcharf genug ſein werden, zu bemerken, ob das Gold der erwähnten Krone echtes oder nur Katzengold ſei."

„Wer weiß? ich geſtehe, dieſes ſeltſame Weſen beginnt mir Furcht einzuflößen, und deßhalb" ....

„Sie ſtocken?"

„Deßhalb muß die erſte beſte Gelegenheit, ein Ende zu machen, beim Schopfe gefaßt werden."

„Wohl, aber mit Vorſicht! Was wir zu vermeiden haben, iſt Geräuſch und Lärm. Ein unzeitiger Eclat könnte unſere ganze Berechnung zu Schanden machen... Was meinen Sie, wenn ich verſuchte, die junge Dame noch heute zu ſprechen? Es iſt ohnehin noch gar nicht ſehr ſpät."

„Machen Sie immerhin den Verſuch . . . die Zeit drängt."

Die Herren ſtanden auf und der Oberhofprediger winkte einen Diener herbei, welchem er den Auftrag ertheilte, in ſeinem Namen Signora Lauretta um eine Unterredung zu bitten.

„Ich beſorge, es iſt vergeblich," ſagte der Conde, als der Diener weggegangen.

„Vielleicht doch nicht," entgegnete der geiſtliche Würdenträger. „Ich ſchmeichle mir, bei der jungen Dame einen Stein im Brette zu haben."

Das kluge Geſicht des im beſten Mannesalter ſtehenden Theologen trug gewöhnlich den Ausdruck einer heiteren Würde, gepaart mit einem Lächeln, das Jedem gewinnend vorkommen mußte, welcher noch nicht wußte, daß es ein ſtereotypes, ein gefrorenes war. Als er die angeführte zuverſichtliche Aeußerung that, wurde jedoch für einen Augenblick um ſeinen wohlgeformten Mund ein Zug von Selbſtbewußtſein, um nicht zu ſagen von Selbſtgefälligkeit ſichtbar, welche den Sizilianer zur Seite blicken machte, um ein flüchtiges Hohnlächeln zu verbergen.

Er hatte jedoch unrecht, denn nach kurzer Friſt kehrte der abgeſchickte Diener zurück, mit der Meldung, die Signora promenire in der großen Galerie und erwarte daſelbſt Se. Wohlehrwürden. . . . .

Die große Galerie war ein prachtvoller Saal in länglichter Form und auf beiden Seiten mit korinthiſchen Säulen von weißem Marmor beſetzt. Die Wandflächen hinter dieſen Colonnaden, ſowie der gewölbte Plafond, waren über und über mit Fresken bedeckt, in welchen ein trefflicher Künſtler ſeinen Pinſel dazu hergegeben hatte, die Ausgeburten einer wahnwitzigen Phantaſie in Farben zu verkörpern. Es waren da die Malereien, von denen der Paſtor Stahlberg zu ſeinem Gaſte geſprochen. Die Decke nahm der Triumphzug des Todes ein und hier, wie in den Wandgemälden, war alles Groteske, Wilde, Ungeheuerliche vereinigt, was nur je eine fratzenhafte Einbildungskraft à la Höllenbreughel erſinnen konnte. In der taghellen Beleuchtung, womit ein mächtiger Kronleuchter die Galerie überſtrömte, traten dieſe monſtröſen Bildungen widerwärtig grell hervor.

An dieſem Orte fand die Unterredung zwiſchen Lauretta und dem Oberhofprediger ſtatt, von welcher wir nur den Ausgang mitzutheilen haben.

Es hieße dem geiſtlichen Würdenträger großes Unrecht anthun, wollte man leugnen, daß er ein vollendeter Weltmann und Höfling war. Das, was die Diplomaten Contenance nennen, das iſt die vollſtändige Beherrſchung der Mienen, des Blickes, der Stimme und der Geberden, iſt niemals vollkommener geſehen worden, als bei dem Oberhofprediger. Dennoch aber mußte er ſich ganz ungewöhnlich zuſammennehmen, um durch die Ueberraſchung, welche ihm die Stimmung der jungen Dame bereitete, ſich nicht außer Faſſung bringen zu laſſen. Dieſe Laune, — wenn es eine war — kannte er nicht an ihr. Er hatte für dieſes Geſpräch Ironie, Witz und prickelnde Phantaſtik bereitgehalten und nun konnte er von allen dieſen ſchönen Dingen keinen Gebrauch machen. An dem ruhigen Ernſt Lauretta's glitten alle ſeine Fechterſtreiche wirkungslos ab und mit den Phantasmagorien, welche er aus ſeiner Zauberlaterne hervorgehen ließ, happerte es ſo bedeutend, daß er insgeheim ſeine ungeſchickte Hand verwünſchte. Beſonders mißlich mußte es mit der Erſcheinung der fraglichen Herzoginkrone zugegangen ſein, denn Lauretta hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, einen Blick darauf zu werfen.

Sei es, daß er in der Verwirrung darüber deutlicher mit der Sprache herausgegangen, als er eigentlich gewollt, ſei es, daß Lauretta jetzt nur ausſprach, was ſie längſt wußte, — ſie ſagte zuletzt :—

„Das Facit Ihres Calculs, mein würdiger Herr, iſt alſo: Sie wollen den Herzog dieſes Landes zum Abtrünnigen machen."

„Signora, Ihrem Scharfblick bleibt Nichts verborgen."

„O, mein Herr, die Fäden Ihres Puppenſpiels ſind ſo dick, daß auch ein weniger ſcharfes Auge ſie ſehen muß . . . Was aber mich betrifft, ſo bin ich gerade zwei Tage zu alt, um eine Rolle in Ihrer Komödie zu übernehmen."

„Zwei Tage zu alt? Was wollen Sie damit ſagen?"

„Nichts anderes, als daß ich ſeit geſtern zu der Einſicht gelangte, es gebe Dinge, womit der Menſch nicht ſpielen ſoll."

„Und dieſer kleinbürgerlichen Anſicht wollten Sie die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer glänzenden Zukunft opfern?“

„Mein Herr, ich will ſagen, ich verſtehe Sie nicht, um Ihnen die Beſchämung zu erſparen, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie ein wehrloſes Mädchen beleidigen.“

So ſprechend deutete ſie dem Hofprediger durch eine Verbeugung an, daß ſie das Geſpräch für beendigt anſähe, als mit einmal die in der Galerie herrſchende Stille durch einen lauten Tumult unterbrochen wurde.

Die Flügelthüre am oberen Ende des Saals ward aufgeriſſen und der Sizilianer ſtürzte herein, höchſt aufgeregt und mit dem Ausdruck des Grauens rückwärts ſchauend.

„Der Herzog hat ſeinen Anfall!“ flüſterte er haſtig . . . „Es überfiel ihn, als ihn der dienſtthuende Kammerdiener entkleiden wollte . . . Um des Himmels willen, Signora, erproben Sie Ihre magnetiſche Kraft an ihm! . . . Horch, er kommt!“

Und der fürſtliche Nachtwandler kam wirklich.

Langſam ſchritt er die Galerie herab, während ſich dieſelbe im Augenblick mit erſchrockener Hofdienerſchaft füllte.

Es war eine unheimliche Szene.

Schlürfenden Trittes, mit weitgeöffneten, glanzloſen Augen vor ſich hinſtierend, ging der Herzog vorwärts, gerade auf die Stelle zu, wo Lauretta mit dem Hofprediger und dem Conde ſtand. Sein vornüber gebeugter Körper ſchlotterte unter krampfhaften Zuckungen. Das gelöſte Haar flatterte wild um das blaſſe Geſicht. Er trug einen Rock von Roſaſammet, eine Weſte à l' avenant von Drapd'or, koſtbare Spitzen, Schuhſchnallen von Brillanten, blitzende Solitaire an den Fingern; aber der Reichthum dieſes Anzugs contraſtirte höchlich mit der Unordnung deſſelben. Alles hing nur ſo an der hagern, ſchlotternden Geſtalt, welche in dem hellen Licht des Saales um ſo geſpenſtiger ausſah.

Man hätte glauben können, eine der Höllenbreugheleien an den Wänden ſei plötzlich lebendig geworden.

Der Nachtwandler ging immer zu, ohne auf die rechts und links aus ſeinem Wege Weichenden im Geringſten zu achten. Seinen zuckenden Lippen entquoll ein unartikulirtes Gemurmel.

Als er die entgegengeſetzte Flügelthüre der Galerie erreicht hatte, ſtieß er einen markdurchſchneidenden Klageſchrei aus und verſchwand in der Thüröffnung.

„Wir müſſen ihm folgen, Signora,“ ſagte der Sizilianer dringend. „Sie müſſen ihm die Hände auflegen ... Sie wiſſen ja, wie beruhigend das immer auf den Unglücklichen wirkt.“

„Es iſt ein gräßlicher Anblick!“ entgegnete Lauretta. „Mir graut davor.“

„Aber, Fräulein,“ bemerkte der Hofprediger, — „Sie werden doch, zum Dank für gewährte Gaſtlichkeit, einem armen Kranken Ihre Hilfe nicht entziehen wollen? das wäre ja wie Mord.“

Er bot ihr den Arm. Sie ſchlug denſelben aus, ließ ſich aber mit einer zuſtimmenden Geberde von den beiden Herren hinausbegleiten.

Der Herzog war die große Treppe hinabgeſtiegen, hatte die Veſtibule durchmeſſen, ſchritt unter den Säulen des Porticus hinweg auf den Perron hinaus, ging die Stufen deſſelben hinab, über den Pleaſure Ground, und betrat die Allee, welche am Ufer des kleinen See's hinauf in den Park führte.

Es war eine ſtürmiſche Märznacht. Der Wind fuhr pfeifend durch die Baumwipfel und zerriß von Zeit zu Zeit die ſchwerfällig am Himmel dahintreibenden Wolken, wo dann für kurze Momente die halbvolle Mondſichel ihr bleiches ungewiſſes Licht durch die Nebeldünſte herabrieſeln ließ.

Die Dienerſchaft eilte mit Windlichtern und Laternen herbei, aber der Sizilianer winkte die Leute, welche ihrem Herrn folgen wollten, gebieteriſch zurück, indem er ſagte, es bedürfe bloß der Signora.

Damit legte er Lauretta vorſorglich einen Mantel um die Schultern, nahm ein Windlicht zur Hand und trieb zum Vorwärtsgehen.

Lauretta zögerte einen Augenblick, den Fuß in die unwirthliche Nacht hinauszuſetzen, dann ſtieg ſie mit ihren beiden Begleitern entſchloſſen die Freitreppe hinab.

In die Allee eingetreten, ſahen ſie die Geſtalt des nachtwandelnden Fürſten bald vor ihnen herwanken.

Lauretta ging muthig voran.

In dieſem Augenblick näherte der Sizilianer ſeinen Mund dem Ohre des Hofpredigers und flüſterte ihm ein paar Worte zu.

Der Hofprediger nickte bejahend, worauf der Conde laut ſagte:

„Die Signora wird heute alle ihre magnetiſche Kraft nöthig haben. Der Anfall iſt, wie mir der Kammerdiener des Herzogs mittheilte, ſtärker als irgend einer der früheren. Augenſcheinlich iſt die höchſte Gefahr für das Leben des Fürſten vorhanden.“

„Meinen Sie wirklich, lieber Graf?“ fragte der geiſtliche Herr.

„Gewiß ... Aber ſehen Sie, der arme Herzog biegt von der Allee ab. Wohin will er?“

Lauretta blieb ſtehen und ſagte über die Schulter zurück:

„Ihre Beſorgniſſe ſcheinen mir ſehr übertrieben, Monſieur. Ein Todkranker hat nicht die Kraft, ſo weit zu gehen, und“ ...

„Signora,“ unterbrach ſie der Sizilianer lebhaft, „ich muß Ihnen des beſtimmteſten widerſprechen. Solche epileptiſche Zufälle enden leicht mit Starrkrampf und Apoplexie, kurz, die Materia vitae“ ..

„Laſſen Sie die kunterbunten Phraſen, von denen Sie, vermuthe ich, gerade ſoviel verſtehen wie ich.“

Der Hofprediger verbiß ein Lächeln über dieſe Zurechtweiſung des Magus und ſagte:

„Eilen wir, Sr. Durchlaucht Hilfe zu bringen. Dieſer bedarf er jedenfalls, ob nun ſein Zuſtand mehr oder weniger gefährlich ſei ... Sehen Sie, er tritt in den kleinen Pavillon, welchen man, glaub' ich, den Pavillon der Flora heißt.“

Das in Rede ſtehende Gebäude rechter Hand von der großen Allee inmitten eines dichten Boſketts gelegen, hatte in ſeinem Aeußeren die Form eines griechiſchen Tempels und in ſeinem Inneren nur ein einziges Gelaß, welches, zur Abhaltung vertraulicher Cirkel in der Sommerzeit beſtimmt, mit großer Pracht und Ueppigkeit eingerichtet war. Draußen lief rundherum ein Säulengang. Die Fenſter reichten bis zum Boden herunter, verſchwanden aber hinter den niedergelaſſenen Gardinen von blauer Seide. Tapeten vom nämlichen Stoff, gelb, mit ſilbernen Arabeſken, bedeckten die Wände. In der Mitte des Zimmers erhob ſich über einem großen, von exotiſchen Blüthen ſchimmernden Blumentiſch die Statue der Frühlingsgöttin. Den Hintergrund nahm ein mächtiger Divan ein, nach orientaliſcher Weiſe aus mit blaßrothem Atlas überzogenen Polſtern aufgebaut.

Eine vor dem Blumentiſch von der Decke herabſchwebende ſilberne Hängelampe verbreitete ein gedämpftes Licht in dem traulichen Raume, der ſo angenehm durchwärmt war, als wäre das Feuer im Kamin ſo eben erloſchen . . . Hatte dieſer einſame Ort noch ſo ſpät Beſuch erwartet?

Nicht gerade dieſe Frage, aber doch Etwas wie leiſer Argwohn feſſelte beim Eintreten den Fuß Lau-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03461/010

retta's nahe bei der Thürſchwelle an den Boden. Sie ſchlug die Kapuze des Mantels, welche ihren Kopf verhüllt hatte, zurück und warf einen durchdringenden Blick auf den Hofprediger, welcher denſelben ganz ruhig aushielt.

Ein röchelndes Aechzen kam von dem Divan her.

„Hören Sie den unglücklichen Mann?“ flüſterte der Geiſtliche. „Eilen Sie, Fräulein, die hilfreiche Kraft auf ihn wirken zu laſſen, womit der Himmel Sie geſegnet hat.“

Lauretta mußte wohl an dieſe Kraft glauben, da ſie vermittelſt derſelben ſchon zu verſchiedenen Malen die Nervenkrämpfe des Herzogs geſtillt hatte. Sie näherte ſich mit ihren Begleitern dem Divan, auf welchem ſich der Kranke hin- und herwarf. Er fieberte am ganzen Leibe, ſeine Glieder zuckten, Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne und von ſeinen halbgeſchloſſenen Augen war nur das Weiße ſichtbar Sein Athem ging pfeifend und vermiſchte ſich mit einem ſchrecklichen Stöhnen, das ihm die Bruſt ſprengen zu wollen ſchien.

Bei dieſem Anblick lebte in Lauretta's Seele nur noch das Mitleid, jenes himmliſche Erbarmen, welches mit dem erſten Weibe geboren wurde und nur mit dem letzten ſterben wird.

Sie überwand Verachtung und Abſcheu und hob ihre Manipulationen an, wie der Sizilianer ſie dieſelben gelehrt hatte. Sie näherte die Flächen ihrer erhobenen Hände dem Geſicht des Kranken bis auf einen kleinen Zwiſchenraum und führte ſo die ſogenannten magnetiſchen Striche aus.

Die wohlthätige Wirkung zeigte ſich faſt augenblicklich. Die ungeſtümen Bewegungen des Patienten ließen nach, die Zuckungen verminderten ſich, der Athem ging leichter, das ſchreckliche Aechzen hörte auf.

Lauretta fuhr in ihrer mitleidigen Verrichtung fort.

Aber was machte ſie plötzlich innehalten?

Ihr Blick war zufällig in den großen Spiegel über dem Divan gefallen und der zeigte ihr, wie ſo eben der Hofprediger und der Conde das Gemach verließen und die Thüre hinter ſich zuzogen.

War das nicht auch das leiſe Geräuſch des Schlüſſels, welcher von draußen im Thürſchloß gedreht wurde?

Wie ein vernichtender Blitz ſchoß ihr der Gedanke durch die Seele:

Ich bin verrathen!

Das war ein lähmender Moment.

Aber er ging noch vorüber. Der Muth Lauretta's beſchwichtigte ihren Inſtinkt der Gefahr. Sie erinnerte ſich, daß die magnetiſche Manipulation früher den Herzog immer in einen tiefen Schlaf verſenkt hatte, und ſo machte ſie ſich mit angehaltenem Athem wieder an ihr Werk.

Es ſchien den gewohnten Erfolg haben zu wollen, denn der Patient ward immer ruhiger.

Schon durfte ſie hoffen, daß der paniſche Schrecken von vorhin ein eitler geweſen ſei, als der Herzog plötzlich halben Körpers ſich aufrichtete, die Augen aufſchlug und ſie mit einem Blick anſah, der ihr das Blut in den Adern ſtocken machte.

Es frohlockte eine dämoniſche Bosheit in dem fahlen Bleiglanz dieſer Augen, während um die dünnen blutloſen Lippen des Mannes, zwiſchen welchen ſpitze Zähne ſichtbar wurden, ein fauniſches Grinſen ſpielte.

Dieſes Geſicht hatte nichts Menſchliches mehr: es war das des wilden Thieres, welches ſich auf ſeine Beute wirft.

Aber noch hielt ihr Stolz Lauretta aufrecht. Sie richtete ſich zur vollen Höhe ihrer ſchönen Geſtalt auf und ſchleuderte dem Herzog einen niederſchmetternden Blick zu. Dann wandte ſie ſich, um mit einem Sprunge die Thüre zu erreichen.

Aber es war zu ſpät.

Die muskulöſen Arme des Herzogs preßten ſich um ihren Leib, er riß ſie zu ſich nieder, bedeckte ihre Wangen mit wüthenden Küſſen und ziſchelte ihr mit heiſerem Lachen ins Ohr:

„Endlich, ſüßes Täubchen, biſt Du mein!“

Sie rang den Verzweiflungskampf der Gazelle in den Klauen des Tigers und ein Schrei, welcher die Decke des Pavillon ſprengen zu ſollen ſchien, ſtieg jählings aus ihrer Bruſt empor: —

„William Raleigh zu Hilfe!“

War das Bild des Mannes, welcher ihr bewieſen, daß es Treue auf Erden gebe, in dieſem ſchrecklichen Moment plötzlich vor ihre Seele getreten? Oder war es nur eine zufällige Eingebung der Agonie?

Aber wie? Gab von draußen der Sturm Antwort auf den verzweifelten Hilferuf? Fuhr er ſo wüthend gegen das Fenſter dort?

Ein Stoß — ein Krachen der Fenſterrahmen — ein Klirren der zertrümmerten Scheiben — der Herzog ſtutzt — Lauretta ſtößt ihn mit einem wilden Aufſchwung ihrer Kraft zurück, ſie entſchlüpft ſeiner Umſchlingung, ſpringt auf und muß es für eine Täuſchung ihrer Sinne halten, daß der Gerufene zwiſchen ihr und dem Fürſten ſteht.

Und ein größeres Wunder, als die Erſcheinung Raleighs war, ging in dieſem Moment in Lauretta ſelber vor. Sie blickte zum erſten Mal mit dem Auge, womit das Weib den Mann anſieht, auf Raleigh. Er erſchien ihrer Schwäche und Schutzbedürftigkeit, deren ſie heute zum erſten Mal und ſo furchtbar innegeworden, ſchön wie ein Held.

Und wirklich, der junge Mann war ſchön und heldenhaft anzuſehen in der Bläſſe ſeines Zornes, wie er ſo daſtand mit der linken Fauſt den entſetzten Herzog auf die Polſter niederdrückend und mit der Rechten den blanken Degen erhebend.

„Soll ich den Elenden tödten, Lauretta?“ fragte er.

Sie klammerte ſich an ihn. Ihre Erſchütterung machte ſich in einem Schluchzen laut, welches ſie vergebens zu verhalten ſuchte.

„Nein, mein Freund, mein Retter!“ erwiderte ſie, mühſam nach Faſſung ringend. „Er iſt nicht werth, von ihrer Hand zu ſterben . . . O, fort von hier, nur fort!“

„Und wohin?“

„Wohin Sie wollen. Nur fort!"

Raleigh beugte ſich zu dem Herzog nieder und ſagte mit einem Ausdruck, der nicht mißzuverſtehen war:

„Eine Bewegung, ein Laut, und Du haſt den kalten Stahl zwiſchen den Rippen!"

Dann hüllte er mit der Sorgfalt eines zärtlichen Vaters Lauretta in ihren Capuchon und reichte ihr den Arm. Als er aber bemerkte, daß die Geliebte auf ihren Füßen wankte, hob er ſie leicht auf ſeine Arme.

Sie ließ es geſchehen und verbarg den Kopf an ſeiner Bruſt. Er warf noch einen drohenden Blick nach dem Divan und ſchritt mit ſeiner theuren Laſt durch die Oeffnung des zertrümmerten Fenſters hinaus in den Säulengang und von da weiter in die ſtürmiſche Nacht.

Der Herzog, von deſſen Charakterzügen die Geſchichte auch den aufgezeichnet hat, daß er kein Gewehr abfeuern hören und, wie König Jacob I. von England, keinen Degen entblößt ſehen konnte, — lauſchte, bis das leichte Geräuſch von Raleighs Fußtritten ſich verloren hatte. Dann taumelte er auf, reckte und dehnte ſich, ſtieß ein tolles Lachen aus und ſagte:

„Diable, die Entwickelung der Farce hat der Expoſition und Knotenſchürzung nicht entſprochen, ſehr nicht . . . Aber ein veritabler Theatercoup war's immerhin, c'est vrai. Wer nur dieſer Orlando furioso iſt, der da plötzlich vom Himmel oder vielmehr durchs Fenſter ſo plump in meine Schäferſtunde hereinfiel? Er hat übrigens ſeine Sache gar nicht übel gemacht, c'est vrai. . . . Das verteufelte Mädchen! Sie hat uns doch Alle bis zuletzt artig trompirt, c'est vrai . . . Es muß da ein ganzer Roman dahinter ſtecken und ich will ihn ſelber ſchreiben, dieſen Roman. Ja, ein Autor will ich werden, — das iſt was Neues. Ein Herzog von * gedruckt, das iſt noch nie dageweſen im heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation. Hurrah!"

Fünftes Capitel,

welches zunächſt zeigt, daß Herder mit Grund ſagen konnte: „Wer ausharret, wird bekrönt!" — ſodann von Poſtwagen und Poſthörnern, von Wiederſehen und Abſchied handelt und endlich mit orientaliſchen Verſen ſchließt.

„Reden Sie gut und ſanft mit ihr," ſagte am Abend des folgenden Tages die greiſe Lebensgefährtin des Predigers zu Raleigh, welchen ſie im Garten aufgeſucht hatte. „Ja, recht gut und ſanft müſſen Sie mit ihr reden. Das arme Kind hat ſo viel gelitten.“

„Seien Sie unbeſorgt, verehrte Frau,“ entgegnete der junge Mann. „Wie könnte ich denn anders als ſo zu Lauretta ſprechen? . . . Aber ſagen Sie, wie geht es ihr? Hat ſie ſich ausgeruht, hat ſie ſich gefaßt?“

„Sie beſitzt eine ſtarke Seele, aber dennoch wird eine peinliche Erinnerung noch lange in derſelben nachzittern. Im Uebrigen iſt ſie geſund und gefaßt. Meine Hausmittel haben das leichte Fieber vollſtändig bewältigt“ . . .

„Wie dankbar bin ich Ihnen, verehrte Frau, für Ihre hilfreiche Güte!“ fiel Raleigh lebhaft ein. „Ich wäre geſtern in einer peinvollen Lage geweſen, wenn ſich Ihr Haus nicht als ein gaſtlicher Zufluchtsort mir aufgethan hätte.“

„Aber das verſtand ſich doch von ſelbſt.“

„Ja, für Ihre Herzensgüte, verehrte Frau, und für den Edelmuth Ihres trefflichen Gatten war das etwas Selbſtverſtändliches. Mich jedoch quält das Bedenken, ob ich nicht den Zorn des Herzogs auf Ihr gaſtliches Dach gelenkt.“

„Darüber brauchen Sie Sich keine Sorge zu machen. So, wie wir den Herzog kennen, wird er, auch wenn er Ihr und Fräulein Lauretta's Hierſein erführe, die Sache auf ſich beruhen laſſen. Erſtlich, weil er feig iſt, und zweitens, weil er aus Erfahrung weiß, daß mit meinem guten Alten nicht zu ſpaſſen iſt. Ich möchte faſt wetten, daß mein Mann Nachrichten aus der Stadt mitheimbringt, die Sie über die Folgen Ihres geſtrigen Abenteuers völlig beruhigen werden. Sie wiſſen, der Herzog hat in aller Frühe dieſes Tages die Ermitage verlaſſen, nachdem er Befehl gegeben, das wunderliche Bauwerk, den Berg Sinai, ſofort zu demoliren.“

„Ja, . . . und Fräulein Lauretta geſtattet mir alſo, ſie zu ſehen?“

„Sie wünſcht es und glauben Sie mir, Sie werden empfangen werden, wie Ihre Hingebung es verdient“ . . . .

So war es auch.

Lauretta kam dem treuen Freunde ſtillgefaßt entgegen. Die liebevolle Beſorgniß, welche ſich beim Anblick der Bläſſe ihrer Wangen in Raleighs Augen verrieth, that ihr wohl bis ins innerſte Herz.

„Sie ſollen Sich nicht beunruhigen, mein edler

Freund,“ ſagte ſie, indem ſie ihm einen Stuhl zurechtrückte. „Ich bin ganz wohlauf, gewiß, ich bin es.“

Und mit ihrem reizenden Lächeln fügte ſie hinzu:

„Wie könnte es auch anders ſein, wenn man ſich in ſo treuer Hut weiß?“

„Fräulein,“ ſagte er, — „ich habe mir dieſe Unterredung erbeten, um eine Bitte an Sie zu richten . . . .“

Er hielt inne, als er zu bemerken glaubte, daß bei ſeinen Worten ein leiſes Zittern über die ſchöne Geſtalt hinlief.

„Sprechen Sie, mein Freund,“ ſagte ſie, indem ſie, ſich bezwingend, ihm gegenüber Platz nahm; — „aber geſtatten Sie, daß ich Ihnen zuvor ſage, daß bis zu meinem letzten Athemzug die Dankbarkeit, die ich Ihnen ſchulde, in meiner Seele leben wird... Sie müſſen freilich —“ fuhr ſie erregter fort, während ihre Wangen ſich rötheten, — „Sie müſſen freilich mit nur allzugutem Grunde glauben, ich ſei ein undankbares Geſchöpf . . . Ich jagte in thörichtem Uebermuth einem Phantom nach, ſtatt das wirkliche Glück an meinem Wege zu beachten . . . . O, wie vieles Leid und welche qualvolle Beſchämung wären mir erſpart worden, wenn ich damals in Gmünd

Ihrem Edelmuth vertraut hätte! . . . Doch, wozu helfen Klagen? : . . Es iſt vorüber“ . . .

„Laſſen Sie es vorüber ſein, Lauretta. Sehen Sie, dahin geht die Bitte, von welcher ich ſprach .... Ich möchte Sie ſo gerne glücklich wiſſen. Daher, laſſen Sie die Vergangenheit vergangen ſein und ruhen für immer. Ein rechter Menſch lebt ja ſtets in der Gegenwart. Indem er dieſe friſch und froh anfaßt, baut er ſich die Zukunft.“

„Ich verſtehe Sie, Raleigh. Ihre Großmuth möchte mir jeden Vorwurf erſparen, und doch iſt alle Ihre Milde unvermögend, mich vergeſſen zu machen, welches ſchnöde und hartnäckige Unrecht ich an Ihnen begangen.“

„Armes Kind, ſchon wieder von Vergangenem? Aber wohlan, wenn Sie glauben, mich falſch beurtheilt zu haben — denn darin kann doch wohl nur das Unrecht beſtehen — haben Sie es nicht glänzend gutgemacht? Haben Sie mich nicht den Triumph erleben laſſen, daß ich annehmen darf, Sie überzeugt zu haben, es lebe kein Menſch, der es beſſer mit Ihnen meine, als ich?“

„Ich weiß es,“ verſetzte ſie leiſe.

„Glauben Sie nicht, Lauretta, ich hätte das geſagt, um Ihren Dank herauszufordern. Ich möchte daraus bloß die Berechtigung ableiten, Ihre Zukunft ſicherzuſtellen.“

„Immer gütig und ſelbſtſuchtslos!“ . . .

„O glauben Sie das nicht!“ rief Raleigh aus, unfähig, ſeine tiefe Bewegung länger zu bemeiſtern.

Sein Ton, ſein Blick verriethen ihr die Gefühle des Freundes und ſie hätte müſſen kein Mädchen ſein, wenn ſie nicht geahnt hätte, was kommen mußte.

Er fuhr fort:

„Sie ſtehen einſam in der Welt“ . . . .

„Ich war es, bis“ . . . .

„Bis?“

„Bis ich Ihre Treue erkannte.“

Ein helles Freudeleuchten überflog Raleighs Stirne. Lauretta ſenkte vor ſeinem Blick das Auge. Dann ſchlug ſie es zu ihm auf, ohne Leidenſchaft, aber auch ohne Bangen und voll Vertrauen.

„Lauretta,“ ſagte er, — „Sie haben nie das friedliche Glück eines liebevollen Familienlebens gekannt.“

„Ach nein, und vielleicht war dieſes Mißgeſchick das Grundmotiv aller meiner Verirrungen.“

„Drüben, jenſeits des Ozeans, in meinem Vaterlande, deſſen Freiheit jetzt durch einen glorreichen Frieden doppelt geſegnet iſt, dort am Ufergelände des ſchönen Potomac ſteht ein wohlgeborgenes Haus, beſchattet von Sykomoren und Lebenseichen. Von dort ſpäht eine zärtliche Mutter ſehnſüchtig den Fluß hinab, ob denn noch immer keine Barke ihr den lange zögernden Sohn zurückbringe. Er würde doppelt willkommen ſein, wenn er der alten Frau auch eine Tochter mitbrächte" . . . .

„Raleigh" . . . .

„Eine Tochter, deren Anblick der Mutter das lange Ausbleiben des Sohnes begreiflich machte."

„Großmüthiger Mann, Sie werben um die Hand einer Abenteurerin?"

„Vorgeſtern, Lauretta, ſagte ich unſerem trefflichen Wirth, der Weg, den Sie gegangen, habe mit ſeinem Staub und Schmutz nicht einmal bis zu Ihren Fußſohlen hinangereicht."

„Dürfte ich mich überreden, William, daß Sie mich achten könnten?"

„Wie könnte ich Sie denn ſonſt lieben?"

„Und wenn . . . . wenn Ihre Mutter Sie fragt: Wen bringſt Du mir da ins Haus?"

„Dann werde ich antworten: ein Weſen, das mich und Dich glücklich macht, Mutter, — und hierauf wird ſie ſagen: Gottes Segen über Euch, Kinder! Wir wollen glücklich ſein."

„Das iſt die Sprache des Herzens, einfach und wahr wie die Natur, wie die Redlichkeit . . . Könnte ich hoffen, Ihnen alle Ihre Güte, Großmuth und Treue wenigſtens einigermaßen zu vergelten, William.“

„Sie werden es, Lauretta, gewiß, Sie werden es.“

„Ich möchte Ihnen ſo gerne glauben! Iſt mir doch, als hätte ich in wenigen Tagen, in wenigen Stunden ſogar viele Jahre verlebt, Jahre voll Bitterkeit. Aber glauben Sie mir, was ich erfahren, ſoll nicht verloren ſein. Ich weiß jetzt, daß das Weib nicht geſchaffen iſt, auf ſich ſelbſt zu ſtehen und ihr Glück ſelber zu ſchmieden, ſondern“ . . .

„Sprechen Sie, liebes Herz!“

„Sondern, es von einem ſtarken, redlichen und gütigen Mann zu erwarten.“

„Und glauben Sie, Lauretta, daß ich von ganzer Seele entſchloſſen bin, Alles zu thun, was ich nur immer kann, um dieſer vertrauungsvollen Erwartung zu entſprechen?“

„Ich glaube es, William, nein, ich weiß es.“

Sie legte ihre Hand in ſeine dargebotene und ſagte:

„Wenn Sie dieſe Hand begehren, William, hier iſt ſie. Glauben Sie mir, es wird nicht meine Schuld ſein, wenn das Herz ihr nicht nachfolgen ſollte ... Doch, theurer Freund, bedenken Sie Sich noch einmal! Dieſe Hand iſt leer, ſie iſt die einer Bettlerin" . . .

„Ja, einer Bettlerin, die einen Kröſus bereichern könnte. Aus dieſer Hand empfange ich eine Fülle von Glück."

„Möchte es ſo ſein! Das wenigſtens — ſehen Sie mir dieſe letzte Regung des Stolzes nach — das wenigſtens glaube ich ſagen zu dürfen, daß an der Hand, welche Sie in der Ihrigen halten, nichts Unreines haftet."

Er zog ſie an ſich und ſie widerſtrebte nicht dem ſanften Zwange. Er küßte die feuchten Augen der Erröthenden und ſie berührte mit ihren Lippen leiſe die Narbe auf ſeiner Wange.

„O William," flüſterte ſie, — „ſchon dieſes Ehrenzeichen hätte Sie mir achtungswerth und theuer machen ſollen."

„Warum, Kind? War es denn etwas ſo Bedeutendes, ein paar Tropfen Blutes zu opfern, wo Tauſende braver Männer freudig ihr Leben darbrachten?"

Es muß ſo ſchön ſein für einen Mann, für das Vaterland zu kämpfen."

„Ja, Herz, es iſt ſchön und ſchön und zukunftsreich iſt auch das Land, für welches dieſer gute Kampf gefochten wurde. Ich liebe es heiß und das beweiſe ich ihm aufs Neue, indem ich ihm eine ſolche Bürgerin zuführe . . . . . Doch verziehe, Geliebte, wenn gerade die Erinnerung an Amerika eine Sorge in mir erweckt, welche auszuſprechen vielleicht unzart iſt. Darf ich reden, Lauretta?“

„Wie Du nur fragen kannſt, William! Biſt Du nicht von dieſer Stunde an mein Herr? Und macht es mich nicht glücklich, Dir gehorſam zu ſein?“

„Wie gut Du biſt! Aber der Gehorſam in der Ehe muß ein gegenſeitiger ſein, oder vielmehr, ein gutes Weib iſt im Grunde ſtets die Herrin. Gehorchend herrſcht Ihr.“

„Wohl, ſo will ich gehorchend herrſchen,“ ſagte Lauretta und ein Lächeln, welches ihren Verlobten entzückte, führte auf ihr ſchönes Antlitz einen Widerſchein ihrer früheren Heiterkeit zurück . . . „Befiehl Du mir, William.“

„Nein, ich wünſche nur . . . Es iſt die höchſte Zeit, daß ich in mein Vaterland zurückkehre. Hätte auch meine Mutter keine Anſprüche auf mich, ſo geziemte es doch dem Bürger eines Freiſtaats nicht, länger müſſig in der Fremde herumzuſchwärmen. Vielleicht nimmt neben meinen Privatgeſchäften auch der öffentliche Dienſt, welcher nach der ungeheuren Verwirrung dieſes Krieges gewiß vieler Hände bedarf, meine Kräfte in Anſpruch. Dennoch, wenn Du den leiſeſten Wunſch hegteſt, noch eine Zeitlang in Europa zu leben“ . . .

„O, nein, nein! Ich laſſe hier nur Erinnerungen zurück, zwiſchen denen und mir das Weltmeer bald, recht bald fluten mag . . . Und wenn Du noch zu dieſer Stunde gehen willſt, ich folge Dir.“

„Ich danke Dir vom Herzen, und — laß es mich geſtehen — ich habe es, nachdem Du einmal mein Werben erhörteſt, nicht anders erwartet . . . Aber, theures Kind, wir haben eine weite Reiſe vor uns . . . und“ . . .

Sie verſtand ſein Stocken und den Blick, welcher daſſelbe begleitete. Einen Augenblick bebte ſie in mädchenhafter Scheue, aber dieß hochherzige Weſen wußte Nichts von Ziererei. Sie fühlte, der Schickſalswurf war gethan, für immer. Alles Andere war nicht mehr der Rede werth. So ſagte ſie denn:

„William, Du biſt mir Alles, Vater und Mutter, Bruder und Schweſter, — Du kannſt alſo Nichts von mir verlangen, was ſich nicht geziemte. Ich vertraue Dir ganz, und wenn Du glaubſt, daß es mir nur gezieme, mit einem legitimen Beſchützer zu reiſen, ſo“ . . . .

„Dank Dir, Du Gute, Liebe, Verſtändige!“ rief er mit inniger Freude aus und in ſeinem Jubel ſetzte er hinzu: „Jetzt fehlt uns nur noch der Pfarrer.“

„Nein, der iſt ſchon da,“ ſagte die Stimme des Predigers, der unvermerkt eingetreten war.

Raleigh führte frohbewegt dem würdigen alten Herrn ſeine Braut entgegen.

„Ich bin ein Mann von der alten Schule,“ ſagte der Paſtor, „und laß es mir daher nicht nehmen, meinen Glückwunſch der ſchönen Braut auf die Stirne zu küſſen.“

Er that, wie er ſagte, und ſetzte dann hinzu:

„So hat ſich denn Alles glücklich gefügt, liebe Kinder? Freut mich herzlich und des Himmels Segen über Euch! Auch den der Kirche ſollt Ihr haben, morgen ſchon, wenn Ihr wollt.“

Raleigh blickte fragend auf Lauretta.

Sie barg das erröthende Haupt an ſeiner Schulter und flüſterte:

„Dein Wille iſt mein Wille.“

„So iſt's recht,“ ſagte der alte Herr. „Alſo morgen. Und wir haben auch gar keine Störung der Hochzeit zu beſorgen, denn ſehen Sie, Freund Raleigh, die Geſchichte in der Reſidenz hat richtig den Verlauf genommen, welchen ich vorausſetzte. Sobald der Herzog in die Stadt zurückgekommen war, hat der Herr Magus den Laufpaß bekommen und zwar, wie ich hörte, in ſehr unliebſamen Worten. Der Hofprediger, der infame . . . doch genug, er iſt ſeines Amtes entlaſſen. Der Herzog denkt bereits gar nicht mehr an die egyptiſche Schnurre, aber zum Erſatz mußte er ſogleich eine andere haben. Rathen Sie, auf was er jetzt verfallen iſt? Aber Sie können es unmöglich errathen. Einen Roman will er ſchreiben, ja, und auch drucken laſſen! Er hat ſich ſchon alles Ernſtes dahinter geſetzt, wie mir der Herr Kanzler ſagte. Nun, das iſt wenigſtens eine harmloſe Thorheit. Glück zu!“ . . . .

. . . .

. . . .

Einige Tage darauf fuhr in einem thüringiſchen Flecken, welcher an der großen Straße von Leipzig nach Frankfurt am Main liegt, eine Extrapoſtchaiſe, in welcher ein Herr und eine Dame ſaßen, beim Poſthauſe vor, im nämlichen Augenblick, wo von der entgegengeſetzten Seite her der frankfurter Poſtwagen bei der Station anlangte, ſo daß das Blaſen der beiden Poſtillone ineinanderklang.

Während der Extrapoſtreiſende, welcher raſch weiter wollte, bei dem dienſtfertig herbeigeeilten Poſtmeiſter die Beſchaffung neuer Pferde betrieb, ſcholl es aus dem Schlage des frankfurter Wagens plötzlich im Tone freudiger Ueberraſchung:

„Raleigh!“

Beim Tone dieſer Stimme fuhr die Dame, welche in der offenen Chaiſe ſitzen geblieben, halb in die Höhe. Dann zog ſie ihren Reiſepelz feſter um Schultern und Nacken und verharrte ruhig auf ihrem Platze.

Der Amerikaner trat an den Schlag des Poſtwagens, gerade, als derſelbe heftig aufgeriſſen wurde.

Einer der Paſſagiere ſprang heraus, wickelte ſich aus ſeinem Mantel und — „Schiller!“ rief nun ſeinerſeits Raleigh froh überraſcht aus.

Die Freunde lagen ſich in den Armen, und nachdem die erſten ungeſtümen Fragen über das Woher und Wohin ausgetauſcht waren, ſagte William, den Dichter theilnahmsvoll betrachtend:

„Du haſt Dich, ſeit wir uns nicht mehr ſahen, ſehr zu Deinem Vortheil verändert, — biſt reifer, männlicher, und ſogar ſchöner geworden, lieber Friedrich."

„Danke für das Compliment, lieber Alter," entgegnete Schiller lachend. „Ich bin ein wahres Ungeheuer von Schönheit, das iſt bekannt. Wenigſtens war das ſeiner Zeit im Ochſen zu Stuttgart bekannt genug . . . Ach, die ſchönen wilden Träume und Wirklichkeiten der Jugend, — wie ſind ſie mir ſchon ſo fern gerückt! Das Leben iſt doch ein ſchrecklicher Wirbel. Aber man muß ſich feſt und oben halten, ſonſt wird man bei Seite geſchleudert."

„Und wie ſind Deine Verhältniſſe, Deine Ausſichten, Deine Hoffnungen?"

„Meine Verhältniſſe ſind dermalen eigentlich gar nicht, d. h. ich bin wieder zwar nicht vogelfrei, aber doch frei wie ein fahrender Poet. Lieber William, mir iſt oft, als würde ich das mein Lebenlang bleiben, und doch kommen Stunden, ja, und immer häufiger kommen ſie, wo ich eine brennende Sehnſucht nach einer ſtillumfriedigten Häuslichkeit empfinde. Wäre mir nur die Fähigkeit gegeben, das Leben an einer ſeiner Ecken zu packen! Allein ich glaube, ich muß ſchon warten, bis es eine geſchicktere Hand für mich thut . . . Halbwegs und ſogar etwas mehr als halbwegs bin ich übrigens Willens, den idealiſchen Regionen einſtweilen den Rücken zu kehren und mich auf dem Gebiet der Lebensproſa anzubauen, ſei es als Arzt, ſei es als akademiſcher Dozent . . . In Mannheim konnt' ich es nicht mehr aushalten. Das Theatervolk iſt eine ſchreckliche Race, welche mich mit Verdruß und Beſchämung erkennen machte, daß meine Anſicht von der Bühne als einer äſthetiſchen Bildungsanſtalt für die Nation nicht durchzuführen ſei, wenigſtens dort und gegenwärtig nicht. Vielleicht dringt dieſer Gedanke ſpäter doch durch... Für jetzt gehe ich nach Sachſen, wohin treffliche Freunde mich eingeladen."

„Ich freue mich zu ſehen, daß Deine mannheimer Widerwärtigkeiten Dich wenigſtens nicht entmuthigt haben."

„Entmuthigt? Nein. Mein bisheriges Streben war auch nicht ganz erfolglos. Meine Dramen machen die Runde auf den deutſchen Bühnen und ich habe mir an der Hand meiner Muſe ſogar die Rückkehr in die Heimat erzwungen."

„Ich weiß es. Unſer Freund, der Sammetdoctor, ſchrieb mir, die Räuber ſeien in Stuttgart unter ungeheuerem Beifall aufgeführt worden."

„Ja, und auch Kabale und Liebe. Meine Mutter und meine Schweſtern wohnten der Darſtellung bei und beim Heraustreten aus dem Theater beglückwünſchte ſie das Publicum. Die gute Mutter ſchrieb mir, ſie ſei vor Beſchämung und Freude faſt in den Boden geſunken. Siehſt Du, das iſt doch auch Etwas. Hinterher beſchwerte ſich der Adel freilich bei dem Herzog und die Wiederholung des Stückes wurde unterſagt. Aber ſie wiſſen jetzt doch wenigſtens daheim, daß der Fritz Schiller kein Lump iſt. . . . Und weißt Du auch, daß Du in mir einen neugebackenen herzoglich weimar'ſchen Rath vor Dir haſt? Hab' Reſpect, Mann, ſag' ich."

„Das hab' ich. Aber wie kamſt Du denn zu dieſer Würde?"

„Man ermunterte mich, dem Herzog Karl Auguſt, als er zu Neujahr bei der landgräflichen Familie zu Darmſtadt zu Beſuch war, mich vorſtellen zu laſſen. Ich ging hinüber, wurde gnädig aufgenommen und las im Kreiſe der Fürſtlichkeiten den erſten Act meines Don Carlos vor, worauf mir der Herzog den Rathstitel verlieh . . . Doch genug jetzt von mir und laß' uns von Dir ſprechen. Du ſiehſt ſo glücklich und zufrieden aus" . . .

„Dazu hab' ich auch alle Urſache."

„Freut mich. Und Du kehrſt alſo nach Amerika heim?"

„In aller Eile, aber nicht allein.“

„Wie?“

„Komm,“ ſagte Raleigh und führte den Freund zu ſeinem Wagen, wo er ſcherzhaft ceremoniös hinzufügte: „Ich beehre mich, Dir hiemit meine junge Frau vorzuſtellen.“

Die Dame ſchlug Pelz und Schleier zurück und bog ſich mit holdem Erröthen über den Wagenrand.

„Lauretta?“ ſtieß Schiller in höchſter Ueberraſchung hervor.

„Ja, Lauretta, theurer Freund,“ ſagte ſie freundlich und bot dem Staunenden die Hand. Er fühlte nicht, daß dieſe Hand leiſe in der ſeinigen zitterte.

„Wie iſt das möglich? Träume ich?“ fragte er vergeblich ſich bemühend, ſeiner Ueberraſchung Herr zu werden.

„Glücklicher Weiſe träumſt Du nicht,“ erwiderte Raleigh lächelnd.

„Aber, wie iſt das ſo gekommen?“

„Du ſollſt Alles erfahren. Von Paris aus, wo wir uns einige Tage aufhalten müſſen, ſchreib' ich Dir — mein Wort darauf! Es iſt ein ganzer Roman.“

„Und . . . und . . . Lauretta, theure Freundin, ſind Sie glücklich?“

Sie zog ihre Hand zurück, reichte ſie ihrem jungen Gatten und ſagte mit einem Nachdruck, der Raleighs Augen von Freude leuchten machte: —

„Ich bin glücklich!“

„O dann iſt Alles gut!“ rief der Dichter hochbewegt aus. „Alle beſten Wünſche, die je aus Freundesbruſt kamen, über Sie, Lauretta, und über Dich, William!“

„Wir nehmen ſie an,“ erwiderte die ſchöne junge Frau — „und ſie ſeien uns ein glückliches Vorzeichen zur Reiſe übers Weltmeer und durch das Leben . . . Möchten wir bald, recht bald von Ihnen hören, theurer Freund, daß auch Sie Ruhe und Glück gefunden“ . . . . .

Aber es mußte geſchieden ſein. Der Poſtillon auf dem Sattelpferd blies ſein Signal, die Pferde zogen an und dahin rollte der Wagen des jungen Paares. Der Dichter ſah ihm mit feuchten Augen nach. Raleigh bog ſich aus der Chaiſe und winkte dem Freunde noch einen Abſchiedsgruß zu.

Schiller hoffte ſehnlich, auch Lauretta müßte noch einen Blick nach ihm zurückſenden; aber ſie fuhr hin, ohne ſich umzuſehen. Das that ihm doch bitterlich weh — er konnte ja nicht wiſſen, daß ihr unter ihrem Schleier ſchwere Thränen über die Wangen rollten — und als nun der Wagen hinter den Bäumen der Heerſtraße verſchwunden war, da wandelte den Dichter das Gefühl an, als ſei jetzt erſt ſeine Jugend hinter ihm verſunken, unwiederbringlich verſunken und verſchollen . . . . .

Das abermalige Schmettern des Poſthorns rief den Betäubten zur Weiterreiſe. Wäre der mahnende Klang nicht der eines deutſchen Poſthorns und wäre Hafis damals ſchon in Deutſchland bekannt geweſen, der deutſche Dichter hätte mit dem perſiſchen ſprechen können: —

O, horch, der Karavanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüſte, wilde Feld
Des Lebens iſt die heißbethränte Fahrt geſellt.

Ende des dritten Bandes.

Schiller.

Culturgeſchichtlicher Roman

in ſechs Büchern.

Von

Johannes Scherr.

> . . . . Das Jahrhundert
> Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
> Ein Bürger derer, welche kommen werden.
> Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Vierter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Sechſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die trüben Tage vor Weihnachten. — Rudolſtadt. — Es gibt ſolche Frauen. — Die beiden Schweſtern. — Charlotte, Lotte, Lottchen, Lolochen. — Erſte und zweite Liebe, wie Autor ſie anſieht. — Ein gutes Haus. — „Es ritten zwei Reiter.“

Nicht allein für das Alter, ſondern auch für die Jugend kommen Tage, von welchen geſchrieben ſteht, daß ſie uns nicht gefallen. Das geſchieht alljährlich nach Allerheiligen. Die „trüben Tage vor Weihnachten“ ſind die Proſa des Winters. Seine Poeſie, die, ach, immerhin eine ſehr kalte iſt, hebt erſt mit dem klingenden Froſt des Januars an. Man ſieht dann wieder ein Endchen Himmel, ein Stückchen Sonne und ſpricht hoffnungsvoll: Wäre nur erſt Lichtmeß da! Zwar liegt hinter dieſer erſehnten

Lichtmeß gewöhnlich nur ein neuer Aufzug der Wintertragödie, aber die weiße und graue Kälte geht doch allmählig in die „grünangeſtrichene“ über, und wenn Dich auch am erſten Mai tüchtig fröſtelt, ſo erhebt Dich über dieſe kleine Inconvenienz das mailiche Bewußtſein, endlich allen Apriltücken zum Trotz in den officiellen Wonnemond eingetreten zu ſein.

November und Dezember hingegen — das iſt eine hoffnungsloſe Zeit ... Doch nein, lieber Leſer. Ich vermuthe, Du biſt noch jung und haſt von dieſen Monaten eine ganz andere Anſicht. Mit Recht. Dir bringt dieſe aſchgraue Zeit Blumen — im Haare der Geliebten, die Du zu Balle begleiteſt. Wollte ich Dir ſagen: Dieſe Blumen welken — ach, wie ſchnell! und der magiſche Glanz, welcher ſechszehnjährige Mädchenſtirnen umfließt, verſchwindet — ach, wie ſpurlos! ... Du würdeſt Dich ungläubig von mir abwenden. Und Du, ſüßerröthende Kleine, deren junges Herz unter dem aufblühenden Buſen erzittert, wenn der „liebe Wohlbekannte,“ dem Frack und Schnurrbart ſo vortrefflich ſitzen, auf Dich zuſchreitet, um Dich zu Walzer oder Polka zu führen, wie würdeſt Du unwillig den Mund aufwerfen, falls ich Dir zuflüſterte: Dein Ideal iſt hohl vom Scheitel bis zur Sohle. Aber ich thue es nicht.

Seid glücklich mitſammen und täuſcht Euch vermittelſt der Ballnächtetäuſchungen über Novemberſtürme und Dezembernebel hinweg . . . Uns anderen freilich will das nicht mehr gelingen. Die Erfahrung iſt eine häßliche Lupe. Sie zwingt uns, zu bemerken, daß oft die ſchönſten Ballblumen in die Klaſſe der Giftpflanzen gehören und daß hinter dem erwähnten magiſchen Stirnglanz ſchon die Furchen lauern, wie Leidenſchaft, Kummer und Sorge ſie pflügen. So fühlen wir denn das Laſtende der trüben Tage vor Weihnachten in ſeiner ganzen Schwere. Glücklich, wem wenigſtens ein warmer Ofenwinkel gegönnt iſt, wo er die unendlich langen Abende verdämmern kann. Glücklicher noch, wer im Süden der Erinnerung den Norden der Gegenwart vergeſſen, wer von dieſer als von einer Vergangenheit redend, ſich, wie der große Wolfgang in Rom, froh fühlen kann, der Zeiten gedenkend: —

Da ihn ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf ſeinen Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und er über ſein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpäh'n, ſtill in Betrachtung verſank . . .

Den Menſchen in ſtille Betrachtungen zu verſenken, dazu ſind die trüben Tage vor Weihnachten geeignet genug. Es iſt, als legte ſich der Dezemberhimmel mit ſeinem bleiernen Grau recht eigentlich zu dem Zwecke ſo ſchwer auf die Erde, um uns auf uns ſelbſt zurückzuführen, uns zu zwingen, in unſerem Inneren Lebensquellen aufzugraben, welche draußen zu ſprudeln aufgehört haben. Und nicht nur der Menſch, auch die Landſchaft nimmt dann das Ausſehen ſtiller Beſchaulichkeit an. Man kann ſich einbilden, die Erde verarbeite in ſich die Erinnerungen des letzten Frühlings und Sommers, um darüber einzunicken, bis dann wieder ein zudringlicher Sturm unſanft an der müden Schläferin rüttelt, um ſie für Augenblicke zu einem Leben aufzuſtören, das doch nur ein Scheinleben iſt . . . .

Das dreifach getheilte, im Sommer ſo reizende Thal, wo am Ufer der ſanftgekrümmten Saale die kleine Reſidenz Rudolſtadt liegt, lag an einem der erſten Dezembertage des Jahres 1787 ſtillbeſchaulich unter dem „graulichen Himmel.“ In dieſen ſtiegen hinter den verſchneiten Waldhöhen, welche es umgaben, höhere Gebirge weiß empor. Auf die ſchneebedeckten Dächer der Stadt blickte das fürſtliche Schloß von ſeiner Felsſpitze düſter herab. In den Gaſſen war es ſchläfrig ſtill. Ein Trupp Knaben, aus der Schule kommend, hatte vor einem Hauſe, das ſich durch ein gewiſſes, wenn auch nur beſcheiden ariſtokratiſches Anſehen vor ſeinen Nachbarn auszeichnete, Verſuche angeſtellt, ob ſich der läſſig rieſelnde Schnee nicht ballen laſſe. Dieſe Verſuche waren fehlgeſchlagen und verdrießlich, um ihr Vergnügen betrogen zu ſein, hatten ſich die Jungen zerſtreut, in die rothen Hände blaſend.

Hinter den Scheiben eines Fenſters des bezeichneten Hauſes wurde der ſchöne Kopf einer jungen Frau ſichtbar, welche träumeriſch ſinnend in das Flockengerieſel herunterſchaute.

Es war Karoline von Lengefeld, ſeit einigen Jahren die kinderloſe Gattin des rudolſtädtiſchen Hofraths Freiherrn von Beulwitz, eines achtbaren Mannes, welchem die Sechszehnjährige nach den Grundſätzen der Convenienz verlobt worden. Ihr Herz war dabei nicht gefragt worden; vielleicht hätte es damals überhaupt noch keine Antwort gegeben. Jetzt freilich wußte es zu antworten, aber die Bruſt, in welcher es ſchlug, hatte gelernt, dem kleinen Muskel, welchen wir als Sitz der beſten und leidenſchaftlichſten Gefühle anzuſehen gewohnt ſind, keine rebelliſchen Regungen zu geſtatten, wenigſtens keine ſichtbaren.

Für dieſes, jetzt noch ſo junge und ſchöne, weibliche Weſen ſollte einſt, nach einer langen Laufbahn, ein Tag kommen, wo es anordnete, daß man ihm die Worte: „Sie irrte, litt, liebte“ — auf den Grabſtein ſchreibe. Ach ja, ſie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der ſchönſte, war nur der, zu glauben, dem Glücke geliebter Menſchen ſich zu opfern, ſei das höchſte Glück.

Sie mögen ſelten ſein, aber es gibt ſolche Frauen. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch in ihren Schmerzen ſtillbeglückte Reſignation. Zuweilen blickt aus dieſen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und die Stirne ein Strahl ſanfter Begeiſterung erleuchtet, eine tiefrührende Klage. Aber ausgeſprochen wird ſie nie, — ausgeweint vielleicht in der Einſamkeit ſchlummerloſer Nächte.

Frau von Beulwitz hatte ſolche Augen. Indem ſich dieſelben jetzt vom Fenſter abwandten, richteten ſie ſich mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre um einige Jahre jüngere Schweſter Charlotte — in der Familie und von den Freunden derſelben kurzweg Lotte, Lottchen, Lolochen geheißen — welche ihr an dem in die Fenſterniſche gerückten Arbeitstiſchchen gegenüberſaß, über eine halbvollendete Kreidezeichnung hingebeugt, an welcher ſie mit kunſtgeübter Hand emſig arbeitete.

In dieſer Stellung, wenn man nur die zierlichen Vorderarme und Hände, die feingerundeten Schultern und den roſigen Nacken erblickte, über welchen die ſchlichtgeſcheitelten lichtbraunen Haare in kunſt- und bandloſer Lockenfülle herabfielen, — in dieſer Stellung hatte die Erſcheinung Charlotte's von Lengefeld etwas Kindliches. Sie mußte erſt das ſinnige Auge erheben und den Beſchauer eine Büſte ſehen laſſen, in welcher ſich die jungfräulichen Formen in anmuthiger Vollendung ausprägten, um jenem erſten Eindruck den noch angenehmeren blühender Mädchenſchaft zu geſellen.

Karoline hat, wie bekannt, ſpäter mit liebevoller Schweſterhand das Bild ihres Lottchens gezeichnet, ohne zu ſchmeicheln. Sie rühmt an der Schweſter die Grazie der Geberde und Bewegung, die Reinheit und Zartheit der Empfindungen, den feinen und tiefen Sinn für die Natur. Sie ſagt von ihr: „Lotte hatte eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der

Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie.“ Dieſe Harmonie, ſetzen wir hinzu, ſchloß alles Stürmiſche, leidenſchaftlich Hochfliegende aus, ohne doch einen Mangel an Gefühlswärme und treuer Hingabe zu bedingen, und ſo war Lotte in der That eine jener ſeltenen, bei allem Reichthum der Anlagen und Empfindungen mäßigen Frauennaturen, welche geſchaffen ſind, reinſtes Glück nicht nur zu genießen, ſondern auch zu gewähren, oder beſſer geſagt, gerade in der Gewährung deſſelben ſelber glücklich zu ſein. Dieſe nicht hoch genug anzuſchlagende Fähigkeit verbreitet über ihre Beſitzerinnen einen ganz eigenen Zauber von Frohſinn und Heiterkeit. Sie verleiht ihnen etwas koſtbar Leichtlebiges, welches weder im Glücke ſich überhebt, noch im Mißgeſchicke Faſſung und Muth verliert.

Daraus erklärt es ſich, daß zur Stunde, wo wir Lotte's Bekanntſchaft machen, nur eine ſcharfe Beobachtung einen Zug ſanfter Traurigkeit um die vollen rothen Lippen des Mädchens hätte wahrzunehmen glauben können. In Wahrheit, es war ſo ein Zug vorhanden, aber nur noch wie ein leiſer Nachſchimmer oder Nachſchatten. Das arme Kind hatte die erſte, lebhaft zugewandte Neigung ſeines aufkeimenden Herzens zu einem trefflichen und liebenswürdigen Manne an Verhältniſſen ſcheitern geſehen, welche den Freund aus Deutſchland und Europa hinweg in einen fernen Welttheil gezwungen. Die Wunde war jetzt freilich vernarbt, aber die Narbe doch noch friſch genug, um bei jeder Berührung ſchmerzlich zu erzittern. Solche Stimmungen ſind gerade, wie Jedermann weiß, für junge Mädchen und Frauen oft verhängnißvoll. In dieſem Alter hat ſich das Herz noch nicht daran gewöhnt, leer zu ſein, und an die Stelle des verloren gegangenen Gegenſtandes, welcher es ausfüllte, ſchlüpft daher häufig ganz unverſehens ein anderer, meiſt ein beſſerer ſogar. Denn mit welcher Bevorzugung die Poeſie immer die erſte Liebe verherrlichen mag, in der Wirklichkeit iſt dieſe weitaus mehr nur unklare Ahnung als volles Genügen, oft geradezu nur täppiſche Einbildung und Phantaſtik, eine buntſchillernde Seifenblaſe, welche der leiſeſte Windhauch entführt. Schön iſt geſagt worden, die zweite Liebe ſei der Miſſionär, welcher vom heiligen Grabe komme. Die Heiligkeit dieſes Miſſionärs laſſen wir gerne gelten, aber wir erinnern daran, daß ſchon in manchem heiligen Grab bei näherer Unterſuchung nur falſche Reliquien ſich vorfanden, d. h. wir preiſen die zweite Liebe als eine ſich bewußte vor der erſten, nur inſtinctiven. Für das ganze Leben lieben, das kann nur ein gereiftes Herz. Nur die Wunden, welche dieſes empfängt, können tödtlich ſein Wie fein hat der große „Herzenskündiger“ dieß an ſeinem Romeo nachgewieſen! Nicht um Roſalinde, aber um Julia ſtirbt der junge Montague . . .

Das lengefeld'ſche Haus war eines der beſten in dem kleinen thüringiſchen Fürſtenthum. Freilich, in unſeren Tagen, wo das Evangelium des Mammonismus das einzige mit Mund und Herz zugleich bekannte iſt, dürfte es ein mitleidiges Lächeln entlocken, wenn wir ein Haus ein gutes und beſtes nennen, welches mit Glücksgütern keineswegs übermäßig oder ſelbſt nur mäßig geſegnet war. Zur Zeit, als unſere Väter jung waren, gab es aber noch andere Maßſtäbe der Trefflichkeit als die oder vielmehr den heutzutage giltigen. Man hatte damals noch nicht gelernt, den Menſchen einzig und allein nach ſeiner Steuerfähigkeit oder auch nach ſeinem — Papierſchwindlergenie zu tariren. Die lengefeld'ſche Familie war keine reiche, aber ſie war eine gebildete, — wenig alſo nach den heutigen, viel nach den damaligen Begriffen. Den beiden Töchtern des Hauſes gab die Gunſt des Geſchickes, mit vielen jener beſten Männer ihrer Zeit, zu welchen wir Epigonen als zu Halbgöttern hinaufzublicken haben, in nahe und nächſte

Beziehung zu treten. Und mehr noch: Karoline ſowohl als Charlotte gehörten recht eigentlich zu jenem Kreiſe edler Frauen, ohne welche unſere beſten Männer gar nicht möglich geweſen wären. Man beachte nur die directen und indirecten Bekenntniſſe Göthe's, wie viel er in allen Tagen ſeines Lebens den Frauen verdankte, von ſeiner unvergleichlichen Mutter an bis hinab zu dem jungen Mädchen, welches in Marienbad das Herz des Siebzigjährigen noch einmal mit ſchönſten Liebesgluten erfüllte, — und man wird uns kaum beſchuldigen, den Antheil der Frauen an den beſten Reſultaten der Geſchichte des deutſchen Geiſtes zu hoch anzuſchlagen.

Karoline und Charlotte hatten den Vater verloren, doch glücklicherweiſe nicht ſo frühe, daß die Eindrücke ſeiner trefflichen Erziehungsweiſe ſich wieder hätten verwiſchen können. Herr von Lengefeld, in ſeinem Fach als Forſtmann eine berühmte Autorität, war einer jener deutſchen Edelleute geweſen, welche mit Herz und Kopf in die Ideen ihres Jahrhunderts eingingen. Er hatte, wie damals Jedermann, ſein Ideal, und dieſes war Friedrich der Große, mit welchem in perſönliche Berührung zu kommen ihm vergönnt geweſen. Der große Monarch, von dem Rufe des thüringiſchen Forſtmannes angezogen, hatte denſelben zu Ende des ſiebenjährigen Krieges nach Leipzig beſchieden und ihm den ehrenvollen Antrag gemacht, in ſeine Dienſte zu treten, um eine Reform des preußiſchen Forſtweſens durchzuführen. Lengefeld hatte den Antrag abgelehnt, hauptſächlich, weil ihn ſeine Kränklichkeit an der Durchführung des ſchwierigen Werkes verzweifeln ließ; aber ſeither war die Verehrung des großen Fritz, durch die begeiſterten Schilderungen des Vaters genährt, in dem lengefeld'ſchen Hauſe zu einem förmlichen Cultus geworden. Schon dieß bezeugt, in welchem Geiſte der treffliche Mann die Erziehung ſeiner Töchter leitete. Er förderte die ideale Richtung ihres Weſens, aber er wußte ſie zugleich vor jener exceſſiven Schwärmerei zu bewahren, welche unter der männlichen und weiblichen Jugend jener Zeit epidemiſch umging. In heiteren Tiſchgeſprächen mehr als im trockenen Lehrton hatte er den Töchtern ſeine klaren und weiten Anſichten von der Welt und den Menſchen beizubringen gewußt und, wie die phyſiſchen ſo auch die pſychiſchen Gaben und Kräfte der Kinder durch liebevolle Anregung zeitig zur Selbſtthätigkeit ermuntert. „Wir lernten — erzählt Karoline — den Geiſt erkennen und ſchätzen, der alle Erſcheinungen auf ihren Urſprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unſeren blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblicke des väterlichen Verſtandes feſte Umriſſe. Wir lernten zeitig fühlen, was wir ſuchen ſollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Geſtalt des Vaters, die Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild.“

Die Bemühungen des Vaters, ſeinen Töchtern eine gediegene Bildung zu geben, wurden unterſtützt durch die Mutter, in deren „liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag?“ So waren die Mädchen in einer Atmosphäre herangewachſen, wo das Gemeine und Alltägliche keinen Zutritt hatte. Frau von Lengefeld war allerdings nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Geburt und des Standes und dieſes verlieh ihrer äußeren Erſcheinung etwas ceremoniös Abgemeſſenes, einen hofdamenhaften Anſtand. Auch haftete an ihr, bei all ihrer Herzensgüte ein ſtarker Anflug von Weltlichkeit, der ſie eine ‚ſtandesgemäße‘ Verſorgung ihrer Töchter lebhaft wünſchen ließ. Demgemäß war ihr die ‚ſtandesgemäße‘ Verbindung Karoline’s mit Herrn von Beulwitz ſehr willkommen geweſen, und was Lotte anging, ſo war es gegenwärtig im Werke, dem Mädchen die Stelle einer

Hofdame am herzoglichen Hofe von Weimar zu verſchaffen. Die Herzogin Luiſe, Karl Auguſts Gemahlin, ſowie Charlotte von Stein, Luiſe's Freundin und Göthe's Herzensfreundin, intereſſirten ſich dafür. Aber Lottchen ſollte wohl eine Hofdame werden, doch nicht am weimarer, ſondern am Hofe des deutſchen Geiſtes.

Die Beſtimmung, welche Frau von Lengefeld für ihre jüngere Tochter im Auge hielt, hatte ſie vermocht, mit ihren Kindern einige Zeit lang am Genferſee zu leben. Dort ſollte ſich Lottchen den franzöſiſchen Weltton aneignen. Auf der Rückkehr aus der Schweiz hatte die Familie Stuttgart und Mannheim berührt. Von erſterem Orte aus hatten die Schweſtern, auf Veranlaſſung und in Begleitung der Frau von Wolzogen, welche mit ihnen verwandt war, Schillers Eltern auf der Solitude einen Beſuch abgeſtattet; bei letzterem hatten ſie den Dichter ſelbſt geſehen. Allein dieſe Begegnung war nur eine ganz flüchtige geweſen und hatte, wenigſtens bei Lotte, keinen Eindruck hinterlaſſen. Zwar kannten und ſchätzten die Schweſtern den Ruf des jungen Dichters und ſeine Werke. Aber wenn auch einzelne Szenen in den Räubern, im Fiesco und in Kabale und Liebe ſie angezogen und gerührt, ſo hatte ſie doch die

‚Maſſe von wildem Leben‘ in dieſen Stücken wieder zurückgeſcheucht . . .

Lottchen zeichnete immerfort und war ſo gar nicht in mittheilſamer Stimmung, daß ſie es vermied, aufzuſehen und den Blicken der Schweſter zu begegnen.

Karoline wandte das Auge von dem troſtloſen Wetter draußen und dann auch von der ſchweigſamen Schweſter ab und den Lebensbeſchreibungen des Plutarch zu, wovon ſie einen Band in der Hand hielt.

„Wie rührend doch dieſer Ausgang des Pompejus dargeſtellt iſt,“ ſagte ſie nach einer Weile. „Lauter große und doch wieder ſo einfach menſchliche Züge. Nichts Gemachtes. Gerade das, denke ich, iſt es, was uns an den Charakteren des Alterthums und ihren Geſchicken ſo lebhaft und tief ergreift. Es iſt in dieſer antiken Welt eine Unbefangenheit und natürliche Größe, zu welcher die modernen Menſchen es gar nicht mehr bringen können.“

Die Zeichnerin gab keine Antwort.

„Du biſt ja heute ganz in Dich verſchloſſen und vermauert, Lotte,“ fuhr Frau von Beulwitz fort. „Haſt Du wieder einmal, was Du Deine Ahnungen nennſt? Laß das, liebes Kind. Dein Weſen iſt ja darauf angelegt, das Leben heiter zu nehmen und froh zu führen."

„Das iſt bald geſagt, Line," erwiderte Lotte, in ihrer Arbeit innehaltend. „Wer kann für Ahnungen? Es drückt mich heute den ganzen Tag Etwas, — ein ſeltſames Bangen, nicht gerade wie vor einem Unglück. Aber mir iſt ſo ſonderbar zu Muthe, gerade wie damals, als . . . als" . . .

Sie ſtockte und ihre roſigen Wangen wurden bleich.

Frau von Beulwitz blickte die Schweſter theilnahmsvoll an und verſetzte im Tone zärtlichen Vorwurfs:

„Warum immer wieder an der Scheidewand rütteln, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt? Haſt Du mir nicht erſt geſtern geſagt, Lottchen, was vorüber ſei, wolleſt Du nun auch wirklich vergangen ſein laſſen?"

„Ja, Line, wer Deine Kraft der Faſſung beſäße! O, ich weiß wohl, Du verſtehſt zu leiden, ohne es die Menſchen merken zu laſſen."

„Und hat man denn Etwas davon, wenn man ſie es merken läßt? Sind nicht die Menſchen ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ſo ganz von ihrem lieben Ich ausgefüllt, daß für Andere in ihnen höchſtens noch Platz bleibt für achſelzuckendes Mitleid, dem ſich nicht ſelten eine geheime Schadenfreude geſellt?"

„Das wäre ſchrecklich, Schweſter. Aber es iſt nicht ſo und Du ſelbſt glaubſt gar nicht daran."

„Zuweilen doch, liebes Kind. Es gibt Augenblicke, wo ich zu glauben anfange, unſer Freund Knebel habe doch nicht ſo ganz unrecht, wenn er meint, wenn man einmal nicht mehr ganz jung ſei, ſo ſei jeder Tag, den man erlebe, ein Schritt vorwärts zum Peſſimismus und zur Miſanthropie."

„Pfui, ſo kann nur ein ausgemachter Hypochonder ſprechen. Da iſt doch unſer herrlicher Freund Lavater ein ganz anderer Menſch. Liebe iſt ihm der große Pol, um welchen die Welt ſich dreht."

„Ja, aber er überſieht nur, daß jeder Pol ſeinen Gegenpol hat."

„Merkten wir Etwas davon in ſeiner Gegenwart? . . . O, die ſchöne Schweiz! Was waren das für glückliche Tage, die wir Angeſichts jener wunderbaren Natur verlebten. Selbſt der Schnee ſieht dort anders aus, viel poetiſcher, als der da, welcher ſo verdroſſen auf den Gaſſen liegt."

„Sieh, ſieh, unſer guter thüringiſcher Schnee will ſich dieſen Schimpf nicht gefallen laſſen," ſagte Frau von Beulwitz lächelnd, als in dieſem Augenblicke das Schneegeſtöber, vom Winde gepeitſcht, raſſelnd ans Fenſter ſchlug. „Er will herein, um Dich zu züchtigen.“

„Er ſoll nur draußen bleiben. Ich mag die rohen Geſellen nicht,“ verſetzte Lotte, in den ſcherzenden Ton der Schweſter eingehend. Aber mit einem plötzlichen Uebergang fügte ſie beklommen hinzu: „Wie der Wind heult! Wie muß das erſt auf der See ſein? Gott ſei denen gnädig, die jetzt auf wilder Meeresflut vom Sturme geſchaukelt werden.“

Sie ſenkte die Augen und ein halberſtickter Seufzer hob ihren Buſen.

Die Narbe, deren wir oben erwähnten, war berührt worden. Frau von Beulwitz hütete ſich aber, dieſe Berührung durch Verweilen dabei noch ſchmerzlicher zu machen, und ein günſtiger Zufall kam ihr zu Hilfe.

„Amen zu Deinem Gebet, liebe Lotte,“ ſagte ſie. „Gott ſchirme alle Reiſenden zu Meer und Land in dieſem abſcheulichen Wetter! Auch die beiden Fremden da, die in ihren verſchneiten Mänteln die Gaſſe heraufgeritten kommen.“

Die Erſcheinung von zwei Reiſenden zu dieſer Jahreszeit war in dem kleinen Rudolſtadt, zu deſſen Thoren damals noch keine Kunſtſtraße führte, kein alltägliches Ereigniß und wir müſſen gewiſſenhaft angeben, daß es die Neugierde der beiden Schweſtern lebhaft erregte, ſo kleinſtädtiſch dieß auch den Menſchen unſerer Zeit vorkommen mag, welche täglich Hunderte und Tauſende von Reiſenden auf dampfbeflügelten Wagenburgen an ſich vorüberſauſen ſehen.

Line und Lotte waren alſo ans Fenſter getreten und blickten auf die Gaſſe nieder, durch welche die bemäntelten Reiter auf augenſcheinlich durch das Ungemach des zurückgelegten Weges ermüdeten Pferden heraufkamen.

„Wie iſt mir denn?“ ſagte Frau von Beulwitz. „Ich meine, ich ſollte den einen der Reiſenden oder gar beide kennen. Sieh' Dir mal den mit der hohen, etwas nach vorwärts gebeugten Geſtalt an, liebe Lotte. Sollte er uns nicht ſchon irgendwo begegnet ſein?“

„Daß ich nicht wüßte, Linchen. Aber der Andere kommt mir bekannt vor. Hat er Zahnweh, daß er das Geſicht ſo mit einem Zipfel ſeines Mantels verhüllt?“

„Der dort? . . . Aber ſieh', jetzt ſchaut der Hochgeſtaltete herauf . . . Ah!“

„Was haſt Du denn?“

„Nichts . . . . und doch! Aber es iſt wohl nur eine wunderliche Einbildung . . . Der häßliche Mantelkragen!"

„Du glaubſt den Fremden zu kennen?"

„Freilich. Es gibt nur ein ſolches Geſicht."

„Was für eines?"

„Das von Friedrich Schiller."

„Ah bah, wie käme der hieher?"

„Ich weiß nicht, aber ich meine, er müſſe es ſein."

„Und der Andere?"

„Der Andere" . . . . .

„Der Mantelzipfel fällt . . . . Glückauf, 's iſt Wilhelm, unſer Vetter Wilhelm Wolzogen!" rief Lotte aus, fröhlich in die Hände klatſchend . . . . „Sieh, er grüßt herauf, Dein allergetreueſter Verehrer . . . . Böſe Line, warum ſiehſt Du ihn gar nicht an?"

Die beiden Reiter zogen unten vorüber.

„Wir bekommen Beſuch!" ſagte Lotte. „Ich wette, noch heute kommt der Vetter zu uns und bringt wohl ſeinen Begleiter mit . . . Siehſt Du, Schweſterchen, meine Ahnungen hatten doch Etwas zu bedeuten."

„Ob es wohl wirklich Schiller iſt?" fragte Frau von Beulwitz gedankenvoll.

Sie ſollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn es war kaum eine halbe Stunde vergangen, ſo trat die Mutter der beiden Damen ins Zimmer mit den Worten:

„Eine gute Nachricht, Kinder. Wir bekommen Beſuch. Vetter Wolzogen, der von Bauerbach kommt, bringt mir Grüße von ſeiner Mutter und läßt anfragen, ob er die Ehre haben könnte, uns auf den Abend aufzuwarten und uns ſeinen Reiſebegleiter, den Herrn Rath Schiller, vorzuſtellen.“

„Alſo war es doch Schiller? Was Du für ein ſcharfes Auge haſt, Linchen,“ ſagte Lotte neckend.

Frau von Beulwitz kehrte ſich lächelnd zur Seite. That ſie es, um das leiſe Erröthen ihrer Wangen zu verbergen?

Zweites Capitel.

Rückblick. — Ein Kreis, wo es heimelig iſt. — Ozean und Haſelnußſchale. — Staat und Individuum. — Weimariana. — Von einem königlichen Autor. — Poeſie und Geſchichte. — Wie die beiden Schweſtern über ihren Gaſt nach ſeinem Weggang ſprachen. — Ein Schillermythus. — „Gewiß, das iſt ein guter Menſch!“

Die würdige Hausfrau hatte Sorge getragen, daß die Beſuchsſtube erſt ordentlich gelüftet und dann gehörig geheizt wurde. Auch wurde in der Küche zum Thee eine Extratorte bereitet, wobei, wie unſere Quelle will, Lottchen die Hände thätig mit im Spiele hatte. Hierauf beſchränkten ſich die Zurüſtungen zum Empfang der Gäſte, denn unſere Väter hatten vor uns unter Anderem auch das voraus, daß ſie ſich geſellig mitſammen freuen konnten ohne allen den weitſchichtigen Apparat, den wir bei jeder Gelegenheit in Bewegung ſetzen zu müſſen glauben.

Um aber ganz gewiſſenhaft zu ſein, müſſen wir ſagen, daß Frau von Lengefeld noch einer Privatvorbereitung oblag. denn ſie war, wie ſchon angedeutet worden, eine ziemlich ceremoniöſe Dame. Sie nahm daher einige Verſchönerungen an ihrem häuslichen Anzuge vor und insbeſondere wurde eine ſchneeweiße, vielbebänderte Haube mit großer Genauigkeit auf ihre etwa anderthalb Fuß hohe Friſur geſetzt. Die gute Dame huldigte nämlich in Sachen des Kopfputzes noch der ſtricten Obſervanz damaliger Hofmode, während ihre beiden Töchter ihren Haaren ſchon jene revolutionäre Freiheit verſtatteten, welche die Flechten ohne künſtliche Zuſätze auf den Nacken niederfallen ließ. Sind wir recht unterrichtet, ſo hatten zu dieſer Entfeſſelung der Frauenhaare insbeſondere die „wallenden Locken“ der Heldinnen Oſſians das einflußreiche Vorbild abgegeben . . . .

Mit Wilhelm von Wolzogen eingetreten, ſeinem Freund und Studiengenoſſen von der herzoglichen Militärakademie in Stuttgart her, — wurde Schiller von dem Schwiegerſohn der Hausfrau artig empfangen. Herr von Beulwitz war ein gewiegter Hofmann, etwas trocken und kauſtiſch in ſeiner Redeweiſe, aber nicht unzugänglich und keineswegs ohne Empfänglichkeit weder für die zeitbewegenden Ideen noch für die Träger derſelben. So fand ſich Schiller um ſo leichter in den Herrn Hofrath, als er ſelbſt keineswegs mehr der unbeholfene und eckige Jüngling vom Jahre 1781 war.

Seit wir den Dichter nicht mehr geſehen, ſind nahezu drittbalb Jahre über ſeinen Scheitel dahingegangen. Er war jetzt ein Achtundzwanzigjähriger. Seine edle Geſtalt hatte ſich zu ihrer ganzen Höhe entwickelt, ſeine Phyſiognomie war zu einem beſtimmten Ausdruck gereift, zu jener anziehenden Miſchung von genialer Würde und milder Freundlichkeit, welche ihm ſo vieler Menſchen Zuneigung gewann. Sein Aeußeres verrieth den Gentleman, wenn es geſtattet iſt, mit dieſem vielbezeichnenden engliſchen Ausdruck die Erſcheinung eines Mannes zu charakteriſiren, welcher

1759

1787

im Benehmen und Anzug das Bewußtſein verräth, daß dem Manne von Bildung überall auch äußerlich eine gewiſſe Wohlanſtändigkeit gezieme. Eleganz iſt freilich Schillers Sache nie geweſen, aber ſeine Friſur war geordnet, ſein brauner Rock neu und ſeine Wäſche — wofür die Frauen bekanntlich einen ſcharfen Blick haben — untadelhaft weiß, wenn ſchon da und dort ein Schnupftabakskorn auf der Spitzenkrauſe des Vorhemdes nicht weggeleugnet werden konnte.

Der Dichter hatte in den letzten Jahren mit vielerlei Menſchen verkehrt und war allmählig in der Fremde heimiſch geworden. Wohnte ihm wohl eine größere Fähigkeit inne, ſich unter Fremden kosmopolitiſch zurechtzufinden, als ſonſt ſeinen Landsleuten zu Gebote zu ſtehen pflegt, oder aber machte ihn die eigene Welt, die er in der Seele trug, gleichgiltiger für die landſchaftlichen Unterſchiede als andere Schwaben? Wir nehmen das Letztere an, um ſo unbedenklicher, als die weltbürgerliche Richtung von Schillers Genius durch die Veröffentlichung des Don Carlos gerade unlängſt ihre erſte, ebenſo entſchiedene als glänzende Manifeſtation vollzogen hatte.

Er war, wie wir geſehen, von Mannheim nach Sachſen gekommen auf die Einladung edler Menſchen hin, die dem Dichter den Tribut ihrer Bewunderung nicht nur in Worten entrichten wollten. Obenan unter dieſen Freunden ſtand Körner, eines herrlichen Sohnes trefflicher Vater. Er und ſeine Braut Minna empfingen den Gaſtfreund wie eine beſte Gabe des Glückes, wie einen geliebten Bruder, und es bildete ſich in Leipzig und Dresden um den Heimatloſen ein Freundeskreis, wo er ſich wohl und gut fühlte. Das mancherlei Mißbehagen, in welches ihn die mannheimer Theaterwirren geworfen, löſte ſich, und wenn es auch an allerhand inneren und äußeren Bedrängniſſen nicht fehlte, ſo gelangte ſeine Seele doch wieder in „ſüßen Einklang mit ſich ſelbſt.“ Er ſah ſein Streben von guten Menſchen dankbar, ja enthuſiaſtiſch anerkannt und ſeine Schöpferkraft fühlte ſich dadurch zu neuer Thätigkeit angeeifert. Er durfte ſich geſtehen, daß er Etwas vermöge und Etwas zu bedeuten habe unter den Menſchen, und daher weht auch ein voller Hauch von Unſterblichkeitsahnung in dieſer brieflichen Aeußerung aus jener Zeit: — „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind, die mich unbekannt lieben und ſich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniſſe."

Von einem ſolchen zu ſprechen, hatte unſer Dichter gewiß das Recht. In Wahrheit, nur ein ſo hochedler Geiſt wie der ſeinige vermochte die gemeine Noth des Lebens, die ihn oft ſo zudringlich umringte, ſo ſtandhaft und heiter zu ertragen, daß ſie, ſtatt ihn zu bändigen, wie „im wechſelloſen Scheine" hinter ihm lag. Die Werke Schillers gewinnen an ſittlicher und künſtleriſcher Würde und Bedeutung, wenn man erwägt, daß ſie nicht im Sonnenſchein des Glückes, ſondern in der rauhen Luft der Widerwärtigkeit gereift ſind. So dichten, wie er that, das konnte nur ein weſentlich guter Menſch. Seine Größe als Dichter iſt recht eigentlich aus ſeiner Größe als Menſch erwachſen und daher hat jene geniale Frau, die Tochter Neckers, ſchon vor vielen Jahren das richtigſte Urtheil über Schiller gefällt, indem ſie ſagte, das *Gewiſſen* ſei ſeine Muſe geweſen. Ja wohl. Niemals hat es ein Mann von Genie mit ſeiner Arbeit ſo ernſt genommen, wie Schiller, und ſo iſt er denn auch mehr geworden, als ein bloßer Poet und Künſtler, ein Prophet nämlich und Lehrer der ganzen civiliſirten Welt . . . .

Beim Dorfe Gohlis, zu welchem man von

Leipzig aus in nördlicher Richtung, das „Roſenthal“ durchwandernd, gelangt, da ſteht noch das Häuschen, in welchem Schiller nach ſeiner Ankunft in Sachſen herbergte und das Hohelied „An die Freude“ dichtete. Später, in Dresden der Gaſt Körners, hatte er in deſſen Weinberghaus beim Dorfe Loſchwitz am rechten Ufer der Elbe Wohnung genommen. Da war Don Carlos in ſeiner jetzigen Geſtalt vollendet worden. Aber während des dresdner-loſchwitzer Aufenthaltes war auch der letzte Sturm jugendlicher Leidenſchaft über des Dichters Herz gefahren, vielleicht der gewaltigſte. Zu jenen beiden Frauengeſtalten, Lauretta und Lolo, denen wir unſern Dichter leidenſchaftlich zugewandt ſahen, hatte ſich eine dritte geſellt, eine Henriette Eliſabeth, deren bezaubernde Schönheit die phantaſtiſche Glut der Laura-Oden-Zeit in Schiller noch einmal zur hellen Flamme anfachte. Beſorgte Freunde hatten das Unheil erkannt, daß dieſes Feuer leicht zu einem Brand werden könnte, welcher des Dichters Zukunft vorweg verzehren würde, und ſo hatten ſie ihn gedrängt, den Schauplatz einer ſo drohenden Gefahr zu verlaſſen. Schiller hatte in ſich die Kraft gefunden, dieſen Rath anzuerkennen und ſich loszureißen. Er war der freundlichen Einladung Wielands gefolgt, nach Weimar zu kommen und Mitarbeiter am „deutſchen Merkur“ zu werden, welche Zeitſchrift durch Schillers Beiträge bekanntlich den Höhepunkt ihres Anſehens erreichte. Er hatte die berühmte Muſenſtadt an der Ilm mit der lebhafteſten Spannung betreten, aber wie gut er auch von Wieland, Herder und Andern — Göthe war damals in Italien — aufgenommen wurde, es wollte ſich dort für ihn zuvörderſt noch kein recht erquickliches und erſprießliches Verhältniß geſtalten. Nur um ſo weniger vielleicht, als er da auch wieder mit Lolo zuſammengetroffen war, deren leidenſchaftlich geſpannte Natur nur ſchwer oder gar nicht in den Ton ruhiger Freundſchaft ſich hineinzufinden wußte. Schiller litt darunter und es war ihm daher eine rechte Erleichterung geweſen, als er mit ſeinem Freunde Wolzogen den Ausflug nach Bauerbach machen konnte, von wo er jetzt über Rudolſtadt nach Weimar zurückkehrte. Auf dieſer Rückkehr hatte er auch Meiningen berührt und dort die geliebte Schweſter Chriſtophine begrüßt, welche inzwiſchen die Frau ſeines Freundes, des Bibliothekars Reinwald, geworden war . . . . . Und nun zum Text zurück.

Herr von Beulwitz, in den Kreiſen von Weimar wohlbewandert, fragte den Dichter nach Neuigkeiten von dort und erfreute den Gaſt mit ſeinem richtigen Urtheil über weimariſche Perſonen und Zuſtände. Wolzogen ſeinerſeits nahm an dieſem Geſpräche nur ſehr oberflächlich Theil und blickte fortwährend unruhig nach der Thüre, durch welche die Damen eintreten ſollten.

Der junge Edelmann hatte guten Grund dazu, denn er war ſeiner Baſe Karoline mit tiefſter Herzensneigung zugethan, welche zwar keineswegs ſo warm, wie er es wünſchte, erwidert wurde, dennoch aber zuletzt über alle Hinderniſſe triumphirte. Denn was der liebende Vetter gegenwärtig noch gar nicht zu hoffen wagte, ſollte nach Jahren in Erfüllung gehen. Die geliebte Baſe reichte ihm ſpäter, nach friedlich bewerkſtelligter Scheidung von Beulwitz, die erſehnte Hand.

Endlich kamen die Damen, und obwohl es Wolzogen heftig drängte, zu einem Geſpräch mit Karoline zu kommen, kannte er doch Frau von Lengefeld viel zu gut, als daß er unterlaſſen hätte, die Einführung Schillers in aller Form zu bewerkſtelligen. Der Cermonienſinn der Hausfrau fand an dem ehrerbietigen Anſtand, womit der Dichter den Förmlichkeiten genugthat, ein großes Wohlgefallen und ſie benahm ſich gegen ihre Gäſte mit einer Freundlichkeit, welche das Zuſammenſein ſofort ſehr behaglich machte.

Die Geſellſchaft war zu klein, um ſich in einzelne Gruppen aufzulöſen, und plauderte daher recht gemüthlich mitſammen. Am ſtillſten war Lotte. Es lag überhaupt nicht in ihrem Weſen, ſich vorzudrängen, und heute hatte ſie überdieß genug damit zu thun, den Eindruck der Erſcheinung des Dichters ſich zurechtzulegen. Vortretend war dabei in ihr das Gefühl der Verwunderung, daß ſie an dieſer Perſönlichkeit bei der Begegnung in Mannheim ſo unachtſam habe vorübergehen können. Karoline ihrerſeits beſchäftigte ſich um ſo lebhafter mit Schiller, als ſie jede ungewöhnliche Annäherung ihres Vetters Wolzogen vermeiden wollte, und was den Dichter betrifft, ſo war er geſprächig und in hohem Grade liebenswürdig. Das machte, er fühlte ſich ſchon in der erſten Viertelſtunde in dieſem Kreiſe ſo heimiſch, wie es ihm lange nicht begegnet war.

Wolzogen, welcher jetzt noch nicht wußte, daß er ſpäter Hofmann und Diplomat werden ſollte, ſetzte ſeine Verwandten von ſeiner Abſicht in Kenntniß, nach Paris zu gehen und ſich dort in ſeinem Fache, in der Architektur, weiter auszubilden. Beulwitz wünſchte ihm Glück dazu und verſprach ihm:

die günſtigſten Eindrücke von der Weltſtadt. Aber der junge Mann verſetzte:

„Ich fürchte, Ihre freundlichen Wünſche dürften kaum in Erfüllung gehen. Gehe ich doch mehr mit einem geheimen Bangen als mit freudiger Erwartung dem Aufenthalt in der großen Capitale entgegen. Mir iſt, der Wirrwar des modernen Babylon müßte mich nur ſtören und verwirren und am Ende könnte die bunte Vielerleiheit der Eindrücke nur Ueberdruß zum Reſultate haben.“

„Wie deutſch-idylliſch!“ ſagte Schiller ſcherzend und fuhr dann ernſter fort, unwillkürlich, wie es ſeine Art war, in eine ſententiöſe Weiſe hineingerathend: — „Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich, wie ich glaube, in dem weiten großen Element von Paris gefallen. Wie klein und armſelig ſind unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, welche unvermeidlich miteinfließen, kein Aergerniß nehmen .... Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Darauf eben, dünkt mich, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthard ausſehen, aber die Bewohner des Mondes, falls es ſolche gibt, ſehen ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel.“

„Vortrefflich philoſophirt, liebſter Freund,“ entgegnete Wolzogen. „Schade nur, daß ich mir in Bezug auf Paris nicht eines Mondbewohners Auge zutrauen darf. Du haſt ein ſolches, ſo ein philoſophiſches Auge, und daher erneuere ich nochmals alles Ernſtes meinen Vorſchlag, daß Du mit mir nach Paris gehen mögeſt. Ich bin überzeugt, der Aufenthalt in jener Stadt müßte Dich vielfach fördern.“

„Vielleicht, lieber Wilhelm, vielleicht aber auch nicht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen, drängenden Menſchenozean, aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür habe, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ozean ein neidloſer, ruhiger Bewunderer bleiben . . . . Und dann, um doch recht ins Gelag hineinzuphiloſophiren, — dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk, der Menſch iſt das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls, aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen, und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt und der Schöpfer des Gedankens."

Frau von Lengefeld, welche von dieſer abſtracten Richtung des Geſpräches nicht ſehr erbaut ſein mochte, führte die Unterhaltung auf realeren Boden zurück und ihr Schwiegerſohn unterſtützte ſie darin, indem er eine gelegentliche Aeußerung Wolzogens über Weimar benützte, um dieſes Thema feſtzuhalten.

Frau von Beulwitz, welche mit Lolo befreundet war, fragte den Dichter nach dem Gehaben der Freundin, aber die Antwort lautete ziemlich unbeſtimmt und ausweichend. Mit dem feinen Takt ihres Geſchlechtes ließ daher Karoline den Gegenſtand fallen und gab, die Rede auf bedeutende Perſönlichkeiten der Muſenſtadt lenkend, dem Dichter Gelegenheit, ſich freier auszuſprechen.

„Wieland," ſagte er unter Anderem, — „iſt jung, wenn er liebt. Er iſt noch immer der Dichter der Grazien. Man kann aber nur durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen zu ihm gelangen. Sein Aeußeres hat mich überraſcht. Was er iſt, hätte ich nicht in dieſem Geſichte geſucht — doch gewinnt es ſehr durch den augenblicklichen Ausdruck ſeiner Seele, wenn er mit Wärme ſpricht."

„Sie haben auch Herders Bekanntſchaft gemacht?" fragte Beulwitz. „Iſt es wahr, daß ſeine Perſönlichkeit neueſtens einen ſtarken Anflug von . . . . . von . . . wie ſoll ich ſagen? . . . von theologiſcher Giftſäure bekommen hat?"

„Davon habe ich Nichts wahrgenommen," erwiderte Schiller. „Herder hat mir ſehr behagt. Er iſt ein Menſch aus einem Guß, kernhaft, knorrig, ein rechter Eichenmann. Seine Empfindungen beſtehen in Haß und Liebe, aber ſeine Unterhaltung iſt voll Geiſt, Stärke und Feuer. Er reißt Einen unwiderſtehlich mit ſich fort, auch da, wo man ihm widerſprechen möchte."

„Das dürfte kaum angehen, mein lieber Herr Rath," ſagte Beulwitz mit ſeinem trockenen Lächeln. „Der gute Generalſuperintendent von Weimar ſoll ein größeres Gefühl der Infallibilität in ſich tragen als zehn Päpſte. Ich habe mir auch ſagen laſſen, Herder und ſeine Frau lebten neueſtens in einer egoiſtiſchen Einſamkeit und bildeten zuſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der jeder Profane ausgeſchloſſen ſei."

„Mediſance, lieber Freund," bemerkte Karoline, — „weiter Nichts. Wir hören von Frau von Stein, daß Weimar dermalen ſehr in Gefahr ſei, ein recht boshaft kritiſcher Ort, um nicht zu ſagen ein Klatſchneſt zu werden."

„Hm, ma chère," entgegnete der Hofrath, — „zu dieſer übeln Meinung von Weimar dürfte die gute Frau von Stein wohl durch den Klatſch bewogen worden ſein, welchen ihr dienſtfertige Zungen über die poetiſchen Licenzen, die ſich ihr Herzensfreund Göthe in Rom nehme, zu Ohren brachten."

„Das mag ſein," ſagte Schiller, — „aber gewiß iſt, daß Jedermann in Weimar Göthe's Abweſenheit ſehr empfindet und bedauert. Herr von Knebel erwies mir die Ehre, mich im letzten Auguſt mit der Elite der weimarer Geſellſchaft zur Feier des Geburtstags von Göthe in deſſen Garten einzuladen. Wir konnten aber zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen und Wieland gab der allgemeinen Stimmung Worte, indem er in ſeiner etwas überſchwänglichen Weiſe ſagte, es fehle eben dermalen dem weimarer Leben ſeine Centralſonne, der Wolfgang, deſſen Geburtsfeier wir begingen."

„Es wäre doch Jammerſchade," meinte die Frau vom Hauſe, — „wenn alle die mancherlei Hoffnungen, welche durch das Zuſammenleben ſo bedeutender Menſchen in Weimar geweckt wurden, ſchon welk wären. Zwar konnte ſich nicht Jedermann mit den Ausſchreitungen der weimarer Geniewirthſchaft befreunden, aber abgeſehen davon, mochten doch alle Empfänglichen nah und fern die belebenden Einflüſſe eines ſolchen erhöhten Lebens empfinden."

„Gewiß, gnädige Frau," verſetzte der Dichter. „Ich ſelbſt erinnere mich mit Luſt der bedeutenden Wirkung des genialiſchen Treibens in jenem Kreiſe, als ich in weiter Ferne zuerſt davon Kunde erhielt. Gegenwärtig freilich herrſcht eine gewiſſe Ebbe in der Stimmung der weimarer Geſellſchaft. Es fehlt ihr im Ganzen, ſcheint mir, ein kräftiges Ferment. Im Einzelnen jedoch bietet ſie noch immer viel des Erfreulichen, Förderlichen, und beim augenblicklichen Mangel des Genialiſchen mag man mit dem Komiſchen vorlieb nehmen. Habe ich doch ſelbſt gleich in den erſten Tagen meines dortigen Aufenthalts eine ſpaßhafte Epiſode erlebt."

Man fragte und Schiller erzählte:

„Ich ſitze gerade, Briefe zu ſchreiben, als an meine Thüre geklopft wird und auf mein Herein! tritt ins Zimmer eine kleine, ſpindeldürre Figur, krumm und ſehr gebückt, in grüngelber Weſte und weißem Frack. — Habe ich nicht das Glück, fragt die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen? — Der bin ich, ja. — Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu ſehen, von deſſen Don Carlos ich eben komme. — Gehorſamer Diener, mit wem habe ich die Ehre? — Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu ſein. Mein Name iſt Vulpius. — Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden und bedaure nur, daß ich mich in dieſem Augenblicke verſagt habe und eben im Begriffe war, auszugehen. — Ich bitte ſehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe. — Dann ein unbeſchreiblicher Bückling und, huſch, war die Figur zur Thüre hinaus.“

Man lachte.

So liebt, mit unſerem Dichter zu ſprechen, die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Denn, lieber Leſer, Du mußt wiſſen, die komiſche Figur in grüngelber

Weſte und weißem Frack war keine geringere Perſon als jener große Vulpius, der nachmals nicht nur Göthe's Schwager, ſondern auch Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini wurde, ein Mann alſo, deſſen Unſterblichkeit noch heutzutage bei Ladendienern, Köchinnen, Unteroffizieren und ſogar bei Gymnaſiaſten nicht ganz ſterblich geworden ſein dürfte.

Ein ſchöner, Friedrich den Großen zu Pferde darſtellender Kupferſtich, welcher Schillers Stuhl gegenüber an der Wand hing, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit, und da er die Beziehungen der Familie zu dem großen König durch Wolzogen erfahren hatte, erwies er der Frau vom Hauſe die von dieſer wohlgewürdigte Artigkeit, die Rede darauf zu bringen. Dieß gab Veranlaſſung, über den berühmten Monarchen einläßlicher zu ſprechen, um ſo mehr, da es ſich herausſtellte, daß die Histoire de mon temps des königlichen Autors, wie den Dichter, ſo auch die lengefeld'ſche Familie kürzlich lebhaft beſchäftigt hatte. Schiller bemerkte über das berühmte Buch: —

„So glaubwürdig und zuverläſſig dieſe Quelle ſein mag, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr meines Erachtens noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die voltaire'ſche Manier, mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitſchen, iſt nicht das Nachahmungswürdigſte im hiſtoriſchen Styl. Im Ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen und vortrefflich unterrichteten Kopfe; aber die Capricen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben geleitet, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Maria Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie erinnern Sich, daß er bei aller Mäßigung, die er ſich gegen ſie auferlegt zu haben ſcheint, nie unterläßt, ſie als im Glücke übermüthig zu zeigen. Dieſer feine Kunſtgriff wird aber zu häufig angewandt, ſo daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt. Bei Alledem aber muß das Buch als ein merkwürdiges und wahrhaft ſtärkendes anerkannt werden.“

Lotte ſagte ſchüchtern:

„Der Blick, welchen der königliche Geſchichtſchreiber auf die Verfaſſung der verſchiedenen Staaten thut, und das, was er von den Nationen ſagt, hat mir viel Freude gemacht. Durch die Schlachtberichte aber und die langen Belagerungsgeſchichten konnte ich mich nur ſchwer durchwinden.“

Sie hielt inne, allein ein ermuthigender Blick des Dichters machte ſie fortfahren:

„Ich glaube, Plutarch hat mich verwöhnt, daß ich vor der Tapferkeit unſerer jetzigen Welt keine ſo große Ehrfurcht mehr habe. Es wäre ſchön, wenn wir ſolche Menſchen aufzuweiſen hätten, wie das Alterthum ſie beſaß. An Geſchichtſchreibern würde es nicht fehlen. Wie ſchön würden nicht Sie, verehrter Herr Rath, ihre Thaten uns darſtellen und noch lange würden ſich die Menſchen darnach bilden; denn Nichts iſt größere Aufmunterung, als ſolche Vorbilder zu haben."

Sie ſagte das mit ſo ungeheuchelt herzlicher Offenheit, daß Schiller aufs Wärmſte davon berührt wurde.

„Ich machte die nämliche Wahrnehmung wie meine Schweſter," bemerkte Frau von Beulwitz. „Der Contraſt dieſer Zeit zu den Zeiten von Plutarchs Helden iſt gar ſo ſonderbar. Ich kann mir's nicht nehmen, gegen jene gehalten kommt mir unſere Zeit vor wie ein Garten mit verſchnittenen Alleen und Bäumen gegenüber einem ſchönen Eichwald. So eiſern und eng erſcheinen mir die Menſchen im Leben des großen Königs."

„Dürfte das," fragte Schiller, „nicht daher rühren, daß Sage und Dichtung noch nicht Zeit gehabt haben, die Charaktere und Ereigniſſe der Zeitgeſchichte mit den Forderungen unſerer Phantaſie in ein richtiges Verhältniß zu ſetzen?"

„Allerdings,“ gab Karoline zurück. „Und da kommt mir ein guter Gedanke. Die Sage zwar hat an Friedrich dem Einzigen ſchon vielfach ihr Recht geübt. Tauſend Anekdoten zeugen dafür. Aber die Dichtung hat dem Heldenkönig noch keinen Tribut dargebracht, der ſeiner Thaten würdig wäre. Sollte es nicht Sie, ja gerade Sie, Herr Rath, anmuthen, den König in Betreff ſeines Vorurtheils gegen die vaterländiſche Poeſie noch im Grabe zu beſchämen, indem Sie den Beweis lieferten, daß ein deutſcher Dichter für ſeine Apotheoſe mehr thun könne als alle ſeine Franzoſen zuſammengenommen?“

„Verehrte Frau,“ entgegnete der Dichter mit lebhafter Bewegung. — „Sie überſchätzen wohl in Ihrer Güte allzuſehr mein Vermögen. Abgeſehen aber hievon, iſt es ein mir bedeutſames Zuſammentreffen, daß mich der Gedanke, Friedrich den Großen zum Helden eines epiſchen Gedichtes zu wählen, gerade in dieſen Tagen vielfach beſchäftigt hat. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich gäbe einer unglücklichen Situation den Vorzug, weil eine ſolche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln ließe. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, ſo daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darauf ausgehen, immer des Königs ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen zu laſſen ... Freilich, ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſein als eines in der Kindheit der Welt. Das aber gerade iſt es, was mich an dieſer Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der Duft unſerer Philoſophie, unſere Verfaſſungen, Künſte, häuslichen Einrichtungen, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer ſchönen Freiheit leben, wie in der Ilias alle Zweige der altgriechiſchen Cultur anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine epiſche Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber vielleicht wird ſich noch etwas Helles daraus bilden."

„Glück zu!" ſagte Frau von Beulwitz mit ſchöner

Theilnahme. „Laſſen Sie uns hoffen, verehrter Freund, daß Ihr dichteriſcher Genius recht bald mit dem königlichen Friedrichs ſich verbinden werde.“

„Sei mir dieſes Wort ein Wort der Weihe! Aber, Verehrteſte, manches Bedenken iſt zuvörderſt noch zu überwinden. Die Schwierigkeiten, die aus der ſo nahen Modernität des Stoffes entſtehen, ſind groß, und damit hängt dann auch die Frage zuſammen, ob es überhaupt geſtattet ſei, die Geſtalt Friedrichs aus der hiſtoriſchen Beleuchtung in die poetiſche hinüberzurücken. Die geſchichtliche Figur des Königs, mit allen ihren Ecken, hat ſich der Phantaſie unſerer Zeitgenoſſen ſo feſt eingeprägt, daß es ſie wahrſcheinlich aufs Heftigſte empören müßte, wenn die Dichtung irgendwelche Veränderung daran vornähme.“

„Sollte dieſes Bedenken wirklich von ſo großem Gewichte ſein? Und wenn, müßte es nicht zu der Folgerung führen, daß es dem Dichter überhaupt verwehrt wäre, geſchichtliche Themata zu behandeln? Das hieße aber, ſcheint mir, der Weltgeſchichte und der Poeſie gleichermaßen Unrecht thun. Hegten wir wohl für die Helden und Heldinnen Homers das tiefe menſchliche Intereſſe, welches ſie uns einflößen und den fernſten Geſchlechtern einflößen werden, falls nur eine trockene Chronik uns ihr Thun und Leiden überliefert hätte? Könnte eine aktenmäßige Darſtellung des trojaniſchen Krieges und der Reiſeſchickſale des Odyſſeus den bildenden Einfluß auf die Nachwelt üben, welcher den homeriſchen Geſängen innewohnt? Gewiß nicht. Und dann, die Geſchichte wird, dünkt mich, noch kein Roman, wenn einige Züge falſch ſind, das heißt poetiſch ausgeſchmückt oder auch geradezu erſonnen. Die großen geſchichtlichen Charaktere, die großen Thaten, die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr und eine große Seele verſteht ihren Geiſt auch in der Ferne. Im Anſchauen wahrer Begebenheiten — und ich verſtehe darunter ſowohl thatſächlich als auch poetiſch wahre — ſchwebt der Seele immer ein großer Reiz vor. Sie wird in den Strom der Begebenheiten hinein und von demſelben in ferne Zeit gezogen."

„Das iſt's, verehrte Frau. Sie ſcheinen mir ganz richtig das Weſen der hiſtoriſchen Dichtung zu bezeichnen. Der Vorzug der realen Wahrheit, welchen die Geſchichte vor dem Roman, dem Epos und Drama voraus hat, könnte jene allerdings über dieſe erheben. Aber es fragt ſich, ob die ideale Wahrheit, die ich die philoſophiſche und künſtleriſche nennen will und welche in jeder poetiſchen Darſtellung in ihrer ganzen Fülle herrſchen muß, nicht ebenſo viel Werth hat als die hiſtoriſche. Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, ſich ausdrückt und handelt, iſt ein großes, wichtiges Factum für den Menſchen; und das muß der Dramatiker oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung mit der Geſchichte, die Wahrheit wird gefühlt und verſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſein muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Wege den Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſo leicht ſich verlierende Individuum. Auf dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter. Der Geſchichtſchreiber dagegen iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen oder wenigſtens nur mit einer gewiſſen Unbehilflichkeit anzupaſſen. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt.“ . . . .

Unter ſolchen Geſprächen, die einerſeits zeigen mögen, wie ſich in Schiller mit dem Dichter allmälig mehr und mehr der Kunſtphiloſoph verband, und die anderſeits ein gewiß nicht ungünſtiges Zeugniß für deutſche Frauenbildung im achtzehnten Jahrhundert ablegen, verſtrichen die Stunden des Abends ſchneller, als den Betheiligten lieb ſein mochte. Ihr Gedankenaustauſch hatte den Dichter und die beiden Schweſtern einander raſch näher gebracht, denn auf beiden Seiten war lebhafte Strebſamkeit und ein edler Enthuſiasmus, der namentlich in der Vorliebe für die antike Welt einen gemeinſamen Anknüpfungspunkt fand. Schon die Theilnahme für die Helden Plutarchs, welche von Seiten der Schweſtern lautgeworden, hatte für Schiller etwas wohlthuend Anheimelndes. War es doch gerade damals, daß er eifrigſt anfing, in dem ewigen Jungbrunnen des claſſiſchen Alterthums täglich Geiſt und Herz zu erfriſchen.

Beim Aufbruch fand Wolzogen Gelegenheit, der geliebten Frau gegenüber ſeine Gefühle ſprechen zu laſſen. Karoline ſagte ihm das ſchöne Wort:

„Wenn ich, lieber Vetter, eine Weltfrau von dem gewöhnlichen Schlage wäre oder eine Prüde, der alles Reine und Unſchuldige verdächtig iſt, weil ſie ſelbſt ſich nicht rein fühlt, ſo könnte ich thun, als beleidigten mich zärtliche Empfindungen; aber mich, Ihre wahre und herzliche Freundin, mich ſchmerzt nicht der Ausdruck Ihrer Empfindungen, wohl aber machen mich dieſelben für Sie beſorgt. Warum wollten Sie Sich der Leidenſchaft überlaſſen, die ſo oft edle Herzen verzehrt und ſie fühllos für alle Freuden des Lebens macht? Eine lange Laufbahn liegt vor Ihnen. An Ihnen iſt es, ſie zu einer ſchönen und glücklichen zu machen. Warum ſollten Sie Ihnen und mir die Gegenwart verbittern und die Zukunft verdüſtern? Nehmen wir geduldig und dankbar an, was die Götter geben."

Inzwiſchen tauſchten Schiller und Lotte Abſchiedsworte, die beiderſeitig den Wunſch des Wiederſehens enthielten.

„Geſtatten Sie mir, zu hoffen, gnädiges Fräulein," ſagte er, „daß dieſer Abend den Grund gelegt habe zu der Berechtigung, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Mit dieſer Vorwegnahme deſſen, was, wie ich wohl fühle erſt verdient ſein will, ſage ich Ihnen Lebewohl."

„Leben Sie wohl," entgegnete ſie, „recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr ſehen ſoll, und denken Sie freundlich meiner [illegible]. Ich wünſche, daß es oft geſchähe."

Und gleichſam zur Entſchuldigung dieſes naiven Wortes ſetzte ſie hinzu:

„Meine Freunde, alt oder neu, ſind mir gleich lieb. Es war ja nicht der Werth der älteren, der mich ſie früher ſchätzen lehrte, ſondern nur der Zufall, der mich eher ihre Bekanntſchaft machen ließ."

„Sie ehren und erfreuen mich," erwiderte der

Dichter, „indem Sie mich ſchon jetzt in die Zahl Ihrer Freunde einreihen. Laſſen Sie das kleine Samenkorn der Freundſchaft nur aufgehen. Wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, mag es zur Blume werden. Und wie danke ich Ihnen und den Ihrigen für die glücklichen Stunden, die mir in Ihrer Nähe zu verleben gegönnt war. Sie reichten aus, mich zu überzeugen, daß ich unter edlen Menſchen wäre. Warum kann man ſolche glückliche Augenblicke nicht feſthalten? Man ſollte lieber nie zuſammengerathen — oder nie mehr getrennt werden.“ . . . .

Nachdem die Freunde gegangen, blieben die Schweſtern noch allein mitſammen. Karoline war nachdenklich. Lotte äußerte unbefangen ihre Befriedigung über die Bekanntſchaft mit dem Dichter.

„Wie ſeltſam,“ ſagte ſie, „daß wir damals in Mannheim ſo achtlos an Schiller vorübergehen konnten.“

„Achtlos?“ verſetzte Karoline mit einer Betonung, welche Lotte die Schweſter verwundert anſehen machte. Dann fügte ſie ruhiger bei:

„Du haſt recht, liebe Lotte, unſere damalige Unempfänglichkeit war wirklich ſeltſam. Ich erkläre mir ſie aber daraus, daß unſere Seelen von den Wundern der Schweiz allzu voll waren, als daß wir anderen Eindrücken zugänglich geweſen wären. Und außerdem, gehen doch die Menſchen im Leben oft am Guten und Beſten vorüber, ohne davon Notiz zu nehmen."

„Was mir bei Schiller beſonders angenehm auffiel," fuhr Lotte fort, — „war Zweierlei."

„Nämlich?"

„Zum Erſten der Gegenſatz ſeiner ſanften Perſönlichkeit zu den ſtürmiſchen Dichtungen, welche ihn berühmt gemacht haben. Zum Zweiten die einfache, ſo ganz ungekünſtelte Beſcheidenheit, die einem in ſolchem Alter ſchon ſo berühmten Manne doppelt ſchön ſteht."

„Vergiß auch nicht die angeborene Würde, die ſeine Erſcheinung zu einer ganz königlichen macht.... Wie bitter iſt es, denken zu müſſen, daß ein ſolcher Mann mit den gemeinen Nöthen des Lebens zu ringen habe. Ach, wohl hatte er recht, wenn er unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe armſelige nannte."

„Aber, Line, war Homer nicht ein Bettler und iſt er nicht trotzdem der Lehrer der Menſchheit geworden?"

„Weiß man, mit welchen Schmerzen er das erkauft hat?"

„Mit bitteren ohne Zweifel. Aber erſt neulich, weißt Du? haben wir im Shakſpeare geleſen: —

Süß iſt die Frucht der Widerwärtigkeit,
Die gleich der Kröte, häßlich und voll Gift,
Ein köſtliches Juwel im Haupte trägt."

„Liebe Lotte, wäreſt Du nicht eben meine liebe Lotte, ich könnte Dich um Deine unſchätzbare Fähigkeit beneiden, Alles im tröſtlichen Lichte zu ſehen."

„Warum denn, Linchen, ſollte ich unſern neuen Freund allzu ſehr darob beklagen, daß er dem Leben deſſen Bedürfniſſe abringen muß, da ich doch ſehe, wie ihn dieſe Nothwendigkeit nicht verſchlechtert, ſondern nur veredelt hat? . . . Vetter Wilhelm theilte mir einen gar herzigen Zug von ihm mit, während die gute Mutter Schillern von den Beziehungen unſeres ſeligen Vaters zu Friedrich dem Großen erzählte."

„Einen herzigen Zug? Laß doch hören!"

„Ja, er hat mich recht gefreut. Faſt noch mehr als Schillers „Lied an die Freude," welches uns doch neulich ſo ſehr entzückte."

„Das herrliche Lied! Wie kommſt Du gerade jetzt darauf?"

„O, es hängt mit meiner Geſchichte ganz unmittelbar zuſammen, wäre vielleicht ohne dieſelbe gar nicht entſtanden. Höre nur... Während Schiller in Gohlis bei Leipzig lebte und an ſeinem Don Carlos ſchrieb, pflegte er ſich durch einen Gang im Roſenthal in erſter Morgenfrühe auf ſeine Tagesarbeit vorzubereiten. Auf einem dieſer Gänge vernimmt er im Ufergebüſch der Pleiße eine leiſe Menſchenſtimme, die ſich in einem Selbſtgeſpräch, halb verzweiflungsvolle Klage, halb Gebet, Luft macht. Er dringt raſch durch das Buſchwerk und findet einen Jüngling, welcher eben halbentkleidet in den Fluß ſpringen will. Schiller wirft ſich auf ihn, um den Selbſtmord zu verhindern. Der Unglückliche, nachdem er ſeiner Beſtürzung Meiſter geworden, erzählt ſeinem Retter, daß er ein armer Student der Theologie ſei, und ſeit einem halben Jahre nur trocken Brod gegeſſen habe Jetzt aber ſeien ſeine bisherigen ſpärlichen Subſiſtenzmittel vollends gänzlich verſiegt und er müſſe demnach langſam am Hunger ſterben oder aber eine minder qualvolle Todesart wählen. Schiller gibt dem Armen alles Geld, welches er bei ſich hat, ſpricht ihm tröſtend zu und nimmt ihm das Verſprechen ab, die nächſten acht Tage über nicht auf ſein ſchreckliches Vorhaben zurückzukommen. Einige Tage darauf iſt Schiller als Hochzeitsgaſt in ein reiches leipziger Haus geladen. Mitten in der Fröhlichkeit des feſtlichen Kreiſes erinnert er ſich da ſeines armen Theologen" . . .

Karoline, ahnend, was kommen werde, war ans Klavier getreten, ſchlug die Saiten an und ſang leiſe: —

„Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's Ihnen gleich zu ſein.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreu'n“ . . .

„Ja,“ fuhr Lotte fort, „ſo war es auch. Schiller erhob ſich und ſchilderte der frohen Tafelrunde ſein Abenteuer im Roſenthal in begeiſternder Weiſe. Dann ging er mit einem Teller rund um die Tafel und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß ſeine Erzählung die Börſen nicht weniger weit als die Herzen geöffnet habe. Noch am nämlichen Abend händigte er dem Erſtaunten und entzückten Studenten den ſchönen Ertrag dieſes Bittganges ein und in der Nacht habe er dann in ſeiner ſtillen Klauſe zu Gohlis das Lied an die Freude gedichtet.“

„Ich glaube es von Herzen. Darum iſt auch ſo ein voller Jubelton einer ſchönſten Seele darin. Nur ein wahrhaft guter Menſch konn dieſen unſterblichen Hymnus geſchaffen haben.“

„So muthet er auch mich an. Gewiß, Schiller iſt ein guter Menſch.“

„Sage: ein großer und ein guter!“ verſetzte Karoline mit ſchwärmeriſcher Innigkeit.

Drittes Capitel.

Wie das kleine Samenkorn der Freundſchaft zur Blume wird.

Der Dichter hatte demnach im lengefeld'ſchen Hauſe einen Eindruck zurückgelaſſen, welcher zu kräftig und günſtig war, als daß er ſich je wieder hätte verwiſchen können. Aber er hatte auch einen Eindruck mithinweggetragen, welcher jenem an Stärke nicht nachſtand. So hätte müſſen ein beſonderer Unſtern walten, wenn das Verhältniß von beiden Seiten nicht ein ſchönes und dauerndes geworden wäre.

Aeußere Umſtände kamen hinzu, um die beiden Schweſtern und den Dichter einander näher zu rücken. Gegen Ende des Winters zu kam Lotte für eine Weile nach Weimar. Es galt, den Hofdamenplan zu fördern. Allein Lotte ſcheint an der Hofluft wenig Behagen gefunden zu haben. Sie ſehnte ſich nach Ihren heimathlichen Bergen und verhehlte dieſe Sehnſucht auch dem Dichter nicht, welcher bereits das ſchöne Vorrecht genoß, freundſchaftlichen Tones mündlich und ſchriftlich mit dem anmuthigen Mädchen verkehren zu dürfen. Er ſagte ihr damals:

„Sie können Sich nicht herzlicher nach Ihren

Bergen und Bäumen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich. Man kann den Menſchen recht gut ſein und doch wenig von ihnen empfangen. Das iſt, glaube ich, auch Ihr Fall. Jenes beweiſt ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menſchen ſind ſchon dem Glücke ſehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat. Dieſes wird oft von der Geſellſchaft — von guter ſogar — eingeſchränkt; aber die Einſamkeit gibt es uns wieder und eine ſchöne Natur wirkt auf uns wie eine ſchöne Melodie . . . . Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Aſſembleeluft Sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte. So eigenliebig bin ich, daß ich Perſonen, die mir theuer ſind, gern meine eigene Denkungsart unterſchiebe — verzeihen Sie mir.“

Die erbetene Verzeihung wurde ſicherlich gerne gewährt. Ueberhaupt muß ſich Lotte während des Aufenthalts in Weimar ganz dem unbefangenen Frohſinn und der heiteren Güte ihres glücklichen Naturells überlaſſen haben. Zeugniß deſſen iſt die Strophe, welche der Dichter beim Scheiden in ihr Stammbuch ſchrieb:

„Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft — ſo Lotte, ſpielt um Dich die Welt;
Doch ſo, wie ſie ſich malt in Deinem Herzen,
In Deiner Seele ſchönen Spiegel fällt,
So iſt ſie doch nicht! — die Eroberungen,
Die jeder Deiner Blicke ſiegreich zählt,
Die Deine ſanfte Seele Dir erzwungen,
Die Statuen, die Dein Gefühl beſeelt,
Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen,
Die Wunder, die Du ſelbſt gethan,
Die Reize, die Dein Daſein ihm gegeben,
Die rechneſt Du für Schätze dieſem Leben,
Nur Tugenden aus Erdenbürgern an.
Den holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'ger Talisman,
Der Majeſtät der Unſchuld und der Tugend,
Den will ich ſeh'n, der dieſem trotzen kann!“....

Der Abſchied war jedoch nur für eine kurze Friſt genommen. Schiller ſehnte ſich mit dem kommenden Frühling aus dem weimarer Stadtleben hinweg, welches damals, aus Gründen, wie wir ſie im vorigen Capitel angedeutet, bei manchem Förderlichen für den Dichter auch viel Unerſprießliches hatte. Er verſprach ſich im Rückblick auf ſein Gartenhausleben in Gohlis und Loſchwitz, auf die Arbeiten, welche ihn beſchäftigten, den beſten Einfluß von ländlicher Einſamkeit. Aber freilich, ſo ganz einſam ſollte dieſelbe doch nicht ſein. Es zog ihn in die Nähe von Rudolſtadt, denn die beiden Schweſtern machten nun ſchon einen Theil ſeiner Exiſtenz aus.

Von ihrer Seite fand dieſer Wunſch des Freundes die günſtigſte Aufnahme und bereitwilligſte Unterſtützung. Die Schweſtern ſahen ſich nach einer paſſenden Sommerherberge für den Dichter um und fanden eine ſolche in der Entfernung einer kleinen halben Stunde von der Stadt bei dem Dorfe Volkſtädt, das zwiſchen Wieſen und Gärten an der Saale liegt, in dem Hauſe des Cantors Unbehaun.

Hieher zog in der Mitte des Maimonds der Dichter und fand bei der Familie ſeines Wirthes freundliche Aufnahme und ſorgliche Pflege. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft pries er in einem Schreiben an ſeinen Freund Körner den neuen Aufenthaltsort, das liebliche Saalethal mit ſeinen ſanftanſteigenden Bergen und die ſeiner Wohnung gegenüber liegende Anhöhe, von wo Schiller der reizenden Ausſicht auf die Stadt ſo gerne genoß. Dieſer Punkt, welchen eine ſchöne Pietät nachmals „Schillershöhe" genannt und mit einer Bronzebüſte des Dichters geſchmückt hat, iſt Wanderern, welche den Spuren des Genius nachzugehen und die Stätten, welche großer Menſchen Anweſenheit geweiht, aufzuſuchen lieben, wohlbekannt.

Es waren glückliche Tage, welche Schiller in

Volkſtädt verlebte, für ſeinen Geiſt eine Zeit des Reifens, für ſein Herz eine Zeit ſanfter Befriedigung. Mit wem immer er in Berührung kam, der gewann ihn lieb. Selbſt die einfachen Dörfler, in deren Gedächtniß der „junge gelehrte Mann mit dem blaſſen geiſterhaften Geſichte und den langen, gelben Haaren, welche nicht gepudert und zuſammengedreht waren, wie die der Stadtherren," bis auf unſere Zeit herab fortgelebt hat.

Was ihm der Umgang mit den beiden Schweſtern, was dieſen der Umgang mit dem Dichter war, das hat uns Karoline in unübertrefflich ſchönen Worten geſchildert. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Stunden und Tagen für uns Alle. Schiller wurde ruhiger, klarer; ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger; ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umgangs entbehrt; uns nun fand er immer empfänglich für die Gedanken, welche eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde, harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über von heiterer Laune, und wenn oft ſtörende Geſtalten unſeren kleinen Kreis beengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeeviſite unſerem genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen ſahen, dann erſchloß ſich ein heiter ideales Leben unſerm inneren Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte im Geſpräche mit ihm wie zwiſchen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die ſich in einem reineren leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe" . . . .

Daß bei ſolcher Stimmung die Arbeiten des Dichters gedeihlich verrückten, kann nicht Wunder nehmen. Ihn beſchäftigten damals vornehmlich zwei größere Unternehmungen, die Geſchichte des Abfalls der Niederlande und der Geiſterſeher.

Das erſtere dieſer Werke war die erſte bedeutendere Frucht ſeiner geſchichtlichen Studien und iſt auch, trotz ihrer fragmentariſchen Geſtalt, die bedeutendſte ſeiner geſchichtſchreiberiſchen Arbeiten geblieben. Wie Schiller von der Geſchichtſchreibung dachte, haben wir zu berühren ſchon Gelegenheit gehabt. Ihm war hauptſächlich um die innere, um die philoſophiſche Wahrheit zu thun, durchaus mehr um den Geiſt als um den Buchſtaben der Begebenheiten. Das Detail, namentlich da, wo es der künſtleriſchen Formgebung widerſtrebte, ließ ihn gleichgiltig. Ueberall auf die großen, ewigen Züge in den Geſchicken, Leiden, Verirrungen und Thaten der Einzelnen und der Völker hindeutend, war er, wie als Dichter ein vorwärts zeigender, ſo als Hiſtoriker ein rückwärts gewandter Prophet. So war ihm denn der glorreiche Befreiungskampf der Niederländer gegen die ſpaniſche Despotie ein Mittel, „in der Bruſt des Leſers ein freudiges Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache.“ Die Idee, von welcher das ganze Werk beſeelt und getragen iſt, prägt ſich in der

Stelle der Einleitung aus, wo es heißt: „Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Gewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen und heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hilfsquellen endlich erſchöpfen kann."

Dem Roman der Geiſterſeher liegt eigentlich der nämliche Gedanke zu Grunde, wie der Geſchichte der niederländiſchen Revolution. Hier wie dort dreht ſich Alles um den Kampf der lichten gegen die dunkeln Mächte. Nur geht dieſer Streit, der im Geſchichtswerk auf der objectiven Bühne der Hiſtorie ſich abſpielt, im Roman innerhalb der Schranken individueller Beziehungen vor ſich. Schiller, welcher von ſeinem Geiſterſeher ſpäter nicht mehr viel hielt, that dem Werke Unrecht, inſofern daſſelbe eine meiſterhaft pſychologiſche Behandlung culturgeſchichtlicher Probleme des 18. Jahrhunderts enthält. Der Dichter hatte mit der Wahl dieſes Gegenſtandes einen ganz vortrefflichen Griff in ſeine eigene Zeit hineingethan. Vielleicht, daß ihn jener Brief aus Paris, welchen ihm Raleigh zu ſchreiben verſprochen und auch wirklich geſchrieben hatte, auf das Thema des Geiſterſehers geleitet. Der Freund hatte ihm darin den Verlauf und Ausgang der Intrigue am herzoglichen Hofe von * auseinandergeſetzt, Lauretta's Stellung dazu, ſein eigenes rettendes Eingreifen und ſeine Belohnung durch die Gerettete. So hatte Schiller erfahren, wie ſehr zwei Menſchen, die ſeinem Herzen theuer waren, in die Laufbahn des ſizilianiſchen Abenteurers, der an verſchiedenen Enden und Orten Europa's ſeine unglaublich frechen und doch urkundlich verbürgten Gaukeleien trieb, verflochten worden waren. Das erklärt die Wärme, womit der Dichter an die Ausführung des Gegenſtandes ging. In dem Maaße aber, in welchem die Geſtalten Raleighs und Lauretta's, von denen er weiter keine Nachricht mehr erhalten, allmälig durch die Zeit und durch neuere Bekanntſchaften in dämmernde Ferne gerückt wurden, erkaltete auch ſeine Theilnahme an dem geiſterſeheriſchen Thema und er ließ es zuletzt ganz fallen. Unrecht jedoch würde man dem Dichter thun, wollte man in der Heldin des Geiſterſehers, in der ſchönen Griechin, Erinnerungen an Lauretta finden. Dagegen hat man guten Grund, in jener Geſtalt der Fiction Züge der Wirklichkeit zu vermuthen. Züge von jener Henriette Eliſabeth, welche den Dichter während ſeines Aufenthalts in Dresden ſo leidenſchaftlich aufgeregt und verwirrt hatte.

Wenn im Geiſterſeher Schiller eine Gattung der Poeſie, den Roman, cultivirt hat, zu welcher er ſpäter nie wieder zurückgekehrt iſt, ſo ſind dagegen zwei berühmte Gedichte aus dieſer Periode, die Götter Griechenlands und die Künſtler, nur Vorblüthen — allerdings prächtige — jener lyriſch-didaktiſchen Dichterthätigkeit, die ſpäter Früchte trieb, welche mit zu den beſten des germaniſchen Geiſtes gehören.

Gegen das Klagelied um die Götter Griechenlands hat gleich bei ſeinem Erſcheinen das Zelotenthum wüthend die Lanze eingelegt. Das Gedicht ſei irreligiös, wurde geeifert. Wunderlicher Mißverſtand! Alle Adern dieſes Liedes ſchwellen von religiöſem Gefühl. Es iſt ein Laut innigſter Sehnſucht nach dem ‚holden Blüthenalter der Natur,‘ wo dieſe noch nicht als ein Abfall vom Göttlichen betrachtet, verachtet und gehaßt wurde, wie das ſpäter geſchah, als man vergaß und vergeſſen machen wollte, daß auch der Stifter des Chriſtenthums in den Evangelien überall als vom innigſten Naturſinn durchdrungen erſcheint.

Wenn aber Schiller in den Göttern Griechenlands als ein Rächer der Schönheit erſcheint, ſo ſteht er in den Künſtlern als ihr Prophet da. Wir möchten dieſes wunderbare Gedicht eine Transfiguration der Culturgeſchichte der Menſchheit nennen. Des Dichters philoſophiſches Credo: Durch Schönheit zur Wahrheit und Freiheit! kommt hier voll und ganz zur künſtleriſchen Erſcheinung. In erhabenſten Tönen wird die Miſſion des Dichters, des Künſtlers verkündigt und über den wogenden Gedankenſtrom dieſer frohen Botſchaft fährt ſänftigend und glättend die Hand der Grazie. Wer die Schöpfungen unſeres theuren Dichters näher kennt, dem müſſen die Künſtler als die erſte völlig reine Ausſtrömung ſeiner großen Seele erſcheinen. Man ſpürt in jeder Zeile die wohlthätige Einwirkung der beiden Schweſtern, man fühlt, daß er dieſen ſeinen Dank zollen wollte, daß er ſich ſelbſt im Auge hatte, als er in den Künſtlern die Stelle ſchrieb:

„In Allem, was ihn jetzt umlebt,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an; —
Der Schönheit goldner Gürtel webt
Sich mild in ſeine Lebensbahn.“

Als Lotte das Gedicht im Deutſchen Merkur geleſen, ſagte ſie dem Freund:

„Ich finde immer mehr Schönes, je öfter ich's leſe. Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künſte beſungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, — und man fühlt es klar, daß es ſo iſt."

Das gegenſeitige Vertrauen, das gegenſeitige Gefühl der Unentbehrlichkeit wuchs zwiſchen den Frauen und dem Dichter von Tag zu Tage. Ausdrücke lebendigſter Freundſchaft traten in ihren Beziehungen an die Stelle der conventionellen Anreden und Begrüßungen; aber während Karoline ihre Empfindungen mehr zu beherrſchen verſtand, ließ die argloſe Unſchuld Lotte's hinter dem Schleier der Freundſchaft manchmal ſchon ein wärmeres, weiblicheres Gefühl hervorblicken. So, wenn ſie dem Dichter einen Strauß ſendet und dazu die Worte ſchreibt:

„Dieſe Blumen ſollen ihre ſüßen Düfte um Sie verbreiten, lieber Freund, und Ihnen einen ſchönen Gruß von mir bringen."

Schiller und die Schweſter laſen in dieſem Sommer mitſammen den Homer und ſo wurde der Dichter von der Hand der Freundſchaft immer mehr hineingeleitet in die große Welt des Alterthums, in welcher er ſich dann durch Uebertragungen aus dem Euripides noch heimiſcher zu machen ſuchte. Da gewährte es ihm Freude und Aufmunterung, wahrzunehmen, wie fein und lebhaft das Verſtändniß Lotte's für die Alten war. Einmal äußerte ſie:

„Wie ſchön kommt mir nicht der Muth vor, womit die Menſchen der antiken Welt das Unglück tragen. Nie verlieren ſie ganz die wohlthätige Hoffnung, und wenn dann Alles verſchwindet, ſo ſuchen ſie Troſt in dem beſtändigen Wechſel der Dinge“...

Im lengefeld'ſchen Hauſe war es auch, wo Schiller zuerſt dem eben aus Italien zurückgekehrten Göthe perſönlich begegnete. Aber wenn die beiden Schweſtern, der Verehrung für Göthe voll, von dieſer Zuſammenkunft für ihren Freund viel Gutes und Beſtes gehofft hatten, ſo ſollten ſie für jetzt in dieſer Hoffnung ſich ſehr getäuſcht finden. Es mußten noch Jahre vergehen, bevor zwiſchen den beiden Heroen unſerer Literatur Verſtändniß und Zuſammenklang ſich herſtellte. Schiller zwar war dem berühmten Manne mit offener Herzlichkeit genaht, aber Göthe's Gemeſſenheit ſcheuchte ihn zurück.

Göthe befand ſich damals in einer ſehr unbehaglichen Stimmung. Zu der quälenden Rückerinnerung an den eben verlaſſenen Süden geſellten ſich peinliche Eindrücke, die er im Vaterlande vorfand. Die laute Bewunderung für Schillers wildgeniale Jugendwerke war ihm, wie er ſpäter offen erklärte, zuwider, nicht etwa aus kleinlichem Neid, ſondern weil ſie ihn, der ſich in Italien ein neues Schönheitsideal gebildet, allzu geräuſchvoll an die eigene Kraftgenialität erinnerten, welche er als eine abgethanene Sache angeſehen wiſſen wollte. Daß Schiller dem kraftgenialiſchen Naturalismus bereits ſich entwunden, daß er eine Bahn eingeſchlagen hatte, welche ihn mit Göthe früher oder ſpäter zuſammenführen mußte, und zwar im modernen Griechenthum zuſammenführen mußte, das überſah damals der Letztere, obwohl ihn Schillers Gedichte von den griechiſchen Göttern und den Künſtlern ſchon hätten darauf aufmerkſam machen können.

So blieb die erſte Zuſammenkunft zwiſchen den Beiden kalt und förmlich. Schillers gerechtes Selbſtbewußtſein fühlte ſich verletzt, daß Göthe ſein Entgegenkommen ablehnend aufgenommen. Doch war er gerecht genug, gegen Körner brieflich zu äußern:

„Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei Göthe bereits durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchiedene. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen

Zuſammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Den Freundinnen gegenüber ſprach ſich aber Schillers verletztes Gefühl ſtärker aus.

„Soviel ich ſehe und gehört habe," ſagte er, „hat ſich Göthe durch ſeinen Geiſt und tauſend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber ſich ſelbſt hat er immer behalten, ſich ſelbſt hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat ſich aus dem höchſten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geſchaffen, bei dem er nicht glücklich iſt. Dieſer Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünſchen und in der Nähe eines ſolchen Menſchen wäre mir nicht wohl."

Da Karoline ſchwieg, verſetzte Lotte:

„Sie haben da, theurer Freund, ein Urtheil über Göthe gefällt, das mir in ſeinem Charakter Einiges klar macht, was ich ſonſt nicht gut zuſammenreimen könnte; nämlich, daß er ſich ein Ideal von Egoismus gebildet hat und daher an Nichts mehr recht innig zu ſeinem eigenen Glück ſich anſchließen kann. Er kann den Menſchen viel für ſie ſelbſt geben, aber Andere ihm Nichts. Er kommt ſich daher oft ſo einſam vor, weil er ſich zu groß fühlt, und ich glaube, dieß muß ihm trübe Augenblicke machen."

„Das mag allerdings wahr ſein," entgegnete Schiller, — „aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüſten Inſel mit ihm allein wäre, ſo würde ich freilich weder Zeit noch Mühe ſcheuen, dieſen verworrenen Knäuel ſeines Charakters aufzulöſen. Aber da ich nicht an dieſes einzige Weſen gebunden bin, da Jeder, wie Hamlet ſagt, in der Welt ſeine Geſchäfte hat, ſo habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menſchen zu entziffern, die ſchwer zu entziffern ſind. Iſt er ein ſo ganz liebenswürdiges Weſen, ſo werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir Alle Engel ſind . . . Im Ernſt, ich habe zu viel Trägheit und, wenn Sie wollen, auch zu viel Stolz, einem Menſchen abzuwarten, bis er ſich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen. Dieſe iſt: Gebrauche Deine Kräfte! Wenn Jeder mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dieß iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird Göthe mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt ſchon jetzt kenne und anerkenne . . . Und das noch, meine Freundinnen, laſſen Sie mich Ihnen ein für allemal ſagen. Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menſchen, die von Allem, was ſich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es iſt Nichts zerbrechlicher im Menſchen als ſeine Beſcheidenheit und ſein Wohlwollen. Wenn ſo viele Hände an dieſes zerbrechlich zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu Schanden gehe? . . . Wenn mich je das Glück oder Unglück träfe, daß ich ſehr berühmt würde, ſo ſeien Sie mit Ihrer Freundſchaft gegen mich vorſichtiger. Leſen Sie alsdann meine Schriften und laſſen Sie den Menſchen im Uebrigen laufen."

„Welche Timonslaune, beſter Freund!" ſagte Karoline lächelnd. „Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, dieſe eigentliche Grundſäule der Menſchheit ſo leicht einſtürzen könne, und daß das menſchliche Weſen ſich ſo ganz in Ruhmſucht und Eitelkeit auflöſe. Ich hoffe, Sie ſollen mir immer lieb bleiben können, ungeachtet aller Berühmtheit. Wie dieſe bisher an Ihnen noch Nichts verdorben hat, ſo wird ſie es auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem inneren Daſein werden dieſe Dinge nie Etwas gelten, hoffe ich, und das Zerreißen unſerer Freundſchaft denke ich mir gern aus dem Bereiche der Möglichkeit hinaus.“

Nach einer Pauſe ſetzte ſie noch hinzu:

„Ueber Göthe kann ich eigentlich ſehr wenig ſagen, da ich ihn ſo gar ſelten geſehen habe und ihn mehr nur aus den Erzählungen Anderer kenne. Es kann ſein, ich habe ein unrichtiges Bild von ihm. Das aber bleibt mir doch immer wahr, daß man ihm nur ſeines Genies wegen Vieles vergeben kann, und auf das Vergebenmüſſen kommt man am Ende doch immer mit den Menſchen. Aller Umgang müßte ſonſt aufhören. Die rein umſchriebene Form der Menſchheit, die ſich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie abweicht — wo iſt ſie?“ . . . .

Aber die „ſchönen Tage ~~von~~ Aranjuez“ — (damals war dieſe Redensart noch nicht trivial geworden) — gingen vorüber und mit dem Blätterfall kam die Zeit des Scheidens. Seine literariſchen Geſchäfte und Verbindungen riefen den Dichter nach Weimar zurück, obgleich er die Stunde der Trennung ſoweit wie möglich hinausgerückt hatte.

Die drei guten Menſchen, welche ſich ſo innig verſtanden und zugethan waren, hatten verabredet, daß ſie ſich, nachdem der Dichter im lengefeld'ſchen

Hauſe bereits ſo zu ſagen offiziellen Abſchied genommen, noch einmal da treffen wollten, wo ſie ſich an den Sommerabenden ſo oft begegnet waren. Demzufolge gingen die beiden Schweſtern im bleichen Licht der Novemberabendſonne hinaus an die Brücke über den Waldbach, wo der Freund ihrer ſchon wartete.

Sie wandelten mitſammen unter den halbentlaubten Bäumen des Saalufers hin. Der Fluß rauſchte, vom erſten Schneefall angeſchwollen, trübe zu ihren Füßen.

„Wie melancholiſch die Landſchaft iſt, die doch kaum noch ſo grün und ſonnenhell ausſah,“ bemerkte Karoline. „Sie ſtimmt nur allzuſehr zu unſeren Gefühlen, beſter Freund, denn ich ſehe mit wehmüthiger Genugthuung, daß Sie ſo wenig gern von uns gehen als wir Sie ziehen laſſen . . . Wie ſchön war dieſe Zeit unſeres Zuſammenſeins! Ach, ſo ſchön, daß ich, weil ſie nun unwiderbringlich dahin, faſt wünſchen möchte, ſie wäre nie geweſen.“

„Nein,“ entgegnete Schiller. „Wir wollen uns, meine Theuren, dieſen Sommer nicht reuen laſſen, ob er gleich vergangen iſt. Er hat unſere Herzen mit ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſere Exiſtenz verſchönert und das Eigenthum unſerer Seele vermehrt. Was mich betrifft, mich machte er glücklicher als alle, die ihm vorhergegangen ſind. Er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich, ſoll ihn noch oft und immer ſchöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für ſo viele Freuden, die Ihr Geiſt, Ihr Herz, Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Weſen mich hat genießen laſſen. Und laſſen Sie der ſchönen Hoffnung uns freuen, daß wir Etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Dieſe Vorſtellung habe ich mir frühe von unſerer Freundſchaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben."

„Ich verſtehe Ihre Abſicht, theurer Freund, uns dadurch, daß Sie unſerer Freundſchaft für Sie einen höheren Werth beilegen, an das Bleibende dieſes Verhältniſſes zu erinnern und uns ſo über das Schmerzliche des Augenblickes hinwegzuhelfen."

„Und warum, beſte Freundinnen, ſollten wir uns dieſe Trennung ſchwerer denken und machen als ſie iſt? Die Vorſtellung unſerer Wiedervereinigung ſteht ſchnell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer ſein durch dieſe Erinnerung. Möchte ich ſie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überzeugt haben als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich ſie verlieren als wenn ich mir ſelbſt fremd werde."

Indem der Dichter bei dieſen Worten ſeine Blicke von Karoline zu Lotte hinübergehen ließ, glaubte er zu bemerken, daß die geſenkten Wimpern des Mädchens feucht ſeien. Auch Frau von Beulwitz machte dieſe Wahrnehmung, und als Lotte, wie um ſich der Beobachtung zu entziehen, ſich abwandte, flüſterte ihre Schweſter dem Freunde zu: „Sagen ſie Lolochen noch ein gutes Wort" — und trat dann zurück, um ihm dazu Gelegenheit zu geben.

„Theure Lotte," ſagte er, „Sie ſind den ganzen Abend her ſo ſtill geweſen, als machte es Ihnen Mühe, mich freundlich zu entlaſſen und mir zu ſagen, daß Sie, wie ich zu hoffen mich erkühne, auch in der Ferne meiner wohlwollend gedenken werden."

„O, glauben Sie das nicht, lieber Freund," verſetzte ſie mit ſanftem Erröthen und bemüht, mit ruhiger Faſſung zu ſprechen. Aber warum ſollt' ich es leugnen, daß der lange gefürchtete Moment, welcher nun gekommen, mich traurig macht? . . . Noch ſehen wir mitſammen dieſes Thal, dieſen Fluß, dieſe Berge, und morgen ſoll dieß Alles nicht mehr ſo ſein? . . . Mögen immer gute und frohe Geiſter Sie umſchweben, theurer Freund.“

„Ich nehme Ihren Wunſch als ein gutes Omen dankbar an, liebe Lotte. Aber werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen?“

„O, gerne, gerne! . . . Ich möchte Ihnen ſagen, wie lieb mir Ihre Freundſchaft iſt und wie ſie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wiſſen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und ſie Anderen deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundſchaft zu ſchätzen weiß. Laſſen Sie ſo oft, wie Sie können und Luſt haben, von Sich hören, damit der Gang Ihres Geiſtes mir nicht fremd wird und ich nach Maßgabe meiner Kräfte ihm folgen kann . . . Und ſo leben Sie wohl, ſo wohl, als ich es wünſche, und . . . . und denken Sie gern meiner und oft.“

„Das brauchen Sie mir nicht erſt zu empfehlen,“ entgegnete der Dichter. „Wie oft und gerne wird es geſchehen!“

Damit reichte er Lotten und ihrer inzwiſchen wieder herbeigetretenen Schweſter die Hände hin und ſagte noch: —

„Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tauſend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben, theure Freundinnen, viel zu meiner Glückſeligkeit gethan und immer, glauben Sie mir, werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hieher geführt hat."

Damit trennten ſie ſich an dem Weg über den Waldbach, wo Schiller zurückblieb, um den nach der Stadt gehenden Schweſtern nachzuſehen. Schon wollte ſie eine Biegung des Weges ſeinen Blicken entziehen, als ſich Lotte noch einmal nach dem Freunde umwandte.

Es war nur ein flüchtiges Zurückwenden, aber dennoch gab es dem Dichter auf ſeinem Heimgang viel zu denken.

Viertes Capitel.

„Der Weg von Freundſchaft bis zur Liebe" . . . . Der gute Genius und der durch ihn herbeigeführte „Moment des befreiten Herzens." — Ein Donnerſchlag und eine Anekdote.

Damals blieben Briefe — kaum glaublich für das an Dampf- und Telegraphengeſchwindigkeit gewöhnte Geſchlecht unſerer Tage — Briefe, welche mit der Poſt von Weimar nach Rudolſtadt und umgekehrt gingen, manchmal nicht weniger als vier Tage unterwegs. Zum Glück aber für befreundete Menſchen, welche das rege Bedürfniß der Mittheilung hatten, gab es eine „Botenfrau,“ welche ſchneller ging als der Poſtwagen fuhr.

Dieſe gute Botenfrau hatte im Winter 1788—89 gar viele Botſchaften zwiſchen dem lengefeld'ſchen Hauſe in Rudolſtadt und der Wohnung Schillers in Weimar auszurichten, gar viele Briefe und Bücherpakete hin- und herzutragen. Es iſt überhaupt „erſtaunend,“ um ein beliebtes Wort jener Zeit zu gebrauchen, wie ſehr die Menſchen des vorigen Jahrhunderts zum Briefwechſeln aufgelegt waren. Uns Epigonen bleibt dazu nicht mehr Zeit genug. Oder ſollten wir uns irren? Wird dem zwanzigſten Jahrhundert aus dem unſrigen auch eine ſolche Maſſe von gedruckten Briefwechſeln beſcheert werden, wie uns aus dem vorigen? Mag ſein, aber wir fürchten, was den Gehalt angeht, dürfte ein großer Unterſchied fühlbar werden. Und doch wieder werden die Briefwechſel des neunzehnten Jahrhunderts vor denen des achtzehnten Eines voraushaben, das ſtaatsbürgerliche Moment.

In Wahrheit, man müßte es „erſtaunend“ finden, wie die Bannerträger des deutſchen Geiſtes im vorigen Jahrhundert faſt durchweg ſo gar keine Beziehung zum Staat gewinnen konnten, wenn man nicht wüßte, daß es damals in Deutſchland eigentlich gar kein ſtaatliches Leben gab. Das deutſche Reich war nur eine Leiche des Mittelalters, und wenn alle edlen und ſtrebſamen Geiſter vor dem penetranten Leichengeruch in die reinere Region der Ideale ſich emporflüchteten, wer kann es Ihnen verargen? Der Deutſche hat ohnehin wenig politiſches Geſchick. Er iſt dazu viel zu wenig "ſchlecht." Was Wunder, daß Männer, welche das Deutſchthum in ſeiner höchſten Potenz darſtellten, und noch dazu unter den angedeuteten Umſtänden, darauf ausgingen, für ihren Genius ein Terrain zu ſuchen, welches ſich von der gemeinen Wirklichkeit ſcharf abhob? Während jenſeits des Rheins die ſchwarzen, ſchickſalsſchwangern Wolken ſich aufthürmten, deren Elektricität ſo bald in einem welthiſtoriſchen Gewitter ſich entladen ſollte, wandelten unſere Dichter und Philoſophen in den Aetherhöhen der Idee und hielten jene Vorzeichen einer ungeheuren Kataſtrophe kaum einiger flüchtigen Seitenblicke werth. Und doch war hier wie dort der Geiſt des Jahrhunderts gleich thätig. Hier wie dort machte er Revolution, und wenn auch die deutſche nur im „Reich der Träume“ vor ſich gegangen, ſo war ſie dafür eine zehnmal intenſivere als die, welche thatſächlich in Frankreich ſich abſpielte. Keiner der großen Helden oder der großen Verbrecher der franzöſiſchen Revolution iſt auch nur bis an den Fuß jener Gletſcherhöhe der Gedankenkühnheit gelangt, von welcher aus der kleine hagere Mann da hinten in Königsberg, welcher ſo zu ſagen nie aus den Thoren ſeiner Vaterſtadt herausgekommen, den Himmel erſtürmte . . . . Wir ſcheinen nicht dazu beſtimmt, die Saaten, welche unſer Genius aus dem Boden trieb, einzuheimſen. Aber was thut das am Ende? der Welt wird die Ernte vom deutſchen Gedankenfeld doch zu gute kommen. Hellas ging unter, aber heute noch ſind die Hellenen die Mitbürger aller wahrhaft gebildeten Menſchen. Wann die Gloire der Franzoſen wie ein Feuerwerk verpufft, wann die Seeherrſchaft Englands zur fernen Sage geworden ſein wird, dann immer noch wird die Menſchheit von den Gaſtgeſchenken zehren, die ihr Leſſing und Kant, Göthe und Schiller hinterlaſſen haben. Dieſe Namen werden dann vielleicht verweht ſein, aber nimmer wird im Wirbelſturm der Jahrtauſende der Hauch des Geiſtes ihrer Träger verwehen . . . .

Doch wir müſſen zu unſerer guten Botenfrau zurück, welche ſo eben in Schillers Zimmer getreten iſt und aus ihrer mächtigen Ledertaſche zwei Briefe hervorgezogen hat.

Karoline ſchrieb unter Anderem:

„Ein großes Prinzip der Duldung iſt mir der Gedanke, daß die Menſchen zu dem geboren werden, was ſie ſind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänſeblumen geben muß, ſo muß es auch verſchiedene Menſchenarten geben, glaube ich. In unſerem Herzen däucht es mir doch ein ſchöner Irrthum, daß wir die Gänſeblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfaſſen möchten; er deutet mir auf das Daſein einer ſchönheitsreicheren Welt, deren Ahnung unſeren innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht dieſe überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch iſt wieder kein Glück ohne ſie. Ach, das Regen der Flügel der Pſyche, die an ihre Hülle ſtoßen — wie klar drückt das Bild unſere Exiſtenz aus!“

In Lotte's Brief hieß es:

„Ich beobachte mich ſo gern, wie ſo Alles von außen auf mich wirkt und die Seiten meiner Empfindungen anſchlägt. Wir hängen doch recht von kleinen Zufällen ab, und doch iſt mir wieder Nichts klein in der Welt, weil Alles in einander verflochten iſt und zum großen Ganzen gehört. Ich vergeſſe gerne mein Ich, wenn ich an den großen Zuſammenhang des Ganzen denke. Wie wird man ſich ſelbſt da ſo klein? Und es iſt doch wieder ſo in unſrer Natur, daß wir gern Alles auf uns zurückführen. Unſtreitig aber ſind es ſchönere Gefühle, wenn man nicht bloß auf ſich ſieht: wie weit und groß wird da der Geiſt!"..

Wie ſchon ſo oft, brachten auch dießmal die Briefe der beiden Schweſtern dem Dichter ihr ganzes Weſen wohlthuend nahe. Scheinbar war der Ton in beiden Epiſteln der gleiche; beide Freundinnen philoſophirten, aber wie ſie es thaten, das begründete den großen Unterſchied, der dem Dichter ſo viel zu ſchaffen machte.

Denn ſagen wir es nur gleich, ſein Verhältniß zu den Schweſtern hatte den ſeltſamſten Dualismus der Neigung in ihm hervorgerufen, einen Dualismus, welchen er, ſo lange ihm derſelbe nicht in ſeiner ganzen Schärfe klar geworden, durch ein ſeltſamſtes Auskunftsmittel verſöhnen zu können wähnte. Er dachte ſich die Möglichkeit eines gemeinſamen Lebens mit den Freundinnen, die Möglichkeit eines idealen Doppelverhältniſſes, welches freilich nur in den Gedanken eines Mannes von Schillers Seelenhoheit ein ideales bleiben konnte. Begreiflich und verzeihlich iſt dieſe pſychologiſche Verirrung von Seiten eines Dichters, welchen ſein Genius raſtlos trieb, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den „goldnen Duft des Ideals“ zu weben, — aber wäre dieſer Irrthum realiſirt worden, hätte er realiſirt werden können, Deutſchland und die Welt hätten es zu beklagen gehabt, denn Schiller müßte an dieſer Realität furchtbar ſchnell zu Grunde gegangen ſein. Charakteriſtiſch für das Jahrhundert iſt es jedoch immerhin, daß in einem ſeiner hellſten und edelſten Geiſter für eine Weile die Reminiscenz einer romantiſchen Monſtroſität erwachen konnte, wie ſie die mittelalterliche Sage von dem Grafen von Gleichen erzählt.

Es währte einige Zeit, bis ſich der angedeutete Zwieſpalt in dem Dichter ſoweit entwickelt und geklärt hatte, daß wenigſtens eine Entſcheidung nach dieſer oder jener Seite hin möglich ward. Gibt es doch gar hartnäckige Illuſionen der Phantaſie.

Der Schwung von Karoline's Geiſt zog den Dichter mächtig an. Es war in dem Weſen der jungen Frau etwas dem ſeinigen Verwandtes: eine Kühnheit der Anſchauung, welche, mit einem Fußtritte der Verachtung die Erde hinter ſich laſſend, zum Aether aufſtrebte. Es war ihm Freude, die Freundin auf dieſen Flügen zu begleiten und ſie zu weiteren zu ermuntern. Sein eigener Idealismus fühlte ſich ſo ſympathetiſch von ihrer Begeiſterung getragen. Ihr Geiſt verſtand den ſeinigen ſo ganz, und wie man mit duftenden Spezereien auf den Altären die heiligen Flammen nährt, ſo nährte ſie mit den Huldigungen einer geiſtreichen Schwärmerei das Veſtafeuer ſeiner Seele.

Aber — wunderliche Menſchen, die wir ſind! — mitten aus den Roſen des Freundſchaftsenthuſiasmus, welche Schiller der Freundin ſtreut, blickt oft ein Etwas hervor, das, wenn es kein ſkeptiſcher Dorn iſt, einem ſolchen wenigſtens ſehr ähnlich ſieht. Ob der Dichter zuweilen ſchon ein Gefühl davon gehabt, daß Karoline, namentlich dann, als ſie ſpäter als Schriftſtellerin aufgetreten, von einer gewiſſen blauſtrümpfigen Starkgeiſterei und äſthetiſirenden Koketterie, aller ihrer unbeſtreitbaren großen Vorzüge und Tugenden ungeachtet, keineswegs ganz frei war, — ob der Dichter ſo ein Gefühl gehabt, ſteht dahin. Aber Etwas ſcheint ihn unter dem Schleier ſittlicher Hoheit, welcher über die Freundin gebreitet war, dennoch geſchreckt zu haben: gerade das Außerordentliche in Karoline's Weſen. Das fürchtete er, denn die Ueberzeugung, daß eine Frau, die ein außerordentliches Weſen ſei, ihn nicht glücklich machen könne, kehrte ihm ſtets wieder.

Hatte er doch dieſe Ueberzeugung, um ihrer je verluſtig gehen zu können, mit allzu ſchmerzlichen Erfahrungen erkauft. Schon hatten früher zwei außerordentliche weibliche Weſen ſeine Laufbahn gekreuzt, erſt Lauretta, dann Lolo. Was anderes hatten ihm, bei kälterer Ueberlegung, ſeine Beziehungen zu dieſen Beiden eingetragen als Schmerzen? In Lauretta hatte er den Geiſt der Abenteuerlichkeit, in Lolo den Geiſt der Leidenſchaft des Jahrhunderts verkörpert gefunden, in Formen allerdings, die einen Dichter blenden mußten, ihn aber doch nicht auf die Länge beſtechen konnten Es war in Schiller bei allem Aufſchwung immer eine gewiſſe ſchwäbiſche Bedächtlichkeit, ein idylliſch häuslicher Sinn, von welchem man Notiz nehmen muß, um von ſeiner Aeußerung, daß bei einer ewigen Verbindung, die er eingehen ſolle, Leidenſchaft nicht ſein dürfe, nicht überraſcht zu werden. So hatte er früher dem Gedanken entſagt, in einer Verbindung mit Lauretta oder mit Lolo ſein Glück zu ſuchen, und ſo übertrug er ſeine Hoffnung auf eine beglückende Verbindung von der kühn und hoch ſchwärmenden Karoline allmälig auf ihre ſanftere Schweſter.

Die Korreſpondenz mit Lotte zeigte ihm, daß er bei dieſer jene Ruhe finden würde, welche dem

Manne von Genie nach ſeinen Auſflügen doppelt nöthig und wohlthuend iſt. Auch Lotten mangelte es nicht an Verſtändniß für das hohe Streben des Freundes. Sie ließ ſich gern und leicht von den Fittigen ſeines Genius mitemportragen in die Regionen idealiſcher Schönheit, aber zugleich wußten ihn ihre Naivetät, ihre angeborene Sicherheit, das Leben zu nehmen, wie es iſt, vor dem Verſchwärmen und Verfliegen ins Luftleere zwanglos anmuthig zu bewahren. Jeder Blick auf die Freundin, jeder ihrer Briefe mußten ihn mehr und mehr überzeugen, daß es ſich an dieſer Bruſt, in welcher ein ſo echt weibliches Herz ſchlug, ſicher ruhen laſſen müßte . . . . Lotte hatte ihm einmal über den Don Carlos geſchrieben und dabei geſagt, daß ſie beſonders von der Stelle angemuthet worden ſei, wo Poſa ſo ſchön das Bild der Königin entwerfe. Der Dichter ſchlug die Stelle nach, und als er laut vor ſich hin die Worte las: —

Jn angebor'ner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eig'nem Beifall nie geträumt . . .

Da kam es über ihn, als müßte ihm, da er dieſes ſchrieb, eine prophetiſche Ahnung von Lotte's Bild und Weſen die Feder geführt haben.

Wo aber mehr nur die ſtille Macht des Gemüthes als das hochwogende Begehren leidenſchaftlich aufgeregter Phantaſie waltet, gelangen die Empfindungen ſelten zu raſcher und entſcheidender Ergießung. Schiller konnte ſich zwar durch manchen innigeren Seelenton in Lotte's Briefen ermuthigt fühlen, ihr die Beſchaffenheit ſeiner Gefühle für ſie mitzutheilen. Aber er kam vorerſt noch nicht dazu. Freilich ließ er ſie merken, daß er ihr mehr ſagen möchte, als ſeine Briefe enthielten, und er beklagt ſich, daß auch die übereinſtimmendſten Menſchen, die „einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen und ſo lebendig in einander leben, doch wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben, ſich ſo nah und doch ſo fern ſind." Dann biegt er wieder ab und bringt es nur ſoweit, die Freundin ſeine Stimmung errathen zu laſſen, indem er ihr die unterdrückte Stelle aus dem Don Carlos ſchickt: —

. . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,

Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann haſt Du genug
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären! . . . .

Inzwiſchen trat jener Wechſel in der äußeren Lage des Dichters ein, welcher ihn ſeinen Wohnſitz von Weimar nach Jena verlegen ließ. Die Geſchichte des Abfalls der Niederlande hatte Aufſehen erregt und ſo erhielt Schiller, auf Betreiben Göthe's, von dem weimarer und den übrigen thüringiſchen Höfen, deren gemeinſchaftliche Landesuniverſität Jena war, den Antrag, dort eine Profeſſur der Geſchichte zu übernehmen. Das war freilich kein „klingender“ Antrag, aber immerhin gereicht es dem achtzehnten Jahrhundert zur Ehre, daß es den Mann, welcher die Einleitung zu jenem Geſchichtswerk geſchrieben, für berufen erachtete, ein Lehrer der akademiſchen Jugend zu ſein. Etwas ſchüchtern — denn er wußte wohl, wie manchen Lerngang er noch auf dem Gebiete zu machen habe, welches er jetzt lehrend betrat — beſtieg er an einem der erſten Maitage 1789 zum erſten Mal die Lehrbühne, aber die Hunderte von Zuhörern, welche ſein Ruf herbeigelockt, machten ihm Muth. Er ſetzte ſeinem Auditorium Weſen und Zweck des geſchichtlichen Studiums in einer vortrefflichen Rede auseinander und hatte ſich, zunächſt über alte Geſchichte leſend, bald leidlich in ſeine Dozentenrolle hineingefunden.

Aber Wirrſal und Verbitterung blieben doch auch nicht aus. Das ſteife Profeſſorenthum ließ ſeinen Zopf empfindlich genug vor Schillers Geſicht herumſchwirren und die Schweſtern hatten häufig Gelegenheit, den Freund über Anfechtungen von jener Seite her zu tröſten. Und dann drängte gerade das Verhältniß zu den Freundinnen zu einer Entſcheidung. Schiller fühlte, daß es ſo, wie bisher, doch nicht wohl fortgehen könne. Abgeſehen von allem Anderen, ſtand er jetzt in einem Alter, wo jeder rechte Mann auf die Begründung einer eigenen Häuslichkeit denkt, und er hatte vom elterlichen Hauſe her ſtets das Gefühl in ſich getragen, daß Einem wohl ſein müſſe in ſeinen vier Pfählen, wenn man eine darüber hinausreichende tüchtige Wirkſamkeit entfalten wolle. So fühlte er ſich denn jetzt in Jena doppelt einſam und klagte, ſeinem Herzen fehle die „beſeelende Berührung."

Hier nun trat Karoline wie ein guter Genius vermittelnd ein. Sie hatte mit richtigem Takt das Bedürfniß einer friedlichen Häuslichkeit, die Sehnſucht nach einem ruhigen Familienleben aus dem Freunde herausgefühlt und ſofort war ihr Entſchluß gefaßt. Viel, ſehr viel mag dieſer Entſchluß ſie gekoſtet haben, aber nachdem ſie erkannt, daß er der einzig richtige ſei, hielt ſie ihn feſt mit der ganzen Kraft ihrer Seele und brachte ihn ſo gewandt, wie das eben nur eine Frau kann, zur Ausführung.

Die beiden Schweſtern begleiteten im Hochſommer eine Freundin zur Badekur nach Lauchſtädt. Dieſe Freundin, Karoline von Dachröden, hatte ſich kürzlich mit dem jungen und liebenswürdigen Wilhelm von Humboldt verlobt, welcher ſo eben ſeine akademiſchen Studien in Göttingen vollendet hatte und jetzt in Weimar und Jena Anknüpfungen zu weiteren ſuchte und fand. Durch ſeine Braut im lengefeld'ſchen Hauſe heimiſch geworden, hatte Humboldt auch Schillers Bekanntſchaft gemacht und dieſe blühte von Tag zu Tag mehr zu jener Freundſchaft auf, welche für des Dichters Beſtrebungen ſo fördernd werden ſollte. Denn damals ſchon rührte ſich in dem jungen Humboldt jene univerſelle Empfänglichkeit und jener feinkritiſche und doch immer wohlwollende Sinn, wodurch er ſpäter ein ſo bedeutender Forſcher und Geſetzgeber des Schönen geworden iſt.

Ein Beſuch des jungen Mannes in Lauchſtädt ließ Karolinen einen ſchicklichen Vorwand, auch Schiller zu einem Ausflug dahin zu veranlaſſen, und als er gekommen, ging ſie ohne Zögern daran, die

Löſung eines Knotens zu verſuchen, welcher immer verworrener zu werden drohte.

Die Schweſtern wohnten im Hauſe des Tiſchlers Küchler, einem der Stillſten des ſtillen Badeortes, wo es nur dann lauter herging, wenn zeitweilig der Hof von Weimar herüberkam, und ſehr laut nur dann, wenn eine Bande jenenſer Studenten einfiel. Die Hinterſeite des küchler'ſchen Hauſes ſah auf eine einſame Wieſe hinaus, welche mit Buſchwerk und Bäumen beſetzt war.

Auf dieſen Platz blickten, am Fenſter ſtehend, an einem thauſchweren und ſonnenhellen Auguſtmorgen Frau von Beulwitz und Schiller, welche eine lange, ernſte, zum Theil leidenſchaftliche Unterredung ſo eben beendigt hatten.

Der Dichter, vom Wiederſehen der Freundin aufgeregt, war in jenen ſeltſamen Dualismus zurückgefallen, deſſen wir oben gedachten, und hatte mit beredter Zunge phantaſtiſche Zukunftsplane entworfen.

„O, meine Freundin," hatte er geſagt, — „dann wird unſer Leben erſt wirklich angefangen haben. Ich ſchreibe, aber ich weiß Euch in meinem Zimmer. Sie, Karoline, ſind am Klavier und Lottchen arbeitet neben Ihnen und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſehe ich Euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren ſchlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß Nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich Euch morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von dieſem himmliſchen Paar verfliegt unſer goldenes Leben!"

„Nicht alſo, theurer Freund," hatte Karoline klar und feſt entgegnet, — „nicht alſo! Warum ſich in Phantaſieen berauſchen, die uns, das Unmögliche als wirklich erſcheinen laſſend, nur verwirren müßten? . . . Haben Sie mir nicht früher ſelbſt geſagt, daß bei einer Verbindung, welche Sie dauernd beglücken ſoll, Leidenſchaft nicht ſein dürfe? Und Sie hatten recht, vollſtändig recht. Ich will Ihnen daher ſagen, was Ihnen zu Ihrem Glücke nothwendig iſt: ein Weſen, welches Sie liebt, hegt und pflegt, ein Weſen, welches ganz in Ihnen aufgeht, ohne doch alle Schätze Ihres Herzens als Entgelt dafür in Anſpruch zu nehmen, — ein Weſen, das Ihnen Ruhe gibt, ohne um die Freiheit Ihres Geiſtes kleinliche Schranken zu ziehen. Ich kenne ein ſolches Weſen und — ſehen Sie mir nur offen in die

Augen, beſter Freund — auch Sie kennen es und wiſſen, daß Sie von demſelben nur Gutes zu gewärtigen haben."

„Sie ſind immer gut, Karoline," ſagte er etwas kleinlaut, „und wiſſen mich mit ſanfter Hand zu mir ſelbſt zurückzuführen."

„Das iſt ja, denke ich, überhaupt die Aufgabe von uns Frauen und ſo will ich ſie denn auch an Ihnen üben . . . Ich weiß, was Sie quält und drückt, lieber Freund, was Sie wünſchen und erſehnen. Der peinigende Zwieſpalt in Ihnen, der den Flug ihres Geiſtes hemmt, muß ein Ende nehmen . . . Glauben Sie mir, indem ich Sie glücklich und zufrieden ſehe, bin ich es auch, und ſo ſage ich Ihnen: ſuchen Sie nicht mir und ſich ſelbſt zu verheimlichen, was ich längſt weiß, nämlich: Sie ſehen mich mit dem Auge der Phantaſie an, meine Schweſter aber mit dem des Herzens."

„Wie?" rief Schiller aus, faſt erſchreckt durch dieſe Enthüllung und doch auch wieder wie von einer ſchweren Laſt befreit.

„Ja," fuhr die Freundin fort, „ſo iſt es. Und nicht erſt ſeit heute oder geſtern iſt es ſo . . . Als Sie neulich an Lotte die Verſe aus Don Carlos ſandten, wußte ich, welches Gefühl Ihr Herz erfülle."

„Aber . . . Lotte?"

„O, ſeien Sie ruhig . . . ich habe in meiner Schweſter Herz geleſen: es ſchlägt warm und innig für Sie."

„Es wäre möglich?"

„Es iſt. Und nicht erſt die Verſe aus Don Carlos und die Art, wie Lotte ſie aufnahm, haben mich überzeugt. Erinnern Sie Sich eines Abends aus dem vorigen Sommer, lieber Freund. Sie waren von Volkſtädt zu uns hereingekommen und waren Zeuge einer kleinen Störung zwiſchen der chère mère und Lotte geworden. Mama war weggegangen und auch ich hatte für eine Weile das Zimmer verlaſſen. Als ich zurückkam, hielten Sie Lotte's Hand in der Ihrigen. Sie hatten der Guten tröſtende Worte geſagt, Sie hatten ihr die Hand gedrückt und — Ihr Händedruck war erwidert worden. Ich ſah es wohl und ich ſah noch mehr, denn ich mußte bemerken, daß mein Kommen ſtörend war, ſtörend für Sie Beide . . . . . Sehen Sie, das war für Sie und Lotte ſo ein Moment des befreiten Herzens. Warum ſollte er nicht wiederkehren, heute, jetzt? Es iſt eine glückliche Stunde. Sehen Sie, wie hell der Himmel und wie morgenfriſch die Erde. Es athmet in dieſer Morgenfriſche Etwas, das die Seele löſt . . . Lotte iſt dort unter den Bäumen. Gehen Sie zu ihr, ohne Zaudern. Glückliche Augenblicke wollen benützt ſein. Gehen Sie, theurer Freund! Laſſen Sie Ihr Herz ſprechen, das der Schweſter wird antworten.“ . . . .

Und er war wirklich gegangen.

Da rührte aber doch ein heftiger Sturm die Seele Karoline's auf.

„Das Opfer iſt gebracht,“ flüſterte ſie mit bebenden Lippen vor ſich hin, — „und er hat es angenommen!“

Dann warf ſie ſich auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Nach einer in Schmerzen verbrachten Stunde raffte ſie ſich auf, trocknete ihre Thränen, vertilgte ſorgfältig die Spuren derſelben und ging auf die Wieſe hinunter.

Sachte durch das Gebüſch ſchreitend, nahte ſie ſich auf Umwegen der Stelle, wo die Schweſter ſeit dem Aufenthalt am hieſigen Orte gern und oft weilte, der Bank unter dem großen Nußbaum, welcher inmitten einer Fülle von Blättergrün ſeinen weißen Stamm erhob.

In der Nähe deſſelben angekommen, bog ſie die Zweige auseinander und ſah den Dichter und die Schweſter mitſammen auf der Bank ſitzen. Schiller hielt die beiden Hände des Mädchens in den ſeinigen und Lotte lehnte an dem geliebten Manne, das ſanft geröthete Geſicht an ſeiner Schulter verbergend.

Die Herzen hatten ſich befreit, die Seelen gelöſt und die Beiden ergingen ſich jetzt in jenem ſüßen Geplauder, welches dem Austauſch ſüßeſter Geſtändniſſe zu folgen pflegt.

Karoline hatte über das eigene Herz einen ſchweren, aber ſchönſten Triumph errungen. Wenn beim erſten Anblick des Paares ein ſtechender Blitz, Etwas wie Eiferſucht, ihr durch die Bruſt gefahren, ſo war das ſo ſchnell gegangen, wie es gekommen. Mit neidloſer Freude blickte ſie jetzt auf die Glücklichen und hörte mit innigſter Theilnahme, was ſie ſich Alles zu ſagen hatten.

„So iſt denn wahr, theuerſte Lotte?“ ſagte der Dichter, die ganze Treuherzigkeit ſeiner Seele in den Augen. „Karoline hat richtig in Ihrer Seele geleſen?“

„Sie wußten es wohl, Theuerſter,“ entgegnete ſie, — „und lange ſchon mußten Sie es wiſſen können . . . Warum ſollte ich mich verſtellen, Ihnen gegenüber verſtellen? Ja, Karoline hat in meiner Seele geleſen. Sie lebten darin, ach, wie ſo ganz! Glänzend und hell ſteht der Gedanke, zu Ihrem

Glücke beitragen zu dürfen, vor mir. Kann es treue innige Liebe, ſo iſt der warme Wunſch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu ſehen."

„Ich werde es ſein, Geliebte, denn Du wirſt mir angehören und mit liebevoller Hand die Wolken von unſerem Himmel ſcheuchen . . . . O, wie ſchwer iſt mir mein Geheimniß Dir gegenüber geworden! Oft, als wir in Rudolſtadt täglich uns ſahen, nahm ich meinen ganzen Muth zuſammen und kam zu Dir mit dem Vorſatz, Dir mich zu entdecken, aber dieſer Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunſche zu finden: ich fürchtete, daß ich nur *meine* Glückſeligkeit dabei im Auge hätte, und dieſer Gedanke ſcheuchte mich zurück. Konnte ich *Dir* nicht werden, was *Du* mir warſt, ſo hätte mein Leiden Dich betrübt, ich hätte die ſchöne Harmonie unſerer Freundſchaft durch mein Geſtändniß zerſtört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Deine reine und ſchweſterliche Freundſchaft. Dann gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückſeligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rückſichten erhaben ſchien, wo ich es ſogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Du konnteſt ohne mich glücklich ſein, aber durch mich nie unglücklich werden. Du konnteſt Dich einem Anderen ſchenken, aber Keiner konnte Dich reiner und zärtlicher lieben als ich. Dieſes fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich meine Hoffnungen, bis ſie dann wieder erblaßten vor der Zurückhaltung und Kälte ſogar, welche ich oft an Dir mir gegenüber wahrzunehmen glaubte.“

„Und iſt es mir nicht ähnlich ergangen, Geliebter? Wie oft ergriffen mich dieſe Gefühle und ich durfte ſie Dir nicht ſagen. Auch wenn ich gewiß geweſen wäre, ob ich Dir das ſei, was Du mir … Wohl empfand ich, daß Dich meine ſcheinbare Kälte oft abgeſtoßen haben könnte, Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit an Dich konnte ich Dich nicht ſo, wie ich wünſchte, fühlen laſſen. Meine natürliche Scheu vor jedem Schein von Zudringlichkeit mag wohl eine der Urſachen davon geweſen ſein. Während Du im vorigen Sommer unter uns lebteſt, kam mich ſo oft ein ſtarkes Mißtrauen gegen mich ſelbſt an. Der Gedanke, daß Dir Karoline mehr, ſo viel mehr ſein könnte als ich, die Vorſtellung, daß Du mich zu Deinem Glücke nicht nöthig hätteſt, zog mich auch mehr in mich zurück. Die Menſchen, die mehr Zutrauen zu ſich ſelbſt haben, ſind wohl glücklicher. Zuweilen möchte ich auch ſo ſein, aber ich hatte, als ich noch klein war, einen Hang zur Eitelkeit, der mich, wenn er mir geblieben wäre, recht unerträglich hätte machen können. Da iſt es nun doch wohl beſſer, ich bin zu furchtſam und zu beſcheiden als zu eitel.“

„Wie ſchön dieſe Beſcheidenheit Dich kleidet, Theuerſte! Aber Deine Liebe iſt ja Alles, was Du brauchſt, und ich will ſie Dir leicht machen durch die meinige. Ach, das eben iſt das höchſte Glück in unſerer Verbindung, daß ſie auf ſich ſelbſt ruht und in einem einfachen Kreiſe ſich ewig um ſich ſelbſt bewegt . . . Karoline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſerer Gefühle und Gedanken, als Du, meine Lotte. Aber ich wünſchte nicht um Alles, daß Du anders wäreſt als Du biſt. Und ſieh, was Karoline etwa vor Dir voraushat, mußt Du von mir empfangen. Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und mein Geſchöpf mußt Du ſein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt Du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu ſehen.“

„Wie gut Du biſt, Friedrich, und wie gerne ich Deine frohen Hoffnungen theile! . . . O, es wird eine ſchöne Zeit ſein, wenn wir erſt ganz für einander leben. Wie Vieles wird ſich nach und nach im ungeſtörten Beiſammenſein entwickeln: wie Vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verknüpfen kann. Deine Liebe macht mich ſo glücklich, ſo ganz glücklich. Ich will es zu verdienen ſuchen, redlich zu verdienen ſuchen, dieſes Glück. Reich in Deinem Geiſte wird der meinige ſich freuen, dem Flug Deines Genius zu folgen. Welche Ausſicht auf die Zukunft! Wie ſo hell und lachend ſteht nun mein künftiges Leben vor mir! ... Aber wir dürfen nicht ſelbſtſüchtig ſein, Theurer. Wenn dieſe Stunde Dich beglückte, wie mich, ſo komm, daß wir die ſchweſterliche Hand dankend drücken, die uns ſo liebevoll zuſammengeführt hat.“

„Daran erkenne ich wieder meine gute, zärtliche, ſelbſtſuchtsloſe Lotte. Daß Du und Karoline ſo gut zuſammenſtimmen, hat mich immer tief gefreut. Iſt es doch ſo ſelten, daß Schweſtern, die von früher Kindheit an in ſo viele Colliſionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander Etwas ſind. Eure beiderſeitige Harmonie iſt ein ſchöner Genuß für mich und ich vereinige Euch in meinem Herzen, wie ihr Euch ſelbſt vereinigt habt ... Ja, komm, wir wollen zur Schweſter.“

„Sie iſt hier“ ſagte Frau von Beulwitz, aus dem Gebüſch hervortretend, — „ſie iſt hier, um ſich mit Euch zu freuen und Euch, Ihr Theuren, und dieſe Stunde zu ſegnen, in welcher gute Götter das Räthſel Eurer Herzen ſo ſchön gelöſt haben."

„O meine theure Karoline, o meine geliebte Lotte!" rief der Dichter hochbewegt aus. „Wie eine Glorie ſchwebt Eure Liebe um mich, wie ein ſeliger Duft überkleidet ſie mir die ganze Natur. Nie noch habe ich ſo wie jetzt empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig dieſe doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur dadurch, daß wir uns erneuen, wird ſie neu. Wie oft ſchon ging mir die Sonne auf, wie oft hat meine Phantaſie ihr Seele und Sprache verliehen. Aber nie, nie bis heute hab' ich in ihr meine Liebe geleſen . . . Geſtirn des Tages, empfange das Jubelopfer meines beglückten Herzens!"

Er führte die erröthende Braut der Schweſter zu, deren Arme auch ihm ſich öffneten, und ſo ſtanden dieſe drei guten Menſchen —

> . . . in der ſchöner'n Welt,
> Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
> Lebensfluten der Dürſtende trinkt
> Und, gereinigt von ſterblichen Schwächen,
> Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt .....

Vielleicht iſt es dem Menſchen gut, daß ſolche Momente ebenſo ſelten als kurz ſind. Er iſt doch lange nicht ätheriſch genug organiſirt, ſie auf die Länge zu ertragen, und müßte daher eigentlich — obgleich er es nicht iſt — jedem Zufall dankbar ſein, welcher ihn aus den olympiſchen Höhen wieder in die Niederung der Wirklichkeit zurückverſetzt.

Die Annäherung raſcher Schritte löſte die Gruppe unter dem Nußbaum.

Wilhelm von Humboldt kam über die Wieſe daher, und wenn die Drei nicht ſelber zu bewegt geweſen wären, hätten ſie an dem jungen Manne eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmen müſſen. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und rief den Freunden ſchon von Weitem zu:

„Da ſchickt mir Profeſſor Schulz aus Paris ein ganzes Gewitter mit welterleuchtenden Blitzen und weltgeſchichtlichen Donnerſchlägen. Der Sturm iſt zum Ausbruch gekommen, die brütende Schwüle hat ſich entladen . . . Freuen Sie Sich, theurer Freund, die Geiſter, welche Ihr Poſa beſchworen, ſind rührig am Werke. Am vierzehnten Juni hat das Volk von Paris die Baſtille erſtürmt!“

Das war in der That ein weltgeſchichtlicher Donnerſchlag. Aber ſolche Donnerſchläge ſind doch recht ſtörend, wenn ſie ſo plötzlich in ein Idyll der Liebe hereinfallen.

Karoline war zuerſt fähig, ſich dem Eindruck der großen Neuigkeit, welche in jenen Tagen Millionen von Herzen wie eine Verheißung beſſerer Zeit durchzitterte, von ganzem Herzen hinzugeben und demſelben enthuſiaſtiſchen Ausdruck zu verleihen.

„Welch ein Glückstag!“ ſagte ſie. „Soweit es Menſchen von freiem Geiſte und fühlender Seele gibt, muß dieſe Zertrümmerung eines Monumentes finſterer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erſcheinen.“

Lotte, obgleich ſie, wie alle empfänglichen Gemüther in Deutſchland, den Anfängen der Staatsumwälzung in Frankreich bisher mit Theilnahme gefolgt war, enthielt ſich der Zuſtimmung zu dieſer Aeußerung; denn ſie blickte auf den Geliebten und ſah, daß dieſer von der Neuigkeit keineswegs freudig überraſcht war. Sie hatte ſchon angefangen, zu halten, was ſie ihm verſprochen: — in ſeinem Geiſte zu leben.

Wilhelm von Humboldt zeigte ſchon damals in ſeinem Auftreten und Gebahren eine Mäßigung und Selbſtbeherrſchung, welche den künftigen Staatsmann in ihm errathen ließ. Dennoch war er durch das große Ereigniß, welches in Paris ſtattgefunden, höchlich erregt. Sein in Beobachtung und Beurtheilung politiſcher Phänomene und Probleme bereits geübter Geiſt ſagte ihm, das der Baſtillenſturm und die damit verknüpften Vorgänge eine franzöſiſche nicht nur, ſondern europäiſche Kataſtrophe von unberechenbarer Tragweite ausmachten. Daher konnte er ſich denn auch nicht in die Kälte finden, womit Schiller die Nachricht aufgenommen hatte.

Und doch hätten Humboldt und Frau von Beulwitz, welche die Verwunderung des Erſteren theilte, bei ruhiger Ueberlegung begreifen müſſen, daß Schiller — auch abgeſehen davon, was er dieſen Morgen erlebt hatte — durch die pariſer Neuigkeiten weit mehr ernſt und ſorgenvoll als froh geſtimmt werden mußte.

Wir haben früheren Ortes auszuführen oder wenigſtens anzudeuten verſucht, daß unſeres Dichters Idealismus kein gemachter, ſondern ein gefühlter, ein gelebter geweſen ſei. Er gab ſich in ſeinen Dichtungen ſtets ſo, wie er wirklich war. Auch ſie ſind, wie die Göthe'ſchen, Bekenntniſſe. Seine Werke ſind zugleich Schillers Bildungsgeſchichte. Sieben, ja nur drei Jahre früher hätte ihn eine geſchichtliche Thatſache, wie der Baſtillenſturm, unzweifelhaft in Feuer und Flammen geſetzt. Nun aber war die revolutionäre Periode ſeines Lebens und Dichtens ſchon vorüber. Er hatte an der Hand der Geſchichte den Verlauf der menſchlichen und ſtaatlichen Geſchicke ruhiger anſehen und beurtheilen gelernt. Der Ungeſtüm ſubjectiver Willkür, der jugendliche Sturm und Drang lag ihm ſchon fernab, er konnte ſich die Freiheit nicht mehr als eine anarchiſche, ſondern nur noch als eine ſchöne, das heißt organiſirte vorſtellen und ihm ſchien, nie würden die Völker auf dem Wege der Revolution das gewinnen, was ſie nur auf dem Wege „ruhiger Bildung" erreichen könnten Man kann dieſes Ideal, welches bekanntlich auch Göthe hegte, ein einſeitiges nennen, wie denn alle Ideale im Grunde einſeitig ſind und ſein müſſen, aber man muß es feſt im Auge halten, wenn man unſeren Dichter nicht ſchief beurtheilen will. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf Verkündigung und Anbahnung ſchöner Menſchlichkeit gerichtet: er war ein befreiender Geiſt, nicht aber ein revolutionärer. Nur der Unverſtand kann dieſe Begriffe in einen zuſammenwerfen wollen. Schiller hat den Unterſchied durch einen Vers in ſeinem Gedicht von den Künſtlern prägnant ausgedrückt. Er will die Geſellſchaft: —

Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze —

und hierin liegt ſchon der Aufſchluß alles Gewaltſamen. Bei Alldem aber bleibt die Frage offen, ob ein tieferes und liebevolleres Eingehen in die Thatſachen der Wirklichkeit Schillers Stellung zur franzöſiſchen Revolution nicht weſentlich hätte modifiziren müſſen. Das Verſtändniß der geſchichtlichen Nothwendigkeit, aus welcher gewaltſame Umwälzungen entſpringen, iſt unſerem Dichter keineswegs in dem Grade verſchloſſen geblieben, wie es Göthe blieb, aber doch hat auch Schiller auf die unausweichlichen Störungen der „ſchönen Harmonie," welche ſein Idealismus anſtrebte, durch nothwendige weltgeſchichtliche Kataſtrophen ein allzu großes Gewicht gelegt . . .

Humboldt gab nach dem empfangenen Briefe eine lebhafte Schilderung des großen Ereigniſſes und ſagte zum Schluß:

„Sie ſehen ernſt, theurer Freund, und dieſe Vorgänge ſcheinen Sie eher zu verſtimmen als zu erfreuen."

„Ich will es nicht leugnen," verſetzte der Dichter. „So ſehr ich einerſeits mit dieſem heroiſchen Aufſchwung einer Nation ſympathiſiren möchte, ebenſo ſehr kann ich trübe Ahnungen nicht unterdrücken. Der Baſtillenſturm erſcheint mir als ein Symptom, welches unzweideutig auf die Republik hinweiſt."

„Und das könnte Sie mißmuthig machen, lieber Freund?“ fragte Frau von Beulwitz erſtaunt.

„Mißtrauiſch, ja,“ entgegnete Schiller. „Die Baumaterialien zu einer modernen Republik ſind noch nicht vorhanden und es iſt die Frage, ob ſie es jemals ſein werden. Jede Nachahmung der antiken Republik aber wird und muß an unſeren viel zu complizirten ſozialen Verhältniſſen ſcheitern. Und dann, ein ſo ſittlich verwahrloſtes Volk, wie die Franzoſen, namentlich in den Ausſchlag gebenden gebildeten Ständen, ſind, iſt entſchieden unfähig, wahrhaft republikaniſch zu fühlen und zu handeln.“

„Aber,“ warf Humboldt ein, „es iſt doch viel guter Fond in dieſem Volke, etwas Gutmüthiges und wieder Schwungreiches, ſelbſt in den Verzerrungen ſeiner Leidenſchaft. Schulz ſchreibt mir da eine Anekdote, die zugleich komiſch und charakteriſtiſch iſt. Er ſelbſt iſt der Held des Abenteuers, wobei er gelegentlich mit hätte aufgehenkt werden können. Er war dabei, als Camille Desmoulins im Palais Royal das Volk zum Aufruhr ſtachelte. Als die aufgereizte Menge herausſtrömte, wurde er mit fortgeriſſen, und da man ihn für einen Engländer hielt, wollte ihn ein Trupp zum Anführer haben. Man drang ihm eine Flinte auf und er mußte mit, gern oder ungern. Unterwegs gabeln ſie noch Andere auf, welche aber das Mitgeben verweigern, weil ſie Fremde ſeien. Comment, ſagt ein zerlumpter Kerl zu ihnen, vous ne ferez rien pour l'humanité? Schulz benützte den entſtandenen Wortwechſel, um ſich ſtill im Gedränge zu verlieren und ſeine Flinte von ſich zu werfen."

Die Schweſtern lachten und der Dichter lächelte bei der Vorſtellung von den Nöthen eines friedlichen deutſchen Gelehrten im Strudel der Revolution. Auch in der weltbürgerlichen Phraſe des pariſer Proletariers lag etwas Verſöhnendes und ſo löſte ſich die drückende Spannung, in welche der Donnerſchlag die kleine Geſellſchaft verſetzt hatte, in Heiterkeit auf.

Fünftes Capitel,

worin der „große Wurf" gelingt und das ſechſte Buch unſerer Geſchichte mit einer Serenade beſchloſſen wird.

Wie viele gute und große Herzen gibt es, die, in kümmerlichen Verhältniſſen vorzeitig hinſiechend, nie zu vollem Aufblühen gelangen! Der Druck der Sorge laſtet bleiern auf ihnen und geſtattet nicht, daß ſie das Gute und Beſte, was ſie in ſich haben, zu eigener und Anderer Freude offenbaren. Von keinem Strahl der Sonne des Glückes getroffen, verwelken, und verdorren ſie, und wenn dann die dürren Blätter nur einen mißfarbigen Staub geben, verwundern ſich die Glücklichen über das klägliche Ergebniß. Wahrlich, ein tiefes Mitleid, um nicht zu ſagen ein bitterer Vorwurf, müßte die Menſchen „auf den Höhen der Geſellſchaft“ anwandeln, wüßten ſie, was für Schätze von Genie und Hochſinn da unten in Armuth und Dunkelheit ungehoben, ja ungeahnt zu Grunde gehen. „Offene Bahn für Alle!“ iſt freilich eines der Stichwörter unſerer Zeit geworden, allein wie ſo manches andere iſt auch dieſes nur eine brutale Ironie. „Die Bahn iſt auch Dir geöffnet, warum rennſt Du nicht mit uns Andern nach dem lockenden Ziele?“ — „Aber ich habe ja Feſſeln an den Armen und Centnergewichte an den Beinen.“ — „Feſſeln und Centnergewichte? Siehſt Du, das iſt Deine Sache, nicht die unſrige. Laissez faire, laissez aller!“ . . .

Haſt Du Dir, geneigter Leſer, haben Sie Sich, ſchöne Leſerin, einmal auf dem Platz vor dem alten Schloß in Stuttgart Schillers Statue von Thorwaldſen betrachtet? Sie haben es ohne Zweifel und es hat Sie tiefergriffen, zu ſehen, wie der ſchwere Lorbeerkranz das Haupt des Heros niederbeugt. Man hat Thorwaldſen dieſes Zuges wegen hart getadelt, aber der große Künſtler hatte wohl gewußt, was er that. Freilich, nicht gerade der Lorbeer war es, was ſo ſchwer auf des Dichters Haupt laſtete. Es war die Sorge, welche zu ihm ſprach: Nur auf dem Flammenwagen der Mühen und Schmerzen ſollſt Du in den Himmel der Unſterblichkeit einziehen! .. O gewiß, auch Schiller hätte ein Lied ſingen können über das Laissez faire, laissez aller! der Kinder des Glückes, ein furchtbares Lied, aber ſein Genius verſiegelte ihm ſtolz den Mund. So hat er ſchweigend geduldet und ſchweigend gerungen und theuer erkaufte er jenes wahrſte und höchſte Lob von Göthe's Lippen: —

Tief unter ihm in wechſelloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das *Gemeine* ..

Und doch *einen* vollen und blüthbeſchweren Frühling des Glückes hat der edle Ringer erlebt. Es war die Zeit ſeiner Bräutigamſchaft.

In den Briefen, welche während des Herbſtes und Winters, die der Erklärung in Lauchſtädt folgten, die gute alte Botenfrau zwiſchen Jena und Rudolſtadt hin- und hertrug, blüht und duftet ein ganzer Liebeslenz.

Der Dualismus in der Seele des Dichters war überwunden. Er ſah jetzt in Karoline die Schweſter, aber in Lotte die Braut.

Wie mußte ihm das Herz aufgehen, wenn ihm das geliebte Mädchen ſchrieb: —

„Daß ich Dir Etwas ſein könnte, fühlte ich wohl früher in manchen Momenten, aber doch öfter ſchwankte mein Herz zwiſchen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir ſelbſt. Nun aber denke ich Deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und fühle mich glücklich in der Idee, Dir zu gehören, zu der Freude Deines Lebens beitragen zu können."

Oder ein andermal: —

„Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundſchaft, die mich vielleicht zu Einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich jetzt belebt. Einmal glaubte ich zu lieben, aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß, mein Herz anzuſchließen, das Sehnen nach Liebe, das mir ſo von Millers Sigwart und ähnlichen Büchern geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, — dieſes mächtige Gefühl nur für Dich, für Dein Glück zu leben.“

Oder wieder ein andermal: —

„Ach, ohne Dich gibt es keine Freude mehr für mich in der Welt. So eine Aehnlichkeit eines ruhigen Gefühls kann mich wohl zuweilen anwandeln, aber wirkliche Ruhe iſt es doch nicht. Ich könnte mich betäuben, mir einen Wahn von Glück vormalen ohne Dich; aber lange könnte dieß Alles doch nicht dauern und ich wäre unglücklich ohne Grenzen. Ich denke mir es zuweilen, wie mir ſein müßte ohne Dich, wie ich ſo das ganze lange Leben ausdauern könnte, ohne den ſchönen Schimmer Deiner Liebe um mich zu haben. Aber ich müßte ſterben“. . . . .

Solcher Wolkenſchatten, wie ſie oft gerade dann, wann er auf der Schwelle erſehnten Glückes ſteht, über die Seele des Menſchen hinziehen, begegnen uns noch mehrere in den Brautbriefen Lotte's. Zuweilen kamen die alten Zweifel wieder über ſie, ob ſie wohl dem Geliebten auch ein wirkliches Glück zu geben vermöge, ob ſie ihm genügen könne, und ſie verſchwieg ihm dieſe Zweifel nicht.

Dann ſetzte ſich der Dichter hin und ſchrieb der Guten, Beſcheidenen in einem herrlichen Troſtbrief die Worte: —

„Ich erkenne Deinen ruhigen, heiteren Geiſt in dieſer Stimmung nicht mehr, Geliebte! Deine Zweifel hätteſt Du nicht, wenn meine Liebe für Dich einen lebhafteren Ausdruck gehabt, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was Du meinem Herzen biſt. Aber dieſe Zweifel werden bei Dir aufhören, wenn Du mich ganz kennſt, wenn Du mit meinem Weſen vertraut genug geworden biſt, um zu wiſſen, in welche Sprache ſich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe iſt ſtill, wie mein ganzes übriges Weſen. Nicht aus einzelnen raſchen Aufwallungen, aus dem ganzen Zuſammenklang meines Lebens wirſt Du ſie kennen lernen . . . Und Du, Theure, erhalte mir Deine Zufriedenheit, die ſtille, ſanfte Gleichheit Deiner Seele, die mir ſo wohlthätig werden ſoll, die meinen unruhigen Geiſt liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer, immer in den tiefſten Grund Deiner Gedanken blicken, und wenn Alles trübe und umwölkt iſt um uns her, ſo laß Deine Seele mir helle ſein!“ . . . .

Die Wolkenſchatten wollten aber noch immer nicht ganz weichen, wenngleich ſie jetzt von einer anderen Seite herfielen. Es ſtand wirklich eine

Wolke am Liebeshimmel des Paares, — die Ungewißheit, wie die „chère mère,“ die von dem Verhältniß, in welches Lottchen zu dem Dichter getreten war, noch nicht wußte, daſſelbe nehmen würde. Es war dieß um ſo zweifelhafter, da die früher berührte Hofdamenidee der Frau von Lengefeld, namentlich vollends, ſeit ſie ſelber Prinzeſſinnen-Aja am rudolſtädt'ſchen Hofe geworden, immer beſtimmter entwickelt, um nicht zu ſagen fix geworden war. Gegen fixe Ideen iſt aber bekanntlich ſehr ſchwer anzukommen.

Da mußte denn der „hilfreiche Genius,“ Schweſter Karoline, wieder die vermittelnde Hand rühren, um fixe Ideen und anderweitige Hinderniſſe zu beſeitigen.

Sie that es und zwar mit Erfolg, denn eine Frau kann, was ſie will, nämlich wenn ſie nur das will, was ſie ihrem innerſten Herzensdrang zufolge wollen muß, Karoline wollte die Schweſter und den Freund glücklich ſehen, wie hätte ſie da nicht eine vortreffliche Diplomatin ſein ſollen? Sie machte die chère mère vorläufig mit der Sachlage bekannt und ließ dabei geſchickt miteinfließen, daß der Herzog von Weimar Schillers Profeſſur in Jena unzweifelhaft mit einem fixen Gehalt dotiren werde, ſowie, daß der Freiherr von Dalberg, Coadjutor zu Erfurt, in hoher Achtung vor dem Genius des Dichters die beſtimmte Abſicht ausgeſprochen hätte, denſelben, ſobald er Kurfürſt (von Mainz) geworden ſein würde, den niedrigen Sorgen des Lebens zu entheben.

Frau von Lengefeld nahm dieſe Eröffnungen auf wie eine Frau von Herz und Verſtand thun mußte. Es geht zwar die Sage, ſie habe einige Augenblicke den Kopf ſo bedenklich geſchüttelt, daß ihre hohe Friſur in bedrohliches Schwanken gerathen ſei, — aber wir glauben nicht daran.

Oder wenigſtens mußte das Kopfſchütteln ſchon ganz vorüber und vergeſſen geweſen ſein, als ihr Schiller, auf von ſchweſterlicher Hand gebahntem Wege zum Ziele vorſchreitend, unlange darauf eines Dezembertages ſagte:

„Ich liebe Lottchen und ich gebe die Entſcheidung über das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände, verehrte Frau.“

Denn wäre noch Etwas wie Kopfſchütteln oder dergleichen vorhanden geweſen, ſo hätte ja die chère mère den Freiwerber nicht ſo mütterlich gut anſehen und ihm nicht ſo freundlich und vertrauungsvoll ſagen können:

„Ja, ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein gutes Lottchen geben“ . . . . .

Der Frühling kam mit jenen „ſanften Tagen,“ die ein Landsmann und Nachfolger Schillers ſo ſchön beſungen hat. Der Himmel heiterte endlich wieder ſein grämlich Antlitz auf und aus Freude darob begann ihm die Erde entgegenzugrünen. O, alte und ewigjunge Hochzeitsfeier zwiſchen dem himmliſchen Vater und der heiligen Muttererde, millionenmal ſchon vollzogen und doch immer wieder ſo jünglingshaft und jungfräulich, — wie ſchweigſt Du unglückliche, wie beflügelſt Du glückliche Herzen!

Die Vögel dachten ſchon daran, ihre Neſter zu bauen, und da Vögel und Dichter, wie weltbekannt, mitſammen in enger Verwandtſchaft ſtehen, ſo war es ganz in der Ordnung, daß Schillers Wohnung in Jena Veränderungen unterworfen wurde, welche andeuteten, daß es mit der Junggeſellenſchaft ihres Inhabers zu Ende gebe.

Wenige Tage darauf fuhr in der Morgenfrühe ein Wagen bei der Kirche des Dorfes Wenigenjena vor.

Die Sonne ſchien hell in die ſtille Dorfkirche, deren Thüre ſich hinter dem Dichter und ſeiner Braut, die zwiſchen ihrer Mutter und ihrer Schweſter einherging, geſchloſſen hatte.

„Nach welchem Formular wünſchen Sie getraut zu werden?“ fragte der bereitſtehende Paſtor den Bräutigam.

„Nach dem altherkömmlichen, welches einſt auch bei der Trauung meiner geliebten Eltern in Anwendung kam,“ erwiderte Schiller. „Ich glaube, das wird mir Segen bringen.“

Frau von Lengefeld geleitete den Schwiegerſohn, Karoline die Schweſter zum Altar. Der Paſtor nahm ſeine Stelle ein. Die Hände des Paares wurden vereinigt, die weihenden Worte darüber geſprochen.

Dann warf ſich Lotte an die Bruſt der Mutter und Karoline umarmte den Bruder . . .

Still verging der Tag, und als die ſtillere Nacht kam, fand ſich das junge Paar in ſeiner beſcheidenen Häuslichkeit allein. Was bedürfen und wollten ſie mehr?

Aber theilnehmende Menſchen wollten den Neuvermählten doch ihre Sympathie bezeugen.

Von Freunden des Dichters geführt, kamen die Studenten mit Klarinetten, Geigen und Waldhörnern die Straße herauf, bildeten drunten vor dem Hauſe einen Kreis und ſtimmten den Geſang an:

Freude, ſchöner Götterfunken . . .

Das war eine ſinnige Wahl. Wie eine helle

Feuerſlamme ſchlug jene Strophe des Liedes, welche das Credo des Dichters ſo mächtig ausprägt, prächtig zum Nachthimmel empor: —

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hilfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Dann erſcholl ein lautes: „Hoch der Bräutigam! Hoch die Braut! Quod felix faustumque sit!“

Ein ſchallender Tuſch der Inſtrumente und die Ständchenbringer zogen ab. Aber aus der Ferne tönten noch einmal, gedämpfteren Lautes die Worte herüber:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib umſchlungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!

Wie klang das ſchmeichelnd und lockend hinauf in die Brautkammer, wo beim Schein der ſchüchternen Lampe zwei Glückliche aus trauteſter Nähe einander ſelig in die Augen ſahen!

1.

Wir ſahen den Herzensbund Schillers und Lotte's entſtehen, wachſen und zu einem glücklichen Abſchluß gelangen. Des Dichters Sehnſucht nach häuslichem Frieden und Behagen war jetzt erfüllt und es kam dadurch in ſein Leben das verſöhnende Element, welches ſein Dichten zu immer harmoniſcherer Entwicklung und Durchbildung brachte.

An der Schwelle der Hochzeitskammer uns beſcheiden rückwärts wendend, haben wir den theuren Mann ſeinem Glück überlaſſen. Wir könnten jetzt das Spendeopfer ausgießen und die Leſer entlaſſen, welche unſer Thema, wenn auch nicht die Ausführung desſelben, um uns verſammelt haben mag. Aber wir glauben, daß uns noch eine Pflicht zu erfüllen übrigbleibe, die, den Dichter zu begleiten bis ans Ende ſeines Lebensganges, bis zum Fahnenſchwenken über ſeinem Grabe.

Und ſo rolle denn der Vorhang noch einmal empor. In raſch wechſelnden Szenen, bei deren Vorführung uns meiſt nur die Thätigkeit des Anordners obliegt, mag das Drama ſeinem Ende zuſchreiten. Oder, mit anderen Worten, wir machen jetzt Moſaik, um das Lebensbild des Dichters und damit auch das Bild ſeiner Zeit zu vollenden. Ein reiches Material liegt bereit und wir brauchen die einzelnen Steine nur in den Rahmen einzupaſſen.

2.

1) Schiller an Körner.

„Ich bin ein ſechstägiger Ehemann und was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt. Nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen dieſe Tage dahin. Ich habe meiner Geſchäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir ſelbſt . . . . Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als ſo verlaſſen und allein . . . . Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt . . . . Meinem künftigen Schickſale ſehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, ſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine Erwartung gegangen. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen... Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben. — ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren. Ein inneres Dichterleben gibt ſie mir zurück."

2) Lotte an Wilhelm von Wolzogen.

„Du mußt nun wiſſen, daß ich ſeit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichſte, innigſte Liebe verbindet, kannſt Du denken, daß wir glücklich ſind und es bleiben werden. Ich ahnete nie ſo viel Glück in der Welt als ich nun gefunden.

Das Herz findet ſich bei der Liebe zu Schiller mit tauſend ſtarken Banden an ihn gebunden. Ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe ſein Leben immer freundlich erhellen; und er iſt glücklich, ſagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken ſollen, daß es ſo werden würde, als Du uns meinen Schiller zum erſten Mal vorführteſt? Dank Dir, Dank dem Schickſal, das mir meine Freuden durch Dich gab!“

3.

Die Univerſität Jena zählte damals gegen achthundert Studenten und man kann ſich leicht vorſtellen, daß es da manchmal bunt über Eck herging. Ein Studentenlied aus jener Zeit ſtellt und beantwortet die Frage, wer „ein rechter Burſch“ ſei, ſo: —

„Wer iſt ein rechter Burſch? Der, ſo am Tage ſchmauſet,
Des Nachts herumſchwärmt, wetzt *) und brüllt und brauſet,
Der die Philiſter ſchwänzt, die Profeſſores prellt
Und nur zu Burſchen ſich von ſeinem Schlag geſellt.“

---

*) Den Hieber auf dem Pflaſter.

Solcher „rechten“ Burſchen gab es auch in Jena nicht wenige und die Studentenſitte war im Allgemeinen roh und rüde. Keine Woche verging ohne irgend eine „Geſchichte,“ in welcher der jugendliche Uebermuth ſich austobte. Ein Student, der ſich von einer ſchönen Gräfin, während ihr Reiſewagen vor dem Gaſthaus hielt, in „ziemlich graziöſer Weiſe“ einen Kuß erbeten, wurde relegirt. Darüber Aufruhr unter ſeinen Commilitonen, welcher durch requirirtes Militär niedergeſchlagen werden mußte. Sofort zogen die Studenten in hellen Haufen aus der Stadt nach Erfurt, bis eine allgemeine Amneſtie ſie wieder nach Jena zurückführte.

Und neben der Studentenromantik ging auch die Profeſſorenwunderlichkeit im Schwange. In den Straßen von Jena begegnete man damals abenteuerlichen Gelehrtenfiguren, welche an die Gundling und Faßmann und Morgenſtern am Hofe Friedrich Wilhelms I. erinnerten. Da ſah man einen Doctor Legens der Mathematik, der von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Galakleid geſteckt wurde, welches ihm vom Leibe faulte, ſo daß er im Federhut und rothen Treſſenrock, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter, einherging. Ferner einen Orientaliſten in einem abgeſchabten weißen Rock, der ihm um eben ſo viel zu lang als das ſchwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherſchlurfen, ſich vermittelſt eines Quaſtenſtockes, der ihm bis über die Naſe ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philoſophen, welcher durch Anſchlag am ſchwarzen Brett bekannt machte, er wolle über Kants Kritik der reinen Vernunft leſen, falls ihm Jemand das fragliche Buch leihen würde.

Aber dieſem Cynismus ſtand auch wieder die feinſte Sitte zur Seite und der gelehrten Wunderlichkeit das edelſte wiſſenſchaftliche Streben. Damals lehrten in Jena neben Schiller ein Hufeland, Griesbach und Paulus. Bald kamen auch Fichte, die Brüder Schlegel, Schelling und Hegel. Die kleine Univerſitätsſtadt wurde recht eigentlich der Mittelpunkt jener großen Bewegung, welche ſich in der deutſchen Wiſſenſchaft auf der Grenzſcheide zweier Jahrhunderte vollzog und das ganze Geiſtesleben der Nation mit friſchen Säften ſchwellte.

Ganz eigen muthet uns, die wir uns ſeither an reichere Lebensformen gewöhnt haben, die Simplizität und Frugalität an, welche in jenen jenaiſchen Kreiſen herrſchte. Ein gewiſſer idylliſcher Zug kennzeichnete das damalige deutſche Gelehrtenthum. So ſehen wir Lotte ihren Schiller in ſein Auditorium begleiten, um ihm, während er dozirt, im Seitenzimmer Thee zu bereiten, und der Dichter ſchreibt darüber, Anfangs habe ſich ſeine Frau ſehr vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber habe ſie Herz. Dann wieder hat Schiller eine Abendgeſellſchaft gebeten, ohne in ſeiner Sorgloſigkeit die Hausfrau davon zu benachrichtigen. Da werden dann in der Eile ein paar ungleiche Tiſche zuſammengerückt, ein Tiſchtuch wird darüber geworfen und es erſcheint ein Stück Braten und etwas Salat als die ganze Aufwartung, was aber die Unbefangenheit und Fröhlichkeit der Geſellſchaft durchaus nicht beeinträchtigt.

Neben ſeinem akademiſchen Lehramt gab ſich Schiller wieder mit Eifer literariſchen Plänen und Arbeiten hin. Er ſchrieb ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, welche als Vorſtudie zum Wallenſtein anzuſehen iſt. Sein dichteriſcher Genius, bevor er ſeinen herrlichſten Aufſchwung nahm, nährte ſich in dieſer Zeit ſtill mit dem Studium der Geſchichte und der Philoſophie Kants. In dieſe führte ihn ſein Collega Reinhold ein, der eifrigſte Apoſtel des königsberger Weiſen, und ſie wurde für ihn, was für Göthe die Reiſe nach Italien geworden, das Läuterungsbad, aus welchem dann ſeine Poeſie in vollendeter Schönheit und ganzer Kraft hervorging.

So, im Beſitze einer trefflichen Frau, von ſeinen Hörern geehrt und geliebt, durch den Umgang mit ſtrebenden Freunden gehoben, konnte ſich der Dichter in der Gegenwart behagen und hoffend in die Zukunft blicken. „Ich habe,“ ſchrieb er am Schluß des Jahres 1790 an ſeinen Vater, — „ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth und der Himmel ſegnet ſie.“

4.

Doch ſchwere Prüfungsſtunden kamen.

Schillers Körper war ein zu ſchwaches Gefäß für einen ſolchen Geiſt. Schon jetzt verſagte jener dieſem oft den Dienſt, — in bedrohlichſter Weiſe.

Wir finden den Dichter im Krankenzimmer, von einem gefährlichen Fieber langſam geneſend. Von Zeit zu Zeit arbeitet es ſchmerzlich in ſeiner Bruſt. Er führt dann ein Tuch an die Lippen, und wenn er es wieder wegzieht, haften rothe Flecken an der Leinwand.

Schwägerin Karoline iſt aus Rudolſtadt herübergekommen, um gemeinſam mit der Schweſter den

Kranken zu pflegen. Sie ſitzt an ſeinem Bette und lieſt ihm aus Kants Kritik der Urtheilskraft vor.

Die hohen Gedanken des großen Philoſophen wecken verwandte in der Seele des Kranken.

„Mir kommt eine gute Idee, liebe Schweſter," ſagt er „Reiche mir dort vom Tiſche die Schreibmaterialien."

Sie ſieht ihn bittend, abwehrend an. Er verſteht ihren Blick und ſagt ſanft:

„Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben und wirken, ſo lange wir's vermögen."

Nun gehorcht die Freundin, und während der Kranke ſchreibt, tritt ſie ans Fenſter und flüſtert in ſich hinein:

„Nein, daß ſolch ein Weſen in der Blüthe ſeiner Kraft enden und uns für immer entzogen werden könne, — es darf nicht ſein, es iſt nicht möglich!"

Nach einer Weile hält der Kranke ermattet in ſeiner Arbeit inne und ſagt:

„Wenn ich wieder geſund werde, liebe Schweſter, muß ich entweder das Meer oder die Alpen ſehen. Seeluft oder Alpenluft ſoll mir die Bruſt ſtärken und die Seele weiten."

Ach, dieſer Seufzer, oft und ſehnſüchtig wiedergekehrt, iſt erfolglos verhallt. Ihm, der vom Meer und von den Alpen ſo ſchön gedichtet, war es niemals gegönnt, weder dieſe noch jenes zu ſehen . . .

Lotte iſt abgerufen worden. Im Nebenzimmer lieſt ihr Freund Reinhold einen Brief von Jens Baggeſen vor, welchen er ſo eben aus Kopenhagen erhalten.

Die Kunde von Schillers Erkrankung war bis nach Dänemark gelangt und ein ihr nachtretendes falſches Gerücht von ſeinem Tode hatte dort die Verehrer des Dichters in tiefe Beſtürzung und Trauer verſetzt. Baggeſen, deſſen Enthuſiasmus für den Schöpfer des Don Carlos, welchen er unlängſt zu Jena perſönlich kennen gelernt, die Farbe der Schwärmerei des Jahrhunderts trug, hatte ſchmerzlich ausgerufen: „O warum mußte dieſer Raphael vor ſeiner Transfiguration ſterben!“ Und er beredete ſeine Freunde, den Herzog Chriſtian Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg und den Miniſter Grafen Ernſt von Schimmelmann, dem geliebten Todtgeglaubten ein feierliches Todtenfeſt zu halten, draußen in Hellebeck, am Meeresufer, der ſchwediſchen Küſte gegenüber. Auch die Frauen der drei Freunde nahmen an der Feier Theil und da ſaßen denn dieſe ſechs guten Menſchen am genannten Orte zuſammen und laſen Lieblingsſzenen aus dem Don Carlos und die Götter Griechenlands und die Künſtler und ein heimlich von dem Grafen herbeſtellter Sängerchor intonirte das Lied an die Freude, während weißgekleidete Knaben und Mädchen Blumen ſtreuten, und tiefergriffen gelobten zuletzt Alle, dem Geiſte des theuren Dichters treu zu ſein „bis zum Wiederſeh'n dort oben“

Als Reinhold mit der Vorleſung des Briefes, welcher Solches enthielt, zu Ende gekommen, ſagte er:

„Meinen Sie nicht, verehrte Frau, daß die Mittheilung dieſer Epiſtel auf unſern Kranken heilſamer wirken werde als irgend eine Arznei?“

„O gewiß!“ erwiderte Lotte. „Und wenn Sie Baggeſen antworten, ſo ſagen Sie ihm . . . ſagen Sie ihm . . . ſchreiben Sie ihm“ . . . .

Sie konnte nicht ausreden, denn ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme.

„Ich kann ihm nichts Beſſeres und Rührenderes ſchreiben, als was ich jetzt ſehe und höre,“ ſagte der Freund . . . .

Er ſchrieb an den däniſchen Dichter, was er geſehen und gehört; er ſchrieb aber auch zugleich, Schiller könnte ſich vielleicht ganz erholen und wieder zu feſter Geſundheit gelangen, „wenn er nicht im Falle einer Krankheit unſchlüſſig ſein müßte, ob er ſeinen Gehalt von zweihundert Thalern in die Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollte" — ein Wort, welches in ſeiner bitteren Wahrheit zu denen gehört, die der deutſchen Nation die Schamröthe auf die Stirne treiben müſſen

Darauf kam mit umgehender Poſt ein von dem Herzog von Auguſtenburg und dem Grafen Schimmelmann geſchriebener und unterzeichneter Brief an Schiller, den wir herſetzen, weil er nicht oft genug wiederholt werden kann. Dieſe Urkunde, welche nach unſerem Gefühl eines der ſchönſten culturgeſchichtlichen Documente des achtzehnten Jahrhunderts iſt, lautet ſo:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann. Beide ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen ſtempeln konnte. Wir finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, der das Band unſerer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten uns bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer als Mitglied unſeres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch unſere Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode und unſere Thränen floßen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben.

„Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Schein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens. Wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maaß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.

„Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit zerrüttete Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, Sich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfaſſen. Sie haben hier nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.

„Es wird von Ihnen abhängen, wo ſie dieſer Ruhe Ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung der Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz der Regierung, zugleich eine große Handelsſtadt iſt und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir ſind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staates angeſtellt zu ſein, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen.

„Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlaſſen dieß Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und dieſem Wunſche muß jede andere Betrachtung nachſtehen.“

5.

Wieder geneſen, vollzog unſer Dichter den inneren Reinigungsprozeß durch Fortführung ſeiner kunſtphiloſophiſchen Studien. Früchte derſelben waren zunächſt jene äſthetiſchen Abhandlungen, von welchen ſchön geſagt worden, daß ſie die Geſetze des Schönen ſchon im Geben erfüllen. Schiller tritt in dieſen Schriften keineswegs als abſtrakter Aeſthetiker auf. Ueberall geht er darauf aus, zu zeigen, daß in der Schönheit auch die Freiheit enthalten ſei, überall waltet die Beziehung der Kunſt zum Staat, die Beziehung des vermittelſt des Schönen erzogenen Menſchen zum freien Staatsbürger. Allerdings wurde hiebei das Staatsbürgerthum im weiteſten Sinne gefaßt, in dem von Weltbürgerthum. Schiller, wie alle die größten Geiſter deutſcher Nation, war Kosmopolit von ganzem Herzen. Dieſe auserwählten Menſchen eilten ihren Zeitgenoſſen um Jahrhunderte, vielleicht um Jahrtauſende voraus.

Mitten unter dieſen Arbeiten überfiel den Dichter ein echt ſchwäbiſches Heimweh, das bekanntlich dem ſchweizeriſchen an Stärke kaum nachſteht. „Die Liebe zum Heimatlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt ſich mächtig" — ſchrieb er im Juli 1793 ſeinem Körner und wenige Wochen ſpäter befand er ſich mit Lotte auf der Fahrt nach dem alten geliebten Schwabenland.

An den Ufern des heimatlichen Neckars angekommen, nahm er zuerſt in der Reichsſtadt Heilbronn Quartier. Hier begrüßten ihn die herbeigeeilten Eltern, Jugendfreunde, Verehrer. Da legte er in die Arme der entzückten Mutter ſeine Lotte und empfing von dem ernſten Vater, der, jetzt als Major, noch immer die Oberaufſicht über die Solitude hatte, einen Händedruck, der ihm ſagte, daß der Greis mit ſeinem Fritz zufrieden ſei.

Von Heilbronn aus ſchrieb Schiller an Herzog Karl. Der alte Herr war damals durch die Gicht in ſein Zimmer zu Hohenheim gebannt und die Schatten des nahenden Todes dämmerten ſchon um ihn. Er hat in Bezug auf den Brief des Dichters, der unzweifelhaft im Tone eines dankbaren Zöglings gehalten war, nur verlauten laſſen, „Schiller werde nach Ludwigsburg und Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden" — aber die Zuſchrift hatte dem Fürſten doch wohlgethan. Es lag doch auch für ihn eine Satiſfaction darin, daß ein Zögling ſeiner Akademie ruhmgekrönt und von den Beſten der Zeit hochgeachtet, in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müſſen kein Schwabe ſein, wenn er ſich nicht innerlichſt darüber gefreut hätte. Aber er war jetzt ein verbitterter Greis, ein grämlicher, dem Tode naher Podagriſt, um deſſen Stuhl her noch dazu die ſchwerſten Sorgen lagerten. Konnte doch das furchtbare Gewitter, welches damals Frankreich durchtobte, ſich täglich rheinherüber nach den deutſchen Grenzländern wälzen. Unter ſolchen Umſtänden heißt es dem alten Herrn nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn wir in ſeinem Ausdruck, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, d. h. er werde ihm Nichts in den Weg legen, den Sinn finden, daß er ihm verziehen habe.

So kam denn Schiller nach Ludwigsburg und Stuttgart, die Stätten, Lehrer und Freunde ſeiner Jugend zu begrüßen. Alles kam ihm mit herzlicher Huldigung entgegen. Denn ſchon die vortheilhafte Umwandlung, welche die Jahre an ſeiner Perſönlichkeit hervorgebracht, mußte einen gewinnenden Eindruck machen. Sein Akademiegenoſſe und Herzensfreund Hoven, damals Hofmedicus in Ludwigsburg, erzählt: — „Sein jugendliches Feuer war gemildert. Er hatte jetzt weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachläſſigkeit war eine anſtändige Eleganz getreten und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört, aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! Wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! Wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! Wie anſtändig war jetzt ſeine Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden."

Die Heimatluft ſtimmte ihn ſchöpferiſch. Er dichtete damals an ſeinem Wallenſtein, jenem Werke, das nach Göthe's Ausdruck ſo groß iſt, daß ein zweites dieſer Art gar nicht exiſtirt. Und daneben hat der Treffliche Zeit und Luſt zu einem ſchönſten Liebeswerk gefunden. Aus den hohen Regionen ſeiner Dichtung ſtieg er herab in den Staub und Lärm der ludwigsburger Schulſtube, wo er, um ſeinen ehemaligen Lehrer Jahn, welcher während ſeiner

Anweſenheit erkrankt war, eine Erleichterung zu verſchaffen, die Knaben Logik und Geſchichte lehrte.

In Stuttgart beſuchte er auch die Räume der Karlsſchule, wo der Strom ſeiner Poeſie zuerſt „ſo voll und ſchäumend“ hervorgebrochen war. Da wurde dem gefeierten Gaſt ein ſchöner Triumph bereitet. Mit Enthuſiasmus wurde er von den 400 Karlsſchülern im großen Speiſeſaal begrüßt. „Vor jeder Tafel, zu 50 Gedecken jede,“ erzählt uns einer der damaligen Zöglinge – „unter Begleitung des Intendanten der Akademie und ſeiner Offiziere anhaltend, empfing der Dichter mit Huld und ſichtbarer Rührung unſer lautes, klingendes Hoch.“

War das nicht eine Genugthuung für die Erinnerung, daß er einſt bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müſſen?

6.

An einem ungewöhnlich freundlichen Oktobertag hatte im ſchiller'ſchen Hauſe auf der Solitude die Hausfrau vom frühen Morgen an viel gethan, um eine ſtattliche Mahlzeit zu rüſten. Das blaſſe Antlitz der Sechzigjährigen war heute geröthet, mehr noch von der Freude als von der Anſtrengung, und ihre freundlichen Augen ſtrahlten von Glück.

Galt es doch, die Feier des ſiebzigſten Geburtstages ihres Eheherrn recht feſtlich zu machen, denn der geliebte Sohn war dazu mit ſeinem Freunde Hoven von Ludwigsburg heraufgekommen, wo Lotte leider hatte zurückbleiben müſſen, in Folge einer Unpäßlichkeit, welche aber nur eine Folge der glücklichen Erfüllung einer ſchönſten Hoffnung war.

Der Herr Major thronte ganz glücklich in ſeinem an den Tiſch gerückten Sorgenſtuhl, das ſilberweiße Haupt mit einem zierlich geſtickten Sammetkäppchen bedeckt, welches ihm die Schwiegertochter mit ihren beſten Wünſchen durch den Sohn geſchickt hatte

Die Mahlzeit war unter heiterem Geplauder zu Ende gegangen und eben wollte der Greis, als treuer Diener ſeines Herrn, die Geſundheit des Herzogs ausbringen, als draußen Geräuſch entſtand und die alte Magd in das Zimmer ſtürzte mit dem Ausruf:

„Ach, Herr Jeſes, der Herzig iſt todt! Vor drei Stunden, ſagt der an den Schloßverwalter geſchickte Bote, iſt er zu Hohenheim geſtorben.“

„So habe ihn Gott ſelig!“ ſagte der Greis.

Und er nahm das Käppchen vom Haupt und ſeine Lippen bewegten ſich in leiſem Gebet.

Schiller und die Mutter ſaßen ſchweigend.

Hoven bemerkte:

„Wenn Schubart noch lebte, würde er ſagen: Der Herodes iſt endlich abgefahren!“

„Das wäre ſchlecht von dem Schubart,“ verſetzte der Greis mit Strenge. „Ich ſag', wie auch der Herzog früher irrte, was er auch fehlte, ſeit langen Jahren hat er nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeine Schuldigkeit gethan. Mehr kann Niemand thun und immer war er, was der Schubart — Gott verzeih' es mir, daß ich einem Todten Uebles nachreden muß — niemals geweſen, ein Mann!“

Der Hofmedicus nahm die Zurechtweiſung geduldig hin. Um aber die drückende Pauſe, welche eingetreten war, zu endigen, füllte er die Gläſer, hielt das ſeinige an das des Majors und ſagte mit einem Blick auf den Schöpfer des Liedes an die Freude:

„Wohlan, auch die Todten ſollen leben!“

Verſöhnt schlug der Greis an und der Dichter bemerkte ernſt und ergriffen:

„So iſt er alſo zur Ruhe gegangen, dieſer raſtlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften überwogen und das Andenken der letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum ſage ich, wer noch jetzt nachtheilig von ihm ſpricht, der iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“

„Recht ſo, lieber Fritz!“ ſagte der Greis, dem Sohne die Hand reichend, während eine Thräne an ſeinen grauen Wimpern funkelte .... „Sieht Er, dieſes Wort von Ihm freut mich mehr als Sein ſchönſtes Gedicht.“

Von dem einen Todten kam die Rede auf andere. Der Dichter hatte viele ſeiner liebſten Bekannten nicht mehr in der Heimat vorgefunden, am ungernſten aber zwei vermißt, den Sammetdoctor und Schubart.

Der humoriſtiſche Arzt war erſt vor Kurzem geſtorben, dem Humor bis zum letzten Athemzug getreu.

„Als er auf dem Sterbebette lag,“ berichtete Hoven dem Freund, „erhielt er unter anderen Beſuchen auch den eines Collegen, welcher dem Kranken zuerſt allerlei Hoffnungen vormachte, zuletzt aber, das ungläubig ironiſche Lächeln deſſelben bemerkend, das Wort fallen ließ, das Sterben ſei ja nichts ſo Schweres. — Haben Sie es ſchon verſucht? verſetzte der Sammetdoctor ſpottend, und als er die verlegen verneinende Miene des Amtsbruders ſah, fügte er hinzu: Wohlan, ich will mich mit dieſem Experiment ſogleich alles Ernſtes befaſſen. — Wenige Sekunden darauf kehrte er das Geſicht der Wand zu und verſchied mit den Worten Rabelais': Je m'en vais chercher un grand Peut-être."

„Friede ſeinem Staub!" ſagte Schiller. „Er war ein wunderliches Original, voller Widerſprüche, Peſſimiſt und Enthuſiaſt zugleich, unfähig, ſeiner Spottluſt zu widerſtehen, und dennoch herzensgut. . . . . So ziemlich das Nämliche läßt ſich auch von Schubart ſagen, deſſen Tod mich vor zwei Jahren tief ergriffen hat. Es knüpfte ſich doch ſo Manches in dem Entwicklungsgange meines eigenen Talents an dieſen unglücklichen Mann, dem es nicht gegönnt war, zu harmoniſcher Entfaltung ſeiner zweifellos bedeutenden Anlagen zu gelangen. Wie lebte er in den letzten Jahren nach ſeiner Erlöſung vom Aſperg?"

„So gut, daß er zuletzt ganz furchtbar roth und aufgedunſen war," verſetzte Hoven. „Du weißt, daß ihn der Herzog, nachdem er ihn vermittelſt zehnjähriger Kerkerhaft erzogen, wie er es nannte, zu ſeinem Hofſchauſpieldirector und Hofpoeten machte. Da mußte er denn die Carmina zur Feier der durchlauchtigſten Geburts- und Namenstage, Geneſungen, Reiſen und Heimkünfte anfertigen und charakteriſtiſch iſt es, daß er das oft nicht allein mit geziemend ernſter Miene, ſondern mit wirklicher Begeiſterung für den

Herzog that. In beſſeren Stunden hat er in ſeiner wiederaufgenommenen deutſchen Chronik Blitze einer genialen Anſchauung und Beurtheilung der Weltlage ausgeben laſſen. Im Grunde ſeines Herzens Republikaner, hatte er insbeſondere der nordamerikaniſchen Republik Aufmerkſamkeit und Neigung zugewendet. Dort, meinte er, würden, wann die übrigen Weltſtaaten längſt erſchlafft wären, noch Thaten geſchehen, welche der Menſchheit Ehre machten. Wenige Nummern ſpäter machte er die Leſer der Chronik auf die wachſende Macht Rußlands aufmerkſam und meinte, das Schickſal habe Rußland ſo ſehr zum erſten Reiche der Welt beſtimmt, daß jeder Widerſtand vergeblich ſei. Halb mit Sympathie, halb mit Grauen erfüllte ihn der Gang der Dinge in Frankreich. Er warnte die deutſchen und überhaupt die auswärtigen Staaten, in die franzöſiſche Umwälzung ſich einzumiſchen, und ſehr lebhaft ſteht mir eine Stelle aus der deutſchen Chronik im Gedächtniß, welche der weit und ſcharf Blickende ſchon zu Anfang des Jahres 1790 geſchrieben."

„Welche Stelle meinſt Du?"

„Die, wo Schubart ſagte, die Sonne des Jahrhunderts werde untergehen, vom wallenden Dampfe der Leichen verfinſtert; aber aus dem allgemeinen

Brande, aus dem Schutte der Zerſtörung werde Europa aufſteigen in neuer Geſtalt.“

Schiller verſank in Nachdenken.

Der Hofmedicus unterbrach es mit der Frage:

„Und was, lieber Freund, hältſt denn Du eigentlich von der Revolution, die ſich immer wüthender geberdet?“

„Offen geſtanden, ſehr wenig,“ erwiderte der Dichter. „Ich hatte von dieſem franzöſiſchen Freiheitsweſen von Anfang an keine große Meinung, ſeit der Hinrichtung des Königs aber und gar ſeit dieſer völlig nutzloſen und barbariſchen Ermordung der Königin iſt an die Stelle meines Mißtrauens der Abſcheu getreten. Du weißt, ich trug mich lebhaft mit dem Gedanken, mit einer Vertheidigungsſchrift für Ludwig XVI. vor den Convent zu treten: aber der Ekel an dieſen Henkersknechten verleidete mir die Sache . . . Schubarts freudige Erwartungen vom Ausgang dieſer wilden Umwälzung kann ich leider durchaus nicht theilen,“ fuhr er fort. „Die eigentlichen Prinzipien einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung ſind unter den Menſchen noch lange nicht genug bekannt und anerkannt. Sie ſind im Grunde noch gar nirgends vorhanden als in dem

Buch, welches Du geſtern auf meinem Tiſche liegen ſaheſt, in Kants Kritik der Vernunft.“

Und nach einer Weile fügte er noch das prophetiſche Wort hinzu, welches ſo bald in Erfüllung gehen ſollte: —

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt. Die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen und dann wird, früher oder ſpäter, ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen — er mag kommen woher er will — der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern vielleicht auch von einem großen Theil Europa's machen wird.“ . . . .

Da es Abend geworden, begleiteten Vater und Mutter den Sohn und ſeinen Freund durch den Park bis zum Orte, wo die Straße ſteil gegen die Ebene von Ludwigsburg abfällt, und noch lange ſahen die greiſen Eltern dem geliebten Sprößling von der Anhöhe nach, wie ſeine hohe Geſtalt neben der kleineren Hovens dahinſchritt.

„Er hat mir erzählt,“ ſagte die Mutter, „daß er in jener ſchrecklichen Feſtnacht, in der Nacht ſeiner Flucht, von dort unten herauf einen bitterſchmerzlichen Abſchiedsblick auf die erleuchtete Solitude geworfen. Jetzt iſt der Flüchtling heimgekehrt, reich beladen mit Ehren. Aber der Ruhm hat ſein Herz nicht verändert. Es iſt noch ſo gut und ſanft, wie es von Jugend auf geweſen."

Mit bebender Stimme ſetzte ſie hinzu:

„Ach, ſo gibt es keinen Sohn mehr in der Welt. Der Segen des Himmels über ihn, jetzt und immerdar!"

„Amen," verſetzte der fromme und redliche Greis. Und ſeine von der Arbeit von ſiebzig Jahren zitternden Hände erhebend, betete er laut und inbrünſtig:

„Dich, Weſen aller Weſen, Dich hab' ich bei der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demſelben an Geiſteskräften zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könnte, und Du haſt mich erhört. Dank Dir und Segen über ihn!"

7.

Das ſchönſte Gaſtgeſchenk gab das alte Schwabenland dem Dichter, als dieſer im Mai des folgenden Jahres wieder nach Thüringen zurückkehrte, mit auf den Weg, ſeinen erſtgeborenen Sohn Karl, welchen Lotte im September 1793 dem Gatten zu Ludwigsburg gegeben hatte.

In einer durch das Entzücken der erſten Vaterfreude, wie durch das Gefühl, das gewaltſam zerriſſene Band, das ihn an ſein Heimatland knüpfte, friedlich und ſchön wieder befeſtigt zu haben, — in dieſer gehobenen Stimmung nahm, am häuslichen Herde angelangt, der Dichter ſeine Arbeiten wieder auf.

Er[*] hatte zu Tübingen mit ſeinem Verleger Cotta die Herausgabe der Horen verabredet, welches Journal die bedeutendſten Schriftſteller der Nation vereinigen ſollte und zu deſſen Führung bereits Männer wie Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann mit Schiller ſich verbunden hatten. Aber auch die Mitwirkung Göthe's ſollte gewonnen werden, und dieß unternahm unſer Dichter in einem vom dreizehnten Juni 1794 datirten Briefe. Das iſt ein für die Geſchichte der deutſchen Literatur bekanntlich ſehr wichtiges Datum, denn da Göthe's Antwort freundlich und beifällig lautete, ſo wurde jenes Schreiben der Anfang eines regen, ſchriftlich und mündlich gepflegten Gedankenaustauſches, der bald zu vertrauter Freundſchaft erwuchs.

So hatten ſich die beiden Trefflichen in guter Stunde zuletzt doch gefunden. Ihr Bund iſt der ganzen Nation zu gute gekommen und Wilhelm von

Humboldt hat nur die Wahrheit geſagt, als er über denſelben die ſchöne Aeußerung that:

„Der gegenſeitige Einfluß dieſer beiden großen Männer auf einander war der mächtigſte und würdigſte. Jeder fühlte ſich dadurch angeregt, geſtärkt und ermuthigt auf ſeiner Bahn, jeder ſah klarer und richtiger ein, wie auf verſchiedenen Wegen daſſelbe Ziel ſie vereinte. Keiner zog den Andern in ſeinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unſterblichen Werke, haben ſie durch ihre Freundſchaft, in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht.“

Göthe hat ſpäter eingeſtanden, daß die vertraute Bekanntſchaft mit Schiller für ihn einen neuen Frühling heraufführte, in welchem „Alles froh neben einander keimte, knoſpete und blühte,“ und bei Schiller äußerte ſich eine ſolche Frühlingsfreudigkeit ſchon in der Ankündigung der Horen, wo er ſeine Stellung zu ſeiner Zeit mit den Worten kennzeichnet: —

„Je mehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, *was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt*, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die *politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen*.“

Hier iſt die Erhebung über die wildgährenden Intereſſen des Tages, über alles Endliche und Vergängliche, deutlich manifeſtirt. Es iſt eine kühne und frohe Botſchaft des Idealiſmus, wie ſie unſer Dichter unlange darauf auch in ſeinem wundervollen Gedicht vom Ideal und Leben verkündigte: —

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die *Geſtalt*.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich! . . .

Es konnte nicht an Stimmen fehlen, welche den beiden Freunden dieſe Erhebung über die

Tagesintereſſen zum Vorwurf machten und machen, aber die Tadler überſehen, daß Göthe und Schiller gerade daraus das Vermögen und die Luſt zu neuen künſtleriſchen Thaten ſchöpften, das heißt die Kraft und den Willen zur Vollführung ihrer eigenſten Miſſion.

8.

Die neuerwachte Luſt, zu ſchaffen, äußerte ſich bei Göthe vorwiegend epiſch, indem er, von dem Freunde aufgemuntert, den ſchon 1777 begonnenen Roman Wilhelm Meiſters Lehrjahre wieder vornahm und denſelben jetzt zum Muſter- und Meiſterroman unſerer Literatur abſchloß. Schillers Dichtung ſchlug mit verjüngter Kraft zunächſt die lyriſch-didaktiſche Weiſe an, welche in ſeinen Gedichten aus dieſer Zeit ſo gedankenſchön tönt. Wie er in dem Prachtlied von des Geſanges Macht geſungen, ſo waltet ſie in dieſer Lyrik. Hier erſcheint der Dichter wirklich und wahrhaftig als: —

Verbündet mit den furchtbar'n Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden dreh'n, —
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſteh'n?,

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle . . . . .

Gemeinſam machten dann die beiden Freunde vermittelſt der 414 Diſtichen, welche unter dem Titel „Xenien“ in Schillers Muſenalmanach für 1797 erſchienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzulänglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der zeitgenöſſiſchen Literatur. Das war ein Unternehmen, welches die literariſche Atmoſphäre gewitterhaft heilſam reinigte. Aber ein wüthender Tumult brach los. Doch die Beiden machten ſich wenig daraus, ſondern gingen daran, durch neue poſitive Kunſtſchöpfungen der Nation zu beweiſen, daß ſie zum Tadel des Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt geweſen, weil ſie Beſſeres zu geben im Stande ſeien.

Sie dichteten jetzt in ſchönem Wetteifer ihre herrlichen Balladen und Romanzen, Göthe mit Vorliebe die erſtere, Schiller mehr die letztere dieſer poetiſchen Gattungen pflegend. Göthe benützte dann die epiſche Stimmung ſeiner Phantaſie, um ſein Gedicht von Hermann und Dorothea zu ſchaffen, das vom bürgerlichen Idyll zum kosmopolitiſchen Epos ſich erweitert und deſſen homeriſch naive und ſchöne Form vom wärmſten deutſchen Herzſchlag erfüllt iſt. Schiller ſeinerſeits folgte wieder dem dramatiſchen Zuge ſeines Genius, der ſich ſchon in ſeinem großen Lied von der Glocke, dieſem „Lied vom Leben,“ mit neubelebter Macht offenbarte und dem die unter Göthe's Direction ſtehende weimarer Bühne Raum zu voller Aeußerung gewährte.

Die deutſche Schauſpielkunſt war durch ihre berühmten Träger Ackermann, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck allmälig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche ſie befähigte, die dramatiſchen Meiſterwerke unſerer Claſſik in würdiger Geſtalt vorzuführen. Namentlich geſchah dieß auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen neben Göthe auch Schiller, nach ſeiner 1799 bewerkſtelligten Ueberſiedlung nach Weimar, durch Rath und That bedeutenden Antheil hatte.

Auf dieſer Bühne erſchien 1799 die große Trilogie Wallenſtein, welche Schiller wie im Vorgefühle der anbrechenden kriegeriſchen Epoche geſchaffen. Dann erſchienen in den Jahren 1800 — 1804 in raſcher Folge Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten,“ und endlich der Wilhelm Tell, welcher die Idee der Freiheit, mit deren Verkündigung der Dichter in den Räubern wildgenialiſch begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit der ſtaunenden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte . . . . So war erfüllt, an ihm ſelber erfüllt, was er vormals in dem Gedicht von den Künſtlern über den Entwicklungsgang des Dichters geſagt: —

So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Denn: höchſte Wahrheit iſt nur im Tode, hat vor nahezu zwei Jahrtauſenden ein morgenländiſcher Seher geſungen.

9.

„Eigen Dach und Fach" — es liegt ein eigener Zauber des Heimatlichen in dieſem Worte und wir müſſen unſeren Dichter beglückwünſchen, daß ihm gegönnt war, dieſen Zauber zu erfahren — freilich nur als Preis einer Thätigkeit, die eine zu aufreibende ſein mußte, um lange dauern zu können.

Wenn man Jena in ſüdweſtlicher Richtung verläßt und durch das ſogenannte „Mönchsgäßchen" eine Strecke weit zwiſchen Gärten hingeht, gelangt man an ein zweiſtockiges, ziemlich ſymmetrielos gebautes Haus, welches jetzt zur Sternwarte dient. Dieſes Haus mit dem dazu gehörenden Garten hatte Schiller im Frühjahr 1797 käuflich an ſich gebracht und mit ſeiner Familie bezogen.

In der ſüdweſtlichen Ecke des Gartens ſtand in dem Schatten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie eine Hütte, in welcher der Dichter die Sommernächte hindurch zu arbeiten pflegte. Dort haben oft im erſten Morgengrauen Vorübergehende noch die Lampe flimmern und in ihrem Schein den Dichter raſchen Schrittes in der Hütte hin- und hergehen und dann wieder zum Schreibtiſch treten ſehen, um ewige Gedanken aus ſeiner Seele aufs Papier zu ſtrömen.

Es war ſo eine Sommernacht. Das Mondlicht lag auf den Hügeln und auf den Dächern der Stadt, wo ſchon Alles längſt zur Ruhe gegangen. Leiſe wiegten die Bäume des Gartens ihre Wipfel in der balſamiſchen Kühle und in der hinter dem Garten liegenden tiefen Schlucht des Leutrabaches ſchlug dann und wann eine Nachtigall an, wie ſchlaftrunken.

Aber es war heute keine Arbeitsnacht für unſeren Dichter, es war eine jener geweihten Nächte, die er mit dem großen Freunde zu verplaudern pflegte, wann dieſer ihn aufzuſuchen nach Jena kam.

Auf dem „verwitterten Steintiſch“ in der Laube neben der „Hütte“ blinkte Rheinwein in den grünen Römern, und wie darin die goldenen Perlen, ſo ſtiegen aus den Seelen der Freunde goldene Gedanken auf.

Dem erlauchten Wirthe gegenüber ſaß der erlauchte Gaſt.

Göthe ſtand damals im Zenith des Mannesalters. Auf ſeinem Antlitz — „herrlicheres Angeſicht konnte kaum ein Sterblicher haben“ — lag ein ſtilles Bewußtſein von Größe und Glück und wie er ſo daſaß, freundlich ernſt, mußte einem Betrachter die Behauptung ſeiner Bewunderer, daß er Etwas vom olympiſchen Zeus habe, vollauf gerechtfertigt erſcheinen. Wenn er dagegen ging oder ſtand, war eine gewiſſe Förmlichkeit, um nicht zu ſagen Steifigkeit, an ihm wahrzunehmen, die ein feiner Beobachter, Arndt, von dem Umſtand hergeleitet hat, daß an der herrlichen Mannesgeſtalt doch eine Unangemeſſenheit war, nämlich um einige Zoll zu kurze Beine

Die Freunde waren jedoch heute nicht allein. Es befand ſich noch ein Dritter da, ein junger Landsmann Schillers, welcher denſelben Göthe'n als Friedrich Hölderlin vorgeſtellt hatte.

Der Schöpfer des Hyperion und der Klagelieder um Diotima war damals ein ſchlanker Mann mit einem länglichten, blaſſen Geſicht, einer prächtig gebauten Stirne und geiſterhaften Augen, aus deren melancholiſcher Tiefe manchmal ein dämoniſcher Blitz blendend und erſchreckend fuhr, wie ein Vorzeichen jener Flamme des Wahnſinns, die ſo bald über dem Haupte des Unglücklichen zuſammenſchlagen ſollte. Es war ſchon damals, bei aller Liebenswürdigkeit ſeiner perſönlichen Erſcheinung, in ſeinem Weſen etwas Gedrücktes, Aengſtliches, das dann wieder plötzlich den Aeußerungen einer heftigen Subjectivität Platz machte, Aeußerungen, deren Schroffheit man mit einem ſonſt ſo ſanften und liebevollen Charakter nicht zu reimen wußte.

Ein unerſchöpfliches Thema, die Kunſt und ihre Stellung zur Zeit und zur Geſellſchaft, hatte auch heute wieder, wie ſo oft, die beiden Freunde beſchäftigt. Der junge Dichter hatte eine beſcheidene Zurückhaltung beobachtet, als fühlte er, daß, wo ſolche Männer ſprachen, ihm nur zu hören gezieme. Schillers freundliche Bemühung, den Landsmann ins Geſpräch zu ziehen, hatte ihn aber, da man gerade von günſtigen und ungünſtigen Einflüſſen auf den Künſtler von außen her redete, zuletzt doch zu der Aeußerung vermocht: —

„Der Einfluß edler Naturen iſt dem Künſtler ſo nothwendig wie das Tageslicht den Pflanzen. Wie das Tageslicht in der Pflanze ſich wiederfindet, nicht wie es ſelbſt iſt, ſondern nur im bunten Spiel der Farben, ſo finden edle Naturen nicht ſich ſelbſt, aber zerſtreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannigfaltigen Geſtalten und Bildungen des Künſtlers wieder.“

„Das dürfte ſchwerlich zu beſtreiten ſein,“ bemerkte Schiller. „Aber wie mir einſt eine geniale Frau richtig geſagt hat, daß die Weiber, um ihre Beſtimmung zur Mutterſchaft zu erfüllen, unmöglich immer auf das Kommen eines Halbgottes warten dürfen, ſo möchte es auch um die Kunſt ſchlimm ſtehen, wenn der Künſtler immer erſt der Anregung von Seiten edler Naturen harren müßte. Ueberhaupt wird er, glaube ich, wohl thun, ſich nicht von der Gegenwart beherrſchen und einengen zu laſſen . . . . Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſeren Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann ein Mann geworden iſt, ſo kehre er in ſein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern, furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenſeits aller Zeit, von der unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Die Tempel des Alterthums blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet. Tauſend Steine zeugen redend davon. Die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. Sowie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung voran, bildend und erweckend. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtung ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

„Freilich, wir müſſen der Zukunft vertrauen," ſagte Göthe, — „denn die Gegenwart blickt nur allzu oft mißverſtändlich, ſcheel und übelwollend. Welche Urtheile hat man zu befahren! Wie vielfach fehlt es unſern deutſchen Landsleuten an Verſtändniß für redliches und tüchtiges Streben und wie breit darf ſich unter ihnen die Toleranz für das Unzulängliche oder geradezu Nichtige machen!"

„Die Deutſchen!" brach Hölderlin mit Heftigkeit aus. „Müſſen ſie nicht fühllos ſein für alles wahrhaft ſchöne Leben? Ruht nicht überall der Fluch der gottverlaſſenen Unnatur auf ihnen? Es iſt ein hartes Wort und dennoch ſag' ich's, weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken, welches zerriſſener wäre als die Deutſchen. Handwerker ſiehſt Du, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Herren und

Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen. Iſt das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt unter einander liegen, indeſſen das vergoſſene Lebensblut im Sande verrinnt?"

„Unſer junger Freund," bemerkte Göthe gegen Schiller, „ſpricht mit der Lebhaftigkeit ſeines Alters. Etwas Wahres iſt aber doch an ſeinem traurigen Gleichniß. Ein nationaler Leib, das iſt es, was unſerem Volke fehlt. An Geiſt würde es nicht mangeln . . . Da hat mir Einer erſt unlängſt wieder vorgeworfen, ich hätte kein nationales Gefühl. Aber wo exiſtirt denn eine deutſche Nation? Etwa in der Spottgeburt des regensburger Reichstags? . . . Gewiß, Deutſchland iſt meinem Herzen theuer, und oft hat es mich bitter geſchmerzt, daß die Deutſchen, die als Individuen ſo ehrenwerth ſind, als Volk ſo miſerabel ſein müſſen. Vor dieſem Schmerz habe ich mich in die Kunſt und in die Wiſſenſchaft geflüchtet, denn dieſe gehören der Welt im Großen und Ganzen und die Nationalitätsſchranken verſchwinden vor ihnen. Wenn mir aber Leute, welche in den Wirrſalen unſerer Zeit allen geſunden Sinn und Verſtand verloren haben, daherkommen und mir zumuthen, ich ſollte Partei nehmen und patriotiſch wirken, ſo kann mich das nur mit Verwunderung und Widerwillen erfüllen. Immer wird der Dichter als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte, ſeines dichteriſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an kein beſonderes Land gebunden iſt und das er ergreift und bildet, wo er es findet . . . Und was heißt denn ſein Vaterland lieben? Was heißt denn patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht iſt, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungsweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da noch Beſſeres thun? Wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken?“

„Mag der Unverſtand die Frage beantworten, wenn er es kann,“ verſetzte Schiller. „Wir aber, meine Freunde, wir wollen uns dadurch nicht irren laſſen. Indem wir redlich trachten, der Menſchheit zu dienen, dienen wir doch wohl auch unſerem Lande. Nein, wir wollen uns nicht irremachen laſſen. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann. Sonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen wie des Denkers, zu keinem

Volke und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenoſſe und Bürger aller Zeiten zu ſein.“

10.

Der Umzug nach Weimar hatte für unſeren Dichter, indem ihm dadurch die Nähe Göthe's und einer trefflichen Bühne geſichert wurde, viel Förderliches. Auch iſt es nicht mehr als billig, dankbar anzuerkennen, daß der Herzog Karl Auguſt durch Ausſetzung eines Jahrgehaltes für den Dichter that, was ſeine nicht allzu reichlich zugemeſſenen Mittel ihm erlaubten. Aber immer noch war Schiller daneben zu fortgeſetzter anſtrengender Arbeit gezwungen und gewiß Jeden überfällt ein Schauer des Mitleids, wenn er die Thatſache hört, daß der Dichter, um ſich bei ſeinen Nachtarbeiten wach zu erhalten, ſtets ein Geſchirr mit kaltem Waſſer unter dem Schreibtiſch ſtehen hatte, worein er die Füße ſtellte, während er zugleich ſtarken Kaffee trank.

So wurde manche ſeiner größten Schöpfungen der Sorge und der Krankheit abgerungen. Die Maria Stuart iſt unter Schmerzen vollendet, viele der prächtigſten Stellen in der Jungfrau von Orleans ſind unter heftigen Leiden gedichtet worden.

Schwerer Kummer beugte — auch abgeſehen von den immer bedenklicher werdenden Geſundheitsumſtänden des Dichters — oft dieſes edle Haupt, machte das ſinnende Auge immer tiefer in ſeine Höhle zurücktreten, die Wangen immer hohler, die Stirne immer geiſterhaft verklärter. Aus dem alten Schwabenland kam Todespoſt auf Todespoſt. Erſt ſtarb Schweſterlein Nanette, deren holde Perſönlichkeit und geniale Anlagen dem Bruder ſo große Hoffnungen für ſie eingeflößt hatten, — dann der brave Vater, dann die geliebte Mutter.

Die Geſtaltung der öffentlichen Zuſtände wurde auch immer troſtloſer. Schillers Prophezeihung hinſichtlich der franzöſiſchen Revolution hatte ſich bereits erfüllt. Bonaparte war als Bändiger der Anarchie aufgeſtanden und hatte ſeine Eroberungs- und Triumphzüge begonnen. Aber Schiller vermochte in den allgemeinen Jubel über das Genie und Glück des Mannes nicht einzuſtimmen, ſondern äußerte:

„Wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte! Alles iſt ja ſonſt todt — aber ich vermag's nicht. Dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider. Keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort hört man von ihm.“

Der düſtere Despotengeiſt in Bonaparte widerte unſeren Dichter an, und je mehr die Zeitgenoſſen, ſelbſt ein Göthe, unter dieſen Despotengeiſt ſich beugten, um ſo lebhafter drängte es Schiller, ſeinem Volke und der Menſchheit das Evangelium der Freiheit und Menſchenwürde zu verkündigen. Dabei iſt es wunderbar, zu ſehen, wie ſich die Eindrücke der Zeitereigniſſe in ihm zu dichteriſchen Problemen und Geſtalten umwandelten, oder vielmehr, wie er, ein echter Seher, ein Vates im Sinne der Alten, dieſe Zeitereigniſſe poetiſch antecipirte. So war der Wallenſtein eine Vorherverkündigung der napoleon'ſchen Säbelherrſchaft, ſo deuteten die Jungfrau und der Tell prophetiſch auf das Zerbrechen des Joches, welches der Eroberer den Völkern auferlegte. Der Tell insbeſondere hat einen unermeßlichen Einfluß auf die deutſche Jugend geübt, welche in den glorreichen Schlachten des Befreiungskrieges die von Tyrannenhaß glühende Bruſt den franzöſiſchen Kugeln und Bajonetten entgegenſtellte . . . . Das eben iſt ja das Große der Poeſie Schillers, daß ſie, aus der ſittlichen Ueberzeugung geboren, Thaten zu zeugen vermag.

11.

Er ſollte die edle Saat ſeines Geiſtes nicht mehr aufgehen ſehen, die große Erhebung des Jahres 1813 nicht mehr erleben, aber auch nicht die ihr auf dem Fuße nachtretende große Enttäuſchung der Nation.

Seine letzten Lebensjahre waren nicht ohne Sonnenblicke des Glückes.

Er hatte auf der Eſplanade in Weimar wieder „eigen Dach und Fach“ und neben dem Erſtgeborenen Karl belebten noch ein Sohn und zwei Töchterlein die Räume des Hauſes.

Mit eigenen Empfindungen mochte der Dichter zwei Documente betrachten, die, obgleich himmelweit verſchieden, friedlich mitſammen in demſelben Fache ſeines Schreibtiſches lagen. Sie hatten auch ſicherlich in Schillers Augen ganz den gleichen Werth, keinen ſehr großen.

Das eine dieſer Documente trug das Datum: „Paris, le 10. Oct. 1792, l' an 1er de la Republique Française“ — und war unterzeichnet von Roland, als Miniſter des Innern der Republik, und gegengezeichnet von Danton. Es war die Urkunde, kraft welcher der Convent dem Sieur Schiller, zugleich mit Washington, Wilberforce, Peſtalozzi, Kosciusko, Klopſtock und anderen großen Zeitgenoſſen, das Ehrenbürgerrecht der franzöſiſchen Republik verlieh. Das andere Document führte das Datum: „Wien, 7. September 1802“ — und die Unterſchrift „Franz.“ Es war die Urkunde, kraft welcher der letzte deutſche Kaiſer „in gnädigſter Rückſicht auf die ehrerbietigſten Wünſche Seiner des Herzogs zu Sachſen-Weimar Liebden, wie auch auf die ausgezeichnet ſeltenen Verdienſte des Hofraths Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, denſelben ſammt ſeinen ehelichen Leibeserben und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts, mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wiſſen in des heiligen römiſchen Reiches Adelſtand gnädigſt erhoben, eingeſetzt und gewürdigt hat.“ *)

So fühllos für alles wahrhaft Schöne, wie ſie der arme Hölderlin in der Gartenlaube zu Jena

---

*) Schiller an Körner: „Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann ſie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich iſt nicht viel dadurch gewonnen.“ — Schiller an Humboldt: „Sie werden gelacht haben, als Sie von unſerer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da es geſchehen iſt, ſo kann ich um Lotte's und der Kinder willen mir es auch gefallen laſſen.“

geſcholten hatte, waren alſo doch die Deutſchen nicht. Weder die Fürſten — das angezogene Document zeigt es — noch das Volk.

Von Seiten des letzteren empfing der Dichter im Jahre 1801 eine begeiſterte Huldigung. Er war nach Leipzig gegangen, um der erſten Aufführung der Jungfrau anzuwohnen. Ungeachtet des heißen Abends war das Haus bis zum Erdrücken voll und die Aufmerkſamkeit auf das Stück liebevoll geſpannt. Als nach dem erſten Act der Vorhang niederging, brach wie aus einem Munde ein tauſendſtimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus und Trompetengeſchmetter und Paukenſchlag miſchten ſich in den jubelnden Zuruf. Nur Wenige wurden der dankenden Verbeugung des Dichters gewahr, welchen ſeine Beſcheidenheit im Hintergrunde der dunkeln Loge zurückhielt. Aber nach der Beendigung der Tragödie, da wollte Alles den Lieblingsdichter der Nation ſehen. Der Platz vor dem Theater bis hinab zum rannſtädter Thore war dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller herauskam, war ſchnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten ſich. So ſchritt er durch die Reihen ſeiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Mütter ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuriefen: „Seht, dieſer iſt es — Friedrich Schiller!“

12.

Aber wenige Jahre darauf war die Zeit erfüllt und die Uhr abgelaufen. Der aufgezehrte, müde Leib verſagte ſeinen Dienſt einem Geiſte, der raſtlos und ſchöpfungsfreudig ſeinen leuchtenden Pfad hinwandelte.

Schillers Geſundheit war im Winter 1804—5 immer wankender geworden. Der Frühling ſchien Geneſung und Erſtarkung bringen zu wollen, wie ſchon ſo oft, aber dießmal war es eine täuſchende Hoffnung geweſen. . . .

Leſer, Du biſt wohl auch ſchon in jenem Heiligthum geſtanden, in jenem kleinen, hellgrün tapezirten Zimmer mit den zwei nach der Straße gehenden Fenſtern, welche Lotte’s ſorgliche Hand mit karmoiſinrothen Vorhängen verſah, weil der Gatte meinte, dieſe Farbe ſtimme ihn productiv. Deine Blicke haben gewiß mit ehrfurchtsvoller Rührung an jenem unſcheinbaren Schreibtiſch dort gehaftet, an welchem der Tell geſchaffen wurde, und wenn ſie ſich dann linkshin gewendet, nach der einfachen Bettſtelle in der Ecke, da ſind Dir vielleicht die Wimpern feucht geworden.

Dort, auf jenem Bette lag am 9. Mai 1805 unſer Dichter, um nimmer wieder aufzuſtehen.

Seine Geliebteſten waren um ihn.

Zu Füßen des Bettes ſtand Schweſter Karoline, vergeblich ſich bemühend, vermittelſt gewärmter Kiſſen in die erkaltenden Füße des Kranken Wärme zurückzurufen. In einer Ecke ſaßen der elfjährige Karl und der neunjährige Ernſt, mit gefalteten Händen trübe vor ſich hinſehend. Lotte kniete am Bette, die Hände des theueren Mannes in den ihrigen haltend. Ihr älteres Töchterlein, das fünftehalbjährige Linchen, lehnte ſich an die Mutter, in glücklicher Unſchuld nicht wiſſend, was das Alles zu bedeuten habe.

Der treffliche Hausarzt war eben weggegangen, den kummervoll fragenden Blick Karoline's mit einem ſchmerzlich hoffnungsloſen erwidernd.

Die Abendſonne ſtand draußen hell am wolkenloſen Himmel.

Der Kranke hatte die Nacht über ſchwer mit dem Feind des Lebens gerungen. Am Morgen hatte er einige Stunden ruhig geſchlummert. Dann waren wilde Fieberphantaſieen über ihn gekommen. Als hätte ſich ſeinem Geiſt der ſchreckliche Kriegslärm, welcher Thüringen ſo bald erfüllen ſollte, zum Voraus angekündigt, hatte er im Delirium ausgerufen:

„Wer löſte die Kanonen? — Wer commandirt den linken Flügel? — Siehſt Du, die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig ſieht das Regiment aus! — Sind ſie im Lager? — Das iſt luſtig! — Singt noch einmal den Rundgeſang!“ . . . .

Dann war er ruhiger geworden, und als Schweſter Karoline mit der Frage, wie es gehe, zu ihm getreten, hatte er erwidert:

„Immer beſſer, immer heiterer!“

Dann hatte er mit der Hand auf den prächtigen Strauß von Frühroſen gedeutet, welcher neben ſeinem Bette im Glaſe ſtand, und dazu geſagt:

„Sonderbar, mir iſt, als dufteten aus dieſen Roſen goldene Jugenderinnerungen mich an.“

Den Strauß hatte geſtern eine Unbekannte unten im Hauſe für den Kranken abgegeben. Als ſie erfahren, wie es mit ihm ſtand, hatte ſie den Schleier über das Geſicht gezogen und war ſchnell weggegangen. Aber die Dienerin hatte bemerkt, daß die hohe Geſtalt der Fremden im Gehen wankte. . . . .

Am Nachmittag hatte der Sterbende nach ſeinem jüngſten Kinde verlangt. Die kleine Emilie wurde gebracht und er ſah ihr lange wehmüthig ins Geſicht. Dann verdunkelten Thränen ſeinen Blick und er winkte, das Kind wegzubringen.

Später wieder aus einem fieberhaften Schlummer erwachend, ſah er ſanft lächelnd in die Höhe und äußerte:

„Wie viele Dinge werden mir jetzt licht und klar!“

Er hatte die Sonne immer ſo ſehr geliebt. Die letzten Zeilen, die er geſchrieben, lagen dort auf dem Schreibtiſch. Es war der ſchöne Monolog der Marfa im Demetrius, mit dem glühenden Aufruf zum Tagesgeſtirn, ein letzter Seufzer idealer Sehnſucht:

O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, ſei Du die Botin meiner Wünſche! . . .

„Laßt mich die Sonne ſehen!“ bat er auch jetzt. Karoline ſchlug den Fenſtervorhang zurück. Der Sterbende erhob das Haupt und ſchaute heiteren Auges in den klaren Abend hinaus.

Die Natur hatte ſein Lebewohl empfangen — er ſank in die Kiſſen zurück.

Vorahnend hatte er vor Jahren vom Tode des Künſtlers geſungen: —

Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit . . . .

Und ſo geſchah es.

Die große Seele löste ſich ſchmerzlos.

Lotte fühlte einen Druck ſeiner Hand. Dann fuhr ein elektriſcher Schlag über ſein Geſicht, das Haupt ſank rückwärts, die Augen brachen und ein ſanftes Lächeln ſtand auf den Lippen des Todten.

„Er hat mir noch die Hand gedrückt!“ ſchluchzte Lotte aus der Tiefe ihres Jammers und preßte ihre aufſchreienden Knaben ans Herz.

„Der gute Papa ſchläft jetzt ruhig,“ ſagte Linchen. „Er lächelt im Schlafe.“

„Sein Leib ſchläft, Kind,“ verſetzte Karoline bebend, — „aber ſein Geiſt wird wach ſein durch die Jahrhunderte hinab!“

13.

Damals lebte auf der Kunitzburg bei Jena einſam eine fremde Frau, die erſt vor wenigen Monaten in die Gegend gekommen war.

Sie hatte den einſam ſtehenden Landſitz gemiethet, ſuchte und empfing keine Geſellſchaft und ließ ſich von den guten Jenenſern als eine Sonderlingin bezeichnen, ohne weiter davon Notiz zu nehmen.

Einige hielten ſie für eine Schwedin, Andere knüpften an den Umſtand, daß die Fremde als Dienerſchaft einen alten Neger und deſſen Tochter mitgebracht, die Vermuthung, ſie möchte eine Amerikanerin ſein.

Indem wir am Morgen nach Schillers Todestag die Kunitzburg betreten, finden wir in dem Zimmer, wo die Fremde am liebſten weilte, verſchiedene Andeutungen, daß uns die Einſiedlerin nicht ſo unbekannt ſei, wie ſie den Bewohnern von Jena war.

Auf einem zierlichen Schreibtiſch bemerken wir in reichen, aber von häufigem Gebrauch zeigenden Einbänden die ſämmtlichen Schriften Schillers. Ueber dem Schreibtiſch hängen Seite an Seite zwei vortrefflich in Aquarellfarben ausgeführte männliche Portraits. Das eine ſtellt Schiller dar, aber den Jüngling Schiller, in der Friſur und Uniform eines herzoglich würtembergiſchen Regimentsmedicus. Das andere einen ſchönen Mann in der Blüthe ſeiner Jahre, angethan mit der Uniform eines Oberſts der virginiſchen Miliz. Aus ſeinem Geſicht blicken die verſtändigen und biederen Augen von William Raleigh.

Brauchen wir zu ſagen, wer die Bewohnerin des Zimmers iſt, welche vor dem Schreibtiſch ſitzt, über ein aufgeſchlagenes Exemplar der Braut von Meſſina hingebeugt?

Sie war noch immer ſchön. Ihre unvergleichlich anmuthigen Formen hatten ſich wenig oder gar nicht verändert. Aber in ihren tiefdunkeln Augen lag Kummer, auf ihrer ſchönen Stirne ſchwere Sorge und an den Schläfen zeigte das rabenſchwarze Haar einen weißlichen Schimmer.

Sie trug vom Haupt bis zur Sohle tiefe Trauer und hatte vollwichtige Urſache dazu, denn das treueſte, liebevollſte Gattenherz war gebrochen, fern von ihr, ohne daß ſie ſeine letzten Seufzer hatte empfangen können.

Oberſt Raleigh war voriges Jahr im Grenzkriege von den wilden Sioux erſchlagen worden.

Seine Waffengefährten hatten den Leichnam des tapferen Führers mitzurückgebracht, und als ihn die Witwe am Ufer ſeines heimatlichen Potomacs beſtattete, da durfte ſie ſich in der Pein ihres Schmerzes wohl daran erinnern, daß der große Washington wenige Jahre zuvor zu ihr geſagt hatte:

„Miſtreß, Ihr Gatte iſt einer der beſten Menſchen und wackerſten Amerikaner, die ich mein Lebenlang gekannt. Er verdient es, daß Sie ihn ſo glücklich machen, wie Sie thun.“

Ihre Ehe war kinderlos geblieben und ſo hatte ſie, jetzt allein in der Welt ſtehend, dem Verlangen nachgegeben, die alte Welt wiederzuſehen. Vielleicht, daß noch ein leiſer Nachklang ihres abenteuerlichen Jugendſinnes mitdabei im Spiele war, vielleicht aber auch nur die tiefgeheime Sehnſucht, dem unvergeßlichen Freund, deſſen Namen die Schwingen des Ruhmes über das Weltmeer getragen, noch einmal ins Angeſicht zu ſehen.

Sie hatte in Stuttgart die Stätten ihrer widerſpruchsvollen Jugend aufgeſucht. Auch im Chor der Stiftskirche war ſie geweſen, unter deſſen Steinplatten die Ueberbleibſel von dem ruhten, welcher einſt Herzog Karl geheißen, und es war kein Wort des Fluches mehr, ſondern ein Segensſpruch, was von ihren Lippen in die Fürſtengruft niederrieſelte.

Aber das Antlitz, welches zu ſehen ſie nach Thüringen gekommen, ſollte ſie nicht mehr ſehen. Sie hatte ihm nur noch einen Roſengruß ſenden können, wie ſie vor Zeiten, damals auf dem Salvator bei Gmünd, ihm durch eine Roſe ihre Gegenwart angekündigt hatte . . .

Die Nacht war für ſie eine ſchlummerloſe geweſen und vergebens ſuchte jetzt ſie die düſteren Gedanken, ein trübſtes Vorgefühl, durch die Beſchäftigung mit der vor ihr liegenden Dichtung loszuwerden. Ihre Augen wanderten von dem Buch immer wieder unwillkürlich zu dem Jugendbild des Dichters, welches ſie aus treuer Erinnerung gemalt hatte.

Da näherten ſich Schritte der Thüre und der alte Pompejus trat ein.

„Du kommſt aus der Stadt, Pompei?“ fragte ſie. „Was bringſt Du?“

„Miſtreß,“ erwiderte der grauköpfige Mohr, — „Leute viel traurig in Stadt. Groß Gedräng' vor Poſthaus. Viele weinen. Andere blaß werden und ſtill weggehen. Sie ſagen, großer Mann ſein geſtorben, geſtern Abend.“

„Schiller?“ ſchrie Lauretta auf und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„So Leute ſagen.“

Sie hatte nur noch die Kraft, den Alten fortzuwinken.

Dann ſank ſie wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück und rang in namenloſem Leid die Hände.

Es währete lange, bis ein wohlthätiger Thränenſtrom den Krampf ihrer Seele löſte; noch länger, bis ſie aufſtehen und, die umſchleierten Augen zu dem Bild ihres Gatten erhebend, zitternden Mundes ſagen konnte:

„Du würdeſt mir nicht zürnen um dieſes Schmerzes willen, wenn Du lebteſt, Du treues und edles Herz! Nein, — Du würdeſt ſagen: Weine um ihn, Lauretta, und laß' mich mit Dir trauern.“

14.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai wurde die Hülle des Dichters zur Mitternachtsſtunde zu Grabe getragen.

Es war eine linde Mainacht. Am Himmel ſtand der Mond, von zerriſſenem Gewölk umflatiert. Laut ſchlugen im Park die Nachtigallen. Sonſt tiefſtill in ganz Weimar.

Vor dem beſcheidenen Haus auf der Esplanade ſtand auf der Bahre der Sarg. Ein Lorbeerkranz lag zu Häupten. Hinter den verſchloſſenen Fenſterladen tönte verhaltenes Weinen.

Eine Gruppe junger Männer in Trauertracht, Gelehrte, Künſtler, Beamte, umgab den Sarg. Acht derſelben hoben die theure Laſt auf die Schultern. Die Uebrigen folgten, die Träger von Zeit zu Zeit ablöſend in ihrem frommen Amt.

So ging der Zug durch die ſtille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsſtraße nach dem alten Kirchhof bei St. Jakob.

Rechts am Eingang deſſelben, vor dem ſogenannten Kaſſengewölbe, ſetzten die Träger die Bahre nieder.

In dieſem Augenblick trat der Mond voll aus den Wolken und goß ſein mildes Licht auf den Sarg herab.

Nun öffnete ſich die Pforte des düſteren Gewölbes, der Todtengräber und ſeine Gehilfen nahmen den Sarg auf und trugen ihn hinein.

Still entfernte ſich das Trauergeleite und bald folgten ihm die Todtengräber.

Jetzt aber kam eine tief in einen Männermantel verhüllte Geſtalt zwiſchen den Grabhügeln hervor.

Sie ſtand einen Augenblick lauſchend, als wollte ſie ſich vom Weggehen der Andern überzeugen.

Dann trat ſie an die Pforte des Gewölbes und fand dieſelbe nur angelehnt, wie ihr der Todtengräber verſprochen hatte.

Sie ließ den Mantel fallen und der Mond beſchien noch, bevor er in Wolken untertauchte, die Geſtalt Lauretta's.

Sie ging hinein, taſtete ſich zu dem Sarge hin, kniete daran nieder, umſchloß ihn mit den Armen und legte die Stirne daran.

Lange unterbrach nur ein leiſes Schluchzen die Todtenſtille des Ortes.

„Ich ſollte Deine theuren Züge nicht mehr ſehen,“ flüſterte ſie endlich, — „aber was thut es? Nun lebſt Du in meiner Seele ſo, wie Du wareſt, als mir einmal doch vergönnt war, Deine Lippen mit den meinigen zu berühren . . . . O, Du Guter, Großer, Unſterblicher, Du wirſt fortleben, ſo lange es Herzen gibt, edle und hohe Gedanken zu hegen, und Zungen, ſie auszuſprechen. Die fernſten Geſchlechter werden Dich ehren, ſegnen, lieben; aber — o laß' mir dieſen Troſt! — nie hat ein Herz ſo Dich geliebt, nie wird eines ſo Dich lieben, wie ich Dich liebte und liebe . . . . Und ſo leb' wohl, Hülle eines unvergänglichen Geiſtes! Mir bleibt noch die Pflicht, jenſeits des Ozeans am Grabe Eines zu trauern, der mich gerettet aus dem wilden Strudel des Irrthums und hochgehalten hat ſein Lebenlang.“

Sie küßte den Sarg, brach ein Blatt aus dem

Lorbeerkranz, barg es an ihren Buſen und verließ das Gewölbe. Der Mond war untergegangen und ein kühler Wind ging pfeifend über die Gräber.

Lauretta hüllte ſich in ihren Mantel und ſchritt durch die Nacht dahin, feſt und gefaßt wie Eine, die mit dem Leben abgerechnet hat und nun ohne weiteren Antheil ruhig hinnehmen will, was es noch bringen mag.

15.

Lotte an Fiſchenich.

„Es hat Niemand, kann ich behaupten, das hohe edle Weſen Schillers ſo verſtanden wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären und zurechtzulegen wie Niemand. Die Jahre verbanden uns immer feſter, da ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verſtand, wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nothwendig zu ſeiner Exiſtenz, wie er mir . . . . Ich habe die Beruhigung, daß ich gewiß Alles für ihn that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, die Beruhigung, daß er vielleicht ohne mich nicht ſo lange für die Welt gewirkt hätte . . . . Ach, lieber Freund, Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theile ſeines Lebens, wo ſeine Seele auch unter dem drükkenden Gefühle der Krankheit frei ſich erhob, — wo er immer milder, immer lieber wurde, ſein Herz an dem unſchuldigen Leben ſeiner Kinder ſich erfreute, da war er ganz anders noch, als da Sie mit uns lebten. Dieſe Liebe, dieſe Freude an den kleinen Geſchöpfen, dieſe Heiterkeit, wenn er zu uns hereintrat, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe geſtellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg!“

16.

Göthe, während Schillers Todesleiden ſelber von Krankheit heimgeſucht, ſchrieb, kaum nothdürftig geneſen, an Zelter:

„Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun den Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins.“

Und als der Olympier einigermaßen ſich gefaßt ſprach er in die allgemeine, laute und herzliche Trauer und Wehklage um Schiller hinein dieſe Worte voll antiker Größe:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie ein Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegſchied, kommt auch uns zugute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzuſetzen. Und ſo wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben."

17.

Auf jeder bedeutenderen Bühne Deutſchlands wurde für Schiller eine Todtenfeier veranſtaltet, —

eine beſonders glänzende unter Ifflands Mitwirkung zu Berlin, die ſinnigſte aber wohl am 10. Auguſt 1805 zu Lauchſtädt. Alle Mitglieder der weimarer Bühne waren dabei thätig und den Schluß bildete jener herrliche Erinnerungsgeſang Göthe's auf den verewigten Freund, der bei dieſer Veranlaſſung (in ſeiner erſten Geſtalt) geſprochen wurde. Der Gegenſtand der Darſtellung war das Lied von der Glocke in dramatiſche Geſtalt gebracht. Der Schauplatz ſtellte des Glockengießers Werkſtatt vor. Nachdem alle die tiefergreifenden Bilder, welche das „Lied vom Leben“ aufrollt, vorübergezogen und die Töne des Schlußchors verhallt waren, zog der göthe'ſche „Epilog“ die Summe von Schillers Exiſtenz:

„Ja, er war unſer! Wie bequem, geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeug'
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen:
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen —
Und hinter ihm in wechſelloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ihm glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich, ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme . . . .

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unſrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas:
Das haben wir in traurig-ſchönen Jahren —
Denn er war unſer — leidend miterfahren.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen.
Nun ſchreckt uns das, wovor uns längſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes Weſen
Sich hier verklärt, wenn er herniederſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Und manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit Allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!“

18.

Es gereicht Göthe zu großer Ehre, daß er namentlich auch dann noch, als ſich der unerſprießliche und widerwärtige Streit erhoben hatte: ob er oder Schiller der größere Dichter? — oft und gern auf den verewigten Freund zurückkam und bei jeder Gelegenheit das Lob deſſelben anſtimmte.

So äußerte in den berühmten Geſprächen mit Eckermann der greiſe Dichterkönig: —

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt ſich ſagen, daß er ſo wenig in der deutſchen als in irgend einer anderen Literatur Seinesgleichen hat. Durch alle ſeine Werke geht die Idee der Freiheit und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle . . . . Sein Inneres kündigte ſich ſchon in ſeinem Aeußeren entſchieden an. Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, Alles war ſtolz und großartig an ihm, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper, war auch ſein Talent . . . . Immer erſchien er im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Er war ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirte ihn, Nichts engte ihn ein, Nichts zog den Flug ſeiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Anſichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein großer, ein prächtiger, ein rechter Menſch und ſo ſollte man auch ſein!"

19.

Die Pietät der Freundſchaft und Verehrung verhalf auch den Gebeinen unſeres Dichters zu einer würdigen Ruheſtelle.

Als durch die Anlegung eines neuen Friedhofes die Aufräumung des Kaſſengewölbes bei Sanct Jakob veranlaßt wurde, gelang es im Jahre 1826 der frommen Bemühung des damaligen Bürgermeiſters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe, aus dem Moderhaus jener Gruft den Schädel Schillers herauszufinden. Bei Gelegenheit des Fundes dieſer koſtbaren Reliquie ſchrieb Göthe ſeine ſchönen Terzinen „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“: —

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß, Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, Dich in der Hand zu halten? . . .

Der gemachte Fund ermuthigte aber zu weiteren Nachforſchungen, und da ſich der Herzog Karl Auguſt entſchloſſen hatte, die Ueberreſte Schillers in der Fürſtengruft auf dem neuen Gottesacker beiſetzen zu laſſen, ſo gelang es auf ſeine Anregung hin und unter Beihilfe tüchtiger Anatomen, ſämmtliche Gebeine des Dichters aufzufinden und dem Schädel wieder anzufügen.

In der Morgenfrühe des 16. Dezembers 1827 wurde dann, was von dem Dichter des Wallenſtein und Tell Irdiſches übriggeblieben, in der Fürſtengruft beigeſetzt. Vier Jahre und einige Monate ſpäter folgte dahin der dreiundachtzigjährige Dichter des Fauſt und der Iphigenie dem vorangegangenen Freunde *).

---

*) „Hügelan ſteigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter dieſen that ſich eine ſchwere Doppelthüre auf und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stuckatur, deſſen Kuppel von Pfeilern getragen wurde und zu dem das Licht von oben einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch dieſe in das Dunkel der Gruft hinab. Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters geſtört wurden, dann ſchritten wir ſchweigend die breite Seitentreppe hinunter. Der Küſter hatte inzwiſchen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet: eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, ſowie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe ſah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander ſtehen. An dem erſten las ich in metallenen Buchſtaben den Namen Göthe, an dem zweiten in ganz gleichen Charakteren Schiller. Es war ſonſt nicht die mindeſte Verzierung an den Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derſelben.“ (Immermann, Tagebuchblätter, Herbſt 1837.)

20.

Und wieder, vierunddreißig Jahre nach dem Todestag Schillers, war es Mai.

Der Himmel blaute und die Sonne ſtrahlte ob den Straßen von Stuttgart, die ſich feſtlich geſchmückt hatten, als gälte es, einen Triumphator huldigend zu begrüßen.

Und wirklich, das galt es.

Der ſiebenundfünfzig Jahre zuvor bei Nacht und Nebel zum eßlinger Thore hinausgeflohen, um nicht gleich Schubart „erzogen“ zu werden, kehrte heute durch alle Thore herein, in den Herzen der einziehenden Schaaren ſeiner Verehrer, triumphirend in die Stadt ſeines Heimatlandes zurück.

Dort, auf jenem Platze zwiſchen dem alten Schloß und der Stiftskirche, wo er uns eines Tages in dem kümmerlichen Aufzug eines herzoglichen Feldſcherers begegnete, feierte heute der große Todte eine Auferſtehung, durch die Liebe der Nation und durch die Kunſt.

Aus allen Gauen des alten Schwabenlandes, aus dem Norden und Süden, Oſten und Weſten Deutſchlands und fernher aus den Alpen und von jenſeits der Alpen, aus dem Lande, das „die Loire ſtolz durchſtrömt," aus den Niederlanden, aus Skandinavien und vom Ufer der Newa, von den britiſchen Inſeln und ſelbſt von der großen Republik jenſeits des Ozeans waren ſie gekommen, den Manen des großen Weltbürgers Dank und Huldigung darzubringen.

Auf dem Feſtplatze ſchaarten ſich die Liederkränze mit ihren Fahnen, die Feſtordner, die Feſtjungfrauen, die Ehrengäſte um die verhüllte Statue. Kopf an Kopf ſtand weithin in den Straßen das Volk. Und als nun Mörike's ſchöne Feſtcantate dem, —

Der in die deutſche Leyer
Mit Engelſtimmen ſang,
Ein überirdiſch Feuer
In alle Seelen ſchwang —

erklungen war, fiel, von der Hand ſeines jungen Enkels weggezogen, die Hülle von dem Erzbild des Dichters.

Feierlicher Glockenklang begrüßte es Dann ehrfurchtsvolle Stille und auf die geſchmückten Stufen des Piedeſtals trat der begeiſterte Feſtredner.

„O, ihr beredten Lippen," ſprach er im Verlaufe ſeiner Rede, nach der Statue empordeutend, — „welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Friſche jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, ſenkte ſich auf euch von dieſer Denkerſtirne, aus dieſem Dichterauge! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne ſeinem Bedürfniß und ſeinen Neigungen die Stimme ſtreitig zu machen. Dieſer Mund ermuthigte eine Jugend, die ſeitdem zum Theil in öffentlichen Geſchäften ergraut iſt, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergeſſen, — und wiederum verlangte er von den Menſchen in der Zeit, ſich zum Menſchen in der Idee zu veradeln, vom Individuum, ſich zur Gattung zu ſteigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menſchen zu ſeinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die phyſiſche Möglichkeit der Freiheit zu verſchmähen, wo die moraliſche fehlte, und ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunſt, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Geſetz empfangen ſoll, von dem herrſchenden Bedürfniß, daß die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen ſollen . . . . Aber wenn auch der Geſang dieſes Mundes uns ins Reich des Ideales flüchten hieß, ſo wollte doch ſein Wort nicht dulden, daß der denkende Geiſt, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl ſollte neben dem unbeſtechlichen Bewußtſein gelten; vom Alles trennenden Verſtand rief er zurück zur Alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, edles Streben in der Bruſt, gegen den Widerſtand der Zeit ringen will, ſpricht er: „Lebe mit Deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf: leiſte Deinen Zeitgenoſſen, was ſie bedürfen, nicht was ſie loben; gib der Welt, auf die Du wirkſt die Richtung zum Guten: — ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen!““

Mit dieſem guten Wort ſei unſer Buch von Friedrich Schiller beſchloſſen.

Begleitſchreiben

an

Otto Wigand,

den Freund.

Winterthur, Ende Septembers 1856.

Ihnen, lieber Freund, brauche ich die Motive, welche mich beſtimmten, vorliegenden Verſuch im culturgeſchichtlichen Roman gerade jetzt zu machen, kaum anzudeuten, geſchweige des Breiteren auseinanderzuſetzen. Haben wir doch erſt vor wenigen Monaten auf den grünen Hügeln von Appenzell über die Bedeutung Schillers auch für unſere Zeit, und doppelt für unſere Zeit, unſere Anſichten ausgetauſcht. Sie gingen darauf hinaus, eines der wenigen erfreulichen Symptome in dieſer Periode des Mammonismus ſei die nicht erlahmende, ſondern vielmehr im Stillen immer weitere Kreiſe ziehende Wirkſamkeit der Gedankenwelt Schillers.

So lange die deutſche Jugend beiderlei Geſchlechts ſich noch nicht einreden läßt, es ſei Nichts der Betrachtung und Beachtung werth, ja es exiſtire eigentlich gar Nichts, als was ſich wägen, zählen, meſſen, zerſetzen, mit der Lupe unterſuchen, mit dem Skalpell zerfaſern, mit Fäuſten packen laſſe, — ſo lange ſie dem anmaßlichen Prophetenthum der „phosphor- und excrementalgedanklichen Kraftſtoffel,“ wie nicht weniger den Veitstanzviſionen der Umkehrler, die frohe Botſchaft der Humanität, welche in den Werken unſeres Leſſing, Göthe und Schiller gepredigt wird, ſtandhaft entgegenhält, — ſo lange verzweiſle ich nicht an der Zukunft unſeres Landes.

Vielleicht habe ich mich über die Jünger der neueſten materialiſtiſchen Schule zu ſtark ausgedrückt und ſtehe daher nicht an, zu erklären, daß ich, namentlich ſoweit ich ſie perſönlich kenne, weder an der Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung noch an der Redlichkeit ihrer Abſicht zweiſle. Das aber, ſcheint mir, ſollte dermalen bei jeder Gelegenheit ausgeſprochen werden, daß die Materialiſten neueſten Styls, indem ſie der Freiheit eine Gaſſe zu brechen glauben, nur der herz- und ſchamloſen Gelddespotie Handlangerdienſte thun. Wartet nur, verlangt nur von den Völkern einen Aufſchwung der Seele, wann es einmal den bankokratiſchen Ausbeutern eurer Prämiſſen vollſtändig gelungen ſein ſollte, ihre Schlußfolgerungen zu unbeſchränkter Geltung zu bringen. Der verhaßte „Geiſt“ würde dann allerdings ausgetrieben und die Geſellſchaft lauter Materie ſein, das heißt ein Meer von Koth . . . . .

Sie wiſſen, lieber Freund, welche Anſchauungen mich bei meinen culturgeſchichtlichen Arbeiten ernſterer Form leiten. Sie werden dieſelben — denn in Ihnen werde ich wenigſtens einen aufmerkſamen und billigen Leſer haben — auch in dieſem novelliſtiſchen Buch wiederfinden, welches, ich glaube es ſagen zu dürfen, auf gewiſſenhaften culturhiſtoriſchen Studien ruht. Gerade deßhalb durften, wenn das Gemälde ein treues ſein ſollte, neben der Lichtſeite auch dunkle und dunkelſte Schatten nicht vermieden werden.

Meine Abſicht ging auf umfaſſende Darſtellung des deutſchen Lebens im vorigen Jahrhundert. Um Schiller, deſſen Jugenderſcheinung ja ſchon vielfach eine mythiſche Färbung angenommen, ſollte ſich Alles gruppiren. Warum ich aus dem urſprünglichen Plane Manches ausfallen laſſen, warum ich darauf verzichten mußte, den Gegenſatz zwiſchen dem jungen Amerika und dem alten Europa, welcher in der Figur

Raleighs zur Anſchauung kommen ſollte, vollſtändig auszuführen, warum der Charakter Lauretta's, in welcher das zur Signatur jener Zeit ſo weſentlich gehörende Element der Abenteuerlichkeit perſonifizirt iſt, mehr nur ſkizzirt als durchgebildet wurde, — das Alles werde ich Ihnen mündlich ſagen. Oder vielmehr, die Urſache — eine äußerliche zwar, aber nicht wohl zu umgehende — liegt zu nahe, als daß Sie dieſelbe nicht errathen ſollten.

Gewöhnlichen Romanleſern dürfte mein Buch ſchwerlich zuſagen. Namentlich der vierte Band nicht, wo der Novelliſt hinter den Referenten mehr zurücktritt. Es hätte mir aber Frevel geſchienen, hier, wo ich nach den anziehendſten Dokumenten arbeiten konnte, eine Fiction zu verſuchen, welche doch unbedingt hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben wäre .....

Ein Schwarm von Zugvögeln lärmt reiſefertig vor meinem Fenſter auf der Wieſe. Wer mit euch Glücklichen nach Süden flüchten könnte vor dem nahenden Winter! Sie können es auch nicht, lieber Alter, und ſo mag Ihnen dieſes Buch an den langen Abenden hie und da eine Stunde kürzen . . . Ich grüße Sie mit alter Freundſchaft.

J. Scherr.

Ende.

Prag. 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Zur Nachricht!

Da die weite Entfernung vom Druckort dem Verfaſſer die Beſorgung der Correctur verwehrte, iſt es wünſchbar, daß der Leſer nachſtehende Druckfehler vor der Lektüre des Buches gefälligſt verbeſſere.

Band I.

S.	Z.	ſtatt	iſt zu leſen
44	2 von u.	„gänzlich“	„zugleich“
55	3 von o.	„beſpielen“	„beſpezialen“
77	10 von o.	„Trup“	„Trupp“
90	8 von o.	„Saraphim“	„Seraphim“
130	7 von u.	„doch“	„noch“
140	4u.5v. o.	„causum communum“	„causam communem“
145	2 von u.	„mehre“	„wahre“
165	5 von o.	„Lichtblaue“	„Lichtbraune“
228	8 von o.	„Lichter“	„Fichten“
253	10 von o.	„i“	„il“
266	5 von o	„die“	„dir“

Band II.

S.	Z.	ſtatt	iſt zu leſen
14	4 von o.	„zweimal“	„einmal“
25	5 von o	„Leben“	„leben“
39	5 von u.	„Stützenbach“	„Stützerbach“
48	6 von o.	„wußte“	„wüßte“
53	2 von u.	„loszureißen“	„loszueiſen“
54	5 von o.	„Ramothal“	„Remsthal“

S.	Z.		ſtatt	iſt zu leſen
64	13	von o	„Aalbach“	„Aalbuch“
74	13	von o.	„reichſter“	„reinſter“
78	9	von o.	„abgeſchloſſenen“	„abgeſchloſſene“
161	9	von u.	„augustis“	„augustis“
229	2	von u.	„Feuerbränder“	„Feuerbränden“
230	4	von o.	„an“	„von“

Band III

S.	Z.		ſtatt	iſt zu leſen
17	8	von u	„reiſe“	„reiche“
69	5	von u.	„Landpfählen“	„Landpfühlen“
71	4	von o.	„den“	„dem“
74	5	von o.	„entfernt“	„entfernet“
74	8	von o.	„Vergehn“	„Vergehen“
98	4	von o.	„Gründelwald“	„Grindelwald“
115	13	von u.	„vom“	„von“
128	10	von o.	„Hain“	„Hein“
131	10	von o.	„ein“	„ſein“
137	13	von o.	nach „Ab“	ſetze ein Komma
145	13	von o.	„Nationen“	„Nation“
151	10	von u.	„Kuppen“	„Kuppeln“
154	13	von u.	nach „wollen“	ſetze ein Komma
159	9	von u.	„Kampf“	„Krampf“
165	13	von u.	„Juveliers“	„Juweliers“
168	9	von u.	„ein Buch“	„einem Buch“
174	4	von o.	„welches“	„welchen“
187	6	von o.	„welche“	„welcher“
195	1	von o.	nach „Gebäude“	ſetze ein Komma
199	13	von o.	nach „Raleigh“	ſetze ein Komma
211	4	von o.	„verziehe“	„verzeihe“

Band IV.

S.	Z.		ſtatt	iſt zu leſen
19	12	von o.	nach „lag“ ſtatt des	Fragezeichens einen Pun
58	12	von u.	„Erſtaunten“	„erſtaunten“
59	6	von u.	„Ihren“	„ihren“
61	14	von o.	„Den“	„Dem“
61	15	von o.	„mächt'ger“	„mächt'gen“
78	2	von u.	„ſie“	„Sie“
79	10	von o.	„ſie“	„Sie“
85	5	von u.	„Seiten“	„Saiten“
95	4	von o.	„Stillſten“	„ſtillſten“
121	10	von u.	„bedürfen“	„bedurften“
142	2	von u.	„ſeinen“	„ſeinem“
185	1	von o.	„ihren“	„ihrem“

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Drei Hofgeſchichten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drei

Hofgeſchichten.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand

1860.

[illegible]

An

Otto Wigand.

Unlängſt, lieber Freund, hört' ich einen ernſten und geſcheidten Mann ſagen: Jede Zeit hat ihre Narrheit. Im Mittelalter wurden Grillen ſcholaſtiſchen Blödſinns, z. B. wie viele hundert oder tauſend Engel auf einer Nadelſpitze Platz hätten, ganz ernſthaft als „Lebensfragen" der Menſchen verhandelt. Man ſchrieb über dergleichen Probleme dicke Bücher und die Gelehrten turnirten darüber in feierlichen Diſputationen. Im 16. Jahrhundert ſodann war der Zank über die beiden Worte „iſt" und „bedeutet" eine Lebensfrage der Geſellſchaft, um welcher willen Hunderte von armen Köpfen verrückt wurden und Tauſende von Menſchen gegenſeitig ihr Blut vergoſſen. Das folgende Jahrhundert ſah den Hexenprozeß in der erſten Linie der Lebensfragen ſtehen. Heute haben wir für alle dieſe Wichtigkeiten kaum noch ein Lächeln der Verachtung. Werden unſere Nachkommen, wenn ſie nach etlichen Jahrhunderten auf die Zeit zurückblicken, wo wir ſo gelehrt und weiſe über allerhand politiſchen Trödel, über Staatsformen und Verfaſſungen, abſolutes oder conſtitutionelles Königthum, Demokratie oder Cäſarismus, Republik oder Monarchie uns herumſtreiten, uns erhitzen, verbittern, verbeißen und gelegentlich auch todtſchlagen, nicht ebenfalls verachtungsvoll lächeln?

Ich überlaſſe Ihnen dieſe Frage zu beliebiger Beantwortung und ſage meinestheils nur, daß ich fürchte, es möchte mal in der Zukunft ein Cervantes aufſtehen, welcher den gutmüthigen Don Quijote von deutſchem Volk dem Ergötzen und Gelächter kommender Jahrhunderte preisgeben wird, — dieſen Don Quijote, der i. J. 1848 die nächſte beſte ruppige Dulcinea für die Freiheitsgöttin, Schöpſe für Helden, Windmühlen für Staatsmänner, Bierkneipen für Caſtelle voll „Errungenſchaften," Adreſſen für Thaten und Portefeuilles-

Candidaten für Patrioten anſah. O, ſie würden auch heute wieder mit Vergnügen ihre „Dienſte“ thun, die vortrefflichen Mohren, wie damals, als eine in tauſend Jahren ſo günſtig nicht wiederkehrende Gelegenheit, die ſittliche Idee von Deutſchlands Einheit zur politiſchen Thatſache zu machen, durch Verkehrtheit und Verzagtheit ſo kläglich und ſchmählich verpfuſcht wurde.

Wären die Männer, welche damals unſer vertrauenſeliges Volk für ſeine „edelſten“ und „beſten“ hielt, überhaupt nur Männer geweſen, Männer von fünf geſunden Sinnen, mit Augen im Kopf und Muth in der Bruſt, was wäre uns nicht Alles erſpart worden! Wie viele Gerlachismen, Hinckeldeyismen, Quehlismen, Vilmarismen, Gynattenismen! Wie viele Haſſenflüche und Borrieſeleien! Von den beſtehenden Einrichtungen Etwas erwarten, das können allenfalls glaubensfeſte Neffen der guten alten Tante Voß. Halten Sie mir nicht die Macht der öffentlichen Meinung entgegen, lieber Freund! Dieſe Macht iſt Null in einem Lande, wo die Quinteſſenz der Staatsweisheit noch immer darin beſteht, gerade das nicht zu thun, was der allgemeine Wille fordert, und das zu thun, was dieſen Willen verhöhnt. Geſtern las ich in der Zeitung, daß Herr von Borries „ſeiner großen Verdienſte halber" in den Grafenſtand erhoben worden ſei.

Armer Don Quijote von deutſchem Volk! Und doch würde ich dich lieben, auch wenn ich kein Deutſcher wäre. Denn am Ende haben doch nur die Don Quijotes die Welt vorwärts gebracht, die Don Quijotes, welche auf die Gefahr hin, hinausgeſchmiſſen, geprügelt, verhöhnt, gekreuzigt und verbrannt zu werden, Idealiſten waren und blieben.

Ich weiß, lieber Freund, Sie ſind in manchen Dingen, auch in politiſchen, anderer Anſicht als ich, und ich beſtreite nicht, daß Sie, weil Sie Gelegenheit haben, Vorgänge und Perſonen aus der Nähe zu betrachten, mitunter gute Gründe haben mögen, anderer Anſicht zu ſein. Aber Sie wiſſen nicht, Sie können nicht wiſſen, was Alles ein Deutſcher, der ſein Land liebt, in der Fremde zu ſchlucken und hinunterzuwürgen hat. Sie wiſſen nicht, wie Einem das Herz wehthut, wenn man mit niedergeſchlagenen Augen und ſchamrother Stirne daſitzen muß, ſo Einem die Leute, ſei es höhniſch, ſei es mitleidig, die Namen Schleswig-Holſtein und Kurheſſen in den Bart werfen.

Sie irren jedoch, wenn Sie aus Vorſtehendem etwa den Schluß zögen, daß die nachſtehenden drei Hofgeſchichten, welche gleich ſchon ſo manchem meiner Bücher unter Ihrer Firma in die Welt gehen ſollen, in tendenzmäßiger Abſicht geſchrieben ſeien. Ganz und gar nicht. Oder wenigſtens, wenn dieſelben eine Tendenz haben, ſo iſt es nur die Tendenz der Weltgeſchichte, nicht eine von mir gemachte oder auch nur betonte. Sie wiſſen, ich habe mich die letzte Zeit her viel mit den Verarbeiten zu einem größeren geſchichtlichen Werke abgegeben, deſſen Ausarbeitung unter Anderem auch eine genaue Kenntniß der europäiſchen Hofzuſtände in der zweiten Hälfte des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts zur Vorausſetzung hat. So kam ich dazu, ein gelegentlich gewonnenes, höchſt anziehendes Material zur Schaffung von drei hiſtoriſchen Kabinetſtücken zu verwenden, die man, hoff' ich, nicht ungerne betrachten wird.

Wiſſende, welchen dies Buch oder Büchlein zur Hand kommt, werden zugeben, daß ich ſtreng und gewiſſenhaft nach den Quellen gearbeitet habe und mich die Mühe nicht verdrießen ließ, auch entlegenere und ſchwerer zugängliche aufzuſuchen. Die Nachweiſung der Quellen unterließ ich, weil das Buch für das größere Publicum beſtimmt iſt und dieſes, wie zwei Männer, auf deren Erfahrung ich Etwas gebe, Sie und Freund Hugo, mir wiederholt verſicherten, ſelbſt vor dem Schatten einer Notennoth einen wahren Schauder hat.

Nicht ſo, wenn ich recht erwäge, vor geſchichtlicher Lectüre. Es gehört mit zu den Zeichen der Zeit, daß in demſelben Grade, wie die Empfänglichkeit für Werke der Phantaſie nachläßt, die Theilnahme für die Forſchungen und Darſtellungen der Hiſtorik zunimmt. Dieſe und die Naturwiſſenſchaft ſind denn auch die Gebiete, auf welchen die deutſche

Literatur des 19. Jahrhunderts Treffliches, ja Großes und Größtes geleiſtet hat.

Sehr begreiflich! Denn es geht ein ſchneidend-ſcharfer realiſtiſcher Luftzug durch die Welt. Vor fünfzig Jahren hat droben in Upſala ein ſchwediſcher Seher geſungen: —

Nu draga de hädan
De gamle Gudar . . .

Ein prophetiſches Wort fürwahr! Ja, von hinnen ziehen die alten Götter. Die Ragnarök der romantiſchen Weltperiode iſt in vollem Gang und dem großen Pan, der bei der Götterdämmerung des antiken Weltalters geſtorben, wird bald der große Vitzliputzli nachſterben. Zu unabläſſig und unerbittlich wird ihm mit Geologie und Chemie, mit Teleſkopen, Mikroſkopen und Skalpellen zugeſetzt. Auch iſt des gellenden Pruhſtens und Wieherns jagender Dampfroſſe für ſeine geſchwächten Nerven zu viel. Fahrewohl, „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik! Du kannſt dich in der zudringlichen Helle unſerer Gasflammen nicht mehr mit Ehren ſehen laſſen.

An die Stelle der antiken und romantiſchen Götter tritt der moderne Menſch mit ſeiner breitſpurigen Logik der Thatſachen, mit ſeinen Dampfkeſſeln, Apparaten und Maſchinen, mit ſeinen rund und nett formulirten Bedürfniſſen und Intereſſen, die ſich mit Dogmen, Oblaten und Ablässen ſchlechterdings nicht mehr abſpeiſen laſſen wollen, ſo wenig als mit philoſophiſchem Rothwelſch und politiſchem Humbug. „Zum Henker mit dem theoretiſchen Kram! ſagt Herr Poſitiv, — Thatſachen will ich haben und nur Thatſachen. Aber der Menſch lebt doch nicht allein vom Brote und von Thatſachen. So hat ſich denn Herr Poſitiv auch wieder eine Art von Idealismus, ein Stück von Religion zurechtgemacht. Im Tabernakel ſeines Herzens thront als modernſte Madonna die Sancta Utilitas, eine nicht gerade ſehr ſchöne und graziöſe, aber wohlgenährte und warmangezogene Göttin, die ganz vorzüglich zu rechnen verſteht. Eine praktiſche Bona Dea, Kybele oder Erda, das muß man ſagen! Sie hat es ſchon ſo weit gebracht, daß auch die Maſſen weit beſſer leben, ja, und auch beſſer und humaniſirter ſind als ſie jemals zuvor gelebt und geweſen, — eine Thatſache, welche den Prieſtern des Mumiencults der Vergangenheit zu denken geben könnte, wenn dieſen Edlen das Denkinſtrument nicht längſt in die Brüche gegangen wäre.

Sie ſehen, lieber Freund, ich weiß aus all dem Wirrwarr, aus allen Nöthen der Gegenwart das auf eine beſſere Zukunft weiſende Tröſtliche herauszufinden . . . Mag ich auch, wohin ich das Ohr wende, die ſchrillen Diſſonanzen einer ſich vollziehenden Götterdämmerung vernehmen, mag mir auch zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, aus der nachtſtillen Thalſohle herauf der junge Rhein den düſtern Refrain in die Seele rauſchen:

> Nu domna de hädan
> De gamle Gudar —

dennoch ſteht mein Glaube feſt, daß der Strom der weltgeſchichtlichen Entwicklung nicht verſumpfen wird.

Ob dem Felshaupt des Falknis ſteht ein heller

Stern und weiſ't funkelnd hinüber nach Deutſchland. Möge meines Volkes Zukunft licht und ſchön ſein wie er! . . . Ich grüße dich, mein Vaterland, und grüße Sie, mein Freund, mit meinem alten Gruße: Vorwärts!

Hof Ragaz, Juni 1860.

Ihr

J. Scherr.

I.

Katharina die Zweite,

Czarin von Rußland.

Abenteuerlichkeit iſt der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegenſätze und Widerſprüche, wie keine andere Epoche es aufzuweiſen hat. Ein fieberhaftes Taſten und Haſten- und Experimentiren, ein Auflockern aller ſozialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen, und daneben wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemiſchen Witzen Prinzen und Marquis, Ducheſſen und Comteſſen die Abſetzung Gottes decretiren, aber zugleich vor der Büſte des „göttlichen“ Caglioſtro Weihrauch verbrennen. Ein wildes Rufen nach Freiheit und Natur, ausgeſtoßen von Männern mit Haarbeuteln, Zöpfen und Ailes-de-Pigeons-Friſuren und von Frauen in Reifröcken und

Stelzenſchuhen, mit ſchamlos entblößten Buſen und ungeheuren Bauwerken von falſchen Haaren auf den Köpfen. Alles aus Rand und Band, aus Angeln und Fugen. Alles wimmelnd, wuſelnd, grell, phantaſtiſch, widerſpruchsvoll bis zur Tollheit. In das verhallende Hohnlachen Voltaire's die ſüßeſten Lieder Göthe's, die ſalbungstriefenden Orakel Lavater's, die ſchmetternden Jugenddonner Schiller's hineintönend. Hier Spener und Götze, dort Kant und Leſſing. Hier Czar Peter und Suwarow, dort Franklin und Waſhington. Hier Friedrich der Große und der erleuchtete Deſpotismus, dort Mirabeau und die Revolution. Die Männer mit einem Satz aus dem Rococo zum Sansculottismus überſpringend, die Frauen vom Reifrock zum griechiſchen Hemde. Ludwig's des Vierzehnten Verkündigung des „Droit divin" fürſtlicher Allmacht beantwortet durch die „Erklärung der Menſchenrechte." Alles in Zweifel gezogen, bekrittelt, analyſirt, zerſetzt, verhöhnt, Alles den Anſchauungen eines aſchgrauen Materialismus unterworfen und hinwiederum ein beiſpielloſer

Aufſchwung aus dieſer trüben Region in die lichten Aetherhöhen des kühnſten Idealismus. Zu Erſchöpfung ſchmachvoller Genüſſe bis zur Mühlſteinhärte blaſirte Herzen, aber auch Herzen voll weichſter Schwärmerei und von edelſter Inſpiration ſchwellende Gemüther. Hier frechſte Verneinung, dort begeiſtertſte Bejahung: hier wüſter Taumel des Laſters, dort die Trunkenheit heroiſchen Enthuſiasmus. Das tumultuariſche Vorwärtsdrängen einer zwiſchen Contraſten ſchwankenden Geſellſchaft, die aus der genialen Lüderlichkeit in die Sentimentalität, von dieſer zur Begeiſterung und zu hochfliegenden Hoffnungen getrieben wird, bis mit vulkaniſchem Getöſe der Krater einer furchtbaren Umwälzung vor ihr aufklafft und ſie verſchlingt.

So war das Jahrhundert des Puders, der Schönpfläſterchen, der Hirſchparke, der Aufklärung und der Revolution. Aber von den zahlloſen Geſtalten, welche es mit dem Stempel ſeiner Abenteuerlichkeit bezeichnet hat, iſt wohl keine geeigneter, das romantiſche Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, als die der kleinen deutſchen Prinzeſſin, welche, als ein frühreifes Kind nach Rußland verpflanzt, unter dem Namen Katharina's der Zweiten ſo bald das Staunen, die Bewunderung, die Furcht Europa's erregen und bis zu ihrem Tode wachhalten ſollte. Niemand, ſie ſelbſt vielleicht ausgenommen, hätte bei ihrer Ankunft in dem Czarenreich ein ſo glanzvolles Geſchick auch nur entfernt zu ahnen vermocht. Ihr erſtes Auftreten daſelbſt war ein faſt geradezu bettelhaftes. Hat ſie uns doch ſelbſt erzählt, daß ihre ganze Wäſche aus einem Dutzend Hemden beſtand und daß ſie ſich mit ihrer Mutter um ein von der Czarin Eliſabeth geſchenktes Stück blauſeidenen Kleiderſtoffs herumſtreiten mußte.

Freilich, das geniale Kind fand mit überraſchender Schnelligkeit bald ganz andere Ziele des Ehrgeizes auf dieſem abenteuerlichen Boden eines Hofes, wo die Barbarei und die Sittenloſigkeit des Oſtens mit dem feinſten und ſkrupelloſeſten Intriguengeiſt des Weſtens ſo ſeltſam ſich amalgamirten. Czar Peter der Erſte, ein Abenteurer größten Styls, hatte ſein widerſtrebendes Volk mit rieſenſtarker Fauſt in den Kreis des europäiſchen

Staatenſyſtems hereingeſchleift, hereingeknutet. Sein berüchtigtes politiſches Teſtament, wenn auch in der ſchriftlich uns vorliegenden Form das ſpätere Machwerk eines franzöſiſchen Scribenten, iſt nichtsdeſtoweniger bis auf den heutigen Tag getreulich vollzogen worden. Das von dem gewaltigen Czaren, dieſem Ungethüm von Kraft und Laſtern, ſein Lebenlang gehandhabte Prinzip mongoliſch-ruſſiſcher Ausbreitungs- und Eroberungsluſt hat ſelbſt unter den abenteuerlichen Weiberherrſchaften, die zunächſt ſeiner Regierung folgten, keine Stunde geraſtet.

Es iſt nicht Etwas, nein, Alles revolutionär in den ruſſiſchen Geſchichten dieſer Zeit. Die wildeſten Ausbrüche, die demokratiſchſten Tendenzen der franzöſiſchen Revolution, Peter der Erſte hat ſie vorweggenommen. Er ließ ſeinen Sohn hinrichten, weil dieſer ſeinen Umwälzungsplanen im Wege ſtand, und ſetzte eine Bauerndirne neben ſich auf den Thron. Kann man dem Prinzip der Legitimität ſtärker ins Geſicht ſchlagen? Ueberhaupt iſt die ganze ruſſiſche Geſchichte eine Satire auf dieſes

Prinzip und es hat vielleicht nie eine tollere Ironie gegeben als die, daß ein Enkel Katharina's der Zweiten, Czar Nikolaus, ſich berufen fand, als Kämpe für die Heiligkeit deſſelben aufzutreten. Verwundern allerdings wird ein von den Menſchen und von der Geſchichte Wiſſender ſich nicht über dieſe oder andere derartige Ironieen: — das Abgeſchmackte hat ja, verbunden mit dem Mittelmäßigen und Schändlichen, kurze Zwiſchenpauſen abgerechnet, jeder Zeit die Welt regiert. „So ward Zeus' Wille vollendet,“ d. h. ſo wollte und will es die Stumpfheit des geringen und die Niederträchtigkeit des vornehmen Pöbels.

Als ein Mann „ohne Vorurtheile“ hatte Peter der Erſte das zuvor durch verſchiedene Hände gegangene „Mädchen von Marienburg“ aus dem Schmutze des Lagers aufgehoben und zu ſeiner „Goſſudara“ (Herrin), d. h. zu ſeiner czariſchen Gemahlin gemacht. Freilich, wenn man dem ehrenwerthen ruſſiſchen Hofrath glaubt, welcher im Jahre 1857 in einer deutſchen Zeitſchrift über die Jugendſchickſale des beſagten Mädchens ſich ausließ, wird man in der guten Katharina ein wahrhaft Richardſon'ſches Ungeheuer von Sittſamkeit und Tugend erkennen. Wem Mutter Natur jedoch das ſpezifiſche Organ der Gläubigkeit verſagt hat, der wird wenigſtens ſein Ergötzen daran haben, zu ſehen, daß ruſſiſche Hofräthe die deutſchen noch weit überhofrathen. Im Schweiße ſeines Angeſichts wendet, dreht und knetet unſer ruſſiſcher die Thatſachen, um das Mädchen von Marienburg als eine noch durchaus unverſehrte Jungfrau in das czariſche Bett zu practiziren. Ein ſchwieriges, ein unmögliches Ding! Aber ein Hofrath von der rechten Sorte ſagt mit Napoleon: „Impossible? C'est le mot d'un fou.“ Und wahrlich, unſer ruſſiſcher Gelehrter beſtätigt die Richtigkeit dieſes Orakelſpruchs. Er iſt ein ſinnreicher Mann und wir hoffen, er habe für ſeine „Rettung“ der Ehrbarkeit, ja Jungfräulichkeit der erhabenen Goſſudara den Andreasorden und etliche hundert „Seelen“ zur Belohnung erhalten. Er iſt nicht ſo einfältig, leugnen zu wollen, daß ſeine Heldin mal an einen ſchwediſchen Dragoner verheiratet geweſen ſei, ſondern macht bloß aus dem Dragoner einen „ſchwediſchen Militair,“ weil das vornehmer klingt. Ein leidiger Umſtand, dieſe Heirat! Aber unſer Hofrath weiß ſich zu helfen und die Jungferſchaft Katharina's vor Schaden zu wahren. Der arme Dragoner im Beſonderen oder Militair im Allgemeinen wird nämlich von dem gelehrten Mann am Hochzeitstage ſelbſt, ja vom Trauungsaltar weg unerbittlich auf Kundſchaft gegen den Feind geſchickt, wo ihm das Menſchliche begegnet, umzukommen. So fällt denn Katharina als jungfräuliche Wittwe den kurz darauf Marienburg erobernden Ruſſen in die Hände und vermöge eines divinatoriſchen Blickes in die Zukunft reſpectiren Generale, Korporale und Soldaten gleichermaßen die magdliche Ehre ihrer künftigen Czarin. Man ſage nicht etwa: „Quel bruit pour une omelette!“ Das ruſſiſche Kaiſerhaus hält darauf, von Peter dem Erſten und Katharina abzuſtammen, und deßhalb iſt es nur billig, daß die Hofhiſtoriographie ihren ganzen Scharfſinn aufbiete, das Mädchen von Marienburg als ein Mädchen im Superlativ erſcheinen zu laſſen.

Leider werden wir im Folgenden genöthigt ſein, beſagte genealogiſche Dichtung unſanft mit der Hand der Wahrheit anzufaſſen.

Als Peter der Erſte zu Anfang des Jahres 1725 geſtorben, ergriff ſeine Wittwe, die ci-devant Dragonerin, unter dem Namen Katharina die Erſte die Zügel der Regierung. Sie hatte dem Czar zwei Töchter geboren, Anna und Eliſabeth. Die Erſtere wurde im genannten Jahre mit dem Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp verheiratet, welcher im Jahre 1721 nach Rußland gekommen war, um gegen Dänemark und Schweden den Schutz des Czars zu erflehen und um deſſen Tochter zu werben, welche letztere Abſicht er auch wirklich erreichte, namentlich dadurch, daß er jahrelang mit Todesverachtung an den furchtbaren Zechgelagen Peter's theilnahm. Seine Ausſichten auf ruſſiſches Glück trübten ſich jedoch beim Tode ſeiner Schwiegermutter (1727). Zwar hatte dieſe beſtimmt, daß der Herzog und ſeine Gemahlin die Vormünder ihres Nachfolgers, Peter's des Zweiten, eines hinterlaſſenen Sohnes des hingerichteten Großfürſten

Alexei, ſein ſollten. Allein der noch immer allmächtige Günſtling Peter's des Erſten, der gefürſtete Bauersſohn Mentſchikow, verdrängte den Herzog und deſſen Frau von der Vormundſchaft und machte ihre Stellung ſo unangenehm, daß ſie nach Holſtein heimkehrten. Hier gebar Anna im Jahre 1728 ihrem Gemahl einen Sohn, Karl Peter Ulrich, welcher beſtimmt war, nachmals das zweifelhafte Glück, unter dem Namen Peter's des Dritten eine Weile Czar aller Reußen zu heißen, mit einem entſetzlichen Ausgang zu büßen. Seine Mutter ſtarb ſchon zehn Tage nach ſeiner Geburt, ſein Vater elf Jahre ſpäter, eine beklagenswerthe frühe Verwaiſung des jungen Prinzen, welcher, von der Natur ohnehin ſtiefmütterlich ausgeſtattet, in Folge einer unzulänglichen, ſchwankenden, verkehrten Erziehung zu einem vollkommenen Querkopf kümmerlich heranwuchs.

Inzwiſchen gingen auf dem Hof- und Staatstheater von St. Petersburg neue Acte von Palaſtrevolutionen in Szene. Czar Peter der Zweite wurde nämlich ſchon im Jahre 1730 durch die Blattern weggerafft und zu ſeiner Nachfolgerin erkoren die ruſſiſchen Großen die verwittwete Herzogin von Kurland, Anna, eine Tochter von Peter's des Erſten älterem Bruder Iwan. Die Czarin Anna rief ihre gleichnamige Nichte, Prinzeſſin von Mecklenburg, zu ſich, vermählte dieſelbe mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel und ernannte einen Sprößling dieſer Ehe, den Prinzen Iwan, zum Thronfolger. Nach dem 1740 erfolgten Tode der Czarin führte zunächſt ihr verrufener Günſtling Biron Namens des jungen Iwan die Regierung, ſpäter ſeine Mutter oder vielmehr einer der Schöpfer Rußlands, der gewaltige Abenteurer Münnich, ein Oldenburger von Geburt. Indeſſen währte dieſe Regentſchaft nur ein Jahr. Denn ſchon 1741 führte eine Revolution oder vielmehr ein bloßer Tumult berauſchter Soldaten die jüngſte Tochter Peter's des Erſten, die ſchöne, üppige und indolente Eliſabeth auf den Czarenthron. Der arme Knabe Iwan ward in Schlüſſelburg eingekerkert, ſeine Eltern und Geſchwiſter wurden ſammt ihrem Berather Münnich nach Sibirien geſchafft.

Die neue Czarin Eliſabeth verbrachte ihr Leben in ſinnloſer Verſchwendung und ſchmachvollen Ausſchweifungen. Es iſt bekannt, daß ſie ihre Tage mit albernem Toilettekram und mit Trinken ausfüllte, um dann Abends in den Armen irgendeines athletiſchen Grenadiers ihrer „Leibcompagnie“ aus einem Rauſch in einen andern zu fallen. Eine ſtandesmäßige Ehe konnte unmöglich dem Geſchmack einer ſolchen Dame zuſagen. Es mußte daher für die Sicherung der Thronfolge anderweitig das Nöthige vorgekehrt werden. Der unglückliche Iwan war zu dieſem Ende in ſeinem Schlüſſelburger Kerker nahe genug bei der Hand; allein die Czarin wollte Nichts von ihm hören, ſondern beſtimmte den Sohn ihrer Schweſter, den jungen Herzog von Holſtein, zu ihrem Nachfolger und ließ zu Anfang des Jahres 1742 den jetzt vierzehnjährigen Prinzen aus Kiel nach Petersburg kommen. Armer Peter, dir wäre beſſer geweſen, du hätteſt daheim ein obſcures Korporalsleben hingedehnt wie Dutzende deiner damaligen landsmänniſchen fürſtlichen Collegen. Du hätteſt ja auch, wenn du wollteſt, König von Schweden ſein können. Aber du wählteſt ein für einen Menſchen deines Schlags gefährlichſtes Loos: du ließeſt dich zum Czar aller Reußen erheben, um an dir ſelbſt die leidige Erfahrung zu machen, daß „Rußlands Verfaſſung eine durch den Meuchelmord verdünnte Deſpotie“ ſei *).

Czarin Eliſabeth, deren männliche Ideale breitſchultrige und ſtiernackige Herkuleſſe waren, zeigte ſich bei der Ankunft ihres Neffen von ſeinem Ausſehen wenig erbaut. Ein kränklich und ſchwächlich ausſehender Junge mit langherabhängendem

---

*) Bald nach der Kataſtrophe vom März **1801**, auf welche wir weiter unten zu ſprechen kommen werden, ſchickte Georg der Dritte den bekannten Grafen Münſter als hannoverſchen Geſandten nach Petersburg. Dem durch und durch germaniſch-romaniſchen Münſter machte es einen gewaltigen Eindruck, als ein hochgeſtellter Mann ihm an Ort und Stelle (d. h. im Michaelspalaſt) jede Nuance des tragiſchen Ereigniſſes (d. h. der Ermordung des Kaiſers Paul) anſchaulich wies und auf Münſter's Entſetzen erwiderte: „Mais mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? C'est notre Magna Charta. La tyrannie tempérée par l'assassinat.“

Semmelblondhaar, viereckig, ſcheu, dabei in allen Zweigen des Wiſſens „unglaublich unwiſſend,“ ſo ſtellte ſich der künftige Beherrſcher Rußlands dar. Man gab ihm tüchtige Lehrer, aber da der Zögling jeder ernſten Beſchäftigung einen unüberwindlichen Widerwillen entgegenſtellte und ſich im Grunde kein Menſch, am wenigſten ſeine czariſche Tante, um ſein Lernen oder Nichtlernen kümmerte, ſo blieb er ein ununterrichteter Glotz- und Klotzkopf, unter deſſen kindiſchen oder rohen Liebhabereien die Soldatenſpielerei die erſte Stelle einnahm. Er war nicht ganz ohne geiſtige Anlagen, er war auch nicht ganz ohne gute Inſtinkte: allein dieſe zu ſtärken und jene zu entwickeln, dazu war der Hof der Czarin Eliſabeth der letzte Ort auf Erden. Im November 1742 machte der Prinz die Ceremonie des Uebertritts zur griechiſchen Kirche durch und hieß nun als anerkannter Großfürſt-Thronfolger Peter Feodorowitſch. Im folgenden Jahre dachte man an die Verheiratung des Prinzen, zuerſt mit einer ſächſiſchen Prinzeſſin, die aber ihren Katholicismus nicht vergriecheln laſſen wollte. Hierauf klopfte man wegen ſeiner jüngſten Schweſter Amalia — die, ſagt man, den armen Trenck liebenswürdiger gefunden als es ſich für eine Königstochter ſchickte — bei Friedrich dem Großen an. Der König fand zwar nicht für gut, Herein! zu ſagen, aber er machte die Czarin auf die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike von Anhalt-Zerbſt als auf eine paſſende Frau für ihren Neffen aufmerkſam und zwar mit Erfolg.

Sophie Auguſte Friederike wurde am 25. April (2. Mai?) 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, Fürſt Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt, als preußiſcher General in Garniſon ſtand und Gouverneur war. Mütterlicherſeits ſtammte ſie aus der Familie ihres nachmaligen czariſchen Gemahls, denn ihre Mutter war die Prinzeſſin Johanna Eliſabeth von Holſtein-Gottorp, welche ſich i. J. 1727 als Fünfzehnjährige mit dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürſten von Anhalt vermählt hatte. Die Fürſtin ergriff die Einladung Seitens der Czarin Eliſabeth, mit ihrer Tochter nach Petersburg zu kommen, mit beiden Händen. Wahrſcheinlich war die Sache zwiſchen ihr und dem König von Preußen, zu welchem ſie in ſehr freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, abgekartet worden. Der Fürſt freilich war mit dem Plane nicht einverſtanden, weil ihm, dem ehrlichen Lutheraner, eine Religionsänderung ſeiner Tochter Skrupel machte. Allein der gute Mann ſcheint, obgleich ein General, in ſeinem eigenen Hauſe das Commando nicht gehabt zu haben. Wenigſtens kümmerte ſich ſeine Frau wenig um ſeine Einwendungen gegen das ruſſiſche Heiratsgeſchäft und reiſte im Februar 1744 mit ihrer Tochter nach Petersburg ab, jene Werbungsfahrten deutſcher Prinzeſſinnen nach Rußland eröffnend, welche ſeither zu ſtehenden Staatsactionen geworden ſind und dem deutſchen Fürſtenſtolz ſo wohl anſtanden und anſtehen.

Wie bekannt, mußten die armen Fürſtentöchter förmlich „for the show“ nach Petersburg kommen und wurden, wenn ſie mißfielen, nicht ſelten in verächtlichſter Weiſe für die Bettelfahrt abgelohnt. Für das Lutherthum iſt es recht charakteriſtiſch, daß die proteſtantiſchen deutſchen Fürſtenhäuſer mit größter Bereitwilligkeit dazu ſtimmten, ihre an ruſſiſche Czaren oder Großfürſten zu verheiratenden Töchter die heimiſche Religion abſchwören zu laſſen, während die katholiſchen Dynaſten Deutſchlands in dieſer Beziehung weit mehr Scham- und Ehrgefühl bethätigten. Selbſtverſtändlich ging die deutſchfürſtliche Hu — manität nicht ſo weit, vom ruſſiſchen Hofe Gegenrecht zu fordern. Heiratet eine ruſſiſche Prinzeſſin einen deutſchen Fürſten, Herzog oder König, ſo bringt ſie ihre griechiſchen Heiligenbilder und Popen mit und der Herr Gemahl hat die Ehre, ihr in ſeiner Reſidenz eine griechiſche Kapelle einzurichten. O, wir ſind human und höflich, wir, und wir unterlaſſen nie, ſo man uns auf die rechte Wange ſchlägt, demüthigſt auch die linke darzuhalten. Darum haben wir es auch ſo weit gebracht im Chriſtenthum und in der politiſchen Nullität.

Dieſe ruſſiſchen Heiraten! Sie machen eines der bitterſten Schmerzenskapitel deutſcher Geſchichte aus. Jedermann weiß, daß der liebenswürdige Czar Alerander beim Wiener Congreß dieſes Kapitel mit einer cyniſchen Offenherzigkeit behandelte, wie ſonſt nicht die Sache dieſes ſiebenfach deſtillirten Byzantiners war. Die Zerſplitterung und Zerriſſenheit Deutſchlands, ſagte er zum Freiherrn von Stein, müſſe erhalten werden, weil die zahlreichen deutſchen Höfe das Material böten, die ruſſiſchen Großfürſten und Großfürſtinnen „mit paſſenden Mariagen zu verſorgen.“ Worauf der tapfere Freiherr den berühmten Grobianismus ſetzte: „Das freilich hab' ich nicht gewußt, daß Ew. Majeſtät Deutſchland zu einer ruſſiſchen Stuterei machen will.“

Wenn man erwägt, wie Friedrich der Große die Heirat der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt einfädelte, und wie ſich die Fürſtin Mutter bei der ganzen Sache benahm, dem Willen ihres Gemahls Trotz bietend, ſo dürfte man geneigt ſein, ein i. J. 1856 durch S. Sugenheim aufgebrachtes Curioſum näher anzuſehen, deſſen Feſtſtellung, wenn ſie überhaupt möglich wäre, die europäiſche Skandalchronik um einen pikanteſten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, ſeiner herben und mitunter barocken

Form wegen mit allzu großer Mißgunſt beurtheilt, iſt ſonſt ein keineswegs leichtgläubiger Mann und es muß, wenn man billig ſein will, geſagt werden, daß ſeine Hypotheſe, die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike, nachmals Katharina die Zweite, ſei eine natürliche Tochter Friedrich's des Großen geweſen, eines Scheins von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwiſchen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich Nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngeren Frau des in preußiſchen Dienſten ſtehenden Prinzen von Anhalt eine vertraute Freundſchaft beſtand, iſt Thatſache. Nicht weniger Thatſache iſt, daß vertraute Freundſchaft eines ſiebzehnjährigen Wüſtlings und einer noch um neun Monate jüngeren, an einen Mann, der ihr Vater hätte ſein können, verheirateten Frau ein häckliges Ding. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß gerade neun Monate vor Katharina's Geburt Friedrich ſeiner ſchönen Freundin einen mehrtägigen Beſuch in Zerbſt oder Dornburg abgeſtattet habe. Ferner iſt bekannt, daß die Prinzeſſin ihre Kindheit am preußiſchen Hofe verbrachte, und endlich muß die angelegentliche Bemühung auffallen, welche Friedrich es ſich koſten ließ, alle Hinderniſſe, die ſich der Heirat derſelben mit dem Großfürſten Peter entgegenſtellten, zu beſeitigen. Gewißheit iſt freilich mit Alledem nicht zu erlangen und für die ernſte Geſchichte dürfte die ganze Hypotheſe gleichgültig ſein.

Genug, der König von Preußen und die Fürſtin von Anhalt erreichten ihren Zweck. Die junge Prinzeſſin gefiel bei ihrer Ankunft in Petersburg der Czarin. Schon am 9. Juli 1744 trat ſie zur griechiſchen Kirche über, wobei ſie den Namen Katharina erhielt, und am folgenden Tage ward ſie mit dem Großfürſten verlobt. Nach Jahresfriſt wurde der Bräutigam für mündig erklärt und am 1. September 1745 fand unter rauſchenden Feſtlichkeiten die Hochzeit des jungen Paares ſtatt, eine Hochzeit, welche, wie ein Frommer ſagen würde, nicht im Himmel, aber in der Hölle beſchloſſen worden.

Der neue Ehemann war ein läppiſcher Junge, was er ſein Leben lang blieb; die neue Ehefrau ein Kind, aber ein Kind, das bereits vom Baume der Erkenntniß genaſcht hatte. Ich meine nicht etwa in geſchlechtlicher Beziehung, denn was von Liebeleien Katharina's vor ihrem Auftreten in Rußland gemunkelt wird, gehört kaum in das Gebiet der Novelliſtik, geſchweige in das der Hiſtorik. Das Temperament der Prinzeſſin war zu dieſer Zeit noch nicht erwacht. Es bedurfte des Aufenthalts an einem über alle Maßen zuchtloſen Hof, um daſſelbe zu wecken. Einmal geweckt, wuchs es freilich raſch zu jener erſchreckenden, bis ins höchſte Alter andauernden Leidenſchaftlichkeit empor, welche, wenn auch wahrſcheinlich auf etwas Krankhaftes in ihrer körperlichen Organiſation zurückzuführen, Katharina als Weib zu den Verrufenſten ihres Geſchlechtes geſtellt hat. Aber für jetzt lebten und webten in dieſem ſchönen Mädchenkopf ganz andere als Liebesgedanken, obgleich dieſe der Jugend der Prinzeſſin am natürlichſten geweſen wären. Der Pſycholog ſteht mit Staunen vor dieſer wunderbaren Frau, welche in noch kindlichem Alter, wo andere Mädchen kaum die Puppenſtube bei Seite ſtellen, nicht nur die kühnſten Entſchlüſſe eines brennenden Ehrgeizes faßt, ſondern auch mit einer unergründlichen Heuchelei, mit einer eines Macchiavelli würdigen Schlauheit und Verſchlagenheit die Verwirklichung dieſer Entſchlüſſe anſtrebt und anbahnt. Man weiß nicht, worüber man ſich mehr verwundern ſoll, ob über den genialen Inſtinkt dieſes ſechszehnjährigen Kindes oder über die vollendete Kunſt und wunderbare Energie des Böſen, womit es den Eingebungen dieſes Inſtinkts zu einem beiſpielloſen Triumphe verhilft.

Katharina hat uns zum Verſtändniß ihres Gebarens von ihrer Ankunft in Rußland an bis zum Jahr 1759 ſelber den Schlüſſel geliefert; denn die Echtheit ihrer franzöſiſch geſchriebenen, bis zu dem bezeichneten Zeitpunkt reichenden, durch Mittel, über deren Moralität uns kein Urtheil zuſteht, i. J. 1858 in die Oeffentlichkeit gekommenen Denkwürdigkeiten iſt von keiner Seite her ernſtlich oder nachhaltig in

Frage geſtellt worden*). Mit ſouverainer Kühnheit iſt in dieſen Bekenntniſſen dargelegt, wie ſie den ruſſiſchen Hof fand, wie ſie die Verhältniſſe und Perſonen durchſchaute, welche Stellung ſie von Anfang an als Endziel ins Auge faßte, und wie ſie zur Erreichung deſſelben ihr Benehmen einrichtete. Es kam über ſie wie ein Blitz, daß ſie das Zeug in ſich habe, alle dieſe Menſchen, dieſen Hof, an welchen ſie wie eine Bettlerin geſchleudert worden, dieſe auf der einen Seite rohen, auf der andern angefaulten Schranzen und Ränkeſpinner, dieſes ganze unermeßliche Reich zu beherrſchen.

Und der Blitz erſchreckte ſie keineswegs. Mit einer Geduld und Selbſtbeherrſchung ohne Gleichen ſpann und knüpfte ſie die Fäden ihres Netzes, um daſſelbe, als die Zeit gekommen, Allen über die Köpfe zu werfen, und kein Hinderniß, keine Demüthigung, keine Gefahr, keine Luſt und kein Leid vermochte ſie von der Arbeit an dem vielfach verſchlungenen Gewebe abzubringen. Sie beſaß die Fähigkeit, unter dem Anſchein, Allen dienſtbar zu ſein, Alle ſich dienſtbar oder wenigſtens dienlich zu machen, und wie alle Genies der Gewiſſenloſigkeit verſtand ſie im höchſten Grade die Kunſt, ihre Werkzeuge zu wählen und, ſobald ſie vernutzt waren, wegzuwerfen. Niemand widerſtand auf die Länge ihrer ſchmiegſamen Liebenswürdigkeit, mit alleiniger Ausnahme ihres Gemahls, und der Unglückliche ſollte bald erfahren, wie gefährlich es ſei, derſelben zu widerſtehen.

---

*) Mémoires de l'impératrice Catherine II., écrits par elle-même et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858.

Die erſte vertraute Eröffnung, welche der Querkopf Peter ſeiner Braut machte, war, daß er ſterblich in eines der Hoffräulein der Czarin verliebt ſei und ſie, Katharina, eben nur heirate, weil ſeine Tante es haben wolle. Eine der Strömungen und Gegenſtrömungen, welche an dieſem zerfahrenen und lüderlichen Hofe tagtäglich wechſelten, drohte die Prinzeſſin, noch bevor ſie Großfürſtin geworden, wieder aus Rußland wegzuſchwemmen. Einer der wüſten Günſtlinge Eliſabeths runzelte Katharina, als ſie eines Tages kindiſche Poſſen treibend mit ihrem Bräutigam auf einem Fenſtergeſims des Palaſtes hockte, an, ſie möge nur ihr Bündel ſchnüren und ſich hintrollen, woher ſie gekommen. „Ich ſah wohl,“ erzählt ſie, „daß mich mein Bräutigam ohne Bedauern hätte fahren laſſen, und das war mir, ſo wie er war, ziemlich gleichgültig; aber die Krone von Rußland war mir nicht gleichgültig!“ Dieſe Krone, ſie wurde das Traumbild ihrer Nächte und die Arbeit ihrer Tage. „In dem Maaße, in welchem mein Hochzeitstag ſich näherte, wurde ich immer melancholiſcher. Mein Herz weiſſagte mir kein großes Glück; der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Ich trug auf dem Grunde meiner Seele ein ich weiß nicht was, welches mich nie auch nur einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder ſpäter dazu kommen würde, ſouveraine Kaiſerin von Rußland zu ſein, Kaiſerin aus eigener Machtvollkommenheit.“

Und das war nicht etwa nur ſo ein eitles Spiel der Phantaſie. Unſere ſechszehnjährige Ehrgeizige war keine Phantaſtin, und wenn ſie dichtete, ſo waren ihre Gedichte Thaten. Sie mußte die Augen offen haben und hatte ſie offen. Es war fürwahr kein Spaß, in ihrer ebenſo widerwärtigen als gefährlichen Stellung zwiſchen der in faſt unausgeſetztem Branntwein- und Wolluſtrauſch dem Grabe zutaumelnden und doch wieder auf ihre Gewalt gränzenlos eiferſüchtigen Czarin, zwiſchen einem kindiſchen Tabaksſchmaucher, Trunkenbold und Gamaſchenknopf von Strohgemahl und den lauernden Parteien der Höflinge den rechten, d. h. zur ruſſiſchen Kaiſerkrone führenden Weg zu treffen und einzuhalten. Aber es gelang ihr vollſtändig, denn, ſagt ſie: „Ich gab mir Mühe, die Zuneigung Aller zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachläſſigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich Aller bedürfe, und demnach Alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und that es mit Erfolg.“ In unglaublich kurzer Zeit hatte es das geniale Kind in der Geſchicklichkeit, die Ruſſen zu behandeln, zur Meiſterſchaft gebracht, während der beſchränkte und ſtarrſinnige Peter von dieſer Kunſt niemals auch nur den erſten Buchſtaben des ABC lernte, ſondern durch kindiſches Schimpfen auf alles Ruſſiſche, durch taktloſes Bevorzugen von Deutſchem oder vielmehr von deutſchen Unarten, durch ein in ſeiner Lage geradezu aberwitziges Nachäffen vom Räuſpern und Spucken Friedrich's des Großen ſchon als Großfürſt ſich alle Welt zum Feinde machte und ſich ſo recht bornirt trotzig auf den Iſolirſchemel ſtellte, von welchem er dann ſo kläglich herabgeſtürzt iſt.

Katharina ließ keine Ziffer ihrer Zukunftsrechnung außer Acht. Sie ging deßhalb auch der ruſſiſchen Geiſtlichkeit ſchmeichelnd um den Bart. Zwar hatte dieſe durch Peter den Erſten jede unmittelbare Macht im Staate verloren, allein die kluge Großfürſtin, welche zu dieſer Zeit angelegentlich Geſchichte ſtudirte, wußte gar wohl, daß die mittelbaren Einflüſſe der Kleriſei auf eine ungebildete Nation unermeßlich ſind und daß der Deſpotismus Meßbücher und Rauchfäſſer gerade ſo nöthig hat, wie Kanonen und Bajonnette. Während daher ihr Gemahl mit einer Art brutaler Freigeiſterei die ruſſiſche Popenſchaft bei jeder Gelegenheit vor den Kopf ſtieß, unterzog ſich Katharina geduldig der ſchrecklichen Langweile, die kirchlichen Ceremonien pünktlich mitzumachen, und gab ſich den Anſchein, die langen Faſten der ruſſiſchen Kirche ſtrengſtens zu halten.

Sie hatte demnach gar viel zu thun, zu beachten, zu ertragen und zu leiden, unſere kleine Schöne, die ſich ſo reſolut in den Kopf geſetzt, „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef.“ In Wahrheit, ſie war zu dieſer Zeit ein armes Käthchen. Man betrachte einmal nachſtehendes Portrait, welches ein Griffel von damals von dem Großfürſten Peter entworfen hat. „Mehr klein als groß, iſt er von häßlichen Zügen und ſeine Augen ſind klein und widerlich. Quer über ſeinem kleinen Kopf und tief in die Stirne gedrückt ſitzt ein ungeheurer Hut, der ihm ein kriegeriſches Anſehen geben ſoll. Dieſe an ſich ſchon groteske Figur trägt einen Anzug, an welchem der preußiſche Schnitt aufs lächerlichſte übertrieben iſt. Die beiden Storchbeine des Großfürſten ſind dermaßen in ein Paar enger Gamaſchen eingezwängt, daß ſeine Kniee ihre Biegſamkeit verloren haben und dieſe militäriſche Marionette ſich weder bequem niederſetzen, noch wie andere zweibeinige Weſen ſich bewegen kann. Sein Geſicht, welches von dem beſchriebenen Hute halb bedeckt iſt, verzerrt er unaufhörlich, ſo daß es faſt unmöglich iſt, ihn ohne Lachen anzuſehen.“ Es iſt leicht zu errathen, wie angenehm die Tage waren, welche eine junge Frau — was ſag' ich? — eine Jungfrau von Katharina's Schönheit, Geiſt und Art neben einer ſolchen Caricatur von Mann verbringen mußte.

Aber vollends die Nächte! Wie Jedermann weiß, hatte der arme Tropf von Peter neben ſeinen übrigen Vorzügen auch einen organiſchen Fehler, welcher ihn verhinderte, ſeine Ehe zu wirklichem Vollzug zu bringen. Statt deſſen ſah das Schlafgemach des jungen Paares die lächerlichſten Myſterien von der Welt. Nachdem nämlich den Tag über der Großfürſt die Großfürſtin gezwungen, mit ihm Schildwache zu ſtehen und andere Soldatenſpielerei zu treiben, mußte ſie Nachts mit ihm thun, was ſie uns ſelbſt erzählen ſoll: „Madame Kruſe — (die Kammerfrau der Großfürſtin) — verſchaffte dem Großfürſten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieſelben in und unter meinem Bett. Der Großfürſt legte ſich zuerſt nach dem Abendeſſen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, ſchloß Madame Kruſe die Thüre und der Großfürſt ſpielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an dieſen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zuwider.“ Armes Käthchen! Um ſo bedauerlicher, als du, wie du uns ſelber bekannt haſt, gerade damals Brantôme's Buch von den „Dames galantes“ laſeſt, welches in einer bald ſiebzehnjährigen soidisant Frau den Wunſch, andere Spiele als die eben erwähnten mitzumachen, ſehr lebhaft zu erregen ungemein geeignet iſt. Kein Zweifel, armes Käthchen, du hatteſt das klarſte Recht von der Welt, im Rückblick auf mehrbeſagte eheliche Puppenſpielfreuden ſpäter zu ſagen: „Ich war, denk' ich, zu etwas Anderem gut (il me semble, que j'étais bonne pour autre chose).“

Das dachte in einer ihrer ſpärlichen nüchternen Stunden auch Czarin Eliſabeth, die große Liebhaberin von Likören und Grenadieren. Dieſe zärtliche Tante wollte einen Großneffen und Thronfolger ſehen, gleichviel, woher derſelbe käme. Madame Tſchoglokoff, Obergouvernante der Großfürſtin, erhielt von der Czarin den Befehl, die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen, und die Vollziehung dieſes Befehls wurde durch den Umſtand erleichtert, daß gerade damals mehrere glänzende junge Edelleute, wie Sergius Soltikow, Zachar Czernitſchew und Leo Nariſchkin, in die Umgebung des Großfürſten gekommen waren und ſein ganzes Vertrauen gewonnen hatten.

Es muß geſagt werden, daß Katharina länger widerſtand, als man den Umſtänden zufolge hätte erwarten können; und es heißt nur gerecht ſein, wenn man anerkennt, daß ſie ihrem Gemahl jahrelang die Treue bewahrte, während der alberne Menſch, wahrſcheinlich um ſich als echter Prinz ſeines Jahrhunderts zu erweiſen, ſich den Anſchein gab, als ſei er darauf verſeſſen, Maitreſſen zu haben.

Katharina hat uns das tragikomiſche Abenteuer erzählt, daß der Großfürſt, wenn er Nachts betrunken das eheliche Lager beſtieg, ſeine ſchlafende Frau mit Fauſtſchlägen zu wecken pflegte, um derſelben die Reize ſeiner Maitreſſen im Detail zu ſchildern. Wie bekannt, bekleidete zuletzt die Gräfin Woronzow, eine Schweſter der Fürſtin Daſchkow, welches letztere Mannweib die Großfürſtin zu ihrer Buſenfreundin zu machen verſtanden hatte, die Sinecure einer Maitreſſe Peter's. Ein gutmüthiges, einfältiges, häßliches, vulgäres Geſchöpf, von welchem der in das damalige ruſſiſche Hofleben tiefeingeweihte Major Maſſon in ſeinen Memoiren geſagt hat: „Sie berauſchte ſich mit ihrem Liebhaber und fluchte wie ein Soldat; ſie ſpielte, ſtank und geiferte, wenn ſie ſprach.“

Einer Solchen ſetzte Peter ſeine ſchöne, bezaubernde Frau nach und hatte die Folgen zu tragen. Gegen Neujahr 1754 kam die Großfürſtin endlich in Umſtände, welche intereſſante zu nennen damals noch nicht Mode war. Wer der Verurſächer geweſen, ob Soltikow, Czernitſchew oder auch

Nariſchkin, laſſen zwar die Memoiren Katharina's im Unklaren, indeſſen geben die Ausdrücke, womit ſie in ihren Bekenntniſſen von Soltikow ſpricht — „er war ſchön wie ein Engel und ein vollendeter Meiſter in allen Liebesränken" — den nöthigen Fingerzeig. Der Großfürſt drückte ſein Ungeheuer von Hut à la Frédéric le Grand noch tiefer als gewöhnlich in die Augen, da er die überraſchende Neuigkeit erfuhr, und ließ ſich in Gegenwart Nariſchkin's alſo vernehmen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau ſchwanger geworden. Ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört." Nariſchkin flog zur Großfürſtin, um ihr dieſe bedenkliche Aeußerung brühwarm zu hinterbringen.

Allein Katharina war ganz gefaßt und konnte es ſein. Hatte ſie doch, als nur erſt ſie ſelbſt und Soltikow von der gemeldeten großen Neuigkeit wußten, durch den Genannten als Präſervativ gegen die Gefahr die höchſt lächerliche Komödie in Szene ſetzen laſſen, daß halb im Scherz, halb mit Gewalt, der Großfürſt einer Operation unterworfen wurde, um ihn von ſeinem organiſchen Fehler zu heilen oder ihn wenigſtens glauben zu machen, er ſei davon geheilt. Hierauf geſtützt, ließ die Großfürſtin, ſchon jetzt, wenn es galt, die ganze Kühnheit ihres Charakters entfaltend, ihrem Gemahl als Antwort auf ſeine berichtete Auslaſſung ſagen, „ob er leugnen wolle, daß er bei ihr geſchlafen? Wenn ja, würde ſie die Sache der Czarin vorlegen und auf eine Unterſuchung dringen.“ Peter betrank ſich, rauchte, ſchimpfte und fluchte nach Gewohnheit, aber er duckte ſich und ließ es geſchehen, daß das am 1. Oktober 1754 von Katharina geborene Kind als ſein rechtmäßiger Sohn mit dem Namen Paul Petrowitſch getauft und als Großfürſt-Thronfolger anerkannt wurde. Freilich machte dieſes Ereigniß die zwiſchen Peter und ſeiner Frau ſchon lange eingetretene Entfremdung unheilbar. Die Beiden ſtanden einander in erklärtem Kriegszuſtand gegenüber, und wenn nicht ein unberechenbarer Zufall für Peter ins Mittel trat, konnte es nicht zweifelhaft ſein, wem ſchließlich der Sieg zufallen würde.

Katharina hatte ihre Partie ergriffen und ihre Stellung bemeſſen. Ihr jetzt in voller Stärke erwachtes glutvolles Temperament forderte Befriedigung; aber dieſes außerordentliche Weib vergaß im Taumel der Liebesgenüſſe niemals das große Ziel, welches zu erreichen ſie ſich vorgeſetzt hatte. Sie hatte einen bedeutenden Vorſchritt dazu gemacht, als es ihr, noch vor der Geburt ihres Sohnes Paul, gelungen war, den mächtigſten Mann in Rußland, den Großkanzler Beſtuſchew, der das Reich regierte, für ſich zu gewinnen. Sie verdankte dieſer Verbindung nebenbei auch das Glück der Schäferſtunden, welche ſie mit dem im Jahre 1755 an Soltikow's Stelle getretenen jungen Polen Poniatowsky feierte, den ſie ſpäter zum Dank dafür zum Schattenkönig von Polen machte.

Der Haß, welchen ihr Gemahl gegen ſie hegte, war ihr wohlbekannt. Bedrohte doch der ſchwache, unfertige und unſchlüſſige Menſch, welchen ſein lebhafter Briefwechſel mit Friedrich dem Großen nicht zum Manne zu machen vermochte, bei ſeinen tumultuariſchen Zechgelagen ſeine Frau, die er mit den gemeinſten Schimpfwörtern belegte, ganz offen mit ſeiner dereinſtigen Rache. Sie ſagt darüber in ihrer Beichte: „Bei dieſen Drohungen des Großfürſten überlegte ich mein Geſchick. Ich ſah drei Wege vor mir. Erſtens, das Wollen und das Schickſal des Großfürſten unter allen Umſtänden zu theilen. Zweitens, mich widerſtandlos von ihm zu Grunde richten zu laſſen. Drittens, meinen eigenen Weg zu gehen, mich ſelbſt, meine Kinder" — (ſie hatte im Dezember 1757 eine Tochter geboren) — „und den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, mit welchem des Großfürſten Unfähigkeit uns alle bedrohte. Das erſchien mir als das Zweckmäßigſte. Ich beſchloß alſo, dem Großfürſten den beſten Rath über ſeine wahren Intereſſen zu geben, wo ſich der Anlaß darböte, im Uebrigen aber ein ſehr ſtrenges Schweigen zu beobachten und vor Allem mein eigenes Intereſſe bei dem Publikum zu wahren, ſo daß ich demſelben im Nothfall als der Retter des Staatswohls erſcheinen könnte."

Freilich, wenn man beſtändig eine Kaiſerkrone über ſeinem Haupte ſchweben ſieht, mag es auch dem Beſonnenſten begegnen, einmal zur Unzeit einen kühnen Griff darnach zu thun. Allem nach that Katharina im Sommer von 1757 einen ſolchen Griff oder ließ ihn wenigſtens in ihrem Intereſſe geſchehen. Es war gut für ſie, daß ſie ſchlau genug geweſen, ſich bei Zeiten eine Fürſprecherin bei ihrem Gemahl zu ſichern, welcher dieſer nicht widerſtehen konnte, nämlich ſeine Maitreſſe, die gutmüthig-einfältige Eliſabeth Woronzow, welche der Frau ihres Liebhabers bald ſehr bedeutende Dienſte leiſten ſollte.

Der Großkanzler Beſtuſchew nämlich trug ſich, ſeitdem er mit Katharina politiſch ſich verſtändigt hatte, mit dem Gedanken, die Czarin ſo oder ſo dahin zu bringen, ihren Neffen Peter von der Thronfolge auszuſchließen und dieſe an ihren offiziellen Großneffen Paul unter Vormundſchaft von deſſen Mutter zu übertragen. Ein gefährliches Erkranken der Czarin ſchien dieſem Plan noch eine ſchnellere und weniger umſtändliche Verwirklichung zu ſichern, d. h. Beſtuſchew und ſeine Coterie wollten im Falle von Eliſabeth's Tod ohne Weiteres Paul als Czar und die Großfürſtin als Regentin ausrufen. Allein unverhofft genas die Czarin wieder und erfuhr, was im Werke geweſen. Im höchſten Zorn entſetzte ſie Beſtuſchew ſeines Miniſterpoſtens und verwies die Großfürſtin, deren Mitwiſſenſchaft freilich nicht erwieſen wurde, weil der Großkanzler reinen Mund hielt, auf zwei Monate — vom Hofe. Dieſe Strafe war an und für ſich um ſo leichter zu tragen, als Katharina in ihrer Zurückgezogenheit zu Oranienbaum durch den ſchönen Poniatowsky getröſtet wurde. Die Großfürſtin ſetzte übrigens bei dieſer Gelegenheit den Hebel in ihrer verwickelten Intriguenmaſchine in Bewegung, welcher Eliſabeth Woronzow hieß. Auf Betreiben der gutmüthigen Maitreſſe legte der unſtäte Peter bei ſeiner Tante Fürſprache für ſeine Frau ein und Katharina durfte wieder zu Hofe kommen. Es wurde daſelbſt ſogar eine allſeitige Verſöhnungsfarce aufgeführt (April 1758).

Was dahinter war, ſollte bald offenbar werden.

Der Großfürſt hatte unter andern wechſelnden Launen auch die, mitunter den Eiferſüchtigen zu ſpielen. So ließ er denn eines Abends den in der Verkleidung eines Kochs zum Stelldichein mit der Großfürſtin ſchleichenden Poniatowsky aufgreifen und vor ſich bringen. Nach etwelchen nicht ſehr feinen Spottreden complimentirte einer von Peter's Zechgenoſſen den künftigen König von Polen mittelſt eines Fußtritts ad posteriora zur Thür hinaus*). Damit war aber das Abenteuer noch nicht zu Ende. Der närriſche Peter erhob diesmal ein großes Spectakel. Der ſchöne Pole mußte den

---

*) Stanislaus August Poniatowsky gehörte, die Talente abgerechnet, zu derſelben Sorte von Menſchen, wie die hochſelige Durchlaucht, der Herr Fürſt von Metternich. Als dieſer im Jahre **1808** aus einer Audienz bei dem Kaiſer der Franzoſen weggegangen war, brach der derbe Marſchall Lannes in ein wieherndes Gelächter aus und ſagte in ſeinem Wachſtubenton zu Napoleon: „Ueber Karoline's Geſchmack! — (Metternich machte bekanntlich dieſer Schweſter Napoleon's und Frau Murat's mit Erfolg den Hof.) — Ueber dieſe Hundedemuth und Nichtigkeit! Ich hätte ihm, während er mit dir ſprach, von hinten einen Tritt geben können und du würdeſt vorne nicht das leiſeſte Zucken des ſüßen Mundes bemerkt haben.“

Hof und Rußland verlaſſen. Die Czarin ſprach in halbnüchternem Zuſtand davon, die Großfürſtin in ein Kloſter zu ſperren. Wieder ſetzte Katharina den vorhin genannten Hebel in fürbittende Bewegung und der arme dumme Hebel that ſeine Dienſte. Die Maitreſſe beſchwatzte den Großfürſten, ſeiner Gemahlin Verzeihung anzukündigen, was dieſer wunderbaren Schauſpielerin Gelegenheit gab, eine ihrer großen Szenen zu tragiren. Sie warf ſich dem Gemahl zu Füßen und redete hinreißend ſchön von inniger Reue und ewiger Dankbarkeit. Ganz gerührt eilte der Großfürſt zur Czarin, um auch von dieſer Verzeihung für Katharina zu erlangen. Eliſabeth, von Natur keineswegs dumm, ſah viel heller als ihr Neffe; aber in ihrer Indolenz gewährte ſie deſſen Bitte und ſagte nur warnend: „Du und deine Eliſabeth Woronzow werden es zu bereuen haben, denn ich kenne Katharina.“ Ein prophetiſches Wort! Man ſieht, Branntweindünſte vermögen zuweilen ſo viel wie jener aus der Kluft von Delphi aufſteigende Dunſt, welcher die Pythia orakeln machte.

Die Czarin duſelte noch bis zum Ende des Jahres 1761 ſo hin. Die Großfürſtin hätte bei ihr einen ſchweren Stand gehabt, falls Eliſabeth in ihrem trägen Sinnentaumel die Dinge nicht hätte gehen laſſen, wie ſie eben gehen mochten. Auch hatte Katharina nicht verſäumt, einen der letzten Beiſchläfer der Czarin, Iwan Schuwalow, zu ihrem Fürſprecher und heimlichen Bundesgenoſſen zu gewinnen. Ihre heimliche Bundesgenoſſenſchaft mehrte ſich überhaupt zu dieſer Zeit bedeutend, und wenn es eine Partei am Hofe gab, welche dem Plan zuſtimmte, nach Eliſabeth's vorausſichtlich baldigem Ausgang die Großfürſtin als Vormünderin ihres Sohnes Paul zur Regentin von Rußland zu erklären, ſo gab es auch eine andere, welche, die geheimſten Gedanken Katharina's beſſer errathend als jene, alsbald nach Erledigung des Czarenthrons die Großfürſtin zur Selbſtherrſcherin aller Reußen gemacht wiſſen wollte. Das Haupt der erſten Partei war der Graf Panin, Oberhofmeiſter des jungen Großfürſten Paul, das Haupt der zweiten war Katharina ſelbſt. Dem Haupte fehlten die Hände nicht und zwei äußerſt thätige Hände hatte die ebenſo kühne Streberin nach czariſcher Selbſtherrlichkeit als beiſpiellos ſchmiegſame Heuchlerin in der Fürſtin Daſchkow und in Gregor Orlow gefunden.

Katharina Daſchkow hat Memoiren hinterlaſſen, aber man muß in denſelben keine rückſichtsloſe Selbſtſchau zu finden erwarten; denn man findet in Wahrheit daſelbſt nur eine Apologie, die das wirkliche Bild der Fürſtin nicht erkennen läßt. Sie war ein Weib von ſtürmiſcher Begehrlichkeit und von raſchwechſelnden Launen in ihren Wollüſten. Von Natur grobknochig und tatariſch wild, in ihrem Gebaren fahrig, grazienverlaſſen und huſarenmäßig, übte ſie doch vermöge der Ueberlegenheit und Keckheit ihres Geiſtes auf ihre Umgebung einen großen Einfluß. Sie war ganz die Frau, einer Petersburger Orgie wildeſter Gattung vorzuſitzen, und machte ſich ſicherlich ganz und gar Nichts daraus, in Gegenwart ihrer männlichen Leibeigenen das Hemd zu wechſeln oder noch Unausſprechlicheres zu thun, wie ja das in der ruſſiſchen Großdamenwelt mit unter noch heute Styl ſein ſoll. Aber ſie war zugleich eine echte Tochter der Epoche des Despotisme éclairé, d. h. mit Wiſſenſchaft und Vorſchritt kokettirend, umſtürzeriſch und vorwärtsdrängend geſinnt, dem Revolutionsmachen von oben herab mit Leidenſchaft zugethan. Ein Kraftweib, das ſich zum Herrſchen berufen glaubte und an dieſem Hofe, wo Barbarei und Raffinement ſo wunderſam in einander ſpielten, nothwendig eine große Figur machen mußte.

Die Daſchkow war der Großfürſtin aufrichtig und aufopfernd zugethan, keine Frage: aber wenn ſie ſich mit der Illuſion trug, mit und durch Katharina ſich ſelbſt zu erhöhen, wenn ſie wähnte, es würde ihre Beſtimmung ſein, die künftige Beherrſcherin von Rußland zu beherrſchen, ſo war ſie ſehr im Irrthum. Sie glaubte die Großfürſtin zu kennen und wußte doch nicht, daß die Falſchheit dieſer Frau unergründlicher ſei als die tiefſte Tiefe des Ozeans. Wäre Schiller's Fiesco i. J. 1763 ſchon gedichtet und in Petersburg bekannt geweſen, ſo hätte Katharina Daſchkow eines unſchönen Tages

Gelegenheit gehabt, ſich zu ſagen, daß die bekannte Stelle vom Mohren, der gehen kann, nachdem er ſeine Schuldigkeit gethan, eine ſehr ſinnſchwere Stelle ſei. Alle Citronen auszupreſſen und die ausgepreßten dann mit vollendeter Grazie oder auch mit vollendeter Rohheit wegzuwerfen, das iſt ein Hauptgebot in dem Moralcodex dieſer Welt, wo Dankbarkeit ein Traum, Redlichkeit eine Ideologie, Charakterfeſtigkeit eine Thorheit, das glückliche Verbrechen ein Verdienſt und der Erfolg eine Tugend iſt, die einzige allgemein anerkannte und verehrte Tugend.

Neben der Katharina Daſchkow iſt von einer weiteren Katharina zu ſprechen, die in der Umgebung der Großfürſtin Katharina einen großen Stand hatte. Ich meine die Kammerfrau Katharina Iwanowna Tſcherekowskoja, unter deren Obliegenheiten die einer „Zuführerin" die erſte Stelle einnahm. Ihre Herrin konnte ohne Liebhaber nicht mehr leben; aber ſie wußte auch die Wolluſt zu einer Kupplerin der Macht zu machen. Der vorhin genannte letzte Günſtling der Czarin Eliſabeth, Schuwalow, hatte einen Adjutanten, den Artillerielieutenant Gregor Orlow, welcher für den ſchönſten Mann Rußlands galt. Die Fürſtin Kurakin, Schweſter Panin's und Maitreſſe Schuwalow's, hatte wie andere Damen des Hofes den ſchönen Orlow unwiderſtehlich gefunden, allein der eiferſüchtige Chef des jungen Offiziers ſtörte den Fortgang dieſer Liebſchaft, indem er Orlow aus ſeiner Umgebung entfernte. Die vielerfahrene und vielthätige Tſcherekowskoja verſchaffte nun dem ſchönen Müßigen ausreichende Beſchäftigung, indem ſie denſelben der Großfürſtin zuführte, die ſich ſo heftig in ihn verliebte, wie ſie ſich in ſeine Vorgänger verliebt hatte, ja noch heftiger.

Gregor machte ſeine Geliebte mit ſeinen Brüdern Alexei, Iwan und Fedor bekannt, die theils bei der Artillerie, theils in der Garde dienten und eifrige Werber für Katharina wurden. Alexei, ein Mann von herkuliſcher Geſtalt, ſoll mit ſeinem Bruder Gregor deſſen intimſte Verrichtungen bei der Großfürſtin getheilt haben. Thatſache iſt, daß Katharina durch Gregor wiederholt in intereſſante

Umſtände verſetzt wurde. Sie gebar ihrem Geliebten zuerſt einen Sohn, welchen ſie unter dem Namen Baſil Gregorewitſch Bobrinsky großziehen ließ und ſpäter mit Reichthümern überhäufte. Es war im Herbſte des Jahres **1761**, als ſie mit genanntem Orlow'ſchen Liebespfande ſchwanger ging, und dieſer Umſtand war ein doppelt intereſſanter, inſofern er verheimlicht werden mußte, da der Großfürſt längſt allen vertraulichen Verkehr mit ſeiner Frau abgebrochen hatte. Das am Hofe umgehende Gemunkel machte auch die Czarin Eliſabeth auf die Figur der Großfürſtin aufmerkſam und ſie maß dieſe eines Tages mit Blicken, welche es Katharina räthlich erſcheinen ließen, einen kranken Fuß zu bekommen, um nicht nöthig zu haben, ſich anders als ſitzend vor der Czarin ſehen zu laſſen. Hundert Jahre ſpäter würde ſie dieſes Auskunftsmittels nicht bedurft haben. Da hätte die gebenedeite Crinoline, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſo viele phyſiſche und moraliſche Auswüchſe zudecken mußte, auch den Orlow'ſchen Segen zugedeckt.

Am 24. Dezember 1761 alten oder am 5. Januar 1762 neuen Styls endigte die Czarin Eliſabeth ihre Ausſchweifungen, d. h. ihr Leben. Kaum war ihr Todesröcheln verſtummt, ſo brachten die Großen des Reichs, die Mitglieder des Senats und des Synods, die Prälaten, Miniſter, Generale und Admirale dem Großfürſten-Thronfolger als nunmehrigem Czar und Selbſtherrſcher aller Reußen ihre Huldigungen und Treuſchwüre dar. Ohne die geringſte Schwierigkeit beſtieg Peter der Dritte den Thron ſeines Großvaters Peter's des Erſten für die Dauer von — ſechs Monaten und fünf Tagen .... Armer Junge, wie ſtolz und machttrunken mag dir zu Muthe geweſen ſein zur Stunde, da du zum erſten Mal als Kaiſer auftrateſt in der Uniform deines preobraſchenskiſchen Garderegiments, in grüner Jacke mit rothem Halskragen und rothen Aufſchlägen, in ſtrohgelber Pattenweſte und ſtrohgelben Hoſen, die ſich in ſteife Gamaſchen verloren: über der Bruſt das blaue Band vom Sanct Andreas, den langen preußiſchen Zopf im Nacken, zwei große, ſtark gepuderte Haarrollen an die Schläſen gekleiſtert, das Degengehenk über der Hüfte, den Hut auf preußiſche Manier übergeſtülpt, den altfritzigen Stock in der Rechten.

Sechsmonatkaiſer, wahre dich! Reize nicht die, welche vor Zeiten Puppenſpiele mit dir zu treiben genöthigt war. Sie hat ſeither andere Spiele gelernt und miſcht ſchon zu einem die Karten, wo der Einſatz die Krone von Rußland. Aber du haſt, o neuer Czar, von den allnächtlichen Schleichgängen des ſchönen Orlow zu deiner Frau gehört und auch von der eigentlichen Beſchaffenheit ihrer Fußkrankheit? Und du wirſt zornig und ſtampfeſt im Gefühl deiner neuen czariſchen Allmacht wüthend auf den Boden und fuchtelſt mit dem Stock in der Luft herum und fluchſt wie ein Fuhrmann und ſchreiſt ſo laut, daß die gutmüthige dicke Eliſabeth Woronzow ſchier darob in Ohnmacht fällt: — „Soll unterſucht werden, die ſaubere Schmiere, und wehe der verdammten .... (Wachtſtubenausdruck) ... wenn ſie ſchwanger! Ich laſſ' ihr die Haare ſcheeren und ſie in einem Kloſter vermauern.“ ....

Armer Peter, es wäre klüger geweſen, etwas weniger laut zu drohen und etwas ſchneller zu handeln. Der, welcher Katharina überraſchen wollte, mußte überhaupt früh aufſtehen. Der Czar wollte ſeine Frau überraſchen, aber er kam, wie Caſtéra erzählt, zu ſpät; denn „au moment où il entra dans la chambre de l'impératrice, il la trouva assise sur un sopha où elle avoit, quelques heures auparavant, été délivrée avec le secours d'Jwanowna du fardeau qui l'avoit mise dans le plus grand péril.“ Man kann ſich denken, was für ein Schafsgeſicht der düpirte Ehemann gegenüber der Virtuoſin in der Verſtellungskunſt gemacht haben mag. Wahrſcheinlich hat ſie ihn gerade bei dieſer Gelegenheit — denn ſie wußte die Gelegenheiten zu faſſen und auszunutzen — mit ſouverainer Superiorität behandelt. Das Betragen, welches er zunächſt gegen ſie einhielt, deutet darauf hin. Vom Haarabſcheeren und vom Kloſter war keine Rede mehr. Ebenſowenig davon, womit ſich der jetzige Czar als Großfürſt früher wiederholt prahlend gegen ſeine Zechgenoſſen herausgelaſſen, daß er, auf den Thron gelangt, den jungen Großfürſten Paul für einen Baſtard und ſeine Ehe mit Katharina für nichtig erklären würde. Im Gegentheil, er that nicht das Geringſte, die jetzige Würde ſeiner Frau als Czarin zu beeinträchtigen, ſondern bezahlte vielmehr ihre ſehr beträchtlichen Schulden, ohne nach den Urſachen derſelben zu fragen, erhöhte ihr Einkommen und machte ihr ein bedeutendes Geſchenk in Krondomänen.

Wenn er darauf rechnete, Katharina durch ſolches wohlwollendes Bezeigen zu gewinnen, ſo war das freilich eine arge Täuſchung. Allein es heißt dem unglücklichen Manne nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man ſagt, daß ſein Verfahren wohl gar nicht aus Berechnung entſprang. Peter beſaß, ſeiner groteſk-korporaliſchen Manieren ungeachtet, eine Gutmüthigkeit, welche unendlich viel länger war als ſein Verſtand. Die erſchreckliche Kürze dieſes letztern Artikels trat in dem Walten des neuen Czars ſofort zu Tage.

Es iſt ſicherlich eines der kläglichſten Schauſpiele, auf dem Thron eines großen Reichs einen beſchränkten, ungebildeten, querköpfigen und ſtarrſinnigen Menſchen zu erblicken, welcher umwandeln und umgießen will und mit dem beſten Willen von der Welt Nichts als Dummheiten zuwegebringt. Viele ſeiner Maßregeln zeugten von Gerechtigkeit und Humanität, ſelbſt von Einſicht, aber alle verkehrten ſich durch die Art, wie er ſie zur Ausführung brachte, in ihr Gegentheil. Er hatte, wie ſchon früher bemerkt worden, nicht die entfernteſte Idee, wie man die Ruſſen behandeln müſſe, und was noch ſchlimmer, er war taktlos genug, ſeine Verachtung für die Nation, deren Diadem er trug, ganz offen darzulegen. Vergebens ſandte Friedrich der Große, dem, wie Jedermann weiß, unermeßlich viel daran gelegen ſein mußte, daß ſein abgöttiſcher Verehrer Czar von Rußland bliebe, Brief auf Brief mit weiſen Rathſchlägen. Der czariſche Vergötterer Friedrich's war nicht der Mann, weiſe Rathſchläge zu beachten, zu verſtehen und zu befolgen. Und gerade ſeine in läppiſchen Aeußerlichkeiten aufgehende Boruſſomanie wurde bekanntlich einer der Sargnägel Peter's des Dritten. Wie mußte es, um nur eine dieſer Thorheiten anzuführen, die hochmüthigen Ruſſen, welche noch vor Kurzem mit den Waffen in der Hand in die preußiſche Hauptſtadt eingezogen waren, erbittern, daß ihr Czar, als ihm König Friedrich das Patent eines preußiſchen Generals ſchickte, vor Freude darüber ganz närriſch that und von da an faſt nur noch preußiſche Uniform trug.

Falls dem klügſten und gewandteſten Menſchen die Aufgabe geſtellt worden wäre, binnen kürzeſter Friſt alle Claſſen der ruſſiſchen Geſellſchaft vor den Kopf zu ſtoßen, hätte er dieſe Aufgabe nicht gründlicher löſen können als der arme Peter that. Er verfeindete ſich, mitunter gerade aus löblichſten Abſichten, die Höflinge, den Adel, die Geiſtlichkeit, die Armee und das Volk. Alle ſeine Pläne wurden durchkreuzt, Alles ſchlug zu ſeinem Unſtern aus. Er wollte einen ruſſiſchen Friedrich den Großen vorſtellen und war doch nur Peter der Kleine von Holſtein. Nicht ganz ohne Grund meinte er, die Ruſſen müßten und wollten in der Manier Peter's des Erſten tractirt ſein; der Fehler war nur, daß ſeine deutſche Krautjunkernatur dieſer Manier niemals auch nur annähernd ſich zu bemächtigen vermochte. Was half es ihm, daß er den klugen, tapfern, in ruſſiſchen Verhältniſſen ganz heimiſchen Feldmarſchall Münnich aus deſſen ſibiriſchem Exil zurückberufen und in ſeine Umgebung gebracht hatte? Nichts, denn er befolgte Münnich's Rathſchläge ſo wenig, wie die des Königs von Preußen.

Es konnte nicht lange währen, ſo mußte jeder Hellſichtige erkennen, daß der Czar ein verlorener Mann. Jeder Tag, jede Stunde mehrte die Zahl der Unzufriedenen und genau in dem Verhältniß, in welchem die Anzahl der Feinde Peter's wuchs, nahm die Anzahl der Freunde Katharina's zu. Bald war, die nächſte Umgebung des verblendeten Mannes ausgenommen, der Wunſch nach einer Veränderung allgemein und ſchwebte das Vorgefühl einer Kataſtrophe in der Luft.

Ob ſich Katharina alle Möglichkeiten derſelben klar gemacht oder, deutlicher zu ſprechen, ob ſie den Gedanken feſt ins Auge gefaßt, daß ſie über den Leichnam ihres Gemahls wegſchreiten müſſe, um zum Thron zu gelangen, iſt weder mit Beſtimmtheit zu bejahen, noch mit Sicherheit zu verneinen. Möglich, daß ſie dem Grafen Panin Glauben ſchenkte, welcher ſie und ſich ſelbſt mit der Meinung täuſchte, man könnte ſich Peter's entledigen, ohne daß es eines Mordes bedürfen würde. Unzweifelhaft ſicher iſt aber, daß Katharina im Sommer 1762 die Zeit gekommen glaubte, „wo ſie als Retterin des Staatswohls erſcheinen müßte," und nicht weniger ſicher iſt auch, daß dieſe Frau, obgleich von Natur keineswegs grauſam, ihr Lebenlang vor keinem Mittel zurückſchrack, Hinderniſſe auf ihrem Wege zu entfernen. Es wäre die lächerlichſte Sentimentalität von der Welt, wollte man annehmen, die „Semiramis des Nordens," welche durch ihre Suwarow, Potemkin und Repnin ganze Völker erbarmungslos zu Boden ſtampfen ließ, während ſie mit Voltaire und Diderot über Probleme der Humanität briefwechſelte oder in der Eremitage zu Czarsko-Selo ihre berüchtigten „parties fines" feierte, hätte ſich große Skrupel gemacht bei dem Gedanken, einem Manne, der ihr Nichts war und nie Etwas geweſen war, könnte bei ſeiner gewaltſamen Entfernung vom ruſſiſchen Thron etwas Ruſſiſches zuſtoßen.

Die Verſchwörung gegen den Czar wurde ſo zu ſagen bei hellem Tag und offenen Thüren betrieben: man wußte ja, mit wem man zu thun hatte. Graf Panin und die Daſchkow wühlten in den Salons, die Brüder Orlow in den Kaſernen, wohin übrigens auch die genannte Fürſtin kam, um für Katharina zu weibeln und zu werben. Eingeweihte und thätige Verſchwörer waren ferner der Piemonteſe Odart, Geheimſchreiber der Czarin und für Geld zu jeder Schurkerei willig, der verworfene Staatsrath Teplow, der Generalprocurator Glebow, der Oberſt Alſufiew, der Hauptmann Bibikow, der Hauptmann Paſſek. Als ſehr eifriger Arbeiter — („un très grand ouvrier" nennt ihn der Bericht eines diplomatiſchen Agenten) — für die Zwecke der Verſchworenen that ſich der Erzbiſchof von Nowgorod, Setſchin, hervor. Er war das Band, an welchem Katharina die ruſſiſche Geiſtlichkeit gängelte. Der franzöſiſche Geſandte unterſtützte das Complott mit Geld, da es ſeinem Hofe höchſt erwünſcht ſein mußte, wenn Peter der Dritte, d. h. die preußenfreundliche Politik in Rußland ſtürzte.

Alle die angedeuteten Machinationen, inſbeſondere die Verführung der Soldaten, wurden, wie geſagt, ſo offen betrieben, daß Jedermann die Gefahr ſah, in welcher Peter der Dritte ſchwebte, ihn ſelbſt ausgenommen. Von Berlin kam eine dringliche Warnung. Vergebens. Der Oberſt Budberg, welchen man für die Verſchwörung hatte gewinnen wollen, unterrichtete den Czar davon. Umſonſt. Starrſinnig behauptete der unglückliche Mann, es exiſtire kein Complott, und als er ſich endlich auf flehentliches Bitten ſeiner Freunde herbeiließ, ſeinen Adjutanten Perſiliew auf Kundſchaft zu den Orlows zu ſchicken, trug das nur zur Beſtärkung ſeiner Verblendung bei. Denn die Orlows merkten unſchwer die Abſicht des beſchränkten und leichtblütigen Perſiliew und benützten dieſen meiſterhaft, ſeinen Herrn noch mehr in Sicherheit einzulullen, in eine Sicherheit, die ſo groß war, daß Peter bekanntlich unmittelbar vor ſeinem Sturz alles Ernſtes ſich mit dem Gedanken trug, die Karte von Europa in ſeiner Manier zu „corrigiren,“ und alle Vorbereitungen getroffen hatte, ſich an die Spitze einer Armee zu ſtellen, welche zunächſt gegen Dänemark beſtimmt war.

Während er ſo den Träumen einer kindiſch-phantaſtiſchen Politik lebte, trafen ſeine Frau und ihre Anhänger die letzten Vorbereitungen, den großen Schlag zu führen. Am 7. Juli eröffnete ſich Panin dem Grafen Raſumowsky, Hetman der Koſaken, und dem Fürſten Wolkonsky, Oberſt der Garde zu Pferde. Beide, wie auch der General Betzkoi, traten der Verſchwörung bei. Gerade an dieſem Tag ereignete ſich aber ein Zwiſchenfall, der das ganze Unternehmen hätte zunichte machen können. Der Hauptmann Paſſek, ein roher Trunkenbold, welcher ſich ſchon wiederholt erboten hatte, den Czar zu ermorden, ſprach in der Trunkenheit ganz laut von der bevorſtehenden Palaſtrevolution. Das brachte ein Soldat, der von Paſſek mißhandelt worden war, zur Anzeige und der Hauptmann wurde am 8. Juli verhaftet. Wenn er freiwillig oder durch die Tortur beſtimmt plauderte? Dann war Alles verloren, falls man nicht das Prävenire ſpielte. Panin ſah das vollkommen ein und beſchloß ſofort den zündenden Funken an die Leitfäden der längſt geladenen Minen zu bringen. Noch entſchiedener trieb die Daſchkow zur Eile. Sie, von welcher ein aus Petersburg vom 12. März 1763 datirter engliſcher Geſandtſchaftsbericht ſagt, daß ſie kühn geweſen „über den männlichſten Muth hinaus und von einem Geiſte, der fähig, das Unmögliche zu unternehmen, um irgendeine ihrer Leidenſchaften zu befriedigen“ — beſtimmte namentlich die Orlows, welchen im entſcheidenden Augenblicke der Muth verſagen wollte, zu unverweiltem Handeln.

Der Czar befand ſich in der Sommerreſidenz zu Oranienbaum, die Czarin zu Peterhof. Dahin ſandte Herr von Panin, nachdem er alle Führer der Verſchwörung benachrichtigt und auf ihre verſchiedenen Poſten verwieſen hatte, in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli den Alexei Orlow mit einer ſechsſpännigen Miethkutſche, die Czarin heimlich in die Hauptſtadt zu holen, wo Alles vorbereitet war, um ſie, wie Panin's Plan war, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Paul auszurufen. Die Vollziehung von Alexei's Auftrag wurde durch den Umſtand erleichtert, daß Katharina nicht im Schloſſe von Peterhof wohnte, ſondern in dem am Ende des Parkes ſtehenden Pavillon Monplaiſir. Sie wußte nicht, daß die entſcheidende Stunde geſchlagen habe. Vorgeſtern noch hatte ſie ihren Gemahl in Oranienbaum beſucht und war mit großen Ehren empfangen worden. Geſtern hatte ſie ſich mit dem Czar bei einem Feſte getroffen, das ihnen der Feldmarſchall Raſumowsky, Bruder des Hetmans, zu Goſtiliz gegeben. Von dieſem Feſt zurückgekehrt, hatte ſie ſich zur Ruhe begeben, als gegen 4 Uhr in der Frühe der mit dem Weg zu ihrem Schlafzimmer wohlbekannte Alexei Orlow die Schlafende mit den Worten weckte: „Eilen Sie! Es iſt kein Augenblick zu verlieren.“

Sie zauderte auch nicht einen Moment, ſondern warf ſich in die Kleider und in die harrende Kutſche.

Neben ihr ſaß ihre getreue Tſcherekowskoja, Orlow fuhr vom Bock aus den Wagen, hintenauf ſtand der Ofenheizer und nachmalige Geheimrath Schkurin und nebenher ritt der Hauptmann Bibikow. Zwiſchen 6 und 7 Uhr Morgens langte Katharina bei den Gardekaſernen zu Petersburg an, wo Gregor Orlow ihr entgegentrat und ſie benachrichtigte, daß Alles fertig und bereit ſei. Die Garderegimenter ſtrömten herbei und ließen ſich von der großen Zauberin bezaubern. Um 9 Uhr war ſie in der kaſan'ſchen Kirche, wo der Erzbiſchof Setſchin mit ſeiner Geiſtlichkeit in pontificalibus ſie erwartete. Das Tedeum, ohne welches es ja bei keinem welthiſtoriſchen Verbrechen abgeht, wurde angeſtimmt und darauf Katharina durch Setſchin nicht, wie Panin gewollt, zur Vormünderin und Regentin, ſondern, wie Gregor Orlow und die Taſchkow wünſchten, zur Selbſtherrſcherin von Rußland ausgerufen.

So war Katharina, noch bevor ſie draußen in Peterhof vermißt wurde, ſouveraine Kaiſerin geworden. Der ehr- und herrſchſüchtige Traum der kleinen fünfzehnjährigen Prinzeſſin von Zerbſt war erfüllt: ſie war jetzt „l'impératrice souveraine de Russie, de son propre chef.“ Nie iſt ein verwegenerer Traum glänzender in Erfüllung gegangen. Noch an demſelben 9. Juli 1762 ließ ſie ein Manifeſt an die Völker ihres unermeßlichen Reichs ausgeben, worin ſie ſich als „Wir von Gottes Gnaden Katharina die Zweite, Kaiſerin und Selbſtherrſcherin aller Reußen“ ankündigte und ausſprach, daß ſie „zur Rettung des gefährdeten orthodoxen Glaubens und zur Wahrung der bedrohten Staatsehre Rußlands“ von der Krone Beſitz ergriffen habe. Die Revolution hatte bislang keinen Tropfen Bluts gekoſtet, denn in ganz Petersburg rührte ſich kein Finger für den rechtmäßigen Herrſcher, dem vor nur ſechs Monaten Alle Treue geſchworen hatten. Niemals vielleicht hat ſich auf der einen Seite die Kühnheit des Verbrechens und auf der andern die Niederträchtigkeit der Menſchen ſchamloſer geoffenbart als bei dieſer Haupt- und Staatsaction, welche von ſo unberechenbarem Einfluß auf die Geſchicke Europa's werden ſollte. Katharina hatte Erfolg, folglich hatte ſie Recht. Eine andere Logik gilt nur in Schulbüchern, nicht aber im Leben.

Alle die Einzelnheiten, wie Katharina ſich am 9. und 10. Juli der Macht bemächtigt und ſich darin feſtgeſetzt hat, brauche ich nicht zu erzählen. Genug, alle Welt beeilte ſich, ihr zu huldigen und zu ſchwören. Sie wußte ohne Zweifel dieſe Schwüre nach ihrem wahren Werthe zu taxiren, aber ſie wußte auch einen Bruch derſelben zu verhindern. Sie ſorgte bloß, daß ſie im Beſitze der Gewalt blieb; damit war Alles gethan. Doch nein, noch nicht Alles. Denn da draußen in Oranienbaum befand ſich ein widerwärtiger Gegenſtand, genannt Peter der Dritte, der ſo oder ſo beſeitigt werden mußte. Die Orlows und Teplows waren nicht die Leute, Etwas halb zu thun. Der arme Peter! Er hatte die letzten Tage in gewohnter Weiſe mit Soldatenſpielen, Zechen und Rauchen verbracht. Sein Erſtaunen, als er durch den Staatsrath Breſſan die erſte Kunde von den Vorgängen in Petersburg erhielt, war gränzenlos und er begriff ſeine Lage gar nicht. Statt den Rath des alten Münnich zu befolgen, welcher wollte, daß der Czar mit ſeinen holſteiniſchen Garden ſofort gegen die Hauptſtadt marſchire, ſchickte er den Kanzler Woronzow dahin mit dem Auftrag, der Kaiſerin ſeine Verwunderung über das Vorgefallene auszudrücken und ſie und ihre Anhänger zur Rückkehr zu ihrer Pflicht aufzufordern. Natürlich lachte man dem Boten ins Geſicht, welcher als kluger Mann von Petersburg aus dem Czaren ſchrieb, er finde ſich veranlaßt, dem „Willen der Nation ebenfalls nachzugeben und der Souverainin zu huldigen, die ſich thatſächlich im Beſitze des Thrones befinde.“ Die Ratten alſo verließen eine nach der andern das ſinkende Schiff. Ein ſchwachmattiſcher Verſuch Peter's, ſich in Perſon der Seeburg Kronſtadt zu bemächtigen, ſchlug gänzlich fehl. Er fand keinen Einlaß, da ein Sendling der Czarin die Feſtung bereits für dieſe in Beſitz genommen hatte, und rath- und thatlos kehrte Peter nach Oranienbaum zurück. Der brave Münnich gab noch den Rath, der Czar ſolle nach Pommern eilen und an der Spitze der dort ſtehenden ruſſiſchen Armee nach Rußland zurückkehren. Umſonſt. Der Czar war nicht der Mann, die Krone zu behaupten; er war ja nicht einmal der Mann, ſie mit Würde zu verlieren. Bei der erſten Nachricht von dem Untergange Peter's ſoll Friedrich der Große geäußert haben: „Ich bin gewiß, daß dieſer Fürſt mit dem Schwert in der Hand geſtorben iſt.“ Wäre dieſe Aeußerung hiſtoriſch, ſo würde ſie beweiſen, wie ſehr auch tiefe Menſchenkenner mitunter fehlſchießen.

Nein, der arme Peter iſt nicht ſo heldiſch geſtorben .... Nachdem Katharina in der Hauptſtadt die nöthigen Anordnungen getroffen, ſetzte ſie ſich am Nachmittag des 10. Juli mit den Garden nach Peterhof in Marſch, um den in dortiger Gegend ſpukenden Kaiſerſchemen zu bannen. Mit 15,000 Mann zog ſie zu dieſem Zwecke aus, begleitet von der Daſchkow und andern ihrer Getreuen. In der Uniform der Fußgarde ritt ſie auf einem weißgrauen Tigerhengſt an der Spitze der Truppen, um die Bruſt das Band des Andreasordens, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig, den Degen an der Seite. In dem Augenblicke, wo ſie zu Pferde ſtieg, bemerkte ein junger Fahnenjunker der Reitergarde, daß der Degen der Kaiſerin ohne Porte d'Epée ſei. Er neſtelte das ſeinige los, ritt vor und bot es ihr dar. Sie nahm es lächelnd an und die Erſcheinung des jungen Mannes von athletiſchem Bau und wildſchönen Zügen prägte ſich ihr tief ein. Er hieß Potemkin und ſollte eines Tages als Liebhaber und Tyrann Katharina's der Schrecken von halb Europa werden.

In Peterhof angelangt, fand die Czarin daſelbſt ein Schreiben von ihrem Gemahl vor, worin er ihr anbot, ſie zur Mitregentin anzunehmen. Als Antwort auf dieſe Lächerlichkeit ließ ſie ihm durch Michail Iſmailow, Gregor Orlow und den Fürſten Galizin nach Oranienbaum ſagen, er ſolle eine förmliche Thronentſagungsurkunde, deren Entwurf ſie ihm ſchickte, eigenhändig abſchreiben und unterzeichnen. Iſmailow richtete dieſe Botſchaft kurzweg aus und der arme Schwächling war bereit, Alles zu thun, was man von ihm haben wollte.

Indeſſen machten ihn die für ihn über alle Maßen ſchimpflichen und demüthigenden Ausdrücke, in welchen das Document abgefaßt war, doch einen Augenblick ſtutzig.

Dies benützte der alte Münnich zu einer letzten Mahnung: — „Sie haben noch 600 treuergebene holſteiniſche Soldaten hier. Wenn Sie nicht als Kaiſer zu leben wiſſen, ſo zeigen Sie wenigſtens, daß Sie an der Spitze derſelben als Kaiſer zu ſterben wiſſen.“ Der alte Krieger hatte gut reden; Peter beſaß nicht mehr Muth als ein Haſe. Das erkannte Ismailow klärlich und ſagte keck zu dem Muthloſen: „Thun Sie, was Sie wollen; aber einſtweilen verhafte ich Sie im Namen der Kaiſerin.“ Der Jammermann gab ſeinen Degen ab, ſetzte ſich, ſchrieb die Abdankungsurkunde ab und unterzeichnete ſie. Dann wurde er mit ſeiner Maitreſſe Eliſabeth Woronzow, die ihm treu blieb bis zuletzt, in eine ſchmutzige alte Kutſche geſetzt und nach Peterhof geſchafft. Der Fahnenjunker Potemkin commandirte die Escorte. Als der entthronte Czar durch die Reihen der um Peterhof aufgeſtellten Truppen fuhr, begrüßten ſie ihn mit dem Ruf: „Es lebe Katharina die Zweite!“

Während dieſe in dem einen Flügel des Schloſſes eine prunkvolle Cour abhielt, wurde ihr Gemahl in dem andern der unwürdigſten Behandlung unterworfen. Man riß ihm bei offenen Thüren den Andreasorden und die Uniform ab und ließ ihn barfuß und im Hemde dem Hofgeſindel zur Schau daſtehen. Herr von Panin ging zu dem Unglücklichen und hat ſpäter erzählt: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genöthigt geweſen, ihn zu ſehen. Ich fand ihn Thränen vergießend, und während er meine Hand zu ergreifen ſuchte, um ſie zu küſſen, warf ſich ſeine Maitreſſe auf die Kniee, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen.“ Es ward ihr verweigert. Eliſabeth Woronzow wurde in einem verſchloſſenen Wagen nach Moskau abgeführt. Den entthronten Peter packte man zwiſchen zwei Offiziere in eine Kutſche und ſchaffte ihn nach dem Luſtſchloß Ropſcha.

Am folgenden Tage hielt Katharina einen triumphirenden Einzug in Petersburg. An ihrer Seite ritt Gregor Orlow, der jetzt nur noch einen Schritt von ſeinem Ziel, der Gemahl ſeiner kaiſerlichen Geliebten zu werden, entfernt zu ſein glaubte. Eine Reihe von rauſchenden Feſtlichkeiten begann. Die ſtumpfnüſtrige Menge jubelte, die Popen pſallirten, die Soldaten ſchwammen in Branntwein. Die große Verbrecherin überſchüttete ihre Mitſchuldigen mit Würden, Titeln, Orden, Rubeln und „Seelen.“ Die Orlows wurden gegraft, Gregor ward General, Herr von Panin Premierminiſter. So iſt die Gerechtigkeit der Welt.

Aber aus all dem Feſtglanz tauchte immer wieder, einem bei hellem Tage umgehenden Gewiſſensbiſſe gleich, die Geſtalt des armen Peter's auf, welchen man vom Czaren aller Reußen zum Herzog von Holſtein degradirt hatte. Bewacht durch eine Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren, auf welche die Orlows unbedingt ſich verlaſſen konnten, ſaß er draußen in Ropſcha, der Abreiſe nach Holſtein gewärtig. Denn trotz Alledem, was vorgefallen, und trotzdem ſogar, daß man dem demüthig Bittenden, man möge ihm eine Bibel und ſeine Geige geben und ſeinen Mohren und ſeinen Lieblingshund zu ihm laſſen, einen höhniſch-abſchlägigen Beſcheid gab, war er weit entfernt, aus den drohenden Prämiſſen ſeiner Erlebniſſe den letzten tragiſchen Schluß zu ziehen. Eingewickelt in ſeine Bornirtheit, machte er vielleicht Pläne, in ſeiner Weiſe daheim ſeine Holſteiner zu beglücken, da ſich die undankbaren Ruſſen nicht von ihm hatten beglücken laſſen, und vertrieb ſich vorderhand die Zeit damit, daß er mit Kreide Um- und Aufriſſe von Schanzen und Feſtungen auf ſeinen Tiſch zeichnete. Kein Zweifel, der entthronte Czar hätte ſich unſchwer darein gefunden, in irgendeiner einigermaßen wohnlich eingerichteten Feſtung den Reſt ſeines Daſeins zu verbringen und ſtatt wie bisher mit lebendigen, mit bleiernen Soldaten zu ſpielen.

Es war anders beſchloſſen, denn es gab Leute, deren belaſtetem Gewiſſen dieſe harmloſe Exiſtenz als eine ungeheuer bedrohliche erſchien. Die Orlows wollten Peter's Tod, und auch dem kühl berechnenden Panin mag derſelbe als eine politiſche Nothwendigkeit ſich dargeſtellt haben. Möglich, daß der Miniſter, wie eine unſerer Quellen will, nach einem Mittel ſuchte, um die „Inconvenienz" zu vermeiden, die ſtattgehabte Palaſtrevolution mit einem Mord zu krönen. Allein man ließ ihm nicht Zeit, ein ſolches Mittel ausfindig zu machen. Waren doch ſchon ein Dutzend oder mehr Hände ausgeſtreckt, deren Eigenthümer ſich kaum mehr daraus machten, den entthronten Czar zu tödten, als ſie ſich daraus gemacht hätten, ein Kaninchen umzubringen. Dem größten Lügner der Weltgeſchichte, Napoleon dem Erſten, iſt es einmal begegnet, eine Wahrheit auszuſprechen, — damals, als er von den Ruſſen ſagte: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tatare." Ob die gefirnißten Tataren, die Orlows, ihren Mordplan von Anfang an der Czarin mitgetheilt haben, ſei es mittelſt blanker Worte, ſei es mittelſt Winken, ob Katharina damit einverſtanden geweſen, darüber wird ſich wohl niemals ein urkundlicher Beweis führen laſſen. Was aber feſtſteht, iſt, daß ſie Nichts, entſchieden Nichts gethan hat, um das Entſetzliche zu hindern. Vollends ganz lächerlich wäre die Annahme, eine Frau von ſo durchdringender Verſtandesſchärfe habe ſich nicht vorzuſtellen vermocht, wie das am 9. Juli in Szene gegangene Stück, deſſen Hauptperſon ſie ſelber war, enden könnte, enden müßte.

Wäre bei ſolchen Thaten überhaupt eine Entſchuldigung zuläſſig, ſo konnten die Orlows und ihr Anhang für ſich anführen, daß es gleich gefährlich ſcheinen mußte, den abgeſetzten Czar nach Holſtein heimzuſchicken oder denſelben als Gefangenen in Rußland zu behalten. Denn in beiden Fällen war die Möglichkeit einer Contrerevolution denkbar, wenigſtens für Leute, welche Grund hatten, zu befürchten, man würde die von ihnen gebrauchten Mittel bei Gelegenheit gegen ſie ſelbſt in Bewegung ſetzen. Endlich mußte die feſte Abſicht des Gregor Orlow, der legitime Gemahl Katharina's zu werden, jedes etwaige Bedenken beſeitigen. Gregor

Orlow dachte, was der Conventsmann Barrère dreißig Jahre ſpäter ausſprach: „Nur die Todten kommen nicht wieder.“ Der Tod Peter's war beſchloſſen und Alexei Orlow ſetzte mit ſo zu ſagen tatariſch-barbariſcher Offenheit die Ausführung ins Werk.

In der Morgenfrühe des 17. Juli ritt Alexei nach Ropſcha. Er hatte eine Flaſche vergifteten Burgunders in ſeiner Satteltaſche, denn der entthronte Czar liebte Burgunder vor allen übrigen Weinen. Den athletiſchen Mordgeſellen begleiteten ſein Bruder Gregor*), Teplow, Fürſt Borjatinsky der Jüngere und der Schauſpieler Wolkow. Nach ihrer Ankunft zu Ropſcha wurden noch Fürſt Borjatinsky der Aeltere, der Sergeant Engelhardt und zwei Gardeſoldaten in das beabſichtigte Unternehmen eingeweiht. Einer Nachricht zufolge ſoll auch Potemkin mit von der Partie geweſen ſein, was ſich aber keineswegs feſtſtellen läßt. Waren doch der handelnden Mitſpieler in dem kurzen Schauerdrama ohnehin genug. Alexei Orlow und Teplow gingen zu Peter hinein, der in ſeinem Schlafrock am Tiſche ſaß und zeichnete. Sie ſagten dem Unglücklichen, daß ſie gekommen, ihm anzuzeigen, er würde bald in Freiheit geſetzt werden, und erbaten ſich die Erlaubniß, ſammt ihren Begleitern mit ihm zu ſpeiſen.

---

*) Die Anweſenheit Gregor's in Ropſcha iſt nicht mit völliger Sicherheit zu behaupten, indem ein ſonſt ziemlich verläßlicher Bericht angibt, der gemeinte Gregor ſei nicht Alexei's Bruder dieſes Namens geweſen, ſondern ſein Vetter Gregor Nikititſch Orlow.

Der erhaltenen Nachricht froh, gibt der arme Peter von Herzen ſeine Einwilligung. Der Tiſch wird gedeckt und man ſetzt ſich zur — Henkersmahlzeit, um dieſelbe mit Wachtſtubenſpäßen zu würzen, wie der entthronte Czar ſie liebte und zu hören gewohnt war. Er bemerkt nicht den in den Augen ſeiner Gäſte lauernden Mord. In aufgeheiterter Stimmung fordert er ſein burgundiſches Lieblingsgetränk. Alexei Orlow macht ein Zeichen, die vergiftete Flaſche wird hereingebracht und das Glas Peter's daraus gefüllt. Er leert es, aber der Giftbeiſatz iſt ſo ſtark, daß die Wirkungen augenblicklich eintreten und der verlorene Mann ſpürt, was er getrunken. Er bricht in Klagen aus und ſchreit nach Milch. Seltſam zu ſagen, die Mordbande wehrt der Anwendung dieſes Gegengiftes nicht: ſo wahr iſt es, daß ſelbſt Frevler vom Schlage der Orlows zuweilen ſtutzig werden, wenn es ſich darum handelt, den Punkt auf das i der Miſſethat zu ſetzen.

Der Vergiftete ſchlang haſtig die begehrte Milch hinunter und die Folge hievon war ein heftiges Erbrechen. Während er ſich auf ſeinem im Zimmer ſtehenden Bette wand, ging Alexei mit ſeinen Geſellen hinaus, zu berathen, was jetzt zu thun ſei. Raſch wurden ſie ſchlüſſig, mit Arm und Hand zu vollenden, was das Gift zu thun übrig gelaſſen. So treten ſie wieder zu dem Entthronten herein und es hebt eine Szene an, mit welcher verglichen die Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten den feierlichen Eindruck einer griechiſchen Tragödie macht, — eine Szene, von welcher nur in der ruſſiſchen Geſchichte ein zweites Beiſpiel vorkommt.

Alexei Orlow und Teplow werfen ſich mitſammen auf den armen Peter und der Erſtere packt ihn an der Kehle. Peter ſpringt auf, fährt ſeinem Angreifer mit den Nägeln ins Geſicht und kreiſcht ihm zu: „Was hab' ich dir zu Leide gethan?" Wider alles Vermuthen wird Alexei durch dieſen Vorwurf ſo betroffen und verwirrt, daß er ſein Opfer losläßt und in rathloſer Unſchlüſſigkeit im Zimmer herumläuft. Aber jetzt greifen die übrigen Mitglieder der Bande zu. Man wirft den Czar auf das Bett und ſucht ihn mittelſt der Kiſſen zu erſticken. Er vereitelt dieſen Verſuch, indem er mit Händen und Füßen einen verzweifelten Widerſtand leiſtet. Die Mörder zerren den Verlorenen vom Bette weg auf einen Lehnſtuhl und ſuchen ihn da zu erwürgen. Er kämpft mit Wuth um ſein Leben. Sie werfen ihn zu Boden, halten ihm Hände und Füße feſt, knieen, treten und ſtampfen ihm auf Bruſt und Unterleib herum. Der ſo Gemarterte hat nur noch den Mund frei und ſtößt ein gellendes Geſchrei aus. Schrecklich muß es anzuſehen geweſen ſein, wie dieſe Rotte von Böſewichtern gegen den einzelnen Mann ihre Kräfte mörderiſch aufbot: noch ſchrecklicher zu ſagen, daß von der längs der Fenſter des Mordzimmers hinlaufenden Terraſſe her mehrere Leute den gräßlichen Auftritt mitanſahen und Niemand dem armen Opfer zu Hülfe eilte. Doch ja, Jemand that dies. Ein deutſcher Wundarzt, Lüders geheißen, eilt auf das Hülferufen des Czars herbei, wird aber von den beiden erwähnten Gardeſoldaten ſogleich wieder zur Thüre hinausgeſtoßen*). Man muß ſo oder ſo zu Ende kommen. Fürſt Borjatinsky der Aeltere rafft eine Serviette vom Tiſche, knüpft ſie zu einer Schlinge und wirft ſie dem Kaiſer um den Hals. Noch etliche Minuten lang windet, krümmt und bäumt ſich der Unglückliche unter den Fäuſten und Füßen ſeiner Peiniger. Endlich zieht der Sergeant Engelhardt — ſein Henkersdienſt wurde nachmals mit dem Generalsrang belohnt — die

---

*) Die beiden Gardiſten wurden für ihre Mitwirkung beim Kaiſermord mit Geld und Offiziersſtellen belohnt, aber bald darauf, ſagt man, gewaltſam aus dem Wege geräumt.

Schlinge mit äußerſter Gewalt zu und der Czar verröchelt.

So ſtarb Peter der Dritte in der dritten Nachmittagsſtunde des 17. Juli 1762. Als er todt, riefen die Mörder den Wundarzt Lüders herein, maßen „der Czar einen Blutſturz bekommen.“ Der ehrliche Lüders zuckte die Achſeln, betrachtete den Leichnam und ſagte trocken: „Habe den Kaiſer lange genug gekannt, um zu wiſſen, daß er nicht lange leben würde.“ Alexei Orlow ſetzte ſich zu Pferde und ritt ſpornſtreichs nach Petersburg, der Czarin die Todeskunde zu bringen. Sie hatte ihren Abendzirkel um ſich verſammelt und war gerade im Erzählen einer pikanten Geſchichte begriffen. Sie wußte pikante Geſchichten ſo reizend zu erzählen! Alexei ließ ſie herausrufen und theilte ihr in zweideutigen oder vielmehr für *ihre* Ohren unzweideutigen Ausdrücken mit, daß Peter „eines natürlichen Todes geſtorben.“ Worauf Katharina: „Daß dieſer Todesfall auch gerade jetzt ſtattfinden mußte! Was werden die Leute nicht Alles darüber ſchwatzen! . . . Man rufe Panin.“ Der Miniſter kam und rieth, den Tod des Czars erſt am folgenden Tage bekannt zu machen. Die Czarin ging zur Geſellſchaft zurück, nahm ihre unterbrochene Geſchichte wieder auf und erzählte dieſelbe mit vollkommener Unbefangenheit und Heiterkeit zu Ende.

Ja, dieſer großen Verbrecherin, welche Byron mit mehr Gerechtigkeit als Galanterie die „greatest of all sovereigns and whores“ genannt hat, ſtand Lächeln und Weinen gleichermaßen zu Gebote. Tags darauf, als man den Tod Peter's veröffentlichte, zerfloß ſie in Thränen. Sie war überhaupt in Allem und Jedem ein Genie des Deſpotismus. Daher die Geſchicklichkeit, womit ſie bei jeder paſſenden Gelegenheit die „göttliche Verſehung“ als **Deckfigur vor ſich hinſchob.** So ließ ſie am **18. Juli ein Manifeſt ausgeben,** in welchem ſie den Völkern **Rußlands verkündigte,** „der geweſene Kaiſer ſei häufigen Anfällen von Hämorrhoidalkolik ausgeſetzt geweſen und einem ſolchen Anfall ſei er, aller angewendeten Heilmittel ungeachtet, nach dem Willen Gottes erlegen.“ Ferner: „Ich lade alle getreuen Unterthanen ein, dem verſtorbenen Kaiſer die letzte Ehre zu erweiſen und für die Ruhe ſeiner Seele zu beten, zugleich aber dieſen unerwarteten Todesfall als eine Wirkung der göttlichen Vorſehung anzuſehen, welche nach unerforſchlichen Rathſchlüſſen Mir, Meinem Thron und dem Vaterlande die richtigen Wege anzeigt.“ .... Glaubt man nicht das voltaire'ſch-cyniſche Hohnlächeln zu ſehen, welches Katharina's Lippen gekräuſelt haben muß, als ſie dieſes fromme Edict unterzeichnete? Ach, mitunter, ja ſehr häufig ſogar fällt es Einem doch recht ſchwer, die Weltgeſchichte ſtatt für eine Commedia divina nicht vielmehr für eine Commedia diabolica anzuſehen.

Im ruſſiſchen Volke ging noch ein Dutzend Jahre lang die Sage um, Peter der Dritte ſei nicht geſtorben, ſondern habe ſich vor ſeiner Frau in die Verborgenheit geflüchtet, eine Sage, welche weſentlich in dem Umſtand wurzelte, daß man nachläſſig genug geweſen, die gebräuchlichen Seelenmeſſen für den gemordeten Czar nicht leſen zu laſſen. Wie bekannt, ſind, auf dieſen Volksglauben ſich ſtützend, nach einander ſieben falſche Peter aufgetreten, um ſich als Peter der Dritte geltend zu machen, und einer dieſer Abenteurer, Pugatſchew, hat den Thron Katharina's ernſtlich in Gefahr gebracht. Ihr wunderbares Glück ließ ſie jedoch auch über dieſe wie über ſo viele andere Gefahren triumphiren. Es iſt eine Thatſache, wohlgeeignet, das Nachdenken zu erwecken und zu einer düſteren Weltanſchauung hinzuleiten, daß dieſes ſchamlos laſterhafte Weib die Geſchicke Europa's beſtimmte, bis ihm eine noch dämoniſchere Macht, die franzöſiſche Revolution, das Szepter aus der Hand wand.

Schamlos laſterhaft! Ein milderer Ausdruck wäre Verrath an der Majeſtät hiſtoriſcher Wahrheit. Die Mythen von der babyloniſchen Semiramis, die Sagen von der ägyptiſchen Kleopatra, Katharina die Zweite hat ſie zur Geſchichte gemacht. Es geſchah hier das Unerhörte: denn mit einer beiſpielloſen Rückſichtsloſigkeit machte die Czarin die

Befriedigung ihrer zügelloſen Begierde zu einem Hauptmotiv des Staatslebens. Die Stelle eines Beiſchläfers der Czarin wurde zum erſten und oberſten Staatsamt erhoben. Die wechſelnde Beſetzung dieſes mit allen Mitteln der Intrigue und Niederträchtigkeit erſtrebten Amtes war eine förmliche Hof- und Staatsaction, die ihr eigenes Ceremoniel hatte. Waren die Augen Katharina's auf einen jungen Mann gefallen, ſo wurde derſelbe förmlich in ſeinen Beruf eingeſchult. Rogerſon, der Leibarzt der Kaiſerin, und ihre vertraute Kammerfrau, die Prataſſow, welche den bezeichnenden Beinamen „L'éprouveuse“ führte, mußten mit dem Candidaten das nöthige Examen vornehmen *). Fiel ihr

---

*) An order from her majesty consign'd
Our young lieutenant to the genial care
Of those in office: all the world look'd kind,
As it will look sometimes with the first stare,
Which youth would not act ill to keep in mind,
As also did Miss Pratassow then there,
Named from her mystic office „l'Eprouveuse,“
A term inexplicable to the Muse.

Don Juan, IX, 84.

Bericht günſtig aus, ſo erſchien am folgenden Tage die Czarin öffentlich am Arm eines jungen Menſchen, welchen vielleicht geſtern noch Niemand gekannt und dem heute ſchon ganz Rußland zu Füßen lag. Und das ging ſo fort bis zum Tode Katharina's. Selbſt in ihrem höchſten Alter noch zog ſich die Czarin allabendlich Angeſichts des ganzen Hofes mit dem Günſtling in ihr Schlafgemach zurück und häufig mußten ihr Sohn und ihre Enkel das mitanſehen. Nie, ſo lange die Welt ſteht, hat eine Frau die Mißachtung weiblicher Würde und Schamhaftigkeit weiter getrieben. – Es war gewiß nicht nöthig, die Ausſchweifungen Katharina's noch zu übertreiben, wie man gethan hat. Ihre angeblichen Berauſchungen in Wein und Branntwein, ihre Liebeshändel mit unterwegs aufgeleſenen Soldaten und Lakaien ſind ſchlecht erſonnene Fabeln. Auf der andern Seite iſt es, wenn man das durchaus authentiſch beglaubigte Günſtlingsweſen, wie ſie es ſich eingerichtet hatte, betrachtet, ziemlich unbegreiflich, wie etliche Geſchichtſchreiber behaupten konnten, Katharina habe „ſtets einen gewiſſen äußern Anſtand“ beobachtet. Als richtig dagegen muß anerkannt werden, daß ſie ſich von ihren Günſtlingen wohl betrügen, nicht aber, den einzigen Potemkin ausgenommen, beherrſchen ließ.

Gregor Orlow behauptete ſich zwölf Jahre lang in der Gunſt ſeiner Gebieterin. Kaiſer Joſeph der Zweite erniedrigte ſich der Czarin zu Gefallen ſo weit, dieſen Menſchen i. J. 1772 zum deutſchen Reichsfürſten zu ernennen. Gregor erlag faſt unter der Bürde ſeiner Würden und Orden. Er ſpielte mit Millionen wie mit Kieſelſteinen, und um ſein Amt bei der Kaiſerin recht deutlich zu ſignaliſiren, hatte er in ganz Rußland allein das Recht, das Portrait derſelben mit einem ungeheuren Diamant im Knopfloch zu tragen. Aber der Gemahl ſeiner Maitreſſe wurde er doch nicht. Panin arbeitete dem entgegen und Katharina wollte Liebhaber, aber keinen Gemahl mehr. Sein gebieteriſcher Hochmuth ermüdete endlich die Kaiſerin. Er wurde zunächſt durch einen ganz unbedeutenden jungen Menſchen Namens Waſſiltſchikow aus ihrem Bette verdrängt, dann nachhaltiger durch Potemkin. Gregor Orlow vermochte es nicht zu ertragen, nicht mehr die zweitgrößte Figur in Rußland zu machen. Er fiel in Geiſteszerrüttung und zuletzt in eine ſolche Raſerei des Wahnſinns, daß er ſich von ſeinem eigenen Auswurf nährte, bis er i. J. 1783 ſtarb. Alter helleniſcher Sänger, du haſt doch nicht ohne Grund einen Hymnus an die Nemeſis gedichtet*).

In Gregor Potemkin fand Katharina ihren Meiſter. Er überheuchelte die große Heuchlerin, um ſie zu beherrſchen. Nachdem er in der Revolution von 1762 eine untergeordnete Rolle geſpielt, machte er unter Romanzow einen Feldzug gegen die Türken mit und kam zu Anfang des Jahres

---

*) Geflügelte Nemeſis, du, des Lebens Entſcheiderin,
Göttin mit ernſtem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen ſtolzſchnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und haſſeſt ihren verderblichen Uebermuth!
Ringsum dein Rad, das immer bewegliche,
Spurloſe, wendet ſich um der Menſchen lachendes Glück;
Verborgen gehſt du ihrem Fuße nach
Und beugſt der Stolzen Nacken.

Meſomedes.

1774 als Generalmajor nach Petersburg zurück. Die Czarin hatte den ſtattlichen, athletiſchen Fahnenjunker, welcher ihr am 10. Juli 1762, als ſie ſich an die Spitze der rebelliſchen Garden ſtellte, um dieſelben nach Peterhof zu führen, ſein Porte d'Epée geliehen, nicht vergeſſen und Potemkin ſeinerſeits wußte in den meiſterhaft berechneten Szenen einer förmlichen Komödie ſeiner Gebieterin eine Leidenſchaft vorzuſpielen, die nicht weniger ihrer Eitelkeit als ihrer Sinnlichkeit ſchmeichelte. Er trieb es ſo weit, daß er aus angeblicher Verzweiflung über die Kühnheit und Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe in ein Kloſter ging — für etliche Tage.

Der Originalität eines derartigen Werbens vermochte Katharina nicht zu widerſtehen. Schon im Mai 1774 ward der gute Waſſiltſchikow abgedankt und Potemkin zum Generaladjutanten erhoben. Bald offizieller Günſtling, trat er ganz offen mit ſeiner Abſicht hervor, ſich an die Spitze der Staatsgeſchäfte zu ſtellen, und er erreichte dieſe Abſicht; denn mit der Brutalität eines Mongolen die Schlauheit eines Fanarioten verbindend verſtand er es, der Czarin zugleich Liebe und Furcht einzuflößen. Auch dann, als ſie in der Folge ſeiner Umarmungen ſatt war, wagte ſie nicht, den Bann ſeiner Tyrannei zu brechen. Er hinwieder war ganz zufrieden, ſeine Verrichtungen als Liebhaber bei der Kaiſerin einzuſtellen, und diente unter dem Anſchein, ihrer Herrſchſucht zu dienen, ſeiner eigenen gränzenloſen Ehrſucht. Jedermann weiß, welche Phantasmagorieen von Eroberung und „Civiliſation“ Katharina von Potemkin wohlgefällig ſich vorſchwindeln ließ. Aber ſie mag dennoch wie erlöſ't aufgeathmet haben, als ſie im Herbſt von 1791 erfuhr, daß ihr langjähriger Deſpot auf dem Wege von Jaſſy nach Nikolajew in der Steppe geſtorben.

Potemkin ſelbſt hatte es übernommen, ſeiner kaiſerlichen Maitreſſe Liebhaber zuzuführen. So den Secretair Zavadovsky, ſo den Huſarenlieutenant Zoritſch, einen Serben. Beide hielten nicht lange vor. Ebenſo wenig der Sergeant Korſakow, der im wörtlichen Sinne aus der Wachtſtube der

Palaſtwache in das Bett der Czarin befördert wurde. Dieſer junge Menſch war ungebildet wie ein Baſchkir. Nach ſeiner Erhöhung wollte er in ſeinem prächtig eingerichteten Hauſe auch eine Bibliothek haben, weil alle vornehmen Leute ſolche hätten. Er ließ deßhalb einen Buchhändler kommen und beſtellte bei dieſem eine große Maſſe von Büchern. „Aber was für welche?“ „Ei, das müſſen Sie beſſer wiſſen als ich, denn das iſt Ihre Sache. Große Bücher unten, kleine oben, wie die Kaiſerin ſie hat.“ Dieſer Dummling wagte es auch, ſeiner kaiſerlichen Geliebten untreu zu ſein. Eines Tages erlebte Katharina den Verdruß, den Undankbaren auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer ſchönen Ehrendame, der Gräfin Bruce, zu überraſchen. Die Czarin, nur dann, aber dann auch unerbittlich grauſam, wenn es ſich um Befriedigung ihrer unerſättlichen Herrſchſucht handelte, begnügte ſich, die beiden Schuldigen vom Hofe zu verweiſen.

Auf Korſakow folgte der ſchöne, ſanfte, liebenswürdige Lanskoi, welchen Katharina von allen ihren

Liebhabern am tiefſten und wahrſten geliebt hat. In der That, auf ihr Verhältniß zu Lanskoi darf das Wort Liebe ohne allzu große Entweihung angewandt werden. Potemkin wurde durch die Stärke dieſer Neigung der Czarin ernſtlich beunruhigt, ſo ernſtlich, daß er Veranlaſſung zu dem Gerüchte gab, er habe dem Günſtling Gift beibringen laſſen. Gewiß iſt, daß der arme Lanskoi — freilich nicht arm in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, denn ſeine Geliebte hatte ihn ſo mit Geſchenken überhäuft, daß er ſieben Millionen Rubel und eine Unmaſſe von Juwelen hinterließ — ja, gewiß iſt, daß Lanskoi erkrankte und ſeine Krankheit raſch die bedrohlichſte Geſtalt annahm. Die Kaiſerin wich nicht von ſeinem Lager und widmete ihm die zärtlichſte Pflege. Als der Arzt bedenklich dreinſchaute, ſagte ſie heftig zu ihm: „Dieſer Mann darf nicht ſterben, kann nicht ſterben! Sie wiſſen nicht, welche Fülle von Lebenskraft er beſitzt.“ Wahrſcheinlich machte das Betonen dieſer „Lebenskraft“ den Arzt innerlich lächeln, denn er wußte, daß Lanskoi durch den Gebrauch von Stimulantien ſeine Geſundheit ruinirt hatte. Der Kranke verſchied unter furchtbaren Zuckungen in den Armen Katharina's. Sie verbrachte mehrere Tage in Verzweiflung, ſprach davon, die Regierung niederzulegen, ſchwur, nie mehr zu lieben, und legte den Traueranzug einer Wittwe an. Endlich drang Potemkin zu ihr und riß ſie ſo zu ſagen mit Gewalt aus der Hingabe an ihren Schmerz heraus. Doch geſchah das Unglaubliche: das Amt eines Liebhabers der Czarin blieb ein volles Jahr lang unbeſetzt.

Als das Jahr herum, wurde Yermolow der Nachfolger Lanſkoi's, mißfiel aber bald dem Ober-Günſtling Potemkin und wurde auf deſſen Geheiß entlaſſen. Die Stelle des Weggeſchickten nahm der ſchöne Mamonow ein, allein er fand die ſechzigjährigen Reize ſeiner kaiſerlichen Geliebten auf die Länge nicht nach ſeinem Geſchmack und hatte den Muth, ihr das deutlich genug zu verſtehen zu geben, indem er ihr bekannte, daß er in eines der Ehrenfräulein Katharina's verliebt ſei und das Mädchen heiraten möchte. Es will nicht wenig ſagen, daß die Czarin dieſe empfindliche Verletzung ihrer bekanntlich koloſſalen Eitelkeit großmüthig nur damit rächte, daß ſie den Wunſch des Günſtlings gewährte. Ja fürwahr, das will nicht wenig ſagen, um ſo mehr, da Katharina auch als Sechzigerin noch beträchtliche Reſte von Schönheit beſaß. Ein Augenzeuge, welcher ſie zu dieſer Zeit häufig ſah, ſagt von ihr: „Sie war von mittlerem aber vollem Wuchſe und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit hätte ſich ſo ſchicklich und anmuthig kleiden können wie ſie. Ihre Haare waren immer mit antiker Einfachheit und geſchmackvoll geordnet und nie ſtand eine Krone einem Kopfe beſſer als dem ihrigen. Es war, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen, welches ſie einflößte, in ihrem engern Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze um ſie vereinigten. Ihr einnehmendes und vertrauliches Weſen verſetzte Alle, die bei ihr Zutritt hatten und ihrer Toilette anwohnten, in behagliche Stimmung. Sobald ſie jedoch die Handſchuhe angezogen hatte, um ſich in die Staatsgemächer zu begeben, nahm ſie eine ganz verſchiedene Haltung und Stimme an.

Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelte ſich plötzlich in die würdevolle, majeſtätiſche Kaiſerin. Wer ſie da zum erſten Mal ſah, fand ſie nicht unter ſeiner Erwartung und mußte unwillkürlich ausrufen: Ja, ſie iſt es, ſie iſt wirklich die Semiramis des Nordens!" Gegen das Ende ihres Lebens zu ward indeſſen die Czarin unförmlich dick und ſchwollen ihr die Beine zu geſtaltloſen Klumpen an.

In den Frühlingstagen von 1789 ziſchelten ſich in den Sälen und Corridoren der Sommerreſidenz Czarskoje-Selo die Höflinge den Witz in die Ohren: „Ihre Majeſtät, die Kaiſerin, ſcheint mit der platoniſchen Liebe aufhören zu wollen." Damals nämlich wurde der aufrichtige Mamonow gerade durch den wohlgeformten, ſchönäugigen, geſchmeidigen vierundzwanzigjährigen Gardelieutenant Platon Zubow erſetzt, der bis zum Tode Katharina's im Amte blieb.

Mit dem Platonismus war es freilich nicht weit her. Der ehrliche Maſſon, welcher die unhöfliche Unart beſaß, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, und Nichts dafür konnte, daß er keine

Gelegenheit hatte, bei einem berühmten deutſchen Hiſtoriker unſerer Tage in die Schule zu gehen, um die Kunſt des Vertuſchens, Verſchweigens, Bemäntelns und Schönfärbens zu lernen, berichtet in ſeinen Memoiren: „Plötzlich ſah man die Kaiſerin die Orgien, welche ſie früher mit den Orlows gefeiert, wieder erneuern. Valerian, ein Bruder Zubow's, jünger und kräftiger als er, und der ſtämmige Peter Soltikow wurden ihm beigeſellt, um ihn auf einer Laufbahn abzulöſen, auf welcher ſie ſchwer ans Ziel zu kommen war. In der Geſellſchaft dieſer drei jungen Wüſtlinge verbrachte die alte Katharina ihre Tage, während ihre Heere die Türken ſchlugen, ſich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen verwüſteten, während ihr Volk in Elend und Hunger darbte und Erpreſſungen und Tyranneien aller Art preisgegeben war. Damals geſchah es, daß ſie ſich einen engern, aus ihren Günſtlingen und den vertrauteſten Herren und Damen des Hofes beſtehenden Kreis bildete, welcher ſich wöchentlich zwei- oder dreimal zuſammenfand und die „kleine Eremitage" hieß. Man kam oft maskirt zuſammen, unterhielt ſich vertraulichſt, tanzte, führte von Katharina verfaßte Proverbes auf, ſpielte allerhand Spiele und jede Art von Luſtigmacherei war geſtattet. Leon Nariſchkin ſpielte in dieſem Kreiſe dieſelbe Rolle, welche der (eulenſpiegeliſche) Duc de Roquelaure am Hofe Ludwig's des Vierzehnten geſpielt hatte, und Matrona Danilewna, eine wirkliche Närrin, welche die derbſten Unfläthereien vorbrachte, war ſeine Gehülfin. Die fremden Geſandten, wenn ſie in beſonderer Gunſt ſtanden, wurden mitunter zugelaſſen. In der Folge bildete Katharina einen noch enger begränzten und geheimnißvolleren Cirkel, welcher die „kleine Geſellſchaft“ genannt wurde. Die drei genannten Günſtlinge, die Gräfin Branicka, eine Nichte Potemkin's, ferner die Prataſſow und einige vertraute Frauen und Kammerdiener waren die einzigen Mitglieder. Hier war es, wo die nordiſche Kybele ihre geheimen Myſterien feierte.“

Vierunddreißig Jahre und vier Monate lang herrſchte Katharina die Zweite. Den Schimmer und Scheinglanz ihrer Herrſchaft hat ſie bis zum Ende in den Augen der Welt aufrecht zu erhalten vermocht. Sie wußte recht gut, warum ſie dem Voltaire und dem Diderot ſchmeichelte, denn ſie kannte den unberechenbaren Einfluß, welchen das Pariſer Literatenthum damals auf die Meinung Europa's übte. Im Kreiſe ihrer Vertrauten nannte ſie die Schöngeiſter, mit welchen ſie briefwechſelte und von denen ſie ſich beweihräuchern ließ, verachtungsvoll: „Meine Beſtien."

Menſchenverachtung iſt überhaupt neben Wolluſt und Herrſchſucht der vorragendſte Charakterzug dieſer merkwürdigen Frau geweſen und ſo, wie ſie die Menſchen kennen gelernt, ſo bereit, ihr zu dienen und zu huldigen, ſo niederträchtig, in alle ihre Launen und Wünſche einzugehen, ſo eifrig, auf ihr Geheiß zu lügen, zu betrügen und zu morden, hatte ſie allerdings ausreichende Gründe, ſie zu verachten. Grauſam war ſie, wie ſchon bemerkt, von Natur nicht. Aber wenn das, was ſie ihre „Staatsraiſon" zu nennen beliebte, es forderte oder zu fordern ſchien, konnte ſie trockenen Auges ganze Völkerſchaften unter den Bajonnetten ihrer Heere verbluten ſehen, und als in den erſten Jahren ihrer Regierung das Daſein des eingekerkerten legitimen Thronerben, des armen Iwan, ihr bedrohlich vorkam, zögerte ſie keinen Augenblick, ihre Einwilligung zu geben, daß Mörder nach Schlüſſelburg geſchickt würden, welche den unglücklichen Prinzen im Schlafe überfielen und erwürgten. Katharina's ganzes Weſen und Walten hat etwas imponirend Koloſſaliſches, allein bei näherer Betrachtung verliert dieſes Weſen und Walten ſeinen Nimbus, und ſtatt wirklicher Größe erblicken wir überall nur den Schein derſelben. Es fehlt ganz und gar der ſittliche Kern und Halt. Alles gemacht, verlogen, unſittlich, hohl und faul.

Zwar zu Anfang ihrer Regierung ſchien ſie mit wirklichem Ernſt daran gehen zu wollen, Rußland auf die Bahn der Civiliſation und des wirklichen Fortſchritts zu lenken, und ſo lange ſie ſich des Rathes von Männern, wie der treffliche Sievers einer war, bediente, wurde Manches für die Verbeſſerung der phyſiſchen und moraliſchen Verhältniſſe des Volkes gethan oder wenigſtens verſucht. Später aber wurde das Alles bei Seite geſtellt, um alle Kräfte des Staats einer maßloſen Ehrſucht dienſtbar zu machen, die ſich als gewiſſenloſeſte Ländergier manifeſtirte, Europa verwirrte, um im Trüben zu fiſchen, und nach außen über verrathene, betrogene, zu Tode gequälte Völker brutale Triumphe feierte, während im Innern das eigene Volk dem erbarmungsloſen Ausſaugeſyſtem einer in raſender Verſchwendung ſich gefallenden Günſtlingswirthſchaft preisgegeben war.

Dieſe Wendung zum Schlimmen iſt entſchieden eingetreten mit dem Tage, wo Katharina der Tyrannei Potemkin's verfallen war, des Mannes, welchen das arme ruſſiſche Volk ſeufzend den „Fürſten der Finſterniß“ nannte. Die Czarin, obgleich in ihrer Eitelkeit und Herrſchſucht durch die rieſenhaften Entwürfe und die Tamerlan'ſche Politik Potemkin's höchlich geſchmeichelt, ſträubte ſich freilich Anfangs dennoch gegen das Joch, welches der wilde Kraftmenſch ihr aufgelegt hatte, und machte ſogar i. J. 1778 einen ernſtlichen Verſuch, daſſelbe abzuſchütteln. Sie ließ Alexei Orlow kommen, um die grollenden Orlows mit Potemkin zu verſöhnen und dieſem in jenen ein Gegengewicht zu geben. Allein der Verſuch ſcheiterte, denn Alexei erklärte, wenn Katharina wolle, ſollte Potemkin ſofort aufgehört haben zu leben; Verſöhnung dagegen und Freundſchaft mit dem verhaßten „Dämon ſeiner Gebieterin“ wies er in ſeinem und ſeines Bruders Namen ein für alle Mal zurück. Von jetzt an ließ die Czarin Potemkin gewähren und wirthſchaften, wie es ihm beliebte, zufrieden, wenn er ſich nur enthielt, gar zu häufig und mit gar zu roher Hand in ihr Privatleben einzugreifen.

Bei ſeinem Tode war Katharina ſchon zu alt, zu dick, zu bequem, um noch eine Aenderung des verderblichen Syſtems zu verſuchen, oder auch nur daran zu denken. Sie ließ jetzt den im Grunde ganz jämmerlichen Zubow ſchalten und walten, der, ein Menſch ohne alle Geſchäftskenntniß und Thatkraft, alle ihn um Verhaltungsregeln Angehenden mit der ſtereotypen Phraſe abfertigte: „Macht es wie früher“ (sdelaite kak pregede). Kein Wunder daher, daß beim Tode der Czarin Rußlands Zuſtand der einer gränzenloſen Erſchöpfung, Unordnung und Verwirrung war. Der Ackerbau durch die ewigen Rekrutirungen, welche durch die muthwilligen und unaufhörlichen Eroberungskriege veranlaßt waren, der arbeitenden Hände beraubt, Handel und Wohlſtand gänzlich zerrüttet, das platte Land von Räuberhorden durchzogen, die Armee verwildert, Verwaltung und Rechtspflege ein Chaos von Abſcheulichkeiten.

Dazu das rabenmütterliche Verhältniß Katharina's zu ihrem Sohn, dem Thronfolger Paul*).

---

*) Frau von Campan erzählt in ihren Memoiren einen Zug, welcher dieſes Verhältniß erſchreckend illuſtrirt. Als der Großfürſt Paul im Jahre 1782 den franzöſiſchen Hof beſuchte, fragte ihn Ludwig der Sechszehnte eines Tages, ob es wahr ſei, daß er auf die Treue keiner Perſon ſeines Gefolges rechnen könne. Der Großfürſt erwiderte ohne Zaudern vor der ſehr zahlreichen Geſellſchaft: „Es wäre mir ſehr unangenehm, wenn ich einen treuen Pudel bei mir hätte; denn ich wäre gewiß, Paris nicht zu verlaſſen, ohne daß meine Mutter den Hund mit einem Stein am Hals in die Seine werfen laſſen würde.“

Sie verachtete und haßte denſelben, hielt ihn in drückender und demüthigender Abhängigkeit und reichte ihm nur kärgliche Subſiſtenzmittel, während ihre Buhler ſich im Gelde wälzten und von Diamanten klingelten. Hält man dieſes Bezeigen der Mutter gegen den Sohn mit dem Umſtand zuſammen, daß Paul, einzelner guter Eigenſchaften ungeachtet, im Ganzen ein entſchiedener Querkopf, ja ein Zweidrittelsnarr war, ſo könnte man ſich überreden, die Angabe des ruſſiſchen Staatskalenders, daß der Großfürſt wirklich der Sohn Peter's des Dritten, ſei mehr als eine Fiction. Aber man vergeſſe nicht, daß Katharina in dem Sohne Soltikow's auch ihren Nachfolger ſah. Ein Weib von dieſer brennenden Herrſchſucht mußte ihr eigenes Kind haſſen, welchem ſie eines Tages Platz machen ſollte, und wäre es auch nur als Leiche.

Dieſer Tag kam, wie ja zum Troſt der gequälten Völker immer wieder ſolche unausweichliche Tage kommen, welche die ſtolzeſten Szepter zerbrechen wie Schilfrohre und die Träger übermüthigſter Tyrannei zu Wurmfraß machen.

Die letzte Zeit Katharina's war für ſie eine ganz glückliche. Eingenebelt in den Weihrauchsdampf, womit die ſklaviſche Huldigung des Adels, dem ſie das Volk zur Plünderung preisgegeben, ihre Perſon umgab, konnte ſie ſich der Täuſchung überlaſſen, daß Alles vortrefflich ſtehe und gehe. Die große Speculation, welche ſie mit der franzöſiſchen Revolution gemacht, war ſehr gut ein- und ausgeſchlagen. Es war ihr gelungen, Oeſtreich und Preußen gen Weſten, gegen das revolutionäre Frankreich zu hetzen, wodurch ſie im Oſten freie Hand hatte, die Ernte langgepflegter Ränkeſaat einzuheimſen. O, die alte ſchlaue Katze verſtand meiſterlich die Kunſt, mittelſt deutſcher Pfoten ſich die polniſchen und türkiſchen Kaſtanien aus dem franzöſiſchen Feuer zu holen. Der Löwenantheil vom polniſchen Raube fiel ihr zu, die Eroberung Finnlands war vorbereitet, der Weg nach Konſtantinopel eröffnet. Mit Wolluſt ſog ſie den mit den feinſten Parfüms der Schmeichelei verſetzten Blutgeruch der Siegesoden ihres Hofdichters Derſhawin ein, welcher in ſeiner Ode auf die gräuelvolle Erſtürmung Warſchau's triumphirend ausrief: „Nur noch einen Schritt thue vorwärts, o Rußland, und die ganze Welt iſt dein!“ (Na czto tiebia sojusz, o Ros, szagni-i wsia twoja wsiellenna).

Im Spätherbſt von 1796 war die Czarin ſehr guter Laune. Sie hatte am 4. November (a. St.) die Nachricht von Moreau's Rückzug über den Rhein erhalten und dem öſtreichiſchen Geſandten Kobenzl zu dieſem Ereigniß in einem ſcherzhaften Billet gratulirt, des Inhalts: „Ich eile, der excellenten Excellenz anzuzeigen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzoſen excellent geſchlagen haben.“ Abends erſchien ſie in ihrer kleinen Eremitage ganz wohlauf und außerordentlich heiter. Sie trieb allerhand Poſſen mit Leon Nariſchkin und neckte ihn mit ſeiner Furcht vor dem Tod und vor Todesnachrichten. Endlich ſagte ſie, ſie verſpüre von zu vielem Lachen einen leichten Anfall von Kolik, und zog ſich etwas zeitiger als ſonſt zurück. Am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde aufgeſtanden, ließ ſie den erſten

Liebhaber Zubow rufen, unterhielt ſich mit ihm und that hierauf einige Staatsgeſchäfte ab. Dann einige Minuten allein geblieben, wurde ſie, im Begriff, aus ihrem Schlafzimmer in ihr Ankleidezimmer zu treten, von einem Schlagfluß zu Boden geſtreckt. So fand ſie ihr erſter Kammerdiener. Man legte ſie auf eine Matratze neben dem Fenſter und die herbeigerufenen Aerzte wandten Aderläſſe, Klyſtiere und andere Mittel an, die aber keine Wirkung thaten. Die Czarin lebte noch, denn ihr Herz ſchlug, aber ſie vermochte kein Glied zu rühren, konnte weder denken, noch reden.

Den Palaſt erfüllte die ſchwüle Spannung, welche die Erwartung großer Veränderungen hervorbringt. Die Höflinge legten ihre Mienen zurecht, dem von ſeiner Reſidenz Gatſchina herbeigeholten Großfürſten Paul ein Lächeln der Ergebenheit entgegenzutragen. In den Zimmern unter dem Gemach, wo die ſterbende Herrſcherin lag, packte der Günſtling ſeinen Raub zuſammen, um mit dem letzten Athemzug der Czarin bereit zu ſein, den Palaſt zu verlaſſen. Trockenen Auges und mit den Vorbereitungen zu ſeiner bevorſtehenden Thronbeſteigung beſchäftigt, ſtand Paul am Lager ſeiner Mutter. Sein älteſter Sohn, der Großfürſt Alexander, weinte dagegen heftig und aufrichtig, denn die Großmutter hatte ihn geliebt und ausgezeichnet. Nach einem ſtummen Todeskampf von ſiebenunddreißig Stunden begann Katharina furchtbar zu röcheln. Nachdem dies eine Weile gedauert, ſtieß ſie einen ſchrecklichen Schrei aus und verſchied. (18. November n. St. 1796.)

Ein Mann, welchem man die Fähigkeit und Berechtigung wohl zuerkennen darf, einen geſchichtlichen Wahrſpruch zu fällen, Lord Brougham, gab über Katharina dieſes Verdict: „Ein Weib, bei welchem die Herrſchſucht, vereint mit der gemeinern Verworfenheit menſchlicher Art, alle Spuren der ſanfteren Natur, die ihr Geſchlecht auszeichnet, verwiſcht und ein Bild von herriſchem Talent und wundervoller Feſtigkeit der Seele, alſo Eigenſchaften, welche einen großen Charakter conſtituiren, zurückgelaſſen hat, vereint mit unbändiger Wildheit, gewiſſenloſer Trugſucht, zügelloſer Leidenſchaftlichkeit und all der Schwäche und Schlechtigkeit, die den Schlimmſten der Sterblichen herabwürdigen können.“ Ein Urtheil, ſtreng und herb wie die Wahrheit. Und doch hat der eigene Enkel Katharina's, der Czar Alexander, welcher ihrer Perſon ſehr zugethan war, ein faſt noch ſtrengeres gefällt, als derſelbe im großen Schickſalsjahr 1812 gegen ſeinen Vertrauten, den engliſchen General Sir Robert Wilſon, die Aeußerung that: „Ich bin zu beklagen, denn ich habe an meinem Hofe wenige Perſonen, die ſich einer geſunden Erziehung und feſter Grundſätze rühmen können. Die Regierung meiner Großmutter hat die höheren Stände meines Reichs vollſtändig corrumpirt, indem ſie ihre Bildung auf die franzöſiſche Sprache, auf franzöſiſche Frivolitäten und Laſter beſchränkte.“

Unſeres theuerſten Sehers tiefſinnig Wort vom „fortzeugenden Fluch der böſen That“ ſollte ſich an Katharina's Sohn und Nachfolger tragiſch erfüllen .... Die Czarin hatte dafür geſorgt, daß Paul ihren Ausgang mit brennender Sehnſucht erwarten mußte. Sie hatte ihm eine ſorgfältige, wenn auch liebeleere Erziehung angedeihen laſſen, aber ſie hatte mit Unerbittlichkeit jede Bethätigung ſeiner etwaigen Gaben im Staatshaushalt abgewehrt und ihn bei jeder Gelegenheit ſeine Abhängigkeit bitterlich fühlen laſſen. Er hatte draußen in Gatſchina mit ſoldatiſchen und anderen Wunderlichkeiten ſeine Zeit todtgeſchlagen, brütend ob ſeinem Haſſe gegen die Günſtlinge ſeiner Mutter und, weil er aus dieſer Günſtlingswirthſchaft einen voreiligen Schluß auf das ganze ruſſiſche Volk zog, in eine unſägliche Verachtung gegen das Land ſich hineinreizend, welches er künftig zu regieren berufen war. Rechnet man hierzu noch einen Zug zopfiger Romantik im Charakter Paul's, einen Zug, deſſen donquixotiſche Aeußerungen wieder mit denen einer bis ins Kleinſte und Kleinlichſte gehenden Polizeipedantereiwuth abſonderlich verquickt waren, ſo wird man ſich unſchwer vorſtellen können, was für ein Weſen am Hofe von St. Petersburg anhob, als Paul aus der Stellung abſoluter Nichtsgeltung plötzlich zum Vollbeſitz abſoluter Macht überſprang.

Der neue Czar brachte auf den Thron den redlichen Willen mit, die offen zu Tage liegenden Schäden der Regierung ſeiner Vorgängerin zu heilen. Aber er überſah dabei von vorneherein, daß Rußland, ſo, wie es war, ohne Beihülfe der ruſſiſchen Ariſtokratie nicht zu regieren ſei, und gerade gegen dieſe hegte er ein Mißtrauen, eine Verachtung und einen Haß, wozu ein Mann, der ſich für den Sohn Peter's des Dritten hielt, allerdings berechtigt war. Allein ein Czar aller Reußen, der i. J. 1796 den Thron beſtieg, durfte ſich von dieſen Gefühlen nicht beherrſchen und beſtimmen laſſen, falls er Czar aller Reußen bleiben wollte. „Que voulez-vous, Monsieur le comte? La tyrannie tempérée par l'assassinat c'est notre — Magna Charta." Was half es dem armen Paul, daß er ſich in ſeinen Michaelspalaſt, der mehr Feſtung als Palaſt war, ſo zu ſagen einmauerte? Die ruſſiſche „Magna Charta" wußte ſich dort nicht weniger geltend zu machen, als ſie draußen im Landhauſe Ropſcha ſich geltend gemacht hatte.

Katharina hatte den erſchlichenen und uſurpirten Thron glücklich bis zu ihrem Tode behauptet, weil ſie die Ruſſen zu behandeln verſtand, weil ſie mit der Ariſtokratie ſich abgefunden und weil ſie den Zauber ihrer genialen Perſönlichkeit überall wirkſam walten zu laſſen wußte. Außerdem hatte ſie dem ruſſiſchen Ausbreitungs- und Eroberungstrieb, welcher ihrer eigenen Herrſchſucht ſo gleichartig war, mit blendenden Erfolgen geſchmeichelt. Der Unterſchied zwiſchen ihrer Regierung und der ihres Nachfolgers mußte ſich demnach bald als ein unermeßlicher herausſtellen. An die Stelle eines von einem beſtimmten Gedanken geleiteten und dabei durch weibliche Anmuth gleichſam vergoldeten Deſpotismus trat ein ſchwankender, fahriger, immer grillenhafter, oft geradezu verrückter.

Es geſchahen unter Paul's Regierung in Rußland Dinge, die unglaublich und doch wahr ſind. Nur ein Beiſpiel: — Der Oberſt eines Garderegiments hatte in einem ſeiner Rapporte an den Kaiſer einen Offizier, von welchem gemeldet wurde, daß er im Lazareth in den letzten Zügen liege, als todt aufgeführt. Paul ſtreicht denſelben eigenhändig aus der Regimentsliſte. Aber unglücklicher Weiſe ſtirbt der Mann nicht, ſondern kommt wieder auf. Der Oberſt überredet ihn, ſich für einige Zeit auf ſeine Güter zurückzuziehen, bis ſich eine Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Offizier geht darauf ein; allein ſeine Erben haben die amtliche Anzeige ſeines Todes geleſen, wollen ihn ſchlechterdings nicht als lebendig anerkennen und verlangen, troſtlos über den Verluſt ihres Verwandten, in den Beſitz ſeiner Güter eingeſetzt zu werden. Der offiziell Todte und wirklich Lebendige merkt, daß ihm ein zweiter Tod und zwar nicht nach Befehl, ſondern vor Hunger bevorſtehe, reiſ't nach Petersburg zurück und legt dem Kaiſer die ganze Geſchichte in einer Bittſchrift dar. Paul ſchreibt auf den Rand derſelben: „Maßen über den Herrn Offizier bereits ein allerhöchſter Befehl erlaſſen wurde, ſo wird ihm ſeine Bitte (um Wiederbelebung, d. h. amtliche Anerkennung ſeines Lebendigſeins) — als unſtatthaft abgeſchlagen.“ Czarismus locutus est.

Wie im Innern, ſo experimentirte Paul auch nach Außen in einer Weiſe, deren für Rußland bedenkliche Folgen bald um ſo auffälliger hervortreten mußten, als gerade damals Bonaparte, der zugleich kühnſte und kühlſte Rechner, ſeine Europa umwühlende Laufbahn begonnen hatte. Die ruſſiſche Ariſtokratie konnte es nicht ertragen, daß das durch Katharina ſo lange behauptete Uebergewicht ihres Landes durch Paul einem vollſtändigen Ruin entgegengeführt wurde und daß ihre Exiſtenz, ihr Einfluß, ihr Beſitz, ihr Anſehen durch die täglich und ſtündlich wechſelnden Launen des Kaiſers unberechenbaren Gefahren bloßgeſtellt waren. Sie gewöhnte ſich, den Czaren als einen Wahnſinnigen anzuſehen, und man muß geſtehen, nicht ohne Grund; denn, lichte Zwiſchenpauſen abgerechnet, ſprach und handelte Paul wie ein ſeines Verſtandes Beraubter. In Wahrheit, ſein Regiment war tollgewordener Abſolutismus, der ſelbſt ſeine tüchtigſten Werkzeuge nicht ſchonte. Ich erinnere nur daran, wie roh undankbar Paul den von ganz Rußland angebeteten Suwarow zu Tode kränkte.

Schon i. J. 1800 hatte ſich in den vornehmen Kreiſen der ruſſiſchen Hauptſtadt die Ueberzeugung gebildet, daß es ſo nicht länger fortgehen könne und daß man ein Ende machen müſſe. Dieſe Ueberzeugung geſtaltete ſich raſch zu einer Verſchwörung. Mittelpunkt derſelben war der Graf Peter Ludwig von Pahlen, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich Generaldirector der Poſten, Generalgouverneur von Petersburg und Haupt der geheimen Polizei. Seine erſten Mitverſchworenen waren der Vicekanzler Graf Panin, ein Neffe des Panin von 1762, der Admiral Rivas und der General Talizin. Nach und nach wurden dann in das Complott eingeweiht die Brüder Platon, Valerian und Nikolaus Zubow, der General Bennigſen, mehrere andere Generale, Oberſten und Subalternoffiziere. Die Anzahl der Verſchworenen wurde ſo groß, daß das Geheimniß kaum bewahrt werden konnte und ein ziemlich beſtimmtes Gerücht von der Verſchwörung dem Czar zu Ohren kam.

„Ich weiß, — ſagte er zu Pahlen — daß man mir an das Leben und mir das Schickſal meines Vaters bereiten will.“ Aber Pahlen, dem der verblendete Fürſt unbedingt vertraute, beſchwichtigte ebenſo liſtig als kühn die Beſorgniſſe ſeines Gebieters und beeilte die Ausführung des Anſchlags.

Wir wollen zur Ehre der menſchlichen Natur annehmen, daß die Abſicht Pahlen's und der Beſſeren ſeiner Mitverſchwörer nur auf die Thronentſetzung Paul's abzweckte, — eine Annahme, die um ſo ſtatthafter iſt, als der Großfürſt Thronfolger Alexander ſoweit mit dem Plane einverſtanden war. Dieſes Einverſtändniß Alexander's iſt eine Thatſache, welche einem Zweifel nicht unterliegt. Pahlen, ein Meiſter der Intrigue, hatte es verſtanden, dem Kaiſer Mißtrauen gegen ſeinen Sohn und dieſem Mißtrauen gegen den Vater einzuflößen. Er bewies dem Thronfolger, daß Paul des Throns entſetzt werden müſſe, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen ſollte, und verſtärkte die Beweiskraft ſeiner Gründe durch Vorzeigung eines geheimen Verhaftsbefehls, welchen der Czar auf gewiſſe Fälle hin gegen ſeine beiden älteſten Söhne Alexander und Konſtantin ausgeſtellt und ihm, dem Grafen Pahlen, anvertraut hatte. Es iſt gewiß, daß Alexander nur nach längerem Sträuben ſeine Einwilligung in die Abſetzung ſeines Vaters gab; aber es iſt auch gewiß, daß er ſie gab. Bei ſeiner Sinnesweiſe iſt mit Beſtimmtheit zu ſagen, daß er ſich von dem Leiter der Verſchwörung alle denkbaren Garantieen für das Leben des Czars geben ließ; aber konnte er, Alles zuſammengehalten, an die Möglichkeit ſolcher Garantieen glauben? Er muß es gekonnt haben, denn er glaubte wirklich daran.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wurde der Schlag geführt. Die Verſchworenen ſpeiſten Abends bei ihren verſchiedenen Führern und verſammelten ſich dann beim General Talizin, wo Pahlen ſie haranguirte und die letzten Verabredungen getroffen wurden. Bennigſen und die Zubows ſollten die Ausführung des Hauptmoments der beabſichtigten Palaſtrevolution übernehmen, d. h. der Perſon des Kaiſers ſich bemächtigen und denſelben zur Abdankung zwingen. Von einem Morde wurde natürlich mit keiner Sylbe geſprochen und es iſt möglich, daß ſogar Pahlen jetzt noch der Selbſttäuſchung ſich hingab, die Thronveränderung würde ſich ohne einen ſolchen bewerkſtelligen laſſen.[1] Aber wer dieſe von Haß entflammten und überdies halb oder ganz von Wein trunkenen Verſchwörer hätte betrachten können, als ſie ſich anſchickten, nach dem Michailow'ſchen Palaſt aufzubrechen, würde ohne Zweifel in den Blicken der meiſten den Entſchluß geleſen haben, Paul den Erſten nicht ſchonender zu behandeln, als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren ſo gut vertheilt, alle Veranſtaltungen ſo umſichtig getroffen worden, daß das Gelingen des Unternehmens zum Voraus geſichert war. Dennoch behielt ſich, wie bekannt, der ſchlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlſchlags eine Hinterthüre offen, indem er für ſeine Perſon ſich wohl hütete, in dem Michailow'ſchen Palaſt früher zu erſcheinen, als Alles vorüber war .... Ohne irgendwelchen nennenswerthen Widerſtand zu finden, gelangte eine auserleſene Bande der Verſchwörer bis in das Schlafgemach und vor das Bett des ſchlafenden Kaiſers. Aus welchen Perſonen dieſe Bande beſtand, darüber [illegible]rſcht Widerſpruch in den Angaben der Quellen; jedoch kann mit ziemlicher Sicherheit berichtet werden, daß die eigentliche Sturmcolonne des Complotts zuſammengeſetzt war aus den Brüdern Platon, Valerian und Nikolaus Zubow — (einer der beiden Letzteren hatte noch mit dem Czar zu Nacht geſpeiſt) — ferner aus den Generalen Bennigſen und Tſchitſcherin und den Gardeoffizieren Manſurow, Tatarinow, Skariatin und Jeſchwel. Daß wenigſtens der eine oder andere dieſer Männer, vorab Bennigſen, auf das Aeußerſte gefaßt und zum Aeußerſten entſchloſſen war, darüber läßt der Verlauf der folgenden Szene keinen Zweifel übrig. Dieſe Leute waren keineswegs gutmüthige Phantaſten und Idealiſten, wie der Großfürſt-Thronfolger Alexander damals und noch etliche Jahre lang ſpäter einer geweſen iſt.

In großer Uniform, die Hüte auf dem Kopfe und die Degen in der Hand, treten Fürſt Zubow und General Bennigſen vor das Bett des überfallenen Kaiſers und ſagen: „Sire, Sie ſind verhaftet.“ Der Ueberraſchte, Beſtürzte richtet ſich auf und fragt, was denn das zu bedeuten habe, worauf man ihm ſagt, daß er der Krone entſagen müſſe. Paul ſchweigt, kochender Bruſt, und die Farben wechſeln ſchnell auf ſeinem Geſicht. Alſo Bennigſen wieder: „Sire, bedenken Sie, es handelt ſich um Ihr Leben, falls Sie ſich nicht darein fügen, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen.“ In dieſem Augenblick entſteht ein Geräuſch an der Thüre. Bennigſen geht, ſie zu verſchließen. Dies benützt der Czar, um aus dem Bett und hinter einen großen Ofenſchirm zu ſpringen. Einer der Offiziere eilt ihm nach und packt ihn an der Kehle. Bei dem dadurch entſtandenen Tumult muß das Licht verlöſcht ſein. Man iſt im Dunkeln und Bennigſen ſagt noch einmal: „Sire, unternehmen Sie Nichts, es handelt ſich um Ihr Leben.“ Paul hat ſich von der Fauſt ſeines Angreifers losgemacht und ſchlüpft hinter die Fahnen der Garderegimenter, welche ſtets in ſeinem Schlafzimmer ſtehen, und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in deſſen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt.

Einen Augenblick glauben die Verſchworenen, ihr Opfer ſei entwiſcht, und laufen rathlos durcheinander. Aber man bringt Licht, bei deſſen Scheine der Czar im Kaminſchlot entdeckt wird. Man faßt ihn bei den Beinen und zieht ihn herab und heraus. Folgt nun ein wildgroteskes Vorſpiel zur Tragödie. Paul, wie Jedermann weiß, eine abſchreckend häßliche Figur, ſteht im bloßen Hemde, über und über berußt, inmitten der Verſchwörer und hebt an zu peroriren und zu geſticuliren. Sie ergötzen ſich und lachen eine Weile über ſein Ausſehen und Gebaren. Dann aber zwingen ſie den Halbnackten, ſich an einen Tiſch zu ſetzen und die von ihnen mitgebrachte Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Während er dies thut, ſagt Bennigſen zu den Andern: „Messieurs, on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs." Damit war das Stichwort gegeben. Jeſchwel ſchlägt den Kaiſer zu Boden. Er rafft ſich noch einmal auf und ringt mit den auf ihn eindringenden Mördern verzweifelt um ſein Leben. Aber ſie werfen ihn nieder, bringen ihn unter ſich, Skariatin ſchlingt ſeine Offiziersſchärpe um den Hals des Ueberwältigten und der Graf Nikolaus Zubow vollzieht mittelſt derſelben die Erdroſſelung. . . . . Wäre bei ſo Schrecklichem ein Scherz geſtattet, müßte man ſagen, daß die Czaren aller Reußen vollwichtige Urſache hätten, Servietten und Schärpen zu ſcheuen.

Valerian Zubow begab ſich von der Mordſtätte weg zu dem Großfürſten Alexander und meldete dieſem, Kaiſer Paul der Erſte habe der Regierung entſagt und ſei — geſtorben. Natürlich konnte der Prinz bei bewandten Umſtänden keinen Augenblick im Zweifel ſein, daß man ſeinen Vater habe ſterben gemacht. Wurden doch die Einzelnheiten des Mordes binnen wenigen Stunden in ganz Petersburg bekannt, da mehrere der Mörder ihrer Miſſethat ganz offen und praleriſch ſich rühmten. Alexander gerieth in Verzweiflung und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Aber Pahlen entriß ihn der Hingabe an ſeinen aufrichtigen Schmerz, indem er ihn mit den Worten: „Dies kindiſche Weinen hat lange genug gedauert; es iſt Zeit, daß Sie die Regierung antreten!“ fortzog, um den vor dem Winterpalaſt aufgeſtellten Truppen den neuen Kaiſer vorzuſtellen.

Alexander der Erſte iſt jedoch den ſchwarzen Schatten, welchen der von ihm wenigſtens mittelbar zugelaſſene furchtbare Ausgang ſeines Vaters in ſein Daſein geworfen, nie wieder losgeworden. Ohne daß er mit vorragenden Talenten und außergewöhnlichen Eigenſchaften begabt geweſen wäre, haben ihm ſeine Stellung und die Gunſt der Umſtände eine weltgeſchichtliche Rolle von höchſter Bedeutung zugewandt. Aber der als „Befreier Europa's“ Bejubelte war kein Glücklicher, denn ein Wurm, der nicht ſtarb, nagte ihm am Herzen. Er konnte nie und nimmer die Nacht vom 23. März 1801 vergeſſen. Auch ſein Privatleben war nicht glücklich. Der General Friedrich von Gagern hat in ſeinem unſchätzbaren Reiſetagebuch aus Rußland vom Jahre 1839 Folgendes erzählt: „Kaiſer Alexander behandelte ſeine Frau mit Achtung und hatte auch Freundſchaft für ſie; aber die Kaiſerin war nicht klug genug oder zu ſehr Weib, um ſeine kleinen Untreuen zu verzeihen oder keine Kenntniß davon haben zu wollen. Sie boudirte, refuſirte und ſo gewöhnte ſich der Kaiſer an die gänzliche Trennung. Er attachirte ſich an Madame Nariſchkin, eine Polin — Polonaise, wie mein Berichterſtatter ſagte, donc belle, gracieuse et intriguante. Er hatte von dieſer eine einzige Tochter, lebte mit ihr wie mit ſeiner Frau und brachte ſeine Abende bei ihr zu. Einſtens überraſchte er Madame Nariſchkin in den Armen des Grafen Branitzky. Dieſer klagte ſich an, machte den Zerknirſchten, ſagte, er wolle ſich auf ewig aus dem Angeſichte des Kaiſers verbannen u. ſ. w. Der Kaiſer ganz gelaſſen: Comte Branitzky, ma voiture est à la porte, suivez-moi. Und als ſie zuſammen im Wagen ſaßen, fuhr der Kaiſer fort: Vous avez détruit mon bonheur domestique, mais ne craignez rien; je ne veux pas même que vous éloigniez de la cour. Vous avez fait votre métier d'homme, et à votre place j'aurais peutêtre fait autant, je vous pardonne. Quant à Madame Narischkin, elle m'a trahi, je ne puis plus l'aimer ni l'estimer; mais parcequ'elle est la mère de mon unique enfant, je ne veux pas la quitter. Dieſe Tochter ſtarb, als ſie elf Jahre alt war. Der Kaiſer ſah das als eine Strafe des Himmels an und wurde bigot und mystique. Der Tod der Tochter zerriß das Band, das ihn an Madame Nariſchkin knüpfte. In den folgenden Jahren hatte er nur noch petites-filles de toutes les nations, die er oft wechſelte, und die mit ſchweren Bußübungen Hand in Hand gingen.“ . . . . Weltmüde und menſchenſcheu iſt der Czar am 1. Dezember 1825 zu Taganrog geſtorben, nachdem ihm ſeine letzten Tage noch verbittert worden waren durch das Wiſſen vom Beſtehen einer Verſchwörung in der Armee, ganz ähnlich der, welche ſeinem Vater Krone und Leben geraubt hatte . . . .

And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!

II.

Mathilde,

Königin von Dänemark.

* * *

Am 5. Auguſt des Jahres 1737 wurde in der alten Saaleſtadt Halle dem ſtrenggläubigen Paſtor Struenſee, welcher ſpäter als erſter Prediger nach Altona und dann im Jahre 1760 als Generalſuperintendent von Schleswig-Holſtein nach Rendsburg kam, ein Sohn geboren, dem er bei der Taufe die Namen Johann Friedrich gab. Am 29. Januar 1749 gebar die erſte Gemahlin des Königs Friedrich's des Fünften von Dänemark einen Prinzen, welcher unter dem Namen Chriſtian's des Siebenten der Nachfolger ſeines Vaters ward. Am 22. Juli 1751 gebar Auguſte von Sachſen-Gotha, die Wittwe des kurz zuvor geſtorbenen Prinzen Friedrich von Wales, älteſten Sohns Georg's des Zweiten, eine Prinzeſſin, welche den Namen Mathilde erhielt.

Wer hätte dieſen drei Kindern an ihren Wiegen geſungen, wie unheilvoll ihre Schickſale ſich verknüpfen ſollten! Dieſe Verknüpfung iſt ein vollſtändiger Roman; aber ein Roman mit tragiſchem Ausgang, alſo einer jener Romane, wie nicht die Phantaſie, ſondern die Muſe der Geſchichte ſie zu dichten pflegt, einer jener wahrhaft und wirklich hiſtoriſchen Romane, deren Ausgang nicht der Hochzeitsjubel, ſondern Mord und Entſetzen bezeichnet und wo ſchließlich ſtatt des Brautbettes das Schaffot aufgeſchlagen wird. Die Weltgeſchichte iſt kein Kotzebue'ſches Luſtſpiel, wohl aber eine Shakſpeare'ſche Tragödie.

Unter den vielen durch den tollen Traum eines germaniſch-römiſchen Kaiſerthums veranlaßten Unterlaſſungsſünden unſerer mittelalterlichen Kaiſer iſt das Verſäumniß, Dänemark, dieſes natürliche Zubehör und Anhängſel Deutſchlands, entſchieden und nachhaltig zu germaniſiren, eine der beklagenswertheſten und in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag herab ſchmerzlichſten geweſen. Dänemark iſt mit den deutſchen Herzogthümern Schleswig-

Holſtein-Lauenburg zu groß zum Sterben, ohne dieſelben zu klein zum Leben. Die däniſche Eitelkeit, bekanntlich ein koloſſales Ding und die vorragendſte Eigenſchaft des däniſchen Nationalcharakters, wird das nicht zugeben wollen, es iſt aber dennoch eine unbeſtreitbare Thatſache. Man betrachte die ganze Geſchichte Dänemarks und überall wird ſie ſich als die eines auf lauter Zufälligkeiten begründeten, in ſich kern- und haltloſen Staats darſtellen. Dänemark hat viele tüchtige, ſogar etliche geniale Männer hervorgebracht, keine Frage; aber ſelbſt in den größten Ekſtaſen ſeiner Eitelkeit konnte es niemals mit Ueberzeugung von ſich ſagen, was jener alte Norweger zu dem brutalen Bekehrer Olaf ſagte: „Ich glaube an mich!“ Daher war Kopenhagen von jeher, was es noch heute iſt: ein Lieblingsſchauplatz diplomatiſcher Intriguenſpiele. Nicht weniger aber auch die Stätte haſtig und fahrig unternommener politiſcher Experimente, welche den Staat zwiſchen ultradeſpotiſchen und ultraliberalen Extremen hin- und herwarfen.

Bis ins neunzehnte Jahrhundert herab war in

Dänemark das deutſche Kulturelement das herrſchende, und Alles, was dort an wirklicher Bildung vorhanden, iſt deßhalb deutſch in Weſen und Form. Die deutſche Geiſtesobmacht war auch bis zur neueſten Zeit unter den Dänen ſo anerkannt, daß die bedeutendſten Männer ihrer Literatur, die Baggeſen, Oehlenſchläger, Hauch und Anderſen, ihren größten Stolz darein ſetzten, deutſch zu ſchreiben und in der deutſchen Literatur mitzuzählen. Wäre Deutſchland eine politiſche Macht geweſen, ſtatt eine „Nation von Denkern“ zu ſein, ſo hätte dieſes für Dänemark ſicherlich nur heilſame Verhältniß nie in Frage geſtellt werden können. So aber zogen in Kopenhagen die deutſchen Einflüſſe, weil ſie eben nur ideelle waren, gegenüber den materiellen der ruſſiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Politik ſtets den Kürzern, und wie neueſtens Ruſſen, Franzoſen und Engländer, wenn es gilt, Deutſchland zu benachtheiligen, in däniſchen Dingen ſich am Ende recht wohl zu vertragen wiſſen, hat das ſchandbare Londoner Protokoll von 1852 ſattſam bewieſen. Freilich, auch zwei deutſche Großmächte haben ſich nicht geſcheut, ihre Namen unter dieſes Actenſtück zu ſetzen, welches tüchtigſte deutſche Volksſtämme mit gebundenen Händen der von Rußland, Frankreich und England inſpirirten däniſchen Brutalität überlieferte. Doch warum in einer Wunde wühlen, für welche die troſtloſe Gegenwart keinen Balſam und keinen Verband bietet? „Einſt wird kommen der Tag,“ wo die allwaltende Nemeſis auch dieſen Frevel ſühnt. Der Untergang Dänemarks iſt doch trotz Alledem im Rathe der Götter beſchloſſen. Der Tag, wo die Mutter Germania alle ihre Kinder unter einem Dache verſammelt, wird der Todestag des däniſchen Staats ſein, an welchem heutzutage noch unendlich viel mehr „faul“ iſt, als zur Zeit des armen Prinzen Hamlet faul war.

Faul war an Dänemark mehr als Etwas auch ſchon zur Zeit König Friedrich's des Fünften, welcher durch ſeine zweite Heirat mit Juliane von Braunſchweig, die ihm den an Körper und Geiſt nur halbfertigen Prinzen Friedrich gebar, ein weiteres böſes Verhängniß in ſein Haus brachte.

Denn das über die Maßen ehr- und herrſchſüchtige Weib konnte von Anfang an den Gedanken nicht ertragen, daß dereinſt nicht ihr Sohn, ſondern der einer Anderen, ihrer Vorgängerin, den Thron einnehmen ſollte. Und Juliane war zu fürchten, denn wennſchon beſchränkten Geiſtes, verſtand ſie doch Zweierlei: — die Kunſt, zu haſſen, und die noch ſchwerere, Zeit und Gelegenheit zur Befriedigung ihres Haſſes abzuwarten. Sie haßte ihren Stiefſohn Chriſtian und es ſollte eine Stunde kommen, wo dieſer lange hinuntergewürgte Haß zu offenem Triumph ausſchlug.

Es iſt eine der bedeutſamſten, aber immer noch zu wenig betonten Thatſachen des 18. Jahrhunderts, daß vom Beginn deſſelben an bis gegen die Epoche der großen Eruption von 1789 hin die Völker durch die Fürſten zum Revolutionsmachen recht eigentlich angeleitet wurden. Die ganze bezeichnete Periode erfüllte der Tumult des Wühlens und Umwälzens von oben herab. Die Reſte der mittelalterlich-ſtändiſchen Verfaſſungen ſtanden einem abſoluten Monarchismus im Wege, wie ſolchen Ludwig der Vierzehnte zu einem verlockenden Muſter und Vorbild gemacht hatte. Daher überall, ſelbſt England nicht ausgenommen, das revolutionäre Streben der Herrſcher, die ſtändiſchen Rechte auf leere Formen zurückzuführen oder auch ganz zu vernichten, um die ſouveraine Willkür der fürſtlichen Perſönlichkeit zum einzigen Motiv des Staatslebens zu machen. Jedermann weiß, daß dieſe monarchiſche Wühlerei mit ſehr wenigen Ausnahmen vollſtändig gelang. Ebenſo, daß ungefähr vom Jahre 1740 an der ſo begründete Despotisme brutal zum Despotisme éclairé ſich nuancirte, deſſen Helle freilich in vielen Fällen nur die eines miſerabeln Pfenniglichts war. Man hat überhaupt den ſittlichen und politiſchen Gehalt des vielgeprieſenen „aufgeklärten Deſpotismus," ſelbſt des von einem großen Fritz gehandhabten, nach ſeinem wahren Werth erſt dann ſchätzen gelernt, als er, von 1792 bis 1806, von Valmy bis Jena, im Zuſammenſtoß mit der revolutionären Volkskraft ſo jämmerlich zu Schanden worden war.

Auch in Dänemark hatte eine Revolution von oben herab ſtattgefunden (1760), welche die ſtändiſche Verfaſſung vernichtete, die Privilegien des Adels nur noch dem Volke, nicht mehr der Krone gegenüber aufrecht erhielt und den unbeſchränkteſten Sultanismus herſtellte. Indeſſen der neue Sultan, König Friedrich der Fünfte, war mehr nur ein ſcheinbarer als wirklicher. Je nachdem die Vertreter der fremden Höfe zu Kopenhagen über mehr diplomatiſche Feinheit oder auch über mehr diplomatiſche Brutalität, über mehr Gewandtheit im Ränkeſpiel oder auch über mehr Geld zu verfügen hatten, war die Macht bald beim ruſſiſchen bald beim franzöſiſchen Geſandten, mitunter auch beim engliſchen, welche abwechſelnd die däniſchen Miniſter und durch dieſe den König gängelten oder commandirten. Wie da gewirthſchaftet wurde, läßt ſchon der Umſtand errathen, daß gegen 1400 franzöſiſche Abenteurer, meiſt von der niedrigſten Sorte, im däniſchen Civil- und Militairdienſt angeſtellt waren. Der Geſandte Frankreichs hatte dem König unter anderen vortrefflichen Franzoſen auch einen Künſtler empfohlen, der eine Statue des Fürſten anfertigte, welche nach und nach 700,000 Thaler koſtete, ohne fertig zu werden. Als Friedrich der Fünfte i. J. 1766 ſtarb, befand ſich der Staat in troſtloſer Zerrüttung. Heer und Flotte verkommen, die Staatsſchulden furchtbar angeſchwollen, die Steuerkraft des Landes erſchöpft, die Sitten der höheren Claſſen verpeſtet, die unteren ausgeſogen, verarmt und murrend. In dieſes Chaos von Frivolität, Noth und Unzufriedenheit ſollte der erſt ſiebzehnjährige neue König Ordnung bringen. Man hoffte auf ihn als auf einen Regenerator Dänemarks.

Die auf Kronprinzen geſtellten Hoffnungen unglücklicher Völker ſind, wie das in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich ſo überſtiegen, daß ſie ſchlechterdings nicht in Erfüllung gehen können. Chriſtian der Siebente jedoch hatte als Kronprinz in der That zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Er war unter ſtrenger, vielleicht nur zu ſtrenger Leitung zu einem wohlgeſtalteten, geiſtig aufgeweckten und gebildeten Jüngling herangewachſen. Wir legen nicht ſehr großen Werth darauf, daß der Prinz zu Anfang des Jahres 1763 in Gegenwart des Königs und der höchſten Staatsbeamten in den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Disciplinen „mit beſtem Erfolg und großem Beifall“ ein Examen beſtand. Man weiß ja, wie es bei ſolchen Prüfungen herzugehen pflegt. Dagegen betonen wir, daß der engliſche Geſandte im März 1764 an ſeinen Hof über den Prinzen berichtete: „Er hat ein angenehmes und männliches Aeußere, eine ausgezeichnete und einnehmende Geſtalt, eine mit Würde verbundene Gewandtheit und Umgänglichkeit“ — und daß der franzöſiſche Geſandte wenige Tage vor dem Tode Friedrich's des Fünften nach Paris ſchrieb: „Der Kronprinz iſt ſehr liebenswürdig und von einnehmendem Aeußern. Er beſitzt Feinheit, Geiſt und Klugheit. Man hat ihn ſehr gut erzogen und mit Erfolg unterrichtet. Er verſteht vollkommen däniſch, deutſch, franzöſiſch und ſo ziemlich lateiniſch.“

Freilich iſt das hier dem Prinzen geſpendete Lob einer guten Erziehung ſofort zu beſchränken, denn man hatte dabei unabſichtlich oder abſichtlich die Hauptſache vergeſſen, nämlich den jungen Menſchen für ſeine künftige Beſtimmung zu erziehen. Man hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, ſich über die Zuſtände des Landes zu unterrichten, welches er künftig als abſoluter Monarch regieren ſollte; er hatte, bevor er König wurde, niemals mit öffentlichen Geſchäften ſich befaßt, ja ſogar niemals einer Rathsverſammlung angewohnt. Man hatte auch unterlaſſen, ein lebhaftes Bewußtſein ſeiner Pflichten in ihm zu erwecken und zu befeſtigen. Es war viel natürliche Begabung in ihm, ſelbſt ein Stück Genialität, er wußte auch Etwas, Manches ſogar; aber er wußte gerade *das* nicht, was er am meiſten hätte wiſſen ſollen. Ihm mangelte die Kenntniß vom Ernſte des Lebens, von der Bedeutung der Arbeit und der Pflicht und — er hatte das Unglück, mit ſiebzehn Jahren ein unumſchränkter König zu werden. Ob als unreifer oder als überreifer Knabe auf den Thron gelangt, gleichviel, das allein ſchon mußte ausreichen, ihn zu Grunde zu richten.

Im Vorgefühle herannahenden Todes hatte Friedrich der Fünfte lebhaft gewünſcht, den Kronprinzen verheiratet zu ſehen, und die zu dieſem Zwecke begonnenen Unterhandlungen mit dem engliſchen Hofe waren i. J. 1765 in lebhaftem Gange. Es war nämlich zur Braut Chriſtian's die damals vierzehnjährige, ſchöne, anmuthige und geiſtvolle Prinzeſſin Mathilde auserſehen worden, Schweſter König Georg's des Dritten. Im Juli genannten Jahrs kam das Portrait des jungen Mädchens von London herüber und wurde über dem Schreibtiſch des däniſchen Kronprinzen aufgehangen. Er betrachtete es „mit Vergnügen“ und gab ſeinen Beifall und ſeine Zuſtimmung „in Ausdrücken des Entzückens“ zu erkennen. Auch noch im Mai 1766, als er bereits König war, erwartete Chriſtian, wie es ſchien, von dieſer Verbindung ſein Lebensglück. Der engliſche Geſandte ſchrieb damals: „In dieſem Augenblick wünſcht der König ungeduldig die Vollziehung ſeiner Heirat, und da er bis jetzt nicht in anderer Weiſe eingenommen iſt, ſo hat man große Urſache zu glauben, er werde zufrieden ſein, in dieſer Verbindung ſein Glück zu finden.“

Im Spätherbſt 1766 kam die fünfzehnjährige Braut in Kopenhagen an. Ihr Auftreten war ein ſehr gewinnendes und höchſt erfreut berichtete der engliſche Geſandte: „Die Prinzeſſin ſcheint überall, wo ſie ſich zeigt, Beifall und Liebe zu gewinnen, und ihre näheren Umgebungen preiſen einſtimmig und aufs Höchſte ihre Gemüthsart und ihr Benehmen.“ Das engliſche Kabinet traute aber dieſem Enthuſiasmus nicht ſo ganz. Die Jugend der Prinzeſſin mußte um ſo mehr Beſorgniß erwecken, da auch der König, ihr Gemahl, doch ſo zu ſagen noch ein Kind war. Es erging daher vom Hofe von St. James an den engliſchen Agenten in Kopenhagen als Antwort auf deſſen obige Auslaſſung die warnende Aeußerung: „Ihre Majeſtät tritt in den wichtigſten Abſchnitt ihres Lebens. Sie iſt in ſo zartem Alter faſt einſam in einen fremden, weiten Ozean hinausgeſchleudert, wo es nöthig ſein dürfte, die höchſte Sorgfalt und Klugheit anzuwenden und mit beſonnener Genauigkeit zu ſteuern, damit ſie zugleich die Liebe ihres Hofes und Volkes gewinne und die Würde der hohen Stellung zu bewahren wiſſe, zu welcher die Vorſehung ſie berufen hat.“

Die Warnung war nicht ohne Grund. Es drängt ſich die Annahme auf, daß Chriſtian in der Zeit zwiſchen ſeiner Verlobung und Vermählung doch „in anderer Weiſe eingenommen worden ſei.“ Wie wäre das auch anders möglich geweſen, da den aus der Schulſtube plötzlich auf den Thron erhobenen jungen König die höfiſche Gemeinheit und Betriebſamkeit gewiß mit Verſuchungen umgeben hat, welchen ein bisher ſtreng gehaltener und dann ohne Vorbereitung zum Vollgenuß der Macht gelangter Knabe von ſiebzehn Jahren unſchwer erliegen mußte? Alles zuſammengehalten, ſtehe ich nicht an, zu behaupten, daß gerade zur bezeichneten Zeit die ſchlimmſten Einflüſſe auf die Sinne und den Geiſt des jungen Fürſten geübt worden ſein müſſen, und das Folgende beſtätigt meine Behauptung. Am 8. November 1766 fand die Vermählung Chriſtian's des Siebenten mit Mathilde ſtatt und ſchon am 25. November hatte der ſcharfblickende franzöſiſche Geſandte Ogier Veranlaſſung, nach Paris zu berichten: „Die Prinzeſſin hat auf das Herz des Königs faſt gar keinen Eindruck gemacht und würde auch bei noch größerer Liebenswürdigkeit daſſelbe Schickſal gehabt haben. Denn wie könnte ſie einem jungen Fürſten gefallen, der alles Ernſtes glaubt, es gehöre nicht zum guten Ton (n'est pas du bon air), ſeine Frau zu lieben?“ Eine hübſche Probe fürwahr von den Wirkungen der im 18. Jahrhundert unbedingt gültigen Maitreſſenlehre! Man ſieht, der arme Chriſtian hatte binnen wenigen Monaten einen reißend ſchnellen Curſus in dem Sittenverderbniß ſeiner Zeit mit Erfolg durchgemacht.

Die junge Königin, lebhaften Geiſtes, gutmüthig, harmlos, nur nach den ihrem Alter ſo natürlichen Fröhlichkeiten und Zerſtreuungen dürſtend, würde ſich begnügt haben, die Frau ihres

Mannes zu ſein, wenn eben Chriſtian der Mann ſeiner Frau geweſen oder geblieben wäre. Denn daß er ſich wenigſtens Anfangs eine Weile lang bemühte, es zu ſein, bewies die Geburt des Kronprinzen, welchen Mathilde am 22. Januar 1768 zur Welt brachte und der nachmals als Friedrich der Sechſte König von Dänemark wurde. Allein es ſteht deſſenungeachtet feſt, daß es der Königin niemals gelang, einen heilſamen, adelnden Einfluß auf Chriſtian zu erlangen, und die arme junge Frau mußte ſich bald tödtlich langweilen an der Seite eines Gemahls, bei welchem wenige Jahre die ſeltſamſte Umwandlung zuwegebrachten.

Um es kurz zu ſagen, aus dem geiſtreichen, ziemlich wiſſenſchaftlich gebildeten, liebenswürdigen und vielverſprechenden Prinzen wurde ein Simpel von König, ein Simpel in des Wortes ſimpelſter Bedeutung.

Die Erklärung iſt ſehr leicht. Wenn ein ſiebzehnjähriger Junge ſich in Ausſchweifungen ſtürzt, die ſie allenfalls ein Mann in der Vollkraft ſeiner Jahre wenigſtens eine Weile ohne allzu nachtheilige

Folgen auszuhalten vermag, ſo muß die Reaction der beleidigten Natur eine furchtbare ſein .... Hatte Verführung ſtattgefunden? Ohne Zweifel. Wie jeden Thron, umkroch auch den des jungen Chriſtian jenes Ungeziefer von vornehmen und geringen Lakaien, in deren Glücksrechnung die Sittenloſigkeit und Thorheit der Fürſten die Cardinalziffer ausmacht. Aber war die Verführung eine ſyſtematiſche? War ſie eine politiſche, d. h. dynaſtiſche oder, ohne Umſchweife zu ſprechen, eine ſtiefmütterliche Speculation geweſen? Die Frage drängt ſich Einem auf, iſt aber nicht mit Beſtimmtheit zu beantworten. Ich habe mir Mühe gegeben, einige Gewißheit darüber zu erlangen, allein ohne Erfolg. Es iſt ſchlechterdings kein urkundlicher Beweis für die Schuld der Königin-Wittwe Juliane nach dieſer Richtung hin beizubringen. Und doch würde ich als Mitglied einer Geſchworenenbank, welche nach moraliſcher Ueberzeugung urtheilen darf, keinen Augenblick anſtehen, mit voller Gewiſſensruhe den Wahrſpruch: Schuldig! zu geben. Denn es iſt Thatſache, daß Juliane ihren Stiefſohn bitterlich haßte, ein Haß, welchen ſie auch auf die junge Königin übertrug, ſeitdem dieſe einem Kronprinzen das Leben gegeben; und es iſt ferner Thatſache, daß die Vortheile, welche aus der Unfähigkeit Chriſtian's entſprangen, ſein Königsamt zu üben, über Kurz oder Lang ſeiner Stiefmutter und ihrem Sohne Friedrich zufallen mußten. Wenn Juliane ſo rechnete — und die Härte ihres Herzens, die Tücke ihrer Sinnesart bürgen uns dafür, daß ſie ſo rechnete — überſah ſie nur, daß ſich eine kleine und Anfangs gar nicht beachtete Ziffer in ihren Calcul einſchob und das ganze Facit deſſelben in Frage ſtellte, wenigſtens eine Zeit lang.

Die traurige Metamorphoſe, welche mit dem König vorgegangen, verrieth ſich zunächſt in zwei Symptomen: in einem in aufgedunſener Starkgeiſterei ſich gefallenden, namentlich gegen religiöſe Dinge frivol ſich herauslaſſenden Witz, der ſich Etwas darauf zu gute that, an etlichen Petrefacten des Miniſteriums oder an den Holzköpfen der Anſtifter und Theilhaber ſeiner Orgien eine boshafte Schärfe zu üben; ſodann in einer vollſtändigen

Verekelung an allen Geſchäften, in einer unbeſieglichen Theilnahmsloſigkeit für alles Ernſte, Rechte und Tüchtige. Die leibliche und geiſtige Krankheit war ſchon zum Stadium der Blaſirtheit vorgeſchritten, hinter welcher der Blödſinn lauerte.

Wie es bei ſo bewandten Umſtänden am däniſchen Hofe herging, wie Dänemark regiert wurde, kann ſich ein Peſſimiſt leicht vorſtellen, ohne daß er der Schwarzſeherei beſchuldigt werden dürfte. Im Kabinette ſaßen allerdings ein Paar von Männern, welchen ſich Tüchtigkeit und Redlichkeit nicht abſprechen ließ: die Grafen Reventlow und Tott; aber neben ihnen auch der habſüchtige Ränkeſpinner Graf Moltke und der ewig zwiſchen kleinlichen Rückſichten und Bedenken unſchlüſſig zappelnde alte Baron Bernſtorff. Es iſt der Segen der Monarchie, daß eine auch nur halbwegs tüchtige Perſönlichkeit auf dem Thron unendlich viel leichter als das gewählte Oberhaupt eines Volksſtaats das Gute und Fördernde ſchaffen kann; es iſt ihr Fluch, daß ein ſchlechter Fürſt dem ganzen Staatsleben alsbald das Gepräge ſeiner Nichtswürdigkeit aufdrückt. Der jungen Königin, welche ſtatt auf Lebensgenuß ſo frühzeitig ſchon auf Beobachtung und Nachdenken angewieſen war, konnte es nicht entgehen, wie übel es um den Staat beſtellt ſei. Dank ihrer engliſchen Erziehung war ſie nicht ſo kraß unwiſſend und theilnahmslos in politiſchen Dingen, wie die Frauen des Continents damals waren und der ungeheuren Mehrzahl nach noch heute ſind. Als Königin und Mutter mußte ſie ſich aufgefordert fühlen, die Hand an das Steuerruder zu legen, welches die ſchlaffe Hand ihres Gatten mit Ekel von ſich geſtoßen hatte. Es fehlte der armen jungen Frau auch nicht an einiger Gabe zum Regieren, wohl aber fehlte ihr Erfahrung, ſowie die gehörige Doſis von Menſchenkenntniß und Menſchenverachtung. Wäre letztere nicht ein unumgängliches Ingrediens der Regierungskunſt, wie erklärte es ſich, daß die Menſchen gerade von ihren größten Verächtern, den ſchamloſeſten Deſpoten, am willigſten ſich regieren laſſen? Man werfe mir nicht ein: nur eine Weile. Dieſe „Weile“ war und iſt oft ſehr lang und alles Menſchliche währt ja überhaupt nur eine kürzere oder längere Weile.

Da ſchon im Jahre 1768, während die Königin-Wittwe Juliane draußen im Schloſſe Friedensburg ſchmollte und maulte und lauerte, einer biſſigen Spinne gleich bereit, bei gegebener Veranlaſſung aus dem Winkel ihres eifrigſt gewobenen Intriguennetzes hervorzubrechen, — ja, da ſchon im Jahre 1768 Mathilde ſich verſucht fühlte, ihre ſchönen kleinen Hände in Staatsſachen zu miſchen, ſo iſt es zwar nicht ausgemacht, aber ziemlich wahrſcheinlich, daß ſie auch den Anſtoß zu dem Verſuche gab, den König mittelſt einer Reiſe in fremde Länder aus ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Verſunkenheit aufzuſtacheln. Wenigſtens war dieſer Reiſegedanke ein echtengliſcher, obgleich gerade die Engländer neben den Franzoſen mit dem wenigſten Nutzen reiſen, weil ſie, während die Franzoſen in ihrer Eitelkeit überall bloß ſich ſelber ſehen, eingeeiſ't in die Vorurtheile ihres John-Bullismus nur als zweibeinige Traveller-Books durch die Welt ſtelzen. König Chriſtian ging alſo auf Reiſen oder wurde vielmehr auf Reiſen gegangen. Er durchfuhr in den Jahren 1768 und 1769 Deutſchland, Frankreich, Holland und England, allwo ihn die Univerſität Oxford zum Doctor der Rechte promovirte, welche Doctorpromotion gleich vielen andern Oxforder Doctorpromotionen der Genius der Narrheit auf einer der lachendſten Seiten ſeiner Memorabilien verzeichnet hat.

Die Reiſe that wirklich einige Wirkung auf den beklagenswerthen Monarchen. Er gab ſich unmittelbar nach ſeiner Heimkehr mit mehr Anſtand und Würde, bezeigte einiges Intereſſe an ernſter Unterhaltung und ſchob wenigſtens die Geſchäfte nicht unbedingt bei Seite. Schon glaubte die arme Mathilde an eine günſtige Veränderung; allein dieſer Glaube konnte kaum etliche Wochen beſtehen. Die alten ſchlimmen Geſellen umgaben wieder den König und mit ihnen kehrten auch die alten Thorheiten und Laſter, die albernen Spiele und Ausſchweifungen wieder zurück. Die Königin, welche bislang ihre Tugend und ihren Ruf ſo fleckenlos bewahrt hatte, daß ſelbſt die Verleumdung, ja, was noch mehr ſagen will, ſelbſt Giftſpinne Juliane denſelben nicht anzutaſten wagte, mußte mit bitterem Schmerze zuſehen, wie Chriſtian den letzten Reſt ſeiner Geiſteskräfte vergeudete in einem Kreiſe von zugleich knabenhaften und ſchamloſen Bacchanalien und Orgien, deren Ceremonienmeiſter der junge Graf Holk war.

In dieſem Wüſtlingstreiben wurde Chriſtian der Blaſirte Chriſtian der Blödſinnige. Man mußte, um dem Volke den Anblick eines Königs dieſer Art zu entziehen, ſchon jetzt Einrichtungen treffen, welche nachmals unter der factiſchen Regentſchaft der Königin und ihres Günſtlings, dann unter der Juliane's und ihrer Creaturen, endlich unter der des Kronprinzen lange Jahre beſtanden haben. Adam Oehlenſchläger hat aus beſter Quelle in ſeinen Lebenserinnerungen folgende charakteriſtiſche Züge aus der Krankheitsgeſchichte des Königs überliefert. Mitunter hielt es ziemlich ſchwer, ihn zu der Königsarbeit des Unterſchreibens zu bewegen.

Wenn man ihm aber das Wort „Abſetzung“ drohend ins Ohr flüſterte, wurde dem armen Simpel angſt und bange und er unterzeichnete alles Mögliche. Störenden Ausbrüchen ſeiner Krankheit ſuchte man durch Vorſicht vorzubeugen. So waren die Pagen angewieſen, bei der Tafel ſeinen Stuhl feſtzuhalten, wenn er zuweilen aufſtehen wollte, um die Andern am Eſſen zu verhindern. Es war am Hofe verboten, mit ihm zu reden und ihm zu antworten, wenn er fragte, um alle unliebſamen Aeußerungen königlicher Machtvollkommenheit zu hindern, welche Machtvollkommenheit dem Namen nach fortbeſtehen blieb. Mitunter kamen aber doch wunderliche Anſprüche an dieſelbe und wunderliche Auslaſſungen derſelben vor. So lockte ein muthwilliger Page den König eines Tages in einen Winkel und ſagte da zu ihm: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammerjunker!“ Ein ander Mal creirte der König wirklich einen Kammerherrn. Er war nämlich genöthigt worden, für einen Menſchen, den er nicht leiden konnte, die Beſtallung als Kammerherr zu unterſchreiben. Den Augenblick darauf kam einer der Ofenheizer ins Zimmer, angethan mit ſeinem gelben Wamms, die Mütze mit des Königs Namenszug auf dem Kopfe, eine Bürde Brennholz auf dem Rücken. „Hör' mal, du, — fragt der König — willſt du Kammerherr ſein?“ . . . . . „Hm, das wäre nicht ſo übel; aber wie ſoll ich's anſtellen, es zu werden?“ . . . . . „O, Nichts leichter als das. Folg' mir!“ Und der König nahm den Knecht, wie dieſer ſtand und ging, bei der Hand und führte ihn aus ſeinem Kabinett in den Saal, wo gerade der ganze Hof verſammelt war. Er trat mit ſeinem Clienten in die Mitte der Verſammlung und rief mit lauter Stimme: „Ich ernenne dieſen Mann zum Kammerherrn.“ Weil die Fiction, Chriſtian der Siebente ſei abſoluter Landesherr, aufrecht erhalten werden ſollte, mußte man ſich dieſe Ernennung, worin ſich der Humor der Verrücktheit ausſprach, ſchon gefallen laſſen; aber man kaufte dem glücklichen Hausknecht ſeine Kammerherrnſchaft um den Preis eines kleinen Bauernguts ab.

Graf Holk, ein gedankenloſer Vergnügling, hatte nicht immer Luſt oder Zeit, den blödſinnigen König zu amüſiren. Er überließ ihn daher häufig der Geſellſchaft eines Negerknaben und eines Negermädchens, die Chriſtian's liebſte Spielgefährten waren. Kinder und Narren haben bekanntlich eine gleich heftige Neigung, Unfug zu treiben. Chriſtian Rex und Simplex hatte alſo ſeine große Freude daran, unter Beihülfe der beiden Schwarzen im Schloſſe Fenſterſcheiben und Porzellanzeug zu zerſchlagen und im Garten die mythologiſchen Statuen zu köpfen. Zur Abwechslung zerrte, balgte und biß er ſich mit dem kleinen Mohren und der kleinen Mohrin auf dem Boden herum. Von Zeit zu Zeit trat auch wohl Etwas ein, was einem lichten Moment gleichſah. So trat der König eines Abends plötzlich in eine Galaſoirée bei Hofe, winkte der rauſchenden Geſellſchaft mit der Hand und rief gebieteriſch: Stille! Der ganze Schwarm ſtaunte und ſtarrte lautlos und nun ſtellte ſich der arme traveſtirte Hamlet hin und trug mit hohem Ernſt und tiefem Gefühl die Mahn- und Strafode Klopſtock's „An die Fürſten" vor. Dies gethan, ſchlug er die Hände klatſchend zuſammen, lachte laut auf, drehte ſich auf dem Abſatz herum und ging weg.... Es liegt im Weſen des Abſolutismus, daß man nicht recht wußte, wie dieſem deſperaten Dinge beizukommen ſei. Anderwärts, vorab in Rußland, wußte man ſich in ſolchen Fällen zu helfen: man „verdünnte" den tollgewordenen Abſolutismus mittelſt vergifteten Burgunders oder auch mittelſt Servietten und Schärpen. Der König von Dänemark war regierungsunfähig, kein Zweifel: aber ſeine Perſon, ob auch eine verrückte, repräſentirte nicht nur, nein, war die Souverainetät. So ging denn die Staatsmaſchine ihren lotterigen und ſchlotterigen Gang. Wer gerade Muth oder Liſt genug beſaß, in dieſem anarchiſchen, halb blödſinnigen Getriebe das Hauptrad vorzuſtellen, der konnte es für eine Weile, d. h. gerade ſo lange, bis ein Muthigerer oder Liſtigerer über ihn kam. Endlich kam Einer, der das Ausſehen eines zugleich Muthigſten und Liſtigſten hatte, und die Königin Mathilde, froh, eine ihrer Meinung nach verläßlichſte Stütze gefunden zu haben, eilte, ein Bündniß mit ihm zu ſchließen.

Neben den Schemen von König trat nämlich die Geſtalt eines Mannes, welcher den Muth hatte und das Zeug zu haben ſchien, das Königsſpiel zu ſpielen, — Johann Friedrich Struenſee, im Jahre 1768 als Leibarzt in die Umgebung Chriſtian's gekommen und ſein Begleiter auf der oben erwähnten Reiſe. Vor ſeiner Erhebung zu ſchwindelnder Höhe voll Klugheit, Geſchmeidigkeit, Geduld und Selbſtbeherrſchung, hatte er ſeine vertraute Stellung zu dem unglücklichen Monarchen meiſterlich zu benützen verſtanden. Er war bereits der Herr ſeines Herrn, als der leichtſinnige Graf Holk noch keine Ahnung davon hatte. Die Art und Weiſe, wie Struenſee dieſen offiziellen Günſtling des geiſtesſchwachen Königs auch in Betreff der Königin überliſtete und bei dieſer einen großen Stand gewann, iſt ſehr bezeichnend für die damaligen däniſchen Hofzuſtände.

Mathilde hatte vollwichtigen Grund, den Grafen als einen Hauptverderber ihres Gemahls zu verabſcheuen, und da ſie in Struenſee nur ein Werkzeug Holk's ſah, ſo erſtreckte ſich ihr Abſcheu auch auf den Leibarzt. Der übermüthige Holk machte nun mit dem Haſſe der Königin ſo zu ſagen Parade und fand ein knabenhaftes Vergnügen daran, der armen Fürſtin die Gegenwart Struenſee's ſo oft als möglich aufzudringen, indem er den König beſtimmte, den Leibarzt mitzunehmen, ſo oft er in die Zimmer ſeiner Gemahlin ging. Struenſee zögerte nicht, die Gelegenheit auszunützen. Er wußte durch ein ehrfurchtsvolles, zartes, an Rührung ſtreifendes Benehmen den in den Augen der Königin funkelnden Zorn bald zu beſchwichtigen. Mathilde bemerkte mit wohlgefälliger Ueberraſchung, daß ihr von Seiten eines Mannes, welchen ſie für einen Feind gehalten, die ehrerbietigſte Huldigung entgegengebracht wurde. Im Jahre 1770 war es ſchon ſo weit, daß ſie ihm vertraute, daß ſie einen Freund in ihm ſah. Gerade damals handelte es ſich darum, dem kleinen Kronprinzen die Pocken einzuimpfen, welche Operation zu jener Zeit als eine unendlich viel wichtigere angeſehen wurde denn heutzutage. Struenſee vollzog dieſelbe mit beſtem Erfolg, was ihm das Herz der Mutter gewann, nachdem ihm ſeine gewandten und glücklichen Bemühungen, Mathilden einen überwiegenden Einfluß auf ihren königlichen Gatten zu verſchaffen, bereits das Vertrauen der Königin gewonnen hatten.

Auch die Neigung des Weibes ſollte dem Glücklichen nicht entgehen. Nachdem er mit der Leitung der Erziehung des Kronprinzen beauftragt, mit dem Titel eines Conferenzraths ausgeſtattet und zum Vorleſer der Königin ernannt worden war, hatte er in der letzteren Eigenſchaft häufige Gelegenheit, mit Mathilde allein zu ſein. „Solus cum sola non solent orare paternoster.“ Die alte Kupplerin Gelegenheit that auch hier ihr Werk. Ein Mann, in der Blüthe des Mannesalters ſtehend, frei, gebildet, kenntnißreich, gewandt und ſkrupellos, und eine ſchöne feurige Frau von neunzehn Jahren, einſam ſtehend, verlaſſen, der Form nach an einen entnervten Wüſtling gekettet, der aus einem überreizten Knaben zum impotenten Greiſe geworden, ach, man weiß aus Dante und Leigh Hunt, was daraus wird, wenn unter Umſtänden ein Mann und eine Frau allein mitſammen leſen*).

---

*) Jeder erräth, daß ich auf die wunderbar ſchöne Epiſode von Paolo und Francesca im 5. Canto des Dante'ſchen Inferno hindeute, wo die unglückſelige Heldin dem wandernden Dichter erzählt: —

Noi leggiavamo un giorno, per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.
Per piu fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso,
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi bacio tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse —
Quel giorno piu non vi legemmo avante.

Der engliſche Dichter Leigh Hunt, Byron's Freund, hat in ſeiner in Deutſchland wenig bekannten Story of Rimini, einer der eleganteſten poetiſchen Erzählungen, die je geſchrieben wurden, den unnachahmlich herrlichen Lakonismus des großen Florentiners nicht unglücklich ſo paraphraſirt: —

With this the lovers met, with this they spoke,
With this sat down to read the self-same book,
And Paolo, by degrees, gently embrac'd

Schon die Art, wie Struenſee und Mathilde zuſammengeführt wurden, hat etwas Poetiſches, etwas die Phantaſie wie das Mitgefühl Anſprechendes. Auch iſt die Unglücksgeſchichte der Beiden ohne Frage eine der romantiſchſten Epiſoden ihres

---

With one permitted arm her lovely waist:
And both their cheeks, like peaches on a tree,
Came with a touch together thrillingly,
And o'er the book they hung and nothing said,
And every lingering page grew longer as they read.
As thus they sat and felt with leaps of heart
Their colour change, they came upon the part
Where fond Genevra, with her flame long nurst,
Smil'd upon Launcelot, when he kiss'd her first: —
That touch, at last, through every fibre slid;
And Paolo turn'd, scarce knowing what he did,
Only he felt he could no more dissemble,
And kiss'd her, mouth to mouth all in a tremble.
Oh then she wept, the poor Francesca wept;
And pardon oft he pray'd; and then she swept
The tears away and look'd him in the face
And, well as words might save the truth disgrace,
She told him all, up to that very hour,
The father's guile, th' undwelt, in bridal bower,
And wish'd for wings on which they two might soar
Far, far away, as doves to their own shore,
With claim from none. That day they read no more . . . .

Jahrhunderts und es bedürfte nur eines däniſchen Walter Scott's, um daraus einen hiſtoriſchen Roman erſten Ranges zu formen. Zu einem ſolchen reicht der Stoff vollauf aus. Aber gerade deßhalb mußte es mißlingen, den Struenſee zum Helden der Tragödie zu erheben. Viele Poeten, und darunter ganz hübſche Talente, haben ſich mit dieſer undankbaren Arbeit abgemüht, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Die Urſache liegt nahe. Struenſee war kein Held, nicht einmal ein Original; er war kein Charakter, ſondern bloß ein Typus ſeiner Zeit und, ſeiner unzweifelhaften Begabung ungeachtet, am Ende aller Enden nur ein ordinärer Glückspilz. Nicht allein das Unglück, ſondern auch das Glück iſt ein „Prüfſtein der Gemüther." Es unterwarf den Mann einer Probe und er beſtand ſie ſchlecht. Uebermüthig und maßlos im Glücke, zeigte er ſich im Mißgeſchicke verzagt, feig, niederträchtig ſogar. Das Glück, Anfangs von ihm nicht ungeſchickt benützt, ſpielte ihm ein Königsſzepter in die Hand: er ließ es ſich von Leuten, die an Verſtand weit unter ihm ſtanden, ſchmählich wieder entwinden. Eine Königin, jung und ſchön wie ein Maimorgen, ſchenkte ihm ihre Liebeshuld: er verrieth ſie. Er hatte ſich Etwas damit gemeint, ein erklärter Freigeiſt zu ſein, und er ſtarb wie ein zerknirſchter Pietiſt. Nein, das war kein tragiſcher Held. Selbſt der Genius eines Schiller würde daran erlahmt ſein, ihn zu einem ſolchen zu machen.

Ein beachtenswerther Umſtand iſt, daß Struenſee keineswegs die Eigenſchaften beſaß, welche man der gewöhnlichen Vorausſetzung zufolge beſitzen muß, um den Frauen zu gefallen. Er war kein liebenswürdiger Mann im gäng und gäben Sinne des Wortes. Der engliſche Botſchafter, welcher ihm nicht abgünſtig war, äußrete in einer Depeſche vom April 1771 ausdrücklich, daß Struenſee „in ſeinen Geſprächen Nichts von der Lebhaftigkeit und Anmuth zeige, wodurch ſich Andere den Weg zur Gunſt bahnten. Seine Art, ſich zu gebaren und auszudrücken, iſt trocken und ſogar unangenehm, ſo daß es ein Gegenſtand allgemeiner Verwunderung war, wie er es angefangen habe, einen ſo unbedingten Einfluß auf den König und die Königin zu gewinnen." Ferner ſchreibt der Geſandte dem Günſtling zwar „nicht unbeträchtliche Kenntniſſe" zu, ſpricht ihm aber ſtaatsmänniſche Befähigung und politiſchen Takt ab. Es mangele ihm auch eine ausreichende Einſicht in die däniſchen Verhältniſſe. Von Eitelkeit ſei er ziemlich frei, nicht aber von einem übermäßigen Selbſtvertrauen, das nicht ſelten in „Unverſchämtheit" ausarte. Der Geſandte gibt aber doch einen Schlüſſel zu dem Räthſel von Struenſee's beiſpiellos ſchnellem Steigen, indem er betont, daß derſelbe „kühn und unternehmend" ſei.

Das gefällt den Frauen und gefiel auch der armen Mathilde. Sie merkte nicht, daß Struenſee's Muth kein probehaltiger ſei. Oder müſſen wir ihr Verhältniß zu ihm etwa auf die unliebſame Art der Frauen zurückführen, nur allzu gerne den Schein dem Weſen vorzuziehen? Nichts iſt leider gewiſſer als daß die Frauen nur zu ſehr geneigt ſind, das Ordinäre zu bevorzugen, was ſich etwelchen Anſtrich von Außergewöhnlichem zu geben weiß, und an dem wirklich Bedeutenden theilnahmslos vorüberzugehen, wenn dieſes ihrer aus denkträger Phantaſtik entſpringenden Caprice nicht gefällig ſich darſtellen kann oder will. Ach, die weibliche Caprice! Sie beſtimmt die Neigungen der Frauen in der Liebe wie in der Literatur. Der große „Herzenskündiger," der Weiſeſte der Dichter, hat uns die Elfenkönigin Titania vorgeführt, wie ſie an einen Eſelskopf, an einen Eſelskopf im wörtlichen und figürlichen Sinn, ihre Zärtlichkeit verſchwendet. Ich fürchte, es iſt eine leidige Thatſache, daß nicht bloß in Sommernachtsträumen, ſondern auch gar häufig in der Wirklichkeit ſchöne und ſchönſte Hände Eſelsköpfe liebkoſen. Warum nahmen und nehmen die Clauren, was immer für Namen ſie haben mögen, in der Lectüre der Frauen allzeit einen ſo breiten Raum ein? Weil die Clauren ihren ſchönen Leſerinnen nicht zumuthen, zu denken, und weil ſie ihre Nichtigkeit, Hohlheit und Gemeinheit hinter einem mit gleißendem Flitter geſtickten Flor zu verſtecken wiſſen. Wehe dem Autor, welcher dieſen Flor anzuwenden verſchmäht oder vergißt, und wäre es auch nur der Schatten einer Idee von einem Flor. Die Frauen haben keine Empfänglichkeit und kein Verſtändniß für die keuſche Nacktheit der Schönheit und die herbe Nacktheit der Wahrheit erſchreckt ſie. Um gerecht zu ſein, ſie können Nichts dafür: es liegt das in ihrer Natur. Es hat wohl nie eine wunderbarere Verſinnlichung des „Ewig-Weiblichen" gegeben als die Venus von Medici. Sie iſt hüllenlos, allein ſie bemüht ſich, wenigſtens ihre Hände zu einem Flor zu machen. Ein ungalanterer Mann als ich würde ſagen: ſie kokettirt mit der Schamhaftigkeit. Etwas Koketterie gehört allerdings zu den Elementen, aus welchen das ſchönſte Weſen der Schöpfung zuſammengeſetzt iſt, genannt Weib. Darum lieben die Frauen Schminken, Crinolinen, Schleier, Masken und Schönpfläſterchen aller Art. Das Weib will durchaus mehr ſcheinen als ſein und verlangt das auch von den Männern. Auf der weiten Erde gibt es vielleicht kaum drei Frauen, welche den Shakeſpeare wirklich und wahrhaft kennen, ehren und lieben. Warum? Weil er die Dinge mit ihren Namen nennt, weil er natürlich iſt wie die Natur, nackt, wahr bis in die innerſte Fiber.

Mit dem Vorſtehenden ſollte nicht etwa angedeutet werden, daß Struenſee ein Dummkopf und Mathilde eine ſchamlos ſich wegwerfende Frau geweſen ſei: ſondern nur, daß Liebe und Ehrgeiz Verbindungen eingehen können, welche jeder Berechnung ſpotten. Daß auf Seiten Struenſee's keine wahre Liebesleidenſchaft im Spiele geweſen — er hatte Nichts vom Schlage Romeo's — ſcheint ausgemacht. Auch die Königin mag Anfangs mehr für ihren Ehrgeiz als für ihr Herz von Struenſee erwartet haben: denn die ſchöne Neunzehnjährige hatte ſich's in den Kopf geſetzt, zu regieren. Aber nach Frauenart gewann ſie das Werkzeug bald lieber als den Zweck und es unterliegt keinem Zweifel, daß die arme Mathilde eine innige und glühende Leidenſchaft für ihren Vorleſer hegte und dieſem Alles gewährte, was eine Frau zu gewähren hat.

Im Sommer von 1770 haben ſich die Beiden gefunden und von da an, anderthalb Jahre lang, mitſammen Dänemark regiert. Mit der Staatsweisheit eines Bekenners der alleinſeligmachenden „Encyclopédie“ und mit der Leidenſchaftlichkeit einer Frau. Der Beginn dieſes Regiments ward markirt durch die plötzliche Entlaſſung des Grafen Holk, welchen Uneingeweihte noch immer für den allmächtigen Günſtling angeſehen hatten. An ſeine Stelle als erſten Hüter und Zeitvertreiber des Königs ſetzte Struenſee zunächſt den Kammerjunker Warnſtatt, dann den Herrn von Brandt, welchen er nicht zu fürchten hatte und auf den er ſich verlaſſen konnte.

Man muß Struenſee bei aller ſeiner Unzulänglichkeit und bei allen ſeinen Mißgriffen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er das Beſte des Staats wollte. Er war eine leicht, aber nicht unedel angelegte Natur, welche erſt durch ein märchenhaftes Steigen und einen plötzlichen Sturz vergemeinert und verniedrigt wurde. Aus viel weicherem und werthloſerem Stoffe gebildet als aus dem Metall, woraus große oder auch nur mittelmäßige Staatsmänner geſchmiedet ſind, vermochte er weder Glück noch Unglück zu ertragen. Ein Idealiſt aus der Schule des aufgeklärten Deſpotismus, begriff er nur das Machen von oben herab, nicht das Pflanzen und Wachſen von unten herauf. Es lag das in der Zeit. Die Staatsraiſon eines zweiten Friedrich, eines zweiten Joſeph war im Grunde doch auch nur eine veredelte Schafszuchtspolitik. Wir haben alle Achtung vor dieſen „erleuchteten“ Deſpoten, welche ſich aus den Windeln byzantiniſch-chriſtlicher Vorſtellungen vom „göttlichen Recht der Fürſten“ ſoweit herausgewickelt, daß ſie ſich nur als die „erſten Diener des Staats“ angeſehen wiſſen wollten: aber wir ſagen doch mit dem alten Wieland: „Vor dem Glück, unter dem Szepter sive Stock ſolcher erſten Staatsdiener leben zu müſſen, bewahre uns der Himmel!“ Struenſee wirthſchaftete ganz in dieſer Schablonenmanier, welche auf der Anſicht beruhte, es bedürfte, um die Völker vorwärts zu bringen, weiter Nichts als die Grundſätze der franzöſiſchen „Philoſophen“ und der deutſchen Aufklärer zu verwirklichen, nämlich mittelſt Edicten. Nach Art vieler anderer Weltverbeſſerer von damals, von früher und von ſpäter wußte oder bedachte er nicht, daß das Gute den urtheilsloſen Maſſen unendlich viel ſchwerer zuzuführen iſt als das Schlechte, daß die abſurdeſten Vorurtheile des Volks mehr, weit mehr geſchont werden wollen als die edelſten Menſchenrechte, daß die plumpe Diplomatik von Pintendemagogen ausreicht, die ſtumpfe Menge Diamanten der Wahrheit wegwerfen und gierig nach Glasperlen der Lüge und des Unſinns greifen zu machen, und daß endlich das Volk jeder Zeit höchſt willig war, auf Begehren ſeiner Feinde ſeine Freunde zu haſſen, zu verfolgen, zu ſteinigen und zu kreuzigen*).

Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß Struenſee, falls er länger im Beſitze der Macht geblieben, es

---

*) Das Volk, das froh in die Hände ſchlägt
Und jauchzend den Irrthum begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Noch eine Stunde verſüßt.

Schefer.

ſtatt zu bloßen Anläufen zu wirklich erſprießlichem Schaffen und Thun gebracht hätte. Der Anfang ſeiner Machtübung nach innen und nach außen war ſo übel nicht. Dänemark hatte ſeit lange unter der brutalen Dictatur geſeufzt, welche die Geſandten Rußlands, ein Saldern, ein Filoſoffow übten. Struenſee zerbrach dieſes Joch und zwar ſo geſchickt, daß die herrſchſüchtige Czarin in Petersburg ſich wohl oder übel darein finden mußte. Die Leitung der äußern Politik durch Struenſee läßt überhaupt am wenigſten Tadel zu, indem dieſelbe auf das verſtändige Prinzip baſirt war, daß Dänemark mit allen Staaten in Frieden und Freundſchaft leben, aber keinem unterthan ſein ſollte und wollte. Nicht das gleiche Lob kann man der von Struenſee angeſtrebten Reform der innern Verwaltung zollen. Die Tendenz war auch hier im Ganzen gut und vernünftig, aber die Ausführung ließ Vieles, Alles zu wünſchen übrig. Ueberall ein haſtiges Dreinfahren und doch nirgends ein rechtes Durchgreifen, ein deſpotiſches Theoretiſiren, dem keine energiſche Praxis folgte, und an ſich richtigſte Entwürfe durch die

Einwirkung perſönlicher Intereſſen, perſönlicher Sympathieen und Antipathieen geſtört, verwirrt, in ihr Gegentheil verkehrt. So erging es mit den verſuchten Finanzreformen, mit dem Verſuch der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenſchaft, mit dem Verſuch einer Umgeſtaltung des Heer- und Flottenweſens, mit dem Verſuch der Einführung unbedingter Preßfreiheit.

Struenſee's Hauptfehler war, daß er nicht begriff, nicht begreifen wollte, in den ſtaatsmänniſchen Calculs ſeien nicht abſtracte Begriffe, ſondern vielmehr Menſchen die Ziffern, womit man zu rechnen habe, Menſchen mit allen ihren Schwächen, Thorheiten, Vorurtheilen und Leidenſchaften. In Verkennung dieſer großen Thatſache kam er dazu, alle Claſſen der Nation gegen ſich einzunehmen und zu erbittern. Er ſtieß den Adel vor den Kopf ohne die Bauern für ſich zu gewinnen, er machte die Offiziere, Soldaten und Matroſen zu ſeinen Feinden ohne die Bürger zu ſeinen Freunden zu machen. Und das that er unter einem Volke, mit deſſen Bildung es nicht weit her war und welchem er demnach ſchon in ſeiner Eigenſchaft als Fremder verhaßt ſein mußte.

Zu Alledem kamen leichtſinnige Mißgriffe in der Wahl der Perſonen, welchen der Günſtling die höchſten Staatsämter anvertraute. Mit der Einführung des neuen Syſtems — wenn ein ewiges Experimentiren dieſen Namen verdiente — war der alte Bernſtorff und die übrigen Miniſter entlaſſen und ſcheinbare oder laue Anhänger wie der Freiherr von Schack-Rathlow und der General Gheler in den Staatsrath berufen worden. Die verhängnißvollſte Berufung war jedoch die des Grafen von Ranzau-Aſchberg, eines begabten, aber ränkeſüchtigen und gewiſſenloſen, der hohen Ariſtokratie des Königreichs angehörigen, aber in ſeinem Vermögen gänzlich zerrütteten Mannes, welcher zur Zeit der Verſchwörung gegen Czar Peter den Dritten zu Petersburg im Umgange mit Katharina der Zweiten und den Orlows ſeine Schule gemacht hatte. Ranzau beherrſchte den Staatsrath, mittelſt welcher Behörde der däniſche Adel noch immer eine einflußreiche Stellung im Staate behauptet hatte. Man kann ſich alſo denken, wie es auf den herrſchſüchtigen Grafen und ſeine Standesgenoſſen wirken mußte, als Struenſee mittelſt königlicher Kabinetsordre vom 27. Dezember 1770 den Staatsrath aufhob, „weil ſich dieſe Einrichtung mit dem Prinzip einer abſoluten Monarchie nicht vertrage.“

Dieſe tolle Unklugheit, wodurch Struenſee das gewichtige Mittel verlor, durch eine aus Eingeborenen höchſten Rangs und Anſehens beſtehende Verſammlung ſeine Perſon und ſeine Maßregeln zu decken, wurde durch keinerlei verſtändige Vorkehrungen gut gemacht. Im Gegentheil, der Günſtling taumelte von da ab, während er höher und immer höher zu ſteigen wähnte, abwärts auf ſeiner abſchüſſigen Bahn wie ein Berauſchter. Denn ein ſolcher war er: der Wein der Macht war ihm zu Kopfe geſtiegen und hatte ihn förmlich benebelt. Es genügte ihm jetzt nicht mehr, das Weſen der Gewalt zu beſitzen: er wollte auch den Schein derſelben haben. Nach Titeln und Würden gierend, ließ er ſich zum Grafen machen und zum Geheimen Kabinetsminiſter ernennen. Aber auch dieſer in Dänemark ganz neue

Titel war ihm noch nicht gut genug. Er wollte es geradezu ausgeſprochen und öffentlich erklärt wiſſen, daß er und kein Anderer unbeſchränkter Gebieter von Dänemark ſei. Daher mußte der unzurechnungsfähige und willenloſe König im Juli 1771 das unerhörte Edict ausgeben laſſen, welches verkündete, „daß alle von dem Grafen und Geheimen Kabinetsminiſter Struenſee unterzeichneten Anweiſungen und Befehle dieſelbe Kraft und Gültigkeit haben ſollten, als wären ſie vom König unterſchrieben, und daß dieſe Anweiſungen und Befehle augenblicklich befolgt werden müßten.“ Damit war die Fiction von Chriſtian's des Siebenten Regierung vernichtet und hatte der König ſeine Abſetzung decretirt.

Aber König Struenſee der Erſte ſollte nicht lange herrſchen. Je blendender die Höhe war, zu welcher er ſich emporgeſchwindelt, um ſo raſcher und tiefer war ſein Sturz. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die wahnſinnige Acte, worin er ſich die ganze königliche Machtvollkommenheit mit praleriſchem Geräuſch übertragen ließ, zugleich ſein Todesurtheil enthielt. Um ſo mehr, da gerade von jetzt an ſeine Wachſamkeit nachließ, ſeine frühere fieberhafte Thätigkeit auffallend erlahmte und mit halben Maßregeln der Willkür muthloſe Transactionen und taktloſe Conceſſionen wechſelten. Sein perſönlicher Anhang war ſehr gering. Er hatte, wenn man die Königin und ſeinen Bruder, den er nach Dänemark gezogen, ferner den Grafen Brandt, den jungen Oberſt Falkenſkiöld und den Leibarzt Berger ausnimmt, eigentlich keine Freunde. Die Zahl ſeiner Feinde dagegen war Legion. Schon im September 1771 ſchrieb ein engliſcher Beobachter der däniſchen Hof- und Staatszuſtände: „Die Unzufriedenheit wächſt hier täglich. Sollte das Volk wirklich ſo weit aufgereizt werden, um ſeinen Groll an dem verhaßten Grafen Struenſee auszulaſſen, ſo wird die Rache des däniſchen Pöbels grauſam und blutig ſein.“ Der Engländer hätte dem Hauptwort Pöbel das Beiwort vornehm geben ſollen, denn natürlich war es der vornehme und nicht der geringe Pöbel, welcher das nach wenigen Monaten beginnende Trauerſpiel vorbereitete und in Szene ſetzte.

Schon machte ſich die allgemeine Gährung in Soldaten- und Matroſen-Meutereien Luft, welche nur mit Mühe beſchwichtigt werden konnten. Man fühlte das Bevorſtehen einer gewaltſamen Veränderung und man wünſchte ſie. Auch fand die ſich bildende Verſchwörung einen Mittelpunkt in der Königin-Wittwe Juliane, welche merkte, daß endlich ihre Zeit gekommen ſei.

Sie wäre vielleicht trotz Allem, was vergegangen, noch nicht ſo entſchieden gekommen geweſen, wenn Struenſee und **Mathilde** in ihren perſönlichen Beziehungen die nöthige Zurückhaltung und Vorſicht beobachtet und dadurch eine Hauptſtoffquelle der gegen ſie gerichteten Agitation abgegraben hätten. Aber für Ehrgeizige und Liebende iſt des geſcheidten altrömiſchen Poeten „goldene Mittelſtraße“ bekanntlich nicht gebaut. Wie ihr Liebhaber von ſeinem Ehrgeiz, ſo war die Königin von ihrer Liebe berauſcht. Sie war jetzt nicht mehr das ſchüchterne ſittſame Mädchen von fünfzehn Jahren, ſondern eine glühende Frau, ſchwelgend in den Genüſſen ihrer Leidenſchaft, die Tage in rauſchenden Vergnügungen, die Nächte in den Armen ihres Geliebten verbringend. Dies war gar kein Geheimniß mehr. Neugierige Hofdamen hatten nicht ſehr züchtige Unterſuchungen an den Bettſtücken und der Leibwäſche der Königin angeſtellt und hatten die nächtlichen Gänge Struenſee's zu Mathilde dadurch conſtatirt, daß ſie Mehl vor die Schlafzimmerthüre derſelben ſtreuten, worin ſich der Fuß des Günſtlings abdrückte und wovon er die weiße Spur bis in ſein Gemach mit zurücknahm. Dieſe Praktiken ſpielten nachmals in dem Prozeſſe der Königin keine geringe Rolle. Die Hofdamen, welche ſich um Beibringung derartiger Beweismittel gegen ihre Gebieterin bemühten, wurden ausdrücklich als „unbeſcholtene Jungfrauen“ aufgeführt. Das iſt die Züchtigkeit der Höfe oder war es wenigſtens zur Zeit, von der wir handeln.

Die Königin kam mit einer Tochter nieder und

Struenſee beging die Albernheit, nur mit Beihülfe Berger's und mit Ausſchluß anderer Aerzte und ſonſtiger Perſonen die Entbindung zu bewerkſtelligen. Selbſtverſtändlich unterſchrieb der König die Vaterſchaft dieſes Kindes, wie er ohne Anſtand ſein Todesurtheil unterſchrieben haben würde, hätte ihn Struenſee oder Brandt darum angegangen. Auf Mathilde's Bitte hatte die Königin Wittwe mit ſcheinbar größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit die Neugeborene aus der Taufe gehoben. Sie hatte auch gute Urſache, vergnügt auszuſehen, denn die Geburt dieſes Kindes kam ihr außerordentlich zu baß. Wenn bisher über das unziemliche Verhältniß zwiſchen der Königin und dem Miniſter nur in Hofkreiſen geziſchelt und geflüſtert worden war, ſo wurde jetzt auch außerhalb derſelben offen davon geredet, ja laut geſchrieen. Auf den Schlöſſern des Adels, in den Kanzleien, in den Bürgerhäuſern und Kramläden der Hauptſtadt, in den Kaſernen und auf den Werften, in Soldatenkneipen und Matroſenſpelunken hieß die neugeborene Prinzeſſin nicht anders als Prinzeß Struenſee.

Das Gerede kam auch der Königin zu Ohren und das anzügliche Geziſchel und Gekicher ihrer Hofdamen, ja ihrer Zofen ſogar, ließ ſie endlich ahnen, wie von ihr und von Struenſee in der Stadt und im Lande geſprochen werde. Jetzt erſchrack ſie. Es war, wie wenn ein Blitz den vor ihr liegenden Abgrund plötzlich erhellte. Wohl ihr, wenn ſie den drohenden Blick, womit, wie Shakſpeare ſagt, das Schickſal die Menſchen anſieht, wenn es ihnen wohlthun will, beachtet, verſtanden und recht befolgt hätte. Noch war es Zeit, aber nicht lange mehr: denn kurz darauf erwirkte Struenſee das erwähnte berüchtigte Juli-Edict zu ſeinen Gunſten, d. h. zu Gunſten ſeines Untergangs. Vergebens hatte Mathilde den Geliebten beſchworen, vorſichtig zu ſein, vorſichtig in den Staatsgeſchäften, vorſichtig auch im Umgange mit ihr. Zwar eine Weile befolgte er wenigſtens die letztere Warnung; allein die Warnerin ſelbſt fand die Beſchränkungen, welche ſie ihm und ſich eine Zeit lang auferlegt hatte, bald zu läſtig. Die widerwillig geübte Zurückhaltung verſchwand wieder und die Beiden berauſchten ſich abermals in einem Glücke, auf deſſen Flüchtigkeit und ſchreckliches Ende recht eigentlich gedichtet zu ſein ſcheint, was der erlauchte Bauer vom Ufer des Ayr in ſeinen berühmteſten Verſen vom Unbeſtand aller Luſt geſungen hat*). Dann und wann freilich erwachten ſie aus dem Taumel und ſogen mit Schrecken die Witterung der Gefahr ein, welche in der Luſt hing. So verſagte einmal, gegen den Herbſt von 1771 zu, dem Günſtling ſein ganzer Muth und er bat fußfällig die Königin, ihm Urlaub zu geben, damit er ein Land verließe, wo er von Feinden umringt ſei und ihm ein ſchlimmer Ausgang drohe. Zugleich gab er ihr zu bedenken, daß ſein Bleiben ihre eigene Lage nur verſchlimmern könne. Allein

---

*) — Pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white, then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.

Mathilde wollte von Struenſee's Entfernung Nichts wiſſen, ſchlechterdings Nichts. Sie ſagte: „Wenn Sie gehen, ſo zwingen Sie mich durch Ihren Weggang zu einem Schritte, welcher mein Glück oder mein Verderben entſcheiden wird.“ Es bedarf keines großen Scharfſinns, zu errathen, daß die arme leidenſchaftliche Frau ihrem Liebhaber damit andeuten wollte, ſie könne nicht von ihm laſſen: daß ſie ihm zu verſtehen gab, wenn er ginge, würde ſie ihm folgen. Struenſee kannte ſeine königliche Geliebte hinlänglich, um zu wiſſen, daß ſie die Frau war, Wort zu halten. Darauf aber wollte er es nicht ankommen laſſen und ſo blieb er.

Er hatte wahr geſprochen: er war von Feinden umringt. Aber warum machte er keinen Verſuch, ſich einen Weg der Rettung zu bahnen? Er machte mehr als einen ſolchen Verſuch, aus dem Labyrinth von Mißverhältniſſen, in welches er ſich verrannt hatte, herauszukommen, gerieth aber dadurch nur immer tiefer hinein. In Wahrheit, ſeine ganze

Situation hatte ſchlagende Aehnlichkeit mit einem jener iriſchen Sümpfe, die Jeden, der ſich auf ihre trügeriſche Oberfläche gewagt, unerbittlich verſchlingen. Das arme Opfer müht ſich mit Händen und Füßen ab, aus der zähen Maſſe herauszukommen: aber je mehr es zappelt und ſtrappelt, um ſo ſchneller ſinkt es, ſinkt und ſinkt, bis der ſchwarze mörderiſche Moraſt über ſeinem Kopfe zuſammenſchlägt.

Giftſpinne Juliane vollendete ihr Netz. Es war plump gewoben und wurde brutal gehandhabt, aber es that ſeinen Dienſt. Scheinbar that auch die Regierungsmaſchinerie, wie Struenſee ſie eingerichtet, noch immer vortrefflich ihren Dienſt. Es war zuletzt ein reines Polizeiregiment, eine Säbelherrſchaft. Man war derſelben gegenüber unzufrieden, man klatſchbaſete, höhnte, ſchimpfte, haßte, meuterte auch mitunter; aber der revolutionären Stimmung fehlte die Organiſation, bis dieſe von der auf Friedensburg ihre Zeit abpaſſenden Königin-Wittwe Juliane in die Hand genommen wurde. Es war auch gar keine Hexerei, die beabſichtigte

Revolution zu organiſiren, denn es ſollte nur eine Palaſtrevolution à la Byzanz oder Petersburg ſein. Von einer Staatsumwälzung war keine Rede und es handelte ſich rein nur darum, an die Stelle der Perſonen, welche die unſere Marionette von König-Simpel regierenden Drähte regierten, andere zu ſetzen. Dem Volke machte man dabei etwelches himmelblaues Brimborium vor von Abſtellung der Mißbräuche, Erleichterung der Steuerlaſt u. ſ. w., wie das bei derartigen Anläſſen ſo bräuchlich iſt.

Juliane ſah ein, daß Vieles, Alles darauf ankomme, ſich einiger tüchtigen Helfershelfer im Militair zu verſichern. Es gelang ihr, indem ſie die beiden Oberſten Eichſtädt und Köller für ihre Pläne gewann. Der Letztere wurde geradezu der Vertraute ihrer Anſchläge und hat durch ſeine Energie denſelben hauptſächlich zum Siege verholfen. Keiner von Allen, welche der übermüthige Günſtling abſichtlich oder unabſichtlich gekränkt hatte, haßte ihn ſo unverſöhnlich wie Köller und der Inſtinkt des Haſſes ließ ihn errathen, wie Juliane ihrer verſtellten Freundlichkeit ungeachtet gegen die Königin und Struenſee geſinnt ſei. Er näherte ſich ihr und die beiden in Galle ſchwimmenden Seelen fanden ſich. Es fehlte dem Komplott auch nicht an einem höchſt ſchlauen Boßler und Gelegenheitsmacher; denn ein ſolcher hatte ſich in Guldberg, dem Geheimſchreiber des Prinzen Friedrich, gefunden, — ſo ein Menſch, wie ſie in jeder Verſchwörung vorkommen, ein Menſch mit dem Tritt einer Katze und mit Händen, die nach Bedarf der Umſtände die Urkunden fälſchende Feder oder die Giftphiole zu handhaben und unter allen Umſtänden kein Gewiſſen zu haben verſtehen.

Die Königin-Wittwe wollte ſich aber nicht nur der Gewalt bemächtigen, ſondern dieſelbe auch dauernd behaupten. Das Erſtere ließ ſich mit Hülfe der Köller, Eichſtädt und Guldberg allenfalls erreichen, das Zweite jedoch erforderte noch andere Verbündete. Juliane warf ihre Blicke auf den Grafen Ranzau, welcher ſeinem Wüſtlingsruf und ſeinen zerrütteten Vermögensverhältniſſen zum Trotz doch noch immer für das Haupt der Ariſtokratie galt und durch Geburt, Talente und Verbindungen einer Stellung genoß, welche ihn jeder Regierung, an der er keinen vorragenden Antheil hatte, gefährlich machen konnte. Die Königin-Wittwe ſondirte den Grafen, allein dieſer gab Anſichten zu erkennen, welche ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmack waren. Juliane wollte die abſolute Deſpotie in Dänemark aufrecht erhalten wiſſen, zu ihrem eigenen und ihres Sohnes Gebrauch. Ranzau dagegen gab zwar deutlich zu erkennen, daß er bereit ſei, den Günſtling und die Königin Mathilde ſtürzen zu helfen; aber er deutete auch an, daß mit dieſem Sturz eine Veränderung der Regierungsweiſe verbunden ſein, dem Adel das, was ihm das Jahr 1760 geraubt hatte, zurückgegeben und Dänemark aus einer abſoluten in eine durch die Ariſtokratie beſchränkte Monarchie verwandelt werden ſollte. Juliane fand bei ſo beſtellten Sachen nicht für gut, weiter gegen Ranzau mit ihrem Anſchlage ſich herauszulaſſen. Sie brauchte jedoch nicht lange zu warten, bis der charakterloſe Mann ſich unbedingt zu ihrer Verfügung ſtellte.

Das ging ſo zu. Ranzau hegte bei aller ſeiner

Zerfahrenheit ein lebhaftes Standesgefühl. Er grollte der jungen Königin, er grollte dem Günſtling, weil dieſe mit ihren Neuerungen das Anſehen und Intereſſe des Adels empfindlich verletzt hatten. Aber er war nicht unverſöhnlich. Im Gegentheil, er war zur Stunde noch bereit, mit der Königin und Struenſee ſich zu verbinden, unter der Bedingung, daß das Regierungsſyſtem zum Vortheil des Adels geändert und ihm ſelbſt geſtattet würde, nicht nur einen Finger, ſondern die ganze Hand in der Regierung zu haben. Herr von Sprengporten, der ſchwediſche Geſandte, welchem, wie auch dem engliſchen und franzöſiſchen, Alles daran gelegen war, Struenſee am Ruder zu erhalten, weil deſſen Politik Schweden, England und Frankreich gegenüber eine correcte war, — Sprengporten ſah, was in Ranzau vorging, nahm Rückſprache mit ihm und machte ihm einleuchtend, daß es für den Grafen beſſer und lohnender wäre, den Günſtling auf den richtigen Weg zurückzuführen als ſich ſelbſt und den Staat den unberechenbaren Zufällen einer gewaltſamen Veränderung preiszugeben. Beweglich und ſanguiniſch, wie er war, ging Ranzau auf der Stelle zu Struenſee, ſtellte mit freundſchaftlicher Lebhaftigkeit dieſem die ganze Lage vor, bat, warnte, zeigte, wie der ſchwarz und ſchwärzer heraufziehenden Gefahr zu begegnen wäre. Alles vergeblich! Der Günſtling muß zu jener Stunde, welche ſein Schickſal noch hätte zum Beſſeren wenden können, mit völliger Verblendung geſchlagen geweſen ſein. Er dankte, die Lippen von einem hochmüthigen Lächeln gekräuſelt, dem Grafen für ſeine Theilnahme und ließ ihn ſtehen. Wüthend und nur noch auf Rache ſinnend eilte Ranzau nach Friedensburg, der Königin-Wittwe zu ſagen, daß er der Ihrige ſei. Jetzt wurden unverweilt die einzelnen Fäden des Komplotts ſtraff angezogen und wurde der Actionsplan feſtgeſtellt.

Derweil war das Jahr 1771 zu Ende gegangen. Der Hof hatte den Sommer auf Hirſchholm verbracht und im Spätherbſt das der Hauptſtadt näher gelegene Luſtſchloß Friedrichsburg bezogen. Die junge Königin hegte Abſcheu vor Kopenhagen und ließ ſich nur mit äußerſtem Widerwillen beſtimmen, nach ſchon völlig eingebrochenem Winter die Verlegung der Hofhaltung in das Stadtſchloß zuzugeben. Struenſee beſchwichtigte ihre Beſorgniſſe durch Aufzählung der von ihm getroffenen militäriſchen Sicherheitsmaßregeln. Er ſcheint den Warnungen zum Trotz, welche ihm der engliſche Geſandte zu dieſer Zeit wiederholt zukommen ließ, keine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm alle dieſe Maßregeln aufs Schmählichſte verſagen würden.

Am Abend des 16. Januars 1772 ſtralte der Kopenhagener Königspalaſt von Kerzenlichtern und rauſchten ſeine Säle von Muſik. Es war großer Ball bei Hofe. **Königin Mathilde**, jetzt in ihrem einundzwanzigſten Jahr und im Vollglanz ihrer Schönheit ſtehend, war an dieſem Abend, dem letzten, wo ſie das Diadem trug, ſo heiter, wie ſie ſeit lange nicht mehr geweſen. Sie tanzte die letzte Quadrille mit dem Prinzen Friedrich, ihrem und ihrer Kinder Todfeind. Eine Stunde nach Mitternacht iſt das Feſt zu Ende, die Herrſchaften ziehen ſich in ihre

Gemächer zurück und Stille breitet ſich über die weiten Räume des Schloſſes, deſſen Wachtpoſten die Grenadiere vom Regiment des Oberſts Köller innehaben. Gegen drei Uhr Morgens brennt nur in dem Kabinet der Königin-Wittwe Juliane noch Licht.

Zu dieſer Stunde erſcheint der Oberſt Köller in großer Uniform in dem Wachtzimmer des Schloſſes, läßt die Offiziere der Wachtmannſchaft wecken, verſammelt ſie um ſich und erklärt ihnen mit ſoldatiſcher Strenge und Kürze, daß er vom König Befehl habe, die Königin, den Grafen Struenſee und ihre Anhänger zu verhaften. Die Offiziere denken nicht daran, die Vorweiſung einer vom König unterzeichneten Ordre zu verlangen, ſondern erklären ſich zum Gehorſam bereit. Draußen umſtellt zur gleichen Zeit der Oberſt Eichſtädt das Schloß mit ſeinem Dragonerregiment, um jede Verbindung mit der Stadt zu hindern. Köller ſteigt mit ſeinen Offizieren zu der ängſtlich harrenden Königin-Wittwe hinauf, bei welcher Prinz Friedrich, Graf Ranzau und Guldberg verſammelt ſind. Nach einer letzten kurzen Verabredung wird weiter vorgeſchritten. Das Unheil iſt im Gang.

Juliane, ihr Sohn, Ranzau und Guldberg machen ſich zum König auf den Weg und der Graf übertölpelt den beſtürzten, aus dem Schlafe aufgeſchreckten erſten Kammerdiener, ihnen die Thüre des königlichen Schlafgemachs, deſſen Schlüſſel er in Verwahrung hat, aufzuſchließen. Darauf wird an dem Bette des armen König-Simpels eine lärmende Ueberraſchungs- und Angſtſzene aufgeführt. „Die Stadt iſt in Aufruhr! Das Volk ſchreit nach Gerechtigkeit gegen die Königin und Struenſee! Es will Opfer haben! Es droht mit Abſetzung!“ — Dazu der König: „Rathet mir, helft mir! Wohin fliehen? Was ſoll ich thun?“ — Worauf Ranzau, im Voraus von Guldberg aufgeſetzte Verhaftsbefehle vorbringend: „Dieſe Papiere unterzeichnen und Ew. Majeſtät, das königliche Haus und Dänemark ſind gerettet!“ Das Unterſchreiben macht Chriſtian dem Siebenten wenig Sorge. Was hat er ſeit Jahren nicht Alles unterſchrieben! Aber wie er zur Feder greift, fällt ſein wirrer Blick auf den Namen Mathilde, der auf dem erſten ihm vorgelegten Papiere ſteht. Er ſtutzt, zaudert, wirft die Feder weg. Ging ein Lichtblitz durch ſein Gehirn? Rührte ein edles Gefühl den Sumpf ſeiner Seele auf? Die Verſchworenen merken, daß Alles auf dem Spiele ſtände, falls der König auch nur für fünf Minuten Herr ſeiner ſelbſt wäre, und ſtürmen daher mit neuen Schreckbildern auf ihn ein, zwingen ihm die Feder in die Hand und er unterſchreibt.

Inzwiſchen iſt Oberſt Köller in das Schlafzimmer des Günſtlings gedrungen. „Was gibt es denn?“ fragt der Ueberraſchte, noch halb im Schlafe. „Sie werden es ſchon ſehen. Stehen Sie nur auf!“ erwidert der Oberſt barſch, faßt den Miniſter brutal an der Kehle und ſchüttelt ihn. Struenſee iſt angedonnert, völlig faſſungslos, wie Wachs unter den Händen Köller's. Ihm, der es in Dänemark zum Geſetze gemacht, daß kein Edict, kein Befehl, welche nicht von dem König oder ihm ſelbſt unterzeichnet waren, Gültigkeit hatte, ihm fiel es jetzt gar nicht ein, nach einem ſchriftlichen

Verhaftsbefehl zu fragen. Möglich immerhin, daß dieſe Frage ihm Rettung gebracht, denn Köller's Offiziere, die keineswegs in die Verſchwörung eingeweiht waren, hätten dadurch erfahren, daß ihr Oberſt ganz und gar nicht auf königlichen Befehl handle. Nie vielleicht hat ein Mann, welcher ein Land beherrſchte, widerſtandsloſer ſich fällen und fangen laſſen. Kein Zucken von Mannhaftigkeit, keine Regung von Energie. Nichts als ſchmählichſte Schlaffheit und Feigheit. Eine kleine Seele, die „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ der Gefahr den Nacken beugt und die Hände den Feſſeln darbietet. So läßt ſich der Gebieter eines Königs und der Geliebte einer Königin ins Gefängniß ſchleppen.... Man iſt doch wohl berechtigt, von einem Mann als von einem Glückspilz zu reden, welcher ſo ganz nach Pilzart vor dem erſten nachdrücklich gegen ihn geführten Schlage zuſammenknickte. Man ſpreche nicht von dem überwältigenden Eindruck einer plötzlichen Gefahr. Sie war für den Günſtling durchaus keine plötzliche. Nach der Unterredung mit Ranzau, nach allen den empfangenen Warnungen mußte er darauf gefaßt ſein. Aber Gefahr iſt wie Einſamkeit. Beide verengen kleine Seelen, während ſie große weiten; beide erdrücken gemeine Geiſter, während ſie edle erheben und ſtählen. Struenſee war eine kleine Seele, ein gemeiner Geiſt. Die Romantik kann ihn bemitleiden; aber die Geſchichte muß ihm das Urtheil ſprechen, daß er nur ein Schwindler geweſen ſei, ganz und gar unwürdig, von einer Frau wie Mathilde geliebt zu werden.

Aus dem Schlafzimmer des Königs eilt Ranzau nach dem der Königin. Eichſtädt und andere Offiziere begleiten ihn auf dieſem Gange. Es hat aber im Schloſſe ſchon Lärm genug gegeben, um die arme Mathilde zu wecken. So wurde ſie wenigſtens nicht im Schlafe überfallen und ſie hat bei der jetzt folgenden abſcheulichen Szene einen Muth entfaltet, welcher Zeugniß gibt, daß in dieſer Frau etwas von dem Stoffe geweſen, aus welchem Heldinnen gemacht ſind. Aber ſie war nicht in einer Epoche des Heroismus geboren, ſondern in einer Epoche gewiſſenloſer Intrigue und erzſtümiger

Brutalität. Es hat auch die letztere in dieſer ganzen Zeit ſicherlich nie brutaler ſich geoffenbart als zur Stunde, wo der wüſte Ranzau und ſeine Spießgeſellen die unglückliche Königin gefangen nahmen.

Wie ſie Geräuſch in ihrem Vorzimmer hört, ruft Mathilde nach ihren Kammerfrauen. Bleich, verſtört, nur halb angezogen drängen ſich die Dienerinnen herbei. Die Königin ſpringt aus dem Bette und fragt, was der nächtliche Lärm bedeute, was denn vorgehe. Man ſagt ihr, daß Graf Ranzau ſie im Namen des Königs ſprechen wolle und mit einer Anzahl von Offizieren im Vorzimmer harre. „Graf Ranzau? Im Namen des Königs? Ruft eilends den Grafen Struenſee!“ — „Ach, Majeſtät, der Herr Miniſter iſt verhaftet.“ — Da ſchlägt die Königin in der bitteren Gewißheit ihres Untergangs die Hände vor das Geſicht und ruft aus: „Verrathen und verloren! Auf ewig verloren!“ Aber raſch wieder Meiſterin ihrer ſelbſt, wirft ſie einen Pudermantel über ihre Schlaftoilette und ſagt: „Laßt ſie eintreten, die Verräther. Ich bin auf Alles gefaßt.“

Sie geht den Eintretenden entgegen. Ranzau verbeugt ſich ceremoniös und lieſ't der Königin den von dem König vorhin unterzeichneten Verhaftsbefehl vor. „Geben Sie her, ich will es mit eigenen Augen leſen.“ Der Graf reicht ihr das Papier. Sie lieſ't es vom Anfang bis zum Ende durch, wirft es dann zu Boden, ſetzt den Fuß darauf und ſagt, vor Verachtung zitternd: „Daran erkenne ich die Verräther und den König.“ Darauf Ranzau: „Majeſtät, ich bitte Sie, die Befehle des Königs zu reſpectiren.“ Mathilde wieder: „Die Befehle des Königs? Befehle vielmehr, wovon er Nichts weiß und welche nur die infamſte Verrätherei ſeiner Thorheit entriſſen hat. Nein, ſolchen Befehlen gehorcht keine Königin!“ . . . Man ſieht, dieſe zwanzigjährige Frau benahm ſich eben ſo mannhaft, wie Struenſee weibiſch ſich benommen hatte. Sie that noch mehr: ſie, die arme ſchwache verlaſſene Frau, verſuchte ſogar phyſiſche Gegenwehr gegen die Gewalt.

Ranzau erklärt ihr, daß er ſeinen Auftrag vollziehen müſſe und daß derſelbe kein Zögern vertrage. Worauf die Königin: „Ich verweigere Rede und Fügſamkeit, bevor ich den König geſehen und geſprochen habe.“ Und ſie eilt der Thüre zu. Der Graf vertritt ihr den Weg und ſtößt eine Drohung aus. „Sie ſind ein Elender! Wie, ziemt dieſer Ton einem Diener gegen ſeine Königin? Sie ſind der verächtlichſte der Menſchen, ein Schmachbeladener, den ich niemals fürchten werde.“ Ranzau murmelt: „Man muß ein Ende machen“ — und winkt einem der Offiziere mit den Augen. Ein Auftritt hebt an, von deſſen Schmach alles Waſſer der Oſtſee die däniſche Ariſtokratie nicht reinwaſchen kann.

Der Offizier — ich habe den Namen des Buben nicht finden können — packt mit roher Fauſt die Königin. Sie entreißt ſich ſeinem Griff und ſtößt einen markdurchdringenden Hülferuf aus. Nun umringen alle die Memmen und Verräther die Unglückliche und werfen ſich auf ſie. Sie durchbricht die Kette, ſpringt zum Fenſter, reißt es auf und will ſich hinausſtürzen. Da faßt ſie wieder einer der Schurken. Vom Paroxismus der Wuth erfüllt, packt ſie den Elenden bei den Haaren und ſchleudert ihn zu Boden, ebenſo einen zweiten, bis ſie endlich, von allen zugleich angefallen, nach einem ſchrecklichen Ringen athemlos, mit aufgelöſten Haaren, halbnackt und ohnmächtig zu Boden ſinkt .... Die nothdürftig wieder zu ſich Gekommene zwingt Ranzau, ſich anzukleiden, während er ſie mit wüſten Schimpfreden überſchüttet. Dann ſchleppt man ſie in den Hof hinunter, verſchließt ſie in eine Kutſche und führt ſie nach der Feſtung Kronburg ins Gefängniß. Und doch war dieſe furchtbare Stunde noch nicht die bitterſte ihrer Leidensgeſchichte. Dieſe kam erſt dann, als ſie erfahren mußte, daß auch *der* ſie verrathen habe, den ſie geliebt, dem ſie Ehre, Ruf und Krone geopfert hatte.

In der Morgendämmerung wurden auch Struenſee's Bruder, der Oberſt Falkenſkiöld, der Graf Brandt, der Leibarzt Berger und etliche andere Anhänger Struenſee's verhaftet. Dann ſetzte man ein ekelhaftes Revolutionsſpectakel in Gang, indem man dem Pöbel die Häuſer des geſtürzten Miniſters und ſeiner Creaturen preisgab, betrunkene Matroſen in den Straßen tumultuiren und Vivats auf den König, die Königin-Wittwe Juliane und den Prinzen Friedrich brüllen ließ. Die Geiſtlichen mußten die Kanzeln der Hauptſtadt von Dankgebeten für die glücklich vollbrachte Umwälzung ertönen laſſen. Ja, man ſcheute die koloſſal lächerliche Lüge nicht, ſie den Himmel dafür preiſen zu laſſen, daß er den König vor den frevelhaften Abſichten des „Königsmörders“ Struenſee bewahrt habe. Chriſtian der Simpel mußte im Galaaufzug eine Rundfahrt durch Kopenhagen machen, um ſich „mit ſeinem Volke über die gemeinſame Rettung zu freuen.“ Kurz, die ganze bodenloſe Niederträchtigkeit, wie verworfene Parteien, wenn ſie ſiegreich ſind, zu entfalten pflegen, trat auch hier ſchamlos zu Tage. Selbſtverſtändlich war es eine erſte Sorge der ſiegreichen Verſchwörer, ſich gegenſeitig mit Belohnungen zu überhäufen. Sämmtliche Häupter des Komplotts wurden auch Mitglieder des wiederhergeſtellten Staatsraths, an deſſen Spitze zum unſäglichen Verdruſſe Ranzau's Juliane nicht ihn, ſondern ihren jämmerlichen Sohn Friedrich ſtellte. An die fremden Höfe ergingen Depeſchen, worin geſagt war, die vor ſich gegangene Palaſtrevolution ſei nur eine „Familienangelegenheit,“ welche mit der Politik Nichts zu thun habe. Die Höfe ließen ſich das Fait accompli gefallen und der engliſche Geſandte begnügte ſich, die ſiegreichen Verſchwörer zu warnen, an der Perſon der Königin Mathilde, der Schweſter ſeines Königs, ſich zu vergreifen; denn in dieſem Falle müßte und würde England vergeltend einſchreiten.

Nach dem Siege kam die Rache. Es läßt ſich, ſo, wie die Menſchen nun einmal ſind, wenig dagegen einwenden; denn es liegt leider in der menſchlichen Natur, zu ſchreien: „Wehe den Beſiegten!“ Bei Palaſtrevolutionen pflegt es noch unſauberer herzugehen als bei Volksrevolutionen, und wenn Struenſee und ſeine Anhänger in der Nacht vom

16. auf den 17. Januar 1772 unter den Waffen der Verſchwörer gefallen wären, ſo müßte ſich ein Kenner der Menſchen und der Geſchichte begnügen, dies als eine der gewohnten Unſauberkeiten, wie ſie Staatsſtreiche zu begleiten pflegen, achſelzuckend hinzunehmen. Dagegen muß es jedes menſchliche Gefühl empören, wenn, wie hier der Fall war, ſtatt in der Erhitzung des Kampfes nach demſelben mit kaltem Blute Morde begangen werden und zwar unter den Formen der Rechtspflege. Die Prozeſſirung, Verurtheilung und Hinrichtung des geſtürzten Günſtlings ſteht als eines der brennendſten Skandale, als eine der gröbſten Satiren auf die Juſtiz da, welche die Weltgeſchichte kennt. Denn die Wahrheit iſt, nicht die Beſiegten, ſondern vielmehr die Sieger waren nach dem formalen Rechte, nach den Geſetzen Dänemarks die Schuldigen. Aber freilich, was iſt in der Staatspraxis und, ach, auch in der Privatpraxis das formale Recht? Eine ſchöne Illuſion. Was iſt das wirkliche Recht? Die Macht und der Erfolg. Das müßte allerdings den Glauben an eine ſittliche

Weltordnung von Grund aus zerſtören, wenn nicht die große Thatſache, daß die Weltgeſchichte doch immer wieder als Weltgericht ſich manifeſtirt, denſelben aufrecht erhielte. Ueber wie viele von ihrer Zeit als „Große“ Umſchmeichelte hat dieſes unerbittliche Gericht nicht ſchon den Wahrſpruch „klein“ gefällt!

Es widerſtrebt mir, die ganze Kloake der gegen die Beſiegten angehobenen Prozedur aufzudecken. Der daraus aufſteigende Brodem iſt zu abſcheulich. Genug, ſchlechte Menſchen, Juliane, Prinz Friedrich und ihr Anhang, fanden noch ſchlechtere, welche ſich dazu hergaben, die von jenen gewollten Morde in angebliche Rechtsformen zu kleiden. Zu Blutopfern waren Struenſee und Brandt auserſehen. Der Hauptanklagepunkt gegen den Letzteren war ein ſo abſurder, daß er unglaublich ſein würde, falls er nicht aktenmäßig verbürgt wäre. Der blödſinnige König zankte, ſchimpfte und balgte ſich nämlich mitunter mit ſeinem Geſellſchafter und Wächter Brandt herum. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte der König den Grafen Brandt einen „Cujon“ geſchimpft und gedroht, er wolle demſelben tauſend Stockprügel geben laſſen. Im Fortgang der ſchönen Unterhaltung waren dann die beiden Herren handgemein geworden. Der König hatte dem Grafen nach der Zunge gegriffen und Brandt den König in den Finger gebiſſen. Aus dieſer Katzbalgerei machten Brandt's Ankläger und Richter ein Attentat auf das Leben des Monarchen!

Die in der Anklageacte gegen Struenſee vorgebrachten Beſchuldigungen waren, mit Ausnahme der dritten und ſechſten, kaum weniger albern. Er wurde nämlich angeklagt: 1) eines entſetzlichen Anſchlags gegen die Perſon des Königs; 2) des Vorhabens, den König zur Abdankung zu zwingen; 3) des verbotenen Umgangs mit der Königin; 4) der Art und Weiſe, wie er den Kronprinzen erzogen habe; 5) der großen Gewalt und des Anſehens, das er ſich erworben; 6) der Art, wie er den Staat verwaltet habe. Der dritte Punkt war der weitaus bedenklichſte. Er gab Struenſee's Feinden nicht nur den plauſibelſten Vorwand, ihn phyſiſch zu tödten, ſondern er brach ihm auch moraliſch den

Hals, indem er ſich gerade in Betreff dieſes Cardinalpunkts als ein jämmerlicher Feigling und Verräther benahm.

Man ſagt, und es iſt bei der ganzen Geſtalt der Prozedur ſehr glaublich, daß ſeine Richter oder vielmehr Henker den verlorenen Mann ſowohl mit der Androhung der Folter ſchreckten als auch durch die Vorſpiegelung kirre machten, es wäre ein Rettungsmittel, das einzige Rettungsmittel für ihn, wenn er die Königin Mathilde möglichſt tief in ſeine Angelegenheit verſtrickte. Aber trotz Alledem durfte ein Mann nie thun und konnte nur ein Schwächling und Schwindler thun, was er that, indem er in ſeinem Verhör vom 21. Februar geſtand, daß er der Liebhaber der Königin geweſen ſei und ihrer höchſten Gunſt genoſſen habe. Von jetzt an kann er nur noch das Gefühl der Verachtung für ſich in Anſpruch nehmen. Es würde ihn nicht einmal entſchuldigen, wenn die Sage, man habe ihn mittelſt Vorlegung eines falſchen Protokolls, worin Mathilde angeblich ihrerſeits die Verſchuldung bereits eingeſtanden hatte, zum Geſtändniß bewogen, mehr wäre als eine Sage.

Genau in demſelben Maße, in welchem Struenſee in der Achtung des unbefangenen Beobachters ſeiner Laufbahn fällt, ſteigt die arme ſchöne gefangene Königin, deren Stern ſchon in einem Alter, wo der anderer Frauen ſich kaum erhebt, in trübſtem Gewölke unterging. Ich wiederhole es, Mathilde wäre unter glücklicheren Umſtänden eine Zierde ihres Geſchlechts, vielleicht der Geſchichte geworden. Denn ihr urſprüngliches Weſen war gut und edel und ſie entfaltete in ihrem furchtbaren Mißgeſchick einen Adel der Seele, welcher ſie thurmhoch über den Mann ſtellt, an den ſie ihre Liebe weggeworfen.

Man wollte oder konnte der Schweſter König Georg's des Dritten von Großbritannien nicht ans Leben, wenn ſchon Juliane's Haß ſich am liebſten mit dem Blute der jungen Frau geſättigt hätte. Aber ſie ſollte wenigſtens zu Grunde gerichtet werden und zwar für immer. Am 9. März begab ſich zur Einvernehmung der Königin eine Commiſſion nach Kronburg. Sprecher derſelben war der Freiherr von Schack-Rathlow, den man früher mit Grund für einen Ehrenmann gehalten hatte, der ſich aber jetzt als der Niederträchtigſte der Niederträchtigen benahm. So ſchnell findet die unbeſchränkte Gewalt, ſelbſt die ſchlechteſte, ſogar unter ſcheinbaren Ehrenmännern willigſte Werkzeuge. Mathilde empfing ihre Inquiſitoren mit ruhiger Würde und machte alle raffinirten Verhörkünſte durch ihre Faſſung und Geiſtesklarheit zu Schanden. Die Herren ſchienen mit ihrem Witz zu Ende zu ſein, wußten nicht wo aus und ein, ſtockten und beguckten angelegentlich die Schnallen ihrer Schuhe. Nur Einer wußte Rath, der Freiherr von Schack, der „Ehrenmann.“ Hier konnte nur die ſchmachvollſte Liſt zum Ziele führen und er zögerte nicht, einer ſolchen ſich zu bedienen.

Plötzlich ſieht er die unglückliche Fürſtin ſtarr an und ſagt: „Ihr Leugnen iſt vergeblich. Graf Struenſee hat ſeinen verbrecheriſchen Umgang mit

Ihnen vollſtändigſt und umſtändlichſt eingeſtanden.“ Mathilde ſträubt ſich gegen die Wirkung dieſes Keulenſchlags. „Nein — ruft ſie aus — es iſt unmöglich, unmöglich! Struenſee kann das nicht gethan haben! Nein, nein! .... Und wenn, ſo ſtelle ich Alles in Abrede, was er geſagt hat.“ Schack bemerkt, wie das ganze Weſen der Unglücklichen unter dem Eindrucke der furchtbaren Nachricht bebt und zittert, daß ihre Faſſung ſchwindet, ihre Beſinnung wankt, und mit ſataniſcher, aber auf eine nicht gemeine Kenntniß des Frauenherzens gegründeter Tücke fährt er fort: „Struenſee hat dieſes ſein Geſtändniß wiederholt, beſtätigt und unterzeichnet. Dieweil nun aber Königliche Majeſtät die Sache ſo beſtimmt in Abrede ſtellen, ſo liegt gegen den Elenden die Anklage auf ein neues Verbrechen vor, auf das Verbrechen frechſter Verleumdung geheiligter Majeſtät, welches nur die qualvollſte Todesſtrafe ſühnen kann.“

Dieſer Stoß ging bis ins Herz. Mathilde fiel, von einer Ohnmacht angewandelt, in ihren Stuhl zurück und ein Lächeln der Befriedigung kräuſelte die Mundwinkel des freiherrlichen Ehrenmanns. Was Alles mußte in der Seele der armen jungen Frau wühlend und peinigend durcheinanderſtürmen, während ſie ſich langſam wieder erholte! Der Mann, dem ſie Alles hingegeben, hatte ſie ſchnöde verrathen? Aber ſie hatte ihn geliebt, ſie vermochte ihn von einem qualvollen Tode zu retten, wenn ſie geſtand. Und warum auch nicht Alles geſtehen, was man haben wollte? Welchen Ruf hatte ſie jetzt noch zu erhalten, welche Ehre zu wahren? Für wen? Wozu? Was war ihr jetzt noch die Welt und ihr Urtheil? Jetzt, nachdem er ſie verrathen, er! Mußte ſie ihn nicht haſſen, aber konnte ſie es? Nein! Sei es jene über Tod und Hölle triumphirende Frauenliebe, ſei es ein himmliſches, nein, ein reinmenſchliches Erbarmen, wovon die erlauchte Unglückliche bewegt war, ſie wollte verſuchen, um jeden Preis verſuchen, den Schwerbedrohten zu retten.

Flüſternd fragt ſie ihren Peiniger: „Und wenn ich nun eingeſtände, was Struenſee ausgeſagt hat, was dürfte dann der Unglückliche von der Gnade ſeines Königs hoffen?" Der Freiherr-Ehrenmann blickt auf die Bebende und erwidert ſanft und beruhigend: „Vieles, Alles! Aber es iſt zu dieſem Zwecke nöthig, daß Sie Ihr Geſtändniß unterzeichnen." Und er ſchiebt ihr das inzwiſchen eiligſt gefertigte Protokoll zur Unterſchrift hin. An allen Gliedern bebend, ergreift mit einer gewaltſamen Anſtrengung Mathilde die Feder, beugt ſich über den Tiſch und beginnt ihren Namen zu ſchreiben. Aber ſie hat nur erſt die Anfangsbuchſtaben gemacht, als ſie aufblickt und den tückiſchen Triumph in Schack's Zügen bemerkt. Da ſchleudert ſie die Feder weg und ſtößt die Worte hervor: „Ihr betrügt mich ſchandbar! Struenſee hat mich nicht angeklagt! Ich kenne ihn! Nein, er hat es nicht gethan, er kann es nicht gethan haben!" Sie will aufſpringen, aber die Kniee brechen ihr ein, es ſauſ't ihr in den Ohren, es dunkelt ihr vor den Augen und — der Freiherr-Ehrenmann hebt die weggeworfene Feder auf, ſteckt ſie in die willenloſe Hand Mathilde's und läßt dieſe Hand, ſie mit der ſeinigen führend, die angefangene Namensunterſchrift vollenden. Dann überlaſſen die Herren die Königin, welche das zu ſein durch dieſe Unterſchrift aufhörte, ihren Schmerzen und ihrer Betäubung und eilen mit dem koſtbaren Protokoll nach Kopenhagen zurück.

Nachdem die Verhöre beendigt und die Acten zum Gebrauche von Richtern hergerichtet waren, welche nur Sprachrohre für das, was man ihnen zum Voraus dictirt hatte, ſein ſollten und wollten, trug vor dem außerordentlich beſtellten Gerichtshof am 24. März Namens des Königs der Procurator Bang die Anklage gegen die Königin vor. Man gewährte ihr in dem Advokaten Uhldal einen Vertheidiger, der ſeine Pflicht mit Geiſt und Eifer erfüllte. Selbſtverſtändlich ohne Erfolg. Am 6. April ſprach der Gerichtshof das Eheſcheidungsurtheil gegen die Königin Mathilde aus. Juliane und ihre Vertrauten hatten gewünſcht, auch die Prinzeſſin Luiſe, die kleine Tochter Mathilde's, in das traurige Geſchick ihrer Mutter zu verwickeln und dieſelbe förmlich als im Ehebruch gezeugt brandmarken zu laſſen. Allein die Sache hatte, auch abgeſehen davon, daß ſie ſich ſchlechterdings nicht beweiſen ließ, mancherlei Haken und man ließ ſie daher fallen. Dagegen war man grauſam genug, zu beſtimmen, daß die geſchiedene Königin ihre Kinder nur noch einmal und dann nie wieder ſehen ſollte.

Am 21. April ſchritt der Gerichtshof zur Behandlung der Anklage gegen Struenſee und Brandt. Der Generalfiſcal Wivet brachte eine Anklageacte vor, die, aus abſurden Lügen, gemeinen Schimpfereien und ſchlechten Späßen zuſammengeſtoppelt, kaum ihres Gleichen haben dürfte. Der Ton dieſes Actenſtücks erhellt ſchon hinlänglich daraus, daß Struenſee, „vormals ein Medicus, jetzt ein Graf,“ darin genannt wird „ein ſo großer Spitzbube, als nur jemals in Deutſchland auf der Meſſe ein- und ausgeläutet worden,“ und daß ihm wiederholt vorgerückt wird, er habe „einen ſolchen fetten Wanſt, als ob er Vitellius wäre.“ Die gegen Brandt erhobene Anklage würde noch nichtsſagender und frivoler geweſen ſein, wäre das möglich geweſen.

Im Uebrigen war ja gegen Beide das Urtheil geſprochen, bevor die Anklage vorgebracht wurde. Die am 25. April gefällte Blutſentenz lautete, „daß der Graf Johann Friedrich Struenſee, ſich ſelbſt zur wohlverdienten Strafe und Gleichgeſinnten zum Beiſpiel und Abſcheu, Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, ſeiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entſetzt ſein, ſein gräfliches Wappen vom Henker zerbrochen und ſodann Johann Friedrich Struenſee's rechte Hand und darauf ſein Kopf ihm lebendig abgehauen, ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl geſteckt werden ſolle." Ganz genau in denſelben Ausdrücken war das gegen Brandt erlaſſene Urtheil gehalten. Man ſieht, die infamen, von Juliane und ihrem Anhang beſtellten Juſtizmörder hielten es nicht einmal der Mühe werth, ihren Blutſpruch mit etlichen wohlfeilen Motiven auszuſtaffiren. Weßwegen Struenſee Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, warum er geköpft und geviertheilt werden ſollte, war gar nicht geſagt. Die ganze Prozedur iſt eins der cyniſchſten Poſſenſpiele geweſen, welche Parteiwuth und Kabinetsjuſtiz jemals aufgeführt haben.

Am 26. April unterzeichnete Chriſtian der Siebente die beiden Todesurtheile. Es machte dem König-Simpel nicht mehr Skrupel, die Ermordung von zwei Männern zu beſtätigen, welche Jahre lang ſeine vertrauteſten Freunde und Genoſſen geweſen, als es ihm gemacht hätte, den Tod einer Fliege zuzulaſſen. Er iſt nach der Struenſee'ſchen Kataſtrophe noch ſechsunddreißig Jahre lang ſo hingeſimpelt, bis zu ſeinem i. J. 1808 endlich erfolgten Tode dem Namen nach König, in Wahrheit ein verachteter und läſtiger Sklave ſeiner Umgebung.

Die Hinrichtung Struenſee's und Brandt's erfolgte am 27. April 1772. Brandt benahm ſich auf dem Gange zum Schaffot mannhafter als jemals in ſeinem Leben und auf der Henkerbühne wahrhaft heroiſch. Struenſee, der während ſeiner letzten Tage die Stimmung und das Gebaren eines flennenden Frömmlers und bußfertigen Sünders gezeigt hatte, erſchien auch auf dem Schaffote würdelos und ſchlotterig. Er hatte nicht zu leben gewußt und wußte nun auch nicht zu ſterben. Der Scharfrichter behandelte den Unglücklichen ſo ungeſchickt, daß ſeine Hinrichtung eine ſchauderhafte Metzelei war. In dem während und nach der ganzen barbariſchen Szene von den anweſenden Volksmaſſen beobachteten Stillſchweigen ſprach ſich eine ſo unverkennbare Mißbilligung der beiden Juſtizmorde aus, daß die Anſtifter derſelben allerlei Verſuche machten, den Fanatismus der Bevölkerung von Kopenhagen wieder zu galvaniſiren. Es gelang aber nicht und das däniſche Volk hatte bald ſattſame Veranlaſſung, die Betrachtung anzuſtellen, daß durch die vorgegangene Palaſtrevolution ſeine Lage keineswegs verbeſſert, ſondern eher noch verſchlimmert worden ſei. Es liegt uns eine Depeſche des engliſchen Geſandten vom 17. Oktober 1772 vor, worin mit dürren Worten geſagt iſt, daß Dänemark durch die Struenſee'ſche Kataſtrophe aus dem Regen unter die Traufe kam. Das Regiment Juliane's, des Prinzen Friedrich und ihrer Coterie war deſpotiſch und ganz unfähig zugleich. Die

Tyrannei einer Oligarchie iſt bekanntlich die ſchlimmſte aller Tyranneien und das erwies ſich recht klärlich und kläglich ſchon durch die Art und Weiſe, wie die jetzt in Dänemark herrſchende Oligarchie gegen einige der Anhänger des gemordeten Günſtlings verfuhr. So wurde der General Gheler ſeines Ranges und Gehalts beraubt und aus dem Lande verwieſen, weil er, wie es in dem Urtheil hieß, „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn im Verdacht gehabt;“ ſo wurde der junge Falkenſkiöld, „weil er ein Freund Struenſee's geweſen,“ auf Lebenszeit auf den öden Felſen Munkholm geſetzt.

In Betreff der armen Mathilde war zuerſt beſtimmt worden, daß ſie in Dänemark bleiben und in der jütiſchen Stadt Aalborg wohnen ſollte. Da ihr aber der däniſche Boden unter den Füßen brannte, ſo vermittelte ihr Bruder, Georg der Dritte, daß ſie nach Deutſchland gehen durfte, wo er ihr in Zelle eine Zufluchtsſtätte bereitete. Am 30. Mai 1772 ſchiffte ſie ſich zu Kronburg auf einer engliſchen Fregatte ein und verließ gebrochenen Herzens ein Land, wo ihre Kinder zurückblieben und wo ihre Jugend durch den grauſamſten Schickſalsſturm geknickt worden war. Zu Zelle gewann ſie die aufrichtige Bewunderung und Anhänglichkeit Aller, welche ihr nahekamen. Ohne Bitterkeit, doch mit inniger Reue blickte ſie auf das zurück, was ihr Irrthum, ihre Verſchuldung und ihr Verderben geweſen war. Schlicht, ſanft und geduldig trug ſie ihr Loos. Sie hatte es nicht allzu lange zu tragen. Der Tod war milder gegen ſie, als das Leben geweſen: ſchon am 10. Mai 1775 ſtarb ſie, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

So verlief, ſo endigte dieſe däniſche Hoftragödie, deren edelſtes und beklagenswertheſtes Opfer eine Frau war, die gefehlt hatte, die ſich aber von ihrem Fall zu der hochherzigſten Opferfreudigkeit erhob, um den zu retten, der ſie verrathen hatte. Ihr Fehltritt gehört ihrer Zeit, ihr Edelmuth gehört ihr ſelbſt an. Ihre wirkliche Schuld mußte in der Anſchauungsweiſe ihrer Zeit als eine ſehr unerhebliche erſcheinen. Denn die Epoche des aufgeklärten Deſpotismus iſt zugleich eine Epoche der gänzlichen Verwirrung aller ſittlichen Begriffe geweſen. Wie hätte es auch anders ſein können zu einer Zeit, wo Dirnen von der Sorte der Pompadour, ja von der Sorte der Dubarry die Geſchicke großer Staaten lenkten? In Wahrheit, es iſt ein ebenſo unleugbarer als tröſtlicher Verſchritt, den die europäiſche Geſellſchaft ſeit hundert Jahren gemacht, daß heute nicht mehr, wie damals, die Forderungen des Sittengeſetzes nur — um in der Hofſprache des „philoſophiſchen“ Jahrhunderts zu ſprechen — an die „Canaille“ und „Roture“ geſtellt werden. Eine Grävenitz, eine Coſel, eine Lichtenau wäre jetzt in Deutſchland eine Unmöglichkeit. Kein deutſcher Fürſt könnte es heutzutage mehr wagen, den Thronfolger zu zwingen, ſeiner Maitreſſe Angeſichts des ganzen Hofes die Hand zu küſſen, wozu bekanntlich Friedrich Wilhelm der Zweite noch i. J. 1797, alſo kurz vor ſeinem Tode, ſeinen Sohn, den nachmaligen Friedrich Wilhelm den Dritten, gezwungen hat. Ich gebe zu, daß die Beſſerung vornehmer Sitten vielfach noch nicht weiter vorgeſchritten als bis zur rückſichtsvolleren Wahrung des äußeren Anſtands. Aber daneben iſt es nur gerecht, zu ſagen, daß in die höheren und höchſten Geſellſchaftskreiſe die Einſicht gedrungen, bürgerliche Tugend und häusliche Sitte ziere auch Fürſtenſchlöſſer und Königspaläſte und erfülle ſie mit dem beſten und dauerndſten Glücke, welches das Leben überhaupt zu geben vermag.

III.

Karoline,

Königin von England.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.“

Das wurde eines Tages, ſo um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunſchweig geſagt. Der es ſagte, war ein luſtiger Franzos, irgend einer jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laſter von Paris an den deutſchen Höfen theoretiſch und praktiſch lehrten und an welche die deutſchen Fürſten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verſchwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, ſind der einzige Fremde unter uns.“ Der ſich das ſagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, eine der trübſeligſten Figuren deutſcher Unglücksgeſchichte. In der That, er war in ſeinem eigenen Schloß, an ſeiner eigenen Tafel, der einzige „Fremde,“ d. h. der einzige

Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein ſo ganz in der Franzoſerei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte ſich von Seiten eines franzöſiſchen Schmarotzers eine ſo namenloſe Frechheit bieten laſſen. Die ganze Erniedrigung der deutſchen Ariſtokratie im Dienſt der franzöſiſchen Mode iſt in der angeführten Phraſe ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunſchweig erſcheint überall als ein vollkommener Adept der franzöſiſchen Bildung, wie ſie zur Zeit Ludwig's des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit der Pompadour und Dubarry durch den Marſchall Richelieu typiſch repräſentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jenen liberalen Tic, welcher ja in der Epoche des erleuchteten Deſpotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum ſich erhebenden Dynaſten fehlen durfte. Eben im Sinne dieſes erleuchteten Deſpotismus hat er manches die materielle und geiſtige Kultur ſeines Ländchens Fördernde gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Heſſen in Deutſchland der zweitgrößte Händler mit Menſchenfleiſch. In den Jahren 1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunſchweiger Seelen*). Aus dem ſiebenjährigen Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über ſeine wirkliche Befähigung ging und zum

---

*) Am ſchwunghafteſten wurde, wie Jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutſche Fürſten während des amerikaniſch-engliſchen Kriegs betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben geſtützt, im 6. Band ſeiner „Staatsanzeigen" die Rechnung geſtellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verſchacherte Landeskinder in die Beutel deutſcher Fürſten fielen. Nämlich an:

Heſſen-Kaſſel	2,600,000	Pfd. Sterl.
Braunſchweig	780,000	— —
Hannover	448,000	— —
*Hanau	335,150	—
Anſpach	305,400	—
Waldeck	122,670	
Verſchiedene	335,400	—
	5,126,620	Pfd. St. oder 34,177,466 Thlr.

Curioſitäts halber will ich anmerken, daß dieſer über alle Maßen greuliche und ſchmachvolle Menſchenhandel in dem charakterloſen Rhetor Johannes von Müller einen Beſchöniger gefunden hat. Als derſelbe 1781 Profeſſor in Kaſſel geworden war, apoſtrophirte er in ſeiner Antrittsrede die Zuhörer alſo: „Wenn ihr gierig forſchet, wie die Heſſen jenſeits des größten Theil in der perſönlichen Vorliebe wurzelte, welche ſein Ohm, der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Löſung einer großen militäriſchen Aufgabe berufen war, zeigte ſich ſofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußiſch-öſtreichiſche Heer übernommen hatte. Er ſah dieſen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militäriſchen Spaziergang" an, glaubte überhaupt die franzöſiſche Revolution mit den kleinen „Fineſſen" des preußiſchen Gamaſchenknopf- und altfritzigen Zopfthums beſiegen zu können und gelangte denn auch zu den bekannten ſchmählichen Reſultaten, wie ſie ſeiner Plan- und Energieloſigkeit vollkommen entſprachen. Trotz

---

Weltmeers bald *glorreich* gefallen bald *ruhmvoll* geſiegt — dann ſtammſt du von den alten Katten; keine Adelsprobe iſt, daß du ihnen gleichſiehſt." Mit vollem Recht rief der Verfaſſer der 1797 als eine der Entgegnungen auf die Göthe-Schiller'ſchen Xenien erſchienenen „Dornenſtücke" empört aus:

Wer kann es ſeh'n und hören, wie noch ſtets
Der Dienſt- und Menſchenhandel bei uns gilt
Und ſelbſt ein Schweizer dieſe Schandthat frech
Mit Rednerflecklein zu bedecken ſucht?

dieſer herben Erfahrung ließ man dem in ſeinen altfritzigen Einbildungen verſteinerten Herzog auch 1806 die preußiſche Oberbefehlshaberſchaft gegen Napoleon. Als dieſer heranzog, war der alte Mann bekanntlich ſo rathlos, daß die Schlacht von Auerſtädt und Jena verloren geweſen iſt, bevor ſie recht begonnen hatte. Eine der erſten von franzöſiſcher Seite bei Auerſtädt abgefeuerten Flintenkugeln ſchlug dem Herzog beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf däniſches Gebiet ſtarb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottenſee im Wahnſinn, im Elend *).

Ueberwiegend ſinnlicher Natur, hatte der Fürſt

---

*) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten ſeines Generalſtabs und ohne ſich irgendwie in feindlichem Gedränge zu befinden, von einem feindlichen Schützen ſo ſchrecklich verwundet wurde, erſchien ſo ungewöhnlich und ſeltſam, daß man nicht ohne Grund die Vermuthung aufgeſtellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzoſe Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleon's hatte, habe verrätheriſcher Weiſe den räthſelhaften Schuß veranlaßt.

von frühauf bis zuletzt dem franzöſiſchen Evangelium der Frivolität und Genußſucht nachgelebt. Kein Wunder daher, daß der zügelloſe Sultaniſmus, welcher im 18. Jahrhundert die deutſchen Fürſtinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunſchweig guter Ton war. Herzog Karl hatte ſich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguſte, der Schweſter König Georg's des Dritten von England, vermählt. Die Prinzeſſin war nicht ſehr hübſch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber ſie brachte ihrem Gemahl einen Brautſchatz von 80,000 Pfund und ein engliſch-hannover'ſches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geſchlecht! Der älteſte Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödſinnig und nur der jüngſte, Friedrich Wilhelm, mehrte den alten Ruhm des welfiſchen Hauſes mittelſt ſeiner glorreichen i. J. 1809 von Sachſen bis zur Nordſee mitten durch franzöſiſche Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittelſt ſeines noch glorreicheren Heldentodes bei

Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguſte und Karoline. Die Geſchicke der Letzteren werden wir erzählen; von der Erſteren ſagen wir nur, daß ſie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen erſten König von Würtemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schloß Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, deſſen Einzelnheiten noch nicht hiſtoriſch feſtgeſtellt ſind. Die Sage raunt, die Prinzeſſin habe denſelben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robſart in Scott's „Kenilworth.“

Prinzeß Karoline Amalie Eliſabeth ward geboren am 17. Mai 1768. Ihre Erziehung war ſo, wie ſie bei der Geiſtesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Geſpött ihrer Kinder geweſen iſt, ſein konnte. Herzog Karl glaubte ſeiner väterlichen Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er ſeine Tochter Karoline, wie ihre Geſchwiſter, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im Uebrigen kümmerte er ſich nicht um ſie. Karoline war lebhaften Geiſtes und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, ſondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte ſich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilſames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derſelben wurde die Kleine zu Nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufſetzte, eine um ſo eigenrichtigere, phantaſtiſchere Richtung nahmen dieſe Anlagen. So wurde ſie, wie ihr gerechteſter und mildeſter Beurtheiler treffend geſagt hat, eine „wilde Hummel.“ Man darf ſogar weiter gehen und ſagen, daß ſie nicht allein zu einem Stück von einem Enfant terrible aufwuchs, plauder- und zerſtreuungsſüchtig, fabulir- und lachluſtig, ſondern daß auch ihre Phantaſie ſchon in Backfiſchjahren mit Anſchauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichſter Art geweſen ſein mögen.

Denn es hatte unſere prinzeßliche wilde Hummel ein Paar Augen im Kopfe, die ſehr ſchön, ſehr groß, ſehr kornblumenblau waren, aber auch ſehr neugierig, ſehr! und ſich keineswegs immer ſittſam geſenkt und abgewandt haben, wo ſie es geſollt hätten. Dieſen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrſchende Hohlheit, Zerrüttung und Unſittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es iſt wahr, das Maitreſſenweſen war ein förmlich und offiziell anerkannter Beſtandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß dieſe Schmach nicht nur auf die fürſtlichen Männer, ſondern auch auf die fürſtlichen Frauen und Töchter jener Zeit in ſehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vorſtellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürſtlichen Ehe mußte ſich die junge Karoline bilden, wenn ſie auf das Gebaren deſſen blickte, welcher für ſie ein Muſter und Beiſpiel hätte ſein ſollen! Herzog Karl hatte von einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reiſe als Favorit-Odaliske die reizende Conteſſa Branconi mitgebracht, mit welcher ſpäter der anſchmiegerliche Sanct Lavatus in ſeraphiſchen Schwärmereien ſich erging. Die Nachfolgerin dieſer italiſchen Kebſe war ein Fräulein von Hartenfeld, welches im Braunſchweiger Schloſſe reſidirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin ſelbſt ſo zu ſagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ ſich von ſeinem intriguanten Adjutanten, dem Franzoſen Montjoy, eine franzöſiſche Komödiantin als Concubine aufhängen und der einundſiebzigjährige Greis entblödete ſich nicht, dieſe Buhldirne gemeinſter Sorte im Feldzug von 1806 mitzuſchleppen. Ein ſehr glaubwürdiger Zeuge*) hat ausgeſagt, es ſei die allgemeine Ueberzeugung geweſen, daß die franzöſiſche Beiſchläferin des Herzogs die Pläne und Entſchließungen, d. h. die

---

*) Graf Henckel von Donnersmark.

Rath- und Thatloſigkeit des preußiſchen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem ſein mag, ſoviel iſt gewiß, daß Karoline von Braunſchweig in einem Hauſe aufwuchs, welches, wie mit wenigen, ſehr wenigen Ausnahmen alle fürſtlichen Häuſer von damals, von der Peſtluft der vornehmen Sittenloſigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber dieſem Miasma zu bedeuten haben, daß man die Prinzeſſin mit einem Kreiſe von reifrockſteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenuſſes in die der Gottſeligkeit ſich hinüber geſpielt hatten oder geſchoben worden waren? Gar Nichts oder nur Schlimmes. Denn die mürriſche Zionswächterei, womit dieſe Duennen die junge Prinzeſſin langweilten und ärgerten, ſtachelte in ihr einen Widerſpruchsgeiſt auf, der ſich mitunter muthwillig genug äußerte. Mißmuthig über den Zwieſpalt, welcher zwiſchen den Eingebungen ihrer geſchäftigen Phantaſie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel ſich Karoline darin, ſich ſchlimmer darzuſtellen, als ſie war, und ihrem natürlichen Hang zur Eulenſpiegelei nachgebend ſetzte ſie der engbrüſtigen Convenienz eine mehr abſichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die ſich der höfiſchen Anſtandslehre zum Trotz Etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todſünde in dieſer Welt des Scheins und der Lüge. . . . . Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei ſo beſtellter Denk- und Aeußerungsweiſe drüben in England ergehen, in dieſem Urland der Scheinheiligkeit, der Heuchelei und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, ſehr ſchlimm!

Um ſo ſchlimmer, da Karoline ein Herz beſaß, welches geſprochen hatte, bevor die Staatsraiſon es befahl. Bekanntlich ſollen Prinzeſſinnen, wenn überhaupt, nur in dieſem Falle lieben. Aber ſo ein kategoriſcher Imperativ der Unnatur hält eben nicht Stand gegen die heißen Pulsſchläge eines erwachten Mädchenherzens. Wiſſen wir nicht von einer ſehr nahen Verwandten unſerer Karoline, von einer deutſchen Prinzeſſin, welche, zur Verlobung mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Corridore des Palaſtes lief, aufſchreiend: „Meinen Trompeter laß' ich nicht!?“ Ein hübſcher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblaſen, was beweiſ't, daß Cupido's Bogen unter andern Geſtalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um in dem mythologiſchen Rococobild zu bleiben, ſagen wir, daß die junge Karoline beſagten Bogen ebenfalls ſchwirren gehört und daß der von der Sehne geſchnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es ſtets von Fremden wimmelte und dieſe, wie wir geſehen, dem Herzog ins Geſicht den Anſpruch, die Einheimiſchen zu ſein, erheben durften, lebte ein iriſcher Gentleman, der unter dem Fürſten im Felde gedient und ſich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende perſönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umſtänden leuchtender oder ſchmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerkſamkeit pflegt aber dem

Manne, welchem ſie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwiſchen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinſel und der Prinzeſſin Karoline Geſtändniſſe der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauſcht worden ſeien. Ein Urkundenbuch zu dieſem hiſtoriſchen Roman, deſſen Entwicklung die Staatsraiſon mit rauher Hand abſchnitt, iſt freilich meines Wiſſens nicht vorhanden; doch thut das ſeiner Glaubwürdigkeit im Ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tauſende von mehr oder weniger delicaten wie von mehr oder weniger brutalen Thatſachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schloſſe zu Braunſchweig ſpielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalaſt König Georg der Dritte einen verhängnißvollen Einfall. Ein braver Herr, dieſer dritte Georg, ein treuer Gatte und bausbackener Hausvater, daneben beſchränkt an Geiſt, langſam von Begriffen, gegen Alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindſelig geſinnt*), von dem Bewußtſein ſeines „Droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht. Wie Jedermann weiß, iſt er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufſagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetiſche Lesart zu ſetzen: „Mylords und Waldſchnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe ſtreckt“ — da legte man ihm das Königs-

---

*) He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!“
Found George the Third their first opponent. Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want.
Byron.

handwerk für immer und machte ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Dieſen ging der Einfall an, welchen ſein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, iſt ſehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. Auguſt 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor ſich vermählt hatte — iſt in einer ſittenloſen Atmoſphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachſen. Die zuchtloſe Rohheit der Sitten, welche die Regierungszeit der beiden erſten George gekennzeichnet hatte, war wenigſtens da und dort noch durch Epiſoden von ritterlicher, hochromantiſcher oder hochtragiſcher Natur unterbrochen worden*). Unter dem dritten

---

*) Die rührendſte dieſer Epiſoden iſt meines Erachtens folgende. Nach Beſiegung des großen jakobitiſchen Aufſtands von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawſon prozeſſirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge ſchöne Braut, die Tochter einer angeſehenen Familie. Die Braut beſtand auf dem verzweifelten Entſchluß,

Georg dagegen, deſſen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig ſich darſtellten, als daß ſie die engliſche Geſellſchaft hätten beeinfluſſen können, verband ſich mit der althergebrachten Ausſchweifung der britiſchen Nobility und Gentry die raffinirte Lüderlichkeit, wie ſie in der Epoche Ludwig's des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreiſe Europa's ſich verbreitet hatte. In Betreff der Koloſſalität der Verſchwendung, Schwelgerei und Schamloſigkeit ließ ſogar London die Hauptſtadt Frankreichs noch hinter ſich. Der Luxus und die Verachtung aller ſittlichen Geſetze ging in den engliſchen Modekreiſen bis zur Raſerei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten Londoner Kaffeehaus „zum Kakaobaum" war es

---

die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzuſehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete ſie, wie Dawſon, in Vollſtreckung des barbariſchen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeſchnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und ſcheinbar ruhig ſah ſie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawſon's ins Feuer warf, lehnte ſie ſich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verſchied.

etwas Gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterl. verloren. Eines Abends ſtanden daſelbſt 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffscadet ein ſo eben von ſeinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in bronceſtirniger Hintanſetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahr 1778 der Biſchof von Llandaff im Oberhaus eine Zuſatzbill zu den Ehegeſetzen einbrachte, unterſtützte er ſeinen Antrag mittelſt der ſtatiſtiſchen Thatſache, daß ſeit der ſiebzehnjährigen Regierung Georg's des Dritten mehr Eheſcheidungen vorgekommen ſeien als während der ganzen übrigen Dauer der engliſchen Geſchichte. Um die Eheſtandschronik der Peers und Peereſſen Englands von damals zu charakteriſiren, braucht man nur an den ſkandalöſen Bigamie-Prozeß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Eliſabeth Chudleigh verſchiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingſton weltberüchtigt wurde. Eine der bedeutendſten Nebenbuhlerinnen dieſer Duchess of Scandal war Mylady Worſeley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Offizier durchging. Als Sir Worſeley einen Entſchädigungsprozeß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um dieſen aus der Patſche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche ausſagen ſollten, daß ſie alle mit ihr zu thun gehabt. Siebenundzwanzig der Vorgeladenen erſchienen wirklich vor Gericht. Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer derſelben ausgeſagt hatte, Sir Worſeley hätte ihn eines Tages auf ſeinem Rücken auf die Zinne des Hauſes getragen, um ihm Mylady im Bade zu zeigen. Der klägeriſche Ehemann erhielt bei ſo bewandten Umſtänden als Entſchädigung einen — Schilling zugeſprochen. An demſelben Tage fand im Parlament eine wichtige Abſtimmung ſtatt, und als Sir Worſeley, welcher zur miniſteriellen Seite des Hauſes gehörte, nicht auf ſeinem Platze erſchien, rief der Premier Lord North, welchem man die Urſache dieſes Nichterſcheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche laſſen, bleibe ich gewiß in der Minderheit.“

So war die Geſellſchaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantiſchem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen ſeinen angeborenen Durſt nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenſo unzulängliche und verkehrte geweſen wie die ſeiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Feſſel der Sitte abzuſchütteln, und ſchon ſehr frühzeitig eignete er ſich eine empörend ſchamloſe Gleichgültigkeit für ſeinen perſönlichen Ruf wie für das Staatsintereſſe an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Miſtreß Robinſon, des jungen Prinzen Einführerin in die Myſterien des „high life“ werden ſollte. Unter den Auſpicien dieſer „Freundin“ wurde ſchon der Jüngling ein vollendeter Wüſtling, welchem weibliche Tugend und Würde Traum und Schaum waren. Die äffiſche

Liebe, welche ſeine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin Nichts beſſern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte ſich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „erſten Gentleman des Reichs,“ um den Gentleman par excellence, als welchen höfiſche Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George“ war der erſte Prinz aus der hannover'ſchen Dynaſtie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz ſeiner bodenloſen Nichtsnutzigkeit mittelſt der leutſeligen Munterkeit ſeines Geiſtes und der Anmuth ſeines Gebarens ſeine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgeſtattet als es jener populäre Ausſchweifling geweſen. Schön, wenn auch mehr weibiſch als männiſch ſchön von Antlitz, ſtattlich und wohlgeformt von Geſtalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geſchickter Boxer, kurz ein „most fashionable sportsman,“ beſaß er viel natürlichen Verſtand, einen feingebildeten Geſchmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn faſt unwiderſtehlich machte, wenn er es ſein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die ſtrenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein ſkandalfroher Prinz und aus dieſem ein ſkandalbehafteter König.

Es war ſo zu ſagen Hausgeſetz der hannover'ſchen Dynaſtie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfniß lebten. Nun wohl, in Uebung dieſer herkömmlichen Praxis ſchloß ſich der Prinz von Wales der Oppoſition an und trat mit den genialiſch begabten Wortführern derſelben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genoſſenſchaft. Man braucht nur Richard Brinsley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakteriſiren, welcher damals in dem Kreiſe herrſchte, welchem Gentleman George vorſaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiaſtiſchem Gelärme. Aber während das Weſen des Prinzen in der geiſtreichen Witzſchwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieſer Vergnügungen aufging, waren dieſelben für ſolche ſeiner damaligen Genoſſen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bacchanalien, aus deren trüben Dünſten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhms ſich aufraffte, welcher dauern wird ſo lange es eine Geſchichte und Literatur Englands gibt. Der politiſche Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt als bis er ſich im Beſitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typiſches Beiſpiel der ſprüchwörtlichen Falſchheit und Herzloſigkeit haben, womit Fürſten Freundſchaftsbande brechen, ſo kann der Prinz-Regent dieſes Beiſpiel liefern. Viel länger als ein Whig iſt Gentleman George ein liberaler Geſellſchafter geblieben. Er blieb das wirklich ſein Lebenlang und ſeine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder iſt über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buch, worin er das Leben ſeines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübſche Probe der beregten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz ſogleich zu Hofe und veranſtaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Diner,“ das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgaſt berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillanteſten Erzähler, jeder in ſeiner Weiſe, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents ſich recht wohl bewußt und Beide übten es an dieſem Abend mit ganz herrlicher Wirkung.“ Wie bekannt, hüllte Scott damals ſeine Autorſchaft des ein Jahr zuvor erſchienenen „Waverley“ in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein deſſenungeachtet forderte an jenem Abend gegen Mitternacht zu der Prinz ſeine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfaſſers von Waverley zu leeren.“

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine häßliche Sache das entſprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollſaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeſchäftigungen des Prinzen. Und noch bei Weitem nicht die ſchlimmſte. Denn er war wie als leidenſchaftlicher und wenig gewiſſenhafter Spieler, ſo auch als zuchtloſer, aller Scham und Scheu baarer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die öffentliche Meinung ſich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu ſchlecht zu finden, wo es galt, ſeiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der erſten Blüthezeit ſeiner Gentlemanſchaft, im Jahre 1783, war es ihm begegnet, daß er ſich in ein Netz verſtrickte, welches ihm die bitterſten Verlegenheiten bereitete. Er war einer iriſchen Dame begegnet, deren Anblick zum erſten Mal eine Leidenſchaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verſchwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Miſtreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und ſchon zum zweiten Mal Wittwe. Aber ſie war nicht nur ſehr ſchön, ſondern auch keuſch und ſpröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den ſtachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erſchöpfung der gewöhnlichen

Mittel, die tugendhafte Schöne zu beſiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern ſeine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es ſcheint, hat daſſelbe der damals zu London weilende Duc d'Orleans vorgeſchlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelſpiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Szene geſetzt und erfüllte ſeinen Zweck. Miſtreß Fitzherbert ergab ſich dem Prinzen von Wales, mit welchem ſie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu ſein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernſt genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine ſehr ernſte Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieſer Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Conſtatirung eines ſolchen Verhältniſſes konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage ſtellen. Von ſeinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede geſtellt, verleugnete der Prinz, falſch bis ins Mark, ſeine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhaus desavouiren. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz Alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen als eine Wahrheit. Man thut Unrecht, die Fürſten ihrer Herzenshärte und Selbſtſucht wegen zu verklagen. Wie könnten ſie anders ſein? Finden doch ihre niedrigſten Inſtinkte Hätſchler und Schmeichler, welche nicht anſtehen, ſolche thieriſche Gelüſte für „noble Paſſionen“ auszugeben. Warum die Deſpotie verwünſchen, ſo lange bei ihrem Erſcheinen die ungeheure Mehrzahl der Menſchen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Miſtreß Fitzherbert verſchaffte dem Prinzen, was er früher nie genoſſen und ſpäter nie wieder genießen ſollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieſes Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, ſeine ohnehin ſchon mißliche Finanzwirthſchaft der unheilbarſten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der

Gnade der Wucherer. Man ſah Stücke ſeines Hausrathes im Leihhauſe und ſeine Schuldenlaſt dehnte ſich in die Hunderttauſende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es ſich alles Ernſtes um prinzliches Sein oder Nichtſein handelte, und dieſen Augenblick erſah der zähe dritte Georg, um ſeinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunſch abzupreſſen. Der König hatte lange vergeblich gewünſcht, den Prinzen ſtandesmäßig verheiratet zu ſehen, und hatte zu ſeiner Schnur die Tochter ſeiner Schweſter, die Prinzeſſin Karoline von Braunſchweig auserwählt. Gentleman George ſträubte ſich heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängniſſen des Sohnes einen ſtarken Strick, woran er den Widerſtrebenden ins legitime Ehebett ſchleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Miſtreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von ſeiner Schuldenlaſt ſeine Baſe Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunſchweig.

Die Prinzeſſin war zu dieſer Zeit ſiebenundzwanzigjährig, alſo durchaus kein Backfiſchchen mehr, ſondern, wie die Schweizer ſagen würden, eine „Jumpfer von beſtandenem Alter.“ Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Geſicht zwar fand er hübſch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike.“ Sie ihrerſeits fand die engliſchen Herren der Heiratsgeſandtſchaft ebenfalls nicht nach ihrem Geſchmack, und als eines Tages einer derſelben, der Almoſenier des Prinzen von Wales, ſich erdreiſtete, die Prinzeſſin zu tadeln, weil ſie ſtatt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies ſie dieſe pfäffiſche Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entſchieden abgeneigt und das ſpricht ſicher nicht zu ihren Ungunſten. So, wie Gentleman George war, mußte er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfiſche Klatſch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzeſſin ein großes Fragezeichen geſetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittelſt des Wortes, ſondern auch mittelſt der That gegen die ihr angeſonnene Heirat proteſtirt. Sie habe den abenteuerlichen Entſchluß gefaßt und ausgeführt, ſich von dem obenerwähnten iriſchen Gentleman entführen zu laſſen, ſei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man ſie bedeutete, nur um dieſen Preis vermöge ſie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweiſen Inhalts dieſer Novelle iſt meines Wiſſens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, weßwegen ſie nur auf mythiſche Geltung Anſpruch machen kann. Genug, die Prinzeſſin gab ihr Jawort, die Ehepacten wurden aufgeſetzt und unterzeichnet und ein ſtattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunſchweig herüber.

Die erſte Figur in dieſem Brautgefolge machte Mylady Jerſey, welche zur erſten Hofdame der künftigen Prinzeſſin von Wales auserſehen worden war. Eine unglückſelige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft cyniſche Taktloſigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin“

des Prinzen, und es iſt wohl einzig in ſeiner Art, daß der Bräutigam ſeine Maitreſſe zur Heimholung ſeiner Braut abſchickte. Natürlich ſah Mylady in der armen Karoline vom erſten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und die Folgen hievon ergaben ſich bald . . . Frances Twysden war die Tochter des Biſchofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt“ eingeführt, galt ſie bald für das ſchönſte Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte ſie doch noch als mit Embonpoint behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für ungemein ſchön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Geſtalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenſpiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Biſchofstochter umringten, wählte ſie den George Villiers, Earl von Jerſey, mit welchem ſie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jerſey war aber nicht allein eine ſehr ſchöne, ſondern auch eine ſehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Szepter des Reiches der Mode, der Welt des High life von Rechts-, d. h. von Schönheits- und Klugheitswegen ihr gebühre, zögerte ſie nicht, deſſelben ſich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolg, namentlich ſeitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter ſtand. Was ſollte im „hochſittlichen," auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchopfer verbrennenden England einer ſchönen und geſcheidten Lady unmöglich ſein, welche die „Freundin" des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl iſt? Ihre Ladyſhip wußte wie alle Welt, „Männlein und Weiblein," ſo auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für ſich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der excluſiven und excluſivſten Geſellſchaft zu mehren und zu feſtigen. Wie hätte unſere arme wilde Hummel von Braunſchweig gegen ſo eine Ladyſchaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin" von Gentleman George ſo vortrefflich mit den Pflichten der engliſchen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wußte, der Pflichten der Gräfin von Jerſey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzeſſin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jerſey hatte es zu paſſendem Gebrauch ad notam genommen, daß ſich die Prinzeſſin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Capitain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erſte Todſünde gegen das ſteifleinene engliſche Decorum! Zugegeben, daß die arme Karoline, nachdem ſie einmal eingewilligt, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieſes Decorum, ſo wie es einmal war, zu berückſichtigen, ſo muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen geweſen wäre. Denn es kann, Alles in Allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzeſſin einen Fuß auf britiſchen Boden ſetzte, ein Komplott exiſtirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der ſie daſelbſt berufen war, unmöglich zu machen. Zu

Wahrheit, dieſe unſelige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor ſie vollzogen wurde. Schon die erſte Zuſammenkunft des Brautpaars ſtellte das außer Frage. Mit froſtiger Galanterie nahte ſich der Prinz ſeiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anſtand, welcher dem Gentleman George zu Gebote ſtand, die Knieende auf, drehte ſich auf dem Abſatz herum und ging eilends weg, der Beſchämten jedenfalls kein günſtigeres Bild von ſich zurücklaſſend als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Szene muß anweſende Kenner der engliſchen Geſchichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstag des Jahres 1540 geſpielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rocheſter ſeine Braut Anna von Cleve. Er konnte es kaum über ſich bringen, die ihm beim erſten Anblick ſchon Mißfällige anſtändig zu begrüßen, und ſchnell hinausgegangen runzelte und fluchte er ſeine Höflinge an, ſchreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandriſche Stute gebracht?“ Möglich, ſehr möglich, daß ſich Gentleman George nach der erſten Zuſammenkunft mit ſeiner Verlobten nicht viel zarter ausgelaſſen als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Hiſtoriſch ſicher, weil durch Lord Malmesbury bezeugt, iſt, daß der Prinz, nachdem er ſich von ſeiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmann ſagte: „Mir iſt übel; ſchaffen Sie mir ein Glas Branntwein.“ Die Prinzeſſin, verblüfft durch ſein Benehmen, ſagte ihrerſeits unkluger Weiſe: „Mein Gott, iſt der Prinz immer ſo? Ich finde ihn ſehr dick und keineswegs ſo ſchön wie ſein Portrait.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und mußte ſeinen Verlauf haben. Drei Tage ſpäter wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Proſtitution verkehren. Der Prinz gab ſich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geſchäft,“ zu welchem er ſich hatte nöthigen laſſen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längſt gewohnt, unter allen Umſtänden

Inſpiration und Troſt in der Flaſche zu ſuchen, hielt er ſich auch an dieſem Tage fleißig an dieſelbe und es iſt Thatſache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimniſſe der Brautnacht iſt viel geklatſcht worden. Es hieß, der Prinz ſei nur unter heftigſtem Sträuben der Prinzeſſin zur Ausübung ſeiner ehemänniſchen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geſtändniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Waſſers auf den Berauſchten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage nach der Hochzeit ſei von feindſeliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig erhitzendes Mittel beigebracht worden, deſſen Wirkung ſo heftig geweſen, daß der Prinz, als er das Ehebett beſtiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren ſeiner Gattin entſetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß iſt, daß kaum jemals eine fürſtliche Ehe unter unglückſeligeren Conſtellationen vollzogen ward.

„An den Höfen iſt beſtändig ein heimlicher Krieg im Gange,“ hat eine eingeweihte Kennerin höfiſcher Zuſtände geſagt, Madame de Campan. Am engliſchen Hof war dieſer mit den Waffen der Intrigue geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und ſeinem Anhang ſchon in den erſten Tagen ſeiner Ehe ſcham- und ſcheulos gegen ſeine Gattin geführt. Er ließ die Prinzeſſin bei jeder Gelegenheit recht gefliſſentlich merken, daß er Mylady Jerſey für ſeine eigentliche Frau anſehe. Auch die nie ganz gelöſte Verbindung mit Miſtreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzeſſin lebte ziemlich einſam und verlaſſen in Carltonhouſe. Zwar die Volksſtimme war ſeit ihrer Ankunft in England ganz entſchieden für ſie, aber wann hat an Höfen die Volksſtimme Etwas gegolten? Nur der König blieb ein ſtandhafter Beſchützer ſeiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünſcht hatte, daß ihr Sohn die Prinzeſſin Luiſe von Mecklenburg heiraten ſollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht ſo theuer geworden iſt, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzeſſin nicht dazu angethan, dieſe ſchwierigen und peinlichen Verhältniſſe zum Beſſeren zu wenden. Auch iſt ſehr die Frage, ob dies überhaupt möglich geweſen. So, wie ſie war, d. h. lebhaft, gerade heraus, unſchmiegſam und taktlos, mußte Karoline in dem bald ganz ärgerlich entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geſchmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jerſey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenſchaft als Hofdame der Prinzeſſin aufgedrungen, umgab dieſelbe mit Spionen, ließ ſie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Perſönlichkeit und die Taktloſigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgeben. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzeſſin von ihrem Gemahl, daß er die Gräfin entlaſſe; auch beſchwerte ſie ſich bei dem König. Dieſer ſuchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigt ein Brief, welchen Karoline im Dezember 1795 nach Deutſchland ſchrieb und worin ſie äußerte: „Elende und böſe Geſinnungen umgeben mich und all mein Beginnen ſtellt man in ein falſches Licht. Die Gräfin iſt noch immer hier. Ich haſſe ſie und weiß, daß ſie ebenſo gegen mich geſinnt iſt. Mein Gemahl iſt ganz für ſie eingenommen und ſo mögen Sie leicht das Uebrige errathen.“

Indeſſen ſchien eine günſtige Wendung im Geſchicke der Prinzeſſin ſich vollziehen zu wollen, als ſie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte ſich ſeiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerkſamkeit. Allein die Verſtimmung war doch ſchon auf beiden Seiten zu groß, als daß ſie noch hätte überwunden werden können. Das Mißbehagen, welches die Gatten bei ihren Zuſammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete ſich denn ſchon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ ſeine Frau durch Lord Cholmondeley darüber ſondiren. Die Prinzeſſin ſtellte zwei Bedingungen, erſtens müſſe ihr Gemahl das Verlangen der Trennung ſchriftlich gegen ſie ausſprechen, zweitens müſſe dieſe Trennung eine unwiderrufliche ſein. „Denn — ſagte ſie — ich will mich nicht zum zweiten Mal der Staatsraiſon zum Opfer bringen laſſen.“ Darauf ſchrieb der Prinz am 30. April zu Windſor an ſeine Frau einen Brief, welchen ſie als Scheidungsbrief von Tiſch und Bett betrachten konnte und auch wirklich ſo betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derſelben machte ſich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo ſie ſagte: „Ich hätte es nicht für nöthig erachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derſelbe nicht in Ausdrücken verfaßt, die es zweifelhaft laſſen könnten, ob dieſes Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obſchon Sie ſehr gut wiſſen, daß das Verdienſt deſſelben Ihnen allein zukommt.“ Edelſinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzeſſin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen ſtets theuer war. Darin, ſowie in dem Beſtreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzuſetzen, will ich fürder meinen Beruf finden."

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder ſeinen Lieblingsſitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daſelbſt ſein altes Laſterleben von Neuem. Raſende Verſchwendung, wildes Zechen, Spiel und Wolluſt füllten ſeine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anſtrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die franzöſiſche Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens ſchwebte. Das Skandal der Lebensweiſe des Gentleman George war ſo arg, daß die Preſſe ſein Brighton mit dem Capri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhaus das Gebaren des Thronerben den ſtrengſten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, deſſen Herz von Mühlſteinhärte und deſſen Stirne von Metall, half ſich mit etlichen ſchlechten Witzen und lautem Lachen über dieſe öffentlichen Cenſuren hinweg. Er wußte, daß er troß Alledem in den Augen der engliſchen Ariſtokratie der feinſte Gentleman der drei Königreiche bleibe, namentlich ſeitdem er aus den liberalen Kreiſen der Fox und Sheridan mit Geräuſch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ende der Napoleon'ſchen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwaſſer hatten.

Die Prinzeſſin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erſt 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouſe zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater beſucht. Männer, die zu den vorragendſten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäſte. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Caſtlereagh gehaltenen Feſſeln der Heiligen Allianz-Politik losmachen ſollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhſpiel, womit die arme muntere und unvorſichtige Verſtoßene ſich und ihre Geſellſchaft zu Montaguehouſe beluſtigte. Andere Hausfreunde der Prinzeſſin waren der Schiffscapitain Manby, der höchſt faſhionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmloſe Beobachter war das Leben zu Montaguehouſe harmlos genug. Die Prinzeſſin beſchäftigte ſich mit Muſik und Malerei, mit Lectüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu ſein, richtete ſie ihr Leben nach ihrem Geſchmack ein, d. h. idylliſch und ungenirt. Für engliſche Augen freilich viel zu idylliſch und ungenirt, namentlich für ſolche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umſtänden mehr und Anderes zu ſehen, als wirklich zu ſehen war, oder wenigſtens dem daſelbſt Geſehenen die ſchlimmſte Deutung zu geben. Wahr iſt freilich, das Benehmen Karoline's überſprang oft mit gleichen Füßen die Schranken engliſcher Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie ſtockengliſche Ladies das Gebaren der Prinzeſſin anſahen, beweiſen die

Aeußerungen der bekannten Lady Eſther Stanhope, einer Nichte Pitt's, in ihren hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten. Mylady ſkandaliſirt ſich hier darüber, daß die Prinzeſſin, bei welcher ſie häufig zu Gaſte geweſen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin“ und daß ſie in einem ihrer Zimmer einen „chineſiſchen Automaten hatte, welcher die überraſchendſten (indecenten) Bewegungen machte.“ Ferner ſagt Mylady: „Die Prinzeſſin war ſo niedrig und gemein, daß ſie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte.“ Sodann ſpricht ſie von Liebesbriefen, welche die Prinzeſſin an den Capitain Manby geſchrieben, wenn deſſen Schiff an der Küſte vor Anker lag, und endlich gibt Mylady das auch nicht eben ſehr nach engliſcher „Delicacy“ ſchmeckende Verdict ab: „Die Prinzeſſin war eine gemeine, ſchamloſe Perſon, ein verworfenes Geſchöpf, geradezu eine Vettel (slut)“ . . .

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, ſich mit ſolchen zu umgeben. Hierdurch ließ ſie ſich zu einem großen Mißgriffe verleiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Auſtin. Wenn ſie dabei, wie ſie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, ſo erreichte ſie das vielleicht. Aber ſicher iſt, daß die Adoption des Knaben, wennſchon kaum zu bezweifeln, daß derſelbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von ſeiner Mutter der Prinzeſſin überlaſſen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbſten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten ſie aufmerkſam, daß ihre Gegner ſie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete ſie halb trotzig halb ſcherzhaft — laßt ſie das beweiſen und ich will den Jungen zum Prinzen von Wales machen,“ — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten ſcheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von ſeiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man ſtellte nun der Prinzeſſin vor, daß die Bezüchtigung des Ehebruchs für ſie leicht die Anklage auf ein Capitalverbrechen nach ſich ziehen könnte. Darauf ſagte ſie ernſt und bitter:

„Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Miſtreß Fitzherbert.“

Das war ein Witzhieb, welcher ſogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blutrünſtige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm ſeine Frau nur gleichgültig oder höchſtens widerwärtig geweſen, jetzt begann er ſie zu haſſen mit dem zäheſten, unerbittlichſten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig verſumpften Gemüths in ſich concentrirenden Haß. Er, der ausgeſchämte, verworfene Ausſchweifling, der intime Zechbruder des Wüſtlings der Wüſtlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der ſich rühmte, „mehr Jungfernſchaften zerſtört zu haben als er Haare auf dem Kopfe habe,“ — er legte plötzlich die lebhafteſte Beſorgniß um die Tugend und den Ruf ſeiner verſtoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Capri, von der Balletſpringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigſt dieſe prinzliche Stimmung. Die taktloſe Zuneigung, welche die Prinzeſſin dem Knaben Billy Auſtin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die man ſich nicht entgehen laſſen durfte. Erſt ziſchelte, dann flüſterte, dann ſchallte durch die Londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrath der Prinzeſſin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecheriſcher Umarmung erzeugten Kindes, als deſſen Vater von den Einen der Admiral Smith, von Andern der Capitain Manby, von Dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Beſtimmtheit auftrat, und die Angeberin fand ſich.

Zu Blackheath in der Nachbarſchaft von Montaguehouſe wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzeſſin hatte mit ſeiner Frau, Lady Charlotte Douglas, Bekanntſchaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo ſie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und ſeine Frau waren ſehr häufige Gäſte in Montaguehouſe und es ſcheint, die Prinzeſſin habe ſich mit gewohnter Unbeſonnenheit in eine vertraute Freundſchaft mit der Lady eingelaſſen. Ebenſo unbeſonnen brach ſie den Umgang mit Mylady i. J. 1804 plötzlich ab und verbot derſelben mittelſt eines Billets den Zutritt in Montaguehouſe. Die Generalin, welche mit Lady Jerſey in Verbindung getreten, nahm ihre Rache: ſie wurde das Hauptrad in der Anklagemaſchine, welche die Feinde der Prinzeſſin conſtruirten und in Gang ſetzten. Die ärgerlichſten Einzelnheiten über den Lebenswandel der Prinzeſſin wurden Tag für Tag ausgepoſaunt und das Geſchrei ward ſo arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatsſache bekam. Der Prinz von Wales wollte ſich den Anſchein geben, als würde er gedrängt, eine Unterſuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzoge von Suſſex und von Kent, thaten ihm dieſen Gefallen. Nun wandte ſich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Unterſuchung befehlen mußte (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erſkine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieſer „delicate investigation.“ Die Commiſſion etablirte ſich in Downingſtreet und dort erſchien am 1. Juni genannten Jahrs Mylady Douglas vor den vier Lords. Die Depoſition der Angeberin konnte nicht deutlicher und beſtimmter ſein als ſie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieſes Protokoll bildete eines der Hauptſtücke jener gegen die Prinzeſſin bis i. J. 1820 nach und nach zuſammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack“ oder der „grüne Beutel“ berüchtigt geworden iſt. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, ſo konnte an der Schuld der Prinzeſſin allerdings kein Zweifel ſein. Die Frau Generalin gab nämlich unter Anderem Folgendes zu Protokoll: —

„Im Mai oder Juni 1802 kam die Prinzeſſin eines Tages ganz allein zu mir und ſagte, ich ſolle einmal rathen, was ihr begegnet ſei. Ich nannte Verſchiedenes, worauf ſie mir endlich eröffnete, ſie ſei in intereſſanten Umſtänden und fühle das Kind ſich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demſelben Tag oder einige Tage vorher war, daß ſie mir ſagte, die Milch ſei ihr, während ſie bei Lady Willoughby frühſtückte, in die Brüſte getreten, ſo daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes ſei, hat ſie mir nicht geſagt, wohl aber, daß ſie, falls die Sache entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derſelbe habe in dieſem Jahre in Carltonhouſe zwei Nächte bei ihr zugebracht."

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrſcheinlichkeit dieſer Ausſage zu verſtärken, indem ſie weiter ſich verlauten ließ: — „Die Prinzeſſin hat mir geſagt, daß ſie ſo oft als möglich einen Bettkameraden habe, was der Geſundheit ſehr zuträglich ſei. Ihr Schlafzimmer ſei dazu ſehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe gelegen, die in den Park hinabführe. Wiederholt ſagte ſie zu mir: „„Ich bin erſtaunt, daß Sie ſich mit Sir John begnügen."" Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geſchlafen habe und daß ſie glaube, alle Männer ſchliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder Andere."

Man muß geſtehen, es war dies eine Anklage der Prinzeſſin auf Ehebruch und folglich auf Hochverrath in beſter Form. Es fehlte nur die Erweiſung derſelben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Geſinde der Prinzeſſin, allein wenngleich ſtark zu vermuthen iſt, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belaſtenden Ausſagen bereit waren, ſo konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittelſt eines Spiegels geſehen, wie die Prinzeſſin den Capitain Manby küßte; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith ſehr vertraut neben der Prinzeſſin auf dem Sopha ſitzen geſehen habe. Allein ſämmtliche übrige Diener und Dienerinnen der Prinzeſſin traten ganz entſchieden als Entlaſtungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugniſſe ward feſtgeſtellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Auſtin und ſeiner Frau Sophie ſei.

Der ganze Anſchlag fiel demnach ins Waſſer. Die Prinzeſſin hatte den nachmaligen Miniſter Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon, welche Beide in ſpäterer Zeit ihre frühere Clientin ſchmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiſtänden gewählt und in der von dieſen Herren entworfenen Vertheidigungsſchrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt. Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzeſſin über die Verhandlungen ein Buch verfaßt, in welchem das ganze Verhältniß der Angeſchuldigten zu ihrem Gemahl dargelegt war: allein da er Miniſter werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er ſich, um dem Hof gefällig zu ſein, beſtimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlaſſen. Die vier Lords Unterſuchungscommiſſäre erklärten ſich von der Unſchuld der Prinzeſſin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdict, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzeſſinnen Staatsbeſuche in Montaguehouſe abſtatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber dieſe Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter gegen ſie hegten, nur noch intenſiver. Während der peinlichen Unterſuchung, welcher ſie unterworfen worden, hatte ſie auch den ſchrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle dieſe Erlebniſſe ſie ſtürzten, ward es ihr zu einem Troſt, daß ihre verwittwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Troſt konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem engliſchen Volk in Ungunſt und Verachtung ſank, die Volksſympathie für ihre Perſon ſich erhöhte. Aber freilich, ſie ſollte nicht ſterben, ohne erfahren zu haben, wie ſchwankend und veränderlich die Stimmung der feigen Menge iſt.

Im Uebrigen drängt ſich Jedem die Frage auf: War die Ausſage der Lady Douglas wirklich durchaus falſch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zuſammengehalten, ſind wir der Anſicht, die Prinzeſſin könne ſich gar wohl gegen Mylady mit Unbeſonnenheiten und Phantaſtereien herausgelaſſen haben, welche dann die Frau Genetalin als baare Münze in Umlauf ſetzte. Es gibt einen allerdings ſehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie uns ſcheint, das Weſen der Prinzeſſin zur Blindekuhſpielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider iſt derſelbe unſchreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

Der erſte Sturm war alſo abgeſchlagen. Aber derartige Stürme hinterlaſſen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenſpuren. Es war doch Etwas an der armen Karoline hängen geblieben. Der König zwar hielt treu an ſeiner Schwiegertochter, aber ſonſt war und blieb ſie bei Hofe vervehmt, und was man mittelſt eines Keulenſchlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt vermittelſt Nadelſtichen zu erreichen. Die Prinzeſſin konnte das ſchon etliche Monate nach dem Schluſſe der Unterſuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstags die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber Niemand erſchien und Karoline befand ſich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieſer ihr Beſchützer i. J. 1810 völligem Wahnſinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz Regent geworden war, mehrten ſich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzeſſin in jeder Weiſe und ihre Stellung war um ſo bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politiſchen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon ſchnöde verlaſſen, hatte ſich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß ſich auch dieſe Herren um die Perſon der Prinzeſſin wenig kümmerten, ſondern ſie nur als einen Hebel ihrer Politik ſchätzten, iſt ſicher; jedoch muß zugeſtanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache ſein ganzes Genie als Politiker, Schriftſteller und Redner aufgeboten hat. Bekanntlich begründete er eben hiedurch ſeinen Ruf und ſeine ſtaatsmänniſche Geltung.

Die Nadelſtiche prickelten unaufhörlich und drangen auch nicht ſelten tief in die Seele der Prinzeſſin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man ſuchte ihr Zuſammenkommen mit derſelben immer entſchiedener zu erſchweren und zuletzt ganz zu hindern. Das war mehr als Fleiſch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte ſich in einem würdig gehaltenen und meiſterhaft geſchriebenen, wahrſcheinlich von Brougham verfaßten oder wenigſtens eingegebenen Schreiben beſchwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf ſich warten ließ, veröffentlichte die Prinzeſſin ihren Brief im Morning-Chronicle vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Beſuche der Prinzeſſin bei ihrer Tochter müßten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden Seitens der Regierung die Unterſuchungsacten von 1806 ins Publicum gebracht. Auf dieſe Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzeſſin dadurch, daß ſie das oben erwähnte famöſe „Buch“ von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häuſern des Parlaments ward über die Sache hin-

und hergeſtritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwiſchen dem Regenten von Großbritannien und ſeiner Frau war demnach im ſchönſten Zuge.

Es ſieht bald einem Wunder gleich und ſpricht doch wieder ſehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachſene Tochter Charlotte durch keinerlei Künſte der Mutter ſich abſpenſtig machen ließ. Das junge Mädchen, deſſen Verſtandes- und Charakterſtärke die frohe Hoffnung erweckte, ſie werde dereinſt als Königin von England eine zweite Eliſabeth ſein, bezeigte den Feinden ſeiner Mutter offenſte Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzeſſin, wie dieſe ſagte, „zuwider wie Schöpſenfleiſch.“ Was ſie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umſtand, daß ſie Bedenken trug, ſeinen Einladungen nach Brighton zu entſprechen, weil der Aufenthalt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig ſein könnte.“ Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunſchweig, zu Blackheath geſtorben, ertrotzte die Prinzeſſin Charlotte die

Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbeſuch machen zu dürfen. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß die Prinzeſſin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröſtend ſich äußerte, ihrer unſäglichen Verbitterung Luft machte, indem ſie, ein Glas Wein über das Tafeltuch hinſchüttend, ſagte: „Eher wird dieſer ausgegoſſene Wein wieder in die Flaſche zurückfließen als ich meine Geſinnung gegen die andere, welche mich ſo ſchimpflich und niederträchtig verleumdet haben."

Die Königin-Wittwe und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Geſinnung gegen die Verſtoßene bei jeder Gelegenheit zu manifeſtiren. Nachdem die Prinzeſſin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, ſollte ihre feierliche Vorſtellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte ſie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter ſich vorſtellen laſſen. Das ſchlug man ihr ab und ſo unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem erſten Pariſer Frieden der Beſuch des Czars Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, ſchrieb die Königin-

Wittwe Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für dieſe die Weiſung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe ſich fernzuhalten. Außer ſich über dieſe Beſchimpfung, wandte ſich die Prinzeſſin klagend an das Parlament; allein dieſes fand, obgleich in beiden Häuſern warme Fürſprecher für Karoline auftraten, daß es nicht ſeines Amtes ſei, in dieſer „Frage der Etikette“ zu interveniren. Zugleich votirte es jedoch bei dieſem Anlaß der Prinzeſſin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon ſie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr von Seiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein ſehr bedeutendes geworden.

—

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte das Gefäß zum Ueberſchäumen. Die Prinzeſſin hatte ſich ſchon lange mit dem verhängnißvollen Gedanken getragen, nach dem Feſtland zu reiſen. Jetzt, nachdem man ſie Angeſichts von ganz England und der fremden Monarchen recht ausdrücklich als eine Unwürdige und Verſtoßene behandelt hatte, wollte ſie nicht länger in einem Lande leben, deſſen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. Auguſt 1814 ſchiffte ſie ſich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivſohn Billy Auſtin, an Bord der Fregatte Jaſon zu Worthing ein, um über Hamburg zunächſt nach Braunſchweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich auf: er glaubte ſich für immer von der verhaßten Gattin erlöſ't und befreit. Aber er täuſchte ſich und ſollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechiſche Tragiker geſprochen, als er ſagte: „Das Unbezähmbarſte iſt das Weib.“ Zwei Jahre nach der Abreiſe der Prinzeſſin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überſchäumenden Gefäße geſprochen und zwar nicht ohne Abſicht.

Denn, die Wahrheit zu ſagen, die arme Karoline glich, ſowie ſie England verlaſſen hatte, nur allzu ſehr einem Gefäß, welches lange am Feuer geſtanden und deſſen ſiedender Inhalt überwallt, ſobald man den niederpreſſenden Deckel entfernt. Seltſam, dieſe Frau war jetzt ſechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo ſonſt naturgemäßer Weiſe der Hochſommer der Leidenſchaft bereits in den Herbſt matronenhafter Reſignation übergegangen iſt. Hier war das nun keineswegs der Fall. Die Prinzeſſin ſchien jetzt erſt recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die ſie erfahren, ſich entſchädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthalts in Deutſchland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurſt eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klöſterlichen Penſion entronnen, plötzlich völlig ſich ſelbſt überlaſſen iſt und die Mittel beſitzt, allen ſeinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzeſſin bedachte nicht, daß auch in der Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argusäugigen Haß überwacht würde. Es iſt verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erſte ſperrte ſeine Gemahlin in ein hannover'ſches Schloß ein und weßhalb ſollte ich nicht das Gleiche thun?“ Er dachte auch ſchon damals alles Ernſtes an eine förmliche Scheidung von ſeiner Frau und war eifrigſt bemüht, Beweiſe zu ſammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gebe. Zu dieſem Zwecke ward, namentlich unter Vermittlung des bekannten hochariſtokratiſchen hannover'ſchen Grafen Ernſt Friedrich Herbert von Münſter, welcher als dirigirender Miniſter des neugeſchaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organiſirt, welche die reiſende Prinzeſſin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundſchaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäſchemyſterien obenanſtand.

Karoline war am 18. Auguſt 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunſchweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein ruhmvoller Tod beſchieden ſein ſollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantaſtiſche An- und Aufzug der Prinzeſſin und ihr tollluſtiges Benehmen fielen den guten Braunſchweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher ſah ihr engliſches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die engliſchen Herren und Damen in ihrem Dienſte, die beiden Ladies Lindſay und Forbes, ſowie alle die Kammerherren und Stallmeiſter unter verſchiedenen Vorwänden ſich verloren. Am längſten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzeſſin aus, aber auch dieſer verließ ſie im folgenden Jahre. Ein mißliches Ding! Denn das Weggehen der Engländer warf ſchon an und für ſich einen Schatten auf das Benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umſtand, daß ſie genöthigt war, ſich mit lauter fremder Dienerſchaft zu umgeben, in jeder Weiſe zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie ſelbſt kümmerte ſich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, ſie mag froh geweſen ſein, von den langen und langweiligen engliſchen Geſichtern gänzlich ſich befreit zu ſehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängnißvoller Ort für die Prinzeſſin, denn hier nahm ſie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem öſtreichiſchen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienſte. Die Gunſt, in welche dieſer Menſch binnen kurzer Zeit bei der Prinzeſſin kam, war in der That erſtaunend. Sie machte ihn zu ihrem beſtändigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeiſter, verſchaffte ihm verſchiedene Orden und den ſiziliſchen Baronstitel. Seine Schweſter, die als Conteſſa Oldi bezeichnet wird, ernannte ſie zu ihrer Hofdame; auch belud ſie ſich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des Wohlthuns doch wohl zu viel, ſehr zu viel. Das ganze Gebaren der übelberathenen Prinzeſſin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte ſie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüſtete Pfui! der engliſchen Faſhion und Delicacy herauszufordern. Man muß geſtehen, ſie hätte kaum mehr thun können, um ſich als die darzuſtellen, für welche ihr Gemahl ſie angeſehen wiſſen wollte. Der Schein war ganz gegen ſie. Dies iſt hiſtoriſche Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verſchuldung ging, das dürfte geſchichtlich nie zu erweiſen ſein.

Im November 1814 befand ſich die Prinzeſſin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte ſie der König Murat, deſſen Abenteuerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehäſſigen Abmahnung von Seiten des engliſchen Geſandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Oſtern 1815 war ſie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, beſuchte Venedig, bereiſ'te den Gotthard und die lombardiſchen Seen und kaufte am Comer See die Villa d'Eſte, wo ſie ſich einen luxuriös-phantaſtiſchen Haushalt einrichtete. Im Spätherbſt ſchiffte ſie über Elba nach Sizilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konſtantinopel, von wo ſie nach Epheſus und Jeruſalem ging. Im September 1816 kam ſie wieder auf ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mailand eine Villa, welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzeſſin eine Fahrt durch's Tyrol nach Süddeutſchland, wo ſie den Hof von Karlsruhe beſuchte.

Hier lebte damals als preußiſcher Geſchä träger, wie er in ſeinen Denkwürdigkeiten mit unendlicher Selbſtgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Enſe, ein ſauber gebürſteter, diplomatiſch ſtyliſirter und correct gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen in Liberalismus zu machen ſuchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweiſe einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen ſah den Signor Bartolomeo, deſſen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und ſchrieb in ſeine Memorabilien: „Der Oberhofmeiſter Bergami iſt ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem ſtürmiſchen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünſcht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tiſch iſt er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich ſein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erſcheinen. An ſeiner Bruſt prangen drei Orden, auf ſeiner Rückſeite ein Kammerherrnſchlüſſel und auf ſeinem Säbel die Portraits der Murat'ſchen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen ſehr feſten Reiter und wird als ſolcher auch dafür geehrt.“ Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreiſe der Prinzeſſin von Karlsruhe der hannover'ſche Geſandte daſelbſt, Freiherr von Reden, auf Graf Münſter's Veranlaſſung in dem Gaſthof, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforſchungen habe anſtellen laſſen.

Nach Italien zurückgegangen, lebte ſie daſelbſt bis zum Jahre 1820 abwechſelnd in Rom, Peſaro und auf den Villen d'Eſte und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbſt 1817 das tiefe, mit ſchwerer Demüthigung verſetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müſſen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November geſtorben ſei. Man hatte abſichtlich unterlaſſen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu laſſen. Beſtürmt von Kummer und Entrüſtung, wollte ſie ſofort nach England zurück. Wie es ſcheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher ſie das Jahr zuvor in der Villa d'Eſte beſucht hatte, ſie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georg's des Dritten aufzuſchieben. Kaum war demnach der alte wahnſinnige König am 29. Januar 1820 zu Windſor verſchieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeiſter der Prinzeſſin, John Siccard, mit dieſer Botſchaft an ſie abſchickte. Sofort ſchrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von Rechtswegen, daß ſie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entſchloſſen, zu zeigen, daß er ſie nie und nimmermehr als ſeine königliche Gemahlin anerkennen wolle, befahl König Georg der Vierte dem Erzbiſchof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebet zu ſtreichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchſten Würdenträger der gemäſtetſten und ſerviliſten aller chriſtlichen Kirchen ganz gut anſtand. Als Gegendemonſtration ging ein ungeheures Brauſen und Schreien zu Gunſten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!“ wurde das Stichwort und die Loſung der Maſſen gegen den verhaßten König, der ja ſchon als Prinz-Regent ſeit Jahren ſich in den Straßen von London nicht hatte ſehen laſſen dürfen, ohne ausgeziſcht und angegrunzt zu werden und ohne zu riskiren, daß ſeine Wagenfenſter mit Steinen und er ſelbſt mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war ſtärker als ſeine Furcht. Auf Veranſtaltung ſeiner Miniſter gingen Brougham und der Alderman Wood der Prinzeſſin entgegen, welche auf ihrer Reiſe nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte ſich mit ſeinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, ſeinen Orden, ſeinem Kammerherrnſchlüſſel, ſeinem Säbel und ſeiner wohlgefüllten Börſe klüglich ſeitwärts geſchlagen, nicht „in die Büſche“ zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er ſeine

„Memoiren“ aufſetzen, drucken und der Ausgabe derſelben ſein Portrait und ein Facſimile ſeiner Handſchrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweiſe, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunſt, ſondern auch leidlich in der Schreibekunſt beſchlagen ſei.

Inzwiſchen ließ das engliſche Miniſterium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorſchlagen. Sie ſollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber daſſelbe im Ausland verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und ſeine Miniſter hatten überſehen, daß ſich eine muthvolle Frau nicht ſo leicht erkaufen läßt wie Parlamentsmitglieder. Zum Aeußerſten entſchloſſen, verwarf Karoline den Vorſchlag und erklärte, ſie wolle Königin ſein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete ſie, mit Zurücklaſſung ihres ganzen italiſchen Gefolges, in Dover, deſſen Commandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach ſie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

An eben dieſem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der ſeine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staat nach Weſtminſter, um dem Parlament perſönlich ſeine Zuſtimmung zu der ihm von demſelben bewilligten Civilliſte zu erkennen zu geben. Ueberall auf ſeinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die ſeine Karoſſe umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor perſönlichen Beſchimpfungen zu ſchützen. Die Flut der Volksſtimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Miniſter hatten die beſtimmteſten Verhaltungsbefehle und kamen denſelben nach. Um die fünfte Abendſtunde erſchien Mylord Liverpool, der Premier, im Hauſe der Lords und brachte eine königliche Botſchaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerkſamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewiſſe, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Actenſtücke“ geſammelt ſeien.

Zu demſelben Augenblicke, wo das Oberhaus dieſe Actenſtücke einer geheimen Commiſſion zur

Prüfung zu überweiſen beſchloß, ertönten vom Weſtend her die Freudenſchüſſe und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daſelbſt bewillkommt wurde. Ein unermeßliches Hurrah ſtieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen ſtatt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadreſſen an ſie herein und zum Gegenſatz wurden den beiden leitenden Miniſtern, Liverpool und Caſtlereagh, die Fenſter eingeworfen und konnte Carltonhouſe, die Stadtwohnung des Königs, nur mühſam vor einem Angriff des „Mob“ geſchützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon ſo ungeheure Anſtrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung und Erſchöpfung naturgemäß hatten eintreten müſſen. Der Steuerdruck war furchtbar, Induſtrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Maſſen hungerten. Der König und ſeine Miniſter, die Caſtlereagh und

Liverpool, Gegenſtände tiefſter Erbitterung von Seiten des Volkes. Die vornehme Geſellſchaft von totaler Sittenverderbniß durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerriſſen. Der öffentlichen Verſtimmung der Nation über das herrſchende Syſtem geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugeſellt. Und nun in dieſes wüſte Wirrſal, zur Vermehrung deſſelben, noch das beiſpielloſe, weil mit ſchamloſeſter Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Prozedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch ſeine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr Diary zu ſchreiben: „Man kann nur ſagen, daß die Kloaken nach Unflath durchwühlt worden ſein müſſen, um einen böſen Feind, dem die Hochſinnigkeit des engliſchen Volkes verhaßt war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieſer Zeit im Beſitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren geſtattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die engliſche Sprache kein ausreichend ſchwarzes Eigenſchaftswort beſitzt.“

Allein Georg der Vierte wußte wohl, daß es vom Grunzen und Schreien des Volks bis zu einer Revolution unermeßlich weit ſei, und da ihm ſeine Miniſter zu Willen waren, ſo beſchloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, ſeinem Haß Genüge zu thun, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefſten Wunden zu ſchlagen, welche daſſelbe jemals empfangen. Das iſt ja das Unglück der Könige, daß ſie ſelten oder nie die rechten Werkzeuge, das Gute und Rechte zu thun, zu finden verſtehen, ſtets aber bereitwillige, das Schlechte, Verkehrte und Verbrecheriſche in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweiſen ihrer Popularität den Muth ſchöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, ſich in Brandenburghouſe einrichtete, drang Lord Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Unterſuchung gegen ſie durch eine geheime Commiſſion führen und abmachen zu laſſen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Proteſt ein und beſtand auf einem öffentlichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß ſich der König doch ſcheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhaus gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verluſtig und ihre Ehe als aufgelöſ't zu erklären, „dieweil ſie mit einem ſicheren Bartolomeo Bergami in verbrecheriſchen Verhältniſſen gelebt.“ Ihre Aufführung wurde in dem Vortrag von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, ſchändliche und laſterhafte“ bezeichnet. Man hatte alſo das Parlament zum Richter der Königin beſtellt und in Benützung eines im parlamentariſchen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerſt an das Haus der Lords gebracht, weil man in demſelben einer Majorität ſicher war. War die Bill erſt von den Lords genehmigt, ſo hoffte man ſie, geſtützt auf dieſes Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an ſchmählich und gewaltſam. Man verweigerte der angeklagten Königin die im gemeinen engliſchen Recht begründete Recrimination, man verſagte ihr die Mittheilung der Liſte von Zeugen, welche gegen ſie auftreten ſollten, und ebenſo die Angabe der Orte, wo ſie die Handlungen, der man ſie beſchuldigte, begangen haben ſollte. Zum letzten Mal wandte ſie ſich an die Perſon ihres Gemahls mittelſt eines Schreibens, in welchem man den Meiſterſtyl Brougham's unſchwer erkennt. Der Brief ſchloß mit den Worten: „Die Giftſchale und der Dolch des Meuchelmörders ſind edlere Mittel, den Gegner zu verderben, als Meineide und beſtochene Gerichte; ſie ſind weniger grauſam, denn ſie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte ſichern können, ich würde ihn nicht geſcheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab ſtürzen wollen, ſo werde ich mich Ihren Angriffen mit allen Kräften widerſetzen, die mir Gott verleihen wird.“ Dieſe edle Beſchwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli beſtellte Commiſſion erklärt hatte, eine Unterſuchung ſei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moraliſche Gefühl des Landes," — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieſes Gefühl zu fördern*)!) ſo ſetzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erſte Leſung der Strafbill ſchon auf den 17. Auguſt anberaumt wurde, als hätte man es der Königin ſchlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlaſtungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belaſtungszeugen dagegen hatte man umſichtig geſorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entſchluß, nach England zu kommen, zu erkennen gegeben, war die ganze Bande dieſer Zeugen zuſammengebracht, reichlich beköſtigt und beſoldet, ſowie ſorgſam inſtruirt worden.

---

*) Es charakteriſirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Commiſſion nicht weniger als 5 Mitglieder des Cabinets waren. Der grüne Beutel wurde alſo theilweiſe von denſelben Leuten unterſucht, die ihn angefüllt hatten.

Das Haus der Lords bot an dem Tag, wo die Königin vor ihren Richtern erſcheinen ſollte, einen impoſanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die ſpaniſche Armada darſtellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnſtuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauſes der Miniſtertiſch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel.“ Der Lordkanzler Eldon führte auf ſeinem mit Scharlach überzogenen Wollſack den Vorſitz. Zunächſt um ihn die „Rechtslords“ in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demſelben Coſtüm an der Bar die Anwälte des Königs, der Attorney-General Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Copley. Dreihundert und achtundſechzig Peers hatten auf den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachſitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke ſah man die Mitglieder des Unterhauſes ſich drängen. Die miniſteriellen

Lords hatten durch die Weſtminſter umwogenden Volksmaſſen gleichſam Spießruthen laufen müſſen. Ihre Kutſcher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!“ zu rufen. Die Ankunft der Miniſter hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraſchung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeſchrei durchbrauſ'te Pall Mall, als die Königin in ihrem ſechsſpännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton*). Auf ihrem ganzen Wege winkten und wehten ihr die Frauen aus allen Fenſtern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmaſſen, die ihren Wagen um-

---

*) Nicht etwa zu verwechſeln mit einer andern, ſehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitreſſe Nelſon's den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daſelbſt zu den bekannten, ſeinen Ruhm ſo ſehr bemakelnden Abſcheulichkeiten verführte. „Dieſe Frau — erzählt Colletta in ſeiner claſſiſchen Storia del reame di Napoli — eine geborene Emma Lyon, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in ſo dürftigen Verhältniſſen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß ſie in der Grafſchaft Wales in England geboren iſt. Als ſie erwachſen war, zeichnete ſie ſich durch ihre Schönheit aus. Allein ſich ſelbſt überlaſſen, arm, umgeben

---

von verdorbenen Sitten, führte ſie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von ſechszehn Jahren. Hierauf kam ſie in den Beſitz eines gewiſſen Graham, welcher ſie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchſichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia ſehen ließ. Hundert Künſtler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, ſtellte ſie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere ſtellten ſie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In dieſe Schönheit verliebte ſich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieſer ſeine hohe Stelle und ſein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um ſeinen Oheim, den dortigen engliſchen Geſandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterſtützen und ihm zu erlauben, ſie zu heiraten. Der alte Oheim, voll Staunen über eine ſolche noch nie geſehene Schönheit, bewilligte dem Neffen einen Theil ſeiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte deſſen Schulden, behielt aber das Mädchen bei ſich. Er heiratete ſie i. J. 1791, nachdem ſie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Geſandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wußte ſie zu behaupten, wie wenn ſie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelſon ſich närriſch in ſie verliebt zeigte, ließ die ſchlaue Königin Karoline drängten, ſtiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin oder den Tod!" Sie konnte nur langſam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat ſie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben ſich beim Eintritt der Königin, ſetzten ſich dann wieder und ſtülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häuſern des engliſchen Parlaments gentlemanlike war und iſt.

Was für Gefühle die arme Karoline beſtürmt haben mögen, als ſie ſo vor dem ſtolzeſten Senat

---

von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolz einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und ſuchte die Frau des Geſandten mit den feſten Banden der Eitelkeit an ſich zu knüpfen. Im Palaſte, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten ſaß Emma an der Seite der Königin und oft theilte ſie, eine für alle Arten von Wolluſt gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schloſſes den Tiſch, das Bad und das Bett mit ihr." — Nach dem Tode Nelſon's, welchem ſie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüſte Liederlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich ſtarb ſie in ziemlich ärmlichen Umſtänden i. J. 1815 zu Calais.

der Erde daſaß? Daſaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolſtern, aber doch immer auf einer Anklagebank, ſie, die Matrone mit ſchon ergrautem Haar, angeſchuldigt eines Gebarens, welches nur heißblutige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob ſie ſich zu dieſer Stunde eingeſtand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angeſtanden, wie eine wilde Hummel durchs Leben zu ſurren? Wie aber Beſchämung, Reue und Entrüſtung wechſelnd in ihrer Bruſt wogen und ſtürmen mochten, ein Troſt war ihr ſicher: ſie wußte, daß der Segen der Oeffentlichkeit ſie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und ſeine Miniſter das Schlimmſte an ihr thun, ſie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinetsjuſtiz gegen ſie zu fällen, wie Georg der Erſte gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheſchnauben eines Königs bei Weitem nicht aus, ſeine Frau im Geheimen von den nämlichen Schurken anklagen, verhören und verurtheilen zu laſſen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geſchehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuſchließen. Dort ſaßen ſie, ſeitwärts von der Barre, ſchnellfingerig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in den Stand zu ſetzen, in dieſem Prozeß mit zu Gericht zu ſitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage ſchritt, ſprachen nach einander die Lords Leiceſter, Carnarvon und Grey von verſchiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem erſten Anwalt der Königin zugeſtanden, ſeine Einwendungen gegen die Rechtsgrundſätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe ſeiner in dieſer Sache gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigeſtirn engliſcher Beredtſamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zuſammengeſetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es ſich hier darum handle, ein noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegenheitsgeſetz zu machen. Dies widerſtreite allen engliſchen Rechtsprinzipien und es ſei folglich das ganze Verfahren ungeſetzlich und unrechtmäßig. Mit ſchneidender Kühnheit fragte der Redner unter Anderem die Miniſter: „Wie, ihr ſagt, die Würde der Krone und die Ehre der Nation ſeien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine Frau aus der königlichen Familie ſich eine ehebrecheriſche Aufführung zu Schulden kommen ließ? Aber warum trat denn dieſe Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derſelben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewieſenen und eingeſtandenen Ehebruch beging?“ Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in ſeiner Eigenſchaft als Peer unter den Richtern ſeiner Schwägerin mitſaß, mochte es ziemlich ſchwül werden bei dieſer Frage, mit welcher Niemand gemeint war als er. Oder doch noch Jemand? Ohne Zweifel, denn es iſt klar, daß Brougham den Sack ſchlug und den Eſel meinte, d. h. ſeinen Zuhörern hinter dem ſkandalöſen Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit ſkandalöſeren des Königs zeigte . . .

An dieſem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerſt der zweite Anwalt der Königin, Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit ſcharfer Dialektik an. Unter vielem Treffenden brachte er auch eine höchſt glückliche Vergleichung vor, indem er ſagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert ſchlagend an jene Szene einer allbekannten Komödie, wo Jeder und Jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die Letzte mit Achſelzucken und gleichſam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausſpricht*).“ Auf die Aufführung der Königin ſeit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach den Ausſagen glaubwürdiger und parteiloſer Perſonen der Prinzeſſin von Wales nie etwas Schlimmeres habe nachſagen können, als daß ſie leichtſinnig (flirting) ſei und einen Hang zur Gefallſucht habe.

---

*) Ich brauche kaum zu ſagen, daß die meiſterhafte Komödie The school for scandal (die Läſterſchule) von Sheridan gemeint iſt.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwiſchen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. Auguſt beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möge als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob ſich der Premier Liverpool und die Lords beſchloſſen auf ſeinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Prozedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieſer und der nächſten Sitzung vom 21. Auguſt folgende Anklageacte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor Ihnen die Gründe und Thatſachen auseinander zu ſetzen, auf welche die Anklage gegen die Königin ſich ſtützt. Leider vermag ich hiebei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müſſen; aber die Zeit des Schweigens iſt vorbei und ich werde, wenn ſchon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majeſtät enthaltend, das hier darlegen, was durch die beſtimmteſten Ausſagen der Zeugen zu beweiſen ich mich im Stande fühle.

„Wie bekannt, reiſte die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober deſſelben Jahres kam ſie in Mailand an, wo ſie als Kurier einen gewiſſen Bartolomeo Bergami in ihre Dienſte nahm, der damals gerade dienſtlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino geweſen war. Es war in den erſten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als ſie den Bergami in ihre Dienſte nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an, und folglich war damals Bergami höchſtens drei Wochen im Dienſt von Ihro Majeſtät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer ſo kurzen Zeit ſich ſchon ein vertrautes Verhältniß zwiſchen einer Perſon von ſo hohem Range und einem Domeſtiken anknüpfen konnte! Und dennoch läßt es ſich durch Zeugen beweiſen, daß der ehebrecheriſche Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. Novembers ſeinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin befohlen, daß der Knabe, William Auſtin, nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer ſchlafen ſollte. Am Abend des 9. November bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß dieſe bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinets hatte ſie ein anderes Kabinet, welches mit dem ihrigen in directer Verbindung ſtand, einrichten und ein Bett hineinſetzen laſſen. Man glaubte, dieſes Gemach ſei für William Auſtin beſtimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhnlich Ihre Majeſtät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erſtaunen abgewieſen, verwunderte ſich aber noch mehr, als ſie am andern Morgen ſah, wie das Bett der Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarſte zeigte, daß es zwei Perſonen zum Lager gedient hatte.

„Dieſer einzige Umſtand würde ſchon vor einem Geſchwornengericht den Ehebruch außer Zweifel ſtellen; allein es iſt meine Pflicht, die weitern Umſtände dieſes unſittlichen Lebenswandels in ein noch näheres Licht zu ſetzen. Obſchon Bergami noch immer bei der Tafel die Dienſte eines Domeſtiken verrichtete und auf der Reiſe die eines Kuriers, ſo bemerkten doch die andern Dienſtleute ſehr wohl die unſchickliche Familiarität, welche zwiſchen ihm und der Prinzeſſin herrſchte. Er frühſtückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette, und man ſah ſie verſchiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hauſe befindlichen Terraſſe ſich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Ball und Feſte, welches die Königin an Murat und die Großen von Neapel gab, erſchien ſie unter verſchiedenen, für eine ehrbare Frau unſchicklichen Verkleidungen, und ſo oft ſie dieſe wechſelte, zog ſie ſich allein mit Bergami, ohne daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum Umkleiden beſtimmte Kabinet zurück. Laſſen ſich aber ſolche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Vorausſetzung eines ehebrecheriſchen Lebens?

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufſtellen. Bergami wurde durch das Ausſchlagen eines Pferdes verwundet und erhielt während ſeiner Krankheit die Erlaubniß, zu ſeiner Verpflegung einen ſeiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieſer Menſch ſchlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wenn ſchon Alles zur Ruhe war, vorſichtig und leiſe über den Corridor nach Bergami's Stube hinſchleichen. Er legte ſein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami ſich umarmten. (Bei dieſer Anführung ließ ſich durch die ganze Verſammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Details, zu welchen ich gezwungen bin, von einer Art ſind, daß ich in Gefahr komme, mir Ihren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Euere Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergeſſen, daß es meine Pflicht iſt, klar, obſchon mit möglichſter Decenz, die Sachen, wie ſie ſind, darzulegen.

„Ihre Majeſtät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und ſetzte während dieſer ganzen Zeit ihren ehebrecheriſchen Umgang mit Bergami fort. Mehrere engliſche Damen aus ihrem Gefolge verließen ſie, ſelbſt ohne vielleicht einmal zu wiſſen, wie weit die Unſittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erſchien ſie auf einer öffentlichen Maskerade im Theater San Carlo in einem ſo unanſtändigen Aufzuge, daß das Publikum ſie beleidigte und ſie ſich gezwungen ſah, ſich wegzubegeben. Von Neapel reiſte ſie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Kapitain Peachell geführten Fregatte Klorinde ſtand Bergami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm ſo weit, daß man ſie ſogleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami ſie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, ſich ſeinen häuslichen Dienſten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Victorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet ſei. Durch Zeugen läßt ſich beweiſen, daß in Genua die Königin den Bergami ſtets in einem mit dem ihrigen in Verbindung ſtehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle

Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, ſo daß ſie nur die Decke deſſelben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß ſich in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Perſonen darin übernachtet hatten. — — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlaſſen; ſie nahm jetzt als Geſellſchaftsdame die Gräfin Oldi, die Schweſter Bergami's zu ſich, während dieſer immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienſtboten wußten nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schweſter war. In Venedig, wohin ſich die Königin begeben hatte, um ihre große Reiſe anzutreten, ſah man ſie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieſer aber, noch immer Nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten Bezeigen die Kette wieder von ſeinem Halſe ab und hing ſie der Prinzeſſin um, die ſie hierauf ihm noch einmal um den Nacken ſchlang. Beweiſen ſolche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In Villa d'Ami bei Venedig ſchenkte die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seite. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hiebei bemerken, daß die Entweihung der äußern Sitten des Benehmens, welches die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung iſt, ſchon ſehr ſichtbar im Betragen der Königin wurde. So ſpielte ſie z. B. öfters mit ihren Dienſtleuten Karten; doch fing ſie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit zu verleihen, indem ſie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem ſie die Ueberfahrt nach Sizilien machte, ſpazierte ſie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweiſe ihrer Zuneigung. In Palermo nahm ſie ihn ſogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Huſarenuniform gekleidet. In Meſſina, wo ſie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenſeitigen Vertraulichkeiten fort. Hier ſahen ſie ihre Kammerfrauen im tiefſten Negligé aus

Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie ſie ihn mit den zärtlichſten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund“ u. ſ. w. nannte.

„Als Kapitain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin ſich am 6. Januar einſchiffte), ſich weigerte, den Bergami mit an ſeinen Tiſch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Urſache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle ſtand.“ Weit entfernt, ſich über dieſe Antwort zu entrüſten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin ſich eine beſondere Tafel beſorgen, an welcher ſie mit Bergami allein ſpeiſte. In Syrakus und in Catania ſah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkiſſen tragend, auf welchem ſie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verſchaffte ſie dem Bergami das Malteſerkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin ſeine Aufmerkſamkeit bezeigt hatte, wandte ſich bald von ihr ab und ließ ſie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Catania begab ſich die Königin nach

Auguſta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als durch eine ehebrecheriſche Verbindung mit ihm kann man ſo ausgezeichnete Gunſtbezeigungen ſich erklären? Sie ließ ſich in türkiſchem Koſtüm malen und ſchenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den ſie in gleicher Tracht hatte portraitiren laſſen. Nun miethete ſie eine Polacre und begann ihre Seereiſen. Auf dem Schiffe ließ ſie ihr Schlafkabinet ſo einrichten, daß, wenn ſie ſich in ihrem Bette befand, ſie Bergami in dem ſeinen ſehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr ſehr häufig in das Kabinet der Königin, noch ehe dieſe ſich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendſten Beweiſe von der Fortſetzung ihres ehebrecheriſchen Umganges mit Bergami geſammelt. Sie ſchlief daſelbſt niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Perſonen darin geſchlafen hatten.

„Von Afrika begab ſich Ihre Majeſtät nach Athen und hielt ſich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam ſie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwiſchen der Prinzeſſin und Bergami herrſchte, und des Letzteren wenigen Reſpekt vor Ihrer Majeſtät hinreichend darthut. Ein engliſcher Schiffskapitain kam Ihrer Majeſtät ſeine Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzeſſin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niederſitzen, um ſich mit ihm zu unterhalten. Bergami ſtand nach kurzer Zeit auf, um ſich zu entfernen. Er ging, ohne ſich von Ihrer Majeſtät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Offizier ungemein auf, der mit Erſtaunen ſah, wie dieſer Menſch Ihre Hoheit als ſeines Gleichen behandelte. Von Athen begab ſich die Königin über Konſtantinopel nach Ephesus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier ſpeiſte ſie auch mit ihrem Kammerherrn und ſaß gewöhnlich auf einem kleinen Reiſebette, Bergami aber neben demſelben auf der Erde. Nach Tiſche blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von Ephesus reiſte Ihre Majeſtät nach Aume in Syrien. Hier ergaben ſich noch mehrere Beweiſe für den ſtrafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majeſtät und ſetzte ein Bett hinein. Auf dieſem lag die Königin, halb ausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, ſaß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jeruſalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche ſie bereits dem Bergami hatte zukommen laſſen, ihm den Orden des heiligen Grabes verſchaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jeruſalem“ errichtete, den ſie an mehrere ihrer Dienſtleute verlieh und deſſen Großmeiſter Bergami wurde. (Hier fing die ganze Verſammlung an zu lachen.) So war er alſo Kammerherr, Malteſerritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeiſter des Ordens der heiligen Karoline von

Jeruſalem und Baron della Franchini geworden! Von Jeruſalem begab ſich die Königin nach Jaffa. Da es ſehr heiß war, ſo wollte Ihre Majeſtät nicht in dem Zimmer ſchlafen und ließ ſich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufſchlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwiſchenwand bei dem von Bergami ſtand. So ſchliefen ſie Beide alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um friſche Luft einzulaſſen; aber zuweilen ließ ſie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demſelben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war Bergami der Einzige, der ſie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. Auguſt, als dem Namenstage Bergami's (ſein Vorname iſt bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Feſt, ſo wie ſie es ſchon das Jahr vorher an demſelben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Geſundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles dieſes läßt keinen Zweifel mehr über die ehebrecheriſche Verbindung der Königin mit Bergami übrig. Als ſich die Königin nach der Villa d'Eſte begab, ernannte ſie Bergami's Bruder zum Aufſeher ihres Palaſtes. Seine Mutter nahm von dieſer Zeit den Namen „Madame Livris“ an. Während der Abweſenheit von Ihrer Majeſtät hatte man in Villa d'Eſte ein Theater erbaut. Auf demſelben wurden ſpäterhin Stücke aufgeführt, in welchen Ihre Majeſtät ſelbſt einige Rollen übernahmen, ſo wie Bergami, der die Liebhaber ſpielte. Ihre Majeſtät machten zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geſchah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand ſandte. Dieſer, der in der Nacht oder wenigſtens ſo früh des Morgens wiederkehrte, daß noch Niemand aufgeſtanden war, glaubte es ſeiner Pflicht gemäß, ſich ſogleich zu Bergami begeben zu müſſen. Er fand ihn indeſſen nicht in ſeinem Zimmer, ſah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzeſſin kam. Da dieſer Menſch noch nicht lange in den Dienſten Ihrer königlichen Hoheit ſtand, ſo hielt Bergami es für nöthig, ſein Kommen aus den Kabinet der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majeſtät ſchlafe, habe geſchrieen, und er ſei deßwegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter über dieſen Vorfall zu ſprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte ſie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demſelben den Namen „Villa Bergami“ oder „la Barona.“ Hier wurden während des Carnevals 1817 die abſcheulichſten Orgien gefeiert. Die laſterhafteſten Menſchen des Ortes fanden ſich hier ein und man konnte dieſes Haus eher für ein Freudenmädchenhaus, als für den Palaſt einer britiſchen Prinzeſſin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reiſe nach Tyrol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geſchäften nach Innſpruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen bei ſich im

Zimmer ſchlafen. Bergami kam aber und begab ſich ſogleich ins Kabinet Ihrer Majeſtät, die nun alſobald der Kammerfrau befahl, ſich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte ſie in einem Gaſthauſe in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12; durch Nr. 11 waren beide Gemächer mit einander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und ſah mit Erſtaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette ſaß und ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlungen hatte. Indem die erwähnte Perſon Bergami's Bett machte, fand ſie in demſelben ein Kleidungsſtück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war."

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen ſeine Gemahlin erheben ließ. Mit Ueberwindung unſeres Ekels haben wir ſie vollſtändig hergeſetzt, weil ſie erſtens eines der wunderſamſten Actenſtücke zur Sittengeſchichte des Königthums bildet und weil ſie zweitens unvergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der engliſchen Scheinzüchtigkeit ſei. Weiter wollen wir jedoch die „königliche Bordellkomödie,“ wie der Prozeß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelnheiten verfolgen, ſondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Prozedur währte volle fünf Monate und nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauſes in Anſpruch. Nach Verleſung der Anklageacte wurden die Belaſtungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italiſcher Lakaien, eine franzöſiſche Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzeſſin geweſen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im Ganzen 24 Subjecte. Als der erſte dieſer Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzeſſin geweſen, vortrak, um gegen ſeine Gebieterin auszuſagen, entfuhr der Königin beim Anblick des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraſchung und Entrüſtung und erſchüttert zog ſie ſich in das neben der Halle für ſie bereitete Kabinet zurück. Sie hatte dieſen Menſchen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür hatte er ſich dem Bruder Caſtlereagh's, Mylord Stewart, Geſandten in Wien, als Zeuge gegen ſeine Wohlthäterin verkauft. Es war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle ſchwamm, von den Menſchen überhaupt nur noch als von „ſchlechten und niederträchtigen Creaturen“ ſprach.

Die Verhöre der Belaſtungszeugen, in den ſchmutzigſten Details ſtundenlang umherklaubend, wühlten erſt recht die Grundſuppe des Aergerniſſes auf. Vom 17. Auguſt bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieſer Zeugen. Am gravirendſten für die Königin lauteten die Ausſagen des Majochi und der Waadtländerin Louiſe Dumont. Deßhalb bot Brougham ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um gerade dieſe beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange ſeiner Kreuzfragen zu faſſen. Sie wanden und krümmten ſich zum Erbarmen, und wenn nun der italiſche Schuft ſein berüchtigt gewordenes „Non mi ricordo“ und die wälſche Schelmin das entſprechende „Je ne me rappelle pas“ hervorſtotterte, widerhallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis,“ welchen gerade dieſe beiden Perſonen beibringen ſollten. Es wurde bald klar, daß ein ſolcher Beweis überhaupt nicht beigebracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Leſung der Bill ſtatthatte, hielt Brougham, von ſeinem Collegen trefflich ſecundirt, ſeine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er ſich im Nothfall Namens ſeiner Clientin eine Gegenklage gegen den König vorbehalte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichſten von allen, die jemals gehalten worden ſind. Sie ward von ſolchen Hörern, welche ſich der berühmten Begums-Speech erinnerten, die der geniale Sheridan im Prozeß des Warren Haſtings gehalten, unmittelbar neben dieſe geſtellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords ſelbſt, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civiliſirten Welt. Aber noch hielten die Miniſter und ihre Anhänger aus. Als die Frage: Soll die Bill zum zweiten Mal geleſen werden? geſtellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber dieſe Mehrheit war ſo gering, daß ſelbſt der Lordkanzler Eldon, im Herrendienſt ſonſt nie ſkrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigſtens die Scheidung aus der Bill fallen zu laſſen, um das Uebrige zu retten. Aber die Partei der Königin im Oberhaus drang auf Aufrechthaltung gerade dieſer Beſtimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieſer Klippe ſcheitern. Was den Premier betrifft, ſo hatte dieſen die von Brougham ausgeſprochene Drohung der Königin, ſobald die Sache an das Unterhaus gelange, eine Gegenklage gegen den König anzuſtellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Caſtlereagh trieben ihn, auszuharren, und ſo ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwiſchen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlaſtungszeugen vor. Schon die Erſcheinung derſelben mußte günſtig wirken, denn es war eine Anzahl unzweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen ſich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Ausſagen lauteten des Beſtimmteſten zu Gunſten der Angeklagten und beſonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushofmeiſters Karoline's, des greiſen Johann Jacob Siccard, eines Deutſchen von Geburt.

In den Debatten des Hauſes kamen viele charakteriſtiſche Aeußerungen vor. Mylord Grosvenor z. B. ſagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbiſchof von Canterbury geweſen, ſo hätte ich dem König lieber das Prayer-Book ins Geſicht geworfen als die Königin aus demſelben geſtrichen." Unter den gegen die Königin ſtimmenden Peers thaten ſich die Herzoge von Newcaſtle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit der andere durch den Blödſinn ſeines Votums hervor: jener äußerte, er gebe ſeine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfang, „obzwar er die Vertheidigung nicht gehört habe;" dieſer ſprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauſes" — (die Tugend Georg's des Vierten und ſeiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Laſtern und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieſer Tugend ſtimme er gegen die Königin." Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notoriſcher Schafskopf geweſen. Der

Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberſpion, deſſen ſich Graf Münſter gegen die Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeſchlichen wäre, aus dem Rufe derſelben geworden ſein?“ Der Neſtor des Hauſes, der hochbetagte Lord Erſkine, beſiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte ſagte er: „Der Prozeß hat angehoben mit Beſtechung, wurde fortgeſetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren ſollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſein.“

Bei der dritten Leſung der Bill, am 10. November, kam die Entſcheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck des engliſchen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es“ die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade ſo viel als das Miniſterium Mitglieder zählte. Jetzt verſagte den Miniſtern das Herz. Es war ſo gewiß, wie 2×2 = 4 iſt, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen ſein würde. Lord Liverpool ſtand auf und beantragte aſchgrauen Geſichts und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Behandlung der Bill auf 6 Monate,“ zu deutſch: die Regierung erklärte, daß ſie den ganzen Prozeß fallen laſſe. Mylord Erſkine beglückwünſchte ſich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieſer „fluchwürdigen“ Sache das Recht, das Geſetz und die engliſche Verfaſſung gerettet ſei. Mylord Grey zeichnete mittelſt der Brandmarke ſeiner rothglühenden Worte die Stirnen der Miniſter: aber nur eine derſelben ſenkte ſich darum ſchamvoll, die von George Canning, dem Blindekuhmitſpieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er ſchied aus dem Kabinett, deſſen Gebaren die Stimme der Nation ſo laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entſcheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieſelbe ſeiner Clientin zu bringen. Karoline ſtand ſtarr wie eine Statue und ließ ſich dann mechaniſch von ihren Freunden hinunterführen. Als ſie in den Wagen ſieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmaſſen ein unbändiges Jubelgeſchrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die ſo Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London feſtlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fenſterſcheiben, hinter welchen keine Lichter brannten.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung mußte es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein ſolcher ſei, welcher Vieles, ja Alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbeſtritten Königin, aber daß ſie es nicht war, ſollte ſie bald genug innewerden. Während der Dauer des Prozeſſes hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche ſie an den Tag legte, ihre weſentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung geſteigert. Wenn aber die Gefühle der Maſſen einmal zu ſolcher Exaltation gediehen ſind, ſo erfolgt ein Rückſchlag ſo ſicher wie der Flut die Ebbe. So

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03462/011

geſchah es auch jetzt. Es war doch Etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenſchaften und des Parteikampfes, wie er während des Prozeſſes getobt, ſich gelegt hatte, mußten ſich ſelbſt die entſchiedenſten Freunde Karoline's geſtehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewiſſenhaften Kritik nicht beſtehen konnte. Die Conſequenzen hiervon machten ſich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürſtin, wie der Prozeß ihre Geſundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel“ von ehemals, ſie war nur noch eine unglückliche, ſtets in Thränen ſchwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte ſie ſich auf zu energiſchem, wenn auch nicht ſehr taktvollem Thun: aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 ſollte die Krönung des Königs ſtattfinden. Georg der Vierte ſtrengte alle ſeine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geſchmacks an, um dieſe Ceremonie zur prächtigſten zu machen, welche England jemals geſehen, und das gelang ihm vollſtändig. Von der Königin war bei den Vorbereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Miniſtern erklären, daß ſie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derſelben ebenfalls gekrönt ſein wolle. Man nahm von dieſer Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorſtehende Prachtentfaltung würde dem Volk keine Zeit laſſen, mit der davon ausgeſchloſſenen Königin ſich zu beſchäftigen. Und ſo geſchah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Feſthalle von Weſtminſter ſtatt. Auch Karoline kam angefahren und verſuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies ſie zurück, weil ſie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte ſich für die Unglückliche. Wo waren denn die Tauſende und Hunderttauſende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, ſie waren auch heute wieder da, aber ſie gafften ſtumm und theilnahmslos.

Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli erkrankte ſie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu ſein, daß ſie, als ſchon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichſten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften laſſen!“ Sterbend verzieh ſie ihren Feinden, ſetzte ihren Adoptivſohn Auſtin zum Haupterben ein und verordnete, daß man ſie daheim in Braunſchweig begrabe. So verſchied ſie am 7. Auguſt 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenconduct, ſtatt um die City herum mitten durch dieſe zu gehen, und noch bei der Einſchiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denſelben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! die gemordete Königin!“ Georg der Vierte überlebte ſeine Frau faſt noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menſchenſcheu geworden, im Kreiſe ſeiner männlichen und weiblichen Günſtlinge meiſt in Windſor verbrachte. Seinen ſonſtigen Lebensgewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um „den Tag über zu leben.“ Am 26. Auguſt 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geſchichte hat ihm ſein Urtheil geſprochen, welches nicht anders als ſtreng und verdammend lauten konnte. Milder hat ſie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt ſein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menſchlicher Größe ſo bitterlich erfahren mußte. Ihre Verirrungen ſind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben ſie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer von Poeſie. Eindringlich offenbart ihr Geſchick das Unbeſtändige und Trügeriſche der öffentlichen Meinung. Fürſtengunſt, hat man mit Fug geſagt, ſei ein zweiſchneidig Meſſer. Aber Volksgunſt iſt das bekannte Lichtenberg’ſche Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

BIBLIOTHECA

Inhalt.

Seite
I. Katharina die Zweite, Czarin von Rußland . . 1
II. Mathilde, Königin von Dänemark 123
III. Karoline, Königin von England 215

[illegible] ECA
[illegible] LA
[illegible]

Bei Otto Wigand, Verlagsbuchhändler in Leipzig, iſt erſchienen:

Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte.

Von Dr. Johannes Scherr. Zweite, umgearb. und verbeſſerte Auflage. gr. 8. Preis 2 Thlr.

Geſchichte der Religion.

Von Dr. Johannes Scherr. Sechs Bücher in 3 Theilen oder 9 Liefergn. gr. 8. Preis à Liefrg. 10 Ngr.

Geſchichte der deutſchen Frauen.

In drei Büchern nach den Quellen. Von Dr. Johannes Scherr. gr. 8. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Geſchichte der Engliſchen Literatur.

Von Dr. Johannes Scherr. gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte der Deutſchen Literatur.

Von Dr. Johannes Scherr. Zweite, durchgeſehene und verbeſſerte Auflage. Mit 50 Portraits der ausgezeichnetſten Dichter und Gelehrten deutſcher Nation. gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichterkönige.

Von Dr. Johannes Scherr. 16. Schön geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dichterfürſten.

Von Dr. Johannes Scherr. 16. Schön geb. 2 Thlr.

Friedrich Schiller und ſeine Zeit.

Von Dr. Johannes Scherr. Prachtausgabe. In 3 Büchern à 3 Thlr. 10 Ngr. Illuſtrirt mit 14 Portraits und 20 hiſtoriſchen Bildern. Preis in Carton 10 Thlr., in prachtvollem Einband mit reicher Deckenverzierung und Goldſchnitt 14 Thlr.

Friedrich Schiller und ſeine Zeit.

Von Dr. Johannes Scherr Volksausgabe. 3 Bände. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.

Eingeleitet, übertragen und erläutert von Dr. Johannes Scherr. 4. Mit Illuſtrationen. Broſch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.

Von Dr. Johannes Scherr. 16. Volksausgabe. Broſch. 15 Ngr.

Ein

Winter in St. Petersburg.

Nebſt einem
Ueberblick über die heutigen inneren Zuſtände des
ruſſiſchen Reiches.

Von

C. Homburg.

8. 1860. Broſch. 1 Thlr. 18 Ngr.

Politiſche

Briefe aus Rußland.

Von

Michail Pogódin.

Aus der ruſſiſchen Handſchrift überſetzt.

8. 1860. Broſchirt 1 Thlr. 6 Ngr.

Aus dem

Gefängnissleben

von

Th. Oelckers.

8. 1860. 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Die Schriftsteller.

Das

franzöſiſche Schriftſtellerleben.

Sittengemälde und Bilder aus unserer Zeit.

Deutſch

von

C. Homburg.

2 Bde. 8. 1860. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig,
iſt erſchienen:

1792—1813

Deutſchlands Erniedrigung

durch

Napoleon Bonaparte.

Ein Spiegelbild für die Gegenwart.

Von

F. Steger.

16. 1860. Preis 10 Ngr.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Scherr

H. misc.
285 h

[illegible]

Studien.

I.

Ces sortes de tableaux de moeurs, quand ils sont exacts et authentiques, éclairent la physionomie d'un temps beaucoup mieux que les généralités les plus pompeuses.

De Loménie.

Studien

von

Johannes Scherr.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Aspaſia.

1.

Eines Tages ſpazierte Sokrates, der Erzſchulmeiſter des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch ſonſtwo im ſchönen Athen, begleitet von ſeinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antiſthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein geſprächsweiſe gehaltener Vortrag mochte ſich um äſthetiſche Probleme gedreht haben. Wenigſtens macht dieſe Vorausſetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meiſter die Neuigkeit mittheilte, es befände ſich dermalen eine Hetäre, Namens Theodote — zu deutſch „Gottesgabe“ — in der Stadt, deren Schönheit zu ſchildern die Sprache zu ſchwach ſei. [1]

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete ſpitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogiſchen Stoff, an dem er jene redſelige Bemutterung üben könnte, welche, ſagt man, die arme Xanthippe eines Tages ſo zur Verzweiflung brachte, daß ſie den Inhalt einer gewiſſen mißduftenden Vaſe dem ewigen Schulmeiſter auf die Glatze goß. Dieſe Frau iſt ohne Zweifel beſſer geweſen als ihr von Schulfüchſen zurechtgemachter Ruf, und wenn ſie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien“ aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht ſogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme“ zum Dank für ſeine redlichen Bemühungen, ſie mittelſt ſeiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphiliſtern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigſtens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erſcheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechiſchen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphiliſterei, während ihm Platon in ſeinen Dialogen die Phantaſiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigſchwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — ſagte der Weiſe — da müſſen wir hingehen; denn was zu ſchildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man ſehen, um ſich davon eine Vorſtellung zu bilden.“ Und ſie gingen zur Behauſung der Theodote, welche Behauſung ſie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgeſtattet fanden. Die Beſitzerin dieſer Herrlichkeiten ſtand gerade einem Maler Modell und verharrte, den ſokratiſchen Beſuchern zur Augenweide, unbefangen in dieſer Stellung. Nachdem der Künſtler für heute Pinſel und Palette weggelegt hatte, ging ſofort das Schulmeiſtern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl wir der Theodote zu Dank verpflichtet, weil ſie uns ihre Schönheit ſehen ließ; oder aber iſt ſie es uns, weil wir ihre Reize in Augenſchein genommen haben?“ Er bewies dann auf dem Wege dialektiſcher Hebammerei des Breiteren, daß die Verpflichtung auf Seiten der Hetäre ſei, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunſch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe dieſe Schlußfolgerung — wenn dem ſo iſt, bin ich euch in der That zu Danke verpflichtet.“

Die breitſpurige Katechiſation, welche der weiſe Mann hierauf der Hetäre zu Theil werden ließ und welche ſich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hieher, wo überhaupt durch Erwähnung dieſes ſokratiſchen Abenteuers gleich zu Anfang nur ein draſtiſcher Wink gegeben werden wollte, daß es unpaſſend, an gewiſſe Seiten des antiken Lebens den Maßſtab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbſt ein Sokrates konnte Angeſichts ſeiner Schüler ganz unbefangen mit einer Perſon wie Theodote verkehren. Man denke ſich aber unſern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenöſſiſchen „Gottesgabe“ von dieſer Sorte verſetzt, und der ungeheure Gegenſatz von Antik und Modern, von Griechiſch und Deutſch wird ſofort in die Augen ſpringen.

2.

Die Raſſe der halb- oder ganznärriſchen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums ſchlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, iſt allmälig ausgeſtorben. Dieſe Bombalobombare 2), deren Verſtand nirgends ſaß, wenn nicht in ihrem Sitzfleiſche, haben über eines der ſchwerwiegendſten, wirkungsreichſten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menſchheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggeſehen oder aber geleugnet, daß die fraulichen Verhältniſſe in der griechiſchen Welt unwürdige geweſen ſeien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieſer Verhältniſſe zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Hellenismus als eine Haupturſache mitgewirkt hat.

Die Geſchichte der griechiſchen Geſellſchaft zeigt in dieſer Beziehung höchſt merkwürdiger Weiſe einen entſchiedenen Rückſchritt auf, einen Rückſchritt vom

Edleren und Beſſeren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroiſchen Zeitalter, wie es in den homeriſchen Geſängen ſeine ſoziale Abſpiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbeſtreitbar eine höhere und würdigere als zur hiſtoriſchen Zeit. Wie charakteriſtiſch ſchon die keuſche Anmuth, womit Homer von den erotiſchen Genüſſen redet — er nennt ſie ſchamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite“ — während die ſpäteren griechiſchen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoriſten und Novelliſten geſchlechtliche Dinge bekanntlich mit ſuperlativiſch-zügelloſer Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit“, ſondern deutlich genug in raffinirter Abſichtlichkeit. Beim Homer findet ſich auch die holdeſte weibliche Geſtalt, welche die helleniſche Poeſie überhaupt geſchaffen hat: die phäakiſche Prinzeſſin Nauſikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu ſtellen iſt. Nicht, was mädchenhafte Friſche und Holdſeligkeit betrifft, ſondern deshalb, weil in der ſophokleiſchen Schöpfung die griechiſche Weiblichkeit ihren höchſten ethiſchen Ausdruck gefunden hat. Das ſchöne Wort der Tochter des Oedipos: —

„Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da!“ 3)

iſt unbedingt die edelſte Offenbarung helleniſcher Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenſtück auf geſchichtlichem Boden. Denn als nach dem Fehlſchlag des gegen Sizilien gerichteten Unternehmens die Athener mittelſt Volksbeſchluſſes den Alkibiades vorgeblich wegen Gottesläſterung („Aſebie“) — die „Religionsgefahr“, welche ein ſo beliebtes Hausmittel des modernen Deſpotismus iſt, wurde auch ſchon von der attiſchen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen ſie den klüglicher Weiſe Abweſenden noch obendrein durch ſämmtliche Prieſter und Prieſterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos, weigerte ſich, dieſen frommen Befehl zu vollziehen, indem ſie das beſte Wort ſprach, welches, ſeit die Welt ſteht, aus prieſterlichem Munde gekommen iſt: — „Ich bin Prieſterin geworden, zu ſegnen, nicht aber, zu fluchen!“ 4)

Zur heroiſchen Zeit war in Hellas das Weib dem Mann ganz entſchieden viel mehr als in der hiſtoriſchen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der ſpäter unter den Griechen graſſirende Gräuel Sodom's ganz unbekannt geweſen. Dieſe Affenſchande der „Knabenliebe“, welche eine Affenſchande bleibt, mag Bombalobombar ſich noch ſo ſehr bemühen, ſokratiſirend oder platoniſirend darum herumzunebeln, hat das ſpätere Hellenenthum geradezu verpeſtet. Von der Höherſtellung der Frauen in früherer Zeit gibt ſodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber ſeine Erwählte durch Entrichtung von Geſchenken dem Vater gleichſam abkaufte, während ſpäter umgekehrt die Väter ihre Töchter, um ſie an den Mann zu bringen, möglichſt reich ausſtatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechiſche Ehe an einem freſſenden Krebsſchaden, an der Kebſenwirthſchaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Inſtitut der Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es ſtößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache ſagen hören: —

„O, theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deinen Kebſen Kindern hab' ich oft die Bruſt
Gereicht, dir zu erſparen jed' Gefühl von Bitterkeit". 8)

Gewiß ſind dieſe Worte aus einer Frauenſeele voll inniger Liebe und zarteſter Rückſichtsnahme gequollen: aber daß ſie troßdem dem ſittlichen Gedanken der Ehe ſchnurſtracks widerſprechen, bedarf keines Nachweiſes. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte" des Mannes, eine Hausfrau in unſerem Sinne, war die griechiſche „Oikodeſpoina", die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homeriſchen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken, als zu Weſen höherer Art. Was mußten ſich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen ſagen und gefallen laſſen! Man ſehe beiſpielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit ſeiner Mutter Penelopeia umſpringt. Auf eine ganz verſtändige, im Männerſaal von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „beſonnene Jüngling" Telemachos die Mutter alſo ab: —

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu beſorgen deine Geſchäfte,
Spindel und Webeſtuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Fleißig ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebühret nur den Männern,
Allen und mir zumeiſt, weil mein im Hauſe die Macht iſt“ 6).

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barſche Wort ihres Sohnes noch dazu „ſinnig“. Hier haben wir alſo ganz die orientaliſch-rohe, ja brutale Redeweiſe der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem chriſtlichen Mythenkreis eingehalten iſt. Beim „ſanften“ Johannes fährt Jeſus ſeine Mutter, welche ihm einfach die Thatſache mittheilt, daß den Hochzeitsgäſten zu Kana der Wein ausgegangen ſei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?“ und im Bereiche der chriſtlichen Moral hat der Apoſtel Paulus den Befehl ausgehen laſſen: „Das Weib ſchweige in der Geſellſchaft!“ — ein Befehl, welcher den ohnehin ſchon ſattſam zahlreichen Unmöglichkeiten des Chriſtenthums noch eine weitere hinzufügte. Im Uebrigen ſteht die Art und Weiſe, wie im homeriſchen Zeitalter von und mit den Frauen geſprochen wurde, immerhin thurmhoch über der koloſſalen Schamloſigkeit und Wegwerfung, womit dies ſpäter geſchah. Vor Alters hatte ſelbſt der Hypochonder Heſiod anerkannt —

„Daß nichts Beſſeres wahrlich vermag ſich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib“ . . .

jetzt aber ſchrieb der Tragiker Euripides, eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber ſchlechtzumachen, und ſchütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über ſie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram geweſen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willſt leben du beſchwerdelos!“

welche Grobheit freilich ſchon zum Voraus beim Ariſtophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazuſen“ die neckiſchen Anapäſte flattern ließ: —

„Wenn ein Uebel wir ſind, was freit ihr uns denn? Warum, ſo wir wirklich ein Uebel?“ 7)

Man hat mit Recht bemerkt, daß ſich aus den griechiſchen Dichtern gerade ſo viele Zeugniſſe für wie wider die Frauen ſammeln ließen. Aber das iſt nichts Entſcheidendes; denn ſolche ſich gegenſeitig aufhebende Blumenleſen bieten ſo ziemlich alle Literaturen. Entſcheidend dagegen für die ſehr untergeordnete Stellung der griechiſchen Frauen zur hiſtoriſchen Zeit ſind Thatſachen, welche ſelbſt der gewandteſte Kommentator nicht eskamotiren kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, ſondern ſtets nur die Barbarei repräſentirt hat, ſo daß man ſich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieſer Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken Platz behalten konnte, wüßte man nicht, daß daſelbſt auch anderer Nonſens in Hülle und Fülle jahrhundertelang Platz behielt und behält. Schon die lykurgiſch-brutale Vorſchrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei feſtlichen Aufzügen nackt erſcheinen, ſingen, ſpringen und ringen ſollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die ſpartaniſche Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinſtrument, das eheliche Verhältniß geradezu beſtialiſch: denn die Beſtimmungen

Lykurgos machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei *).

Aber auch bei den joniſchen Griechen, ja ſelbſt im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem Weſen nach nicht viel anders und beſſer, obzwar die Formen feinere geweſen ſind. Selbſt die genialſten Denker von Hellas ſahen in dem Weib ein dem Manne unendlich weit nachſtehendes Geſchöpf, deſſen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht ſei. So der große Idealiſt Platon, wie der große Realiſt Ariſtoteles. Jener dachte ſogar vom Weibe ganz entſchieden geringer als dieſer: denn das platoniſche Frauenideal verſtieg ſich kaum über das Aſchenbrödelthum, indem er die Vollkommenheit („Arete") einer Gattin mit der eines treuen und anſtelligen Sklaven auf die gleiche Linie ſtellte. Die ariſtoteliſche Anſicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelſte, zu welcher der Hellenismus es gebracht. „Die Gemeinſchaft der anderen Thiere — hat der Stagirit geſagt — hat nur die Fortpflanzung zum Zwecke; die Menſchen dagegen leben mitſammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, ſondern auch anderer Verhältniſſe wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib ſind verſchieden; ſie fördern aber einander gegenſeitig, indem Jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinſamen macht, und darum iſt in einer ſolchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugeſellt“ *). Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie ſie einem civiliſirten Volke zu- und anſteht. Schade nur, daß es ſolche Ehen in der griechiſchen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur ſehr ausnahmsweiſe gegeben hat.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Geſetz und Sitte verhinderten dieſelben, irgendwelche ſoziale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten ſie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geiſtesbildung gleich Null, hauptſächlich in Folge der ſtrengen Ausſchließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Geſellſchaften der Männer. Das Leben im griechiſchen, von den übrigen Räumen des Hauſes möglichſt abgeſonderten Weibergemach („Gynäkonitis“) hatte mit dem in morgenländiſchen Haremen bräuchlichen die bedenklichſte Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollſtändig ab- und eingeſperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der zu Vermählenden in ganz geſchäftsmäßig-proſaiſcher Weiſe zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz ſeiner Braut erſt in der Hochzeitskammer zum erſten Mal unverſchleiert. Die Neuvermählte ihrerſeits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauſes mit der im Hauſe des Gatten vertauſcht und innerhalb dieſes Raumes verfloß fortan ihr Daſein, in deſſen Einförmigkeit die Betheiligung an religiöſen Feierlichkeiten nur eine ſpärliche Abwechſelung brachte. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß dann und wann die engen, geiſttödtenden Schranken dieſer Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geſchah, blieb die derbe Zurückweiſung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbſt von 431 v. Chr. die Schweſter des großen Kimon, Elpenike, ſich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos von der Rednerbühne herabſtieg, wo er die ſchönſte aller jemals gehörten Grabreden gehalten hatte, ſcheltend anzutreten, bedachte ſich das Muſter eines attiſchen Gentleman keinen Augenblick, das „verſalbte alte Weib“ mit einem herben Citat aus Archilochos abzufertigen 19).

3.

Und doch gab es in Hellas „emanzipirte“ Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emanzipation“ ihres Geſchlechtes auf die äußerſte Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegſpringend, die freche Botſchaft von der Freiheit des Fleiſches zu orgiaſtiſcher Wirklichkeit machten. Dieſe außerhalb des Kreiſes der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt ſtehenden Damen repräſentirten in der griechiſchen „Geſellſchaft“ das weibliche Geſchlecht, — eine Thatſache, die ſchlagend darthut, daß der helleniſche Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein weſentlich von dem modernen verſchiedener geweſen iſt. Freilich darf nicht überſehen werden, daß die moderne „Geſellſchaft“, in Wahrheit und Wirklichkeit und alle chriſtlichen Katechismus- und Kanzelphraſen bei Seite gelaſſen, nicht eben viel Urſache hat, mit ſittlicher Entrüſtung auf die antike herabzuſehen. Es mag gar nicht in Anſchlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt“ heute wie im Alterthum der Maßſtab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemeſſen werden, ſich gar ſehr nach dem Stand und Rang derſelben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenloſen Raffinirtheiten der Ausſchweifungskünſte im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien, faſt nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu beſtreiten ſein. Allerdings, die chriſtliche Heuchelkunſt hat gelernt, ſelbſt um Abſcheulichſtes her einen anſtändigen Schleier oder gar „Luſtre“ zu breiten, während die heidniſche Fleiſchesluſt offen einhertrat.

Wie Jedermann weiß, iſt in den Griechen das ſinnliche Element ſo mächtig geweſen, daß ſelbſt ein hochidealiſcher Platon es für ſchlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuſchränken [11]). In Athen war die Proſtitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Geſetzgeber Solon, einen der „Sieben Weiſen Griechenlands“, als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [12]). Wenn der attiſche Komöde Philemon dieſes Inſtitut ein „volksthümliches und heilbringendes“ nannte [13]), ſo war das keineswegs ironiſch gemeint; denn wir wiſſen, daß in Hellas die Proſtitution nicht allein eine polizeiliche, ſondern auch — in vollem Ernſte geſagt — eine religiöſe, eine gottesdienſtliche Veranſtaltung geweſen iſt. Das klingt freilich ſeltſam in modernen Ohren, iſt aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatſache, welche ſich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen weſentlich Naturreligionen waren.

Der babyloniſch-ſyriſche Mylitta-Aſchera-Kult, der Dienſt der großen Naturgöttin, fand ſeine verblaßte Abſchattung in dem griechiſchen Dienſt der Venus Allgemein oder Venus Buhlin [14]). Seine *verblaßte* Abſchattung, weil in Hellas an die

Stelle des in Aſien von ſämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuſchheitsopfers 15) die Preisgebung der „Hierodulen“ getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieſer Tempelſklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigſtens noch am Eingang des 5. Jahrhunderts vor Chriſtus nicht — dafür zeugt, daß der hochernſte Pindaros, der Erhabene, es nicht verſchmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von Korinth ſeine Huldigung darzubringen und dieſelben anzureden als die „gaſtlich heiteren Mädchen, welche, des Dienſtes der Aphrodite waltend, aufwärts ſtreben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe.“

Von der Göttin, welcher dieſer Kult geſtiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venusprieſterinnen im weiteſten Sinne des Wortes „Hetären“. Man kann Hetäre überſetzen mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unſchuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber, ohne ſich einer Unbilligkeit ſchuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klaſſiſch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutſchen . . . Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä“, welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anſtalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuſer“, in Griechenland aber „Porneia“ hießen, zu unterſcheiden von den — falls das Wort geſtattet iſt — anſtändigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelaſſene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das ſingende, klingende und ſpringende Laſter, d. h. die Zitherſpielerinnen (Kithariſtriä), die Flötenbläſerinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orcheſtrides), waren in dieſer Klaſſe inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweiſe „Hetärä“ genannt wurden [16]). Von der Anſchauungs- und Denkweiſe, von dem Thun und Treiben in dieſen Kreiſen geben eine belebteſte Vorſtellung die „Hetären-Geſpräche“, welche Lukianos geſchrieben hat, der geiſtvolle Humoriſt, der treffliche Sittenmaler der ſpäteren griechiſchen Welt. Häufig führt er uns in dieſen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meiſten Fällen Armuth und Verlaſſenheit die unglücklichen Geſchöpfe ins Verderben trieb. Tout comme chez nous. Die Sittengeſchichte ſpielt ſich mit derſelben Eintönigkeit im Ganzen und mit derſelben unendlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen ab, wie die Naturgeſchichte, und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Geſchichtswiſſenſchaft dahin gelangt ſein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgeſetze der Natur und der Geſchichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsverſuche dieſer Einheit ſind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil ſie in ihren Berechnungen zwei mitſammen eine ungeheuere Summe von Kräften darſtellende Ziffern überſehen haben: die menſchliche Narrheit und die menſchliche Leidenſchaftlichkeit.

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünſtlerinnen ſind die „berühmten“ Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erſcheinung und in ihren Geſchicken die Quinteſſenz der Hetärie darſtellten. Etliche derſelben haben es ſchließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Koſten Ehrenſäulen aufgerichtet wurden. Um das Letztere weniger befremdend zu finden, iſt es nöthig, ſich zu erinnern, daß die Griechen vom joniſchen Stamme ſo zu ſagen ein Volk von Künſtlern geweſen ſind, in der guten und ſchlimmen Bedeutung des Wortes. Die griechiſche Religion war ein Kultus der ſchönen Form. Sie ſtatuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil ſie die Erſcheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — ſo abſonderlich, ja blasphemiſch das dem chriſtlichen Myſticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Szene der Schamloſigkeit, ſondern ein religiöſer Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines ſonnenhellen Tages beim Poſeidonsfeſt zu Eleuſis Angeſichts des am Meeresufer verſammelten Volkes ſich entkleidete, ihre gelöſ'ten Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum Baden in die Flut ſtieg. Fromme unſerer Tage mögen ſich darob entſetzen, aber es iſt doch ſo: beim Anblick der badenden Phryne, welche den ſchönheitsdurſtigen Augen der Griechen die Erſcheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poſeidonsfeſt nach Eleuſis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überſchauert, als chriſtliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn ſie nach mühſeliger Wallfahrt endlich vor dem Altar ſtehen, aus deſſen Glasſchrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes“ entgegengrinſ't. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und des Bildhauers Praxiteles die Inſpiration ſowohl als das Muſter geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Theſpiä, ihrer Vaterſtadt, ward ihre von Praxiteles geſchaffene Portraitſtatue aufgeſtellt;

zu Delphi, dem heiligſten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedeſtal von penteliſchem Marmor eine goldene Statue errichtet [17]. Philoſophiſche Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben ſich allerdings über dieſe Dankbezeugungen nicht wenig ſkandaliſirt.

Aber wie dachten ſich denn die Hellenen ein muſterſchönes Weib? Wir erhaſchen davon eine flüchtige Vorſtellung in einem Fragment der ſittengeſchichtlich wichtigen „Hetären-Briefe" des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erſt zu Anfang des 3. Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung geſchrieben hat. Alkiphron nämlich preiſ't an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunſt erzogen haben ſoll, „die weder zu magere noch zu üppige, ſondern geſundſaftig-ſchlanke Wohlgeſtalt; die von Natur gekräuſelten, blonden, weich und voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die ſchön gerundeten Augen, deren tiefſchwarze Sterne im reinſten Weiß ſchwammen" — und ein Nachtreter Alkiphron's, Ariſtänetus, weiß zur Ergänzung noch zu ſprechen von einer „Bruſt, welche, kydoniſchen Aepfeln gleich, im Schwellen das Buſenband ſprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büſten diente.“ Einer Ueberlieferung zufolge war dieſe jüngere Lais — (oder aber die ſogenannte ältere korinthiſche ?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades dieſem helleniſchen Muſter-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialſte, glänzendſte und leichtfertigſte Athener in dem phrygiſchen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebt hatte, den perſiſchen Meuchelmördern, welche der unverſöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da ſpendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienſte. Sie wuſch und ſalbte den Leichnam, hüllte denſelben in ihr eigenes beſtes Gewand und beſtattete ihn „mit liebevollem Eifer“ ſo feierlich, wie es die Umſtände nur immer erlaubten[18].

Als die älteſte der berufenen emanzipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen ſein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Samier Xanthos, als Buhlſklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Charaxos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da ſie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war.“

Der Boden aber, worauf die berühmteſten Hetären gediehen, war Athen, die ſchöne „Stadt der Veilchen“, von wo ja überhaupt der höchſte Glanz und feinſte Duft des Hellenismus ausgegangen iſt. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Geſtalt einer ehernen Löwin, weil ſie, welche die Geliebte des Ariſtogeiton, des Verſchwörers gegen die Tyrannis der Peiſiſtratiden, geweſen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten“ die aus Sizilien (?) ſtammende Lais, ſowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen geſuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Thespiä, mit welcher, als ſie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte ſtand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirkſame Buſenſchleierlüftungsſzene aufgeführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Laſtheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweiſungen Epikurs, deſſen Lehre ſie in einer polemiſchen Abhandlung voll Geiſt und logiſcher Schärfe vertheidigt haben ſoll. Spätere Hetären von Ruf waren geborene Athenerinnen. So Thais, die Maitreſſe Alexanders des Großen, und Lamia, die Maitreſſe des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpft ſich, falls dem Plutarch zu glauben iſt, eine vielbeſchriebene und vielbeſungene Epiſode des thatſächlichen Heldengedichts der Laufbahn des Makedoniers, ſo recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Daſein. Es war eine ſchwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Perſepolis einer Orgie ſeiner Vertrauten vorſaß. Des Weines luſtige Geiſter waren entfeſſelt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldſchale niederſetzend rief ſie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöſe des Bakchanals hinein und zu ihrem königlichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgeſtanden auf dieſer langen Fahrt durch Aſien. Doch für Alles entſchädigt mich, daß ich heute mitſchwelgen darf in Perſia's ſtolzer Königsburg. Freilich, größere Wonne noch wär' es mir, nach dieſem Gelage die Brandfackel zu ſchleudern in den Palaſt des Xerxes, welcher dereinſt meine geliebte Vaterſtadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Roſen und Eppich vom Haupt auf die Schulter gleitet, und auftaumelt die ganze berauſchte Tafelrunde. Die tollſchöne Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er ſtürmt hinaus, Alle ihm nach, brennende Fackeln ſchwingend, und unter wildem Gejauchze wirft er und werfen ſie Alle die Glut in das Cederngebälke der Galerien des Schloſſes, an deſſen Erbauung und Ausſchmückung die perſiſchen Großkönige die Schätze Aſiens verſchwendet hatten 19).

5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu ſeiner Zeit der Erſte unter den Athenern, ein Mann, ebenſo redemächtig wie thatengewaltig“ [20]). Alſo hat Thukydides in ſeiner mit ehernem Griffel auf Granit ſchreibenden Weiſe den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, deſſen Miſſion es war, die attiſche Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, ſtammte bekanntlich aus einem der edelſten Geſchlechter ſeiner Vaterſtadt. Seine Mutter Agariſte, eine Enkelin des Kleiſthenes, welcher die Tyrannis der Peiſiſtratiden gebrochen hatte, träumte, als ſie ſchwanger ging, ſie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar ſie den Perikles [21]). Einen rechten Mannlöwen alſo, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in ſeiner Perſönlichkeit das helleniſche Menſchenideal verwirklichte.

Das helleniſche, wohlverſtanden! Denn ſelbſt ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur

Erfaſſung der Idee der Menſchheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat der Hellenismus niemals ſich erhoben. Nur in des makedoniſchen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsſtral von der univerſalen Tendenz des Menſchengeſchlechtes auf, zu verwirklichen mittelſt Ausgießung des helleniſchen Geiſtes über alle Welt. Aber in der makedoniſchen Epoche war das echte Griechenthum ſchon im Welken. Als es in ſeinem Vollſaft und in ſeiner Hochblüthe ſtand, alſo in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Chriſtus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geſchweige einen univerſalen Charakter, ſondern ganz weſentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, ſein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierminiſters von Flachſenfingen oder eines Bürgermeiſters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhſchnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus iſt weit genug geweſen, daß innerhalb ſeiner Schranken der perikleiſche Genius die demokratiſche Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmoniſch-ſchönen Bau zu geſtalten vermochte, in deſſen Hallen die Athener als ein empfängliches und ſtrebſames Künſtlervolk des heiteren Daſeins ſich erfreuen ſollten. Von Dauer allerdings konnte dieſer Bau nicht ſein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menſchen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem ſchleppen ſie ſich geduldig Jahrhunderte und Jahrtauſende lang. Darum heißt groß denken, begeiſtert fühlen, die Wahrheit ſuchen und ſagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht haſſen unglücklich ſein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, ſo oder anders angeſtrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes“ trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maaß der „aurea mediocritas“ wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunſt lernt, mittelſt Biegſam- und Beugſamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm ſich niederzuducken. Jede Ausnahme iſt eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrſcht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut wenigſtens gewöhnlich! lautet der erſte und — einzige Grundſatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen“ ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denſelben einprägen ſollen . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein ſolcher ſein. Denn er war groß und ſein edler Stolz verſchmähte es, das drückende Gefühl ſeiner Größe aus neidiſchen Pöbelſeelen fortzuſchmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, deſſen vorſchauende Genialität erſt nach ſeinem Tode recht erkannt wurde [22]), iſt weit entfernt geweſen, ein Volkshöfling zu ſein. Thukydides, ſein Zeitgenoſſe, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat dieſe Tugend dem Meiſter der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Beſtechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, ſondern daſſelbe leitend, weil nicht durch ſchlechte Mittel die Gewalt erbuhlend.“ Der Hiſtoriker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann Athens entwirft, mit den Worten ab: „Alſo hatte dem Namen nach eine Volksherrſchaft ſtatt, in der That aber die Herrſchaft des erſten Mannes.“ So war es und ſo wird es immer ſein. Eine rouſſeau'ſche Demokratie exiſtirt bloß in Büchern. Das Unglück iſt nur, daß „erſte“ Männer von perikleiſchem Metall ſeltenſte Naturwunder ſind.

Der große Athener war nicht glücklich in ſeinen vier Pfählen, falls dieſer deutſch-ſchneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem ſouverainen Herrſcherſtab ſeines Wortes die Wogen der Demokratie ſchwellen machte oder ſänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der ſonſt nicht eben ſein Freund war, eine „majeſtätiſche Intelligenz“ zuſchreibt, dem Admiral und General, welcher die attiſchen Flotten und Heere ſiegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künſtlerſeele, welcher ſeiner geliebten Veilchenſtadt das Prachtgewand edelſter Kunſtſchöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutſche Dichter den „großen Wurf“ des

Daſeins genannt hat. Allerdings, im griechiſchen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenſchlichen Verhältniſſen wohnt eine Macht inne, welche über Geſetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung ſich verſchafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie ſie unter den beſitzenden und gebildeten Klaſſen ſeiner Vaterſtadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Wittwe oder die geſchiedene Frau eines gewiſſen Hipponikos. Sie gebar dem ſpäteren Lenker des attiſchen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verſchwender und Wüſtling war, durch ſein Leben; der jüngere, geliebtere, durch ſeinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten ſcheint in keiner Weiſe über die Richtſchnur kalter Konvenienz hinausgegangen zu ſein. Froſtig hatten ſie ſich zuſammengethan, froſtig trennten ſie ſich, als, wie unſere Quelle charakteriſtiſch ſich ausdrückt, ihr Zuſammenleben nicht mehr „behaglich“ war [23]). Geſetzliche

Eheſcheidungen machten ſich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris und die von Perikles Geſchiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm ſofort wieder einen anderen Mann oder wurde vielmehr, genauer geſprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zuſtimmung“ einem anderen übergeben, während Perikles ſeinerſeits „die Aspaſia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zugethan war“ 21). Und um dieſe Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt **Plutarch** hinzu, der große Staatsmann ſei nie nach der Agora (d. h. an ſeine Geſchäfte) gegangen und niemals von dort nach Hauſe gekommen, ohne der Aspaſia zum Abſchied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erſte Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspaſia; aber eben ſo wenig kann es einem Zweifel unterſtellt werden, daß einem Perikles eine ſo innige und dauernde Leidenſchaft einflößen kein gewöhnliches Weib ſein hieß.

6.

Woher nun und wer war dieſe Aspaſia, deren Name wohl als der berühmteſte Frauenname uns aus der antiken Welt überliefert iſt? Sie war aus Milet und ſie war eine Hetäre [25]. Schon der Umſtand, daß ſie eine Mileſierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinaſiatiſch-joniſche Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochſchule der Ausſchweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wellüſte par excellence, dem Ober-Gymnaſium der Buhlkunſt, der Heimat tribadiſcher Gräuel, dem Lieblingsſchauplatz auch einer laſciven Novelliſtik [26]), war die ſchöne „Willkommene", „Begrüßte", „Umarmte", „Geküßte", „Liebe" oder „Geliebte" — das Alles bedeutet der Name Aspaſia — geboren und aufgewachſen. Die ſchöne Willkommene, denn daß ſie ſchön geweſen, muß als ſelbſtverſtändlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen iſt.

Als ihr Vater wird ein gewiſſer Achioros genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künſten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock“ heißen müßte, falls die Jonierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittelſt ihrer Reize und Gunſterweiſungen unter den kleinaſiatiſchen Griechen Propaganda für den Perſerkönig. Auch als Philoſophin wird ſie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspaſia. Wenigſtens in der Philoſophie des Heiratens ſcheint ſie ſehr beſchlagen geweſen zu ſein: denn ſie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's well that ends well“ — den König Antiochos von Theſſalien 27). Vom hetäriſchen Standpunkt angeſehen, war demnach dieſe Lehrmeiſterin ſicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat den genoſſenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umſtänden Aspaſia nach Athen gekommen, hierüber iſt Genaueres nicht bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es iſt nicht abzuſehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen ſein ſollte, während man doch anderwärts ſein Zeugniß gelten läßt — hielt Aspaſia in der Veilchenſtadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenſchule, was ſelbſt der genannte griechiſche Zeuge ein „nicht gerade anſtändiges und würdiges Gewerbe" zu nennen ſich gedrungen fühlt 28). Trotzdem verkehrten die feinſten Gentlemen Athens, die angeſehenſten Philoſophen, die erlauchteſten Künſtler, die einflußreichſten Staatsmänner viel und gern im Hauſe Aspaſia's. So Sokrates, ſo Perikles. Jener hat ſich geradezu als einen Schüler der ſchönen und genialiſchen Frau bekannt in der Kunſt, zu lieben, und in der Kunſt, zu reden. Sie ſcheint im Kreiſe ihrer Freunde förmliche Muſterreden gehalten zu haben. Wenigſtens läßt, wie bekannt, Platon in einem ſeiner Dialoge den Sokrates ſagen, er habe die Aspaſia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derſelben Stelle bemerkt „der Menſchen Weiſeſter", man „dürfe ſich nicht wundern, wenn er in der

Redekunſt Etwas zu leiſten ſich getraue, da er ja in dieſer Kunſt den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genoſſen; welche viele ausgezeichnete Redner gebildet habe und unter dieſen den ausgezeichnetſten, den Perikles" 29). Allerdings wird dies in ſcherzhaftem Ton geſagt; aber es iſt ganz jener „ſokratiſche" Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernſteſte ironiſch anzuhauchen.

Aspaſia's Gebaren und Geſpräch muß von unwiderſtehlicher Anmuth geweſen ſein und nicht nur auf die Männer, ſondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziöſen Emanzipirten in die Geſellſchaft derſelben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, ſo darf daraus mit Sicherheit geſchloſſen werden, daß die guten Athenerinnen in dieſer Geſellſchaft ſich behagt haben müſſen, weil ſie ſich ſonſt gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen laſſen; denn:

„Von Allem das Unbezwinglichſte iſt ein Weib —"

hat Euripides geſagt, des Geſchlechtes genauer

Kenner, und Grazienſchweinigel Ariſtophanes bezeugt uns ſchon durch den einen Vers:

„Sie trillen noch die Männer, gerade wie allzeit —“

daß ſeine Landsmänninnen es trotz Alledem nicht übel verſtanden haben müſſen, ihre Eheherren unter dem Pantoffel, will ſagen unter der Sandale zu halten.

Faſſen wir den Inhalt der leider ſehr dünnen und dürftigen Nachrichten zuſammen, welche über Aspaſia aus dem Alterthum uns überkommen ſind und für authentiſch gelten dürfen, ſo ergibt ſich als Summe, daß in der glänzendſten Kulturperiode Athens die Symposien im Hauſe dieſer Frau die ſchönſte Geſelligkeitsblüthe des Griechenthums dargeſtellt haben. An dieſer Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, ſondern dreiſchenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mneſikles. Hier geſellte ſich der attiſchen Philoſophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäſte, ihre Stirnen mit Veilchen, Myrten und Roſen bekränzt, aus heiteren Geſprächen über Dichter- und

Künſtlerwerke zur Betrachtung der ernſteſten Staatsſachen übergegangen ſein und dann in patriotiſchem Aufſchwunge wohl nicht ſelten zu den Klängen der Phormigx das heroiſche Skolion des Kalliſtratos: —

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtſchwert
Gleich Harmodios und Ariſtogeiton“ —

angeſtimmt haben. Hier hat wohl der junge Alkibiades, ein Bakchos an Jugendſchöne, die mit funkelndem Chier gefüllte Kylix erhebend dem gegenüberliegenden Sohn des Sophroniskos ſchalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen: —

„O ſüße Macht, die ſteigt aus dem Becher herauf!“

und hier flügelten die „Pädisken“ Aſpaſia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydiſchen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor: —

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Liſtkundige, dich beſchwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angſt und Trauer,
Hehre, das Herz mir!“

7.

Aber, wie das immer und überall menſchliches Loos, das Daſein kehrte nicht allein ſeine helle, ſondern auch und noch häufiger ſeine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attiſchen Staatsbau's die geliebte Mileſierin als ſeine Hausgenoſſin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten ſchon die Alten dieſes Verhältniß [30]). Da jedoch zwiſchen dem attiſchen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspaſia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht ſtatthaben konnte, ſo ließ ſich — in unſerer Weiſe zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geiſt ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspaſia lebte alſo in ſeinem Hauſe nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue“, ſondern als thatſächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, ſie verſtand und pflegte ſeinen Genius, ſie wußte ſeine Entwürfe zu werthen und theilte ſeine Sorgen, ſie war ſeine Zuflucht und ſein Troſt und es iſt wohl anzunehmen, das Zuſammenleben dieſes kongenialen Menſchenpaares habe den höchſten Höhepunkt des Verhältniſſes von Mann und Weib dargeſtellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht.

Der Ruf der Mileſierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen ſeltenſter nachgerühmt wurde: politiſcher Sinn und Verſtand — flog weit in die Welt und fand ſelbſt im Palaſt des Großkönigs zu Suſa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros, aus Achtung vor der Geliebten des attiſchen Staatslenkers, ſeiner Favoritodaliske den Namen Aspaſia beilegte, war die Eigenthümerin dieſes Namens daheim in Athen ein Gegenſtand, an welchem die attiſche Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügelloſigkeit ihrer Spottſucht und Läſterwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß ſchoſſen ihre giftigſten Pfeile auf Aspaſia, wohl wiſſend, daß ſie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Geziefer und Gewürme, welches ſeine Bahn beſudelte und ſeine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, ſchmerzende Wunden beibrachten. Weil ſeine Feinde ihm den

Spottnamen Zeus und Herakles gaben, ward die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei ſolchen Anſpielungen. Schalt doch der Luſtſpieldichter Kratinos von der Bühne herab Aſpaſia „die geilbrünſtige Metze mit dem Hundeblick“ [31]) — vielleicht dem Perikles ins Angeſicht, ob welcher ſuperlativiſchen Oppoſitionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zuſammenregierten Menſchen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge ſtehen oder wenigſtens von Rechtswegen zu Berge ſtehen ſollten.

Die Heftigkeit des Haſſes, welchen Aſpaſia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie ſehr ſie an Geiſt und Charakter unter ihren Zeitgenoſſen vorragte. Ihre Gegner verſchmähten ſelbſt die tollſten Erfindungen und abgeſchmackteſten Lügen nicht, um ſie beim Volke anzuſchwärzen und verhaßt zu machen. So beſchuldigte man ſie, den ſamiſchen ſowohl als den peloponneſiſchen Krieg angezettelt zu haben. Ariſtophanes, welcher ſich bekanntlich den Anſchein gab, als Kämpe für die „konſervativen Intereſſen“, als Verherrlicher der „guten, alten, frommen“ Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute, alte, fromme Zeit und die konſervativen Intereſſen, wie alles, aber auch gar alles Andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenſtände einer geiſtreichen Eulenſpiegelei und graziöſen Schweinigelei geweſen ſind, — Ariſtophanes hat dem Kitzel nicht widerſtehen mögen, noch in ſeiner Komödie „die Acharner“, welche zuerſt im Jahr 425 v. Chr., alſo vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beſchmutzen, indem er nach deſſen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

> „So ſtahlen junge Kerle, die zu ſtark
> Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
> Aus Megara; in brünſtigem Knoblauchſchmerz
> Entführten drauf die Megarer zwei H— etären
> Aspaſia's. So brach das Kriegsgewitter
> In Hellas los, um dreier Metzen willen.
> Denn zornvoll ſchmiß Olympier Perikles
> Mit Blitz und Donner Hellas durcheinander“ 33).

Der Ernſt des Thukydides hat es ſelbſtverſtändlich verſchmäht, da, wo er von den Urſachen des unſeligen peloponneſiſchen Krieges redet, von dieſer ariſtophaniſch-poetiſchen Licenz, von dieſem feindſeligen Klatſch auch nur als von Klatſch Notiz zu nehmen. Nicht weniger ſelbſtverſtändlich iſt jedoch, daß ein in dem angegebenen Styl beharrlich betriebenes Klatſchen, Verläſtern und Verleumden dem Lenker des attiſchen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch ſein Anſehen bei ſeinen Mitbürgern — und darin beſtand ſeine Macht — zeitweilig bedrohlichſt untergraben wurde. Daß dieſes geſchah und geſchehen konnte, iſt ganz in der Ordnung geweſen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und die Menſchheit betrogen ſein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, ſchritten ſie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweiſe der Niedertracht. Man wollte ihn zunächſt in ſeinen Freunden, dann in ſeiner Frau treffen, um den hiedurch Geſchwächten ſchließlich leichter fällen zu können. Der erſte Stoß richtete ſich gegen den

Kunſtheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürſten, hätten auf den Händen tragen müſſen. Beſchuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterſchlagen zu haben, erwies er augenfälligſt die freche Nichtigkeit der Beſchuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginn der menſchlichen Dummheit an, der menſchlichen Bosheit ſtets die wirkſamſten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derſelben Pheidias'ſchen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Haſſes zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen ſchien. „Tempelſchändung! Gottesläſterung! Religionsgefahr!“ Der herrliche Künſtler ward ins Gefängniß geworfen und ſtarb, bevor der Prozeß zu Ende, am Herzeleid. Dieſer Ring war alſo aus der Kette perikleiſchen Daſeins glücklich geſprengt. Man verſuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein ſchlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens den Religionsgefahrwirbel vortrefflich zu trommeln verſtand, ſetzte in der Volksverſammlung den Beſchluß durch, daß von der Staatsreligion abweichende Meinungen als „Staatsverbrechen" verfolgt werden ſollten. Man ſieht, die Pfaffen waren, ſind und werden ſein allzeit und überall dieſelben; ſowie, daß es nur ein von überſtiegenen Philhellenen verbreiteter und aufrecht erhaltener Irrthum, die Inquiſition ſei eine ſpecifiſch chriſtliche Erfindung. Die Griechen und insbeſondere die Athener bethätigten ihren religiöſen Eifer ſehr gerne mittelſt Ketzerprozeduren. Die Erfindung, die Ketzer „ad majorem dei gloriam" lebendig zu verbrennen, blieb jedoch den Prieſtern der „Religion der Liebe" vorbehalten . . . Auf Grund des erwähnten, vom ſouverainen Unverſtand bewilligten Ketzergeſetzes wurden zunächſt zwei der vertrauteſten Freunde des großen Staatsmanns, der Muſiker Damon und der Philoſoph Anaxagoras, als „Atheiſten" verklagt. Der Erſtere kam mit Verbannung davon; aber dem greiſen Denker vermochte Perikles nur mit äußerſter Anſtrengung das Leben zu retten, ohne demſelben das Exil erſparen zu können.

Nach dieſen Vorübungen ging die Partei, für welche perikleiſche Genialität und Hoheit ein Aergerniß und Hinderniß war — eine aus verſtockten Junkern, giftigen Pfaffen und übelriechenden Maulruhrdemokraten beſtehende Partei — keck daran, den verhaßten Mann ins Herz zu treffen. Ein obſkurer Komödienſchreiber, Hermippos, belangte, ſekundirt von dem ſchon genannten Diopeithes, die Aspaſia vor dem Geſchworenengericht und zwar lautete die Anklage auf Ketzerei („Aſebeia“) und auf Verkuppelung ehrbarer Frauen an den Perikles [33]. Der letztere Anklagepunkt war ſehr ſchlau aus den geſelligen Zuſammenkünften herauskalkulirt, welche im perikleiſchen Hauſe ſtattfanden, wobei Aspaſia die Honneurs machte und woran, wie wir ſahen, dem attiſchen Brauch entgegen auch nichthetäriſche Frauen theilnahmen. Die Mileſierin oder vielmehr Perikles hatte einen harten Stand. Er, der Schöpfer von Athens Größe, Macht und Pracht, er, der von einem ebenſo ſtarken als gerechten Selbſtgefühl getragen war, mußte ſich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geſchworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu beſtürmen, um einen auf Freiſprechung lautenden Wahrſpruch zu erlangen. Wie muß er alſo dieſes Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu ſeinen Füßen vor und ließ dieſelbe ſpringen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbeſtechlichen“ genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der maſſenhaft durch ſeine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies dieſe Frechheit ſiegreich zurück; aber alle dieſe gegen ihn gebohrten und geſprengten Minen hatten ſeine Stellung doch ſo erſchüttert, daß er gewiß nicht ungern ſah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attiſche Staatsſchiff raſch und immer raſcher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zuſtände eintreten, welche die Athener erkennen laſſen müßten, was ſie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen ſein, durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einſtweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeſchreckt werden könnten. Dieſe Hoffnung täuſchte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge ſpäter ſeinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolgloſen Angriffe Raum gab, ſo wurde er doch von ſeinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigſte Mann" anerkannt 14).

Bald jedoch trat den in die ſechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges nur um zwei Jahre und ſechs Monate überlebte. Seine letzten Tage ſind ſehr trübe und kummervoll geweſen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Peſt aus, die mit zu den furchtbarſten Erſcheinungen in der Krankheitsgeſchichte des Menſchengeſchlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem ſie zuvörderſt ſeinen älteſten Sohn, dann ſeine Schweſter wegraffte, der er, wie es ſcheint, ſehr zugethan geweſen. Auch liebſte und anhänglichſte Freunde ſtarben um ihn her. Noch trug er aufrechten

Hauptes die ſchwere Laſt der Zeit, als Staatsmann und Strateg die Hand feſt am Steuerruder. Da raffte die Seuche ihm auch ſeinen inniggeliebten Sohn Paralos weg und dieſer Schlag drang ihm ins innerſte Mark. Als er, der, wie Plutarch bezeugt, die edle Faſſung eines hohen Geiſtes und die ſtille Würde einer großen Seele niemals verlor, dem todten Paralos den Kranz von Cypreſſenzweigen um die bleichen Schläfen legte, da iſt dem unglücklichen Vater das Herz in der Bruſt gequollen und ein Strom von Thränen entſtürzte ſeinen Augen. Kurz darauf hat er ſich ſelbſt zum Sterben hingelegt (429). Freunden, welche ihn beſuchen kamen, wies er mit wehmüthig-ironiſchem Lächeln ein Zauberamulet, welches wohlmeinende Frauen aus ſeiner Verwandtſchaft ihm umgehangen hätten. So ſei er herabgekommen, er, der frei, klar und hoch Denkende. Als aber, während er zu ſchlummern ſchien, die Freunde ſeine glänzenden Verdienſte und Erfolge prieſen, ſagte er plötzlich: „Ihr rühmt mir Dinge nach, die Anderen auch gelungen ſind und an welchen das Glück einen großen Antheil hat. Aber von dem Größten und Schönſten, was ich gethan, ſagt ihr Nichts. Es iſt dieſes: — niemals mußte durch meine Schuld ein Athener Trauer tragen.“

Alſo ſtarb er, edelſtes Selbſtlob auf den Lippen, und als er todt, da merkten alsbald ſeine Mitbürger, was ſie an ihm gehabt und verloren..... Eines ſolchen Mannes, eines in ſeiner Art geradezu einzigen Mannes Wittwe — denn das war Aspaſia im Sinne des Hingegangenen — hätte es wohl geziemt, durch Treue das Andenken des großen Todten zu ehren, und es iſt nach unſerem Gefühle der häßlichſte Makel an der Geſtalt der Mileſierin, daß ſie nach dem Tode des größten Atheners mit dem Schafhändler Lyſikles gelebt hat 35). Zwar wird uns geſagt, ſie habe dieſen Mann zu einem bedeutendſten herangebildet; aber ein Perikles und ein Schafhändler — welcher Kontraſt! Möglich freilich, daß Aspaſia arm war, und gewiß, daß nach griechiſcher Anſchauung die Lebenden nicht dem Tode, ſondern dem Leben angehörten.

1) . . . *εἰπόντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ κάλλος τῆς γυναικός.* Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel iſt ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

2) Aristophanes, Thesmophor. 48.

3) *Οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.* Antigone, 523.

4) . . . *ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν, μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι.* Plutarchos, Alcib. 22.

5) Euripides, Androm. 220.

6) Odyss. I, 356.

7) *Οὐ μὲν γάρ τι γυναικὸς ἀνὴρ ληΐζετ᾽ ἄμεινον*
Τῆς ἀγαθῆς. Hesiod. Erga, 647.
Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου.
Menandri fragmenta.
Εἰ κακόν ἐσμεν, τί γαμεῖθ᾽ ἡμᾶς, εἴπερ ἀληθῶς
κακόν ἐσμεν. Thesmophor. 789.

8) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

9) Platon, Leges. c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII, 14.

10) Plutarch, Pericl. 28.

11) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

12) Athenaeus, *Δειπνοσοφ.* l. XIII, p. 569, d. . . . „*πρῶτος Σόλων διὰ τὴν τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος.*“

13) *Δημοτικὸν πρᾶγμα καὶ σωτήριον.* Philemonis

fragm. im Anhange zur Didot'ſchen Ausgabe des Ariſtophanes (1838), S. 107.

14) So überſetze ich „*Ἀφροδίτη Πάνδημος*“ und „*Ἀφροδίτη Ἑταίρα*“.

15) Herodot, I, 199: — „*Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ.*“ Herodot nennt das freilich einen häßlichſten Brauch („*αἴσχιστος τῶν νόμων*“), was beweiſ't, daß der „Vater der Geſchichte“, wie ein Romantiker ſagen würde, ſchon nicht mehr Naivetät genug beſaß, den urſprünglichen „tiefreligiöſen“ Sinn dieſer babyloniſchen Muckerei zu verſtehen. Vgl. über dem wollüſtigen Aſchera-Kybele-Dienſt auch Justinus, histor. XVIII, 5.

16) Ausführlich handeln vom Hetärenweſen Becker („Charikles“, 2. von K. F. Hermann beſorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Szene, II, 51 fg.) und **Jakobs** („Von den Hetären“, Verm. Schriften, III, 309 fg.).

17) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, *Περιήγησις*, X, 27, 5.

18) Plutarch, Alcib. 39.

19) Herodot, II, 134—35 („*κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη*“). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

20) Thucydides, I, 139: — „*Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος.*“

21) Plutarch, Pericl. 3.

22) „*Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ.*“ Thucyd. II, 65.

23) „*Τῆς συμβιώσεως οὐκ οὔσης αὐτοῖς ἀρεστῆς.*“ Plutarch, Pericles, 24. Dieſes Kapitel der plutarchiſchen Biographie iſt die Hauptquelle unſeres Wiſſens von den häus-

lichen Verhältniſſen des Perikles und von ſeinem Verhältniß zur Aspaſia. Ich brauche nicht zu ſagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, ſo es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieſes Thema zu ſprechen.

24) Ibid. *„Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἔστερξε διαφερόντως."*

25) Wie Raumer („Vorleſungen über die alte Geſchichte", 3. A. II, 487) den beſtimmten Zeugniſſen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war Nichts weniger als eine Hetäre" — iſt rein unbegreiflich.

26) „Fabulae Milesiae."

27) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

28) Plut. l. c. *„οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν."*

29) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

30) *„Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν."* Plut. l. c.

31) . . . *„Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα."* Ibid.

32) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

33) *„Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασίαν δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Περικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο."* Plutarch, Pericl. 32.

34) . . . *„ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι."* Thucyd. II. 65.

35) Plutarch, l. c. 24.

Meſſalina.

1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der chriſtlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäſaren eine jener Palaſtrevolutionen vor ſich, wie ſie zum Weſen des Deſpotismus ſtets gehört haben und ſtets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derſelben und bezeichnen in den Annalen der Knechtſchaft mit rothen Mordſtrichen die Stellen, wo ein Scheuſal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüſteren Platz zu machen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal ſo weit gekommen iſt, wie weit es nach den entſittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiſerlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemeſis darauf ſich beſchränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer niederträchtig gewordenen Menſchheit fühlbar zu machen, daß —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld ſei“ [1].

Oktavianus hatte ſich glücklich zum Imperator, Autokrator und Auguſtus emporgeheuchelt und emporgemordet. Er müßte der Louis Philipp des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an ſich hätte, welcher dem Prinzen, der ſeinen bürgerlichen Regenſchirm in ein königliches Szepter umzulügen verſtand, ehrenvoller Weiſe abging: — den Zug froſtig-erbarmungsloſer Grauſamkeit. Auguſtus verkaiſerlichte Rom, indem er den „Principe“ des florentiniſchen Staatsſchreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederſchreibung des Buches meiſterlich in Szene ſetzte. In der Hauptſache ließ er ſeinen Nachfolgern Wenig oder Nichts zu thun übrig. Die Canailleſirung des römiſchen Volkes war vollendet, die Verwandlung des römiſchen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des auguſtiſchen Zeitalters ſpiegelt die entſetzliche Raſchheit des Verfalls deutlich wider. Virgil, Horaz und Ovid waren Zeitgenoſſen und doch welch' ein Abſturz vom Erſten bis zum Dritten! Die Seele von Virgils Poeſie iſt noch die Idee der ewigen Roma geweſen. Der Gedanke der römiſchen Weltmacht bildete bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsſchlag ſeiner Muſe am begeiſtertſten ſich hob, hat ſie dieſen Gedanken als des Dichters höchſten Wunſch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du ſei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!“ 2).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das ſkeptiſche Evangelium: „Nil admirari!“ gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend ſeiner Zeit ſich hinwegzuheben; aber man ſieht ihm doch deutlich genug an, daß er ſich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in ſeiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchbodenfaß vor der Naſe des Auguſtus herumzuſchwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römiſche Staatsidee, in ſeinen Augen noch groß und voll über dem Sumpfe des Cäſarismus ſchwebend, ließ ihn beten: —

„Sonnengott, o könnteſt Du Größ'res niemals
Schauen als Roma!“ [3])

Dagegen ſtellt ſich in und bei Ovid der Römer der anhebenden Kaiſerzeit ſchon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch ſeinen Privatneigungen und Privatlaſtern lebte. Da iſt alles Große und Hohe vergeſſen und verſchollen oder höchſtens gelegentlich und flüchtig als dichteriſche Zierath verwendet. Der hochbegabte Poet plätſchert mit unſäglichem Behagen — dem Rauſche folgte freilich bekanntlich ſpäter der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politiſchen und ſittlichen Fäulniß ſeiner Zeit umher. Kein Wunder alſo, daß ſelbſt ſeine anmuthigſte Elegie nur die lüſterne Ausmalung einer frechen Situation iſt [4]) und daß der zügelloſe Präceptor der „Liebeskunſt“, im ſchreiend-charakteriſtiſchen Gegenſatze zu Virgil und ſelbſt zu Horaz, keinen höheren Wunſch kannte als den, mitten im wildeſten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [5]).

Der Grundſtock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendſte Charakterzug im römiſchen Weſen iſt jener brutale Egoismus geweſen, wie er mit ſolcher bronzeſtirnigen Frechheit ſeither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim engliſchen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird überall die gleiche gränzenlos ſelbſtſüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derſelben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in ſeinem innerſten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechiſche Bildung ſtets nur ein Aeußerliches ſein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität ſeines Machtgefühls, hochmüthig, wie nur die Unwiſſenheit es zu ſein vermag, und unverſchämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, ſchöne, feingebildete, kunſtfertige und graziöſe Gräcia wie eine Sklavin oder höchſtens wie eine Maitreſſe, deren Liebkoſungen ſo ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte ſich: ſie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgeſetzt ſein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es ſich civiliſirte, zugleich auch ſich demoraliſirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, ſondern nur ein Lotter- und Laſterbett. Daher die wunderſame oder vielmehr widerliche Erſcheinung, daß die Weltbeherrſcherin Roma bei ſich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäſariſchen Herren nach Luſt und Laune herumſtampften. Sie mußten verrückt werden, dieſe Cäſaren. Es war dies ſo zu ſagen eine logiſche Folge der Prämiſſe, daß das den Erdkreis beherrſchende Volk, aller formalen Standes- und Klaſſenunterſchiede ungeachtet in eine charakter- und willenloſe Breimaſſe zuſammengerührt, mit ſklaviſcher Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelch der Allmacht berauſcht, den Cynismus der Menſchenverachtung zu einer Art von Kunſtwerk geſtalteten, wie Tiberius, oder in förmliche Raſerei ausbarſten, wie Caligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödſinns die ihnen erwieſene Vergötterung ſich gefallen ließen, wie Claudius.

Wer von den goldſtarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiſerliche Roma hinab- und hinausſah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus beſaß — durch allen den koloſſalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtſtadt das erblicken, was ſie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreiſes her alles „Gräuelhafte und Schandbare“ zuſammenfloß 6). Hier, auf dieſem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Induſtrie ſandten, in dieſem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau geſtellt waren, in dieſem Millionendurcheinander, welches aus den Geſtalten, Farben, Trachten, Kulten und Laſtern aller Völker zuſammengeſetzt war, in dieſem Prachtwald von Tempeln und Paläſten, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Koſten einer unterjochten und ausgeſogenen Welt gemäſtet, ſein

Daſein wie ein unendlich tobendes Bacchanal, wie eine aus der Wolluſt in die Grauſamkeit und aus dieſer in jene hinüberſpringende Rieſenorgie, deren giganteske, mit ungeheuerlicher Verſchwendung von Geld, ſowie von Menſchen- und Thierleben in Szene geſetzte Prunkakte die Spiele des toſenden Circus und der blutdampfenden Arena geweſen ſind.

Nichts Göttliches oder Menſchliches, was in dieſem prächtigen Lupanar, wo die Beſtie im Menſchen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geſchändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da ſah man Kaiſer, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiſerinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutſchande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenſchmuck im Werthe von Millionen behangen; dort gab ein hiſtrioniſcher Schürzenſtipendiat verbuhlter Prinzeſſinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gaſtmahl, wobei die Zubereitung einer einzigen der aufgetragenen Schüſſeln 6000 Louisd'or gekoſtet hatte, weil ſie ein Fricaſſée von lauter ſeltnen, koſtſpielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monſtröſe, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine raſende Verſchwendung das Bizarrſte, Barockſte, Groteskeſte ausſinnend, die tollgewordene Luſt- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche ſich hinaufſchwindelnd.. Während hier im Amphitheater Tauſende und wieder Tauſende von Gladiatoren zur Ergötzung des patriziſchen und plebeiiſchen Pöbels kunſtmäßig ſich abſchlachteten oder Tauſende und wieder Tauſende von mit ungeheuren Koſten aus den fernſten Wildniſſen herbeigeholten Beſtien naturwüchſig ſich würgten, ringelten ſich dort im Kaiſerpalaſt, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Roſen der Luſt die Vipern des Giftmordes. Die cäſariſche Familie ein Knäuel von Scheußlichem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grauſenhaft ſich verſchlangen. Die Blaſirtheit der Cäſaren verfiel auf das Abſurdeſte, wie auf das Gräßlichſte. Jenen kitzelte es, in Eſſig aufgelöſte Perlen zu verſchlingen; dieſen, Hirſche, Eber, Löwen und Tiger zum Reiten und Fahren, Elephanten, Rhinozeroſſe und

Krokodile zum Tanzen abrichten zu laſſen; einen dritten, ſeinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als ſolche verbrauchten Menſchen; einen vierten, Paſteten backen zu laſſen, deren Füllſel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen beſtand. In den Theatern deklamirte, geſtikulirte, ſang und ſprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, ſondern auch der Frauen — eine Schamloſigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorſtellung machen können. Durch namenloſe Frevel zuſammengeraffte Reichthümer wurden mittelſt der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ Einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein Anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieſer begoß ſeine Obſtbäume mit Wein, Jener ließ ſeine Schafheerden mit Purpurfarbe anſtreichen. Den einen Feinſchmecker lüſtete es nach Muränen, welche mit Menſchenfleiſch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer ſolchen Geſellſchaft, deren ganzes Dichten und Trachten, Thun und Treiben an die wüſten Gebilde eines Opiumrauſches gemahnt, in dieſem kaiſerlich-römiſchen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders ſein als ſie waren. Die Römerinnen hatten ſich, wie Jedermann weiß, überhaupt niemals in einem ſolchen Zuſtand unwürdiger Unmündigkeit befunden, wie die Griechinnen, oder ſie hatten ſich wenigſtens ſchon frühzeitig von demſelben zu emanzipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömiſche Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle ſeine Angehörigen die unumſchränkteſte Gewalt zugeſtanden, ſogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömiſche Familienhaftigkeit ſelber, ſo war auch dieſes Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obſolet geworden. Das kaiſerliche Rom vollends war ſo recht das Paradies der emanzipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- und Zügelloſigkeit irgend Etwas gemein hat. Ganz weſentlich hatte hiezu die Veränderung beigetragen, welche hinſichtlich der Faſſung und Führung des ehelichen Verhältniſſes vor ſich gegangen. An der Stelle der ſtrengeren Formen der römiſchen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienſtſchaft des Gatten“ überging 7), war mehr und mehr eine freiere getreten 8), welche die höchſt wichtige Beſtimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zuſtehen ſollte, und außerdem der Eheſcheidung allen möglichen Vorſchub leiſtete. Dieſe Form der Ehe, ſehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinariſcher Launen, war zur Kaiſerzeit gäng und gäbe. Sie emanzipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die alſo rechtlich Emanzipirten geſellig ſich zur denkbar möglichſten Skalahöhe der Emanzipation hinaufſchamloſeten.

Um den Gegenſatz in der Sittengeſchichte der römiſchen Frauenwelt früherer und ſpäterer Zeit in ſeiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Cornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Meſſalina gegenüberzuſtellen. Indeſſen reichen die

Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es iſt kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus ſeiner entſittlichenden Wirkung auf das weibliche Geſchlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müſſen eine laſcive Malerei und Skulptur, ſowie die geilen Schauſtellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römiſchen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarſten Juvenal, deſſen Satirik allerdings ein Hohlſpiegel iſt, aber im Ganzen und Großen doch ſicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Weſen hohlſpiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege ſtand die Saat raffinirter Geſchlechtsſünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüſtlinge des Zeitalters der Petites Maiſons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und ſein Compagnon Caſanova, Etwas darein ſetzten, Nonnen zu verführen, ſo gingen die der römiſchen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Veſtalinnen aus. Solches erzählt z. B. Salluſt von dem ſchon im erſten Jünglingsalter grundlüderlichen Catilina. Die Geſchichte der Verſchwörung dieſes aus dem Griechiſchen ins Römiſche überſetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erſchreckende Verlotterung des römiſchen Frauenthums. Schon Salluſt klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuſchheit feilböten,“ und ſein jüngerer Zeitgenoſſe Horaz, der doch wahrlich Nichts weniger als ein moraliſcher Eiferer geweſen iſt, hat in ſeiner ſchönen Ode „An die Römer“ alſo ſich ausgelaſſen: —

„Noch unreif lernt die Jungfrau joniſche,
Schamloſe Tänze; wird in der Buhlerkunſt
Früh ausgebildet; ſinnt, kaum mannbar,
Schon auf die ſträflichſten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheſchänder und wählt nicht erſt,
Mit wem ſie ſonder Licht und Zeugen
Raſch die verbotene Wolluſt treibe.
Wohl auch mit Wiſſen und Willen des Gemahls
Steht ſie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der ſpaniſche Pilot, ein beſſ'rer
Zahler der Schande, ſie zu ſich fordert“ *).

Wieder ein jüngerer Zeitgenoſſe, Properz, hat, obgleich ein feurigſter Sänger der Liebe, in dieſen ſtrengen Tadel der Zuchtloſigkeit ſeiner zeitgenöſſiſchen Landsmänninnen eingeſtimmt. Hier in Rom, ſagt er —

„Hier iſt ganz treulos das Geſchlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keuſch“ 10).

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naſo findet nämlich die Lüderlichkeit der römiſchen Damen allerliebſt und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keuſch iſt nur die, deren noch Keiner begehrte; und wenn ſie nicht zu linkiſch, würde ſie ſich wohl ſelbſt antragen.“ Welche moraliſche Peſt mußte da graſſiren, wo ein beliebteſter Poet lachend ſagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menſchen gereicht der Ehebruch ſeiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäueriſchen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton unter Leuten von Welt“ 11)...

So die Zeit, in welcher das nachſtehende Stück römiſcher Kaiſergeſchichte ſpielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta“ erwuchs.

2.

Cajus Cäſar Caligula hatte, auf dem Kaiſerthron aus einem wüſten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchloſe gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantaſie zu erſinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wüthrichs hatte die Niederträchtigkeit ſeiner Unterthanen ſo ſehr entſprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaiſers: „O hätte doch das römiſche Volk nur *einen* Hals!" nicht ſo ganz unverzeihlich erſcheinen muß.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, ſaß er — ein hochgewachſener Mann, dünnſchenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und ſtarkbärtig, mit unter der breiten und düſteren Stirn tiefeingeſunkenen und unheimlich glühenden Augen 12) — in der kaiſerlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Auguſtus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorſtellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob ſich der Kaiſer, um ſich durch einen unterirdiſchen Korridor zum Frühſtück nach dem Palaſt zu begeben. Sein Oheim Claudius und ſein Schwager Vinicius ſchritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsoffizieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgang ſich um den Kaiſer drängte, ſcheinbar dienſteifrig, um den Zudrang des Publikums abzuhalten. Caligula blieb ſtehen, um eine Truppe von Knaben zu muſtern, welche man im europäiſchen und kleinaſiatiſchen Griechenland gepreßt und nach Rom geſchleppt hatte, damit ſie daſelbſt einen auf den Kaiſer gedichteten Lobgeſang abſängen. Während er mit den Knaben ſprach, warfen die ihm zunächſt Stehenden, der erſte Kammerherr Calliſtus und die Gardeoberſten Caſſius Chärea und Cornelius Sabinus einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiſer weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in ſtraff-dienſtlicher Haltung an Caligula heran und erbat ſich die Parole des Tages. „Jupiter!“ gab der Kaiſer zur Antwort, worauf Chärea raſch: „Nimm das von ihm!“ dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem

Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!“ ſchrieen die Gardeoffiziere, tumultuariſch auf den zu Boden Geſtürzten ſich werfend und demſelben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu ſpät eilten die Soldaten von der germaniſchen Garde Caligula's zu ſeiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es iſt ja eine traurigſte Thatſache, daß Michel Nebelheimer überall mitdabeiſein mußte und muß, wo es ein Fechten für Deſpoten gab und gibt. Um aber die Ermordung Caligula's möglichſt im caligulaiſchen Style zu Ende zu bringen, ſchlachteten die Verſchworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Gardehauptmann erſtach die Kaiſerin Cäſonia, ein anderer zerſchmetterte der kleinen Prinzeſſin den Kopf an der Mauer 13).

Die Nachricht vom Tode des Scheuſals gab das Signal zu einer kläglichen Poſſe. Zu einer Poſſe, welche deutlich macht, wie ſehr das koloſſale Fratzenbild der cäſariſchen Roma zur Vollendung noch dieſes Zuges bedurfte, daß des Auguſtus diaboliſch-höhniſche Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikaniſchen Staatseinrichtungen hatte fortbeſtehen laſſen und auf ſeine Nachfolger vererbte. Die „Conſuln“ beriefen den „Senat“ auf das Capitolium und dieſem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit“ und die „Republik“ wieder herzuſtellen, in dieſem Laſterpfuhl von Rom, wo nur noch zwiſchen Säbelherrſchaftsbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl ſein konnte. Etliche Gardeſoldaten machten der Komödie, die übrigens ſelbſtverſtändlich weit mehr eine in Worten, als in Handlungen war, ein Ende. In der Abſicht, die allgemeine Verwirrung zum Plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiſerpalaſt und fanden hier den Prinzen Claudius, den Oheim des ermordeten Kaiſers. In einer nicht ſehr imperatoriſchen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, ſtammelnde Tropf hatte ſich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwiſchen dem Doppelvorhang des

Eingangs verſteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat, Namens Gratus, zog den Zitternden aus ſeinem Verſtecke hervor und erkannte den kaiſerlichen Prinzen.

Der prinzliche Kretin — denn dieſes Wort zieht am richtigſten die Summe ſeiner Perſönlichkeit — fiel dem Gardiſten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar“ aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator“. Dann rief er ſeine Kameraden herbei, welche den alſo von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles“) fabrizirten Kaiſer auf eine Sänfte hoben und denſelben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konſtitutionelle Verſammlungen, wann der der „liberale“ Geiſt über ſie kommt, zu machen pflegen: — Phraſen. Als daher am folgenden Tage die Gardeſoldaten, nachdem ihnen der ſtammelnde Claudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve... ve... verſprochen hatte, den Prinzen förmlich zum „Imperator urbis et orbis" ausriefen, war von Widerſtand überall nicht die Rede und begrüßte die ſklaviſche Menge, zu welcher die „Römiſchen Bürger" zuſammengequirlt waren, den neuen Herrſcher mit jubelndem Zuruf 11).

3.

Er war nicht gerade einer der ſchlimmſten Cäſaren, wohl aber einer der dümmſten, obgleich oder auch weil er, ſo zu ſagen, ein Gelehrter geweſen iſt. Seinen Vater Druſus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Auguſtus geboren, man weiß nicht recht, ob dieſem oder aber ihrem erſten Manne Tiberius Claudius Nero, welchem der Cäſar ſie entriſſen hatte. Deßhalb pfiffen römiſche Spottdroſſeln um dieſes Kindbett der Livia her den griechiſchen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!"

Druſus, deſſen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutſchland, beiratete Antonia, des Markus Antonius und der Oktavia Tochter, alſo eine Nichte des Auguſtus, und dieſe ſeine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den ſchwächlichen, kränklichen Claudius, der von frühauf in ſeiner Familie für einen Simpel galt und als ſolcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu ſagen, er ſei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geſchlagen, nicht fertig genäht,“ und wenn ſie Einen der Simpelhaftigkeit bezüchtigen wollte, bediente ſie ſich des Ausdrucks, er ſei noch dümmer als ihr Sohn Claudius 15)). Mit, wo möglich, noch größerer Verachtung wurde der ſkrophulöſe Junge von ſeiner Großmutter, der Kaiſerin Livia, traktirt, und was ſeinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Auguſtus betraf, ſo machte er den armen Claudius con amore zur Zielſcheibe ſeiner Spottſucht. Es exiſtiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten“, als einen „Tropf“ und „Kretin“ bezeichnet 16)).

Hieraus erhellt, daß die kaiſerliche Würde in der

Perſon des Claudius, welcher, weil ſein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. geſtorben, nach Ermordung ſeines Neffen Caligula der „legitime“ Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräſentirt geweſen iſt. Schon die körperliche Erſcheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beſtändiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten“ war keineswegs imperatoriſch. Sein langer und gedunſener Oberkörper ſaß ſchlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, ſo daß ſein Gehen nur ein garſtiges Wackeln „(foeda vacillatio“). Beim Sprechen ſtammelte und ſtotterte er. Das gichtiſche Zittern ſeines Kopfes, ſeine Triefnaſe und ſein Geifermund machten ihn geradezu abſtoßend. Im Zorne oder ſonſt aufgeregt ſei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze geweſen [17].

An Geiſt ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er ſchriftſtellerte fleißig, in lateiniſcher und mehr noch in griechiſcher Sprache, ſchrieb „tyrrheniſche“ und „karthagiſche Unterſuchungen“ ferner ein Buch über die Brettſpielkunſt, war ſtark in Citaten, vermehrte das römiſche Alphabet um drei von ihm erfundene Buchſtabenzeichen und ließ ſeine „Geſchichtswerke“ öffentlich durch Liktoren vorleſen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe geweſen iſt als für die eines deutſchen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigſttreue Leſung der königlichen Gedichte. Auch im Regieren war er ſtark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgeben ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorſtehende Weinleſe hin die Fäſſer gut zu verpichen“, und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wiſſen, daß gegen Vipernbiß Nichts ſo gut wie Taxusbaumſaft.“ Ebenſo pflichteifrig erwies er ſich in Erfüllung richterlicher Funktionen, und wie er als Prinz der Hänſelveter ſeiner Familie geweſen, ſo trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal ſitzenden Kaiſer die Advokaten ihren Spaß. Ein prozeſſirender Grieche warf ſogar in der Hitze ſeines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiſer das Wort: „Du biſt ein alter Eſel!“ in den Bart und eines andern Tages ein fälſchlich angeklagter römiſcher Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [15].

Als vortretende Züge in dem Charakter des Claudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grauſamkeit, von demſelben Zeugen betont, ganz gut ſich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in ſeiner Gegenwart vollziehen zu laſſen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenſpiel der ſterbenden Gladiatoren zu ſtudiren. Außerdem war er unmäßig im Eſſen und Trinken und maßlos im Wolluſtgenuß 19). Aus ſeiner Feigheit, ſeiner Trunkſucht und ſeiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem ſeine Umgebung den Kaiſer-Simpel führte, ihn, der nach Dio's Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreichs geweſen iſt und doch nur ein Sklave“ 20). Es paradirt in der modernen Geſchichte eine königliche Majeſtät, mit welcher dieſe römiſch-kaiſerliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erſte, der ſtammelnde, geifernde, geile, feige, blödſinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

4.

Man muß geſtehen, daß Claudius ſo, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu ſein. Seine Verlobungs- und Heiratsverſuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erſte Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Auguſtus hin verſtoßen; ſeine zweite, Livia Medullina, ſtarb an dem zur Hochzeit feſtgeſetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er ſich „um unbedeutender Händel willen“ von ihr ſcheiden, nachdem ſie ihm einen Sohn (Druſus) und eine Tochter (Claudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelaſſene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren, mußte er ſich ihrer „ſchmachvollen Ausſchweifungen“ wegen von ihr ſcheiden. Jetzt verſchritt er dazu, in dritter Ehe ſeines Vetters Barbatus Meſſala Tochter zu heiraten, die Valeria Meſſalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den ſchon vorher ſattſam gehörnten Kaiſer der Römer glücklich zum Kaiſer der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Calliſtus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem erſten Geheimſchreiber Narciſſus und dem Hofſchatzmeiſter Pallas beherrſchte Meſſalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß ſchön geweſen ſein, dieſes Weib, ſchön wie die Sünde, lockend wie eine wolluſtſchwere Sommernacht, beſtrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geiſt. Eine verzehrende Sinnlichkeit iſt ihres Lebens Luſt und Qual geweſen. Eine durch und durch dämoniſche Natur, hat ſie ſich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menſchlichkeit lachend hinweggeſchwungen und hat ſich in ihre beiſpielloſe Schamloſigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige aſiatiſche Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Meſſalina zur geſchichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörperung der Unzucht geſchaffen und eine gleich bizarre Laune des Schickſals hatte dieſes Geſchöpf auf einen Weltthron geſetzt. Und wie der Zug kalter Grauſamkeit, ſo durfte auch der Zug dämoniſchen Humors dieſem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, um deſſen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Rußland zu vollenden. In den Abſcheu vor dieſen drei Kaiſerinnen miſcht ſich aber doch unwillkürlich ein leiſes Mitleid, welches uns zuflüſtert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müſſe doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organiſation entlodert ſein.

Phyſiologiſch alſo läßt ſich das Räthſel der Erſcheinung Meſſalina's zur Noth erklären. Zu einer pſychologiſchen Löſung deſſelben fehlt uns leider ein Schlüſſel, wie uns für ihre Perſon Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen ſolchen hinterlaſſen hat. Ohne Zweifel würde Meiſter Tacitus im 9. oder 10. Buch ſeiner Annalen das Werden und Wachſen Meſſalina's unſerer Vorſtellung anſchaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich ſind dieſe Bücher ſammt den zwei vorhergehenden verloren. Für dieſen Verluſt bieten weder der fleißige, aber geiſtloſe Antiquar Sueton noch der charakterloſe Flachmaler Dio Erſatz, und was den Juvenal anlangt, ſo zeichnet er uns, wie Jedermann weiß, nicht die werdende Meſſalina, ſondern nur das fertige ſatyriaſiſtiſche Laſter.

Daß und wie ſie das werden konnte, iſt freilich bei Alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Claudius mußte ſich in der Frau des Claudius die Anlage des Dämoniſch-Böſen raſch und gewaltig entwickeln. Ein junges ſchönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, ſehr vernachläſſigter Erziehung, ohne eine Spur von ſittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt“ verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß ſie den Taumelkelch, nachdem ſie ihn einmal an die Lippen gebracht, bis auf den Grund zu leeren dürſtete? Sie ſah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und ſie zögerte nicht, ſich wie eine Tigerkatze auf dieſelbe zu ſtürzen, um die tollſten Eingebungen einer ſicherlich ſchon frühzeitig und vollſtändig vergifteten Phantaſie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wolluſt und Grauſamkeit erſcheinen in Meſſalina ſo recht zu ſiameſiſchen Zwillingsſchweſtern zuſammengewachſen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta“, wie Juvenal ſie ſo unübertrefflich bündig-wahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abſtoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erſt dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgeſogen iſt.

5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbeſondere Meſſalina es war, welche in der ſchwachen Hand des Claudius den kaiſerlichen Mordſtahl lenkte. Die Ausrottung der alten Ariſtokratie Roms, durch Auguſtus grundſätzlich begonnen, durch Tiberius ſyſtematiſch fortgeſetzt, durch Caligula wahnwitzig-blutdürſtig weitergeführt, hatte auch unter Meſſalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge" anderer Bürger ſind unter dieſer Regierung hingeſchlachtet worden 21). Das Motiv der vorragendſten Morde war ſtets die Gier der Kaiſerin nach raſtloſem Wechſel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt iſt, dieſes Wort zur Bezeichnung von ſo Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieſes Weibes wurde tödtlich, ſo oder ſo. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerſtand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunſt befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzeſſin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche der Kaiſerin doppelte Veranlaſſung zum Haſſe gab. Denn die Prinzeſſin näherte ſich in auffallender Weiſe ihrem Oheim Claudius und Meſſalina war nicht gewillt, den Kaiſer-Simpel unter den Einfluß einer ſchönen und als ſehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu laſſen; ſodann begehrte ſie ſelbſt des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Claudius als Ehebrecherin verklagt — insbeſondere des Ehebruchs mit dem philoſophirenden Zweiächſeler Seneka — und der Kaiſer gezwungen, daraufhin erſt den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tötung ſeiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der ſich ihm anbietenden Meſſalina ſich verſagte, ließ ſie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangeſehener Mann, welchen Claudius von der Statthalterſchaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in ſeine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Meſſalina, zur Frau zu geben. Die Kaiſerin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters lüſtern, trug ſich ihm an. Die Linkiſchkeit („rusticitas“), welche wir den Ovid an den wenigen keuſchen Damen ſeiner Zeit verhöhnen hörten, war alſo kein Fehler der Kaiſerin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verſtehen. Sofort verſchwor ſich die rachgierige Mänade mit dem Geheimſchreiber Narciſſus zum

Verderben Silans, welchen Claudius auf eine ganz alberne Vorſpiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der ſchöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mneſter, vormals Luſtknabe Caligula's, jetzt zum Liebhaber Meſſalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältniſſes deutlich erkennend, den ſchamloſen Anträgen der Kaiſerin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile ſo in ihn verſchoſſen, daß ſie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palaſt eingeſperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiſerliche Hahnrei Claudius verwunderte ſich ſelber höchlich über das Nichtauftreten Mneſters, er, welchem man das ſtadtkundige Skandal des Lebenswandels ſeiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam“) Meſſalina's 22). Es muß fürwahr eine tollkomiſche Szene geweſen ſein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiſer die Frage richtete, warum denn Mneſter nicht mehr aufträte, und Claudius zur Antwort gab, er wi... wi... wiſſe es nicht, er kö... kö... könne Nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä... Tä... Tänzer nicht bei ſich. Was das für ein Ziſcheln und Flüſtern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verurſacht haben mag und muß! Uebrigens hatte Mneſter das Unglück, der Zwangsliebhaber Meſſalina's geweſen zu ſein, ſpäter bei ihrem Verderben mit dem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in ſeiner Todesſtunde den Kaiſer erinnerte, ſich nur auf deſſen ausdrücklichen Befehl der Meſſalina „zur Verfügung" geſtellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfſinnigen abzuliſten gewußt, lügend, Mneſter weigere ſich, vor ihr zu tanzen [23]).

Müde des Anblicks einer Geſellſchaft, deren Daſein dem Mitlebenden Seneca zufolge nur „ein Zuſammenhauſen wilder Beſtien" war, erquickt ſich das Auge gerne an der berühmten Epiſode von Pätus und Arria, welche aus dieſem grundloſen Pfuhl gleich einer grünen Inſel emporſteigt ...

In deſpotiſch mißregierten Staaten erheben ſich Verſchwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, ſondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil ſie die einzigen Korrektive der Tyrannei ſind. Wir müſſen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römiſchen Ariſtokratie, Annius Vinicianus und Furius Camillus, zum Umſturz der Herrſchaft des Claudius, d. h. der Meſſalina ſtifteten, ein patriotiſches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigſtens in ſeinen beſten Tendenzen hoffnungsloſes war. Es mißlang, zunächſt deshalb, weil dem Camillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten ſeines Armeekorps alsbald den Gehorſam verſagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikaniſchen Verfaſſung ſprach. Damit, murrten ſie, würden für ſie die Tage des Müſſiggangs und Wohllebens vorüber ſein. Camillus, verrathen und verlaſſen, gab ſich ſelber den Tod. Vinicianus that ebenſo. Gegen die übrigen Verſchworenen erhob ſich eine unerbittliche Verfolgung und Meſſalina und ihr erſter Handlanger, der Kammerherr und Geheimſchreiber Narciſſus, ſie benutzten eifrigſt die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Perſonen, obzwar dieſelben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu laſſen. Claudius, welcher ſich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte, der er war, ſtotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze ſein kaiſerlich „Fi... fi... fiat“. Den Konſular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverſchworenen, traf das Urtheil, ſich ſelbſt zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt ſeine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelſten Styls geſchildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchſtößt ſich damit die Bruſt, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein ſo glorreiches Beiſpiel, durchbohrt er ſich und ſtirbt. Der heldiſchen Frau aber ſtillt man das ſtrömende Blut, verbindet ihre Wunden und will ſie zwingen, zu leben. Sie aber ſagt: „Ich folge dem Gatten!“ und als ihr Tochtermann Pätus Thraſea ſie fragt: „Alſo wollteſt du, daß deine Tochter auch alſo mit mir ſtürbe, falls ein gleiches Loos mich träfe?“ gibt ſie zur Antwort: „Allerdings, falls ſie mit dir in ſo langer und inniger Verbindung gelebt hätte, wie ich mit Pätus.“ Man bewachte ſie, aber eines Tages ſprang ſie unverſehens vom Lager auf und zerſchellte ſich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht geſagt, daß ich ſicherlich den Weg zum Tode finden würde?“ Es wäre zu wünſchen, daß ein beſſerer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabſchrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das ſie der eigenen Bruſt lächelnd ſoeben entzog:
Sei du, ſpricht ſie, gefaßt! Die Wunde, die meinige, ſchmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich die, welche du, Pätus, dir ſchlägſt“ 28).

6.

Derweil ſchritt die Kaiſerin auf der Bahn der Ausſchweifung bis zur äußerſten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unerſättlichkeit genugzuthun, unterließ ſie auch nicht, zugleich mit dem Kaiſer-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem ſie, die Nächte mit ihren Buhlern durchſchwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, ſondern vielmehr ein teufliſcher Trieb zur Unheilſtifterei, wenn Meſſalina, das kaiſerliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchſten Geſellſchaftskreiſe zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht“ zu ringen, welche freilich ihr ſelbſt ſogar eine verrufenſte Vettel, — wie

Plinius bezeugt hat — nicht ſtreitig zu machen vermochte [25]).

Und damit noch nicht genug. Es ſtachelte ſie, in dem gemeinſten Unflat der Lüderlichkeit ſich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecheriſchen Genüſſe, ſank ſie in unerhörtes Laſter hinab [26]). Nächtlicher Weile verließ ſie heimlich den Palaſt, um in einem der zahlloſen Lupanarien Roms unter dem Namen Lyciſca als Prieſterin der Venus Vulgivaga für Geld zu fungiren. Juvenal hat dieſes „unerhörte Laſter" an der ſchrecklichſten Stelle ſeiner ſchrecklichen ſechſten Satire beſchrieben, er, welcher, unter der Regierung des Claudius geboren, als ein Zeitgenoſſe der „Meretrix Augusta" betrachtet werden darf. Es iſt das Gräßlichſte, was jemals über ein Weib ausgeſagt werden, und es *muß* Wahrheit ſein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in ſich ſelbſt tragend, nicht erfunden ſein *kann* [27]).

Mitten in dieſe beiſpielloſen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raſerei gränzende Leidenſchaft" Meſſalina's [28]). Dieſe Leidenſchaft, deren

Gegenſtand Cajus Silius war, der „ſchönſte junge Mann Roms“, entwickelte ſich, die Kaiſerin ins tauſendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhafteſten Kapitel der Weltgeſchichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen vermeſſen und lächerlich ſein würde... Um des neuerkorenen Buhlers ſich zu bemächtigen, zwang ihn Meſſalina, ſeine Gemahlin Junia Silana zu verſtoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Menſch geweſen ſein, der ſchöne Silius; denn er ſah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „ſeines Verderbens gewiß, ſo er widerſtände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, ſuchte er Troſt darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen“. Meſſalina ihrerſeits gefiel ſich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamloſigkeit in dieſes Verhältniß hineinzutragen. Sie beſuchte ihren Liebhaber, den ſie mit Schätzen und Ehrenſtellen überſchüttete, nicht heimlich, ſondern mit großem Gefolge in ſeinem Hauſe, ſo daß daſelbſt der kaiſerliche Haushalt und Hofſtaat zu ſehen war, als wäre er des Buhlers Erbſchaft und Eigenthum.

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib Etwas, was noch gar nie dageweſen war: — bei Lebzeiten ihres Kretin von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüſtete ſie alles Ernſtes und zwar „um der Größe der Ruchloſigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Lüderlichkeit iſt“. Nebenbei mag freilich zu dieſem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß ſich ein meſſaliniſcher Lebenswandel in die Länge nicht mehr ſo ſtraflos fortführen ließe. Sie beſaß übrigens, das muß man ihr nachſagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und ſie muß denſelben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieſer ſeine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man ſich einmal in offenkundige Miſſethaten eingelaſſen, ſo iſt es das Klügſte, zur Tollkühnheit ſeine Zuflucht zu nehmen.“

Tacitus hat in Fortführung ſeiner Erzählung geſagt, er wiſſe wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung an einem beſtimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Beſiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaiſers Gemahlin zur Heirat zuſammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beiſein von Gäſten eingenommenem Hochzeitsmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden ſei. Aber der ſtrenge Geſchichtſchreiber fügt ausdrücklich die Verſicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geſchöpft und nur Thatſächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Meſſalina's Charakter angeſehen, nicht ganz unglaubhaft erſcheint, was Sueton meldet: — daß ſie nämlich in humoriſtiſcher Tolldreiſtigkeit gewollt und durchgeſetzt habe, Claudius ſolle ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weißgemacht, dieſe Heirat ſei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden [29].

7.

Jetzt aber ſchlug die Kriſis plötzlich in eine Kataſtrophe um; denn der Frevlerin verſagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Miniſter — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibiſche Stellung dieſer Höflinge bezeichnen ſoll) — Calliſtus, Pallas und Narciſſus ſahen den Vorſchritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachſendem Bedenken und Argwohn, und als die Perepetie des Stückes in Szene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundloſe Befürchtung, ſie könnten, ſo Meſſalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge bei Seite geſtellt oder wohl gar hingeſchafft werden, „wo kein Tag mehr ſcheint.“ So Etwas ließ ſich allerdings der Kaiſerin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbeſondere Narciſſus, waren zu erfahrene, gewandte und entſchloſſene Schurken, als daß ſie das Bedrohliche ſich allzunahe hätten auf den Leib rücken laſſen. Calliſtus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderſt einen Verſuch machte, Meſſalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narciſſus, erkennend, daß bei der reißend ſchnellen Entwickelung der Sachen zum Diplomatiſiren keine Zeit mehr ſei, arbeitete ſofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin ſah.

Eine jener religiöſen Ceremonien, deren das römiſche Staatspfaffenthum ſo viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Claudius nach Oſtia. Dieſe Abweſenheit des armen Simpels wollte Meſſalina benützen, um als echte Bakchantin in höchſtem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgienſippſchaft im Palatium zu Rom das Weinleſefeſt zu begehen. Aber auch Narciſſus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Oſtia gewann er die beiden Maitreſſen des Kaiſers, Kalpurnia und Kleopatra, für ſeinen Plan und unterwies ſie in der bei Ausführung deſſelben ihnen übertragenen Rolle. Dieſe beſtand darin, ohne Verzug die kaiſerliche Majeſtät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchſt Ihrer ungeheuerlichen Hahnreiſchaft einzuweihen. Nachdem alſo Claudius in Oſtia ſein Staatsopfergeſchäft abgemacht hatte, warf ſich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufſchrei: „Unerhörtes iſt geſchehen! Deine Gemahlin Meſſalina hat mit dem Cajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra beſtätigt dieſe Neuigkeit und der angedonnerte Cäſar würgt nur mühſam das Wort heraus: „Ho... ho... holt mir den Na... Na... Narciſſus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregiſter der Kaiſerin dem maulaufſperrenden Stotterer, alſo ſeine Enthüllungen beſchließend: „Verzeih’, o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausſchweifende Leben Meſſalina’s dir ſo lange verhohlen habe. Ich ſah darin keine Gefahr, ſo lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. ſ. w. ſich begnügte. Allein mit Silius iſt es ein ganz ander Ding. Du mußt wiſſen, o Herr, daß du ein geſchiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Meſſalina’s mit Silius zugeſchaut, und ſo du dich nicht ſputeſt, iſt der neue Gemahl deiner Frau Meiſter der Hauptſtadt und des Reiches . . .“ Selbſtverſtändlich benahm ſich der Jammermenſch von Imperator unter ſo gethanen Umſtänden jammerhaft. „Bi... bi... bi... bin ich noch Kaiſer? Oder iſt Si... Si... Silius bereits als ſolcher ausgerufen?“ ſtammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narciſſus und der von dieſem raſch herbeigerufene Gardegeneral Luſius Geta ſagten, was er zu thun hätte, d. h. Andere thun laſſen ſollte.

Derweil tobt zu Rom das meſſaliniſche Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelaſſenheit feiert die Kaiſerin ihr Winzerfeſt. Die Kelternbäume knarren, die Kufen strömen von Moſt. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Meſſalina ſelber, die langen ſchwarzen Haare fliegend, ſchwingt, die ſchönſte und keckſte der Mänaden, den Thyrſusſtab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen einherwankend gleich einem Berauſchten unter dem jauchzenden Getöne der bakchiſchen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Feſtgäſte, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was ſiehſt du da oben?“ ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Oſtia herzieht.“

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwiſchtes Scherzwort, welches durch die Ereigniſſe nachmals zu einer Weiſſagung geſtempelt wurde? Wahrſcheinlicher doch wohl die erſte, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher ſich unterdeſſen wirklich in Oſtia zuſammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerſchlag. So aber wirkte es, die lüderliche Feſtſippſchaft nach allen Seiten hin zerſtäubend. Von allen den Meſſalinariern, den Silius inbegriffen, welche ſo dreiſt eine Thronrevolution geplant hatten, verſuchte kein einziger, das hereinbrechende Geſchick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: ſo ſchmachvoll war dieſes Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die meſſaliniſchen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verſchont, aus Rückſicht auf ſeinen Oheim, und der ſchandbare Cäſonius, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria.“

Die Kaiſerin hatte ſich vom geſtörten Winzerfeſt hinweg nach ihrer Villa im lukulliſchen Parke begeben und von da machte ſie ſich, nachdem ſie die Fürbitte der älteſten Veſtalin beim Kaiſer nachgeſucht und zugeſagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Oſtia auf, um den Idioten von Gemahl zu beſchmeicheln. Aber ſchon ging von der, vor wenigen Stunden noch Allmächtigen, der ſcheuchende Peſtgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrſcheinlich Sklaven, gefolgt, ſchleppte ſie ſich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh ſein, einen elenden Karren, zum Wegſchaffen des Unraths aus den Gärten beſtimmt, beſteigen zu können, um dem von Oſtia heimkehrenden Kaiſer entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rückſichten überwog." Zu Deutſch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarſte gerne nachgeſehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man Nichts. Es iſt wunderbar, wie in ſolchen Fällen die Menſchen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiſer-Simpel auf dem Wege zwiſchen Rom und Oſtia zu ſprechen, ſo würde ſie ihn ohne Zweifel zu ſich herüber und ihre ſämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narciſſus wußte das wohl und hielt daher den Claudius feſtgepackt, indem er die Rückreiſe nach der Hauptſtadt auf demſelben Tragſeſſel mit ihm machte. Als nun Meſſalina herankam und ſchon von ferne dem Cäſar zurief, er ſolle, müſſe und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überſchrie ſie der Kammerherr, nannte ſie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaiſers eine ſchriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Claudius, der keiner Pergamentrolle widerſtehen konnte, vertiefte ſich eifrigſt in dieſe Lektüre. Narciſſus beeilte den Weiterzug und ſo ging dieſe Begegnung erfolglos für Meſſalina vorüber. Auch ein Verſuch, den Kaiſer nach ſeiner Ankunft im Palatium zu Rom durch den Anblick ſeiner zwei Kinder zu Gunſten der Mutter zu rühren, ſowie die von der Veſtalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Meſſalina fürbittende Veſtalin gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurde durch den argusäugigen Narciſſus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte ſie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaiſers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgeſuche an ihn gelangen zu laſſen, in welchen ſie alle Töne anſchlug, welche, wie ſie wußte, bei dem Kretin verfangen konnten. Und ſie verfingen wirklich. Denn eines Tages ſagte der Kaiſer, nachdem er reichlich geſpeiſ't und noch reichlicher getrunken hatte, man ſolle hingehen und der Unglücklichen („miserae“) ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narciſſus ſtürzte hinaus, den Offizieren der Palaſtwache ankündigend, es ſei des Kaiſers Wille, daß Meſſalina's Hinrichtung ſofort vollzogen und durch den Freigelaſſenen Evodus vollſtreckt werde. Dieſer eilte in Begleitung eines Tribunds ſpornſtreichs nach dem Parke, wo er die Kaiſerin „ausgeſtreckt am Boden liegend fand und neben ihr ſitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer Tochter zerworfen, ſo lange dieſe glücklich geweſen, jetzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr ſich neigte und ihr den Rath gab, einen anſtändigen (d. h. freiwilligen) Tod zu ſuchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt ſei.“ Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille und ſie mühte ſich in fruchtloſen Klagen ab, bis der Tribun ſchweigend und der Freigelaſſene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr ſtand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm ſie den Dolch und während ſie die Spitze zaghaft an Hals und Bruſt verſuchte, wurde ſie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiſer meldete man über Tafel, Meſſalina ſei ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem Wie? ſondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit [30].

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

2) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

3) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Secul. II.

4) Aestus erat mediamque dies exegerat horam. etc. Amor. I, 5.

5) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Di faciant, leti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

6) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

7) „In manum mancipiumque mariti convenire.“

8) Matrimonium justum sine conventio in manum.

9) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21. seq.

10) Propert. III, 13, 23.

11) Ludite formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut si rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.
Rusticus et nimium quam laedit adultera conjux,
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

12) Sueton. Caligula, 50.

13) Cass. Dio, Hist. rom. LIX, 29. Sueton, Cal. 58, 59.

14) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton, Claudius, 10.

15) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem secordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

16) Ibid. 4: — „Sin autem *ἠλαττῶσθαι* sentimus eum *καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα*“ . . . In einer andern in demſelben Kapitel mitgetheilten Epiſtel nennt der Kaiſer den Prinzen einen „misellus“.

17) Ibid. 21, 30. Dio, LX, 2: — „*Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν; καὶ διὰ τοῦτο καὶ τῷ φωνήματι ἐσφάλλετο.*“

18) Sueton, Claud. 15, 16, 41, 42.

19) Ibid. 33. „Libidinis in foeminas profusissimae.“ Es iſt ſehr charakteriſtiſch für die damaligen Sitten, d. h. Unſitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers.“

20) Dio, l. c.

21) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. 29.

22) Tacitus, Annal. XI, 12.

23) Dio, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

24) Seneca, De ira, II, 8. Dio, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

25) Dio, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu.“

26) Tacitus, l. c. 26: — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat.“

27) . . . . Claudius audi
Quae tulerit. Dormire virum quum senserat uxor,
Ausa Palatino tegetem praeferre cubili,
Sumere nocturnos meretrix Augusta cucullos,
Linquebat comite ancilla non amplius una,
Sed nigrum flavo crinem abscondente galero,
Intravit calidum veteri centone lupanar,
Et cellam vacuam atque suam: tunc nuda papillis
Constitit auratis, titulum mentita Lyciscae,
Ostenditque tuum, generose Britannice, ventrem.
Excepit blanda intrantes atque aera poposcit
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox, lenone suas jam demittente puellas,
Tristis abit; et, quod potuit, tamen ultima cellam
Clausit, adhuc ardens rigidae tentigine vulvae,
Et lassata viris necdum satiata recessit:

Obscurisque genis turpis fumoque lucernae
Foeda lupanaris tulit ad pulvinar odorem.
Juvenal, VI, 115 seq.

28) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

29) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

30) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dio, l. c. 31.

Das
Theater im Mittelalter.

1.

So man heutzutage Theater und Kirche in einem Athem nennt, ſchlägt die gläubige Einfalt ein Kreuz und die rechnende Heuchelei die Hände über dem Krummmacher-Scheitel zuſammen. Und doch iſt das Drama ein ſo legitimes Kind der Religion, als nur je eine Mutter eines geboren hat. Freilich wollen Sankt Bonzius und Sankta Tartuſſia von dieſer Thatſache Nichts mehr hören oder wiſſen und zwar mit gutem Grund. Denn es kann ja überhaupt nicht den Intereſſen des ſehr hochwürdigen Herrn und der ſehr ehrwürdigen Dame dienlich ſein, wenn das „erſtgeborene Kind Lucifers“, im hölliſchen Pfuhl getauft „Hiſtoriſche Kritik“, mit „pietätlos-verwegener“ Hand die Urſprünge und Anfänge deſſen nachweiſ't, was für heilig oder unheilig gilt unter Menſchen. Das ſüße Denknichts und die wohlige Unwiſſenheit erleiden durch ſolche Pietätloſigkeiten der raſtloſen Lichtbringerin gar unſanfte Stöße und unbequeme Störungen . . .

Die dramatiſche Dichtung und theatraliſche Kunſt des griechiſch-römiſchen Alterthums waren, wie Wiſſenden wohlbekannt, aus dem Gottesdienſt hervorgegangen, und zwar ſowohl nach der tragiſchen als nach der komiſchen Seite ihrer Entwickelung hin. Die antiken Theater, wenigſtens die helleniſchen, waren Kultſtätten, die Aufführungen Kulthandlungen, und wer die Tragödien eines Aeſchylos und Sophokles kennt, wird das nicht befremdend finden. Mit ihrem Sinken freilich verlor die antike Bühne mehr und mehr ihren gottesdienſtlichen Charakter, bis ſie dann zur römiſchen Kaiſerzeit nur noch die Widerſpiegelung einer allgemeinen und grauenhaften Sittenverderbniß war. Wolluſt und Grauſamkeit, dieſe zwei vortretenden unter den die Geſellſchaft von damals beſtimmenden Motiven, ſpektakelten, wie in der Welt ſelbſt, ſo auch auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten“. War es doch im

1. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung mit der antiken Tragik ſoweit gekommen, daß in einem Trauerſpiel, „Herkules auf dem Oeta“, die Titelrolle von einem zum Tode verurtheilten Verbrecher geſpielt werden mußte, welcher ſchließlich, zur Erhöhung der theatraliſchen Illuſion, auf der Bühne lebendig verbrannt wurde. In einem Trauerſpiel deſſelben Schlages, „Dädalus“, beſtand die tragiſche Pointe darin, daß der Träger der Titelrolle im kretiſchen Labyrinth dem Minotaurus, deſſen Rolle einem Bären überbunden worden, zum Zerreißen preisgegeben ward. In laſciver Richtung gipfelte die Entartung der antiken Bühne erſt im 4., 5. und 6. Jahrhundert der chriſtlichen Aera, namentlich in den öſtlichen Provinzen des römiſchen Reiches. Zur Zeit Konſtantins machte ein Ballet Furore, deſſen Zugkraft darin beſtand, daß die Tänzerinnen, im Koſtüm von Mutter Eva, vor dem Zwiegeſpräche mit der Schlange, eine Badſzene aufführten, und zur Zeit Juſtinians hatte dieſes Kaiſers nachmalige ſehr „orthodoxe“ und „fromme“ Gemahlin Theodora ihre Laufbahn damit begonnen, daß ſie bloß

mit einem ſchmalen Gürtel bekleidet auf der Bühne erſchien, um darzuſtellen, was nur die Schamloſigkeit eines Prokopius zu beſchreiben vermochte.

Sehr begreiflich daher, daß die chriſtlichen Kirchenväter von Tertullian an alle Donner ihres Eifers und ihrer Beredtſamkeit gegen das Schauſpielweſen losließen. Mit Fug und Recht konnte Chryſoſtomus die Theater von damals „Wohnungen Satans, Schauplätze der Zuchtloſigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörſäle der Peſt und Gymnaſien der Ausſchweifung“ ſchelten. In dem Recept der großen Faſtenkur, welche das Chriſtenthum der verkommenen antiken Geſellſchaft verordnete, bildete das auf die Schauſpiele, Schauſpieler und Schauſpielerinnen geſchleuderte Anathema eine ſtehende Rubrik. Biſchöfe, Synoden und Koncilien bemühten ſich unabläſſig, die Gläubigen zu vermögen, daß ſie der „unheiligen Augenluſt“ möglichſt ſich enthielten oder ganz entwöhnten.

Wenn jedoch der Geiſt ſtark war, ſo war das Fleiſch noch ſtärker. Die Chriſten liefen mit nicht geringerer Gier als die Heiden in die Theater und die chriſtliche Kleriſei mußte zuletzt achſelzuckend zur Anerkennung der großen Wahrheit ſich herbeilaſſen, daß der Menſch eben kein theologiſches Abſtraktum, ſondern ein ſehr konkretes Weſen, welches ſchlechterdings eſſen, trinken, heiraten und verſchiedenartlich unterhalten und beluſtigt ſein wolle. Und ferner, daß man das Volk nur mittelſt des Hebelwerkes realer Anſchauungen einigermaßen annähernd zur idealen Region emporheben könne; daß die denkträge Menge, d. h. der ungebildete und der gebildete Pöbel, zur Aneignung religiöſer Begriffe der Vermittelung durch mythologiſche Vorſtellungen bedarf; ſowie endlich, daß der große Haufe Moralpredigten am liebſten in einer Form vernimmt, welche dem Utile das Dulce beimiſcht. Mit andern Worten, die chriſtliche Geiſtlichkeit gelangte frühzeitig zu der Einſicht, daß, wenn die Heiden, welche an den künſtleriſch geſtalteten, die Sinne angenehm berührenden und aufregenden Gottesdienſt ihrer Religion gewöhnt waren, für den neuen Glauben gewonnen werden ſollten, dieſelben im Chriſtenthum, im Kult der chriſtlichen Kirche Alles wiederfinden müßten, was ſie im Heidenthum verlaſſen ſollten. Demzufolge handelte es ſich darum, die unheilige Augenluſt im heidniſchen Sinn in eine heilige im chriſtlichen umzuwandeln und innerhalb der chriſtlichen Gotteshäuſer ſelbſt der Schauluſt Befriedigung zu gewähren.

Selbſtverſtändlich ſoll damit nicht geſagt ſein, daß der geſammte Kult, das ganze Ceremoniell der chriſtlichen Kirche auf dieſes Motiv zurückzuführen ſei. Iſt es doch allbekannt, daß auf die Geſtaltung des chriſtlichen Gottesdienſtes auch noch anderweitige Anregungen eingewirkt haben. Immerhin jedoch iſt hier der Punkt, von welchem Entſtehung und Wachsthum des modernen Theaters ausgegangen — modern als Gegenſatz zu antik gefaßt. Ja, ſo recht im Schooße der Kirche iſt das moderne Theater entſprungen und ſein urſprünglicher Charakter iſt durchaus ein religiöſer geweſen.

Die kirchliche Politik — eine pfiffigere und zähere hat es nie gegeben — ſuchte im Fortſchritt der Zeit ſämmtliche bildende und redende Künſte ſich dienſtbar und nutzbar zu machen und ſie hat auch das chriſtliche Drama und die chriſtliche Schaubühne geſchaffen. Der Keim dazu war gegeben in der Feier des Abendmahls, in den hiebei ſtattfindenden Wechſelreden des Prieſters, des Diakonus und der Gemeinde. Hieraus geſtaltete die Kirche ein liturgiſches Drama, die Meſſe, eine dramatiſche Gedächtnißfeier des Opfertodes Chriſti. Sehr richtig und treffend hat ein ſtrengkatholiſcher Autor bemerkt: „Mittelſt und in der Meſſe hat die Kirche aus dem Gottesdienſt ein Kunſtwerk gemacht.“ Und wie die Abendmahlsfeier, nahmen auch andere Kulthandlungen mehr oder weniger mimiſchen und theatraliſchen Charakter an. So die Feſtprozeſſionen und Leichenpompe, das Pſalliren an den Gräbern der Märtyrer und dergleichen mehr.

2.

Auf dieſem ſpezifiſch chriſtlich-kirchlichen Boden blieb jedoch die Entwickelung des kirchlichen Drama's und Theaters nicht ſtehen. Zur Förderung derſelben trugen nämlich auch von anderen Seiten herkommende Einflüſſe bei. Zuvörderſt, in freilich nur geringem Maße, die Reminiscenz der antiken Dramatik oder, genauer geſprochen, der griechiſchen Tragödie. Im 4. Jahrhundert wurden zum Gebrauche in Schulen von chriſtlichen Gelehrten fromme Schauſpiele zuſammengeſchrieben, welche nicht nur den altgriechiſchen nachgebildet, ſondern auch zu einem guten Theil aus Verſen der griechiſchen Tragiker, insbeſondere des Euripides, zuſammengeſetzt waren. Die deutlichſte Anſchauung von dieſer traurigen Tragik gibt der mit Recht oder Unrecht dem Gregor von Nazianz zugeſchriebene „Leidende Chriſtus“ (*Χριστὸς πάσχων*), in welchem Flickſtück die Mutter Jeſu beim Empfang der Nachricht, daß ihr Sohn vom Judas Iſkariot verrathen worden, in euripideiſchen Verſen der Mutter Erde und dem Sonnengott Helios ihr Leid zu klagen ſich bemüſſigt ſieht *).

---

*) *Ὦ Γαῖα μῆτερ, Ἡλίου τ' ἀναπτυχαί,*
Οἵων λόγων ἄῤῥητον εἰσήκουσ' ὄπα.
(O, Mutter Erd', ihr Sphären all' des Helios,
Was für unſeliger Kunde Laut vernahm mein Ohr!)

dem leichten Völklein der „Fahrenden“ ſich zu verbinden und die Mitwirkung dieſer „Leute vom Fach“ bei Aufführung der chriſtlichen Dramen in Anſpruch zu nehmen. Dieſem Umſtand iſt wohl hauptſächlich ſchuldzugeben, daß mit der Zeit in die heiligen Spiele Profanirungen der frechſten Art eingegangen ſind.

Den Vorſchritt vom liturgiſch-dramatiſchen Gottesdienſte zum entwickelteren gottesdienſtlichen Drama finden wir in den weit ins chriſtliche Alterthum zurückreichenden Bemühungen der Geiſtlichen, den Inhalt der weihnächtlichen und öſterlichen Mythen dramatiſch-theatraliſch in den Kirchen zu geſtalten. Man hat Grund, anzunehmen, daß derartige Beſtrebungen ſchon im 5. und 4. Jahrhundert vorkamen und vorzüglich dem Eifer der orthodoxen Partei zu verdanken waren, welcher ſie antrieb, mittelſt größerer Vielgeſtaltigkeit und Pracht des Kultus der arianiſchen Partei den Rang abzulaufen. Frühzeitig müſſen derartige kirchlich-theatraliſche Verſuche auch ſchon dieſſeits der Alpen angeſtellt worden ſein; denn eine alte Handſchrift der St. Galler Stiftsbibliothek unterrichtet uns, daß und wie in älteſter Zeit in der

Kloſterkirche von St. Gallen die Auferſtehungsfeier in Szene geſetzt worden iſt. Am Charfreitag nämlich legte man dort ein großes, mit Leinwand umwickeltes Bild des Gekreuzigten in das Grab, beſprengte es mit Weihwaſſer und räucherte es an. In der Oſternacht ſodann ſuchten drei als Frauen verkleidete Mönche den Leichnam des Heilands in dem Grabe und ſangen die bezüglichen Stellen der Schrift ab. Dieſen gaben zwei andere als Engel maskirte Geiſtliche aus dem Grabe hervor Antwort und drei weitere Prieſter recitirten in der Rolle von Fremdlingen die übrige Erzählung von der Auferſtehung Chriſti, wie ſie in den Evangelien ſteht. Inzwiſchen erſchien ein neunter Mönch auf dem Hochaltar, mit einem rothen Meßgewand angethan und eine Fahne ſchwingend. Er ſtellte den auferſtandenen Heiland vor und gab ſich ſingend der Maria zu erkennen. Zum Beſchluſſe fiel das verſammelte Volk als Chorus in dieſe geiſtliche Oſteroper ein, indem es jubelnd anſtimmte: „Chriſt iſt erſtanden!“

Aus ſolchen innerhalb der Kirchen ſelbſt zur Darſtellung gebrachten Dramatiſirungen der weihnächtlichen und öſterlichen Evangelienkapitel entwickelte ſich das kirchliche Schauſpiel des Mittelalters und geſtalteten ſich die ſogenannten „Myſterien“ oder „Mirakel-Spiele“, Benennungen, die ſich handgreiflich daraus erklären, daß ſie die Geheimniſſe des chriſtlichen Dogma's und die Wunder der jüdiſch-chriſtlichen Mythologie im weiteſten Umfange zu Gegenſtänden hatten. In Frankreich hießen dieſe Dramen „Geheimniſſe“ (Mystères), in Italien „Evangelien“, „Beiſpiele“ oder „geiſtliche Komödien“ (Vangelii, Esempii, Comedie spirituali), in Spanien „Handlungen“ (Autos), in England „Wunderſpiele“ (Miracle-Plays, vom lateiniſchen miraculum und vom angelſächſiſchen plegian, ſpielen), in Deutſchland endlich „Weihnachtsſpiele“ und „Oſterſpiele“ oder „Paſſionsſpiele.“ Was dieſe Schauſpiele für eine unwiderſtehliche, auf Kleriker und Laien gleichmäßig geübte Zugkraft beſaßen, bezeugt der Umſtand, daß bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein die Bemühungen von Päpſten und Biſchöfen andauerten, das Innere der Gotteshäuſer wenigſtens vor den ſkandalöſeſten Ausſchreitungen dieſes kirchlichen Komödienweſens zu bewahren. Dies wurde inſofern erreicht, als im Laufe der Zeit die Kirchen nicht mehr Raum genug boten, den theatraliſchen Apparat und die Zuſchauermaſſen zu faſſen, ſo daß man ſich gezwungen ſah, die Myſterienbühnen auf den Kirchhöfen und weiterhin auf den öffentlichen Plätzen der Städte aufzuſchlagen.

3.

Die theatraliſchen Zurüſtungen und die ſzeniſche Technik ſind anfänglich gewiß höchſt einfach, roh und dürftig geweſen. Aber ſchritthaltend mit der literariſchen Ausbildung der Mirakelſpiele oder vielmehr dieſelbe überholend kam auch die Einrichtung und Ausſchmückung der Bühne, das Koſtüm der Schauſpieler, die Maſchinerie, die Beihülfe von Muſik, Geſang und Tanz, kurz, das Zuſammenwirken von Alledem, was wir unter theatraliſchen Künſten verſtehen, zu reicher Entfaltung und Anwendung. Auf dem Höhepunkt ihrer Glanzzeit ſodann, alſo im 15. Jahrhundert, ſtellte ſich die Myſterienbühne überall, wo dieſes Theaterweſen mit Eifer gepflegt ward, als eine ſehr weitſchichtige Anſtalt dar. Denn für ihre großen Haupt- und Staatsaktionen bedurfte ſie einer ſehr geräumigen Szenerie, bedurfte ſie, da ſie Himmel, Erde und Hölle zugleich in den Kreis ihrer Handlung zog, eines dreiſtöckigen Aufbau's der Bühne. Noch mehr, es kam ſogar vor — wie z. B. noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Luzern — daß das Szenarium eines recht pompöſen Oſterſpiels über mehrere Plätze und Gaſſen einer Stadt ſich hindehnte.

Bei Vorführung von ſolchen heiligen Haupt- und Staatsaktionen agirten oft mehrere hundert Perſonen zugleich auf der Bühne und ſchon hieraus läßt ſich entnehmen, daß die Betreibung dieſer Art von frommer Schauſpielkunſt aus den Händen der Prieſter in die der Laien übergegangen ſein mußte. In Wahrheit finden wir denn auch, daß vom 13. Jahrhundert an dieſes ganze Komödienweſen zwar noch unter der oberſten Aufſicht und Leitung der Kirche ſtand, aber von den Kathedralen, Biſchofspfalzen und Prälaturen in die mächtig aufſtrebenden Städte überſiedelte und hier von den Klerikern an die Laien kam. Hierdurch geſtaltete ſich die Schauſpielerei, wie im Mittelalter ſo vieles Andere, um nicht zu ſagen Alles, korporativ, indem Genoſſenſchaften von Gelehrten und Studenten zur Betreibung des heiligen Komödienſpiels ſich zuſammenthaten oder auch unter der Leitung kundiger Männer Handwerkerzünfte ſich damit befaßten. Nicht ſelten war übrigens die Anordnung und Aufführung der Myſterienſpiele eine Angelegenheit der Gemeinde, deren Beſorgung den Städtemagiſtraten von Amtswegen oblag. Aus einem Zubehör des Gottesdienſtes iſt demnach auf dieſem Entwickelungswege das geiſtliche Schauſpiel nach und nach ein geſchäftliches Unternehmen oder ein politiſches Inſtitut geworden. Allein ſeines ſakralen, ſeines gottesdienſtlichen Grundcharakters ging es deshalb keineswegs verluſtig, wie weiterhin an einem Beiſpiele gezeigt werden ſoll.

Die Erſcheinung der Mirakelſpiele in Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutſchland reicht weit ins Mittelalter zurück. Wird uns doch ſchon von einem der Hofräthe Karls des Großen, von dem Abt Angilbert erzählt, daß er zwei derartige kirchliche Schauſpiele gedichtet habe, und zwar in frieſiſcher Sprache, was um ſo merkwürdiger wäre, als die älteſten Myſterien ſammt und ſonders in der Sprache der Kirche, alſo lateiniſch verfaßt wurden. Die münchener Bibliothek bewahrt z. B. zwei lateiniſche und zwar verſifizirte Myſterienſpiele aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Schon im 12. und entſchiedener noch im 13. traten an die Stelle des kirchlichen Lateins die verſchiedenen Landesſprachen: am früheſten, wie es ſcheint, in Frankreich. Die Aufführungen fanden ſtatt zur Weihnacht, zu Oſtern, Pfingſten und, ſeit dem 13. Jahrhundert, am Fronleichnamstage.

Den Inhalt der Stücke bildeten die Legenden des alten und neuen Teſtaments, ſammt dem unendlichen Vorrath von Stoffen, welchen die mirakulöſen Lebensbeſchreibungen der Heiligen darboten.

Lieblingsgegenſtände jedoch waren und blieben die Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jeſu, ſowie von ſeinem Leiden, Sterben, Wiederauferſtehen und Himmelfahren. Sehr oft wurde auch der Verſuch gemacht, den ganzen Mythenkreis von der Erſchaffung der Welt an bis zum Weltende in den Rahmen eines und deſſelben Mirakelſpiels zu ſpannen. Da entſtanden dann wahre Ungeheuer von Schauſpielen, deren Aufführung nicht nur Tage, ſondern Wochen in Anſpruch nahm. Ein vor König Karl dem Sechſten von Frankreich im Jahre 1380 dargeſtelltes Myſterium hatte nicht weniger als 23 Akte. Zu Skinnerswell in England wurde im Jahre 1409 ein Miracle-Plays von der Weltſchöpfung und dem Weltgericht tragirt, welches volle acht Tage ſpielte. Den Zuſchauern, welche die ganze Darſtellung aushalten würden, war ein tauſendjähriger Sündenablaß förmlich garantirt, woraus zu erſehen, daß der Genuß von ſo einer heiligen Komödie noch immer als ein gottesdienſtlicher Akt angeſehen geweſen iſt. Im 15. und 16. Jahrhundert erſt gipfelten die fromme Schauluſt und andächtige Geduld. Denn wir wiſſen aus dieſer Zeit von Myſterienaktionen zu Valenciennes und Bourges, deren eine 25, deren andere ſogar 40 Tage währte. Selbſtverſtändlich bemaß ſich die Ausdehnung des den Zuſchauern gewährleiſteten Ablaſſes nach der Beharrlichkeit derſelben.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts an macht ſich eine beträchtliche Bereicherung des geiſtlichen Schauſpiels bemerkbar, bewerkſtelligt durch die Einführung allegoriſcher Perſonen. In Folge deſſen hat ſich aus den Myſterien eine Abart derſelben herausgezweigt, die ſogenannten „Moralitäten“, mit Fug ſo geheißen, weil es dramatiſirte Moralpredigten waren, vorgetragen von Perſonifikationen aller möglichen Tugenden und Laſter. In Frankreich erfunden, hat dieſe Gattung mittelalterlicher Schauſpiele auch in Spanien und England großen Anklang gefunden.

4.

Die franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur beſitzt reichhaltige gedruckte Sammlungen von Myſterien-, Mirakel-, Weihnachts- und Oſterſpielen und ebenſo von Moralitäten. Weniger iſt in Italien und Spanien für die Sammlung derartiger mittelalterlicher Reliquien geſchehen. Man muß jedoch unumwunden ſagen, daß dieſe Textbücher der kirchlichen Komödie weit mehr nur einen kultur- und kunſtgeſchichtlichen als äſthetiſchen und literariſchen Werth beſitzen. Es ſind, mit ganz wenigen Ausnahmen, ungefüge und ungeſchlachte, mitunter geradezu rührend ungeſchickte Kompoſitionen, ihrer dramatiſchen Form ungeachtet weit mehr epiſchen als dramatiſchen Charakters, unendlich breit, fabelhaft langweilig. Ihre Leſung iſt eine der ſchwerſten Geduldproben, welchen ein Literarhiſtoriker unterworfen werden kann, und leider wird ihm ſeine Aufopferung nicht durch die Ausſicht auf ein entſprechendes Maaß von Sündenablaß vergütet. Am genießbarſten ſind noch die engliſchen Miracle-Plays, in welchen wenigſtens da und dort ein Ton anklingt, welcher auf die nachmalige herrliche Blüthenentfaltung der dramatiſchen Poeſie im Heimatlande Shakſpeare's hindeutet.

Nicht zu umgehen iſt die Erwähnung der Thatſache, daß in den franzöſiſchen Myſtères mitten in der heiligſten Umgebung nicht ſelten das profanſte Gelächter aufwiehert. Beauchamps hat in ſeinen „Recherches sur les théâtres de France“ ein berüchtigtes Beiſpiel mitgetheilt. Gottvater ſchläft im oberſten Stockwerk der Bühne auf ſeinem Himmelsthron, während im mittleren die Kreuzigung Chriſti vorgenommen wird. Ein Engel macht Meldung hievon und weckt den Schlafenden mit den Worten: „Ewiger Vater, Ihr thut unrecht und bedeckt Euch mit Schmach. Euer vielgeliebter Sohn iſt todt und Ihr ſchlaft wie ein Betrunkener (Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien-aimé est mort et vous dormez comme un yvrogne).“ Gottvater: „Was, er iſt todt?“ Engel: „Allerdings.“ Gottvater: „Hol' mich der Teufel, ich wußte Nichts davon (diable m'emporte, qui en savais rien)!“ Es ließe ſich zu dieſer Probe unſchwer eine ziemlich lange Reihe ebenbürtiger Parallelſtellen anführen, falls es nicht an dem mitgetheilten Beiſpiele mittelalterlicher Frömmigkeit ſchon genug wäre. Um übrigens zu begreifen, wie ſolche freche Traveſtieen auf der kirchlichen Bühne des Mittelalters möglich waren, muß man ſich erinnern: 1) im Allgemeinen, daß die angeblich „gute, alte, fromme Zeit“ in Wahrheit und Wirklichkeit eine der verworfenſten, zucht- und ſchamloſeſten Zeiten geweſen iſt, die es jemals gegeben; und 2) im Beſonderen, daß ja auch das über alle Beſchreibung wüſte Skandal der mittelalterlichen „Narren- und Eſelsfeſte“ in den franzöſiſchen Kirchen am lauteſten getobt hat.

Ihre höchſte dichteriſche Vollendung fand die mittelalterlich kirchliche Dramatik erſt nach dem Mittelalter und zwar in einem Lande, welches in dieſem ſtecken blieb und grauenhaft verkam, in Spanien nämlich durch Lope und Calderon. In den „Autos“ dieſer Poeten glüht daſſelbe Feuer, welches aus den Madonnenbildern Murillo's leuchtet; und nicht weniger daſſelbe Feuer, welches die Scheiterhaufen der Inquiſition entflammte. Natürlich haben ſich, wie in Spanien, ſo auch in anderen katholiſchen Ländern die Myſterienſpiele länger gehalten als in proteſtantiſchen. So hörten ſie z. B. in der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Gmünd erſt mit der Einverleibung derſelben in das napoleoniſche Königreich Würtemberg auf und nicht ganz gleichgültig mag es ſein, zu vernehmen, daß eine blaſſe Tradition exiſtirt, der Knabe Schiller habe, während er mit ſeinen Eltern in Lorch lebte (1765—68), durch ein im nahegelegenen Gmünd geſehenes Oſterſpiel die erſten dramatiſchen Eindrücke und Anregungen empfangen. Daß noch heute zu Oberammergau in Baiern das öſterliche Paſſionsſpiel auf völlig kunſtgerecht aufgebauter und eingerichteter Myſterienbühne von Zeit zu Zeit feierlich tragirt wird, iſt allbekannt.

Freilich, eine ſolche Mumiſirung mittelalterlicher Bräuche kann nur noch die Bedeutung einer anachroniſtiſchen Abſonderlichkeit haben. Denn je mehr ſich das Mittelalter ſeinem Ende zuneigte, um ſo mehr gewann der realiſtiſch-moderne Geiſt über den ſupranaturaliſtiſch-romantiſchen das Uebergewicht oder, richtiger geſprochen, das Mächtigwerden des realiſtiſchen Geiſtes iſt es geweſen, was die mittelalterliche Weltanſchauung zu verdrängen anhob. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts ſehen wir dader in Frankreich, in England und in Deutſchland das geiſtliche Schauſpiel vor den Anfängen des weltlichen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Das weltliche aber bildete ſich, wie Jedermann weiß, zunächſt nach der komiſchen Seite hin aus dem derben Volkshumor heraus, wie er in den Mummereien und Schwänken der Faſtnachtszeit rumorte. Die Gaſſen der deutſchen Städte widerhallten von derartiger ſehr „realiſtiſcher" Schwankpoeſie, in welcher Zoten und Prügel als draſtiſch-dramatiſche Hauptmotive wirkten. Eine Art von literariſcher Geſtaltung erhielten dieſe Stegreifpoſſen zuerſt in Nürnberg und zwar durch Hans Roſenblüt und Hans Folz (1450), bis dann achtzig Jahre ſpäter der treffliche Hans Sachs „Faſtnachtsſpiele" dichtete, von welchen etliche neben ihrem ſittengeſchichtlichen Werth auch des literariſchen nicht ermangeln (z. B. „Das Narrenſchneiden").

Eine ſehr bedeutſame Erweiterung fand ſodann das deutſche Faſtnachtsſpiel, als zur Reformationszeit die oppoſitionelle Polemik in die volksmäßige Komödie einging. Schon frühzeitig kündigte dieſe

Tendenz ſich an. Denn bereits um 1480 entſtand das dem Geiſtlichen Theodor Schernberg zugeſchriebene Stück, welches die Legende von der angeblichen Päpſtin Johanna dramatiſirte unter dem Titel: „Das Spiel von Fraw Jutten, welche Bapſt zu Rhom geweſen.“ Als reifſte Frucht dieſer reformatoriſch-polemiſchen Volkskomödie können die beiden Faſtnachtsſpiele angeſehen werden, welche der hochbegabte berner Staatsmann, Maler und Dichter Nikolaus Manuel ſchrieb und im Jahre 1522 in ſeiner Vaterſtadt auf einer an der Kreuzgaſſe errichteten Bühne durch eine Truppe von Bürgerſöhnen aufführen ließ. Beſonders die eine dieſer Komödien, in welcher, wie der Titel beſagt, „die Wahrheit in ſchimpffs wyß vom Bapſt und ſiner Prieſterſchaft gemeldt würt“, ſtrotzt von charakteriſtiſchen Zügen und Niemand wird ohne Belehrung und Ergötzung die erbaulichen Konfeſſionen der „Pfaffenmagt“ Lucia Schnebeli mitanhören, welche in dem Stück eine Hauptrolle ſpielt.

Ninon de Lenclos.

1.

Die Zeit der Demokratie iſt noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter mag es mitunter ſcheinen, daß dieſelbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo ſie mehr ſein ſoll als ein Trugbild, einen intellektuellen und ſittlichen Bildungsgrad der Maſſen, wie derſelbe kaum jemals zu erreichen ſein dürfte, ſondern auch ſteht der Verwirklichung des demokratiſchen Gedankens — der thatſächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatſache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menſchen, ſo, wie ſie nun einmal ſind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtſchaffen iſt.

Die tauſendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungsſorgen keuchende, denkunfähige Menge, was weiß ſie von Freiheit und was will ſie davon wiſſen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausſtaffirtes und ſpektakelndes Zerrbild, ſtatt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, ſo ſie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuſelfaß der Zügelloſigkeit tränkt, um die Berauſchten mit Leichtigkeit wiederum feſſeln zu können. Aber die Maſſe der „Gebildeten“? Oh, dieſe wohlerzogenen Herren und Damen, ſie verhalten ſich zur Erſcheinung der Freiheit wie der arme Fauſt zur Erſcheinung des Erdgeiſtes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!“ Und zu Boden geworfen durch ihre Majeſtät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angſtblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet ſich verachtungsvoll von dem „furchtſam weggekrümmten Wurm“ der Bildungsphiliſterei ab, wie der Erdgeiſt von ſeinem feigen Beſchwörer, und dieſer verfällt der Beſtrickung durch Mephiſto Konſtitutionalismus, welcher verfaſſungsmäßigen Hokospokus mit ihm treibt und mittelſt allerhand parlamentariſcher Gaukeleien ſeinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphiliſter ſchiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geſchoben oder unter Umſtänden auch geſtoßen (d. h. regiert oder auch deſpotiſirt) wird.

Im Ernſte zu reden, das konſtitutionelle Syſtem, dieſer zweiſchlächtige Baſtard, deſſen Vater der Betrug und deſſen Mutter die Heuchelei, iſt zwar eine häßliche, aber, wie es ſcheint, nothwendige Sproſſe der unendlichen Leiter von Täuſchungen und Enttäuſchungen, mittelſt welcher die Menſchheit mühſelig ſchneckenſchrittlich zur Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Geſellſchaft muß durch dieſe Entwickelungsphaſe, durch dieſe Wüſte, wo Alles auf eine wechſelſeitige Berückung und Ueberliſtung zwiſchen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnſucht nach einem geſunderen und ſittlicheren ſozialen Prinzip zu gelangen. Dieſe Sehnſucht wird und kann jedoch zunächſt nur in wenigen auserwählten, klaren und energiſchen Geiſtern Wurzeln ſchlagen und Keime treiben, womit angezeigt iſt, daß der Konſtitutionalismus keineswegs, wie die Gedankenloſigkeit wähnt, zur Demokratie, ſondern vielmehr zur Ariſtokratie führt. Zur wahren und wirklichen Ariſtokratie, welche, weil ganz weſentlich eine Ritterſchaft des Geiſtes und der Thatkraft, mit dem Ariſtokratismus eines engliſchen Oberhauſes Nichts gemein hat, geſchweige mit dem kläglichen Pfuſchwerk öſtreichiſcher, preußiſcher, bairiſcher u. ſ. w. Pairskammern. Dieſe Ariſtokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgeſetzt, daß die letztere überhaupt eine Menſchenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrſcheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorſchritts der europäiſchen Geſellſchaft wird kein Wiſſender beſtreiten wollen. Denn wer ſeine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anſtehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine raſtloſe und unaufhaltſame, ſowie, daß die ein Zeitalter beſeelenden Gedanken ſich ſtets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wußten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigſtes war der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgeſtanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz“ unternahm genialiſch ein Rieſenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geiſtlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar ſelber von Geburt ein Baron und von Stand ein Prieſter, zerbrach er kühn mit ſeiner unerbittlichen Eiſenhand die Feſſeln, womit Feudalität und Hierarchie die Menſchen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des abſoluten Königthums, ſie konnte, ſo ſeltſam das heute klingen mag, ſie mußte bei der damaligen Zeitlage als ein entſchiedener Herausſchritt aus der Finſterniß ins Licht, aus der Knechtſchaft in die Freiheit gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Abſolutismus zu ſeinem Beſtehen zunächſt eines neuaufkommenden ſozialen Elements, des dritten Standes, der Bourgeoiſie ſchlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeſchichtliche Bewegung that ſich aber, wie bekannt, für dieſe das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingang des großen Staatsmannes, welcher, der erſte, den ſozialpolitiſchen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, verſuchten zwar Junkerei und Pfafferei ſein Werk wieder zu vernichten. Aber ſo tüchtig war es begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, ſtark genug waren, daſſelbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine ſchlechtdurchgeführte Traveſtie des mittelalterlichen Feudalismus geweſen iſt, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitſammen gerade die rechten Leute, um den Boden der franzöſiſchen Societät für die Inthroniſirung des abſoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazariniſchen Regentſchaft und der erſten Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegenſätzen aufzuweiſen. Die verſcheidende Feudalität und die aufwachſende Autokratie ſpielten in kontraſtvollſten Farben. Auffallen muß vor Allem, daß ein gewiſſer religiöſer Zug durch die ganze Geſellſchaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klaſſen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Moraſt einer allgemeinen Verderbniß hinabſanken. Was trieb, ſchob und ſtieß ſich da Alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jeſuiterei, dort die düſter-fanatiſche Theorie des Janſenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menſchheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarſcharf zugeſchliffene Stoßdegen oppoſitioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Boſſuets im Sinne katholiſcher Orthodoxie alle ketzeriſchen Regungen und Bewegungen ſcheinbar ſiegreich niederorgelnd. Sehr nur ſcheinbar freilich. Denn überall kündigte ſich bei näherem Zuſehen in dem Frankreich des 17. ſchon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchſten Luftſchichten der geiſtigen Atmoſphäre war ſchon Etwas wie Voltaireismus, ja ſogar ein Vorſchmack von Jakobinismus. Denn ſeht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantaſie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoiſie und Galanterie ganz in dem Sinne der ſtrikten Lehre vom unbedingten Deſpotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden: aber zur ſelbigen Zeit ſchreibt Fénélon ſeinen Telemaque, worin der treffliche Erzbiſchof von Cambray gegen die Ausſchreitungen und Zuchtloſigkeiten der unumſchränkten Gewalt mit einer Kühnheit ſich erhebt, daß man mitunter ſchon den Verfaſſer des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiöſen, politiſchen und ſozialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philoſophiſchen und theologiſchen Spekulation, wie an der Bewegung der ſchönen Literatur, war in der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft eine ſehr lebhafte. Drüben in Portroyal ſuchten Einſiedler und Einſiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den ſchwarmgeiſtigen Gedanken der Möncherei des Urchriſtenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris verſammelten ſich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten“ (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique“ zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritiſch zu befraubaſen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten iſt, daß es in ſeiner Tiefe von dieſen „pretiöſen“ Damen und Herren ſchwerlich gefaßt worden. Corneille, in ſeinem Weſen noch ganz Romantiker, hat dem ſcheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der franzöſiſchen Klaſſik aufgedrückt. Racine dagegen iſt der Verherrlicher der modernen Abſolutie und Deſpotie und doch auch ſchon ihr Züchtiger. Wenigſtens ſein Meiſterwerk Athalie iſt geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatiſche Strafpredigt. Indeſſen veranſchaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem ſehr deutlich den weſentlich ariſtokratiſch-exkluſiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obſchon er ein Hofkomödiant war und zunächſt nur zur Ergötzung der vornehmen Kreiſe ſchrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der weſentlich bürgerlich-oppoſitionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civiliſatoriſchen und ſittigenden Einfluß, wie ihn z. B. die deutſche Klaſſik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert Wenig oder Nichts verſpüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkoſtümirtes, luſtiges Leben; aber der Geiſt der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit iſt mächtig geweſen unter Männern und Frauen. Leben und leben laſſen! war die allgemeine Loſung und ſo ließ man nicht nur die Ausſchweifung, den Cynismus und die widernatürliche Sünde leben, ſondern gewiſſermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Laſterbündels und Frevelknäuels, der Marquiſe de Brinvilliers, mit dieſen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu, et ses cendres au vent; de sorte que nous la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés." Man ſieht, hier iſt keine Spur von ſittlicher Entrüſtung, ſondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich froſtigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarſten franzöſiſchen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarſte, alſo über den Ausgang einer ſchamloſen Metze und grauenhaften Giftmörderin ſich auslaſſen mochte, ſo wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtiſane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche ſie, ein ſittengeſchichtlicher Typus, wirklich gemacht hat *).

---

*) Die Materialien zu meiner Skizze ſind aus dieſen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736 — 75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom. I. VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2.

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiſelle de Lenclos genannt, iſt am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daſelbſt am 17. Oktober 1705 geſtorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigſte Epochen der Geſchichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazariniſche Regentſchaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Deſpoten. In der erſten dieſer Epochen war ſie

---

édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Memoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V. Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX, p. 648.

geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspaſia oder Leontion von Schön- und Freigeiſtern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beſte Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenseleganz und ſogar durch eine ſo äußerſt vorſichtige Gleißnerin, wie die Maintenon geweſen iſt, ausdrücklich als die trefflichſte Lehrmeiſterin der Geſelligkeitskunſt und des guten Geſchmacks anerkannt. Selbſt der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich ſehr wenig geneigt war, von irgendeinem menſchlichen Weſen, welches unter dem Rang eines Herzogs und Pair, Gutes zu ſagen, hat mit Wärme, ja faſt mit Bewunderung über Ninon ſich ausgelaſſen, „Dieſe berufene Courtiſane iſt ein Beiſpiel, welche Triumphe das Laſter feiern kann, wenn es mit Geiſt getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt iſt. Denn man darf ſagen, daß Ninon, abgeſehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtſchaffenheit geweſen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité).

Sie war uneigennützig, verſchwiegen und zuverläſſig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn ſie hatte ſtets nur einen Liebhaber à la fois, und war ſie ſeiner ſatt, ſo ſagte ſie es ihm offen und ehrlich.“

So der geſtrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein ſo zuſammenfaſſendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquiſe de Sévigné beſitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas ſehr anders. Man muß aber auch geſtehen, daß die gute Marquiſe alle Urſache hatte, über „la dangereuse Ninon“, über „Ninon la courtisane“ ungehalten zu ſein. Madame war vierundzwanzigjährig, ſchön, geiſtvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübſchen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen“ Ninon gerieth, die doch ſchon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame ſo zu ſagen ein böſer Genius wurde, der ſie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche“ den Gemahl verführt hatte, verführte ſie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geſchah ein Unerhörtes;

denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greiſin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und ſo fing ſie („captiva“), was in der Geſchichte des Courtiſanenthums ſicherlich ganz einzig daſteht, drei Generationen von einer und derſelben Familie. Das hieß jugendlich, friſch, reizend ſein mit dreißig, mit fünfzig, mit ſiebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné beſaß zu viel „Eſprit“, als daß ſie dies nicht hätte erkennen und anerkennen ſollen. Sie hat denn auch in ſpäterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewiſſen Achtung geſprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieſelbe ſtets rückſichtsvoll Mademoiſelle de Lenclos genannt.

Das göthe'ſche Wort von der tief einſchneidenden und lange nachwirkenden Macht der in früheſter Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine ſtammender Vater, ein Edelmann im Dienſte des Duc d'Elbeuf, war ein ſo leichtfertiger Menſch als nur irgendein franzöſiſcher Gentilhomme von damals. Den einzigen Vorzug, welchen er beſaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenſpiel, übertrug er frühzeitig auf ſein einziges Kind. Aber er übertrug auf Aennchen auch die eigenen frivolen Anſchauungen und laxen Grundſätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Faſſen und Führen des Daſeins. Als er eines nicht ſehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er ſeinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in beſcheidenen, aber anſtändigen Vermögensverhältniſſen zurücklaſſend, hatte ſeine Erziehungsmethode ſchon ſo gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf beſſere Wege zu bringen, fehlſchlugen.

Ninons leibliche und geiſtige Entwicklung war eine frühzeitige. Als ſie, mit ihrem Zeitgenoſſen Tallemant des Réaux zu ſprechen, „une fille grandette" geworden, hatte ſie das weltlich-ſkeptiſche Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, ſchon vollſtändig inne. Sie beſaß überhaupt eine nicht gemeine literariſche

Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geiſtes wegen ihr Geſpräch geſucht; ſchon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und ſchlagfertigen Witzes durch die Salons. Meiſterin auf der Laute, entzückte ſie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit ſie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verſtand. Alle dieſe Vorzüge verſchafften dem reizenden Backfiſch Zutritt in die glänzendſten Geſellſchaftskreiſe des Marais, damals, wie bekannt, das ariſtokratiſch-modiſche Quartier der franzöſiſchen Hauptſtadt.

Ninon war keine jener ſogenannten regelmäßigen Schönheiten, deren Name in der Regel Fadheit iſt. Es herrſcht ſogar unter den gewichtigſten Zeugen keine Uebereinſtimmung über die Frage, ob Mademoiſelle überhaupt eine Schönheit geweſen. Ganz ſchroff ſtehen ſich die Zeugniſſe von Guyon de Sardière und von Tallemant gegenüber. Denn der Erſtere ſagt: „Ninon war ſchön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen — “ der Andere: „Viel

Schönheit beſaß ſie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments)". Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erſcheinung unbefangen zuſammen, ſo geben ſie dieſes Moſaikbild: — Hochgewachſen und ſchlank, war ihre Geſtalt von vollkommen harmoniſchen Verhältniſſen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feſte und dauernde Geſundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadelloſem Oval, ihres Halſes, ihres Nackens, ihrer Bruſt von blendender Weiße waren höchſt anmuthig. Der Reichthum ihres kaſtanienbraunen Haares kontraſtirte ſchön mit dem Tiefſchwarz ihrer prächtig geſchweiften Brauen, welche ſich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren ſtralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern verſchleiert und gemildert ward. Das Lächeln des roſigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeſchreiblicher Magie, welche nicht gemindert, ſondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher ſich allerliebſt um die Mundwinkel ſchlängelte. Alle ihre Zeitgenoſſen haben an Ninon den ſeelenvollen Blick, das genialiſch-belebte Mienenſpiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede geprieſen, welche im Grunde das Schönſte und Beſte an den Frauen iſt, aber nicht eben im Beſitze von gar vielen ſich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend beſaß Mademoiſelle in hohem Grade: — ihr Anzug war ſtets von eleganter Einfachheit und ausgeſuchter Friſche, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit ſehr charakteriſtiſcher Widerſpruch: — die Courtiſane Ninon war als das Muſter des Anſtands, des guten Geſchmacks und Tons in der beſten Geſellſchaft ſo unwiderſprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als ſie ſchon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigſten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, ſondern vielmehr zur Empfehlung gereichte, zur Zeit, als ſie noch Frau Scarron geweſen, in ſo vertrauter Freundſchaft mit Ninon gelebt zu haben, daß ſie häufig in demſelben Bette mit der Liebeskünſtlerin geſchlafen hatte. Dieſe ſprach ſich ſpäter mit gewohnter Kühnheit über die ſo hoch geſtiegene Freundin alſo aus: „In ihrer

Jugend iſt ſie tugendhaft geweſen aus Einfältigkeit. Ich wollte ſie davon heilen, allein ſie war zu gottesfürchtig.“ Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung ſtets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte dieſe übrigens keineswegs, mit der Courtiſane in Verkehr zu bleiben und dieſelbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère.“

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Ton Vorſtellungen, welche uns mitunter abſonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligſter Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur ſehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr draſtiſch oder witzig als verſchämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, laſſen ſich jetzt gar nicht mehr nachſchreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame läßt ſich erzählen. Sie hatte ſich durch das Andringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen laſſen, ihrem lüderlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen geſetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ ſie ſich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgſchaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr ſagte: „Madame, eine verſtändige Frau ſollte niemals ſo große Summen auf den Kopf ihres Mannes ſetzen“ — gab die liebenswürdige Getadelte raſch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts Anderes auf den Kopf meines Mannes ſetze, wer kann mir's übelnehmen?“

3.

Ihr beſcheidenes, aber ausreichendes Erbtheil ſetzte Ninon in den Stand, anſtändig zu leben, und ſicherte ihr die Unabhängigkeit, deren ſie bedurfte, um die freie Liebeskünſtlerin darzuſtellen. Trotz ihrer perſönlichen Uneigennützigkeit, welche unbeſtritten iſt, ſtand ſie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börſen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es ſich darum handelte, ihrem großmüthigen Hang zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hang, welcher ſie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgeſpräch theilte die Verehrer der Courtiſane in drei Klaſſen ein: — in Zahler, Märtyrer und Begünſtigte („payeurs“, „martyrs“ et „favoris“). Die Mitglieder der erſten Klaſſe brachten es keineswegs immer, ſondern ſogar nur ſelten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantaluſſe, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundſchaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn ſo ein armer Schmachtbruder danach trachtete, aus einem „Martyr“ ein „Favori“ zu werden, pflegte ihm Mademoiſelle vertröſtend zu ſagen: „Attends mon caprice!“ — aus welchem Troſtwort wiederum recht deutlich zu erſehen, daß die franzöſiſche Sprache in Wahrheit eine „galante“ iſt; denn ſinngetreu verdeutſcht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice“ gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebſchaft oder mit Liebhaber. So ſagte ſie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigſten, fünfundzwanzigſten Caprice.“ Uebrigens wußte ſie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübſch abfahren zu laſſen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendome, welcher ſchlechte Verſe und ungeheure Schulden machte, bewarb ſich um Ninons Gunſt und ſandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umſonſt“, die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas“ —

worauf Mademoiſelle dem unverſchämten Erzſchuldenmacher umgehend mit dieſer Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en empruntais-tu pas?“

Kleinhändler mit ſittengeſchichtlichen Kurioſitäten haben darüber geſtritten, wer das ungeſtüme Feuer von Ninons Temperament zuerſt angefacht habe. Die Einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Etienne, ſei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen geweſen, welcher er die Ehe verſprochen habe; die Andern, der Graf Gaſpard de Coligny, ſpäter Herzog von Chatillon, habe ſie um ihre Unſchuld betrogen. Einem Gerücht zufolge, welchem Segrais ſowohl als Voltaire thatſächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiſelle Anne de Lenclos von einem Manne höchſten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als ſie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waiſe geworden, gerade ihr ſechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der erſten Courtiſane ihrer Zeit und ihres Landes, ſoll dabei die Kupplerin gemacht und ihrer Nachfolgerin von Seiten des Kardinals als Preis der erſten Gunſtgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieſer Umſtand macht die Sache ſehr zweifelhaft; denn die rothe Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, ſo auch mit den eigenen ſehr haushälteriſch um und wußte ihren „Capricen" in weit wohlfeilerer Weiſe genugzuthun.

Gewiß iſt, daß Ninon im Alter von ſechszehn Jahren ihre ſelbſtſtändige Stellung in der pariſer Geſellſchaft nahm und dafür ſorgte, daß die Skandalchroniſten und Skandalchroniſtinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiſelle's „Zahlern", „Märtyrern" und „Favoriten" förmlich Buch führten, ſattſame Arbeit bekamen. Deſſenungeachtet hatte die exkluſive Geſellſchaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erſt dann Etwas einzuwenden, als dieſe, verleitet durch ihre drei ſich ablöſenden Liebhaber Mioſſens, Charleval und D'Elbène, ſich beigehen ließ, ihren luſtigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräiſch-freigeiſtigen Philoſophie zu verbrämen. Denn die „Geſellſchaft" iſt zwar allzeit geneigt, die Kühnheit des Laſters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu verzeihen. Und dies iſt ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Menſch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpf der Ausſchweifung mit etwelchem Anſtand herumzuplatſchen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit ſich zu erheben.

Mesdames les „Precieuſes“ im Marais fanden demzufolge, daß die ſchöne Lautenſchlägerin und graziöſe Sarabandetänzerin doch allzu emanzipirt ſei, und gaben ſich große Mühe, die „gottloſe“ Konkurrentin, um welche ſich die glänzendſte Jugend und das reichſte Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächſt wenigſtens aus dem ariſtokratiſch-modiſchen Quartier. Darauf bezieht ſich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais“, worin der boshafte Lahme Ninon alſo anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,

Charmant esprit, belle Ninon.
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,
Etait sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle.

Die kecke Liebeskünſtlerin machte ſich aber Nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und laſterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten ſich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiſelle“ und als ſolche, den Anſchauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterſtellt ſei. Man erwirkte alſo bei der Königin-Regentin Anna d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie las dieſe „Lettre de cachet“ und ſagte dann ernſthaft zu dem Gefreiten, welcher dieſelbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Kloſters anheimzuſtellen, ſo werde ich mich in das der Kapuziner begeben.“ Der verblüffte Gefreite hinterbrachte dieſe Lencloſerie der Königin und dieſe ſoll den Spaß ſo beluſtigend gefunden haben, daß ſie Mademoiſelle in Ruhe ließ. Einer andern und beſſern Lesart zufolge hätte es der Dazwiſchenkunft ſo mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um ſie vor dem Kloſter zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als ſeine Karroſſe auf dem Korſo dem Wagen der Courtiſane begegnete, halten ließ, ausſtieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Kloſterhandels war noch davon die Rede geweſen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern“ (filles repenties) zu ſperren. „Das wäre doch ſehr ungerecht — ſpottete ſie — maßen ich weder mehr Jungfer noch ſchon reuig bin.“

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindſeligkeiten zu reizen, überſiedelte

Mademoiſelle aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte ſie ſogar an eine Ueberſiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs ſpeiſ'ten eines Tages während der Faſten bei ihr. Einer der Gäſte warf einen Geflügelknochen zum Fenſter hinaus und dieſer knöcherne Beweis des Nichtfaſtens fiel unglücklicher Weiſe dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Naſe. Seine beleidigte Hochwürden ſtieß ſofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und ſeine Herren Confratres wußten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat ſo erſchrecklich aufzuſtaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar ſehr ernſtlich von der Einkloſterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „ſchwindeln“ iſt bekanntlich zu allen Zeiten eifrigſt konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenſtroms und des Orinoko das wahre „El Dorado“ entdeckt haben wollte und mit dieſer Entdeckung glücklich ein Auswanderungsfieber graſſiren machte, welches ſogar den lahmen Scarron ergriff, ſo ſehr, daß der arme Teufel von Poet ſeine mühſelig gemachten kleinen Erſparniſſe auf Nimmerwiederſehen in den Schlund des Eldoradoſchwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon ſich einſchiffen, allein zum Glück für Beide verzögerte ſich ihre Einſchiffung zufälliger Weiſe ſo lange, bis Nachrichten von dem unſäglichen Elend einliefen, welches eine erſte Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwiſchen war es Mademoiſelle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittelſt Geldes das Hühnerknochenſkandalum zu vertuſchen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das luſtige Paris zu verlaſſen, ſondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In dieſe Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an deſſen Stelle ſehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Dieſem ſchrieb ſie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit iſt (c'est l'infini pour moi)“. Unter den gleichzeitigen

„Märtyrern“ der Liebeskünſtlerin ſtößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth deßhalb auf, weil dieſer würdige Prieſter das Original von Molière's Tartuffe geweſen ſein ſoll. Als der Heuchler Mademoiſelle ſeine Liebe erklärte und ſie ſich über ihn luſtig machte, berief er ſich darauf, daß ja auch verſchiedene Heilige zärtlichen Gefühlen ſehr zugänglich geweſen ſeien. Im Uebrigen war dieſe Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtiſaneſchaft. Sie wurde in Proſa und in Verſen gefeiert. In Proſa, indem man ihre „Honnêteté“ pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois.“ In Verſen, von denen die folgenden zu den am wenigſten feurigen, aber mittheilbarſten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate, et tout sage et tout bon,
N'a rien dit qui tes dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale.«

Es war damals in Paris noch nicht Styl, die Proſtitution mit dem Nimbus romantiſchen Brillantfeuers zu umgeben und Courtiſanen als Fleurs de Marie oder unter ähnlichen ſeraphiſchen Namen ſo zu ſagen heilig zu ſprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon beſungen haben, iſt es eingefallen, ſentimentaliſch und pathetiſch von ihr zu ſprechen. Sie ſuchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenſtand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Cynismus hinwerfen dürfe, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie darüber ſtolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konſorten wenigſtens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetiſchem Tone von Mademoiſelle zu ſingen und zu ſagen.

Wunderlicher Weiſe nämlich wurde Ninons letzte Caprice, welche eine ſo zu ſagen offizielle Einregiſtrirung gefunden, für ſie zu einer Paſſion, ja zu einer wirklichen Leidenſchaft im deutſchen Sinne. Sie hatte ihr dreißigſtes Jahr ſchon um mehrere Jahre überſchritten, als ſich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunſt bewarb und zwar mit ſolchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünſtlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, ſchnitt ſie ſich ihre wunderſchönen Haare ab, zum Zeichen, daß ſie nicht ausgehen und Niemand empfangen wollte, bevor er geneſen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in ſeine Mutter, die er nicht als ſolche kannte, ſich verliebt habe. Als ſie ihm aber das Geheimniß ſeiner Geburt geoffenbart, habe er ſich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es läßt ſich für dieſes tragiſche Nachſpiel zu Ninons Liebſchaft mit Villarceaux kein feſter Beweis beibringen und viel beſſer bezeugt iſt ein komiſches Zwiſchenſpiel in dieſem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter, der Frau Marquiſe, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?“ Antwort: „Nimrod.“ Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?“ Antw.: „Ninum“. „Was, Ninon?“ ſchrie die mit Recht eiferſüchtige Marquiſe wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!“.....

Die Franzoſen ſprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen“ par excellence, wie ſie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abſcheulichen Deſpoten, mit Emphaſe den „großen König“ zu nennen. Einer jener franzöſiſchen Boudoir-Hiſtoriker, wie das zweite Empire ſie hervorbrachte, Monſieur Renée, hat auch kecklich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er ſich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Paſſionen und Sitten“, habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie iſt es denn gekommen, daß die franzöſiſche Ariſtokratie ſich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienſchaft, als welche ſie unter dem vierzehnten Ludwig erſcheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandenſein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen“ Jahrhunderts, wie Monſieur Renée ſelber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Moglern und Moglerinnen geweſen ſind? Was für eine bodenloſe Zuchtloſigkeit und welche erzſtirnige Ruchloſigkeit im Schooße der franzöſiſchen Geſellſchaft von damals großgewachſen, bezeugt ſattſam das Ausberſten von ſozialen Peſtbeulen, wie der Prozeß der Marquiſe de Brinvilliers eine und der Prozeß der Hebamme La Voiſin (1680) eine andere war, — das Ausberſten von Peſtbeulen, welche furchtbar bewieſen, daß die Meſſalinen und Lokuſten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt.

Ein König-Narr.

Eine merkwürdige Figur, der zwölfte Karl von Schweden! In dem bekannten hiſtoriſchen Roman des Patriarchen von Ferney ein Held, in der Beleuchtung der hiſtoriſchen Kritik dagegen ein Narr. Ein heldiſcher Narr allerdings, aber immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne geſtellt, um da blindwüthig umherzuraſſeln.

Alſo hab' ich anderwärts *) den genannten König bündig charakteriſirt und, wie ich glaube, auch gerecht. Nun aber gibt es zwiſchen der Oſtſee und den Alpen, zwiſchen dem Rhein und der Weichſel eine Abart von Menſchen, welche Ohrenweh bekommen, wenn ſie mitanhören müſſen, es ſei nicht nur eine Möglichkeit, ſondern auch eine Wirklichkeit, daß

---

*) Blücher. Seine Zeit und ſein Leben. I, 18.

königliche Majeſtäten in jenen Zuſtand von Ekſtaſe verſetzt werden, welche man im gewöhnlichen Leben Verrücktheit nennt. Einer dieſer Virtuoſen auf der Strohfiedel deutſcher Fürſtenfurcht hat ſich beeilt, mich ſo zu ſagen wegen Majeſtätsbeleidigung zu verklagen, beweglich winſelnd, es ſei der Würde der Geſchichte unziemlich, von höchſten und allerhöchſten Herrſchaften in dem von mir angeſchlagenen Tone zu reden.

Dieweil ich nun der ſtandhaften Ueberzeugung lebe, die Würde der Geſchichte und Geſchichtſchreibung beſtehe nicht im Vertuſchen und Verränkeln, ſondern in der Wahrhaftigkeit, ſo will ich der erwähnten Denunciation und Anklage gegenüber den Beweis der Wahrheit antreten, indem ich in nachſtehender Studie die Laufbahn Karls des Zwölften in raſcheſten Zügen dem Leſer vorführe, beziehungsweiſe ins Gedächtniß zurückrufe. Es wird ſich, hoffe ich, aus dieſer Skizze ein Charakterbild ergeben, welches den Wahrſpruch: Ein König-Narr! vollſtändig motivirt. In den Augen von Urtheilsfähigen nämlich.

1.

Am 17. Juni des Jahres 1682 iſt im Schloſſe zu Stockholm der zwölfte Karl geboren worden, der älteſte Sohn Karls des Elften und deſſen Frau Ulrike Eleonore. Die Natur ließ ſich, wie das beim Zurweltkommen von Kraftgenies der Brauch, bei dieſer Gelegenheit etliche Extrabemühungen nicht reuen. Wenigſtens ſagt die Zwölfte-Karls-Mythologie allerhand Wunderbares aus. Es ſei genau im Augenblicke von des Prinzen Geburt das „Löwenherz“ genannte Geſtirn am öſtlichen Horizont emporgeſtiegen. Zugleich habe ein verheerender Orkan über die ſchwediſche Hauptſtadt hingefegt. Der Junge ſei mit bluttriefenden Händen aus dem Mutterſchooße gekommen, was ſeine Beſtimmung zum großen Kriegshelden klärlich vorbedeutete.

Thatſache iſt, daß unter allen Gaben des Prinzen die Phantaſie ſo übermäßig vorſchlug, daß er mit jedem Zoll ſeines Wachsthums mehr und mehr zum Phantaſten aufwuchs. Die Anlage dazu iſt ein Erbtheil nicht allein von mütterlicher, ſondern auch von väterlicher Seite her geweſen. Karl der Elfte war zwar ein ſcharfverſtändiger Mann — Beweis dafür die ſchwere Eiſenhand, welche er auf die Grafen- und Freiherrnkrönlein der ſchwediſchen Junkerei legte — aber dennoch hatte er in ſeiner Seele eine krankhaft phantaſtiſche Falte, woraus zu Zeiten Hallucinationsdünſte ihm in den Kopf ſtiegen. In einer ſolchen Stunde erlebte er, in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676, ſeine berühmte „Viſion“, deren Hergang er urkundlich niederſchrieb, deren „Wirklichkeit“ er mit einem „leiblichen Eide“ bekräftigte und durch vier unterfertigte „Augenzeugen“ beſtätigen ließ, ſo daß romantiſche Dämmerer und Düftler ausreichende Gründe haben, dieſe königliche Viſion für ein hiſtoriſches Ereigniß anzuſehen.

Es iſt überflüſſig, unſern Helden in die Kinderſtube und auf die Schulbank zu begleiten. Seine Erziehung war nicht beſſer und nicht ſchlechter als andere Prinzenerziehungen von damals. Er wurde viel mit orthodoxem Chriſtenthum, will ſagen mit ſteifkragigem Lutherthum behelligt und dadurch iſt ihm von frühauf ein theologiſcher Tick und Schick angeflogen, welcher ihn ſein Lebenlang häufig mit der Bibel handiren und dilettiren ließ. Daneben lernte er das Latein radbrechen, das Franzöſiſche nothdürftig leſen, das Schwediſche ſehr ſchlecht ſtyliſiren und entſchieden unorthographiſch ſchreiben. Im Uebrigen regte ſich in ihm die „Heldennatur“ frühzeitig genug: vierjährig, ritt er ſeinen Pony; zwölfjährig, ſchoß er ſeinen erſten Bären. Die Soldaterei war des Knaben Lebensfreude und es verdroß ihn keine Mühe und Anſtrengung, theoretiſch und praktiſch in das Kriegsweſen ſich einzuſchulen. Nicht zu überſehen iſt endlich, daß der Junge ſchon mitunter Einfälle hatte, mit äußerſter Halsſtarrigkeit feſtgehaltene Einfälle, welche befürchten ließen, es möchte in ſeinem Gehirn eine Schraube losgegangen ſein. So, wenn er hartnäckig behauptete, Blau ſei eigentlich Schwarz, oder, der Hofmaler Behn ſei entſchieden eine Waſſerratte.

Die „Geſalbten des Herrn“ beſitzen unter anderen Privilegien bekanntlich auch dieſes, viel früher als gewöhnliche Sterbliche zu Amt gelangen zu können und folglich zu Verſtand. Während das Privatrecht ein Alter von 24 oder 25 Jahren vorſchreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu geſtatten, ſind in Folge der unergründlichen Myſterien und Wunder des monarchiſchen Staatsrechts halbwüchſige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geſchicke von Völkern mehr oder weniger zu beſtimmen. So geſchah es denn, daß noch im Todesjahre ſeines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom ſchwediſchen Reichstag für mündig erklärt wurde und als Zwölfter ſeines Namens zu „regieren“ begann. Daß er dies in ſeiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, ſeine guten Zeiten, wie ſie vor dem elften Karl geweſen, würden unter dem zwölften zurückkehren, ſofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüſte zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte ſich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Miſchmaſch der tumultuariſchen Eigenſchaften des jungen Königs fehlte auch ein ſtark vortretender Zug von deſpotiſchem

Hoch- und Uebermuth nicht, der freilich von der pietiſtiſchen Marotte ſeltſam genug abſtach. Doch nein; wir wiſſen ja, daß die „Frommen" zu allen Zeiten unduldſam herrſchſüchtig waren und ſind.

Am 14. Dezember 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs ſtatt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauch wollte Karl nicht von der Geiſtlichkeit gekrönt, ſondern nur geſalbt ſein, und ritt daher auf einem mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um Männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrſchergewalt ſchon von Geburtswegen und ohne Zuthun von Irgendwem gebühre." Dieſer erſte Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht ſehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Prozeſſionsrittes dem angehenden Selbſtherrſcher vom Kopfe, und wäre in den Straßenkoth gefallen, ſo der Hofmarſchall Stenbock ſie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und ſchlug ſich eine tüchtige Beule.

Die leibliche Erſcheinung Karls zur Zeit, als er ausgewachſen war, iſt bekannt. Eine ziemlich hohe, aber magere und ſchmächtige Geſtalt, bräunlichblond behaart, ſchön blauäugig. Es iſt kennzeichnend, daß ihm ſeine mädchenhaft zarte und blühende Geſichtsfarbe als zu wenig mannhaft und heldiſch zu nicht geringem Aerger gereichte und daß er alles Mögliche that, um ein wettergebräuntes und roſtfarbiges Antlitz zu bekommen. Als Achtzehnjähriger warf er — und das iſt vielleicht das Geſcheidteſte, was er je gethan hat — die Perücke weg und erſchien nur noch in kurz geſchorenem, abenteuerlich aufwärts gekämmtem Haar. Sein Anzug war ſein Lebenlang ein ſehr einfacher und das Hauptſtück deſſelben ein grüner oder blauer Soldatenrock mit kupfernen Knöpfen und ohne alle Verzierung. Aber wiederum charakteriſtiſch iſt es geweſen, daß er es liebte, in Wehr und Waffen recht goliathmäßig ſich darzuſtellen. Seine ungeheuren Reitſtiefeln und Pfundſporen, ſeine enormen Stulphandſchuhe und ſein übermäßig langes und ſchweres Schwert ſtanden in groteskem Mißverhältniß zu ſeiner Figur. Wie hierin, ſo lag ein Symptom der ſpäteren Narrheit des jungen Mannes auch in ſeinem Prunken mit einer ſpartaniſchen Lebensführung. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen ohne zu zeigen, daß geröſteter Speck ſeine Lieblingskoſt und Dünnbier ſein Leibtrunk ſei.

2.

Von einem ſechszehnjährigen Monarchen darf man billig erwarten, daß er ſich ordentlich „ausraſe“, und dieſe Erwartung brachte Karl zu vollſtändigſter und glänzendſter Erfüllung. Doch iſt ihm zu ſeiner Ehre nachzuſagen, daß es nicht nach der Seite der Lüderlichkeit hin geſchah. Karl iſt, wie bekannt, ſein Lebenlang ein keuſcher Menſch geweſen und die Weiber vermochten ihm Nichts anzuhaben. Wie für Schönheit überhaupt, ſcheint er auch für die weibliche gar kein Organ und Verſtandniß gehabt zu haben. Innerhalb des Ideals von Heldenthum, welches er ſich zurechtmachte, war für das weibliche Element kein Raum. Ueberhaupt iſt in dem ganzen Gehaben und Gebaren des Schwedenkönigs in ſeinen reiferen Jahren eine — nicht allein phyſiſche — Nüchternheit, eine Trockenheit und eine Verſtandesdürre geweſen, welche mit ſeiner aufgedonnerten Herosrolle ganz abſonderlich kontraſtirten. Man muß unwillkührlich an den ingenioſen Kaballero aus der Mancha denken; denn, wie Jedermann weiß, war ja auch Don Quijote unbeſchadet ſeiner ritterlichen Narrheit ſo ein nüchterner, trockener Geſell.

Der junge Fürſt ließ es ſich in der That ſauer werden, zu einem „rechten Kriegsmann ſich zu perfektioniren.“ Er ſchlief in Winternächten auf dem Heuboden der Hofſtallung, er ſtand mitten in der Nacht auf, um ſich im bloßen Hemd auf die nackte Diele zu legen. In tollem Reiten, wildem Schlittenfahren und kühnem Jagen leiſtete er das Menſchenmögliche und ſo zu ſagen noch mehr. Bei Tafel beluſtigte er ſich, ſeinen Gäſten Kirſchenſteine ins Geſicht zu ſchnellen und einem gezähmten Bären Zuckeraufſätze einzuzwängen und Kannen voll Wein einzugießen. Nach Tiſche machte es ihm Spaß, Stühle zu zerbrechen, Kronleuchter zu zerſchlagen und aus Piſtolen nach den Marmorſtatuen in den Sälen zu ſchießen.

Dieſe „in Kinderſchuhen“ vollbrachten Heldenthaten ſteigerten ſich bis zum Gipfel anſtößiger Extravaganz, ſo oft des jungen Königs Vetter und Schwager — er hat Karls Schweſter Hedwig geheiratet — der Herzog Friedrich der Dritte von Holſtein-Gottorp nach Stockholm kam. Die beiden edeln Schwäger führten ſich auf, als wären ſie ſo eben einem Tollhaus entſprungen. Raſende Wettritte und Wettfahrten wechſelten mit Haſenhetzen, deren Schauplatz der Reichstagsſal war. Bei Tage ſprengten die Herren mit ihrem Gefolge im bloßen Hemde und mit gezogenen Säbeln durch die Stadt; bei Nacht trieben ſie in den Straßen mit Fenſtereinſchlagen, Thürenzerbrechen, Schilderzerſchmeißen u. ſ. w. ärgerlichſten Muthwillen. Mehrere Tage hintereinander erprobte der König auf des Herzogs Anſtiften ſein Kraftgenie dadurch, daß er in einem Sale des Schloſſes Kälber, Schafe und Ziegen je mit einem Säbelſtreich enthauptete. Die abgeſchlagenen Köpfe der Thiere aber wurden durch die Spiegelſcheiben der Fenſter auf die Straße geworfen. Faſt zu derſelben Zeit übte ſich Karls ſpäterer Hauptfeind und Ueberwinder, Czar Peter von Rußland, ebenfalls im Köpfen, indem er, wie glaubwürdig verſichert wird, nahezu einem Hundert gefangener Strelitzen allerhöchſteigenhändig von Gottes Gnaden die Köpfe abſäbelte.

Aber dieſe gleichzeitig in Stockholm und in Moskau betriebene hochfürſtliche Schlächterei mag faſt wie ein ſinnbildliches Vorzeichen ſpäterer Weltereigniſſe erſcheinen: denn es iſt darin gewiſſermaßen der gewaltige Unterſchied zwiſchen dem Schwedenkönig und dem Ruſſenczar und ihren weltgeſchichtlichen Rollen angedeutet. Karl köpft Kälber und Schafe: — ſeine ganze Laufbahn iſt eine plan- und zielloſe, nicht nur unfruchtbare, ſondern entſchieden gemeinſchädliche Kraftvergeudung. Der Kultur-Barbar Peter köpft Strelitzen; um in dieſen ruſſiſchen Janitſcharen eines der größten Hinderniſſe zu beſeitigen, welche dem mit furchtbarer Energie durchgeführten Rieſenplan ſeines Lebens, Rußland aus dem aſiatiſchen Faulſchlaf heraus und in das europäiſche Völkerleben herein zu reißen, ſich entgegenſtellten. Karl richtet die Geltung Schwedens als eines europäiſchen Großſtaats auf immer zu Grunde, Peter erhebt Rußland zu einer europäiſchen Großmacht. Der Kampf zwiſchen den Beiden war eine Fehde zwiſchen „Common ſenſe“ und „Phantaſus“ und ſelbſtverſtändlich mußte jener ſchließlich den Sieg davontragen....

Man hieß die Tollheiten, welche Karl in Geſellſchaft ſeines Schwagers trieb, in Schweden die „gottorpiſchen Raſereien“, weil man annahm, [illegible] Herzog verleite den jungen König dazu und zwar aus böswilliger Berechnung. Wenn nämlich Karl gelegentlich den Hals bräche, ſo hätte der Herr Schwager gute Ausſicht, ſeinen Herzogshut mit der Schwedenkrone zu vertauſchen. Und halsbrecheriſch genug waren die Experimente, zu welchen der König ſich verleiten ließ. So ließ er ſich eines Tages bereden, auf einen eben eingefangenen Hirſch zu ſteigen, und brachte von dieſem Ritt mit knapper Noth das

Leben heim. Eines andern Tages trieb der Herzog ſeinen Schwager an, einen Haufen loſe aufgeſtapelter Bretter hinaufzugaloppiren, was geſchehen wäre, falls das entſchloſſene Dazwiſchentreten eines ſchwediſchen Magnaten das lebensgefährliche Abenteuer nicht hintertrieben hätte.

Man glaubte, eine Frau würde ein helfendes Mittel gegen alle die knabenhaften Berſerkereien ſein, und man bemühte ſich daher, den König zum Heiraten zu beſtimmen, um ſo mehr, da es den Anſchein hatte, als hegte der jugendliche Stürmer und Dränger gerade zu dieſer Zeit (1698) zärtliche Gefühle für das Hoffräulein Lewenhaupt. Es war aber Nichts damit. Karls Großmutter Hedwig Eleonore gab ſich große Mühe, unter den Prinzeſſinnen in der Nähe und Ferne ihrem Enkel eine paſſende Braut zu wählen. Es wurde nach und nach ein ganzes Schock heiratsfähiger Fürſtentöchter in Vorſchlag gebracht, allein umſonſt: der junge König war und blieb eheſcheu. „Axel“ — ſagte er eines Tages zu ſeinem Günſtling Axel Wachtmeiſter, welcher in ihn drang, ſich zu vermählen, —

„wenn du mich liebhaſt, ſo ſprich mir nie mehr davon.“

Sein Sinn war auf ganz Anderes geſtellt und er hatte zum Heiraten weder Luſt noch Zeit. Zwar die Regierungsgeſchäfte that er in läſſig-autokratiſcher Manier nur ſo nebenbei ab, indem er ſich in ſeinem Schlafzimmer durch die Quaſi-Miniſter Polus und Orenſtjerna über die auswärtigen und durch Piper über die inneren Angelegenheiten Vortrag halten ließ und ſeine Entſcheidungen gab. Dagegen aber waren ſeine Tage und theilweiſe auch ſeine Nächte hinlänglich ausgefüllt mit kraftgenialiſchen Uebungen und Strapazirungen, mit nimrodiſchen und ſol[illegible]tiſchen Zeitvertreiben aller Art. Wann noch eine Stunde übrigblieb, ſah man den König über einem Folianten von hundert Druckbogen ſitzen, welchen er zu ſeinem Leib- und Lieblingsbuch gemacht hatte. Das war der „Gideon von Maribrander“, ein alter Ritterroman, aus deſſen Leſung Karl ganz denſelben Nutzen zog, wie der Liebhaber Dulcinea's von Toboſo aus der Lektüre des Amadis von Gallien und des Palmerin von England. In allem Ernſte, der

König ſtudirte in dem genannten romantiſchen Wälzer Politik, Regierungsweisheit und Kriegskunſt und ſein Dichten und Trachten ging dahin, dem hochedeln Helden Gideon von Maribrander möglichſt ähnlich oder gar gleich zu werden. Kein Wunder daher, daß Karl der Zwölfte der Don Quijote der Weltgeſchichte wurde, welcher in der Perſon ſeines Landsmanns Fryxell nicht zwar ſeinen Cervantes, wohl aber einen höchſt fleißigen und von der Boswell-Seuche nicht allzu ſehr angeflogenen Biographen gefunden hat.

3.

Derweil war jene Konſtellation der europäiſchen Politik zur Reife gediehen, welche den ſogenannten nordiſchen Krieg herbeiführte und den achtzehnjährigen Schwedenkönig ſeine Rolle als hiſtoriſcher Maribrander zu ſpielen anheben ließ. Schweden war damals, wie Jedermann weiß, im Beſitze von Finnland, Ingermanland, Eſthland und Livland, von Rügen, Vorpommern und Stettin, von Wismar, von Bremen und Verden. Es zählte mit unter den Staaten erſten Ranges. Da es aber gewaltſam auf dieſe Machtſtufe gelangt, da es ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriegsraub gewachſen war — „vivitur ex rapto“ ſei, ſagte man, Schwedens Loſung — ſo war es ganz natürlich, daß ſämmtliche Nachbarn mit Neid und Haß auf das Land blickten. Der Hingang Karls des Elften ſchien ihnen die langerſehnte Möglichkeit zu eröffnen, an dem von einem Knaben regierten Schweden für manche empfangene Unbill Rache zu üben und nun ihrerſeits vortheilhafte Kriegsraubgeſchäfte zu machen. An Vorwänden hiezu fehlte es nicht, und hätte es auch daran gefehlt, ſo kümmerte das die durchaus gewiſſenloſe Kabinettspolitik, die ganz und gar ſkrupelfreie Staatspraktik von damals, die nur eine organiſirte, im Großen betriebene Land- und Seeräuberei war, blutwenig oder gar nicht. Von den Völkern, ihren

Rechten, Bedürfniſſen, Leiden und Wünſchen war ohnehin keine Rede. Die Könige von damals würden, ſo man ihnen davon geſprochen hätte, ebenſo verwundert aufgeſchaut haben, wie heutzutage ein Schachſpieler thäte, den man überreden wollte, er dürfte nicht eine beliebige Anzahl von Figuren opfern, um dahin zu gelangen, dem Gegner ein vielverſprechendes Schach bieten zu können.

Ihre widerſchwediſchen Intereſſen und Abſichten führten den vierten Friedrich von Dänemark und den körperſtarken, aber geiſtes- und charakterſchwachen Bruder Lüderlich, Kurfürſt Auguſt von Sachſen und König von Polen, mit Czar Peter von Rußland leicht zu einer Koalition zuſammen. Später trat auch Preußen der Kompagnie gekrönter Räuber bei. Die Operationen des gemeinſamen „Geſchäfts“ ſollten darauf gerichtet ſein, Schweden alſo zu berauben, daß Dänemark die Herzogthümer Schleswig-Holſtein dem Gottorper, dem ſchwediſchen Schützling, entriſſe, daß ferner Kexholm, Ingermanland und ein möglichſt großes Stück Finnland an Rußland, Livland und Eſthland an Polen, Stettin und etwa ein

Stück Vorpommern an Preußen gebracht würde. Alle dieſe Raubgedanken ſind ſeither bekanntlich verwirklicht worden, und zwar in noch größerem Umfang, wenn auch ziemlich abweichend von der urſprünglich geplanten Weiſe. Der weitaus größte Brocken von Schwedens weiland Großmacht ſteckt in dem unverwüſtlichen Rieſenmagen der Matuſchka Moskavia, welche es zu jener Zeit und noch lange nachher nicht gerade als zur Bildung gehörig anſah, von Weile zu Weile gegen alle ihr „angeſonnenen“ Eroberungstendenzen und „untergeſchobenen“ Erweiterungspläne feierlich zu „proteſtiren.“

Nun aber hatten ſich Schwedens Feinde in dem Knaben Karl zunächſt bitterlich verrechnet. Er verblüffte die Gegner durch ſein erſtes Auftreten auf der Weltgeſchichtsbühne nicht weniger, als er noch lange nachher die Hiſtoriker verblüfft hat, gerade ſo lange nämlich, als die Geſchichtſchreibung von dem „göttlichen Recht“ monarchiſcher Willkür ebenſo feſt überzeugt war, wie dieſe ſelbſt. Ein unſäglich beelendendes Gefühl übernimmt Einen, wenn man durch die dicken Quartanten ſich durcharbeiten muß, in welchen klägliche Pedanten mit in die Jauche gelahrter Niedertracht und niederträchtiger Gelahrtheit getauchten Federn die Ereigniſſe jener Zeit verzeichneten. Man muß die deutſchen Hiſtorienbücher von damals kennen, um ſo recht zu wiſſen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutſche Geiſt zu Anfang des 18. Jahrhunderts verſunken war. Was für eine Zeit, wo ein ſolches Laſterbündel von Landverderber, wie Auguſt der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als „der Große“ angedudelt wurde, ſondern alles Ernſtes für einen großen Mann und Muſterfürſten galt, ſelbſt in den Augen ſeines eigenen, von ihm bis aufs Blut geſchundenen Sachſenvolks! Die deutſche Knechtſchaffenheit jener Periode hat ſich in den Gedichten des Mannes, welcher lange Jahre den „deutſchen Parnaß gouvernierte“, ein Denkmal von Koth errichtet. Denn in Wahrheit, es dürfte in den verdorbenſten Zeiten von Rom und Byzanz ſchwerlich ein Afterpoet geſchweifwedelt und geſpeichelleckt haben, der es an ſuperlativiſcher Bedientenhaftigkeit mit Herrn Gottſched hätte aufnehmen können *). Welche glorreiche Rieſenarbeit haben unſere Helden, Heiligen und Märtyrer gethan, unſere

---

*) Das Tollſte iſt, daß, nachdem er ſich in ſeinen Verſen ſeitenlang vor Auguſt dem Starken förmlich im Staube gewälzt, der ſchamloſe Pedant die Frechheit hatte, auszurufen: —

„Du, ſtrenge Wahrheit (!), laß dies Blatt
In deinem Tempel ewig wahren!
Mein Mund iſt kein erkaufter Mund,
Er hat nicht ſchmeichleriſch geſungen.“

Und doch ſollte Gottſched noch übergottſchedet werden, von einem gewiſſen Hanken nämlich, welcher edle Hofrath in ſeinem Trauergedicht auf den Tod Auguſts des Starken (1733) alſo lobpoſaunete: —

„Kein König hat gelebt, kein König iſt geſtorben,
Der ſo viel wahren Ruhm gleich dem Auguſt erworben;
Schweig', prahlerhaftes Rom, vom Titus und Trajan!
Auguſt hat Mehreren, als Jene, wohlgethan.
Es wird ganz Sachſenland und alle Welt bekennen,
Er ſei ein Vater mehr als König zu benennen.
Wie man mit Klugheit herrſcht, mit Gütigkeit regiert,
Das Volk bei Friedenszeit zur Kriegesſchule führt,
Wie man durch Wiſſenſchaft ſo Pracht als Kunſt verbindet,
Die ſtolzen Feinde ſchlägt, ja ſelbſt ſich überwindet,
Der Rache Süßigkeit ganz aus den Augen ſetzt,
Des Landes Wohlfahrt mehr als eitle Ruhmſucht ſchätzt,
Dies Alles hat Auguſt, ja noch viel mehr erwieſen,
Was uns das Alterthum von Herkules geprieſen.“

Der gute Mann hat gar keine Ahnung, daß er, da jede Zeile

Aufklärer und Klaſſiker, unſere Denker und Dichter, alle die unſterblichen Lichtbringer von Thomaſius bis Kant, von Klopſtock bis Schiller, indem ſie eine ſo entſetzlich verſumpfte Nation wieder zum Bewußtſein der Menſchenwürde erhoben! ...

Das Debüt des achtzehnjährigen Schwedenkönigs hatte etwas wirklich Ueberraſchendes, ſo daß die Verwunderung Europa's ſich leicht erklärte. Wie eines flammenden Nordlichts Aufleuchten war der Aufſchritt des Jünglings, der Phantaſie der Menſchen ſich bemeiſternd und ihnen ein mit Schrecken gemiſchtes Staunen abnöthigend. Es ſchien eine Weile, daß im Norden ein moderner makedoniſcher Alexander aufgeſtanden und daß es Schwedens Geſchick ſei, die vorherrſchende Macht des Erdtheils zu werden. Die blitzſchnell ſich folgenden, glanzfunkelnden Erſtlingserfolge des jugendlichen Helden-

---

ſeiner Lobialbaderei eine Lüge, eigentlich eine ſcharfe Satire geſchrieben habe. Die ſogenannten Hiſtoriker wetteiferten mit den ſogenannten Poeten um den Preis der Gemeinheit. Man durchblättere, um ſich davon zu überzeugen, die „Heldengeſchichten“ der Faßmann, Gundling und Konſorten.

königs, wie er alsbald genannt wurde, ließen ſelbſt nüchtern geſtimmte Beobachter nicht nur außerhalb, ſondern auch innerhalb Schwedens darüber hinwegſehen, daß der ſchwediſche Staat ſchon um ſeiner übel beſtellten Finanzen willen — Karl hatte die ſämmtlichen Erſparniſſe ſeines klugen Vaters binnen drei Jahren kraftgenialiſch verthan — gar nicht im Stande ſei, der Durchführung einer Helden- und Erobererrolle zur Baſis zu dienen. Daß aber Karl, durch ſeine erſten wunderſamen Erfolge völlig in die Region donquijotiſcher Phantaſiewillkür und maribranderiſcher Romantik hineingeſchwindelt, dieſe Rolle ſich aneignete, unterliegt keinem Zweifel. Sie machte ihn, mehr und mehr in ſeinem Gehirne zu einer fixen Idee ſich verknöchernd, erſt zu einem glänzenden, dann zu einem verwilderten Abenteurer und ſchließlich zu einem kompleten Narren, deſſen lichte Augenblicke immer ſeltener wurden.

3.

Die Zettelungen und Zurüſtungen der Feinde Schwedens waren gerade mit dem Jahrhundert ſoweit gediehen, daß man die Koalitionsmine explodiren laſſen konnte. Zuerſt brach Dänemark los und zwar gegen Karls Schwager und Schützling, den Herzog von Schleswig-Holſtein, während Rußland und Polen ſich anſchickten, Livland und Eſthland anzufallen.

Karl hatte außerordentliche Mühe, die zu ſeinen Rüſtungen nöthigen Gelder aufzubringen, und er erkaufte dieſelben nur mittelſt ſchwerer Zugeſtändniſſe an die ſchwediſche Ariſtokratie. Am Abend des 13. April von 1700 verließ er die Hauptſtadt, um ſeine Maribrander-Laufbahn anzutreten, und er hat Stockholm nie wieder geſehen. Am 25. Juli legte die ſchwediſche Flotte am toberuper Felde zwiſchen Kopenhagen und Helſingör auf Seeland an und bewerkſtelligte Karl unter lebhafter Gegenwehr der Dänen die Landung ſeiner Armee. Mitten im Wirrwarr des Landungskampfes ſoll der König einen alten Soldaten gefragt haben: „Was iſt das für ein Sauſen in der Luft?“ — „Das Pfeifen der Kugeln, Majeſtät.“ — „Wohl, das ſoll künftig meine Leibmuſik ſein.“ Dieſe Anekdote iſt, wie viele von Karl erzählte, nicht Geſchichte, ſondern Wachtſtubenpoeſie. Der däniſche Feldzug nahm übrigens ein raſches Ende. Denn bevor Karl zu ſeinem beabſichtigten Sturm auf Kopenhagen ſchreiten konnte, beſeitigte der am 8. Auguſt zu Traventhal zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein geſchloſſene Friede die Urſache des Krieges. Der Schwedenkönig benahm ſich, vor der däniſchen Hauptſtadt lagernd, mit der Großmuth eines irrenden Ritters, indem er von Dänemark als Friedensbedingung nur das Verſprechen forderte, den Feinden Schwedens keinen Vorſchub zu leiſten. Dann zog er ab und heim nach Schonen und von da nach Bleckingen, wo die gegen den Ruſſenczar Peter und den Polenkönig Auguſt, welche inzwiſchen ebenfalls den Krieg begonnen hatten, gerüſtet wurde.

Am 1. Oktober ſtach Karl mit einer Flotte von 200 Schiffen und 8000 Mann Truppen von Karlskrona und Karlshamen aus in die Oſtſee, landete nach einer ſtürmiſchen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächſt auf Riga marſchiren, weil er dort herum das Heer Auguſts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachſen bereits in die Winterquartiere gegangen, brach er, ohne weitere Verſtärkungen abzuwarten, mit ſeinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Czar Peter mit 80,000 Ruſſen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit ſeinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache ruſſiſche Uebermacht beſiegte, iſt bekannt. Der Czar, welcher den Tag von Narwa nicht mitgemacht, war in ſeiner Art Philoſoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage ſeiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manches Mal ſchlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, ſie wieder zu ſchlagen.“ Das hieß wie ein Staatsmann ſprechen. Der Schwedenkönig ſagte, über die erſiegte Walſtatt reitend: „Es iſt gar kein Vergnügen, mit den Ruſſen ſich zu ſchlagen; denn ſie halten nicht Stand, ſondern laufen davon". Das hieß wie ein Maribrander ſprechen.

Dem raſchen Erfolg auf Seeland und dem Glanzſieg bei Narwa reihte ſich als dritte große Schickſalsgunſt der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein ſächſiſch-ruſſiſches Heer zu in alle Winde zerſtiebendem Müll zerſchlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mußten ihm die großartigſten Vortheile zufallen. Allein ſtatt Politik trieb der Schwedenkönig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starrſinn, der ſchon jetzt häufig den anhebenden Wahnſinn durchblicken ließ.

Er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, alle ſeine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichſten ſeiner Gegner zu wenden, gegen Auguſt den leibſtarken Schwächling, den er vom polniſchen Throne ſtoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half Nichts, daß Auguſt um Frieden bat. Es half Nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorſtellten, der Rachezug gegen den Kurfürſten von Sachſen würde das Gebiet der Republik Polen berühren und demnach auch dieſe, welche bislang ihren König ſeinen Streit allein hatte ausfechten laſſen, gegen Schweden in Harniſch bringen. Es half endlich auch Nichts, daß man dem Könige zeigte, ſein weitaus gefährlichſter Gegner ſei der Czar Peter und gerade dieſem würden ja die ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen preisgegeben ſein, während Karl in Polen und Sachſen dem Phantom einer romantiſchen Rache nachjagte. Es half Alles Nichts, der Unſinn mußte ſeinen Lauf haben und damit iſt denn auch ſchon der große Wendepunkt in Karls Weltſtellung und Geſchicken eingetreten. Aus dem heldiſchen König, als welcher er ſo eben aufgetreten, ward ein blind ins Blaue fahrender Kriegsſpektakeler, deſſen anachroniſtiſches Geraſſel und Getobe lächerlich geweſen ſein würde, falls es nicht für Länder und Völker ſo unheilvoll und verderblich war. Vorab auch für ſein eigenes. Karl hatte von den Pflichten eines Regenten gar keine Vorſtellung und iſt trotz der ſchweinsledernen Bibel, welche er immer mit ſich herumſchleppte, ein ganz und gar gewiſſenloſer Menſch geweſen, der Alles ſeinen Grillen und

Launen, mit *einem* Wort, ſeiner Narrheit opferte und ſein Vaterland zu Grunde gerichtet hat.

Unzugänglich allen Gründen der Vernunft und allen Regeln und Forderungen der Kriegs- und Staatskunſt zum Trotz drang, die ruſſiſche Macht in ſeinem Rücken laſſend, der „nordiſche Alexander“, wie der Unverſtand ihn nannte, in Polen ein, überzog das Land und zwang den Reichstag, die Abſetzung des leibſtarken Auguſtus zu dekretiren und eine neue Königswahl anzuordnen, welche dann auch ſtatthatte und dahin ausſchlug, daß die widerſächſiſche Partei den Kandidaten Karls, den Stanislaus Lescynski, ein Mitglied der polniſchen Schlachta (niederer Adel), zum König erkor. Dieſer nationalpolniſche Gegenkönig des ſächſiſchen Auguſtus war übrigens nicht mehr werth als dieſer. Zwar lange nicht ſo lüderlich wie der Leibſtarke, aber ein indolenter Tabaksſchmaucher, ein Nichtkönig jeder Zoll. Einſtweilen hielt Karls langer Degen dieſe Königspuppe auf ihrem Throne aufrecht, während der „löwenmuthige“ Auguſtus das Haſenpanier ergriff und nach Sachſen entwich.

Bevor dies geſchah und während der Krieg noch in Polen ſpielte, hatte ſich in Karls Laufbahn eine Epiſode hineingeſchoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment“ bezeichnet werden darf. Der ſächſiſche Auguſtus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papſt Alexander dem Sechſten, nachſagte, daß er der Liebhaber einer ſeiner eigenen Töchter, der ſogenannten Gräfin Orzelska — ſie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beſchenkt — alſo der ſächſiſche Auguſtus glaubte, während er noch in Warſchau ſaß, ein neunzehnjähriger Berſerker von Schwedenkönig müßte doch wohl auch ſeine ſchwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, ſo doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich ſein. Demzufolge ſuchte er einen unwillkommenen Beſuch, womit ihn eine ſeiner abgelegten Maitreſſen, die bekannte ſchwediſche Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht hatte, in Warſchau überraſchte, zu Gunſten ſeiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (ſie war 1668 geboren) — welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmiſſion ins ſchwediſche Hauptquartier betraute... Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte ſich alſo nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daſelbſt an. Allein die Unterrocksdiplomatik ſcheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maribrander, kalt wie Schnee und keuſch wie Eis, ließ die vornehme Ex-Buhlerin gar nicht vor ſich. Vergeblich ließ ſie alle Künſte ihres ehemaligen Gewerbes ſpielen; umſonſt verlegte ſie ſich auf allerhand Liſten, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte ſie ihn mit zierlichſten Billets; umſonſt reimte ſie ihn franzöſiſch an, freilich in ſehr ordinären Peruckenſtylverſen*). Er wollte ſie ſchlechterdings nicht

---

*) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.

ſehen und ließ ſie gänzlich unverrichteter Dinge, was man ſo nennt, abfahren. Deſſenungeachtet hat die nicht eben ſehr zartfühlende Dame ſpäter es noch einmal verſucht, dem Schwedenkönig ſich zu nähern. Nämlich als derſelbe nach dem Abſchluß des Friedens von Alt-Ranſtädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Miniſter Piper machte daſelbſt mit Feſten und Gaſtereien großen Aufwand und eines Tages beabſichtigte er zur Hochzeit ſeiner Schwägerin auch die in der Stadt anweſende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?“ fragt er ſeinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen ver-

---

En parlant des héros, qui regnent sur la terre.
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa pieté, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.
Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire.
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot.“

ſprochen hat. „Habe Nichts dagegen.“ — „Aber, Majeſtät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwieſen werden ſollen, ohne die Ranganſprüche der übrigen Damen zu beeinträchtigen.“ — „Ehrenbezeugungen? Was? Sie iſt ja 'ne Hure.“ — „Aber, Majeſtät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs geweſen zu ſein.“ — „Ei was! König oder Bauer! Sie iſt und bleibt eine Hure und ſoll wegbleiben!“ ... Das ſtimmte nun freilich nicht ſehr zu dem herrſchenden Ton im „galanten“ Sachſen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter- und Ludertton der Zeit, war aber nur um ſo richtiger und braver geſprochen.

Alſo nach Sachſen hatte Karl in Verfolgung Auguſts des Starken den Krieg getragen, am 22. Auguſt von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernſtadt in Schleſien den deutſchen Boden betretend, auf welchem die Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die ſchwediſche Soldateska eifrig und erfolgreich ſich bemühte.

Schade, daß Strohköpfe von lutheriſchen Pfaffen und Konſiſtorialräthen noch nicht auf die ſublime Idee verfallen ſind, dem Guſtav-Adolf-Verein, welcher mit beiſpielloſer Gedankenloſigkeit einem der grimmigſten Feinde Deutſchlands zu Ehren von Deutſchen geſtiftet worden, auch noch einen Karls-Verein zur Seite zu ſtellen. Das arme Sachſenland, welches der polniſch-ſchwediſche Streithandel ſeines ſtarken Bankertevaters gar Nichts anging, hatte in Folge der deutſchen Landesväterlichkeitspraxis in dieſem Streite dennoch ſchon 36,000 Soldaten, 800 Geſchütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die ſchwediſchen Preſſer auf dem Halſe, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche Auguſt — welchen Doktor Faſtmann in ſeinem „Glorwürdigen Leben Friederici Auguſti“ (1733) den „Großen“ zu betituln nicht unterläſſet — mußte ſich zu dem bereits erwähnten altranſtädter Friedensſchluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürſten von Sachſen degradirte. Der „Große“ ſcheute nicht einmal vor der Schmach zurück, den livländiſchen Patrioten und widerſchwediſchen Diplomaten Patkull, welcher kraß-völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königſtein ſaß, an Karl auszuliefern, der auf ſeinem im Herbſte von 1707 angetretenen Zuge von Sachſen nach Polen den Unglücklichen in ſo infernaliſch-grauſamer Weiſe hinrichten ließ, daß dieſe eine Brutalität ſchon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umſtänden ein ſehr grauſamer Narr ſein.

Der Aufbruch aus Sachſen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachſen maribranderiſch umhergeraſſelt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Ruſſenczar in den ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen ſolide Eroberungsgeſchäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete ſich ein, mit dem Peter ebenſo leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomiſch und moraliſch verlumpten polniſchen Magnaten und ihrem König Auguſt geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit ſeinen Schweden, für welche Sachſen, wie man ſich gelehrt ausdrückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schleſien nach Lithauen, von dort nach Großpolen und Maſovien und von da immer weiter und mitten nach Rußland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marſche von Smorgoni gen Boriſſow, erhaſchen wir, mit Hülfe der Memoiren des ruſſifizirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menſchlich-guten Schimmer in Karls Leben *).

---

*) Bulgarin (Mem. I. 75 fg.) theilt aus dem Munde ſeiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was ſie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhauſe im Jahre 1708, zur Zeit, als ſie ein halbwüchſiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angeſagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüſtete und putzte ſich aufs Beſte, den hohen Gaſt zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Offiziere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs ſein mögen? So ärmlich gekleidet!“ Die Offiziere ſtiegen ab und der Marſchall (Hausmeiſter) empfing ſie in dem Verſal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher ſich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hauſe?“ fragte der Jüngere der beiden Offiziere höflich in deutſcher Sprache. „Zu dienen. Was iſt

Hundert und vier Jahre ſpäter iſt an der Spitze der gewaltigſten und ſtolzeſten Armada, welche die

---

Ihnen gefällig?" — „Das königliche Quartier iſt hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König beſtimmten Zimmer zu zeigen." — „Mein ganzes Haus ſteht zur Verfügung Sr. Majeſtät." — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und die Adjutantur." — „Richten Sie Alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber ſagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anſchicken können, ihn gebührend zu empfangen." — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König". . . Karl benahm ſich ſehr freundlich gegen ſeine Quartiergeber. Er aß am Familientiſche und war äußerſt genügſam und erkenntlich. „Mir iſt — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als ſähe ich ihn noch vor mir, dieſen ſchrecklichen König, über den ſo viele Bücher geſchrieben ſind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzensluſt an ihm ſatt zu ſehen. Er, welcher die Welt in Schrecken ſetzte, war ſanft wie ein Lamm und verſchämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, ſchlankem und ſchmächtigem Wuchſe, hatte er ein Geſicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und ſelbſt zum Schädel zu klein war. Schön iſt er nicht geweſen, aber man konnte ſein pockennarbiges Geſicht auch nicht häßlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeſchoren, nach oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zuſammengebunden. Er ſah ſehr jugendlich aus, ſtets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem

Welt geſehen, ein anderer Eroberer denſelben Weg gezogen, um in Moskau die Nemeſis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beiſpielloſen Mißbrauch eines beiſpielloſen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete ſeinen Marſch nicht ſoweit nach Oſten, ſondern bog in ſüdöſtlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er ſich, verführt von den überſtiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Koſakenhetman Iwan Stephanowicz Maſeppa ihm angetragene Bündniß, ſowie auf die Hülfeverheißung der Türken ſetzte, mit gewohnter Tolldreiſtigkeit in die Unermeßlichkeit der ſüdruſſiſchen Steppen warf. Ein recht und ſchlecht donquijotiſches Unternehmen vom Anfang an und ſo recht und ſchlecht maribranderiſch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeſchleppten Schweden hätten von Rechtswegen den Narrenkönig

---

Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, ſeine faſt bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandſchuhe, ſeine Stiefeln ſammt den Sporen ſtanden in ſo ungünſtigem Verhältniß zu ſeiner Geſtalt, daß wir Mädchen ſeine Goliathsrüſtung beiſpottelten."

in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimſchicken ſollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närriſche Freude empfand, als ihm Maſeppa — der bekanntlich ein Anderer in Byrons Prachtgedicht und ein Anderer in der Geſchichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es ſeien von hier nur noch acht Meilen bis zur aſiatiſchen Grenze; ſoweit alſo ſeien Sr. Majeſtät unwiderſtehliche Waffen bereits vorgedrungen“. Der König nahm dieſen Humbug für bare Wahrheit, wie ſich denn ſolche Starrköpfe am leichteſten mittelſt Lügen gängeln laſſen, und ſagte eifrigſt: „Dahin müſſen wir, um ſagen zu können, daß wir auch in Aſien geweſen“.

Derweil hatte Czar Peter ſich bemüht, ſeine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. ſeine Ruſſen von den Schweden lernen zu laſſen, wie man die Schweden beſiege. Er ſorgte auch dafür, daß am Entſcheidungstage die Ruſſen ihren bis auf wenige Tauſende herabgeſchmolzenen, abgehetzten, ſchlecht mit Munition verſehenen Gegnern ſehr beträchtlich an Zahl überlegen waren. Dieſer Entſcheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten ſeiner Getreueſten ungeachtet, allen Warnungen des ſchlauen Maſeppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantiſch-ſinnloſen Irrfahrt deſſelben ein Ende mit Schrecken. Das ganze ſchwediſche Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging er nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli ſetzte er mit ſeinen Fluchtgenoſſen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von dieſem bis nach Bender, die Gaſtfreundſchaft der Türken anſprechend.

„Nun ſtehen Petersburgs Grundmauern unerſchütterlich feſt!“ ſchrieb vom Siegesfeld bei Poltawa triumphirend der Czar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geſchichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er, um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag", ſicherlich das abenteuerlichſte. Ein hülfloſer Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringſte Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigſter Gaſtlichkeit aufgenommen, in freigebigſter Weiſe jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechſelnd, betrug durchſchnittlich 400 Perſonen, zuletzt aber 700, und zum Unterhalt deſſelben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gaſt dagegen bietet Alles auf, um in ſeine tollen Händel auch ſeinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verſtrickt denſelben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter ſeines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade Dieſen und Jenem im höchſten Grade überläſtig, ſteigert aber nur in demſelben Maaße ſeine unverſchämten Anſprüche noch und endigt damit, das unbeſtreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemißbrauchten Wirthes, den tollen Gaſt zum Hauſe hinauszuweiſen, mit der blanken Waffe zu beſtreiten. Und das Alles, während ſein heimiſches

Land, in Todesnöthen ringend, umſonſt des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, ſo hat es ein ſolches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu ſtacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe deſſen die Größe und das Glück des Czaren Peter im Lager bei Hush am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großweſir Baltadſchi Mohammed nicht entweder ein Eſel oder ein Schuft oder auch Beides zumal geweſen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Czaren am Pruth habe laufen laſſen, um dem ihm verhaßten Einlagerer von Schwedenkönig einen Poſſen zu ſpielen (Juli 1711). Sicher iſt, daß es dieſem nicht glücken wollte, die Türken zum zweiten Male gegen die Ruſſen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einſehen mußte, ſein Gewerbe in der Türkei ſei zu Ende und er ſei den Türken im höchſten Grade läſtig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in ſeinem geliebten „Gideon von Maribrander“

ſtudirend und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe von Seiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen ſächſiſchen Auguſt, ſowie von Seiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, ſich abzappeln, bis zur völligen Erſchöpfung, bis zur Athemloſigkeit. Kamen mitunter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, ſo zuckte der „fromme Heldenkönig“ die Schultern und ſchrieb in ſein Notizenbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —“

worin ſich, urtheilt der geſunde Menſchenverſtand, bei Weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter iſt bemerkenswerth, eine Reminiscenz guſtav-adolfiſcher Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß proteſtantiſcher Fürſten in Deutſchland unter Karls Protektion zu Stande zu bringen. Natürlich ging der Einfall ſo raſch, wie er gekommen war, und ſpurlos vorüber. Inzwiſchen waren die Türken, ſelbſtverſtändlich durch ruſſiſche Agenten in dieſer Richtung bearbeitet, des unholden, läſtigen und gefährlichen Gaſtes bis zum äußerſten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padiſchah im April von 1712 ſeinen Frieden mit dem Czaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entſchiedenen Worten auf, die osmaniſchen Staaten endlich zu verlaſſen. Zwar ſchienen Karls Fürſprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindſeligen Wendung gegen Rußland beſtimmen zu können; allein das erwies ſich bald als ein flüchtiger Schein. Und ſelbſt die türkiſche Geduld war endlich zu Ende. „Gite theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)" hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reiſegeld", ſagt Maribrander. Der Sultan gibt das Geld, legt ſogar noch 200 Chize (Beutel Geldes) zu, ſchenkt Wagen und Pferde zur Reiſe. Der tolle Gaſt verſchleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das iſt dem Großherrn denn doch zu ſchwediſch. Dem Giaur und vollends einem ſo undankbaren

Giaur darf nicht nur, ſondern muß die Gaſtfreundſchaft aufgekündigt und verjagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, ſo laßt meinen Seraſker und den Khan der Tataren, ſo es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranſtalten“, ſagt der Padiſchah. „Sie ſollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben“, ſagt Maribrander.

Und ſo geſchah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Seraſker, mit 15,000 oder mehr Janitſcharen und Tataren und 14 Geſchützen und verſchritten, nachdem alle gütlichen Verſuche der beiden türkiſchen Magnaten, den ſchwediſchen Eiſenkopf zur Abreiſe zu bewegen, mißlungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik“) bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der alſo Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närriſch gewordener Löwe, zu welchem einer ſeiner treueſten Getreuen in dieſen Tagen ſagte: „Wenn denn Eure Majeſtät ſich ſchlechterdings an Nichts kehren und halten will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, ſo habe ich hier Nichts mehr zu ſchaffen."

Die Janitſcharen, welche einen großen Reſpekt vor dem tapfern Sonderling hatten, ſchickten zum letzten Verſuch einer Verſtändigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte ſie nicht hören. „Jetzt — maribranderte er — iſt nicht Zeit zum Schwatzen, ſondern zum Fechten. Wenn die Kerle ſich nicht fortmachen, laß' ich ihnen die Bärte abſengen...." „Der ſchwediſche Karl iſt toll geworden!" ſchrieen die beſchimpften Janitſcharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eiſenkopf! Der Eiſenkopf!" kopfſchüttelten dieſe.

Der Sturm hob an und der König begnügte ſich nicht, demſelben zu trotzen, ſondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Piſtol in der Linken, ſeine ſo verrückter Weiſe dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit ſeinem alten Schlachtruf befeuernd: „Friſch drauf los, ihr blauen Burſchen (frlakt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieſer Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfgewühle, ſchonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und es ſieht ſtark zu vermuthen, daß ſie ſich dabei nicht allein von politiſchen Rückſichten, ſondern auch und vielleicht am meiſten von dem bekannten orientaliſchen Reſpekt vor dem Wahnſinn leiten ließen. Sie begnügten ſich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm weiter Nichts zu Leide. Wer aber in dieſer noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfſzene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit ſeinen Rieſenſporen an Etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldiſches ſehen wollte, unter deſſen Gehirndecke müßte es geradeſo ausſehen, wie es unter der des Schwedenkönigs ausſah.

6.

Mit zerriſſenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geſchundener Naſe und pulverrauchſchwarzem Geſichte wurde der

Gefangene vor den Seraſker geführt, welcher ihn höchſt anſtändig behandelte. Auf ſanfte Vorſtellungen von Seiten ſeiner Getreuen über den begangenen Unſinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Raſenden als für einen Poltron angeſehen ſein.“ Czar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, ſagte: „Nun ſehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlaſſener Mann, da er die Tollheit beging, gegen ſeinen einzigen Freund und Bundesgenoſſen, gegen den Sultan, dermaßen ſich aufzuführen.“

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenſeits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Luſtſchloß Demürtaſch gebracht, der Eiſenkopf auf den Eiſenſtein; denn das bedeutet jener türkiſche Schloßname. Er und ſein Gefolge ſind daſelbſt Anfangs mit allen Ehren und höchſt liberaler Gaſtfreundſchaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anſtalten machen würde, die Türkei von ſeiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu nehmen iſt, denn Karl gefiel ſich in Demürtaſch darin, bei geſunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb harnäckig, wo er war, und wäre vielleicht freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus ſeinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufſtörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahr von 1714 ernſtlich mit allerlei Planen um, den halsſtarrig abweiſenden König-Narren ſo oder ſo zu erſetzen. Das ſchlug durch. Karl, deſſen autokratiſches Gottesgnadenbewußtſein ein ganz ungeheuerliches, beſchloß jetzt, heimzukehren, und führte in ſeiner Art dieſen Entſchluß aus, nachdem ihn der franzöſiſche Geſandte in Konſtantinopel mit ſpärlichem Reiſegeld verſehen hatte. Seine in der Türkei maſſenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmſter Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 ſtieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!“ ſchrieen die Türken — ſeinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die

Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutſchland nach Schwediſch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore ſeiner Stadt Stralſund, von welcher aus er dann im gewohnten Style wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortſetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus dieſem König werden?“ Es wurde aus dem Romantiker kein Verſtändiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück Nichts gelernt, bewies er ſchon dadurch, daß er zu ſeinem Leibpolitikus und erſten Miniſter den holſtein-gottorpiſchen Grafen Görtz machte, einen der vorragendſten Schwindler und Plusmacher in einer an gewiſſenloſen politiſchen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derſelben zugeſtehen, daß ſie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, beſagte Schwindler und

Plusmacher in der Regel ſchließlich das Defizit mit ihren Köpfen bezahlen zu laſſen. Um Karl, wie dieſer nun einmal war, erwarb ſich aber Görtz ein wirkliches Verdienſt, inſofern er durch ſeine ſkrupelloſen Finanzkünſte dem König die Mittel verſchaffte, fernerweit „für ſeinen Ruhm zu arbeiten", d. h. fernerweit zu maribrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu ſpielen auf Koſten ſeines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erſchöpfung deſſelben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, ſo man in einer gleichzeitigen ſchwediſchen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgeſetzten gewaltſamen Soldatenaushebung die Rede iſt, die Worte lieſ't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's geſagt, der König will ſie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man ſie nicht.
Das war 'ne böſe Jagt, bis man ſie hat gekriegt. . ."

So kam der Einfall in Norwegen im Herbſt von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun ſeit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchraſ't hatte. Das däniſche Norwegen ſollte mittelſt einer in zwei Kolonnen geführten Invaſion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die ſüdliche der König, welcher die Feſtung Fredrikshall am Idefjord auf ſeinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters ſofort zu der ſchwierigen Belagerung derſelben ſchritt. Wie auf allen ſeinen früheren Feldzügen, gefiel ſich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verſtändigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verſtreichen, ohne in närriſcher Weiſe überflüſſigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftſtreich auszuführen. Die Phantaſie-Willkür hat ihn als einen echten Romantiker bis zuletzt unbedingt beſtimmt und beherrſcht und ſo war auch ſein Tod ein romantiſches Phantaſieſtück in Callot-Hoffmann'ſcher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab ſich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht geſpeiſt, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikſtein. Es war ſehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihre

Feuer ſicherer auf die Belagerungsarbeiten abgeben zu können. Mitten in dieſem Feuer ſtieg Karl aus der Tieſe eines Laufgrabens heraus und ſchaute, mit den Armen auf die innere Böſchung der Bruſtwehr geſtützt, zu der Feſtung hinüber, Kopf und Bruſt den Kugeln derſelben preisgebend. „Majeſtät, — ſagt aus dem Laufgraben herauf einer ſeiner Genieoffiziere, der Franzos Maigret, zu dem König — das iſt kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Reſpekt als vor einem Soldaten.“ — „Bah, ſei unbeſorgt.“ — „Ich bin nicht um mich beſorgt, wohl aber um Eure Majeſtät.“ — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß ſie ſich eilen.“ Maigret will dem Halsſtarrigen noch einmal die Gefahr vorſtellen, welcher er ſich ſo recht maribranderiſch-zwecklos bloßſtellte, allein andere Offiziere flüſtern dem Franzoſen zu: „Laſſen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, deſto mehr gefällt er ſich darin, die Gefahr zu braviren.“ Das Wort war kaum geſprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . .

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durch's Gehirn
Des Stolzen fährt ſie; ach, und Alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erſchüttert
Und bis nach Aſia hin die Wüſtenei
Mit ſeinen Donnern aufgeſchreckt, — ein Name!“

Die Todeskugel, eine däniſche Kartätſchkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine ſchwediſch- oder franzöſiſch-meuchelmörderiſche Piſtolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder herausgegangen.... Er ruht in einem Sarkophag von ſchwarzem Marmor im karoliniſchen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf ſich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle Maßen glorifizirt worden iſt *). Es liegt ja in der Knechtſeligkeit der Menſchennatur, Spektakelmacher um ſo mehr zu preiſen, je ärger dieſelben

---

*) Soweit dies von der urtheilsloſen Menge geſchah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erſcheint es, wenn E. G. Geijer den Hiſtoriker alſo vergeſſen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz über-

die Menſchheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteoriſche Laufbahn viel die Phantaſie Beſtechendes hat, iſt gewiß. Aber ebenſo gewiß iſt, daß von dem Richterſtuhl der Geſchichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeſchichtlichen Styls — Summa: Ein König-Narr!

ſchwängliche Apotheoſe bereitete. Am Schluſſe ſeines Gedichtes „Carl den Tolfte" hat er ſeinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona pralar."

(An der Seite von Guſtav Adolf und Karl dem Großen — (eine abenteuerliche Zuſammenſtellung!) — ſitze ich da. Auf meinem Arme ruht, ſtrahlend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmuck meine Krone.)

Beaumarchais.

Eines Abends ſpeiſ'te der Duc d'Orleans, Regent von Frankreich, in Geſellſchaft ſeiner Favorite-Maitreſſe, Madame de Parabère, ſeines Premierminiſters Dubois, Erzbiſchof von Cambray, und des ſchottiſchen Finanzſchwindlers Law *). Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Eliſabeth Charlotte genialiſcher und lüderlicher Sohn, betrank ſich, wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtiſch ein Staatsaktenſtück zur Unterzeichnung gebracht wurde, verſagte dem Betrunkenen die Hand den Dienſt. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin mit der Aufforderung: „Signe, putain!" Worauf die alſo, zwar nicht ſehr höflich,

---

*) Kurz zuvor hatte man in Paris dieſe „Grabſchrift" für Law in Umlauf geſetzt: —

Ci-gît cet Écossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital.

aber doch ſehr richtig Angeredete: „Das iſt nicht meine Sache.“ Der Regent gab das Papier dem Erzbiſchof von Cambray und ſagte: „Signe, maquereau!“ Seine Eminenz in spe wies das Anſinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tauſendkünſtler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!“ Als aber auch der Schotte ſich weigerte, unterſchrieb der Herzog, ſo gut es eben gehen wollte, und ſtellte während dieſer Arbeit die allerliebſte Betrachtung an („fit cette belle réflexion“): „Das Königreich Frankreich iſt vortrefflich regiert, das muß man ſagen; regiert von einer Hure, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold *).“

Da haben wir ein Kabinettſtück, welches die Orgie der Regentſchaft malt, eine Orgie, die dem heuchleriſchen Miſerere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Bet-

---

*) Mathieu Marais, avocat au Parlement de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863. I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot. du règne de Louis XV. Paris 1847—52. I, 104.

bruder geworden, und kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als in der franzöſiſchen Geſellſchaft der erzwungenen Faſtenzeit, deren Taktſtab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Faſching folgte, deſſen zuchtloſem Reigen Philipp von Orleans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtſinn vollzogene Miſſion dieſes Prinzen, einen der Grundſteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen" aufgebauten franzöſiſchen Sultanats nach dem andern zu zerſtören, zu Müll zu zerreiben und das reinperſönliche Regiment, den vollendeten Abſolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf deſſen Weſen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfenſten Menſchen ſeiner Zeit, den Erzbiſchof und Kardinal Dubois, mit dem Szepter des Königthums handiren ließ.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime", die Monarchie des Urgroßvaters als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher ſich, vom Skepticismus-Scheidewaſſer des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenloſe Kothmeer der politiſchen Anarchie und der moraliſchen Peſtilenz verwandelte, daß man die

Regierung der Pompadour und der Dubarry nennt, weil von einer Selbſtregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede ſein kann*).

---

*) Zur Zeit, wo ich dieſes ſchreibe, ſind die „Rettungen“ ſo ſehr in der Mode, daß man nicht anſteht, ſelbſt die anrüchigſten und abſcheulichſten, auf Grund der beſtimmteſten Zeugenausſagen ihrer Zeitgenoſſen vom Schuldigſpruch der Geſchichte betroffenen hiſtoriſchen Charaktere reinwaſchen, ja ſogar glorifiziren und freiſprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologiſchen und hiſtoriſchen Seminarien kaum hinter den Ohren trocken gewordenen dummen Jungen heute der Salluſt, morgen der Tacitus „vernichtet“ wird, ſo müßte man den ganzen Schwindel ſehr lächerlich finden, falls er nicht eine ſehr ernſte Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neueſter Mode ſind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der ſchönfärbenden, leiſetreteriſchen, ſammetbehandſchuhten und bepatſchuliten Hiſtorik, welche, um den Deſpoten und Dunklern der Gegenwart zu ſchmeicheln, die Deſpoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichſt milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen ſich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry ſo ein Retter erſtände. In Erwartung deſſelben will ich meinerſeits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Koſten, welche die beiden genannten königlichen Bettſchweſtern direkt für ihre Perſonen Frankreich verurſachten, hier gelegentlich auf das richtige Maaß zurückführe und zwar auf Grund der authentiſchen Dokumente, welche Le Roi neuer-

Als ſodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beſchränkte und ſchwache ſechszehnte Ludwig dem

---

lich in franzöſiſchen Archiven aufgefunden und in ſeinen „Curiosités historiques“ (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poiſſon, von Kindheit auf und auch ſpäter als Ehefrau des Steuerpachters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für „le rôle honorable auquel elle venait de parvenir“, war vom September 1745 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitreſſe Ludwigs des Fünfzehnten. In dieſen 19 Jahren hat ſie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geſchriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Perſon verbraucht und demnach dem franzöſiſchen Volk aus der Taſche gelangt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewiſſen Anne Becu, hieß urſprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher ſie aus dem Schmutz der Pariſer Gaſſenproſtitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte ſich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und ſchloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeſchäft ab. Um Mademoiſelle L'Ange „courfähig“ zu machen, mußte ſie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu dieſem „Sacrament“ ſich hergab. Bei dieſer Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die ſechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als „Maitresse en titre“ inthroniſirt und blieb es, bis der König ſtarb (1774).

ſchandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauſpiel, zu ſehen, wie alle die gutgemeinten Verſuche, eine bis an den Hals in das beſagte Kothmeer verſunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu ſtellen, kläglich mißlangen. Wie hätten ſie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, ſchon in allen Geiſtern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatſache wiederholen und einſchärfen — man hätte ſie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gerne vertuſcht, geleugnet und vergeſſen — die große Thatſache, daß die privilegirten Klaſſen ariſtokratiſch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher ſpäter zur terroriſtiſchen Carmagnole ausgeſchlagen iſt. Um 1780

In dieſen fünf Jahren hat ſie für ihre Perſon verbraucht und demnach Frankreich gekoſtet 12,439,329 Livres. Die Koſten des „Parc aux Cerfs“, welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755 — 1771 unterhielt, ſind nicht aktenmäßig feſtzuſtellen. Dieſes Harem war übrigens keineswegs ein „Park“, ſondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirſchgarten gehabt, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Mederic zu Verſailles.

war in Frankreich der ſoziale Zerſetzungsprozeß ſchon ſo weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Verſailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragédie „Brutus“ von Voltaire mit ſtürmiſchem Beifall („avec enthousiasme“) begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verſe: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravee et les rois en horreur.“

Das arme, todesbänglich ſich abzappelnde Königthum ſank immer tiefer in den grundloſen Schlamm hinab, bis ihm derſelbe über dem Kopfe zuſammenſchlug. Dann kam ein vulkaniſches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüſte Maſſe und die Sündflut begann. Sie mußte folgerichtig zu einer europäiſchen werden, wie ja auch die Urſachen der Revolution keineswegs nur franzöſiſche, ſondern vielmehr europäiſche oder, wenn man will, menſchheitliche geweſen ſind. Aber Frankreich, d. h. Paris war, was es noch heute iſt, das Zifferblatt der

Weltgeſchichtsuhr — (die Deutſchen ſind bekanntlich ihre Bleigewichte) — und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen ſei. Da, wo Jungfrau Klio die ſeit 1815 gemachten Anſtrengungen, den Weltgeſchichtsuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch“ verzeichnet, ſchreibt ſie achſelzuckend die Randgloſſe bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . .“

Es iſt die Epoche des verſinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, deſſen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden ſoll, und zwar unter Vortritt eines ſcharfausblickenden Pfadfinders und verläßlichen Führers *). Schwer-

---

*) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Etudes sur la société en France au XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich geſtehe gerne, daß, wie ich durch dieſes Buch zu der vorliegenden Studie angeregt werden, mir daſſelbe auch zur Hauptquelle gedient hat. Selbſtverſtändlich habe ich aber auch noch andere benutzt. Loménie's Arbeit — zwei ſtarke Bände, 1113 Seiten — gehört ohne Frage zu den beſten

lich dürfte ein zweites Menſchendaſein aufzufinden ſein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein ſittengeſchichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruheloſe, buntwechſelnde, mit den mannigfaltigſten Verhältniſſen und Beziehungen verflochtene Daſein von Beaumarchais es iſt, — von dieſem franzöſiſchen Proteus, welcher in ſeiner Perſon die wunderlichſten Gegenſätze und widerhaarigſten Widerſprüche vereinigte. Denn was kann es Gegenſätzlicheres und Widerſpruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geſchäftsmann. Schriftſteller und Millionär, Operndichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausſchuſſes, ein boshafter Spötter und ein herzguter Menſch, mitunter ein

---

biographiſchen, welche in unſerem Jahrhundert erſchienen ſind. Ja, wenn ich recht erwäge, iſt das Buch die gediegenſte Biographie, welche die franzöſiſche Literatur überhaupt beſitzt. In wahrhaft hiſtoriſchem Geiſte angelegt, vereinigt ſie mit emſiger Forſchung und geſundem Urtheil ſtyliſtiſche Klarheit und künſtleriſche Architektur.

Wüſtling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater geweſen zu ſein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klaſſen an Vielgeſtaltigkeit unſtreitig ſehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch ſehr fraglich ſein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelſtand den ideellen Intereſſen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derſelbe in der zweiten Hälfte des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die ſeit 1815 eifrigſt geübten pfäffiſchen Verdummungskünſte insbeſondere im franzöſiſchen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird ſehr geneigt ſein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'ſchen Empire eine Handwerkerfamilie exiſtirte, deren Mitglieder

— namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geiſtige Regung und Bewegung manifeſtirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in ſeinem beſcheidenen Hauſe in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 ſein Sohn Pierre Auguſtin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre ſpäter aus der Verpuppung ſeines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais“ hervorſchlüpfen und auf den Luftſtrömungen des Ruhms, nicht ſelten auch im pfeifenden Windzug des Skandals luſtig durch die Welt flattern laſſen. Allein niemals vergaß er ſeines Urſprungs in der „boutique d'horloger“ in der Straße Saint-Denis und ſein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenſtand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürſorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf ſeinen Sprößling ſtolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal ſchrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu: cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi"... Es iſt nicht überflüſſig, derartige Bezeugungen menſchlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, ſei es aus Unwiſſenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthloſigkeit" und „Herzenshärte" der Menſchen jener wunderbar großen und reichen Zeit ziſcheln und winſeln... Unter den fünf Schweſtern von Beaumarchais ſind namhaft zu machen die zweite, Marie Louiſe, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo beſtandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatiſirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der franzöſiſche Esprit mouſſirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgeſinnte, verſtändnißvolle und treuergebene Freundin geweſen iſt.

Der Sohn des Hauſes, „gai et drôle", zum Metier des Vaters angeleitet und im Uebrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente ſo zu ſagen im Fluge haſchend, hatte bis zum 20. Lebensjahre hin alle Ausſicht, aus einem pariſer Gamin ein pariſer Vaurien zu werden, ein potenzirter ſogar, und Père Caron ſah ſich einmal veranlaßt, als draſtiſches Beſſerungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hauſe in Anwendung zu bringen. Den Jugendmoſt heiß und hoch aufgähren, aufſieden, aufſchäumen zu laſſen iſt nun einmal, wie die Gefahr, ſo auch das Vorrecht genialiſcher Begabung, und wenn die dabei reichlich ſich entwickelnde Kohlenſäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philiſtäa's heftig affizirt, ſo hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geiſthaltiger Moſt klärt ſich doch zu edlem Wein, ſo da „der Menſchen Herz erfreuet." Das Genie kann auch Nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sauſen ſei Hauptſache und Selbſtzweck, deßhalb mittelſt reichlicher Anwendung der Pottaſche der Lüderlichkeit eine ſchlechte Nachahmung des genialiſch-naturgemäßen Gährungsprozeſſes zuwegezubringen ſich bemüſſigt findet und ſodann folgerichtig nicht zu edlem Wein ſich klärt, ſondern zu fauligem Eſſig „umſteht."

Der junge Caron ſtand nicht um, ſondern ward als Sauſer und Brauſer zunächſt ein tüchtiger Uhrmacher. Er beſaß jene glücklich gebauten Hände, welche Alles geſchickt anzufaſſen und aus jedem Ding Etwas zu machen wiſſen. Zwanzigjährig, iſt er in ſeiner Kunſt ſoweit geweſen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und dieſe Erfindung gab ihm Veranlaſſung, zum erſten Mal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeſchichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Prozeßlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur ſein Lebenlang Prozeſſe aller Art geführt und die meiſten ſchließlich gewonnen, ſondern man iſt auch berechtigt, ſein ganzes Leben einen unabläſſigen Prozeß, eine echte und gerechte „Plaidoierie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn um und um, durch und durch, ein allzeit geſtiefelter und geſpornter Geiſt, ſtets fertig und bereit, auf die Menſur zu treten, falkenäugig, ſpottlächelnd, biegſam, zäh und ſchneidig wie eine beſte Stahlklinge ... Er hatte ſeine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monſieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher von damals, anvertraut, welcher ſich unredlicher Weiſe die Ehre dieſer Findung aneignete, indem er dieſelbe als ſeine eigene im „Mercure“ auspoſaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntſchaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein Schüchterner, ſondern er ging dem Unredlichen im Mercur ſcharf zu Leibe, wußte die Sache vor die Akademie der Wiſſenſchaft zu bringen, von derſelben einen vollſtändig zu ſeinen Gunſten lautenden Entſcheid herauszuſchlagen und außerdem die ganze an ſich unbedeutende Angelegenheit ſo gewandt ins Publikum, ſowie an den Hof zu bringen, daß ihm dieſes ſein erſtes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber ſchon eine gewiſſe „Notoriété“ verſchaffte. Ah, er war ein „praktiſcher“ Burſche, ein ſehr praktiſcher! Wo ihn die Schale der Auſter des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinſte, erſperbern ließ, da iſt er, ſcharfſpitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeſchlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sauſewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Perſon.

„Caron fils, horloger du roi,“ ſchreibt er ſich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefaßte Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babyloniſchen Majeſtät Jeanne Antoinette Poiſſon, Madame d'Etiolles, Marquiſe de Pompadour. Auch der „allerchriſtlichſte“ Sultan ſelber hat aus der Dunſtwolke ſeiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künſtler geworfen und begehrlich-lüſterne Blicke warfen verſchiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und ſchlank gewachſenen jungen Manne zu, deſſen Züge ſo hübſch, deſſen Mienenſpiel ſo belebt, deſſen Augen ſo unternehmend, deſſen Auftreten ſo ſicher und keck. Die Männer freilich zucken die Achſeln und brummen: „Der Geck!“ Aber die Weiber flüſtern ganz leiſe in ſich hinein: „Ein Prachtmenſch von Mann!“

Unſer Caron hatte aber nicht umſonſt in jungen Jahren ſchon einen Regulator erfunden. Das will ſagen: er wußte den Gang ſeiner Lebensuhr zu dieſer Zeit bereits ſehr verſtändig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktiſcher Mann das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzoſen war ihm überdies die Weisheit eingeboren, daß man in dieſer Welt mittelſt der Weiber am beſten und leichteſten weiterkomme, und der Uhrenkünſtler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Ducheſſen, Marquiſen und Comteſſen vorübergehend lächeln konnte, das beſcheidenere, aber ſolidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinſte Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Auguſtin Francquet geheißen, der eines der zahlloſen Hofämter jener Zeit beſaß, welche, eifrig erſtrebt und mit ſchwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leidlich nährten, ſondern auch vortrefflich mäſteten. Der alte Küchenſchreiber oder, wie ſein Titel franzöſiſch groß- und lächerlich-maulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche du roi" beſaß neben ſeinem Alter, ſeinem Amt und ſeinen Gepreſten eine etwa dreißigjährige, hübſche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuſe unſerem Caron ihre Uhr zum Reguliren gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger geſtatteten, ſeinem Amt mit gebührender Würde vorzuſtehen. Demzufolge trat er daſſelbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Alſo ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, deſſen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechſelnd mit ſeinen Herren Kollegen die Schüſſeln auf die königliche Tafel zu ſetzen, in großem Koſtüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite. In der höfiſchen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi“). Gewiß hatte der Küchenſchreiber und Tafelbeſchicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl ſtäcke, welcher beſtimmt ſei, der ſpottlachende Todtengräber des franzöſiſchen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro“ Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er ſtarb. Im

November 1756 heiratete unſer Küchenkontrolirer die troſtloſe und wohlbemittelte Wittwe und bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß er ſeinem ſchlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais“ anklebte, welchen er, wie er ſagte, einem kleinen Lebensgute ſeiner Frau entlehnte. Das Manoeuvre, dadurch aus der „Canaille“ oder „Roture“ in die „Nobleſſe“ ſich hinüberzuſchwindeln, gelang jedoch erſt fünf Jahre ſpäter wirklich, — gelang dann, als unſer Abenteurer und Geſchäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs ſich erkaufte. Dieſer Kauf machte den Uhrmachersſohn von Rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm ſpäter ſeinen Adel beſtreiten wollte, triumphirend ſpöttiſch ausrufen: „Niemand kann mir meine Nobleſſe ſtreitig machen; denn ich beſitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!“

Inzwiſchen war ſein Eheglück und ſein Wohlſtand nicht von Dauer geweſen, indem ſchon im September von 1757 ſeine Frau von einem typhöſen Fieber weggerafft wurde. Da er zu ſorglos geweſen, das Vermögen ſeiner Frau unanfechtbar rechtskräftig ſich zuſichern zu laſſen, warf ihn dieſer Todesfall in die Armuth zurück, ſo daß er Mühe hatte, ſeine Hofbedienſtung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüſtige Schwimmer arbeitete ſich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächſt gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender muſikaliſcher Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläſer und eleganter Harfner war. Die Harfe iſt zu jener Zeit in Frankreich ein noch ſo neues Inſtrument geweſen, daß z. B. Diderot daſſelbe erſt im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber raſch in die Mode und Beaumarchais' meiſterliche Behandlung deſſelben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzeſſinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louiſe — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die ſüßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geſchicklichkeit unſeres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wußte er ſich den gelangweilten vier alten

Jungfern ſo angenehm zu machen, daß ſie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkonzerte übertrugen, welche ſie in ihren Zimmern veranſtalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wußte ſich in dieſem Kreiſe mit ſolchem Geſchick und Takt zu bewegen, daß er ſich allgemeine Achtung und Gunſt erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner ſeinen eigenen Lehnſeſſel und eines andern ſagte der ernſte und ehrbare Dauphin — (es iſt der im Jahre 1765 geſtorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das iſt der einzige Menſch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir ſpricht.“

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war alſo auf gutem Wege, ein rechter Hofgünſtling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunſt iſt bekanntlich mit verdächtigem Buſchwerk eingefaßt, hinter welchem zahlloſe grüne Neidaugen lauern. Beſitzer derartiger Augen ſtellten ſich auch wohl in erklecklicher Anzahl unſerem keck aus- und aufſchreitenden Harfenkünſtler in den Weg, Spottknallbonbons vor ſeinen Ohren loslaſſend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwiſchen ſeine Beine werfend. Aber unſer neugebackener „De" iſt mit Zungen- und Degenſpitze raſch bei der Hand, wo es gilt, ſeine „Nobleſſe" darzuthun. Kommt da eines ſchönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monſieur — redet ihn ein Hofmann an, welcher ſich ſo eben gegen ſeine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzeſſinnen „dekonzertiren" zu wollen — Monſieur, erweiſen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei ſo bewandert ſind, die Gefälligkeit, dieſe meine in Unordnung gerathene Uhr zu unterſuchen." — „Mein Herr, ſeit ich aufgehört habe, mich mit dieſer Kunſt zu beſchäftigen, bin ich darin ſehr ungeſchickt geworden." — „Ah, Monſieur, thun Sie mir doch den Gefallen!" — „Von Herzen gern; aber ich ſage Ihnen, ich bin ſehr ungeſchickt." Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet ſie, hält ſie an's Licht und thuend, als wollt' er ſie unterſuchen, läßt er ſie zu Boden fallen. Dann ſagt er zu ſeinem dekonzertirten Dekonzertirer:

„Ich habe Ihnen vorhergeſagt, daß ich äußerſt ungeſchickt“ — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer ſeiner Uhr zuſammenzuſuchen. Nicht ſo komiſch, ſondern ſehr tragiſch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beſchimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C . . . . ., ſchlug ſich Beaumarchais unter den Mauern des Parks von Meudon mit demſelben und rannte ſeinem Gegner den Degen durch die Bruſt. Der Verwundete ſtarb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens ſeines Tödters zu verweigern, ſo daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine übeln Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politiſch und ſozial die Ariſtokratie über der Bourgeoiſie ſtand, ſo dürfte es nicht ungerechtfertigt erſcheinen, dieſen durch den Sohn eines pariſer Kleinbürgers einem Seigneur ſtraflos verſetzten Todesſtoß mit unter die zahlloſen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der franzöſiſchen Geſellſchaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten alſo, worunter auch Duelle, brachte ſeine Stellung als Quaſi-Kapellmeiſter der Töchter des Königs unſerem flinken, vielgewandten Muſiker und Küchenſchreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, deſſen er am meiſten bedurfte, maßen man die Koſten einer Laufbahn bei Hofe mit einer Jahreseinnahme von etwa 1500 Francs unmöglich beſtreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quaſi-Kapellmeiſters ganz eigene, ſo zu ſagen prinzeßliche Begriffe. Sie ſtanden nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläſer mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. ſ. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm ſeine Auslagen zu erſtatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten ſich bekanntlich allezeit häufig davon dispenſirt, mit ſo Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. ſich zu befaſſen. Nachdem Beaumarchais dies erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Muſik, welche er den Prinzeſſinnen machte, für ihn durchaus keine „Muſik mit ihrem Silberklange“ ſei, ſah er ſich nach Eröffnung anderweitiger Hülfsquellen um.

Sollte er es mit der Schriftſtellerei verſuchen? An Vorübungen hierzu in Verſen und Proſa hatte er es nicht fehlen laſſen und er hatte ſeinen Styl namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geſchickt. Der „Barbier von Sevilla“ und die „Hochzeit des Figaro“ wiſſen noch davon zu erzählen. Bei der Machtſtellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der queckſilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geſchmeidigen Formtalent unſeres Mannes nicht übermäßig ſchwer geworden ſein, als Autor, was man ſo ſagt, einen Stand ſich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anſchwellenden literariſchen Sturm- und Drangſymphonie ein Inſtrument, ein vortretendes vielleicht, zu ſpielen, die innerſte Fiber von

Beaumarchais' Weſen ſympathiſch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von Weitem daran, daß es ihm beſchieden ſein würde, eines Tages das von Zerſtörungsjubelklängen ſtrotzende Finale dieſer Symphonie zu komponiren. Und dann ſtoßen wir hier auf Etwas, das zwiſchen den Trägern der franzöſiſchen und der deutſchen Befreiungsliteratur einen charakteriſtiſchen Unterſchied markirt. Zwiſchen der überwiegenden Mehrzahl derſelben wenigſtens.

Laſſen wir nämlich vor unſeren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiſte vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhunderte ihre ewigglorreiche Rieſenarbeit in Deutſchland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutſchen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Despotismus auf allen Gebieten ſiegreich bekämpft, die deutſche Aufklärung, Wiſſenſchaft und Poeſie geſchaffen, ja geradezu in unſerem Lande zuerſt eine Civiliſation, welche des Namens werth iſt, begründet haben: ſo erkennen wir, daß dieſe Heroen, dieſe unſere Heiligen, wirklich und wahrhaft vom

„göttlichen Anhauch“ erfaßt und von echteſter Inſpiration getrieben waren, daß ſie aus innerſtem Herzensdrang, mit rührender Selbſtloſigkeit und opferfreudiger Begeiſterung für Menſchenwohl und Menſchenwürde ihre befreiende Miſſion zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthuſiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzoſen, nur den einzigen Rouſſeau ausgenommen. Denn berechnend und praktiſch, wie die Franzoſen ſind, haben die franzöſiſchen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre *emanzipative* Aufgabe nicht in der Weiſe von begeiſterten Propheten, ſondern vielmehr in der Art ſcharfrechnender Geſchäftsleute gefaßt und gethan. Um das recht deutlich zu ſehen, braucht man ſich bloß zu erinnern, wie ein Klopſtock und Kant, ein Leſſing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literariſche Stellung nahmen und verſtanden und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er ſich die Frage ſtellte, ob er die Literatur zu ſeinem „Geſchäft“ machen ſollte. Seine Antwort war dieſe: — „Ich habe ſo viele arme und verachtete Schriftſteller geſehen, daß ich die Anzahl derſelben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer ſein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren.“ Er iſt denn auch bekanntlich ein tüchtigſter Stahlhammer geworden, deſſen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtauſende hinabſchallen werden, ob ſich Zinſterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch ſo oft auf den Kopf ſtellen mögen. Aber bekannt iſt auch, daß der kluge Mann, ſtatt die Anzahl der armen und verachteten Schriftſteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittelſt Handels- und Finanzoperationen ſich in den Stand ſetzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen ſeine weltgeſchichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß ſein „Patron“, der Patriarch von Ferney, ſehr wohl und weiſe gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres ſich zu erſpekuliren, und dieſe Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der erſten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittelſt ſeiner Beziehungen zu Meſdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienſt zu leiſten. Der Geldmann fand an Beaumarchais ſo großes Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geſchäftsmänniſche Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rath, mit Fonds und Kredit unterſtützt, ward unſer unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als ſolcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was Etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine ſo ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatſache war, wie er es heutzutage iſt. Sein Lebenlang iſt Beaumarchais von da ab ein Geſchäftemacher geblieben: durch alle ſeine buntwechſelnden, vielfachſt gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer ſchlängelt ſich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realiſt jeder Zoll, ſtets auf beſtimmte Ziele gerichtet und feſten Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächſt wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktiſch und realiſtiſch wie ein Schweizer, hat er den Geldſack doch niemals als ein an ſich werthes Ding betrachtet und geſchätzt, ſondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedeſtal angeſehen, auf welchem die hübſche Figur des Meſſire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt ſich präſentiren ſollte. Und doch geſchähe wiederum dem Manne ſchweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der franzöſiſchen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter Nichts. Nein! Denn es war Etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloſer Thätigkeitsdrang und emanzipativer Schaffenstrieb, und er hat in ſeiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermeßlichen Kultur-Kapitals, von deſſen Zinſen das neunzehnte Jahrhundert geiſtig lebt...

Es wirkt komiſch, wenn wir unſeren Proteus, den künftigen komödiſchen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächſt als wohlbeſtallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre“ wiederfinden, was zu Deutſch ſagen will: als Oberaufſeher des Jagdmonopols, welches im Umkreis von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem König ausſchließlich zuſtand. Beaumarchais hatte für ſchweres Geld dieſes Hofamt erkauft, welches ihn zum erſten Offizier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitain der Jagden, machte, ihm gewiſſe richterliche Befugniſſe übertrug und dem Uhrmachersſohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir ſehen ihn alſo in eigener Karroſſe gravitätiſch nach dem Louvre fahren, um daſelbſt ebenſo gravitätiſch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ vorzuſitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung deſſelben beſtimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhaßteſten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebteſten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien beſtickten Richterſtuhl eine der drückendſten Anmaßlichkeiten des Deſpotismus wahrend, — Frau Hiſtoria hat nicht allzu viele Bilder von ſo prickelnd ironiſcher Kauſtik in ihrem unendlichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unſeres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denſelben in einer von den vorhergehenden ſehr verſchiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders, und zwar auf ſpaniſchem Boden . . . Göthe hat, wie bekannt und wie ſchon erwähnt, dieſe Beaumarchais-Epiſode dramatiſirt und ein Trauerſpiel daraus gemacht, welches der klarverſtändige Merck, einer der wenigen Deutſchen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen geweſen ſind, in ſeiner rückſichtslos-wahrhaftigen Weiſe einen „Quark“ genannt hat. Das Thatſächliche des Abenteuers war dieſes: — Beaumarchais' Schweſter Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schweſter Louiſe nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiſelle Caron errichteten daſelbſt mitſammen ein Modemagazin. Louiſe Caron war ſchon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der ſpaniſche Literat Joſeph Clavijo ſie im Jahre 1763 kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsverſprechen und die Verbindung ſollte ſtattfinden, ſobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er ſich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet ſtatt. Aber plötzlich bricht Clavijo ſein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen ſchweren Makel auf ſeine Verlobte. Dieſe geht ihren Bruder um Rath und Hülfe an. Meſſire Caron de Beaumarchais ſchnallt ſeinen Degen um, eilt ſpornſtreichs nach der „Hauptſtadt der Zwiebeln und der Serenaden“ und zwingt mittelſt ſeiner aus Kaltblütigkeit und Energie gemiſchten Interventionspolitik dem treuloſen Seladon eine für dieſen wenig, für Mademoiſelle Caron dagegen ſehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erſchreckt, mit einem ſo entſchloſſenen Gegner zu thun zu haben, ſucht eine Verſöhnung mit ſeiner verlaſſenen Braut und geht den Bruder um ſeine Vermittelung an. Dieſe wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächſter Tage ſtattfinden, muß er erfahren, daß

Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derſelbe ihn eines mörderiſchen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erſchlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unſer Meſſire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Miniſtern, dringt zum Könige ſelbſt, rechtfertigt ſich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrloſe Mann ſeines Amtes entſetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieſes Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 ſpielte, iſt nachmals die Frau eines in Madrid angeſiedelten Franzoſen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der ſpaniſchen Hauptſtadt, ſpielend, tanzend, muſizirend und liebelnd; daneben ſpekulirend und Projekte ſchmiedend. Er ſchrieb viel während dieſer Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an ſeinen Vater, erotiſche Madrigale und ſatiriſche Couplets; aber nicht minder geſchäftsmäßige Denkſchriften, welche er den ſpaniſchen Miniſtern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine franzöſiſche Compagnie organiſiren, welche den Handel mit Louiſiana ausbeuten ſollte; er reichte einen Plan ein, die ſämmtlichen ſpaniſchen Kolonieen mit Negern zu verſorgen, und einen anderen, wie die Koloniſation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und iſt ſchlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaiſe gedeihen konnten und können, und ſo ſchüttelte denn unſer Meſſire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erſte Idee der Figuren ſeiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorſchritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odyſſeus der franzöſiſchen Literatur ſtoßen wir zuvörderſt auf einen Umſtand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutſche Verhältniſſe hinüberzublicken. Es iſt das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier ſtehen ſich deutſcher Idealismus und franzöſiſcher Realismus ſcharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöſchlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poeſie umfließt die Beziehungen Klopſtocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Erneſtine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und ſelbſt des hochernſten und ſcharfverſtändigen Leſſings Ehe mit Dorothea König iſt voll dichteriſcher Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zu Emilie du Châtelet oder das Rouſſeau's zu Louiſe de Warens. Oder man ſtelle mit einer der klopſtock'ſchen Oden an Cidli, mit einem der göthe'ſchen Lieder an Lotte, Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unſeres Beaumarchais zuſammen: „Ich erhole mich von den Geſchäften“ — aber die Wendung iſt ſo echtfranzöſiſch, daß man ſie ſchlechterdings franzöſiſch mittheilen muß: — „Je me délasse des affaires avec les belleslettres, la belle musique et les belles femmes.“ Iſt es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondſchein und Nachtigallengetön in ein modiſch aufgeflittertes Kaffeehaus, wo Dominoſteine klappern und eine tadellos angezogene Dame du Comptoir lockende Blicke verſendet?

In Wahrheit, die Frauen ſind häufig genug die „Zerſtreuung, aber niemals die Beſchäftigung, die Begeiſterung oder die Qual“ von Beaumarchais' Leben geweſen. Sein Verhalten zu denſelben war niemals ein ſentimentales, ſondern allzeit entweder ein ſinnliches oder ein ſpekulatives — „ſpekulativ“ ſelbſtverſtändlich nicht im deutſch-philoſophiſchen, ſondern im franzöſiſch-geſchäftsmänniſchen Sinne genommen — und ſo verlief denn auch ſeine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen ſchien, ſeine Liebſchaft mit der jungen, ſchönen und ſcheinbar ſehr reichen Kreolin Pauline Le B......, welche Liebſchaft ihn unmittelbar nach ſeiner Heimkehr aus Madrid nach Paris ſtark beſchäftigte, in den troſtlos dürren Sand geſchäftlicher Auseinanderſetzungen von höchſt proſaiſcher Natur.

Nachdem unſer Parvenu das unerquickliche Drama dieſes „Délaſſement" durchgeſpielt hatte, ſchickte er ſich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenſchaften ſeiner ulyſſeiſchen Perſönlichkeit die eines dramatiſchen Autors beizufügen. Daß ein Mann ſeines Schlages, ein Mann der raſtloſen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher ſchon ſo manche Szene der „Tragikomödie des Menſchenlebens" mitangeſehen und mitgemacht hatte, ſich, ſo er überhaupt literariſch thätig ſein wollte, vorzugsweiſe zum Drama hingezogen fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage ſeines Weſens zufolge erwarten ſollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht ſo und Beaumarchais hat erſt ſpäter erkannt, worin ſeine eigentliche Kraft und Miſſion liege. Zunächſt verſuchte er ſich im Rührfache, welches zu dieſer Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Waſſer ſetzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literariſchen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18.

Jahrhunderts der politiſchen vorausging, wie der Blitz dem Donner, auch eine bedeutſame Umwandlung, ja Umwälzung des franzöſiſchen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerſtörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geſchaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modifiziren. Es mußte ſich aber auch auf dieſem Gebiete erſt der Einfluß der engliſchen Literatur geltend machen, die Franzoſen mußten erſt mit dem Richardſon'ſchen ſentimental-moraliſirenden Familienroman und dem Lillo'ſchen Ruhrdrama bekannt ſein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique“ herabſteigen zu laſſen, die majeſtätiſch-ſteifleinene Dame ſo zu ſagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuſchneidern und ſie in der theatraliſchen Region anzuſiedeln, allwo Schauſpiele aufwucherten, welche man der Miſchgattung der „tragédie domestique“ und der „comédie sérieuse“ (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante“ genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bourgeois)“ zeigt den Gegenſatz zum höfiſch-heroiſchen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenſpiel, an die Stelle des knarrenden Phraſenblaſebalges die träufelnde Thränendrüſe. Der ganze Genre iſt dann auf deutſchem Boden durch Iffland zu einer quaſiklaſſiſchen Geſtaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht überſehen, daß in den Schauſpielen dieſer Gattung alles Seufzergewinſels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug ſich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel ſentimentaler Zerfloſſenheit trat in dieſen „bürgerlichen“ Dramen für ſehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand iſt Nichts; aber er will Etwas, er will Alles werden.

Dieſen revolutionären Inſtinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erſtlingsdrama „Eugenie“, deſſen Handlung einen edelmänniſchen Schurkenſtreich zum Angelpunkt hat. Die Cenſur fühlte dieſe oppoſitionelle Spitze wohl heraus und zwang deßhalb den

Autor, die Szene ſeines Schauſpiels nach England zu verlegen und den Perſonen deſſelben engliſche Namen zu geben. Der äſthetiſche Werth des Stückes iſt übrigens ein ſehr geringer und ſelbſt die theatraliſche „Mache“ deſſelben war ſo mittelmäßig, daß es bei der erſten Darſtellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, deßhalb ſein Kind aufzugeben. Er ſtutzte das Ding für eine zweite Aufführung beſſer zurecht, ſo daß ſeine zwei Vorzüge als dramatiſcher Autor, eine ungemeine Geſchicklichkeit in der Szenirung und eine ſeltene Kunſt des Dialogs, recht ins Licht traten, und ſo hatte Eugenie — die Titelrolle wurde geſpielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiſelle Doligny, welche acht Jahre ſpäter glanzvoll die Roſine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel ſchlimmer erging es unſerem angegangenen Dramatiker mit ſeinem Schauſpiel „Deux amis“, welches man als ein kaufmänniſches bezeichnen kann und welches er drei Jahre ſpäter auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von derſelben weggepfiffen und Grimm führte in ſeiner „Literariſchen Korreſpondenz“, wo er dieſes Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intérêt[*]).“

Aber mochten ſie pfeifen, ſpotten und lachen, Meſſire Caron de Beaumarchais hatte inzwiſchen anderweitig ſein Schäfchen auf's Trockene gebracht, und zwar in Geſtalt der jungen, ſchönen und reichen Wittwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unſer glücklicher Glücksritter im April 1768 ſich verheiratete. Leider hielt auch dieſe Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, ſtarb ſie ſchon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre ſpäter ins Grab. Die Neuigkeitsjäger ziſchelten, Beaumarchais habe ſeine Frau vergiftet, um ſie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um ſo mehr, da der größere Theil des Vermögens der Verſtorbenen aus lebenslänglichen Renten beſtanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmſte hin, er wird ſtets begierig danach ſchnappen. Ganz in der Ordnung alſo, daß die zahlreichen Feinde unſeres Parvenu, welcher, ſo wie er war, zahlreiche Feinde haben mußte, ſpäter denſelben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmiſcher" ſignaliſiren konnten. Denn was iſt leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, deſſen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilsloſigkeit und Bosheit.

---

[*] Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Paliſſot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant.“

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode ſeiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmachersſohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine ſtetig aufſteigende Spirallinie heißen. Nun aber ſchien es mit dem Aufſteigen zu Ende zu ſein. Dickes Gewölke des

Mißgeſchickes umhüllte den Weg unſeres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergerniſſes ſchlug ihm ins Geſicht. Aber der Mann hatte ſcharfſüchtige Augen, ein geſundes Knochengeſtell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll ſtählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elaſtiſch gebaute Sterbliche können fallen; aber ſie fallen nie auf den Kopf, ſondern katzengleich ſtets auf die Beine, und ſie laſſen ſich durch ſo einen gelegentlichen Sturz keineswegs abſchrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenſpitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, ſchöne, reiche Frau todt, ſein Ruf als dramatiſcher Autor nicht ſehr viel über oder gar unter dem Strich, ſein Privatcharakter häßlich verdächtigt. Dazu nun kam ein Prozeß, welcher angeſtrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomiſch zu ruiniren. Dieſe Gefahr aber rief in Beaumarchais den Prozeßkünſtler wach, wie es einen ſolchen niemals wieder gegeben hat, und als der erſte Prozeß einen zweiten zeugte, diente derſelbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die

Talente unſeres Mannes zur höchſten Kraftäußerung zu ſteigern, zu einer vielſeitigen Thätigkeit, mittelſt welcher er zu einem höchſt bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem ſo glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteſte und populärſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit geweſen iſt.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, ſtarb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlaſſung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, deſſen Erbe einer ſeiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Dieſem war die Freundſchaft, welche ſein Großoheim für Beaumarchais gehegt, ſtets ein Dorn im Auge geweſen, und da unſer Emporkömmling wohl wußte, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittelſt eines im April 1770 abgeſchloſſenen Vertrags ſeine geſchäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abſchluß zu bringen und das beiderſeitige Soll und Haben feſtzuſtellen. In der ganzen Sache hat ſich Beaumarchais, das mußte jedes unbefangene Auge ſofort erkennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon ſeines Verwandten zu ſagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, ſobald ſein Großoheim die Augen geſchloſſen, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht bei Seite zu ſetzen, um ſeinen Haß zu befriedigen. Er begnügte ſich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derſelbe angeblich ſeinem verſtorbenen Großoheim noch ſchuldig geweſen ſei, zu belangen, ſondern zog den Gehaßten auch wegen angeblicher Fälſchung des Rechnungsabſchluſſes vom April 1770 vor Gericht. Der Prozeß währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Inſtanz durch das Parlament der Provence vollſtändig zu Gunſten von Beaumarchais entſchieden, deſſen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung geſetzt hatte und ſchließlich mit allen ſeinen Forderungen abgewieſen, außerdem aber zur Bezahlung der Prozeßkoſten und zur Entrichtung von 12,000

Francs an ſeinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieſer Prozedur fand unſer zu Handen ſeiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslaſſender Prozeßkünſtler Zeit und Stimmung, ſeinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu ſeinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu Anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübſchen und pikanten Mademoiſelle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wiſſend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorſichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer beſagter Zerbrechlichkeit anzuſtellen als nur einen, und daher kann es nicht überraſchen daß Mademoiſelle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandſeigneur, den Duc de Chaulnes, mit beſagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war ſeiner Pflicht eine Weile ſehr eifrig nachgekommen und hatte ſeine ſchöne Schützlingin unter Anderem auch mit einem Töchterlein beſchenkt. Dann war der bizarre Menſch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf ſeinem Poſten abgelöſ't, als er auf den Einfall kam, es ſei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu ſein, und folglich müßte er den Eindringling umbringen. Beaumarchais’ trefflicher Biograph de Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homeriſchen Helden Ulyſſes und Ajax; allein alle ſeine Vielgewandtheit vermochte unſern Caron-Ulyſſes nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derſelben Stunde überfiel der wüthende Ajax ſeinen Mithüter komödiantiniſcher Tugend, überfiel denſelben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorſaß, überſchüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hauſe, würgte, zerbläute und zerrauſte ihn, ſchund ihm mit ſeinen herzoglichen Nägeln das Geſicht, kurz, führte ſich wie ein beſoffener Matroſe oder wie ein Kurfürſt von Dulderland auf. Es iſt halb mitleidswerth und halb lächerlich anzuſehen, wie der Mißhandelte in dieſer kläglichen Situation ſich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Reſpekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Reſpekt ſoweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie er in ſeinem über dieſes Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft ſeines Armes dem Herzog einen Fauſtſchlag mitten ins Geſicht verſetzte.“ Herbeigerufene Polizeimannſchaft riß endlich die homeriſchen Zweikämpfer auseinander und unſer geprügelter und zerrauſter Ulyſſes beſaß Elaſticität genug, eine auf den Abend dieſes Unglückstages angeſetzte Vorleſung ſeines „Barbier von Sevilla“ nicht zu verſäumen und einer zahlreichen Verſammlung ſein Stück mit Geiſt und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht zu Ende. Der Duc de Brillière, Miniſter des königlichen Hauſes, und das Tribunal der Marſchälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwiſchen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wiſſen, „en vertu de sa quittance" ein ſolcher — zur Verhandlung kamen, miſchten ſich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarreſt, bis der König in der Sache ſeinen Willen kundgethan hätte. Der Gerichtshof der Marſchälle aber citirte den Arreſtanten, ließ ſich von demſelben unſchwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, ſondern auf dem Duc de Chaulnes läge, ſchickte daraufhin dieſen Grandſeigneur mittelſt eines Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarreſt Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Miniſter des königlichen Hauſes, erboſ't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs" einen Arreſt aufzuheben, welchen er, Monſeigneur le Duc, „im Namen des Königs" verhängt hatte, ſchickte, immer „im Namen des Königs", den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübſche

Probe, fürwahr, der Juſtizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Miniſter die Freilaſſung des Vergewaltigten, welcher gerade damals ſeinen gegen den Grafen de la Blache geführten Prozeß in erſter Inſtanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche ſein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er ſich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern ſeines Gefängniſſes hervor ein Feuer, deſſen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung verſetzte und welches eines der gehäſſigſten und gehaßteſten Inſtitute der Willkürherrſchaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieſes Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitreſſe Dubarry Ludwig der Fünfzehnte mittelſt Edikts vom 7. Dezember 1770 gewaltſam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches geſetzt hatte.

Von unſerem Prozeßkünſtler, welcher jetzt im Begriffe, ein ſuperlativiſcher zu werden, war in Erfahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Inſtanz vor den pariſer Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß beſagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübſche Frau geheiratet hätte, welche zu ſagen pflege: „Es iſt unmöglich, von unſerer Beſoldung anſtändig zu leben; aber wir verſtehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne ſie gackern zu machen.“ Dieſe anſtellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais ſich mit ihr in geſchäftliche Beziehungen geſetzt hatte, ſonder Zweifel, ein geduldig und ſtumm ſtillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — ſtatt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchſter Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräuſche ſeines Flügelſchlags ganz Paris erfüllte, mit ſeinem metallenen Kickeriki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten ſeines Prozeſſes zu erhalten geſucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zugänglicher ſein, ſo der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geſchenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unſer gelehriger Freund ließ ſofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten beſetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie ſie ſagte. Beaumarchais gab auch dieſe Summe noch, wogegen Madame verſprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, ſo der freigebige Mann ſeinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch ſollte in jedem Falle ſeine 15 Goldſtücke behalten. Nach dieſen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieſer Audienz verlor er ſeinen Prozeß durch Parlementsſpruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und ſogar ſeine Elaſtizität ſchien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber ſie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir ſehen den ſeltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weiſe war es ein verſchwindend kleiner Nebenumſtand in dieſem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Baſis ward, auf welcher ſtehend er ein welthiſtoriſches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewiſſenhaft die 100 Goldſtücke und die Diamantenuhr zurückgeſtellt; er aber, in ſeiner Erbitterung über den Verluſt ſeines Prozeſſes, in ſeiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu ſeinen Ungunſten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erliefert hatte, aus der Taſche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldſtücke jemals empfangen zu haben. Ein erſtes drohendes Kickericki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüſtung über die Verunglimpfung ſeiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anſtrengt. Daß dieſer Gerichtshof, ſo wie er war — das „Parlement Maupeou“ — ſeinem Mitglied Goëzman unter allen Umſtänden gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verſtand ſich von ſelbſt. Aber Einerlei, unſer Vielgewandter fühlt Angeſichts dieſer Gefahr zum erſten Male ſeinen Genius ganz und voll und ſo ſetzt er ſich hin und ſchleudert ſeine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logiſcher Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und ſchmetternden Donnern der Beredtſamkeit gewobene Offenbarungen der polemiſchen Muſe, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigſte Kunſt des unvergleichlichen Prozeßkünſtlers aber war dieſe, daß er ſich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt ſeiner Nation aufſchwang, zum Geiſt und Feuer ſprühenden Rächer der von der franzöſiſchen Juſtizpflege hunderttauſendfältig geſchädigten und geſchändeten Gerechtigkeit, zum unwiderſtehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpreſſung und Grauſamkeit zuſammengeſchwindelten Injuſtizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufſehen, welches die beaumarchais'ſchen Streitſchriften erregten, war ungeheuer: ſie ſind in Wahrheit ein Ereigniß geweſen, nicht allein für Frankreich, ſondern für ganz Europa. Es wurde darin einer der wichtigſten Grundſätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetz, ſiegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies Alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, deſſen Sache ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es ſcheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerſtehen verurtheilt würde, den Entſchluß gefaßt hatte, dieſem Aeußerſten durch Selbſtmord zu entgehen. Der Urtheilsſpruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, ſeinem Amte zu entſagen und verlor ſich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem unendlich viel beſſeren Mann, als er ſelber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was ſoviel hieß wie: Du biſt unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du biſt bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieſes Urtheil werthete, dieſe Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie ſchon damals ein Theil der franzöſiſchen Ariſtokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime ſtand, kann ſchon die eine Thatſache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Feſt veranſtalteten. In ſeinem Einladungsſchreiben hatte der letztgenannte Grandſeigneur zu Beaumarchais geſagt: „Wir ſind aus einem ſattſam guten Hauſe, um Frankreich zu zeigen, wie es einen ſo großen Bürger, der Sie ſind, ehren ſoll.“ War das nicht auch ſchon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou iſt an der Todeswunde geſtorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geſchlagen. Daſſelbe aufzulöſen und die früheren Parlemente wiederherzuſtellen, iſt bekanntlich eine der erſten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten geweſen. Nun war für unſern „Blamirten“ die Zeit gekommen, ſich entblamiren zu laſſen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entſcheid des „Grand-Conſeil“ des pariſer Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, ſowie die Entſcheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Prozeß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Inſtanz gewieſen. Dort erfolgte dann, wie ſchon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunſten unſeres Prozeßkünſtlers lautende endgültige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieſer Weiſe ſeine Rehabilitation und ſein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte“ Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Muſiker, Küchenſchreiber, Jagdgerichtspräſident, Duellant, Spekulant, Rührdramenſchreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatiſcher Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeſchichte der unglücklichen — wenn auch keineswegs ſchuldloſen oder gar „engelreinen" — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umſtand, welcher ſehr geeignet iſt, denkender Menſchen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angſt, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature", die Halsbandgeſchichte-Lamotte, aus England, wohin ſie entflohen war, zurückkehren würde*). Die Großen der Erde, falls dieſelben Zeit hätten, Geſchichte zu ſtudiren, und Verſtand genug, ſie zu verſtehen, könnten aus dieſem Zittern der armen Königin, wie aus der ganzen Halsbandprozedur und ihren Nachwehen, Manches, ſogar Vieles lernen. Vor Allem dieſes, daß in der Stickluft des Deſpotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, ſo auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltſamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menſchen dahin führt, von ihren Vergewaltigern ſelbſt das Abenteuerlichſte und Infamſte als ſelbſtverſtändlich mit Begierde zu glauben.

---

*) Correspondance inédite de Marie Antoinette, publ. sur les docum. origin. par l. c. Paul Vogt d'Hunolstein. 2 édit. Paris 1864, p. 168—69. Es haben ſich gegen die Echtheit dieſer Briefe im Einzelnen Zweifel erhoben, wodurch dieſelbe jedoch im Ganzen nicht beanſtandet wird

Unter den zahlloſen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltſamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendſten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppoſitionelle, in England und Holland aufgeſtellte Preſſe, die häufig nur eine Schandpreſſe war, zu führen ſich veranlaßt ſahen. In dieſem Kriege ließ ſich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunſten des ſcharlachenen Laſters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter ſei, und unſer Mann hat auch nie den Anſpruch erhoben, ein ſolcher zu ſein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigſtens ſeinem Reinlichkeitsſinn keine geringe Selbſtüberwindung gekoſtet haben müſſe, ſich mit der ihm aufgegebenen ſchmutztriefenden Miſſion zu befaſſen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach ſeiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti abſolutes Stillſchweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an ſeiner Rehabilitation zu arbeiten. In dieſem unerträglichen Zuſtande befand er ſich, als ihm der König durch ſeinen erſten Kammerdiener De la Borde ſagen ließ, er könnte, ſo er wollte, ſeine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte i. J. 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Menſch gelebt haben, welcher unter dieſen Umſtänden nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich ſtehe Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät zu Befehl.“

Es lebte damals ein franzöſiſcher Induſtrieritter niederſten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von Libellen nach Frankreich hinüberſchmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie Männiglich weiß, überhaupt ſehr ſchwunghaft betriebenes Geſchäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry von Seiten dieſes Biedermannes die briefliche Anzeige, daß er demnächſt ein Buch, deſſen Heldin Madame ſei, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique.“ Aufgeſtürmt durch die alſo Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom engliſchen Kabinett die Auslieferung des Libelliſten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Geſetz und Brauch Altenglands verſtößt; wenn aber Se. allerchriſtlichſte Majeſtät im Geheimen eine Truppe Poliziſten herüberſchicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen laſſen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin ſchickte der franzöſiſche Polizeiminiſter wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Poliziſten nach London. Allein der ſchlaue Morande, welcher in Paris ſeine Korreſpondenten beſaß und zwar in hohen Geſellſchaftsregionen, hatte Wind bekommen, ſignaliſirte die bevorſtehende Ankunft ſeiner Entführer in spe geräuſchvoll dem engliſchen Publikum und ſo ſahen die Sendlinge der pariſer Polizei ihr Unternehmen nicht nur zum Voraus vereitelt, ſondern entgingen auch nur mit höchſter Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themſe geworfen zu werden. Stolz auf dieſen Erfolg, beeilte Morande den Druck ſeiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Verſendung nach Frankreich über Holland und Deutſchland bereit. Inzwiſchen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletiſten zu verhandeln und mit dieſer Verhandlung unſern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wußte ſich mit dem ebenſo mißtrauiſchen als pfiffigen Morande in Beziehung zu ſetzen und von demſelben zu erlangen, was der König wünſchte. Die Handſchrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es koſtete dieſe Operation 20,000 Francs, welche aus der franzöſiſchen Staatskaſſe zur Vergütung an Morande ſofort bezahlt wurden, ſowie ferner alljährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente ſich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergerniſſes ausbedungen hatte. Man ſieht, das franzöſiſche Volk hatte den Schutz des „guten“ Rufes der Scharlachenen ganz-anſtändig zu honoriren: denn, wohlverſtanden, Monſieur Morande bezog auch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten ſeine Jahresrente. Im Uebrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er ſeine ſchmutzige Miſſion möglichſt ſäuberlich vollzog, indem er ſich weigerte, dem Anſinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinſam mit der Staatshure Frankreich regierte, zu entſprechen, dem Anſinnen, die Korreſpondenten und Korreſpondentinnen Morande's zu erliefern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber ſpäter an Ludwig den Sechszehnten ſchrieb, gereichen ihm ſicherlich zur Ehre: — „Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots.“

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn ſeiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. ſeine Rehabilitation, fand er den König todt und deſſen Enkel und Nachfolger ſehr geneigt, von ſeiner ſo eben bewährten Geſchicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unſern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers“ — erſcheinen ſollte und deſſen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderloſe Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche, gleich ihrem Gemahl, dadurch höchlich beunruhigt wurde *). Ausgeſtattet mit einem Atteſt

---

*) Wahrſcheinlich bezog es ſich auf das in Rede ſtehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choiſy vom 8. Oktober 1775 datirten Brief an ihren Bruder Joſeph

von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und ſtumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italiſcher Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demſelben handelseinig. Allein der verſchmitzte Sohn Israels ſuchte unſern Vielgewandten zu überliſten und nach Empfang der genannten Summe, ſowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren ſeines Machwerks, daſſelbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energiſche Vereitelung dieſes Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amſterdam, von Amſterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchſter Aufregung, im Wund-

---

äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abòminables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il etoit l'auteur." Corresp. inéd. p. 72.

fieber — denn er iſt unterwegs bei einem tapfer beſtandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiſerin Maria Thereſia beſtürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beſchimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchaliſchen Deſpotin kam aber der in die Hauptſtadt Oeſtreichs hereingeſchneite Stürmer und Dränger ſelbſt höchſt verdächtig vor und ſie fand es bedenklich, daß „ſo ein Menſch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich ſich zu ſchaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis man ſich aus Paris Aufſchluß über ihn verſchafft hatte. Dies geſchehen, ließ man ihn laufen und die Kaiſerin bot ihm zum Abſchied ein Geſchenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er ſtolz verweigerte, wie er denn auch vom franzöſiſchen Hofe keine Bezahlung ſeiner Dienſte in dieſen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um ſeine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verurſachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche mitſammen keinen Franc werth waren, der franzöſiſchen Staatskaſſe eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott ſchon vor der Thüre ſtand. Und noch immer gibt es „Hiſtoriker“, welche ſchamlos genug ſind, die Finanz- und ſonſtige Lotter- und Luder-Wirthſchaft des Ancien Régime ſchönfärben zu wollen!

Es liegt im Weſen der diplomatiſchen Geheimagentſchaft, ja, wie Wiſſende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem ſich befaſſen zu müſſen. Iſt doch die genialſte Denkerin, welche Deutſchland bislang hervorgebracht hat, ſoweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menſchheit werden Diplomat und Schurke dereinſt gleichbedeutend ſein. In Erwartung dieſer paradieſiſchen Zukunft ſagen wir, daß unſer Geheimagent zunächſt allerdings noch ein weiteres mißduftendes Geſchäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den ſchmutzigen Hergängen ſeiner Privat-Diplomatik verwendet und gezwungen worden war, ſich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerſt unangenehm ſich machte *). Nachdem es Beaumarchais gelungen war, dem alten Abenteurer, der ſo vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu ſtopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der ſehnſüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, ſeine ſchon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Alſo wieder ein „ehrlicher“ Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beau-

---

*) Im Vorbeigehen ſei das wenig bekannte Kurioſum erwähnt, daß ein gewiſſer Gaillardet zur Erklärung der erzwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypotheſe aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages ſeine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterſtützt von ihrem Leibarzt, ihrem bekanntlich ſehr bornirten Gemahl weiszumachen gewußt, der Chevalier ſei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigungen eingezogen und der Letztere, um die Königin zu ſchonen, die Angabe derſelben beſtätigt, zugleich aber zur Aufrechthaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beſtändig Frauenkleider zu tragen.

marchais friſch daran, die diplomatiſche Gewandtheit, welche er ſich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon ſich umtrieben.

6.

Beaumarchais'ſche Beweglichkeit kann ſich jedoch nicht begnügen, nur eine Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut ſind wie die unſeres Mannes, faſſen immer rechts und links an und bewältigen ſpielend die verſchiedenartigſten Sachen zur gleichen Zeit. Das iſt ein raſtloſes Agiren, Spekuliren, Prozeſſiren und dazu noch ein Dramatiſiren, kraft deſſen der „Barbier von Sevilla“ am 23. Februar 1775 in Szene geht, nachdem es ſeinem Verfaſſer unſägliche Mühe gekoſtet, das Stück durch die Cenſur zu bringen, obgleich den demokratiſch-revolutionären Grundgedanken deſſelben keiner der Herren Cenſoren witterte. Vielleicht, daß dieſer Gedanke unſerem Komöden ſelber nicht zu klarem Bewußtſein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umſtand, daß der Barbier Figaro, ein auf der unterſten Leiterſproſſe der ſozialen Hierarchie ſtehender Menſch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieſelbe in einer Weiſe durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standesperſonen, die er gängelt und leitet, überlegen iſt. Es heißt, wenigſtens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man ſagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die ſymboliſch-prophetiſche Antecipation vom nahebevorſtehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeſchichtsbühne geweſen ſei.

Der Zudrang zur erſten Aufführung war ein beiſpielloſer; aber das Stück mißfiel und La Harpe gab darüber das ſtrenge Verdikt ab: „Es hat zu Viel von einer Poſſe, ſeine Weitſchweifigkeiten haben Langeweile, ſeine ſchlechten Späſſe Widerwillen, ſeine ſchlechten Sitten Entrüſtung erregt.“ Aber Beaumarchais, längſt gewöhnt, ſeine Erfolge der Welt zu entreißen, gab ſeinen Barbier nicht ſo leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erſchien die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeſchmolzen, ſchon am 25. zum zweiten Mal auf den Brettern. Am 26. ſchrieb Frau Du Deffant an Horaz Walpole: „Geſtern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweiten Mal gab. Bei der erſten Vorſtellung ausgepfiffen, hatte ſie geſtern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatſcht, daß die Wände des Saals hätten berſten mögen; ſie wird bis zu den Wolken erhoben.“ Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatiſchen Literatur Frankreichs entſchieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgeſtanden wie der Schöpfer des Figaro und dieſe Charakterfigur durfte auf dem ſozial-politiſchen Gebiete ganz dieſelbe Bedeutung anſprechen, welche auf kirchlich-religiöſem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes iſt bekanntlich eine ſehr alte Geſchichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher ſeine ſchöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieſes Stoffes iſt ſo voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt ſo prächtig von Geiſt, Witz und Bosheit, daß ein beſſeres Intrikenſtück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichſt drängen und häufen ſich die Kontraſte, mitunter die grellſten, im Daſein unſeres Mannes. Zur Zeit, wo er ſich ſeiner Komödie halber mit Cenſoren, Kritikaſtern, Schauſpielern und Schauſpielerinnen herumbeißt, wird ihm die abſonderliche Aufgabe geſtellt, ſeinen ſterbenden Gönner, den atheiſtiſchen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbeſakramenten ſich verſehen zu laſſen. Der Verfaſſer des Barbiers von Sevilla in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchof von Paris daran arbeitend, den „franzöſiſchen Alkibiades“ — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien“ ſterben zu machen, d. h. demſelben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . iſt das nicht eine der bizarrſten Szenen der tollſchönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies iſt ein bizarrer Charakterzug derſelben, daß nach dem Tode des franzöſiſchen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie geweſen war, der gelehrte Direktor dieſes Inſtituts, Monſieur Gaillard, dem Verſtorbenen in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und ſo viele Andere haben, geblendet von ſeinem Ruhm, entzückt von ſeiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm beſiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, ſondern nur ſeine Unbeſtändigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und er bevorzugte alle.“ So leierte es noch lange weiter in der Lobpſallirung der Wüſtlingſchaft des Prinzen und dies geſchah in feierlicher Verſammlung des Inſtituts von Frankreich, als ſchon die Sturmglocken leiſe zu ſchwingen begannen . . . .

Die weltgeſchichtliche Schickſalsironie hat es, wie Jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende abſolute Königthum der jenſeits des Ozeans erſtehenden Demokratie aufhelfen mußte. Daß und warum und wie der franzöſiſche Hof mit den amerikaniſchen Rebellen gegen England gemeinſame Sache machte, iſt ſehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreiſen, daß in dieſem ewig denkwürdigen Unternehmen

Beaumarchais nicht nur einen Finger, ſondern eine ganze Hand hatte, daß er eines der bedeutendſten Triebräder der widerengliſchen Politik ſeines Landes, einer der eingreifendſten Bundesgenoſſen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht geweſen iſt.

Das wurde er aber erſt im Verlaufe dieſes „Geſchäftes"; denn wir ſehen ihn zuvörderſt in ſeiner alten beſcheidenen Rolle als geheimer Agent in daſſelbe eintreten. Als ſolcher iſt er im Auftrag des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigſten Miniſter, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbſt von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das franzöſiſche Kabinett über den Stand der engliſchen Parteien und ihre Stellung zur amerikaniſchen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England herübergeſchickten Agenten der amerikaniſchen „Inſurgenten" anzuknüpfen. Unſer Proteus löſ'te dieſe Aufgaben meiſterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford, wußte er ſich einen Späherpfad in das Kabinett des engliſchen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tiſchgenoſſe von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Oppoſition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünſtigte, ſo zu ſagen auf Du und Du ſtand. Schon im September von 1775 ſandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, deſſen Darlegungen ſchließlich alſo zuſammengefaßt waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit iſt hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boſton. Das Ende der Kriſis wird ein Krieg mit Frankreich ſein.“ Im Fortgang ſeiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf dieſen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß ſie in ihrem Kampfe unterſtützen; denn falls ſie unterlägen, würden ſie ſich gemeinſam mit den Engländern gegen uns kehren.“ Zunächſt empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüſtet ſei, geheime Unterſtützungen der Rebellen in Form von Handelsgeſchäften und ſeine Anſchauung drang im franzöſiſchen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von **1776 finden** wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeſchlagene eigenthümliche „Handelsgeſchäft“, kraft deſſen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition verſehen werden ſollten, ins Werk zu ſetzen. Die franzöſiſche Regierung griff dabei im Geheimen dem kühnen Händler zunächſt mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der ſpaniſche Hof. Sofort begann Beaumarchais ſeine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüſtete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geſchäft, anfänglich mit ſo geſchickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhniſchen Engländer Nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältniſſe an, und nachdem die Sachen ſo weit gediehen waren, daß

Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denſelben ſchloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauſes Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'ſche Schiff „Le fier Rodrigue“ von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Inſel Granada, wo der franzöſiſche Admiral d'Eſtaing den engliſchen Admiral Byron zum Rückzuge zwang, tapfer zur Entſcheidung mitwirkte.

Allein das weltgeſchichtliche, zu Gunſten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeſchäft hatte neben ſeiner glänzenden auch ſeine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausſchuß des Kongreſſes der Vereinigten Kolonieen geſchrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen ſein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geſchickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank ſchuldig ſind als irgendeinem Menſchen auf dieſer Seite des Ozeans.“ Unglücklicher Weiſe hatte unſer Geſchäftsmann nicht nur ſchön klingende Worte nöthig, ſondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachſenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und ſie brachten ihn dadurch gegenüber ſeinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Hofe, nicht ſelten in die peinlichſte Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbeſiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres ſchuldete. Von dieſer ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heiſchebrief hinüberſchickte, erhielt er die überraſchende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur Nichts ſchuldig ſeien, ſondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs ſchulde.“ Auf die unabläſſigen Reklamationen von Seiten Beaumarchais' hin ließ ſich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs ſchuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorſtellungen an den Kongreß und an das amerikaniſche Volk richtete. Umſonſt. Dieſen Prozeß hat der große Prozeßkünſtler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft ſchreiender Weiſe auf ſeiner Seite war. Er vermachte denſelben ſeinen Hinterlaſſenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Prozeß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl ließ zwiſchen 800,000 Franc oder Nichts. Natürlich mußte ſie ſich entſchließen, die mit ſchnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungsſumme zu wählen. Unendlich viel anſtändiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er dieſem als Entſchädigung für ſeine in dem amerikaniſchen Handelsgeſchäft nachgewieſener Maßen erlittenen Verluſte 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der alſo Entſchädigte ſeine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt ſein wie ein glaubenseiniger Tiroler und ſervil wie ein deutſcher Patent-Liberaler, um nicht einzuſehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli von 1789 die franzöſiſche Revolution thatſächlich ſchon in raſchem Gange war. Widerſtandslos mit der Zeitſtrömung treibend machte der arme ſechszehnte Ludwig mit ſeinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein ſehr lautredendes Zeugniß hiefür iſt die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geſchaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikaniſchen Rebellen mit Wort und That höchſt bedeutend gefördert und zum Ueberfluß ſo eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieſes letztere Unternehmen, vom Jahre 1779 datirend und während der Fortdauer des großen amerikaniſchen Geſchäftes gleichſam ſo nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft koloſſales, ein bis dahin beiſpielloſes. Zu den techniſchen und ökonomiſchen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrſchenden Klaſſen mit Wolluſt verſchlungen und wieder verſchlungen wurden. Iſt es doch eine allgemein bekannte Thatſache, daß Parlementsräthe, während ſie voltaire'ſche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buchhändler des Verkaufs dieſer Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieſelben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taſchen hatten. Selbſtverſtändlich ließ ſich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er ſich einen Rückanhalt geſichert hatte, und zwar in der Perſon des damaligen Quaſi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein dezidirter „Voltairien“ war und dem Unternehmen ſeinen und des Königs heimlichen Schutz zuſicherte. Das ſteht unbeſtreitbar feſt. Der gute Gudin, Beaumarchais' treueſter Freund und begeiſterter Denkwürdigkeitenſchreiber, Gudin, welcher für unſern Freund das geweſen, was Spucknapf Boswell für Johnſon war, mag das Faktum ein Bißchen zu ſehr dramatiſirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Geſammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu laſſen. (Es war dieſes Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Czarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windſtöße, losgelaſſen, um die franzöſiſchen Schöngeiſter in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieſer Neuigkeit ſpornſtreichs zum Grafen Maurepas nach Verſailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollſtändiger Voltaire zuerſt bei den Barbaren von Ruſſen erſchiene!“ — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wiſſen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwiſchen den Klerus und das Parlement, welche mitſammen nur allzuſehr den Nachtvögeln gleichen, die ſich über das Licht des Tages erboſen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indeſſen, die Sache ließe ſich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unſerem Lande nur einen Mann, welcher eines ſolchen Wagniſſes fähig wäre.“ — „Wer iſt der Mann, Herr Graf?“ — „Sie.“ — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und laſſen mir das ganze Unternehmen konfisziren, wie dann?“ — „Hm, wiſſen Sie was? Wagen Sie friſch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen ſchützen und verſpreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parentheſe) — Ihnen ſeinen Schutz angedeihen laſſen ſoll.“

Daraufhin ging unſer Vielgewandter tüchtig ins buchhändleriſche Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Beſitze deſſelben befindlichen, handſchriftlich hinterlaſſenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht ſehr bedeutenden

Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogeſen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daſelbſt eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde der Geſammt-Voltaire in 162 Bänden (Oktav- und Duodezausgabe zuſammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare ſtarken Auflage gedruckt — die erſten Bände erſchienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieſer Maſſe von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuſchmuggeln, was kaum möglich geweſen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger geſehen. Zwar war Voltairien Maurepas ſchon 1781 mit Tod abgegangen, zwar blieſen die Pfaffen die Poſaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juriſten-Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invaſion Geſammt-Voltaire's in Frankreich; allein unſer Ulyſſes-Buchhändler hatte ſich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beſchützer ſeines Unternehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Miniſters, dem Abbé de Calonne, ausgeſucht feine Diners gab. Im Uebrigen iſt zu ſagen, daß die Voltaire-Spekulation, vom Standpunkt des Geldſacks angeſehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig ſehr ſatt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu leſen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feſte Abnehmer. Seine Verluſte bei dieſem Unternehmen ſind daher enorme geweſen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Luſt, ſich Viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unſer Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbſtzweck anzuſehen, ſich groß um Geldverluſte kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe ſeines Daſeins ſich erhob? Ganz im Gegentheil! Um leichter emporzuſchweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, proſaiſch zu ſprechen, ſagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung ſetzte, um ſeine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne zu bringen, auch dieſes anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandſeigneurs und Petitemaitreſſes, von Literaten und Komödianten ſich anpumpen zu laſſen. In der That, es befanden ſich unter ſeinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinſen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Dienſten“ zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmenſch von Praktiker, unſer Vielgeſtaltiger und Vielgewandter. Er wußte, was das „Eine Hand wäſcht die andere“ zu bedeuten hat in dieſer ſchmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — ſo errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaſchenwerdens ſehr bedürfen.

Wohl, er hatte alſo inmitten ſeiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsſpekulant, als kriegführende Macht, Prozeßkünſtler, Buchdrucker, Buchhändler und Voltaire-Schmuggler ſeine große Streitkomödie geſchrieben: „Le mariage de Figaro.“ Ein pulſirendes, explodirendes Ding von Luſtſpiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüderlich-luſtige Geſellſchaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche ſich über das allerliebſte Geſprühe und Gepraſſel dieſer Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher ſeinem Diener Figaro deſſen Schätzchen abſpenſtig machen will, aber ſchmählich abgeführt, von dem Diener überliſtet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter Nichts. Aber wie iſt das in Handlung geſetzt! So, daß, wer ſehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro ſchon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren beſaß, aus dem Hintergrunde der Bühne ſchon die Fallbeilſchläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es ſolche Augen und Ohren? Es ſcheint, und wunderlicher Weiſe ſcheinen ſie in und an dem, wie man leider geſtehen muß, etwas ſehr ſchafsmäßig gebildeten Antlitz des armen ſechszehnten Ludwig geſeſſen zu haben. Man kennt aus den Memoiren der Madame Campan die Szene, wo ſich der nicht uneinſichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von beſagter Madame die ſeit dem Ende des Jahres 1781 handſchriftlich umlaufende neue Komödie vorleſen ließ. Als die Vorleſerin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifeſt des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das iſt abſcheulich! Dieſes Stück ſoll niemals aufgeführt werden! Man müßte die Baſtille zerſtören, falls die Aufführung dieſer Komödie keine gefährliche Inkonſequenz ſein ſollte. Dieſer Menſch verhöhnt ja Alles, was an einer Regierung zu reſpektiren iſt.“ Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß ſie „die Hochzeit des Figaro“ nicht ungern auf den Brettern ſähe: „Alſo das Stück kommt nicht zur Aufführung?“ — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können ſich darauf verlaſſen…“ Ach ja, man konnte ſich auf die Feſtigkeit des armen Schloſſerlehrlings von König verlaſſen. „Nie ſoll dieſes Stück aufgeführt werden!“ hatte er geſagt und, ſiehe, am 27. April 1784 wurde die Hochzeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit ſehr gemiſchten Gefühlen mitanſehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung ſetzen mußte, um ſeine Komödie zur Darſtellung zu bringen, — er, der ſo eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama geweſen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen verſuchen — eine unermeßliche Wohlthat für die Menſchheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unſer Mann aus dem hiſtoriſch-heroiſchen Fache, in welchem er ſo eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgeſunken, ſo kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Prozeß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie Jedermann weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer franzöſiſchen Staatsfrage zu machen. Es bildete ſich zu Gunſten der Darſtellung des Stückes eine Verſchwörung, an welcher Miniſter und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, Alle ſich betheiligten, welche irgendwie zur „Geſellſchaft“ gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtloſen agitirten für den Figaro, nein, auch ſo anerkannt ehrſame und tugendhafte Perſonen, wie die Prinzeſſin von Lamballe, verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Szene gehen zu ſehen. Es iſt, entgegen den Angaben der Madame Campan, jetzt erwieſen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenſo, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronſac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Ducheſſen, Marquis und Marquiſen, Comtes und Comteſſen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Maſſen ſignaliſirt zu werden.“

Und ſo geſchah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von ſechszehntem Ludwig dem Figaroſturm auf die Länge widerſtehen können? Nachdem er ſich erſt die Erlaubniß, daß die „Hochzeit“ vor der Crême der höfiſchen Geſellſchaft im Landhauſe des Grafen von Vaudreuil zu Gennevilliers geſpielt werden dürfe, hatte entreißen laſſen, war kein Aufhalten mehr. An dem ſchon bezeichneten Apriltage von 1784 erſchien das „abſcheuliche“, das „niemals zu ſpielende“ Stück auf den Brettern des Theater Français, deſſen Eingangsthüren von der vornehmen Menge ſchon am Morgen belagert und förmlich erſtürmt wurden, ſo daß in dem Gedränge drei Perſonen den Erſtickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Szene zu Szene begleitete, ſteigerte ſich bis zur Raſerei. Der Erfolg war ein beiſpielloſer. Achtundſechzig Darſtellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française“ nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfaſſer zufielen, ohne daß unter dieſer Summe die

Einnahme der 50. Aufführung begriffen geweſen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunſch und Beſtimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an deſſen weiches Herz die Armen und Verlaſſenen nie vergeblich appellirten. Es iſt ſogar erwieſen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beſchimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Chriſtenthum belfern, puhſten und zetern, bekanntlich wenig wiſſen.

Selbſtverſtändlich war der Schöpfer des Figaro nach ſeinem jüngſten beiſpielloſen Triumph nicht minder Gegenſtand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literariſchen Lumpenhunde kläfften ihn neidiſch an. Einen der Kläffer, einen gewiſſen Suard, deſſen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geſchleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence ermuthigt, ja ſogar, wie man ſagte, redigirt wurden, fertigte unſer Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger beſiegt habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablaſſen, eine Wanze zu züchtigen?" Aber —

„Ach, der ſchrecklichſte der Schrecken
Iſt der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Geſtank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze ..."

Wanze und Kompagnie wußten es nämlich dahin zu bringen, dem guten ſechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern" Beaumarchais' ſeien eigentlich er, der König, und ſeine Frau Marie Antoinette verſtanden. Ludwig, deſſen Sanftmuth mitunter ſtarken Anwandlungen von Jähzorn weichen mußte, ließ ſich durch dieſe abſurde Einflüſterung ſo zur Wuth ſtacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltiſche ſitzend, auf der Rückſeite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das ſchimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüſtlinge, Verſchwender und Schuldenmacher, gebracht wurde. Die Entrüſtung über dieſen Akt brutaler Gewalt, welcher an die ſchlimmſten Zeiten deſpotiſcher Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch raſch zur Erkenntniß des begangenen Mißgriffs und ordnete ſchon nach fünf Tagen die Freilaſſung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem mißhandelten Manne eine Genugthuung zarteſter Art geben und ſo erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engſten Hofcirkel nach Trianon, um daſelbſt einer Aufführung ſeines „Barbier von Sevilla“ auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette ſelber ſpielte hiebei die Roſine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva... Alſo leckte und lohte das revolutionäre Feuer ſchon i. J. 1785 in die innerſten Gemächer des Königthums hinein und die unſeligen Menſchen da drinnen ſpielten mit dem ſcheinbar harmlos-ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos-verzehrenden Element. Daß zur Wirkſamkeit dieſes Feuers in den Maſſen von allen franzöſiſchen Autoren ſeines Jahrhunderts

Beaumarchais durch ſeine zwei großen Streitkomödien das Meiſte beigetragen hat, iſt Wiſſenden wohlbekannt.

8.

Nun aber iſt die Arbeit unſeres Vielgeſtaltigen und Vielgewandten gethan und ſeine Miſſion zu Ende. Denn die Loſung lautete jetzt: Plänkler zurück und die Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaiſe kein Raum mehr darauf. Alſo ſehen wir denn unſern Mann von der Sonnenhöhe ſeines Ruhms, ſeines Glückes und ſeiner Volksbeliebtheit raſch bergabwärts gehen, und das Geſtirn, welches in ſo wechſelnden Brillantfarben geſpielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöſchen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichſter Rüſtigkeit zu ſpekuliren, zu prozeſſiren und zu dramatiſiren; allein ſein fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachſpiele oder auch unerquickliche Nachwehen ſeiner früheren Anſtrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt ſich der Prozeß Beaumarchais contra Kornmann-Bergaſſe neben dem Prozeß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waſchlappig der Operntext „Tarare“ (1787) und das Rührſtück „La mère coupable“ (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat ſeine Zeit!“ ſpricht der Koheleth und der ſkeptiſche Weiſe hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann ſeine Zeit um iſt! Aller Anfang iſt ſchwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören iſt eine noch ſchwierigere Kunſt. ...

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenſtrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Baſtilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Prozeßkünſtlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Baſtille gegenüber und wie derſelben zum Trotz, erbaute er ſich ein Prachthaus, deſſen Bau und Einrichtung ihm nicht weniger als 1,663,000 Francs koſteten. Aus den Fenſtern dieſes i. J. 1789 noch nicht ganz vollendeten Narrenſchloſſes („folie“), wie Napoleon ſpäter das koſtſpielig-bizarre Ding ganz richtig bezeichnete, ſah der Schöpfer Figaro's am 14. Juli den auf die alte Zwingburg ausgeführten Sturm mit an. Wer aber im Falle war, den Baſtilleſturm aus den Fenſtern ſeines Hauſes mitanzuſehen, welches mehr als anderthalb Millionen gekoſtet hatte, der konnte unmöglich dem Schickſal entgehen, für einen „Ariſtokraten“ zu gelten, und da ariſtokratiſch und verdächtig bald Wörter von gleicher Bedeutung waren, ſo wurde unſer Sieur Caron de Beaumarchais binnen Kurzem ein Gegenſtand, auf welchen ein zum Sankt Jakobus und zur Sainte-Guillotine betender Patriotismus mit Argwohn zu blicken ſich veranlaßt ſah. Ein bedenklicher Umſtand ohne Frage, wenn man erwägt, daß die mit der rouſſeau-robespierre'ſchen Republik ſchwangergehende Dame Revolution dem abſonderlichen Gelüſte nachgibt, nicht allein ihre Kinder, ſondern auch ihre Väter zu verſchlingen

Glücklich Voltaire und Diderot, daß ſie i. J. 1793 nicht mehr lebten; denn ſie wären dem „Rasoir national“ ſchwerlich entgangen. Daß Beaumarchais demſelben entging, kann für ein halbes oder ganzes Wunder gelten.

Er wollte nicht emigriren, obzwar es gar nicht nach ſeinem Geſchmacke, daß die Witze Figaro's in blutigen Ernſt überſetzt wurden. Er konnte auch nicht ſtillſitzen in ſeinem prächtigen Hauſe am Baſtilleplatz; er mußte ſpekuliren und prozeſſiren, das war ſein Lebenselement. Gewiß kam auch noch eine patriotiſche Regung dazu, um ihn anzueifern, zu Anfang des Jahres 1792 der Regierung ſeine guten Dienſte anzubieten. Zunächſt zu dem Zwecke, dem Mangel des Staats an Waffen abzuhelfen. Er übernahm es, 60,000 Gewehre zu liefern, die er aus Holland kommen laſſen wollte. Inzwiſchen kam der 10. Auguſt und fegte König, Thron und Regierung weg. Am folgenden Tage ſtürmte eine Pöbelſchaar das Prachthaus unſeres Spekulanten, welchem es zuvor noch gelungen war, ſeine dritte Frau und ſein einziges Kind Eugenie nach Havre zu retten. Die wüthende Menge durchwühlte das Innere der „Folie“ von Unten bis Oben, „sans cependant soustraire une épingle“, weil man ihr weisgemacht hatte, der Ariſtokrat Beaumarchais habe ſein Haus zu einem heimlichen, mit Waffen vollgeſtopften Arſenal für Monſieur und Madame Veto gemacht. Obgleich der Augenſchein die lächerliche Grundloſigkeit dieſer Anſchuldigung zeigte, verfügte der Sicherheitsausſchuß der Commune dennoch die Verhaftung von Beaumarchais, welcher bekanntlich am 23. Auguſt in die „Abtei“ gebracht wurde, wenige Tage ſpäter eine Hauptſzene der Septemberblutorgie. Zum Glück für unſern Gefangenen fiel dem Prokurator der Commune, Manuel, ein, daß er früher verſchiedene Händel mit Beaumarchais gehabt und daß ſich der berühmte Komöde höchſt geiſtreich über ihn luſtig gemacht habe. Wie wär' es, wenn ich eine „edle Rache“ an meinem Gegner nähme? denkt Manuel und thut ſo, indem er am 30. Auguſt nach der Abtei eilt und Beaumarchais befreit.

Unerſchüttert durch die Gefahr, daß die Säbel der Septembermörder ſo zu ſagen haarſcharf über ſeinen Kopf hingeſtrichen, nimmt unſer Mann ſein 60,000 Gewehre-Geſchäft wieder auf, in welches er 745,000 Francs geſteckt hat und eilt, den Gang deſſelben zu beſchleunigen, mit einem Regierungspaß verſehen nach dem Haag. Hier lieſ't er am 1. Dezember in der Zeitung, daß er in Paris der Verſchwörung gegen die Republik, der heimlichen Korreſpondenz mit Ludwig dem Sechszehnten und der Verſchleuderung öffentlicher Gelder angeklagt ſei. Unter dieſen Umſtänden nach Paris zurückkehren, heißt ſeinen Kopf in einen Tigerrachen ſtecken; aber unſer furchtloſer Ulyſſes wagt es. Im März von 1793 finden wir ihn wieder in der franzöſiſchen Hauptſtadt, wo jetzt „La Terreur“ dunkelroth zu wirthſchaften angefangen hat. Er läßt ein Mémoire drucken, in welchem er die gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen nicht nur energiſch zurückweiſ't, ſondern auch ſeine Verleumder mit äußerſter Kühnheit angreift. „Ich bin — mit dieſen Worten begleitete er das Exemplar ſeiner Denkſchrift, welches er dem Nationalgardekommandanten Santerre überſendet — ich bin gekommen, meinen Kopf dem

Schwerte der Juſtiz zu überliefern, ſo ich nicht den Beweis beibringe, daß ich ein großer Bürger."

Der kühne Mann — es gleicht, wie ſchon geſagt, einem halben oder ganzen Wunder! — wurde nicht guillotinirt; aber der Wohlſahrtsausſchuß gab ihm auf, die unglückſeligen 60,000 Gewehre endlich zu beſchaffen, welche derweil die Engländer in Holland mit Beſchlag belegt hatten. Um die Waffen loszueiſen, geht Beaumarchais, weiland Geheimagent des inzwiſchen hingerichteten Königs, als „Kommiſſär der Republik" unter dem Namen Pierre Charron abermalen nach Holland. Seine Bemühungen führen ihn im Zickzack von Amſterdam nach Baſel, von Baſel nach Hamburg, von Hamburg nach London. Aber während er allen ſeinen Witz aufbietet, um den ſo zu ſagen unmöglichen Auftrag des Wohlſahrtsausſchuſſes zur Vollziehung zu bringen, ſetzt daheim in Paris der Sicherheitsausſchuß den geheimen Agenten des Wohlſahrtsausſchuſſes auf die Liſte der Emigranten, d. h. der Proſkription, und belegt ſein unbewegliches und bewegliches Eigenthum mit Beſchlag. Noch mehr — und dies kennzeichnet traurig-deutlich das anarchiſche Durcheinander dieſer Baſtard-Republik — die von Havre nach Paris zurückgekehrten Angehörigen unſeres Vielgewandten, deſſen Vermögen durch das ſchließlich gänzlich mißlungene Gewehrgeſchäft einen tödtlichen Schlag empfing, die Frau, die Tochter und die Schweſter von Beaumarchais wurden auf Anordnung des Sicherheitsausſchuſſes eingekerkert und hätten ſicherlich „la fatale charrette“ beſtiegen, falls nicht wenige Tage nach ihrer Verhaftung der 9. Thermidor dem Blutregiment, welchem er keineswegs ein Ende machte, eine andere Richtung und demzufolge den drei Citoyennes Caron die Freiheit gegeben hätte.

Derweil ſaß der geächtete Flüchtling Beaumarchais zu Hamburg in einer kahlen, kalten Dachkammer und mußte erfahren, wie es thut, wenn die garſtige Megäre, die Sorge um das tägliche Brot, einem dreiundſechzigjährigen Exilirten in die grauen Haare greift. Erſt nach Einſetzung der Direktorialregierung konnten ſeine Angehörigen die Streichung des Verbannten von der Emigrantenliſte erlangen und ſo kehrte er im Juli 1796 nach Frankreich zurück, verheiratete ſeine Tochter mit einem braven jungen Mann, welcher ſpäter einer der angeſehenſten Bourgeois von Paris geworden iſt, und dann ging er mit Jünglingsfeuer daran, die Regierung prozeßkünſtleriſch zu zwingen, ihm wenigſtens ſeine Baarauslagen im mehrerwähnten Waffenhandel zurückzuerſtatten. Im Januar von 1798 gelangte er zwar nicht zu ſeinem Gelde, doch aber zu der förmlichen Anerkenntniß, daß ihm die Republik 997,875 Francs ſchulde.

Dies war der letzte Erfolg, welcher — freilich weit mehr Schein als Wirklichkeit, denn die Republik ſchuldete zwar, bezahlte aber nicht — dem alten Kampfhahn im bunten Prozeßgang ſeines ruheloſen Daſeins zu Theil geworden. Das letzte Lebensjahr des Greiſes — er ſelbſt zeichnet ſich in einem aus dieſer Zeit ſtammenden Vers als „un bon vieillard grand, gris, gros, gras“ — verlief friedlich und ein freundliches Wort, welches ihm der jugendliche Sieger Bonaparte brieflich aus Italien ſagte, mag einen Freudenſchimmer darauf geworfen haben. Hiebei iſt erwähnenswerth, daß Bonaparte, welcher ja bekanntlich auf ſeinen italiſchen und ägyptiſchen Siegesflügen den Oſſian und den Werther las, in Beaumarchais nicht den ſtreitkomödiſchen Schöpfer des Figaro, ſondern den Rührdramatiker ſchätzte: — („Je saiserai avec plaisir toutes les circonstances qui se présenteront de faire la connaissance de l'auteur de la Mère coupable“). Figaro's Hochzeit hat Napoleon, wie Jedermann weiß, auf Sankt Helena als die „révolution déjà en action“ beurtheilt und verurtheilt. Der große Deſpot vermochte auch nach ſeinem Sturze den Gedanken einer Oppoſition noch nicht zu ertragen.

Beaumarchais ſeinerſeits hat die bittere Enttäuſchung unzähliger Zeitgenoſſen, daß Bonaparte's ſo hoffnungsſchön aufgegangenes Geſtirn zum Irrſtern wurde, welcher kaiſerwahnwitzig die Welt durchraſete, nicht mehr miterlebt. Nachdem er noch mit Geiſt und Feuer ein Mémoire über den ſchnöden Geſandtenmord bei Raſtadt niedergeſchrieben, iſt er in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 tödtlich vom Schlage betroffen worden. Friede und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Raſtloſen, welchen

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Scherr

H. misc.
285. h

Studien.

II.

To hold, as 'twere, the mirrour up to nature; to shew virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time, his form and pressure.

Shakespeare.

Studien

von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

* * *

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
Das rothe Buch 1
Weimar und Paris 27
Fichte 97
Oktoberfeuer 141
Ein Dies irae 191
Der Dezemberſchrecken 291

Das rothe Buch.

[illegible]

1.

Voltaire, welcher, genauer angeſehen, weit ernſter geſtimmt war als oberflächliche Betrachter von dem Verfaſſer der Pucelle wiſſen, hat eines Tages die Aeußerung gethan, daß Einer, der ſich anhaltend mit hiſtoriſchen Studien und Arbeiten befaßt habe, nicht mehr fähig ſei, mit rechter Freude in das Leben zu blicken. In Wahrheit, es bedarf nur etwa noch eines Anfluges von Hypochondrie, um den Geſchichtekundigen zu der peſſimiſtiſchen Anſicht zu verleiten, die griesgrämig-religiöſe Anſchauung von unſerer Erde als einem „Jammerthal“ ſei doch nicht ſo ganz ohne, ja, dieſes Jammerthal ſei geradezu nicht mehr und nicht weniger als eine Bühne, worauf Narren und Schurken das Drama agiren, welches Weltgeſchichte zu nennen ſie mit einander übereingekommen.

Auch wenn ſich der Säure des Peſſimismus die Süßigkeit des Humors beimiſcht, wird es der letztere kaum zu einem größeren Zugeſtändniß bringen als zu dieſem, die Komödia humana habe häufigſt bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Komödia diabolika und Thoren und Schelme ſpielten in derſelben unbeſtritten die Hauptrollen.

Feſte Nerven gehören dazu und ein ſolid angelegtes Kapital von geſundem Menſchenverſtand iſt erforderlich, um hiſtoriſches Wiſſen mit unbeirrbarer Urtheilskraft zu verbinden, mit einer Urtheilskraft, welche in dem ungeheuren Wirrſal disparater, in ihren Einzelnheiten wenig erbaulicher oder auch geradezu anwidernder Erſcheinungen das ewige Grundgeſetz einer unendlich langſamen und ſchwierigen, aber ſtätigen und unaufhaltſamen Entwickelung nicht aus den Augen verliert. Der weltgeſchichtliche Entwicklungsproceß wäre aber keiner, könnte keiner ſein, ſo er nicht ein ſittlicher. Die ſittliche Idee iſt demnach die Seele der menſchlichen Civiliſation, d. h. der vorſchreitenden Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts. Der negative Motor dieſes Vorſchritts heißt Schuld, der poſitive Vergeltung. In der That, der ganze Verlauf der Weltgeſchichte iſt nur eine unendliche Notenfolge zum Texte des Jus Talionis. Schiller, an deſſen geſchichtlichen Verſuchen der gemeine Neid ſylbenſtechender Kleinmeiſterei früher ſchon und neueſtens wieder den gewohnten Kitzel, „das Stralende zu ſchwärzen“, geübt hat, Schiller, welcher mehr hiſtoriſchen Sinn beſaß als Dutzende von zunftmäßigen Hiſtorikern zuſammen, er ſah mit Augen, wie ſie eben nur Sehern, nicht aber Sitzfleiſchern vom Genus der gedankenlos-gelehrten Wiederkäuer gegeben ſind, die große „Vergelterin thronen mit des Gerichtes Wage.“

Solchen ſehenden Augen ſichtbar, thront ſie auch an Orten, wo man ſie wahrlich nicht vermuthen ſollte. Als im Sommer von 1863 auf dem deutſchen Fürſtentag zu Frankfurt — dieſem weltgeſchichtlichen Armuthszeugniß, welchem ſich an ſchneidender Schärfe nur etwa das in der Zeit von 1848—49 in derſelben Stadt geſchwatzt habende deutſche Parlament gleichſtellen läßt — der Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich es ausſprach, daß

„der deutſchen Nation bislang die Mittel politiſcher Entwickelung entzogen geweſen ſeien", da hat er wohl nicht daran gedacht, daß er das Sprachrohr der „Vergelterin" ſei, welche ihn, den Erben der Lothringer-Habsburger, wenn auch in mildeſter Form, über ſeinen Großvater Franz und deſſen Metternich, über Friedrich Wilhelm den Dritten und deſſen Hardenberg, über die deutſche Fürſtenſchaft der Vergangenheit und der Gegenwart, über die Heilige-Allianz-Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz **das auf Schuldig lautende Verdikt**, den gerechten Verdammungsſpruch fällen ließ.

„Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte!" Dieſes Wort, von dem unglücklichen Relejeff im Jahre 1825 am Strande der Newa geſprochen und wie ein ſlaviſches Echo des bekannteren ſchiller'ſchen klingend, tönt uns auch aus allen Akten und Szenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche franzöſiſche Revolution betitelt iſt und immer und immer wieder die Blicke denkender Menſchen auf ſich zieht.

Es hat lange gewährt, bis eine allſeitig unbefangene und gerechte, eine wahrhaft hiſtoriſche Anſchauung und Würdigung des ungeheuren Ereigniſſes an die Stelle des blindeifrigen Für und Wider getreten iſt. Denn obzwar in Wurzeln und Anfängen ein Produkt zwingender Nothwendigkeit, wurde die Revolution mit einem Fanatismus, welcher dem chriſtlich-frommen der Autos de Fé, der Bartholomäusnächte und Dragonnaden Nichts nachgab, mit einer Leidenſchaftlichkeit durchgeführt, welche rechts und links wiederum Leidenſchaften entzünden mußte. Unmittelbar unter den Eindrücken der Schreckenszeit und ihrer Nachwehen wurde es guter Ton, die Revolution in Bauſch und Bogen zu verdammen. Dann kam Napoleon, um mit ſeinem Gloire-Lack die verblaßten Züge der Liberté vollends zu überpinſeln. Hierauf erfüllte das Heilige-Allianz-Elend die Welt, eine Zeit, wo die Menſchen- und Völkerrechte förmlich in Acht und Bann gethan wurden und eine zwiſchen Opiumrauſch und Blödſinn ſchwankende Romantik den geſunden Menſchenverſtand als den ärgſten aller Verbrecher verfolgte. Da war es denn ganz in der Ordnung, daß die armſeligſt-ſervilen

Kapuzinaden gegen die glorreichen Ideen und titaniſchen Thaten der franzöſiſchen Staatsumwälzung hergegeifert wurden. Nun aber erfolgte ein Umſchlag. Die allmälig wieder ſich ſammelnde und kräftigende Vorſchrittspartei in Europa und vorab in Frankreich griff — gerade wie die Reaktion ihrerſeits auf das Mittelalter zurückgegriffen und daſſelbe zweckdienlich ſchöngefärbt hatte — auf die Erinnerungen der Revolution zurück und ſtutzte dieſelben zweckdienlich zu, die Lichtſeite in die volle Beleuchtung rückend, die Schattenſeite unter der Draperie achſelzuckender Phraſen möglichſt verbergend. So kam es, daß in den Händen der Parteien die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu einem bloßen „Phantom“ ward, an welchem die Einen die Gottgefälligkeit des Obſkurantismus und Deſpotismus, die Andern die Vorzüge des Liberalismus und Demokratismus demonſtrirten.

Endlich aber ſind wir doch dazu gelangt, ohne ſo oder ſo gefärbte Parteibrillengläſer uns das grandioſe Revolutionstrauerſpiel anzuſehen, welches den ariſtoteliſchen Satz, daß die Tragödie da ſei, um durch

Schrecken und Mitleid zu wirken und dadurch die Leidenſchaften zu reinigen, welthiſtoriſch illuſtrirt. Wir wiſſen jetzt, daß wir ein ungeheures Wechſelſpiel von Schuld und Sühne, von Frevel und Strafe vor uns haben, und unter allen gebildeten Nationen Europa's ſind Geſchichtſchreiber von bedeutenden Gaben und lauterem Willen aufgeſtanden, um uns die einzelnen Akte und Szenen des beiſpielloſen Drama's bis ins Einzelne und Einzelnſte hinein vor Augen zu führen. Auch iſt eine bewundernswerthe Geduld und Mühwaltung darauf verwendet worden, die tauſendfach verſchlungenen Fäden der Revolutionsurſachen bloßzulegen. Gerade in dieſer Richtung iſt jedoch Manches noch zu thun, um insbeſondere der fortgeſetzten bedientenhaften Schwarzmalerei des großen Ereigniſſes gegenüber deutlicher aufzuzeigen und klarer zu veranſchaulichen, daß die Revolution mit allen ihren Schrecken nur die naturnothwendige, unausbleibliche Vergeltung der Verſchuldung des Ancien Régime geweſen iſt.

Für dieſen Satz wird die nachſtehende Epiſode aus der Geſchichte der konſtituirenden Nationalverſammlung einen unwiderleglichen, einen ſo zu ſagen mathematiſch-ſtrikten Beweis beibringen.

2.

Zu Ende Novembers von 1789 benachrichtigte der redliche, ſtrenge, aufrichtig-fromme Janſeniſt Camus die Nationalverſammlung, daß ein geheimes Verzeichniß der höfiſchen Verſchleuderungen der Staatsgelder exiſtire, welches den Titel „das rothe Buch“ führe. Dies hieß der Verſammlung ein ſehnlich begehrtes Wild zeigen und den Jagdruf erheben. Alsbald begann auch die Hatz.

Camus hatte es eigentlich nur darauf abgeſehen, durch Einſicht in den „Livre rouge“ dem Penſionenunweſen zu Leibe gehen zu können. Allein das Rothe-Buch-Skandal nahm raſch viel größere Dimenſionen an: — es wurde ein tüchtigſter Hebel zum Umſturz der Monarchie.

Die Nationalverſammlung beſchloß auf die erwähnte Anregung hin, es ſolle die Liſte ſämmtlicher Penſionäre des Hofes veröffentlicht und zu dieſem Ende das rothe Buch gedruckt werden. Dieſer Beſchluß jagte dem Finanzminiſter Necker, welcher die Geheimniſſe des rothen Buches gar wohl kannte, gewaltigen Schrecken ein und er wußte ſeine Bedenken, ſo viel Schmähliches bekannt werden zu laſſen, auch dem Finanzausſchuß der Nationalverſammlung einzuflößen. Miniſter und Ausſchuß wollten die widerwärtige Sache mittelſt etwelchen parlamentariſchen Hokuspokus, wie ja Miniſter und Ausſchüſſe ſolchen in derartigen Fällen immer bei der Hand haben, vertuſchen. Aber das ging nicht. Der unerbittliche Camus gab keine Ruhe und zudem waren die Ausflüchte, die Bekanntmachung des geheimen Ausgabebuches zu unterlaſſen, gar zu dumm. Entblödete man ſich doch ſogar nicht, mit der kläglichen Lüge vor die Nationalverſammlung zu treten, die Veröffentlichung des rothen Buches ſei faſt eine Unmöglichkeit, da die Druckkoſten kaum weniger als 280,000 Livres (!) betragen würden. Die Verſammlung beantwortete dieſe ungeheuerliche Dummheit damit, daß ſie das

Anerbieten des Pariſer Buchdruckers Baudoin, das Buch gratis zu drucken, annahm.

Necker ſtand auf glühenden Kohlen oder ſaß auf Nadelſpitzen. Er hat eben auch in dieſer Angelegenheit, wie auf ſeiner ganzen Laufbahn bewieſen, daß er nur in den Augen ſeiner Tochter ein großer Menſch und Miniſter geweſen iſt. Die Tragweite ſeines Blickes ging im Grunde niemals über die Wände eines Bankier-Komptoirs hinaus. Statt den Argwohn, welchen die Exiſtenz des rothen Buches wachgerufen, durch raſche Veröffentlichung deſſelben und durch den leicht erbringlichen Nachweis, daß es auch etliche für den Staatsdienſt mehr oder weniger nothwendige Ausgabepoſten enthielte, zu dämpfen und zu mindern, mehrte und durchgiftete er vielmehr dieſen Argwohn durch eine ängſtliche Heimlichthuerei und ſetzte dem laut und lauter anſchwellenden Ruf: „Das rothe Buch! Das rothe Buch!“ welchen die Nationalverſammlung und die Preſſe alltäglich erhoben, wahrhaft kindiſche — Neckereien entgegen. Bald hieß es, das unſelige Buch befände ſich gerade in den Händen des Königs; bald, der Herr Miniſter habe dermalen keinen Augenblick Zeit, mit dieſer Sache ſich zu befaſſen; bald, der Herr Miniſter ſei krank und gänzlich außer Standes, ſeinen Drangſalirer Camus — (möchte ihn doch der Teufel holen!) — zu empfangen. Aber der hartnäckige Janſeniſt ließ nicht ab von der Fährte des Wildes, und da ſeine Geduld zu Ende, ſo erhob er in der Sitzung vom 5. März 1790 ſo beſtimmte und herbe Klagen gegen Necker, daß die Verſammlung mittelſt eines ernſten und bündigen Votums dem Miniſter aufgab, das rothe Buch ihrem Penſionsausſchuß auszuliefern, deſſen Obmann Camus.

Noch zehn Tage zog Necker die Sache hin, dann aber, am 15. März, theilte er in Gegenwart ſeines Kollegen Montmorin dem genannten Ausſchuß das Buch mit, deſſen Einband von rothem Marokkin ſo viele häßliche Myſterien umſchloß. Die allerhäßlichſten ſollten aber unbekannt bleiben. Ludwig der Sechszehnte hatte nämlich bei Auslieferung des Buches die Bedingung geſtellt, daß der Inhalt der Blätter deſſelben, worauf die geheimen Ausgaben ſeines Großvaters verzeichnet waren, nicht bekannt werden ſollte. Der Finanzausſchuß ehrte dieſe, obzwar einem Pompadour- und Dubarry-Louis gegenüber übelangebrachte Enkelpietät und ließ demzufolge die betreffenden Blätter mit einem Papierband verkleben. Das ganze Buch enthielt 222 Blätter. Die erſten zehn waren mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, die folgenden zweiunddreißig mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Sechszehnten angefüllt; die übrigen waren leer.

Am 18. März zeigte Camus der Nationalverſammlung an, daß das rothe Buch endlich ausgeliefert ſei. In den erſten Tagen Aprils ſchon war es gedruckt und aus ſeinen Blättern ging ein Getöſe hervor und über Frankreich hin, als wäre des alten Aeolus bekannter Sturmſack geplatzt[*]).

„Endlich haben wir das rothe Buch!“ triumphirte Camille Desmoulins in der 21. Nummer ſeiner „Révolutions de France et de Brabant“. „Die Kommiſſion der Penſionen hat die ſieben Siegel gelöſ't, welche es verſchloſſen hielten, und erfüllt iſt die furchtbare Drohung des Propheten: Revelabo pudenda tua! Du ſollſt nicht einmal ein Feigenblatt finden, um Angeſichts der Welt deine ſchmachvolle Nacktheit zu verhüllen, nein! Man wird deinen ganzen Ausſatz erblicken und auf deinen Schultern die Brandmarke: Galérien — welche du, Ancien Régime, ſo wohl verdient haſt.“

---

[*]) Livre rouge, Paris 1790. Der Inhalt dieſer Separatausgabe des fatalen Buches wurde auch im Moniteur von 1790 veröffentlicht, in den Nummern 78, 97, 98, 101, 107, 109, 111, 113, 117.

Noch nachdrücklicher und eindrucksvoller ſprach ſich in ſeinem Journal „Révolutions de Paris“ der ſtrenge Louſtalot aus, einer der tüchtigſten und ehrenhafteſten Menſchen von damals. „Während der letzten Jahre Ludwigs des Fünfzehnten und ſeit der Throngelangung Ludwigs des Sechszehnten iſt das Elend der Bevölkerung Frankreichs immer größer geworden. In den Städten verbarg ein ſinnloſer Luxus, welcher ſo ziemlich alle Klaſſen gleichmäßig verdorben hatte, nur nothdürftig eine furchtbare Armuth. Auf dem Lande waren die Bauern in der Nähe der Städte von allen Laſtern der letztern angefreſſen und von einer mit der Liebe zur Arbeit unverträglichen Raubgier beſeſſen. Weiter in die Provinzen hinaus lebten die Landleute in zerfallenen Hütten, waren mit Lumpen angethan und nährten ſich großentheils mit ſchlechtem Schwarzbrot, mit Wurzeln und Waſſer. Nächſt dem Loos des Bauern war das des Soldaten das jammervollſte. Um nicht daran zu zweifeln, genügt es, das Kommisbrot (pain de munition) geſehen zu haben. Die Haupturſache von allem dieſem Elend war die Verſchwendungswuth eines ſchwelgeriſchen Hofes, wo Julien und Meſſalinen mit Claudiuſſen und Neronen um den Preis der Infamie ſtritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menſchen koſtete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold zeugte und wo die franzöſiſche Nation weniger galt als ein Rennpferd oder ſonſt irgendein Spielzeug . . . Leſ't das rothe Buch!“

3.

Und man las es, man ſtaunte, lachte, knirſchte mit den Zähnen, ſchrie auf vor Entrüſtung und Zorn. In Wahrheit, Camille hatte recht: die „Pudenda“ der Monarchie waren entblößt. Wenig auch nützte es, daß die Unzuchtkoſten des Dubarry-Louis mit einem Papierſtreifen verklebt waren; denn die Lotterwirthſchaft, wie ſie unter des „ſittenreinen“ und „haushälteriſchen“ ſechszehnten Ludwigs Regierung mit den Staatsgeldern getrieben worden und wurde, reichte gewiß allein ſchon aus, die revolutionäre Stabbrechung über ein ſolches Königthum vollſtändig zu rechtfertigen.

Um jedoch gerecht zu ſein, muß man ſagen, daß die Geſammtſumme der geheimen königlichen Ausgaben, welche in dem rothen Buch verzeichnet waren, an und für ſich betrachtet nicht als eine unmäßige ſich darſtellte. Sie betrug nämlich von 1774 bis 1789 nicht mehr als 227,985,517 Livres und es befanden ſich darunter, wie ſchon erwähnt worden, etliche ſtaatsdienſtliche Koſtenpoſten, wenngleich nur wenige

(„Affaires de finances“ — „Affaires étrangères et postes“). Die öffentliche Entrüſtung aber wurde wachgerufen durch die Entdeckung, wie, wofür und an welche Leute die Staatsgelder ſo ſchamlos vergeudet worden, auch unter und von dem „ſparſamen“ und „gewiſſenhaften“ Sechszehnten.

Da waren zuerſt die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und der Graf von Artois. Dieſen beiden Herren bezahlte der Staat mitſammen jährlich für ihre Prinzenſchaft **8,240,000** Livres, eine für damals gewiß ſehr anſtändige Apanage. Allein ſie genügte bei Weitem nicht. Dem rothen Buch zufolge hatte der lüderliche Verſchwender Artois nur während Calonne's Finanzminiſterſchaft neben ſeinem regelmäßigen Einkommen nicht weniger als **14,550,000** Livres außerordentlich aus der Staatskaſſe bezogen, um die Schulden ſeines Lotter- und Laſterlebens zu bezahlen, was Calonne dem König als nothwendig vorgeſtellt hatte, „um die Gemüthsruhe des Prinzen zu ſichern“, und Ludwig der Sechszehnte genehmigt hatte, weil die Gemüthsruhe einer ſo hohen Perſon mit **14** Millionen, dem zerlumpten und hungernden Volke abgepreßt, denn doch nicht zu theuer erkauft war. Der „philoſophiſche“ und nur „ſeinen Studien lebende“ Provence hatte ſich begnügt, innerhalb derſelben Friſt nicht mehr als 13,824,000 L. außerordentlich aus dem Staatsſchatz zu beziehen. Sehr theuer kam das franzöſiſche Volk auch das Kindbetten der Prinzeſſinnen zu ſtehen. Für ihre Mühwaltung, den Duc de Berry zur Welt gebracht zu haben, bezog die Gräfin d'Artois 24,078 Livres und ſieben Jahre ſpäter abermals „pour son accouchement“ wiederum 24,000; dazwiſchenhinein auch 24,078 L. „comme simple cadeau“.

Die Rubrik „Dons et gratifications“ enthielt überhaupt allerliebſte Ausgaben. Zum Beiſpiel: dem Herrn von Croismard 50,000 L., um ihn „in den Stand zu ſetzen, das Gut Voiſins zu kaufen.“ Dem Herrn Gourdin 15,000 L., damit er „die Charge des Herrn Gaffe zu kaufen vermöge.“ Dem Polizei-Generallieutenant Sartines „zur Bezahlung ſeiner Schulden“ 200,000 L. Dem Herrn de Lamoignon 200,000. Der Madame de Maurepas 166,000. Der Gräfin von Albani, weil ſie die Frau des Prin zen Eduard Karl Stuart, 60,000 L. jährlich. Dem Herzog von Polignac ein Geſchenk von 1,200,000 L. zum Ankauf der Domaine Feneſtrange. Derſelbe Seigneur, notoriſch eine der gefräßigſten und verderblichſten Hofwanzen, bezog eine jährliche lebenslängliche Penſion von 120,000 L. Die verſchiedenen Mitglieder der Familie Polignac, gemeinſchädliches Geziefer alleſammt, hatten zuſammen Penſionen von mehr als 700,000 L.

Das Penſionenkapitel war überhaupt ein rares, abſonderliches, märchenhaftes. Die Prinzen vom Geblüt — o Himmel, was war das mitunter für „Geblüt"! — verſchmähten, obgleich mit Gütern und Reichthümern aller Art ausgeſtattet, es keineswegs, noch jährliche Penſionen im Betrage von 2,550,000 L. einzuſacken. Mit ihnen wetteiferte die hochnoble Familie Noailles, deren Mitglieder in Form von Penſionen und Gratifikationen jährlich um nahezu 2 Millionen die Staatskaſſe erleichterten. Ein Herr Desgalois de la Tour hatte drei Penſionen, zuſammen 22,720 L.; die erſte „als erſter Präſident und Intendant", die zweite „als Intendant und erſter

Präſident", die dritte „pour les mêmes considérations." Dem Marquis d'Autichamp waren vier Penſionen zugetheilt; die erſte „für die von ſeinem verſtorbenen Vater geleiſteten Dienſte", die zweite „ebendafür", die dritte, „ebendeßhalb", die vierte „ebendeßwegen". Ein deutſcher Prinz beſaß gleichfalls vier Penſionen; die erſte „für ſeine Dienſte als Oberſt", die zweite „für ſeine Dienſte als Oberſt", die dritte „für ſeine Dienſte als Oberſt", die vierte „für ſeine Dienſte als Nicht-Oberſt (pour ses services comme non-colonel)". Dem Generalanwalt Joly de Fleury gab man eine lebenslängliche Jahresrente von 17,000 L. dafür, „daß er ſeine Stelle an ſeinen Sohn abgetreten." Die Gräfin d'Oſſun, Staatsdame der Königin, war mit einer Penſion von 20,000 L. bedacht. Der Haarkräusler Ducrot hatte eine lebenslängliche Penſion von 700 L. jährlich, weil er ein Prinzeſſin-Töchterlein des Grafen Artois „friſirt" hatte, welches geſtorben, bevor es Haare gehabt. Es gab Penſionäre, die unter ihren eigenen Namen, dann unter denen ihrer Frauen, ihrer Söhne und Töchter, Brüder und Schweſtern in den Liſten figurirten. Nicht minder ſolche, welche, wie z. B. eine Marquiſe de la Force, längſt geſtorben und begraben, dennoch wunderbarer Weiſe fortfuhren, ihre Penſionen zu beziehen. Mit welcher bronzeſtirnigen Schamloſigkeit die Miniſter zu ihren und ihrer Familien Gunſten dies Unweſen, dieſe ruchloſen Diebereien trieben, kann das Beiſpiel des Marſchalls und Kriegsminiſters de Ségur zeigen. Obgleich vom Könige mit Gnadenbeweiſen und Geſchenken überhäuft, obgleich für ſeine Perſon an Beſoldungen und Penſionen jährlich 98,622 L. beziehend, obgleich in den Stand geſetzt, nicht weniger als 11 Mitgliedern ſeiner Familie — darunter, wie er angab, zehn Offizieren, von welchen ſich aber bei näherem Zuſehen vier als Mädchen herausſtellten — Penſionen zuzutheilen, hatte der Menſch noch die Frechheit, im Jahre 1787 von dem König weiter zu erbitten: ein erbliches Herzogthum, 60,000 L. Penſion, 15,000 L. Penſion für ſeine zwei Kinder und eine Baarſumme, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Alſo wurde unter des „gewiſſenhaften“ und „ſparſamen“ Sechszehnten Regiment mit den Staatsgeldern gewirthſchaftet. Vergleicht man mit dieſen Summen und vergleicht man auch mit den weiteren, welche die Königin Marie Antoinette, die eine unterthänige Spucknapfhiſtorik neueſtens mit aller Gewalt zu einer Heiligen umſchönfärben möchte, mit vollen Händen an die flüchtigſten Modethorheiten und Weiberlaunen, ſowie an ihre Günſtlinge, die Polignacs, Coigny, Dillon, Ferſen, mit vollen Händen wegwarf, die winzigen Bagatellen, welche im rothen Buch unter der Rubrik „Almoſen“ zu finden ſind, ſo wird man auch wiſſen, was man von der vielgerühmten Chriſtlichkeit und Barmherzigkeit Ludwigs und ſeiner Frau zu halten hat. Der Ausgabenetat für König und Königin perſönlich wurde im Jahre 1789 auf 25 Millionen jährlich „beſchränkt“, — ein Einkommen, womit, wie man denken ſollte, ein „haushälteriſcher“ Familienvater und eine „verkannte deutſche Frau“ ſchon hätten auskommen können*).

---

*) Als „verkannte deutſche Frau“ nämlich ward Marie Antoinette neueſtens lobviallirt, auf Grund ihrer von dem Grafen Vogt d'Hunolſtein veröffentlichten „Correspondance inédite“ (Paris 1[illegible] 2me édit.). Der Lobredner hat in

Es konnte nicht fehlen, daß da und dort ein Blick der Neugier auch hinter den Papierſtreifen zu

---

ſeinem Eifer ganz überſehen, daß er eine ungeheure Lächerlichkeit beging, wenn er die Königin als „deutſche“ Frau verherrlichte, da ſie ja in ihren eigenen Briefen zu wiederholten Malen von ſich rühmt, ſie habe ſich völlig entdeutſcht, vollſtändig franzöſirt, ſei Franzöſin mit Leib und Seele. Die Korreſpondenz der Königin kann nur das Urtheil einer ſtrengen, aber gerechten Geſchichtsanſchauung beſtätigen, daß Marie Antoinette's Gemüth ſehr oberflächlich, ihre Bildung ſehr ordinär, ihr abſolutiſtiſcher Hochmuth aber gränzenlos war und daß ſie erſt in den Tagen ihres Unglücks ein Gegenſtand des Mitleids nicht nur, ſondern auch der Achtung wurde. Im Uebrigen war die angezeigte Briefſammlung gar nicht werth, daß man einen ſo großen Lärm darüber aufſchlug. Das Buch enthält für den Kenner der Revolutionsgeſchichte gar nichts oder doch nur verſchwindend wenig Neues. Zu dem Bemerkenswertheſten gehört die Stelle eines Briefes, welchen die Königin am 7. Juli 1790 an ihren Bruder Leopold ſchrieb (Corresp. 152. seq.). Sie ſpricht darin von ihrer berühmten Zuſammenkunft mit Mirabeau in St. Cloud. „J'ai donc vu le monstre ces jours derniers avec une émotion à être malade, mais que son langage a bien vite contrebalancée sur le moment, c'étoit à Saint-Cloud il y a quatre jours. Le roy était auprès de moi et a été fort content de Mirabeau qui lui a paru de la meilleure foi et tout à fait dévoué. On croit tout sauvé.“ Dieſer einfachen Darſtellung zufolge gewinnt es den Anſchein, als ob der romandringen verſuchte, womit im Originalexemplar des rothen Buches die Schandausgaben des fünfzehnten Ludwig verklebt waren. Nur eine Probe von den Miasmen, welche von dort hervorſtanken: — Als die Dubarry in ihrer Stellung als neue Haupt- und Staatsmaitreſſe feierlich bei Hofe eingeführt und vorgeſtellt wurde, gab ſich Madame Katherine de Béarn dazu her, der „Maitresse en titre“ bei dieſer Einführung und Vorſtellung zur „Pathin“ zu dienen, wie man das nannte, und erhielt für dieſe ſchmachvolle Gefälligkeit 20,000 Livres. Das franzöſiſche Volk hatte demnach das Vergnügen, 20,000 L. dafür zu bezahlen, daß eine ehrloſe Dame eine aus dem Pfuhl der pariſer Gaſſenproſtitution aufgeleſene Dirne in das „Ochſenauge“ des verſailler Schloſſes begleitete.

Und da will man ſich noch verwundern, daß ein allzeit zwiſchen Extremen, zwiſchen Soccus und Ko-

---

tiſche Aufputz, womit Zofe Campan an der bekannten Stelle ihrer Memoiren (chap. 21) und Graf d'Allonville (Mém. secr. II. chap. 10) die Zuſammenkunft Mirabeau's mit der Königin garnirt haben, ganz wegzuſtreichen wäre.

thum, zwiſchen Sklaverei und Empörung, zwiſchen Infamie- und Gloire hin und her ſich werfendes Franzoſenthum bei Enthüllung aller dieſer Schändlichkeiten in Wuth ausgeborſten iſt? Der Terrorismus von 1792—94 ſchrieb den rothen Kommentar zum rothen Buch von 1790.

Weimar und Paris.

1.

Ariſtogeiton an Harmodios *).

Weimar, Auguſt 1794.

Erinnerſt du dich, Freund und Bruder? Als wir vor einem Jahrdutzend zu Eleuſis**) vor dem Illuminatus Illuminans ſtanden, um den Areopagiten-Grad zu empfangen, da gab Spartakus***) dir als Weihewort: „Des Wackern Welt iſt, wo er wirkt!“ und mir: „Des rechten Menſchen wahres

---

*) Für urtheilsfähige Geſchichtskenner bedarf es keiner Erinnerung, daß die Thatſachen, Anſchauungen und Stimmungen, welche in dem auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefwechſel der beiden geweſenen, hier mit ihren Ordensnamen bezeichneten Illuminaten vorkommen, durchweg und bis ins Einzelne hinein auf unanfechtbar quellenmäßigen Zeugniſſen beruhen.

**) Ingolſtadt.

***) Weishaupt.

Vaterland iſt die Menſchheit!“ Wohlan, mochten Judaſſe, Inquiſitoren und Deſpoten den Orden in ſeinem äußeren Beſtande vernichten, ich bin mit ganzer Seele Perfektibiliſt und Illuminat geblieben und halte demnach den Glauben an die Wahrheit und an das Heil der Grunddogmen: Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechts und Weltbürgerthum! unerſchütterlich feſt. Ja, noch immer ſchwillt mir das Herz in der Bruſt bei dem Gedanken, daß Bildung und Aufklärung über alle Hinderniſſe triumphiren werden und müſſen; daß im Fluge der Jahrhunderte und Jahrtauſende die Natur ihre Aufgabe löſen muß und löſen wird; daß eine Zeit kommt, ein Tag erſcheint, wo die ſeelenzerreißenden Mißklänge des von Pfaffen gepredigten und von Tyrannen unterhaltenen Krieges Aller gegen Alle in die Harmonie des Weltfriedens ſich auflöſen, ein Tag, wo die Nationen, von der ſchrecklichen, künſtlich ihnen eingeimpften Peſt des Haſſes, der Feindſeligkeit und Unterdrückungsſucht geneſen, ihre wahren Intereſſen erkennen, auf den Trümmern der Zwingburgen, der Königsthrone und Götzenaltäre das Panier der Humanität und Bruderſchaft aufpflanzen und unter demſelben zu einer Völkerfamilie ſich ſammeln werden, wie liebende Brüder, die im langentbehrten Vaterhauſe endlich ſich wiederfinden und nun einander haben und halten bis an's Ende der Tage.

Du ſiehſt, ich bin kein Spieß- oder Pfahlbürger, kein Patriot von Lalenburg oder Schilda. Ich kann es verſtehen und mitfühlen, daß der große Geiſt und die weite Seele eines Leſſing über die Schranken des Patriotismus ſich hinweggehoben, um auf Adlerfittigen in der Aetherregion des kosmopolitiſchen Bewußtſeins ſich zu wiegen. Aber trotzdem wollte ſich doch unwillkürlich in mir ein heftig Zürnen regen, als du, ſeit vier Jahren als ein Verſchollener von mir betrauert, deinen hochwillkommenen Brief aus der Hauptſtadt der Neufranken mit der Frage beſchloſſeſt: „Was macht ihr denn da drüben im Heimatlande des Sauerkrauts, der Knechtſeligkeit und der Schwarmgeiſterei?“

Denn in jedes fühlenden und denkenden Menſchen Bruſt muß die Saite Vaterland, ob ſanft ob unſanft angeſchlagen, einen Klang geben, und du, in deſſen

Seele dereinſt die Vollglut von Klopſtock's Vaterlandsoden loderte, du müßteſt die vollſtändigſte aller Metamorphoſen durchgemacht haben, wenn ich glauben ſollte, daß hinter dem Dorngeſtrüppe deiner Ironieen und Sarkaſmen nicht noch immer die rothe Roſe der Vaterlandsliebe ſich berge. Du thuſt auch unrecht, wenn du in deinem Schreiben, das mir den ſo lang und ſchmerzlich entbehrten Freund und Herzbruder wiedergab, den Umſtand, daß das „ungeheure Beiſpiel" der franzöſiſchen Revolution dieſſeits des Rheins nicht zündend gewirkt, der „deutſchen Bedientenhaftigkeit" auf Rechnung ſetzeſt. Es läßt ſich für die Thatſache des Nichtzündens in der Maſſe der Deutſchen ein richtigerer und zugleich ehrenhafterer Grund angeben, wobei ich ganz davon abſehe, daß, wie du ja ſelber halb und halb zugibſt, der ganze Verlauf der furchtbaren Umwälzung nicht danach angethan war, die Nachbarvölker zur Nachahmung zu reizen. Auch davon will ich als von allgemein Bekanntem und Anerkanntem abſehen, daß die bildungs- und urtheilsloſen Maſſen, ſoweit ſie überhaupt von der geiſtigen Strömung des Daſeins berührt werden, überall und allzeit Wahn und Lüge, die lächerlichſten oder infamſten Afterwitzigkeiten und Blödſinnigkeiten mit Begierde aufnehmen und mit Zärtlichkeit hegen und pflegen, während ihnen die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit, die Ideen des Wahren und Schönen ſtets mühſam aufgedrungen, ja ſogar mit Gewalt aufgezwungen werden müſſen. Denn Dummem iſt Dummes, Gemeinem Gemeines wahlverwandt. Allein die Urſache, aus welcher die franzöſiſche Revolution bei den deutſchen Bevölkerungen keine Theilnahme und Nachahmung fand, war vor allen dieſe: — Bei uns in Deutſchland war, ſeit dem Uebergang des brutalen Sultanismus in den erleuchteten Deſpotismus, in vielen Staaten und Stäätchen nicht nur, ſondern weitaus in den meiſten für den Bauer und Bürger, für die Hebung der Landwirthſchaft, der Gewerbethätigkeit und des Verkehrs unendlich viel mehr geſchehen als in Frankreich. Der Beweis läßt ſich beibringen und iſt beigebracht, daß namentlich im ſüdweſtlichen und mittleren Deutſchland durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft, woran in vielen Gegenden die Abſchaffung des Frohndienſtes und der ſinnlos-drückenden Hut- und Triftſervitute ſich anſchloß, in den Ackerbau, in das ganze bäuerliche Daſein und folgerichtig auch in das bürgerliche eine neue Regung und Bewegung gekommen und daß in der Bauerſchaft und im Bürgerthum, wie die Volkszahl, ſo auch der Wohlſtand ganz augenſcheinlich geſtiegen war, während dagegen in Frankreich die mittelalterliche Knechtſchaft, Barbarei und Armuth noch immer mit ihrer ganzen Bleiwucht auf dem Volke lagen. Als dieſer Zuſtand den naturnothwendigen und glorreichen Ausbruch von 1789 herbeiführte, fand er dieſſeits des Rheins nur bei den Gebildeten Beachtung und Theilnahme, bei den Maſſen aber nicht, weil dieſe, nur um des Lebens Nothdurft und um ihr ſinnliches Behagen ſich kümmernd, materiell ſich leidlich wohlbefanden. Die Leute aber, welche man zu den gebildeten Ständen zu zählen pflegt, werden unter keinen Umſtänden eine Revolution machen, ſoweit eine ſolche nämlich nicht mittelſt Worten gemacht werden kann.

Da iſt nun zu beachten und dir, einem ſeit Jahren in der Fremde Weilenden, in Erinnerung zu bringen, daß es an kühn revolutionärer Wortſaat auch bei uns nicht gefehlt, daß ihm aber aus dem eben beregten Grunde der empfängliche Volksboden gemangelt hat. Es wäre ein grober Irrthum, zu meinen, erſt die franzöſiſche Revolution habe in Deutſchland das politiſche Denken geweckt. Von den unklaren alterthümelnden Phantaſieen und fratzenhaften Teutonismen der Klopſtockianer will ich gar nicht reden, wohl aber der raſtloſen und fruchtbaren patriotiſch-publiziſtiſchen Thätigkeit von Männern wie die beiden Moſer, Möſer und Schlözer dankbar gedenken. Und hat nicht unſerer beſten Geiſter einer, hat nicht Bruder Humanus*) ſchon vor ſechszehn Jahren den großen Jammer der Deutſchen, unſere ſtaatliche Zerriſſenheit und Zerſtückelung, unſere Vaterlandsloſigkeit mit Scharfblick erkannt und mit Trauer genannt? Ja, ſchon im Jahre 1778 richtete er an den Kaiſer Joſeph den Zuruf:

---

*) Herder, welcher mit Göthe und dem Herzog Karl Auguſt — (dieſer unter dem Namen Aeſchylos) — dem Illuminatenorden angehörte.

„O Kaiſer! Du von neunundneunzig Fürſten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürſten,
Ein deutſches Vaterland!“

Derſelbe große Seher und Prediger der Humanität, welcher leider inmitten der unſeligen deutſchen Verhältniſſe keine Stellung gefunden, in welcher ſeine hohen Gaben zur vollen Entfaltung und Wirkung hätten gelangen können, er hat bei jeder Gelegenheit die „duldſam träge Eſelei“ unſeres Volkes wie die Laſter und Frevel unſerer Fürſten mit Flammenworten gezüchtigt. Zur Zeit, als der ruchloſe Menſchenhandel, welchen der ekelhafte Sünder, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, und andere fürſtliche Menſchenfleiſchkrämer nach England und Holland trieben, im höchſten Schwunge war, ließ Herder ein Strafgedicht ausgehen, worin es von den verſchacherten Soldaten hieß: —

„Sie ſind in ihrer Herren Dienſt
So hündiſch treu, ſie laſſen willig ſich
Zum Miſſiſſippi und Ohioſtrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels

Verkaufen. Stirbt der Sklave, ſtreicht der Herr
Den Sold ein, doch die Wittwe darbt,
Die Waiſen zieh'n den Pflug und hungern. Nun
Das ſchadet nicht, der Fürſt braucht einen Schatz."

Mannhafter und deutlicher hat ſicherlich kein engliſcher oder franzöſiſcher Oppoſitionsmann des Jahrhunderts geſprochen und ſelbſt in den berühmten Briefen des Junius oder in den nicht minder berühmten vier Mémoires des Beaumarchais finde ich keine Stelle, welche an concentrirtem Zorn der herder'ſchen Auslaſſung gleichkäme oder gar ſie überträfe. Ihren ſchwungvollſten und energiſchſten Ausdruck fand aber die deutſche Freiheitsſtimmung an verſchiedenen Stellen der, wie dir wohl erinnerlich, im Jahre 1787 von Gedike und Bieſter gegründeten, höchſt verdienſtlichen „Berliner Monatſchrift" welche z. B. im Jahre 1787 eine Ode auf die Befreiung Amerika's brachte, worin die demokratiſche Gleichheit begeiſtert geprieſen *) und die Verjagung der Fürſten Europa's,

---

*) „O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
— — — — — — — —
Dem Schiffer deckt die Meere, die goldne Saat

der Triumph des republikaniſchen Prinzips auch in unſerem Erdtheil beſtimmt prophezeit wurde*).

Siehſt du, ſo weit, ſo hoch verſtieg man ſich ſchon in dem „Heimatland des Sauerkrauts, der Knechtſeligkeit und der Schwarmgeiſterei," noch bevor es einen Baſtilleſturm, eine Auguſtnacht, einen Konvent, einen Wohlfahrtsausſchuß und — eine Guillotine in der Welt gab. In Wahrheit aber war und iſt es hier zu Lande und allenthalben in Europa

---

Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blüh'n;
Der Miethlingsſklave ſieht's und ſtaunet,
Fühlt ſich, wird Bürger und küßt als Brüder,
Die er vertilgen ſollte. Du ſchenkſt ihm Haus
Und nie geträumtes Erbtheil und nennſt ihn Freund;
Froh krümmt er ſchon das Schwert zur Sichel
Segnend die beſſere Hemiſphäre,
Wo ſüße Gleichheit wohnet, wo Adelbrut,
Europens Peſt, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienſtlos beſſern Menſchen
Trotzt und vom Schweiße des Landmanns ſchwelget."

*) „Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einſt glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirſt, deine Fürſten
Scheuchſt und *ein* glücklicher Volksſtaat grüneſt!"

Schwarmgeiſterei, von Demokratie und Republik reden zu wollen bei dem jetzigen Bildungs-, d. h. Unbildungsgrade der Völker. Nicht politiſche Stichworte, nicht politiſche Formen ſogar, ſondern humane Kultur und ſittlicher Charakter ſchaffen und erhalten die Freiheit und Wohlfahrt der Nationen. Es iſt gleich viel werth, ja, und gleichbedeutend, ob ein deutſcher Ochſe brülle: „Es lebe der König!“ oder ein franzöſiſcher Eſel ſchreie: „Vive la république!“ . . .

Deine Frage: „Was ſagen denn die Stimmführer deutſcher Nation zum Gange der Dinge in Frankreich?“ iſt wohl auch nur ironiſch gemeint. Denn leider kann ja ein Deutſcher, im Hinblick auf das kläglich in Regensburg ſpukende Reichsgeſpenſt, von ſeiner „Nation“ nur im Sinn und Ton bitterer Selbſtverſpottung reden. Unſere Stimmführer ſind, mit wenigen Ausnahmen, antirevolutionär geſtimmt; vollends ſeit die unerbaulich in Szene geſetzte Klubbiſtenpoſſe zu Mainz ſo tragikomiſch ausgegangen iſt. Der alte Klopſtock hat, ſowie er erfahren mußte, daß man eine Staatsumwälzung nicht mit idylliſchen

Gefühlen und Rauſchbauſchphraſen macht, die Segensoden, womit er die Revolution anfänglich begrüßt hatte, mittelſt einer ganzen Reihe von Fluchoden widerrufen. Wieland, welcher in ſeinem „Merkur“ die Sache der Neufranken bis zur Proklamirung der Republik gehalten und vertheidigt hat, ſtimmt jetzt Jeremiaden über das Schalten und Walten des Konvents an, was ihm ſeine Freunde Knebel und Herder übel vermerken; denn dieſe beiden, und Bruder Humanus insbeſondere, ſind ſtandhafte Demokraten und ſie überließen ſich nie der kindiſchen Illuſion, eine große Revolution könne und müſſe ſich ſo geräuſchlos, ſauber und grandezzamäßig vollziehen wie die Haupt- und Staatsaktionen fürſtlicher Hochzeiten und Kindertaufen an einem unſerer Duodez- und Sedezhöfchen. Was Göthe angeht, ſo iſt er, ob zwar von Hufſchmieden und Schneidern abſtammend, ein geborener Ariſtokrat im Hochſinne des Wortes, eine jupiterliche Natur, die auch in ſeinem Aeußern mächtig und prächtig ſich ausgeprägt hat, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß unſer Jupiter in Haltung, Gebaren und Sprechweiſe einen höchſt ſtörſamen Zug reichsſtädtiſcher Verſteifung nicht zu verbergen vermag.

Wenn nun der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Fauſt in ſeiner Sturm- und Drangzeit auch ein Stück von Revolutionär geweſen iſt, und zwar ein gewaltiges Stück, ſo hat Se. Excellenz der Herr Kammerpräſident und Geheimerath von Göthe dafür poetiſch Reu' und Leid gemacht oder, wie böſe Zungen ſagen, ſehr unpoetiſch. Denn, fürwahr, nur ausgemachte Göthe-Narren — es gibt deren eine gute Zahl — können in den dramatiſirten Fehdebriefen, betitelt „die Aufgeregten" und „der Bügergeneral", welche der große Dichter gegen die franzöſiſche Revolution zu erlaſſen ſich bemüſſigt fand, etwas Beſſeres finden als ordinären Gelegenheitskram eines Hofmanns, welcher darüber verſtimmt iſt, daß die Weltgeſchichte anderwärts ein anderes Geſicht macht als am kleinen Muſenhof zu Weimar. Man muß jedoch billig berückſichtigen, daß alles Revolutionär-Gewaltſame zwar nicht dem werdenden Göthe zuwider war, wohl aber der ganzen Natur und Art des gewordenen zuwider ſein muß. Da er für das Verſtändniß der Geſchichte gar kein Organ beſitzt — ſein „Egmont" bezeugt es — ſo kann und will er in allen den großen Kriſen und Kataſtrophen, welche die Stationen auf dem Vorſchrittsweg der Menſchheit bezeichnen, nur gemachte Gewaltſamkeiten ſehen, nur willkürliche Eingriffe in ſein Ideal „ruhiger Bildung." Daher hat er neulich dieſes Epigramm niedergeſchrieben, welches mir zu ſehen gegönnt war: —

„Was das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in dieſen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück —"

worin er, wie du ſiehſt, Reformation und Revolution in einen Verdammungstopf zuſammenwirft. Die Bonzen werden ſich, wenn ſie es erfahren, weidlich daran erbauen und erfreuen.

Du wirſt es ohne Zweifel begreiflich finden, daß unſer weiland Ordensbruder alſo zur Revolution ſich ſtellt und verhält, ja, daß er im direkteſten Gegenſatz zum neufränkiſchen Evangelium der Freiheit und Gleichheit in ſeinem „Taſſo" nachdrücklich ausgeſprochen hat:

„Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edlen gibt's kein hoher Glück
Als einem Fürſten, den er liebt, zu dienen ...“

Was dich aber nicht wenig in Verwunderung ſetzen wird, iſt, daß der Dichter der „Räuber,“ des „Fiesko,“ der „Luiſe Millerin“ und des „Karlos“ eifrigſt in daſſelbe widerrevolutionäre Horn bläſt. Für den über den Wolken zwiſchen den Sternen wandelnden Idealismus Schillers konnte ein Ereigniß wie die franzöſiſche Revolution nur ſtörſam ſein. Denn ſolche Wolkengänger und Sternenwandler ſehen mit Verachtung darüber weg, was innerhalb des Dunſtkreiſes der gemeinen Wirklichkeit vorgeht, und wenn, was nicht ausbleiben kann, dieſe Vorgänge ihnen dann und wann einen unliebſamen Stoß verſetzen, ſo ſchelten ſie zornig über die leidige Thatſache, daß ihren Idealen die Proſa des Lebens nicht entſpreche. Eine ſo weſentlich idealiſch angelegte, ſtets auf das Höchſte und Edelſte gerichtete Natur, wie die Schillers, iſt nur allzu geneigt und bereit, zu überſehen, daß große Ideen, wenn ſie nicht wirkungslos im Himmelsblau des Idealismus verflattern ſollen, mit gemeinem Erdenſtaub ſich umkleiden, in Geſtalt von menſchlichen Intereſſen und Leidenſchaften zu Fleiſch und Blut werden müſſen. Daraus, ſowie aus unſerer deutſchviereckigen Unbeholfenheit in Sachen der Politik, aus unſerer angeborenen ſtaatsbürgerlichen Nullität, erklärt es ſich, daß unſer theurer Schwabe, ohne aufzuhören, ein Dichter der Freiheit zu ſein, von Anfang an gegen die Revolution geſtimmt ſein konnte. Er hat, wie ich aus beſten Quellen weiß, nach Eröffnung der Nationalverſammlung im Mai 1789 des Beſtimmteſten verneint, daß dieſelbe etwas Rechtes und Dauerndes ſchaffen könnte. Ferner hat er beim Empfang der Nachricht vom Baſtilleſturm den Jubel, welchen ſeine Braut, Lotte von Lengefeld, und ihre Schweſter, Frau von Beulwitz, darüber aufſchlugen, mit den Worten gedämpft: „Die Franzoſen kennen und anerkennen keine andere Ordnung, als die militäriſche, und es iſt daher höchlich zu bezweifeln, daß ſie ſich republikaniſche Geſinnungen anzueignen, daß ſie überhaupt die Freiheit zu ertragen vermögen.“ Als der Prozeß Ludwigs des Sechzehnten bevorſtand, trug ſich Schiller alles Ernſtes mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsſchrift für den entthronten Monarchen dem Konvent vorzulegen. Die Hinrichtung des Königs erfolgte aber, bevor der Dichter ſeine angefangene Arbeit vollenden konnte. Seither und vollends ſeit der Guillotinirung der Königin ſpricht er von den Franzoſen nur noch als von „elenden Schindersknechten.“

Sei gegrüßt und befriedige bald und vollauf die gerechtfertigte Neugier des Freundes, zu erfahren, was Alles du die letzten Jahre her erlebteſt.

2.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, Oktober 1794.

Es gab eine Zeit, eine kaum verfloſſene Zeit, wo ich es lächerlich fand, daß Danton, deſſen Stärke ſonſt und überhaupt im läſſigen Hinwerfen oder zermalmenden Herausdonnern von Gigantismen beſtand, die Klagefrage thun mochte: „Kann man das Vaterland an den Schuhſohlen mitnehmen?“ Denn ich, mein Freund, ich hatte auf der Rheinbrücke bei Kehl allen deutſchen Staub und Schmutz ſorgſam von den Reiſeſchuhen geſchüttelt, um ja nichts Vaterländiſches mit hinüber zu nehmen in das gelobte Land der Freiheit und Gleichheit. Ich arbeitete mit allem Fleiße daran, mich zu entdeutſchen, und warum ſollte es mir nicht gelingen? Haben uns nicht deutſche Prinzen und Prinzeſſinnen, welche ſo oder ſo auf fremde Throne berufen worden, herrliche Beiſpiele von raſcheſter und vollſtändigſter Entdeutſchung gegeben? Hat nicht z. B. die deutſche Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt, Katharina die Zweite, ſtets als eine Todfeindin ihres Vaterlandes ſich erwieſen? Hat nicht die Königin Marie Antoinette im Mai von 1777 an ihre Schweſter Marie Chriſtine frohlockend geſchrieben: „Je me sens françoise jusqu' aux ongles“? Mußten wir uns nicht von deutſcher Unterthänigkeit wegen angeeifert fühlen, ſolche allerhöchſtſublime Vorbilder, welche ich leicht bis zu einer ſtattlichen Zahl vermehren könnte, in ſubmiſſeſter Unterwürfigkeit erſterbend, nachzuahmen?

Wohl, ich wähnte, es wäre mir wirklich gelungen. Da führt mich vor etlichen Wochen mein Unſtern in den Handſchriftenſaal der Nationalbibliothek und ſpielt mir dort einen Koder altdeutſcher Gedichte in die Hände, welchen die Franzoſen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten zu Heidelberg oder ſonſtwo geſtohlen haben. Eingedenk, daß ich in den Flegeljahren meines klopſtöckiſchen Teutonismus eine Weile altdeutſche Studien getrieben, d. h. mit den göttinger Hainbündlern einen Hoppſaſſa um die Wodans-Eiche getanzt hätte, durchblätterte ich den Band, und als ich auf die Stelle ſtieß, wo ein mittelalterlicher Dichter wehklagt: —

„Owe war ſint verſwunden alliu minu jar!
Iſt mir min leben getroumet oder iſt ez war?
Liut unde lant, da ich von kinde bin erzogen,
Die ſint mir fremde worden, reht', als ez ſî gelogen —“

da überſtürzte mich nicht das Heimweh, wohl aber das Gefühl der Heimatloſigkeit wie ein Katarakt von Schmerz und ich glaube faſt, mir altem Narren wurden die Augen naß. Ich weiß, ich vermöchte nicht mehr unter euch zu leben; ich könnte in eurer von Theologismen, Servilismen und Philiſterismen miasmaiſirten Atmoſphäre nicht athmen; die deutſche Krähwinkelei macht mir noch in der Erinnerung übel und ich habe ſattſam erfahren, welche jammerſelige Engherzigkeit, welche hartgeſottene Selbſtſucht, welche kleinliche Bosheit nur allzu häufig hinter eurer vielgerühmten Gemüthlichkeit ſteckt. Aber trotz Alledem hab' ich Mühe, mich aufrecht zu halten unter der Laſt des Gefühls, heimatbar und vaterlandslos da zu ſtehen in der unabſehbaren Oede eines phantaſtiſchen Weltbürgerthums, und wenn ich den Blick rheinüber wende und bedenke, daß unſer Volk die Vormacht Europa's ſein könnte, während es, und zwar durch eigenes Verſchulden, nur deſſen Spott iſt, da ſiedet mir der Zorn in der Bruſt und mein Herz möchte aufſchreien vor Pein. Siehſt du, man muß ein deutſcher Prinz oder eine deutſche Prinzeſſin ſein, um ſich wirklich und völlig entdeutſchen zu können. An und in uns Anderen erneut ſich immer wieder die alte Geſchichte vom horaziſchen Topf: —

„Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu . . .“

Was du mir vom Schiller ſchriebeſt, verwunderte mich gar nicht. Der Mann iſt nach Allem, was ich von ihm weiß, ein Deutſcher höchſter Potenz, ein wahrer Idealmenſch unſerer Nationalität. Es war der große deutſche Jammer zu aller Zeit, daß die Beſten unſeres Volkes von der Idee zur That keine Brücke zu ſchlagen verſtanden, ja nicht einmal ſchlagen wollen. Denn beim Brückenſchlagen geht es ſchlechterdings etwas turbulent und unreinlich her und darf man nicht davor erſchrecken, bis an die Kniee und bis über die Kniee und gelegentlich bis an den Hals in trübem Waſſer zu ſtehen und im Schlamm und Moraſt zu arbeiten.

Die ewigen Wolkenkukuksheimer! Sie verlangen, daß ſich die Weltgeſchichte in der Wirklichkeit gerade ſo ſauber und nett, ſo ungefährlich und äſthetiſch ausnehme wie in Gemälden oder auf der Bühne. Freilich, keine Frage, das Brautbett iſt auch ein ſchöner Ding als das Kindbett, und doch findet der Gedanke des Brautbettes ſeine Erfüllung und Verwirklichung nur im Kindbett. Mit eurer „ruhigen Bildung“! Das iſt ja doch nur eine blöde Marotte, welche durch das Buch der Geſchichte, wie jeder Schuljunge wiſſen könnte, von Blatt zu Blatt Lügen geſtraft wird. Denn niemals haben die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menſchen es geſtattet, daß ein tüchtiger Vorwärtsruck geſchah ohne die heftigſten Erſchütterungen und wüthendſten Kämpfe. Kümmert ſich etwa eine in der Qual der Wehen ſich windende Kreißende um die Vorſchriften der Anſtandslehre? Mit nichten! Und die kreißende Menſchheit, wenn ſie unter vulkaniſchen Krämpfen ein neues Zeitalter in die Welt ſetzt, ſollte dabei ſäuberlich und ordentlich nach dem Katechismus „ruhiger Bildung,“ wie ihn ſtubenhockende Poeten und Gelehrte zuſammengefabelt haben, verfahren können? Firlefanz!

Sage doch dem Herrn Hofrath Schiller — denn er ſcheint es nicht zu wiſſen — daß er ein Mitbürger der „elenden Schindersknechte“ iſt, ein „Citoyen français“ in aller Form. Denn die Nationalverſammlung hat ihm vor zwei Jahren zugleich mit Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopſtock und

Peſtalozzi das franzöſiſche Bürgerrecht als Ehrengeſchenk zuerkannt. Man ſpielt hier im Theater des Marais ſeine „Räuber“ unter dem Titel „Robert, chef des brigands,“ aber ganz ſansculottiſch zugeſchnitten und verhunzt. Ich ſah dort im vorigen Jahre das Stück in Geſellſchaft des Barons Wilhelm von Wolzogen, welcher ſich damals als Geſchäftsträger des Herzogs von Würtemberg hier befand. Es kam uns vor wie eine Büſte des Brutus, die man, wie um die Züge des Tyrannentödters recht grell hervortreten zu laſſen, mit Blutfarbe angepinſelt hatte. Da Schiller durch die Hinrichtung des Königs ſo ſehr erſchüttert worden, ſo mache ihn doch gelegentlich aufmerkſam, daß die Republikaner nur das Opfer vollzogen, welches die Konſtitutionellen zubereitet hatten. Dieſe Herren, die Lafayette, die Lameths, die Duport, die Maubourg, kurz die ganze konſtitutionelle Blaſe, ſie hat von Anfang an nichts Anderes gewollt als an die Stelle der völlig unhaltbar gewordenen Privilegien des Ancien Régime ein unter den Formen des verfaſſungsmäßigen Königthums neu und feſt zu begründendes Privilegium der Nobleſſe und Bourgeoiſie zu ſetzen. Nobles und Bourgeois ſollten fortan in Frankreich ſein, was Nobility und Gentry in England ſind, die Herren des Monarchen, die Nutznießer der Monarchie. Um die wirkliche Sorte der Loyalität und des Monarchismus der konſtitutionellen Führer zu erkennen, genügt es, ihr Gebaren mitangeſehen zu haben, als die Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt geworden. Wie Lafayette vergnügt hohnlächelte! Was er für cyniſche Witze ausgehen ließ! Wenn man in den konſtitutionellen Kreiſen von dem entflohenen Monarchen ſprach, hieß es ganz ungenirt: „Ce gros cochon là est fort embarassant“ — und ganz offen erörterte man die Fragen: „L'enfermera-t-on? Régnera-t-il? Lui donnera-t-on un conseil?“ Es hat nie eine ſchnödere Heuchelei auf Erden gegeben als das konſtitutionelle Weſen, das aber eigentlich gar kein Weſen iſt, ſondern eben nur Schein, Gaukelei, Blendung und Selbſtverblendung . . .

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragſt du? O, Bruder von Eleuſis her, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich geſehen, was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sauſen iſt in meinen Ohren wie Meeresbrauſen und die Pulſe meiner Schläfen pochen, als wollte mir der Kopf zerſpringen. Der Lavaſtrom des Schreckens, der ſich an mir vorübergewälzt, hat mir mit ſeiner Höllenglut die Haare weißgeſengt. An meinen jetzt vor Begeiſterung flammenden, jetzt vor Entſetzen ſtarrenden Augen iſt eine Koloſſaltragödie vorübergegangen, die ohne ihres Gleichen auf Erden. Menſchen-Götter und Menſchen-Beſtien die Schauſpieler und Schauſpielerinnen! Und inmitten dieſes raſenden Wirbelwindes von Erhabenſtem und Gemeinſtem, von Scheußlichſtem und Rührendſtem hab' ich *gelebt!!!* Weißt du, was das heißen will, *Gelebthaben* im Vulkanskrater des terroriſtiſchen Paris? Nein, du kannſt es nicht wiſſen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx Revolution aus nächſter Nähe ins tödtliche Auge ſah, wo ſie mich packte mit ihrer Löwenkrallenfauſt, mich als „Verdächtigen“ in die Abtei ſchleuderte und ſchon im Begriffe war, in die Pickenſpitzen und Säbelſchneiden der Septembermörder mich zu werfen, als ein Machtwort Dantons, geſprochen auf Betreiben des armen, guten, närriſchen Redners des Menſchengeſchlechts, unſeres Landsmanns Kloots aus Kleve, mich rettete.

Ah, wer wie ich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus geſchaut! Und doch überrieſelte mich noch ein eiſigeres Grauen, als mir vor Jahresfriſt die arme gute Roſalie Lamorlière, welche der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie die letzten Dienſte erwieſen hat, erzählte, daß und wie noch in ihren letzten Stunden die Verurtheilte brutaliſirt worden iſt. Die Unglückſelige war gezwungen, Angeſichts des Gensdarmerie-Offiziers, welcher Befehl hatte, ſie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu laſſen, ihre Schaffottoilette zu machen, ja, Angeſichts dieſes Menſchen ihren letzten Hemdenwechſel vorzunehmen. Sie bückte ſich zu dieſem Zwecke möglichſt hinter ihre ärmliche Bettſtelle und bat die Roſalie Lamorlière, die Magd des Kerkermeiſters, zwiſchen das Bett und den Offizier ſich zu ſtellen. Das Stück Viehmenſch von Gensdarm aber drängte die

Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanftmuth („„avec une grande douceur““) zu ihm ſagte: „Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit geſtatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechſeln!“ entgegnete er grob: „Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle Ihre Bewegungen ſcharf zu überwachen.“

Ich bin kein Royaliſt und ich bin kein Empfindler. Ich glaube noch heute, daß der 21. Januar von 1793 ein weltgeſchichtlicher Sühnungstag für die bergehohen Sünden der Valois und der Bourbons geweſen iſt. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Marie Antoinette zwar weit über ihr Verſchulden, aber keineswegs ſchuldlos gelitten hat. Ich weiß, ihr ariſtokratiſcher Hochmuth war verletzend und herausfordernd, ihre Verſchwendungsſucht zügellos, ihre Manie, die Polignacs und ähnliches Ungeziefer mit vollen Händen aus der Staatskaſſe ſchöpfen zu laſſen, ſündhaft, ihre Einſicht in die Zeitlage gleich Null und ihr Widerſtand gegen die Staatsreform heftig und taktlos, wie auch früher ihr Benehmen gegen die Herren Lauzun, Dillon, Coigny, Ferſen, mildeſtens geſagt, nicht eben taktvoll geweſen war. Aber das Alles war weggewiſcht von der Tafel der Thatſächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal ſtehen ſah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäſaren, nicht die gedemüthigte Tochter der ſtolzen Maria Thereſia, nein, das beleidigte Weib, die beſchuldigte Gattin, die beſchimpfte Mutter war es, welche mir ſchmerzlichſte Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet ſich vor meinem inneren Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majeſtät des Unglücks angethan und vom hellſten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre meines Erachtens größte Abſcheulichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Veranlaſſung die unerhörte Beſchuldigung, den eigenen unmündigen Sohn blutſchänderiſch verdorben zu haben, gegen die Angeklagte erhoben wurde, — der Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! Niemals wieder iſt die ſouveraine Verachtung einer Welt, in welcher ſo Scheußliches erſonnen werden kann, in einem Menſchenblicke ſo zuſammengefaßt geweſen, wie ſie es in dieſem war . . . Aber wie wunderlich widerſpruchsvoll ſind wir Menſchen gebaut! Von demſelben Gräulerſinder Hébert kann ich einen Zug bizarrſter Sentimentalität bezeugen. Während der Todesfahrt Ludwigs des Sechzehnten vom Tempel zum Revolutionsplatz ſaß im Hotel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eines der Mitglieder der Verſammlung mit Erſtaunen, daß ſein Nachbar und Kollege Hébert in Thränen ausbrach. „Wie, du weinſt?“ — „Ach ja, der Tyrann hat meinen Hund ſo liebgehabt und denſelben ſo oft geſtreichelt!“

3.

Ariſtogeiton an Harmodios.

Weimar, Oktober 1794.

Das Ereigniß des Tages iſt hier die perſönliche Befreundung von Göthe und Schiller, welche von den beiderſeitigen Freunden und Freundinnen ſchon lange gewünſcht wurde. Bei früheren gelegentlichen Begegnungen haben die Beiden eher einander abgeſtoßen als angezogen und man weiß, daß Schiller vor fünf Jahren nach der erſten Zuſammenkunft mit Göthe geäußert hat: „Oefter um ihn zu ſein, würde mich unglücklich machen.“ Ebenſo, daß Göthe nach ſeiner Heimkehr aus Italien nur mit Mißbehagen den Beifall wahrnahm, welcher Schillers kraftgenialiſchen Erſtlingen inzwiſchen zu Theil geworden war, und daß er ſich darum, als er dem ſchwäbiſchen Dichter im lengefeld'ſchen Hauſe in Rudolſtadt zuerſt begegnete, gegen denſelben ſteif und abweiſend benahm.

Nun aber haben ſie ſich eines ſchönen Juliabends in dieſem Sommer drüben in Jena gefunden und verſtändigt und alle Welt hofft von dieſem Geiſterbund Erſprießliches, ein aufrichtiges und mächtiges Zuſammenwirken im Reiche des Wahren und Schönen. Schiller iſt im vorigen Monat für etliche Wochen von Jena herübergekommen und war in Göthe's Hauſe zu Gaſt. Da hatt' ich mehrfach Gelegenheit, die beiden Hochſtrebenden und doch einander ſo Ungleichen zuſammen zu ſehen. In Göthe's Erſcheinung ſchlägt das Imponirende vor, in der Schillers das Herzgewinnende, das Idealiſche, ich möchte ſagen Marquis-Poſaiſche. Freilich wird Einem dieſer Achtung erweckende und doch zugleich wohlthuende Eindruck durchaus nicht beim erſten Anblick des leider beſtändig kränkelnden Mannes zu Theil, der wie ein Ecce Homo ausſieht. Man muß ſich erſt in dieſe lange, hagere, vorgeneigte, ſchlotterige Geſtalt, in dieſes hohlwangige, mit Sommerſproſſen bedeckte, von röthlichen Haaren läſſig umflatterte, leidende Geſicht, man muß ſich mehr noch in Schillers näſelndes Organ und in ſeine geradezu verzweifelt und verteufelt ſchwäbiſche Zunge finden, welche „des“ ſtatt das ſagt und alle Doppelvokale ſchauderhaft mißhandelt, bevor man erkennen kann, daß man einen Menſchen erſten Ranges, einen Nummer-Eins-Mann vor ſich habe.

Der Göthe kann unter Umſtänden noch recht heiter, ſogar luſtig ſein, und was den Wein angeht, ſo verleugnet er nie den Main- und Rheinländer. Im letzten Juni ſah ich ihn eines Abends mit Voß, der hier war, mit Wieland, Knebel und Böttiger bei Herder zuſammen und da ging es ausgelaſſen munter her. Der Hausherr ließ an dieſem Abend weder den Generalſuperintendenten des Reiches Weimar ſpüren noch überhaupt das Geringſte von der theologiſchen Eſſigſäure merken, welche ihm, wie nicht zu leugnen, die letzten Jahre her ſtark ins Blut gegangen iſt. Wir machten die Skandalchronik der bibliſchen Erzväter, deren Laſter und Lumpenſtreiche Herder komiſch vertheidigte. Dabei wurde rechtſchaffen gezecht, Steinwein und Punſch.

Die geſelligen Zuſammenkünfte im göthe'ſchen Hauſe dagegen haben meiſt etwas Steifes, ein ich weiß nicht Was, welches Einen das Gefühl nicht loswerden läßt, daß man bei einer Excellenz ſei. Selbſt der kordiale und joviale Herzog Karl Auguſt, welcher für ſeine Perſon den burſchikoſen Pli und Ton der Kraftgenialitätszeit beibehalten hat, vermag ſeinen jupiterlichen Dutzbruder nur noch ſelten aus der miniſtermäßigen Gravität und Grandezza herauszubringen und hat im komiſchen Aerger darüber neulich ausgerufen: „Was der Kerl vornehm und ſteif und taciturn geworden iſt!“ Aber freilich, Göthe mag durch ſattſam widrige Erfahrungen im Hofleben bei Zeiten belehrt worden ſein, daß der Ton, welcher in den ſiebziger und theilweiſe noch in den achtziger Jahren hier gewaltet hat, nicht länger fortzuführen ſei.

Wir ſchwelgen dermalen in philoſophiſchen und literariſchen Erörterungen und die leidigen Fragen der Tagespolitik hält man ſich gefliſſentlichſt vom Leibe. Zumal im göthe'ſchen Kreiſe. Als dort während Schillers Anweſenheit einmal die Rede gelegentlich kam auf die bedenkliche Lage Deutſchlands gegenüber den immer bedrohlicher hervortretenden Aggreſſivtendenzen der franzöſiſchen Republik, machte Göthe dem Geſpräche verſtimmt ein Ende mit den Worten: „Ganz Deutſchland iſt in ſchadenfrohe, ängſtliche und gleichgültige Menſchen getheilt. Ich für meine Perſon finde in dieſem Wirrſal nichts Räthlicheres als die Rolle des Diogenes zu ſpielen und mein Faß zu wälzen.“ Es trat eine ſchwüle Pauſe ein, über welche uns Schiller hinweghalf, indem er ſich erbot, uns ein Stück aus der Handſchrift ſeiner unlängſt vollendeten „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ vorzuleſen.

O, Freund, das iſt ein wunderbares, ein tiefſinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin ſeine Philoſophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menſchheit mittelſt Heranbildung derſelben zum Gefühl und Verſtändniß des Schönen aus dem „Staat der Noth“ in den „Staat der Freiheit und Vernunft“ hinüberzuführen. Du wirſt ſagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du dieſe Meiſterſchrift geleſen, wirſt, mußt du ihrem edeln Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann das Erſcheinen des Werkes kaum erwarten. Es ſoll zunächſt in den „Horen“ erſcheinen, einer Zeitſchrift, welche Schiller herausgeben wird und woran die beſten Köpfe Deutſchlands mitarbeiten werden. Göthe will ſeine „Römiſchen Elegien“ hineingeben, deren er etliche bislang nur im engſten Freundeskreiſe mittheilte. Freue dich auf dieſe herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat Köſtlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorleſung Schillers an jenem Abend iſt mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrektion auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet ...“ Iſt dies ein ſtrafender Rückblick auf den bisherigen Gang der franzöſiſchen Staatsumwälzung oder aber ein prophetiſcher Vorblick auf die nächſte Zukunft Europa's? Jedenfalls wirſt du zugeben, daß ſolche „Wolkenwandler“ aus ihrer Vogelperſpektive Menſchen und Dinge mitunter erſtaunend deutlich wahrnehmen.

4.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, Dezember 1794.

„Aeſthetiſche Erziehung des Menſchen“ ... „Die Horen“, eine ſchöngeiſtige Zeitſchrift ... „Römiſche Elegien“ .... „Der Staat der Freiheit und Vernunft“ ... Wie fremd, wie märchenhaft, wie kindlich, um nicht zu ſagen, wie kindiſch mich das Alles anklingt, mich, der ich den „Ami du peuple“ und den „Père Duchêsne“ nicht nur geleſen habe, ſondern in Szene geſetzt ſah, mich, der ich den Staat der Ohnehoſen, der Strickerinnen Robeſpierre's und der Guillotinefurien erlebte und die wüſteſte, willkürlichſte und launenhafteſte aller Tyranneien, die Tyrannei der Maſſen und der Gaſſen, miterduldete! O, ihr Siebenſchläfer da drüben in Deutſchland, wollt ihr denn nie und nimmer erwachen und euch endlich einmal die ewigen Träume aus den Augen reiben?

Gewiß, der Prozeß der Geſchichte ruht nie; aber er iſt ein Kreislauf, eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Wohl häutet ſich die Schlange, ſtreift den verbrauchten Balg — ein Weltalter — ab und glänzt und gleißt in neuen Farben; aber ſie bleibt Schlange. Die Formen und Farben der Unvernunft, Narrheit und Schurkerei wechſeln, das Weſen aber iſt und bleibt ſtets daſſelbe. Nur Rebuliſten und Phantaſten können es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo die Menſchen aufhören würden, zu thun, was ſie von Anfang an gethan; eine Zeit, wo ſie aufhören würden, einander zu belügen und zu betrügen, zu martern und zu morden. Und weißt du, Freund, was an dieſer Moral der Weltgeſchichte noch das Kläglichſte? Der Umſtand, daß die genialiſchen Menſchen, die Helden, ſowie die großangelegten Schurken ſtets den Dummköpfen, den Feiglingen, den kleinen Schuften unterliegen und zum Opfer fallen müſſen . . .

Die Titanomachie iſt vorüber und die Pygmäen richten ſich möglichſt bequem auf der grauſigen Walſtatt ein. Die Jugend Frankreichs und überhaupt

Alles, was noch geſund, tüchtig und rüſtig in dieſer Nation, iſt, angewidert von dem Anblick der wüſten Trümmer, womit die revolutionäre Sündflut den Boden des Landes bedeckt hat, in die Feldlager geeilt. Die Revolution wird ſoldatiſch, iſt es bereits und will ihre Prinzipien, natürlich verunſtaltet und gefälſcht, auf der Spitze der Bajonnette über Europa hintragen. Es fehlt nur noch ein Feldherr von Genie, der mit eiſerner Fauſt die ungeheure, ungeduldig nach Außen ſtrebende kriegeriſche Kraft zuſammenfaßt und lenkt. Vielleicht iſt der Mann ſchon gefunden. Ich erinnere mich wenigſtens, vor zwei Jahren Einen geſehen zu haben, der aus dem Metall gegoſſen ſchien, woraus die Geſchichte die Halbgötter und die großen Verbrecher gießt. Es war am 20. Juni 1792, dem Vorbereitungstag zum 10. Auguſt. Ich ſtand mit Hunderten von Neugierigen am mittleren Baſſin des Tuileriengartens, dem Mittelpavillon des Schloſſes gegenüber, wo im Oeil-de Boeuf die Volksmenge den armen König in einer Fenſterniſche belagert hielt. Ganz nahe bei mir ſtand Dumouriez, welchen der übel, d. h. von ſeiner

Frau und deren Kamarilla berathene Ludwig wenige Tage zuvor plötzlich und barſch aus dem Miniſterium entlaſſen hatte. Ich erkannte den General, obgleich er ſeine Geſtalt mittelſt einer langen Redingote und ſeine Züge mittelſt eines breitkrämpigen Hutes zu verhüllen ſuchte. Als der König mit der rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenſter erſchien, umſpielte ein ſardoniſches Lächeln die Mundwinkel des weggejagten Miniſters. In dieſem Augenblick ſagte eine ſcharf, faſt ſchneidend klingende Stimme mit zornvoller Betonung hinter mir: „Die Lumpenhunde! Man hätte die vorderen Fünfhundert des Geſindels niederkartätſchen ſollen, die Uebrigen würden ſofort ausgeriſſen ſein!“ Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen, ſchmächtigen, jungen Mann in der verſchabten Uniform eines Artillerieoffiziers. Ein hageres, olivengelbes Geſicht, von langen ſchwarzen Haaren eingerahmt und erhellt durch das melancholiſche Feuer großer, ſüdländiſch dunkler Augen, die unter einer prachtvoll gebauten Stirne hervorleuchteten. Es war in dieſem Kopf, in dieſen Zügen etwas Römiſches, etwas Cäſariſches, was mich im höchſten Grade frappirte. Das Hin- und Herwogen der Kommenden und Gehenden trennte mich von dem Manne; ich habe denſelben ſeither nicht wieder geſehen und kenne ſeinen Namen nicht. Aber ſeltſamer Weiſe machte mich die ſchiller'ſche Stelle in deinem letzten Briefe der Erſcheinung im Tuileriengarten lebhaft wieder gedenken.

Dieſer 20. Juni! Acht Tage darauf wurde der dem Untergangsſtrudel zutreibenden Monarchie ein letztes Rettungsſeil zugeworfen. Lafayette kam aus ſeinem Lager nach Paris geeilt, um die Royaliſten und die Konſtitutionellen um ſich zu ſammeln, verklagte den Jakobinismus an die Schranken der Nationalverſammlung und bot der königlichen Familie ſeine Dienſte an. Der König behandelte den „General der Konſtitution“ mit beleidigender Kälte und ſprach nur wenige gleichgültige Worte mit ihm. Als die Thüre hinter dem erkältet ſich Zurückziehenden ins Schloß fiel, rief die ebenſo verſtändige als tugendhafte Prinzeſſin Eliſabeth aus: „Man muß das Vergangene vergeſſen und wir müſſen uns mit Vertrauen dieſem Manne in die Arme werfen, dem einzigen, welcher den König und ſeine Familie retten kann!" „Nein — entgegnete in ihrem hochmüthigen Starrſinn Marie Antoinette — viel beſſer iſt es, zu Grunde zu gehen als durch Lafayette und die Konſtitutionellen gerettet zu werden!" ... Ob aber das Rettungsſeil haltbar geweſen wäre? Ach nein! Lafayette war nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Rettungsſeile für unterſinkende Königthümer dreht. Seine Erſcheinung in Paris war ganz fruchtlos und mußte es ſein, denn der General war zu dieſer Zeit ſchon völlig verbraucht. Revolutionen nützen unendlich viel Material erſchreckend raſch ab.

Die Bekrönung Ludwigs des Sechszehnten mit der rothen Mütze war die Bekränzung des Opfers, deſſen der „große Altar, wo die rothe Meſſe celebrirt wurde" — wie der wüthende Terroriſt Voulland das Gerüſt der Guillotine nannte — ſchon harrte. Die Erhebung der Mütze der Galeerenſträflinge zum Freiheitsſymbol muß als eine der albernſten Marotten der Revolution bezeichnet werden. Sie entſprang, wie bekannt, aus den Zurüſtungen zu dem thörichten, ja geradezu verbrecheriſchen Triumphe, welchen Collot d'Harbois und Mitkomödianten den amneſtirten vierzig Schweizerſoldaten vom Regiment Chateauvieur bereiteten, die mit Fug und Recht zur Galeerenſtrafe verurtheilt worden waren. Weniger bekannt und euch in Deutſchland wohl gar nicht, iſt, daß Robespierre, der abſtrakte Formelmenſch, der zierlich friſirte und gepuderte, wohlgebürſtete Contrat-Social-Pedant, welcher eigentlich ein Fanatiker der Ordnung geweſen, die rothe Mütze verachtete und verabſcheute. Eines Abends zu Ausgang des März von 1792 war ich im revolutionären Pandämonium in der Straße Saint-Honoré, als Dumouriez, wenige Tage zuvor Miniſter geworden, kam, um der „Société-Mère" ſeine Achtung zu bezeugen. Es war neu eingeführter Brauch, daß, wer die Rednerbühne im Heiligthum Sankti Jakobi beſtieg, die rothe Mütze aufſetzen mußte, und Dumouriez that es. Nach ihm ſprach Robespierre und that es nicht. Ein dienſtbefliſſener Sansculotte eilte ihm auf die Rednerbühne nach und ſtülpte ihm die unentbehrliche Kappe auf die höchſt regelrechte Taubenflügelfriſur. Aber Robespierre, welcher den Launen und Leidenſchaften der Menge keineswegs ſchmeichelte und dem nur ſeine Feinde nachreden können, er habe den Muth der Ueberzeugung nicht beſeſſen, riß das rothe Ding entrüſtet vom Kopf und warf es mit der Gebärde unverholenen Abſcheu's zu Boden. In der nämlichen Sitzung hat Dumouriez einen guten, obzwar etwas cyniſchen Witz gemacht. Als man ihm bemerkte, daß man ihn und ſeine Kollegen von der Gironde bei Hofe die Sansculotten-Miniſter nenne, ſagte er lachend: „Ei, was? Nun, wenn wir Sansculotten ſind, ſo wird man nur um ſo beſſer wahrnehmen können, daß wir Männer“ . . .

Doch ich wette, ihr kennt daheim den wahren Urſprung des vielberufenen Wortes nicht. Es iſt dieſer. Während der erſten Monate der Revolution luſtwandelten bekanntlich noch viele Leute von der vornehmen Welt höchſt vergnüglich an den Ufern des gewaltigen Stromes, welcher, aus ſeinem Bette ſchwellend, die Luſtwandler bald mit ſich fortreißen ſollte. Eines Tages wohnten zwei vornehme Damen, Frau von Coigny und Frau von P. . ., nach ihrer Gewohnheit der Sitzung der Nationalverſammlung an und begleiteten die ihnen mißfällige Rede des royaliſtiſch eifernden Abbé Maury von der Galerie herab mit geräuſchvollen Mißfallsbezeugungen. Aergerlich darüber, ſchrie der grobe Abbé, auf die beiden Damen mit dem Finger deutend, zum Präſidenten hinüber: „Herr Präſident, ſtopfen Sie doch den beiden Sansculottes dort die Mäuler!“

Dieſer Maury focht wacker in der Vorderreihe der Edelleute und Prieſter, welche es darauf angelegt hatten, die Revolution zu vergiften, um, wie ſie hofften, durch die Anarchie hindurch zum Ancien Régime zurückzugelangen. Gerade wie auf der andern Seite den Demagogen der niedrigſten Sorte, ſo war auch dieſen Vertheidigern von Thron und Altar kein Mittel zu ſchlecht, die Inſtinkte zu verwirren, die Köpfe zu erhitzen, die Leidenſchaften zu entzügeln. Auf den Umſtand, daß in den Provinzen die Volksmenge noch dem kraſſeſten Aberglauben und ſtupideſten Götzendienſt ergeben iſt, wurden niederträchtige Machinationen baſirt und insbeſondere war man erfinderiſch in Ränken und Schwänken, um die Geiſtlichen, welche, getreu ihrem Lande und gehorſam dem

Geſetze die Civil-Konſtitution des Klerus angenommen und den Schwur auf die Verfaſſung geleiſtet hatten, beim Volke in Mißkredit zu bringen und mit ihnen zugleich die Revolution verdächtig und verhaßt zu machen. Ein Beiſpiel. — Der Pfarrer zu Chatillon ſur Sèvres war ſo ein „prêtre assermenté“. Um ihn zu ruiniren wurde ein Mittelchen angewandt, welches ſpaßhaft geweſen wäre, wenn es nicht ſo ſataniſch-boshaft. Als nämlich eines Sonntags der Pfarrer das Tabernakel aufſchloß, um den Hoſtienkelch herauszunehmen und daraus den vor dem Altar knieenden Gläubigen das Fleiſch und das Blut Chriſti mitzutheilen, ſprang ihm aus dem geöffneten Tabernakel ein großer ſchwarzer Kater entgegen, ſetzte ingrimmig pfauchend über den Altartiſch weg, durchbrach mit Miaugeſchrei die Kette der Kommunikanten und rannte mit hoch emporgeſtelltem Schweife zur Kirche hinaus. Entſetzt ſtob die fromme Schar auseinander und der Sakriſtan, welcher den unglücklichen Murr in das Tabernakel praktizirt hatte, erhöhte die Wirkung des erwecklichen und erſchrecklichen Wunders durch das kräftigſt angeſtimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam“ ſind dutzendweiſe vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moſes an bis heute Gott verunſtaltet haben und verunſtalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar“, wenn wir, Gemengſel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unſeren kühnſten Gedankenflügen alles Beſte, Schönſte, Höchſte in der Idee der Gottheit zuſammenfaſſen, hieß es dann dieſer nicht auch eine namenloſe Schändung anthun, wenn Menſchen, d. h. Menſchen-Beſtien, welche ſich aus dem Taumelkelch des Jakobinismus einen Tollrauſch getrunken hatten, den unerſättlichen Aasgeier Marat vergötterten? O, arme, große Charlotte Corday, Heldin, ſchön wie eine Roſe und rein wie Schnee, noch ſehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Geſtalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin ſtigmatiſiren ſollte und dich ſtatt deſſen mit dem purpurnen Nimbus des Martyriums umgab, noch ſehe ich dich, wie du, beſcheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unſäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blickteſt, welche maratiſtiſch dich umheulten!

Ganz eigenthümlich verſchiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chenier in die Revolutionsepiſode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieſer Zeit hervorgebracht, und unbedingt eines der koſtbarſten Opfer des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumph der Schweizer von Chateauvieur die unauslöſchliche Brandmarke ſeiner Verſe aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er ſeine Heldin alſo anſprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans tes complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices.
Baigne-toi dans le tien, et reconnais les dieux!"

Der andere Bruder aber, Marie Joſeph Chenier, erſtattete am 14. November vorigen Jahres im

Konvent den Bericht über das Geſetz, kraft deſſen die Ueberreſte Marats ins Pantheon gebracht wurden. Aber das genügte der Maratmanie noch nicht. Das Herz des Aasgeiers ward in eine köſtliche Urne von Achatſtein verſchloſſen und dieſe auf einem eigens hierzu im Garten des Luxemburgpalaſtes errichteten Altar zur Anbetung ausgeſtellt. Zur Anbetung, ja! Man verbrannte Weihrauch vor dieſem Heiligthum und ich habe ein gedrucktes Gebet in Händen gehabt, worin es hieß: „Herz Jeſu, Herz Marats! O, heiliges Herz Jeſu! O, heiliges Herz Marats!“ Auf dem Karrouſelplatz vor den Tuilerien erbaute man zu Ehren von Marat eine Pyramide, in deren Innerem ſeine Büſte, ſeine Badwanne, ſein Schreibzeug und ſeine Lampe als hochverehrte Reliquien aufgeſtellt wurden.

Im Buche des menſchlichen Wahnſinns, ſonſt auch beſcheidentlich Weltgeſchichte genannt, darf ſich dieſe Marat-Vergottung ſicherlich neben dem Wahnwitzigſten ſehen laſſen und kann ſelbſt neben den Beſchlüſſen des Koncils von Nikäa, neben den „Acta sanctorum“, neben den Bullen der Gregore und Innocenze, neben der Inquiſition und den Hexenprozeſſen, neben der Bibelbuchſtabenabgötterei Luthers und dem Gnadenwahldogma Kalvins mit Ehren figuriren. Glücklich, dreimal glücklich die Unwiſſenden, welche in thierähnlicher Stumpfheit über dieſe unſere Erde hinduſeln, ohne zu ahnen, daß kaum ein Fleck auf derſelben zu finden, wo nicht ein Blödſinn oder ein Gräuel geſchah.

5.

Ariſtogeiton an Harmodios.

Weimar, Auguſt 1795.

Du würdeſt dich in unſerer Muſenſtadt, allwo du vor Zeiten die „Geniewirthſchaft" mitangeſehen und ſogar mitgemacht, kaum noch auskennen, lieber Freund. So abenteuerliche Geſtalten, wie damals hier ſpukten, ſolche Geſellen wie Lenz, Klinger, Kaufmann und Konſorten, würden jetzt keine Gaſtfreundſchaft mehr finden und Verſuche, das Poetiſche zu verwirklichen, Gedichte zu leben, wie wir vordem auf der Ettersburg, zu Ilmenau, in Stützerbach und auf dem Gickelhahn kraftgenialiſch ſie angeſtellt haben, wären jetzt geradezu unmöglich. Alles hat ſich vernüchtert und verſteift und ſelbſt der Humor Karl Auguſts ſpielt, wie mir ſcheinen will, ſeit des Herzogs Heimkehr von der ſo kläglich verlaufenen Campagne nach der Champagne nicht mehr in den früheren Brillantfarben. Es hängt etwas in der Luft, das mit Schickſalsſchwere auf die Gemüther drückt und auch in die literariſche Bewegung mehr und mehr Verſtimmung und Parteiung hineinträgt. Herder, welcher den guten alten Papa Wieland mit ſich zieht, ſtellt ſich immer moroſer dem göthe-ſchiller'ſchen Kreiſe gegenüber und geht in ſeiner Verbitterung ſo weit, daß er den neueren Schöpfungen der beiden großen Freunde das trivialſte, platteſte Makulaturzeug, wie z. B. das Romangeſchmier eines Lafontaine und die zu kindiſchem Gefaſel und Gelalle heruntergeſunkene Reimerei des armen alten Gleim vorzuziehen affektirt.

Göthe hat einen leidlich gelungenen Verſuch gemacht, für die weimarer Literaten und die jenenſer

Gelehrten einen ausgleichenden Mittelpunkt zu ſchaffen. Es iſt dies der wiſſenſchaftliche Verein, welcher allmonatlich eine feierliche Sitzung hält und zwar im Palais der Herzogin Amalia. In einer dieſer Sitzungen hörte ich in Gegenwart des ganzen Hofes einmal den wackern Knebel eine Abhandlung über die Höflichkeit vortragen, worin der deutſchen Ariſtokratie ſtarke Wahrheiten geſagt wurden, und zwar demokratiſch herb und derb. Du erſiehſt hieraus, daß man hier keineswegs von der Jakobinerangſt befallen iſt, welche freilich an andern deutſchen Höfen wahrhaft lächerlich graſſirt. Im Uebrigen iſt hier, nach dem Vorgange Göthe's, dermalen das Dilettiren mit der Natur und Naturwiſſenſchaft unter den „Gebildeten" die Mode des Tages und insbeſondere ſind die Weiber ganz darauf verſeſſen, Herbarien zu kleiſtern und Steinſammlungen anzulegen. Die Sache hat aber ihre ernſte Seite. Denn ſoviel iſt klar, jeder Vorſchritt auf dem Wege zur Erkenntniß der Naturgeſetze bricht einen Stein aus der Baſtille des Bonzenthums . . . .

Faſt ſcheint es, der Glanz Weimars müßte vor dem aufgehenden Jena's erblaſſen. Die alte Univerſität hat durch die Anweſenheit Schillers und mehr noch durch das Auftreten des jungen Philoſophen Fichte einen neuen Aufſchwung genommen. Eine Elite von begabten und ſtrebſamen Jünglingen, von welchen man ſich für Wiſſenſchaft und Poeſie Vorzügliches verſpricht, iſt aus allen Gegenden Deutſchlands dort verſammelt. Man nennt als bedeutend insbeſondere zwei Brüder Humboldt, ferner zwei Brüder Schlegel, dann Hardenberg, Schelling und Brentano. Man muß glauben, daß eine neue Literaturepoche anzubrechen im Begriffe ſei, namentlich wenn man erwägt, daß das meteorgleich aufſteigende Geſtirn des Wunſiedlers Jean Paul Friedrich Richter neueſtens die Geſtirne Göthe's und Schillers zu verdunkeln droht. Von dem Enthuſiasmus, welchen gegenwärtig der „Heſperus“ Richters erregt, namentlich in der Frauenwelt, kannſt du dir gar keine Vorſtellung machen. Alle ſchönen und nichtſchönen „Sansculottes“ hier und in Berlin und überall, von wo ich höre, ſind heſperusſüchtig. Es ſind aber auch wunderbare Sachen in dem Buch, das muß man ſagen . . .

Neulich hab' ich eine genußreiche Woche drüben in dem „lieben alten Neſt", wie Göthe Jena nennt, verlebt. Eines Tages war ich mit Fichte und Woltmann bei Schiller. Frau Lotte hatte uns eben den Kaffee eingeſchenkt, als der Dichter mit einem Blatt Papier in der Hand aus ſeiner Arbeitsſtube herüberkam. Er ſah vergnügt aus und ſagte: „Hört, ich habe da Etwas gemacht; weiß aber nicht, ob es Etwas iſt." Damit begann er zu leſen: —

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen
Und Eichen ſtürzen unter ihm.
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen
Horcht ihm der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht:
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

Die folgenden Strophen weiß ich nicht mehr anzuführen, aber das ganze Gedicht iſt eine prachtvoll-gedankenreiche Transfiguration der Miſſion des Dichters. Wir hatten mit freudigſter Theilnahme gelauſcht, und als Schiller von ſeinem Papier aufblickend uns ins Geſicht und in die freudeſtralenden Augen ſeiner Frau ſah, ſagte er: „Ich hab' ſchon gefürchtet, meine poetiſche Ader ſei ganz vertrocknet; aber es ſcheint doch, ſie wolle wieder in Fluß kommen.“

Frau Lotte fragte mich nach Neuigkeiten aus Weimar, worauf Woltmann meiner Antwort mit den Worten zuvorkam: „Nun, das Neueſte iſt, daß Göthe's Vulpia wieder mal eine Sechswochen-Reiſe thun muß. Die erſte dieſer Reiſen fiel, mein' ich, in den Dezember von 1789. Die wievielte iſt wohl die gegenwärtige, Frau Hofräthin?“ „Ich bin nicht in die Geheimniſſe der Demoiſelle eingeweiht“, entgegnete den Mund verziehend Frau Lotte und ging hinaus. Sie verehrt zwar den Göthe hoch und innig, kann aber ſchon aus Rückſicht auf ihre Freundin Charlotte von Stein natürlich die „Demoiſelle“ nicht leiden, mit welcher ſich Göthe nach ſeiner Heimkehr aus Italien ſelber kopulirt hat. „Iſt's denn wahr — fuhr Woltmann fort — daß die Stein, welche denn doch nachgerade ſehr unter das alte Eiſen gehört, noch immer voll Gift und Galle auf die arme Vulpia iſt?“ „Ja, verſetzte Schiller, in ſolchen Dingen verſtehen die Weiber keinen Spaß. Bei mir daheim in Schwaben gibt's ein Wort, welches das Gefühl, was Frau von Stein noch jetzt gegen die Demoiſelle hegt, draſtiſch-richtig kennzeichnet. Schade, daß es in guter Geſellſchaft nicht präſentabel.“

Dann ſprach er mit Fichte über deſſen kühne Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution,“ und zwar ſprach er als Ariſtokrat, — in dieſes Wortes eigentlichem und urſprünglichem Sinne, wohlverſtanden! Der Demokrat Fichte hielt ihm energiſch Widerpart und Schiller beſchloß endlich den Diſput, indem er, auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ weiſend, welche auf dem Tiſche lag, ſagte: „Die rechten und wirklichen Prinzipien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung zu Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen. Sie ſind noch nirgends als hier!“ Worauf Fichte, das himmelſtürmende Buch mit der Linken aufraffend, mit der Rechten darauf ſchlagend und mit ſeinen dunkeln, blitzenden Kugelaugen den Dichter anſchießend: — „Und wiſſen Sie, Herr Hofrath, was dieſes Buch eigentlich iſt? Ich will es Ihnen ſagen. Es iſt die deutſche Guillotine!"

6.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, November 1795.

Ahnt' ich es doch, daß hinter dem jungen Kriegsmann, welchen ich am 20. Juni von 1792 im Tuileriengarten geſehen, Etwas ſtecken müßte. Unlängſt ſah ich ihn wieder als General Bonaparte, am 13. Vendemiaire (5. Oktober) mit ſchnellfertiger Energie die royaliſtiſche Inſurrektion gegen den Konvent zerſtäubend. Ich hatte da einen Augenblick Gelegenheit, zu beobachten, wie er von den Stufen der Kirche von Saint-Roch herab ſeine Befehle gab. Ein Marmorantlitz, ein Herrſcherblick! Die Art, wie er ſeine Rechte bewegte, ſchien anzudeuten, er fühle, daß das Geſchick Frankreichs in dieſe ſeine Hand gelegt ſei. Alles in Allem: dieſer Mann hat vielleicht das Zeug zu einem

Cäſar oder Cromwell, gewiß aber nicht zu einem Waſhington.

Am 26. Oktober hat der Konvent ſeine Sitzungen geſchloſſen und zu exiſtiren aufgehört. Der Vulkan in den Tuilerien, wohin er ſich aus der Manége verſetzt hatte, iſt erloſchen. Eruptionen, wie der in die Welt geſchleudert, müſſen jeden Vulkan erſchöpfen. Die ungeheure Arbeit, welche dieſe Verſammlung zu thun hatte und welche von ihr wirklich gethan wurde, wird erſt eine ſpätere Zeit leidlich gerecht zu werthen wiſſen. Auch die Verdienſte und die Verbrechen der Helden und Opfer der Konventspolitik werden erſt in viel ſpäterer Zeit auf der Goldwage der Geſchichte richtig geprobt werden. Heutzutage wirft noch Jeder ſeine Parteileidenſchaft in die eine oder andere Wagſchale. Merkwürdig iſt aber, daß ſich das Urtheil über den mir perſönlich ſtets unausſtehlich geweſenen Contrat-Social-Pedanten Robespierre ſchon jetzt zu modifiziren beginnt. Aufrichtige Republikaner, welche das Blutregiment ſtets verabſcheuten, nehmen keinen Anſtand, zu erklären, daß ſie einen groben politiſchen Fehler begangen hätten, als ſie am 9. Thermidor mit den Feinden Robespierre's, mit ſolchen notoriſchen Schurken wie Tallien und Collot, gemeinſchaftliche Sache machten. Noch mehr, ein eifriger, aber ehrlicher und urtheilsfähiger Royaliſt, Monſieur de Beaulieu, hat neulich öffentlich geäußert, es „ſei ganz unbeſtreitbar, daß die größten Gewaltſamkeiten ſeit dem Beginn des Jahres 1794 durch die Leute hervorgerufen und in Szene geſetzt wurden, welche auf den Sturz Robespierre's ſannen.“

Am 28. October iſt mit der Eröffnung des Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten die Konſtitution des Jahres 3 der Republik ins Leben getreten. Seither wurde auch die oberſte Exekutiv-Gewalt, das Direktorium, gewählt und inſtallirt. Es wird eine Regierung der Schwäche ſein, obgleich ein ehemaliges Hauptmitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, Carnot, darin ſitzt und obgleich ein anderes Mitglied, Rewbell, dieſer Tage ſehr vernehmlich ſagte: „Der einzige Vorwurf, welchen ich Robespierre mache, iſt, daß er zu milde geweſen.“ Wir treiben, das iſt meine feſte Ueberzeugung, nicht allzu ſchnell, aber ſicher zur Monarchie zurück. Denn alle

Welt ſehnt ſich nach Ruhe um jeden Preis. Die Illuſionen ſind zerſtoben, die Prinzipien verbraucht oder verfälſcht, die politiſchen Schauſtücke ſind zum Ekel geworden und auf die Metze Popularität ſpeit man. Mit Recht! Faſſe nur, mein Freund, um die bodenloſe Infamie dieſer Metze zu erkennen, dies eine Beiſpiel ins Auge. Am 14. Juli von 1792, beim zweiten Föderationsfeſt, war Pethion der Herrgott der Pariſer, der Abgott Frankreichs. Gerade ein Jahr, nur ein Jahr ſpäter fand man bei Saint-Emilion den von Wölfen angefreſſenen Leichnam des Abgotts, der ſich, vom Konvent geächtet, auf qualvoller Flucht ſelber den Tod gegeben hatte. Das Gedächtniß der Menge für ihre Lieblinge iſt, wo möglich, noch kürzer als ihr Verſtand, und wer ſich den Reſpekt und die Anhänglichkeit des großen Haufens auf die Dauer ſichern will, thut am beſten, wenn er ſtets zu demſelben ſpricht, wie der Herr zu dem Knecht...

Das Regiment des Schreckens iſt vorüber, das der Lüderlichkeit hebt an. Die alte Kokette Paris putzt ſich nach Kräften auf, um die verrauſchte Blutorgie in Wolluſtbakchanalien zu vergeſſen. Alle

Welt lechzt nach Genuß. Jedermann ſtürzt ſich in alle möglichen und irgendwie erſchwinglichen Vergnügungen und Niemand kümmert ſich um den ſicher bevorſtehenden koloſſalen Staatsbankerott. (Im November 1794 waren 6 Milliarden und 400 Millionen Aſſignaten im Umlauf, im Juli 1795 nicht weniger als 12 Milliarden. Gegenwärtig ſteht an der Börſe der Louisd'or auf 3500 Livres; 145 Livre in Papier ſind gleich 1 Livre in Silber. Damit du eine Vorſtellung erhalteſt von der Theurung, welche alle dieſe Jahre her hier geherrſcht hat, will ich dir mittheilen, daß der Haushalt meines Hauswirths, welcher auf höchſt beſcheiden bürgerlichem Fuße geführt wird und nur 3 Perſonen zählt, laut dem Haushaltsjournal im Monat Dezember des verfloſſenen Jahres 5022 Francs gekoſtet hat. Ich fand da Poſten wie dieſe: — 1 Fuhre Holz 1460 Fr., 9 Pfund Talgkerzen 900 Fr., 7 Pfund Oel 700 Fr., 4 Pfd. Zucker 400 Fr., 1 Scheffel Kartoffeln 200 Fr., 4 Pfd. Brod 180 Fr.)

Es liegt ein melancholiſcher Reiz für mich darin, die Stadt zu durchwandern, welche ſeit etlichen Monaten wenigſtens in mehreren Quartieren ſchüchterne

Verſuche macht, wieder ein ariſtokratiſches und royaliſtiſches Ausſehen zu gewinnen, und mich auf ſolchen Wanderungen der Szenen zu erinnern, welche ich auf dieſen Straßen und Plätzen mitangeſehen habe zur Zeit des Ohnehoſenregiments, wo Cambon ſeinen Concitoyens zuſchrie: „Wollt ihr eurer Pflicht genugthun und eure Angelegenheiten fördern? Guillotinirt! Wollt ihr die ungeheuren Koſten eurer Armeen aufbringen? Guillotinirt! Wollt ihr eure unberechenbare Staatsſchuld bezahlen? Guillotinirt! Guillotinirt!“. . . und wo Guillotine-Anakreon Barère die Philoſophie des Schreckens zu dem Satze zuſpitzte: „Das Brett der Guillotine iſt ein Bett, nur etwas ſchlechter gemacht als ein anderes.“

Damals konnte man leicht wahrnehmen, daß das Wort des Schreckens-Syſtematikers Saint-Juſt, welcher in einem mädchenhaft ſchönen Körper eine Eiſenſeele trug, das Wort: „Mit Rückſichten und Schonungen macht man keine Republik!“ konſequente Ausleger gefunden habe. Der Terrorismus hatte der Stadt ſein düſteres Gepräge aufgedrückt und überall laſtete die Eintönigkeit eines forcirten

Spartanerthums. In den Straßen, deren Häuſerzeilen nur noch wie unendliche Avistafeln für die bis zum Ekel zahllos wiederholte Inſchrift: „Liberté, égalite et fraternité ou la mort!“ ausſahen, kein frohes Regen und Bewegen, keine Prozeſſionen, keine Equipagen, kein Luxus mehr. Nur die öde Affektation des Sansculottismus, die garſtige Carmagnole-Uniformität. Dieſer Mode zufolge traten die Männer einher in Wämſern von grobem ſchwarzem Tuch, langen Beinkleidern von gleicher Farbe, blauweißrothen Weſten, unter der Naſe möglichſt ungeheuerliche Schnauzbärte, auf dem Kopfe die glatte ſchwarze „Jakobitenperücke“ und darüber die rothe Galeerenmütze mit der pflugradgroßen Nationalkokarde, dem unerläßlichen Zeugniß des „Civismus“, welches auch die Frauen in irgend einer Form tragen mußten. Ja, die terroriſtiſche Pedanterei ging ſo weit, daß auch den Acteurs und Actricen auf der Bühne das Tragen der Nationalfarben nicht erlaſſen wurde. Du kannſt dir denken, wie prächtig ſich das machte, wenn Corneille's alter Horatius und Voltaire's Brutus, Molière's Tartuffe und Racine's Phädra mit mächtigen Trikolorkokarden an Helmen, Hüten und Hauben auftraten.

Die Weiber griechelten, d. h. ſie gingen in Nachahmung der griechiſchen Hetärentracht ſo weit, daß ſie zur Stunde glücklich dabei angelangt ſind, nur noch ein Hemde, ja, nur noch ein Hemde in des Wortes verwegenſt-hemdlicher Bedeutung ſtatt aller übrigen Kleidung zu tragen. Da auf dieſem Gebiete der Mode bislang durchaus noch keine Reaktion eingetreten iſt, ſo ſehe ich den Tag kommen, wo wahrhaft modiſche Damen auch noch des letzten Kleidungsſtückes ſich begeben werden, mit dem Kirchenvater Klemens von Alexandrien philoſophirend: „Die Schamhaftigkeit liegt nicht im Hemde.“ Wenn man Augenzeuge geweſen und jetzt noch iſt, mit welcher paradieſiſchen Unbefangenheit Mesdames und Mesdemoiſelles les Citoyennes ihr Fleiſch in den Logen der Theater und anderwärts zur Schau auslegten und auslegen, kann man ſich über den unglaublichen Cynismus des Umgangstons und Zeitungsſtyls, welcher in den letzten Jahren hier aufgekommen iſt, nicht ſehr verwundern. Das Unflätigſte hierin hat bekanntlich der „Père Duchesne“ geleiſtet, aber an koloſſaler Hyperbelhaftigkeit kam auf dieſem Gebiete Keiner und Keine dem Danton gleich. Als ein getreuer Warner ihn benachrichtigte, Robespierre hole zum entſcheidenden Schlage gegen ihn aus, ſagte der Gigant lachend: „Robespierre? Bah! Je le mettrai au bout de mon . . ., et je le ferai tourner comme une toupie“. Du kannſt dir leicht vorſtellen, wie dem luciferiſchen Stolze Robespierre's dieſer Witz thun mußte.

Die brutal-demokratiſche Dutzbruderſchaft, welche von den Sansculotten den Leuten aufgezwungen, ja ſogar im November 1793 von Staatswegen allen Beamten der Republik anbefohlen wurde, war nicht weniger eine terroriſtiſche Narrheit als das kindiſche Wüthen gegen alle Denkmäler und Erinnerungen des Königthums. Die Worte Roi und Royal waren förmlich geächtet, ſelbſt die vier Könige im Kartenſpiel wurden unterdrückt. Leute, welche den Namen Le Roi führten, veränderten denſelben, auf ſeinen „höchſt verdächtigen“ Klang aufmerkſam gemacht, in La Loi. Eine Citoyenne, welche Reine hieß, taufte ſich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. Noch patriotiſcher verfuhr eine Mutter im Faubourg Saint-Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchterlein den Namen National-Picke beilegte.

Aber am widerlichſten grimaſſirte und raſ'te La Terreur aber doch in den vom verrückten Chaumette und ſeinem Haupthandlanger Momoro aufgebrachten und eifrigſt geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin-Kults. Hier gipfelte das terroriſtiſche Aergerniß, und wer noch einen Funken von geſundem Menſchenverſtand und Gefühl beſaß, mußte ſich mit Entrüſtung und Ekel von dieſen abgeſchmackten und ſchamloſen Mummereien abwenden. Der gottesläſterliche und gottesleugneriſche Wahnwitz lief geradezu in Blödſinn aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Magenthies in einer an den Konvent gerichteten Petition verlangte, es ſollte Todesſtrafe über Jeden verhängt werden, welcher ſo „abergläubiſch“ ſei, in einem Schwur, einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher Art den Ausdruck „Gott“ zu gebrauchen. Wie es aber der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an heldiſchen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille

Desmoulins durch beiſpiellos muthvolle Befehdung jener Theorie und dieſer Praxis in ſeinem „Vieux Cordelier“ alle ſeine Verfehlungen glorreich geſühnt hat, ſo fehlte es auch dem Vernunft-Göttin-Skandal keineswegs an muthigen Gegnern. Grégoire erhob vom religiös-ſittlichen, Danton vom ſtaatsmänniſchen Standpunkt aus kräftige Einſprache gegen das atheiſtiſche Spektakel; aber am entſchiedenſten ging demſelben Robespierre zu Leibe. Denn wie ſein Meiſter Rouſſeau, war auch er ein ſtandhafter Deiſt und in dieſem Umſtand lag, will mir ſcheinen, der erſte Keim ſeines Zerwürfniſſes mit den Girondiſten, welche bekanntlich dem heiteren Heidenthum von Hellas oder auch dem materialiſtiſchen Kredo ihrer Epoche zugeneigt waren.

Ich erinnere mich eines nach dieſer Richtung hin ſehr charakteriſtiſchen Auftritts. Zur Zeit, wo die Macht der Gironde auf ihrem Gipfelpunkt ſtand, wurde eines Abends bei den Jakobinern eine von Robespierre verfaßte Adreſſe diskutirt, in welcher die Worte: „Providence“ und „Dieu“ vorkamen. Der Girondiſt Guadet erhob ſich gegen ſolche „Superstition" und machte das Feſthalten an derſelben dem Verfaſſer der Adreſſe heftig zum Vorwurf, ſagend: „Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann, welcher ſeit drei Jahren ſo muthvoll gearbeitet hat, das Volk von der Sklaverei des Deſpotismus zu befreien, mithelfen kann, daſſelbe in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen." Die Improviſation, womit Robespierre dieſen Angriff zurückwies, war vernichtend. Er hat niemals beſſer und ſchöner geſprochen. Noch ſehe ich ihn, wie er, die unanſehnliche und unſchöne Geſtalt vom Feuer echteſten Pathos vergrößert und verſchönert, zuletzt das erhabene Wort ſprach: „Allein mit meiner Seele, wie ſollte und wollte ich Kämpfe, die über Menſchenkraft gehen, beſtanden und überſtanden haben, ſo ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?"

„Seul avec mon âme!" Gewiß, das war einer jener ſchrecklichen Aufſchreie, wie ſie das Menſchenherz ausſtößt in höchſter Qual. Aber was weiter? Männer von Genius, welche zugleich das Unglück haben, Prinzipmenſchen und Charaktermänner zu ſein, ſind ja immer allein mit ihrer Seele, ſind allzeit einſam in dieſer Menſchenwüſte . . .

(Die mitgetheilten Briefe ſind das Bruchſtück einer beabſichtigten größeren Schrift, in welcher ich die kultur- und ſittengeſchichtlichen Merkmale und Gegenſätze des deutſchen und des franzöſiſchen Lebens im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu deutlicher Anſchauung bringen wollte. Ich werde ſchwerlich mehr Trieb und Stimmung zur Fortführung dieſer Arbeit finden und ſo mag das Fragment in die Welt geben.)

Fichte.

1.

„Fichte heißt dieſer Mann, dem ſelbſt ſeine entſchiedenſten Widerſacher Nichts nachzuſagen wiſſen, was den leiſeſten Flecken auf ſeinen Charakter würfe, ſondern über den das ganze unterrichtete Deutſchland ſich längſt vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit ſelbſt war. Es verlohnt ſich wohl, über dieſen Mann noch einige Worte zu ſagen“ . . . So eine deutſche Zeitung im September von **1822**, als jene rieſige Giftſpinne, im Neſte der Heiligen Allianz ausgebrütet und genannt „Mainzer Centralunterſuchungskommiſſion“, das Andenken des großen Todten in die Maſchen ihres ſchmutztriefenden Netzes zu verſtricken gewagt hatte.

Ja, wohl lohnte es ſich damals, zu einer Zeit ſtupid-boshafter Brutalität von Oben und knechtiſchfeiger Erſchlaffung von Unten, der Mühe, wieder an einen Gelehrten zu erinnern, der nicht nur ein ſolcher, ſondern auch ein Mann geweſen war, ein Charakter vom edelſten Metall, in jeder Beziehung einer der beſten Männer deutſcher Nation und wahrlich nicht im Sinne der „beſten" Männer, d. h. Unmänner von 1848. Auch heutzutage, wo die Charakterloſigkeit als anerkanntes Zubehör „praktiſcher" Lebensweisheit ſich breitmacht und Flitterphraſen den Mangel an Geſinnungstreue und Muth bemänteln müſſen, dürfte es wieder der Mühe ſich lohnen, an einen Mann vom Schlage Fichte's zu erinnern. Liegt doch im Anſchauen ſolcher vom Hauche des Ideals „umwitterter" Geſtalten etwas die moraliſche Atmoſphäre Reinigendes, etwas Stärkendes und Erhebendes . . .

Jedermann weiß, daß die Geſchlechtsregiſter der großen Menſchen nicht im „Almanac de Gotha" zu ſuchen ſind. Es iſt Ausnahme, nicht Regel, wenn auf den ſogenannten „Höhen der Geſellſchaft" ein tüchtiger, geſchweige ein um eines Hauptes Länge über ſeine Zeitgenoſſen wegragender Mann aufwächſt. Eher noch gedeihen dort bedeutende Frauen, welche Thatſache Jean Paul in ſeiner Art geiſtvoll bezeugt hat, indem er ſagte: „In die Neſter der höheren Stände ſteige ich eben nur der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer ſind als die Männchen.“ Nicht die Gunſt, ſondern vielmehr die Ungunſt der Verhältniſſe iſt der Hammer, welcher den Mann ſchmiedet. Die Kinder des Glücks und nun gar vollends die „im Purpur geborenen“ erfahren nur ſelten oder nie jenen ſchmerzlichen, aber heilſamen Druck der Noth, welcher die Muskeln der Seele ſtählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meiſterin“, die Noth, ſie iſt es, welche den kategoriſchen Imperativ der Pflicht lehrt und willensſtarke Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu ſein, um Herders Ausſpruch, daß alles wahrhaft Gute und Große nur aus dem Volke komme, als vollkommen gerechtfertigt anzuerkennen. Freilich, der Unterſchied zwiſchen Volk und Proletariat, welchen nur Thoren leugnen können, iſt hiebei ſcharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Proletariat iſt noch kein Prophet aufgeſtanden, aus dem Volke gingen alle hervor, vom Zimmermann von Nazareth an bis herab auf James Watt und Charles Fourier.

Im Dorfe Rammenau in der Oberlauſitz wurde am 19. Mai 1762 dem Bandweber Chriſtian Fichte ein Sohn geboren, Johann Gottlieb Fichte, der zu einem ſtillen, träumeriſchen, nachdenklichen Knaben heranwuchs, nicht eben beſondere, glänzende Fähigkeiten verrieth und in keiner Weiſe zu den „Wunderkindern“ gehörte, aus welchen gewöhnlich nur ſehr ordinäre Menſchen werden. Man ſagt, ein uralter Großoheim habe dem Kinde in der Wiege einen weitklingenden Namen prophezeit. Gewiß jedoch iſt, daß in dem weichen, gern einſam durch Flur und Wald ſchweifenden, die Blicke träumeriſch-ſehnſüchtig in die Ferne wendenden Jungen Niemand den Mann von unbeugſamem Willen, den tapferſten der Philoſophen ahnen konnte. Aber im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armuth härtet ſich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerſtiebt.

Es war keine Ausſicht vorhanden, daß der junge

Johann Gottlieb dermaleinſt in der Welt einen andern Platz würde einnehmen können als den an einem der Webſtühle, die unter dem Dache ſeines Vaterhauſes klapperten, und möglich, wahrſcheinlich ſogar iſt es, daß er an *dieſem* Platze das, was die Menſchen ſo „Glück“ nennen, beſſer gefunden hätte als er es anderwärts fand. „Bene vixit, qui bene latuit.“ Allein ſchattengleich-flüchtig und namenlos über die Erde hinzuſtreichen und in einem ſtillumfriedeten Winkel das eigene kleine Glück zu bauen, iſt Solchen nicht gegönnt, welche „Adler im Haupte tragen.“ Zwar iſt er, wie geſagt, kein Wunderkind geweſen, doch mitunter blitzte plötzlich ein Funkenſchlag des Genius aus der Seele des Weberjungen.

Da war aber ein Ortspfarrer, welchem das nicht entging, und der würdige Mann begann nicht nur den Knaben zu unterrichten, ſondern lenkte auch die Aufmerkſamkeit eines wohlwollenden Edelmanns, des Freiherrn von Miltitz, auf denſelben. Die Güte dieſes Gönners erſchloß unſerem Johann Gottlieb die wiſſenſchaftliche Laufbahn; denn des Freiherrn

Fürſorge machte es möglich, daß ſein junger Schützling die Stadtſchule zu Meißen, dann das Gymnaſium zu Schulpforta und zu Michaelis 1780 die Univerſität Jena beziehen konnte, zunächſt in der Abſicht, Theologie zu ſtudiren. Da jedoch unſer der Gottesgelahrtheit Befliſſener mit der ſchon damals ihm eigenen Energie daran ging, das Glauben mit dem Wiſſen, die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen oder, wie er ſagte, ſich eine „haltbare Dogmatik“ zu ſchaffen, ſo ging es mit ſeinem Theologismus erſt langſam, dann raſch und raſcher bergab. Eine „haltbare Dogmatik!“ Wo denn wäre die zu finden, wenn nicht im Nebelheim der abſoluten Gedankenloſigkeit?

Auf dieſem Boden ſich anzuſiedeln war Fichte nicht gemacht. In Wahrheit, er hatte die Linksſchwenkung von der Theologie zur Philoſophie bereits vollzogen, während er noch von dem idylliſchen Glück eines dorfpaſtorlichen Daſeins träumte. Träumen war ſonſt zu dieſer Zeit, wo der Jüngling ſein philoſophiſches Talent in die ſtrenge Schule Spinoza's gab, nicht eben mehr ſeine Sache. Aber ſeine

Lage in der Gegenwart war ſo, daß man begreift, wie er zu ſeinem Troſt ein Zukunftsidyll der erwähnten Art ſich ausmalen mochte. Denn zu den inneren Bedrängniſſen des Strebenden, der unter hartem Ringen zwiſchen Glauben und Zweifel den Kern ſeiner nachmaligen Philoſophie, die freie Selbſtbeſtimmung, in ſeiner Seele reifen fühlte, traten äußere hinzu, da der gütige Freiherr von Miltitz inzwiſchen geſtorben war. Von jetzt an hat der junge Fichte lange Jahre ſein Brot, und zwar häufig im herbſten Wortſinne das trockene Brot, dem Leben abkämpfen müſſen. Das Ergebniß dieſes Kampfes war jene herrliche Mannhaftigkeit, welche wir an Fichte ſo ſehr zu bewundern und leider an ſo vielen Gelehrten ſo ſehr zu vermiſſen haben. Es gab von jeher und gibt noch heute in Deutſchland eine Menge von armen und bitterarmen Studenten- und Kandidatenexiſtenzen; aber kaum dürfte eine zweite mit ſolcher Kraft, mit ſolchem Stolze ſogar getragen worden ſein, wie Fichte die ſeinige trug.

2.

Zu den geplagteſten Sterblichen damaliger Zeit gehörten die Hauslehrer, welche bei dem kläglichen Zuſtande der öffentlichen Schulen viel nöthiger und viel zahlreicher waren als ſpäter. Wen nicht etwa, was freilich häufig genug der Fall, eine angeborene und lakaienhaft entwickelte Gemeinheit darüber hinwegbrachte, der konnte in einem ſolchen Magiſterdaſein den Unterſchied von Ideal und Wirklichkeit in ſeiner bitterſten Schroffheit kennen lernen. Es war dies auch Fichte's Loos; denn vom Jahre 1784 an that er in verſchiedenen ſächſiſchen Familien Hauslehrerdienſte. Er machte aber auf dieſer Laufbahn kein Glück. Seine „Orthodoxie", d. h. Nichtorthodoxie erregte „höheren Ortes" Bedenken und war er nicht der Mann, welcher, wie Thümmels Magiſter Sebaldus, vorkommenden Falles dazu ſich hergegeben hätte, ein abgetragenes Kammermädchen zu heiraten. Im Jahre 1788 finden wir unſern angehenden Philoſophen in einem elenden Dachkämmerchen zu Leipzig, ohne Stelle, ohne Ausſicht, am Hungertuche nagend. In dieſer Noth ward ihm durch den vielverdienten Steuereinnehmer Weiße, den „Kinderfreund“, eine Hauslehrerſtelle in Zürich angetragen und im Auguſt deſſelben Jahres machte ſich Fichte zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz.

In dem an der alten Limmatbrücke gelegenen Gaſthof „Zum Schwert,“ damals und noch etliche vierzig Jahre lang nachher der erſte Zürichs, hat Fichte die Kinder des Beſitzers Ott, einen Knaben und ein Mädchen, unterrichtet und nebenbei, weil dies nöthig, auch die Mutter ſeiner Zöglinge erzogen. Vorübungen zur Schriftſtellerei füllten die kärglich zugemeſſenen Mußeſtunden des Hauslehrers, der ſich zugleich auch wieder als Kandidat der Theologie ſehen und hören ließ, da ihm Lavaters Verwendung den Zutritt zur Kanzel im Münſter eröffnete. Auch in der Gemeinde Flaach und an ſonſtigen Orten des Kantons hat er etliche Male gepredigt und es wurden ſeinen Kanzelreden die Hauptmerkmale ſeiner ſpäteren akademiſchen Vorträge nachgerühmt, Klarheit und Kraft.

Fichte's damaliges Leben war nicht ohne geſelliges Behagen. Zürich hat vor den meiſten übrigen Schweizerſtädten allzeit durch ein lebhafteres Intereſſe für geiſtige Regung und Bewegung ſich hervorgethan. Im 18. Jahrhundert iſt die Stadt ſogar, wie Männiglich weiß, eine Weile lang einer der vortretendſten Mittelpunkte deutſcher Kulturentwicklung geweſen. Einige bedeutſame, ſelbſt an's Pikante ſtreifende Kapitel unſerer Literaturgeſchichte ſpielten in Zürich. Auf der Höhe über dem „Hirſchengraben", welche jetzt vom Prachtbau des eidgenöſſiſchen Polytechnikums gekrönt wird, ſtand und ſteht noch heute das Haus, welches der gute alte Bodmer bewohnte und in welches am 23. Juli 1750 der fünfundzwanzigjährige Klopſtock als heißerſehnter und hochwillkommener Gaſt eintrat. Aus den Fenſtern des wohlmeinenden, wenn auch mehr als billig wäſſerigen Literaturpatriarchen genoß der Meſſiasſänger des erſten entzückenden Ausblicks auf die „Traubengeſtade" des See's und auf den firnſchneeſchimmernden Hochalpenkranz. Wenige Tage darauf hatte jene Fahrt nach der „Au" ſtatt, welche, von Klopſtock in ſeiner ſchönſten Ode („der Zürichſee“) verewigt, unbedingt eine der anmuthigſten Epiſoden der Sittengeſchichte des Jahrhunderts ausmacht. Zwei Jahre ſpäter war Wieland Bodmers Gaſt und das lebhafte geſellige Getriebe, in welches er während ſeines Aufenthalts in Zürich verwickelt wurde, hat zweifelsohne mitgewirkt, den nachmaligen deutſchen Arioſt und Lukian von der ſeraphiſchen Schwindel- und Schwarmgeiſterei, an welcher er damals noch krankte, zu heilen. Später, in der „Sturm- und Drangperiode“ zog Lavater, der es bekanntlich liebte, ſeine chriſtliche Rechtgläubigkeit mit Kraftgenialität wunderlichſt zu verquicken, mittelſt der außerordentlichen Anziehungskraft ſeiner Perſönlichkeit manchen Stürmer und Dränger zeitweilig nach ſeiner Vaterſtadt. Es kam der echte Titan Göthe, es kamen auch die beiden Pſeudotitanen, die Stolberge. Mit den letzteren, welche ihr Bißchen Kraft und Jugendfeuer in allerhand burſchikoſen Auslaſſungen vertollten, hatte Sankt Lavatus ſeine unliebe Noth. Man zeigt noch jetzt die Stelle hinter dem „Sihlhölzli“, wo der Gute die Bauern von Wiedikon nur mit

Mühe abhielt, die gräflichen Dioskuren, welche nach genommenem Bade in griechiſch-bakchantiſcher Nacktheit am Flußufer umherpäanten, auf gut „Züribieteriſch“ Mores zu lehren.

Zur Zeit, als Fichte in Zürich hauslehrte, war freilich der Moſt ſeraphiſcher ſowohl als kraftgenialiſcher Ueberſchwänglichkeit daſelbſt bereits nicht ſo faſt zu Wein als vielmehr zu Eſſig geworden. Indeſſen hatte ſich doch immer noch ein Kreis von Männern erhalten, — Lavater, Pfenninger, Tobler, Steinbrüchel, Hottinger — deren Umgang für Fichte anziehend und anregend ſein mußte. Geradezu geſchickbeſtimmend für ihn aber ward es, daß er durch Lavater in das Haus des „Wagemeiſters“ Rahn eingeführt wurde. Rahn hatte Klopſtocks Schweſter Johanna geheiratet und von dieſer i. J. 1758 eine Tochter erhalten, Johanna Maria, welche Fichte's Gattin werden ſollte — eine jener Gelehrten-*Frauen*, nicht *gelehrten* Frauen, wie ſie zum Glück in den Lebensgeſchichten deutſcher Geiſteshelden nicht ſelten vorkommen.

Wieland, Voß, Schiller, Jean Paul, Fichte erfuhren die ganze Segensfülle ſolcher Hausfräulichkeit, während ein gut Theil der geiſtigen und ſittlichen Verlotterung, um nicht zu ſagen Verluderung der Romantiker ſicherlich ihrem ſehr zweideutigen oder vielmehr unzweideutig-frivolen Verhältniß zu den Frauen auf Rechnung zu ſetzen iſt. Man weiß ja ſattſam, wie die Herren Schlegel, Schelling, Werner, Brentano zu den Weibern — welches Wort hier recht abſichtlich ſtatt des Wortes Frauen gewählt iſt — ſich ſtellten, und gewiß heißt auch die Wurzel von gar vielem Unerquicklichen in Göthe's ſpäterem Leben Chriſtiane Vulpius . . . Fichte's Herzensbund mit Johanna Maria Rahn war übrigens nicht das Reſultat heftiger Erregung. „Beide — ſo erzählt Fichte's Sohn — ſchon in einem Alter, wo leidenſchaftliche Verblendung ernſte Gemüther nicht mehr täuſcht und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer ſich befeſtigend, endlich für das ganze Leben geſchloſſen wurde.“

Zu Oſtern 1790 löſ'te Fichte ſeine Beziehungen zu Herrn Ott. Er war der Hauslehrerei gründlich überdrüſſig geworden, gerieth aber auf den bei ſeiner ganzen Charakteranlage höchſt ſonderbaren Gedanken, eine Stelle als Prinzenerzieher oder als Vorleſer bei Hofe zu ſuchen. Daß ſein wahrer Beruf der eines akademiſchen Lehrers ſei, ſcheint er damals noch gar nicht geahnt zu haben. Außerdem gehörte es ja zu den Lieblingstendenzen der Epoche, durch perſönliche Einwirkung auf die vornehmen Kreiſe den zeitbewegenden Ideen Bahn zu brechen. Die guten idealgläubigen Menſchenkinder oder Kindermenſchen von damals!

3.

Ueber Stuttgart und Frankfurt in ſein Heimatland Sachſen zurückgegangen, ſchrieb Fichte im Mai 1790 von Leipzig aus an Lavater, daß ſeine vorhin erwähnten Pläne keine Ausſicht auf Verwirklichung hätten und er daher mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich durchzubringen werde verſuchen müſſen. Eine traurige Nothwendigkeit, zumal Fichte eine eigentlich produktive Natur niemals geweſen iſt. Sein Talent war ein ſprödes, brüchiges; er arbeitete ſehr langſam und ruckweiſe, es wäre denn, daß, wie mitunter geſchah, die mächtig in ihm ſchaffenden Gedanken in einem plötzlichen Ausbruch ſich entluden. Wie arm er damals war, erkennt man, wenn er ſich bei ſeiner Braut entſchuldigt, daß er jetzt nicht die Mittel habe, ſein ihr verſprochenes Portrait machen zu laſſen. Er mußte ſich ſein kärgliches Brot durch Privatunterricht erwerben, welchen er Studenten ertheilte. Einen hat er in die kantiſche Philoſophie „eingepaukt“ und „dies war — ſchrieb er an ſeine Braut — die Gelegenheit, die mich zum Studium derſelben veranlaßte.“ Dieſes Studium Kants iſt für Fichte unberechenbar wichtig geworden. Auch er wurde alſo, wie alle die Guten und Beſten der Zeit, in den gewaltigen Gedankenkreis des großen Sehers gezogen, welcher eine ganz andere Berechtigung hat, der „Magus im Norden“ zu heißen, als Germaniens Oberkonfuſionsrath Hamann. An der Philoſophie des Weiſen von Königsberg bildete Fichte's eigene ſich empor, die folgerichtigſte Geſtaltung des deutſchen Idealismus, die kühnſte Manifeſtation des germaniſchen Prinzips der freien Perſönlichkeit, aber zugleich auch die ſtrengſte Zuſammenfaſſung der Forderungen germaniſcher Sittlichkeit. Fichte's Philoſophie war, um das gleich hier zu ſagen, eine Ergänzung zu Schillers Poeſie. Beide lehrten und forderten die Freiheit des Individuums, aber Beide forderten und förderten auch die Weiterbildung der Deutſchen von freien Menſchen zu freien Staatsbürgern.

Im Frühling von 1791 war Fichte entſchloſſen, nach Zürich zurückzugehen, um ſich mit ſeiner Verlobten zu verbinden. Allein wie bisher ſo ziemlich alle ſeine Pläne, ſcheiterte auch dieſer und zwar an dem Umſtand, daß Johanna's Vater gerade damals ſein Vermögen durch den Bankerott eines Bankierhauſes verlor. Erſt ſpäter konnte ein Theil deſſelben gerettet oder wiedererlangt werden. So reiſ'te denn Fichte zu Ende Aprils nicht ſüdwärts, ſondern oſtwärts, um eine ihm angebotene Erzieherſtelle im Hauſe des Grafen von P. in Warſchau anzutreten. Unterwegs hatte er zu Biſchofswerda eine Zuſammenkunft mit ſeinem Vater und es charakteriſirt ihn vortrefflich und ſchön, wenn er in ſein Reiſetagebuch ſchrieb: „Der gute, brave, herzliche Vater! Mache mich, Gott, zu einem ſo guten, ehrlichen und rechtſchaffenen Mann und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Dieſes Reiſetagebuch iſt übrigens ſehr intereſſant, voll Anſchaulichkeit und Leben. Es beweiſ't ſehr hübſch, wie treu und friſch der Mann, welcher der kühnſte aller Abſtraktoren, der ſicherſte aller ſpekulativen Wolkenwandler geweſen iſt, trotzdem des Lebens Wirklichkeiten aufzufaſſen verſtand.

Die Reiſe nach Warſchau jedoch erwies ſich als ein Fehlgang, ſowie Fichte in den Palaſt des Grafen von P. getreten war und dieſem Herrn und Madame ſich vorgeſtellt hatte. Der gegenſeitige Eindruck war ein „unvortheilhafter“. Der ernſte, gediegene, aber dabei deutſchviereckige Fichte und die franzöſiſch lackirte polniſche Frivolität von damals, wie paßten die zuſammen? Gar nicht. Für den polniſchen Adel war zu jener Zeit der nächſte beſte franzöſiſche Windbeutel der beſte, d. h. der wahlverwandteſte und willkommenſte Pädagog. Man weiß ja, welches Glück pariſer Friſierer und Barbierer, Tanzlehrer und Köche damals und noch lange nachher in der polniſchen wie in der ruſſiſchen Hauptſtadt als Erziehungskünſtler gemacht haben. Das Verhältniß Fichte's zur ſarmatiſchen Welt löſ'te ſich demnach, noch bevor es wirklich begonnen hatte, und er pilgerte von Warſchau gen Königsberg, weil es ihn drängte, Kants perſönliche Bekanntſchaft zu machen. In Königsberg angelangt, ſetzte er ſich hin, um ſich ſelber einen Empfehlungsbrief an den berühmten Mann zu ſchreiben: — eine „Kritik aller Offenbarungen“, eine Arbeit, mit deren Veröffentlichung Fichte in der philoſophiſchen Welt debütirte. Kant nahm dieſen Empfehlungsbrief und deſſen Schreiber „mit ausgezeichneter Güte“ auf und auch außerdem gewann ſich Fichte in Königsberg raſch warme Freunde, deren Empfehlung ihm eine Erzieherſtelle im Hauſe des in der Nähe von Danzig begüterten Grafen von Krokow verſchafften. Alſo abermals Hauslehrer! Aber diesmal wenigſtens unter anſtändigen Bedingungen und in einer Familie, welche ſeinen Werth zu ſchätzen verſtand.

Unterdeſſen wurde der „Verſuch einer Kritik aller Offenbarungen“ bei Hartung in Königsberg gedruckt und die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Kreiſe, welche damals durch die kantiſche Philoſophie ſo hoch bewegt waren, lenkte ſich auf die zuerſt anonym erſchienene Schrift. Man hielt Kant ſelber für den Verfaſſer, bis der große Denker mittelſt einer Erklärung in der Allgemeinen Literaturzeitung Fichte als Autor nannte und dieſen damit ſo zu ſagen dem gelehrten Publikum vorſtellte. Es begannen hiermit für Fichte die vielen Leiden und wenigen Freuden deutſcher Autorſchaft und literariſcher Berühmtheit. Auch das orthodoxe Halloh der Ketzerriecher begann ſofort, wie das ganz folgerichtig immer geſchieht, ſo oft ein Stück Wahrheit in die Welt tritt.

Im Sommer von 1793 treffen wir unſern jetzt ſchon ehrenhaft genannten Philoſophen abermals in Zürich, wo die Verhältniſſe im Hauſe ſeiner Braut ſich wieder ſo leidlich günſtig geſtaltet hatten, daß Hochzeit gemacht werden konnte. Sie wurde am 22. Oktober in Baden bei Zürich wirklich gefeiert und Lavater gab den Neuvermählten auf ihren

Flitterwochenausflug in die welſche Schweiz den Denkſpruch mit:

„Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unſterbliche Kinder."

Auf dieſer Fahrt machte Fichte die Bekanntſchaft und gewann die Freundſchaft von Baggeſen und Fernow und er führte, nach Zürich zurückgekehrt, die Beiden den See hinauf nach Richterswyl zu Peſtalozzi. Der Schöpfer des unübertroffenen Volksbuches von Lienhard und Gertrud, der große Reformator der Volkserziehung, neben Ulrich Zwingli der beſte und größte Mann, welchen die Schweiz hervorgebracht hat, war damals, wenig oder gar nicht beachtet, mit Vorübungen auf ſein Lebenswerk beſchäftigt, — nach einer brieflichen Aeußerung Fernow's „ein Mann zwiſchen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Geſicht, ſimpel in ſeiner Kleidung und in ſeinem Aeußeren wie ein Landmann, aber ſo voll Gefühl, wie ich wenig Menſchen kenne, und dabei voll trefflicher praktiſcher Philoſophie."

4.

Zunächſt in glücklicher Muße im Hauſe ſeines Schwiegervaters lebend, brachte Fichte, auf der Grundlage der kantiſchen Philoſophie weiterbauend, den Um- und Aufriß ſeines eigenen philoſophiſchen Syſtems, wie daſſelbe in der „Wiſſenſchaftslehre“ (1794) zuerſt hervortrat, mehr und mehr in ſich zur Klarheit und Reife. Auch trug er, der Bitte Lavaters und mehrerer Freunde entſprechend, denſelben einen vollſtändigen Kurſus der Lehre Kants vor. Wie bedeutend Fichte ſchon damals als philoſophiſcher Lehrer auf ſeine Zuhörer wirkte, bezeugen verſchiedene enthuſiaſtiſch-dankbare ſchriftliche Aeußerungen Sankti Lavati, der freilich, nebenbei geſagt, kaum im Stande war, den eigentlichen Kern von Kants oder Fichte's Spekulation zu erfaſſen.

Neben dieſen Arbeiten betheiligte ſich unſer Philoſoph, deſſen ganzes Weſen ja auf die That, auf das Handeln, auf die Bethätigung menſchlicher Kraft im Staatsleben geſtellt war, unmittelbar an dem großen Kampfe der Zeit, indem er, unbeirrt durch das wüthende Geheul der reaktionären Meute über die Ausſchreitungen der franzöſiſchen Staatsumwälzung, ſeine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution“ ſchrieb, ſowie ſeine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Europa's, die ſie bisher unterdrückten“. Fichte gehörte bekanntlich zu den wenigen, ſehr wenigen deutſchen Gelehrten und Literaten, welche die Nothwendigkeit der Revolution und ihren Entwickelungsgang wirklich und wahrhaft begriffen, während z. B. Göthe über die höfiſche und Schiller über die gemüthliche Anſchauung dieſer weltgeſchichtlichen Tragödie niemals hinausgekommen ſind. Natürlich gelangte Fichte zu dem Ruf eines Demokraten, und wie nachtheilig dieſer Ruf ſpäter vielfach auf ſein äußeres Glück wirken mußte, iſt leicht zu ermeſſen, da ja auch heutzutage noch, von Junkern und Pfaffen gar nicht zu ſprechen, allen liberalen Simſenläufern und parlamentariſchen Seilgauklern das Wort Demokrat graulich macht, weil daſſelbe die Vorſchrittsidee aus der Sphäre des bloßen

Kokettirens und Spiegelfechtens auf das Feld der Realpolitik hinüberrückt.

So viel war klar, Fichte hatte nicht die kleinſte Ader weder von einem Hofrath noch von Einem, der es werden wollte. Aber zum Ruhme der deutſchen Regierungen von damals muß geſagt werden, daß es wenigſtens da und dort eine gab, welche bei Berufungen akademiſcher Lehrer das Vorhandenſein der Hofrathsader nicht als conditio sine qua non ſtatuirte. Zu Ausgang des Jahres 1793 erhielt nämlich Fichte einen Ruf nach Jena als Profeſſor „supernumerarius“ der Philoſophie an die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold. Daß er den Ruf annahm, erregte in Jena bei Männiglich große Freude, nur nicht beim dortigen Profeſſor „numerarius“ der Philoſophie. Wie weltbekannt, ſind die professores ordinarii philosophiae in der Regel wirklich ſehr ordentliche, d. h. ordinäre Philoſophen, welche Grund haben, die Konkurrenz der außerordentlichen zu fürchten. Der liebe akademiſche Brotneid, auch in dieſem Falle, wie gewöhnlich, das arg verſchliſſene und nothdürftig zuſammengeplätzte Mäntelchen orthodoxer Wiſſenſchaftlichkeit umhängend, machte demnach unſerem Fichte ſchon vor deſſen Ankunft den Krieg, in welchem aber nicht er zu kurz kam.

Sein Auftreten in Jena, wo er im Mai 1794 ſeine Vorträge eröffnete, war überhaupt ein ſieghaftes. Seine Perſönlichkeit eroberte ſich überall guten Stand und gewichtige Geltung. Nicht ſo bald wieder hat in einem Manne die geiſtige Potenz auch äußerlich ſo mächtig ſich dargeſtellt. Denn Fichte's leibliche Erſcheinung iſt an und für ſich keineswegs eine anſehnliche geweſen. Von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, war er von unterſetzter, muskulöſer Geſtalt. Aus dem ſcharfmarkirten, charaktervollen, adlernaſigen Geſicht leuchtete unter buſchigen Brauen hervor das intenſive Feuer dunkler Augen. Schritt und Gang prägten die Feſtigkeit und Entſchiedenheit ſeines Weſens aus. Nicht minder verkündigte der ſtolze, gebieteriſche Klang und Ausdruck ſeiner Stimme und Sprechweiſe einen unbeugſamen Willen. Es war etwas Imponirendes, etwas im beſten Sinne Cäſariſches in dem Manne, deſſen Wirkung auf die akademiſche Jugend ſofort ſich bemerkbar machte.

Die Univerſität Jena hatte, wie bekannt, zu jener Zeit gerade ihre Glanzperiode angetreten und Fichte's Lehrthätigkeit trug zur Erhöhung dieſes Glanzes nicht Wenig bei. Die kleine Stadt an der Saale war damals in Wahrheit bis zum Ende des Jahrhunderts Deutſchlands geiſtige Hauptſtadt, wohin nicht nur aus allen deutſchen, ſondern ſo ziemlich aus allen europäiſchen Ländern die Muſenjünger ſtrömten. Fichte behagte ſich in ſeiner erfolgreichen Wirkſamkeit um ſo mehr, als er in dem freundſchaftlichen Entgegenkommen von Männern wie Wieland, Göthe und Schiller eine kompetente Schätzung und werthvolle Anerkennung ſeines Talents und ſeines Eifers erkennen mußte. Ein ſcharfer Beobachter von des Mannes damaligem Gehaben und Gebaren, Forberg, hat dieſes Bild davon entworfen: — „Der Grundzug von Fichte's Charakter iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß aber gewöhnlich Wenig von Delikateſſe und Feinheit. In ſeinen Schriften kommen auch wenige eigentlich ſchöne

Stellen vor, ſein Trefflichſtes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch ſpricht er eben nicht ſchön, aber alle ſeine Worte haben Gewicht. Sein Vortrag rauſcht daher wie ein Gewitter, das ſich ſeines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Fichte's Auge iſt ſtrafend und ſein Gang iſt trotzig. Er iſt wirklich geſonnen, durch ſeine Philoſophie auf die Welt zu wirken. Bei jeder Gelegenheit ſchärft er ein, daß Handeln! Handeln! die Beſtimmung des Menſchen ſei.“

Ein Mann und Lehrer dieſes Schlages war ganz dazu angethan, Allem, was er für thöricht und ſchlecht anſah, rückſichtslos zu Leibe zu gehen. So ſtieß ſich denn ſeine bis zum Rigorismus gehende ſittliche Energie an dem damaligen ſtudentiſchen Ordensweſen, in welchem er die Wurzel aller akademiſchen Uebel ſah. Er wollte dieſe Wurzel durchſchneiden und zwar zunächſt mittelſt einer Reihe von Vorträgen über „die Beſtimmung des Gelehrten“, die er ſpäter nach einem erweiterten Plane hielt und zwar, weil nur an dieſem Tage dazu Raum und Zeit war, am Sonntag. Das war nun der Pfaffheit gerade recht, welche dem kühnen Denker, der nicht an das Kredo von Nikäa glaubte und — ſchrecklich zu ſagen! — noch dazu im Geruche des Demokratismus ſtand, ſchon lange auf den Dienſt gelauert hatte. Flugs ging eine Denunciation nach Weimar, daß Fichte „die bisherige gottesdienſtliche Verfaſſung untergraben wolle“ — und damit begann die Hatz, welche unſern Philoſophen richtig aus Jena weghetzte.

Es iſt eine trübſelige Geſchichte. Die Dunkelmänner ſchlugen gegen Fichte Lärm in Weimar, in Dresden und an allen den übrigen ſächſiſchen Höfen. Auch gelang es ihnen, einen Theil der Studentenſchaft gegen ihn zu verhetzen, obgleich die Macht ſeines Wortes ſo groß geweſen, daß beim Beginne dieſer Wirrſale die Mitglieder der drei zu Jena beſtehenden Orden dem verehrten Lehrer feierlich hatten erklären laſſen, ſie ſeien ihm zu Liebe bereit, ihre Verbindungen aufzulöſen. Nun kam noch zu allem Dieſem ein weiterer Umſtand hinzu, welchen Fichte's Feinde — „viel' Feind' viel' Ehr'“ — zu benützen ſich beeilten. Er veröffentlichte nämlich in ſeinem gemeinſchaftlich mit Niethammer herausgegebenen philoſophiſchen Journal ſeinen Aufſatz: „Ueber die Gründe unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ — und hierauf baſirten ſeine Feinde eine Anklage auf Atheismus, ſo geſchickt agirend, daß der dresdener Hof, obſkur im Superlativ, wie er war, dieſe Anklage zu ſeiner Sache machte und in Weimar drohende Schritte that. Fichte ließ gegen alle dieſe unſauberen Zettelungen eine „Appellation an das Publikum“ ausgehen, worin er klar darthat und unumwunden ausſprach, daß nicht ſein wirklicher oder angeblicher Atheismus der Grund der Anklage ſei, ſondern vielmehr ſein „Demokratismus“, der Geiſt der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, zu welchem ſeine Philoſophie erziehe. Natürlich wurde durch das Schwenken dieſer rothen Wahrheitsfahne der Bulle des Obſkurantismus, der Knechtſchaffenheit und Verfolgungsſucht ſo recht zu voller Wuth aufgereizt, wodurch ſich indeſſen die weimarer Regierung nicht von dem Verſuch abbringen ließ, den Handel in einer Weiſe beizulegen, welche, wie ſie glaubte, für Fichte ſo ſchonend als möglich wäre.

Er ſollte ſich nur einen Verweis „wegen Unvorſichtigkeit“ gefallen laſſen. Allein der tapfere Denker, den Kampf für Geiſtes- und Lehrfreiheit mit Entſchiedenheit durchfechtend, war nicht ſo Einer, der einen Verweis hinnimmt, wo er von ſeinem Recht überzeugt iſt. Er drang auf eine ehrenvolle Freiſprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage oder auf ſeinen Abſchied. Den letztern erhielt er und zwar in ziemlich barſcher Weiſe.

Man muß, um der weimarer Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, unbedenklich zugeſtehen, daß in dem ganzen Handel Fichte's oben berührter Mangel an „Delikateſſe und Feinheit“ ſehr ſich bemerkbar gemacht hat. Aber trotzdem war er doch ganz unzweifelhaft in ſeinem Recht und darum iſt es ſchmerzlich, ſagen zu müſſen, daß Göthe und Schiller in dieſer Angelegenheit keineswegs ſich benommen haben, wie ſie geſollt hätten. Göthe's höfiſch-vornehmer Quietismus macht freilich das läſſig-bedauernde Achſelzucken erklärlich, womit er dem Ausgang der Sache zuſah. Die Verehrer Schillers aber müſſen lebhaft wünſchen, daß derſelbe den, mildeſtens geſagt, ſehr unſchilleriſchen Brief, worin er ſich am 14. Juni 1799 gegen Göthe über Fichte's „Unklugheit“ und „inkorrigible Schiefheiten“ ausließ, nicht geſchrieben haben möchte. Hier geziemte ſich fürwahr nicht nörgelnde, faſt ſchadenfrohe Wiederholung feindſeligen Klatſches, ſondern mannhaft-herzliche Theilnahme.

5.

Mit der Wegweiſung aus Jena bedroht und vom Fürſten von Rudolſtadt, in deſſen „Staaten“ er eine Zuflucht ſuchen wollte, abſchlägig beſchieden, ging Fichte im Juli von 1799 auf Gerathewohl nach Berlin, wohin er Frau und Kind — es war ihm zu Jena ein Sohn geboren worden — nachkommen ließ, als ſeinem Aufenthalt in der preußiſchen Hauptſtadt kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde und ſeine Exiſtenz daſelbſt mehr ſich befeſtigt hatte. Es gereicht Friedrich Wilhelm dem Dritten, welcher damals noch nicht, wie ſpäter geſchah, in Leuten wie Kamptz, Schmalz und Tzſchoppe die Stützen von Thron und Altar erblickte, zu nicht geringer Ehre, daß er, nicht im Sinne der Biſchoffswerder-Wöllnerei, ſondern im Geiſte ſeines großen Großoheims dem verfolgten, auch in Berlin bereits gehörig angeſchwärzten Denker den Aufenthalt in ſeiner Hauptſtadt geſtattete und zwar mit den Worten: „Iſt es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag das der liebe Gott ſelber mit ihm ausmachen. Mir thut das Nichts.“

Fichte's Sohn hat in der Biographie ſeines Vaters mit Grund bemerkt, daß die Ueberſiedelung deſſelben nach Berlin auch „innerlich einen wichtigen Abſchnitt“ in deſſen Leben bezeichnete. Die Richtung ſeines Philoſophirens auf praktiſche Ziele blieb dieſelbe, ja ſie erhöhte ſich ſogar noch, wie wir ſehen werden; allein ſein Syſtem erfuhr eine völlige Erneuerung und Umbildung, dadurch nämlich, daß er in demſelben, wie früher die ſittliche, jetzt die religiöſe Weltanſchauung zur Geltung zu bringen ſuchte. Daß übrigens die Religioſität Fichte's eine lichte und helle war und blieb, iſt ſelbſtverſtändlich. Dieſer Kopf war nicht dazu organiſirt, ſich à la Schelling myſtiſch benebeln zu laſſen oder auch als myſtiſch benebelt ſich anzuſtellen. Ohne eine amtliche Stellung zu beſitzen, hatte Fichte in Berlin für ſeine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zuhörerſchaft gewonnen. Die vorragendſten Männer der damaligen berliner Geſellſchaft beſuchten ſein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kurioſum darbot, daß daſelbſt die Todfeinde Auguſt Wilhelm Schlegel und Auguſt Kotzebue friedſam neben einander ſaßen, während ſie draußen die tiefſten Skandalkloaken der literariſchen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überſchrieben „Der hyperboreiſche Eſel“ und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's“, einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß ſich ihm auf dem Boden der Hauptſtadt Preußens eine bedeutende Wirkſamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Miſſion zu vollziehen habe. In dieſem Bewußtſein trug er tapfer, wie er ja all ſein Schickſal getragen hat, die Ungewißheit und Unſicherheit ſeiner Exiſtenz und ſchlug erſt einen an ihn ergangenen Ruf nach

Charkow in Rußland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altenſteins und Hardenbergs Betreiben die Beſtallung als Profeſſor der Philoſophie an der (damals noch preußiſchen) Univerſität Erlangen und zwar mit der beſonderen Begünſtigung, nur im Sommerſemeſter dort leſen zu müſſen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er ſein neues Lehramt an. Allein im Spätherbſt des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zuſammenſturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten Alles morſch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger ſo oder ſo ſich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich weſtphäliſcher Figurant am Lenkſeil bonaparte'ſcher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzoſen Berlin und begab ſich nach Königsberg [illegible] wo er am 4. Mai 1807 an ſeine in Berlin zurückgebliebene Frau, die ihm gemeldet, daß Müller ſich zum Napoleon bekehrt habe, gegen welchen er kurz zuvor ſo heftig deklamirt hatte, und von dem Empereur zu Gnaden angenommen worden ſei, die Worte ſchrieb: „Müller beneide ich nicht, ſondern freue mich, daß mir die ſchmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden, wie ihm; auch, daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen“ . . . Er ſchiffte ſich dann, da bei der troſtloſen Lage Preußens nach dem Frieden von Tilſit kein Raum zu gewünſchter Wirkſamkeit für ihn ſich finden wollte, zu Memel nach Kopenhagen ein, wo ſeiner jedoch nur Enttäuſchungen warteten. Um ſich darüber, wie über den Kummer der Zeit, hinwegzuheben, ſtudirte er in jenen trüben Tagen eifrigſt das Erziehungsſyſtem Peſtalozzi's, ein Studium, aus welchem der große Gedanke der Begründung einer nationalen Erziehung des deutſchen Volkes erwuchs, dem Fichte bald ſo beredten Ausdruck geben ſollte.

Denn gegen das Ende des Auguſt von 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo damals das ruhmvoll-ſchwere Werk der Wiederſchaffung des preußiſchen Staats an die Hand genommen wurde, ein Werk, welches zu kennzeichnen man nur Namen wie Stein und Scharnhorſt zu nennen braucht. Sogar dem ſtumpfſten Verſtande hatte das Unglück die Einſicht aufgedrungen, daß mittelſt der Junkerei, mittelſt jener Junkerei, welche vor dem franzöſiſchen Geſandtſchaftshotel in Berlin ſäbelwetzend bramarbaſirt, bei Auerſtädt-Jena kommandirt, in Magdeburg, zu Prenzlau u. ſ. w. kapitulirt hatte, Preußen aus ſeiner tiefen Erniedrigung nicht wieder aufzurichten ſei. Man mußte ſich ſchon bequemen, es ging ſchlechterdings nicht anders, man mußte „den Geiſt anrufen in der Noth“. Der Geiſt iſt aber ein gutmüthiger Geſelle: er hilft auch Solchen aus der Patſche, von welchen er ſehr wohl weiß, daß ſie ihn eben nur in der Noth anrufen, um ihn nachmals mit eherner Stirne wieder zu verleugnen.

6.

Noch im Laufe des unſeligen Jahres 1807 faßten erleuchtete Patrioten den Plan der Gründung einer Hochſchule zu Berlin ins Auge und Fichte arbeitete einen Entwurf aus, welcher den alten Univerſitätszopf, den mittelalterlichen Formalismus, alle den Kram und Plunder akademiſchen Chineſenthums bei Seite warf. Allein dieſer Plan iſt ſelber bei Seite geworfen worden, weil ja, wie bekannt, mit Steins von allen Verehrern und Ausnützern der alten Mißbräuche mit Jubel begrüßter Entfernung vom Staatsruder die preußiſche Staatsreform überhaupt ihren energiſchen Trieb und Schwung gänzlich eingebüßt hat. Die berliner Univerſität wurde dann ganz in der hergebrachten Weiſe geſtaltet und eingerichtet; da jedoch Lehrer wie Fichte an ſie berufen wurden, ſo hat ſie wenigſtens in der erſten Zeit ihres Beſtehens im reformiſtiſch-patriotiſchen Sinne gewirkt.

Bevor ihm aber die Lehrthätigkeit an der neuen Hochſchule eröffnet war, hatte Fichte, ſeinem innerſten Herzensdrange folgend, eine Arbeit gethan, welche ohne Frage die weitaus beſte ſeines Lebens geweſen iſt. Denn im Winter von 1807—1808 hielt er im berliner Akademiegebäude ſeine „Reden an die deutſche Nation.“

Die preußiſche Hauptſtadt war damals von den Franzoſen beſetzt. Alles lag chaotiſch durcheinander. Schwer wie Blei wuchteten die Beſtimmungen des Friedens von Tilſit auf dem niedergetretenen und ausgeſogenen Lande. Da unternahm es der tapfere Denker, die verdüſterten Gemüther wieder hoffen zu lehren, die wie zerſchmetterten Geiſter wieder aufzurichten und einem durch die Schuld ſeiner Regenten und mehr noch der „Privilegirten“ hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum ſchmachvoll beſiegten Volke*) die Zukunftsbahn zu weiſen. Die alte Zeit iſt todt; laßt uns eilen, ſie zu beſtatten. Die neue iſt geboren, ſie lebt; aber ſie muß erzogen werden. Wodurch wird ſie es? Durch eine völlige Umſchaffung unſerer Geſinnung, durch eine gänzliche Erneuerung der Volksſtimmung durch alle Stände hindurch. Und wie dieſe Umſchaffung, dieſe Erneuerung zuwegebringen? Mittelſt einer umfaſſenden

---

*) Die Königin Luiſe von Preußen im Frühjahr 1808 an ihren Vater: — „Es wird mir immer klarer, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Verſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und. in ſich ſelbſt als abgeſtorben zuſammenſtürzt.

Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten und deßhalb überflügelte ſie uns“ . . . . . . Es iſt bekannt oder könnte und ſollte es wenigſtens ſein, daß Friedrichs des Großen nach dem ſiebenjährigen Kriege unternommenen Reformverſuche an der bornirten Selbſtſucht des Junkerthums, deſſen Anmaßlichkeit der König freilich ſelber mitgroßgezogen hatte, kläglich geſcheitert ſind. Insbeſondere die auf Hebung der Landwirthſchaft und der Bauerſchaft gerichteten Verſuche. Damit war aber, bei Lichte betrachtet, aller und jeder Vorſchritt lahmgelegt. Wie konnte ſich denn ein Staat geſund entwickeln, in welchem aller gekrönten Aufklärerei zum Trotz die bäuerliche Leibeigenſchaft fortbeſtand? Bis zu ſeinem ſchmachvollen Bankerott von 1806 iſt Preußen in der Barbarei des Feudalismus verharrt und es bedarf, die Schönfärber und Glattſchwätzer mögen färben und ſchwatzen, wie ſie wollen, einer Wiederholung der Kataſtrophe von 1806, um Preußen vollſtändig zu entjunkern.

Nationalerziehung, welche mit der ſpannkräftigſten ſittlichen Energie durchzuführen iſt.

Dies die Grundgedanken, welche Fichte in ſeinen berühmten Reden aufſtellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben ſie wenigſtens auf den beſſeren Theil derſelben gewirkt. Unbeirrt und ungeſchreckt durch das Schlagen franzöſiſcher Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeiſterte Redner dem preußiſchen, dem deutſchen Volke den Weg, den es zu wandeln habe, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutſchland hinauszuwerfen. Aber nicht dies war das Muthvollſte, daß Fichte Angeſichts der fremden Sieger ſo ſprach, wie er geſprochen hat; ſondern einen unendlich viel höheren Grad von Muth erforderte es, in jener Schmerz- und Schmachzeit noch an die Möglichkeit des Fortbeſtandes deutſcher Nation zu glauben. Dieſer Glaube iſt durch Fichte's Reden ſo recht ein nationales Evangelium geworden.

Des Mannes ganzes Lehren und Wirken von 1807 bis 1813 war überhaupt dem großen Ziele zugewandt, der Befreiung und Wiedergeburt des Vaterlandes. Und das eben iſt und bleibt Fichte's beſter Ruhm, eine Philoſophie der That verkündigt, mit in der Vorderreihe der Männer geſtanden zu haben, welche die Erhebung Preußens gegen Napoleon anbahnten und vorbereiteten. Glücklich iſt er zu preiſen, daß es ihm beſchieden war, die Zeit nicht mehr zu erleben, wo den vollberechtigten Erwartungen des edelſten Enthuſiasmus die ſchmerzlichſten Enttäuſchungen bereitet wurden.

Als Jahr und Tag der Erhebung gekommen, entließ Fichte mit begeiſternden Worten ſeine Zuhörer in den Kampf. Er ſelbſt iſt, ſo darf man wohl ſagen, ein Opfer deſſelben geworden, wenn er auch nicht auf der Walſtatt gefallen. Wie damals ſo viele deutſche Frauen, hat ſich nämlich auch die Gattin unſeres Philoſophen um das Vaterland wohlverdient gemacht mittelſt heldiſcher Mühwaltung in den Lazarethen. Nach fünfmonatlicher eifriger Erfüllung dieſer Pflicht wurde ſie vom Nervenfieber ergriffen, wie es die Lazarethatmoſphäre auszubrüten pflegt. Nach heftigem Ringen mit dem Tode trat eine wohlthätige Kriſis ein. Der Arzt benachrichtigte Fichte davon und dieſer, von Freude überwältigt, neigte ſich über die Kranke, um die Gerettete, ihm neu Geſchenkte zu begrüßen. Wahrſcheinlich hat ſie ihm ſchuldlos in dieſem Augenblicke den Keim der Krankheit mitgetheilt. Schon am Tage darauf war er leidend und raſch wuchs das Uebel ſo, daß keine Ausſicht auf Rettung blieb.

Auf das Sterbelager des Trefflichen warf die Botſchaft vom Rheinübergange Blüchers noch einen letzten hellen Freudenſchein. Da hat des Kranken Seele noch einmal in patriotiſcher Begeiſterung ſich ergoſſen. Später ſprach er wenig mehr und unter dem Wenigen das Wort: „Ich bedarf keiner Arznei mehr; ich fühle, daß ich geneſen bin.“ Ob er damit die Geneſung vom Leben meinte? In der Nacht des 27. Januars 1814 iſt er dann geſtorben, noch nicht ganz zweiundfünfzigjährig, in der Vollkraft des Geiſtes und auch des Körpers: ſein Mund hatte noch keinen Zahn verloren und die Schwärze ſeines Haares ſpielte noch nicht ins Graue. So hat er denn, wie Göthe ſchön von Schiller ſagte, als ganzer Mann gelebt und als ganzer Mann iſt er von uns gegangen.

Auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thor wurde der große Todte zur Ruhe gebracht und auf den Grabſtein meißelten ſie ihm das Prophetenwort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, ſo Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Es haben fürwahr ihrer nicht gar Viele gelebt, deren Grab dieſe Inſchrift ſo ſehr verdiente, wie das Grab von Johann Gottlieb Fichte.

Oktoberfeuer.

(1863.)

Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein Solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſagte wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Wort wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es ſagen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Uhland.

1.

Napoleon, der letzte eigenwüchſig und groß angelegte Deſpot — alle nach ihm aufgetretenen Tyrannenſpieler waren nur klägliche Affen des unerreichten Vorbilds — hatte ſeinen cäſariſchen Thron mit beiſpielloſer Genialität und Kühnheit bis hoch in die Wolken hinaufgebaut. Von der ſchwindelnden Höhe deſſelben herab ſagte er nach der Geburt des Königs von Rom zum Cambacérès: „Ein Sohn iſt Uns geboren! Meine Dynaſtie hat unausrottbare Wurzeln geſchlagen. Mich zu fällen iſt unmöglich.“ In dieſen Worten, fürwahr, raſete ſchon die Ueberhebung der Kaiſertollheit, in welche die Nichtswürdigkeit ſeiner Anbeter und Sklaven den märchenhaft glücklichen Abenteurer von Artillerielieutenant, den meineidigen Verſchwörer vom achtzehnten Brumaire, den wunderſamen Miſchmaſch von Heros und Hiſtrio allmälig hineingeſchmeichelt hatte.

Mit koloſſaler Wucht laſtete die eiſerne Adlerkralle des Eroberers auf dem Feſtland von Europa. Als er jedoch im Wahnwitz ſeines Weltherrſchaftstraumes die erobernde Kralle über den Niemen, über die Wolga, über den Ural hinweg und nach Aſien hinein, nach Indien hinüber ſtrecken zu wollen ſich vermaß, als er, um dem Moloch ſeiner dämoniſchen Herrſchergier eine unerhörte Menſchenhekatombe darzubringen, ſechsmalhunderttauſend Söhne aller kontinentalen Völker auf die ruſſiſchen Steppen und in's Verderben ſchleppte, da trat ihn Rächerin Nemeſis an. Drei Werkzeuge aber erwählte ſie ſich zunächſt: — den Stein, welcher zu Petersburg in der Seele des Czaren die Glut des Napoleonhaſſes ſchürte; den Roſtoptſchin, welcher in das heilige Moskau die Brandfackel ſchleuderte — eine Großthat, für deren Größe im Kontobuch unſerer Ritter vom Soll und Haben kein Raum — und endlich den York, welcher mittelſt des in der poſcheruner Mühle mit den Ruſſen abgeſchloſſenen Vertrags von Tauroggen der jammerſelig ſchwankenden Politik Preußens wieder einen Halt und zur Befreiung Deutſchlands von der ſchmachvollen napoleoniſchen Zwingherrſchaft das Signal gab.

Sie wurde vollbracht. Aber „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege", der Geiſt von Einem jener heldiſchen Tauſende, welche dafür ihr Herzblut verſtrömt haben, und die Frage erhöbe: „Was iſt aus dieſer Befreiung geworden?" was würdet ihr, Kongreßler von Wien und von Karlsbad und von Olmütz und von Warſchau u. ſ. w., zur Antwort geben? Ach, es iſt unſchwer zu errathen. Ihr würdet ſagen: „Wenn du wirklich ein Geiſt, d. h. ein wiſſender Mann, ſo wirſt du dich nicht über die Thatſache erhitzen, daß alle die großen Sachen lächerlich-klein endigten und allzeit alſo endigen müſſen. Die Welt will bekanntlich betrogen ſein; wir haben ihr nur den Willen gethan“ . . .

2.

In erhabener Monotonie und doch zugleich mit bunteſtem Szenenwechſel vollzieht ſich das welthiſtoriſche Geſetz von Ebbe und Flut. Zeiten gibt es, Ebbezeiten, wo das Feld des Denkens wüſt liegt und Alles des Nutzens hartem oder des Genuſſes ſchwelgeriſchem Dienſte verkauft iſt, wo alle edleren Inſtinkte aus der Geſellſchaft verſchwunden ſcheinen, wo die Begeiſterung ein Spott und die Scham ein Gelächter, wo die Beſtie gemeiner Selbſtſucht frech aus dem Menſchen hervorgrinſ't, die Völker dem Deſpotismus entgegenkriechen, um ihm die Füße zu küſſen und ſeinen Speichel zu lecken, die Pfaffen dem glücklichen Verbrechen ihr Tedeum ſingen, ein charakterloſer Literatentroß gelungene Schurkereien zu

„rettenden Thaten“ umſchönfärbt, die Männer ihre Talente, die Frauen ihre Reize dem Meiſtbietenden zuſchlagen und über alle die tauſend privatlichen Niederträchtigkeiten die öffentliche Feigheit als verbindender Kleiſter giftig ſich hinſchleimt.

Und wieder gibt es Zeiten, Flutzeiten, wo aus den dunkeln Wetterwolken ſchwerſter Noth die heiligen Gedankenblitze Freiheit und Vaterland herniederfahren und zündend in die Herzen ſchlagen, daß ſie auflodern in reinen Flammen, welche alles Kleine, Gemeine, Schlechte verzehren und die Menſchen emportragen in die Aetherhöhen der Ideale. In ſolchen Völkerfrühlingstagen werden gute Gelübde begeiſtert gethan und ſchön erfüllt, werden ſchmerzlichſte Opfer lächelnd gebracht, werden Feſſeln geſprengt und Frevel geſühnt, werden Thermopylenkämpfertode geſtorben und Marathonſiege gewonnen, auf daß die Nationen in glorreichem Auf- und Vorſchritt die Bahnen wandeln, welche ihre Seher und Propheten ihnen gewieſen.

So ein Frühling iſt im Jahre 1813 über Deutſchland aufgegangen. Aber „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege", zu fragen: Welches waren die Früchte der Blüthenträume, wofür wir Gut und Blut dahingegeben? ſo gäbe es nur zu antworten: Man ſchlug die Blüthen von den Bäumen, bevor ſie zu Früchten werden konnten, und das Reſultat des „Befreiungskriegs" war eine aus Dummheit und Schlechtigkeit monſtrös gemiſchte Politik, welche, was 1813 eine Tugend geweſen, 1819 zum Verbrechen ſtempelte, die deutſchen Jünglinge wie Böſewichte hetzte, weil ſie ihre arme Mutter Germania liebten, eine Politik, welche jede leiſe Mahnung an die Rechte des Volkes und die Bedürfniſſe der Nation wie Raub und Mord verfolgte und, von Verblendung in Verblendung fallend und Schuld auf Schuld häufend, die deutſchen Fürſten zu ruſſiſchen Polizeivögten und Deutſchland zum Spott und Hohn der Welt machte.

Und doch, wie erquickt es Auge und Seele, durch alle das Dunkel bitterer Enttäuſchungen in die Frühlingshelle von 1813 zurückzublicken! Wie erquickt dieſer Rückblick Auge und Seele ſelbſt dann, wann er keineswegs durch das Kaleidoſkop einer unſeren

Gefühlen leicht ſich einſchmeichelnden Schönfärberei geſchieht, ſondern mit Beiſeitelaſſung aller ſo oder ſo zugeſchliffener Gläſer vom feſten Standort geſchichtlicher Wahrhaftigkeit aus . . .

Das Vaterlandsgefühl und die Freiheitsſehnſucht ſie waren mächtig in den Menſchen, ſie ſchwellten die Seelen der Männer und Frauen jener Tage. Was unſere großen Denker und Dichter geſäet, ſtand in grünüppiger Halmenſchwere. Ein von Leſſing, Kant, Schiller und Fichte erzogenes Geſchlecht war kräftig herangewachſen. Denn nicht, fürwahr, in der Schule einer die Geſchichte fälſchenden, von einem erlogenen Mittelalter junkernd und pfäffelnd faſelnden Romantik, ſondern vielmehr in der Region, wo der von jenen vier Erwählten ausgegoſſene Gedankenſtrom rauſchte, iſt der Geiſt von 1813 großgezogen worden, — in der Region, wo der Genius des Tellſchöpfers waltete, die Herzen aller Empfänglichen mit ſittlicher Leidenſchaft füllend, mit edelſter Begeiſterung anglühend. Aus dieſer Region auch hat jene deutſche Befreiungskriegslyrik ſich aufgeſchwungen, deren ſtarkbruſtſtimmige Herolde

Arndt, Uhland und Rückert waren und deren heldiſcher Bannerträger Theodor Körner geweſen iſt, während in den gleichzeitigen Liedern eines Schenkendorf, eines Stägemann und eines Fouqué nur die mittelaltersüchtige Hefe der Zeitſtimmung ſüßwiderlich gohr oder die deutſche Unterthänigkeit bedientenhaft wedelte.

Und zuvörderſt ſchien die vaterländiſch-mannhafte Poeſie noch überflügelt werden zu wollen von der Wirklichkeit. Denn wahre Wunder wirkte der Geiſt der Zeit. Preußen, das unter dem Griff der napoleoniſchen Adlerkralle auf die Hälfte ſeines vormaligen Gebiets eingeſchrumpfte, ausgeſogene, ausgepreßte, zerſtampfte Preußen hat im Frühjahr, Sommer und Herbſt von 1813 Opfer gebracht, die geradezu beiſpiellos ſind. Voran Oſtpreußen. Jener ruhmvolle königsberger Landtag, deſſen Beſchlüſſe die verſteinerte altpreußiſche Feudalität und den verknöcherten altfritzigen Abſolutismus entſchieden durchbrachen, gab dem übrigen Lande das ſchönſte Beiſpiel, indem er, wie jedes ſeiner Mitglieder willig und bereit war, den letzten Sohn und den letzten

Thaler der Sache des Vaterlandes darzubringen, ſo auch nicht zauderte, für dieſe Sache den letzten Nerv der Provinz anzuſtrengen. Die Größe des nationalen Elements in dieſer Erhebung ward aber noch überwogen durch das freiheitliche, durch den Charakter bürgerlicher Selbſtthätigkeit, welcher ſo überraſchend und ſo gediegen die ganze Bewegung kennzeichnete. Es iſt ganz unzweifelhaft das ſchönſte Blatt in der Geſchichte des deutſchen Volkes. Nach jahrhundertelanger Feudalbarbarei und Fürſtendeſpotie trat hier mit einmal ein deutſcher Volksſtamm in ſeiner Geſammtheit, traten Bauern, Bürger und Edelleute mitſammen handelnd auf die weltgeſchichtliche Bühne, mit wunderbarer Energie, Opferwilligkeit und Geſetzachtung das nothgebotene Selfgovernment übend. Die Gerechtigkeit gebietet, zu ſagen, daß, was im Frühjahr von 1813 in Preußen, vorab in Oſtpreußen geſchah, zugleich auch das ſchönſte Blatt in der Geſchichte des deutſchen Adels ausmacht. Dort in Königsberg, wo der große ſcharnhorſt'ſche Gedanke der Schaffung eines deutſchen Volksheers zuerſt zur Verwirklichung gekommen, hat der Obmann des Landtags, der Graf Alexander von Dohna, damals das beſte Wort geſprochen, welches jemals eines deutſchen Edelmanns Zunge ſprach, ein Wort, das ſo ſchön den Kern von Scharnhorſts Landwehridee bloßlegte: — „Wir wollen Alle Krieger ſein, aber Bürger bleiben!“

Und nun, „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege“ und fragte: Sind die Söhne ſolcher Väter Bürger geblieben? müßte ein Spottvogel die Antwort pfeifen: Das nicht, aber dafür ſind ſie „kleine Herren“ geworden.

3.

Derweil die am Friſchen Haff entzündete Flamme Oſtpreußen durchloderte, nach Weſtpreußen, Pommern und Brandenburg hereinſchlug und ihren Feuerſaum bis zur Elbe heranrollte, derweil auch die frohe Völkerfrühlingsbotſchaft längs den Geſtaden der Nord- und Oſtſee in den Bauerſchaften Etwas vom alten Stedinger- und Dithmarſenſinn, in den Städtern Etwas vom alten Hanſageiſt wachrief, blieſen und trieben zu Breslau, wohin den ewigen Zauderer, Zögerer und Zager Friedrich Wilhelm zu bringen den preußiſchen Patrioten gelungen war, die Männer des Widernapoleonismus, der That, des Losſchlagens, des Wagniſſes auf Leben und Tod, die Deutſchgeſinnten und Franzoſenhaſſer, die Allesanallesſetzer Scharnhorſt, Blücher, Gneiſenau, Boyen und Grolman zur Sammlung, zum Entſchluß, zum Handeln, endlich doch den König, welchem der Alp Auerſtädt-Jena-Tilſit noch immer die kleine Seele belaſtete, mit ſich fortreißend.

Wie elektriſch ſchon der erſte königliche Aufruf vom 3. Februar wirkte, wie herrlich offenbar ward, was man einem geſunden Volke zutrauen darf und ſoll, wie die preußiſche Jugend bis weit ins Mannesalter hinein unter dem Jubelruf: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!“ — denn alſo lautete die urſprüngliche und echte Loſung — ſich in Wehr und Waffen erhob, wie endlich einmal auf deutſchem Boden die mittelalterliche Barbarei der Kaſtenunterſchiede vor dem modern-humanen Gedanken ſtaatsbürgerlicher Gleichverpflichtung und Gleichberechtigung verſchwand — das Alles iſt allbekannt. Aber immer wieder ſoll und muß doch daran erinnert werden, daß es nur darum dem armen, kleinen Preußen im Frühjahr und Sommer von 1813 möglich geworden, nicht weniger als 271,000 Streiter unter die Fahnen zu bringen, weil die Weihekraft der großen Zeit alle Stände und Berufsklaſſen, alle Alter und Geſchlechter mit Macht durchdrungen hatte.

Ah, was iſt damals in der alten Oderſtadt für ein Leben und Weben geweſen! Hier, wo das Herz Deutſchlands ſchlug und die Schalen der Weltgeſchickewage auf- und abſtiegen; hier, wo in der rauchigen Bierſtube „Zum Szepter“ die edelſte Blüthe deutſcher Jugend ſich drängte, um in die Freiſchar der Lützower einzutreten, in jene „Schwarze Schar“, in deren Sinn der Krieg, zu welchem ſie ſich rüſtete, kein Krieg war, „von dem die Kronen wiſſen“, kein Fürſten- und Diplomatenkrieg, ſondern ein Volkskrieg, aus dem Mutter Germania in verjüngter

Herrlichkeit hervorgehen ſollte. Und wie bog ſich in jenen Tagen der „Altar des Vaterlandes“ unter der Laſt der auf ihn gehäuften Opfergaben! Das Theuerſte, Letzte, Einzige, mit rührender Beeiferung ward es dargebracht und kecklich darf man ausſprechen, daß wie mit ſeinem Blute ſo auch mit ſeinem Gute niemals ein Volk freigebiger geweſen ſei als das preußiſche im Jahre 1813, wenn man beachtet, daß das arme und ausgeſogene Land neben dem von Gemeinde- und Staatswegen geforderten Opfer noch freiwillige im Betrage von Millionen aufgebracht hat. Es iſt daher nur gerecht, zu ſagen und zu beklagen, daß, was Preußen durch den Befreiungskrieg errang, zu ſeinen Anſtrengungen und Leiſtungen in gar keinem Verhältniß ſtand. Immerhin jedoch gewann es mehr als das übrige Deutſchland.

Denn, wie Jedermann weiß, iſt die urſprüngliche Idee dieſes Krieges, d. h. die Wiedergeburt und die zeitgemäße, auf der Baſis bürgerlicher Freiheit zu bewerkſtelligende Neugeſtaltung des deutſchen Reiches, wie ſie durch das berühmte „Manifeſt von Kaliſch“ vom 25. März dem deutſchen Volke feierlich verkündigt und verheißen worden, gar nicht zur Erfüllung gekommen und zwar, wie nicht Jedermann weiß, aus verſchiedenen unheilvollen Urſachen. Eine hieß Friedrich Wilhelm, weil dieſer Monarch, von ſehr ordinärem Verſtande und ohne allen Seelenſchwung, ſich keineswegs zum nationaldeutſchen Bannerherrn berufen fühlte oder eignete, ſondern nur als ein Preußenkönig im herkömmlichen Militärſtaatsſinne ſich wußte und hatte. Eine andere der gemeinten Urſachen war, auch von der Perſon des preußiſchen Staatsoberhaupts abgeſehen, die Schwäche der preußiſchen Politik, welcher Haltung, Richtung und Thatkraft zu geben der frivole Lebemann Hardenberg und der quietiſtiſche Stubengelehrte Humboldt nicht das Zeug hatten. Eine dritte die Falſchheit des Czaren Alexander, welcher zwar zu ſeinen widernapoleoniſchen Zwecken die Kräfte Deutſchlands möglichſt ausnützen wollte, aber ſelbſtverſtändlich der Schaffung eines großen und mächtigen Deutſchlands durchaus entgegen war. Eine vierte die junkerlich-partikulariſtiſchen Zettelungen, als deren Hauptmacher der hannover'ſche

Graf von Münſter munkelte und mantſchte, nach Kräften unterſtützt durch die von Metternich und Talleyrand gegängelte, ſtupide und deutſchfeindliche Politik der engliſchen Tories. Eine fünfte endlich die verhältnißmäßig geringe Tragweite des deutſchen Erhebungsgedankens.

Denn wo nicht feſtſchwindelige Trinkrednerei getrieben, ſondern geſchichtlich wahr geſprochen werden ſoll, da muß geſagt werden, daß es nur ein Märchen, welches zu fabuliren weiß von einer Befreiungskriegsflamme, die hingeſchlagen hätte über alles deutſche Land. In Wien, in Oeſtreich überhaupt hatte, wie das eine durchaus natürliche Folge des von der Firma Franz und Metternich konſequent eingehaltenen Regierungsſyſtems war, der Widernapoleonismus nicht entfernt einen freiheitlichen oder deutſchnationalen Charakter, ſondern vielmehr einen ausgeprägt reaktionären, ariſtokratiſch-abſolutiſtiſch-pfäffiſchen und widerdeutſchen. Aber Oeſtreich ganz bei Seite gelaſſen, iſt auch einzugeſtehen, daß die Bewegung nur das öſtliche und nördliche Deutſchland ganz und voll ergriffen hatte, während ſie im ſüdweſtlichen nur ſehr ſporadiſch vorkam, nur einzelne und vereinzelte Bekenner und Förderer beſaß. Die rheinbündleriſchen Fürſten waren fanatiſche Napoleoniſten, weil ihr Protektor ihnen allergnädigſt geſtattete, ihre angeſtammten Unterthanen ſo zu deſpotiſiren, wie er ſie, ſeine fürſtlichen Präfekten, deſpotiſirte, und ſie blieben Napoleoniſten ſo lange, bis ihnen unter öſtreichiſcher Vermittlung ihre volle „Souverainetät" gewährleiſtet und damit den nationalen Hoffnungen die Axt an die Wurzel gelegt war. Die Bevölkerungen der Rheinbundpräfekturen waren ſo vortrefflich napoleoniſirt, d. h. ſo zuſammenregiert, ſo zu einem willenloſen Brei zuſammengeſtampft, daß unter ihnen der Gedanke einer deutſchen Schilderhebung ſchlechterdings undenkbar.

In Baiern z. B. haben, wie bekannt, Montgelas und Konſorten auch nach dem Abſchluſſe des Vertrags von Ried noch alles ihnen Mögliche zu Ungunſten der deutſchen Sache geränkelt und geſtänkert. Im Schwabenlande aber war der tapferſte Streich, welcher i. J. 1813 für die deutſche Sache gethan wurde, dieſer, daß ein — wohlverſtanden nach dem Beitritte Friedrichs des Dicken zur widernapoleoniſchen Allianz — im Lokal des ſtuttgarter Leſevereins angeſchlagener obrigkeitlicher Befehl, „nicht über Politik zu reden“, herabgeriſſen ward und zwar — hört! hört! — „ungeſtraft“. Man ſieht, dieſer Schwabenſtreich gehört nicht eben in die Kategorie der von Uhland verherrlichten. Doch der Scherz iſt nicht am Orte, wo Einen auf Schritt und Tritt der ganze uralte und ewigjunge deutſche Jammer anfaßt. Als der genannte würtemberger Sultan, dem man mit Recht nachgeſagt, er habe in ſeiner Perſon den Vitellius glücklich mit dem Nero vereinigt, erfahren hatte, daß der von der leipziger Rieſenwalſtatt fliehende Napoleon bei Hanau den unfähigen Säbelraſſeler Wrede über den Haufen gerannt habe, ſetzte er ſich mit ſeinen Mignons zur Tafel nieder und brachte unter Trompetenſchall ein Hoch aus auf den Empereur und Roi, welcher mit gränzenloſem Uebermuth ſeinen Zwingherrnfuß auf Deutſchlands Nacken geſetzt hatte.

Und „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege“ und an uns die Frage thäte: Gibt es noch immer ſolche

„Landesväter“ in deutſchen Landen? — ſo müßten wir zur Antwort geben: Wir wiſſen es nicht; was wir aber wiſſen, iſt, daß, nachdem der Sohn von Hortenſe Beauharnais Napoleon der Dritte geworden war, ein Wettfahren deutſcher Fürſten nach Paris geſchah, um ſich dem Neffen des Onkels zu Gnaden zu empfehlen . . .

4.

Es iſt eine ſchmerzliche Thatſache, daß der Franzoſenkaiſer, wie bekannt, hauptſächlich durch den eifrig und umfaſſend geleiſteten Gehorſam, welchen ſeine Befehle bei den Rheinbundsfürſten fanden, deren Truppen ſich bis zum Herbſt mit unbeſtrittener Tapferkeit für den Unterjocher ſchlugen, in den Stand geſetzt war, im Frühlingsfeldzug von 1813 den verbündeten Preußen und Ruſſen noch einmal den Meiſter zu zeigen und dadurch namentlich dem Czaren Alexander die verhängnißvolle Ueberzeugung beizubringen, Rußland, Preußen und England ſeien mitſammen unvermögend, den Napoleonismus zu bewältigen. Die Folge hievon iſt geweſen, daß man Oeſtreichs Beiſtand um jeden Preis erkaufen zu müſſen glaubte, und der Preis, um welchen ſich Oeſtreich erkaufen ließ, war ein ungeheurer. Er hieß: Vernichtung der deutſchen Hoffnungen.

Der ſtarre und zähe Kaiſer-Tartuffe Franz, in deſſen Hand der leichtfertige und gewiſſenloſe, bis zur letzten Faſer entdeutſchte Metternich nur ein bieg- und ſchmiegſames Werkzeug geweſen iſt, ließ ſich, einmal zum Meiſter der Situation geworden, durch ſeinen Miniſter „von dem Bonaparte losmachen", wie er es nannte. Denn er haßte bekanntlich ſeinen Herrn Schwiegerſohn mit der ganzen Gründlichkeit jenes Haſſes, welcher ſich nachmals daran ergötzt hat, für die italiſchen Staatsgefangenen auf dem Spielberg neue Kerkermartern auszuſinnen. Indeſſen wollte er, durchaus nur darauf zielend, die gute Gelegenheit zur Rückgewinnung der alten Machtſtellung des Hauſes Lothringen-Habsburg zu benützen, den Napoleonismus doch nur eingeſchränkt und beſchnitten, keineswegs aber vernichtet wiſſen. Erſtens, weil ihm die napoleoniſche Macht als Gegengewicht gegen die ruſſiſche dienlich ſchien; und zweitens, weil ſich ſeinem Haſſe doch auch wieder ein geheimes Gefühl, ja, ſo zu ſagen, eine inſtinktive Zärtlichkeit für den Bändiger der Revolution, für den ſchwiegerſöhnlichen Muſter- und Meiſterdeſpoten beimiſchte.

Metternich, ein Staatsmann ohne alle Initiative und aller ſelbſtſtändigen und originalen Ideen bar und ledig, aber ein meiſterlicher Taſchenſpieler mit dem Handwerkszeug diplomatiſcher Spiegelfechterei, vollzog ſeinen Auftrag mit Geſchicklichkeit und „finaſſirte“ Oeſtreich aus dem napoleoniſchen Lager glücklich in das der Verbündeten hinüber. Sehr gegen ſeinen perſönlichen Wunſch und Willen freilich und nur unter dem ſehr mächtigen Beiſtand, welchen ihm der kaiſertolle Uebermuth und die wahnwitzige Hartnäckigkeit des Empereur dabei leiſteten. Der öſtreichiſche Miniſter ſtellte zunächſt den erſehnten Beitritt ſeines Gebieters zur widernapoleoniſchen Allianz in Ausſicht, falls die Verbündeten — d. h. der Czar, denn Friedrich Wilhelm erſcheint in allen dieſen Verhandlungen durchweg nur als eine dem czariſchen Zähler angehängte Null — zwei Grundbedingungen zum Voraus annähmen. Zum Erſten müßte in das ganze in Kompagnie zu machende Geſchäft ein „korrekterer“ Styl als der bisher angewandte gebracht werden. Von Freiheit, deutſchem Vaterlande, Volksrechten, nationaler Verfaſſung und anderen dergleichen „Ungeheuerlichkeiten“ mehr, wie das „beklagenswerthe“ Manifeſt von Kaliſch ſie „leider“ in Umlauf gebracht, müſſe unbedingt Abſtand genommen, jenes „gefährliche“ Aktenſtück ſelber für immer der Vergeſſenheit überwieſen, auch fortan jede Berufung an das Nationalgefühl der Maſſen vermieden, fernerweit der mit Kundgebung „jakobiniſcher“ Grundſätze angehobene Krieg durchweg in die korrekten Geleiſe eines „nüchternen Kabinettskriegs“ hinübergeleitet, item jede Betheiligung der Völker an den öffentlichen Angelegenheiten, ſoweit ſie nicht eine allerhöchſt befohlene ſei, energiſch verpönt und dafür geſorgt werden, daß die unbequeme und verdammliche Begeiſterung „des Freiheits- und Vaterlandsrauſches“ ſchleunigſt unter die Luftpumpe

„reindynaſtiſcher Intereſſen" und daſelbſt vom Leben zum Tode gebracht werde. Zum Zweiten ſodann dürfe dem Franzoſenkaiſer nicht gar zu Vieles zugemuthet und müſſe — wie das Oeſtreich in ſeinen „maßvollen" Friedensvorſchlägen präciſiren werde — insbeſondere zu Napoleons Gunſten auf die „Chimäre" der vollſtändigen Befreiung eines „chimäriſchen" Deutſchlands verzichtet werden.

Dieſe Bedingungen und Beſtimmungen nahmen Rußland und Preußen an, woraufhin Oeſtreich mit ihnen den reichenbacher Vertrag vom 27 Juni abſchloß, kraft deſſen es dem widernapoleoniſchen Bündniß beizutreten verſprach, falls der Empereur die Friedensvorſchläge Oeſtreichs verwerfen würde. Er verwarf ſie. In der That, die Napoleontollheit verwarf in den Nachmittagsſtunden des 28. Juni im Marcoliniſchen Palais zu Dresden dieſe „maßvollen" Friedensbedingungen, welche den Franzoſenkaiſer im Grunde ganz als den gelaſſen hätten, der er war. Denn die Franz=Metternichigkeit wollte ihm ja alles Ernſtes Frankreich, Italien, Belgien, Holland, die Schweiz, das linke Rheinufer, Weſtphalen und den

Rheinbund laſſen, deſſen Auflöſung nur als „wünſchbar" bezeichnet war.

Wunderſam, aber buchſtäblich wahr: — Deutſchland hat niemals einen grimmigeren Feind, aber auch niemals einen beſſeren Freund wider Willen gehabt, als der Napoleon geweſen iſt. Nicht allein darum, weil ſeine eiſerne Zwingherrnbeſenruthe Berge von mittelalterlichem Wuſt aus deutſchen Landen fortgefegt hat; auch nicht deßhalb nur, weil ſeine Tyrannenfauſt der todestief ſchlafenden Deutſchheit ſo in die Seele griff, daß ſie endlich wieder halb und halb erwachen mußte; ſondern auch und ganz vorzüglich darum, weil er den elenden undeutſchen und widerdeutſchen franz-metternichigen Frieden, welchen er im Juni von 1813 zu Dresden, im Auguſt zu Prag, ja, wenigſtens was die Hauptſache betraf, die Fortdauer ſeiner Kaiſerſchaft, noch im folgenden Jahre zu Chatillon hätte ſchließen können, kaiſertoll-dreiſt verwarf. Er that es, wie Jedermann weiß oder wiſſen könnte, zu Metternichs lebhaftem Bedauern und der öſtreichiſche Miniſter hat, unzweifelhaft mit Wiſſen und Willen ſeines Herrn, vor dem er Staub war — wenn auch „lackirter“ Staub — auch noch nach der Eröffnung des Herbſtfeldzuges von 1813 ſein „Finaſſiren“ mit Napoleon fortgetrieben, ſehr eifrig namentlich unmittelbar nach der letzten großen Liebkoſung, welche Dirne Fortuna ihrem verhätſchelten Liebling am 27. Auguſt bei Dresden zu Theil werden ließ.

Allein die preußiſchen Siege, welche gegen den Willen des vom Czaren zum Obergeneral des „Nordheers“ der Verbündeten beſtellten und ebenfalls ſchamlos zweiächſleriſch finaſſirenden Gaskogners Bernadotte bei Großbeeren und Hagelsberg erfochten wurden, dann der prächtige Blücherſieg an der Katzbach und endlich der ruſſiſch-öſtreichiſch-preußiſche Triumph bei Kulm, ſie machten den metternichigen Ränken und Schwänken vorderhand ein Ende, inſofern ſie den Knoten der Allianz Oeſtreichs mit den Verbündeten feſter zuſammenzogen. Aber auch jetzt wieder, beim Abſchluſſe des Vertrags von Teplitz (9. September) ſetzte es ſeine undeutſchen und widerdeutſchen Abſichten durch, allerdings eifrigſt ſekundirt von Preußen, welches, wo möglich, gegen den ſteinſchen Gedanken der Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches noch heftiger anging als Oeſtreich. Metternich brachte es dann dahin, daß auch von der Errichtung eines ſtraffen und ſtrammen deutſchen Bundes ſchon jetzt abgeſehen und erklärt wurde, der Rheinbund zwar müßte aufgelöſ't werden, aber ſämmtliche deutſche Potentaten und Potentätchen ſollten die „volle und unbedingte Souverainetät“ haben.

Damit waren denn die nationalen Wünſche der Deutſchen, damit war die begeiſterte Hoffnung auf die Schaffung eines deutſchen Geſammtvaterlandes verfranzmetternicht, d. h. lebendig eingeſargt und begraben, und wenn man ſich den weiteren Verlauf des „Befreiungskriegs“ nicht durch die Arndt- oder Jahn-Brille, ſondern mit bloßen, aber ſehenden Augen anſieht, ſo erkennt man, daß die geäfften Deutſchen, indem ſie gegen den Napoleonismus weiterfochten, zunächſt nur für einen anderen Anſtrich ihrer Feſſeln, für dynaſtiſche Egoismen und diplomatiſche Iskariotismen ſich geſchlagen haben, wie das ja von jeher des armen alten Michels jammervolles Loos geweſen iſt. Im Uebrigen war die

Metternichigkeit nicht damit zufrieden, Prinzip und Charakter des widernapoleoniſchen Krieges vaterlandsverrätheriſch gefälſcht zu haben. Nein, ſie machte nachmals noch den ſchamloſen Verſuch, durch die Feder von Judas Iſkariot Gentz auch die Geſchichte zu fälſchen, indem ſie den genannten Judas, im ſchreiendſten Widerſpruch zu früher von ihm ſelber gethanen Aeußerungen, lügen ließ: „Die Völker, die Jugend, die Freiwilligen haben Anno 1813 ſo gut wie gar Nichts gethan, ſondern Alles iſt vollbracht worden durch die wundervolle, im Stillen längſt vorbereitete Eintracht der Höfe.“

Und „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege,“ zu fragen: Aber ließen denn die Völker ſolchen himmelſchreiend-ſchnöden, diplomatiſch-höhniſchen Undank ſich gefallen? — wie ſollte und könnte darauf die Antwort anders lauten als: Ja wohl! denn was ließen und laſſen ſich die Völker nicht Alles gefallen? Oh, ſie hatten ja, nachdem ſie heldiſch gelitten und geſtritten, um alſo belohnt zu werden, vollauf zu thun, ihre Todten zu begraben, ihre Wunden zu verbinden, ihre eingeäſcherten Häuſer wieder aufzubauen, ihre zerſtampften Felder wieder zu beackern, — wie hätten ſie, den ſchweren Kampf um des Lebens Nothdurft kämpfend, Sinn und Zeit haben ſollen, zu bedenken, wie ungeheuer man ſie betrogen?

5.

Kein Zweifel, man hat dem Generaliſſimus der großen Koalition, dem Fürſten Schwarzenberg, deſſen Oberbefehlshaberſchaft übrigens weit mehr nur eine formelle als eine ſubſtanzielle geweſen iſt, vielfach Unrecht gethan, indem man ihm Mängel und Mißgriffe in ſeiner Kriegsführung zum Vorwurf machte, welche eigentlich ganz andere Leute als er verſchuldet haben, — namentlich der Czar Alexander, welchen es mitunter kitzelte, den Feldherrn zu ſpielen, wozu er gar keinen Beruf hatte. Schwarzenbergs Heerkommando war ein Martyrium, wie das ſeine viel zu ſpät und leider zuerſt in einem obſkuren Buch veröffentlichten Auslaſſungen (in den während der Feldzüge von **1813 — 14** vertraulichſt an ſeine Frau gerichteten Briefen) für jeden Unbefangenen klärlich darthun.

Er hat, ſoweit ſeine Gaben reichten, ſeine Pflicht im Sinn und Geiſt eines öſtreichiſchen Magnaten zwar, aber durchweg als ein redlicher, humaner, ehrenhafter, verſöhnlich-vermittelnder Mann gethan.

Dieſe nur gerechte Anerkennung der Verdienſte des öſtreichiſchen Generals, welche ihm noch heute verweigert wird in der Geſchichtezurechtmacherei-Werkſtatt der ſüßen Schwärmer für „die hohenzoller'ſche Spitze,“ ſie darf jedoch nicht ſoweit gehen, daß man verſchwiege, der Schwarzenberg wäre mit dem Napoleonismus niemals fertig geworden, ſo nicht der widernapoleoniſche Geiſt, welcher im blücher'ſchen Heere lebte und nicht minder die preußiſchen Generale und Soldaten beim Nordheer beſeelte, unabläſſig voran und vorwärts und zum Schlagen und Entſcheiden gedrängt und getrieben hätte. Es iſt jetzt auch anerkannt, wenigſtens von allen Wiſſenden und Redlichen, daß die berühmte „Zwickmühle“, d. h. der trachenberger Kriegsplan vom 11. Juli, welchen man lächerlicher Weiſe dem Bernadotte zugeſchrieben hat, den Napoleon entweder gar nicht oder jedenfalls nicht ſo tüchtig, ja vernichtend gezwickt haben würde, wie ſie that, falls nicht der Blücher und deſſen „Kopf“ Gneiſenau, ebenſo der York, der Bülow, der Tauenzien und überhaupt alle die vorragenderen preußiſchen Führer dafür geſorgt hätten, daß die Wände beſagter Zwickmühle enger und enger um den Schlachtendonnerer her zuſammengeſchoben wurden.

In Wahrheit, der heldiſche Jüngling von 71 Jahren, welchen der franzöſiſche Empereur in ſeiner Wuth einen „verſoffenen Huſaren“ ſchimpfte, und welchen die Köckeritze und Wittgenſteine und andere Schlotterlinge in der Umgebung Friedrich Wilhelms einen „betrunkenen Tollkopf“ und „blinden Dreinſtürmer“ ſchalten, er hat den Sinn des trefflichen, von Toll, Radetzky und Kneſebeck mitſammen entworfenen und feſtgeſtellten Plans für den Herbſtfeldzug von 1813 am beſten begriffen und am thatkräftigſten zur Ausführung gebracht. Das ganze Verhalten des ſchleſiſchen Heeres vom Auguſt bis zum Oktober bezeugt das unwiderleglich. Als die preußiſchen Generale Tauenzien, Bülow und Borſtell abermals ihrem Oberfeldherrn zum Trotz am 6. September bei Dennewitz ruhmvoll geſchlagen und glänzend geſiegt hatten, begann Blücher, nachdem er ſich mit dieſen ſeinen Waffengefährten verſtändigt hatte, ſeine „Rechtsabſchwenkung" aus Schleſien und erzwang am 3. Oktober bei Wartenburg, wo der York mit ſeinem Harſt hochherrlich die „Pflaumenſchlacht" focht und gewann, den Uebergang über die Elbe, wodurch auch der Bernadotte, obzwar ſehr gegen ſeinen Willen, über den Strom nachgezogen und dem ſchwarzenbergiſchen Heere Luft und Luſt geſchaffen wurde, wiederum aus Böhmen hervorzubrechen und zwar diesmal in der Richtung auf Leipzig. Dieſe blücher'ſche Handhabung der koloſſalen Heerzange, womit die Verbündeten ihren Gegner zu umfaſſen und zu packen ſuchten, iſt es geweſen, welche den Napoleon zwang, endlich die Elbelinie aufzugeben und nach dem fehlgegangenen Stoß in der Richtung auf Düben in die Ebenen von Leipzig zurückzuweichen, wo aber nicht, wie er noch immer ſich ſchmeichelte, ein entſcheidender Sieg, ſondern eine vernichtende Niederlage ſeiner wartete. Nicht alſo, wie die napoleoniſche Mythologie gefabelt hat, der „Abfall" Baierns, welchen Napoleon erſt am

13. Oktober erfuhr, nachdem er ſchon am 8. Dresden verlaſſen hatte, ſondern der Elbübergang Blüchers war das entſcheidende Moment in der Kette von Urſachen, welche die Entſcheidung bei Leipzig herbeigeführt haben.*) Daß aber der Entſcheidungstag ſchon der 16. Oktober, daß der eigentliche Held dieſes Tages der genialiſche Feldhauptmann und tapferſte Soldat Prinz Eugen von Würtemberg bei Wachau und der eigentliche Entſcheider der alte Blücher bei Möckern geweſen iſt, dagegen kann jetzo gar kein Zweifel mehr aufkommen.

Ein eigenthümlich Schickſalsſpiel, daß, während Nero-Vitellius von Würtemberg eine der Hauptſtützen der napoleoniſchen Zwingherrſchaft in Deutſchland war, ein Prinz ſeines Hauſes, der wahrhaft ein „Prinz Eugenius der edle Ritter“ zu heißen verdient, in den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814 als einer der tüchtigſten Hebel zum Sturze des Napoleonismus ſich bewährte. Und ebenſo muß hervorgehoben werden, daß es ein ſchwererworbenes, aber größtes Verdienſt Blüchers geweſen iſt, den Bernadotte, dem die zweideutige czariſch-alexandriſche Politik zu einer Rolle verholfen hatte, welche die Befähigung und noch mehr den Charakter des Gaskogners weit überſtieg, an der Elbe feſtgehalten und ſchließlich auf das Entſcheidungsfeld „herangekriegt“ zu haben. Mußten doch alle Saiten der Geduld ſowohl als der Entſchiedenheit aufgezogen werden, um zu erreichen, daß der „Piaffeur“, wie Napoleon den Gaskogner, welcher aus dem trüben Waſſer ſeines Gebarens die Krone von Frankreich herauszufiſchen wähnte, treffend genannt hatte — mit ſeinen 90,000 Mann da nicht ausriſſe, wo der Blücher mit ſeinen 60,000 Mann anzugreifen entſchloſſen war.

---

*) (Zuſatz von 1864.) Aus den neuerlich veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden aus den Feldzügen von 1809—15“, Karlsruhe 1864, ſcheint ſogar hervorzugehen, daß man in der nächſten Umgebung Napoleons erſt am 16. Oktober beſtimmte Nachricht vom „Abfall“ Baierns erhielt. Der Markgraf erzählt S. 123: „Am Abend des 16. ließ mich der Herzog von Baſſano rufen und ertheilte mir den Auftrag, den bairiſchen General von Raglovich zu arretiren, weil man ſichere Nachrichten vom Beitritt ſeines Königs zur Allianz gegen Frankreich habe.“

Aus jenen Vorbereitungstagen zur leipziger Schlacht läßt uns eine neu aufgebrochene Quelle die nachſtehende Epiſode ſchöpfen, welche Stimmung und Styl preußiſchen Soldatenlebens von damals hübſch kennzeichnet. Unweit vom Petersberg bei Halle nämlich begegnet der alte Blücher, Feldmütze auf dem Kopfe, verſchabten grauen Mantel um die Schultern, die ewige Tabakspfeife zwiſchen den Zähnen, einer verdroſſen durch den zähen Lehmbodenkoth ſich fortarbeitenden Kolonne von Bülows Heerhaufen. „Na — ſagt der Alte zu den pommer'ſchen Grenadieren — freu' mir, meine Pommern wieder 'mal zu ſehen. Habt euch ſakermentiſch gut geſchlagen bei Großbeeren und Dennewitz; ſo habt ihr, Gott ſtraf' mir! Und ſchätz' ich mich's recht zur Ehre, ſo zu ſagen auch ein Pommer zu ſein." Die Pommernmänner ſchauen auf, und da ſie den Alten nicht kennen, der ganz allein dahergeritten kommt in gar keinem feldherrlichen An- und Aufzug, ſo brummt einer aus den Reihen hervor: „Ja, det glöw ik wohl, nu mag jeder Hundsfott wohl een Pommer weſen" — (ja, das glaub' ich wohl, jetzt will jeder Hundsfott ein Pommer ſein). „Schwerenöther ihr — lacht der Gebhart Lebrecht, den Gaul wendend — ihr bleibt immer die Alten, brav und grob, Gott verdamm' mir!" . . .

Am 14. Oktober waren die Wände der widernapoleoniſchen Zwickmühle endlich ſo enge zuſammengeſchoben, daß innerhalb derſelben die Inſtrumente zu dem beiſpielloſen Waffenkonzert, genannt leipziger Völkerſchlacht, geſtimmt werden konnten. Schwarzenberg hatte ſich, ſeine ſchwere Drei-Monarchen-Bürde auf dem Nacken, langſam über das Erzgebirge herübergeſchoben und war über Altenburg und Zeitz am ſüdlichen Rande der großen Walſtatt angelangt. Vom Norden her zog Blücher, den heftig ſich ſträubenden und fortwährend Seiten- und Rückſprünge verſuchenden Bernadotte mit ſich ziehend, wie an einem Naſenringe, und bereit, ſeine zu Halle verſammelten Harſte auf dem rechten Ufer der Elſter über Schkeuditz gen Leipzig vorzuführen. Der Empereur ſeinerſeits traf an dem genannten Tage ebenfalls daſelbſt ein, und nachdem er die Stadt umritten hatte, vernahm er in ſeinem Quartiere zu Reudnitz von Liebertwolkwitz her die Ouvertüre zur ungeheuren dreitheiligen oder dreitägigen Symphonia heroika, d. h. das Getöſe des Reitertreffens, welches Schwager Murat da draußen gegen preußiſche und ruſſiſche Reiterei planlos ſchlug und verlor.

Den Plan zur Schlacht für Schwarzenbergs Gewalthaufen hat bekanntlich der aus ſächſiſchen Dienſten in öſtreichiſche gegangene General Langenau entworfen. Andere haben dann an dem ungeſchickten Ding ungeſchickt noch herumgeſchuſtert und ſo kam es, daß die ſchwarzenbergiſche Hauptmacht in den engen, unwegſamen „Sumpfwinkel“ zwiſchen Elſter und Pleiße gepfercht wurde, wo für Maſſenentwicklung kein Raum und das vorausgeſetzte und geforderte rechtzeitige Hervorbrechen über die Pleiße bei Konnewitz faſt eine Unmöglichkeit war. Napoleon dagegen hatte, den rechten Flügel ſeiner Schlachtordnung an die Pleiße lehnend, ſeine Hauptſtellung auf den ſanften, die weite Ebene beherrſchenden Bodenerhebungen bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Auf das in ſeinem Rücken liegende Leipzig geſtützt, meinte er im Stande zu ſein, Schwarzenberg und **Blücher** getrennt zu halten und jenen am 16., dieſen am 17. zu ſchlagen. Ein Herankommen Bernadotte's glaubte er gar nicht ernſtlich mit in ſeine Berechnung ziehen zu müſſen: er kannte ja ſeinen „piaffenden“ Gaskogner. Aber er kannte noch immer nicht den alten Gebhart Lebrecht, welcher den Kronprinzen von Schweden am Naſenringe hielt. Hätte er den Blücher gekannt und hätte er geahnt, was ihm von dieſer Seite bevorſtand, er würde ſich gewiß nicht begnügt haben, den Marſchall Marmont mit 20,000 Mann und 84 Geſchützen nach Möckern zu ſchicken, um dieſe allerdings von Natur ſehr feſte Stellung gegen ein allfälliges Vorgehen des Blücherheeres zu bewachen und zu behaupten.

Die Skribenten und Dozenten der napoleoniſchen Mythologie fabelten und fabeln, daß gleich zu Anfang der Völkerſchlacht die Verbündeten mit einer „erdrückenden Uebermacht“ gegen ihren Gegner hätten auftreten können und wirklich aufgetreten ſeien. Nun iſt aber Thatſache, daß der erſte der drei Schlachttage der entſcheidende war; und ebenſo iſt Thatſache, daß an dieſem 16. Oktober die Streitkräfte der Verbündeten — Dank dem nicht zweideutigen, ſondern geradezu verrätheriſchen Benehmen,

d. h. abſichtlichen Nichtherankommen Bernadotte's mit dem Nordheer — den franzöſiſchen gar nicht oder doch nur ganz unbedeutend überlegen waren. Denn Napoleon hatte am 16. Oktober jedenfalls nicht weniger als 190,000 Mann, worunter etwa 33,500 Reiter und 700 Geſchütze, wogegen ſeine Gegner, die getrennten Heere Schwarzenbergs und Blüchers — jenes 133,078, dieſes 60,431 Mann ſtark — zuſammengerechnet 193,509 Streiter, worunter ungefähr 38,000 Reiter und 750 Kanonen aufzubringen vermochten. Und, wohl zu merken! die franzöſiſche Macht wurde vom Napoleon kommandirt, welcher, wenn auch nicht mehr der ganze, doch immerhin noch ein Zweidrittels-Napoleon war.

So hat er denn da, wo er ſelber die Rieſenſymphonie dirigirte, d. h. auf der Südſeite der Walſtatt, am 16. Oktober ſeinen Feinden den alten Kriegsmaeſtro und Schlachtenvirtuoſen noch einmal gezeigt, obzwar nicht mehr, bei Weitem nicht mehr in der alten zermalmenden Wetterſtralsweiſe. Ganz beſonders unglücklich ſtritten an dieſem Tage die öſtreichiſchen Generale, Giulay vor Lindenau, Merveldt bei Konnewitz, Klenau bei Liebertwolkwitz. In der Verwirklichung des Schlachtplans der Verbündeten griff und klappte Nichts recht in einander und die Führung des oberſten Heerkommandoſtabs ließ Sicherheit, Straffheit und Wucht gar ſehr vermiſſen. Soweit es möglich, wurden jedoch dieſe Nachtheile gutgemacht durch die Einſicht und Standhaftigkeit einzelner Führer, ſowie durch das wetteifernd heldiſche Streiten der verbündeten Truppen, welche naiv genug waren, es für ernſtgemeint zu halten, wenn Generaliſſimus Schwarzenberg, der es übrigens für ſeine Perſon ſicherlich ernſt und ehrlich meinte, in ſeinem Tagsbefehl vom 15. Oktober ihnen zugerufen hatte: „Ihr kämpft für die Freiheit Europa's!“

Für die Freiheit Europa's? Ah, „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege“ und trauervoll die Franze, Metterniche, Gentze und Konſorten fragte: Warum habt ihr die armen vertrauenden und hoffenden Menſchen, die bei Leipzig „für die Freiheit Europa's“ in den Tod zu gehen glaubten, ſo ſchamlos belogen und betrogen? — die Franze, Metterniche, Gentze und Konſorten, ſie würden ſich in ihren Gräbern mit behaglichem Grinſen umkehren und ſagen: Mit Speck fängt man Mäuſe und mit Redensarten ködert man Menſchen!

6.

Aber nicht in Sterblichen von der Sorte pulſirt, was „ſterblich nicht“ im Menſchen und was den ſchweren Erdenkloß emporträgt in die hellen Regionen, von wo der göttliche Anhauch („afflatus divinus“) zu großem Denken und Thun ausgeht. Seht, dort drüben, wo am 16. Oktober von 1813 um Behauptung und Erſtürmung der Hochebene von Lindenthal blutig gerungen ward, da waltete voll und ganz dieſer Anhauch, waltete herrlich in den ſchlichten preußiſchen Landwehrmännern, welche auf den Zuruf eines ihrer fallenden Führer, des zum Tode getroffenen Grafen Wedell: „Rettet das Vaterland!“ den in und um Möckern mit höchſter Bravour fechtenden

Franzoſen die eiſerne Garbe unwiderſtehlich ins Fleiſch trugen. „Jeder — ſo hat ein anderer tapferer Führer, der Major Hiller nachmals bezeugt — Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken ſtürzten auf meinen Zuruf, daß heute Deutſchlands Schickſal entſchieden werden müſſe, die Bataillone über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrah von Neuem auf den Feind“... Die Umſtände fügten es, daß, wie Männiglich weiß, die Möckernſchlacht wiederum durchaus nur von preußiſchen Truppen, vom Harſte des prächtigen Griesgrams York, welcher an dieſem Tag ein „Bataillongeneral“ erſter Größe war, geſchlagen und gewonnen worden iſt. Der Sieg war vollſtändig: Marmont wurde mit den kläglichen Trümmern ſeiner Streitmacht am Abend bis unter die Mauern von Leipzig zurückgetrieben und damit war die äußerſt wichtige Schutzwand Napoleons auf der Nordſeite des leipziger Entſcheidungsfeldes niedergeworfen.

Und auch auf der Südſeite hatte der größte aller Schlachtenlenker derweil doch mehr nur ſcheinbare als wirkliche Vortheile errungen. Das dankte man — d. h. hätte man von Rechtswegen danken ſollen — ganz namentlich dem Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher, der ganzen Wucht und Wuth des napoleoniſchen Hauptangriffs zum Trotz, Wachau bis zur äußerſten Möglichkeit und damit die Schlacht gehalten hatte. Seiner Standhaftigkeit war es nicht zu viel, mit ſeinen entſetzlich gelichteten Bataillonen, von deren Mannſchaft volle zwei Drittel todt und verwundet den Boden bedeckten, auch noch den erſten Stoß der Reitermaſſe von 8000 Mann auszuhalten, womit der Empereur ſchließlich das Centrum der Verbündeten zu ſprengen vergeblich unternahm. Nach beendigter Blutarbeit vom 16. Oktober hatten die Franzoſen ihr Mitteltreffen bei Wachau ſtehen und lehnten ihren rechten Flügel an Markkleeberg, ihren linken an die ſogenannte Schwedenſchanze. Die Verbündeten ſtanden dem Feinde in einem weiten Halbkreis parallel gegenüber, mit dem Centrum vor Güldengoſſa, während Bennigſen mit friſch anlangenden ruſſiſchen, Kolloredo mit öſtreichiſchen Diviſionen in die Stellungen einzurücken begannen, welche ihnen zur Verſtärkung von Schwarzenbergs rechtem Flügel angewieſen waren.

Napoleon, bei ſeinem hinter Wachau an der Straße nach Borna aufgerichteten Zelte vom Pferde geſtiegen, hielt für den nächſten Tag noch immer die Siegeshoffnung feſt. Nachdem aber die Hiobspoſt von Möckern eingetroffen war, da machte er mittelſt Abſendung des bei Konnewitz gefangenen Generals Merveldt den bekannten Waffenſtillſtands- und Friedensverſuch beim Kaiſer Franz. Zu ſpät! Als am 17. Oktober gegen Abend zu noch immer keine Antwort von drüben eingetroffen war, da „verkroch ſich“ — hat Augenzeuge Odeleben berichtet — der Empereur in ſein Zelt und „es mehrten ſich im franzöſiſchen Hauptquartier die finſteren Geſichter und ſprach man unverhohlen von der Nothwendigkeit des Rückzugs.“ In Wahrheit, der Kampf am 18. Oktober, zu welchem man am 17. beiderſeitig rüſtete, konnte für die Franzoſen nur noch ein Kampf um den Rückzug ſein. Es iſt auch vollwichtiger Grund zu der Annahme vorhanden, daß die entſchiedene Niederlage, welche Napoleon am dritten der drei Schlachtentage erfuhr, geradezu eine Vernichtung hätte werden müſſen, falls Schwarzenberg von der erdrückenden Uebermacht, welche ihm am 18. Oktober zur Verfügung ſtand, richtig und entſchloſſen Gebrauch gemacht hätte. Er that es nicht, ſo ſehr nicht, daß er, wie bekannt, von ſeiner Streitmacht 100,000 oder auch 120,000 Mann gar nicht ins Feuer brachte, und hieraus läßt ſich erklären, wie es zuging, daß der Empereur noch gegen 90,000 Mann von der leipziger Walſtatt wegretten konnte.

In der Morgenfrühe des 18. Oktobers war es endlich dem alten Blücher gelungen, alle die Ränke und Schwänke, womit der Bernadotte ſein Nichtherankommenwollen maskirte, energiſch durchzuwettern. Damit war das ungeheure Jagdnetz vollendet, welches heute um den großen Nimrod, der ſo lange die Völkerjagd getrieben, zuſammengezogen werden ſollte und wirklich zuſammengezogen ward. Nicht ſo nachdrücklich freilich, daß ihm nicht noch eine Oeffnung — die über Leipzig gen Weißenfels — zum Entſchlüpfen geblieben wäre. Die franzöſiſche Schlachtordnung war der Geſtalt, daß die ſämmtlichen Korps, welche bislang auf der Südſeite der Stadt gekämpft hatten, auf dem Plateau von Propſtheida ſich zuſammenſchloſſen und nördlich und öſtlich Marmont und Ney den rückwärts gebogenen Halbkreis verlängerten, welcher in einer Ausdehnung von zwei Stunden dem Feinde überall und ſo lange die Stirne bieten ſollte, bis bei allmäliger Verengerung des Kreiſes ein Theil deſſelben nach dem andern über Leipzig und Lindenau ſich abziehen könnte. Die Verbündeten ihrerſeits wollten in drei Angriffsſäulen gegen die feindliche Stellung vorgehen, während auf der Oſtſeite das Nordheer unter Bernadotte den Kampf zu führen hätte und auf der Nordſeite Blücher.

Um die achte Morgenſtunde hob das gegenſeitige Morden von 450,000 Menſchen an, die Völkerſchlacht, welches Wort erſt an dieſem Tage aufkam und zwar zuerſt vom preußiſchen Oberſt Müffling ausgeſprochen. Die Tragödie vom 18. Oktober zerfiel aber in zwei Akte, deren erſter die Linksſchwenkung des ſchwarzenbergiſchen, deren zweiter die Rechtsſchwenkung des bernadotte-blücher'ſchen Heeres geweſen iſt. Auf der Südſeite kämpften die Verbündeten lange Stunden hindurch nicht mit dem Erfolge, welchen ihre Anſtrengungen verdient hätten. Erſt nach und nach und mit großen Opfern gelang es ihnen, Boden zu gewinnen und die Seiten des Halbkreiſes der feindlichen Stellung mehr gegen Leipzig hinzudrücken. Erſt das Eingreifen des Nordheeres, voran Bülows, der um 1 Uhr mit ſeinem Harſt zum Sturm auf Paunsdorf vorging, während Blüchers Anordnung gemäß Langerons Korps gleichzeitig zum Angriff auf Schönefeld vorſchritt, entſchied die Niederlage der Franzoſen, — eine Niederlage, ſo unbedingt-unvermeidlich, daß es ganz lächerlich iſt, wenn die albernen und die ſchlauen Pfaffen des Napoleonkultus dieſe Niederlage allerlei kleinen und kleinlichen Nebenumſtänden, dem Uebertritt von etlichen tauſend Rheinbündlern zu den Verbündeten, dem vorzeitigen Sprengen einer Brücke u. dgl. m. zugeſchrieben haben. Der Sturm auf Leipzig am 19. Oktober war nur noch ein blutiger Epilog der furchtbaren Schlachtentrilogie. Vormittags entwich der beſiegte Empereur aus der Stadt und um 1 Uhr

Mittags begrüßten ſich die ſiegreichen Feldherrn und Fürſten auf dem Marktplatz, wo bekanntlich Gneiſenau zuerſt die Loſung ausgegeben hat: „Nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons darf der Krieg enden!“

Aber einen entſetzlich hohen Preis hatten die Verbündeten für ihren Sieg bezahlt: — von den 100,000 Unglücklichen, welche todt oder verſtümmelt auf der blutſtarrenden Walſtatt lagen, aus welcher die Brandruinen von mehr als zwanzig im Feuer aufgegangenen Dörfern ſchwarz in die Lüfte ſtarrten, gehörte allermindeſtens die Hälfte den Verbündeten an. „Mit welchen Strömen von Blut — ſchrieb Gneiſenau am 22. Oktober an eine preußiſche Prinzeſſin — mit welchen Strömen von Blut die Freiheit der Welt erkauft iſt, davon mag man anderwärts keinen Begriff haben. Auf Meilen weit ſind die Felder mit Todten, Verſtümmelten und Verwundeten bedeckt und rings um Leipzig her iſt die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauſpiel des höchſten menſchlichen Elends!“

Und „wenn nun heut' ein Geiſt herniederſtiege“, zu Frage zu thun: Aber war mit dieſem unermeßlichen Jammer die „Freiheit der Welt“ wirklich erkauft? ſo könnte die Wahrhaftigkeit ihm nur die Antwort geben: — Das nicht! Dafür jedoch die Heilige-Allianz-Politik, d. h. nach der ruchloſen napoleoniſch-thatſüchtigen, aber auch Thaten zeugenden Tyrannei die noch ruchloſere Tyrannei der Impotenz, aus hoch- und übermüthiger Verblendung, aus „chriſtlich-germaniſcher“ Phantaſterei, muckeriſchem Bleizucker und mühlſteinharter Verfolgungsſucht abſcheulich gemiſcht.

„Und ſo hätten die Tauſende und wieder Tauſende und abermals Tauſende von deutſchen Jünglingen und Männern, die auf allen den Walſtätten von 1813 ihr Blut vergoſſen haben, es vergeblich und fruchtlos gethan?“

Doch wohl nicht. Denn aus dieſer koſtbaren Blutſaat iſt die Idee der Einheit Deutſchlands hervorgewachſen und bereits zu einer ſittlichen Macht, zu einer deutſchen, ja zu einer europäiſchen Lebensmacht emporgereift, ſagt man.

„Schöne Worte!“

Ganz gewiß. Steht doch im Fauſt geſchrieben: „Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten, aus Worten ein Syſtem bereiten, an Worte läßt ſich trefflich glauben“ — und wir ſind bekanntlich ein, nein, das Volk von Denkern, Dichtern und Düſtlern.

„Das alte Hamlet-Elend alſo?“

Ja wohl, mit echtdeutſcher Treue konſervirt, balſamirt und venerirt.

„Ah, ich ſehe, der Uhland hatte recht, als er unlängſt uns von da unten zu melden kam:

„„Untröſtlich iſt's noch allerwärts!““

Ein

„Dies irae."

(Der 24. Februar von 1848.)

„Lieber Tan — ſo ſchrieb der dritte Sohn Louis Philipps, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadſchi genannt, vom Bord ſeines Flaggenſchiffes „Le Souverain“ am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an ſeinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — ich ſchreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereigniſſe mich ernſtlich beunruhigen. Es ſcheint mir nämlich unvermeidlich, daß der unnatürliche Zuſtand Frankreichs, welcher die konſtitutionelle Fiktion verſchwinden machte, in der bevorſtehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Miniſter mehr, denn ihre Verantwortlichkeit iſt Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte au roi). Derſelbe iſt auf einer Altersſtufe angelangt, wo man keinen Betrachtungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermeßliche Erfahrung, ſein Muth, alle ſeine großen Eigenſchaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; aber deßhalb iſt die Gefahr nicht weniger groß .... Unſere Lage iſt ſchlecht. Im Innern ein Finanzzuſtand, welcher nach ſiebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender iſt, und auch nach Außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch nöthig und leicht geweſen wäre, der Eigenliebe unſeres Landes etliche von jenen ihr ſo theuren Befriedigungen zu verſchaffen, mittelſt welcher man die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von bedenklichſten inneren Schäden ablenkt. Die ſpaniſche Geſchichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treuloſigkeit verſchafft. Von England getrennt zur Stunde, wo die italiſche Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weiſe betheiligen, welche unſer Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien geſetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer Etwas ſind. Wir wagten es nicht, uns gegen Oeſtreich zu kehren, aus Furcht, England möchte ſofort eine neue heilige Allianz gegen uns ſtiften. Alles dies iſt das Werk des Königs allein, iſt das Reſultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht die Kraft beſitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Dieſe unglückſeligen ſpaniſchen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert . . . Alles zuſammengerechnet, ſtehen wir ſo: — Im Innern zerrüttete Finanzen; nach Außen genöthigt, zu wählen zwiſchen einer demüthigen Abbitte bei Palmerſton oder der Schmach, gemeinſam mit Oeſtreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unſere Prinzipien und unſere natürlichen Bundesgenoſſen zu kämpfen. An Alledem iſt der König ſchuld, der König allein, welcher unſere verfaſſungsmäßigen Einrichtungen gefälſcht hat (qui a faussé nos institutions constitutionnelles). Du wirſt mir verzeihen, daß ich alſo von dem Vater ſpreche: du weißt ja, wie ſehr ich ihn achte und liebe. Aber es iſt mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und ſie erſchreckt mich"*).

Zwei Monate und etliche Tage ſpäter ſchrieb aus Anlaß des Ablebens der Prinzeſſin Adelaide, Schweſter des Königs der Franzoſen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geiſtreiche", an Louis Philipp einen Kondolenzbrief, aus welchem das pariſer Blatt „La Semaine" am 31. Januar von 1848 dieſe Stelle mittheilte: — „Sire! Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen, Sie der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Geſellſchaft auf ihren alten, erſchütterten Grundlagen neu zu befeſtigen. Möge Gott Ew. Majeſtät zum Heile Frankreichs und zum Beſten Europa's noch langes Leben verleihen! Das iſt mein heißeſter Wunſch."

Dieſe zwei Aktenſtücke zeichnen ſcharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums" auf der

---

*) Revue rétrospective, (Paris 1848), No. 31. Das Original des Briefes, wovon das Mitgetheilte nur ein Auszug, wurde am 24. Februar 1848 im Kabinett des Duc de Nemours in den Tuilerien gefunden.

Schwelle vom Jahr 1847 zum Jahr 1848. Sein eigen Fleiſch und Blut verdammte die ſchweren Sünden und ungeheuren Fehler, welche Louis Philipp begangen hatte; der eigene Sohn ſprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihrauchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht“ der Könige den von den Grundſätzen der Freiheit und Vernunft abgefallenen Verräther. Der Sohn Egalité's, der „Uſurpator“ von 1830, welchen damals Czar Nikolaus in ſeinem Hochmuth als einen Lump und Schubiak behandelt hatte, war demnach jetzo vom Abſolutismus zu Gnaden angenommen. Ja, das zeichnet vollſtändig die Sachlage. Die Julimonarchie war reif zum Untergang und der Vernichtungsſpruch gefällt. Sehen wir, wie er ſich vollzog.

1.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge ſchlägt 1 Uhr, die erſte Stunde des 24. Februar von 1848.

Die Nacht iſt froſtig und finſter, aber der Widerſchein ihrer Myriaden von Gaslichtern macht die über der Rieſenſtadt hängende Dunſtmaſſe weißlich ſchimmern. Der alte Königspalaſt, welcher ſchon ſo viele Schickſalswechſel geſehen, dieſe Tuilerien, worin Marie Antoinette intrikirt, der Konvent vulkaniſirt und Napoleon deſpotiſirt hatte, ſie zeigen auch zu dieſer Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeſchreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Haſtvolle und Bängliche, welches Kataſtrophen von Herrſchern und Staaten vorauf zu gehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windſtrom dem Gewitter voranwallt. Die Wachtpoſten ſind überall verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes iſt geſchloſſen. Der ganzen Vorder- und Hinterfront des Schloſſes entlang iſt in allen Stockwerken eine Maſſe von Fenſtern erhellt und man ſieht in den Korridoren des Erdgeſchoſſes, wie droben in den Manſardengängen eilende Lichter kommen, verſchwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein ſummendes Getöſe, nur noch mühſelig gedämpft durch den beſchwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generälen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Ueberall ins Längliche oder auch ſchon ins Lange gezogene Geſichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüſter und Gewiſper. Ein Unheimliches ſchreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch iſt dieſes Schreiten nur ein Schlurfen, aber binnen etlichen Stunden wird es ein Dröhnen ſein.

Kriegeriſche Zurüſtungen rings umher um den Palaſt. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwiſchenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais Royal vorgeſchoben. Der Quai entlang der Seine, ſoweit die Tuilerien- und Louvrebauten reichen, ebenfalls wohlbeſetzt. Auch hier zwiſchen dem Fußvolk Artillerie, beſonders an den Punkten, wo ſich die drei Brücken, Pont Royal, Pont du Carrouſel und Pont des Arts, auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zuſehen wäre in der Haltung der Truppen eine gewiſſe Schlaffheit und Verdroſſenheit bemerkbar geworden: — ſie hatten ſchon ſeit nahezu zweimal 24 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebſamen Dienſt gethan. Aber drinnen auf dem Carrouſelplatz geht es laut und lebhaft her. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, der nach allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen garnirt iſt. In der Mitte ein dichtſtehender Halbkreis von Stabs- und Subalternoffizieren. Vor der Fronte deſſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reich geſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den an den aufgeklappten Rändern mit weißem Federnbeſatz eingefaßten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in der Uniform eines Generallieutenants, deſſen ariſtokratiſch feine, kühle und etwas hochmüthige, aber feſte und geſcheidte Züge den Duc de Nemours, zweitälteſten

Sohn Louis Philipps, erkennen laſſen. Hinter dem Marſchall erblickt man zwei in Mäntel und Pelze ſattſam eingewickelte Civilmänner, zwei ſo eben, man weiß nicht recht halb oder ganz entminiſterte Säulen des „Syſtems der Korruption“, Guizot und Duchatel. Der Zweite mag immerhin das Geſicht in den Pelzkragen verſtecken: es lohnt ſich kaum der Mühe, ihn anzuſehen. Schade aber, daß man vom Monſieur François Guizot nicht mehr zu ſehen bekommt. Denn der Mann verdiente wohl näher betrachtet zu werden als der zu Fleiſch und Blut gewordene Doktrinarismus der konſtitutionellen Lüge, als die Verkörperung des zur höchſten Potenz erhobenen Schulmeiſterthums der parlamentariſchen Fiktion.

„Meſſieurs — ſagt der Marſchall Bugeaud mit knapper Hutlüftung, kurz und barſch — der König hat mich mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, betraut. „Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern. Ihr wißt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen worden. Habt Acht, daß ihr mich diesmal meine Jungferſchaft nicht verlieren macht.“

Beifälliges Lachen belohnt den Kaſernenſpaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter ſeinen populären Titeln „Kerkermeiſter von Blaye“ und „Schlächter von der Rue Transnonain.“ Aber, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräuſch den Strom herunter, von der Cité-Inſel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die ſich zur Linken der Seine um das Pantheon zuſammenballen und zur Rechten zwiſchen dem Hotel de Ville, der Place de la Baſtille und den Boulevards gelagert ſind? Ein Rauſchen und Brauſen, bald ſinkend, bald ſchwellend; ein tauſendfältig Gemiſch von Tönen und Klängen, zerſplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zuſammenſchlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantiſchen Ozean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen ſich aus dem monotonen Geſauſe einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!“ und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!“ und wie ein Bündel feuriger Klangraketen ziſcht zum nächtigen Himmel empor der unſterbliche Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marſchall zieht ſich den Mantel dichter um die Schultern und ſagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden ſprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr ſollt alsbald meine Befehle habe, Meſſieurs. Ich gehe, die Dispoſitionen zur Niederwerfung der Emeute feſtzuſtellen.“

Während er, ſiegesſicher, im Etat-Major (Generalſtabsgebäude) ſeinen Plan entwirft, arbeiten ſich zwei Männer mühſam und oft angerufen zum Eingang des Palaſthofs und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der Eine iſt in der Uniform der Adjutanten des Königs, der Andere in Civil, — ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er ſich aus ſeinen Einhüllungen herausgewickelt, ſtellt ſich der Kleine als ein ziemlich altes Männchen dar mit einem dezidirten Ruß-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03463/012

knackergeſicht, welchem jedoch die Augen viel „Esprit“ verleihen würden, ſo ſie nicht durch große runde Brillengläſer verdeckt wären. Er nimmt ſeinen Hut ab und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne, denn er hat unterwegs mit ſeinen armen kurzen Beinen verſchiedene Barrikaden überklettern und ſo zu ſagen ein „Rennen mit Hinderniſſen“ mühſelig beſtehen müſſen. Dann folgt er ſeinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinett des Königs. Auf dem Wege dahin ſtreifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, faſt Ellenbogen an Ellenbogen, Meſſieurs Guizot und Duchatel, und wie der Kleine ſie erkennt, gleitet flüchtig ein ſardoniſches Lächeln über ſein Geſicht, ſo daß ſeine Naſenſpitze faſt mit dem zahnloſen Oberkiefer in Berührung kommt. Im Vorzimmer eilt dem Kleinen Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliſte, eine Perſon, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas betrachteten Knaben gleicht. Im Uebrigen ein befliſſenſter Fartcatcher des vielgeprieſenen „Syſtems“, deſſen logiſche Konſequenz der heutige „Dies irae“. Der geſchmeidige Höfling iſt deshalb nicht zu tadeln. Hat doch das geſammte „offizielle“ Europa das „Syſtem“ des Bürgerkönigs als die Quinteſſenz politiſcher Weisheit lobgeprieſen und zwar mit Recht. Denn es hatte beinahe achtzehn Jahre lang Erfolg gehabt und der Erfolg iſt das göttliche goldene Kalb, um welches ſchon lange nicht mehr nur die „Kinder Iſrael“, ſondern auch die „Gojim“ vom Aufgang bis zum Niedergang wetteifernd den Ringelreigen tanzen.

„Ah, Monſieur Thiers“, ſagt Herr de Montalivet, „wir ſind höchlich erfreut, Sie hier zu ſehen. Freilich, der König erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber ſchonen Sie den König.“ — „Den König ſchonen? Meine erſte Pflicht iſt, ihm die Wahrheit zu ſagen“, verſetzt der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieſer Stunde einen großen ſieht. Was doch Alles die Menſchen ſich einbilden! Thiers, der Verfaſſer einer napoleoniſchen Mythologie in zwanzig dicken Bänden, ein „Wahrheitsſager“! *)

---

*) Von dieſem Wahrheitsſager erzählt man ſich in Zürich folgende charakteriſtiſche Geſchichte. Zur Zeit, als der berühmte

Wenige Minuten darauf, — um 2 $^1/_2$ Uhr — ſtand der napoleoniſche Mythograph und orleaniſtiſche Staatsmann vor dem Sohne Egalité's, welchem der Königstraum, den er vor Zeiten mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgiſchen Gränze geträumt hatte, im Juli von **1830** zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen ſollte wie ein Traum. Der alte ſchlaue Herr, in deſſen mit einer wohlfriſierten Perücke bedecktem „Birnenkopf" eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu

---

napoleoniſche Mythologe die Schweiz bereiſ'te, beſuchte er auch den bekannten Uetliberg bei Zürich, von deſſen Höhe man einer prächtigen Anſicht der Hochalpen von Appenzell, Glarus, Schwyz, Uri, Unterwalden und Bern genießt. Mr. Thiers erläuterte ſeinem Gefolge das Alpenpanorama, und da er bekanntlich ein ebenſo großer Geograph und Topograph als Strateg, bezeichnete er den Glärniſch als Montblanc. Ein daneben ſtehender Züricher erinnerte beſcheiden und in gutem Franzöſiſch, daß und warum der Montblanc weder vom Uetli noch vom Rigi aus ſichtbar ſei. Aber Mr. Thiers kehrte dem Manne den Rücken, wies mit der Spitze ſeines Feldherrnfingers abermals auf den guten alten Glärniſch und wiederholte: „C'est le Montblanc!"

dieſer Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, ſeines „Bürgerkönigthums“ ganze Macht und Pracht, in einen ſchmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongeſtoben ſein würde. Der vielerfahrene Odyſſeus des Konſtitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerſtehen gekonnt und die boshafte Zauberin hatte ſich demgemäß beeilt, den Reineke der Reineke in einen — es iſt hart und reſpektwidrig zu ſagen, aber wahr — in einen obſtinaten Eſel zu verwandeln. Die Ereigniſſe der zwei letzten Tage hatten zwar dem nahezu Fünfundſiebzigjährigen körperlich tüchtig zugeſetzt — er lag überwacht und ſchachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in einem Fauteuil — aber ſie hatten ihn vom Rauſche des Beſitzes der Macht keineswegs ernüchtert. Die Berufung von Thiers, wozu er ſich um Mitternacht entſchloſſen, war ein ſeinem Stolze ſchwer abgerungenes Zugeſtändniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greiſe ſein gekränkter Stolz und ſeine üble Laune die Kraft, raſch aufzuſtehen und den kleinen Nothhelfer mit den barſchen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen. Er will nicht. Ich ſah mich alſo genöthigt, Ihre Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Haben Sie ein Miniſterium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein ſolches.“

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Miniſterliſte bereit.“ — „Ah ſo! Ja, man ſagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten.“ — „Allerdings, Sire, war das meine Abſicht.“ — „Sie müſſen ſich unverweilt nach Kollegen umſehen. Sie kennen das Unliebſame, was ſich vor dem Miniſterium des Auswärtigen begeben hat. Die Regierung kann Nichts dafür, es war ein Zufall, aber die Wirkung eine ſehr unglückliche. Ich muß alſo ein Miniſterium aus der Oppoſition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe Nichts dagegen. Er iſt ein guter Menſch, obzwar ein ſchlechter Muſikant, will ſagen Politiker. Aber die Präſidentſchaft des Kabinetts müſſen Sie und darf nicht Barrot übernehmen. Es bedarf der

Feſtigkeit und ich zähle nur auf Sie." — „Herr de Remuſat?" — „Einverſtanden." — „Herr Duvergier de Hauranne?" — „Ah, Duvergier?" — „Das iſt ein Mann von Feſtigkeit." — „Von Feſtigkeit, ja, auf meine Koſten. Doch ſei es. Die Herren ſind Ihre Freunde, laſſen Sie ſie kommen. Wir wären alſo hinſichtlich des Perſönlichen im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sächlichen?" — „Die Wahlgeſetz- und Parlamentsreform iſt eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Perſon war für die Reform des Wahlgeſetzes nie ſehr eingenommen. Indeſſen muß man geſtehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener iſt. Er geſtattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten." — „Wie, Sie wollen mir alſo eine enorm große Kammer und eine enorme Wählerſchaft geben?" — „Behüte. Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen." (Und das nannte Herr Thiers dem Könige „die Wahrheit ſagen"!) — „Nun, wir wollen ſehen." — „Das iſt noch nicht Alles." — „Was denn ſonſt noch?“ — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren.“ — „Ah, Sie wollen die Auflöſung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Niemals! Um keinen Preis!“ Und dieß ſagend ging der König in höchſter Aufregung im Zimmer hin und her. Mühſam ſich beherrſchend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, ſind Miniſter. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns ſpäter wohl verſtändigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflöſung ausgenommen.“ — „Dieſe gerade aber iſt das, worauf meine Freunde entſchieden beſtehen werden.“ — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen, daß ich Sie berufen habe.“ — „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot beizugeſellen.“ — „Gut.“ Und der König ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und ließ ſich von Thiers Dieſes diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, ſich Herrn Barrot beigeſellen zu dürfen, und der König hat dieſem Wunſch entſprochen.“

So weit war man, als es 3 Uhr ſchlug. „Wann werden Sie zurückkommen?“ fragte Louis Philipp. „Sire, ich mache mich auf, Miniſter für Sie zu ſuchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden.“ — „Wohl, bis dahin will ich ſchlafen. Alſo zwiſchen 8 und 9 Uhr?“ — „Wir ſind noch nicht einig über den Hauptpunkt.“ — „Das weiß ich.“ — „Selbſtverſtändlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verſtändigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand.“ — „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand.“ Er zog die Klingel, befahl die geſchriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu ſenden, und ſagte hierauf zu Herrn Thiers, der ſeine Abſchiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet ſich im Generalſtabsquartier. Sie werden ſich, da er Ihr intimer Freund iſt, leicht mit ihm verſtändigen.“ Thiers ſchwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man ſollte faſt glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen.“ — „Sire, ich liebe den Marſchall ſehr und halte ihn für den erſten Krieger unſerer Zeit. Aber, aber . . . die Ernennung Bugeauds iſt ein ſchroffer Widerſpruch zu Ihrer durch die Berufung eines Miniſteriums aus den Reihen der Oppoſition angezeigten Abſicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen.“ — „Sie werden mich doch in einem ſo kritiſchen Augenblicke nicht meines Degens berauben wollen?“ — „Nein. Ich will verſuchen, den Marſchall meinen Kollegen annehmlich zu machen.“

2.

Beim Weggehen aus dem Schloſſe ſprach Herr Thiers im Generalſtabsquartier vor, welches ſich in dem Pavillon der Tuilerien befand, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli ſtößt. Der halbe Premierminiſter — denn er war noch weit entfernt, ein ganzer zu ſein — vernahm aus Bugeauds Mund Klagen über die Unzulänglichkeit der Streitkräfte und die Unausgiebigkeit der zur Verfügung ſtehenden Munition. Deſſenungeachtet war jedoch der Marſchall voll Zuverſicht und traf ſeine Anordnungen mit Sicherheit und Beſtimmtheit. Sein guter Muth ermuthigte auch Herrn Thiers, ſo daß der kleine Nothhelfer ziemlich beruhigt auf die Miniſterſuche ging.

Die Zahl der Truppen, über welche Bugeaud verfügte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marſchall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf dieſelbe, ſondern verließ ſich nur auf die Linie, für welche mittelſt Telegrammen Verſtärkungen aus der Hauptſtadt naheliegenden Garniſonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde, als Bugeaud in der Nacht den Oberbefehl übernahm, war die Hauptmaſſe ſeiner Streitkräfte in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während ſchwächere Abtheilungen den Platz der Baſtille, das Hotel de Ville, die Polizeipräfektur und das Pantheon beſetzt hielten. Das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwiſchen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Baſtilleplatz, befand ſich in den Händen des Aufſtands, welcher ſeit der verhängnißvollen Abendſtunde des 23. Februars, wo auf dem Boulevard des Capucines vor dem Hotel Guizots (Miniſterium des Auswärtigen) das eine Reformdemonſtration in eine Revolution verwandelnde Blutbad ſtattgefunden, an Umfang, Energie und Rüſtung unermeßlich gewonnen hatte.

Ah, ſie hatten ſich es Mühe koſten laſſen dieſe Nacht über, die anſtelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünſtler der alten Lutetia, der „ultima ratio regum“ die ultima ratio populorum entgegenzuſtellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunſt erbaute Barrikaden, wozu, andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumſtämme, und 1,277,000 Pflaſterſteine verwandt worden waren. Im Beſitze dieſer Hunderte von improviſirten Citadellen, ſchickte das Volk von Paris ſich an, die ihm vom Schickſal zugewieſene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeſchichte, wieder 'mal mit Anſtand, Virtuoſität und Grazie durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geſchrieben ſteht: —

„O race de Paris . . . .
Race ardente à mouvoir du fer ou du pavé!

Mer, dont la grande voix fait trembler sur les trônes
Ainsi que des fiévreux tous les porte-couronnes!
Flot hardi qui trois jours s'en va battre les cieux
Et qui retombe après, plat et silencieux!
Race unique en ce monde! effrayant assemblage
Des élans du jeune homme et de crimes de l'âge!
Race qui joue avec le mal et le trépas,
Le monde entier t'admire et ne te comprend pas!

Die Rieſenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt die Körper zu ermüden und die Gemüther zu beruhigen, in den Reihen der Inſurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampfluſt nur geſteigert. Das Erſcheinen des Moniteur am Morgen war nicht geeignet, dieſe Stimmung zu beſchwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in ſeinem nichtamtlichen Theil die nebelige Notiz von der bevorſtehenden Einſetzung eines Miniſteriums Thiers-Barrot, in ſeinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marſchall Duc d'Isly gegeben worden ſei. „Was? — ſchrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätſcher von der Rue Transnonain, der das Blut des Volkes wie Waſſer vergoſſen hat, der Henkersknecht des Syſtems, deſſen Sophiſt und Jeſuit

Guizot iſt! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen iſt. Weg damit und „aux armes, citoyens!“ Noch erhob ſich nirgends der Ruf: „Vive la république!“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß noch am Morgen des 24. Februars die Maſſen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Zugeſtändniſſe im Sinne der Reform zu beſchwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen geweſen wären. Aber mit jeder in dieſem Sinne unbenutzt verfließenden Stunde, Viertelſtunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde eine zum Aeußerſten entſchloſſene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen einer gewaltigen Kataſtrophe. Auf den Stirnen republikaniſcher Führer begann Heiterkeit zu ſchimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu ſpielen: — ſie ſpürten in allen Fibern, daß dieſer Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil war Bugeaud auch nicht müßig geweſen, das Feld, auf welchem er dem Volke die vorausſichtlich bevorſtehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen ſeiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten ſein ſtrategiſches Terrain: — die Boulevards und die Seinequais. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, die Place des Victoires und weiterhin der Concordeplatz und Baſtilleplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitſammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenſo der Invalidenpalaſt und die Militärſchule, das Palais Bourbon (Sitzungslokal der Deputirtenkammer), die Polizeipräfektur und das Pantheon. Der Marſchall hatte beſchloſſen, einen Angriff von Seiten der Inſurrektion nicht erſt abzuwarten, ſondern demſelben durch angriffsweiſes Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organiſirte er vier Marſchkolonnen. Die erſte derſelben ſollte, geführt vom General Sebaſtiani, durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Hotel de Ville vordringen, wohin ſie auch, um 5 Uhr vom Carrouſelplatz abmarſchirend, um 7 Uhr wirklich gelangte. Die zweite Kolonne marſchirte unter Führung des Generals Bedeau um 5 ½ Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Aufgabe, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und dieſe entlang auf den Baſtilleplatz zu gelangen. Die dritte Kolonne ſetzte ſich, befehligt vom Oberſt Brunet, gegen 6 Uhr in Bewegung, um, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique marſchirend, den beim Pantheon ſtehenden General Renault zu verſtärken. Die Führer dieſer Angriffskolonnen hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerſtand energiſch niederzuſchlagen. Eine vierte Kolonne behielt Bugeaud unter ſeiner eigenen Hand. Er wollte damit im Rücken der zwei erſten operiren, um jede Wiederherſtellung der genommenen und zerſtörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geſchwader endlich ſollte unter dem Befehl des Generals Rulhières als Reſerve auf dem Carrouſelplatze zurückbleiben. Von der Nationalgarde glaubte der Marſchall bei ſeinen Anordnungen ganz abſehen zu dürfen. Ein ſchwerer Irrthum!

Denn die Reformſtimmung der überwiegenden Mehrheit der Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Blouſen“ ſympathiſiren und das Erſcheinen der erſteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unluſt der Soldaten, ausdauernd und rückſichtslos für das Julikönigthum ſich zu ſchlagen. Für dieſes wurden, wie ſo oft für ſtürzende Gewalten, jetzt ſogar ſeine guten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter dieſen guten Seiten hatte Louis Philipps ſtandhafte Friedensliebe die erſte Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementſucht der Armee nur ein Laſter ſah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois“ längſt entpopulariſirt und, Alles zuſammengehalten, war demnach zum energiſchen Schlagen für das Beſtehende von der ganzen bewaffneten Macht nur die „Munizipalgarde“ entſchloſſen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartordonnanz und Säbelbrutalität.

Trotz Alledem wiegte ſich Bugeaud, den Grad der Entſchloſſenheit, Thatkraft und Rückſichtsloſigkeit Anderer, namentlich des Königs, an dem ſeiner eigenen meſſend, in der trügeriſchen Hoffnung eines Triumphs, deſſen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er ſeine Angriffskolonnen in Marſch gebracht hatte, ſetzte er ſich hin und ſchrieb an Herrn Thiers: — „Schon lange hab' ich vorhergeſehen, mein Freund, daß wir Beide berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich habe meine Schiffe verbrannt. Sowie ich die Emeute beſiegt haben werde — und wir werden ſie beſiegen, denn die Läſſigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterſtützung von dieſer Seite ſollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminiſter in das von Ihnen gebildete neue Miniſterium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unüberſteigliches Hinderniß ausmacht" . . . Eine faſt ins Komiſche fallende Probe menſchlicher Selbſttäuſchung fürwahr! Längſtens zwei Stunden nach Niederſchreiben dieſer Zeilen war die „Emeute" entſchieden obenauf und in unwiderſtehlichem Vorſchritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieſer Stunde geſchah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris ſtets als eines der Ausſchlag gebenden gegolten hat. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule erklärten dem Chef der Anſtalt, daß ſie ſich an dem Aufſtand betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, bewaffneten ſich und eilten ſcharenweiſe nach den verſchiedenen Kampfplätzen, um ſich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher und höher gingen. Schon befanden ſich wichtige ſtrategiſche Punkte, z. B. die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kaſernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes, andere waren dicht von demſelben eingeengt. Mehr und mehr ſahen ſich die operirenden Truppenkörper von einander abgeſchnitten und, ermattet, hungrig und kampfunluſtig, wie ſie waren, immer hülfloſer in das ungeheure Straßennetz verſtrickt, deſſen Maſchenknoten Barrikaden.

3.

Inzwiſchen hatte Herr Thiers ſich außer Athem gelaufen, um mittelſt Findung von Miniſtern das

Verhängniß abzuwenden. Es iſt ja, wie Wiſſenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hexeneinmaleins des Konſtitutionalismus, mittelſt eines gelegentlichen Wechſels der Perſonen den Dupes von Völkern die Phantasmagorie eines Wechſels der Sachen vorzugaukeln. Der kleine Rothhelier mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer in ſeiner Wohnung zu verſammeln und dieſe Herren – Barrot, Remuſat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Lamoricière — zur Annahme von Miniſterpoſten zu beſtimmen. Man wollte auch noch die Führer des ſogenannten „tiers parti", die Herren Paſſy und Dufaure, ſowie Barrots Freund Billault, mit in das neue Kabinett ziehen; allein alle Drei lehnten ab. Eben waren die übrigen Miniſterſchaftskandidaten übereingekommen, zwiſchen 7 und 8 Uhr in das Schloß ſich zu begeben, als Monſieur de Reims, der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundſchaft ausgeweſen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Miniſteriums Thiers-Barrot auf das Bureau des „National" gebracht. „Das genügt nicht," hatte ihm dort der Chefredakteur Marraſt zur Antwort gegeben. „Die Abdankung des Königs vor Mittag! Nach Mittag würde es zu ſpät ſein . . ." Zu ſpät! Wie ſo oft ſchon iſt dieſes Schickſalswort erſchollen als ein Weltgerichtspoſaunenton und wie ſelten iſt es gehört, beachtet und verſtanden worden! Auch die bei Herrn Thiers verſammelten Matadore des Liberalismus verſtanden es nicht. „Parbleu — ſagte Duvergier de Hauranne ſpöttiſch — Citoyen Marraſt predigt für ſeine Heilige." Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher ein beifällig zuſtimmendes Lächeln hervorrief.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herrn ſattſam Gelegenheit, zu bemerken, der Aufſtand habe eine ſolche Geſtalt angenommen, daß ihm mit den ordinären konſtitutionellen Eskamotage-Manipulationen nur noch ſehr ſchwer würde beizukommen ſein. Namentlich Herr Barrot war durch das, was er unterwegs geſehen und gehört, ſo ſtutzig geworden, daß er, mit ſeinen Begleitern gegen 8 Uhr am Gitter des Schloßhofes angelangt, innehielt und erklärte: „Ich kann nicht weiter gehen. Der Name des Marſchalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Kataſtrophe wahrſcheinlich. Ich ziehe mich zurück.“ Worauf Thiers den Muthloſen bephraſete: „Ich leugne die Gefahr nicht. Aber dürfen wir dem Könige ſeinen Degen entreißen? Können wir einen Marſchall von Frankreich vom Pferde ſteigen machen?“ Herr Barrot gab nach . . . Im Palaſthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpenſier entgegen, beide, beſonders der jüngere der Prinzen, ſehr bewegt. „Es iſt troſtlos,“ klagte er. „Alle Mittel erweiſen ſich als machtlos. Die Lage der Truppen iſt furchtbar. Sie verſinken im Koth und es mangelt ihnen an Schießbedarf.“ . . . Man erfuhr, der König ſchliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Miniſterkandidaten zu empfangen, begab ſich Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalſtabsquartier. Er fand daſelbſt, daß der Marſchall bei Weitem nicht mehr ſo zuverläſſig war, wie derſelbe noch vor wenigen Stunden geweſen. Bugeaud beklagte ſich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Lebensmitteln, und kaum hatte Herr Thiers, nachdem er wenige Worte über die Gefahr der Lage mit dem Mariſchall gewechſelt, das Generalſtabsquartier wieder verlaſſen, als ein angeſehener Bürger, Monſieur Fauvelle, die Treppe zu demſelben athemlos hinaneilte und dem Mariſchall und ſeinen Offizieren ohne Umſtände zurief, das einzige Mittel, ein Aeußerſtes, d. h. den Umſturz des Thrones zu verhüten, ſei, die von den Tuilerien ausgezogenen Truppen auf der Stelle dahin zurückzuziehen, die Einſtellung des Feuers zu befehlen und die Nationalgarde mit der Wiederherſtellung der Ordnung zu betrauen. Obzwar von Bugeaud wachtſtübiſch bariſch angeſchnauzt, wußte der unerſchrockene Mann, deſſen Nachrichten auch von anderen Seiten her beſtätigt wurden, ſeinen Worten doch ein ſolches Gewicht zu geben, daß der Mariſchall, nach geflügelter Berathung mit dem Duc de Nemours, Herrn Fauvelle zu Handen des Generals Bedeau den ſchriftlichen Befehl zuſtellte: „Laſſen Sie das Schießen überall einſtellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienſt übernehmen. Laſſen Sie Worte der Verſöhnung vernehmen und ziehen Sie ſich nach dem Carrouſelplatz zurück" . . . . Es war 9 Uhr, als Bedeau dieſe Ordre empfing. Zu ſpät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden. Der greiſe Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neu geſtärkt, empfing ſie mit der gewohnten Lebhaftigkeit ſeiner Manieren und auf Herrn Thiers zugehend ſagte er: „Nun wohl, mein lieber Miniſter" — „Sire, wir kommen, eine Verſtändigung mit Ihnen zu verſuchen; aber noch ſind wir nicht Miniſter." — „Sie ſollen es ſofort ſein. Was iſt zu thun?" — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben." Ueberraſcht und beunruhigt, ließ Louis Philipp ſeinen Kabinettsſekretär Fain rufen und dieſer übergab ihm einen Brief vom Polizeipräfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger ſeiner Agenten im Stande geweſen ſei, die amtliche Beſtätigung der Nachricht von der Berufung eines Miniſteriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das iſt troſtlos!“ ſagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberſchaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wozu Herr Thiers bemerkte, man müſſe allerdings jeden weiteren Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchen; allein die Entfernung des Marſchalls von dem Oberkommando ſei in dieſem Augenblicke unräthlich und deßhalb ſchlage er vor, dem Namen deſſelben einen populäreren beizugeſellen, z. B. den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich!“ ſagte der König. „Aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Marſchall dieſe Pille verſchlucken machen.“ Und ſo ſprechend verſchwand er für etliche Minuten in ein anſtoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflöſung der Kammer.“ — „Die Auflöſung? Um keinen Preis. Niemals!“ Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anſtoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte ſich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Beſtimmtheit erklärt hatte: „Die Auflöſung der Kammer iſt unbedingt nöthig.“

Der König, durch die Seitenthüre hereintretend ſagte abermals mit äußerſter Heftigkeit ſein „Niemals! Niemals!“ her, was die liberalen Notabilitäten um ſo mehr reizte und erbitterte, als ſie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in dieſem das wohlbekannte Geſicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Der König ſuchte und befolgte alſo noch immer die Rathſchläge ſeines abgedankten Miniſters? Sollten die Führer der parlamentariſchen Oppoſition demnach bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick ſein?

Dieſe Frage und andere noch blieben einſtweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor Allem den Mariſchall die „Pille“ hinunterſchlucken zu machen. Die liberalen Herren begaben ſich zu dieſem Ende nach dem Generalſtabsquartier, woſelbſt nach kurzer Verhandlung mit Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen ſollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot ſich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirkſamkeit ihrer Namen und ihrer Beredtſamkeit zur Beſchwichtigung der Gemüther aufbieten ſollten. Dann eilten die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier, begleitet von dem Herzog von Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem König die Bewilligung ihres Miniſterprogramms zu erlangen, zu erpreſſen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflöſung der Kammer zu verweigern. Die Szenen von vorhin erneuerten ſich und endlich ließ Louis Philipp Herrn Thiers und deſſen Freunde rathlos ſtehen, indem er nach wiederholter heftiger Weigerung, in ihr Begehren zu willigen, in den Salen der Königin trat. „Sie ſehen es, wir verlieren nur Zeit“, ſagte Thiers zu dem Duc de Nemours. „Der König will die Auflöſung nicht; wir ſind alſo nicht Miniſter und können Nichts thun.“ Worauf der Duc, welcher überhaupt an dieſem Schickſalstag vom Anfang bis zum Ende als ein verſtändiger und braver Mann ſich erwieſen hat: — „Sie haben recht. Laſſen Sie mich machen. Ich gehe zum König.“ Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journaliſt Emile de Girardin, einer der Hauptinduſtrieritter der pariſer Preſſe, ohne Umſtände gelaufen kam und an

Herrn Thiers die raſchen Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren.“ — „Ich weiß es, aber wir können Nichts erlangen.“

Endlich, nach einer bangen Viertelſtunde, kam der Duc zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name dareingemiſcht wird.“ Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des Königs Reineke? Aber der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um dieſe Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt folgende Proklamation verfaßt: —

„Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens.

Bürger von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir ſind vom Könige mit der Bildung eines neuen Miniſteriums betraut. Die Kammer wird aufgelöſt und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Unterzeichneten ſind Miniſter. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne. Freiheit, Ordnung und Reform!"

Zu ſpät!

Man hatte nicht einmal die Mittel, dieſes Manifeſt raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es iſt ein Zehntel Wahrheit in der von Emile de Girardin bei dieſer Gelegenheit ausgeſtoßenen Phraſe geweſen: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!"

4.

Und ſie ging zu Grunde. Schon bröckelte unaufhaltſam Stein nach Stein aus dem mit dem ſchmutzigen Mörtel der Korruption gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Anſtrengungen Barrots und Lamoricière's, durch die Geltung ihrer Perſönlichkeiten und die Nachdruckſamkeit ihrer Verſicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Fortſchrittsbahn zu bewegen, erwieſen ſich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Miniſterſchaft nicht kürzer und nicht länger als eine Stunde währte, anfänglich kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten ſich vor ihnen und ließen ſie hindurch, allein von einer dieſer Verſchanzungen zur andern ſteigerte ſich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die „Blouſen“, welche, gar nicht ſpärlich mit „Bärenmützen“ untermiſcht, die erſte Barrikade beſetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!“ Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!“ Von der Bruſtwehr einer dritten ſcholl es ſchon: „Nieder mit Thiers!“ und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!“ Noch zwar wurde kein: „Vive la république!“ laut, aber wenn auf dem Boulevard des Italiens die konſtitutionelle Phraſeologie Barrots noch ihre Wirkung that, ſo verſagte dieſe weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Hier erhob ſich eine ungeheure Barrikade, auf deren Bruſtwehr eine rothe Fahne flatterte. Die Vertheidiger dieſer Barrikade gaben, als der liberale Schönredner vortrat und zu geſtikuliren anhob, ihre Stimmung und Geſinnung ſehr deutlich zu erkennen: — ſie ſchlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob ſich wie Meeresgebrauſe der wilde Ruf: „A bas Louis-Philippe! Aux Tuileries! aux Tuileries!“ und die Friedensſtifter ſahen ſich von einer drohenden Volksmaſſe umflutet. Ihr Unternehmen war fehlgeſchlagen. Sie mußten umkehren, und in der Rue de la Paix angelangt, trat Odilon Barrot niedergedrückt und erſchöpft in ſein Haus, wo er eine Menge ſeiner Bekannten verſammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu dem gänzlich Entmuthigten ſagte: „Man muß raſch vorgehen, Barrot, wenn uns die Ereigniſſe nicht überholen ſollen. Heute ſind Sie an der Reihe“ — (d. h. geweſen) — „morgen werden meine Freunde und ich es ſein, übermorgen iſt es Ledru-Rollin.“ Genau zu derſelben Stunde that der Letztgenannte im Konferenzſal des Palais Bourbon zu einer Anzahl orleaniſtiſcher Deputirten die Aeußerung: „Sie haben keine Zeit zu verlieren, Meſſieurs. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentſchaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt iſt, wird das Volk hieherkommen, die Kammer ſprengen und die Revolution zu einer vollſtändigen machen.“

Alſo auch einer der vorragendſten Führer der republikaniſchen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot verſammelte Kreis wollte aber in ſeiner Mehrzahl von dieſem „Aeußerſten“ Nichts wiſſen, und nachdem ſich der Hausherr wieder etwas erholt hatte, machte er ſich, dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, auf, um ſich im Miniſterium des Innern zu inſtalliren. Dem Reiz einer Miniſterſchaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten“ Liberalen, vermögen die „Staatsmänner“ der „Mittelparteien“ unter keinen Umſtänden zu widerſtehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Miniſter Louis Philipps zu ſein, hat Herr Barrot ſich, wie bekannt, möglichſt beeilt, der Miniſter Louis Bonaparte's zu werden …

In Wahrheit, als es gegen Mittag zu ging, mußte es von allen im Sinne des Verbleibens von Louis Philipp auf dem Throne gemachten Zugeſtändniſſen heißen: Zu ſpät! Aber war es denn nicht möglich, zu dieſer Zeit noch mit Gewalt, mit rückſichtsloſer Anwendung aller militäriſchen Kräfte und Mittel die Revolution niederzuſchmettern? Dieſe Frage iſt häufig geſtellt und ſelbſt von nicht unkundigen Leuten bejahend beantwortet worden. Der Aufſtand, wurde geſagt, verdankte ſeinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greiſen Königs; denn Bugeaud hatte Alles in Bereitſchaft, die Inſurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Inſurgenten zu erſticken. Dem aus der unbefangenen Anſchauung der Sachlage entſpringenden kühlen Urtheil vermag jedoch dieſe Behauptung nicht ſtandzuhalten. Es iſt wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung ſeiner Gewalt hing, war weiter Nichts als eine impotente Altersgrille: es fehlte ihr jedes thatkräftige Wollen, jeder mannhafte Entſchluß und der alte Mann war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Taſten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem ſo ein Aeußerſtes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptſtadt von den Forts aus geweſen wäre, nicht nur eine moraliſche, ſondern auch eine phyſiſche Unmöglichkeit war. Aber geſetzt auch, der König wäre grauſam genug geweſen — er war bekanntlich überhaupt nicht grauſam — den „Schlächter von der Straße Transnonain“ ſein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weiteſten Umfange treiben zu laſſen, die Situation war ſchon ſo, daß der Marſchall Wenig oder Nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde wollte ſich für die Reform und die Linie wollte ſich nicht gegen die Bürgerwehr ſchlagen. Das war der Entſcheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl hatte vollends die abgemüdeten, hungernden und verdroſſenen Soldaten wie man zu ſagen pflegt „demoraliſirt“ d. h. ihren Widerwillen, als willen- und herzloſe Mordmaſchinen gegen das Volk ſich gebrauchen zu laſſen, geſteigert. Dazu kam die nicht „angebliche“, ſondern ſehr wirkliche Unpopularität Bugeaud's, welche einen Theil ſeiner Thätigkeit von vorneherein lahmlegte. Der von ſeinem vergeblichen Ausflug nach den Boulevards ins Schloß zurückgekehrte General Lamoricière verſchwieg dem Marſchall die entſchiedene Wider-Bugeaud-Stimmung der Bevölkerung nicht und der Duc d'Isly mußte endlich wohl daran glauben, da er gerade zuvor in eigener Perſon einen ſehr ſprechenden Beweis dafür erhalten hatte. Als er nämlich vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgeſtellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion muſtern gegangen, hatten ihm Offiziere und Mannſchaft den Gehorſam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marſchall, die Nationalgarde will von Ihnen Nichts wiſſen!“

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr aufzuhalten. Um 11½ Uhr befand ſich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit ſeinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Fluſſes ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorſchreitenden Inſurrektion anheim, während da und dort eine Truppe von Soldaten kapitulirte und die Ueberreſte der am Morgen von den Tuilerien ausgeſandten Kolonnen mühſam in die nächſten Umgebungen des Schloſſes ſich zurückzogen. Nur da und dort noch hielten Abtheilungen der verbiſſenen Munizipalgarde das Gefecht lebhaft aufrecht. Sonſt wälzte ſich der Blouſenſtrom mehr oder weniger raſch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf die Place de la Concorde, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die zwei letztgenannten Bauwerke, um das Schloß und die Deputirtenkammer her ſchürzten ſich die Entwicklungsknoten des großen Tagesdrama's enger und enger. Bald wird die ausberſtende Kataſtrophe dort den Königsthron umſtürzen und hier die Republik improviſiren oder wenigſtens die bereits auf den Barrikaden improviſirte anerkennen.

Denn ſchon ſchwankte das Schiff des Louis-

Philippismus ſo bedrohlich im brauſenden Sturm, daß es den Ratten an der Zeit ſchien, nach Rattenart zu thun. Auch Premier-Ratte Guizot fand es jetzt rathſam, das Schloß zu verlaſſen. Er begab ſich zu ſeinem Kollegen Duchatel, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der reſoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Miniſter dem heranbrandenden Volkszorn und fanden zuerſt in der Rue Vanneau eine Zuflucht. In der folgenden Nacht rettete ſich Guizot in ein mehr Sicherheit verſprechendes Aſyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — mag ſich allerliebſt ausgenommen haben, der ſteifleinene Profeſſor der Korruptologie! — zu ſeiner Freundin Madame de Mirbel trippelte.

5.

Zur gewohnten Frühſtückszeit verſammeln ſich die in Paris anweſenden Mitglieder der königlichen

Familie im Speiſeſaal des Schloſſes. Louis Philipp, obzwar etwas aufgeregt, war weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzuſitzen im Begriffe ſei. Er wähnte ſich einſtweilen hinter dem Schilde der angeblichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot geborgen, er bildete ſich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynaſtiſchen Oppoſition“ gewähltes Miniſterium zwiſchen ſeinem Thron und der Emeute eine unüberſteigliche Schranke aufrichten. Und doch war der verblendete alte Mann inmitten einer Revolution aufgewachſen und konnte, mußte gelernt haben, wie raſch Revolutionen marſchiren. Doch die Menſchen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, ſondern nur Dummheiten, und wie ſollte die altjungferſäuerliche, herbäugige, bitterzungige Magiſterin Erfahrung gegen die verführeriſch geſchminkte und geſchmückte, honigſüß liſpelnde Buhlerin Illuſion aufkommen können?

Aber ſie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille,“ ſie zaudert nicht, ihr Herannahen recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblick, wo der König ſeinen Platz an der Frühſtückstafel einnimmt und ſeine Familie nach gewohnter Ordnung um den Tiſch ſich reihen will, ſchlägt der Widerhall raſch ſich folgender Gewehrſalven vom Tuileriengarten her an die Fenſter. Es iſt das Gekrache der Schüſſe, womit die vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz flutende Volksmaſſe von der am letztgenannten Ort aufgeſtellten Munizipalgarde empfangen wurde. Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remuſat und Duvergier mit verſtörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlafloſigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat ſich etwas Ernſthafteres ereignet?“ Die arme Frau! In der Verblendung ihrer abſolutiſtiſchen Neigungen hatte ſie, was dieſe Tage her in Paris geſchehen war, nicht für etwas „Ernſthaftes“ angeſehen, ſondern nur für eine künſtlich zu einem „Skandal“ aufgeblaſene „Intrike“ der Herren Thiers, Barrot und Konſorten. In fürſtlichen Kreiſen iſt es nun einmal ſo herkömmlich, ſich den ganzen Prozeß der Weltgeſchichte nur als eine Reihe von „Intriken“ vorſtellen zu können. Dieſe Leute meſſen ja die Größe der Welt mit dem Maaßſtab der eigenen Kleinheit.

Duvergier de Hauranne gibt auf die Frage der Königin Amalie keine Antwort und Herr Remuſat eine ausweichende, zugleich den Ducs de Nemours und de Montpenſier mit den Augen winkend. Die Prinzen ſtehen auf und gehen mit den beiden Herren in einen anſtoßenden Salon. Auch der König erhebt ſich und folgt ihnen. Er trifft Herrn Thiers im Geſpräch mit dem Schwadronschef Laubespin vom Generalſtab. Dieſer Offizier enthüllt die ganze Wahrheit der Sachlage, von welcher er ſich ſoeben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk bereits Meiſter des Stadthauſes, wahrſcheinlich bald auch Meiſter des Palais Royal und des Concordeplatzes? Unter ſolchen bedrohlichen Umſtänden darf man nicht zögern, das für die Sicherheit der königlichen Familie Nöthige vorzukehren. Dem König drängt ſich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitſchaft zu ſetzen. Aber da erſcheint ein Adjutant Bedeau's, welcher General melden läßt, daß er auf ſeinem Rückzug glücklich den Concorde-Platz erreicht habe und daß dieſer, ſowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung beſetzt gehalten würden. Sofort erſcheint die Frage der Flucht nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er ſeine Unruhe verbergen. „Was iſt Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer werden möchte und es doch nicht dazu bringt, zieht ſeine Uhr und ſagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir ſammt und ſonders verſchluckt ſein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Meiſter wäre.“ — „Was würden Sie thun?“ — „Das Wachſen der Bewegung ſeit heute früh machte alle Vorausſicht zu Schanden. Mit den wenigen Streitkräften, die wir haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern faſſen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Meiſter wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daſelbſt 50—60,000 Mann Truppen um mich ſammeln und nach drei

Tagen an der Spitze dieſer Streitmacht wieder in **Paris einrücken**“ .... Das Orakel hat geſprochen, aber leider war ſein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewiſſer Karl der Zehnte ſich auch in Saint-Cloud gegen die Revolution behaupten wollen und ebenfalls gehofft, binnen etlichen Tagen von dort wieder triumphirend in ſeine rebelliſche Hauptſtadt einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, ſich heiſer ſprechende Lehrerin Geſchichte lehrt nur, daß die Menſchen zu allen Zeiten gleich thöricht und verſtockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren, ſind und ſein werden .... „Sie können rechthaben,“ meint der König, begibt ſich in den Speiſeſal zurück, beſpricht ſich mit ſeiner Frau und beſchließt — Nichts. Herr Thiers ſeinerſeits eilt zum Marſchall Bugeaud, welcher — ſo weit iſt ſeine Siegeszuverſicht herunter — den Plan ſeines Freundes ſogleich billigt und ein Bataillon Truppen in den Tuileriengarten ſendet, um den Abzug der königlichen Familie zu decken.

Im Speiſeſale verblaßte jetzo — es war 11

Uhr — eine nackenſteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar Nichts. Denn ſiehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuariſches Abbild im Innern des Palaſtes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie ſelbſt ein immer formloſeres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderſchwatzen, ein geräuſchvolles Wirrſal von Botſchaften und Rathſchlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weiſe hielt; zu helfen wußte Keiner. Bei der leidenſchaftlich bewegten Königin fand der nicht ſo faſt verwegene als vielmehr verrückte Rath, die Tuilerien zu einer bis auf den letzten Mann und bis auf die letzte Patrone zu vertheidigenden Feſtung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — ſagte ſie zu ihrem Gemahl — ziehen Sie Ihre Uniform an, ſteigen Sie zu Pferde, elektriſiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und ſterben Sie, ſo es ſein muß, für Ihre Ehre und Ihren Thron!“

Der alte Mann, deſſen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in Willenloſigkeit umgeſchlagen war, that, wie ihm geſagt worden. Er zog ſeine gewohnte Generallieutenantsuniform der Nationalgarde an, ließ ſich das große Band der Ehrenlegion überhängen und ſtieg drunten zu Pferde, um die auf dem Carrouſelplatze aufgeſtellten Streitkräfte zu „elektriſiren“. Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linie inne mit 16 Stücken Geſchütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Tuilerienhof trennt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarſchirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. ſtanden, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengeſetzten Seite in Schlachtordnung. Seine zwei Söhne, der Marſchall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trézel, Rulhières, Delarue und verſchiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remuſat zu Fuße dem König. Er ritt langſam vor und ſeine ſchlaffen, bekümmerten Züge waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzuſprechen als irgend Jemand zu „elektriſiren“. Er traf zuerſt auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion, welches ihn mit dem Ruf: „Vive la réforme!“ empfing. Louis Philipp, deſſen Bewegungen ſeine Frau, ſeine Töchter und Schwiegertöchter droben an den offenen Fenſtern des Palaſtes ängſtlich verfolgten, näherte ſich dem Kommandanten des Bataillons und ſagte demſelben: „Sie können Ihren Leuten die Verſicherung geben, daß ſie die Reform haben werden. Ich würde dieſelbe ſchon früher bewilligt haben, hätte ich gewußt, daß ſie von der Nationalgarde ſo lebhaft gewünſcht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denſelben Reformruf und erhielt dieſelbe Antwort. Als ſich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm ein drohenderer Empfang. „Hoch die Reform und nieder die Miniſter!“ — Man ließ ihn nicht weiter ſprechen. Geſchrei erſtickte ſeine Stimme. Die Offiziere der Bürgerwehr ſchwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten ſich zu dem tumultuariſchen und entſchieden feindſeligen Ruf: „Nieder mit dem Syſtem!“

Das Schwergewicht dieſer Demonſtration fiel wahrhaft erdrückend auf den Monarchen. Was, ſeine „Epiciers" verließen ihn? Wie, der „Bourgeois" machte gemeinſame Sache mit der Emeute? Das war ein gegen die Exiſtenz des „Bürgerkönigthums" gefälltes Verdikt. Des alten Mannes Haupt ſank auf ſeine Bruſt herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen ritt er zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora vom Pferde ſteigend, ſagte er aufſeufzend zu Herrn Thiers: „Ah, ich ſehe es wohl! Es gilt mir! Alles iſt zu Ende!"

6.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, raſch und immer raſcher. Das Schlurfen des Schickſalsſchrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden und rieſengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend-fragenden Blicken ſich auf. Auch war das, was jetzt im Schloſſe ſich abſpielte, nicht mehr nur die ſchmerzliche Agonie eines Königs, ſondern vielmehr ſchon die Agonie des Königthums ſelbſt.

Denn die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorſchritte, welche der Aufſtand während des Vormittags gemacht, hatten derweil die Entſcheidungskarte ausgeſpielt und ſchüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verſtändigten ſich die beiden republikaniſchen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National“ und die Sozialdemokraten von der „Reform“. Die Häuptlinge der Letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres Organs verſammelt. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde raſch einig, den mit Beſtimmtheit zu erwartenden vollſtändigen Volksſieg entſchloſſen zu benützen, die ſiegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geſchehen war, durch eine Handvoll Intrikanten eskamotiren zu laſſen, und ſofort die Mitgliederliſte einer proviſoriſchen Regierung aufzuſetzen. Man that dies und kam auf folgende Namen überein: — Dupont, Arago, Ledru-Rollin, Flocon, Marie, Marraſt, Cremieux, Garnier-Pagès, Lamartine, Blanc. Der Letztgenannte, Louis Blanc, ſetzte, dem ſtürmiſchen Verlangen der Volksmaſſen nachgebend, welchen er die Liſte vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf dieſelbe und erlangte hiezu die Beiſtimmung der Bourgeois-Republikaner vom National. Dann wurde die Liſte raſch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete ſich telegraphengeſchwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenſter zu Fenſter, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blouſen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“ . . . . Dies die wirkliche und wahrhafte Geneſis des Gedankens einer proviſoriſchen Regierung und damit auch die Geneſis der franzöſiſchen Republik von 1848. Herr de Lamartine, welcher mit Herrn de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit ſtreitet, hat nachmals in ſeinem hiſtoriſchen Roman, welchen er „Geſchichte der Februarrevolution“ betitelte, ſich ſelbſt und Anderen einzubilden geſucht, die Republik ſei wie eine mit Zuckerwaſſerlyrik großgenährte Pallas Athene ſeinem Dichterſchädel entſprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber iſt der glückliche Konkurrent Chateaubriands auf die Liſte der Mitglieder einer republikaniſchen Regierung geſetzt worden? Weil man auch einen „Bruder Redner“ haben mußte oder haben zu müſſen glaubte . . . .

Rächerin Nemeſis trägt auf ihrer Stirne erhaben-ſtrengen Ernſt, aber um ihre Mundwinkel ſpielt ein ironiſch-ſarkaſtiſcher Zug. Der iſt am 24. Februar von 1848 ſehr deutlich hervorgetreten und mit einem Lächeln der Verachtung hat die Göttin dem Roi-Bourgeois das Szepter aus der Hand genommen, um ihm das zerbrochene vor die Füße zu werfen. Die Throngelangung von Egalité's Sohn i. J. 1830 war ein Werk widerlicher Heuchelei und Argliſt geweſen; ſo recht fuchſig-gemein hatte ſich Louis-Philipp dabei benommen. Und nun entſprach ſeinem damaligen Emporkommen ganz genau ſein jetziger Fall; denn ſelten oder nie hat Einer das „Königsſpiel“ ſo würdelos verloren gegeben, wie hier geſchah.

Nach der Zurückkunft von dem gänzlich mißlungenen Elektriſirungsritt lag Louis-Philipp in mitleidswerther Erſchöpfung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte in ſeinem Kabinett in einem Lehnſeſſel, gedankenbar auf die blätterloſen Bäume vor dem Fenſter ſtarrend. Seine zwei Söhne, ſowie die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier waren bei ihm. Es herrſchte ein peinliches Schweigen, das endlich durch die Ankunft des Monſieur de Reims unterbrochen wurde, welcher Herrn Thiers hinausrufen ließ. Die große Neuigkeit, die der Letztere aus dem Munde ſeines Sekretärs erfuhr, war, daß die unverweilte Abdankung des Königs das einzige Mittel ſei, den Thron für die Dynaſtie Orleans zu erhalten. Thiers ließ die beiden Prinzen ins Vorzimmer rufen. De Reims erzählte, was er wußte, und fügte hinzu: „Die Abdankung iſt das einzige Mittel, die Monarchie zu retten, falls dies überhaupt noch möglich.“ Worauf der Herzog von Montpenſier: „Aber ſeit geſtern haben wir ein Zugeſtändniß nach dem andern gemacht, ohne damit Etwas zu erreichen. Kann man uns wenigſtens die Wirkſamkeit dieſer äußerſten Conceſſion verbürgen?“ Keine Antwort. „Was meinen Sie?“ fragen die Prinzen, ſich an die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier wendend. „Die Abdankung — gibt der Erſtgenannte zur Antwort — iſt vielleicht eine letzte Rettungsplanke.“ „Man muß den König von der Sachlage unterrichten. Kommen Sie, meine Herren“ — ſagte der Herzog von Nemours. Dann kehrte er, bevor er in das königliche Kabinett trat, gegen die ihm Nachfolgenden ſich um und bemerkte mit ruhiger Faſſung: „Die Abdankung des Königs macht die Einſetzung einer Regentſchaft für meinen minderjährigen Neffen, den Grafen von Paris, nöthig. Es kann aber unter den obwaltenden Umſtänden wohl nur von einer Regentſchaft meiner Schwägerin Helene, der Herzogin von Orleans, die Rede ſein, nicht wahr?“ Edle Worte, dem Prinzen, welchem bekanntlich geſetzmäßig die Regentſchaft zugeſtanden wäre, durch das Gefühl ſeiner Unpopularität eingegeben.

Beim Anblick des wie gänzlich aufgelöſ't in ſeinem Seſſel liegenden Königs zögerten Alle, mit der Sprache herauszugehen. Endlich nahm Herr Thiers das Wort und ſuchte mit Geſchicklichkeit dem alten Manne die Nothwendigkeit der Abdankung begreiflich zu machen, ohne das herbe Wort zu nennen. Louis Philipp verſtand den Redner, gab aber keine Antwort. Nun der Herzog von Nemours: „Falls der König die Abdankung für nöthig hält, will ich ſofort meinerſeits auf die Regentſchaft verzichten.“ Das Eis war gebrochen. Mit einer gewaltſamen Anſtrengung ſich zuſammennehmend fragte Louis Philipp: „Glauben Sie, daß ich durch meine Abdankung meinem Enkel den Thron erhalten werde?“ — „Das iſt zweifelhaft, Sire.“ — „Aber was rathen Sie mir?“ — „Was in einem ſolchen Falle zu thun, hat der König nur mit ſich ſelbſt und mit ſeiner Familie auszumachen.“ . . . Louis Philipp zog ſich in ſein Ankleidezimmer zurück und ließ die Mitglieder ſeiner Familie dahin rufen.

Während der Familienrath ſaß, kam der General Lamoricière, welcher nach der traurigen Muſterung auf dem Carrouſelplatz ſeine Bemühungen, eine Einſtellung des Kampfes zuwegezubringen, wieder aufgenommen hatte. Nun brachte er die Nachricht, daß die ſiegreich vorſchreitende Inſurrektion mindeſtens die Abdankung des Königs verlange und daß kein

Augenblick zu verlieren ſei, ſo man nicht riskiren wollte, daß ganz in der Nachbarſchaft des Schloſſes bei dem auf dem Platz des Palais Royal gelegenen ſogenannten Chateau d'Eau, welches von Munizipalgarden und Linieninfanterie beſetzt war, ein Kampf entbrennen würde, welcher leicht das Signal zur Wiederholung des 10. Auguſt von 1792 geben könnte.

Derweil den Anweſenden dieſe Möglichkeit drohend vorſchwebte, fand im Kreiſe der königlichen Familie eine Verhandlung ſtatt, deren Einzelnheiten bislang unbekannt geblieben ſind. Mit großer Wahrſcheinlichkeit darf jedoch behauptet werden, daß die Königin Etwas von ihrer eigenen Energie, welche mit größter Zähigkeit an den Beſitz der Gewalt ſich klammerte, ihrem Gemahl einzuflößen gewußt habe. Der König zeigte nämlich, als er, begleitet von ſeinem Sohne Nemours, heraustrat, mehr Faſſung und Haltung als vorhin. „Nun, General, was bringen Sie Neues?“ — „Sire, ich bin Kommandant der Nationalgarde, habe aber Nichts zu kommandiren. Alle meine Bemühungen, auf Grund der zugeſtandenen Reformen die Inſurrektion zu beſchwichtigen, ſind vergeblich geweſen. Man begnügt ſich nicht mehr damit, man verlangt . . . etwas Anderes." — „Etwas Anderes? Monſieur de Lamoricière, das iſt meine Abdankung, und da ich dieſelbe nur mit meinem Leben geben werde, ſo wird man ſie nicht haben!" Worauf der Herzog von Nemours: „Wohlan, ſo marſchiren wir!" „Freilich, marſchiren wir — erwiederte der General — es fragt ſich nur, womit?"

Das „Marſchiren" war nur ein eitles Wort mehr unter den vielen, welche die Rath- und Thatloſigkeit des Bürgerkönigthums an dieſem Tage weniger maskirten als enthüllten. Noch eine kurze Weile und es handelte ſich nicht mehr darum, irgendwelchen Widerſtand gegen die Emeute zu verſuchen, ſondern nur noch darum, dem Griffe der ſiegenden Revolution zu entfliehen. Schon zeigten die Tuilerien ein tumultariſches Bild der Beſtürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren ſtanden offen, Schildwachen und Thürhüter wehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden oder Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palaſtbeamte, Deputirte, Journaliſten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen ganz nach Belieben, und wer da wollte und mochte, durchwandelte die Gemächer. Nur in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Zimmer, wo die königliche Familie ſich aufhielt, waltete noch einiger Anſtand und Reſpekt. Bald jedoch ſchwemmte die ſteigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majeſtät des Thrones um ſich hergezogen, und nach dieſen Schranken den Throninhaber und nach dieſem den Thron ſelbſt.

7.

Es iſt nahezu Mittag. Louis Philipp, aus ſeiner augenblicklichen Aufwallung von vorhin wieder in ſeine Schlaffheit zurückgefallen, ſitzt im Lehnſtuhl am Fenſter ſeines Kabinetts, umgeben von den Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Beaumont, Laſteyrie und Anderen. Der Herzog von Montpenſier führt Herrn Cremieux ein, einen Deputirten von der Linken, welcher entfernt nicht weiß, daß er auf der republikaniſchen Liſte einer proviſoriſchen Regierung ſtehe. „Noch iſt — ſagt er — Nichts oder wenigſtens nicht Alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflöſung und einem aus der Linken genommenen Miniſterium ſich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Miniſterium angeht, ſie ſtößt, ich bedaure es ſagen zu müſſen, dem Volke einen unbeſieglichen Argwohn ein.“ Der kleine Nothhelfer, ſicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausſchlüpfen zu können, wendet ſich ſofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“ — „Aber wen ſchlagen Sie mir denn zum Premierminiſter vor, Herr Cremieux?“ — „Odilon Barrot, welcher ermächtigt ſein muß, aus den Reihen der vorgeſchrittenſten Oppoſition ſeine Kollegen zu wählen.“ — „Wohl, es ſei. Man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“ — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung geſtatten?“ — „Sprechen Sie.“ — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen Schlimmſtes.“ — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle ſetzen?“ — „Den Marſchall Gérard.“ — „Es ſei.“ — Cremieux geht hinaus, um dieſe neuen Zugeſtändniſſe bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, momentan von einer ſarkaſtiſchen Laune angeflogen, an den Kleinen die Worte: „Ei, ſieh da, mein lieber Thiers, ſo ſind Sie alſo nicht weniger unpopulär als ich?“

Herr Fain ſchreibt die Ordonnanz, der General Trézel, das einzige der Mitglieder des Miniſteriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten, hält ſich bereit, ſeine Gegenzeichnung zu geben, und ſchon hat Louis Philipp die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrſalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo ein wüthender Kampf um das Chateau d'Eau ſich entſponnen hat. In demſelben Augenblick tritt in höchſter Eile und Aufregung Herr Emil de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monſieur de Girardin?“ fragt der König. „Das, Sire, daß man Ew. Majeſtät eine koſtbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man dem Aufſtand, welcher bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, ſei es, daß man zu den größten Opfern ſich herbeilaſſen will, jedenfalls ſind die Minuten Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben." — „Aber was thun?" — „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunſten einer Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Hier iſt die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu ſparen, ſofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Auflöſung der Kammer. Allgemeine Amneſtie.""

Soweit alſo war es mit dem „Salomo des Juſte-Milieu," ſoweit mit dem Juſte-Milieu ſelbſt gekommen, welches alle die Zinkeniſten des konſtitutionellen Hokuspokus mit Trompeten und Pauken geprieſen hatten von Dan bis Berſeba? Ja, ſoweit war es damit gekommen, daß der nächſte beſte Zeitungsſchreiber, daß ein Emil de Girardin, welcher im beſten

Falle nichts Beſſeres war als ein publiziſtiſcher Seilgaukler, Simienläufer und Eiertanzkünſtler, ſich zum Quaſi-Diktator aufwerfen und mittelſt eines bedruckten Papierfetzens über das Schickſal von Frankreich verfügen konnte . . .

„Wenn es ſo ſteht, Sire — ſagte der Duc de Montpenſier, ein Prinz von ſehr ordinärem Prinzenſchlag und in keiner Weiſe ſeinen Brüdern gleich zu ſtellen — wenn es ſo ſteht, Sire, ſo darf kein Zaudern ſtattfinden. Danken Sie ab!“ Ob vielleicht dieſe plumpe Unkindlichkeit den greiſen König daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. Novembers von 1688 erfuhr, ſeine Tochter Anna ſei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlaſſen mich!“ ausgeſtoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann ſagte nur mechaniſch, wie ein ſchon halb Verſunkener, der ſich von der Strömung mitfortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraine“): „Ich bin allezeit ein friedliebender Fürſt geweſen . . . Ich danke ab.“

Kaum war das Wort heraus, ſo drängten mehrere der Anweſenden in ihrer nicht grundloſen Angſt, die Tuilerien möchten abermals einen 10. Auguſt erleben, Herrn Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilte hinaus und gegen das Palais-Royal hinüber, aber ſeine Botſchaft verhallte ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er ſah ſich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hatte der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlaſſen und war in den Palaſthof hinabgeſtiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren erklärte: „Meſſieurs, der König hat zu Gunſten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans iſt Regentin."

Derweil iſt Louis Philipp mühſam von ſeinem Lehnſtuhl aufgeſtanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem ſich die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzeſſinnen befinden. Aufgeregt und angſtbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab," ſagt der Greis. Darauf die Königin ungeſtüm: „Nein, Sie werden nicht abdanken!" Er läßt ſich wieder in ſeinen Fauteuil neben dem Fenſter fallen und ſtützt die Hände läſſig auf ſeine Kniee. Die Damen umringen ihn und dieſen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Miſchmaſch von Offizieren, Deputirten und Hofleuten. In trübem Schweigen ſtarrt dieſe Menge auf das klägliche Schauſpiel. Die Königin allein bewahrt und offenbart ihren Muth. „Man will dir — ſagt ſie zu ihrem Gemahl — das Szepter entreißen und doch hat Niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hierbei ſchleudert die Sprecherin einen Zornblick auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es iſt beſſer, muthig zu ſterben als abzudanken! Steig' zu Pferde, die Armee wird dir folgen!“ Dann wendet ſie ſich zu den Anweſenden und wirft denſelben die Worte zu: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem ſolchen Augenblicke verlaſſen kann. Ihr werdet es bereuen!“ Die Herzogin von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und bittet ihn ſchluchzend, ein Szepter zu behalten, welches für ihre Hände viel zu ſchwer ſei. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll Zorn, Eiferſucht und grünem Neid.

Denn in dieſem Gemälde menſchlicher Erbärmlichkeit darf auch ein ſolcher ſpezifiſch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derſelbe erſchien: — es handelte ſich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes“, ſondern darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans ſchon ſeit längerer Zeit beargwohnten und bezichtigten, ſie ſtände mit der Oppoſition in ehrgeizigen Beziehungen. Die Töchter Louis Philipps hegten noch zur Stunde den Wahn, dieſer 21. Februar ſei nur das Reſultat höfiſch-parlamentariſcher Intriken, und deßhalb auch faßte jetzt eine der Prinzeſſinnen Herrn de Laſteyrie heftig beim Arm mit den Worten: „Sie ſind nur hi[illegible], um uns zu verrathen!“

Etliche der anweſenden Hofmänner fühlen ſich durch die Aneiferung von Seiten der Königin getrieben, ihre ritterliche Loyalität ſehen zu laſſen. „Danken Sie nicht ab, Sire,“ ſagt Herr Piscatory. „Ja, Sire, danken Sie nicht ab,“ wiederholt Herr de Neuilly. „Meinen Sie?“ entgegnet das ſchwankende Rohr von altem Mann. „Nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet.“ Aber indem er das ſagt, glaubt er zu hören, daß die Gewehrſalven ſich nähern, und Beſtürzung malt ſich auf ſeinem Geſicht. Wie um ein Auge zu ſuchen, das ihm Muth einſpräche, ſchaut er um ſich; allein alle die Herren Thiers, Duvergier, Remuſat, Couſin und wie ſie ſonſt heißen, ſelbſt den alten Marſchall Soult nicht ausgenommen, blicken zu Boden und bleiben ſtumm. Inzwiſchen haben die beiden Prinzen drunten auf dem Hofe erfahren, der König ſcheine Willens, ſeine Abdankung zurückzunehmen. Sie eilen herauf und der Duc de Montpenſier drängt eifrig ſeinen Vater, das geſprochene Abdankungswort zu halten. Mit ſchwacher Stimme richtet der König an die anweſenden „Säulen des Juſte-Milieu-Königthums“ die Frage: „Iſt es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?“ „Ja,“ antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!“ ruft eine ganze Menge ungeſtüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein unnützes Blutvergießen. Ich danke ab.“

Bei der Wiederholung dieſes Wortes erſcheint der Marſchall Gérard auf der Schwelle des Kabinetts. Die Königin eilt ihm entgegen: — „Mein lieber Marſchall, retten Sie uns! Steigen Sie zu Pferde!“ Der alte Krieger neigt ſich gehorſam. Er ſoll dem Volke die Thronentſagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieſer verſöhnenden Bewilligung durch ſeine Perſönlichkeit verſtärken.

Zu ſpät! Alles und Alles zu ſpät!

Man ſetzt den durch Alter, Kummer und Krankheit gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen drunten am Palaſtthor auf ein Pferd, gibt ihm einen grünen Zweig in die Hand und läßt ihn der heranrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er gelangt vom Tuilerienhof auf den Carrouſelplatz, als einem ſeiner Begleiter, dem Deputirten Lacroſſe, einfällt, es wäre doch wohl beſſer, wenn der Marſchall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacroſſe eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt ſein Anliegen dem jüngſten Sohne Louis Philipps mit. Montpenſier legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers ſtehenden Schreibtiſch und ſagt zu ſeinem Vater: „Sire, Sie müſſen Ihre Thronentſagung unterzeichnen!“

Der König ſteht auf und geht langſam zu dem Schreibtiſch, vor welchen ſein Sohn einen Stuhl hinſtellt. Da macht die Königin noch einen Verſuch der Gegenwehr, indem ſie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, ſchreiben Sie nicht! Weichen Sie einer Emeute nicht! Man will Ihnen nur bange machen!“ Der alte Mann hält inne, aber Montpenſier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier. „Wohlan, da man es will“ . . . ſagt der König, ſetzt ſich an den Schreibtiſch und beginnt langſam zu ſchreiben. „Beeilen Sie ſich, Sire,“ ſagt eine Stimme, man weiß nicht weſſen, „ſchon wird auf dem Carrouſelplatz geſchoſſen.“ Das iſt dem alten Manne doch zu viel. Er blickt auf, forſcht mit einem Blicke der Entrüſtung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit laſſen. Komme, was da wolle, ich kann nicht ſchneller machen.“ Und er ſchrieb mit großen Buchſtaben in langſamen Zügen: —

„Jch entſage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunſten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe löſen! (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelée à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.)" Am 24. Februar 1848. Louis Philipp.

Man ſieht, er übereilte ſich nicht: er nahm ſich Zeit, einen dünnen Schreibfehler (appelée ſt. appelé) und eine dicke Lüge zu begehen*). Die Stimme der Handvoll Intrikenſpinner und Wortjongleurs, welche unſerem Reineke i. J. 1830 die Hinterthüre zum Hühnerhof aufgethan, wäre „die Stimme der Nation" geweſen? Lügend war der Fuchs gekommen, lügend ging er . . .

---

*) Dieſer Satz wurde mir in einer weitverbreiteten deutſchen Zeitſchrift, in welcher ich die vorliegende Studie auszüglich zuerſt veröffentlicht hatte, alſo zuſammengezogen und verbeſſert: „Er nahm ſich Zeit, einen dummen Schreibfehler zu begehen."

Nachdem der König die Urkunde aufgeſetzt und unterzeichnet hatte, las er ſie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und ſagte: „Füge hinzu, daß du wünſcheſt, dein Enkel möge dir gleichen. Denn, Meſſieurs, der König iſt doch ein redlicherer Mann als ihr Alle.“ Und ſie hängte dieſer Beleidigung noch die grollenden Worte an: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!“ . . . Der entkönigte alte Mann ſagte: „Da iſt meine Abdankung; man bringe ſie dem Marſchall Gérard.“ Nach einigem Zögern nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marſchall nach.

Zu ſpät! . . . Es iſt, als hörte man in dieſer Tragödie vom 24. Februar 1848 einen äſchyleiſchen Eumenidenchor das ſchickſalsſchwere Wort hohnlachend immer und immer wieder anſtimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloſer Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marſchalls Gérard gelangte, ſondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Miſſion des Marſchalls ſelbſt that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderiſchem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie das ja ſo hatte kommen müſſen. Denn es iſt dafür geſorgt, daß abermalen und abermalen in Erfüllung gehe, was beim Anaſtaſius geſchrieben ſteht: —

„Mild und bittend ſprach ſie einſtens; eure Taubheit zwang ſie jetzt,
Daß ſie in Kanonendonner ihre Bitten überſetzt“ . . .

8.

Im Schloſſe hegte man kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde wie ſänftigendes Oel auf die Aufſtandswogen träufeln würden. Auch die Regentſchaft der Ducheſſe d'Orleans galt für geſichert. Sie ſelbſt rief, verſtört durch die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindſelige Gebaren ihrer Schwägerinnen, weinend aus: „Großer Gott, welche Laſt! Ohne Stütze, ohne Beiſtand ... Verlaßt mich nicht!“ ... Es war 12½ Uhr, als Herr Thiers auf den Carrouſelplatz hinabging, um ſeinem „intimen Freunde“ Bugeaud zu ſagen, wie ſich droben die Dinge entwickelt hatten. Der eiſenfreſſeriſche Soldat, welcher wenige Stunden vorher ſeinem kleinen Freunde geſchrieben hatte, daß ſie Beide „berufen ſeien, mitſammen die Monarchie zu retten,“ ſchrie fluchend: „Sacré nom de Dieu, ſo iſt alſo Alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu ſpät berufen.“ Der Duc de Nemours kam, dem Marſchall das Kommando abzunehmen, was dieſer mit widerwilligem Brummen geſchehen ließ. Der Prinz gab hierauf den Befehl, daß die Truppen den Carrouſelplatz räumen und ſich in den Tuilerienhof zurückziehen ſollten. Dieſe Bewegung wurde ausgeführt und hinter den abgezogenen Soldaten ſchloſſen ſich die Eiſengitter des Palaſthofes. Unterdeſſen gab es ein großes Geſtampfe und Geſtaube in den Korritoren und auf den Treppen des Schloſſes: — der Vollſtrom der Rattenauswanderung ergoß ſich. Der mit Macht graſſirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hofkräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln ſcharenweiſe davongehen, Beſtürzung auf den Geſichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angſtruf: „Alles iſt verloren!“

So hatte ſich die Menge auch im königlichen Kabinett beträchtlich gelichtet, als die Botſchaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marſchalls Gérard vollſtändig geſcheitert und der General Lamoricière vom Volke zum Gefangenen gemacht worden ſei. In demſelben Augenblicke Schüſſegeknatter auf dem Carrouſelplatz, wohin die Inſurrektion bereits ihre Plänkler vorgeſandt hatte. Dieſe ſahen einen Zug königlicher Reiſewagen, welche man auf den Fall einer Flucht hin aus den Ställen in der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen, über den Platz fahren, ſchoſſen darauf, tödteten einen Vorreiter, ſowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remiſen.

Das Geknalle dieſer Schüſſe macht die Prinzeſſinnen Schreckensſchreie ausſtoßen. Louis Philipp ſchnellt in höchſter Unruhe aus ſeinem Fauteuil empor. Hereinſtürzt, die Kleider in Unordnung und die Geſichtszüge in äußerſter Faſſungsloſigkeit, Herr Cremieur: — „Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, Sire! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien ſein!“ Der König ſagt kein Wort; aber er haſtet ſich, ſein Ordensband und ſeinen Degen abzuthun. Dann zieht er ſeine Uniform aus, ſchlüpft mit Hülfe der Königin in einen Civilrock und ruft ſuchend und zappelnd: „Meine Uhr? Meine Uhr? Ah, ich hab' ſie! Da, nehmt dies Portefeuille! Und wo iſt mein Schlüſſelbund?“ Es war Etwas wie Wahnſinn in den Bewegungen und Worten des Greiſes, aber Nichts vom Wahnſinn eines Lear, wohl aber von dem eines bankerotten Aktienſchwindlers und Couponſchneiders.

Die Prinzeſſinnen [illegible] Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie harren mit ängſtlicher Neugier auf das für ſie unbegreifliche Schauſpiel. Die Königin — ſo will eine Ueberlieſerung, die aber nicht feſt verbürgt iſt, da es zweifelhaft, ob der kleine Thiers es für gut gefunden, zu dieſer Zeit noch im königlichen Kabinett anweſend zu ſein — die Königin, die Tochter Karolina's von Neapel und Enkelin Maria Thereſia's, dieſe Frau, in welcher der lothringiſch-habsburgiſche Stolz mit dem bourboniſchen Hochmuth ſich verband, ſie ſoll ſelbſt in dieſen letzten Minuten ihrer Königinſchaft nicht umhin gekonnt haben, ihren Groll und Zorn auszulaſſen. Mit vor Ingrimm bebenden Lippen ſoll ſie zu dem armen kleinen Nußknacker von Tribunegaukler und Geſchichtsfanfaron, welcher doch wahrlich an der Februarrevolution ſehr unſchuldig war, geſagt haben: „Sie haben uns zu Grunde gerichtet! Sie haben die Volksleidenſchaften zu einem Brande geſchürt, deſſen Flammen jetzt über dem Throne zuſammenſchlagen! Sie ſind ein Undankbarer und verdienten keinen ſo guten König!“

Louis Philipp, in ſchwarzem Frack und „Angſtrohr“, nahm den Arm der Königin, ſagte im Vorbeigehen zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben da!“ und gab durch ſein Weggehen das

Zeichen zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgten dem greiſen Königspaar der Duc de Montpenſier und ſeine Frau, eine ſpaniſche Infantin oder, wie böſe Zungen ſagen, eine geborene Muñoz; dann die Ducheſſe de Nemours mit ihren Kindern und der Prinz Auguſt von Sachſen-Koburg mit der Prinzeſſin Klementine, ſeiner Frau. Etliche Hofdamen, etliche Adjutanten, Palaſtbeamte und Diener ſchloſſen den Zug, der mittelſt eines mit dem Arbeitskabinett des Königs in Verbindung ſtehenden unterirdiſchen Ganges unter dem Pavillon de l'Horloge hinweg ins Freie gelangte, in den Tuileriengarten, welcher leer und ſtill war, während der Schall des Kampfgetöſes von rechts herüber grollte und drohte. An der Ausmündung des unterirdiſchen Ganges fand man Herrn de Montalivet, welcher, ſeinem Gebieter treuer als viele Andere, zwei Schwadronen Gardeküraſſiere unter den Befehlen des Generals Regnauld bereit hielt, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden von der 1. Legion, ſowie ausharrende Freunde der königlichen Familie, die Herren Laſteyrie, Scheffer und Andere, reihten ſich ebenfalls dem Zuge an, welcher ſo raſch als der alte Mann, deſſen dem völligen Bruche nahe phyſiſche und moraliſche Kraft nur noch durch die Seelenſtärke ſeiner Gemahlin nothdürftig aufrecht erhalten wurde, zu gehen vermochte, die große Avenue des Gartens entlang eilte. Ein wahrer Leichenzug der Julimonarchie! Man konnte denſelben von der Rue Rivoli aus zwiſchen den blätterloſen Baumzweigen dahingleiten ſehen, ſchemenhaft ſchwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor geſtorbene Prinzeſſin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Duc de Montpenſier kehrte ſich von Zeit zu Zeit um und ſagte: „Beſchleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!" In der Mitte der Avenue überſchlug ſich das Pferd eines der reitenden Nationalgardiſten und fiel auf ſeinen Reiter. „Armer junger Mann!" rief die Königin aus. Louis Philipp aber nur: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!" Am Gitter der aus dem Garten auf den Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er ſtehen und richtete an

Herrn de Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich in Sicherheit nach Saint-Cloud zu bringen?" „Ja, Sire." Der Entkrönte paſſirte das Gitter und betrat den Platz. Da er geſenkten Hauptes einherſchritt, bemerkte er Blutſpuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abſcheu's. Aber der Concordeplatz war nicht ſo verlaſſen wie der Tuileriengarten. Eine Menge von Neugierigen wogte darauf hin und her. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch ein Häuflein Blouſen, Gewehre in den Händen, die Geſichter von Pulverrauch geſchwärzt.

Der Fluchtzug ſtockte, Louis Philipp ſchien erkannt, das Anfluten der Menge wurde ſtärker. Eine Stimme aus dem Gefolge rief: „Meſſieurs, Schonung, Gnade für den König!" „Die ſoll er haben. Wir ſind keine Mörder; aber ſchnell auf und fort mit ihm!" eine Antwort, welche das hundertfache Echo fand: „Ja, ſchnell auf und fort mit ihm!" Die Königin zog ihren Gemahl mit ſich fort, dahin, wo, am Fuße des Obelisken drei ſchlechte, einſpännige Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu ſprechen, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren „Altar“ gehabt.

War es nicht ein furchtbarer Schickſalshohn, daß der vom Throne geſtürzte Sohn von Philipp Egalité gerade von dieſer Stelle aus ins Exil geſchleudert wurde? Von der Stelle aus, wo ſein Vater am 6. November von 1793 in weißer Weſte, gelben Lederhoſen und zeiſiggrünem Frack auf beſagtem „Altar“ erſchienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Aber der alte Mann iſt von der Angſt der Gegenwart viel zu ſehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet die Thüre eines der ſchmutzigen Fuhrwerke und findet daſſelbe bereits mit Prinzeſſinnen und Kindern vollgeſtopft. „Heraus, ſteigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbſtſucht des Alters und der Furcht ſeiner ſo lange und ſo gut geſpielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergeſſend. Die Prinzeſſinnen gehorchen. Louis Philipp wirft ſich haſtig in den Wagen, die

Königin folgt ihm, drei ihrer Enkel haben den Vorderſitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie preſſen ſich ſo gut es gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzeſſin Klementine und die Ducheſſe de Montpenſier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Laſteyrie aus dem Gedränge und in ein ſicheres Aſyl gebracht. Die ſchöne Infantin — geborene Muñoz, wie die böſen Zungen ſagen — iſt eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüſant“ zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Laſteyrie, das ſei doch auch mal eine der Mühe werthe Abwechſelung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!“ ſchreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens. Der „König der Juden“ vergaß ſelbſt in dieſer äußerſten Angſt nicht ſeiner „Werthpapierche“. Herr Cremieur ſchiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfenſteröffnung und, im Beſitze ſeines Theuerſten, ruft der alte Mann in höchſter Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ Der Kutſcher peitſcht auf ſein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüſſige Koth darob zuſammenſpritzt.

Alſo verſchwand des Roi-Renard Majeſtät und Herrlichkeit. Im Juliſtaube war er gekommen, im Februarkoth iſt er gegangen. „Aus ſolchem Staube wird ſolcher Dreck!“ ſagt derbwahr ein ſpaniſches Sprüchwort.

9.

Aber ſeht, was thun denn jetzo die beiden Nothhelfer, welche „berufen waren, die Monarchie zu retten,“ Monſieur Thiers und Monſieur Bugeaud? Sie thun, was kluge Leute unter ſo bewandten Umſtänden zu thun pflegen: — ſie retten ſich ſelbſt. Der Marſchall iſt übrigens martialiſch genug, nur von einem einzigen Adjutanten gefolgt, in ſeinem Marſchallsanzug langſam davonzureiten. Herr Thiers ſchlängelt ſich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Concordebrücke ins Palais Bourbon hinüber, in deſſen Räumen die Repräſentanten der Korruption — offiziell heißen dieſe Herren Vertreter des franzöſiſchen Volkes — rathlos hin- und herwuſeln. Selber rathlos und bis zur Beſinnungsloſigkeit beſtürzt, geht der kleine Ex-Nothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit ſtürmiſchen Fragen. „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt! Alles iſt verloren!“ erwidert er ſtotternd und verſchwindet, um nicht mehr zu erſcheinen, bevor die politiſche Temperatur ſo iſt, daß Ränkeſpinnen mit ziemlicher Sicherheit wieder aus ihren Schlupfwinkeln ſich vorwagen können. . . .

Dieſer beiden Stützen alſo ſah ſich die arme Herzogin von Orleans beim Antritt ihrer Regentſchaft beraubt und es war überhaupt kläglich beſtellt mit den Stützen dieſer Regentſchaft. Der Deputirte Lacroſſe ſagte nach der Flucht des Königs zu der Prinzeſſin: „Madame, gehen Sie mit Ihren beiden Knaben ſofort nach der Deputirtenkammer. Dort iſt jetzt der Sitz der Autorität. Das Volk wird Ihnen Platz machen, denn Sie ſind die Frau des

Duc d'Orleans und tragen Wittwentrauer um ihn.“ Ein wohlgemeinter, aber ſchlechter Rath; denn die Entſcheidung war nicht im Palais Bourbon . . . . Die Herzogin zog ſich für eine Weile in ihre Gemächer im Pavillon Marſan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, etwas ſpäter aber eine Säule des Bonapartismus — ſie aufſuchte und ſie in der Abſicht, ihr Heil in der Deputirtenkammer zu verſuchen, beſtärkte. Er ſprach noch für ſeine Meinung, als der Adjutant Touchard hereinſtürzte, um eiligſt zu melden, der Duc de Nemours laſſe ſeine Schwägerin bitten, ſich ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch die große Avenue deſſelben zur Drehbrücke zu begeben. Es ſei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzeſſin brach alsbald auf und machte ſich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Duc de Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war in der That kein Augenblick mehr zu verlieren geweſen, maßen inzwiſchen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen ſimpeln Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouſelplatz geräumt hatten, war derſelbe ſofort von Nationalgarden beſetzt worden. Kaum war dies geſchehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die ſiegreiche Volksmaſſe mit dem Donnerruf: „Aux Tuileries!" über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach, und alsbald ſchlugen die Flintenkugeln an die Nordſeite des Schloſſes. Der Duc de Nemours, erkennend, daß jeder Verſuch, den Palaſt zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang ſeiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch das Thor des Pavillon de l'Horloge ſich bereit zu halten. Derweil mühten Bürgerwehr- und Blouſenmänner in buntem Gemiſche ſich ab, das Eiſengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouſelplatz abſperrte, niederzubrechen, und befürchtend, dieſe Mühwaltung möchte die Wuth der Stürmenden ſteigern, wußte ſich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli ſtoßenden Pavillon Eingang zu verſchaffen und den Gouverneur des Palaſtes, Oberſt Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüſſel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Carrouſelplatz führende Hofgitterthor aufzuſchließen, und die Menge ſtrömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, unter dem Thor des Pavillon de l'Horloge im Kreiſe ſeiner Offiziere ſtehend, das Herannahen des Volkes. „Was, jetzt ſchon?“ rief er aus, gab geflügelte Befehle, die ſämmtlichen Truppen, welche noch vorhanden, durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu laſſen, und ſtellte ſich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat dann, wie bekannt, mit äußerſter Hingebung und Selbſtverleugnung bis zuletzt ſeine Pflicht gethan: er und nur er war es, der an dieſem „Tag des Zorns“ dem Namen Orleans Ehre machte.

Retten freilich konnte er ſeines Hauſes Sache nicht . . . . Die Herzogin von Orleans eilte inzwiſchen die große Avenue des Gartens hinab, geführt von Herrn Dupin. An ihrer rechten Hand hielt ſie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ihr ein Diener nach. Bei der Drehbrücke angelangt, wurde ſie von den Herren Havin und Bieſta eingeholt, welche von Seiten Odilon Barrots den dringenden Rath brachten, die Prinzeſſin ſolle ſich mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Hotel de Ville begeben; denn dort, im Hauptquartier des ſiegreichen Aufſtands, liege die Entſcheidung. Die Ducheſſe ſtand ſtill, ungewiß, was zu thun, aber mit dem Inſtinkt einer Mutter fühlend, daß dieſer Rath der beſſere. Herr Bieſta drang in ſie, denſelben zu befolgen. „Können Sie reiten?“ frug er die Prinzeſſin. „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd beſteigen zu können.“ — „Nun wohl, zaudern Sie nicht! Kommen Sie ins Stadthaus und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König ſein. Wenn nicht, iſt Ihre Sache verloren.“ — „Das iſt der Rath eines Narren!“ ſchrie Monſieur Dupin. „Nach der Deputirtenkammer müſſen Sie gehen!“ So ein echter und gerechter „liberaler“ Philiſter, ſo ein Zungendreſcher des Juſte-Milieu — zu deutſch der richtigen Mittelmäßigkeit — erblickt ja bekanntlich einen Narren in Jedem, welcher weiter ſieht, ſchärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin von Orleans befolgte den Rath des gewiegten Staatsmanns, begab ſich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angſt und Pein ſah ſie daſelbſt ihre Regentſchaft und ihres Sohnes Krone rettungslos vom raſenden Strudel eines unerhörten Tumults verſchlungen . . . .

10.

Während die „Korrupten" durch eine Volkswoge aus dem Palais Bourbon weggeſchwemmt wurden und — ein übles Omen! — die kaum geborene Republik durch den Süßholzraſpeler Lamartine getauft ward, feierte in den Tuilerien die Revolution ihr Siegesbakchanal. Nicht in Blut — ſie überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige

Monate darauf ihre rothen Orgien in Szene ſetzte — aber in Wein, den man aus den wohlverſehenen Kellern Deſſen heraufholte, welcher davongegangen war, ſein mit Werthpapieren vollgeſtopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht ſagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu, hors la caisse!“ Es ging luſtig her in dieſen vergoldeten Räumen, aus welchem Dame Etikette mit dem übrigen Hofgeſindel entſetzt entflohen war. Zerſchlagen, zerriſſen und zertreten wurde Manches und Vieles, geſtohlen Nichts. „Mort aux voleurs!“ Es iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieſes Tages allein an **100,000** oder mehr bewaffnete Blouſenmänner im Palaſt aus- und eingingen, Nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam und daß herumliegende Koſtbarkeiten im Werth von mehr als 4 Millionen von Proletariern, die vielleicht keinen Sou in der Taſche hatten, geſammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz beſonderer Rückſichtsnahme behandelte das ſiegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Leſepult der Prinzeſſin lag ein Buch, betitelt:

„De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions.“ Die aufgeſchlagene Seite trug die Kapitelüberſchrift „Stabilité du gouvernement.“ Oh, Prediger Salomonis!

Die gutmüthig-humoriſtiſche Siegesfreude, welche in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakſpeare oder Kaulbach zu einem Bilde zuſammengefaßt, einen weltgeſchichtlichen Karneval darſtellen, wie es einen zweiten wohl niemals gegeben hat. Dort hing ein Schwarm von Gamins freudeläutend an dem Zugſeil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Pavillon de l'Horloge pflanzten und wieder andere auf der Plattform des Daches den Cancan tanzten. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachten unzählige Jubelſalven, denn der noch vorhandene Reſt von Patronen mußte ſchlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps Einer über ſeine Blouſe eine weiße Weſte des Cidevant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuz von Diamanten darüber gehängt und, alſo ausſtaffirt, bläſ't er aus Leibeskräften und ſeelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Noten zum Fenſter hinaus. Dort ſteht eine andere Blouſe, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangſalon des Duc de Montpenſier, die Marſeillaiſe ſingend und auf einer prinzlichen Geige ſchrecklich dazu geigend, während ſeine Kameraden, mit andern Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um ihn her die Carmagnole ſpringen. Hier geht, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Ouvriers durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerſtörung entriſſenes, wundervoll aus Elfenbein geſchnitztes Krucifix geleitend, unter dem unverweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Citoyens, chapeau bas! Saluez le charpentier de Nazareth!“ Dort im Allerheiligſten, im Thronſaal — verhülle dein Antlitz, o Köhlerglaube der Monarchie! — wird die purpurne Throndraperie in Fetzen geriſſen und aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schloſſes gegenüber im Tuileriengarten ſtehende Spartakus tragen ſoll. Ein Proletarier ſpringt auf den Thronſeſſel, wiſcht den Koth ſeiner Schuhe an dem Sammet ab, ſchwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf ging ein phantaſtiſch-bunter Faſchingszug von etlichen Tauſenden über die Boulevards, welche ausſahen, als wäre ein Tornado darüber hinweggefegt. Vorauf ritt ein bebrillter Polytechniker, dann kam ein Karren, auf welchem die zerſtörten Herrlichkeiten des Thronſals zuſammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronſeſſels, welcher, von etlichen Blouſen getragen, über den Köpfen der Menge einherſchwebte. Die Prozeſſion lenkte zum Platz der Baſtille, wo am Fuße der Juliſäule eilends ein Scheiterhaufen geſchichtet wurde. Man warf die erwähnten fragmentariſchen Herrlichkeiten darauf und ſtellte obenauf den Thronſtuhl. Dann ward unter Anſtimmung eines beliebten Gaſſenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzſtoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barſt ein tauſendſtimmig jauchzendes „Vive la république!“ aus und hoch auf ſchlug die ſchwelgende Lohe.

Der Dezemberſchrecken.

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improviſirt und Frankreich dieſes Impromptü ſich gefallen laſſen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption“ der Regierung des „Bürgerkönigs“, ſondern nur aus Ueberraſchung und in der Angſt des Augenblickes. Nobleſſe und Bourgeoiſie ſchrieen: „Vive la république!“ mit, auf daß nicht, wie ſie fürchteten, geſchrieen würde: „Vive le communisme!“ und mit dem ſtillen Vorbehalt, die Retterin Republik, welche ſie und ihre Beſitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen ſchon zu verrathen. Ganz in demſelben Geiſte der „Honnêteté“ ſang die hochwürdige Geiſtlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!“ um ſchon am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!“ (oder nach Umſtänden: „imperatorem!“) einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwunderſam oder gar tadelnswerth finden. Wiſſende Männer finden es begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unſere Zeit betrachtet und analyſirt, muß erkennen, daß in derſelben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, ſondern nur noch rechnende Geſellſchaft die zukömmlichſte Regierungsform ein „aufgeklärter“ Deſpotismus iſt, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, ſondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu ſcharf anzuziehen, d. h. nicht ſo ſcharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!“ zu bekennen und zu verwirklichen.

Es iſt eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter ſchmeckende Wahrheit, aber es iſt eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden ſtets in der Minderheit ſein, — wie die Vernunft, wie die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, ſind und ſein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geiſt und Begeiſterung, Thatkraft und Opfermuth, über die Mehrheit davon und überwältigt und beſtimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menſchen den gemeinen Erdenkloß. Das ſind dann die großen Vorſchrittsepochen der Menſchheit, die Befreiungsfeſttage und Völkerfrühlinge, deren periodiſche Wiederkehr im Weltgeſchichtskalender verzeichnet ſteht.

Die republikaniſche Improviſation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon deßhalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzoſen die Republik nur das rothe Geſpenſt von 1793. Hatte eine raſtloſe Geſchichtsfälſchung es doch glücklich dahin gebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflath des Mittelalters ſtecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtniß der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geſchichte der Beſiegten geſchrieben und damit Glauben gefunden. Sie hatten auch emſig und erfolgreich ſich bemüht, die Thatſache vergeſſen zu machen, daß der roth republikaniſche Schrecken von 1793 durch den weiß royaliſtiſchen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar“, welche ſofort nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgſten Blutmenſchen, der laſterhafteſten Schufte, der ſchamloſeſten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichſten Zweiächſlern erlegen, die Provinzen Frankreichs zu durchraſen begann, Kanibalismen, maſſenhafte Kanibalismen in Szene ſetzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen“ Collots und die „Noyaden“ Carriers an Grauſen noch überboten. Ja, überboten, weil ſie nicht, wie die erwähnten fluchwürdigen Abſcheulichkeiten, im Fieberwahnſinn der Revolution, ſondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation“ begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Luſtpartieen betrachtet und veranſtaltet wurden. In Wahrheit, die thermidoriſche Reaktion von 1794 ſchlug, wie hier gelegentlich bemerkt ſein mag, zu einer ſyſtematiſch gegen die Republikaner organiſirten und im gemeinſten Räuber- und Meuchelmörderſtyl durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich ſchandbar in Szene ging und in der Provence allein Tauſende und wieder Tauſende von Opfern ſchlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichſten Umſtänden. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royaliſten das Sabriren, Guillotiniren und Füſiliren ihrer gefangenen und wehrloſen Gegner nicht, nein, ſie unterwarfen dieſelben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution ſelbſt unerbittlich beſtraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amneſtirt und ſogar mit „Bürgerkronen“ geſchmückt *) . . . .

---

*) Ueber dieſe Thatſachen, für welche die auf amtliche Dokumente baſirten Beweiſe beizubringen ich bereit bin, pflegen „korrekte“ Hiſtoriker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geſchichtsunterricht werden dieſelben wohl gar nicht

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar republikaniſche „Staatsmänner" improviſirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate ſpäter auch in Deutſchland graſſirten. Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menſchen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphiliſter" erfunden hat. Die ſchwache Minderheit beſtand aus Anhängern der Sozialdemokratie. Alle zuſammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikaniſchen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenſo zweifellos iſt, daß ſie ihre Un-

---

erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem Syſtem der Verleumdung und Verläſterung, welchem man die große Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz Alledem und aller ihrer verdammlichen Mißgriffe, Ausſchreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menſchheit, eine der größten Förderungen geweſen iſt, welche dem Menſchengeſchlecht auf ſeiner dornenvollen Entwickelungsbahn zu Theil geworden.

fähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwieſen haben. Die Aufgabe war freilich eine ſchwere, geradezu eine koloſſale, und das erbarmungswerthe Schauſpiel, eine Rieſenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu ſehen, ſtellte ſich hier recht deutlich dar. Die proviſoriſche Regierung konnte auf zweierlei Weiſe verſuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem ſie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach Außen wirken ließ oder aber den demokratiſchen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das Eine noch das Andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatoriſchen Macht bekleidet, weder den Muth, ſich an die Spitze einer europäiſchen Revolution zu ſtellen, noch den Verſtand, in Frankreich ſelbſt der Demokratie die Möglichkeit der Exiſtenz zu ſichern mittelſt Auflöſung der ſtehenden Armee, mittelſt Decentraliſirung der Verwaltung, mittelſt Vernichtung der bureaukratiſchen Hierarchie und mittelſt unerbittlicher Entfernung aller royaliſtiſchen Ränkeſchmiede von wichtigen Poſten. Nichts von Alledem! Statt der revolutionären Lavaſtröme, welche die europäiſchen Machthaber im erſten Februarſchrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maskirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwaſſerrieſelungen lamartine'ſcher Friedensmanifeſte hervor und ſtatt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer *praktiſchen* Staatsreform entſchloſſen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus ſeine närriſchen Theorieen predigen und den Sozialismus ebenſo unzulängliche als koſtſpielige Experimente machen.

Dieſe Predigten und Experimente brachten es der erſchreckten Bourgeoiſie — (es gibt bekanntlich für dieſes franzöſiſche Wort ſchlechterdings kein deſſen Sinn vollſtändig umfaſſendes und erſchöpfendes deutſches) — raſch zum Bewußtſein, welchen ſchnöden Undank ſie begangen habe, als ſie *ihren* König Louis Philipp fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit ſo viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geſchaffen hatte, wie ſie vordem im Ancien Régime der Nobleſſe gegenüber dem dritten geſichert geweſen war. Die franzöſiſche Bourgeoiſie als ſolche hatte zweifelsohne ſchwer geſündigt, als ſie ſich durch den Anblick des jammerſeligen Seſſelkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Miniſter und Miniſterſeinwollende ſeit Jahren geführt, ſowie durch das gelegentliche Aufberſten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem ſolchen Grade „ſittlicher Entrüſtung“ hinaufſteigern ließ, daß ſie nicht allein: „Vive la réforme!“ rief, ſondern ſogar ſoweit ſich vergaß, bei der Taufe des ſehr illegitimen Kindes, welches Madame La France am 24. Februar ſo unerwartet zur Welt brachte, ſo zu ſagen zu Gevatter zu ſtehen. Es iſt aber nur gerecht, anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoiſie ſich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugeſtehen, daß ſie ihre reuevolle Sehnſucht, zu den Fleiſchtöpfen der Monarchie und des Friedenszuſtandes um jeden Preis zurückzukehren, thatſächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit ſie Behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalverſammlung als Bundesgenoſſin des Klerus ſich umthat. Mit der Geiſtlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royaliſtiſchen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologiſchen“ Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben ſollte, mußte es ein ſeltſames Schauſpiel ſein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete franzöſiſche Nationalverſammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine ſchwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikaniſche Verfaſſung zu machen. Dieſe Verſammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit geſetzten deutſchen Parlament kläglichen Andenkens, inſofern die Mehrheit deſſelben in der beſtimmten Abſicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentariſchen Bühne heftig zu geſtikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerkſamkeit eines vertrauensſeligen Publikums von dem abzulenken, was inzwiſchen hinter den Kouliſſen vorging. In Paris durfte ſich jedoch die reaktionäre Unverſchämtheit nicht von vorneherein ſo breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieſer Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geſchichtef—inder Thiers elegant ſich ausdrückte, „la vile multitude" noch in Waffen und auf Poſten ſtand. Die Juniſchlacht war ja noch nicht geſchlagen.

Sie wurde aber emſig vorbereitet, dieſe Schlacht, ſo recht vorbereitet von Seiten der Orleaniſten, Legitimiſten, Bonapartiſten und ſonſtigen Jeſuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalverſammlung beſtand. Dieſe Mehrheit fand einen wie eigens für ſie gemachten Dupe in der Perſon des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Bruſt ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade ſo viel militäriſche Routine beſaß, als zur Löſung der ihm geſtellten Aufgabe nöthig war. Es iſt bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Inſurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit cyniſcher Offenheit geſtand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen wollte." Man provozirte den Aufſtand, man zog ihn förmlich groß mittelſt Liſt und Gewalt, mittelſt Polizeikünſten wie mittelſt brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbeſondere das plötzliche und barſche Vorgehen gegen die unſeligen „Nationalwerkſtätten", ein Vorgehen, welches ſo, wie die Umſtände lagen, nichts Anderes war als eine höhniſch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt iſt auch, daß Cavaignac und ſeine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Inſurgenten mit verſchränkten Armen zuſahen. Was kümmerte es dieſe Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tauſende und wieder Tauſende von Menſchenleben hüben und drüben auf's Spiel geſetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verſchwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geſchichte der Beſiegten ſchrieben, iſt, daß die zwei beklagenswertheſten Epiſoden des furchtbaren Junikampfes nicht der inſurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu ſetzen ſind. Denn des Erzbiſchofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel eines Soldaten her und der General Brea wurde höchſt wahrſcheinlich auf Anſtiften eines notoriſchen bonapartiſtiſchen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Inſzeneſetzung des Junigräuels der Bonapartismus emſig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch iſt, daß die unbedingte Gewalt, welche die Aufſtändiſchen mehrere Tage lang in verſchiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub- und Plünderung“ benützt, ſondern daß das Eigenthum ſtreng von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt iſt endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals von Siegern gegen Beſiegte ſo barbariſch gewüthet worden iſt, wie von den Juniſiegern gegen die Unterlegenen. Die haarſträubenden und maſſenhaften Grauſamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen ſich kühnlich mit Allem meſſen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution Derartiges aufzuweiſen hatten.

Man muß jedoch, um gerecht zu ſein, ſagen, daß es nur die Grauſamkeit der Angſt geweſen iſt — bekanntlich von allen Arten von Grauſamkeit die erbarmungsloſeſte — welche die ſiegreiche Bourgeoiſie alſo gegen das beſiegte Proletariat wüthen machte. Wer ſich der blaſſen Furcht und der aus derſelben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombaſtiſchen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obſkurer Kommuniſten i. J. 1848 die „intelligenten und beſitzenden Klaſſen" in Deutſchland zu verſetzen vermochten, der wird ſich nicht verwundern, daß die pariſer Bourgeoiſie im Juni des genannten Jahres alles Ernſtes den Leitern der royaliſtiſchen Reaktion glaubte, wenn dieſe im Style der Klagelieder Jeremiä verſicherten, der kommuniſtiſche Weltuntergang ſtände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich ſeit 1830 im Fache des ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Theoretiſirens und Phraſenmachens geſchehen war, konnte dieſer Lüge, dieſem großen Schreckmittel der Rückſchrittler, allerdings einen ſehr kräftigen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das ſiegreiche Volk in den Februartagen bewieſen, hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es ſeit dem Februar monatelang eine erdrückende Laſt von Hunger und Elend getragen hatte, jene Lüge entlarven ſollen und die franzöſiſchen Bourgeois überzeugen können, daß ihre Brüder, die Ouvriers, keineswegs nur „auf Raub und Mord ſinnende Barbaren“ ſeien, „moderne Vandalen,“ welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten“ und „die Geſellſchaft in den Abgrund einer blutraſenden Anarchie“ ſtürzen wollten; ſondern eben nur arme, hungernde Menſchen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoiſie gerade das Nämliche forderten, was dieſe i. J. 1789 von den *damals* bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menſchliche Exiſtenz. Aber die Furcht ſchlägt blind zu und ſo ſchlug ſie zu in der gräßlichen Juniſchlacht und nach dem Siege, — ſchlug *ſo* zu, daß Männer von Herz kaum ſich enthalten konnten, miteinzuſtimmen, wenn die maſſenhaften Opfer des Juniſieges, welche ohne Prozeß und Urtheil in den Gefängniſſen, auf den Deportationsſchiffen und in den Fieberſümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wurden, verathmend beteten: „Mag aus unſern Gebeinen dereinſt uns erſtehen ein Rächer!“ Und dieſes Gebet zur Nemeſis iſt nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Geſellſchaftsrettung“ durch die Bourgeoiſie war abermals eine „Geſellſchaftsrettung“ nöthig und zwar diesmal durch die Deſpotie und auf Koſten der Juniſieger. Das iſt eine große Wahrheit und eine ernſte Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszuſprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtſeligkeit ſtehende Möpſe wüthend ſie anklaffen? . . .

Daß die Mehrheit der franzöſiſchen Nationalverſammlung ſchon im Hochſommer und Herbſt von 1848 gerne zur Reſtauration des Königthums verſchritten wäre, iſt unzweifelhaft gewiß. Allein die Royaliſten lagen ja unter einander im bitterſten Hader in Betreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte ſein? Denn der Bonapartismus begann zu dieſer Zeit mit dem Orleanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkurrenz zu treten. Sodann mußten Verſuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieſer Zeit auch deßhalb noch als verfrühte erſcheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der franzöſiſchen Bourgeoiſie in der That republikaniſch geſtimmt war und weil, was das Wichtigſte, der Diktator Cavaignac, den man nicht ſo kurzweg beſeitigen konnte oder wollte, ſich einbildete, ein Republikaner zu ſein, und das Zeug zu haben — er, der Juniſchlächter! — einen „franzöſiſchen Waſhington" vorzuſtellen.

Ein franzöſiſcher Waſhington? Schon in dieſer Vorſtellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, deſſen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit geweſen iſt. Cavaignac und ſeine Baſtide, Goudchaux und übrigen Mitmittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob ſie eigens dazu beſtellt geweſen wären. Im Innern der royaliſtiſchen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorſchub leiſtend, hat Cavaignac nach Außen überall gegen die Völker und für die Deſpoten Partei genommen, wie das gar nicht anders möglich war, da ſeine innere Politik die auswärtige bedingte und beſtimmte. Der General, deſſen Begabung zu ſeinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältniſſe ſtand, nahm die ihm von Seiten der legitimiſtiſchen und orleaniſtiſchen Rückſchrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuſchung, daß ſie das wollten, was er die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er ſich in den Holzkopf geſetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm ſelber zu ſprechen, der „Waſhington" dieſer honetten Republik zu werden, ſo mußte er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, ſondern auch den Heiligen, d. h. der Geiſtlichkeit. Daher die Beeiferung der Cavaignac'ſchen Kameradſchaft, jene berüchtigte „römiſche Expedition" vorzubereiten, welche, ſpäter ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, ſie ſelber auszuführen — in Rom das päpſtliche Regiment reſtaurirte, das päpſtliche Regiment, von welchem fromme Menſchen im Hochſinn des Wortes, falls es ſolche gäbe, von Rechtswegen ſagen müßten, Gott habe es in ſeinem Zorne geſchaffen und in ſeiner Weisheit geduldet, um ein abſchreckendſtes Exempel zu ſtatuiren, wie die Völker *nicht* regiert werden ſollten.

Inzwiſchen war die „honette“ Republik verfaſſungsmäßig feſtgeſtellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuſchwur auf die republikaniſche Verfaſſung aufgehoben, dieſelben Finger, an welchen noch Spuren der Tinte klebten, womit ſie ſo eben nach Claremont an die Orleans oder nach Frohsdorf an Henry Hinkebein die Verſicherungen ihrer „unwandelbaren“ Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität“ ihrer Interimsrepublik zu einer vollſtändigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präſidenten zu ſichern, Etwas vergeſſen: — die Tilgung des allgemeinen Stimmrechts. Dieſes ſpielte ihnen den höchſt unerwarteten und fatalen Poſſen, anders zu wählen als die Honettität wollte und wünſchte. Eine große Anzahl von Bourgeois deſertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß ſelbſt gegen den blaſſen *Schein* von Republik und

Demokratie. Auch ſein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präſidentſchaft, weil die Geiſtlichkeit von anderer, d. h. von bonapartiſtiſcher Seite her viel weiter gehende Zuſicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, ſo hätten ſie begreiflicher Weiſe im Nothfall lieber für den Czaren Nikolaus geſtimmt als für den Juniſchlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er ſeit dem Jahre 1815 eifrigſt gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenſchaft geweſen, den ſelbſtſüchtigſten und erbarmungsloſeſten aller Despoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu ſpielen? Hatten nicht Leute wie Chanſonnier Béranger und Geſchichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt, einen förmlichen Kult des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im Dezember von 1848 ſagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Haſſes Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaiſers“

wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präſidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. Dezember 1848 erſchien in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ein Mann von unanſehnlichem Wuchſe, blaſſem Antlitz und verlebten Zügen, ausgeſtattet mit einer großen Papageienſchnabelnaſe, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz jenes metalliſchen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menſchen eigen zu ſein pflegt, die entſchloſſen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre ſich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorſitzende der Nationalverſammlung, Marraſt, den Präſidenten proklamirt hatte, ſprach er demſelben verfaſſungsgemäß dieſe Eidesformel vor: „Im Angeſichte Gottes und des franzöſiſchen Volkes ſchwöre ich, der einen und untheilbaren demokratiſchen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfaſſung mir auferlegt.“ „Ich ſchwöre es!“ betheuerte feierlich der Präſident. Worauf Marraſt: „Wir nehmen Gott und Menſchen zu Zeugen des geſchworenen Eides!“ Aber als genügte dieſer dem neuen Präſidenten noch nicht, erbat er ſich das Wort, beſtieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit ſeinem ausländiſchen Accent“ (avec son accent étranger) Folgendes: — „Das Votum der Nation und der ſo eben von mir geſchworene Eid beſtimmen mein Verhalten. Meine Pflicht iſt mir vorgezeichnet: ich werde ſie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlandes anſehen alle diejenigen, welche verſuchen ſollten, auf ungeſetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat.“ ... Augen- und Ohrenzeugen dieſer Betheuerung iſt es aufgefallen, daß der Betheuerer mit leiſer und dumpfer Stimme ſprach und daß Düſterniß ſein Antlitz beſchattete.

Wer war dieſer Mann?

Ein Sohn der Hortenſe Fanny de Beauharnais, was unbeſtritten, und des geweſenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was von der Skandalchronik beſtritten iſt. Dieſelben Menſchen nämlich, welche in Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. Dezember 1851 an den „Retter Europa's, der Geſellſchaft und der Civiliſation“ verehrten, dieſelben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch in's Geſicht blieſen, ziſchelten einander zur gleichen Zeit geſchäftigſt in die Ohren, daß der „große Mann“ von Rechtswegen oder wenigſtens von Naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländiſche Admiral dieſes Namens ſein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde exiſtire oder doch exiſtirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortenſe's gegen die ihm angeſonnene Vaterſchaft in Bezug auf den dritten Sohn ſeiner Frau feierlichen Proteſt erhoben hätte.

Soweit die Skandalchronik. Die Geſchichte weiß offiziell Nichts von dem erwähnten Proteſt, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn ſeiner Stieftochter förmlich und feierlich als ſeinen Neffen und als kaiſerlichen Prinzen anerkannt hat. Dieſe Legitimitätserklärung von Seiten Napoleon's des Erſten iſt die **Baſis** geworden, auf welcher Napoleon der Dritte ſeinen Kaiſerthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieſes Kaiſerthrons, die Reſtauration des Empire war von Kindheit auf der **Gedanke** ſeiner Tage und der Traum ſeiner Nächte geweſen. Die Kaiſerſchaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die erſten Anläufe zur Verwirklichung dieſer Idee fielen bekanntlich ganz knäbiſch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Prinzip, ein unwandelbar feſt gehaltenes Prinzip über Alles und Jedes zu triumphiren vermag, ſelbſt über Etwas, was wenigſtens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichſt ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt, und Dank dem zur Reſtaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in ſeiner Kurzſichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne luſtig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution ſahen Republikaner, Orleaniſten, Bourboniſten und Ultramontane mit gleicher Ueberraſchung, daß eine bonapartiſtiſche Partei vorhanden ſei, zahlreich, gut organiſirt, rührig und entſchloſſen. Nach neun Monaten hatte dieſe Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monſieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erſt Sieur de Perſigny und dann von Napoleons Gnaden Graf oder gar Herzog von Perſigny, der Haupt-Seide „ſeines" Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in ſeiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präſidenten" in den Straßen von Paris flanirend, Jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's nicht ſeit fünfzehn Jahren geſagt? Mein Prinz wird Kaiſer und ich werde ſein Miniſter!“ Am 18. Mai deſſelben Jahres 1848 hatte derſelbe Monſieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er ſich den Wählern im Departement der Loire als Kandidaten zur Nationalverſammlung empfahl, geſagt: „Ich bin und werde ſein ein aufrichtiger und treuer Republikaner.“ . . .

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, ſchon ſo oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuſchätzen und in dem Luftſchiff der Phraſe über unbequeme Thatſachen hinwegzuſegeln. Sie glaubten oder thaten ſo, als glaubten ſie, daß ein Mann, welcher von der fixen Kaiſeridee beſeſſen war, durch einen „im Angeſichte Gottes und des franzöſiſchen Volkes“ geſchworenen Eid ſich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte ſchlechterdings nur die „lächerliche Figur“ vom Finkmattkaſernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne ſehen, und während die Royaliſten in ihm ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne zu finden erwarteten, gingen die Republikaner ſoweit, den „Monſieur Verhuell“ als einen „Narren“ oder auch als einen „Idioten“ zu bezeichnen. Wunderlicher Weiſe haben viele Demokraten dieſen Idioten-Mythus auch nach der furchtbaren Niederlage, welche der angebliche Idiot der Demokratie beigebracht, immer noch feſtgehalten, nicht bedenkend, daß ſie damit ihrer eigenen Partei das ſchneidendſte Armuthszeugniß ausſtellten.

Der Zufall der Geburt thut nicht gerade Alles, doch aber Vieles, das Meiſte für den Menſchen. Hätte der Genius Göthe's ſtatt unter dem behäbigen Dache eines frankfurter Rathsherrnhauſes in der Schmutzhütte eines mecklenburger Tagelöhners Menſchengeſtalt angenommen, die Welt würde keinen Fauſt und keine Iphigenie geſehen haben. Wäre der Prinz Louis Ferdinand nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden, ſo hätte er, ſtatt nur ein lüderlicher Prinz zu werden, ein großer Mann werden können. Der Zufall hatte dem Sohne der Hortenſe Beauharnais den Namen Bonaparte neben die Wiege gelegt und dieſer Name wurde das Talent, womit er wucherte. Er glaubte ſich dazu prädeſtinirt, über ſeinem Haupte des „Onkels“ untergegangenen Stern wieder aufgehen zu ſehen, und dieſer Schickſalsglaube erwies ſich auch ſchickſalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlſpruch: „Der Erfolg rechtfertigt Alles!“ ſich eingeprägt hatte und ſtandhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun ſollen? Wer wollte denn beſtreiten, daß in dieſer unſerer Welt, wie ſie nun einmal iſt und der Hauptſache nach immer ſein wird, der Erfolg in der That „Alles“ rechtfertigt? Der junge Louis, von ſeiner Mutter mit den ehr- und herrſchſüchtigen Traditionen des Napoleonismus ſo recht großgenährt, hatte ja während ſeiner zu Arenenberg idylliſch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatſache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verſchwörers und Gewalthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, ſo lange der „Allesrechtfertiger,“ der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Im Uebrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes“ in der Schweiz noch Anderes, was ſonſt Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichſt vom „gemeinen Daſein“ abgeſperrt, in der Dreſſur allerunterthänigſter Hofmeiſter nicht lernen. Nämlich einen ſehenden Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfniſſe, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine ſelbſtſtändige Thätigkeit, ein wirkliches Arbeiten ſeines Geiſtes begann jedoch erſt in der Gefängnißſtille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen ſchriftſtelleriſchen Verſuch gemacht, den „napoleoniſchen Ideen“ ein ſozialiſtiſches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der ſozialiſtiſchen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf deſſen Bitte in Ham beſuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie.“ Blanc erzählt weiter, der Gefangene habe ſich für das allgemeine Stimmrecht ausgeſprochen, „à cause de ce qu'il en attendait,“ die Republik dagegen habe der Prinz für „unmöglich“ erklärt. In dieſem Sinne ſchrieb er am 24 Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der ſozialdemokratiſchen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich ſtrebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängniß ſterben als durch eine Lüge mich noch ſo hoch aufſchwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß ſich eine Republik in dieſer Zeit Angeſichts des monarchiſchen Europa's und ſo vieler Parteien erhalten könnte.“ ... Die Hauptarbeit des Prinzen während ſeiner Gefangenſchaft zu Ham war aber, wie ſtark zu vermuthen ſteht, das Studium von Macchiavelli's „Principe,“ deſſen Inhalt er ſich vollſtändig zu eigen machte, — ſo ſehr, daß nachmals der Staatsſtreich vom 2. Dezember nur eine höchſt gelungene Ueberſetzung der Quinteſſenz des „Buches vom Fürſten“ in franzöſiſche Wirklichkeit war; eine ſo gelungene Ueberſetzung, daß der alte Meiſter- und Muſterdiplomat in ſeiner Gruft in Santa Croce ſich darüber von Rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben mußte. Was aber zur Vollendung der politiſchen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er ſich nach ſeiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchſtſchule der Heuchelei iſt, und im Verkehr mit der engliſchen Oligarchie-Kaſte, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Adramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs ſo ſchön zu verbinden und dieſes hölliſche Konglomerat mit orthodoxchriſtgläubigen Phraſen „fromm“ zu überſalben verſteht.

3.

Die Volksabſtimmung vom 10. Dezember 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte ſchon damals den Verſuch machen konnte, vom raſch abgeſtandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiſerbirne zu ſchütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politiſche und finanzielle Gründe. Erſtens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalverſammlung, durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenſeitige Feindſeligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollſtändig ſich diskreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu laſſen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsſtreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präſident, welcher beim einheimiſchen Kapital nicht gut angeſchrieben war, mußte ſich erſt von Außen her die nöthigen Summen verſchaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinſt die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben iſt, die Geſchichte des Dezemberputſches vollſtändig zu enthüllen, ſo dürfte es ſich herausſtellen, daß die Bewohner eines der drei Dutzende deutſcher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu beſagter „Geſellſchaftsrettung“ beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unternehmens nöthigen Gelder leihweiſe aus der Kaſſe eines deutſchen Fürſten gefloſſen ſein ſollen. Was die „alten Parteien“ betrifft, ſo löſ'ten ſie die ihnen vom Bonapartismus geſtellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preisaufgabe“ für ſie geweſen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalverſammlung, welches die übrigens handgreiflichen Abſichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchſchaute, zappelte ſich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieſelbe von der royaliſtiſchen Mehrheit zerſtört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Dieſe Leute haben gar keine Ahnung, für *wen* ſie eigentlich arbeiteten. Glaubten ſie doch in ihrer Verblendung und Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für *ihre* royaliſtiſch-hierarchiſchen Verräthereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienſt leicht zu beſeitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich ſeinem erſten, aus der parlamentariſchen Majorität genommenen Miniſterium — einem Miniſterium, in welchem in den Perſonen von Odilon Barrot, Faucher und Falloux die liberale Phraſeologie, das malthuſiſche Prozenthum und die freche Jeſuiterei ſich verkörperten — daß er die Miniſter der Republik durchaus nur als ſeine Commis betrachtete. Im Uebrigen ſpielte er ſeine Rolle meiſterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wußte das ganze Odium einer von Tag zu Tag entſchiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuſchaufeln und ſich ſelber im Lichte eines verfaſſungsgetreuen Magiſtrats erſcheinen zu laſſen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei“ geweſen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geſchrieben hatte, daß er „lieber im Gefängniſſe ſterben als durch eine Lüge ſich noch ſo hoch aufſchwingen wollte.“ Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsſtreichs wob, ſchrieb er, wohl wiſſend, daß die Welt betrogen ſein will, mit der andern offizielle Verſicherungen ſeiner Treue gegen die Republik nieder. So in ſeiner Präſidentſchaftsbotſchaft vom 31. Dezember 1849, wo er ſagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig ſein, indem ich die Verfaſſung, welche ich beſchworen habe, aufrecht erhalte (en maintenant la constitution que j'ai jurée)." So auch noch ausdrucksvoller in ſeiner Präſidentſchaftsbotſchaft vom 12. November 1850, wo er ſich alſo vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich Alle, welche die Feſtigkeit unſerer Zuſtände, wie ſie durch die Verfaſſung gewährleiſtet iſt, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme des grands coupables) anſehen würde. Die unabänderliche Regel meines politiſchen Verhaltens wird ſein, unter allen Umſtänden me[illegible] Pflicht zu thun und Nichts als meine Pflicht. Es iſt dermalen Jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beſchleunigte Reviſion unſeres Staatsgrundgeſetzes zu wünſchen, und falls die Verfaſſung Mängel und Gefahren in ſich ſchließen ſollte, ſo habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalverſammlung), ganz freie Hand, ſie von dieſen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich ſtreng innerhalb der Schranken, welche die Konſtitution mir vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées).“

Worte ſind dem Menſchen bekanntlich gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen. Indeſſen hieße es dem Prinzen Unrecht thun, ſo man ſagte, er hätte ſeine Gedanken verborgen. Schon der Styl, in welchem er im Palais Elyſée ſeinen Hof hielt, mußte jeden Sehenden, der ſehen wollte, überzeugen, daß bei erſter Gelegenheit der Kaiſer-Schmetterling aus der Präſidenten-Puppe ſchlüpfen würde. Auch ſchrie ja eine mittelſt ſyſtematiſcher Bonaparteiſirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateska in Kaſernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!“ und ſtiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrſcher Frankreichs auserwählten Wiederherſteller des Stuhles Petri“ von Tag zu Tag inbrünſtiger zum Himmel empor. Die ihm vom Holzkopf Cavaignac hinterlaſſene Erbſchaft der römiſchen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewußt. Indem er nach Hinſchlachtung der römiſchen Republik den Statthalter Chriſti durch Blutlachen und über Trümmer in den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geiſtlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand ſeiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte ſich zugleich bei dem Abſolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdeſſen kam das Ende des Jahres 1851 näher und mit demſelben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptſchlags auszuholen. Wir ſagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit." Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleoniſchen „Stern" über ſeinem Haupte glänzen geſehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlußtermin ſeiner Präſidentſchaft, welche verfaſſungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Daſein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichſte Aehnlichkeit um ſo mehr haben mußte, als die Art und Weiſe, in welcher der Prinz die Führung der republikaniſchen Staatsoberhauptſchaft verſtanden, die Geldmittel deſſelben völlig erſchöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräſidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer ſolchen Zukunft ſich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche“ Moral und demzufolge Skrupel und Gewiſſensbedenken gibt, ſchon von Geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anſchauungsweiſe muß das einräumen — zu Gunſten ſeines Vorhabens auch das vieldeutige Di[illegible] anführen, welches man „Staatsraiſon“ zu n[illegible]n pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Beſitz der Macht ſtreitig machen wollten, auf dieſe Parlamentshanswurſte und Tribünegrimaſſirer, auf dieſe ſaft- und kraftloſen Doktrinäre und „honetten“ Republikaner-Nichtsthuer, auf dieſe mit Claremont oder mit Froſchdorf konſpirirenden „Staatsmänner,“ endlich auf dieſe Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie ſie alle hießen, von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia gegen einen Beduinenſtamm oder eine nächtliche Einäſcherung eines Kabylenzeltlagers gelungen, das Zeug und die Stimmung in ſich fühlte, ein franzöſiſcher Waſhington oder auch Monk oder gar ein zweiter „petit caporal“ zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte auf dieſen Miſchmaſch von Unzulänglichkeit, Zweiächſelei und Selbſtüberſchätzung hinſah, durfte er ſich kecklich ſagen, daß er mindeſtens ebenſo berufen ſei, Frankreich zu regieren, wie alle dieſe Leute, und daß, maßen bei der kraſſen Unkultur der Maſſen und bei der Feigheit, Angſt, Selbſtſucht und Verrätherei der beſitzenden und gebildeten Klaſſen der Fortbeſtand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade ſo viel Recht habe, ſeine Reſtauration zu verſuchen, wie der Bourbonismus und der Orleanismus. Mehr ſogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabſtimmung vom 10. Dezember 1848 anſehen mag, das wird kein Mann von geſundem Menſchenverſtand beſtreiten wollen, daß ſie einen beſſeren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette, welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orleans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen“ mußte das wüſte Schauſpiel des „Ruere in servitium,“ welches die Franzoſen wieder einmal aufführten, ſehr betrübend ſein. Die Augen von Geſchichtekennern jedoch ſind mit dieſem Schauſpiel ſo vertraut, daß ſie es ganz in der Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orleanismus, weil er den Grundſatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen“ — mit jener vollendeten Rückſichtsloſigkeit, wozu die Reſpektabilität und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptſache war — mit vollendeter Rückſichtsloſigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. Dezember die Rede iſt, ſich erdreiſten, von einem „Verbrechen“ zu reden? Unverſchämte „Ideologie!“ Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoraliſches England voran, die „Geſellſchaftsrettung“ mit Jubelſchall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariſer Dezemberblutmeſſe „Le succès justifie tout!“ eingeſtimmt? Was haben ſolcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten“ zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unſeren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeiſterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieſer karthagiſchen Zeit Menſchen, welche „unpraktiſch“ genug ſind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktiſchen“ idealen Güter der Menſchheit zu leben und zu ſterben. Das ſind aber „Ideologen,“ wie man ſie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus ſo „praktiſchen“ Dingen, wie Lug und Trug und Gewalt zuſammengeſchweißt werden müſſen und, wenn ſiegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, ſowie von einer hochwürdigen Kleriſei als Geſellſchaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber beſiegt, ebenſo eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „reſpektabeln“ und „honetten“ Politik, ſo fügſam und ſchmiegſam ſie ſonſt nach Oben ſein mögen, paſſen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erſtens halten ſie auf das Dekorum und zweitens laſſen ſie gern ihre Hände aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann alſo, welcher ſich zum „Geſellſchaftsretter“ berufen fühlt, wird ſchlechterdings genöthigt ſein, ſeine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologiſchen“ ſowohl, als der „honetten“ Kreiſe zu ſuchen. Er wird ſie ſuchen müſſen in der Region jener „katilinariſchen Exiſtenzen,“ welche über alle „Katechismusſkrupel“ weit hinaus ſind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett des Lebens tüchtig mitzuſchmauſen, aber auch bereit ſind, Hals und Kragen — Anderes haben ſie in der Regel nicht zu verlieren — einzuſetzen, um ſich einen guten Platz an der Banketttafel zu erobern.

Solche Verſchwörer, zwiſchen den Schuldthurm und beſagte Banketttafel, zwiſchen das Schaffot und den Thron in die Mitte geſtellt, werden, wenn ſie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor Nichts zurückbeben. Für ſie gibt es kein Zurück, ſondern nur ein Vorwärts. Sie wiſſen, daß zwiſchen Erfolg und Untergang kein Mittleres exiſtirt, daß ſie Sieger ſein müſſen, um nicht Verbrecher zu ſein. Daher packen ſie feſt an mit ihren ſkrupelloſen Händen, die ja lange ſchon gewohnt waren, in den Kloaken der Geſellſchaft zu wühlen. Ja, mit Fäuſten und Zähnen packen ſie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze ſagen ſie zu derſelben: — „Halt ſtill! Es ſoll dir kein Leid geſchehen. Wir wollen dich nur verſpeiſen, was man jetzo retten nennt.“ Aber ſo wunderlich, ſo widerſpruchsvoll iſt des Menſchen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Buſch hervor plötzlich auf den ſorgloſen Wanderer ſich wirft, doch gewiſſermaßen imponirt. Denn dieſes Imponirende haftet jedem entſchloſſenen Thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpeſt, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordſchlag vom 2. Dezember einen gewiſſen Reſpekt einflößte. Man iſt überall in der Welt der ewigen Schwätzer ſo müde, daß jeder Handelnde ſchon als ſolcher ein günſtiges Vorurtheil erweckt.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'ſchen Staatsſtreichkomplotts waren zuvörderſt die Herren Perſigny, von Geburtswegen Fialin, und Morny, von Geburtswegen Flahaut, maßen ſeine Mutter Hortenſe de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihn dem Grafen Flahaut, Ordonnanzoffizier Napoleons des Erſten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monſieur de Morny iſt alſo ein Halbbruder Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Compagnons der Geſellſchaftsrettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, ſondern unter angenommenen Namen in der Geſchichte erſcheinen wollen, aus reiner Beſcheidenheit vermuthlich, und Solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigſtens ein adeliges „de“ wie ein Zeigenblatt der Verſchämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigſten und vollſtändigſten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Beſtimmtheit als der urſprüngliche Planzeichner des Staatsſtreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, ſo hatte derſelbe in ſeiner Eigenſchaft als Präfekt von Toulouſe ſeine Staatsſtreichsritterſporen verdient, indem er daſelbſt eine „Verſchwörung“ entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derſelben verhaften ließ. Leider wußte ein ungeſchickt-ehrlicher Staatsanwalt in die geſellſchaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „O, ſeien Sie ganz ruhig,“ ſagte Monſieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen ſehr gewandten Polizeiagenten, welcher es ſchon zu machen wiſſen wird, daß man bei den Beſchuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet.“ Der ungeſchickte Staatsanwalt ſchlug beim Juſtizminiſter Lärm und das Ende vom Liede war die Abſetzung des allzu amtseifrigen Präfekten. In tiefſter Seele gekränkt eilte Herr de Maupas in's Elyſée, ſchüttete ſein Herz aus und wurde vollkommen verſtanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präſident den zu Toulouſe verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählte man ſich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es ſind dieſe und ähnliche Hiſtorien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen von Seiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umſtürzer aller heiligen Ordnungen." Im Uebrigen können wir des etwas unreinlichen Geſchäftes, die Charakterſkizzen der Katilinarier vom Dezember zu zeichnen, uns entſchlagen. Hat doch der alte Salluſt dieſe Arbeit ſchon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptſache war ſelbſtverſtändlich die Bonaparteiſirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieſer Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unteroffiziere und Soldaten der in und um

Paris liegenden Regimenter war mittelſt Wein- und Cigarrenſpenden, mittelſt geſchickter Beſchmeichelungen, ſowie mittelſt lockender Wiederbelebung der napoleoniſchen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement ſehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entſcheidungsſtunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker" nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfäſſern, ſo war die Geſellſchaftsrettung von dieſer Seite her geſichert. Aber man mußte auch Generale und Stabsoffiziere haben, damit nicht etwa die Truppen im entſcheidenden Augenblick aus Reſpekt vor der Disziplin dem Einfluß der parlamentariſchen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflo, Lamoricière u. ſ. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Ausſicht; denn jeder derſelben trug ſich ja ebenfalls mit dem ſtolzen Gedanken, in ſeiner Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und ſie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präſidenten nicht zu Werkzeugen deſſelben geeignet. Man wußte ſich aber zu helfen. „Wie wär' es" — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär' es, wenn wir Generale machten?" Ein großer Gedanke! Monſieur Fleury, ein pariſer Kaufmannsſohn, welcher nach raſcher Verſchwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter" Kavallerieoffizier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz ſchickte den „Brillanten" nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant" erfüllt ward. Dieſer Auftrag ging dahin: Generale, Oberſte und andere Stabsoffiziere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der Hand auf Kredit, aber doch unter ganz beſtimmten Zuſicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Penſionen u. ſ. w. Ein Monſieur P. Mayer, vom 2. Dezember ſelbſt zum offiziellen Hiſtoriographen des 2. Dezembers beſtellt, hat das in ſeiner „Histoire du Deux Décembre" mit ſo unnachahmlicher Grazie beſchrieben, daß man ihn ſchlechterdings ſelber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsſtreich — colonel) fut chargé d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; généraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entrainante parole peignait les dangers dû pays, n'avaient besoin d'être convaincu. C'est ainsi que les cadets (d. h. die Jüngeren der ſogenannten „afrikaniſchen“ Generale und Oberſten) devinrent les ainés.“ Alſo wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt“, die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er ſchlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Espinaſſe, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Gardarens de Boiſſe, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levaſſeur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und Keiner von allen dieſen „Ehrenmännern“ trug Bedenken, zum Umſturz der beſchworenen Verfaſſung, der geſetzmäßigen Zuſtände ſeines Vaterlandes ſich gebrauchen zu laſſen? Keiner! Die militäriſchen Hauptrollen im Geſellſchaftsrettungsſtück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminiſter, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris verſammelten Soldateska machte. Wie dieſe Beiden, that ſich als beſonders brauchbar und „ſympathique“ auch Canrobert hervor und es war nur billig, daß nachher alle drei Dezembriſten zu Marſchällen von Frankreich avancirten. Dagegen iſt es eine ſchnöde Ungerechtigkeit geweſen, daß Espinaſſe, welcher doch wahrlich keinem der Dezemberhelden an Eifer und Hingebung nachſtand und als ein wackerſter Katilinarier ſich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton“ erhielt.

„Man muß ein Ende machen!“ hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud geſagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demſelben Palaſt von St. Cloud hielt in den erſten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathſchlag mit Perſigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie ſein Brumaire in Szene gehen ſollte. Man kam hierüber noch zu keinem beſtimmten Entſchluß und Beſchluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminiſter Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptſächlich deßhalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, ſondern erſt etwas ſpäter — nämlich erſt dann, als gewiſſe „Mißgriffe," die ihm zu Orleansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Preſſe zur Sprache kamen — vollſtändig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staats ſich berufen fühlte. Die Verſchiebung des Staatsſtreichs wurde übrigens der Sache des Prinzen höchſt vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zuſammengetretenen Nationalverſammlung den wohl erdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derſelben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatſächlich beſeitigten allgemeinen Stimmrechts vorſchlug. Noch mehr, er konnte der

Mehrheit der Verſammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein ſehr beträchtlicher Theil dieſer Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angſt vor dem bevorſtehenden Staatsſtreich, von welchem man als von einer ſelbſtverſtändlichen Sache ganz offen ſprach, der Niederträchtigkeit ſich unterziehen, zu Gunſten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präſidenten eine Verfaſſungsreviſion zu beantragen, um denſelben von gewaltſamen Abſichten abzubringen.

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieſer Richtung fanden nach dem 17. November ſtatt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentariſchen Schwätzern und Intrikanten überhaupt Nichts mehr wiſſen. Seine Anſtalten zum großen Geſellſchaftsrettungsputſch waren getroffen und er konnte gewiß ſein, mit Hülfe ſeiner Katilinarier ſeine Abſichten viel raſcher und vollſtändiger zu erreichen als mit Hülfe der Orleaniſten, Bourboniſten, Jeſuiten und ſonſtigen „Honetten" der Nationalverſammlung. Er wußte, daß Frankreich dieſer Karikatur von Republik, welche die ſchlimmſten Eigenſchaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität“ zu ſichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, ſatt und überſatt war. Er wußte, daß die Franzoſen, deren überwiegende Mehrzahl, des Leſens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwiſſenheit vegetirt, nicht nur nicht ſich ſelbſt regieren könnten, ſondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieſes Volk, welches despotiſch beherrſcht, aber mit Geräuſch, Glanz und Gloire repräſentirt ſein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phraſen von den „großen Prinzipien von 1789“, die paſſendſte Staatsform, d. h. Zwangsjacke ſei, und ſo verſchritt er getroſt dazu, den „Rathſchluß der Vorſehung“ in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Dezembers von 1851 hielten die „Burggrafen“ (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's abenteuerlich verzwicktem und verrücktem Trauerſchauerſpiel die Chefs der royaliſtiſch-jeſuitiſchen Mehrheitskabaliſten der Nationalverſammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam ſelbſtverſtändlich Nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man ſich müde geſchwatzt, nicht laut, aber doch ſtillſchweigend die Reſolution ſtellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raiſon annehmen und uns bei ſeiner vorhabenden Geſellſchaftsrettung ein Bischen mitagiren laſſen wollte!" Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte iſt nicht nur entſchloſſen, euch *nicht* mitagiren zu laſſen, ſondern auch, euch ſo zu ſchubriegeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Luſt vergehen muß, euch ſpäterhin mit ihm zu „ralliiren." Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Luſt dazu vergehen. Da iſt z. B. eine Grundſäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geſchubriegelter Chriſt die Ruthe des Schubrieglers küſſen und erſt ſpäter, als der 2. Dezember ſeiner „guten men gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um Hals und Kragen, das Spiel um einen Einſatz, welcher Frankreich hieß und war, mit der ſcheinbar läſſigen, aber in Wahrheit wohlbemeſſenen Eleganz eines Grandſeigneur des Ancien Régime wie eine Whiſtpartie arrangirt und durchgeführt und er würde im Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der Bühne verſchwunden ſein, wie Katilina vor Zeiten bei Piſtoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritter vom Dezemberorden, Fialin, ſich nennend de Perſigny, durfte ſagen: „Wenn wir gehen, gehen wir nur in einem Feuerwerk von dannen.“ Mit ſolchen Werkzeugen arbeitet in Ermangelung beſſerer die Weltgeſchichte häufig genug; nie aber arbeitet ſie mit Tiftlern, Düftlern und „Märzminiſtern.“

Es war ein Montagsabend, nach der im Elyſée eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“ des Prinz-Präſidenten. Die Säle ſtralten von Lichtern, die Geſellſchaft war ſehr zahlreich und glänzend. Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder ſpielte wenigſtens den unbefangen Heiteren ganz gut. Von irgend einer Veranſtaltung, welche auf das Bevorſtehen von Ungewöhnlichem hätte ſchließen laſſen, keine Spur. Derweil man aber im Elyſée plauderte, ſcherzte und lachte, war Paladin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieſer denkwürdigen Dezembernacht geſchehen ſollte, den „nervus rerum“ herbeiſchaffen ſollte. Das **Objekt** dieſer Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Goldrollen und Banknotenbündeln unſer Ritter gerade ſo viel, nicht um ein Tüpfelchen weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris ſich duckender Einbrecher und Räuber. Es ſoll auch, ſagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und beſtimmt die Galeerenſtrafe geſetzt ſein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannſchaft unternehmen, als Brecheiſen eine **Kompagnie** Chaſſeurs de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einſacken und fortſchleppen kann, ſo bekommt das Ding denn doch einen ganz andern Anſtrich und Namen. Es kann dann nicht mehr und nicht weniger ſein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Geſellſchaft. Es iſt auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Perſigny zum Ambaſſadeur Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchſt tugendſame Königin Viktoria und eine höchſt tugendſtolze britiſche Oligarchie-Kaſte, welche mitſammen es für ſehr unſittlich und gottlos halten, wenn der Kryſtallpalaſt am Sonntag den arbeitenden Klaſſen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, ſagen wir, beſagte Königin und beſagte Kaſte irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. Dezember höchſt zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktiſchen“ Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralcodex, dein Name iſt Lüge! Du biſt nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hülfloſen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerſeits hohnlachend zerreißen, wo ſie es auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungeſtraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt Alles.““

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Geſims eines Kamins im großen Empfangſal gelehnt, welcher voll von Gäſten war, den Oberſt Vieyra zu ſich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalſtabs der pariſer Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel“ — ſagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne“ — „ſind Sie Ihres Geſichtes hinlänglich Meiſter, um demſelben den Eindruck einer großen Ueberraſchung nicht anmerken zu laſſen?“ — „Ich glaube wohl, mein Prinz.“ — „Deſto beſſer.“ Und, alſo erzählt uns Monſieur Mayer der Offizielle, und mit einem noch luſtigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui“) fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan!... Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie ſind ein feiner Mann. Können Sie mir dafür ſtehen, daß morgen früh der Generalmarſch nirgends geſchlagen werden und keine Zuſammenberufung der Nationalgarde ſtatthaben wird?“ — „Allerdings, falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie ſich hierüber mit dem Kriegsminiſter und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den ſpaniſchen Geſandten, welcher ſich näherte, beim Arm nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ ſich mit denſelben in ein heiteres Geplauder ein. Alſo die „bewaffnete Bourgeoiſie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er ſich anſchickte, „Frankreich und die Chriſtenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Offizielle verſichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoiſie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Deſpotismus die Bourgeoiſie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz ſeine Gäſte und zog ſich in ſein Kabinett zurück. Bald erſchien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" ſei beſchafft, d. h. die bewußten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden ſich im Elyſée. „Gut, beginnen Sie mit dieſen Waffengattungen den Kampf!“ Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will ſagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er ſchon am Bette des Oberſts Espinaſſe, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen ſind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier 100,000 Francs in Banknoten, bald ebenſoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalverſammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quäſtoren derſelben.“ Welcher Espinaſſe könnte ſolcher Beredtſamkeit widerſtehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredte Monſieur Fialin etwas ſpäter auf der Place de la Concorde ſein Hunderttauſendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerſtand demſelben nicht. Später hieß es, dem genannten General ſei auch ein Pferd, welches ihm während der Geſellſchaftsrettungsſchlacht erſchoſſen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, ſo kam der goldtriefende Dezemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quäſtoren der Nationalverſammlung zum

Schutze derſelben beſtellt war. Da ſtoben dem freigebigen Manne die Tauſende und Hunderttauſende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerſpitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Geſellſchaft nicht umſonſt! Der gewandte Seelenkäufer und ſeine Commis fanden in den Kaſernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen ſie aber doch — wunderbar zu ſagen! — auf einen „Ideologen“ in Uniform. In Wahrheit, da und dort ſtieß ein Sergeant, ein Lieutenant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garniſon von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Chriſtenheit“ ſich „entflammt.“ Das ſind die Wunder der Disziplin und Subordination. Ah, wir haben es weit gebracht im Chriſtenthum in dieſen achtzehn Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung!

Im Kabinett des Prinzen trafen inzwiſchen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig,“ verſichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutſame Rolle geſpielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befeſtigen“ und „die Hoffnungen zu ermuthigen.“ Der Herr Kriegsminiſter ſoll eine bare Million in ſeiner Taſche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für ſich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzuſtellen. Dem Monſieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch ſei es ihm durch ſeine Mitverſchworenen, insbeſondere durch den kühnen Morny, wieder leidlich im Bruſtkaſten befeſtigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, läßt ſich aus den Folgen mit Beſtimmtheit errathen; über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monſieur Fleury in dieſer Nacht für

Aufträge hatte und beſorgte. Wahrſcheinlich war derſelbe in den Kaſernen geſellſchaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterläßt Monſieur Mocquard, der Geheimſchreiber des Prinzen, dereinſt Memoiren, welche über die einzelnen Umſtände der Vorbereitungen zur Dezemberblutmeſſe befriedigendere Aufſchlüſſe geben, als wir bis jezt zu erlangen vermochten. Gewiß iſt, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz dieſem Offizier ſeine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um ſie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint Georges mit im Komplott war. Die zum Voraus konſignirten Setzer und Drucker mußten ſich ſofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doiſy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umſtellte und von der Nachbarſchaft abſchloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne Weiteres Jeden niederzuſchießen, der es verſuchen ſollte, das Haus zu verlaſſen oder auch nur einem Fenſter ſich zu nähern.“ Ein ſehr deutlicher Befehl, deſſen Deutlichkeit Monſieur Mayer der Offizielle zu rühmen nicht unterlaſſen hat. Derſelbe edle Hiſtoriograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeſte des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Dezembers Paris und Frankreich überraſcht werden ſollten, gedruckt wurden, nicht umhin, alſo ſeiner lyriſchen Ekſtaſe Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhm des menſchlichen Gedankens war der erſte Akt des 2. Dezembers kein Kanonenſchuß, ſondern“ — (sit venia verbo) — „ein Preſſeſchuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das troſtvolle Präludium (prélude consolateur) hervor“ — zu mehrbeſagter Blutmeſſe nämlich. Es wird erzählt, aber in verſchiedener, ſogar in ſich widerſprechender und demnach wenig glaubwürdiger Weiſe, daß im letzten Augenblick, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verſchworenen ſich trennen und an's Werk gehen ſollten, der Prinz oder nach anderer Verſion ſein Halbbruder Morny plötzlich ſchwankend geworden ſei. Da habe aber der inzwiſchen im Elyſée erſchienene Fleury den Schwankenden bei Seite genommen und, ein Piſtol ziehend, demſelben gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederſchießen, ſo er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten ſich die Geſellſchaftsretter. Der Prinz ging ruhig ſchlafen, ſagt man. Ob er wirklich „ruhig“ ſchlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab ſich in's Kriegsminiſterium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszuſtand zu ſetzen, welcher ja, wie Männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten“ unſeres Jahrhunderts das Beſte thun muß. Morny ſeinerſeits machte ſich mit einer Soldatenbande nach dem Miniſterium des Inneren auf, um den Inhaber deſſelben auszutreiben und ſich ſelber an deſſen Statt zum Miniſter zu improviſiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeiſoldaten und etliche 40 Polizeikommiſſäre verſammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verſchwörung der Sozialdemokraten, welche mit Hülfe „fremder Flüchtlinge“ zum Ausbruche kommen ſollte, zu unterdrücken. Der 2. Dezember kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verſchwörer von 1799 hatte ja auch eine „jakobiniſche" Verſchwörung erfunden, der Verſchwörer von 1851 erfand eine „ſozialdemokratiſche." Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und ſie iſt die glaubhaftere, ſeine Befehle jedem der Polizeikommiſſäre einzeln. Die andere Lesart ſagt, Maupas habe die Polizeikommiſſäre verſammelt und ihnen dargelegt, daß und wie ſie zur Vollziehung des Staatsſtreichs, welcher in dieſer Nacht vor ſich ginge, mitzuwirken hätten. Alle dieſe „Diener des Geſetzes" wußten, mußten wiſſen, daß man Geſetzwidriges, daß man geradezu Verbrecheriſches von ihnen verlangte, daß ſie zu Werkzeugen ſchnödeſten Verraths ſich hergeben ſollten; aber alle erklärten ſich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines Einzigen, deſſen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommiſſäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängniſſe zu bringen: ſechszehn Mitglieder der Nationalverſammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflo, den Oberſtlieutenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Radaud. Alle dieſe „unverletzlichen“ Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umſtänden, welche komiſch geweſen ſein würden, wenn ſie nicht brutal geweſen wären. Unter den nach Mazas Geſchleppten befand ſich auch Herr Thiers, und falls die Entrüſtung darüber, daß der alte Mann daſelbſt der Gegenſtand höhniſcher Inſulten von Seiten des Gefängnißperſonals war, irgendwie Raum hiefür ließe, ſo könnte man ſich einer unwillkürlichen Anwandlung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe“ dem geſchichteſchindenden Vergötterer des „Onkels“ Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Weſen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte. . . Zugleich mit den Volksrepräſentanten wurden zuvörderſt auch etliche ſiebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energiſcher Widerſtand gegen den Staatsſtreich zu erwarten war. Sie wurden ſammt und ſonders deportirt, ohne Prozeß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Geſellſchaftsrettung bekanntlich noch ſo viele, viele Opfer derſelben getroffen hat. Allein das wenigſtens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. Dezember, als man ihm ſagte: „Aber die Deportation nach Cayenne iſt der Tod“ — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So verſteh' ich ſie auch (je l'entends bien ainsi.)“ Nein, wir wollen es nicht glauben, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſchwachherzige Ideologen und Optimiſten geſcholten zu werden.

Noch lag das Düſter der Dezembernacht auf der ſchweigenden Hauptſtadt Frankreichs, als um die ſechſte Morgenſtunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort von Mont-Valerien rollten. Zur ſelben Zeit bezog Forey den Quai d'Orſay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verſtärkt war, die

Umgebungen des Palais Elyſée beſetzte. Zur ſelben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermaſſen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und dieſe Papiermaſſen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuſerwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

6.

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes.

Der Präſident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſ't.
2) Das allgemeine Stimmrecht iſt wieder hergeſtellt.
3) Das franzöſiſche Volk wird zwiſchen dem 14. und dem 21. Dezember an ſeine Abſtimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszuſtand iſt im ganzen Umfang der 1. Militärdiviſion verhängt (d. h.

über Paris und zehn benachbarte Departements).

5) Der Staatsrath iſt aufgelöſ't.

6) Der Miniſter des Innern iſt mit dem Vollzug dieſer Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elyſée, am 2. Dezember 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Miniſter des Innern

de Morny."

Dieſes lakoniſche Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Dezembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunſten des Bonapartismus eskamotirt und konfiszirt worden ſei. Das Staunen und die Ueberraſchung waren nicht allzu groß über ein Ereigniß, welches Leute von geſundem Menſchenverſtand längſt vorausgeſehen und vorausgeſagt hatten. Nur Solche, welche ſich in den Kopf geſetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten“ zu halten, rieben ſich höchſt verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte alſo zu eigenen Gunſten gewagt, was die höchſten Spitzen der Bildungsphiliſterſchaft, des Royalismus und der Jeſuiterei, Meſſieurs les Bourgraves, zu Gunſten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunſten, ſehnlichſt zwar gewünſcht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu ſehen, wie ihnen ein Anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu Schanden gehetzte Republik vor der Naſe wegnahm. Man empfindet wider Willen Etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verſchwörer ein größerer gekommen.

Das Dämoniſche im ganzen Weſen und Walten von Louis Bonaparte prägt ſich ſehr charakteriſtiſch in einem ſcharfen Zug von mephiſtopheliſchem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebt. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen ſo gerne gehandhabt und von Schwachköpfen ſo gefürchtet und gehaßt, hat auch in der blutigen Dezemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz ſein Staatsſtreichsdekret begleitete, ſind wahre Meiſterſtücke der Satire. Der eine dieſer Kommentare war an das franzöſiſche Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob ſich der prinzliche Satiriker zur Zenithhöhe ſouveräner Menſchenverachtung. Denn wie unſäglich mußte *der* ein Volk verachten, welcher ihm, während er demſelben den Fuß gewaltſam auf den Nacken ſetzte, den ſarkaſtiſchen Hohn zuſchleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkeſpinner und Verſchwörer in der Nationalverſammlung, zum Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und ſeine Pflicht, *die Republik aufrecht zu erhalten*, erfüllen.“ Und wie mußte *der* eine Soldateska verachten, welcher an ſie, nachdem er ſie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, ſeid ſtolz auf eure Miſſion! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, *nicht um die Geſetze zu verletzen*, ſondern um dem Grundgeſetz des Landes Geltung zu verſchaffen, der Nationalſouverainetät, deren legitimer Repräſentant ich bin.“ Der Staat bin *ich*! ſagte jener Louis Bourbon. Ich repräſentire den Willen der Nation! ſagte dieſer Louis Bonaparte. Und

Beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, deſto lieber und leichter ſchluckt bekanntlich der Köhlerglaube ſie hinunter. Aber wir vergeſſen, daß fünf Millionen und mehr franzöſiſche Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und beſtellt hatten. Louis Bonaparte legte ſein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigſtens eine große Anzahl ſeiner Wähler daſſelbe verſtanden wiſſen wollte; allein man muß billiger Weiſe in Rechnung bringen, daß, wie Jedermann weiß, Dame Exegeſe eine Wachsnaſe beſitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juriſten, ſo auch unter denen von Politikern die abſonderlichſten Formen und verwunderſamſten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Dezembermänner, von vornherein nicht nur entſchloſſen, ſondern auch unbedingt darauf angewieſen, Alles an Alles zu ſetzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerſtand niederzuſchmettern, mit kaltblütigſter Umſicht getroffen und ſetzten dieſelben mit einer Energie in Vollzug, welche ſich ſchlechterdings Nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaten: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Geſellſchaft, was Alles ſich zuſammenfaßte in dem Stichwort: Unbeſchränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präſident und dann Kaiſer heißen ſoll. Der unvergleichliche Offizielle, Monſieur P. Mayer, welcher, Jude von Geburt, Deutſcher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in ſeiner hochhiſtoriographiſchen Perſon den deutſchen Bedienten mit dem franzöſiſchen Mouchard ſo ſchön vereinigt, er hat die Philoſophie der Geſellſchaftsretterei in wahrhaft lapidariſcher Sprache alſo geoffenbart: — „Wollte man ſich nicht einer ſchmählichen Niederlage bloßſtellen, ſo mußte man nicht nur zuvorkommen, ſondern auch ſchrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsſtreichsſachen diskutirt man nicht, ſondern man ſchlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, ſondern ſtürzt ſich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, ſo war es! „Man muß den Royaliſten Furcht einjagen!“ ſagte der Septemberſchrecken von 1792. „Man muß den Royaliſten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Pariſern und Pariſerinnen, man muß aller Welt Angſt einjagen!“ ſagte der Dezemberſchrecken von 1851. Und alſo geſchah es. Laßt unſere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgeſtellt iſt, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln“ zerbrechen und den Inhalt rechts und links verſtreuen, laßt hübſche Dirnen im Marketenderinnenaufzug Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfeſtorgie der „Rettung Frankreichs und der Chriſtenheit“ anheben. Wir wollen ſchrecken, beben vor Nichts zurück und ſind auf Alles gefaßt, ſelbſt auf äußerſte Nothfälle.

In Wahrheit, das waren ſie, und es iſt daher wohl mehr als eine „böswillige“ Sage, daß der Kriegsminiſter de Saint-Arnaud einen ſchriftlichen Befehl in der Taſche gehabt habe, die verhafteten Offiziere und Volksvertreter, ſo es nöthig, erſchießen zu laſſen, ſodann im Nothfall mit den Truppen auf das Palais Elyſée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts ſich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieſes Aeußerſte, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutt der Hauptſtadt aufzupflanzen, erwies ſich nicht als nöthig. Denn der Widerſtand, welchen die Geſellſchaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derſelbe zunächſt von der Nationalverſammlung aus, welche ſich ſo unceremoniös an die Luft geſetzt ſah. Sie machte nun aber die unliebſame Erfahrung, welche ſchon ſo unzählige Male gemacht worden iſt, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatſache. Die Herren Dupin und Daru, Präſident und Vicepräſident des Parlements, ſahen ſich, als ſie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Verſuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarſtes und beliebteſtes Geſchäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Proteſt zu erlaſſen, mittelſt des Arguments gefällter Bajonnette barſch zurückgewieſen. Herr Dupin, welcher ſich nachmals, ſobald es die „Honnettität“ erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsſtreichsprinzen hergab, ſagte zu den Säbelſchleppern: „Das Recht iſt für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen.“ Etwas ſpäter fanden ſich **220** Mitglieder von der **Mehrheit** der Nationalverſammlung in der Mairie des **10.** Arrondiſſement in der Rue Grenelle zuſammen und thaten große Thaten in Worten. Unter dem Vorſitz von Benoit d'Azy beſchloſſen dieſe „Honetten“, daß der Präſident der Republik abgeſetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweiſen, ferner die **10.** Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt ſei. Etwas Hochkomiſches hatte es, daß die Ergebniſſe dieſer zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geſchworenen **Bourboniſten** Berryer, den berühmteſten Chef des legitimiſtiſchen Royalismus, zum Fenſter hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Hiſtoria iſt doch ein witziges Weib! Nachdem aber der erfolgloſe Schwatz — denn Niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erſchienen zwei Polizeikommiſſäre mit hinlänglich vielen Soldaten, faßten die Verſammlung, als dieſelbe ſich nicht freiwillig zerſtreuen wollte, ab und führten ſie nach der Kaſerne am Quai d'Orſay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerenſträflingen beſtimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geſchafft wurden. Ueberhaupt that der Dezemberſchrecken mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängniſſe in Paris, die Kaſematten der Forts ringsher füllten ſich mit Maſſen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Geſammtzahl der Verhafteten ging in die Tauſende. Denn wie der Septemberſchrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig“ angeſehen hatte, ſo betrachtete der Dezemberſchrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im maſſenhaften Einthürmen — immerfort, verſteht ſich, zur Ehre der Geſellſchaftsrettung.

Aber dieſe ſollte ſich noch viel draſtiſcher manifeſtiren! Es galt ja, zu „ſchrecken“. Der Bonapartismus wollte ſich ſo recht mit „Eclat“ inthroniſiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel ſein Auferſtehungsfeſt begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu ſolchem Vorgehen einen leidlichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gaſſe geworfenen Nationalverſammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten“ im Juni von 1848 das Volk niedergekartätſcht und im Mai von 1850 ſeines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn dieſe Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder Nichts. Wie, für orleaniſtiſche Tribünecharlatane à la Thiers, für bourboniſtiſche Deklamatoren à la Berryer, für Bröze à la Faucher, für Jeſuiten à la Falloux ſollte das

Volk ſich ſchlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigſtens nicht in Maſſe. Im Gegentheil, das in den Maſſen vorherrſchende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten“ Gaukler, Ränkeſpinner und Verräther ein noch viel „honetterer“ gekommen. Auch verfehlte der ſchlaue Paragraph im Staatsſtreichsdekret, kraft deſſen das allgemeine Stimmrecht wieder hergeſtellt wurde, ſeine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieſer ſchwer verwundet — wie Esquiros und Schoelcher „aux armes!“ riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, ſchon am 2. Dezember einzelne Scharen gegen die Geſellſchaftsrettung in's Feld, will ſagen auf Barrikaden zu ſtellen. Am folgenden Tage gewann es ſogar den Anſchein, als wollte der Widerſtand großartigere Verhältniſſe annehmen. Man ſchlug ſich in den Vorſtädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blouſenleute ſpottlächelnd ſagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackſtiefeln“, d. h. die Maſſen betheiligten ſich nicht. Außerdem hatten die Geſellſchaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Beſtie im Soldaten zur wildeſten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigerſprünge.

Am 4. Dezember war der Widerſtand in den genannten Quartieren ſchon im Verathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verſpüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geſchreckt“ worden. Daher ſollte der Geſellſchaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran ſei, ſie zu „retten“, und wollte der Dezemberſchrecken ſchlechterdings in ſeiner ganzen Macht und Pracht ſich ſehen laſſen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards“ nannte. Der weinſelige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zufolge, wie ſie in der Atmoſphäre von Staatsſtreichen ungreifbar flattern, eine in Paris lebende vornehme Ruſſin eine Schäferſtunde als Siegespreis für dieſe Heldenthat ausgeſetzt haben ſoll, beſorgten heroiſch dieſes Schreckgeſchäft. Tauſende und wieder Tauſende von Neugierigen, waffenlos, fragend, ſchwatzend, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelſignale und Trompetenſtöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgendeine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie ſagt Monſieur P. Mayer der Offizielle? „In Staatsſtreichsſachen diskutirt man nicht, man ſchlägt zu.“

Ja, man ſchlug zu. Die Boulevards entlang zwiſchen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin raſ'te das Gemetzel am fürchterlichſten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenloſen, von Greiſen, von Frauen, von Kindern noch am Abend ſo hoch, daß Vorübergehende durchwaten mußten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht“ ſtanden.

Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie. „Tödtet, was ihr vor euch findet!“ ſchrieen Offiziere, denen die Goldſtücke, um welche ſie ſich verkauft hatten, in den Taſchen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Beduinen!“ ſchrieen ihrerſeits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätſchen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffenloſen jedes Alters und Geſchlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuſer ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, iſt bislang nicht möglich geweſen; denn der Dezemberſchrecken ſchlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es ſeien im Ganzen nur 350 Perſonen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein Hunderte und wieder Hunderte von Menſchenleben gekoſtet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proſkriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Verbannungen.

Alſo ward die Religion und die Moral, das Eigenthum und die Familie, alſo ward die Geſellſchaft gerettet und Louis Bonaparte zum unumſchränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, iſt legitim“! hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, iſt vernünftig“! hat das große Kathederlicht Hegel geſagt. Der Staatsſtreich vom 2. Dezember war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus iſt eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich iſt er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie Mancher wähnt den Feind zerſplittert,
Indeß die Nemeſis umwittert
Sein Siegeszelt“ —

und darum mag da und dort ein einſamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolg, — habe Seine Hoheit der Deſpotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denſelben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, ſein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwendet, aus dieſer ſchon den nahenden Donnerſchritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, dieſe Einſamen ſind nur „Ideologen“,

„Prinzipienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich Nichts zu ſchaffen hat. Dieſe, die Realpolitik, welche die Thatſache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeſchichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, ſie hat die Dezembriſten nicht allein abſolvirt, ſondern auch beatiſirt und glorifizirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit Zweierlei. Erſtens, daß Napoleon der Dritte in den dreizehn Jahren, ſeitdem er Frankreich beherrſcht, den Beweis geliefert habe, daß es noch Keiner ſo gut wie er verſtanden, über Franzoſen zu herrſchen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar koſtbares Element in dem Gährungsprozeß unſerer Zeit. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1856 Europa ſicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie ſie dem Sturze Napoleons des Erſten gefolgt war, zurückgeſunken. Der Dezembermann hat die Völker wach erhalten, hat insbeſondere auch das deutſche vor völligem Wiedereinduſeln bewahrt und ſo darf und muß ihm jeder Unbefangene und Realpolitiker noch eine lange Laufbahn wünſchen mit den Worten Hamlets: —

„Well said, old mole! Can'st work i'the earth so fast?
A worthy pioneer! ...“

Der Hiſtoriker von wirklichem Beruf alſo, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menſchen, ſie begreifen unſchwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleoniſchen Kaiſerthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anſtehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Dieſe Sünden zu ſtrafen und mittelſt ſolcher Vergeltung, wenn auch unbewußt und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu ſchaffen, das war des zweiten Empire Beſtimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte czariſche Knute, welche die ... (ihr wißt ſchon!)... in ihres angeſtammten Nichts durchbohrendem Gefühle ſo lange mit brünſtiger Andacht geküßt hatten, zerbrochen und wie er den luciferiſch hoch- und übermüthigen britiſchen Leoparden dahingebracht hat, als ſein wohldreſſirter Pudel ſich zu gebaren, ſo wird man ſchon zugeben müſſen, daß der Neffe des Onkels denkende Menſchen von der unheilvollen Beſtrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderſtehlichen ruſſiſchen Macht und von der unübertrefflichen engliſchen Staatsverwaltung glücklich erlöſ't habe. Und wer könnte im Ernſte beſtreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es geweſen, welcher der armen ſchönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß ſie ſich der kroatiſchen Nothzucht und der bourboniſchen Folterung erwehren konnte und ſogar Muth, Kraft und Entſchluß zu ſammeln vermag, die gräuliche Rieſenwanze, ſo auf den ſieben Hügeln ſitzt, eines Tages zu zerquetſchen.

„Doch“ — ſo hör' ich einwerfen — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleoniſche Weſen widerſpricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutſche ſie verſtehen und beſitzen“ … O Himmel, die ſpezifiſch deutſche Sittlichkeit! Geht doch, es iſt ja Nichts dahinter als Selbſttäuſchung und

Phraſe. Die wirklichen und wahrhaften Kardinaltugenden unſeres Volkes: — der idealiſtiſche Hang und Drang, die unverwüſtliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitsluſt — ſie mögen und ſollen geprieſen werden, ſo lange eine deutſche Zunge ſich rührt und eine deutſche Hand die Feder führt. Aber das Gedahle von und das Geprahle mit einer ſittlichen Quinteſſenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutſchen verliehen worden, iſt eitel Kathederdünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenſtatiſtik von Europa an und merkt euch daraus etwa die eine Thatſache, daß Deutſchland die ruchloſeſten Giftmiſcherinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet ſich mit Ekel und Entrüſtung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beſchmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutſchen Weſen darzubringen jetzt in Deutſchland Mode geworden iſt und unſerem Volke die Binde unſeliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleiſtert. Freilich, es iſt nicht allein der Könige, ſondern auch der Völker Unglück, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem ſoll der rechte Patriot nimmer ermüden, ſeinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbſtgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartſchwieligen Arbeitshänden und der edeln Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr ſeid keineswegs vor andern civiliſirten Völkern mit „Sittlichkeit“ begnadet, und was auch ſchlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorſchmeicheln mögen, bis zu dieſer Stunde iſt eine herbe Wahrheit das Wort Göthe's: „Die Deutſchen ſind als Individuen meiſt reſpektabel, als Volk miſerabel.“

Ach, und wie miſerabel! Wo iſt denn unſer Nationalgewiſſen? Wo der vielbeſungene „Männerſtolz vor Königsthronen“? Es ſteht uns fürwahr gut an, über die franzöſiſche „Unſittlichkeit“ zu ſchelten, welche den Staatsſtreich vom Dezember geduldet und das Wiederkommen des Napoleonismus zugelaſſen habe, ja wohl! Wo iſt denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutſche „Sittlichkeit“ nicht geduldet und zugelaſſen, wo eine ſtupide Hintanſetzung unſerer handgreiflichſten Intereſſen, eine ſchnöde Mißhandlung unſerer heiligſten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unſerer theuerſten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutſche mit der ganzen Gelaſſenheit des Stumpfſinns zugeſehen, als nach der mißglückten deutſchen Viertelsrevolution die Vertheidiger der ſonnenklaren Rechte der Nation, Hunderte, Tauſende ſchlechteſter wahrlich nicht, ſondern beſter Söhne unſeres Landes — die „beſten“ Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren“ ſtanden daneben, mit ſchlechtverhaltener Freude ſich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäuſern zu Schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fiſches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick ſolcher „Sittlichkeit“ nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren

Glauben an den unhemmbaren Vorſchritt der Menſchheit und demnach auch ihres Volkes unwankbar, ſie werden beim Rückſchauen auf das, was Alles die „ſittlichen“ Deutſchen nur ſeit dem Beginn unſeres Jahrhunderts über ſich ergehen ließen, ungeſtraft, ungerächt und ungeſühnt über ſich ergehen ließen, in finſteren Stunden angewidert und entmuthigt das Haupt ſinken laſſen oder aber zornvoll miteinſtimmen in des ſterbenden Talbot Verzweiflungsſchrei: —

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt?
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Pläne
Mit weiſem Geiſt entwirft. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BIBL

Scherr

H. misc.
285 h

Studien.

III.

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat.

Horatius, ad Pisones, 143.

Studien

von

Johannes Scherr.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Hypatia.

NB. Ein trefflicher Roman deſſelben Namens „Hypatia" erſchien von Kingsley.

1.

Die Sophiſten der „Umkehr“ brauchten uns nicht erſt ſo feierlich-ausdrücklich zu verſichern, wie ſie thaten, — wir wußten ja lange ſchon aus allen heidniſchen, jüdiſchen, chriſtlichen und islamiſchen Kirchengeſchichten, daß Ausſchließlichkeit, Unduldſamkeit und Verfolgungseifer Hauptmerkmale aller Religionen ſind, ſowie der Religion an und für ſich. Das iſt nicht etwa im Sinne des Vorwurfs oder der Bemakelung ausgeſprochen. Die arme Religion kann Nichts dafür: ſo wenig der Löwe Etwas dafür kann, daß er auf Raub ausgehen und bei Befriedigung dieſes ſeines Naturtriebes Blut vergießen muß. So folgt auch die Religion nur ihrer Natur, wenn ſie verfolgt.

Religion iſt das Taſten aus dem Zeitlichen heraus und in das Ewige hinein, ein Pfadſuchen vom Endlichen zum Unendlichen, ein Brückenſchlagen vom Sinnlichen ins Ueberſinnliche. Geht man — ich ſpreche ſelbſtverſtändlich hier nur von Menſchen und für Menſchen, welche das Zeug und den Muth haben, folgerichtig zu denken — dieſem eiteln Mühen und Ringen bis zu ſeiner letzten Wurzelfaſer nach, ſo findet man, daß dieſelbe heißt: Angſt vor dem Aufhörenmüſſen, Horror Vacui, Todesfurcht. Der Menſch will über die ſeinem Daſein geſetzten Gränzen hinaus forteriſtiren: der Glückliche, um ſeines dieſſeits genoſſenen Behagens auch im Jenſeits irgendwo weiter zu genießen; der Unglückliche, um „drüben“ all das Glück zu finden, um welches er „hüben“ geprellt war; der Idealgläubige, um endlich doch in die „heitern Regionen“ zu gelangen, wo die „reinen Formen wohnen“, die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Nur ganze Männer — von Frauen kann hierbei überhaupt nicht die Rede ſein — nur „Nummer-Eins-Männer“, welche es nach des Lucretius ſchönem Ausdruck ſoweit gebracht, „pacata posse omnia mente tueri“, vermögen dem Gedanken der Vernichtung des „Ich“ und „Selbſt“ ins unerbittliche Antlitz zu ſehen und, wann die letzte Stunde gekommen, ſtoiſch-reſignirt zu ſagen wie Manfred: „Earth, take these atoms!“ Die übrigen Millionen und Hunderte von Millionen ſie wünſchen alle, ihr „Seelenheil“ zu retten, d. h. über Tod und Grab hinaus fortzuleben, und da es Menſchenart, zu glauben und zu hoffen, was man wünſcht, ſo glauben und hoffen ſie, daß ihr liebes Ich „unſterblich“ und beſtimmt ſei, nach ihrem leiblichen Tode in eine höhere Klaſſe der ewigen Vervollkommnungsſchule verſetzt zu werden oder, wie die Frommen im landläufigen Sinne es ausdrücken, „Gott zu ſchauen“.

Und die Frommen haben recht. Denn thatſächlich fällt die Vorſtellung einer perſönlichen Unſterblichkeit untrennbar mit der Vorſtellung eines perſönlichen Gottes zuſammen und dieſe identiſche Vorſtellung macht das aus, was wir „Religion“ nennen. Man kann alſo die Religion mit Fug und Recht eine Aſſekuranzanſtalt für das Seelenheil heißen, eine Unſterblichkeitsverſicherungsgeſellſchaft. Aſſekuranzanſtalten ſetzen aber die Solidarität der Intereſſen ihrer Theilnehmer voraus und ihr Gedeihen beruht auf einer möglichſt zahlreichen Betheiligung. Je größer die Anzahl der Geſellſchaftsmitglieder, deſto größer das Aſſekuranzkapital und deſto größer mithin auch die Sicherheit der Aſſekurirten, — wenigſtens in der Einbildung derſelben; denn es unterſteht ja keinem Zweifel, daß die Menſchen ſtets bereit ſind, Alles, was ſie von Tauſenden, Hunderttauſenden und Millionen geglaubt ſehen und hören, ohne Weiteres für wahr und richtig, für ſicher und gewiß zu halten.

Hieraus ergibt ſich, daß der Kredit und folglich auch die Heilswirkung eines religiöſen Unternehmens um ſo bedeutender iſt, je größer die Zahl Derer, welche ihre „Seelen“ bei demſelben verſichert haben. Deßhalb muß es jedem Theilnehmer und vorab den Geſchäftsführern, Verwaltungsräthen und Agenten ernſtlich am Herzen liegen, immer mehr Mitglieder zu gewinnen und die Wirkſamkeit der Anſtalt immer weiter und weiter, wo möglich über die ganze Erde auszudehnen. Es iſt alſo für die

Bekenner einer Religion heilige Pflicht und Schuldigkeit, für dieſelbe Propaganda zu machen, und zwar mit allen Mitteln, welche ja der Zweck ſtets unbedingt heiligt. Die lieben Mitmenſchen, ſie mögen wollen oder nicht, müſſen zu dieſem oder jenem alleinſeligmachenden Aſſekuranzglauben bekehrt werden. Sie müſſen in unſeren Schafſtall herein, auf daß ihre Seelen gerettet werden. Sträuben ſie ſich, deſto ſchlimmer für ſie. Prügelt, foltert, erwürgt, kreuzigt, verbrennt die Ketzer! Thut Nichts, — „der Bien' muß!"

Es iſt demnach nur eine der bekannten „Flachheiten" des Rationalismus, wenn er Fanatismus und Verfolgungsſucht als Schattenſeiten der Religion achſelzuckend beklagt. Im Gegentheil, Ausſchließlichkeit und Unduldſamkeit ſind weſentlich religiöſe Tugenden. Jede Religion, ſo lange ſie in rechtem Safte ſteht, d. h. ſo lange ſie an ſich ſelber glaubt, iſt fanatiſch und verfolgungsſüchtig. Sie muß es ſein, ſie kann gar nicht anders. Jeder rechte Gläubige iſt ein Fanatiker, zu jeder Stunde bereit, ſeine Mitmenſchen aus lauter Liebe zu freſſen, d. h.

aus ungeheurer Angſt für ſein und ihr Seelenheil ſie zu martern und zu morden. Mit dem Verfolgungsgeiſt und der Verfolgungsgewalt einer Religion ſinkt auch ihre Kraft und ihr Kredit. Sowie eine Religion „aufgeklärt“ und duldſam wird, tritt ſie in das Stadium des Marasmus ſenilis. Religiöſe Toleranz iſt ein ganz untrügliches Merkmal, daß die noch zu Recht beſtehende Glaubensform von der Civiliſation überholt, von der Zeitbildung überflügelt worden ſei und nur noch eine konventionelle Bedeutung habe. Der Beſtand einer derartig abgelebten und ausgehöhlten Religion iſt dann weiter Nichts mehr als eine organiſirte Heuchelei, welcher ſich auch die denkenden Menſchen — zu ihrer Schmach ſei es geſagt! — unterwerfen, indem ſie mit vornehmem Achſelzucken das religiöſe Inſtitut fortgelten laſſen als eine geiſtliche Sukkurſale der weltlichen Polizei, „gut genug für den Pöbel.“

Freilich iſt es — alle die Gekreuzigten und Verbrannten haben es ſchmerzlich erfahren — gefährlich, „ſein Gefühl und Schauen dem Pöbel zu offenbaren;“ allein wenn man nicht den Maßſtab der

Konvenienz, ſondern den der Sittlichkeit anlegt, ſo erſcheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerther als ſo ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinſen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommunizieren ſieht, aber mitläuft und mitkommunizirt. Wer auf den mühſamen und gefährlichen Fels- und Gletſcherpfaden der Selbſtbefreiung die Aetherhöhe der Freiheit wirklich erklommen hat, der ſoll auch den Muth haben, von dem gedankenloſen Schwarm in der Tiefe ſich fernzuhalten und das „Odi profanum volgus et arceo —“ zu bekennen und zu befolgen. Jeder ſelbſtſtändige Denker iſt ja ein einſamer Menſch, ein Einſiedler mitten im Gewühle des Lebens, und er muß ſich daran gewöhnen, „a phantom among men“ zu ſein, wie der arme Shelley . . .

Und was ſoll dieſe ganze Gedankenentwickelung? Oh, weiter Nichts als das „Thema“ bilden für die nachſtehende hiſtoriſche „Gloſſe“.

2.

Vielleicht der genialſte Menſch des geſammten Alterthums iſt der makedoniſche Alexander geweſen. Man begreift beim Anblick dieſes wunderbaren Jünglings, daß die Völker ſich zuflüſterten, ſeine Mutter Olympias habe mit Jupiter ſich vergangen und in der Umarmung des höchſten der Götter den göttlichen Sohn empfangen. Was jubelnde Mythen von den Eroberungszügen fabelten, welche ein anderer Jupiterſproß, der Sohn Semele's, unternommen, das machte der Makedonier zur Wirklichkeit. Sein Heldenzug nach Aſien hat etwas Bakchantiſches: Etwas wie das Thyrſusſchwingen jauchzender Mänaden, Etwas wie das Erzbeckenklingen lärmender Korybanten begleitet ihn und zuletzt, ach, endigt Alles in der tobenden Orgie des Allmachttaumels, des Weltherrſchaftſchwindels und des -- Weinrauſches. Ein Stück Romantik, phantaſtiſch-kühn mitten in die Antike hineingeſtellt.

Aber Alexander war dennoch nicht etwa nur ein Heros im homeriſchen oder ein Ritter im arioſtiſchen

Sinne, ſondern unendlich viel mehr: — ein Kulturheld. Ein durſtiger Zecher, ſetzte er die mit dem Nektarwein der helleniſchen Bildung gefüllte Schale an ſeine Lippen, um in vollen Zügen zu trinken. Dann ſchwenkte er den göttlichen Pokal aſienwärts und afrikawärts, damit das befruchtende Naß bis zu den Geſtaden des Indus und des Nils hinſpritze. Ohne Bild: die Erträgniſſe der griechiſchen Kulturarbeit wurden auf den Spitzen der makedoniſchen Lanzen hinausgetragen in die Welt. Der Eroberer Alexander vollzog zugleich die Miſſion eines Civiliſators und hierin hat ſeine Genialität noch weit glänzender ſich erwieſen als in der Schlachtenlenkung und Ländergewinnung. Die genialſte ſeiner civiliſatoriſchen Thaten war aber unſtreitig die Gründung der Stadt, welche ſeinen Namen erhielt und bald auch ſeinen Leichnam, um denſelben in dem Mauſoleum zu bewahren, das im Mittelpunkte von Alexandria da ſich erhob, wo die beiden Haupt- und Prachtſtraßen — 1 Meile die eine, 3 Meilen die andere lang — rechtwinkelig ſich kreuzten.

Auf der Landzunge zwiſchen dem See Mareotis im Süden und dem Mittelmeer im Norden wurde die Stadt Alexanders erbaut, beſtimmt, das Emporium des Welthandels, die kosmopolitiſche Hochſchule des Hellenismus, die Kulturvermittlerin zwiſchen drei Erdtheilen zu ſein. Und das ward ſie und blieb es etliche Jahrhunderte lang. Die Dynaſtie der Ptolemäer, welche mit bewundernswerther Geſchicklichkeit das Griechenthum dem alten Aegypten aufzuimpfen verſtanden, machte ihre Alexandria architektoniſch zur erſten Stadt der letzten vorchriſtlichen Jahrhunderte und ſie behauptete, den vielfachen Einbußen und Verwüſtungen zum Trotz, welche ſie in den Zeiten des Ueberganges Aegyptens in römiſche Botmäßigkeit erlitt, dieſen Rang auch noch im erſten Seculum der chriſtlichen Aera. Ja, bis zur Zeit Trajans konnte ſie an Koloſſalität, Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Bauten, an Bevölkerungsfülle, Belebtheit und Reichthum mit Rom wetteifern, während es noch zu Anfang des vierten chriſtlichen Jahrhunderts ſcharfſichtigen Beobachtern und kompetenten Urtheilern zweifelhaft erſchien, ob Konſtantinopel oder Alexandria die prächtigere Stadt.

Von ihrer Gründung an hatte Alexandria den Charakter der Weltbürgerlichkeit gehabt und die Ptolemäer hatten denſelben aus allen Kräften geſtärkt und geſteigert, um daran einen Rückhalt zu gewinnen gegen die ſtarre Abgeſchloſſenheit des Aegypterthums und dieſes mittelſt Raſſen-, Religionen- und Bildungsmiſchung allmälig zu zermürben und zu brechen. Alexandria war die glänzende Verkörperung dieſes politiſchen Gedankens und zugleich ein geräuſchvoller Hohn der Weltgeſchichte auf die pfäffiſch-pharaoniſche Abmauerung des Nillandes von ehedem. In den beiden Häfen und auf dem rieſenhaften, die Pharus-Inſel mit dem Feſtlande verbindenden Hafendamm, auf dem Kanal, welcher die Hafenanlagen mit dem See Mareotis in Verbindung ſetzte, auf den Quais, auf den Plätzen und Straßen regte und bewegte ſich die bunteſte Völkermiſchung. Drei Erdtheile ſtellten ihr buntes Menſchenkontingent. Die kaukaſiſche, die malayiſche und die äthiopiſche Raſſe waren da repräſentirt. Alle Hautfarben und alle Trachten Aſiens, Afrika's und Europa's wimmelten durcheinander, die Töne unzähliger Sprachen und Mundarten durchkreuzten ſich. Geſchwader von Nilbarken brachten die Erzeugniſſe Abyſſiniens und Oberägyptens herab, Kameelkaravanen brachten von den Ufern des rothen Meeres die dort ausgeladenen Stoffe China's und die Gewürze Indiens, andere über die Landenge von Peluſium herüber den Ueberfluß Syriens und wieder andere die köſtlichen Früchte der in die Wüſten Libyens geſtreuten Oaſen. Und was Aſien und Afrika nach dem großen Stapelplatz lieferten, das ward aus den ungeheuren Waarenſpeichern am maſtenwimmelnden Hafen auf die Schiffe aller ſeefahrenden Nationen gebracht, um nach den Küſten Europa's verführt zu werden. Im Uebrigen hatte Alexandria wie der Vortheile der erſten Welthandelsſtadt zu genießen, ſo auch die Nachtheile dieſer Stellung zu tragen. Die Stadt war demzufolge der Hauptſammelplatz aller Schwindler und Gauner, Fälſcher, Diebe und Mörder, und der alexandriniſche Pöbel ſeiner Anzahl, ſeiner Frechheit und Unbändigkeit wegen ſo verrühmt, wie zu unſerer Zeit der Mob von London oder New-York. Ueberhaupt war die buntgemiſchte Bevölkerung Alexandria's ſchwer zu bemeiſtern und ſchwierig zu beherrſchen. In der Barrikadologie durften die Alexandriner dreiſt den Ehrenplatz anſprechen, welche in der modernen Welt den Pariſern von Rechtswegen zukommt.

Aber die Stadt Alexanders war nicht nur die Lieblingsſtätte des Völkerverkehrs, des Handels und der Emeuten, ſondern auch der Wiſſenſchaft. Welche Nachblüthe hier die griechiſche Literatur erlebte, weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Man muß es den Königen der ptolemäiſchen Dynaſtie laſſen, daß ſie die Kulturmiſſion des Heros, dem ihr Stifter als General gedient hatte, mit Eifer fortſetzten. Zwar die ſchöpferiſche Kraft des helleniſchen Genius in allen höheren und höchſten Sphären der Poeſie und Philoſophie war im alexandriniſchen Zeitalter ſchon unwiderbringlich dahin, und die erquicklichſten dichteriſchen Töne, welche dazumal noch laut wurden, kamen aus der idylliſchen Rohrflöte des Theokrit. Dagegen entwickelte ſich in Alexandrien zum erſten Mal in der antiken Welt eine vielſeitige, methodiſche Gelehrſamkeit und eine eifrige, ſyſtematiſche

Pflege der exakten Wiſſenſchaften. Die Stadt war auch geradezu die Bibliothek des Alterthums. Die von Ptolemäus Philadelphus zuſammengebrachte unſchätzbare Bücherſammlung von 400,000 Bänden oder Rollen war freilich im alexandriniſchen Kriege des Julius Cäſar in Flammen und Rauch aufgegangen. Allein Ptolemäus Physkon ſammelte eine zweite koſtbare Bücherei, die dann in den 200,000 Bänden der Bibliothek des Königs Eumenes von Pergamus, welche Markus Antonius ſeiner hochgeliebten Kleopatra zum Geſchenke machte, einen ſtattlichen Zuwachs erhielt. Dieſe Bücherſammlung, welche die geiſtigen Schätze, die Reſultate der geſammten Kulturarbeit des Alterthums in ſich faßte, war in einem Flügel des Serapeion untergebracht, in jenem Rieſen- und Prachtgebäude alſo, welches die grandioſeſte Tempelbaute der alten Welt und der Stolz Alexandria's geweſen iſt. Das Serapeion, an und in welchem ſich alles Schöne, was griechiſche Ornamentik, Skulptur und Malerei hervorzubringen vermochten, mit dem Koloſſalen der ägyptiſchen Architektur zu einem majeſtätiſchen Ganzen verband, war dem Dienſte des Serapis (Sar-Api, zuſammengezogen aus Oſiri-Hapi, Oſiris der Richter) geweiht und alſo einem durch den erſten Ptolemäer zuſammengeſtoppelten Gotte gewidmet. Eine wunderliche mythologiſche Bildung! Denn der König hatte den helleniſchen Zeus ſeinen ägyptiſchen Unterthanen dadurch annehmlich zu machen geſucht und gewußt, daß er den griechiſchen Gott mit einem ägyptiſchen, dem Oſiris, zu *einem* Idole verſchmolz.

Das ſinkende Heidenthum bemühte ſich überhaupt, mittelſt allerhand wunderlichen Kombinationen und Allianzen ſeine Exiſtenz zu verlängern. Es war auch, bereits von dem Vorgefühle ſeines Unterganges angefröſtelt, verträglich und duldſam. Beſonders in Alexandria, wo ſchon die Handelsverhältniſſe es gebieteriſch forderten, daß die verſchiedenen landwüchſigen und importirten Götter, d. h. ihre Anhänger in leidlichem Frieden miteinander oder wenigſtens nebeneinander lebten. Die heidniſchen Gottheiten hatten ſich da ſchon frühzeitig die Nachbarſchaft des grimmigen Judengottes Jahve gefallen laſſen müſſen; denn die Kinder Israel waren zu vielen Tauſenden an einen Ort herbeigeſtrömt, welcher zum Geſchäftemachen ſo geeignet war, hatten ſich da niedergelaſſen und bildeten in Folge der Fruchtbarkeit ihrer Lenden und Schöße bald einen ſehr zahlreichen und gewichtigen Theil der Stadtbevölkerung. Das Aufkommen des Chriſtenthums brachte in dieſe ein neues, höchſt wirkſames Ferment. Auf dem heißen Boden Aegyptens, welcher ja die chriſtliche Möncherei ausgebrütet hat, fanatiſirte ſich der neue Glaube zu einer aggreſſiven Wuth hinauf, welcher gegenüber Heidenthum und Judenthum nur mühſam ihre defenſiven Stellungen behaupteten. Aus den ägyptiſchen Wüſteneien ſind jene Scharen barfüßiger und ſchwarzkäppiger Mönche hervorgebrochen, welche im Namen des Gekreuzigten allem Schönen, was die heidniſche Welt geſchaffen hatte, einen Vertilgungskrieg anſagten und dieſen Krieg unerbittlich führten.

Die antike Götterdämmerung hatte begonnen und war durch die Reaktion Julians nicht in ihrem Laufe aufgehalten worden. Die altersſchwach gewordenen alten Götter wurden von den neuen Göttern — denn ſchon hatte ſich ja auch das Chriſtenthum polytheiſtiſch geſtaltet — ihrer Altäre entſetzt und ins Exil getrieben, welches ſie — merkwürdig zu ſagen! — in der Bruſt der ganz Bildungsloſen, der Bauern auf dem platten Lande, ſowie der Höchſtgebildeten fanden, denen die Anſchauungen und Lehren der griechiſchen Philoſophie mehr religiöſe Befriedigung gewährten als die vom Koncil zu Nikäa feſtgeſtellten chriſtlichen Dogmen. Aber die Philoſophie war nur noch ein ſchwacher Schild für die armen ſchönen Göttergeſtalten des Olympos. Sie vermochte dieſelbe gegen die Streitart in der derben Fauſt der chriſtlichen Theologie nicht mehr lange zu decken. Es kam der Tag und die Stunde, wo der „Vater der Götter und Menſchen“, Jupiter Optimus Maximus förmlich und feierlich abgeſetzt wurde.

Dieſes Exempel iſt an einem Gotte, zu welchem Millionen und wieder Millionen von Menſchen fürchtend und hoffend, flehend und dankend, leidvoll und freudvoll gebetet hatten, ſtatuirt worden auf Anordnung des Kaiſers Theodoſius, welcher, der

Sohn eines hiſpaniſchen Landsknechts, des römiſchen Geſammt-Imperiums Majeſtät zum letzten Mal in ſeiner Perſon vereinigte. Es war gewiß eine höchſt eigenthümliche Szene, als der Kaiſer in voller Senatsſitzung die Frage: Soll der Dienſt Jovis oder Chriſti die Religion der Römer ſein? zur Verhandlung und Abſtimmung bringen ließ. Todte alſo ſollten da einen Todten begraben. Denn der römiſche Senat war ja ſeit etlichen Jahrhunderten ſchon nur noch eine klägliche Spukgeſtalt, ein Geſpenſt der Republik, welches der Cäſarismus wie zum Spaß hatte herumwanken laſſen, und auch der alte Jupiter war ſchon vor langer Zeit geſtorben. Dennoch — wunderbar zu melden! — vermochte der allerhöchſte Wink und Befehl in der ſenatoriſchen Mumienſammlung keine Stimmeneinhelligkeit zu Ungunſten des Liebhabers der Danae, der Europa und Semele zuwegezubringen. Nur mit Stimmenmehrheit wurde dekretirt: Herrgott Jupiter iſt anmit abgeſetzt und ſeine Religion verworfen und abgethan. Einer jener Skribenten, welche allzeit und überall in Verſen und in Proſa dem Erfolg räuchern, der Zeitgenoſſe Aurelius Prudentius, hat dann, über das „infame Jovis pulvinar" losziehend, dem abgethanen Gotte noch einen hexametriſchen Eſelstritt gegeben. Der ganze Staatsaktus aber macht Einen unwillkürlich an einen ähnlichen denken, welcher gerade 13 Jahrhunderte ſpäter ſtattfand, an jenen auf Betreiben Robespierre's gefaßten Konventsbeſchluß, kraft deſſen der Herrgott — unbeſtimmt freilich, ob der heidniſche, jüdiſche oder chriſtliche — wieder eingeſetzt worden iſt. Was ſich die armen Götter unter Umſtänden nicht Alles gefallen laſſen müſſen!

Die Zerſtörungsarbeit, welche der chriſtliche Fanatismus in der ganzen Kraft und Wildheit ſeiner Flegeljahre gegen das altersſchwache Heidenthum begonnen hatte, war jedoch dem römiſchen Senatskonſult weit vorausgeeilt, insbeſondere in den Provinzen des Oſtens, wo ſich die Bekenner des neuen Glaubens mit unbändiger Wuth auf die Oertlichkeiten und Apparate des alten warfen, um alle die „heidniſchen Gräuel" vom Angeſicht der Erde wegzutilgen. Vorragend an inbrünſtigem Eifer in dieſem Geſchäfte war unter ſeinen Amtsbrüdern der Erzbiſchof von Alexandria, Theophilus, welchen uns die zeitgenöſſiſchen Quellenſchriften in ſo ſchroff wechſelnder Beleuchtung zeigen, daß man nicht recht weiß, ob er ein großer Heiliger oder ein vollendeter Schurke geweſen, — wie das ja auch mit anderen großen Kirchenlichtern damaliger und ſpäterer Zeiten der Fall. Im Uebrigen muß man einräumen, dieſe alten Pfaffen waren in ihrer Art ganze Kerle. Keine „gebildeten“ Philiſter, keine aufgeklärten Wendehälſe, Zweiächsler und Simſenläufer, keine liberalen Eiertänzer und Balancirſtängler, nein, wohl aber Durchgreifer, Durchfahrer und Drauflosgänger mit Hurrah und Huſſah, will ſagen mit Kyrie-eleiſon und Te-deum-laudamus, mit Hoſianna und Halleluja.

Der ſtreitbare Theophilus lebte ſelbſtverſtändlich mit der heidniſchen und jüdiſchen Bevölkerung Alexandria's in fortwährender Fehde, die er zuweilen mit viel Liſt, aber häufiger mit noch mehr Gewalt führte, immer nur in der heiligen Abſicht, ſeinen dreieinigen Gott über Zeus und Jahve triumphiren zu laſſen. Juden und Heiden — die letzteren unter Führung des Philoſophen Olympios — zogen mitunter, durch die gemeinſame Gefahr vereint — an einem Strange gegen den Erzbiſchof; allein dieſer, dem der Pöbel der Stadt und in der nahgelegenen Wüſtenei Nitria ein allzeit kampffertiges Heer von Mönchen zu Dienſten war, erwies ſich in der Regel als der Stärkere. So gelang ihm denn auch ſein Zerſtörungsanſchlag auf das Serapeion, welches ihm als die Hauptburg des Heidenthums in Alexandria verhaßt war. Freilich haben heidniſche Autoren behauptet, der heilige Mann ſei bei ſeinem Anſchlag auf den Tempel des Serapis von der „auri sacra fames“ getrieben worden, d. h. er habe den ungeheuern Barſchatz von Gold und Silber, welcher in Form von Kultgeräthen und Weihegefäßen dort vorhanden, an ſich bringen wollen. Wie dem ſei, der Erzbiſchof gelangte an ſein Ziel (389). Er wußte ein Edikt des Theodoſius zu erwirken, welches ihn zur Zerſtörung der „Götzen“ in Alexandria ermächtigte und welches die Heiden, die gar wohl wußten, daß der Kaiſer nicht mit ſich ſpaßen ließ, ſo entmuthigte, daß ſie den bislang mit den Waffen in der Hand zum Schutze ihres großen Heiligthums geführten Kampf aufgaben. Theophilus, als der echte und rechte Chriſt, der er war, begann ſein Zerſtörungswerk mit der Vernichtung der heidniſchen Kulturſchätze, welche im Serapeion aufbewahrt wurden: — die große Bibliothek ward vernichtet oder durch Plünderung zerſtreut. Dieſe heidniſchen Dichter, Philoſophen, Geſchichtſchreiber, Mathematiker, Phyſiker und Aſtronomen, welche ſo Vieles zu lehren wußten, ſollten die heilige Unwiſſenheit und fromme Barbarei der Chriſten nicht länger beläſtigen und beeinträchtigen. Nachdem ſodann der Erzbiſchof der goldenen und ſilbernen Tempelgefäße ſich bemächtigt hatte, drang er mit ſeiner Bande bis ins innerſte Heiligthum, bis zur Cella vor, wo die Koloſſalſtatue des Serapis ſtand. Auf des Prälaten Befehl thut ein Soldat die erſten Axthiebe auf das Bild des Gottes, deſſen Haupt bald am Boden rollt. Wie der Rumpf zertrümmert wird, bricht eine Schar von Ratten aus dem hohlen Innern und macht ſich mit grunzendem Proteſt gegen dieſen Eingriff in wohlerworbene geiſtliche Rechte davon. Das umſtehende Volk birſt darob in ſchallendes Gelächter aus; aber nur getroſt, o frommes Ungeziefer, die Menſchen werden es nie und nirgends an Götzen fehlen laſſen, in deren Bäuchen du wohlig dich bergen und betten kannſt. Das Serapeion wurde mit Aufbietung aller Zerſtörungsmittel mühſelig in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf der ſpäter theilweiſe abgeräumten Schuttſtätte eine den chriſtlichen Märtyrern gewidmete Kirche errichtet*). Die Ratten konnten wiederkommen.

---

*) Hauptquelle für das Vorſtehende wie für das Nachfolgende iſt des i. J. 390 zu Konſtantinopel geborenen Sokrates Scholaſtikus Historia ecclesiae (welche die Zeit von 304 bis 439 in ſieben Büchern umfaßt), lib. V, cap. 16; lib. VII, cap. 14, 15.

3.

Die Kühnheit des Theophilus hatte zwar dem Heidenthum und Judenthum in der Metropole Aegyptens ſchwere Niederlagen bereitet und das Chriſtenthum zur herrſchenden Religion daſelbſt gemacht. Man erkannte das ſchon an dem ſelbſtbewußten und prunkvollen Auftreten der Chriſten und Chriſtinnen in den Straßen der Stadt. Die neue Religion war nämlich jetzt ſchon nicht mehr bloß der Glaube der Armen und Unterdrückten, ſondern vielfach auch der von vornehmen Herren und modiſchen Damen. Letztere ſtolzirten auf Straßen und Plätzen in koſtbaren Gewändern, beſtickt mit Bildern aus der chriſtlichen Mythologie, ein Exemplar der „heiligen“ Schrift an einer Goldkette am Halſe hängend, während Sklaven Sonnenſchirme über ſie hielten und ihnen Betkiſſen und Fächer nachtrugen. Dennoch aber war das geſchlagene Heidenthum noch lange nicht völlig beſiegt, weil die Mehrzahl der Leute von gutem Ton und feiner Lebensart wenn nicht den Glauben an die alten Götter, ſo doch den Geſchmack für die antike Philoſophie bewahrte. Da war es denn, dieſer verdammlichen Ketzerei zu ſteuern und die Inſaſſenſchaft des rechtgläubigen Schafſtalls zu mehren, ſehr vonnöthen, daß die energiſche Aggreſſion des hochſeligen Theophilus einen ebenbürtigen Fortſetzer fand in der Perſon ſeines Neffen Kyrillos, der zugleich des Oheims Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Thron von Alexandria war (412 — 44).

Sankt Kyrill — denn die Kirche nahm ihren trefflichen Kämpen mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen auf — hat ſich bekanntlich als Gegner des Neſtorius in der Dogmengeſchichte einen bleibenden Namen gemacht, und wer aus Neugier oder von Berufswegen in jenen Regionen des tieferen Blödſinns, wo die „συνάφεια καὶ ἐνοίκησις“ und die „φυσικὴ ἕνωσις“ als wuthkreiſchende Fledermäuſe einander zauſen, ſich umgetrieben hat, kennt den rüſtigen Klopffechter, welcher kein ſanftes „Lämmerſchwänzchen“, wohl aber ein kräftiger Ochſenziemer der ecclesia militans geweſen iſt. Hiezu hatte ein mehrjähriger Aufenthalt unter den Mönchen von Nitria ihn herangeſchult und er brachte auf den erzbiſchöflichen Stuhl den feſten Entſchluß mit, ſo oder ſo mit dem Juden- und Heidenthum in Alexandria ein Ende zu machen.

Der Erzbiſchof war der Mann, zu handeln, wie er dachte. Er verſicherte ſich der Macht über den fanatiſchen, ſtets zum Spektakeln und Tumultiren geneigten und bereiten Pöbel und ſchuf ſich in den ſogenannten „Parabolani“, ſtädtiſchen Miſſionären, welche eigentlich zur Armen- und Krankenpflege beſtimmt waren, eine förmliche Leibwache. Dies gethan, richtete er ſeinen heiligen Eifer zunächſt gegen die Juden, welche ihrer durch zahlloſe Neckereien von Seiten der Chriſten angeblaſenen Wuth nachgebend zuletzt im Theater und auf den Straßen der Stadt mit blanken Waffen über ihre Gegner herfielen. Sofort gab unſer Heiliger das Signal zum Vertilgungskampf, welchem die Juden ſicherlich erlegen wären, falls ſich der kaiſerliche Präfekt Oreſtes nicht eingemiſcht hätte, um den die Stadt durchtobenden Aufruhr mit Waffengewalt niederzuſchlagen. Das ging freilich nicht ſo leicht; denn die Mönche von Nitria, welche zu Hunderten auf einen Wink Kyrills hin in die Stadt geſtrömt waren, und die Parabolani beſannen ſich nicht, die Pöbelhorden ſelbſt gegen den mit der kaiſerlichen Autorität bekleideten Präfekten aufzuſtacheln. Oreſtes bändigte nur mühſam die Emeute, wobei ihn ein Mönch, Ammonius, mittelſt eines Steinwurfes ziemlich ſchwer verwundete. Der Fanatiker ward ergriffen, prozeſſirt und hingerichtet; allein Sankt Kyrill ließ den Leichnam des „Märtyrers“ im Cäſareion zur Erbauung der Gläubigen öffentlich ausſtellen und dann pomphaft beſtatten. Der Präfekt ſollte es büßen, daß er in die widerjüdiſchen Abſichten des kyrilliſchen Eifers hemmend eingegriffen. Oreſtes ſtand dem Erzbiſchof überhaupt äußerſt hinderlich im Wege. Erſtens deßhalb, weil der Stellvertreter des Kaiſers ſeine Verachtung der chriſtlichen Pfafferei und ſeine Hinneigung zur heidniſch-helleniſchen Philoſophie nur ſchlecht verbarg; zweitens, weil er, ſeiner Pflicht gemäß, den Frieden unter der bunten Bevölkerung Alexandria's aufrecht zu halten ſuchte; drittens, weil Kyrill ſchlechterdings in der Stadt keine andere Macht und Gewalt dulden wollte als ſeine eigene, — natürlich nicht etwa aus pfäffiſcher Herrſchſucht, ſondern einzig und allein „zur größeren Ehre Gottes“.

Der Präfekt ſollte dennoch getroffen werden, und da ſich zunächſt keine günſtige Gelegenheit bot, den Mann in eigener Perſon zu treffen, ſo ſollte er in einer ihm naheſtehenden getroffen werden. Die Umſtände fügten es auch ſo glücklich, daß Sankt Kyrill da zwei Fliegen mit einem Schlag erreichen konnte. Nämlich: die Perſon, in welcher Oreſtes verwundet werden ſollte, war die demſelben befreundete Philoſophin Hypatia, dermalen anerkannt die Hauptſtütze des Heidenthums in Alexandria, mit welcher unſer vielgeplagter Heiliger auch perſönlich ein Hühnchen zu pflücken hatte. Denn die jungfräuliche Philoſophin, die Heidin und Ketzerin war ſo unverſchämt, dem Erzbiſchof Konkurrenz zu machen, d. h. zur gleichen Zeit, wo er in der Kirche ſeine Predigten hielt, in ihrem Hauſe ihre philoſophiſchen Vorträge zu halten, zu welchen — leidige

Thatſache! — die Elite der alexandriniſchen Geſellſchaft zu Wagen und auf Sänften strömte, während ein ſehr gemiſchtes, mehr ruppiges als elegantes Publikum die Zuhörerſchaft des heiligen Mannes bildete. Allerdings fehlte es den paſtoralen Auslaſſungen deſſelben auf der Kanzel nicht an Händegeklatſch und Beifallsrufen; allein die Freude über dieſe wohlverdienten Erfolge wurden dem Prälaten ſchnöder Weiſe durch heidniſche Läſterzungen vergällt, welche behaupteten, die den erzbiſchöflichen Predigten geſpendeten Beifallsrufe und Händeklatſchlaute rührten von geſchickt in der Verſammlung vertheilten und für ihre Mühe bezahlten Leuten her. Den Ruf und Ruhm eines notoriſchen Heiligen zum Ergebniß der Claque herabwürdigen, ſchon dieſer Frevel verdiente die härteſte Ahndung.

Die arme Hypatia wird furchtbar erfahren, daß es nicht gutthut, gegen den Strom zu ſchwimmen und einer beſiegten Sache zu dienen; wird furchtbar erfahren, daß die Pfaffen lange Zungen haben und das Volk lange Ohren hat und brutale Fäuſte . . .

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Mathematikers Theon, welcher den Euklid und Ptolemäus kommentirte und ſein um das Jahr 380 — vielleicht etwas früher oder etwas ſpäter — geborenes, mit großen Gaben ausgeſtattetes Kind frühzeitig mit Mathematik und Aſtronomie vertraut machte. In der Geometrie wurde das junge Mädchen ſo feſt und ſicher, daß es den Ehrennamen „ἡ γεωμετρική“ erhielt. Durch die ſtrenge Vorſchule der Mathematik ging ſie in die Halle der Philoſophie ein und wurde eine eifrige Adeptin des Neu-Platonismus, für welchen gegen den Ausgang des 4. Jahrhunderts der chriſtlichen Aera hin die alte Lieblingsſtätte der helleniſchen Philoſophie, Athen, die letzte Hochſchule geworden war. Dieſe Hochſchule bezog auch Hypatia und hörte insbeſondere den neuplatoniſchen Myſtiker Plutarch den Jüngeren, in deſſen Akademie ſeine Tochter Asklepigeneia die Honneurs machte. Frauen ſpielten überhaupt in damaliger Zeit vortretende Rollen; nicht allein in Muſeen und Ateliers, ſondern auch in Feldlagern, in Rathsſälen und auf Thronen. Man denke nur der Zenobien, Amalaſunthen, Placidien, Honorien, Pulcherien und Eudokien.

Nach wohlbenützten Lehr- und Wanderjahren kehrte Hypatia nach Alexandria heim und trat daſelbſt als Lehrerin der Philoſophie auf. Sie blieb Heidin und Jungfrau, ſo zu ſagen eine Spätlingsverkörperung des Begriffes der Pallas Athene. Schön von Antlitz und Geſtalt, anmuthigen Gebarens, geiſtvoll, hochgebildet, beredt, wie ſie war, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen; allein ſie gab keinem derſelben Gehör. Falls dem Lexikographen Suidas, welcher, obzwar ein Konfuſionsrath, uns eine Fülle intereſſanter Notizen aus dem Alterthum herüberrettete, Glauben zu ſchenken iſt, hat Hypatia in der herben Sprödigkeit ihrer Jungferſchaft ſogar keinen Anſtand genommen, in ſie Verliebte durch Anwendung ſehr draſtiſcher, nach unſerem Gefühle mit mädchenhafter Schamhaftigkeit freilich ſchwer zu reimender Mittel zu kuriren*).

---

*) Als ſich einer ihrer Zuhörer heftig in ſie verliebt hatte, „pannos mensibus foedatos illi ostendisse dicitur et

Wenn aber der Liebe unzugänglich, war die ſchöne und keuſche Philoſophin für Freundſchaft um ſo empfänglicher, auch hiedurch erweiſend, daß ſie nicht eine romantiſche, ſondern eine antike Natur. Unter ihren Freunden ragen zwei hervor: der kaiſerliche Präfekt Oreſtes, welcher fortwährend alle Hände voll zu thun hatte, die energiſchen Eingriffe des heiligen Kyrill in ſeine ſtatthalterlichen Rechte und Machtvollkommenheiten nothdürftig zurückzuweiſen, und — merkwürdiger Weiſe — ein chriſtlicher Prälat, Syneſios von Kyrene, Biſchof von Ptolemais, welcher ein Schüler Hypatia's war. Der künftige Biſchof als Zuhörer zu den Füßen der jungen Heidin ſitzend, das iſt auch ſo ein kontraſtvolles Bild, wie ſie eben nur in großen Uebergangsepochen vorkommen. Syneſios bildet bekanntlich mit Klemens von Alexandria, Gregor von Nazianz und Methodios von Patara eine Gruppe der älteſten chriſtlichen Poeten. Die zum Preiſe der Götter

---

dixisse: Hoc quidem adamas, o adolescens! et sic animum ejus sanasse.“ Suidas, art. Hypatia.

und der Myſterien des neuen Glaubens geſungenen Lieder und Hymnen dieſer Griechen haben freilich einen ſehr ſtarken Beiſatz von Heidenthum und ſchöpfen ihre Inſpiration mehr aus dem Platonismus und Neuplatonismus, denn aus den Evangelien. Als Muſterſtück dieſer Dichterei kann recht wohl der berühmte Hymnus des Klemens auf den Erlöſer Chriſtus gelten, allwo die Chriſten als „Säuglinge“ erſcheinen, welche „aus den ſüßen Brüſten der anmuthigen Nymphe Weisheit himmliſche Milch ſchlürfen“ *).

Auch der gute Biſchof von Ptolemais war im Grunde mehr Neuplatoniker als Chriſt und daraus erklärt ſich die Innigkeit und Dauer ſeines freundſchaftlichen Verhältniſſes zur Hypatia. Zugleich aber ſind die uns überlieferten Urkunden dieſes Verhältniſſes, d. h. ſieben Briefe des Syneſios an die

---

*) *γάλα οὐράνιον*
μαστῶν γλυκερῶν
νύμφης χαρίτων
σοφίας τῆς σῆς ἐκθλιβόμενον,
οἱ νηπίαχοι, cet.

Philoſophin, ein wahres und unvergängliches Ehrenmal für dieſe. Der Biſchof überſendet ihr ſeine Schriften zur Beurtheilung und macht das Erſcheinen oder Nichterſcheinen derſelben von ihrer zuſtimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er ſchreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde mangeln meinem Herzen, aber mehr noch mangelt ihm deine göttliche Seele, die mehr als alles Andere die Herbigkeit meines Schickſals zu verſüßen vermöchte.“ Ein ander Mal entſchüttet er ſeine Trauer alſo gegen Hypatia: „Oh, meine Mutter, meine Schweſter, meine Lehrerin, meine Wohlthäterin, meine Seele iſt ſehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tödtet mich.“ Ein drittes Mal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es dir, wie ich hoffe, beſſer ergeht als mir, ſo bin ich nur noch halb unglücklich.“ Vom Chriſtenthum iſt in den Briefen des Biſchofs nicht mit einem einzigen Worte die Rede.

Und doch war das Chriſtenthum ein unhemmbar-ſiegend vorſchreitendes Prinzip, das Heidenthum nur noch ein abgünſtig geduldetes. Jenes ein frohlockend um ſich greifendes Feuer, dieſes ein ängſtlich zuckendes Flämmchen, durch die pietätvollen Hände von wenigen Auserwählten mühſam vor dem Erlöſchen bewahrt. Man kann wohl ſagen, daß die beiden Prinzipien zu Alexandria in den Perſonen des heiligen Kyrill und der keuſchen Hypatia verkörpert einander gegenüberſtanden. Ein Zuſammenſtoß konnte nicht ausbleiben und wir dürfen, ohne der Philoſophin Unrecht anzuthun, wohl annehmen, daß ſie immerhin noch Weib genug geweſen ſei, um den Gegner mehr zu reizen und herauszufordern als zu begütigen und zu entwaffnen. Weibliche Eitelkeit, Rechthaberei und Streitſucht pflegen auch in Philoſophinnen ein Plätzchen, mitunter ſogar einen großen Platz zu finden und Sankt Kyrill mochte richtig rathen, wenn er die Akademie der ſchönen Jungfrau nicht nur als die letzte Burg des Heidenthums in Alexandria anſah, ſondern auch als den Ort, wo ſein Widerſacher Oreſtes wirkſame Anregungen empfing und von wo die witzigen antikyrilliſchen Epigramme ausgingen, welche die alexandriniſche Geſellſchaft auf Koſten eines Heiligen mehr lachen machten, als einem Heiligen anſtändig ſcheinen konnte.

Derweil man alſo im heidniſchen Prätorium viel Geiſt verausgabte und Witz verbrauchte, philoſophirte und ſatiriſirte, bereitete man im chriſtlichen Tabernakel einen Schlag vor. Schöne Heidin Hypatia, hüte dich! Unter den mönchiſchen Horden Nitria's draußen, wie unter den Pöbelbanden drinnen geht ein Gemunkel und Geziſchel um und birſt auch wohl in wüſte Schimpf- und Drohrufe aus, unſere liebenswürdige Philoſophin ſei eine verruchte Zauberin und ihre Akademie nur der Schauplatz teufliſcher Myſterien und Orgien. Wußte Sankt Kyrill, was für Dämonen er heraufbeſchwor, als er der heiligen Dummheit die arme Hypatia als Hexe ſignaliſirte? Ohne Zweifel; aber er beſchwor ja dieſe Dämone nur „zur größeren Ehre Gottes“ und außerdem wollen wir in geziemender chriſtlicher Liebe glauben, daß im entſcheidenden Augenblicke dem Beſchwörer ſeine Macht über die Beſchworenen verſagte. Denn von einem notoriſchen Heiligen iſt doch wohl nicht anzunehmen, er habe mit der Bosheit Belials die Grauſamkeit Molochs verbunden.

Das Zerwürfniß des Erzbiſchofs mit dem Präfekten war ſeit dem Judentumult immer klaffender geworden. Beide beſtürmten den kaiſerlichen Hof mit gegenſeitigen Anklagen; allein es war kein erſter Theodoſius mehr da, um entſcheidend einzugreifen, ſondern nur ein zweiter, ein kläglicher Kaiſerſchemen und Weiberknecht, welcher die Dinge im Reiche lottern und ſchlottern ließ, wie ſie konnten und mochten. Die beiden rivaliſirenden Gewalthaber in Alexandria blieben daher ſich ſelber überlaſſen und das „geiſtliche Schwert" durfte ſich ſagen, daß es die öffentliche Meinung, welche ja mit dem Stärkeren zu gehen liebt, für ſich haben würde, ſo es ihm gelänge, das „weltliche" unterzukriegen. Aber es ſteht geſchrieben: „Seid klug wie die Schlangen!" und unſer Heiliger war in der heiligen Schrift zu beſchlagen, um das nicht zu wiſſen. Demuth und Milde ziemt dem chriſtlichen Prieſter und: „Liebet eure Feinde!" ſpricht der Herr. Aus dieſen Gründen und nicht etwa, wie heidniſche Läſterzungen behaupten wollten, aus Motiven einer Politik, welche ſich den Anſchein geben wollte, herausgefordert worden zu ſein, begab ſich Sankt Kyrill eines Tages unter Vortragung eines Exemplars der Evangelien zum Präfekten, um den ſchwebenden Zwiſt in Minne zu ſchlichten und den Friedensſchluß ſofort auf das heilige Buch zu beſchwören.

Da hatte nun aber der Teufel ganz offenbarlich ſein Spiel. Denn, ſiehe, Oreſtes wies den Friedensantrag des heiligen Mannes zurück, ohne allen Zweifel auf die Einflüſterung der Hexe Hypatia hin. Sofort fiel der lange und wohlvorbereitete Schlag. Denn eilends ward in die Trompete des Zorns geſtoßen und eifrigſt das Horn des Zeters geblaſen, um die heilige Dummheit und die fromme Wuth auf den Plan zu rufen. Sie kam. Eine Bande von Mönchen ſchwärmte von Nitria herein, die Matroſenkneipen am Hafen, die Gaunerherbergen der Rhakotis, die Bordelle am kanopiſchen Kanal ſpieen ihre Inſaſſen auf die Straßen, damit ſie „zur größeren Ehre Gottes“ arbeiteten, und zwar unter Anleitung eines würdigen Führers, eines angehenden Prieſters, welcher Peter hieß und den Berufsbeinamen der „Lektor“ trug. Nachdem der Tumult im Gange, fand Sankt Kyrill als kluger Puppenſpieler nicht gerathen, ſeine Hände weiter dabei zu zeigen, ſondern wüſch vielmehr dieſelben in Unſchuld. Mit- und Nachwelt ſind aber ſo profan geweſen, an die Wirkſamkeit dieſer Wäſche nicht recht zu glauben, und ſelbſt der frommgläubige Sokrates Scholaſtikus konnte ſich nicht enthalten, in ſeiner Kirchenhiſtorie mit dürren Worten zu ſagen, der an Hypatia verübte Mord und die Art ſeiner Verübung habe „den heiligen Kyrill und die ganze Kirche von Alexandria mit Schmach bedeckt.“

Das Unheil war im Zug und der Gräuel geſchah. Eines Tages im März des Jahres 415 durchtobte eine Pfaffen- und Pöbelhorde tumultirend die Straßen der Stadt, deren Bewohner aber derartiger Auftritte zu ſehr gewohnt waren, als daß ſie ſich viel daraus gemacht hätten. In der Straße, wo unweit der „cäſariſchen“ Kirche Hypatia's Haus gelegen war, ſtaute ſich der wüſte Menſchenkehricht. Der Wagen der ſchönen Philoſophin wartete an der Hauspforte, denn, unwiſſend, daß der Pöbelauflauf ihr gelte, war ſie im Begriffe, auszufahren.

Sie kam herab, beſtieg den Wagen und hat, indem ſie ſich zurechtſetzte, wohl einen Blick philoſophiſcher Verachtung auf die ſpektakelnde Rotte geworfen.

Da aber, wie die Pferde anziehen wollen, ſtößt Peter der Vorleſer einen Signalſchrei aus und wüthend werfen ſich die Mönche und wirft ſich die ganze „heilige Canaille“ auf die Equipage. Hypatia wird vom Wagen geriſſen und im Nu und Hui werden ihr erbarmungslos-roh ſämmtliche Gewänder vom Leibe gezerrt. Das freche Tageslicht ſieht die jungfräuliche Nacktheit der vor Ueberraſchung und Entſetzen Verſteinerten. Die alſo Geſchändete wird unter wüſten Mißhandlungen in die nahe Kirche geſchleppt und dort von den raſenden Satanaſſen buchſtäblich in Stücke zerriſſen. Die noch zuckenden Glieder der erlauchten Blutzeugin der Denkfreiheit werden unter kanibaliſchem Jubel durch die Straßen geſchleift und ſchließlich auf dem Kinaron verbrannt . . . Das Chriſtenthum hatte geſiegt.

Die Scheußlichkeit gemahnt in ihren Einzelnheiten höchſt auffallend an die gräßliche Ermordung der armen Prinzeſſin Lamballe im Gefängniſſe La Force am ſchrecklichen 3. September von 1792. Ja, der Fanatismus, ob ſo oder ſo gefärbt, bleibt immer und überall derſelbe und mächtig iſt im Menſchen die Beſtie.

Cromwell.

> Im Anfang war die That.
> Fauſt, 1. Theil.

Nicht Regel iſt es, ſondern Ausnahme, ſeltene, ſeltenſte, daß die Offenbarung des Göttlichen in der Menſchheit auf den ſogenannten „Höhen“ der Geſellſchaft vor ſich geht. Wirkliche Helden, Helfer und Heilande unſeres Geſchlechtes werden nur aus dem Volke geboren. In einem Viehſtall läßt die Mythologie des Chriſtenthums ihren Propheten zur Welt kommen. Noth heißt die Amme, Arbeit die Lehrerin der wahrhaft großen und guten Menſchen. Solche unter ihnen, welchen es gegönnt iſt, in von der Sorge um's tägliche Brot unbedrängten Vaterhäuſern eine ſorgloſe Kindheit zu verleben, müſſen ſchon zu den vom Glücke beſonders Begünſtigten gezählt werden. So der Wolfgang Göthe, welchen aber das genoſſene Jugendglück der deutſche Jammer grauſam büßen ließ, indem dieſer den größten Genius ſeines Landes mit der Lächerlichkeit einer deutſch-liliputiſchen Miniſterſchaft behängte und den Schöpfer des Fauſt, den Vater der Iphigenia und Dorothea vor deutſch-bettelhaften Fürſtlichkeiten im unterthänigſt-erſterbenden Kurialſtyl geheimräthlich kratzfußen machte. Auch eine Erſcheinungsform des weltberühmten deutſchen „Idealismus"!

Scheherezade Poeſie, raſtlos ſinnend, das alte Kind, den brummigen Sultan Publikum bei guter Laune zu erhalten, hat es zu einem Lieblingskapitel ihres Fabulirens gemacht, Zeugung, Geburt und Kindheit der Halb- und Ganzgötter mit mehr oder weniger ſinnreichen oder auch blödſinnigen Mirakeln auszuſtaffiren. Das gibt dann der gewiſſenhaften Arbeiterin Geſchichte, welche ſich die rieſige und undankbare Aufgabe ſtellte, den Welt-Augiasſtall des Köhlerglaubens mit dem eiſernen Kehrbeſen der Wahrheit reinzufegen, vollauf zu thun. Die Gute müht ſich ab — zumeiſt vergeblich, verſteht ſich — der lügenhungrigen und mythendurſtigen Menge zu zeigen, daß die Geſtalten der wirklichen und wahrhaften Helden, Helfer und Heilande durch Legendenarabesken und Pfaffenſchnörkel nicht vergrößert und verſchönert, ſondern nur verkleinert, verunziert und verzerrt werden. Sie ſagt: — Du ſchleuderſt auf einem Waldgange die reif vom Baume gefallene Eichel als ein unſcheinbar Ding mit deiner Fußſpitze achtlos aus dem Wege. Komm' nach etlichen Jahrhunderten wieder und du wirſt das unſcheinbare Ding wiederfinden, in Geſtalt einer Rieſeneiche . . . Nein, nicht unter Trompeten- und Paukenſchall, nicht unter dem Gedröhne von 101 Kanonenſchuß, nicht unter dem Hallelujahen von Engeln und anderen Fabelthieren, ſondern ſtill und ſchlicht, in ſcheinloſer Form, ärmlich ſogar oft und unſchön tritt das Gute, das Große, das Menſchen- und Völkergeſchicke beſtimmende Gewaltige in die Welt.

An einem Montag war es, am 9. November von 1640, ſechs Tage nach der Eröffnung des „Langen“ Parlaments, als ein junger Gentleman, Sir Philipp Warwick, Mitglied für Radnor, zu Weſtminſter in den Sitzungsſal der Gemeinen trat und einen Mann erblickte, welcher ſich ſo eben zum Sprechen erhoben hatte und der ihm gänzlich unbekannt war. Sir Philipp, „a courtly young gentleman“, wie er ſich ſelber nennt, iſt von der Erſcheinung des unbekannten Redners wenig erbaut geweſen und als der Modeherr, welcher er war, hätte er nach kurzem verwunderten Anſtarren der grobſchlächtigen Geſtalt den Augenkneifer achſelzuckend fallen laſſen, ſo Augenkneifer damals ſchon erfunden geweſen wären.

„Zum Henker, wie ordinär iſt der Menſch angezogen (very ordinarily apparelled)!“ denkt und ſchreibt unſer Dandy. „Sicherlich hat dieſes Ding von einem Rock ein Dorfſchneider zuſammengeplätzt. Grobe Leibwäſche, hm, und nicht eben ſehr ſauber (not very clean)! Und das ſoll eine Halskrauſe vorſtellen? Nicht einmal ein Hutband um den Hut! Die Geſtalt nicht übel proportionirt, aber wer wird ſein Schwert ſo feſt auf die Hüfte ſitzend tragen! (His sword stuck close to his side.) Das Geſicht gedunſen und geröthet, die Augen funkelnd, und woher nimmt ſo ein Menſch dieſen gebieteriſch-geſtrengen

Blick? Die Stimme ſchneidend und unangenehm, der Vortrag voll Heftigkeit (full of fervour)*). Summa: Ein handfeſter bäueriſcher Kerl! ... Wie heißt der Mann, Sir Soundſo?" — „Oliver Cromwell, Sir." — „Cromwell? Habe den Namen nie gehört. Woher?" — „Aus Huntingdon, dermalen wohnhaft in Ely." — „Mitglied für?" — „Cambridge." — „Was? die Univerſitätsſtadt am Cam ſchickt einen Bauer ins Unterhaus?" — „Was wollt Ihr? Maſter Cromwell iſt ein Vetter von Maſter Hampden, der ihn den Wählern von Cambridge empfahl." — „Ah ſo!" ſagt Sir Philipp ſpottlächelnd, ſeinen ſproſſenden Henry-Quatre mit der Linken ſtreichelnd und die zärtlich gepflegte, lange Buhllocke („lovelock"), welche ihm hinter dem rechten Ohr auf den breiten Spitzenkragen herabfällt, zierlich um den Zeigefinger der Rechten wickelnd.

„Ein Vetter von Maſter Hampden." Dies vorerſt der einzige Nachhall des Namens Oliver Cromwell. Aber die unſcheinbare Eichel wird zu einem Eichenkoloß werden, der mit ſeinen Zweigen rauſcht, daß der Widerhall durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende der Weltgeſchichte hinabdonnert.

---

*) Sir Philip Warwick, Memoirs (London 1701), p. 274.

Laßt uns ſehen, wie die Eiche wächſt, und laßt uns hören, wie ſie rauſcht. Es iſt augenerfriſchend und herzſtärkend, in unſeren Tagen der Schwatzweiber in Hoſen einen Thatmann zu betrachten, welcher dem Pfaffenthum den Fuß ſtramm auf den Nacken ſetzt, das Junkerthum an der übermüthig-herausfordernden „Buhllocke“ packt und zu Boden ſchmettert, dem meineidigen Königsthum Angeſichts des Himmels und der Erde den Kopf abſchlägt, die Schwätzer und Klätſcher mit Fußtritten davonjagt und ſein Land zur gebietenden Vormacht Europa's erhebt.*)

---

*) Es ſei aber geſtattet, daran zu erinnern, daß das aufzuſtellende Charakterbild Cromwells eben nur als eine „Studie“ ſich gibt, ſowie an das dante'ſche Wort:

Ma chi pensasse il ponderoso tema
E l'omero mortal, che se ne carca,
Nel biasmerebbe, se sott' esso trema

1.

Hätte Schiller die Laufbahn der Maria Stuart genauer gekannt, der Dichter des ſittlichen Idealismus würde ſicherlich Anſtand genommen haben, durch tragiſche Glorifizirung dieſer Metze und Mörderin die Majeſtät der Geſchichte zu beleidigen. Die königliche Sünderin unterlag in dem langen Kampfe mit ihrer Todfeindin Eliſabeth, deren vielgeprieſene „Jungfräulichkeit" auch nur eine Fabel. Aber mochte die tyranniſche Tochter Heinrichs des Achten das Recht haben, Maria zu tödten, oder nicht, ſoviel iſt gewiß, daß, als die Buhlin Bothwells am 8. Februar von 1587 in der Burghalle von Fotheringay ihr Haupt auf den Richtblock legte, nur ein gerechter Sühnakt für ſchwere Verſchuldung geſchah. Der Schickſalszwang übrigens ließ auch die „jungfräuliche" Königin Beß nicht leer ausgehen, indem er ſie mit jener Ironie, womit er ſein herbes: „Du mußt!" den Menſchen ſo häufig einpfeffert, nöthigte, den Sohn der von ihr getödteten Maria zu ihrem Nachfolger zu beſtellen.

Dieſer Jakob Stuart, als König von Großbritannien und Irland genannt der Erſte, kam im April von 1603 aus ſeinem bettelhaften Königreich Schottland nach England herüber und zeigte den erſtaunten Engländern leibhaftig, wie eine Fratze von Monarchen ausſähe. Mit höchſter Beſtimmtheit iſt zu vermuthen, daß, als William der Einzige in demſelben Jahre 1603 die letzte Hand an ſeinen Hamlet legte, Jakob der Erſte, dieſe Karikatur auf das Königthum, dieſer gelehrte Simpel von Sodomiter, mit ekelhaftem Geifermund ſtammelnd und ſtotternd, auf dünnen Beinen kläglich watſchelnd, furchtſam wie ein Kaninchen, feig wie ein Mops, grauſam wie ein Pfaffe, — dem großen Dichter die hamlet'ſchen Ausrufe: „A vice of king!“ und „A king of shreds and patches!“ eingegeben habe. *)

Damals ſtand am nördlichen Ende von Huntingdon inmitten eines ſtattlichen Obſtgartens ein behäbiges Haus, aus deſſen Fenſtern man den

---

*) Mit welchem gramſchwerem Blicke Shakſpeare ſpäter auf die elende Mißregierung Jakobs hinſah, bezeugt eindringlich ſein 66. Sonett („Tir'd with all these“ u. ſ. w.).

wohlangebauten, am Ufer des Flüßche-Ouſe ſich hindehnenden Grundbeſitz überblickte, welcher dazu gehörte. In dieſem Hauſe wurde dem Beſitzer, Robert Cromwell, von ſeiner Frau, Eliſabeth Stuart, am 25. April von 1599 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt und eines Tages heißen wird „Lord Protector of the Commonwealth of England“. Wunderlich genug ſtammte, falls den Heraldikern zu trauen iſt, der glorreiche Feind des Stuartismus mütterlicherſeits aus einer Seitenlinie des ſchottiſchen Königshauſes. Die väterliche Familie dagegen iſt altſächſiſchen Stammes geweſen. Der berühmte Miniſter Heinrichs des Achten, Cromwell, geſegnet und verflucht als „Zermalmer der Mönche (malleus monachorum)“, hatte dem Familiennamen geſchichtlichen Glanz verliehen. Sein Neffe, Sir Richard Cromwell, hatte einen Sohn, Sir Heinrich, welcher ſeines Reichthums und ſeiner Prachtliebe wegen der „goldene Ritter“ (the golden knight) zubenamſ't war. Der älteſte Sohn des goldenen Ritters, Sir Oliver, hauſ'te auf ſeinem ſchönen, eine Viertelſtunde von

Huntingdon entfernten, am linken Ufer des Ouſe gelegenen Herrenſitz Hinchinbrook. Der jüngſte Bruder Sir Olivers, Robert Cromwell, beſaß, wie ſchon geſagt, zu Huntingdon Haus und Grundbeſitz, welcher letztere dem „Squire" einen Jahresertrag von 300 Pfund abwarf, ein ganz behagliches Auskommen alſo, weil mit 300 Pfund jährlich ein engliſcher Landgentleman zu jener Zeit ſorgloſer und anſtändiger leben konnte als es in unſeren Tagen einer mit 1200 zu thun vermag.

Am 27. April von 1603 waren die ſonſt ſo ſtillen Ufer des langſam fließenden Ouſe ganz ungewöhnlich belebt und war das Herrenhaus von Hinchinbrook voll Regung und Bewegung. Dem Sir Oliver, welcher Prunk und Pracht ebenſo liebte wie ſein Vater, war großes und größtes Heil widerfahren. König Jakob der Erſte hatte, von Belvoir-Caſtle gen London fahrend, das Haus des Ritters der Einkehr gewürdigt und verbrachte mit zahlreichem Gefolge zwei Tage und zwei Nächte unter dem gaſtlichen Dach. Daß der kleine Oliver bei dieſer Gelegenheit über die Wieſen von Huntingdon herüberkam, um ſich die höfiſche Herrlichkeit im Hauſe ſeines Oheims anzuſehen, iſt gewiß. Schade nur, daß wir nicht wiſſen, welchen Eindruck der Vierjährige empfangen, als er mit weit aufgeriſſenen Augen die „geflickte Lumpenmajeſtät“ angaffte. Das alte Waſchweib Fabulirſucht, welches ja ſtets auf den Fußtapfen großer Männer klatſchend einherhinkt, will wiſſen, der kleine Oliver ſei an jenem 27. oder 28. Apriltag zu Hinchenbrook in eine knäbiſche Balgerei gerathen mit dem kleinen Karl Stuart, Herzog von York, welcher ſeinem Vater Jakob im Jahre 1600 geboren worden und im Jahre 1612, in Folge des Todes ſeines älteren Bruders Heinrich, Prinz von Wales, ſodann 13 Jahre ſpäter König von England wurde. Vorbildlicher Weiſe habe damals zu Hinchenbrook der kleine Oliver den kleinen Prinzen ebenſo entſchieden als reſpektswidrig niedergebort und untergekriegt, wie ſpäter der große Oliver den nichtgroßen König. Meiſterin Hiſtoria lächelt vornehm-kritiſch und ſagt: Dummer Schwatz ex post! Daſſelbe wird ſie wohl auch von einem zweiten mythologiſchen Schnörkel ſagen, welchen man der Jugendgeſchichte unſeres Helden angeklebt hat. Nämlich, Knabe Oliver ſei Anwandlungen krankhafter Schwermuth unterworfen geweſen und in einer Stunde ſolchen Angefaßtſeins habe er am Ufer des Ouſe eine Rieſengeſtalt erblickt, welche ihm weiſſagte, daß er beſtimmt ſei, der mächtigſte Mann in England zu werden. Die Zeitgenoſſen des Protektors, darunter ſelbſt Männer von unzweifelhafter Urtheilskraft, haben feſt an dieſe Legende geglaubt und im Uebrigen iſt es ja gar nicht unmöglich, daß die Ahnung ſeiner künftigen Größe dem jungen Oliver in der Erſcheinungsform einer optiſchen Täuſchung ſich vergegenſtändlichte. War doch ein ſtarker Zug religiöſer An- und Aufſpannung in ſein Jugendleben eingegangen, da ſein elterlich Haus eine Stätte jener ſtrengproteſtantiſch-gläubigen Anſchauung und Richtung geweſen iſt, die ſich gerade zu jener Zeit immer beſtimmter zum religiös-politiſchen Puritanismus entwickelte, der dann im Independentismus ſeine ſtahlſcharfe Spitze fand.

An demſelben Tage, am 23. April von 1616, wo der größte Literaturmann ſeines Landes, Shakeſpeare, zu Stratford ſtarb, wurde der größte Geſchichtemann Englands zu Cambridge im Kollegium Sidney-Suſſex als Student inſkribirt: — „Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum sociorum, Aprilis vicesimo tertio.“ Olivers akademiſche Laufbahn war aber nur eine kurze und er hatte nicht das Zeug zu einem Gelehrten. Daß übrigens, von Fachgelehrſamkeit abgeſehen, ſpäter ſeine Bildung mit der ſeiner gebildetſten Zeitgenoſſen auf gleicher Höhe ſtand, unterſteht keinem Zweifel. Er ſprach und ſchrieb, wenn er wollte, ein ſehr verſtändliches Engliſch, der energiſche Ausdruck des in ihm arbeitenden energiſchen Gedankens; er fand Schlagworte voll Blitzfeuer und Donnermacht; er vermochte zur Noth mit einem fremden Geſandten über Staatsſachen auch lateiniſch zu verhandeln; er hatte mit Nutzen und Genuß das Buch der Geſchichte geleſen und ſpäter empfahl er ſeinem leichtfertigen Sohn Richard zu wiederholten Malen geſchichtliche Studien als ein Mittel ſittlicher Läuterung und edler Herzerfriſchung. „Recreate yourself with Sir Walter Raleigh's History!“

ſchrieb er im April von 1650 aus dem Feldlager von Carrick in Irland an Richard und ein ander Mal führt er brieflich aus, das Studium der Geſchichte ſei ſchon deßhalb zu empfehlen, weil „es uns geſchickt macht, dem Volke zu dienen, und dazu iſt ja der Menſch geboren.“

Cromwell hat überhaupt, ſei das gleich hier geſagt, den hohen Werth der Geiſteskultur niemals unterſchätzt, ſondern immer ſehr hoch angeſchlagen. Seine Frömmigkeit — und er war ein frommer Mann im Hochſinn des Wortes — iſt nicht der gewöhnlichen Quelle entfloſſen. („Unwiſſenheit iſt die Mutter der Frömmigkeit.“) Aus dem Granitfels ſeiner religiöſen Ueberzeugung, die ihrerſeits ein Produkt heftigen und ſchmerzlichen geiſtigen Ringens geweſen iſt, ſprang ſie klar und mächtig hervor, die Beſudelung durch das Schwarzwaſſer bornirten Fanatismus zurückweiſend. Denn, fürwahr, ſoweit ein Puritaner über den Puritanismus ſich erheben konnte, hat es der Lord-Protektor gethan, indem er als einer der toleranteſten Menſchen ſeines Zeitalters handelte, wobei daran erinnert werden mag, daß der edle Grundſatz allgemeiner und unbedingter Duldſamkeit in religiöſen Dingen eine ruhmreiche Errungenſchaft erſt des 18. Jahrhunderts geweſen und noch heute, im letzten Drittel des neunzehnten, von allen Bonzen in Meßgewändern und Predigerkutten, von allen Deſpoten und Dunklern verworfen und verfolgt iſt, ja, von dieſem Menſchenſpülicht vorausſichtlich noch im 20. und 30. Jahrhundert verworfen und verfolgt ſein wird. Denn das Dumme iſt und bleibt das Fromme und das Niederträchtige das Ewig-Mächtige *).

Durch Olivers eiſerne Geſtalt läuft eine Ader von Güte und Milde, deren Quillen und Pulſiren man insbeſondere in ſeiner Privatkorreſpondenz deutlich verfolgen kann. Der adleräugige Feldherr, der heldiſche Krieger, der unbeugſame Staatsmann iſt all ſein Lebenlang die ſchlichtbürgerliche Natur ge-

---

*) Ueber's Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man auch ſage.

Göthe.

blieben, die er von Anfang an geweſen. Nur Schwachköpfe oder mit Abſicht alberne Verleumder haben den Mann einen Heuchler nennen können, an welchem ſo ganz und gar Nichts gemacht und gekünſtelt war. Wie er eines Tages in einem vertraulichen Briefe äußerte: „Ich liebe eine Ausdrucksweiſe, welche ſchlicht aus dem Herzen kommt und nichts Gezwungenes und Affektirtes hat — (I like expressions when they come plainly from the heart, and are not strained nor affected *)" — **ſo iſt er ſelber geweſen.**

Aber, wohlverſtanden, er war bei Alledem ein Puritaner des 17. Jahrhunderts und er war das Haupt des Puritanismus. Herrſchende Häupter von Parteien müſſen aber, um das zu ſein und zu bleiben, ſehr häufig die gehorſamen Diener derſelben machen. Und nicht nur das! Die Strenge hiſtoriſcher Charakteriſtik gebietet, daß offen geſagt werde: Allerdings läßt ſich das Wort: „Unwiſſenheit iſt die Mutter der Frömmigkeit —“ auch auf Cromwell beziehen. Denn ſein Glaube war jener puritaniſche, welcher durch die vieljährigen und grauſamen Verfolgungen, die er von Seiten des Throns und Altars, von Seiten Eliſabeths, Jakobs und der anglikaniſchen Pfaffheit erlitten, zur Vollhöhe ſeiner rachedurſtigen Energie emporgeſteigert worden. Der Gott, an welchem Olivers Heldenſeele mit allen ihren Fibern hing, der Gott, als deſſen erwähltes Rüſt- und Werkzeug er ſich betrachtete, mit felſenfeſtem Glauben betrachtete, war der altteſtamentliche Adonai-Schaddai, der Gott des Eifers, des Zorns und der Rache, von den ſpäteren jüdiſchen Propheten mühſam zum einigermaßen erträglichen Kultur-Gott Jahve verdünnt und humaniſirt, hinter deſſen aufgezwungener Jahve-Maske jedoch die grimmigen Züge des alten großen Semiten-Gottes Baal-Moloch immer wieder ſchrecklich-deutlich hervortraten. Hieraus erklärt es ſich, daß die Frömmigkeit Olivers nicht ſelten eine breite Spur von Blut und Feuer hinter ſich herzog, gerade wie in den alttestamentlichen Schriften Adonai-Schaddai im Blute ſeiner Feinde ſchwelgt und Leichenhaufen, Trümmer und Verödung hinter ſich zurückläßt.

---

*) Oliver Cromwell's Letters and Speeches. Ed. by Th. Carlyle. Leipz. Tauchnitz 1861. Vol. II, p. 284. Ich brauche kaum zu ſagen, daß dieſes koſtbare Sammelwerk, durch deſſen Herausgabe Carlyle dem Protektor ein weit edleres Denkmal errichtete, als das von der engliſchen Scheinheiligkeit und Servilität demſelben verweigerte jemals hätte ſein können, mir bei Niederſchreibung des vorliegenden Aufſatzes als Hauptquelle diente.

2.

Schon im Jahre 1617 wurde der junge Oliver nach zu Cambridge wohl oder übel gepflogenem Muſendienſt nach Hauſe zurückgerufen durch den Tod ſeines Vaters. Er übernahm die Verwaltung, beziehungsweiſe Bebauung des väterlichen Beſitzthums zu Huntingdon und zugleich die Sorge für ſeine Mutter und ſechs Schweſtern. Ab und zu, wie es ſeine landwirthlichen Geſchäfte geſtatteten, hielt er ſich wochen- und monatelang in London auf, in der Abſicht, Rechtskunde und Geſetzeskenntniß ſich anzueignen, und die Hauptſtadt Englands, ſchon damals, wie noch heute, eine der verpeſtetſten Stätten europäiſcher Sittenverderbniß, ſoll den kraftſtrotzenden jungen Mann in den Wirbel der modiſchen Ausſchweifung hineingeriſſen haben. Für dieſes „Soll“ gibt es aber nur ein beſtimmtes Zeugniß, eine herbe Selbſtanklage, welche Oliver viele Jahre ſpäter gegen ſich erhoben hat, indem er in einem an ſeine Baſe Miſtreß St. John am 13. Oktober von 1638 geſchriebenen Briefe erklärte, er ſei in der Finſterniß gewandelt, er habe dieſe geliebt, das Licht aber und die Gottſeligkeit gehaßt; er ſei ein Sünder, ja ein Oberſter der Sünder geweſen — („Oh, I lived in and loved darkness, I hated light and hated godliness; I was a chief, the chief of sinners“).

Nun ſieht freilich dieſe Selbſtanklage einem aus puritaniſcher Zerknirſchung hervorgegangenen Ueberſchwang des Schuldbewußtſeins ſehr ähnlich; allein man wird unſerem Helden doch kaum unrecht thun, wenn man als thatſächlich wenigſtens ſoviel annimmt, daß er die Verderbtheit der Welt aus eigener Erfahrung gekannt habe, d. h. daß er in dem wilden Strome londoner Laſterlebens eine Weile luſtig mitgeſchwommen ſei. Später jedoch, nach ſeinem Eintritt ins Mannesalter, hat ſelbſt die giftigſte Bosheit der Verleumdung an der ſittlichen Haltung und ehrenhaften Lebensführung Olivers Nichts auszuſetzen vermocht und die royaliſtiſche Skandalſucht brachte es in dieſer Richtung nie weiter als zu armſeligen Späßen über „Nolls“ Kupfernaſe, welche vom häufigen Genuß ſeines eigenhändig gebrauten Bieres herrühre. In Wahrheit iſt der Protektor mäßig in allen Genüſſen geweſen, unter guten Freunden einem harmloſen Scherze nicht abgeneigt, wohl aber dem läſterlichen Fluchen und garſtigen Zotenreißen, wie es damals ſelbſt in den „feinſten“ Kreiſen in England durchweg Mode war. Und ferner: auch auf der Höhe ſeiner Machtſtellung ein ſparſamer, ſchlichtbürgerlicher Haushalter, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein anhänglicher und hülfreicher Freund, ein braver Menſch durch und durch, um und um. Daß er der größte Patriot war, welchen ſein Land hervorgebracht, können nur Maſtſchweine der verächtlichſten aller Kirchen, der engliſchen High-Church, beſtreiten, oder auch deutſche Hofprofeſſoren.

Mit Grund iſt zu vermuthen, daß Olivers Heirat mit Eliſabeth, einer Tochter des Sir James Bourcher, welche Heirat am 22. Oktober von 1620 zu London ſtatthatte, einen bedeutſamen Wendepunkt im Leben unſeres Mannes markirt habe. Er führte ſein junges Weib unter das Dach des väterlichen Hauſes in Huntingdon, welchen Wohnſitz er 9 Jahre ſpäter mit St. Ives und dann mit Ely vertauſchte. Sein Daſein war das eines echten und rechten Landſquire's, der allerdings wohl auch den Bedarf ſeines Haushalts an Bier mit eigenen Händen gebraut hat. Uebrigens gedieh der Haushalt des tüchtigen Bauers und Brauers, deſſen Ehrbarkeit, aufrichtige Religioſität und mannhaftes Weſen ihm unter ſeinen Nachbarn und Kirchſpielsgenoſſen Achtung und Anſehen verſchafften. Unverkennbar wirkſam war zu dieſer Zeit weiblicher Einfluß auf das ſpröde Metall von Olivers Naturell. Dieſer Einfluß wurde geübt durch ſeine treffliche Gattin Eliſabeth und in noch höherem Maße durch ſeine Mutter, an welcher der Sohn mit liebevoller Ehrfurcht hing und hielt. Auch hier begegnen wir alſo der oft wiederkehrenden Thatſache, daß bedeutende und große Menſchen ſo zu ſagen mehr die Söhne ihrer Mütter als die ihrer Väter ſind.

Sie verliefen äußerlich recht ſtill, dieſe huntingdoner Jahre Cromwells. Aber in ſeinem Inneren hat es gerade während dieſer Zeit häufig genug recht gewaltſam geſtürmt und getobt. Denn unter heftigen Seelenkämpfen, welche den ſtarken Mann mitunter ſo krampfhaft ſchüttelten, daß er ſtöhnend und händeringend an den Ufern ſeines Heimatfluſſes umherlief, kam während dieſer Jahre der Puritanismus in Oliver zum Durchbruch, — ein pſychologiſcher Prozeß, welcher vorderhand nur erſt eine von Wenigen beachtete perſönliche Bedeutung hatte, bald aber eine weltgeſchichtliche gewinnen ſollte. Denn mit Cromwell an der Spitze wurden die Puritaner aus einer verfolgten Sekte zu einer ſiegreichen, Prälatenthum, Junkerthum, Königthum zu Boden tretenden Partei.

Was aber war der Puritanismus? In ſeinen Urſprüngen und Anfängen nur der ſchüchterne Proteſt von etlichen wenigen aufrichtigen und tiefen Gemüthern gegen das elende Halb- und Scheinding der engliſchen Reformation, welche ihren ſchmutzigen Urſprung niemals verleugnen konnte. Hervorgegangen aus einer ehebrecheriſchen Laune des achten Heinrichs, des wüſten Tyrannen und Weibermörders, iſt das anglikaniſche Kirchenthum durch Eliſabeth ganz im deſpotiſch-pfäffiſchen Sinne feſtgeſtellt und zugleich zu einem üppigen Spittel für die jüngeren Söhne des Adels gemacht worden. Kaum in dieſer Weiſe großgewachſen, hat dann der hochkirchliche Wechſelbalg mit dem ſcharlachenen Weib auf den ſieben Hügeln in Verübung aller Verfolgungsgräuel gewetteifert. Da aber der Hauptgegenſtand der Verfolgung, der Puritanismus, das will ſagen der beſtimmt gefaßte, folgerichtig entwickelte, ehrlich aus- und durchgeführte Gedanke der Reformation, die enge Verbindung, ja die Dieſelbigkeit geiſtlicher und weltlicher Tyrannei ſchwer zu fühlen hatte, da er erkannte, daß Kirche und Krone zu ſeinem Untergange mitſammen ſich verſchworen hätten, da er in dem König von England nur noch einen ſchlechten Abklatſch des römiſchen Papſtes ſehen mußte, ſo geſchah es mit Nothwendigkeit, daß die Puritaner wie in der Hochkirche ſo auch im Königthum nur noch Veranſtaltungen Satans erblickten, daß ſie wie in Sachen der Religion ſo auch in Sachen des Staates Radikale und Demokraten wurden, daß ſie ſich entſchieden dem Republikanismus zuwandten und die furchtbare, gegen das Königthum geſchleuderte Verwerfungsrede des grimmigen Propheten Samuel — (1. Buch Samuels, Kap. 8) — zu ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß machten.

Freilich, bei aller ſeiner Größe — nur Thoren können ſie ihm beſtreiten — haften dem Puritanismus tiefe Makel an, und ſein Hauptmakel iſt geweſen, daß er im Grunde doch auch nur eine theologiſche Bornirtheit war. Allein das kann ihm, hiſtoriſch angeſehen, unmöglich als Verſchuldung angerechnet werden; denn das 17. Jahrhundert kannte eben noch nicht den philoſophiſchen Weg zur Freiheit, welchen das 18. oder den natur- und geſchichtswiſſenſchaftlichen, welchen das 19. aufthat, und mußte daher wohl oder übel den theologiſchen einſchlagen. Was ſodann den oft wiederholten Vorwurf angeht, der Puritanismus habe mit der Kirche und dem Thron zugleich auch das luſtige Leben von Alt-England zerſtört und ſei ein blinder Verächter und Haſſer von Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen, ſo iſt zuvörderſt allerdings wahr, daß der alſo Angeklagte ein ſehr ſauertöpfiſcher, ſteifleinener Geſelle, deſſen Sucht, das ganze Daſein möglichſt altteſtamentlich zuzuſchneiden, unendliche Lächerlichkeiten zu Tage förderte. Allein man darf doch auch nicht überſehen, daß das vielgerühmte „luſtige Leben von Alt-England“, welches Rundkopf Zu-Deinen-Zelten-Israel-Puritanismus mit dem grimmigen Lächeln befriedigter Rache zertrat, ein ſehr lüderliches geweſen und von dem ſchonungslos Verfolgten ſeit vielen Leidensjahren als ein Gräuel Moabs und Amaleks verabſcheut worden war. Denn dieſem düſteren Fanatiker war es Ernſt, furchtbarer Ernſt mit den ſittlichen Forderungen ſeiner Religion an ihn ſelbſt, wie an Andere, und deßhalb auch blickte er mit Verachtung und Ingrimm auf die zeitgenöſſiſche Literatur ſeines Landes, welche unleugbar nur allzu ſehr die Anſchauungen des luſtigen Alt-Englands widerſpiegelte. Man vergeſſe nicht, daß ſelbſt die Dramen Shakſpeare's von Schmutzereien wimmelten. Die Aufführung derartiger Stücke mußten dem Puritanismus ein heidniſcher Gräuel ſein und deßhalb zerſtörte er das Theater. Und ſollten ſich endlich Puritaner vom reinſten Waſſer nicht zur Verachtung der Wiſſenſchaft getrieben fühlen, wenn ſie im Hinblick auf den gefeiertſten Repräſentanten derſelben in ihrem Lande und zu ihrer Zeit, im Hinblick auf Bacon of Verulam bedachten, daß dieſer angeblich große und größte Gelehrte in Wahrheit einer der verächtlichſten Schurken war, welche jemals mittelſt Beugung und Fälſchung des Rechtes die Gunſt der Mächtigen ſich erbuhlt haben? Ach, es iſt eine traurige Thatſache, daß die Hiſtorie der Wiſſenſchaften voll von Baconen. Denn wie es keinem glücklichen Verbrechen in der Weltgeſchichte an einem Tedeum brüllenden Pfaffen, ſo hat es auch keiner gelungenen Schändlichkeit an einem gelehrten Anwalt gefehlt. In den Akademieen älterer und neuerer Zeiten müßte ein Diogenes

Männerſtolz, Freimuth und Charakterwürde mit der Laterne, mit der Lupe ſuchen und er würde ſie ſelten genug finden. Im Uebrigen kann, auf unſer Thema zurückzukommen, der Puritanismus mit gerechtfertigtem Stolz zu ſeinen Feinden und Anklägern ſagen: Wenn ich ſo ganz, wie ihr behauptet, ein Barbar geweſen, wie kam es denn, daß ich den edelſten Gelehrten, einen reinſten Träger des Genius aus mir zu erzeugen vermochte? Den wiſſenſchaftlichen Begründer des Preßfreiheitsrechtes, den wunderbar beredten Verfaſſer der Vertheidigung des Volkes von England, den herrlichen Schöpfer des Verlorenen Paradieſes!

Einleuchtend iſt demnach für Augen, welche ſehen und ſehen wollen, daß der Puritanismus auf der Entwickelungsbahn der europäiſchen Civiliſation ein Rieſenvorſchritt war. Er hat die reformatoriſche Idee aus dem lutheriſchen Nebelheim einer ſervilen Theologie in die ſtaatliche Wirklichkeit herübergerückt; er hat der Sklaverei die Freiheit, dem deſpotiſchen Prinzip der Bevormundung das der demokratiſchen Selbſtbeſtimmung entgegengeſtellt; er hat mit ſeiner Eiſenfauſt das pfäffiſche Lügenmärchen vom Gottesgnadenthum der Könige zermalmt, hat mittelſt Gründung ſeiner Volksſtaaten jenſeits des atlantiſchen Ozeans das glorreichſte Blatt im Weltgeſchichtebuch aufgeſchlagen und hat in daſſelbe als furchtbare Mahnung und Warnung das Datum des 30. Januar 1649 für alle Ewigkeit eingegraben.

Unſchwer begreiflich auch, daß ein ernſtangelegtes, tiefes und energiſches Cromwellgemüth mehr und mehr mit den Anſchauungen des Puritanerthums ſich füllte. Die klägliche Mißregierung Jakobs des Erſten, England nach Außen erniedrigend und nach Innen der bübiſchen Willkür einer despotiſchen Günſtlingsherrſchaft preisgebend, konnte den ruheloſen Stachel in der Seele des werdenden Helden nur ſchärfen. Ob er zu dieſer Zeit irgend eine Ahnung hatte, was ihm die nächſte Zukunft bringen würde? Wir wiſſen es nicht. Wohl aber wiſſen wir, daß, als die Weltgeſchichtebühne ihm ſich aufthat, er dieſelbe als ein ganzer, in ſich fertiger Mann beſchritt, als ein echter Nummer-Eins-Mann, als ein rechter Thatmann, welcher geduldig die Wortmänner eine geraume Weile geſtikuliren, debattiren, reſolutioniren und haſeliren ließ, dann aber vortrat, das Schwert zog, die Scheide wegwarf und ſagte: „Ich werde es thun!“ Denn zum höchſten Wagen, zum gewaltigſten Handeln, zur thatkräftigſten Erfaſſung und Erfüllung der Zeitforderungen hatte ſich, wie ſein kompetenteſter Beurtheiler, Milton, ſchön bezeugt, unſer Mann in der Zurückgezogenheit ſeines Hauſes vorbereitet. In der Stille war er gewachſen, unentweglich im Vertrauen auf ſeinen Gott und in ſchweigſamer Bruſt die große Seele nährend*).

3.

Im März von 1625 ſtarb Jakob der Erſte und mit der Throngelangung ſeines Sohnes, Karls des

---

*) „Domi in occulto creverat et ad summa quaeque tempora fiduciam dei fretam et ingentem animum tacito pectore aluerat.“ Defensio pro populo Anglicano secunda (1654), p. 106.

Erſten, begann der große Waffengang zwiſchen Deſpotismus und Freiheit in England, welcher von beiden Seiten her ſchon lange ſich vorbereitet hatte. Daß dieſer Kampf nicht allein eine britiſch-inſulare, ſondern eine europäiſche, eine menſchheitliche Bedeutung hatte, weiß Jedermann.

Der neue König war ein ſogenannter „ritterlicher Herr", d. h. ein leidlich guter Reiter, Fechter, Schütze und Jäger. Seine mittelmäßigen Geiſtesgaben waren nicht ohne Sorgfalt entwickelt worden. Er machte eine gute Figur, hatte einen künſtleriſchen Zug in ſich, konnte für einen Kunſtkenner gelten und hätte ohne Frage einen recht wackeren Gemäldehändler abgegeben. Auch ein ehrbarer Mann iſt er geweſen, ein treuer Gatte und zärtlicher Familienvater. Zu ſeinem und ſeines Landes Unglück war er jedoch ein König und hatte ſich unter ſeiner nicht eben ſehr weitgewölbten Schädeldecke die fixe Idee feſtgeklebt, ein König nach feſtländiſchem Muſter ſein zu wollen und ſein zu müſſen. Was das heißen wollte, iſt klar, falls man erwägt, daß gerade damals auf dem europäiſchen Kontinent, vorab in Frankreich, das modern abſolutiſtiſche Königthum zu feſter Begründung und vollendeter Geſtaltung gedieh.

Karl und ſeine Rathgeber waren freilich zu beſchränkt, um einzuſehen, daß der Hauptbildner des franzöſiſchen Abſolutismus, der Kardinal Richelieu, das ſchrankenloſe Königthum als einen Hebel des ſozialen Vorſchritts handhabte. Der Stuart wollte den Deſpotismus um des Deſpotismus willen und legte bei ſeinen ungeſchickten und brutalen Verſuchen, denſelben zu begründen, gar kein Gewicht auf die Grundverſchiedenheit der hiſtoriſchen Entwickelung Englands und Frankreichs. Von Haus aus ein falſcher Patron, doppelzüngig und wortbrüchig, hat er ſich aus feierlichſten Verſicherungen, Bürgſchaften und Eiden gar Nichts gemacht, wie das eben derartige „ritterliche Herren“ ſo zu halten pflegen. Steif und feſt an die Narrethei glaubend, er ſei das Ebenbild und der unverantwortliche Statthalter Gottes auf Erden, log er ſich die Beſtimmung vor, in Großbritannien mit Hülfe pfäffiſcher Volksverdummung die unumſchränkte Deſpotie aufzurichten, und in dieſem Vorhaben, wie in allem Verkehrten und Strafbaren, wurde er energiſch geſtärkt und geſteift von ſeiner Frau Henriette, welche ihn tüchtig unter ihrem Pantoffel hielt. Die Königin, eine Tochter Heinrichs des Vierten von Frankreich, hatte von ihrem Vater Nichts, dagegen von ihrer Mutter, der verrufenen Mediceierin, Alles: — die köhlergläubiſche Römelei, die gedankenloſe Verſchwendungsluſt, die frivol dareintappende Ehr- und Herrſchſucht. Sie wollte ihren Mann zum Deſpoten von Großbritannien machen, ſicher, daß ſie die Oberdeſpotin ſein würde. Zur Charakteriſtik Karls gehört auch noch, daß er, nicht obgleich, ſondern weil er ein Pantoffelheld, nach Art von Pantoffelhelden ſeine Schwäche mitunter zu hartnäckigſtem Eigenſinn verknöchern ließ, beſonders, wann es galt, etwas recht Thörichtes zu beginnen oder durchzuführen. Natürlich ſprang dann die alberne Hartnäckigkeit ſehr bald wieder in jammerſeligen Kleinmuth um. Summa: der König hatte durchaus nicht das Zeug, ſeinen verkehrten Gedanken, die Verfaſſung Englands zu vernichten und ſich zum abſoluten König von Großbritannien zu machen, zur Verwirklichung zu bringen.

Schon der Erfolg, d. h. Nichterfolg der erſten in der angegebenen Richtung unternommenen Verſuche hätte einen Mann von Verſtand — vom Rechtsgefühl ganz zu ſchweigen — ſtutzig machen und dem Könige den eindrucksvollen Beweis liefern müſſen, daß die Nation, d. h. die herrſchenden Klaſſen, Nobility und Gentry, ihre Verfaſſung keineswegs gutwillig und widerſtandslos ſich entreißen laſſen würden. Das dritte Parlament, welches Karl ſeit ſeinem Regierungsantritt zu berufen ſich genöthigt ſah, vereinbarte mit dem König jenen Vertrag zwiſchen Krone und Volk, welcher unter dem Namen der „Petition of right“ berühmt iſt und die große Urkunde der engliſchen Verfaſſung darſtellt. Am 7. Juni von 1628 gab der König, im Sale der Lords auf dem Throne ſitzend, während die Commons ſich an der Schranke drängten, dieſem Vertrage förmlich und feierlich ſeine Sanktion, die altgebräuchliche Formel ausſprechend: „Es geſchehe

Recht, wie (vom Parlament) begehrt iſt"*). In dieſem Parlament von 1628, nicht in dem von 1625, wie man lange irrthümlich angenommen hat, iſt Oliver Cromwell zum erſten Mal erſchienen, von ſeiner Heimatgemeinde Huntingdon ins Unterhaus abgeordnet. In der Sitzung vom folgenden Jahre, und zwar am 11. Februar, hat er zum erſten Mal das Wort genommen und in einer Debatte über religiöſe Angelegenheiten einen ſo harſchen Ausfall auf die Papiſterei gethan, daß aus dem bäueriſchen Redner ſchon Etwas vom ſpäteren Cromwell hervorſah und achtſame Beobachter und Hörer unſchwer ahnen konnten, er werde dereinſt einer der Wurzel- und Zweigmänner („root and branch man") ſein, wie man ſpäter die Puritaner im Allgemeinen und die Independenten im Beſonderen nannte.

Das Parlament ward jedoch vom Könige bald entlaſſen und aufgelöſ't. Denn der treuloſe Mann hatte mit der Rechtspetition nur ein Spiel getrieben, während der Sanktion derſelben ſchon gewillt, ſich nicht an ihre Beſtimmungen zu halten, und entſchloſſen, keine verfaſſungsmäßigen Beſchränkungen ſeiner Machtvollkommenheit anzuerkennen; ohne Bewilligung des Parlaments Steuern auszuſchreiben und zu erheben; wenn immer möglich, ein ſtehendes Heer zu errichten und überhaupt den Rechten und Geſetzen des Landes zum Trotz zu regieren. Es folgten nun jene traurigen elf Jahre, während welcher es ganz den Anſchein hatte, als würden ſich auch die Engländer die Aufrichtung geiſtlicher und weltlicher Tyrannei ruhig gefallen laſſen, wie dies die knechtiſchen Völker des Feſtlandes thaten. Mit brutaler Hintanſetzung von Verfaſſung und Recht wirthſchaftete der „ritterliche“ König ganz im Styl des gleichzeitigen kontinentalen Deſpotismus. Kein Parlament ward berufen, ſchwere Steuern wurden widergeſetzlich ausgeſchrieben und erpreßt, die Bürger mit ſoldatiſcher Einquartirung geplagt, alle Verſuche, auch die ſchüchternſten und wohlgemeinteſten, den Hof zu warnen, mit grauſamen Strafen geahndet und die Engländer, Mann und Weib und bis zu den Kindern herab, in Glaubensſachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen ſehr ſtark nach denen der römiſchen und ſpaniſchen Inquiſition ſchmeckten. Bei dieſem ebenſo thörichten als gewiſſenloſen und verbrecheriſchen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthelfershelfer, einen geiſtlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbiſchof-Primas von Kanterbury, Laud, iſt ein halbblödſinniger Zelot geweſen; dieſer, der unter dem Namen Strafford gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentariſchen Oppoſition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundſätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth ſei Thatkraft, Gewiſſenloſigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete ſich ein, einen engliſchen Richelieu vorſtellen zu können, während er, näher angeſehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelraſſeler geweſen iſt. Er that ſich nicht wenig darauf zu gute, das politiſch-religiöſe Syſtem „Durch“ (through) erfunden zu haben, d. h. das Syſtem gedanken- und ſkrupelloſer Gewaltſamkeit, welches dann, ſowie ſich ernſter Widerſtand dagegen erhob, ebenſo raſch als ſchmählich zuſammenbrach. . . . .

---

*) „Soit droit fait come est desire" — lautet die Unterfertigung der Rechtspetitionsurkunde.

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud alſo ritterlich und gottſelig regierten, baute Oliver, ſcheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgeſunken, auf ſeiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Geſtalt von Cromwells „Eiſenſeiten“ (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weiſe als Strafford, ſein Durch! aufzuführen. Das Haus unſeres Squire hatte ſich mälig auch mit reichem Kinderſegen angefüllt: im Dezember von 1638 wurde ihm ſein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteſte Oliver, welcher in dem großen Krieg zwiſchen Parlament und König umkam; der zweitälteſte Richard, ein leichtſinniggutmüthiger Schwächling und Genüßling und leider ſeines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true“ — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrſcherſtuhl nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geſchichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden iſt. Denn wenn auch mit Entſchiedenheit betont werden muß, daß im Ganzen und Großen der Verlauf des weltgeſchichtlichen Prozeſſes nach Geſetzen ſich vollzieht, die ſo ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, ſo wird doch kein denkender Mann beſtreiten wollen, daß im Beſonderen und Einzelnen viel, ſehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geſchichte arbeitet, was für Menſchen ſie mit dem Vollzug ihrer Geſetze betraut. Unwiderſtehlich, ſchweigend, mit majeſtätiſcher Ruhe trägt der Weltgeſchickeſtrom die Völker, mögen ſie darin ſchwimmen und ringen, wie ſie wollen, mit ſich fort in den Ozean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es iſt denn doch ein Unterſchied, zu ringen und zu ſchwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menſchen ſind keine Holzklötze, ſo hölzern und klotzig ſie auch oft ſich anſtellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus ſollten bedenken, daß die volle Hingebung an denſelben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Menſch ärmer machen müßte.

4.

Harmloſe Bücherwürmer, wie ſie in dem Heimatlande der Abſtraktoren, in Micheliens Gauen maſſenhaft gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigſt ſtudiren ohne jemals Etwas zu lernen, ſie pflegen in tugendhafte Entrüſtung zu gerathen, wenn da und dort ein rückſichtsloſer Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieſer unſerer nicht ganz vollkommenen Welt ſei das Recht — abgeſehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber eine brutale Thatſache, und ſelbſtverſtändlich müſſe jenes gläſerne Ideeding bei jedem Zuſammenſtoß mit dieſem eiſernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die Herren Abſtraktoren in der Regel ſehr eilig, vor der ſiegreichen Gewalt ihre wiſſenſchaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten ſie ſich ſchadlos, indem ſie innerhalb der verſchwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf ſetzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider iſt dieſes bis zur äußerſten Fadenſcheinigkeit abgegriffene Sprüchwort gerade ſo leer und verlogen wie hundert andere Sprüchwörter, welche Jedermann im Munde führt und an die Niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, ſank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine fortgeſetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg ſchrieb allzeit das Geſetz und wird es allzeit ſchreiben. Vae victis! iſt das furchtbare Schickſalsverdikt, gegen welches ſchon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einſamer Mann und Denker in ſeiner Dachſtube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen dieſen Götzendienſt proteſtirt?

Karl Stuart handelte gewiſſenlos, verkehrt und verbrecheriſch, als er, entgegen ſeinen beſchworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfaſſung und Geſetze Englands ausging. Aber falls er der Mann geweſen wäre, ſein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfaſſungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein Geſellſchaftsretter heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für ſich, als er ſeinen erſten Raubzug nach Schleſien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der erſten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polniſchen Patrioten, die Konföderirten von Bar, nicht im Beſitze des Rechtes, des himmelſchreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland waren im Beſitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. Dezember von 1851 mit ſeinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Proteſten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und ſo wird es immer ſein.

Und iſt denn das „lange" Parlament ſeinerſeits auf dem Rechtsboden ſtehen geblieben? Mit nichten! Dieſe Verſammlung, das Vorbild des franzöſiſchen Konvents, begnügte ſich keineswegs, ſeine verfaſſungsmäßigen Befugniſſe zurückzuerobern und feſtzuhalten, ſondern griff ſofort in die Befugniſſe der Krone hinüber. Die Umſtände waren ſo, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte ſiegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treuloſen Stuart ſchlechterdings kein verläßliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parlament ſetzte alſo an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentariſcher Taſchenſpielerei feſthielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konſtitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilſamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwiſchen Krone und Volksvertretung kam bei dieſer Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorſchein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konſtitutionalismus ſtets der Fall war und ſtets der Fall ſein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, deſſen Augen ſo wunderſam ſcharf organiſirt geweſen ſind, daß er durch die ganze Dicke des theologiſchen Brettes hindurch, welches er, ſeiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menſchen und Dinge ſah, wie ſie wirklich waren, an dem konſtitutionellen und parlamentariſchen Weſen frühzeitig ſich verekeln mußte und daß er, als die Zeit ſeines Rechts, d. h. ſeiner

Gewalt gekommen, den ganzen Plunder behandelte, wie derſelbe es verdiente. Allein er ſollte dabei die leidige Erfahrung machen, daß die Völker, gerade wie die Individuen, von gewohnten und liebgewonnenen Fiktionen und Illuſionen ſchlechterdings nicht laſſen wollen und viel lieber zehn Wahrheiten preisgeben als eine Lüge. Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit ins ſtrenge Angeſicht zu ſehen, ſollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen ſein, daß die künſtliche Schaukelei der konſtitutionellen Monarchie im beſten Falle nur eine mehr oder weniger anſtändige Gaukelei. Es gibt nur zwei wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: die demokratiſche Republik und die abſolute Monarchie. Alles dazwiſchen und daneben Liegende iſt Lug und Trug.

Gegen dieſe Thatſache pflegen die gedankenlos-orthodoxen wie die ſchlau-rechnenden Verehrer des betrogenen Betrügers Montesquieu, pflegen die aufrichtigen wie die heuchleriſchen Bekenner des konſtitutionellen Kredo's mit dem Hinweis auf die Entwickelung des engliſchen Staatsweſens zu argumentiren, welches die Verwirklichung der Theorie des Konſtitutionalismus ſei. Ja, wohl die Verwirklichung! Die humbugiſche Inſceneſetzung eines Humbugs! Denn im Vorſchritt der engliſchen Verfaſſung zu ihrer heutigen Geſtaltung iſt das angebliche Gleichgewicht zwiſchen Krone und Volksvertretung — d. h. Vertretung der bevorrechteten Klaſſen, denn eine Volksvertretung gab und gibt es in England nicht — immer mehr Schaum und Traum geworden. So ſehr, daß der König oder beziehungsweiſe die Königin von England gar Nichts mehr iſt und vorſtellt als eine koſtſpielig logirte, gekleidete und genährte Staatspuppe, unbedingt gelenkt von dem Marionettendraht der engliſchen Oligarchie. Denn dieſe, zuſammengeſetzt aus Nobility und Gentry, alſo die Repräſentanz des Adels und des Kapitals, regiert England und die konſtitutionelle Monarchie iſt daſelbſt, wie noch ſo vieles Andere, nur eine freche Heuchelei.

Im Uebrigen kann das „lange“ Parlament, welchem wir uns auf Umwegen genähert haben, denkenden Politikern — es gibt auch Politiker und zwar hinlänglich viele, deren Politik das Nichtdenken — noch eine weitere große Lehre geben. Die nämlich, daß der ſogenannte geſetzliche Widerſtand gegen Tyrannei mit ſeinem ganzen Apparat von Parlamentiren, Debattiren und Proteſtiren Eitelkeit der Eitelkeiten ſei. Thörichte, ſteifnackige, wortbrüchige und gewaltthätige Könige brachte und bringt der Parlamentarismus niemals zur Vernunft. Alle das Gerede in Weſtminſter fleckte nicht und König Karl hätte ſich mit ſeinen Kavalieren noch jahrelang darüber luſtig machen können. Aber die Sachen nahmen eine ganz andere Geſtalt an, als die Herren zu Weſtminſter vom paſſiven Widerſtand zum aktiven Angriff übergingen, als ſie der königlichen Armee ein Parlamentsheer entgegenſtellten, als ſelbſt John Hampden, der Haupthahn des Parlamentarismus und ſo zu ſagen der Oberheilige aller Parlamentariſten auch in unſeren Tagen, es gerathen fand, ſtatt länger im Unterhauſe zu rednern, den Degen umzuſchnallen und als Oberſt an der Spitze ſeines Regiments auf die Königlichen einzuhauen. Mit andern Worten, nicht die ſchwatzende Reform, ſondern die handelnde Revolution hat den Ausſchlag gegeben. Das mögen ſich alle die politikaſternden Dahl- und Duſelmänner, die konſtitutionellen Schwätzer und Klätſcher, die parlamentariſchen Humbuger und Hanswurſte merken ....

Im Frühjahr 1640 ſah König Karl ſich genöthigt, in den ſauren Apfel einer Wiederberufung des Parlaments zu beißen. Der übelberathene Monarch und ſein verblendeter Rathgeber Laud hatten ſich nämlich in „ſtrafbarer Unkenntniß und in reiner Wolluſt der Tyrannei,“ wie ſich ein ſehr gemäßigter engliſcher Hiſtoriker ausdrückt, zu dem **verhängnißvollen Schritte** hinreißen laſſen, das anglikaniſche **Kirchenweſen**, die biſchöfliche Deſpotie, den laud'ſchen Ceremoniendienſt auch den Schotten aufzwingen zu wollen. Da ſtieß aber ein Fanatismus auf einen anderen, daß es heiße Funken gab. Das presbyterianiſche und puritaniſche Schottland brach in offene Rebellion aus. Dieſe ſollte mit Waffengewalt niedergeſchlagen werden; aber es fehlte dem Könige der Nerv des Kriegführens, das Geld. Sein Kredit war gänzlich erſchöpft und es ſtellte ſich als reine Unmöglichkeit heraus, ohne Mitwirkung des Parlaments die Mittel zur Kriegsrüſtung zu beſchaffen. So ergingen denn die Wahlausſchreiben und im April von 1640 traten die beiden Häuſer zuſammen. Der König wollte nur Geld haben und verlangte die raſche und bedingungsloſe Bewilligung von Steuern und Subſidien. Das Parlament, vorab das Unterhaus, ſprach von den großen Beſchwerden der Nation, obzwar in maßvollem und ſogar ehrerbietigem Tone. Beſaß Karl einen Funken von geſundem Menſchenverſtande, ſo mußte er ſich mit dieſer Volksvertretung vertragen und vereinbaren und er konnte das mittelſt ſehr geringfügiger Konceſſionen, weil die royaliſtiſche Stimmung in beiden Häuſern ganz entſchieden obenauf war. Aber der König, im Deſpotismus ſchon verhärtet und angeeifert von ſeiner Frau und dem ſtupiden Laud, ſah in dem Vorhaben der Gemeinen, die Beſchwerniſſe der Nation und deren Abſtellung zur Sprache zu bringen, bevor von Geldbewilligungen die Rede ſein könne, ein Verbrechen, eine perſönliche Kränkung und ſo beging er die leichtfertige Dummheit, ſchon nach drei Wochen das Parlament wieder aufzulöſen. Beim Weggehen der Mitglieder aus Weſtminſter ging Edward Hyde, ſpäter unter dem Titel eines Earl of Clarendon als Staatsmann und Geſchichtſchreiber berühmt geworden, eine Strecke weit mit ſeinem Bekannten, St. John, einem der Führer der parlamentariſchen Oppoſition, und bemerkte, daß auf den ſonſt immer düſtern Zügen des ernſten Mannes zur Stunde ein Schimmer von Heiterkeit lag. „Ihr ſeid fröhlich geſtimmt, Sir?“ fragte Hyde verwundert. — „Freilich, und Ihr?“ — „Traurig genug.“ — „Wie ſo? Was bekümmert Euch?“ — „Was, wie ich denke, noch viele ehrliche Leute bekümmert, dieſe thörichte Auflöſung eines ſo gemäßigt geſinnten Parlaments.“ — „Bah, bevor es beſſer werden kann in England, muß es zuvor noch weit ſchlechter werden. Ich ſag' Euch, dieſes Parlament da hätte ja doch nie gethan, was gethan werden muß.“

Die leichtſinnig-tyranniſche Wirthſchaft hatte dann noch eine Weile ihren Fortgang. Zwangsanleihen wurden gemacht, unverwilligte Steuern gewaltſam erhoben, widerſpenſtige, d. h. auf Recht und Geſetz beſtehende Magiſtratsperſonen verfolgt und eingekerkert, Soldaten „gepreßt“ und mit alſo gewonnenen Mitteln ward der Krieg gegen die Schotten angehoben, welche, von den Führern der engliſchen Oppoſition heimlich ermuthigt, über den Tweed gegangen und bis Yorkſhire vorgedrungen waren. Aber der Krieg konnte nicht fortgeführt werden. Vergeblich polterte der ſtarrköpfige Strafford noch immerfort ſein brutales „Durch!“ heraus. Ihn ſelbſt, den König, die Königin und den Erzbiſchof-Primas ausgenommen, glaubte kein Menſch mehr daran. Alles lahmte und lotterte, Alles ging aus Rand und Band: der Durch-Karren blieb total im zähen Lehm des paſſiven Widerſtandes ſtecken. Unter dieſen Umſtänden mußte abermals ein Parlament berufen werden und die Wahlen ins Unterhaus lieferten den Beweis, daß die unterthänige Geduld der Gentry und der Freiſaſſen ein großes Loch bekommen. Ja, ſogar im Hauſe der Lords zeigte die Oppoſition eine beträchtliche Stärke.

Alſo kam im November 1640 das „lange“ Parlament zuſammen, in der damaligen Mehrheit ſeiner beiden Häuſer vollſtändig geneigt, das konſtitutionelle Dogma von der Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit der Könige aufrecht zu erhalten; aber auch entſchloſſen, die konſtitutionelle Theorie von der Verantwortlichkeit der Miniſter und Rathgeber des Monarchen praktiſch zu illuſtriren. Wie Jedermann weiß, ging das Unterhaus zu dieſem Zwecke alsbald entſchloſſen gegen Strafford und Laud vor. Beide wurden um ihrer gegen die Verfaſſung, die Geſetze und das Volk von England begangenen Verbrechen willen peinlich angeklagt und eingetowert. Um die Möglichkeit, den Miniſter durch ein Verdikt ſeiner Peers freigeſprochen zu ſehen, abzuſchneiden, ging das Unterhaus von der gewöhnlichen Form engliſcher Staatsprozeduren (Anklage durch das Unterhaus vor dem Oberhaus) ab und verdammte Strafford mittelſt einer ſogenannten Bill of Attainder zum Tode. König Karl that, was eben Könige in ſolchen Fällen zu thun pflegen: er opferte ſeinen Günſtling, indem er die Bill ſanktionirte. Als der Graf dieſe königliche Treue erfuhr, hob er die Hände zum Himmel auf und ſprach: „Vertraut nicht auf Fürſten, denn es iſt kein Heil bei ihnen (nolite confidere principibus, quia non est salus in illis“)! Das hätte er und hätten unzählige Werkzeuge der Tyrannei vor und nach ihm früher bedenken ſollen. Am 12. Mai 1641 fiel Straffords Kopf unter dem Richtbeil und ſpäter wurde der Erzbiſchof Laud ſeinem Freunde auf's Schaffot nachgeſchickt. Dieſes ganze Verfahren gegen den Miniſter und den Primas zeigte klärlich, daß die Gemeinen die oberſte Leitung des Staatsweſens an ſich genommen hätten und entſchloſſen ſeien, dieſelbe weiterzuführen. Das Unterhaus war feſt, einig und energiſch in Abſtellung der Mißbräuche und Verfaſſungswidrigkeiten und nach zehnmonatlicher angeſtrengter Arbeit hatte es damit ziemlich reinen Tiſch gemacht. Von beſonderer Wichtigkeit iſt geweſen, daß an demſelben Tage, an welchem die Verdammungsbill über Lord Strafford erging, der König einem vom Parlamente beſchloſſenen Geſetze feierlich ſeine Sanktion gab, dem Geſetze, welches ihn, den König, verpflichtete, das gegenwärtige Parlament nicht ohne deſſen Zuſtimmung aufzulöſen oder auch nur zu vertagen. Damit war die parlamentariſche Oberherrlichkeit über die Krone ausgeſprochen.

Karl, nicht einen Augenblick gewillt, Wort und Treue zu halten, und von der Wiederaufnahme des ſo ſchmählich zu Boden gefallenen ſtrafford'ſchen Durch-Syſtems fortwährend träumend, ging im September von 1641 nach Schottland, um ſeinen Frieden mit dieſem Lande zu machen und in demſelben eine Stütze und einen Anhaltspunkt gegen England zu gewinnen. Aber die Schotten waren zu ſchlau, ihm zu trauen, und ſtatt ſich von dem Könige benützen zu laſſen benützten ſie ihn. Sie ſchrieben ihm die Friedensbedingungen vor; er mußte ausdrücklich ſeinem Plan, die ſchottiſche Kirche zu anglikaniſiren, abſagen und man kann ſich leicht denken, daß Karls Miene eine nicht ſehr ſüße geweſen, als ihm die Schotten eine Urkunde abpreßten, kraft welcher die biſchöfliche Kirchenverfaſſung als dem Worte Gottes zuwider erklärt wurde. Während dieſes Fehlgangs des Königs über den Tweed hatten die Parlamentshäuſer ſich vertagt. Im Oktober kamen ſie wieder zuſammen und innerhalb wie außerhalb Weſtminſters war die Aufregung groß. Die Machenſchaften Karls in Schottland hatten das Mißtrauen gegen ihn beträchtlich geſteigert und bald wurde überdies eine Neuigkeit ruchbar, welche den Brand der Erbitterung zu hellen Flammen anblies. Ueber den St. Georgskanal herüber kam die Nachricht, daß die katholiſchen Iren im Namen des Keltenthums und der Religion gegen die engliſche Bejochung in Waffen ſich erhoben und, unter Begehung von allerlei Gräueln gegen die angelſächſiſch-proteſtantiſchen Koloniſten der Smaragdinſel, einen Vernichtungskrieg begonnen hatten.

Dieſe Thatſache that in England um ſo größere Wirkung, als ſich damit die Angabe verband, die Iren behaupteten, daß ſie im Einverſtändniß mit König Karl und Königin Henriette, ja im ausdrücklichen Auftrage der Majeſtäten handelten. Ein Schrei der Wuth und Rache ging über England hin. Karl beeilte ſich, die iriſchen Rebellen zu verleugnen, jedes Einverſtändniß mit denſelben als eine Verleumdung abzuweiſen und zu erklären, daß er bereit ſei, in Gemeinſchaft mit dem Parlament die nachdruckſamſten Maßregeln gegen den Aufſtand zu ergreifen. Trotzdem ſchien die Flut der öffentlichen Stimmung gegen das Königthum ſo hoch zu gehen, daß erwartet werden konnte, die oppoſitionelle Mehrheit im Unterhauſe, deren Hauptführer Hampden, Hazlerigh, Pym und Hollis, würde zu einſchneidenden Maßnahmen im widermonarchiſchen oder wenigſtens im widerkarl'ſchen Sinne verſchreiten. Allein gerade dieſe Ausſicht machte den ganzen Royalismus im Lande ſtutzig, rief die ſogenannten konſervativen Intereſſen d. h. die Vorurtheile und die Vortheile des Adels und der Geiſtlichkeit in Harniſch, trieb in die bisherige Einigkeit des Unterhauſes einen trennenden Keil und ſchuf binnen wenigen Wochen eine ſo entſchiedene und kräftige königliche Partei, wie es ſeit dem Tode der Königin Beß in England keine mehr gegeben hatte. Das wurde ſofort offenbar, als am 22. November die von Pym und ſeinen Mitleitern beantragte „große Remonſtranz“ — (a remonstrance of the state of the kingdom) — d. h. die umſtändliche Namhaftmachung und Erörterung aller Beſchwerden und Klagen, zu welchen die Regierung Karls ſeit ſeiner Thronbeſteigung Veranlaſſung gegeben, zur Debatte kam. Es ging hart her und mit nur 159 Stimmen gegen 148 wurde die Remonſtranz durchgeſetzt. „Wäre ſie verworfen worden — ſagte Cromwell beim Herausgehen aus der Halle zum Lord Falkland — ſo hätte ich morgen Alles, was ich beſitze, verkauft und England für immer verlaſſen. Auch kenn' ich viele redliche Leute, welche das Gleiche gethan haben würden.“

Ohne Zweifel wußte Oliver ſehr gut, daß die „große Beſchwerdeſchrift“ ein der kirchlichen und königlichen Tyrannei derb hingeworfener Fehdehandſchuh ſei, und zweifelsohne hat er zur Fertigung dieſes Fehdehandſchuhes energiſch mitgewirkt. Denn es iſt nur das gedankenloſe Nachbeten eines gäng und gäben Irrthums, wenn man glaubt, Cromwells Bedeutung im Parlament ſei gleich Null geweſen. Es iſt wahr, er machte da keine „Figur“. Er war weder ein glänzender Redner, noch ein gewandter Debatter. Faſhionable Mitglieder des Hauſes blickten mit Verachtung auf den ſchlechtangezogenen „Bauer“, dem ſie auch wohl noch herbere Benennungen gaben.

Als er eines Tages in ſeiner nachdruckſam-rauhen Weiſe an der Debatte ſich betheiligte, neigte ſich Lord Digby zu ſeinem Nachbar Hampden und fragte: „Wer iſt der Schmutzhammel (Sloven)?“ Worauf der Gefragte lächelnd: „Mylord, dieſer Schmutzhammel iſt kein Redner; aber ſo, wie Ihr ihn vor Euch ſeht, würde er, ſo uns das Unglück zuſtieße, mit dem König brechen zu müſſen, der größte Mann in England werden.“ Aber obgleich Cromwells parlamentariſche Gaben von nur untergeordneter Bedeutung waren und er in keiner Weiſe mit den Hampden und Pym ſich meſſen konnte, ſo iſt ſeine Thätigkeit im langen Parlament doch eine ſehr bemerkbare geweſen. Er und vielleicht er allein hat von Anfang an mit vollem Bewußtſein auf einen vollſtändigen Bruch mit der Krone hingearbeitet, und während alle die Anderen innerhalb der Schranken einer mehr oder weniger durchgreifenden Reform ſich bewegten, war er bereits ein entſchiedener Revolutionsmann. Die radikalſten Anträge ſind von ihm ausgegangen. In Gemeinſchaft mit Hazlerigh brachte er die Motion ein, welche eine gänzliche Beſeitigung des Epiſkopalſyſtems forderte. Er ſtellte den Antrag, daß Lord Briſtol aus dem Rathe des Königs entfernt werden möge, und am 6. November von 1641 verſchritt er dazu, dem Königthum eine ſeiner Hauptſtützen wegzuſchlagen, indem er beantragte, daß die Beſtellung eines Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Landes fürder nicht mehr dem König, ſondern dem Parlament zukommen ſollte. Im Vergleich mit Olivers ſpäteren Thaten waren das freilich nur harmloſe Plänkeleien. Seine Zeit kam erſt, als das Schwert gezogen wurde und aus dem „Sloven“ von Bauer mit wunderſamer Raſchheit der große Schlachtenmeiſter ſich entpuppte.

Und ſchon ſtand dieſe Zeit, die der Revolution und des Bürgerkrieges, vor der Thür. Wie bekannt, machte die konſervative Partei, welche dem Könige dienen, aber zugleich die althergebrachten verfaſſungsmäßigen Rechte des Landes wahren wollte, den wohlgemeinten Verſuch, den Zwieſpalt zwiſchen Krone und Parlament auszugleichen, indem ſie, Edward Hyde's als ihres beredten Organs ſich bedienend, bei Karl die Bildung eines Miniſteriums durchſetzte, welches im Einklang mit Verfaſſung und Geſetz regieren ſollte und deſſen vorragende Mitglieder Lord Falkland und Sir John Colepepper waren. Allein Karl wollte kein konſtitutioneller König ſein: — der Taumelwein des Deſpotismus hatte ſein armes kleines Gehirn vollſtändig benebelt und die verfaſſungsgetreuen Royaliſten waren ihm daher nicht weniger zuwider als die Oppoſitionsmänner, welche dem Parlamente ein entſchiedenes und bleibendes Uebergewicht über die Krone verſchaffen wollten. Willens, an die Gewalt zu appelliren, führte er ſeine Abſicht in bezeichnend treuloſer Manier aus. Wenige Tage, nachdem er ſeinen neuen Miniſtern und den übrigen Führern der konſtitutionellen Royaliſten ſein Wort verpfändet hatte, daß Nichts von irgendwelchem Belang ohne ihr Vorwiſſen gethan werden ſollte, beging er einen ſchmachvollen Wortbruch und zugleich die dümmſte ſeiner Dummheiten, eine Brutalität, die ſeinen Feinden das Oberwaſſer der öffentlichen Stimmung, welches ihnen die Bildung des Miniſteriums Falkland für einen Augenblick entzogen hatte, wieder zurückbrachte. Mit kecker Verhöhnung der Privilegien des Parlaments machte ſich Karl am 4. Januar 1642 mit etlichen Hunderten bewaffneter Kavaliere und Gardeſoldaten von Whitehall nach Weſtminſter auf, um die fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Hazlerigh und Strode gewaltſam zu greifen. Dieſe Dummheit mißlang vollſtändig; denn die fünf Bedrohten hatten ſich auf einen Beſchluß des Hauſes hin vor dem königlichen Einbruch aus der St. Stephanskapelle entfernt und in die City geflüchtet. Karl aber hatte ſich ſchmählich blamirt und als Der gezeigt, welcher er war. Ein weiterer Verſuch des verblendeten Deſpoten, die fünf Unterhausmitglieder aus der City zu holen, ſchlug ebenfalls fehl, und als er aus der Guildhall nach Whitehall zurückkehrte, wurde ihm ein puritaniſches Pamphlet, betitelt „Zu deinen Zelten, Israel!“ in den Wagen geworfen. Ja, die „Rundköpfe“ rührten ſich und hatten kein Hehl, daß ſie ſich gegen Karl zu erheben geſonnen ſeien, wie ſich vor Zeiten Israel gegen Rehabeam erhoben.

Am 11. Januar war ganz London auf den Beinen, um die Fünfe im Triumphzug aus der City nach Weſtminſter zurückzuführen, jubelnd-demonſtrativ an Whitehall vorbei. „Wo iſt jetzt der König und wo ſind ſeine Kavaliere?“ ſcholl es ſpottend und drohend zu den Fenſtern des Palaſtes empor. Karl aber war nicht mehr dort. Tags zuvor hatte er, getrieben von der Königin, welche abwechſelnd „zitterte und wüthete“, mit ſeiner Familie London verlaſſen und war über Hamptoncourt nach Windſor gegangen. Allda wurde beſchloſſen, daß die Königin ſich nach Holland begeben, mittelſt der mitgenommenen Kronjuwelen daſelbſt Waffen und Munition ankaufen und die feſtländiſchen Potentaten um Hülfe für ihren Herrn Bruder von England angehen ſollte. Sie reiſ'te ab und es folgten nun Unterhandlungen zwiſchen König und Parlament, die, von keiner Seite ernſt gemeint, ſich bis in den Sommer hineinſpannen. Der Krieg war thatſächlich ſchon erklärt und auf beiden Seiten rüſtete man. Das Parlament oder, genauer geſprochen, das Unterhaus — denn das Oberhaus verſchrumpfte raſch zu einem Schatten — verfügte unbedingt über London und die der Hauptſtadt zunächſtgelegenen Grafſchaften, weiterhin über die Mehrzahl der größeren Städte und Hafenplätze. Mittelſt der Flotte, welche ebenfalls zu ihm hielt, beherrſchte es die Seeküſten und die Themſe. Die Hauptſtärke, der zäheſte Rückhalt der parlamentariſchen Partei beruhte auf der Anhänglichkeit des Städtebürgerthums und der puritaniſchen Freiſaſſenſchaft auf dem Lande. Jedoch hielt auch eine ſtarke Minorität des Adels, und zwar ſowohl der Nobility als der Gentry zu ihr, und ihre meiſten Führer waren von Haus aus ſo vermögliche Leute, daß ſie im Stande, auf eigene Koſten Reiterſchwadronen und Infanterieregimenter zu errichten. Die Finanzquellen des Parlaments floſſen weit reichlicher, regelmäßiger und dauernder als die des Königs, der im Grunde hinſichtlich der Geldmittel auf die Freigebigkeit und Opferwilligkeit ſeiner reicheren Anhänger ſich angewieſen ſah und nur vorübergehend da und dort einen Bezirk zu beſteuern oder vielmehr zu brandſchatzen vermochte. Darum iſt die königliche Armee in Betreff des

Geſchützes und alles Feldgeräthes der parlamentariſchen allzeit nachgeſtanden. Dagegen überwog zu Anfang des Krieges das Menſchenmaterial des königlichen Heeres phyſiſch und moraliſch das des parlamentariſchen weit; denn unter dem Banner des Königs, für welchen die Mehrzahl des hohen und niederen Adels, ſowie ſelbſtverſtändlich die ganze Sippſchaft der anglikaniſchen Pfaffheit enthuſiaſtiſch Partei genommen, fochten Gentlemen, unter der Fahne des Parlaments kämpfte oder kämpfte auch nicht zunächſt nur ein auf den Werbeplätzen zuſammengeraffter Menſchenkehricht von Miethlingen.

In der ſechſten Abendſtunde des 22. Auguſttags von 1642 pflanzte König Karl ſeine Standarte unter Trompetenſchall auf der Thurmzinne des Schloſſes zu Nottingham auf, um alſo auf gut mittelalterlich-feudale Manier ſeine Vaſallen zu den Waffen zu rufen. Während der Nacht warf der Wind die Fahne vom Thurme herab in den Staub, welches Omen unter den älteren Kavalieren in der Umgebung des Königs ein bedenkliches Kopfſchütteln verurſachte. Nur wenige Stunden von Nottingham entfernt, zu Northampton, ſammelte ſich in denſelben Tagen die Streitmacht des Parlaments, zu deren General die Leiter in Weſtminſter den Earl von Eſſer beſtellten. Eine ſehr unglückliche Wahl; denn Mylord war ein methodiſcher Eſel, ganz und gar von der Sorte jener Generale, welche auf dem Feſtlande gleichzeitig und ſpäter unter dem Titel „öſtreichiſche Heerverderber“ bekannt geweſen ſind. Ueberhaupt war es mit den Offizieren der Parlamentsarmee im Anfang des Krieges durchſchnittlich gerade ſo ſchlecht beſtellt wie mit den Soldaten. Unter den königlichen Kriegsoberſten ragte des Königs Schweſterſohn hervor, Prinz Rupert von der Pfalz, ein brutaler Huſſar, bildungslos, roh und rauh, ohne alles höhere militäriſche Talent, aber ein unverzagter Waghals und ungeſtümer Drauflosreiter. In einer beſcheidenen Ecke der Muſterrolle des Parlamentsheeres ſtand geſchrieben: Oliver Cromwell, Captain. In der That, als Hauptmann einer Reiterſchwadron eröffnete er ſeine kriegeriſche Laufbahn.

Und in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe that er es. Der gewohnten Zweizüngigkeit und Verlogenheit des Konſtitutionalismus gemäß hatten es nämlich die Herren in Weſtminſter für paſſend erachtet, in ihren auf den ausbrechenden Bürgerkrieg bezüglichen Debatten, Beſchlüſſen und Manifeſten die koloſſale Heuchelei auszutrumpfen, das Parlament führe eigentlich den Krieg nicht gegen, ſondern für den König, welcher nur durch eine übelgeſinnte Faktion zeitweilig aus ſeiner verfaſſungsmäßigen Stellung gerückt ſei, und demzufolge war in den Beſtallungen und Inſtruktionen der Offiziere des Parlamentsheeres ausdrücklich geſagt, dieſelben ſeien berufen und beauftragt, „für König und Parlament“ zu fechten. Gegen dieſe diplomatiſch-parlamentariſche Lüge empörte ſich, wie Clarendon, alſo ein Todfeind Cromwells, in ſeinem Geſchichtsbuch bezeugt hat, das Wahrheitsgefühl in Olivers Seele. Als er ſeine Reiter, welche unter dem Ehrennamen „Cromwell's dragoons“ bald zum Kern der widerköniglichen Streitmacht wurden, zum erſten Male muſterte, ſprach er ſie alſo an: „Soldaten, ich will euch nicht überliſten noch durch die zweideutigen Ausdrücke meiner Inſtruktion betrügen, die mir befiehlt, für König und Parlament zu fechten. Ich ſag' euch, wenn es ſich fügen ſollte, daß der König bei einer Schar ſich befände, welche anzugreifen ich befehligt würde, ſo werde ich mein Piſtol auf ihn losſchießen gerade wie auf jeden Anderen. Wem von euch ſein Gewiſſen nicht erlauben ſollte, daſſelbe zu thun, den kann ich in meiner Schwadron nicht brauchen“ *).

---

*) The history of the rebellion and civil wars in England by Edward Earl of Clarendon, b. 11, ch. 2. Anzumerken iſt freilich, daß der Royaliſt Clarendon, welchem es als etwas Ungeheuerliches erſchien, das Piſtol auf den König loszubrennen, dieſen Charakterzug von Cromwell in entſchieden feindſeliger Abſicht erzählte. Darum hat man in demſelben nur eine Parteilüge erkennen wollen. Aber ich meine, man hat Clarendon damit ein Unrecht angethan. Der Zug iſt ja echt cromwelliſch, durch und durch.

5.

Der Verlauf des engliſchen Bürgerkrieges iſt Männiglich allzu bekannt, als daß die Schlachten desſelben auf vorliegendem Papiere abermals geſchlagen werden müßten. Außerdem gibt es unter den denkenden Menſchen nachgerade nicht wenige, welche der Anſicht ſind, die ganze Kriegshiſtorik, ſowie das Intereſſe und die Freude daran, ſeien ganz entſchieden den vielen Barbareien beizuzählen, welche inmitten unſerer Kultur ſich breitmachen. Alſo möglichſt wenig Getrommel und Getrompete, Gehaue, Geſteche und Geſchieße hier!

„Ich war ein Mann, der von ſeiner erſten Beſtallung als Hauptmann einer Reiterſchwadron an mit einmal hervorgezogen wurde und dem man immer größeres Vertrauen ſchenkte (was suddenly preferred and lifted up from lesser trusts to greater), und ich arbeitete nach Kräften, meine Schuldigkeit zu thun, und Gott hat mich geſegnet nach ſeinem Wohlgefallen.“ So Cromwell am 13. April von 1657 in einer Staats- und Standrede an ſein ſogenanntes zweites Parlament. Dieſe Rede iſt beſonders merkwürdig deßhalb, weil der Protektor darin auf die erſten Zeiten des Bürgerkriegs einen Rückblick thut und in ſeiner Weiſe der hochwichtigen, durch ihn bewerkſtelligten Um- und Neubildung des Parlamentsheeres erwähnt, wodurch die Niederlage des Königthums eingeleitet und entſchieden und Cromwell ſelbſt, erſt unter dem Titel eines Oberſts, dann eines Generalmajors und Generallieutenants, die Seele der im puritaniſch-independentiſchen Geiſte organiſirten Armee und damit der Gebieter ſeines Landes wurde. „Als ich angefangen, mich an den kriegeriſchen Unternehmungen zu betheiligen — erzählt er — ſah ich, daß unſere Leute überall von den Königlichen geſchlagen wurden. Da forderte ich meinen Freund John Hampden auf, er möchte zu Mylords Eſſex Armee etliche neue Regimenter hinzufügen, und ſagte ihm, ich wollte ihm behülflich ſein, Männer anzuwerben, welche, wie ich dächte, einen Geiſt hätten, der Einiges wirken könnte in dem Werk (men in as I tought had a spirit that would do something in

thought

the work).“ Nachdem dann der Redner den Menſchenkehricht, aus welchem, wie ſchon erwähnt, das Parlamentsheer anfänglich vorwiegend beſtand, gekennzeichnet hat („old decayed serving-men, and tapters, and such kind of fellows“), zeigt er, daß mit ſolchen Truppen gegen die Kavaliere des Königs nicht aufzukommen ſei, und erklärt, es ſei nothwendig, die Reihen der widerköniglichen Armee mit Männern zu füllen, welche ebenfalls „Spirit“ beſäßen, d. h. Ueberzeugung, Hingebung und Begeiſterung, und „ich ging hin, Männer aufzuſuchen, die in der Furcht Gottes wandelten und mit Ueberzeugung thaten, was ſie thaten, und fortan wurden wir nimmermehr geſchlagen, und wo immer ſie“ — (Cromwells Eiſenſeiten) — „auf den Feind trafen, da ſchlugen ſie ihn.“

tapsters

So war's. Oliver organiſirte in demſelben Styl, in welchem er ſein eigenes Dragonerregiment eingerichtet hatte, die ganze Volksarmee und ſtellte ſo jenes „Heer der Heiligen“ ins Feld, wie ein ſolches die Welt nie und nirgends wieder geſehen hat. Walter Scott hat in ſeinem „Woodſtock“ dieſe puritaniſch-republikaniſchen Kriegsleute, geworben in dem Kernvolk der engliſchen Freiſaſſen- und Farmerſchaft, dieſe finſterblickenden Pſalmenſänger und Predigthorcher, dieſe Jedediahs, Obadiahs und Zorobabels mit ſeiner ganzen Meiſterhaftigkeit gezeichnet, aber freilich auch, als der Stocktory, der er war, mehr ins Dunkle als ins Helle gemalt. Sie hingen und hielten an Cromwell wie das Eiſen am Magnet. Er war in ihren Augen das auserwählte Rüſt- und Werkzeug Gottes, und was er wollte und that, war gut und wohlgethan: es konnte anders gar nicht ſein. Er hinwieder betete und pſalmodirte mit ihnen und ſorgte für ſie wie ein echter und rechter Bruder. Seine Frömmigkeit war Nichts weniger als pietiſtiſch-quietiſtiſche Gefühlsſchwelgerei, ſondern Thatfreudigkeit höchſter Potenz. Sein Lapidarwort: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ iſt nur eine cromwelliſche Vorwegnahme des „Hilf dir ſelbſt und der Himmel wird dir helfen!“ geweſen.

Leicht begreiflich, daß Cromwells Name gar bald zu einem Schrecklaut für die Ohren der Königlichen wurde. Mochte der Oberbefehlshaber der Parlamentsſtreitkräfte ſo oder ſo heißen, Eſſex, Mancheſter oder Fairfax, Freund oder Feind wußte, daß der Oliver es war. „Iſt Cromwell da?“ fragte der ſonſt ſo unverzagte Prinz Rupert ſorgenvoll, als am 2. Juli von 1644 die beiden Heere auf dem Marſtonmoor zum Kampf antraten. Und Cromwell war wirklich da und entſchied mit ſeinen Eiſenreitern den Sieg, den erſten großen Sieg der Parlamentsarmee über die königliche. „Gott machte ſie zu Stoppeln unter unſeren Schwertern (Gode made them as stubble to our swords)“, ſchrieb er am 5. Juli aus dem Lager vor York an den Oberſt Walton. Im Feldzug des folgenden Jahres fiel bei Naſeby die Entſcheidung, am 14. Juni von 1645. Wiederum gab Cromwell, welcher die Reſerve der Parlamentsarmee befehligte, den Ausſchlag. Es war ein heißer Tag und von beiden Seiten wurde faſt nur mit blanker Waffe und mit grimmiger Erbitterung gefochten. Die Wagſchalen von Triumph und Niederlage ſchwankten lange und heftig und es kam ein Augenblick, wo der ungeſtüme

Anprall der königlichen Reiterei unter Rupert das ganze Parlamentsheer niederzuſtürmen drohte: —

„They are here! they rush on! we are brocken! we are gone!
Our left is borne before them like stubble on the blast;
Oh Lord put forth thy might! Oh Lord defend the right.
Stand back to back in God's name, and fight it to the last.“

„Stout Skippon hath a wound, the centre hath given ground —
Hark! hark! what means the trampling of horsemen on our rear?
Whose banner do I see, boys? 'tis he, thank God, 'tis he, boys!
Bear up another movement, — brave Oliver is here!“

Ja, Held Oliver war da, das Schickſal des Tages zu wenden und die Schlacht von Naſeby zur letzten Karls zu machen. Der fliehende König ließ auf der verlorenen Walſtatt auch ſeine Brieftaſche zurück, deren Unterſuchung durch das Parlament die unwiderleglichen Beweiſe lieferte, daß Karl bei auswärtigen Potentaten um Beiſtand gegen das engliſche Volk betteln gegangen war. Er hielt ſich noch kümmerlich in Oxford bis zum Frühjahr von 1646. Dann entwich er heimlich von dort und begab ſich nach mitleidswerthem Umherirren in das Lager der Schotten bei Newark. Die Schotten aber — Schmach über ſie! — begingen die Niederträchtigkeit, den hülfloſen Flüchtling, der ſich ihnen anvertraut hatte, dem engliſchen Parlament auszuliefern oder, wahrhaftiger geſprochen, um Geld, um den Judaspreis von 400,000 Pfund zu verkaufen.

Das Parlament hatte alſo vollſtändig geſiegt und ganz England unterſtand ſcheinbar der parlamentariſchen Macht und Gewalt. Scheinbar! **Denn die wirkliche Macht und Gewalt hatte, wer das Heer hatte, und das Heer hatte Cromwell.** Das große Schisma im Lager der Sieger brach alsbald aus. Hier der Presbyterianismus und das Parlament, dort der independentiſch potenzirte Puritanismus und die Armee; hier republikaniſch-utopiſches Träumen, dort energiſches Handeln; hier das Wort, dort die That; hier die Vane und Ludlow, dort Cromwell. Wem der Sieg zufallen mußte, konnte nicht zweifelhaft ſein. Die presbyterianiſche Mehrheit des Unterhauſes wollte das Königthum nicht abſchaffen, ſondern daſſelbe nur dem Willen des Parlaments unterworfen wiſſen. Auf dieſer Grundlage unterhandelte es mit dem gefangenen und thatſächlich entthronten Monarchen und bei etlicher Nachgiebigkeit von beiden Seiten ſchien eine Vereinbarung möglich, wahrſcheinlich, nahe bevorſtehend. Allein das Heer, von einem altteſtamentlich-ſamueliſch gefärbten Republikanismus durchgohren, wollte von einem derartigen Uebereinkommen Nichts hören. Die independentiſchen Agitatoren in den Reihen der Armee verlangten, daß Karl Stuart um ſeiner an der Nation verübten Miſſethaten willen gerichtet und die Monarchie abgethan werde. Die Armee zerhieb dann den Knoten ihres Streites mit dem Parlament, indem ſie ſich der Perſon des gefangenen Königs bemächtigte, nach London marſchirte und am 6. Dezember von 1648 „Pride's Purganz", wie es der Wachtſtubenwitz nannte, dem Unterhauſe verordnete, d. h. die royaliſtiſch-presbyterianiſchen Mitglieder durch Soldaten unter Oberſts Pride Befehlen aus der

Stephanskapelle austreiben ließ. „Kraft welchen Rechtes thut Ihr, was Ihr thut?“ fragte eines der durch Pride's „Purge“ aus der St. Stephanskapelle wegpurgirten Mitglieder. „Kraft des Rechtes der Nothwendigkeit — lautete die Antwort — und, fürwahr, kraft der Gewalt des Schwertes (by the law of necessity; truly, by the power of the sword)!“ Der in Weſtminſter zurückgebliebene independentiſche „Rumpf“ war nur ein Dekretirwerkzeug in der Hand des Heeres und dieſes ein Werkzeug in der Hand Cromwells. Aber freilich ein zweiſchneidiges Werkzeug, welches ſehr behutſam gehandhabt ſein wollte.

Häufig nun hat man die Frage aufgeworfen, aber, wie Wiſſenden wohlbekannt, nie mit überzeugender Sicherheit beantwortet, ob Cromwell zu dieſer Zeit und früher ſchon mit Bewußtſein und Bedacht darauf ausgegangen ſei, ſich zum höchſten Machthaber oder wohl gar zum König Oliver dem Erſten zu machen. Zur Klärung dieſes Problems iſt vor Allem zu beachten, was ſo eben über die Zweiſchneidigkeit des Werkzeugs geſagt worden, womit Cromwell hauptſächlich arbeitete. Er war der Abgott des Heeres, keine Frage. Allein derartige Abgötter vermögen viel öfter, als man glaubt, nur dienend zu herrſchen. . Die Häuptlinge von Parteien ſind überhaupt gar häufig in der Lage der Fetiſche im Lande Kongo, allwo der Gott heute knieend verehrt und mit Menſchenopfern beſchmeichelt, morgen aber unter Umſtänden von ſeinen Verehrern vom Altar geworfen und durchgeprügelt wird. Thatſache iſt, daß Oliver in der Armee und durch die Armee zur Macht gelangt war: er konnte demnach ſein Geſchick von dem des Heeres nicht trennen. Er fühlte, er wußte, daß er die in der Armee gäng und gäben Anſchauungen nicht ſouverain ändern, ſondern im günſtigſten Falle vorſichtig leiten könnte. Die religiöſe Stimmung der „Heiligen in Waffen“ theilte er ohnehin aufrichtig und entſchieden. Schon darum war ihm Papismus, Prälatismus und monarchiſcher Deſpotismus zuwider wie Gift und Galle.

Ferner ſteht feſt, daß Cromwell kein abſtrakter Republikaner war wie die Ludlow und Vane, welche im Tacitus und Plutarch Politik ſtudirten, und kein utopiſtiſcher Träumer wie James Harrington, welcher in ſeiner „Oceana“ den Kommunismus predigte. Allerdings, auch er iſt ein Prinzipmann geweſen, aber zugleich auch ein Thatmann, d. h. ein praktiſcher Politiker, welcher Menſchen und Dinge ſah, wie ſie waren. Seine ſtaunenswerthen Erfolge mußten ihm das Gefühl ſeiner Kraft, mußten ihm die Ueberzeugung gegeben haben, daß er und er allein berufen ſei, ſein Vaterland zu retten, die revolutionäre Kriſis zu einem gedeihlichen Abſchluſſe zu bringen und England im Innern und nach Außen auf die Bahn neuer Entwickelungen ſeiner Wohlfahrt und Machtentfaltung zu führen. Mit einem ſo durchaus gerechtfertigten Gefühle, mit einer ſo wohlbegründeten Ueberzeugung in der Bruſt will und kann man nicht der Zweite, ſondern muß der Erſte ſein wollen. Und das wollte er ſein, von dem Siege bei Naſeby an ſicherlich.

Es handelte ſich alſo nur noch um die Form ſeiner künftigen Machtſtellung. Aber gerade hiebei mußten ſich dem Manne von praktiſchem Genie, welcher er war, gar mannigfache Bedenken und Erwägungen aufdrängen. Er wußte gar wohl, daß weder der alttestamentliche Republikanismus der Obadiah, Jedediah und Zorobabel, noch der angeblich griechiſch-römiſche der Hutchinſon, Sidney, Vane und Ludlow für England tauge. Er wußte ebenſo, daß für die Mehrzahl der Bevölkerung Staat und Königthum völlig identiſch ſeien. In erſter Linie mußte ihm demnach die Erhaltung der Monarchie als das Wünſchenswertheſte erſcheinen. Aber wie ſollte das erreicht werden? Die Schwierigkeiten von Cromwells Stellung waren ſo erdrückend groß und ſchwer, daß eben nur ſeine Schultern ſie zu tragen vermochten. Von der einen Seite her drohten die Kavaliere mit einer rachedurſtigen Reaktion, von der andern her die „Gleichmacher (leveller)“ mit dem ganzen Unſinn ihrer anarchiſchen Träume vom „tauſendjährigen Reiche“. Die Iren befanden ſich in offener Rebellion und das Gebaren der Schotten war ſo zweideutig, daß man nie recht wußte, ob man ſich mit ihnen im Krieg oder im Frieden befände. Religiös-militäriſche Fanatiker, wie Harriſon und andere Offiziere, ſchlugen ſchon damals, wie auch ſpäter, die gewaltſamſte Löſung der geſpannten Situation vor: — die allgemeine Niedermetzelung der königlichen Partei. Cromwell, von Haus aus kein Blutmann, verwarf jetzt und ſpäter dieſen Vorſchlag mit Abſcheu. Sein Todfeind Clarendon hat dies bezeugt und das in Feindes Mund doppelt gewichtige Lob ausgeſprochen, daß ohne Cromwells Umſicht, Feuer und Thatkraft England durch das revolutionäre Parteitreiben in Stücke geriſſen und in vollſtändige Anarchie geworfen worden wäre*).

Bevor die Dinge zum Aeußerſten gekommen waren, d. h. bevor das Parlament in der erwähnten Weiſe unter die Fauſt des Heeres gebeugt worden, hatte Cromwell einen ehrlichen Verſuch gemacht, die Forderungen der Zeit und des Landes, ſowie ſeine eigenen Anſprüche mit den monarchiſchen Traditionen, den Gefühlen und Sitten der Mehrzahl ſeiner Landsleute zu vermitteln. Während Karl Stuart zu Hamptoncourt gefangen gehalten wurde, waren Cromwell und ſein Schwiegerſohn Ireton in perſönliche Beziehungen zu ihm getreten, was in den Reihen der Armee ein ſolches Mißtrauen erregte, daß über Cromwells „Verrath“ geſchrieen ward und unter exaltirten Fanatikern ſogar die Rede ging, man müßte des verrätheriſchen Generals mittelſt Mordes ſich entledigen. Oliver, von Verlegenheiten und Bedrohungen aller Art umringt, verfolgte ſeinen Plan, die Reſtauration des Königs zu bewerkſtelligen und zugleich die Form ſeiner eigenen künftigen Machtſtellung zu beſtimmen. Er täuſchte ſich aber gröblich in dem entthronten Stuart, den er doch kennen mußte, und ſollte bald bitter enttäuſcht werden. Cromwell ging augenſcheinlich von der Anſicht aus, das Parlament müßte ſeine demokratiſch-hochgeſpannten Forderungen gegenüber dem Könige mäßigen, ſo daß dieſer eine Vereinbarung mit dem Parlamente treffen könnte, welche ihm ohne Erniedrigung der Königswürde auf den Thron zurückzukehren geſtattete. Er ſelbſt aber, Cromwell, würde Bürge ſein, daß von Seiten Karls der Vertrag treulich und redlich gehalten werden ſollte, und um dieſer Bürge ſein zu können, müßte er bleiben, was er zur Stunde thatſächlich war, Befehlshaber über die ſämmtlichen Streitkräfte des Landes.

---

*) Hist. of the rebellion, III, 87, 88.

Es iſt bekannt, daß Karl ein bereitwilliges Eingehen auf dieſen Plan erheuchelt hat. Cromwell ſollte Obergeneral ſein und auch den Befehl über die königliche Leibgarde führen, ferner den Titel eines Earls, ſowie den Hoſenbandorden haben und ſein Schwiegerſohn Ireton die Statthalterſchaft von Irland. Wäre er, meinte Oliver, des Königs ſicher, ſo würde er im Stande ſein, denſelben nöthigen Falls auch dem Parlament zum Trotz auf den Thron zurückzuführen. Aber er war des Königs ſo wenig ſicher, daß dieſer im Gegentheil nur ein frivoles Spiel mit ihm trieb. Der General kam, wie glaubhaft erzählt wird, auf ziemlich romanhafte Art dahinter. Einer der Spione, welche er zu Hamptoncourt hielt, ließ ihm wiſſen, daß aus dem Schloſſe ein Geheimbrief Karls an ſeine Gemahlin in Frankreich abgehen werde, eingenäht in einen Sattel, welchen ein mit dem Geheimniß nicht vertrauter Diener in das Gaſthaus zum blauen Eber in Holborn bringen würde, von wo der Sattel nach Dover und weiter geſchafft werden ſollte. Cromwell und Ireton thaten gemeine Dragonertracht an, ritten nach Holborn, faßten den ankommenden Boten mit dem Sattel ab, öffneten dieſen und fanden richtig den Brief. Der König ſagte darin, er ſei jetzt der Mann der Lage und könne ſeine Bedingungen machen, da er von allen Parteien geſucht werde. Daran war etwas Wahres. Schade nur, daß die ihm ganz und gar zur Natur gewordene Falſchheit Karls der Illuſion ſich hingab, mit allen Parteien ſein Spiel treiben und ſchließlich alle betrügen zu können. „Im Uebrigen — fuhr der König fort — ſei über die Zugeſtändniſſe, welche ich zu machen ſcheinen mag, ganz ohne Beſorgniß! Ich werde, wann die Zeit dazu gekommen ſein wird, wohl wiſſen, wie man mit dieſen Schuften umſpringen muß: *ſtatt mit dem ſeidenen Hoſenbande werde ich ſie mit einem hanfenen Stricke ſchmücken*."

Der das geſchrieben, hatte ſein Todesurtheil geſchrieben. Cromwell wußte jetzt klar, wie er mit dem treuloſen Stuart daran war, und handelte danach. Er gab den König förmlich auf mit den öffentlich geſprochenen Worten, derſelbe ſei „ein Mann von nicht gemeinen Gaben, aber ſo falſch und verrätheriſch, daß ihm ſchlechterdings nicht getraut werden könne.“ Ohne Zweifel war die Wahl des Generals jetzt endgültig getroffen: — er wollte nicht allein dem Weſen, ſondern auch dem Namen und Titel nach der Erſte innerhalb Großbritanniens ſein. Er wollte, da er nicht in Karls Namen herrſchen konnte, in ſeinem eigenen herrſchen. Darüber ſoll und darf man ſich nicht täuſchen: — Oliver war keineswegs, wie ihn frömmelnde Pantſcher und Mantſcher, z. B. Monſieur Merle d'Aubigné, dargeſtellt, ein Betbruder, welcher geduldig zuwartete, bis ihn ein göttlicher Wundergriff aus den Wolken auf den Herrſcherſtuhl ſetzte. Im Gegentheil, er ſchritt ſehr ſelbſtthätig und entſchloſſen auf dieſen Stuhl zu. Dem Umfang und der Kühnheit ſeines Genie's entſprach vollkommen der Umfang und die Kühnheit ſeines Ehrgeizes.

Allen Anzeichen nach war es jedoch nicht Cromwell, welcher, nach der im blauen Eber in Holborn gemachten Entdeckung dem Wunſche der independentiſchen Agitatoren, den König vor Gericht zu ſtellen, beitrat und dieſen Wunſch ſogar noch mehr aneiferte, ſondern es that dies der heißblütigere Ireton und zwar ganz auf eigene Fauſt, während Oliver in Betreff der Frage, ob der König anzuklagen und zu richten ſei, noch eine Weile ſchwankte*). Wahrſcheinlich ging er inzwiſchen mit ſich zu Rathe, ob und wie Karl unſchädlich zu machen ſei, ohne daß man zum Aeußerſten ſchritte. Ein ſo ſcharf und tiefdenkender Mann, wie er war, konnte ſich unmöglich der Einſicht verſchließen, daß mit der Hinrichtung des Königs nicht zugleich auch das Königthum getödtet würde, ſondern daß vielmehr das letztere in der Perſon des Prinzen von Wales, der ſofort Karl der Zweite heißen würde, fortleben werde, ſowie daß der ſchuldloſe neue König ein gefährlicherer Gegner ſein könnte und müßte als der ſchuldige alte. Alle dieſe und andere ähnliche Erwägungen mußten jedoch zuletzt der Thatſache weichen, daß in der Armee die widerkönigliche und antiſtuartiſche Strömung übermächtig war. Cromwell mußte erkennen, daß es eine Unmöglichkeit, gegen das Heer anzugehen, ohne die eigene Sache und die der Revolution aufzugeben.

---

*) So verſichert wenigſtens Biſchof Burnet (Hist. of his own time. I, 63), welcher ja den Ereigniſſen nahe genug ſtand, die Wahrheit zu wiſſen, und ehrlich genug war, ſie zu ſagen.

Das folgerichtige Reſultat dieſer Erkenntniß war der feſte Entſchluß, mit Karl Stuart ein Ende zu machen, und dieſer Entſchluß wurde ſodann ins Werk geſetzt mit der eiſernen Energie eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, ſein Waſſer durch die Augen abzuſchlagen. Der Prozeß des entthronten Königs ward eingeleitet, der „Hohe Gerichtshof“ unter dem Vorſitz von John Bradſhaw konſtituirt, die Anklage Karl Stuarts als eines Tyrannen, Verräthers, Mörders und Feindes des öffentlichen Weſens formulirt. Es ſollte ein großes Exempel ſtatuirt, es ſollte den Königen die furchtbare Lehre gegeben werden, daß das Verbrechen auch auf dem Throne erreichbar, daß die Fürſten keine Götter, ſondern Menſchen, daß das unverletzliche Gottesgnadenthum purer Pfaffenſchwindel und daß Deſpoten nicht etwa nur dem Herrgott, ſondern auch ihren Völkern verantwortlich ſeien.

Das Exempel wurde ſtatuirt, die Lehre wurde gegeben, in feierlichſter Weiſe, Angeſichts der Welt. Freilich war der Todesſpruch ſchon gefällt, bevor Karl vor die Schranken des Hohen Gerichtshofes trat; aber trotzdem muß die ganze Art und Weiſe, wie die Führer der engliſchen Revolution das Trauerſpiel in Scene ſetzten, als ein ſprechender Beweis für die unbezähmbare Kühnheit dieſer Männer angeſehen werden. Sie wagten das Unerhörte, welches wie ein ungeheurer Donnerſchlag durch die Welt dröhnte . . . . Unter den 59 Namen, welche das Todesurtheil des Königs und zugleich den Befehl zur Vollziehung deſſelben unterfertigten, ſteht als dritter der von Oliver Cromwell. Das Dokument ſelber iſt von furchtbarem Lakonismus *).

---

*) To Colonel Francis Hocker, Colonel Huncks, and Lieutenant-Colonel Phayr, and to every of them.

Es könnte, in Erz gegraben und als Warnungstafel in Königspaläſten aufgeſtellt, vielleicht doch einige Dienſte thun. Am 30. Januar von 1649 (n. St.) trat Karl Stuart durch ein Fenſter des ehemaligen Bankettſals von Whitehall auf's Schaffot. Man müßte ein herzloſer Menſch ſein, wollte man nicht

---

At the High Court of Justice for the Trying and Judging of Charles Stuart, King of England, 29 th. January 1648 (a. St.).

Whereas Charles Stuart, King of England, is and standeth convicted, attainted and contemned of High Treason and other high Crimes; and Sentence upon Saturday last was prononced against him by this Court, To be put to death by the severing of his head from his body; of which Sentence execution yet remaineth to be done: — These are therefore to will and require you to see the said Sentence executed, in the open Street before Whitehall, upon the morrow, being the Thirtieth day of this instant month of January, between the hours of Ten in the morning and Fife in the afternoon, with full effect. And for so doing, this shall be your warrant . . . And these are to require all Officers and Soldiers, and others the good People of this Nation of England, to be assisting unto you in this service . . . Given under our hands and seals, John Bradshaw, Thomas Grey (Lord Groby), Oliver Cromwell (and Fifty — six others).

anerkennen, daß der entthronte Mann während der ganzen Dauer der Prozedur ſeinen Feinden herzhaft gegenübertrat. Er hatte nicht mit Würde zu leben gewußt, aber er wußte wenigſtens mit Würde zu ſterben. Einer Ueberlieferung zufolge betrachtete Cromwell den Leichnam des Hingerichteten im Sarge und bemerkte ruhig und einfach: „Das war ein kräftig gebauter Körper, welcher ein langes Leben verſprach.“ Das Haus der Gemeinen warf 500 Pfund zur feierlichen Beſtattung Karls aus, welche in der Schloßkapelle von Windſor geſchah. Am 6. Februar ſodann beſchloß das Haus die Abſchaffung der Lordskammer. Am Tage darauf kam es zu folgender Schlußnahme: „Es iſt durch die Erfahrung erwieſen und dieſes Haus erklärt demnach, daß das Königthum (kingship) in dieſem Lande unnütz, läſtig und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich iſt. Darum iſt es von heute an abgethan.“ England ſollte ein freies Gemeinweſen („commonwealth“) ſein, das Unterhaus die höchſte Gewalt haben und ein von ihm erwählter Staatsrath die Regierung führen. Die

Statue Karls des Erſten vor der Börſe in der City ward umgeſtürzt und auf das leere Piedeſtal ſchrieb man die Worte: „Exit tyrannus, regum ultimus.“ Der Könige letzter? Das hieß den Mund ſehr voll nehmen.

6.

Ein Staatsrath, beherrſcht von dem Parlamentsrumpf, welcher ſeinerſeits nur das Sprachrohr der von Cromwell jetzt unumſchränkter als je befehligten Armee war, regierte alſo die Republik England. Es war ein Regiment der Gewalt und die Bevölkerung ließ es ſich gefallen, wie denn die Völker überall und allzeit dies thun, ſo lange die Gewalt mit Geiſt, Kraft und Glück gehandhabt wird. Populär war die „Commonwealth“ keineswegs und ſo ziemlich alle Klaſſen blickten mit derſelben Mißachtung auf die in Weſtminſter deklamirenden und geſtikulirenden Politiker, welche man die Girondiſten des 17. Jahrhunderts nennen kann und deren Leiter höchſt ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafſchaften von England heimiſche Männer waren. Man ließ ſie reden und — fügte ſich ſtillſchweigend der wuchtigen Thatſache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neueſtens royaliſtiſche ſowie leveller'ſche Widerſtandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls verſucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun ſollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Erſten älteſten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorſam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über dieſe beiden Königreiche auszudehnen, und ſelbſtverſtändlich betraute der Staatsrath ſein Mitglied Cromwell mit der Löſung dieſer ſchwierigen Aufgabe. Er löſ'te ſie. Zunächſt fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 ſeiner kriegeriſchen Heiligen, auserleſenen Veteranen, ſchiffte er nach der Inſel hinüber, deren

Smaragdgrün bald von breiten Blutſtreifen durchzogen ward. Charakteriſtiſch, daß vor der Abfahrt das Heer einen ſtrengen Buß-, Bet- und Faſttag feierte, an welchem der General ſelber verſchiedene Bibeltexte auslegte. Es ſteht zu vermuthen, daß es ſolche geweſen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eiſen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In dieſem Style iſt dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. Auguſt von 1649 von Dublin aus ſein Kriegsmanifeſt erlaſſen hatte. Die iriſchen Katholiken und Royaliſten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder ſataniſcher Finſterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mußten vom Angeſicht der Erde. Die Erſtürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im bluttriefenden Buche Joſua ſtehen. Es war eine echt altteſtamentliche Schlacht- und Vernichtungsſcene. In ſeinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments ſagte der General:

„Ich bin überzeugt, es war ein gerechtes Gottesgericht (a righteous judgment of God), über dieſe Barbaren verhängt, weil ſie ihre Hände in ſo viel unſchuldiges Blut getaucht; und auch deſſen bin ich überzeugt, daß es für die Zukunft mehr Blutvergießen verhindern wird. Das ſind wohl ausreichende Gründe für ein derartiges Vorgehen, welches ſonſt nur Reue und Trauer erregen könnte (which are the satisfactory grounds to such actions, which otherwise cannot but work remorse and regret).“

Natürlich war Cromwell weit entfernt, den blindwüthenden Berſerkergrimm ſeiner Soldaten zu theilen. In dieſem wunderbaren Menſchen verband ſich mit dem General ſtets der Organiſator und Regent. Daſſelbe Schwert, deſſen zerſchmetternde Schläge den iriſchen Aufſtand raſch niederwarfen, wurde in Olivers Hand zur Pflugſchar der Kultur. In Wahrheit, die unglückliche Inſel hat nie einen furchtbareren Feind und nie einen werkthätigeren Freund gehabt als Cromwell, deſſen kraftvolle Maßregeln, die keltiſche Barbarei auszurotten und die iriſche Anarchie zu bändigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern, von erſtaunlich günſtigen Erfolgen begleitet waren. Denn das Land blühte unter der von Oliver demſelben geſetzten Verwaltung ſo ſichtbar auf, daß man ohne Uebertreibung ſagen kann, durch die cromwelliſche Eroberung ſei Erin erſt für die Civiliſation erobert worden . . . . Zu den denkwürdigſten Cromwells-Thaten gehört aber ein von ihm verfaßtes Schriftſtück, eine „Deklaration“, welche er im Januar von 1650 von Younghal aus „zur Enttäuſchung des betrogenen und verführten Volkes“ an die römiſch-katholiſchen Prälaten erließ, welche ſich zu Clonmacnoiſe zuſammengethan und eine neue große Verbindung aller Katholiken gegen den General zu Stande zu bringen verſucht hatten. Die Herren Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten in ihrem Manifeſt beſonders eindringlich betont, daß Klerus und Laienvolk auf's Engſte gegen den Feind ſich zuſammenſchließen ſollten. An dieſer widerchriſtlich-hierarchiſchen Unterſcheidung zwiſchen Prieſtern und Laien faßte Oliver die Prälaten und hielt ihnen eine gutpuritaniſche Predigt, aus deren theologiſchem Gewölke helle Gedankenſonnenſtralen ſcharf und mächtig hervorſchoſſen. „Ah, nachdem ihr eurer Gewohnheit gemäß zuerſt an euch ſelbſt gedacht und dann zweitens an „Seine Majeſtät“, wie ihr ihn nennt, geruht ihr, auch das Volk in Betracht zu ziehen. Oh, über die armen „Laien“! Ihr und euer König möchtet ſie reiten und ſchinden, wie eure Kirche und euer König es zu allen Zeiten gethan. Doch es iſt nicht ſchwer, zu prophezeien: das alſo geſtachelte Roß wird hinten ausſchlagen, denn dieſer Zuſtand kann nicht ewig dauern. Die willkürliche Gewalt der Könige und Prieſter iſt ein Ding, deſſen die Menſchen müde zu werden anfangen, und alle die Ränke und Schwänke, welche königliche und kirchliche Tyrannei zu gegenſeitiger Aufrechthaltung in Scene ſetzt, beginnen offenbar zu werden (arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent). Es gibt Männer, welche dieſes doppelte Joch bereits abgeworfen haben; andere ſind gerade daran, es zu thun. Gar viele Gedanken darüber gähren in den Gemüthern der Menſchen. Der Grundſatz, das Volk ſei für Könige und Pfaffen da, fängt an, ausgepfiffen zu werden (this principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded). Ich wundere mich daher gar nicht, daß eure heilige Fraternität ſo erboſ't iſt; aber ich wünſche, das Volk möchte ſo weiſe ſein, um euer Reden und Thun ſich gar nicht zu kümmern.“ Ach, ja wohl, großer Oliver! Leider harrt dein wahrhaft frommer Wunſch noch immer der Erfüllung; denn die Dummheit der Völker iſt, falls dies möglich, noch unergründlicher als die deutſche Geduld, welcher doch bekanntlich noch kein Sterblicher auf den Grund gekommen. Selbſt die Landgrafen und Kurfürſten von Heſſen nicht, welche doch den Geduldbohrer mit exemplariſcher Virtuoſität und Ausdauer zu handhaben wußten und wiſſen . . .

Nachdem der Lord-General den Iren den Meiſter gezeigt hatte, zeigte er ihn auch den Schotten. Dieſe hatten den Vater verſchachert, aber den Sohn des Verſchacherten aus Holland geholt, um dieſem zweiten Karl Gelegenheit zu geben, aus einem lüderlichen Prinzen ein lüderlichſter König zu werden. Im armſeligen Holyroodhouſe zu Edinburgh konnte er freilich vorerſt nicht alle jene Eigenſchaften, Talente und Gaben entfalten, welche er in ſpäterer Zeit unter günſtigeren Umſtänden in Whitehall zu London entfaltete, — Eigenſchaften, Talente und Gaben, die ihn vollkommen befähigten, die Rolle eines Bordellwirths erſten Ranges mit Anſtand und Beifall zu ſpielen. Im Gegentheil, er mußte heilig thun, mußte den „Covenant" beſchwören, mußte mit dem Anſchein chriſtlicher Ergebung unendliche Predigten anhören, Vormittags und Nachmittags, Predigten, in welchen von ſeinen eigenen Sünden ſehr draſtiſch gehandelt wurde, und mußte ſich überhaupt in Allem und Jedem unter die frommen Daumen der Eſſigblicker und Wermuthſprecher von Covenantern ducken. Das hieß die bettelhafte Krone eines bettelhaften Landes fürwahr theuer erkaufen, ſo theuer, daß Cromwell Karl dem Zweiten im Grunde einen Freundſchaftsdienſt erwies, als er ihm das beſchwerliche Ding vom Kopfe ſchlug.

Oliver, zum Generalkapitain aller Streitkräfte der Republik ernannt (Captain-General and Commander-in-Chief of all the Forces raised or to be raised by authority of Parliament within the Commonwealth), ging am 26. Juni 1650 von London nach dem Norden ab, wo er das beſte Heer, welches Schottland jemals ins Feld geſtellt hatte, ſchlagen ſollte. Zunächſt machte er, insbeſondere in einem Schreiben vom 14. Auguſt an den ſchottiſchen Obergeneral Lesley, den Verſuch, mittelſt der Argumente einer verſtändigen Politik die Schotten von der Sache der „Uebelgeſinnten (malignants)“ ab und auf billigen Grundlagen den Frieden zwiſchen England und Schottland zu Stande zu bringen. Er wurde nicht gehört und doch widerſtrebte es ihm, gegen Glaubensgenoſſen die ganze Furie des Krieges zu entfeſſeln. Zudem war ſeine militäriſche Situation bei Eröffnung des Feldzugs eine ſehr mißliche. Die Schotten waren den Engländern an Truppenzahl ſehr überlegen, geradezu doppelt, und hatten bei Dunbar eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen. Sie ſtanden auf einer Hügelkette verſchanzt, an deren Fuß das aus den Bergen von Lammermoor kommende Flüßchen Broxburn hinfließt. Oliver fand es bedenklich, ja unmöglich, die feindliche Poſition zu erſtürmen, und ebenſo, die ſeinige länger zu behaupten. Am 2. September ſchrieb er an den Gouverneur von Newcaſtle, daß er ſich faſt nur durch ein Wunder aus der Klemme ziehen könne („we cannot get without almost a miracle"). Am Tage darauf war Alles verändert. Die Schotten begingen die Thorheit, ſtatt den Gegner noch länger in der Klemme zu halten, in der Nacht vom 2. auf den 3. September von ihren Höhen herabzuſteigen, um einen Angriff auf das engliſche Lager zu thun. Nichts konnte Cromwell willkommener ſein. Mit gewohnter Raſchheit und Beſtimmtheit traf er ſeine Anordnungen, mit gewohnter Kraft führte er ſie aus und durch, er ſelbſt der Erſte beim Angriff. Im Morgengrauen wüthete der Kampf. Er war mörderiſch, aber kurz und noch vor Sonnenaufgang entſchieden, vollſtändig zu Ungunſten der Schotten. Als ſich das geſchlagene Heer derſelben in wilde Flucht warf, hörte ein Ohrenzeuge den Sieger ausrufen: „Sie fliehen! Ich ſage, ſie fliehen (they run! I profess they run)!“ In dieſem Augenblick erhob ſich das Tagesgeſtirn aus dem deutſchen Meere, ſeine rothen Stralen von St. Abb's Head herüber auf die rothe Walſtatt werfend, und frohlockend brach Oliver in die Worte des Pſalmiſten aus: „Aufſtehe Gott, auf daß zerſtreut werden ſeine Feinde!“

Die Unterwerfung Schottlands konnte jedoch, dem Siege bei Dunbar zum Trotz, nicht ſo raſch bewerkſtelligt werden, wie die von Irland bewerkſtelligt worden war. Die Schotten erwieſen die ganze Zähigkeit ihrer hagebuchenen Natur und insbeſondere machten die ſchottiſchen Pfaffen — anmaßlichere und herrſchſüchtigere hat es nie gegeben, als dieſe echten Schüler des widerlichen Prädeſtinationsfanatikers, Molochiſten und Scheiterhaufenentflammers Calvin geweſen ſind — dem Lord-General viel zu ſchaffen. Er hatte in Edinburgh Winterquartiere bezogen, konnte aber im Frühjahr von 1651 den Feldzug nicht ſo zeitig eröffnen als er wünſchte, weil eine harte Krankheit ihn auf's Lager warf. Erſt der Herbſt brachte die Entſcheidung. Unfähig, gegen Oliver in Schottland das Feld zu halten, hatten die Stuartiſten den verzweifelten Entſchluß gefaßt, in England einzufallen und in Eilmärſchen gen London vorzudringen. Sie rechneten dabei auf den engliſchen Royalismus und hofften, alle Königlichgeſinnten würden ſich um die auf den Boden Englands getragene Fahne Karls des Zweiten ſammeln. Anfangs ſchien das Abenteuer Erfolg haben zu wollen, obſchon es einem Hauptantreiber zu demſelben, dem Herzog von Hamilton, von vornherein den Geſtändnißſeufzer entpreßte: „Unſer ſtärkſtes Argument heißt Verzweiflung“. Die Hoffnung auf einen maſſenhaften Aufſtand der engliſchen Royaliſten zu Gunſten der ſtuartiſchen Invaſion ſchlug freilich fehl. Dennoch drang Karl bis Worceſter vor und die Bewohnerſchaft von London gerieth darob in einen haltloſen Schrecken. Aber hiefür war kein Grund vorhanden; denn ſchon hatte ſich Cromwell mit ſeinem Heere zur Verfolgung des Feindes aufgemacht und gerade am Jahrestag der dunbarer Schlacht, am 3. September, fiel er bei und in

Worceſter auf die königliche Armee, wiederum „wie Thors Hammer“. Karl Stuart ſelbſt entging für ſeine Perſon nur mit äußerſter Noth und Gefahr dem zerſchmetternden Hammerſchlag, ſeine Streitmacht aber war zu Staub zerſchlagen. Am folgenden Tage berichtete Oliver an den Sprecher des Parlaments über „the great things the Lord hath wrought for this Commonwealth and for His People.“ Er bezeichnete mit Recht den Sieg als einen vollſtändigen („an absolute victory“) und nannte denſelben eine krönende Gnade („a crowning mercy“).

Freitags am 12. September von 1651 zog der Sieger von Worceſter triumphirend in London ein, empfangen von dem Parlament und deſſen Sprecher, vom Staatsrath und deſſen Lord-Präſidenten, von den Behörden der Stadt und der Grafſchaft Middleſex, und es mochte ſich bei dieſem Triumpheinzuge des Gewaltigen, welcher ſo eben der Commonwealth England zwei Königreiche unterworfen hatte, Manchem der Gedanke aufdrängen, welche der independentiſche Prediger Hugh Peters vor ſich hin geflüſtert haben will: — „Der Mann wird König von England ſein!“

7.

Er brauchte das nicht erſt zu werden: er war es bereits thatſächlich, und wenn „König“ im Hochſinn des Wortes einen echten und rechten Volksregierer und Staatslenker bedeutet, ſo hat es einen wahrhaftigeren König niemals gegeben, als Cromwell einer geweſen iſt, innerhalb wie außerhalb Großbritanniens nicht.

Aber wäre Oliver der Große nicht ein Größerer geweſen, ſo er, nachdem er glorreich die Machtſtellung der engliſchen Republik nach Innen und Außen geſichert hatte, ſeinen Kommandoſtab ſchlichtbürgerlich auf den Tiſch des Parlaments niedergelegt und ſich auf ſeine Farm in Ely zurückgezogen, alſo gethan hätte, wie 132 Jahre ſpäter der erlauchteſte Mann des modernen Weltalters, George Waſhington, drüben in Amerika that? Ach ja, 132 Jahre ſpäter und drüben in Amerika! Dieſe beiden Thatſachen geben die Antwort auf die gethane Frage. Ruhm und Preis für allzeit dem großen Bürger, der i. J. 1783 einer Königskrone, einer Kaiſerkrone das Bewußtſein vorzog, ſeinem Lande die Freiheit gegeben zu haben! Allein ſehende Augen müſſen erkennen, daß Cromwell i. J. 1651 und hüben in England nicht alſo handeln, ja nicht einmal den Gedanken „ſchlichtbürgerlicher“ Machtentſagung haben konnte. Schon deßhalb nicht, weil der Begriff einer Bürgerlichkeit, wie ihn erſt die Philoſophie des 18. Jahrhunderts geſchaffen, im 17. noch gar nicht exiſtirte. Und dann, konnte es einem Manne vom Bau Olivers einfallen, das große Werk, welches er mit ſo harter Arbeit aufgerichtet hatte, Unberufenen, Uebelgeſinnten und Thoren, Faſelern und Fanatikern des tauſendjährigen Reiches, komplottirenden Stuartiſten und Prälatiſten, ſteifnackigen Doktrinären, welche in Weſtminſter die Wände der Stephanskapelle müde ſchwatzten, zur raſchen Wiederzerſtörung zu überliefern und zu überlaſſen? Das konnte ihm nicht einfallen und fiel ihm auch nicht ein.

Wohl, aber warum hat er ſich dann nicht offen und ohne Weiteres zum König gemacht? Weil das Heer, auf welches er ſich dem Rumpfparlament gegenüber ſtützen mußte, der Wiederaufrichtung des Königthums ganz entſchieden abhold war. Dieſe bewaffneten Heiligen hingen an dem Worte Commonwealth: ſie waren bereit, ihren geliebten General, das auserwählte Rüſtzeug des Herrgottes Zebaoth, zum Diktator der Republik zu machen, aber ſie hätten ohne Zweifel die Schneide ihrer frommen Schwerter ſofort gegen den King Oliver gekehrt. Bevor an einen Wiederbau des Thrones zu denken war, mußte das cromwelliſche Heer erſt in ſich zerſetzt, von ſeinen Führern verrathen und ſeines großen Hauptes durch den Tod beraubt ſein. Für jetzt nahm es die Ausſchlag gebende Stellung im Staate ein.

Der feindſelige Gegenſatz zwiſchen der Armee und dem Parlament wurde bald ein klaffender. Das letztere wollte begreiflicher Weiſe das Land möglichſt raſch der Militärgewalt entziehen und die parlamentariſche Gewalt, alſo zunächſt die eigene, zur

Omnipotenz erheben. Die in Weſtminſter leitenden Leute überſahen nur, daß ein Cromwell an der Spitze eines ſiegreichen Heeres ſich nicht durch eine Handvoll doktrinärer Schwätzer, welche überdies in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes gar kein Mandat mehr beſaßen, werde maßregeln laſſen. Es kam denn auch, was bei Lage der Sachen kommen mußte. Die Situation war gegen den Frühling von 1653 zu ſo geſpannt geworden, daß nur noch vom Biegen oder Brechen die Rede ſein konnte. Es brach. Denn während die Phantaſten der Stephanskapelle als echt- und rechtſchaffene Parlamentirer vom Debattiren und Reſolutioniren Alles erwarteten und abhängig wähnten, hatte Cromwell ſeinen Entſchluß gefaßt und traf die zur Ausführung deſſelben nöthigen Maßnahmen, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß nicht nur die Armee, ſondern die geſammte öffentliche Stimmung verlangte, es möge und ſolle der Exiſtenz des „Fag-end“ oder „Rump“ von Parlament ein Ende gemacht werden. Natürlich fehlte es nicht an feinen, gröberen und gröbſten

Winken für die Herren in Weſtminſter, daß es die höchſte Zeit für ſie ſei, ſich wegzuheben. Aber ebenſo natürlich war des Schwatzes ſüße Gewohnheit ſtärker als alle anderen Rückſichten und Beweggründe.

Am 20. April von 1653 verließ Cromwell zur Stunde, wo der Rumpf in der Stephanskapelle eine Bill berieth, welche die Verlängerung ſeiner — des Rumpfes — Autorität und Gewalt ſichern ſollte, Whitehall und ging, von einem Halbdutzend ſeiner Offiziere begleitet, nach Weſtminſter. Unterwegs nahm er eine Kompagnie Musketiere mit, welche zu dem Zwecke bereitſtand, Pforte und Vorhalle des Parlamentshauſes zu beſetzen. Dies gethan, trat Cromwell in den Sitzungsſaal und ſetzte ſich auf ſeinen gewohnten Platz neben dem Generalmajor Harriſon. Sir Henry Vane hatte das Wort und wies die Dringlichkeit der Verlängerungsbill nach. Oliver hielt an ſich, bis die Abſtimmung beantragt wurde. Da neigte er ſich zum Ohre Harriſons, flüſterte demſelben zu: „Jetzt iſt es Zeit; ich muß es thun (I must do it)!" ſtand auf, nahm den Hut ab und begann zu ſprechen. Seine Rede war wie ein von Wolkenbrüchen geſchwellter Waldſtrom, erſt fernher dumpf rauſchend und dröhnend, dann näher herandrohend und endlich in donnernden Zornkatarakten ſich ergießend. „Das ſei keine parlamentariſche Sprache, meint Ihr? Wohl, ich weiß es; aber erwartet keine andere von mir.“ Und mitten in den Sal tretend, ſtülpte er den Hut auf den Kopf, ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden und runzelte die armen Doktrinäre und Schwatzleute an: „Ihr habt kein Herz für das Gemeinwohl und nur Sinn dafür, euch in beſtändigem Beſitze der Macht zu erhalten. Eure Zeit iſt um, der Herr iſt fertig mit euch. Ich will eurem Gewäſche ein Ende machen (I will put an end to your prating). Ruft ſie herein, Harriſon!“ Die Thüre that ſich auf und Oberſt Worsley kam mit 20 oder 30 Musketiren herein. „Ihr nennt euch ein Parlament?“ rauſchte der Zornſtrom weiter. „Ich ſag' euch, ihr ſeid kein Parlament. Söffer und Hurer ſitzen unter euch. Ihr habt ſchon allzu lange hier geſeſſen. Geht, macht ehrlicheren Leuten Platz! Fort mit euch! In

Gottesnamen, packt euch!“ Sir Henry Vane wagte einen Proteſt. „O, Sir Henry Vane“, rief Cromwell aus, „du mit deinen ſubtilen Kaſuiſtenſtücklein und abſtruſen Haarſpaltereien (thou with thy subtle casuistries and abstruse hair-splittings)! Der Herr erlöſe mich von Sir Henry Vane! . . . Holt den Sprecher von ſeinem Sitze herunter und ſteckt ihn hinaus!“ Harriſon faßte den Sprecher am Talar und führte ihn hinaus, worauf die Mitglieder den Sal verließen. Der Lord-General trat an die Tafel, ergriff die darauf liegende Szepterkeule („mace“) des Sprechers — ſo eine Art von parlamentariſcher Monſtranz — gab ſie einem Musketir und ſagte: „Was ſoll uns der Firlefanz (bauble)? Fort damit!“ Hierauf ließ er den geleerten Sal ſchließen und kehrte nach Whitehall zurück. Kein Finger hatte ſich für die weggeſäuberten Schwätzer gerührt. „Ihr Verſchwinden machte keinen Hund bellen (we did not hear a dog bark at their going).“ Etliche Stunden ſpäter löſ'te Oliver auch den vom weggewiſchten Parlament gewählten Staatsrath auf, ohne die geringſte Schwierigkeit.

Der idealſte aller idealen Republikaner von damals, James Harrington, und der genialſte und edelſte Bekenner des republikaniſchen Kredo, John Milton, Beide haben ſie den cromwelliſchen Hammerſchlag vom 20. April als eine patriotiſche That anerkannt, mittelſt welcher England von der Herrſchaft einer ebenſo anmaßlichen als unfähigen Oligarchie befreit wurde. Aber der Gewaltakt vom 20. April ließ doch einen ſchmerzenden Stachel in Cromwells Seite zurück. Einen ſchmerzenden und nie ganz zu beſeitigenden Stachel: — alle ſeine ſpäteren Verſuche, mit ſeiner Herrſchaft die parlamentariſchen Traditionen ſeines Landes zu verſöhnen und Parlamente um ſich zu verſammeln, ſind mißlungen und zum Theil ganz lächerlich ausgefallen. Man braucht, um hieran zu erinnern, nur das „Barebone-Parlament“ zu nennen.

Oliver hatte nach der Aprilkataſtrophe von 1653 einen neuen Staatsrath von 13 Mitgliedern gebildet und unter dem Titel eines Lord-Präſidenten desſelben die Regierung von Großbritannien und Irland übernommen. Im Winter des nämlichen

Jahres trat an die Stelle dieſes Proviſoriums die Errichtung des Protektorats. Am 16. Dezember wurde Cromwell in der großen Feſthalle von Weſtminſter als Lord-Protektor der Republik von England, Schottland und Irland feierlich proklamirt und auf den Staatsſeſſel geſetzt. Es hat ſich damals, wie auch ſpäter noch, darum gehandelt, ob nicht der General den Königstitel annehmen ſollte, und ein Mann, welchem ſelbſt nörgelnde Pedanten einige Kompetenz und Autorität in Sachen der Staats- und Rechtsgeſchichte von England einräumen werden, Macaulay, hat ſicherlich mit Recht behauptet, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung die Wiedererſtehung der Monarchie in der Perſon Cromwells mit entſchiedener Zuſtimmung begrüßt und die überwiegende Mehrheit der Nobility und Gentry ſich beeilt haben würde, dienſtwillig die Hand König Olivers zu küſſen. Noch mehr, Zeitgenoſſe Clarendon berichtet mit dürren Worten, daß guter Grund zu der Annahme vorhanden ſei, ein großer Theil der königlichen Partei wäre Cromwell zugefallen, ſo dieſer ſich die Krone aufgeſetzt hätte. Der Protektor, welcher ſelbſtverſtändlich zu dieſer Zeit nicht mehr der naive Enthuſiaſt von 1628 war, ſondern der unter großen Geſchäften, ſchweren Sorgen, harten Anſtrengungen, glänzenden Erfolgen und bitteren Erfahrungen zu ſeiner vollen Höhe herangereifte Staatsmann, erkannte gar wohl die Vortheile, welche ihm der Königstitel verbürgen würde; allein es verwehrten ihm, wie weiter oben dargethan worden, ſchwerwiegende, wenn nicht abſolute Gründe den ihm ſonſt ſo nahegelegten und ſcheinbar ganz leichten Griff nach der Krone.

Mit dieſen zwingenden äußeren Motiven verbanden ſich aber ohne Zweifel nicht minder zwingende innere. Es hieße dieſem großen und guten Manne ſchreiendes Unrecht anthun, wollte man glauben, ſeine wiederholte Weigerung, den Königstitel anzunehmen, ſei nur Heuchelei und Poſſe geweſen. Die Wahrhaftigkeit — dieſes Hauptcharaktermerkmal der wahrhaft großen und guten Männer — ja, die Wahrhaftigkeit ſeiner Seele verbot es ihm. Er fühlte, daß die Annahme der Krone eine Verleugnung ſeiner eigenen Vergangenheit, daß ein gekrönter Cromwell ein greller Widerſpruch in ſich ſelber wäre. Der eine Krone mitſammt dem Kopfe, auf welchem ſie geſeſſen, abgeſchlagen hatte, konnte nicht eine Krone aufſetzen wollen.

Eine ſchlichte Größe, eine ſchwermüthige Treuherzigkeit, welche in dem Munde eines ſo eiſernen Mannes wahrhaft rührend und erſchütternd wirkt, ſpricht aus den Verhandlungen, welche der Protektor im April und Mai von 1657 mit ſeinem ſogenannten „zweiten“ Parlamente pflog, das eine neue Verfaſſung für Großbritannien entworfen hatte, kraft welcher die Monarchie hergeſtellt werden ſollte und Cromwell in aller Form angegangen wurde, Amt und Titel eines Königs anzunehmen. Er zollte mit warmen Worten den Beſtimmungen dieſes Verfaſſungsentwurfes zur Sicherſtellung der religiöſen und bürgerlichen Freiheit ſeine Anerkennung; er gab auch offen zu, daß, obzwar für ihn perſönlich das Aufſetzen oder Nichtaufſetzen der Krone nur die Bedeutung habe, ob „er auf ſeinen Hut eine Feder ſtecke oder keine“, vom Geſichtspunkte der praktiſchen Politik aus die Annahme des königlichen

Titels ſich empfehle: aber er könne ſich nun einmal nicht damit befreunden, es gehe ihm gegen den Mann. Als am 13. April die große Parlamentskommiſſion vor dem Protektor in Whitehall erſchien und in feierlicher Audienz das wiederholte Anerbieten der Krone vorbrachte, motivirte Cromwell in ausführlicher Rede ſeine Ablehnung. Beſonders charakteriſtiſch war in dieſer Rede die Stelle: — „Ich habe den Platz, auf welchem ich ſtehe, eingenommen nicht ſo ſehr in der Hoffnung, Gutes zu thun, als vielmehr mit dem Wunſche, Schäden abzuwenden, von welchen ich die Nation bedroht ſah (not so much out of hope of doing any good, as out of a desire to prevent mischief and evil, which I did see was imminent on the nation). Ich ſah, daß wir kopfüber in Verwirrung und Anarchie hineinrannten, und da entſprach ich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, dem Wunſche, mich dahin zu ſtellen, wo ich ſtehe. Auf Titel und Namen kommt es dabei gar nicht an. Es handelt ſich darum, den Frieden und die Freiheiten der Nation zu gründen und ſicherzuſtellen, und da bin ich bereit, euch zu dienen, wie ich kann, — nicht als ein König, aber als ein Konſtabler, ſo 's euch gefällt (not as a king, but as a constable, if you like). Denn, fürwahr, oft hab' ich vor Gott gedacht, daß ich mein Geſchäft und meinen Platz nicht beſſer bezeichnen könnte, als wenn ich mich mit einem guten Konſtabler vergliche, welcher dazu da iſt, den Frieden in einer Gemeinde aufrecht zu erhalten. Und wahrlich, das gereichte und gereicht mir in allen Trubeln und Trübſalen, die ich durchzumachen hatte und habe, zur Beruhigung und Genugthuung, daß ihr jetzt Frieden habt."

Mittelſt einer Zuſchrift an den Sprecher des Parlaments vom 8. Mai 1657 lehnte Oliver endgültig den Königstitel ab („I cannot undertake this government with the title of king“) und fuhr fort Großbritannien als Land-Protektor zu regieren, royaliſtiſchen, doktrinär-republikaniſchen, papiſtiſchen, anglikaniſchen und leveller'ſchen Anfeindungen, Nörgeleien, Fanatismen, Verſchwörungen und Mordkomplotten zum Trotz. Es war eine Gewaltherrſchaft, keine Frage; mit dem Schwerte gewonnen und mit dem Schwerte behauptet, nur von den Rieſenſchultern Olivers getragen und vorausſichtlich mit dem Leben des Rieſen zuſammenbrechend. Aber es war eine Regierung der Wohlfahrt und des Ruhmes, ja, und auch eine Regierung der Milde und Duldung, ſoweit die Leidenſchaften der Feinde des Protektors demſelben nur immer geſtatteten, Milde und Duldung zu üben. Selbſt der heftige Royaliſt und eingefleiſchte Stuartiſt Hume ſieht ſich, um doch den Thatſachen der Geſchichte nicht allzu hart ins Geſicht zu ſchlagen, genöthigt, des Protektors bürgerlicher Verwaltung, ſeiner Achtung vor dem Geſetz, ſeiner Gerechtigkeitsliebe, ſeiner Fürſorge für eine fleckenloſe Rechtspflege Lob zu ſpenden*). In Wahrheit, England iſt nie beſſer regiert worden, als es von Cromwell regiert wurde, und das innere Gedeihen der Nation unter dieſer Regierung war ſo augenſcheinlich, daß nur ganz verbohrte Kavaliere und ganz verrückte Millennarier es leugnen konnten.

---

*) Hume, Hist. of England, II, ch. 2.

Die glänzenden Erfolge des Protektors nach Außen, den herrlichen Aufſchwung, welchen er der Macht Englands gab, mochten ſelbſt Kavaliere und Millennarier nicht leugnen. Auch Stuartiſt Hume fühlte beim Rückblick auf das, was Cromwell für ſeines Landes Geltung und Ehre gethan, ſein Herz etwas höher ſchlagen. Er ſagt: „Die große Seele dieſes glücklichen Uſurpators war auf die Ausbreitung der Ehre des engliſchen Namens gerichtet und er pflegte ſich zu rühmen, daß er den Namen eines Engländers ebenſo gefürchtet und geehrt machen wollte, als jemals der Name eines Römers geweſen ſei." In Wahrheit, er durfte ſich alſo rühmen, weil er vollbrachte, was er ſich vorgeſetzt. Er beſiegte alle Feinde ſeines Landes und ſchrieb ihnen Geſetze vor, er ließ die engliſche Flagge triumphirend auf allen Meeren wehen, er war der geniale Impulsgeber und energiſche Wegzeiger ſeiner Nation auf ihrem Vorſchritt zur Weltmachtſtellung. Nach zwei Richtungen hin gebührt aber, wenn ich recht erwäge, dem Weſen und Walten des Protektors der höchſte Preis. Erſtlich hat die herzliche Förderung, welche er den jungen puritaniſchen Kolonieen in Amerika angedeihen ließ, eine Zukunftsſaat von unberechenbarer Ertragsfähigkeit mitſtreuen geholfen. Zweitens war es Cromwells Politik, welche der reißenden römiſchen Reaktion im 17. Jahrhundert Halt gebot. Ja, nicht etwa der ſelbſtſüchtige Eroberer Guſtav Adolf von Schweden, ſondern vielmehr der Protektor der Commonwealth von England iſt der Fels geweſen, an welchem die Springflut jener verderbenſchwangern Reaktion ſich gebrochen hat. Oliver Cromwell war der echte und rechte Held des Proteſtantismus — ich meine das, wie Denkende leicht errathen, nicht im bornirt konfeſſionellen Sinne — er war der glorreiche Schwerthalter germaniſcher Freiheit gegenüber romaniſcher Verdummung und Tyrannei . . .

Der große Glückstag ſeines Lebens, der 3. September, an welchem er ſeine beſten Schickſalshammerſchläge gethan hatte, ſollte auch des Mannes Todestag werden. Am 3. September von 1658 ſtarb der Gewaltige und die Nachfolge ſeines Sohnes Richard im Protektorat ging ſcheinbar ganz ruhig und glatt von ſtatten. In Wahrheit und Wirklichkeit aber begann ſchon am Tage nach Olivers Hingang die Agonie der Commonwealth. Sie ging zu Grunde und es folgte die ſchmachvolle Orgie der ſtuartiſchen Reſtauration, welche mit einem namenloſen, jedoch vollkommen ihrer würdigen Akt der Barbarei und Gemeinheit eingeweiht wurde. Man riß den halbverweſ'ten Leichnam Cromwells, man riß die Gebeine ſeiner hochehrwürdigen Mutter und ſeiner geliebten Tochter Bridget aus ihren Gräbern, ſchleifte ſie nach dem Richtplatz zu Tyburn und hing ſie dort an den Galgen, — im Namen der Gerechtigkeit und des Königs.

Alſo lohnte England dem größten ſeiner Männer. Aber die Weltgeſchichte hat den Namen Oliver Cromwells mit ewigleuchtenden Zügen in ihr Pantheon geſchrieben und die Namen Karls des Zweiten und ſeiner Mitkujone für ewig an ihren Galgen genagelt.

Ein
ruſſiſches Haus-, Hof-
und
Staatstrauerſpiel.

1.

„Glücklich wie eine Prinzeß!“

„Quält mich doch nicht ſo mit den nutzloſen Arzeneien und laßt mich ruhig ſterben, da ich nicht länger leben mag. Das Daſein liegt zu ſchwer auf mir!“

Die das ſprach am 1. November 1715 im Czarenpalaſt von Moskau, war eine deutſche Prinzeſſin, Charlotte Chriſtine von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und ſchwer fürwahr hatte das Daſein auf ihr gelegen und gelaſtet, ſeit jenem 25. Oktober 1711, wo ſie zu Torgau dem Czarewitſch Alexei, des großen Peters erſtgeborenem Sohn, angetraut worden war.

Damals, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ſind ruſſiſche Heiraten noch nicht der höchſte Ehrgeiz und heißeſte Wunſch deutſcher Fürſtenhäuſer geweſen. Man wußte in Mittel-, Weſt- und Südeuropa noch wenig von Rußland. Was man aber erfuhr, war der Art, die Leute mit einem aus Verwunderung, Schrecken und Abſcheu gemiſchten Gefühle auf ein Volk blicken zu machen, welches aus dem phyſiſchen und moraliſchen Moraſt aſiatiſcher Barbarei herauszureißen das gewaltige Kraftgenie Peters des Erſten ſoeben unternommen und begonnen hatte. Er war allerdings in ſeiner Art ein großer, ein größter Mann, dieſer Peter. Eine welthiſtoriſche Charakterfigur erſten Ranges, in ſeinem Walten und Thun als Herrſcher ein tüchtiger Arbeiter am Werke menſchheitlicher Civiliſation, geradezu ein, nein, der ruſſiſche Kulturheros, obzwar für ſeine Perſon ſein Leben lang ein gräulicher Barbar, am hellen Tage und vor Aller Augen zügelloſen Gelüſten und Leidenſchaften fröhnend, deren Befriedigung ſelbſt ſchamloſeſte Wüſtlinge in Nacht und Einſamkeit zu bergen ſich bemühen. Derſelbe

Mann aber, welcher eine ſeiner Lüſte darin ſuchte und fand, allerhöchſt eigenhändig den Knutenmeiſter und Kopfabhacker zu machen, hat mit genialiſchem Blicke die Zukunft Rußlands erſchaut und mit rieſenſtarkem Arme geſchaffen. Er drängte, ſtieß, peitſchte ſein Volk in die Großmachtsſphäre; er pflanzte die Fahne ruſſiſcher Eroberung an drei Meeren auf, an der Oſtſee, am ſchwarzen und kaspiſchen Meere; er ließ den von ihm geſchaffenen Koloß des Czarismus, den einen Fuß auf Europa, den andern auf Aſien ſetzen, während des Rieſen lange Arme unerſättlich ausgriffen, da ſchwediſche und polniſche, dort türkiſche, perſiſche und chineſiſche Provinzen raffend und einheimſend.

Und keineswegs war Peter nur ein aſiatiſcher Eroberer nach der Weiſe der Timur und Nadir. Nein, er war auch ein europäiſcher Organiſator und Civiliſator. In dieſem wunderſam gebauten Menſchen arbeitete, ſelbſt während er ſich im Pfuhl unmeldbarer Ausſchweifungen wälzte, der ruheloſe Gedanke, Etwas zu Wege zu zimmern und zurecht zu ſchmieden auf Erden, arbeitete ein raſtloſer

Schöpfungstrieb, eine frohlockende Kraft, die gewaltige Schulter an die Völkerlawine Rußland zu ſtemmen und ſie vorwärts zu rollen auf der weltgeſchichtlichen Bahn. Auch war vom Geiſte ſeines Jahrhunderts ein Funke in dieſes Mannes Seele gefallen. Dies erhellt nicht nur daraus, daß der Czar, „frei von allen Vorurtheilen“ — wie ein zu jener Zeit häufig umgehendes Wort lautete — nicht anſtand, die Baſtardtochter einer eſthniſchen Leibeigenen, die geweſene Buhlmagd verſchiedener ruſſiſcher Korporale und Generale, welche nachmals, eine gekrönte Kaiſerin, als Katharina die Erſte über Rußland geherrſcht hat, als ſeine Gemahlin neben ſich auf den Thron zu ſetzen, weil ſie ſeine Gedanken verſtand und ſeine Entwürfe fördern half; ſondern es erhellt auch noch deutlicher daraus, daß in dieſem Kraftmenſchen, in dieſem Ungethüm von Wütherich und Tyrannen ſchon eine nicht minder ſtarke Ader vom Staatsdienerbewußtſein pulſirte, als ſie ſpäter in den zwei aufgeklärten Muſterdeſpoten, in Friedrich dem Zweiten und Joſeph dem Zweiten, ſich regte. In Wahrheit, es war Etwas von echter Größe in der Art und Weiſe, wie Peter zu verſchiedenen Malen es ausſprach und bethätigte, daß ihm die Größe Rußlands unendlich viel mehr galt als die ſeines Hauſes. Unter der Gehirndecke dieſes Czarenſchädels, wie weit immer ſie gewölbt war, hatte ein ſo kleinlich Ding wie dynaſtiſche Selbſtſucht dennoch keinen Platz.

Allein geſetzt auch, die Prinzeſſin Charlotte von Braunſchweig hätte politiſchen Sinn und Ehrgeiz genug beſeſſen, um das Loos, Peters des Großen Schwiegertochter und vorausſichtlich dermaleinſt Czarin aller Reußen zu werden, willkommen zu heißen, ſo mußten jungfräulicher Inſtinkt und gebildetes Frauengefühl doch ſchon ſich angewidert fühlen von dem Gedanken, in ein Land zu gehen, wo die Barbarei der Sitten oder vielmehr Unſitten auch in den vornehmſten, höchſten und allerhöchſten Kreiſen noch in voller und toller Wüſtheit rumorte. Wahrſcheinlich jedoch hatte die arme Charlotte gar keine Vorſtellung, daß ſie, das wohlerzogene, ſittſame und feinfühlende deutſche Mädchen, an einen Hof verſetzt werden ſolle, allwo weibliche Tugend und frauliche Würde ſchlechterdings unbekannte Dinge waren, wo ein jedes der Hof- und Ehrenfräulein des Morgens eine Kanne Branntwein erhielt, „um ſich den Mund auszuſpülen“, weßhalb „ſie auch den ganzen Tag über ſehr guter Laune waren“, ſagt unſer berichterſtattender Augenzeuge; an einen Hof, wo der Soff in des gemeinen Wortes gemeinſter Bedeutung Herren und Knechte, die Pfaffen inbegriffen, tagtäglich, Frauen und Mägde ſehr häufig unter das Vieh erniedrigte und wo es bei großen czariſchen Feſten für einen Hauptſpaß galt, auf der Tafel der Herren eine nackte Zwergin und auf der Tafel der Damen einen nackten Zwerg aus einer Paſtete ſchlüpfen und auf dem Tiſche Grimaſſen ſchneiden zu ſehen.

Und nun vollends der Bräutigam, welchem hingegeben zu werden die Prinzeſſin das „Glück“ hatte! Alexei Petrowitſch war im Jahre 1690 dem Czaren von ſeiner erſten Frau geboren worden, von jener Awdotja (Eudoxia) Lapuchin, welche Peter im Jahre 1698 verſtieß und zwang, im Kloſter Sſusdal als Nonne ſich einkleiden zu laſſen, was die

Verſtoßene jedoch nicht hinderte, mit allerhand Weltlichem, unter Anderem auch mit ihrem Liebhaber Stephan Glebow, ſich zu befaſſen. Denn Awdotja iſt keineswegs der fleckenloſe Tugendſpiegel geweſen, zu welchem gemüthliche Poeten das Bild der Verſtoßenen zugeſchliffen haben. Sehr begreiflich zwar, daß ſie den Czaren von ganzer Seele haßte; nicht weniger begreiflich aber auch, daß Peter die raſtloſen Ränke und Zettelungen, welche die Ex-Czarin von Sſusdal aus ſpann, um das Werk ſeines Lebens, die Europäiſirung und Machtentfaltung Rußlands, zu hindern, zu hemmen oder wieder zu zerſtören, mit eiſernem Fuße zertrat.

Der Knabe Alexei wurde der Erbe des mütterlichen Haſſes gegen den Vater, der ſeinerſeits in dem Kinde von früh auf eben auch nur oder wenigſtens allzuſehr bloß den Sprößling der verhaßten Awdotja geſehen zu haben ſcheint. Es war ein ſchlimmes Verhältniß von Anfang an. Die Erziehung des körperſchwachen und geiſtesarmen, trägen, dabei frühzeitig auf den Abweg geſchlechtlicher Sünden gerathenen Prinzen iſt arg vernachläſſigt worden. Die oberſte Aufſicht darüber führte oder ſollte führen der Emporkömmling und Günſtling Menſchikow, welcher ſeine Sklavin Katharina an den Czaren abgetreten hatte. In dem Grade nun, in welchem dieſe immer bedeutender und mächtiger wurde, und ganz im Verhältniß zu der Raſchheit und Entſchiedenheit, womit ſie dazu gelangte, von Peter erſt zur Goſſudarina, dann zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt zu werden — welche „Rechtmäßigkeit“ übrigens niemals aktenmäßig hat feſtgeſtellt werden können — in demſelben Grade und Verhältniß vernachläſſigte Menſchikow ſeine Pflicht in Betreff des Czarewitſch und dieſer fiel gerade in der gefährlichen Epoche des Uebergangs vom Knaben- zum Jünglingsalter Leuten von altruſſiſcher Anſchauung anheim, ſtupiden Popen und ſonſtigem Hofungeziefer der dümmſten und ſchlimmſten Sorte.

Dieſes Geſinde ſtopfte die enge Gehirnhöhle des Prinzen mit orthodoxem Wuſt voll, bildete ihm ein, er ſei berufen, dereinſt die „gottloſen Neuerungen“ ſeines Vaters zu nichte zu machen, das altgläubige

Czaren- und Ruſſenthum der guten, alten, frommen Zeit wieder herzuſtellen und die Nachkommenſchaft der Czarin Katharina auszutilgen. Selbſtverſtändlich beeiferte das Ungeziefer ſich auch, den Prinzen im Laſter zu ſteifen und insbeſondere ſeinen Hang zur Trunkſucht zu ſtacheln, auf daß der alſo Herangezogene dereinſt ein Czar wäre, wie ihn derartige treue Diener des Thrones und Altars wollten und wünſchten. Den Augen Peters, obgleich ſie unendlich viel Anderes zu überwachen hatten, konnte es nicht entgehen, daß in dem eigenen Sohn ihm ein Zerſtörer ſeines Rieſenwerkes heranwuchs. Wenn ſein bitterer Unmuth über die körperliche und geiſtige Nullität Alexei's, über des Prinzen totalen Mangel an politiſchem Verſtändniß und kriegeriſchem Sinn, über deſſen Trägheit und Verpfaffung zum Explodiren kam, wetterte er von Zeit zu Zeit in ſeiner wilden Weiſe darein, fuhr auch wohl mit Stock und Kantſchu dazwiſchen, ſchien ſich dann aber wieder Jahre lang gar nicht um den Sohn zu kümmern und verdarb natürlich mit ſothaner Pädagogik vollends, was überhaupt noch zu verderben war.

Daß jedoch der Czar ſeiner väterlichen Pflicht keineswegs uneingedenk geweſen, beweiſt ſein Verſuch, den rohen und lüderlichen Jungen mittelſt einer gebildeten, ſittſamen und liebenswürdigen Frau zu beſſern. Die arme Charlotte von Braunſchweig wurde das Opfer dieſes Experiments. Ihre Ehe mit dem Czarewitſch war vom Anfang an bis zuletzt nur ein Martyrium. Der bildungsloſe Schwachkopf Alexei haßte ſeine junge Frau ſchon darum, daß ſie eine Lutheranerin war; denn man hatte die Prinzeſſin bei ihrem väterlichen Glauben gelaſſen, weil die Politik damals noch nicht das Wunder zu wirken wußte, deutſche Prinzeſſinnen im Handumdrehen von der lutheriſchen „Ketzerei“ zur griechiſch-katholiſchen Rechtgläubigkeit zu bekehren. Der Czarewitſch lebte auch nach ſeiner Verheiratung mit ſeiner Magd Affraßja, einer hörigen Finnin, und das mochte für ſeine Frau mehr eine Erleichterung als ein Leid ſein. Denn das Zuſammenſein mit dem wüſten Trunkenbold war für Charlotte eine Qual. Der Elende ſoll auch, was ſehr glaubhaft iſt, die Arme gelegentlich mit Schlägen und Fußtritten mißhandelt haben. Sie gebar ihm eine Tochter, Natalia, im Juli 1714 und am 23. Oktober 1715 einen Sohn, den nachmaligen Czaren Peter den Zweiten, welcher ſeiner Stiefgroßmutter Katharina auf dem Throne folgte, aber nur als ein kurzathmiger Schemen über die ruſſiſche Staatsbühne ging. Dann legte ſich die Unglückliche hin, ſagte noch: „Das Daſein liegt zu ſchwer auf mir!“ und wurde von dem Allerbarmer und Allerlöſer Tod zur Ruhe gebracht. Der Czar, welcher ſich ſeiner Schwiegertochter ſtets rechtſchaffen gegen den verwilderten Sohn angenommen hatte, war an ihrem Sterbebette geſtanden und hatte der darum Flehenden verſprochen, ihrer Kinder väterlich ſich anzunehmen. Er traf auch perſönlich die Anordnungen zum Leichenbegängniß, welches am 7. November mit feierlichem Gepränge ſtattgefunden hat.

Aber aus dem Grabe, in welchem dieſes junge, ſo vorzeitig gebrochene Leben verſchwunden war, ließ die Dichtung, welche es ja allzeit geliebt hat, über die herben Thatſachen der Geſchichte mildernde Schatten zu breiten oder auch verklärende Lichter hinzuſtreuen, ein wunderlich Sagengebilde herauswachſen, an welches viele Menſchen lange geglaubt haben als an eine Wahrheit. Der Tod der armen Charlotte — ſo lautete die Sage — ſei nur ein Scheintod geweſen und es ſei ſtatt ihrer ein Holzblock begraben worden. Die Todtgeglaubte aber ſei von treuen Freunden und Freundinnen, unter welchen ſeltſamer Weiſe die berühmte Buhlkünſtlerin Aurora von Königsmark eine vortretende Stelle eingenommen, aus Rußland nach Paris und von dort nach Louiſiana in Amerika gerettet worden. Da habe ihr ein ritterlicher Franzos, der Chevalier d'Aubant, viele Freundſchaftsdienſte zu erweiſen Gelegenheit gehabt und derſelbe habe ſich auch erboten, die Prinzeſſin, welche ſich ihm entdeckte, nach Eintreffen der Nachricht von dem Untergang und Tod ihres Gemahls nach Rußland zurück zu geleiten. Sie jedoch, nach dem Glanz und der Barbarei des czariſchen Hofes keineswegs ſehnſüchtig zurückblickend, zog es vor, zu bleiben, wo ſie war, gab eine Weile ſpäter der Werbung des wackern Chevalier Gehör, reichte ihm ihre Hand und lebte lange Jahre mit ihm in Glück und Zufriedenheit . . . . Man ſieht, die Poeſie hat ſich bemüht, das arme Opfer der Politik für die am Ufer der Newa erduldeten Leiden am Ufer des Miſſiſſippi zu entſchädigen. Schade nur, daß die Poeſie in dieſem Falle, wie in unzähligen anderen, nur ein ſchöner Traum war, die Geſchichte dagegen eine wüſte Wirklichkeit!

2.

Vater und Sohn.

Es hat heiß in dem Czaren gekocht, während er am ſchon genannten 7. November 1715 dem Sarge welcher die erlöſte Charlotte barg, zur Gruft nachſchritt. Mit der Trauer um die todte Schwiegertochter rang der Zorn über den lebenden Sohn; aber die weiche Stimmung war doch ſo vorwiegend, daß keine der gewohnten peter'ſchen Vulkansexploſionen ſtatthatte. Er gab nur dem Bedürfniſſe nach, zwiſchen ſich und dem Sohn einmal reine Bahn zu ſchaffen, und ſo hat er ſich unmittelbar nach der Beſtattungsceremonie hingeſetzt und an den Czarewitſch einen Brief geſchrieben, worin da und dort ein nicht verhaltener Zorn grollt, im Ganzen aber aus den Vorwürfen, Ermahnungen und Warnungen des Herrſchers die Stimme des Vaters deutlich heraustönt. Zu wahrhafter Ehre gereicht es dem Czaren, daß er ſeine Epiſtel mit den Worten beſchloß: „Ich will noch einige Zeit warten, ob du dich nicht aufrichtig beſſern werdeſt. Sollte dies aber nicht geſchehen, ſo ſei hiermit verſichert, daß ich dich als ein brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich Solches bloß zum Schrecken ſchreibe, und ſteife dich nicht darauf, daß ich ja keinen anderen Sohn habe. Es ſoll wahrlich, ſo Gott will, erfüllt werden! Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geſchont habe und noch nicht ſchone, wie ſollte ich dich als Unwürdigen ſchonen? Lieber ein würdiger Fremder als ein unwürdiger Eigener“ — (ſoll, wollte der Czar ſagen, mein Thronnachfolger ſein).

Der Czarewitſch beantwortete dieſe Zuſchrift noch an demſelben Tage, unter demüthigen Selbſtanklagen ſeinen Trotz, dem Vater zu Willen zu ſein, nur ſchlecht oder gar nicht verbergend. „Wofern ich nicht fähig ſein ſollte, die ruſſiſche Krone zu tragen, ſo möge mir geſchehen nach deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich zu ſolchen Geſchäften ungeſchickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß faſt hin iſt und ich, an geiſtigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geſchwächt, untüchtig bin, ein ſolches Volk zu beherrſchen, daß keinen ſo verfaulten Menſchen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Anſprüche auf die Thronfolge.“ Der Czar hatte guten Grund, mit einer in dieſem Tone gehaltenen Antwort des Sohnes unzufrieden zu ſein, und ſchrieb daher zurück, er fürchte ſehr, die „Bartleute“ (die altruſſiſch Geſinnten) möchten, ſo er todt, den Czarewitſch leicht dahin bringen, ſein ganzes Werk wieder zu vernichten. Er ſagte daher ſchließlich kategoriſch: „Beſſere dich, bereite dich vor, ein würdiger Nachfolger zu werden, oder aber geh' ins Kloſter!“

Gerade an dieſem Tage gebar Katharina dem

Czaren einen Sohn, welcher jedoch nur wenige Jahre am Leben blieb. Man thut der Czarin wohl kaum Unrecht, wenn man annimmt, daß ſie von der Geburt dieſes Prinzen an darauf hingearbeitet habe, demſelben auf Koſten ihres Stiefſohns die Thronfolge zuzuwenden. Allein es iſt mit Beſtimmtheit zu behaupten, daß ihre derartigen Bemühungen ohne die Verkehrtheit und Verbohrtheit des Alexei fruchtlos geweſen ſein würden. Denn der Czar war überhaupt über dynaſtiſche Engherzigkeit ſo erhaben, daß er zu derſelben Zeit zu einem der fremden Geſandten an ſeinem Hofe ſagte: „Man nennt es Grauſamkeit, wenn ein Fürſt, um ſein Reich, das ihm lieber ſein ſoll als alles Blut ſeiner Adern, zu erretten und zu erhalten, die Erbfolge der Blutsverwandtſchaft ändert. Ich dagegen nenne es die größte aller Grauſamkeiten, das Wohl des Staates dem bloßen Rechte einer herkömmlichen Erbfolge zu opfern.“

Der Czarewitſch nahm die Geburt ſeines Stiefbruders zur Veranlaſſung, ſeinem Vater abermals zu erklären, daß er ſich zur Thronnachfolge für untüchtig halte und demnach derſelben entſage. Worauf der Czar in einem Schreiben vom 19. Januar 1716: „Ueber die Thronfolge habe ich allein zu entſcheiden. Aber warum gehſt du nicht in dich? Beſſere dich und werde thätig und tüchtig! In Nichts ſtehſt du meinen Bemühungen und Sorgen bei. Statt deſſen verleumdeſt und verfluchſt du Alles, was ich aus Liebe zu meinen Unterthanen Gutes geſtiftet, und ich habe große Urſache, zu glauben, daß du, ſo du mich überlebſt, Alles wieder über den Haufen werfen werdeſt. Ich darf dich fürder nicht ſo nach deinem Gefallen hinleben laſſen, als ob du weder Fiſch noch Fleiſch wäreſt. Bemühe dich entweder, der Thronfolge würdig zu werden, oder geh' in ein Kloſter.“ . . . Jeder unbefangene Urtheiler wird zugeben müſſen, daß Peter bislang gegenüber dem Czarewitſch ganz verſtändig und pflichtmäßig gehandelt habe. Er gab den widerſpenſtigen Sohn auch jetzt noch nicht auf; aber Alexei rannte thöricht und blind in ſein Verderben.

Im Begriffe, zur Badekur nach Pyrmont und von da zur Betreibung des ſchwediſchen Krieges nach Kopenhagen zu gehen (1716), wollte der Czar den

Czarewitſch noch beſuchen, um ihm perſönlich Ermahnungen zu geben; allein Alexei ſtellte ſich krank, um den Vater nicht ſehen zu müſſen. Kaum war dieſer abgereiſt, ſo ſtand der Czarewitſch von ſeinem angeblichen Krankenlager auf und wohnte einem Zechgelage im altruſſiſchen Styl an. Im Auguſt des genannten Jahres ſchrieb der Czar noch einmal mahnend und warnend an den Sohn. Er wolle ihm ſechs Monate Bedenkzeit geben, um den Entſchluß einer anderen Lebensführung zu faſſen. In dem bisherigen Geleiſe der Aftergläubigkeit, Unwiſſenheit und Faulheit dürfe er ſich nicht fortſchleppen. So er dereinſt den Thron beſteigen wollte, müßte er dem Vater einen thatſächlichen Beweis der Sinnesänderung geben, und es beſtände dieſer darin, daß Alexei ſich ſofort aufmachte und zum Heere käme.

In der That, der Czarewitſch machte ſofort ſich auf, aber nicht ins Feldlager, ſondern ins Weite. Des Vaters Rath und Wunſch war ihm Nichts. Er hörte auf Rathgeber wie Alexander Kikin und Nikiphon Wäſemski, welche der Hoffnung lebten, ſie würden ſich eines Tages des Czaren Alexei als eines leicht handlichen Werkzeuges bedienen können, um das Bartruſſenthum und die Bojarenbarbarei wieder herzuſtellen im heiligen Rußland. Sie riethen dem Bethörten Schlimmſtes.

3.

Flucht und Rückkehr.

In welche Wuth der Czar ausbarſt, als ihm aus St. Petersburg die Kunde zuging, der Czarewitſch ſei mit ſeiner Konkubine Affraßja geheimnißvoll aus der Hauptſtadt verſchwunden, kann man ſich unſchwer vorſtellen. Oder vielmehr, beſſer geſagt, nur ſehr ſchwer. Denn wir gebildeten Leute der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben ſicherlich Mühe, uns ſo eine echt peter'ſche Grimm- und Grollentladung dieſes Ungethüms von Kraftmenſchen zu veraugenſcheinlichen. In jener Stunde, als der Kurier aus Petersburg anlangte, hat ſich im Zelt oder Kabinett des Czaren gewiß ein furchtbares Donnerwetter mit Gebrüll und Flüchen, Stockſchlägen und Fußtritten entladen. In ſolchen Augenblicken ſuperlativiſchen Zorns war der große Czar nur noch eine raſende Beſtie, die den Erdball, ſo ſie es vermocht hätte, wüthend in Stücke geſtampft haben würde.

Es iſt mit Grund zu vermuthen, daß ſeine Günſtlinge dem Czarewitſch eingebildet hatten, der Czar habe ihn blos deßhalb zu ſich ins Feldlager berufen, um ſich mittelſt einer feindlichen oder auch wohl mittelſt einer abſichtlich irregehenden ruſſiſchen Kugel ſeiner zu entledigen, damit die Thronfolge dem Sprößlinge Katharina's zugewendet werden könnte. Daß der einfältige Prinz einer ſolchen Einflüſterung Glauben ſchenkte, war ganz in der Ordnung, und da er eben ſo feig als albern, läßt ſich ſeine Flucht leicht begreifen. Wir haben aber geſehen, daß Peter der Mann war und offen erklärte, der Mann zu ſein, welcher das Recht habe und ſich des Rechtes bewußt ſei, über die Nachfolge im Reich ſouverain zu verfügen. Er hat auch nachher gezeigt, daß er der Mann, Angeſichts aller Welt, das „brandige Glied,“

ſo es nöthig, abzuhauen, und darum iſt es nur thörichter Schwatz und Klatſch geweſen, wenn man nach Art der Kikin und Konſorten dem Czaren meuchelmörderiſche Abſichten gegen den Sohn unterſchieben wollte. Es iſt wahr, im Dienſt und Bann der großen Idee, für welche er lebte, hat Peter, wenn dieſe Idee, die Größe Rußlands, es forderte oder zu fordern ſchien, nie gezaudert, zu tödten, nach Umſtänden Einzelne oder auch ganze Maſſen; aber ihn zum Meuchler ſtempeln zu wollen, heißt dem Unhold von großem Czaren Unrecht anthun.

Der Czarewitſch war mit ſeiner Affraßja — die den Unglücklichen nachmals verrieth, vorgebend, ſie ſei zum „commerce d'amour“ mit ihm ſtets nur durch Androhung des Todes gezwungen worden — über Königsberg nach Wien entflohen. Dem letzten Habsburger, dem vorſichtigen Kaiſer Karl dem Sechſten, kam der moskowitiſche Gaſt nicht ſehr gelegen. Indeſſen weigerte er demſelben das erbetene Aſyl nicht und wies dem Flüchtling, welcher ſelbſtverſtändlich in Verborgenheit zu leben wünſchte, zuerſt das Schloß Ehrenberg in Tirol und dann das Kaſtell San Elmo in Neapel zum Aufenthalt an. Aber ſchon waren die Verfolger, welche der Czar ausgeſandt hatte, der Diplomat Peter Tolſtoi und der Gardehauptmann Alexei Romanzow, auf der Fährte des Prinzen. Sie ſpürten ſeinen Zufluchtsort auf und der letzte Habsburger war keineswegs der Mann, welcher nöthigenfalls einen Bruch mit dem wüthenden Czaren riskirt hätte, um die Heiligkeit des Gaſtrechts unverletzt zu erhalten. Tolſtoi und Romanzow ſollten, ſo beſtimmte Kaiſer Karl, verſuchen dürfen, den flüchtigen Prinzen zur Heimkehr zu bewegen.

Die Beiden erhielten demnach Zutritt in San Elmo und überbrachten dem Czarewitſch einen vom 10. Juli 1717 datirten Brief ſeines Vaters, worin dieſer dem Sohne Verzeihung zuſicherte, falls er zurückkehren und ſich gehorſam erweiſen würde. Sein ferneres Schickſal würde ganz von ihm ſelber, von ſeiner Führung und ſeinem Gebaren abhängen. Alexei, der ſich in Folge ſeiner Unwiſſenheit, Unbehülflichkeit und Trägheit in der Fremde ganz unbehaglich und unglücklich fühlen mochte und mußte, ſchrieb am 15. Oktober an den Czaren, daß er die angebotene Verzeihung dankbar annähme und unzögerlich heimkehren würde.

So geſchah es in der That, und am 3. Februar 1718 langte der Czarewitſch, von Tolſtoi und Romanzow begleitet, d. h. bewacht, in Moskau an. Allein hier hatten ſich inzwiſchen mancherlei Fäden zu dem Gewebe der großen ruſſiſchen Haus-, Hof- und Staatstragödie durch einandergeſchlungen, deren Held Peter und deren Opfer Alexei war. Die Flucht des Sohnes und was damit zuſammenhing, hatte dem Czaren die traurige Ueberzeugung beigebracht, daß Alexei nicht zur Regierung gelangen dürfte, falls nicht Peters Schöpfung wieder zu Grunde gehen ſollte. Und das ſollte ſie nicht. Der Entſchluß des Czaren war unwiderruflich gefaßt: der Czarewitſch mußte von der Thronfolge ausgeſchloſſen werden.

4.

Die Entſagung.

Am Morgen des 4. Februar 1718 ging im Kreml, dem alten Nationalheiligthum Rußlands, allwo vierundneunzig Jahre ſpäter der Glück- und Glanzſtern Napoleons in Brandrauchwolken verſank, eine Haupt- und Staatsaktion vor ſich.

Im Innern des bunten Durcheinanders von Paläſten, Tempeln, Arſenalen, Hallen und Höfen ſtand die preobraſchenſkiſche Garde unter den Waffen. Andere Regimenter hielten die Umgebungen und Zugänge der weiten Czarenburg beſetzt. Die höchſten Würdenträger des Reiches, Senatoren, Prälaten, Generale und Admirale waren im Konferenzſale verſammelt. Umgeben von einer Wolke von Hofbeamten, erſchien der Czar. Die Flügelthüren des Prunkaudienzſales ſprangen auf. Peter ſchritt, von der ganzen Verſammlung gefolgt, hinein und ſetzte ſich auf den Thron. Es verdient Erwähnung, daß in dem glänzenden Kreiſe von Reichsmagnaten, welcher ihn umgab, auch eine Abordnung der Bürgerſchaft von Moskau in ihren langen, dunkeln Röcken Platz gefunden hatte.

Auf einen Wink des Herrſchers trat der Czarewitſch ein, gefolgt von Peter Tolſtoi. Der Prinz ging zum Throne, kniete auf die Stufen deſſelben nieder und überreichte ſeinem Vater ein Papier, deſſen Inhalt der Czar durch einen Staatsſchreiber vor der Verſammlung verleſen ließ. Es enthielt das Bekenntniß der Verfehlungen Alexei's und deſſen Bitte um Gnade.

Der Czar, auf deſſen Stirn eine ſchwere Zornwolke lag, entlud ſeinen Kummer und Groll in einer langen Strafrede, deren Schluß der Ausruf bildete, daß die Verſchuldungen eines ſo unkindlichen Sohnes eigentlich von Rechtswegen durch die Todesſtrafe geſühnt werden müßten.

Der Czarewitſch warf ſich dem Vater zu Füßen. „Ich flehe um keine andere Gnade als nur um das Leben!“

„Das ſei dir geſichert. Aber es iſt nothwendig und es iſt mein unabänderlicher Wille, daß du dem Throne entſageſt. Willſt du?“

„Ja.“

„So ſei es, und ich weiſe dir von heute ab ein Jahreseinkommen von vierzigtauſend Rubeln an.“

Dies geſprochen, erhob ſich der Czar und begab ſich an der Spitze der ganzen Verſammlung in feierlicher Prozeſſion nach der uspenſkiſchen Kirche. Hier mußte der Czarewitſch die geſchehene Verzichtleiſtung mit einem Eidſchwur bekräftigen und wurde hierüber eine Urkunde aufgeſetzt, welche die ſämmtlichen zur Verſammlung Geladenen mit unterfertigten.

5.

Das Strafgericht.

Was bis dahin der Czar in dieſer Sache gethan hatte, mag und muß ſogar ein unbefangenes Urtheil vom Geſichtspunkt begründeter Sorge um das Staatswohl aus begreiflich und gerechtfertigt finden. Nun aber nahm die mißliche Angelegenheit eine Wendung, vor welcher europäiſche Nerven zurückbeben, weil dieſe Wendung alle Gräuel aſiatiſcher Despotie mit ſich brachte.

Es unterſteht wohl keinem Zweifel, daß während der Fluchtreiſe des Czarewitſch ſchlimme Zettelungen den Czaren umſponnen hatten, Zettelungen, welche darauf hinausliefen, den unglücklichen Prinzen nicht allein um die Thronfolge, ſondern auch um das Leben zu bringen. Der Mittelpunkt dieſes Ränkeſpiels, deſſen Betreiber ſehr geſchickt auf die wilde Leidenſchaftlichkeit Peters ſpekulirten, iſt ſicherlich die Czarin Katharina geweſen, obzwar ihre direkt perſönliche Betheiligung an dem gräßlichen Spiele nicht mit völliger Sicherheit aufgedeckt werden kann. Es handelte ſich darum, auch nach dem Tode des Czaren Rußland auf der Bahn, auf welche es Peter geworfen hatte, feſtzuhalten; denn nur in dieſem Falle ſahen alle die Werkzeuge und Günſtlinge des Czaren, Katharina voran, ihre Zukunft geſichert. So lange aber der legitime Thronnachfolger lebte, war der dereinſtige Wiederhereinbruch des

Altruſſenthums und ſomit ein über alle Förderer und Anhänger von Peters Reformwerk ergehendes Rachegericht nicht nur eine Möglichkeit, ſondern eine Wahrſcheinlichkeit, ja ſogar eine Gewißheit. Demgemäß miſchten die, welche ſchon um ihrer eigenen künftigen Sicherheit willen den Czarewitſch gänzlich beſeitigen und der Katharina die Thronfolge zuwenden wollten, die Karten, von welchen ſie dem Czaren eben nur ſolche ſehen ließen, die er ihren Abſichten gemäß ſehen ſollte. Das ganze Spiel hat er nicht durchſchaut oder wenigſtens erſt dann, als es zu ſpät war. Denn es muß ihm zugeſtanden werden, daß er es mit der gewährten Begnadigung des Sohnes ernſtlich gemeint hatte. Aber umgarnt, wie er war, ließ er ſich von den Ränkelern weiter und weiter fortziehen und ſeine zügelloſen Leidenſchaften thaten das Uebrige.

Der Hauptkartenmiſcher ſcheint Allem nach der Senator und Staatsrath Tolſtoi geweſen zu ſein. Auch ein Fürſt Dolgoruki tritt unter den Regiſſeuren des Trauerſpiels zeitweilig in den Vordergrund und zwar zweideutig genug. Er ſoll dem Czarewitſch aus Auftrag des Czaren zugeredet haben, die Mönchskutte zu nehmen, aber mit dem Beifügen: „Sie brauchen ſich darob keine grauen Haare wachſen zu laſſen. Nach dem Tode Ihres Vaters verlaſſen Sie das Kloſter wieder und beſteigen den Thron." Für die Hände ſolcher Intrikenkünſtler mußte der Körper- und Geiſtesſchwächling Alexei ein leicht herzurichtendes Opfer ſein. Dieſes eine Opfer genügte aber der neuruſſiſch-kathariniſchen Partei nicht, es galt vielmehr, mit dem Schlage, womit der unbequeme Czarewitſch getroffen werden ſollte, zugleich auch die altruſſiſche Partei, wenigſtens in ihren Spitzen, niederzuſchmettern und wegzuſäubern.

Noch am Tage der Haupt- und Staatsaktion vom 4. Februar wurde der Prinz einem Verhör unterzogen, damit ſeine Mitſchuldigen, d. h. alle diejenigen, welche ihn zu ſeinen Verkehrtheiten ermuntert und angeleitet hätten, bekannt würden. Wir müſſen annehmen, daß ſich der geängſtigte, arg in die Enge getriebene Unglückliche Ausſagen entpreſſen ließ, wie man ſie wünſchte; Ausſagen, welche für eine Menge von Perſonen ſehr beſchwerend waren. Daß Alexei ſchon jetzt mittels der Knute oder ſonſtiger Qualwerkzeuge gefoltert worden, iſt unerwieſen und auch unwahrſcheinlich. Seine Angſt war wohl eine ausreichende Folter, der Kern ſeiner Geſtändniſſe aber dieſer, daß ihm von Seite der altruſſiſchen Partei der Rath zugekommen ſei, ſich zu verſtellen, Alles ſtillſchweigend geſchehen zu laſſen, nöthigenfalls auch in ein Kloſter zu gehen, aber nach dem Tode des Vaters die Maske abzuthun und die altmoskowitiſche Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Daraufhin wurden in Moskau allein ſiebenzig Verhaftungen vorgenommen und Fahndungsbefehle gingen in alle Theile des Reiches, ſo daß die Prozedur raſch ganz monſtröſe Verhältniſſe annahm. An die Kloſterpforte von Sſusdal klopften ebenfalls Haftboten: die verſtoßene Czarin Awdotja wurde als Gefangene nach Moskau abgeführt. Auch des Czaren ränkeſüchtige Schweſter Maria wurde verhaftet, ſowie die Fürſtin Galizyn, eine abgefeimte Kreatur, welche ihre alten Tage zwiſchen Ausſchweifungen und Verſchwörungsverſuchen theilte. Hinter den verſchworenen Frauen ſtand als Antreiber ein Pfaffe, der Erzbiſchof Doſithei von Roſtow, — was ganz in der Ordnung; denn wo und wann hätten in lichtſcheuen Geſchäften die „Diener des Herrn“ nicht mitagirt? Czar Peter war freilich der Mann, auch ſothane Diener des Herrn ſehr nachdruckſam bei ihren höchſt ehrwürdigen Bärten zu packen. Nicht als Mann aber, ſondern als Unmenſch und rechter Gräuelpeter erwies er ſich, als er ſeiner Wuth ſo ſehr Zaum und Zügel ſchießen ließ, daß er nicht nur der alten Galizyn, ſondern auch der Mutter ſeines Sohnes, der verſtoßenen Awdotja, eigenhändig die Knute gab. Allerdings war die Ex-Czarin ſchwer kompromittirt, wenigſtens in den Augen des Czaren wirklich und ſchwer kompromittirt. Unter ihren Papieren hatte man nämlich die Beweiſe ihrer unlauteren Vertraulichkeit mit Stephan Glebow aufgefunden, ſowie einen förmlichen Plan, den Czaren vom Throne zu ſtoßen. Waren aber dieſe Dokumente echt? Oder waren ſie von der Sorte, wie ſie auch zu unſeren Zeiten in verſchiedenen Ländern aus geſellſchaftsretterlichen Fabriken hervorgegangen ſind?

Dame Hiſtoria muß mit verlegenem Augenniederſchlag der Wahrheit gemäß eingeſtehen, daß ſie bis zur Stunde außer Standes ſei, die eine oder die andere dieſer Fragen mit Beſtimmtheit zu bejahen oder zu verneinen.

Das Blut begann zu ſtrömen. Schon am 25. März 1718 wurde über Doſithei, Kikin, Wäſemski und Glebow das Todesurtheil gefällt. Die drei Erſteren wurden gerädert, der Letzte aſiatiſch-barbariſch gepfählt. Glebow iſt wie ein Held geſtorben. Die raffinirteſte Folterpein hatte ihn nicht dazu bringen können, gegen die Czarin Awdotja zu zeugen, und ſelbſt auf dem ſchrecklichen Pfahle behauptete er bis zum letzten Athemzug ſeine Standhaftigkeit. Dieſer muß es gedankt werden, daß gegen Awdotja nicht weiter verfahren werden konnte. Im Uebrigen aber war das Unheil einmal im Schwung und Zug und mußte ſeinen Fortgang haben. Nachdem noch in Moskau eine große Anzahl von Beſchuldigten, darunter an fünfzig Popen und Mönche, hingerichtet worden, befahl der Czar, daß die Fortführung der Prozedur in St. Petersburg ſtatthaben ſollte, wohin er ſelber ging und wohin er auch den gefangenen Czarewitſch bringen ließ.

Zum Unheil für Alexei kehrte die Finnin Affraßja, welche er ins Ausland mitgenommen hatte, gerade jetzt von dort zurück, und ſei es, daß ſie wirklich nur gezwungen mit dem Prinzen gelebt hatte und ihm deshalb Haß trug, ſei es, was wahrſcheinlicher, daß Alexei's Feinde in ihr ein förderndes Werkzeug erkannten und zu gewinnen wußten: genug, dieſes Weib, welches der unglückliche Czarewitſch wirklich geliebt hat — denn er bat nach ſeiner Verurtheilung ſeine Wächter weinend, ſie möchten ihm die Erlaubniß auswirken, Affraßja nur noch einmal zu umarmen — dieſes Weib ward an ihm zur Verrätherin und Anklägerin. Sie gab an, der Prinz habe allezeit den entſchiedenſten Widerwillen gegen das ganze Weſen und Walten ſeines Vaters gehegt und geäußert. Er habe kein Hehl daraus gemacht, daß er dereinſt, ſofort nach ſeiner Thronbeſteigung, dem peter'ſchen Syſtem ſein Ende bereiten würde, und er habe mit der altruſſiſchen Partei in engen Beziehungen geſtanden, mit der Partei, welche geplant, daß nach Peters Tode ſeine Haupthelfer und Günſtlinge, wie Mentſchikow, Jaguſchinsky, Scheremetew, Schaffirow und Andere, geſpießt und ſämmtliche Deutſche im Reiche niedergehauen werden ſollten. Dann wollte man Petersburg zerſtören, das ſtehende Heer auflöſen und im Kreml zu Moskau unter Czar Alexei auf gut Altmoskowitiſch reſidiren und regieren.

Niemand hat in des Czaren Seele geblickt und uns geſagt, was Alles in derſelben durcheinander und übereinander wogte und wallte, als er erkennen mußte oder erkennen zu müſſen glaubte, daß er zwiſchen dem Sohn und der Zukunft Rußlands zu wählen habe. Ueber das Vatergefühl hinauszukommen gehört ohne Frage zu dem Schwerſten, was einem Menſchen auferlegt werden kann, und Nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß dieſes Schwere und Schwerſte zu vollbringen dem großen Czaren nicht harten Kampf und bitteres Leid gekoſtet habe. Den Kampf zu enden mag dann die weitere Anklage, daß die um den Czarewitſch her thätigen, obzwar bislang nur mit Worten thätigen Umtriebler auch im Sinne gehabt, ihr Reaktionswerk dadurch zu beſchleunigen, daß ſie dem Czaren nach dem Leben trachteten, bedeutend mitgewirkt haben. Peter war jetzt entſchloſſen, zum Aeußerſten zu ſchreiten.

Am 6. Juni berief er eine Verſammlung von zwanzig Prälaten und einhundertvierundzwanzig hohen Staatsbeamten. Jene ſollten begutachten, ob es auf Grund der Bibel zuläſſig, den Czarewitſch zu ſtrafen; dieſe ſollten ſich als Tribunal konſtituiren, um den Prinzen und ſeine Mitſchuldigen zu richten. Die Prieſter ſagten nicht Ja und nicht Nein, ſondern wickelten ſalbungsvoll ihr Gutachten, das weder warm noch kalt, in ein Konvolut von Bibelſtellen, aus welchen der Czar entnehmen konnte, was ihm beliebte. Der Gerichtshof konſtituirte ſich; allein ſeine Zuſammenſetzung war ſo, daß das ganze Verfahren nur eine düſtere Komödie ſein konnte. Die Richter nannten ſich ſelbſt die Sklaven des Czaren und ſie ſind in Wahrheit Nichts geweſen als Ja ſagende Marionetten an den Drähten, welche die Matadore der kathariniſchen Partei in Händen hielten. Es war ein politiſcher Parteiprozeß und die

Beſiegten wurden von den Siegern gerichtet, damit iſt Alles geſagt.

Wir beſitzen keine völlig verläßliche Berichterſtattung weder über die Einzelnheiten der Prozedur noch über die der Kataſtrophe, welche dieſelbe beſchloß. Die vorhandenen Relationen widerſprechen ſich, ſogar in Hauptſachen. Die Trübheit vollends der offiziellen Quellen iſt ganz augenſcheinlich, wie ja das in ſolchen Fällen naturgemäß. Aber auch in den nicht offiziell-ruſſiſchen, in den Berichten, welche die auswärtigen Geſandten an ihre Höfe abſtatteten, iſt Alles voll Dunkel, Verworrenheit und Widerſpruch. So wußte der ſächſiſche Geſchäftsträger zu berichten, Alexei habe ſich vor ſeinen Richtern keineswegs als Schwächling und Feigling benommen, ſondern ſei vielmehr ſehr mannhaft und kühn aufgetreten, ſeinem Vater ins Angeſicht trotzend. „Er wiſſe ſehr wohl“, habe er geäußert, „daß der Czar ihn nicht liebe, und deshalb hätte auch er ſich von der Liebespflicht, welche gegenſeitig ſein müſſe, entbunden geglaubt. Er hätte es alſo für kein Unrecht gehalten, ſeinen Haß gegen die Neuerungen und gegen die

Günſtlinge ſeines Vaters kundzugeben, unter deren Druck das gequälte ruſſiſche Volk ſeufze." Das ſtimmt nun aber gar nicht mit dem ganzen Weſen und Gebaren des Prinzen. Wahr mag ſein, daß er, das Wenige, was von Kraft noch in ihm war, zuſammenraffend, anfänglich verſuchte, ſeinen Richtern ſtolz gegenüber zu treten; aber nicht minder wahr mag ſein, daß er, wie der preußiſche Geſandte Mardefeld (?) heimſchrieb, zuletzt zu Allem ſich bekannte, was er wußte, und wohl auch zu Solchem was er nicht wußte. Daraufhin habe der Gerichtshof über den Unglücklichen das Todesurtheil geſprochen und dieſes wurde ihm am 7. Juli 1718 in feierlicher Sitzung des Senats kundgemacht. Die Verkündigung des Todesſpruchs am genannten Tage ſteht unzweifelhaft feſt.

Nun aber läßt ſich ein öſterreichiſcher Berichterſtatter aus Petersburg vernehmen, der von einem Eingeſtändniß und Sündenbekenntniß des Czarewitſch Nichts, dagegen folgendes Schreckliche zu melden weiß: „Die Todesſentenz konnte vermöge der ruſſiſchen Geſetze nicht zur Exekution gebracht werden, bevor der Prinz durch ſein eigenes Geſtändniß ſeines Verbrechens überzeuget worden wäre, und weil er Alles leugnete und ſich Niemand wollte finden laſſen, der die Hand an ſeinen Kronprinzen, um ſolchen zu torquiren, hätte legen wollen, ſo nahm der Czar ſolches Amt ſelbſten über ſich. Da er aber dieſes Amt noch nicht ſo meiſterlich als der ordinäre Büttelknecht verſehen mochte, verſetzte er ſeinem Sohn mit der Knutenpeitſche einen ſolchen unglücklichen Streich, daß Alexei gleich ſprachlos zur Erde ſank und die anweſenden Miniſtri nicht anders meinten, als daß der Prinz ſogleich verſcheiden würde. Der Vater hörete zwar auf zu ſchlagen, ließ aber im Weggehen dieſe häßlichen Worte verlauten: „Der Teufel wird ihn noch nicht holen!“

Falls dieſe Scene geſchichtlich-wahr, ſo würde ſie uns den Czaren als einen Wilden, als einen raſenden Barbaren und vollendeten Tyrannen vorführen. Und unmöglich iſt der Gräuel keineswegs; erinnern wir uns, daß Peter auch ſeine rechtmäßige Frau Awdotja allerhöchſteigenhändig geknutet hat. Der Jähzorn dieſes Mannes hat häufig genug ſeine menſchlichen Züge in's Beſtialiſche verzerrt. Mag er aber auch von der Beſchuldigung, des Sohnes Knutung ſelber vollzogen zu haben, vielleicht freizuſprechen ſein: daß der Prinz nach über ihn gefällten Todesſpruch wirklich noch „torquirt“, d. h. geknutet wurde, iſt nicht zu beſtreiten. Der bis zur Raſerei erhitzte Argwohn des Czaren war mit den erlangten Reſultaten der Prozedur nicht zufrieden und es ſollten dem unglücklichen Alexei noch mehr Geſtändniſſe, noch mehr Namen von Mitſchuldigen entriſſen, d. h. entknutet werden.

Am Abend des 8. Juli, alſo einen Tag nach Fällung des Todesurtheils, verſtarb der Czarewitſch an einem — Schlagfluß, der ja, wie weltbekannt, in ruſſiſchen Czarenpaläſten als ein gar häufig angerufener und allzeit dienſtgefälliger Nothhelfer zu erſcheinen pflegt. Die amtliche Hofchronik läßt dem Tode des Prinzen noch eine rührende Scene vollſtändiger Ausſöhnung mit ſeinem Vater vorangehen, wie das ja einer wohlbefliſſenen Hofhiſtoriographie Pflicht und Schuldigkeit. Die nichtamtlichen Berichte über Alexei's Tod geben von dem „Schlagfluß“ verſchiedene Definitionen. Eine derſelben ſagt aus, ein Schlagfluß habe allerdings ſtattgehabt, aber in Folge eines von dem Apotheker Bär bereiteten und dem Prinzen gewaltſam eingenöthigten Gifttranks. Eine zweite will, der Schlagfluß ſei eigentlich ein Beil geweſen, das Beil, womit der General Adam Weide auf Befehl und im Beiſein des Czaren dem Czarewitſch im Gefängniß heimlich den Kopf abgeſchlagen habe. Eine dritte vergräßlicht das Gräßliche, indem ſie das Richtbeil dem Vater des damit Gerichteten in die eigenen Hände legt.

Es iſt aber zur Ehre der menſchlichen Natur und zur Steuer geſchichtlicher Wahrheit zu ſagen, daß eine heimliche Hinrichtung des Prinzen gar nicht ſtattgefunden hat und daß eine öffentliche — welche zu veranſtalten Peter, der ja den Sohn auch öffentlich hatte richten und verurtheilen laſſen, nicht ſich geſcheut haben würde — nicht ſtattzufinden brauchte, weil Alexei, ſchon durch den über ihn ergangenen Todesſpruch furchtbar erſchüttert, an der am 8. Juli drei Mal an ihm vollzogenen Knutungstortur geſtorben iſt. Mit dieſem Ergebniß einer vorſichtigen Ausſchöpfung aller zugänglichen Quellen ſtimmt auch die Anſicht ſolcher Ruſſen überein, welche, wie z. B. der Fürſt Peter Dolgorukow, von der nichtoffiziellen, d. h. wirklichen Geſchichte ihres Landes am meiſten wiſſen.

6.

„O Abſalom! Mein Sohn Abſalom!“

Schon am 9. Juli war der Leichnam des Czarewitſch in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgeſtellt. Zwei Tage darauf ging mit gebührendem Pomp die Beſtattung vor ſich. Der Czar wohnte als erſter Leidtragender der Ceremonie an. Die gehaltene Grabrede hatte zum Text die Stelle aus dem zweiten Buche Samuels: „Da ward der König David traurig und ging hinauf in den Sal über dem Thore und weinete und ſprach im Gehen: „O Abſalom! mein Sohn Abſalom, wäre ich doch ſtatt deiner geſtorben!“ Als dieſe Worte verleſen wurden, brach der Czar in Schluchzen aus und ſein Antlitz ſchwamm in Thränen.

Wer wird den Muth, wer wird die Frechheit haben, dieſe Thränen erheuchelte zu ſchelten? Der Orkan hatte ausgetobt, das Gewitter ſich entladen und aus dem in Berſerkerwuth raſenden Czaren war ein armer, ſchwacher, leidender Menſch geworden, dem ſich wie ein glühendes Eiſen das Gefühl in die Seele bohrte: Der dem Verderben Geweihte war doch dein Kind, war doch Blut von deinem Blute und Fleiſch von deinem Fleiſche! .... Es gibt Ewig-Menſchliches, an welchem, als an einem Felſen von Diamant alle ſcheinbaren nicht nur, ſondern auch alle wirklichen Gründe und Nöthigungen der „Staatsraiſon“ wie Glas zerſplittern.

Faſt ſollte man meinen, Peter habe ſeinen Vaterſchmerz in Blut ertränken wollen. Denn auch nach dem Tode des Czarewitſch ging das Strafgericht fort. Als Mitſchuldige Alexei's wurden enthauptet ſein Haushofmeiſter Iwan Affanaßiew, ferner Fedor Dubrowſki, Jakow Puſtinoi und Abraham Lapuchin, der Bruder Awdotja's. Der Fürſt Scherbatow erhielt die Knute und wurden ihm Naſe und Zunge ab- und ausgeſchnitten. Andere Verurtheilte gingen in die Verbannung. Nie hat Peter zugeſtanden, daß er dem Sohn Unrecht gethan. Noch im Jahre 1722 ſprach er in einem öffentlichen Erlaſſe von „der abſalomiſchen Bosheit ſeines Sohnes Alexei“. In demſelben Edikt that er in Beziehung auf die Thronnachfolge die ſehr richtige Aeußerung: „Das Erſtgeburtsrecht iſt eine abſurde Gewohnheit.“ Seinem Enkel Peter war er zugethan; aber er wagte nicht recht, dieſe Zuneigung ſehen zu laſſen, ſei es nun aus Beſorgniß für das Kind, ſei es aus Beſorgniß für ſich ſelber.

Denn die letzten Jahre des gewaltigen Mannes waren durch finſteres und nicht grundloſes Mißtrauen gegen *die* Menſchen verdüſtert, auf welche er ſich doch hauptſächlich ſtützen und verlaſſen mußte, gegen Katharina und ihren Anhang. Zwar ließ er im Mai 1724 Katharina feierlich in Moſkau als Czarin krönen; allein er argwohnte doch, und zwar nicht ohne Grund, daß die alſo von der niederſten Sproſſe der ſozialen Leiter durch ihn zur höchſten Erhobene ihm nicht einmal als Frau getreu ſei. Freilich, ſeine eigene brutale und unzählige Male wiederholte Untreue konnte die ihrige wohl herausfordern und, ſeltſam zu ſagen, der grimme Czar ſcheint zuletzt die ehemalige Leibeigene ordentlich gefürchtet oder wenigſtens für ganz unentbehrlich gehalten zu haben. Sonſt ließe ſich ſein Verhalten und Verfahren in der mons'ſchen Sache kaum erklären.

Das war auch wieder ſo eine echtruſſiſche Hof- und Staatsaktion von damals. Es ging ein ſehr hörbares Geraune und Geziſchel um, daß Herr Mons de la Croix, erſter Kammerherr Katharina's, ſeiner Herrin etwas näher gekommen ſei, als der Reſpekt vor einer gekrönten Czarin geſtattete, und ſeine Schweſter, die verwittwete Generalin von Balk, ſei die Gelegenheitsmacherin. Peter ſoll dann ſeine Frau mit Herrn Mons Nachts in ſeiner Laube überraſcht und die Czarin auf der Stelle abgeſtraft,

d. h. tüchtig durchgeprügelt haben. Wahrſcheinlicher iſt, daß er, wie erzählt wird, als Katharina, die natürlich Alles leugnete, für Mons und deſſen Schweſter eine Fürbitte einlegte, die Czarin vor einen prachtvollen venetianiſchen Spiegel führte und bedeutſam ſagte: „Sieh, das war früher nur ein verächtlicher Stoff. Das Feuer hat ihn veredelt und jetzt iſt er ein Schmuck des Palaſtes; aber ein Schlag meiner Hand kann ihn ſeinem urſprünglichen Zuſtande wieder nahe bringen.“ Damit zerſchlug er den Spiegel. Aber Katharina ſagte gefaßt und ruhig: „War dieſe Zerſtörung eine Ihrer würdige That und iſt Ihr Palaſt dadurch ſchöner geworden?“ Der Kammerherr und ſeine Schweſter wurden verhaftet und „wegen Beſtechlichkeit und Veruntreuung czariſcher Gelder“ prozeſſirt. Die Generalin erhielt die Knute und wurde nach Tobolsk verbannt, Mons aber ward enthauptet und ſein Leichnam auf's Rad geflochten. Etliche Tage nach der Hinrichtung ſei der Czar mit der Czarin abſichtlich dicht am Hochgerichte vorübergefahren. Katharina habe die grauſen Ueberreſte des hingerichteten

Lieblings angeſehen und mit vollkommener Selbſtbeherrſchung geſagt: „Es iſt doch ein Jammer, daß unter den Hofleuten ſo viele Beſtechlichkeit herrſcht!“

Sie hatte nach dieſer ſchrecklichen Probe nicht mehr lange zu warten, bis ſie regierende Czarin und Selbſtherrſcherin wurde. Am 8. Februar 1725 ſtarb der große Czar und zwar, wie nicht vertuſcht werden ſoll, in Folge ſeiner unbezähmbaren Sinnlichkeit eines ſehr unſauberen Todes .... Karl Immermann, der einzige Dichter, welcher dem Manne poetiſch gerecht zu werden verſtand, weil er denſelben (in ſeiner Trilogie „Alexis“) mit ſhakeſpeare'ſchem Maßſtab zu meſſen wußte, hat der Bitterkeit, welche Peters letzte Tage und Stunden erfüllte, kräftigen Ausdruck verliehen, indem er dem Sterbenden die Worte in den Mund legte:

„Nicht ſterben können! Endige! Schon klingt Geräuſch
Arbeitenden Verweſens. Bei dem Werke ſind
Geſchäftig laut die Würmer. Meine Zunge quält
Ein ſalzig-fauliger Geſchmack, als läge drauf
Der Welt Gemeinheit ....“

Voltaire's Krönung.

1.

Dienſtags am 10. Februar von 1778 hielt gegen 4 Uhr Abends eine Reiſekaleſche an der nach Fontainebleau genannten Barrière von Paris. Die Herren Zöllner traten zur Viſitation heran. Der Inſaſſe des Wagens war eine Dame von vierzig Jahren und von 150—60 Pfund Korpulenz, ein ziemlich gewichtiges Nichte-Anhängſel eines berühmten Oheims und Literaturmenſchen wohlbekannt als Madame Denis. Sie nahm mit ihrem Mantel-, Pelz- und Muffzeug ſo viel Raum ein, daß man ihren beſagten berühmten und ſkeletthageren Oheim in einem Winkel der Kaleſche anfänglich gar nicht wahrnahm. Als er ſich aber vorbeugte, um den Herren von der Mauth ſeinen Reiſepaß darzureichen, fuhren dieſelben einigermaßen verblüfft zurück, und das machte ſowohl der Paß als deſſen Inhaber.

Der Letztere war augenſcheinlich ein ſehr alter Herr, deſſen mumiſirtes Geſicht eine überzeugende Illuſtration zu der Hypotheſe, daß der bibliſche Adam eigentlich Pavian oder, höflicher zu reden, Gorilla geheißen, abgegeben hätte, ſo nicht die gewaltige, weit und raubvogelſchnabelſcharf hervorſpringende Naſe eine lebhafte Gegendemonſtration machte. Der Kleiderſchnitt des alten Herrn war um etwa fünfzig Jahre hinter 1778 zurück. Er trug einen roſtfarbenen Sammetrock, wie ihn die Hofherren in der letzten Zeit Ludwigs des Vierzehnten angehabt hatten, darüber einen Pelzmantel und an den Füßen Pelzſtiefeln von der Form, die man ſpäter Suwarowſtiefeln nannte. Sein Kopf war förmlich eingekapuzinert von einer langen und dicken Wollperücke, auf welche er eine rothe Mütze geſetzt hatte. Aber aus der dunkeln Höhlung des Perückengehäuſes hervor karfunkelte blitzend ein Augenpaar, in welchem das Alter die Flamme des „Eſprit“ nicht auszulöſchen vermocht hatte.

Die Herren von der Mauth hatten ſich, als die ungeheuer altfränkiſche Perücke mit ihrem abenteuerlichen Aufſatz in der Oeffnung des Wagenſchlages erſchien, zuerſt offenbar ſtark verſucht gefühlt, laut aufzulachen. Aber das ging ſchnell vorüber, und als der alte Herr zu ihnen ſagte: „Meſſieurs, ich habe keine Contrebande bei mir als mich ſelber —“ da lächelten ſie freilich, aber vor Entzücken, daß der Gott des Witzes auch ſie eines Sonnenſtrals ſeiner Gnade gewürdigt, und mit entblößten Köpfen und tiefgebogenen Rücken erwiderten ſie: „Passez, Monsieur de Voltaire“ . . . .

Freu' dich, Paris, Babylon zugleich und Athen und Rom der modernen Zeit, der große Zerſtörer, welcher eine Welt von Unſinn zu Grabe geſpottet hat, zieht als Triumphator in dich ein, um auf ſeinem Kapitol, auf der Bühne der „Comédie française“, gekrönt zu werden und dann — zu ſterben. Ja, freu' dich, Paris, Hauptſpektakelſtadt des Erdkreiſes, freu' dich, du wirſt ein neues Spektakel haben! Es iſt überhaupt eine günſtige Zeit für dich und du haſt kaum Augen genug, alle die Spektakel aufzufaſſen, welche phantasmagoriſch an dir vorüberhuſchen und von jetzt an ohne Aufhören ſich drängen werden und ſich ſteigern in weltgeſchichtlichem Klimax bis zu jenem 21. Januar von 1793, wo um 11 Uhr Vormittags die Arme von Guillotins Tochter das Beil niederfallen laſſen und ein Königskopf über die Bretter des Schaffotes rollt.

Neun Monate, bevor der Patriarch von Ferney kam, um bei lebendigem Leibe ſeine Apotheoſe zu feiern, hatte ein anderes Phänomen die Augen- und Plauderluſt der Pariſer und Pariſerinnen beſchäftigt: — ein gewiſſer Graf von Falkenſtein, eigentlich des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation Kaiſer, Joſeph der Zweite, welcher im April von 1777 in der franzöſiſchen Hauptſtadt eingetroffen und ſechs Wochen daſelbſt geblieben war. Er hatte die Franzoſen durch ſeine Einfachheit und Leutſeligkeit entzückt und Männlein und Weiblein waren ſo ſehr von ſeinem Gebaren bezaubert, daß ſogar das biſſige Orakel der geiſtreichen Kreiſe, Madame la Marquiſe du Deffand, welche aus einer jungen Bettſchweſter zwar keine alte Betſchweſter, doch aber eine alte blinde Redſchweſter geworden war, aus ihrem Lehnſtuhl in der Kaminecke ihres Zimmers im Kloſter Saint Joſeph in der Rue Dominique hervor brieflich an Horaz Walpole ſich vernehmen ließ: „Il est d'une familiarité dont on est charmé“*). Der pariſer Tageswitz, welcher ſich ſchon ganz revolutionär zuſpitzte, benützte die Gelegenheit, in Form eines Kompliments für den kaiſerlichen Gaſt einen Pfeil mit vergifteter Spitze nach Verſailles hinauszuſchießen, indem er das einfache und doch würdevolle Auftreten Joſephs der prunkvollen und pomphaften und doch würdeloſen Haltung des franzöſiſchen Hofes gegenüberſtellte *). Der Kaiſer ſelbſt ſagte beim Anblick des ſinnloſen Luxus, von welchem Verſailles ſtrotzte, während das franzöſiſche Volk verhungerte, mit nicht unfeinem Tadel zu ſeiner leichtſinnigen Schweſter Marie Antoinette: „Mein Gott, was für eine Maſſe von Sachen, deren wir in Wien gar nicht bedürfen!“ Die Königin mißachtete freilich dieſen Wink, wie andere Warnungen ihres Bruders, und gaukelte und tanzte und praßte luſtig mit weiter auf dem unter

---

*) Zur gleichen Zeit war die Klatſchbaſe und Allerweltskorreſpondentin Du Deffand, welche in dem Gemälde der franzöſiſchen Geſellſchaft von damals eine ganz unentbehrliche Figur abgibt, auch von einem anderen Gaſt „charmirt“, nämlich von dem engliſchen Hiſtoriker Gibbon. Die Vorſtellung deſſelben im Salon der Dame war bekanntlich von einem hochkomiſchen Auftritt begleitet. Die Blinde hatte nämlich die Gewohnheit, zum erſten Mal bei ihr eingeführten Perſonen mit der Hand über das Geſicht zu fahren, um ſich eine Vorſtellung von dem Ausſehen und ſelbſt von dem Charakter derſelben zu bilden. Dieſer Operation unterzog ſich nun auch der berühmte Geſchichtſchreiber, ein Mann von außerordentlicher Beleibtheit und einem fabelhaft breiten, gedunſenen und ſchwammigen Geſicht. „Au premier contact, madame du Deffand rougit, et se reculant vivement sur son fauteuil, s'ecria avec indignation: „„Voilà une infame plaisanterie.““ Elle s'était figuré que Gibbon s'était présenté à rebours, et avait pris pour les joues de derrière, selon le périphrase allemande, ce qui était bien et dûment

---

le visage de Gibbon.“ Corresp. compl. de la marquise du Deffand (Paris 1865), I, CCX.

*) A nos yeux étonnés de sa simplicité,
Falkenstein a montré la majesté sans faste;
Chez nous, par un honteux contraste,
Qu'a-t-il trouvé? du faste, et point de majesté.

ihren Füßen kochenden Vulkan. Sie hatte kein Ohr für die Stimmen der Zeit. Sonſt hätte ſie müſſen ſtutzig werden beim Anhören der ſchickſalsvollen Kontraſte, welche damals in den Straßen oder eigentlich vorerſt noch nur in den Salons von Paris tagtäglich ſich anſchrieen. Wunderbare Zeit, poetiſcher als die kühnſten Dichterträume, eine beiſpielloſe Tragikomödie des humoriſtiſch dichtenden Weltgeiſtes! Sieh' dir, nüchternes Geſchlecht unſerer Epoche, um dir eine Vorſtellung zu bilden von Alledem, was damals in Paris durcheinanderwirbelte, nur mit an, wie eines Tages eine vornehme Dame den Kaiſer Joſeph mit einer exaltirten Darlegung ihrer Begeiſterung für die amerikaniſchen Rebellen behelligte, wie ſie frohlockend die Siege derſelben über ihren legitimen Souverain aufzählte, den großen Bürger und Republikaner Waſhington bis zu den Sternen erhob und ſchließlich auf den Träger der Cäſarenkrone, auf den Erben von Habsburg-Lothringen eindrang mit der Frage: „Was halten Sie von der Sache? Mit welcher der beiden Parteien ſympathiſiren Sie?“ Die Antwort des

Kaiſers: „Ich, Madame? Nun, ich denke, es gehört zu meinem Handwerk, ein Royaliſt zu ſein" — frappirte nicht nur, ſondern mißfiel auch, trotz ihrer Witzigkeit, mißfiel geradezu und höchlich. So republikaniſirt war damals die Stimmung in den Kreiſen franzöſiſcher Grandſeigneurs und Grandedames, welche ja einen Autor wie Raynal lobprieſen und beſchützten, welcher unverholen ausgerufen hatte: „Völker, wollt ihr frei ſein und glücklich, ſo zerſtört alle Altäre und vernichtet alle Throne!" Ah, ſie ſpielten und tändelten und kokettirten mit dem revolutionären Feuer, die geiſtreichen Herren und galanten Damen. Aber noch eine kleine Spanne Zeit und, in ein weltgerichtliches Flammenmeer verwandelt, wird es vernichtend über ihren Häuptern zuſammenſchlagen . . . .

Wer uns genau ſagen könnte, was der vierundachtzigjährige Triumphator fühlte und dachte, in der innerſten Falte ſeiner Seele fühlte und dachte, als er ſich in Paris wiederfand und daſſelbe in Voltaireismus ſchwimmen ſah! Vollends, wenn der unbeſtrittene Souverain der Epoche der Tage ſich erinnerte, wo er in dieſem Paris, das ihn jetzt als Halb- oder Ganzgott empfing, als ſimpler Mr. Arouet herumgegangen, welchem unter vielen anderen Fatalitäten — nähere Bekanntſchaft mit dem Inneren der Baſtille u. ſ. w. — auch die zugeſtoßen war, daß ihm Monſeigneur de Rohan, ein Schafskopf von Herzog, das Honorar für einen vortrefflichen Witz in Geſtalt einer Tracht Prügel auszahlen ließ, bei welcher Gelegenheit ſich übrigens Monſieur Arouet wie ein vollendeter Gentleman und der Herr Herzog wie ein vollendeter Lump benommen hatte. Kein Zweifel, der Alte von Ferney war noch ſo eitel, wie er nur jemals geweſen; aber auch ſein Geiſt war noch ſo kräftig, ſeine Beobachtungsgabe noch ſo ſcharf, ſein Spott noch ſo ſchneidend wie früher und ſo dürfen wir denn mit Beſtimmtheit annehmen, daß er, wann er, von Huldigungen bis zum Ekel erſchöpft, Abends zu Bette kroch, unter ſeiner Decke in ein Hohngelächter ausgebrochen über den vornehmen und geringen Pöbel, welcher ſich den Tag über vor ſeinen Triumphwagen geſpannt hatte.

Er war bei ſeinem Freunde, dem Marquis de Villette abgeſtiegen, deſſen Hotel auf dem Quai des Theatins — heute Quai Voltaire — ſtand. Da, im Angeſicht der Tuilerien, hielt jetzt der wahre König von Paris, von ganz Frankreich ſeinen Hof, an welchen ſelbſt die ſchöne und ſtolze Marie Antoinette gar zu gerne von Verſailles hereingewallfahren wäre. Begreiflich! Denn der rieſige Königspalaſt da draußen und Groß- und Klein-Trianon, ſammt Marly und Choiſy widerhallten ja wochen- und monatelang nur von dem, was Se. intellektuelle Majeſtät König Voltaire der Erſte und Einzige ſagte und that. Da konnte eine junge und lebhafte Königin, welche ihren Eheherrn nicht phlegmatiſcher und langweiliger fand, als er war, ſchon von Neugierde brennen, mit eigenen Augen ein Phänomen zu betrachten, deſſen Erſcheinung alle Hofherren und Hofdamen wirbelig und rappelig gemacht hatte. Es ging aber doch nicht an, daß die „allerchriſtlichſten“ Majeſtäten den „Ecraſez-l'infame“-Mann bei ſich empfingen oder gar zu ihm ſich bemühten, und ſo mußte die Königin ihre Neugierde zügeln. Allein daß Voltaire nicht an den Hof eingeladen wurde, war für ſeine Vergötterer nur ein Anreiz mehr, das Geräuſch ihrer Ovationen zu ſteigern. So ſchroff ſtand ſchon zu dieſer Zeit Madame La Opinion Publique dem Königthum und ſtand Paris Verſailles gegenüber.

In Wahrheit, der Voltaireismus verſchlang für eine Weile alle anderen Intereſſen, ſogar das für den ausbrechenden Krieg mit England. Selbſt ein gerade jetzt ausgeborſtenes Hofſkandal, welches zu anderer Zeit in allen Tonarten gloſſirt worden wäre, erregte nur flüchtige Aufmerkſamkeit. Ein Prinz, der Graf von Artois, Bruder des Königs, hatte ſich auf dem Maskenball der Oper wie ein Hauptflegel benommen, indem er der Frau Herzogin von Bourbon, welche ihn neckte, die Maske zerriß und Fauſtſchläge gab („et lui donna des coups de poing“, ſagt ausdrücklich unſere Alleswiſſerin im Kloſter Saint-Joſeph). Die beſchimpfte und gemißhandelte Dame klagte ihre Noth nicht ihrem Liebhaber, ſondern ihrem Herrn Gemahl — ein merkwürdiger Ausnahmefall in der Geſellſchaft von damals! — und der Herzog von Bourbon that ſeine eheherrliche Schuldigkeit, indem er im Gehölze von Boulogne mit dem Grafen von Artois eine harmloſe Studentenpaukerei hatte, bei welcher zwar ſechs Gänge („six bottes“) gemacht wurden, aber kein Tröpflein Blut vorkam . . .

Das war ein Gerenne und Gedränge, ein Gefrage und Geſchnatter am 11. Februar von 1778! „Iſt er da? Iſt er wirklich da, der göttliche Voltaire?“ knatterte und raſchelte es wie ein Lauffeuer durch Seine-Babel. Alle Gaffer von Paris waren auf den Beinen. Das berühmte Kafé Prokop, der Hauptneuigkeitenmarkt, ſummte wie ein Bienenkorb von aus- und einſtürmenden Fragern. Philoſophen, Schöngeiſter und Politiker nahmen ſich kaum Zeit, ihre Taſſen zu leeren, um nach dem Quai des Theatins zu eilen. Von Verſailles brach auf die erſte Nachricht von der glücklichen Ankunft des Erſehnten ein ganzes Rudel vornehmer Voltairiens und Voltairiennes nach Paris auf, um laut miteinzuſtimmen in das „Hoſianna, der da kommt im Namen der Revolution!“ deren nahe bevorſtehenden Ausbruch er ja ſchon volle vierzehn Jahre zuvor des Beſtimmteſten prophezeiht hat. Was drängt und ſchiebt ſich dort auf dem Quai hin und her, aus der Rue de la Seine hervor, beim Pont Royal vorbei, bis zur Ecke der Rue de Beaune, wo das Haus des Marquis de Villette ſteht? Lauter Voltairegläubige, Nichts als Voltaireverehrer. Werden wir das Glück haben, den großen Mann zu ſehen? Wird er ausgehen? Wird er ausfahren? Werden wir wenigſtens einen Zipfel ſeiner Perücke durch das Wagenfenſter erblicken?

So ging es Tag für Tag und derweil vorzimmerten droben die Träger der ſtolzeſten Namen Frankreichs und drängten ſich die Montmorency, die Armagnacs, die Brancas, die Richelieus und Polignacs, ja auch die mit der Gunſt und dem Gelde des Hofes verſchwenderiſch überſchütteten Polignacs, zum „Petit Lever“ Sr. Majeſtät unſeres lieben Herrn von Ferney. Die Akademie ſandte eine Begrüßungsdeputation, an deren Spitze der Prinz von Beauvau das Wort führte. Das Theater Français machte ſeine Aufwartung und nicht geſpielte, ſondern wirkliche Freudethränen vergießend kniete der Stolz der franzöſiſchen Nationalbühne, Mademoiſelle Clairon, vor dem Lehnſtuhl des Dichters der „Zaire“ und „Alzire“. Der große Gluck kam, um dem Patriarchen der Aufklärung zu ſagen: „Man erwartet mich am Hofe zu Wien; aber ich habe meine Abreiſe aufgeſchoben, um noch am Hofe Voltaire's erſcheinen zu können.“ Es kam auch „il gran“ Goldoni, um dem Verfaſſer der „Pucelle“ auf Franzöſiſch eine Huldigung darzubringen, welche der Gefeierte auf Italiſch zurückgab. Die fremden Geſandten drängten ſich wetteifernd herbei, voran der engliſche. Und ſeht, dort kommt von ſeiner beſcheidenen Wohnung in Paſſy herein ein anderer Löwe, der — wir werden davon hören — den Löwen Voltaire bald überlöweſiren wird, obgleich dermalen noch ein nur eben erſt am Himmel Frankreichs im Aufgang begriffenes Löwenſternbild: — unſer guter, ſchlauer, ehrwürdiger Brother-Jonathan-Franklin, der ſeinen jungen Enkel mitbringt, um ihn von dem Meſſias des Zweifels ſegnen zu laſſen. Das thut denn auch der Alte mit gebührendem Ernſt und Anſtand.

„God and liberty!“ ſagt er, dem Knaben die Hand auflegend, in welcher der arme Federkiel Blitze geſprüht, die das Hohngelächter Europa's als jauchzend beiſtimmender Donner begleitet hatte.

Fuhr der Jubelgreis aus in ſeinem „Himmelswagen“, d. h. in ſeiner azurfarbenen, mit ſilbernen Sternen beſäeten Karoſſe, ſo bildete die Menge — darunter ſelbſt feine Herren mit Ordensbändern und feinere und feinſte Damen mit Friſuren à la Tour de Notre-Dame — Spalier auf ſeinen Wegen und ſchloß ſich ihm als Gefolge an. Das iſt ihm denn doch bald ſehr läſtig geworden; aber der Spötter der Spötter geſtand, daß ihm ſein altes Herz vor Freude in der Bruſt gehüpft habe, als eines Tages auf den Vorbeifahrenden eine arme Frau aus dem Volke deutete und zu ihrem Nachbar ſagte: „Das iſt der Retter und Rächer der Familie Calas!“ Mitunter ſchnitt durch die dampfenden Weihrauchwolken und das huldigende Getöſe auch ein echt-franzöſiſcher Spottvogelpfiff. Ein vagirender Gaukler, welcher auf dem Grèveplatz ſeine Künſte ſehen ließ, ſagte zum Publikum: „Da, Meſſieurs, ein rares Kunſtſtück, das ich zu Ferney von dem großen Manne lernte, welcher dermalen ſo gewaltiges Aufſehen unter Ihnen erregt. Er iſt ja doch der Meiſter von uns allen.“ Freilich, auch die Witzſpitze von Voltaire's Zunge und Feder war noch ſpitzig genug. Als der gute Biſchof von Orleans die Zeit günſtig glaubte, dem großen Pfaffenfeinde zu Leibe zu rücken, und demſelben zu dieſem Ende ſein „Mandement gegen die Ungläubigen“ überſandte, ſchickte der Alte ſeine fertig nach Paris mitgebrachte „Irene“ dem Prälaten und ſchrieb dazu: „Ich empfing Ihr Mandement und ſende Ihnen meine Tragödie, damit wir richtig gegenſeitig verſpielen uns Komödie*)“.

---

*) J'ai reçu votre mandement;
Je vous offre ma tragédie,
Afin que mutuellement
Nous nous donnions la comédie.

2.

War dieſer ganze Voltaire-Taumel nur eine pariſer Schwindelmode, nur ein babel'ſcher Modeſchwindel oder aber ein ſchwerwiegend weltgeſchichtliches Symptom?

Ein denkender und wiſſender Mann wird keinen Augenblick anſtehen, die Frage im letzterwähnten Sinne zu bejahen. In dem Alten von Ferney triumphirte der ewig glorreiche emanzipative Geiſt des Jahrhunderts und nicht mit Unrecht huldigte man dem Vierundachtzigjährigen als einer Fleiſchwerdung dieſes Geiſtes. Alle die chriſtlich-germaniſchen Bettelmannsſprüche und Bannbullephraſen, womit die gläubige Dummheit oder die ſcheinheilig angeſtrichene Duckmäuſerei und Knechtſeligkeit auch heutzutage noch Voltaire abthun zu können wähnen, prallen glasſplitterig ab an der erzenen Thatſache, daß nach dem blitzenden Witzſzepter in der Hand des Mannes die europäiſche Geſellſchaft ein Halbjahrhundert lang als nach dem ſie regierenden Taktſtock und Kommandoſtab geſchaut hat. Und man ſollte es den beweglichen Pariſern übelnehmen, daß ſie einem ſuperlativiſchen „Elan“ ſich überließen, als der alte Maeſtro kam, um ſich vor ſeinem Sterben geſchwinde noch zu vergewiſſern, ob und wie die Inſtrumente geſtimmt ſeien zur Aufführung der großen Sündfluthſymphonie der Revolution? Mit nichten! Ueberhaupt, was wäre denn noch heute Europa ohne den franzöſiſchen Esprit und Elan? Ein faulender Klumpen Mittelalter! Aber freilich, das wäre ja ganz nach dem Geſchmack und Wunſch und Willen unſerer „chriſtlich-germaniſchen“ Dunkel- und Duſelmänner.

Keine Frage, Voltaire iſt keine jener, übrigens ſehr wenigen, ach, ja wohl ſehr wenigen weltgeſchichtlichen Geſtalten geweſen, an welchen kein Makel haftet und zu welchen alle wirklichen Menſchen mit ehrfurchtsvoller Liebe emporſehen als zu Weſen höherer Art. Nicht kann auf ihm das Auge mit jenem lauteren und innigen Wohlgefallen ruhen, womit es auf einem Milton, einem Leſſing, einem Waſhington ruht. Voltaire war keine „anima candida“ und ſeiner langen Laufbahn entlang gibt es nicht wenige Stellen, welche den Mißduft der Gemeinheit aushauchen. Seine Eitelkeit ging ins Aeſſiſche. Kein deutſcher Hofrath, kein franzöſiſcher Unterpräfekt, kein ruſſiſcher Tſchinownik hat jemals inbrünſtiger nach Titel- und Bänderkram geſchnappt als dieſer Geiſterbeherrſcher. Wehe Jedem, wer dieſe närriſche Eitelkeit verletzte oder verletzt zu haben ſchien. Da kannte Voltaire kein Erbarmen und ließ Rachemanifeſte ausgehen, worin jeder Buchſtabe ein Gifttropfen und jedes Wort ein Dolchſtoß. Auch Habſucht konnte man ihm, wenigſtens in früherer Zeit, zum Vorwurfe machen. Und wie erniedrigte ſich dieſer Mann, ſo es die Befriedigung ſeiner gemeinen Inſtinkte und Neigungen galt! Er, welcher der Tyrann der Könige ſein konnte und wirklich war, machte ſich zu ihrem Sklaven. Mit Ekel wendet man ſich ab, wenn man Voltaire vor dem namenlos verworfenen und verruchten Weibe, vor der „Semiramis des Nordens“, vor Katharina der Zweiten ſeine ſchmeichleriſchen Kniebeugungen und Purzelbäume machen ſieht. Freilich konnte er ſich dabei auf den Vorgang und das Vorbild einer großen Autorität berufen. Denn hat nicht Friedrich, genannt der Große, den tiefſten Schlamm der Schmeichelei ausgeſchöpft, um daraus ſklaviſch-huldigende Komplimente für die beſagte Semiramis zu kneten? Ja, wohl that er das und er hat damit richtig die ruſſiſche Vaſallenſchaft Preußens zuwegegebracht. Und hat nicht auch eine tugendſtolze Kaiſerin Maria Thereſia an eine Czarin Eliſabeth und an eine Ober-Maitreſſe Pompadour ſchmeichleriſche Briefe geſchrieben? Was die vielberufenen Verhältniſſe und Mißverhältniſſe Voltaire's zu Friedrich angeht, ſo dürfte es ſchwierig zu ſagen ſein, auf welcher Seite die Verfehlung größer geweſen. Königlich preußiſche Hofhiſtoriographen und ihre Farteatchers werfen natürlich alle Schuld auf den Erſteren. Die unbefangene Anſchauung aber wird es ſehr begreiflich finden, daß es dem Voltaire bald ſehr unbehaglich werden mußte in der Umgebung eines Königs, welcher, Deſpot in jeder Fiber, gewohnt war, alle Menſchen zu dreſſiren und zu beſtockſzeptern, wie es ſeine Preußen ſich gefallen ließen. Auch mögen etliche der Bosheiten, welche Voltaire an Friedrich begangen hat, ihm in Gnaden verziehen werden um der gähnenden Langeweile willen, die er als Korrektor der miſerabeln franzöſiſchen Verſe des Königs auszuſtehen gehabt hatte. Im Uebrigen können nur Pinſel und Ignoranten das Pfaffengeplärre über Voltaire als ein „moraliſches Ungeheuer“ nachſchwatzen. Gewiß, der Mann war kein Tugendſpiegel; aber eben ſo gewiß, er war auch kein Laſterbündel. Im Grunde iſt ſeine einzige Leidenſchaft der Ruhm geweſen und es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur ein in allen Genüſſen höchſt mäßiger Mann bis in ein ſo hohes Alter hinauf die unausgeſetzte, ungeheure geiſtige Arbeit verrichten konnte, welche Voltaire verrichtet hat. Von ſeinem durch eigene Anſtrengung erworbenen Vermögen machte er einen liberalen und wohlthätigen Gebrauch. Er hatte ein Herz für die Unglücklichen und eine offene Hand für die Armen. Und nicht nur gütig und mitleidig vermochte er zu ſein, ſondern auch hochherzig und heldiſch. Keiner ſeiner Läſterer und Ankläger bis auf den heutigen Tag herab kann ſich einer That rühmen, wie deren der Geläſterte in ſeinen wahrhaft edelſinnigen und heroiſchen Kämpfen gegen die verpfafft ſtupide und brutal mordſüchtige Juſtiz-, d. h. Injuſtizpflege ſeiner Zeit mehrere gethan hat. Die glänzendſte war die allbekannte, an den Namen Calas geknüpfte. Drei Jahre lang führte er dieſen ruhmvollen Kampf und wir dürfen ihm glauben, wenn er ſagt: „Während dieſer Zeit haben meine Lippen kein Lächeln gekannt.“

„Mag ſein“, knurrt Dunkel- und Duſelmann; aber dies Alles wiſcht doch das „„Vernichtet das Infame!““ nicht weg.“ Nein, und es ſoll auch nicht weggewiſcht werden, ſondern als eine weltgeſchichtliche Denktafel noch die fernſten Jahrhunderte hinabragen, als eine Denktafel deſſen, was das offizielle Chriſtenthum, was die kirchliche Religion zu Voltaire's Zeiten geweſen iſt. Willſt du es wiſſen, dunkelnder und duſelnder Bruder-Menſch, in deſſen Gehirnhöhle die himmliſche Luſt des Denkens niemals pohoſphorescirte, willſt du es wiſſen? Wohl, ich will es dir ſagen. Was damals Religion und Chriſtenthum zu nennen ſich erfrechte, war ein Abgrund von Schändlichkeit und die franzöſiſche Kirche ein Vampyr, das Lebensmark des unglücklichen, ſyſtematiſch von ihr verthierten Volkes ſaugend, — ein Vampyr, der auch im 18. Jahrhundert noch alle die hölliſchen Erfindungen der ſpaniſchen Inquiſition praktizirte, wo immer er konnte. Iſt es, beiſpielsweiſe zu reden, nicht dieſes „Chriſtenthum“ geweſen, im Namen und kraft deſſen noch i. J. 1765 ein wackerer junger Mann, De la Barre, lebendig gerädert wurde, weil der völlig unerwieſene und auch völlig grundloſe Verdacht auf ihm lag, ein hölzernes Kreuz von der Brücke zu Abbeville geſtürzt zu haben? Und war es nicht dieſes „Chriſtenthum“, deſſen Prieſter — wir meinen die Prälaten — in dem Unflat natürlicher und widernatürlicher Lüſte förmlich ſich wälzten, in ſchamloſer Praſſerei Millionen vergeudend, während die, welche die kirchlichen Dienſte verrichteten, die armen Dorfpfarrer und Vikare, mit dem Volke hungern und verhungern mußten? Habt ihr nie von der „Halsbandgeſchichte“ gehört und von der Rolle, welche Se. Eminenz der Kardinal Rohan darin ſpielte? Waren es nicht franzöſiſche Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte — die Aebtiſſinnen nicht zu vergeſſen — welche am lauteſten höhnten und läſterten und lachten in jenen vornehmen Kreiſen, deren cyniſche Konverſation Voltaire in ſeiner berüchtigten „Pucelle“ in Verſe gebracht hat? War doch unter der Regierung des „allerchriſtlichſten“ Ludwigs des Fünfzehnten — der ruchloſe Pompadour-, Dubarry- und Hirſchparklouis der „allerchriſtlichſte“ König, auch ein Stück Chriſtenthum von damals! — alſo zur gleichen Zeit, wo auf jeder Antaſtung der kirchlichen Dogmen noch Galgen und Rad ſtanden, unter den franzöſiſchen Kirchenfürſten die höhniſche Verleugnung derſelben Dogmen ſoweit gediehen, daß der junge König Ludwig der Sechszehnte, als ihm Monſeigneur Loménie de Brienne — ſpäter für eine Weile Finanz- und Premierminiſter — zum Erzbiſchof von Paris vorgeſchlagen wurde, voll Bitterkeit ausrief: „Ein Erzbiſchof von Paris ſollte doch wenigſtens an Gott glauben!“ Ah, wenn jemals ein Vernichtungskampf gerechtfertigt war, ſo iſt es der geweſen, welchen Voltaire gegen das „Chriſtenthum“, d. h. gegen das Bonzen- und Baalspfaffenthum ſeiner Zeit geführt hat. Er wurde dadurch geradezu zum Wohlthäter der

Menſchheit. Und wenn er ſah, was jeder denkende Menſch ſehen mußte und ſehen muß, daß alle die namenloſen Gräuel der geſammten Kirchengeſchichte nur eine logiſche Folge eines der Natur, der Vernunft, dem Einmaleins und der Civiliſation hohnſprechenden Dogmenglaubens waren, ſo hätte er die unſterblich tönenden Pfeile ſeines weltgeſchichtlichen Witzes bloß auf die Schlußfolgerungen und nicht auch auf die Prämiſſen, bloß auf die Wirkungen und nicht auch auf die Urſachen richten ſollen? Preis ihm und Ehre, daß er es that und, gleich unſerem großen deutſchen „Heiden“ Göthe, „der Heuchelei dürftige Maske verſchmähte.“

Menſchen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire geleſen haben, unwiſſende Nachbeter gedankenloſer Vorbeter, nahmen und nehmen es ſich im „gründlichen“ Deutſchland heraus, über die koloſſale civiliſatoriſche Arbeit des Mannes den Stab zu brechen, etwa mit der dämeligen Phraſe, ſeine Thätigkeit ſei im beſten Falle eine bloß negative geweſen. Ja wohl, er hat es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenſchlichkeit zu verneinen, und mit raſtloſer Thatkraft und Pflichttreue hat er dieſe Aufgabe erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche negirt, mittelſt aller Gattungen und Formen der Poeſie und Proſa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen ruinirt und dieſe tapfere Kriegsführung des geſunden Menſchenverſtandes und des geſunden Menſchengefühles, dieſe glorreiche Negation wäre nicht zugleich ein poſitives Schaffen geweſen? Habt ihr nie vom Föhn gehört, dem Frühlingsboten und Frühlingsbringer der Schweiz? Der negirt auch: — den Bann winterlicher Knechtſchaft! Ein lachender Orkan ſauſ't und brauſ't er durch die Thäler, ſpottet im Nu Schnee und Eis hinweg und wenige Tage darauf frühlingt es im ſchönen Alpenland.

Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöſe Unduldſamkeit und den pfäffiſchen Fanatismus, die barbariſch-grauſame Rechtspflege, die bäuerliche Leibeigenſchaft und andere dergleichen „organiſch gewachſene“ Inſtitute der „guten alten frommen Zeit“ auf Tod und Leben verneinte, ſo waren dieſe Verneinungen ruhmvolle poſitive Kulturthaten, ſehr poſitive! Und der Mann, welcher ſich ſo energiſch und zwar, wohlverſtanden! zu einer Zeit, wo es noch Baſtillen und „cages de fer“ für oppoſitionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker angenommen und die Sache der Armen und Elenden gegen die Reichen und Mächtigen ſo ſtandhaft geführt hat, ſollte ganz ohne Liebe und Enthuſiasmus, ſollte nur ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“ geweſen ſein? So hat ihn ſelbſt noch Hettner genannt, welcher doch die beſte und im Ganzen gerechteſte Charakteriſtik Voltaire's lieferte, die exiſtirt. Aber eine ſo ausdauernde Thätigkeit, wie die voltaire'ſche war, iſt ohne Liebe und Enthuſiasmus gar nicht möglich, gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit iſt lange nicht mächtig genug, zu ſolchen Anſtrengungen zu treiben, und wir dürfen und müſſen daher annehmen, daß von jener Centralſonne der moraliſchen Welt, genannt Idealglaube oder Begeiſterung, doch ein ſtarker Stral in die Seele des ſouverainen Witzblitzeſchleuderers gefallen ſei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spottes konnte unmöglich die Dummheit der Menſchen ſo nachdruckſam befehden, ohne an die Möglichkeit einer allmäligen Minderung dieſer Dummheitsmaſſe zu glauben, konnte unmöglich die Uebel der Gegenwart ſo ausdauernd bekämpfen, ohne eine menſchlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft, der liebt.

Im innerſten Heiligthum der Kunſt hat keines der Werke Voltaire's Zutritt gefunden. Nicht einmal in der Vorhalle dieſes Heiligthums. Er war unendlich viel mehr ein Kämpfer als ein Künſtler und nicht ihm zum Tadel, ſondern zum Ruhme ſei das geſagt. Die Welt beſitzt fürwahr Künſtler genug und darunter auch „große", welche, um ihren Künſtlerlaunen nachleben zu können, ſtets bereit waren und ſind, vor dem Deſpotismus zu kratzfußen und bei der Völkerverdummung ſogar nach Kräften mitzuhandlangern. Kämpfer und zwar Kämpfer wie Voltaire dagegen hat die Welt nur wenige und jedenfalls nie genug. Alle ſeine umfangreicheren Werke ſind Wurfgeſchütze, aufgefahren, in die Zwingburg der Vorurtheile, in die Frohnveſte der Knechtſchaft Breſche zu ſchießen. Daneben praſſelt hageldicht der prickelnde Pfeilregen ſeiner „Poésies fugitives“ auf die Schilddächer des Unſinns und der Pedanterei. Auf dieſen „flüchtigen“ lyriſch-didaktiſchen Dichtungen, ſowie auf den ſatiriſchen Erzählungen in Proſa („Candide“, „l'ingénu“, „Zadig“ u. a. m.) beruht bekanntlich vornehmlich Voltaire's Anſpruch, ein Dichter zu ſein. Die verrufene „Pucelle“ iſt ſodann ein brillantes Witzfeuerwerk, das aber viel zu lange währt und, wie eben Feuerwerke zu thun pflegen, einen fatalen Schwefelgeruch hinterläßt. Viele Einfälle in dem Gedichte haben übrigens Witzblitzfeuer genug, um auch noch in unſere Zeit ſatiriſch hereinzuzünden. Wenn man z. B. die Trompetenſtöße vernimmt, welche aus den gegenſeitigen Ruhmaſſekuranzen der deutſchen Literatur zum Lobe des Mittelmäßigen, Charakterloſen, Flauen und Erbärmlichen jahraus jahrein hervorgehen, ſo glaubt man richtig die „trompette“ zu hören, welche in der Pucelle die alte Klätſcherin von Göttin, „La Renommée“, nicht an den Mund, ſondern anderswohin hält.

Wenn aber Voltaire als Poet höchſtens den zweiten Rang anzuſprechen hat, ſo iſt ſeine Bedeutung als Anreger und Wegezeiger auf dem Gebiete des Denkens und Wiſſens eine wahrhaft welthiſtoriſche. Schon das war ein großes Verdienſt, daß er die Autorität der geiſtloſen Wortklauber und Sylbenſtecher, der abſtruſen Abſtraktoren von Gelehrten vernichtete, welche ſich und die Welt mit Quisquilien und Minutien behelligten, die der Menſchheit nie auch nur einen Pfifferling genützt haben oder nützen können. Er iſt es geweſen, welcher mit der Drahtgeißel ſeines Spottes die ſtupend und ſtupid gelehrten Händler mit theologiſchen Nullen und philologiſchen Nichtſen aus dem Vorhofe des Tempels der Wiſſenſchaft hinauspeitſchte, welches Procedere ihm freilich die ebenbürtigen Nachkommen der Domini „Lexikokraſſus“ und „Skriblerius“ bis zum heutigen Tage noch nicht verziehen haben. Daß der Zweifel an dem Gegebenen und Ueberlieferten der Vater aller wirklichen Forſchung, wird heutzutage nur noch von Leuten beſtritten, welche in Sachen des Denkens und Wiſſens überhaupt nicht mitzählen. Nun wohl, Voltaire iſt es geweſen, welcher die Anzweifelung der überlieferten Lüge von der guten alten frommen Zeit nach allen Richtungen hin, religiös, ſozial und wiſſenſchaftlich, ſo recht großgezogen und dadurch eine forſchende Thätigkeit von unberechenbarer Tragweite hervorgerufen hat. Er ſtand in der Vorderlinie Derer, welche die Wiſſenſchaft aus den muffigen Schulſtuben herauszogen und mitten ins wirkliche Leben hineinſtellten, eine Großthat, Angeſichts welcher Tauſende und Hunderttauſende von geiſtverlaſſenen Elaboraten gelehrter Stubenhocker Nichts ſind als Wurmfraß. In die verſchiedenſten Regionen und Gebiete blitzte das univerſell bewegliche Talent des Mannes hinein; oft ſehr flüchtig allerdings, aber immer anregungs- und aufmunterungsvoll, daß da noch unbekannte Schätze zu heben ſeien, daß da Etwas zu ſuchen und zu gewinnen ſei für den Dienſt der Menſchheit. Es iſt bewundernswerth, wie weit oft ſein Seherblick ſeiner Zeit vorauseilte und Wahrheiten entdeckte, welche erſt in unſeren Tagen mälig zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Die politiſche Oekonomie z. B. verdankt ihm einige wichtigſte Findungen. Er war der Erſte, welcher auf das verſchiedene Verhältniß der Vermehrung der Bevölkerungen und der Lebensmittel aufmerkſam machte, und er war es auch, welcher wagte, was damals eine große Ketzerei war, nämlich auf das große Prinzip des Freihandels hinzuweiſen. Es iſt wahr, Voltaire's philoſophiſche und hiſtoriſche Schriften wimmeln von Schiefheiten und Irrthümern, welche jeder auch nur halbwüchſige Gelehrte von heute, im Beſitze des ungeheuren Materials, das ſeither aufgehäuft worden, leicht berichtigen und kleinmeiſterlich dem Manne vorrücken kann. Aber dennoch ſteht feſt, daß Voltaire es geweſen, welcher die moderne Geſchichtswiſſenſchaft begründete, indem er ſie von den theologiſchen Fiktion emanzipirte. Sein geniales Auge durchdrang zuerſt die Finſterniſſe, in welche religiöſer und politiſcher Afterglaube die Entwickelung der Menſchheit gehüllt hatte. Er zuerſt löſ'te ſo manches Räthſel weltgeſchichtlicher Wirkungen, indem er die realen Urſachen derſelben aufdeckte, und er ſchmiedete und ſchliff die Inſtrumente der hiſtoriſchen Kritik unſerer Zeit, indem er den unmäßigen, geradezu kindiſchen Reſpekt vor dem Alterthum und dem Mittelalter wegſpottete. Erſt ſeit dem Erſcheinen von Voltaire's berühmtem „Verſuch über die Sitten und die Charaktere der Nationen“ hat man einen Begriff von Weltgeſchichte und Weltgeſchichteſchreibung. Summa: ein Erleuchter, Pfadfinder und Wegbahner erſter Größe.

3.

Jedes Volk betreibt den „Kultus des Genius“ in ſeiner Weiſe. Bei den Engländern gipfelt die „Heldenverehrung“ in Nationalſubſkriptionen, deren viel- und ſchwerpfündige Erträgniſſe für den Gefeierten ein Piedeſtal abgeben, mittelſt deſſen ſich ſeine Perſon in die britiſche Himmelsſphäre der „Reſpektabilität“ erhebt. Bei den Deutſchen iſt die ihren großen Männern gewidmete Ehrfurcht und Liebe eine ſo tiefſinnige und ſtillverſchämte, daß die Gegenſtände derſelben bei Lebzeiten wenig oder nichts davon gewahr werden. Nach ihrem Tode werden ſie aber mitunter in Erz gegoſſen oder in Stein gebauen, womit dann zugleich der Dankbarkeit und der Kunſt gedient, alſo das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird, — abgeſehen ſogar davon, daß die Denkmälerenthüllungsfeſte willkommene Veranlaſſung bieten, viel Nationalbier zu vertilgen und eine entſprechende Quantität patriotiſches Waſſer abzuſchlagen*). Bei den Franzoſen, als dem theatraliſchen Volke par excellence, wird in der Regel nicht erſt mit den todten, ſondern mit den noch lebenden Heroen Komödie geſpielt. Aber man muß ſagen,

---

*) Es iſt das wieder einer der derben, um nicht zu ſagen groben Ausfälle des Herrn Verfaſſers, die man eben mit in den Kauf nehmen muß, wenn man ihn überhaupt leſen will. Er ſcheint leider gar keine Vorſtellung zu haben von den ungeheuren „Thaten in Worten", welche unſere berühmten Reiſe- und Reichsredner während der letzten zehn Jahre in Germanien vollbracht haben, Thaten, über deren Wirkungen die Welt erſtaunen wird, wenn ſie mal davon erfährt. Bis jetzt iſt freilich Alles noch ein blondhaariges Myſterium und ein blauäugiges Räthſel, entſprechend der deutſchen Gründlichkeit, welche nicht gewohnt iſt, mit franzöſiſcher Frivolität Alles gleich an die große Glocke zu hängen. Der Herr Verfaſſer mag uns entſchuldigen, wenn wir ihm mit deutſcher Biderbigkeit ſagen: Wir wollen keine Ueberſtürzungen mehr, keine „tollen" Jahre, keine Märztage und andere dergleichen Polizeiwidrigkeiten! Das iſt die negative Seite unſeres Fortſchrittspre-

---

gramms. Daſſelbe hat aber auch eine poſitive, eine ſehr poſitive und dieſe iſt: — Wir wollen getreu-gehorſame Unterthanen und ruhigſte Bürger ſein, vorausgeſetzt, daß man uns allergnädigſt geſtatte, dann und wann die ſchwarzrothgoldne Fahne herauszuhängen, Reden zu halten und zu hören nach Herzensluſt und dazu allerdings unſer Nationalbier — ja, Herr, unſer Nationalbier, auf das Sie auch eine beſondere Bosheit zu haben ſcheinen! — im Frieden und ganz nach Bedürfniß unſeres echt- und altgermaniſchen Durſtes zu trinken. So, da haben Sie, rund und nett formulirt, was wir wollen, was uns noththut und was wir erreichen werden unter Führung jener edeln, edleren und edelſten Männer von 1848, welche, ſammt Nachwuchs, mit den Standrechtsretterthatenthätern von 1849 brüderlich-unterthänig Hand in Hand und Arm in Arm gegangen ſind und dadurch ſtaatsmänniſch bewieſen haben, daß edle, edlere und edelſte Männer ſelbſt vor dem Schwerſten, d. h. Niederträchtigſten nicht zurückſchrecken, wann und wo es galt und gilt, möglich zu bleiben oder zu werden . . . Privatim, lieber Herr, möchten wir uns ſchließlich noch den Rath erlauben, Sie ſollten Ihren — entſchuldigen Sie! — ungehobelten und hinter den Anforderungen des Fortſchritts comme il faut offenbar weit zurückgebliebenen Styl bei den großen Autoren unſerer Tage in die Schule ſchicken, bei den wahrhaft zeitgemäßen Autoren, die ſo glücklich das Problem gelöſ't haben, für große und größte Patriodaß dieſes Spiel Schick und Art hat. Man ſieht es den Pariſern und Pariſerinnen eben doch ſogleich an, daß ſie geborene Acteurs und Actricen auf den Brettern, welche die Welt nicht nur bedeuten, ſondern auch ſind.

So hatte denn die große Komödie, betitelt „Voltaire's Triumph“, ihren glücklichen und luſtigen Fortgang, obgleich die Strapazen des Stückes dem vierundachtzigjährigen Triumphator arg zuſetzten. Ein Mitlebender von damals und wenigſtens als Statiſt Mitſpielender, der Graf von Ségur, hat in ſeine Memoiren die Worte eingetragen: „Man kann ſagen, daß es für etliche Wochen zwei Höfe in Frankreich gab, den des guten Ludwig zu Verſailles, wo es ganz ſtille geworden, und den Voltaire's in Paris, welcher Tag für Tag von den lärmenden Huldigungen einer unzählbaren und entzückten Menge

---

ten und Volksmänner zu gelten und doch von allerhöchſten Herrſchaften, auf welche ſie bei Schützen-, Sänger- und Turnerfeſten „donnernde“ Hochs ausbringen, allergnädigſt zum Thee „befohlen“ zu werden.

Gemüthliche Anmerkung des Setzers.

widerhallte, die ſich herbeidrängte, dem größten Genie Europa's ihre Verehrung zu bezeigen. Seine Krönung (son couronnement) fand im Palaſte der Tuilerien ſtatt, im Sal des Theater Français. Man vermag die Trunkenheit nicht zu ſchildern, womit der erlauchte Greis von dem Publikum empfangen wurde, welches alle Räume und Zugänge des Ortes zum Erſticken dicht anfüllte. Niemals iſt die Dankbarkeit einer Nation in helleres Entzücken ausgeſchlagen. Ich werde dieſe Szene niemals vergeſſen und ich begreife nicht, woher Voltaire die Kräfte nahm, ſie auszuhalten."

Dieſer Haupt- und Staatsakt des ganzen Schauſpiels ging am 30. März von 1778 vor ſich. Der Triumphater fuhr zunächſt ins Louvre, um einer ihm zu Ehren veranſtalteten Feſtſitzung der Akademie anzuwohnen. Ein ungeheuer großes Gefolge begleitete ſeinen Wagen und harrte draußen, bis die gelehrten Herren drinnen durch ihren Wortführer d'Alembert alle Huldigungskünſte erſchöpft hatten. Folgte dann die kurze Fahrt vom Louvre ins Theater Français zwiſchen dichtgedrängten Menſchenmaſſen hin, welche den Wagen des Triumphators mit unendlichen Jubelrufen empfingen und begleiteten. Als der Greis ausſtieg, von zwei Freunden unterſtützt, miſchte ſich dem Entzücken der Bewunderung die Rührung über die körperliche Gebrechlichkeit des Gefeierten bei, den Beifallsſturm zu ſanfteren Lauten ſtimmend.

Die Vorgänge im Theater ſelbſt hat uns ein verpariſerter deutſcher Augenzeuge, Herr Friedrich Melchior Grimm, Baron (von vermuthlich eigener Mache) und Neuigkeitenzufertiger verſchiedener deutſcher Höfe, in ſeiner bekannten vielbändigen „Correspondance littéraire“ (IV, 177) genau beſchrieben. Als Voltaire in die Loge der königlichen Kammerherren getreten und daſelbſt zwiſchen Madame Denis und der Marquiſe de Villette Platz genommen hatte, erſchien der Schauſpieler Brizard, der berühmteſte unter ſeinen Kollegen, und überbrachte der Marquiſe einen Lorbeerkranz mit der Bitte, den Jubelgreis damit zu krönen. Wie dieſes geſchah, brach das ganze Haus in einen jauchzenden Zuruf aus. Voltaire nahm zwar die Krone ſogleich wieder vom Haupte, aber die Verſammlung beſtürmte ihn, dieſelbe aufzubehalten. Der Sal, die Logen, die Korridore ſtrotzten von Menſchen. Alle Frauen ſtanden. Das war kein Enthuſiasmus mehr, ſondern förmliche Anbetung, ein wirklicher Kult. Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Man ſpielte „Irene“, eine byzantiniſche Tragödie, welche, wie ſchon gemeldet, Voltaire fertig aus Ferney mitgebracht hatte. Ein ſehr altersſchwaches Produkt ſeiner Geiſteslenden, aber von ihrem Erzeuger, wie es bei derartigen Altersſünden häufig der Fall, zärtlich geliebt. Als Achtzigjähriger ſollte man die Muſe nicht mehr mit froſtigen Umarmungen heimſuchen wollen. Schon als Siebzigjähriger nicht mehr. Als Beweiſe für die Richtigkeit dieſes Satzes hocken und rutſchen ja auch in Göthe's ſämmtlichen Werken eine überzählige Anzahl unerquicklicher Kinderchen herum. Aber was ging die Verſammlung im Theater Français das byzantiniſche Ding von Trauerſpiel an? Man ſah nur Voltaire. Als er ſich nach gefallenem Vorhang erhob und, über die Logenbrüſtung vorgebeugt, dankend die Verſammlung begrüßte, brach der Huldigungsſturm von Neuem los. Zugleich hob ſich der Vorhang wieder und auf der Bühne erſchien die Büſte des Gefeierten, umringt von dem ganzen Korps der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche dieſelbe mit Lorberkränzen bedeckten und mit Roſenguirlanden umwanden, während Madame Veſtris Verſe deklamirte, welche beſagten, daß La Belle France ſelber es ſei, welche ihren großen Sohn kröne. Nur mühſam vermochte der bis zum Sterben Erſchöpfte das Schauſpielhaus zu verlaſſen. Schöne Frauenarme trugen ihn zu ſeinem Wagen, der nur im Schritt nach Hauſe gelangen konnte, umringt von einer entzückten Menge, welche die Ufer der Seine von dem unaufhörlich wiederholten Rufe: „Vive Voltaire!“ ertönen ließ. Unter der Hausthüre kehrte ſich der Jubelgreis gegen ſein Gefolge, breitete die Arme aus und ſagte mit im Schluchzen brechender Stimme: „Ihr wollt mich alſo unter Roſen erſticken?“ und als ihm droben der Herzog von Richelieu entgegentrat mit den Worten: „Nun, lieber Voltaire, Ihr müßt ja recht befriedigt ſein!“ — keuchte der Halbtodte mühſelig: „Ach, ſie haben mich umgebracht mit ihren Kronen!“

Vanitas, vanitatum vanitas! Die große Voltaire-Komödie war ausgeſpielt und es hob eine andere an, welche alsbald jene vergeſſen machte: — die Franklin-Komödie. Am 6. Februar von 1778 war der Allianzvertrag Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Abſchluß gediehen. Im März verließ der engliſche Geſandte Paris und der franzöſiſche London. Der Krieg zwiſchen Frankreich und England war erklärt und der Agent der amerikaniſchen Rebellen wurde in feierlicher Audienz von Ludwig dem Sechszehnten zu Verſailles empfangen. Franklin hatte, wie uns Klatſchſchweſter Du Deffand zu melden nicht unterließ, bei dieſer Gelegenheit einen braunrothen Sammetrock an, weiße Strümpfe, ungepuderte Haare, die Brille auf der Naſe — was gegen alle Kleiderordnung und Etikette — und trug unter dem Arm einen weißen Hut. („Iſt dieſer weiße Hut vielleicht ein Symbol der Freiheit?“ frug die neugierige Blinde vom Kloſter Saint-Joſeph ihren Freund Walpole.)

Vom 30. März, dem Triumphtag Voltaire's, waren es nur zwei Monate hin bis zum 30. Mai, dem Sterbetag Voltaire's, und doch war er ſchon ein vergeſſener, im Strudel von Babel-Paris verſchollener Mann. Am 31. Mai von 1778 ſchrieb Madame Du Deffand an Horaz Walpole: „Ach, da hätt' ich faſt vergeſſen, Ihnen ein wichtiges Ereigniß zu melden. Voltaire iſt todt. Man kennt weder Stunde noch Tag genau, wann er ſtarb; die Einen ſagen geſtern, die Andern vorgeſtern. Man weiß auch nicht recht, was man mit ſeinem Leichnam machen ſoll. Der Pfarrer von Saint-Sulpice will denſelben nicht auf ſeinem Kirchhofe begraben laſſen. Wird man den Todten nach Ferney bringen, um ihn dort beizuſetzen? Aber er iſt ja von dem Biſchof, zu deſſen Diöceſe Ferney gehört, in den Bann gethan. Voltaire iſt an einer zu großen Doſis Opium geſtorben, welche er zur Milderung der Schmerzen ſeiner Strangurie genommen, oder auch, wie ich ſagen möchte, an einem Ruhm-Exzeß, welcher die ſchwache Maſchine zu ſehr erſchütterte.“

Dies die Grabrede, welche Dem gehalten wurde, welchem zu Ehren Paris zwei Monate zuvor in Entzücken geraſ't hatte. Ruhm, dein Name iſt Eitelkeit!

Die Hexe von Glarus.

Zu den zahlloſen Schlupfwinkeln des Mittelalters, aus welchen der Anno 1789 losgebrochene Revolutionsſturm die Stickluft der Barbarei, Verrottung und Knechtſeligkeit wegzufegen hatte, müſſen auch die Kantone der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft gezählt werden. Wahre Satiren auf Republik und Demokratie, dieſe von ſelbſtſüchtig-bornirten Oligarchen und ſtupiden Pfaffen mißregierten Länder und Ländchen! Es kam denſelben nicht einmal zu gute, was anderwärts der „aufgeklärte Deſpotismus“ im Sinn und Geiſte der Zeit für Wiedereröffnung der verſtopften und verſchütteten Lebensquellen that. Denn die ſchweizeriſchen Junker und Bonzen waren eifrigſt bedacht, alle Einwirkungen der friederich'ſchen und joſephiſchen Reformen möglichſt von der Schweiz abzuhalten, und es gelang ihnen das vortrefflich, insbeſondere dadurch, daß ſie ihren angeblichen Mitbürgern und wirklichen Unterthanen jede, auch die dringendſte, zeitgemäßeſte und heilſamſte Neuerung kurzweg als „frömde Kaiberei“ ſignaliſirten.

Seither iſt es anders geworden, ſehr anders. Zwar ſtoßen Joggeli Kleinhirn, Heireli Wiſſenlos und Ruodeli Engherz im Umkreiſe der Eidgenoſſenſchaft noch oft und mißtönig genug mitſammen ins Uriſtierhorn der Unkultur; zwar könnte eine Wiederholung des großen Fegewedels von 1789 namentlich den ſogenannten Urkantonen, allwo noch mittelalterlicher Unrath genug hängen geblieben iſt, nicht ſchaden: allein daneben ſteht die Thatſache, daß die Schweiz vom Segen freier Staatsformen ein glänzendes argumentum ad oculos geliefert hat, indem ſie in materieller und intellektueller Civiliſation Vorſchritte machte, wie ſolche binnen ſo kurzer Zeit gemacht zu haben kein anderes Volk der alten oder modernen Geſchichte ſich rühmen kann. Denn, genau genommen, datirt, was die Schweiz in der Neuzeit vor ſich gebracht, erſt von der großen Reformperiode von 1830, maßen das Gute, was die Zeit der Helvetik und Mediation geſchaffen hatte, in der Reſtaurationsepoche wieder nach Menſchenmöglichkeit vernichtet worden war.

Damals, als nach Vernichtung des Napoleonismus die „Reſtauration“ ihre Bleihand auf die armen betrogenen Völker Europa's legte, ſtanden Schweizer — Allen voran der berüchtigte Renegat Haller — in der Vorderreihe der Söldlinge einer Reaktion, welche das Ancien Régime in Kirche und Staat zurückzuführen log und betrog, predigte, ediktirte, jeſuitirte, muckerte, einkerkerte, mordete und exilirte. Das Gebet der Dummheit oder der Schufterei um Zurückführung der „guten alten frommen Zeit“ iſt aber auch heute noch lange nicht verſtummt und darum will ich mich, wie ich ſo oft ſchon gethan, wieder einmal der Mühe unterziehen, an einem mit aktentreuen Farben gemalten Bilde aufzuzeigen, wie es in der guten alten frommen Zeit eigentlich zu- und hergegangen*).

---

*) Die Hauptquelle der zu erzählenden kultur- und ſitten-

1.

Das verhexte Kind.

Zur Novemberzeit von 1781 war im Flecken Glarus, dem wohlbekannten Hauptort des aus einem größeren, einem kleineren und einem kleinſten Hochgebirgsthal beſtehenden Freiſtaats gleichen Namens, die öffentliche Meinung heftig und nachhaltig bewegt. In dem Hauſe des wohlehrſamen und hochgeachteten Doktor und „Fünferrichters" Tſchudi hatte etwas „gruſam Grüſeliges" ſich ereignet. Das jüngere Töchterlein des genannten Herrn nämlich, die neunjährige Anne Marie, der verhätſchelte Liebling der Eltern, war in eine ganz abſonderliche Krankheit verfallen. Die Kleine hatte ſeit Monats-

---

geſchichtlichen Epiſode floß bislang in Lehmanns „Vertraulichen Briefen über den Hexenhandel zu Glarus" (1783). Nun hat uns aber J. Heer im „Jahrbuch des hiſtoriſchen Vereins des Kanton Glarus" 1865, S. 9 fg., in verdankenswerther Weiſe mit den Akten ſelbſt bekannt gemacht, wenigſtens auszüglich.

friſt an Krämpfen gelitten, die mitunter von Hallucinationen begleitet waren. Arme und Beine verſteiften ſich von Zeit zu Zeit und der linke Fuß wurde ſo unbrauchbar, daß das Kind oft gar nicht mehr darauf zu ſtehen vermochte. Dieſe Krankheitsſymptome waren jedoch unbedeutend im Vergleich mit den neueſtens eingetretenen: — die arme kleine Anne Marie brach nämlich vom 12. November an eine Menge von Stecknadeln, Haften, eiſernen Nägeln und Drahtſtücken aus. Bis zum 13. Dezember hatte das Kind allein an Stecknadeln — landesmundartlich „Guſen“ genannt — mehr als 100 Stücke ausgebrochen; zuweilen 10 oder gar 20 Stücke täglich.

Dieſes höchſt erſchreckliche Guſen-, Haften-, Nägel- und Drahtſtücke-Vomirungsmirakel konnte natürlich keine natürliche Urſache haben und bald war die Bewohnerſchaft von Glarus — „Meine gnädigen Herren und Oberen“, d. h. die höchſten Verwaltungs- und Juſtizbehörden, ſowie ſelbſtverſtändlich eine wohlehrwürdige Geiſtlichkeit inbegriffen — der einmüthigen und entſchiedenen Anſicht, die arme

Anne Marie ſei verhext; es könne gar nicht anders ſein. Kraft ſtillſchweigenden Uebereinkommens gebrauchte man aber das anrüchige Wort nicht, ſondern ſagte, das Kind ſei „verderbt“ — ein Euphemismus, welcher deutlich erkennen läßt, daß die Menſchen, wenn ſie ſich dem höheren oder niedrigeren Blödſinn in die Arme werfen, dies doch nicht thun, ohne ſich inſtinktartig vor dem geſunden Menſchenverſtand zu ſchämen. Freilich iſt es nicht minder gewiß, daß gerade dieſes Schamgefühl häufig zu einem heimlichen Sporn wird, welcher den Menſchen auf der einmal betretenen Bahn des Afterwitzes vorwärts ſtachelt. Du ſollſt nicht Recht haben! ſagt er trotzig zu dem Verſtand und begeht lieber eine Dummheit und Tollheit nach der anderen, als daß er der Stimme des helläugigen und nüchternen Mahners und Warners Gehör und Beachtung ſchenkte.

Alſo die neunjährige Anne Marie Tſchudi war verhext oder „verderbt“, das ſtand feſt. Aber wer hatte es der Kleinen „angethan“? Wer hatte mittelſt hölliſcher Praktiken dem armen Kinde Stecknadeln, Nägel, Haften und Drahtſtücke in den Magen gezaubert? Wer war die „Verderberin", zu deutſch: die Hexe? . . . . Antwort: — die Anna Göldi, geweſene Dienſtmagd im tſchudi'ſchen Hauſe, welches ſie unter abſonderlichen Umſtänden unlängſt verlaſſen hatte.

2.

Die Hexe.

Anna Göldi, die letzte offizielle Hexe der Schweiz, war, aus der damals züricheriſchen, jetzt zum St. Gallergebiet gehörenden Herrſchaft Sax gebürtig, im Jahre 1776 als ein Mädchen von ſehr „beſtandenem" Alter — ſie zählte nämlich 39 Sommer — bei einer angeſehenen Familie im Flecken Glarus in Dienſt getreten. Nachdem ſie denſelben vier Jahre lang zur Zufriedenheit ihrer Brotherrſchaft gethan, verließ ſie im September von 1780 dieſes Haus und trat beim Doktor und Fünferrichter Tſchudi als

Magd ein. Auch in dieſer Stellung hielt und führte ſie ſich tadellos. Wenigſtens hat weder der Herr Doktor noch die Frau Doktorin Tſchudi über das Verhalten ihrer Dienſtmagd als ſolcher irgend welche Klage vorgebracht. Während des ganzen bisherigen Aufenthalts der Göldi in Glarus war demnach ihr Leumund ein guter.

Allein dieſer gute Ruf ging in den Augen der Glarner vollſtändig zunichte, als man ſpäter einen Einblick in die Vergangenheit der Hexe gewann. Es war die Jugendgeſchichte eines blutarmen, von frühauf verwahrloſten Geſchöpfes, wie es ſolcher oder ähnlicher Geſchichten viele, unzählige gibt in dieſer unſerer vortrefflich eingerichteten Welt. Zwei Mal war der Anna das Weibliche begegnet, einem unehelichen Kinde das Leben geben zu müſſen. Das erſte Mal war dieſe Kataſtrophe ſogar mit Umſtänden verknüpft geweſen, welche einen ſo ſtarken Verdacht des Kindsmordes auf ſie warfen, daß ſie die Strafe des Prangerſtehens über ſich hatte ergehen laſſen müſſen. Das zweite Mal hatte ſie in Straßburg geboren, wohin ſie zu dieſem Behufe von ihrem damaligen Brotherrn — Vater des Kindes — geſandt worden, dem Herrn Doktor Zwicki zu Mollis im Glarnerland, in deſſen Hauſe Anna ſechs Jahre lang gedient hatte. Indeſſen muß angemerkt werden: — man erfuhr zu Glarus dieſe mißlichen Umſtände zu ſpät, als daß dieſelben auf die Hexenprozedur einen Einfluß hätten üben können. Die „heilige Dummheit“ beſorgte demnach das Blutgeſchäft ganz allein, ohne der Beihülfe ſchlechter Leumundszeugniſſe zu bedürfen. . . .

Die Anna Göldi lebte im tſchudi'ſchen Hauſe mit dem Herrn, der Frau und dem älteren Töchterlein Suſanne in Frieden und Verträglichkeit. Dagegen herrſchte zwiſchen der Magd und der „meiſterloſen“ jüngeren Tochter, der etwa neunjährigen Anne Miggeli (Zärtlichkeitsname für Marie), eine Art von kleinem Krieg, indem das verwöhnte Kind des Hauſes der Anna allerhand Neckereien und Poſſen anthat und dafür von der Magd gelegentlich ein „Püſſli“ abbekam. Anne Miggeli war ſtets der angreifende Theil, aber dieſe Unart wurde, wie andere, von den Eltern dem Lieblingskinde ſtraflos nachgeſehen. Im Oktober von 1781 fand wiederum ſo ein Auftritt zwiſchen der Anna und dem Aennchen in der Küche ſtatt. Wenige Tage nachher erklärte die Kleine, ſie habe in ihrer Frühſtücksmilchtaſſe eine „Guſe“ gefunden.

Dieſes Phänomen wiederholte ſich in den folgenden Tagen noch mehrmals, und da es den zärtlichen Eltern nicht von ferne in den Sinn kam, daß der kindiſche Muthwille ihres „meiſterloſen“ Töchterleins dieſes Guſenſpiel treiben könnte, wurde die Magd zur Rede geſtellt. Sie gab „mit Lachen“ zur Antwort, ſie beſitze gar keine Stecknadeln, habe alſo auch keine in die Milch gethan. Als jedoch etliche Tage hernach wiederum eine Guſe, nicht in Aennchens Frühſtücksmilch zwar, aber in einem „Möckli“ Brod erſchien, wurde die Magd ſofort aus dem Dienſte weggeſchickt.

Die plötzlich obdachlos Gewordene ſuchte eine augenblickliche Unterkunft bei Bekannten im Flecken, bei dem alten Schloſſer Rudolf Steinmüller und ſeiner Frau. Dieſe riethen ihr, ſie möchte beim Herrn Amtslandammann Tſchudi und beim Herrn

Pfarrer Tſchudi — (die ſchweizeriſchen Oligarchieen waren wahre Weichſelzöpfe von Vetter- und Baſenſchaften, ganz ähnlich dem berüchtigten „Verwandtſchaftshimmel“ des „Schreiberparadieſes“ Altwürtemberg) — über die grundloſe Anſchuldigung, welche gegen ſie erhoben worden, eine Beſchwerde einlegen. Sie that ſo, fuhr aber übel damit. Der Bonze — die Frau Doktorin und Fünferrichterin Tſchudi war ſeine Nichte — griff ſogar nach ſeinem Meerrohr, um damit der Beſchwerdeführerin geiſtlich zuzuſprechen, und der Herr Landammann ſagte ihr: „Thut Abbitte bei Eurem Herrn und dann machet, daß Ihr zum Flecken und zum Land hinauskommt!“

Das war natürlich weit mehr ein Befehl, als ein Rath. Allerdings ſetzte das Abbittethun ein Bekenntniß des Schuldigſeins voraus; aber was ſollte und wollte die arme Magd machen? Sie mußte in den ſauren Apfel beißen, namentlich auch, um ihre Kleider und die 16 „Doublonen“ (Louisd'or), ihre Erſparniſſe, welche ſie ihrem bisherigen Dienſtherrn „zum Aufheben“ gegeben, herauszubekommen. Sie leiſtete die Abbitte, erhielt ihre Sachen, gab das Geld — damit es ihr nicht etwa von dem Herrn Landvogt ihrer heimatlichen Landſchaft, der „gar ein hungriger ſei“, unter irgend einem Vorwande weggenommen würde — dem Schloſſer Steinmüller in Verwahrung und verließ am 29. Oktober Flecken und Freiſtaat Glarus.

3.

Die Fahndung.

Achtzehn Tage nach der Abreiſe der Göldi begann die ſchon gemeldete Stecknadeln-, Haften-, Nägel- und Drahtſtücke-Brechruhr der kleinen Anne Marie Tſchudi und „böſerte“ es damit von Tag zu Tag bedenklicher und bedenklichſt. Dabei war es wunderbar — (oder vielmehr gar nicht wunderbar, brummt der alte, wohlerfahrene Herr, der geſunde Menſchenverſtand) — daß das abſonderliche Gepreſte mehr und mehr mit allerhand Beiwerk ſich garnirte, je mehr die kindliche Kranke der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit wurde.

Maßen aber jede Wirkung ihre Urſache haben muß, ſo vereinigten ſich die ſämmtlichen hoſenloſen und behoſ'ten Klatſchbaſen von Glarus zunächſt dahin, daß das „Gufenſpeien“ der Kleinen auf jene angeblich durch die Anna Göldi in die Frühſtücksmilch gethanen Gufen zurückzuführen ſei. Zwar hatte früher weder Anne Miggeli ſelbſt, noch ſonſt Jemand behauptet, daß die Kleine eine jener Gufen verſchluckt habe, und ebenſowenig fiel es Jemand ein, die wunderſame Prozedur des Gufenſpeiens einmal einer genauen Unterſuchung zu unterziehen. Aber wozu mit ſolchen Nebendingen ſich befaſſen, wenn die Hauptſache ſo klar iſt? „Dä frömd Kog*) von Magd hat's gethan, was brauchen wir weiter Zeugniß?“ Alſo werden ſich wohl „Meine gnädigen Herren und Oberen“ mit dem Ding befaſſen müſſen, malefizgerichtlich nämlich. Und richtig, das Protokoll des „evangeliſchen“ Rathskollegiums vom 26. November 1781 beſagt, daß „gegen die Anna

---

*) Kog iſt das glarneriſche Nationalſchimpfwort, ganz entſprechend dem zürcheriſchen Kaib.

Göldi klagend angezeigt worden, ſie habe der Anne Marie Tſchudi zu verſchiedenen Malen Guſen in der Milch zu eſſen gegeben,“ woraufhin M. G. H. u. O. den weiſen Beſchluß faßten, „dieſer verruchten Dirne unverzüglich nachſchlagen“, d. h. auf ſie fahnden zu laſſen.

Kaum war dieſer Rathſchluß im Flecken bekannt geworden, als dem alten Schloſſermeiſter Steinmüller ſeine Bekanntſchaft mit der „verruchten Dirne“ bedenklich vorkam, ſo bedenklich, daß er ſich beeilte, alle Beziehungen zu derſelben dadurch abzubrechen, daß er ihr mittelſt des werdenberger Boten das ihm zum Aufbewahren übergebene Geld in ihre Heimat nachſchickte, nebſt „freuntdlichem grauß“, wie er ſich in ſeinem glarneriſchen Hochdeutſch ausdrückte. Am Schluſſe ſeines Begleitſchreibens ermahnte er die Adreſſatin noch beweglich: „Thaut Bauſſ! (thut Buße)“.... Das Alles bewahrte aber den armen alten Mann nicht davor, daß an ihm in Erfüllung ging, was bei Hexenprozeduren nicht Ausnahme, ſondern Regel: daß nämlich der Hexenwahn in einem gegebenen Falle nicht mit einem Opfer ſich begnügte. Iſt es doch gar häufig geſchehen, daß eine „Hexe" mit oder wider Willen Dutzende, ja Hunderte von Perſonen jedes Alters, Geſchlechtes und Standes mit in's Verderben geriſſen hat. Auch die letzte, auf deutſchem Boden gerichtlich gemarterte und gemordete Hexe ſollte ihre Todesbahn nicht allein gehen.

Es währte aber eine gute Weile, bis es gelang, die Unglückliche aufzugreifen. Mein Herr Doktor Zwicki in Mollis nämlich, welcher beſorgen mochte, eine Prozeſſirung der Anna könnte unter Anderem auch zu Tage fördern, daß er ihr vor Zeiten ein allzu gütiger Dienſtherr geweſen, hatte ſie durch einen nächtlicher Weile über den kerenzer Berg in's Werdenbergiſche entſandten vertrauten Mann warnen laſſen. Die Gewarnte verließ ſofort die Wohnung ihrer Schweſter in Sax, wanderte das Rheinthal hinunter, über Rorſchach nach St. Gallen, von da durch's Appenzellerland in's Toggenburg, wo ſie in Degersheim einen Dienſt fand. Da aber inzwiſchen „Läufer" mit Steckbriefen von Glarus in's Land ausgegangen, wurde die Arme nach elf Wochen aufgeſpürt, aufgegriffen, an Glarus ausgeliefert und daſelbſt am 21. Februar 1782 eingebracht und in den neuen Thurm geſetzt.

Die Delinquentin war alſo da. Es fragte ſich nun, vor welchem Forum ſie prozeſſirt werden ſollte. Denn im Kanton Glarus gab es damals und bis zum Jahre 1837 in Folge der paritätiſchen Verhältniſſe des Ländchens eine dreifache Verwaltung und Rechtspflege: — eine „geſönderte“ evangeliſche, eine „geſönderte“ katholiſche und eine „gemeine“ (gemeinſame). Das geeignetſte Forum für den obſchwebenden Handel wäre ohne Zweifel der „gemeine“ Rath geweſen. Aber, wie aus den Umſtänden erhellt, war der evangeliſche Rath zu jener Zeit ſo zuſammengeſetzt, daß er ſich für ein „Malefizgericht“ im Sinne der guten alten frommen Zeit am beſten qualifizirte, und ſo wußte es mein Herr Doktor und Fünferrichter Tſchudi ſammt dem Weichſelzopf von tſchudiſcher Vetter- und Baſenſchaft dahin zu bringen, daß der „evangeliſche“ Rath den Prozeß an die Hand nahm. Damit war der Ausgang desſelben ſchon deutlich angezeigt. Denn „Meine Gnädigen Herren und Oberen“ vom evangeliſchen Rath waren im Teufels- und Hexenglauben ſtark wie Martin Luther und daher voll guten Willens, mittelſt Opferung einer Hexe dem Reiche Satans Abbruch zu thun.

Die „öffentliche Meinung“, in 99 Fällen bekanntlich allzeit dem Unſinn, und zwar leidenſchaftlich, und, ſo es gut geht, vielleicht in einem hundertſten Falle der Vernunft, und zwar froſtig, zugethan, — die öffentliche Meinung übte übrigens über die guten Glarner zu Ungunſten der „Hexe“ einen ſolchen Terrorismus, daß ſelbſt Männer, welche für aufgeklärt und wiſſenſchaftlich gebildet mit Recht galten, demſelben nicht zu trotzen wagten.

So auch Herr Doktor Marti, „unzweifelhaft der gebildetſte Arzt des Kantons“ und ein Mann „von freier Denkungsart“, deſſen Klugheit aber noch bedeutend größer als ſeine Bildung und ſein Freiſinn. Denn, mit der Unterſuchung des „verderbten“ Kindes und mit Begutachtung des abſonderlichen Kaſus amtlich betraut, wand er ſich in ſeinem Berichte zwiſchen Sinn und Unſinn kläglich-klüglich hin und her, alſo beſchließend: „Was aber die Art und

Weis, wie die Stecknadeln und Heftli und zwar erſtere in ſo großer Anzahl dem Kinde beigebracht worden, betrifft, iſt es in der That ſchwer zu begreiffen und wird Niemand erklären können, als die ungeheure Uebelthäterin ſelbſt."

Alſo auch der begutachtende Arzt fühlte ſich berufen, zum Voraus die Angeklagte als eine „ungeheure Uebelthäterin" zu kennzeichnen, d. h. zu verdammen. Ehrenhafter und pflichtgetreuer, aber freilich weniger der öffentlichen Meinung gemäß wäre es geweſen, wenn mein Herr Doktor Marti durch genaue und ſchlaue Beobachtung der „verderbten" Anne Miggeli dahinter zu kommen geſucht hätte, wie es ſich mit den Krämpfen, Gichtern und Viſionen des Kindes eigentlich verhielt, und insbeſondere mit dem Gufenſpeien. Es liegen nur zwei Zeugniſſe von Perſonen vor, welche es überhaupt der Mühe werth gehalten haben, das Gufenwunder etwas näher anzuſehen, und dieſe beiden Zeugniſſe lauten ſo, daß jeder Nichthexengläubige zu der entſchiedenen Anſicht kommen muß, die neunjährige Anne Marie müſſe ein gar nicht gewöhnliches Talent für Taſchenſpielerei gehabt haben und hätte, bei weiterer Ausbildung deſſelben, auf Jahrmärkten als Meſſerverſchluckerin und Feuerſpeierin leicht ihr Brot verdienen können. In ganz Glarus ſcheint nicht einem einzigen Menſchen auch nur entfernt der Gedanke einer Möglichkeit aufgegangen zu ſein, daß ein zwar nicht verhextes, aber allerdings „verderbtes“ Kind mit einer ganzen Bevölkerung ſeinen koboldiſchen Muthwillen treiben könnte.

4.

„Gewaltthätige Kunſtkraft.“

Am 21. März hatte die Hexe ihr erſtes förmliches Verhör zu beſtehen, vor der von „Meinen Gnädigen Herren und Oberen“ beſtellten Unterſuchungskommiſſion, und die Prozedur nahm dann ihren regelrechten Fortgang. Aber bevor das geſchah, ſpielte ſich noch eine eigenthümliche Epiſode dieſes Hexenhandels ab.

Mein Herr Doktor und Fünferrichter Tſchudi erſchien nämlich vor der Unterſuchungskommiſſion und ſtellte vor, „er habe gehört, daß dergleichen böſen Leut' das von ihnen Verderbte wieder gut machen können; dahero er ſo dringend als möglich bitte, bei der Göldi auf gütliche Weiſe zu vernehmen, ob ſie das Kind nicht wieder zu ſeiner ehevorigen Geſundheit bringen könne.“ Man fand den Wunſch billig und beauftragte den Landwaibel und Gefängnißwärter, die Hexe in der angegebenen Richtung zu bearbeiten. Dies geſchah, jedoch anfänglich ohne Erfolg; denn, ſagte die Gefangene, „was ſollte ich dem Kinde helfen können? Ich habe ihm ja auch Nichts zu Leide gethan.“ Ein ganz richtiger Inſtinkt rieth der Unglücklichen, auf das an ſie geſtellte Anſinnen nicht einzugehen. Sie fühlte dunkel, daß, wenn ſie als Heilerin ſich verſuchte, ſie damit zugleich als „Verderberin“ ſich bekennen würde. Aber man ließ ihr keine Ruhe, man ſuchte gleichermaßen die Furcht wie die Hoffnung in ihr aufzuregen, indem der Landwaibel ihr bald drohte, ſie werde, wenn ſie ſich weigerte, „mit dem Scharfrichter angegriffen werden", bald ſie vertröſtete, ſie werde, ſo ſie nachgäbe, „dann zumalen bälder entledigt werden". Die Arme gab nach. „Bringt in Gottes Namen das Kind", ſagte ſie. „Ich will mit der Hülfe Gottes und dem Beiſtand des heiligen Geiſtes verſuchen, ihm zu helfen." Dann fügte ſie ſchwer aufſeufzend hinzu: „Oh, was für ein unglücklich Menſch bin ich!"

Noch am Abend deſſelben Tages wurde das kranke Kind auf's Rathhaus gebracht, allwo in der Rathſtube die Hexe ihre Heilkünſte in Anwendung bringen ſollte. Insbeſondere an dem linken Bein Anne-Miggeli's, welches angeblich kürzer geworden als das rechte. „Komm in Gottes Namen! Wenn ich ſchon bei den Leuten ein Hex ſein muß, ſo will ich Dir doch helfen und Dir nichts Böſes thun." Mit dieſen Worten begann die Göldi ihre Manipulationen, d. h. ihr Streicheln, Kneten und Strecken des kranken Beins. Dieſes Experiment wurde zu wiederholten Malen gemacht und, ſiehe, Anne-Miggeli's linkes Bein war wieder ſo lang und geſund wie das rechte. Aber noch „grimmte" es die Patientin im Leibe, weßwegen die Hexe ein Laxirmittel verordnete, wozu der Vater Miggeli's die Ingredienzien lieferte. Das trieb die letzte Guſe von dem Kinde und, ſiehe, daſſelbe war jetzt wieder ſo ganz geſund und friſch und hellauf, wie es vordem nur jemals geweſen.

Männiglich und Weibiglich zu Glarus ſchlug die Hände über den Köpfen zuſammen ob dieſer „unbegreiflich gelungenen" Heilung, ob dieſer „ſo gewaltthätigen Kunſtkraft" der Anna Göldi. Die Hexe hatte das arme Kind enthext, nachdem ſie es behext hatte, kein Zweifel! Se. Ehrwürden, Pfarrherr Tſchudi legte den Knopf ſeines geiſtlichen Meerrohrs tiefſinnig an die Naſe und gab das Orakel von ſich: — „Eine ſo gewaltthätige Kunſtkraft kann nur vom Teufel ſein. Anathema sit! Sie iſt eine Hexe, ſie muß eine Hexe ſein. Nur Unchriſten und Atheiſten könnten das bezweifeln. Dixi et salvavi animam meam" .... Es gab dazumal in Glarus weder Unchriſten noch Atheiſten, nicht einmal, wenn mir recht iſt, Freimaurer, und demnach war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß „dä frömd Rog" eine ſchandbare und überwieſene Hexe. Die heilige Dummheit fragte natürlich nicht danach, daß Gemüthsart und Gebaren der Angeklagten ganz und gar nichts Hexenhaftes hatten, ja daß ſogar die Herren von der Unterſuchungskommiſſion ſich nicht entbrechen konnten, an einer Stelle der Akten anzuerkennen, daß die Anna Göldi eine „geſchlachte (ſanftmüthige) und ehrliche“ Perſon. „Thut Nichts; ſie wird verbrannt!“

5.

Das zauberiſche „Leckerli“.

Es kam aber Methode in den Unſinn; denn bekanntlich iſt es einer der vielen Vorzüge, welchen die germaniſche Raſſe vor der romaniſchen voraus hat, daß ſie allen höheren und tieferen Blödſinn mit methodiſcher Gründlichkeit und ſyſtematiſcher Grandezza traktirt und agirt. Dieſe chriſtlich germaniſche Tugend erregte in etlichen Glarnern und Glarnerinnen etwelche Skrupel, ob wohl die „geſchlachte und ehrliche“ Anna Göldi an der Anne-Miggeli das Höllenwerk allein oder aber mit Beihülfe eines Zweiten oder Dritten vollbracht habe. Und wer wohl könnte ihr ruchloſer Beiſtänder und Bruder in Belzebub ſein? Hm, ſie hatte ja im abgelegenen Hauſe des alten Steinmüller „auf der Abläſch draußen“ verkehrt, hatte demſelben, als ſie aus Glarus entwichen, Geld zum Aufbewahren gegeben, und er hatte ihr mit einem verdächtigen Briefe, welcher aufgefangen worden und zu den Akten gekommen war, dieſes Geld „nebſt freundtlichem grauß“ nachgeſchickt. Der Ruodi Steinmüller war auch ſo ein „eigener“ Menſch geweſen, ſo ein „Pröbler“ und halber „G'ſtudirter“, der ſeinen Kopf in die Bücher ſteckte, wo immer er konnte, und ſich allzeit zugeknöpft und verſchloſſen bei Seite gehalten hatte. Unheimelig das!... „Ich will nüt g'ſchwätzt han, Herr Vetter, währli nei, gar nüt; aber der alt' Ruodi uff der Abläſch iſt ſyn Lebtag ein aparter Ma gſi und, hm, Ihr wüßet ſchon, Herr Vetter“.... „Jo fryli, Frau Baſ'. Auch ich will

Niemand verſchänden, währli nei; aber daß der alt' meineid' Kog, der Ruodi, mit der Hex', der Göldi, causam communem g'machet hat, wie der Lateiner ſagt, iſt ſicher.“

Derlei Dialoge, wie ſie wohl auch im tſchudi'ſchen Hauſe gehalten wurden, trugen ihre Früchte und zwar dann, als der maleſizgerichtliche Scharfſinn mit der Frage ſich herumquälte, in welcher Weiſe die Hexe die Stecknadeln, Haften, Drahtſtücke und Nägel dem armen Kinde in den Leib gehext habe. Glücklicher Weiſe mußten ſich „Meine Gnädigen Herren und Oberen“ nicht allzu lange darob die Köpfe zerbrechen. Denn Anne-Miggeli war ſo gefällig, auf eindringliches Befragen die Auskunft zu geben, daß die Behexung mittelſt eines „Leckerli“ (Lebkuchen) geſchehen ſei und zwar in Gegenwart des Ruodi Steinmüller. „Heureka!“

Dieſe ſeine Angabe formulirte das „nun Gottlob wieder völlig reſtituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tſchudi vor der Unterſuchungskommiſſion alſo: — „An einem Sonntag unter Tags iſt in der Magdenkammer der Ruodi Steinmüller bei der Anna auf dem Bett geſeſſen und Einer iſt am Boden umengehavet (herumgekrochen), der weder Arm noch Bein gehabt." — (Se. hölliſche Majeſtät machte alſo hier in einer neuen und eigenthümlichen Geſtalt höchſtihre Aufwartung.) — „Da hat mir die Anna aus einem Häfeli ein überzuckertes Leckerli gegeben, das ich in der Kammer eſſen mußte, wo die Anna ſagte, ich ſollte dem Vater und der Mama Nichts davon ſagen."

Da haben wir's! Alſo aus einem zauberiſchen Lebkuchen waren im Leibe des unglücklichen Kindes alle die Guſen, Nägel u. ſ. w. erwachſen? Schrecklich! Und der Steinmüller war alſo auch dabei geweſen? Schrecklicher! Und der Gottſeibeiuns war während der Vollbringung des Leckerli-Zaubers leibhaftig am Boden „umengehavet"? Am ſchrecklichſten!

So verfinſtert waren Gehirn und Gewiſſen „Meiner Gnädigen Herren und Oberen", wie überhaupt der guten Glarner und Glarnerinnen, daß die ungeheuerliche Lüge des Kindes nicht den leiſeſten Zweifel erregt zu haben ſcheint. Noch mehr, die arme Angeklagte ſelber wurde durch die Ausſage Miggeli's in eine Gemüthsverwirrung geworfen, von welcher befangen ſie zeitweilig die kindlich-blödſinnige Dichtung des Kindes für Wahrheit und Wirklichkeit hielt. Es kam ja, wie bekannt, in zahlloſen Hexenprozeduren Aehnliches vor: — die armen Opfer, durch die über ſie verhängte Verfolgung zur Verzweiflung getrieben, glaubten zuletzt ſelber an alle die unmöglichen Verbrechen, welche man ihnen ſchuldgab.

Schon in den erſten „gütlichen“ Verhören geſtand die Angeklagte Alles, was man von ihr geſtanden haben wollte: die ganze Leckerli-Zauberei, „wie es das Kind geſagt habe“, fügte ſie ausdrücklich hinzu. Auf die Frage: „Woher ſie das zauberiſche Leckerli gehabt?“ ſchwieg ſie hartnäckig eine ganze Stunde lang. Dann, auf wiederholtes Andringen, ſagte ſie unter heftigem Jammern: „Vom Ruedi Steinmüller“. Im Protokoll heißt es hiebei: — „Das Amt frägt, man gewahre an ihr, daß ſie immer ſo ſtaune; ob ſie etwa dem Steinmüller mit ihrer Angabe Unrecht thue? worauf ſie antwortet, ſie wiſſe nicht, was ſie thue.“ Dann widerrief ſie noch in demſelben Verhör ihre den Steinmüller belaſtende Ausſage. „Aber wer ſonſt hat Euch das Leckerli gegeben?“ Ganz außer ſich ſchrie ſie zuletzt: „Der Teufel hat es mir gegeben!“ Das Amt faßte dieſen Unſinn begierig auf. „In welcher Geſtalt iſt er Euch erſchienen?“ „In einer leiden (garſtigen) Geſtalt.“

6.

Auf der Folter.

Der Hexe alſo war man ſicher. Es galt jetzt, auch des Hexenmeiſters ſich zu verſichern. Am 29. März wurde daher der alte Rudolf Steinmüller in Haft gebracht; allein der Greis war ein zäher Glarner und ließ ſich nicht ſobald herbei, durch Zugeſtändniß des ihm ſchuldgegebenen Afterwahns ſein eigenes Todesurtheil zu ſprechen. Mit der Hexe konfrontirt, ſtellte er die Ausſagen derſelben feſt und entſchieden in Abrede. Sie dagegen; nun einmal ſchon vom Geiſte der Lüge beſeſſen — wenn auch im anderen Sinne — beharrte bei ihren Angaben und Beide gaben die Erklärung ab, daß ſie bereit ſeien, ihre Ausſagen „am Folter zu erhärten.“

Meine Gnädigen Herren und Oberen ſäumten denn auch nicht, dieſes unfehlbare Beweismittel in Anwendung zu bringen und beriefen zu dieſem Zwecke den Scharfrichter von Wyl, Meiſter Volmar, welcher am 4. April in Glarus eintraf und zunächſt durch ſeine bloße Anweſenheit im ſogenannten Schreckverhör („Terriz-Examen“) in Wirkſamkeit trat. Im zweiten Terriz-Examen nahm die Göldi alles gegen Steinmüller Ausgeſagte zurück und bat den Angeſchuldigten unter Thränen um Verzeihung. „Aber“ — fragten die Richter — „warum haſt du den Steinmüller beſchuldigt?“ — „Weil das Kind es geſagt hat, daß der Steinmüller und noch Einer dabei geweſen ſei.“ — „Und wie iſt es denn bei der Verderbniß des Kindes zugegangen?“ — Nach langem „Staunen“ die Göldi: „Der bös Geiſt hat es gethan.“ — „Haſt du denn ein Verſtändtnuß oder Bund ſchriftlich oder mündlich mit dem böſen

Geiſt? Sag' es! Die Obrigkeit, die an Gottes Statt ſitzet, kann dir von ſolcher böſen Verbindung wiederum helfen." Die Angeklagte verneint das Teufelsbündniß entſchieden; aber am folgenden Tage, im dritten Schreckverhör, iſt ſie ſchon ſo mürbe geworden, daß ſie bekennt, zwei Tage, nachdem ſie mit der kleinen Anne Marie einen Streit gehabt, ſei der Teufel in Geſtalt eines „wüſten ſchwarzen Thiers" zu ihr in die Küche gekommen und habe „mit den Klauen" röthlichgelben Wurmſamen und weißes Gift, in ein Papier eingewickelt, ihr überreicht, und dieſe Subſtanzen habe ſie in einem angefeuchteten Stücke Brot dem Kinde zu eſſen gegeben.

Bei dieſer Angabe blieb die Hexe, als ſie am 11. April zum erſten Mal der Folterung unterworfen ward. Die Folterart war der ſogenannte „Zug", auch Expanſion oder Elevation geheißen, wobei die Gemarterte, mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft ſchwebend, durch eine an der Decke der Folterkammer befeſtigte Rolle in die Höhe gezogen wurde, und zwar mit an ihre Füße gehängten

Steinen, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe ſtanden — „ad majorem Dei gloriam.“

Die Herren Maleſizrichter vernahmen mit Befriedigung das Bekenntniß der gemarterten Hexe, daß dieſe in direktem Verkehr mit dem Teufel geſtanden und von Sr. hölliſchen Majeſtät ſelber das verderbliche Zaubermittel empfangen habe. Aber das „nun Gottlob wieder völlig reſtituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tſchudi machte ihnen einen Strich durch dieſes mittels der Folter glücklich gewonnene Reſultat, indem das Kind ſtandhaft dabei verblieb, es ſei nicht mittelſt eines angefeuchteten „Möckli“ Brotes verderbt worden, ſondern mittels eines im Beiſein des Ruodi Steinmüller von der Anna Göldi erhaltenen „Leckerli's“. Quer das! Aber der Anne-Miggeli, ſo angeſehener Leute Kind, welche mit „Meinen gnädigen Herren und Oberen“ vielfachſt verſippt waren, war natürlich unbedingt zu glauben und ſo mußte man den „frömden Kog“ von Hexe ſchärfer mit der Tortur angreifen, um ihre Bekenntniſſe mit der Angabe von Tſchudi's Töchterli in Einklang zu bringen.

Deßhalb wurde die Unglückliche am 13. April zum zweiten Mal gefoltert und, ſiehe da, das Ergebniß dieſer „ungütlichen“ Befragung war ganz das gewünſchte. Denn das Opfer, glücklich in den Zuſtand der Unzurechnungsfähigkeit, ja des Wahnſinns hineingemartert, ſagte zu Allem, was man fragte, Ja und Amen; alſo auch dazu, daß ſie das Kind mit einem vom Steinmüller erhaltenen Leckerli in deſſen Beiſein verhext habe. Die wohlweiſen Richter wollten aber ganz ſicher gehen und verordneten daher der Hexe den dritten und qualvollſten Foltergrad. Sie erlitt denſelben am 8. Mai, „wo — beſagt das Protokoll — die Delinquentin mit dem Gewichtſteine hart aufgezogen, lang hängend gelaſſen und bei den Hauptfragen immer ſtark gezuckt (d. h. auf- und abgeſchnellt), ja überhaupt auf das Allerſchärfſte gepeinigt worden“. Am Schluſſe dieſes „ungütlichen“ Verhörs hat dann das Protokoll die Bemerkung: „Endlich iſt die Göldi entlaſſen, matt und hart zugerichtet, und wieder in den neuen Thurm gethan worden.“ Selbſtverſtändlich hatte ſie alle ihre Angaben ſchließlich noch einmal „am Folter erhärtet.“

Dadurch war der unglückliche Steinmüller wieder arg belaſtet worden und die Reihe, „ſcharf angegriffen“ zu werden, kam jetzt an ihn. Indeſſen konnte die Quälerei des Angeſchuldigten nur bis zur Drohung mit der Folter, nicht bis zur Anwendung derſelben getrieben werden. Der arme alte Mann, zur Verzweiflung gebracht, an der Welt und an ſich ſelbſt irre geworden durch das Zureden ſeiner Verwandten und durch die Drohungen ſeiner Richter, geſtand, nachdem er lange ſtandhaft die verrückte gegen ihn erhobene Beſchuldigung abgewieſen, dieſelbe zu, beſchrieb ſogar im Delirium der Angſt, wie und aus welchen Subſtanzen (Stahlſpähne, Eiweiß, Gips, Honig, Vitriol, „Galizenſteinwaſſer“, „Gold-Vernies“ u. ſ. w. im Blödſinn) er das Zauber-Leckerli bereitet habe, widerrief dann ſein tolles Geſtändniß wieder völlig und entſchieden, ließ ſich hierauf abermals „mürbe“ machen und endigte damit, daß er ſich der Gewalt ſeiner lieben Mitmenſchen-Beſtien entzog. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai erhenkte er ſich in ſeinem Kerker. Was aber dem Lebenden nicht angethan werden, mußte wenigſtens dem Todten widerfahren. Der Leichnam wurde dem Henker übergeben und von dieſem zum Hochgericht gekarrt. Dort wurde dem Todten die rechte Hand abgehauen, um an den Galgen genagelt zu werden, unter welchem man den Körper verſcharrte. Das Vermögen des Hexenmeiſters wurde natürlich von Rechtswegen konfiszirt, wie denn auch dieſer Hexenprozeß, gleich ſo vielen anderen, ein recht einträgliches „Geſchäft“ geweſen iſt. In Folge der Einziehung von Steinmüllers Vermögen, ſowie der Konfiskation der 16 Doublonen der Hexe, ferner einer dem Doktor Zwicki in Mollis zuerkannten Buße von 200 Kronenthalern und einer weiteren im Betrage von 100 Kronenthalern der Wittwe Steinmüllers auferlegten, hatte nämlich nach Abzug ſämmtlicher Prozeßkoſten der „proteſtantiſche Landesſäckel“ von Glarus einen reinen Profit von 754 Gulden.

7.

Fiat justitia!

Am 24. Mai erklärten „Meine Gnädigen Herren und Oberen vom evangeliſchen Rath“ den Handel für reif („matur“) und die Urtheilsfällung mußte demnach erfolgen.

Nun ſcheint aber doch die Vernunft in das enge Felſenthal von Glarus einen obzwar nur dünnen Lichtſtral hineingeworfen zu haben und ſcheint dieſer Lichtſtral auch durch das Schlüſſelloch des evangeliſchen Rathſals geſchlüpft zu ſein. Denn unter den Mitgliedern des Malefizgerichtes tauchten Bedenken auf gegen die Fällung eines Todesurtheils. Insbeſondere ſoll — die Akten ſind hier ſehr lückenhaft und wahrſcheinlich nachmals abſichtlich lückenhaft gemacht worden — der Herr „Landſchreiber“ der Meinung geweſen ſein, die Göldi am Leben zu laſſen. Aber er drang damit nicht durch, weil ein anderer Einfluß, nämlich der des offenbar ganz ſchafköpfigen und äußerſt rachſüchtigen Herrn Doktor Tſchudi, mächtiger war als der ſeinige.

Alſo wurde denn dem ſchmachvoll anachroniſtiſchen Werke des Unſinns und der Leidenſchaft, hervorgerufen durch die Bosheit eines verzogenen Kindes, die Krone aufgeſetzt und am 16. Juni „laut unſerer Malefizgerichts-Ordnung“ gegen die Hexe Anna Göldi die Sentenz gefällt, daß ſie „durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet und ihr Körper unter dem Galgen vergraben werden, auch ihr in hier habendes Vermögen konfiszirt ſein ſolle.“

Das Urtheil iſt übrigens in wunderlich gewundener Sprache verfaßt. Man glaubt bei Leſung dieſes Aktenſtückes mit anzuſehen, wie der Herr Landſchreiber, welcher daſſelbe zu redigiren hatte, ſich drehte und wand, um die Ehre ſeines Landes nach Menſchenmöglichkeit zu decken. Deßhalb kommen die Worte Hexe und Hexerei in dem Urtheile gar nicht vor. Die Göldi wird vielmehr nur ganz allgemein als „Uebelthäterin“ bezeichnet, weiterhin als eine „Vergifterin“ und ihre angebliche Verſchuldung als eine „Gräuelthat gegen das Töchterli des Herrn Dr. Tſchudi.“

Am 18. Juni 1782 fiel unter dem Galgen auf dem „Spielhof“ das Haupt der Anna Göldi unter dem Richtſchwert.

Die Akten ſchweigen gänzlich über das Verhalten des Opfers bei der Urtheilsfällung und Ermordung. Es exiſtirt nur die Ueberlieferung, daß Bonze Tſchudi, welcher die Delinquentin „auszutröſten“ hatte, geäußert habe, ſie ſei als „reumüthige und bußfertige Sünderin“ geſtorben. Das will eben nur ſagen, daß die Unglückliche, an Leib und Seele gebrochen, die geiſtliche „Auströſtung“ in ſtumpfer Willenloſigkeit über ſich ergehen ließ und gleich ſo vielen Hunderten und Tauſenden von „Hexen“ vor ihr den Tod als den Heiland willkommen hieß, der ſie von einem qualvollen Daſein und von ihren lieben Mitchriſten erlöſte.

Als es zu ſpät, erwachten Gewiſſen und Scham unter den Verfolgern und Mördern der beiden Opfer. Ein Wohldiener „Meiner Gnädigen Herren und Oberen“ erbat ſich von denſelben die Erlaubniß, „die Prozeßakten zur Ehre der Obrigkeit in Druck zu befördern.“ Allein man fand für gut, ſich dieſe „Ehre“ zu verbitten; denn der Schrei der Entrüſtung über den Göldi-Handel — Schlözer brandmarkte denſelben in ſeinen Staatsanzeigen mit dem neuen Wort „Juſtizmord" — welcher in der ganzen geſitteten Welt wach geworden, hatte inzwiſchen auch an den Felswänden des Glärniſch Widerhall gefunden. Die Glarner von heute aber gäben ſicherlich Etwas darum, daß ihr Land nicht der traurigen Berühmtheit genöſſe, die Stätte zu ſein, auf welcher innerhalb der Gränzen des deutſchen Sprachgebietes die letzte Hexe gerichtet und hingerichtet worden iſt.

Das Räthſel des Tempels.

1.

Der Tempel.

Kein Zweifel, Paris iſt jetzt die ſchönſte Stadt des Erdballs. Aber freilich, die Franzoſen haben es ſich auch Etwas koſten laſſen, die alte Kothſtadt zur modernen Glanzſtadt umzuwandeln: — nur ſeit 1852 iſt von Stadt- und Staatswegen nahezu eine Milliarde auf die Vergrößerung, Vergeſundlichung und Verſchönerung von Neu-Babylon verwandt worden. La Belle France erweiſ't ſich ſtets als eine Kröſa, ſo es um Befriedigung der Nationaleitelkeit ſich handelt. Die Verſchwendung, womit die uralte und ewigjunge Kokette ihren Empfangſalon Paris ausſchmückt, hat übrigens auch etwas Großartiges. Die partikulariſtiſche Neidhammelei, Philiſterei und

Schäbigkeit der Deutſchen würden es ſicherlich nie dazu bringen, für den Glanz ihrer Hauptſtadt — falls ſie nämlich eine hätten — ſo koloſſale Opfer zu bringen.

Ja, die ehemalige Lutetia iſt jetzo das Prachtjuwel der Städte. Welche Verwandlungen dieſer Weltgeſchichtebühne binnen hundert, binnen fünfzig, binnen zwanzig, binnen zehn Jahren! Wenn heute ein Pariſer aus den Tagen des vierzehnten Ludwigs oder des vierten Heinrichs oder gar einer aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert wiederkäme, er würde nur noch die Seine als dieſelbe vorfinden, vorausgeſetzt, daß er den Strom in Geſtalt ſeiner dermaligen Eindämmung und Ueberbrückung wieder erkennen würde.

Und was Alles hat dieſe Stadt erlebt, ſeit ſie aus der Reſidenz Julians des Abtrünnigen die Reſidenz Napoleons des Dritten geworden iſt! Ein Gang durch Paris iſt eine Wanderung durch die Geſchichte Frankreichs; noch mehr, auch eine Wanderung durch die moderne Geſchichte Europa's. Die Herren Franzoſenfreſſer mögen noch ſo grimmige Grimaſſen ſchneiden, es bleibt doch eine Thatſache: das Herz des menſchheitlichen Organismus pulſirt ſeit 1789 in Paris. Dort hebt der Hammer zum Schlage aus, wann wieder eine Weltſtunde um iſt. Die Deſpotenknechte von 1792 waren darum keineswegs ſo dumm, wie ſie ausſahen, als ſie in dem „Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig" alles Ernſtes die Forderung aufſtellten, daß Paris vom Erdboden weggetilgt werden ſollte. Der Inſtinkt des Haſſes und der Furcht ſagte ihnen, daß der Hahn der Freiheit dort immer wieder die Flügel ſchütteln und ſein Auferſtehungs-Kikeriki in die Welt ſchmettern würde. Aber jetzo — ſagen händereibend die Lohnſchreiber, Lakaien und Sbirren des Deſpotismus — jetzo iſt endlich dem dreimal vermaledeiten Thiere der Hals napoleoniſch umgedreht. Heuchler ihr! Die Angſtfurche auf euren Stirnen verräth euch. Bei Tag und bei Nacht raunt das böſe Gewiſſen euch in die Ohren: „Der Hahnſchrei wird doch wieder erſchallen, wann es Zeit!"

Denn Alles hat ſeine Zeit und ſo hatte die ihrige auch jene mittelalterliche Glaubensbegeiſterung, welche Hunderttauſende und wieder Hunderttauſende zur Eroberung und Behauptung des „heiligen Grabes“ aus dem Abendlande nach Paläſtina trieb, damit ſie dort mehr oder weniger jämmerlich umkämen. Andere Hunderttauſende, welche daheim blieben, entäußerten ſich wenigſtens großentheils oder auch ganz ihrer Habe zu Gunſten der Kämpfer für das heilige Grab und ſo kam es, daß insbeſondere die geiſtlichen Ritterorden, welche zu dem genannten Zwecke in Paläſtina entſtanden waren, zu großem Reichthum, Glanz und Anſehen gelangten. Den übrigen zwei, den Hoſpitalitern und Deutſchherren, weit voran ſtand der dritte, die Templer oder Tempelherren (templarii oder milites, fratres, commilitones templi), ſo geheißen, weil der erſte Sitz des Ordens ein an den ſogenannten ſalomoniſchen Tempel in Jeruſalem ſtoßendes Gebäude war. Im Jahre **1118** geſtiftet, war die Templerſchaft ſchon dreißig Jahre ſpäter eine reiche und mächtige Korporation und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts beſaß der Orden nicht nur in der Levante, ſondern auch und weit mehr noch in ſämmtlichen katholiſchen

Ländern Europa's eine Menge von Tempelhöfen, Balleyen, Komthureien und Präceptoreien, einen Beſitz an Häuſern, Burgen, Land und Leuten, wie er ſo ausgedehnt und ſtattlich keinem Fürſten der Chriſtenheit als Domaine zu eigen war. Den meiſten Reichthum und größten Glanz hatte jedoch die Templerei in Frankreich erworben, wo der „Tempel“ in oder vielmehr bei Paris für den eigentlichen Mittelpunkt des Geſammtordenslebens galt.

Von der Place de la Concorde zieht ſich in einem grandioſen Bogen bis zur Place de la Baſtille die Reihenfolge von Prachtſtraßen hin, welche unter dem Namen der Boulevards bekannt ſind. Bei der Porte St. Martin wendet ſich dieſer unvergleichliche Bogen in ziemlich ſcharf ſüdöſtlicher Schwingung dem Baſtilleplatze zu und zwar zunächſt unter dem Namen „Boulevard du Temple“. Hier ſtand zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution ein jetzt verſchwundenes, d. h. völlig umgebautes Stadtquartier, deſſen Mittelpunkt die alte, im Sinne des Mittelalters mächtige und prächtige Ordensburg „der Tempel“ geweſen iſt. Die Anfänge der Erbauung dieſes Schloſſes, welches die Schlöſſer der gleichzeitigen franzöſiſchen Könige an Räumlichkeit, Stärke und Pracht weit übertraf, fielen in die Regierungszeit Ludwigs des Siebenten, welcher den Templern einen damals außerhalb der Stadtmauer gelegenen Bauplatz geſchenkt hatte, ein ſumpfiges Stück Feld vor dem Stadtthor St. Antoine. Mit derſelben Raſchheit des Aufſchwungs, welche die ganze Templerei kennzeichnete, ſtieg aus dieſem Sumpffeld der „Tempel“ empor, mit ſeinen Mauern, Bollwerken, Gräben und Thürmen eine beträchtliche Bodenfläche bedeckend oder umfaſſend. Die Burg war der Sitz des Großpräceptors von Francien, welcher Ordensbeamte dem Anſehen nach der dem Großmeiſter zunächſt ſtehende geweſen iſt, und hier wurden auch die großen Generalkapitel der ſämmtlichen dieſſeits der Alpen angeſeſſenen Templerſchaft abgehalten, während welcher Verſammlungen der Tempel häufig vielen Hunderten von Tempelherren und dienenden Brüdern („Servienten“) zur Herberge diente. Das Hauptgebäude der Ordensburg, der gewaltige viereckige Thurm, wurde erſt im Jahre

1306 durch den Großpräceptor Jean-le-Turc vollendet.

Kaum war der Thurm vollendet, als König Philipp der Schöne, gegen welchen um ſeiner ewigen Steuererhebungen und Falſchmünzereien willen die Bürger von Paris in Waffen ſich erhoben hatten, darin eine Zuflucht fand. Die Templer ſchützten ihn und verſöhnten ihm auch mittels ihres großen Einfluſſes die aufſtändiſchen Pariſer. Der König ſtattete in ſeiner Weiſe den pflichtſchuldigen Dank ab — d.h. er verſchwor ſich mit ſeiner Kreatur, dem Papſt Klemens dem Fünften, zur Vernichtung des Ordens. Der Schuldigere von Beiden war hierbei jedenfalls der Papſt. Denn Philipp der Schöne, ein entſchloſſener, rückſichts- und ſkrupelloſer Arbeiter an dem großen Werke der Staatseinheit Frankreichs, konnte wenigſtens zu ſeinen Gunſten anführen, daß die Austilgung der Templerei dieſes Werk um einen beträchtlichen Ruck vorwärts brächte; der fünfte Klemens dagegen, von Amtswegen der geſchworene Beſchützer des Ordens, lieh nur aus infamer Habſucht und elender Feigheit ſeine Hülfe zur Zugrunderichtung deſſelben. Freilich, wie ſollte ein Gefühl für Recht und Ehre, wie eine Regung von ſittlichem Muth von einem Manne zu erwarten geweſen ſein, welcher als einer der wahlverwandteſten Vorgänger Alexanders des Sechſten in der Geſchichte der „Statthalter Chriſti“ daſteht? Von einem Papſte, deſſen zuchtloſe Hofhaltung zu Avignon, Poitiers und Bordeaux ſelbſt in jener gewiß nicht mit übermäßigem Zartgefühl behafteten Zeit jeden nicht ganz verdorbenen Beſucher anwiderte; von einem Papſte, welcher, dem Zeugniß eines der gebildetſten und ehrſamſten Kirchenfürſten des Mittelalters, des Erzbiſchofs Antonius von Florenz zufolge, mit ſeiner „Freundin“, der reizenden Bruniſard, Tochter des Grafen von Foix und Frau des Grafen von Talleyrand-Perigord, ganz öffentlich lebte, — ſo öffentlich, daß die „Freundin“ Sr. Heiligkeit nicht anſtand, aus der päpſtlichen Tiare die ſchönſten Diamanten ausbrechen und in ihre Armbänder faſſen zu laſſen! Auch „zur größeren Ehre Gottes“, vermuthlich!

Am 12. Oktober von 1307 war König Philipp der Schöne mit ſeinem ganzen Hofe im Tempel zu

Gaſt, — zu Gaſt bei dem Großmeiſter Jacques de Molay, welchen auf des Königs Wunſch der Papſt tückiſcher Weiſe von der Inſel Cypern nach Frankreich gelockt hatte, damit derſelbe in das Verderben des Ordens verwickelt würde. Am Morgen des nächſten Tages ſollte dieſes Verderben anheben. Den Vorwand dazu mußten, wie Jedermann weiß, die „Verbrechen“ des Ordens hergeben, welcher allerdings durch Stolz, Hochmuth, Eigennutz und Ueppigkeit viel geſündigt hatte, allein der blasphemiſchen und ſodomitiſchen Gräuel, welche die königlichen und päpſtlichen Richter, d. h. Folterknechte und Henker, ihm ſchuldgaben, ganz gewiß nicht theilhaft geweſen iſt.

Einhundert und vierzig Tempelbrüder, darunter verſchiedene Großwürdenträger des Ordens, waren an jenem Oktobertage im Tempel um den Großmeiſter verſammelt, welcher den König bewirthete. Es ging hoch her in dem großen Thurm, allwo die Staatsgemächer ſich befanden. Philipp der Schöne war huldvoll und heiter über die Maßen, und während er unter Scherzen mit Jacques de Molay und den übrigen Tempelgebietigern tafelte und zechte, hatten ſeine Baillifs und Seneſchalls im ganzen Umfange von Frankreich ſchon ſeine ſtrengen Befehle in Händen, mit dem kommenden Tage, dem 13. Oktober, mittels Liſt oder Gewalt aller Templer auf franzöſiſchem Boden ſich zu bemächtigen und dieſelben einzukerkern, ſowie ſämmtliche Beſitzthümer, liegende und fahrende Habe des Ordens mit Beſchlag zu belegen.

So geſchah es, und was am 12. und 13. Oktober von 1307 vorging, gehört mit zu den ſchnödeſten der im Buche der Geſchichte verzeichneten Verräthereien. Der hierauf folgende Templerprozeß war ſowohl als Ganzes, wie in ſeinen Einzelnheiten, ſelbſt für jene abergläubiſche, recht- und ſittenloſe, zugleich barbariſch-ſtupide und tückiſch-grauſame Zeit ein häßliches Brandmarkmal, eine der höchſten Schandſäulen, welche Königthum und Papſtthum mitſammen ſich errichtet haben. Es war ein gräuliches Verfahren. Die Folter fungirte als Unterſuchungsrichter. Wie ſie arbeitete, mag ſchon das eine Beiſpiel beleuchten, daß einer der gefolterten Templer im Wahnwitz der Qual und Pein aufgeſchrieen hat, er bekenne ſich ſchuldig, den Heiland an's Kreuz geſchlagen zu haben. Das iſt ganz analog der Thatſache, daß in deutſchen Hexenprozeſſen als Hexen verklagte neun- und ſiebenjährige Mädchen auf der Folter bekannten, ſie ſeien zu dem Teufel in Verhältniſſen geſtanden, welche ganz unmöglich, ja undenkbar waren, auch den Glauben an die Exiſtenz eines Teufels vorausgeſetzt. Die Hinrichtungen der Tempelbrüder, welche die Qualen des Kerkers und der Marterbank überlebten, waren maſſenhaft. In Paris allein erlitten einhundert und dreizehn den Feuertod. An einem und demſelben Tage, am 12. Mai von 1310, wurden vierundfünfzig Templer an vor dem St. Antonsthore aufgerichteten Brandpfählen mit langſamem Feuer zu Tode gequält, alleſammt inmitten der Pein bis zum letzten Athemzug ihre Unſchuld betheuernd. Dies that in feierlichſter Weiſe auch der Großmeiſter Jaques de Molay, welcher, zugleich mit ihm der Großpräceptor der Normandie, am 11 März von 1313 den auf der kleineren Seineinſel, da, wo ſpäter die Statue Heinrichs des Vierten aufgeſtellt wurde, errichteten Scheiterhaufen beſtieg. Dieſer Angeſichts des Todes abgegebene Proteſt iſt hiſtoriſch. Die Sage aber, welche ja in ihrer poetiſchen Weiſe der herben Tragik der Geſchichte häufig einen verſöhnenden Zug beizumiſchen liebt, will, der unglückliche Molay habe aus den Flammen des Holzſtoßes hervor den Papſt und den König vor den Thron Gottes geladen. Gewiß iſt, daß Klemens der Fünfte am 20. April von 1314 zu Roquemaure an der Rhone ſtarb und Philipp der Schöne am 29. November deſſelben Jahres zu Fontainebleau.

„Ich werde die Miſſethaten der Väter ſtrafen an ihren Kindern und Kindeskindern bis in's ſiebente Glied.“ Ein ſchrecklicher Spruch, erbarmungslos, grauſam und rachſüchtig, wie der altteſtamentliche Judengott, welchem derſelbe in den Mund gelegt iſt. Und doch, die Beſtätigung deſſelben findet ſich auf zahlloſen Blättern des Buches der menſchheitlichen Geſchicke. Denn mit Alles vor ſich niederwerfender Gewalt ſchreitet durch die Weltgeſchichte die Vergeltung. Spät kommt ſie manchmal, häufig, am häufigſten ſogar; aber ſie kommt, unerbittlich, taub allem Flehen, mit der eiſig-ruhigen Majeſtät eines Naturgeſetzes das Richter- und Rächeramt übend. Ah, wenn an jenem 12. Oktober von 1307 vor den Augen König Philipps, als er im großen Tempelthurm von Paris den verrathenen Tempelherren zutrank, für einen Moment der Schleier der Zukunft zerriſſen worden wäre, ſo daß er hätte hinausblicken können durch die Jahrhunderte auf den 13. Auguſt 1792, würde da der todhauchende Odem der Vergeltung nicht ſeine Seele angeſchauert haben? Es war nicht Zufall, nein, es war die Logik der Weltgeſchichte, daß der große Thurm des Tempels, in welchem eine der größten Ruchloſigkeiten des aufſtrebenden franzöſiſchen Königsthums geplant und abgeſpielt worden, an dem genannten Auguſttag dem franzöſiſchen Königthum zum Kerker angewieſen wurde. Unſer großer Seher, welcher von allen ſeit Shakſpeare und Milton aufgeſtandenen Dichtern, obgleich oder vielmehr weil er ein Idealiſt war, am meiſten hiſtoriſchen Sinn beſaß, hat gegenüber dem geiſtlos-mechaniſchen Zufallsglauben die weltgeſchichtliche Logik ſchön erkannt und anerkannt, indem er ſeinen Wallenſtein ſagen ließ:

> „Es gibt keinen Zufall,
> Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
> Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.“

Der Tempelthurm, deſſen Inneres die jammervolle Agonie Ludwig des Sechszehnten und ſeiner Familie ſah, iſt von der Oberfläche der Erde verſchwunden; aber niemals wird er aus dem Weltgeſchichtebuch verſchwinden. Da ſteht er für alle Zeit, finſter, drohend, wie der warnend emporgehobene Finger einer Rieſenhand. Iſt die Warnung bislang von denen, welchen ſie gilt, beachtet worden? Nein. Wird ſie in Zukunft beachtet werden? Schwerlich, denn die Geſchicke müſſen ſich erfüllen.

Am 21. Januar von 1793 machte der entthronte König vom Tempelthurm aus ſeine Todesfahrt zum Revolutionsplatz. Am 1. Auguſt wurde Marie Antoinette aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, von wo der entſetzliche Karren ſie am 16. Oktober zum Schaffot führte. Am 10. Mai von 1794 hielt dieſer Karren wieder vor dem Tempelthor, um eines der reinſten, beklagenswertheſten Opfer des Terrorismus, die Prinzeſſin Eliſabeth, zur Guillotine zu bringen. Am 8. Juni von 1795 ſtarb im Tempelthurm ein armer, körperlich und geiſtig verkümmerter, rhachitiſcher und bis zur Stummheit ſchweigſamer Knabe, Louis Charles, dem König von der Königin Marie Antoinette am 27. März 1785 zu Verſailles geboren, erſt Herzog von der Normandie, dann nach dem Tode ſeines älteren, im Juni 1789 verſtorbenen Bruders Dauphin von Frankreich.

Aber war der am 8. Juni von 1795 im Tempel geſtorbene Knabe wirklich der Dauphin?

Dieſe Zweifelfrage erhob ſich ſofort, leiſe und laut, und ſie iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht ſo beantwortet oder ſo zu beantworten, daß jeder Zweifel verſtummen müßte. In Wahrheit, wir haben hier ein ungelöſtes Räthſel vor uns, das immer wieder zu Löſungsverſuchen reizt. Mag der nachſtehende für das angeſehen werden, für was er ſich gibt: eine unbefangene Zuſammenſtellung und Werthung der Thatſachen, welche die hiſtoriſche

Kritik zur Aufhellung des dunkeln Problems bis jetzt an die Hand gegeben hat.

2.

Das Räthſel.

Thatſache iſt zuvörderſt, daß alle die Betrogenen oder Betrüger oder betrogenen Betrüger, welche nach einander als Dauphin Louis Charles oder als Ludwig der Siebenzehnte aufgetreten ſind, Hervagault, Bruneau, Naundorff, Richemont, Williams Glauben und Anhänger gefunden haben; zum Theil innigſt überzeugte und leidenſchaftlich begeiſterte Anhänger. Dies muß auf den Umſtand zurückgeführt werden, daß im Jahre 1795 die Sage ausgegangen und Beſtand gewonnen hatte, der angeblich im Tempel geſtorbene Dauphin ſei ein untergeſchobenes Kind geweſen, der wahre und wirkliche lebe und ſei aus dem Kerker gerettet. Man darf ſogar behaupten, daß dieſe Anſchauung die öffentliche Meinung war, wodurch freilich Nichts bewieſen wird. Denn was iſt zumeiſt die „öffentliche Meinung"? Nichts als ein verworrenes Geräuſch, das aus dem Zuſammenſtoß der ſo oder anders angeſtrichenen Bretter entſteht, welche die Menſchen vor ihren Stirnen tragen.

Indeſſen ermangeln wir doch nicht ganz ſolcher Anhaltspunkte, die beweiſen, daß man auch in Kreiſen, welche wiſſende genannt werden können, von dem Tode des Dauphin nicht überzeugt geweſen iſt. Herr Labreli de Fontaine, ehemals Bibliothekar der Wittwe des Herzogs von Orleans-Egalité, hat in einer von ihm unterzeichneten und veröffentlichten Flugſchrift erklärt, die verbündeten Monarchen ſeien im Jahre 1814 ſo zweifelhaft geweſen, ob Ludwig der Siebenzehnte nicht noch am Leben ſei, daß ſie zwar öffentlich Ludwig den Achtzehnten als König anerkannt, im Geheimen aber und ſogar vertragsmäßig ſich verpflichtet hätten, dem möglicher Weiſe lebenden Sohne Ludwig des Sechszehnten den franzöſiſchen Thron noch zwei Jahre lang offen zu halten. Sollte ſich für dieſe Behauptung nicht ein vollgültiger urkundlicher Beweis beibringen laſſen? Feſt ſteht wenigſtens, daß ein Theil der Royaliſten, welche nach dem faktiſchen Untergange der franzöſiſchen Republik, d. h. nach dem 9. Thermidor von 1794, eifrig an der Wiedereinſetzung der Bourbons arbeiteten, an den Tod des Dauphin nicht glaubte. Ein ſehr glaubwürdiges Zeugniß hierfür wurde noch im Jahre 1851 beigebracht, bei Gelegenheit des Prozeſſes, welchen die Hinterlaſſenen Naundorffs bei den franzöſiſchen Gerichten anſtrengten. Dieſes Zeugniß rührte von Herrn Brémond her, dem ehemaligen Geheimſekretär Ludwig des Sechszehnten, und beſagte, daß er, Brémond, im Jahre 1795 von dem Schultheiß Steiger zu Bern vernommen habe, er, der Schultheiß, wiſſe ganz beſtimmt und aus beſten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Tempel geſtorben, ſondern gerettet ſei. Steiger ſtand aber, wie bekannt, mit den höchſten Kreiſen der royaliſtiſchen Emigration, wie auch mit den Generalen der Vendée, in engen Beziehungen.

Die gang und gäbe Sage in Betreff der Rettung des Prinzen aus dem Tempel iſt, daß dieſelbe auf Betreiben von Joſephine Beauharnais durch ihren damaligen Liebhaber Barras bewerkſtelligt worden ſei. Dieſen zwei Perſonen wird, unter Mitwirkung von Hoche, Pichegru, Frotté und dem Kreolen Laurent, die Retterrolle auch in der Geſchichte des Uhrmachers Naundorff zugetheilt, welcher übrigens, nebenbei bemerkt, von Madame de Rambaud, Amme des Dauphin bis zu deſſen Einkerkerung im Tempel, förmlich und feierlich als der echte Sohn Ludwig des Sechszehnten erkannt und anerkannt worden iſt. Freilich, die ganze Rettungshiſtorie des Dauphin, wie Naundorff ſie erzählte, iſt ein ſolches Wirrſal von Abenteuerlichkeiten, Unwahrſcheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, daß man ſie der Phantaſie eines Victor Hugo entſprungen glaubt, welche bekanntlich toll geworden, ſo ſie das nämlich überhaupt erſt zu werden brauchte. Es gibt aber auch noch andere Verſionen dieſer Hiſtorie. Eine derſelben, von denen geglaubt und verbreitet, welche den geretteten Dauphin in der Perſon des Richemont erkannten und verehrten, lautet alſo: „Am 19. Januar von 1794 wurde der Prinz, mit Vorwiſſen und Beihülfe ſeines beſtochenen Wärters Simon, durch die Herren Frotté und Ojardias, Emiſſäre des Prinzen von Condé, aus dem Tempel entführt, nachdem man an die Stelle des Entführten einen ſtummen Knaben von gleichem Alter gebracht hatte. Der gerettete Dauphin aber ward nach der Vendée gebracht, begab ſich, nachdem ſein angeblicher Tod im Tempel offiziell bekannt gemacht worden, zur Armee des Prinzen von Condé und wurde von dieſem ſpäter (1796) dem General Kleber anvertraut, der ihn für den Sohn eines Verwandten ausgab und ihn als Adjutanten bei ſich behielt.“ Weiter brauchen wir dieſen Mythus nicht zu verfolgen. Dagegen iſt die Frage zu berühren, warum denn der gerettete Prinz nicht ſofort bei ſämmtlichen Anhängern der Bourbons laute und begeiſterte Anerkennung gefunden habe? Hierauf wird uns die ziemlich plauſibel lautende Antwort: —

In der bourboniſchen Familie herrſchten bekanntlich ſchon vor dem Ausbruch der Revolution heftige Zerwürfniſſe und man ſchrieb insbeſondere und allerdings nicht ohne Grund dem ſchlauen und ehrgeizigen Grafen von Provence, Bruder Ludwigs des Sechszehnten und nachmals Ludwig der Achtzehnte, die planmäßig verfolgte Abſicht zu, die Nachkommenſchaft ſeines älteren Bruders, ſchon aus Haß gegen Marie Antoinette, zu Grunde zu richten. Als nach dem angeblichen Tode des Dauphin im Tempel der Graf von Provence von einem Theil der Royaliſten als legitimer König anerkannt worden war, habe er natürlich Alles daran geſetzt, jedem von ſeinem geretteten Neffen etwa zu erhebenden Anſpruch zum Voraus die Möglichkeit des Gelingens abzuſchneiden. Zu dieſem Zwecke hätten es Ludwig der Achtzehnte und ſeine ſämmtlichen Anhänger zu einem Glaubensartikel gemacht, daß der Dauphin wirklich im Tempel geſtorben ſei. Um aber auch der Schweſter des Prinzen, der Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte, von verzückten Royaliſten als die „Waiſe des Tempels" glorifizirt, welche im Dezember 1795 zum Austauſch von Kriegsgefangenen an die Oeſterreicher ausgeliefert wurde, die Annahme dieſes Glaubensartikels zu belieben, trennte man ihr Intereſſe von dem ihres Bruders, indem man ſie mit dem älteſten Sohne des Grafen von Artois vermählte und ihr damit, maßen Ludwig der Achtzehnte kinderlos, die

Ausſicht eröffnete, eines Tages Königin von Frankreich zu werden und zwar regierende Königin, da ihr Gemahl, der Herzog von Angoulême, eine entſchiedene Null. Hieraus habe man ſich denn auch den Umſtand zu erklären, daß die Herzogin von Angoulême mit der ganzen Härte und Schärfe ihres Charakters gegen jeden Verſuch, ſie von der Rettung ihres Bruders aus dem Tempel, von ſeinem Fortleben, von ſeinem Daſein zu überzeugen, herb abweiſend ſich benommen hat.

Und doch war es dieſelbe Prinzeſſin, welche mittels einer Stelle der berühmten Denkſchrift, worin ſie ihre Erlebniſſe im Tempel aufgezeichnet hat — („Récit des événements arrivés au Temple", par Madame Royale) — für die Behauptung, der Dauphin ſei aus dem Tempel gerettet worden und zwar an dem ſchon erwähnten 19. Januar von 1794, einen ſehr bemerkenswerthen Stützpunkt beibrachte. Die gemeinte Stelle iſt dieſe: „Am 19. Januar hörten wir (d. h. die Prinzeſſin und ihre Tante Eliſabeth) bei meinem Bruder — (d. h. im Zimmer deſſelben) — ein großes Geräuſch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Tempel verließe, und wir wurden deſſen überzeugt, als wir, durch das Schlüſſelloch unſerer Gefängnißthüre blickend, Gepäckſtücke wegtragen ſahen. An den folgenden Tagen hörten wir die Thür des Zimmers, worin mein Bruder ſich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem Glauben, daß er weggegangen — (will ſagen, weggebracht worden ſei) noch beſtärkte.“

Wir ſind aber mit dieſem 19. Januar von 1794 noch nicht fertig. Denn es iſt eine feſtgeſtellte Thatſache, daß gerade an dieſem Tage der verrufene Schuſter Simon, welcher das Wächteramt bei dem armen Dauphin mit einer Anſtellung als Municipalbeamter vertauſchte, mit ſeiner Frau und mit Sack und Pack den Tempel verließ. Thatſache ferner iſt es, eine im Verlaufe der oben erwähnten Prozeßverhandlung von 1851 als wohlbezeugt erhärtete Thatſache, daß die Wittwe Simons, Marie Jeanne Aladame, welche erſt am 10. Juni von 1819 geſtorben iſt und zwar in dem Frauenſpital der Sèvres-Straße, den barmherzigen Schweſtern, welche daſelbſt die Krankenpflege beſorgten, wiederholt und umſtändlich erklärt hat, der Dauphin ſei nicht im Tempel geſtorben, ſondern daraus entführt worden, mit ihrer und ihres Mannes Beihülfe, und zwar an demſelben Tage, wo ſie ihren Auszug bewerkſtelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung ſei aber ſo vollzogen worden. Unter anderem Spielzeug habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen laſſen. In dem Bauche dieſes Pferdes wurde das (ſtumme) Kind, welches man der Perſon des gefangenen Dauphin unterſchob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieſer Korb ſodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simons aus dem Tempel führte, und mit einem Haufen Wäſche bedeckt. Die Wache am Tempelthor unterſuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäſche zu durchſtöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem ſie mit gut geſpielter Entrüſtung die Männer zurückwies, ſie bedeutend, das ſei ihre ſchmutzige Wäſche.

Alſo ſei der Inhalt des Weidenkorbes ohne weitere Anfechtung aus dem Tempel geſchmuggelt worden.

Nun haben freilich Alle diejenigen, welchen irgendwie daran liegen mußte, die Anſicht, der Dauphin ſei im Tempel geſtorben, als die allein richtige aufrecht zu halten, die Behauptung aufgeſtellt, die Wittwe Simons ſei, als ſie die citirte Mittheilung machte, verrückt geweſen; aber für dieſe Behauptung iſt nicht ein Schatten von Beweis beigebracht worden, während im Gegenſatz hiezu die Zeugniſſe der barmherzigen Schweſtern, die Wittwe Simon habe, als ſie ihre Angaben machte, dies bei vollem Verſtande gethan, ganz beſtimmt lauten. Dieſer Einwurf gegen die Erzählung der Frau wäre alſo beſeitigt. Aber war die ganze Ausſage vielleicht nur eine Dichtung, mittels welcher die Wittwe Simons die Wucht des gerechten Abſcheus mindern wollte, welche auf ihr ſelbſt und auf dem Andenken ihres Mannes laſtete? Eine beſtimmte Bejahung dieſer Frage iſt ebenſo unmöglich, wie eine beſtimmte Verneinung. Indeſſen muß doch hervorgehoben werden, daß die Anſicht, der Dauphin ſei aus dem Tempel gerettet worden, in den höchſten und allerhöchſten Hofkreiſen mißfällig, ſehr mißfällig war, und daß, wenn Irgendwer, die Wittwe Simons ſich zu ſcheuen hatte, das Mißfallen der Machthaber von damals auf ſich zu ziehen. Es iſt daher durchaus unſtatthaft, anzunehmen, die Frau habe ihre Phantaſie angeſtrengt, um Etwas zu erſinnen, was ihr keinen Dank, ſondern möglicherweiſe nur Verfolgung eintragen konnte.

Die Entführung des Prinzen in der Erzählung der Wittwe Simons hätte offenbar das Einverſtändniß und die Mitwirkung von damals, d. h. im Jahre 1794, einflußreichen Männern zur Vorausſetzung gehabt. In dieſer Beziehung iſt von verſchiedenen Seiten her auf Cambacérès hingewieſen worden. Der über gar Manches, was hinter den Kuliſſen der Revolutionsbühne vor ſich gegangen, wohlunterrichtete Verfaſſer der „Histoire secrète du Directoire“ — man ſchreibt ſie dem Grafen Fabre de l'Aude zu — meint: „Es ſcheint gewiß, daß man das Publikum hinſichtlich der Zeit und des Ortes, wann und wo Ludwig der Siebzehnte geſtorben, getäuſcht hat. Cambacérès gab das zu; aber niemals wollte er mittheilen, was er über dieſe Angelegenheit wußte.“ Im Mai von 1799 ſodann ſchrieb die Gräfin d'Adhémar, geweſene Palaſtdame der Königin Marie Antoinette, in das Buch ihrer „Souvenirs“, indem ſie auf den Dauphin zu reden kam: „Unglückliches Kind, deſſen Regierung in einem Kerker begonnen und beſchloſſen wurde, das aber doch nicht in dieſem Kerker den Tod gefunden hat! Gewiß, ich meinerſeits will in keiner Weiſe die Anhaltspunkte vermehren, welche Betrügern ſich darbieten könnten; aber, indem ich dieſes niederſchreibe, bezeuge ich bei meiner Seele und bei meinem Gewiſſen: ich weiß beſtimmt, daß Se. Majeſtät Ludwig der Siebzehnte nicht im Tempelkerker geſtorben iſt. Sagen zu können, wohin der Prinz gekommen und was aus ihm geworden, behaupte ich nicht; ich weiß es nicht. Nur Cambacérès, der Mann der Revolution, wäre im Stande, meine Angabe zu vervollſtändigen; denn er weiß hierüber viel mehr als ich . . . .“ Da hätten wir ein recht förmliches und feierliches Zeugniß. Schade nur, daß daſſelbe anfechtbar. Die „Erinnerungen" der Gräfin d'Adhémar rühren nämlich großen Theils nicht von ihr ſelbſt, ſondern von dem Baron Lamothe-Langon her, auf welchem der wohlbegründete Verdacht ruht, Wahrheit und Dichtung häufig ſo vermiſcht zu haben, daß man Mühe hat, zu unterſcheiden, wo jene aufhört und dieſe anfängt. Jedoch iſt gerade in Betreff der angeführten Stelle wohl zu beachten, daß Lamothe-Langon einer der vertrauteſten Hausfreunde von Cambacérès geweſen iſt und demnach allerdings von der allfälligen Betheiligung des Letzteren an der Entführung des Dauphin, wenn nicht Alles, ſo doch Etwas wiſſen konnte. Die Vermuthung, daß Cambacérès wirklich bei der Sache betheiligt geweſen, gewinnt einigermaßen an Beſtand dadurch, daß die Bourbons nach ihrer erſten Rückkehr (1814) und ſogar nach ihrer zweiten (1815) dem Manne eine ganz merkwürdige, geradezu auffallende Schonung angedeihen ließen, dagegen mit ebenſo auffallender Haſt ſofort nach ſeinem Tode ſeine Papiere verſiegeln und mit Beſchlag belegen ließen. Hatte man aus dem Munde des lebenden oder aus den Papieren des todten Cambacérès eine Enthüllung des Tempelgeheimniſſes zu befürchten? Denn wir müſſen uns ſtets gegenwärtig halten, daß es für Ludwig den Achtzehnten, wie für Karl den Zehnten, und auch nachmals für den Julikönig Louis Philipp von höchſtem Intereſſe war, das Räthſel des Tempels ungelöſt zu laſſen und jeden neuauftauchenden Zweifel an dem angeblich im Tempel erfolgten Tod des Dauphin ſofort niederzudrücken.

Angenommen aber, es habe wirklich eine Vertauſchung und Entführung des Prinzen ſtattgefunden, wohin iſt er gekommen und was iſt aus ihm geworden? Ein Dauphin von Frankreich, in welchem ſeit dem 21. Januar von 1793 die franzöſiſchen Royaliſten von Legitimitätswegen ihren König erblicken mußten, kann doch nicht ſo ſpurlos verſchwinden, als hätte die Erde ihn verſchlungen. Die Sage, daß der Knabe in das Lager des Prinzen von Condé gerettet worden, iſt reine Faſelei. Condé war zwar ein notoriſcher Schwachkopf, aber in ſeiner Art ein ehrlicher Mann, der ſich nicht dazu hätte gebrauchen laſſen, ſeinen legitimen König zu verleugnen. Es iſt alſo mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß er den Prinzen nicht nur nicht bei ſich hatte, ſondern auch an das von Seiten der republikaniſchen Behörden amtlich kund gegebene Ableben deſſelben im Tempel aufrichtig glaubte, da er hierüber einen Tagesbefehl erließ, welcher mit den Worten ſchloß: „Der König Ludwig der Siebenzehnte iſt todt, es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ Freilich, jeder der Herren, welche nachmals für den Dauphin ſich ausgaben, hat ſich ſeine Odyſſee zurecht gemacht, d. h. eine Rhapſodie der Abenteuer und Irrfahrten, welche er nach der Rettung aus dem Tempel angeblich zu beſtehen gehabt. Allein dies iſt kein Stoff für den Hiſtoriker, ſondern nur etwa für einen Novelliſten à la Monſieur A. Dumas de Monte Chriſto. Allerdings heißt es gar mannigfach: „Credo quia absurdum est“ (ich glaube an den Unſinn, nicht obgleich, ſondern weil er Unſinn) — und demzufolge war es ganz in der Ordnung, daß auch das nachſtehende von einem ſtark angebrannten Royaliſtengehirn ausgebrütete abſurde Märchen Glauben fand in der

Welt. Die Entführung des Dauphin aus dem Tempel hat vor dem 9. Thermidor ſtattgefunden, alſo zu einer Zeit, wo nur ein Menſch ſo etwas wagen konnte, Robespierre. Dieſer hat an die Stelle des wahren Dauphin einen falſchen gebracht, welcher als ſolcher im Nothfall leicht verificirt werden konnte. Den wahren aber hat er beſeitigen, ermorden, kurz, verſchwinden laſſen, weil er ihm ein Hinderniß war auf dem Wege zum Throne von Frankreich, auf welchen er, Maximilian Robespierre, ſich ſchwingen wollte und zwar mittelſt einer — (hört! hört!) Heirat mit der gefangenen Schweſter des beſeitigten Dauphin, mit der Prinzeſſin Marie Thereſe, der nachmaligen Herzogin von Angoulême. Der Zug fehlte noch zur völligen Verungeheuerlichung des Mannes, in welchem alle die kleinen und großen Kinder, ungelehrte und gelehrte, den rieſengroßen Sündenbock der franzöſiſchen Revolution erblicken, weil ſie die Geſetze des weltgeſchichtlichen Prozeſſes nicht kennen oder nicht verſtehen und daher ganz unfähig ſind, die große Umwälzung in ihrer Totalität zu faſſen und zu begreifen oder, was daſſelbe ſagt, die Wirkungen auf ihre Urſachen zurückzuführen.

Doch wir haben uns jetzt hinlänglich lange in der Wolkenregion der Vermuthungen und Behauptungen, der Fabeln und Märchen herumgetrieben. Wir mußten es thun, wollten wir das in Rede ſtehende Problem allſeitig in die richtige Beleuchtung rücken. Jetzt aber treten wir auf feſteren Boden hinüber.

* * *

Nachdem der ſansculottiſche Schuſter Simon, wie wir ſahen, ſein Wächteramt bei dem Dauphin aufgegeben hatte, blieb das Kind volle ſechs Monate lang ohne ſpezielle Aufſicht. Die einzige, welche man ihm angedeihen ließ, wurde von den Tag für Tag wechſelnden Kommiſſären der Kommune geführt. Jedenfalls aber wurde der arme Knabe — war es der Prinz oder ein untergeſchobenes Kind — thatſächlich jetzt viel grauſamer behandelt, als er von Simon und deſſen Frau behandelt worden war.

Alles ſchien nicht nur, ſondern war auch augenſcheinlich darauf berechnet, entweder den wirklichen Dauphin langſam zu morden oder aber den falſchen in einen Zuſtand zu verſetzen, welcher es unmöglich machte, die Wahrheit über ſeine Perſönlichkeit an den Tag zu bringen und mittelſt dieſer Unmöglichkeit die Spuren der begangenen Unterſchiebung zu verwiſchen. Man ſperrte den Knaben im unteren Stockwerk des Tempelthurms in ein düſteres und mittelſt künſtlicher Vorrichtungen noch mehr verdunkeltes Gemach, als ſollte er weder ſehen noch geſehen werden. Man ließ ihm ſeine kärgliche Nahrung mittelſt einer Art Drehſcheibe zukommen; er durfte nie mehr im Garten des Tempels oder auf der Plattform des Thurmes ſich Bewegung machen, noch auch mit ſeiner gefangenen Schweſter zuſammenkommen, ja derſelben nicht einmal zufällig und flüchtig begegnen. Man verdammte ihn zur Einſamkeit in einem bei Tage lichtloſen, bei Nacht unerhellten Gelaſſe, deſſen Zugänge ſo zu ſagen förmlich verbarrikadirt waren.

Iſt dies Alles nur eine Wirkung der ängſtlichen

Sorge des Sicherheitsausſchuſſes geweſen, das koſtbare Pfand könnte durch die Bourboniſten entführt werden, oder aber war es eine Folge der Abſicht, den Knaben dem Anblick aller Perſonen, welche den Dauphin gekannt hatten, zu entziehen?

Erſt am 11. Thermidor (29. Juli 1794) wurde dem armen Kleinen wieder ein Wächter beſtellt und zwar in der Perſon des ſchon weiter oben genannten Kreolen Laurent, deſſen Wahl man auf den Einfluß hat zurückführen wollen, welchen die Kreolin Joſephine Beauharnais auf die Machthaber des Tages, auf Barras und Tallien übte. Die Thermidorier, welche der großen Lüge, daß ſie „aus Menſchlichkeit“ gegen Robespierre und ſeinen Anhang rebellirt hätten, einen Schein von Wahrheit geben wollten, ließen auch in der Behandlung des gefangenen Kindes eine ſcheinbare Milderung eintreten, die vielleicht noch nicht zu ſpät gekommen ſein würde, falls ſie mehr als eine nur ſcheinbare geweſen wäre. Am 13. Thermidor, alſo zwei Tage nach der Beſtellung Laurents zum Wächter, beſuchten etliche Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes den kleinen Gefangenen im Tempel.

Falls die Vertauſchung des Prinzen durch Laurent bewerkſtelligt worden wäre, müßte dies alſo am 12. Thermidor geſchehen ſein; denn der neue Wächter mußte ſich doch, bevor er das Wagſtück unternahm, einigermaßen in der Lokalität orientirt haben. Bei Gelegenheit der Verhandlung des naundorff'ſchen Prozeſſes zu Paris im Jahre 1851 brachte der Anwalt der Hinterlaſſenen Naundorffs, der berühmte Advokat Jules Favre, drei von Laurent an Barras gerichtete Briefe vor, in welchen die Unterſchiebung eines ſtummen Waiſenknaben an die Stelle des Dauphin „konſtatirt" war. Wäre dies unanfechtbar erhärtet, ſo würde darin ein höchſt wichtiger, ja ein Ausſchlag gebender Umſtand gefunden ſein. Allein die beigebrachten Briefe waren bloße Abſchriften von zweifelhafter Authenticität. Die Originale der Briefe ſollen im Jahre 1810 dem Juſtizrath Lecoq in Berlin anvertraut worden ſein. Hat es zur genannten Zeit in Berlin einen Juſtizrath Lecoq gegeben und wäre es, im bejahenden Falle, nicht möglich, den Originalbriefen auf die Spur zu kommen?

Die Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes fanden bei ihrem am 13. Thermidor im Tempel abgeſtatteten Beſuche einen „etwa neunjährigen“ Knaben vor, „unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Mißverhältniß ſtand.“ Dieſer Knabe, der wahre oder ein falſcher Dauphin, war zwar im Beſitze des Gehörs, nicht aber der Sprache, die Beſucher vermochten ihm kein Wort, keine Sylbe zu entlocken. Dieſer Thatſache widerſpräche freilich die Angabe von einem Beſuche, welchen nicht lange nach dem 9. Thermidor Barras in eigener Perſon dem kleinen Gefangenen abgeſtattet haben ſoll. Bei dieſer Gelegenheit habe der Knabe mit Barras geſprochen. Allein dieſe ganze Geſchichte von dem barras'ſchen Beſuche iſt als gänzlich unerwieſen abzuweiſen. Am 9. November von 1794 gab man dem Wächter Laurent einen Gehülfen in der Perſon eines gewiſſen Gomin, welcher den Dauphin, den wahren nämlich, früher nie geſehen hatte. In ſpäterer Zeit freilich, nachdem ihn die Herzogin von Angoulême zum Kaſtellan ihres Schloſſes Meudon gemacht hatte (1814), hat er behauptet, er habe in dem Knaben im Tempel den Sohn Ludwigs des Sechszehnten erkannt, welchen er früher oft geſehen gehabt. Allein da man weiß, wie feindſelig die Herzogin ſtets gegen die Anſicht, ihr Bruder ſei nicht im Tempel geſtorben, ſich erwieſen hat, ſo verdient die eben berührte Ausſage Gomins gar keinen Glauben.

Im genauen Verhältniß zum augenfälligen Vorſchritt der royaliſtiſchen Reaktion oder wenigſtens Reaktionsſtimmung im Herbſt und Winter von 1794 richtete ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr, als bis dahin geſchehen war, auf den kleinen Gefangenen im Tempel. Auch der Konvent beſchäftigte ſich daher mit demſelben. Am 28. Dezember ſtellte Lequinio in der Konventsſitzung den Antrag, „mittelſt Verbannung des gefangenen Prinzen den Boden der Freiheit von der letzten Spur des Royalismus zu reinigen.“ In dem Bericht, welchen Cambacérès über dieſen Antrag erſtattete, beantragte er Verwerfung deſſelben, d. h. fernere Gefangenhaltung des Dauphin, was beſchloſſen wurde. In der Debatte äußerte Briſal die Brutalität: „Ich wundere mich, daß man bei allen den unnützen Verbrechen, welche vor dem 9. Thermidor begangen worden ſind, die Ueberbleibſel einer unreinen Raſſe verſchont hat.“ Worauf Bourdon: „Es gibt keine nützlichen Verbrechen! Ich verlange, daß der Vorredner zur Ordnung gerufen werde.“ Großer Beifall. „Ich rufe ſelber mich zur Ordnung,“ ſagte Briſal.

Zur ſelben Zeit kränkelte der kleine Gefangene mehr und mehr und auf die Meldung der Wächter, daß ſein Siechthum zunähme, ſchickte die Kommune eine Abordnung in den Tempel, welche dann den amtlichen Bericht erſtattete, daß „der kleine Capet an ſeinen Hand- und Fußgelenken, insbeſondere an den Knieen, geſchwollen ſei; daß es unmöglich, auch nur ein Wort von ihm zur Antwort zu erhalten; daß er ſeine ganze Zeit entweder im Bette oder auf dem Stuhle zubringe und nicht zu vermögen ſei, ſich irgendwelche Bewegung zu machen.“ Durch dieſen Bericht beunruhigt, wie es ſcheint, ſandte der Sicherheitsausſchuß am 27. Februar von 1795 die drei Konventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Tempel, um das Befinden des kleinen Gefangenen zu erkunden.

Die drei Genannten fanden den Knaben an einem Tiſche ſitzend und beſchäftigt, mit Karten zu ſpielen. Er gab beim Eintritt der Deputirten ſein Spiel nicht auf. Harmand ſetzte ihm den Zweck dieſes Beſuches auseinander und daß er und ſeine Kollegen ermächtigt ſeien, ihm jede Erleichterung und Zerſtreuung zu bewilligen. Das Kind ſchaute den Sprecher aufmerkſam an, gab aber keine Antwort; nicht eine Sylbe entfiel ſeinen Lippen. Harmand ſagte: „Ich beehre mich, Sie zu fragen, Monſieur, ob Sie ein Pferd, einen Hund oder Vögel und anderes Spielzeug, ob Sie vielleicht auch einen oder mehrere Spielkameraden von Ihrem Alter wünſchen? Wollen Sie im Garten ſpazieren gehen oder auf die Plattform des Thurmes ſteigen? Wollen Sie Bonbons und Kuchen?“ Keine Antwort. Harmand ſtellte ſich an, als vertauſchte er das gütige Zuſprechen mit einem befehlenden. Umſonſt, keine Antwort. Harmand verſuchte, den Knaben dadurch zum Sprechen zu bringen, daß er demſelben vorſtellte, ſein Schweigen mache es ja den Kommiſſären unmöglich, dem Gouvernement Bericht zu erſtatten. Vergebens, der Knabe blieb ſtumm. Aber taub war er nicht. Auf Harmands Wunſch gab er dieſem ſogleich die Hand. Auch auf Trotz und Tücke konnte ſein Schweigen nicht zurückgeführt werden. Denn mit Ausnahme des Sprechens that er unweigerlich Alles, was man von ihm verlangte. Höchlich verwundert fragte Harmand, bevor er mit ſeinen Kollegen den Tempel verließ, die beiden Wächter, welcher Urſache denn wohl dieſe außerordentliche Schweigſamkeit zuzuſchreiben ſei. Laurent und Gomin verſicherten, wie Harmand in ſeinem Berichte bemerkt hat — daß der Prinz ſeit dem Abend jenes 6. Oktobers von 1793, wo er durch den ruchloſen Hébert verlockt und gezwungen worden, die bekannte namenloſe Schändlichkeit gegen ſeine Mutter Marie Antoinette auszuſagen, niemals wieder den Mund zum Reden aufgethan habe.

Aber Laurent und Gomin hatten ſich damals, im Oktober 1793, noch gar nicht im Tempel befunden und ihre Ausſage hat alſo nur inſofern Werth, als ſie angibt, der Gefangene habe ſich ſeit dem Eintritt der Beiden in das Wächteramt ſtumm verhalten. Die angeführte Motivirung des prinzlichen Stummſeins iſt übrigens reiner Blödſinn. Der Dauphin konnte darüber, daß er ſich durch Hébert jene ſchmutzige Ausſage hatte entpreſſen laſſen, unmöglich eine ſo verzweiflungsvolle Reue empfinden, weil er jene ihm durch Hébert auf die Zunge gelegte Aeußerung weder in ihrem Weſen noch in ihrer Tragweite hatte verſtehen können. Und welcher Menſch von geſundem Menſchenverſtand wird glauben können, daß ein Kind von neun Jahren plötzlich den Entſchluß faſſen und mit eiſerner Energie bis zu ſeinem letzten Athemzug durchführen konnte, niemals wieder ein Wort zu ſprechen? Nonſens!... Aus Alledem geht alſo hervor: Harmand und ſeine Kollegen fanden am 27. Februar von 1795 im Tempel einen ſtummen Knaben, während konſtatirter Maßen die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung geweſen waren.

Zu Anfang Aprils trat an die Stelle des Laurent ein neuer Wächter und Wärter, ein gewiſſer Lasne. Dieſer ſpielte ſpäter eine wichtige Rolle in der Meinung Solcher, welche glaubten oder wenigſtens Andere glauben machen wollten, der echte Dauphin ſei im Tempel geſtorben. Lasne behauptete nämlich, der kleine Gefangene ſei nicht ſtumm geweſen. Aber das Zeugniß dieſes Menſchen iſt im höchſten Grade verdächtig; erſtens deßhalb, weil er ſich, gerichtlich vernommen, total widerſprochen hat, indem er im Jahre 1834 angab, der Prinz habe Tag für Tag mit ihm geplaudert, im Jahre 1837 dagegen, er habe den Prinzen nur ein einziges Mal und auch da nur wenige Worte reden gehört. Zweitens deßhalb, weil die Aeußerungen, welche Lasne, ſeiner Ausſage von 1834 zufolge, aus dem Munde des gefangenen Kindes vernommen haben wollte, unmöglich von dieſem herrühren konnten. Pascal oder Montesquieu hätten ſich, in die Lage des kleinen Gefangenen verſetzt, kaum weiſer und tiefſinniger ausdrücken können. Ein neunjähriges, krankes, ſeit Jahren allem Unterrichte, ſogar allem

Umgange entzogenes Kind konnte nicht ſo philoſophiſch reden; es iſt ſchlechterdings undenkbar!

Aber wir müſſen unſere Schritte wieder um Etwas zurücklenken, um dann mit logiſcher Sicherheit weiter vorgehen zu können . . . . Der Bericht, welchen Bürger Harmand dem Sicherheitsausſchuß, d. h. der höchſten Polizeibehörde der Republik, erſtattete, wurde geheim gehalten und hatte für den jungen Gefangenen keine Folgen. Seine Lage blieb ganz dieſelbe. Es ſcheint aber faſt, als hätte Harmand durchblicken laſſen, daß er in dem verwachſenen, ſkrophulöſen und ſtummen Knaben den Dauphin, welcher notoriſcher Maßen ein geſunder, wohlgeſtalteter und aufgeweckter Junge geweſen war, nicht erkannt habe und daß er ſo unvorſichtig-ehrlich geweſen ſei, den thermidoriſchen Machthabern, welche damals vom Wohlfahrts- und vom Sicherheitsausſchuß aus Frankreich regierten, zu merken zu geben, daß hier ein Geheimniß vorläge, welches aufgeklärt werden müßte. Auffallend iſt jedenfalls die Thatſache, daß man ſich beeilte, den Bürger Harmand raſch von der Bühne verſchwinden zu laſſen: wenige

Tage nach ſeinem Beſuch im Tempel wurde er als Kommiſſär der Republik nach Oſtindien verſchickt. Das Geheimniß ſollte alſo nicht aufgeklärt werden?

Zu Anfang des Mai 1795 verſchlimmerte ſich der Zuſtand des jungen Tempelgefangenen ſo auffallend, daß man ihm ärztliche Behandlung zu Theil werden laſſen mußte, falls man der Behauptung, mit dem 9. Thermidor ſei ein menſchlicheres Regiment eingetreten, nicht geradezu ins Geſicht ſchlagen wollte. Angenommen nun, der erkrankte Knabe ſei nicht der Dauphin geweſen, ſo begingen Diejenigen, welche wiſſen mußten, daß er es nicht ſei, eine grobe Unvorſichtigkeit, indem ſie zuließen, daß ein Arzt, welcher den Dauphin früher gekannt hatte, zu dem Kranken geſchickt wurde. Es war dieſer Arzt der berühmte Deſault vom Hotel-Dieu; doch ſollte er, ſo beſtimmte der Sicherheitsausſchuß, den Patienten nur in Gegenwart der Wächter ſprechen und unterſuchen dürfen. Zur gleichen Zeit beſchied der Ausſchuß ein Geſuch des Monſieur Hue, ehemaligen Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, abſchlägig, das Geſuch, den erkrankten Prinzen pflegen zu dürfen. Scheuten ſich die „menſchlichen“ Herren vom Thermidor, einen Mann wie Hue, welcher natürlich den Dauphin genau gekannt hatte, zu dem Tempelgefangenen zu laſſen?

Am 6. Mai beſuchte Deſault den kranken Knaben zum erſten Mal. Er konnte denſelben nicht zum Sprechen bringen. Allerdings verſichern gewiſſe royaliſtiſche Autoren, welche die Aufgabe hatten, um jeden Preis den Dauphin im Tempel geſtorben ſein zu laſſen, Deſault habe mittelſt ſeiner Güte den ſtummen Patienten ſchließlich doch zum Sprechen gebracht; aber ſie wollen das von Laſne gehört haben, deſſen Zeugniß, wie oben nachgewieſen worden, als gänzlich unzuläſſig betrachtet werden muß. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde Deſault, nachdem er bei Herren von der Regierung zu Abend geſpeiſt hatte, plötzlich todtkrank. Am 1. Juni ſtarb er. War da etwa ein „nützliches“ Verbrechen begangen worden? Man munkelte in Paris, Deſault ſei vergiftet worden, weil er ſich nicht dazu habe gebrauchen laſſen wollen, den kleinen Tempelgefangenen zu vergiften — ein ganz grundloſes, dummes Geträtſche. Anders freilich ſtellt ſich die Sache, wenn man, wie ebenfalls behauptet wurde, annimmt, Deſault ſei auf Anſtiften Derer, welche den Schlüſſel des Tempelräthſels beſaßen, beſeitigt worden, weil er bemerkt und zu bemerken gegeben habe, daß der rhachitiſche und ſtumme Knabe im Tempelthurm nicht der wahre Dauphin, den er ja gut gekannt hatte, ſein könne, ſondern ein untergeſchobener ſein müſſe.

Dieſer Verlauf der Sache iſt nun keineswegs ein blos muthmaßlicher, ſondern ein wohlbezeugter. Ein Schüler von Deſault, Monſieur Abeillé, hat ſein Leben lang ſtandhaft behauptet, ſein Lehrer ſei vergiftet worden in Folge ſeines an den Sicherheitsausſchuß erſtatteten Rapports, daß er in dem jungen Tempelgefangenen den Dauphin nicht erkannt habe. Jules Favre ſodann hat in ſeinem Plaidoyer vom Jahre 1851 das Zeugniß eines andern Schülers und Freundes von Deſault citirt, welcher ihm, Favre, zu Périgueux die Angaben Abeillé's beſtimmt beſtätigte. Noch gewichtiger iſt die nachſtehende, aus der Familie Deſaults herrührende und in aller Form ausgeſtellte Bezeugung.

„Ich Unterzeichnete, Agathe Calmet, Wittwe des Pierre Alexis Thouvenin, wohnhaft in Paris, Platz d'Eſtrapade Nr. 34, bezeuge, daß bei Lebzeiten meines Mannes Thouvenin, eines Neffen des Doktor Deſault, ich meine Tante, Frau Deſault, häufig habe erzählen hören, daß der Doktor Deſault, Hauptarzt am Hotel-Dieu, gerufen wurde, um den Knaben Capet, welcher damals im Tempel gefangen ſaß, zu beſuchen — ſo lautete der dem Doktor Deſault von Seiten des Sicherheitsausſchuſſes ſchriftlich zugefertigte Befehl. Im Tempel wies man ihm ein Kind, welches nicht der Dauphin war, den Herr Deſault vor der Gefangenſetzung der königlichen Familie mehrmals geſehen hatte. Nachdem der Doktor einige Nachforſchungen angeſtellt, um zu erfahren, wohin doch wohl der Sohn Ludwigs des Sechszehnten, an deſſen Statt man ihm ein anderes Kind gezeigt hatte, gekommen ſein möge, ſtattete er ſeinen Rapport ab und an demſelben Tage erhielt und befolgte er die Einladung einiger Konventsmitglieder zum Diner. Von dieſem Mahle weg nach Hauſe gegangen, wurde er von entſetzlichen Erbrechungen befallen. Er ſtarb daran, und dies ließ glauben, daß er vergiftet worden ſei. Agathe Calmet. Paris, 5. Mai 1845.“ . . . Wäre nur die Vergiftung Deſaults gerichtsärztlich feſtgeſtellt! Es ſcheint aber gar keine Unterſuchung dieſes plötzlichen und auffallenden Todesfalls angeſtellt worden zu ſein. Jedoch machte das Ereigniß Lärm, und Frau Deſault erklärte ganz laut, ihr Mann ſei vergiftet worden. Sollte ihr etwa dadurch der Mund geſtopft werden, daß ihr der Konvent eine Penſion von zweitauſend Livres bewilligte? Seltſam iſt auch, daß ganz entgegen dem herrſchenden Brauch, der Rapport Deſaults nicht veröffentlicht wurde. Die Inhaltsangabe der Nummer 263 des Moniteur von 1795 führt den Bericht des Arztes als in derſelben Nummer enthalten auf; aber dieſe Angabe lügt, denn der Rapport fehlt und iſt überhaupt nie veröffentlicht worden. Sechs Tage nach Deſaults Tod ſtarb auch ſein vertrauter Freund, der Apotheker Choppart, plötzlich. Er hatte für den jungen Patienten im Tempel die Arzneien geliefert.

Am 5. Juni gab der Sicherheitsausſchuß dem kranken Knaben einen neuen Arzt in der Perſon des Doktor Pelletan, welcher bat, ſich den Doktor Dumangin zugeſellen zu dürfen, ſowie ſpäter auch noch die Doktoren Laſſus und Jeanroy. Man möchte glauben, Herr Pelletan habe ſich nicht allein in eine Gefahr begeben wollen, in welcher ſein Kollege Deſault umgekommen war. Im Uebrigen hatte keiner der vier genannten Aerzte den Dauphin, nämlich den echten, gekannt. Pelletan und Dumangin wurden von den Wächtern im Tempel unterrichtet, daß der Patient nicht ſpräche, und da ſie auf ihre an den Knaben gerichteten Fragen keine Antwort erhielten, ließen ſie bald ab, weiter in ihn zu dringen. Freilich haben Solche, welche den Wächter Lasne als Zeugen gelten zu laſſen ein leicht begreifliches Intereſſe hatten, das Gegentheil behauptet; allein die Worte, welche ſie bei dieſer Gelegenheit dem Knaben in den Mund legen, tragen das Gepräge der Unwahrſcheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit ſo deutlich, daß ſie ſofort als ſchlecht erfunden ſich herausſtellen.

Am 8. Juni ſtarb das kranke Kind im Tempelthurm. Hätte man nun nicht erwarten ſollen, daß, falls der todte Knabe der echte Dauphin, die Behörden die minutiöſeſte Sorgfalt aufwenden würden, um alle Umſtände dieſes Ereigniſſes unanfechtbar genau feſtzuſtellen? Es geſchah aber durchaus das Gegentheil. Alles wurde läſſig und ſchluderig abgemacht. Am 9. Juni machte Bürger Seveſtre im Namen des Sicherheitsausſchuſſes dem Konvent kurz und trocken die Anzeige, daß der „Sohn des Capet“ im Tempel geſtorben ſei. An demſelben Tage nahmen der Doktor Pelletan und ſeine drei genannten Kollegen über den Leichenbefund ein Protokoll auf, in welchem es wörtlich heißt: „Um 11 Uhr Morgens an der Außenpforte des Tempels angekommen, wurden wir durch die Kommiſſäre empfangen und in den Thurm geführt. Im zweiten Stockwerk deſſelben fanden wir in einem Zimmer auf einem Bette den Leichnam eines Kindes, welches uns ungefähr zehnjährig ſchien. Dieſer Leichnam, ſagten uns die Kommiſſäre, ſei der des Sohnes des verſtorbenen Ludwig Capet, und zwei von uns haben in demſelben das Kind wieder erkannt, welches ſie ſeit einigen Tagen ärztlich behandelt hatten.“ Dies iſt doch fürwahr entfernt kein Beweis für die Identität des todten Knaben mit dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten! Sehr bemerkenswerth iſt aber ein Umſtand, welcher demſelben Protokoll zufolge die Sektion des Leichnams herausſtellte. Das Gehirn des todten Kindes wurde nämlich in völlig normalem und geſundem Zuſtande vorgefunden. Dies hätte aber ſchwerlich oder vielmehr geradezu unmöglich der Fall ſein können, wenn der Todte wirklich der Dauphin geweſen wäre, welchen ja der allgemeinen und unbeſtrittenen Annahme zufolge der ſchändliche Simon und deſſen Frau durch Verleitung zu in einem ſo unreifen Alter doppelt ſchädlichen Ausſchweifungen in einen Zuſtand des Blödſinns herabgebracht hatten, welcher eine Desorganiſation des Gehirns zur unumgänglichen Vorausſetzung haben mußte. Am Abend des 10. Juni wurde der Leichnam des jungen Tempelgefangenen ohne irgendwelche Ceremonie auf dem Kirchhof von Sainte-Marguerite beſtattet. Erſt zwei Tage nach der Beſtattung und demnach vier Tage nach dem Ableben des Kindes wurde der Todesſchein ausgeſtellt und zwar in ſo geſetz- und formloſer Weiſe, daß dieſem Aktenſtück eine geſetzliche Beweiskraft gar nicht zukommt.

Aber für die Familie Bourbon war Ludwig der Siebzehnte in aller Form geſtorben und todt. Stets hat ſie ſich, die Schweſter des Prinzen einbegriffen, gegen jeden Verſuch, darzuthun, daß nicht der echte, ſondern ein falſcher Dauphin im Tempel geſtorben ſei, nicht nur abwehrend, ſondern auch hindernd und hintertreibend verhalten. Als im Jahre 1820 ein gewiſſer Caron, welcher nach der Gefangenſetzung der Familie Ludwigs des Sechszehnten Zutritt im Tempel gefunden hatte, ſich erbot, über die Entführung des Dauphin wichtige Mittheilungen zu machen, verſchwand der Mann, nachdem ein hoher Hofbeamter ihn mehrmals beſucht hatte, plötzlich und iſt nie wieder zum Vorſchein gekommen. Höchſt auffallend war auch die Gleichgültigkeit, welche die königliche Familie nach der Reſtauration gegen die Ueberreſte und das Andenken Ludwigs des Siebzehnten an den Tag legte. Bekanntlich führte man im Jahre 1815 eine große Haupt- und Staatskomödie auf mit der angeblichen Auffindung und Ausgrabung der Gebeine Ludwigs des Sechszehnten und ſeiner Frau. Der Erzphantaſt Chateaubriand ging bei dieſer Gelegenheit in ſeinem romantiſchen Delirium ſo weit, zu ſchreiben, man habe den Todtenſchädel Marie Antoinette's an dem unvergleichlich graziöſen Lächeln wiedererkannt, welches der Königin eigen geweſen ſei, und dieſer grauenhafte Blödſinn fand vielen Beifall. Die romantiſch-reſtaurative Gebein-Auffindungs-Poſſe — denn weiter war es Nichts, da die wirklichen Gebeine des Königs und der Königin unmöglich mehr aufgefunden werden konnten — beſtimmte aber den Pfarrer von Sainte-Marguerite, Lemercier, die Auffindung der Gebeine des Dauphins ebenfalls in Vorſchlag zu bringen. Er behauptete, die Todtengräber hätten im Jahre 1795 zwar den Sarg mit dem Leichnam des Prinzen zuerſt in die allgemeine Grube geſtellt, aber den heimlich mit Kreideſtrichen bezeichneten in einer der folgenden Nächte wieder aus der großen Grube herausgenommen und neben der vom Kirchhof in die Kirche führenden Thür begraben. Der Pfarrer wandte ſich mit ſeinem Anliegen an die Herzogin von Angoulême, von welcher er erwarten durfte und mußte, daß ſie ihm eifrig beiſtimmen und behülflich ſein würde. Allein der gute Mann ging fehl. Die Herzogin wies die Sache entſchieden von der Hand.

Dieſe Prinzeſſin, Napoleons bekanntem Ausſpruche zufolge „der einzige Mann in ihrer Familie", war nichts weniger als ſentimental, und es begreift ſich leicht, daß ſie es nicht war und nicht ſein konnte. Die Glut der Schmerzen, welche ſie in ihrer Jugend zu erdulden gehabt, hatte ihr Herz zu Stein gebrannt. In der That, ſie hat zur Reſtaurationszeit bei verſchiedenen Gelegenheiten eine wahrhaft ſteinerne Fühlloſigkeit kundgegeben, wofür ich als Beleg einen in Deutſchland wenig oder gar nicht bekannten Zug anführen will. Am 11. Auguſt von 1792 hatte ſich die in das Sitzungslokal der Nationalverſammlung geflüchtete königliche Familie in einem Zuſtande völliger Mittelloſigkeit befunden. Kaum erfuhr das eine der geweſenen Kammerfrauen Marie Antoinette's, Frau Auguié, als ſie ſich beeilte, ihrer bedürftigen Herrin fünfundzwanzig

Louisd'or von ihren Erſparniſſen zu überbringen. Dieſe Großmuth der Dienerin kam fünfzehn Monate ſpäter beim Prozeſſe der Königin vor dem Revolutionstribunal zur Sprache. Befragt, wer ihr die fünfundzwanzig Goldſtücke gegeben hätte, nannte Marie Antoinette den Namen der Frau Auguié. Sofort wurde infamer Weiſe ein Haftbefehl, das will ſagen, ein Todesurtheil gegen die treue Dienerin erlaſſen. In dem Augenblicke, wo die Häſcher in ihre Wohnung traten, ſtürzte ſich die Unglückliche zum Fenſter hinaus und blieb auf der Stelle todt. Eine ihrer Töchter wurde ſpäter die Frau des Marſchalls Ney. Als dieſer nach der zweiten Reſtauration, allerdings mit Recht, prozeſſirt und verurtheilt wurde, konnte es die Herzogin von Angoulème der Bitterkeit ihres Haſſes nicht abgewinnen, ein Wort der Fürbitte für den Gatten einer Frau einzulegen, deren Mutter um *ihrer* Mutter willen geſtorben war!

Die Prinzeſſin wies alſo den Pfarrer von Sainte-Marguerite mit ſeinem Anliegen ab, vorgebend, „die Lage der Könige ſei furchtbar und ſie dürften und könnten nicht Alles thun, was ſie wollten." Gerade zu dieſer Zeit aber haben bekanntlich die Bourbons Alles gethan, was ſie wollten, auch das Dümmſte und Unverantwortlichſte, was nur immer eine raſende Reaktionspartei ihnen eingab. Die Wahrheit iſt, der Hof wollte, wie von dem Dauphin überhaupt, ſo auch von ſeinen angeblichen Ueberreſten ſchlechterdings Nichts wiſſen und hat jeden Verſuch, auf eine Unterſuchung der räthſelhaften Umſtände, welche das Leben und den angeblichen Tod des Prinzen im Tempel begleitet hatten, zurückzukommen, beharrlich und erfolgreich zu vereiteln gewußt.

Und aber, fragt der Leſer, was iſt das Ergebniß dieſer langen Erörterung?

Ein ungelöſtes Räthſel! Denn ich geſtehe zwar für meine Perſon ohne Rückhalt, daß ich entſchieden der Anſicht zugeneigt bin, der am 8. Juni von 1795 im Tempel verſtorbene Knabe ſei nicht der Dauphin, ſondern ein dieſem untergeſchobenes Kind geweſen; allein dieſe ſubjektive Ueberzeugung entbehrt ſelbſtverſtändlich des objektiv-hiſtoriſchen Werthes, ſo lange nicht nachgewieſen, nicht beweiskräftig nachgewieſen iſt, was denn im Falle ſeiner Rettung aus dem Tempelgefängniß aus dem Prinzen geworden. Jeder bislang gemachte Verſuch, dieſe Frage mit Beſtimmtheit zu beantworten, hat ſich als unzulänglich, wenn nicht gar als Charlatanerie, als unbewußter oder auch als bewußter Betrug herausgeſtellt. Von den als Ludwig der Siebenzehnte Aufgetretenen hat Keiner, wie ich nach ſorgfältiger und wiederholter Prüfung der von ihnen vorgebrachten Behauptungen und Anſprüche verſichern kann, ſeine Identität mit dem Dauphin auch nur bis zum Grade der Wahrſcheinlichkeit erwieſen. Am meiſten von ſeinem Rechte überzeugt ſcheint der Uhrmacher Naundorff geweſen zu ſein. Die Möglichkeit einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was iſt aus dem Dauphin nach ſeiner Entführung aus dem Tempel geworden? könnte nur die Aufſpürung, Bloßlegung und Verfolgung aller der faſt zahlloſen Intrikenfäden, welche zwiſchen den emigrirten Bourbons und ihren Anhängern in und außerhalb Frankreichs hin- und herliefen, an die Hand geben. Eine langwierige, ſchwierige und höchſt unerquickliche Arbeit, die von Wiſſenden nur allenfalls ein ſolcher unternehmen möchte, welcher ſchlechterdings nichts Beſſeres zu thun weiß. Denn was könnte er im glücklichen Falle für ein Reſultat gewinnen? Die Befriedigung einer müßigen Neugier, weiter Nichts. Laßt die Todten ihre Todten begraben! *).

---

*) Als Kurioſum füge ich hinzu, daß, ſeitdem dieſer Aufſatz geſchrieben wurde, mir aus einer großen norddeutſchen Stadt in geheimnißvoll thuender Weiſe unterm 23. Juni 1865 die Nachricht zugefertigt wurde, der echte Dauphin ſei allerdings aus dem Temple gerettet worden, aber keiner der unter ſeinem Namen aufgetretenen Prätendenten ſei der echte geweſen. Der gerettete Echte ſei nach Beſtehung von allerlei Abenteuern als Mitglied einer Schauſpielertruppe nach Petersburg verſchlagen worden, wo er dann eine bleibende Stätte gefunden. Im Sommer von 1844 ſei ſein Tod erfolgt und zwar in Karlsbad, wohin er zur Kur gegangen. Ich war doch neugierig genug, dem mir alſo dargebotenen Faden weiter nachgehen zu wollen, konnte jedoch ſtatt der erbetenen weiteren Aufklärungen und Nachweiſe nur ängſtliche Winke erhalten, man dürfe, ſo man die Hinterlaſſenen dieſes „unzweifelhaften“ ſiebzehnten Ludwigs nicht gefährden wolle, zur Zeit Näheres über das „Geheimniß“ noch nicht verlauten laſſen.

Eine
weltgeſchichtliche Stunde.

1.

Ob die rothe Fahne, wie ein deutſcher Patriot und Denker — was bekanntlich häufig Zweierlei, ſehr Zweierlei! — in einem Zukunftstraum vorgeſchaut haben will, dermaleinſt das Bundespanier der „Vereinigten Freiſtaaten von Europa“ ſein wird, ruht noch im Schooße der Götter. Thatſache aber, nicht mehr aus dem Gedächtniſſe der Menſchen wegzuwiſchende Thatſache iſt, daß am 24. Februar von **1848**, Punkt 1 Uhr 5 Minuten nach Mittag, das rothe Banner auf der Kuppel des Mittelpavillon der Tuilerien ſich entfaltete, ein in den Lüften flatterndes Triumphſignal, ein himmelan wehender Jubelſchrei der ſiegreichen Revolution*).

Aus dem Kampfzorn in den Humor hinübergeſprungen, führte das Volk als „luſtige Perſon“ in dem eroberten Königsſchloß einen heiteren Zwiſchenakt im glorreichen Drama des Tages auf, während anderwärts die Kuliſſen für einen weiteren Aufzug zurechtgerückt wurden. Die Szene wird das Palais Bourbon ſein, das Sitzungshaus der Deputirtenkammer, zu welchem man von der Place de la Concorde her mittels der gleichnamigen Brücke und über den Quai d'Orſay gelangt. Wunderbarer Reſpekt des Autoritätsglaubens vor beſtehenden Gewalten! Die Deputirtenkammer, mit Ausnahme einer verſchwindend kleinen Minderheit nur aus ſo oder ſo Verkauften beſtehend, war die Kloake der Verachtung, in welche die triumphirende Empörung voll Ekel hinunterſpuckte, — und doch ſuchte man in dieſer Kloake die Entſcheidung! Nicht allein von

---

*) Der vorliegende Aufſatz ſchließt ſich genau an den, welcher unter dem Titel „Ein dies irae“ im 2. Bande der „Studien“, S. 193 fg., mitgetheilt iſt.

Seiten des Royalismus, was ganz in der Ordnung; ſondern auch von Seiten des Republikanismus, was beweiſ't, daß er ſeiner Sache doch nicht eben ſehr ſicher war. Ja, wer die menſchlichen Dinge vom vielleicht einzigen richtigen Standpunkt aus, d. h. vom Iſolirberg ironiſcher Verachtung herab betrachtet, dem mag ein mephiſtopheliſch Lächeln die Lippen kräuſeln, wenn er Monarchie und Republik ſo zu ſagen einen keuchenden Wettlauf nach der Kloake anſtellen ſieht, in welcher alle die ſchändlichen und ſcheußlichen Reſultate der Lehren zuſammenfloſſen, die der ordentliche Profeſſor der konſtitutionellen Korruptologie, Monſieur Guizot, ſo erfolgreich vorgetragen hatte.

Derweil nämlich die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Knaben und dünnem Gefolge den Tuileriengarten durchſchreitet, um drüben im Palais Bourbon durch die „franzöſiſche Volksrepräſentation" auf ihres Sohnes, des Grafen von Paris Haupt die Krone und in ihrer eigenen Hand den Regentſchaftsſtab befeſtigen zu laſſen, hat ſich aus dem Redaktionsbüreau des „National" eine Abordnung der Republikaner aufgemacht, Emanuel Arago an ihrer Spitze, um der Deputirtenkammer die „Beſchlüſſe des Volkes“ kundzuthun, die proviſoriſche Regierung der Republik inmitten der Korrupten des Königthums auszurufen und endlich ſodann dieſe proviſoriſche Regierung im Triumphe vom Palais Bourbon zum Stadthauſe zu führen. Die Abordnung gelangte früher über die Concordebrücke und zur Deputirtenkammer als die Herzogin. Den Concordeplatz hatten die eilenden Republikaner faſt ganz mit Truppen bedeckt gefunden. Infanterie, Kavallerie und Artillerie ſtand da, d. h. die von den Boulevards hieher zurückgezogene Kolonne des Generals Bedeau. Den vorübergehenden Emanuel Arago erkennend, kam der General auf denſelben zu und beklagte ſich, daß man ihn ganz ohne Befehle hier ſtehen ließe. Dann bat er Arago, dieſer möchte doch bei den Miniſtern Thiers und Odilon Barrot irgendwelche Inſtruktion für ihn, den General, einholen. Arago hatte Anderes zu thun und eilte, mit ſeinen Begleitern die Seine zu überſchreiten. Bedeau blieb mit ſeinen achttauſend Mann, denn ſo viele hatte er ungefähr unter ſeinem Kommando, in peinlicher Ungewißheit und Unſchlüſſigkeit auf dem Eintrachtsplatze ſtehen. Monſieur Thiers, der „Retter der Monarchie", welcher auf ſeinem Wege vom Schloſſe zum Palais Bourbon dieſen Platz ebenfalls paſſiren mußte, war ſo ganz Verwirrung und Angſt, daß ihm gar nicht einfiel, Bedeau's Streitmacht zum Schutze der Deputirtenkammer zu verwenden, deren Beſchützung doch ihm, einem Hauptcharlatan des Parlamentarismus, ſehr hätte angelegen ſein ſollen. Ueberhaupt — ſo ganz war die Regierungsmaſchine binnen wenigen Stunden zerfallen — dachte Niemand daran, dem Palais Bourbon eine ausreichende militäriſche Deckung zu verſchaffen. Daher die Leichtigkeit, womit dann die Revolution, ihre Volkswogen auf beiden Ufern der Seine heranrollend, ſchaumſpritzend in das „Heiligthum der geſetzgebenden Macht" eindrang, d. h. den ganzen parlamentariſchen Schmutz und Stank, die ſchamloſe Lüge von „Volksvertretung" nieder- und wegſchwemmte. Aber war es nicht auch Lüge und Heuchelei, wenn die Demokratie an dieſem ſeit Jahren von ihr angeſpicenen Orte das Wort der Entſcheidung zu ſuchen kam? Es ſah ſo aus, ſah ſehr ſo aus, war aber doch nur der Zwang der geſchichtlichen Logik, welche die Menſchen antreibt, immer wieder zu verſuchen, ob ſich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Neue an das Alte anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Beſtehenden darſtellen ließe.

Alſo immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach, nein! Das Wort iſt vielmehr umzukehren; denn es iſt ja nur ewig derſelbe alte, tauſendmal um- und wiedergegohrene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menſchliche Kulturarbeit ſich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menſchheit, iſt und bleibt ewig derſelbe, ſofern nicht — was ſehr unwahrſcheinlich — die Organiſation des menſchlichen Gehirns eines ſchönen Tages eine andere wird. Schon der älteſte Buddhiſt hätte, ſo die Druckerkunſt erfunden geweſen wäre, ſicherlich Bücher drucken laſſen, wie ſie zu unſerer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Moſaismus, Hellenismus, Chriſtenthum, Islam, Päpſtelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Deſpotie, Ariſtokratie, Demokratie, Sozialismus, Antik, Romantiſch, Modern — Schläuche, Nichts als Schläuche, die ſich ablöſen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende, jetzt ſo geformt, jetzt anders; jetzt roth, blau, grün, gelb u. ſ. w. angeſtrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuſchneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen friſchen Anſtrich eine neue Aera. Der Inhalt aber iſt und bleibt der alte und — das halb ſchreckliche, halb lächerliche Räthſel „Menſch“ ſtets ungelöſ't. Macht es einen Unterſchied, wenn der indiſche Jogi zur Löſung dieſes tragikomiſchen Räthſels dadurch zu gelangen glaubt, daß er, die meditirende Gans nachahmend, ein Jahr lang und drüber auf einem Beine ſteht, oder wenn einer unſerer ordentlichſten oder außerordentlichſten Kathederphiloſophen in der nämlichen Abſicht zum Staunen ſeiner Zuhörer ſich auf den abſtruſen **Kopf** ſtellt und mit den abſtrakten Beinen in der blauen Luft der Syllogismen und Kategorieen aprioriſtiſch herumkonſtruirt? Daß zwei Pfaffen einander begegnen können, ohne einander ins Geſicht zu lachen, iſt bekanntlich ſchon den Alten verwunderſam vorgekommen; wir Menſchen der Neuzeit dürften es billig wunderlich finden, daß zwei Philoſophen ſich begegnen können, ohne einander anzuweinen . . . .

Aber haſt du, theurer Leſer und liebes Mitthräſel, jemals das Urbild eines Menſchen in tauſend Aengſten geſehen? Wenn nicht, ſo ſei dir dasſelbe hiemit leibhaft vorgeſtellt in der Perſon des armen Monſieur Sauzet, Präſidenten der Deputirtenkammer. Auch eine Säule des Louis-Philippismus und der Don-Guizoterie! Schade nur, daß die Säule, wie alle ihre Mitſäulen thun, heute gar kläglich wankt und ſchwankt, kniſtert und bröckelt unter dem rauhen Anhauch des Februarſturms! Was thun? Was beginnen in dieſem Trubel? Gerechter Himmel, dieſe Tagesordnung des 24. Februars ſtimmt ja gar nicht mit der unſrigen. „Um 3 Uhr öffentliche Sitzung: Fortſetzung der Debatte über das Privilegium der Bank von Bordeaux" — lächerlich! Der ärmſte aller Präſidenten, ſoweit es heute ſolche gibt auf Erden, winſelt und wuſelt bleich und verſtörten Blickes im Palais umher und rudert ſich auch mühſam durch den Sal „des Pasperdus" hindurch. Denn dieſer iſt vollgeſtopft mit Deputirten, Journaliſten und Nationalgarden. Fragen und Antworten, Verſicherungen und Bezweifelungen, Thatſachen und Mythen ziſchen und ſchwirren da babyloniſch durcheinander. Aus dieſem Wirrwarr taucht, kaum ſichtbar und nur für einen Augenblick, die kümmerliche Figur des Monſieur Thiers auf. Ha, der Miniſterpräſident! Noch iſt die Monarchie nicht verloren! Von allen Seiten ſchießen ſie auf den Kleinen los, ein Wort des Troſtes von ſeinen Lippen zu haſchen. Er aber ſtoßſeufzend: „Messieurs, le flot monte, monte! Tout est perdu!" Stammelt's, taucht unter und wird nicht mehr geſehen für heute, morgen und übermorgen und auf ſo lange nicht, bis das konſtitutionelle Deklamatorium wieder mit Sicherheit fortgeſetzt werden kann.

Während der monarchiſche Oberdeklamater alſo aus dem Palais Bourbon verſchwand, betrat daſſelbe der Mann, welcher von heute an für etliche Monate oder wenigſtens für etliche Wochen der republikaniſche Oberſtdeklamator ſein wird, Monſieur Alphonſe de Lamartine, der ehrlichſte aller Schwarbelköpfe, der zuckerigſte aller Zuckerwaſſerdichter, der gutmüthigſte Almoſenſpender, leichtſinnigſte Schuldenmacher und eitelſte der Menſchen, mit Ausnahme des Vicomte de Chateaubriand, der aber ſeinem Mitbewerber um die Palme der Eitelkeit demnächſt den Platz räumen wird, — nicht jedoch, ohne daß er mittelſt der „Mémoires d'outre-tombe“ dafür geſorgt hätte, noch aus dem Grabe heraus die arme leſende Menſchheit mit zwölfbändigen Chateaubriandismen zu behelligen. Herr von Lamartine ſeinerſeits hat nicht bis zu ſeinem Tode gewartet, die Welt auf das Genaueſte mit ſeinen Thaten in Verſen und Proſa, mit ſeinen Erlebniſſen als Menſch und Staatsmann bekannt zu machen. In einem der vielen, vielen Bücher, welche er je nach Stimmung und Laune bald Erinnerungen, bald Bekenntniſſe, bald Geſchichten betitelte, erzählt er uns umſtändlichſt, wie er am 24. Februar von 1848 von ſeiner Wohnung aus ins Palais Bourbon gelangte. In einem der Korridore von den Herren Marraſt, Baſtide und etlichen andern Republikanern angetreten, ward er von denſelben „dringend“ um eine geheime Unterredung erſucht, welche dann in einem abgelegenen Bureauzimmer ſtatthatte. „Sie wiſſen — ſagte der Wortführer Marraſt — Sie wiſſen, was wir ſind und was wir wollen. Wir ſind Republikaner und wollen demnach die Republik. Falls dieſe aber nur mittelſt eines Kampfes, welcher Frankreich in Blut tauchte, möglich wäre, würden wir uns mit der Regentſchaft zufriedengeben, immer jedoch auch mit dem Vorbehalt, den endlichen Triumph unſerer Idee vorzubereiten. Wir kennen Sie nicht, aber wir achten Sie und das Volk ruft Ihren Namen an, es hat Vertrauen zu Ihnen und Sie ſind daher in unſeren Augen der Mann der Verhältniſſe. Wollen Sie der Vormund des ſterbenden Königthums und der Miniſter der werdenden Republik ſein?“ Auf dieſe Anrede hin ſtellte oder ſetzte ſich vielmehr Lamartine in eine Poſitur, die er ſelbſt uns zum Malen genau beſchrieben hat, nämlich alſo: „Er ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und verbarg ſein Antlitz in ſeine Hände. Er flehte in ſeinem Inneren zu dem, der allein niemals ſich irrt, daß er ſeine Gedanken lenken möge. Faſt ohne zu athmen verharrte er fünf oder ſechs Minuten in dieſem Nachdenken.“ Und, richtig, die erflehte Inſpiration und Erleuchtung kam über ihn, vom Himmel herabfallend, wunderwirkend. Denn als der gute Poet „endlich ſeine Hände wieder ſinken ließ“, erklärte er den um den Tiſch herumſtehenden Republikanern, daß er ſelber mit einem Schlage ein Republikaner geworden ſei, zwar nicht gerade aus Ueberzeugung, aber doch aus Politik. Hierauf rührte er die beredten Lippen zu einem langwierigen, um nicht zu ſagen langweiligen Phraſenſchaumſchlagen, deſſen kurzer Sinn war, daß man ſofort über die Regentſchaft hinweg und in die Republik hineinſpringen müſſe, weil nur dieſe — ſagte Herr von Lamartine — „Frankreich zu bewahren vermöge vor Anarchie, vor Bürgerkrieg, vor Krieg mit dem Auslande, vor Raub, vor Schaffoten, vor Theilung des

Eigenthums, vor dem Umſturz der Geſellſchaft," und ſchließlich verpflichtete ſich der Redner, gegen die Regentſchaft zu ſprechen und den Antrag, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, zu unterſtützen oder auch wohl ſelbſt zu ſtellen. Und dieſes ſchwankende Zuckerrohr von Lyriker ſtand für eine Weile am Steuer des franzöſiſchen, republikaniſch bewimpelten Staatsſchiffs! Kein Wunder, daß das Fahrzeug ſo ſchmählich ſcheiterte.

Man muß einem anderen Manne, welchem ſonſt Wenig oder Nichts nachzurühmen iſt, man muß Herrn Odilon Barrot nachrühmen, daß er ſich doch nicht ſo im Handumdrehen republikaniſiren ließ. Während er im glücklichen Bewußtſein ſeiner Miniſterſchaft vom Miniſterium des Innern aus eifrigſt in die Provinzen hinaustelegraphirte: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans iſt als Regentin proklamirt; Alles hier läßt ſich verſöhnlich an (tout marche ici vers la conciliation)“ — wurde ihm gemeldet, daß die Herzogin ſich in die Deputirtenkammer begeben habe und ihn daſelbſt ängſtlich erwarte. Der Miniſter warf ſich mit ſeinem Freunde Pagnerre in einen Miethwagen und gelangte glücklich zum Palais Bourbon, allwo inzwiſchen die republikaniſche Deputation, deren Sprecher Emanuel Arago war, in dem bunten Gewirre, welches den Sal des Pas-perdus füllte, mit zweifelhaftem Erfolge für die Republik geweibelt hatte. Beim Erſcheinen Barrots gingen ihn dieſe Republikaner um eine Unterredung an, welche ſofort in einem Bureauzimmer ſtattfand, zur ſelbigen Zeit, wo in einem andern Marraſt und Baſtide mit Lamartine verhandelten. Der Miniſter hatte zwei befreundete Kammermitglieder zur Seite, die Herren Mornay und Morny, Letzterer heute noch ein liberalthuender Orleaniſt, künftig aber der Held-Schurke des 2. Dezembers von 1851. Emanuel Arago faßte die Darlegungen ſeiner Freunde in dem Satze zuſammen: „Das Volk will eine proviſoriſche Regierung!“ und richtete an den Miniſter die Frage: „Wollen Sie Mitglied der proviſoriſchen Regierung ſein?“ Darauf Barrot: „Nein. Ich war immer liberal, bin aber kein Republikaner. Meine Hingebung gehört dem Volke, aber ich bin für die

Regentſchaft. Das Regiment einer Frau und eines Kindes verbürgt die öffentlichen Freiheiten und die Aufrichtigkeit der repräſentativen Staatsform“ — (zu Deutſch: Ich bin für die Regentſchaft, weil unter derſelben ich der eigentliche Regent ſein werde; das Regieren iſt ſo ſüß!). „Nun wohl — ſagte einer der Republikaner — ſo müſſen wir es ohne Sie zu machen ſuchen. Aber ſeien Sie für alle Fälle eingedenk, daß Solche, welche die Uebernahme der gefahrvollen Miſſion verweigern, auch kein Recht haben, Die zu tadeln, welche den Muth beſitzen, ſich damit zu belaſten.“

Damit trennte man ſich. Die öffentliche Sitzung der Kammer ſollte beginnen. Die Arena, in welcher der Zweikampf zwiſchen Monarchie und Republik vor der Hand entſchieden werden mußte, that ſich auf.

2.

1 Uhr 30 Minuten. Die Galerien füllen ſich allmälig, vorzugsweiſe mit „reſpektabeln“ Leuten. Viele Nationalgardenuniformen darunter; auch elegante Damen, denn wo könnte ein Spektakel losgehen in der Welt, ohne daß mehr oder weniger ſchöne Frauenaugen neugierig darauf blickten? Die Stenographen, welche mit rühmlicher Pflichttreue die Vorgänge der anhebenden weltgeſchichtlichen Stunde ſchnellſchriftlich photographirt haben, ſind auf ihren Plätzen. Die amphitheatraliſch anſteigenden Bänke der Deputirten zeigen große Lücken, beſonders zur Rechten und zur Linken. Die Mitglieder der Centren, die geſchworenen Guizotiſten, ſind ziemlich vollzählig da, mit bänglicher Wehmuth auf den leeren Miniſtertiſch ſtarrend, wo ihr theurer Korrumpirer und ſeine Herren Kollegen nicht erſcheinen. Am Fuße der beiden Treppen, welche zur Rednerbühne emporführen, bei den von Huiſſiers bewachten Thüren, welche dort unter der den Präſidentenſtuhl tragenden Eſtrade zur Rechten und zur

Linken angebracht ſind, haben ſich Gruppen von Kammermitgliedern geſammelt, ängſtliche Blicke und geflügelte Fragen austauſchend. Andere Deputirte ſind auf die Plattform des Säulenganges hinaufgeſtiegen, welcher hinter den Bänkereihen hinläuft, und ſuchen, nach dem Quai d'Orſay hinaus und nach der Brücke und dem Platz de la Concorde hinüber blickend, zu erſpähen, wie der Kampf zwiſchen dem Volk und den Truppen ginge. Denn noch ſcheint das Fechten im Gange, da von Weile zu Weile ein Gekrache von Gewehrſalven aus der Ferne herüberſchallt. Es iſt aber nur das Viktoriaſchießen der ſiegreichen Empörung. Gerade zu dieſer Zeit wird ja drüben in den Tuilerien im Thronſale von des entflohenen König-Fuchſes Thronſeſſel herab proletariſch-luſtig die Republik proklamirt.

Bleich, verſtört, wankend ſteigt Sauzet zu ſeinem Präſidentenſtuhl hinauf, ſo langſam, als würden ihm die Fußſohlen auf jeder Stufe der Treppe feſtgeleimt. Droben bleibt er dann unſchlüſſig ſtehen und blickt, wie um ſich bei ſeinem Herrn und Meiſter Rath zu holen, auf das große hinter ſeinem Lehnſeſſel aufgehangene Gemälde, welches den König Louis Philipp darſtellt, wie er die Charte beſchwört, — dieſelbe Charte, welche derſelbe Louis Philipp mit ſeinen Dupins, Molé's, Guizots, Duchatels, Thiers, Sauzets, Montalivets u. ſ. w. glücklich zu einem Wiſchlappen gemacht hat, nur noch dienlich, den Unflath des „parlamentariſchen Régime“, ſo er gar zu dick und ſtinkend geworden, damit für eine Weile wegzuwiſchen, ſcheinbar wenigſtens und für Augen, welche getäuſcht ſein wollen. Endlich ſetzt ſich der Präſident und faßt den Griff ſeiner Klingel. Aber was ſoll er ſagen, was ankündigen, was vorſchlagen? Man iſt im Palais Bourbon gar nicht auf dem Laufenden. Man hat nur ſo gerüchtweiſe vernommen, daß an der Stelle des Monſieur Thiers Herr Odilon Barrot zum Miniſterpräſidenten ernannt worden ſei; dann, daß der König abgedankt und die Herzogin von Orleans zur Regentin ernannt habe. Ein die Treppe zum Präſidentenſtuhl hinaneilender Offizier entreißt den armen Sauzet ſeiner Verlegenheit. Er klingelt. Die Deputirten nehmen ihre Sitze ein. Der Präſident aufſtehend:

„Meſſieurs, die Frau Herzogin von Orleans und der Graf von Paris ſind im Begriffe, in der Kammer zu erſcheinen.“ Bewegung auf den Bänken der Deputirten, Unruhe auf den Galerien, über deren Baluſtraden Zuſchauer und Zuſchauerinnen möglichſt weit ſich vorbeugen. Kammerweibel bringen drei Stühle und ſtellen dieſelben zu Füßen der Rednerbühne auf, welche unter dem Präſidentenbureau angebracht iſt, den Deputirtenbänken gegenüber und genau im Mittelpunkt der Sehne des gewaltigen Halbbogens, welchen der Sal bildet. Gerade der Tribüne gegenüber und auf gleicher Höhe mit derſelben befindet ſich in der Mitte des hinter den Sitzen der Kammermitglieder herlaufenden Säulenganges eine Flügelthüre. Dieſe öffnet ſich zugleich mit der Ankündigung des Präſidenten und die Herzogin tritt mit ihren beiden Knaben ein, geleitet von ihrem Schwager Nemours, der heute ſchweren Pflichten mit Ehren genügt, und begleitet von etlichen Generalen und Bürgerwehroffizieren.

Arme Frau, du mußt heute bitterlich erfahren, daß du nicht daheim in Mecklenburg, wo ein rechtloſes Volk knechtiſch-ſtumm unter den Junkerſtock ſich beugt, aus der Heimat ſich wegſehnend, wie Verdammte aus der Hölle. Du ſtehſt auf dieſem Weltvulkan Paris, der heute wieder einmal Blitz und Donner und Lava ſpeit, exploſiviſch ſich ſchüttelnd, daß die alte Europa in Nervenkrämpfe verfällt wie ein bleichſüchtig Mädelchen und ihre Zwingherren das Gedröhne der Weltgerichtspoſaunen zu vernehmen glauben. Freilich, auch dieſe Improviſatoren von Revolutionen, dieſe munteren und geſchwinden Kettenbrecher und Feſſelnſprenger, dieſe charmanten Franzoſen auch ſie laſſen ſich zeitweilig das Zwangshemd der Sklaverei anthun und wälzen ſich, wie es Sklaven geziemt, mit beſtialiſchem Behagen im Kothe der Niedertracht. Aber plötzlich klimmt, ſteigt, fliegt die Queckſilberſäule des Naturells einer Nation, welche das „Vorvolk" heißt und heißen darf, heißen muß, wieder aus der Tiefe hinan zur höchſten Höhe; Julitage und Februartage brechen an, ſtralend von Freiheitsſonnenſchein, Auguſtnächte ſchimmern und funkeln mit tauſend Geſtirnen der Begeiſterung und immer und immer wieder ſchlägt eine Stunde, wo der galliſche Rieſe aus tiefer Erniedrigung zu wunderbarem Aufſchwung ſich erhebt und binnen Minuten lachend zu Müll zerſchlägt, was, ihn zu knebeln und zu knechten, Schlauheit und Schurkerei, Lug und Trug, Liſt und Gewalt binnen Jahren mühſelig aufgebaut hatten.

Helene d'Orleans trägt das Trauergewand der Wittwe. Ihr halb auf den Hut zurückgelegter Schleier läßt die Bläſſe ihres Antlitzes ſehen, auf welchem noch ein Schimmer der Jugend liegt. In ihren blauen Augen, welchen der weite Raum des Sales plötzlich entgegentritt, iſt der flehende Ausdruck der Mutterſorge. Sie führt an ihrer rechten Hand den Grafen von Paris, an der linken den Herzog von Chartres. Die beiden Knaben haben kurze Tuniken von ſchwarzem Tuche an und ihre Hemdkragen ſind auf die Schultern zurückgeſchlagen. Dieſe Kinder, welche weit entfernt ſind, den Ernſt einer Szene zu ahnen, die für ſie nur ein ungewohntes Schauſpiel, gemahnen mit ihrer Erſcheinung Augenzeugen an die Kinder Karls des Erſten, wie

Vandyk dieſelben gemalt hat ... Die Herzogin ſteigt mit ihren Söhnen, ihrem Schwager und ihrem kleinen Gefolge die Stufen herab. Der Anblick dieſer jungen Mutter hat etwas ſo Herzbewegendes, daß von allen Seiten des Sales der Willkomm ausbricht: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris! Vive le roi! Vive la régente!“ Die Herzogin verbeugt ſich mit anmuthiger Schüchternheit und ein Hoffnungsſtral bepurpurt ihr flüchtig Stirne und Wangen. Die Täuſchung ſollte kurz ſein und die Enttäuſchung bitter. Ja, wenn ſie mit ihren Knaben nach dem Stadthauſe gegangen wäre, vielleicht ... aber ſolche „Wenn“ ſind nur nichtiger Staub unter den rollenden Rädern des Schickſalswagens ... Die Prinzeſſin nimmt mit den Prinzen auf den am Fuße der Rednerbühne hingeſtellten Stühlen Platz. Ihr Schwager Nemours ſtellt ſich vor ſie hin und die Herren, welche mit ihr gekommen, reihen ſich rechts und links.

Die Kammer hat alſo in ihrer Mehrheit den König-Knaben und die Mutter-Regentin dadurch anerkannt. Aber was iſt die Kammer zu dieſer

Stunde noch? Es wird ihr bald genug und unhöflich-deutlich genug ins Geſicht geſagt werden. Schon ſchlagen auch die erſten Wellenſpitzen der mehr und mehr anſchwellenden Brandung draußen an die Mauern und Wände. An der Thüre zur linken Hand des Bureau der Kammer lärmt und pocht es von Außen. Huiſſiers rufen abwehrend: „Ihr dürft nicht herein! Ihr habt kein Recht dazu!" Trotzdem geht die Thüre auf, eine Anzahl von Bürgern ſchiebt und drängt ſich herein und vertheilt ſich in den Gängen. Die Deputirten wagen ſchon keinen Einſpruch mehr gegen dieſe Verletzung des privilegirten Raumes. Sie ſitzen in unbehaglichſter Spannung und unverkennbarer Angſt auf ihren Bänken. Die Manifeſtation, zu welcher ſie beim Eintritt der Herzogin von Orleans ſich vereinigt haben, ſcheint den Reſt ihrer Kraft erſchöpft zu haben. Rathloſigkeit iſt ganz augenſcheinlich der Geſammtausdruck der Verſammlung, wie das ja in der Regel der Charakter parlamentariſcher Verſammlungen in großen Kriſen zu ſein pflegt. Ruhmvolle Ausnahmen, wo berathende Verſammlungen zugleich handelnde von höchſter Mächtigkeit waren, der römiſche Senat zur Blüthezeit der Republik, das Lange Parlament, der Gründungskongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Konſtituirende von 1789, der Konvent von 1793, — ſolche Ausnahmen ſind eben Ausnahmen, ruhmvolle, aber ſpärliche.

Man muß aber doch Etwas thun oder wenigſtens Etwas reden, um dieſer unerträglich-peinlichen Spannung Luft zu machen. Herr Lacroſſe, ein Mitglied des linken Centrums, ſteht deßhalb auf und ruft in das dumpfe Stimmengewirre hinein, welches den Sal füllt: „Ich verlange, daß Herr Dupin das Wort nehme.“ Worauf der alſo Aufgerufene: „Ich habe das Wort nicht verlangt.“ Aber zahlreiche Stimmen ſchreien ihm zu: „Sprecht! Sprecht!“ Er beſteigt die Rednerbühne und ſpricht von „Manifeſtationen“, welche in Paris ſtattgefunden, ſowie von der Abdankung Louis Philipps zu Gunſten ſeines Enkels mit der Regentſchaft ſeiner Schwiegertochter. Die Centren rufen: „Hoch der König! Hoch die Regentin!“ Dupin will, daß dieſe Zuſtimmung der Kammer zu Protokoll genommen werde. Stimmen aus der Mitte: „Ja, ja!“ Stimmen von links: „Nein, nein! Eine proviſoriſche Regierung!“ Präſident Sauzet: „Meine Herren, wie mir ſcheint, hat die Kammer mittelſt ihrer einmüthigen Zuſtimmung“ .... Stimmen im Centrum: „Bravo! Bravo!“ Stimmen von links: „Nein! Nein!“ Wachſender Tumult. Die ſchon vorhin erwähnte Thüre am Fuße der Tribünetreppe wird abermals von Außen aufgedrückt und Bewaffnete ſtrömen herein, Bourgeois und Proletarier, Bärenmützen und Bluſen. Die beiden Aufgänge zur Rednerbühne ſind von geſtikulirenden und ſchreienden, zuſtimmenden und proteſtirenden Deputirten belagert. Herr Marie ſchiebt einen Knäuel ſeiner Herren Kollegen bei Seite und ſteigt hinauf. Da er ſich in dem Lärm nicht hörbar zu machen vermag, hält er wenigſtens die Tribüne beſetzt. Lamartine ruft von ſeinem Platz aus dem Präſidenten zu, dieſer möge die Sitzung ſuſpendiren, aus Achtung vor der Nationalvertretung und aus Achtung auch vor der erlauchten Prinzeſſin, welche anweſend ſei. Sauzet folgſam: „Die Kammer ſuſpendirt ihre Sitzung, bis die Frau Herzogin und der neue König ſich zurückgezogen haben werden.“

Die Deputirten verlaſſen ihre Bänke und ſammeln ſich in dem Halbkreis am Fuße des Bureau. Eingedrungene Bürgerwehrleute und Barrikadenmänner miſchen ſich da mit ihnen. Es entſteht ein Gedränge und Gewoge, daß der Staub aufwirbelt. Die Galerien droben füllen und überfüllen ſich zum Brechen. An die große Flügelthüre, durch welche die Herzogin eingetreten, wird von Außen mit Fäuſten geſchlagen, mit Gewehrkolben gedonnert. Hunderte von Rufen und Tönen aller Art verbinden ſich zu einem chaotiſchen Getöſe und an der Decke des Saleſ hängt eine Wolke von Dampf und Staub.

Der Herzog von Nemours, deſſen Kaltblütigkeit wohl erkennt, daß inmitten dieſes anarchiſchen Durcheinander für die Dynaſtie Orleans kein Halt und keine Rettung zu finden ſei, redet ſeiner Schwägerin zu, den Sal zu verlaſſen. Verſchiedene Kammermitglieder unterſtützen ihn. Die Prinzeſſin zögert. Sie **fühlt**, daß ihren Platz aufgeben Alles aufgeben heiße. Endlich, den Drängenden weichend, ſteht ſie doch auf und macht ein paar Schritte, hält aber dann wieder inne. Deputirte bilden um ſie und ihre Knaben her einen ſchützenden Kreis, vermögen aber nur ſehr nothdürftig das immer unwiderſtehlicher anwachſende Gedränge abzuhalten. Der General Oudinot, Deputirter, erhebt ſeine Stimme und ruft aus: „Ich appellire an alle großmüthigen Gefühle. Wenn die Prinzeſſin ſich zurückziehen will, wollen wir ſie begleiten — („Nein! Nein!") — wenn ſie hier bleiben will, ſo wird unſere Hingebung ihr Schutz ſein". Dieſe Berufung ſcheint für einen Augenblick Eindruck zu machen, ſo daß Präſident Sauzet den Muth findet, zu ſagen: „Das Erſte, was wir zu thun haben, iſt, alle Perſonen, die nicht in die Kammer gehören, einzuladen, dieſen Ort zu räumen." — „„Nein! Nein!"" — „Meine Herren, im Namen der Konſtitution" . . . . „„Nein! Nein!"" — Die Eingedrungenen wanken und weichen nicht, ihre Anzahl wächſt mit jeder Minute, der Lärm wird betäubend, das Gedränge bedrohlich. Man ſieht die

Herzogin, man weiß nicht, ob freiwillig oder geſchoben, mit ihren Knaben den Halbkreis am Fuße der Tribüne verlaſſen und die Stufen in dem Gange zwiſchen den beiden Centren zu dem Säulencorridor emporſteigen. Nemours geht vor ihr her und ſucht ihr eine Gaſſe zu öffnen. In dieſem Augenblicke wird die große Flügelthüre droben mit Gewalt aufgeſtoßen, eine Volksmenge ſtrömt durch die Oeffnung und verſperrt der Prinzeſſin den Ausgang. Sie ſetzt ſich, während von draußen tauſenderlei Schreie, begleitet von Gewehrſalven gehört werden, mit ihren Söhnen auf die oberſte Bank des linken Centrums. Die Herren ihrer Begleitung ſuchen Mutter und Kinder ſo gut als möglich zu bergen und zu decken. Von den Deputirten ſind jetzt nur noch die Mitglieder der äußerſten Linken unerſchütterlich auf ihren Plätzen, während die Bänke der Centren und der Rechten mehr und mehr von eingedrungenen Bürgern und Proletariern eingenommen werden. Die Kammer als ſolche hat ſchon aufgehört zu exiſtiren und an ihre Stelle iſt ein ſehr buntſcheckiges Volksparlament getreten.

Präſident Sauzet freilich hält die Fiktion von Konſtitution und Kammer noch eine Weile feſt. Er handhabt heftig ſeine Schelle und wiederholt ſeine Einladung an die Eingedrungenen, den Sal zu räumen. „Nein! Nein!“ Doch ſeht, da kommt Herr Odilon Barrot, der zuletzt noch erkorene Rettungsengel der Julimonarchie. Laßt ihn auf die Tribüne ſteigen, um das ſänftigende Oel ſeiner liberalen Rednerei auf die hoch und höher gehenden Wogen der Revolution herniederzugießen. Sie müſſen ſich glätten, es kann nicht fehlen. In der That, der Biedermann ſchickt ſich an, ſeine wunderthuende Oelflaſche zu entpfropfen. Leider zu ſpät! Denn gerade jetzt ſchleudert Marie, welcher noch immer die Rednerbühne innehat, das Ausſchlag gebende Stichwort in den toſenden Sal: „Ich verlange, daß auf der Stelle eine proviſoriſche Regierung ernannt und eingeſetzt werde!“

3.

Das iſt ein Blitz, der wegzeigend durch das Dunkel dieſer tumultuariſchen Berathung zuckt. Aber der beſtätigende Donnerſchlag zögert noch, einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, ſich daran zu halten, iſt oder ſcheint wenigſtens dem Königthum geboten in der Perſon des Schein-Premier Barrot, welcher ſich eben anſchickt, Herrn Marie auf der Rednerbühne abzulöſen. Er muß freilich noch warten. Da iſt zunächſt der Herr Abbé de Genoude, vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit ſei günſtig, für ſeinen König, Henry V. in partibus, das Wort zu ergreifen. Bekannte von ihm, welchen die Atmoſphäre nichts weniger als bourboniſch vorkommt, machen ihm bemerklich, daß er gutthäte, zu ſchweigen. „Wie ſo? — fragt er — ich habe keine anderen Intereſſen als die des Landes.“ — „„Zum Henker mit Euren Intereſſen!““ — Während dieſes kurzen Zwiſchenfalls hat Herr Cremieux, vom Stamme Juda, die Tribüne erklommen und ſagt: „Das Volk will nicht ſo ohne Weiteres die Regentſchaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum ſind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage von vorne anfangen zu müſſen. Ich habe ſo eben den unglücklichen König und ſeine unglückliche Familie zu ihren Reiſewagen begleitet, ich hege die höchſte Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung von fünf Mitgliedern.“ — „„Bravo! Bravo!““ — Loyolait und Legitimiſt Genoude iſt nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratiſche Maske vorſteckend: „Ihr könnt weder eine proviſoriſche Regierung noch eine Regentſchaft machen. Ich ſage, Alles iſt ungültig ohne die Zuſtimmung des Volkes. Wollt ihr Etwas thun, ſo ruft die Nation zuſammen, um ſie zu befragen. Das habt ihr i. J. 1830 verſäumt und ihr erlebt nun die Folgen dieſer Verſäumniß.“ — „„Ja! Ja! — Bravo! — Nein!““ Lärm und Wirrwarr. „„Seht, **Herr** Barrot iſt auf der Tribüne. Laßt Herrn **Barrot** ſprechen!““

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03464/013

„Was wird Herr Barrot ſagen?“ fragt der Graf von Paris ſeine Mutter. „Er ſpricht für dich, mein Sohn.“ — „Und die Andern? Sprechen ſie auch für mich?“ — „Nein, mein Sohn, nicht alle.“ Und ſo ſprechend dreht die Herzogin ängſtlich ein Blatt Papier in ihren Händen, welches ihr derſelbe Cremieux, der ſo eben für eine proviſoriſche Regierung geſprochen, wenige Minuten zuvor zugeſteckt hatte. Auf dieſem Papier ſtand geſchrieben: „Nur von dem Willen der Nation wollen mein Sohn und ich unſere Vollmachten erhalten. Ich, die Wittwe des Herzogs von Orleans, und mein Sohn, die Waiſe, erwarten mit Vertrauen die Entſcheidung, welche das Volk treffen wird. Gewiß aber iſt, daß ich meinen Sohn in der innigſten Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erziehen werde.“ Der Republikaner Cremieux ſcheint demnach die Republik zunächſt für unmöglich oder unräthlich gehalten und eine proviſoriſche Regierung nur gewollt zu haben, um durch dieſelbe die Regentſchaft der Herzogin vorzubereiten. Freilich, wer konnte in dem

Wirrſal dieſer Stunde überhaupt von ſich ſagen, daß er ganz klar, beſtimmt und folgerichtig gedacht und gewollt habe?

Barrot hebt zu reden an und redet ſo, daß es für etliche Sekunden den Anſchein gewinnt, der Strohhalm könnte doch zu einem Eiſenſtab werden. Er ſagt, die Lage ſei einfach, die Pflicht vorgezeichnet; er wendet ſich beſchwörend an die Großmuth der Nation und ſpielt den Phraſentrumpf aus: „Die Julikönigskrone ruht auf dem Haupt eines Kindes und einer Frau.“ Die orleaniſtiſchen Deputirten, welche beim Erſcheinen Barrots ſich wieder zuſammengeſchart, bedecken die Stimme des Redners mit ihren Beifallsrufen. Die Herzogin von Orleans erhebt ſich, um die Verſammlung, die ſich ihrer Sache wieder völlig zuzuwenden ſcheint, dankbar zu grüßen, und auf einen Wink von ihr thut der Graf von Paris ebenſo. Odilon Barrot fortfahrend: „Ich thue einen feierlichen Aufruf“ . . . Herr de Larochejaquelin, legitimiſtiſcher Deputirter, von ſeinem Platz aus: „Ihr wißt nicht, was Ihr thut!“ Der Herzog von Nemours flüſtert ſeiner Schwägerin Etwas zu. Sie ſteht abermals auf und hebt das Blatt Papier, das ſie in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß ſie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört, hört! Laßt die Frau Herzogin ſprechen!“ Andere: „Herr Barrot ſoll fortfahren!“

Er thut es, und was er zu Gunſten der Regentſchaft ſagt, iſt recht gut geſagt; aber es macht keine rechte Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche ſich wieder in den Centren zu ſammeln verſucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit ſeinem Verſchwinden von der Tribüne erliſcht der letzte für die Monarchie und die Julidynaſtie flüchtig aufgeleuchtete Hoffnungsſtral. Als jetzt die gewaltige Geſtalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Rednerbühne erſcheint, murrt es am Fuße derſelben: „Was, will er etwa ſeinen Henry V. proklamiren?“ Larochejaquelin ſchüttelt ſeinen ausdrucksvollen, von einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und ſagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anſpruch (folle prétention) zu erheben;

aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot ſo eben an dieſer Stelle den Intereſſen, welchen er dienen wollte, ſchlecht gedient hat. Meſſieurs, es ſteht vielleicht Solchen, die vormals den Königen allzeit gedient haben, am Beſten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu ſprechen." — „„Gut! Sehr gut!"" — Larochejaquelin, ſeine hohe Geſtalt aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausſtreckend, mit einer Donnerſtimme: „Heute ſeid ihr Nichts, zur Stunde ſeid ihr gar Nichts mehr!" — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen laſſen!"" — Präſident Sauzet: „Mein Herr, Sie vergeſſen ſich. Ich rufe Sie zur Ordnung." — Larochejaquelin: „Warum dieſes Geſchrei über eine Wahrheit? Nicht als Deputirter ſag' ich euch, daß die Kammer der Deputirten gar nicht mehr exiſtirt. Ja, ſie exiſtirt nicht mehr! Ich ſage, man muß die Nation zuſammenberufen und dann" . . . .

Das in furchtbarem Getöſe abreißende Wort des Legitimiſten war wie ein Signaltrompetenſtoß, beſtimmt, neue Mitſpieler in dieſem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

4.

Nein, nicht in ſeinen ſchrecklichſten Angſtträumen hat jener weiland Geſtaltenſeher von 1848, der aus Ekel ſich todtſchoß, als er einmal ſich ſelber in ſeiner wahren und wirklichen Geſtalt erblickt hatte, — nicht in ſeinen ſchrecklichſten Angſtträumen hat er ſolche Geſtalten geſchaut, wie ſie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße der Tribüne hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Grundſuppe der Barrikadoſophie, eine ſaturnaliſche Maskerade der momentan obenauf gekommenen Pöbelei. Der ſogenannte Oberſt Dumoulin, halb ein Bonapartiſt, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, iſt der Anführer dieſes buntſcheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor dem Bureau hereinbricht, ſtampfend, brüllend, ſchweißtriefend, pulvergeſchwärzt, zerriſſene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eiſenſtangen über den Köpfen ſchwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, was dieſe „sainte canaille“ in den Tuilerien, woher ſie kommt, aufgeleſen hat. Und wie das beim losgeborſtenen Franzoſenthum immer ſo ſein muß, dem Furchtbaren und Abſcheulichen geſellt ſich das Burleske. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sansculoterie von 1793 macht ſich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Meſſer ſchwingend, und dieſem Kerl zur Seite geht mit ſtelzenhafter Grandezza ein Greis, barhäuptig, die Bruſt von den Silberwellen eines Patriarchenbartes bedeckt, in der Rechten die unmäßig lange Klinge eines Ritterſchwertes führend, welche durch einen Laib Brod geſteckt iſt, der ihr als Stichblatt dient.

„Wir wollen die Abſetzung des Königs! Die Abſetzung! die Abſetzung!“ ſchreien die Eindringlinge. Die Deputirten ſpringen auf, die Galerien widerhallen den Ruf. Der Oberſt Dumoulin zwängt ſich mit einer dreifarbigen Fahne zur Rednerbühne hinauf und legt den Fahnenſchaft über die Marmorplatte, auf welcher die Hände ſo vieler parlamentariſcher Hanswurſte herumgefingert haben. „Meſſieurs — ſchreit er in das Gewühle hinein — wißt, daß das Volk heute ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit wieder erobert hat. Wißt, daß wir den Thron des Roi-Bourgeois in den Tuilerien ſo eben zerbrochen und zum Fenſter hinausgeworfen haben.“ Einer, welcher inmitten der Flut ſich überſtürzender Vorgänge an dieſem Tage auf Nebendinge zu achten vermocht hätte, würde ſich ſo ein nebendingliches Etwas gemerkt haben, welches, an und für ſich verſchwindend klein, doch ſo zu ſagen ſchon den Schatten eines ungeheuren Ereigniſſes weit vor ſich herwarf. Die Fahne nämlich, welche Dumoulin auf der Rednerbühne aufpflanzte, hatte vor einer Stunde noch den Thronſeſſel Louis Philipps geſchmückt. Als der „Oberſt“ dieſelbe aus den Tuilerien weggetragen, hatte ihn ein Bekannter unterwegs nach dem Palais Bourbon beſchäftigt geſehen, mit ſeinem Stiefelabſatz den galliſchen Hahn zu zertreten, welcher die Spitze des Fahnenſtabes zierte, und hatte den alſo ſich Bemühenden ironiſch gefragt: „Ah, wollt Ihr vielleicht den kaiſerlichen Adler an die Stelle des galliſchen Hahns ſetzen?“ Der Bartholomäustag, der 2. Dezember von 1851, wird auf dieſe Spottfrage ſeine furchtbare Blutantwort geben . . .

Präſident Sauzet arbeitet wüthend mit ſeiner Schelle, deren Töne in dem raſenden Getöſe gar nicht gehört werden. Verzweiflungsvoll ſtülpt er ſich endlich ſein Angſtrohr auf den Kopf, zum Zeichen, daß es aus ſei mit der Sitzung und mit dem Präſidium. Allein ſofort rufen drohende Stimmen: „Hut ab, Präſident!“ und der ärmſte aller Präſidenten gehorcht. Die Menge ſchiebt ſich in dem Halbkreis, in den Gängen, zwiſchen den Deputirtenbänken hin und her. Da ruft es: „Keine Bourbons mehr!“ Dort ſchreit es: „Nieder mit den Verräthern!“ Weiterhin brüllt es: „Eine proviſoriſche Regierung auf der Stelle!“ Die Zahl der Deputirten beginnt auffallend ſich zu lichten, der Boden fängt den Korrupten unter den Füßen zu brennen an und man ſieht einen dieſer Herren nach dem andern ſachte durch die Hinterpforte verſchwinden. Cremieux, Lamartine und Ledru-Rollin erſcheinen zugleich auf der Rednerbühne. Der Letztere ſchiebt den Herrn Oberſt und Baron Dumoulin bei Seite und ruft mit ſeiner Stentorſtimme dem ſpektakelnden Haufen zu: „Im Namen des Volkes, welches ihr repräſentirt, Stille!“

Die Erſcheinung der populären Figur des Tribuns und ſeine Aufforderung thun Wirkung. Wenigſtens eine Art von Stille und Aufmerkſamkeit ſtellt ſich her und Ledru beginnt gegen die Regentſchaft zu ſprechen und von der Nothwendigkeit einer Berufung an die Nation und von der Verfaſſung von 1791 und von allerhand Dingen ſonſt noch. Die Umſtändlichkeit des Redners macht den legitimiſtiſchen Deputirten Berryer ungeduldig ausrufen: „Kommt doch zur Sache! Schluß! Eine proviſoriſche Regierung!“ Ledru-Rollin fortfahrend: „Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunſten des Königs von Rom abdanken, das Land aber wollte Nichts davon wiſſen. Im Jahre 1830 wollte Karl der Zehnte zu Gunſten ſeines Enkels abdanken, das Land aber wollte Nichts davon wiſſen“ .... Berryer: „So kommt doch zum Schluſſe! Wir kennen ja die Geſchichte." Ledru: „Ich fordere eine proviſoriſche Regierung und die unmittelbare Einberufung eines Konvents, welcher die Rechte des Volkes ſicherſtellen ſoll." Tobender Beifall. . . . Bemerkenswerth iſt, daß der notoriſche Republikaner Ledru, indem er gegen die improviſirte Regentſchaft der Herzogin von Orleans, die er vollkommen richtig als eine abermalige Uſurpation bezeichnete, entſchieden proteſtirte, dennoch das Wort Republik auszuſprechen unterließ. In der That, die Royaliſten durften ſich zur Stunde noch einbilden, das Königthum ſei noch zu retten, und, Alles in Betracht gezogen, hätte ein Miniſter oder General, welcher, ſtatt im Palais Bourbon zu gaffen und zu ſchwatzen, ſo ſkrupellos-reſolut und erbarmungslos dreingefahren wäre, wie drei Jahre und zehn Monate ſpäter Louis Bonaparte und ſeine Morny, Maupas und Magnan, ſeine Perſigny, Saint-Arnaud, Canrobert und Espinaſſe thaten, die Bruchſtücke des zum Fenſter hinausgeworfenen Throns vielleicht noch zuſammenleſen und wieder leidlich zurechtflicken können. [illegible] fand ſich aber kein ſolcher Miniſter oder General. Sein böſes Gewiſſen lähmte den Royalismus ganz und gar und es war ihm beſchieden, nicht nur zu fallen, ſondern auch mit Infamie zu fallen, ſo recht in den Koth ſeiner Sünden.

5.

Der höchſte Ruhm der Februarrevolution iſt ihre Menſchlichkeit und Milde. Es thut gar Nichts, daß die bewunderungswerthe Großmuth der triumphirenden Republik ſo übel vergolten wurde: der Name der Wiedererſtandenen, von den Schlacken von 1793 Reingebrannten iſt dadurch nur um ſo leuchtender geworden. Laßt immerhin Deſpoten und Pfaffen den Taumelkelch, woraus ſie Beſchwichtigung ihrer Zukunftsangſt trinken wollen, mit Blut und Thränen füllen; laßt die Brut Ahrimans, Deſpotenknechte und Pfaffenſklaven, für Thron und Altar nach altem Brauch ihren Molochopferdienſt thun, — ihr aber, Streiter des Ormuzd, Apoſtel der Lichtreligion, ſollt hoch hinwegſchreiten über den Schmutz beſtialer Leidenſchaften, in welchen eure Gegner bis an den Hals verſunken ſind, wie in Dante's drittem Höllenkreiſe die Verdammten im ſtinkenden Schlamm .... Eine der erſten Handlungen der republikaniſchen Regierung iſt bekanntlich die Abſchaffung der Todesſtrafe geweſen. Jede Anſpielung, jede Berufung auf die Blutzeit der erſten franzöſiſchen Revolution erregte im Jahre 1848 allgemeine Entrüſtung. Selbſt inmitten der Entzügelung aller Affekte am 24. Februar zeigte ſich dieſes Gefühl in ſeiner ganzen Stärke und trat allen Exceſſen mit Kraft entgegen. Als bei einer Stelle der Standrede Ledru's der früher von uns wahrgenommene Metzgerknecht ſich etwas mauſig machen und mit ſeinem Meſſer geſtikuliren wollte, ſtieß ihn der allgemeine Abſcheu ſofort zum Sale hinaus. Erſt mittelſt eifriger und beharrlicher Machenſchaften iſt es im Verlaufe der Bewegung in Frankreich und allenthalben den geborenen und geſchworenen Volksfeinden und ihren Helfershelfern, den liberalen Verräthern und Ueberläufern, traurig gelungen, die

Stimmung des Volkes zu vergällen und zu vergiften . . . .

Soweit alſo iſt man, daß die Republikaner ihren Vorſchlag, eine proviſoriſche Regierung zu errichten, offen vorbringen und Orleaniſten, wie Legitimiſten, die Sache ſich gefallen laſſen. Eine proviſoriſche Regierung iſt ja das Unbeſtimmte, aus welchem etwas Beſtimmtes hervorgehen zu machen jede Partei hoffen kann: Die Republik oder den Grafen von Paris oder gar den Grafen von Chambord, wer weiß? Auf den tollen Einfall freilich, daß die Frucht der Februarrevolution in Form einer Kaiſerkrone auf das Haupt des „Abenteurers von Straßburg und Boulogne“ niederfallen werde, kommt vor der Hand keine Seele, ausgenommen nur ſeine eigene, in welcher ja die Kaiſeridee ſchon ſeit lange zu einer fixen geworden iſt.

„Lamartine! Hört Lamartine!“ ſchreit es unter Beifallklatſchen, als der Genannte auf der Rednerbühne vortritt, um ſeinen Kollegen Ledru zu erſetzen. Selbſtverſtändlich hat er uns nachmals des Breiteren und Breiteſten erzählt, daß er es geweſen, welcher das Entſcheidungsſtichwort geſprochen. Er hätte — verſichert uns der Zweiteitelſte der Sterblichen jenſeits des Rheins — nur zu der Herzogin und ihren Söhnen zu ſagen gebraucht: „Erhebt euch! Sie ſind die Wittwe des Herzogs von Orleans, deſſen Tod und Andenken das Volk in Ihnen gekrönt hat“ — (o, heiliger Galimathias!) — „ihr ſeid die Kinder, die den Vater verloren haben und welche die Nation adoptirt hat! Ihr ſeid unſchuldig der Fehler des Thrones, ihr ſeid Opfer derſelben, ihr ſeid Schützlinge des Volkes!“ — ja, dieſes und Dergleichen mehr hätte ich nur zu ſagen gebraucht und ich würde — bei allem Zuckerwaſſer, welches ich je ge — dichtet! zu Gunſten der Krönung des Grafen von Paris und der Regentſchaft, Kammer und Volk, Bourgeoiſie und Proletariat, Bürgerwehr und Armee, Mann und Maus, Kind und Kegel, Alles, aber auch gar Alles, was nicht niet- und nagelfeſt, mit mir fortgeriſſen haben. „So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge!“

Getragen von ſolchem Bewußtſein ſouverainen Könnens, hub er — „mit gedämpfter Stimme“ —

alſo an: „Meine Herren, ich empfinde nicht weniger tief als Irgendeiner von Ihnen das doppelte Gefühl, welches zur Stunde in dieſem Raume rege geworden, als wir auf eins der rührendſten Schauſpiele blickten, welches menſchlichen Augen ſich darbieten kann, — das einer erlauchten Fürſtin, welche ihren unſchuldigen Sohn zu ihrem Schilde macht (se défendant avec son fils innocent) und ſich aus einem verlaſſenen Palaſt in die Mitte der Volksvertretung wirft.“ Dieſes Präludium klang für die Kohorte der Korrupten, ſoweit ſie noch im Sale vorhanden, ſo troſtreich, daß ſie ſich zu einem „Beifallsflüſtern“ ermannten. Der gute Lyriker wird nach dieſem Eingange zu ſchließen, in ein hochpoetiſch-beredtes Plaidoyer zu Gunſten der Regentſchaft ſich ergießen? So ſcheint es, aber . . . ja: „Aber — fährt der Redner mit einer plötzlichen Schwenkung fort — obzwar ich die Rührung theile, welche ein ſo herzbewegendes Schauſpiel erregt, und obzwar auch ich gleich Ihnen Allen dem Unglück Achtung zolle, ſo hege ich deßhalb doch keine geringere Achtung vor dieſem glorreichen Volke, welches ſeit drei Tagen kämpft, um eine perfide Regierung wieder auf den rechten Weg zu bringen (pour redresser un gouvernement perfide) und die Herrſchaft der Ordnung und Freiheit auf eine unerſchütterliche Grundlage zu ſtellen.“ Das in die Kammer eingedrungene „Volk“ jauchzt Beifall, die Korrupten ducken ſich. Die Phraſenſchleuſe iſt aufgethan und das lamartine'ſche Zuckerwaſſer ſtrömt in reißendem Schwall und Fall hervor. Der langen Rede kurzer Sinn iſt, was Andere ſchon vor dem Redner gedacht und geſagt haben: — Verwerfung der Regentſchaft, Errichtung einer proviſoriſchen Regierung und Berufung an die Nation, damit dieſe ſich eine definitive Regierung gebe. Wenn aber ſo ein Schönſchwätzer ſich einmal am Klange der eigenen Stimme berauſcht hat, kann er nicht wieder aufhören und Lamartine beachtet es daher gar nicht, daß er keinen Widerſpruch mehr niederzuwäſſern hat, ſondern daß man ihm nur von allen Seiten ungeduldig zuruft: „Die Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung! Die Namen!“ Er ſetzt von Neuem an, er will noch ein „letztes“ Wort und dann ſicherlich noch ein allerletztes ſagen, als, bevor er zum letzten gelangt, eine draußen in der Vorhalle loskrachende Gewehrſalve ſeine Stimme erſtickt.

Es ſind die Kleinbürger, Ouvriers und Gamins, welche, wie ſie lachend erzählen, ſo eben drüben in den Tuilerien dem „Papa Louis Philipp“ ſeinen Champagner weggetrunken haben, es iſt das eigentliche Barrikadenvolk, welches mittelſt dieſer Gewehrſalve ſeine Ankunft ſignaliſirt. Das ſchon im Sal anweſende Volk beantwortet dieſes Signal mit einem Freudengejauchze. Die Thüren zu den Galerien droben, die Thüren zu dem Halbkreiſe drunten, die Thüren zu dem hinteren Säulengange werden aufgedrückt oder mit Gewehrkolben eingeſchlagen und hereinſpritzt der Wogenſchaum der Springflut: — Bürgerwehrleute, Polytechniker und Bluſenmänner bunt durcheinander, alle bewaffnet, Pulverſchwärze an den Händen, Blutflecken an den Kleidern, auf den weingerötheten Geſichtern eine ſouveraine Luſtigkeit, die aber doch nur des leiſeſten Anſtoßes zu bedürfen ſcheint, um in Wuth umzuſchlagen, Fahnen, Piken, Säbel und Musketen ſchwenkend, Alles auf ihrem Wege wegſchiebend oder niederſtampfend, ſingend, ſcherzend, lachend, höhnend, ſchimpfend, brüllend.

Aber durch dieſes Meeresgebrauſe von Diſſonanzen hindurch tönt ſcharf und mächtig der Grundbaß: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputirten! Zum Teufel mit den Korrupten!“ Von der Bruſtwehr der Galerie aus richtet ſich der Lauf einer Muskete auf die Rednerbühne. „Schießt nicht! Schießt nicht! Es iſt Monſieur de Lamartine, welcher ſpricht.“ Bluſenmänner ſchlagen den Gewehrlauf ihres Kameraden in die Höhe. Lamartine ſteht noch immer auf der Tribüne; aber zwiſchen der Balluſtrade derſelben und ſeiner Geſtalt huſchen Bürgerwehr- und Bluſenmänner vorüber, welche ſich hinaufgeſchwungen haben und ihre Lungen bis zum Berſten anſtrengen, um ſich hörbar zu machen. Man ſieht nur ihre Lippen ſich bewegen und vernimmt kein Wort. Präſident Sauzet renkt ſich faſt den Arm aus, krampfhaft ſeine Klingel hin- und herſchwingend. Man hört ſie nicht. Man hört nur den einen wüthenden Schrei, welcher die Wände erzittern macht: „Fort mit den Korrupten! Nieder mit der Regentſchaft! Hoch die Republik!“

6.

Der ärmſte der Präſidenten iſt untergetaucht, weggeſchmolzen, verſchwunden und ſeine Schelle mit ihm. Das Chaos regiert. Was noch von royaliſtiſchen Deputirten im Sale, macht eine ehrenhafte Anſtrengung, ſich als Schutzmauer um die Herzogin von Orleans, die noch immer nicht von der Stelle weichen will, und ihre zwei Knaben zu ſcharen. Die Oppoſitionsmitglieder der äußerſten Linken behaupten noch ihre Plätze, auf den übrigen Bänken hat ſich dichtgedrängt das Volk niedergelaſſen. Es füllt auch die Zwiſchengänge, den Halbkreis, den Säulengang, die Galerien, es iſt überall. Der ganze Raum *eine* wogende, wallende, wabernde Brandung; Hitze, Staub und Dunſt unerträglich; das Getöſe ſo ohrenzerreißend, daß man glaubt, das ganze Haus müſſe im nächſten Augenblick auseinanderberſten; das Wirrſal ſo orgiaſtiſch-wild, daß man fürchten muß, die wohlbekannte menſchliche Beſtialität werde ſich ſofort in irgendeinem Ungeheuerlichen offenbaren.

Es geſchieht nicht. Voltaire's Tiger-Affe iſt in vortrefflicher Laune. Das Affenhafte ſchlägt heute vor in dieſem pariſer Volk, welches den Umſturz des Königsthrons wie einen Faſtnachtsſpaß betreibt. Ein Moment zwar kommt, wo das äffiſche Krakehlen ſaturnaliſcher Luſtigkeit plötzlich in das blutlechzende Gebrülle des Tigers ſich verwandeln zu wollen ſcheint. Ja, man glaubt die furchtbare Beſtie zu ſehen, wie ſie, ihre Flanken mit dem Schweiſe peitſchend, zum Todesſprung auf ihr wehrloſes Opfer anſetzt.

Auf ein wehrloſes Opfer! Auf eine Mutter, welche vergeblich verſucht hat, mit ihren ſchwachen Händen ein Scheinding von Krone auf dem Haupte ihres Sohnes feſtzuhalten. . . . . Nachdem die Entſcheidungsworte: „Proviſoriſche Regierung“ und „Republik“ gefallen, drängten die Freunde der Herzogin dieſelbe zum Fortgehen. Sie ſelbſt mußte erkennen, daß Alles verloren ſei. Aber wie fortkommen, eingekeilt, wie ſie war, in dieſe hin- und herwogende Menſchenmaſſe? Da bricht das Geſchrei los: „Wo iſt ſie? Wo iſt ſie?“ Bewaffnete weiſen mit Säbelſpitzen und Bajonnetten auf die um Helene von Orleans geſammelte Gruppe und eine Schar bricht ſich Bahn dorthin. Geſchieht es aus bloßer Neugier? Wollen dieſe Barrikadenleute eine Frau näher ſich anſehen, welche es wagt, durch ihre bloße Anweſenheit es wagt, der ſiegreichen Revolution wenigſtens paſſiven Widerſtand zu bieten? Vielleicht! Möglich aber auch, daß in dieſer Stunde bakchantiſchen Taumels in wildpulſirenden Herzen der Wuthgedanke ſich regt, den Knoten der Lage mit einem Mordſtreich zu zerhauen. Es iſt ein gefährlich Ding, ſo ein Tiger-Affe von Franzoſenthum.

Nemours, der gar wohl weiß, daß er dem Volke verhaßt, hat dennoch bisher mannhaft bei ſeiner Schwägerin und ſeinen Neffen ausgehalten. Jetzt aber, da er ſie durch die heranpreſſenden Bewaffneten ernſtlich bedroht glaubt, beſteht er entſchieden darauf, daß man einen Verſuch machen müſſe, die Herzogin und ihre Kinder aus dem Sale wegzubringen. Man muß in das Gedränge hinein, welches den Säulengang hinter den Deputirtenbänken füllt, es bleibt kein anderer Ausweg. Nemours und der Deputirte Mornay ſuchen der Mutter, welche ihre Knaben an den Händen hält, eine Bahn zu ſchaffen. Das gelingt nur etliche Schritte weit. Dann wird die Herzogin mitten in das ſchreckliche Gewühle hineingeriſſen und von ihren Beſchützern getrennt; ſie verliert ihre beiden Söhne, wird durch eine kleine Thüre hinaus und eine Treppe hinab, weiterhin durch den Sal des Pas-Perdus gewirbelt und endlich, dem Erſticken nahe und halb ohnmächtig, gegen eine Glasthüre geſchleudert, welche in den Garten des Kammerpräſidenten führt. Hier heben etliche ihrer Begleiter, welchen es gelungen, ſie wieder zu finden, die unglückliche Prinzeſſin auf, welche einen Schmerzensſchrei der Mutterſorge um ihre Knaben ausſtößt, öffnen mit Gewalt die Glasthüre und retten die Herzogin in die Amtswohnung Sauzets, von wo man ſie nach dem Invalidenhotel brachte, einem ſicheren Zufluchtsort, welchen aufzuſuchen auch Monſieur Thiers für gut gefunden hatte. Die beiden Knaben, im und durch das Gewühle von ihrer Mutter weggeriſſen, ſind in höchſter Gefahr geweſen, zerdrückt und zertreten zu werden. Nur mit äußerſter Mühe wurden ſie gerettet, der Graf von Paris durch den Bürgerwehrmann Martinet, der Herzog von Chartres durch den Huiſſier Lipmann. Auch ihr Oheim Nemours entkam glücklich. Er hatte ſich in eines der Bureauzimmer geflüchtet, vertauſchte hier ſeine Generalsuniform mit der eines Bürgerwehrmannes, welche ihm der mitleidige Beſitzer lieh, und gelangte in dieſer Verkleidung unangefochten ebenfalls in's Hotel der Invaliden. Das Aſyl war bezeichnend: die weggeſchwemmten Ueberbleibſel der Monarchie des Roi-Bourgeois, welcher den Frieden um jeden Preis gewollt, ſuchen Schutz hinter den Mauern, welchen das Zauberwort „La gloire française“ eine unverletzbare Heiligkeit verleiht . . .

Derweil ſcheint der im Sitzungsſale einer weiland Deputirtenkammer tobende Aufruhr in ſeinem eigenen Fett erſticken zu wollen. Es überſteigt die Kraft menſchlicher Lungen, Arme und Beine, ſo ein Rufen, Rumoren und Raſaunen, ſo ein Gezappel, Geſchiebe und Gerammel allzulange auszuhalten, und deßhalb müſſen von Zeit zu Zeit Pauſen eintreten, wo der Gedanke über dem Chaos ſchwebt und die menſchliche Stimme das unartikulirt-thieriſche Gebrülle einigermaßen beherrſcht.

Während einer ſolchen Pauſe erſcheint auf der Eſtrade über der Rednerbühne ein Greis von achtunggebietendem Ausſehen und nimmt, geleitet und umgeben von einer Schar von Studenten, Polytechnikern und Arbeitern, Beſitz von dem verlaſſenen Präſidentenſtuhl. „Dupont de l'Eure!“ ruft es durch den Sal — „Dupont de l'Eure führt den Vorſitz. Stille!“ Lamartine, welcher noch immer auf der Tribüne ſteht, will den Einfall gehabt haben, durch junge Leute, die ſich auf der Rednerbühne um ihn drängten, den hochangeſehenen Greis, einen der zwei oder drei Republikaner, welche in der Kammer geſeſſen, auf den Präſidentenſtuhl holen zu laſſen und damit ſymboliſch anzudeuten, daß die Republik das Präſidium über Frankreich zur Hand nehme. Dies geſchehen, „hebt ſich Lamartine — (ſo erzählt er uns) — auf den Zehen in die Höhe“ und ſagt zu Dupont: „Eilen Sie, die Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, welche durch das Volk und die noch anweſenden Deputirten mittelſt Zurufs ernannt werden, ſofort zu proklamiren!“ Dupont nickt zuſtimmend; aber es iſt thöricht, zu wähnen, daß die ſchwache Stimme des Greiſes inmitten dieſes babyloniſchen Konzertes bemerkbar genug ſein werde.

Denn der Gräuel von Mißklängen raſ't abermalen los und Lamartine muß wieder eine Pauſe abwarten, um den Verſuch zu machen, die beiſpielloſeſte aller Wahlhandlungen zu leiten. Inzwiſchen wandelt ſich die Rednerbühne ſo zu ſagen in eine Stimmenzettelurne. Eine Menge von Papierfetzen, auf welche ein Jeder der auf den Treppen und der Plattform der Tribüne ſich Drängenden die Namen ſeiner Erwählten geſchrieben, wird dem Redner hinaufgereicht und zugeſteckt. Er trifft in der Geſchwindigkeit ſeine Auswahl und macht dann eine erſte Anſtrengung, zur Verkündigung der Namen zu ſchreiten. „Ich werde die Namen ableſen“ .... „Stille! Stille!“ — „Dupont de l'Eure! Dupont de l'Eure!“ — „Er iſt ja auf dem Präſidentenſtuhl!“ — Wiederum Lamartine: „Meine Herren, ich werde die Namen“ .... Hundertfältiges Geſchrei. Lamartine: „Die Herren Arago, Carnot“... Zahlreiche Stimmen: „Die proviſoriſche Regierung!“ Lamartine: „Dupont de l'Eure wird die Namen der Mitglieder nennen.“ Wüthendes Bravo. Eine Stimme: „So hört doch!“ Ein Barrikadenmann: „Nur einen Augenblick Stille! Wir wollen ja nur die Namen der Männer hören, welche die Regierung bilden werden.“ Ein anderer: „Unſer Aller Heil hängt davon ab. Stille, damit man Herrn Dupont hören könne.“ Eine Stimme: „Dupont de l'Eure vor allen Andern!“ Eine andere: „Hoch die Republik!“ Eine dritte: „Im Namen des Volkes, Stille! Laſſen wir Herrn de Lamartine ſprechen!“ Eine vierte: „Es lebe Lamartine!“ Und wiederum quoll Alles in einen wüſten Wirbel von Wirrwarr zuſammen.

Als hierauf das Getöſe nach einer Weile erſchöpft in ſich ſelber zuſammenſank, nahm Dupont das Wort: „Man ſchlägt euch vor, eine proviſoriſche Regierung zu errichten." — „Ja, ja." — „Die Namen! Die Namen!" — Die Stenographen (aus ihrer Loge herausſchreiend): „Stille! Wir werden euch die Namen wiederholen." — Dupont „Hier habt ihr die Namen!" — „Welche? Welche?" — Dupont: „Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure, Cremieux" .... Geſchrei und Tumult. Lamartine: „Meine Herren, Stille! Wenn Sie wollen, daß die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung die Miſſion auf ſich nehmen, welche Sie denſelben anvertrauen, ſo muß doch wenigſtens die Verkündigung der Namen geſchehen. Bei einem ſolchen Gelärme aber kann ſich die Stimme unſeres ehrenwerthen Freundes nicht hörbar machen." Eine Stimme: „Ihr müßt vor Allem wiſſen, daß das Volk vom Königthum Nichts mehr wiſſen will. Die Republik!" Viele Stimmen: „Berathen wir auf der Stelle!" Eine Stimme: „Setzt euch, ſetzt euch! Wir wollen die Plätze der Verkauften einnehmen (prenons les places des vendus)." Eine andere:

„Keine Bourbons mehr! Eine proviſoriſche Regierung und dann die Republik!“ Herr de la Rochejaquelin: „Sie ſollen ſie nicht geſtohlen haben; das iſt ein zurückgegebenes Pfand.“ Eine Stimme: „Wir verlangen, daß die Republik proklamirt werde!“ Eine andere: „Nur einen Augenblick Stille! Wir kommen ſonſt zu Nichts.“ Dupont (die Namen ableſend, deren jeder einzeln von den Stenographen in den Sal hinausgeſchrieen wird): „Lamartine —“ (ja! ja!) — Ledru-Rollin — (ja! ja!) — Arago — (ja! ja!) — Dupont de l'Eure — (ja! ja!) — Marie“ — (ja! nein!) .... Etliche Stimmen: „Georges Lafayette“ — (ja! nein! nein!). Viele Stimmen: „Die Republik! Die Republik!“ Eine Stimme: „Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung müſſen rufen: Hoch die Republik! bevor ſie ernannt und anerkannt werden wollen.“ Ein Bluſenmann: „Man muß die proviſoriſche Regierung nach dem Stadthauſe führen. Wir wollen eine weiſe, gemäßigte Regierung! Kein Blut! Aber wir wollen die Republik!“ Die Maſſe: „Bravo! Bravo! Zum Stadthaus! Lamartine voran!“

Der Dichter ſteigt von der Rednerbühne herab, man ſchafft ihm Bahn und er verläßt den Sal, gefolgt von einem ſehr zahlreichen Geleite, um nach dem Hotel de Ville zu gehen, welches im Beſitze bewaffneter Republikaner iſt. Sie verhandeln dort, unter dem Vorſitz von Lagrange, ebenfalls über die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung, während eine Schar von Sozial-Demokraten, welche der Polizeipräfektur ſich bemächtigt haben, unter der Leitung von Cauſſidière und Sobrier daſelbſt eine pariſer „Commune“ à la 1792 zu organiſiren ſucht. Das Stadthaus war jetzt, zur Zeit der dritten franzöſiſchen Revolution, was es zur Zeit der erſten und der zweiten geweſen: — das unbeſtrittene Hauptquartier. Das fühlte der Inſtinkt der Maſſen, das wußten die Führer der verſchiedenen Faktionen und Fraktionen. Wer ſich zuerſt mit einem Anſchein von Berechtigung, mit einem Schatten von Vollmacht im Hotel de Ville als „Gouvernement“ inſtalliren konnte, der hatte Paris, d. i. Frankreich. Denn Regierungsloſigkeit iſt den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind und der Hauptſache nach immer ſein werden, ſo lange der Erdball zuſammenhält, gleichbedeutend mit Weltuntergang. Sie fühlen eben, daß ſie ihrer vieltauſendjährigen Kulturarbeit zum Trotz doch erſt nur halbgezähmte Beſtien ſind, welche der Eiſenumgitterung — genannt Staat, Polizei, Strafgeſetzbuch u. ſ. w. — nicht entbehren können.

„Lamartine voran!“ Mit dieſer Loſung hat der „honette“ Republikanismus ſeine Fahne aufgepflanzt, — jener honette Republikanismus, welcher glaubt und hofft, innerhalb des Rahmens einer im Innern maßvollen und verſöhnlichen, nach Außen friedlichen und durch dieſe beiden Eigenſchaften der bürgerlichen „Reſpektabilität“ ſich empfehlenden Republik müßten und würden ſich die großen Ideen von 1789 endlich verwirklichen laſſen. Mit dem praktiſchen Schick und Takt, welchen die Franzoſen in allen großen Kriſen ihrer Geſchichte gezeigt haben, begriffen dieſe wohlmeinenden Leute und wackeren Patrioten, daß der Dichter der „Girondins“ das beſte Sprachrohr dieſes anſtändigen und achtbaren Republikanismus ſei, und in der That hat das erwählte Sprachrohr Töne gefunden, welche, dem begeiſterten Schwung der Flitterwochen der Revolution wahlverwandt, ohne Frage das Meiſte dafür gethan haben, die honette Republik, entgegen den ſozialiſtiſchen Träumereien und den kommuniſtiſchen Gelüſten, zu begründen und feſtzuſtellen, — auf dem Sand der beregten Flitterwochenſtimmung nämlich. Der erſte entſcheidende Akt dieſer im Handumdrehen von Seiten der Reſpektabilität vollzogenen, d. h. vorausgeſetzten Republikaniſirung Frankreichs war die wirkliche Konſtituirung des „Gouvernement provisoire“ im Hotel de Ville, ein Akt alſo, welcher ohne die muthige Rednerarbeit Lamartine's bekanntlich kaum möglich geweſen wäre. Daß hiebei die urſprüngliche, d. h. die im Palais Bourbon proklamirte Liſte der Mitglieder verſchiedene Erweiterungen und Aenderungen ſich gefallen laſſen mußte, änderte an der Hauptſache Nichts . . .

Aber laßt uns nochmals in den brodelnden Krater zurückblicken, aus welchem die Herren Lamartine, Dupont und Cremieux ſo eben mühſam herausgeklettert ſind, um ſich zum Stadthauſe auf den Weg zu machen. Es geht im Sale der Ex-Deputirtenkammer noch ein raſches Nachſpiel zu der vorgeführten Szenenreihe vor ſich, das angeſehen zu werden verdient.

Ziemlich überflüſſiger Weiſe bemächtigt ſich Ledru-Rollin des von Lamartine verlaſſenen Platzes auf der Rednerbühne, ſucht dem Volke, ſoweit es ihn hört und anhört, die Wichtigkeit der Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung des Breiteren begreiflich zu machen, lieſ't die folgende, etwas modifizirte Namenliſte vor: — Dupont, Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie, Cremieux — und fordert, daß man durch Handmehr über Annahme oder Verwerfung dieſer Namen abſtimme. Die Menge unterbricht das unnütze Gerede mit dem Rufe: „Zum Hotel de Ville!“ Ein Polytechniker: „Ihr ſeht, keines der Mitglieder eurer proviſoriſchen Regierung will die Republik. Wir werden wiederum betrogen werden wie im Jahre 1830.“ Ein Bürgerwehrmann, auf der Tribüne ſein Gewehr ſchwingend: „Es lebe die Republik! Zum Stadthaus!“

Die wogende Menge ſetzt ſich in Bewegung, den

Sal zu räumen. Aber für einen Augenblick ſtemmt und ſtaut ſie ſich wieder. Ein mit einer Doppelflinte bewaffneter Arbeiter ſchreit mitten aus dem Halbkreiſe vor der Tribüne heraus: „Gebt Acht! Ich ſchieße auf Louis Philipp!“ und in demſelben Moment entladen ſich die beiden Läufe ſeiner auf das über dem Präſidentenſtuhl hängende Gemälde gerichteten Waffe. Schreckensrufe berſten aus. Ein Arbeiter, Theodor Six, ſchwingt ſich blitzſchnell auf die Rednerbühne und ruft mit energiſchen Gebärden in das Getümmel hernieder: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Warum zerſtören? Warum auf Gemälde ſchießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irreleiten ſoll. Zeigen wir jetzt, daß es ſeinen Sieg zu ehren weiß!“ Eine ungeheure Salve von Beifall belohnt den treffenden Spruch. Die Maſſen ordnen ſich zum Abzug. Der Boden des Sales erzittert unter ihren Tritten und an der Decke wiederhallt ſchmetternd der Jubelruf: „Vive la république!“

Alſo iſt zwiſchen 3 und 4 Uhr Abends am 24. Februar von 1848 in Paris die Republik improviſirt worden. Sie war auch danach, d. h. vergänglich, wie eben Improviſationen zu ſein pflegen. Wie oft wird der weltgeſchichtliche Improviſator, das tapfere Volk von Paris, die Stegreifdichtung noch wiederholen müſſen, bis dieſelbe zu dauernder Wirklichkeit werden kann? Vorausſichtlich noch oft und ſicherlich ſo lange vergeblich, als noch immer der Verſuch gemacht wird, auf dem Flugſand der Begeiſterung von etlichen Juli- oder Februartagen den Freiſtaat zu begründen. Hut ab vor ſolcher Begeiſterung und ihren Thaten! Allein Dauerndes ſchaffen wird ſie erſt dann, wann die Franzoſen dem Eitelkeits-Märchen, welches ihnen vorlügt, daß ſie ſtets und unter allen Umſtänden „an der Spitze der Civiliſation marſchiren“ entſchloſſen den Abſchied geben und ernſtlich daran arbeiten ſich ſelber einmal von innen heraus und von unten herauf zu civiliſiren. Die franzöſiſche Republik wird zum dritten Mal aufgerichtet werden, wir zweifeln keinen Augenblick daran. Aber ſo es geſchieht, bevor das richtige

Fundament gelegt, d. h. politiſche Einſicht und humane Charakterbildung in der Mehrheit oder wenigſtens in einer großen Minderheit der Nation bis zu einem gewiſſen Höhegrade gediehen iſt, wird das Kartenhaus — denn nur ein ſolches kann ja das fundamentloſe Ding ſein — wieder kläglich einſtürzen.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Hypatia	1
Cromwell	45
Ein ruſſiſches Haus-, Hof- und Staatstrauerſpiel	165
Voltaire's Krönung	213
Die Hexe von Glarus	257
Das Räthſel des Tempels	297
Eine weltgeſchichtliche Stunde	387

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Mischmasch

von

Johannes Scherr.

Berlin.
Verlag von R. Leſſer.
Neue Promenade 7.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Brunhild. Eine Novelle 1

Herr Gottlieb Napſer auf und unter der Erde. Eine Geſpenſtergeſchichte 53

Geſängnißleben zur Schreckenszeit. Hiſtoriſche Skizze . . 89

Julius Moſen. Ein Todtenopfer 128

Brunhild.

Eine Novelle.

Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.
Volkslied.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

1. Brunhild.

Die Ränder des kleinen See's liegen im Schattendüſter ihrer Weidenumbüſchung, aber gegen die Mitte des kaum merkbar gekräuſelten Waſſerſpiegels hin glüht eine rothgoldene Lichtmaſſe, von der höher und höher über die öſtlichen Berge emporſteigenden Morgenſonne dorthin geworfen. Auf dieſer lichten Stelle haftet, kaum weniger ſtralend, ein großes, dunkles Mädchenaugenpaar, welches unter einer prachtvoll gebauten Stirne träumeriſch hervor und auf den See niederblickt.

Sie iſt faſt zu bedeutend, zu gedankenmächtig modellirt, dieſe Stirne. Sie würde das Haupt eines Mannes zieren, während ſie die Harmonie der Schönheit ihrer Beſitzerin mehr ſtört als erhöht. Ueberhaupt iſt dieſe Schönheit eine durch Kontraſte wirkende. Das germaniſche Haar mit ſeinem Goldſchimmer ſtimmt nicht zu den dunkeln Brauen von orientaliſch kühner Schweifung, welche ſich mitunter an der Naſenwurzel zu einem Ausdruck des Stolzes und Trotzes zuſammenziehen, der mit dem anmuthigen Lächeln des reizend geſchnittenen Mundes gar nicht zu reimen iſt. Auch die ſchwarzen Augen mit ihrem intenſiven Sammetglanz müſſen faſt wie Fremdlinge erſcheinen in einem Antlitz, auf deſſen durchſichtiger Weiße das Inkarnat friſcheſter Jugendblüthe liegt wie das Morgenroth auf dem Firnſchnee. Und doch, trotz alledem, muß die Erſcheinung der jungen Schönen, wie ſie ſo daſitzt auf der Bank am Fuße des halbzerfallenen Wartthurms der Burgruine, mit von den Schultern geglittener Mantille, die Hände über dem auf ihren Knieen ruhenden Strohhut leicht gefaltet, ja, ſie muß auf den Betrachter einen faſt unwiderſtehlichen Zauber üben.

Man merkt, es iſt da ein Eigenartiges, eine auf ſich geſtellte Natur. Es geht von dieſer vornehm eleganten, nicht allein in Betreff der Toilette vornehm eleganten Mädchengeſtalt ein Ton und Duft ſtolzer und herber Jungfräulichkeit aus, etwas Abweiſendes, um nicht zu ſagen Abſtoßendes, das aber auf wahlverwandte Seelen nur um ſo anziehender wirken wird. Ein über die Jahre der Empfänglichkeit oder wenigſtens der Entzündbarkeit hinausgekommener Beobachter dürfte ſagen: „Eine ungewöhnliche, eine merkwürdige Erſcheinung! Vielleicht eine Schönheit erſten Ranges, vielleicht einer jener weiblichen Dämonen, welche geſchaffen ſind, die Männer raſend zu machen; jedenfalls aber ein verzogenes Glückskind, welches „nie ſein Brot mit Thränen aß“ und demnach die himmliſchen Mächte nicht kennt.“

Daran mag etwas ſein. Nicht allein inſofern, als das Freifräulein Brunhild von Hohenauf wirklich ein verzogenes Glückskind iſt, ſondern auch in dem Betracht, daß, wenn ſie im Triumphalpomp ihrer Schönheit durch die Geſellſchaftsſäle der Reſidenz ſchreitet, auf ihrer ſtolz erhobenen Stirne für ſehende Augen in Frakturſchrift das Kredo hoch- und übermüthigen Selbſtbewußtſeins zu leſen iſt: „Ich glaube an mich!“

In Wahrheit, ſie glaubte an ſich. Ihr Vater, ein Geburtsbaron und zugleich — rara avis — ein Geldbaron, hatte es durch äffiſche Zärtlichkeit einerſeits, und durch Läſſigkeit andererſeits glücklich dahin gebracht, daß in der ſchönen Perſon ſeiner Tochter, die ſein einziges Kind, der Hochmuth des Feudalismus mit dem des Brozenthums vollſtändig ſich verſchmolz. So war aus Brunhild beim Mangel mütterlicher Erziehung — denn ſie hatte ihre Mutter frühzeitig durch den Tod verloren — eine vollkommene Dame der großen Welt geworden, ein Stück von einer Künſtlerin, ein Stück von einer „Emancipirten“, ein Stück auch — behaupteten wenigſtens häßliche alte Jungfern — von einer Kokette; ein Weſen, welches, hoch dahinſchwebend über der gemeinen Wirklichkeit der Dinge, über des Lebens Arbeit, Noth und Sorge, ſich einbildete, das Daſein wie einen genialen Scherz nehmen und mit ſouveräner Virtuoſität durchſpielen zu können, wie irgend ein modiſches Brillantbravourklavierſtück.

Und doch hatte dieſes Mädchen urſprünglich eine Seele voll Zartheit, Keuſchheit und Hoheit beſeſſen, ein Herz voll tiefen Gefühls und inniger Glut. Es lag in ihr, auch jetzt noch, ein Keim der edelſten Weiblichkeit, ein etwas, das ſie gleich ſehr befähigte, unter Umſtänden erhaben-heldiſch in die Geſchichte hineinzuſchreiten wie Jeanne d'Arc oder aber einem geliebten Manne ſein Haus zum Himmel zu machen. Sie hatte Stunden oder wenigſtens Augenblicke enthuſiaſter Träumerei, wie nicht minder einer ſchwermüthigen Nachdenklichkeit, wo die primitive Innigkeit, Friſche und Kraft ihrer Empfindung ſich Bahn brachen durch alle die an- und eingebildeten Schranken einer gränzenloſen Ueberhebung und alle die gleißenden Phantasmen eines maßloſen Stolzes. In ſolchen Momenten empfand Brunhild eine Herzensöde, welche ihr das Gefühl aufzwang, als müßte ſie ſehnſuchtsvoll die Arme ausſtrecken nach der Welt und nach den Menſchen, welche ſie verachten zu dürfen, verachten zu müſſen glaubte. Es war ihr unſelig bewußt, daß dieſe Stimmung immer wieder zurücktreten mußte vor den Eingebungen eines Hochmuths, welchen die Schmeichler Brunhilds den Stolz einer Amazone, einer Heroine nannten, der aber im Grunde doch eben nur die Ueberhebung verwöhnter Glückſeligkeit war.

Derartige verſchrobene Weſen kommen in unſeren Tagen keineswegs ſo ſelten vor, wie man ſich etwa einbilden möchte. Sie ſind naturgemäße Produkte einer Zeit, welche durchweg den Schein dem Sein vorzieht, vergoldeten Schmuck höher ſchätzt, als unpolirtes Erz und ihre Gedanken- und Grundſatzloſigkeit hinter einer weitbauſchigen Phraſendraperie verbirgt. Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar" reden, ſo könnten wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phraſe" ſprechen. Sie beherrſcht, wie alles Uebrige, auch die weibliche Erziehung, und wenn man die Reſultate derſelben in's Auge faßt, muß es ſehr begreiflich und verzeihlich erſcheinen, daß die jungen Männer mehr und mehr ſcharenweiſe in's cölibatäriſche Lager übergehen. Es würde lächerlich ſein, falls es nicht ſo traurig wäre, zu ſehen, wie auch der Mittelſtand allüberall immer mehr von der allmächtigen Phraſe ſich verleiten läßt, ſeine Töchter zu müſſiggängeriſchen Damen „ausbilden" zu laſſen. Was ſollen daraus für Hausfrauen und für Mütter werden? Gerechter Himmel! Jagt die franzöſiſchen Parlirmeiſter zum Henker; zerſchlagt die ewigen Klimperkaſten, die nachgerade jedes Haus zu einer Klavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den Werth der Zeit und der Arbeit kennen und woher das Brot komme; laßt ſie Hände und Finger ſtatt auf den die Denkfähigkeit abſtumpfenden Taſten lieber in der Küche rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimat der Frauen nicht der Ball-, Koncert- und Opernſal ſei, ſondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt ſie denken, klar und folgerichtig denken, und wär' es täglich nur eine Viertelſtunde, nur zehn Minuten lang; entwickelt in euren Töchtern ſtatt der Phraſe, ſtatt der Sucht, zu ſcheinen und zu „brilliren," den Eifer, etwas Beſſeres zu ſein als die Toilettenpuppen an den Schaufenſtern der Modenmagazine; gebt ihnen ſtatt des elenden Verbildungskrams geſunden Menſchenverſtand, Genügſamkeit, Arbeitsluſt und Sparſamkeit zur Ausſteuer, und ihr werdet — bei allen Göttern! — endlich wieder eine Generation von Müttern erhalten, welche fähig ſind, tüchtige Jungen zu gebären und zu Männern zu erziehen, zu Männern, die das Zeug haben, uns von der Tyrannei der Phraſe zu erlöſen.

Auf Fräulein Brunhild freilich würde dieſe Philippika kaum anwendbar ſein. Sie gehörte ja durch Geburt und Reichthum zu den Erdengöttern, welche nicht wiſſen, daß das Menſchenleben „Sorg' und viel Arbeit" iſt, ſondern vielmehr vom Daſein nur die Ambroſia naſchen und den Nektar ſchlürfen. Trotzdem iſt mit gutem Grund anzunehmen, daß der Herr Baron von Hohenauf, welcher, ſagte man, mittelſt ſeines ſpekulativen Genie's Millionen auf Millionen gehäuft hatte, für das Glück ſeiner Tochter beſſer geſorgt haben würde, ſo er ſie bedeutend viel weniger zu einer „Göttin“ und bedeutend viel mehr zu einer verſtändigen Frau hätte erziehen laſſen. Das Sprichwort, vom „Müßiggang, welcher alles Verkehrten und Schlechten Anfang,“ iſt freilich eine ſehr triviale Wahrheit; aber im Grunde ſind ja alle die Wahrheiten, auf welchen die Geſellſchaft als auf ihren Fundamenten ruht, nichts als Trivialitäten. Allerdings hat Einer geſagt: „Den Vornehmen iſt der Genuß Arbeit, den Armen die Arbeit Genuß;“ aber der das ſagte, war notoriſch einer der ärgſten Wirr-, Schwirr- und Schwarbelköpfe, die jemals „philoſophiſchen“ Nonſens von ſich gaben. —

Die junge Schöne hatte in der heutigen Sommermorgenfrühe eine ihrer nachdenklichen, träumeriſchen Stunden. Die Einſamkeit der Stelle, wo ſie ſaß, der balſamiſche Morgenluſthauch, der Blick in die wunderbare Alpenſchönheit hinein, hatten ſie gut und weich geſtimmt. Mit etwas vorgeneigtem Oberkörper ſaß ſie da und nie vielleicht war ihr Antlitz ſchöner geweſen als jetzt, da ſie ihre Augen von dem lichthellen Fleck inmitten des kleinen Hochſee's erhob und wie ſelbſtverloren mit klangvoller Altſtimme ſagte: „Ein Lichtſtral auf trügeriſcher Flut — das ſoll ja das Glück ſein.“ Aber als wollte ſie ſich dafür beſtrafen, daß ſie einer „altfränkiſch empfindſamen“ Stimmung ſich überlaſſen habe, fügte ſie mit leicht zuſammengezogenen Brauen laut hinzu: „Bah, das Glück iſt, was man ſelbſt daraus macht!“

Sie fiel aber doch wieder in den Gedankengang oder beſſer in die Gefühlsſchwingung von vorhin zurück. Wieder haftete ihr Blick auf dem Lichtpunkt im See drunten und nach einer Weile murmelte ſie: „Es iſt recht eigen, recht wunderlich! Das Waſſer da ſieht mich an wie ein lockendes Auge, das bittend ſagt: „Komm her!“ Dann machte ſie eine raſche, unmuthige Bewegung, als fühlte ſie ſich plötzlich angefröſtelt, zog ihre Mantille hinauf und erhob ſich, als wollte ſie weggehen; aber ſie that es nicht. Ihr weitbauſchendes Seidenkleid rauſchte heftig, als ſtampfte ſie mit dem zierlichen Fuß auf den Raſen, und mit den wie im Zorn geſprochenen Worten: „Was das für Albernheiten ſind!“ nahm ſie ihren Platz auf der Bank wieder ein.

Sie ahnte nicht, daß ſie ihr Schickſal erwartete. Aber wenn die Stolze es geahnt, ja, gewußt hätte, würde ſie, wie ſie nun einmal war, kaum davor geflohen ſein, ſondern es nur um ſo trotziger erwartet haben.

II. Sigfrid.

Während droben die ſchöne Brunhild von der Höhe des Burgruinenhügels, welcher wie eine Art Warze aus der hoch ſich hinaufthürmenden Bergwand vorſpringt, auf den kleinen Hochſee träumeriſch niederblickte, kamen drunten zwei Männer über die lange, bedachte

Holzbrücke gegangen, welche da über den Strom gelegt iſt, wo er aus dem großen See tritt.

In belebtem Redetauſch ſtiegen die Beiden gemächlich den ſanft emporführenden Weg hinan. Ihr Geſpräch hatte Ton und Färbung alter Befreundung, auch mochten ſie auf gleicher Altersſtufe ſtehen, etwas näher dem vierzigſten als dem dreißigſten Jahre, und doch waren die Beiden in ihrer äußern Erſcheinung grundverſchieden.

Der Eine der Freunde war eine lange, hagere, ſchlotterige, ſo zu ſagen abſtrakte Geſtalt, welcher man auch ohne ihren weithinabreichenden ſchwarzen Rock das „Wort Gottes“, ja das „Wort Gottes vom Lande“ unſchwer anſehen konnte. Es war auch in den grauen Augen der weltbekannte theologiſche Eſſigblick. Die dedicirte Mephiſtonaſe, ſowie die ſarkaſtiſch niedergezogenen Mundwinkel thaten dem Theologismus des langgezogenen, geſcheidten Geſichts mit nichten Eintrag. Denn es iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, daß es unter den „Hirten“ unendlich viel mehr Ironiker und Sarkaſtiker giebt, als die guten „Schafe“ ſich träumen laſſen. Der Andere konnte mit ſeinem ſchwarzen, üppigen, noch von keinem einzigen Silberfädchen durchzogenen Krauſhaar und Vollbart, mit ſeinem kühn geſchnittenen, blühenden, durch ein dunkelblaues Augenpaar von ſchelmiſch-keckem Falkenblick belebten Antlitz für einen Typus männlicher und mannhafter Schönheit gelten, falls die Wohlgeformtheit ſeiner hohen, breitſchultrigen Figur nicht etwas beeinträchtigt worden wäre durch einen Anflug von Beleibtheit, welcher zwar der Leichtigkeit ſeiner Bewegungen für jetzt noch keinen Abbruch that, aber doch den armen Lord Byron zur

Verzweiflung gebracht haben würde. Uebrigens in Haltung und Gebaren ein Gentleman jeder Zoll, einfach, ohne Ziererei, aber auch ohne affektirte Nachläſſigkeit ſich tragend, ein Gentleman, der augenſcheinlich viel „in der Welt" gelebt, vielleicht ein Bißchen zu viel, jedoch immerhin eine Friſche ſich bewahrt hatte, welche von dem Hautgout der Blaſirtheit nicht entfernt angeflogen war.

„Und ſo haſt Du Dich entſchloſſen," fragte im Gehen der Abſtrakte den Konkreten, „unſer Vaterland für immer zu verlaſſen?"

„Für immer."

„Unglückliches Vaterland!"

„Spotte nur zu, lieber Alter. Aber in allem Ernſte, ich werde keinen Fuß mehr nach Michelien ſetzen und möchte nicht einmal dort begraben ſein."

„Armes Deutſchland! Wie ſpricht der große Scipio? Ne ossa mea quidem habeas, ingrata patria!"

„Kerl, Du biſt doch der ewige Mephiſtophel! Gib acht, daß ich Dich nicht an das Sprüchlein erinnere, welches zu unſerer Zeit auf der Univerſität umging."

„Was für ein Sprüchlein?"

„Stiftler*)
Sind Tiftler,
Mitunter auch Giftler."

„Bah, lieber Junge, Stiftler ſind heutzutage nur noch korrekte Setzlinge im Weinberge des Herrn, ſonſt nichts mehr. Aber laß Dir ſagen, ich war nicht wenig erſtaunt, als ich Dich geſtern Abend da unten in der

---

*) Stiftler heißen die im ſogenannten „Stifte" zu Tübingen gebildeten proteſtantiſchen Theologen.

Nußbaumallee hinter den pyramidaliſchen Geſtalten der fabelhaft aufgedonnerten drei Engländerinnen plötzlich auftauchen ſah. Nach Dem, was ich zuletzt von Dir hörte, vermuthete ich Dich in der ſchönen Hauptſtadt meines engeren Vaterlandes (von uns Deutſchen hat ja Jeder bekanntlich ein engeres und ein weiteres Vaterland, alſo, beiläufig bemerkt, keines, denn Null mal Null gleich Null) ja, in der Hauptſtadt meines Heimatlandes vermuthete ich Dich.“

„Ich war dort, konnt' es aber nicht lange aushalten.“

„Wie ſo?“

„Weil ich daſelbſt vor lauter „gemüthlichen Leuten“ keine Menſchen zu finden vermochte.“

„Läſterer! Ich ſehe, der Reichthum hat Dich übermüthig gemacht. Deine ſelige Tante hätte wohl etwas Klügeres thun können, als Haus und Hof, Schloß und Park, Geldkiſte und Kapitalienbriefeſammlung ihrem Heiden und Sauſewind von Neffen zu vermachen.“

„Sie hat auch dieſe hübſchen Sachen mir nicht vermacht, die Gute, welche lind und weich in Abrahams oder eines beliebigen andern Patriarchen Schooße ruhen möge. Sie wollte ja ihren „leidigen Mammon,“ welchen ſie zuſammenhielt wie eine Kneipzange, der „inneren oder gar der innerſten Miſſion“ vermachen, hatte aber glücklicherweiſe keine Zeit mehr zur Ausführung dieſes frommen Vorhabens, maßen ſie, nachdem ſie ſich eines Abends beim Tiſchrücken und Geiſterklopfen übermäßig angeſtrengt und aufgeregt hatte, in der Nacht durch einen Nervenſchlag dieſem irdiſchen Jammerthal entrückt wurde. So war ich ihr Erbe von Rechtswegen.“

„Glücklicher Millionär Du! Nun, ich werd' es mir in Deinem Schloſſe, welches, ſagſt Du, wenige Stunden von hier an dem untern See liegt, etliche Tage oder auch Wochen gehörig wohl ſein laſſen.“

„Das ſollſt Du und Du wirſt ſehen, daß ich den Grandſeigneur ganz leidlich ſpiele.“

„Ich glaub' es. Du hatteſt, ohne Kompliment, ſchon in der Studentenzeit etwas Lordmäßiges an Dir, obgleich Du damals häufig genug Lord John mit der leeren Taſche geweſen biſt. Ich hab' es darum nie recht begriffen, wie Du mit Deinen ariſtokratiſchen Neigungen, Bedürfniſſen und Manieren unter die guten Demokraten gerathen biſt, welche ſo märchenhaft naiv waren, eine gewiſſe ewige Schlafkappe für die phrygiſche Mütze von 1789 oder gar von 1792 anzuſehen.“

„Du haſt recht. Es war für einen im Heimatlande des beſchränkten Unterthanenverſtandes Geborenen die dümmſte der Dumheiten, nach etwas Anderem zu ſtreben als nach einer Hofrathscarriere und nach dem braunen Spatzenorden vierter Klaſſe. Aber ſo wahr ich Sigfrid von Lindenberg heiße, ich bin durch meine Villeggiatur in der Einzelhaftzelle des berühmten Zuchthauſes zu B. von der leidigen Romantik des Idealismus und Patriotismus vollſtändig kurirt und von dem Wahnglauben der Begeiſterung zum Dienſt der holden Göttin Ironie belehrt worden. Süße Ironie, du allein biſt die wahre Freiheit. Du erlöſteſt mich von der Narrheit der Großmannsſucht, von der Parteiſklaverei, von der Ehrfurcht vor Schlagwörtern, von der Bewunderung angeblich großer Perſönlichkeiten, von den Myſtifikationen der Politik, von —

„Halt ein! Ich kenne dieſes Proudhon'ſche Gebet ſattſam."

„Ganz richtig. Proudhon und meine Erfahrungen haben mitſammen mich zum heiteren Ironieglauben herübergeführt."

„Bah'," ſagte der paſtorliche Mephiſtophel, indem er ſtehen blieb und den Rauch ſeiner Cigarre mit einem pfeifenden Ton in die ſonnige Luft blies. „Wie doch die Menſchen darauf verſeſſen ſind, ſich ſelbſt zu belügen! Was haſt Du, altgebackner Phantaſt und neugebackener Millionär, mit Proudhon und der Ironie zu ſchaffen? Du biſt heute noch derſelbe Urromantiker und Hyperidealiſt, welcher Du geweſen zur Stunde, wo Du als Fuchs in die damals ſtreng verpönte Burſchenſchaft trateſt und bereit warſt, für die ſchwarz-roth-goldene Schleife an Deiner Uhr Leib und Leben zu riskiren oder wenigſtens einen ſo tüchtigen Schmiß, wie nur je eine Korpsburſchenklinge einen gegeben hat."

„Was ſchwatzeſt Du da für verdammten Kohl?"

„Kohl? Bewahre! Die pure, blanke, nackte Wahrheit ſag' ich, die aber freilich auch Dir, wie allen Menſchenkindern, unangenehm in die Naſe ſticht. Aber trotzdem, Du biſt und bleibſt Einer von Denen, auf deren Augenhornhaut die Welt ſich ſpiegelt, nicht wie ſie iſt, ſondern wie ſie den Einbildungen der Ideologen zufolge ſein ſollte. Ich wette, Du machſt immer noch Verſe."

„Nicht einmal mehr Spottverſe; denn ſonſt würd' ich Dir jetzt zur Stelle in ſolchen ſagen, daß Dein Gerede ſehr an den Kanzelton ſtreife."

„Bah, nur nicht empfindlich, alter Junge! Ich wollte Dir nur andeuten, daß ich feſt überzeugt bin, Du habeſt ganz das Zeug, allen Deinen Erfahrungen und Deinem angeblichen Ironikerthum zum Trotz das Zeug, Dich einmal bei Gelegenheit mittelſt irgend einer romantiſchen Narrheit zu Grunde zu richten.“

„Das werd' ich bleiben laſſen, ſchon Dir zum Poſſen,“ entgegnete Siegfried lachend. „Aber komm, wir müſſen dort rechts den Fußpfad hinan, wenn ich Dich zu dem prächtigen Ausſichtspunkt bei der Ruine da droben bringen ſoll.“

III. Ich kam, ſah und — ward beſiegt.

„In der That, das Ding hat Stil und läßt ſich anſehen,“ ſagte der Pfarrherr, ſeine Brille zurechtrückend, um ſich auf der Höhe des Burgruinenhügels mit Behagen der Betrachtung des herrlichen Landſchaftsbildes zu überlaſſen, welches ſich allerdings anſehen ließ.

Es giebt freilich in dem ſchönſten und glücklichſten Lande Europa's viele Ausſichtspunkte, welche umfaſſendere oder auch großartigere Blicke darbieten, als der, auf welchem die beiden Freunde ſtanden, unſern der Bank, auf welcher Brunhild von Hohenauf noch immer ſaß. Aber es dürfte wenige Stellen im Umfange der Alpen geben, wo das Erhabene und Anmuthige in ſo reicher Fülle auf ſo engem Raume ſich beiſammen findet, wie gerade hier. Wendet man ſich ſcharf zur Linken, ſo ſchweift das Auge an einer Bergwand voll wechſelnder Formen hin, aus deren felſigen Schluchten weißſchäumende Wildwaſſer thalwärts ſpringen und längs deren Fuß da und dort eine Kirchthurmſpitze aus dem Grün üppigen Baumwuchſes hervorlugt. Geradeaus fällt der Blick zunächſt auf den mehrerwähnten kleinen Hochſee, hinter deſſen dunkler, mit Weiden, Rüſtern und Ahornbäumen beſtandener Muldenwand eine große, ſtahlblau und ſilbern ſchimmernde Spiegelfläche ſich aufthut, die weithin gedehnte Waſſermaſſe eines der ſchönſten Seen des Landes. Gen Oſten und Süden zu iſt dieſer See von Gebirgen eingefaßt, welche ſich in ungeheuren Stufen mälich zu Bergrieſen aufthürmen, deren Bruſt den Gletſcherpanzer und deren Haupt den Firnſchneehelm trägt. Wendeſt Du Dich, an den Rand des Hügels vortretend, zur Rechten, ſo ſiehſt Du tief unten den Strom aus dem großen See, worin er ſich vom Gletſcherſtaub reingewaſchen, hellgrün hervorkommen und in ſanften Windungen längs eines paradieſiſchen Thalbodens von mäßig großer Ausweitung hinfließen, um nach etwa dreiviertelſtündigem Laufe abermals in ein Seebecken ſich zu ergießen, in den unteren See, deſſen Gewäſſer fernher duftig zu Dir heraufblauen. Das Gelände zwiſchen den beiden durch den Strom alſo verbundenen Seen bildet vielleicht den ſchönſten Park, welchen es auf Erden giebt. Es iſt eine Harmonie in dieſem Landſchaftsbild, welche ſelbſt durch die an der Südſeite des Stroms ſich hinziehenden Gruppen von Hotels und Penſionen eines Kurorts von Weltberühmtheit nicht geſtört wird. Oder aber, falls Deine Landſchaftsäſthetik das Vorhandenſein dieſer Inſtitute als Störung empfinden ſollte, ſo würde Dich ein Blick wieder darüber wegheben, der Blick über die Thalebene ſüdweſtwärts dorthin, wo Dir aus einer rieſigen Spalte der von der Natur wie eigens zu dieſem Zweck auseinander geſchobenen Bergwände die Königin der Alpenkoloſſe im Vollglanz ihrer wunderbaren Majeſtät entgegenleuchtet.

Ehrwürden Schwarzdorn — ſo hieß der Herr Paſtor — ſog ſo zu ſagen mit vollen Zügen die vor ſeinen Augen entrollte Schönheit in ſeine Seele. Da er aber ganz entſchieden zu jenen Leuten gehörte, die ſich daran gewöhnt haben, ihren Empfindungen keinen vollen Ausdruck zu geſtatten, ſagte er nach einer Weile: „In der That, recht niedlich.“

„Niedlich? Oh, Du ſtrohener Philiſter! Ein Wunder von Schönheit, ein helles, liebes Wunder!“

„Nun, nun, nur nicht gleich ſo obenhinaus, alter Junge. Habe denn doch in den letzten Wochen landſchaftliche Scenen geſehen, welche —“

„Ach was! Glorios, ſag' ich Dir!“

„Wohl, wohl; aber ich behaupte deſſenungeachtet —“

„Geh', geh'! Es iſt, beim Jupiter, ganz unmöglich, daß Du jemals etwas ſo Herrliches geſehen!“

Schwarzdorn kehrte ſich verwundert um: es war in der Aeußerung ſeines Freundes ein ſo ganz eigener Ton! „Was haſt Du denn?“ wollte er fragen, verſchluckte aber die Frage, ſpitzte ſeinen Mund zu einem leiſen Pfeifen und murmelte dann, während ſeine Mephiſtonaſe ſich ſo weit herunterzog, daß ihre Spitze faſt das Kinn berührt hätte, vor ſich hin: „Ah ſo? da haben wir's! Und der ſchwatzt von Proudhon und Ironie! . . . . Schön iſt ſie allerdings, merkwürdig ſchön, originell, pikant! . . . Aber was iſt das? Ich glaube gar, der tolle Menſch will die Schöne im Sturm erobern.“

Er that einige Schritte gegen die Bank am Fuße des halb zerfallenen Wartthurms hin und blieb dann ſtehen, um, getheilt zwiſchen Verblüffung und Neugier, die Entwickelung des kleinen Drama's abzuwarten, welches er vor ſich ſah.

Angefaßt von einer jener plötzlichen, unerklärlichen Regungen, welche ſchickſalsmächtig den Menſchen überfallen und überwältigen, war Sigfrid, nachdem er, während ſein Freund in der Schönheit der Ausſicht ſchwelgte, die junge Dame mit ſteigendem Staunen betrachtet hatte, auf ſie zugeſchritten.

Selbſtverſtändlich war es ihr nicht entgangen, daß ſie der Gegenſtand der entzückten Bewunderung des fremden Mannes war; aber ſolcher Huldigungen gewöhnt, fühlte ſie ſich davon weiter nicht berührt. Oder doch? Denn möglicher Weiſe konnte das blitzende Aufleuchten ihrer Augen, als Sigfried mit ſeinem Freunde den Hügel herauf gekommen war, bezeugen, daß ſie den Fremden ſchon einmal bemerkt, vielleicht drunten im Kurort, und von ſeiner allerdings imponirenden Erſcheinung einen ungewöhnlichen Eindruck empfangen habe. Wie dem ſei, ſie machte, als ſie ihn jetzt auf ſich zukommen ſah, eine Bewegung, um aufzuſtehen. Allein ſie unterließ es, und als Sigfrid, zwei Schritte vor der Bank ſtehen bleibend, ſie mit einer tiefen Verbeugung grüßte, erhob ſie mit dem Ausdruck kalten und ſtolzen Befremdens ihre Augen zu den ſeinigen.

Aber aus dieſen Männeraugen ſchimmerte ihr ein unbekanntes Etwas entgegen, ein Etwas, von welchem ſie ſich erſchreckt und beleidigt fühlte und doch zugleich gebannt und bemeiſtert. Sie wollte ihren Blick abwenden, vermochte das jedoch nur mit großer Anſtrengung.

und wie ihr Antlitz ein heißes Roth, ſo überflog ihre Seele ein Geheimnißvolles, von dem ſie um keine Welt zu ſagen gewußt hätte, ob es ſchluchzendes Weh oder jauchzende Wonne.

„Mein Fräulein,“ ſagte der kecke Mann im Tone der tiefſten Ehrerbietung, „ich bitte Sie inſtändig um Verzeihung, wenn ich den Verſuch wage, in dieſer ungewöhnlichen Weiſe mich Ihnen vorzuſtellen. Ich heiße Sigfrid von Lindenberg, war vormals ein Stück von einem Juriſten, item von einem Poeten, Revolutionär und Freiſchärler, bin aber jetzo ein ſolider Mann von anſtändiger Bildung, nebenbei auch, falls Sie, meine Gnädigſte, das intereſſiren ſollte, Beſitzer eines freiherrlichen Wappens, das vor Alter ganz ſchimmelig geworden, item Schloßherr, Gutsbeſitzer und ſo weiter.“

Sie warf die Lippen ſpöttiſch auf, als wollte ſie ſagen: „Was geht denn Alles mich an?“ Aber ſie ſchwieg und gewann es mit gewaltſamer Bemühung ſich ab, den Kühnen mit vornehmer Wegwerfung anzuſehen. Er ließ ſich jedoch nicht abſchrecken, ſondern begann wieder: „Mein Fräulein, ich bitte ehrfurchtsvoll, daß Sie geruhen mögen, mir Ihren Namen zu nennen. Ich bitte, bitte!“

Sie ſchüttelte den Kopf und verſuchte, das beiſpielloſe Abenteuer, welches ihr zugeſtoßen, komiſch und drollig zu finden; aber es wollte nicht gehen. Was war doch nur für ein ſeltſamer Klang in der Stimme dieſes Mannes?

„Bitte, bitte!“ wiederholte er.

„Mein Herr, ich heiße Brunhild von Hohenauf,“ ſagte ſie kurz und ſchneidend.

„Brunhild?“ entgegnete er mit einem Lächeln, von welchem, wie die Sage ging, ſchon mehr als eine Frau mit Grund gemeint hatte, daß es ein ſehr verführeriſcher ſei. „Brunhild? Das trifft ſich ja ganz wunderbar! Brunhild und Sigfrid, urzeitlich-mythiſch-heroiſche Namen, die ſo zu ſagen gar nicht von einander getrennt gedacht werden können.“

Sie lächelte unwillkürlich, weil auch ihr die Beziehung auf die altgermaniſche Heldenſage blitzſchnell ſich aufdrang.

„Und nicht nur Brunhild und Sigfrid ſtimmen zuſammen,“ fuhr er fort, „ſondern auch Hohenauf und Lindenberg. Beim Jupiter, der wunderbarſte Schickſalswink! Brunhild von Hohenauf und Sigfrid von Lindenberg? Da wird einem ja ganz literatur-hiſtoriſch-wunderſam zu Muthe, ganz eddaiſch und nibelungiſch oder auch nikolaiiſch und mülleriſch.“*)

Er lachte herzlich, und, mochte ſie wollen oder nicht, ſie mußte mitlachen.

Dadurch kühn gemacht, falls das überhaupt noch nöthig war, dämpfte er ſeine Stimme zu tiefem Ernſt und ſagte: „Ich weiß nicht recht, hab' ich ſelbſt oder hat ein Anderer 'mal geſagt: Wenn die Götter Dir die Pforte zum Himmel aufthun, ſo zögere keinen Augenblick, hineinzuſchlüpfen, ſonſt ſchlägt ſie unwiederbringlich zu . . . . . Nun wohl, ich nehme mein Herz in beide Hände: Fräulein Brunhild von Hohenauf, wollen Sie die Frau Sigfrids von Lindenberg werden?“

---

*) Der Herr Verfaſſer ſpielt zweifelsohne auf Nikolai's „Sebaldus Nothanker“ (1773) an, in welchem eine Frau von Hohenauf vorkommt und auf Gottwerth Müllers dermaleinſt hochberühmten „Sigfrid von Lindenberg“ (1779).

Anmerkung des Setzers.

Sie wurde bleich, als wäre plötzlich ein Schuß ihr in's Geſicht gefeuert worden. Dann ſtand ſie langſam auf, ſchwang ihren Hut auf den Kopf, zog ihre Mantille auf die Schultern und mit dem Sonnenſchirm ſpöttiſch grüßend, rauſchte ſie an dem kecken Freiwerber vorüber mit den ſtolz hingeworfenen Worten: „Mein Herr, Sie ſind entweder ein ausbündiger Narr oder der geckenhafteſte aller Gecken!“

Mephiſto Schwarzdorn ſetzte an, um in ein homeriſches Gelächter auszubrechen. Als er jedoch den Freund anſah, wie dieſer der raſch den Hügel hinabſchreitenden Schönen nachblickte, die Brauen finſter zuſammengezogen, mit der Rechten im Barte wühlend, unterließ er das laute Lachen und ſagte nur: „Lieber Junge, Du haſt kein Glück in Römerrollen. Beim Heraufgehen kamſt Du mir wie ein parodirter Scipio vor und hier oben war es Dir beſchieden, einen traveſtirten Cäſar vorzuſtellen: — Veni, vidi, victus sum.“

„Du haſt Recht: ich ward beſiegt. Aber merke, was ich Dir ſage. Dieſe ſtolze und ſpröde Walküre Brunhild wird mein Weib, oder .... Genug! Laß uns den ſteileren, aber bedeutend kürzeren Pfad durch das Gehölz hinabgehen, weil ich vor der Dame im Orte drunten anlangen will.“

Fräulein Brunhild zügelte ihren Schritt, als ſie am Fuße des Burghügels den Fahrweg erreicht hatte. Sie fühlte ſich wunderlich beklommen und es war ihr zu Sinne, als rollte eine Feuerkugel in ihrer Bruſt. Unwillkürlich mußte ſie vor ſich hinſagen: „Was war doch das? Wie konnte ein Menſch es wagen, mir einen ſolchen Schimpf anzuthun? ... Und doch!“

Dieſes „Und doch!“ war einer jener Naturlaute, in welche Menſchenherzen mitunter ausbrechen ohne Wiſſen und Willen, und wie die ſtolze Schöne das Wort ſprach, empfand ſie zugleich das gebieteriſche Bedürfniß, ſtill zu ſtehen und nach der Hügelhöhe zurückzublicken. Sie widerſtand indeſſen und ſetzte ihren Weg fort. Wer ſie aber genau beobachtet hätte, mußte bemerken, daß ihr Gang die ſanft abfallende Straße zum Strom hinab nicht ihr gewohntes elaſtiſches Schweben war, ſondern ein mattes Schlendern, als müßte ſie ſich Gewalt anthun, vorwärts zu kommen. Und nach etlichen hundert Schritten ſtand ſie abermals ſtill, um wie ſelbſtvergeſſen vor ſich hinzuſprechen: „Und doch!" Dann warf ſie, wie über ſich erzürnt, trotzig die Lippen auf, legte den Reſt ihres Weges raſch zurück, überſchritt die Brücke und bog jenſeits derſelben in die Nußbaumallee ein, an welcher ihr Quartier lag.

Im Vorzimmer zu ihrem Gemache harrte ihr Kammermädchen der Herrin. Die Dienerin ſtand auf, als Brunhild eintrat, und ſagte ſchüchtern: „Gnädiges Fräulein, ſind Sie unwohl?"

„Unwohl? Wie ſo?"

„Sie ſehen ſo angegriffen aus, ſo blaß!"

„Bah, ich bin ganz wohl. Haſt Du Georg zur Poſt geſchickt?"

„Ja, und er brachte einen Brief zurück," verſetzte das Mädchen, die Thür zu dem inneren Zimmer öffnend.

Brunhild trat ein, nahm den Brief vom Tiſche und legte ihn wieder gleichgültig hin, als ihr die Adreſſe die Handſchrift ihres Vaters gezeigt hatte. Sie ging an's Fenſter und ſtand eine Weile nachdenklich, die Blicke mehr in das eigene Innere als in die Landſchaftspracht draußen tauchend. Mit einem Male trat ſie heftig zurück; ſie hatte den „Narren“ oder „Gecken“ erblickt, welcher, aus dem Hotel kommend, drunten raſch über den Vorplatz ſchritt. Wie ſie ſich vom Fenſter wegwandte, fiel ihr Blick zufällig auf den großen Spiegel an der Seitenwand und dieſer zeigte zu ihrer Ueberraſchung, daß ihr Antlitz, welches doch nach Ausſage der Zofe ſo eben noch blaß geweſen, mit Purpurröthe bedeckt war. Unwillig kehrte ſie ſich von der ärgerlichen Glasfläche ab, nahm zerſtreut den Brief auf, öffnete den Umſchlag und begann mechaniſch zu leſen. Plötzlich jedoch erweiterten ſich in Staunen und Schrecken ihre Augen, ſie wankte auf ihren Füßen, ſchwankte bleich wie der Tod auf einen Stuhl zu, ließ ſich auf denſelben niederfallen und preßte, das Papier in ihren gerungenen Händen zerknitternd, halb athemlos hervor: „Eine Bettlerin! Eine Bettlerin!“ Tonlos fügte ſie nach einer Weile hinzu: „Ah, wie ſagte denn der .... der .... der Mann? „Wenn die Götter Dir die Pforte zum Himmel aufthun!“ .... Zum Himmel? .... Aber ſchon iſt ſie zugeſchlagen, unwiederbringlich!“

Nach Verlauf einer Stunde ging im Vorzimmer draußen die Klingel. Die eintretende Zofe fand ihre Herrin in gewohnter Faſſung und Haltung. Fräulein Brunhild ſagte kurz und kalt: „Raſch die Koffer gepackt, Hanne! Laß Georg die Rechnung fordern und bereinigen. Wir reiſen mit dem zunächſt abgehenden Dampfboot.“

IV. Verkauft und gekauft.

Auf dem von zwei reich vergoldeten Karyatiden getragenen Marmorgeſims des Kamins brennt eine aus Silber getriebene dreiarmige Lampe und erhellt ein Schlafgemach, welches mit anmuthvoller Pracht auszuſchmücken und zum Empfang der Hochgeliebten herzurichten zärtliche Fürſorge und künſtleriſch gebildete Einbildungskraft gewetteifert haben.

Aber die Augen Brunhilds ſchweifen gleichgültig über alle dieſe Liebeserweiſe des Mannes hin, dem ſie heute mittels eines froſtigen Kopfnickens vor dem Altar zum Weibe ſich gelobt hat.

Im vollen Brautſtaat, das Myrthenreis noch im Haare, liegt ſie, den Rücken der von einem mauriſchen Hufeiſenbogen überwölbten Niſche zugewandt, in welcher hinter einer Wolke von dunkelrother Seidendraperie die weißen Atlaspfühle des Brautbettes hervorſchimmern, in einem Lehnſtuhl, den Blick ſtarr auf einen mächtigen Spiegel geheftet, der ihre Geſtalt voll widerſpiegelt.

Ihr Antlitz iſt bleich bis zur Fahlheit und zu dieſer Bläſſe ſteht das düſtere Feuer der großen dunkeln Augen, ſteht das Fieberroth der trotzig zuſammengepreßten Lippen in einem unheimlichen Kontraſt. Zuweilen hebt ſich ihre Bruſt unter dem weißen Spitzenkleid und da legt ſie die ſchöne ſchlanke Hand darauf, wie um den Sturm der Gefühle, die da drinnen ihre Wogen ſchlagen, niederzupreſſen.

Dann wendet ſie, als ob ihr Spiegelbild ihren Widerwillen erregte, mit einer Gebärde der Ungeduld den Blick vom Spiegel ab, ſteht auf und geht an das hohe Bogenfenſter, deſſen Doppelflügel geöffnet ſind.

Aus den Blumenbeeten drunten hauchen Veilchen und Hyazinthen ihren Duft zu der ſchönen, bleichen, dämoniſch bewegten Braut empor. Sie achtet nicht darauf. Theilnahmlos tauchen ihre Augen in die laue, mondhelle, leiſe athmende Frühlingsnacht. Fernher klingt das Singen ſtürzender Gletſcherbäche. Wie in träumeriſchem Koſen plätſchert das leichte Wellengekräuſel des Sees an dem Uferſaum des Parkes. Weithin über die prächtige Waſſerfläche zittert ein ſilberner Strahl, der Widerſchein der Mondſichel, die in der dunkelblauen Wölbung der Himmelsglocke über dem Hochgebirge ſchwebt. Ihr geiſterhaftes Licht rieſelt auf einen Bergkoloß von höchſter Mächtigkeit nieder, welcher jenſeits des Sees, gerade dem Fenſter des Brautgemachs gegenüber, hinter vielfach abgeſtuften Vorbergen ſeine furchtbar ſchroffen, ſchwarzen, eisumpanzerten Felſenglieder hoch in die Lüfte hebt. Mechaniſch fällt ihr Blick auf die finſtere Bergmajeſtät, mechaniſch haftet er an den beiden blendend weißen Firnſchneeflächen, welche an der Scheitelkrone des dunkeln Rieſen wie zwei Diamanten funkeln.

Ihre Seele iſt weit von hier; iſt daheim im nie zwar geliebten, jetzt aber gehaßten Vaterhauſe, zur Stunde, wo ihr Vater, händeringend, Angſtſchweiß auf der Stirne, flehend zu ihr geſagt hatte: „Es koſtet Dir nur ein Wort, nur ein Ja, um mich vom Bettelſtab, um mich von Schmach und Selbſtmord zu retten!“ Und ſie hatte dieſes Wort geſprochen, hatte dieſes Ja gegeben, dem Manne gegeben, welchem ſchon in dem Moment, als ſie zuerſt ihn geſehen, ihr Herz ſtürmiſch entgegengeſchlagen und welchen, ſo wollte es ihr infernaliſcher Stolz, ſie tödten möchte, könnte, müßte, weil ein tückiſch Verhängniß ihm geſtattet hatte, ſo um ſie zu werben, ſo ſie zu erwerben ...

Die ſchweren Sammetgardinen, welche die Thüre des Zimmers verbargen, wurden zurückgeſchlagen und die ſtattliche Geſtalt des Bräutigams erſchien auf der Schwelle.

[illegible] Mund lächelte, aber dennoch lag eine leichte Wolke von Ungewißheit und Sorge auf ſeinem offenen, mannhaft ſchönen Geſicht. Er blieb einen Augenblick zögernd ſtehen, den Blick zu der am Fenſter ſtehenden und in ſich verſunkenen Braut hinüberſendend. Dann ſchritt er geräuſchlos über den weichen Teppich, trat ihr zur Seite und legte ſanft ſeinen rechten Arm um die prächtige ſchlanke Geſtalt.

Sie wandte das ſchöne Haupt zu ihm um und blickte ihn an, ſo kalt, ſo abweiſend, ſo verachtungsvoll, als hätte ſie ſich auf dieſen gefürchteten Moment ſeit lange mühſam, aber mit Erfolg vorbereitet. Er hielt ihren Blick aus, und als nun ſein Auge ſo lieb und gut nur zärtlich auf ihr ruhte, als ſie ſeinen Athem auf ihrer Wange fühlte und ſein Arm mit zarter Schwung ſie gegen ſeine Bruſt hinzog, da ſchrie es in ihr auf: „Ich liebe Dich, Mann!“ und das Jauchzen und Frohlocken ihrer Seele machte ſie unwillkürlich die Arme erheben, um ſie dem Bräutigam heiß um den Nacken zu ſchlagen.

Aber ſie that es nicht. Sie fand in ihrem Hochmuth die Kraft, die faſt übermenſchliche Kraft, es nicht zu thun. Sie hatte ſich eine Rolle vorgebildet, die Unſelige, und dieſe Rolle mußte geſpielt werden. Doch nein, es war nicht etwas künſtlich Zurechtgemachtes, was ſie zu handeln trieb, wie ſie handelte. Es war vielmehr ihr eigenſtes Weſen, ihre von früh auf genährte, nahezu an den Wahnſinn ſtreifende Verſchrobenheit, Verdrehtheit und Verbildung, ihre Genialitätsaffektation — die Schwaben haben dafür einen viel derberen, aber auch viel bezeichnenderen Ausdruck — ihre Großweibsſucht, die ihr zur Natur gewordene Unnatur.

Der Zornſchrei des ſterbenden Talbot: „Unſinn, Du ſiegſt!“ iſt ja der unaufhörlich und unzählig oft wiederkehrende Grundbaß in der großen Narrenſymphonie des Lebens ....

Mit einer Stimme, deren leiſes Beben ſeine tiefe Empfindung verrieth, ſagte Sigfrid: „Und ſo hätten gütige Götter doch vollendet, was in den Sternen geſchrieben ſtand — Brunhild iſt das Weib Sigfrids geworden.“

„Das Weib?“ entgegnete ſie ſchneidend, mit einer herbſpröden Bewegung ſeinem Arme ſich entziehend. „Die Waare, wollen Sie ſagen, mein Herr! Man hat mich verkauft und man hat mich gekauft, das iſt Alles.“

Hoch aufgerichtet ſtand ſie ihm gegenüber. Ihre Augen ſprühten Feuer und ihre Schönheit war die der Meduſe.

Ein dunkles Roth überfuhr Sigfrids Wangen und Stirn und ſeine Lippe bäumte ſich zornig empor. Aber er bezwang ſich, wie denn — faſelnde Pſychologen mögen ſagen, was ſie wollen — im Sinn der Vernunft der Mann immer weit mehr ſich zu bezwingen, zu bezähmen und zu beherrſchen weiß als das Weib.

„Brunhild,“ ſagte er mild und freundlich, „bedenke, was Du thuſt! Dieſe Stunde ſchließt unſere ganze Zukunft in ſich.“

„Ich habe Alles bedacht,“ gab ſie zurück. „Nur nicht, wie ſich die Sklavin ihrem Beſitzer gegenüber anzuſtellen hat. Aber," fügte ſie mit unbeſchreiblich höhniſcher Betonung hinzu, „darum brauche ich mir wohl keine Sorge zu machen. Der Käufer wird ſchon wiſſen, daß und wie er über die Waare verfügen kann und will."

Den Augen des ſchwerbeleidigten Mannes entfunkelte ein Zornblitz und ſeinem Munde entfuhr ein halbunterdrückter Fluch. Aber Sigfrid von Lindenberg war allzeit, in der Studentenkneipe wie auf der Rednerbühne der Volksverſammlungen, auf dem Schlachtfelde wie im Kerker, ein Gentleman geweſen und er war es auch jetzt.

Obzwar im Innerſten aufgeſtürmt und empört, wußte er ſich zu zwingen und zu ſtimmen, ungemeſſenen Tones die Thörichte zu fragen:

„Brunhild, iſt das Ihr letztes Wort?"

„Ja."

Ohne Heftigkeit aber feſt faßte er ihre Hand und zog ſie ans Fenſter.

„Fräulein von Hohenauf, ſehen Sie dort drüben am Scheitel des Schreckhorns die zwei ſo nahe beiſammenhängenden und doch ewig getrennten Schneewolken?"

„Was ſoll das, mein Herr?"

„Das Volk nennt die beiden Schneeflecken dort die zwei verdammten Seelen und erzählt eine ſchaurige Sage von ihnen. Sehen Sie genau hin! Das Bild unſerer Zukunft ſteht vor Ihren Augen."

„Sie dichten, mein Herr."

„Nein, ich prophezeie. Wir werden als zwei verdammte Seelen neben einander ſtehen und doch hätten wir mitſammen zwei ſelige ſein können. Sie hätten mich — oh, mit wie wenig Mühe! zum glücklichſten Manne gemacht und ich, für welchen Frauen, ſo ſchön wie Sie, das Leben und mehr als das Leben hingegeben hätten, ich würde Sie auf den Händen getragen und wie eine Mutter geehrt, wie eine Schweſter beſchützt, wie eine Tochter behütet und wie eine Geliebte geliebt haben .... Vorbei!"

Er ließ ihre Hand los, trat zurück und ſagte noch mit einer tiefen Verbeugung: „Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen. Morgen werde ich Ihnen meine Anſichten mittheilen und die Ihrigen entgegennehmen, wie wir unſer Nebeneinanderleben möglichſt wenig unbehaglich einrichten können. Für heute nur noch dies Eine: „Fräulein Brunhild von Hohenauf, Sie haben mich einen Käufer, Ihren Käufer, geſcholten. Wohlan, jetzt und immer verſchmäht der Käufer, über die Waare zu verfügen."

Damit ging er, und als er gegangen, brach ihre Stärke, ihr Stolz, ihr Wahnwitz doch zuſammen. Vernichtet ſank ſie auf einen Stuhl und die unnatürliche, ja frevelhafte Geſpanntheit ihres Weſens ſuchte und fand einen vulkaniſch-heftigen Ausbruch in krampfhaftem Schluchzen.

V. Neben einander.

Aus den zwei verdammten Seelen wurden nicht zwei ſelige. Sie lebten neben einander hin, bis, wie

Sigfrid am Morgen nach der trübſeligen Hochzeitnacht ſeiner Frau, die nicht ſeine Frau war, vorgeſchlagen hatte, „eine ſchickliche Löſung ſich fände."

Er benahm ſich gegen ſie mit vollendeter Courtoiſie. Selbſt der leiſeſte Schatten von Zwang war aus ihrem Daſein entfernt und ſie mochte ſich in vollſter Freiheit bewegen. Die Dienerſchaft zollte der Herrin ehrerbietigſte Aufmerkſamkeit und pünktlichſten Gehorſam. Jedem Wunſch, den das verzogene Glückskind launenhaft hinwarf, geſchah mit faſt zauberhafter Raſchheit Genüge. Sie zwang ſich, heiter zu erſcheinen, geräuſchvoll das Leben zu führen, und derweil verzehrte ſich ihr ſtolzes Herz in der Bruſt.

Denn ſie liebte dieſen Mann, der ihr mit ſo gleichmäßig höflicher Kühle begegnete, liebte ihn mit brennender Glut und Eiferſucht. Sie ertappte ſich auf Unmöglichem; denn für unmöglich hätte ſie es doch für wahr gehalten, daß eine Zeit kommen könnte, wo ſie, wie ſie that, heimlich die Armſtuhllehne küſſen würde, worauf Sigfrids Hand geruht, wo ſie, ſo es ungeſehen geſchehen konnte, zärtlich ſeinen alten moroſen Pudel, der mancherlei Fata mit ſeinem Herrn durchgemacht, liebkoſen, wo ſie in den Stall ſich ſchleichen würde, um das Lieblingspferd Deſſen zu ſtreicheln, den ſie ſo übermüthig verſchmäht, ſo tödtlich gekränkt hatte.

Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß die Energie ihrer Leidenſchaft den Eiswall ihres Hochmuths einmal unverſehens durchbrochen und niedergeworfen haben würde, falls Sigfrid nicht ſo ſtreng innerhalb der Schranken kühler Gemeſſenheit ſich gehalten hätte. Die Beiden ſahen ſich meiſt nur bei Tiſche und bei dieſen Begegnungen gefiel ſich der Schloßherr in einem Tone, welchen die Frauen und vollends leidenſchaftliche Frauen am allerwenigſten ertragen können, in dem Tone gleichmüthiger Ironie nämlich, die ſich mitunter in allerhand krauſen Bildungen des Humors ausließ. „Er verſchmäht mich," grollte es in der tiefſten Seelenfalte des ſtolzen Weibes; „er verſchmäht mich und glaubt mir zeigen zu dürfen, daß er mich verſchmäht. Eher ſterben, als dem Uebermüthigen durch ein Wort, durch einen Blick verrathen, was . . ." nun, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen wollte und doch nicht konnte, nämlich, daß ſie dieſen Mann anbetete.

Vielleicht hätten ihre heimlichen Monologe doch anders gelautet, ſo ſie mit angehört hätte, wie der alte Hausmeiſter eines Abends zu ſeiner alten Lebensgefährtin ſagte: „Höre, Liſe, der arme Herr iſt in letzter Zeit auffallend gealtert. Vor etlichen Monaten hatte er noch kein weißes Häärchen auf dem Kopf und im Bart, und jetzt hat es recht ordentlich drein geſchneit."

„Ich hab's wohl bemerkt," gab die Liſe zur Antwort. „Der gute Herr iſt recht unglücklich, obgleich er ſich's nicht anmerken laſſen will. Warum hat er aber auch ſo 'ne Lucifera heimgeführt?"

„So 'ne was für Eine?"

„Nun ja doch, Alter, ſo 'ne Lucifera, ſag' ich. Die Dam' iſt ja ſtolzer und hochmüthiger als Lucifer ſelber. Gib acht, lange thut das nicht gut . . . ."

Zu Ende des Hochſommers kam Paſtor Schwarzdorn zum Beſuch. Sigfrid holte den Freund auf der nächſten Eiſenbahnſtation ab. Sie hatten demnach mehrere Stunden zuſammen zu fahren und ſo langte Schwarzdorn, der ein Künſtler im Ausholen war, ziemlich vollſtändig über den Stand der Sache im

Schloſſe unterrichtet daſelbſt an. Der kauſtiſche Verächter von Menſchen und Dingen war aber doch lange nicht Mephiſtophel genug, ſich darüber zu freuen, daß der Romantiker Sigfrid ſeine Prophezeiung nicht Lügen geſtraft hatte. Wunderlich aber war es anzuſehen, daß der zwangloſe Sarkaſtiker bei Tafel der Schloßherrin gewiſſermaßen zu imponiren, ja ſogar faſt ihr Wohlgefallen zu erregen verſtand.

Nachher zeigte Sigfrid dem Freunde die neuen Wirthſchaftsgebäude, die er gebaut, und die ausgedehnten Parkanlagen, die er bis zum Hochwald des Bergrückens, an deſſen Fuß das ſchöne Beſitzthum gelegen iſt, hinaufgeführt hatte. Sie verbrachten mit der Beſichtigung des Gutes den Nachmittag und auf dem abendlichen Heimweg zum Schloſſe äußerte der Gaſt: „Ich mach' Dir mein Kompliment, alter Junge. Dein Gut darf ſich ſehen laſſen, und Du ſcheinſt in der Verwaltung deſſelben eine angemeſſene und fruchtbare Thätigkeit gefunden zu haben. Es iſt auch geſcheidter und lohnender, hier Aecker zu verbeſſern, Wieſen zu entſumpfen, Bäume zu pflanzen und Gartenanlagen zu ſchaffen, als daheim bei uns politiſches Phraſenſtroh mit zu dreſchen.“

Sigfrid, welcher das Bedürfniß fühlte, ſeine Seele ihrer ſchweren Bürde wieder einmal in einem heftigen Ausbruch zu entladen, ergriff die gebotene Veranlaſſung, um ſich mit äußerſter Leidenſchaftlichkeit und Bitterkeit über die deutſchen Zuſtände auszulaſſen. „Dieſes Deutſchland, das zu vergeſſen und dem zu entfremden mir — Dank den Göttern! — nachgerade gelungen iſt,“ rief er aus, „dieſes Deutſchland würde die Schlafſtube der Weltgeſchichte ſein, wenn es nicht ihre mit

Hunderttauſenden von unnützen Scharteken angefüllte Bücherei wäre, wohin ſich Dame Hiſtoria zurückzuziehen pflegt, um, ermüdet von Thaten, die ſie mit anderen und für andere Völker gethan, im Halbſchlummer über philoſophiſchem und theologiſchem Nonſens und literariſchem Lumpenkram zu duſeln und zu dämmern." In dieſem Tone ging es lange fort; denn Ehren Schwarzdorn, welcher merkte, daß die Exploſion dem Freunde Erleichterung verſchaffte, trug Sorge, die „Gemüthsausſchleimung," wie er das Ding bei ſich nannte, durch ſarkaſtiſch hingeworfene Widerſpruchsworte noch mehr zu reizen und in Fluß zu bringen. Endlich ſchloß Sigfrid damit, daß er dem Freunde die Frage zuſchleuderte: „Was iſt denn dermalen in dem Fröbel'ſchen Kleinkindergarten deutſcher Politik das Hauptſpielzeug?"

„So viel ich weiß, eine Nähmaſchine, worauf, da wir derartiger Koſtüme niemals genug haben können, ein neuer Herzogsmantel nach allen Vorſchriften der Legitimität und Heraldik verfertiget werden ſoll," verſetzte der Paſtor. Dann plötzlich den Ton ändernd, fügte er ernſt und theilnehmend hinzu: „Lieber Freund, Du biſt offenbar nicht in der Verfaſſung, ein ruhiges und wohlbemeſſenes Urtheil über die deutſchen Sachen hören, geſchweige denn fällen zu können. Deine Worte riechen nach Galle, das Unglück macht bitter und ungerecht, und geſtehe nur, Du biſt kein glücklicher Mann."

„Es wird ſich geben."

„Es wird ſich leider nicht geben! Denn eher und leichter bringſt Du zehn Kameele zumal durch ein Nadelöhr als den Eigenſinn und die Halsſtarrigkeit eines Weibes zur Anerkennung eines Unrechts und einer Verfehlung. Dieſe Brunhild hat, gerade herausgeſagt, etwas Sataniſches an ſich. Sie wird Dich unſichtbar zu Grunde richten, wenn Du ſie nicht zeitig von Dir thuſt."

„Bah, warum nicht gar? Ich ſag' Dir, ich will und werde ſie doch noch zähmen, die ſchöne ſtolze Wilde . . . ."

Wunderbare Tyrannin, Konvenienz die Große, die Größte! Selbſt die unbezähmbare Brunhild fügte ſich ihr, als ob da von einem Widerſtande nur gar keine Rede ſein konnte. Sie fügte ſich ihr, indem ſie gegenüber dem Gaſt in aller Form die Frau vom Hauſe darſtellte und beim Abendtiſch die Obliegenheiten der Wirthin anmuthig erfüllte. So anmuthig, daß Sigfrids Stirne hell aufglänzte, Schwarzdorns Humor in praſſelnden Raketen ſich entlud und ein rechtes Behagen über den kleinen Kreis ſich verbreitetete. Auch Brunhild fühlte ſich davon berührt und horchte mit Theilnahme dem Geſpräche der beiden Männer, welche, jeder in ſeiner Art bedeutend, ſo ſehr von einander verſchieden waren und doch einander ſo von Herzen zugethan.

Schwarzdorn äußerte ſeinen Entſchluß, die ungewöhnlich günſtige Witterung zu benutzen, um gleich morgen eine kurze Rundreiſe durch altbekannte und geliebte Hochgebirgsgegenden anzutreten, und Sigfrid erklärte, daß er den Freund begleiten wolle.

„Darf ich auch mit?" fragte Brunhild. Das unbedachte Wort war heraus, aber blitzſchnell kam die Reue hinterdrein. Sie biß ſich auf die Lippe, ſie hätte ſich mögen die Zunge abbeißen. Als Sigfrid voll freudiger Verwunderung die Fragerin anſah, blickte ihm ſchon wieder nur das unbewegliche Marmorantlitz der ſprödeſten, ſtolzeſten aller Walküren entgegen. So ſagte denn der Angekältete artig, aber in kühlem Scherzton: „Wer wird erſt noch fragen! Von mir gar nicht zu reden, ſelbſt der knorrige Schwarzdorn da wird zu Blüthen der Liebenswürdigkeit ausſchlagen, falls er die Ehre und das Glück hat, Ihren Reiſekavalier machen zu dürfen.“

Auf ihrem Zimmer angekommen, ſagte Brunhild halb unbewußt vor ſich hin: „Das war ein lieber Abend .... Wie gut und ſchön er ſpricht und wie viel Seele in ſeinem Auge!“ Und ſie ſeufzte tief auf.

In dieſer Nacht bethaute ſie ihr Kiſſen mit brennenden Zähren.

VI. Ein Mann.

Die kleine Reiſegeſellſchaft hatte ein halb Dutzend Tage lang jene Alpenlandſchaft durchzogen, die unbedingt zu den erhabenſten und zugleich anmuthigſten Landſchaftsdichtungen der Schöpferin Muttererde gezählt werden muß. Auf der Heimkehr zum Schloß am See hatten die Reiſenden einen Raſttag in dem berühmten Fremdenſtandlager und Kurort gemacht, allwo vor Jahresfriſt die erſte Begegnung zwiſchen Sigfrid und Brunhild ſtattgehabt.

Schwarzdorn, deſſen ſcharfer Blick in dem Benehmen, welches die ſtolze Schöne während der Gebirgsfahrt eingehalten, geleſen hatte, daß etwas in ihr arbeitete, was vielleicht eine glückliche Veränderung zu

Gunſten ſeines bedauerlichen Freundes zuwegebringen könnte, war auf den Einfall gekommen, gerade an dieſem Orte, wo die Beiden einander zuerſt geſehen, einen entſchiedenen und entſcheidenden Verſuch zu machen, ſie zuſammenzubringen. Er hatte daher den Vorſchlag gemacht, etliche Tage hier zu verweilen, um altvertraute, erinnerungsreiche Pfade wieder zu begehen, wie er andeutungsvoll ſagte. Der Vorſchlag war gebilligt worden und der paſtorliche Mephiſto, welcher, aller ſeiner Skeptik und Sarkaſtik zum Trotz, gleich allen ſeinen „engeren Vaterlandsleuten“ ein gut Stück Romantik im Leibe hatte, mühte ſich mit dem Gedanken ab, wie es zu machen wäre, daß er die Beiden möglichſt zwanglos und unverſehens zu der Burgruine an dem kleinen Hochſee hinaufbrächte, wo er ſeinen „großen Schlag“ thun wollte . . .

Die beiden Freunde waren bei hereingebrochenem Abend nach dem Zeitungsleſekabinett gegangen und Brunhild ſaß, nach dem heißen Tage die Nachtkühle zu genießen, auf der kleinen Veranda, auf welche ſich eine Thüre ihres Zimmers öffnete, das gegen den Garten des Hotels hinauslag, welcher ſich mit ſeinen Blumenbeeten und Gebüſchen in die Schatten der Nacht hindehnte. Es war ſtill. Das Geſumme der Schwärme von den in der großen Allee bei Laternenſchein Luſtwandelnden drang nicht hierher. In das leiſe Rauſchen des hinter dem Garten vorbeiſtrömenden Fluſſes miſchten ſich, von der Anlage beim Kurhauſe herabkommend, einzelne verlorene Geigen- und Flötentöne.

Brunhild, hinter der Fülle des Laubgewindes der wilden Rebe, welches die Veranda bekleidete und bedachte, in ſich zuſammengeſchmiegt, ließ die Erlebniſſe der letzten Tage an ihrer Seele vorübergehen und ſie ſträubte ſich, wie ihr Stolz noch vor wenigen Monaten oder Wochen gethan hätte, ſchon nicht mehr gegen die wohlige Nachempfindung der Befriedigung, womit das zartſinnige Gebaren Sigfrids ſie erfüllt hatte. Sie empfand es daher mißmuthig als einen ſtörſamen Eingriff in ihre Träumerei, als eine Geſellſchaft von Engländern, der ſonſtigen ſteifleinenen ungeſelligen Gewöhnung dieſer „rothhaarigen Barbaren“ ganz entgegen, unten im Garten an einem Tiſche lärmend debattirend ſich etablirte. Kellner ſtellten Kerzen mit Glasglockenſchirmen auf den Tiſch, brachten Weinflaſchen und eine dampfende Grogbowle. Die Gentlemen, ſammt und ſonders ſchon über das jugendliche Mannesalter hinaus, mochten alte Bekannte ſein, ſich zufällig am hieſigen Orte getroffen haben und in der Freude hierüber zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, „die Flaſche herumgehen zu laſſen,“ wie dieſelbe vor Zeiten zu Oxford oder Kambridge unter ihnen herumgegangen war. Ein ſtattlicher Mann von militäriſcher Haltung, dem von jeder ſeiner Wangen eine ungeheure, brandrothe Haarkotelette herabhing und den die Andern mit „Kolonel“ anredeten, war augenſcheinlich der Mittelpunkt und ſo zu ſagen die Reſpektsperſon des Kreiſes, in welchem es hinlänglich laut herging.

Brunhild war aufgeſtanden, um ſich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als der Gegenſtand des Geſpräches der Engländer — ſie verſtand Engliſch — ſie zurückhielt, obſchon ſie gar nicht hatte hinhören wollen. Sie bedauerte aber ſofort, einer mechaniſchen Regung von Neugier nachgegeben zu haben.

Es war gerade die Zeit, wo das moderne Karthago ſich einbildete, für die „Roſe von Dänemark“ zu ſchwärmen, und der britiſche Leopard, in mehr oder weniger künſtlicher Erhitzung, ſeine Flanken kriegeriſch mit dem Schweife peitſchte, mit demſelben Schweife, welchen er bald darauf, als es hätte zum Klappen kommen ſollen, ſo kläglich-ſchmählich zwiſchen die Hinterbeine geklemmt hat. Kein Wunder daher, daß die zechenden Gentlemen das „feigſte und niederträchtigſte Volk der Erde“ — ſo betitelten ja die engliſchen Zeitungen die vierzig und mehr Millionen Deutſche Tag für Tag — zum Gegenſtand ihrer Unterhaltung und zum Stichblatt ihres Grog-Humors machten. Allen voran der Kolonel, welcher ſeinen Kumpanen im Groteskſtyl die Erlebniſſe einer Reiſe ſchilderte, welche er ſo eben in deutſchen Landen gemacht hatte. Da er ſehr laut ſprach, konnte Brunhild hinter dem Laubvorhang der Veranda alle die Hohn- und Schmachreden, womit er Deutſchland bedachte, deutlich verſtehen, und nun ging etwas Seltſames in ihr vor.

Patriotiſch zu fühlen gehört bekanntlich in der Regel nicht zu den Erforderniſſen einer vornehmen Anſchauung und Führung des Lebens. Man überläßt das der „Roture“ und der „Kanaille“. Die vornehme Geſellſchaft Europa's hat einen kosmopolitiſchen Schliff und ſteht behufs der Aufrechterhaltung ihrer Privilegien in einem ſtillſchweigenden Kartellverhältniß. Brunhild hatte daher kaum jemals über den Sinn des Wortes Vaterland nachgedacht und erſt in neueſter Zeit, erſt ſeit ihrem Aufenthalt in Sigfrids Hauſe, hatte ſich ihr das Vaterlandsbewußtſein mehr und mehr aufgedrungen. Wie das gekommen, ſie wußte es ſelbſt nicht zu ſagen. Sigfrid ſtimmte doch keineswegs in den deutſchen Modeton unſerer Tage ein, des nationalen Nichts durchbohrendes Gefühl mit dem Phraſenbalſam ſelbſtgefälligſter Selbſttäuſchung zu überſtreichen und zu ſchwichtigen. Im Gegentheil, er geißelte, was er das deutſche Maulheldenthum und die liberaliſirende Impotenz nannte, bei jeder Gelegenheit und erſt heute noch hatte er, als zwiſchen ihm und Schwarzdorn von der ſchleswig-holſteiniſchen Sache die Rede war, die bittere Spottäußerung gethan: „Da werden wir uns mal wieder hübſch blamiren! Weil die Nation, und zwar ganz durch ihre eigene Schuld, als ſolche nichts iſt und nichts kann, ſo mußte jeder Deutſche mit ſehenden Augen und geſundem Menſchenverſtand von Anfang an wünſchen und, was an ihm lag auch wirken, daß die einzige vernunftgemäße und praktiſche Löſung der Frage, d. h. die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen, möglichſt raſch zu einer vollendeten Thatſache würde. Statt deſſen ſchwatzen die ewigen Schwätzer zu Gunſten irgend eines beliebigen Thronprätendenten und begeiſtern ſich dafür, an das bunte Kleinſtaaterei-Narrenkleid der armen Germania einen neuen Lappen zu plätzen. Ach, unſere Landsleute ſind wie die Prieſter des altägyptiſchen Thierdienſtes! Sie können der heiligen Geſchöpfe nicht genug haben und kommen vor Freude und Jubel ganz außer ſich, ſo in Dolzig oder ſonſtwo ein neues aufgefunden wird."

Und doch hatte der feine weibliche Inſtinkt Brunhild unſchwer erkennen laſſen, daß Sigfrid unendlich viel mehr Vaterlandsgefühl verbarg, als Hunderte liberaler Stichworthelden und patriotiſcher Gemeinplätzetreter mitſammen aufzuzeigen ſich befliſſen. Einzelne gelegentlich hingeworfene Aeußerungen des ſcheinbar gehaßten und heimlich mehr und mehr heißgeliebten Mannes waren, eben weil ſie von ihm kamen, für Brunhild zu fruchtbaren Anregungen geworden, über Weſen und Charakter, über die wahren Vorzüge und die wahren Mängel der Nation nachzudenken, welcher ſie entſtammte.

Allein ſo recht als eine Deutſche ſich empfunden hatte ſie doch noch nie bis zu dieſer Stunde, wo vor ihren Ohren ihr Vaterland ſo gröblich beſchimpſt wurde.

Sie fühlte, daß ihr das Blut zornheiß in die Wangen und Schläfen strömte. Ihre Hände ballten ſich krampfhaft und, mit dem Fuße aufſtampfend, murmelte ſie vor ſich hin: „Oh, wär' ich ein Mann!“

In demſelben Augenblicke zuckte ſie empor und ihr Auge ſchoß einen Blitz, halb peinlichſter Spannung, halb Frohlocken, durch die Blätterwand in den Garten.

In den ſcharfabgeſchnittenen Kreis der Lichthelle, welche von dem Tiſche der Engländer ausging, war die Geſtalt Sigfrids getreten, während hinter derſelben die des Paſtors nur in dämmernden Umriſſen erſchien.

Brunhild ſah, daß ihr Mann — denn in dieſem Moment nannte ihn ihr ſtolzes Herz in völliger Selbſtvergeſſenheit alſo — hinter den Kolonel trat und demſelben die Rechte auf die Schulter legte. Sein Geſicht war bleich, ſeine Naſenflügel dehnten ſich, unter den dicht zuſammengezogenen Brauen blickten die Augen groß, klar und ſtolz. Der Kolonel, mitten in einem Satze unterbrochen, wandte ſich um, ſeine Geſellſchafter ſchauten auf.

„Sir,“ ſagte Sigfried langſam in engliſcher Sprache, „ich habe die Ehre, ein Deutſcher zu ſein.“

Mehr verſtand die Lauſcherin nicht, aber das Metall dieſer Worte wurde zu einer ſtürmiſchläutenden Freudenglocke in ihrem Herzen. „Er iſt ein Mann, mein Sigfrid, ein Held!“ jauchzte es auf in ihr. Sie ſtürzte in ihr Zimmer, um die Treppen hinab und ihm an den Hals zu fliegen. Aber da ſchlug es wie ein lähmender Blitz vor ihr nieder: „Er wird kämpfen! Er kann fallen!“ und halb ohnmächtig warf ſie ſich auf das Sopha.

Dann kroch aus einer Seelenfalte des unglücklichen Weibes der Gedanke: „Aber dürfte, würde er ſein Leben an einen elenden Pralhans wagen, ſo er mich liebte, auch nur ſo viel liebte, wie ich ſeinen alten treuen Karo liebe?“

Nach einer geraumen Weile, während welcher ſie vergeblich nach Faſſung rang, hörte ſie in dem über dem ihrigen gelegenen Zimmer Sigfrids die beiden Freunde mitſammen auf und nieder gehen. Dann wurden droben Stühle gerückt, es trat Stille ein, es war ſchon tief in der Nacht.

„Er kommt nicht,“ ſagte ſie bebend, „er will mich nicht mehr ſehen, mir nicht ein armes Abſchiedswort ſagen!“

Sie ſprang auf, öffnete leiſe die Thüre und ſchlich auf dem dunklen Korridor bis zum Fuße der nach oben führenden Treppe, ohne ſich klar zu ſein, was ſie denn eigentlich wollte. Da ging droben eine Thüre auf, ein Lichtſchein blitzte über die Treppenſtufen und ſie vernahm Sigfrids Stimme, welcher zu dem Freunde ſagte: „Verſchlaf’ Dich nicht, Alter, und ſei pünktlich, damit wir mit Sonnenaufgang auf dem Platze ſind.“

Von einer tödtlichen Angſt angefaßt, floh ſie in ihr Zimmer zurück. „Mit Sonnenaufgang . . . . auf dem

Platze.“ Alſo wär das Furchtbare wahr? Ihr Herz hämmerte hörbar laut in der Bruſt. Und er kam nicht zu ihr! Aber hatte ſie es denn um ihn verdient, daß er zu ihr käme? Nein! Wohl aber geziemte es ihr, zu ihm zu eilen, ſich zu ſeinen Füßen zu werfen, ſeine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen: „Verzeih' mir, oder kannſt Du mir nicht verzeihen, ſo laß mich wenigſtens mit Dir ſterben!“

Sie fühlte das und ſchon hatte ſie die Thürklinke, als ſich der Stolz und Hochmuth zum letzten Male triumphirend in ihr aufbäumte. „Wie, wenn der ſtolze Mann die Flehende verachtungsvoll von ſich ſtieße? Wenn er die Gelegenheit willkommen hieße, an der bis zum Aeußerſten ſich Demüthigenden den tödtlichen Schimpf zu rächen, welchen ſie in jener unſeligen Hochzeitnacht ihm angethan?“

Der Gedanke, ſo ſinnlos er ſein mochte und wirklich war, verwandelte ihr kochendes Blut in Eis. Sie ging nicht in das Zimmer Sigfrids hinauf, aber ſie verwachte den Reſt der Nacht in verzweiflungsvollem Brüten.

VII. Erkämpft.

Ein leiſes Geräuſch in dem Zimmer über ihr ſtörte ſie auf. „Er rüſtet ſich zu dem verhängnißvollen Gange,“ ſagte ſie. „Ob er auch jetzt nicht verſucht, mir ein Abſchiedswort zu ſagen?“

Er ſchien es nicht verſuchen zu wollen. Brunhild öffnete vorſichtig die Thüre ihres Zimmers und lauſchte hinaus. Das fahle Zwielicht des erſten Morgengrauens lag auf dem Korridor. Sie hörte nach einer kleinen Weile die beiden Freunde geräuſchlos die Treppe herabkommen.

Am Fuße derſelben ſtanden ſie ſtill und Brunhild, deren Seele in ihren Ohren war, vernahm die flüſternde Stimme Schwarzdorns: „Und Du willſt alſo Deiner Frau kein Wort ſagen?“

„Nein,“ entgegnete Sigfrid. „Es wäre ſchade, ihren Morgenſchlummer zu ſtören. Iſt die Schnurre vorbei, ſo oder ſo, magſt Du ihr in Deiner Weiſe gelegentlich erzählen, daß Alter nicht vor Thorheit ſchütze, d. h. daß ein alter Burſchenſchafter nicht ruhig habe mit anhören können, wie ſo ungalant man mit der armen alten Mutter Germania umſprang.“

„Aber“ —

„Wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zum Plaudern, komm! Im Uebrigen iſt ja Alles —“ Seine Stimme verklang im Fortgehen.

Brunhild zog den Kopf zurück und ſchloß die Thüre. „Er wollte mich nicht ſehen,“ ſagte ſie in bitterem Groll und Trotz. „So mag er denn gehen.“

Sie verſuchte, mit aller Gewalt in dieſe trotzige Stimmung mehr und mehr ſich hineinzuarbeiten. Aber es ging nicht. Sigfrids Worte: „Es wäre ſchade, ihren Morgenſchlummer zu ſtören,“ hatten ſie etwa kalt oder gar ſpöttiſch geklungen? O nein! Aber er hatte ſie nicht ſehen und ſprechen wollen. Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen und darum, meinte ſie, wäre es das Klügſte, ſie kleidete ſich aus und legte ſich zu Bette.

Aber es ging nicht. Eine furchtbare Beklemmung bemächtigte ſich ihrer und drohte ſie zu erſticken. Sie riß das nächſte Fenſter auf und von der großen Nußbaumallee her, auf welche daſſelbe hinausging, ſchlug ihr die kühle Morgenluft entgegen. Sie beugte ſich tiefaufathmend hinaus und da erhaſchte ihr Auge zwei Männergeſtalten, welche von der Allee rechts ab auf den Fußweg bogen, der über die große Matte nach der entgegengeſetzten Seite des Thalbodens führt. In demſelben Augenblicke raſſelte ein Wagen von der Freitreppe des Hotels weg und fuhr eilends die Allee hinab.

Da quoll ein Gedanke heiß in ihrer Seele auf und erfüllte widerſtandslos ihr ganzes Fühlen und Sein. Nur im Umſehen raffte ſie Hut und Shawl auf und enteilte dem Zimmer, ſprang die Treppe hinab, glitt an dem aus verſchlafenden Augen verwundert ſie anblickenden Portier, welcher im Begriffe war, die Hausthüre wieder zu ſchließen, vorüber durch den Portikus, den Perron hinab, in die Allee hinaus und lief dieſelbe entlang bis zu der Stelle, wo der erwähnte Fußpfad ſich abzweigt.

Dieſen ſchlug ſie ein und verfolgte ihn geflügelten Ganges. Da, wo an der andern Seite des Thales der Bergwald anzuſteigen beginnt, mündet der Fußweg in eine Fahrſtraße, welche zwiſchen der Gebirgswand und dem Ufer des Stromes knapp ſich hinwindet. Hier erſchaute ſie durch den leichten Morgennebel hindurch nur etliche hundert Schritte vor ſich die raſch ausſchreitenden Geſtalten Sigfrids und ſeines Freundes, und, kaum von ihr erblickt, ſchlugen die Beiden einen linkswärts in den Wald hinaufführenden Seitenweg ein. Als ſie an dieſen herangekommen, bemerkte ſie, daß wenige Schritte darüber hinaus ein Zweiſpänner auf der Straße hielt. Er war leer. „Sind die Herren in den Wald hinauf?" fragte ſie den Droſchkenführer.

„Myni Engelländer? Jo, ſie heiget gäng dä Weg g'no," gab der Mann gleichgültig zur Antwort, mit dem Ende ſeines Peitſchenſtiels auf den Waldweg deutend.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ſchlug Brunhild denſelben ein. Er führte anfänglich gemächlich, dann ſteil und ſteiler bergan und endlich auf eine dicht mit Tannen beſtandene Ebene. Hier aber theilte er ſich und zwar dreizackig. Brunhild ſtand in peinvoller Ungewißheit eine Sekunde lang ſtill. Rings um ſie waltete lautloſes Schweigen, da die Zeit der Sonnenwende längſt vorüber und der Vogelſang demnach verſtummt war. Plötzlich fiel ein helles Leuchten in die graue Waldesdämmerung und als Brunhild aufſchaute, ſah ſie die Tannenwipfel röthlich angeglommen. Das Tagesgeſtirn mußte alſo über die Gebirgsſpitzen im Oſten herauf ſein.

Es trieb ſie mächtig vorwärts, aber wohin? Sie that nacheinander auf jedem der vor ihr liegenden drei Pfade etliche Schritte vorwärts und ebenſo raſch wieder zurück. Endlich warf ſie ſich haſtig auf den mittleren, geradeaus führenden und eilte vorwärts mit der Elaſticität eines um Tod und Leben rennenden Rehes, nicht achtend, daß nach einer kurzen Strecke der Weg in vielfachen Wendungen wiederum jäh bergan führte. Dann ſprang er mit ſcharfer Biegung plötzlich nach rechts um, führte in dichtes Unterholz und Geſtrüppe und ging hier ganz aus.

Verzweifelnd hielt die Eilende inne. Ihr Buſen flog. Tropfen kalten Schweißes rollten von ihren Schläfen herab und ihre Augen ſtarrten in die ſie umgebende Waldwildniß, als ob ſie vor Bangen aus ihren Höhlen ſpringen wollten. In dieſem Augenblicke kam das geahnte, das gewußte Gefürchtete. Zwei Schüſſe fielen dort rechtshin ſo raſch hintereinander, daß es wie nur ein Knall durch den Wald hallte.

Der Athem ſtockte in Brunhilds Bruſt. Dann brach ein Schrei aus ihrem Munde, grell und gell wie die Verzweiflung, und im nächſten Augenblicke flog ſie unaufhaltſam durch das Gebüſche dahin, woher der Schall gekommen.

Die geſuchte Stelle war nahe beian. Brunhild fand ſich unverſehens am Saum einer Lichtung, von welchem der Boden raſch gegen ein ſchmales Thälchen abfiel, welches hier in den Wald eingeſchnitten war. Auf dem grünen Wieſengrund konnte ſie, etwa fünfzehn Schritte von einander entfernt, zwei Gruppen wahrnehmen, jede aus drei Figuren beſtehend. Und je eine derſelben lag und je zwei ſtanden. Sie konnte in dem einen Daliegenden den engliſchen Kolonel erkennen, der jetzt ein ſehr ſtiller Mann, und . . . . doch nein, ſie erkannte, ſie ſah nicht ihn, ſah nichts und niemand außer dem Einen — Sigfrid.

Und „Sigfrid! Sigfrid!“ ſchrie ſie auf, in wahnſinnigen Sätzen den Abhang hinunterfliegend, und im nächſten Augenblicke lag ſie ihm zur Seite auf den Knieen und ſchlang die Arme um den ſterbenden Mann. Denn ein Sterbender war er. Die Gegner hatten, wie beſtimmt worden, auf kurze Diſtanz a tempo gefeuert und in demſelben Moment, wo Sigfrids tödtliche Kugel dem Kolonel in die rechte Schläfe geſchlagen, war ihm das Blei deſſelben ſeitlings in die Bruſt gefahren.

Aſchfarben im Geſicht, faßte Schwarzdorn den Arm des Arztes, welchen die Engländer mitgebracht hatten, und gepreßten Athems, faſt pfeifend ſtieß er die Frage hervor: „Keine Rettung, Doktor?“

Der Arzt ſchüttelte den Kopf und flüſterte zurück: „Keine. Er hat nur noch Sekunden zu leben.“

„Sigfrid, mein Sigfrid!“ flehte in Tönen bebender Zärtlichkeit Brunhild. „Ich bin da, Brunhild, Dein Weib, Deine Sklavin, die den Staub von Deinen Füßen küſſen, die für Dich leben, die für Dich tauſend Tode ſterben will!“

Der tödtlich Getroffene, den man mit dem Rücken an eines der bemooſten, über die Matte hingeſtreuten Felsſtücke gelehnt hatte, erhob das Haupt und öffnete die ſchon von den Schatten des Todes umflorten Augen. Ein heller Freudenblick leuchtete in denſelben auf. Er machte einen Verſuch, die Arme zu heben, als wolle er ſie um das im Jammer vergehende Weib legen, und das ſchreckliche Röcheln ſeiner Bruſt bewältigend ſagte er mit einem herzzerreißenden Lächeln: „So bin ich alſo doch glücklich noch durch Waberlohe gedrungen und habe Dich erkämpft, Du ſchöne, ſtolze, hochgeliebte Walküre — erkämpft!“

Sein edles Haupt ſank herab und ein Zittern überlief ſein geiſterbleiches Antlitz. Sie umklammerte ihn, ſie preßte ihre Lippen auf ſeinen Mund, als wollte ſie den entfliehenden Odem zurückhalten. So ſtarb er unter ihrem, ach, zu ſpät gegebenen Brautkuß . . . .

Als der in tiefſter Seele erſchütterte Freund eine Stunde ſpäter auf die Unglücksſtätte zurückkam, Tragbahre und Träger mit ſich bringend, fand er Brunhild regungslos am Boden ſitzend, Sigfrids Haupt, das ſie mit am Waldſaum gepflückten Eichenzweigen umwunden hatte, in ihrem Schooße haltend. Ihr Antlitz war fahler als das des Todten, auf deſſen friedvollen Zügen ihre brennenden Augen hafteten, die keine Thränen gefunden hatten. Sie ſchrak zuſammen, wie aus einem Traume geweckt, als die Männer herantraten. Dann aber fiel ſie ſofort wieder in ihre ſteinerne Regungsloſigkeit zurück.

Dem armen Schwarzdorn ſchien das Bekränzen des Todten einen peinlichen Eindruck zu machen; es mochte ihm profanirend, affektirt, theatraliſch vorkommen und daher ſagte er faſt rauh: „Madame, es iſt Zeit“ . .

Sie ließ ihn nicht ausſprechen, obgleich ſie ſich nicht an ihn wandte. Ohne aufzublicken, murmelte ſie, die Hände Sigfrids in den ihrigen preſſend: „Ich habe die Ehre, ein Deutſcher zu ſein .... Oh, er hatte Ehre, Ehre, Ehre bis zum letzten Hauch, er, mein Held!“

Und halb ſingend brach ſie in die eddaliſche Strophe aus:

„So war Sigurd
Bei Giuki's Söhnen,
Wie hoch über Halme
Die Tanne ſich hebt,
Wie der Hirſch über Haſen
Hochbeinig ragt
Und glutrothes Gold
Ueber graues Silber ....“

„Die unſelige Tragödie ſchließt mit einem würdigen Finale,“ rief Schwarzdorn aus. „Sie iſt wahnſinnig geworden!“

Er irrte. Sie war es nicht geworden und wurde es nicht. Noch am Abend desſelben Tages hatte ſie die gewohnte ruhig ſtolze Faſſung und Haltung wieder erlangt und feſt und klar ordnete ſie, was zur Heimführung des todten Gemahls nach ſeinem Schloß am unteren See zu ordnen war.

Aber gerade in ihrer Gefaßtheit hatte die Schloßherrin mit den thränenloſen, brennenden Augen und den marmorblaſſen und marmorſtarren Zügen etwas Furchtbares, etwas, das Schwarzdorn gefrorene Verzweiflung nannte. Der Freund hielt es in ihrer Nähe nicht länger aus. Am Tage nach Sigfrids Beſtattung ließ er ſich bei Brunhild melden und ſagte ihr: „Gnädige Frau, ich bin kraft des Teſtaments meines hingegangenen Freundes zum Vollſtrecker desſelben ernannt.“

Sie ſaß ſtill und ſtumm und wandte nicht das Haupt.

„Madame,“ fuhr er fort, „ich bedaure, Sie mit dieſer Sache behelligen zu müſſen; aber ich kann und will meine Abreiſe nicht länger verſchieben und wünſche daher, wenigſtens das Wichtigſte deſſen, was mir aufgetragen iſt, möglichſt raſch zu erledigen. Das Geſchäft iſt auch einfach genug. Der arme Sigfrid hat nämlich, mit Ausnahme verſchiedener, allerdings nicht unbedeutender Legate, welche er ſeiner Dienerſchaft ausſetzte oder gemeinnützigen Anſtalten zuwandte, ſein ganzes Vermögen, liegende und fahrende Habe, Schloß, Gut und Geld Ihnen vermacht.“

„Das Schloß?“ entgegnete ſie mechaniſch, als hätte ſie nur das eine Wort aufgefaßt. „Es mag in Trümmer fallen; ſein Herr iſt todt.“

„Sie werden darüber zu verfügen haben, wie es Ihnen beliebt .... Was das übrige Vermögen ....“

„Gebt es den Armen. Gebt es, wem ihr wollt ... Aber ſagen Sie mir, verehrter Freund, ſind der Architekt und der Bildhauer noch immer nicht aus der Stadt angelangt?“

„Doch, eben vorhin; allein ich bitte ....“

Brunhild ſtand raſch auf und ſchritt an Schwarzdorn vorüber aus dem Zimmer.

Das war nun ihre Sorge, ihre Arbeit, das Einzige, wofür ſie noch Sinn hatte, des Todten Grab zu ſchmücken. Als Hauptſchmuck wurde zu Füßen deſſelben ein gewaltiger, unbehauener Granitblock aufgerichtet mit der Inſchrift:

Sigfrid von Lindenberg,
Gefallen im Zweikampf für ſeines Landes Ehre.
Auguſt 1864.

VIII. Der Mond geht unter.

Die Herbſtnacht iſt ſtill, klar und mild. Groß leuchten die Sterne über dem mitternächtigen Schweigen und der Vollmond gießt ſein ſilbernes Licht auf den kleinen Hochſee und die Burgruine mit dem halbzerfallenen Wartthurm.

Auf der Bank am Fuße deſſelben ſitzt eine weibliche Geſtalt, in dunkle Gewänder gehüllt. Die zurückgeſchlagene Kapuze des Mantels läßt das geſpenſterhafte Weiß ihres Antlitzes ſehen und den blaſſen Goldſchimmer ihres üppigen Blondhaars. Die dunkeln Augen ruhen unbewegt auf der ſpiegelglatten Waſſerfläche, regungslos liegen die ineinander geſchlungenen Hände auf den Knieen und feſtgeſchloſſen, wie zu ewigem Schweigen, iſt der Mund.

Eine Stunde vergeht. Dann erhebt ſich die Geſtalt und ohne Haſt ſchreitet ſie den Fußpfad hinunter zum See. Sie umgeht denſelben zur Hälfte und verſchwindet für eine kurze Weile in einem Weidengebüſche am öſtlichen Ufer. Wieder hervorgetreten, ſteht ſie im vollen Schein des Mondes, welcher, zum Niedergang ſich ſchickend, ſchon den Gipfeln der Hochgebirge im Weſten nahegekommen iſt.

Ihr Obergewand iſt hinaufgeſchlagen und der weite Saum über den Hüften feſtgebunden. In ſchweren, ſtraffen Falten hängt es über dem weißen Untergewand bis zu den Knieen herab, als bürge es eine gewichtige Laſt. —

So muß es auch wohl ſein, denn ſie legt die wenigen Schritte, welche ſie noch am Ufer hin thut, augenſcheinlich nur mühſam zurück. Sie ſteht einen Augenblick ſtill. Dann ſchreitet ſie, mit feſt an die Lenden gedrückten Händen, langſam in das Waſſer hinein. Kein Zug ihres Geſichtes ändert ſich auf dieſem Todesgang. Die feſtgeſchloſſenen Lippen beben nicht, kein Zucken in den düſter flammenden Augen, überall nur die Ruhe und Sicherheit einer eiſernen Entſchloſſenheit. Immer weiter hinein. Schon umſpielt die kalte Flut die Bruſt, worin ein ſtolzes Herz ſo unbändig geſchlagen, bis es unter dem Hammerſchlag des Schickſals gebrochen wie ein ſpröder Diamant. Immer weiter hinein. Nur noch das ſchöne Haupt iſt ſichtbar auf der Waſſerfläche, als läge es auf einem ungeheuren Silberteller.

Ein Schritt noch, ein letztes, blitzſchnell ſchwindendes Aufſchimmern des Goldhaars; dann ein leiſes Zuſammenrauſchen des Waſſers über der Stelle, wo es zuletzt geſchimmert.

Wellenringe zittern an das Ufer; ein Windhauch geht durch die Weiden und Föhren und hinter den Bergen verſinkt der Mond.

Herr Gottlieb Rapſer
auf und unter der Erde.

Eine Geſpenſtergeſchichte.

Vorbemerkung.

Sämmtliche Hauptzüge der nachſtehenden kulturhiſtoriſchen Novelle ſind buchſtäblich wahr. Ich verbürge ausdrücklich ihre Thatſächlichkeit. Den Stoff habe ich an Ort und Stelle ſelber geholt. Naheliegende Rückſichten forderten jedoch die Vertauſchung der wirklichen Orts- und Perſonennamen mit erfundenen.

J. S.

I. Werde fromm! . . . Und, ſiehe, er ward fromm.

Der Krämer Gottlieb Kayſer in der Stadt Glaubslingen war ein biderber deutſcher Mann, ſo zu ſagen. Er fälſchte ſeine Waaren nicht gerade über Gebühr und wollte in der Regel nicht mehr als 150 Prozent daran verdienen. Daß er ein ſehr guter Unterthan war, verſteht ſich von ihm als deutſchem Biedermanne von ſelbſt. Er hatte lebhaft illuminirte Portraits von Sr. Majeſtät „onſerem Kenich" und Ihrer Majeſtät „onſerer Kenichin" in der Familienſtube hängen und, ja, es geht die Sage, der wackere Mann habe ſeine angeſtammte Loyalität dermaleinſt bis zu dem Siedegrade der Schwärmerei getrieben, daß er an Sr. Majeſtät „onſeres Kenichs" Geburtstag des Abends vor jedem der beſagten Portraits ein ganzes Kreuzerlicht angezündet habe.

Leider thut eine ungläubige Kritik, welche ja bekanntlich in unſeren Tagen alles Heilige, Heiligere und Heiligſte anzuzweifeln ſich erfrecht, Einſprache gegen dieſen Kreuzerlichtmythus der Kayſerologie, indem ſie — die Kritik — behauptet und ſogar nachweiſ't, daß Herr Gottlieb Kayſer ſich eher die Naſe abgebiſſen als eine derartige Unſchlittverſchwendung für nichts und wieder nichts begangen hätte. Bedauerlicher Weiſe dürfte der kritiſche Geiſt, „der ſtets verneint,“ in dieſem Falle, wie auch wohl noch in etlichen anderen, rechthaben. Denn, daß Gottlieb Rapſer ein Fliegenmelker, Läuſeſchinder und Schabias erſter Sorte geweſen, muß ihm auch der Neid laſſen. Ganz Glaublingen kennt die Thatſache, daß Herr Gottlieb eines Tages, als die Stadt ihr Jugendfeſt feierte, ebenfalls auf der Feſtwieſe erſchien und an der Reihe mit Eß- und Trinkwaaren gefüllter Tiſche und Buden ſtundenlang auf- und abwandelte, tiefſinnig kalkulirend, ob es nationalökonomiſcher, eine Knackwurſt oder einen halben Schoppen Wein ſich zu Gemüthe zu führen, zuletzt aber den Entſchluß faßte, jenes nicht zu thun und dieſes zu laſſen, maßen man ja eigentlich ſchon vom Geruche ſattwerden könne. Ein ander Mal bin ich, der Erzähler dieſer ſehr wahrhaftigen Geſchichte, ſelber mitdabeigeweſen, als mein liebſter Freund, der bekannte Doktor Sauerampfer, dem Herrn Rapſer, welchem, als einem arg „Verſchnupften“ eine ſo zu ſagen „Perle“ an der Naſenſpitze hing, mit ausgeſuchter Höflichkeit ſagte: „Geben Sie Acht! Nehmen Sie ihr Schnupftuch, ſonſt büßen Sie einen ganzen Tropfen ein.“

Jedennoch, daß man unſeres Biedermannes Schwäche kannte und gelegentlich auch unchriſtlicher Weiſe verhöhnte, das hätte ihm wenig verſchlagen: war er doch ein Realiſt jeder Zoll und wußte, daß Worte nur Wind. Das Schlimmere iſt geweſen, daß Gottlieb Rapſer bei all ſeinem Fleiße und ſeiner virtuoſen Sparſamkeit nicht vorwärts kam oder geſchäftsmäßig zu ſprechen, „keine Fortune machte.“ In Wahrheit, nichts wollte bei ihm klecken und flecken und — ſeine zwei Jungen, Gottfried und Gotthold, hatten einen ſo rabiaten Appetit! Auch ſah ſeine hübſche, heitere Frau Hulda ganz entſchieden ſo aus, als hätte ſie die Abſicht, ihren Eheherrn mit noch mehr von ſolchem zehrenden Kapital zu verſorgen. Herr Rapſer war übrigens ein ganz vortrefflicher Haus- und, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtand, auch zärtlicher Familienvater. Zu großem Kummer mußte es ihm daher gereichen, daß er ſich nur eben ſo durchſchlug, daß es ihm nicht glücken wollte, „vorzumachen", wie man dort herum ſagt, d. h. Geld und Gut anzuhäufen, damit ſeine Söhne dereinſt gemachte und reſpektable Leute wären.

Mit einmal nahm ſein Schickſal einen Um- und ſein Geſchäft einen ſolchen Aufſchwung, daß er ſelber noch bei Leib- und Lebzeiten in den Himmel der Reſpektabilität, d. h. des Reichſeins, einging. Das ſah halb oder ganz wunderbar aus, ging aber ganz natürlich zu und zwar ſo: — Herr Rapſer wurde „fromm" und der Herr ſegnete ihn.

Es war eine merkwürdige Bekehrungsgeſchichte. Stand da eines Abends Herr Rapſer traurig am Schreibepult in ſeinem Laden, welcher auch heute wieder nur ſpärlichen Zuſpruch gefunden hatte, und zog, da es Sonnabend, die untröſtliche Wochenbilanz. „So kann es nicht fortgehen!" ſagte er ſeufzend vor ſich hin. Dann ließ er mechaniſch die Blätter des Hauptbuches durch ſeine Finger gleiten und mit einem noch ſchwereren Seufzer fragte er ſich: „Was ſoll daraus werden?" In dieſem verhängnißvollen Augenblicke ging die Ladenthüre auf und in der Oeffnung derſelben erſchien ein höchſt reſpektabler Bauch, als Vortrab ſo zu ſagen ſeines Beſitzers, des höchſt achtungswerthen Fabrikanten und Großhändlers Barnabas Plunz, welcher nicht allein durch diverſe Spinnereien und Webereien, die er beſaß, den „Nationalreichthum förderte“, ſondern auch ſehr in Schmeer und in Traktätlein „machte.“ Ja, Herr Plunz war eine der Grundſäulen der „Frömmigkeit“ im Lande, und um die ſchwere gottſelige Bürde ſeiner Miſſion tragen zu können, hatte ihn der Herr mit einem ſehr maſſigen Körper ausgeſtattet. So behauptete er wenigſtens ſelber und es iſt nicht einzuſehen, warum einem Mann, welcher auf dem Gipfel der Reſpektabilität ſtand, nicht in Allem und Jedem zu glauben ſein ſollte.

„Der Herr ſei mit Ihnen!“ ſagte Herr Plunz mit einer Stimme, welche nicht aus dem ſüßen Flötenbereiche der inneren Miſſion, ſondern aus einem übermäßig mit Fett bekruſteten Bruſtkaſten kam, aber dennoch einen gewiſſen heiligen Anſtrich hatte.

„Womit kann ich Ihnen aufwarten, hochverehrter Herr Stadtrath?“ fragte Gottlieb Rapſer, dem zu Muthe war, wie etwa einem indiſchen Paria zu Muthe iſt, dem das Unerhörte, nämlich ein freundliches Wort aus dem Munde eines Brahman begegnet.

Herr Plunz ließ ſich auf einen Stuhl fallen, faltete die Hände über ſeinem reſpektabeln Bauch und drehte die beiden Daumen langſam um einander, wie das ſo ſeine erbauliche Gewohnheit, wenn er erwecklich reden wollte. Dann ſah er den achtungsvoll vor ihm ſtehenden Krämer gnädig an und fragte in ſalbungsvollem Schnarrton: „Sind wir hier wohl für ein Viertelſtündchen ungeſtört, mein Lieber?“ Herr Rapſer zuckte die Achſeln, als wollt’ er ſagen: „Ach, leider!“ Worauf Herr Plunz wieder: „Ah, mein lieber Bruder im

Herrn, ich ſehe, wie es ſteht. Habe Sie auch ſchon lange beobachtet, Sie und Ihre Frau, die ein gar ehrbares Frauchen zu ſein ſcheint.“

Bei der Erwähnung ſeiner Frau mußte Rapſer unwillkürlich aufblicken und den frommen Herrn anſehen. Es war in der fetten Stimme, es war in den im Fett ſchwimmenden Augen der Glaubensſäule etwas, das dem armen Krämer ein ſeltſames Mißbehagen erregte. Es ging ihm blitzſchnell durch den Sinn, was die Leute — natürlich nur ſolche, ſo „da draußen“, ſolche, ſo „da wandeln in der Finſterniß“, Kinder dieſer Welt, Söhne Belials, Moabiter, Amalekiter, Edomiter, Heiden, Pantheiſten, Atheiſten und wie das grauſige Regiſter weiter lautet — ja, was die Leute von dem höchſt reſpektabeln Herrn Stadt- und Kreisrath, Kirchenälteſten, Landtagsabgeordneten, Komthur des ſchwefelgelben Hausordens für beſchränkten Unterthanenverſtand, Mitglied von vierundzwanzig Wohlthätigkeits-Anſtalten, Vicedirektor des rauheſten aller rauheren Häuſer, Vorſitzer des Vereins für Wiedergeburtsherbeiführung älterer und jüngerer Magdalenen, u. ſ. w. u. ſ. w., zwar nicht laut zu ſagen wagten, aber doch ziemlich vernehmlich flüſterten. Böſe Dinge nämlich. Wir brauchen jedoch kaum anzumerken, daß ſolches Geraune nur ein Einfluß der teufeliſchen Bosheit von Heiden und Publikanen war. Aber es fiel unſerem Krämer doch ein, als er den großen Mann, der ſeinen Laden eines Beſuches gewürdigt, ſeines „Frauchens“ erwähnen hörte.

Indeſſen ging das ſo ſchnell vorüber, wie es gekommen, als Herr Plunz fortfuhr: „Ja, Liebſter, ich ſehe, wie es ſteht, d. h. ſo, daß bald nicht mehr vom Stehen, ſondern nur noch vom Fallen die Rede ſein wird. Kommen nicht vorwärts, he? ſondern eher zurück, nicht?“ Gottlieb Rapſer nickte unwillkürlich mit dem Kopfe . . . „Wohl, Sie dauern mich in meinem chriſtlichen Gemüthe, Sie und ihr ehrbares Frauchen. Aber wie Sie es bisher getrieben, können Sie es zu nichts bringen, mein Lieber. Sie wandeln im Dunkeln und haben nicht den rechten Geiſt. Doch, lieber Bruder, du dauerſt mich, wie geſagt, und „darum, ſo viel an mir iſt, bin ich geneigt, auch dir das Evangelium zu predigen. Denn ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht: denn es iſt eine Kraft Gottes, die da ſelig macht alle, ſo daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen. Sintemal darinnen geoffenbaret wird die Gerechtigkeit, welche kommt aus Glauben in Glauben, wie denn geſchrieben ſtehet: Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben.“ Paulus an die Römer, Kapitel 1, Vers 15 bis 17.“

Der eifrige Mann war in den bekannten Sington verfallen, welcher dazu gehört, ſo einen Text recht erwecklich zu machen. Jetzt hielt er etwas erſchöpft inne, bemerkte aber zu ſeinem Leidweſen, daß ihm der Krämer zwar mit offenen Augen und Ohren und mit noch offenerem Munde zuhörte, doch aber noch nicht gehörig religiös „angefaßt“ ſei. Herr Barnabas Plunz wußte aber in das Netz der Seelenfiſcherei gar verſchiedene Maſchen zu knüpfen. Er änderte daher den Ton und fragte liebevoll: „Lieber Bruder im Herrn, du wäreſt gerne reich, nicht wahr?“ — „Wer wär' es nicht gerne?“ — „Ja wohl. Es kommt auch nur darauf an, wie man es anſtellt, um es zu werden. Ich ſelber war vor Zeiten nicht reicher als du heute biſt. Und nun — ſieh' mich mal an! Wie ſchwer, glaubſt du, wiege ich?" — „Etliche Millionen mindeſtens, hochverehrter Herr." — „Nun meinetwegen. Ob du gerade das Zeug zu einem Millionär haſt, kann ich heute noch nicht beurtheilen. Aber vorausgeſetzt, daß du dich meiner Leitung unterwerfen wirſt, will ich dir das Geheimniß des Reichwerdenkönnens in zwei Worten mittheilen." — „Das wäre?" — „Werde fromm, Bruder Rapſer, werde fromm!" — „Von Herzen gern. Wüßt' ich nur, wie ich's zu machen hätte." — „Dazu will ich dich treulich anleiten. Komm nur von morgen an — der Sabbath ſei dem Herrn geheiligt! — in die Verſammlung der Brüder und Schweſtern hieſiger Stadt, wie wir ſolche im Hauſe „Zur hintern Wehmuth" eingerichtet haben; aber vergiß nicht, deine Frau mitzubringen, ſintemal es paſſend und erſprießlich und nothwendig, daß das Weib das Bad der Wiedergeburt mit dem Manne theile. Und ſomit Gott befohlen für heute. Der Herr ſei mit dir, lieber Bruder, und ſein Segen ruhe auf dir ewiglich! Amen . . ."

Am Abend des folgenden Tages erſchien Gottlieb Rapſer richtig in der Verſammlung der Auserwählten, Wiedergeborenen und Zurgnadedurchgebrochenen im Hauſe „Zur hinteren Wehmuth" und hatte auch nicht vergeſſen, ſeine hübſche heitere Frau Hulda mitzubringen. Beide wurden von Stund' an „fromm" und ſo raſch immer frömmer, daß ſie ſchon nach Jahresfriſt zu den anerkannt Frömmſten im Lande gehörten. Ein recht erweckliches Exempel! wie Herr Barnabas Plunz zu ſagen pflegte, der gottſelige, millionenſchwere Mann, welcher, wie er ebenfalls bei jeder Gelegenheit, erbaulich und beſchaulich ſeine dicken Daumen um einander drehend, zu ſagen nicht unterließ, all ſein Geld und

Gut nur durch die Kraft ſeines Gebets errungen und gewonnen hatte. Warum hätte Gottlieb Rapſer einem ſo erhabenen Vorbilde nicht nacheifern ſollen? Er that es und nach fünfzehnjährigem Beten und Arbeiten, Knickern und Knauſern, Schaben und Schinden war auch er, wenn nicht gerade ein ein- oder mehrfacher Millionär, ſo doch immerhin ein reicher Mann.

II. Der vergrabene Schatz.

Aber die Roſen von Saron ſind auch nicht ohne Dornen. Man wandelt nicht ungeſtraft unter den Palmen von Jericho und riskirt, ſo man ſich unter den Cedern des Libanon lagert, einen argen Katarrh. Es iſt ein gefährlich Spiel, das Spiel mit dem Feuer!

Unſer guter Gottlieb Rapſer mußte das auch erfahren. Die er gerufen, die Geiſter, ſie ließen ihn nicht mehr los. Er war aus geſchäftlichen Rückſichten unter die Frommen gegangen und die Frommen hatten, das iſt wahr, das rapſeriſche Geſchäft prächtig in die Hebe gebracht. Aber der gute Mann war eigentlich viel zu ehrlich, die Frömmigkeit ſo zu handhaben, wie der große Barnabas Plunz ſie handhabte. Aus einer Geſchäftsſache wurde ſie ihm allmälig zu einer Herzensſache, aus einem Mittel zu einem Zweck. Jede Stunde, welche er ſeinen Geſchäften abmüſſigen konnte, benützte er dazu, kopfüber in jenen Ocean von Denknichts ſich zu ſtürzen, welcher auf dem Globus der intellektuellen Welt als das ſchwarze Traktätleinmeer figurirt. Die Offenbarung Johannis und die bluttriefenden Bücher des Alten Teſtaments bevölkerten ſeine Gehirnhöhle mit finſteren Phantomen. Er grübelte unabläſſig über dem Dogma von der Gnadenwahl nnd Verdammniß, welchen Wahnwitz aufzubringen eben nur Pfaffen grauſam genug waren, und daſſelbe würde den Armen, wie unzählige andere Schwachköpfe höchſt wahrſcheinlich verrückt gemacht haben, falls nicht in Gottlieb Rapſer ein Motiv zu arbeiten fortgefahren hätte, welches energiſcher war als alle theologiſchen zuſammengenommen: — ſein Geiz, ſein unerſättlicher Hunger nach Geld und Gut, das ruheloſe Haſten und Taſten nach mehr und immer und immer mehr!

Es iſt ſchwer, wenn überhaupt möglich, Leuten, welche ſich im rapſeriſchen Hauſe nicht ſelber umgeſehen haben, eine Vorſtellung von der Atmoſphäre zu geben, welche auf und in demſelben laſtete und brütete. Dieſes abſonderliche Amalgam von dumpfer Frömmigkeit und ſcharfäugiger Erwerbgier, von Fülle des Beſitzes und ſchäbigſter Knauſerei! Man ſchmeckte den Geruch der „Frömmigkeit“ ſo zu ſagen in allen Zimmern und Gelaſſen. Es roch da, als hätte man in abgeſtandenem Eſſig umgeſchlagenen Syrup geſchüttet. Die Bewohner trugen alle, die Dienſtboten inbegriffen, den unverkennbaren Stempel der Sektirerei an ſich. Sauertöpfiſche Mienen, Wermuthblicke, eckig-ſteifleinenes Gebaren, gedämpftes Sprechen. Selbſt die zwei Söhne des Hauſes, im friſcheſten Jünglingsalter ſtehend, ſahen drein, als hätten ſie eine ſchwere Laſt eigener und fremder Sünden zu tragen, und was ihre Mutter, die weiland heitere Frau Hulda angeht, o Himmel, dieſe tappte jetzt mit weiblicher Leidenſchaftlichkeit im Labyrinth der „Frömmigkeit“ umher, bei jedem Schritt und Tritt darauf gefaßt, dem Teufel zu begegnen. Denn ſelbſtverſtändlich war der Hauptgegenſtand dieſer Frömmigkeit der Fürſt der Finſterniß, mit welchem ſich ja in dieſer oder jener Geſtalt die Frommen aller Zeiten vorzugsweiſe beſchäftigt haben. Solcher Teufelsglaube hatte die gewöhnlichen Folgen, d. h. im Gefolge der Vorſtellung vom Satan zog das ganze wilde und wüſte Heer des Afterglaubens in das rapſeriſche Haus ein. Die Phantaſie der Bewohner deſſelben war mit Fratzenhaftem bis zum Berſten vollgeſtopft; überall ſahen, hörten, rochen und fühlten ſie Uebernatürliches, allzeit fürchteten und witterten ſie Unheimliches und ſelbſt das Gewöhnliche und Gewöhnlichſte nahm in ihren Augen ſpukhafte Geſtalt und Farbe an. Tyrann Wahn herrſchte da unbedingt und unbeſchränkt.

Unterdeſſen gedieh und mehrte ſich das Glück der Familie, d. h. ihr Reichthum und ihre Reſpektabilität. Herr Rapſer hatte, um doch auch, wie er ſich ſeufzend ausdrückte, der ſündigen Eitelkeit der Welt nach der Schwäche des Fleiſches nachzuleben, ſein angeerbtes väterliches Haus ſtattlich neugebaut und erweitert, auch demſelben nach der zu Glaublingen herrſchenden Sitte einen charakteriſtiſchen Namen gegeben und zwar den bedeutſamen altteſtamentlichen Namen „Bethel“. Unſern davon und in derſelben Straße erbaute er ein zweites ſchönes Haus, welches den Namen „Gilgal“ erhielt. Bethel ſollte der Sohn Gottfried, Gilgal der Sohn Gotthold beſitzen und bewohnen, ſo ſie einmal ihren eigenen Hausſtand begründet hätten. Herr Gottlieb und Frau Hulda wollten dann ihre alten Tage in einem

Landhauſe vor dem Thore verbringen, welches ſammt einem ſchönen Garten der geſegnete Mann ebenſalls erworben und „Thal Joſaphat“ benamſet hatte.

Bei ſothanen Umſtänden konnte für die Herren Gottlieb und Gotthold Rapſer das Geſchäft des Freiens nicht allzu ſchwierig ſein, maßen ihnen die Thüren aller „reſpektabeln“ und „gottſeligen“ Häuſer weit offen ſtanden. So geſchah es denn, daß, nachdem von den betheiligten Parteien die Räthlichkeit der beiden Partieen geprüft und anerkannt, d. h. Geld, Gut und Gottſeligkeit hüben und drüben genau abgewogen worden waren, in einem und demſelben Jahre, ja ſogar an einem und demſelben Tage Herr Gottfried die ehr- und tugendſame Jungfrau Bonifazia Kipper nach Bethel und Herr Gotthold die ehr- und tugendſame Jungfrau Kordula Wipper nach Gilgal heimführte. Es war das ein großer Feſttag, aber leider ſo zu ſagen auch ein Gränztag, von welchem ab das in Glaublingen ſprüchwörtlich gewordene Rapſer-Glück in die Brüche zu gehen begann.

Daſſelbige Jahr nämlich, in welchem die jungen Herren Rapſer Hochzeit machten, war zugleich auch das weltberüchtigte „tolle Jahr,“ allwo verſchiedene Völker unſeres Erdtheils unzweifelhaft in Folge teufliſcher Beſtrickung gegen Throne und Altäre zu rebelliren ſich unterſangen haben. Zwar das glückliche Land, in welchem Glaublingen gelegen iſt, wurde von dieſer ſataniſchen Peſt nur obenhin und ſporadiſch berührt, ſo daß es die rebelliſche Bosheit der Atheiſten und Demokraten im höchſten Delirium daſelbſt nur zu großer Gut- und Blutverſchwendung brachte — in Adreſſen. Aber in dem Nachbarſtaate, an deſſen Gränze Glaublingen unglücklicher Weiſe lag, ging das „Spielen mit Schießgewehren" weiter, viel weiter. Dort nämlich ruchloſete die Revolution dermaßen, daß das Unglaubliche, ja ſo zu ſagen Undenkbare geſchah: — deutſche Unterthanen brachten ihren geliebten Landesvater in die Lage, von ſich ſagen zu müſſen, was vor Zeiten Cicero vom Katilina geſagt hatte. Daß nach dieſem Unerhörten alle Gräuel der franzöſiſchen Schreckenszeit über das Nachbarland hereinbrechen mußten, war klar; und daß der revolutionäre Krater auch über die angränzenden Gegenden, alſo zunächſt über Glaublingen, das treuunterthänige Glaublingen, ſeine glühende Lava ausſchütten werde, war faſt noch klarer.

Es gab zur damaligen Zeit Weſen in der Welt, welche in der Einbildungskraft aller echten und rechten Kinder Teut, deren Zahl Legion, fürchterlicher graſſirten als alle Ausgeburten der Hölle in der Phantaſie eines Dante, Breughel und Pater Kochem, — dämoniſche Weſen ſo zu ſagen, gräulich bebartet, beſchlapphutet, rothbefedert, behirſchfängert. „Freiſchärler" war ihr Name und „Hecker" ihr Feldgeſchrei. Das Gerücht, es werde nächſter Tage ein ſtarker Freiſchärlerharſt über die Gränze hereinbrechen, um auch im Reiche der friedſamen Thesdoſagamun (neuhochdeutſch: Des-Sager) den Höllenbrand der Revolution anzufachen, brachte die Schrecken des Jüngſten Tages über Glaublingen. Herr Barnabas Plunz iſt daran kurzweg ſelig im Herrn verſtorben. Und der hatte es gut im Vergleich mit dem Herrn Gottlieb Rapſer, welcher in jenen Schreckenstagen allſtündlich verſchiedene Angſttode ſtarb und dennoch am Leben blieb. Stelle dir, hochzuverehrendes Publikum, einen im Glauben lebenden und in Unterthänigkeit erſterbenden Unterthan und Geſchäftsmann vor, welcher gerade einen Barſchatz im Betrage von mindeſtens 100,000 Gulden im Hauſe hat und vor deſſen durch Schlafloſigkeit entzündeten Augen Hunderte, Tauſende, Hunderttauſende von rothbärtigen, rothbefederten, behirſchfängerten Heckerlingen herumtanzen und ihre teufeliſchen Krallen nach ihm — nein, weh und ach! nach beſagtem Schatze ausſtrecken, — ja, ſtelle dir ſo einen Angſtdeutſchen vor und du haſt Herrn Gottlieb Rapſer leibhaftig vor dir.

In Wahrheit, dem Armen war zu Muthe oder vielmehr zu Schlotter, als dröhnten und brüllten die ganzen ſieben Poſaunen und die geſammten ſieben Donner der Apokalypſe zumal auf ihn herein. Hatte er nicht, wie in vielem Anderen, ſo auch in Juwelen „gemacht“ und hatte er nicht gerade jetzt für wenigſtens 100,000 Gulden Diamanten, Rubine, Smaragde, Saphire und Topaſe in ſeinem Hauſe oder vielmehr in ſeiner Bruſttaſche? Denn er trug den Schatz beſtändig auf dem Leibe. Und — Wetter und Zeter! Feurio und Mordio! — dieſe Freiſcharen von Atheiſten und Kommuniſten, Terroriſten und Dampfguillotiniſten waren im Anzug auf Glaublingen! Bei dem Gedanken glaubte Herr Gottlieb Rapſer die Edelſteine in ſeiner Bruſttaſche vor Angſt zappeln zu fühlen und ſchreien zu hören. Wo waren denn nun die höhere Frommheit und das tiefere Gottvertrauen, welche unſer Mann aus dem Heilsbronnen „Zur hinteren Wehmuth“ geſchöpft hatte? Wo ſie waren, iſt unbekannt; aber daß ſie abweſend, iſt ſicher. Herr Gottlieb war ſchon ganz dumm und dippelig, als die Nachricht kam, daß man von einem unfern der Stadt gelegenen Hügel aus die rothen

Fahnen — die rothen Fahnen, Entſetzen! — der Freiſchärlerkolonnen erblickt habe.

Der Schrecken fiel auf Glaublingen, wie ein Lämmergeier auf ein Schaf fällt. Was war nur aus allen den ſüßen Erbauungen, Salbungen und Tröſtungen geworden, wie ſie jahraus jahrein in den beiden zur größeren Ehre Gottes rivaliſirenden Konventikeln „Zur hinteren Wehmuth" und „Zur vorderen Demuth" gepredigt worden? Sie waren ſpurlos verduftet und das arme Schaf, will ſagen die fromme Stadt Glaublingen, harrte mit zitterndem Gebähe, Geblöke und Geplärre des heranziehenden Untergangs. Hätten die guten Glaublinger und beſſeren Glaublingerinnen irgendwie Zeit und Sinn gehabt, in dieſer babyloniſchen Verwirrung einander zu beobachten, ſo würden ſie bemerkt haben, daß Herr Gottlieb Rapſer, deſſen Auftreten doch ſonſt ein ſo gottſelig gemeſſenes und ſo zu ſagen ehrenſteifheiliges war, ganz wirbelig und wunderlich ſich gebarte. Er wunſelte nämlich und winſelte in konvulſiviſcher Haſt aus dem „Thal Joſaphat" — ſo hatte er, wie erwähnt worden, ſein Landgut vor dem Thore getauft — nach „Bethel" und von da nach „Gilgal" und wiederum von Gilgal nach Bethel und von dort in's Thal Joſaphat. Auf dieſen drei- oder viermal wiederholten Gängen zog er häufig eine ſorgfältig umſchnürte Pappſchachtel aus ſeiner Bruſttaſche, muſterte dieſelbe um und um mit ſtieren Blicken und ſteckte ſie dann haſtig wieder ein, um ſie ſchon einige Sekunden darauf abermals hervorzulangen. So trieb er es bis tief in die Nacht hinein.

Als er dann endlich zu Bette ſtieg, hörte ihn ſeine wackere Ehefrau zu ihrer nicht geringen Verwunderung hellauf vor ſich hin lachen. „Um Gotteswillen, Alter, biſt du letzköpfig geworden? Lachen in ſolcher Trübſal?" — „Warum denn nicht? Ich ſage dir, ſie werden ſie nicht finden!" — „Finden? Was?" — „Ei, die Schachtel mit den Steinen, was ſonſt? Hunderttauſend Gulden und darüber in einem Schächtelchen, ha, ha, ha!" — „Du haſt ſie verſteckt?" — „Verſteckt, verborgen und vergraben, und wie! Die Höllenhunde von Heiden und Halunken ſollen ſie nicht finden, gelobt ſei Jeſus Chriſt! Sela." — „Wo haſt denn den Schatz vergraben?" — „Das möchteſt du wiſſen, gelt? Aber nichts da! Niemand ſoll es wiſſen als ich. Denn der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe, zu ſuchen, wen er verſchlinge. Doch verlaß' dich drauf, der Schatz iſt verſorgt und aufgehoben, ja wohl, verſorgt und aufgehoben. Die verfluchten Rothen, Jakobiner und Kommuniſten mögen nun kommen, wann ſie wollen, — mira!" (was zu Hochdeutſch „meinetwegen" heißt) Und noch einmal lachte er hellauf.

III. Wie Herr Gottlieb Napſer ein Wühlhuber wird.

Die „Rothen" kamen nicht. Weder in jener glaublinger Schreckensnacht noch am folgenden Tage, allwo es ſich herausſtellte, daß die rothen Fahnen, welche man geſtern in der Ferne erblickt hatte, allerdings wirkliche und wahrhafte rothe Fahnen geweſen ſeien, — nämlich die einer kirchlichen Prozeſſion, welche im katholiſchen Nachbarlande nach einem berühmten Wallfahrtsorte, dem Kapuzinerkloſter „Heilige Milch,“ unterwegs geweſen war.

Die guten Glaublinger und beſſeren Glaublingerinnen hatten überhaupt eine Angſt, wie ſie ſo eben eine durchgemacht, nicht wieder zu präſtiren. Revolution und Rebellion gingen raſch bachab in den weiten Landen, wo der beſchränkte Unterthanenverſtand ganz vorzüglich gedeiht und die geduldigſte Geduld wächſt, wo Myriaden von Patrioten und ſonſtigen Fortſchrittsbummlern bei zahlloſen Feſten, nachdem ſie den gehörigen Vorrath von Nationalbier zu ſich genommen, ihren Schmerz über Deutſchlands Zerriſſenheit herwäſſern, und doch vor Schreck und Zorn auf der Stelle Obſtruktionen bekommen, wenn man ihnen zumuthet, ihre partikulariſtiſchen Stämme-Narrenkappen mit der ſchwäbiſchen, bairiſchen, heſſiſchen, ſächſiſchen, ſchleswig-holſteinſchen, hannoverſchen, hinterpommerſchen u. ſ. w. Haus-, Hof- und Hanswurſtſchelle abzuthun und nicht in jedem ihrer Flachſenfingen, Krähwinkel oder Kuhſchnappel die Hauptſtadt des deutſchen Zukunftsreiches zu erblicken.

Sämmtliche Throne und Altäre waren alſo, wie geſagt, gerettet und unter der obligaten Begleitung von Standrechtsſchüſſen, Feſſelnklirren und Stockſchlägeſalven etablirte ſich wiederum die deutſche Gemüthlichkeit. Wie immer in Zeiten, wann die Geſellſchaft gerettet wird, machten ſich jetzt die „Stillen im Lande“ ſehr laut und ſo hallelujate es denn im Konventikel „Zur vorderen Demuth“ und hoſiannate es im Konventikel „Zur hinteren Wehmuth“ gar mächtig und prächtig. Aber ein Licht, welches vordem hellen Schein und ſüßen Ruch verbreitet hatte, erſchien leider nicht wieder auf dem

Leuchter: — Bruder Gottlieb Rapſer, welcher wenige Wochen nach glücklich erfolgter Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung das Zeitliche ſegnete und ohne Zweifel aus dieſem Jammerthal ſtracks in's Himmelreich einging. Freilich muß ein gewiſſenhafter Rhapſode der Rapſerias mit Bedauern anmerken, daß das Ende von Bruder Gottlieb nicht ſo faſt beſchaulich und erbaulich als vielmehr ziemlich graulich geweſen iſt.

Sowie ſich nämlich in Glaublingen der Freiſcharenſchrecken als grundlos herausgeſtellt hatte, war an unſerem Gottlieb eine Verſtörniß bemerkbar geworden, welche man, falls er nicht ein ſo würdiger, frommer und angeſehener Herr geweſen wäre, unbedingt für offenkundige Verrücktheit erklärt haben würde. Als ob dem Armen ein unſichtbares Lokomotiv vorgeſpannt wäre, haſtete er ruhelos bei Tag und Nacht zwiſchen Bethel, Gilgal und Joſaphat hin und her, durchſtöberte in den drei Häuſern jeden Raum und jeden Winkel vom Keller bis zur Dachfirſt, öffnete alle Thüren, ſuchte in allen Schränken, Kiſten und Kaſten, klopfte an alle Mauern und Wände, handirte mit Hammer, Axt, Hacke und Schaufel, hob hier einen Zimmerboden auf, bohrte dort ein Loch durch eine Decke, riß an einem dritten Orte das Getäfel von der Wand, zerſchnitt da eine Matratze, zerſchlug dort ein Sopha, um mit beiden Händen in der Polſterung umherzugreifen, und murmelte er, während ihm der Schweiß von der Stirne rollte, mit zitternden Lippen unaufhörlich: „Die Steine! Die Steine! Die Steine! Ich muß die Schachtel wieder finden! Hunderttauſend Gulden und drüber! Das bringt mich um!" Am tollſten trieb er es im Garten ſeines Landhauſes, denn da war keine Fußbreite Boden, die er nicht umgewühlt und abermals und zum dritten Mal umgewühlt hätte. Sie war peinlich und unheimlich anzuſehen, dieſe Wühlerei, und mitleidswürdig anzuſehen nur der alte Herr in ſeinem beſchmutzten, zerknitterten und zerriſſenen Anzug, mit ſeinen verworrenen grauen Haaren, dem ruppigen Stoppelbart und ſeinen auf die Seelenfolter höchſter Angſt geſpannten Zügen, auf welchen Braunroth und Aſchgrau wechſelten. Es konnte daher auch nur einem ruchloſen Demokraten, welcher, man weiß nicht wie, nach Glaublingen ſich verirrt hatte, einfallen, den ſchnöden Witz ausgeben zu laſſen, der alte „Pfennigfuchſer“ und „Hauptreal“ ſei offenbar plötzlich zum „Wühlhuber“ geworden: ſo ein wunderſames Wunder könne ſich eben nur an einem Orte ereignen, wo es nicht allein eine „vordere Demuth“, ſondern auch eine „hintere Wehmuth“ gebe.

Der arme Herr Napſer fuhr fort zu ſuchen, zu hämmern, zu pochen, zu kratzen, zu graben und zu wühlen, bis er nicht mehr konnte. Die ungeheure Aufregung rieb ihn auf, die übermenſchliche Anſtrengung warf ihn um. In den Delirien des hitzigen Fiebers, welches ihn befiel, ſteigerte ſich ſein Gemurmel: „Hunderttauſend Gulden und drüber — die Schachtel — die Steine — nicht da, da auch nicht, da auch nicht! zum Wuthgebrüll und der verzweiflungsvolle Refrain: „Das bringt mich um!“ ſcholl häufig grauſenhaft die ganze Straße entlang. Und, wirklich, es brachte ihn um: er ſtarb an dem vergrabenen und nicht wiedergefundenen Schatz. Sein Todeskampf war ſo furchtbar, daß der Anblick den ſchreckensbleichen Mitgliedern ſeiner Familie wie ein lähmender Blitz in die Seelen ſchlug. Er wand, krümmte und bäumte ſich auf ſeinem Lager, mit ſchäumendem Munde ſchreiend: „Ich will noch nicht ſterben! Will die Steine wieder haben, die Steine, die Steine! Die Schachtel, die verfluchte Schachtel, wohin hab' ich ſie gethan? Wohin? Wohin? Wo iſt ſie? Wo? Wo? Hunderttauſend Gulden und mehr! Es läßt mir im Grabe nicht Ruhe und Raſt — ihr werdet ſehen, werdet ſchon ſehen — es läßt mir keine, keine Ruhe, Ruhe im Gra — Gra — — —" Damit fuhr er ab.

IV. Herr Gottlieb Rapſer ſelig geht um und wird gebannt.

Männiglich weiß und Weibiglich könnte es wiſſen, daß unſerer Zeit ganzes Elend nur die logiſche Schlußfolgerung aus der verdammlichen Prämiſſe unſeres Unglaubens iſt. Zwar die Horde der Gojim und Giaurs, die ganze Bande der Pantheiſten, Atheiſten und Materialiſten — anathema sit! — iſt ſchamlos genug, zu behaupten, das ganze „Elend" unſerer glaubensloſen Zeit wolle gar Nichts bedeuten, verglichen mit dem Elend der früheren glaubenstollen Zeiten. Ferner, ſo ungeheure Trübſale, wie die heilige Dummheit in der guten alten frommen Zeit über die Menſchen gebracht habe, Religionskriege, Inquiſitionen, Hexenbrennereien, Hungersnöthe, länderverödende Seuchen, ſeien jetzt gar nicht mehr möglich. Und endlich, in mathematiſch genauem Verhältniß zum Wachſen des Unglaubens ſtehe das Wachsthum der Kultur und folglich der Humaniſirung der Geſellſchaft. Es ſei demnach die Gegenwart, wie eine materiell glücklichere und intellektuell gebildetere, ſo auch eine ſittlich beſſere als ſämmtliche Jahrhunderte der Vergangenheit. Aber — vade retro, Satanas! — wir wollen unſere Ohren nicht länger mit ſolchen Ketzereien bemakeln, ſondern uns lieber an dem Exempel altväterlicher Gläubigkeit erbauen, welches in der guten Stadt Glaublingen im Allgemeinen und in den rapſeriſchen Häuſern Bethel, Gilgal und Thal Joſaphat im Beſonderen rumorete und raſaunete, wie folgt.

Saß da am Morgen nach dem Begräbniß von Rapſer sen. Herr Gottfried Rapſer mit ſeiner Mutter Hulda und ſeiner jungen Frau Bonifazia in Bethel beim Frühſtück, ohne demſelben Ehre anzuthun. Waren ein trauriges Anlugen, die drei guten Leutchen mit ihren bleichen überwachten Geſichtern und verſtörten Augen. Sprachen nur im Flüſterton mitſammen, faſt unartikulirt. Und wie ſie ſo ſaßen, ging die Thüre auf und hereintraten Herr Gotthold Rapſer und ſeine junge Frau Kordula und auch ihr Ausſehen war ſo auffallend verſtört, daß die drei Inſaſſen von Bethel an die Ankömmlinge von Gilgal wie aus einem Munde die Frage thaten: „Herr Jeſus, war er denn auch bei euch?“ Gotthold nickte nur mit dem Kopfe und mußte ſich ſetzen, ſo angegriffen und nervenzitterig war der junge Mann. „Fragt nur die Kordula,“ brachte er dann mühſam hervor. Schwiegermutter und Schwägerinnen zogen die junge Frau in eine Ecke. Die beiden Brüder aber ſaßen ſich eine Weile ſtumm gegenüber, einander Entſetzliches aus den Augen leſend. Aus der Fenſterecke, wo die Frauen haſtige Fragen und Antworten austauſchten, kamen ſchwere Seufzer und mühſam halbverhaltene Angſtrufe.

„Der Gärtner vom Thale Joſaphat iſt draußen und läßt die Frau“ — (Frau Hulda hieß in der Familie Rapſer die Frau par excellence) — „um eine Audienz bitten,“ meldete eintretend eine der beiden frommen Hausmägde, auf welche der paniſche Schrecken, der in die ganze Familie gefahren ſein mußte, ebenfalls ſeine bleierne Hand gelegt zu haben ſchien. Bleich ging die Matrone hinaus; noch bleicher, wo möglich, kam ſie nach einer Weile zurück. Acht Augen hingen ängſtlich fragend an den ihrigen. „Helf' uns Gott!“ ſagte ſie mit zuckenden Lippen und im Schluchzen brechender Stimme. „Helf' uns Gott! Er hat es draußen gerade ſo arg getrieben — als hierinnen.“

Getrieben? Was? Wer? Was ſollte denn dies alles bedeuten? Was hatte es gegeben?

Dieſe Fragen wurden etliche Stunden ſpäter in ganz Glaublingen herum erſt „getuſchelt“ und „gefliſmet,“ dann etwas lauter gethan und beantwortet und endlich in hundert- und tauſenderlei Lesarten und Varianten von der frommen Neugierde mehr oder weniger ſchreiend erörtert. Aber was hatte es denn in der vergangenen Nacht gegeben? Nun, was Anderes als Spuk? Und was für Spuk! Kind und Kindeskind wird zu Glaublingen davon noch zu ſingen und zu ſagen wiſſen. In der bekannten Geſpenſterſtunde hatte Herr Gottlieb Rapſer ſelig in Bethel, in Gilgal und im Thale Joſaphat gewühlhubert, auf und eben ſo, wie er es in den letzten Wochen ſeines Lebens getrieben hatte, — grauſam anzuſehen!

Und das ging nun ſo fort und wiederholte ſich

Nacht für Nacht mit allen den Einzelnheiten, welches das fieberhaft heftige Suchen nach dem verloren gegangenen Edelſteinſchatz gekennzeichnet hatten. Das ſchreckliche Sterbebettwort des unſeligen Seligen, daß dieſer Verluſt ihm keine Ruhe im Grabe laſſen würde, war grauenhaft in Erfüllung gegangen. Bethel und Gilgal wurden zu Angſthöllen urd der ſehr fromme Gärtner draußen im Thale Joſaphat kündigte den Dienſt. Die Leiden der rapſeriſchen Familie waren ſo erbarmungswürdig, daß ſelbſt der oben erwähnte demokratiſche Wolf, welcher ſich in den glaublinger Schafſtall verirrt hatte, die mitleidige Aeußerung that, die beiden geiſterſeheriſchen Bruder reiſten offenbar raſch dem Tollhauſe entgegen. Der Wolf, welcher ja ein deutſcher Wolf war und demnach doch auch einen Fetzen Gemüth beſaß, that noch mehr. Er meinte nämlich in ſeiner profanen Weiſe, man müſſe die Rapſeriſchen homöopathiſch kuriren, „similia similibus,“ den Blödſinn mit Blödſinn, und er wußte es zu machen, daß den beiden Brüdern ſowohl von der „vorderen Demuth“ als auch von der „hinteren Wehmuth“ her zu bedenken gegeben wurde, der Pater Petulanzius, Guardian im Kloſter „Heilige Milch“ drüben über der Gränze, ſei als perfekter Geiſterbanner weitum bekannt.

Etliche Tage darauf ging in Glaublingen ein ungreifbares Gemunkel von einer Kapuzinerkutte, welche nachtſchlafender Weile in Bethel, in Gilgal und im Thale Joſaphat geſehen worden ſei. Genaueres hierüber kam vorerſt nicht einmal unter die Rapſerinnen, geſchweige ins engere oder weitere Publikum. Aber Thatſache, freudige Thatſache iſt, daß der gräuliche Rapſerſpuk wie auf Kommando aufhörte. Es ſpukte und wühlhuberte nicht mehr, weder in Bethel, noch in Gilgal, noch im Thale Joſaphat. Die arme Seele hatte Ruhe gefunden.

V. Was für Unheil unter Umſtänden eine Ordnungsfanatikerin anzuſtiften vermag.

Frau Kordula Rapſer, geborene Wipper, war zwar auch von Haus aus tüchtig „religiös angefaßt“ und konnte ſich vollends ſeit ihrem Eintritt in die rapſeriſche Familie an Durchgebrochenſein zur Gnade mit jeder Glaublingerin meſſen. Doch aber hatte die lebhafte runde Schöne — denn ſie konnte für ſchön gelten — einen ſtarken Zug in ihrem Weſen, welcher, wie ihr Eheherr manchmal zu bemerken gab, ſehr nach der Eitelkeit dieſer Welt ſchmeckte. Sie war nämlich eine Schwärmerin, ja eine Fanatikerin für Sauberkeit, Ordnung und Nettigkeit. Spiegelglatt gebohnte Zimmerboden waren ihr Wunſch, kryſtallhelle Fenſterſcheiben ihre Wonne, grünlich angelaufene Thürenſchlöſſer und Klinken ihr Wehe, Beſen und Bürſten ihre Waffen. Nie ſah man ſie im Innern von Gilgal, ohne daß ſie irgend ein Reinigungsinſtrument in der Hand gehabt hätte, und es war der Guten einmal paſſirt, daß ſie im Kreiſe der Brüder und Schweſtern in der „hinteren Wehmuth“ erſchien, das Geſangbuch in der Linken und einen umfangreichen Abſtaublappen in der Rechten. Der reißende Wolf, deſſen wir — es möge uns in chriſtlicher Weiſe verziehen werden! — im Verlaufe dieſer beſchaulichen und erbaulichen Geſchichte leider ſchon wiederholt erwähnen mußten, war unzartfühlſam genug, ſeine loſe Zunge auf den Splitter in Frau Kordula's Auge zu ſpitzen, indem er ſie bald die ſchöne Fegfeurige, bald aber auch die heilige Kratzbürſte nannte.

Zur Zeit, als nach glücklich gebanntem ſchwiegerväterlichem Spuk die ſchöne Fegfeurige mit ihrem erſten Kinde ging, nahm ihr Ordnungsfanatismus mitunter die Färbung krankhaften Gelüſtens an. Eines Tages — ſo behauptete die fromme Skandalchronik von Glaublingen — ſei ſie ſogar ihrem Eheherrn mit einer großen Bodenbürſte, einem ſogenannten „Ploch," wie man dort herum ſagt, zu Leibe gegangen, alles Ernſtes behauptend, ſie müſſe und werde ihn von allem Sündenſchmutz gründlich reinfegen. Bei Gelegenheit dieſes Bürſten- oder Plochattentats, wie noch bei verſchiedenen anderen ähnlichen Gelegenheiten, kam es in Betreff der weltlichen Schwäche der guten Kordula zwiſchen ihr und Herrn Gotthold Napſer zu unliebſamen Erörterungen, wie ſolche in einem ſonſt ſo überaus gottſeligen Haushalt eigentlich nicht vorkommen ſollten. Jedennoch waren das nur ſo Gewitter oder vielmehr nur ſo mehr oder weniger Gewitterchen, welche in den Haushalten Derer, „ſo da drinnen," zur Auffriſchung der Atmoſphäre von Zeit zu Zeit nicht weniger vonnöthen zu ſein ſcheinen, als in den Haushalten Derer, „ſo da draußen." Mit aufrichtigem Bedauern verzeichnen wir hier die betrübſame Wahrnehmung, daß auch die ſpezifiſchen Brüder und Schweſtern im Herrn den „alten Adam" in ihnen doch nicht ganz „abſchlachten" können, wie man das liebſelig nennt, ja, daß ſie doch nicht ganz ſich zu entmenſchen vermögen. Ach und krach, es menſchelt eben überall unter Menſchen!

Ein Beweis hiefür iſt, daß die heilige Kratzbürſte — Gott verzeih' uns die Sünde! — wir wollten ſagen die ehr- und tugendſame Frau Kordula, ungeachtet der pflichtmäßigen Liebe, womit ſie ihrem Eheherrn zugethan war, doch die Feſttage ihres Daſeins dann feierte, wann er abweſend, wann er in Geſchäften verreiſ't war. Da nämlich konnte ſie ſich ſo recht con amore ihrem Fegefeuer und ihrer Scheuerluſt überlaſſen, ohne Einſprache oder gar Verhinderung befürchten zu müſſen. Neueſtens war ihr dieſes Glück zwei Wochen lang beſchieden geweſen und ſie hatte dieſe Friſt redlich benutzt. Die Haupt- und Staatsaktion einer Generalreinigung des Hauſes vom oberſten Dachfirſtſparren bis zum Kellerboden war vorgenommen worden und gerade in der letztgenannten Gegend, im Keller, hatte am heutigen Tage, wo Herr Gotthold zurückerwartet wurde, Frau Kordula das Menſchenmögliche geleiſtet. Der Kellerraum ſah in Folge der verſchiedenen Manipulationen, welchen er ſich hatte unterziehen müſſen, ſo ſauber und behaglich aus wie ein Wohnzimmer und die Fäſſer glänzten ordentlich vor Vergnügen.

Zu allerletzt war aber der Hausherrin noch ein kleines Abenteuer zugeſtoßen. Es ließ ihr nämlich keine Ruhe, ſie mußte die reinigenden Flammen ihres Fegfeuers auch noch in den dunkeln und faſt unzugänglichen Raum hinter dem „Faßlager" hineinleuchten laſſen. Die Magd mußte alſo über das Faßlager hinüberklettern und Frau Kordula reichte ihr dann ein Licht hinüber, was Beides nur mit Mühe bewerkſtelligt werden konnte. Kaum aber hatte die Magd — Theodula hieß ſie, abgekürzt Dudel — drüben ihren Krieg gegen Spinnen und Spinnegewebe eröffnet, als ſie den „Kreiſch" losließ: „Herr Jemine, Frau!" — „Was haſt?" — „Ein niedlenettes Käſtle. Nei au, wie niedle!" — „Ein Käſtle? Sag', was iſt denn drin?" — „Ja, wenn's nit vernagelt wär'!" — „Vernagelt? Reich's doch mal herüber!" — „Ja, wenn ich's könnt'! 's iſt auf dem Boden feſtgemacht." — „Feſtgemacht? Mach' es doch los!" — „'s geht nit. Aber reichen Sie mir doch den Faßhammer 'rüber!"

Der Hammer ward hinübergereicht und nach lebhaftem Gehämmer rief der Dudel fröhlich! „Jetzt hab' ich's los! Da, Frau, iſt's." Die Dudelarme erſchienen, einen Gegenſtand hoch mit den Händen emporhaltend, über einem der Fäſſer und nach einigen mißlungenen Verſuchen gelang es der Frau Kordula, ſich des Gegenſtandes zu bemächtigen. Richtig, es war ein „niedlenettes" Käſtchen, etwa zwei Fuß lang und einen breit, ſauber aus Birken- oder Ahornholz gearbeitet und noch ſo neu, daß ihm der Kellerſchimmel wenig oder gar nichts angehabt hatte. Der Deckel war feſt verleimt und vernagelt, und als es Frau Kordula näher bei Licht beſah, bemerkte ſie mit Erſtaunen, daß auf dem Deckel die drei Häuſer Bethel, Gilgal und Joſaphat mit rother Farbe recht kennbar und nicht unzierlich gemalt waren.

Sie drehte das Käſtchen neugierig in den Händen um und um. Plötzlich kam ihr ein Einfall und überfiel ſie ein ſo freudiger Schrecken, daß ſie laut aufſchreien mußte: „Herrgott, Dudel, wenn da drinnen in dem Käſtle die Edelſteine ſteckten, welche der Schwiegerpapa ſelig verborgen hat und in ſeiner Verſtörniß nicht wieder zu finden wußte.“ — „Das wär’, Frau!“ meinte die Magd, glücklich über das Faßlager zurückkletternd. „Ja, das wär’, Dudel! Was könnt’ ich da heut’ Abend meinem Mann für eine Ueberraſchung bereiten! Der würde Augen machen!“ — „Per ſe, verſteht ſe, natürle, jo freile!“ — „Und meinſt nicht, Dudel, er würde mir das lyoner Seidenkleid kaufen, das bei Schnapper und Komp. im Schaufenſter hängt — weißt, das ſchwarze mit den lila Streifen? Er hat es mir ſchon zweimal abgeſchlagen.“ — „Mit den lila Streifen? Eitelkeit der Eitelkeiten!“ brummte die in der Wolle fromm gefärbte Magd Theodula, ein Mädchen von ſehr „beſtandenem Alter,“ d. h. ſo um die Fünfzig herum. „Ach ja, liebe Dudel,“ ſagte Frau Kordula, die ſich ſo zu ſagen verſchnappt hatte, mit einem leiſen Seufzer. „Aber komm’ wir wollen doch ſehen, was in dem geheimnißvollen Käſtle da iſt.“

Sie nahmen das Kiſtchen mit in die Küche hinauf und ſetzten ihm dort mit Stemmeiſen und Hammer ſo lange zu, bis es nachgab. Aber die hochfliegende Hoffnung der guten Frau Kordula plumpte kläglich aus der Höhe der Illuſionen auf den herben Boden der Wirklichkeit nieder, als nach geöffnetem Deckel die Thatſache ſich herausſtellte, daß in dem Käſtchen ſich gar nichts, aber auch gar nichts ſich befand als Hobelſpähne; welche, ihrer Haſt und Preſſion in dem engen Behältniß erledigt, luſtig in dem Zugwinde flatterten, welcher zum offenſtehenden Küchenfenſter hereinblies.

„Ein ſauberer Schatz! Da ſind wir ſchön angeführt! Hobelſpähne? Wie dumm!“ ſagte Frau Kordula und lachte. Aber die geſtrenge Jungfer Dudel lachte nicht. Sie hatte ja vordem mehrere Jahre im Hauſe des großen Geiſterſehers Kerner zu Weinsberg gedient und da Gelegenheit gehabt, einen Finger oder gar eine ganze Hand in die „Nachtſeite der Natur“ hineinzuſtecken. Kein Wunder daher, daß ſie beim Anblick des ſeltſamen Käſtchens und ſeines ſeltſameren Inhalts „myſtiſche Bezüge“ zu wittern und allerhand Geſpenſtiges und Dämoniſches mit haarigen Leibern und langen Wickelſchwänzen in die Wirklichkeit, d. h. zunächſt in die Küche von Gilgal „hereinragen“ zu ſehen begann. „Frau, Frau,“ ſagte ſie ſchweraufathmend, „der Herr behüte uns in Gnaden! Das Käſtle da, die Hobelſpähne — ſehen Sie nur, wie ſie 'rumfliegen; ganz wie die Geiſter in der Stube der Seherin von Prevorſt ſelig — ich weiß nit, kurz, ich mein', das geht nit mit rechten Dingen zu.“ — „Ach, geh' doch!“ erwiderte Frau Kordula und wollte ein Scherzwort hinzufügen; aber ſie brachte es nicht heraus. In der Luft der rapſeriſchen Häuſer gediehen überhaupt die Scherze nicht und dann wirkte auch das auffallend ängſtlich gewordene Gebaren der alten — bitt' um Entſchuldigung, Jungfer Theodula! wollte ſagen der fünfzigjährig jungen Magd wunderlich befangend auf die Herrin. Es koſtete ſie ſchon Mühe, das ſeltſame Kiſtchen, das ihr nachgerade ebenfalls geſpenſtig vorkam, wieder anzurühren und mit ins Wohnzimmer zu nehmen, wo ſie es ihrem Manne nach ſeiner Heimkehr ſofort zeigen wollte. Iſt doch, phyſikaliſch zu ſprechen, der Unſinn bekanntlich ein unendlich viel beſſerer „Leiter“ als die Vernunft. Es wäre deßhalb auch gar nicht nöthig, daß ſo viele, viele Menſchen noch extra auf den Iſolirſchemel ſich ſtellen, um mit „des Teufels Maitreſſe,“ wie Martinus Luther die arme Vernunft ungalant genannt hat, ja nicht in Berührung zu kommen.

6. Es ſpukt abermalen.

Herr Gotthold Napſer war wie ſein Bruder Gottfried ein melancholiſcher Mann. Selten ſah man ihn, und gerade ſo auch ſeinen Bruder, lächeln, lachen niemals, und in den düſtern Augen von Beiden zuckte häufig jene unheimliche Flackerglut, welche das geängſtigte kranke Gemüth wie ein Nothſignal aufſteckt.

Heute Abend jedoch war der heimgekehrte Hausherr von Gilgal verhältnißmäßig recht aufgeräumt. Er ließ ſich am Abendtiſche Speiſe und Trank wohlſchmecken und erzählte, behaglich plaudernd, ſeiner Frau von den vortheilhaften Geſchäften, welche er auf ſeiner Reiſe theils abgewickelt, theils neueingeleitet hatte. Frau Kordula ihrerſeits vermochte ein gewiſſes Unbehagen nicht zu verbergen; ſie konnte nicht ſtillſitzen und machte ſich allerlei in der Stube zu ſchaffen. Endlich ſagte ſie: „Gotthold, ſieh' doch mal, was ich heute im Keller gefunden habe —" und damit nahm ſie das „geheimnißvolle" Käſtchen aus dem Wandſchrank und ſtellte es auf den Tiſch.

Der Hausherr war ſoeben im Begriffe, ſein Weinglas zum Munde zu führen; aber beim plötzlichen Anblick des geöffneten leeren Käſtchens erſtarrte ihm Arm und Hand. Das Glas entfiel ihm und rollte zerklirrend zu Boden. Das Blut ſchoß ihm in Wangen, Stirne und Schläfen. Dann ward ſein Antlitz leichenfahl und wie ein Sterbender ſank er in die Sophaecke zurück.

„Um Gottes willen!“ ſchrie die entſetzte Frau auf. „Gotthold, was iſt dir?“ Und ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, verſuchte ihn aufzurichten und bedeckte ſeine marmorkalte Stirne mit Küſſen und Thränen.

Er öffnete die Augen und ſtarrte eine Weile mit verglaſ'tem Blicke in Kordula's Augen. Dann ſprang er, wie von einer verborgenen Feder emporgeſchnellt, auf, ſtieß ſeine Frau ſo heftig von ſich, daß ſie faſt rücklings zu Boden geſtürzt wäre, und ſchrie ſie mit vor Angſt oder Grimm bebendem Munde an: „Unglückliches Weib, was haſt du gethan!“

„Um der Wunden unſeres Heilands willen, Gotthold, ich . . .“

Er ließ ſie nicht ausreden. Auf ſeinen Füßen wankend wie ein Betrunkener, wies er mit der Hand auf das Käſtchen und ſtammelte ſchluchzend: „Da hinein war der Geiſt gebannt. Du, Unſelige, haſt ihn wieder losgelaſſen . . . zu unſer aller Verderben!“

Sprach's und ſtürmte zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Kordula ſtand wie vernichtet, dem Zuſammenbrechen nahe. Dann raffte ſie ſich mit einer krampfhaft gewaltſamen Anſtrengung zuſammen und eilte ihrem Manne nach, die Treppe hinunter, vor das Haus und die Straße entlang. Sie beflügelte ihre Schritte, als ſie ihn die Hausthüre von Bethel öffnen ſah. Im Erdgeſchoſſe war dort Licht; denn Bruder Gottfried arbeitete noch einſam in ſeinem Komtoir und ſchaute erſchrocken auf, als er den Bruder hemdärmelig, barhäuptig, blaß wie der Tod, plötzlich in der Thüröffnung erſcheinen ſah. In dieſem Augenblicke betrat Kordula die Hausflur und hörte, wie ihr Mann mit halberſtickter Stimme ſeinem Bruder zurief: „Gottfried, der Bann iſt gebrochen! Weh' uns! — — —“

Was noch zu erzählen, iſt bald geſagt . . . Wenn Menſchen, welche ihr Lebenlang ſo recht mit Gewalt und Methode der Tageshelle des Denkens entfremdet und in die romantiſche „Zaubernacht“ des willkürlichen Fühlens und Phantaſirens hineingetaucht worden, von einer Angſt durchſchüttert werden, wie ſie jetzt die Brüder Rapſer und die ganze rapſeriſche Familie durchſchütterte, ſo kann das Unmögliche geſchehen, d. h. die phantaſtiſchen Vorſtellungen des Glaubens, die ſchreckhaften Ausgeburten einer verſimpelten Einbildungskraft verleiblichen ſich ſo zu ſagen und Tyrann Wahn macht ſich ein boshaftes Vergnügen daraus, ſeine armen Sklaven und Seeleigenen zu äffen und zu quälen.

Noch in derſelben Nacht ging in Bethel und in Gilgal der alte Rapſerſpuk wieder gräulich los. Nicht dagegen im Thale Joſaphat, das in letzter Zeit der demokratiſche Wolf, mit welchem wir ein hochzuverehrendes und hoffentlich auch frommes Publikum mehrfach behelligen mußten, von den Brüdern Rapſer käuflich erworben hatte. Das Geſpenſt hielt es natürlich unter ſeiner Würde, einen ſo notoriſchen Ungläubigen mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Am folgenden Morgen machten ſich die Brüder Rapſer eilends nach dem Kloſter „Heilige Milch“ auf den Weg. Zwar ſoll, wie die gottſelige Jungfrau Theodula nach einiger Zeit geheimnißvoll verlauten ließ, der Pater Petulanzius zu dem Kaſus ein ſehr bedenkliches Geſicht gemacht und geſagt haben, einen ſchon einmal gebannten und freventlich wieder losgelaſſenen Geiſt zum zweiten Male „feſtzumachen“ ſei ein ſehr ſchwierig Ding, außerdem aber auch mit ſehr bedeutenden Koſten überbunden, ſintemalen die heilige Kunſt des Exorcismus da ihre höchſten Kräfte anzuſpannen und ihre allerkoſtbarſten Mittel aufzuwenden habe. Wie viel Blut der proteſtantiſche Mammon bei dieſer Gelegenheit „ad majorem dei gloriam“ in den katholiſchen Pfaffenſack hinüberſchwitzen mußte, iſt verſchwiegen geblieben. Aber item, es half: — der ſpukende Rapſergeiſt wurde zum zweiten Male gebannt und feſtgemacht. Denn der Pater Petulanzius, wie es dort herum in einem Volksliede heißt:

„Denn der Pater iſt a Männle,
Macht ſei' Sächle nit ſchlecht.“

Wer jedoch im hochzuverehrenden Publikum von der Peſt des nicht genug zu verdammenden Unglaubens unſerer Zeit ſoweit angeſteckt ſein ſollte, daß er an dieſe zweite Bannung und Feſtmachung oder gar vielleicht an die ganze vorgetragene Geſpenſtergeſchichte nicht glauben wollte, der wallfahre nach Glaublingen, verſchaffe ſich ſo oder ſo Eintritt in Gilgal und er wird auf dem Boden des Hauſes, zwiſchen dem zwölften und dreizehnten Balken des Sparrwerkes, hart unter der Dachfirſt, mittelſt eiſernen Klammern ein mit wunderlich kabbaliſtiſchen Zeichen bemaltes Kiſtchen feſtgemacht ſehen. Da drinn ſteckt der alte Rapſer.

Und wer wirklich nach Glaublingen wallfährt, wird dort noch etwas Anderes zu Geſichte kriegen: nämlich die traurige Thatſache, daß unlange nach dem zweiten Auftreten des Rapſerſpuks und trotz der Wiederbannung deſſelben die Brüder Gottfried und Gotthold Rapſer den Aufenthalt in Bethel und Gilgal mit dem in einer berühmten Anſtalt vertauſchten, wohin ſie, binnen Jahresfriſt alle beide, in Zwangshemden gebracht wurden. Denn „der Glaube macht ſelig," ſteht geſchrieben. Daß er nicht allzuſelten auch unſelig macht, iſt zwar eine alte Geſchichte, möge aber doch wieder mal hier auf's neue gedruckt ſtehen. Nützt es nicht, ſo ſchadet's auch nicht — Sela.

Gefängnißleben zur Schreckenszeit.

Hiſtoriſche Skizze.

I.

Es iſt unnütz, ſie zu preiſen, es iſt kindiſch, ſie zu ſchmähen, die große Revolution. Sie war, wie ſie ſein mußte; ihre Wirkungen entſprachen ganz genau ihren Urſachen, wie Blitz und Donner den ihrigen entſprechen. Man kann ſie auch nicht mehr eine „Sphinx" heißen, denn die hiſtoriſche Analyſe hat ihre Motive bis zum größten und bis zum kleinſten bloßgelegt und klar gemacht. Wir wiſſen, was ſie wollte, was ſie erreichte, wie ſie irrte, wo ſie fehlte. Wir kennen ihre titaniſche Tendenz, bewundern ihre gigantiſche Kraft, ſegnen ihre unvergänglichen Schöpfungen und verdammen ihre Verbrechen. Und dennoch iſt etwas Geheimnißvolles in dieſem erhabendſten Trauerſpiel der Weltgeſchichte, etwas, das mit der unwiderſtehlichen Macht eines grandioſen Naturphänomens wirkt, deſſen Geſetz noch nicht gefunden iſt. Sollte es vielleicht der Rieſenodem der Leidenſchaft, welcher dieſes Drama ſchwellte, ſollte er es ſein, der demſelben dieſen magiſchen Reiz, dieſes unvergleichliche Intereſſe verleiht?

Oder werden wir, je mehr wir die Revolution in ihren Urſachen, Wirkungen und Folgen, in ihren Triumphen und Verirrungen begriffen zu haben glauben, nur um ſo mehr von dem Gefühle der Unbegreiflichkeit dieſer Erſcheinung angefaßt? Mir ſelber, der ich mich viel damit beſchäftigte und auch Einiges zur Berichtigung des Urtheils über die Menſchen und die Ereigniſſe der großen Kataſtrophe beigetragen zu haben glaube, mir ſelber iſt, ſo oft ich mich in die Revolution verſenke, als ſtände ich wieder vor der bekannten Meduſa Rondanini in München, deren tödtliche Schönheit jeden Empfänglichen mit Entzücken zugleich und mit Grauen durchſchauert. Oder auch empfinde ich, die Revolutionstragödie in ihrer Ganzheit faſſend, den gewaltigen Schlageindruck, welchen unſer Dichter von der „Macht des Geſanges" ausgehen läßt:

„Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude mit Gigantenſchritt
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt:
Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt und jede Larve fällt."

Das iſt's! Alle Larven fielen und die Perſonen des weltgeſchichtlichen Drama's ſprachen und handelten, wie ſie waren, in ihrer ganzen Größe und in ihrer ganzen Blöße. Alles, was menſchlich und was beſtialiſch im Menſchen, kam ohne Maske, ohne Schminke und ohne Feigenblatt zum Vorſchein. Helden und Heldinnen, Narren und Närrinnen, Schurken und Schurkinnen, Fanatismus und Berechnung, Begeiſterung und Selbſtſucht, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laſter, ſie ſpielten nach der Natur, ganz nach der Natur, und äſchyleiſchen Heroen und ſophokleiſchen Heroinnen zur Seite tölpelten ſhakſpear'ſche Clowns und riſſen rabelais'ſche Panurge ihre Zoten.

Sie iſt immer noch nicht geſchrieben, die Geſchichte dieſer Revolution, wie ſie geſchrieben ſein könnte, ſollte, müßte. Aber freilich, wer ſo ſie ſchreiben wollte, müßte mit dem Gewiſſen des Tacitus die Phantaſie Dante's und mit dem Genie Shakſpeare's die Kühnheit des Ariſtophanes vereinigen. Bis ein ſolches „Ungeheuer von Vorzügen" dermaleinſt kommt, mag es gerathen ſein, dieſe und jene Seite des großen, nie zu erſchöpfenden Gegenſtandes unbefangen zu unterſuchen und mit rückſichtsloſer Wahrhaftigkeit darzuſtellen, falſch Beleuchtetes in ein beſſeres Licht zu rücken, gang und gäbe Irrthümer als ſolche zu ſignaliſiren und alſo auch in weiteren Kreiſen einer richtigen Anſchauung und Würdigung einer Epoche Bahn zu brechen, welche die Menſchen ſo viel lehren könnte und würde, falls ſie ſich nur belehren laſſen wollten.

Da hat man z. B. aus den Einzelheiten des pariſer Gefängnißlebens während der Herrſchaft des „Schreckens" (1792 bis 1794) einen Schauderroman zuſammengekleiſtert, welcher ganz geeignet war, Unwiſſenden die Haare ſträuben zu machen. Laßt uns nun zuſehen, wie es ſich damit in der Wirklichkeit verhielt. Selbſt wenn wir auf den Umſtand, daß wir als auf unſer Quellenmaterial faſt durchweg auf die Erzählungen von Gefangenen angewieſen ſind, welche ſammt und ſonders in höherem oder geringerem Maße Feinde der Revolution geweſen, nicht das Gewicht legen, welches wir von Rechtswegen darauf legen könnten, ſelbſt dann wird ſich als geſchichtliche Wahrheit ergeben, daß die „Teufelin Revolution" auch in dieſer

Richtung bedeutend viel ſchwärzer gemalt worden iſt, als ſie war. Es iſt ihr das auch anderweitig ſattſam widerfahren. Iſt es doch Hiſtorikern vom gewöhnlichen Schlage nie eingefallen, über die Thatſache nachzudenken oder derſelben auch nur zu erwähnen, daß manche der Schlachten Napoleons, z. B. die an der Moskwa, mehr Menſchen hingerafft hat als das ganze Schreckensregiment der Revolution. Aber freilich, Napoleon war ein gekrönter Kaiſer und —, das Uebrige mag ſich der Leſer denken oder auch nicht denken, wie es ihm beliebt.

Es iſt wahr, während der Schrecken regierte, ſtrotzten die pariſer Kerker von Gefangenen. Die Zahl von achttauſend mag die regelmäßige geweſen ſein. Es iſt wahr, daß über allen dieſen Tauſenden beſtändig das Fallbeil ſchwebte. Es iſt wahr, daß ſich der Schrecken mit dem unauslöſchlichen Schandmal befleckte, auch Frauen und Mädchen um ihrer politiſchen Meinungen willen eingekerkert und hingerichtet zu haben. Es iſt endlich wahr, daß in dieſem oder jenem der Gefängniſſe die Inſaſſen mit Strenge, in einzelnen Fällen auch mit Härte behandelt wurden. Aber eben ſo wahr iſt, daß von einer raffinirten Kerkerpein im Ganzen und Großen gar keine Rede geweſen iſt. Von einem Syſtem, die Gefangenen zu quälen, iſt keine Spur vorhanden. Es war ja unſerem „humanen" Jahrhundert vorbehalten, die Marter der politiſchen Gefangenen in ein Syſtem zu bringen. Seid Zeugen deſſen, ihr Kaſematten des Spielbergs, ihr Einzelzellen in Waldheim und Bruchſal, ihr Käfige des Mont Saint-Michel, ihr Bagno's von Iſchia und Lambeſſa und du, ob „trockene" Guillotine von Cayenne! Die Titanen der

Revolution — und Titanen bleiben ſie, mag eine ſervile Hiſtorik noch ſo ſehr ſich befleißen, verkleinernd an ihnen herumzumäkeln — ſie hatten gar keine Zeit, mit ſolchen kleinlichen Bosheiten und raffinirten Grauſamkeiten ſich zu befaſſen. Sie konnten dieſelben getroſt den nach ihnen kommenden „Rettern der Geſellſchaft“ überlaſſen.

Wie bereits angedeutet worden, miſchten ſich, wie in den meiſten menſchlichen Dingen, auch in dem Gefängnißleben der Schreckenszeit die Lichter und die Schatten. Wir werden jene hervorheben, ohne dieſe abſchwächen zu wollen. Im Gegentheil, es ſoll den Schatten ihr volles Recht widerfahren.

II.

Zuvörderſt iſt der Irrthum zu berichtigen, daß die Verwaltung und Beaufſichtigung der Gefängniſſe beim Wohlfahrtsausſchuß geweſen. Der hatte Wichtigeres zu thun. Die Stadtpolizei von Paris beſorgte dieſes Geſchäft und unterſtand dabei der Kontrole des Sicherheitsausſchuſſes. Die Stadtpolizei hatte aber ſo ungeheuer viele Arbeit, daß ſie ihre Gefängnißbeamten nur oberflächlich beaufſichtigen konnte, und demzufolge hing das in den einzelnen Gefängniſſen herrſchende Regiment von den Perſönlichkeiten der Polizeikommiſſäre, der Schließer und Schließerinnen, der Wärter und Wärterinnen ab. Von dem einzigen Gefängniß Du Pleſſis wird uns authentiſch gemeldet, daß das Aufſichts- und Wartungsperſonal ſtreng, herb und hart geweſen ſei, und in dieſem Hauſe war demzufolge der Aufenthalt am peinlichſten. An den Gefangenen, auch an den weiblichen, wurde hier bei ihrem Eintritt eine Manipulation unternommen, welche unter dem Namen der „Rapiotage“ verrufen war. Man unterſuchte ſie nämlich ohne Rückſicht auf Schicklichkeit und Schamhaftigkeit und nahm ihnen Alles weg, was ſie bei ſich trugen. Man geſtattete ihnen keine Scheere und kein Meſſer, ſondern nur ein hölzernes Beſteck, ſo daß ſie beim Eſſen genöthigt waren, das Fleiſch mit den Fingern zu zerreißen. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war ſtreng unterſagt und unmöglich gemacht. Aber Einzelhaft gab es auch hier nicht: dieſe Grauſamkeit haben ja erſt die Frommen unſerer eigenen Tage methodiſch ausgebildet und in Anwendung gebracht.

Eine ganze Reihe von Gefängnißbeamten hat ſich zur Schreckenszeit durch Milde, Schonung und freundliche Fürſorge für die Gefangenen berühmt gemacht. So der Miniſterialſekretär Grandpré, der Polizeikommiſſär Viguet, der Schließer Huyet im Port-Libre, der Schließer Benoit im Luxembourg, die Schließerin Bouchaud in Sainte-Pelagie, der Schließer Vaubertrand und ſeine Frau in den Madelonnettes, die Schließerin Lebau in La Force, der Schließer Fontenay, die Schließerin Richard und deren Magd Roſalie Lamorlière in der Conciergerie, welche beide Frauen Alles thaten, was nur immer ſie thun konnten, um der armen Marie Antoinette die ſchreckliche Bürde ihrer letzten Tage und Stunden zu erleichtern.

Das ſtrengſte Gefängnißregiment wurde, wie geſagt, in Du Pleſſis gehandhabt. Schon weniger herb und hart ging es her in der Conciergerie, in Sainte-Pelagie, in La Force und in den Madelonnettes. Was vollends die Gefängniſſe im Luxembourg, im Port Libre, bei den Karmelitern, bei den engliſchen Benediktinern und Saint-Lazare betrifft, ſo waren das „Stutzer-Gefängniſſe“ (prisons muscadines), „allwo“ — meldet Einer, der es mit angeſehen — „die Gefangenen keine anderen Feſſeln kannten, als die der Liebe, und wo ihnen die Tage inmitten der Gärten und Gebüſche im ſüßen Getändel mit ihren ſchönen Mitgefanginnen verfloſſen.“ Mit Stegreifdichtung, mit Ariengeträller, mit Geſellſchaftsſpielen, mit Klatſch und mit Muſik vertrieb ſich hier der franzöſiſche Leichtſinn die Zeit und wußte es ſogar zu einer neuen Art Zeitvertreib zu machen, wenn die eiſerne Anklägerhand Fouquier-Tinville's von Zeit zu Zeit in das Getändel, Getriller und Gelächter hereingriff, um aus dem in Fülle vorhandenen Vorrath einen ſeiner täglichen „Schübe“ (fournées) für das „rothe Ding“ auf dem Revolutionsplatz zu vervollſtändigen.

In den zuletzt genannten Gefängniſſen verwandelten ſich die Kerker förmlich in Salons, wo graziöſe Frauen die Honneurs machten, wie ſie früher in ihren Empfangzimmern im Faubourg Saint-Germain oder in der Rue Saint-Honoré gethan hatten. In den Madelonnettes ließ ſich das Ancien Régime in der ganzen wohlgebürſteten Grandezza ſeiner Höflichkeit ſehen. Hier ſchwirrte die Luft von Monſeigneurs und Mesdames. Der weiland Polizeiminiſter machte in wohlgepuderter Perücke und Glanzſchuhen, den Hut unter dem Arm, den weiland Miniſtern Latour du Pin und Saint-Prieſt ſeine Morgenviſite, welche ceremoniöſeſt

Bayeriſche Staatsbibliothek

zurückgegeben wurde. Falls, wie zuweilen geſchah, in die vornehme Geſellſchaft dieſes ariſtokratiſchen Gefängniſſes ein armer Teufel von Spießbürger hineingewürfelt ward, nahm ihn der altfranzöſiſche Witz zur Zielſcheibe. Ein unglücklicher Krämer Namens Cortey ſaß mit den Herren Laval-Montmorency, de Pons und Sombreuil in der gleichen Zelle. Eines Tages machte er durch das Korridorfenſter der vorübergehenden weiland Prinzeſſin von Monaco verliebte Zeichen und warf ihr Kußhände zu, worauf der Marquis de Pons ernſthaft zu ihm ſagte: „Ihr müßt ſchlecht erzogen ſein, weil ihr Euch mit einer ſolchen Perſon gemein macht. Es iſt ganz in der Ordnung, wenn man Euch mit uns guillotinirt, da Ihr uns als Euresgleichen behandelt.“ Die weiland großen Herren in den Madelonnettes erhoben übrigens ein großes Geſchrei, als ſie in Folge der Anordnung eines griesgrämigen Viſitators vorübergehend genöthigt waren, von ihren Freundinnen ſich zu trennen. „Il fallut donc nous séparer de vous, maîtresses adorées!“ jammerte Einer. „On ne connut plus, dans notre prison, les douces étreintes de l'amour!“

Der heiterſte und zugleich anſtändigſte Ton herrſchte im Port-Libre. Auch war hier die republikaniſche Geſinnung und Stimmung obenauf. Die Bürger Vigée und Matras dichteten und komponirten Freiheitshymnen im Stile der Zeit, die Bürgerinnen Betiſy und Lachabeauſſière ſangen dieſelben und der Baron von Wittersbach begleitete ſie mit ſeiner meiſterhaft geſpielten Violine. An den Tagen, wo die Republik auf den Plätzen von Paris ihre antiken Feſte feierte, ging es auch im Port-Libre feſtlich zu. Aus im Gefängnißhof

III.

Zu den Haushaltgebräuchen in der Conciergerie gehörte es, neu angekommene Gefangene ſo zu ſagen einzuweihen, indem man, und zwar in Numero 13, die furchtbaren Scenen der Procedur vor dem Revolutionstribunal und der Guillotinirung traveſtirend vor ihnen aufführte. Die Mitſpieler und Mitſpielerinnen dieſer gräßlichen Poſſen trugen in Ringen oder Knöpfen verborgen die berühmten von Cabanis erfundenen Opiumpaſtillen bei ſich, womit der Doktor Guillotin, der Vater der „Dame Guillotine,“ aus Mitleid die Gefangenen verſorgte, damit ſie „nach Belieben über ihr Schickſal verfügen könnten.“ Selbſtmordskandidaten alſo karikirten und traveſtirten die Tragödie der Zeit, und während die Wände der bezeichneten Kerkerkammer von Gelächter widerhallten, ſchrieen unter dem Fenſter derſelben Ausrufer die Liſte derjenigen aus, welche „heute in der Lotterie der heiligen Guillotine das große Loos gezogen haben,“ das heißt hingerichtet worden ſind.

An der Conciergerie haftet noch eine düſterſte Erinnerung. Sie war ja recht eigentlich die „Vorhalle des Todes.“ Denn hierher wurden neben den ordentlichen Inſaſſen des Gefängniſſes auch außerordentliche gebracht, nämlich alle vom Revolutionstribunal Verurtheilten, um ihrer letzten Stunde entgegenzuharren. Die Schreibſtube (le greffe) im Untergeſchoß war das Toilettezimmer der „Dame Guillotine.“ Am Eingange dieſes ſchrecklichen Gelaſſes, deſſen Thüre füglich die Aufſchrift von Dante's Höllenpforte hätte tragen ſollen — „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!“ —

erſchien Morgen für Morgen der rothbemützte **Huiſſier,**
die infernaliſche Liſte derer abzuleſen, welche zu **den** 3
draußen vorgeführten Todeskarren gerufen **wurden.**
Wie Jedermann weiß, hat dieſe Liſte ihre **ſchrecklichſte** 3
Länge erreicht (38—50—54—60—67 Perſonen) **während** der Zeit, als ſich Robespierre aus dem **Wohlfahrtsausſchuß** zurückgezogen hatte und mit ſeinem **geliebten Hunde** Brount in den Champs-Elyſées **und im** 179
Thale von Montmorency ſpazieren ging, die **Hamletfrage:** 448
„Sein oder Nichtſein?“ grübleriſch erwägend ...
Das fahle Morgengrauen des 7. Thermidor (25. **Juli)** 4
von 1794 erblickte in der Vorhalle des Todes **eine** 3.1
zahlreiche Geſellſchaft, achtunddreißig Verurtheilte. **Darunter** 2.8
den General Beauharnais, den Gatten **der künftigen** 31
Kaiſerin Joſephine — ſie ſelbſt war bei **den**
Karmelitern eingekerkert, — den Herzog von **Clermont-Tonnerre,** 30
den berühmten Sachwalter Lachalotais, **den** 31
Fürſten von Salm-Kyburg und den Baron Trenck, **den** 30
raſtloſen Maulwurf von Glatz und Magdeburg, **der** 25
ſich ſchließlich in dieſe Sackgaſſe hineingewühlt **hatte,**
aus welcher kein Entkommen mehr war. Seht ihr **dort** 2452
den Mann, welcher mit vorgebeugtem Oberkörper **das** 12
Blatt Papier beſchreibt, das er auf ſeinen **zuſammengepreßten** Knieen hält? Neigt euch! Es iſt Einer, **den**
der Kuß der Muſe geweiht hat, der royaliſtiſche **Poet** 1495
André Chenier. Das von ihm zu dieſer Stunde **halbbeſchriebene** Blatt hat die Nachwelt unter die **koſtbarſten** 0
Reliquien der Revolution eingereit: — 26

„**So, wie** ein letzter Hauch, ein letzter Stral des Gottes
 Den Tag verklärt an ſeinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffottes;
 Wer weiß, wann ich's beſteigen muß?

Wer weiß? Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreiſe
  Auf dem geblümten Zifferblatt
Den ſechszigfachen Schritt der vorgeſchriebnen Reiſe
  Helltön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt ſchon der Schlaf der Gruft auf dieſen bleichen Zügen;
  Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
  Wird zu entſetzensheiſerm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüſt der Schrecken
  Uns ſchleppt mit ſeiner Söldnerbrut,
Das Echo dieſes Sals mit meinem Namen wecken — —“

Und ſo geſchah es buchſtäblich. Der arme Chenier konnte den zuletzt angehobenen Quatrain ſeines dichteriſchen Teſtaments nicht zu Ende bringen. Man hörte von draußen das Rollen der vorfahrenden Todeskarren auf dem Pflaſter, Gewehre klirrten vor der Pforte, ſie ging auf, der „Todverkündiger“ erſchien mit ſeiner Liſte und der verhängnißvolle Appell begann. Der Dichter, welcher bekanntlich einen wahrhaft juvenaliſchen Zorn und Haß an den Jakobinern ausgelaſſen und ihnen zugerufen hatte:

„Ich ſpei' auf eure Namen, ich ſing' euch an den Galgen!“ —

iſt nicht weniger muthvoll geſtorben als ſeine Todesgefährten. Doch ward er auf dem Blutgerüſt von einem flüchtig-ſtolzen Bedauern angewandelt über das, was mit ihm zu Grunde ging, und da hat er ſich mit der Hand an die Stirne geſchlagen und ausgerufen: „Ich hatte doch Etwas da drinnen! (j'avais pourtant quelque chose là!)“

Zwei und ſiebzig Stunden ſpäter wurden Robespierre, Saint Juſt und Couthon ebenfalls von der Conciergerie aus, wohin ſie in der dritten Morgenſtunde des 10. Thermidor gebracht worden waren, nach dem Revolutionsplatz gefahren. Vor der Wohnung des „Unbeſtechlichen“ — der war er! vor — dem Hauſe des Schreiners Duplay in der Rue Saint-Honoré, zwangen die „Furien der Guillotine“ den Karren zu halten und tanzten um denſelben her die Karmagnole, die Luft mit dem Gebrülle: „Tod dem Tyrannen!“ erfüllend. Wer das aber, wie billig, am lauteſten mitſchrie, war eines der infamſten Scheuſale der Revolutionszeit, Carrier, der Erfinder und Veranſtalter der „Noyaden“ und der „republikaniſchen Hochzeiten“ von Nantes. Heutzutage kann es Jeder wiſſen, wer überhaupt etwas wiſſen will, daß zu Robespierre's Sturze die ärgſten Schufte, Schurken und Schandbuben ſich verbunden haben. Das Urtheil über dieſen Sturz, über den Mann und ſeine Bedeutung war übrigens ſchon damals ſo wenig ein einſtimmiges, als es heute ein ſolches iſt. Auf ſeiner Todesfahrt wurde Robespierre von einer Frau angetreten, welche ihm zuſchrie: „Fahr' zur Hölle, Böſewicht, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!“ Aber in einer Provinz von Süd-Frankreich ließ eine Pächterin beim Eintreffen der Nachricht, daß der „Tyrann,“ deſſen ganze Hinterlaſſenſchaft an Geld und Gut in einem Aſſignat von fünfzig Franken beſtand, am 28. Juli guillotinirt worden ſei, vor Schrecken das Kind fallen, welches ſie auf dem Arme trug, hob die Hände gen Himmel und rief in ihrem Patois aus: „Oh, jetzt iſt es um das Glück des armen Volkes geſchehen; ſie haben Den getödtet, welcher es ſo ſehr geliebt hat (aco n'es finit bol bounhur del paouré poble; han tuat aquel que l'aimaba tant!)“ —

IV.

Nun wollen wir verſuchen, die im Vorſtehenden gegebenen Umriſſe mit individuellem Leben zu füllen, und zwar mit Hülfe der Aufzeichnungen eines Gefangenen der Schreckenszeit, welche Aufzeichnungen erſt in allerneueſter Zeit in Buchform erſchienen ſind. Wir meinen damit die „Memoiren“ des napoleoniſchen Grafen und bourboniſchen Miniſters Beugnot. Der Mann war ein abgeſagter Feind der Revolution überhaupt und der Terroriſten insbeſondere. Die Mittheilungen aus ſeinem Kerkerleben ſind alſo ſicherlich nicht in's Roſige gemalt. Hinwider iſt er aber auch zu ehrlich geweſen, um Schwarz in Schwarz zu malen, und nachdem wir ſeinen Bericht der erforderlichen kritiſchen Kontrole unterzogen haben, dürfen wir mit Zuverſicht erklären, daß das, was wir daraus mittheilen werden, den Werth eines hiſtoriſchen Zeugniſſes beſitzt.

Beugnot, geweſenes Mitglied der geſetzgebenden Nationalverſammlung, wurde am 18. Vendémiaire (9. Oktober) von 1793 in Paris verhaftet, nachdem er den von Seiten Dantons ihm wiederholt und deutlich zugekommenen Wink, ſich davon zu machen, unbeachtet gelaſſen hatte.

„Verdächtig des Royalismus!“ ſagte der verhaftende Polizeikommiſſär. „Nach der Conciergerie! Guillotinefutter!“

Man geſtattete dem Verhafteten eine Auswahl von Büchern mitzunehmen; aber der Kommiſſär und der denſelben begleitende Gensdarm ſpielten dabei die Cenſoren. Taſſo's „Befreites Jeruſalem“ fand keine Gnade in den Augen dieſer Cenſur.

„Aber warum ſoll mir dieſes Buch verwehrt ſein?“ fragte der Verhaftete.

„Laſſen Sie das Buch lieber da, Bürger,“ erwiderte wohlweiſe der Gensdarm, „denn glauben Sie mir, Alles, was aus Jeruſalem kommt, hat dermalen keinen guten Geruch.“

Als der Fiaker, welcher den Gefangenen zur Conciergerie — „cette vaste antichambre de la mort“ — brachte, an der Freitreppe derſelben hielt, war dieſe von einer Schar jener Weiber dicht beſetzt, welche bei allen Spektakeln der Revolution die Rolle des Megärenchors mit Beeiferung durchführten. Sie empfingen Beugnot mit Füßegeſtampf, Händeklatſchen und Hohngelächter und überſchütteten die „neue Beute“ mit Schimpfnamen und Geifer, ſo daß er froh war, als er das Gitter hinter ſich hatte. Während in der Schreibſtube der Name des Ankömmlings in das Regiſter eingetragen wurde, konnte er bemerken, daß die größere Hälfte des Sals durch eine niedrige Schranke von der kleineren geſondert war. Jene ſtellte das weiter oben erwähnte „Toilettezimmer der Dame Guillotine“ vor und in dieſem Augenblick befanden ſich zwei Verurtheilte daſelbſt, welche ihre Schaffottoilette bereits gemacht hatten und der Ankunft Samſons harrten. Ein Municipalbeamter richtete Troſtworte an die beiden Unglücklichen und fragte ſie, ob ſie den Namen des Präſidenten vom Revolutionstribunal kennten, welcher den Todesſpruch über ſie gefällt hätte. „Nein,“ gab der Eine zur Antwort, „aber behalte denſelben für dich! Ich will den Namen eines ſolchen Böſewichts nicht mit in mein Grab nehmen.“ — „Wenigſtens hoff' ich,“ ſagte der

Andere ſanft, „daß dieſer Präſident kein Franzoſe ſei!“ — gewiß in ſeiner Art und unter dieſen Umſtänden ein rührender Ausdruck von Patriotismus.

Beugnot mußte noch mit anſehen, wie die Armen durch den Henker abgeholt wurden, allein zu ſeinem Glück; denn während des Lärmens, welcher dadurch in der Schreibſtube entſtand, verwechſelte der ſonſt ſehr genaue Greſſier ſeinen Namen mit dem eines andern ſo eben Eingebrachten, der wegen Verfertigung falſcher Aſſignate verhaftet worden war und deſſen Namen allerdings dem Namen Beugnots ſehr ähnlich klang. Dieſer Verwechſelung hatte er es höchſt wahrſcheinlich zu danken, daß er, wie übrigens ſo viele Hunderte anderer Gefangener, im Gefängniſſe „vergeſſen,“ das heißt niemals vor das Revolutionstribunal gerufen und folglich gerettet wurde. Der grauſame Witz von der „Lotterie der heiligen Guillotine“ war nicht bloß ein Witz, ſondern auch eine Wahrheit. Nur waren da die Gewinner eigentlich die Verlierer und umgekehrt.

Zunächſt freilich hatte die Verwechſelung mit einem Falſchmünzer die unangenehme Folge für unſern Gefangenen, daß er in ſehr ſchlechte Geſellſchaft gethan wurde, in eine Zelle nämlich, in welcher bereits ein Muttermörder und ein Einbrecher ſaßen. Da er aber fieberkrank wurde, brachte man ihn nach der ſogenannten „Infirmerie,“ dem Krankenſal der Conciergerie, welchen Beugnot freilich als das „ſchauderhafteſte Hoſpital auf Erden“ ſchildert. Die Lokalität erinnerte ihn ſo ſehr an die Darſtellung der Hölle auf der Opernbühne, daß er annehmen zu dürfen glaubte, der Theaterarchitekt müſſe dieſe Infirmerie zum Modell gehabt haben. Die Einzelnheiten ſind jedoch zu widerlich und riechen zu übel, um hier wiedergegeben werden zu können. Genug, es war ein Ort des Grauens und es begreift ſich unſchwer, daß Gefangene, welche längere Zeit hier verweilen mußten, nach dem „Naſenſtüber auf den Hals“ — chiquenaude sur le cou — ſich ſehnten, wie ein damaliger Bewohner der Conciergerie, Lamourette, konſtitutioneller Biſchof von Lyon, den Fallbeilſchlag der Guillotine genannt hat. Iſt doch ſogar die Langeweile zu einem Motiv des Schaffotheroismus jener Zeit geworden. „Dieſes Gefängnißleben langweilt mich unerträglich“ — ſagte Lauzun-Biron — „möchten ſie mir doch einmal den Kopf abſchlagen, damit der ſchlechte Spaß zu Ende wäre!“ Um den Bleidruck dieſer Kerkerlangeweile fern zu halten, erſannen und übten die Gefangenen die inſipideſten Spiele. Herault de Sechelles z. B. ſpielte beharrlich „à la galoche,“ bis er zum Todeskarren gerufen wurde.

V.

Aus der Infirmerie erlöſt, kam Beugnot in die „kleine Apotheke,“ welche Zelle der Biſchof Lamourette und ſieben Konventsdeputirte von der Girondiſtenpartei mit ihm bewohnten und deren Wände über und über mit den Inſchriften „Freiheit, Gleichheit“ und „Menſchenrechte“ bedeckt waren. Einer der ſieben Girondiſten war Fauchet, Biſchof von Calvados. Zu Ende Oktobers wurden ſie mit ihren Parteigenoſſen prozeſſirt und guillotinirt. Die Hinrichtung der „Einundzwanzig“ war eine rechte Feſthekatombe, dargebracht dem Moloch Schrecken. Als die Verurtheilten vom Tribunal nach der Conciergerie zurückgebracht wurden, brachen ſie unter der Wölbung der Gefängnißpforte mit einmal und wie aus einem Munde in das „Allons, enfants de la patrie!“ aus. Sie haben, wie bekannt, den weltgeſchichtlichen Sang am folgeneen Tage, am 31. October von 1793, auch am Fuße des Blutgerüſtes und auf demſelben angeſtimmt und ſo lange fortgeführt, bis das Fallbeil mit dem Lebensfaden des Letzten von ihnen auch das Lied abſchnitt. Das iſt Geſchichte, aber Nodier's „Letztes Bankett der Girondiſten“ iſt nur eine Novelle, obzwar eine ſehr gute. Am 6. November iſt Orleans-Egalité von der Conciergerie zum Revolutionsplatz gekarrt worden. Er blieb ganz gleichgültig, vor dem Tribunal, auf dem Karren und auf dem Schaffot. Als ihm, bevor er an das ſchreckliche Brett geſchnallt wurde, die Henkersknechte die Stiefeln abziehen wollten, ſagte er: „Das wäre reiner Zeitverluſt. Ihr könnt mir ſie bequemer abziehen, wann ich todt bin. Macht ſchnell voran!“

Vier Tage nach der Todesfahrt von Louis Philipps Vater machte Madame Roland die ihrige. Ob ſie, die Treppe zum Blutgerüſt hinanſteigend, den Ausruf gethan: „Oh, heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ iſt fraglich, aber daß ſie zu ihrem Todesgefährten Lamarche ſagte: „Steigen Sie zuerſt hinauf, weil Sie ja doch nicht den Muth hätten, mich ſterben zu ſehen“ — iſt gewiß.

Manon Philipon, die Frau des girondiſtiſchen Exminiſters Roland, die „Aſpaſia der Girondiſten,“ die Prophetin und das Entzücken dieſer armen Wolkenwandler von Schönfühlern und Schönrednern, war zuerſt in der Abtei, dann in Sainte Pelagie eingekerkert geweſen. Ihre Verſetzung in die Conciergerie war für die Inſaſſen derſelben ein großes Ereigniß, welches Beugnot lebhaft beſchrieben hat. In den beiden erſtgenannten Gefängniſſen hat ſie ihre berühmten Memoiren niedergeſchrieben, welche mit der Ueberſiedelung in das letztgenannte abbrechen. An einer Stelle dieſer Denkwürdigkeiten, welche nur mit großer Vorſicht als eine geſchichtliche Quelle zu benutzen ſind, hat Citoyenne Roland ihr Portrait gezeichnet und gemalt, und dieſe kühne Selbſtportraitirung gibt nicht nur ein Bild von ihrer Geſtalt und ihren Zügen, ſondern auch von ihrer Fühl- und Denkweiſe. Ihr ganzer Charakter prägt ſich plaſtiſch darin aus und dieſes Konterfei iſt geradezu eine hiſtoriſch-pſychologiſche Merkwürdigkeit. Sehen wir ſie uns einmal an. „Als ich ausgewachſen, war ich ungefähr fünf Fuß hoch. Meine Beine waren wohlgeformt, die Füße hübſch gebaut, die Hüften ſehr gewölbt, die Schultern zurückgezogen, die Bruſt war breit und hochbuſig, meine Haltung ſicher und anmuthig, der Gang leicht und raſch. Mein Geſicht hatte nichts Beſonderes als etwa eine große Friſche und einen ſanften Ausdruck. Prüft man jeden Zug einzeln, ſo darf man billig fragen: Wo iſt denn die Schönheit? Denn kein einziger iſt regelrecht, aber mitſammen bilden ſie ein gefälliges Ganzes. Der Mund iſt ein wenig groß und es gibt tauſend ſchönere; allein keiner weiß zärtlicher und verführeriſcher zu lächeln. Das Auge dagegen iſt nicht ſehr groß und ſeine Iris kaſtanienbraun. Es liegt weder zu tief, noch ſteht es zu ſehr hervor; es blickt offen, frei, lebhaft und ſanft, überwölbt durch ſchön gezeichnete Brauen von derſelben Farbe wie die Haare und es wechſelt in ſeinem Ausdrucke wie die liebevolle Seele, deren Regungen es verkündet. Ernſt und ſtolz, hat es zuweilen etwas Furchtbares, weit öfter aber iſt es liebkoſend und immer anziehend. Die Naſe verurſachte mir einigen Verdruß, weil ich fand, ſie ſei vorn ein Bißchen zu dick, als Theil des Ganzen jedoch und von der Seite betrachtet, verdarb ſie Nichts. Die Stirne iſt breit, glatt, offen, von hochgewölbten Augenhöhlen getragen und keineswegs ſo nichtsſagend, wie ſo manche Geſichter ſie zeigen. Mein Kinn ſteht ziemlich weit vor und hat entſchieden die Merkmale, welche die Phyſiognomiker als die der Sinnlichkeit bezeichnen; wenn ich dieſe Merkmale mit meinen übrigen Eigenthümlichkeiten zuſammenſtelle, bezweifle ich, daß jemals eine Frau mehr als ich für Sinnenluſt geſchaffen war, obzwar ich dieſelbe weniger genoſſen habe als irgend eine. Ein mehr belebter als weißer Teint, glänzende Färbung, häufig erhöht durch die plötzlich kommende Röthe eines kochenden, durch äußerſt reizbare Nerven erregten Blutes; eine zarte Haut, ein runder Arm, eine wenn auch nicht kleine, doch niedliche Hand, weil ihre langen und ſchmächtigen Finger auf Gewandtheit deuten, ohne aufzuhören, anmuthig zu ſein; ſchön gereihte und gut erhaltene Zähne; endlich eine Körperfülle, die auf vollkommene Geſundheit hinweiſt: — das ſind die Schätze, welche die Natur mir geſchenkt hat."

Glaubt man nicht ein Portrait zu ſehen, welches eine Sappho oder eine Aspaſia von ſich gezeichnet und gemalt hat oder wenigſtens haben könnte? In Wahrheit, wir haben Mühe, zu glauben, daß dieſe Selbſtportraitirung von einer modernen Frau, noch dazu von einer anerkannt tugendhaften und ſittenſtrengen Frau herrühre. Es iſt da eine Objektivität der Koketterie, welche ganz antik, ein künſtleriſches Gefühl und Behagen, welches ganz griechiſch. Arme Manon! Das eben war dein Unglück und dein Verderben, daß du in den Säulenhallen der Agora und unter den Platanen der Akademie traumwandelteſt, daß du eine Athenerin der perikleiſchen Zeit ſein wollteſt, zu ſein glaubteſt, während du unter den Franzoſen, unter den Pariſern vom letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts lebteſt. Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen, d. h. in der Aetherregion der Ideale. Die gemeine Wirklichkeit des Lebens greift mit plumper Fauſt hinauf, reißt die armen Ideologen, die da hungern nach Wahrheit und Gerechtigkeit, die da dürſten nach Freiheit und Schönheit, unerbittlich herab und ſchmettert ſie erbarmungslos zu Boden. Geſchöpf von Staub, Eintagsfliege von Menſch, wie dürfteſt du es wagen, dich zur Sonne erheben zu wollen? Tiefſinnigeres ward nie erſonnen als der Mythus von dem Höllenſturz der himmelſtürmenden Titanen . . . .

Beugnot geſteht, er habe gegen Frau Roland ein abgünſtiges Vorurtheil gehegt, bevor er ſie in der Conciergerie kennen lernte. Die Gefangenen durften nämlich während ihrer täglichen Spaziergänge in dem Hofraum ganz unbeläſtigt mit einander verkehren und bei ſchlechtem Wetter vertrat der große Korridor die Stelle des Hofraums. Die Frauen und Mädchen hielten auch innerhalb der Gefängnißmauern die Herrſchaft des guten Tons und der Mode aufrecht, ſoweit nur immer ihre Mittel reichten. Sie erſchienen Morgens im friſcheſten Negligée, Mittags im Geſellſchaftsanzug, Abends im reizenden Deshabillé. Die Herren putzten ſich ebenfalls nach Möglichkeit heraus und machten den Damen nach allen Regeln der Courtoiſie den Hof. Der Korridor und der Hofraum des düſteren Gefängniſſes ſummten tagtäglich von echtfranzöſiſcher Cauſerie und Galanterie, man ſah da Büſchel von Witzraketen ſteigen und hörte ganze Feuerwerke von pariſer Eſprit ziſchen und praſſeln. Beugnot ſagt ausdrücklich: „Ich bin überzeugt, daß zu dieſer Zeit keine Promenade von Paris eine ſolche Vereinigung von elegant gekleideten Frauen aufzuweiſen hatte, wie der Hof der Conciergerie ſie zur Mittagszeit aufwies. Er glich einem blühenden Blumenbeet, aber einem Blumenbeet mit eiſernem Staket."

VI.

Unſer Gewährsmann kam von ſeiner Voreingenommenheit gegen Frau Roland bald zurück. Ihre Haltung war ebenſo edel wie anmuthig, ihre Sprache von außerordentlicher Reinheit, Grazie und Eleganz, ihre Ausdrucksweiſe entſprach vollſtändig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeiſterung für das Ideal und dem republikaniſchen Glaubensbekenntniß blieb ſie treu ohne Wanken und Schranken. Weich wurde ſie nur, wenn ſie von ihrem Mann und ihrer Tochter ſprach; dann füllten Thränen ihre ſchönen Augen. Die Macht über Menſchen, welche dieſer außerordentlichen Frau eigen, verblieb ihr noch in der Tiefe des Kerkers. Die von ihr bewohnte Zelle war ein Eden des Friedens inmitten dieſer Gefängnißhölle. Selbſt dem Auswurfe des weiblichen Geſchlechts, von welchem Auswurf ebenfalls hinlänglich viele Exemplare in der Conciergerie vorhanden waren, ſogar Straßendirnen und Taſchendiebinnen zwang Manon Roland Hochachtung ab, und zwar durch ihre bloße Erſcheinung, durch ein tröſtendes Wort oder einen ſtrafenden Blick. Wenn ſie im Hofraum erſchien, ſahen dieſe Elenden zu ihr empor wie zu einer Schutzgottheit, während ſie dagegen die gleichzeitig in der Conciergerie der Guillotine entgegenharrende Dubarry, Ludwigs des Fünfzehnten letzte Haupt- und Staatsmaitreſſe, völlig und ſehr grobſchlächtig als Ihresgleichen behandelten, obgleich das Schandweib die vornehmſte Miene aufſetzte.

Beugnot ſah die Pythoniſſa der Gironde auch an dem Tage, wo ſie vor dem Revolutionstribunal erſcheinen ſollte. Sie ſtand an dem Gitter, welches den Korridor abſchloß, wartend, bis der Greffier ihren Namen rief. Mit Sorgfalt gekleidet, trug ſie ein weißes Muſſelinkleid, das mit Spitzen beſetzt und durch einen Gürtel von ſchwarzem Sammet zuſammengehalten war, dazu einen Hut von einfacher Eleganz, unter welchem hervor ihre ſchönen Haare auf die Schultern herabfielen. Ihr Geſicht zeigte eine reizende Belebtheit und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der einen Hand hielt ſie die Schleppe ihres Kleides, die andere überließ ſie einer Schar von Frauen, welche ſich herbeidrängten, dieſelbe zu drücken und zu küſſen. Viele ſchluchzten laut. Manon ſelber behielt ihre Faſſung und ſprach zu ihren Schickſalsgefährtinnen voll Güte und Milde, ſie zum Frieden, zur Geduld, zur Hoffnung, zu allen den Tugenden ermahnend, deren Uebung dem Mißgeſchicke ziemt. Beugnot näherte ſich ihr, um einen Gruß zu beſtellen, welchen ihm ſein Mitzelleninſaſſe Clavières, der zugleich mit Roland Miniſter geweſen war, an ſie aufgetragen hatte. Sie hatte keine Zeit mehr zur Antwort. Ihr Name wurde gerufen und weinend öffnete ihr der alte Schließer Fontenay das Gitter. Im Hinaustreten gab ſie Beugnot flüchtig die Hand und ſagte: „Adieu, mein Herr. Wir haben uns oft gezankt; es iſt Zeit, daß wir Frieden machen.“ Als ſie aber ſah, daß er nur mit Mühe ſeine Thränen verhielt, hob ſie ihre Augen empor, ſprach nur noch nachdruckſam das Wort „Muth!“ und verſchwand. Kurz zuvor hatte ſie eines Tages zu Beugnot geſagt: „Die Gleichgültigkeit und Kälte, womit die Franzoſen den Terrorismus ſich gefallen laſſen, ſetzt mich in Erſtaunen. Wäre ich frei und man ſchleppte meinen Mann zum Blutgerüſt, ich würde mich am Fuße deſſelben erdolchen und bin überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, ſich das Herz durchbohren wird.“ Das war die Rede einer Prophetin. Roland hatte nach der Aechtung der Girondiſten in der Nähe von Rouen eine ſichere Zufluchtsſtätte gefunden. Kaum aber hatte er den Tod ſeiner Frau erfahren, als er, ohne ein Wort zu ſagen, ſein Aſyl verließ und die Nacht hindurch ziellos fortwanderte. Bei Tagesanbruch zog er ſein Stilet, ſtemmte den Griff deſſelben gegen den Stamm eines Apfelbaums am Wege und durchbohrte ſich das Herz. Er wollte, wie ein Zettel, den er bei ſich trug, beſagte, „nachdem er vernommen, daß, und wie ſeine Frau geſtorben, keine Stunde länger auf dieſer mit Verbrechen beſudelten Erde weilen.“ Wer wird bei ſolchem Todesernſt der Empfindung und Leidenſchaft, welcher die Revolutionstragödie durchzieht, fürder noch die Schamloſigkeit haben, hofhiſtoriographiſch von dem „hohlen Pathos“ dieſes Trauerſpiels zu faſeln?

Clavières iſt ſeinem Kollegen, Parteigenoſſen und Freund Roland bald nachgeſtorben, nicht auf dem Schaffot, ſondern ebenfalls durch eigene Hand. Er ſollte vor dem Tribunal erſcheinen und ſeine Anklageakte war ihm zugeſtellt worden. Das Lügenſammelſurium derſelben empörte ihn dermaßen, daß ein unwiderſtehlicher Welt- und Menſchenekel ihn erfaßte. Mitten in der Nacht wurde Beugnot durch den Ausruf Lamourette's aufgeweckt: „Clavières, Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ und vernahm zweierlei ſchreckliches Geräuſch: das Röcheln eines Sterbenden und das Getropfe ſeines Blutes auf dem Boden. Alle Bewohner der Zelle fuhren von ihrem Lager empor; ſie vermochten indeß keine Hülfe zu ſchaffen. Nach einer halben Stunde war Clavières todt, aber das Blut aus ſeiner Todeswunde tropfte noch immer auf den Boden.

Nur von einem ſeiner Mitgefangenen weiß Beugnot zu melden, daß er muthlos, ja geradezu feige geweſen. Es war der Duc du Châtelet. Als dieſer Grandſeigneur eines Tages auf dem Hofe laut jammerte, weinte und winſelte, mußte er von einer Gefangenen, von der Demoiſelle Eglé — die „Demoiſelle“ war freilich etwas brüchig — die Abkanzelung hinnehmen: „Pfui doch! Was, Sie flennen? Erfahren Sie denn, Herr Herzog, daß Solche, welche keinen Namen haben, hier einen erwerben können, und Solche, welche einen haben, denſelben mit Ehren tragen müſſen.“

Ganz anders als der Herr Herzog benahm ſich der Konventsdeputirte Cuſſy. Er war, mit den Girondiſten geächtet, verhaftet und in die Conciergerie gebracht worden. Um ihn auf's Schaffot zu ſchicken, bedurfte es für ihn, als einen Geächteten, nicht erſt noch einer gerichtlichen Prozedur. Da er aber überzeugt war, nur ganz zufällig auf die Liſte der Vogelfreien geſetzt worden zu ſein, ſo machte er das in einer Eingabe an den Konvent bemerklich und erſuchte die Verſammlung, die Zurücknahme des Aechtungsdekrets zu vermitteln. Der Konvent verwarf das Geſuch wider alles Erwarten. Am folgenden Tage wurde der Moniteur zur gewohnten Stunde in das Gefängniß gebracht und das für Beugnots Zelle beſtimmte Exemplar fiel Cuſſy in die Hände, der ebenfalls dort ſaß. Er las ſeinen Mitgefangenen den Bericht über die geſtrige Konventſitzung vor, worin auch der Verwerfung ſeines Geſuches erwähnt war. Das war für den Unglücklichen ein Beilſchlag. Aber ohne zu ſtocken, ohne die Stimme zu ändern, las er das Referat zu Ende.

„So, da wüßt' ich ja, was mir morgen paſſirt," ſagte er dann ruhig. „Ich habe aber doch noch Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen."

Seine Mitgefangenen umdrängten ihn theilnahmsvoll. Er drückte ihnen der Reihe nach die Hände und ſagte:

„Liebe Freunde, ihr tröſtet mich in meinen letzten Stunden. Das iſt ja wie beim Tode des Sokrates; nur iſt es uns leider nicht geſtattet, uns philoſophiſch mitſammen zu unterhalten, bis der Schierlingsbecher kommt."

Kaum hatte er ſo geſprochen, als der Schließer eintrat, um den muthigen Mann in die Vorhalle des Todes hinabzuholen.

VII.

Auch an Romantik in des Wortes verwegenſter Bedeutung hat es in der Conciergerie nicht gefehlt, wie nachſtehende Novelle zeigen mag. Vier Gefangene, der General la Marlière, der Konventsdeputirte Bunel, Beugnot und ein Oberſt, welcher als Adjutant des Grafen d'Eſtaing den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner mitgemacht hatte, pflegten ſich Abends bei dem zweiten der Genannten zu einer Whiſtpartie zu vereinigen. Der arme Bailly, der Präſident der Nationalverſammlung von 1789 glorreichen Andenkens, fand ſich ebenfalls regelmäßig ein, zur Stunde, wo das Whiſt einer ernſteren Unterhaltung Platz gemacht hatte. Dieſe Unterhaltung drehte ſich gewöhnlich um philoſophiſche Fragen, um metaphyſiſche Probleme und ſchwindelte ſich demnach folgerichtig mehr und mehr in das Gebiet des Myſticismus hinauf. Der Oberſt gab ſich als einen Hauptmyſtiker. Er behauptete, die Schranken des „Möglichen" wären nur durch die Unwiſſenheit der Menſchen ſo enggezogen. Seit Pythagoras und Ariſtoteles hätten ſich dieſe Schranken ſchon ſehr beträchtlich erweitert und die Zukunft würde dieſelben unendlich weiter hinausrücken. Das Chriſtenthum klagte er geradezu an, den Aufſchwung der Geiſter gebrochen zu haben, und lobte daher die Schläge, welche die Revolution gegen daſſelbe führte. Seine Religion war der Pantheismus und er glaubte, daß es eine unzählbare Anzahl beſeelter Weſen gäbe, welche für unſere Sinne nicht wahrnehmbar wären; ſowie, daß der Menſch noch weit von der Stelle entfernt ſei, welche er im Weltganzen einnehmen ſollte und könnte. Bunel, welcher lange in Indien gelebt und den Brahmaniſmus ſtudirt hatte, ſtimmte dieſen Anſichten bei. Der General la Marlière dagegen hielt ſtandhaft an den Lehren ſeines Meiſters Voltaire feſt. Er meinte demnach, es gebe nichts Ungewiſſeres als das, was man in dieſem oder jenem Jahrhundert die Wahrheit zu nennen beliebe; er glaubte, daß die Ideen der Menſchheit in jeder Epoche eine andere Form annähmen, aber ihrem Weſen nach in einem Cirkel ſich bewegten, über welchen ſie niemals hinaus könnten.

„Ich will ein Beiſpiel aufſtellen," fügte er hinzu, „Unlängſt hat der Biſchof von Paris (Gobel) in offener Konventsſitzung ſeine Religion unter großem Beifall abgeſchworen. Nun wohl, wir ſind dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahe und es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß Einer von uns das neunzehnte erleben wird. Aber ich prophezeie, das neunzehnte wird nicht zu Ende gehen, ohne daß die Franzoſen mitanſehen werden, wie Prozeſſionen von Mönchen die Straßen von Paris durchziehen." (Das war ſehr richtig weis- und wahrgeſagt! Schon die zwanziger Jahre unſeres Jahrhunderts brachten, wie Jedermann weiß, die Erfüllung.) Bailly ſeinerſeits vertheidigte eifrig den Glauben an eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menſchheit. „Der gegenwärtig wüthende Sturm," ſagte er, „beweiſt nichts dagegen. Im Gegentheil! Denn er weht wohl viele Blätter von den Bäumen, entwurzelt viele Bäume, aber er fegt auch eine Maſſe alten Unflats fort und der gereinigte Boden kann edle, bislang unbekannte Früchte zeitigen."

Eines Abends, als das Geſpräch um den Magnetiſmus, Somnambuliſmus und dergleichen myſtiſche

Dinge mehr ſich gedreht hatte, ſagte der General zuletzt zu dem Oberſt:

„Sie glauben alſo an Mesmer, Caglioſtro und tutti quanti?"

„Gewiß," erwiderte der Gefragte kaltblütig.

„Ei, ich wäre doch ſehr begierig, vor meinem Tode einmal die Darſtellung einer Scene von Hellſichtigkeit (une représentation d'une scène voyante) mitanzuſehen."

„Das macht ſich an dem Orte, wo wir uns befinden, nicht ſo leicht; indeſſen will ich thun, was ich kann."

Der Oberſt hielt ſein Verſprechen und wußte ſich nach und nach den nöthigen Apparat zu verſchaffen. Eine Hellſeherin aufzutreiben und in die Conciergerie einzuſchmuggeln gelang nicht, aber man konnte dieſelbe im Nothfall durch einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren erſetzen; nur durfte derſelbe nicht im Zeichen des Bogenſchützen, der Zwillinge oder der Jungfrau geboren und mußte von zweifelloſer Unſchuld ſein. Ein ſolcher Knabe ward in dem Sohn eines der Schließer entdeckt und der Oberſt richtete die Zelle Bunels zu dem ſomnambuliſtiſchen Experimente her. Alles iſt und wird à la Caglioſtro gemacht und der Knabe (die ſogenannte „Waiſe") kniet vor der mit Waſſer gefüllten Glaskugel.

„General," ſagt der Oberſt in ſeiner Rolle als Beſchwörer, „geben Sie in der Vergangenheit oder in der Zukunft eine Thatſache an, welche Sie kennen zu lernen verlangen."

„Den Urtheilsſpruch, welcher mich erwartet."

„General, wählen Sie einen andern Gegenſtand;

ich wäre in Verzweiflung, wenn die Antwort ſchlimm lautete.“

„Ich beſtehe darauf und gebe Ihnen die Verſicherung, daß die Antwort, laute ſie ſo oder ſo, mich durchaus nicht erſchrecken wird.“

„Dann wollen wir auf die Beſchwörung verzichten und an unſere Whiſtpartie gehen.“

„Was, Sie bekennen ſich geſchlagen, bevor Sie begonnen haben? Ich wußte wohl, daß das Alles nur eine Kinderei ſei.“

„Sie wollen es alſo ſchlechterdings, General? Nun wohl, ich beginne.“

Nach einer halben Stunde eifriger magnetiſcher Manipulationen von Seiten des Beſchwörers war dieſer und war der Knabe über und über mit Schweiß bedeckt, während die drei Zuſchauer ihrerſeits eine unerträgliche Beklemmung empfanden. Endlich gerieth das Waſſer in der Glaskugel in ſichtbare Bewegung und der Knabe rief aus:

„Ich ſehe!“

„Was?“

„Zwei Männer, die ſich raufen.“

„Wer ſind ſie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer ſind ſie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer ſind ſie?“

„Ach, Gott! Ein Nationalgardiſt und ein Offizier mit einem Generalshut.“

„Welcher iſt der Stärkere?“

„Oh, mein Gott! Der Nationalgardiſt wirft den Offizier zu Boden und ſchlägt ihm den Kopf ab.“

Dies geſagt, fiel der Knabe ohnmächtig zu Boden.

Bunel und Beugnot waren beſtürzt, la Marlière zitterte am ganzen Leibe. Die beiden Erſteren bemühten ſich, dem Letzteren einzureden, es ſei doch wohl zwiſchen dem Urtheilsſpruch, der ihm bevorſtand, und dem Kampfe zwiſchen einem Nationalgardiſten und einem Offizier kein Zuſammenhang denkbar. Der General blieb ſtill und ſeine beiden Mitzuſchauer bereuten es bitter, dieſer Beſchwörungsſcene angewohnt zu haben. Dieſelbe fand am 20. Dezember 1793 ſtatt. Am Abend des 21. kam dem General die Vorladung vor das Tribunal zu, am 23. wurde er verurtheilt und noch an demſelben Tage hingerichtet. Samſon aber that an dieſem Tage ſeinen ſchrecklichen Dienſt in der Uniform eines Grenadiers der Nationalgarde. . . . .

Beugnot verſichert hoch und heilig, daß der Oberſt durch und durch ein Mann von Ehre geweſen, dem gar nicht zuzutrauen, daß er einen frevelhaften Spaß gemacht hätte, demzufolge die ganze Beſchwörungsſcene nur eine zwiſchen ihm und der „Waiſe" verabredete Myſtifikation geweſen wäre. Von der Glaubwürdigkeit dieſer Verſicherung mag Jeder halten, was er mag. Ich meinerſeits will mit dieſer Novelle nur bewieſen haben, daß gerade zur Zeit, als der Atheismus auf den Straßen und in den Kirchen von Paris ſeine ſkandalvollen Orgien feierte, in den Gefängniſſen die Myſtik ſpektakelte. Die traurige Komödie der Weltgeſchichte bewegt ſich ja überall und allzeit in grellen Gegenſätzen vorwärts oder — im Kreiſe herum.

Julius Moſen.

Ein Todtenopfer.

An einem trüben Herbſtmorgen wurde mir der ſchwarz umränderte Brief gebracht, welcher mich benachrichtigte, daß mein hochbegabter und hochgeſinnter Freund Julius Moſen am 10. October 1867 zu Oldenburg befreit worden ſei.

Befreit! Aus der ſchweren, vieljährigen Schmerzenshaft furchtbarer Leiden befreit!

Darum iſt auch, wie ſehr ich das Leid der hinterlaſſenen treuen Gattin, der hinterlaſſenen trefflichen Söhne mitfühlte, mein erſter Gedanke geweſen: Dank dir, oh Befreier Zeus!

Vor Jahren, 1856, hatten mich literarhiſtoriſche Pflichten darauf geführt, die Werke Moſens wieder einmal im Zuſammenhange zu leſen und ich ward überraſcht von der Fülle des Tüchtigen, Schönen und Großen in dieſen Dichtungen. Wie kommt es denn, frug ich mich, daß die Leiſtungen dieſes echten Dichters, dieſes liebenswürdigen Menſchen und edelſinnigen Patrioten verhältnißmäßig ſo wenig gekannt, gewürdigt und anerkannt ſind? Die Antwort war leicht gefunden: — Moſen hat nie auf die Bedürfniſſe des literariſchen Trödelmarktes ſpekulirt und hat nie einer der gegenſeitigen Lobaſſekuranzgeſellſchaften angehört, welche auf dieſem Markte die Preiſe machen.

Ich war damals noch jung und thöricht genug, über die kleinen Narretheien in dem großen Narrenſpiel des Lebens mich zu ärgern und zu erzürnen, was nicht mehr vorkommt, ſeit ich gelernt habe, dieſes Spiel in ſeiner Totalität zu faſſen und ſeinen großartigen Humor zu begreifen. Damals ſchrieb ich, mir Luft zu machen, einen Aufſatz über Moſen, welcher, in einer wenig verbreiteten und jetzt verſchollenen Zeitſchrift gedruckt, dem Dichter zu Geſichte kam und freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen ihm, dem ich früher perſönlich ganz fern geſtanden, und mir einleitete. Ich rechne dieſe Freundſchaft zu den Gewinnſten meines Lebens.

Moſen war ſo freundlich, mir zu geſtehen, daß meine kleine Arbeit zu der ſeither glücklich bewerkſtelligten Geſammtausgabe ſeiner Werke die entſcheidende Anregung gegeben habe. Darauf glaube ich mir etwas einbilden zu dürfen und deßhalb ziehe ich den Aufſatz aus der Vergeſſenheit hervor und lege ihn als Todtenopfer auf das Grab des Dichters.

Schönthun mit dem Unzulänglichen und Armſeligen, Liebloſigkeit gegen das Tüchtige, — das iſt der Charakter unſerer Zeit. Ueberall den Schein dem Weſen vorzuziehen, Anempfindelei an die Stelle der Empfindung zu ſetzen, den innerlichſt kalten Zügen die Maſke einer fieberhaften Erregung vorzuſtecken, die Wahrheit in Hüllen zu verbergen, hinter welchen ſie gar nicht mehr erkennbar wird, das Schlechte, Dumme, Feige zu bemänteln, zu vertuſchen, zu entſchuldigen, zu lobpreiſen ſogar, alle Begriffe zu verwirren, alle Grundſätze zu verlumpen, über die Gegenſätze von Recht und Unrecht den ſüßen Kleiſter der Charakterloſigkeit hinzuſtreichen, — dieſe Forderungen ſtellt die Geſellſchaft an Alle, welche mit den ſie beherrſchenden Gewalten auf gutem Fuße ſtehen und in der Welt vorwärts kommen wollen. Das freie Wort iſt geächtet, als Surrogate für den nationalen Patriotismus ſind Servilismus und Denunciatenthum inſtallirt und der Preis für edelſtes Streben iſt die Notirung in einem „Schwarzen Buch.“

Es lebt in Deutſchland ein Dichter, welcher vor vierzehn Jahren mit dem durchdringenden Blick eines Tacitus der Krankheit unſerer Zeit die Diagnoſe geſtellt und mit Lapidarſchrift dieſelbe aufgezeichnet hat. Er ſagte: „Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich ſo zu dem Geiſte ſeiner Nation verhält, wie der menſchliche Leib zu der Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keine Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird. In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder einzelne auf den Standpunkt des Egoismus verſetzt. Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menſchen aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm nichts als der gemeine ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele ſtehlen laſſen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und zum Deckmantel der Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte Haß, Verleumdung, Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht. Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaft charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich, als nächſtfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit ſchlingt.“

Das iſt die Sprache einer ſo unerbittlichen Wahrheit, daß es ſich leicht begreift, wie der Mann, welcher ſie führte, in dem Gedränge des literariſchen Marktes eine Weile mit Befremdung angeſchaut und dann als ein wunderlicher Kauz, welcher weiter keine Beachtung verdiene, bei Seite geſchoben werden konnte. Er ſtimmte nicht mit ein in die Loſungen der Kliken und Kameradſchaften, er machte den Faſching der Tagesmoden nicht mit, er hatte den Stolz, ſeinen eigenen Weg gehen zu wollen .... weg mit ihm! Man braucht auch in der Literatur keine Männer, keine Charaktere, ei bewahre! Man braucht nur Halunken, Hanswurſte und Hofräthe. Aus der Idee des Vaterlandes, aus dem Gedanken der Freiheit und Menſchenwürde ſeine Inſpiration ſchöpfen zu wollen, wie dumm! Am „Felſen der Kirche“ quillt unſerem großen Backfiſchleibtroubadour zufolge der einzig wahre „Bronnen“ der Poeſie und die Atmoſphäre allerhöchſter Vorzimmer vermag einzig und allein „fühlſamlichſte Liederküchlein“ auszubrüten. Die Literatur iſt Humbug — wohl dem alſo, der ſie in irgend einer Barnumsmaſſe auszubeuten verſteht.

Man tadle uns nicht, daß wir bitter werden über Verkehrtheiten, welche unſerem Lande zur Schmach gereichen. Oder iſt es etwa nicht ſchmachvoll, wenn die offenkundigſte Gedankenarmuth, das impotenteſte Geſüßel, die ſinnloſeſte Mittelalterlichkeit in unſerer Zeit gierig verlangt und verſchlungen wird, während das wenige Edle und Männliche, was ſie im Bereiche der Poeſie hervorgebracht, mißachtet und vergeſſen im Winkel liegt? Was ſoll man von der Einſicht, von dem Geſchmack, von dem Gewiſſen einer Generation ſagen, welche die armſeligen Revenants des Fouquéthums, die Poeten von Aberwitzes Gnaden auf den Thron hebt, während ſie einen Dichter von Gottes Gnaden weder kennen noch verſtehen will.

Wir reden von Julius Moſen. Unſere Abſicht im Folgenden iſt nicht, eine erſchöpfende Charakteriſtik ſeiner Werke zu geben, ſondern nur die, wieder an ſeine Schöpfungen zu erinnern, welche unſeres Erachtens neben denen Lenau's und Heine's zu den bedeutendſten Hervorbringungen der neueſten Periode der deutſchen Literatur gehören.

Moſen hat ſich vielſeitig dichteriſch geäußert: er iſt als Lyriker, Epiker, Tragöde, Novelliſt und Romandichter aufgetreten; nicht in allen dieſen Gebieten mit gleichem Erfolg, aber überall mit höchſt achtungswerthem Streben. Was ihm vor allem als auszeichnendes Merkmal eigen, iſt der männliche Ernſt. Ihm war der göttliche Funke der Poeſie immer das keuſche Veſtafeuer, welches vor der Berührung durch Gemeines ſorgſam bewahrt werden müſſe. Arm und freudlos hat er in ſeiner Jugend mit jeder Noth des Lebens gerungen. Er fühlte die Leiden des Volkes, denn er hat ſie redlich mitgelebt. Nicht auf dem Lotterbett des Glückes iſt er groß gewachſen, ſondern unter dem Druck der Armuth eines ärmſten deutſchen Landes. Sein Genius reifte nicht in der Treibhauswärme günſtiger Verhältniſſe, ſondern in der herben Luft der Widerwärtigkeit. Die hat denn auch die ungemeine ſittliche Kraft in ihm entwickelt, womit er an die Probleme ſeines Dichtens herangetreten. Da iſt überall keine Trödelei, kein Kokettiren, kein Spielen, ſondern überall der ſtrenge, oft harte Ausdruck einer markigen Männlichkeit, die ſich die Fragen der Zeit mit kräftigen Gedankenſchlägen zurechthämmert. Man vergegenwärtige ſich einmal die flache Erbärmlichkeit, das fromme Gewinſel, die bedientenhafte Schmiegſamkeit unſerer Buchbinderpoeſie und halte dagegen dieſe Moſen'ſche Strophen:

Hinaus, das harte Leben zu erſtreiten!
Abgründe ſtürzen ſich in deinen Weg;
Biſt du ein Mann, ſo lerne vorwärts ſchreiten,
Scheu' nicht die Drachenbrut auf ſchmalem Weg!
Es ſchiert kein Teufel ſich um deine Zähren, —
Zwei Fäuſte haſt du, um dich ſelbſt zu wehren, —
Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht ſpielen,
Reiß' los das Kind vom Weibertand,
Leh'r frei zu dieſer Zeit es fühlen
Und ſchlagen für das Vaterland!
Es ſchreit zu dir — und hörſt du nicht ſein Jammern?
Es will ſich ganz an deine Seele klammern —
Treu bis zum Tod!

Stehſt du zum deutſchen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland iſt Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?

Er heiſcht ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die ſind ja bald in ſeinem Dienſt gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit ſchenkt nicht gold'ne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus,
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannſt unter's Haupt dir mit den Händen greifen
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, ſtarr und ſtolz!

Dieſelbe Energie pulſirt in Dutzenden von Moſens Liedern. Seltſamer Weiſe wurde er faſt gar nie genannt, wenn von den ſogenannten politiſchen Lyrikern die Rede war, und doch enthält die Sammlung ſeiner Gedichte eine Menge ſolcher, die zu den Perlen der patriotiſchen Lyrik gehören. Es iſt darin nicht die orientaliſche Bilderſchwelgerei der Grün'ſchen, nicht der abſtrakte Republikanismus der Herwegh'ſchen Freiheitsmuſe, aber dagegen wärmſtes Vaterlandsgefühl, Schmerz, Zorn und Liebe in herzinnig einfachem Ausdruck. Wir wüßten nicht, daß die patriotiſche und freiheitliche Stimmung, wie ſie die deutſche Jugend der 30ger Jahre ſo vortheilhaft vor der verdumpften, phantaſieloſen, liebeleeren und plattegoiſtiſchen der Gegenwart auszeichnete, irgendwo edler und ergreifender fixirt wäre als in Moſens Liedern. Er hat auch zu ſeinen Romanzen mit Vorliebe patriotiſche Stoffe gewählt. Die Form dieſer Gedichte iſt ebenfalls höchſt einfach, faſt ſkizzenhaft — man ſehe „Andreas Hofer“ und „der Trompeter an der Katzbach“ — dem Dichter iſt alles übrige Beiwerk zuwieder und es liegt ihm nur daran, Stimmung und Gedanken möglichſt klar vortreten zu laſſen. Voller fließt ihm der Strom der Rede nur, wo er es auf populäre Wirkung abgeſehen hat, wie in dem Liede „die letzten Zehn vom vierten Regiment,“ welches ſeiner Zeit ſo außerordentlich volksthümlich war. Man würde jedoch fehlgehen, wenn man glaubte, Moſen verſtände es nicht, den knappen harſchen Ton ſeiner Lyrik bei Gelegenheit zu variiren. In ſeiner ſchönen Romanze „der Waſſerneck“ prägt ſich die phantaſtiſch zarte und zugleich wieder koboldiſch neckiſche Natur des deutſchen Volksmärchens auch ſprachlich ganz allerliebſt aus.

Sofern die Lyrik Aeußerung der reinen Subjektivität iſt, dürften ſich unter Moſens Gedichten wenig lyriſche finden. Moſen bedarf der Anregung von außen, ſeine Lieder ſind Gelegenheitsgedichte im bekannten Göthe'ſchen Sinn, aber er legt in die äußerlichen Anregungen die ganze drangvolle Kraft ſeiner Innerlichkeit. Wenn er verlangt:

Der Dichter wurzle tief in ſeinem Volke ....

ſo erfüllt er ſelber vollauf dieſes Geſetz. Er vermochte nie und nirgends zu jener Genialität ſich zu erheben, welche mit den heiligſten Problemen der Nation und der Menſchheit Jonglerie treibt und mit unſern bitterſten Schmerzen, wie mit unſern liebſten Hoffnungen, Fangball ſpielt, zum Ergötzen eines feigen und urtheilsloſen Publikums. Die Kunſt war ihm ein Heiligthum und nur reine Opfer hat er in demſelben dargebracht. Sein Talent iſt weder ein leichtblütiges noch ein leichtbewegliches, ſondern vielmehr ſpröde, brüchig, hartſchalig. Aber hinter der ſpröden Umſchalung ſeiner Poeſie koncentrirt ſich ein ſtetig brennendes, lavaheißes Feuer, das oft plötzlich die harte Hülle ſprengt und in prächtigem Geloder himmelan loht. Oder auch: Moſens Poeſie iſt eine Aloë, wie ſeine Liebe, von der er in ſeinem ſchönſten Liebeslied geſungen:

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in ſich befangen,
Doch thut es plötzlich mir ſo weh,
Seine Ruhe iſt vergangen.

Nicht du haſt ihm ſo weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Raſt,
Die Bruſt wird ihm zu enge;
Mir iſt, als wenn in Glut und Haſt
Es ſelber ſich zerſprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke
Und hochauf rauſcht der Blüthenbaum,
Es ſpringt entzwei die Decke.

Er ſtreckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zerſplittern,
Und ſchon ſeh' ich mit ſüßem Graus
Hochoben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch?
Es muß in dieſen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in ſich zuſammen.

Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß
Der ſchnelle zündende Funken,
Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken . . .

Auf den Blättern von Moſens Novellenbuch: „Bilder im Mooſe,“ liegt ein zarter lyriſcher Schmelz und Duft. Ein liebenswürdiger Optimismus hat darin ſeine Werkſtatt aufgeſchlagen, aus welcher hervor ein ſinniges Dichterauge in die Welt hineinblickt. Warum gefällt uns die Romantik, in welcher ſich Moſen hier ergeht? Weil ſie harmlos weint und lacht wie ein ſchönes Kind. Und es iſt Reichthum und Wechſel genug da. Wie zwanglos ergeht ſich in der Novelle die „blaue Blume“ die deutſche Phantaſie in kühnſten Kombinationen, wie klopft in der Novelle „Heimweh“ das arme deutſche Herz! Eine umfaſſendere Kompoſition von ernſterer Intention in ſittlicher und künſtleriſcher Hinſicht iſt Moſens hiſtoriſcher Roman „der Kongreß von Verona“. Aber der glatte Boden einer Diplomatie welche es ſich zur Aufgabe machte, alle die Hoffnungen, zu welchen ungeheure Leiden und Opfer die Völker berechtigt hatten, mit ſchnödeſtem Undank zu vernichten, war nicht der Platz, auf welchem ein Dichter wie Moſen mit Erfolg ſich bewegen konnte. Das kann nur ein Satiriker, welcher das Höllenfeuer des Spottes der Dummheit und Schlechtigkeit bis in's innerſte Mark zu ſchleudern verſteht. Etwas jedoch iſt an dieſem Roman höchlich zu loben, das außerordentliche Talent, womit Moſen die nationalen Eigenthümlichkeiten und Unterſchiede in ſeinen Charakteren zur Anſchauung bringt. Der deutſche Burſchenſchafter Arnold, der Neugrieche Achilleus, der franzöſiſche Journaliſt Jouy, der Spanier Malavilla und ſeine Tochter Franceſca, ſie alle ſind lebenswahrſte Repräſentanten ihrer Nationalitäten. In dieſem Buche ſteht auch die oben citirte taciteiſche Stelle, ein Verdikt über die moderne Staatsraiſon, wie es gerechter und ſchärfer zugleich kaum jemals abgegeben worden.

Die ſchwerwiegendſten dichteriſchen Gaben Moſens ſind ohne Frage ſeine beiden epiſchen Verſuche „Ritter Wahn“ und „Ahasver“. Man hat ſie kaum neugierig angeſehen und dann in die Raritätenkammer der Literaturgeſchichte geworfen, während Faſeleien eine Auflage nach der andern erleben. Freilich, Moſen verlangt, daß ſeine Leſer denken, und das in einer Zeit, wo neue Mariendogmen publicirt werden, wo das Denken, wenn es nicht geradezu eine Sünde iſt, doch jedenfalls nur eine ſehr ſtille Tugend ſein darf, — in einer Zeit, wo die Poeſie, wenn ſie gefallen ſoll, ein Syrupnapf ſein muß, welcher nicht in den entfernteſten Verdacht kommen kann, auch nur den hundertſten Theil eines Gedankens zu enthalten. Da konnten freilich Moſens epiſche Dichtungen nicht aufkommen. Denn beide behandeln in einer ſtrengen, faſt herben Form gedankenſchwere Stoffe. Der eine derſelben iſt in Italien aufgeleſen, der andere ſtammt aus Judäa, aber beide ſind wie dazu geſchaffen, von einem deutſchen Dichtergeiſt ergriffen und geſtaltet zu werden. Es ſind pſychologiſche Probleme, in naheſter Verwandtſchaft zu dem Fauſtproblem ſtehend. Der Ritter Wahn fußt auf der altitaliſchen Sage vom cavaliere Senſo, welche „von unnennbarer Sehnſucht, von Wanderung in ein ſchönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergang daſelbſt handelt“. Man muß Moſen beitreten, wenn er der Meinung iſt, daß dieſe Sage durchaus germaniſchen Urſprungs und zur Zeit der großen Wanderung germaniſcher Völker in Italien begründet worden ſei, denn ſie ſticht durch ihren ſpekulativen Gehalt, durch ihre Innerlichkeit gar zu ſehr ab gegen die nationalen, in Aeußerlichkeiten aufgehenden, ſehr oft jedes Gehaltes baren italiſchen Sagenkreiſe. Dennoch war ſie nur ein roher Marmorblock und gehörte ein Genius, wie der Moſens dazu, um aus demſelben herauszubilden: —

> . . . . Solche Wunderſage
> Von irrer Wallfahrt, wilder Angſt und Leid,
> Von Todesſchen, von Himmelsluſt und Klage.

Der Dichter hat im Nachwort zum Ahasver das Verhältniß dieſes Gedichtes zum Ritter Wahn kurz und treffend bezeichnet. Es iſt ein gegenſätzliches. Der Ritter Wahn bringt das Streben und Irren der nach Vereinigung mit Gott in der Unſterblichkeit ringenden Menſchenſeele zur Anſchauung, im Ahasver dagegen ſtellt ſich die im Irdiſchen befangene Menſchennatur, „gleichſam der in einem Einzelweſen verleiblichte Geiſt der Weltgeſchichte,“ erſt in unbewußtem Trotz, dann endlich mit deutlichem Bewußtſein dem Gott des Chriſtenthums ſchroff gegenüber. In beiden Fällen mußte der Schluß der Dichtung eine ungelöſte Diſſonanz bleiben, ſo gut wie der Schluß der Fauſtdichtung; denn der ihr von Göthe angeleimte iſt doch wahrhaftig weit mehr nur eine vorgeſpiegelte, als eine wirkliche Auflöſung dieſer Diſſonanz.

Die moderne Poeſie hat überhaupt das Geheimniß der Harmonie noch nicht berührt, geſchweige enthüllt. Auch die mittelalterliche brachte es nicht dazu, was auch alberne Romantiker ſagen mögen. Man betrachte nur die zwei göttlichen Komödien des Mittelalters, das Gedicht Dante's und den Parzival unſeres Wolfram. In beiden iſt die angebliche Verſöhnung im

Grunde eine nur ganz äußerlich vollzogene und hinter ihr klafft an allen Orten und Enden der chriſtliche Zwieſpalt von Geiſt und Natur, Gott und Teufel. Bei Shakſpeare kommen dieſe Gegenſätze vollends erſt recht zum Bewußtſein. Er iſt ein ſo ganz wahrer Dichter, daß bei ihm von einer anempfundenen Verſöhnung, von einer erſchwindelten Harmonie gar keine Rede ſein kann.

Die moderne Geſellſchaft hat ihren poſitiven Pol noch nicht gefunden und es ſteht dahin, ob ſie ihn überhaupt je finden wird. Daher ſchöpfen gerade die echten Dichter dieſer Geſellſchaft aus der Negation ihre Inſpiration. Unſere großen Klaſſiker Göthe und Schiller ſuchten darüber hinwegzukommen, indem ſie ein willkürliches Ideal von Griechenthum aufſtellten. Allein dieſer Nothbehelf konnte um ſo weniger lange vorhalten, als die Frage der Nationalität eine immer größere Bedeutung gewann. Gelöſt muß und wird dieſe Frage jedenfalls werden; aber mag die Löſung ſo oder ſo ausfallen, wir möchten ſtark bezweifeln, ob mit dieſer Löſung Verſöhnung und Harmonie in die moderne Poeſie kommen werde.

Die Form der beiden pſychologiſchen Epen Moſens zeugt von außerordentlichem Takt. Er hat die mangelhafte Terzine gewählt, deren erſte und dritte Zeile, durch den Reim verbunden, energiſch vorwärts ſtrebten, während die ſtumme Mittelzeile den raſchen Gang der Diktion hemmt und ſo auch der Form das Gepräge des Unbefriedigtſeins verleiht, den Charakter eines raſtloſen und doch nahe dem Ziele immer wieder in ſich zuſammenbrechenden Strebens. Ritter Wahn iſt als Kunſtwerk geſchloſſener und gerundeter als Ahasver: dort biegt der Mythus ſich in ſich ſelbſt zurück, hier thut die Geſchichte eine unermeßliche Fernſicht auf.

Der Ahasver iſt ein weltgeſchichtliches Drama epiſch-lyriſcher Geſtalt. Die dramatiſche Unruhe läßt ein epiſches Behagen nicht aufkommen. Die Eindrücke überſtürzen ſich und wir werden von einer Scene ruhelos in die andere fortgeriſſen. Aber die einzelnen Scenen ſind ungemein groß gedacht und mit genialer Freskomalerei ausgeführt. Wir wollen auf einige derſelben hindeuten. Vielleicht bringen wir damit den Einen oder Anderen dazu, das mächtige Ganze aus dem Staube der ungerechten Vergeſſenheit aufzuheben und mit Dank gegen ſeinen Schöpfer zu genießen . .

. . Im 1. Geſang der „erſten Friſt" wird von Gott und der Natur ſo geſungen: —

Es rauſcht der Webeſtuhl der Weltgeſchichte,
Die Weberin Natur wirkt ſonder Raſt,
Vor Gott wird immer ihr Geweb' zu nichte.

Als ſie in unermeßlichem Entzücken
Zum erſten Mal erhob ihr Angeſicht,
Sah ſie auf ſich ein Sonnenauge blicken.

Von Gottes Armen fühlt ſie ſich umſchlungen
Und ganz durchzückt von heißem Feuerkuß,
Von ſeiner Liebe ganz und gar durchdrungen.

Sprach Gott: Du ſollſt an meiner Bruſt vergehen!
Sprach ſeine Braut: Oh, laß in deiner Glut
Mich nicht verhauchen, mich nicht ganz verwehen!

Da mochte Gott mit ſeinen Feuerarmen
Die Zitternde zerdrücken an der Bruſt;
In ſeinen Augen ſah ſie kein Erbarmen.

Und ſie entfloh, zerfloß in Luft und Waſſer, —
Da droht ihr Gott, da ſchrie ſie auf vor Schreck, —
Zu Stein erſtarrend vor dem ſtrengen Haſſer.

Gott rührt ſie an, da fängt ſie an zu träumen
In Blumen und Gewächſen aller Art
Und hochaufrauſchend in des Waldes Bäumen.

Gott rührt ſie an, auffährt ſie vielgeſtaltig,
Im Fiſche ſtumm, im Vogel mit Geſang,
In allerlei Geſchöpfen tauſendfaltig.

Wie möcht' er die Geliebte wirklich haſſen?
Er drückt ſie wieder ſchmerzlich an die Bruſt,
Bis zur Vernichtung muß er ſie umfaſſen.

Doch wie er ſie ſo heftig hielt umfangen,
Sind aus ſo ſchrecklichen Umarmungen
Die Geiſter, die Dämonen vorgegangen.

Die Einen ſtürzten ſtammelnd vor Entzücken
Zu ihrem Gott, auf ewig mit ihm eins,
Die Andern ſtanden, ohne ſich zu bücken;

Die Andern, die in ihres Geiſtes Schachten
Von Freiheit und in ihr von eigner Kraft
Die unermeßliche Entdeckung machten.

Und Engel nennt man, die als Stralen wallen
Um ihre Sonne, den allmächt'gen Gott,
Die andern aber ſind von Gott gefallen.

Dämonen, Götter nannten ſich die andern,
Die durch der Weltgeſchichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell in Flammen wandern.

In dieſer energiſchen Weiſe verfolgt der Dichter das Weltgeheimniß in der Reihe ſeiner Offenbarungen in der Weltgeſchichte. Der Kampf des Menſchen, deſſen Typus Ahasver, mit dem Gott, als deſſen Vertreter Chriſtus in das Gedicht eingreift, iſt das große Thema, welches Moſen durchführt. Da hat er denn Gelegenheit, die gewaltigſten Erſcheinungen der Welthiſtorie zu malen: den Untergang des Judenthums durch das

Römerthum, den Sieg des Chriſtenthums über Rom das — .

. . . . . über alle Welt hielt ſeine Wache
Und über alle Nationen hin

Lag es geſtreckt, ein giftgeſchwollner Drache — —

ferner die Völkerwanderung, endlich Urſprung und Emporkommen des Islam. Der 4., 5., 6. und 7. Geſang der erſten Friſt giebt die Schilderung der Belagerung und Eroberung Jeruſalems durch Titus. Hier ſchwillt jede Ader der Geſchichte von poetiſchem Saft. Man leſe zuerſt des Joſephus allbekannte Erzählung von dem furchtbar tragiſchen Ereigniß und dann dieſe Geſänge, den Schlußakt einer koloſſalen Tragödie, dem an erſchütternder Gewalt die Poeſie aller Zeit ſicherlich nur Weniges an die Seite zu ſetzen hat. Im 2. Geſang der dritten Friſt läßt der Tod den Ahasver eine Seelenſchau halten. Da erhebt ſich Moſen zur Größe der Viſionen Dante's. Da ziehen vorüber: —

Grauſame Könige, umdrängt von Scharen,
Die ihnen gräulich drohten, die durch ſie
Im Kerker oder ſonſt gequälet waren;

Die ungerechten Richter, engumwunden
Von Schlangen und von Flüchen ihrer Schuld
Vorbeigehetzt wie von ergrimmten Hunden.

Die Reichen aber, die ſich vollgefreſſen
Von Gold und Koth, wie Kröten müſſen ſie
Sich tief und ſchwer vorüber mühſam preſſen.

Die Höflinge und Schranzen fliehen ſtöhnend,
Denn jeden jagt mit wildem Angſtgeſchrei
Sein Doppelgänger, ſich und ihn verhöhnend.

Die Pfaffen, die voll Trug die Welt belogen,
Verbrennen lichterloh, ihr Herz ein Docht,
Der heimlich ſich voll Fett und Oel geſogen.

Verräther und Meineidige, o gräulich!
Als Ungeziefer nagen ſie ſich auf; —
Die Wolke quirlt vorbei im Hui abſcheulich.

All dies Geſindel muß ſich ſo zermalmen
In ſeinem Nichts, unſterblich iſt es nicht;
So muß es wieder ſich zu Stoff zerqualmen:

So daß von ſelbſt ſich jede Seele richtet,
Daß, wehe, oft ein dumpfes, ſtumpfes Volk,
So in ſich ſelbſt verfault und ſich vernichtet!

Doch And're werden auch vom Tod geleitet
Vorbei an Ahasver, auf deren Bahn
Iſt Sonnenlicht im weißen Glanz gebreitet.

Das ſind die Seelen, die durch Opferungen,
Mit Blut und Thränen und mit Angſt und Schweiß
Die Freiheit und in ihr ſich ſelbſt errungen;

Die Helden, die für's Vaterland geſtritten,
Die ſchönen, jungen Helden, und zugleich,
Die für die Wahrheit Noth und Tod gelitten;

Die arme Wittwe, die der Welt verborgen,
Verlaſſen wie ſie war, die Kindlein all
Erzogen hat mit ungezählten Sorgen;

Jungfrauen auch mit ſtralendem Geſichte,
Verklärt durch Liebe oder auch durch Schmerz,
Mit wehendem Gewand im Frühlingslichte . . . .

Außerordentlich ſchön in ihrer geharniſchten Kraft ſind weiterhin die Geſänge (4—5 der 3. Friſt), welche das Erwachen und das erobernde Anſtürmen des Mohammedanismus ſchildern. Da iſt Alles Feuer und Flamme. Man vernimmt den wilden Trompetenſchall der neuen Religion, man ſieht die glaubenstrunkenen Reitergeſchwader durch den arabiſchen Sand ſtäuben, man hört ihren jauchzenden Schlachtruf und erblickt über dem wüthenden Kampfgewoge die Houris ſchweben, wie ſie die Allahſtreiter zu den Wonnen des Paradieſes emporwinken. Und man glaube nicht, der Dichter verſtehe bloß durch das Motiv des Erhabenen und Furchtbaren zu wirken. Zwar ſagt er ſelbſt in ſeinem Gedicht:

Gleichförmig wie der Guß von Katarakten
Roll' hin, o Lied, der Sänger iſt zu ſchwach,
Zu widerſtehen deinen Rieſentakten . . . .

und es iſt wahr, ein gewiſſer hochgeſpannter Ton geht durch das Ganze; aber doch weiß Moſen neben der Stärke auch der Anmuth ihr Recht widerfahren zu laſſen. Wie tiefergreifend iſt das Bild der jungfräulichen Lea inmitten der Schrecken des belagerten Jeruſalems! Wie ſtillmächtig die Erſcheinung Chriſti im letzten Geſange! Aber die innigſten Seelenlaute tönen auf in der Schilderung der Wiedererweckung der Götter von Hellas durch Julian: —

Es ſitzen wohl im ſchwarzverhangnen Sale
Verwaiſte Kinder nach der Mutter Tod,
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie ſitzen ſtill bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den goldnen Wein,
Sie ſeh'n ſich an mit bleichen Angeſichtern.

Da hören ſie der Mutter leiſe Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesſchlaf
Und lebend ſteht ſie da in ihrer Mitte.

Sie ſpricht: ihr Kinder, dürft nicht ſo erſchrecken!
Da ſtürzen alle freudeſchreiend hin,
Mit Küſſen ihre warme Hand zu decken.

Sie ſaßen auch in ſchmucklos düſtern Mauern
Die Völker dieſer Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einſames Leben zu vertrauern.

Als Julian zum Hades ſtieg hernieder
Und weckte auf die Mutter Kybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur im innern Herzen
Und brannte an und ſchwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände ihre Blüthenkerzen.

Es ſchien, als wollt' ſie nur noch einmal blühen,
In ſchmerzlich ſüßer Wolluſt ſich nun ſelbſt
In einem Lenz verzehren und verſprühen;

Als wollt' den Menſchen ſie noch einmal küſſen,
Das vielgeliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggeriſſen,

Noch einmal nur in brünſtigem Entzücken,
Laut weinend, halb in Luſt und halb in Schmerz
An ihre Bruſt zum letzten Abſchied drücken!

Da ſchürzten ſich die flüchtigen Najaden,
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg'
Zum Tanze all die ſcheuen Oreaden.

Da ſteht am Himmel ſtill, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keuſche Cynthia
Und harret, bis der Reigen ſich geendet ....

Ach, der Reigen hatte ſich bald genug geendet! Er war überhaupt nur ein erzwungenes Maſkenſpiel geweſen. Der große Pan war ſchon lange todt. Der „Romantiker auf dem Throne der Cäſaren“ fand ein frühes und blutiges Ende auf dem Zuge gegen die Perſer, während unſere Romantiker nicht gegen die Perſer, ſondern nur gegen die Vernunft zu Felde ziehen und dabei im Frieden alt und fett werden ... Ahasver hatte die Julianiſche Reaktion zur Unterlage einer ſeiner Empörungen gegen ſeinen Widerſacher gemacht: auch dieſe Empörung endigte, wie eben alle Empörungen gegen das ewige Geſetz der weltgeſchichtlichen Entwickelung enden. Die letzten Geſänge zeigen uns Ahasver bei der Erſtürmung Jeruſalems durch die Moslemin thätig. Auch hier iſt ſein Gewinnſt nur eine ſchmerzliche Täuſchung. Aber der ruheloſe Wanderer fährt fort, die Idee der Menſchheit gegen die Idee der Gottheit in die Schranken zu führen, und Chriſtus ſelbſt, anerkennt am Schluſſe des Gedichts gewiſſermaßen die Berechtigung des Gegners. Er ſagt zu ihm:

Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du haſt zuerſt die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'ſchen Schranken;
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwiſchen Beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden.

Das heißt nichts Anderes, als: die Idee vom Menſchen und Gott müſſen ewig auf einander wirken, einander beſtreiten ſogar, wenn der weltgeſchichtliche Prozeß nicht ſtillſtehen ſoll. Der Traum von der Aufhebung der Gegenſätze iſt ein ſehr dummer Traum, die „Harmonie" eines Fourier'ſchen Phalanſtère wäre Verſumpfung und Tod . . . . Moſen bewies richtigen Takt, daß er ſein Gedicht nicht in die Tageshelle der modernen Geſchichte herüberführte. Hier hätte dem Mythus vom Ewigen

Juden unmöglich ſein dichteriſches Recht widerfahren können. Man ſehe ſich z. B. nur den Sue'ſchen Juif errant näher an: allem Aufwand komplicirteſter Erfindung zum Trotz erſcheint dieſer ewige Jude in der Beleuchtung der pariſer Gaslaternen weit mehr lächerlich als erhaben. Mein Landsmann Wilhelm Hauff hat die Sache beſſer verſtanden: er erkannte, daß Ahasvers Erſcheinung in der modernen Geſellſchaft nur eine humoriſtiſche ſein könne.

Schließlich ſagen wir nur noch kurz, daß Moſens nationalliterariſche Bedeutung weſentlich auf ſeinen Leiſtungen als Lyriker und Epiker beruht. Als ſolcher hat er Dauerndes geſchaffen und wir müſſen die Stimmung einer Zeit beklagen, welche für dieſe Schöpfungen keinen Sinn und kein Verſtändniß beſitzt, hoffen aber, daß ein wieder mehr gekräftigtes, beſſeres Geſchlecht dem Dichter gerecht werde. Seiner Wirkſamkeit als Dramatiker hat, wie behauptet worden, ſein Ueberwältigtſein durch Shaſpeares Einfluß Eintrag gethan. Allein wir meinen, die eigene drangvolle Subjektivität habe den Dichter verhindert, ein bedeutender Tragöde zu werden: er ſchwebt nicht in objektiver Ruhe über ſeinen dramatiſchen Geſtalten, er lebt in ihnen. Das lyriſche Feuer verzehrt die dramatiſche Objektivität. Indeſſen wäre, falls dem Dichter ein herbes Geſchick das Vorſchreiten auf ſeiner Bahn nicht verwehrte, auch auf dem dramatiſchen Gebiete ein Vorſchritt mit Beſtimmtheit von ihm zu erwarten geweſen. Dies bezeugt das Fragment der Tragödie Cromwell. Wir müſſen es herzlich beklagen, daß ihm nicht vergönnt war, dieſes Werk zu vollenden. Moſen wäre vermöge ſeines geſchichtlichen Sinnes, ſeiner Gemüthstiefe und ſeiner energiſchen Weltanſchauung ganz der Mann dazu geweſen, die größte hiſtoriſche Geſtalt des Germanenthums mit der tragiſchen Krone zu ſchmücken.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Verlag von R. Leſſer in Berlin.

Ueber die in obigem Verlage erſcheinende

Internationale Bibliothek

(à Band 15 Sgr.) und

Welt-Bibliothek

(à Band 10 Sgr.)

gehen täglich die günſtigſten Urtheile der Preſſe ein, wovon wir nachſtehend einige abdrucken:

Spenerſche Zeitung vom 14. November 1867:

Die Internationale Bibliothek und die Welt-Bibliothek von R. Leſſer in Berlin.

Es iſt uns ſehr erfreulich, auf das Unternehmen eines hieſigen ſehr betriebſamen Buchhändlers, R. Leſſer, aufmerkſam machen zu können. Der Zweck dieſes trefflichen Unternehmens iſt, uns ſowohl mit den Erzeugniſſen der beliebteſten deutſchen Schriftſteller, als auch mit den Schätzen fremder Nationen ſo ſchnell wie möglich bekannt zu machen und dieſelben auf unſern Boden zu verpflanzen. Schon Goethe hat bekanntlich den Gedanken einer Welt-Literatur gefaßt, durch welche die literariſchen Schätze aller Nationen auf das Schnellſte in Umlauf geſetzt und Gemeingut aller Gebildeten werden ſollten. Dieſer durch Goethe angeregte, ſo großartige Gedanke iſt jetzt durch das Unternehmen R. Leſſer's wieder aufgenommen worden. Derſelbe hat bereits aus ſeinem Verlage mehrere der intereſſanteſten und geiſtvollſten Werke des Auslandes aus der Gegenwart durch treffliche Ueberſetzungen hervorgehen laſſen. Wir verweiſen zur Beſtätigung des Geſagten auf folgende Werke, über welche uns die günſtigſten Kritiken vorliegen: „Paris. Ein Spiegelbild ſeiner Geſchichte, ſeines Geiſtes und Lebens“ in Schilderungen von den bedeutendſten Schriftſtellern Frankreichs. (5 Bände.) Ein ſtilles Plätzchen von J. Ruffini. Wiedergefunden von E. Serret. Von deutſchen Schiftſtellern hat R. Leſſer Namen vom beſten Klange für ſein Unternehmen gewonnen: Levin Schücking, Johannes Scherr, M. M. v. Weber, A. Meiſſner, J. Rodenberg, C. von Glümer, E. Polko u. A. Nimmt man dazu die außerordentliche Billigkeit des Preiſes der einzelnen Werke, ſo darf man dem Unternehmen wohl das günſtigſte Prognoſtikon ſtellen. Ein beſonderes Intereſſe wird das ſoeben erſcheinende Werk: Paris in Amerika von E. Laboulaye (2 Bände) erwecken, welches in der anmuthigſten Darſtellung uns mit den amerikaniſchen Sitten und Zuſtänden bekannt macht und dieſelben zu größter Anſchaulichkeit vor uns auslegt. Daſſelbe vergleicht ohne einſichtige Vorliebe und Haß die Zuſtände der neuen Welt mit denen der

alten Welt, wodurch die Beſchäftigung mit demſelben eben ſo belehrend als anziehend iſt. Dieſes Werk, ausgezeichnet durch die treffliche Ueberſetzung von Profeſſor Wirz (1. Band) und Auguſte Cornelius (2. Band) wird ſich jedenfalls einen ſehr großen Leſerkreis gewinnen. Der Verfaſſer, E. Laboulaye, begleitet ſein Werk mit einem, beſonders für die deutſche Nation ſehr freundlich geſinnten Schreiben an den Verleger, dem wir nachfolgende Stelle entnehmen: „Je suis un vieil ami de l'Allemagne, il y a trente ans que je l'étudie et que j'essaie de la faire connaître à mon pays. Il est beau de chanter: Deutſchland über Alles, über Alles in der Welt, mais il y a quelque chose au dessus de l'Allemagne, c'est la liberté qui apprend à tous les hommes à vivre en paix et à s'aimer comme des frères. C'est de liberté que parle Paris en Amérique et c'est pour cela qu'il a été bien reçu et traduit aux Etats-Unis, à la Plata, au Brésil et ailleurs. Puisse-t-il enfanter partout des amis de la liberté et de la paix." Wir denken auf dieſes ſchöne Unternehmen, welchem wir in Deutſchland die regſten Sympathien wünſchen, noch öfter zurückzukommen.

H. Th. Rötſcher.

National-Zeitung vom 18. October 1867:

Die Verlagsbuchhandlung von R. Leſſer in Berlin veröffentlicht in einzelnen, hübſch ausgeſtatteten Bändchen zu einem mäßigen Preiſe eine „Internationale Bibliothek" und eine „Welt-Bibliothek." Jeder Band iſt einzeln käuflich. Von der „Internationalen Bibliothek" liegen fünf Bändchen vor, Pariſer Schilderungen,: Phyſiologie von Paris, Geſchichte von Paris, Promenaden in Paris, Muſeum des Louvre, Paläſte von Paris: Ueberſetzungen aus dem großen, bei Lacroix erſchienenen Werke: Paris-Guide, wohl zunächſt auf die Beſucher der Welt-Ausſtellung berechnet, obwohl ein und der andere Aufſatz werthvolle und anziehende Bemerkungen, ganz unabhängig von der Ausſtellung über dieſe einzige Stadt enthält. Die „Welt-Bibliothek" bringt Skizzen, Reiſebeſchreibungen, kleine Erzählungen in bunter Reihe. George Heſekiel bietet in „Abſonderliche Menſchenkinder" und „Gemiſchte Geſellſchaft" dem Leſer allerlei ſeltſame Geſchichtchen und hiſtoriſche Anekdoten mit tragiſchem Ausgang, in Rembrandt'ſcher Beleuchtung; G. Hiltl führt uns in „Der Kammerdiener des Kaiſers" in das düſtere Prag zu Rudolfs II. Zeiten, unter Alchymiſten und Geiſterbannern. „Wiedergefunden" von Ernſt Serret ſchildert in anmuthigſter Weiſe idylliſche Zuſtände und ſeeliſche Kämpfe, welche durch die Milde und Klugheit einer jungen Frau ausgeglichen werden. Was bisher von beiden Bibliotheken vorliegt, empfiehlt ſich zu einer ſinnigen Unterhaltung.

Karl Frenzel.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Aus der Sündflutzeit.

Aus der Sündflutzeit.

Von

Johannes Scherr.

Der Menſch trägt Adler in dem Haupt
Und ſteht mit ſeinen Füßen tief im Koth.
Grabbe.

Lindauer'sche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöppingen

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1867.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Mirabeau

und

Marie Antoinette.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

1.

Genie und Geld*).

Eines Morgens im September von 1789 wurde heftig an die Thüre des Grafen de La Marck geklopft, eines brabantiſchen Edelmanns, der in Paris lebte, in franzöſiſchen Bergwerken ſpekulirte und zu den Hofkreiſen in vertrauten Beziehungen ſtand. Der Graf hatte noch nicht Zeit gehabt, ſein „Herein!“ auszuſprechen, als ſchon die Thüre aufging und ein läſſig-elegant gekleideter Mann von Mittelgröße, athletiſchem Knochenbau und einem ſtarken Anſatz von Beleibtheit haſtig eintrat, flüchtig grüßte und mit einer Metallſtimme, deren Umfang, Klangfülle und Geſchmeidigkeit jedes Wort verrieth, die Aeußerung vorbrachte: „Mein Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun.“ — „Was für einen?“ — „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht ... Ich beſitze nicht einen einzigen Thaler ... Leihen Sie mir ein Stück Geld.“ — — „Ich gab ihm, erzählt La Marck, eine Rolle mit fünfzig Louisd'or; mehr hatte ich nicht zur Hand. Er dankte lebhaft und ſagte: Ich weiß nicht, wann ich Ihnen das Geld werde zurückgeben können. Ich konnte mich um die Verlaſſenſchaft meines Vaters noch gar nicht bekümmern, auch haben mir meine Verwandten darob bereits Prozeſſe angehängt.“

---

*) Quellen: Mémoires biographiques, littér. et polit. de Mirabeau, écr. par lui-même, par son père, s. oncle et s. fils adopt. 8 vols. Paris 1834—36. — Souvenirs sur Mirabeau, par E. Dumont. Paris 1832. — Correspondance entre le comte Mirabeau et le comte de La Marck. 3 vols. Paris 1851. Mémoires s. l. vie privée de Marie Antoinette, par Madame Campan. 3 vols. Paris 1823. Mémoires de la Fayette, publ. p. s. famille. 4 vols. Bruxelles 1837. Mémoires de Barère. 4 vols. Paris 1842—43. Mémoires secrets, par le comte d'Allonville, 5 vols. Paris 1838. Mad. de Staël, Considérations, 4 vols. Paris 1818. Mémoires de Weber, concern. Marie Antoinette, 2 vols. Paris 1822. Marie Antoinette, Joſeph II. und Leopold II.; ihr Briefwechſel, herausg. von A. v. Arneth, Leipzig 1866. ꝛc. ꝛc.

Der Brabanter mochte ſich über die Zurückgebefähigkeit ſeines Schuldners, der ſo, wie er vor ihm ſtand, einer gewiſſen Jungfer Anne Potterin ſeit ſiebzehn Jahren ſeinen Hochzeitrock ſchuldig war, eigene Gedanken machen. Sie liefen darauf hinaus, aus der dargeliehenen Goldrolle einen ſtarken Faden zu ſpinnen, welcher den Jahrgänger von Göthe, den Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau und dermalen, im September von 1789, noch als der „Volksgraf“ hochgelobt und vielgeprieſen, mit dem Hofe oder wenigſtens mit dem Königthum zuſammenbinden ſollte.

Er hinwiederum, der Blatternarbige mit ſeinem vor lauter Häßlichkeit faſt ſchönen „Eberkopf“, den eine fabelhafte Haarfülle bedeckte, mit ſeinen unter dichten Brauen groß und flammend hervorblickenden, nach Wunſch und Willen ihres Beſitzers jetzt Verführung ſtralenden, jetzt Zornblitze ſchleudernden, immer aber das olivenfarbige, pockenzerriſſene Geſicht eigenthümlich beleuchtenden Augen, mit ſeinem etwas ſchief geſchlitzten Mund, aus welchem ſo ſchütternde Donner hervorgebrochen, deſſen ſinnlich aufgeworfene Lippen ſo viel geküßt hatten und in deſſen Winkeln das Spottlächeln überlegener Ironie eingekerbt war, — er, der Auswürfling des Adels und der Vorkämpfer und Verächter des Volkes, der vom Vater Verfluchte und Verfolgte, aber von Sophie Monnier zu ihrem Abgott Erhobene, er, die Furcht der Männer und das Entzücken der Weiber, Finanzgenie und Bettler, Staatsmann und Zotenbücherſchreiber, Geſetzgeber und Wüſtling, ein Koloß von Arbeitskraft und von Ausſchweifung, Ariſtokrat und Tribun, er, der auf den Seelen ſeiner Zuhörer ſpielte wie ein Virtuos auf Klaviertaſten, der die Menſchen verachten mußte, weil er ſie kannte, und dennoch nach der Macht und Gewalt lechzte, ſie in ſeiner Weiſe glücklich zu machen, — er, um Alles in ein Wort zuſammenzufaſſen, Mirabeau, dachte vielleicht, das Gefühl der Demüthigung, vor einem La Marck als bittender Borger geſtanden [illegible] haben, niederwürgend, gerade daſſelbe, was er vor Zeiten zur Vertröſtung der Jungfer Anne Pottevin, als ſie die Bezahlung ſeines Hochzeitrockes heiſchte, geſagt hatte: — „Bah, ich werde Miniſter werden. Das iſt ſicher!“

Nicht etwa nur zur Beſchwichtigung von Gläubigern und Gläubigerinnen, die ſich unangenehm machten, war das geſprochen. Der Mann glaubte zuverſichtlich, daß der Miniſterſchafts-Wechſel, welchen er vor Jahren ſchon auf die Zukunft ausgeſtellt hatte, richtig von dieſer eingelöſ't werden würde. Er fühlte in jedem Nerv und in jedem Muskel, daß er das Zeug in ſich habe, der Miniſter ſeines Landes zu ſein, in der Weiſe, wie vormals die „rothe Eminenz“ Richelieu es geweſen war. Und doppelt berechtigt kam ſich dieſes ſein Gefühl vor, ſeitdem die Revolution ausgebrochen war und der Genius Mirabeau's die ganze Spannweite und Flugkraft ſeiner Fittige in der Nationalverſammlung erprobt und erwieſen hatte. Und dreifach berechtigt war ſein Wunſch, zeigen zu dürfen, was Alles unter den Simſonlocken ſeines Eberkopfes ſtecke, was er wolle, könne und vermöge, wenn er wohlmeinende Plattköpfe, wie Necker und Lafayette, ihre kleinen Mittelchen dem Flammenſchritt der Rieſin Revolution entgegenſtellen ſah oder wenn er gar erfahren mußte, daß ſelbſtgefällige Mittelmäßigkeiten, wie Lameth, Duport und Barnave, des Glaubens lebten, ſie ſeien dazu geboren und beſtimmt, das auf den Sturmwogen rollende Staatsſchiff zu lenken. Selbſtverſtändlich fürchteten und haßten die genannten und andere Plattköpfe und Mittelmäßigkeiten in Mirabeau die überlegene Genialität und Kraft, während ſie ſich anſtellten, als fürchteten und haßten ſie in demſelben den unzuverläſſigen Wüſtling und feilen Abenteurer. Unglücklicher Weiſe ſorgte Mirabeau nur allzu ſehr dafür, daß dieſer Vorwand, ihn von der Macht fernzuhalten, nachmals das ganze Schwergewicht einer Thatſache erhielt.

Er hat einmal ſchmerzbewegt ausgerufen: „Die Verirrungen meiner Jugend kommen mir theuer zu ſtehen!“ Er hätte ſpäter ſagen können: „Noch theurer, noch viel theurer kommt es mir und Frankreich zu ſtehen, daß ich dieſe jugendlichen Verirrungen mit in mein reiferes Alter herübergeſchleppt und nicht aufgehört habe, Roué zu ſein, als ich anfing, Staatsmann zu werden.“ Freilich ſuchte er über dieſen Stein des Anſtoßes dadurch hinwegzukommen, daß er eines Tages in ſeiner läſſig-vornehmen

Manier das Axiom hinwarf: „Die kleine Moral tödtet die große" — allein der ſelbſtgerechte, von ſich ſelbſt und von Anderen, insbeſondere von ſeiner Tochter, weit überſchätzte Necker hatte doch wohl recht, die Wichtigkeit gerade der angeblich „kleinen" Moral dem genialen Eberhäuptigen gegenüber zu betonen und demſelben zu ſagen: „Sie ſind zu geiſtreich, als daß Sie kein Gefühl für die Nothwendigkeit *dieſer* Stütze haben ſollten." . . . Zu der „kleinen" Moral, Herr Graf von Mirabeau, gehört aber, denken wir, nicht nur, daß man ſo viel Selbſtbeherrſchung beſitze, die letzten Kräfte eines für das allgemeine Beſte koſtbaren Lebens nicht in den Armen von „Mesdemoiſelles" Hélisberg und Coulomb, Tänzerinnen der Oper, zu vergeuden; ſondern auch, daß man Hände habe, an welchen nicht die leiſeſte Spur von Beſtechungsgeldſchmutz haftet. „Auch das Genie muß doch vor allem Anderen leben." Ja wohl, und das war vielleicht die „große" Moral, von welcher Mirabeau ſprach. Wenn aber das Genie zum Gelde ſagt: „Ich will dein getreuer Knecht ſein, wenn du mir zu Mesdemoiſelles Hélisberg und Coulomb und dergleichen hübſchen Dingen mehr verhilft" — ſo wäre es für das Genie beſſer, es lebte gar nicht.

Mirabeau iſt bekanntlich ein Hauptgeſtirn am konſtitutionellen Illuſionenhimmel und Leute, welche ehrlich und aufrichtig an das Lug- und Trug-Evangelium des Konſtitutionalismus glauben, pflegen von dem Manne nie zu ſprechen, ohne bedauernd beizufügen: „Ja, wenn ihm längeres Leben gegönnt geweſen wäre! Er hätte ſicherlich die Revolution gebändigt und die Bewegung in das heilſame Geleiſe der verfaſſungsmäßig beſchränkten Monarchie hineingeleitet." Die kreuzbraven Philiſter! Sie wiſſen nicht, was ſie reden. Gewiß, Mirabeau war kein Umſturzmann. Schon darum nicht, weil er ganz entſchieden das geweſen, was im Grunde Jeder iſt, welcher um eines Hauptes Länge über die Menge emporragt: — ein Ariſtokrat. Und nicht nur ein Ariſtokrat des Geiſtes war er, ſondern auch ſeiner Geburtsariſtokratie vergaß er niemals. Jedermann weiß ja, daß er gerne von der Bartholomäusnacht ſprach, weil er dabei Gelegenheit hatte, zu ſagen: „Der Admiral Koligni, der, im Vorbeigehen bemerkt, mein Vetter geweſen iſt.“ Aber Mirabeau war ein Liberaler. Er bekannte ſich zu dem als Abſtraktion der engliſchen Verfaſſung nach dem Feſtland von Europa importirten Liberalismus, deſſen Haupttendenz war und iſt, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum zum Mitgenuß der Privilegien zu verhelfen, welche früher für die Fürſten, für den Adel und Klerus allein beſtimmt waren. Um dieſe Privilegien nach unten etwas weiter ausdehnen zu können, muß man oben etwas Weniges davon wegnehmen, was man im konſtitutionellen Jargon „die Krone verfaſſungsmäßig beſchränken“ heißt. Mirabeau wußte recht wohl, daß die Bourgeoiſie die angedeutete Stellung im Staate verlange, ſowie, daß dieſes Verlangen ein unwiderſtehliches, und endlich, daß die Bourgeoiſie keineswegs Willens ſei, die Fahne Montesquieu's mit der Fahne Rouſſeau's zu vertauſchen, d. h. vom Liberalismus zum Radikalismus, vom Konſtitutionalismus zum Demokratismus vorzugehen. Er wollte alſo ein konſtitutioneller Miniſter oder vielmehr der konſtitutionelle Miniſter par excellence werden, der Richelieu des

18. Jahrhunderts. Um ſich aber als ſolcher zu qualifiziren, um ſich möglich, d. h. nothwendig zu machen, mußte er, wie er glaubte und wie in der That die Sachen lagen, den Revoluzer ſpielen, und maßen er ein Meiſter der Revolutions-Phraſe, ſo ſpielte er ſo meiſterhaft, daß viele, ſehr viele Leute das Spiel für bare, blanke, volle Wahrheit nahmen und in dem „Volksgrafen“ den grimmigſten Wauwau, den hölliſchen Drachen erblickten, welchen der Abgrund ausgeſpieen, um das Königthum zu verſchlingen. Die Königin Marie Antoinette, deren ſtarke Seite bekanntlich Menſchenkenntniß nicht geweſen iſt, lebte vollſtändig dieſes Glaubens und ſie mag daher, als es ſchlechterdings nöthig ſchien, „le monstre“, wie ſie Mirabeau nannte, zu ſehen und zu ſprechen, demſelben entgegengetreten ſein mit einer Empfindung, als gälte es, dem Satan ſelber ſtandzuhalten.

Der Mann alſo war ein Liberaler nach engliſchem Zuſchnitt und wollte konſtitutioneller Premierminiſter ſein. Das war ohne Zweifel ſein Recht; denn warum ſollte eine ſolche Kraft nicht berechtigt ſein, ſich geltend zu machen? Aber hätte er, an's Steuerruder geſtellt, das Staatsſchiff wirklich über alle die Wirbel und Strudel hinweg und an allen den Riffen und Klippen vorüber in das ſanfte Fahrwaſſer des Bourgeoisliberalismus geführt? Hätte er, ſeine Simſonlocken ſchüttelnd, den entfeſſelten Dämonen mit Erfolg ſein „Quos ego!“ zugerufen? Hätte er wirklich die ſo eben zum mänadiſchen Tanz antretende Bakchantin Revolution gebändigt und zum wohlabgezirkelten konſtitutionellen Menuett gezähmt und dreſſirt? . . . Warum nicht gar? Das iſt ja Alles nur Konjektural-Narrethei! Kann man Kometen reiten? Wird ein Menſch von Aug' und Ohr und Verſtand ſo dumm ſein wollen, zur Springflut zu ſagen: Bleib' ſtehen! und zur vor Elektricität berſtenden Wetterwolke: Verſchlucke deinen Blitz!? Die Revolution iſt nur die unausweichliche Konkluſion ihrer Prämiſſen geweſen. Sie mußte alſo ſein, wie ſie war. Das iſt ſo gewiß wie das Einmaleins.

2.

Die Miniſtertraube hängt hoch.

La Marck zögerte nicht, ſeinen Faden zu ſpinnen. Allein der erſte Verſuch, das eine Ende deſſelben der Königin in die Hand zu geben, lief übel ab. Umſonſt machte der pfiffige Hofmann aufmerkſam, welche Vortheile aus dem Genie, aus den Leidenſchaften und aus der Armuth Mirabeau's ſich ziehen ließen. Marie Antoinette hatte damals, am Vorabend der exploſiviſchen Oktobertage von Verſailles, noch gar keine Ahnung von dem furchtbaren Ernſt ihrer Lage. Sie wähnte in ihrem Leichtſinn, das ſchon tödtlich getroffene abſolute Königthum könnte und würde zu retten ſein durch champagnerbegeiſterte Gardeoffiziere, weiße Kokarden, Oh-Richard-oh mon-roi-Arien und dergleichen Firlefanz mehr. In ihrem denkträgen, ſo recht lothringiſch-habsburgiſchen Hochmuth beantwortete ſie die Eröffnung des Grafen mit einem Ausruf der Entrüſtung: — „Wir werden, denk' ich, niemals ſo tief ſinken, um zu dem

Aeußerſten und Peinlichſten genöthigt zu ſein, nämlich bei Mirabeau Hülfe zu ſuchen!"

Man muß jedoch der Königin bezeugen, daß ihr Stolz, obzwar derſelbe vor der unwiderſtehlichen Gewalt der Umſtände mitunter ſich beugen mußte, dennoch immer wieder zu ſeiner urſprünglichen Höhe ſich aufrichtete. Noch nach dem 20. Juni von 1792, dem furchtbaren Vorſpiel zum furchtbareren 10. Auguſt, war ſie ja die ganze Tochter der Maria Thereſia, d. h. vom Scheitel bis zur Sohle vom Bewußtſein des Gottesgnadenthums erfüllt, voll unbezähmbaren Haſſes und Grolles gegen Alle, welche ihrer Meinung nach an der Unantaſtbarkeit monarchiſcher Allmacht geſündigt hatten. Daher ließ ſie denn auch den Lafayette ſo ſchnöde abblitzen, als der General, nach dem 20. Juni aus ſeinem Lager nach Paris geeilt, in die Tuilerien kam, um dem Könige ſeine Dienſte anzubieten. Sie hätte bei dieſer Gelegenheit ihrem armen königlichen Eheknecht ſeine Lektion gut einſtudirt. Ludwig der Sechszehnte empfing den General äußerſt höflich, aber ſehr kalt, und ließ ſich nur auf einen Austauſch banaler

Redensarten ein. Schon nach etlichen Minuten fand es deßhalb der angekältete Lafayette gerathen, ſich zu entfernen. Als die Thüre hinter ihm zufiel, rief Madame Eliſabeth, die gute, ſanfte Schweſter des Königs, aus: „Wir müſſen das Vergangene vergeſſen und uns mit vollem Vertrauen dem Manne in die Arme werfen, welcher allein im Stande iſt, den König und ſeine Familie zu retten!“ Wogegen Marie Antoinette hoch herab: „Lieber zu Grunde gehen als durch Lafayette und die Konſtitutionellen gerettet werden!“ Wohl, ſie ſollte ihren Willen haben; aber zu ihrer Entſchuldigung mag geſagt werden, daß der Inſtinkt des Haſſes ihr vielleicht die unzweifelhafte Wahrheit zuflüſterte, Lafayette ſei gar nicht der Mann, Rettung zu bieten . . . .

Mirabeau indeß ließ ſich nicht entmuthigen. Er wollte leben, „raſend gut leben“, wie das der genialiſche deutſche Schuft Gentz zwanzig Jahre ſpäter auch wollte, und außerdem beſaß der Franzoſe, was der Deutſche nicht beſaß, einen auf ein großes Ziel gerichteten Ehrgeiz. Er wollte einen tiefen Griff in die Geldkiſten des Hofes thun, um mit den Damen von der Oper trimalkioniſche Orgien feiern zu können; aber er wollte doch zugleich auch Frankreich regieren. So ſetzte er ſich hin, noch im Oktober von 1789, um ein „Mémoire“ zu verfaſſen, worin Ludwig dem Sechszehnten der Rath ertheilt wurde, derſelbe ſollte ſich mit der königlichen Familie und mit dem ganzen Apparat des Königthums aus Paris entfernen und nach Rouen begeben, um die Freiheit ſeines Wollens und Handels wieder zu erlangen, welche er in Paris eingebüßt hätte. Dieſes Mémoire ward durch Vermittelung von La Marck dem Grafen von Provence zugeſtellt, damit derſelbe es ſeinem königlichen Bruder überreiche. Allein Provence wies dieſen Auftrag zurück. Der ſchlaue Prinz wandelte ja gerade damals abſonderliche Schleichwege, welche ihn an ein Ziel führen ſollten, das er erſt im J. 1814 erreichte, und es lag ihm darum gar nicht am Herzen, die ſchon im Fallen begriffene Krone wieder auf dem Haupte des Bruders befeſtigt zu ſehen.

Mirabeau muß den Grafen von Provence frühzeitig errathen haben. Denn der Prinz wurde für eine Weile — und zwar dann, als Mirabeau den Herzog von Orleans weggeworfen, nachdem er erkannt hatte, derſelbe ſei „feig wie ein Lakai“ — eine Trumpfkarte in dem Miniſterſehnſuchtsſpiel des „Volksgrafen“. Eine Trumpfkarte freilich, von welcher bald offenbar werden ſollte, daß ſie in Wirklichkeit nicht „ſtach“. Solidere Hoffnungen waren am Ende doch immer noch auf den Verſuch einer Vereinbarung mit den Mitbewerbern um die Macht zu baſiren. In erſter Linie ſtanden da Lafayette und das „Triumvirat“ Lameth, Duport und Barnave. Der General, das Triumvirat und der Volksgraf verabſcheuten ſich freilich gegenſeitig. Aber was thut das? Man ſchließt ein Kompromiß, einander zu helfen; mit dem ſtillen Vorbehalt, ſpäter einander zu vernichten. Es kam aber nur zu einem Verſuch der Vereinbarung und zwar im Hauſe einer Nichte Mirabeau's, der Frau Marquiſe d'Aragon, wo ſich die Fünfe zuſammenfanden. Mirabeau muß jedoch aus dieſer Zuſammenkunft einige Hoffnung geſchöpft haben, daß wenigſtens Lafayette ſeinen Plan fördern würde. Denn nur hieraus erklärt es ſich, daß Jener etliche Tage darauf die Rednerbühne der Nationalverſammlung beſtieg, um eine pompoſe Lobrede auf Dieſen zu halten, welchem er ſonſt die lächerlichſten Spottnamen aufklebte.

Zur gleichen Zeit ſuchte er auch andere Leitern an die, ach, ſteile und ſpröde Felswand der Machthöhe anzulegen. Am 17. Oktober ließ er ſich durch La Marck dem Miniſter Montmorin vorſtellen und bot geraden Weges ſeine guten Dienſte an, indem er ſagte: „Die Nationalverſammlung iſt ein ſtätiger Eſel, den man nur mit großer Vorſicht beſteigen und reiten kann.“ Montmorin war aber harthörig. Er ſprach von dem Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel, worauf der Eberkopf nachläſſig Etwas von dem Geſandtſchaftspoſten in London hinwarf, im Ton eines Mannes, welcher mehr wollte. Das reale Ergebniß dieſer Unterredung war, daß der Miniſter Den, der es gern geweſen wäre, wiſſen ließ, der König ſei bereit, ihm zur Bezahlung ſeiner Schulden zu verhelfen.

Mirabeau beſann ſich doch noch eine Weile, den Köder zu verſchlucken. Alles urſprünglich Edle in ſeiner Natur ſträubte ſich gegen den qualvoll demüthigenden Gedanken, ein Erkaufter des Hofes zu ſein. Denn wie ſehr auch charakterloſe Schönfärber von ſogenannten Hiſtorikern ſich bemüht haben, den Schmutz des ganzen Handels zu überfirniſſen, der Schmutz iſt doch für jedes Auge, das ſehen will, unter der beſchönigenden Firnißkruſte ſichtbar, ſehr deutlich ſichtbar. Mirabeau war kein Gekaufter, ſagten und ſagen Leute, welche ſelber jahraus jahrein gierig nach der Ehre zappeln, gekauft zu werden; er ließ ſich nur vom Könige für die guten Dienſte bezahlen, welche er dem Königthum leiſtete, und da dieſe Dienſte mit ſeinen Grundſätzen übereinſtimmten, ſo war er kein feiler Ueberläufer, ſondern nur ein nach Verdienſt belohnter Diener. Dieſe Hofrathslogik würde recht ſchön ſein, wenn ihre Prämiſſen wahr wären. Die Wahrheit iſt aber dieſe: — Mirabeau nahm Geld vom Hofe, *bevor* er demſelben Dienſte geleiſtet hatte, und bis zur Stunde, wo er ſich kaufen ließ, hatte er ſeine ganze Kraft aufgeboten, das Königthum dem klaffenden Abgrunde der Revolution näher zu ſchieben. Doch er hatte dies ja, wie auch oben angedeutet worden, nur gethan, um ſich in der entſcheidenden Stunde als Retter der Monarchie zwiſchen dieſe und den Abgrund zu ſtellen, nicht? Freilich, freilich. Aber wäſcht ihm etwa die Lüge, im Dienſte des Königs zu handeln, während er nur in dem ſeines Ehrgeizes handelte, den Beſtechungsgeldſchmutz von den Händen? Daß er ſelber, um den Stachel des peinigenden Gefühls, ein Verkaufter zu ſein, zu ſtumpfen, ſich das Sophisma vorgaukelte, er habe, indem er ſich kaufen ließ, keineswegs ſich verkauft, iſt bei einem Manne, deſſen urſprünglicher Stolz ſeinem Genie gleichkam, ſehr begreiflich und auch ſehr verzeihlich.

La Marck ſpannte jetzt alle Nerven an, den Handel richtig zu machen. „Nehmen Sie doch an!“ ſchrieb er an Mirabeau. „Sie ſollten gar nicht mehr von gemeinen Dingen bedrängt werden. Erſt dann, wann Sie von derartigen Sorgen ganz frei ſind, vermögen Sie ſich als Der zu zeigen, welcher Sie ſind, nämlich als der Allen Ueberlegene.“ Der geſchäftige Graf gab ſich übrigens die größte Mühe, Mirabeau nicht nur zu einem Verkauften, ſondern auch zum Miniſter zu machen. Er war geſcheidt genug, zu begreifen, daß man dem Manne Geld und Macht geben müßte, um ihn zufriedenzuſtellen. In dem Erzbiſchof von Bordeaux, Champion de Cicé, ſowie in Talon hatte der Graf eifrige Mitarbeiter und zu Ende Oktobers ſchienen die Sachen ſo weit gediehen zu ſein, daß Mirabeau eine Miniſterliſte entwerfen konnte, der zufolge der oberſte Rath der Krone alſo zuſammengeſetzt werden ſollte: — Necker (Premierminiſter, „weil man ihn eben ſo machtlos machen muß, wie er unfähig iſt, und dennoch ſeine Popularität dem Könige erhalten ſoll“), der Erzbiſchof von Bordeaux, der Herzog von Liancourt, der Herzog von La Rochefoucauld, Lafayette, Talleyrand, Mirabeau, die Grafen von La Marck, Montmorin und Ségur. Man ſieht, dieſe Miniſterliſte war ariſtokratiſch genug: mit Ausnahme des zu einer glänzenden Nullität verdammten Bankier aus Genf lauter Herzoge, Marquis und Grafen. Schade nur, daß Gilles-Cäſar oder Cromwell-Grandiſon, wie Lafayette von Mirabeau geſpottnamſet wurde, nicht mit in dieſem Miniſterding ſein wollte.

Der General hatte allerdings ſo ungefähr daſſelbe Staatsideal wie der eberköpfige Graf; denn auch Lafayette wähnte das Glück Frankreichs davon abhängig, daß man das Land mit einer nach der engliſchen Verfaſſungsſchablone zugeſchnittenen Konſtitution beſchenkte. Mit andern Worten, das Königthum ſollte zu einem Figuranten degradirt und die Macht im Staate der parlamentariſch organiſirten Ariſtokratie und Bourgeoiſie übertragen werden. Daß er ſelbſt, Lafayette, bei dieſer Veranſtaltung die bedeutendſte Figur machen würde, war für den Oberkommandanten der Nationalgarde, welcher ſich damals auf der Zenithhöhe ſeiner Vergötterung befand, ſelbſtverſtändlich. Es ſollte aber, wollte er, dabei Alles anſtändig, reinlich und „moraliſch“ hergehen. Darum konnte er ſich nicht entſchließen, dem verrufenen, von Gläubigern gehetzten Mädchenverführer und Weiberentführer Mirabeau eine Stelle neben ſich einzuräumen, und natürlich mußte ihn der Neid, womit ſeine Mittelmäßigkeit auf die Genialität des Nebenbuhlers blickte, in dieſem Widerwillen noch beſtärken.

Die ſtürmiſche Leidenſchaftlichkeit, womit Mirabeau nach der Miniſterſchaft gierte, hatte inzwiſchen im Schooße der Nationalverſammlung das Mißtrauen aller Gegner, Neider und Haſſer des Mannes zu bitterem Argwohn geſteigert. Dieſem Argwohn entſprang jener bekannte, durch Lanjuinais eingebrachte und durch Blin unterſtützte Antrag, die Verſammlung möge beſchließen, daß während der Dauer ihrer Sitzungen und noch binnen drei Jahren nachher keines ihrer Mitglieder ins Miniſterium berufen werden dürfe. Umſonſt ſchüttete Mirabeau einen Zornwolkenbruch von der Rednerbühne herab; umſonſt rief er mit bitterer Ironie aus, man ſolle doch lieber geradezu beſchließen, daß er, der Herr von Mirabeau, Deputirter von Aix, nicht Miniſter werden dürfe: die Verſammlung erhob die Motion Lanjuinais-Blin zum Beſchluß. Der Pfeil ſaß tief und feſt in Mirabeau's Bruſt. „Ich fühle mich im Abend meines Lebens“, ſchrieb er an ſeine Schweſter. „Entmuthigt zwar bin ich noch nicht, wohl aber müde. Die Umſtände haben mich iſolirt. Ich ſehne mich nach Ruhe. Könnte ich ſie nur mit

Ehre und Sicherheit finden! Falls ich dazu noch ausreichendes Vermögen hätte, würde ich verſuchen, glücklich zu ſein, und wär' es auch, daß ich meine Zeit mit Kegelſchieben hinbrächte."

Der Traum, auf parlamentariſchem Wege zur Rolle eines modernen Richelieu zu gelangen, war alſo ausgeträumt.

3.

Die Waare und ihr Preis.

Vor dem in der Straße Faubourg Saint-Honoré gelegenen Hotel Charoſt, welches der Graf La Marck bewohnte, hielt an einem der erſten Apriltage von 1790 ein Wagen, aus welchem der Graf von Mercy ſtieg, Botſchafter Oeſtreichs am franzöſiſchen Hofe. Während dieſer Diplomat zum Hausherrn hinaufging, näherte ſich von den Champs-Elyſées her mit tief in die Stirne gedrücktem Hut ein Mann der Mauer des Gartens, welcher nach jener Richtung hin das genannte Hotel einfaßte. Der Ankömmling — es war Mirabeau — öffnete mittels eines Schlüſſels, den er bei ſich trug, die kleine in die Gartenmauer eingelaſſene Thüre, durchſtrich eilends den Garten, betrat das Haus, huſchte die Treppe hinauf und gelangte, ohne von Jemand wahrgenommen worden zu ſein, in das Kabinett, wo Mercy und La Marck ihn erwarteten: — der Kaufluſtige und der Mäkler die Waare.

Es handelte ſich, da der „Volksgraf" nicht der öffentliche Miniſter der Krone ſein konnte, darum, denſelben zum geheimen, zum vertrauten Rathgeber, ſo recht zum Geheimrath und Einbläſer des Königthums zu kaufen. Der Herr Graf Mercy handelte dabei als Käufer im Namen und Auftrag des Hofes. Die Waare, d. h. Mirabeau mit ſeinen Talenten, ſeiner Redemacht und ſeinem Einfluß, war ſehr willig, ſich kaufen zu laſſen. An dieſem Tage jedoch kam der Handel noch nicht zu völligem Abſchluß, ſondern wurden nur die gegenſeitigen Bedingungen mehr oder weniger artikulirt feſtgeſtellt; denn die drei gräflichen Herren haben ſich ohne Zweifel mittels Winken und halben Worten leicht unter einander verſtändigt und gewiß iſt das „Geſchäft“ in den allеranſtändigſten Formen eingeleitet und abgewickelt worden, wie dies ja die höhere Privat- und Staatsgaunerei ſo in der Uebung hat.

Aber es fehlte eben noch der Punkt auf dem i, ohne welchen bekanntlich das i keins iſt. Nämlich Ludwig der Sechszehnte hatte ſich unſchwer durch Mercy überreden laſſen, wie vortheilhaft es ſei, den Mirabeau zu kaufen; allein des Königs ſouveraine Königin widerſtrebte bislang dem Handel und ohne Marie Antoinette's Zuſtimmung durfte und konnte natürlich der arme gute Hampelmann von Kronenträger Nichts thun. Die Umſtände wurden jedoch von Tag zu Tag drängender und drohlicher und La Marck und Mercy waren unermüdlich, den Widerſtand der Königin zu brechen und ihren Abſcheu gegen Mirabeau wenigſtens zu einem nur paſſiven herabzuſtimmen. Sie gab endlich nach und — der „Volksgraf“ miethete ein ganzes Haus für ſich allein in der Chauſſée d'Antin, nicht minder ein Landhaus bei Argenteuil, ſchaffte ſich eine Equipage an, einen Kammerdiener, Lakaien, kurz das ganze Zubehör der Grandſeigneurſchaft, und ſtürzte ſich, er, der vor Kurzem bekannt hatte, daß er ſich „müde und im Abend ſeines Lebens fühle", gleich einem von Jugendkraft Strotzenden in Luxus und Luſtgenuß.

Kauf und Verkauf waren alſo richtig zu Stande gekommen. La Marck eröffnete dem „Freunde", daß der König deſſen Schulden im Betrage von 208,000 Livres bezahlen, ferner ihm eine geheime monatliche Penſion von 6000 Livres geben und endlich 1 Million in Geſtalt von 4 Bankbilleten in La Marck's Hände niederlegen wolle, welche Million der Verkaufte erhalten ſollte, ſobald die Sitzungen der Nationalverſammlung zu Ende. Als Mirabeau dieſe Gewährungen vernahm, muß er vor Freude ganz toll ſich gebärdet haben. Denn La Marck ſchreibt: „Sein Vergnügen ging bis zum Exzeß und machte mich erſtaunen. Indeſſen erklärt ſich dieſe Trunkenheit ſehr natürlich aus der Genugthuung, endlich einmal dem bedrängnißvollen und abenteuerlichen Leben zu entfliehen, welches er bislang geführt hat."

Der Gekaufte ſetzte ſich über die Demüthigung weg, daß man dem Mohren den Hauptpreis erſt dann ausbezahlen wollte, wann der Mohr ſeine Dienſte gethan hätte; ſowie über die weitere, daß man die zur Bezahlung ſeiner Schulden beſtimmte Summe ihm nicht ſelber anvertraute, ſondern dem Erzbiſchof von Toulouſe, Herrn von Fontanges. Vielleicht tröſtete ſich Mirabeau über den letztern Umſtand mit der traurigen Wahrheit, daß ja, ſo lange die Welt ſteht, niemals ein recht ſchmutziger Handel richtig gemacht wurde, ohne daß ein Pfaffe die Hand mit darin gehabt hätte. Uebrigens ſchien der Hof nicht bloß Geld geben zu wollen. Es muß als ſicher angenommen werden, daß die beiden Unterhändler La Marck und Mercy ſchlau und geſchickt genug waren, das verblaßte Traumbild einer künftigen Premierminiſterſchaft wieder aufgefriſcht den Augen Mirabeau's vorzugaukeln. Warum auch ſollten ein dankbarer König und, was mehr zu bedeuten hatte, eine dankbare Königin ihrem Geheimrath nicht gewähren, was zu erlangen eine neidiſche und undankbare Nationalverſammlung ihn verhindern wollte? Der Gr-

Volksgraf glaubte an das Phantasma oder log ſich wenigſtens ſelber vor, daß er daran glaube.

Der Hof ſeinerſeits mußte natürlich begierig ſein, zu erfahren, ob das von ihm auf Mirabeau's Genie hypothekiſirte Kapital wohlangelegt und zinstragend ſei. Eine Gelegenheit hiezu fand ſich bald. Die Nationalverſammlung hatte nämlich bei der Möglichkeit, daß Frankreich in Folge des „bourboniſchen Familienvertrags" durch den zwiſchen England und Spanien entbrannten Nootka-Sund-Zank als Alliirter der letzteren Macht in einen Krieg verwickelt werden könnte, ausreichende Veranlaſſung, zur Erörterung der Frage zu verſchreiten, ob die Nation dem Könige das Recht zugeſtehen ſollte, über Kriegführung und Friedenſchließung zu beſtimmen. Am 16. Mai begann die Debatte und füllte, mehr und mehr ſich erhitzend, acht Sitzungen aus. Soll der König das Recht haben, nach ſeinem Wohlmeinen Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, d. h. in oberſter Inſtanz über Gut und Blut, Wohlfahrt und Verderben der Nation ſouverain zu verfügen? Der Hauptkämpe für die Bejahung der Frage war

Mirabeau, der Hauptkämpe für die Verneinung Barnave, deſſen Entgegnung auf des Eberköpfigen royaliſtiſches Plaidoyer ihn auf den Gipfelpunkt ſeines Rednerrufes ſtellte. An dieſem ſeinem großen Ruhm- und Glückstage wurde Barnave nach beendigter Sitzung im Triumphe weggetragen, möglicher Weiſe auf denſelben Armen, welche ſpäter, am 29. November von 1793, auf dem Revolutionsplatze ſich erhoben, um dem Citoyen Samſon Beifall zu klatſchen, als derſelbe das vom Guillotinemeſſer abgeſchnittene Haupt des Triumphators von 1790 aus dem Korbe nahm, um es dem Volke zu zeigen. Was Mirabeau betraf, ſo hörte er an jenem Maitag von 1790 — im Verlauf der Debatten deſſelben nannte Robespierre den König ſchlechtweg den Commis der Nation („le roi est le commis de la nation") — ſo zu ſagen offiziell auf, der „Volksgraf" zu ſein. Patrioten von der Farbe Marat's und Patriotinnen, welche ſtark nach dem Fiſchmarkt rochen, zeichneten mitſammen auf der Terraſſe der Feuillans den Baum an, an welchem der „Verräther" aufgehenkt werden ſollte, und als er am folgenden Tage, am 22. Mai, von ſeiner Wohnung nach der Manége ſich begab, hörte er auf den Straßen ein Pamphlet ausſchreien mit dem Titel „Hochverrath des Grafen von Mirabeau!“

Allein der Mann mit dem Eberkopf müßte nicht der Verfaſſer des Schandbüchertriumvirats „Ma conversion“, „Rubicon“ und „Erotica-Biblion“ geweſen ſein, wenn noch eine leiſeſte Regung von Scham ſich in ihm fühlbar gemacht hätte. „Der große Verrath des Grafen von Mirabeau?“ ſagte er, in den Sitzungsſal tretend. „Bah! Man wird mich heute im Triumph aus der Verſammlung wegtragen oder aber in Fetzen (on m'emportera de l'assemblée triomphant ou en lambeaux)“ . . . . . Der gute Louis Blanc, welcher die Ausdauer beſaß, dreizehn Bände hindurch die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution beharrlich durch roſenrothe Brillengläſer anzuſehen, ſchlug bei dieſer Stelle beſagter Geſchichte ganz verblüfft die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief aus: „Oh, Schmerz! Oh, Mitleid! Oh, Räthſel von unergründlicher Tiefe! Dieſer Mann, welcher ſo gut wußte, daß der Argwohn des Volkes diesmal auf der richtigen Fährte war, dieſer Mann, welcher vielleicht das am ſelben Morgen vom Hofe empfangene Gold in ſeiner Taſche trug, er nahm die Haltung der verleumdeten Tugend an, er entlehnte ihre Inſpiration, er redete ihre Sprache!“ Als ob das ſo verwunderlich wäre? Wenn ein Menſch vom Schlage Mirabeau's einmal angefangen hat, ſich ſelber zu belügen, ſo thut er es eben à la Mirabeau, d. h. im großen Styl, und Styl, Form, Färbung, Lack ſind oder bedeuten wenigſtens bekanntlich auf dieſer unſerer lieben Erde Alles. Große Worte ſind daher nur allzu häufig der Schild, hinter welchem die menſchliche Kleinheit ſich birgt.

„Vor etlichen Tagen wollte man mir einen Triumphzug bereiten und heute ſchreit man in den Straßen den Hochverrath des Grafen Mirabeau aus — ſagte der berühmte Redner auf der Tribune — allein ich bedurfte dieſer Lektion nicht, um zu wiſſen, daß es vom Kapitol nicht weit iſt bis zum tarpejiſchen Felſen“ .... Wenn Herr Schufterle das Talent zum Kompagnon und die Unverſchämtheit zur Maitreſſe hat, ſo wird er auch Erfolg haben: das iſt der

Lauf der Welt. Mirabeau jedoch wurde an dieſem 22. Mai zwar nicht vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt, gelangte aber auch nicht ganz zum Kapitol hinauf. Denn es iſt ja gar nicht wahr, daß die durch *ihn* beantragte Formulirung des die Tagesfrage erledigenden Geſetzes — („le droit de faire la guerre et la paix appartient à la nation; l'exercice de ce droit sera délégué concurremment au pouvoir législatif et au pouvoir exécutif") — von der Nationalverſammlung angenommen und beſchloſſen wurde, ſondern vielmehr die durch Alexander Lameth vorgeſchlagene Formulirung („le droit de la paix et de la guerre appartient à la nation; *la guerre ne pourra être décidée que par un décret de l'assemblée nationale* que sera rendu sur la proposition formelle et nécessaire du roi et qui sera consenti par lui"). Der weſentliche Unterſchied dieſer beiden Formeln ſpringt ſofort in die Augen. Der lameth'ſche Antrag legte das Recht des Königs, über Krieg und Frieden zu beſchließen, vollſtändig lahm, — alſo gerade *das* Prärogativ, welches Mirabeau der Krone hatte ſichern wollen. Sobald er aber merkte, daß die Strömung gegen ihn ſei, war er geſcheidt genug, ſich zu beeilen, ſeinem halben Erfolg den Anſchein eines ganzen zu geben, indem er erklärte, ſeine Meinung ſtimme mit der Meinung Lameth's ganz überein.

Aber er täuſchte damit im Grunde Niemand als vielleicht ſich ſelbſt. Sein Ruf freilich war ein zu laut ſchallender und zu weithin hallender, als daß derſelbe plötzlich hätte verſtummen können. Allein der Argwohn war wach von dieſem Maitag an und heftete ſich an des Gekauften Ferſen. Schon ſchnellte der „Grazienſchlingel" des wachſenden Jakobinismus, Camille Desmoulins, ſeine klingenden Witzpfeile auf den Ex-Volksgrafen und ſprach von einem neuen Aeſchines, welcher durch „das Gold Philipps" erkauft worden ſein. Der biſſige Fréron knurrte nach Bulldoggenart: „Mirabeau, Mirabeau, weniger Talent und mehr Rechtſchaffenheit, oder nimm dich in Acht vor dem Laternenpfahl!"

4.

Der Handkuß zu Saint-Cloud.

Es heißt unbillig ſein, wenn man den Erdengöttern zumuthet, ſie ſollten ohne Weiteres und ſogar noch gute Miene zum böſen Spiele machend von ihrem Olymp herabſteigen. Gar ſüß iſt es, an der Bankett-Tafel des Daſeins zu ſitzen und luſtig mitzuſchmauſen; ſo ſüß, daß nur ſtrohhirnige Phantaſten der närriſchen Anſicht ſein können, die Bankettgenoſſen und Feſtgenoſſinnen ſollten, wenn die hungernd und dürſtend Draußenſtehenden hereinkommen und ſagen: „So, jetzt macht uns mal Platz!“ ohne Umſtände aufſtehen und antworten: „Mit Vergnügen, liebe Brüder und Schweſtern.“ Soweit wird es das nur leidlich gezähmte Thier, genannt Menſch, niemals im Chriſtenthum bringen. Die Draußenſtehenden werden daher, da gute Worte Nichts helfen, von Zeit zu Zeit immer wieder verſuchen, ſich mit Gewalt in den Bankettſaal hineinzudrängen, was man Revolutionen machen nennt. Schade nur, daß der Bankettſal ſelbſt viel zu klein, unendlich viel zu klein iſt, um den Millionen-Zudrang zu faſſen. Zwar ſpricht man ſchon ſeit vielen Jahrhunderten von Weile zu Weile davon, es ſei ein radikaler Um- und Neubau vorzunehmen, was die Leute ſoziale Reform nennen; allein da man bislang über das Reden hinaus höchſtens zu einiger Flickarbeit gekommen iſt, ſo ſind Sal und Bankett-Tafel nicht eben viel größer geworden. Wohl Denen, die darin ſind und daran ſitzen! „Beati possidentes", iſt ein guter alter Spruch. Wer im Beſitz iſt, iſt in der Macht; wer aber in der Macht iſt, der iſt im Recht, auf die Minute hin ſo lange, als er in der Macht iſt. Das iſt die „Logik der Thatſachen", das iſt „Realpolitik"; alles Andere aber „Ideologie", „Narrethei", „Schwindel", „Humbug".

Kein verſtändiger, menſchenkundiger Mann wird es der ſtolzen Tochter Maria Thereſia's übelnehmen, daß ſie, welche an mehrbeſagter Bankett-Tafel, ſoweit dieſelbe auf franzöſiſchem Boden ſtand, unbedingt den erſten Platz einnahm, nicht aus freien

Stücken von derſelben aufſtehen oder auch nur etwas weniger breit ſich hinſetzen wollte — welches Letztere man „konſtitutionell regieren“ heißt — als der franzöſiſchen Bourgeoiſie es eingefallen war, einen Platz im Staatsſal und an der Feſttafel für ſich in Anſpruch zu nehmen. Feſt entſchloſſen, dieſes freche Begehren der „Roture“ abzuweiſen, hinter welcher — ſchauderhaft zu ſagen! — ja auch ſchon die „Canaille“, das Volk, gierig herandrängte, wäre Marie Antoinette zweifellos in ihrem Rechte geweſen und geblieben, wenn ihr nicht die Macht verſagt hätte. Dieſe Fatalität änderte freilich die ganze Sachlage gewaltig und ſchon der Oktoberſchrecken von 1789 hatte der Königin das unverwindbare Gefühl dieſer Aenderung eingedonnert. Hiezu kam, daß ein weit feiner als der ihrige organiſirter Kopf die Königin fortwährend darauf hinwies, man könnte, wie die Dinge in Frankreich nun einmal lägen, ſchlechterdings nicht mehr in der guten alten frommen Lettres-de-Cachet- und ſonſtigen Deſpoten-Manier vor- und drein- und weiterfahren. Der gemeinte fein organiſirte Kopf ſaß auf den Schultern des Kaiſers Leopold, welcher brieflich und mündlich (durch ſeinen Geſandten Mercy) ſeiner Schweſter ernſtlich rieth, ſich in Gottesnamen etwas weniger breit hinzuſetzen, d. h. in den Konſtitutionalismus ſich zu finden und zu ſchicken.

Unter ſolchen Einwirkungen zwang ſich Marie Antoinette mit großer Selbſtüberwindung den Entſchluß ab, ſo zu thun, als wäre ſie überzeugt, daß man der „Canaille" nur ſich erwehren könnte, indem man die von der „Roture" angebotene Allianz annähme. Und wer allein wäre im Stande, dieſe von der Noth des Augenblickes gebotene und ſelbſtverſtändlich ſpäter bei erſter günſtiger Gelegenheit wieder aufzuhebende Allianz zwiſchen Hof und Bourgeoiſie zu Stande zu bringen? Natürlich Mirabeau, welcher ja ſeinerſeits gerade zu dieſer Zeit mit einem für Augen, welche die menſchlichen Sachen durch die „Idealbrille" angucken, widerlichen Zappeleifer ſich abmühte, ſeinem Käufer die Vortrefflichkeit der Waare darzuthun. Und doch iſt, die Wahrheit zu ſagen, die Waare zu dieſer Zeit ſchon nicht mehr viel werth geweſen. Man erſtaunt geradezu über die Banalität, Hohlheit und Sterilität der Rathſchläge, welche zur Beſchwörung der herandrohenden Kriſis Mirabeau dem Hofe zukommen ließ. Die Nemeſis war augenſcheinlich ſchon hinter dem Verkauften her: — das Gold der Beſtechung verſtopfte die Quelle ſeines Genie's. Er ſtand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, er lief nur noch ſo nebenher und ſuchte jene vergeblich auf Seitenwege und auf ſolchen allmälig nach rückwärts zu lenken. Wie er in der unſterblichen Opfernacht vom 4. Auguſt 1789, in der ſchönſten Stunde der Geſchichte Frankreichs, nicht mitdabeigeweſen war, ſo war er auch am 19. Juni 1790, als es ſich um Abſchaffung des Junkerthums handelte, nicht mitdabei, indem er, obzwar diesmal in der Nationalverſammlung anweſend, ein mißbilligendes Schweigen beobachtete. Sowie aber die Verſammlung den Schlag gegen den Adel geführt hatte, ſetzte er ſich hin, um eine Denkſchrift für den König zu verfaſſen, in welcher er die Throngefahrtrommel auf das Heftigſte rührte, den gefaßten Beſchluß als die „Brandfackel des Bürgerkrieges“ verklagte, und Lafayette als den Hauptverurſächer angab, ſei es, daß derſelbe aus Dummheit oder aus Tücke („ou bêtement ou perfidement“) gehandelt habe.

Mirabeau's Wuth gegen den „General der Bourgeoiſie“ war gränzenlos; allein wohl merkend, daß er nicht im Stande, dieſen Stein des Anſtoßes zu beſeitigen, verſuchte er immer wieder, denſelben in einen Aufſteigeſtein für ſich zu verwandeln. In einer ſeiner für den Hof beſtimmten Noten verlangte er die Vermittelung der Königin. Dieſe ſollte in Gegenwart des Königs dem General geradezu befehlen, mit Mirabeau ſich zu verbünden und zwar offen, öffentlich, offiziell. Als hieraus Nichts wurde, begann er wiederum den Guerillaskrieg der Sarkasmen gegen ſeinen Gegner, welcher darauf hochmüthig trocken bemerkte: „Ich habe den König von England in ſeiner Macht beſiegt, den König von Frankreich in ſeiner Gewalt, das franzöſiſche Volk in ſeiner Wuth; wie ſollte mir alſo beikommen, dem Herrn von Mirabeau zu weichen?“ Der Eberkopf machte auch über dieſe Auslaſſung plattköpfiger Selbſtgefälligkeit ganz vortreffliche Witze; aber er konnte ſich es doch nicht verhehlen, daß ihn der General habe abfahren laſſen, und zwar ſo entſchieden, daß es nach dieſer Seite hin hieß: „Lasciate ogni speranza!“

Aber wie, ſollte der gemeinſame Haß, welchen die Königin und der Ex-Volksgraf gegen Lafayette hegten, nicht zu einem Vereinigungspunkte für die Beiden werden können? Mirabeau ergreift dieſen Gedanken. Die Idee der Premierminiſterſchaft iſt unter ſeiner Schädeldecke zu einer fixen geworden: ſie muß um jeden Preis verwirklicht werden und ſie kann es nur mittels der Beihülfe der Königin. Demnach ſtimmt Mirabeau in Betreff Marie Antoinette's ſein Sprachinſtrument auf eine Tonart, welche von der früheren diametral verſchieden iſt. Einem Gekauften und Verkauften gehen ja ſolche Umſtimmungen gar leicht von der Hand. „Der König hat nur einen Mann, und das iſt ſeine Frau.“ Oder: „Vielleicht muß man bald verſuchen, was eine Mutter und ihr Kind zu Pferde vermögen.“ Der Honigſeim derartiger Schmeicheleien wirkt in den Tuilerien oder vielmehr in Saint-Cloud, allwo ſich dermalen, d. h. zur Sommerzeit von 1790, der Hof befindet. Die Tochter Maria Thereſia's willigt in das Begehren des „Ungeheuers", ſie zu ſehen und zu ſprechen. Die Briefe der Königin aus dieſer Zeit — die authentiſchen nämlich — geben uns einige flüchtige Winke über das Abenteuer. So ſchrieb ſie am 12. Juni an den Grafen Mercy: „Die Unterhandlung mit Mirabeau iſt in vollem Gange (se suit toujours), und wenn er es ehrlich meint (s'il est sincère), habe ich alle Urſache, zufrieden zu ſein." In demſelben Briefe äußerte ſich Marie Antoinette zuſtimmend über Mirabeau's Vorſchlag, Preußen und Oeſterreich zu einer gemeinſamen Intervention zu bewegen, welche nicht in der Abſicht einer Gegenrevolution („non pour faire une contrerévolution"), ſondern — was natürlich thatſächlich das Gleiche bedeutete — unter dem Vorwand, als Garanten aller auf Lothringen und Elſaß bezüglichen Verträge auftreten zu müſſen, unternommen werden ſollte. Am 29. Juni ſchrieb die Königin wiederum an Mercy: „Wir*) zählen darauf, am

---

*) Iſt dieſes „Nous comptons" bloßer Pluralis majeſtaticus oder ein Zeugniß, daß die Königin beabſichtigte, den

Freitag-Abend Mirabeau zu ſehen. Ich habe einen Platz ausfindig gemacht, der freilich nicht ſehr bequem, aber doch ſehr paſſend gelegen iſt, ihn zu empfangen (j'ai trouvé un endroit, non pas commode, mais suffisant pour le voir). Sie ſollten ihn dann möglichſt bald ſehen. Es würde mir angenehm ſein (je ne serais pas fachée), wenn es ſchon am Samſtag geſchehen könnte, damit ich erführe, welche Wirkung die Zuſammenkunft auf ihn hervorgebracht habe (pour savoir l'effet, qu'aura produit sur lui la visite de la veille)"*).

Die 37. Nummer von Frérons Journal „L'orateur du peuple" brachte eine vom 4. Juli datirte Zuſchrift an den Redakteur, worin die öffentliche Meinung benachrichtigt wurde, daß am Tage zuvor Riquetti der Aeltere (Mirabeau) in geheimnißvoller Weiſe ſich nach Saint-Cloud begeben und dort eine

---

König an der Zuſammenkunft mit Mirabeau theilnehmen zu laſſen?

*) Briefwechſel Marie Antoinette's mit Joſeph II. und Leopold II., hrsg. v. Arneth, S. 129 und 133.

mehrſtündige geheime Konferenz gehabt habe, welcher die Königin („une très-grande dame"), der Erzbiſchof von Bordeaux und zuletzt auch der König („le pouvoir exécutif") anwohnten. Die öffentliche Meinung, gegen ihre verhätſchelten Lieblinge nicht weniger nachſichtig als alberne Mütter gegen ihre verwöhnten Kinder; ſchüttelte ungläubig den Kopf: es konnte ja unmöglich wahr ſein, daß der große Führer der Revolution zum Hofe übergelaufen ſei. Und doch war es ſo und hatte Frérons Journal in der Hauptſache durchaus die Wahrheit geſagt: — der vermeintliche Retter und Heiland des Königthums, welcher an dem Drachen der Revolution zum Ritter Sankt Georg werden ſollte und wollte, hatte zu Saint-Cloud die Gnade erfahren, Ihrer Majeſtät der Königin die Hand küſſen zu dürfen.

Die Einzelnheiten dieſes Abenteuers ſind bis zur Stunde noch nicht mit völliger Sicherheit ermittelt und werden es vielleicht nie ſein. Man kann nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Ludwig der Sechszehnte der Zuſammenkunft ſeiner Frau mit

Mirabeau angewohnt habe oder nicht*). Was wir wiſſen, beruht auf den Zeugniſſen von Mirabeau's Neffen Du Saillant, ferner der Madame Campan und des Herrn Weber, des Milchbruders von Marie Antoinette, welcher gute Mann und ziemlich einfältige Menſch ſeinen zweibändigen Hymnus auf die königliche Milchſchweſter „Memoiren“ betitelt und im Uebrigen die franzöſiſche Staatsumwälzung gewiſſenhaft vom Standpunkt eines Milchbruders angeſehen hat.

Am 3. Juli alſo von 1790 machte ſich Mirabeau nach Saint-Cloud auf, wo der Hof zum letzten

---

*) Die „Correspondance inédite de Marie Antoinette,“ veröffentlicht von dem Grafen von Hunolſtein, enthält freilich einen vom 7. Juli 1790 datirten Brief der Königin an ihren Bruder Leopold, worin ſie dieſem über ihre Zuſammenkunft mit Mirabeau Bericht erſtattet und ausdrücklich ſagt: „Le roy étoit auprès de moi.“ Allein dieſes Zeugniß iſt ganz werthlos, weil ſich die ganze erwähnte „Correspondance“ im Schmelztiegel der hiſtoriſchen Kritik bekanntlich als eine — gelinde geſagt — Myſtifikation darſtellte, aus ſcheinbar Echtem und handgreiflich Falſchem wunderlich gemiſcht.

Mal der Sommerfriſche genoß. Augenſcheinlich war der Verkaufte voll der Unruhe des böſen Gewiſſens. Die Fahrt nach dem Luſtſchloß der Königin iſt wie eine Diebsfahrt geweſen. Der Neffe Mirabeau's, Du Saillant, mußte den Kutſcher machen, und als er die Kaleſche ſo verſtohlen als möglich vor ein Pförtchen des Schloßgartens gebracht hatte, übergab ihm der Oheim beim Ausſteigen einen an den Kommandanten der Nationalgarde von Paris adreſſirten Brief mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob man loyal mit mir verhandeln oder ob man mich ermorden laſſen will. Falls ich binnen einer Stunde nicht wieder hier bin, ſo fahre verhängten Zügels zur Stadt, beſtelle dieſen Brief an ſeine Adreſſe, laß die Sturmglocke läuten und verkündige dem Volke die Falſchheit des Hofes.“ Faſt ſcheint es, das Jahr 1588 ſei vor dem Mann aufgeſtiegen wie ein drohendes Geſpenſt. Dachte er daran, wie der letzte Valois und meineidige Sodomiter, Heinrich der Dritte, ſeinen gewaltigen Gegner, den Duc de Guiſe, „Le Balafré“, an jenem 23. Dezember im Schloſſe zu Blois in ſein Schlafgemach lockte, um ſich vertraulich mit ihm zu unterreden, d. h. ihn wehrlos den Meuchelmördern zu überliefern, an welche Se. „allerchriſtlichſte“ Majeſtät zuvor die Mordwaffen allerhöchſthändig ausgetheilt hatte? Möglich, daß Mirabeau an dieſe Blutgeſchichte dachte. Gewiß aber iſt, daß er bei ſeinem Eintritt in den Garten von Saint-Cloud an **Nichts** weniger dachte als an die Worte des helleniſchen **Tragikers**: —

„Weh' dem, der ſich des Königs Schwelle naht!
Ein Sklave tritt er über ſie und bleibt es*).“

---

*) Freilich, um den Trimeter herauszubringen, etwas freier überſetzt als billig: —

Ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,
Κείνου 'στὶ δοῦλος, κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.

Bekanntlich ſoll der arme Pompejus dieſe ſophokleiſchen Verſe citirt haben, als er vom Bord ſeiner Galeere in das Boot hinabſtieg, welches ihn an die mörderiſche Küſte von Aegypten brachte. Für die tiefe Weisheit und Wahrheit des Spruches haben übrigens, wie Jedermann weiß, Anno 1848 die Herren „Märzminiſter“ und ſeither alle die liberalen Gaukler thatſächliche Beweiſe und Belege in Hülle und Fülle geliefert.

In dem ſogenannten Privatgarten („jardin particulier“) der Königin im Parke zu Saint-Cloud befand ſich an der höchſtgelegenen Stelle deſſelben ein Rondell. Hier erwartete die Tochter Maria Thereſia's, und zwar allein, das „Ungeheuer.“ Wer den Ankömmling an der Gartenthüre empfangen und zu dem Rondell geleitet habe, iſt nicht zu erkunden. Auch in Betreff der Einzelnheiten des Geſpräches zwiſchen den Beiden, wiſſen wir eigentlich nur, was Ober-Zofe Campan aus dem Munde Marie Antoinette's darüber gemeldet hat. Gewiß iſt, daß Mirabeau das ganze Brillantfeuer ſeines Geiſtes leuchten und ſchimmern ließ und daß die Königin ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit aufbot: Jener, um den Werth der Waare ins rechte Licht zu rücken; Dieſe, um zu zeigen, daß man mit dem gemachten Handel zufrieden ſei und Vieles oder gar Alles von demſelben erwarte. So iſt denn, was im Rondell des Gartens von Saint-Cloud vorging, eine vortrefflich geſpielte Szene aus einem hiſtoriſchen Intrikenſpiel höchſten Styls geweſen.

„Einem gewöhnlichen Gegner gegenüber —

alſo begrüßte Antoinette den Verführer und Entführer der armen Sophie Monnier — gegenüber einem Manne, welcher das Verderben der Monarchie geſchworen hätte, ohne den Nutzen, welchen dieſelbe für ein großes Volk darbietet, werthen zu können oder zu wollen, einem ſolchen Gegner gegenüber wäre der Schritt, welchen ich thue, ſicherlich ein ſehr unpaſſender. Allein gegenüber einem Mirabeau“ .... Die Königin ſpielte gut und wußte, daß ſie gut ſpielte. Sie hat, in den Palaſt zurückgekehrt, ſofort zur Campan geſagt: „Das „„gegenüber einem Mirabeau““ ſchien ihm unſäglich zu ſchmeicheln“ .... Marie Antoinette ging überhaupt mit dem Vorrath ihrer Schmeichelhonigworte keineswegs ſparſam um bei dieſer Gelegenheit. Nachdem Mirabeau die Lage des Staats und die Verhältniſſe der Parteien auseinandergeſetzt hatte, ſagte die Königin: „Endlich hör' ich einmal wirkliche Politik! Ich kann zwar nicht alle Ihre Anſchauungen und Ideen zu den meinigen machen; allein ſoviel weiß ich jetzt: Sie ſind ein echter Staatsmann!“ Worauf der Eberköpfige die Antwort gegeben haben will: „Wenigſtens, Madame, ſollte man, denk' ich, nicht nöthig haben, ſich jenſeits des Rheins darüber Raths zu erholen, was man an der Seine zu thun habe" .... Der effektvollen Szene durfte natürlich ein brillanter „Abgang" nicht fehlen. Der von einer ſtolzen Tochter der Cäſaren, welche den gelungenen Verſuch gemacht hatte, dem habsburgiſchen Hochmuth den bourboniſchen Uebermuth beizugeſellen, zu Gnaden angenommene weiland Sträfling vom Fort If, vom Fort Jour und vom Fort Vincennes war oder that begeiſtert. „Madame" — ſagte er beim Abſchied — „wann die Kaiſerin, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Gnade ihrer Gegenwart erwies, entließ ſie denſelben nie, ohne ihm die Hand zum Kuſſe zu reichen." Huldvoll und mit der Anmuth, die ihrem ganzen Gebaren eigen war („avec cette grâce qui accompagnait toujours ses moindres gestes"), entſprach Marie Antoinette der Bitte, indem ſie ihren Handſchuh auszog und dem „Ungeheuer" die Hand zum Kuſſe darbot. Frohlockend rief der Ex-Volksgraf im Abgehen aus: „Ce baiser-là sauve la monarchie!" was, ins Deutſche überſetzt, heißt: „Jetzt bin ich ſicher, Miniſter, Premierminiſter zu werden!" Der Thor! Wenn er wirklich glaubte, daß „dieſer Kuß", d. h. die ihm von der Königin erwieſene Gnade „die Monarchie retten", d. h. ihn an's Staatsruder bringen würde, ſo wäre damit der Beweis fertig, daß Mirabeau entweder zu dieſer Zeit die Natur der Revolution ſchon gar nicht mehr verſtand, ja, daß er ſie eigentlich nie recht verſtanden habe, oder aber, daß er ſeine eigene Kraft in wahrhaft lächerlicher Weiſe überſchätzte.

Wie dem ſei, er ging triumphirend von Saint-Cloud weg. Seinem Neffen, Du Saillant, welcher mit der Kaleſche vor der Gartenthür wartete, war, da der Oheim lange über die anberaumte Zeit ausblieb, um denſelben angſt und bange geworden. Der Vorſchriften Mirabeau's eingedenk, entſchloß er ſich in ſeiner Unruhe endlich, nach Paris zurückzufahren und daſelbſt Lärm zu ſchlagen. Er hatte aber erſt eine kurze Strecke zurückgelegt, als er rückſchauend den Oheim hinter dem Wagen einherkeuchen ſah. Herangekommen ſagte der „Retter der Monarchie“ beim Einſteigen: „Ich zitterte, du möchteſt ſchon wegſein. Ich bin zufrieden, Alles wird gut gehen. Bewahre das tiefſte Schweigen über dieſe für den Staat unendlich wichtige Fahrt!“

5.

Der 2. April von 1791.

Er täuſchte ſich bitter: der Kuß auf die Hand der Königin im Garten von Saint-Cloud hielt den logiſchen Gang der Revolution nicht auf und die geheimnißvolle Fahrt vom 3. Juli wurde keineswegs von „unendlicher Wichtigkeit für den Staat.“ Was vermag der Menſch gegen das Schickſal? Was die Korngarbe gegen die Sichel vermag*),

---

*) To strive, too, with our fate were such a strife
As if the corn-sheaf should oppose the sickle.
Don Juan, V, 17

gibt Einer zur Antwort, deſſen Genius ſtralend und majeſtätiſchen Fittigſchwungs über die von Gleißnerei, Bigoterie und Brutalität dampfende Atmoſphäre ſeines Heimatlandes ſich erhob, wie ein Adler hoch über dem Brodem eines giftigen Sumpfes kreiſ't. Mirabeau, obzwar zu dieſer Zeit ſchon häufig von den Vorwehen des Todes angefröſtelt, war viel zu ſehr Sanguiniker, um ſich jemals lange bei dem — durch einen deutſchen Halb-Byron formulirten — Gedanken aufzuhalten, daß

„Zerſtörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrſcht
Mit Alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schickſal über unſern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es ſeine Geißeln ſich zuſammen
Und peitſcht damit die Roſſe ſeines Wagens durch
Die Zeit und ſchleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefang'nen mit ſich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!“ . . . .

Ob er aber die Thatſache ſich klar machen mochte oder nicht: es ging raſch bergab mit ihm. Er wurde nicht einmal Miniſter. Die letzten Monate ſeines Daſeins zeigen uns ein mitleidwerthes Hin- und Herfahren, ein fieberiſches Hinüber- und Herübertaſten. Er pries, was er früher geſchmäht; er empfahl, was er früher verworfen hatte. Vordem hatte er z. B. das Papiergeld eine „cirkulirende Peſt“ genannt, jetzt ſah er in der Vermehrung der „Aſſignate“ bis zum Betrage von 1 Milliarde die „wahrhafte Beſiegelung der Revolution“, welche, orakelte er, „vielleicht zwar noch in Anarchie ausarten könne, aber gewiß niemals zu Gunſten des Deſpotismus rückwärts ſchreiten werde.“ Neun Jahre nach dieſem Orakelſpruch war ein korſiſcher Abenteurer der Deſpot Frankreichs.

Das eminente Talent Mirabeau's flammte mitunter noch blendend auf; aber hörende Ohren merkten aus ſeinen Reden in der Nationalverſammlung deutlich heraus, daß dem Manne abhanden gekommen, was dem Rieſen Antäos die Mutter Erde geweſen iſt: — das Prinzip. Auf der Treibſandbaſis der „Opportunität“ erbaut man keine großartige ſtaatsmänniſche Thätigkeit. Mirabeau bewältigte dann und wann noch durch einen genialen Blitzwurf die Nationalverſammlung und die öffentliche Meinung; allein er ſtand doch in der Luft. Der Hof bezahlte ihn zwar, traute ihm aber kaum halbwegs, die Konſtitutionellen beargwohnten, die Demokraten haßten ihn. Leute, die mit ihm Nichts gemein haben als die Käuflichkeit, welche ſie dann auch den Käufern bei jeder Gelegenheit betriebſam zu wiſſen thun, haben in unſeren Tagen noch die ſtaatsmänniſchen Thaten, welche der verkaufte Ex-Volksgraf in ſeinem letzten Lebensjahre angeblich vollbrachte, bombaſtiſirend geprieſen. Zieht aber ein parteiloſer Rechner die Summe dieſer Thätigkeit, ſo gewinnt er ein Ergebniß, welches einer Null zum Verwechſeln ähnlich ſieht.

Ohne Zweifel hatte der mehr und mehr ſinkende Mann zuweilen das überwältigende Gefühl ſeiner Lage. „Ich möchte nicht allein für eine große Zerſtörung gearbeitet haben,“ hatte er beim Beginn ſeiner Beziehungen zum Hofe in einem für den König beſtimmten Schreiben ſich geäußert. Jetzt aber mußte ſich ihm, wenn er allein war mit ſeiner Seele, die Erkenntniß aufdrängen, daß er ohnmächtig ſei, zu ſchaffen. Das war Verzweiflung, und um ihr zu entgehen, ſuchte er, altgewohnte Wege wandelnd, bei der Ausſchweifung, was der Ehrgeiz ihm verſagte. Allein die Strafe kam diesmal nicht ſchleichend, ſondern galoppirend. Am Abend des 28. März von 1791 erkrankte Mirabeau tödtlich. Man munkelte von Vergiftung, als man aber ſpäter laut davon ſprach, ſchrieb Briſſot („Mémoires“, t. III, ch. 18): „Etliche Tage vor ſeiner Erkrankung hatte er eine Nacht in den Armen der beiden Operntänzerinnen Hélisberg und Coulomb verbracht. Dieſe Mesdemoiſelles haben ihn umgebracht (voilà celles qui l'ont tué); man braucht ſonſt Niemand ſeinen Tod ſchuldzugeben.“

Am Morgen vom 2. April war der Zuſtand des Kranken hoffnungslos. Wie unſer Schiller auf ſeinem Sterbebette verlangte auch der ſterbende Mirabeau die Sonne zu ſehen. Als das Tagesgeſtirn ſeine Stralen durch das geöffnete Fenſter warf, ſagte er: „Wenn das nicht Gott iſt, ſo iſt es wenigſtens ein Vetter von ihm.“ Den Tag über litt er heftig und ſeufzte nach Opium. Um $8^{1}/_{2}$ Uhr Abends litt er nicht mehr, weil er aus dem ſchmerzlichen Traume des Lebens zum Tode erwacht war. Die Theilnahme für den Sterbenden hatte ſich allgemein und rührend kundgegeben. Der Volksinſtinkt, für eine Weile mit zärtlicher Beſorgniß zu dem weiland „Volksgrafen“ zurückkehrend, ahnte, daß der verſchwindende Koloß eine ungeheure Lücke hinter ſich zurücklaſſen würde. Dem Todten wurde, wie Jedermann weiß, eine förmliche Vergötterung zu Theil; aber ſeine Gebeine ruhten nicht lange im Pantheon. Sie wurden hinausgeworfen, im November von 1793, nachdem der eiſerne Schrank („l'armoire de fer“) ſeine ſchmutzigen Geheimniſſe und unter denſelben auch das vom Kauf und Verkauf Mirabeau's ausgeſpieen hatte . . .

Mirabeau war das lüderliche Genie des 18. Jahrhunderts in ſeiner höchſten Erſcheinungsform. Dieſe eigenthümliche Spezies vom Genus Menſch iſt nachgerade ausgeſtorben. Schwächliche Epigonen gibt es freilich noch in unſeren Tagen genug und übergenug: Halbtalente, welche ſich einbilden, genial zu ſein, weil ſie lüderlich ſind; Leute mit heißen Köpfen und kalten Herzen, welche, ſo man ihnen die Freiheits- oder Kunſtphraſe, womit ſie ſich drapiren, vom Leibe reißt, in der ganzen Blöße ihrer Nichtswürdigkeit daſtehen. Dann ſieht man, daß ſie nur einen Grundſatz, nur ein Ziel kennen und haben, das ſchuftgentziſche „Raſendgutleben". In der Treibhausluft der romantiſchen Schule iſt dieſes Ungeziefer in Fülle ausgebrütet worden und hat ſeither wanzenhaft fortgewuchert. Publiziſtik, Belletriſtik und Muſik ſind die Lieblingsſtätten dieſer genialthuenden Wanzeriche, die ſich da bei einem wahlverwandten Fürſten einzuniſten, dort einen „vor die Bildung" ſchwärmenden Bankier anzuſchwindeln wiſſen. Eines ihrer Hauptkennzeichen iſt, daß ſie, ſo lange ſie jung ſind oder wenigſtens für jung ſich ausgeben können, Alles daranſetzen, mit „vornehmen" Weibern herumzuvagabundiren. Ihr Kommen verkündigt die Reklame, ihr Gehen begleitet das Skandal. Was ſie mitbringen, ſind auf die Zukunft ausgeſtellte Selbſt- oder Kameradſchaftsruhmwechſel; was ſie zurücklaſſen, ſind Stänkereien und Schulden. Werden ſie alt, ſo bekehren ſie ſich à la Zacharias Werner und Friedrich Schlegel*), nehmen die Weiber oder gehen unter die Mucker: ſei es, um nach Verbrauchung aller andern Mittel, ſich „intereſſant“ zu machen, auch dieſes noch auszunützen: ſei es, weil die angeborene Geiſtesrohheit ſchließlich hinter der Maſke der Genialität wieder hervorbricht.

Wie aber die urtheilsloſe Menge, der vornehme und niedrige Pöbel, zu jeder Zeit der Wahrheit die Lüge und dem Sein den Schein vorzog und vorzieht, ſo hat dieſe Menge und dieſer Pöbel durch die Pſeudogenies den Mythus von der Dieſelbigkeit des Genius und der Lüderlichkeit gerne ſich aufbinden laſſen und es ſpringt und haſelirt demnach dieſe Ratte unter der Decke des ungeheuren Hohlſchädels Publici noch immer luſtig herum. Die Wahrheit iſt, daß Männer von echtem Genius, die ſchaffenden und bauenden

---

*) „Viele Verwandlungen gibt's, ſo iſt in dem Leben die Ordnung:
Erſtens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie.“

Lehrer und Führer, Seher und Propheten, Bildner, Helfer und Tröſter der Menſchheit keine Tagediebe und Taugenichtſe, keine Schlemmer, Unzüchtlinge und Schuldenmacher geweſen ſind, ſondern alle ihre Lebtage lang treufleißige und mühſelige Arbeiter an dem ungeheuren Werke der Vermenſchlichung des armen und erbarmungswürdigen Geſchöpfes Menſch. Dabei haben, wie ſelbſtverſtändlich, dieſe Echten und Rechten neben dem einen Hauptkennzeichen des wahren Genie's, neben der Arbeitsluſt, auch das zweite, die Fruchtbarkeit, glänzend bethätigt. So waren die Sophokles, Phidias, Platon und Ariſtoteles, die Michel Angelo und Raphael, die Shakſpeare und Milton, die Voltaire und Rouſſeau, die Kepler und Newton, die Leſſing und Kant, die Watt und Fulton, die Göthe und Schiller, Herder und Peſtalozzi, Mozart und Beethoven. So auch hat in unſerer Zeit, gegenüber der romantiſchen Wiederkäuung mittelalterlichen Quarks, wie gegenüber den Gaukeleien und Gaunereien einer Lucus-a-non-lucendo-Zukunftskunſt, ein Wilhelm Kaulbach mittels der Originalität, Ideenfülle, Schönheit und

Vielſeitigkeit ſeiner Werke ruhmreich erwieſen, daß der deutſche Genius noch lebt und ſchöpfungsmächtig arbeitet . . . .

Mirabeau iſt ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majeſtät Natur geweſen. Wie von den erlauchteſten Geiſtern ſeines Jahrhunderts, ſo durfte und mußte auch von ihm geſagt werden, daß die große Mutter:

„Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.“

Aber wenn ſo einem Ritter vom Geiſte viel gegeben iſt, ſo wird auch viel von ihm gefordert. Vor Allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Beſtechlichkeit beſchmutzten eine heilige Fahne zu tragen ſich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe ſeiner geiſtigen Ariſtokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten ſich herniederneige. Gerade hievon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopfe gedacht und die Miſſion eines Befreiers war ihm nur das Piedeſtal der zügelloſen Wünſche ſeiner Selbſtſucht. Ferner, wenn man auch ſo gerecht iſt und ſein muß, zu berückſichtigen, was die Verhältniſſe, die ungünſtigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn anſieht und nimmt, wie er war, dieſen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit ſtrotzenden, von Leidenſchaften lodernden, von einem närriſchen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergeſtellten, dann wieder in allen Lüſten ſich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauſchten Menſchen, ſo würde man dennoch, falls man mit juvenaliſcher Härte und Herbigkeit urtheilen und verurtheilen wollte, ſich verſucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines ſhakſpeare'ſchen Wortes das Facit zu ziehen —

„Sagt Alles nur in Allem:
Er war ein Lump!“

Jedenfalls aber verwehrt, mildeſtens geſprochen, der Schmutzſchimmer von Gemeinheit, welcher der Geſtalt Mirabeau's unverwiſchbar anhaftet, derſelben den Zutritt in die allerdings nicht ſehr geräumige Walhalla der Weltgeſchichte, wo die hehrſten Helden und höchſten Heiligen der Menſchheit ihrer Unſterblichkeit genießen. Voltaire hat freilich geſagt: „C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes.“ Allein dies war gar nicht im moraliſchen, ſondern nur im intellektuellen Sinne gemeint, kann demnach nicht etwa als milderndes Argument zu Gunſten von Mirabeau's Verfehlungen geltendgemacht werden. Wohl aber darf und ſoll gegen ihn geltendgemacht werden, daß ein wahrhaft großer Mann zugleich ein guter ſein muß, weil er eben ſonſt kein großer ſein kann. Marie Joſeph Chenier war alſo vollſtändig in ſeinem Recht, als er am 27. November von 1793 im Konvent den Antrag, die Ueberreſte Mirabeau's aus dem Pantheon zu entfernen, mit dem Satze begründete: „In Erwägung, daß es ohne Tugend keinen großen Mann gibt“ .... Die Lumpe mögen immerhin bei Lebzeiten floriren und ihre Schmach mit dem bequemen Mantel der ſogenannten „Realpolitik“ bedecken, da ja die Mitwelt allzeit betrogen ſein will; aber ſie ſollen ſich darum nicht einbilden, auch noch die Nachwelt beſchwindeln zu können.

6.

Der 16. Oktober von 1793.

Sechs Wochen vor dem Tage, an welchem das ſchuldigſprechende Todtengerichtsverdikt über Mirabeau erging, hatte die Tragödie „Marie Antoinette“ ~~ihren Schlußakt~~ gefunden.

Man braucht heutzutage ſeine Entrüſtung über die Barbarei der Prozeſſirung und Hinrichtung der Königin nicht mehr ausdrücklich kundzugeben, da ja nicht nur für alle fühlenden Herzen, ſondern auch für alle denkenden Köpfe die Verdammung dieſes brutalen Mißgriffes der franzöſiſchen Revolution längſt feſtſteht, man mag von der Schuld oder Unſchuld des Opfers halten, was man will. Von dem Brandmal, womit ihr mörderiſches Vorgehen gegen die Frauen die Stirnen der großen Revoluzer bemakelte, kann überhaupt Nichts, ſchlechterdings Nichts dieſelben reinigen. Dieſe Frauenmörderei hat der Sache der Vernunft und Freiheit unberechenbaren Schaden gebracht, — tiefer greifenden und nachwirkſameren Schaden als ſonſt irgendeine der Ausſchreitungen der Schreckenszeit. Was die Tödtung der Königin insbeſondere angeht, ſo war dieſelbe ein ungeheurer politiſcher Fehler und die Tochter Neckers hatte recht, wenn ſie in ihrer bezüglichen Flugſchrift („Reflexions sur le procès de la reine“) den Revolutionsmännern ſtrafend zurief: „Indem ihr Marie Antoinette opfertet, habt ihr ſie heilig geſprochen. Der Tod der Königin hat euch unendlich viel mehr geſchadet als jemals ihr Leben.“

Aber in den unbezähmbar kühnen Geiſtern, welche damals die Geſchicke Frankreichs leiteten, war für derartige Rückſichten kein Raum. Nachdem ſie den Deſpoten Europa's einen Königskopf als Fehdehandſchuh hingeworfen, erſchien es ihnen nothwendig und wohlgethan, durch Hinzufügung des Hauptes einer Königin, einer Erzherzogin von Oeſtreich, in welcher ſie nur die grimmigſte Feindin ihrer Sache ſahen, die Herausforderung noch zu verſtärken. Falls für dieſe That überhaupt eine Entſchuldigung zuläſſig wäre, ſo müßte man ſie in dem Umſtande ſuchen, daß der fanatiſche Haß, womit die Demokratie auf Marie Antoinette blickte, nur die natürliche Frucht der ruchloſen Verleumdungen geweſen iſt, womit die Ariſtokratie viele Jahre hindurch den Ruf der Königin ſyſtematiſch vergiftet hatte.

Am 2. Auguſt von 1793 wurde die dem Untergange geweihte Tochter Maria Thereſia's aus dem Temple nach der Conciergerie gebracht, der Zwiſchenſtation auf ihrem Wege von jenem Kerker zu dem Schaffot auf dem Revolutionsplatz *). Beim Hin-

---

*) Der fleißige Archivar Emile Campardon hat in ſehr dankenswerther Weiſe die ſämmtlichen auf den Prozeß und die Hinrichtung der Königin bezüglichen Originalakten geſammelt und unter dem Titel „Marie Antoinette à la conciergerie“ veröffentlicht. Dieſe Aktenſammlung in ihrer zweiten und vermehrten Ausgabe (Paris 1864) dient mir hier als Hauptquelle.

ausgehen aus ihrer Zelle im Temple ſtieß ſie von ungefähr mit dem Kopfe gegen den Thürpfoſten und einer der anweſenden Gemeindebeamten richtete, von einer mitleidigen Regung angewandelt, an die Gefangene die Frage: „Haben Sie ſich wehgethan?" Worauf die Unglückliche: „Oh nein! Was ſollte mir jetzt noch wehthun können?" Ein aus tiefſter Seele gequollener Schmerzensſchrei! In Wahrheit, ſie mußte zu dieſer Stunde glauben, daß es weiter für ſie in der Welt kein Weh mehr geben könnte: — ſie hatte ja ſo eben von ihren Kindern Abſchied genommen, auf Nimmerwiederſeh'n ... Noch waren aber nach Ueberführung der Gefangenen in die Conciergerie ihre Freunde für ſie thätig und von Brüſſel aus leitete der Graf Mercy-Argenteau, „le vieux renard", verſchiedene Verſuche, die Königin zu befreien. Er ſoll ſich ihrer Rettung wegen ſogar mit Danton in Verbindung geſetzt haben und es iſt nicht unglaubhaft, daß der Chef der Cordeliers ſeine Mithilfe zugeſagt habe. Denn Danton war keineswegs von Haus aus ein Blutmann und zudem konnten ſeinem ſtaatsmänniſchen Blicke die übeln Folgen der Hinopferung Marie Antoinette's nicht entgehen. Wenn er aber wirklich wähnte, für die Rettung der Königin Etwas thun zu können, ſo täuſchte er ſich gröblich: auch ſeine Popularität, alſo ſeine Macht, war zu dieſer Zeit durch den furchtbaren Wirbelſturm der Revolution bereits müdegejagt und nur fünf Monate nach der Todesfahrt Marie Antoinette's verfiel auch er der tödtlichen Umarmung von Guillotin's unerſättlicher Tochter. Zwar gelang es, wie auch die Ducheſſe d'Angoulême ſpäter bezeugt hat („Relation de la captivité de la famille royale à la tour du Temple", p. 87), eine Verbindung zur Befreiung der Königin zu ſtiften, und im September wußte ſich einer der Verbündeten, der Chevalier de Rougeville, Zugang in der Conciergerie, ja ſogar im Gefängniſſe Marie Antoinette's zu verſchaffen. Angeſichts der Gefangenen deutete er mit den Augen auf eine Nelke, welche er im Knopfloche trug. Die Königin fand die Nelke ſchön, worauf Rougeville ihr die Blume darbot. In den Blüthenfalten derſelben war ein Papierſtreifen verborgen, auf welchem die

Worte geſchrieben ſtanden: „Ich habe Leute und Geld zu Ihrer Verfügung.“ Allein der wachthabende Gendarme bemerkte das Papier in den Händen der Gefangenen und entriß es ihr. Der Chevalier flüchtete ſich mit Noth und es ſcheint von da ab kein Rettungsverſuch mehr ſtattgefunden zu haben.

Wie kärglich und kümmerlich das Daſein der Gefangenen in der Conciergerie geweſen iſt, weiß Männiglich. Doch iſt auf Grund unanfechtbarer Dokumente zu ſagen, daß die Parteiſentimentalität über dieſes Thema allerhand verlogene Variationen abgeleiert hat. So z. B. Marie Antoinette habe nur drei Hemden beſeſſen; oder, ſie habe, als ſie ſich eines Tages ein Strumpfband ſtricken wollte, die nöthigen Garnfäden aus dem Ueberzug ihres Bettes herausziehen und ſtatt der mangelnden Stricknadeln zwei Zahnſtocher gebrauchen müſſen*). Wohlbezeugt iſt dagegen Folgendes. Die Herbſtnächte wurden kühler und die Königin bat daher den Gefangenwärter Bault, ihre eine baumwollene Decke zu verſchaffen. Bault, welcher zur Erleichterung der Gefangenen that, was er konnte, beeilte ſich, den Wunſch derſelben bei Fouquier-Tinville anzubringen. „Was? — ſchrie ihn der ſteinherzige Staatsanwalt an — du wagſt ſo Etwas zu verlangen? Gelüſtet dich nach der Guillotine?“

---

*) Das Original des Inventars, welches über die Hinterlaſſenſchaft der Königin an Leibwäſche und Kleidern, unmittelbar nach ihrer Hinrichtung, in der Conciergerie aufgenom-

An demſelben 3. Oktober, an welchem der Konvent die Ueberweiſung der gefangenen Girondiſten an das Revolutionstribunal beſchloß, nahm der Sankt Dominikus der Revolution, der düſtere Fanatiker Billaud-Varennes das Wort und ſagte: „Es muß noch ein weiterer Beſchluß gefaßt werden.

---

men wurde, iſt noch im franzöſiſchen Staatsarchiv vorhanden (cart. W 534, regist. 11) und jetzt bei Campardon (S. 133—137) gedruckt. Daſſelbe beweiſ't, daß die Gefangene weder an Weißzeug noch an Kleidern Mangel hatte. Was z. B. die Hemden angeht, ſo führt das Inventar deren nicht drei auf, ſondern „quinze chemises de toile fine, garnies de petite dentelle.“

Eine Frau, die Schmach der Menſchheit und ihres eigenen Geſchlechtes, die Wittwe Capet, ſoll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schaffote büßen. Ich verlange, daß das Revolutionstribunal ohne Verzug über ihr Loos entſcheide.“ Und „ſo geſchehe es“, beſchloß der Konvent.

Am 14. Oktober erſchien demnach die Königin vor jenem Gerichtshof, deſſen Name, von einer rothen Blutwolke umwittert, mit Donnerſchall durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende der Zukunft hinabtönen wird. Herman präſidirte und mit ihm bildeten Foucault, Douzé-Verneuil und Lane das Richterkollegium. Als Staatsanwalt fungirte Fouquier-Tinville, der unermüdliche Lieferant von „Gebäcken“ für „Dame“ Guillotine, als Gerichtsſchreiber Fabricius. Auf der Geſchworenenbank ſaßen Gannay (Perückenmacher), Grenier-Trey (Schneider), Antonelle (Ex-Marquis), Chatelet (Maler), Souberbielle (Chirurg), Picard (Handſchuhmacher), Trinchard (Schreiner), Jourdeuil (Ex-Huiſſier), Devèſe (Zimmermann), Deydier (Schloſſer), Gimond (Schneider). So waren alſo „Gevatter

Schneider und Handſchuhmacher“ berufen, über die Tochter der Cäſaren den Wahrſpruch, den Todesſpruch zu fällen. Freilich, es iſt das nur eine Formalität geweſen; denn der ſchwarze Todeswürfel für Marie Antoinette war ja ſchon vorher im Wohlfahrtsausſchuß und im Konvent geworfen worden. Aber trotzdem, die Abkömmlingin ſo vieler Kaiſer, welche die Krone Karls des Großen getragen hatten, von armen Teufeln von Handwerkern gerichtet — das iſt ein Hohngelächter der Nemeſis, ſchmetternd wie Weltgerichtspoſaunenton!

Citoyen Antoine Quentin Fouquier-Tinville hatte großen Fleiß auf die Anklageakte verwendet und glücklich ein in ſeiner Art einziges Aktenſtück zuwegegebracht, einen ſeltenen Miſchmaſch von Abgeſchmacktheit und Brutalität. Gleich zum Eingang war darin der Angeklagten vorgeworfen, daß ſie „gleich den Meſſalinen, Brunhilden, Fredegunden und Katharinen (von Medicis), welche man vor Zeiten Königinnen von Frankreich nannte, von dem erſten Tage ihrer Anweſenheit im Lande an die Geißel und der Blutigel (le fléau et la sangsue) der

Franzoſen geweſen ſei.“ Den unterſten Bodenſatz der Schändlichkeit ſchöpfte die Anklage in dem haarſträubenden, durch den verworfenen Hébert veranlaßten Paſſus aus, worin Marie Antoinette mit der Mutter Nero's, der blutſchänderiſchen Agrippina, auf eine Linie geſtellt und des namenloſen Gräuels bezüchtigt wurde, während der Gefangenſchaft im Temple ihren unmündigen Sohn zum Inceſt verführt zu haben*). Dieſe Infamie, von dem Präſidenten des Tribunals beim artikulirten Verhör der Angeklagten mit Stillſchweigen übergangen, aber von einem Vieh von Geſchworenen in Erinnerung gebracht, entriß den Lippen der gemarterten Königin die allbekannte, in ihrer Kürze wunderbar beredte „Appellation an alle anweſenden Mütter“. Als denkwürdig verdient das Gebaren von zwei der vorgeladenen Zeugen, Bailly und Graf d'Eſtaing, erwähnt zu werden. Der redliche Bailly, mit dem einen Fuße ſchon ebenfalls auf dem Schaffote ſtehend, gab auf die Frage des Präſidenten, ob er die Angeklagte gekannt habe, zur Antwort: „Ja, wohl habe ich ſie gekannt" — und verneigte ſich dabei ehrerbietig vor der Königin. Der Graf d'Eſtaing dagegen, als ſollte noch an den Schranken des Revolutionstribunals daran erinnert werden, daß ariſtokratiſcher Haß der Rache der Demokratie die Wege gezeigt und gebahnt hatte, brachte ſeine Ausſagen, welche ſich insbeſondere auf die Haltung Marie Antoinette's am 5. Oktober von 1789 bezogen, in übelwollendem Tone vor („avec un ton de malveillance"). Wenn er ſich aber dadurch Verzeihung für ſeinen Beſitz eines Wappens zu erkaufen wähnte, ſollte er bald ſeines Irrthums überführt werden: — „le rasoir national" auf dem Revolutionsplatze raſirte auch ihn hinweg.

---

*) „Qu'enfin, la veuve Capet immorale sous tous les rapports et nouvelle Agrippine est si perverse et si familière avec tous les crimes, qu'oubliant sa qualité de mère et la démarcation prescrite par les lois de la nature, elle n'a pas craint de se livrer avec Louis Charles Capet, son fils, et de l'aveu de ce dernier, à des indécences dont l'idée et le nom seuls font frémir d'horreur.“

Die Pein der Prozedur währte drei Tage und drei Nächte lang; denn das Tribunal ſaß in Permanenz. Die Königin — niemals verdiente ſie ſo ſehr alſo zu heißen! — benahm ſich der furchtbaren Ermüdung trotzend, einfach, vornehm und ſtandhaft. Nachdem ihre von Staatswegen beſtellten Vertheidiger Tronſon-Ducoudray und Chauveau-Lagarde gehört worden waren und der Präſident ſein Résumé vorgebracht hatte, zogen ſich die Geſchworenen zurück. Sie hatten vier Fragen zu beantworten: — „1) Iſt es erwieſen, daß Machenſchaften und Verſtändigungen mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik beſtanden haben; Machenſchaften und Verſtändigungen, um dieſen Feinden mit Geld beizuſpringen, ihnen den Einbruch auf franzöſiſches Gebiet zu ermöglichen und den Vorſchritt ihrer Waffen zu erleichtern? 2) Iſt Marie Antoinette von Oeſtreich, die Wittwe des Louis Capet, überwieſen, derartige Verſtändigungen unterhalten und an ſolchen Machenſchaften ſich betheiligt zu haben? 3) Iſt es erwieſen, daß ein Komplott exiſtirte, welches darauf abzielte, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen und alſo im Innern der Republik den Bürgerkrieg anzufachen? 4) Iſt die Wittwe Capet der Betheiligung an dieſem Komplott überführt?“ Man ſieht, Citoyen Herman verſchmähte es, mochte es nun aus Schamgefühl oder aus Politik geſchehen, die angeblich meſſaliniſchen und agrippiniſchen Vergehungen in die Schuldfrageſtellung mitaufzunehmen. Die Geſchworenen beriethen etwa eine Stunde lang; dann brachten ſie ein Ja auf alle vier Fragen zurück.

Es war 4 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Lichter verbreiteten nur eine fahle Helle in dem Sal. Düſteres Schweigen herrſchte. Der Präſident ließ, nachdem Fouquier-Tinville die Anwendung der ſtrafgeſetzlichen Beſtimmungen (Code pénal, sect. I, art. 4; part. II, sect. II, art. 2) auf die Schuldiggeſprochene gefordert hatte, ſeiner Verkündigung des Urtheils die Mahnung an das Publikum vorausgehen, daß „Schuldige, wann ſie einmal von dem Geſetz erreicht ſeien, nur noch dem Unglück und der Menſchlichkeit angehörten (n'appartiennent plus qu'au malheur et à l'humanité).“ Der Mund der Königin zuckte nicht, als der Todesſpruch in ihr Ohr fiel. Sie hatte ja alle dieſe drei ſchrecklichen Tage und Nächte hindurch nicht mehr um ihr Leben, ſondern nur noch um ihres Namens Ehre geſtritten. Stumm, aber feſten Trittes wandte ſie ſich, zu gehen, und um 4½ wieder in ihrem Gefängniß in der Conciergerie angelangt, hat ſie ſich hingeſetzt und jenen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzeſſin Eliſabeth, geſchrieben, welcher nicht an ſeine Adreſſe gelangte, wohl aber an die der Nachwelt, — das zugleich hochſinnige und rührende Teſtament einer grauſam, viel zu grauſam für ihre Verfehlungen beſtraften Frau*).

Während die Königin ſchrieb, wirbelte der Generalmarſch durch die Straßen. Die Volkswehr der 48 Sektionen von Paris trat unter Waffen, um dem Spruche des Tribunals ungeſtörten Vollzug zu ſichern. Eine ſehr überflüſſige Entfaltung von trikoloren Uniformen übrigens; denn der Schrecken der Sanguinokratie wuchtete ſchon zu dieſer Zeit und noch acht Monate lang ſo bleiern ſchwer auf der Stadt, daß an einen gewaltſamen Verſuch, die Todesfahrt Marie Antoinette's zu ihrer Rettung zu benützen, gar nicht zu denken war.

---

*) Der Gefängnißwärter überlieferte den Brief an Fouquier-Tinville, unter deſſen Papieren, nicht, wie es bisher fälſchlich hieß, unter den Papieren Robespierre's, er durch die Kommiſſäre gefunden wurde, welche, nachdem die Reaktion vom 9. Thermidor den Ankläger beim Revolutionstribunal „weggewiſcht“ hatte, im Auftrag des Konvents die Hinterlaſſenſchaft deſſelben unterſuchten. Campardon gibt S. 123 fg. einen vollſtändigen Abdruck des Briefes.

Die Königin hatte mittels des Briefes an Madame Eliſabeth mit dem Leben abgeſchloſſen. Sie dachte jetzt nur noch daran, mit Anſtand zu ſterben. Das Gefühl für das Schickliche, den Frauen an- und eingeboren, regelte durchweg ihr Gebaren Angeſichts des Todes. Zeitgenoſſe Mercier (Nouveau Paris, III, 15) drückt das ſo aus: „La reine ne perdit point la veille ni le jour de son supplice la passion et l'instinct d'une femme.“ Sie rüſtete ſorgfältig ihre Haube und zog ein weißes Kleid an. Dann richtete ſie, auf ihrem Gurtbette ſitzend, an die Gendarmen die Frage: „Glaubt ihr, das Volk werde mich auf das Schaffot gelangen laſſen, ohne mich in Stücke zu reißen?“ „Madame“, gab einer der Wächter zur Antwort, „Sie werden auf das Schaffot gelangen, ohne daß man Ihnen ein Leid zufügt.“ Jetzt kam Samſon, der Oberkämmerer von Dame Guillotine. „Sie kommen zeitig, Monſieur“, ſagte die Königin. „Ich vollziehe, was mir befohlen iſt, Madame.“ Er war ſo zeitig gekommen, um der Verurtheilten die Haare abzuſchneiden; allein ſie hatte dieſen ſchrecklichen Dienſt ſchon ſelber verrichtet. Man meldete ihr: „Da iſt ein Pfarrer von Paris, welcher fragt, ob Sie beichten wollen.“ Die Königin ſagte: „Ein Pfarrer von Paris? Es gibt ja keinen mehr.“ Der Geiſtliche, ſelbſtverſtändlich ein „prêtre constitutionnel“, kam herein, ſtellte ſich vor und fragte: „Wünſchen Sie, daß ich Sie begleite, Madame?“ Worauf Marie Antoinette: „Wie Sie wollen, Monſieur.“

Schlag 11 Uhr öffnete ſich das Gitterthor des Hofes der Conciergerie und das Opfer trat heraus. Das Antlitz der Königin war bleich, aber ihr Blick ſtolz und ihr Gang feſt. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und Samſon hielt die Enden des Strickes. Man ſah, daß er ſich Mühe gab, ſie nicht anzuſtraffen, ſondern recht loſe zu halten. Vor dem Thore ſtand der verhängnißvolle Karren, mit ſchmalem Sitzbrett; vielleicht derſelbe, auf welchem drei Wochen ſpäter Marie Antoinette's große Feindin, Frau Roland, zur Guillotine fuhr. Beim Anblick dieſes Fuhrwerks erbebte die Königin und wankte einen Augenblick auf ihren Füßen. Wenigſtens *dieſe* Schmach, mochte ſie denken, hätte man der Tochter der Cäſaren erſparen können. Aber es mußte auch *dieſer* Kelch geleert werden. Man half der Verurtheilten auf den Karrenſitz. Der beeidigte Prieſter nahm neben ihr Platz, hinter dem Sitzbrett ein Gehülfe Samſons, dieſer ſelbſt vor der Königin, aber ſtehend, ſeinen Dreiſpitzhut in der Hand. Marie Antoinette trug ein weißes Unterkleid, ein ſchwarzes Oberkleid und über dieſem ein weißes Nachtkamiſol mit ſchwarzen Bandſchleifen an den Handgelenken; ferner ein Bruſttuch von weißem Muſſelin und eine weiße Haube mit ſchwarzem Band.

Der einſpännige Karren ſetzte ſich in Bewegung und rollte langſam das Doppelſpalier der Volkswehrleute entlang. Die Menge war hinter dem Spalier zahlreich angeſammelt, verhielt ſich aber ſchweigend, obgleich ein Lump, der Komödiant Grammont, ſeinen Dienſt als Offizier der Nationalgarde ſchmählich mißbrauchend, ſich in den Steigbügeln erhob und mit ſeiner Säbelſpitze auf die Verurtheilte wies, wie um den Pöbel aufzufordern, das Opfer zu beſchimpfen. Es geſchah aber nicht, ſei es aus Gleichgültigkeit, aus Mitleid oder aus Scham. Nur zuweilen brach ein „Vive la république!“ aus den Volkshaufen hervor. Und doch war das Volk die letzten Tage her giftig-ſyſtematiſch zur Wuth gegen die Königin aufgeſtachelt worden, insbeſondere durch den wilden Guffroy in ſeinem Journal „Rougyff“ (Anagramm von Guffroy), in deſſen Nr. 8 es geheißen hatte: „Je sonne mon tocsin sur toutes les oreilles françaises, sur l'infernale Marie-Antoinette; elle a paru à la Conciergerie avec l'insolence de la p..... de Jupiter. Ces b...... de dieux de l'ancien temps ont une morgue incorrigible; il n'y a que la guillotine qui puisse expier leurs grimaces et nous empêcher de faire la figue. On la mène ..... Alerte, alerte, crack ....., que tout soit dit. Ne vous laissez pas berner par une idée brissotine que l'on voudra réchauffer: „„Gardez Marie-Antoinette pour faire la paix"" — vous dit-on sourdement, et moi je vous dis: Faites-lui faire le saut de carpe en avant, les mains derrière le dos, vite, vite, crack!"

Die Königin ließ während ihrer langen Todesfahrt ihre Blicke gleichgültig über die bewaffnete und die unbewaffnete Menge hinſchweifen. Mit dem beeidigten Prieſter, der im Laienrock ihr zur Seite ſaß, ſprach ſie kein Wort. Im Vorüberfahren am Palais-Royal bemerkte ſie die Inſchrift: „Palais-Égalité!" und machte unwillkürlich eine Gebärde der Entrüſtung. Sie war aber zur Stunde ſchon an Philipp d'Orleans gerächt; denn für Philipp Egalité war ja der Todeskarren ſo zu ſagen auch ſchon angeſpannt und zwanzig Tage ſpäter machte er denſelben Weg zum Revolutionsplatz. Einen langen Schmerzensblick warf die Königin, Angeſichts des Schaffots angelangt, über den Tuileriengarten nach dem Palaſte hinüber, wo ſie vor Jahren als Braut des Dauphin ihren Einzug gehalten hatte, von der Bevölkerung von Paris mit überſchwänglichen Huldigungen überſchüttet. Und heute? In der unzähligen Menge wagte es nicht ein Mann, grüßend die Hand für ſie zu erheben, und wagte es nicht eine Frau, für ſie bittend oder betend die Lippen zu regen. Aber getroſt! Nur noch ein paar Minuten und Alles iſt vorüber und verſchwunden und verſunken in die ewige Ruhe Nirwana's.

Sie ſteigt die Stufen des Schaffots hinan, ſo gefaßt, daß ſie in dieſen furchtbaren Augenblicken ſogar noch der Geſetze und Formen der Höflichkeit eingedenk bleibt. Sie hat nämlich, beim Hinaufſteigen eine der Stufen verfehlend, den Scharfrichter Samſon auf den Fuß getreten und unterläßt nicht zu ſagen: „Entſchuldigen Sie, mein Herr; ich that es nicht abſichtlich.“ Um $12^{1}/_{4}$ Uhr fiel ihr Haupt und ſo verwildert war zu dieſer Stunde die Revolution, daß Schuft Hébert ſeinen infamen „Père Duchesne“ (Nr. 299) am Schluſſe eines wüſten Schmähartikels über die Hinrichtungsſzene ſagen laſſen durfte: „La g..... a été audacieuse et insolente jusqu'au bout. Cependant les jambes lui ont manqué au moment de faire la bascule pour jouer à la main chaude, dans la crainte sans doute de trouver après sa mort un supplice plus terrible que celui qu'elle allait subir. Sa tête maudite fut enfin séparée de son f.... col de grue et l'air retentissait des cris de Vive la république! f.....!“ Dies die Leichenrede, welche der ſanguinokratiſche Sansculottismus der Tochter Maria Thereſia's gehalten hat...

Am Tage nach der Hinrichtung der Königin ſpeiſ'ten Robespierre, Saint-Juſt, Barère und einer der Geſchworenen, welche in dem Prozeſſe fungirt hatten, bei Venua zu Mittag. Der Geſchworene erzählte die Einzelnheiten der Prozedur, und als er auf die ruchloſe von Hébert gegen die Angeklagte erhobene Beſchuldigung zu ſprechen kam, rief Robespierre aus: „Dieſer Böſewicht (scélérat) Hébert! Es war ihm alſo nicht genug, eine Meſſalina aus ihr gemacht zu haben, ſondern er mußte ſie auch noch zur Agrippina machen?“ Die Anweſenden erſtaunten. Allein Saint-Juſt bemerkte in ſeiner knapp-ſentenziöſen Weiſe: „Die Sitten können durch den ſo eben vollzogenen Akt nationaler Juſtiz nur gewinnen —" wozu der „Anakreon der Guillotine", Barère, den Senf gab: „Das Meſſer der Guillotine hat da einen hübſchen Knoten der Diplomatie Europa's durchgeſchnitten." Und wieder Robespierre: „Wohl, es iſt ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution; aber die Zahl der Feinde der Republik iſt groß." Worauf Saint-Juſt: „So guillotinirt und deportirt ſie alle mitſammen und konfiscirt das Vermögen der Verdächtigen!" „Ja", meinte zum Schluß Barère-Anakreon, „das Schiff der Revolution kann, wie es ſcheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen."

Das Blutmeer fehlte nicht, aber ſtatt in den Hafen der Freiheit gelangte das Schiff nur auf die Sandbank des Deſpotismus und die erhabene Tragödie der Revolution verlief in das ſchuftige Satyrſpiel des achtzehnten Brumaire.

Ein
Junker-Komplott.

1.

Der König*).

Das Gepräge der Münze des Königthums verſchleiſt ſich mehr und mehr. Nicht als ob zu wähnen wäre, die Menſchen würden ſich in den nächſten paar Jahrhunderten oder vielmehr Jahrtauſenden ihrer angeſtammten Niederträchtigkeit ſoweit entwöhnen, um die Monarchie entbehrlich zu finden und zu machen, — o nein! Solch einer phantaſtiſchen Hoffnung heute noch ſich hinzugeben, nach allen den traurigen Erfahrungen unſeres 19. Jahrhunderts ſich hinzugeben, wäre pure, blanke Narrethei. Aber das Königthum ſchöpft die Bürgſchaft ſeines Beſtehens nicht mehr aus einer über alle Kritik erhaben gewähnten Quelle, aus dem ſogenannten „göttlichen Recht", welches längſt zu einem Spottlachen geworden iſt, ſondern es beruht nur noch, wie eben in unſeren Tagen Alles und Jedes, auf Nützlichkeitsgründen. Die Dummheit der bildungsloſen Maſſen nämlich glaubt und die Feigheit der gebildeten Stände ſtellt ſich an zu glauben, Monarchie oder Anarchie ſeien die einzigen Möglichkeiten; eine dritte gebe es nicht.

---

*) Die Materialien zu dieſem Eſſay ſind aus nachſtehend verzeichneten Quellen geſchöpft. E. G. Geijer: Des Königs Guſtav III. nachgelaſſene und fünfzig Jahre nach ſeinem Tode eröffnete Papiere. 3 Bde. Hamburg 1843. — Schlözers Briefwechſel, Heft 22, S. 230 fg. — Schlözers „Staatsanzeigen", Bd. 12. — Raumer: Beiträge zur Geſchichte Europa's vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges, nach franzöſiſchen und engliſchen Geſandtſchaftsberichten, 3 Bde. 1839. — Des Königl. Schwed. Hofgerichts Unterſuchung und Urtheile über den Königsmörder Ankarſtröm und übrige Mitſchuldige. Aus dem Schwediſchen. Greifswald, 1792. — Arndt: Schwed. Geſchichten. Leipz. 1839. — Clarus: Schweden Sonſt und Jetzt. 2 Bde. Mainz 1847.

— Sheridan (zur betreffenden Zeit Attaché der engliſchen Geſandtſchaft in Stockholm): History of the late revolution in Sweden. Dublin 1778. — Clarke: Travels in various countries, p. IV, t. I (Scandinavia). London 1811—12. — Brown: The northern courts. tom. 2. Lond. 1818. — Nouvelle Biographie générale. Paris 1845 seq.

Der überirdiſche Nimbus des Gottesgnadenthums um das Haupt des Königthums her iſt demnach erloſchen: es glaubt, ſo bis-an-das-Ende-aller-Dinge-muckeriſch-welfiſch-zuverſichtlich es mitunter ſich äußern mag, ſelber nicht mehr daran. Vielmehr wiſſen die Könige, obzwar ſie es ſich verhehlen möchten, recht gut, daß ſie nur auf der ſo eben angedeuteten Baſis ſtehen; auf einer Baſis alſo, welcher zwar keineswegs die Dauerhaftigkeit abgeſprochen werden kann, der jedoch das Eigenſchaftswort „reinlich" weniger zukommt.

Es iſt nun aber ein unbehaglich Gefühl, auf einem ſo dreckigen Boden zu ſtehen, und dieſes Gefühl vermögen ſehende Augen auf den Geſichtern der Könige unſerer Zeit großgedruckt zu leſen. Die „göttliche" Sicherheit iſt dahin, die fixe Idee der Unfehlbarkeit und Unverantwortlichkeit ſtößt immer unſanfter mit fixeren Thatſachen zuſammen, das naive Allmachtbewußtſein hat einem künſtlich zurechtgeflickten Platz gemacht und mitunter gibt ſich ſogar die voreilige Beſorgniß kund, die Säulen Jachin und Boas der Monarchie, der Afterglaube der Völker und die gemeine Selbſtſucht der Gebildeten und Bevorrechteten, ſeien wankender als ſie in Wahrheit ſind und noch lange, vielleicht allzeit ſein werden. Arme Könige! Ihr vertraut nicht mehr ſo recht auf euch ſelbſt, und das verleiht eurem Wollen und Thun, eurem ganzen Sein und Erſcheinen den unerquicklichen Charakter der Halbheit, ja geradezu etwas Schemen- und Schattenhaftes, ſo daß das Königthum von Heute häufig genug nur noch als ein Geſpenſt des Königthums von Ehemals ſich darſtellt.

Wie ſo ganz anders treten die Kronenträger des 18. Jahrhunderts vor uns hin! Sie waren inhuman, ſie waren brutal, ſogar in ihren Beſtrebungen als „erleuchtete" Deſpoten, ſie waren roh und grauſam ſelbſt als gekrönte „Aufklärer", voll ſouverainer Verachtung der Menſchen und Menſchenrechte, mühlſteinhartherzig, genußwüthig bis zur Beſtialität, gänzlich gewiſſen- und ſkrupellos, Unterthanenſchinder, Jagdwütheriche, Menſchenfleiſchhändler, — aber ſie waren Geſtalten aus einem Guß, Charakterfiguren, ganze Kerle. Nichts Verſchwommenes und Verſchliffenes, nichts Schemenhaftes und Geſpenſtiges an ihnen! Deſpoten durchweg, Tyrannen häufig, Wohlfahrtsausſchüßler auf Thronen, Scheuſale nicht ſelten, Narren dann und wann; aber immerhin Menſchen von Knochen, Fleiſch und Blut, Leute von Raſſe, Originale.

Gegen die Sündflutzeit hin, alſo vom hubertsburger Friedensſchluß ab und bis in die achtziger Jahre hinein, hatte der Deſpotismus noch einen ganz eigenthümlichen Beigeſchmack, indem er mit der Eſſenz der revolutionären Philoſophie des Jahrhunderts ſich parfümirte. Er roch nach Voltaireismus und Dideroterie, mitunter ſogar ein Bißchen nach Jean-Jacquerie. Doch iſt der letztgenannte Parfüm in den bevorrechteten Kreiſen bald nicht mehr comme il faut geweſen: — ſein Geruch war gar zu ſcharf. Den „Pucelle“-Spaß hatte man luſtig mitgelacht; aber den „Contrat-Social“-Ernſt fand man denn doch zu ernſthaft, und wo man allenfalls gute Miene dazu machen wollte, ward eine Grimaſſe daraus. Als es dann vollends weltgerichtsposaunentönig rheinherüber raſaunete:

„Allons, enfants de la patrie!“ da erblickte und verabſcheute man in dem bislang als himmliſchem Genius geliebkoſten Geiſt des Jahrhunderts nur noch den hölliſchen Dämon . . . .

Zu jener Zeit hat droben in Schweden ein König gelebt, welcher, ſich ſelber einen „roi citoyen“ nennend, als Revolutionär anfing und als Don Quijote der Reaktion endete; ein König, welcher im Namen der Freiheit das Junkerthum zu Boden trat und dafür ſchließlich im Namen der Freiheit vom Junkerthum ermordet wurde, — ohne daß weder in dieſem noch in jenem Falle gelogen worden wäre. Denn, in Wahrheit, Guſtav der Dritte ſowohl, als auch die ſchwediſche Adelskaſte wollten ernſtlich die Freiheit, nämlich jener und dieſe wollte ſie für ſich. Sie wollten frei, d. h. Alleinherren ſein in Schweden. Der Adel war es ſeit dem Tode Karls des Zwölften, des Könignarren oder Narrenkönigs, geweſen und dieſe ſchwediſche „Freiheitszeit“, dieſes Junkerregiment hatte dann auch glücklich den Staat zur wüſteſten Zerrüttung, das Volk zum bitterſten Elend herabgebracht, wie das überall und allzeit der junkerlichen Herrſchaft naturnothwendige Folge geweſen iſt. Guſtav der Dritte entriß dem Junkerthum das Scepter, was ihm hauptſächlich darum gelang, weil die Adelsanarchie in ſich ſelber uneinig geweſen iſt, indem die eine Partei der Junker, die „Hüte“, ganz offenkundig an Frankreich, die andere, die „Mützen“, ebenſo offenkundig zuerſt an England, dann an Rußland verkauft war. Der König hat die erlangte Gewalt anfänglich zur Baſis einer Helden- und Herrſcherrolle im großen Style zu machen den guten Willen gehabt. Leichtſinn und Lüderlichkeit ließen ihn aber nur dazu kommen, die Rolle eines Königs der Komödie, eines flunkernden Komödiantenkönigs zu ſpielen. Sein „Abgang“ im fünften Akt hatte jedoch etwas Echttragiſches, das noch erhöht wurde durch das Wiederhervorbrechen der beſſeren Seite ſeiner Natur auf dem Sterbebette.

Es dürfte ein reinmenſchliches, ſowie auch ein hiſtoriſch-didaktiſches Intereſſe darbieten, den Auf-, Vor- und Ausgang dieſes Neffen Friedrichs des Großen mitanzuſehen. Aber vom Geſichtspunkte geſchichtlicher Wahrhaftigkeit aus, nicht vom Standpunkte des guten Ernſt Moritz Arndt, deſſen deutſch-unterthänig oder, wie er arndtiſch ſagte, „königiſch" organiſirtes Gehirn jedes Mal vor Entzücken wirbelig wurde, wann er auf einen ſeiner angeſtammten Könige und Herren zu ſprechen kam, und welcher demnach auch von dem Schwedenkönig, deſſen geborener Unterthan zu ſein er hoch ſich rühmte, nur in der lobpſallirenden Tonart geredet hat, wie ſie dem zur Begeiſterung potenzirten beſchränkten Unterthanenverſtande gegenüber einer königlichen Majeſtät geziemt.

Guſtav, nachmals der Dritte genannt, iſt am 13. Januar 1746 geboren worden, der älteſte Sohn des Schwächlings und Königſchattens Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp und der preußiſchen Prinzeſſin Luiſe Ulrike, in welcher eine ſtarke Ader vom Geiſte und auch vom Deſpotengeiſte ihres Bruders Friedrich pulſirte. Sie ertrug daher keineswegs ſo geduldig wie ihr Herr Gemahl die Nullität, in welcher der wirkliche und vielköpfige König, der

„Reichsrath“, das nominelle Königthum hielt, und ſie hat es auch nicht an Machenſchaften fehlen laſſen, das Joch dieſer Nullität zu brechen, ſo oft der wüthende Parteizank zwiſchen den „Hüten“ und den „Mützen“, welcher den Reichsrath, d. h. das oberſte Centrum des ſchwediſchen Junkerregiments zerriß, eine günſtige Gelegenheit zu bieten ſchien. Ihre Verſuche liefen aber übel ab und ſie mußte ſich der Hoffnung auf ihren heranwachſenden Sohn tröſten, welcher allerdings der Junkerei den Meiſter zeigte; aber nicht zum Vortheil ſeiner Mutter, wie dieſe gehofft hatte, ſondern zu ſeinem eigenen.

Der Haß gegen den Uebermuth einer feilen, an das Ausland verkauften, durchaus nichtswürdigen Oligarchie, welche gleich der adeligen Ochlokratie Polens ein abſchreckend weltgeſchichtlich Beiſpiel gegeben hat, was für eine verläßliche Stütze der Adel für die Throne ſei, — dieſer Haß wurde dem Prinzen ſchon an der Wiege vorgeſungen und zwar mit größtem Erfolg. Guſtav konnte auch mit Grund ſagen, daß er ſchon in der Wiege von den Junkern tyranniſirt worden ſei. Die gerade im Reichsrath

Bayeriſche Staatsbibliothek München

herrſchende Partei ſchlug nämlich vor, daß der kleine Kronprinz mit der wenige Tage nach ihm geborenen Prinzeſſin Sophie Magdalene von Dänemark verlobt würde, und ſetzte dieſe Verlobung, gegen welche Guſtavs Eltern des Entſchiedenſten auftraten, i. J. 1750 durch. Der frühreife Prinz gewann überhaupt ſchon in ſeinen Knabenjahren ſo viele Einblicke in das freche junkerliche Treiben und er wurde ſchon frühzeitig ſo gewaltſam zwiſchen den Mützen und Hüten hin- und hergezerrt, daß wir ſeiner Aufzeichnung Glauben ſchenken dürfen, in ſeinem vierzehnten Lebensjahre ſei ſeine Anſicht über den Adel fertig und ſein Entſchluß in Betreff des künftigen Verhaltens gegen denſelben gefaßt geweſen. Am meiſten habe er zu dieſer Zeit gehaßt und verabſcheut den Reichsrath Palmſtjerna, den Freiherrn Pechlin und den Grafen Teſſin. Der letztgenannte Magnat, Guſtavs Hofmeiſter, hatte eine heftige Leidenſchaft für die Königin Luiſe Ulrike gefaßt und behelligte dieſelbe mit verliebten Zumuthungen, bis endlich die beleidigte Dame eine Scene herbeiführte, welche die Entfernung des Grafen vom Hofe zur Folge hatte.

Der Prinz war ſechszehn Jahre alt, als der unrühmliche Antheil, welchen Schweden am ſiebenjährigen Kriege genommen hatte, durch den Friedensſchluß von 1762 beendigt wurde. Guſtav hegte den Wunſch, für eine Weile in die preußiſche Armee zu treten, um der Unterweiſung ſeines großen Ohms in der Kriegskunſt und im Königsgeſchäft theilhaft zu werden, und ſprach dieſen Wunſch lebhaft aus. Allein der Reichsrath ſagte Nein, denn es konnte den Herren Junkern keineswegs dienlich erſcheinen, daß ihr künftiger Namenskönig etwas Tüchtiges lernte. Vier Jahre ſpäter ſetzte der Reichsrath einem wunſchweiſe geäußerten Nein des Kronprinzen ſein befehlendes Ja entgegen. Guſtav machte nämlich einen Verſuch, dem ihm ſelber, noch mehr aber ſeiner Mutter verhaßten däniſchen Ehebunde zu entrinnen; aber vergebens. Der Reichsrath ordnete ſofort den Vollzug dieſer Heirat an und am 26. September 1766 mußte der kronprinzliche Bräutigam wider Willen nach Helſingborg gehen, um ſeine Braut zu empfangen. Die Erſcheinung derſelben machte nicht etwa einen ungünſtigen Eindruck auf ihn. Er ſchrieb im

Oktober aus Gothenburg an den Grafen Scheffer: „Der Anblick der Prinzeſſin war ſehr edel. Sie ſieht gut aus, ohne gerade ſchön zu ſein; ſie iſt ſehr wohlgewachſen, ſtellt ſich mit Würde dar, iſt nur etwas zu artig für ihren Rang und ſchüchterner als ſich für ein Frauenzimmer von Stande ſchickt. Sie iſt die Güte ſelbſt, ſtill und mild. Ich verſichere Sie, daß ich in ihr eine Frau bekommen zu haben glaube, welche für mich paßt. Sie beſitzt Schönheit genug, um angenehm zu ſein, und nicht genug, um mir den Kopf zu verdrehen; ſie hat hinlänglich Verſtand, um ſich nicht dumm zu betragen, und Charakter-Sanftmuth genug, um ſich keine Gewalt über mich anzumaßen“ ...*). Und dennoch: — arme Sophie

---

*) In den „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel“, deren franzöſiſche Originalhandſchrift zuerſt nur als Manuſkript gedruckt, dann aber (1866) in deutſcher Uebertragung veröffentlicht wurde, findet ſich (S. 46) folgende Aufzeichnung von der Hand des Landgrafen über die Brautfahrt nach Helſingborg, welche der Verfaſſer im Auftrag des Dänenkönigs mitgemacht hat. „Auf der Brücke von Helſingborg wurde ich ſehr höflich empfangen und unmittelbar in das Haus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Guſtav des Dritten, geführt, welcher mich mit offenen Armen

Magdalene! Dein Loos war ein richtiges Prinzeſſinnenloos. Dein Herr Gemahl hatte ja, nach gieriger Erſchöpfung aller von der Natur gebotenen

---

empfing. Er war ein geiſtig ſehr begabter Fürſt, der eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen hatte; aber er hatte etwas Falſches in ſeinem Ausdruck, was mir gleich auffiel. Als die Kronprinzeſſin ſich näherte, begab er ſich auf die Brücke, wohin ich ihn begleitete. Ich ſtand neben ihm, als er ſah, wie ſie ſich im Schiffe erhob, um an's Land zu gehen. Er rief ganz laut: „Gott, wie ſchön iſt ſie!“ Und wirklich hatte ſie eine ſehr majeſtätiſche und ſchöne Haltung. Beſonders war ſie ſchön, wenn ſie im großen Putz erſchien. Sie war groß, hatte große ſchöne Augen und einen ſehr wohlwollenden Ausdruck in ihrem Geſicht. Der Kronprinz reichte ihr die Hand und führte ſie in ſein Haus. Es war ohne Zweifel das beſte in Helſingborg, welches damals nur einſtöckige Häuſer mit vielen Strohhütten hatte. Die Dragoner von Schonen machten längs der Straßen Spalier, große Leute mit kleinen Pferden und mit Uniformen aus Karls des Zwölften Zeit. Alles hatte ein eigenthümliches, ſehr kleinliches Ausſehen. Abends war Ball im Hauſe des Kronprinzen, wo man einen Tanzſal auf dem Boden eingerichtet hatte. Statt der Tapeten hatte man die Decken von Handpferden und ähnliche Dinge aufgehängt, um die Seitenwände dieſes Gemaches zu bedecken. Der Ball begann. Als Herr von Llano, ſpaniſcher Geſandter in Dänemark, welcher auch nach Helſingborg gekommen war und ſehr gut tanzte, aber ſehr groß und von einem Gewicht war, welches einen feſteren Ballſal als dieſen erforderte, anfing, mit

Genüſſe, ſich zur Widernatur gewendet und war auf ſchmachvollen Laſterwegen bis zur Impotenz hinab geſtiegen. Außerdem empfing dich deine Schwiegermutter Luiſe Ulrike mit einem unerbittlichen, mit einem wahrhaft knöchernen Altweiberhaß, welcher kein, aber auch gar kein Mittel verſchmähte, von Anfang an deinen Gemahl in jeder Weiſe gegen dich zu verhetzen und deine Tage kummervoll, deine Nächte ſchlummerlos zu machen. Das gab eine ſehr unerquickliche, unglückſelige Ehe ab, wenn überhaupt eine ſolche ſtatthatte. Auch der Prinz fühlte ſich unter dem Doppeljoch der Anmaßlichkeit des übermüthigen Junkerthums und ſeiner herrſchſüchtigen Mutter ſehr gedrückt und unbehaglich. Er führte damals ein Tagebuch und darein hat er zum Jahresſchluß von 1767 die Verſe aus Voltaire's „Oedipe" geſchrieben:

„Le passé m'épouvante et le présent m'accable,
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable."

ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit zu tanzen, wollte der Sal zuſammenbrechen. Man ſtellte deßhalb den Tanz ein, bis man den Boden mit Balken geſtützt hatte."

Ein ſonderbar Ding, dieſes kronprinzlich guſtaviſche Tagebuch! Ein Amalgam von Schwärmerei und Blaſirtheit, ganz eigenthümlich durchſäuert von unwillkürlich ſich kundgebenden Wünſchen einer ungeduldigen Kraftgenialität. Nicht ſelten begegnen uns da Aeußerungen, die im „Diary“ Byrons ſtehen könnten. So aus dem Jahr 1768 die Worte der Entrüſtung über die Machenſchaften Katharina's der Zweiten in Polen und über die feige und feile Lumpigkeit des weiland Buhljungen der Czarin, Stanislaus Poniatowski, welchem der prinzliche Tagebücheler zudonnert: „Welche Infamie! Du biſt weder König noch Bürger. Stirb, um deines Vaterlandes Selbſtſtändigkeit aufrecht zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche!“ Ganz lyriſch ſchwärmt Guſtav weiterhin über den gleichzeitigen Freiheitskampf der Korſen. „Ihr General Paoli iſt jetzt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde kommt, um in der Schule eines einfachen korſiſchen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt ſind.“ Mitten zwiſchen derartigen Auslaſſungen ſtehen Citate aus den Memoiren des Kardinals Retz, welche der Prinz damals eifrig ſtudirte. Vom Ganzen empfängt man den Eindruck, Guſtav ſei ein echter Blutsverwandter ſeines preußiſchen Oheims geweſen. Friedrich hat ja auch, wie Jedermann weiß, zu Rheinsberg in tugendhafter Entrüſtung mit der einen Hand den Macchiavelli widerlegt, während er zur gleichen Zeit mit der andern Pläne entwarf, bei deren Ausführung er den Macchiavellismus übermacchiavelliſiren wollte. Schon i. J. 1769 ſann Guſtav alles Ernſtes darauf, gegen den Adel einen Staatsſtreich zu wagen. Die Indolenz und Muthloſigkeit ſeines Vaters war aber der Inſceneſetzung des Projekts, welches der Prinz ein Jahr zuvor in einer ausführlichen Denkſchrift erörtert hatte, ſo hinderlich, daß es vertagt werden mußte.

Die Lage des Prinzen nahm in Folge deſſen an Unbehaglichkeit zu und ebenſo durch die Mißbilligung, welche ſeine Stellung, d. h. Nichtſtellung zu ſeiner Frau im Publikum fand. In Betreff dieſes Punktes aber fragte Guſtav der öffentlichen Meinung Nichts nach und klagte ſeinerſeits über „die Langeweile, welche die Prinzeſſin begleitet", ſowie über „ihre Schroffheit und wenig behagliche Umgangsart." Er ſehnte ſich aus Schweden fort, um wenigſtens für eine Weile Alles abzuſchütteln, was ihn drückte und quälte, und dieſer Reiſedrang zielte beſonders auf Frankreich ab, ſeitdem Graf Kreutz, außerordentlicher Geſandter Schwedens in Paris, von der franzöſiſchen Hauptſtadt her in ſeinen Briefen den Prinzen von Voltaire und allen den pariſer Herrlichkeiten des „philoſophiſchen Jahrhunderts" gar lockend unterhielt. Im Spätherbſt von 1770 durfte Guſtav endlich reiſen und eilte über Dänemark und durch Deutſchland Paris zu, wo er zu Anfang Februars 1771 anlangte, ſeines Weilens aber nicht lange war. Denn ſchon am 1. März empfing er von Daheim die Botſchaft, daß ſein Vater Adolf Friedrich am 12. Februar geſtorben ſei, und zwar ſo, wie es eines Roi fainéant nicht unwürdig. An einer durch ein überſchweres „Gemengſel von Heißwecken, Sauerkohl und Auſtern" verurſachten Magenüberladung nämlich.

Guſtav der Dritte — denn der war er jetzt — benützte die ihm knapp zugemeſſene Zeit in der Hauptſtadt Frankreichs vortrefflich, um ſich den Nerv der Dinge zu verſchaffen, welche er nach ſeiner Heimkehr in Ausführung zu bringen entſchloſſen war. Er machte dem ſcharlachenen Weibe, welches damals im Königsſchloſſe von Verſailles babyloniſch thronte, Madame Dubarry, dienſtbefliſſen ſeinen Hof und fand Gnade in den Augen der Sultana des fünfzehnten Louis. „Die Maitreſſe iſt für uns — ſchrieb er triumphirend an einen Vertrauten nach Stockholm — und des Königs Herz.“ Bei ſothanen Umſtänden ſchlug Guſtav aus der franzöſiſchen Staatskaſſe 12 Millionen Livres „Subſidien“ heraus. Die armen und geplagten Unterthanen des allerchriſtlichſten Königs waren zwar damals am Verhungern; allein auf ſolche niedrige Nebenumſtände braucht die hohe Politik nicht zu achten und Frankreich hat ja bekanntlich „allzeit die Mittel beſeſſen, ſeinen Ruhm zu bezahlen.“ Es gehörte aber dazumal ganz weſentlich mit zur franzöſiſchen Gloire, mit den Millionen, welche man dem armen, zerlumpten und hungernden Jacques Bonhomme an der Seine, Marne, Loire, Rhone und Garonne auspreßte, droben am Mälar die langen und leeren Taſchen ſchwediſcher Prinzen und Junker vollzuſtopfen.

Auf ſeiner Heimreiſe ging der junge Schwedenkönig über Berlin; wahrſcheinlich, um auf der Terraſſe von Sansſouci beim Ohm „Sauertopf", wie der alte Fritz in der Familie hieß, ein eiliges Privatiſſimum über den „Despotisme illustré" zu hören. Am Vorabend von Pfingſten landete Guſtav zu Karlskrona und wurde hier von dem Senior des Reichsraths, Graf Ekeblad, als König begrüßt. Ein wirklicher zu ſein, nicht bloß ein ſchemenhafter, das war Guſtavs energiſcher Entſchluß und er ging ſofort, obzwar ſehr ſachte auftretend und vorſichtig ausſchreitend, an die Ausführung deſſelben. Der feſte Grund, auf welchem er fußte, war die Thatſache, daß die ſchamlos-ſelbſtſüchtige adelige Mißregierung in den Volkskreiſen eine bittere Unzufriedenheit hervorgerufen hatte. Der Haupthebel, welchen er anzuwenden beſchloß, war demnach die Eiferſucht und Erbitterung des Bürgerſtandes und der

Bauerſchaft gegen das Junkerthum. Als ein ebenſo handliches wie unentbehrliches Werkzeug ſchnitt er ſich eine höfiſche Militärpartei zu, bei deren Bildung ihm der Haß zwiſchen Hüten und Mützen natürlich ſehr zu ſtatten kam. Zuvörderſt aber führte er — bei Eröffnung des Reichstags von 1771 — die Rolle eines Friedensfürſten und Verſöhners mit vielem Anſtande durch, wobei ihn ſeine bedeutende redneriſche Begabung ſehr unterſtützte. Obgleich noch jung an Jahren, war er ein Greis an Verſtellung. Selbſt der „Principe“ des Staatsſekretärs von Florenz hätte ſeine Sache nicht beſſer machen können. Mittels ſeiner recht augenfällig hervorgekehrten Befliſſenheit, eine Ausſöhnung und Vereinbarung zwiſchen Mützen und Hüten zuwegezubringen — die ſogenannte „Kompoſition“ — wie nicht minder mittels ſcheinbar höchſt harmloſer Lebensführung — er ordnete allerhand theatraliſchen Schnickſchnack an, ſtickte allerhöchſteigenhändig Kiſſen und Teppiche, entwarf Zeichnungen zu Orden und Ordenkoſtümen — wußte er ſich den Augen der Junker als ein wohlmeinender, dem Vergnügen ergebener Scheinkönig darzuſtellen. Inzwiſchen aber arbeitete er, von dem franzöſiſchen Geſandten Vergennes mit blanken „Platten“ (ecus) unterſtützt, eifrigſt an der Bildung der erwähnten Militärpartei, wozu ihm der Offiziersklubb „Swenska Botten“ das Material lieferte. Dieſer Klubb, an deſſen Spitze der Dragoneroberſt Freiherr Jakob Magnus Sprengtporten ſtand, wurde unter Guſtavs kluger Einwirkung mehr und mehr ein royaliſtiſcher. Sprengtporten war der Mann, welcher den Plan zum Staatsſtreich von 1772 entworfen hat.

Am 29. Mai dieſes Jahres wurde die Krönung Guſtavs gefeiert und ein Vierteljahr ſpäter machte er ſich zum wirklichen Könige. Die Vorbereitungen zu dieſer Revolution von obenher wurden mit großer Sorgfalt getroffen. Die Geldmittel ſchaffte Vergennes, im Ganzen 2,034,000 Thaler Kupfermünze. Es wurden Beutel voll Dukaten bereit gehalten, um bei der Garde und der Artillerie in der entſcheidenden Stunde dem Royalismus das nöthige Gewicht zu geben; bei der Infanterie wurde ein Sechsthalerzettel für den Mann beſtimmt. Solche

Mitglieder der beſtehenden Regierung und **des Reichstags**, von welchen ein mehr oder weniger energiſcher Widerſtand zu erwarten war, ſollten durch Verhaftnahme zum Voraus unſchädlich gemacht werden. So die Reichsräthe Ribbing und Funck, ſo die adeligen Reichstagsmannen Eſſen, Frietsky und Pechlin, die geiſtlichen Wijkman und Gadolin, die bürgerlichen Sebaldt und Sorbon. Von großer Wichtigkeit war die Herüberziehung der Bürgerwehr von Stockholm zur königlichen Sache. Sie wurde aber geſchickt bewerkſtelligt. Ein Meiſterſtreich von Hinterliſt iſt es geweſen, daß Guſtav und ſeine Helfershelfer das, was ſie planten, den Gegnern unterſchoben. Es wurde nämlich, als im Publikum die Sage vom nahebevorſtehenden Ausbruch einer Verſchwörung zu rumoren begann, in der Armee und im Volke ſehr kunſtreich das Gerücht ausgeſprengt, es ſei allerdings Etwas im Werke, aber gegen den König, deſſen Freiheit und Leben von den Junkern bedroht wären.

Bei Vergegenwärtigung von Alledem kommt Einem unwillkürlich der Einfall, der Chef der Geſellſchaftsretterbande vom Dezember 1851 habe mit ſeinem Staatsſtreich ein Plagiat an dem guſtaviſchen begangen. Auch der Zug verſtärkt noch die überraſchende Aehnlichkeit, daß, wie am Abend des 1. Dezembers von 1851 im Palais Elyſée eine große und muntere Geſellſchaft verſammelt war, ſo Guſtav der Dritte am Abend des 18. Auguſt von 1772, alſo am Vorabend ſeiner Geſellſchaftsrettung, im ſtockholmer Schloſſe ein großes Souper mit Konzert gab und dabei in ungezwungenſter Weiſe den liebenswürdigen Wirth machte, ein ganzes Feuerwerk von Scherzen und Witzen loslaſſend. Damit freilich iſt die angedeutete Aehnlichkeit zu Ende. Denn erſtens war der Schwedenkönig, Alles zuſammengehalten, nicht allein berechtigt, ſondern geradezu verpflichtet, dem ſchandbaren und verderblichen Junkerregiment ein Ende zu machen. Zweitens iſt er bei Ausführung ſeines Plans mit ſeiner Perſon tapfer eingeſtanden. Drittens hat er ſeinen Sieg nicht mißbraucht wie ein mordwüthiger Tiger, ſondern er verfuhr mit ſchonungsvoller Menſchlichkeit und Milde. Selbſt gegen entſchiedene Gegner ſo milde, daß der allerentſchiedenſte, der General Pechlin, nur wenige Monate in Haft blieb. Blut iſt bei der ganzen Haupt- und Staatsaktion vom 19. Auguſt 1772 gar nicht gefloſſen. Dagegen ging durch dieſe allerhöchſtſelbſt gemachte Revolution, welche binnen zwei Stunden den König aus einer Marionette der Oligarchie zum Diktator umwandelte, ein ſehr ſtark vorquillender komödiſcher Zug hindurch. Die Junker allerdings ſpielten zwar nicht tragiſche, aber doch traurige Figuren, während Guſtav in ſeiner Rolle als König-Komödiant geradezu glänzte. Er gaukelte und ſchauſpielte vortrefflich, indem er nach Umſtänden den Patrioten, den Helden, den Rhetor und ſogar den Betbruder ſehen ließ. Als er in der Hauptwache zu den verſammelten Offizieren und Unteroffizieren zur entſcheidenden Anſprache herantrat, rednerte er ſich in einen Enthuſiasmus hinein, daß er momentan wohl ſelbſt glaubte, was er ſagte. Er ſprach ſchwungvoll von Guſtav Waſa und Guſtav Adolf, von der Rettung des Vaterlandes, von der Abſchaffung der junkerlichen Mißgewalt und der Wiederherſtellung der uralten ſchwediſchen Freiheit. Schließlich verſicherte er hochpathetiſch, er entſage „feierlich dem verhaßten Abſolutismus (ſchwed. envälde, Alleingewalt, Alleinherrſchaft) und anerkenne es für die höchſte Ehre, der erſte Bürger eines freien Volkes zu ſein.“ Als er dermaßen flunkerte, hatte er die neue, von ihm verfertigte „Verfaſſung“, welche er dem Lande aufzwingen wollte, ſchon in der Taſche, welche unter dem blaſſen Scheine des Konſtitutionalismus — aber der Konſtitutionalismus iſt ja an und für ſich und immer und überall nur blaſſer Schein und blauer Dunſt — das Königthum ſo ziemlich zum abſoluten machte. Denn Reichsrath und Reichstag blieben zwar nominell beſtehen, waren aber nur Maſchinen, welche der königliche Wille mit einiger Geſchicklichkeit und Geduld nach Belieben lenken zu können hoffen durfte. Das Weſen der Gewalt vereinigte Guſtav in *ſeiner* Hand .... Die Schlußſcenen der Umwälzung waren mit großem Pomp und Prunk angeordnet: — das „Volk“ mußte doch auch Etwas davon haben, etzliches Spektakel nämlich. Am 20. Auguſt that der König auf dem Marktplatze der Hauptſtadt eine große Rede an die verſammelte Bürgerſchaft, um ſie zur Leiſtung des neuen Huldigungs- und Treueſchwurs zu begeiſtern, und erreichte dieſen Zweck vollſtändig. Am folgenden Tage mußte der Reichstag daran. Die Repräſentanten der vier Stände wurden im Reichsſale verſammelt, um welchen her, natürlich nur zur Erhöhung der Feierlichkeit, ſtarke Truppenmaſſen, auch hinlänglich viele Kanonen und Kanoniere mit brennenden Lunten aufgeſtellt waren. Guſtav hielt vom Throne herab wiederum eine große Rede, worauf die neue „Konſtitution" vorgeleſen wurde. „Wollt ihr ſie annehmen, beſchwören, unterſchreiben und beſiegeln, ihr Herren vom Adels-, Prieſter-, Bürger- und Bauernſtande?" — „Ja wohl, mit Freuden." — (Schade, daß es damals noch keine Photographie gegeben hat, welche die Gurkenſalatgeſichter der ſchwediſchen Junker in dieſem „erhebenden" Augenblicke hätte fixiren können.) — „Und ſagt Niemand nein?" — „Niemand." — „Nun wohlan," ſprach der König gerührt, zog ein Kirchengeſangbuch aus der Taſche und ſtimmte mit heller Stimme an: „Herr Gott, dich loben wir!" und wohl oder übel mußte die Verſammlung mit einſtimmen. — Es iſt doch eine ſchöne Sache um die Frömmigkeit! Kein Univerſalhilfsmittel, das an Vielbrauchbarkeit und Wirkſamkeit ihr gleichkäme, weßhalb denn auch die Gaukler und Gauner mit dieſem der menſchlichen Dummheit ſo wunderbar ſympathiſchen Arkanum allzeit ſo gern operirt und ſo herrliche Geſchäfte gemacht haben. Heil dir, o Humbug!

2.

Das Komplott.

Es iſt und bleibt eine denkwürdige Thatſache, daß die genialſten Menſchen aller Zeiten entſchieden zum Fatalismus ſich bekannt haben. Schon in den älteſten Dichtungen des Orients, dann in den homeriſchen Geſängen, in der attiſchen Tragödie, weiterhin in der bedeutendſten Offenbarung des römiſchen Genius, im Lehrgedichte des Lukrez, iſt dieſes Thema mächtig angeſtimmt worden, um bis auf unſere Tage herab unaufhörlich variirt zu werden. Durch die älteſte Urkunde germaniſcher Weltanſchauung, durch die Edda geht ein Schickſalglaubenszug, eiſig, wie von den Gletſcheröden Islands kommend, bis auf's Mark einſchneidend. Die Welt ſhakſpeare'ſcher Dichtung durchdröhnt der Fatalismus mit der majeſtätiſchen Eintönigkeit einer bach'ſchen Fuge, geſpielt auf einer Rieſenorgel. Wie ſehr Göthe ein Fataliſt geweſen, iſt bekannt. In der vielcitirten Stelle im Egmont: „Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch und uns bleibt Nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken" — macht er der Lehre vom freien Willen des Menſchen noch eine Einräumung; allein er gibt ſich ſelber ein Dementi, indem er ſpäter ſeinen Helden ſagen läßt: „Es glaubt der Menſch, ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen, und doch wird ſein Innerſtes nach ſeinem Schickſale gezogen." Noch mehr, Wolfgang der Große hat auch die Ueberzeugung verlautbart, daß je höher der

Menſch auf der ſozialen Leiter ſtehe, deſto mehr ſeine Unfreiheit zunehme. Deßhalb legte er der Statthalterin Margaretha die Worte in den Mund: „Oh, was ſind wir Großen auf der Woge der Menſchheit? Wir glauben ſie zu beherrſchen und ſie treibt uns auf und ab, hin und her.“ Noch allgemeiner faßte das, der ſozialen Ariſtokratie die geiſtige geſellend, der größte Poet Schwedens, Tegnér, wenn er in einem berühmten, im Jahre 1813 auf Napoleon gemünzten Gedichte ſagte: „Dichter, Denker und Helden, Alles, was herrlich auf Erden, wirkt blind, wie der Geiſt es will“*).

Aber fiele damit in den Welthändeln nicht alle moraliſche und rechtliche Verantwortlichkeit weg? Freilich, oder vielmehr dieſe Verantwortlichkeit braucht nicht erſt wegzufallen, kann nicht wegfallen; denn ſie hat ja gar nie exiſtirt. Die ganze Moral der Weltgeſchichte läßt ſich auf die Formel zurückführen: Macht oder Unmacht, Gelingen oder Mißlingen,

---

*) Skalden, tänkaren och hjelten,
Allt det herrliga på jorden,
Verkar blindt, som anden vill.

Sieg oder Niederlage, Reichthum oder Armuth. Will man dieſe Anſchauung, nein, dieſe Thatſache mit der Bezeichnung „Peſſimismus“ abfertigen, ſo mag man das zum Troſte ſchwacher Seelen und zur Berückung blöder Geiſter immerhin thun; allein hierüber hinaus wird dadurch ſchlechterdings Nichts gewonnen und die infernaliſche Komödie des Daſeins der Menſchheit nicht um einen einzigen Blutakt, nicht um eine einzige Thränenſcene ärmer . . .

Wäre der Vers Tegnérs ſchon zu Guſtavs des Dritten Zeit gedichtet geweſen, der König hätte ſich zu ſeinen Gunſten darauf berufen können. Wenn nicht als Held, ſo doch als Poet. Denn in der That, Se. Majeſtät von Schweden war ein Stück von einem Dichter, und zwar von einem dramatiſchen oder, beſſer geſagt, von einem theatraliſchen. Iſt doch das Schauſpielen von Kindheit auf ſeine Leidenſchaft geweſen und das Koſtümiren, Deklamiren und Agiren alle ſeine Lebtage ſein liebſter Zeitvertreib geblieben. Ein ganzer Theaterkönig, war er auch wenigſtens ein halber Theaterdichter. Zwar der Herzſchlag echter Leidenſchaft fehlt den ernſten und ſcherzhaften, von ihm in Proſa geſchriebenen Dramen — „Guſtav Waſa“, „Guſtav Adolf und Ebba Brahe“, „Helmfelt“, „Frigga“, „der betrogene Paſcha“ — aber ſie bewegen ſich leicht, natürlich und zierlich und ſind an theatraliſchen Wirkungen reich. Des Königs Hofdichter Kellgrén hat dann die Proſa ſeines Gebieters in Verſe von fließendem Wohllaut umgeſetzt und insbeſondere aus dem Drama „Guſtav Waſa“ eine Oper geſchaffen, welche das Entzücken der Schweden wurde. Sie iſt am 19. Januar 1786 zum erſten Mal aufgeführt worden und zwar auf der Bühne des neuen, von Guſtav erbauten Opernhauſes. Als der König bei der 23 Mal wiederholten Aufführung in vollen Zügen ſeiner Autoreitelkeit genoß, da iſt ihm, wenn er aus ſeiner Loge auf das Beifall jauchzende Publikum im Sale niederſchaute, gewiß keine Vorahnung von der ſchwarzen Stunde gekommen, wo er, aus derſelben Loge in denſelben Sal hinabgeſtiegen, der paſſive Held eines tragiſchen Stückes werden ſollte, aus welchem man ſpäter auch eine Oper machen würde. Thörichteſter Wunſch des Menſchen, die

Zukunft vorherwiſſen zu wollen! Mit der Erfüllung dieſes Wunſches würde unſer Geſchlecht das höchſte Leid treffen und das ohnehin von tauſenderlei Qualen zerriſſene Daſein würde ſo unerträglich werden, daß die verzweifelnde Menſchheit zum Selbſtmord greifen müßte.

Guſtav der Dritte wußte ſich Etwas damit, ſeine Brüder in Apoll um ſich zu verſammeln. Sein Hof war wirklich eine Art von Muſenhof, an welchem es aber nicht nur minneliederlich, ſondern auch und mehr noch minnelüderlich herging. Satiriſche Spiegelbilder dieſer Minnelüderlichkeit finden ſich zahlreiche in den Spottliedern und Epigrammen des „ſchwediſchen Anakreon“, jenes hochbegabten Karl Michel Bellman, welcher, zopfig zu ſprechen, auf ſeiner reichbeſaiteten Leier die ganze Tonleiter vom Schnappsrauſchjodler und Zotenſchwank bis hinauf zum ſeelenvollen Liebeslied und zum feierlichen Hymnus genialiſch durchgeſpielt hat. Auch mit einem wunderſamen Talent der Improviſation ausgeſtattet, war Bellman eine oder vielmehr die Hauptfigur der Bakchanalien, welchen der König vorſaß und deren Geräuſch häufig genug zum mänadiſchen ſich ſteigerte. An Eulenſpiegeleien, welche mitunter bis in die Sphäre des Schweinigeligen hinabgriffen, hat es dabei nicht gefehlt. Doch ſpringt aus den vielen Anekdoten, welche uns über dieſes geiſtreich-leichtfertige Treiben und insbeſondere über den Verkehr Guſtavs mit Bellman überliefert ſind, mancher ſprechende Zug von echtmenſchlicher Güte hervor, welcher dem König zur Ehre gereicht, und immerhin gewährt der ſchöngeiſtige Tumult, welchen Guſtav im Sommerſchloſſe Haga um ſich her gewähren ließ, einen viel erquicklicheren Anblick als ſeines Oheims Tafelrunde zu Sansſouci, deren Mitgliedern man ja die unaufhörliche Angſt anſah, mitten in den Ausgelaſſenheiten freigeiſtiger Scherzreden plötzlich derbe Stockſcepterſchläge von Seiten des Wirthes zu empfangen, welcher, wie in ſeinen Preußen, ſo in allen Menſchen nie etwas Anderes als Sklaven, als ſeine Sklaven geſehen und dennoch am Ende ſeiner Laufbahn wunderlicher Weiſe geſeufzt hat, daß er überdrüſſig ſei, über Sklaven zu herrſchen.

Die raſche, glatte und milde Manier, womit Guſtav ſeinen Staatsſtreich durchgeführt hatte, gewann ihm die Bewunderung Europa's und verſchaffte ihm daheim eine außerordentliche Popularität. Das ſchwediſche Volk, von den Bedrückungen, womit das Junkerregiment es überhäuft hatte, aufathmend, erblickte in dem jungen Monarchen ſeinen Befreier, erklärte ihn zu ſeinem Liebling und feierte ihn mit Sang und Klang als den beſten König des Nordens („den bästa kung, som Norden äger“). Er ſeinerſeits nahm Anläufe, dieſer verſchwenderiſch ihm zugetheilten Volksbeliebtheit zu entſprechen und den auf ſein königlich ſouveraines Walten geſetzten Hoffnungen gerecht zu werden. So geſchah denn in den erſten Jahren manches Löbliche zur Reorganiſation des chaotiſch verworrenen Staatshaushalts, zur Erleichterung des Volkes, zur Wiederaufrichtung des tiefgeſunkenen Anſehens Schwedens nach Außen. Aber es waren doch nur Anläufe, zum Theil nicht einmal glückliche. Ausdauer und Folgerichtigkeit fehlten durchweg. Des Königs Korkſeele ermangelte allzuſehr des Ballaſtes ſittlichen Ernſtes. Mit genialiſchem Hin- und Hertaſten richtet man in der Politik nicht viel aus und Schöngeiſterei und Kunſtduſel taugen da vollends gar Nichts. Der Genieſtreich vom Auguſt 1772 allerdings war ein rechter geweſen, hatte gut getroffen und durchgeſchlagen; aber er ſchien auch das Weſen von Guſtavs Willen und Kraft aufgezehrt zu haben. Denn fortan war all ſein Thun, näher angeſehen, nur noch Schein und Schauſtellung. Das Komödiantiſche in dem Manne wurde übermächtig bis zur Widerlichkeit. Er wollte ſo zu ſagen immer auf der Bühne ſtehen, immer agiren, und ſo hat er denn ſeine Königſchaft zu eitel Schauſpielerei gemacht.

So ein Komödiantenthum koſtet aber Geld, viel Geld, ſehr viel Geld. In der Beſchaffung deſſelben beſtand im Grunde die ganze Staatskunſt Guſtavs. Er krankte an der Sucht, an der Wuth, den Prunk, die Luxusexzeſſe, die Vergeudung von Verſailles an ſeinem Hofe nachzuahmen, und er brachte es auch glücklich zu einer Gewiſſenloſigkeit im Verſchwenden, daß z. B. ein einziges, im Jahre 1776 abgehaltenes Ringelrennen 400,000 Thaler Kupfermünze koſtete. Nicht weniger ein zweites, im folgenden Jahre veranſtaltetes. Nun war und iſt aber Schweden ein armes Land, dem die Aufbringung der Koſten des phantaſtiſchen Luxus, in welchem König Guſtav die Verwirklichung ſeiner „Heldenträume" ſuchte, ſehr ſchwer fallen mußte. Der Pfiffe und Kniffe, mittels welcher die königliche Finanzerei das Geld aus dem Volke herauspreßte, waren viele; aber der Hauptpfiff und Erzkniff iſt geweſen, daß der König ſich zum Großhändler, zum Einzighändler mit Schnapps machte. In der That, der „ritterliche" Guſtav, Guſtav der Poet, Guſtav „den büsta kung" wurde Schnappskrämer, — in großem Style, verſteht ſich. Der König wußte recht gut, daß die Völker dumm und feig genug ſind, ſich geduldig die Haut über die Ohren ziehen zu laſſen, falls man ihnen nur weismacht, dieſes Schinden ſei eigentlich ein heilſames Kitzeln. Er war auch ein zu geriebener Gaukler, als daß er die Plumpheit begangen hätte, ſeinem geliebten Schwedenvolke mit Auflegung von neuen Steuern läſtig zu fallen. Da er jedoch Geld und immer wieder

Geld haben mußte und wollte, ſo kam er auf den ſinnreichen Einfall, ſein Volk auf gut Ruſſiſch zu beglücken, d. h. nach ruſſiſchem Muſter am 17. Mai 1776 das Branntweinbrennen für ein Regale der Krone und das Branntweinverkaufen für ein königliches Monopol zu erklären, und der arme Narr von Schwedenvolk glaubte dem allerdurchlauchtigſten Schnappspropheten und kaufte jährlich für etwa 1½ Millionen Silbermünze „blaues Gift" in der königlichen Fuſelbude.

Leider iſt Volksgunſt ein nicht minder gebrechlich und zerbrechlich Ding als Glück und Glas und in Folge deſſen finden wir, daß nach Verlauf von etlichen Jahren die guten Schweden — wir meinen Bürger und Bauern — ihren vielgeliebten Kung nicht mehr mit allzuheißen Liebesblicken anſahen und viele ſogar auf den Gedanken kamen, die „glorreiche" Revolution von 1772 ſei eigentlich ein Schwindel, eine Prellerei geweſen, maßen die Herren Junker im Ganzen nicht ſchlimmer gewirthſchaftet hätten, als dermalen der Oberſte der Junker wirthſchaftete. Die königliche Schnappspeſt mit ihren unliebſamen Spezialitäten, als da waren Denunciationen, Viſitationen, Konfiskationen und Fiskaliſationen, verheerte das arme Land materiell und moraliſch gleich ſehr und brachte denkende Menſchen zu der Meinung, ein König könnte und ſollte doch eigentlich Beſſeres thun, als Branntwein brennen und ausſchenken. Die denkenden Menſchen machten und machen indeſſen in Schweden, wie allenthalben, eine verſchwindende Minderzahl aus, die wenig zu bedeuten hatte und hat, und obzwar auch in die Maſſen eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem Theaterkönig mehr und mehr ſich einzufreſſen begann, ſo brauchte ſich Guſtav und brauchen ſich überhaupt große Herren um die Unzufriedenheit des Volkes nicht zu kümmern. Laßt die Schafe immerhin unzufrieden ſein, laßt ſie ſogar ſich unterſtehen, mitunter kläglich zu blöken, ſchadet Nichts, wenn ſie nur gewohnter Weiſe ihre Wolle hergeben.

Das Jahr 1777 markirt ziemlich beſtimmt den Wendepunkt, von wo ab Guſtav die Nebenpartie ſeiner Rolle, den populären König, den „roi citoyen“ zu agiren, immer läſſiger behandelte und endlich ganz fallen ließ. In dem genannten Jahre machte er auch ſeine allen braven Schweden höchſt anſtößige Reiſe nach Petersburg. Einen plauſibeln Vorwand dazu bot ihm die üble Miene, welche die „Semiramis des Nordens", als Beſchützerin der „Mützen", zum Staatsſtreich von 1772 und ſeither Schweden gegenüber gemacht hatte. Guſtav traute ſich Geiſtesüberlegenheit und Liebenswürdigkeit genug zu, die übelwollende Nachbarin zu verſöhnen und für ſich zu gewinnen. Das tiefer gelegene Motiv zu ſeiner Reiſefahrt iſt aber wohl geweſen, daß ſeine hiſtrioniſche Eitelkeit den König geſtachelt hat, der Welt zu zeigen, daß es keineswegs zu ſeinem Nachtheil ausſchlüge, ſo er neben der größten Komödiantin der Zeit, neben der ſiebenfach deſtillirten und ſiebzigfach potenzirten Intrikenkünſtlerin Katharina auf der Bühne erſchiene.

Er täuſchte ſich gewaltig, nicht aber die Welt, welche ganz deutlich erkannte, daß die genialiſche Majeſtät von Schweden, verglichen mit der Czarina, doch nur ein „geflickter Lumpenkönig" war. In Wahrheit, Katharina die Zweite wußte den blendenden, ja ſogar einen überzeugenden Schein von Großartigkeit um all ihr Thun, um ihr ganzes Sein und Gebaren herzubreiten. Selbſt um ihre Meſſalinaſchaft. Man hatte am ruſſiſchen Hofe, auch nachdem man die gräulichen Ausſchweifungen Peters des Erſten und die Liebſchaften der Czarin Anna geſehen, doch noch immer ein wenig Gefühl für Scham oder wenigſtens für Anſtand. Sogar die indolente Söfferin, die Kaiſerin Eliſabeth, hatte ihre Gardegrenadiere nur mit verbundenen Augen in ihr Schlafgemach kommen laſſen*). Katharina die Zweite dagegen verachtete ſolche kleinliche Rückſichten und mit dem ganzen Kynismus einer großartigen, durch ihre Beiſpielloſigkeit die Menſchen verblüffenden Schamloſigkeit erklärte ſie das zwölf Mal neu beſetzte Amt ihres erſten Beiſchläfers zum höchſten Hof- und Staatsamt . . . Gegen dieſes dämoniſche Weib, gegen welches ſelbſt der alte Fritz keine andern Waffen als die der unterthänigſten Schmeichelei zu gebrauchen wagte, konnte Guſtav gar nicht aufkommen. Daß er die Czarin nicht durchſchaut, daß er ihre doch ſchon deutlich genug kundgegebenen Abſichten auf Finnland, ſowie ihre fortwährenden Beziehungen zu dem ſchwediſchen Junkerthum nicht erkannt hatte, bezeugt der Umſtand, daß der König nach ſeiner Heimkunft im Auguſt 1777 aus Drottningholm an den Grafen Kreutz in Paris ſchrieb: „Meine Reiſe iſt über Erwarten gut ausgefallen und ich ernte ſchon die Früchte derſelben. Die alte Mützenpartei iſt zertrümmert und mit den Kabalen der Ariſtokraten hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen worden iſt, durch Entflammung des Haſſes der Kaiſerin meine Regierung zu beunruhigen. Freundſchaft iſt (von Seiten Katharina's) auf Vorurtheil gefolgt.“ Allein der ſchwediſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe war beſſer unterrichtet; denn er ſchrieb am 5. September zurück: „Die ruſſiſche Kaiſerin hat nach Ew. Majeſtät Abreiſe Aeußerungen gethan, welche nicht für die Aufrichtigkeit der Freundſchaft ſprechen, die ſie Ihnen bezeigte.“ Summa: — Schweden ſammt ſeinem Theaterkönig war für Katharina die „Große“ auch nur eine der Mäuſe, mit welchen die geile Kaiſerin-Katze eine Weile graziös-grauſam ſpielte, bevor ſie dieſelben auffraß oder ihnen wenigſtens dieſes oder jenes Glied vom Leibe riß und biß.

---

*) „Elisabeth, outre les Schouvalof et les Rasoumofski, se livrait à tous les objets de ses caprices. Plus d'un beau grenadier fut secrètement, et les yeux bandés, introduit dans la couche impériale, sans se douter des illustres faveurs qui lui étaient imposées. Malheur à lui s'il paraissait le soupçonner, car il était à l'instant même relégué en Sibérie.“

Le comte D'Allonville, Mém. secr. V, 61.

Im folgenden Jahre hat im guſtaviſchen Lebensdrama ein ganz häßlicher Akt geſpielt, deſſen erſte Scenen freilich um mehrere Jahre weiter zurückreichen.

Die Ehe des Königs, vorausgeſetzt, daß es überhaupt eine geweſen, war kinderlos geblieben. Guſtav hatte ſich, dem haßvollen Willen und Wunſch ſeiner Mutter gemäß, ſeiner Gemahlin gegenüber auf den Standpunkt kühl-ceremonieller Zurückhaltung geſtellt, was ihm freilich aus weiter oben angedeuteten Gründen nicht eben viel koſtete. Seitdem aber auch die Ehe ſeines Bruders Karl, Herzogs von Södermanland, als unfruchtbar ſich herausgeſtellt hatte, ſcheint ſich der König über die Gefährdung der Thronfolge und Dynaſtie mehr und mehr Gedanken gemacht zu haben. Die Folge derſelben war, daß der König im J. 1775 ſeiner Gemahlin Sophie Magdalene ſich näherte und daß eine förmliche Ausſöhnung — „raccommodement“ nennt es Guſtav ſelber — zwiſchen dem Paare ſtattfand, zum äußerſten Verdruſſe der Königin-Wittwe Luiſe Ulrike. Dieſe fing denn auch, als zu Anfang des Jahres 1778 die Schwangerſchaft ihrer Schwiegertochter Sophie Magdalene ruchbar wurde, vom Schloſſe Fredrikshof, ihrem Wittwenſitz, aus ein heilloſes Rumoren an, ſo zwar, daß der König ſchon im Auguſt in einem ſeiner Briefe an den Grafen Kreutz über die „unglückliche Geſchichte“ ſich zu beklagen hatte, welche „Unruhe und Spaltung in das Innere der königlichen Familie brachte.“ Einen Monat vor der Niederkunft der Königin ſchrieb Graf Kreutz aus Paris: „Der Herr Graf Maurepas hat mir aufgetragen, Ew. Majeſtät auf das Eindringlichſte vorzuſtellen, wie wichtig es ſei, daß die Königin-Wittwe gezwungen werde, dem Taufakte beizuwohnen und das Kind zur Taufe zu halten.“ Ein ſattſam deutlicher Wink, wie Frau Luiſe Ulrike über die Legitimität, d. h. Illegitimität ihres zu erwartenden Sozuſagen-Enkels dachte.

Am 1. November gebar Sophie Magdalene einen Sohn, den nachmaligen Guſtav den Vierten, närriſchen Andenkens. Der König ſetzte ſich ſogleich hin, ſeine Mutter von dem glücklichen Ereigniß zu benachrichtigen. Aber von Fredrikshof kam auf ſeinen Brief dieſe Antwort herein: — „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter und dieſer geheiligte Charakter kann aus meinem Herzen niemals vertilgt werden. Er wird mich ſtets bewegen, einen aufrichtigen Antheil an Ew. Majeſtät Glück zu nehmen, und ich erwarte von der Zukunft, daß die Binde, welche Ihre Augen beſchattet, werde zerriſſen werden. Dann wird es geſchehen, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen und die Härte bedauern werden, mit welcher Sie einer Mutter begegnen, welche Sie bis zum Grabe lieben wird. Verbleibend Ew. Majeſtät ſehr gute Mutter

Luiſe Ulrike . . .“ Auf dieſes Schreiben hin ließ Guſtav — ſei es, daß er wirklich Grund hatte, ſich für den Vater des neugeborenen Prinzen zu halten; ſei es, daß ihn, ſo dies nicht der Fall war, die ihm imputirte Augenbinde nur um ſo mehr verdroß — ſeiner Mutter das Erſcheinen bei Hofe verbieten, was die alte Frau zunächſt ſo in Schrecken ſetzte, daß ſie einen Entſchuldigungsbrief an ihren Sohn ſandte. Darin hieß es: „Die Binde, von welcher ich ſprach, bezieht ſich in keiner Weiſe auf die Perſon der Königin.“ Allein der König ließ die Ausrede nicht gelten und ſchrieb zurück: „Genießen Sie Ihre Rache; aber, um Gottes willen, ſtellen Sie ſich nicht dem Publikum bloß!“

Es war dann die Rede davon, auf gute Manier Luiſe Ulrike aus dem Lande zu entfernen und ſie nach Schwediſch-Pommern reiſen zu machen. Sie erklärte, hierein zu willigen, ſtellte aber ſo überſtiegene Bedingungen, daß man das Reiſeprojekt fallen und die alte Zankbürſte ließ, wo ſie war. Dadurch noch mehr erboſ't, that ſie jetzt erſt recht, ſhakſpeare'ſch zu reden, das „Gatter ihrer Zähne“ auf, falls ſie nämlich noch welche hatte, und ließ ſich gegen ihren Sohn Karl von Södermanland heraus, ſie wiſſe wohl, was das „Raccommodement“ des Königs mit ſeiner Frau zu bedeuten habe und wem daſſelbe zu verdanken ſei. Der König habe ja ſelbſt laut genug geſagt — (das war wahr!) — daß er es ſeinem Hofſtallmeiſter, dem Baron Munck, verdanke. Ja wohl! Denn der Munck, ja, der ſei mit Wiſſen Guſtavs der Vater des Kronprinzen geworden. Was zum Teufel? ſchrie der Herzog von Södermanland auf, deſſen ſtarke Seite bekanntlich der Verſtand niemals geweſen iſt, und rannte, den Hofſtallmeiſter aufzuſuchen, welchen er mit Schmähungen überhäufte. Munck klagte das dem Könige, der nun ſeinerſeits wüthend gegen die Mutter und den Bruder losbrach. Eine himmliſche Wirthſchaft von Gottes Gnaden!

Dame Skandalchronika hatte ſeit Jahrhunderten in Stockholm nicht ſo viel zu thun gehabt, wie dermalen. Sie lief ſich faſt die Beine ab und ſchwatzte ſich faſt die Zunge lahm. Sie gerieth förmlich ins Deliriren und behauptete, erſt habe man einen Kronprinzen herbeiſchaffen wollen dadurch, daß man das zu erwartende Kind der jungfräulichen Schweſter des Königs, der weiß der Himmel wann, wie und von wem in intereſſante Umſtände verſetzten Aebtiſſin von Quedlinburg, unterzuſchieben Willens geweſen ſei. Leider aber habe — o Schrecken! — Ihro jungfräulich-prinzeßlich-äbtiſſiniſche Gnaden Sophia Albertina einen Mohrenknaben zur Welt gebracht. Daraufhin erſt hätte der König und beziehungsweiſe die Königin ihre Zuflucht zu dem guten Munck genommen.

So Etwas konnte ſich denn doch die Legitimität von Gottes Gnaden nicht bieten laſſen. Es galt, den Strom des Aergerniſſes an der Quelle zu verſtopfen, was mit großem Geräuſch ins Werk geſetzt wurde. Die Königin-Wittwe mußte zu Fredrikshof in Gegenwart des Königs und eines halben Dutzends von Reichsräthen eine feierliche ſchriftliche Erklärung abgeben, daß bei dem mehrerwähnten „Raccommodement“ Guſtavs mit Sophie Magdalene Alles mit rechten Dingen zugegangen und demnach der Kronprinz ihr echter und rechter Enkel ſei.

Fatal nur, daß das Publikum an dieſe Erklärung ſo wenig glaubte wie Luiſe Ulrike ſelber, und fataler noch, daß Dame Skandalchronika thatſächlichen Grund hatte, ſpäter alſo zu argumentiren und zu demonſtriren: „Es iſt bekanntlich ein munckiſches Familienerbübel, daß die Muncke in einem gewiſſen Alter närriſch werden. Guſtav der Vierte iſt ſchon bei Zeiten ein notoriſcher Narr geweſen: folglich“ . . . . .

Die Sage vom „bästa kung“ hat ſich mehr und mehr zu einer verſchallenden, verſchollenen geſtaltet und auf ſeinem mit guten Vorſätzen gepflaſterten Wege iſt der aufgeklärte Deſpotismus Guſtavs des Dritten ſchon ſo ziemlich vollſtändig in die Region des gemeinen und ſchlendrianiſchen hinabgelangt. Je tiefer aber der Mann in der Wirklichkeit ſank, deſto höher ſtrebte er in Gedanken, nämlich als Gaukler und Komödiant.

Da kann es denn auch nicht verwunderlich erſcheinen, daß die Starkgeiſterei und Kraftgenialität in dem Könige zu dieſer Zeit plötzlich in ganz läppiſche Myſterienſucht um- und überſchlug. Es iſt ja das der Starkgeiſterei und Kraftgenialität dazumal auch anderwärts häufig genug begegnet, — zur Zeit, wo das Geheimnißeln und Geheimbündeln an den Höfen und in der „guten“ Geſellſchaft Mode war und die tollgewordene Freimaurerei und der vom Jeſuitismus gefälſchte Illuminatismus einem ſo jämmerlichen Halunken, wie Balſamo-Kaglioſtro einer geweſen, die Pfade bereiteten, auf welchen er Europa als Triumphator durchziehen konnte. Auch in Stockholm geheimnißelte und geheimbündelte man eifrig und zwar hat ſich daſelbſt als Hauptmacher in den mancherlei Ordensalfanzereien der Staatsſekretär Elis Schröderheim aufgethan. Durch ihn ward der Phantaſtikus von König, deſſen „Aufklärung“ nicht eben eine taktfeſte, tief in die Roſenkreuzerei und anderen Schwindel verſtrickt. Nachdem er es glücklich dahin gebracht hatte, zum „Tempelherrn“ geweiht zu werden, gab er dem erhaltenen Anſtoß zur Verblödung und Verduſelung ſo weit nach, daß er durch zwei Charlatane von der erbärmlichſten Sorte, durch den Schweden Plommenfelt und den Finnen Björnram, mittels Lebenselixirbrauerei und Geſpenſterbeſchwörungsſpuk ganz lächerlich ſich nasführen ließ.

Daneben wurde ſeiner Sucht, zu ſchauſpielern, Effekt zu machen, zu glänzen, die heimatliche Bühne zu enge. Er verlangte nach einer europäiſchen, um auf derſelben den großen Staatsmann und den noch größeren Kriegshelden zu agiren. Alle Vorſtellungen der verſtändigeren ſeiner Miniſter gegen das Bedenkliche, ja Gefährliche derartiger Träumereien und Wünſche fanden ein ungeneigtes Gehör und hatten nur den Erfolg, den Sinn des Königs mehr und mehr ſeiner Pflicht, mit den inneren Angelegenheiten Schwedens ſich zu beſchäftigen, zu entfremden. Die Rückwirkung, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner auf Europa übte; der kriegeriſche Hader, worein in Folge dieſes Krieges England mit Frankreich gerathen war; die Verwickelungen, welche die rieſenhaften von Katharina der Zweiten in Gemeinſchaft mit ihrem Potemkin ausgeheckten Eroberungspläne, ſowie die Projekte Kaiſer Joſephs in Ausſicht ſtellten, beſtärkten den Schwedenkönig in ſeiner Einbildung, daß es ihm bald beſchieden ſein würde, die Rolle Karls des Zwölften zu erneuern.

Das Jahr 1783 ſchien ſolche Wünſche der Erfüllung näher zu bringen. Es war aber nur ein Schein; denn die abenteuerliche Politik Guſtavs konnte unmöglich zu einem Sein werden. Es war Alles nur ein Hin- und Herflackern, ein Hin- und Widerfahren, ein Verfolgen großer Ziele mit kleinen Mitteln, ein über die Maßen koſtſpieliges Komödienſpiel, welches zudem hinter der heroiſchen Aufflitterung nicht ſelten recht gemeine Blößen zeigte. Als die Czarin Katharina unter unmittelbarer Beihülfe des von der großen Ränklerin genarrten Kaiſers Joſeph des Zweiten die Länder der krim'ſchen, taman'ſchen und kuban'ſchen Tataren von der Türkei abriß und in den unerſättlichen Magen der Matuſchka Moskawia ſpedirte, wähnte der Schwedenkönig Zeit und Situation günſtig genug, um ebenfalls den Eroberer herauskehren zu können, und zwar zuvörderſt gegen Dänemark, welchem Norwegen entriſſen werden ſollte. Es wurden zu dieſem Zwecke Rüſtungen vorgenommen und Guſtav that eine Fahrt nach Finnland, um daſelbſt eine Zuſammenkunft mit der Czarin zu haben; ſei es, daß er hoffte, ihre Zuſtimmung zu ſeinen Projekten zu gewinnen, — oder ſei es, daß er ſich vor den Leuten wenigſtens den Anſchein geben wollte, dieſer Zuſtimmung ſicher zu ſein. Die ſchlaue Katze und der heroiſche Mauſerich trafen ſich am 29. Juni 1783 zu Fredrikshamm und verlebten unter rauſchenden Luſtbarkeiten drei Tage mitſammen. Guſtav ſchlug keineswegs die wirkliche oder auch nur die ſcheinbare Bundesgenoſſenſchaft Katharina's heraus, wohl aber ein Almoſen von 200,000 Rubeln, welche unter dem Titel eines Erſatzes ſeiner Reiſekoſten der König-Komödiant anzunehmen Lump genug war.

Mit Hülfe dieſes ruſſiſchen Geſchenkes, deſſen Kapital nebſt Zinſen und Zinſeszinſen Rußland ſpäter in Form des ſchwediſchen Finnlands einzuziehen verſtanden hat, unternahm Guſtav, ſeine Heldenrolle einſtweilen vertagend, als Graf von Haga im September 1783 ſeine Schwelger- und Gauklerreiſe nach Italien. In Neapel bewirthete ihn der ruſſiſche Geſandte in verſchwenderiſcher Weiſe und ſo zu ſagen als Deſſert wurde dem Könige dann in Venedig ein Brief ſeiner hohen Gönnerin überreicht, worin die Czarin ſchrieb: „Man ſchwätzt davon, daß Ew. Majeſtät geheime Zurüſtungen mache, um ſich Norwegens zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon und ebenſo wenig an das Gerücht, welches mich mit einem Einfall in (ruſſiſch) Finnland bedroht, allwo Ew. Majeſtät, wie man behauptet, meine ſchwachen Beſatzungen niederzuſäbeln und geradenwegs auf St. Petersburg loszugehen beabſichtigt, vermuthlich, um dort zu ſoupiren. Da ich kein Gewicht auf das lege, was man in Geſprächen ausſpricht, in welchen der Verſchönerung der Rede wegen häufiger die Sprünge der Phantaſie ſich zeigen als Wahrheit und Möglichkeit, ſo ſage ich Jedem, der es hören will, ganz einfach, daß weder aus dem Einen noch aus dem Anderen Etwas werden wird.“ . . . Das war eine ſtarke Priſe, noch dazu tüchtig mit Spottpfeffer gemiſcht. Sie ſtach auch dem Könige ſehr ſcharf in die Naſe und er wollte der übermüthigen Spötterin zur Erwiderung ebenfalls eine darbieten, die gehörig gewürzt ſein ſollte. Es handelte ſich nur um das Können und dieſes glaubte Guſtav durch einen Beſuch am franzöſiſchen Hofe zu ermöglichen, wohin er von Italien aus ging. Die Miniſter Ludwigs des Sechszehnten, die wirkliche Bedeutung Schwedens im Staatenſyſtem Europa's weit überſchätzend, ließen ſich in der That beſtimmen, am 19. Juli 1784 zu Verſailles einen neuen Allianz- und Subſidienvertrag abzuſchließen, kraft deſſen Guſtav über die bisher aus der franzöſiſchen Staatskaſſe bezogenen und fürder zu beziehenden „ordentlichen" Hülfsgelder hinaus noch „außerordentliche" im Betrage von 1,200,000 Livres jährlich, ſowie, im Falle Schweden von einem Feinde angegriffen würde, kriegeriſchen Beiſtand zugeſichert erhielt.

Der König hat die Vorkommniſſe ſeiner Reiſe in einer Reihe von Briefen geſchildert, deren meiſte an ſeinen jetzigen Premierminiſter, den Grafen Kreutz, gerichtet wurden. Von beſonderem Intereſſe iſt ein aus Rom am 27. Januar 1784 an den Generaladmiral Trolle geſchriebener Brief, worin ſich Guſtav über Kaiſer Joſeph den Zweiten, mit welchem er in Florenz und dann in der Papſtſtadt zuſammengetroffen war, alſo ausließ: „Alles ſcheint eine große Umwälzung zu verkünden und des Kaiſers Projekte ſind ſo umfaſſend, daß eine ſolche Kriſis unvermeidlich ſein dürfte. Ich habe dieſen Fürſten geſehen, deſſen Perſon eben ſo wunderbar iſt, wie ſein Benehmen. Nachdem er den Papſt faſt inſultirt, nachdem er der römiſchen Gewalt den letzten Stoß gegeben" — (warum nicht gar?) — „und den Grundbau der römiſchen Lehre untergraben hat" — (wodurch denn?) — „ſah man ihn hier in der Peterskirche auf den Knieen liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit großem Eifer alle die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholiſche Lehre vorſchreibt. Ich bin ſehr erfreut, ihn geſehen und kennen gelernt zu haben; aber ich kann nicht leugnen, daß ich finde, er erwecke Bewunderung, doch nicht die Liebe und den milden Enthuſiasmus, welche nur ein Menſchenfreund einflößen kann und welche die Freundlichkeit und die Manieren der Kaiſerin von Rußland erzeugen" . . . Der königliche Briefſchreiber ſtellt alſo in Betreff der Menſchenfreundlichkeit Joſeph unter Katharina: das zeichnet deutlich die guſtaviſche Korkſeele . . . In Verſailles erhielt der galante Schwedenkönig Zutritt zum vertrauteſten Kreiſe der ſchönen Königin. Marie Antoinette tanzte mit ihren Artois, Polignacs, Coignys, Lauzuns und Beſenwals damals noch leichtbeſchwingten Fußes und lachenden Mundes dem Abgrund entgegen. Am 24. Juni 1784 ſchrieb Guſtav aus Verſailles: „Die Fête der Königin zu Trianon war charmant. Man ſpielte auf dem kleinen Theater Le dormeur eveillé, Text von Marmontel, Muſik von Gretry, mit allem Zubehör von Oper und Ballet. Man ſoupirte in den Pavillons des Gartens und nach dem Souper war der engliſche Garten illuminirt. Es war eine vollkommene Zauberei" . . . Zehn Jahre ſpäter war an das Thor des in Ruinen fallenden Zauberſchloſſes der königlichen Armida ein Plakat angeſchlagen des Inhalts: „Nationaleigenthum; zu verkaufen oder zu vermiethen" — und war der engliſche Garten eine Wildniß voll Dornen und Unkraut . . . .

„All worldly shapes shall melt in gloom,
The sun himself must die."

Im Auguſt von 1784 nach Schweden heimgekehrt, ſpielte Guſtav ſeine Heldenrolle weiter — in Gedanken. Derweil hatte ſich aber in der Wirklichkeit ſein Verhältniß zur Nation weſentlich anders geſtaltet, d. h. die Unzufriedenheit mit der guſtaviſchen Staatswirthſchaft war auch im Bürgerſtande und in der Bauerſchaft ſo groß geworden, daß die Geiſtlichkeit zu murren und der Adel offen zu widerſtehen wagen konnte. Der König ließ ſich durch die Symptome eines Umſchwungs der öffentlichen Meinung nicht warnen und nahm insbeſondere die Todfeindſchaft, welche gegen ihn im Schooße des Junkerthums brütete, viel zu leicht. Ueberhaupt ſchenkte er den mancherlei Schwierigkeiten, die ſich im Innern gegen ihn anzuſammeln und aufzuthürmen begannen, wenig oder keine Achtſamkeit, ganz und gar von der Don-Quijote-Phantaſie erfüllt und beherrſcht, nach Außen „Schwedens Macht und Ruhm zu vergrößern,“ d. h. die obſchwebenden Verwickelungen der europäiſchen Politik — das weitere Vorgehen der Czarin gegen die Türkei, die Vergrößerungspläne Kaiſer Joſephs in Deutſchland, die Gährungen in den Niederlanden, die in Folge des amerikaniſchen Krieges eingetretene Ermattung Englands, die Vorwehen der Revolution in Frankreich — zu benützen, um ein recht großer Schwedenkönig, à la Guſtav Adolf etwa, zu werden. Uebrigens iſt in dieſer Narrethei nicht einmal Methode geweſen. Des unſtäten Mannes Sinnen und Wollen war veränderlich wie Wind und Welle. Heute ſann er darauf, Rußlands Bundesgenoſſenſchaft zu ſuchen, um mittels derſelben über Dänemark herfallen zu können; morgen aber wollte er ein Bündniß mit Dänemark ſchließen, um, geſtützt auf dieſen Rückhalt, Rußland anzugreifen. Der im Mai von 1786 eröffnete Reichstag hätte den König belehren können, daß er ſeine ganze Aufmerkſamkeit, Kunſt und Kraft den innern Angelegenheiten Schwedens zukehren müßte. Er begegnete einer geſchloſſenen Oppoſition und vermochte von ſeinen ſämmtlichen zur Berathung vor die Stände gebrachten Vorſchlägen nur einen einzigen, und zwar ſehr untergeordneten, durchzuſetzen. Der Verblendete zog aber daraus nur die Lehre, daß er beim Staatsſtreich von 1772 dem Reichstage noch viel zu viele konſtitutionelle Befugniſſe gelaſſen hätte.

Man iſt doch oft verſucht, ſo man die unzweifelhaft genialiſchen Naturanlagen Guſtavs mit ſeinem Thun zuſammenhält, alles Ernſtes das Wort des römiſchen Autors: „Jedem Genie iſt eine Doſis Wahnſinn beigemiſcht“*) — auf ihn anzuwenden. Die Abenteuer ſeiner ſechs letzten Lebensjahre könnten einem modernen Cervantes reichlichen Stoff liefern.

Aber mit der Phantaſterei des Königs ging Hand in Hand ein gewiſſenloſer Leichtſinn, den es wenig kümmerte, ob das Brillantfeuer, mittels deſſen das eigene liebe Ich in hellſte und ſchönſte Beleuchtung gerückt werden ſollte, Schweden und vielleicht ganz Europa verzehren würde. Seine gränzenloſe, durch und durch komödiantiſche Eitelkeit hätte Guſtav den Dritten das furchtbare Wort: „Bin ich erſt todt, mag die Erde in Flammen aufgehen“*)! — welches Kaſſius Dio dem Menſchenverächter Tiberius in den Mund gelegt und die lachende Lüderlichkeit der Madame Pompadour bekanntlich kurz vor dieſer Zeit in's Franzöſiſche überſetzt hatte („Après nous le déluge!“), unbedenklich nachſprechen laſſen.

---

*) Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Seneca, de tranquill. animi, XV, 16.

Falls man überhaupt von einer Berechnung in dem Handeln des Königs in dieſer Epoche noch ſprechen dürfte, ſo müßte man ſagen, daß er ſich im Jahre 1788 Hals über Kopf in den Krieg mit Rußland geſtürzt habe, um mit dem Geräuſche dieſes Krieges den in Schweden laut und lauter ſich äußernden Widerſtand gegen ſeine ganze Wirthſchaft zu überlärmen. Es iſt ja allzeit und bis auf unſere

---

*) Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί. Dio, 58, 23.

Tage, bis auf dieſe Stunde herab ein beliebtes Hausmittelchen des Deſpotismus geweſen und geblieben, die Völker, wann ſie nach Freiheit und Recht ſchreien oder auch nur ſeufzen, für fiebernd und delirirend auszugeben und ſie mittels Kriegführens für Ehre, Vaterland u. dgl. m. ſtarken Aderläſſen zu unterwerfen.

Das ruſſiſche Kabinett, nachdem es der feindlichen Abſichten Guſtavs vergewiſſert war, machenſchaftete durch ſeinen Geſandten in Stockholm, Raſumowski, noch viel entſchiedener als früher dahin, das alte Parteiweſen in Schweden neu zu beleben, insbeſondere das Junkerthum gegen den König zu ſteifen und die liebe gute ſchöne „Freiheitszeit" wieder herzuſtellen. Matuſchka Moskawia iſt ja bekanntlich für die „Freiheit" der Völker ſtets ſo zärtlich beſorgt geweſen. Vergleiche die Geſchichte Polens und — Deutſchlands! Das Ränke- und Schwänkeſpiel, welches die Ruſſen in und mit Schweden trieben, hatte aber immerhin faſt noch etwas Großartiges, verglichen mit den kläglichen, zum Theil ganz kindiſchen Veranſtaltungen, mittels welcher Guſtav ſeinem Volke und der Welt vorgaukeln wollte, er ſei zum Kriege gezwungen, er ſei in Finnland ſtatt der Angreifer der Angegriffene. Ganz widerlich war die Großpralerei des Königs, wenn er die ſchwediſchen Hofdamen zum Voraus zu einem Tedeum in der Kathedrale von Petersburg und zu einem Ball im kaiſerlichen Luſtſchloſſe Peterhof einlud; wenn er haſelirte, er werde Aſien und Afrika mit dem Schalle ſeines Namens erfüllen; wenn er, im Begriffe, zum Heere nach Finnland abzugehen, im Verlaufe ſeiner im Reichsrathe gehaltenen Abſchiedsrede ſo recht im Style des „Miles gloriosus“ aufſchnitt: „Mein Entſchluß, den Tod für's Vaterland zu ſterben, iſt gefaßt. Wenn das Schickſal die Waffen meines tapfern Volkes begünſtigt, ſo will ich von allen Denkmälern des ruſſiſchen Uebermuthes keines verſchonen, als die Bildſäule Peters des Großen, um auf ihrem Piedeſtal den Namen Guſtav zu verewigen.“

Katharina die Zweite kannte ihren Gegner als den Theaterkönig, welcher er war, und hatte ihn ſtets als ſolchen behandelt. Sie erblickte daher in den heldiſchen Wallungen und kriegeriſchen Rüſtungen des Königs nur Komödie oder höchſtens demonſtrative Spiegelfechtereien. Noch am 4. Juni von 1788 ſchrieb die Czarin an Potemkin: „Ich glaube, ſie (die Schweden) packen nicht an und beſchränken ſich auf bloße Demonſtrationen. Es handelt ſich nur darum, ob dieſe Demonſtrationen zu leiden ſind. Wäreſt du hier, ſo würde ich mich, nachdem ich mit dir Rückſprache genommen, in fünf Minuten entſcheiden, was zu thun. Anfangen aber dürfen wir ſchon darum nicht, weil, wenn er (Guſtav) uns anzerrt, er von der ſchwediſchen Nation nach ihren Konſtitutionen keine Hülfe erhält; packen dagegen wir an, ſo muß ſie ihm helfen. So denke ich denn, ihm volle Zeit zu laſſen, Dummheiten zu machen, Geld zu verſchleudern und ſein Brot aufzueſſen*)." Katharina täuſchte ſich zwar darin, daß der Schwedenkönig, welcher am 2. Juli in Finnland anlangte, nur demonſtriren wollte — die Feindſeligkeiten an der Gränze hatten, unzweifelhaft von den Schweden hervorgerufen, noch vor Ankunft des Königs begonnen — nicht aber täuſchte ſie ſich darin, daß Guſtav „Dummheiten“ machen würde.

---

*) Ssolowjoff: Geſchichte des Falles von Polen, nach ruſſ. Quellen. Ueberſ. v. Spörer (1866), S. 192.

In Wahrheit, die ganze Kriegführung iſt von A bis Z nur eine große Dummheit geweſen, recht dazu angethan, die moskowitiſche Abſicht, ganz Finnland zu verſchlingen, um einen mächtigen Ruck zu fördern. Und wie hätte das auch anders ſein können, da der Theaterkönig den Krieg eben nur als Theaterkrieg zu führen verſtand? Hören wir darüber Guſtavs geborenen Unterthan und begeiſterten Lobpreiſer Arndt. „Statt das Spiel des Kriegs oder wenigſtens die äußere Gebärde dieſes Spiels zu ſpielen, ſpielte er unter Männern, die nordiſcher Kraft und altnordiſcher Thaten warteten, wirklich nur den Spieler. Er, der bei der böſen Stimmung Vieler ſeines Adels und auf dem großen Wendepunkte der Dinge, wo die Würfel eines blutigen Krieges geſchüttelt wurden, ſich den Rock und die Sporen Karls des Zwölften hätte anlegen“ — (wozu denn? warum überhaupt Mummenſchanz treiben?) — „und ſo unter ſeinen Schweden und Finnen einherreiten ſollen, erſchien unter Denen, welche die Kanonen des achtzehnten Jahrhunderts abdonnern ſollten, als ein Turnierritter des ſcherzhaften Lanzenſpiels im bunten burgundiſchen Seidenwamms, mit flatterndem vielfarbigem Federhut, in Schuhen mit rothen Bändern zu Pferde oder gar als ein neroniſcher Nachäffer der luſtigen Darſtellungen der Mimen und Sänger. Und er hatte Sänger, Hiſtrionen und Dichter wirklich mit ſich; im Lager wurden Geſang- und Theaterproben gemacht, manche ſeiner fröhlichen und tapferen Begleiter waren zugleich Macher und Thäter mit der Feder und dem Degen. Es war König Arthur mit ſeinen Zwölfen wirklich im Feldlager.“ Das heißt denn doch, aus dem Arndtiſchen ins Thatſächliche überſetzt, nichts Anderes als: Guſtav handelte wie ein ganzer Hans Narr und blutiger Ernſt wurde von ihm und ſeinen Kumpanen verdammlich-frivol wie ein Faſtnachtsſchwank betrachtet und betrieben. Trotzdem pſallirt der „königiſche“ Ernſt Moritz Arndt den Windbeutel von König immer wieder als einen „Löwen“. Die Wahrheit iſt, daß der angebliche Löwe im finniſchen Feldzug ſeine vollſtändige Unfähigkeit, den Heerbefehl zu führen, kläglich erwieſen hat.

Das leichtſinnig und liederlich in Scene geſetzte Theaterſtück hatte auch ein entſprechendes Finale. Nachdem der Kampf zwiſchen der ſchwediſchen und der ruſſiſchen Flotte — jene wurde von dem Herzog von Södermanland kommandirt — bei der Inſel Hoghland am 17. Juli unentſchieden geblieben war, wollte Guſtav mit der Landarmee zum Angriff auf Fredrikshamm verſchreiten. Da barſt unter ſeinen Füßen eine längſt gebohrte und geladene Mine los, — geladen nicht mit ruſſiſchem Pulver, aber mit ruſſiſch-kathariniſcher Diplomatie. Dieſe hatte auf die gährende und ſchwärende Unzufriedenheit der Junker-Offiziere des Schwedenkönigs ſpekulirt und zwar mit Glück. Der Adel im Heere, vorab der in Finnland begüterte, trat gegen den Staatsſtreichmacher von 1772 in förmliche Rottirung und mit der Czarin in heimliche Verbindung. Noch eine Stunde vor Ausbruch der offenen Meuterei hatte Guſtav keine Ahnung von Dem, was ihn bedrohte.

Es war am 3. Auguſt. Der König hatte einen

Sturm auf die Feſtung angeordnet und das Regiment Abo ſollte die Spitze der Sturmkolonne bilden. Guſtav gab das Zeichen zum Angriff, allein das Regiment rührte ſich nicht von der Stelle und der Oberſt Häſteſko trat vor und erklärte, ſie würden keinen Schritt vorwärts thun. Zu ihm ſtanden ſofort die übrigen Offiziere, dem angedonnerten König einen Proteſt gegen die Weiterführung des „verfaſſungswidrig“ unternommenen Krieges ins Geſicht werfend. Guſtav, gewaltſam ſich zuſammennehmend, verſuchte den tückiſchen Streich mittels einer Rede an die Soldaten zu pariren; allein es war dafür geſorgt, daß ſeine Beredtſamkeit nur taube Ohren fand. Das Regiment gab auch dem königlichen Redner eine ſehr deutliche Antwort: es legte vor ſeinen Augen die Waffen nieder und der Oberſt Häſteſko erläuterte dieſe Antwort, indem er dem Könige zuflüſterte: „Sire, es iſt entſcheidender Augenblick. Bedenken Sie, daß ein falſcher Schritt Sie um Ihre Krone bringen kann“ . . . Es muß eine Stunde unſäglicher Pein für Guſtav geweſen ſein. Er mußte die Junker gewähren laſſen. Seine beſchleunigte Abreiſe aus Finnland glich gar ſehr einer Flucht vor dem eigenen Heere, deſſen Führer ihren Landesverrath vollendeten, indem ſie im Quartier des Generals Armfelt auf dem Edelhof Anjala am Kymene ein Verbündniß unter einander ſtifteten und auf eigene Fauſt einen Waffenſtillſtand mit der Czarin abſchloſſen. Weiterhin gaben die zum Anjala-Bund vereinigten Offiziere Manifeſte aus, worin ſie erklärten, ſie hätten ſich dem königlichen Willen in ihrer Eigenſchaft als Bürger widerſetzt, weil der Krieg gegen Rußland ebenſo ungerecht als verfaſſungswidrig unternommen worden ſei. Schließlich wurde auf unverweilte Berufung eines Reichstags gedrungen und deutlich genug die Hoffnung ausgeſprochen, daß auf dieſem Reichstag der Adel ſeine Macht und alle die Herrlichkeit der lieben alten guten „Freiheitszeit“ zurückerobern werde.

Mit Grimm und Groll in der Seele war der König nach Stockholm zurückgekehrt, wo er, wie begreiflich und verzeihlich, den ſchmählichen Ausgang des finniſchen Unternehmens einzig und allein der verrätheriſchen Tücke des Adels zuſchrieb und mit großer Geſchicklichkeit im Bürger- und Bauernſtande das Mißtrauen und die Erbitterung gegen die Junkerei erfolgreich aufwühlte. Das kam ihm ſofort ſehr zu ſtatten bei der Abwehr einer von Außen her drohenden Gefahr.

Dänemark hatte, falls der Ausdruck geſtattet iſt, den Stiel umgedreht, d. h. es wollte thun, womit es der Schwedenkönig mehrmals bedroht hatte. Im Bunde mit Rußland unternahmen die Dänen einen Einfall in Schweden. Am 26. September überſchritten ſie, von Norwegen her, die Gränze, nahmen Strömſtad und rückten auf Gothenburg. In dieſer Bedrängniß fand nun Guſtav die guten Eingebungen, die Klugheit, die Thatkraft ſeiner beſten Jugendjahre für eine Weile wieder. Er flog nach Dalekarlien und ſammelte, wie weiland Guſtav Waſa gethan, mittels der Macht ſeiner Rede die ſtreitbaren Dalkerle um ſein Banner. Er brachte überall das ſchwediſche Vaterlandsgefühl in Wehr und Waffen. Er machte von Karlſtad aus und dem öſtlichen Ufer des Wenerſee's entlang einen Gewaltritt, wie ſolche nur der zwölfte Karl gemacht hatte, um ſich nach Gothenburg zu werfen und dieſen wichtigen Platz gegen die däniſchen Belagerer zu halten. Dies gelang und ſo hatten dann die von Seiten Englands und Preußens angeſtrengten Friedensvermittelungsverſuche um ſo raſcheren Erfolg. Am 9. Oktober kam ein Waffenſtillſtand zu Stande und das Reſultat weiterer Verhandlungen war, daß Dänemark verſprach, während des Weiterganges vom ſchwediſch-ruſſiſchen Kriege neutral zu bleiben und Frieden zu halten.

Dies gewonnen, ſann König Guſtav darauf, für die Schmach von Fredrikshamm ſich Genugthuung zu ſchaffen und an den Anjala-Bündlern ſeine Rache zu nehmen. Nicht wird ihn darum tadeln, wer da weiß, daß gute Inſtinkte und ſchlechte Leidenſchaften die bewegenden Motive der Tragödie „Weltgeſchichte“ ſind. Er wollte ſich, den genannten Zweck und nebenbei noch etliche andere zu erreichen, der Reichstagsmaſchinerie bedienen, deren Räder tüchtig zu ſchmieren er nicht vergaß: — nämlich die Leithämmel des Pfaffen- und Bürgerſtandes, maßen er der bäueriſchen dermalen ohnehin ſicher zu ſein glaubte. „Der König" — berichtete der engliſche Geſandte Keene im Dezember 1788 nach Hauſe — „benützt jede Gelegenheit, den Groll des Volkes gegen den Adel aufzuſtacheln. Da er zudem dermalen eine Summe von 500,000 Gulden, welche er in Holland entlehnte, in Händen hat und damit unter der Geiſtlichkeit und den Bürgern ſich viele Freunde machen kann, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er den bevorſtehenden Reichstag nach ſeinem Willen lenken wird."

Der Reichstag wurde am 2. Februar 1789 zu Stockholm eröffnet, ein Vierteljahr vor dem Zuſammentritt der franzöſiſchen Reichsſtände zu Verſailles. Der Adel fand ſchon in des Königs Thronrede eine Kriegserklärung auf Leben und Tod und nahm ſofort den hingeworfenen Fehdehandſchuh auf. Guſtav, der Zuſtimmung der drei übrigen Stände gewiß, hatte ſich für Nothfälle noch eines handfeſteren Rückhalts verſichert, indem er drüben bei Drottningholm etliche

Tauſende von Dalkerlen verſammelte, um ſie, wie er ſagte, in den Waffen üben zu laſſen. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, laborirte allerhöchſteigenhändig in der konſtitutionellen Apotheke, kochte alle die bekannten Ingredienzien zur parlamentariſchen Mixtur zuſammen, ſchmeichelte und ſchalt, ſtreichelte und kratzte, zog nacheinander alle Regiſter ſeiner wohlgeſtimmten Rednerorgel. Umſonſt, die Junker hielten ihre Oppoſition gegen die königlichen Vorſchläge entſchieden aufrecht. Demzufolge gab Guſtav — er war ja auch ein Autor! — eine zweite verbeſſerte Auflage vom 19. Auguſt 1772 heraus, und zwar am 20. Februar 1789. Zur Mittagsſtunde wurden die Grafen Ferſen, Brahe, Horn, der Freiherr de Geer und andere Vorfechter des Junkerthums verhaftet, nachdem der Befehl zur Verhaftnahme der Bündler von Anjala ſchon früher nach Finnland ergangen war. Ferſens und ſeiner Mitverhafteten jedoch wollte der König ſich nur für ſo lange entledigen, bis die Reichstagskomödie zu Ende geſpielt wäre. Die Herren wurden daher einen Monat lang im Schloſſe Fredrikshof in bequemer Haft gehalten und dann freigelaſſen. Die Verräther und Meuterer in Finnland, ſo weit man ihrer habhaft werden konnte, traf ein härteres Loos. Sie wurden kriegsgerichtlich zum Tode, zu lebenswieriger Haft oder Verbannung verurtheilt; doch ließ Guſtav, welcher durchaus kein Blutmann war, nur an Einem den Todesſpruch vollziehen, an dem Oberſten Häſteſko.

Man muß es dem ſchwediſchen Adel zum Lobe nachſagen, daß er in dieſer Kriſis den Muth der Ueberzeugung bewährte. Das „Ritterhaus“ verharrte auch der Gewaltthätigkeit des Königs gegenüber bei ſeinem parlamentariſchen Widerſtand, bis zur äußerſten Möglichkeit, d. h. ſo lange, bis Guſtav am 27. April mittels einer aus Lug und Trug und Gewalt widerlich gemiſchten Gaukelei die ſcheinbare Zuſtimmung des Ritterhauſes zu ſeinen Wünſchen und Vorſchlägen geradezu erſchwindelte. So gelangte er denn zu dem gewünſchten Reſultat des Reichstags, dazu nämlich, daß an die Stelle der im Jahre 1772 oktroyirten Verfaſſung die ſogenannte „Vereinigungs- und Sicherheitsakte“ vom 21.

Februar 1789 trat, kraft welcher die Adelsprivilegien zum Vortheil der übrigen Stände beträchtliche Beſchränkungen erlitten, die königliche Gewalt aber thatſächlich nicht nur, ſondern auch, unter ganz dünner Verſchleierung, förmlich zur unbeſchränkten gemacht wurde. Der Adel verſchwand demzufolge ſo zu ſagen von der ſchwediſchen Staatsbühne; aber nur, um im Dunkel des Privatlebens über ſeinen Beſchwerden zu brüten, Komplotte zu ſpinnen und Mordgewehre zu laden.

Die Kräfte des Reiches in ſeiner Hand zuſammenfaſſend, hat nun König Guſtav in den beiden folgenden Jahren den Krieg gegen die Czarin mit wechſelnden Erfolgen in Finnland geführt. Das Beſte, was die Schweden während des ganzen Krieges zuwegebrachten, war ihr in der mörderiſchen am 9. Juli von 1790 in der Bucht von Swenskeſund geſchlagenen Seeſchlacht über die übermächtige ruſſiſche Flotte errungener Sieg, welcher Katharina die

Zweite die beabſichtigte Verſchluckung von Schwediſch-Finnland vorderhand noch vertagen machte. An dieſem Tag iſt auch der Heldentraum Guſtavs des Dritten einmal glänzende Wirklichkeit geweſen*). Die Czarin, zur gleichen Zeit in einen alle Kräfte Rußlands in Anſpruch nehmenden Türkenkrieg verſtrickt — auch die armen Türken wollten ſich nicht ohne Weiteres verſchlucken laſſen — beeilte ſich, dem Schwedenkönig mit Friedensanträgen entgegenzukommen, welche auszuſchlagen Guſtav denn doch nicht genug Don Quijote war. Hatte ihm doch der ganze Verlauf des Krieges gezeigt, daß die guſtaviſche Phantaſie, in der petersburger Kathedrale ein ſchwediſches Siegestedeum anzuſtimmen und in Peterhof ſchwediſche Damen zum Tanze zu führen, nicht ſo leicht zu verwirklichen ſei. Zu Werelä am Kymene wurden Unterhandlungen eröffnet und gelangte der Friedensvertrag, kraft deſſen die Beziehungen zwiſchen Rußland und Schweden auf den Zuſtand vor dem Kriege zurückgeführt wurden, ſchon am 14. Auguſt zum Abſchluß.

---

*) Eine ſehr anſchauliche Schilderung der ſwenskeſunder Seeſchlacht gibt der Bericht des Franzoſen Cazalès, welcher auf ſchwediſcher Seite Augenzeuge und Mitkämpfer war. Herrmann hat dieſen Bericht aus dem Berliner Generalſtabsarchiv mitgetheilt in Raumers Hiſtor. Taſchenbuch für 1837, S. 477 fg.

Mit dieſem Ausgange der unerſprießlichen dreijährigen Rauferei war für Guſtav, nachdem er „mit leidlichen Ehren", wie man zu ſagen pflegt, die Pfote aus dem Dreck herausgezogen hatte, die Möglichkeit aufgethan, die Wunden, welche der Krieg ſeinem Lande geſchlagen, zu heilen und überhaupt einmal nicht allein den König zu ſpielen, ſondern auch in Wahrheit ein rechter Regent zu ſein, ein eifriger Wächter von Recht und Gerechtigkeit, ein redlicher Fürſorger und wirklicher Kulturförderer, ein weiſer und gewiſſenhafter Staatswirth. Von Alledem war aber keine Rede. Dazu hätte es ja des Ernſtes, der Hingebung und Selbſtverleugnung, der Ausdauer und ſchlichten Pflichterfüllung bedurft, und woher ſollte ein von Eitelkeit mißduftender Theaterkönig, welchem die Komödianterei zur Natur geworden, die Eigenſchaften, die Geduld, die Beharrlichkeit nehmen, zu thun, „was frommet und nicht glänzt“? Guſtav iſt, wie alle lüderlichen Halbgenies es ſind, durchweg ein Menſch der Anläufe geweſen, welcher von jener Arbeitsfreude, von jener —

„Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört“ . . .

gar keine Vorſtellung und für ſeine wirkliche Schuldigkeit gar kein Gefühl hatte. Alles in Allem ein bloßer Gaukler, dem Lobhudelgedudel eines „königiſchen“ Arndt zum Trotz.

Statt daheim zu thun, was nöthig und was ihm oblag, griff der jetzt vierundvierzigjährige Phantaſt alsbald mit ſeinen Träumereien wieder ins Weite und Blaue hinaus. Eine Don-Quijoterie größten Styls ward ausgeheckt: — ein Kreuzzug gegen die franzöſiſche Revolution und für die abſolute Fürſtendeſpotie. Soweit war der Mann heruntergekommen, welcher vor Zeiten einer der Perſonen ſeines „Guſtav Waſa“ die Worte in den Mund gelegt hatte: „Glaube, es gibt eine Macht, welche mehr vermag als des Glückes wandelbare Gunſt und gekaufte Soldatenſcharen, eine Macht, welche auch ſchwache Kräfte ins Uebermenſchliche ſteigert, waffenloſe Kinder über Helden ſiegen lehrt und je mehr unterdrückt, deſto gewaltiger ſich erhebt. Die Liebe zur Freiheit iſt's*)!“ Man thut jedoch dem Könige vielleicht unrecht, wenn man die Ausheckung ſeines antirevolutionären Kreuzzugsſchwindels einzig und allein ſeiner Eitelkeit und Abenteuerlichkeit auf Rechnung ſetzt. Denn die franzöſiſche Revolution beſeitigte ja unter andern Herrlichkeiten des Ancien Régime auch die Verſchleuderung der franzöſiſchen Staatsgelder und ſetzte den allerchriſtlichſten König und ſeine ſchöne Königin außer Standes, unter dem Titel von Subſidien der Majeſtät von Schweden alljährlich ein Almoſen von vier bis fünf Millionen zuzuſtecken. Das Ausbleiben dieſes Almoſens mußte natürlich beſagter Majeſtät ſehr

---

*) Tro att det gifs en makt, som mera gälla plär
Än ödets lösa nåd och krigarna köpta här,
Som öfver mensklig krets den svagas dygder höjer,
Som vapenlösa barn på hjeltar segra lär,
Och som ju mer hon quäfs, dess större utbrott röjer.
Det kärleken för frihet är.

unliebſam ſein und ſo darf man mit Beſtimmtheit ſagen, daß der beabſichtigte Kreuzzug das Reale mit dem Idealen, das Nützliche mit dem Angenehmen, das Praktiſche mit dem Poetiſchen verbinden ſollte.

Aber der ganze Schwindel wird faulfiſchſtinkend, wenn man zuſieht, wasmaßen er ins Werk geſetzt werden wollte. Mit Hülfe Katharina's der Zweiten nämlich. Die abenteuerliche Politik Guſtavs des Dritten ſchlug plötzlich einen Purzelbaum und legte ſich dann graziös huldigend zu den Füßen der Czarin nieder. Anders kann man dieſe Wendung der guſtaviſchen Unpolitik, welche eben noch Rußland auf Leben und Tod bekämpft hatte und jetzt ganz verrußt ſich gebärdete, doch kaum bezeichnen. Die ſüßen Freundſchaftsbriefe, welche der König und die Czarin zu dieſer Zeit einander ſchrieben, ſind geradezu ekelhaft. Sie freilich, die große Ränklerin, ſie war keine Phantaſtin; ſie wußte, was ſie wollte, und hat daneben mit der Don-Quijoterie Guſtavs ihren ſouverainen Spaß getrieben.

Jedermann weiß oder könnte wenigſtens heutzutage wiſſen, daß der Kreuzzug gegen die franzöſiſche Revolution ein kathariniſcher Pfiff und Puff geweſen iſt. Daß Guſtavus Phantaſtikus ſich für dieſe Thorheit begeiſtern ließ, kann nicht verwunderlich erſcheinen, ſo man bedenkt, daß ja auch Oeſtreich und Preußen in dieſelbe ſich hineinhumbugſiren, hineinkathariniſiren zu laſſen bukoliſch-poetiſch genug waren. Die Kaiſerin-Katze hetzte Preußen und Oeſtreich gen Weſten in den „heiligen“ Krieg für Thron und Altar, damit ſie derweil im Oſten die arme Maus Polonia in aller Bequemlichkeit vollends zerreißen und verſchlingen könnte*). Ein prächtiges Intrikenſtück! Eine weltgeſchichtliche „Comedia de capa y espada!“ Die Völker zwar verbluteten ſich daran, aber wozu wären denn dieſe armen Teufel von Völkern überhaupt da, wenn nicht dazu, zeitweilig zum Vergnügen allerhöchſter Herrſchaften einander gladiatoriſch zu martern und zu morden?

---

*) Katharina ſprach das ihren Vertrauten gegenüber mit kyniſcher Offenheit aus. So gegenüber von Chrapowicki: — „Je me casse la tête, um den wiener und berliner Hof in die franzöſiſche Angelegenheit hineinzubringen.“ Noch deutlicher gegenüber dem Vicekanzler: „Die Höfe verſtehen mich nicht.“ (Ja wohl!) „Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas dire; je veux les engager dans les affaires, pour avoir les coudées franches. Ich habe viele unfertige Unternehmungen und es iſt nöthig, daß ſie (der wiener und der berliner Hof) anderwärts beſchäftigt ſeien, um mich nicht zu ſtören.“ Chrapowicki's Memoiren, angef. bei Solowjoff, 238, Anm.

Im Sommer von 1791 reiſ'te Guſtav in die Bäder von Aachen und Spaa, unterwegs in Mecklenburg, Braunſchweig und anderwärts mit franzöſiſchen Emigranten, päpſtlichen Nuntien und ähnlichem Ungeziefer zu konferenzeln. Der Zweck dieſer Konferenzen und ſeiner ganzen Feſtlandsreiſe war, ſich nach Mitteln und Wegen zur Verwirklichung ſeines mit der Czarin vereinbarten Kreuzzugsplans — wie mag bei Entwerfung deſſelben Katharina in ſich hineingelacht haben! — umzuſehen und umzuthun. Dieſer Plan — eine pure Phantaſterei, verſteht ſich — ging dahin, daß eine aus Schweden und Ruſſen zuſammengeſetzte Armee von 30,000 Mann, natürlich unter Führung des Schwedenkönigs, nach den Küſten Frankreichs ſegeln und dort in einem Paris möglichſt nahegelegenen Hafenplatz landen ſollte, um mit den die franzöſiſchen Gränzen überſchreitenden Heeren der übrigen Verbündeten, zunächſt Sardiniens und Spaniens, zugleich auf die franzöſiſche Hauptſtadt loszugehen und daſelbſt den umgeworfenen abſoluten Königsthron nebſt Altar wieder aufzurichten.

Der königliche Abenteurer und ritterliche Kreuzzügler in spe mußte aus der hochfliegenden Traumregion, allwo er ſich in der vorweggenommenen Rolle des Ritters und Retters einer durch den Drachen Revolution bewachten und bedrängten Königin ſelbſtbeſpiegelte, leider wieder in die proſaiſche Wirklichkeitsgegend herabſteigen, allwo es heißt: Ohne Geld läßt ſich Nichts machen. Zwar hatte eine honigſüß ſchreibende Czarin Katharina auch ſo Etwas von an ihren Freund — („Dupe“, denkt ſie*) — zu bezahlenden jährlichen Subſidien hingeworfen und ſogar von 2 Millionen Rubeln, welche alſogleich bar und blank von Petersburg nach Stockholm geſchickt werden ſollten. Allein ſo Etwas ſagt man, thut es jedoch nicht, wenn man eine ſuperlativiſche Czarin iſt. Folglich mußte Guſtav daran denken, die zu den Kreuzzugsrüſtungen und zu ſonſt noch Allerhand nöthigen Gelder aus den armen ſchwediſchen Taſchen herauszuklopfen. Da nun die Schweden trotz der Staatsſtreiche von 1772 und 1789 noch immer der altmodiſchen Ueberzeugung lebten, zur Taſchenfegung bedürfte der König einer Bewilligung des Reichstags, ſo blieb Nichts übrig, als mit möglichſt guter Miene das Widerwärtige hinzunehmen und einen Reichstag zu berufen. Nur nicht nach Stockholm, deſſen Bewohnerſchaft dermalen nicht mehr gut guſtaviſch geſinnt, ſondern ſehr widerhaarig geſtimmt iſt, ſo widerhaarig, daß ſie aufjubelte, als aus dem Reichstagswahlkampf innerhalb ihrer Mauern ein entſchiedener Oppoſitionsmann als Sieger hervorging. Darum berief Guſtav den Reichstag in das abgelegene Hafenſtädtchen Geſle, woſelbſt er am 24. Januar von 1792 die

---

*) Wie die Czarin den Schwedenkönig werthete, zeigen am deutlichſten ihre während des ſchwediſchen Krieges an Potemkin geſchriebenen Briefe. In einem derſelben (vom 13. Mai 1790) ſteht wörtlich: „Der Schwedenkönig jagt überall umher wie ein tollgewordener Kater.“

Verſammlung mit einer pompöſen Theaterkönigsrede eröffnete.

Es war in und um Gefle auch viel Soldaterei entfaltet worden, um die reichstägliche Oppoſition einzuſchüchtern oder, wo nöthig, mit Gewalt niederzuſchlagen. Allein im entſcheidenden Augenblicke ſcheint dem Könige das Herz verſagt zu haben, einen dritten Staatsſtreich zu machen. Und doch konnte nur ein ſolcher vielleicht zum Ziele führen. Denn die Verhandlungen zu Gefle zeigten bald, daß die franzöſiſche Revolution mit ihren weltumſpannenden Gedanken-Armen auch nach Schweden hinaufgegriffen habe. Zwar waren die Vertreter der Bürger- und Bauerſchaft, ja ſogar die der Geiſtlichkeit willig, dem König in Allem und Jedem gegen den Adel beizuſtehen; allein von der eigentlichen Herzensangelegenheit Guſtavs, nämlich von einer neuen Anleihe von 10 Millionen Thalern „zur Ausführung gewiſſer Pläne", wollten auch die Geiſtlichen, die Bürger und die Bauern ſchlechterdings Nichts wiſſen. Es war natürlich ein öffentliches Geheimniß, daß die „gewiſſen Pläne" auf Wiederherſtellung der königlichen Deſpotie in Frankreich abzielten, und dieſer Umſtand ſteigerte die in den Gemüthern brodelnde Gährung bedeutend und verſchärfte den Widerſtand gegen die Wünſche des Königs. Die Rede, womit er am 24. Februar den gänzlich unfruchtbaren Reichstag ſchloß, war eine elende Gaukelei. Er ſchwatzte davon, daß, während „ein fanatiſcher Schwindel beinahe alle Länder erſchüttere“, er ſich ganz auf „die Ergebenheit“ des Reichstags und die „großmüthige Denkungsart“ der Nation verlaſſen könne. Und doch war die Stimmung im Reichstag allmälig ganz gewitterſchwül unheimlich geworden und hatte Guſtav auch aus der Hauptſtadt Botſchaften empfangen, daß daſelbſt die allgemeine Unzufriedenheit immer bedenklicher ſich äußere.

Ein dräuendes Gewitter hatte ſich am Staatshimmel Schwedens zuſammengeballt, keine Frage; aber nicht in einem popularen Wolkenbruch ſollte es ſich entladen, ſondern in einem ariſtokratiſchen Mordblitz.

Die Junker hatten von Geſle die Gewißheit mitweggenommen, daß es mit dem Könige bergab gehe;

aber auch die Beſorgniß, daß derſelbe damit umginge, der Ariſtokratie in Schweden ſo oder ſo den Garaus zu machen. Letzteren wahrſcheinlich mit Beihülfe der Bürger und Bauern, denen die adeligen Privilegien als Pfand und Draufgeld ihres Bundes mit dem abſoluten Königthum hingeworfen werden ſollten; vielleicht aber mittels bloßer Soldatenbrutalität, deren Möglichkeit jedoch ſehr fraglich, maßen die überwiegende Mehrzahl der Offiziere widerguſtaviſch geſinnt war. Alles zuſammengehalten, hätte der Adel die Entwickelung der Dinge ruhig abwarten können. Denn der König hätte, wenn auch vielleicht den Muth, doch ſchwerlich die Werkzeuge gefunden, daheim in Schweden Alles durchzuführen, was durchgeführt werden mußte, um ihm einen Verſuch der Verwirklichung ſeines Kreuzzugstraums zu ermöglichen. Allein ſchon war an die Stelle kaltblütiger Erwägung die Leidenſchaft getreten und ſie wurde von geſchickten Händen zur immer höher lohenden Flamme aufgeſchürt und angeblaſen.

Die Staatsumwälzung Frankreichs ſandte ihre elektriſchen Schläge über ganz Europa hin. Wurden durch dieſe Entſendungen der koloſſalen, in Paris arbeitenden Batterie doch ſogar die guten Deutſchen, dieſe abſtruſen Literaturmenſchen und abſtrakten Kunſtduſeler, da und dort ſo empfindlich getroffen, daß ſie aus ihrem Duſel emporfuhren und ſchier ſo thaten, als wollten ſie fürderhin nicht mehr im Traumland Abſtraktoria leben. Droben in Schweden aber wickelte ſich aus den Gährungen der Zeit jenes eigenthümlich-nordiſche, in der Geſchichte der ſkandinaviſchen Völker ſo oft wirkſame Element und Motiv heraus, jener gefrorene Haß, welcher dem weißglühhitzigen des Südens an Fanatismus Nichts vorgibt. Dieſer im ſchwediſchen Junkerthum ſchon lange arbeitende Haß hatte das Verderben König Guſtavs beſchloſſen und war in Geſtalt eines Komplotts der Ausführung dieſes Beſchluſſes nahe und näher gerückt.

Daß im ſchwediſchen Adel eine unmittelbar gegen die Perſon des Königs gerichtete Komplott-Tendenz ſeit Langem vorhanden geweſen, hatte ſchon der Anjala-Bund ſattſam erwieſen. Allein es dürfte aktenmäßig nie zu beweiſen ſein, wer zu dem Mordkomplott, welches zur Zeit des Reichstags von Gefle zur Reiſe gedieh, den Keim gepflanzt habe. Aktenmäßig nie zu beweiſen, wohlverſtanden! Denn keine Geſchwornenbank würde nach von dem öffentlichen Ankläger geführtem Indicienbeweis anſtehen, als ſolchen Keimpflanzer den Freiherrn und Generalmajor Pechlin ſchuldigzuſprechen. Der alte, zweiundſiebzigjährige Fuchs war der hartgeſottenſte Ariſtokrat in Schweden. Eine wahre Sohllederſeele von Junker! Sein Haß gegen Guſtav ſeit dem Staatsſtreich von 1772 ein tödtlicher, aber wie ein vergifteter Dolch in der Sammetſcheide kluger Zurückhaltung verſteckt. Dieſer Mann von ſtahlfeſten Nerven hat „den Schnittern das Kornfeld gezeigt und die Sicheln geſchärft." Er hat das junkerliche Mordkomplott zu Faden geſchlagen, aber ohne dabei die Hände zu zeigen. Er iſt einer jener dämoniſchen Pfiffici Pfiffikorum geweſen, welche es verſtehen, mittels eines Augenzwinkerns, eines Kopfnickens, einer Handbewegung, eines hingeworfenen Wortes die Menſchen zu böſen Thaten zu treiben und nachher achſelzuckend zu ſagen: Wie Dummköpfe Einen doch mißverſtehen können! Es kennzeichnet den greiſen Schurken, daß er von vorneherein ſorgſam darauf Bedacht nahm, in keinem Falle geſetzmäßig überführt werden zu können, indem er, den Buchſtaben des Geſetzes über Zeugenbeweis im Auge haltend, niemals Zweien zugleich ſeine Gedanken, Wünſche und Rathſchläge letzter Inſtanz andeutete. Neben und mit Pechlin handirten bei Schaffung des Komplotts der Freiherr Thure Bjelke und die beiden Junker und Brüder Kanzleirath und Sekretär Engeſtröm. Bjelke hat ſich nach losgegangenem Mordklapf und angehobener Unterſuchung ſelber mittels Giftes hingerichtet.

An ſeiner Peripherie, wo der widerguſtaviſche Junkerhaß nur in unbeſtimmten Wünſchen und Drohungen ſich erging, hatte das Komplott maſſenhafter Betheiligung ſich zu erfreuen. Vielleicht iſt die Sage, wenigſtens zwei Drittel des ſchwediſchen Adels hätten von der Verſchwörung gewußt und ſie gebilligt, keine allzu große Uebertreibung, ſondern wenigſtens annähernd eine Thatſache, in welcher auch die Erklärung des Umſtandes läge, daß der

Mordprozeß auf einen möglichſt kleinen Umkreis eingeſchränkt worden iſt. Man konnte ja unmöglich gegen alle Mitwiſſer ſtrafrechtlich verfahren; um ſo weniger, da, wie ein unheimliches Gerücht raunte, ein ſolches Verfahren möglicher Weiſe bis in die königliche Familie hinein- und bis zum Bruder des Königs, dem Herzog von Södermanland, hätte hinanreichen müſſen.

Die Verſchwörung verengte ſich koncentriſch und in ihrer Koncentration potenzirte ſie ſich zum Mordkomplott. Dem Centrum, wo wir die eigentlichen Attentatsgeſellen, die „Schwarzen", finden werden, ſind ſchon ſehr nahe geſtanden drei Offiziere: der Oberſtleutnant Lilljehorn bei den Garden, der Major Hartmansdorff von den Garden und der Freiherr und Leutnant Ehrenſvärd. Der Major war aus junkerlich-militäriſchen Gründen ein Haſſer Guſtavs, Lilljehorn und Ehrenſvärd dagegen hatten aus der Zeitatmoſphäre das revolutionäre Feuer eingeathmet. Sie ſchwärmten aufrichtig für die ſchwediſche „Frihet", welche ſie ſich freilich ganz anders vorſtellten als dieſelbe jemals geweſen war, und verabſcheuten demzufolge in Guſtav den „Tyrannen".

Noch glühender webte und waltete dieſes idealiſche Element des Komplotts in der Seele des vierundzwanzigjährigen Grafen und Majors Klas Fredrikſon Horn, welcher mit dem Grafen und Kapitän Adolf Ludwig Ribbing und dem Kapitän Jakob Johann Ankarſtröm das Triumvirat der „Schwarzen" ausmachte. Graf Horn, kaum ins Mannesalter eingetreten, Sprößling einer der erſten Familien Schwedens, ſchön von Antlitz und ſtattlich von Geſtalt, reich und brav, liebenswürdig und geliebt, iſt ein lyriſcher Dichter geweſen, welcher von Guſtav dem Dritten dachte, wie der Brutus des Plutarch vom Cäſar, und ganz in klopſtockiſcher Weiſe für die franzöſiſche Revolution — in ihrer erſten Phaſe — ſchwärmte, dieſelbe, ganz wie Klopſtock, als „die Morgenröthe eines anbrechenden neuen Welttags" begrüßend. Er hat Lieder gedichtet — ſie ſind noch heute in ſeinem Vaterlande nicht ganz verklungen — Lieder voll ſüßmelancholiſcher Milde und Melodie, und es müßte wunderbar erſcheinen, wie ein ſo weichherziger Poet dazu gekommen, in ein Mordkomplott, ja ſo recht in den Mittelpunkt eines Mordkomplotts zu treten, ſo man nicht wüßte, daß gerade in ſolchen „indiſchen Blumenſeelen“ mitunter die Wolluſt der Grauſamkeit raſ't. Es iſt überhaupt ein eigen Ding um die Süßen, Zarten, Sanften, Milden, um die Mimoſenherzen und Mondſcheingemüther! Im Verkehr mit denſelben hat man nicht ſelten Veranlaſſung, des orientaliſchen Sprüchworts zu gedenken: „Wer das Reh im Jungle jagt, dem ſpringt der Tiger entgegen.“ Ja, ein eigen Ding mit ſolchen Zephyrſäuſelern und Blüthenſtaubhaucherinnen! Gefährlich unter Umſtänden! Denn bevor du dich's verſiehſt, ſind die lieben Liebfrauen-Milch-Brüder und die linden Herz-Jeſu-Schweſtern unter die Mantſcher und Pantſcher, Mucker und Munkler der bedenklichſten Sorte gegangen. Wie warnt Hafis?

„Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteckt
Immer ein Halunke . . . .“

Nicht vom lyriſchen Schlage war der Graf Ribbing. Ein ſtolzer, feſter, entſchloſſener Ariſtokrat, deſſen Seele ſeine ſchöne und leidenſchaftliche Mutter von Kindheit an auf dem Amboß ihres Haſſes hart widerguſtaviſch geſchmiedet hatte. Sie ſoll dem leichtfertigen Könige Dinge zu verzeihen gehabt haben, welche ein ſtolzes und heißes Weib nie verzeiht, — ſelbſt dann nicht, wann es aus einem jungen Buhlweib ein altes Betweib geworden iſt. Und auf dieſen angeborenen und anerzogenen Groll hatte Ribbing noch weiteren gehäuft, Parteigrimm und perſönliche Erbitterung. Denn er hatte um die Hand des liebreizenden Fräuleins de Geer von Löfſtad geworben, der reichſten Erbin im Schwedenland, und hatte hoffen dürfen, den Preis davonzutragen; ſelbſt gegenüber der Mitbewerbung eines ſo glänzenden Nebenbuhlers, wie der Freiherr von Eſſen war, der Oberſtallmeiſter und ein Günſtling des Königs. Allein Eſſen wußte Guſtavs dringende Fürſprache bei der Familie de Geer zu erlangen und der glückliche Oberſtallmeiſter führte die ſchöne und reiche Braut heim. In explodirender Wuth hatte Graf Ribbing den Freiherrn gefordert und es hatte ein

Duell ſtattgefunden, innerhalb der königlichen „Schloßfreiheit“ ſogar, um deren gewaltthätiger Verletzung willen über den Herausforderer eine längere Haft verhängt worden war. Man ſieht, es kochte und ſchäumte ein hinlänglich Maß von widerguſtaviſchem Groll und ribbingiſcher Rachelust in der Bruſt des Grafen, um es glaubwürdig zu machen, daß er der eigentliche Mordplanentwerfer geweſen ſei. Gewiß iſt, daß mehrere der Eingeweihten während der Prozedur dieſen Plan ausdrücklich den ribbingiſchen genannt haben. Andere freilich behaupten, Ribbing ſei im Kreiſe der „Schwarzen“ nur das Sprachrohr des alten Fuchſes Pechlin geweſen, deſſen Winke er in Worte überſetzt habe.

Vielen gilt immerhin der Graf als der rechte Treiber innerhalb des Kreiſes der Verſchworenen. Allein hart ihm zur Seite ſtand ein Mann, der entſchieden keines Treibers bedurfte: — Ankarſtröm. Dieſer i. J. 1761 geborene Junker entſtammte einer walloniſchen, in Schweden eingewanderten Familie. Er hatte von Jugend auf Hofdienſte gethan; war zuerſt Page im Königsſchloſſe, dann Korporal in der Garde, dann Fähnrich bei den Gardes du Corps geweſen. Dieſe ſo zu ſagen höfiſche Laufbahn hatte aber die wilden Affekte, welche in ihm arbeiteten, nicht geſchweigt oder auch nur beſchwichtigt. Ein ſchwarz- und ſchwerblütiger Menſch allzeit, in deſſen Anſchauungs- und Empfindungsweiſe, Etwas von altſkandinaviſcher Härte und Wildheit eingegangen war, Etwas von der Steinherzigkeit und Berſerkerwuth nordiſcher Urzeit. Ein Charakterkopf, ohne Frage, und ein Mann von großer Wohlgeſtalt. Der Schädel von unten nach oben mächtig ſich erweiternd, energiſch geſchloſſener Mund, prächtige Naſe, unter weit und ſchön gewölbten Brauen große dunkle Augen und darin der melancholiſche Metallblick des Fanatismus, in den tiefen Furchen der breiten Stirne Stimmung und Entſchluß zu finſteren Thaten. Auch Ankarſtröm hatte perſönliche Beſchwerden gegen den König oder glaubte welche zu haben, weil er von ihm öffentlich gegen denſelben ausgeſtoßener Schmähworte halber in Unterſuchung genommen und zu einer Geld- und Gefängnißſtrafe verurtheilt worden war. Guſtav, zu deſſen beſten

Eigenſchaften das großmüthige Hinwegſehen und Hinweggehen über ihm perſönlich angethane Beleidigungen gehörte, hatte zwar den Beleidiger begnadigt; aber ſo, wie der Mann nun einmal war, mußte die Verachtung, welche in ſolcher Begnadigung lag oder wenigſtens liegen zu können ſchien, den Stachel in Ankarſtröms Seele nur ſchärfen. Zuſammengeſetzt war übrigens dieſer Stachel wunderlich genug aus junkerlichem Kaſtengeiſt und aus aufrichtiger Vaterlandsliebe und es unterſteht keinem Zweifel, daß nicht die perſönlichen, ſondern die patriotiſchen Motive es geweſen ſind, welche den Fanatiker zu ſeiner That getrieben haben. In Wahrheit, er ſah in Guſtav den böſen Genius, geradezu den Verderber Schwedens und ſeit Jahren hatte er ſich in die Vorſtellung hineingebrütet, daß er ſeines Landes Befreier werden müßte, ſein Leben einſetzend für die Vernichtung des Verderbers. In der Stille des Landlebens, in welche er ſich, nachdem er i. J. 1783 als Kapitän ſeinen Abſchied und dazu eine Frau genommen hatte, zurückgezogen, war dieſer Gedanke zu einem Ungethüm geworden, welches ſich nicht mehr an der Kette halten laſſen wollte. Im Winter von 1791—92 kam Ankarſtröm nach Stockholm zurück und betheiligte ſich eifrig an dem politiſchen Treiben ſeiner Standes- und Parteigenoſſen.

Unlange vor der Weihnacht wurde er näher bekannt mit dem Grafen Klas Horn und durch dieſen dann mit dem Grafen Ribbing. Wer von den Dreien das Wort „Königsmord“ zuerſt ausgeſprochen, iſt mit Sicherheit nicht anzugeben. Jedoch liegt gar kein Grund vor, Zweifel zu ſetzen in Ankarſtröms eigene Angabe, daß er im Kreiſe ſeiner Genoſſen mit ſeiner Abſicht, den König zu tödten, gar nicht heimlich gethan und bald nach der Weihnacht, wo ja durch die Verhandlungen des Reichstags zu Gefle die Aufregung und Verwirrung der Gemüther noch beträchtlich geſteigert wurden, ſich entſchloſſen habe, den Gedanken zur That zu machen. Die gangbare Sage, daß Ribbing und Horn ihrem Mitverſchworenen die Ehre, den Streich auf Guſtav zu führen, nicht gegönnt hätten, daß unter den Dreien das Loos geworfen worden und zu Gunſten Ankarſtröms gefallen wäre, mag einer jener Arabeskenſchnörkel ſein, welche die Mythenbildungsſucht um derartige Thatſachen der Geſchichte illuſtrirend herzeichnet. Feſt ſteht, Ankarſtröm war einer jener Männer, welche nicht lange fackeln und flunkern, ſondern kurzweg ſagen: „Ich thu' es!“ und es wirklich thun.

Der gräfliche Lyriker Horn beſaß in reizender Lage am Mälar ein Landgut und Sommerſchloß, Hufvudſtad geheißen. Dorthin lud er „an einem Sonntag nach Neujahr“ ſeine beiden Genoſſen Ribbing und Ankarſtröm zu einer entſcheidenden Berathung, wobei es ſchon nicht mehr um das Was, ſondern nur noch um das Wie ſich handelte. Denn der ſchwarz- und ſchwerblütige Kapitän ſchnitt die Verhandlungen über die öffentlichen Nöthe und Sorgen kurz ab mit den Worten: „Wenn wir den König nicht loswerden, hilft Alles Nichts. Ich ſchaff' ihn weg, wo und wann ſich die erſte Gelegenheit dazu findet.“ Sollte nicht Schloß und Park zu Haga, Guſtavs Lieblingsaufenthalt, die gewünſchte Gelegenheit bieten? Man diskutirte die Frage, wobei

Ankarſtröm und Horn die Beſchaffenheit von Haga genau erörterten. Doch faßte man auch ſchon das Opernhaus zu Stockholm in's Auge. Zuletzt bemerkte der Kapitän: „Meine Piſtolen taugen Nichts; ich muß mir beſſere verſchaffen.“ — „Oh, was das angeht, ich habe ein Paar vortreffliche,“ ſagte der lyriſche Graf. — „Wollt Ihr ſie mir leihen?“ — — „Mit Vergnügen.“

Von dieſem „Sonntag nach Neujahr“ an umlauerte Ankarſtröm den König. Erſt in der Hauptſtadt, dann auch in Gefle, wo Guſtav während des Reichstags mehr als einmal in Gefahr geweſen iſt, auf einem ſeiner Spazierritte vom Pferde geſchoſſen zu werden. Vielleicht geſchah es nur deßhalb nicht, weil der Auflaurer der Verläßlichkeit ſeiner Waffen nicht traute, da er die „vortrefflichen“ horn'ſchen Piſtolen in Stockholm zurückgelaſſen hatte, maßen eine Reinigung und Reparatur derſelben nöthig befunden und dieſes Geſchäft dem Piſtolenſchmied beim königlichen Leibregiment, Andreas Kaufmann, übertragen worden war. Sobald dann der König Gefle verließ, folgte ihm Ankarſtröm nach der Hauptſtadt, wo es ſein Erſtes war, die inzwiſchen ausgebeſſerten Piſtolen bei Kaufmann abzuholen. Wenige Tage darauf erfuhr er, daß am Abend des 16. März im Opernhauſe eine große „Maskerade“ ſtattfinden ſollte, welchem Vergnügen Guſtav der Dritte ſehr zugethan war. „Die Gelegenheit iſt günſtig,“ dachte der ſtarrſinnige Attentäter und eilte zum Grafen Ribbing. „Ob der Hund von Sodomiter kommen wird?“ fragte der Graf zweifelnd. „Ich hoff' es,“ verſetzte der Kapitän; „und wenn er kommt, dann ... meine Piſtolen ſind bereits geladen, mit Kugeln und mit Hagel.“

Am 15. März begaben ſich Ribbing und Ankarſtröm, nachdem ſie in Erfahrung gebracht, daß der König den auf den folgenden Abend angeſetzten Maskenball beſuchen würde, nach Hufvudſtad, wo ſie mit Horn verabredeten, daß ſie am nächſten Tage um 4 Uhr Abends in Ribbings Stadtwohnung ſich treffen wollten, um die letzten Vorbereitungen zur „Maskerade“ in's Werk zu richten. Dieſe Zuſammenkunft fand zur angegebenen Stunde ſtatt. Graf Ribbing hatte aber unmittelbar zuvor einer anderen angewohnt, beim Freiherrn Pechlin, an deſſen Mittagstafel an dieſem 16. März von 1792 die „Crême" des Komplotts verſammelt war. Daß hier von dem beabſichtigten Königsmorde ausdrücklich geſprochen worden, iſt nicht erwieſen. Wohl aber iſt erwieſen, daß des Näheren darüber verhandelt wurde, was „in Betreff des Reichsregiments zu thun ſein möchte," wenn „das nahe bevorſtehende Unglück eintreten ſollte." Bei dieſer Gelegenheit ſcheint, den Ausſagen des Freiherrn und Oberſtleutnants Lilljehorn zufolge, der alte Fuchs Pechlin einmal aus ſeinem Malepartus ganz und gar herausgegangen und von der Schnauze bis zur Wedelſpitze als der oberſte Leiter der Verſchwörung ſich gezeigt zu haben. Lilljehorn ſelbſt wurde während der Verhandlung von Bedenken und Reue angewandelt und gab dieſer Stimmung Ausdruck, indem er ſeine Mitrottirer beſchwor, den Mordplan fallen zu laſſen. Er richtete Nichts aus und ließ ſeine Skrupel ſogar ſoweit wieder beſchwichtigen, daß er mit Pechlin und dem Kanzleirath Engeſtröm in eine Erörterung über die Vorkehrungen einging, welche getroffen werden ſollten, um „nach geſchehenem Unglück“ die gute alte ſchwediſche „Freiheitszeit“ wieder heraufzuführen. Dann, nach dem Weggang aus Pechlins Hauſe ſchlug ihm das Gewiſſen abermals und er beſchloß ſofort, dem König eine Warnung zugehen zu laſſen.

Graf Ribbing ging etwas früher von Pechlin weg, um verabredeter Maßen Horn und Ankarſtröm in ſeiner Wohnung zu treffen. Er theilte ihnen mit, der Freiherr und Generalmajor habe geäußert, daß, wenn die „Sache“ nicht jetzt geſchehe, große Gefahr der Entdeckung vorhanden wäre, da ſo viele Leute von dem „Ding“ unterrichtet ſeien. „Gut; ich werd' es thun!“ ſagte Ankarſtröm und ging mit Horn nach Hauſe, wo er alsbald ſeine Piſtolen hervornahm und jede derſelben mit zwei Kugeln und mit Bleihagel lud. Dieſen Waffen fügte er eine dritte hinzu, ein langes Meſſer mit ſchwarzem Griff, welches er acht Tage zuvor in einer Eiſenbude auf dem Ritterhausmarkte gekauft hatte. Er feilte jetzt einen Widerhaken in daſſelbe und ſchliff die Spitze mittels eines Wetzſteins ſcharf. Während dieſer

Arbeit mag er zum Grafen Horn geſagt haben, daß er entſchloſſen ſei, ſein Leben für die „gute Sache“ hinzugeben und, falls er mit dem einen ſeiner Piſtole den König getödtet hätte, die Mündung des andern ſofort gegen die eigene Stirne zu richten. Ob der finſtere Fanatiker in dieſen Stunden irgendwie ſeiner Frau und ſeiner vier Kinder gedacht habe, darüber iſt nicht die leiſeſte Andeutung auf uns gekommen.

Die drei „Schwarzen“ hatten bei Ribbing die Verabredung getroffen, daß ſie in ſchwarzen Dominos auf der Maskerade erſcheinen und, hieran einander erkennend, zwiſchen 11 und 12 Uhr im Opernhauſe ſein wollten. Horn kleidete ſich bei Ankarſtröm an. Dieſer ſelbſt that einen Frack an, darüber den ſchwarzen Domino, band eine weiße Larve vor das Geſicht und ſetzte einen runden ſchwarzen Hut auf. In die linke Bruſttaſche ſteckte er das eine Piſtol und zwar mit geſpanntem Hahn, das andere in die rechte Hoſentaſche. Das mit einem Stücke dünnen ſchwarzen Taffets umwickelte Meſſer nahm er in die linke Hand. So gerüſtet, brach er um 11 Uhr mit Horn aus ſeiner Wohnung auf, um über den Nordermalmsmarkt nach dem Opernhauſe zu gehen.

3.

Der Mord.

Die Lawine des Unheils war im Rollen und **Nichts** mehr ſollte ſie aufhalten. Auch der Gewiſſensſchrei nicht, welchen der Oberſtleutnant Lilljehorn vernommen und halbwillig ſo befolgt hatte, daß nur eine anonyme Halbheit daraus hervorging. Zu ſchwach zum Guten und zu feige zum Böſen, ſpielt der Jeſuitismus des Menſchen gar gerne mit ſolchen Halbheiten. Die Lawinen der Geſchicke rauſchen achtlos darüber hinweg.

König Guſtav hatte ſich im Opernhauſe ein Speiſezimmer einrichten laſſen und pflegte dort an Theater- und Ballabenden zu ſoupiren. So that er auch am Abend des 16. März von 1792. Sein

Oberſtallmeiſter Eſſen und noch etliche begünſtigte Hofleute ſaßen mit ihm zu Tiſche, während der Sal des Hauſes ſich allmälig mit Masken füllte und das Getön der Ballmuſik ſtoßweiſe in das königliche Zimmer herüberklang.

Es war halb 11 Uhr, als ein Diener, Peter Barck, welcher ſeinen Herrn zum Opernhauſe begleitet hatte und jetzt unter dem Portikus ſtand, neugierig die ankommenden Masken betrachtend, von einem bemantelten Manne mit der Frage angetreten wurde, ob er des Königs Kammerdiener Remi kenne. „Ja, wohl kenne ich den,“ gab Barck zur Antwort. Worauf der Mann im Mantel: „Ihr ſollt zwei Reichsthaler haben, wenn Ihr dieſen für Se. Majeſtät beſtimmten Brief da geſchwinde dem Remi überbringen wollt.“ Peter nahm den Brief und eilte damit die Treppe hinauf. Da er aber im Vorzimmer zum königlichen Speiſegemache den Kammerdiener nicht traf, übergab er den Brief einem königlichen Läufer, welcher denſelben hineintrug.

Guſtav ſaß bei ſeinem Lieblingsgetränke, Champagner mit Selterſerwaſſer, und war heiter geſtimmt.

Läſſig öffnete er den ihm überreichten Brief, welcher franzöſiſch und mit Bleiſtift geſchrieben war, aber keine Unterſchrift trug. Der anonyme Schreiber — wir wiſſen, daß es Lilljehorn war — warnte den König, heute die Maskerade zu beſuchen, weil ihm daſelbſt Gefahr drohe. „Bah,“ ſagte Guſtav, den Brief in die Taſche ſteckend, — „wieder ſo ein anonymer Droh- und Warnbrief! Wenn ich dergleichen Zuſchriften beachten wollte, könnte und dürfte ich nirgends mehr hingehen.“

Um 11 Uhr ließ ſich der König einen Domino reichen und erklärte, er wollte ſich die Maskerade anſehen. Er begab ſich zunächſt in ſeine runde Gitterloge, von welcher aus er den prächtigen Theaterſal, der fünf Logenreihen übereinander hatte und 2000 Zuſchauer zu faſſen vermochte, bequem überblicken konnte. Ob ihm, während er hier, etwa eine halbe Stunde lang, verweilte, eine Maske im ſchwarzen Domino mit weißer Geſichtslarve und einem hohen runden Hut irgendwie aufgefallen ſein mag? Dieſe Maske bewegte ſich langſam durch das Gewühl im Sale. Zwei andere ſchwarze Dominos ſuchten ſich augenſcheinlich in ihrer Nähe zu halten, und wer darauf geachtet hätte, würde bemerkt haben, daß alle drei die königliche Loge ſcharf im Auge behielten.

Es ging gegen Mitternacht, als Guſtav ſeine Loge verließ und, auf den Arm ſeines Oberſtallmeiſters Eſſen gelehnt, in den Sal herabkam. Er durchſchritt denſelben, begab ſich dann nach dem Foyer, kam bald wieder zurück und miſchte ſich mitten in das Getreibe der Maskenluſt. Der Ort war voll rauſchender Fröhlichkeit. Das Orcheſter lärmte, Scherz und Lachen im Sale und in den Logen.

Der König, noch immer Arm in Arm mit Eſſen, ſchritt auf eine dichte Gruppe von Masken zu, innerhalb welcher es ſehr laut und luſtig herging. In dieſem Augenblicke tauchten die drei ſchwarzen Dominos ganz in ſeiner Nähe auf.

Guſtav ſchreitet vorwärts, den Oberſtallmeiſter zu ſeiner Rechten. Einer der drei Schwarzen hält ſich dicht im Rücken des Königs; der andere mehr rechts, als wollte er die Aufmerkſamkeit Eſſens ablenken; der dritte naht ſich von linksher, legt flüchtig ſeine Rechte auf die linke Schulter Guſtavs und ſagt mit verſtellter Stimme: „Gute Nacht, Maske!“

Als wär' das ein Stichwort, macht der ſchwarze Domino mit der weißen Larve hinter dem Könige eine raſche Bewegung. Dann zuckt ein Pulverblitz und ein Schuß donnert durch den Sal.

Der getroffene Monarch — die Ladung des Mordgewehres iſt ihm oberhalb der Hüfte in den Rücken gedrungen — ſagt zu ſeinem Begleiter Eſſen: „Ich bin verwundet. Führt mich hinweg und verhaftet ihn!“

„Feuer! Feuer!“ ſchreit es durch den Sal. In wilder Verknäuelung ſtürzt die Menge den Ausgängen zu und das Haus ſcheint unter dem wüthenden Geſtampfe und Getobe zuſammenbrechen zu müſſen*).

---

*) Wie leicht begreiflich, widerſprechen ſich die Berichte über Guſtavs Ermordung in Betreff der Einzelheiten gar ſehr. Auch aus den Prozeßakten iſt kein durchweg genaues und verläßliches Bild der Kataſtrophe zu gewinnen. Ich habe mich bemüht, möglichſt verbürgte Züge zuſammenzuſtellen; kann aber auch nicht alle verbürgen. Der Ueberlieferung zufolge war es Graf Horn, welcher dem Könige die Hand auf die

Eſſen hatte in dem ſchrecklichen Moment, als ihm ſein königlicher Gönner zum Tode verwundet in die Arme ſank, Geiſtesgegenwart genug, nach dem Lagmann und Polizeimeiſter Lilljenſparre zu rufen und die Schließung der Salthüren anzuordnen. Dies geſchehen, wurde der König in ſein Zimmer hinaufgetragen, wo der erſte Verband angelegt ward. Guſtav behielt ſeine Faſſung und Haltung vollſtändig. Ja, er vermochte ſogar zu ſcherzen. Als er auf einer Sänfte vom Opernhauſe zum Schloſſe getragen wurde und die ungeheure Volksmenge wahrnahm, welche voll unverkennbar leid-

---

Schulter gelegt und die Worte: „Gute Nacht, Maske!“ geſprochen hat. In den Verhören hat freilich der arme Lyriker das gänzlich geleugnet und angegeben, er ſei, als Ankarſtröm den Mordſchuß that, „gewiß zehn Ellen von ihm entfernt geweſen.“ Allein der Graf hat ja auch geleugnet, daß er die Mordpiſtolen ſeinem Mitverſchworenen geliehen habe, was doch als erwieſen angenommen werden muß. Eine Sage will, Graf Ribbing habe eigentlich den Mordſchuß losgebrannt; denn als er die Waffe in Ankarſtröms Hand hätte zittern ſehen, habe er ſie ſelber ergriffen und abgeſchoſſen. Das iſt jedoch eine ganz grundloſe Fabel. Ankarſtröm war, wie Arndt mit Recht bemerkt hat, wahrlich kein Zitterer.

voller Theilnahme ihm das Geleite gab, ſagte er: „Seht mal, ich bin wie der heilige Vater in Rom; man trägt mich in Prozeſſion.“

Aber was ging derweil im Palaſte von Guſtavs Bruder, in den Gemächern des Herzogs Karl von Södermanland vor? Unheimliches, ſcheint es. Denn als der von Eſſen geſandte Hiobsbote, ohne darauf zu achten, daß man ihm in der Vorhalle des Palaſtes ſagte, der Herzog ſei in ſeinem Schlafzimmer und ſchon ſeit mehreren Stunden zu Bette, in das Kabinett des Hausherrn drang, fand er dieſen daſelbſt und zwar in voller Großadmiralsuniform. Erwartete der Herzog Etwas? Hielt er ſich vielleicht bereit, ſeine Rolle in dem Trauerſpiele ſofort antreten zu können? Nun, er hat ſie dann auch wirklich angetreten; denn wenige Stunden nachher erließ der verwundete König ein Edikt, kraft deſſen er ſeinen Bruder Karl an die Spitze der aus dem Grafen Wachtmeiſter, dem Grafen Oxenſtjerna, dem Freiherrn Taube und dem Freiherrn Armfelt zuſammengeſetzten Reichsregentſchaft ſtellte.

Die raſche Beſtellung dieſer Regentſchaft, in welcher die ſcheinbare Hauptperſon eine wirkliche Nebenperſon geweſen iſt, hat den geheimen Leitern des explodirten Junker-Komplotts einen Stein in den Weg gewälzt, über welchen ſie nicht hinwegzukommen vermochten. Die von den Herren Pechlin, Bjelke, Engeſtröm und Anderen gewollte Revolution, zu welcher Guſtavs Ermordung das Signal geben ſollte, vergeckte, d. h. die Maßregeln, welche der tödtlich verwundete König noch zu treffen im Stande war, verhüteten die Wiederkehr der guten alten frommen „Freiheitszeit“ Schwedens. Guſtav war gefällt, aber die Junker waren geprellt. Sie wagten den geplanten zweiten Akt der Mordtragödie nicht in Scene zu ſetzen; ſie wagten auch nicht einmal eine Vorbereitung dazu, weil das Volk Stockholms und Schwedens dem vom Adel meuchleriſch getroffenen Könige alle ſeine Sünden verzieh und Bürger und Bauern den auf Sicherung der Thronfolge und auf Wahrung der königlichen Macht abzielenden Beſtimmungen und Anordnungen des Verwundeten thatkräftige Unterſtützung zu leiſten entſchloſſen waren. Das Verderben des königlichen Hauſes wurde freilich dadurch nicht aufgehoben, ſondern nur aufgeſchoben. Die Verrücktheit Guſtavs des Vierten vollendete, was die leichtfertige Komödianterei Guſtavs des Dritten begonnen hatte, und am 13. März von 1809 nahm der ſchwediſche Adel ſeine endgültige Rache für den 19. Auguſt von 1772 und für den 21. Februar von 1789.

Der zum Tode verwundete König hat übrigens auf ſeinem vieltägigen Schmerzenslager weit mehr wahre Größe bewieſen, als während ſeines ganzen früheren Lebens. Was nur immer urſprünglich gut und edel in ihm geweſen war, kehrte ſich in dieſen Leidenstagen heraus. Nicht allein mit Unverzagtheit, ſondern auch mit Heiterkeit ſah er dem Unvermeidlichen entgegen. Er vermochte zu ſcherzen und wußte mittels der Einfälle prickelnder Laune über Schmerzen und Todesſchauer ſich hinwegzuhelfen. Nur einmal entfuhr ihm eine bittere Rede, der giftigen Klatſchbaſe und Skandalchroniſtin Gräfin Klinkowſtröm gegenüber, einer Tochter des Ur- und Erzjunkers Graf Axel Ferſen, als ſie gekommen war, am Qualbette des Königs Heuchelthränen zu vergießen. Da ſagte er mit ſpöttiſchem Lächeln zu ihr: „Frau Gräfin, wie, Ihr weint? Gefall' ich Euch denn nicht, wie ich hier liege? Ihr habt das ja ſeit lange gewünſcht und Viele wünſchten es mit Euch. Aber gebt Acht, es kommt eine Zeit, wo man den Tyrannen Guſtav zurückwünſchen wird . . . .“ Zu hohem Ruhm gereicht es dem gemeuchelten Manne, daß er bei Prozeſſirung der Verſchwörer größtmögliche Milde ausdrücklich empfahl und befahl. Allerdings mag hiebei die traurige Ahnung oder vielmehr Gewißheit, daß bei der weiten Verzweigung und Verwurzelung des Komplotts vollſtändige Gerechtigkeitsübung ja doch unmöglich wäre, mitbeſtimmend gewirkt haben. Aber Guſtav hat auch ausdrücklich gewünſcht, daß nicht nur im Allgemeinen gegen die Rottirer und Komplottirer milde verfahren, ſondern daß ſogar ſeinem Mörder Gnade zu Theil werden möge, — ein Wunſch, welcher freilich keine Berückſichtigung fand und, wie die Sachen lagen, keine finden konnte.

Daß der Meuchlerſchuß den König nur tödtlich verwundet hatte, ſtatt ihn auf der Stelle zu tödten, war, wie ſchon angedeutet worden, für die Pechlin, Bjelke, Engeſtröm und Mitjunker eine Störniß, die ihnen das Koncept vollſtändig verrückte. Aber auch der Attentäter ſelber wurde durch dieſen Umſtand ganz aus ſeiner Faſſung gebracht. Er hat eingeſtanden, daß, als er bemerkte, ſein Schuß habe den König nur verwundet, eine ,,Sinnentribulation'' ihn überfiel, welche ihn vergeſſen ließ, die Mündung ſeines zweiten Piſtols auf die eigene Bruſt oder Stirne zu richten. Er hat während des Tumults im Sale dieſes zweite Piſtol in eine Loge geworfen, nachdem er das losgefeuerte ſammt dem großen Meſſer ſchon zuvor hatte auf den Boden fallen laſſen. Es iſt bekannt, daß, nachdem der Verſuch, des Attentäters unmittelbar nach dem Attentat im Opernſale ſelbſt habhaft zu werden, mißlungen war, die dort aufgefundene und von dem Piſtolenſchmied Kaufmann ſofort wiedererkannte Mordwaffe auf die Spur des Mörders und zur Verhaftung deſſelben führte.

Ankarſtröm hatte keinen Verſuch zur Flucht gemacht. Im erſten Verhöre bezeichnete er ſeine That als ein Werk perſönlicher Rachſucht und wollte von politiſchen Motiven und Mitſchuldigen Nichts wiſſen. Dieſe Stellung ließ ſich aber nicht lange halten gegenüber den erdrückenden Anzeichen und Beweiſen vom Beſtehen eines Junker-Komplotts, welche die Unterſuchung von Tag zu Tag deutlicher zu Tage förderte. Der Attentäter ſah ſich daher gezwungen, wenigſtens ſeine nächſten Geſellen, Ribbing und Horn, zu nennen, und die Geſtändniſſe dieſer Beiden gaben dann dem Oberſtatthalteramt, welches die Prozedur leitete, weitere Fäden in die Hand.

Die Darlegung des Prozeſſes ſelbſt mag billig einem neueren oder neueſten „Pitaval“ überlaſſen werden. Genug, am 17. April fällte das königliche Hofgericht ſein Urtheil über den Hauptſchuldigen und dieſer Spruch lautete alſo: — „Weilen der Kapitän Jakob Johann Ankarſtröm als ein geborener Schwede, der dadurch und durch ſeine Eidespflicht dem Könige des Reiches als Unterthan zur Treue und Huld verbunden geweſen, überführet worden, ſeinen König mit überlegtem Muth, aus Rachſucht, vorſätzlich, innerhalb ſeines Burgfriedens ermordet zu haben, ſo hält das königliche Hofgericht dafür, daß, vermöge des Kap. 4, §. 1 des Titels von Miſſethaten und der Geſetze wegen Schärfung der Strafe bei vorzüglich groben Verbrechen, dieſer grimmige Miſſethäter, Jakob Johann Ankarſtröm, welcher durch einen ſolch argen Vorſatz und deſſen abſcheuliche Ausführung alles bürgerliche Anſehen, Ehre und Würde abgelegt und des adeligen Standes ſich unwürdig und verluſtig gemacht hat, dieſer unerhörten Miſſethat wegen und zum allgemeinen Schrecken und Abſcheu ſolchergeſtalt beſtraft werde, daß er erſtlich auf drei verſchiedenen Märkten (Ritterhaus-, Heu- und Neumarkt) drei Tage nach einander zwei Stunden am Schandpfahl ſtehen ſolle, mit einer über ſeinem Kopfe befeſtigten Tafel mit der Aufſchrift: Der Königsmörder Jakob Johann Ankarſtröm —; daß er jedes Mal, nach verfloſſenen dieſen Stunden, vom Büttelknecht mit fünf Paar Ruthen und mit jedem Paar mit drei Hieben geſtrichen werde; daß er endlich, nach vorhergegangener Bereitung zum Tode, zum Galgenplatz geführt werde, die rechte Hand und den Kopf verliere und dergeſtalt auf's Rad gelegt werde, daß Hand und Kopf auf einen Pfahl geſteckt, der übrige Körper aber auf vier Räder gelegt werde. Auch ſollen alle fahrenden und liegenden Güter des Mörders der Krone anheimfallen. Ueberdem ſoll ſowohl am Galgen als am Kack des Packaremarktes eine Tafel befeſtiget werden, worauf vermerkt iſt, wie der Königsmörder Ankarſtröm im Jahr 1792 verurtheilt und beſtrafet worden.“

Dieſes Urtheil iſt mit allen ſeinen barbariſchen Einzelnheiten vollſtreckt worden, ohne daß die Nerven des gemarterten Mannes ihm verſagten. Standhaft iſt er bis zuletzt dabei verharrt, daß er in Guſtav dem Dritten den Feind, den Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes getödtet habe*).

---

*) Der ſchwediſche Novelliſt Cruſenſtolpe hat in ſeinem hiſtoriſchen Roman „der Mohr“ (Bd. 4, Kap. 17) folgenden Zug als hiſtoriſch verbürgt, welcher, falls er das wirklich wäre, wieder einmal recht deutlich zeigen würde, daß, wie im ſhakſpeare'ſchen Trauerſpiel, ſo auch in der Tragödie „Weltgeſchichte“ dem Tragiſchen das Komiſche auf die Ferſen tritt und Klown, Harlekin und Hanswurſt vor den Augen Mel-

Auch über Ribbing, Horn, Lilljehorn und Ehrenſvärd ergingen Todesurtheile. Der Regent jedoch, Herzog Karl von Södermanland, begnadigte die Viere zur Verbannung und ſie ſind dann, etliche erſt nach langen Jahren, in der Fremde geſtorben und verſchollen. Der alte Fuchs Pechlin und der Kanzleirath Engeſtröm kamen mit lebenswieriger Feſtungshaft davon . . . .

Guſtav der Dritte aber war ſeinem Mörder im Tode vorangegangen. Der kalte Brand ſeiner Wunde brachte ihn um und in ſeinem ſiebenundvierzigſten Lebensjahr am Vormittag des 29. März

---

vomene's ihre Späße machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ankarſtröms erſchien nämlich, dem genannten ſchwediſchen Autor zufolge, in Stockholm ein Holzſchnitt, welcher den Attentäter während ſeiner Ausſtellung am Pranger darſtellte. Der Holzſchnittdrucker mußte Tag und Nacht drucken, ſo begehrt war das Bild. Bei dieſer haſtigen und gewaltſamen Abnutzung zerſprang die Holzplatte. Woher in der Geſchwindigkeit eine neue nehmen? Eine neue war nicht zu beſchaffen, wohl aber eine alte. Zwar nicht eine mit Ankarſtröms, aber doch eine mit — Luthers Bildniß. Dieſe ſchnitzelte der Holzſchneider etwas zurecht, ſetzte die Inſchrift: „Der Königsmörder Ankarſtröm“ über den Kopf des Reformators und druckte dann luſtig weiter, eine Menge von Luther-Ankarſtrömen.

1792 iſt er von der Weltbühne abgetreten. Denn es mag nicht unpaſſend ſein, den Hingang gerade dieſes Königs alſo zu bezeichnen. Hätte er doch, wie vormals der ſterbende Oktavianus Auguſtus gethan, in ſeiner letzten Stunde an ſeine Freunde die Frage thun dürfen: „Ecquid videretur mimum vitae commode transegisse?“ Zweifelhaft iſt freilich ſehr, ob die Freunde, wenn ſie hätten ehrlich ſein wollen, die Rolle des Theater-Königs als eine gutdurchgeführte zu beklatſchen berechtigt geweſen wären. Immerhin war der arme eitle Guſtav, was man einen „denkenden Schauſpieler“ nennt, und das iſt ſchon Etwas, — vorausgeſetzt, daß überhaupt „Etwas“ iſt an und in dieſem Schaum und Traum, von welchem da geſchrieben ſteht beim Evangeliſten vom Avon: — ([illegible])

„Ein Schatten nur,
Der wandelt, iſt das Leben, weiter Nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Sein Stündchen ſtelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter Nichts von ihm vernimmt;
Ein Märchen iſt's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortſchwalls, doch bedeutungsleer.“

Die

Göttin der Vernunft.

1.

Die Deutſchen ſollen und wollen, wie es ſcheint, in der Politik ewige Kinder ſein und bleiben. Sind doch ſogar, ſtatt vorwärts zu wachſen, die Inſaſſen der „frommen Kinderſtube Deutſchland" bis zur förmlichen Wickelkindlichkeit zurückgealtert. Wie hätten ſie ſonſt Anno 1866 glauben und hoffen können, ein galvaniſirter Leichnam, der deutſche Bund, werde Thaten thun? Von Uranfang an haben ſich die Deutſchen zur Idee des Staates unempfänglich, unbeholfen, geradezu tolpatſchig verhalten. Ihr von Haus aus ſchwacher politiſcher Sinn verkuhſchnappelte in der Kleinſtaaterei, verkrähwinkelte im Gemeinde- und Korporationsweſen vollends zu engherzigſter Philiſterei. Die größte politiſch-ſoziale That, zu welcher das Germanenthum es gebracht hat, war

1870!

die Feudalität, alſo die abſolute Barbarei, das infame Kaſtenweſen, welches unſere Ahnen aus der indiſch-ariſchen Urheimat mit nach Europa herübergeſchleppt haben, — ein Erbübel, das noch heute ekelhaft forteitert.

Aber war denn nicht auch der Staatsbau Englands eine germaniſche Schöpfung? Ja wohl: vorausgeſetzt nämlich, daß man die Fiktion von dem Germanenthum der aus keltiſchen, germaniſchen und romaniſchen Elementen zuſammengebaſtardeten engliſchen Nationalität aufrechthalten wolle, was man immerhin thun kann. Denn eine Berechtigung hiezu gibt die Thatſache an die Hand, daß der engliſche Staatsbau, dieſes Ideal der feſtländiſchen Liberalen, durch und durch feudal war und iſt. Dieweil derſelbe jedoch mit allerhand konſtitutionellen Brimborien und allerlei parlamentariſchem Spielzeug aufgedonnert und ausgeflittert iſt, mag er ein ganz paſſendes Staatsideal für Leute ſein, welche ja auch in dem herz- und gewiſſenloſen Humbuger Palmerſton das Muſter eines „liberalen“ Staatsmanns geſehen und geprieſen haben.

Aber woher rührt denn das Unheil, daß die Deutſchen in der Politik ohne Schick und Takt, ohne Spontaneität und Initiative, ohne eigenwüchſigen Willen und elementare Thatkraft ſind? Daher, daß ſie von Anfang an ein theologiſches Volk waren und bis zum heutigen Tage blieben, d. h. ein Volk, deſſen höchſtes Sinnen und Minnen nicht der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge", ſondern den eingebildeten und angeblichen „Urformen" galt und gilt, ſtets bereit, das Wort der That vorzuziehen und für Phantome Weſenheiten hinzugeben.

Falls aber des römiſchen Poeten bekanntes Sprüchlein:

„Solamen miseris socios habuisse malorum" —

wahr iſt, ſo fehlt es uns nicht an Troſt. Denn nicht uns Deutſche allein hat der Theologismus verhindert, es in der Politik zu Etwas zu bringen, wobei ſelbſtverſtändlich der Begriff Theologismus weder im Sinne des athanaſius'ſchen Kredo, noch des Tridentinum, noch der augsburger oder der helvetiſchen Konfeſſion, gefaßt iſt. Es gibt eine weltgeſchichtliche Thatſache, welche auch leichteſte Korkſeelen zum Nachdenken ſtimmen muß und in Form einer ſchneidenden Schickſalsironie Zeugniß ablegt von dem Unſinn und Unheil des Daſeins der Menſchheit: die Thatſache, daß gerade die erwählten „Völker Gottes", d. h. die mit Intelligenz höchſter Potenz begabten, mit konſequenteſtem Idealismus getränkten Inder, Juden, Griechen und Deutſchen, die ſchlechteſten Staatsgeſchäfte gemacht und mit all ihrer ungeheuren civiliſatoriſchen Arbeit, mit aller Hoheit und Tiefe ihres Gedankenlebens, mit der ganzen Schöpfungsmächtigkeit ihrer Phantaſie es nur dazu gebracht haben, weltbürgerlicher Kulturdünger zu ſein. Der wilde Schmerz über ſolch ein Geſchick ſpitzte ſich in Indien zu der großartigen Religionsdichtung, genannt Buddhismus, zu, wie er aus dem Judenthum das weltverleugnende Chriſtenthum hervortrieb, und er ſtöhnt gleich erſchütternd aus dem hebräiſchen Gedicht vom Hiob, wie aus dem helleniſchen vom Prometheus und aus dem deutſchen vom Fauſt. Die Juden freilich, welche ja ſo geſcheidt geweſen ſind, ſchon frühzeitig neben der

Stiftshütte ihres Elohim das goldene Kalb aufzuſtellen, haben ſich ſpäter an der Welt gerächt, indem ſie ſtatt der ihnen verſagten Staatsgeſchäfte wenigſtens glänzende Staatspapiergeſchäfte zu machen wußten und wiſſen.

In Wahrheit, die Juden haben mit der Zeit an die Stelle ihrer theologiſchen Leidenſchaft mehr und mehr das „Geſchäft“ geſetzt und jene ſo zu ſagen zu einer bloßen „Schlemihlerei“ degradirt, gut genug allenfalls für den „Schabbes“. Die Kinder Teut aber waren nicht ſo klug wie die Kinder Iſrael. Im Gegentheil, ſie traten die Hinterlaſſenſchaft der Letzteren als ein koſtbarſtes Vermächtniß an, und hätte es den frommen Vätern von Nikäa gefallen, ſtatt des einen Glaubensbekenntniſſes deren zehn zu verfertigen, Michel hätte ſie alle mit Heißhunger verſchluckt. Der arme theologiſche Nimmerſatt konnte ja ſolcher „Seelenſpeiſe“ nie und nimmer genug bekommen.

Daraus erklärt es ſich, daß den deutſchen Fürſten ihr angeſtammtes, ſchon zu des Arminius Zeiten eifrig geübtes Handwerk, der Vaterlandsverrath, im Mittelalter ſo leicht gemacht war. Wurde es doch mit Hülfe und zum Vortheil des Papſtthums geübt und die Deutſchen nahmen die Papſtfabel bekanntlich für bare Wahrheit, nahmen ſie blutig ernſt, während andere mittelalterliche Chriſten, die Franzoſen, die Engländer, ſogar die Spanier, ſammt ihren Königen den dreifach gekrönten Alfanz zwar theoretiſch verehrten, praktiſch jedoch nur anerkannten, wann und ſoweit es gerade in ihren Staatskram paßte. Der theologiſche Vampyr hatte demnach ſchon im Mittelalter gierig vom Herzblut unſerer Nation geſogen; allein er wurde zu einem noch kräftigeren und durſtigeren Unthier aufgehätſchelt durch die Lutherei, welcher es ſo ſchön gelungen iſt, die widernationale Trias: Bibelbuchſtabengötzendienſt, fürſtlichen Partikularismus und unterthänliche Knechtſeligkeit — mit dem ganzen Nimbus eines unantaſtbaren Dogma's zu umgeben. Der ewigglorreiche geiſtige Befreiungskrieg, welchen das achtzehnte Jahrhundert gegen alle Mächte der Finſterniß geführt hat, ſchien auch dieſen lutheriſchen Boviſt fällen zu wollen, ja ſchon gefällt zu haben. Wie ſollte er ſtandhalten gegen die herrlichen Siegesſchläge, welche unſere vier großen Befreier, Leſſing und Kant, Göthe und Schiller, gegen ihn thaten? Und doch hielt er ſtand. Ach, wir waren viel zu ſehr vertheologiſirt, verbibelt, verjudet, um die von den unſterblichen Viermännern uns gebrachte frohe Botſchaft der Vernunft und Humanität zu verſtehen und anzunehmen. Darum iſt es dann dem lutheriſchen Jeſuitismus, genannt romantiſche Schule, ſo leicht geworden, unſere „gebildeten Stände" von den Regionen leſſing-kantiſcher Aufklärung und göthe-ſchiller'ſcher Schönheit und Freiheit wieder weg und ins theologiſche Duſter- und Duſel-Land zurückzulocken. Darin dämmern ſeither die guten Deutſchen wieder herum, unermüdlich das leere Stroh dreſchend, welches ihnen von Kanzelpäpſten und Kathederpfaffen vorgeſchüttet wird.

So ein Kathederpfaffe höchſter Potenz iſt auch der Hegel geweſen, welchem das tübinger „Stift" ſein Lebtag aus allen Poren guckte. Ein Wortſchaumſchläger, welcher ſein Bißchen Talent dazu verbrauchte, die deutſche Sprache zu einem Babelthurmbaukauderwälſch zu verhunzen, womit eine Nation zu behelligen, welcher Leſſing unlange zuvor eine wiſſenſchaftliche Proſa geſchaffen hatte, nur die äußerſte Schamloſigkeit ſich erfrechen konnte. Und was barg denn dieſe kauderwälſche Hülle für einen Kern? Theologie, was ſonſt? Die hegel'ſche Philoſophie iſt wie eine Zwiebel — abſcheuliches Gewächs! Du ſchälſt und ſchälſt immerzu, um zur Sache, zum Kern, zur Fruchtſubſtanz zu kommen; aber nach Abſtreifung der letzten Haut findeſt du — Nichts. Oder doch Etwas? Freilich. Hat unſer Kathederpfaffe nicht gekauderwälſcht von der „abſoluten“ Religion, d. h. vom Juden-Chriſtenthum, und vom „abſoluten“ Staat, d. h. vom königlich-preußiſchen Polizeiſtaat? Das alſo wäre der Zwiebel Kern! Man kann übrigens die Hegelei, welche in Deutſchland ſo viele Schafsköpfe drehend gemacht hat, auch vergleichen mit einem jener Verirpakete, welche junge Leute einander zu überſenden lieben. Dreifach umſchnürt, ſiebenfach verſiegelt, mit großer Werthangabe verſehen, enthält ſo ein Paket, nachdem der Empfänger die Dutzende und Wiederdutzende von Papierhüllen aller Formen und Farben entfernt hat, ſchließlich nur einen neuen Spielpfennig oder einen alten Hoſenknopf. So wirſt du, wenn du die zahlloſen kauderwälſchen Konvolute durchbrochen und mit gebührendem Ueberdruß bei Seite geworfen haſt, im Innerſten, im Tabernakel der hegeliſchen Philoſophie nur den alten, angemoderten, muffigen theologiſchen Zopf vorfinden, den der unverſchämte Gaukler, der freche Sophiſt, welcher wie die Trinitätsfabel ſo auch die karlsbader Beſchlüſſe ſykophantiſch und denunciantiſch zu rechtfertigen unternahm, vor Zeiten im tübinger Stift getragen hatte. Dieſer Zopf iſt der Fetiſch, das Palladium, die Standarte der Schüler des Mannes geworden und geblieben. Deßhalb die ewige Wiederaufwärmung und Wiederauftiſchung der altgebackenen faden Judenmazzen, welche unſere Großväter voll Ekel und Verachtung weggeworfen hatten; deßhalb der zudringliche Eifer, die Unterſuchung der Beſtandtheile und der Zubereitungsart dieſer Mazzen immer und immer wieder den geduldigen Deutſchen als eine „Angelegenheit der Nation“ aufzuſchwatzen.

Und ſie laſſen ſich dieſelbe aufſchwatzen. Denn dies auch iſt eins der unglücklichen Charaktermerkmale unſeres Volkes, daß es aus lauter Tiefſinnigkeit gerne das Unſinnige annimmt und glaubt, ſeinen wahren Sehern und wirklichen Lehrern dagegen ein eiſiges Mißtrauen entgegenbringt. Im Juni von 1807 ſagte in Tilſit der ruſſiſche General Budberg zum preußiſchen Freiherrn von Schladen: „Mit einem Monarchen wie der Ihrige kann Niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwächlinge und der Schurken.“ Genau ſo, wie Friedrich Wilhelm der Dritte that, thun die Deutſchen. Laßt ihnen einen Mann von lauterſter Vaterlandsliebe und makelloſeſtem Ruf aus der ganzen Fülle ſeines Herzens und aus der ganzen Genialität ſeines Kopfes einen Rath geben: ſie werden daran unendlich zu deuteln, zu mäkeln, zu tadeln haben und denſelben jedenfalls nicht befolgen; denn er iſt zu einfach, zu gerade und geſundmenſchenverſtändig, er trifft zu ſehr das Rechte und Richtige. Aber laßt einen ehrgeizigen Schwachkopf, einen ſelbſtſüchtigen Gaukler, einen phraſenſchleimigen

Parlamentshanswurſt das Kläglichſte, laßt den nächſten beſten Lump und Schuft das Lumpigſte und Schuftigſte anrathen: die guten Deutſchen werden Wohlgefallen daran finden; insbeſondere, wenn, was übrigens ſelbſtverſtändlich, der Rathſchlag dahin geht, den dämmernden, duſelnden, dahlenden Lebenswandel fortzuſetzen und die „rohe Empirie des Handelns“ getroſt andern Völkern zu überlaſſen, maßen ſich dieſelbe für die „Nation von Denkern und Kritikern“ nicht ſchicke.

Oh, über den deutſchen Kriticismus! Er gemahnt nur allzu häufig an jene höchſt verwickelte, tiefſinnige und kunſtvolle Maſchine beim Hogarth, welche erfunden und konſtruirt wurde, um — den Kork aus einem Flaſchenhals zu ziehen. Oder auch gemahnt er an den „Spodizator“ beim Rabelais, welcher „einem todten Eſel künſtliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sols verkaufte.“ So ein richtiger deutſcher Kritikakerlak beweiſ't dir mit breitſpurigſter „Wiſſenſchaftlichkeit“ ein-, zwei-, drei- und mehrbändig, daß 3 mal 1 gleich 3, nicht aber gleich 1 ſei, und andere dergleichen Dinge mehr.

Hüte dich wohl, zu meinen oder gar zu ſagen, ſothane Großthaten Kritikakerlaks ſeien ja ganz überflüſſig, für Jeden überflüſſig, welcher fünf geſunde Sinne beſitze und ſeinen Denkapparat überhaupt einmal, und wäre es auch nur zehn Minuten lang, in Bewegung geſetzt habe, — hüte dich! Denn ſofort würde eine ganze Horde von Kritikakerlaken über dich herfallen und dich als undeutſch, oberflächlich, frivol und unwiſſenſchaftlich verſchreien.

Die armen Franzoſen, welche, ſo viele ihrer nämlich überhaupt ſtaatrechtfähig, ſchon von ihren Rabelais, Montaigne und Voltaire den Glaubensſtaar ſich ſtechen ließen! Wie ſchauderhaft „ungründlich“ und „unwiſſenſchaftlich“ iſt es bei dieſer Operation zu- und hergegangen! Zwar das läßt ſich kaum beſtreiten, daß die frivolen Franzoſen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin ſchon gerade ſoweit waren, wie die ernſten Deutſchen jetzo gegen das Ende des 19. hin ſind. Aber das thut Nichts: — ſie hätten vor Wiſſenſchaftswegen warten ſollen und müſſen, bis die gründliche deutſche Kritik allen den Plunder, Schund und Wuſt vielbändig-wiſſenſchaftlich weggewieſen gehabt hätte, welchen der „franzöſiſche Leichtſinn“ ſo vorſchnell und ſo ohne Umſtände weggeſpottet und weggelacht hatte.

Nun aber vernehm' ich aus der Jahnhagelgegend her eines deutſchdümmlichen Bierbaſſes ingrimmig Gebrumm: „Quousque tandem?“ . . . Wie lange noch ich euch die Wahrheit ſagen werde, vieltheure Landsleute? Gerade noch ſo lange, als ich Zunge und Feder rühren kann. Gerade noch ſo lange, als ihr es nöthig habt. Und ihr habt es — bei Wuotan und Frouwa! — ſehr nöthig. Ja, ihr braucht einen über der Atmoſphäre deutſcher Knechtſchaffenheit ſtehenden Mann, welcher den ernüchternden Kaltwaſſerguß der Wahrheit auf eure vom ſelbſtgefälligen Phraſenfuſel eurer Turn-, Schieß-, Sang- und Sauf-Feſte beduſelten Schädel herabſchüttet. Ihr ſeid eines ſolchen rückſichtsloſen Grobianus a Lapide infernali doppelt bedürftig zu dieſer unſerer Zeit, allwo eine erkleckliche Anzahl von Hofräthe-ſeelen, welche bei den Fürſten nicht mehr an- und unterzukommen wußten, die Volkshofräthelei etablirt hat. Wie ſie ſich drücken und ducken und biegen und ſchmiegen, die Herren Volkshofräthe, um auf dem Wege ſanfter Oppoſition zu Fürſtenhofräthen mälig vorzurücken! Mit wie zierlich nationalökonomiſchen Pas ſie den liberalen Bourgeoistanz um das goldene Kalb her mitmachen! Wie ſie ſcharwenzeln und fuchsſchwänzeln an den Tafeln der Bankokraten und begeiſterungsvoll einſtimmen in das „Hoch der allmächtige Dollar!“ Mögen ſie das Alles thun; ſie ſind nun einmal dazu gemacht und die den Weltmarkt beherrſchende Firma Lump und Kompagnie hat auch ſolche Kommis nöthig. Nur kann man an dem Geſindel nicht vorübergehen, ohne daß Einem das Bein juckte, demſelben einen Gelegenheitsfußtritt zu geben. Damit von dieſer Grundſuppe deutſcher Gründlichkeit weg und zurück zu den ungründlichen Franzoſen . . . .

Das iſt ein Springervolk! Sprunghaft ſeine ganze Geſchichte. Mitunter ſcheinbar ganz verloren in allerlei Albernheiten und Kindereien, in Louis-Philippismus oder in Louis-Bonapartismus, in Chateaubriandismen oder in Saint-Simonismen, und doch ſtets auf dem Sprunge, mit gleichen Füßen in die Revolution hineinzuſpringen, ins Unberechenbare, ins Chaos, — ſo iſt dieſes queckſilberne Franzoſenthum nun einmal dazu beſtimmt, das Barometer der Welthiſtorie abzugeben. Die Elaſticität der franzöſiſchen Queckſilberigkeit iſt unzerſtörbar, ihre Expanſionskraft unermeßlich; aber ihre Verläßlichkeit gleich Null. Wem ſollte auch einfallen, vom Queckſilber Feſtigkeit, vom Wind und von der Welle Beſtändigkeit zu verlangen und zu erwarten? Dieſe galliſchen Springinsfelder ſind wie jener münchhauſen'ſche Läufer, welcher ſich Bleigewichte an die Beine binden mußte, um ſeinen Schnellgang zeitweilig einigermaßen zu mäßigen. Die Reſtaurationszeit, der Geldbrozenkönig, „deſſ' Haupt glich einer Birne", der „L'empire-c'est-la-paix"-Alp ſind ſolche Bleigewichte. Eines ſchönen Tages aber ſtreift Monſieur Vert-Galant die abſcheulichen Bleiklötze plötzlich wieder ab und thut einen Juli- oder Februarſprung, daß Europa in ſeinen Grundveſten erzittert und die Völker aufjauchzen vor Staunen und Freude.

Solche Sprünge müſſen doch wohl auch mit zum Weltorganismus gehören, da ſie von Zeit zu Zeit immer wieder geſchehen. Die Theorie von einer deutſchlangſamen und deutſchmethodiſchen, aber ſtätig vorſchreitenden Entwickelung menſchlicher Kultur, von einer Entwickelung, welche die Gedanken der „allgemeinen Vernunft", die „ewigen Grundſätze" des Rechts friedlich und ungehemmt in Thaten überſetzt, iſt recht ſchön. Schade nur, daß die weltgeſchichtliche Praxis ſich ſo wenig darum kümmert. Wollte ſie jener Theorie nachleben, wie gemüthlich und idylliſch würde es auf dieſer unſerer Erde zugehen! Es bedürfte dann auch keiner franzöſiſchen Leichtfüße von Revolutionsſpringern mehr. Und das wäre gut, ſofern dieſelben mitunter doch gar zu tolle Sprünge machen, den Chriſten zum Skandal, den Juden zum Aergerniß. Heidniſche Sprünge geradezu, unmittelbar in die ſataniſchen Regionen von Gog und Magog hinein.

So einen Sprung machten ſie im Jahre 1793, einen richtigen Purzelbaum aus dem Chriſtenthum ins Heidenthum hinüber, indem ſie auf dem Altar des „dreieinigen" Gottes die „Déesse de la Raison“ inthroniſirten. Das ganze Huſſah und Halloh dieſer Orgie erinnerte auffallend an das wüſte Spektakel der mittelalterlichen „Narren- und Eſelsfeſte“, welches ja ebenfalls auf franzöſiſchem Boden am wildeſten getobt hatte. In jedem Menſchen ſteckt bekanntlich der Narr, welcher zuweilen mit aller Gewalt herauswill. Es kommt nur darauf an, ob er Kraft genug hat, die Zwangsjacke der Gewohnheit zu zerreißen, oder nicht. Die Narren von 1793 hatten die erforderliche Kraft und ſo ſetzten ſie das große Narrenfeſt des Atheismus in Scene, welches wir uns jetzt etwas näher anſehen wollen. Es iſt der Mühe nicht unwerth.

2.

Ja, der Narr war los, ſtellte ſich auf den Kopf, ſchlug Räder und purzelbäumte ſich. Es geſchah, was immer geſchieht und geſchehen wird, wenn das alte Gewohnheitsthier, der Menſch, den Verſuch macht, mit der Vergangenheit plötzlich und vollſtändig zu brechen: — die chroniſche Thorheit wurde zum akuten Wahnwitz.

Da zur Zeit des Ancien Régime das Chriſtenthum ganz und gar im Pfaffenthum untergegangen war, ſo mußte der revolutionäre Zorn eine ſtarkaufgetragene heidniſche Färbung haben. Wie auch konnte die Erinnerung an das antike Heidenthum einem am 10. Auguſt von 1792 triumphirend zum Durchbruche gekommenen Republikanismus fernbleiben? War doch die Gironde, welche dem von Madame La France zur Welt geborenen Auguſtkind zunächſt zur Amme und Wärterin beſtellt wurde, mit antiken Erinnerungen ſo vollgeſtopft, daß ihr die griechiſchen und römiſchen Sentenzen bündelweiſe zum Maule heraushingen. Das gute parlamentariſche Schwatzweib, was hat es dem Püppchen für hübſche mileſiſche Märchen und für ſinnreiche äſopiſche Fabeln vorgeleiert, um daſſelbe zu einer honetten, attiſch wohlerzogenen, Griechiſch und Latein verſtehenden Respublika zu erziehen! Aber, ach, der kleine Engel ward im Handumdrehen ein großer Bengel, welcher die Carmagnole anthat, die rothe

Mütze aufſetzte und im Flegeljahrehumor mit ſeinem gefährlichen Spielzeuge, der Guillotine, ſeiner vieltheuren Amme den Kopf abſchlug.

Die wackeren Wolkenwandler und braven Schönſchwätzer von Girondiſten hatten die Republik ſalonsfähig machen wollen, um ſie mit Anſtand ihrer Aſpaſia, Manon Roland, vorſtellen zu können. Auch das girondiſtiſche Heidenthum war ein auf die „gute Geſellſchaft" berechnetes. Bei heiteren Sympoſien die Schläfen mit Violen und Roſen zu bekränzen und, befeuert von ſchöner Frauenaugen zärtlichen Blicken, den „Harmodios" zu ſingen, wie ihn vor Zeiten im perikleiſchen Athen griechiſche Philoſophen, Poeten und Künſtler angeſtimmt hatten, davon träumten die girondiſtiſchen Träumer noch zur Zeit, als längſt nicht mehr der Salon, ſondern die Straße den Ton angab — und was für einen Ton! — im Babel-Paris. „Ça ira!" Ach, das war kein „Harmodios", wie ihn Perikles und ſeine erlauchten Freunde mitſammen geſungen. Das war der Chor der „Guillotinefurien", allvormittäglich heiſer gekreiſcht auf der Place de la Révolution, wann das Fallbeil in ſchrecklicher Monotonie zwanzigmal, dreißigmal, fünfzigmal auf- und niederging.

Aber die Straße will auch ihr Heidenthum haben, maßen ja doch das Chriſtenthum mehr und mehr aus der Mode gekommen iſt. Auch der Unglaube darf kein Privilegium der verdammten Ariſtokraten mehr ſein, f....! Darum, f...., Commune von Paris, thu' deine Schuldigkeit und, f....., verheideniſire hübſch unſere eine und untheilbare Republik. Liberté, égalité, fraternité ou la mort!... Solcher Père-Duchesne-Styl trug es über des armen genialen Vergniaud klaſſiſche Beredtſamkeit davon, wie ja in 99 Fällen von 100 die Gemeinheit allzeit den Genius beſiegt. Am jakobiniſch-exploſiviſchen 2. Juni von 1793 wurde der Gironde zu Grabe geläutet. Sie hatten vom Rechte deklamirt, die liebenswürdigen Schwärmer, derweil ihre Gegner die Macht an Hand genommen hatten. „Macht geht vor Recht!" Das war eine brutale Thatſache, lange bevor deutſche Dahl- und Duſelinge im J. 1864 darob die Hände über den Strohköpfen zuſammengeſchlagen haben, als wäre nicht die ganze Geſchichte ihres eigenen Vaterlandes, als wäre nicht die ganze Weltgeſchichte von Anfang an und bis zum heutigen Tag eine unaufhörliche und unwiderſprechliche Variation jenes troſtloſen Thema's. Wozu alſo der Lärm?

Die pariſer Commune beeilte ſich, die Forderungen des Hébertismus, wie ſie im „Père Duchesne“ gepredigt wurden, zu erfüllen oder, was daſſelbe war, das revolutionäre Heidenthum aus dem Girondiſtiſch-Vornehmen ins Sansculottiſch-Populäre zu überſetzen. Die Jahrestagfeier des 10. Auguſt gab willkommene Gelegenheit, eine Generalprobe zu veranſtalten, ob und wie denn eigentlich das Heidenthum der guten Stadt Paris zu Geſichte ſtände. Der Großceremonienmeiſter Ihrer Majeſtät der ſouveränen Canaille, Maler David mit ſeiner geſchwollenen Backe, ſoll ſich tummeln, daß die Probe gut ausfalle. Citoyen David tummelt ſich wirklich und bringt mittels großen Aufwandes von Gyps, Pumpwerken, Waſſer, Baumzweigen, Blumen, Steifleinwand, Muſik, Kanonendonner u. ſ. w. eine leidliche Parodie, um nicht zu ſagen Traveſtie jener

„Pompa“ zuwege, wie ſie vor Zeiten am 28. Tage des Monats Hekatombäon mit ihren Kitharöden und Auleten, ihren Thallophoren und Kanephoren, in der Mitte das „heilige Schiff,“ durch die Straßen von Athen und zur Akropolis empor ſich bewegt hatte, um der Pallas Athene einen neugeſtickten „Peplos“ zu überbringen.

Die Stelle der attiſchen Jungfrauen nehmen in der Feſtprozeſſion vom 10. Auguſt 1793 nicht gerade allzu jungfräuliche Poiſſarden ein, welche, Eichenzweige in den derben Händen haltend, auf Kanonen reiten. Das heilige Schiff aber wird erſetzt durch einen Pflug, auf welchem, gezogen von ihren Kindern, Philemon und Baukis hocken. Die Statue der Pallas ſodann muß eine ungeheure, aus Gyps modellirte und da, wo vordem die Baſtille geſtanden, aufgerichtete „Natur“ verſehen, welche Waſſer aus ihren Brüſten ſprudelt. Der ſchöne Herault de Sechelles — die große Wegwiſcherin auf dem Revolutionsplatze wird ihn mitſammt ſeiner Schönheit bald genug wegwiſchen — der ſchöne Herault iſt, als Präſident des Konvents an dieſem Tage, der

Führer des Feſtzuges. Er fängt in einer eiſernen Schale das aus den Brüſten der Natur quillende Waſſer auf, bringt in aller Form eine „Libation" und hält an die Gypſerne eine Rede, welche mit den Worten anhebt: „Souveraine du sauvage et des nations éclairées, ô Nature!"

Warum auch ſollte man nicht ungenirt heidniſch ſich gebaren, nachdem Citoyen Jakob Dupont im Schooße des Konvents die Zeitgemäßheit des Atheismus proklamirt hatte? Es war dem Biedermanne damit voller Ernſt, was unwiderleglich dadurch bewieſen wird, daß er ſpäter als notoriſcher Narr geſtorben iſt. „Was — hatte er ausgerufen — die Throne ſind umgeſtürzt und die Altäre ſtehen noch! Glaubt ihr denn, die franzöſiſche Republik ſei zu begründen und zu befeſtigen mittels anderer Altäre als mittels des Altars des Vaterlandes und mittels anderer religiöſer Symbole als mittels der Freiheitsbäume? Die Natur und die Vernunft, da habt ihr meine Gottheiten! Ja, ich ſage es dem Konvent ohne Umſchweife: — ich bin Atheiſt."

Dieſes Kredo oder Nichtkredo war ein vorzeitiges, um etliche Wochen oder ſogar Monate verfrühtes. Der Narr war aus dem armen Jakob Dupont zu voreilig hervorgeſprungen. Zwar der Janhagel auf den Galerien klatſchte Beifall, allein da und dort auf den Bänken der Deputirten ward Gemurre laut und wurde die Bemerkung gehört: „Dem Kerl rappelt es!“ Bald ſollte dieſes Rappeln zu einem graſſirenden werden, wie das allzeit ſo geſchieht in der Welt, wenn die Narrheit einmal recht närriſch iſt. Und, in Wahrheit, ſie war es dazumal. Wie, das veranſchaulichen insbeſondere auch die amtlichen Berichte der in die Provinzen geſandten Konventskommiſſäre, — Berichte, aus welchen man neben dem Blutgerieſel auch das Geklingel der Schellenkappe deutlich heraushört. So z. B. meldeten Lequinio und Laignelot aus Rochelle: „Alles geht hier wie geſchmiert. Das Volk wendet ſich aus freien Stücken der Fackel der Vernunft zu, welche wir ihm mit Sanftmuth und Brüderlichkeit zeigen. Das Revolutionstribunal, welches wir eingeſetzt haben, räumt unter den Ariſtokraten auf und die Guillotine ſchlägt Köpfe ab. Der Bürger Ancé hat ſich freiwillig erboten, das Amt des Guillotineur zu übernehmen. Wir haben es ihm übertragen und ihn eingeladen, mit uns zu ſpeiſen, wobei wir zu Ehren der Republik verſchiedene Libationen darbrachten.“

Aber auch die Narrheit verlangt Form und Norm und der Wahnſinn geſtaltet ſich gerne methodiſch. Der ſchmierige Kynismus des Père-Duchesne-Hébert reichte nicht aus, den „Vernunftkult“ zu Etwas zu machen, was ſich vor den Pariſern ſehen laſſen konnte. Da nahm ſich Citoyen Chaumette, Generalprokurator der Commune, der Sache an und brachte als eifriger und geſchickter Regiſſeur die Poſſe in Gang. Chaumette iſt, das ſteht feſt, ein aufrichtiger Enthuſiaſt, ein ehrlicher Narr geweſen und hat mit völlig ſelbſtſuchtloſer Begeiſterung ſo zu ſagen den Pontifex Maximus des Vernunftgottesdienſtes gemacht. Die Vermuthung jedoch iſt ſtatthaft, daß ſein Eifer beträchtlich geſchürt worden ſein dürfte durch das von ſeinen Feinden ausgeſprengte Gerücht, er ſei früher Mönch geweſen. Dieſe damals gefährliche Zulage ließ man nicht gerne auf ſich ſitzen und

Chaumette that alles Menſchenmögliche, die grundloſe Beſchuldigung zurückzuweiſen, welche dadurch entſtanden ſein mochte, daß ſeiner Rednerei eine gewiſſe prieſterliche Salbung eigen war. Es iſt dies ja, wie Jedermann weiß, bei den Auslaſſungen negativer Pfaffen überhaupt nicht ſelten der Fall. Fanatismus bleibt Fanatismus, ſchwarz oder roth angeſtrichen. —

Der Sohn eines Schuſters in Nevers, war Chaumette vor Zeiten ein kleiner Thunichtgut geweſen. Sein Vater hatte ihm einige Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntniſſen verſchafft — „lui fit faire quelques études," wie unſere franzöſiſche Quelle ziemlich obenhin ſagt; aber der hoffnungsvolle Sohn war dieſer Gelegenheit entlaufen und Schiffsjunge geworden, erſt auf einer Loire-Barke, dann auf einem Kriegsſchiff. Da gefiel es ihm aber auch nicht lange; er empfand plötzlich Sehnſucht nach den weggeworfenen Büchern, und weil er einſah, er habe zu einem großen Admiral nicht das Zeug, beſchloß er, ein berühmter Botaniker zu werden. Warum er auch dieſes nicht geworden, iſt nicht recht klar, da er doch die „Pflanzen und Blumen ſo ſehr liebte.“ Genug, das Jahr 1789 fand den ſechsundzwanzigjährigen Chaumette als Schreiber eines Advokaten in Paris. Die vorſchreitende Revolution machte ihn zum Klubbruder bei den Cordeliers und zum beliebten Eckſtein- und Kneipenredner. Eine hübſche Geſtalt, eine Stimme voll Wohlklang, ein nicht gemeines Talent der Improviſation, — das waren Mittel, welche damals ihren Beſitzer zu Etwas machen konnten, namentlich dann, wann ſo ein Eckſteinprophet ehrlich und eifrig Alles ſelber glaubte, was er ſeinem ſansculottiſchen Publikum vororakelte. Nach der Exploſion vom 10. Auguſt war Chaumette bereits eine Perſon von ſolcher Bedeutung, daß er zum Nachfolger Manuels in der Generalprokuratur der Commune erkoren wurde, und in dieſem Amte verſchritt er alsbald dazu, dem ganzen Zelotismus negativen Pfaffenthums Zaum und Zügel ſchießen zu laſſen.

In Wahrheit, der Mann betrieb den Krieg wider das Chriſtenthum und für den Atheismus mit ganz pfäffiſcher Gluth und Wuth; er war ihm Herzensſache. Daneben trat der wunderliche Pontifer auch als eifriger Sittencenſor auf. Er verfolgte die Proſtitution bis in ihre heimlichſten Schlupfwinkel und verklagte dieſelbe als „eine politiſche Peſt, welche zu exiſtiren nirgends das Recht hat, ausgenommen Länder, welche unter dem Joche von Königen und eheloſen Prieſtern ſeufzen.“ Er fuhr auch mit äußerſter Strenge gegen den Verkauf ſchmutziger Bücher und unfläthiger Bilder vor und las gelegentlich gewiſſen „Viragos“, welche in der Stadt herumliefen und die Pariſerinnen halb bittweiſe, halb zwangsweiſe überreden wollten, ſtatt der Haube die rothe Mütze aufzuſetzen, ſehr energiſch die Leviten. Summa: der Mann iſt, wie ſchon geſagt worden, ein ehrlicher Narr geweſen. Er hat auch, als ſeine Stunde, weggewiſcht zu werden, gekommen war, das Schaffot mit heiterer Faſſung beſchritten, nachdem er an den Schranken des Revolutionstribunals — Narren ſprechen ja die Wahrheit — das wahre Wort geſprochen hatte: „Meine Zeit iſt meine Rechtfertigung und meine Verurtheilung (ma justification et ma condamnation sont dans le temps).“

Ein weltgeſchichtlich Narrenſpiel wäre nicht ganz, ſo nicht auch ein Stück Deutſchland mitſpielte. Daſſelbe wurde in der Komödie des Chaumette-Hébertismus vertreten durch den Wirr- und Schwarbelkopf, welcher auf den Schultern unſeres Landsmanns, des Baron Klotz aus Kleve ſaß. Dieſer reiche Edelmann iſt, wie auch der Prinz Karl von Heſſen-Rotenburg, bekanntlich eine Weile luſtig mit dem Malſtrom der Revolution geſchwommen und dann plötzlich von demſelben hinuntergeſchlungen worden. Auch er war ein ehrlicher Narr im Superlativ. Nachdem er ſich zum Anacharſis Clootz und zum franzöſiſchen Citoyen umgewandelt hatte, ließ er ſich ſelber zum „Orateur du genre humain“ vorrücken und hat als ſolcher verſchiedene Mummereien und Spektakel, die Jedermann kennt, an den Schranken des Konvents und anderwärts agirt und tragirt, eine Art von tollgewordenem Marquis Poſa. „Das Jahrhundert iſt meinem Ideal nicht reif,“ ſagte Schillers Malteſer. „J'ai le malheur de n'être pas de mon siècle,“ ſagte Citoyen Anacharſis. Der gute Schwarbler war ein geſchworener

Weltbürger. Er haſelirte von einem „Peuple Dieu“, wollte ſchlechterdings, daß „le genre humain ne formera plus qu'une nation,“ und predigte leidenſchaftlich ſeinen Traum von einer Univerſalrepublik. „Wohl — witzelte eines Tages einer ſeiner Zuhörer den armen Schwarmgeiſt an — Eure Univerſalrepublik iſt ein ſchönes Ding. Wann ſie mal fertig, wird der Berg Athos die Rednerbühne und werden die Kordilleren die Bänke ſein, worauf die Repräſentanten des Univerſums Platz nehmen.“ Worauf Citoyen Anacharſis: „Je me moque des moqueurs,“ und begann ſeine Predigt auf's Neue. Denn mit Spott tödtet man den Fanatismus gerade ſo, wie man mit Oel das Feuer löſcht.

3.

Im Spätherbſt von 1793 feierte der Atheismus in Paris ſeine lärmenden Saturnalien. Da tummelte ſich gar luſtig der Antichriſt, deſſen alter Mythus jetzt für eine Weile zur Wirklichkeit geworden war. Eifrige Konventskommiſſäre hatten in den Provinzen, wie ſchon erwähnt wurde, ſo tüchtig vorgearbeitet, daß man in der Hauptſtadt dazu verſchreiten konnte, die Summe der widerchriſtlichen Rechnung zu ziehen und an die Stelle des katholiſchen Gottesdienſtes, deſſen Symbole und Apparate, zugleich mit denen des Königthums, mit fliegender Haſt verfolgt und zerſtört wurden, den „Vernunftkult“ zu ſetzen.

Zu Anfang Oktobers beſchloß der Konvent die Abſchaffung des chriſtlichen und die Einführung des „republikaniſchen“ Kalenders, welchen Romme gemacht hatte, unter Beihülfe von Monge, Lagrange und Fabre d'Eglantine. Etliche Tage darauf wurden die Königsgräber zu Saint-Denis zerſtört. Tag für Tag empfing der Konvent von Nah und Fern Zuſchriften und Abordnungen, welche widerchriſtliche Bezeugungen verlautbarten. Unter dieſen Deputationen machte ſich auch eine gehörige Anzahl von Prieſtern bemerklich, die, um ihren vernunftgottesdienſtlich-guten Willen durch die That zu beweiſen, gleich die Ex-Nonnen mitbrachten, welche ſie geheiratet hatten. An einem der erſten Tage im November iſt an den Schranken des Konvents auch die Zuſchrift eines Pfarrers geleſen worden, welche mit den Worten anhob: „Ich bin Prieſter, das will ſagen Charlatan*).“

Bei ſothanen Stimmungen und Thaten ſchien einem Anacharſis Cloots und einem Anaxagoras Chaumette die Zeit gekommen zu ſein, mittels Inthroniſirung der „Göttin der Vernunft“ förmlich und feierlich der Welt zu verkünden, daß des alten Virgilius ſibylliniſches Prophetenwort: —

> Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;
> Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
> Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna —

endlich zur Erfüllung gelangt ſei. Aber freilich anders als der gute Kirchenvater Laktantius vor Zeiten gemeint hatte*). Der würde ſich auch nicht übel vor der „Virgo“ entſetzt haben, welche von Mademoiſelle Maillard von der Oper oder von Mademoiſelle Candeille vom Ballet „gemacht“ wurde. Dann von noch weit notoriſcheren Miß-Mademoiſelles, ſo das Wort ſtatthaft. Die ſchönſte und anſtändigſte aller „Déesses de la Raison“ war aber die Citoyenne Momoro, welcher ihr fanatiſcher Mann, der Buchdrucker Momoro, die Göttinrolle aufzwingen mußte. Das Gebaren der armen Frau, die, abgerechnet ihre „etwas ſchadhaften“ Zähne, eine vollkommene Schönheit geweſen, wird als ein ſehr ſittſames gerühmt. Leider iſt kein Zeugniß auf uns gekommen, welche Gefühle durch ihre Bruſt, welche Gedanken durch ihr Gehirn gegangen, während ſie auf dem Altar thronte . . .

---

*) Vielleicht war das nur ein Widerhall des Berichtes, welchen der Konventskommiſſär Dumont im Oktober aus Amiens eingeſandt und worin er gemeldet hatte, er habe dem Volke auseinandergeſetzt, die Prieſter ſeien „des arlequins ou des pierrots vêtus de noir, qui montraient des marionnettes, que tout ce qu'ils faisaient étaient des escroqueries pour gagner de l'argent.“ Moniteur 1793, Nr. 279.

An einem der erſten Novembertage von 1793 begab ſich der „Redner des Menſchengeſchlechtes“ zu dem konſtitutionellen Erzbiſchof von Paris, Gobel, der, ein einfältiger und ſchwacher Greis, ganz ſteuer- und richtungslos mit der Sündflutſtrömung der Zeit dahintrieb. Schon lange eine bloße Marionette am Drahte der tollſten Demagogen, ließ er ſich jetzt durch Cloots unſchwer beſtimmen, die Hauptrolle in einer Poſſe zu übernehmen, welche die Chaumette, Hébert, Momoro, Pache und Lhuillier aufführen wollten. Dieſelbe ging dann am 7. November wirklich in Scene. Schauplatz war der Sitzungsſal des Konvents. Eine Abordnung, an deren Spitze die eben Genannten ſtanden, führte den armen alten Erzbiſchof, welchen ſeine heutige Schmach doch nicht davor bewahrte, fünf Monate ſpäter guillotinirt zu werden, ſammt ſeinen Vikaren an die Schranke. Momoro erklärte als Wortführer der Deputation, daß der Klerus von Paris gekommen ſei, des Charakters, welchen der Afterglaube ihm aufgeprägt habe, ſich zu entäußern, maßen ja die franzöſiſche Republik keinen andern Kult mehr haben ſolle und dürfe als den der Freiheit, Gleichheit und Wahrheit. Darauf brachte Gobel, indem er Ring und Stab ablegte und ſich die rothe Mütze aufſetzen ließ, die Erklärung vor, daß er „die Souverainetät des Volkes allzeit als Richtſchnur anerkannt habe und die

---

*) Institut. div. VII, 24.

Unterwerfung unter dieſelbe als ſeine erſte Pflicht. Weil nun das ſouveraine Volk keinen andern Gottesdienſt mehr haben wolle als den der Freiheit und Gleichheit, ſo verfahre er nur folgerichtig, wenn er, wie er hiermit thue, auf ſeine prieſterlichen Funktionen verzichte und ſeiner Prieſterſchaft ſelber entſage. „Es lebe die Republik!“ Die Vikare thaten, wie der Erzbiſchof gethan. Der Präſident des Konvents, an dieſem Tage Laloy, umarmte Gobel und beglückwünſchte ihn. Chaumette rief aus: „Dieſer Tag muß im Kalender als der Tag der Vernunft bezeichnet werden!“ Prieſterliche Mitglieder des Konvents, darunter auch ein proteſtantiſcher Pfarrer — Julien aus Toulouſe — beeilten ſich, von der Rednerbühne herab zu erklären, daß ſie ihrem Prieſterthum ebenfalls entſagten. Mit beſonderer Feierlichkeit brachte der ſonſt zu dieſer Zeit nur noch durch ſeine Schweigſamkeit glänzende Abbé Sieyès, der Konſtitutionenfabrikant, ſeine Abſage vor. Anders der Biſchof von Blois, der hochgeſinnte und ſtandhafte Republikaner Grégoire. Für den wurde dieſer Tag des feigen Abfalls der Pfaffen ein wahrer Ehrentag. „Handelt es ſich um das mit der Biſchofswürde verbundene Einkommen? Ich gebe es ohne Bedauern auf. Handelt es ſich um die Religion? Darüber ſteht euch keine Verfügung zu. Ich habe mich bemüht, in meiner Diöceſe Gutes zu ſtiften; ich bleibe Biſchof, um es ferner zu thun, und berufe mich auf die Freiheit der Kulte.“ Dieſe mannhafte Erklärung machte doch einigen Eindruck. „Man will Niemand zwingen,“ wurde von vielen Bänken gerufen.

Anacharſis Cloots eilte in ſeiner Herzensfreude, daß das Heidenthum ſo hübſch in Gang gekommen, aus dem Konventsſal in die Kanzleien des Wohlfahrtsausſchuſſes hinüber, wo er dem Robespierre triumphirend erzählte, was ſo eben drüben im Konvente geſchehen ſei. Aber da kam er übel an. Denn Robespierre, welcher bekanntlich wie ſein Meiſter Rouſſeau ein entſchiedener Deiſt und auch aus politiſchen Gründen dem Skandal des „Vernunftkultus“ von Anfang an entgegen war, ließ den närriſchen Redner des Menſchengeſchlechts derb abfahren.

Der in Fluß und Schuß gekommene Unſinn wollte und mußte jedoch ſeinen Verlauf haben. Denn welcher Unſinn wollte und müßte das nicht? Laßt die erhabenſte Idee, den edelſten Gedanken, den heilſamſten Rathſchlag aufſtehen, Millionen von Händen werden ſofort eiligſt dabei ſein, Hinderniſſe entgegenzuthürmen. Aber laßt die Unvernunft, laßt die Gewiſſenloſigkeit, laßt den Frevel einen kecken Trumpf ausſpielen und in 99 Spielen von 100 wird derſelbe die Stechkarte ſein. So will es die ungeheure Mehrzahl der Menſchen in ihrer Schlecht- und Knechtſchaffenheit.

Anaxagoras Chaumette und Mitnarren führten nach dem gelungenen Vorſpiel im Konvent die traurige Komödie luſtig weiter. Die „Circenſes," welche der abgethane katholiſche Kult einer gaffgierigen Menge geboten hatte, mußten möglichſt raſch durch andere erſetzt werden. Der Gemeinderath von Paris dekretirte, daß am 10. November in der Kathedrale von Notre-Dame der „Kultus der Vernunft" feſtlich eingeſetzt werden ſollte. Und, richtig, ſo geſchah es. Unter den gothiſchen Wölbungen des alten Doms, deſſen Steine ſich von Rechtswegen gegen das, was er heute erleben mußte, hätten empören ſollen, war eine Art von Tempel aufgebaut mit der Inſchrift: „A la philosophie." Der Tempel ſpitzte ſich zu einem Berge zu, auf deſſen Höhe die „Fackel der Wahrheit" brannte. Dieſen Berg umſchritt in Prozeſſion eine Schar von jungen Mädchen, weißgekleidet, mit Eichenlaub bekränzt, brennende Fackeln in den Händen. Als der Gemeinderath mit ſeinem Gefolge, „ganz in Carmagnole," erſchienen war, that die Pforte des „Tempels der Philoſophie" ſich auf und heraustrat die „Göttin der Vernunft," die ſchöne Demoiſelle Maillard. Sie war angethan mit einer weißen ärmelloſen Tunika, worüber ein himmelblauer Mantel hing. Auf ihrer prächtigen Lockenfülle trug ſie die rothe Mütze und in ihrer Rechten hielt ſie die Pike. So ließ ſie ſich auf einem tragbaren, mit Eichenlaub und Blumenguirlanden umwundenen Throne nieder und empfing die Huldigungen der „Vernunftgläubigen," welche mit gegen die Göttin erhobenen Armen eine von Marie-Joſeph Chenier gedichtete und von Goſſek in Muſik geſetzte Hymne abſangen.

Nachdem dieſe Ceremonie mit geziemendem Ernſt und ohne die geringſte Anwandlung von Lachreiz — denn die menſchliche Narrheit iſt meiſtens eine ſehr ernſthafte Beſtie — vorübergegangen, ordnete ſich die Feſtprozeſſion, um zum Sitzungsſale des Konvents in den Tuilerien zu ziehen. Muſik voran, dann eine Abordnung der „Revolutionsarmee“, weiterhin eine ſolche von der „Sektion der Hoſenloſen“, welche acht Prieſter mit ſich führte, die darauf brannten, ihre Gaukeleien („leurs jongleries“) abzuſchwören. Hierauf eine Schar von Findelkindern, welche „der Hochmuth und das Laſter ſonſt Kinder der Barmherzigkeit genannt haben, die aber jetzt die wahren Kinder der Natur und des Vaterlandes ſind.“ Sodann die Göttin auf ihrem Thron-Palankin, ihr Pontifex Chaumette und eine ſattſame Anzahl von Narren und Närrinnen.

Als der Zug in den Sal des Konvents eingetreten und die Göttin auf ihrem Tragſeſſel vor der Plattform des Präſidentenſitzes angelangt war, ſchwieg die Muſik und Pontifex Chaumette begann mit Salbung ſeinen Sermon: „Geſetzgeber! Der Fanatismus hat die Flucht ergriffen. Seine Schielaugen konnten die Helle des Lichtes nicht ertragen. Eine ungeheure Menſchenmenge hat ſich verſammelt unter den gothiſchen Wölbungen von Notre-Dame, welche heute zum erſten Mal ein Widerhall der Wahrheit geweſen ſind. Dort haben wir den lebloſen Idolen entſagt um der Vernunft willen, um dieſes lebensvollen Idols willen, dem Meiſterſtück der Natur.“ Er wies mit der Hand auf die Göttin und aus den Reihen der Bürger Geſetzgeber kam ein beifälliges: „Sakriſti, ſie iſt in Wahrheit jung und ſchön wie die Vernunft.“ Chaumette fuhr in ſeiner Phraſenreiterei fort und ſchloß mit dem Wunſche, der Konvent möge beſchließen, daß die Kathedrale von Notre-Dame zur bleibenden Stätte des Vernunftkultus erklärt ſei. Der weiland Kapuziner Chabot verwandelte als Mitglied des Konvents dieſen Wunſch ſofort in einen dringlichen Antrag und die Verſammlung genehmigte denſelben unter dem Rufe: „Vive la république! Vive la montagne!“ auf der Stelle. Dafür mußte eine Göttin, welche wußte, was Lebensart ſei, doch wohl ihren Dank abſtatten. Sie ſtieg demnach, auf ihres Pontifer

Arm geſtützt, von ihrem Throne herab und ſchritt auf den Präſidenten zu, welchen ſie mit ihrer Umarmung begnadete. Als Aequivalent verabreichte ihr der Präſident den „Bruderkuß“ und die Bürger Sekretäre wurden ſo heftig vernunftgläubig „angefaßt,“ daß ſie die Gelegenheit, der ſchönen Göttin ebenfalls Brüderküſſe zu geben, beim Schopfe faßten — („les secrétaires s'empressèrent aussi de lui donner le baiser fraternel,“ heißt es im Sitzungsbericht). Thuriot beantragte dann, der geſammte Konvent ſolle die Göttin in ihren Tempel zurückbegleiten, was auch beſchloſſen und ausgeführt wurde, inmitten der Ausbrüche einer allgemeinen Freude — („au milieu des transports d'une joie universelle,“ ſagt das Sitzungsprotokoll im Moniteur).

Alſo iſt am 10. November von 1793 die „Religion der Vernunft“ in Frankreich förmlich und feierlich ein- und aufgeführt worden. Ein orgiaſtiſches Ding, welches wieder einmal gar deutlich in den ewigen Refrain auslief: „Nichts Neues unter der Sonne!“ Denn das ganze Spektakel dieſes

Naturdienſtes erinnert auffallend an Uraltes, an den Kult der „großen Mutter,“ der ſyriſch-phrygiſchen Aſchera-Kybele, welchen geräuſchvollen Kult der alte Lukretius ſo ſchön beſchrieben hat*). Ja, wahrhaftig, man konnte ſich in dieſem Paris im Brumaire des Jahres II der Republik nach Vorderaſien verſetzt glauben und zurück in Zeiten, wo dort Prozeſſionen von Andächtigen unter der Pfeifen, Cymbeln, Tuben und Pauken betäubendem Schall durch die Städte und durch die Bergwälder zogen, zu üppigen Tänzen zuſammentraten und ihre Begeiſterung in wollüſtigen Hymnen zum Preiſe der „Allmutter“ ergoſſen. Sah man doch auf dem Grèveplatz um ungeheure Feuer her, welche mit kirchlichen Geräthen und „Reliquien“ von Heiligen genährt wurden, Konventsmitglieder mit Dirnen, welche Meßgewänder anhatten, die Carmagnole tanzen**). Und dabei blieb die Aehn-

---

*) De nat. rer. II, 599 seq.

**) Gewiß hätten dieſe Narren unbedingt Jeden für einen Narren aus dem FF erklärt, welcher ihnen wahrgeſagt hätte, eines ſchönen Septembertags von 1866 würde ein Hauptorgan und Leibblatt der Herrſchaft Sr. kaiſerl. Majeſtät Napolichkeit mit dem Aſchera-Kybelekult nicht ſtehen. Der großen Göttin wohlgefälligſtes Opfer war bekanntlich die Opferung der jungfräulichen Keuſchheit geweſen und demzufolge hatten ihr zu Ehren bei und in den Kybeletempeln die phrygiſchen und lydiſchen Mädchen ſich preisgegeben. Bei den Bakchanalien nun, wozu der „Vernunftkult" raſch ausartete, geſchah in verſchiedenen Kirchen, wo die verſchiedenen „Göttinnen der Vernunft" auf den Tabernakeln der Hauptaltäre thronten, beſonders in den beiden Kirchen Saint-Euſtache und Saint-Gervais, Kybeleiſches auch dieſer

---

leons III., der „Constitutionnel," dieſen Artikel enthalten: „Ihre Majeſtät die Kaiſerin Eugenie hat den verſtorbenen Grafen Baciocchi am Tage vor ihrer Abreiſe nach Biarritz beſucht und ihm eine höchſt koſtbare Reliquie anvertraut, die er, ſo lange ſeine Krankheit währte, in ſeinem Zimmer behalten ſollte. Dieſes Reliquienkäſtchen, das werthvollſte Kleinod der franzöſiſchen Krone, enthält 1) ein Stückchen von der Windel des Heilandes; 2) ein Stückchen von dem Schleier der Mutter Gottes und 3) ein Stückchen von dem Grabtuche Johannes des Täufers. Bei ihrer Niederkunft hatte die Kaiſerin daſſelbe Reliquienkäſtchen in der Wochenſtube aufſtellen laſſen."

Art*), obzwar, wie mit Grund zu vermuthen iſt, bei dieſen Orgien der wirklichen Jungfräulichkeitsopfer nicht viele oder gar keine gefallen ſein mögen.

Selbſtverſtändlich fand der in Paris tobende Faſching des Atheismus in den Provinzen Nachäffung und die urtheilsloſe und feige Menge ließ auch dort, gerade wie in der Hauptſtadt, dem albernen und ärgerlichen Skandal ſeinen Lauf. Wann und wo wäre überhaupt das atomiſtiſche Ding, genannt Volk, aus eigenem Antrieb gegen Abſurdes auf- und für Verſtändiges eingetreten? Nie und nirgends. Und nicht nur das! Der gedankenloſe Stumpfſinn der Maſſen hat auch für erwähltere und muthigere Geiſter ein ſolches Auf- und Eintreten allzeit zu einem gefährlichen gemacht: — die alte und immer neue Geſchichte vom Gekreuzigt- und Verbranntwerden der armen „Ideologen“ —

„Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten . . .“

---

*) Siehe beim Zeitgenoſſen und Augenzeugen Mercier („Le nouveau Paris“) die Kapitel 145 und 146 und über das „Kybeleiſche“ insbeſondere vol. 4, p. 141—43.

Doppelt Ehre darum dem Maximilien Robespierre, daß er trotz Alledem dem wüſten Aergerniß des Chaumette-Hébertismus muthvoll entgegentrat. Dem reinlichen „Unbeſtechlichen,“ welcher in jenen Tagen darüber nachſann, wie alle Kraft der Revolution zu einem unwiderſtehlichen Impuls zuſammenzufaſſen ſei, um das „gebenedeite“ Contrat-Social-Evangelium endlich zur Wirklichkeit zu machen, mußte das Vernunftkult-Spektakel widerwärtig ſtörſam in ſeine ſtille Stube beim Schreiner Duplay in der Rue Saint-Honoré hineinſchlagen. Vielleicht um ſo widerwärtiger, als die tiefe und keuſche Neigung, welche er für ſeines Hauswirthes älteſte Tochter Leonore Duplay hegte, ihm die lärmende Abgötterei, welche mit den „Göttinnen der Vernunft“ getrieben wurde, nur wie eine läſterliche Profanation des „Ewig-Weiblichen“ vorkommen ließ.

Gerade, als der Wahnwitz ſeinen Siedepunkt erreicht hatte, that Robespierre von ſeinem Prätorium, vom Jakobinerklubb aus am 21. November den erſten offenen und wuchtigen Angriff, welcher für den Hébertismus, der mittels ſinnloſer Uebertreibungen Republik und Demokratie in der Meinung aller Denkenden und Redlichen ruiniren wolle, zu einem zermalmenden wurde. Der Jünger von Jean-Jacques proklamirte feierlich ſeinen Glauben an ein „Höchſtes Weſen“, verklagte den Atheismus als ariſtokratiſch („l'athéisme est aristocratique“) und citirte Voltaire's Satz: „Wenn Gott nicht wäre, müßte man ihn erfinden.“ Auch für den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele trat er ein, als für eine Vorſtellung voll Troſt („idée consolatrice“), und ſo enthielt Robespierre's Angriffsrede vom 21. November 1793 ſchon alle die Gedanken, welche er in ſeinem Kampfe gegen die atheiſtiſch-anarchiſche Faktion weiter entwickelte und welche dann durch das Feſt des „Etre suprême“ vom 8. Juni 1794 ihren thatſächlichen Abſchluß fanden. Der Unbeſtechliche fühlte ganz richtig, daß das Volk ſeine idealiſchen Inſtinkte und Bedürfniſſe nur in der Form der Religion zu befriedigen vermöge, und er hatte inſofern ganz recht, den Gottglauben als demokratiſch und den Atheismus als ariſtokratiſch zu bezeichnen.

Auch Danton trat bekanntlich gegen die Hébertiſten in die Kampfſchranken, indem er ſich am 26. November 1793 im Konvent ſehr entſchieden gegen die „antireligiöſen Maskeraden“ ausſprach*), die „Pfaffen des Unglaubens“ nicht weniger verwarf als die „Pfaffen des Afterglaubens“ und ſchließlich ausrief: „Wir wollten die Herrſchaft des Fanatismus nicht zerſtören, um dafür die Herrſchaft des Atheismus aufzurichten.“

Die Erklärung Robespierre's bei den Jakobinern und die Rede Dantons im Konvent enthielten ſchon das Todesurtheil für den Chaumette-Hébertismus. Robespierre wollte unerbittlich die Wegwiſchung deſſelben. Das Uebrige beſorgte Fouquier-Tinville. Am 24. März 1794 fielen die Köpfe von Hébert, Clootz, Momoro und 16 ihrer „Mitſchuldigen“, am 13. April die von Chaumette, Gobel und 16 andere. Zwiſchenhinein hatte eine der erſchütterndſten Scenen der ungeheuren Revolutionstragödie geſpielt: — die Todesfahrt von Danton, Desmoulins und ihren Freunden am 5. April. Jetzt erſt ward der „Schrecken" ſo recht ſchrecklich zur Tagesordnung und wurde Guillotins Tochter raſend vor Begierde. Am 28. Juli riß ſie auch den „Unbeſtechlichen" in ihre tödtliche Umarmung. Hätte er ſeine Ideen zu verwirklichen, ſeinen Plan durchzuführen vermocht, ſo ſtände er zur Stunde als ein „großer Mann" in der Weltgeſchichte da. Jetzt aber heißt er ein „Ungeheuer". Denn „Lob oder Tadel richtet ſich ſchlechterdings nur nach dem Erfolge; die Sieger werden geprieſen und die Mittel des Sieges nicht unterſucht," ſagt troſtlos wahr der alte Prokopius von Cäſarea in ſeinem Buch vom Gothenkrieg (III, 3). Und wie ſprach der weiſeſte Jude, ein hell- und ſcharfſichtigſter Denker, Baruch Spinoza, in ſeinem politiſchen Traktat? „Jeder hat gerade ſo viel Recht, als er Macht hat" (unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet; l. c. II, 8).

---

*) „Je demande qu'il n'y ait plus de mascarades antireligieuses dans le sein de la convention.“ Monit. du 28 nov. 93.

Für Thron und Altar.

1.

Das alberne Märchen von der Mündigkeit und Selbſtbeſtimmungsreife der Völker wird man jetzt, nach den Ereigniſſen des Jahres 1866, wohl für eine Weile den Leuten nicht mehr vorzuleiern wagen. Hofrath Liberalismus mag ſich freuen: es iſt ihm ja ſeit 1849 ſo ſchön gelungen, die Völker in jenen Zuſtand von Schäfigkeit zurückzuſchwatzen, allwo ſie gedanken-, that- und willenlos „höhere Mächte“ über ihre Wolle, ihr Fell, ihr Fleiſch und Blut verfügen laſſen; ja ſogar, die lieben Schafe, auf allerhöchſten Befehl ihr Bäh und Mäh als Kriegsgeſchrei anſtimmen und einander wundſtoßen und todtbeißen.

Freilich, was das genannte Jahr gebracht hat, es war nur ein etwas anders redigirter Text zu einer uralten und ewigen Weiſe. Die Menſchen ſind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an ſo getrieben und werden es ſo treiben, bis eine glückliche Kataſtrophe im Weltall der unſeligen Exiſtenz des Erdballs ein Ende macht. Die Menſchheit vermag Vernunft, Frieden, Freiheit und Glück nicht zu ertragen: ſie iſt nicht dazu organiſirt. Unſer deutſcher Buddha, der, in Ermangelung eines Sitzes unter dem Aſokabaum in indiſcher Waldeinſamkeit, an der Wirthstafel im Schwan zu Frankfurt am Main geſeſſen, Sakjamuni-Schopenhauer hat weislich geſagt: „Wie unſer Leib auseinanderplatzen müßte, wenn der Druck der Atmoſphäre von ihm genommen wäre, ſo würde, wenn der Druck der Noth, Mühſeligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Beſtrebungen vom Leben der Menſchen weggenommen wäre, ihr Uebermuth ſich ſteigern, — wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erſcheinungen der zügelloſeſten Narrheit, ja Raſerei*).“ So iſt es; nur muß noch hinzugefügt werden, daß der den Menſchen angelegte Kappzaum von Noth und Mühſal ſie keineswegs abhält, zeitweilig in zügelloſe Narrheit, ja in Raſerei auszubrechen. „Und das Alles um Hekuba", d. h. um dieſer kindiſchen Schrulle, um jener kläglichen Marotte willen, — Glasperlen für Fidſchi-Inſulaner. Sie martern und morden ſich darum, die hochciviliſirten Wilden von Europa, und nicht ihre angebliche „Humanität", ſondern nur ihre Gaſtroſophie verhindert ſie, einander nicht allein im figürlichen — wie ſie ja thun — ſondern auch im wörtlichen Sinne aufzufreſſen.

---

*) Parerga und Paralipomena, 2. A. II, 314.

Daß man das alte und ewige Weltſchmerzlied, wie es durch die Jahrtauſende herabtönt, überhören könnte! Glücklich die Stockjobbers und Stockrobbers unſerer Tage; denn die können es. In Wahrheit, dieſe praktiſchen Leute ſind die rechten und einzigen Philoſophen des Jahrhunderts. Sie ſagen: Warum die Dummheit bekämpfen wollen? Beute, beutele ſie aus, ſo du nicht auch ein Dummrian biſt! Barnumiſire dich, ſchwindle keck und frech mit in dem allgemeinen Schwindel; es gibt ja doch nur eine reale Tugend und die heißt Million. Wie du ſie erworben, gleichviel; wenn du ſie nur haſt, behältſt und mehrſt, ſo darfſt du dich fröhlich als einer der Erdengötter fühlen, welche, im Beſitze von Paläſten, Villen, Pferden, Hunden, Maitreſſen, Köchen und Lakaien, der „Ideologie" ein Schnippchen ſchlagen können. Genieße, was das Daſein bietet; es bietet ja des Genüßlichen doch gar viel, und denke niemals über den Kurszettel hinaus! Nur Thoren mit leeren Magen und abgeſchabten Röcken brüten über dem „Welträthſel". Geſcheidte Leute nehmen die Welt, wie ſie iſt, nützen ſie aus, halten ſich an die Weltluſt und überlaſſen den Weltſchmerz den armen Teufeln von Denkern und Dichtern, welche ſich ihr Lebenlang mit der fixen Idee der Weltverbeſſerung herumquälen und mit all ihrer Weisheit und Wiſſenſchaft noch nicht ſoweit gekommen ſind, zu wiſſen, daß die Welt nicht verbeſſert, ſondern genoſſen und betrogen ſein will.

Wenn es Einem nur gegeben wäre, dieſem zweifelsohne vortrefflichen Katechismus nachzuleben! Wenn man es nur dazu bringen könnte, das alte dumme Ding in der Bruſt zu ſchweigen und zu ſchwichtigen, daß es nicht mehr ſo unvernünftig ſympathiſch aufpochte, wenn von Recht und Wahrheit, von Freiheit, Vaterland, Humanität und dergleichen „unpraktiſchem Zeug" mehr die Rede iſt. Könnte man ſich nur enthalten, den Reichthum nach ſeinem Urſprung zu fragen, den Pfaffen ins Geſicht zu lachen und, da die knechtiſchen Völker nicht hören wollen, die „Steine aufzurufen gegen die Tyrannen"*).

Aber man muß lernen, das Alles zu thun oder zu laſſen, und, oh, die Zeit iſt eine gute Lehrerin. Sie trichtert auch dem widerſtrebendſten Schädel den Erfahrungsſatz ein, daß die armen Ideale an der Mauer der Wirklichkeit allzeit ſich die Köpfe eingerannt haben und einrennen werden; ſie löſcht das Feuer der Begeiſterung mit den kalten Waſſerſtralen der Ironie, und wenn ein thörichtes Menſchenherz über Gebühr lange jung bleiben will, ſo zerbricht ſie

---

*) . . . . I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants.
Byron, Don Juan, VIII, 135.

es zwiſchen ihren pädagogiſch-knöchernen Altjungfernfingern . . . .

Wenn es wahr iſt — und es ſoll ja wahr ſein — daß, wie in der phyſiſchen, ſo auch in der moraliſchen Welt die Aufeinanderfolge der Erſcheinungen nach ewigen Geſetzen ſich vollzieht, wohlan, ſo muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeſchichte mit der eiſernen Unerbittlichkeit von Naturgeſetzen arbeitet*). Alles Moraliſiren und Deklamiren iſt da gerade ſo eitel, wie wenn Einer wähnte, mittels Gebeten und Predigten die

---

*) Dagegen wird ſich, den Satz cum grano salis verſtanden, nicht eben viel einwenden laſſen. Nur muß man im Auge halten, daß auch die Arbeit der Naturgeſetze häufig genug den Anſchein von Willkür und Laune hat, wenigſtens im Einzelnen, während die geſetzliche Regelmäßigkeit mehr nur im Großen und Ganzen ſich offenbart. Die Gegenwart übrigens iſt wie dazu gemacht, die Generaliſirungsſucht der Nachbeter Buckle's zu verhöhnen. Der Prozeß der Weltgeſchichte iſt ja dermalen wieder ein ſehr individueller, perſönlich-pſychologiſcher oder vielmehr phyſiologiſcher geworden. Schade, daß der arme Buckle nicht mehr lebt! Denn es müßte von hohem Intereſſe ſein, zu betrachten, wie der Mann, deſſen Rieſentorſo von Werk Niemand wärmer bewundern kann als ich, es anfinge, um die lumpige Thatſache, daß zur Stunde, wo ich

Geſetze der Polarität und Elektricität abändern zu können. Mit derſelben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Geſtirne, der Wechſel der Jahreszeiten ſich folgen, löſen in der Geſchichte Stoß und Gegenſtoß, Aktion und Reaktion, Aufklärungsverſuche und Verdummungsphlegma, Freiheitsaufſchwünge und Knechtſchaftsbefliſſenheit einander ab. Von Zeit zu Zeit, wann die Geſellſchaft vollſtändig verſchlammt, die ſittliche Atmoſphäre durch und durch verpeſtet, das öffentliche Gewiſſen taub, die öffentliche Zunge ſtumm und die Menſchheit niederträchtig geworden iſt, ſammeln und entladen ſich jene geſchichtlichen Gewitter, welche man Revolutionen zu nennen pflegt. Die von denſelben angerichteten Verheerungen ſind furchtbar. Denn in ſolchen Gewitterzeiten geht in Erfüllung das Seherwort: —

---

dieſes ſchreibe, der Gang der Geſchichte Europa's zunächſt davon abhängt, ob Napoleon der Dritte nur mit oder aber ohne Anwendung des Katheters zu thun vermag, was er nicht laſſen kann, mit den von ihm (Buckle) proklamirten ewigen Geſetzen der Weltgeſchichteprozedur in Einklang zu bringen.

„Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht“ —

d. h. Beſtie der Beſtie oder wenn's hochkommt, Pfahlbauer dem Pfahlbauer. Das kann man beklagen, aber nicht ändern; es wäre denn, daß die Herren Utopiſten die Güte haben wollten, ihr Arkanum, die Menſchen zu verengeln, endlich in Anwendung zu bringen. So lange jedoch die Menſchen Menſchen bleiben, wird ſich der weltgeſchichtliche Vorſchritt immer nur ſo bewerkſtelligen, wie er bislang ſich bewerkſtelligte, d. h. ſtoßweiſe, gewaltſam, mittels ſchmerzlicher Kriſen und wehvoller Kataſtrophen. Denn nun und nimmer werden die gemeinen Inſtinkte und ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, niemals wird der Unverſtand, das Vorurtheil, der Afterglaube gutwillig das Feld räumen. Ueberall und allezeit wird die Reform zu ſchwach ſein, dieſe Feinde des Menſchengeſchlechtes aus ihren Verſchanzungen hinauszumediziniren. Um ſolche Geſchwüre am ſozialen Körper auszuwurzeln und auszubrennen, müſſen Eiſen und Feuer in Anwendung kommen; denn leider — mit Einem zu ſprechen, welcher, ſo es möglich, gerne die Steine aufgerufen hätte gegen die Tyrannen —

„Denn, leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n."

Leider! Die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution illuſtrirt dieſes „Leider" ſo nachdruckſam-anſchaulich, daß ſeine Furchtbarkeit ſelbſt blödeſten Augen klar ſein könnte und ſollte.

Aber es iſt mit dieſer Illuſtration viel falſches Spiel getrieben worden. Eine unterthänige Geſchichtſchreibung nämlich hat ſich einer Seite des tragiſchen Gemäldes bemächtigt, um daraus ein Bilderbuch, ein Schreckbilderbuch für politiſche Kinder zuſammenzukleiſtern, — für politiſche Kinder, welchen man ja, vorab in Deutſchland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einſchwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtſen und Taugenichtſen, von einer Handvoll „Literaten, Advokaten und Juden" willkürlich gemacht und aus purem Muthwillen. Um dieſes Dogma für die gläubige Kinderdummheit und die unerſchöpfliche

Völkergeduld an- und einnehmlicher zu machen, haben Hiſtoriker der bezeichneten Sorte keine Mühe geſcheut, in dem erwähnten Schreckbilderbuch die Gräuel der franzöſiſchen Revolution in die grellſte Beleuchtung zu rücken, und es wäre ihnen das keineswegs zu verdenken, falls ſie nur in Betreff der Gräuel der Gegenrevolution ebenſo verfahren wären. Allerdings findet jene Fieberraſerei der revolutionären Energie, welche in furchtbarer Steigerung von den Septembertagen 1792 bis zum Hochſommer 1794 währte, ihre ausreichende Erklärung in den maßloſen Ausſchweifungen des Deſpotismus, welche der großen Umwälzung vorausgegangen waren; allein deſſenungeachtet ſollen die Thaten jener Raſerei bei keiner Gelegenheit der nachdrücklichſten Brandmarkung entgehen. Wer jedoch mit gleichem und gerechtem Maße mißt, der wird nicht allein den rothen Schrecken verdammen, ſondern auch und ebenſo ſtreng den weißen, d. h. die gräßlichen Orgien der Reaktion, welche ſofort mit dem 9. Thermidor (27. Juli) von 1794 eingetreten iſt, nachdem ſich zum Sturze Robespierre's und ſeiner Freunde die gewiſſenloſeſten Halunken mit den ärgſten Blutmenſchen zuſammengethan hatten, Böſewichte, welche, wie der Chef der Bande, Tallien, bis an die Kniee in dem garſtigſten Schmutz der Revolution gewatet waren.

Es iſt aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieſelben „korrekten“ Hiſtoriker und Publiciſten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erſchöpfen, um den rothrepublikaniſchen Schrecken zu verdonnern, über die Abſcheulichkeiten und Gräßlichkeiten wegſchlüpfen, welche der weißroyaliſtiſche Schrecken von 1794 — 95 in Scene geſetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar iſt ja Alles erlaubt. Mag jedoch dieſer Grundſatz mit ſo ſchamloſer Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unſerer niederträchtigen Zeit geſchieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtſeligkeit, über die wüſte Region zügelloſer Parteileidenſchaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Hiſtoria den Wahrſpruch thut: — Die rothen Schreckensmänner handelten ſittlicher als die weißen; denn jene ſtanden im Bann und Zwang einer großen Idee, während dieſe nur von der gemeinſten Selbſtſucht getrieben wurden.

Außerdem iſt noch wohl zu beachten, daß der rothe Schrecken ſeine Beſtrafung an ſich ſelber vollzog, wogegen der weiße ſtraflos blieb. Denn wenn auch in Folge jener grauſamen Ironie, welche das Verhängniß ſo oft zu zeigen liebt, die in der Zeit von 1793 und 1794 umgehenden Eumeniden da und dort einen abgefeimteſten Schuft (z. B. einen Talleyrand) oder einen verhärtetſten Schurken (z. B. einen Fouché) verſchonten, ſo haben ſie doch an den Handhabern des rothen Terrorismus in Maſſe ihr unerbittliches Gericht vollzogen. Die Prieſter, Leviten und Küſter des weißen Schreckenskultus dagegen ließen ſie laufen, als hätten ſich die erhabenen Rachegöttinnen mit der Beſtrafung dieſer Elenden nicht die Hände beſudeln mögen.

Der weiße Schrecken — „la terreur blanche“, alſo genannt, weil im Dienſte der bourboniſchen Farbe arbeitend — hat ſich unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris noch genöthigt geſehen, die republikaniſch bemalte Seidenpapiermaske vorzuſtecken. Er wurde innerhalb der Hauptſtadt und ihrer Umgebungen insbeſondere von der ſogenannten „goldenen Jugend" (jeunesse dorée) gehandhabt, welche Raub und Mord zu einem Zubehör eleganter Lebensführung machte und die meuchleriſche Verfolgung republikaniſcher Geſinnung förmlich in die Mode brachte und zwar mit einer Frivolität, welche Jeden erſchaudern laſſen muß, der es in Fragen des Rechts und der Menſchlichkeit noch nicht bis zu der abſoluten Gleichgültigkeit und Fühlloſigkeit der Stockjobberei der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Der Oſten und Norden Frankreichs, wo die Bevölkerungen feſt zur Republik ſtanden, blieb von der Peſt des weißen Schreckens ganz unberührt oder wurde wenigſtens nur da und dort davon geſtreift. Auch im Weſten, ſogar die Vendée nicht ausgenommen, zeigte ſie ſich nur ſporadiſch. Dagegen wüthete ſie ſo recht im Süden und Südoſten, wo ja ſeit der Austilgung albigenſiſcher Kultur Pfafferei, Volksverdummung und rohe Leidenſchaftlichkeit ſtets Lieblingsſtätten beſeſſen hatten.

Lyon und Marſeille waren darum Mittelpunkte der weißen Gräuelwirthſchaft, welche wir uns jetzt etwas näher anſehen wollen.

2.

Hören wir zuvörderſt einen Augenzeugen ab, Charles Nodier, welcher aus eigener Anſchauung geſchildert hat, wie der weiße Schrecken in ſeiner Geſtaltung als elegante pariſer Mode zur Erſcheinung kam *). Die Summe dieſes Zeugniſſes iſt etwa dieſe: — Der rothe Schrecken hatte großen Kynismus in der Tracht, ſpartaniſche Mäßigkeit bei Gaſtmählern und eine tiefe Verachtung gegen alle Feſte und Schauſpiele gezeigt und gefordert, welche nicht durch wilden Pomp an die tragiſchen Myſterien ſeiner Saturnalien gemahnten. Der weiße Schrecken dagegen war elegant und ſogar geſchniegelt; er weckte

---

*) Nodier: Souvenirs de la révolution et de l'empire, 6. édit. I, 111 seq.

den Geſchmack an Feſtlichkeiten und Bällen wieder auf, er brachte alle die Launen des Luxus, alle die Zügelloſigkeiten der Wolluſt zurück, wie ſie die vornehme Jugend vor Zeiten in dem Boudoir der Dubarry kennen gelernt hatte. Die Sitten der Schreckenszeit waren von widerlicher Plumpheit geweſen; die der thermidoriſchen Reaktion dagegen waren von raffinirter Schamloſigkeit und die abſcheuliche Verfeinerung des Laſters überzog die wilde Grauſamkeit mit einem Firniß, welcher ihre Häßlichkeit nur erhöhen konnte. Es gab weiße Terroriſten, welche nicht weniger grauſam waren, als Marat geweſen, die aber ſo ſtralend von Jugendſchöne, ſo gewandt und feingebildet ſich darſtellten, daß ſie alle Frauenherzen hinter ſich herzogen, wenn ſie, eine Wolke von Ambraduft um ſich verbreitend, einen Salon betraten.

In Paris machten ſich, wie ſchon angedeutet worden, die ſchlimmſten Seiten des weißen Schreckens weniger fühlbar. Die „goldene Jugend“ ließ hier ihren reaktionären Uebermuth hauptſächlich in Straßenprügeleien mit den Ueberbleibſeln des Jakobinismus, in theatraliſchen Pasquinaden und in allerhand ſonſtigen Schauſtellungen und Demonſtrationen aus. Zu den letzteren gehörten auch die ſogenannten „Bälle der Opfer“ (bals des victimes oder bals à la victime), auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur ſolche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Das vorgeſchriebene Ballkoſtüm der Tänzerinnen mußte dem Anzug ähnlich ſein, in welchem ihre Mütter oder Schweſtern oder Tanten unter dem Fallbeil geſtorben waren: ſie mußten daher ein weißes Kleid, ein rothes oder ſchwarzes Bruſttuch und die Haare ganz kurz über dem Nacken abgeſchnitten tragen *).

---

*) Der Graf D'Allonville hat in ſeinen „Mémoires secrets“, IV, 79, die Opferbälle als einen Mythus oder, wie er ſich ausdrückt, als einen Roman bezeichnet. Allein die anderen zeitgenöſſiſchen Bezeugungen lauten ſo beſtimmt und übereinſtimmend für die Thatſächlichkeit dieſer Frivolität, daß ſie als hiſtoriſch feſtgehalten werden muß. Vgl. Mercier, III, 29, ſowie das ſehr fleißige Buch „Histoire de la société française pendant le directoire“ par Edmond et Jules de Goncourt, 2. édit. p. 143.

Anderwärts dagegen, an den Hauptſtätten ſeiner Thätigkeit, an Orten wie Lyon, Nimes, Marſeille, Aix und Tarascon, miſchte der weiße Schrecken auch in ſeiner eleganten Erſcheinungsform dem Bizarren das Entſetzliche bei. Vielleicht hat man nie und nirgends die geſetzliche Autorität ſo lange außer Kraft und die Willkür der Rachelust ſo keck die Stelle des Geſetzes uſurpiren geſehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn ſie Etwas dagegen hätten ſagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Geſellſchaftsklaſſen gedrungen und in den Salons wurden Geheimniſſe des Meuchelns gelehrt, vor denen Inſaſſen der Bagnos ſich entſetzt hätten. Am Whiſttiſche wurden förmliche Mordpartieen geſpielt, und wenn dann einer der Spieler aufſtand, gab er ſich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu ſagen, daß er jetzt ginge, Jemand zu tödten. Die Frauen, ſonſt die ſanften Vermittlerinnen zwiſchen den Leidenſchaften der Männer, betheiligten ſich eifrig an dieſen Morddebatten und Blutſpielpartieen. Die Megären des rothen Schreckens, die „Guillotinefurien“ hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien“ des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Buſennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer („Muscadin“) im kurzſchößigen Rock, in einer Weſte von gemsfarbigem Pelzſammet, mit ſeinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Geſtalt von „Hundsohren“ auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit ſeinem aufgebundenen Zöpfchen und ſeiner wulſtigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der ſchönen Inſaſſin langen ſehen. Dieſer blutbefleckte Finger, der einzige Theil ſeiner zarten Hand, welchen mit engliſcher Seife in Berührung zu bringen er ſich ſorgfältig gehütet hatte, ſollte der Dame ſtummberedt ſagen: Der zwiſchen uns vereinbarte Mord iſt vollbracht und ich komme, den Mordminneſold einzukaſſiren.

Es iſt überhaupt zu betonen, daß und wie ſehr im weißen Schrecken mit der vornehmen Mordluſt die vornehme Lüderlichkeit ſich verband. Zu Montbriſſon ſchleppte eine Bande von weißen Schreckensmännern eine Schar von Frauen, deren Gatten als Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenſchein die Erbarmungswürdigen ſplitternackt aus und peitſchte ſie mit Ochſenſehnen, um ſich an den Zuckungen der grauſam Mißhandelten zu ergötzen. Der rothe Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldiſchen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schweſter die Mordfauſt geſenkt. Die Septembermörder von 1792, die Mörder in Lumpen, die Mörder um Taglohn, ſie hatten inmitten des ſie umnebelnden Blutdampfes ein menſchliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil ſich ſchützend vor ihren Vater ſtellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greiſes geſchenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieſelben „Schwielenfäuſte“ auch der Tochter Cazotte's bewilligt. Selbſt die raſende Horde Marats war in ein Gemurre der Entrüſtung ausgebrochen, als der Henker die Ruchloſigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeſchlagenem Haupt durch einen Backenſtreich zu beſchimpfen. Der weiße Schrecken aber in ſeinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetweſten und ſeidenen Strümpfen waren über alle menſchlichen Regungen hinweg. Sonſt hätten ſie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches ſich ſchluchzend auf den Leichnam ſeines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggeriſſen, nackt ausgezogen und durchgepeitſcht. Sonſt auch hätten ſie nicht zu Ile, in der Nachbarſchaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen ſie ausſtreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zuſammenſinkenden Gatten zu ſtützen und zu ſchützen.

Der rothe Schrecken hatte ſich im Revolutionstribunal eine geſetzliche Organiſation gegeben. Der weiße Schrecken verachtete und verſchmähte ſolche Formalitäten und organiſirte ſich kurzweg in Form von Mörderbanden. Dieſe führten die Namen

„Kinder der Sonne“ oder „Geſellen der Sonne“ (enfants ou compagnons du soleil) und „Genoſſenſchaften Jeſu“ (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jeſuitenorden liegen ſollte, iſt nicht klar, kann aber doch nicht ſo ganz unwahrſcheinlich erſcheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Reſtauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenöſſiſchen Berichten wird jedoch ſehr beſtimmt hervorgehoben, daß die Benamſung „Genoſſenſchaften Jeſu“ nur irrthümlicher Weiſe zu einer gäng und gäben geworden ſei. Denn der eigentliche und urſprüngliche Name der zu Banden geſcharten Rückſchrittler habe „Geſellen Jehu's“ gelautet, in Erinnerung an jenen König in Iſrael, welchen der Prophet Eliſa geſalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Baalsprieſter ausrotte.

Die Geſellen der Sonne nun und die Geſellen Jehu's, durch Gemeinſamkeit der Anſchauungen, Intereſſen und Wünſche verbunden, bündiſch gegliedert, mittels Zeichen und Loſungen eng aneinander geſchloſſen, ſchwammen luſtig in der trüben Flut der Anarchie, welche ſich nach dem 9. Thermidor über Frankreich ergoſſen hatte. Die Regierungsmaſchine, wie ſie der Konvent ſich gezimmert, war freilich noch vorhanden; allein der energiſche Impuls, welcher dieſelbe während des rothen Schreckens gelenkt und im Gange erhalten hatte, war dahin, und ſo lotterte und lahmte ſie denn kläglich. Um ſo mehr, da die auch zur thermidoriſchen Zeit, wie früher, in die Provinzen geſandten Konventskommiſſäre an manchen Orten unter dem Vorgeben, die Ueberreſte des Jakobinismus zu bekämpfen, mit der royaliſtiſch-bourboniſchen Reaktion geheim oder offen gemeinſchaftliche Sache machten. Daher kam es, daß von Lyon an abwärts im ganzen Südoſten von Frankreich der bündiſch organiſirte weiße Schrecken für eine Weile die einzige thatſächliche Macht und Gewalt geweſen iſt. In dieſen Gegenden galt Jakobinismus und Republikanismus für ſchlechthin Einerlei, und maßen der von den Thermidoriern beherrſchte Konvent allenthalben maſſenhafte Verhaftungen über den „Schweif Robespierre's“ verhängt hatte, ſo ſtrotzten die Gefängniſſe von Opfern, welche dem Mordſtahle der royaliſtiſchen Rückſchrittsfanatiker ſchutzlos preisgegeben waren.

3.

Man hat Mühe, ſelbſt Angeſichts unanfechtbarſter Zeugniſſe, an den Kynismus zu glauben, womit die Herrſchaft des Mordes für Thron und Altar ſich aufthat. Lyon, damals wie heute ein Lieblingsſitz der Finſterniß, ging voran. Die Jeſuiten und Sonnengeſellen trugen hier als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutſchnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen Fahne. Die Stadt wimmelte von Emigranten, welche, auf die Läſſigkeit oder das heimliche Einverſtändniß der Thermidorier rechnend, zurückgekehrt waren und in die Mordbanden ſich einreihten. Es iſt ganz falſch, zu behaupten oder zu glauben, die Schlächtereien ſeien nur das Reſultat eines erſten und unwiderſtehlichen Rachereizes auf Seiten der Royaliſten geweſen. Im Gegentheil, ſie waren eine ſyſtematiſch gegen die Republikaner organiſirte Bartholomäusnacht.

Daraus erklärt es ſich, daß unter den Opfern ſo viele Männer ſich befanden, welche dem rothen Schrecken mit ſtandhafter Energie entgegengewirkt und die Beſtrafung rother Schreckensmänner angeregt und durchgeſetzt hatten. Ein recht auffallendes Beiſpiel hiervon war der an dem Bürger Redon vollbrachte Mord, an demſelben Redon, welcher einer der Richter geweſen, die über das Scheuſal Carrier den Todesſpruch gefällt hatten. Er begegnete einer Rotte Jehuiten. „Du biſt kein Terroriſt — ſchrieen ſie ihn an — du biſt ein ehrlicher Mann; aber du biſt ein Republikaner!“ Und damit erwürgten ſie ihn.

In den letzten Tagen des April und in den erſten des Mai von 1795 waltete der weiße Schrecken ſchrankenlos in Lyon. Sonnengeſellen und Jehuiten durchſtürmten die Straßen und machten Jeden und Jede nieder, die ihnen mißfielen; nämlich die „Mathevons“ und „Mathevonnes,“ welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man ſah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuſer liegen. Mitunter ließen ſich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräuſch, welches die ins Waſſer fallenden Leichen verurſachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Matheyon weniger!“ Royaliſtiſche Damen waren eifrig dabei, die „goldene Jugend“ zum Mordgeſchäft anzueifern; die frommen, d. h. alten und häßlichen citirten zu dieſem Zwecke alttestamentliche Blutverſe, die jungen hübſchen und galanten verhießen Schäferſtunden. In Folge ſolcher Reizungen waren die royaliſtiſchen Stutzer gegen jede Regung von Erbarmen geſtählt. Als die Sonnengeſellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine ſiebzigjährige Frau die harmloſe Bemerkung fallen: „Die Muscadins haben eine flotte Tournüre“ — und ſogleich packten ſechs „Muscadins“ die arme Greiſin, ſchleppten ſie zur

Saonebrücke, ſchlugen ihr den Schädel ein und warfen ſie in den Fluß.

Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jehuiten ordneten ſich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroriſten und Terroriſtinnen angefüllte Gefängniſſe, des Recluſes, Saint-Joſeph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Dieſe Gefängniſſe wurden erſtürmt und ſechsundachtzig Gefangene abgeſchlachtet, worunter ſechs Frauen. Eine ſiebente warf ſich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um etwaigen Widerſtand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Bruſt von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Aber thaten denn die Behörden gar Nichts zur Sühnung dieſes Gräuels? Doch! Die Mörder wurden der Form halber zu Roanne vor Gericht geſtellt, aber mit Glanz freigeſprochen. Sie hielten dann einen Triumphzug in Lyon, wobei ſchöne Damen ihren Weg mit Blumen beſtreuten, und am Abend wurden ſie hierauf im Theater förmlich bekränzt. „Rufen wir doch“ — hieß es während dieſer Orgie — „den kleinen Kapet zum König aus! So wird Lyon die Hauptſtadt des Königreichs werden.“

Und die thermidoriſchen Konventskommiſſäre, ſie ſahen das Alles unthätig ſo mit an? Freilich, und nicht nur das, ſondern ſie ermunterten und ermuthigten ſogar mittelbar oder unmittelbar den mordluſtigen Rückſchritt. Einer derſelben, Chambon, ſchrieb am 10. Mai aus Marſeille an den Konvent: „Wie ſeufze ich über die Langſamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten! Die Verſchleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angeſtrengten) Prozeſſe verwirrt die beſtgeſinnten Leute. Thut doch einen Generalſchlag (frappez donc un coup général)!“ Nun, der „Wächter des Geſetzes“ ſollte nicht länger auf ſolche von ihm geforderte Generalſchläge zu warten haben. Sie geſchahen unter ſeinen eigenen Augen und unter denen ſeiner beiden Kollegen Cadroy und Jſnard.

An demſelben 10. Mai, an welchem Chambon über die „Langſamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ ſeufzte, machte ſich eine Bande von Jehuiten und Sonnenburſchen aus Marſeille nach dem fünf Stunden entfernten Aix auf, mit dem laut ausgeſprochenen Entſchluſſe, die dortigen mit „Jakobinern" angefüllten Gefängniſſe zu ſäubern („purger"). Die Mörder marſchirten zu Fuße, weßhalb es den Herren Chambon, Cadroy und Iſnard leicht geweſen wäre, dieſelben mittels Inmarſchſetzung von Reiterei, welche ſie in Marſeille zur Hand hatten, zu überholen. Allein die Herren Thermidorier, mit deren Herrſchaft ja, wie die „korrekte" Geſchichtelüge lautet, die Menſchlichkeit in Frankreich wieder zur Geltung kam, dachten gar nicht daran, Leuten, welche die beſeufzenswerthe „Langſamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten" etwas beſchleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „purgirten" denn die Geſellſchaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Aix tüchtig darauf los. Das mörderiſche Trauerſpiel zerfiel in zwei Akte. Im erſten wurden 29 Gefangene abgeſchlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derſelben, Madame Faſſy, ſtillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für

Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, ſtreckt ſie mit einem Piſtolenſchuß nieder, zerſtampft das Kind vor den Augen der ſterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangſt den geſcheidten Einfall ein, den Mördern zuzuſchreien: „Ich bin kein Republikaner, ſondern ein Falſchmünzer!“ Er wurde geſchont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieſer Unternehmung, ein gewiſſer Rolland, erfreute ſich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommiſſär Chambon, ſpeiſte an deſſen Tafel und fuhr in deſſen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Aix fanden ſtatt in Avignon, in Nimes, in Ile, in Siſteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbriſſon, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Ausgezeichnet aber durch grauſame Ausklügelung war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Tarascon. Nachdem ſie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelſen der Rhone ſtand, der gefangenen Republikaner ſich bemächtigt hatten, wollten ſie ſich mit der bloßen Abſchlachtung derſelben nicht begnügen, ſondern noch dazu ein Schauſpiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuſchauer waren längs der Straße, welche von Tarascon nach Beaucaire führt, Stühle und Bänke hingeſtellt und bald beſetzt, insbeſondere von Prieſtern und ſonſtigen Frommen. Dies geſchehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felſen am Stromufer herabgeſtürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerriſſen und zerſchellten, brachen die Zuſchauer in kanibaliſche Beifallsbezeugungen aus.

Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrüßlichen Vorgang („un fâcheux événement“), bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen ſeien („s'est borné à la per'e de vingt-quatre prisonniers“). Dies war geradezu ein Wink für den weißen Schrecken, das Verſäumte nachzuholen. Er that es, indem er am 20. Juni abermals in Taraſcon „arbeitete“ und noch weitere 23 Gefangene mordete, worunter 2 Frauen.

4.

Fünfzehn Tage zuvor, am 5. Juni, hatte der Mord für Thron und Altar zu Marſeille im großen Style gearbeitet.

Hier war der Pintenwirth Robin der General der Jeſuiten und Sonnenkinder, welche zu dem Kommandanten des Fort Saint-Jean und zu deſſen Sekretär in vertrauten Beziehungen ſtanden. Der Kommandant hieß Pagès, der Sekretär Manoly. Beide waren als leidenſchaftliche Gegenrevoluzer bekannt. Deſſenungeachtet und obgleich man allgemein wußte, daß die Jeſuiten das Leben der politiſchen Gefangenen bedrohten, womit das Fort angefüllt war, ließ der Konventskommiſſär Cadroy die genannten beiden Herren in ihren Stellungen, als wollte er der Mordrotte die Wege möglichſt ebnen. Sie zögerte daher nicht, dieſelben zu betreten. Um 8 Uhr Abends am bezeichneten Junitage waren die

Sonnenburſchen im Fort Saint-Jean und an der „Arbeit“, nachdem der Kommandant dafür geſorgt hatte, die Gefangenen ja recht vollſtändig wehrlos zu machen, indem er ihre Kleider durchſuchen und ihnen ſogar die Federmeſſer und Nägelſcheeren wegnehmen ließ.

Es ſaßen damals, noch von der rothen Schreckenszeit her, auch zwei Prinzen im Fort Saint-Jean gefangen: der Herzog von Montpenſier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orleans-Egalité. Sie waren vom Fenſter ihres Gefängniſſes aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpenſier hat in ſeinen Memoiren ſchaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jehuiten lauter gut und modiſch gekleidete junge Männer geweſen ſeien, und er konnte ſich dieſelben aus nächſter Nähe anſehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daſelbſt den Kommandanten und deſſen Sekretär zu verwahren, die ſich zum Scheine hatten gefangen nehmen laſſen. Die gefangenen und zum Tode beſtimmten Republikaner waren in verſchiedenen Abtheilungen in die Kaſematten des Fort eingepfercht.

„Wir hörten — erzählt der Sohn Egalité's — die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einſchlagen und ſofort vernahmen wir Rufe des Entſetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, ſo daß uns das Blut in den Adern erſtarrte.“

In der erſten Kaſematte, welche ſie erbrochen hatten, ſchlachteten die ritterlichen Kämpen für König und Kirche 25 Gefangene ab. Es muß eine wahre Höllenbreughel-Scene geweſen ſein, dieſes beim Geflacker von etlichen Fackeln unter der düſteren Wölbung der Kaſematte vollbrachte Gewürge. Das beklagenswertheſte Opfer war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Gränze für ſein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marſeille geeilt war, um ſeinen gefangenen Vater zu beſuchen, und ſich nun zu dieſer Unglücksſtunde gerade bei dieſem befand. Die Mörder erſchlugen den Greis erſt, nachdem ſie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten.

Zwei volle Stunden wirthſchaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean. Und wo war und was that derweil Monſieur Cadroy, der Repräſentant des thermidoriſchen „Regiments der Menſchlichkeit?“ Er ging harmlos und friedſam in den Straßen von Marſeille ſpazieren. Noch mehr, er hatte dem Platzkommandanten der Stadt, welcher Generalmarſch ſchlagen und eine Kompagnie Grenadiere zum Schutze der Gefangenen in das Fort hinaufſchicken wollte, Beides unterſagt.

Um 7 Uhr Abends brüllten in Saint-Jean Kanonen. Die Jehuiten waren daran, mit Kartätſchen durch die Thoröffnung eines der Gefängniſſe zu feuern. Auch warfen und ſchoben ſie, wie der Herzog von Montpenſier meldet, Pakete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kaſematten, um die unglücklichen Inſaſſen zu erſticken.

Endlich, um 8½ Uhr, erſchien Cadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelaſſen hatte, mit ſeinen beiden ſoeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Iſnard im Fort, d. h. zunächſt vor der Zugbrücke, welche die Jehuiten aufgezogen hatten. Als ſie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadieren und Huſaren gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelaſſen werden ſollte, und der Ruf: „Da ſind die Volksrepräſentanten!“ erſcholl, ſchrie einer der Sonnenburſchen: „Ich kümmere mich den Teufel um ſie! Kommt, Kameraden, an's Geſchäft! Wir werden bald damit zu Rande ſein.“

Derweil wurde doch die Zugbrücke niedergelaſſen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordſtätte. Dem Berichte von Montpenſier zufolge hätten ſie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Geſetzes, laßt ab von dieſer gräßlichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehäſſigen Rachegefühle hinzugeben!“ Allein es iſt mit Betonung anzumerken, daß der Prinz dieſen Umſtand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, ſondern nur vom Hörenſagen meldet. Dagegen iſt durch aktenmäßig feſtgeſtellte Zeugenausſagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Cadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidoriſche Konventskommiſſär den inneren Hof des Fort betrat, wo die Kantine ſich befand und das Würgegeſchäft noch immer fortging, rief er den Mördern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuſchlos thun? Hört auf, zu ſchießen! Das verurſacht Aufſehen und bringt die Stadt in Alarm.“ Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es ſein muß, mit euch ſterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es iſt genug.“ Die Jeſuiten umringten ihn, wilde Proteſte hervorſchreiend. Da ſagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!“ Gerade ſo hatte der Chef der Thermidorier, Schuft Tallien, als Sekretär der „Commune“ vordem zu den Septembermördern von 1792 geſprochen.

Selbſtverſtändlich ſind die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean unbeläſtigt und unbeſtraft geblieben. Der mit den Konventskommiſſären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß ſeine Grenadiere, empört über das Gräßliche, was ſie mitanſehen mußten, verſchiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Cadroy dieſelben ſofort eigenhändig befreite. Am Schluſſe der Blutorgie wurden dann freilich 14 Jeſuiten gefangengenommen, aber ſchon zwei Tage darauf wieder freigelaſſen. Das am 6. Juni aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Geſammtzahl derſelben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterſchied zwiſchen Männern und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei ſagte ein Jeſuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Doſe. Willſt du es ſehen?“

So der Blick von den maſſenhaften Metzeleien entſetzt ſich abkehrt, begegnen ihm anderwärts zur Zeit, wo der weiße Schrecken an der Tagesordnung war, mörderiſche Einzelfälle, die unſern Schauder ins Unerträgliche ſteigern. Um ſo mehr, da mit der ſchnödeſten Unmenſchlichkeit eine wahrhaft engliſch-anglikaniſche Heuchelei ſich verband. Die Reden, die Journale, die Edikte der Thermidorier überfloſſen von Gerechtigkeit und Milde; alle modiſchen Damen trugen nach dem Vorgang von Talliens Maitreſſe, Thereſe Cabarrus, Gerechtigkeitsmieder („corsets à la justice“) und Menſchlichkeitshauben („bonnets à l'humanité“): aber derweil machte der thermidoriſche Rückſchritt ſich einen Spaß daraus, ſeine Opfer nicht ſelten mit einem ſataniſchen Raffinement der Grauſamkeit zu Tode zu quälen.

Es kamen damals in den Gefängniſſen Scenen vor, wie ſie Ugolino in der Hölle des Dante erzählt. In Siſteron marterten die Jehuiten den Bürger Bryſſand eine ganze Nacht hindurch, bevor ſie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greiſe der Schädel mittels Kieſelſteinen langſam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne ſchlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. Den Bürger Braſſeau begruben ſie lebendig .... Die Geſammtſumme der vom thermidoriſchen Rückſchritt Vernichteten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, iſt keine Möglichkeit vorhanden. In der Provence allein belief ſie ſich in die Tauſende.

Alſo hat der weiße Schrecken für Thron und Altar gearbeitet. „Der Zweck heiligt die Mittel“, wißt ihr? und für Kirche und König iſt Alles nicht nur erlaubt, ſondern auch geboten. Zwar hat ein von Seiten der bekannten frommen und loyalen „Reſpektabilität" ſeines Heimatlandes vervehmter Dichterlord in dem genialſten ſeiner Strafgedichte den Zornſchrei ausgeſtoßen:

„Each brute hath its nature, a king's is to reign:
To reign! in that word see, ye ages, comprised
The cause of the curses all annals contain" . . .

allein was kümmert ſich eine jetzo endlich mit Glanz zum Durchbruch gekommene „Realpolitik", für welche es nur noch eine „Logik der Thatſachen" gibt, um derartige oder um Poeſie überhaupt? Keinen Pfifferling. Kann ſie doch mit voller Wahrheit ſagen: Die Menſchen verſtehen nicht gerecht zu ſein und die Völker wollen nicht frei ſein; darum wird, wie die Welt durch das Geſetz der Schwere, die Geſellſchaft nur durch das Geſetz der Gewalt zuſammengehalten. Phantaſten, Phariſäer und Philiſtäer ſind über das berühmte „Macht geht vor Recht!" in lärmendes Entſetzen ausgebrochen und doch war dieſes Wort das ehrlichſte, welches ſeit Jahrhunderten einem Machthaber über die Lippen gegangen. Ja, Macht geht vor Recht. So war es immer, ſo iſt es überall, ſo wird es allzeit ſein. Mag die gute alte Amme Phantaſia mit der roſenrothen Brille auf der Naſe immerhin das ganze Regiſter einer Zukunftspoeſie herorgeln, welche von der Umwandelung der Rechtschimäre zur kosmopolitiſchen Thatſache zu ſingen und zu ſagen weiß, die Geſchichte kann auf die Frage: Wird das Recht jemals der Macht vorgehen? nur mit ruhiger Unerbittlichkeit antworten: Nein!

Wir „armen Ideologen", wir „närriſchen Prinzipienreiter" verblenden uns demnach keineswegs über „die gemeine Wirklichkeit der Dinge". Dieſe Wirklichkeit rückt uns ja mit der ganzen Wucht ihrer Gemeinheit Tag für Tag und Stunde für Stunde nahe genug auf den Leib, daß wir ſie ſehen, fühlen, ſchmecken und greifen können und müſſen. Und dennoch, ob all' ihr guten, beſſeren und beſten

„Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne"!

ſind wir der Meinung, daß ein anſtößigſtes Wort unſerer Sprache, das Wort, welches mit einem H anfängt und mit einem tt aufhört, jetzo überflüſſig geworden ſei, weil daſſelbe durch das gleichbedeutende „Realpolitiker“ vollſtändig erſetzt werde? Ja, dennoch! Aber wir muthen euch deßhalb keineswegs zu, ebenfalls „Prinzipienreiter“ zu werden. Wiſſen wir doch, daß ihr, falls ihr überhaupt reitet, es nur thut, um deſto ſchneller von einem Lager ins andere, von einer Fahne zur anderen gelangen zu können. Ah, ihr ſeid geſchwinde Leute, ihr! Ihr ſteht Morgens mit der Konſtitution auf und geht Abends mit der Deſpotie zu Bette, von wegen lauter Realpolitik. Ihr ſchwärmtet vorgeſtern für die „breiteſte demokratiſche Baſis“, ihr entzücktet euch geſtern über die Nationalſchützenjoppe des Koburgers, ihr nationalvereinelt heute für „das gute Recht“ des Auguſtenburgers und ihr küßt morgen die Küraſſierſtiefeln Bismarcks; denn „die Politik — ſagt ihr — iſt die Wiſſenſchaft des Möglichen,“ zu Deutſch: des Sichmöglichmachens. Fahrt fort, dieſe Wiſſenſchaft zu pflegen; es iſt euer Beruf. Der unſrige iſt, die Fahne der armen Idealpolitik vor der Schmach zu bewahren, von Lakaienfüßen in den Koth des „Möglichen“ geſtampft zu werden, und, wenn ihr, gemein auf die Gemeinheit ſpekulirend, der urtheilsloſen Menge eure Rechtfertigungen und Lobpreiſungen des Cäſarismus vorlitaneit, immer wieder mit der unbequemen Mahnung dazwiſchenzufahren, daß das Sterben eines Kato und Vercingetorix troß Alledem und Alledem edler geweſen als das Leben Cäſars.

Doch warum und wofür ſich ereifern? ſpottkichert Hagia Eironeia, welche in unſeren Tagen, gerade wie ſie es in den Tagen des Horaz gethan, jedwedem Pathos auf die Ferſen tritt und über die Schultern guckt. Wofür ſich ereifern? Etwa für die „rudis indigestaque moles“ von Volk, für den unzuverläſſigen, wandelbaren, gedankenloſen großen Haufen, welcher ſich von jedem frechen Schwindler bethören und von jedem keken Cäſar tyranniſiren läßt? Wahrhaftig, das wäre der Mühe werth! Oder darum ſich ereifern, weil — wie das ja immer ſo war, iſt und ſein wird — die Thoren von den Schelmen genasführt werden? Darüber ſich ereifern, daß neueſter Narrethei gemäß die deutſchen Kameele durch das Nadelöhr der Zauberformel „Macht! Macht! Macht!“ wieder in den alten Fang- und Zwangſtall des Abſolutismus ſich treiben und drücken laſſen? Wohl bekomm' es ihnen! Ihr Anderen, Mitglieder der faſt unſichtbar klein gewordenen Gemeinde von Idealgläubigen, habt ja immer noch die tröſtliche Gabe, an meiner Hand hoch über dieſen Stalldunſtkreis euch emporheben zu können, in die heiteren Regionen, von wo herab geſehen das Gekrappel und Gezappel des Ameiſenhaufens Menſchheit in bunthumoriſtiſchen Farben ſpielt.

Und ſo ſei es, holde Tröſterin. Ein Narr, der gegen den Strom zu ſchwimmen verſucht! Warum war der Vercingetorix ſo lächerlich halsſtarrig, mit dem Eroberer ſeines Landes nicht bei Zeiten ein Abkommen zu treffen? Er hätte dann, ſtatt in der Tiefe des kapitoliniſchen Felſen erdroſſelt zu werden, als römiſcher Penſionär auf einer Villa zu Tibur oder Bajä noch lange ein vergnügliches Leben führen können. Was aber den „ſteifleinenen Pedanten“ Kato betrifft, bah, warum hat er ſich in Utika todtgeſtochen, ſtatt ſich vom großmüthigen Cäſar zum geheimen oder geheimſten Hofrath machen zu laſſen? Vivant die Cäſaren! Es lebe die Realpolitik! Hoch das Millionarium! Freut euch des Lebens, weil noch der Humbug blüht! Sind wir nicht ungeheuer vorgeſchritten? Wiſſen wir nicht Alles oder doch beinahe Alles? Sind wir, Dank unſeren Naturwiſſenſchaften und unſerer Technik, nicht auf einer ſolchen ſublimen Höhe der Kultur und Humanität angelangt, daß wir von Tag zu Tag mörderiſchere Mordwaffen zu erfinden vermögen? Iſt unſere Volkswirthſchaftslehre nicht ſo wundervoll wiſſenſchaftlich entwickelt, daß ſie demnächſt mit Leichtigkeit das ſoziale Problem löſen, d. h. ganz Europa in eine Kaſerne verwandeln und Millionen und wieder Millionen von Soldaten drillen und von Zeit zu Zeit — Alles in majorem civilisationis gloriam — einander zerfleiſchen laſſen wird? Wie dieſe Ausſicht unſere Jugend begeiſtern muß! Aber was da „begeiſtern“? Zeitwidriges, unpatriotiſches, geradezu ſtrafbares Wort! Alſogleich ſtreicht es aus dem Wörterbuch der Realpolitik! Dadrinnen ſtehen ganz andere, unendlich viel klügere und praktiſchere Dinge. Wie hat der gute Giuſti in ſeinem Meiſterkanto vom Realpolitiker („gingillino“) geſungen?

„Die Wetterwendigkeit und Gaunerei,
Die Habſucht, Feigheit und Betrügerei
Und noch ſo allerlei
Lehrſchweſtern, als da ſind die Schlechtigkeit
Und Niederträchtigkeit,
Die, allzumal dem Dienſt des Staats geweiht,
Die lieben Söhnlein in die Lehre nehmen,
Daß ſie zu Zaum und Zügel ſich bequemen“ . . .

Ja, die genannten lieben Lehrſchweſtern ſie wiſſen, was zeitgemäß erziehen heißt. Sie verſtehen den Begeiſterungskitzel, welcher bekanntlich die jugendliche Unerfahrenheit zu allerhand Thorheit verführt, bei Zeiten auszutreiben. Sie machen die jungen Leute, noch bevor ihnen der Bart ſproßt, praktiſch und realpolitiſch, ſo praktiſch und realpolitiſch wie jenen verſtändigen Jüngling, von welchem in der Schweiz die heitere Heldenſage geht, er habe Anno 1847, als ſeine Kommiſſionen ſich zu der Idealpolitik verſtiegen, eine Freiſchar bilden und gegen die Jeſuiten und Jeſuiterlinge zu Felde ziehen zu wollen, dieſen

Antrag vom Standpunkt der Realpolitik aus bekämpft und beſeitigt durch den ganz richtigen Einwurf, im Kriege würde in der Regel geſchoſſen; da wäre es alſo immerhin eine Möglichkeit, daß der Eine oder Andere von ihnen todtgeſchoſſen werden könnte und damit zugleich das von den Eltern auf ſeine Ausbildung verwandte Kapital ſammt Zinſen in die Brüche ginge. Solche Mutii Skävolä müſſen wir haben; die ſtehen auf der Höhe der Zeit. Darum pfui über die altmodiſchen Rumpelkammerſtücke Poeſie, Enthuſiasmus, Geſinnungstreue, Charakterfeſtigkeit, Konſequenz und dergleichen Nichtsnutzigkeiten mehr! Denn, wackere Jugend, der Weisheit letzter Schluß iſt:

„Spann' ins Geſchirre dich
Nur für's Reale!
Und nie verirre dich
Ins Ideale!“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite
Mirabeau und Marie Antoinette 1
Ein Junker-Komplott 87
Die Göttin der Vernunft 209
Für Thron und Altar 239

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Otto Wigand in Leipzig

[illegible]

Farrago.

Von

Johannes Scherr.

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira,
voluptas,
Gaudia, discursus, nostri *farrago* libelli est.
Juvenalis, I, 85.

Leipzig.
Verlag von Otto Wigand.
1870.

Vorwort.

Die nachſtehenden Studien und Skizzen ſind zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben worden, erſcheinen aber ſammt und ſonders hier zum erſtenmal gedruckt. Wäre, als der erſte deutſche Nationalkrieg, welcher dieſen Namen ganz verdient, im Hochſommer losbrach, der Druck nicht ſchon nahezu vollendet geweſen, ſo würde derſelbe unterblieben ſein. Denn ich fühle gar wohl, daß ich ſelbſt ausgeſprochenen Freunden meiner Arbeiten nicht zumuthen darf, ſie möchten in ſo großer Zeit dieſem kleinen Buch irgendwelche Beachtung ſchenken. Wer es trotzdem zur Hand nehmen ſollte, wird aus dem angehefteten „Tagebuch vom Berge“, welches ich hier oben niederſchrieb, erſehen, wie Einer, welcher den gewaltigen Ereigniſſen dieſes Sommers fernſtehen mußte, wenigſtens „geiſtweiſe" mitdabeizuſein verſuchte. Vielleicht enthalten dieſe Tagebuchblätter als unmittelbarſte Stimmungszeugniſſe einen nicht ganz werthloſen Beitrag zur Signatur der Zeit.

Ich hatte beabſichtigt, in dieſem Vorwort einen von ſeiten des national-liberalen Herrn Karl Braun aus Wiesbaden unlängſt auf mich gemachten Angriff (vgl. S. 443 des vorliegenden Buches) zur Sprache zu bringen und nach Gebühr zurückzuweiſen. Es wäre jedoch anmaßlich, dermalen irgendeinen Leſer mit derartigem Zank zu behelligen. Daher nur dieſes: — Herr Braun hat drucken laſſen, ich hätte „bei den Schweizern über Deutſchland geſchimpft," um mich, wie aus dem Zuſammenhang hervorgeht, bei jenen „Liebkind" zu machen. Herr Braun hat damit zwei Lügen geſagt. Entweder nun hat er dieſelben aus Unkenntniß vorgebracht und dann erwarte ich von ihm, daß er, falls er ein Ehrenmann, beſſer ſich belehren und folglich die mir angethane Verleumdung zurücknehmen werde; oder aber er hat, was ich einſtweilen nicht glauben will, wiſſentlich und mit Vorbedacht die Unwahrheit geſagt und will bei derſelben beharren und dann mag er die Brandmarke „Lügner und Verleumder“, welche ich ihm hiermit anhefte, mit ſich herumtragen. Im erſten Falle bin ich gerne bereit, die zwiſchen uns ſchwebende prinzipielle Streitfrage ſo zum Austrage zu bringen, wie es anſtändigen Männern ziemt; im anderen Falle müßte ich Herrn Braun als Menſch und Autor jeder fernerweiten Beachtung unwerth und als für mich gar nicht mehr vorhanden erachten.

Auf dem weißen Stein.

J. S.

Inhalt.

	Seite
Thusnelda	1
Elagabal	39
Jeanne d'Arc	93
Zwei Königinnen	181
Ein Prophet	283
Der verzauberte Kurfürſt	331
Eine Mutter Gottes	387
Tagebuch vom Berge	429

Thusnelda.

Mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas, neque voce supplex — (Mehr von des Gatten als des Vaters Geiſte beſeelt, nicht zum Weinen gebracht, noch zum Flehen ſich erniedrigend —).

Tacitus, Annal. I, 57.

1.

Aus dem Walddüſter älteſter Geſchichten unſeres Landes tritt eine Frauengeſtalt hervor, welche von den antiken Autoren, die ihrer gedenken, nur mit wenigen und flüchtigen Zügen gezeichnet iſt und dennoch feſt, beſtimmt und deutlich vor unſerem Seelenauge ſteht: — die Geſtalt der Gattin Armins. Der Stahlgriffel des Tacitus hat mittels etlicher Lapidarworte, wie ſie „der Blitz in Felſen ſchreibt", das tragiſche Geſchick dieſer Frau der Ewigkeit eingegraben. Ihr Name findet ſich jedoch nur bei einem der alten Zeugen, beim Strabon, dem bekannten Geographen des Alterthums, welcher zur Zeit des Auguſtus und Tiberius ſchrieb. Er nennt ſie Thuſnelda[1].

---

[1] *Θουσνέλδα.* Strab. Geogr. VII, 1, 4.

Ein deutſcher Alterthümler, Göttling, hat die Behauptung aufgeſtellt und mit großem Scharfſinn begründet, daß uns aus dem Alterthum eine Porträtſtatue Thuſnelda's überliefert ſei[1]. Wer in Florenz geweſen, erinnert ſich gewiß mit Vergnügen der ſchönen „Loggia de' Lanzi", welche Andrea Orkagna um 1376 auf dem Markte meiſterlich erbaute. Unter den Statuen, welche das Innere der Halle ſchmücken, fällt eine mehr als lebensgroße marmorne auf und zwar durch den großartigen Ausdruck tiefer Schwermuth, welche über ihre Geſichtszüge, ja über ihre ganze Geſtalt hingegoſſen iſt. Die Florentiner kannten ſie früher unter dem Namen der „Göttin des Schweigens", welche Bezeichnung ſicher nur von der Bewegung der rechten Hand der Statue gegen den Mund zu herrührte. Einige Archäologen wollten in ihr die Matrone Veturia, Koriolans Mutter, erkennen; andere ſahen in der Bildſäule eine griechiſche Polyhymnia oder Mnemoſyne. Der Franzoſe Mengez hat zuerſt die richtige Nachweiſung gegeben, daß dieſe ſchöne Statue — ſie hatte ſich früher im Palazzo Kapranika und dann in der Villa Medici in Rom befunden — weder eine griechiſche Göttin noch eine römiſche Matrone darſtelle, ſondern eine von den Römern gefangene und im Triumph aufgeführte „Barbarin“. „Das Urbild,“ fügt Göttling hinzu, „muß einer Nation angehört haben, welche den Römern ſowohl kriegeriſch als ſittlich imponirte, und muß eine an Anſehen hervorragende Frau, eine Fürſtin, geweſen ſein.“ ... Das Geſicht iſt nicht von helleniſchem oder römiſchem, ſondern von nordiſchem Schnitt. Es trägt den Stempel ſchwermuthsvollen Inſichverſunkenſeins. Der etwas vorgeneigte Kopf ſcheint ſich unter der Wucht eines herben Geſchickes zu beugen. Die linke Bruſt, ſowie beide Arme ſind bloß und dieſe Blöße, wie auch die Gewandung der übrigen Geſtalt, iſt ganz entſprechend der von Tacitus (Germ. 17) gegebenen Schilderung, welcher Art die altdeutſchen Frauen ſich trugen. Das ganze Bild macht einen ſo durchſchlagend germaniſchen

---

[1] Thuſnelda und Thumelikus, in gleichzeitigen Bildniſſen nachgewieſen von Karl Wilhelm Göttling. 1856.

Eindruck, daß auch ſolche Alterthumskenner, welche Göttlings Aufſtellung für nicht völlig erwieſen anſehen, immerhin einſtimmen, daß die beſchriebene Statue eine Germanin vorſtelle.¹)

Angenommen, Göttling habe das Richtige getroffen, ſo war Thuſnelda eine ſchöne Frau. Falls wir aber nicht annehmen dürften, ihre Porträtſtatue ſtände in der Lanzknechtehalle zu Florenz, müßten wir dennoch zuverſichtlich glauben, die Tochter des Segeſtes ſei ſo geweſen, daß es ſich der Mühe lohnte, ſich in ſie zu verlieben. Wäre ſie häßlich geweſen, ſo hätte Armin ſie ſicherlich ganz gemüthsruhig dem Bräutigam gelaſſen, welchem ihr Vater ſie beſtimmt hatte, und hätte ſeinen von wahrhaft weltgeſchichtlicher Bedeutung gewordenen politiſchen Entwürfen und Arbeiten nicht die zur Durchführung eines Romans nöthige Zeit abgemüſſigt.

---

1) Brunn (Geſchichte d. griech. Künſtler, I, 453) ſieht in derſelben die allegoriſche Darſtellung der „Germania devicta", wogegen Göttling (a. a. O. p. 29) Triftiges geltend macht.

Hochſchlank von Wuchs, voll und ſtraff von Formen, goldhaarig, kornblumenaugig und rothwangig müſſen wir uns das Mädchen denken, welches in ſtürmiſcher Nacht, zagend und doch einem unwiderſtehlichen Zuge gehorchend, aus der Hinterthüre des väterlichen Edelhofes ſchleicht, wie ein weißer Schatten über die Lichtung huſcht und in dem gegenüberliegenden Eichenkamp verſchwindet. Am Außenſaum des Kamps harrt lauſchend ein Mann, an den Bug ſeines Pferdes gelehnt. Wenn der Mond mitunter durch die jagenden Wolken blickt, ſieht man, daß der Harrende jung, ſtattlich, gebietend von Zügen iſt und ſich wie ein Edeling der Cherusker trägt. Er lauſcht gegen den Eichenkamp vorgebeugt und durch das Rauſchen der Wipfel über ihm dringt ein Ton in ſein Ohr, den er kennt. Mit einem Sprung iſt er im Holz, ein halbverhaltener Aufſchrei, von Mädchenlippen halb in Angſt, halb in Wonne ausgeſtoßen, und einen Augenblick darauf tritt Armin aus dem Haindunkel, Thuſnelda in ſeinen Armen tragend. Er hebt ſie auf das Roß, ſpringt nach, umſchlingt die Bebende mit ſeinem linken Arm, rückt mit der Rechten den Zügel und fort geht es mit dem Wind um die Wette[1].

2.

Der wirklich und wahrhaft hiſtoriſche Roman Arminius und Thuſnelda iſt kulturgeſchichtlich und pſychologiſch gleich merkwürdig. Dieſe älteſte hiſtoriſch beglaubigte deutſche Liebesgeſchichte zeigt nämlich deutlich, daß in den altdeutſchen Wäldern das Verhältniß von Mann und Weib thatſächlich auf einer edleren Anſchauung beruhte als in der griechiſch-römiſchen Welt. Dem berühmten Zeugniſſe des großen römiſchen und größten antiken Hiſtorikers zufolge hatten ſich ja bei den Germanen die Frauen einer viel geachteteren Stellung zu erfreuen als bei irgendeinem Volk im Umkreiſe des helleniſch-griechiſchen Alterthums. Die Germanin wird nicht als willenlos vorausgeſetzt. Auch in ihr regt ſich der deutſche Individualiſmus, der Selbſtbeſtimmungstrieb. Die germaniſche Frau ſteht nicht an, das Recht des menſchlichen Ich und Selbſt gegenüber der Satzung, dem Brauch und der äußerlichen Gewalt geltend zu machen. Die Tochter Segeſt's iſt, zweifelsohne nach den Formen des altdeutſchen Brautkaufs (Germ. 18), von ihrem Vater einem Manne verlobt, den ſie nicht haben will. Weit entfernt jedoch von feiger Ergebung in die „ſoziale Ordnung", verzehrt ſie ſich nicht in nutzloſen Thränen, ſondern läßt ſich vielmehr entſchloſſen von dem Manne entführen, welchen ihr Vater haßt, ſie aber liebt.

---

[1] Tacitus erzählt freilich dieſe Entführung weniger „umſtändlich“: — „Arminius filiam ejus (Segestis), alii pactam, rapuerat.“ Annal. I, 55.

Die Rebellin gegen die väterliche und ſtaatliche Autorität heiratet den Rebellen gegen die vollendete Thatſache der fremden Zwingherrſchaft, deren gehorſamer Diener ſein Schwiegervater iſt. Fürwahr, ein von vornherein auf einen tragiſchen Ausgang angelegter Roman der Wirklichkeit. Er konnte gar nicht anders als unglücklich enden, denn

Held und Heldin waren ja idealiſtiſch geſtimmt, waren hoch und edel geſinnt und „das Schöne muß ſterben . . .“

Der General Lafayette erzählt[1]), eines Tages im Jahre 1813 ſei Napoleon in eine feurige Lobrede auf den Oktavius Auguſtus ausgebrochen, in welchem er das Muſter eines wahrhaft „großen“ Mannes erblickte. Der Lobredner ſprach zweifelsohne aus Ueberzeugung, getrieben von dem ſtarken Zuge der Wahlverwandtſchaft mit dem Begründer der römiſchen Monarchie. Denn ganz wie Napoleon war auch Oktavius eine wunderſam gut gelungene Miſchung vom Banditen und vom Komödianten. Beides in höchſter Potenz genommen, verſteht ſich. Der franzöſiſche wie der römiſche Deſpot ſie verſtanden beide gleich virtuoſenhaft auf der menſchlichen Niedertracht als auf dem Inſtrument ihrer Ehrſucht und Herſchgier zu ſpielen, aber der Römer war doch der beſſere Muſikant und Komödiant als der Korſe. Denn Auguſtus muſizirte und komödirte klug und konſequent und darum auch glücklich bis zum Ende und durfte ſterbend ſeine Vertrauten zum Beifallklatſchen auffordern [1]. Napoleon dagegen fiel gar ſchmählich aus der Rolle, indem er nicht mehr *über* derſelben ſtand, ſondern das Tyrannenſpiel für baren Ernſt nahm und demzufolge aus einem Virtuoſen des Deſpotismus ein verrückter Deſpot wurde. Die Ueberlegenheit des Römers über den Korſen erwies ſich durch die Selbſtbeſchränkung, welche jener ſich aufzuerlegen wußte. Auch in ſeiner auswärtigen Politik. Bekanntlich hielt er an dem Grundſatze feſt, das römiſche Reich bedürfte weit mehr der inneren Ordnung und Kräftigung als der Vergrößerung nach außen, und nur nach einer Richtung hin ſchien ihm ein Abgehen von dieſem Prinzip räthlich, nach dem Norden zu, weil ſich die tiroliſchen und juliſchen Alpen als ein zu ſchwaches Bollwerk gegen die fortwährende Bedrohung Italiens durch germaniſche Völkerſchaften erwieſen. Darum wollte er in Pannonien und in Süddeutſchland die Reichsgränze bis zur Donau vorgerückt wiſſen, was mittels Feldzügen, welche ſeine beiden Stiefſöhne Druſus und Tiberius führten, erreicht wurde. Nicht allein durch Waffen, ſondern auch und noch mehr durch diplomatiſche Künſte. Die erfolgreichſte derſelben iſt geweſen, den germaniſchen Stämmen die Oberherrlichkeit Roms in der Form von Bündniſſen aufzuſchwindeln.

---

[1]) Mémoires, V, 400.

---

[1] Sueton (Oktavius, Kap. 99) berichtet: „Am letzten Tage ſeines Lebens fragte er wiederholt, ob ſich das Publikum über ſeinen Zuſtand beunruhigte. Dann ließ er ſich einen Spiegel geben, ließ ſich friſiren und ſeine ſchlaffen Wangen zurechtmachen. Dies gethan richtete er an ſeine Vertrauten die Frage: Meint ihr nicht, daß ich die Komödie des Lebens recht hübſch geſpielt habe? und fügte griechiſch die Epilogſchlußformel hinzu:

„„Falls das Stück euch hat gefallen, ei, ſo klatſchet unſerm Spiel
Und erhebt mit Freuden alle ringsumher den Beifallsruf!“ “

Es war ganz daſſelbe Verfahren, welches ſpäter von Ludwig dem Vierzehnten und von Napoleon gegenüber Deutſchland eingehalten wurde. Jedoch hatten es dieſe beiden Todfeinde unſeres Landes dabei bequemer als die Römer, weil dieſe bei ihren Machenſchaften auf die Volksgemeinden der Freien

Rückſicht nehmen mußten, jene dagegen bei vollendeter Verknechtung des deutſchen Volkes nach dieſem nichts zu fragen, ſondern nur die Fürſten zu kaufen hatten, bekanntlich eine im ſiebenzehnten wie im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts leicht käufliche Waare.

Freilich gab es auch ſchon zu Anfang des erſten Jahrhunderts unſerer Aera deutſche Fürſten, welche verdienten, die Ahnherrn der Rheinbundsmajeſtäten und Rheinbundshoheiten von Napoleons Gnaden zu ſein. So ein antecipirter Rheinbundsfürſt war vornehmlich Segeſtes, einer der Häuptlinge der Cheruſker, ein gehorſamer Diener der römiſchen Zwingherren und wider Willen der Schwiegervater Armins. Segeſt iſt ein richtiger Realpolitiker geweſen, ein ſo richtiger, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben verdiente. Um das Jahr 7 n. Chr. hatten es die Römer mit ihren militäriſchen und diplomatiſchen Künſten ſoweit gebracht, daß der Hofhiſteriograph Vellejus Paterkulus ſagen konnte: „Beinahe ganz Deutſchland iſt in eine tributpflichtige Provinz verwandelt.“

Segeſt anerkannte dies „fait accompli“ und kalkulirte alſo: Der römiſchen Macht zu widerſtehen iſt unmöglich. Die Politik aber iſt bekanntlich die „Wiſſenſchaft des Möglichen“. Folglich nehmen wir das Joch der Fremden, welche noch dazu eine „civiliſatoriſche Miſſion“ haben, unweigerlich auf unſere Nacken. Unſereinem gewähren ja die lieben Römer die Mittel, das Joch gehörig auszupolſtern. Uns thut es demnach nicht weh, wenn mehrbeſagtes Joch den Nacken des Volkes wundſcheuert. Wir, Segeſtes der Erſte, von Auguſti Gnaden Winkelfürſt von Cheruſkien, ſtellen uns überhaupt unter römiſcher Herrſchaft ſo gut, daß man ein Narr, ein Ideolog, ein Prinzipienreiter ſein müßte, wollte man dem realpolitiſch Möglichen und Wirklichen das ideal-närriſch Unmögliche und Phantaſtiſche vorziehen und ſein ſicheres Auskommen und gedeihliches Behagen an ſolche Marotten wie nationale Ehre und Selbſtſtändigkeit, deutſche Freiheit und eigenartiges Recht wagen.

Der römiſche Hof ſcheint dieſe realpolitiſche Anſchauung als bei den Deutſchen allgemein vorausgeſetzt zu haben. Sonſt hätte er nicht den Mißgriff begehen können, den bornirten, brutalen und raubſüchtigen Quinktilius Varus zum Gouverneur von Germanien zu machen. Varus hatte zuvor Syrien verwaltet, d. h. brutaliſirt und ausgeraubt, ſo daß ſelbſt der hofhiſtoriographiſche Vellejus Paterkulus ſich bemüſſigt fand, von ihm zu ſagen, er habe „das reiche Syrien als armer Schlucker betreten und das arme als reicher Mann verlaſſen“. Wie er die Deutſchen behandeln zu ſollen glaubte, geht ſchon daraus hervor, daß er ſie, deſſelben Paterkulus Bezeugung zufolge, für Geſchöpfe anſah, „welche mit Menſchen nichts gemein hätten als Sprache und Gliedmaßen (qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum).* Kaum in Deutſchland angelangt, verſchritt Se. Excellenz rüſtig dazu, die alſo angeſehenen armen deutſchen Wilden in ſeiner Weiſe zu civiliſiren. Das ging etliche Jahre ſo, nahm dann aber ein Ende mit Schrecken.

3.

Segimers Sohn Armin, welchen ſein Schwiegervater Segeſt als Idealpolitiker verachtete und als einen populären Mitfürſten haßte, war nicht gewillt, die (übrigens auch auf nicht ſehr ſtarken Füßen ſtehende) Thatſache der Eroberung Deutſchlands durch die Römer als vollendet anzuſehen oder anzuerkennen. Ihm war das „fait accompli" überhaupt kein Götze, vor welchem die Menſchen unter allen Umſtänden ihre Kniee beugen müßten. Er faßte die Politik nicht als die „Wiſſenſchaft des Möglichen". Ihm war ſie vielmehr eine Inſpiration des natürlichen Gefühls, eine Sache des Gewiſſens, ein Ruf der Pflicht.

In Wahrheit, er ſtand auf einer ſo niedrigen Stufe ſtaatsmänniſcher Entwickelung, daß er, ſtatt ein Allerweltwindhaſpel zu ſein, nur ein Prinzipmann war, ein ganz einſeitiger und eigenſinniger Menſch, welcher nicht zugeben wollte, daß ſein Vaterland entnationaliſirt und verciviliſirt, d. h. verwelſcht und verſklavt würde. Zu ſeiner Entſchuldigung iſt nur zu ſagen, daß er, der im römiſchen Heere gedient, das römiſche Bürgerrecht und die Ritterwürde erworben hatte und gut lateiniſch ſprach, die Römer zu genau kannte, um ſich darüber zu täuſchen, was alles dieſelben unter „Civiliſiren" verſtanden. Der gute Armin war aber auch lange nicht aufgeklärt und liberal genug, um ſich mit einem mehr oder weniger pathetiſch zu Protokoll gegebenen Proteſt gegen die Thatſache der Fremd- und Zwingherrſchaft zu begnügen und dann im Hochgefühle, ſeine patriotiſche Schuldigkeit gethan zu haben, die Hände müſſig in die Hoſentaſchen zu ſtecken. Vielmehr war er ſo ſehr „Gefühlspolitiker", ſo unbeſonnen, ſo unſtaatsmänniſch, ſo extrem, ſo deſtruktiv, daß er geradezu ein Wühler wurde, welcher gegen das Beſtehende anzugehen, die Ruhe und Ordnung zu ſtören ſich unterfing. Ein Glück für ihn, daß er bei dieſem ſeinem Unterfangen Erfolg hatte! Sonſt würden die deutſchen Hiſtoriker ihm ſicherlich mitgeſpielt haben, allwie katholiſche Hofräthe und lutheriſche Kirchenräthe etwa dem Thomas Münzer mitzuſpielen pflegen.

Der junge cheruſkiſche Edeling nahm ſich aber nicht nur heraus, gegen die Römerherrſchaft zu rebelliren, ſondern auch, ſchlauer zu ſein als die fremden Zwingherrn. Die Art und Weiſe, wie er den vom Dünkelgas geblähten Raubſack Varus nasführte, zeigt, daß auch ſo ein Idealpolitiker die Sachen, wenn es ſein muß, praktiſch zur Hand nehmen kann. Ganz meiſterlich ſodann war es, daß und wie im Sinne ſeines großen Gedankens Armin die Sprödigkeit des deutſchen Partikularismus zu überwinden und eine nicht kleine Anzahl von Völkerſtämmen zu einer widerrömiſchen und nationalen Eidgenoſſenſchaft zuſammenzubinden verſtand. Daß bei alledem perſönlicher Ehrgeiz ein tüchtig Scheit in das Feuer ſeiner patriotiſchen Begeiſterung gelegt habe, mag gar nicht beſtritten werden oder gar nicht zu beſtreiten ſein. Warum ſollte er nicht den Ehrgeiz haben, ſein Vaterland zu befreien und auf dieſe That als auf ein Piedeſtal ſich zu ſtellen, welches ſeine heldiſche Geſtalt erhaben in die Nachwelt hineinragen ließ und läßt?

Bekanntlich haben Rheinbundsfürſten für ihren Protektor Napoleon die Spione und Angeber gemacht und haben in den Jahren 1808—13 die nationalen Wiedergeburtsſtrebungen ihrem Herrn und Meiſter eifrig denunciirt. Gerade ſo that zu ſeiner Zeit Segeſt. Er machte ſich eine Ehre daraus, den Römern als Spion und Delator zu dienen, vollends dann, als die Erwählung Armins zum Herzog der von demſelben geſtifteten nationalen Eidgenoſſenſchaft den ſchwiegerväterlichen Neidhammel ganz drehend gemacht hatte. Hatte es ihm doch ſchon giftig am Herzen genagt, daß ſeine Hoffnung, mit römiſcher Hilfe die Großhäuptlingſchaft bei den Cheraſkern zu ergattern, zu ſchanden geworden und ſein Schwiegerſohn vom ganzen Klan zu dieſem höchſten Vertrauenspoſten berufen war. Glücklicher Weiſe hatte Varus ſeine Ohren mit dem Wachſe der Selbſtgefälligkeit verſtopft und ließ den Verräther mit ſeinen Angebereien und Warnungen abfahren. So konnte Armin ſeine wohlausgeſonnenen Veranſtaltungen ungehindert zu Ende führen, — Veranſtaltungen, welche darauf abzweckten, die römiſche Heermacht in Deutſchland mit einem Schlage zu vernichten.

Im teutoburger Walde im Gaue der Brukterer, wahrſcheinlich in der Nähe der heutigen Stadt Beckum, that der nationale Herzog Armin in den Tagen vom 9. bis 11. September des Jahres 9 n. Chr. G. dieſen Vernichtungsſchlag ſo gründlich gewaltig, daß der bis gen Rom hindonnernde Widerhall daſelbſt die Aengſten des „kimbriſchen Schreckens" erneuerte. Der glatte Kaiſerkomödiant Auguſtus ſelber verlor bekanntlich ſo ſehr die Haltung, daß er in ſeinem Kabinett mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und aufſchrie: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Der Varus aber lag mitſammt den Legionen todt in den Schluchten des teutoburger Waldes. Von der ganzen römiſchen Armee, welche an 50,000 Mann ſtark geweſen, war nur ein dünnes Häuflein rheinüber entkommen.

4.

Der Bewahrer Germaniens vor Romaniſirung, der Retter deutſcher Nationalität, der Sieger in der teutoburger Waldſchlacht war zweifelsohne ein genialer und großdenkender Menſch. Gar wohl erkennend, daß mit dem Gethanen keineswegs genug gethan ſei und daß der römiſchen Macht in die Länge nur zu widerſtehen ſein würde, ſo man ihr die nationale Kraft Deutſchlands entgegenſtellen könnte, hat er die Feſtigung und Erweiterung der im Jahre 9 geſtifteten Eidgenoſſenſchaft energiſch angeſtrebt. Er iſt geradezu der erſte Prophet und Werkmeiſter der deutſchen Nationaleinheit geweſen, aber auch ihr erſter Märtyrer. Denn er vermochte ſeinen großen Gedanken nicht zur That zu machen, er konnte nur dafür leben, ſtreben und ſterben.

Am deutſchen Partikularismus ging Armin zu Grunde. Den gewöhnlichen Volksdank muß er unlange darauf empfangen haben, nachdem er ſein Volk befreit hatte. Sonſt wäre ja nicht zu erklären, wie es zugegangen, daß der Verräther Segeſt

Macht genug beſaß und es wagen durfte, den beneideten und gehaßten Eidam heimtückiſch zu überfallen und ſelbigen ſammt ſeiner Gattin gefangen zu nehmen. Die Gefangenhaltung des Befreiers muß ins Jahr 15 n. Chr. hinein gewährt haben. In dieſem und ſchon im Herbſte des vorhergehenden Jahres wurde traurig offenbar, daß dem Widerſtande der Deutſchen gegen Roms erneuerte Eroberungsverſuche Seele und Führung fehlte. Die ſchonungsloſen Razzias, welche der Neffe des neuen Kaiſers Tiberius, Druſus Germanikus, im Spätjahr von 14 und im Frühjahr von 15 aus Gallien rheinherüber gekommen, gegen die Marſen und Katten vollführte, zeigen dies.

Bevor der römiſche General nach im Kattenland gethaner Raub-, Brand- und Mordarbeit wieder über den Rhein zurückging, war es dem Armin gelungen, die Bande ſeiner Gefangenſchaft zu brechen; wir wiſſen nicht, wie. Sofort verſchritt er dazu, auch ſeine Gattin zu befreien, welche geſegneten Leibes in der Gewalt ihres Vaters zurückgeblieben war, und belagerte zu dieſem Ende den befeſtigten

Hof des Segeſtes. Allein dieſem gelang es, ſeinen Sohn Segimund und andere Boten mit der Bitte um ſchleunige Hilfeleiſtung an den Germanikus zu entſenden. Der römiſche General hielt inne auf ſeinem Marſche, kehrte mit ſeinem Heer um und brachte dem belagerten Rheinbündler den erbetenen Entſatz, indem er mit unwiderſtehlicher Uebermacht die Belagerer zerſprengte. Bei dieſer Gelegenheit that Segeſt eine Rede an ſeinen römiſchen Protektor, welche nicht allein dem Sinne nach, ſondern auch in einzelnen Ausdrücken mit Reden übereinſtimmt, welche rheinbündiſche Fürſten und Miniſter an Napoleon gehalten haben. Warum auch nicht? Die Niedertracht arbeitet ja allzeit nach derſelben Schablone.

Im Cheruſkerlande weiter zu bleiben getraute jedoch der Verräther ſich nicht. Der Herr Protektor ſandte ihn nach Gallien und von dort ſpäter gen Rom. Die unglückliche Thuſnelda aber kam aus der Gefangenſchaft ihres Vaters in die der Römer. Als ſie aus der väterlichen Burg heraus und vor den Cäſar geführt wurde, trat ſie — erzählt uns

Tacitus — vor denſelben, „mehr von des Gatten als des Vaters Geiſte beſeelt, nicht zum Weinen gebeugt, noch zum Flehen ſich erniedrigend, mit unter dem Buſen zuſammengefaßten Händen ſtumm auf ihren ungeborenen Sohn niederblickend“[1].

Armin verſuchte in ſeinem wilden Schmerze alles, um das Unheil zu wenden und die Gattin zu befreien. „Ihn trieben — berichtet der römiſche Hiſtoriker — neben dem natürlichen Ungeſtüm die Wegſchleppung ſeines Weibes und ſein noch ungeboren in die Sklaverei verkauftes Kind wie ſinnlos umher und er ſtürmte hin durch die Cheruſkergauen, zu den Waffen wider Segeſt, zu den Waffen wider die Römer rufend. So den Deutſchen Vaterland, Familie und heimiſche Sitte lieber ſeien als Fremd- und Zwingherrſchaft, ſo möchten ſie ſich an ihn, den Führer zu Ruhm und Freiheit, anſchließen.“

Wohl hatte dieſer Aufruf Erfolg, wohl belebte des Befreiers Feuereifer den nationalen Widerſtand gegen Rom wiederum, allein Thuſnelda war nicht mehr zu retten. In der Gefangenſchaft gebar ſie bald einen Sohn, welchen die Römer Thumelikus nannten.

---

[1] Mit dieſem glücklichen Ausdruck hat Luden das etwas plumpe „gravidum uterum intuens“ des Tacitus wiedergegeben.

Die Feldzüge des Germanikus in Deutſchland blieben im Grunde reſultatlos, obzwar die nach Rom geſandten Siegesbulletins des Cäſars großartig genug lauteten. Armin hielt ihm mit zäher Ausdauer Widerpart. Tiberius rief den Neffen vom Oberbefehl in Germanien ab, vergoldete aber dieſe Pille mittels Bewilligung eines Triumphes, welcher am 27. Mai im Jahre 17 in Rom gefeiert wurde. Dem Strabon verdanken wir den Bericht, daß in der Triumphalprozeſſion Thuſnelda, ihren zweijährigen Sohn auf dem Arme, mit ihrem Bruder Segimund in Feſſeln vor dem Wagen des Triumphators einhergehen mußte und daß der Verräther Segeſt die namenloſe Infamie beging, von einem ihm — „weil er zu uns übergelaufen war“ — angewieſenen Ehrenplatz aus dieſe echt-römiſch grauſame Mißhandlung von Sohn, Tochter und Enkel mitanzuſehen.

Der ſchwergeprüften deutſchen Frau geſchah noch Bitterſtes: — ihr Sohn wurde ihr entriſſen, um, wie wir aus Tacitus wiſſen, in Ravenna erzogen zu werden. Da mag der Leidvollen das Herz in der Bruſt gelegen haben ſo ſchwer und einſam wie ein von ſeinem Tau losgeriſſener Anker auf dem Grunde der See. Wann und wie ſie geſtorben, wiſſen wir nicht. Hoffentlich bald. Was aus dem armen Sohn Armins geworden, können wir vermuthen. Tacitus, nachdem er gemeldet, daß Thumelikus in Ravenna erzogen worden, fügt hinzu: „Zu welchem Hohn des Geſchickes er aufgeſpart war, werde ich ſpäter erwähnen.“ Allein dieſe Erwähnung iſt bekanntlich nicht vorhanden, maßen der Theil der taciteiſchen Schriften, in welchem ſie vorkommen ſollte, verloren gegangen. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß Thuſnelda's Sohn in der Gladiatorenſchule zu Ravenna zum Fechterſklaven abgerichtet wurde, um als ſolcher, er, der Sprößling Armins, etwa zur Feier eines über die Deutſchen gewonnenen Sieges im Cirkus dem vornehmen und geringen römiſchen Pöbel zum pikanten

Spektakel zu dienen. Freilich beruht dieſe Annahme immerhin nur auf fünf Worten des Tacitus („educatus Ravennae puer, ludibrio conflictatus"). Dem Dichter aber war es erlaubt, auf dieſer ſchmalen hiſtoriſchen Baſis eine tragiſche Dichtung aufzubauen, was denn auch Friedrich Halm theatraliſch wirkſam gethan hat.

Nach der Kataſtrophe vom Jahre 15 führte Armin den nationalen Unabhängigkeitskampf noch volle ſieben Jahre weiter, „nicht immer ſiegreich in Schlachten, aber unbeſiegt im Kriege," wie ſich Tacitus ausdrückt, der ihn an derſelben Stelle ehrend den „unzweifelhaften Befreier Deutſchlands" nennt, welcher dem römiſchen Reiche auf der Machthöhe deſſelben **Trotz** geboten habe. Was aber Rom nicht gelang, den nationalen Helden zu fällen, das brachte der gemeine Neid ſeiner Mithäuptlinge zuwege. Dieſe bezichtigten ihn des Strebens nach Alleinherrſchaft — als ob er nicht verdient hätte, ſie zu führen! — und gingen im Namen der „deutſchen Libertät" gegen ihn an. Alſo mit derſelben dynaſtiſchen Lug- und Trugloſung, welche die deutſchen Fürſten die ganze deutſche Geſchichte entlang allzeit erhoben haben, wann ſie Verrath an der Nation verüben wollten. Mitglieder ſeiner eigenen Familie waren mit Armins Neidern und Haſſern verſchworen und ſtanden ihm nach dem Leben. Nachdem er zwölf Jahre lang der Bannerherr Germaniens geweſen, fiel er, ſiebenunddreißigjährig, durch die Tücke ſeiner Verwandten („dolo propinquorum"). Die Dummheit und Gemeinheit haben es alſo ſchließlich über das Genie und den Hochſinn davongetragen, damit ja die Weltordnung nicht aus dem gewohnten Geleiſe käme.

Die Gattin in der Gefangenſchaft am Herzeleid geſtorben, der Sohn als Fechterſklave verdorben, der Retter Deutſchlands ſelbſt von deutſchen Händen meuchlings erſchlagen — nicht ſehr gemüthlich das, aber lehrreich. Da ſieht man wieder einmal recht deutlich, wie es „Gefühlspolitikern" und „Idealnärrinnen" ergeht. Nehmt ein Exempel daran und laßt es euch zur Warnung gereichen, ihr armen unpraktiſchen Leute, „Idealpolitiker", „Schwarmgeiſter", „Prinzipienreiter", Spieler auf der alten „Geſinnungstüchtigkeitsleier"!

Wohl, ihr Herren Realiſten, wir nehmen ein Exempel daran: nur ziehen wir die Nutzanwendung etwas anders. Wer hat euch denn, fragen wir, in den Stand geſetzt, uns in deutſchen Lauten den Text zu leſen, der Erfolgſchleppeträger Segeſt oder der „Prinzipienreiter" Armin? Wir wiſſen zwar ganz gut, daß ihr, Bekenner der Machtanbetungsreligion, die Anathemaſpritze nicht minder eifrig handhabt als der „Oberbonze von Babel", welcher nicht müde wird, die Jauche ſeines alleinſeligmachenden Afterwitzes über Europa hinzuſpritzen; aber fragen darf man ja doch wohl noch und ſo werdet ihr uns erlauben, euch noch etliche weitere Fragen vorzulegen, obgleich dieſelben mit dem abgehandelten Thema nicht in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehen.

Wenn, wie ihr ſagt, alles in beſtem Geleiſe der Entwickelung iſt, wenn eure reale Politik und Wiſſenſchaft mit dem ganzen Dünkel deutſcher

Kathedrarierſchaft auf die ideale des achtzehnten Jahrhunderts herabſehen darf, wie geht es denn zu, daß jene an aufhellender und befreiender Wirkung dieſer bei weitem nicht gleichkommt? Könnt ihr leugnen, daß die Pfaffenmacht heutzutage eine Stellung einnimmt, wie ſie vor hundert Jahren unmöglich war? Damals hätte man den Gebildeten in Europa zumuthen ſollen, ſich mit dem obſoleten Hokuspokus eines Koncils als mit einer ernſthaften Sache zu beſchäftigen! Ein unermeßliches Gelächter wäre die Antwort geweſen.

Ihr habt Politik und Wiſſenſchaft materialiſirt und habt ſie glücklich dahin gebracht, die Götter, die Ideale, von den Altären zu ſtoßen und in dem ungeheuern Mammonstempel, deſſen Dach über die Gegenwart ſich hinwölbt, den Levitendienſt zu verrichten. Aber habt ihr denn ganz und gar kein Auge und kein Verſtändniß dafür, daß die hochmüthige Verblendung, womit ihr den unausrottbaren idealiſtiſchen Zug und Trieb im Menſchen entweder als gar nicht vorhanden betrachtet oder demſelben doch jede Befriedigung verſagt, der pfäffiſchen Pfiffigkeit Gelegenheit und Raum gab, dieſes Triebes ſich zu bemächtigen, um ihn wieder in die labyrinthiſchen Räume der alten finſtern Santa Kaſa hineinzuſchmeicheln? Euer Geſchäft der Entgötterung und Entgeiſtung der Geſellſchaft florirt, florirt ſehr, kein Zweifel; aber gereicht es denn etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche ſo nüchtern kalkulirt und allen Idealismus als „unpraktiſch“ verſpottet, gereicht es dieſer praktiſchen, auf die Errungenſchaften der exakten Wiſſenſchaften und auf die Erfolge der Realpolitik ſo ſtolzen Zeit wirklich zur Ehre, daß der Menſchheit Gewiſſen verſtummt ſcheint und die „heilige Dummheit“ mit unerhörter Frechheit raſende Orgien aufführen darf? Orgien, in welchen der Papſtwahnſinn mit der Schamloſigkeit den Infallibilitätskankan tanzt: Orgien, welche im Tollrauſch des Afterwitzes „Encykliken“ wie jene vom Dezember 1864 in die Welt hinausſchreien. Zeugt es wirklich für einen Vorſchritt der europäiſchen Geſellſchaft oder aber aller ſtaunenswerthen materiellen Gewinnſte und Schöpfungen ungeachtet für einen Rückſchritt, wenn ein auf den ſieben Hügeln von Rom nur durch bonaparte'ſche Bajonnette aufrecht gehaltenes Geſpenſt des Mittelalters zur Verhöhnung und Beſchimpfung von allem, was denkenden, wiſſenden und redlichen Menſchen heilig iſt, einen „Syllabus“ ausgehen laſſen durfte, worin die traurige Botſchaft des Kretinismus mit ſataniſcher Ueberhebung als ein Evangelium verkündigt wird?

Ihr weiſ't ſtolz auf die Fülle von mathematiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und techniſchen Forſchungen und Findungen, welche unſerer Zeit eigen und deren Werth kein Verſtändiger unterſchätzen wird. Ja, gewiß jeder Menſch von fünf geſunden Sinnen zollt den exakten Wiſſenſchaften ſeinen begeiſterten Dank für die unberechenbar großen Wohlthaten, welche ſie zu unſerer Zeit mittels ihrer Arbeiten und Erfolge dem Menſchengeſchlecht erwieſen haben und zu erweiſen fortfahren. Aber Menſchen von Kopf und Herz können und werden auch nicht anſtehen, die in unſeren Tagen ſehr laut gewordenen Anſprüche der exakten Wiſſenſchaften auf Alleingeltung, Allmacht und Alleinſeligmacherei ganz entſchieden zu verwerfen und zurückzuweiſen. Die menſchliche Geſellſchaft lebt denn doch nicht allein von mathematiſchen Formeln, von Dampf- und Gasbereitung, von Eiſenbahnen und Telegraphen. Die Beſtimmung des Menſchen geht nicht im Nützlichen auf. Streicht das Schöne und ſeinen Kult aus dem Leben weg und ihr werdet bald erfahren, daß die Erde nur noch ein Schweineſtall. Ein mittels der Thätigkeit eurer exakten Wiſſenſchaften recht utilitariſch ſauber und bequem eingerichteter Schweineſtall, aber doch immer nur ein Schweineſtall, in welchem für Götter, für Begeiſterung, für Gefühlsinnigkeit, für Gedankenhoheit und Opferwilligkeit kein Platz iſt und nur der eiſerne Moloch des Nutzens fühllos ſeine gräßlichen Hekatomben empfängt.

Der Vorwurf, ausſchließlich und hochmüthig zu ſein, trifft freilich mehr die Maſſe als die Spitzen der exakten Wiſſenſchafter, obzwar es nur einem Humboldt gegeben war, Idealismus und Realismus in völlig harmoniſchem Gleichmaß zu repräſentiren[1]). Allein die Maſſe wirkt mittels ihrer Maſſenhaftigkeit und dieſe Wirkung läßt ſich darin verſpüren, daß junge Leute, welche eine algebraiſche Gleichung zu löſen oder eine Säure herzuſtellen oder das Nervengeflecht eines lebendig geſchundenen Kaninchens bloßzulegen gelernt haben, ſich berechtigt glauben, mit der ganzen Ueberhebung der Unwiſſenheit auf ideale Schöpfungen hinzublicken, welche zu den edelſten Siegen und unvergänglichſten Triumphen des Menſchengeiſtes gehören. Allerdings kann man ſagen, es ſei gleichgiltig, was Dummlinge ſich einbilden. Nicht gleichgiltig jedoch iſt, daß die exakte Wiſſenſchaft ſelber die nöthige Beſcheidenheit lerne. Sie könnte, ſo ſie wollte, dieſelbe ſchon aus *der* Thatſache lernen, daß alles Schönſte, was die Menſchheit beſitzt, *vor* der Blüthe der exakten Disciplinen geſchaffen wurde. Alle die ewigen, „menſchengeſchickbeſtimmenden" Phantaſie-, Gedanken-, Bildner- und Tonwerke, von der Ilias, dem Prometheus, dem Buch Hiob, der Bhagavadgita, dem Parthenon und der Aphrodite von Melos an und bis herab zur Madonna Siſtina, zum King Lear, zur Kritik der reinen Vernunſt, zum Fauſt und zur Symphonia heroica, — ſie alle und noch zahlreiche ebenbürtige ſind geſchaffen worden, bevor das über alle maßen geprieſene Millennium der exakten Wiſſenſchaften angehoben hat. Und wann dereinſt gar manche der jetzt angeſtaunten Errungenſchaften derſelben verſunken und verſchollen ſind, wann auch die Eiſenbahnen da ſein werden, wo jetzt die kaiſerlich römiſchen Heerſtraßen ſind, dann wird die Gedankenſaat eines Platon und Ariſtoteles noch immer Halme treiben und Aehren reifen, wird die Stimme des Demoſthenes noch fortſchallen, wird der Zeus von Otrikoli noch immer die Majeſtät des zum Göttlichen geſteigerten Menſchenthums verſinnlichen, wird das gewaltige Lied von Sigfrids Ermordung und Kriemhilds Rache noch immer brauſen, werden die Flammen von Dante's Hölle noch immer glühen, wird der Nathan noch immer Vernunſt und Gerechtigkeit predigen, der Tell Jünglingsherzen höher ſchlagen machen und Childe Harold ſympathiſche Thränen in Frauenaugen locken.

---

[1]) Wer ſo recht erfahren will, wie, leſe neben den „Anſichten der Natur" das Kapitel „Anregungsmittel zum Naturſtudium" im 2. Bande des Kosmos.

Ihr ſagt freilich: Was ſoll uns das alles? Nur die Wahrheit macht frei und Wahrheit gibt nur die „exakte“ Wiſſenſchaft. Aber iſt es denn nicht ſehr fraglich, ob die einſeitig betriebene „exakte“ Wiſſenſchaft freie und ganze Menſchen und Männer zu ſchaffen vermöge? Iſt es nicht auffallend, daß gerade Träger der exakten Disciplinen häufig genug bereit ſind, jedem Machthaber in den Handſchuh zu kriechen? Woher kommt es, daß man ſo manche Rechner und Experimentirer da in der Langohrenſchar erblickt, welche die Säcke des Köhlerglaubens andächtig aus der kirchlichen Mühle trägt, oder dort in der Reihe der Hofpudel, welche ſo vortrefflich zum Aufwarten und Apportiren dreſſirt ſind?

Ihr rühmt euch, auch der Jugend alles unpraktiſche Phantaſiren, Idealiſiren und Sentimentaliſiren allmälig verleidet zu haben. Aber habt ihr dadurch nicht mit roher Hand den Schmetterlingsflügelſtaub von der Menſchenſeele gewiſcht? Habt ihr nicht die liebenswürdige jugendliche Begeiſterung in widerwärtige Blaſirtheit verkehrt? Habt ihr die Jugend nicht gelehrt, die höchſte, die einzige Wiſſenſchaft und Kunſt ſei im Grunde doch die, ein Millionär oder gar ein Milliarder zu werden, gleichviel wie? Iſt die unter euren Auſpizien auch von jungen Kehlen mit der ganzen Frechheit erzſtirniger Selbſtſucht hergebrüllte „zeitgemäße“ Loſung: „Regalias, Veuve Cliquot, Loretten und offenbacher'ſche Muſik!“ etwa edler als die altfränkiſche: „Freiheit und Humanität“?

Ihr thut endlich groß damit, die Idee des Staates in den Leuten zum Bewußtſein gebracht zu haben. Aber was für eine Staatsidee? Die des ordinären Militär- und Polizeiſtaats, unter deſſen Joch ihr euch ſelber unterthänigſt beugt. Und iſt es wirklich unſeres Geſchlechtes höchſtes Ziel, daß wir, ſtatt freie Menſchen, harmoniſch entwickelte, ſelbſt ſich beſtimmende und ſelbſt ſich beſchränkende Perſönlichkeiten zu werden, uniformirte

Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchbares Staatsvieh ſeien?

Ihr habt es glücklich dazu gebracht, die Götter ins Exil zu treiben. Seht zu, wie weit und wohin ihr mit euren Götzen kommt.

Elagabal.

> Dieſen Menſchen warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüſſen vor die Füße; ſie wurden darüber ſinnlos, ſie hätten die Erde auf einmal ausſchlürfen mögen wie ein Ei.
>
> F. Gregorovius.

1.

„Ich bin alles geweſen und alles war eitel"[1]. Alſo zog ein weltmüder „Herr der Welt", der düſtere Afrikaner Septimius Severus, die Bilanz einer römiſchen Kaiſerexiſtenz, wie ſie am Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung war. Er wußte wohl, warum. Hatte doch das Haupt, welches die Krone der Weltherrſchaft trug, falls die römiſchen Cäſaren eine ſolche Kopfbedeckung getragen hätten, nicht einmal vor hörnener Verunzierung bewahrt werden können. Seine zweite Frau, Julia Domna, welche er in Folge aſtrologiſchen Afterglaubens aus ihrem ſyriſchen Nichts zu ſich auf den Kaiſerthron gehoben hatte, war ebenſo ſchön als ehebrüchig[1].

---

[1] „Omnia fui et nihil expedit." Dieſes uns von Aelius Spartianus im Kap. 18 ſeiner der „Historia Augusta" einverleibten Biographie Severs überlieferte Wort wetteifert an weltekelvollem Lakonismus mit dem angeblich ſalomoniſchen „vanitas vanitatum vanitas". Ich brauche kaum zu ſagen, daß Dion (l. LXXVIII, LXXIX), Herodian (l. V, c. 3—8) und Lampridius (in der Hist. Aug.) mir die Materialien zu dem vorliegenden Aufſatz geliefert haben.

---

[1] „Famosa adulteriis“. Lampridius, 18. Wie jedermann weiß, ſind die Kompilatoren der Kaiſergeſchichte mit Vorliebe Skandalchroniſten und tragen die Farben gerne dick auf. Indeß iſt wohl zu beachten, daß, was die Unſittenzuſtände des kaiſerlichen Roms angeht, die geſammte römiſche und griechiſch-römiſche Literatur ein unmittelbares oder mittelbares Verdammungszeugniß über dieſelben abgibt. . . . Der Umſtand, daß Julia Domna eine Syrierin von Geburt war, erinnert daran, daß die ſyriſchen und ſpaniſchen Weiber in der römiſchen Wüſtlingswelt für die zuchtloſeſten galten. Aus Syrien und Andaluſien rekrutirten ſich vorzugsweiſe die Korps de Ballet und die Lupanarien Roms. Es exiſtirt ein zierliches, mit Recht oder Unrecht dem Virgil zugeſchriebenes Gedicht, welches uns eine Syrierin malt, wie ſie vor ihrer Schenke tanzend Kunden anlockt: —

Syriens Ambubaje, geſchmückt mit griechiſchem Kopfputz,
Und nach des Tamburins Takt zierlich bewegend den Leib,
Tanzt wollüſtig im Rauſch vor der wohlbekannten Taverne,
Mit abwechſelnder Hand ſchüttelnd die Klapper empor.
„Wozu frommet es jetzt, auf ſtaubiger Straße zu reiſen?
Wie viel lieblicher iſt's, trinken auf ſchwellendem Pfühl!

Freilich, ſeit den Tagen, wo Julia, des Auguſtus Tochter, ihrem Gemahl Tiber und Meſſalina dem Kaiſerſimpel Klaudius ſo übel mitgeſpielt hatten, waren die Cäſaren gewohnt, Großkreuze des Hahnreiordens zu ſein. Dem Philoſophen auf dem römiſchen Weltthron, Mark Aurel, hätte die ſkandalhafte Aufführung ſeiner Gemahlin Fauſtina ausreichenden Stoff zu ſtoiſch-philoſophiſchen Stilübungen gegeben.

Hier gibt's Fäſſer und Krüg', hier Becher und Roſen und Flöten,
Lauten und Laubengeflecht, ſchattig von Reben umrankt . . .
Biſt du klug, ſo komm herein, laß Gläſer kredenzen
Oder auch, ſo dir's beliebt, Becher von hellem Kriſtall.
Komm herein und pflege der Ruh' im Schatten des Weinlaubs
Und um's nickende Haupt winde von Roſen den Kranz.
Komm herein und koſte im Kuß die Lippe des Mädchens,
Das dir mit ſchmeichelnder Hand glättet die Falten der Stirn.
Willſt du zum Leichenbegängniß dir ſparen die blumigen Kränze?
Etwa zum Sargesſchmuck brauchen den Schmelz und den Duſt?
Wein und Würfel herbei! Zum Kuckuk, wer ſorget für morgen!
Lebet! ſo liſpelt der Tod, lebet! ich komme gar bald."

Dieſe antike Kaiſerin hatte im Temperament eine auffallende Aehnlichkeit mit den beiden modernen Czarinnen Eliſabeth und Katharina der Zweiten. Wie dieſe ihre Liebhaber mit Vorliebe unter Grenadieren und Dragonern, Gemeinen und Offizieren, ſuchten und fanden, ſo wußte Fauſtina die guten Eigenſchaften von Gladiatoren und Matroſen zu ſchätzen. Ihrem Sohn, dem Scheuſal Kommodus, wurde in Rom ganz allgemein ein gladiatoriſcher Urſprung beigelegt. Er war auch bekanntlich ein richtiger Gladiator. Der Stadtklatſch wußte aber dieſe Thatſache noch anders zu erklären, nämlich ſo. Die Kaiſerin ſah eines Tages eine Truppe Gladiatoren vorüberziehen und verliebte ſich in einen der Fechterſklaven ſo heftig, daß ſie davon krank wurde. Von ihrem duldſamen Gemahl theilnehmend gefragt, geſtand ſie demſelben ihre ſchmachvolle Leidenſchaft. Der kaiſerliche „Philoſoph“ trug den bedenklichen Kaſus chaldäiſchen Wahr- und Weiſſagern vor. Dieſe orakelten, der arme Gladiator, welcher Fauſtina's Begierde gereizt hatte, müßte umgebracht werden, die Kaiſerin aber im Blute des

Erſchlagenen ſich baden und nach dieſem Bade den ehelichen Torus beſteigen. So ſei es gekommen, daß ein Mark Aurel der Vater eines Kommodus habe werden können.

Die Anekdote iſt für die gräuelhafte Wüſtheit der römiſchen Kaiſerzeiten gewiß ebenſo kennzeichnend, wie für die Infamie der Pompadour- und Dubarry-Zeit jene entſprechende, eins der Myſterien von Ludwigs des Fünfzehnten Hirſchpark ſei geweſen, daß dieſer Bube von „allerchriſtlichſtem“ König ſeine erſchlafften Begierden mittels Bädern von Kinderblut wieder aufgereizt habe. Mit ſolchen Geſchichten ſchreiben ſich die Völker ſelber die ärgſten Schmachzeugniſſe. Was für ein Hundepack von Menſchen müßte es ſein, welches Derartiges ertrüge!

Was übrigens die bis ins Koloſſale, bis ins unſäglich Kyniſche gehende Schamloſigkeit der römiſchen Weiber im kaiſerlichen Rom und die gleichzeitige ehemänniſche Toleranz angeht, ſo müſſen wir uns erinnern, daß die antike Welt für die Werthung geſchlechtlicher Verhältniſſe überhaupt einen anderen Maßſtab hatte als die moderne. Nicht als ob die Alten mädchenhafte Reinheit und frauliche Keuſchheit gar nicht zu würdigen und zu ſchätzen verſtanden hätten. Daß ſie es verſtanden, zeigt die Ehrfurcht, die ſie keuſchen Jungfrauen und Matronen erwieſen, wie es ſolche ſelbſt in den verderbteſten Zeiten Athens und Roms gegeben hat. Nicht als ob auch die Alten gar kein Organ für das Verſtändniß der zarteren, der ſeeliſchen Beziehungen zwiſchen Mann und Weib gehabt hätten. Man denke nur daran, wie hold und ſchön in der Odyſſee das Aufknoſpen eines zärtlichen Gefühls für den „göttlichen Dulder“ in dem jungfräulichen Buſen der Nauſikaa mehr bloß angedeutet als geſchildert iſt und wie in der Ilias das Verhältniß Hektors und Andromache's geradezu das Ideal einer Ehe darſtellt. Sogar noch im kaiſerlichen, d. h. im zuchtloſen Rom ſchrieb zur ſelbigen Zeit, als Ovid mit Aufbietung ſeiner ganzen zügelloſen Phantaſie und aller ſeiner Wüſtlingserfahrung ſeine freche „Liebekunſt“ lehrte, Tibull ſeinen anmuthigen Elegienkranz „Sulpicia“, worin ſich das Liebegefühl ſo rein und zart äußert wie bei irgendeinem modernen Dichter.

Allerdings konſtatiren ſolche Ausnahmen nur die Regel und die Regel war im Alterthum, daß die Venus Urania weit hinter die Aphrodite von Paphos zurücktrat, ſo weit und ſo ſehr, daß jene nur mitunter zum Vorſchein kam. In Wahrheit, was wir Liebe nennen, war den Alten vorherrſchend nur ein körperliches Bedürfniß, gerade wie eſſen und trinken, und darum haben ſie auch ſo zwang- und rückhaltlos davon geſprochen, wie wir vom Eſſen und Trinken reden. Ein Monopol der Zote haben jedoch die antiken Autoren keineswegs gehabt. Die Chriſten Aretino, Rabelais, Fiſchart, Brantome, Wycherley, Hofmannswaldau und andere viele können es in der Schamloſigkeit kecklich mit den Heiden Ariſtophanes, Lukian, Ovid, Petron und Juvenal aufnehmen. Ein zweibeiniges Schwein wie den Marquis de Sade hat das Alterthum gar nicht aufzuweiſen.

Daß überhaupt das Chriſtenthum die Liebe veredelt habe, iſt eine Fabel von und für frères ignorantins. Die Evangelien ſprechen bekanntlich wegwerfend vom Weibe, viele der ſogenannten Kirchenväter ſo garſtig, daß man es heutzutage nicht mehr nachſchreiben kann. Das echte Chriſtenthum — denn in den Evangelien und bei den Kirchenvätern muß ſich doch das echte finden — betrachtet das Weib durchaus vom Standpunkte der orientaliſchen Barbarei. Wie ſittigend, d. h. wie nichtſittigend der neue Glaube auf die römiſche und byzantiniſche Frauenwelt eingewirkt, bezeugen der heilige Hieronymus aus dem vierten und der fromme Prokopios aus dem ſechsten Jahrhundert. So verworfen wie die chriſtliche Kaiſerin Theodora ſich aufführte, hatte ſich die heidniſche Kaiſerin Meſſalina kaum aufgeführt. Aus demſelben ſechsten Jahrhundert ſtammen die vom urfrommen Gregor von Tours abgelegten Zeugniſſe, wie es in der chriſtlich-germaniſchen Frauenwelt ausgeſehen. Scheußlich! In der langen Galerie von Frauengeſtalten, welche uns Gregor vorführt, gibt es nur drei Gattungen: Buhlweiber, Furien und hyſteriſche Närrinnen. Mitunter waren ſie das alles zugleich.

Was die letztgenannte Sorte betrifft, ſo veranſchaulicht ſie klärlich, daß und wie die neue Religion zur phyſiſchen Hyſterie auch die moraliſche fügte. Daß nahezu zweihundert Jahre ſpäter die ſogenannte „Religion der Liebe“ das Verhältniß der beiden Geſchlechter in der chriſtlich-germaniſchen Welt immer noch nicht veredelt hatte, zeigte draſtiſch genug der Hofhalt Karls des Großen, deſſen Prinzeſſinnen-Töchter Bankerte trugen. Das romantiſche Liebesideal des Mittelalters, wie es vorzugsweiſe in der provençaliſchen und altitaliſchen Lyrik, ſowie im deutſchen Minnegeſang hervortrat, hat man für einen Ausfluß der Chriſtlichkeit im Allgemeinen und des Mariakultus im Beſonderen ausgegeben. Die Kenntniß der arabiſch-ſpaniſchen und arabiſch-ſiziliſchen Poeſie muß jedoch dieſe Anſicht bedeutend modifiziren, wo nicht ganz aufheben. Bei keinem Troubadour, Sonettiſten und Minneſänger iſt die Liebe in zarteren, innigeren, ſeeliſcheren Tönen gefeiert, als ſie ſchon Jahrhunderte vorher von den arabiſchen Dichtern in Spanien und Sizilien gefeiert worden war. Die mohammedaniſchen

Romantiker waren die Lehrmeiſter der chriſtlichen. Und im Uebrigen, was war denn das chriſtlich-romantiſche Liebesideal des Mittelalters bei näherem Zuſehen? Nur eine Schwindeltheorie oder ein Theorieſchwindel. Die Ritterepik und Ritterlyrik ſelbſt verrathen uns, daß dieſer romantiſche Schwindel für die Praxis des Lebens ohne alle Bedeutung geweſen. Man denke nur an Gottfrieds Triſtan, ja ſogar an Wolframs Parzival, von den franzöſiſchen Fabliaux und der deutſchen Novelliſtik in Verſen aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gar nicht zu ſprechen. Auch der deutſche Minnegeſang, ſobald er den konventionellen Fiſtelton fahren läßt und in Bruſttönen ſingt, ſpiritualiſirt nicht die Liebe, ſondern materialiſirt ſie. Und vollends die mittelalterlich-romantiſche Wirklichkeit mit ihren zahlloſen Horden von brutalen Junkern und geilen Pfaffen, welche beide mitſammen wetteiferten, die Dörflerinnen zu „Frillen“ oder zu „Seelenkühen“ und die Nonnenklöſter zu Bordellen zu machen. Es hat niemals eine grobſinnlichere, eine zuchtloſere Zeit gegeben als jene Zeit der angeblich „frommen Ritterlichkeit und keuſchen Minne.“ 1). Summa: nicht das Chriſtenthum hat das Verhältniß von Mann und Weib veredelt, ſondern die trotz des Chriſtenthums vorſchreitende moderne Kultur, welche bekanntlich jeden Tritt ihres Vorſchritts der kulturfeindlichen Kirche abringen und abſtreiten mußte und muß 2).

---

1) Vergl. die quellenmäßige Ausführung dieſes Thema's in meiner „Deutſchen Kultur- und Sittengeſchichte“ (B. 1, K. 5 und 6; 4. Aufl. S. 98 fg.) und in meiner „Geſchichte der deutſchen Frauenwelt“ (B. II, K. 1, 3, 4, 5, 6; 2. Aufl. Bd. 1, S. 105–301).

2) Wenn man ſo viel Aufhebens davon macht, das Chriſtenthum habe das Weib „geheiligt“, indem es eine Menſchin zur „Gottesmutter“ erhob, ſo vergißt man, daß dies nur ein noch dazu ſehr ungeſchickt begangenes mythologiſches Plagiat, ein dem Heidenthum abgeſtohlener phantaſtiſcher Einfall. Weit entfernt, das Weib zu heiligen, hat ihm das Chriſtenthum die roheſte Entweihung und Schändung angethan, die daſſelbe jemals erfuhr. Denn das Chriſtenthum war es ja, welches, den Hexenwahn bis zur äußerſten Spitze des Blödſinns entwickelnd, auf unzählige Mädchen und Frauen die ungeheuerliche Läſterung geſchleudert hat, ſie hätten ſich den Umarmungen eines Bockes, des Teufelbockes, hingegeben. Man muß im Hexenhammer („Malleus maleficarum“, 1487) geleſen haben, wie die hochwürdigen

Die deutſch-mittelalterlichen Kaiſer, welche in der Fiktion die Rechtsnachfolger der römiſchen waren, ſind in der Wirklichkeit zuweilen die Nachfolger derſelben in der Hahnreiſchaft geweſen. Der gehörnteſte, ein wahrer Sechszehnender, war Sigismund, welcher, ohne Philoſoph zu ſein, die Galanterien ſeiner Kaiſerin Barbara nicht minder gleichmüthig anſah, als der philoſophiſche Mark Aurel die ſeiner Kaiſerin Fauſtina angeſehen hatte. Der Kaiſer-Philoſoph war ja des weiſen Dafürhaltens,

---

Verfaſſer deſſelben dieſes Thema abhandeln, um zu wiſſen, bis zu welcher Tieſe der Infamie die Einbildungskraft von Chriſtenpfaffen hinabſteigen kann. Und ſolcher mittelalterlich-chriſtlicher Unflat verpeſtet noch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Denn in Prieſterſeminarien, auch in deutſchen, ſind von Jeſuiten verfaßte Lehrbücher der „Moraltheologie“ (z. B. das vom Pater J. P. Gury zuſammengeplätzte „Compendium theologiae moralis“, 1868) im Gebrauche, worin die geſchlechtlichen Beziehungen und ehelichen Verhältniſſe in ſchweiniſcher Weiſe erörtert und — wohlverſtanden, zum Cölibat verdammten Jünglingen! — mit der Detailskenntniß raffinirteſter Wüſtlingſchaft vordozirt werden. So iſt die „Veredelung der Liebe“ beſchaffen, wie das Chriſtenthum noch heute, nach nahezu neunzehnhundertjährigem Beſtehen, ſie betreibt.

daß, wie er in einer ſeiner Selbſtbetrachtungen ſagt, jeder Unwille über ſolche Fehler anderer, welche aus ihrem Naturell hervorgehen, unbedingt zu verwerfen ſei. Was konnte die arme Fauſtina für ihr Naturell? Ihr Gatte mußte nachſichtig gegen ſie ſein, um der Stoa Ehre zu machen. Dagegen iſt auffallend, daß der finſtere Sever ſeiner Kaiſerin Julia ihre Treuloſigkeiten nachſah. Wahrſcheinlich gaben ihm ſchon ſeine beiden Söhne Karakalla und Geta genug zu denken und zu thun, als daß er ſich auch noch mit der klugen und ſtolzen Mutter derſelben hätte in Händel verſtricken wollen. Vielleicht auch mochte ihm das, was er vom Treiben ſeiner Söhne mitanſehen mußte, den bitteren Troſt geben, dieſelben würden ihn ſchon an dem treuloſen Weibe rächen; und endlich darf nicht unbeachtet gelaſſen werden, daß die antike Welt unſere moderne Vorſtellung, die Schuld der Frau beſchimpfe nicht nur ſie ſelber, ſondern auch den von ihr betrogenen Mann, nicht gekannt hat.

2.

Septimius Severus ſtarb zu York am 4. Februar des Jahres 211, das Imperium Romanum ſeinen zwei Söhnen zu gemeinſamem Beſitze hinterlaſſend. Der ſonſt ſo ſcharfverſtändige Mann hatte ſich der Illuſion hingegeben, dieſer gemeinſame Beſitz könnte eine Möglichkeit ſein. Mit entſetzlicher Wucht fielen die Folgen dieſer Täuſchung auf die Kaiſerin-Wittwe Julia. Die beiden Kaiſer Karakalla und Geta führten wieder einmal das uralte Trauerſpiel „Die feindlichen Brüder“ auf, welches der jüdiſche Mythus ſchon unter den Mauern des Paradieſes, die ägyptiſche Götterlegende von Oſiris und Typhon am Ufer des Nil und die helleniſche Heldenſage unter den Mauern der ſiebenthorigen Thebä in Scene geſetzt hatte. In jenem Palatium der Cäſaren zu Rom, in welchem nicht weniger vielfach an der Menſchheit gefrevelt worden iſt, als nachmals im Vatikan der römiſchen Päpſte an derſelben gefrevelt wurde, im Gemache der Kaiſerin ſelbſt hat der wilde Karakalla ſeinen Bruder und Mitkaiſer meuchleriſch anfallen laſſen und eigenhändig angefallen. Umſonſt verſuchte die verzweifelnde Mutter mit Bruſt und Armen den jüngeren Sohn zu decken. Das Blut des tödtlich getroffenen Geta überſpritzte ſie und ſie ſelbſt wurde an der Hand verwundet, vielleicht durch daſſelbe Schwert, womit ſeinen Bruder erſchlagen zu haben Karakalla ſich rühmte, als er es, ein grauenhaftes Weihgeſchenk, im Tempel des Serapis aufhing. Uebrigens war der Gemordete nicht beſſer geweſen als der Mörder, aber dieſer war der Stärkere. Karakalla hat einen der gräulichſten Höllenwitze geriſſen und vielleicht den gräßlichſten aller Reime zuwegegebracht, als er ſeinem Befehl, den erſchlagenen Bruder unter die Zahl der Götter zu verſetzen, die Worte beifügte: „Sit divus, dum non sit vivus [1]).“

Julia Domna ertrug es, zu leben. Der Ehrgeiz hielt ſie aufrecht. Der einzige menſchliche Zug in der Beſtie Karakalla ſcheint eine gewiſſe Rückſicht-

---

[1]) Deutſch etwa, freilich mit einem ſchlechten Reim:

Sei er Gott,
Aber todt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR, J. FN. 03465/014

nahme zu Gunſten ſeiner Mutter geweſen zu ſein. Sie beſaß demzufolge während der Kaiſerſchaft des Scheuſals einen bedeutenden Einfluß, konnte ihre Verwandten mit Reichthümern überſchütten und machte in prunkvollem Stil die Honneurs im Palatium. Hier lebte bei ihr eine Schweſter, Mäſa geheißen, welche zwei Töchter hatte, man weiß nicht von wem. Die ältere hieß Soämis[1]) und hatte einen Sohn, Baſſianus genannt, die jüngere hieß Mammäa und hatte einen Sohn, Alexianus benamſet. Von dieſen beiden Damen ſagte ihre Mutter aus, daß ſie mit dem Antonius-Karakalla in Buhlſchaft gelebt und ihre Söhne von demſelben empfangen hätten. Die letztere Angabe konnte wahr ſein, war aber doch zweifelhaft. Denn die beiden Schweſtern hatten in jungen Jahren ſehr vielſeitig gelebt und geliebt. Insbeſondere die Soämis, von welcher es hieß, ſie habe bei Hofe allerlei Schandbares getrieben und geradezu wie eine Luſtdirne ſich aufgeführt („quum meretricis more vivens in aula omnia turpia exerceret“). Ihr Sohn Baſſianus galt allerdings für einen Baſtard Karakalla's, doch gaben ihm ſeine Mitſchüler den Spottnamen Varius, um anzudeuten, daß man nicht wüßte, wer eigentlich ſein Vater („quod vario semine de meretrice utpote conceptus videretur“). Der Junge hat nachmals ſeinem Schmutzurſprung alle Ehre gemacht.

---

[1]) Semiamira beim Lamprid.

Zu Anfang des Jahres 217 befand ſich die kaiſerliche Familie in Syrien. Die Kaiſerin-Mutter Julia hielt ihren Hof zu Antiochia und hatte ihre Schweſter Mäſa, ihre beiden Nichten und Großneffen bei ſich. Karakalla war zu Edeſſa, einen Feldzug gegen die Parther rüſtend. Dieſer Kaiſer hätte eigentlich in der gelobten Zeit des Militarismus, d. h. in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben und zu herrſchen verdient. Denn er war ein richtiger Soldatenkaiſer und von den Truppen, welche unter ihm goldene Tage hatten, angebetet. Als oberſte Regierungsmaxime diente ihm ein Wort, welches er von ſeinem Vater Sever überkommen zu haben behauptete, wahrſcheinlich aber ſelbſt erfunden hatte: — „Die Liebe der Armee gewinnen und ſichern und die ſämmtlichen übrigen Unterthanen für nichts achten.“ Ein moderner Cäſar, Napoleon der Dritte, hat dieſes Thema in einer ſeiner Thronreden ſinnreich dahin variirt, daß am angeſehenſten ſei, wer die meiſten Soldaten habe [1]). All ihr „Ideologen“ des achtzehnten Jahrhunderts, ihr großen Denker, Forſcher, Dichter, ihr armen Humanitätsnarren, was würdet ihr dazu ſagen, wenn ihr hörtet, daß hundert Jahre nach euch die höchſte Staatsraiſon Europa's glücklich wieder bei dem Regierungsprinzip Karakalla's angelangt ſei! Was ihr dazu ſagen würdet? Wahrſcheinlich, da zu hoffen, ihr wäret derweil geſcheider geworden, nur das Lapidarwort des alten Logau:

„Die Welt iſt rund und dreht ſich 'rum,
Drum ſind die Menſchen ſchwindeldumm.“

An dem Bilde des kaiſerlichen Brudermörders würde ein ſehr weſentlicher Zug fehlen, wenn er nicht „fromm" geweſen. Er war es aber. Ja, er iſt ſo zu ſagen an ſeiner Frömmigkeit zu Grunde gegangen. Denn eine von ihm zum Tempel der Mondgöttin Aſtarte unweit Karrhä in Meſopotamien unternommene Wallfahrt gab eine ſchickliche Gelegenheit zu ſeiner Ermordung. In Beziehung auf ihren Ausgang hatten es die antiken Cäſaren nicht ſo gut wie ihre modernen Kollegen. Nur ausnahmsweiſe konnten jene ſo bequem in ihren Betten ſterben wie dieſe. In der Regel mußten die antiken Deſpoten ſchließlich ſelber leiden, was ſie zuvor andere hatten leiden laſſen. Die Nemeſis hatte damals noch nicht das Zipperlein, welches ſie jetzo verhindert, ihren Geſchäften nachzugehen.

---

[1]) „L'influence d'une nation dépend du nombre des hommes qu'elle peut mettre sous les armes.“

Der Gardegeneral (praefectus praetorio) Opilius Makrinus beſchloß den Kaiſer zu tödten, um nicht von ihm getödtet zu werden, — ein Dilemma, welches in der römiſchen Kaiſerzeit nie von der Tages- und Nachtordnung verſchwand. Der General bediente ſich als ſeines Mordwerkzeugs des Hauptmanns Martialis, welcher nebenbei auch das Blut eines Bruders an Karakalla zu rächen hatte. Am 8. April 217 wurde auf ſeinem Wege zu dem erwähnten Aſtartetempel der Kaiſer im freien Felde und in einer nichts weniger als äſthetiſchen Stellung, welche beim Herodian des näheren beſchrieben iſt, von dem genannten Centurio mittels eines Dolchſtoßes in's Genick umgebracht.

3.

Makrin hatte Glück. Der Bravo, deſſen er ſich zur Beſeitigung Karakalla's bedient hatte, wurde auf der Flucht von den germaniſchen Leibtrabanten des Ermordeten eingeholt und niedergemacht, bevor er plaudern konnte. Auf den General fiel kein Verdacht. Er führte eine gut geſpielte Klageſcene an der Leiche des Kaiſers auf, um welchen die Soldaten aufrichtig, ja leidenſchaftlich Leid trugen, weil derſelbe „mehr ihr Kamerad und Tiſchgenoſſe als ihr Herrſcher geweſen war“.

Das römiſche Reich iſt damals bekanntlich die Verwirklichung des Militärſtaatsideals geweſen.

Der Soldat war alles und das Volk nur dazu da, den Soldaten zu ernähren und ſich von demſelben brutaliſiren zu laſſen. Die Bewohnerſchaft der Hauptſtadt beſtand bloß aus vornehmem und geringem Pöbel, aus Schwelgern und Schmarotzern. Der römiſche „populus“ war nur noch eine ungeheure Proletarierbande, welche auf Koſten der Provinzen mit Brot gefüttert und mit Spielen unterhalten wurde. Der römiſche „senatus“, vordem in der Blüthezeit der Republik die erlauchteſte Verſammlung der Welt, konnte von einem Elagabal mit Fug und Recht als eine Sklavenſchar in Togen („mancipia togata“) bezeichnet werden. Er hatte in der römiſchen Militärtyrannis etwa die Stellung des pariſer Parlaments unter Ludwig dem Vierzehnten, d. h. er hatte die Edikte des Deſpotismus zu regiſtriren. Ueber den Thron verfügten die Soldaten, vorab die Garden, und ſie waren es auch, welche im J. 217 den erledigten neu beſetzten, indem ſie den Mitpräfekten Makrinus, den alten Adventus, zum Imperator und Auguſtus ausriefen. Allein der Gekürte weigerte ſich, Alter und Breſthaftigkeit vorſchützend, der gefährlichen Ehre und ſo triumphirte die Diplomatie des Makrinus, welcher die Mehrzahl der Generale und Oberſten für ſich zu gewinnen gewußt hatte. Auf Betreiben derſelben wurde der Numidier, welchem ſeine Feinde nachſagten, daß er, von Geburt ein Sklave, früher das Gewerbe eines Gladiators getrieben hätte, durch das Heer, wiewohl nur widerwillig, mit dem kaiſerlichen Purpur bekleidet und hierauf, wie ſelbſtverſtändlich, vom römiſchen Senat und Volk jubelnd als Souverän begrüßt.

Die makriniſche Herrlichkeit währte aber nicht lange. Der Mann war kein richtiger Soldatenkaiſer und überhaupt mehr Civiliſt als Militär. Die Soldaten zweifelten ſogar an ſeinem phyſiſchen Muth. Bald haßten ſie ihn auch als Mörder ihres geliebten Karakalla, denn es war von dem wahren Zuſammenhange dieſer Mordgeſchichte doch allmälig mehr und mehr ruchbar geworden. Hierzu kam, daß Makrin verſtändig genug war, um einzuſehen, wie nothwendig und wünſchbar eine Reform des verwilderten Heerweſens. Es verlautete auch von ſeinen Reformplänen genug, um die Soldaten argwöhniſch und unwirſch zu machen, was für den Kaiſer um ſo bedenklicher, als er nicht die Energie beſaß, die in Syrien angehäufte Heermaſſe aufzulöſen, in welcher die Erinnerungen an die ſchöne karakalliſche Soldatenzeit voll Wohlleben und Ungebundenheit den Geiſt der Meuterei ſo ſehr großgezogen, daß es nur einer Veranlaſſung zu offenem Losbruche bedürfte. Die Veranlaſſung kam bald und der Losbruch erfolgte ungeſäumt.

Makrin hatte den todten Karakalla feierlich verbrennen laſſen und die Urne mit der Aſche deſſelben der Kaiſerin-Mutter nach Antiochia geſandt. Ueberhaupt benahm er ſich mit rückſichtsvoller Artigkeit gegen die greiſe Julia, wie ihm das ſeine Politik gebieten mußte. Sie jedoch vermochte es entweder nicht zu verwinden, ihre beiden Söhne in ſolcher Weiſe verloren zu haben, oder aber war es ihrem Stolze zu viel zugemuthet, jetzt, am Ende ihres Lebens, vom Rang einer Auguſta noch in den privatlichen hinabzuſteigen, und ſo ſtarb ſie bald und zwar, ſoweit die hier etwas unklaren Quellen eine beſtimmte Angabe zulaſſen, des freiwilligen

Hungertodes. Als ſie dahin, ging ihrer Schweſter Mäſa der Befehl zu, mit ihrer Familie den Kaiſerpalaſt von Antiochia zu räumen und in ihre Heimat zurückzukehren. Doch durfte ſie die koloſſalen Reichthümer, welche ſie und ihre Töchter ſeit zwanzig Jahren angehamſtert hatten, mitnehmen. Mäſa begab ſich demzufolge nach Emeſa[1], wo ſie mit ihren Töchtern Soämis und Mammäa und ihren Enkeln, dem ſiebzehnjährigen Baſſianus und dem dreizehnjährigen Alexianus, ſich niederließ und ein großes Haus machte.

Die alte Dame war eine ſiebenfach filtrirte Ränklerin und hat ſicherlich, als ſie das kaiſerliche Palatium räumen mußte, den Entſchluß einer Rückkehr in daſſelbe erwogen und gefaßt. Keineswegs gewillt, ihrer Schweſter freiwillig nachzuſterben, ſagte ſie ſich, daß ſie in ihren alten Tagen wohl noch die Freude erleben könnte, die Großmama des Herrn der Welt zu ſein, und dieſe Möglichkeit einmal in's Auge gefaßt, arbeitete ſie mit folgerichtiger Schlauheit darauf hin, das als möglich Erkannte wirklich zu machen. Die große Intrike wurde gegrundfeſtet dadurch, daß Mäſa und ihre Helfershelfer und Handlangerinnen das ſchon vorher umgegangene Gerüchtgeflüſter, ihre beiden Töchter ſeien die Maitreſſen Karakalla's geweſen und namentlich der Sohn der Soämis unzweifelhaft eine Frucht dieſer Buhlſchaft, nach Kräften verſtärkten und anſchwellen ließen, — eine Machenſchaft, welche auf die fanatiſche Anhänglichkeit der Soldaten an Karakalla berechnet war. Sodann handelte es darum, den jungen Baſſianus auf ein Poſtament zu ſtellen, auf welchem er ſichtbar werden und die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen könnte.

---

[1] In Syrien, arabiſch Hems oder Hims, das ſyriſche Schilda oder Krähwinkel oder Schöppenſtedt. Der arabiſche Dichter Hariri hat es zum Schauplatz einer ſeiner genialſten Makamendichtungen gemacht („Der Schulmeiſter von Hims“).

Hierzu bot gerade Emeſa eine vortreffliche Gelegenheit. Es befand ſich nämlich am Orte einer der größten und beſuchteſten Tempel des Bal, des großen mit der Sonne identifizirten Schöpfer- und Zeugungsgottes der ſemitiſchen Völker. In dem von goldenen und ſilbernen Weihgeſchenken ſtarrenden, mit prächtigen Geweben und koſtbarem Juwelenſchmuck verzierten Heiligthum wurde als Idol des Gottes ein großer ſchwarzer Stein in Phallusform verehrt, angeblich vom Himmel gefallen, wie man das auch anderwärts dieſen Phallusſteinen nachſagte, welche überall Hauptſymbol des Balkultus geweſen ſind. Der große Zeuger-Gott wurde folgerichtig im Bilde des Phallus angebetet. Mäſa erſah ſich den Sonnentempel ihres Wohnorts zum Ausſtellungslokal, ſo zu ſagen zum Schaufenſter für ihren Enkel. Ihr Anſehen und ihr Geld brachten es leicht zuwege, daß Baſſianus zum Oberprieſter des Bal geweiht wurde, und ihre Agenten verſäumten auch nicht, die Soldaten des römiſchen Armeekorps, welches in der Nähe der Stadt im Standlager ſtand, leiſe darauf aufmerkſam zu machen, daß es ſich wohl der Mühe lohnte, mitanzuſehen, wie der ſchöne junge Oberprieſter, welcher ſeinem kaiſerlichen Vater wie aus dem Geſichte geſchnitten wäre, ſeine prieſterlichen Pflichten verrichtete.

Die in Scharen zum Balheiligthum ſtrömenden Soldaten fanden bald, daß es ſich allerdings der Mühe lohnte. Wenn der ſchöne Junge — der ernſte Herodian nennt ihn geradezu den „ſchönſten Jüngling ſeiner Zeit“ — im langen purpurnen Untergewand und goldſtoffenen Ueberwurf, auf den fliegenden Locken einen Kranz von aus Gold und Edelgeſtein geformten Blumen, beim Klange der Flöten, Cymbeln und Pauken im ekſtatiſchen Opfertanz um den Altar ſich ſchwang, da glaubten die römiſchen Kriegsleute durch die wirbelnden Weihrauchwolken hindurch den heiteren Gott Bakchus zu erblicken und öffneten nur um ſo begieriger ihre Ohren den Einflüſterungen der unter ſie gemiſchten Sklaven und Eunuchen Mäſa's, daß ſie den Sohn ihres geliebten Karakalla vor ſich hätten, und nicht minder willig öffneten ſie ihre Hände den Goldſtücken und Silberlingen, mittels welcher die Agenten des alten Schlauweibes die angebliche Aehnlichkeit Baſſians mit Karakalla immer glaubhafter zu machen wußten.

Der Junge, welcher übrigens ein nach der Weiſe ſeines Heimatlandes frühreifer Junge war, ließ ſeine Großmutter gewähren. Er hatte zu dieſer Zeit nur Sinn oder ſchien wenigſtens nur Sinn zu haben für ſeine prieſterlichen Verrichtungen. Der Dienſt ſeines Gottes, welchen Griechen und Römer mit einer aus Griechiſch und Semitiſch übel zuſammengekuppelten Tautologie Heliogabal benamſeten, wurde von ihm ſo recht con amore betrieben. Er glaubte auch ſpäter an Bal, war überzeugt, daß dieſer Gott ihn zum Herrn des römiſchen Reiches gemacht hätte, und bewies demſelben in jeder Weiſe ſeine Dankbarkeit. Unter anderem auch dadurch, daß er den Namen des Gottes zu ſeinem eigenen erkor und ſich demzufolge Elagabal oder Heliogabal nannte[1]).

---

[1]) Ela iſt identiſch mit dem hebräiſchen El, Eljon, Elohim und dem arabiſchen Elah, Ausdruck des ſemitiſchen Gottesbegriffs. Gabal bedeutet formen, ſchaffen, zeugen. Elagabal iſt demnach der formende, ſchaffende, zeugende Gott. Da aber Gabal oder Gebal in den ſemitiſchen Sprachen auch Berg bedeutet, ſo kann man Elagabal auch mit „Berggott" verdeutſchen und Bal verdiente bekanntlich ſo zu heißen, da er vorzugsweiſe auf Höhen verehrt wurde.

Die Intrike der ehrſüchtigen Großmama hatte raſchen und vollſtändigen Erfolg, wie denn das mit Schlauheit eingefädelte und mit ſkrupelloſer Energie fertig genähte Böſe immer Erfolg hat. Eine alte Vettel machte einen ſyriſchen Bankert zum Imperator und Auguſtus, damit die Welt das erbauliche Schauſpiel erlebte, wie der Wahnwitz eines aus Allmachtbewußtſein und Genußraſerei tollgewordenen Knaben auf dem Thron des römiſchen Imperium ſich ausnähme. Eines ſchönen Tages oder vielmehr einer ſchönen Nacht holten die bei Emeſa ſtehenden Truppen die Mäſa ſammt ihrer ganzen Sippſchaft ins Lager, begrüßten den Baſſianus oder Elagabal als den Sohn Karakalla's mit dem Namen Antonius und warfen ihm den kaiſerlichen Purpurmantel um die Schultern. Andere nah und fern ſtationirte römiſche Brigaden und Diviſionen ſtimmten, als ſie hörten, daß Domina Mäſa über ganze Haufen Goldes zu verfügen hätte, dieſer Kaiſerwahl bei. Makrinus ließ die Gefahr großwachſen, in Antiochia ſeine Zeit vertrödelnd. Rechtzeitiges und nachdruckſames Eingreifen hätte wohl den ganzen Schwindel zerblaſen, denn noch hielten die Prätorianer, erbos't, daß Linientruppen das Garde-Privilegium der Kaiſermacherei anmaßlich ausgeübt hatten, an Makrinus feſt. Allein dieſer erwies ſich, nachdem er endlich den ganzen Ernſt der Lage erkannt hatte, nicht als der Mann, dieſelbe zu bewältigen. Kopflos und feige, gab er das begonnene Waffenſpiel vorzeitig verloren, während der weichlich-üppige Junge von Balprieſter in der Entſcheidungsſchlacht vorübergehend zum herzhaften Streiter wurde. Den Ausſchlag that, daß einer der Eunuchen Mäſa's, Gannys geheißen, mit einmal den ſtrategiſchen Blick und das taktiſche Talent eines richtigen Generals entwickelte. Unmänner von Verſchnittenen haben ja überhaupt die Schickſale Roms zur Kaiſerzeit gar häufig beſtimmt.

Binnen zwanzig Tagen war die ganze Kriſis vorüber. Makrin wurde auf der Flucht eingeholt und ſammt ſeinem Sohne Diaduminianus umgebracht. Der Sieger Elagabal zeigte in einem Schreiben, worin er ſich Markus Aurelius Antoninus, den Sohn des Antonin-Karakalla und den Enkel des Sever nannte, dem römiſchen Senat an, daß dieſer ſeine Kaiſerſchaft zu regiſtriren habe, was natürlich die „Sklaven in Togen" zu thun ſich beeilten. In ſeiner vortrefflich ſtiliſirten Zuſchrift waren alle die ſchönen Phraſen ausgekramt, womit in alter und neuer Zeit neugebackene Herrſcher Staat zu machen pflegten und pflegen. In unſeren modernen Tagen haben insbeſondere Kronprinzen die Verpflichtung, den „Weg zur Hölle mit guten Vorſätzen zu pflaſtern". Sie ſetzen eine liberal ſchmachtende Miene oder Maſke auf, ſprechen im konſtitutionellſten Jargon und erſcheinen nie im Publikum ohne ihren patriotiſch dreſſirten und parlamentariſch friſirten Pudel von Hofdemagogen, — eine Menſchenviehraſſe, welche zu züchten erſt die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ſo glücklich geweſen iſt.

4.

Großmama Mäſa hätte ſich gerne möglichſt raſch in den altgewohnten Gemächern im Palatium auf dem Palatinus wiederum einlogirt. Sie trieb daher den neuen Imperator Urbis et Orbis an, nach der Siebenhügelſtadt am gelben Tiber aufzubrechen; allein der Kaiſerenkel eilte mit Weile, brach zwar aus Syrien auf, hielt aber in Nikomedia wieder an und vergottesdienſtelte den ganzen Winter daſelbſt, indem er mit allem erſinnlichen Pompe den Kult ſeines heimiſchen Gottes betrieb. Er erſchien dabei als Oberprieſter in langen, wallenden purpurſeidenen Gewändern, goldene Spangen an den Armen, eine Goldkette um den Hals, auf dem Kopf eine hohe, von Edelſteinen funkelnde Goldtiare, die Wangen weiß und roth geſchminkt, die Augenbrauen ſchwarz gefärbt. In dieſem Aufzug, welcher römiſchen Augen ſchlechterdings als verabſcheuungswerth barbariſch erſcheinen mußte, ließ er ſich in Lebensgröße malen und ſchickte das Bild nach Rom mit dem Befehle, daſſelbe in der Senatshalle über der Statue der Siegesgöttin aufzuhängen. Jeder Senator ſollte beim Eintreten dem „neuen Gott Elagabal“ Weihrauchopfer darbringen. Vergeblich ſchüttelte die alte welterfahrene Mäſa zu alledem bedenklich den Kopf. Der Herr Enkel fragte ſchon keinen Pfifferling mehr nach ihr. Ein Herr der Welt, ein Cäſar, ein Auguſtus, ein Gott an das Schürzenband einer kopfſchüttelnden Großmutter geknüpft? Lächerlich! Die gute Großmama aber mochte denken: Gut, daß ich für alle Fälle einen zweiten Enkel in petto habe, einen zweiten Kaiſerſproß, dieweil ja mein lieber Neffe Karakalla auch meiner „Vollbuſigen", meiner Mammäa zu nahe gekommen ſein ſoll.

Die Römer, d. h. die Tauſende vornehmer Lakaien und die Hunderttauſende gemeiner Schmarotzer, woraus die Bevölkerung der Reichshauptſtadt zuſammengeſetzt war, ließen ſich ihren neuen Balspfaffen-Kaiſer, als er endlich in ihrer Mitte zu erſcheinen geruhte, unweigerlich gefallen. Er gab ja dem „römiſchen Volke" die bei Regierungsantritten üblichen Spenden, ſehr reichlich ſogar, und erfreute den hohen und niedrigen Pöbel mit prachtvoll ausgeſtatteten Spektakeln aller Art. Ein vortrefflicher Princeps und Imperator demnach, welchem ein durch ihn alſo vergnügtes Volk hinwieder auch ſein Vergnügen laſſen mußte.

In erſter Linie ſein religiöſes, wobei ja auch für die guten Unterthanen Augen- und Ohren- und Gaumenſchmäuſe aller Art, Prozeſſionen, Wagenrennen in der Arena, Gladiatorenſchlächtereien im Cirkus, Seegefechteſpiele in der Naumachie mitabfielen. Der Kaiſer konnte ohne ſeinen geliebten Bal nicht leben. Er brachte das phalliſche Idol deſſelben aus Emeſa mit nach Rom und erbaute ihm zur Seite des Palatiums auf dem Palatinus einen prachtvollen Tempel, wo er ſeines Prieſteramtes tagtäglich mit koloſſaler Pompentfaltung waltete und die Großen des Reiches, angethan mit Linnenkleidern nach phönikiſchem Schnitt, die Leviten und Miniſtranten machen mußten. Hierbei kam auch die molochiſche Seite des Balkultus nicht zu kurz; denn unter anderen Darbringungen brachte der Kaiſerpfaffe ſeinem Gott auch Menſchenopfer dar, die ſchönſten Knaben, welche man in ganz Italien auffinden konnte. Es wurde dabei darauf geſehen, daß dieſe zu Opfern beſtimmten Knaben aus guten Familien waren und noch Väter und Mütter beſaßen, damit der Schmerz ihrer Hinterlaſſenen die Opfer dem Gott um ſo angenehmer machten. Einen zweiten Tempel erhielt dieſer in einer Vorſtadt und der kaiſerliche Oberprieſter überführte dorthin das Idol in feierlichem Aufzug. Der ſchwarze Phallusſtein ſtand auf einem goldenen, von Juwelen funkelnden und von einem milchweißen Sechsgeſpann gezogenen Wagen. Die ganze Straße war mit Goldſtaub beſtreut. Vor dem Wagen her lief, rückwärts gehend, der Kaiſer, die Augen unverwandt auf den Gott geheftet, welchem der Senat, die Ritterſchaft und die Garde das Geleite gaben, während nebenher das Volk wogte, Fackeln ſchwingend und Blumen werfend.

Allein inmitten all dieſer ausgeſuchten und koſtbaren Huldigungen langweilte ſich der arme Bal. Sein imperatoriſcher Oberprieſter kam daher auf den ſinnreichen Einfall, dem Gott durch eine Heirat die Langeweile zu vertreiben, und erſah demſelben zunächſt die Pallas zur Gemahlin. Das Bild der jungfräulichen Göttin, welches der Sage nach Aeneas mit aus Troja gebracht hatte, wurde demzufolge mit Gewalt aus dem Heiligthum der Veſta geholt und in den Baltempel gebracht. Aber der üppige ſyriſche Gott fand keinen Geſchmack an der ernſten helleniſchen Göttin, worauf Elagabal die übel zuſammengefügte Ehe wieder trennte und als eine paſſendere Lebensgefährtin für ſeinen Sonnengott die phönikiſche Mondgöttin Aſtarte ſammt ihren Tempelſchätzen aus Karthago — (die Karthager mußten ihre entführte Göttin auch noch mit einer „Mitgift“ ausſtatten) — herüberholen ließ. Nach ihrer Ankunft geruhte der Kaiſer zu befehlen, daß ganz Rom und Italien fröhlich ſein ſollten, „ſintemalen Götter Hochzeit machten“.

War der Gott verheiratet, ſo mußte es auch der Vicegott und Oberprieſter ſein. Elagabal vermählte ſich demzufolge zuerſt mit einer Jungfrau aus dem erlauchten Geſchlechte der Kornelier. Er gab dieſer ſeiner Gemahlin den Titel Sebaſte (Majeſtät), verſtieß ſie aber bald wieder wegen eines Muttermals an ihrem Leibe, wie es hieß. Wie in der chriſtlichen Geſellſchaft für die blaſirte Wüſtlingſchaft Nonnen Anziehungskraft haben, ſo richtete ſich in der römiſchen das krankhafte Gelüſte auf die Veſtalinnen. Die Veſtaprieſterin Aquileja Severa wurde dem Heiligthum der Göttin gewaltſam entriſſen und ins kaiſerliche Brautbett gezwungen. Dieſe Tempelſchändung und Blasphemie ſcheint doch in Rom etwelches Murren erregt zu haben, denn der Kaiſer fand für gut, ſeine Frevelthat in einem Schreiben an den Senat zu entſchuldigen, worin er ſagte: „Mir iſt eben auch etwas Menſchliches begegnet und ich kann nichts dafür, daß ich mich in das Mädchen leidenſchaftlich verliebte. Uebrigens iſt ja die Ehe eines Prieſters und einer Prieſterin ganz in der Ordnung.“ Das leidenſchaftliche Verliebtſein währte aber nicht lange. Elagabal ſchickte die Ex-Veſtalin wieder weg und heiratete eine vornehme Dame, Annia Fauſtina geheißen. Weitere Namen von Gemahlinnen des Kaiſers werden nicht genannt, wohl aber der Name von Gemahlen.

Elagabals Ehen nämlich waren zumeiſt nicht im Himmel, ſondern in Sodom geſchloſſen. Aber die Römer konnten auch hierzu ſagen: „Alles ſchon dageweſen.“ Hatte ja der „göttliche“ Nero zweimal mit aller Oeffentlichkeit ſodomitiſch ſich verheiratet. Einem „Exoletus" Namens Pythagoras hatte er ſich als Weib antrauen laſſen[1]. Später dann hatte er den armen ſchönen und grauſam verſtümmelten Knaben Sporus, deſſen Züge ihn an die der geliebten, aber doch gemordeten Poppäa erinnerten, zur Frau genommen[2]. Elagabal eiferte dieſem erlauchten Vorbild und Vorgänger nach, indem er für ſich zuerſt einen gewiſſen Hierokles, dann mit noch größerer Feierlichkeit einen Kerl Namens Zotikus zum Gemahl erwählte. Der letztere hielt den wahnwitzigen Jungen ordentlich unter dem Pantoffel und wurde von den höchſten Reichswürdenträgern ſo behandelt, als „wäre er wirklich der

---

1) „Dem Kaiſer wurde das Haupt mit dem feuerfarbenen Brautſchleier (flammeum) verhüllt, man ſah Prieſter, Mitgift, Brautbett und Hochzeitfackeln; kurz, alles wurde ſo recht zur Schau geſtellt, was ſelbſt bei der Vermählung mit einem Weibe die Nacht verhüllt." Tacitus, Annal. XV, 37.

2) „Puerum Sporum exsectis testibus etiam in muliebrem naturam configurare conatus." Sueten, Nero 28.

Mann ſeines Gebieters"[1]). Auch Nero's komödiantiſche Neigungen fanden ſich bei dem kaiſerlichen Balspriеſter wieder. Es genügte ihm nicht, als ſolcher zu komödiren, er agirte auch als Mime. Im kaiſerlichen Palaſte wurde ein Ballet, „Paris und Venus" betitelt, aufgeführt, in welchem der Kaiſer die Venus agirte und zwar dergeſtalt, daß er aus ſeiner Rolle den ſchauderhafteſten Unzuchtgräuel machte, welcher jemals in dieſen mit allem Schandbaren und Ruchloſen beſudelten Mauern geſchehen iſt[2]).

5.

Die erſte Herrſcherthat, welche Elagabal nach ſeiner Ankunft in Rom vollbrachte, war der Befehl an den Senat, Unerhörtes zu beſchließen, nämlich einem Weibe, der Kaiſerin-Mutter Soämis, Sitz und Stimme in den Senatsverſammlungen zu verleihen. So erſchien denn neben den „Klariſſimi", wie die Senatoren betitelt waren, jetzt zum erſten mal eine Klariſſima in der Kurie, ein knäbiſch muthwilliger Hohn und Spott auf alle Traditionen des Römerthums. In demſelben Stile regierte der Kaiſer dann weiter. Der Weg zu den höchſten Staatsämtern führte über Sodom. Denſelben einſchlagend wurden Tänzer, Maulthiertreiber, Kutſcher und Barbiere Gardegenerale und Miniſter[1]).

---

[1]) „Zoticus sub eo tantum valuit, ut ab omnibus officiorum principibus sic haberetur quasi domini maritus esset." Lamprid. Heliogab. 10.

[2]) Derſelbe, 5.

Das widernatürliche Laſter, überhaupt die Peſtbeule der antiken Geſellſchaft, war unter Elagabal ſo zu ſagen zur höchſten Staatsraiſon erhoben. Dieſe Peſtbeule hat übrigens auch in der modernen Welt allzeit und überall ſich gezeigt, wo und wann der Deſpotismus ſeinen Höhegrad erreichte. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten z. B. graſſirte, wie uns die Briefe der ehrlichen und mit der Sprache geradeherausgehenden Eliſabeth Charlotte d'Orleans bezeugen, die Mode, daß Herren „die Damen agirten“. So drückt es die gute Pfälzerin aus und ſie verſichert, daß auch die Jugend des nachmals ſo berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen durch dieſen Gräuel befleckt geweſen ſei. Uebrigens ſorgt ja ſchon der kirchliche Cölibat auskömmlich dafür, daß dieſe Peſt nicht aufhöre, und wer etwas gegen das heilige Inſtitut einwenden wollte, „der ſei verflucht!“

---

[1]) „Commendati enormitate membrorum." Lamprid. 12.

Man könnte glauben, Elagabal ſei von einer dämoniſchen Begierde und Abſicht getrieben worden, zu verſuchen, wie weit wohl die menſchliche Geduld reichte, was alles die Niedertracht der Menſchen ſich bieten und anthun ließe. Allein dies annehmen, hieße dem afterwitzigen Jungen zu viel Ehre erweiſen. Es war keine Methode, kein peſſimiſtiſches Syſtem in dieſer Narrheit, wie die Welt ſie zum zweiten mal nicht geſehen hat. Alles, was die Verirrung der menſchlichen Phantaſie jemals ausgetiftelt hat, kindiſch-raſende Vergeudung, ſchweiniſch im Kothe ſich wälzende Lüderlichkeit, Koloſſales und Albernes zu einem ſcheuſäligen Miſchmaſch zuſammenmantſchende

Launenhaftigkeit, das alles war in dieſem tollgewordenen ſyriſchen Buben verkörpert. Elagabal war geradezu ein Unikum. Er hätte von rechtswegen in Spiritus aufbewahrt und der Nachwelt als das ſeltenſte Naturſpiel moraliſcher Mißgeſtaltung überliefert werden ſollen, als die ungeheuerlichſte geiſtige Mißgeburt.

Elagabals Tage und Nächte waren eine ununterbrochene Aneinanderreihung von Narretheien, Schamloſigkeiten und Grauſamkeiten. Er zuerſt trug in Rom ganze Anzüge von reiner Seide, welcher Stoff damals noch ſo koſtbar, daß er buchſtäblich mit Gold aufgewogen wurde. Ein Pfund Seide koſtete ein Pfund Gold. Die kaiſerliche Tafel durfte nie weniger als 100,000 Seſterzen koſten. Wie vordem Kaligula, ſo machte auch Elagabal aus dem kaiſerlichen Palatium ein Bordell. Er badete in Roſeneſſenz und in den koſtbarſten Weinen. Die Erfindung einer neuen Sauce war eine wichtige Staatsangelegenheit. Selbſt zu den niedrigſten animaliſchen Verrichtungen bediente ſich der tolle Praſſer nur goldener und murrhiniſcher Gefäſſe.

Für Monſtroſitäten der Unzucht ſetzte er Prämien aus. Heute wandelte ihn die Laune an, zehntauſend Ratten oder zehntauſend Marder oder zehntauſend Katzen auf *einem* Haufen ſehen zu wollen, morgen befahl er, ihm tauſend Pfund Spinnengewebe zu bringen. Inmitten raffinirteſter Schwelgereien und Genüſſe vor Begierde verſchmachtend und nach Zerſtreuung lechzend, ließ er lebenden Hähnen die Kämme ausreißen, lebenden Nachtigallen die Zungen ausſchneiden, lebenden Pfauen und Krammetsvögeln das Gehirn auspreſſen, lebenden Papageien und Faſanen die Köpfe abdrehen. Vor ſeine goldenen Wagen ſpannte er Hunde, Hirſche, Kameele, Tiger, Löwen, Elephanten oder zur Abwechſelung vier ſchöne nackte Mädchen, während er ſelber nackt kutſchirte. Seinen Paraſiten machte er koſtbare Vaſen zum Geſchenk, angefüllt mit Kröten, Skorpionen oder Schlangen. In ſeinen bübiſchen Späſſen regte ſich überall der Kitzel der Grauſamkeit. Seine zu Tiſche geladenen Schmarotzer und Speichellecker hielt er ſo lange hin, bis ſie recht hungrig geworden, und dann ließ er ihnen köſtliche Gerichte vorſetzen, welche aus Wachs oder Alabaſter täuſchend nachgebildet waren. Betrunken gemachte Gäſte ließ er nach ausgeſchlafenem Rauſche in einem verſperrten Gemache zu ihrem Todesſchrecken mitten unter Bären, Löwen und Tigern erwachen, welchen die Zähne ausgebrochen waren. Mitunter, wenn ſeine Tiſchgenoſſen recht munter waren, ſchlich ſich der Wirth davon. Dann ſchob ſich plötzlich die Decke des Speiſeſals auseinander, ein nicht enden wollender Wolkenbruch von Roſen, Violen und Lilien fiel aus der Oeffnung herab und erſtickte die eingeſchloſſenen Schmauſenden unter ſeiner duftenden Wucht [1].

Und während dieſes Narrenſpiel des Cäſarismus im oberirdiſchen Rom tobte und tollte und der orientaliſche Senſualismus die ganze Wuth ſeiner Willkür in der elagabaliſchen Orgie ausließ, bereitete und rüſtete im unterirdiſchen Rom, in den Katakomben, wo die „Chriſtianer“ ihrem gekreuzigten Schmerzensgotte düſtere Hymnen ſangen, der orientaliſche Spiritualismus ſich zu ſeinem

---

[1] Lamprid. 19 — 32.

Vernichtungsſtoß auf die von innen heraus verfaulte antike Welt.

6.

In dieſem Tollrauſch baalpfäffiſch-kaiſerlicher Lebensführung, welche die ganze Ordnung der Natur umzukehren, zu verkehren, zu verhunzen und zu verſchänden trachtete, zuckte zuweilen wie ein ſtechender Schmerz der Gedanke auf: Was wird das Ende ſein?

Ein ſyriſcher Bettelprophet ſoll dem verrückten Jungen von Kaiſer prophezeit haben, ſein Tod würde ein gewaltſamer ſein. Eine wohlfeile Prophezeiung; denn wo und wie hätte der Heliogabalismus anders enden können und ſollen als in einer Blutlache? Der wahnwitzige Kaiſerbube fühlte in lichten Momenten das ſelber ſehr wohl und er hat ſich ſogar in ſeiner Weiſe darauf vorbereitet. Er ließ ſich Stricke von Seide, Purpur und Scharlach drehen, um ſich damit, ſo der bittere Augenblick gekommen wäre, zu erwürgen. Er hielt auch goldene Degen und Dolche bereit. In Doſen von Perlen, Smaragden und Amethyſten verwahrte er ſchnellwirkende Gifte. Zuletzt ließ er einen hohen Thurm erbauen und den Boden am Fuße deſſelben mit Gold und Edelſteinen pflaſtern. Da wollte er ſich im Nothfalle herabſtürzen: auch ſein Tod ſollte koſtbar und prächtig ſein. Es kam aber anders: Elagabals Tod war nichts weniger als prächtig, obzwar ſeines Lebens durchaus würdig.

Die alte Mäſa hatte ſchon lange erkannt, daß ihres älteren Enkels ſinnloſes Raſen mit einer Kataſtrophe endigen müßte. Sie ſuchte ſich daher bei Zeiten ſo einzurichten, daß ſie nicht mitbetroffen würde. Ihre jüngere Tochter ging auf die Abſichten und Veranſtaltungen der Mutter ein, während die ſchandbare Soämis („probrosissima mulier“) die Tollheiten ihres Sohnes gedankenlos gewähren ließ und mitmachte. Mäſa fädelte die Sache recht ſchlau ein. Sie wiederholte ihrem kaiſerlichen Enkel fortwährend, wie es ſchade ſei, daß die Regierungsſorgen und weltlichen Geſchäfte ſeine Zeit ſo ſehr, zu ſehr in Anſpruch nähmen und er demnach für ſeine geiſtlichen Obliegenheiten, ſeine prieſterlichen Verrichtungen, Opferungen, Feſte und bakchiſchen Pompe nicht Stunden und Tage genug übrig hätte. Er ſollte ſich daher für ſeine profanen Geſchäfte einen Gehilfen zulegen und wer anders könnte das ſein als ſein Vetter Alexianus? Elagabal ging auf die großmütterliche Leimruthe, adoptirte ſeinen Vetter, erklärte ihn zum Cäſar und Mitkonſul und ließ das betreffende Dekret vom Senat regiſtriren. Als Gegengefälligkeit verlangte er, daß Alexianus ſeine Tollheiten, Bübereien und Ausſchweifungen mitmachte; allein Mammäa verhinderte das und ſorgte ſehr umſichtig dafür, daß ihr Sohn geiſtig und körperlich für ſeinen künftigen Herrſcherberuf tüchtig vorgeſchult wurde. Nebenbei mußte der junge Cäſar ſeinen Namen Alexianus mit dem Namen Alexander vertauſchen, weil, wie man die Gardeſoldaten wiſſen zu laſſen Sorge trug, der Vater des Prinzen, der unvergeßliche Karakalla, dieſen Namen als den des makedoniſchen Heros vor allen hochgehalten habe. Endlich wurde zu Gunſten des Prätendenten auch das Mittel in Anwendung gebracht, worauf, wie

Herodian ſich ausdrückt, „die Soldaten am meiſten ſehen“ oder welches „auf ſie am kräftigſten wirkt“, d. h. Geld. Mammäa ſpendete daſſelbe unter der Hand reichlich zur Vertheilung an die Truppen.

Die Bevorzugung, welche Alexander von ſeiten der Prätorianer erfuhr, wurde bald ſo auffallend, daß ſich Elagabal in nüchternen Augenblicken ſagen mußte, ſein Vetter-Mitregent oder die hinter demſelben Stehenden, paßten nur eine günſtige Gelegenheit ab, ihn ſelber beiſeite zu ſtellen, was im Sprachgebrauch der römiſchen Kaiſerzeit mit umbringen gleichbedeutend war. Er verſuchte daher das Prävenireſpiel zu ſpielen, war aber ein allzu jämmerlicher Spieler, um gewinnen zu können. Der elagabaliſche Wahnwitz hatte ſich zu dieſer Zeit ſchon zu völligem Blödſinn verwäſſert. Aus dem Narren war ein Kretin geworden. Sonſt hätte Elagabal nicht ganz offen und öffentlich von den Anſchlägen geſprochen, welche er gegen ſeine Tante Mammäa und ihren Sohn in Ausführung bringen wollte. Es war leicht, dieſe Anſchläge zu vereiteln, und nun ermannte ſich der Kaiſer — wie es ſcheint, auf Antreiben ſeitens ſeines Buhlers Hierokles — zu einem gewaltſamen Verſuch. Er entſetzte ſeinen Vetter der cäſariſchen Würde. Die Garden murrten, ließen ſich aber für den Augenblick noch beſchwichtigen und begnügten ſich, ihren General zu beauftragen, für die Sicherheit des jungen Alexanders zu ſorgen.

Das Geſindel, welches den Palaſt erfüllte, Verſchnittene und Pfaffen, Luſtknaben und Freudenmädchen, Tänzer, Cirkuskutſcher und Barbiere, fand ſich aber mißbehaglich und traute dem Frieden nicht. Alexander ſollte beſeitigt werden. Man drängte den Kaiſer, den Wurf zu wagen und zunächſt die Stimmung der Truppen einer gefährlichen Probe zu unterſtellen, indem man das Gerücht ausgehen ließe, der Prinz läge im Sterben. Nähmen die Soldaten es geduldig hin, ſo könnte man ja das Gerücht zur Wahrheit machen.

Aber die ungeſchickte Probe ſchlug fehl. Die Prätorianer barſten draußen in ihrem Hüttenlager in Wuth aus, ſowie das erwähnte Gerücht zu ihnen gedrungen. Sie weigerten ſich, die zur Ablöſung der Palaſtwache beſtimmte Kohorte in die Stadt zu ſchicken, was ſoviel bedeutete, wie wenn die türkiſchen Janitſcharen ihre Fleiſchkeſſel auf dem Et Meidan umſtürzten. Beides war eine Erklärung des Aufruhrzuſtandes. Hierauf ſchloſſen die Garden die Lagerthore und erklärten, auf keine Verhandlung ſich einlaſſen zu wollen, bevor ſie den Cäſar Alexander in ihrer Mitte ſähen.

Darob fiel der halbpfäffiſche Jämmerling in Angſtſchweiß. Er ließ eilends ſeinen Vetter holen, nahm denſelben in ſeinen kaiſerlichen Palankin, welchem die Sänfte der Kaiſerin-Mutter Soämis folgte, und begab ſich mit Pomp und Pracht in das prätorianiſche Lager. Die Thore deſſelben öffneten ſich dem kaiſerlichen Zuge, aber nicht der Kaiſer, ſondern nur der Cäſar wurde von den Soldaten mit jubelndem Vivat begrüßt. Einer ſehr unzeitigen Zornwallung nachgebend, befahl Elagabal die Hauptſchreier zu greifen und als Meuterer zu beſtrafen. Das hieß den Leitſtrick einer geladenen Mine anzünden. Die ganze Garde erhob ſich für die verhafteten Kameraden und die Meuterei brach mörderiſch los. Der Kretin von Kaiſerbube wurde in den Lagerlatrinen, wo er ein Verſteck geſucht, aufgefunden und umgebracht, ebenſo die Kaiſerin-Mutter, ebenſo das ganze Geſindel von Gefolge. Die Leichname Elagabals und ſeiner Mutter wurden von den wüthenden Soldaten unter gräulich-wüſten Späſſen durch die Straßen der Stadt geſchleift und dann in eine Kloake geworfen. So geſchehen am 11. März des Jahres 222.

Alexander, nach ſeinem angeblichen oder wirklichen Großvater Severus genannt, wurde Kaiſer, einer der beſten, welche Rom gehabt. Nur war er allzu nachgiebig gegen ſeine herrſch- und habſüchtige Mutter Mammäa. Aber alle ſeine Tüchtigkeit konnte ihn doch nicht davor bewahren, ſterben zu müſſen, wie ſein verrückter Vetter oder Bruder geſtorben war. Alexander Severus wurde am 19. März 235 durch meuteriſche Soldaten in einem Dorf am Rhein (Bretzenheim?) erſchlagen.

Der Thor und der Weiſe, der Feigling und der Tapfere, der Böſewicht und der Tugendmann hatten alſo ganz das gleiche Schickſal. Das iſt der Witz der Weltgeſchichte.

Jeanne d'Ark.

Ein Vortrag.

> Descendet virgo dorsum sagittarii
> et flores virgineos obscurabit.
> **Vaticinium Merlini.**

Vorbemerkung.

Der nachſtehende Vortrag iſt am 27. Januar 1870 im Großrathſal in Zürich von mir gehalten worden. Ich habe an der Form nichts geändert, dagegen den Text durchgehends mit den Quellenbelegen verſehen und da, wo von der Verdammungsprozedur der Heldin die Rede, etwas erweitert.

J. S.

I.

Ich verſuche ein Thema zu behandeln, welches, wie ich am Schluſſe meiner Rede kurz erörtern werde, ſchon vielfältigſt, in mannigfachem Sinn und in verſchiedenartiger Form behandelt worden iſt. Dieſes Thema gehört aber zu den hiſtoriſchen Vorwürfen, die immer wieder zu erneuter Betrachtung reizen, weil ſie, ihrer unvergänglichen ethiſchen Bedeutung ſicher, ebenſoſehr der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung ſtets neue Seiten darbieten, als ſie niemals aufhören werden, das fühlende Gemüth ſympathiſch zu berühren[1].

---

[1] Eine wiſſenſchaftliche Behandlung der Geſchichte des Mädchens von Domremy iſt, wie bekannt, eigentlich erſt möglich geworden, ſeitdem Jules Quicherat die Reſultate ſeiner höchſt rühmlichen vieljährigen Forſchungen zuſammengeſtellt und veröffentlicht hat. Seine Akten- und Zeugniſſeſammlung: „Procès de condamnation et de réhabilitation

In Wahrheit, die Geſtalt, welche Ihnen vorzuführen ich unternehme, Jeanne d'Ark, die vom ſchlichten Bauermädchen zur erlauchteſten Heldin ihres Landes, ja Europa's, ſich erhoben hat, ſie gehört ohne Frage zu jenen nicht ſehr zahlreichen weltgeſchichtlichen Figuren, welche wie marmorſchöne Götterbilder von dem dunkeln, ach, meiſt tiefdunkeln Hintergrunde des menſchheitlichen Entwickelungsprozeſſes ſich abheben, — leuchtende Markſteine an der Verſchrittsbahn unſeres Geſchlechtes, groß durch ihr Wollen, größer durch ihr Thun, am größten durch ihr Leiden. Denn das ja iſt das ſicherſte Merkmal, das untrüglichſte Kennzeichen der rechten Götterlieblinge, der wahrhaft großen und guten Menſchen, daß mit dem Lorbeer der Heldenſchaft, welcher ihre Stirnen beſchattet, allzeit der Palmzweig des Martyriums ſich verflicht.

---

de Jeanne d'Arc dite la pucelle, publ. pour la prem. fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, suivis de tous les documents historiques qu'on a pu réunir, et accompagnés de notes et d'éclaircissements par J. Quicherat. Tom. I—V. Paris 1841—49 . . . . bildet durchweg die Baſis meiner Darſtellung.

Selbſtverſtändlich beabſichtige ich nicht, die Geſchichte des Mädchens von Domremy einläßlich hier vorzubringen. Kann doch meines Erachtens das Verfahren bei derartigen Vorträgen überhaupt mehr nur ein andeutendes als ein ausführendes ſein. Zudem darf ich ja die Kenntniß der Thatſachen dieſer Geſchichte getroſt vorausſetzen und kann demnach darauf mich beſchränken, die Bedeutung dieſer Thatſachen zu beleuchten und hiebei, falls mir das gelingen ſollte, den einen oder anderen neuen Geſichtspunkt aufzuthun. Indeſſen möchte es doch nicht ganz überflüſſig ſein, zum Abſchluſſe dieſer Vorbemerkungen Sie raſch daran zu erinnern, daß und wie die Erſcheinung unſerer Heldin ihr Grundmotiv hatte in dem feindſeligen Verhältniß, welches im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zwiſchen Frankreich und England obwaltete, veranlaßt durch den Hader der Häuſer Valois und Plantagenet um die franzöſiſche Krone.

In der Perſon Heinrichs des Zweiten, Herzogs der Normandie, Herrn von Anjou und Maine, von Poitou und Guienne, war das Haus Anjou-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Plantagenet im Jahre 1154 auf den Thron von England gelangt. Der engliſche König war alſo auf franzöſiſchem Boden kaum weniger mächtig als der franzöſiſche, da ja das Gebiet der Krone Frankreich dazumal auch die Herzogthümer Bretagne und Burgund noch nicht in ſich begriff. Daß dieſe Stellung der beiden Kronen zu einander eine unhaltbare und friedloſe ſein mußte, liegt auf der Hand. Jahrhunderte hindurch hat denn auch der Streit und Krieg gewährt. Im vierzehnten Jahrhundert ſchien ſich derſelbe ſo wenden zu wollen, daß Frankreich eine engliſche Provinz würde. Der letzte Kapetinger, Karl der Vierte, ſtarb ſohnlos im Jahre 1328. Ihm folgte ſein Vetter Philipp von Valois als König Philipp der Sechſte von Frankreich. Allein Eduard der Dritte von England that Einſpruch gegen dieſe Königſchaft, indem er als Tochterſohn Philipps des Vierten den Thron Frankreichs anſprach. Ein rechtlich ganz hinfälliger Anſpruch, maßen dem in Frankreich giltigen „ſaliſchen" Geſetze zufolge die Krone nur in männlicher Linie vererbbar war. Macht geht aber bekanntlich vor Recht und ging demſelben allzeit vor, nicht erſt ſeit dem Tage, wo Herr von Bismarck mit preiswürdiger Offenheit dieſen Gedanken, welcher zugleich eine weltgeſchichtliche Thatſache iſt, proklamirt hat. Eduard der Dritte, welcher im Juni 1340 den Titel eines Königs von Frankreich und England annahm, erwies ſich mächtiger als Philipp der Sechſte. Der Sohn des engliſchen Königs, ebenfalls Eduard geheißen, aber bekannter unter ſeinem Kriegsnamen „der ſchwarze Prinz“, führte jene glänzenden Feldzüge gegen die Franzoſen, welche für die letzteren die furchtbaren Niederlagen bei Crecy und Poitiers mit ſich brachten. Das läſſige Regiment jedoch, welches Eduard der Dritte in ſeinen alten Tagen führte, die Erkrankung und der vorzeitige Tod des ſchwarzen Prinzen, die vielfachen Wirrſale, Volksaufſtände und Thronſtreitigkeiten, welche während der Regierung Richards des Zweiten das engliſche Staatsweſen zerrütteten, alle dieſe Umſtände ſchafften der Sache der Valois drüben in Frankreich Luft und Raum, was insbeſondere durch Karl den Fünften mit Klugheit und Thatkraft benutzt wurde, um die engliſche

Macht auf franzöſiſchem Boden mehr und mehr einzuſchränken. Allein das Blatt wandte ſich wieder, als in Frankreich mit der Throngelangung des erſt halb und bald ganz wahnſinnigen Karls des Sechſten, eine chaotiſche Zerrüttung aller Verhältniſſe hereinbrach, während in England mit Beſeitigung des ſchwachen zweiten Richards ein Seitenſprößling des Hauſes Plantagenet, Heinrich von Lancaſter, im Jahre 1399 in den Beſitz der Krone kam. Der Sohn und Thronerbe dieſes Heinrichs von Lancaſter, König Heinrich der Fünfte, erneuerte die engliſchen Anſprüche auf Frankreich im weiteſten Sinne, führte im Sommer von 1415 eine große Expedition an die Küſte der Normandie hinüber und gewann im Oktober bei Azincourt über die Franzoſen einen Sieg, welcher an Glanz den Siegen des ſchwarzen Prinzen bei Crecy und Poitiers gleichkam. Raſch breitete ſich jetzt die engliſche Macht in Frankreich aus; aber ſelbſt dieſe Gefahr, wobei es ſich um Sein oder Nichtſein handelte, vermochte anfänglich weder den wüſten Familienhader im franzöſiſchen Königshauſe, noch den wilden Parteigrimm in den Reihen des Adels, noch auch die blutigen Zwiſte im Innern der Städtebürgerſchaften zu ſtillen. Es ſchien zu Ende zu gehen mit der ſelbſtſtändigen Exiſtenz Frankreichs. Selbſt der unerwartet vorzeitige Tod Heinrichs des Fünften, welcher im Auguſt von 1422 zu Vincennes bei Paris ſtarb, ſchien hieran nichts ändern zu wollen. Sein erſt zweijähriger Thronnachfolger, nachmals als Heinrich der Sechſte ein ſo unglücklicher Mann, wurde wie als König von England ſo auch als König von Frankreich ausgerufen. Im Namen dieſes Kindes regierte in England ſein Oheim der Herzog von Glocester, in Frankreich ſein Oheim der Herzog von Bedford. Dieſer war ganz der Mann, das Werk der Eroberung Frankreichs weiter zu führen und ſchien daſſelbe um ſo mehr vollendet werden zu ſollen, als nach dem im Oktober von 1422 erfolgten Tode des wahnſinnigen ſechſten Karls deſſen Sohn und Erbe Karl der Siebente, welcher, weil er noch nicht zu Rheims gekrönt war, unter dem Titel eines Dauphin zu regieren verſuchte, weder ganz noch auch nur halb der Mann war, ſeinen Gegnern die Stange zu halten. Schwer zum

Guten, leicht zum Schlimmen beſtimmbar, ſchwach und ſchwankend, ſchlaff, frivol und genußſüchtig, ſo war Karl der Siebente in ſeinen jungen Jahren. Kein Wunder demnach, daß es mit ſeiner Sache immer ſchärfer bergab ging. Gegen das Ende der zwanziger Jahre des Jahrhunderts war der ganze Norden von Frankreich mit der Hauptſtadt Paris in den Händen der Engländer und nur nothdürftig hielt ſich der Dauphin mit ſeinem leichtfertigen Hof in den ſüdwärts von der Loire gelegenen Landſtrichen. Ein ſehr beträchtlicher Theil des franzöſiſchen Adels, Klerus und Städtebürgerthums hatte für die engliſche Herrſchaft Partei genommen und vor allen übrigen Korporationen that ſich die hochangeſehene pariſer Univerſität durch heftigen Eifer für die engliſche Sache hervor. Unter ſolchen günſtigen Umſtänden ſchickten die Engländer ſich an, ihre ſiegreichen Waffen auch über die Loire zu tragen. Der Schlüſſel zur Oeffnung dieſer von der Natur gezogenen ſtrategiſchen Schranke war die Stadt Orleans. Im Oktober von 1428 verſchritten die Engländer zur Belagerung derſelben. Trotz der heldiſchen Gegenwehr, welche die Bewohnerſchaft leiſtete, ſchien das Schickſal der Stadt und damit zugleich das Schickſal Frankreichs beſiegelt, da der Dauphin, welcher zu Chinon in der Touraine Hof hielt, nicht nur unthätig blieb, ſondern auch, in völliger Entmuthigung das Land und ſich ſelber aufgebend, damit umging, in Spanien eine Zuflucht zu ſuchen oder gar nach Schottland zu flüchten.

Aber gerade jetzt, als der Bogen der engliſchen Erfolge am höchſten und ſiegeszuverſichtlichſten geſpannt war, wurde ſeine Sehne durchſchnitten und zwar von einer franzöſiſchen Mädchenhand, durchſchnitten von Johanna der Bognerin, falls es geſtattet iſt, wortſpielend alſo den Namen Jeanne d'Arc zu verdeutſchen.

2.

Sie war eine treue Tochter ihres Landes, ſie war aber auch ein ganzes Kind ihrer Zeit.

Wie die Pflanze iſt auch der Menſch ein Produkt des Bodens, aus und auf welchem er erwächſt.

Wenn darum ſelbſt Geiſter, welche ihren Zeitgenoſſen um Jahrhunderte vorausgeſchritten ſind, die unverwiſchbare Signatur ihrer Zeit tragen, wie viel mehr mußte dies bei einem Landmädchen des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall ſein!

Es war eine gährende, taſtende, verworren ringende Zeit, von den Vorwehen großer Veränderungen und Umwälzungen durchzogen und erregt. Die Zerbröckelung der Weltanſchauung und der Inſtitutionen des Mittelalters hatte begonnen. In die romantiſche Nacht der Unwiſſenheit herein leuchtete hell das Morgenroth der wiedererwachenden klaſſiſchen Studien. Der Genius der Renaiſſance ſchickte ſich an, ſeine lichtblitzenden Schwingen zu lüften. Wer immer auf der Höhe der Zeitbildung von damals ſtand; fühlte ſich unheimiſch, fühlte ſich bedrängt und bedrückt in dem engen Gehäuſe des mittelalterlichen Dogma's. Die Geſellſchaft rang wenigſtens in ihren Spitzen nach allſeitiger Durchbrechung dieſes Gehäuſes. In der Kirche ſelbſt regte ſich, wie die großen Kirchenverſammlungen von Piſa, Konſtanz und Baſel bezeugen, der reformatoriſche Gedanke; freilich noch viel zu ſchwach, um das hierarchiſche Joch brechen zu können, und verdammt, nach unzulänglichem Aufbäumen ſcheinbar völlig beſiegt dieſem Joche wiederum ſich zu beugen. In die Maſſen drangen kaum Ahnungen vom Vorhandenſein ſolcher Vorzeichen eines ſozialen Erneuerungsprozeſſes. Wohl aber gab ſich in denſelben das Bedürfniß kund, den kirchlichen Formalismus, deſſen Hohlheit augenſcheinlich geworden, mit der Subſtanz einer mehr gemüthlichen Erfaſſung der Glaubenslehren zu füllen und dem ſtarren und kalten Dogmenleibe die Seele religiöſer Innigkeit einzuhauchen, — ein Wollen und Wünſchen, welches ſich ja auch in dem Reden und Thun von zwei hochgeprieſenen neueren Heiligen der Kirche ausgeprägt hatte, in dem Reden und Thun des Franz von Aſſiſi im dreizehnten und der Katharina von Siena im vierzehnten Jahrhundert. Dieſe Vertiefung und Erglühung des religiöſen Gefühls im Volke wurde mit veranlaßt und ganz außerordentlich geſteigert durch die ungeheuren Trübſale, welche im vierzehnten Jahrhundert über einen großen Theil von Europa hereingebrochen waren, durch die furchtbaren Verheerungen, welche die phyſiſchen und moraliſchen Peſtilenzen: der ſchwarze Tod, die Geißlerfahrten und die Judenſchlachten angerichtet hatten. In ſolchen Epochen, wo unerhörte Ereigniſſe mit der Unwiderſtehlichkeit elementarer Gewalten wirken, wächſt auch der Menſch gleichſam über ſich hinaus, im Guten wie im Böſen. Die Stimmung ſteigert ſich zur Ekſtaſe. Es hängt ein Etwas, ein moraliſches Fluidum in der Luft, deſſen Einathmung je nach der Miſchung deſſelben entweder das politiſche Fieber oder aber die religiöſe Verzückung erzeugt, jene bis zur viſionären Potenz hinaufgeſpannte religiöſe Verzückung, welche auch in unſerer Heldin gewaltet hat.

Der ganze Wandel Johanna's, all ihr Dichten und Trachten, Wollen und Vollbringen hat hierin ſeine Wurzel.

Will man den Gegenſatz von Mittelalter und moderner Zeit in eine bündige Formel bringen, ſo dürfte dieſe etwa alſo lauten: — In der mittelalterlichen Welt war die erſte Lebensmacht der

Glaube, in der modernen iſt es die Wiſſenſchaft. Dort wurde alles bedingt und beſtimmt durch das gläubige Vorſtellen, hier wird, wenigſtens in der Theorie, alles bedingt und beſtimmt durch das begreifende Wiſſen. Deßhalb vollbrachte der Glaube damals Großes, Größtes, Wunderähnliches, während er zu unſerer Zeit ganz nothwendig meiſt nur Karikaturen zuwegebringen kann, was ja auch die Rieſenkarikatur bezeugt, welche gerade in dieſen Tagen[1] drunten in Rom Mittelalter ſpielt und weit mehr lächerlich als bedrohlich ſich breitmacht.

In der Hirtin von Domremy offenbarte ſich der Glaube des Mittelalters noch einmal in ſeiner ganzen Innigkeit, Größe und Kraft. Aber es geſellte ſich ihm eine Gehilfin von kaum weniger großer Mächtigkeit: — die Vaterlandsliebe.

Die ſchärfere Scheidung der Nationalitäten und die beſtimmtere Herausbildung der verſchiedenen Völkerbeſonderheiten, ſie waren ja auch ein Charaktermerkmal jener Zeit und zwar ein ſehr vortretendes.

---

[1] Januar 1870.

Dabei iſt mit Beziehung auf unſere Heldin zu betonen, daß dieſe ſchärferen Völkerſcheidungen und dieſe beſtimmten, d. h. meiſt ſehr feindſelig ſich geſtaltenden nationalen Gegenſätze viel entſchiedener in den unteren als in den oberen Geſellſchaftſchichten hervortraten, weil die letzteren noch unter dem Bann und Zauber der Formen und Formeln des Ritterthums ſtanden, das bekanntlich keinen nationalen, ſondern einen univerſalen Charakter hatte. Hieraus erklärt es ſich, wie in der Bäuerin Johanna ein ſo feuriger Patriotismus glühen, ein ſo enthuſiaſtiſches Franzoſenthum leben und weben konnte, daß die Herren und Damen der franzöſiſchen Hof- und Ritterwelt ſich anfänglich in dieſe Erſcheinung gar nicht hineinzufinden vermochten. Die franzöſiſch-engliſchen Kriege hatten ſich bislang innerhalb der Vorſtellungen und Formen der ritterlichen Konvenienz bewegt. Erſt die gewaltige Anregung, welche von Johanna ausging, brachte die Reaktion des bisanhin höchſtens inſtinktiv thätig geweſenen Nationalgefühls der Franzoſen gegen die engliſche Fremdherrſchaft zum Bewußtſein und erhob den Ritterkrieg zu einem Volkskrieg oder doch zu einem nationalen Kampf.

3.

Zwiſchen Neufchateau und Vaucouleurs ſtreckt ſich am linken Ufer der Maas ein triſtenreiches Thal hin, deſſen Rebenhügelwände zu Bergwäldern emporſteigen. Die Thalwandung zur Rechten bildete im fünfzehnten Jahrhundert einen Theil der Weſtgränze des deutſchen Reichslandes Lothringen. Das Thal ſelbſt gehörte zu Frankreich und war ſogar ſeit Karl dem Fünften ein unmittelbares Hausgut der franzöſiſchen Krone. Mitten im Thale lag und liegt das Dorf Domremy und hier, alſo hart an der deutſchen Gränze, wurde dem Bauer Jacques d'Ark von ſeiner Eheſrau Iſabelle Romée eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Jeanne erhielt, in der Familie aber und im Dorfe vertraulich Jeannette gerufen ward. Das Jahr der Geburt iſt nicht mit voller Beſtimmtheit anzugeben. Früheſtens kann es das Jahr 1408, ſpäteſtens muß es das Jahr 1412 geweſen ſein: das letztere iſt das wahrſcheinlichere.

Jacques d'Arc hatte drei Söhne und neben Johanna noch eine Tochter. Er war ein franzöſiſcher Bauer von damals, d. h. er gewann nur mit Anſtrengung ſeinen und ſeiner Familie Lebensunterhalt. Die Kinder mußten frühzeitig bei ackerbaulichen und häuslichen Verrichtungen mit Hand anlegen. Aus Johanna's Kinder- und Mädchenjahren wird ihre Arbeitſamkeit durch eine ganze Reihe von Zeugen aus ihrem Dorfe gerühmt. Nicht minder ihr ſittſamer Wandel, ihre innige Frömmigkeit, ihre Herzensgüte und Hilfebereitſchaft, von welcher getrieben, ſie ſich lieber Entbehrungen auferlegte, als dem Almoſengeben entſagte[1]. Im Uebrigen erſchien ſie als ein Bauermädchen wie ein anderes, d. h. ihr Bildungsgrad war kein höherer. Von Schulunterricht war gar keine Rede. Im Chriſtenthum unterrichtete, wie in den Akten ſteht, Frau Iſabelle ihre

---

[1] S. die Angaben der dörflichen Zeugen im Rehabilitationsproceß, bei Quicherat, II, 387 fg.

Tochter, d. h. ſie lehrte dieſelbe das Credo, das Paternoſter und das Ave Maria herſagen. Dennoch muß in der jungen Johanna ſchon frühzeitig etwas gelegen ſein, was ſie vor ihren Geſpielinnen auszeichnete. Daraufhin weiſ't die Bezeugung, daß ſie der Liebling des Dorfes geweſen[1]; daraufhin deutet auch die Legende, die Vögel des Feldes und Waldes hätten vor Johanna keine Furcht gehabt und ihr die Broſamen aus den Händen gepickt.

Ein reiches Gemüthsleben, ein ſehr reizbares Nervenſyſtem und eine ungemein lebhafte Phantaſiethätigkeit müſſen jedenfalls bei dem jungen Mädchen vorausgeſetzt werden, das unter den Einflüſſen eines Glaubens heranwuchs, welcher mit den heimatlich-volksmäßigen Erinnerungen an keltiſch-druidiſches Heidenthum ſtark verſetzt war. Neben der von Johanna allwöchentlich beſuchten Marienkapelle an der Bergwaldhalde ob dem Dorfe ſtand eine alte „Feenbuche“ und nahebei ſprudelte eine altheilige Quelle. Alljährlich am Sonntag Lätare feierte dort die Dorfjugend ein aus der heidniſchen Zeit überkommenes Frühlingsfeſt. Doch muß bemerkt werden, daß die Viſionen Johanna's durchaus den römiſch-katholiſchen Stempel trugen. Sehr begreiflich. Wenn noch heute der Maſſe des Volkes überall das Ideale ausſchließlich oder doch zumeiſt einzig und allein in der Form der Religion vermittelt wird, wie hätte ein Bauermädchen des fünfzehnten Jahrhunderts auf anderem Wege eine Beziehung dazu gewinnen können? Zu der tiefreligiöſen Anſchauung und Stimmung Johanna's kam dann die patriotiſche Trauer des Mädchens. Die Sorge um Frankreich machte ihr das junge Herz in der Bruſt quellen und ſchwellen; um ſo ſchmerzlicher, als der Krieg ſein Getöſe und ſein Elend im Jahre 1424 auch in das abgelegene Maasthal trug. Phyſiſche Motive endlich haben zweifelsohne auch bedeutſam mitgewirkt, um Jeanne aus dem Geleiſe des Gewöhnlichen herauszutreiben: auf der Schwelle zur Mannbarkeit wurde ſie von ihren viſionären Zuſtänden angewandelt.

---

[1] Depoſition des 70jährigen Bauers Jean Morell: „Johanneta in sua prima aetate fuit et erat bene et decenter in fide et imbuta bonis moribus et erat talis quod quasi omnes ejusdem villae de Dompno-Remigio eam diligebant.“ Quicherat, II, 389.

Eines Sommertages — das Jahr iſt nicht ſicher zu ermitteln, wahrſcheinlich aber war es daſſelbe Jahr 1424, welches den Kriegsſturm in die unmittelbare Nähe von Domremy geführt hatte — eines Sommertags vernahm Johanna im Garten ihres elterlichen Hauſes am hellen Mittag zum erſten mal die himmliſchen Ruf- und Weckſtimmen, die ſie zur Retterin ihres Landes berieſen. Ihr war, eine Licht- und Glanzwolke breitete ſich um ſie her, und in dieſer leuchtenden Helle erſchien ihr der Erzengel Michael und erſchienen ihr die heilige Katharina und die heilige Margareta. Dieſe drei Erſcheinungen ſah ſie fortan am häufigſten; viel weniger häufig die des Erzengels Gabriel und anderer Engel. Sie war bis in die innerſte Falte ihrer Seele hinein von der Wirklichkeit dieſer Geſichte überzeugt. In ihrem Prozeſſe hat ſie im dritten Verhör ihren Richtern auf die Frage, ob ſie den heiligen Michael und die übrigen Engel und Heiligen denn körperlich und wirklich (corporaliter et realiter) geſehen, zur Antwort gegeben: „Ich ſah ſie mit meinen leiblichen Augen, ſo deutlich, wie ich euch ſehe; und wann ſie von mir gingen, weinte ich und ich wollte wohl, ſie hätten mich mitgenommen“[1]. In einem andern Verhör gab ſie an, daß ſie der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Hände gedrückt, daß ſie die beiden heiligen Frauen umarmt und geküßt habe; es ſei auch Wohlgeruch von denſelben ausgegangen[2], woraus ein Spötter wie Voltaire hätte ſchließen können, daß es im Himmel nicht an einem Parfümerieladen fehlte. Gegenüber dem Michael aber und den übrigen Engeln blieb ſie in den Gränzen demüthigſter Ehrfurcht. Sie empfing die Erſcheinung derſelben knieend und nach ihrem Verſchwinden küßte ſie den Boden, worüber die Himmelsſöhne gewandelt[1]. Als einer der Richter die verfängliche Frage an ſie richtete, ob ihr der Erzengel Michael nackt erſchienen ſei, that ſie aus der Lauterkeit ihres Bewußtſeins hervor die Gegenfrage: „Meint ihr, Gott habe keine Kleider für ihn?“[2].

---

[1] „Ego vidi eos oculis meis corporalibus, aeque bene sicut ego video vos; et quando recedebant a me, plorabam, et bene voluissem quod me secum deportassent.“ Quicherat, I, 73.

[2] Interrogata si unquam osculata et amplexata fuerit sanctas Katharinam et Margaretam, respondit quod amplexata est ambas et quod bonum odorabant. Quich., I, 268.

So hatte ſich denn die fieberhafte An- und Aufſpannung des Mädchens bis zum Eintreten von Hallucinationen hinaufgeſteigert. Was in Johanna's junger Seele von phantaſtiſch gläubigen Vorſtellungen und Hoffnungen, von patriotiſchen Aengſten und Wünſchen durcheinander wogte und gährte, trat in Geſtalt ſcheinbar objektiver Viſionen vor ihre Augen hin. Die Traumbilder ihres Fieberſchlafes verließen auch die Wachende nicht mehr. Die innere Stimme, welche ihr unabläſſig zurief: Geh' und rette dein Land! erſchien dem naiven Glauben des Mädchens

---

1) Interrogata utrum, quando vidit sanctum Michaelem et angelos, fecerit eis reverentiam, respondit quod sic; et osculabatur terram post eorum recessum, per quam transiverant, faciendo eis reverentiam. Quich. I, 277.

2) Interrogata an sanctus Michael erat nudus, respondit: „Cogitatis vos quod Deus non habeat unde ipsum vestire?“ Quich. I, 89.

als eine ihr von außenher zurufende Stimme von Engeln und Heiligen. Der große Gedanke, Frankreich zu retten und ihr Volk vor Fremdherrſchaft zu wahren, dieſer Gedanke, welcher Johanna erfüllte, welcher, von Tag zu Tag beſtimmtere Geſtalt gewinnend, ſie nicht mehr raſten noch ruhen ließ, er trug die Tracht und Farbe der Zeit, d. h. er ſtellte ſich ſeiner Trägerin als ein himmelab gekommener Blitz der Erleuchtung dar, als eine göttliche Offenbarung, als eine ihr von Engeln verkündigte und von Heiligen auferlegte Miſſion. Wir dürfen und müſſen uns hiebei wohl jenes tiefſinnigen Wortes des Römers Seneka erinnern, daß jeder außerordentlichen Seelengröße eine Doſis Wahnſinn beigemiſcht ſei; aber mit dem Beifügen, daß, wenn ich das Richtige treffe, unter Wahnſinn hier nichts anderes zu verſtehen als jenes völlig ſelbſtloſe Hinwegſehen und Hinweggehen über perſönliche Bedenken, jenes Aufgeben des menſchlichen Ich und Selbſt in einer Idee, welches allerdings den Menſchen gewöhnlichen Schlages als wahnſinnig vorkommen mag und muß.

4.

Jeanne nahm die ihr gewordene Miſſion mit kindlicher Gläubigkeit an und dieſelbe Glaubenskraft, womit ſie an ihre himmliſche Sendung glaubte, machte die Menſchen an die wunderbare Jungfrau glauben. Mythiſche Vorſtellungen, vor denen der mittelalterliche Chriſt mit höchſter Ehrfurcht ſich beugte, verſchmolzen hier mit einer Thatſache, die von dem ganzen Zauber des Phantaſtiſch-Romantiſchen umfloſſen war, d. h. mit dem heldiſchen Auftreten des Mädchens von Domremy. War denn nicht dem chriſtlichen Dogma zufolge auch dereinſt das Heil durch eine Jungfrau in die Welt gebracht, die Erlöſung der Menſchheit ermöglicht worden? Warum ſollte Gottes Rathſchluß nicht ebenfalls eine Jungfrau auserwählt haben, um Frankreich Heil zu bringen und das franzöſiſche Volk von den Engländern zu erlöſen?

Johanna glaubte an ihre Berufung, ging auf in ihrer Idee, folglich glaubten die Menſchen an Johanna und in dieſem Glauben und Geglaubtwerden vollbrachte ſie ihr Werk, das allerdings den geblendeten Augen der Zeitgenoſſen wie ein Wunder erſcheinen mußte und zwar Freunden und Feinden gleichmäßig wie ein Wunder, nur mit dem Unterſchiede, daß das Wunder jenen als ein himmliſches, dieſen als ein hölliſches erſchien. Oder mit anderen Worten: ihre befreiten Landsleute ſahen in Jeanne eine Heilige, die geſchlagenen Engländer dagegen und ihr franzöſiſcher Anhang eine Hexe, welche letztere Auffaſſung ſogar am Hofe des Dauphin Karl, den die Jungfrau zu retten kam, anfänglich ebenfalls ſich geltend machte, obzwar der frivole, aber keineswegs einfältige Prinz und ſeine nächſte Umgebung in Johanna bei ihrem erſten Auftreten weniger eine Teufelbeſeſſene als vielmehr eine Betrügerin zu erblicken geneigt waren 1).

---

1) „La Pucelle estoit de Lorraine, du lieu de Vaucouleurs, et fut amenée à seigneur le daulphin par le chastelain dudit lieu, habituée comme un homme; avoit courts les cheveulx et ung chapperon de layne sur la teste et portoit petits draps (i. e. culottes) comme les hommes, de bien simple manière. Et parloit peu, sinon que on parloit à elle. Son serment estoit: „Au nom de Dieu“.

Wie die Jungfrau nur nach langen und peinlichen Seelenkämpfen an ihre Beſtimmung hatte glauben gelernt, ſo kam auch der Glaube an ſie den Menſchen keineswegs plötzlich. Am ſchwierigſten war es, ihre eigene Familie und ihre Dorfgenoſſen zu dieſem Glauben zu bekehren. Wie der Prophet, ſo gilt eben auch die Prophetin daheim nichts, bis ihr Ruhm ſeinen verklärenden Glanz von fernher auf die Heimat zurückwirft. Vater Jacques d'Ark ſelber ſchüttelte ganz entſchieden ungläubig ſeinen praktiſchen Bauernkopf und meinte, das Geſcheiteſte dürfte ſein, das überſpannte Ding von Tochter zu verheiraten; das würde ihr wohl die Grillen vertreiben. Jeanne

Elle appeloit mondit seigneur le daulphin „le gentil daulphin" et ainsi l'appela jusques ad ce qu'il fust couronné. Et se disoit qu'elle estoit envoyée de par Dieu pour deschasser les Anglois, et que pour ce faire il la falloit armer; dont chacun fut esbahy de celles nouvelles. Et de prime face chacun disoit que c'estoit une trufferie, et à nulle chose que elle dist l'on ne adjouxtoit point de foi". Mathieu Thomassin (geb. 1391 zu Lyon) in ſeiner „Registre delphinal" betitelten Chronik. Quicherat, IV, 304.

ſträubte ſich energiſch gegen dieſe Kur. Allen auf uns gekommenen Zeugniſſen zufolge müſſen wir beſtimmt annehmen, daß ihr Herz die Liebe zum Manne entweder nie gekannt oder aber daß die Glut ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Begeiſterung jedes derartige Gefühl ſchon bei ſeinem Entſtehen aufgeſogen und verzehrt habe. Auch dieſes ihr ſtreng und herb jungfräuliches Verhalten hatte übrigens eine religiöſe Färbung. In ihrem Prozeſſe hat ſie zu Protokoll gegeben, daß ſie, als die himmliſchen Stimmen zum erſten mal zu ihr geſprochen, das Gelübde der Keuſchheit gethan und ſpäter für die Wahrung dieſes Gelübdes von der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Einführung ins Paradies zugeſichert erhalten habe[1]. Johanna's Vater mochte ſich um ſo mehr über das Gebaren und Vorhaben ſeiner Tochter beunruhigen, als ſo zu ſagen ein Reflex ihrer Viſionen in ſeine eigenen Träume fiel. Er träumte nämlich, daß er ſeine Tochter mit Kriegsleuten davongehen ſähe[1], und der Traum hatte die Wirkung, daß er gemeinſam mit ſeiner Frau Jeannette ſtreng überwachte und ſeine Abſicht, ſie unter die Haube zu bringen, durchzuſetzen ſuchte. Sicherlich rührte von ihm auch die bäueriſche Liſt her, daß ein junger Dörfler behaupten mußte, Johanna hätte ihm die Ehe verſprochen. Weil ſie aber nichts davon wiſſen wollte, verklagte ſie der nichterhörte Freiwerber beim geiſtlichen Gericht in Toul. Allein auch das half nicht: Johanna reinigte ſich in Toul durch einen Eid von dem falſchen Bezicht, obzwar ihre Eltern wollten, ſie möchte ſich denſelben gefallen laſſen, d. h. den Bezichtiger heiraten[1]).

---

[1] Item, dicta Johanna se jactavit et jactat, quod sanctae Katharina et Margareta sibi promiserunt eam conducere in paradisum, et certificaverunt eam quod beatitudinem consequetur, si servet virginitatem suam. Art. 11 der Anklageakte. Quicherat, I, 269.

---

[1] Interrogata de somniis patris sui, concernentibus eam et suum recessum, respondit quod mater sua pluries dixit ei, adhuc cum patre existenti, quod pater suus dixerat se habuisse somnia, quod dicta Johanna erat itura cum gentibus armorum; et de bene custodiendo eam dicti pater et mater habebant magnam curam, tenentes ipsam in magna subjectione; quibus obediebat in omnibus, nisi in processu Tullensi, in causa matrimonii. A. 10, d. A. Quich., I, 219.

Endlich obſiegte der edle Enthuſiasmus des Mädchens den praktiſchen Bedenken bäueriſcher Lebensführung. Gerade zur Zeit, als mit dem Beginn des Jahres 1429 die Eroberung der Stadt Orleans durch die Engländer täglich befürchtet wurde und demnach die Noth der Nationalſache auf's höchſte geſtiegen war, ſind die Viſionen Johanna's immer häufiger geworden und lautete der an ſie ergehende Ruf immer dringender. Der Erzengel Michael ſprach zu ihr: „Das franzöſiſche Volk erbarmt unſern Herrn und Gott. Du biſt ſein liebes Kind. Geh', mache dich auf, deinem Könige zur Hilfe!" Auch die ihr erſcheinenden beiden heiligen Frauen erhoben dieſe Forderung und wieſen die Einwendung Johanna's: „Ich bin nur ein armes Mädchen und verſtehe nichts vom Kriegführen“ — zurück. Nun war die Jungfrau nicht mehr zu halten. Die Kraft ihres begeiſterten Wollens durchſchlug alle Hinderniſſe und ſie begann ihr großes Unternehmen.

---

[1]) Interrogata quid movit eam de faciendo citari quemdam hominem ad civitatem Tullensem, in causa matrimonii, respondit: „Ego non feci citari, sed ipse fuit qui fecit ibi me citari; et ibi juravi coram judice dicere veritatem". Et finaliter dixit quod illi homini nullam promissionem fecerat. Item dicit quod prima vice qua audivit vocem suam ipsa vovit servare virginitatem suam, tamdiu quamdiu placuit Deo. Quich., I, 127.

5.

Die Anfänge deſſelben, die Schwierigkeiten, ſowie die Beharrlichkeit, womit Johanna dieſelben beſiegte, kennt jedermann. Im Januar oder Februar von 1429 gelang es ihr, den Ritter Baudricourt, Kaſtellan des unweit von Domremy gelegenen königlichen Burgfleckens Vaucouleurs, halb und halb von ihrer Sendung zu überzeugen. Der Kaſtellan gab ihr Rüſtung und Schwert, die Bürger des Fleckens ſchenkten ihr ein Pferd und, geleitet von zwei Rittern, einem königlichen Herold und etlichen Dienſtleuten, brach die Begeiſterte von Vaucouleurs auf, durchzog eine weite von Feinden beſetzte Landſtrecke und langte am 5. März zu Chinon in der Touraine an, wo der Dauphin hofhielt, zur Zeit, wie wir wiſſen, in zaghafteſter Stimmung und nur noch mit Fluchtgedanken ſich tragend.

Dem indolenten und leichtfertigen Karl kam das begeiſterte Bauermädchen wie eine wunderliche Spielart entweder von Narrheit oder von Schwindelei vor, als ſie vor ihn trat mit der Behauptung, Gott habe ſie geſandt, Orleans zu befreien und ihn, den Dauphin, nach Rheims zu führen, damit er, wie es Recht und Brauch, in der dortigen Kathedrale zum König von Frankreich geſalbt und gekrönt würde. Was die Hofleute angeht, ſo war Johanna's Erſcheinen und Gebaren den einen ein Spaß, den andern ein Aergerniß. Maßen die damalige Zoologie beim Ordo Homo und beim Genus Mulier die Species Femina emancipata noch nicht aufzählte, mußte ſchon Jeannette's Auftreten in Männertracht höchſt ſkandalhaft wirken, ſo ſehr, daß ſie ſich einer unſer Gefühl unzart berührenden Ausforſchung durch zwei würdige Damen, Frau von Gaucourt und Frau von Trèves, unterziehen mußte, um ihr Geſchlecht und ihr Magdthum feſtzuſtellen[1]. Das Reſultat dieſer Unterſuchung ledigte ſie zugleich des Verdachts, eine Hexe zu ſein; denn bekanntlich hatte der Teufel über reine Jungfrauen keine Gewalt. Doch fand man für gut, ihre Rechtgläubigkeit noch einer ſtrengen Prüfung durch die Profeſſoren und Doktoren der Univerſität Poitiers zu unterſtellen. Die gelehrten Herren nahmen Johanna ſcharf ins Verhör, erkannten ſie aber als gute Katholikin und kamen zu dem Schluſſe, es läge kein Grund vor, welcher den König verhindern könnte, in der gegenwärtigen Noth des Reiches des Beiſtandes der wunderſamen Jungfrau ſich zu bedienen[1]. Die ganze Haltung und Ausdrucksweiſe des Mädchens hatte auf ihre Examinatoren einen bedeutenden Eindruck gemacht[2]. Während ihres Aufenthaltes in Poitiers hat auch Johanna ihre Annahme der männlichen Tracht vor Edeldamen und Bürgerfrauen praktiſch verſtändig dahin gerechtfertigt, daß ſie, weil für den König zu Felde ziehend, aus Gründen ſowohl der Zweckmäßigkeit als auch der Ehrbarkeit die Frauenkleider hätte abthun müſſen [1].

---

[1] Zeugenausſage des Auguſtinermönchs Jean Pasquerel im Rehabilitationsprozeß: Johanna, dum venit versus regem, fuit visitata bina vice per mulieres quid erat de se et si esset vir vel mulier et an esset corrupta vel virgo; et inventa fuit mulier, virgo tamen et puella. Et eam visitaverunt domina de Gaucourt et domina de Trèves. Quich., III, 102. Ein zweiter Zeuge im Rehabilitationsprozeß und zwar ein ſehr gewichtiger, der Ritter Jean d'Aulon, beſtätigte dieſe Angabe, nur mit der Abweichung, daß er die Unterſuchung Johanna's durch Damen erſt nach ihrer Prüfung durch die Theologen zu Poitiers ſtattfinden läßt und zwar in Gegenwart der Schwiegermutter des Dauphin: — „Ledit raport fait audit seigneur par lesdits maistres, fut depuis icelle Pucelle baillée à la royne de Cécille, mère de la royne nostre souveraine dame, et à certaines dames estans avecques elle; par lesquelles icelle Pucelle fut veue, visitée et secrètement regardée et examinée ès secretes parties de son corps; mais, après ce qu'ilz eurent veu et regardé tout ce que faisoit à regarder en ce cas, ladicte dame dist et relata au roy qu'elle et lesdictes dame trouvaient certainement que c'estoit une vraye et entière pucelle, en laquelle n'apparroissoit aucune corrupcion ou violence.“ Quich., III, 209.

---

[1] *Derſelbe Zeuge:* Concluserunt quod, attenta necessitate quae tunc toti regno imminebat, rex de eadem se poterat juvare, et quod in ea nihil invenerant fidei catholicae contrarium. Quich. III, 102.

[2] Elle fut examinée et interrogée par diverses fois et diverses personnes; dont estoit merveilleuse comme elle se portoit en son faict, et ce qu'elle disoit luy estre chargé de par de Dieu, comme elle parloit grandement et notablement, veu que en autres choses elle estoit la plus simple bergère que on veit onques. Chronique de la Pucelle. Quich., IV, 208. *Der älteſte Chroniſt, welcher von Johanna*

Das Mädchen von Domremy hatte ſich demnach am Hoflager zu Chinon beglaubigt, indem ſie erwies, daß ſie weder eine zuchtloſe Dirne, noch eine Schwindlerin, noch eine Hexe. Die Proben, welche ſie zu beſtehen gehabt, waren ganz im Sinn und Glauben

---

Meldung thut. Perceval de Cagny faßt die Sache kürzer: — Et sur les parolles qu'elle disoit de Dieu et du fait de guerre, fut très grandement examinée des clercs et théaulogiens et autres et de chevaliers et d'escuiers; et tousjours elle se tint et fut trouvée en ung pourpos. Quich. IV, 3.

[1] „Je croy bien qu'il vous semble estrange, et non sans cause; mais il fault, pour ce que je me doibs armer et servir le gentil dauphin en armes, que je prenne les habillemens propices et nécessaires à ce; et aussi quand je serois entre les hommes, estant en habit d'homme, ils n'auront pas concupiscence charnelle de moi; et me semble qu'en cest estat je conserveray mieulx ma virginité de pensée et de faict". Chr. d. l. Pucelle. Quich. IV, 211.

der Zeit angeordnet. Allein zweifelsohne hat mehr noch als die Beſtehung dieſer Proben für ſie gezeugt jenes undefinirbare Etwas, welches auserwählten Weſen innewohnt und von denſelben ausgeht, jenes undefinirbare Etwas, welches den Helden im Hochſinne des Wortes macht, wie den Tondichter die Melodie, jenes Göttliche, was ſeinen Trägern Macht gibt über Menſchen und zu Zeiten gleichſam das Herz einer ganzen Nation in der Bruſt eines einzigen auserwählten Mannes oder Weibes, Sehers oder Heros ſchlagen läßt.

Johanna's erſter Erfolg war dieſer, daß ſie an die Stelle der zwiſchen Leichtſinn und Verzweiflung ſchwankenden Entmuthigung, welche über dem Hoflager zu Chinon brütete, wieder Gefaßtheit, Muth und Hoffnung ſetzte, daß ſie belebende Funken des heiligen Feuers, welches in ihrer Seele brannte, auch in das verzagte Gemüth Karls des Siebenten oder wenigſtens in die Seelen ſeiner Räthe und Ritter zu werfen wußte. Auch hier, wie ſo oft in der Geſchichte, wurde offenbar, daß große Menſchen, welche mächtig auf ihre Zeitgenoſſen wirken, nur die

Verkörperung der beſten Inſtinkte und edelſten Triebe der Mitlebenden ſind. Ich möchte ſagen, in ſolchen beſtimmenden, begeiſternden und führenden Menſchen ſchafft jeweilig die Seele einer Zeit ſich ihren Leib. In Jeanne d'Ark verkörperte ſich der Genius Frankreichs. Der Hauch dieſes Genius athmete in dem enthuſiaſtiſchen Gebaren und Reden der Jungfrau, gewann ihr die Herzen und waffnete die Arme für die Sache, welche ſie vertrat. Dazu kam noch die romantiſche Magie, welche auf die leichtentzündliche Phantaſie der franzöſiſchen Ritterwelt der Umſtand üben mußte, daß ein ſchönes junges Mädchen ihr das Banner vorantrug zum Kampfe für den heimatlichen Boden und die nationale Ehre.

An dieſer Stelle nun iſt gerade noch als höchſt denkwürdig zu betonen, daß in dem Verkehr der ſonſt ſo galanten franzöſiſchen Ritterwelt mit dem Mädchen von Domremy keine Spur von Galanterie im gewöhnlichen Sinne dieſes Wortes ſich findet. Es ſteht aktenmäßig feſt, daß ihre Kriegsgefährten in der heldiſchen Jungfrau etwas Unnahbares und geradezu Heiliges ſahen und ehrten. Selbſt in den heikeln und bedenklichen Situationen, welche das Lagerleben unumgänglich mit ſich bringen mußte, iſt, wie der Duc d'Alençon, einer der vorragendſten Kampfgenoſſen Johanna's, zu Protokoll erklärt hat, der jungfräulichen Heldin niemals, und wäre es auch nur durch einen ſtillen Wunſch geweſen, zu nahegetreten worden 1). Das ſchönſte Zeugniß hat für ſie abgelegt der erſte Kriegsmann ihres Landes, wohl überhaupt der beſte Mann des damaligen Frankreichs, der berühmte Baſtard von Orleans, Graf Dunois. Im Rehabilitationsprozeß Johanna's als Zeuge vernommen, ließ er ſich, über das Betragen und den Verkehr Johanna's unter den Kriegsleuten befragt, wörtlich alſo aus: „Die Jungfrau iſt an Mäßigkeit von keinem lebenden Menſchen über-

---

1) Dicit (dux Alenconii) quod ipsa Johanna erat casta et multum odiebat illas mulieres quae sequebantur armatos. . . Dicit etiam quod aliquando in exercitu ipse loquens cubuit cum eadem Johanna et armatis à la paillade, et vidit aliquando quod ipsa Johanna se praeparabat, et aliquando videbat ejus mammas, quae pulchrae erant; non tamen habuit ipse loquens unquam de ea concupiscentiam carnalem. Quich. III, 99—100.

troffen worden. Der Herr Jean d'Aulon, welchen als einen verſtändigen und ehrbaren Ritter der König Karl Johannen gleichſam zum Leibwächter beſtellt hatte, hat mir oftmals geſagt, er glaube nicht, daß es jemals ein keuſcheres Mädchen gegeben habe als dieſes. Mir ſelbſt und anderen iſt, wann und wie oft wir mit Johanna verkehrten, nie der Gedanke oder Wunſch gekommen, daß ſie ein Weib (dum eramus in societate ipsius Puellae, nullam habebamus voluntatem seu desiderium communicandi seu habendi societatem mulieris). Mir ſcheint, ſie war etwas Heiliges (quod erat res divina)[1]."

Da ich vorhin das junge Mädchen ein ſchönes genannt habe, ſo muß ich in Parentheſe beifügen, daß ein authentiſches Porträt Johanna's uns nicht überliefert worden iſt und daß wir demnach das Bild ihrer leiblichen Erſcheinung aus den zerſtreuten und flüchtigen Zügen zuſammenſetzen müſſen, welche die Akten und Urkunden ihrer Geſchichte darbieten.

---

[1] Quicherat III, 15.

So wiſſen wir, daß ſie von mittlerer Größe war, ſchlank von Wuchs, wohlgebildet von Formen, kräftig und behend. Ausdrücklich wird die Schönheit ihrer Büſte gerühmt; ebenſo hervorgehoben, daß ſie es liebte, ein feuriges Streitroß zu reiten, und es wohl verſtand, daſſelbe zu tummeln und zu zügeln. Starke Eindrücke brachten ſie leicht zu Thränen. In Momenten hochfliegender Begeiſterung lag ein ſeelenvolles Lächeln auf ihren Zügen. Urkundlich wird auch erwähnt der ungemein ſanfte Klang ihres Sprachorgans, ihre kindliche Stimme („vox infantilis“). Ich will nicht unterlaſſen, anzumerken, daß Jeanne d'Ark dieſe Eigenheit mit einer ſpäteren glorreichen Heldin ihres Landes theilte, mit Charlotte Korday, der Tödterin Marats. In den Akten von Charlotte's Prozeß wird ihrer „voix enfantine“ beſondere Erwähnung gethan und auch der deutſche Maler Hauer, welcher ſie bekanntlich in der letzten Stunde porträtirte, bevor ſie den Todeskarren beſtieg, hat dieſe „kindliche Stimme“ auffallend gefunden. Aber nicht allein im Klang ihrer Stimmen glichen ſich die beiden heldiſchen Mädchen.

Denn, obzwar durch Jahrhunderte von einander getrennt, waren ſie Zwillingſchweſtern im Sinn und Geiſt. Beide lebten ſie für einen großen Gedanken, beide waren ſie erlauchte Blutzeuginnen dafür: — Jeanne für die Erlöſung ihres Landes vom Joche fremder Zwingherrſchaft, Charlotte für Befreiung ihres Landes vom Terrorismus der Blutraſerei. Und auch das noch iſt ihnen gemeinſam, daß ihre Geſtalten ein durch die Jahrhunderte hinableuchtender Glanzduft mackelloſ mädchenhafter Reinheit umfließt.

6.

Ihre Laufbahn als Kriegerin und Führerin begann Johanna am 27. April von 1429, an welchem Tage ſie an der Spitze von 6—7000 Mann von Blois aufbrach, um der hartbedrängten, aber durch ihre Bürgerſchaft unter Führung des Grafen Dunois[1]) noch immer muthig gehaltenen Stadt

---

[1]) Genau genommen, hieß er damals noch nicht ſo, ſondern ſchlichtweg der Baſtard von Orleans; erſt im J. 1439 wurde er zum Grafen von Dunois erhoben.

Orleans Entſatz zu bringen. Sie brachte ihn, indem ihre Landsleute, von ihr geführt, die belagernden Engländer in einer Reihe glänzender Gefechte ſchlugen, zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge zwangen. Triumphirend zog die „Jungfrau von Orleans", wie ſie von da ab hieß, in die befreite Stadt ein, von Mann und Weib, von Groß und Klein mit ſolchem Jubel und Dank empfangen, als wäre ſie, wie ein Augenzeuge dieſes Einzugs ſich ausdrückt, „ein Engel Gottes"[1].

Auf die Engländer und ihre franzöſiſchen Parteigänger wirkte das Ereigniß wie ein lähmender Blitz, während die Botſchaft von dem Wunderbaren wie ein weckender Donner durch Frankreich rollte. Den Engländern erſchien die Befreierin von Orleans als die ſchwärzeſte der Zauberinnen, geradezu als eine Ausgeburt der Hölle; ihre Landsleute ſahen in ihr einen gottgeſandten Engel des Lichts. Die gegenſätzliche Wirkung dieſer grundverſchiedenen Anſchauungen war eine unermeßliche, wie ſich denn der Entſatz von Orleans alsbald als der große Wendepunkt der franzöſiſch-engliſchen Streitfrage herausſtellte. Dieſe war dadurch prinzipiell zu Ungunſten Englands entſchieden und der ſchließliche Ausgang, d. h. die gänzliche Vertreibung der Engländer vom franzöſiſchen Boden nur noch eine Frage der Zeit.

---

[1] Jean Luillier, Bürger von Orleans, als Zeuge im Rehabilitationsprozeß: „Recepta fuit tanto gaudio et applausu ab omnibus utriusque sexus, parvis et magnis, ac si fuisset angelus Dei". Quich. III, 24.

Ihrer erſten Waffenthat reihte die Jungfrau raſch andere ſiegreiche kriegeriſche Unternehmungen an, welche um ſo mehr ins Gewicht fielen, als dieſelben gegen die bewährteſten engliſchen Generale erlangt wurden. Im Juli von 1429 übernahm die Heldin förmlich den Oberbefehl über die Streitkräfte ihres Landes. Johanna's Waffengenoſſen, vom erſten bis zum letzten, waren überzeugt, das kriegeriſche Walten der Jungfrau beruhte auf unmittelbarer göttlicher Eingebung. So hat ſich auch Graf Dunois ausgeſprochen[1]. Ein Miniſter Karls des Siebenten,

---

[1] Interrogatus si ipsam Johannam verisimiliter credat missam fuisse a Deo ad actus bellicosos exercendum,

Simon Charles, bezeugte, Jeanne ſei in allem ſehr unwiſſend geweſen, ausgenommen im Kriegführen, deſſen ſie gar wohlkundig[1].

Heutzutage, wo die maſſenhafte Todtſchlägerei, der Krieg, zu einer exakten Wiſſenſchaft, ja geradezu zur Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften glücklich erhoben iſt, heutzutage muß es uns ganz märchenhaft vorkommen, daß ein Bauermädchen, welches nicht einmal zu leſen oder zu ſchreiben verſtand, ein Heer befehligen, Schlachten lenken und Siege davontragen konnte. Um die Möglichkeit dieſer Thatſachen zu begreifen, müſſen wir uns erinnern, daß der Krieg damals noch keine exakte Wiſſenſchaft war, ſondern höchſtens, wenn ich ſo ſagen darf, eine freie Kunſt. Nicht die ſtrategiſche Geometrie und die taktiſche Arithmetik gaben den Ausſchlag, ſondern neben der

---

magis quam ab industria humana, respondet quod ipse credit ipsam Johannam esse missam a Deo et actus ejus in bello esse potius divina inspiratione quam spiritu humano. Quich. III, 3.

[1] Ipsa Johanna erat multum simplex in omnibus suis agendis, excepto in facto guerrae, in quo erat quam plurimum experta. Quich. III, 116.

phyſiſchen Stärke und Gewandtheit der einzelnen Kämpfer die moraliſche Kraft des Führers und die gehobene oder niedergedrückte Stimmung der einzelnen Kriegsleute wie des ganzen Heeres. Allerdings wirken dieſe Motive auch noch heute, allein doch nicht mehr annähernd ſo mächtig wie im Mittelalter. Schlachten im Stil von Morgarten und Sempach wären daher jetzt Unmöglichkeiten.

Ein ſchöner Zug in dem kriegeriſchen Auftreten Johanna's iſt, daß ihr Gefühl davor zurückbebte, mit eigener Hand Blut zu vergießen. Es iſt unanfechtbar feſtgeſtellt, daß ſie, bevor ſie in die Schlacht ging, Schwert und Streitaxt ablegte. Ihre Fahne war ihre einzige Waffe. Indeſſen wäre es doch ganz irrig, wollte man ſich deßhalb unſere Heldin etwa als ein nervenſchwach pimperliches und zimperliches Weſen vorſtellen. Behüte, ſie war ein rothbackig geſundes und ihre derbfriſche Landmädchennatur trat mitunter ſchlagend hervor. Schlagend in des Wortes ſchlagendſter Bedeutung. Dies erfuhr, wie in den Akten ſteht, eines Tages der Kleiderkünſtler Hänschen Simon, welcher der Jungfrau beim Anprobiren eines Gewandes behilflich ſein wollte, aber ſofort von ihr in die Schranken ſeiner Künſtlerſchaft zurückgemahnt wurde mittels eines Arguments, das man im gewöhnlichen Leben eine Maulſchelle nennt[1]. . . .

Das größte Hinderniß, welches La Pucelle d'Orleans auf ihrer Laufbahn fand, war die Erbärmlichkeit des Dauphin, deſſen [illegible]ige und leibliche Trägheit ſich wie ein niederziehendes Bleigewicht an die Thatkraft und Thatenluſt des Heldenmädchens hing. Nur mit Mühe brachte ſie den leichtfertigen Menſchen dahin, daß er ſich von ihr im kriegeriſchen Triumphzug über Troyes und Chalons, welche Städte der Jungfrau ihre Thore öffneten, nach Rheims führen ließ, wo [illegible] Dauphin am 17. Juli als Karl der Siebente geſalbt und gekrönt wurde. Hier, auf ihres Daſeins und ihrer Sendung glücklich erreichter Glanzhöhe, erlebte Jeanne auch die Freude, ihre Eltern wiederzuſehen, und eine bis neueſtens ſelbſt von Hiſtorikern geglaubte Sage will, ſie habe ihr Werk für gethan erklärt und vom Könige ihre Entlaſſung gefordert, um mit ihren Eltern in die dörfliche Stille ihrer Heimat zurückzukehren.

---

[1] Der Zeuge Jean Marcel im Rehabilitationsprozeß: „Audivi dici cuidam Johannotino Simon, sutore tunicarum, quod domina ducissa Bedfordiae fecerat fieri pro eadem Johanna quamdam tunicam ad usum mulieris, quam quum eidem inducere vellet, eam accessit dulciter per mammam. Quae fuit pro hoc indignata et tradidit dicto Johannotino unam alapam.“ Quich. III, 89.

Dem iſt nicht ſo, indem jetzt urkundlich nachweisbar, daß die Jungfrau ihren Kommandoſtab nicht niederlegte, ſondern ihre Miſſion erſt dann erfüllt glaubte, wann ſie Paris den Engländern entriſſen und dieſe überhaupt aus Frankreich verjagt hätte.

7.

Der epiſche Strom eines ſolchen Lebens ſollte nicht in den Sand des Gewöhnlichen verlaufen. Dieſes Heldengedicht der Wirklichkeit durfte weder zum Idyll noch zur Komödie ſich abſchwächen. Die Jungfrau von Orleans konnte aus ihrer weltgeſchichtlichen Rolle heraus nicht wieder eine Schäferin werden, noch durfte ſie etwa einem ihrer tapferen Waffengefährten in die Brautkammer folgen. Die einer ſolchen Erſcheinung innewohnende Logik will ihr Recht und dieſes Recht iſt die tragiſche Weihe. Das Epos ſollte daher mit dem Schlageindruck einer Tragödie ſchließen.

Und ſo geſchah es. Zunächſt durch das Verſchulden des Menſchen, welchen Johanna zum König von Frankreich gemacht hatte. Den Sumpf dieſes ſchlaffen Charakters hatte ſelbſt das Außerordentliche, ja Einzige, was um ihn her geſchehen war, nicht aufzurütteln vermocht. Gegen die Dummheit kämpfen bekanntlich Götter ſelbſt vergebens, gegen die Gemeinheit Menſchen. Auf den gemeinen Sinn wirkt ein erhabener Gedanke nur wie Sternlicht auf eine Eisfläche: es ſchmilzt und bewegt ſie nicht. Alle Beſchwörungen der Jungfrau, das ruhm- und hoffnungsvoll begonnene Werk der Befreiung des Landes zu vollenden, ſanken wirkungslos in die träge, durch Ausſchweifungen entnervte Molluskenſeele Karls des Siebenten.

Da entriß ſich Johanna dem Hoflager des Jämmerlings, um nicht länger Zeugin ſtrafbarer Zeitvergeudung und unverantwortlicher Luſtbarkeiten ſein zu müſſen, und brach im März von 1430 an der Spitze einer wenig zahlreichen Schar auf, um das von den Engländern und ihren Alliirten, den Burgundern, bedrohte Kompiegne zu retten. Aber als ſie nach einem mißlungenen Ausfall den Rückzug der Ihrigen tapfer deckte, wurde ſie — es war am 23. Mai — im Handgemenge vom Pferde geriſſen und durch den ſogenannten Baſtard de Wandonne zur Gefangenen gemacht. Der Genannte überlieferte die koſtbare Beute ſeinem Lehnsherrn, dem Grafen Jean de Ligny, und der Herr Graf verkaufte die Gefangene um die Summe von 10,000 Francs an die Engländer.

Im Dezember von 1430 befand ſich die unglückliche Johanna in den Händen ihrer Todfeinde im Verließe der Burg zu Rouen. Sie war ihres Schickſals gewärtig. Als der engliſche General Graf Warwick eines Tages mit mehreren geiſtlichen und weltlichen Herren, worunter auch der Graf von

Ligny, in den Kerker der in Ketten gelegten Heldin trat und der letztgenannte ſpottend zu ihr ſagte, er käme, ſich in betreff ihres Löſegeldes mit ihr zu verſtändigen, entgegnete ſie mit ruhiger Faſſung: „Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß dieſe Engländer mich tödten werden, weil ſie glauben, nach meinem Tode die Herrſchaft über Frankreich zu erlangen. Aber ſie werden dieſelbe doch nicht gewinnen, und wären ſie auch noch um hunderttauſend Mann ſtärker, als ſie ſind“ [1].

Die engliſche Politik beſchloß mit jener kalten Selbſtſucht, welche ihr von-jeher eigen geweſen iſt, die Vernichtung des neunzehnjährigen Heldenmädchens, das ſo Großes für ſein Vaterland gethan hatte. Das Motiv für dieſen Beſchluß lag nahe: die Engländer glaubten dadurch, daß ſie die Bannerträgerin des Nationalbewußtſeins mordeten, den durch Johanna hervorgerufenen Aufſchwung dieſes Nationalbewußtſeins zu knicken. Aus dem Arſenal des Glaubens aber wurden die Vernichtungswaffen geholt und die ſogenannte Religion der Liebe mußte auch hier, wie unzählige male, den frevelhafteſten Mord als ein Gott wohlgefälliges Werk nicht nur ſanktioniren, ſondern fordern und gebieten. Die Maſchinerie des wüſteſten Gräuels, welchen der religiöſe Wahn jemals ausgebrütet hat, die Maſchinerie des Hexenprozeſſes wurde gegen die Jungfrau in Bewegung geſetzt. Gegen die kalte Bleifauſt der engländiſchen Staatsraiſon und Rachgierde vermochte der Schild der Jungfräulichkeit das Schlachtopfer nicht mehr zu ſchirmen[1]). Johanna wurde als Ketzerin und Hexe angeklagt und vor ein zu Rouen errichtetes Inquiſitionstribunal geſtellt.

---

[1] „En non Dé! Je sçay bien que ces Anglays me feront mourir, credentes post mortem meam lucrari regnum Franciae; sed si essent centum mille godons (-goddams) plus quam sint de praesenti, non habebunt regnum“. Quich. III, 122.

---

[1]) Die Jungfräulichkeit der Gefangenen war nämlich auch in Rouen konſtatirt worden. Der Zeuge Marcel im Rehabilitationsprozeß: „Domina de Bedford (Anna von Burgund, Tochter Johanns ohne Furcht, mit dem Herzog von Bedford im J. 1423 vermählt) eamdem Johannam fecit visitari an esset virgo vel non, et inventa fuit virgo". Quich. III, 89.

Die Univerſität Paris, ſtolz auf ihre Orthodoxie und nebenbei von Serviliſmus gegen die Engländer überfließend, hatte ihren ganzen Vorrath an blödſinniger Gelehrſamkeit aufgewandt, um das mitzuwegebringen zu helfen. Ganz flammend vom Eifer für das Reich Gottes, konnte ſie es kaum erwarten, die Hexe prozeſſirt und verbrannt zu ſehen. In an den König von England gerichteten Bittſchriften und in für das Inquiſitionstribunal beſtimmten Gutachten drängte ſie darauf hin. In ihrem vom 19. April 1431 datirten und von dem damaligen Rektor Michael Hébert unterzeichneten Gutachten fand ſie einen Hauptbeweis für Johanna's ketzeriſche Apoſtaſie in dem Umſtand, daß die Angeklagte ihr Kopfhaar abgeſchnitten und Männertracht angelegt hatte[1]).

Um die Ehre, dem Inquiſitionstribunal vorzuſitzen, bewarb ſich emſig und mit Erfolg der Biſchof von Beauvais, Franzoſe von Geburt, allein leidenſchaftlicher Parteigänger der Engländer und damals durch die neuerlichen Waffenerfolge ſeiner Landsleute aus ſeiner Diöceſe vertrieben[1]). Auch ihn verzehrte der Eifer für das Reich Gottes und er war ohne Frage überzeugt, dem Himmel einen wohlgefälligen Ruch darzubringen, indem er die arme Johanna zum Brandopfer machte. Einen fatalen Beigeſchmack erhielt die Frömmigkeit des Biſchofs freilich durch den Umſtand, daß er für ſeine Dienſtbefliſſenheit in dieſer Sache von den Engländern mit Verleihung des Erzbisthums Rouen belohnt zu werden verlangte und hoffte; allein wir müſſen in Liebe bedenken, daß der Eifer für das Reich Gottes zu aller Zeit mitunter wunderliche Formen annahm und annimmt und daß Pierre Cauchon — ſo lautete der nicht gerade wohlduftende Name des hochwürdigen Mannes — wahrſcheinlich auch nur ad majorem dei gloriam Erzbiſchof von Rouen werden wollte.

---

[1]) Ipsa foemina est etiam apostatrix, tum quia comam quam sibi Deus dedit ad velamen malo proposito sibi amputari fecit, tum etiam quia, eodem proposito, relicto habitu muliebri, virorum habitum imitata est. Quich. I, 417.

---

[1] Er ſtützte ſeinen Anſpruch auf die Thatſache, daß Johanna in ſeiner Diöceſe gefangen worden.

Neben dem hochwürdigen Cauchon ſpielten vortretende Rollen in dem Prozeſſe der Dominikaner Jean Graverent, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Paris und Großinquiſitor von Frankreich (von Paris her), ſowie Jean Lemaitre, Prior des Dominikanerkloſters Saint-Jacques zu Rouen. Am heftigſten aber wüthete gegen die Angeklagte der Kanonikus Jean d'Eſtivet, welcher als Generalprokurator fungirte und kurz nach der Hinſchlachtung der Jungfrau ein ſeiner würdiges Ende nahm, indem er ſich in einer Pfütze ertränkte.

Das erſte Aktenſtück des Prozeſſes, welches die Konſtituirung des Tribunals anzeigt, iſt datirt vom 9. Januar 1431. Die Prozedur ſelbſt begann im Februar. Die Anklageakte war nur ein Miſchmaſch von groben Abſurditäten und plumpen Lügen. In den Verhören wurden alle die blödſinnigen Subtilitäten und ſubtilen Blödſinnigkeiten der mittelalterlichen Scholaſtik in Anwendung gebracht, um die Angeklagte zu verwirren und zu fangen[1]. Beim

---

[1] Eine alte, zur Zeit Ludwigs des Zwölften in Frankreich ſehr beliebte Chronik, betitelt „Le miroir des femmes

Durchleſen der weitſchichtigen Protokolle gewinnt man aber den Eindruck, daß die religiöſen Fanatiker und leidenſchaftlichen Politiker, welche dieſe Protokolle niedergeſchrieben haben, widerwillig-unwillkürlich bezeugen mußten, daß das ganze Gehaben und Gebaren Johanna's während der Prozeßqual von würdevollem Unſchuldbewußtſein, wie von herzgewinnender Beſcheidenheit und rührender Frömmigkeit geweſen ſei. In unendlich weitſchweifiger Wiederholung drehte ſich die Prozedur um die von der Angeklagten ſtandhaft behaupteten Erſcheinungen der Engel und Heiligen. Auch die männliche Tracht der Jungfrau war ein bevorzugter Gegenſtand des Inquirirens. Phyſiſcher Folterung jedoch wurde, abgeſehen von der hinlänglich folternden Kerkerpein, Johanna nicht unterworfen. Das Verfahren der Inquiſition war damals überhaupt noch nicht zu

---

vertueuses," meldet darüber: „Et combien qu'ilz (les juges) n'y eussent trouvé que toute saincteté et vie chretienne, néantmoins plusieurs par flaterie, comme est la coustume de aulcuns, pour complaire aux Angloys ennemys, s'efforcèrent surmonter la Pucelle, tant par fallaces de sophisterie que aultrement." Q. IV, 275.

jener raffinirt grauſamen Marterkunſt ausgebildet, zu welcher es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin insbeſondere in Spanien durch die Bemühungen eines Thomas de Torquemada und anderer hochwürdiger Prieſter der Religion der Liebe glücklich gedieh. Nur einmal iſt die Angeklagte in die Folterkammer geführt worden, um ſie durch den Anblick der Marterinſtrumente zu ſchrecken, welche, ſo drohte man ihr, gegen ſie in Anwendung kommen ſollten, ſo ſie nicht mehr bekennen würde als bislang. Es geſchah dies am 9. Mai. Das arme Mädchen verlor auch angeſichts der Folterbank und der bereitſtehenden Folterknechte die Faſſung nicht und gab ihren Richtern die protokollariſch aufbewahrte Antwort: „Wahrlich, auch wenn ihr beſchließet, mir die Glieder auszurenken und mir die Seele aus dem Körper zu reißen, kann ich euch doch anderes nicht ſagen; und wenn ich euch anderes ſagte, würde ich doch nachher erklären, daß ihr mich nur mittels Gewalt dazu gebracht“ 1).

---

1) „Veraciter, si vos deliberetis mihi facere distrahi membra et facere animam recedere a corpore, ego tamen

Der ganze Prozeß war ein echter Hexenprozeß, d. h. ein ſchmachvoller Knäuel von Willkürlichkeiten, Verdrehungen und ſogar notoriſchen Fälſchungen. Schon der Umſtand, daß nur lateiniſch protokollirt wurde und die Protokolle nur in dieſer Sprache der Angeklagten vorgeleſen worden ſind, gab ſie völlig der Willkür ihrer Richter, d. h. Henker preis. In dieſer Weiſe wurden endlich zwölf Artikel zuſammengeplätzt, welche die angeblichen Geſtändniſſe Johanna's enthielten. Dieſelben enthielten aber am Ende doch ſchlechterdings nur die Angabe der Jungfrau, daß Engel und Heilige ihr erſchienen ſeien, um ſie im Namen Gottes zu ihrem patriotiſchen Unternehmen aufzurufen. Das Tribunal war in Verlegenheit. Es ließ ſich auf dieſe Aktenlage hin doch wohl kaum ein auf Feuertod lautendes Verdikt fällen. Selbſt die ſuperlativiſch glaubenseifrige theologiſche Fakultät von Paris fand für gut, in ihrem von der Inquiſitien erbetenen Gut-

---

non dicam vobis aliud; et si aliquid de hoc vobis dicerem, postea semper ego dicerem quod per vim mihi fecissetis dicere." Q. I, 400.

achten ihr Verdammungsurtheil verſchämt zu verklauſuliren[1]).

Das Opfer ſchien ſeinen Peinigern zu entgehen oder wenigſtens, zu großem Unmuth und Zorn der Engländer, mit dem Leben davonzukommen. Denn der düſtere Apparat und drohende Pomp, womit am 24. Mai auf dem Kirchhofe der Abtei Saint-Ouen das öffentliche Schlußverfahren ſtattfand, war ganz dazu angethan, den Muth des armen, ſchon ſo lange gequälten Mädchens zu brechen. Johanna ſcheint doch auch bei einigen ihrer Richter Theilnahme erweckt zu haben. Auf ihrem Wege vom Kerker zum angegebenen Platze wurde ihr eindringlich zugeſprochen, ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerſcheinungen zu widerrufen; ſie habe nur zwiſchen dieſem Widerruf und dem Scheiterhaufen die Wahl. Man zeigte ihr den Henker, der bereit ſtand, ſie zum Holzſtoße zu ſchleppen. Wem könnte es einfallen, die Arme zu tadeln, daß ſie ſchwankend, daß ſie ſchwach wurde? Das Urtheil war noch nicht ganz vorgeleſen, als ſie den Vorleſer unterbrach mit der Erklärung, ſie wollte der Kirche gehorſam ſich erzeigen, und da die Kirchenmänner geſagt, die Erſcheinungen und Offenbarungen, welche ſie gehabt, wären nicht zu glauben und aufrecht zu halten, ſo wollte ſie dieſelben nicht länger behaupten [1]. Hierauf nahm der Biſchof von Beauvais die zuvor ausgeſprochene Ausſtoßung der reumüthigen Ketzerin aus der kirchlichen Gemeinſchaft zurück und ſprach „aus Gnade und Milde (gratia et moderatione nostris salvis)“ ſtatt der Todesſentenz über Johanna dieſes Urtheil: „Weil du gegen Gott und die heilige Kirche verwegen geſündigt haſt, verurtheilen wir dich zu lebenswierigem Kerker, damit du bei dem Brote der Schmerzen und bei dem Waſſer der Trübſal (cum pane doloris et aqua tristitiae) eine heilſame Buße thun und deine Sünden beweinen könneſt."

---

[1]) „Si dicta foemina, compos sui, affirmaverit pertinaciter propositiones in duodecim articulis declaratas." Q. I, 417.

---

[1] „Quam (sententiam) cum pro magna parte legissemus, eadem Johanna incepit loqui et dixit quod volebat tenere totum illud quod ecclesia ordinaret“ — (in margine: Ante finem sententiae Johanna timens ignem dixit se velle obedire ecclesiae). „Dixitque pluries quod, postquam viri ecclesiastici dicebant quod apparitiones et revelationes, quas dicebat se habuisse, non erant sustinendae ne credendae, ipsa non vellet sustinere.“ Q. I, 446.

Die über die „Mildigkeit" dieſes Urtheils ſcheltenden, ſchimpfenden und fluchenden Engländer mochten ſich tröſten: ihre erbarmungsloſe Racheluſt ſollte völlig befriedigt werden. Die engliſche Brutalität ſorgte ſchon dafür.

Der, ſhakſpeare'ſch zu reden, „geflickte Lumpenkönig" Karl machte nicht den geringſten Verſuch, ſeine Retterin zu retten. Daß auch das franzöſiſche Volk — falls nämlich in dem Sinne, in welchem wir heutzutage das Wort Volk gebrauchen, überhaupt von einem franzöſiſchen Volke von dazumal geſprochen werden kann — einen ſolchen Rettungsverſuch nicht machte, braucht kaum erſt geſagt zu werden. Denn überall und allzeit ja hat das Volk ſeine wahren Helden, Helfer und Heilande ſchmachvoll feige verleugnet und ſchnöde im Stiche gelaſſen, hat ſie verfolgen, quälen, kreuzigen und verbrennen laſſen, ohne einen Finger für ſie zu rühren, wogegen es den Triumphwagen der Unſinnprediger, Schwindler und Lügenpropheten, ſowie der meineidigen Uſurpatoren, der Menſchenquäler und Nationenſchinder nie an einer hintendrein jubelnden Menge fehlte oder fehlen wird. Allerdings pflegt zu ſolchem Jubel der ſüße, d. h. der vornehme Pöbel, dem ſauren, d. h. niedrigen, das aufmunternde Signal zu geben. Das aber iſt es ja gerade, was der wirklichen Menſchengröße ihren reinſten Nimbus verleiht, daß die wahren Helden, Helfer und Heilande für die Menſchheit leben und ſterben, ohne Dank weder zu empfangen noch zu erwarten.

8.

Nach Anhörung ihrer Verurtheilung auf dem Kirchhofe von Saint-Ouen war Jeanne in ihren Kerker zurückgebracht worden. Dort ermahnte ſie der Vorſitzer des Tribunals, nicht wieder in ihre ketzeriſchen Irrthümer zurückzufallen und vor allem ihren männlichen Anzug mit einem weiblichen zu vertauſchen. Man reichte ihr einen ſolchen und ſie kleidete ſich gehorſam um. Warum nahm man ihr nun die abgelegten männlichen Kleidungsſtücke nicht weg, da man das Tragen derſelben doch für etwas Ungeheuerliches, für eine todſündliche Ketzerei anſah? Wollte man ſie in Verſuchung führen? Und warum unterwarf man ſie auch jetzt noch, nach ihrem Widerruf und ihrer Verurtheilung, der Pein, in ihrem Kerker fortwährend durch drei engliſche Kriegsknechte bewacht zu werden?

Am dritten Tage darauf ging dem Biſchof Cauchon die Meldung zu, daß Johanna rückfällig geworden ſei, d. h. wiederum ihre Männerkleidung anhätte. Der Inquiſitor machte ſich einen Tag ſpäter mit verſchiedenen Beiſitzern des Tribunals auf, um ſich von der Wahrheit dieſer Meldung zu überzeugen. Er fand die Gefangene wirklich in Männerkleidung („induta tunica, capucio et gippone cum aliis ad usum viri pertinentibus"). Befragt, warum ſie die männliche Tracht wieder angenommen hätte, erklärte ſie, es ſei geſchehen, weil ſie, ſo lange ſie genöthigt wäre, unter Männern (ihren Wächtern) zu leben, es für paſſender gehalten, männliche als weibliche Kleider zu tragen[1]).

Was iſt zwiſchen dieſen Zeilen des Protokolls zu leſen? Ein Frevel.

Schon früher hatte im Verlaufe ihres Prozeſſes Johanna geäußert, ſie wagte es nicht, ihre männliche Kleidung abzuthun, weil ſie in derſelben gewiſſermaßen einen Schutz gegen eine nächtliche Vergewaltigung durch ihre Wächter erblickte. Ihre bezügliche Angſt war nur allzu begründet geweſen: einer der ſie bewachenden engliſchen Soldaten hatte gegen die arme Gefangene einen Nothzuchtsverſuch gemacht[2]). In den Tagen oder Nächten, welche der erſten Verurtheilung der Jungfrau folgten, war aber ein „großer engliſcher Lord“ Beſtie genug, dieſen Verſuch ebenfalls anzuſtellen. Das unglückliche Mädchen hat dies wohl auch zu Protokoll gegeben, allein der Schreiber deſſelben ſchlüpfte mit dem oben angeführten allgemeinen Ausdruck über die Schändlichkeit hinweg. Dieſelbe iſt uns jedoch ausdrücklich bezeugt durch Johanna's Beichtvater, welcher ſie auch auf ihrem Todesgange tröſtete, durch den frommen Predigermönch Martin Ladvenu[1]).

---

[1]) Respondit quod hoc fecerat, quia erat sibi magis conveniens habere habitum virilem, dum erat inter viros quam habere habitum muliebrem. Q. I, 455.

[2]) Wilhelm Manchon, Presbyter, erzbiſchöflicher Notarius zu Rouen, als Zeuge im Rehabilitationsprozeß: „Et tunc erat induta indumento virili atque conquerebatur quod non audebat se exuere, formidans, ne de nocte ipsi custodes sibi inferrent violentiam; atque semel aut bis

Die Wiederannahme der männlichen Tracht war demnach hinlänglich erklärt und gerechtfertigt

---

conquesta fuit episcopo Belvacensi, quod alter dictorum custodum voluerat eam violare . . . Et postmodum assumpsit habitum virilem, se excusando quod cum habitu muliebri non fuisset ausa se tenere cum custodibus Anglicis.“ Q. II, 298, 300.

[1]) Deponit quod ipse audivit ab eadem Johanna quod quidam magnus dominus Anglicus ad eam in carceribus introerat et eam tentavit vi opprimere. Et dicebat eidem loquenti quod erat causa quare habitum virilem resumpserat post primam sententiam. Q. III, 168. Vgl. II, 365.

und mit dieſer Tracht ſcheint Johanna auch wieder die ganze Mannhaftigkeit ihres früheren Muthes wiedergefunden zu haben. „Ich will lieber ſterben, als ſo in Ketten leben!“ ſagte ſie zu dem hochwürdigen Cauchon.

Was jetzt folgte, beweiſ't, daß wir ganz berechtigt waren, zu ſagen, die Logik, welche Erſcheinungen innewohne, wie die des Mädchens von Domremy eine war, fordere ihr Recht. Johanna durfte nicht als Abtrünnige von ihrem eignen Selbſt und Weſen im Kerker dunkel verkümmern. Der Heldin gebührte ein heldiſcher Tod im Angeſichte des Himmels und der Erde. Sie mußte ihre Sendung erfüllen bis zuletzt, der Schluß mußte des Anfangs würdig ſein und hier, wenn irgendwo, iſt ſo recht ſtatthaft das Dichterwort:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menſchen ſeh'n
Aus innerſter Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenſchwung
In des Geſchickes Zwang
Zurufen mit Begeiſterung:
Glückauf zum Untergang!“

9.

„Haſt du vielleicht auch wieder die Stimmen der heiligen Katharina und der heiligen Margareta vernommen?“ fragte der Biſchof.

„Ja, ich habe ſie vernommen.“

„Und was haben ſie dir geſagt?“

„Sie haben mir geſagt, daß ich großes Unrecht gethan, ſie zu verleugnen, und ich that das auch nur aus Furcht vor dem Feuer[1]).“

„Und du glaubſt, daß dieſe Stimmen wirklich die der heiligen Katharina und der heiligen Margareta waren?“

„So glaube ich.“

„Und daß ſie im Auftrage Gottes redeten?“

„Ja. Und was ich am 24. Mai geſagt habe, war der Wahrheit entgegen und geſchah mein Widerruf nur um der Furcht vor dem Feuer willen. Ich will aber meine Buße lieber auf einmal leiden, will lieber ſterben als in dieſer Kerkerpein leben.“

---

[1]) Hier hat das Protokoll die lateiniſche Randbemerkung: „Todbringende Antwort (responsio mortifera).“ Q. II. 456. Das ganze mitgetheilte Geſpräch iſt eine auszügliche Ueberſetzung des Protokolls.

Die Inquiſition hatte genug gehört. Als die Inquiſitoren das Gefängniß verließen, ſagte der hochwürdige Cauchon zu den zahlreich davor verſammelten Engländern: „Freut euch! Sie iſt geliefert. Geſegnete Mahlzeit!“[1]

Am 29. Mai that das Tribunal ſeinen endgiltigen Spruch. Derſelbe lautete korrekt nach dem kirchlichen Rechte der Zeit, daß Johanna als ein mit dem Ausſatze der Ketzerei behaftetes Satansglied („tamquam membrum Satanae lepra haeresis infectum“) aus der Kirche auszuſtoßen und der weltlichen Juſtiz zu überantworten ſei. Dieſer Nachſatz war nur eine euphemiſtiſche Umſchreibung für Feuertod oder, wie der amtliche Ausdruck in Deutſchland lautete, für Einäſcherung. In der Sentenz fehlte auch die gewohnte Heuchelformel nicht, daß die weltliche Gerechtigkeit angegangen werden ſollte, „milde mit der Verurtheilten zu verfahren und ſie mit der Strafe des Todes oder der Verſtümmelung zu verſchonen“ [1]. Stilus curiae romanae! Während die hochwürdigen Herren Inquiſitoren dieſe chriſtliche Liebesphraſe von ſich gaben, wurde auf dem Altmarkt von Rouen ſchon der Holzſtoß aufgeſchichtet, welcher das Opfer einäſchern ſollte [2].

---

[1] Q. II. 5. 8.

---

[1] Q. I, 463 und 475.

[2] Eine Verurtheilung Johanna's durch ein weltliches Gericht hat auch gar nicht ſtattgefunden. Die Engländer trafen ſofort, als das Inquiſitionstribunal geſprochen, die Anſtalten zur Verbrennung des Opfers und riſſen daſſelbe ohne weitere Formalität am 30. Mai von den Schranken des geiſtlichen Gerichtes hinweg auf den ſchon Tags zuvor aufgebauten Scheiterhaufen. Nach dem formalen Rechte mußte Johanna, als ihr am 30. Mai auf dem Altmarkt zu Rouen die Inquiſitionsſentenz vom 29. feierlich eröffnet wurde, dem weltlichen Richter überliefert werden. Aber das geſchah gar nicht. Die rohe Ungeduld der Engländer ließ es nicht zu. (S. Quicherat, II, 8.) Im Uebrigen wäre dieſe Uebergabe an den weltlichen Richter auch nur eine elende Poſſe geweſen; denn bekanntlich mußte der weltliche Richter eine ihm zur Beſtrafung überlieferte Ketzerin oder Hexe verbrennen laſſen, bei Strafe, ſelbſt in Ketzerei zu fallen, d. h. ſich ſelber eines todeswürdigen Verbrechens ſchuldig zu machen. Das bekannte „Ecclesia non sitit

Der Biſchof von Beauvais war aber doch mehr Politiker als Fanatiker. Er überlieferte die Jungfrau dem Feuertod aus Gefälligkeit gegen die engliſche Politik. Wäre er ein ehrlicher Fanatiker geweſen, ſo konnte er gar nicht thun, was er am Morgen des 30. Mai, alſo nach der Exkommunikation Johanna's, that, nämlich dem Predigermönche Martin Ladvenu die Erlaubniß geben, nicht allein die Beichte der Verurtheilten zu hören, ſondern ihr auch die Hoſtie zu reichen. Die Kirche konnte dem „Satansglied" unmöglich ihr höchſtes „Gnadenmittel" verabfolgen, wenn ſie von der Satansgliedſchaft Johanna's aufrichtig überzeugt war.

Kein Zweifel, mit rabenmütterlicher Hand mordete die Kirche ihr treueſtes Kind. Denn wie ſie als gläubige Katholikin gelebt, ſo iſt Johanna auch als ſolche geſtorben. In der Morgenfrühe des genannten 30. Mai, welcher ihr Todestag war,

---

sanguinem" war die frechſte Taſchenſpielerformel, die es jemals gegeben hat.

hat ſie dem Vater Ladvenu gebeichtet und unter ſtrömenden Thränen der Andacht den „Leib Chriſti“ empfangen[1]).

Nach beendigter Ceremonie theilte ihr der Mönch mit, daß ſie heute ſterben müßte und zwar des Feuertodes. Da ſchrie die Natur in ihr auf gegen dieſen Gräuel. „Weh mir!“ rief ſie aus: „ſo gräßlich und grauſam will man mit mir verfahren, daß mein friſcher und jungfräulicher Leib, der nie bemakelt worden, zu Aſche verbrannt werden ſoll“[2]). Man glaubt die Tochter Jephtha's zu hören, welche ihre Jungfrauſchaft beweinte, da ihr Vater ſie ſeinem als Adonai verkappten Bal-Moloch als Brandopfer opferte. Als der hochwürdige Cauchon eintrat, ſagte ſie zu ihm: „Biſchof, ich ſterbe durch euch.“ Worauf der Hochwürdige: „Jeanne, faßt euch in Geduld. Ihr ſterbet eures Rückfalls wegen.“ Und wieder Johanna: „Ich appellire von euch an Gott, als an den höchſten Richter, um alles des ſchweren Unrechts und aller der Qualen willen, die man mir angethan hat.“

---

[1]) Ipse testis (Ladvenu), de licentia judicum, ante sententiam latam, audivit eamdem Johannam de confessione ac ministravit sibi corpus Christi, quod devotissime et cum lacrymis uberrimis suscepit. Q. II, 308. III, 168.

[2]) „Hélas! On me traitera ainsi horriblement et cruellement, qu'il faille que mon cors net et entier, qui ne fut jamais corrompu, soit aujourd'hui consumé et rendu en cendres.“ Depoſition des Frère Jehan Tourtmouillé. Q. II, 3.

Zur neunten Morgenſtunde wurde ſie, bloß mit dem langen Büßerhemde bekleidet, im Burghof auf einen Karren geſetzt, welchen ihr Beichtvater und deſſen Mitmönch Iſambert de la Pierre ebenfalls beſtiegen. Die nachmaligen Zeugenausſagen dieſer beiden Kleriker haben ſehr viel zur Verherrlichung des Namens der Heldin beigetragen. An 800 engliſche Kriegsknechte umgaben den Karren während der Fahrt nach dem Altmarkt. Die Engländer ſcheinen bis zuletzt einen Verſuch zur Rettung ihres Opfers gefürchtet zu haben. Allein nichts rührte ſich und die Ueberlieferung, es hätten ehemalige Waffengefährten der Jungfrau einen Handſtreich auf Rouen verſucht, um ſie aus ihrer Noth zu löſen, hat durchaus nur ſagenhaften Werth.

Auf dem von Menſchen wimmelnden alten Markte waren nahe bei der Salvatorkirche zwei Gerüſte aufgeſchlagen, ein höheres und ein niedrigeres. Auf dieſes wurde Johanna geſtellt, jenes beſtieg der Biſchof. Dieſen Gerüſten im Dreieck gegenüber war auf einer gemauerten Unterlage der Scheiterhaufen geſchichtet. Die Soldaten bildeten eine Hecke um das Dreieck her, in welches nur engliſche Herren und Prälaten oder von Franzoſen nur notoriſche Parteigänger Englands zugelaſſen wurden.

Nachdem eine Predigt gehalten worden, deren an Johanna gerichtetes Schlußwort: „Geh' hin im Frieden! Die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen“ — lautete, verlas der hochwürdige Cauchon das Urtheil der Inquiſition, welches ſchließlich die Uebergabe der Ketzerin an die weltliche Juſtiz verordnete. Allein den Engländern währte die Sache ohnehin ſchon zu lange. Sie ſchrieen den Biſchof an: „Wie, Prieſter, glaubſt du, wir ſollen hier zu Mittag eſſen?“ zerrten Johanna ohne weiteres von dem Gerüſte herunter, ſchleppten ſie zu dem Holzſtoß und riefen dem Henker zu: „Thu' deine Schuldigkeit!“[1]

Für eine Minute, aber auch nur für eine Minute wankte angeſichts der ſchrecklichen Zurüſtungen zu ihrer Todesqual die Faſſung der armen Johanna, ſo daß ſie weinend ausrief: „Soll ich wirklich alſo ſterben?“ Das ging aber vorüber, und während man ſie an den Todespfahl feſtband, war ihre Haltung eine ſo demuthsvoll ergebene, keuſche und andächtige, daß ſelbſt geifernde Pfaffen und fluchende Kriegsknechte, welche die „Hexe“ ſo eben noch mit Beſchimpfungen überhäuft hatten, zur Bewunderung, zum Mitleid, zum Weinen hingeriſſen wurden[2]. Dieſer Eindruck ſteigerte ſich noch beträchtlich im Vorſchreiten des grauſamen Drama's.

---

[1] „Comment, prestre, nous ferez-vous icy disner?“ Et incontinent, sans aucune forme ou signe de jugement, la envoyèrent au feu, en disant au maistre de l'oeuvre: „Fay tou office!“ Depoſition des Jean Maſſieu, Pfarrers zu Saint-Candres in Rouen. Q. II, 20.

[2] Quasi omnes adstantes pro pietate flebant et maxime episcopus Morinensis. Depoſ. Ladvenu's. Q. III, 168.

Pater Ladvenu hatte ſein Beichtkind auf den Holzſtoß begleitet. Als der Henker denſelben von unten in Brand geſetzt, bat Johanna den Mönch, hinabzuſteigen, aber drunten das Krucifix, welches er in der Hand trug, ſo hoch zu halten, daß ſie es durch den Rauch hindurch ſehen könnte[1]. Sie blickte darauf hin, bis die emporſchlagenden Flammen das Haupt der Märtyrerin umzüngelten. Dann, bevor dieſes edle Haupt der Todesqual ſich beugte, ſcholl noch einmal laut von den Lippen der Jungfrau der Ruf: „Jeſus!“ und ſo entfloh ihre Seele[2].

---

1) Et dum ipsa Johanna percepit ignem, ipsa dixit loquenti quod descenderet et quod levaret crucem domini alte, ut eam videre posset; quod et fecit. Derſelbe. Q. III, 169.

2) Iſambert de la Pierre dit, qu'elle estant dedans la flambe, oncques ne cessa jusques en la fin de résonner et confesser à haulte voix le saint nom de Jhesus, et encores, qui plus est, en rendant son esperit et inclinant la teste, proféra le nom de Jhesus. Q. II, 6, 7. Dicit (Johannes Marcel) quod ipse vidit eamdem Johannam in igne clamantem pluries Jhesus alta voce. Q. III, 90.

Die als Heldin gelebt hatte, war als Heilige geſtorben.

Dies war auch das Gefühl, welches die Menge auf dem Markte von Rouen mit überwältigender Macht anfaßte, als das Brandopfer dargebracht war. Vergeblich ſuchte die Rohheit verhärteter Kriegsknechte dagegen aufzukommen. Ihre läſternden Stimmen verhallten vereinzelt. Als der Geheimſchreiber des Königs von England, John Traſſart, den Platz verließ, ſagte er: „Wir alle ſind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt.“ Ein engliſcher Offizier hatte, von beſonderer Wuth gegen Johanna erfüllt, ein Reiſigbündel zum Scheiterhaufen getragen, allein der Anblick der Dulderin wandelte ſeinen Grimm mit einmal in Erbarmen und heftige Reue um. Der zur Zeit in Rouen anweſende pariſer Bürger Jean Marcel ſagte als Augenzeuge aus, daß, während der Holzſtoß noch rauchte, die Mehrheit der Zuſchauer laut geweint und geäußert hätte, Johanna ſei ſchuldlos verdammt worden. Am Abend des Tages kam der Henker zum Pater Ladvenu und ſagte weinend, er fürchte, nimmer

Vergebung finden zu können, weil er eine Heilige eingeäſchert habe[1]).

Die Volkslegende hat ſchön gedichtet, aus dem flammenden Scheiterhaufen ſei, als Johanna ausgeathmet, eine weiße Taube hervor und himmelan geflogen. Wir können den Sinn dieſer volksmäßigen Dichtung wohl ohne Zwang dahin deuten, daß der auf dem Altmarkt von Rouen lodernde Holzſtoß wohl das Leben der heldiſchen Jungfrau vernichten konnte, nicht aber den großen Gedanken, deſſen Trägerin ſie geweſen war, den Gedanken der Befreiung ihres Landes von der Herrſchaft fremder Eindringlinge.

10.

Vierundzwanzig Jahre ſpäter regte ſich das Gewiſſen Frankreichs, welches ſeine jugendliche Retterin ſo ſchmählich preisgegeben hatte.

---

1) Die Zeugniſſe hiefür bei Quicherat, II, 352; III, 90.

Durch das raſtloſe Betreiben der Mutter und der Brüder Johanna's — ihr Vater war inzwiſchen geſtorben — wurde König Karl der Siebente gedrängt und vermocht, wenigſtens für die Ehrenrettung des Andenkens der Gemordeten etwas zu thun. Mit Genehmigung des Papſtes Kalixtus des Dritten iſt im Jahre 1455 eine Rehabilitationsprozedur eröffnet worden, deren Ergebniß war, daß das Verdammungsurtheil des Inquiſitionstribunals von Rouen förmlich und feierlich umgeſtoßen wurde als aller Wahrheit und allem Rechte zuwider.

Die Protokolle und ſämmtlichen übrigen Aktenſtücke der beiden Prozeduren, des Verdammungs- und des Wiederherſtellungsprozeſſes, hat in unſeren Tagen ein franzöſiſcher Gelehrter Jules Quicherat, mit größter Sorgfalt geſammelt und geſichtet und hat dieſelben, unter Anfügung einer Menge von Auslaſſungen von Zeitgenoſſen der Jungfrau über dieſelbe, in den Jahren 1841 — 49 in fünf ſtarken Bänden veröffentlicht. Dieſes Sammelwerk enthält die eigentlichen und echten Quellen für die Geſchichte des Mädchens von Orleans, Quellen, aus welchen, wie ſchon Eingangs angemerkt wurde, die vorſtehende Darſtellung geſchöpft iſt. Die Erwähnung dieſes Urkundenbuches gibt mir aber Veranlaſſung, zum Schluſſe noch ein paar flüchtige Worte über die Literatur meines Gegenſtandes zu ſagen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Erſcheinung wie die unſerer Heldin frühzeitig ein vielbehandelter Gegenſtand literariſcher Bemühung werden und bis auf den heutigen Tag bleiben mußte. Chroniſten und Hiſtoriker, Dichter und Dichterinnen haben gewetteifert, das anziehende Thema zu variiren.

Der älteſte Chroniſt, welcher die Geſchichte des Mädchens von Orleans erzählte, war Perceval de Cagny. Sein Bericht iſt ſchon im Jahre 1436, alſo nur fünf Jahre nach der Verbrennung Johanna's niedergeſchrieben und zwar im Hauſe und auf Anregung des Herzogs von Alençon, alſo des franzöſiſchen Generals, welcher am meiſten Gelegenheit gehabt hatte, die Jungfrau genau zu beobachten. Von noch älterem Datum, nämlich ſchon vom Ende Juli's 1429 iſt ein, wenn ich ſo ſagen ſoll, hiſtoriſcher Brief, welchen man von dem berühmten Gelehrten

Alain Chartier verfaßt glaubt und worin der Verfaſſer einem fremden Fürſten über das Auftreten und Weſen des Mädchens von Domremy Auskunft gibt.[1] Weitaus das Beſte jedoch, was im fünfzehnten Jahrhundert über Jeanne d'Ark geſchrieben worden, floß aus der Feder eines Papſtes, aus der Feder Pius des Zweiten, jenes Aeneas Silvius Piccolomini, welcher ſo vielfach thätig in die literariſche Bewegung der Renaiſſanceperiode eingegriffen hat. In ſeinen „Denkwürdigkeiten“ zur Geſchichte ſeiner Zeit, welche unter dem Namen ſeines Sekretärs Gobelin veröffentlicht wurden, erzählte der Papſt die Geſchichte Johanna's ganz vortrefflich. Ihre Hinrichtung beurtheilte er, mit gänzlicher Beiſeiteſtellung des kirchlichen Moments, ganz richtig als eine brutale That der engliſchen Politik und ſeiner Erzählung des am 30. Mai von 1431 auf dem Altmarkt von Rouen verübten Gräuels fügte er die Worte bei: „So ſtarb Johanna, das wunderſame und erſtaunliche Mädchen (mirabilis et stupenda virgo), welches das zerrüttete und beinahe zerſtörte Frankreich wieder herſtellte und den Engländern ſo viele Niederlagen bereitete. Zum Feldhauptmann geworden, bewahrte die Jungfrau inmitten der Kriegerſcharen ihre makelloſe Keuſchheit. Nie hörte man von ihr etwas Unehrbares. Ob ſie aber ein göttliches oder ein menſchliches Werkzeug, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein (divinum opus aut humanum inventum fuerit, difficile affirmaverim)." In Deutſchland that, ſoviel ich finden konnte, zuerſt der Schatzmeiſter Kaiſer Sigismunds, Eberhard von Windecken, des Mädchens von Orleans hiſtoriſche Erwähnung und zwar in der von ihm geſchriebenen Geſchichte des genannten Kaiſers. Unter den modernen Hiſtorikern haben zweifelsohne Quicherat mittels ſeines genannten Werkes und Henri Martin in ſeiner „Histoire de France“ das Bedeutendſte für die Geſchichte unſerer Heldin geleiſtet. Die glänzendſte, farbenreichſte Darſtellung ihrer Laufbahn gab in ſeiner berühmten Geſchichte Frankreichs Jules Michelet, der Koloriſt par excellence unter den Geſchichtſchreibern ſeines Landes. Neben ihm haben ſich von Franzoſen neueſtens insbeſondere Desjardins und Wallon mit der Geſchichte der Jungfrau beſchäftigt; der erſtgenannte ſpringt aber zuweilen mit den Quellen etwas willkürlich um und der zweite ſteht auf dem Standpunkte des kirchlichen Mirakelglaubens, welcher eine wiſſenſchaftliche Behandlung des Problems unmöglich macht. Wie ſehr auch die deutſche Hiſtorik von dieſem Problem angezogen wurde, zeigt — von älteren Arbeiten zu ſchweigen — der Umſtand, daß allein in den zwei Jahren von 1860—62 nicht weniger als vier Monographien über Jeanne d'Ark erſchienen ſind: eine von Pauli, eine zweite von Haſe, eine dritte von Sickel, eine vierte von Straß. Die Arbeiten von Haſe, dem bekannten Kirchenhiſtoriker, und von Sickel verdienen den Preis. Des letzteren Abhandlung iſt geradezu das Beſte, was pſychologiſche Analytik und hiſtoriſche Kritik bislang in irgendeiner Literatur zur Herſtellung einer wirklichen Geſchichte Johanna's gethan haben.

---

[1] Der Brief iſt ein rhetoriſches Prunkſtück, ein wahrer Panegyrikus, wie ſchon aus folgender Stelle erhellt. „Haec est illa quae non aliunde terrarum profecta est, quae e coelo demissa videtur, ut ruentem Galliam cervice et humeris sustineret. Haec regem in vasto procellis et tempestatibus laborantem in portum et litus evexit et erexit animos ad meliora sperandum. Haec Anglicam ferociam comprimens Gallicam excitavit audaciam, Gallicam prohibuit ruinam, Gallicum excussit incendium. O virginem singularem, omni gloria, omni laude dignam, dignam divinis honoribus! Tu regni decus, tu lilii lumen, tu lux, tu gloria non Gallorum tantum, sed christianorum omnium.“ Q. V, 135.

Zum Gegenſtande poetiſcher Verherrlichung wurde das Mädchen von Orleans zuerſt gemacht durch ihre Zeitgenoſſin Chriſtine de Piſan, eine ſiebenundſechzigjährige Nonne. Im Juli von 1429, als man einen Angriff der franzöſiſchen Streitkräfte auf Paris erwartete, machte dieſe Dichterin in einem franzöſiſchen Karmen von 61 achtzeiligen Strophen ihren patriotiſchen Gefühlen Luft. Sie lobpries die Pucelle oder, wie ſie Johanna zärtlich nannte, das Jüngferchen („Pucellette") in hohen Tönen und ſtellte ſie den iſraelitiſchen Heldinnen Deborah, Judith und Eſther gleich oder voran[1]). Ein gelehrter Zeitgenoſſe feierte die Retterin Frankreichs in einem lateiniſchen Hexameterepos, das freilich weit mehr wohlgemeint als gelungen iſt 1). Sodann brachte der im J. 1440 in Paris geborene Reimchroniſt Martial d'Auvergne die ganze Laufbahn Johanna's in franzöſiſche Verſe 2). Die moderne Kunſtpoeſie war mit ihren Verſuchen, die Geſchichte

---

[1]) Hester, Judith et Delbora
Qui furent dames de grant pris,
Par lesqueles Dieu restora
Son peuple qui fort estoit pris,

Et d'autres plusieurs qu'ay appris
Qui furent preuses, n'y ot celle:
Mais miracles en a porpris (?)
Plus a fait par ceste Pucelle.

1) Der Eingang lautet:

Scribere fert animus gestorum pauca Puellae,
Sed veneranda viris; quam totum fama per orbem
Nuper eundo tulit et quam nimis Anglus amaram
Sensit et interea dulcissima Francia dulcem.

2) Die Kataſtrophe berichtet er ſehr lakoniſch: —

Après plusieurs griefs et excès
Inférez en maintes parties,
Lui firent ung tel quel procès
Dont les juges estoient parties.
Puis au dernier la condampnèrent
A mourir doloureusement,
Et brief l'ardirent et brullèrent
A Rouen tout publicquement.

des Mädchens von Domremy im hohen epiſchen Stile zu behandeln, nicht glücklich. Das älteſte Kunſtepos dieſes Inhalts, welches der Franzoſe Jean Chapelain in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfertigte, iſt gerade ſo ungenießbar langweilig wie das meines Wiſſens jüngſte, von dem Engländer Robert Southey zu Ausgang des 18. Jahrhunderts verfaßte.

Der Rede werth ſind von den dichteriſchen Variationen unſeres Thema's eigentlich nur drei, alle von Autoren geſchaffen, welche in der geiſtigen Hierarchie den höchſten Rang einnehmen: Shakſpeare, Voltaire und Schiller. Der Engländer ließ unſere Heldin im erſten Theil ſeiner Hiſtorie „König Heinrich der Sechste“ auftreten, vorausgeſetzt, daß dieſes Stück als Ganzes wirklich ein ſhakſpeare'ſches Werk, was noch keineswegs unbeſtreitbar feſtgeſtellt iſt. Der Franzoſe machte aus der Laufbahn Johanna's eine komiſch-epiſche Traveſtie. Der Deutſche umgab in ſeiner romantiſchen Tragödie die „Jungfrau von Orleans“ die Geſtalt derſelben mit der vollen Gloriole der Poeſie.

Wie mitunter der Blume des edelſten Weines ein ſaurer Erdgeſchmack beigemiſcht iſt, ſo ſchmeckt man aus Shakſpeare's Drama den Bodenſatz ſtockſteif-engliſchen Nationalvorurtheils und Nationalhaſſes heraus. Der große britiſche Dichter hat all den gehäſſigen Klatſch, welcher im 15. Jahrhundert in engliſchen Lagern und Sakriſteien über Jeanne d'Ark umging, kritiklos aufgenommen und nachgeſprochen. So ſtellte er denn das Heldenmädchen als eine ungeſchlachte Virago, zuchtloſe Dirne und boshafte Hexe dar und ſchrack nicht einmal davor zurück, ſogar den Märtyrertod Johanna's zu beſchimpfen[1]), — ein abſchreckender Beweis, wie wenig ſelbſt ein größter Genius der herrſchenden Anſchauung ſeiner Zeit und ſeines Landes ſich zu entziehen vermag, ſobald nationale Leidenſchaften ins Spiel kommen.

Voltaire's „Pucelle“ iſt ein Bakchanal des Spottes, eine Orgie des ſouveränen Witzes, beim erſten Anblick durchaus verwerflich als die frevelhafte Beſudelung einer ebenſo erhabenen als

---

1) King Henry VI, P. I, A. 5, Sc. 4.

rührenden Erſcheinung. Ich erinnere mich, daß ich bei der erſten Leſung dieſes ſkandalhaften Poems die Empfindung hatte, als ſäh' ich eine Lilie in eine Kothlache werfen. Um jedoch dem großen Spötter, welcher ſo viel Unwahrheit, Unrath und Unrecht aus der Welt weggeſpottet hat, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man berückſichtigen und ſagen, daß er ſeine Pucelle nur ſchrieb, um auch in dieſer, von der damaligen franzöſiſchen und europäiſchen Geſellſchaft mit Entzücken aufgenommenen Form die große Lüge von der angeblich guten alten frommen Zeit zu entlarven und zu vernichten. So angeſehen, iſt Voltaire's komiſches Epos eine meiſterliche Satire auf das Mittelalter.

In der Vollreife ſeines Genie's, auf der Höhe ſeiner Stellung als Prophet des Idealismus ergriff dann Schiller den dankbaren Stoff, um daraus ein Kunſtwerk zu formen, welches, was auch im Einzelnen nicht ohne Grund daran getadelt werden mag, als Ganzes von Schönheit ſtralt und funkelt. Höchſt bedeutſam fiel dieſe Arbeit mit des Dichters Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus zuſammen. In ſeiner „Jungfrau von Orleans“ ſchlug er mit mächtiger Hand ſchon einzelne jener herzbewegend-patriotiſchen Töne an, welche er nachmals in ſeiner Telldichtung zu einem hochherrlichen, nie verrauſchenden Akkord der Vaterlandsliebe zuſammengefaßt hat. Dieſer große und gute Mann ſtrömte den ganzen heiligen Enthuſiasmus ſeiner Seele in ſeine Jungfrautragödie über und darum durfte er ſie in die Welt entlaſſen mit dem prophetiſchen Worte:

„Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!“

Zwei Königinnen.

Die frouwen beide waren in groz ungemüete kommen.
Nibelungenlied, 16.

Les places que la posterité donne sont sujettes,
comme les autres, aux caprices de la fortune.
Montesquieu, Grand. et décad. des Rom. ch. 1.

1.

Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge, d. h. über eine Sache und über eine Perſon, ſich nicht mit ihnen reden läßt, — nämlich nicht ſo reden läßt, wie es Leuten von Wiſſen und Unbefangenheit zukommt und ziemt. Die Sache iſt die Bibel, die Perſon iſt die Königin Eliſabeth. Sobald dieſe zwei Gegenſtände berührt werden, benimmt ſich der richtige Engliſhman ungefähr ſo wie ein kolleriges Pferd, vor deſſen Naſe man plötzlich eine Rakete abbrennt. Er ſetzt ſich, ſo zu ſagen, auf die Hinterbeine, fängt zu pruhſten und zu bocken an, die bekannten britiſchen Starr- und Stieraugen werden grünglaſig und mit Vernunft und Kritik, Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitsſinn, item mit menſchenwürdiger Diskuſſion iſt's vorbei. Die Bibel iſt das abſolute „Holy Book", die Königin Eliſabeth die abſolut „jungfräuliche Queen Beß“, — jene wie dieſe ein unter die unantaſtbare Glasglocke des ehrfurchtvollſten Rührmichnichtan geſtelltes Idol, das einer Unterſuchung, geſchweige einer Anzweifelung, gar nicht unterzogen werden darf. Der richtige Engländer verbrennt noch immer alljährlich am Guy-Fawkes-Tag den römiſchen Papſt im Bilde, aber vor dem papierenen Bibel-Papſt liegt er anbetend auf den Knieen. Sein Bibelſammelſurium iſt ihm, gerade wie dem richtigen Moslem ſein Koranſammelſurium; das Buch ſchlechthin und gerade ſo iſt ihm die Königin kat' exochen ſeine „jungfräuliche Queen Beß“, mit deren Jungfräulichkeit es doch ſchon in ihren Backfiſchjahren nur ſo ſo la la beſtellt war, wie Lord Seymour de Sudeley des Näheren anzugeben vermocht hätte, ſo er gewollt.

Wenn kenntniß- und urtheilsloſe Menſchen, in deren Augen der große Kromwell nur ein Rebell und Uſurpator, der von Genius' Gnaden erlauchte Byron noch immer nur das Haupt einer „ſataniſchen Schule“ und der edelherzige, liebevolle Shelley nichts als ein „ungläubiges Ungeheuer“ iſt, — wenn ſolche richtig-engliſche Durchſchnittsleute mit der Königin Beß Idolatrie treiben, ſo iſt darüber weiter nichts zu ſagen. Es iſt das eben ein nationaler Aberglaube, wie der Bibelfetiſchismus ein religiöſer. Wenn aber Menſchen, welche auf höhere Geiſteskultur, ſogar auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch erheben, die maßloſe Ueberſchätzung Eliſabeths, den Queen-Beß-Götzendienſt mitmachen, wie neuerdings wieder der Hiſtoriker Froude und der Eſſayiſt Dixon gethan, ſo darf man billig ſich verwundern und den Urſachen dieſer engliſchen Krankheit nachfragen.

Ein allgemein menſchlicher Grund derſelben iſt, daß Eliſabeth Erfolg hatte, glänzenden Erfolg. Weil ſie glücklich war, mußte ſie ihren Zeitgenoſſen und muß ſie der Nachwelt als groß erſcheinen. Hätte ſie Unglück gehabt, ſo würde man natürlich von der rothhaarigen, geiernaſigen Tochter Heinrichs des Achten ganz anders reden. Das Schickſal hatte ſie auf einen Platz geſtellt, wo ſie, welche ihr Lebenlang innerlichſt Katholikin geblieben und dem romaniſch-deſpotiſchen Syſtem der Politik leidenſchaftlich zugethan geweſen iſt, für die Vorkämpferin des Proteſtantismus und Germanismus gelten konnte, gelten mußte. Es iſt eine jener nicht ſeltenen tollen Ironieen der Weltgeſchichte, daß dieſe unerbittliche, kieſelſteinhartherzige Tyrannin, welche ihre Parlamente behandelte, wie dieſelben es verdienten, d. h. wie die Inſaſſen einer Bedientenſtube, wie die Senate des Tiberius oder des erſten und dritten Napoleon, — dieſe grauſame Kokette, welche eine wirkliche oder auch nur geargwohnte Verfehlung gegen ihre bis zur Narrheit gehende Eitelkeit nie verzieh, — dieſe männerſüchtige Nichtjungfer, welche mit Seymour, Leiceſter, Hatton und Simier gebuhlt und noch in alten Tagen mit Eſſex lüſtern getändelt hat, — dieſes herrſchſüchtige Weib, welches jeden Verſuch, ihrer abſoluten Machtvollkommenheit zu widerſtreben, furienhaft ahndete, — dieſe blutige Verfolgerin der Nichtkonformiſten, welche ſich dem Papalismus der anglikaniſchen Päpſtin Eliſabeth nicht unterwerfen wollten, trotz alledem von der Mit- und Nachwelt als die weiſeſte der Königinnen, als ein Muſter von Sitte und Takt, als eine, wie Shakſpeare ſie lobhudelte, ganz makelloſe Lilie („a most unspotted lily"), als die Trägerin und Heldin des germaniſch-proteſtantiſch-parlamentariſchen Prinzips der Bewegung gegenüber dem romaniſch-katholiſch-abſolutiſtiſchen der Stabilität geprieſen werden konnte und kann und zwar mit einem ſtarken Anſchein von Recht. Denn „le succès justifie tout" und zu dem unberechenbar wichtigen Erfolge, welchen in dem großen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entbrannten Kampfe das Prinzip der Bewegung über das der Stabilität davontrug, mußte Eliſabeth, als Tochter der Anna Boleyn, mitwirken. Daß ſie es in Folge ihrer großen ſtaatsmänniſchen Begabung konnte, das macht in den Augen unbefangener Urtheiler ihren Anſpruch auf Nachruhm aus. Sie war keine Initiatorin, keine Wegbahnerin; aber ſie hatte etwas, viel ſogar von dem Zeuge in ſich, aus welchem die Weltgeſchichte brauchbare Werkzeuge ſchneidet, um in verhängnißvollen Epochen den trägen Erdenkloß Menſch damit zu bearbeiten, einzujochen, an den Entwickelungspflug zu ſpannen und vorwärts zu treiben. So ein Treiberberuf hat eine erkleckliche Doſis von ſkrupelloſer Deſpotie zur unumgänglichen Vorausſetzung, weil beſagter Erdenkloß bekanntlich nicht belehrt und überzeugt, ſondern gezwungen und vergewaltigt ſein will. Eliſabeth war eine ebenſo ſkrupelloſe als glückliche Deſpotin. Des Nimbus ihrer geſchichtlichen Stellung und ihres Glückes entkleidet und ſchlechtweg als Menſchin angeſehen, iſt ſie weder achtbar noch liebenswürdig geweſen.

Eine zweite Urſache, ja wohl die Haupturſache der Abgötterei, welche vom richtigen Engländerthum mit der Queen Beß getrieben wurde und wird, dürfte ſein, daß Eliſabeth ſo recht das Urbild der engliſchen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Reſpektability" darſtellt. Eine ſchlauere, kühnere, konſequentere Heuchlerin als ſie hat niemals in einem Unterrocke geſteckt. Sie war das Fleiſch und Blut gewordene „Qui nescit dissimulare nescit regnare". Die Verſtellung war der Sauerſtoff ihrer Seele und ſie lebte in der Intrike wie der Fiſch im Waſſer.

Sie verdiente zwei ſo vollendete Heuchler wie Cecil und Walſingham zu Miniſtern zu haben, denn ſie wußte auch dieſe zu überheucheln. Wie die Nationaleitelkeit der Franzoſen in einem vierzehnten Ludwig und in einem erſten Napoleon ſich ſelber anbetet, ſo vergöttert die Nationalſcheinheiligkeit der Engländer ſich ſelber in der Perſon der Königin Eliſabeth.

Ein dritter Grund der überſtiegenen Schätzung derſelben iſt zweifelsohne dieſer, daß ihre Geſchicke ſo enge mit denen ihrer Baſe, der Königin Maria Stuart von Schottland, ſich verflochten haben. Die Leidenſchaftlichkeit, die Verſchuldung und das Unglück der ſchottiſchen Königin bilden den dunkeln Hintergrund, von welchem ſich die Scheinheiligkeit, die Schlauheit und das Glück Eliſabeths um ſo glänzender abheben. Dieſe trug in jeder Beziehung den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davon, welcher ſie ſchließlich den Kopf abſchlagen ließ, und folglich läßt ſich anſtändiger Weiſe an ihrem Rechte nicht zweifeln. Macht iſt ja Recht.

2.

Seit dem Kampfe, welchen die beiden Frankenköniginnen Brunhilde und Fredegunde mit einander führten, hat es einen an dramatiſchem Intereſſe ſo reichen Weiberzank wie den zwiſchen Eliſabeth und Maria entbrannten nicht wieder gegeben. An weltgeſchichtlicher Bedeutung aber überragte dieſer königliche Frauenkrieg des 16. Jahrhunderts jenen im ſechsten gezeterten weit.

Denn auch Maria Stuart vertrat ein Prinzip, auch *ſie* war ſo gut wie Eliſabeth eine hiſtoriſche Charakterfigur. Es wäre ebenſo oberflächlich als ungerecht, in der ſchottiſchen Königin nur ein liebebedürftiges und liebedurſtiges, ſinnlichen Eindrücken hingegebenes Weib erblicken zu wollen. Gewiß, es hat ſich mitunter in ihr die Sinnlichkeit ſtark geregt, aber nur die Verleumdung hat ſie zur Wollüſtlingin ſtempeln können. Sie war ganz entſchieden viel weniger kokett als Eliſabeth. Wenn dieſe durch die Verhältniſſe zur Fahnenträgerin des Proteſtantismus und der modernen Staatsidee gemacht wurde, ſo drückten aus der Weltlage und aus perſönlichen

Beziehungen gleichmäßig entſprungene Motive der Maria das Banner des Katholicismus und der mittelalterlichen Romantik in die Hand. Als Nichte der Guiſen, als Wittwe des älteſten Sohns der Katharina Medici, als legitim berechtigte Erbin des von einer „ketzeriſchen“ Nebenbuhlerin eingenommenen Thrones von England mußte ſie eine vorragende Stellung in der großen Kombination innehaben, welche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts von ſeiten der katholiſchen Reaktion zur Wiederherſtellung des alten Glaubens im weiteſten Umfange entworfen wurde und die päpſtliche Tiare, den Jeſuitenorden, die ganze Macht Philipps des Zweiten von Spanien und die der franzöſiſchen Liguiſten den Forderungen und Abſichten eines und deſſelben Fanatismus dienſtbar machte.

Trotzdem war Maria Stuart weit entfernt, eine religiöſe Fanatikerin zu ſein. Sie hielt an dem ihr angeborenen oder anerzogenen alten Glauben feſt und mochte ſich um ſo weniger von den gewohnten Anſchauungen und Bräuchen trennen, als ihr der Hinblick auf den Urſprung des engliſchanglikaniſchen Proteſtantismus nur Ekel und Verachtung erregen konnte. Denn fürwahr einen verächtlicheren, ſchmutzigeren Urſprung hat wohl ſelten oder niemals ein menſchlich Ding gehabt. Aus der Buhlſchaft des Deſpotismus mit der Unzucht iſt die zweiſchlächtige Baſtardin der engliſchen Reformation entſproſſen, wenigſtens in ihrer Geſtalt als anglikaniſche High Church. Der blutgierige Tyrann, wüſte Weiberſüchtling und grauſame Weibermörder Heinrich der Achte hat dieſen ſeiner würdigen Wechſelbalg gezeugt. Aber wie ſehr derſelbe die Königin von Schottland anwiderte, eine fanatiſche Katholikin war ſie ſo wenig, als Eliſabeth eine fanatiſche Proteſtantin geweſen iſt. Gerade wie dieſe ſich aus dem Proteſtantismus eine Politik zurechtmachte, ſo war für Maria Stuart der Katholicismus ganz weſentlich politiſcher Natur.

Weder ſinnliche Begehrlichkeit alſo hat das Dichten und Trachten der Schottenkönigin bedingt und beſtimmt, noch religiöſer Eifer. Das bewegende Agens ihres Weſens, Denkens und Thuns war vielmehr der glühende Wunſch, etwas vorzuſtellen in der Welt, der raſtloſe, bis zuletzt aushaltende Ehrgeiz, eine große Königin zu ſein.

Und dieſer Ehrgeiz hatte zu ſeiner unausrottbaren Wurzel die energiſche Vorſtellung, welche Maria Stuart von ihrer angeſtammten und angeborenen Gottesgnadenthümlichkeit hegte. Sie war von ihrem dynaſtiſchen Rechte bis zu ihrem letzten Athemzug überzeugt. Auch von ihrem dynaſtiſchen Recht auf die Krone, welche Eliſabeth trug. Und ſie durfte, ſie mußte es ſein. Denn ſtellt man ſich, wie man ja bei Beurtheilung dieſes Verhältniſſes thun muß, auf den Standpunkt des monarchiſchen Köhlerglaubens der ſogenannten Legitimität, ſo kann gar nicht beſtritten werden, daß Maria als die legitime Enkelin Heinrichs des Siebenten[1]) einen weit beſſeren Anſpruch auf die engliſche Krone beſaß als Eliſabeth, welche nur eine Baſtardenkelin des genannten Königs von England war, die Frucht eines zweifachen Ehebruchs, von ihrem eigenen Vater und auf deſſen Befehl auch vom Parlament förmlich als Bankertin erklärt.

---

[1]) Durch ihre Großmutter Margaretha, Tochter Heinrichs des Siebenten, ältere Schweſter Heinrichs des Achten, Gemahlin Jakobs des Vierten von Schottland.

Für Eliſabeths wahrhaft ungeheuerlichen Stolz mußte es eine bittere Kränkung ſein, daß ſie ſich des demüthigenden Gefühls ihrer makelhaften Geburt nie ganz entſchlagen konnte. Sie empfand ſcharf, welchen Vortheil dieſer Makel der Schottenkönigin über ſie gab. Daher der unſtillbare Haß, welchen Eliſabeth von Anfang an gegen Maria hegte. Dieſe ihrerſeits war ſich des Vorzugs ihrer legitimen Geburt, Stellung und Berechtigung wohlbewußt und Schiller hat mit jenem hiſtoriſchen Inſtinkt und Takt, welchen nur Plattſchädel von Schulfüchſen ihm beſtreiten können, das Richtige getroffen, wenn er am Schluſſe des vierten Auftritts vom dritten Aufzug ſeiner Tragödie die boshaft gereizte Maria Stuart zornglühend ihrer Todfeindin Eliſabeth und den engliſchen Lords zurufen läßt: —

„Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Briten edelherzig Volk
Durch eine liſt'ge Gauklerin betrogen.
Regierte Recht, ſo läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!"

3.

Der bornirte Proteſtantismus hat die Königin Eliſabeth, der bornirte Katholicismus hat die Königin Maria heilig geſprochen. Die unbefangene Betrachtung findet den Wahrſpruch: Weder die eine noch die andere war eine Heilige, nichts weniger ſogar als eine Heilige. Maria Stuart iſt die urſprünglich edlere Natur geweſen, Eliſabeth Tudor die klügere Politikerin. Maria war allzeit und überall, in der Liebe wie im Haß ein echtes und ganzes Weib mit glühenden Impulſen und vollſchlagenden Pulſen; Eliſabeth dagegen hatte etwas Zwitterhaftes und war, wenn auch keine Virgo, doch eine Virago, im heroiſchen Sinne des Wortes wie im vulgären.

Dieſe beiden durch Blutsverwandtſchaft einander ſo nahe gerückten Frauen wurden durch ihre Stellungen zu ſolchen Todfeindinnen gemacht, daß die britiſche Inſel nicht Raum für beide hatte und ein viele Jahre hindurch raſtlos zwiſchen ihnen geführter Streit nur mit dem Untergange der einen oder der andern enden konnte. Zwei Vettern auf den Thronen von England und Schottland konnten ſich leidlich mitſammen vertragen, zwei Baſen nimmer. Es wäre ja das wider alle weibliche Kleiderordnung geweſen.

Eliſabeth (geb. am 7. September 1533) war neun Jahre älter als Maria (geb. am 8. Dezember 1542). Beide hatten jene auf Sprachenfertigkeit und Literaturkenntniß gerichtete Erziehung und Bildung erhalten, welche die Renaiſſancezeit großen Damen zu geben liebte. Beide verſtanden und ſprachen außer ihrer Mutterſprache Latein, Franzöſiſch und Italiſch. Eliſabeth wußte ſogar etwas Griechiſch und Deutſch. Sie liebte es, mit ihrer Gelehrſamkeit Staat zu machen, und ihre gränzenloſe Eitelkeit nahm es als einen rechtmäßigen Tribut hin, wenn man glaubte oder zu glauben vorgab, ſie hätte die ſchönſten Hände und ſie ſei die geſchickteſte Lautenſpielerin wie die graziöſeſte Tänzerin von der Welt. Sie hatte ſich eine würdevolle Haltung angewöhnt, ſie wußte imponirend, ſogar majeſtätiſch aufzutreten, aber ſchön war ſie in Wahrheit und Wirklichkeit keineswegs. Schmeichler haben ihr „goldfarbiges“ Haar geprieſen; allein nicht durch die Schmeichlerbrille angeſehen, war daſſelbe roth, ſogar ſtark ins Fuchſig-Rothe ſtreifend. Den waſſerblauen Augen war der ſanfte Schmelz fraulicher Güte und Milde fremd und niemals hatten ſie den bebenden Schimmer mädchenhafter Scham und Scheu gekannt. Die große Raubvogelſchnabelnaſe, der grobſinnlich aufgeworfene Mund mit einem unverwiſchbaren Zug von Falſchheit um die Lippenwinkel und das ſtarkfleiſchige Kinn kennzeichneten die Virago, hatten aber durchaus nichts Anmuthiges. Als richtige Kokette liebte es Eliſabeth, ſich auffallend zu kleiden und die herrſchenden Moden bis ins Abgeſchmackte zu übertreiben. Noch als altes Weib iſt ſie wie ein junges Mädchen angezogen geweſen. Die Grazien wußten und wollten nichts von ihr. Summa: ein unliebenswürdig mannweibiſcher Miſchmaſch von berechnender Heuchelei, herzloſer Gefallſucht und luciferiſchem Hochmuth: aber für die Welt, wie ſie nun einmal iſt, ganz gemacht, ſchlau, ausdauernd, nie um Mittel und Wege verlegen, Meiſterin der

Kunſt, den Schein zu wahren, gänzlich ohne Gewiſſensſkrupel, ſobald ihr Anſehen, ihre Macht oder auch nur ihre Eitelkeit in Frage kam. Aus der herben Schule ihrer Jugendtrübſale war ſie als eine ausgelernte Staatsmännin hervorgegangen. Sie war eine Kennerin der Menſchen und hatte die Wiſſenſchaft, dieſelben zu behandeln, vollſtändig inne. Sie beſaß auch das Verſtändniß ihrer Zeit. Sie begriff, daß es mit der Feudalromantik unwiderruflich zu Ende ginge, daß die Grundlagen und Hilfsmittel mittelalterlicher Politik vernutzt ſeien und daß neue Lebensmächte wirkſam geworden, welchen man Beachtung nicht verſagen dürfte. Sie herrſchte abſolut, aber ſo geſchickt, daß ihre guten Unterthanen glaubten, das ihnen von Zeit zu Zeit plump vorgegaukelte parlamentariſche Märchen ſei Wirklichkeit. Sie wollte Deſpotin ſein und war es, allein ihr Deſpotismus war nicht wie der Philipps von Spanien ein zerſtörender und ertödtender, ſondern ein ſchaffender und belebender.

In alledem lag eine ganz unleugbare und große Ueberlegenheit Eliſabeths über ihre Nebenbuhlerin, um in Verſen und Proſa den Reiz von Maria's Perſönlichkeit darzuſtellen, und ſie haben neben der Schönheit der jungen Königin auch die vielſeitige Kultur ihres Geiſtes, ihre Beſcheidenheit und jungfräuliche Würde, ihre Herzensgüte und Sanftmuth hervorgehoben. Maria war hochſchlank von Wuchs und von vollendet harmoniſchem Gliederbau. Ihre von der Natur gelockten Haare färbten ſich mit den Jahren aus dem Goldblond in's dunkle Kaſtanienbraun um. Ihre Haut hatte jenen Sammetſchimmer, welcher einen der ſeltenſten und köſtlichſten Frauenreize ausmacht. Unter ihrer hochgewölbten Stirne blickten große braune Augen hervor, ſanft und geiſtvoll zugleich, Augen, deren zärtlichem Schmachten oder fröhlichem Aufleuchten gleich ſchwer zu widerſtehen war. Maria's reizend geſchnittener Mund entſendete eine klangvolle, tief zu Herzen gehende Bruſtſtimme und ihr ganzes Gebaren trug den zierlichen Stempel der Anmuth. Ihr Lächeln entzückte, ihr Weinen riß hin. Sie verſtand die keineswegs leichte oder allgemeine Kunſt, ſich zu kleiden, aus dem Grunde. Sie brauchte ſich aber nicht anzuſtrengen, um zu gefallen; ſie brauchte ſich nur zu geben, wie ſie war. Ihrer Koketterie war die Grazie der Natur eigen. Sie ſprach ſehr gut, ſie ſchrieb einen Stil voll Nerv und Leben. Sie war eine Dichterin, Muſikerin, Sängerin, eine wahre Künſtlerin in weiblichen Handarbeiten; ſie tanzte ſo ſchön, daß man ihrer Baſe und Haſſerin Eliſabeth kein lieber gehörtes Kompliment machen konnte, als wenn man ihr ſagte, ſie tanzte doch noch ſchöner als die Königin der Schotten. Maria hat es auch in den anſtrengenderen körperlichen Uebungen bis zur Meiſterſchaft gebracht: ſie war eine kühne und unermüdliche Reiterin und verwegene Jägerin. Der Klang der Trompete erſchreckte nicht ihre Ohren, er wirkte vielmehr auf ſie wie auf das Schlachtroß im Buche Hiob. Sie liebte es, an der Spitze reiſiger Geſchwader zu reiten und ihr königlich Banner im Morgenwinde flattern zu ſehen. Summa: Ein Weib, geſchaffen, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, und doch beſtimmt, ſich ſelber und alle, die ſie liebte und von denen ſie geliebt wurde, ins Verderben zu ſtürzen. Eine über die

Maßen liebenswürdige Frau, gut, im heimeligen Kloſett mit ihr zu koſen oder auf rennenden Roſſen mit ihr im Morgenſonnenſchein über das Feld zu fliegen hinter dem gehetzten Hirſche her oder ſich mit ihr im Fackeltanz zu ſchwingen oder bei einem Turnier von ihr als der „Königin der Schönheit“ den Siegespreis zu empfangen. Im alten Griechenland wäre ſie eine Aſpaſia, zur Kreuzzügezeit eine Klorinda geworden; denn die Anlage zur Hetäre lag nicht weniger in ihr als die zur Heldin. In ihre eigene Zeit geſtellt, war ſie ein Anachronismus: eine mittelalterlich-romantiſche Königin paßte nicht in die Giftblüthentage der „welſchen Praktik“. Als ſie ſelber das Netz dieſer grauenhaft unſittlichen „Staatskunſt“ zu handhaben verſuchte, verſtrickte ſie ſich rettungslos in den Maſchen deſſelben. Ihr, die von Natur gutherzig, mitleidsvoll, hochſinnig und großmüthig geweſen iſt, war es verhängt, die Bundesgenoſſin eines dreizehnten Gregors, der Jeſuiten, Philipps des Zweiten, des Herzogs von Alba, der Guiſen, der Katharina von Medici und der Bartholomäusnachtmörder zu ſein und demnach als Mitſchuldige an allen den Gräueln zu erſcheinen, welche die Partei der Vergangenheit verübte, um die Zukunft im Mutterleibe der Gegenwart zu tödten. Ihr erſtes Unglück war, eine Guiſe zur Mutter gehabt zu haben; ihr zweites, am franzöſiſchen Hofe erzogen worden zu ſein. So kam ſie nach ihrer erſten Verwittwung als eine Fremde in ihr Heimatland zurück, wo inzwiſchen der Adel den Katholicismus geſtürzt hatte (1560), um für die Demüthigungen, welche ihm die alte Allianz zwiſchen Krone und Klerus bereitet hatte, ſeine Rache zu nehmen und zugleich der Güter der Kirche ſich zu bemächtigen. Fremd wie ihr wildes Geburtsland waren der jungen Königin auch die wirklichen Intereſſen der Zeit. Sie wußte daher nicht mit denſelben zu rechnen, obzwar unmittelbar nach ihrer Heimkehr nach Schottland wie ihr perſönliches Gebaren ein durchaus ſchickliches und ziemliches ſo auch ihre politiſche Haltung eine verſtändige und geſchickte geweſen iſt. Aber die ſie umringenden Schwierigkeiten überſtiegen in die Länge die Kräfte einer jungen Frau von neunzehn Jahren, welche die in ihrer Lage unumgänglich nothwendige Gabe der Menſchenkenntniß nicht beſaß. Sie hat ſich dieſelbe auch ſpäter niemals angeeignet. Eine Romantikerin jeder Zoll, ließ ſie ſich allzu gern durch augenblickliche Eindrücke beſtimmen und gefiel ſich in jener Fahrigkeit, welche überhaupt der Romantik eigen. Nur an Einem hielt Maria alle die bunten Wechſel und abenteuerlichen Wandelungen ihrer Laufbahn hindurch unwankbar feſt: an dem Vollbewußtſein ihrer Königſchaft. Darum platzten in dem Streite zwiſchen Eliſabeth und Maria nicht etwa nur zwei weibliche Eitelkeiten auf einander — was übrigens auch ſchon ausgereicht hätte, Tod und Verderben zu erzeugen — ſondern zwei gleich große, gleich leidenſchaftliche, gleich brennende Ehrgeize. Aber die Trägerin des einen war eine Intrikenkünſtlerin, die des andern eine Verskünſtlerin: das Reſultat des Zuſammenſtoßes konnte alſo nicht zweifelhaft ſein.

4.

Es iſt kein edles Bild und paßt auch nach keiner Seite hin ſo recht; allein man kann ſich doch beim Anblick des Kampfes zwiſchen den beiden Königinnen nicht der Vorſtellung entſchlagen, als ſähe man eine rothhaarige Katze mörderiſch mit einem tropiſch ſchöngefiederten Vogel ſpielen.

Der Vogel Maria wußte recht wohl, daß die Katze Eliſabeth auf der Lauer lag und was die Windungen und Drehungen und Schweifringelungen derſelben zu bedeuten hätten. Aber leichtherzig nach Vogelart, flatterte, flog und zwitſcherte der Vogel ſorglos vor der verſchmitzten Feindin herum, welche ihre Krallen abwechſelnd zeigte und verbarg, bis ſie endlich den rechten Moment, den Fangſprung zu thun, erlauert hatte. Oder vielmehr, ſo meiſterlich katzenhaft hatte die Katze geſpielt, daß ſich der von Sperbern verfolgte und müdgejagte Vogel vertrauensvoll in die Katzentatzen warf, welche ihn erwürgten. . . .

Es ſteht ganz unanfechtbar feſt, daß ſich Eliſabeth von Anfang an ihrer ſchottiſchen Baſe feindſelig gegenüber geſtellt hat, obzwar ſie gelegentlich ihren Haß, falls das gerade in ihr Spiel paßte, manches Jahr hindurch geſchickt zu maſkiren verſtand. Weil ſie ſich, während Maria in Frankreich ſich befand, gewöhnt hatte, Schottland für eine engliſche Provinz anzuſehen, und weil es wirklich für ihr politiſches Syſtem von höchſter Wichtigkeit war, daß Schottland bleibend von den katholiſchen Intereſſen, von der Allianz mit Frankreich oder Spanien abgezogen würde, ſah Eliſabeth es ſchon mit ſehr unliebſamen Augen an, daß ihre Baſe nach dem Tode Franz des Zweiten in ihr Heimatland zurückkehrte. Sie hat dieſe Rückkehr ſogar mittels Liſt zu verhindern geſucht und mit Gewalt zu verhindern gedroht. Recht eigentlich ihr zum Trotz und Tort mußte die achtzehnjährige Wittwe im Auguſt von 1561 die Heimreiſe unternehmen und dabei Gefahr laufen, ſchon damals ihrer Feindin in die Hände zu fallen.

Es iſt ferner unanzweifelbar, daß Maria in den erſten Jahren nach ihrer Ankunft in Schottland alles that, was ſie mit Ehren thun konnte, um mit ihrer Baſe von England in ein aufrichtiges Verſtändniß und freundſchaftliches Verhältniß zu kommen. Sie befolgte keineswegs eine franzöſiſche oder ſpaniſche oder überhaupt widerengliſche Politik. Ließ ſie ſich doch ganz von den Rathſchlägen ihres Halbbruders James leiten, welcher, ein Bankert Jakobs des Fünften von der Margaretha Erskine und durch ſeine königliche Halbſchweſter zum Grafen von Murray erhoben und mit Wohlthaten überſchüttet, hinter der Maſke des religiöſen Fanatismus ehrgeizige Anſchläge verfolgte und der Söldling und gehorſame Diener Eliſabeths war [1]). Maria ging in ihren Bemühungen, ihrer Baſe zu Gefallen zu leben, ſogar ſoweit, daß ſie ſich bereit erklärte, den ihr zum Gemahl vorgeſchlagenen halbabgetragenen Liebhaber Eliſabeths, den Lord Leiceſter, zu heiraten, unter der einzigen Bedingung, daß die Königin von England ſie förmlich als ihre Erbin anerkännte. Alſo nicht verdrängen wollte die ſchottiſche Königin ihre Baſe, ſondern nur von dieſer ihr gutes Recht anerkannt wiſſen. Gewiß eine ſehr gemäßigte Forderung, denn, ſei es wiederholt, dem Legitimitätsrechte zufolge durfte nicht Eliſabeth, ſondern mußte Maria auf dem engliſchen Throne ſitzen.

---

[1]) Murray war einer der verſchlagenſten Menſchen ſeiner Zeit. An Heuchelei konnte er es ſogar mit Eliſabeth von England aufnehmen. Es unterſteht kaum einem Zweifel, daß der geriebene Baſtard, politiſch und militäriſch ungemein begabt, insgeheim ſelber nach der Krone von Schottland ſtrebte. Jedenfalls wurde er zu ſolchem Streben geſtachelt durch ſeine ſtolze Mutter, welche den Laird von Lochleven aus der Familie Douglas geheiratet hatte. Sie behauptete ſteif und feſt, ſie ſei vordem nicht die Maitreſſe Jakobs des Fünften geweſen, ſondern ſeine rechtmäßige Frau und demnach wäre ihr Sohn James der rechte Erbe der ſchottiſchen Krone.

Die Königin von England mochte aber von ihrer Nachfolge um ſo weniger reden hören, als ſie recht gut wußte, daß ſie einen Platz einnahm, welcher ihr nicht von rechtswegen zukam. Sie konnte das klare Erbfolgerecht der ſchottiſchen Königin nicht leugnen, aber ſie ſuchte durch hundertfältige Ausflüchte der Anerkennung deſſelben zu entgehen. Um gerecht zu ſein, muß man ſagen, daß ihr Widerwillen, dieſe Anerkennung auszuſprechen, nicht allein aus ihrer Eitelkeit und Herrſchſucht erfloß, ſondern auch aus der nicht grundloſen Beſorgniß, die katholiſche Maria Stuart, einmal als rechtmäßige Thronnachfolgerin proklamirt, könnte leicht eine von dem damals in England noch zahlreichen und mächtigen katholiſch geſinnten Adel mit Freuden gegen das Regiment der Baſtardtochter Heinrichs des Achten und der Anna Boleyn erhobene Standarte werden. Dieſer Argwohn war es überhaupt, welcher das ganze Verhalten Eliſabeths zu Maria vergiftete. Dazu kamen dann noch die Launen der herrſchſüchtigen Despotin und die gehäſſigen Grillen des eiferſüchtigen Weibes. Es nagte an dem ſtolzen und kaltſelbſtſüchtigen Herz der Königin von England wie ein ſchlummerloſer Wurm, daß ſie ſich ſagen mußte: **Die Mary da droben in dem lumpigen Schottland iſt doch ſchöner und liebenswürdiger als du.**

Dieſer Argwohn, dieſer Neid und dieſe Eiferſucht beſtimmten nun die Politik, welche Eliſabeth gegenüber ihrer Baſe einhielt. Es war eine Politik raffinirter Gewiſſenloſigkeit und Bosheit. Daß das arme Schottland darob aus tauſend Wunden bluten mußte, kümmerte die große Heuchlerin zu Whitehall nicht im geringſten. In Cecil-Burleigh und Walſingham fand ſie ebenſo gewandte als ſkrupelloſe Ausführer ihrer tückiſchen Abſichten und Pläne. Der Großſchatzmeiſter und der Staatsſekretär wären fürwahr befähigt, würdig und willig geweſen, jenem „Principe“, welches Macchiavelli's ſataniſch-ironiſches Genie geſchaffen hat, als Miniſter zu dienen. Mit Hilfe ſolcher Handlanger hat Eliſabeth ihre Baſe umlauert, umſtrickt und beſtrickt. Keine Liſt war der großen Intrikantin zu gemein, keine Tücke zu boshaft, um nicht gegen Maria in Anwendung gebracht zu werden. Jede gegen die ſchottiſche Königin geplante Schurkerei war der Unterſtützung von ſeiten der engliſchen ſicher. Jeder an Maria begangene Verrath durfte von Eliſabeth Belohnung fordern und erwarten. Jedes gegen die Schottenkönigin geſponnene Komplott lebte vom Gelde der engliſchen Staatskaſſe. Viele Jahre hindurch hat Eliſabeth den Bürgerkrieg in Schottland zu einem chroniſchen Uebel gemacht. Wollte demſelben einmal aus Ermattung der Athem ausgehen, ſo blies die Königin von England ihm neues Leben ein; denn jeder Rebell gegen Maria konnte auf den Schutz und Beiſtand Eliſabeths rechnen, wie jede gegen die Schottenkönigin geſchleuderte Verleumdung im Palaſte der Herrſcherin von England ein beifälliges Echo zu finden gewiß war.

So war, aller beſchönigenden Hüllen entkleidet, das Verhalten der mächtigen Tochter Heinrichs des Achten gegen die machtloſe Tochter Jakobs des Fünften. Rechnet man nun zu dieſer eliſabethiſchen Politik die Zuſtände Schottlands, in welche die blutjunge, unerfahrene und lebensluſtige Königin unverſehens hineingeworfen wurde, ſo ergibt ſich eine Summe von Schwierigkeiten, welche, ſo ſie überhaupt zu überwinden waren, nur durch einen Genius und Charakter erſten Ranges bewältigt werden konnten und folglich durch Maria Stuart nicht zu beſiegen waren.

Die ganze Macht in Schottland beſaß der Adel, welcher vermöge des Klan-Weſens unbedingt über Gut und Blut, Leben und Tod ſeiner Hinterſaſſen verfügte. Niemals haben Hunde ihren Herren treuer angehangen, als die ſchottiſchen Klans ihren Lords und Lairds anhingen, und kein Fürſt der Aſſaſſinen fand willigeren Gehorſam, wenn er Mordbefehle ausgehen ließ, als die ſchottiſchen Häuptlinge. Sie waren der Staat, falls überhaupt im 16. Jahrhundert Schottland ein Staat heißen konnte. Indem ſie, von den bereits berührten Motiven geleitet, die kirchliche Reform durchgeſetzt, hatten ſie zugleich mit der alten Kirche auch die Krone völlig unter ihre rohen Fäuſte gebracht, ſo ſehr, daß dem Königthum, wenn es überhaupt exiſtiren wollte, gar nichts übrig blieb, als zwiſchen den adeligen Parteien hin und her zu laviren und bald mit dieſer bald mit jener Pakt und Bündniß zu ſchließen. Etwas wie einen bürgerlichen Mittelſtand, auf welchen ſich anderwärts das Königthum in ſeinen Kämpfen gegen das Feudalbaronethum ſtützen konnte, gab es nur in der Form von ſchwachen Anfängen. Das Städteweſen konnte mit dem gleichzeitigen in England, Frankreich, Deutſchland, Italien und Spanien nicht den entfernteſten Vergleich aushalten. Schottland beſaß eigentlich vor dem 18. Jahrhundert keine Stadt, welche unſeren Vorſtellungen von einer ſolchen entſprochen hätte; ſelbſt Edinburg nicht ausgenommen, welches zwar am Ende des 16. Jahrhunderts an 30,000 Einwohner zählen mochte, aber zum weitaus größten Theil nur aus armſäligen Hütten beſtand. Perth, damals die zweite Stadt des Landes, hatte im Jahre 1685 noch nicht 9000 Bewohner, Aberdeen hatte im Jahre 1572 höchſtens 2900. Die Städtebürger mußten nothwendig arm, elend und unwiſſend ſein; denn die ehrlichen bürgerlichen Handirungen, die gewerbliche und kaufmänniſche Thätigkeit waren ja verachtet und die Gewerke ſtanden demzufolge auf einer ſo niedrigen Stufe, daß die Schotten nicht einmal die Waffen, womit ſie ſich gegenſeitig unaufhörlich umbrachten, und nicht einmal die einfachſten und gangbarſten Ackerbaugeräthe ſelber zu verfertigen verſtanden. Eine bürgerliche, d. h. eine wirkliche Kultur begann in Schottland erſt zu keimen und Schößlinge zu treiben, als die alles verſchlingende Adelsmacht mit der ſchottiſch-reformirten Kirche, mit dem Presbyterianismus in Konflikt und Kampf gerieth.

Die ſchottiſche Reformation hatte anfänglich, wie bekannt, einen durchaus ariſtokratiſchen Charakter und mußte als Werk des Adels einen ſolchen haben. Aber das änderte ſich vom letzten Fünftel des 16. Jahrhunderts an ebenſo raſch als bedeutſam. Warum? Die Edelleute wollten den der alten Kirche abgezwackten Raub für ſich allein behalten, während der reformirte Klerus billiger Weiſe einen Antheil an der Beute zu haben begehrte. Als die Ariſtokratie dieſem Begehren widerſtrebte und widerſtand, bewies ihr die Kirche, daß die Kanzel ſchließlich mächtiger ſei als das Schwert. Der Klerus verband ſich mit dem Volke und er war es, welcher daſſelbe von der hündiſchen Anhänglichkeit an die Baronſchaft allmälig emanzipirte und den anfänglich ariſtokratiſchen Charakter der ſchottiſchen Reformation in einen entſchieden demokratiſchen verwandelte. Weitergefördert und vollendet wurde dann, wie jedermann weiß, der Ruin der ſchottiſchen Adelsherrſchaft durch die Union mit England, durch das

Mißlingen der jakobitiſchen Aufſtände von 1715 und 1745, ſowie durch den gleichzeitig machtvoll aufſtrebenden ſchottiſchen Induſtrie- und Handelsgeiſt. Jedoch das alles vollzog ſich ſpäter. In der Zeit von 1560 bis 1580, alſo gerade zur Zeit der Maria Stuart, war der Klerus noch mit der Ariſtokratie ſolidariſch verbündet und ſtand demnach die Macht des ſchottiſchen Adels am höchſten.

5.

Und was war das für ein Adel? Was ſind dieſe Douglas und Hamiltons, dieſe Mar und Morton, dieſe Argyle, Angus und Athol, dieſe Lethington, Glenkairn, Ruthven, Lindſay, Hume, Rothes, Kirkaldy, Killigrew, Bothwell, Boyd, Gowrie, Tullibardine, Kerr, Huntley u. ſ. w. mit höchſt ſpärlichen, ja kaum wahrnehmbaren Ausnahmen für eine Sippſchaft geweſen?

Eine ganz infame fürwahr, eine Horde von Meineidigen, Dieben und Banditen. Wiſcht man dieſen Menſchen den Firniß walterſkott'ſcher Romantik ab, ſo bleiben nur Barbaren, aber Barbaren, welche mit der waldurſprünglichen Wildheit von Neuſeeländern die raffinirte Verderbtheit der Hofleute Ludwigs des Fünfzehnten verbanden. Für dieſe Ariſtokratie, welche dem Hochmuth Satans die Habſucht Adramelechs und der Falſchheit Belials die Grauſamkeit Molochs geſellte, war Treu' und Glauben ein Spott, Verrath ein Geſchäft und Mord ein Zeitvertreib. Es iſt wahr, die Herren waren arm; aber die Noth, anderwärts die ſtrenge Mutter edler Strebungen und großer Thaten, ihnen war ſie nur die Lehrerin von Frevelmuth und Laſtergier.

Und mit dieſer Ariſtokratie hatte die junge Königin es zu thun; mit dieſer Bande von abgefeimten Schuften und verhärteten Schurken ſollte ſie fertig werden, während zugleich die raſtloſe Hetzerin Eliſabeth der beſſer berechtigten und darum doppelt gehaßten Baſe eine Falle nach der andern ſtellen ließ und noch dazu der reformirte ſchottiſche Klerus ſeiner katholiſchen Fürſtin von Anfang an einen unerbittlichen Krieg ankündigte und bereitete.

Kann es irgendeinen denkenden Menſchen wundernehmen, daß eine ſo jugendliche Frau, in deren Adern das Blut leicht und raſch rollte, inmitten dieſes chaotiſchen Wirrſals auf Abwege gerieth, gerathen mußte? Es hätte geradezu ein Wunder geſchehen müſſen, ſo es nicht der Fall geweſen wäre, und Wunder gibt es wohl in der theologiſchen Fiktion, nicht aber in der geſchichtlichen Wirklichkeit.

Maria's Verirrungen ließen aber doch länger auf ſich warten, als der zu Whitehall lauernden Katze recht war. Denn nur die Parteilüge kann leugnen, daß während der erſten Regierungsjahre der jungen Schottenkönigin ihr Privatwandel tadellos und ihre politiſche Führung verſtändig geweſen ſei. Sie gab ſich Mühe, alles zu vermeiden, was der Königin von England einen Vorwand zu feindſeligen Handlungen ſchaffen könnte, und ſuchte durch verſöhnliches Dazwiſchentreten dem adeligen Fehdeweſen, welches das arme Schottland niemals zum Genuſſe des Friedens kommen ließ, ein Ende zu machen. Die Proteſtantiſirung des weitaus größeren Theils der Bevölkerung des Landes, welche ſie als eine vollendete Thatſache vorfand, nahm ſie als ſolche hin. Sie war und regierte duldſam. Sie machte nicht den geringſten Verſuch, den Katholicismus zurückzuführen, und bemühte ſich ſogar, mit dem herriſchen Chef der ſchottiſchen Reformation, mit John Knox, in ein leidlich gutes Verhältniß zu kommen, obzwar es keine geringe, ſondern eine ſehr große Doſis von Geduld und Selbſtüberwindung erforderte, die bandwurmlangen und lümmelhaft anmaßlichen Sermone dieſes Rüpels von Zeloten ſich gefallen zu laſſen, welcher, ein echter Schüller des tyranniſchen Pfaffen Kalvin, mit einer hierarchiſchen Ueberhebung auftrat, als hätte er drei unfehlbare Päpſte im Bauche. Des Schutzes von Murray und deſſen Anhang gewiß, erfrechte ſich der finſtere Eiferer, die junge Königin zu wiederholten malen in ihrem eigenen Palaſte wie eine grobe Sünderin herunterzumachen, weil ſie, die Zwanzigjährige, dem harmloſen Frohſinn ihres Alters ſich überließ, gerne zur Hirſchjagd und Reiherbeize ausritt, gerne heitere Feſte veranſtaltete, um die düſtere Eintönigkeit von Holyrood zu verſcheuchen, gerne muſizirte und tanzte und lieber franzöſiſche Madrigale und italiſche Arien ſang als ſchottiſche Pſalmen. Trotz ſeiner Zudringlichkeit und Unverſchämtheit fuhr aber die katholiſche Maria fort, den Reformator rückſichtsvoll zu behandeln, während die proteſtantiſche Eliſabeth demſelben einen ſo unverhehlten Haß trug, daß ſein Name in ihrer Gegenwart nie genannt werden konnte, ohne ihr einen Wuthanfall zu verurſachen.

Maria ließ den Proteſtantismus in Schottland gewähren, obzwar derſelbe eines kaum weniger ſchmutzigen Urſprungs war als der engliſche. Sie verlangte nur, daß man ſie innerhalb der Wände ihrer Kapelle in Holyroodhouſe den Kultus ihres Glaubens üben ließe, — gewiß das billigſte Verlangen von der Welt. Allein Knox und Mitfanatiker zeterten mit Zungen, Armen und Beinen gegen dieſe „Abgötterei der Meſſe“ und forderten gebieteriſch, nur an ihrem ewigen Gepredige und mißtönigem Pſalmengekrächze dürfte und müßte die Königin ſich erbauen. Es wäre ganz natürlich zugegangen und ſehr zu entſchuldigen geweſen, ſo ſich Maria durch ſolche kalviniſche Bigoterie in eine katholiſche hätte hineinärgern laſſen. Aber das geſchah keineswegs. Die Königin fuhr jetzt und auch noch ſpäter fort, die proteſtantiſchen Predigten, welche von den roheſten Ausfällen auf ihre kirchliche Anſchauung und auf ihre Perſon ſtrotzten, geduldig anzuhören, und begnügte ſich, zu ſagen, die Beweisgründe der kalviniſchen Polemik hätten ſie nicht überzeugt, daß ſie gutthäte, ihren angetauften Glauben mit einem andern zu vertauſchen.

Hieraus machte man ihr ein Verbrechen an der Majeſtät kalviniſcher Infallibilität und folglich identifizirte man ſie mit dem „ſcharlachnen Weib, das auf den ſieben Hügeln thront“. Die unausbleibliche weitere Konſequenz war, daß der proteſtantiſche Jeſuitismus alle Mittel, der katholiſchen Königin zu ſchaden und ihr Verderben herbeizuführen, für erlaubt und gottgefällig anſah. Es iſt ja noch niemals, ſeit es Religionen gibt, eine religiöſe Partei oder Sekte angeſtanden, alle ihre eigenen Leidenſchaften und Gelüſte ihrem Herrgott zuzutheilen, und zwar mit Recht; denn „wie der Menſch, ſo ſein Gott“.

Die Königin von England hat alles und jedes zum Schaden ihrer Baſe von Schottland Angehobene mittelbar oder unmittelbar unterſtützt. Zwar die Seele der reformirten Partei, Knox, war ihr wie Gift und Galle zuwider; allein das politiſche Haupt der Knoxiſten, der Graf von Murray, ſtand in ihrem Solde. Sie kaufte überhaupt jeden Gegner Maria's, obzwar ihr bekannter Geiz die Kaufſummen möglichſt kärglich zuſchnitt. Dieſe armen Teufel von ſchottiſchen Lords und Lairds fanden jedoch die karg bemeſſenen engliſchen Pfunde immer noch ſchwer genug, um ihre Vaſallentreue, ihre Ritterehre und ihren Patriotismus aufzuwägen und zu überwägen. Der engliſch-eliſabethiſchen Partei in Schottland war aber von den engliſchen Miniſtern die Aufgabe geſtellt, die Königin Maria fortwährend daheim ſo zu beſchäftigen und in Athem zu halten, daß ſie niemals Muße hätte, ihre Blicke über den Tweed hinüber nach England zu richten, und nicht entfernt daran denken könnte, ihre legitimen Anſprüche auf den engliſchen Thron der katholiſchen Nobility und Gentry, welche namentlich in Nordengland noch durch Zahl, Reichthum und feudale Traditionen mächtig war, in Erinnerung zu bringen.

Selbſtverſtändlich hinderten die Erkaufung einer großen Fraktion des ſchottiſchen Adels für das engliſche Intereſſe und alle die übrigen ſchnöden gegen Maria in's Werk geſetzten eliſabethiſchen Machenſchaften die rothhaarige Katze von „jungfräulicher“ Königin durchaus nicht, an ihre Baſe in Edinburg fortwährend freundſchaftliche Briefe zu ſchreiben, in welchen ſie den Ton der überlegenen Politikerin ſehr geſchickt mit dem ſtrenger, aber wohlmeinender Bemutterung zu verbinden wußte. Maria iſt jahrelang des thörichten Glaubens geweſen, ſie beſäße in Eliſabeth eine Freundin, eine gerne keifende und ſcheltende Freundin, aber doch immerhin eine Freundin. Dieſen Aberglauben hat ſie theuer bezahlen müſſen. Derſelbe hat auch nicht wenig dazu beigetragen, die Schottenkönigin endlich unbedachtſam ihren Fuß in eine der vielen ihr gelegten Schlingen ſetzen zu laſſen.

6.

Die gloſtenden Funken des großen Weiberzankes begannen zu hellem Brand aufzuſchlagen, als die Frage der Wiederverheiratung Maria's einer Löſung zudrängte. Daß eine in ſolcher Jugendfriſche blühende Wittwe ſich wieder zu verehelichen wünſchte, war natürlich; es war aber auch von der Politik geradezu geboten.

Hierbei kam nun die ganze Falſchheit und die bis zur Narrethei gehende Eiferſucht Eliſabeths zu Tage. Sie mochte ihrer Baſe überhaupt keinen Mann gönnen. Nicht allein aus politiſchen Gründen, ſondern auch und noch viel mehr aus einer jener unbegreiflichen, unberechenbaren und unüberwindlichen Weiberlaunen, welche haben und hegen zu dürfen das ſchöne Geſchlecht privilegirt iſt. Die Königin von England verſtand es übrigens vortrefflich, ihre perſönlichen Kapricen für tiefgeſchöpfte Argumente der Staatskunſt auszugeben. Maria ſollte um jeden Preis verhindert werden, ſich zu verheiraten und Kinder zu haben. Lieber wollte die Tochter

Heinrichs des Achten nach ihrem Tode die engliſche Thronfolge dem Zufall preisgegeben als ihre verhaßte Baſe in den Stand geſetzt wiſſen, England einen rechtmäßigen Thronerben zu geben. Eliſabeth wollte nicht, daß Maria einem feſtländiſchen Fürſten ſich vermählte; aber ſie wollte auch nicht, daß ihre Baſe einen engliſchen oder ſchottiſchen Unterthan heiratete. Das Projekt einer Heirat Maria's mit dem öſtreichiſchen Erzherzog Karl war der Königin von England ein Aergerniß, das einer Heirat mit dem ſpaniſchen Infanten Don Karlos ein Gräuel. Sie machte Miene, ihren Günſtling Leiceſter ihrer Baſe als Gemahl aufzuſalzen, um durch denſelben Maria um ſo mehr in ihrer Gewalt zu haben; allein ſie konnte ſich dann doch nicht überwinden, den geliebten Dudley fahren zu laſſen. Endlich ſollte es der Schottenkönigin auch verwehrt ſein, irgendeinen Sproß des Hauſes Tudor oder des Hauſes Stuart zum Manne zu nehmen.

Gerade auf einen ſolchen Sprößling fiel aber ſchließlich die Wahl Maria's, nachdem die ewigen Weiterungen Eliſabeths ihre Geduld erſchöpft hatten.

In einer unglücklichen Stunde faßte ſie den Entſchluß, den Enkel ihrer Großmutter Margarethe zu ehelichen, den jungen Lord Heinrich Darnley, ihren mit den beiden königlichen Häuſern von England und Schottland nahe verwandten Vetter [1]. Vergebens ſuchte Eliſabeth auch dieſe Heirat ihrer Baſe, wie alle übrigen in Vorſchlag gekommenen, zu hintertreiben. Diesmal ſcheiterten ihre Bemühungen, weil auch auf ſeiten Maria's die weibliche Leidenſchaft in's Spiel kam und zwar mit aller Macht. Am 29. Juli von 1565 vermählte ſich die Königin von Schottland in der Schloßkapelle von Holyrood mit Darnley, welchen ſie erſt zum Herzog von Albany erhoben und dann, ohne das Parlament darum zu begrüßen, mit dem Königstitel beſchenkt hatte.

---

[1] Margaretha Tudor heiratete nach dem Tode ihres erſten Gemahls, Jakobs des Vierten, den Grafen von Angus, von welchem ſie eine Tochter hatte, Lady Margaretha Douglas. Dieſe ſeine Nichte vermählte König Heinrich der Achte an ſeinen aus dem Hauſe Stuart ſtammenden ſchottiſchen Parteigänger, den Grafen von Lennox, welcher ſich hatte nach England flüchten müſſen, und dieſer Ehe entſproß Lord Darnley.

Dieſe Heirat war die große, nicht wieder gutzumachende Dummheit Maria's, — eine Dummheit, aus welcher ſich alle Verfehlungen und Mißgeſchicke der Königin mit logiſcher Nothwendigkeit entwickelten. Darnley, drei oder vier Jahre jünger als ſeine Baſe und Frau, war ſo dumm wie lang, was viel ſagen wollte, maßen er an ſieben Fuß hoch in ſeinen Stiefeln ſtand. Die Königin Eliſabeth war vollauf berechtigt, von dem jungen Menſchen, welcher ja an ihrem Hofe aufgewachſen war, verachtungsvoll als von einer „hohlen Hopfenſtange“ zu ſprechen.

Es unterſteht keiner Frage: ſinnliches Wohlgefallen hatte bei dieſer Gattenwahl Maria geleitet und irregeleitet. Nachdem ſie den jungen Lord zum erſten mal geſehen, hatte ſie hocherregt ausgerufen: „Wie ſchön er iſt! Ich habe niemals einen ſchöneren Mann erblickt.“ Ein ſolches Entbrennen iſt freilich begreiflich und — das weibliche Naturell in Rechnung gebracht — wohl auch verzeihlich. Man muß billig bedenken, daß Maria's jugendliche Sinnlichkeit an einem ſo ſchrankenlos üppigen Hofe, wie der franzöſiſche unter Katharina von Medici war, nothwendig hatte geweckt werden müſſen, ohne in der kurzen Ehe mit dem halbwüchſigen und kränklichen Knaben Franz Befriedigung zu finden. Ungerecht und unhiſtoriſch wäre es jedoch, wollte man aus dieſer ungeſtümen Aufwallung von Maria's Blut — welche Aufwallung die unglückliche Heirat mit der „ſchönen, hohlen Hopfenſtange“ von Darnley zur Folge hatte — den Schluß ziehen, die Königin ſei überhaupt ein wollüſtiges Weib geweſen und hätte ſich durchweg von ihren ſinnlichen Trieben beſtimmen und leiten laſſen. In Wahrheit, es gehört die verbretterte Stirne konfeſſioneller Parteilichkeit dazu, Maria Stuart ohne Gnade in jenen Pfuhl zu werfen, wo ſich die römiſchen Julien und Meſſalinen und die ruſſiſchen Eliſabethen und Katharinen herumwälzten.

Sehr bald aber mußte ſich der Königin die bittere Einſicht aufdringen, daß ſie am 29. Juli von 1565 einen ungeheuer dummen Streich gemacht habe. Darnley nämlich erwies ſich ganz als der, welcher er war. Aufgeblaſen von ſeinem ebenſo unverdienten als plötzlichen Glück, verlangte der bildungs- und urtheilsloſe Junge, nicht nur König zu heißen, ſondern auch zu ſein. Ohne Verſtand, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Menſchen und Dinge, glaubte er ſich dennoch zum Herrſchen berufen. Gegen die bettelſtolzen ſchottiſchen Barone benahm er ſich mit dem anmaßlichen Hochmuth eines Emporkömmlings, gegen ſeine Gemahlin, ſobald dieſe ſeinen thörichten Anſprüchen entgegenwar und entgegenſein mußte, mit dem kindiſchen Trotz eines verzogenen Mutterſöhnchens. Noch ſchlimmer für den ehelichen Frieden war es, daß Darnley bald auch in gemeinen Ausſchweifungen ſich gefiel, dem Trunk und dem Verkehr mit Dirnen ſich ergab. Sein albernes Gebaren lieferte dem Grafen Murray und deſſen Anhängern einen erſten Vorwand, die Waffen gegen ihre Königin zu erheben, weil durch den katholiſchen König — Darnley war Katholik — die proteſtantiſche Religion bedroht ſei. Maria ſchlug mit Geſchicklichkeit und Kraft den Aufſtand nieder und zwang die Rebellen, jenſeits des Tweed bei ihrer Beſchützerin eine Zuflucht zu ſuchen. Allein von jetzt an iſt das ganze Daſein der Königin nur noch ein Wirrſal von Irrung, Kampf und Noth, von Schuld und Buße geweſen, welches Wirrſal ſich ſtets unlöslicher verknäuelte und verknotete.

Folgte zunächſt die blutige Kataſtrophe Riccio's, welche Maria's übelgefügten Ehebund faktiſch löſ'te.

Der Piemonteſe David Riccio, Geheimſchreiber Maria's, war einer jener geriebenen und geſchliffenen Abenteurer, welche Italien damals in alle europäiſchen Länder importirte. Meiſt literariſch oder künſtleriſch begabt und gebildet, in Rede, Schrift und Umgangsformen den „nordiſchen Barbaren“ weit überlegen, machten dieſe Menſchen aus der Intrike einen Beruf. Sehr häufig beſorgten ſie neben den eigenen Geſchäften und ſogar mit noch mehr Gewandtheit und Eifer als dieſe die Geſchäfte der „Kompagnie“, welche im „Al Gesù“ am Fuße des Kapitols in Rom ihr Hauptkontor hatte. Ob Riccio ein Sendling des Jeſuitenordens geweſen, iſt mit Beſtimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; aber ſicher iſt, daß der gewandte, einſchmeichelnde Lautenſchläger, Sänger und Sekretär mit Erfolg daran arbeitete, ſeine Gebieterin von ihrer bislang dem Proteſtantismus gegenüber eingehaltenen Neutralität und Duldſamkeit abzubringen, ſie mit dem Papſt, mit Philipp dem Zweiten, mit den Guiſen in enge politiſche Beziehungen zu ſetzen, kurz, ſie zu einer mehr und mehr eifrigen Theilhaberin an der großen katholiſchen Kombination der Zeit zu machen. Ferner iſt gewiß, daß der italiſche Abenteurer ſich des Vertrauens und der Gunſt ſeiner Herrin allzuſehr überhob, daß er viel zu deutlich ſehen ließ, er ſei der wirkliche Miniſter Maria's, und daß er die hochmüthigen ſchottiſchen Lords durch ſein prunkvolles Auftreten ebenſoſehr vor den Kopf ſtieß als er ſie durch Geltendmachung der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und ſeiner Kenntniſſe demüthigte.

Dafür, daß er der Liebhaber der Königin geweſen, liegt kein Beweis vor. Darnley zwar redete ſich ein oder ließ ſich einreden, er ſei gehörnt worden, und behauptete ſogar, er ſelber hätte den „welſchen Geiger“ unter ſehr verdächtigen Umſtänden im verriegelten Schlafzimmer ſeiner Gemahlin ertappt. Allein Darnley wußte notoriſch oft nicht, was er ſchwatzte, namentlich, wann er getrunken hatte.

Sodann iſt es pſychologiſch und ſogar phyſiologiſch höchſt unwahrſcheinlich, daß eine Frau, die keineswegs gemein dachte, ſich einem ſo häßlichen Burſchen, wie Riccio war, hingegeben haben könnte, während ſie ein Kind trug von dem ſchönen Mann, in welchen ſie ſich vor wenigen Monaten leidenſchaftlich verliebt hatte. Jedoch der Vorwurf trifft Maria mit Recht, daß ſie nicht nur als Königin fehlte, indem ſie einen zweideutigen Fremden zu ihrem einflußreichſten Berather machte, ſondern auch als Frau unklug und taktlos handelte, indem ſie nach ihrer leichtlebigen Art dem Geheimſchreiber im Verkehr mit ihr eine Vertraulichkeit erwies und geſtattete, welche den ſchlimmſten Argwohn wachrufen konnte.

Der einfältige und ſchwache Darnley gab ſich dazu her, mit den Freunden der nach England entflohenen Parteigänger Eliſabeths, das will ſagen mit ſeinen eigenen Feinden, ſich zu verſchwören, um den Riccio zu ermorden und dadurch ſeiner Gemahlin einen tödtlichen Schimpf anzuthun. Die Brutalität, womit der mörderiſche Anſchlag zur

Vollziehung kam, kennt jedermann. Am Abend vom 9. März 1566 drangen, von Darnley geführt, die Mordlords in das Kabinett der Königin, riſſen den zu den Füßen ſeiner hochſchwangeren Gebieterin hilfeflehend ſich windenden Italiener hinweg und tödteten ihn mittels ſechsundfünfzig Verwundungen.

7.

Marie glühte von Racheluſt und ſie verſtand derſelben Befriedigung zu verſchaffen, indem ſie bei Verfolgung der Mörder Riccio's ebenſo große Schlauheit als Energie entwickelte. Meiſterlich wußte ſie ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er ſeine Mitverſchworenen verleugnete und verfolgen half. Dadurch verlor Darnley allen Halt und Anhang und die Weiſe, womit die Königin ihren Mann in der öffentlichen Meinung zu Grunde richtete und hilflos machte, war allerdings ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, ihre frühere thörichte Liebe für den jungen Nichtsnutz ſei in grimmigen

Haß umgeſchlagen. Sie war jedoch dazumal jedenfalls noch nicht ſoweit, dieſem Haß offenen Ausdruck zu geben. Sie bemühte ſich vielmehr, den dummen Jungen von Gemahl in ein richtiges Geleiſe zu bringen, wie ſie denn überhaupt darauf aus war, nach betriebener Verfolgung der Mörder Riccio's eine verſöhnliche Stimmung und Richtung in ihrer Politik einzuhalten. Hatte ſie doch auch ihren Halbbruder Murray aus der Verbannung zurückgerufen und dadurch freilich dem eliſabethiſchen Ränkeſpiel in Schottland den ſtärkſten Rückhalt gegeben.

Wie es zwiſchen ihr und Darnley eigentlich ſtand, wurde offenbar, als ſie am 19. Juni von 1566 im Bergſchloſſe von Edinburg ihren Sohn geboren hatte, welcher als Jakob der Sechſte König von Schottland und ſpäter als Jakob der Erſte König von England geworden iſt, — einer der jammerſäligſten, nichtswürdigſten „Lumpenkönige“, welche jemals das alleinſeligmachende Dogma von der Monarchie illuſtrirt haben, und der ſeine Laufbahn würdig damit begann, daß er nicht allein ſeine unglückliche Mutter ſchmählich im Stiche ließ, ſondern auch von der Quälerin und Mörderin derſelben ein Almoſen in Form einer Penſion annahm. Er ließ ſich den abgeſchlagenen Kopf ſeiner Mutter mit engliſchem Gold aufwägen. Daneben hat er ſich auch in den Annalen von Sodom verewigt.

Nach der glücklichen Entbindung Maria's eilte Darnley herbei, um dem ſchottiſchen Brauche gemäß in Gegenwart des verſammelten Adels ſeinen Sohn anzuerkennen, und nun ſpielte ſich, wie uns Lord Herries, einer der treueſten Anhänger der Königin, in ſeinen hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten erzählt, folgende Scene ab. „Mein Lord" — ſagte Maria, welche nicht ſehr kluger Weiſe auch in dieſem Augenblicke der entrüſtungsvollen Erinnerung, daß ihr Gemahl ſie eines unerlaubten Umgangs mit Riccio bezichtigt hatte, ſich nicht zu entſchlagen vermochte — „mein Lord, Gott hat Euch dieſen Sohn ſo gut gegeben wie mir; er iſt keines andern Sohn, ſondern der Eurige, und ich wünſche, daß alle, die hier anweſend ſind, Herren und Damen, dies bezeugen mögen." Darnley wurde roth, vermochte nichts zu ſagen, küßte aber das Kind. Die Wöchnerin kehrte ſich zu William Standen und ſagte: „Da iſt nun der Prinz, welcher, wie ich hoffe, zuerſt die Kronen von England und Schottland auf ſeinem Haupte vereinigen wird.“ — „Wie, Madame,“ entgegnete der Angeredete, „ſoll dies Kind die Krone von England erben vor Eurer Majeſtät und vor ſeinem Vater?“ — „Wer weiß?“ erwiderte Maria: „ſein Vater hat mir das Herz gebrochen.“ — „Ach, Madame,“ ſagte jetzt Darnley — „haltet Ihr ſo das Verſprechen, zu verzeihen und zu vergeſſen?“ — „Ich habe alles verziehen, aber ich kann nicht alles vergeſſen. Wenn das Piſtol, welches Fawkonſide auf mich richtete[1]), losgegangen wäre, was würde aus dieſem Kinde, aus mir und aus Euch geworden ſein? Nur Gott weiß es.“ — „Madame, das ſind lauter vergangene Dinge.“ — „Wohl, mögen ſie es ſein.“

Man wird in dieſem Zwiegeſpräche von Mann und Frau vergebens einen wirklichen Herzenslaut ſuchen. Da war ein Bruch vorhanden, welcher nicht wieder geleimt werden konnte. Ausſöhnungsverſuche fanden zwar ſpäter noch etliche ſtatt und man muß der Königin nachſagen, daß ſie dabei dem ſchmollenden und maulenden Darnley gegenüber viel Geduld und Nachſicht erwies. Er aber war albern genug, ſeiner Frau einen neuen Schimpf anzuthun, indem er in recht auffallend demonſtrativer Weiſe von der im Dezember gefeierten Taufe ſeines Sohnes wegblieb. An einem ausreichenden Grunde fehlte es ihm allerdings nicht: der Graf von Bothwell nämlich ſpielte unter ſeinen Mitpeers bei dieſer Gelegenheit eine vortretende Rolle, während er ſelbſt, welcher doch „König" hieß und der Vater des Täuflings war, es allerdings dahin gebracht hatte, nur einen unbeachteten Statiſten vorſtellen zu können.

---

[1]) Bei der Ermordung Riccio's.

Im Schloſſe zu Greenwich, wo die Königin von England zur Zeit von Maria's Entbindung hofhielt, ſpielte ſechs Tage nach der charakteriſtiſchen Scene, die im Wochenbettzimmer auf dem Burgfelſen von Edinburg vorgefallen, eine nicht minder bezeichnende. Die Königin von Schottland hatte James Melvil mit der Botſchaft, daß ſie einen Sohn geboren, an ihre „gute Schweſter“ von England abgeſandt. Es war Ball im Bankettſal zu Greenwich, als der Bote anlangte, und Eliſabeth ließ ſich wie gewohnt als Tänzerin bewundern. Cecil neigte ſich zu ihrem Ohr, um ihr die Neuigkeit zuzuflüſtern. Es traf ſie wie ein Schlag. Sie trat aus der Quadrille, ließ ſich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Der Neidwurm nagte an ihr. Als ihre Damen ſie verwundert umringten, brach ſie aus: „Die Königin von Schottland iſt Mutter eines hübſchen Jungen und ich bin nur ein dürrer Strunk!“ Am folgenden Morgen war jedoch die Abends zuvor in einem Augenblick der Ueberraſchung gefallene Maſke ſchon wieder vorgeſteckt und wohlbefeſtigt. „Die Freudenbotſchaft, welche Ihr mir gebracht,“ ſagte ſie zu Melvil, „hat mich von einer heftigen Unbäßlichkeit kurirt, woran ich ſeit vierzehn Tagen gelitten. Sagt Eurer Gebieterin, daß ſich über dieſes glückliche Ereigniß niemand mehr freuen kann als ich.“ Der Geſandte brachte hierauf im Namen Maria's die Bitte vor, Eliſabeth möchte die Pathin des Neugeborenen ſein. „Mit dem größten Vergnügen,“ ſagte die Königin. „Dies würde,“ meinte Melvil, „eine gute Gelegenheit für Eure Majeſtät ſein, meine Gebieterin zu ſehen, wie Ihr ja ſchon mehrmals gewünſcht habt.“ — „Ja freilich; möchten nur meine Angelegenheiten es geſtatten!“ verſetzte Eliſabeth mit dem anmuthigſten Lächeln, welches ſie aufzubringen vermochte.

8.

Wenn einem der Späher und Laurer, welche Eliſabeth bald unter dieſem oder jenem Vorwand und Titel in Schottland hielt, zu glauben iſt, ſo hat Maria in den letzten Monaten ihrer Schwangerſchaft einmal den Gedanken gehabt, ſich von Darnley ſcheiden zu laſſen. Es wäre gut für ſie geweſen, falls ſie dieſen Gedanken nicht nur gehegt, ſondern auch verwirklicht hätte. Möglich, daß die kirchlichen Schwierigkeiten, welche die Sache hatte, ſie ſofort wieder davon abbrachten.

In dieſe letzten Monate und Wochen vor ihrer Niederkunſt ſollen nun auch, wie ihre Ankläger — insbeſondere Buchanan, welcher Maria's ihm vielfältig erzeigte Güte und Huld mit ſchnödem Undank vergalt — behauptet haben, die Anfänge der Leidenſchaft gefallen ſein, welche die Königin zu James Hepburn, Graf von Bothwell, hinriß. Die hierfür beigebrachten Beweiſe ſind aber ſo ſchwach, daß ſie ſchlechterdings kein bejahendes Verdikt zu tragen vermögen. Wahr iſt, daß ſich gerade in dieſer Zeit nähere Beziehungen zwiſchen Maria und dem genannten Lord knüpften; allein man darf dieſer Anknüpfung ohne Zwang zunächſt reinpolitiſche Motive unterlegen. Bothwell war von Haus einer der mächtigſten Barone des Landes und außerdem als Statthalter der Gränzlande gegen England zu in einer ſehr wichtigen Stellung; er legte auch großen Eifer und energiſche Befliſſenheit für den Dienſt ſeiner Königin dar. Dieſe, deren ganze Macht, wie man nicht vergeſſen darf, im Grunde darauf beruhte, daß ſie ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Adelsfraktionen zu erhalten vermochte, mag anfänglich in Bothwell nur einen Mann geſehen haben, welcher das Zeug hätte, gegenüber der Partei, welche in Murray und Morton ihre Häuptlinge anerkannte, der Chef einer ihrer königlichen Perſon mit Eifer ergebenen Partei zu werden und zu bleiben. Darin täuſchte ſie ſich freilich gröblich und es war die zweite der böſeſten Stunden ihres Lebens, als ſie ſich entſchloß, einem Menſchen ihr Vertrauen zu ſchenken, welcher an Lüderlichkeit mit den ausſchweifendſten ſeiner Mitbarone wetteiferte, an Machtgier aber und an Ruchloſigkeit alle überbot und in ſeinem ganzen Weſen nur den einen erträglichen Zug hatte, daß er kein Heuchler war, das Böſe frei und frank that und es verſchmähte, ſeine Frevel mit dem gleißenden Mäntelchen religiöſen Eifers aufzuflittern, wie ſo mancher ſeiner Mitlords zu thun ſich nicht entblödete. Wie dieſe, ſah auch Bothwell die herkömmliche ſchottiſche Anarchie als einen ihm von rechtswegen zuſtehenden Fiſchteich an — („he had all his hopes depending upon the publik disturbance“, hat ein Zeitgenoſſe von ihm geſagt, welcher ihn ſehr gut kannte) — aber er warf und zog ſein Netz am hellen Tage und mit einer Frechheit, welcher keine andere gleichkam.

Seltſam, hinſichtlich des Charakters dieſes ſchließlich in einem däniſchen Kerker zu Grunde gegangenen Menſchen gab es nie eine Meinungsverſchiedenheit: er galt allen für einen ſteinhartgeſottenen Wüſtling und Banditen, während dagegen über ſeine perſönliche Erſcheinung Nachrichten auf uns herabgelangt ſind, die einander geradezu widerſprechen. Die einen dieſer Berichte ſchildern ihn als jugendlich ſchön und mannhaft ſtattlich von Geſtalt, geſchmeidig und einſchmeichelnd von Gebaren, als in allen Künſten, den Frauen zu gefallen, wohlgeübt, kurz, als den unwiderſtehlichen ſchottiſchen Don Juan. Die andern wollen, er ſei ein häßlicher Kerl geweſen, einäugig, unanſehnlich von Geſtalt, ungehobelt, plump von Manieren. Die Wahrheit wird wohl ſein, daß er weder ſo ein Adonis noch auch ſo ein Blaubart war, und jedenfalls muß er etwas Anziehendes und Feſſelndes beſeſſen haben. Sonſt wäre es, abgeſehen von der Anziehungskraft, welche er auf die feingebildete Maria Stuart übte, unbegreiflich, daß nach dem Einſturz ſeines Glückes ſo viele und auch ſolche, welche nicht ſeine Klanleute geweſen, bei dem verfemten und gehetzten Flüchtling ausgehalten haben.

Die Kriminalakten aller Länder thun ſattſam dar, daß gerade wildeſte Böſewichte auf ihre Umgebung einen faſcinirenden Einfluß ausüben und daß der rückſichtslos alle Schranken niederwerfende Frevelmuth diaboliſche Blendungsgewalt beſitzt.

Anders können wir uns die ſouveräne Macht, welche Bothwell über Maria erlangte, nicht erklären. Dieſe Macht aber zu leugnen oder auch nur zu verkleinern, iſt ganz lächerlich; das Moment der Schuld auf ſeiten der Königin in ihrem Verhältniß zu dem Banditen beſtreiten zu wollen, war, iſt und wird ſein ein Unterfangen, welches unmöglich anders als mit einem Fiasko enden konnte, kann und können wird — es müßte denn ſein, daß die wirklichen Originalhandſchriften der Korreſpondenz Maria's mit Bothwell doch einmal zum Vorſchein kämen, was aber höchſt unwahrſcheinlich [1]).

Wollte man den Feinden Maria's glauben, ſo müßte man annehmen, ſie hätte ſchon im Winter von 1565—66 mit Bothwell geliebelt. Allein damals betrieb der gräfliche Bandit ſeine Heirat mit der Lady Jane Gordon, einer Schweſter des Grafen Huntley, und die Königin bemühte ſich um das Zuſtandekommen dieſer Verbindung, welche zu Ende Februars von 1566 geſchloſſen wurde. Iſt es nun, muß man fragen, denkbar, daß eine verliebte Frau und zwar eine friſchverliebte Frau nichts Eiligeres zu thun habe, als den Geliebten zu verheiraten? Kein Weiberkenner dürfte dieſe Frage bejahend beantworten.

---

[1]) Auch der neueſte und, wie mit Beſtimmtheit beigefügt werden darf, umſichtigſte Erforſcher und beſte Darſteller der Geſchichte Maria Stuarts, Jules Gauthier („Histoire de Marie Stuart", 3 vols. Paris 1869), hat den Schuldberg, welcher Bothwell heißt, nicht aus dem Leben ſeiner Heldin wegzuräumen vermocht und es iſt die ſchwache Seite ſeines Werkes, daß er auch da als Apologet aufzutreten verſucht, wo eine Apologie nicht nur ſchlecht am Platze, ſondern auch unmöglich iſt. Mit überzeugender Klarheit hat Gauthier dagegen die Fäden des Spiels bloßgelegt, welches Eliſabeth in Gemeinſchaft mit einem Theil des ſchottiſchen Adels gegen Maria ſpielte. Das Buch leidet leider da und dort an einem Anflug katholiſirender Tendenz, gereicht aber, als Ganzes betrachtet, der franzöſiſchen Hiſtorik wahrhaft zur Ehre.

Allein wozu Fragen aufwerfen und Antworten verſuchen über ein im Grunde ganz gleichgiltiges Problem? Ob Maria etliche Monate früher oder ſpäter der unheilvollen Gewalt Bothwells ſich anheimgab, ändert ja wenig oder nichts an der Sache. Denn dieſe Anheimgabe iſt eine Thatſache, welche keine Advokatenkunſt der Erde wegzuplaidiren vermag.

Es ſteht feſt, daß die Königin, kaum von ihrem Wochenbette aufgeſtanden, zu Bothwell, welchen ſie als Königin mit Gunſtbezeugungen überſchüttete, auch als Frau in vertraute Beziehungen getreten iſt. Ihr ganzes Gebaren dem Böſewicht gegenüber war notoriſch ein ſolches, daß er dadurch in ſeinen verwegenen Wünſchen und frevelhaften Entſchlüſſen beſtärkt werden mußte. Allerdings that der kindiſchtrotzige Schmoller Darnley nach Kräften das Seinige, um ſeine Frau mehr und mehr bereuen zu machen, daß ſie eine „hohle Hopfenſtange“

geheiratet hatte. Allein weder dieſer Umſtand, noch die Zettelungen der eliſabethiſch geſinnten Adelsfraktion vermögen irgendwie das zu rechtfertigen, was Maria in den letzten Monaten von 1566 und in den erſten von 1567 theils zuließ theils mitthat.

Ihr Benehmen konnte gar nicht verdächtiger ſein, als es war, und es hätte unmöglich ſo ſein können, wie es war, falls ſie nicht der Beſtrickung durch Bothwell zu Ausgang des Jahres 1566 bereits erlegen geweſen wäre. Wollte man ſich in den Glaubenskreis von damals verſetzen, ſo müßte man, um die Handlungsweiſe der Königin zu erklären, ſagen, ſie ſei behext worden. Denn wie alles Verſtandes und Willens bar, folgte ſie den Antrieben des Banditen, welcher nach der Krone von Schottland griff.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Bothwell, indem er Darnley mordete, dieſe Schandthat nicht auf ſeine alleinige Rechnung, ſondern auch auf die der engliſchgeſinnten Adelspartei vollbrachte und daß daher Morton, Lethington und viele andere Lords, Murray nicht ausgeſchloſſen, ſeine Mitſchuldigen geweſen ſind. Aber es ſteht feſt, daß Maria es war, welche, ſcheinbar mit ihrem Gemahl ausgeſöhnt, den von der Pockenkrankheit nothdürftig geneſenen Unglücklichen von Glasgow holte und in dem Hauſe Kirk of Field außerhalb der Ringmauer Edinburg einquartirte, welches Haus für Bothwells mörderiſche Abſichten wie gemacht war. Es ſteht ferner feſt, daß die Königin am Abend des 9. Februars von 1567 mehrere Stunden lang in Darnley's Krankenzimmer verweilte, während im Untergeſtock ſchon die Vorbereitungen zu dem Mordklapf getroffen wurden, welcher, während Maria in der Bankett-halle von Holyrood tanzte, nach Mitternacht das Haus mitſammt Darnley in die Luft ſchleuderte.

Mit Vorbringung dieſer Thatſachen will nicht etwa bewieſen werden, daß die Königin um Bothwells Mordplan gewußt, denſelben gebilligt und wiſſendlich zur Ausführung des Gräuels mitgewirkt hätte. Nein, ſondern nur das ſoll und muß dadurch für bewieſen gelten, daß ſie zur angegebenen Zeit ein willenloſes Werkzeug in Bothwells Bubenhänden geweſen iſt.

In Wahrheit, der Beweis für Maria's Mitſchuld an der Ermordung ihres Gatten iſt nicht geführt und wird wohl niemals zu führen ſein. Zwar haben, wie bekannt, nachmals, als die Königin eine Gefangene in England war, Murray und ſeine Parteigenoſſen dieſen Beweis beibringen zu können erklärt und haben denſelben in den Augen der Kommiſſäre der Königin Eliſabeth wirklich beigebracht. Aber, wohlverſtanden, nur in den Augen dieſer Kommiſſäre, welche nichts waren als die ſervilen Werkzeuge Burleighs und Walſinghams.

Und worin beſtanden dieſe angeblichen Beweiſe? In dem Inhalt der ſogenannten „ſilbernen“ Kaſſette, welche Maria dem Bothwell geſchenkt und worin dieſer die von ihr an ihn gerichteten Briefe und Sonette verwahrt hatte. Als thatſächlich angenommen, der Bandit habe Briefe und Sonette von der Königin empfangen, waren es die echten Schriftſtücke, welche die ſilberne Kaſſette enthielt, als dieſelbe in England durch Murray eröffnet und geleert wurde? Kein Menſch kann das mit Grund behaupten. Denn nicht die Originale ſind von

Murray und ſeinen Helfershelfern vorgebracht werden, ſondern nur Abſchriften und vergebens haben die Bevollmächtigten Maria's die Vorlage der Originale verlangt, ja ſie haben ſogar vergebens gefordert, daß man wenigſtens die Abſchriften ihrer Gebieterin vorlegte, damit dieſe darüber vernommen werden und angeben könnte, was an und in den Papieren echt oder falſch.

Kein Menſch, es wäre denn ein von allem Gerechtigkeitsſinne verlaſſener, wird einen alſo geführten Schriftbeweis für einen wirklich erbrachten erklären wollen. Aber es gehörte, wie leicht begreiflich, mit zum eliſabethiſchen Syſtem, die Königin von Schottland für des Mordes ihres Gemahls mitſchuldig gelten zu laſſen, und ſo wurden die Papiere des ſilbernen Käſtchens für durchweg echt erklärt und als echt ausgetrompetet. Maria ihrerſeits hat bis zu ihrem letzten Athemzug behauptet, daß ſie nicht Mitwiſſerin von Bothwells mörderiſcher Abſicht geweſen; ſowie, daß die mehrerwähnten, als Schuldbeweiſe gegen ſie gebrauchten Papiere, welche man ſie ſchlechterdings nicht ſehen ließ, ganz oder theilweiſe gefälſcht ſeien. Wer die Skrupelloſigkeit der Politik Burleighs und Walſinghams, ſowie die Schurkerei der ſchottiſchen Spießgeſellen dieſer engliſchen Miniſter kennt, wird nicht anſtehen, die ſtarke Möglichkeit, die hohe Wahrſcheinlichkeit, um nicht zu ſagen die zweifelloſe Wirklichkeit einer veranſtalteten und verübten Fälſchung zuzugeben. Für einen Menſchen wie Lethington z. B. wäre ſo etwas nur ein Spaß geweſen und einen Lethington dazu anzueifern hätte ſich ein Burleigh oder Walſingham keinen Augenblick beſonnen.

9.

Wenn aber die Frage, ob Maria der Mitſchuld an dem ſchrecklichen Mord von Kirk of Field zu zeihen ſei, zu ihren Gunſten ſich erledigen mag, ſo iſt dies keineswegs der Fall mit der weiteren Frage: Hat ſie die mittels dieſes Mordes geſchaffene Situation nicht leichtſinnig angenommen?

Sie fand und fügte ſich ſo in dieſe Situation, daß ſie nothwendig als die Mitſchuldige Bothwells erſcheinen mußte. Das iſt der furchtbare Makel, welchen kein Anwalt von der Geſtalt der Königin wegwaſchen und wegätzen kann.

Daß Maria es verſchmähte, am 10. Februar von 1567 die betrübte Wittwe zu ſpielen, darf ihr keineswegs als Fehl angerechnet werden. Vor dieſem verhäßlichenden Zug wenigſtens blieb ihre Geſtalt bewahrt. Eliſabeth hätte, an die Stelle ihrer Baſe verſetzt, zweifelsohne an Darnley's Leiche ebenſo leicht dicke Krokodilsthränen vergoſſen, wie ſolche Katharina die Zweite an der Leiche Peters des Dritten vergoß. Maria konnte oder wollte es nicht. Aber ſie fehlte gegen die gewöhnlichſten Regeln des Anſtands, als ſie es geſchehen ließ, daß ihr ermordeter Gatte in der ſchluderigſten Weiſe beſtattet wurde. Mußte ſich da nicht jedermann die Erinnerung aufdringen, wie ſorgſam ſie darüber gewacht hatte, daß den Ueberreſten Riccio's die letzte Ehre erwieſen würde? Und noch weiter ging der ſchneidende Kontraſt. Damals hatte ſie ihre ganze Befähigung und Thatkraft aufgeboten, um den Mord des italiſchen Geigers zu rächen, und hatte ſie das energiſch betriebene Strafgericht zu einem guten Theile durchgeſetzt. Jetzt duldete ſie, daß die in betreff der Ermordung ihres Gemahls langſam und läſſig angehobene Unterſuchung und die derſelben folgende Prozedur wie ein augenſcheinliches Poſſenſpiel betrieben wurde. Sie ſcheute ſich ſogar vor Schlimmerem nicht: während ſo zu ſagen jedermann mit Fingern auf Bothwell als auf Darnley's Mörder hinwies, während öffentliche Maueranſchläge ihn beſtimmt als ſolchen bezeichneten, trug die Königin nicht einmal Sorge, die Gunſt, in welcher der Bandit bei ihr ſtand, auch nur einigermaßen zu verbergen.

Das war denn doch ein Aergerniß ſonder gleichen. Aber dieſes Aergerniß ſollte ſich noch beträchtlich ſteigern, ſollte zu einer wahrhaft ungeheuerlichen Potenz des Schandbaren erhoben werden: — Maria heiratete den offenkundigen Mörder ihres Gatten.

Dieſe ganze Heiratsgeſchichte iſt ein Abgrund von Frevel und Schmach.

Allerdings war die Königin das Opfer von Bothwells frechen Ränken, aber war ſie es nicht freiwillig? Kein Menſch von Wahrheitsgefühl kann dieſe Frage verneinen. Wie kann ein Apologet die Stirne haben, ernſthaften Männern den angeblich gewaltſamen Ueberfall Maria's bei Foulbriggis durch Bothwell am 24. April 1567 und ihre Entführung nach Dunbar als etwas Ernſthaftes aufbinden zu wollen? Wie kann man lügen, die Königin hätte ſich der Gewalt — wohlverſtanden der materiellen Gewalt des Banditen nicht zu entziehen vermocht? Hatte ſie doch früher und hat ſie doch ſpäter hinlänglich bewieſen, daß ſie das Talent und die Kraft beſaß, unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen ihren Willen durchzuſetzen und ſich durch ganz andere Hinderniſſe Bahn zu brechen. Sie, welche nach Riccio's Ermordung aus Holyrood entkommen war, ſie, welche nachmals ſogar aus ihrer ſtrengen Haft zu Lochleven zu entwiſchen wußte, ſie hätte im April von 1567 nicht aus Dunbar herauszukommen vermocht? Die Wahrheit iſt, ſie wollte nicht. Sie wollte vielmehr den elenden

Schurken zum Manne haben, welcher ihren Geiſt völlig unterjocht hatte. Mit ſchamloſer Haſt wurde die Vollziehung des ſündhaften Bündniſſes betrieben, und nachdem eine formloſe Scheidung Bothwells von ſeiner Frau erſchlichen worden, reichte die Wittwe Darnley's ſeinem Mörder am 15. Mai in Holyrood vor dem Altar die Hand.

Am folgenden Morgen fand man an das Schloßthor den Pentameter Ovids geſchrieben:

„Mense malas maio nubere vulgus ait“ [1]) . . . .

Falls es überhaupt etwas gäbe, was die bethörte Königin entſchuldigen könnte, ſo wäre dieſes etwas das Gebaren, welches der ſchottiſche Adel bei Gelegenheit der Ermordung Darnley's und der Heirat Maria's mit Bothwell eingehalten hat. Auch mit Aufbietung aller Liſt und Macht, deren ſie fähig und habhaft, hätten die Königin und der gräfliche Bandit die Prozeſſirung des letzteren nicht zu einer ſolchen wüſten Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit, wie ſie war, zu machen vermocht, falls nicht die Ariſtokratie in ihrer überwiegenden Mehrzahl mittelbar und unmittelbar dazu mitgeholfen hätte. Seine mitſchuldigen Mitpeers ſprachen den Mörder frei und dieſe Lumpe von Lords gingen noch weiter. Achtundzwanzig derſelben, acht katholiſche und proteſtantiſche Prälaten und zwanzig proteſtantiſche und katholiſche Grafen, Barone, Lords und Lairds, ſchloſſen, unterzeichneten und beſiegelten am Abend des 19. April einen förmlichen „Bond“ zu Gunſten Bothwells. Im erſten Theil dieſes charakteriſtiſchen Aktenſtückes erklärten ſie „bei Edelmannswort und Edelmannstreue“ den Grafen Bothwell für völlig unſchuldig an Darnley's Ermordung; im zweiten gaben ſie der Königin den Rath, ſie möchte „in Betracht der vortrefflichen Eigenſchaften und guten Dienſte Bothwells“ dieſen zum Gemahl nehmen.

---

[1] Vetteln heiraten im Mai, alſo behauptet das Volk.

Daß dieſer „Bond“ die Königin in ihrer wahnſinnigen Bethörung beſtärken mußte, iſt klar. Kaum weniger klar iſt, daß dieſe Machenſchaft, natürlich von Bothwell angezettelt, eifrig von der im engliſchen Solde ſtehenden Partei, welche das Verderben

Maria's wollte, unterſtützt wurde. Aber wunderlich muß es erſcheinen, daß der Bund vom 19. April auch von dem Biſchof von Roſſ und von Lord Herries unterzeichnet worden iſt, welche beide ſich ſpäter als unverbrüchlich treue Anhänger ihrer Königin erwieſen haben. Entweder waren dieſe Herren damals noch nicht von der Schuld Bothwells überzeugt, was ſehr unwahrſcheinlich; oder aber hatte ſich dem ſchottiſchen Adel der Unterſchied von Recht und Unrecht ſo völlig verwiſcht, daß ſelbſt die beſſeren ſeiner Mitglieder gar kein Gefühl mehr dafür hatten, was ſehr glaublich.

Kaum hatte ſich nun Maria unwiderruflich kompromittirt und unlöslich verſtrickt, als, von der Hand Burleighs geſchürt, ein Aufſtand gegen die „Kebſe des mörderiſchen Bothwell“ losbrach. Schon im Juni erhob ſich eine große Anzahl von Baronen in Waffen. Treffend hat Scott bemerkt: „Sie hatten die unglückliche Königin in die Arme Bothwells geſtoßen, ſie hatten ſie den Gelüſten dieſes Schurken überlaſſen ohne für ſie eine Lanze zu erheben oder ein Schwert zu ziehen; erſt dann, als Maria an den Böſewicht gekettet war, ſchlugen ſie Alarm.“ Die Rebellion war anfangs, falls man nämlich den offiziellen Verſicherungen der Rebellen glauben wollte, nur gegen den Gemahl der Königin gerichtet; allein es lag ja in den Verhältniſſen, daß Maria kaum einen Monat nach ihrer unſeligen Heirat ihre Sache nicht von der ihres Mannes trennen konnte. Die Folge war, daß das von ihr zuſammengebrachte Heer auf den Höhen von Karberry auseinanderlief, Bothwell flüchtig werden und die Königin ſich den aufſtändiſchen Lords als Gefangene ergeben mußte (15. Juni). Bothwell wurde hierauf aus einem Banditen ein Pirat, fiel an der Küſte von Norwegen den Dänen in die Hände und endigte ſeine Frevelbahn in einer Kaſematte von Malmö. Ihre beſiegte Königin thürmten die ſiegreichen Rebellen in der Inſelburg Lochleven ein, allwo ſie der herben Aufſicht einer entſchiedenen Haſſerin unterſtellt war, der Lady Douglas, weiland Margarethe Erskine, Maitreſſe Jakobs des Fünften, Mutter Murray's. Dieſer überahm die Regentſchaft im Namen ſeines Säuglings von Neffen. Die eliſabethiſche Politik hatte demnach vollſtändig in Schottland triumphirt. Der Regent des Landes war thatſächlich nur der Statthalter der Königin von England. Murray und ſein Anhang gingen aber noch weiter. Sie erklärten nämlich die Gefangene von Lochleven für des Thrones unwürdig und verluſtig und ließen ſie durch den brutalen Lindſay zwingen, ihre Abdankung zu unterzeichnen, worauf ſie das Kind Jakob krönten und als Jakob den Sechſten proklamirten. Alles Widerſtreben der eingekerkerten Königin war umſonſt. Sie konnte nur gegen ihre Thronentſagung als gegen eine gewaltſam erzwungene proteſtiren. Ihr bittweiſe und wiederholt gemachtes Anerbieten, vor einem rechtmäßigen Parlament gegen die auf ſie gehäuften Beſchuldigungen ſich zu vertheidigen, fand keine Beachtung. Die reformirten Kanzeln erdröhnten von gegen die Gefangene geſchleuderten Beſchimpfungen und Flüchen. Knox und andere Prädikanten forderten in wuthſchäumenden Ergüſſen den Tod Maria's. Die „Religion der Liebe“ führte ſich wieder einmal ſehr liebevoll auf.

Die Königin war beſchimpft, geſchlagen und gefangen, aber ſie fühlte und gab ſich nicht beſiegt. Wohl mußte der Rückblick auf die unſelige Bothwelliade ſie zu Boden drücken, allein die Elaſticität ihres Geiſtes widerſtand dieſem Druck und zum tödtlichen Aerger der griesgrämigen Burgfrau von Lochleven trug die Gefangene das Haupt ſo hoch und ſtolz, wie nur jemals eine Königin es getragen hat.

Lady Douglas ſollte aber noch mehr Grund zu Aerger und Kummer erhalten. Ihr eigen Fleiſch und Blut empörte ſich wider ſie: ihr achtzehnjähriger Sohn George Douglas trat in Einverſtändniß mit der Gefangenen und arbeitete an der Befreiung derſelben. Nicht aus romantiſcher Liebeleidenſchaft, wie da und dort, beſonders in Walter Scotts vortrefflichem Roman „The abbot“, rührend zu leſen iſt. Der junge Menſch war ſo habſüchtig, wie nur jemals ein Schotte geweſen, und wollte mit der Befreiung Maria's einfach ein Geldgeſchäft machen. Mit Beihilfe des Pagen ſeiner Mutter, Willie Douglas, welcher vielleicht ein von der Bank gefallener Halbbruder von George war, gelang es ihm, die Entweichung der Königin aus Lochleven vorzubereiten und in der Abenddämmerung vom 2. Mai 1568 glücklich zu bewerkſtelligen.

Kaum in Freiheit, hatte Maria ein Heer um ſich, was immerhin beweiſt, daß ſie keineswegs in den Augen aller Schotten oder auch nur der Mehrzahl derſelben das „ſcharlachene Weib“ geweſen iſt, für welches fanatiſche Benzen ſie ausſchrieen. Allein die Barone, welche ihre Vaſallen der Königin zuführten, beſaßen weit mehr Muth und Eifer als Geſchicklichkeit. Sie überſtürzten, die Warnungen der Einſichtigeren unter ihnen in den Wind ſchlagend, die Entſcheidung, indem ſie die ihnen am 13. Mai bei Langſide von ſeiten Murray's gebotene Schlacht annahmen, welche für die Armee Maria's zu einer entſchiedenen Niederlage ausſchlug. Nach einer jammervollen Flucht erreichte die Königin zwei Tage ſpäter die Abtei Dundrennan. Hier faßte ſie den böſen Entſchluß, ein Aſyl in England zu ſuchen, d. h. ihrer Todfeindin ſich in die Hände zu geben. Vergebens beſchwor Lord Herries ſeine Gebieterin, Schottland nicht zu verlaſſen. Eine grauſame Proklamation, welche Murray von der Walſtatt von Langſide aus gegen ſeine beſiegte Schweſter geſchleudert hatte, gelangte nach Dundrennan und machte auf Maria einen Eindruck, als fühlte ſie den Boden Schottlands unter ihren Füßen brennen. Sie ſchrieb an Eliſabeth, daß ſie nur noch auf Gott und ihre Baſe hoffte, und am 16. Mai fuhr ſie in einem Fiſcherkahne von Dundrennan über den Solway nach Workington in Kumberland hinüber.

Im Schloſſe zu Karlisle wurde ſie zehn Tage ſpäter durch Lord Skrope und Sir Francis Knollys im Namen der Königin von England begrüßt; aber in ſo zurückhaltender Weiſe, daß Maria ſchon daraus entnehmen konnte, wie ſehr ſie ſich getäuſcht, wenn ſie wähnte, bei Eliſabeth Beiſtand und Hilfe zu finden. Skrope und Knollys ſchrieben an ihre Herrin: „Nach den mit der Königin von Schottland geführten Geſprächen zu ſchließen, beſitzt ſie einen anſchlägigen Kopf und eine beredſame Zunge; ebenſo, wie uns ſcheint, ein hochſinniges Gemüth und eine große Energie.“ Das klang in den Ohren Eliſabeths ſehr unliebſam. Aber die verhaßte Nebenbuhlerin war ja in ihrer Gewalt und ſollte darin bleiben. Das ſtand ſofort feſt. Unter keiner Bedingung durfte Maria mehr nach Schottland zurückkehren, über welches Land man ja jetzt nach ihrer Entfernung mittels der Murray, Morton und Kompagnie vollſtändig Herr war. Aber man mußte den Schein wahren, insbeſondere Frankreich gegenüber, um jede Möglichkeit eines Einſchreitens zu Maria's Gunſten von vorther abzuſchneiden. Die entthronte und gefangene Königin ſollte demnach eines blaſſen Anſcheins von Freiheit und Königſchaft genießen, ſo daß man je nach den Umſtänden ſie hervorziehen oder zurückſchieben, mit ihr unterhandeln, ſie den ſchottiſchen Baronen, falls ſich dieſelben etwa mauſig machen wollten, als Schreckbild zeigen, kurz, als ein Werkzeug der eliſabethiſchen Politik handhaben könnte.

In Wahrheit iſt Maria Stuart von der Stunde an, wo ſie den Fuß auf engliſchen Boden geſetzt, eine Gefangene geweſen, obzwar man ihr einen kleinen Hofhalt geſtattete, deſſen Koſten ſie vorzugsweiſe mittels ihres franzöſiſchen Witthums deckte. Es hätte härter ausgeſehen, wäre aber viel weniger grauſam geweſen, ſo Eliſabeth ihre Baſe von Anfang an in ſtrengem Gewahrſam halten ließ. Denn dadurch wären der Gefangenen die Mittel entzogen worden, gegen ihre Feindin jenen vieljährigen und fruchtloſen Verſchwörungskampf zu unterhalten, welcher nothwendig zu einer ſchrecklichen Kataſtrophe führen mußte. Daß Maria zu dieſem Kampfe vollauf berechtigt war, kann gar keiner Frage unterſtehen. Man mag dem eingekäfigten Falken hundertmal vorſchwatzen, er möge ſich in ſein Schickſal ergeben und geduldig hinnehmen, was über ihn verhängt ſei: der Falk wird darum doch nicht aufhören, den Verſuch zu machen, ob ſich der abſcheuliche Käfig nicht ſo oder ſo zertrümmern ließe.

10.

Aber der Käfig war feſt. Der Falk hat ſich nur das Gefieder und ſchließlich das Leben an dem Gitterwerk zerſtoßen und gebrochen.

Neunzehn Jahre lang hatte Maria das bittere Brot der Gefangenſchaft zu eſſen. Je nach der Laune Eliſabeths iſt ſie von einem Kerkerſchloß ins andere, von dem dritten ins vierte, fünfte, ſechſte geſchleppt worden, oft mitten im ſtrengſten Winter, ohne alle Rückſicht auf die bald ſehr leidend gewordene Geſundheit der Gefangenen, in unbequeme, kalte und feuchte Gelaſſe. Fotheringay war die letzte Station auf dieſem ihrem Leidensweg, der finſtere Puritaner Amyas Paulet ihr letzter Kerkermeiſter.

Man muß der unglücklichen Frau nachrühmen, daß ſie auch als widerrechtlich gefangen Gehaltene den Streit mit ihrer Feindin lange Zeit hindurch mit großer Geduld und Ehrenhaftigkeit geführt hat. Immer wieder getäuſcht, ergab ſie ſich doch immer wieder der Hoffnung auf anſtändige Bedingungen hin mit Eliſabeth zu einem Uebereinkommen gelangen zu können. Später freilich iſt ihr Herz in Galle geſchwommen und wie hätte es auch anders ſein können? Sie ſah alle ihre Entwürfe ſcheitern, ſie mußte erfahren, daß ihre Freunde auf Schaffoten verbluteten oder in Gefängniſſen verkümmerten oder im Exile darbten. Ihre Phantaſie war getrübt, ihr Gemüth verbittert, ihr Leib gebrochen. Sie war vor der Zeit gealtert, die Haare fielen ihr aus, ihr Magen verſagte die Verdauungsarbeit, nur mühſälig und nur wenige Schritte weit vermochte ſie ſich auf ihren geſchwollenen Beinen zu bewegen. Den ſchmerzlichſten Stoß führte die Feindin auf ſie, indem ſie ihr den Sohn, das einzige Kind, entfremdete. Jakob der Sechſte verkaufte ſo zu ſagen ſeine Mutter an die Königin von England um etliche tauſend Pfunde jährlich, d. h. er bezog eine Penſion von Eliſabeth unter der ſtillſchweigenden Bedingung, nichts zu Gunſten der Eingekerkerten zu unternehmen. Der fiſchblütige junge Halunke kaufte ſich von ſeiner Sohnespflicht mittels eines Kynismus los, indem er von ſeiner Mutter ſagte: „Mag ſie das Bier hinunterwürgen, welches ſie gebraut hat.“

Einmal iſt dann auch der Groll und Zorn, wie er ſich in der gequälten Frau jahrelang angeſammelt und geſtaut hatte, überſchwellend ausgeborſten und zwar in Form jenes berüchtigten Briefes, welchen Maria im November von 1584 an Eliſabeth ſchrieb. Sie riß darin der ſcheinheiligen Feindin die Maſke der Jungfräulichkeit ab und rückte derſelben in keineswegs ſehr zarten Ausdrücken alle die Buhlereien und Unzüchtigkeiten vor, welche Eliſabeth nach der Ausſage ihrer geweſenen Ehrendame, der Gräfin Shrewsbury, mit Leiceſter, Hatton, Simier und dem Duc d'Alençon getrieben hätte. Auch die gränzenloſe Eitelkeit, ſowie der brutale Jähzorn der Tochter Heinrichs des Achten erhielten in dieſer Epiſtel ihr gehöriges Theil.

Wahrſcheinlich iſt dieſer Brief niemals an Eliſabeth gelangt, ſondern von den Spähern und Kundſchaftern, womit Burleigh und Walſingham die gefangene Königin umringt hielten, aufgefangen worden. Die engliſchen Miniſter mochten es für ganz überflüſſig halten, den ohnehin regen Zorn ihrer Gebieterin durch eine Zuſchrift dieſer Art noch mehr anzufachen, und es war in der That überflüſſig. Eliſabeth haßte ihre Gefangene ſchon darum ſattſam, weil ſie derſelben ſo viel Unheil bereitet und ſo ſchnödes Unrecht angethan hatte. Aber ſie fürchtete die Gehaßte auch und ſie hatte Grund dazu. Maria war erſt in der Gefangenſchaft ſo recht die Hoffnung der engliſchen Katholiken, wie die Bundesgenoſſin des Papſtes, der Guiſen und des Königs von Spanien geworden, welche alle mitſammen der Königin von England nicht allein nach der Krone, ſondern auch nach dem Leben ſtrebten. Philipp der Zweite hatte gegen Eliſabeth gerichtete Mordanſchläge zu wiederholten malen mit ſeinem Staatsrathe diskutirt, und daß der mordbrütende Geiſt des Jeſuitismus, welcher im Auguſt von 1572 den koloſſalen Gräuel der Bartholomäusnacht angeſtiftet und vollbracht hatte, noch in voller Giftblüthe ſtand, das war neuerlich durch den 10. Juli von 1584 erwieſen worden, an welchem Tage die Mordkugel des von den Jeſuiten gehetzten Balthaſar Gerard zu Delft die Bruſt Wilhelms von Oranien durchbohrte.

Es iſt daher nur gerecht, anzunehmen, daß Eliſabeth im Jahre 1586 nicht allein an die Wirklichkeit einer bevorſtehenden ſpaniſchen Invaſion und eines damit verbundenen Aufſtandes der engliſchen Katholiken glaubte, ſondern auch daran, daß weſentlich die Umtriebe Maria's und ihrer Anhänger dieſe Gefahr herbeigeführt hätten. Nicht minder traute die Königin den Verſicherungen ihrer Miniſter, daß die Gefangene von Fotheringay in das mit dem Projekt einer ſpaniſchen Landung in England auf's engſte verbundene Mordkomplott, an deſſen Spitze Babington ſtand, vollkommen eingeweiht wäre und demnach ihre, Eliſabeths, von dem Genannten und ſeinen Mitverſchworenen geplante Ermordung ausdrücklich gutgeheißen hätte.

Dieſes Komplott beſtand, keine Frage; aber es war von Walſingham, wenn nicht angeſtiftet, ſo doch mittels gewiſſenloſer, auf das Verderben Maria's gerichteter Polizeikünſte aufgepäppelt und großgezogen worden. Die ganze Machenſchaft ähnelt auffallend den Komplottefindungen, wie ſie der Bonapartismus zur Zeit des angeblichen Onkels wie zur Zeit des ſogenannten Neffen als ein beliebteſtes und wirkſamſtes Regierungsmittel handhabte, — Komplottefindungen, auf welche der alte Bauernſpruch:

„Mattheis
Bricht 's Eis;
Find't er keins,
So macht er eins —“

wie angemeſſen paßt… Maria hat ihrerſeits nicht beſtritten, daß ſie um das ſpaniſche Invaſionsprojekt wußte und daſſelbe billigte. Warum auch hätte ſie es nicht billigen ſollen? Verſprach ihr daſſelbe doch Erlöſung aus einer achtzehnjährigen Gefangenſchaft, in welcher ſie wider alles Völkerrecht gehalten wurde, von den Geboten der Menſchlichkeit ganz zu ſchweigen. Wer ſodann weiß, daß die Menſchen nichts weniger als Engel ſind und daß die chriſtliche Phraſe „Liebe deine Feinde und thue wohl deinen Haſſern!“ vor den thatſächlichen Leidenſchaften und Intereſſen verſchwindet wie Nebel vor dem Morgenwinde, würde ſich nicht ſehr darüber verwundern, ſo Maria kein Bedenken getragen hätte, ſelbſt das Leben ihrer Feindin als Preis für ihre Befreiung und Wiederherſtellung zu bezahlen.

Allein die unglückliche Gefangene hat der Bezichtigung, um Babingtons Mordplan gewußt und denſelben gebilligt zu haben, ein energiſches Nein entgegengeſetzt und daſſelbe bis zuletzt aufrecht erhalten, während ſie ihr Einverſtändniß mit der großen katholiſchen Kombination ohne weiteres zugab. Man wollte ſie mittels eines von Babington an ſie geſchriebenen Briefes und mittels ihrer Antwort auf denſelben überweiſen: ſie forderte die Vorlage der Originale, indem ſie dem Staatsſekretär Walſingham ins Geſicht ſagte, er ſei der Mann dazu, ihre durch ſeine Spione aufgefangene und durch ſeine Hände gegangene Korreſpondenz gefälſcht zu haben. Die Originale wurden aber der Angeklagten jetzt ſo wenig vorgelegt wie damals, als es ſich um die Papiere des „ſilbernen Käſtchens“ gehandelt hatte.

11.

Ueberhaupt war die Prozedur, welcher Maria im Herbſte von 1586 unterworfen wurde, von A bis Z ein grober Spott auf alle Rechtspflege, eine ebenſo ſchamloſe Verhöhnung des Rechtes, wie der Prozeß Bothwells eine geweſen.

An die Spitze der unterſuchenden und richtenden Kommiſſion, welche Eliſabeth ernannte, wurden Maria's Todfeinde Burleigh und Walſingham geſtellt, die es als eine Hauptaufgabe ihrer Staatsmänniſchkeit betrachteten, der Angeklagten das Leben zu nehmen. Man ſcheute nicht vor der Rohheit zurück, der kranken, gebeugten und verlaſſenen Frau keinen Rechtsbeiſtand und Anwalt zu geſtatten. Man ging in einer Weiſe vor, welche es rein unmöglich machte, die Wahrheit zu finden. Sowie Maria erfuhr, daß man ſie in das Mordkomplott Babingtons verwickeln wollte, verlangte ſie, mit dieſem und ſeinen Mitſchuldigen konfrontirt zu werden. Umſonſt. Man beeilte ſich vielmehr, Babington und ſeine Mitverſchworenen hinzurichten, damit der angeklagten Königin jede Berufung auf dieſe Zeugen abgeſchnitten wäre. Maria, welche in ihrem ſouveränen Königsbewußtſein es ganz gut hätte ablehnen können, ihren Anklägern Rede zu ſtehen und Antwort zu geben, that alles ihr Mögliche, um die Falſchheit der ſchwerſten auf ſie gehäuften Beſchuldigung zu erweiſen; ihre Richter dagegen, welche nur ihre Henker geweſen ſind, wandten gleichermaßen Liſt und Brutalität auf, um dieſe Abſicht der Unglücklichen zu vereiteln und das Opfer wehrlos zu machen.

Sogar ihre bitterſten Feinde haben nicht zu beſtreiten gewagt, daß, als Maria am 14. Oktober in der großen Halle von Fotheringay vor ihren Richtern erſchien, ihre Haltung voll edelſter Faſſung und Würde war. Auf die von ſeiten Burleighs an ſie ergangene Aufforderung, die gegen ſie gerichtete Anklageakte anzuhören, gab ſie dieſe Erklärung ab: „Ich bin nach England gekommen, um den Beiſtand nachzuſuchen, welcher mir verſprochen worden war. Jedermann weiß, daß ich allem Recht und allen Geſetzen zuwider als Gefangene in dieſem Lande zurückgehalten worden bin. Was eure Kommiſſion angeht, ſo hat niemand das Recht, eine ſolche zu beſtellen, weil niemand über mir ſteht. Ich bin als freie und ſouveräne Fürſtin geboren und nur Gott für meine Handlungen verantwortlich. Ich anerkenne in euch weder meine Pairs noch meine Richter, und wenn ich einwillige, euch Rede zu ſtehen, ſo geſchieht das nur, weil ich will und um zu beweiſen, daß die gegen mich gerichteten Anklagen falſch und verleumderiſch ſind.“

Im Verlaufe der Verhandlung bemerkte ſie mit Bitterkeit, man habe Babington hingerichtet, um die von ihr begehrte Konfrontation mit ihm unmöglich zu machen, und fügte die Frage hinzu, warum man denn nicht wenigſtens ihre beiden verhafteten Sekretäre Nau und Kurle herbeigebracht hätte, um ſie ihr, wie ſie verlangte, gegenüberzuſtellen. Es würde wohl geſchehen ſein, ſo man ſicher wäre, daß dieſe Zeugen ihre angeblichen Geſtändniſſe auch in ihrer, der Angeklagten, Gegenwart wiederholten. Daß ſie, wie die Vorbringung dieſer Zeugen, ſo auch die der Originale der ihr zugeſchriebenen brieflichen Aeußerungen gegenüber von Babington vergeblich forderte, iſt ſchon erwähnt worden. „Man gründet Beſchuldigungen auf meine Briefe — rief ſie aus — und man beraubt mich, indem man mir die Mittheilung der Originale verweigert und mir meine Papiere wegnahm, aller Mittel, die Falſchheit dieſer Beſchuldigungen darzuthun." Schließlich ſagte ſie: „Meine einzigen Verbrechen ſind meine Geburt, die Beſchimpfungen und Leiden, welche man mir angethan, und die Religion, welche ich bekenne. Auf meine Geburt bin ich ſtolz; die mir widerfahrene Unbill weiß ich zu verzeihen, und was meine Religion betrifft, ſo iſt ſie mir Troſt und Hoffnung in meiner Trübſal und bin ich bereit, ſie mit meinem Blute zu beſiegeln. Allzeit habe ich das Leben der geringſten Kreatur Gottes geachtet. Es liegt viel mehr in meiner Natur, zu beten wie Eſther als das Schwert zu ergreifen wie Judith. Im Uebrigen wäre es thöricht, es auf den Urtheilsſpruch von Menſchen ankommen zu laſſen, welche meine notoriſchen Feinde ſind. Ich verlange, angeklagt zu werden und mich vertheidigen zu dürfen vor dem Parlament von England, in Gegenwart der Königin und ihres Staatsraths."

Eitle Berufung! Am 25. Oktober verſammelte ſich die Kommiſſion ſtatt zu Fotheringay in Weſtminſter und ſprach die Königin von Schottland, ohne ſie noch einmal zu hören, nach dem ganzen

Umfange der Anklage ſchuldig. Nur einer der Richter, Lord Zouch, trug Scham und Scheu, dieſem Schand- und Spottverfahren durch ſein Ja beizuſtimmen. Der gefällte Spruch, welcher ſelbſtverſtändlich von den beiden Häuſern des Parlaments beſtätigt und von der Bevölkerung Londons mit tobender Freude begrüßt wurde — die Regierung hatte Sorge getragen, den „proteſtantiſchen Geiſt“ gehörig zu kitzeln und die öffentliche Meinung mit einer ungeheuern Schüſſel voll „papiſtiſcher“ Schauergeſchichten zu traktiren — der gefällte Spruch war ein Todesurtheil, deſſen Vollziehung nur von der Laune Eliſabeths abhing.

Die Manier nun, wie ſich die Königin als zwiſchen den Forderungen des Staatswohls und ihren Bedenklichkeiten ſchwankend darſtellte; die infame Zumuthung, welche ſie mehr oder weniger offen ihrer Umgebung machte, man ſollte ſie von ihrer Baſe „befreien“, ohne daß eine Hinrichtung ſtattzufinden brauchte[1]; die Art und Weiſe, wie ſie ſich ihre Unterſchrift zu Maria's Todesurtheil ſcheinbar abliſten oder abnöthigen ließ; die ſchamloſe Heuchelei, womit ſie nachmals behauptete, die Hinrichtung ſei ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen geſchehen: — das alles hat etwas ſo entſchieden Kätziſches, daß ſich jeder geſunde Sinn davon angewidert fühlen muß.

---

[1] Eliſabeth hatte ſchon im Auguſt von 1586 in dieſem Sinne einen wahrhaft diaboliſch argliſtigen Brief an

12.

Die Miniſter Eliſabeths wußten recht wohl, daß und wie ſehr ſie im Sinne ihrer Gebieterin handelten, wenn ſie dieſelbe weiter nicht mehr mit der Sache behelligten, ſondern die Vollziehung des

---

Amyas Paulet geſchrieben. Der rauhe, aber ehrliche Puritaner verſtand nicht oder wollte nicht verſtehen. Später ſchrieben Walſingham und Daviſon deutlicher an ihn und machten ihn aufmerkſam, daß er der Königin einen großen Dienſt erwieſe, ſo er ſie im Geheimen von Maria Stuart „befreite". Paulet wies die ſchändliche Zumuthung mit großer Entrüſtung zurück. Als Daviſon die Königin davon in Kenntniß ſetzte, brach ſie in Schelt- und Schimpfworte aus über den „affektirten Formenreiter".

von der Königin unterfertigten Todesurtheils auf ſich nahmen. Sie thaten darnach.

Am 6. Februar von 1587 trafen demnach die Grafen von Shrewsbury und Kent und Maſter Beale in Fotheringay ein und am folgenden Tage traten ſie, begleitet von Paulet und dem Sheriff der Grafſchaft Northampton, vor Maria, um ihr anzukündigen, daß ſie ſterben müßte. „Im Namen Gottes“ — gab ſie zur Antwort — „geſegnet ſei dieſe Botſchaft! Denn mich verlangt ſehr, dieſe Welt zu verlaſſen.“

Dann erklärte ſie ruhig, aber feſt, daß ſie das Opfer eines Juſtizmordes ſei, verurtheilt von einem Tribunal, welchem nicht das geringſte Recht über ſie zuſtand, und eines Verbrechens halber, deſſen ſie ſchuldlos. „Ich rufe Gott als Zeugen an“ — ſchloß ſie, die Hand auf ein vor ihr liegendes Neues Teſtament legend — „daß ich den Tod der Königin von England niemals gewollt, gebilligt oder geſucht habe.“ Und als der Graf von Kent Lümmel genug war, ſie anzuſchnarchen: „Das iſt ein papiſtiſches Teſtament und Euer Schwur hat alſo gar keinen

Werth!“ führte ſie den ſtupiden Fanatiker würdig ab mit der Entgegnung: „Das iſt die von der katholiſchen Kirche anerkannte Ueberſetzung. Eure Herrlichkeit muß demnach folgerichtig meinen darauf gethanen Schwur für heiliger anerkennen, als wenn ich auf eure Ueberſetzung geſchworen hätte, an welche ich nicht glaube.“

Sie forderte hierauf die Zulaſſung eines katholiſchen Prieſters, um ſich zum Tode vorbereiten zu laſſen. Die Kommiſſäre ſchlugen es ab, weil davon nichts in ihrer Inſtruktion ſtände. Der Graf von Kent wollte ihr einen proteſtantiſchen Tröſter oder Bekehrer aufdringen, den Dechanten von Peterborough. „Nein“ — ſagte Maria — „ich will in dem Glauben meiner Väter ſterben.“ Worauf Kent: „Ha, Madame, bei einer ſolchen Verſtocktheit wäre Euer Leben der Ruin unſerer Religion und wird Euer Tod ſie retten.“

Dieſer Ausruf ließ einen Stral von Freude über das Antlitz der Königin gleiten, und als die Kommiſſäre abgetreten waren, wandte ſie ſich zu ihren Dienerinnen mit den Worten: „Nun wohlhabe ich es euch nicht geſagt? Ich wußte, daß ſie mich tödten würden: ich war ein zu großes Hinderniß für ihren Glauben. Aber wie bin ich glücklich! Man hat behauptet, ich ſei zum Tode verdammt, weil ich gegen das Leben der Königin von England konſpirirt hätte, und nun ließ ſich dieſer Graf von Kent das Geſtändniß entwiſchen, daß es meines Glaubens wegen geſchehen ſei“

Das Schaffot war in der großen Halle des Schloſſes aufgeſchlagen. Mittwochs den 8. Februar (a. St.) um 8 Uhr Morgens beſtieg Maria Stuart daſſelbe. Mit welcher Faſſung und Würde, iſt bekannt. Da ihr rauher Kerkermeiſter Paulet bemerkte, daß ſie ſich nur mühſam auf ihren kranken Beinen hielt, bot er, vom Mitleid angefaßt, ihr zum Hinaufſteigen den Arm. Sie nahm das Anerbieten an und ſagte freundlich: „Habt Dank! Das iſt die letzte Mühe, welche ich Euch mache.“ Als Marie Antoinette am 16. Oktober von 1793 die Treppe zur Guillotine hinanſtieg, trat ſie unverſehens dem Henker Samſon auf den Fuß und bat es ihm ſofort ab mit den Worten: „Entſchuldigen Sie, Monſieur; ich that es nicht abſichtlich.“ Es liegt eine Poeſie von rührender Gewalt darin, Worte voll Sanftmuth und Güte von Lippen kommen zu hören, welche die Grauſamkeit der Menſchen ſchon in der nächſten Minute für immer verſchließt.

Ebenfalls ſanft, obzwar entſchieden, wies Maria die bonzenhafte Unverſchämtheit des Bekehrungsverſuches zurück, womit der Dechant von Peterborough die ſchon neben dem Blocke Stehende beläſtigte.

Aber die Weltgeſchichte liebt es, in die tragiſchen Schlagſchatten großer Kataſtrophen hinein mitunter die Streiflichter einer gräßlichen Komik fallen zu laſſen.

Ein ſolches Streiflicht zuckte über das ſchwarzbehangene Blutgerüſt hin, als der tödtliche Beilſtreich auf Maria's Hals gefallen war. Der Henker faßte den abgeſchlagenen Kopf bei den Haaren, aber dieſe blieben ihm in der Hand, während das glatzköpfige Haupt auf und über den Boden hinrollte.

Seine Verblüffung überwindend, raffte der Henker es auf, hob es empor und rief: „Gott erhatte die Königin Eliſabeth!“ Worauf der Dechant von Peterborough, um die Stimme der „Religion der Liebe“ vernehmen zu laſſen: „So mögen alle Feinde der Königin vernichtet werden!“ Nur eine Stimme, die des Grafen von Kent, ſagte „Amen“ . . .

Die Siegerin Eliſabeth überlebte ihr Opfer um ſechszehn Jahre. Sie hat 45 Jahre lang, wie der gäng und gäbe Ausdruck lautet, „glorreich“ (glorious) regiert. Ihrer bis zur Narrheit gehenden Gefallſucht iſt ſie immer treu geblieben. Noch als Greiſin ſpielte ſie das junge Mädchen. Noch in den Jahren 1601 und 1602 ließ die alte Kokette ſich von ihrem ſklaviſchen Hofe bewundern und beklatſchen, wenn ſie mit zahnloſem Munde zur Laute ſang oder mit gichtbrüchigen Beinen die Gaillarde tanzte. Nur in unbewachten Augenblicken ſchuf ſich inmitten äußerlicher Erfolge das Gefühl innerlicher Leere Bahn und ſie ſagte dann, ſie ſei des Lebens ſatt, weil nichts mehr ihren Geiſt anſpräche oder ihr Vergnügen machte. Das Glück jedoch blieb ihr zugethan bis zuletzt: am 3. April von 1603 iſt ſie eines ſanften und ſchmerzloſen Todes geſtorben.

Der altfränkiſche Montesquieu, welcher in der Geſchichtewiſſenſchaft noch nicht ſoweit war, zu glauben, daß die einzigen Maßſtäbe des hiſtoriſchen Urtheils Erfolg oder Nichterfolg hießen, hat gemeint, „die Stellen, welche die Nachwelt (geſchichtlichen Perſonen) anweiſ't, hängen wie die von der Mitwelt vergebenen von den Launen des Glückes ab“ — und altfränkiſch geſinnte Leute wie wir, welche des Dafürhaltens ſind, Montesquieu hätte mehr Geiſt, Menſchen- und Weltkenntniß in einer ſeiner beiden kleinen Zehen gehabt als die ſämmtlichen berühmten „Geſchichtewiſſenſchafter“ unſerer Tage unter ihren ſämmtlichen Hirndecken, nehmen ſich die Freiheit, zu meinen, der montesquieu'ſche Satz laſſe ſich recht wohl auf Eliſabeth Tudor und Maria Stuart anwenden.

Im Uebrigen, wenn man die Stellungen der beiden königlichen Baſen, ihren Zank und Kampf, ihre Freuden und Leiden, ihre Triumphe und Niederlagen vom allerhöchſten, d. h. vom allerunbefangenſten Standpunkte betrachtet, ſo wird man wieder einmal ganz verſtehen, wie ſehr der alte Lear rechthatte, als er ſagte:

„Wenn wir geboren werden, weinen wir,
Daß wir die große Narrenbühne Welt
Betreten müſſen.“

Ein Prophet.

> „Malo periculosam libertatem quam quietum servitium."
>
> *Rafael Leczynski.*

1.

In einer der Handſchriften des wunderlichen Dr. Jeremia Sauerampfer, eines gelehrten Troglodyten, findet ſich dieſe ketzeriſche Auslaſſung:

„Wäre ich Mitglied einer Strafgeſetzgebungskommiſſion, ſo würde ich, als Verehrer des altteſtamentlichen Jus talionis, beantragen: In den Zuchthäuſern der Zukunft ſind die allerärgſten Sünder und Verbrecher anzuhalten und unter Umſtänden zu zwingen, täglich etliche Stunden lang in der chriſtlichen Kirchengeſchichte zu leſen, — maßen ſolche Leſung für die ſchwerſte Pön zu achten iſt."

In einer Note hat dann der Heide von Doktor zur Begründung ſeines Antrags manches nicht ganz Unebene geſagt. Unter mehrerem dieſes: — „Es iſt in der Kirchengeſchichte, welche unſer glorreicher

Wolfgang der Größte einen „Miſchmaſch von Unſinn und von Gewalt" zu nennen ſo frei geweſen, kaum eine Seite zu finden, deren Inhalt nicht ſo oder ſo daran erinnerte, daß die Prieſter der „Religion der Liebe" auf's Haar jenen Raubmördern glichen, welche, wie Seneka meldet, zu ſeiner Zeit in Aegypten ihr Weſen trieben und die man Philethen (Liebende) nannte, weil ſie die ihnen Begegnenden umarmten und küßten, um dieſelben zu — erwürgen. Dieſe Thatſache muß der liberaliſirenden Theologie unſerer Tage ſehr unbequem ſein und die Gute ſtrengt ſich daher an, mittels einer ihrer gewohnten Schleiermachereien ſich darum herum oder darüber hinweg zu ſchwindeln. Sie wähnt nämlich jeden gegen das Chriſtenthum erhobenen Ein- oder Vorwurf pariren zu können mit der Forderung, daß man Chriſtenthum und Kirche ſtreng unterſcheiden müßte. Aber wo bliebe denn das Chriſtenthum, falls man die Kirche oder die ſo und ſo vielen Kirchen und Konventikel abzöge, d. h. falls man Dogmen und Kulte beiſeite ſtellte? Es würde ſpurlos im Nebel der Phraſe verflattern. Denn die humane Idee, welche vor dem Chriſtenthum da war und nach dem Chriſtenthum da ſein wird, ſowie die verſchiedenartigen Erſcheinungsformen und Bethätigungen dieſer Idee für Chriſtenthum ausgeben zu wollen, dazu dürfte ſelbſt die Sophiſterei eines potenzirten Krumm- oder Schleiermachers nicht fr — omm genug ſein. Die humanen Anſchauungen, Stimmungen und Thaten der modernen Geſellſchaft ſind nicht nur nicht vom Chriſtenthum eingegeben, ſondern ſie ſind auch weſentlich unchriſtlich. Warum nicht gar? Allerdings! Dieſe humanen Anſchauungen, Stimmungen und Thaten ſind ja Wirkungen der modernen Kultur, welche auf der Sorge für das „Irdiſche“ und auf der Freude am Irdiſchen, auf dem Zweifel, auf dem Widerſpruch und Widerſtand gegen prieſterliche Bevormundung, auf der freien Forſchung, auf der Pflege des Schönheitſinnes, auf der Schaffung von Wohlſtand und der Vervielfältigung des Behagens, auf der möglichſt bequemen, geſunden, anſtändigen und genüßlichen Einrichtung unſerer Erdenheimat beruht, das will ſagen auf lauter Trieben, Wünſchen, Vollbringungen und Veranſtaltungen, welche das ganz weſentlich aſketiſche, d. h. naturloſe, mönchiſche, antiſoziale und bildungsfeindliche Chriſtenthum entſchieden verwirft. Jeder echte Chriſt iſt ein Gegner, iſt geradezu ein Todfeind der Civiliſation. Man ſollte daher billiger Weiſe weder den Inſaſſen des römiſchen Vatikans ihr flücheſpeiendes Delirium tremens, noch den Mitgliedern des berliner Oberkirchenraths ihre Knakismen, noch den hochwürdigen Herren von der Schleiermacherei ihre Tifteleien und Gifteleien, ihre Suppoſitiönchen, Interventiönchen, Denunciatiönchen und Inquiſitiönchen verübeln. Dieſe Chriſten ſammt und ſonders thun nur, was ſie thun müſſen, um „„Zeugniß zu geben für den Herrn[*]“. Sie können gar nicht anders.“ ...

Soweit unſer ungeleckter, nachſintflutlicher Höhlenbär. Wir überlaſſen ihm die Verantwortlichkeit für ſein zeitwidriges Gebrumme, können aber leider nicht umhin, auch unſererſeits eine den „liberalen“ proteſtantiſchen Theologen unliebſame Thatſache vorzubringen. Nämlich dieſe, daß es eine fromme Kriegsliſt, wenn der Proteſtantismus das Verdienſt anſpricht, in der modernen Welt die

Gewiſſens-, Glaubens- und Denkfreiheit begründet zu haben.

Der Proteſtantismus mußte naturnothwendig ebenſo ausſchließlich, unduldſam und verfolgungsſüchtig ſein wie der Katholicismus, weil er wie dieſer eine dogmatiſirte Religion, und daß die verſchiedenen proteſtantiſchen Kirchen allzeit und überall nach Kräften ausſchließlich, unduldſam und verfolgungsſüchtig wirklich geweſen ſind, weiß jedermann. Die Herren Reformatoren ſelber ſpielten die Inquiſitoren, ſoweit immer ihre Mittel es erlaubten, und kein Papſt hat ſich infallibler gebärdet als Luther und Kalvin. In's Blutig-Große aber trieb die Verfolgung gegen Andersgläubige vor allen anderen proteſtantiſchen Kirchen die engliſche Hof- und Staatskirche, weil ſie, eins mit der Königsgewalt, über die reichſten Verfolgungsmittel gebot.

Das Geſagte iſt ſelbſtverſtändlich nur im konſtatirenden, nicht etwa im tadelnden Sinne vorgebracht. Die römiſchen, lutheriſchen, kalviniſchen und anglikaniſchen Theologen, die Reformatoren und Inquiſitoren vollbrachten zweifelsohne ihre Barbareien zumeiſt in guten Treuen. Sie wußten es nicht beſſer. Auch reduzirt ſich der ganze Unterſchied zwiſchen dem 16. und 17. Jahrhundert einerſeits und dem 18. und 19. anderſeits im Grunde darauf, daß die menſchliche Dummheit, Bosheit und Grauſamkeit früher die religiöſe Verfolgung zur Lieblingsſache ihres heiligen Eifers machten, während ſie ſpäter das politiſche Verfolgungsgeſchäft mit beſonderer Vorliebe betrieben. Das Objekt der Verfolgung wechſelte und wechſelt, verfolgt aber mußte und muß unter allen Umſtänden werden. Der Menſch thut es nicht anders und kann es nicht anders thun. Denn Verfolgen und Verfolgtwerden gehört wie Handeln und Leiden unerläßlich zum Fluche des Daſeins, welches aufhören müßte, ſobald es aufhörte, ein Kampf zu ſein. Die Entwickelung der Menſchheit geht nur in ſchroffen Gegenſätzen vor ſich. Reibung muß ſein. Aus der widerwilligen Begattung von Stahl und Stein entſpringt der zündende Funke. Laßt die Gegenſätze auf einander losſchlagen und watet durch die Blutlachen der unendlichen

Walſtatt dem „anderen Ufer“ zu, gleichviel ob daſſelbe jemals erſcheine oder nicht. Strebe! Ringe! Kämpfe! „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein“ und —

„Es währt nur eine kurze Weile,
So liegſt auch du, wo alles liegt,
Was nach des Lebens Kampf und Eile
Zum langen Schlafe ſich geſchmiegt.
Und wenn die Woge dich erfaßte
Und trug dem großen Meer dich zu,
Schläfſt bei Millionen du zu Gaſte,
Die auch vergeſſen ſind wie du.“

2.

Rabenmutter High Church ſtieß ihren düſteren Heldenſohn Puritanismus in die amerikaniſche Wildniß hinüber, hoffend, daß der Verhaßte dort im Ringen mit Hunger und Kummer, mit Rothhäuten und Urwaldbeſtien zu Grunde gehen werde. Aber er ging nicht zu Grunde, er gedieh vielmehr wunderſam unter all der ungeheuren Mühſal und Arbeit, die er zu leiden und zu thun hatte.

und wuchs zu einem Rieſen auf, deſſen Arme beſtimmt ſind, den Erdball herrſchend zu umſpannen.

In Wahrheit, an jenem 11. November von 1620, als die erſte Schar der puritaniſchen „Pilgerväter“ in Sicht der Küſte von Neu-England in der Kajüte des Barkſchiffes „Mayflower“, worin ſie über den weiten Ozean geſchwommen, ihren ſchlichtfeierlichen Dankgottesdienſt abhielt, um dann in freier Berathung eine bündige Verfaſſung für die an der vor ihren Augen liegenden wilden Küſte zu gründende Kolonie zu entwerfen, — zu jener Stunde wurde im Weltgeſchichtebuch ein neues Kapitel aufgeſchlagen. Denn zu jener Stunde geſchah es ja, daß der moderne Demokratismus ſeine Augen zum Daſein aufſchlug, lebensfähig mit den jungen Beinen ſtrampelte und mit kräftiger Bruſtſtimme, obzwar vorerſt noch nur in unartikulirten Lalltönen, kundthat, daß er da ſei und Willens, da zu bleiben und etwas vorzuſtellen und etwas vor ſich zu bringen in der Welt. Treffend hat Bancroft geſagt: „In the cabin of Mayflower humanity recovered its rights and instituted government on the basis of equal laws for the general good."

Hunderte und tauſende von europäiſchen mit Pracht und Prunk in Scene geſetzten und mit Trompeten und Pauken abgeſpielten Staatsaktionen kommen an Werth und Wichtigkeit, an menſchheitlicher Bedeutung und Tragweite nicht entfernt jenem Akt in der ärmlichen Kajüte der Maiblume gleich, wo einundvierzig Männer, um ihres Glaubens willen durch ſtaatspfäffiſche Verfolgung aus ihrem Vaterlande getrieben, den Granitgrundſtein zum Rieſenbau der Vereinigten Freiſtaaten von Nordamerika gelegt haben. Wohl thaten die Nachkommen der Pilgerväter („Pilgrims-fathers") recht, das Felsſtück, auf welches die Gründer der erſten der Neu-Englandskolonien, die Gründer von Neu-Plymouth, beim Landen ihre Füße geſetzt, pietätvoll zu einem nationalen Heiligthum zu machen.

Eine deutſche Frau hat die Geſchichte der Koloniſation von Neu-England geſchrieben[1]). Muſterhaft!

---

1) Talvj, Autorname von Thereſe Adolfine Luiſe von Jakob, geb. 1797 zu Halle, verheiratet an den Amerikaner

Kein engliſches oder amerikaniſches Buch über den Gegenſtand — ſelbſt den bezüglichen Band von Bancrofts großem Werke nicht ausgenommen — kommt an Umfang und Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, treffendem Urtheil und feſſelnder Darſtellungsweiſe dieſem deutſchen gleich. Talvj hat es verſtanden, das große Werk der Carver, Smith, Bradford, Winslow, Winthrop, Endekott, Eaton und ihrer Mitſtreiter, das Werk der Gründung und Förderung der Pflanzſtaaten von Neu-England ſo uns vorzuführen, daß es uns auch menſchlich nahegebracht wird und wir mit vollem Gemüthsantheil betrachten können, wie aus kleinen Anfängen Schritt für Schritt Großes und Größtes geworden iſt. Das Buch muß nicht allein für die beſte hiſtoriſche, ſondern

---

Robinſon 1828, geſt. in Hamburg 1870. Von ihren anderweitigen, in deutſcher und engliſcher Sprache veröffentlichten Arbeiten ſind beſonders verdienſtvoll die „Volkslieder der Serben“ (1825), der „Historical view of the slavic languages“ (1834), die Abſchluß gebenden „Unterſuchungen über die Echtheit des Oſſian“ (1840) und der „Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen“ (1840).

darf wohl auch für die beſte wiſſenſchaftliche Arbeit überhaupt erklärt werden, welche bislang von einer Frau gethan wurde.

Wie gewaltig aber der Puritanismus aufſtand dieſſeits und jenſeits des Meeres, wie unermeßlich ſegensreich ſein Weſen und Wirken für die Menſchheit geworden, eine liebenswürdige Erſcheinung war er nicht. Vielmehr ein ſteifkattunener Geſelle mit einer ewigen Leichenbittermiene, in die Kanibalismen des alten Teſtaments ſich verſenkend und über den grotesken Phantaſieſtücken der Offenbarung Johannis grübelnd: ein Eſſigblicker, welcher den göttlichen Shakſpeare alles Ernſtes für ein Kind Belials hielt und wähnte, daß es eine Todſünde, um den Maibaum zu tanzen oder zur Weihnacht Roſinenpudding zu eſſen und hübſche Mädchen unter dem Miſtelzweig zu küſſen. Die beiden erlauchteſten Söhne und erleuchtetſten Träger des Puritanismus, der Ideemann Milton und der Thatmann Kromwell, ſie wußten und wollten freilich von ſolcher Bornirtheit nichts. Der großer Oliver war ſogar ein Stück von einem Humoriſten, welcher mit ſeinen „Ironſides“ fromm pſallirte, aber auch fröhlich pokulirte. Im Lager predigte er ihnen was vor, aber vor dem Feinde ſagte er zu ihnen: „Haltet euer Pulver trocken!“

Es verhielt ſich eben mit dem Puritanismus, wie es ſich mit noch gar vielem verhielt und verhält. Geniale Menſchen thun neue Ideen auf und ihre mittelmäßigen Nachbeter machen geiſtloſe Schablonen daraus. Der Rabbi Jeſus von Nazareth ließ es ſich, als er ſich einen „Sohn Gottes“ nannte, gewiß nicht träumen, daß vernagelte Bonzen an dieſem Worte ſo lange herumquetſchen und herumzerren würden, bis glücklich das Kredo (= „quia absurdum“) des Dreifaltigkeitsdogma's daraus geworden wäre.

Die Schickſale des Puritanismus machen es begreiflich, daß er ein finſter zelotiſches Weſen annehmen konnte und daß ſeine ganze Anſchauungs-, Denk- und Sprechweiſe vom altteſtamentlichen Molochismus durchſäuert wurde. Wenn er aber ſo dumm war, die Freude am Leben für Sünde zu halten, ſo iſt das ſeine Sache geweſen und hat er damit zumeiſt nur ſich ſelber genarrt und geſchadet. Viel ſchlimmer dagegen war es, daß er, eingekrebſt in ſeinen ſteinherzigen Bibelglauben, das ſchnöde Unrecht, welches an ihm verübt worden, auch ſeinerſeits zu üben begann, daß er, nachdem er kaum aufgehört hatte, ein Verfolgter zu ſein, zum Verfolger wurde. Die Puritaner henkten nicht etwa nur Hexen, ſondern ſie wütheten gegen alle, welche ſich nicht zum ſtriktpuritaniſchen Katechismus bekannten. So war in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Boſton und der ganzen Kolonie Maſſachuſetts, welche bekanntlich der bedeutendſte unter den Pflanzſtaaten von Neu-England war und blieb, eine heftige Verfolgung gegen die Sekte der Quäker im Gange, die ſich allerdings durch ihren abſonderlichen Fanatismus ſehr unbequem machten und manches unerträgliche Aergerniß gaben. Lief doch eines Tages eine hübſche Quäkerin, Deborah Wilſon, in der Glut ihrer Verzückung faſernackt durch die Gaſſen von Salem und entſchuldigte einer ihrer Mitquäker die Eingefangene und in den Stock Gelegte mit den Worten: „So der Herr eine ſeiner Töchter antreibt, euch ein Zeichen eurer Nacktheit zu ſein, ſo iſt das freilich ein ſchweres Kreuz für ein anſtändiges Frauenzimmer; aber der Herr will Gehorſam.“ Ein anderer Glaubensbruder des „anſtändigen Frauenzimmers“ meinte, der Herr habe ja dem Propheten Jeſaia (Kap. 20) auch befohlen, nackt einherzugehen „zum Zeichen und Wunder über Aegypten und Mohrenland.“ Es dürfte überhaupt ſchwer oder unmöglich ſein, eine Schamloſigkeit, Gaunerei, Schurkerei oder Brutalität auszuhecken, für welche ſich im „Buch der Bücher“ nicht ein „frommes“ Vorbild auffinden ließe.

Alle Katechismusphraſen bei Seite geſtellt, heißt die große Feder in dem Triebwerk der Natur und der Geſellſchaft Eigenliebe. Die Kultur kann dieſe ihre Haupttriebkraft veredeln, aber ſie darf nicht daran denken, dieſelbe zerſtören zu wollen, ohne ſich ſelbſt zu vernichten. Der ruheloſe Wunſch eines jeden Menſchen, ſeine Lage zu verbeſſern, iſt der große Motor aller ſozialen Entwickelung, alles Vorſchritts. Die menſchliche Selbſtſucht iſt demnach keineswegs an und für ſich verwerflich; ſie bedarf nur der vernünftigen Beſchränkung und Leitung, welche an die

Hand gegeben iſt durch die Thatſache, daß das wirkliche Wohlbefinden und Glück des Einzelnen abhängig iſt von dem Wohlbefinden und Glück der Geſammtheit. Die alberne Lüge, daß Jeſus zuerſt die frohe Botſchaft der Liebe verkündigt habe, kann man nur noch ganz unwiſſenden Menſchen einſtreichen. Wie in ſeiner Mythologie, ſo iſt das Chriſtenthum auch in ſeiner Moral keineswegs originell. Es hat nur Vorgefundenes ſich angeeignet. Sechshundert Jahre ſchon vor Chriſtus hatte Sakjamuni-Buddha gepredigt: „Seid gränzenlos barmherzig gegen alle Geſchöpfe!“ Vierhundert Jahre vor Chriſtus ließ Sophokles ſeine Antigone ſagen: „Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da!“ Das im ſogenannten Markus-Evangelium (12, 31) gegebene Haupt- und Grundgeſetz der „chriſtlichen“ Moral: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt!“ iſt bekanntlich buchſtabengetreu aus dem dritten der ſogenannten Bücher Moſis (K. 19, V. 18) entlehnt. Selbſtverſtändlich befolgten die Chriſten dieſes Gebot gerade ſo wenig, als es die Juden befolgt hatten. Und ſie konnten es nicht befolgen; denn es enthielt eine naturwidrige, eine übernatürliche und übermenſchliche Zumuthung, welche in dem Jeſu in den Mund gelegten „Liebet eure Feinde!“ ihre Zuſpitzung zum Verrückten erhielt. Eine ſolche widermenſchliche Phraſe mag in Katechismen paradiren, um Kinder damit zu unterhalten oder auch zu langweilen; für das wirkliche Leben aber war und iſt ſie ganz werthlos. Das große Moralgeſetz der Vernunft und Humanität fordert nichts Unmögliches, Supranaturaliſtiſches, Naturwidriges. Es lautet: Sei ſo glücklich, wie möglich; aber ſei es nicht auf Koſten deiner Mitmenſchen!

Die Puritaner von Neu-England waren weit entfernt, dieſes edle Prinzip zu erkennen und zu bekennen. Ihre Religion, d. h. ihre Unduldſamkeit verwehrte es ihnen. Wie hätte überhaupt der Proteſtantismus des 16. und 17. Jahrhunderts duldſamer ſein ſollen, als Papſt und Inquiſition waren, da er als höchſte und unbedingte Autorität, als das „geoffenbarte Wort Gottes“ die Bibel anerkannte und verehrte, d. h. die kunterbunte literariſche Hinterlaſſenſchaft des halbbarbariſchen

Judenvolkes, welches an roher Selbſtſucht und erbarmungsloſer Grauſamkeit nicht ſeines Gleichen gehabt und folgerichtig aus ſeinem eigenſten Weſen heraus ſich einen „Gott des Eifers, des Zorns und der Rache“ zurechtgemacht hatte?

Um jedoch den Gründern der Neu-England-Staaten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man zu ihrer Entſchuldigung neben der allgemeinen Unwiſſenheit und beſonderen theologiſchen Verbohrtheit ihrer Zeit noch anführen, daß eine ſtraffe, mit ſtrenger Zucht verbundene Glaubenseinheit nöthig erſcheinen konnte, um dieſe mühſäligſt der Wildniß abgerungenen und vom Mutterlande herüber häufig bedrohten jugendlichen Gemeinweſen aufrecht zu halten und weiterzubringen; ſowie, daß in jeder kleineren oder größeren menſchlichen Geſellſchaft die Vernünftigen zu den Dummköpfen ſich verhalten wie 1 zu 100 und letztere demnach ſchon durch die bloße Wucht ihrer Dummheit das Aufkommen der Vernunft erſchweren oder auch ganz verhindern.

Jedermann weiß, daß der große Grundſatz unbedingter Glaubens- und Denkfreiheit, unbeſchränkter

Toleranz einer der Grundpfeiler war, auf welchen die rieſige Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika ſich aufbaute.

Wer hat dieſen Grundpfeiler geſetzt? Wer hat zuerſt auf Erden einen Staat gegründet, wo, wie die Abkömmlinge aller Nationen und Stände, ſo auch die Bekenner aller Religionen abſoluter Rechtsgleichheit ſich zu erfreuen hatten? Ein ausgeſtoßener, geächteter und verfolgter Mann, ringend mit Armuth, Hunger und jeder Mühſal und Beſchwerniß, der charakterfeſteſte, unerſchütterlichſte Kopf und das mildeſte, liebevollſte Herz, ein Held im höchſten Sinne des Wortes, ſo es jemals einen gegeben.

3.

Im Februar von 1631 kam ein puritaniſcher Prediger, Roger Williams geheißen, aus England in die junge „Bai-Kolonie“ (Maſſachuſetts) herüber. Er war der Verfolgung entwichen, welche damals daheim gegen ſeine Glaubensgenoſſen in erneuten und verſchärften Gang gebracht worden. Der falſche, meineidige und grauſame Stuart, König Karl der Erſte, welcher nachmals verdientermaßen vom großen Kromwell auf's Schaffot geſchickt wurde, hatte angefangen, mittels ſeiner beiden Haupthandlanger, mittels des Junkers Wentworth-Strafford und mittels des Pfaffen Laud, ſeine rechts- und verfaſſungsbrüchige Zwingherrſchaft aufzurichten, welche dann Held Oliver auf dem Marſtenmoor zum Wanken brachte und bei Naſeby zu Boden ſchlug.

Williams war bei ſeiner Ankunft in Boſton wenig über dreißig Jahre alt. Eine Aufzeichnung von damals bezeichnet ihn als einen „jungen Geiſtlichen, fromm und eifervoll, mit koſtbaren Gaben ausgeſtattet (a young minister, godly and zealous, having precious gifts).“ Was aber den Ankömmling thurmhoch über die Puritaner vom Durchſchnittsmaß ſtellte, war, daß ihn die Verfolgung, welche er erlitten, nicht zum Verfolger machte. Die Unduldſamkeit ſelber hatte ihn Duldſamkeit gelehrt.

Nicht plötzlich. Denn noch bei ſeinem erſten Auftreten in Amerika wollte ihn ein Beobachter, welcher ihm nicht abgünſtig war, ſchwankend im Urtheil („unsettled in judgement") finden. Die Wahrheit iſt eben kein Ding, welches jedem vor den Füßen liegt und nur ſo leichtweg aufgehoben werden kann. Auch Roger Williams mußte ſich mühſälig durch die labyrinthiſchen Schachte und Gänge des Zweifels und der Forſchung hindurcharbeiten, um zur Ueberzeugungsfreudigkeit zu gelangen, und es ſind Anzeichen vorhanden, welche die Vermuthung geſtatten, daß gerade in den 66 Tagen, während der winterlich ſtürmiſche Ozean den Auswanderer auf ſeinen Wogen ſchaukelte, die köſtliche Frucht ſeines Nachdenkens gereift ſei[1]).

Gewiß iſt, daß er die Neue Welt betrat als Träger eines neuen Prinzips. Er trug in ſeiner Seele den ſo einfachen und doch ſo großen Gedanken der Unverletzlichkeit des Gewiſſens, er brachte auf ſeinen Lippen die Lehre von der religiöſen Duldſamkeit, er kam als Verkündiger des Satzes, daß keiner geiſtlichen oder weltlichen Obrigkeit das Recht zuſtände, die Meinungen zu beſtrafen, in das Innerſte und Eigenſte des Menſchen gewaltſam einzugreifen und die Ueberzeugungen zu maßregeln. Mit vollem Recht durfte darum der Geſchichtſchreiber Amerika's ſagen, Williams' Lehre habe ihrem Verkündiger unvergänglichen Ruhm und in ihrer Anwendung der amerikaniſchen Welt den religiöſen Frieden gebracht („as its application has given religious peace to the American world“).

---

[1]) Vgl. die bezügliche Stelle in Knowles „Life of Roger Williams." Boston 1835.

Zuvörderſt freilich brachte der kühne Selbſtdenker, der Prophet der Denk- und Glaubensfreiheit nicht den Frieden, ſondern den Krieg nach Neu-England. Denn neue Ideen wollen und müſſen ja ſich geltend machen und ein von dem Oel lauterſter Begeiſterung genährtes Licht kann ſich nicht unter dem Scheffel bergen. Es will und muß leuchten und beißt lichtſcheue Augen gar unſänftiglich. Roger Williams war auch weit entfernt, das von ihm entzündete Licht auszublaſen, als das zelotiſche

Geſchrei: „Aergerniß! Aergerniß!“ dagegen anſtürmte. Als ein rechter Held des Gedankens beſaß er, ſo ſanften und milden Herzens er war, jenen unbeugſamen Muth der Ueberzeugung, ohne welchen das Genie nur eine Spielerei. Es lebte in dieſem Manne jene ſtraffe und ſtarre Logik der Geſinnung, ohne welche, die leicht handirlichen Waſchlappen von Anbequemern und Anſchmiegern mögen ſagen was ſie wollen, nichts Großes geſchaffen, nichts Menſchen- und Völkergeſchickebeſtimmendes vollbracht wird. Wie verlorene Dirnen ſich über nichts ſo ſehr ärgern und erboſen wie über jungfräuliche Keuſchheit und frauliche Würde, ſo ärgert und erboſ't ſich unſere Zeit über nichts mehr als über Geſinnung und Charakter. Sie weiß wohl, warum.

Roger Williams hatte ſich gleich nach ſeiner Ankunft in Maſſachuſetts dem Puritanismus von der ſtrikten Obſervanz verdächtig und verhaßt gemacht durch die Verlautbarung ſeiner Anſicht, daß die Verſchmelzung von weltlichem und geiſtlichem Regiment, wie ſie in den Kolonieen beſtand, vom

Uebel ſei. Kirche und Staat, meinte er, kirchliche und bürgerliche Obrigkeit müßten getrennt ſein. Man ſieht, der Mann eilte ſeiner Zeit um zwei Jahrhunderte voran. Er ſprach auch offen und nachdrücklich aus, keine Regierung ſei berechtigt, einen Menſchen wegen Verletzung der vier erſten der zehn Gebote zu ſtrafen, maßen das Verhalten des Menſchen zu dieſen Geboten durchaus nur Sache des Gewiſſens und demnach jedem zu überlaſſen ſei. Eine Strafgewalt der Obrigkeit könne erſt dann eintreten, wann eine Verletzung jener Gebote für den Frieden und die Sicherheit der Geſellſchaft erweisbar ſtörſam wäre.

Sehr verſtändiger Weiſe wollte demnach Williams die religiöſen der zehn ſogenannten moſaiſchen Gebote von den ſozialen getrennt und jene als ſolche angeſehen wiſſen, deren Befolgung oder Nichtbefolgung jeder Menſch ſchlechterdings nur mit ſich ſelbſt auszumachen habe.

Es liegt auf der Hand, daß dies ein ungeheurer Vorſchritt über den Proteſtantismus des 17. und nicht minder auch über den offiziellen Proteſtantismus des 19. Jahrhunderts hinaus war. Roger Williams hat in Wahrheit manche der hellſten Ideen und humanſten Forderungen der Freidenker und Aufklärer des 18. Jahrhunderts vorweggenommen. Klar iſt aber auch, daß der orthodoxe Puritanismus von Neu-England über die Aufſtellungen des genialen Mannes ſich entſetzen mußte.

Das Gezeter gegen den „Ketzer“ begann denn alsbald. Die Cotton, Hooker, Mather und wie die Kerzen der Kirche von Neu-England weiter hießen, ſie waren richtige Diener ihres Gottes des Zorns und der Rache. Eine Erſcheinung wie jene herrliche atheniſche Prieſterin Theano, welche, zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges von ſtaatswegen zu einer Verfluchung aufgefordert, ſich weigerte mit den Worten: „Ich bin Prieſterin zum ſegnen, nicht zum fluchen!“ würde dieſen finſteren Eiferern ganz unbegreiflich geweſen ſein. Sie ihrerſeits waren Prieſter zum fluchen.

Um gerecht zu ſein, muß man ſagen, daß Williams ſeinerſeits es nicht an Herausforderungen fehlen ließ. Es war in ihm ein ſtarker Zug von theologiſcher Zankſucht und von jener paſtorlichen Vielgeſchäftigkeit, welche nicht umhin kann, einen Finger oder gar alle zehn in alles und jedes zu ſtecken. Ein vorragender amerikaniſcher Staatsmann der neueren Zeit, John Quincy Adams, hat zwar mit entſchiedenem Mißwollen, aber doch nicht ganz ohne Grund von Williams geſagt, dieſer hätte „mit einer Inkonſequenz, welche religiöſen Enthuſiaſten eigen, die edelſten und liebenswürdigſten Herzensregungen mit der unerbittlichſten Ausſchließung aller Verſöhnlichkeit verbunden, wo es ſich um Meinungen handelte.“ Aber der große Unterſchied zwiſchen Williams und ſeinen Gegnern iſt dieſer geweſen, daß jener ſeine Meinungen nur mit Vernunftgründen behauptete, dieſe dagegen die ihrigen mittels Anwendung von brutaler Gewalt aufrecht zu halten ſuchten. Dieſen entſcheidenden Punkt zu berühren hat Adams ſich wohl gehütet. Und wie ſollte wohl ein neues Prinzip im Gewohnheitsſchlendrian der Welt ſich Raum und Geltung verſchaffen können, falls es nicht mit unerbittlicher Eiſenköpfigkeit ſich Platz machte?

In ſcharfen Konflikt mit den herrſchenden Gewalten mußte der Prophet der Glaubensfreiheit beſonders dadurch kommen, daß er den in Neu-England herrſchenden Kirchenzwang entſchieden verwarf. Die Obrigkeiten hielten ſtrenge darauf, daß jedermann den öffentlichen Gottesdienſt beſuchte, wogegen Williams den Satz aufſtellte und verfocht: „Niemand darf gegen ſeinen Willen gezwungen werden, eine Kirche zu beſuchen oder zur Erhaltung derſelben beizutragen.“ Das kam natürlich den Prieſtern ganz ungeheuerlich vor. Das hieß die Religion in ihrem innerſten Heiligthum angreifen, d. h. ein Loch in den Pfaffenſack bohren. „Was,“ ſchrieen ſie, „iſt der Arbeiter nicht ſeines Lohnes werth?“ — „Ganz gewiß iſt er ſeines Lohnes werth,“ entgegnete Williams; „aber er kann denſelben nur von ſolchen fordern, die ihn gedungen haben und für die er arbeitet.“ Der Streit erweiterte und vertiefte ſich bis zur Behandlung von Fragen, welche das eigenſte Weſen von Kirche und Staat berührten. Die Gegner ſagten: „Die Obrigkeit hat das Recht und die Pflicht, die Seelen des Volkes vor dem Verderbniß zu wahren und demnach das, was ihr als Irrthum und Ketzerei erſcheint, zu beſtrafen.“ Worauf Williams: „Mit nichten! Obrigkeiten ſind nichts als Bevollmächtigte und Diener des Volkes, welchen eine Gewalt in religiöſen Dingen niemals übertragen werden kann, weil das Gewiſſen nur ein Eigenthum jedes einzelnen Menſchen iſt und nicht der Staatsgemeinſchaft angehört (magistrates are but the agents of the people or its trustees, on whom no power in matters of worship can ever be conferred; since conscience belongs to the invidual and not the property of the body politic).“

Solche erleuchtete Anſichten konnten nichts als Verfolgung einbringen. Sie hob auch thatſächlich an, ſobald die Gemeinde von Salem Roger Williams zu ihrem Paſtor gewählt hatte (1634) und zwar ohne vorher in Boſton anzufragen. Von hier aus ward gegen den Verkündiger der großen Lehre von der Freiheit des Geiſtes eine Reihenfolge von Quängeleien und Quälereien in Scene geſetzt, die an Schärfe in eben dem Verhältniſſe zunahmen, in welchem es ſich herausſtellte, daß in Führung der theologiſchen Kontroverſe die boſtoner Orthodoxen gegen die Genialität und Dialektik des ſalemer Ketzers ſchlechterdings nicht aufzukommen vermochten. Macht geht aber wie dem Recht ſo auch dem Genie vor und die Feinde von Williams waren im Beſitze der Macht. Auf Betreiben von Ehren Cotton, einem Hierarchen von echt kalviniſchem Schnitt, deſſen geiſtlicher Hochmuth es nicht verwinden konnte, daß es einen Menſchen geben ſollte, welcher ſeiner puritaniſchen Päpſtlichkeit ſich nicht beugen wollte, wurde ſchließlich gewaltſam gegen Williams vorgegangen.

Schon im November von 1635 ward ein Dekret erlaſſen, kraft deſſen er aus dem ganzen Gebiet von Maſſachuſetts verbannt ſein ſollte. Als dann in Boſton verlautete, der Verbannte wollte ſich mit einer Anzahl ſeiner Anhänger von Salem aufmachen, um an der Narraganſettbai eine eigene Niederlaſſung zu gründen, erſchien das der völlig von den Cotton und Hooker beherrſchten boſtoner Regierung ſo bedrohlich, daß ſie beſchloß, den Ketzer nach der Hauptſtadt zu citiren, ihn dort wie einen Verbrecher zu ergreifen und gewaltſam nach England einzuſchiffen. Was dort ſeiner geharrt hätte, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Williams erwiderte dem Regierungsboten, er wäre krank, was völlig der Wahrheit gemäß, und er bäte deßhalb um Friſt. Statt dieſe zu gewähren, ſandte die Behörde ein bewaffnetes Boot gen Salem hinauf, um den Widerſpänſtigen als Gefangenen einzubringen. Aber er war noch rechtzeitig gewarnt worden und zwar war die ihm zugegangene Warnung höchſt wahrſcheinlich von dem Haupte der Kolonialregierung ſelbſt, von dem Governor Winthrop ausgegangen. Die Häſcher fanden den Verfolgten nicht mehr in Salem. Noch halbkrank hatte er ſich von ſeinem Lager aufgerafft und in die Wildniß geflüchtet.

4.

Mitten im ſtrengſten Winter, im Januar von 1636, vollführte der geächtete Mann ſeine müh-

und gefahrvolle Flucht. Ueber die Einzelnheiten derſelben ſind wir wenig oder gar nicht unterrichtet. Wir wiſſen nur, daß er zunächſt ganz allein den herben Mühen und mancherlei Gefahren dieſer winterlichen Flucht trotzte; denn erſt nach Verfluß von vielen Wochen gelang es etlichen ſeiner treuen Anhänger und noch ſpäter ſeiner Frau, welche letztere von ihm abwendig machen zu wollen ſeine Feinde ſich nicht ſchämten, ſich wieder mit ihm zu vereinigen.

Es ſcheint, daß der Flüchtling die Maſſachuſetts-bai in einem Boot gekreuzt habe, um in dem Kolonialgebiet von Plymouth zu landen, welches damals noch nicht mit dem von Maſſachuſetts verbunden war. Aber auch auf plymouther Boden war Williams, obzwar er dort von früherher Freunde hatte, nicht ſicher, weil es die von Plymouth mit ihren mächtigeren Nachbarn von Boſton nicht verderben wollten. Seine Hoffnung waren die Indianer, insbeſondere der Sachem der Pokanoketen, Maſſaſoit. Williams hatte ſich während ſeines früheren Aufenthalts in der Kolonie

Plymouth liebevoll der Eingeborenen angenommen, wie ſein humaner Sinn es ihm gebot. Er hatte ihre Sprache gelernt, ihre Anſchauungen, Zuſtände und Sitten erforſcht, ihr Zutrauen gewonnen. Zu den Rothhäuten alſo ſchlug er ſich durch die Wälder hin. „Vierzehn Wochen lang — hat er ſpäter erzählt — ward ich in ſchlimmſter Jahreszeit bitterlich umhergeworfen, ohne zu wiſſen, was ein Stück Brot oder ein Bett ſei. Ohne Führer durchwanderte ich die Wildniß und hatte gar oft in ſtürmiſcher Nacht kein Feuer, keine Nahrung, keinen Gefährten und als einziges Obdach einen hohlen Baum.“ Endlich erreichte er die Wigwams der Pokanoketen und Maſſaſoit nahm ſeinen „Blaßgeſichtsbruder“ gaſtlich auf. Für das gewährte Aſyl ſtattete der Ankömmling ſeinen Dank dadurch ab, daß er den mächtigen Kanonikus, Sachem der Narraganſetter, welcher gerade den Kriegspfad gegen die Pokanoketen betreten wollte, ſeinem Gaſtfreunde Maſſaſoit verſöhnte. Von da ab iſt Williams auch bei den Narraganſettern in hohes Anſehen gekommen und bis zu ſeinem Tode darin geblieben. Die Rothhäute haben vielleicht kein zweites Blaßgeſicht ſo geliebt wie dieſen Mann, welchen ſeine Landsleute und Mitchriſten ausgeſtoßen hatten, weil er weiſer und beſſer war als ſie. Wann dereinſt die „rothen Männer“ vom Angeſichte der Erde weggetilgt ſein werden, wird im Buche der Humanität der Name von Roger Williams mit denen von John Elliot, William Penn und George Waſhington zu verzeichnen ſein; denn dieſe Vier ſind es geweſen, welche vor allen anderen durch die kupferfarbige Epidermis hindurch den Menſchen, den Menſchenbruder erkannten und ihn als ſolchen achteten und ſchützten.

Williams ſiedelte ſich unter den Indianern an, von welchen er dankbar geſagt hat: „Dieſe Raben fütterten mich in der Wildniß.“ Da, wo heute Rehoboth ſteht, etwas landeinwärts vom Ufer des öſtlichen Arms der Narraganſettbai, ſchlug er auf einem von Maſſaſoit erſtandenen Stücke Land zuerſt ſeine Siedlerhütte auf und hier fanden ſich die erſten Bekenner ſeiner Anſchauungen und Gefährten ſeiner Mühen und Leiden zu ihm: fünf Männer, Landbauer und Handwerker aus Salem, welche den

Spuren ihres Meiſters in die Einöde gefolgt waren. Aber auch hier ſollte der Verfolgte noch keine Ruhe und Sicherheit haben. Der Governor von Plymouth, Winslow, hatte kaum von der neuen Anſiedelung vernommen, als er, um es nicht mit den Boſtonern zu verderben, eine Botſchaft an Williams abgehen und ihm ſagen ließ, der Platz, worauf der Flüchtling ſich niedergelaſſen, gehöre zum „Patent“ von Plymouth, was heißen wollte: Geht um einen Strich Landes weiter! Doch fügte Winslow, welcher dem Fortgewieſenen nicht abgeneigt war, den Rath bei, Williams ſollte über den Fluß (d. h. über die Bai) gehen. Drüben würde er ganz frei und unabhängig ſein, maßen dort das Land zum Patent, d. h. zum Gebiete weder von Plymouth noch von Maſſachuſetts gehörte.

Der Rath war klug und wurde befolgt. In einem indianiſchen Kanoe ruderte Williams mit ſeinen fünf Genoſſen den Arm der Bai, jetzt gewöhnlich Fluß Seakonk, hinauf. Vom rechten Ufer riefen ihnen freundlich geſinnte Narraganſetter in gebrochenem Engliſch zum Willkommen zu: „What cheer, Yankees!“[1] Die heimatloſen Männer nahmen das für ein gutes Omen, fuhren noch um die Landſpitze Fox Point herum und gingen am weſtlichen Ufer an's Land, da, wo nahe der Küſte eine reiche Quelle aus dem Boden ſprudelte. „Williams' Brunnen“ heißt die noch heute ſprudelnde, alſo genannt zum Ehrengedächtniß daran, daß hier der Prophet der Gewiſſensfreiheit, der Gründer des Freiſtaats Rhode-Island zuerſt ſeinen Fuß auf den Boden deſſelben geſetzt hat.

Die Landſchaft hieß Mauſhaſuck und gehörte zu den Jagdgründen der Narraganſetter. Ihr Sachem ſchenkte die ganze Halbinſel, welche durch die Flüſſe Mauſhaſuck (ſpäter Providence-River) und Pawtucket gebildet wird, an Roger Williams. Dieſer theilte den ganzen Grundbeſitz, welcher ihm und nur ihm allein geſchenkt war und ihm, wie er ſich ausdrückte,

---

[1] Das Wort Yankees, womit heute die Bewohner der Neu-Englandſtaaten im Gegenſatze zu den Bewohnern der weſtlichen und ſüdlichen Staaten der Union bezeichnet zu werden pflegen, ſoll bekanntlich die indianiſche Korruption des Wortes English ſein, welches die Indianer nicht auszuſprechen vermochten.

„ſo gewiß allein gehörte wie der Rock, den er auf dem Rücken trug“, mit ſeinen Gefährten, deren Zahl im Verlaufe des Sommers auf zwölf anwuchs, und zwar vollzog er dieſe Theilung ſo, daß er ſich nicht den geringſten Vortheil ausbedang oder auch nur eine Fußbreite Landes mehr behielt, als er jedem der Schickſalsgenoſſen gab. Alſo gleichbeſitzend und gleichberechtigt traten die dreizehn Pioniere der Civiliſation, der Glaubens- und Denkfreiheit zu einem bürgerlichen Gemeinweſen zuſammen und gründeten die Anſiedelung Providence, wie Williams den Ort nannte, um ſein unerſchütterliches Vertrauen auf die göttliche Vorſehung auszudrücken. „Ich wünſchte — ſagte der Gründer — daß Providence der Zufluchtsort für Menſchen ſein möchte, welche um des Gewiſſens willen verfolgt würden (I desired, it might be for a shelter for persons distressed for conscience).“

Zunächſt war die junge Kolonie ein Sitz härteſter Mühſal und bitterſter Armuth. Zwar gab Williams ſeine Thätigkeit als Lehrer ſeiner Gefährten und als Prediger unter den Indianern nicht auf, allein ſeine Studien und ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten — er hatte nicht einmal Papier zum Schreiben — mußte er einſtweilen ganz beiſeite legen, weil des Lebens Nothdurft ſeine Zeit ſo in Anſpruch nahm, daß er — wie er ſelber erzählt — „bei Tag und Nacht, daheim und auf dem Felde, zu Land und zu Waſſer mit Hacke, Beil, Spaten und Ruder thätig ſein mußte, um des Brotes willen.“

Inmitten der Bedrängniſſe, mit welchen die junge Freigemeinde zu ringen hatte, wurde dem Stifter und Leiter derſelben die Genugthuung zutheil, daß er ſeinen Feinden und Verfolgern einen außerordentlichen Dienſt zu leiſten, eine größte Wohlthat zu erweiſen Gelegenheit erhielt. Er leiſtete dieſen Dienſt und erwies dieſe Wohlthat. Er rächte ſich an den Koloniſten von Boſton, wie ſich der geniale Menſch an Durchſchnittsmenſchen rächt, indem er ihnen ſeine Ueberlegenheit dadurch beweiſ't, daß er ihnen hilft.

Zu Ende des Jahres 1636 und zu Anfang des folgenden waren nämlich unter den Indianerſtämmen von Neu-England bedrohliche Bewegungen im Gange. Die Pequoden waren in blutige Händel mit den Anſiedlern von Konnektikut gerathen und ihr ſchlauer und kühner Sachem Saſſakus hatte den Plan gefaßt, die ſämmtlichen rothen Männer von Neu-England in einem großen Kriegsbund zu vereinigen, um die ihm verhaßten Blaßgeſichter, welche, wie er ganz richtig vorausſah, den Untergang der Eingeborenen herbeiführen würden, ins Meer zu werfen. Alles kam darauf an, ob der mächtigſte Stamm, die Narraganſetter, ſich für dieſen Bund gewinnen ließe oder nicht. Thaten ſie es, ſo war die Lage der Kolonieen geradezu eine verzweifelte. Man wußte in Boſton, daß Saſſakus ſeine gewandteſten Unterhäuptlinge nach einander als Boten zu den Narraganſettern ſchickte, um den alten Kanonikus und deſſen jungen Mitſachem Miantenomoh zu beſtürmen und für den großen Indianerbund zu gewinnen.

In dieſer Gefahr konnte nur Einer helfen, Roger Williams. Jetzt erinnerte man ſich in Boſton des Verketzerten, Verfolgten und Verbannten, welchen man gewaltſam hatte nach England hinüberſchaffen wollen, um ihn auf den Schaffoten oder in den Kerkern Lauds ſterben zu laſſen. Die Regierung von Maſſachuſetts wandte ſich an ihn mit der Bitte, die Narraganſetter von der Allianz mit den Pequoden abzuhalten. Der Schwergekränkte fühlte nur, daß ſeine Brüder, wie feindſelig und grauſam ſie ſich ihm erwieſen hatten, doch ſeine Brüder ſeien, und kam auf der Stelle ihrem Wunſche nach. Stürmen und Wogen trotzend machte er ſich nach dem großen Wigwam der Narraganſetter auf, wo die Häuptlinge der Pequoden anweſend waren, und dort ſetzte er in tage- und nächtelangem Redekampf, wobei ſein Leben mehrmals nur an einem Haare hing, mittels ſeines Einfluſſes auf Kanonikus und Miantonemoh, mittels ſeiner Kenntniß des Indianercharakters und mittels ſeiner Beredſamkeit im Indianeridiom es durch, daß die Narraganſetter den Allianzantrag der Pequoden zurückwieſen und den Tomahawk nicht gegen die Blaßgeſichter erhoben. Das hat die Kolonieen gerettet. Denn mit den Pequoden allein vermochten ſie ſchon fertig zu werden, um ſo mehr, da die Narraganſetter paſſiv, die Mohikaner ſogar aktiv gegen jene zu ihnen ſtanden. Die Folgezeit hat freilich bewieſen, daß der arme Saſſakus von ſeinem indianiſchen Standpunkt aus ſehr rechtgehabt hatte.

Das am Pawtucket gegründete Aſyl für Gewiſſensfreiheit gedieh. Nicht ohne innere Entwickelungskämpfe, wie ſie bei einem Gemeinweſen, welchem nach und nach die buntſcheckigſte Menſchenmenge, welchem Gläubige und Ungläubige aller Arten zuſtrömten, nicht ausbleiben konnten; auch nicht ohne vielfache Anfechtungen von außen: aber es gedieh. Aus den kümmerlichen Anfängen der Ortsgemeinde („**town-fellowship**“) Providence entwickelte ſich allmälig **der Staat Rhode-Island**, was urſprünglich nur der Name einer zweiten, auf der Inſel Aquidneck gegründeten Anſiedelung geweſen war. Da dem jungen Staatsweſen Gefahr daraus zu erwachſen ſchien, daß die Baikolonie Miene machte, Anſpruch auf das Gebiet von Rhode-Island zu erheben, ging Roger Williams im Jahre 1643 nach England, um ein „Patent“ und eine „Charte“ (Freibrief) zu erwirken. Es war nicht mehr die Zeit, wo der Prophet der Gewiſſensfreiheit auf engliſchem Boden eines übeln Empfangs ſicher geweſen wäre. Das Parlament hatte ſeinen großen Kampf gegen königliche und prieſterliche Tyrannei begonnen. Strafford hatte ſeinen Kopf auf den Richtblock legen müſſen, Laud erwartete im Kerker ſeine wohlverdiente Hinrichtung. Williams fand in London Freunde und erwirkte eine Charte, kraft deren die Pflanzungen von Providence und Rhode-Island als eine gemeinſame, ſelbſtſtändige, von den übrigen unabhängige Kolonie anerkannt wurde.

Wie gedeihlich dieſelbe bereits ſich entwickelt hatte, zeigt eine von Knowles, dem Biographen des Gründers, erwähnte Thatſache. Als Williams, aus England zurück, die Bai gen Providence hinauffuhr, waren Bucht und Fluß mit Booten bedeckt, voll von Bürgern und Bürgerinnen, welche ihren Wohlthäter, den „Vater eines Volkes“ mit freudigen Segenswünſchen daheim willkommen hießen. Sie hatten alle Urſache, dankbar und fröhlich zu ſein.

Der von Williams mitgebrachte „Freibrief" verdiente vollſtändig dieſen Namen. Auf Grund deſſelben wurde Rhode-Island thatſächlich ein demokratiſcher Freiſtaat; denn dieſe Charte überließ es der Mehrheit der Einwohnerſchaft, Geſetze zu geben und die Regierungsform zu beſtimmen, unter der alleinigen Bedingung, daß die Geſetze denen Englands nicht widerſprächen.

Später, im Jahre 1652, iſt Williams noch einmal nach dem Mutterlande hinübergereiſ't. Es galt die Rücknahme unliebſamer und verkehrter Maßregeln zu erwirken, welche nach Abthuung des Königthums in England der Staatsrath der Republik, ſchlecht unterrichtet und von falſchen Vorausſetzungen ausgegangen, über Rhode-Island verhängt hatte. Auch diesmal vollzog Williams die ihm von ſeinen Mitbürgern übertragene Sendung mit glücklichſtem Erfolge. Kromwell ſelbſt half ihm dazu; denn der Gründer von Rhode-Island hatte die perſönliche Bekanntſchaft, die Achtung und Zuneigung des gewaltigen Mannes gewonnen. Schade, daß wir von den Geſprächen, welche die Beiden mitſammen geführt, keine Kenntniß haben. Im Jahre 1653 iſt Williams nach Providence heimgekehrt und hat, dem einmüthigen Wunſche ſeiner Mitbürger nachgebend, in den nächſten zwei Jahren die Verwaltung des jungen Staates als oberſter Magiſtrat geleitet. Der erſte Berather deſſelben blieb er auch nach ſeinem Rücktritt in den Privatſtand und durch manchen Sturm, an mancher Klippe vorbei hat er noch das Staatsſchiff geſchickt und glücklich gelenkt. Ihm war gegönnt, von der Höhe eines rüſtigen Greiſenalters herab die Erfolge der Arbeiten und Anſtrengungen ſeiner Mannesjahre zu überſchauen. Es waren geſegnete, früchtereiche, fernhinwirkende. Endlich iſt der erlauchte Patriarch von Rhode-Island im Hochalter von 84 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen (1683).

Roger Williams war kein Philoſoph, kein Freidenker, welcher den letzten Gründen nachſuchte, das Warum des Warum zu finden ſtrebte. Die himmelſtürmende philoſophiſche Mathematik ſeines großen Zeitgenoſſen Spinoza würde ihn, ſo er ſie gekannt hätte, mit Entſetzen erfüllt haben. Er ſtand feſt auf dem Boden des jüdiſch-chriſtlichen Mythus und nahm gläubig die Bibel für Gottes Wort. Niemals iſt ihm beigekommen, dieſe angebliche Offenbarung der Analyſe des geſunden Menſchenverſtandes, der Logik der Vernunft zu unterwerfen. Er war und blieb ein presbyterianiſcher Theologe, aber — merkwürdig zu ſagen! — er zog aus ſeinen theologiſchen Prämiſſen keine theologiſchen, ſondern humaniſtiſche Folgerungen. Gerade das macht ihn zu einer ſo eigenthümlichen, ja, chronologiſch angeſehen, einzigen Erſcheinung. Allzeit ſtreitfertig, hat er ſein Lebenlang theologiſch polemiſirt und noch im höchſten Greiſenalter gegen die Doktrin der Quäker geſchrieben. Aber — glorreiche Inkonſequenz! — von Jugend auf bis zu ſeinem letzten Athemzuge bekannte er ſich zu dem Grundſatz: In geiſtigen Dingen dürfen nur geiſtige Waffen gebraucht werden und darum iſt alle und jede Anwendung von materiellen Gewalt- und Strafmitteln in Sachen des Denkens und Glaubens durchaus unſtatthaft und verwerflich; niemand darf um des Gewiſſens willen verfolgt werden. Dieſes große

Prinzip der Toleranz, beſtimmt, in der Entwickelung der menſchlichen Civiliſation eine ungeheure Revolution hervorzubringen, Roger Williams hat es zuerſt mit klarem Bewußtſein verkündigt und mit heldiſcher Energie behauptet, — nicht aus den Vorſtellungen ſeines theologiſch eingeengten Kopfes, ſondern vielmehr aus der heiligen Begeiſterung ſeines liebevollen Herzens heraus. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen pfäffiſche Tyrannei und er führte dieſen hochedlen Kampf ſo, als ob — mit Lenau zu ſprechen —

„Schon die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.“

Und wenn heute dieſer prächtige Menſch wiederkäme, wie müßte er ſtaunen über alles das Große, was ſeither ſeine Idee, ſein Kämpfen, ſein Leiden bewirkt haben auf Erden, insbeſondere auf amerikaniſcher Erde! Einer der gewaltigſten Hebel der koloſſalen Kraftentfaltung der Vereinigten Staaten iſt ja die religiöſe Toleranz geworden, deren Panier Roger Williams zuerſt in der Wildniß aufgepflanzt hat. Es iſt etwas vom Genius dieſes hochherzigſten aller Pioniere in der ganzen Entwickelung des Amerikanerthums, etwas in ferne Zukunft kühn und ſiegesſicher Hinausgreifendes. In eine Zukunft, wo die „Welt" Amerika heißen wird. Daher dieſes ſcheinbar ſpielend leichte Bewältigen rieſenhafter Probleme der Gegenwart, daher dieſes wagnißfrohe Hinwegſpringen über die bergehohen Bedenklichkeiten europäiſcher Philiſterei. Seht euch beiſpielsweiſe nur die eine Thatſache an, daß dieſer Teufelskerl von Unkle Sam inmitten des ungeheuren Wirrſals eines Bürgerkriegs von koloſſalen Dimenſionen ſich's in den Kopf geſetzt hat, die Pacifikbahn zu bauen, daß er binnen wenigen Jahren dieſes Rieſenwerk ſchuf und, kaum mit demſelben fertig, ſchon daran geht, noch verſchiedene weitere Eiſenſtraßen vom atlantiſchen Ozean bis zur Südſee zu ſtrecken, und haltet gegen dieſe Thatſache die europäiſch-altklug-engherzige und kleindenkend-philiſterhafte vieljährige Mantſcherei und Mauſchelei, Zänkerei und Stänkerei in der Frage der Gotthardbahn, welche doch im Vergleich mit der Pacifikbahn nur ein Kinderſpiel iſt, und ihr werdet den Unterſchied zwiſchen einer veraltenden und einer jungaufſtrebenden Welt merken und werdet einſehen, wie prophetiſch-richtig Platen ſah und fühlte, als er ſchon im Jahre 1818 ausrief:

„Ja, nach Weſten zieht die Weltgeſchichte!“

Der verzauberte Kurfürſt.

My Muse by no means deals in fiction;
She gathers a repertory of facts,
And that's one cause she meets with contradiction:
For too much truth, at first sight, ne'er attracts;
And were her object only what's call'd glory,
With more ease too she'd tell a different story.

Byron.

1.

Donnerstags den 12. April 1694 ging vom ſogenannten fürſtenbergiſchen Hauſe an der Elbebrücke aus ein prächtiger Leichenzug durch die Straßen von Dresden.

Schwarz gekleidet, mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, bildete die Bürgerſchaft der Hauptſtadt von Kurſachſen Spalier, wie ihr „bei Strafe“ befohlen worden war. Sie mußten lange ſtehen und warten, dieſe guten, geduldigen, in echtlutheriſcher Gottes- und Fürſtenfurcht gezeugten, geborenen und erzogenen Bürger von Dresden; denn erſt zur achten Abendſtunde ſetzte ſich der Leichenkondukt in Bewegung in dem Scheine der an den Straßenecken lodernden Wachtfeuer und der von acht zu acht Schritten längs der Straßen brennenden Pechfackeln.

Den Zug eröffneten ſechs Hofdiener in langen ſchwarzen Mänteln, weiße Wachsfackeln tragend. Folgten zwei Marſchälle mit ſchwarzen Stäben. Dieſen zweiundſechzig Schüler mit langen Flören und weißen Wachslichtern. Dann kam der Hausſtand der Verblichenen: Hofmeiſter, Stallmeiſter, Kammerjunker, Pagen, Lakaien, der „Kammermohr“ und der „Kammertürke“, alle langbemantelt und in einer wahren Wolke von Flor wandelnd. Hinter dieſem Geſinde der ſechsſpännige Leichenwagen, mit fürſtlichem Pomp geſchirrt und geſchmückt. Wappenſchilde hingen an beiden Seiten des mit ſchwarzem Sammet überzogenen Sarges. Dem Leichenwagen zur Seite ſchritten Hofherren mit weißen Wachsfackeln und hintendrein ritten zwei Marſchälle. Hierauf folgte die vergoldete Staatskarroſſe, in welcher der Kurfürſt Johann Georg der Vierte in tiefer Trauer ſaß. Neben der Karroſſe gingen ſechzehn Trabanten mit ſchwarzen Hallbarten, von welchen ſilberne Troddeln niederhingen. Wieder zwei Marſchälle. Dann der Bruder des Kurfürſten, der Herzog Friedrich Auguſt, ſpäter als Auguſt „der Starke“

Europa mit dem Rufe ſeiner Laſter erfüllend, in ſechsſpänniger Kutſche, von Wachslichter tragenden Trabanten und Pagen umgeben. Abermals zwei Marſchälle. Hierauf der Oberhofmarſchall von Haugwitz in zweiſpänniger Kutſche, der Kammerherr von Reitſchütz in einem ſchwarzüberzogenen Einſpänner, vierundfünfzig zweiſpännige Wagen, angefüllt mit Kavalieren und Hofleuten; endlich zum Schluß ſechs Lakaien mit Fackeln.

Alle Glocken der Stadt begannen zu läuten, ſowie die Prozeſſion ſich in Bewegung ſetzte. Bei ihrem Vorüberkommen präſentirten die Bürger das Gewehr. Sie ging über den Neumarkt und von da durch die große Frauengaſſe und die große Brüdergaſſe in die Sophienkirche. Hier wurde der Sarg vor dem Altar niedergeſetzt, um unter Choralgeſang „eingeſegnet“ zu werden. Dies geſchehen, wurde er in das Gruftgewölbe hinter dem Altar gebracht, wo verſchiedene Mitglieder der kurfürſtlichen Familie beſtattet worden waren.

Und wem zu Ehren wurde denn dieſer Begräbnißprunk aufgewendet? Wer war die Todte, welche man ſo pomphaft in eine Fürſtengruft geleitet hatte?

Eine Metze.

2.

Wollen wir Deutſche an der Geſchichte unſeres Landes Freude haben, ſo müſſen wir uns vorzugsweiſe an die kulturhiſtoriſchen Kapitel derſelben halten. In dieſen treten die herrlichen Gaben und edlen Eigenſchaften unſeres Volkes leuchtend hervor: die hohe Intelligenz, die rege Phantaſiethätigkeit, das reiche Gedankenleben, der ſtille Fleiß, die unermüdliche Arbeitsluſt, die pflichtbewußte Wirthſchaftlichkeit und der ſtrenge Ordnungsſinn — alles durchzogen von jenem poetiſchen Hauch, welcher in dem vielverſpotteten und doch einzigſchönem Worte „Gemüth“ ſeinen ſprachlichen Ausdruck gefunden hat. Dieſes Seelenvolle, dieſes „Gemüthliche“ der deutſchen Kulturarbeit war es auch, welches dieſelbe über raſſenhafte und nationale Beſchränktheit hoch hinweggeſchoben und weit hinausgetragen und dem Deutſchthum im Hochſinne ſeiner Bedeutung einen weſentlich weltbürgerlichen Charakter verliehen hat. Alle unſere wahrhaft großen Männer, unſere wirklichen Helden waren Weltbürger.

Zu ſolchen ſie zu machen half allerdings auch der Anblick der einheimiſchen ſtaatlichen Zuſtände. Wen hätte das Bild des Heiligen-Römiſchen-Reichsweichſelzopfes nicht anwidern ſollen? Statt in dem Krähwinkel der engen Heimat Philiſter zu ſein, wollten denkende, wiſſende und fühlende Menſchen in dem Idealſtaat der weiten Welt Bürger werden. Aus der jammerhaften Knechtſeligkeit deutſchkleinſtaatlicher Wirklichkeit retteten ſich die Leſſing und Kant, Göthe und Schiller in die Freiheit eines kosmopolitiſchen Wolkenkukukheims.

Die Leſung der politiſchen Geſchichte unſeres Landes iſt für einen Deutſchen von Geiſt und Herz eine Marter. Falls der gute Abbé Grégoire dieſe Geſchichte gekannt hätte, würde er ſeinen berühmten Spruch „L'histoire des rois est le martyrologe des peuples“ — zweifelsohne alſo ins Deutſche überſetzt haben: — Die Geſchichte der deutſchen Staaten und Stäätchen iſt durchſchnittlich nur die Skandalchronik der Laſter und Frevel der deutſchen Deſpoten und Deſpötchen. In den unendlichen Reihenfolgen von deutſchen Fürſten und Fürſtlein fällt das ermüdete Auge ſelten auf einen, auf deſſen Perſon und Thun es mit Wohlgefallen ausruhen kann. Es iſt denkwürdig, zu ſehen und zu ſagen, daß und wie in der Regel die guten Gaben, Vorzüge und Tugenden der deutſchen Raſſe auf den oberen und oberſten Sproſſen der ſozialen Leiter mehr und mehr, ja ganz und gar ſich verloren haben. Dem dünkelhohlen und ſchamloſen Uebermuth droben entſprach dann die niederzüchtige und ſchamloſe Unterthänigkeit drunten. Zwiſchen dieſen beiden Extremen mitteninne hielten ſich in zwei unter ſich wiederum ſcharf getrennten Abſtufungen ein bettelhafter Hof- oder roher Krautjunkeradel und ein verkrähwinkeltes Spießburgerthum.

Die ſogenannte Reformation des 16. Jahrhunderts hat auf das ſtaatliche Leben Deutſchlands keineswegs verjüngend und veredelnd eingewirkt.

Das Lutherthum iſt von ſeiner dogmatiſchen Fixirung an, welche etwa mit dem Aufenthalte ſeines Stifters auf der Wartburg zuſammenfällt, eine Doktrin der Knechtiſchaffenheit geweſen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein in der Wolle gefärbter Lutheraner kann niemals ein freier Menſch und Bürger werden. Die lutheriſche Bonzenſchaft iſt darum der Freiheit des Menſchen und dem Selbſtbeſtimmungsrechte der Völker noch gefährlicher als die römiſche. Die Muckerei entmenſcht, entbürgert und verſklavt die Leute noch viel nachhaltiger als der Ultramontanismus. Katholiſche Franzoſen, Italiker, Spanier können vielleicht mit der Zeit Republikaner werden, preußiſche Stocklutheraner und ſchwäbiſche Pietiſten niemals.

Eine Vergleichung der proteſtantiſchen Höfe des 16. und 17. Jahrhunderts mit den katholiſchen zeigt die Fabel von dem veredelnden Einfluß der Reformation ſofort als ſolche auf. Hat es jemals einen jeſuitiſcheren Politiker gegeben, als der „Hort des Proteſtantismus“, Moritz von Sachſen, einer geweſen iſt? Seine Tochter Anna, welche der ſchweigſame Oranier zu heiraten ſo unglücklich war, machte ſich als die größte Söfferin ihrer Zeit verrühmt. Die „alamodiſche" Ausländerei, das aus Sodom ſtammende „welſche" Laſter, die raſende Vergeudung, das franzöſiſche Maitreſſenweſen — alle dieſe Zuchtloſigkeit fand an den proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands noch früher Aufnahme und eifrigere Pflege als an den katholiſchen. Der Kurfürſt Joachim der Zweite von Brandenburg war der erſte deutſche Fürſt, welcher die Kebſenwirthſchaft ſchon ganz im Stil des „Hofes der Lilien" trieb. Am Hofe von Kaſſel ging um 1615 eine Lüderlichkeit im Schwange, welche mit teutoniſcher Rohheit pariſiſche Raffinirtheit vereinigte. Eine geradezu ſchweiniſche Völlerei tobte etliche Jahre früher am Hofe des Kurfürſten Chriſtian des Zweiten von Sachſen, den die Unzucht zum Krüppel gemacht hatte und der ſich ſchließlich zu Tode ſoff. Am Hofe von Hannover nahm das Galanterie-Stück Graf von Königsmark und Kurprinzeſſin Sophia Dorothea im Jahre 1694 einen grauſenhaften Ausgang. Wo blieb denn, darf man billig fragen, in alledem die aus der angeblichen „Vertiefung“ des religiöſen Sinnes entſprungene vielgeprieſene „ſittlichkräftigende“ Wirkung der Reformation? Die Wahrheit iſt, daß jeder Vorſchritt zu einer vernunftgemäßeren Anſchauung wie zu einer geläuterteren ſittlichen Lebensführung dem proteſtantiſchen Chriſtenthum ebenſo tapfer abgekämpft werden mußte wie dem katholiſchen.

In demſelben Jahre, wo im Schloſſe von Hannover der Buhler der Kurprinzeſſin auf Betreiben der Maitreſſe des Kurfürſten (Gräfin von Platen) ſeine „galante“ Laufbahn in einer Blutlache endigte, gab in Dresden das Ableben der kurfürſtlichen Maitreſſe das Signal zum Ausberſten eines Skandals, welches ebenſoſehr die Sittenloſigkeit als den ſimpelhaften Afterglauben der vornehmen Kreiſe bloßlegte.

3.

Am 8. Februar von 1675 wurde dem Herrn Rudolf von Reitſchütz von ſeiner Frau Urſula Margaretha von Haugwitz ein Töchterlein geboren, welches die Namen Magdalene Sibylle erhielt[1]). Die Kleine wuchs in Dresden auf und kam in Folge der Stellung ihres Vaters, welcher unter dem Kurfürſten Johann Georg dem Dritten Generalwachtmeiſter und Kommandant der Reitergarde war, von Kindheit an in häufige und vertrauliche Beziehungen zum Hof und zu den höfiſchen Kreiſen. Der Herr von Reitſchütz war allem nach ein Baron im lateiniſchen Sinne des Wortes und gebt uns weiter nichts an, maßen er ſich in das Liſten- und Lüſteleben ſeines Weibes und ſeiner Tochter nicht gemiſcht hat[1]). Frau Urſula Margaretha dagegen iſt eine Charakterfigur der ariſtokratiſchen Sittenverderbniß von damals. Galant, intrikant, kuppleriſch und habſüchtig verband ſie mit dieſen Eigenſchaften den roheſten Aberglauben. Selbſtverſtändlich jedoch war ſie, obzwar ein wahres Laſter von Weib, geehrt und beſchmeichelt, ſo lange ihre Glückstage währten, und ebenſo ſelbſtverſtändlich ſuchten ſich die Menſchen für die eigene Gemeinheit an ihr zu rächen, ſowie ſie von der dem Mißgeſchicke Verfallenen nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hatten. Dann machte ſich der Klatſch in ſeiner ganzen Unerbittlichkeit über ſie her und beſchuldigte ſie unter anderem auch, die Buhlerin des Kurfürſten Johann Georgs des Dritten geweſen

---

[1]) C. Chr. C. Gretſchel: Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates, 1841 fg. Lettres historiques, 1794. J. Fr. Klotzſch: Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte, 10. Bd. 1775. Büſching: Magazin für n. Hiſtorie und Geographie, Bd. 8, S. 461 fg. Haſche: Magazin, Bd. 3. Journal für Deutſchland, Jahrg. 4, S. 304 fg. Schletter: Annalen der Kriminalrechtspflege, Jahrg. 1849, Dezemberheft. Bülau: Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, Bd. 3, S. 1 fg. Vehſe: Geſchichte der deutſchen Höfe, Bd. 31.

---

1) Bei Büſching heißt er ein Menſch „von gar ſchlechten Qualitäten", welcher, was er geworden, durchaus nur dem Einfluſſe ſeiner Frau bei Hofe zu verdanken hatte. Anderwärts wird er ein „ſtattlicher Kavalier" genannt, welcher gut zu „courtoiſiren, zu turniren und zu bankettiren" verſtand.

zu ſein und von dieſem ihre Tochter Magdalene Sibylle empfangen zu haben — eine Beſchuldigung, welche wohl nur aus der Begierde erfloß, die Skandalgeſchichte dieſer Tochter zu einer himmelſchreienden zu ſuperlativiſiren, indem man die Maitreſſe Johann Georgs des Vierten zu ſeiner Schweſter machte.

Die junge Sibylle — (Billchen hieß ſie in der Familie und wurde ſie ſpäter auch von ihrem kurfürſtlichen Liebhaber genannt) — wurde von ihrer Mutter ganz im Sinn oder Unſinn der franzöſiſchen Galanterie erzogen, welche vom bourboniſchen Hofe her ihre verpeſtenden Miasmen über Europa ausſtrömte. Das Reſultat entſprach der Methode. In einem plaſtiſch gebauten, wie zur Wolluſt geſchaffenen, frühzeitig, ja vorzeitig völlig entwickelten Körper eine leichte, lockere, lüſterne Seele, ohne alle höhere Bildung, nicht einmal des allergewöhnlichſten Liebebriefſtils mächtig, ganz ohne ſittlichen Halt, gemeindenkend, nur auf materiellen Luxus und ſinnliches Vergnügen gerichtet, war das dreizehnjährige Nichtkind eine vollendete Kokette, welche ſtatt mit Puppen mit Liebhabern ſpielte und zwar — mit einem unſerer mittelalterlichen Novelliſten in Verſen zu reden —

„als man in der werlde pflit
ze ſpilen mit der minne“.

Sibylle war ſchön, aber ſchön wie die Sünde. Ihre Schönheit war das Gegentheil von Mädchenhaftigkeit. Ihre Stirne war hübſch gebaut, aber man ſah derſelben leicht an, daß auf ihr niemals die „holde Scham“ gethront

„Mit jenem weichen Schmelz, der wie ein Duft von Roſen
Um keuſche Mädchenſtirnen fließt“ —

ſondern dieſe Stirne trug den Stempel frecher Ueppigkeit und harmonirte vollſtändig mit den großen, wollüſtig ſchwimmenden Augen und mit den begehrlich geöffneten Lippen. Ueber dem ganzen Geſicht lag der Ausdruck geiſtiger Unkultur und Trägheit wie ein leichter Flor. Dieſes Mädchen, welches nie Kind geweſen, konnte mit ſeinen üppigen Formen, mit ſeiner ganzen auf den Sinnenreiz angelegten Erſcheinung für eine Verkörperung des Ideals einer Odaliſke gelten. Der arme König Lear würde ſie ſicherlich ſofort unter jene Weiber eingereiht haben, von welchen er, aus der gebundenen Redeweiſe in die ungebundenſte überſpringend, ſagte:

„Down from the waist they are centaurs,
Though women all above:
But to the girdle do the gods inherit,
Beneath is all the fiends; there's hell, there's
darkness, there is the sulphurous pit, burning,
scalding, stench, consumption — fye, fye, fye!“

In welchem Rufe die fünfzehnjährige Sibylle ſtand, erhellt ſchon daraus, daß, als eines Tages auf dem Taſchenberge der oberflächlich begrabene Leichnam eines neugeborenen Kindes gefunden wurde, die öffentliche Meinung von Dresden ganz allgemein das Fräulein von Neitſchütz als die Mutter dieſes unmittelbar vor oder nach der Geburt getödteten Kindes bezeichnete. Hinſichtlich des Vaters dieſes angeblichen Jungfernkindes war man weniger einig, indem einige glaubten, der Monſieur Saladin, franzöſiſcher Sprachlehrer Sibylle's, ſei der Uebelthäter, andere dagegen behaupteten: „Nein, der Herr Oberſt und Oberkriegskommiſſarius Klemm hat es gethan.“ Soviel iſt gewiß, daß der letztgenannte Kavalier von den redſeligen Dresdenern als derjenige bezeichnet wurde, welcher der dreizehn- oder vierzehnjährigen Sibylle etwas genommen habe, was einem mittelalterlichen Scholaſtiker zufolge der Herrgott ſelbſt nicht wiederzugeben vermag. Zwei andere Hofherren, der Oberhofmeiſter von Haxthauſen und der Kammerjunker von Vitzthum, ſchienen ſich mit ernſteren und ehrenhafteren Abſichten dem Quaſi-Fräulein nähern zu wollen. Mutter und Tochter unterließen auch nichts, dieſe Freier zu ermuthigen. Jene ging ſogar Hexer und Hexinnen um Rath an und verübte mit Beihilfe derſelben allerhand blödſinnig-zauberiſche Praktiken, um ihre Tochter ins haxthauſen'ſche oder vitzthum'ſche Ehebett zu befördern. Allein diesmal kleckte weder der Schönheitzauber der jungen noch der Hexenzauber der alten Neitſchütz. Die Freier zogen ſich zurück und den Grund hat wohl Bülau richtig angegeben in ſeiner Frage: „Widerte vielleicht die beiden Herren bei näherer Bekanntſchaft das wollüſtige Kind an und fürchteten ſie, in Sibylle keine reine Gattin zu erhalten?“

Möglich iſt aber auch, daß die beiden Höflinge einem Nebenbuhler, welcher nicht viel ſpäter dem Fräulein zu hofiren begann, keine Konkurrenz machen wollten, nämlich dem Kurprinzen Johann Georg. Sobald dieſes Wild ſich zeigte, gaben Mutter und Tochter die Jagd auf Haxthauſen und Vitzthum ſofort auf und mitſammen rüſteten und richteten ſie alle Netze, Fallen und Köder, über welche ausgelernte Koketterie und abgefeimte Kuppelei zu verfügen hatten.

4.

Die Jagd gelang, das Wild ging in die Falle und die beiden Jägerinnen trugen Sorge, die Beute feſtzuhalten.

Es iſt nicht mit völliger Sicherheit zu beſtimmen, wann die Leidenſchaft für das üppige Mädchen den Kurprinzen zu beſitzen angefangen hat. Denn förmlich *beſeſſen* war der junge Mann von dem Zauber ſinnlicher Reize, welche ſeiner eigenen ſtarkausgeprägten Sinnlichkeit lockend entgegenkamen. Von ſeeliſchen Bezügen war in dieſem ganzen Verhältniß, deſſen Beginn in das Jahr 1688 zu ſetzen ſein möchte, nie eine Spur. Die bildungsloſe, hohle Kokette konnte dem Prinzen nie etwas anderes ſein denn ein Luſtinſtrument. Er liebte Sibylle leidenſchaftlich, wie — der Kater die Katze und der Spatz die Spätzin liebt. Wahrſcheinlich wäre ſeine Verſtrickung nie ſo weit gediehen, wie ſie gedieh, wenn nicht die Kuppelkünſte der alten Neitſchütz ſehr nachgeholfen hätten. Wenigſtens ſagte Johann Georg eines Tages zu ſeiner Maitreſſe: „Billchen, es wäre mit unſerer Inklination nicht ſo weit kommen, wenn nicht deine Mutter geweſen; die iſt kapable, einem alles zu überreden.“

Die Verliebtheit des Prinzen war ſeinen Eltern ſehr anſtößig, namentlich ſeiner Mutter, der ehrbaren und frommen Kurfürſtin Anna Sophia. Sibylle's Ruf war ſchon dermaßen zu Grunde gerichtet, daß, wie erzählt wird, ſogar der Herzog Friedrich Auguſt an dem Verhältniß ſich ſtieß und, um ſeinen Bruder zu ernüchtern, zu ihm ſagte:

„Sei kein Narr! Laß dir kein X für ein U vormachen! Die hat ſchon mancher gehabt, z. B. ich ſelber.“ Indeß iſt nicht eben wahrſcheinlich, daß einer der ärgſten Unzüchtlinge, welche jemals gelebt, ſich gedrungen gefühlt hätte, vor der Unzucht zu warnen. Dagegen iſt ſicher, daß mütterliche Beſorgniß es zunächſt noch über Unzucht und Kuppelei davontrug. Die Kurfürſtin ſetzte es durch, daß der Kurprinz, um von der jungen Neitſchütz abgezogen zu werden, vom Jahre 1689 an ſeinen Vater auf den Feldzügen gegen die Franzoſen am Rhein begleiten mußte. Allein Johann Georg wurde dadurch von ſeinem Schaden nicht geheilt.

Das zeigte ſich ſofort, als der Prinz vom Sterbebette ſeines zu Tübingen im September 1691 von einer Lagerſeuche weggerafften Vaters weg als Kurfürſt nach Dresden zurückgekehrt war. Denn einer der erſten Regierungsakte Johann Georgs des Vierten iſt geweſen, daß er ganz à la Louis XIV. die jetzt ſechszehnjährige Neitſchütz zu ſeiner Maitreſſe öffentlich erklärte, was in Sachſen, wo eine derartige Staatsaktion bislang noch nicht vorgekommen war, großes Aufſehen erregte, auch etliches Pamphletiren und Pasquilliren in den oberen, einiges fromme Gemurre in den unteren Geſellſchaftſchichten zur Folge hatte, ſelbſtverſtändlich aber im Uebrigen hingenommen wurde als eine Schickung von Gottes Gnaden. Im Oktober geleitete die edle Mutter Neitſchütz ihre nicht minder edle Tochter eines Abends ins Schloß, um Billchen dem Kurfürſten zu überliefern. Es ſteht aktenmäßig feſt und iſt von der Dame ſelber zugeſtanden, daß ſie ſich vor das Bett ſetzte, in welchem der Kurfürſt mit Sibylle Hochzeit machte, und daß ſie, bevor ſie ſich entfernte, das Lager „mit gemachten Kreuzen einſegnete“. So ſittlichend hatte das Lutherthum auf Frauen der vornehmen Welt gewirkt!

Natürlich machte die Frau Baronin nicht umſonſt die Kupplerin, Zuführerin und Bettſegnerin. Ein kurfürſtlicher Gnadenregen von Geſchenken aller Art, Juwelen, Leibrenten, Häuſern, Landgütern, Aemtern und Würden ergoß ſich auf Sibylle und die ganze edle Familie. Der Kurfürſt war auch eifrig darauf aus, die Schönheit ſeiner Favoritin den Leuten zu zeigen, und machte daher Sibylle zur Königin einer ganzen Reihe von glänzenden Feſten. Da konnte die Eitelkeit der Dirne in den Huldigungen ſchwelgen, welche ihr von dem vornehmen Pack und Pöbel dargebracht wurden.

Doch ſpielte keineswegs der ganze Hof dieſes Pack- und Pöbelſpiel mit. Man war in Dresden des Skandals einer ſo frech offenkundigen Maitreſſenwirthſchaft noch zu ungewohnt, um allgemein Gefallen daran zu finden. Auch regte ſich gegen das Glück der Reitſchütze heftiger Neid. Endlich hatte die Kurfürſtin-Mutter einen ſtarken Anhang, welcher der Maitreſſe entgegenſtand. Anna Sophia wähnte, mittels eines paſſenden Ehebundes würde ihr Sohn aus ſeiner buhleriſchen Verſtrickung zu löſen ſein, und der Kurfürſt ging auf nach dieſer Richtung hin gewandte Weiſungen und Beſtrebungen ſeiner Mutter ein, woraus doch wohl geſchloſſen werden darf, daß ihn der Umgang mit Sibylle ſelber nicht ganz befriedigte. Er willigte in eine ſtandesgemäße Heirat, allein die Diplomatie der Kurfürſtin Mutter traf nicht die richtige Wahl, als ſie zur Gemahlin des Kurfürſten die Prinzeſſin Eleonore Erdmuthe Luiſe von Sachſen-Eiſenach erkor, ſeit 1686 Wittwe des Markgrafen Johann Friedrich von Anſpach. Die Prinzeſſin wär zwar keineswegs ſchon ganz verblüht, ſondern noch hübſch genug, aber doch dreißigjährig und ſechs Jahre älter als Johann Georg.

Trotzdem billigte dieſer, durch das Zureden ſeiner Mutter bewogen und wohl auch verblüfft über die Symptome von Mißbilligung, welche die Reitſchützerei hervorgerufen, die ihm angeſonnene Heirat und ſchien ſogar entſchloſſen, mit Sibylle zu brechen und die Dirne mit einer Penſion von 4000 Thalern abzulohnen. Noch mehr, er ſprach von ihr als von einer „Kanaille“ und ſagte, das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Taſchenberge gefundene todte Kind möge wohl von dieſer „Kanaille“ ſein. So geſtimmt und geſinnt begab ſich der Kurfürſt zu Anfang des Jahres 1692 nach Berlin, um ſich mit der am dortigen Hofe lebenden Markgräfin-Wittwe von Anſpach zu verloben. Der Zauber ſchien alſo gebrochen.

5.

Aber er war es nicht.

Kaum von ſeiner Verlobungsfahrt nach Berlin zurückgekehrt, lag der Kurfürſt abermals in den Feſſeln Sibylle's und war die vor wenigen Wochen en canaille Behandelte wieder das „herzallerliebſte Billchen“. Zieht man dieſen ſchroffen Wechſel in Betracht und rechnet man dazu den dicken Aberglauben an Hexen und Zauberkünſte, welcher in den niedrigſten wie in den höchſten Klaſſen graſſirte, ſo iſt leicht erklärlich, daß man von einer „Verzauberung“ des Kurfürſten zu munkeln begann; zumal es in Dresden nicht verholen war, daß Mama Neitſchütz mit allerhand „geheimen Praktiken“ ſchon früher ſich abgegeben hatte. Freilich blieb es bei Lebzeiten des Kurfürſten beim bloßen Gemunkel und Geziſchel.

Ebenſo alt in den Künſten der Buhlerei, wie jung an Jahren, hatte Sibylle es dem ſinnlichen Manne ganz und gar angethan, ſo daß er nicht mehr von ihr laſſen konnte. Aber, um ſich mit dem brandenburger Hofe nicht zu zerwerfen, wollte er auch ſein Verlöbniß mit der Markgräfin-Wittwe nicht brechen und das Heiratsgeſchäft ging demzufolge fürbaß. Die fürſtliche Braut kam im April nach Leipzig, der Kurfürſt erwartete ſie daſelbſt und gewiß iſt es für die deutſchen Fürſtenſitten von damals kennzeichnend, daß Johann Georg ſeine Maitreſſe nach der genannten Stadt mitnahm und daß er neben der Neitſchütz am Fenſter ſtehend den Einzug der Prinzeſſin anſah. Wie unter ſothanen Umſtänden der kurfürſtliche Bräutigam ſeine prinzeßliche Braut empfing, kann man ſich unſchwer vorſtellen. Kühl, kalt, geradezu unhöflich und abſtoßend. Falls dem Flunkerer Pöllnitz zu glauben wäre, hätte Johann Georg die arme Eleonore Erdmuthe Luiſe, welche eine ſchwere Sammetrobe trug, beim Empfange mit den Worten angeraſſelt: „Sie müſſen wohl toll ſein, daß Sie bei dieſem heißen Wetter ein Kleid von Sammet tragen.“ Man glaubt die daneben ſtehende Kebſe zu ſehen, wie ſie ſich vor Lachen ausſchüttet und ſich kaum die Mühe gibt, dabei den Fächer vor den üppigen Mund zu halten.

Dieſem Anfang entſprach der Fortgang der Sache. Am 27. April von 1692 erfolgte die Vermählung des Kurfürſten mit Eleonore Erdmuthe Luiſe zu Torgau, aber mit einer der Zeitſitte grell widerſprechenden, für die Braut und ihre Verwandten geradezu beleidigenden Stille und Prunkloſigkeit. So wollte es die Maitreſſe, welche überhaupt keinen Anlaß unbenützt ließ, zu zeigen, daß ſie die eigentliche, wahre und wirkliche Herrin des Landesherrn ſei, die Oberkurfürſtin ſo zu ſagen. Der Kurfürſt verſuchte nun zwar mit ſeiner Gemahlin als Ehemann zu leben, aber es ging nicht. Sein Kammerdiener Rouſſeau hat nachmals vor Gericht angegeben, der Kurfürſt hätte öfter geklagt, „es müßte ihm doch etwas gemacht worden oder im Bette ſein, daß, wenn er bei ſeiner Gemahlin bleiben wollte, ihm ganz übel und ſo angſt würde, daß er darüber ſchwitzete, und wäre es auch nicht anders, als wenn ihn jemand bei dem Arm aus dem Bette rausreißen wollte und er ſich übergeben ſollte, und hielte dieſe Beſchwerlichkeit ſo lange an, bis er wieder in ſein Gemach käme“ — allwo ihn, wohlverſtanden, die Maitreſſe zu erwarten pflegte. Darin lag die „Verzauberung", welche den Fürſten aus dem Ehebette trieb, nicht darin, daß Mama Neitſchütz, wie man ihr ſchuldgab, das Schlafzimmer der Kurfürſtin heimlich mit einem „verdächtigen Rauchwerk" hatte ausräuchern laſſen, um die Ehegatten „einander gram zu machen".

Daß dieſe würdige Mutter einer gleich würdigen Tochter derartige Zauberpoſſen wirklich trieb, unterſteht keinem Zweifel. Die Frau Generalin — Herr von Neitſchütz avancirte nämlich um der Verdienſte willen, welche ſeine Tochter um den Landesherrn und folglich, maßen bekanntlich Fürſtenwohl Volksglück iſt, auch um das Land ſich erwarb, zum Generalleutnant — die Frau Generalin ſtand ja mit Perſonen in Verbindung, welche aus dem Aberglauben ein Geſchäft machten, d. h. auf die heilige Dummheit ſpekulirten. Neben dem Scharfrichter von Dresden, Melchior Vogel, erſcheinen in dieſer Bande als Traumdeuterinnen, Wahrſagerinnen, „Planetenleſerinnen", Amuletverfertigerinnen und Liebegiftköchinnen die „Hexe" Margarethe aus dem Spreewald, die Traum-Marie, die Burmeiſterin, die Lindnerin, die Krappin und andere. Mit den Fabrikaten dieſer Sippſchaft war die kurfürſtliche Maitreſſe verſehen und behängt. Sie beſaß „ein gewiſſes Pulver, ſo von ſolcher Kraft, daß, wenn man es einem auf den Kopf ſtreuete, derſelbe nicht böſe auf ihr ſein konnte, welches Pulver aus einer Muſkaten, ſo die Beſitzerin dreimal verſchlucket gehabt und durch ſich gehen laſſen, verfertiget war“. Sibylle trug auch ein zauberkräftiges Armband „ſo aus des Kurfürſten Haaren gemachet geweſen“. Ferner trug ſie „auf der linken Bruſt in einem kleinen güldenen Büchſlein einen Liebesteufel, ſo Fränzel geheißen“. Aber der rarſte Talisman, welchen ſie beſaß, war doch ein „ſonderliches Säckchen“, welches ſie in dem „Schubſacke des Unterrockes“ mit ſich führte und „worinnen, wie vermuthet, spiritus familiares waren“ [1]. In dieſem „ſonderlichen“ Säckchen befanden ſich „zwei Läpſlein, deren eines von des Fräuleins Hemde, darinnen ſie menstruo laboriret, das andere aber Kurfürſtliche Durchlaucht beſchwitzet und welche beide beſagtes Fräulein nebſt der Kuhlauin (ihrer Geſellſchafterin) an einem Karfreitage in der Bartholomäikirche, die Liebe zwiſchen Sr. Kurfürſtl. Durchlaucht und mehrbeſagtem Fräulein feſte zu machen, zuſammengewickelt, in eine Schachtel verſiegelt und heimlich, als man die Paſſion ſang, auf den Altar geſetzet, um den Segen darüber ſprechen zu laſſen“.

---

[1] Die Vorſtellung vom „spiritus familiaris“ iſt nur eine Abart des Aberglaubens vom Alraun. Zuſammenfaſſenden Aufſchluß geben die Brüder Grimm in Nr. 84 und 85 der „Deutſchen Sagen“. Unſere größte Dichterin, Annette

Solchen Zauberkünſten war gewiß ſchwer zu widerſtehen, namentlich wenn man, wie der „verzauberte“ Kurfürſt that, an bedenklicher Gehirnſchwäche laborirte. Es iſt das im wörtlichen, im phyſiſchen Sinne zu nehmen; denn Johann Georg hatte im Sommer von 1692 ein Abenteuer be-

---

von Droſte-Hülshof, hat in ihrer poetiſchen Erzählung „Der spiritus familiaris des Roßtäuſchers“ dieſen Volksglauben in genialſter Weiſe behandelt (Gedichte 1844, S. 365 fg.). Es kennzeichnet das Verhalten unſerer Zeit zur wirklichen Poeſie, daß dieſe herrliche Dichtung ſo viel wie unbekannt geblieben iſt.

ſtanden, wodurch ſeine geiſtigen Kräfte beeinträchtigt worden. Ein Sturz vom Pferde hatte ihm eine Gehirnerſchütterung zugezogen.

Nun iſt es aber eine bekannte Thatſache, daß die Schwächung der Intelligenz und Willenskraft keineswegs auch eine Minderung der Sinnlichkeit zur Folge hat. Im Gegentheil, die letztere wird nur um ſo unbändiger, je mehr ſie des geiſtigen Zügels ledig geworden. Johann Georg der Vierte lieferte hierfür einen traurigen Beweis, indem er nach ſeinem gemeldeten Unfall ganz ſklaviſch dem Sinnenzauber ſich fügte, welchen Sibylle von Neitſchütz über ihn verhängte. Seit vollends das „Fräulein“ ſich guter Hoffnung fühlte — welches Gefühl im Herbſte von 1692 ſich einſtellte — ſchien der Kurfürſt nur noch da zu ſein, um die Gelüſte und Wünſche der Kebſe zu erfüllen.

Dieſe Wünſche flogen jetzt hoch und immer höher, Mama Neitſchütz aber lenkte und leitete den Flug. Als Johann Georg die frohe Botſchaft vernahm, Billchen werde ihn zum Vater machen, kratzte er ſich hinter den Ohren und äußerte gegen die Kammerjungfer der Maitreſſe, Eliſabeth Nitſchin, das Kind müßte heimlich geboren und auferzogen werden. Da fuhr aber die Frau Generalin dazwiſchen mit den Worten: „Ei, Herr Cheſes, das wäre mir ſchön! Ich gebe ſo ein Kind nicht der Kanaille in die Hände. Der Kurfürſt ſoll es machen wie der König von Frankreich.“ Sie meinte damit zweifelsohne, Johann Georg ſollte es mit ſeinem zu erwartenden Bankert halten, wie Ludwig der Vierzehnte es mit ſeinen Baſtarden hielt, welche ja ganz auf Prinzen- und Prinzeſſinenfuß behandelt wurden. Oder auch ſchwebte ihr vor, daß der König von Frankreich ſeine letzte Maitreſſe, die glatte Schlange Maintenon, unlängſt förmlich geheiratet hatte. „Der Kurfürſt — ſagte die würdige Mutter zu ihrer würdigen Tochter — muß dich vor ſeine Frau halten. Du mußt es ihm ſagen. Er muß alles thun, was du haben willſt: es iſt nur um einen Sturm zu thun. Sonſt werden die Leute dich vor ſeine Hure halten.“

6.

Der „Sturm“ wurde veranſtaltet und that ſeine Wirkung. Zeitig im Jahre 1693 ſtellte der Kurfürſt ſeinem geliebten Billchen eigenhändig ein Dokument aus, worin er „kund und zu wiſſen“ that, daß er ſeine Verbindung mit dem „Fräulein“ für „eine rechte Ehe halte und erkenne,“ und weiterhin erklärte: „Sollte alſo Gott uns in ſolchem dieſem Eheſtand ſegnen, ſo bekenne frei vor männiglich, daß ſolche vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten ſein. Um aber keine Zerrüttung und Streitigkeit in dem Kurhauſe anzufangen, ſollen dieſe meine rechte Kinder keinen Theil an denen Landen und Kurwürden haben und allein dieſe meine Ehefrau Gräfin und ſie Grafen genannt werden.“ Das Wunderlichſte des wunderlichen Aktenſtückes kam aber am Schluſſe deſſelben zum Vorſchein. Es hieß da nämlich: „Ich will mir ausgenommen haben, frei zu ſein, noch eine Frau zu nehmen und zwar von gleichem Geblüt mit mir, welche den Namen vom Kurfürſt führen und ihre durch Gottes Gnade von mir zeugende Kinder die rechtmäßigen Erben dieſer Kur und Lande ſein ſollen, indem keineswegs in der h. Schrift zwei Weiber zu haben verboten, ſondern Exempla anzuführen wären, worinnen es ſelber von unſerer Kirche zugelaſſen.“

Das Exempel, welches Johann Georg im Auge hatte, war die bekannte Bigamie des Landgrafen Philipp von Heſſen, welche Luther und Melanchthon ſerviler Weiſe gebilligt hatten. Schade übrigens, daß der Kurfürſt nicht 130 Jahre ſpäter lebte, zur Zeit, als der Gauner Joe Smith die Handſchrift von Salomon Spauldings albernem Roman „The manuscript found“ in die Mormonenbibel („Book of Mormon“) umhumbugte[1]). Denn Johann Georg hätte einen richtigen Mormonen abgegeben.

Das Dokument, kraft deſſen der Kurfürſt das „Fräulein“ von Neitſchütz, mormoniſch zu reden, ſich „anſiegelte“, wurde auf den 16. Oktober 1691 zurückdatirt — ſo 'ne kleine Fälſchung kann Einen von Gottes Gnaden nicht ſehr behelligen — damit die Reitſchütz, falls die Zuläſſigkeit einer Doppelehe nicht durchzuführen wäre, jedenfalls für die erſte Gemahlin Johann Georgs, d. h. für die ihm zuerſt angeſiegelte gelten könnte. Zur gleichen Zeit erfolgte die in dem Aktenſtücke ſchon angedeutete Standeserhöhung der Kebſe, indem Kaiſer Leopold der Erſte auf Anſuchen des Kurfürſten für dieſelbe ein Reichsgrafendiplom an- und ausfertigen ließ, kraft deſſen ſie zur Gräfin von Rochlitz gemacht wurde, wasmaßen — wie es in dem vom 4. Februar 1693 datirten Diplom hieß — „Kaiſerliche Majeſtät die ſichere Nachricht haben, weßgeſtalten gedachte Magdalene Sibylle Reitſchützin aus altem adeligem Geſchlechte entſproſſen, welcher auch viel vornehme Familien in dem Heiligen Römiſchen Reich und Blutsfreundſchaft verwandt ſeindt, der Ritterthaten ihrer Voreltern zu geſchweigen.“

---

[1]) Siehe das 1. Kapitel der trefflichen „Geſchichte der Mormonen“ von Moritz Buſch, 1870.

Der neugebackenen Gräfin wurde jetzt ein eigener Haushalt und Hofſtaat eingerichtet und zwar in dem ſogenannten Fürſtenbergiſchen Hauſe an der Elbebrücke, welches durch den „ſchwarzen Gang" mit dem Schloß in Verbindung ſtand. Eine Frau von Arnim diente der Kebſe als Hofmeiſterin, das Fräulein Agnes von Kuhlau als Geſellſchaftsdame. Das Laſter hat zu allen Zeiten nur vornehm zu ſein gebraucht, um vornehme Lakaien und Mägde zu haben. Die Kunſt geht nach Brot und der Adel nach Braten. Unterm 17. März von 1693 machte ein Erlaß des Kurfürſten ſämmtlichen Behörden und angeſtammten Sachſen die Grafung ſeiner Beiſchläferin als ein wichtiges und erfreuliches Ereigniß kund. Ueber was alles haben deutſche Unterthanen ſchon ſich freuen müſſen!

Die kaiſerliche Gefälligkeit war eine kurfürſtliche Gegengefälligkeit wohl werth. Im Mai des genannten Jahres trat Johann Georg der großen Allianz bei, welche Wilhelm der Dritte gegen Frankreich zuwegegebracht hatte. Der Kurfürſt machte ſich gegen Kaiſer Leopold verbindlich, 12,000 Mann an den Rhein zu führen, und er kam dieſer Verbindlichkeit im Juni nach. Selbſtverſtändlich nicht gratis; denn England gab ihm 400,000 Thaler Subſidien und ließ auch die Gräfin von Rochlitz hören, wie gut engliſche Guineen klängen: — es floſſen mehr als 40,000 Thaler aus der engliſchen Staatskaſſe in den „Schubſack" der Kebſe, welcher nicht nur für „Zauberſäckchen" Platz hatte.

Die Allianz- und Subſidienverträge deutſcher Reichsfürſten mit England waren ſchon damals nichts anderes als Menſchenfleiſchlieferungstraktate; nur verſtanden zu dieſer Zeit die deutſchen Fürſten das „Machen" in Menſchenfleiſch noch nicht ſo gut, wie es ihre Herren Nachfolger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verſtanden. Johann Georg der Vierte und ſeine zeitgenöſſiſchen Mithändler ſind nur lauſige Krämer geweſen, verglichen mit den großen Spekulanten, wie ſolche zur angegebenen Zeit thätig waren, insbeſondere unter den drei Menſchenfleiſchgroßhandelsfirmen: Landgraf von Heſſen-Kaſſel, Herzog von Braunſchweig und Herzog von Wirtemberg. Aber „Fürſtenwohl iſt Volksglück", und maßen ſich's die Chefs der genannten Firmen und ihre Kampagnons wohl ſein ließen, ſo wohl, daß ſie mit den Geſellen in Auerbachs Keller ſingen konnten: „Uns iſt ganz kanibaliſch wohl“ — ſo mußten folglich ihre getreuen Unterthanen glücklich ſein. Wie glücklich, ſteht mit Höllenfeuerlettern in Schillers „Kabale und Liebe“ geſchrieben. Aber freilich, dieſer Schiller gehörte trotz ſeiner klaſſiſchen Vornehmheit und vornehmen Klaſſicität im Grunde doch auch zu der nie genug zu verdammenden Rotte Gog, Ma- und Demagog, welche Altar und Thron unterwühlt. Iſt ihm darum ganz recht geſchehen, daß, als er nach einem Leben voll Arbeit und Sorge geſtorben, nicht einmal ſo viel Geld im Hauſe war, um ſeinen Sarg zu bezahlen; ja, ganz recht, denn —

> Was trug er auch ſein Haupt ſo frei, ſo ſtolz
> Und hob es über Lump und Kompagnie
> Hinweg, empor bis zu der Sterne Kreis!

7.

Die Maitreſſe begleitete den Kurfürſten ins Feld, d. h. ſie ließ in den rheiniſchen Städten ihren

Luxus und ihren Uebermuth ſehen. Nebenbei mochte es ihr rathſam erſcheinen, den „verzauberten“ Mann nicht aus den Augen zu laſſen. In Frankfurt a. M. gebar Sibylle im Juli von 1693 eine Tochter, welche ſpäter, reich ausgeſtattet, an einen polniſchen Grafen Dunin verheiratet wurde. Nach beendigtem Feldzug mit ihrem Unterhälter nach Dresden zurückgekehrt, mußte die Gräfin mit nicht geringem Verdruſſe wahrnehmen, daß ihr Wochenbett Folgen gehabt, welche ihre Geſundheit und, was noch ſchlimmer, ihre Schönheit zu zerſtören drohten. Die Kränkelnde mußte befürchten, daß zugleich mit ihren Reizen auch die „Verzauberung“ des Kurfürſten abnehmen würde, — eine Befürchtung, welche vollſtändig gerechtfertigt war bei einem Weibe, deſſen Mittel nur ſinnliche geweſen ſind. Nicht ein einziger gewinnender Zug, nicht ein einziger anmuthiger Scherz, nicht ein einziges gutes Wort wird uns von der Kebſe gemeldet. Odaliſkenfleiſch, Haremsfutter, ſonſt nichts.

Die alte Neitſchütz erkannte die Gefahr und beſchloß, einen großen Schlag zu thun. Die Konſequenzen des ſeltſamen Eheverſprechens, welches dem Kurfürſten abgeliſtet worden, ſollten jetzt gezogen werden. Man ſteuerte darauf los, daß Johann Georg ſeine „Doppelehe" förmlich und feierlich anerkennen ſollte. Wäre Sibylle erſt als Neben- oder Hauptkurfürſtin anerkannt, ſo könnte man der Verblühten nicht nur ſo ohne weiteres den Laufpaß geben. Die Kreaturen der Reitſchützerei wurden angewieſen, in dieſer Richtung thätig zu ſein. In der Vorderreihe dieſer Kreaturen durfte natürlich auch ein Bonze nicht fehlen, der erſt neuerlich zum Superintendenten von Pirna ernannte Johann David Schwerdtner, welcher auch den kurfürſtlichen Bankert zu Frankfurt getauft hatte. Dieſem Ehrwürdigen wurde die Urheberſchaft eines im Ungeſchmacke der Zeit zubereiteten Fühlers zugeſchrieben, welcher zur Sondirung der öffentlichen Meinung erſchien unter dem Titel: „Liebe zwiſchen Prinz Herzmuthen, Prinzen in Albinien, und Fräulein Theonilden, oder drei Reimſchaften, worinne die Theonilde dem Fürſten in Albinien ihre Liebe anträgt, worauf der durchlauchtigſte Prinz Herzmuth, auf geſchehenen Vortrag an ſeine Gemahlin, eingebet und die durchlauchtigſte Prinzeſſin Patientia Victrix diesfalls ſelbſt entſchuldiget. Wobei zugleich von der Frage, ob das viele Weibernehmen zu geſtatten? gehandelt wird." Die Allegorie dieſer im Bombaſt- und Lascivſtil eines Hofmannswaldau oder Lohenſtein gehaltenen Reimerei war ſo handgreiflich, daß jedermann in dem Prinzen Herzmuth den Kurfürſten, in der Prinzeſſin Patientia die Kurfürſtin und in Theonilde die Sibylle Neitſchütz erkennen mußte. Was für rohe Naturlaute dazumal ſelbſt im feinſten Hofton mitunterliefen, erfährt man, wenn an einer Stelle das zarte Fräulein Theonilde ausruft:

„Ach, warum kann ich nicht verrecken und erbleichen?"

und eine echt lutheriſch-knechtſchaffene Politik predigt aus den Verſen:

„Es darf ſich auch der Prinz nicht vor Geſetzen ſcheuen;
Er iſt aus Fürſtenblut, ſo Rechte brechen darf" —

allein ſeltſamer Weiſe zieht der unterthänige Reimer aus ſeinen Prämiſſen nicht ganz die entſprechenden Schlüſſe. Zwar betont er, daß ja in der Bibel die Fürſten angewieſen würden, „im Nothfall" zwei Weiber zugleich zu haben, aber er läßt dann doch wieder ſeinen Prinzen Herzmuth ſagen, daß dieſer von „Zweigemahlſchaft" nichts wiſſen wolle. Die Prinzeſſin Patientia ſperrt ſich anfänglich heftig gegen eine Mitprinzeſſin und meint, die „geile Brunſt" des Prinzen würde wohl vorübergehen. Sie entſchuldigt auch dieſe Brunſt mit den Worten:

„Mein Prinz kann nichts dafür, er liebte mich von Herzen,
Wenn nicht ein Zaubergeiſt an ſeiner Seite hing" —

in welcher Wendung man ſpäter eine ſehr bedenkliche Andeutung finden wollte. Schließlich indeß unterwirft ſich, ob auch nur mit halben Worten, die gute Patientia der altteſtamentlichen Anſicht, welche ihr Herr Gemahl über Liebe und Ehe hat.

In Wirklichkeit erging es der Patientia-Eleonore Erdmuthe Luiſe zu jener Zeit ſchlimm und immer ſchlimmer. Die ganze neitſchütziſche Blaſe machenſchaftete gegen die arme Fürſtin und reizte den willenloſen Kurfürſten gegen ſie auf. In Folge deſſen fanden bei Hofe ſehr häßliche Auftritte ſtatt. Bei einem derſelben, welcher im Februar von 1694 im Schloſſe Pillnitz ſpielte, benahm ſich Johann Georg ganz wild und wüſt gegen ſeine Gemahlin. Es war damals die Rede davon, die Kurfürſtin nach Freiberg zu verbannen, oder gar, ſie einzuthürmen.

Sibylle und ihre Mutter faßten zu jener Zeit ernſtlich den Gedanken in's Auge, der Kurfürſt müßte ſich, da eine altteſtamentliche „Zweigemahlſchaft" ſich doch nicht wohl verwirklichen ließ, von ſeiner Gemahlin ſcheiden laſſen, um ſeine Maitreſſe in aller Form zur Kurfürſtin zu machen. Die alte Neitſchütz bildete ſich ein, dieſe Erhebung würde leichter zu bewerkſtelligen ſein, ſo ihre Tochter ſtatt Gräfin Fürſtin hieße, und ließ daher durch ihren Schwiegerſohn, den Geheimrath von Beichling, am kaiſerlichen Hofe die Erhebung der Gräfin von Rochlitz in den Reichsfürſtenſtand betreiben. Um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, ſoll der Unterhändler in der wiener Hofburg inſinuirt haben, die Gräfin würde ihre Fürſtinkrone mit ihrem Uebertritt zum Katholicismus bezahlen und auch den Kurfürſten in die alleinſeligmachende Kirche nachziehen. Aber auch das half nicht. Der Kaiſer Leopold fand das Begehren der Metze unverſchämt und wies, ſeine habsburgiſche Unterlippe noch bedeutend weiter als ſonſt herunterhängen laſſend, daſſelbe zurück mit den unwirſchen Worten: „Was Fürſtin, Fürſtin! Kurſachſen hat Fürſtin genug an ſeiner preiswürdigen Gemahlin.“

8.

Das Tröſtliche an den irdiſchen Dingen iſt ihre Dauerloſigkeit. Die menſchliche Thorheit und Niedertracht werden nur dadurch erträglich, daß ſie in ewiger Metamorphoſe begriffen ſind. Dummheit, Gemeinheit und Bosheit bleiben ihrem Weſen nach allerdings ewig dieſelben, aber ſie wechſeln unaufhörlich Formen und Farben und dieſer tauſend- und hunderttauſendfache Formen und Farbenwechſel macht die „Comoedia humana“ genießbar. Schon der bloße Gedanke, daß die große Poſſe immer die gleiche und die Komödianten ſtets dieſelben ſein könnten, muß Grauen und Entſetzen erregen. Die fortwährenden Verwandelungen der Scene, die raſtloſen Aenderungen der Dekorationen, der Koſtüme, der Mimik und der Deklamation ſie bringen immer wieder die wohlthätige Illuſion hervor, das Stück ſei ein neues. Oberregiſſeur Tod ſorgt auch in der Regel für einen zeitigen Aktſchluß, bevor Neugier und Verwunderung der Langeweile platzgemacht haben. In der Regel! Denn der Ausnahmen ſind viele. Komödianten, welche weltgeſchichtliche Rollen tragiren, pflegen ſich um ſo länger auf der Bühne zu halten, je größer der Frevel iſt, welcher ſie hinaufgehoben hat. Verbrecher wie der vom 18. Brumaire 1799 und der vom 2. Dezember 1851 gaſtiren lange. Natürlich! Menſchen und Völker ertragen aus innerſter Wahlverwandtſchaft das Lügenhafte, Gemeine und Böſe viel lieber und länger als das Wahrhafte, Edle und Gute. Wer Macht über Menſchen erlangen will, darf nicht auf die guten Inſtinkte und Regungen derſelben, ſondern muß auf ihre Laſter und Leidenſchaften ſpekuliren. Er muß, wie die Bonaparte es thaten, die menſchliche Selbſtſucht in ihrer gemeinſten Form zum einzigen Werthmeſſer der Ideen und Erſcheinungen machen....

Die niedrige Hofpoſſe „Der verzauberte Kurfürſt" ſpielte nicht lange. Man wähnte noch mitten im Stücke zu ſein, als der genannte Regiſſeur das Klingelzeichen zum Fallen des Vorhangs gab.

Die kurfürſtliche Kebſe kränkelte ſeit ihrem Wochenbette fortwährend, und weil die Aerzte zu unwiſſend waren, die Krankheit zu erkennen, oder auch weil ſie zu lakaienhaft, um gerade herauszuſagen, daß das frühzeitige Laſterleben Sibylle's ihre Geſundheit zerrüttet hatte, gaben ſie geheimnißvolle Winke und Hindeutungen, der Patientin dürfte wohl etwas „Unrechtes" beigebracht worden ſein. Dieſes Gemunkel verſtieg ſich bis zu der Infamie, nicht undeutlich die Kurfürſtin zu bezichtigen, ſie hätte ihrer Nebenbuhlerin Gift beibringen laſſen. Sehr wahrſcheinlich hat nur das raſche Hereinbrechen der Kataſtrophe die arme Eleonore Erdmuthe vor den ſchlimmen Folgen ſolcher Verleumdung bewahrt.

Im März von 1694 trat die Kränklichkeit der Maitreſſe in eine Kriſis: die Blattern brachen an ihr aus. Die Kriſis nahm aber keinen günſtigen Verlauf, denn ſtatt zur Reife zu gelangen, traten die Blattern zurück. Der Leib der Kranken bedeckte ſich mit einer ſchwarzen Kruſte, heftige Krämpfe ſchüttelten ihre Glieder und am 4. April ſtarb ſie, noch nicht zwanzigjährig.

Der Kurfürſt, welcher während Sibylle's Krankheit ihr Zimmer kaum verlaſſen hatte, that wie ein Verzweifelnder. Er wollte ſich auch von der todten Kebſe nicht trennen, ließ für den Leichnam ein prächtiges „Castrum doloris“ herrichten, ordnete das prunkvolle, oben beſchriebene Leichenbegängniß an, geleitete die Geliebte ſelber zu ihrer Gruft und verübte folgende Grabſchrift für ſie: — „Hier ruhet in Gott die hoch- und wohlgeborene Frau Magdalene Sibylle, des Heiligen Römiſchen Reiches Gräfin von Rochlitz, welche Einem Manne verbunden, eine allzeit treue, Eines Kindes Mutter, ihres Fürſten Unterthanin, auch ihme doch gleich war, indem Sie von ihme ehelich geliebet wurde. Weil ſie nun jung an Jahren, auch angenehmer Geſtalt, alſo war Sie mit anſtändigen Sitten und mit Tugenden begabt, in Summa von vortrefflichen Qualitäten, als welche den Nothdürftigen mit Hilfe, ihren Feinden mit Sanftmuth, jedermann mit Freundſchaft und Gutthat gewogen, dahero Sie vielen ein heftiges Verlangen nach ihrer Perſon zurückgelaſſen hat. Sie iſt geboren den 8. Februar 1675, ſtarb den 4. April 1694, hat alſo gelebet 19 Jahre. So lebe denn ewig wohl und auch in deinem Erlöſer, o wertheſte Seele!"

Dieſer Nachruf, welcher die „Verzauberung" Johann Georgs in ihrem ganzen Umfange widerſpiegelte, mußte den Spott herausfordern. Es erſchien auch wirklich eine Traveſtie der Grabſchrift, welche witzig genug, aber freilich zu „galant", um heute noch druckbar zu ſein.

Allzu tief muß aber das Herzeleid des Kurfürſten doch wohl nicht geweſen ſein. Denn ſonſt hätte er nicht zugelaſſen, daß ſeine Quaſi-Schwiegermutter ihn auf eine Manier tröſtete, wie wohl niemals wieder eine Schwiegermutter ihren Eidam getröſtet hat. Mama Reitſchütz kam nämlich auf den ſinnreichen Einfall, ihrem „Herrn Sohn“, wie ſie den Kurfürſten zu nennen pflegte, über ſeinen Verluſt dadurch hinwegzuhelfen, daß ſie ihm denſelben zu erſetzen ſuchte. Zum Surrogat für ihre verſtorbene Tochter erſah ſie das Geſellſchaft-Fräulein derſelben, Agnes von Kuhlau, und dieſes edle Frauenzimmer ließ ſich, obgleich mit einem Herrn von Ponikau verlobt, zur Uebernahme der Surrogatrolle bereitwillig finden. So bereitwillig, daß ſie zur Eliſabeth Nitſchin ſagte: „Ach, wenn Sie mir doch etwas geben könnte, daß der Kurfürſt mich liebete.“ Mama Reitſchütz führte die Vice-Maitreſſe ſelber in das kurfürſtliche Gemach und ſprach, wie in den Akten ſteht, dem Herrn Sohn alſo zu: „Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht werden doch um meiner Tochter willen die ganze Welt nicht meiden. Sie müſſen es machen wie der Oberſt Malzahn, welcher den dritten Tag nach ſeiner Gemahlin Tod mit ſeiner Hausjungfer zu thun gehabt. So kann es doch nicht dauern, gnädigſter Herr. Schlafen Sie bei der Kuhlauin; es iſt Ihnen viel geſünder.“

Was die Vettel mit dieſer Kuppelei wollte, iſt handgreiflich. Aber ihr ſchamloſer Kalkul ging fehl, denn der Hauptfaktor in demſelben wurde baldigſt durch den Tod ausgeſtrichen. Der Kurfürſt hatte an dem Krankenbette Sibylle's das Blatterngift eingeſogen. Die Krankheit brach auch bei ihm in heftigſter Weiſe aus, ein nicht zu bewältigendes Fieber warf ihn nieder und ſchon am 27. April, alſo nur dreiundzwanzig Tage nach dem Hingang der Maitreſſe, war er eine Leiche. Er zählte noch nicht volle ſechsundzwanzig Jahre.

9.

Finſtere Gerüchte begleiteten den todten Kurfürſten in ſeine Gruft zu Freiberg.

In jener guten alten frommen Zeit war in Folge einer ſtupiden Kirchlichkeit und einer unſittlichen Politik die ganze Anſchauungsweiſe der Menſchen ſo verquert und verdorben, daß kein Mann von vorragender Stellung plötzlich ſterben konnte, ohne daß es geheißen hätte, er ſei „expedirt“ worden. Die „Staatsraiſon“ hatte ſeit dem Aufkommen der ſogenannten „welſchen Praktik“, alſo ſeit nahezu 200 Jahren, Dolch und Giftphiole als Hauptargumente ſo häufig gehandhabt, daß man dieſe Argumente immer und überall wirkſam glaubte.

Man raunte ſich daher in Sachſen ſelbſt und weitumher in Deutſchland in die Ohren und deutete auch in ſchriftlichen Aufzeichnungen an, der frühzeitige Tod Johann Georgs des Vierten ſei keineswegs den Blattern, ſondern gewiſſen Perſonen vom ſächſiſchen Adel und von der ſächſiſchen Geiſtlichkeit auf Rechnung zu ſetzen. Der Adel hätte den Kurfürſten gehaßt, weil dieſer durch ſeinen Premierminiſter Hans Adam von Schöning ein auf die adeligen Anmaßungen wenig oder keine Rückſicht nehmendes bureaukratiſches Regiment im Lande ein- und durchführen ließ; die lutheriſche Orthodoxie aber ſei dem Kurfürſten gram geweſen, weil ſie gefürchtet hätte, derſelbe würde ſich durch ſeine Kebſe katholiſch machen laſſen. Daß die Junker und Pfaffen gegen Johann Georg übelgeſinnt geweſen, mag ganz wahr ſein; allein für die Sage, daß ſie ihn „expedirt" hätten, läßt ſich nicht der Schatten einer Spur von aktenmäßigem Beweis beibringen.

Ein anderes Gerücht, welches um die Gruft des Kurfürſten her nicht leiſe flüſterte, ſondern laut ſchrie, faßte ſich in den populär-aftergläubiſchen Satz zuſammen: „Sie hat ihn ins Grab nachgezogen." War es doch ſchon bei Lebzeiten Johann Georgs und ſeiner Maitreſſe allgemeiner und bis in die oberſten Geſellſchaftſchichten hinaufreichender Volksglaube geweſen, daß die junge Neitſchütz mit Hilfe der alten den Fürſten „behext" hätte, und dieſer Volksglaube hatte ſich auf das ſtützen können, was von den früher erwähnten Verbindungen der Generalin mit „unheimlichen" Leuten bekannt geworden. Jetzt hieß es, die dem Kurfürſten angethane „Verzauberung" hätte über den Tod der Kebſe hinaus fortgewirkt und den Verzauberten der Todten ins Grab nachziehen müſſen, insbeſondere darum, weil der Neitſchütz ein aus den Haaren ihres Liebhabers geflochtenes Armband, ſowie ein

Portrait Johann Georgs in den Sarg mitgegeben worden ſeien.

Die Klätſcherin „Oeffentliche Meinung“, in 99 von 100 Fällen ſo urtheilslos und boshaft, wie nur irgendein Waſchweib es ſein kann, ſchrie um ſo lauter nach einer Unterſuchung, nach einer Hexenprozedur, als dieſe Forderung der volksdümmlichen Religioſität bedeutend verſtärkt und befeuert wurde durch die Begierde der Hofflike, das Glück der todten jungen Neitſchütz an der überlebenden alten zu rächen.

Des kinderloſen Kurfürſten Bruder und Nachfolger Friedrich Auguſt war ein ſo ſtarker Mann, daß er Hufeiſen mit den Fingern zerbrechen konnte und angeblich dreihundert und etliche fünfzig Bankerte in die Welt geſetzt hat. Aber ſeine Stärke lag in den Muſkeln und Lenden, nicht im Gehirn. Dennoch iſt er ſchwerlich *ſo* dumm geweſen, an die Verzauberung und Zutodehexung ſeines Bruders zu glauben. Er willigte aber in die Forderung der öffentlichen Meinung, d. h. in die Prozeſſirung der alten Neitſchütz und ihrer Helfershelfer und

Handlangerinnen, weil ihm weder an jener noch an dieſen etwas gelegen war, auch weil ſeine Mutter, die alte Kurfürſtin, die Anſtrengung des Prozeſſes verlangte und endlich weil — was wohl das ſchwerſtwiegende Motiv — der vollgeſogene neitſchütziſche Reichthümerſchwamm auf ſolche Manier am bequemſten in die kurfürſtliche Kaſſe auszudrücken war.

Dieſe fiskaliſche Manipulation iſt denn auch das Hauptreſultat der Hexenprozedur geweſen, welche mit zahlreichen Verhaftungen und mit der am 30. April, alſo nur ſechs Tage nach dem Ableben des Kurfürſten vorgenommenen Ausgruftung und Unterſuchung von Sibylle's Leichnam begann. Nachdem man der Todten das mit Diamanten geſchmückte Portrait Johann Georgs und das „verdächtige" Armband abgenommen hatte, wurde ſie nicht wieder in der Sophienkirche beigeſetzt, ſondern ohne Umſtände irgendwo eingelocht. Der Prozeß ſpann ſich lange hin und geſtaltete ſich nicht dem Buchſtaben, aber dem Sinne nach zu einer Beſtätigung des uralten und ewigjungen Sprüchworts: „Die kleinen Schelme henkt man und die großen läßt man laufen.“ Die Werkzeuge nämlich, deren ſich Mama Neitſchütz bei ihren Ränken und ihren Zauberſchwänken bedient hatte, kamen ſchlecht weg. Im Januar mußten die Traum-Marie, nachdem ſie den dritten Foltergrad ausgehalten, ſowie die Kammerfrau der Generalin und ihr Mann mitſammen am Pranger ſtehen. Während des folgenden Monats ſtarben der Scharfrichter Vogel und die „Hexe“ Margarethe an den Folgen der ausgeſtandenen Tortur im Gefängniſſe. Der Sekretär Engelſchall erhielt den Staupbeſen. Der Surrogat Kuhlau geſtattete man, daß ſie ſich geſchickt herauslog. Die alte Neitſchütz ſetzte allen gegen ſie erhobenen Anklagen ein ſtandhaftes und konſequentes Leugnen entgegen. Es wurde gegen ſie erkannt, daß „mit der peinlichen Frage und zwar mit der Schärfe“ gegen ſie vorgegangen werden ſollte; allein man kann nicht mit völliger Beſtimmtheit ſagen, ob und wieweit ſie der Folter unterworfen worden, um ihr Geſtändniſſe abzupreſſen. Wahrſcheinlich jedoch iſt, daß ſie den erſten Torturgrad, die Daumenſchrauben, zu fühlen bekommen hat, aber trotzdem bei ihrem

Leugnen geblieben iſt. Sie ſaß anderthalb Jahre lang in dem „Quatemberſtübchen" des dresdener Rathhauſes, Tag und Nacht von vier Mann bewacht. Dann ſchlug der Kurfürſt den Prozeß gegen ſie nieder und man ließ die große Schelmin laufen. Sie iſt auf dem ihrem Sohne Rudolf gehörigen Gute Gauſſig bei Bautzen im Jahre 1713 geſtorben. Auch den großen Schelm von Geheimrath und Kammerdirektor Ludwig Gebhart von Hoym, welcher die Gunſt der beiden neitſchütziſchen Damen zu Erpreſſungen und allerhand Geldſchneidereien ausgenützt hatte, ließ Auguſt der Starke laufen, nachdem er dem für anderthalb Jahre auf dem Königſtein Seßhaftgemachten von ſeinem Raube 200,000 Thaler abgezwackt hatte.

So thalermäßig proſaiſch endigte die romantiſche Hiſtorie vom bezauberten Kurfürſten.

Eine Mutter Gottes.

Die ganze große ſogenannte Weltgeſchichte iſt aus lauter kleinen Spitzbübereien zuſammengeſtoppelt.

Zebedäus Zinnober.

(„De historiae constructione tractatus,“ §. 777.)

1.

Man darf bekanntlich Menſchen und Dinge nicht allzu genau anſehen, wenn man ſeine Illuſionen behalten und nicht widerwärtig enttäuſcht werden will. Selbſt die roſigſte Mädchenwange, ſelbſt der friſcheſte Frauenteint verträgt keine Betrachtung durch die Lupe. Goldig und purpurn leuchtet die Alpenfirne ins Thal hinab: ſteige zu ihr empor und du findeſt wüſtes Geröll, beſtaubtes Eis und ſchmutzigen Schnee. „Nur die Fernen ſteh'n verklärt“, hat ein verſchollener Poet ſehr richtig bemerkt.

Die Zeit webt um geſchichtliche Geſtalten her einen Nebelſchleier, welcher wie ein Nimbus ſchimmert, wenn das falſche Licht wohldieneriſcher Pſeudo-Hiſtorik darauf fällt. Aber Weltrichterin Hiſtoria, die weder zur höfiſchen Kammerzofe noch zur Boßlerin einer Partei herabſinken kann, thut nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie dieſen Nimbus zerſtört und jenen Nebelſchleier wegwiſcht. Wie klein, wie erbärmlich klein erſcheinen dann gar viele der „Großen", ſo im Buche der Geſchichte verzeichnet ſind! Wie mancher Held verhäßlicht ſich zum Halunken, wie mancher Heiland wird zum Humbuger, wie manche Heroine ſinkt ab zur Hetäre! Der Hiſtoriker iſt ein geſchworener Illuſionenzerſtörer, er handhabt die Lupe, jagt den Friſeur Mythus, die Schminkerin Legende und die Kleiderkünſtlerin Sage von dannen, zerrt die weltgeſchichtlichen Schauſpieler und Schauſpielerinnen aus der trügeriſchen Fable-convenue-Beleuchtung an's helle Tageslicht und zeigt ſie in ihrer erbarmungswerthen Blöße.

Chateaubriand hat im Jahre 1807 im „Mercure de France" einen Artikel über den römiſchen Cäſarismus veröffentlicht, weitaus das Kühnſte und Schönſte, was er überhaupt geſchrieben. Durch den Nero hindurch traf ſeine brandmarkende Feder den Bonaparte und mit beredten Worten führte er den

Geſchichtſchreibern zu Gemüthe, was den Frevlern an der Menſchheit gegenüber ihre Pflicht ſei. Sie ſollten thun, wie „die erſten Chriſten in Aegypten thaten, welche mit Lebensgefahr in die Heidentempel eindrangen und in dem Dunkel des innerſten Heiligthums eine Gottheit ergriffen, vor welcher der Betrug die Furcht Weihrauch verbrennen ließ und die ſich, an's Sonnenlicht hervorgezerrt, als irgendein abſcheuliches Ungeheuer herausſtellte.“ Von einer ſolchen Zumuthung wollen freilich die Herren von der ſogenannten hiſtoriſchen „Objektivität“ nichts hören. Dieſe Herren, welchen das ethiſche Moment in der Geſchichte unbequem iſt, verwerfen daſſelbe kurzweg. Weit entfernt, die Götzen als Ungeheuer aufzuzeigen, machen ſie umgekehrt die Ungeheuer zu Götzen. Ihre Schönfärberei iſt gerade wie der altägyptiſche Beſtienkult. Monſieur Thiers z. B., der unwiſſende und gewiſſenloſe Vergötterer Bonaparte's, verdiente vollauf, Oberprieſter im Krokodiltempel am See Möris geweſen zu ſein.

Wenn man geſagt und geglaubt hat, die Geſchichte ſei poetiſcher als der Roman, ſo iſt das nur eine jener gemeinplätzigen Scheidemünzen, welche einer dem andern auf Treu und Glauben überliefert, ohne ihren Gehalt zu prüfen. Prüft man den Gehalt dieſer Scheidemünze, muß ſie ſich ſofort als falſch erweiſen. Der Roman, als äſthetiſche Gattung, hat die Aufgabe, das ſchöne Scheinen darzuſtellen, die Geſchichte dagegen hat die Pflicht, das wahre Sein zur Anſchauung zu bringen. Sie iſt die Protokollführerin des wirklichen Prozeſſes der ſozialen Entwickelung, welcher Prozeß nichts weniger als ſchön iſt. Er iſt ſogar entſchieden häßlich, ſo häßlich, daß Menſchen, welche ihm ein ernſtes und anhaltendes Studium gewidmet haben, nie mehr recht fröhlich ſein können. Das Prozeßprotokoll kann, ſo es ein echtes und getreues, unmöglich ſchön und demnach auch nicht poetiſch ſein. Daraus erklärt es ſich, daß die ungeheure Mehrheit auch der ſogenannten gebildeten Frauen den ſchlechteſt geſchriebenen Roman dem beſtgeſchriebenen Geſchichtewerk vorzieht. Die Weiber müſſen Illuſionen haben oder zu leben aufhören. Jede völlig enttäuſchte Frau wird zur Selbſtmörderin, häufig, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein. Die Frauen vertragen die Wahrheit nicht. Sie trägt ja kein Korſett, keinen Cul de Paris, keinen Chignon; ſie geht — ſchrecklich zu ſagen! — ſplitternackt. Die Weiber ſchämen ſich ihrer, für ſie. Nein, fürwahr, das Buch der Geſchichte iſt nicht für die Frauen geſchrieben. Die arme Klio paßt nicht in ihre Geſellſchaft, es wäre denn, ſie hätte ſich vorher durch einen beliebigen Hofhiſtoriographen friſiren, anmalen, verkleiden und überhaupt präſentabel machen laſſen. Dieſe hofhiſtoriographiſch ausgebeinte, entſaftete und lakaiiſirte Geſchichte verhält ſich dann zur wirklichen etwa ſo, wie ſich ein Leopold von Ranke zu einem Kornelius Tacitus verhält oder ein auerbach'ſcher Dorfnovellenbauer zu einem Naturbauer.

Man ſpricht von dem majeſtätiſch einherflutenden Strom der Weltgeſchichte und nicht ohne Grund. Aus einer gewiſſen Entfernung angeſehen, iſt dieſes Stromgeflute großartig und majeſtätiſch genug. Leider iſt der Hiſtoriker verpflichtet, den Strom nicht nur aus nächſter Nähe zu betrachten, ſondern auch den verſchiedenen Zuflüſſen deſſelben nachzugehen, deren Urſprünge zu erforſchen und endlich das Waſſer jedes einzelnen zu analyſiren. Ein mühſäliges Geſchäft und nicht ſehr reinlich. Welch ein Schmutz, wie viele Giftſtoffe, was für Stick- und Stinkgaſe kommen dabei zum Vorſchein! Die Forſchung muß Flößerſtiefeln anziehen und eine Glasmaſke vorbinden, um mit heiler Haut durchzukommen.

Gibt es eine erſchütterndere weltgeſchichtliche Tragödie als franzöſiſche Revolution? Schwerlich. Aber den großen Eindruck gewinnt und behält nur, wer ſich beſcheidet, das erhabene Revolutionstrauerſpiel vom Parterre oder von den Logen aus anzuſehen. Wehe dagegen dem, welchen Neugier oder Beruf hinter die Kuliſſen, in die Ankleidezimmer und Maſchinenräume führen. Denn ſeine dort gewonnenen Anſchauungen müſſen ihm die erhabene Tragödie in eine aus Koth und Blut zuſammengepappte Poſſe verwandeln. Statt des Donnerſchritts der Nemeſis vernimmt er den Katzentritt der ſchleichenden Intrike, ſtatt der heroiſchen Trimeter Melpomene's die zotigen Lazzi des Harlekin, aber eines Harlekin, deſſen in Blut getauchte Hände nicht die Pritſche, ſondern eine Mordkeule führen. Nur hinter den Kuliſſen und in den Ankleidezimmern des Weltgeſchichtetheaters kann man erfahren, wie ſehr die menſchlichen Thorheiten und Begierden, die perſönlichen Bedürfniſſe, Beſorgniſſe, Leidenſchaften, Gemeinheiten und Bosheiten mitwirken „am ſauſenden Webſtuhl der Zeit“, auf welchem freilich nicht ſo faſt „das Kleid der Gottheit“ als vielmehr der Mantel des Teufels gewoben wird.

Kommt mit hinter die Kuliſſen! Wir wollen uns von dorther eine Epiſode des Revolutionsdrama's anſehen, nicht wie ſie, vom Zuſchauerraum aus geſehen, ſich abſpielte und ausnahm, ſondern wie ſie in Scene geſetzt wurde.

2.

Obzwar man die Sache längſt beſſer wiſſen könnte und ſollte, iſt es doch heute noch gäng und gäbe, zu glauben, ſowie in Kompendien und Schulen zu lehren, der Sturz Robeſpierre's durch die ſogenannten Thermidorier im Sommer von 1794 ſei eine Wirkung der naturnothwendigen Reaktion der Menſchlichkeit gegen die Aktion des Terrorismus geweſen. Ganz abgeſehen nun davon, daß die thermidoriſche „Menſchlichkeit“ eine Fabel, weil ja die vom Royalismus und Pfaffismus ausgebeutete thermidoriſche Reaktion an die Stelle des „rothen“ Schreckens nur den viel mörderiſcheren „weißen“ ſetzte [1]) — hätte den Glauben an den erwähnten Irrthum ſchon die Thatſache erſchüttern ſollen, daß der „Anakreon der Guillotine“, **Barère**, das Komplott gegen Robeſpierre einfädelte, daß der Hauptweibler für daſſelbe Tallien geweſen iſt, der Septembriſeur von 1792, der Wütherich in Bordeaux von 1793, und daß in der Vorderreihe der Angreifer und Stürzer des „Unbeſtechlichen“ ärgſte Blutmenſchen wie Collot, Billaud, Voulland, Vadier und Carrier ſtanden.

---

1) Siehe die Beweiſe in meinem Eſſay „Für Thron und Altar“, welcher in meinem Skizzenbuch „Aus der Sündflutzeit“ ſteht (S. 259–306).

Die Wahrheit iſt: nicht eine „Verſchwörung des Erbarmens“, wie man gelogen, ſondern eine Verſchwörung der abgefeimteſten Schufte und verhärtetſten Schurken hat den 9. Thermidor gemacht. Sie konnten ihn machen, weil die ſelbſtbeſtimmungsloſe und feige Mehrheit des Konvents ihnen zufiel, wie ſolche parlamentariſche Mehrheiten allzeit dorthin zu fallen pflegen, wo augenblicklich eine imponirende Kraftentwickelung ſtatthat.

Robespierre war ein Fanatiker, ein echter und rechter Fanatiker und folglich ebenſo ehrlich und unbeſtechlich als maßlos eitel. Er iſt bis in ſeine innerſte Seelenfalte hinein überzeugt geweſen, daß Gott — er glaubte bekanntlich ebenſo feſt an einen perſönlichen Gott wie ſein Orakel Rouſſeau — ihn eigens geſchaffen hätte, damit er ſeinen geliebten „Contrat social“ aus dem Philoſophiſchen ins Wirkliche überſetzte. Um das zu können, ſtrebte er nach der Diktatur. Um zu dieſer zu gelangen, ſäuberte er weg, was er von Hinderniſſen auf ſeinem Wege fand, ſo die Déesse-de-la-raison-Spektakeler, ſo auch Danton und die Dantoniſten.

Er bediente ſich der Guillotine als eines Kehrbeſens und, wie allen Fanatikern, ſo heiligte auch ihm der Zweck die Mittel. Es lag ein ausgeprägt pfäffiſcher Zug in ſeinem Weſen. Im Mittelalter geboren, wäre er ein Sankt Dominikus, ein Torquemada geworden. Daher ſchmeckt man aus ſeinen Reden ſo deutlich die prieſterliche Salbung heraus.

Wenn aber das Pfäffiſche in ihm dem Manne gar viele Feinde machte, wenn girondiſtiſche Voltairiens und terroriſtiſche Atheiſten an dem „prêtre“ Robespierre gleichzeitig ihren beißenden Spott ausließen, ſo war es gerade das ſalbungsvoll Sententiöſe ſeiner Redeweiſe, welches, verbunden mit der Sauberkeit ſeiner perſönlichen Erſcheinung, der reinlichen Aermlichkeit ſeines Haushalts und der ſittlichen Strenge ſeines Wandels, die enthuſiaſtiſche Verehrung der Frauen ihm zuwandte. Es klingt ſeltſam, unterſteht aber gar keinem Zweifel, daß der Mann, welchen man für den Hauptträger des vom Herbſte 1792 bis zum Sommer von 1794 herrſchenden Schreckensſyſtems anzuſehen gewohnt iſt, nicht im frivolen, ſondern im religiösernſthaften Sinne der Abgott der Frauen geweſen iſt. Hierauf beruhte weſentlich das Geheimniß ſeiner Popularität, welche noch im Prairial (Juni) von 1794 eine unermeßliche war, eine ſo unermeßliche, daß einer ſeiner Verderber, Billaud-Varenne, nur der Wahrheit Zeugniß gab, wenn er ſich kurz nach dem 9. Thermidor das Wort entwiſchen ließ: „Aufrichtig geſprochen, hätten wir Robespierre früher angegriffen, ſo würde das in den Augen der öffentlichen Meinung gleichbedeutend geweſen ſein mit einem Angriff auf das Vaterland.“ Natürlich hinderte dieſe Popularität nicht, daß die wankelmüthige und feige Menge ihren Heiland Maximilian ſchmählich im Stiche ließ, ſobald ſie zu merken glaubte, daß ſeine Feinde ſtärker ſeien als er. Das „dankbare“, „großmüthige“ Volk hat es noch mit allen ſeinen Heilanden ſo gehalten.

Die Grundurſache von Robespierre's Fall war demnach ſeine Nichtbeachtung der Thatſache, daß Volksgunſt nur Flugſand, worauf keine dauerhafte Macht zu begründen iſt. Dann wurde der abgeſchlagene Kopf Dantons für den „Unbeſtechlichen“

ein Stein des Anſtoßes, über welchen er ſchon lebensgefährlich ſtolperte. Die Wegſäuberung Dantons, ein Tagewerk von Saint-Juſt, dem eigentlichen Doktrinär und Syſtematiker des Guillotinismus, war ein um ſo größerer Fehler, als dieſelbe ganz überflüſſig, maßen Danton, erſchöpft, müde und angeekelt, es gar nicht der Mühe werth hielt, dem Robespierre die Diktatur ernſtlich zu beſtreiten. Er hat aber, man darf es ohne Uebertreibung ſagen, an einem Zipfel ſeines Leichentuchs den Contrat-Social-Fanatiker ſich nachgezogen ins Grab. Denn daß die Robespierreiſten *dieſen* Koloß zu fällen vermocht hatten, erfüllte ſelbſt hartgeſottene Sansculotten mit Grauen und machte alle, deren ſchlechtes Gewiſſen den drohend auf ſie gehefteten Blick des „geſpreizten Tugendapoſtels“ nicht zu ertragen vermochte, zur Unterwühlung einer Macht eifrig und emſig, welche das Fallbeil auch über *ihrem* Nacken ſchweben ließ.

So bildete ſich von langer Hand her ein ſtillſchweigendes Einverſtändniß gegen Robespierre. Die Fäden der gegen ihn geſponnenen Machenſchaften laſſen ſich weit zurückverfolgen. Das Hohnwort von den „Betſchweſtern“ (dévotes) Robespierre's iſt ſchon im Herbſte von 1792 aufgebracht worden. Als er am 5. November im Konvent gegen den unbeſonnenen und leidenſchaftlichen Angriff ſich vertheidigte, welchen Louvet im Namen der übelberathenen Gironde am 29. Oktober gegen ihn gerichtet hatte, ſtrotzten die Galerien der Manége von enthuſiaſtiſchen Verehrerinnen des „homme de la vertu“, welche ſeinen Worten mit dem Entzücken der Andacht — („avec le transport de la dévotion“, ſagt der Augenzeuge Vilate) — lauſchten und dieſelben mit Beifall überſchütteten. „Nach beendigter Sitzung, erzählt der genannte Zeuge, traf ich beim Kafé Debelle mit Rabaud-Saint-Etienne zuſammen, welcher ausrief: Was für ein Kerl iſt dieſer Robespierre mit allen ſeinen Weibern! Das iſt ja ein Pfaffe, welcher Gott werden will! Wir traten dann ins Kafé Payen und fanden hier Manuel, welcher zu uns ſagte: Habt ihr den Robespierre geſehen mit allen ſeinen Betſchweſtern? Ja wohl, entgegnete Rabaud; morgen muß ein

Artikel in die „Chronik", worin er als Pfaffe gemalt werden ſoll." Dieſe Malerei hatte Erfolg.

Im Frühjahr von 1794 war die Liga gegen Robespierre ſchon ziemlich feſt geſchloſſen und jeder Tag führte derſelben das eine oder andere neue Mitglied zu. Denn man wußte, daß Robespierre ſehr ernſtlich damit umging, den Wohlfahrtsausſchuß und das Sicherheitskomité von ihren unreinen Elementen zu ſäubern. Leute wie Vadier und Voulland, auch Barère, ſpürten demzufolge im Nacken das unliebſame Vorjucken des Weggeſäubertwerdens. Andere ebenfalls. Machten doch die Vertrauten des werdenden Diktators gar kein Geheimniß daraus, daß Böſewichte und Laſterlinge wie Carrier, Fouché, Fréron, Tallien und Barras, welche als Konventskommiſſäre in den Provinzen ihre Gewalt auf's infamſte mißbraucht hatten, zur Rechenſchaft gezogen, d. h. guillotinirt werden müßten. Die Collot und Billaud waren aber mit den Carrier und Fouché zu wahlverwandt, als daß ſie nicht für die blutbefleckten Prokonſuln eingeſtanden wären. Mit ihnen gingen Hand in Hand viele Inſaſſen der „sainte Montagne“, welche in aller Ehrlichkeit glaubten, die „Diktatur“ Robespierre's als der Republik gefährlich bekämpfen und, wo nöthig, im Blute des Diktators erſticken zu müſſen. Manche dieſer ehrlichen Gegner, wie z. B. Levaſſeur, haben übrigens ihre Mitarbeit am Sturze Robespierre's ſpäter bitterlich bereut. Wie hätten ſie auch anders gekonnt? Mußten ſie doch bald erkennen, daß am 9. Thermidor die Republik tödtlich getroffen worden ſei. Der glückliche Verbrecher vom 18. Brumaire brauchte keinen Mord zu begehen, ſondern nur eine Todte zu beſtatten und die Hinterlaſſenſchaft derſelben zu ſtehlen. . . .

Ebenſo tückiſch als geſchickt wußten die Feinde Robespierre's in der angegebenen Richtung auch den Umſtand auszubeuten, daß, wie bekannt, vornehmlich auf ſein Betreiben der Konvent die Wiedereinſetzung Gottes und die Wiederherſtellung des Glaubens an die Unſterblichkeit der Seele beſchloſſen hatte. Robespierre mußte unſchwer erkennen, daß die in Paris raſenden Orgien des Atheismus der Bevölkerung Frankreichs zu einem ungeheuren Aergerniß gereichten, welches ganz geeignet war, dieſe Bevölkerung den Royaliſten und Prieſtern in die Arme zu treiben. Wie konnte er auch überſehen, daß der idealiſtiſche Trieb im Menſchen unausrottbar und daß dieſer Trieb, was die Maſſen angeht, nur auf religiöſem Wege ſeine Befriedigung ſuchen und finden kann? Ein bildungsloſer Atheiſt iſt nur ein Stück Vieh. Der bekannte göthiſche Satz:

„Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt,
Hat auch Religion;
Wer dieſe beiden nicht beſitzt,
Der habe Religion!“

klingt ſehr ariſtokratiſch, enthält aber eine große Wahrheit. Religion — worunter natürlich nicht dieſes oder jenes jüdiſche, chriſtliche oder islamiſche Dogma, weder das päpſtiſche noch das lutheriſche Bonzenthum verſtanden zu werden braucht — Religion war, iſt und wird ſein der Idealismus des Volkes. Das begriff Robespierre und dieſe kulturhiſtoriſche Thatſache nahm er zum Thema ſeiner berühmten Rede vom 18. Floreal (8. Mai) 1794, auf welche hin der Konvent dekretirte: „Le peuple français reconnaît l'existence de l'Être suprême et l'immortalité de l'âme."

Das am 20. Prairial (8. Juni) gefeierte „Feſt des Höchſten Weſens", wobei Robespierre als Präſident des Konvents die Feſtprozeſſion anführte, wurde nach den übereinſtimmenden Berichten der Augen- und Ohrenzeugen von der geſammten Bevölkerung von Paris mit einem bis zur Andacht ſich ſteigernden Enthuſiasmus begrüßt und begangen. Sogar die zu allen Zeiten und allenthalben froſtige offizielle Feſtdichterei erwärmte ſich an dieſem Feuer, wie Chenier's Feſthymnus beweiſ't, beſonders in ſeiner Schlußſtrophe [1]. Robespierre's Geſicht leuchtete an dieſem Tage von einem Freudeſchimmer, wie man ihn nie zuvor auf demſelben wahrgenommen hatte[1]).

---

[1] „Grand dieu! qui sous le dais fais pâlir la puissance,
Qui sous le chaume obscur visites la douleur;
Tourment du crime heureux, besoin de l'innocence
Et dernier ami du malheur,
L'esclave et le tyran ne t'offrent point d'hommage;
Ton culte est la vertu, ta loi l'égalité:
Sur l'homme libre et bon, ton oeuvre et ton image,
Tu soufflas l'immortalité."

Er ſollte dieſe Freude theuer bezahlen. Denn gerade das Feſt vom 20. Prairial gab ſeinen Feinden Veranlaſſung, die Giftſpritze der Verleumdung eifrigſt ſpielen zu laſſen. Sie thaten ſo, als wüßten ſie gar nichts von den politiſchen und ſozialen Motiven, welche Robespierre in ſeiner Rede vom 8. Mai dargelegt und entwickelt hatte; ſie bezichtigten ihn ohne weiteres der Pfafferei. „Was — ſagten oder vielmehr ziſchelten ſie — er glaubt an Gott? Alſo ſteckt ein Prieſter in ihm, welcher den Aberglauben zu einer Stufe machen will, die ihn zur Diktatur führen ſoll. Wer anders als ein Pfaffe konnte ſich dazu hergeben, an dem Feſt des Höchſten Weſens die Präſidentſchaft des Konvents zu übernehmen? Und dann das Gefolge von betſchweſter-

---

1) „En passant dans la salle de la liberté, je rencontrai Robespierre, revêtu du costume de représentant du peuple, tenant à la main un bouquet mélangé d'épis et de fleurs; la joie brillait pour la première fois sur sa figure.“

Vilate.

lichen Weibern, welches er überall hinter ſich herzieht! Es iſt klar, er iſt ein Pfaffe, ein Myſtagog, ein Mucker!“

Zum Unglück für Robespierre bot ſich den zu ſeinem Verderben Verſchworenen ſehr bald eine begierig ergriffene Gelegenheit, dieſen Bezichtigungen einen Schein von Wahrheit zu verleihen. Am 8. Juni war das Feſt des „Être suprême“ gefeiert worden und ſchon am 15. Juni las Vadier, einer der Verſchwörer, im Konvent ſeinen Rapport über das „myſtiſche“ Komplott, welches ſich um Katharina Theot, um die „Mutter Gottes“ her gegen die Republik gebildet hätte.

3.

Selten wohl hat Parteiperfidie etwas ſo Dummes aufgeſtochen wie dieſe Muttergottesgeſchichte, aber ſelten auch hat ſie Dummes ſo pfiffig zu handhaben gewußt. Aus einem lächerlich hüpfenden Konventikelfloh machten die Drähtelenker der widerrobespierre'ſchen

Intrike einen ſprungfertigen Komplotttiger, welcher, behaupteten ſie, dem Rufe Robespierre's gehorchte.

Das arme Ding von „Mutter Gottes“, Katharina Theot, war um das Jahr 1716 im Kirchſpiel Barenton im jetzigen Departement Manche geboren. Ohne allen Unterricht aufgewachſen, verdiente ſie als Dienſtmagd ihr Brot. Man weiß nicht, ob der Jeſuitismus oder der Janſenismus oder der Kalvinismus ſie zur Närrin gemacht hat oder ob ſie aus eigenem Antrieb verrückt wurde. Genug, eine chriſtlich-mythologiſch-dogmatiſche Ratte war ihr unter die Schädeldecke gekrochen und rumorte dort ſo lange, bis die gute Katharina von der fixen Idee erfaßt und beſeſſen ward, eine einmalige unbefleckte Empfängniß thäte es nicht; das Wunder müßte alſo repetirt werden und ſie ſelbſt ſei „die Jungfrau, welche den kleinen Jeſus empfangen ſollte, welchen ein Engel vom Himmel herabbringen würde, um der ganzen Erde den Frieden zu geben (la vierge qui devait recevoir le petit Jésus, apporté du ciel par un ange pour mettre la paix sur toute la terre).“ Natürlich konnte die „Jungfrau“

das Geheimniß ihrer erhabenen Beſtimmung unmöglich für ſich behalten und die unausweichliche Folge davon war, daß ſie im Jahre 1779 mit der Polizei des Ancien Régime in unangenehme Berührung kam. Was das heißen wollte, kann man ermeſſen, ſo man bedenkt, daß noch im Jahre 1765 der arme junge De la Barre gerädert worden, weil er an einer Prozeſſion vorbeigegangen war ohne das Haupt zu entblößen. Dieſes Opfer eines grauenhaften Juſtizmordes hatte einen Rächer gefunden in Voltaire, welcher mehr für die leidende Menſchheit gethan hat als Millionen von Heiden-, Juden- und Chriſtenpfaffen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Katharina Theot, wenn die mit Poſaunenſchallgewalt über Europa hintönende Stimme des Patriarchen von Ferney nicht zuvor für Calas, Sirven und De la Barre ſich erhoben hätte, im Jahre 1779 aus dem Muttergottestraum ihrer dreiundſechzigjährigen Jungferſchaft auf dem Scheiterhaufen erwacht ſein würde. Schon zehn Jahre vor dem Ausbruch der glorreichen Revolution durften aber die Prieſter es nicht mehr wagen, dem geſunden

Menſchenverſtand ihr (heutzutage wieder ſo ſchamlos hergebrülltes) „Sei verflucht!“ entgegenzuſtellen, und da der geſunde Menſchenverſtand leicht erkannte, die alte Jungfer ſei eine alte Närrin, ſo wurde die neue Mutter Gottes nach fünfwöchentlicher Einſperrung aus der Baſtille in ein Irrenhaus übergeſiedelt, wo ſie bis 1782 blieb. Man ließ ſie im genannten Jahre auf ihr Begehren laufen, weil ihre Narrheit als ganz harmlos und unſchädlich ſich darſtellte.

Erſt zwölf Jahre ſpäter tauchte die alte Perſon aus ihrer Verſchollenheit wieder auf, um durch ihr bloßes Daſein nicht unbeträchtlich auf die entſcheidende Wendung der Revolution einzuwirken. Es müßte ſehr ſpaßhaft ſein, mitanzuſehen, mittels was für halsbrecheriſcher Rabuliſtereien die Nachplapperer Buckle's heraustiftelten, daß die ſo eben erwähnte bizarr-zufällige Thatſache mit den von ihnen behaupteten ewig unverrückbaren Geſetzen hiſtoriſcher Entwickelung ganz konform wäre. Baſel! Es iſt übrigens ganz in der Ordnung, daß in einer Epoche geſinnungsloſer und feiger Niederträchtigkeit, wie die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bislang eine war, eine „Philoſophie der Geſchichte“ ausgeheckt wurde, welche, wie alle ſittlichen Unterſcheidungen und Gegenſätze, ſo auch alle Verantwortlichkeit als „unwiſſenſchaftlich“ verwirft und knechtiſchaffenes Sichfügen unter einen türkiſchen Fatalismus als höchſte „Wiſſenſchaftlichkeit“ proklamirt. Damit kann man „Carrière machen“. Man nennt es aber ſelbſtverſtändlich nicht ſo, ſondern man ſpricht großartig von einem „Wachſen mit den Umſtänden“, von einer „den Verhältniſſen analogen Selbſtentwickelung“ und was dergleichen Beſchönigungsſchwindel mehr iſt. Dieſe Waare hat ja der Servilismus immer vorräthig. . . .

Die neue Madonna von eigenen Gnaden hatte natürlich Verehrer und Verehrerinnen gefunden. Je dümmer, deſto ſchöner; je alberner, deſto verehrungswürdiger; je ſinnloſer, deſto erbaulicher. In dieſe zwölf Worte faßt ſich bekanntlich das Ergebniß ſämmtlicher Dogmengeſchichten ſämmtlicher Religionen zuſammen. Es gibt keine Narrheit und keine Ungeheuerlichkeit, welche der Menſch nicht ausgeſonnen hätte, um ſich anbetend davor niederzuwerfen. Soweit freilich wie ihre jüdiſche Vorgängerin, welche ja von Millionen und wieder Millionen in aller Form als Göttin angebetet wird, hat es unſere franzöſiſche Unbefleckte von 1779 und 1794 keineswegs gebracht. Die ganze Gemeinde der „Chère Mère de Dieu“ zählte nicht mehr als 35 bis 40 Mitglieder, Männer, Weiber und Kinder zuſammengerechnet. Die vortretenden Perſonen waren der Doktor Quevremont, welchen die Schriften Meßmers halb und die Swedenborgs ganz verrückt gemacht hatten, und Dom Gerle, Ex-Karthäuſer, weiland Mitglied der konſtituirenden Nationalverſammlung und effektvoller Statiſt in der Ballhausſchwurſcene, aus einem kindlichen Enthuſiaſten jetzo ein kindiſcher Schwarbeler geworden, eifriges Mitglied des Jakobinerklubbs, als deſſen Präſident Robespierre ihm ein Bürgerzeugniß („l'attestation du civisme“) ausgeſtellt hatte. Im Uebrigen ſtand er dem robespierre'ſchen Freundeskreiſe ſo fern, daß er den Saint-Juſt nicht kannte, nicht einmal vom Anſehen. Auch eine çidevant Marquiſe de Chatenois gehörte zu der Sekte, ſowie zwei andere Damen, jung und hübſch, die eine braun, die andere blond, dieſe die „Sängerin", jene die „Taube" genannt und mitſammen erſte Rollen in den kindiſchen Myſterienſpielen innehabend, welche in der Dachkammerwohnung der „Mutter Gottes" im „pays latin" in Paris gefeiert wurden. Die Sängerin hatte die Obliegenheit, anzuſtimmen, wenn die Gläubigen ihre Madonna mit einer Hymne begrüßten, deren Refrain lautete:

„Ni culte, ni prêtres, ni roi,
Car la nouvelle Ève, c'est toi!"

4.

Die ſcharfwitternde Polizeinaſe des Konvents, der Sicherheitsausſchuß, hatte die inſipiden Myſterien dieſes Madonnendienſtes aufgeſchnüffelt und Leute wie Barère und Vadier wußten daraus eine Gelegenheit zu ſchaffen, dem „Pfaffen" Robeſpierre eins anzuhängen. Die Verſchwörung gegen den „Diktator" war ja bereits in vollem Zuge.

Sieht man die Sache ganz unbefangen und ſo zu ſagen äſthetiſch an, ſo kann man nicht umhin, die Kunſtfertigkeit und den diaboliſchen Humor zu bewundern, womit der „Anakreon der Guillotine“ den ſo ernſten und ſalbungsvollen Contrat-Social-Fanatiker in dieſe lächerliche Mummerei („momerie“) zu verwickeln und eine achtundſiebzigjährige Närrin zu einem Hebel ſeines Sturzes zu machen verſtand.

Senart, einer der geriebenſten Handlanger des Sicherheitsausſchuſſes, erhielt den Auftrag, ſich in die Myſterien der Mutter Gottes einweihen zu laſſen und bei dieſer Gelegenheit zugleich die ganze Geſellſchaft gefänglich einzuziehen. Der Mouchard ließ ſich von einem Mitmouchard, welcher die Sekte, deren Mitglied er war, verrathen hatte, in das Heiligthum führen, nachdem er ausreichende Polizeimannſchaft in der Umgebung des Hauſes poſtirt hatte.

„Mein Begleiter — ſo erzählt Senart das Abenteuer in ſeinen Memoiren — führte mich ein unter dem Vorwande, daß ich mich in die Synagoge aufnehmen laſſen wollte, und wir nahmen daher beide eine paſſend andächtige Miene an. In eine Art von Vorzimmer getreten, trafen wir einen Mann, welcher einen weißen Rock anhatte. Er ſagte zu uns: „Brüder und Freunde, ſetzt euch.“ Mein Führer ging nun in ein Seitenzimmer, woraus er bald zurückkam in Begleitung einer Frau, welche mich mit den Worten begrüßte: „Kommen Sie, Sterblicher, kommen Sie zur Unſterblichkeit!“ Ich konnte nicht umhin, innerlich über dieſe Affereien zu lachen, ſtellte mich aber äußerlich ganz ernſthaft und ehrerbietig dar. Jetzo ward ich in das Gemach der Mutter Gottes eingeführt. Ein Frauenzimmer erſchien, und obgleich es acht Uhr Morgens und das Zimmer ganz hell war, zündete ſie dennoch einen dreiarmigen Leuchter an, welcher über einem Lehnſeſſel ſich befand, und legte auf einen Stuhl ein Buch. Dann ſah ſie nach der Uhr und ſagte: „Die Stunde iſt da, die Mutter Gottes wird erſcheinen.“ Nun ging eine Klingel und ſofort kam aus einem Alkoven, deſſen Eingang ein weißer Vorhang verſchloß, eine alte Frau hervor, deren Kopf und deren

Hände von einem beſtändigen Zittern bewegt waren und welche von zwei anderen Frauen ehrfurchtsvoll unter den Armen gehalten wurde. Man ſetzte dieſe Alte auf den thronartig erhöhten Lehnſeſſel, die beiden Frauen küßten ihr knieend die Hände und die Pantoffeln, erhoben ſich dann wieder und ſprachen: „Ehre ſei der Mutter Gottes!“ Hierauf wurde ihr das Frühſtück gereicht, beſtehend aus einer Taſſe Kaffee mit Milch und Törtchen. Inzwiſchen war der Karthäuſer Gerle eingetreten. Er kniete vor der Mutter Gottes nieder und küßte ſie auf die Wange, worauf ſie zu ihm ſagte: „Prophet Gottes, ſetzen Sie ſich.“ Eine Frau Namens Geoffroy hatte die Rolle inne, welche man die der Offenbarerin („éclaireuse“) nannte. Sie nahm das Buch und ſtellte den Stuhl, auf welchem es gelegen, in die Mitte der Aufzunehmenden neben Dom Gerle. Rechts von dieſem ſaß auf einem etwas niedrigeren Stuhl eine hübſche blonde Frau, welche man die „Sängerin“ hieß, und links eine prächtigſchöne und friſche Brunette, die man als „Taube“ bezeichnete. Nachdem alle Anweſenden

Unterwerfung unter die Gebote der Propheten Gottes gelobt hatten, las die Offenbarerin eine Stelle aus der Apokalypſe vor. Dann erhob Gerle die Hände und man führte uns vor den Thron der Mutter Gottes. Als ich vor ihr kniete, faßte mich eine der Frauen beim Kopfe und Katharina Theot ſagte zu mir: „Mein Sohn, ich nehme dich auf in die Zahl meiner Erwählten. Du wirſt unſterblich ſein.“ Dies geſagt, küßte ſie mich auf die Stirne, die Wangen, die Augen, das Kinn und ſprach die ſakramentalen Worte: „Die Gnade iſt ausgegoſſen!“

Damit hatte die Ceremonie der Aufnahme, aber zugleich auch die ganze Muttergottespoſſe ihr Ende erreicht. Denn Senart öffnete ein Fenſter, gab ſeinen lauernden Poliziſten das verabredete Signal und die arme Madonna wurde ſammt ihrer Gemeinde unter großem, abſichtlich veranſtaltetem Hollah abgefaßt und nach der Conciergerie gebracht, jener „Vorhalle des Todes“, in welche zur Schreckenszeit aus den verſchiedenen Gefängniſſen alle übergeführt zu werden pflegten, die zunächſt vor dem Revolutionstribunal erſcheinen ſollten.

Der Kult dieſer Mutter Gottes erinnert, nebenbei bemerkt, in ſeinen läppiſchen Einzelnheiten ganz auffallend an die Myſterien, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts (1702—11) auf deutſchem Boden in Schwarzenau und Sasmannshauſen eine unter dem Namen der „Buttlar'ſchen Rotte“ verrufene Pietiſtenbande gefeiert hat. Der Mittelpunkt dieſer Myſterien war ebenfalls eine Frau, Eva Magdalena von Buttlar, von den Mitgliedern ihrer Sekte als „Mutter Eva“ verehrt. Bei den Mummereien dieſer Konventikler figurirte auch eine „Taube“, ſtatt einer „Sängerin“ und „Offenbarerin“ aber ein „Lamm“. Die Narrheit der Theotiſten war jedoch eine ganz harmloſe: ihre Memerie artete nicht in Muckerei aus, ihre Faſelei ging nicht in Wollüſtelei über, wie das bei ſolcher Extrafrömmigkeit ſonſt regelmäßig der Fall zu ſein pflegt. Das Treiben der buttlar'ſchen Rotte dagegen barſt in einen Gräuel von ſcheuſäliger Unzucht und teufliſch boshafter Grauſamkeit aus, ſo daß dieſes von dem trefflichen Thomaſius nach den Akten dargeſtellte religionsgeſchichtliche

Nachtſtück1) einen furchtbaren Kommentar abgibt zu dem ſchrecklichen, von dem inniggläubigen und echtfrommen Novalis geſprochenen Wort: „Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam gemacht hat auf ihre innige Verwandtſchaft und gemeinſchaftliche Tendenz.“

5.

Die Verhaftung der Theotiſten hatte ein eigenthümliches Nachſpiel. Mouchard Senart war nämlich mit geheimen Inſtruktionen verſehen worden. Denſelben nachkommend ordnete er an, daß nach Abführung der Verhafteten das ganze Heiligthum der Mutter Gottes mit außerordentlicher Befliſſenheit, ja Aengſtlichkeit durchſucht wurde, als gälte es, die wichtigſten Geheimniſſe zu ergattern.

---

1) Vernünftige und chriſtliche, aber nicht ſcheinheilige Thomaſiſche Gedanken (1725), Bd. III, S. 208—624.

Nachdem der ganze armſälige Plunder, welcher in der Manſarde ſich vorfand, durchwühlt war, fand man richtig und zwar an der allerverdächtigſten Stelle, nämlich im Bette der Muttergottes, eine koſtbare Reliquie. „Suchet und ihr werdet finden,“ namentlich dann, wann ihr das Geſuchte vorher ſelbſt an dem Findorte verſteckt habt.

Dieſe alſo glücklich aufgefundene Reliquie war ein Brief, welchen die Mutter Gottes angeblich an Robespierre geſchrieben hatte. Sehr angeblich, fürwahr, maßen die arme alte Närrin gar nicht ſchreiben konnte. Die Machenſchafter des Sicherheitausſchuſſes hatten demnach ein Wunder gewirkt, welches die bezüglichen der römiſchen Kirche übertraf. Denn die letztere hat zwar von ihrer Madonna die rarſten Reliquien auf wunderbare Weiſe überkommen, z. B. Haare, Zähne, Milch, Kleiderſtücke; aber ein von der Hand der weiland Ehefrau des Zimmermanns Joſeph und nachmaligen „Himmelskönigin“ geſchriebener Brief an einen ihrer berühmten Zeitgenoſſen iſt unſeres Wiſſens bislang noch nicht vorgebracht worden.

In dem Mirakelbrief nannte die Mutter Gottes Robespierre den „Sohn des höchſten Weſens“ und das „ewige Wort“ (le fils de l'être suprême, le verbe éternel) und begrüßte ihn als den „durch die Propheten verheißenen Meſſias“ (le **Messie** désigné par les prophètes).

Der Bericht von Senart und der Brief, zuſammengehalten mit dem Umſtande, daß der „Prophet“ Gerle von Robespierre ein Bürgerzeugniß erhalten hatte, waren für Barère's Feder ausreichendes Material, um einen für den Konvent beſtimmten Rapport daraus zu machen, in welchem der Konventikelfloh richtig zum Komplotttiger aufgeſpannt wurde. Denn Barère verfaßte den Rapport, welchen Vadier am 17. Prairial (15. Juni) im Namen des Sicherheitausſchuſſes in der Konventſitzung vortrug. Robespierre wurde darin nicht mit Namen genannt, allein doch handgreiflich deutlich bezeichnet. Das ganze Machwerk war eine meiſterlich tückiſche Zuſammenwurſtung winziger Thatſachen und koloſſaler Lügen. Die alte Närrin von Mutter Gottes und ihre harmloſen Mitnarren und

Mitnärrinnen erſchienen als Mitglieder einer gegen den Beſtand und die Sicherheit der Republik gerichteten Verſchwörung, als Leute, welche mit Pitt und mit der Emigration in Verbindung ſtänden. Das ganze Aktenſtück war höchſt geſchickt darauf berechnet, den Konvent zu amüſiren, Robespierre lächerlich zu machen, ihm durch die Verfolgung der Sekte, in deren Alfanzereien man ihn als mitverwickelt zeigte, eins zu verſetzen und überhaupt alle die in der Verſammlung gegen den „Diktator" lauernde Mißgunſt angenehm zu kitzeln.

Der „Anakreon der Guillotine" hatte ſich diesmal ſelber übertroffen. Seine aus ergötzlichen Prämiſſen eine blutige Schlußfolgerung ziehende Rapportdichtung erreichte vollkommen ihren Zweck. Der vortrefflich unterhaltene Konvent lachte — („on se tordait sur les bancs") —, beſchloß den Druck und die Verſendung des Berichts in die Departements, damit auch anderwärts die Leute ihr Ergötzen daran hätten, und trat dem Schlußantrag des Berichterſtatters bei. Dieſer Antrag ging dahin: Katharina Theot, Dom Gerle, den Doktor Quevremont, die

Marquiſe de Chatenois und die Wittwe Geoffroy ſind dem Revolutionstribunal zu überweiſen.

Vadier wollte den alſo im Konvent mit Erfolg gegen Robespierre angeſetzten Hebel auch im Jakobinerklubb verſuchen, wo er am Abend deſſelben Tages die barère'ſche Stilübung ebenfalls verbrachte. Allein hier in ſeinem Prätorium ſtand der „Unbeſtechliche“ noch feſt. Die Jakobiner lachten nicht, ſondern bedeckten die Stimme des Vorleſers mit Gemurre.

6.

Das Lächerliche war damals in Frankreich noch eine Macht, welche unter Umſtänden ſehr gefährlich werden konnte. Erſt in unſerer Zeit, wo die allerlächerlichſte Figur, der mit Spottlachen überſchüttete Abenteurer von Straßburg und Boulogne, den in der Dezemberblutlache von 1851 gefärbten Kaiſerpurpur ſich umthun konnte, iſt dieſe Macht verſchwunden, — ein thatſächlicher Beweis, daß der franzöſiſche „Esprit“ zur Fabel geworden.

Robeſpierre fühlte gar wohl, daß er den empfangenen Schlag nicht auf ſich ſitzen laſſen, nicht mit dem lächerlichen Nimbus einer von der Katharina Theot gemachten Meſſiasſchaft herumgehen durfte. Die ganze Tragweite des Angriffs vom 15. Juni ſcheint er nicht ermeſſen zu haben, aber jedenfalls war ſeine Eitelkeit heftig verletzt und in ſeinem Aerger that er ſo ziemlich das Dümmſte, was er thun konnte, d. h. er beſchloß, die „lächerliche Poſſe“, wie er das Ding nannte, kurzweg zu unterdrücken, ſo daß man, hoffte er, gar nicht weiter davon reden ſollte. Er bedachte nicht, daß er durch ſein diktatoriſches Einſchreiten ſeinen Feinden nur ein neues und kräftiges Motiv lieferte, „la farce ridicule“ noch mehr zu ſeinen Ungunſten auszunützen.

Robespierre begab ſich in den Wohlfahrtsausſchuß und verlangte, daß die ganze Muttergottesangelegenheit niedergeſchlagen oder wenigſtens vertagt werde. Seine Kollegen vom Wohlfahrtausſchuß ſtellten ſich an, als wüßten ſie gar nicht, daß die Sache mit Robespierre in irgendwelcher Beziehung ſtände, und gaben ihm zu bedenken, es läge ein Konventsbeſchluß vor und der Gang der Juſtiz dürfte nicht aufgehalten werden. Ohne ſich daran zu kehren, ließ Robespierre den Ankläger beim Revolutionstribunal, Fouquier-Tinville, kommen und in Gegenwart ſeiner Mitwohlfahrtsausſchüſſler und in ihrem Namen befahl er dem Gerufenen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ſie wollten, und die Prozedur zu vertagen. Die Herren vom Ausſchuß wagten nicht zu muckſen. Robespierre ging noch weiter: er befahl dem Fouquier, die Muttergottesgeſchichteakten herbeizuholen, und nahm die gehorſam herbeigeholten zu ſeinen Handen und mit ſich fort. Fouquier, der keineswegs ein Anhänger Robespierre's war, lief ganz wild in den Sicherheitausſchuß hinüber und ſagte dort: „Er, er, er will es nicht haben!“ Worauf der anweſende Vadier (oder Amar?): „Aha, Robespierre!“

Liebhaber hiſtoriſcher Kurioſitäten mögen es in ihrem Liebhabereifer faſt bedauern, daß Samſons ſchreckliches Guillotineregiſter nicht um die pikante Rubrik einer geköpften Muttergottes bereichert worden iſt. Denn Robespierre's Dazwiſchenkunſt rettete der neuen Madonna und ihren Gläubigen das Leben. Es war keine Rede mehr davon, ſie vor das Revolutionstribunal zu ſtellen. Katharina Theot iſt etliche Wochen nach ihrer Verhaftung an Altersſchwäche in der Conciergerie geſtorben. Dom Gerle blieb noch etliche Zeit dort ſitzen, dann ließ man ihn frei und ſo that man wohl auch mit den übrigen eingekerkerten Mitgliedern der Sekte, obzwar die Freigebung der letzteren nicht aktenmäßig nachzuweiſen iſt.

Die Intrike hatte aber ihre Wirkung gethan. Sie lieferte einen nicht unbeträchtlichen Theil des Sprengpulvers, womit die am 9. Thermidor explodirende widerrobespierre'ſche Mine geladen war. An dieſem Tage ſelbſt kam der ſchamloſe Vadier im Konvent auf die alberne Muttergottesgeſchichte zurück und rechnete es dem ſtürzenden „Diktator“ zum Verbrechen an, dieſe Geſchichte eine lächerliche Poſſe genannt zu haben. Den Triumph der thermidoriſchen Verſchwörer kennt man. Als der Konvent unter dem wüthenden Geſchrei „Vive la république!“ die Anklage und Verhaftnahme Robespierre's beſchloſſen hatte, rief der verlorene Mann aus: „La république? Elle est perdue, car les fripons triomphent!“

Armer Contrat-Social-Fanatiker, wäreſt du beſſer in der Geſchichte bewandert geweſen, ſo würdeſt du gewußt haben, daß das immer das Ende vom Liede. Denn der Refrain aller Politik von den Tagen Eſau's und Jakobs bis heute lautet: „Die Gauner gewinnen's!“

Ein wohlmeinender und theologiſch geſattelter Optimismus ſchüttelt freilich hierzu ſehr mißbilligend das neunmalweiſe Haupt, greift in die ſchlotternden Saiten ſeiner alten Perfektibilitätsleier und ſtimmt den bekannten „geſchichtephiloſophiſchen“ Kantus an, worin des Breiteren docirt iſt, daß der Triumph der Gauner ein kurzer und ihr Gewinnſt kein dauernder ſei. Das iſt wahr; aber nur als Regel, denn der Ausnahmen gibt es eine Fülle. Der gute Optimismus, deſſen Weltanſchauungsbrille ein roſenrothes und ein himmelblaues Glas hat — beneidenswerther Brillebeſitzer! — überſieht jedoch, daß die

Herrlichkeit der hiſtoriſchen Gauner in der Regel nur deßhalb nicht lange währt, weil ſie von anderen Gaunern verdrängt werden. „Einer dieſer Lumpenhunde wird vom andern abgethan“ — ſo lautete bekanntlich Göthe's Philoſophie der Geſchichte.

Es ließe ſich viel dafür und viel auch dagegen ſagen. Gewiß iſt, daß auf den Brettern, welche die Welt, d. h. das Menſchen- und Völkerleben nicht nur „bedeuten“, ſondern ſind, das Böſe bald als Held Schurke bald als Intrikant Schufterle eine Hauptrolle, um nicht zu ſagen die Hauptrolle zu allen Zeiten geſpielt hat und ſpielen wird. Auch dürfte eine hinter die Kuliſſen der Weltgeſchichtebühne lugende und zwar nicht durch die erwähnte Brille lugende Hiſtorik kaum beſtreiten wollen, daß Friedrich der Große etzlichen Grund hatte, ſeine Philoſophie der Geſchichte in dem Satze zuſammenzufaſſen: „Le sort des choses humaines est que de petits intérêts décident des plus grandes affaires.“

Tagebuch vom Berge.

Die Deutſchen ſind recht gute Leut';
Sind ſie einzeln, ſie bringen's weit.
Nun ſind ihnen auch größte Thaten
Zum erſtenmal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder ſpreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letztemal ſein!
Göthe.

1. Auguſt 1870.

Unſer alter Freund, der Berg, hat uns diesmal übel empfangen. Unter Blitz, Donner und Regenguß hielten wir unſern Einzug. Das von früheren Jahren her bekannte und gewohnte Zimmer that zwar ſein Möglichſtes, uns anzuheimeln, und bekannte Geſichter begrüßten uns in den Korridoren und im Sale. Aber nach vollzogenem Händeſchütteln trat ſofort die große Sorge des Tages auf alle Lippen. „Was bringen Sie neues mit? Noch immer nichts vom Kriegsſchauplatz?“

In Olten, wo der große Sal der Bahnwirthſchaft von ſchweizeriſchen Offizieren wimmelte, hatten wir einen Bekannten in der Uniform eines Generalſtabarztes getroffen. „Geben Sie acht — ſagte er mir, als er mein Reiſeziel erfahren — Sie werden dort oben, wo Sie in gerader Linie ja nur etwa fünf Stunden von Hüningen entfernt ſind, bald die Kanonen brummen hören.“ Man ſcheint in Olten, wo der eidgenöſſiſche General ſein Hauptquartier hat, zu vermuthen, daß die Franzoſen bei Hüningen einen maſſenhaften Rheinübergang erzwingen wollen, und ſind deßhalb alle Anſtalten getroffen, um binnen wenigen Stunden die ſchweizeriſche Gränzebeſatzung in Baſel und Umgebung auf eine Stärke zu bringen, welche ausreicht, allen Vorkommniſſen zu begegnen und die Neutralität des Landes zu behaupten. Daß dieſelbe auch gegenüber den Franzoſen aufrichtig und energiſch vertheidigt werden wird, iſt außer Frage. Was dagegen die Sympathieen angeht, ſo ſind dieſelben in der deutſchen Schweiz zweifellos vorwiegend auf franzöſiſcher Seite, während die welſchen Schweizer, vorzugsweiſe die Genfer, den Waffen der Deutſchen Erfolge wünſchen.

Der „Berg“ iſt heuer einſamlich und öde; wenigſtens im Vergleich mit ſonſt. In früheren Sommern wimmelte zu dieſer Jahreszeit das Haus von Gäſten. Insbeſondere waren viele Deutſche und Deutſchinnen da. Ich erinnere mich, im vorjährigen Auguſt mit einem Mitgliede des norddeutſchen Bundesraths die Möglichkeit, die nahebevorſtehende Wahrſcheinlichkeit deſſen, was jetzt Wirklichkeit geworden iſt, erwogen und erörtert zu haben, und zwar auf einem Ausflug von hier nach den Balmbergen. Während der Raſt in der dortigen Herberge, deren „geſchwungener Nidel“ die Damen entzückte, kam das Geſpräch zufällig auf die Erfindung der Mitrailleuſen, womit die Franzoſen ſchon damals fanfaronirten und horribilikribrifaxten. Ein Kaufmann aus Zürich, fanatiſcher Bonapartiſt, wußte Wunderdinge von dieſer neueſten Ausgeburt franzöſiſcher Civiliſation zu erzählen. „Regiment nach Regiment wiſcht man damit nur ſo weg!“ rief er zuletzt begeiſtert aus. Da ich längſt zu alt bin, um Luſt zu haben, mit Sturzblechſchädeln zu ſtreiten, wandte ich mich von dem neben mir ſitzenden zu dem Herrn Geheimrath mit der Bemerkung: „Etwas dürften die franzöſiſchen Kugelſpritzen, falls ſie mal gegen Preußen gekehrt würden, jedenfalls wegwiſchen.“ — „Sie meinen die Mainlinie?“ — „Natürlich!“ — Auf dem Heimwege beſprachen wir dann die Sache einläßlicher. Ich ließ mir von dem klarblickenden Manne beſtätigen, was ich, wie alle denkenden Menſchen, ſchon wußte: nämlich, daß der Ausbruch des Krieges zwiſchen Deutſchland und Frankreich nur noch eine Frage der Zeit. Der Lügen-Louis blies ja gerade damals einmal wieder die bekannte ſüße Friedensflöte.

Nur Strohköpfe konnten dadurch überraſcht werden, daß die Dezemberbande eine Kriegsgelegenheit vom Zaune brach. Der Verhuelismus mußte und muß, um exiſtiren zu können, Bonapartismus ſpielen, und um im Stande zu ſein, dieſen zu ſpielen, mußte und muß er Krieg haben. Die Bande betäubt die dezembriſirte Belle France mit Janitſcharenmuſik, um ihr deſto bequemer die Taſchen fegen zu können. Alle Verhuelismen waren und ſind zunächſt Geldſpekulationen. Staatsſtreich, Boulevardſchlächterei, Deportationen, Sicherheitsgeſetze, Jeckeranleihen, Goldbarrenlotterien, Jeſuitereien, Plebiscite, Komplottefabrikation, Kriege, — lauter Finanzoperationen zu Gunſten der Bande und ihres Hauptmanns.

2. Auguſt.

Schlafloſe Nacht. Bleiſchwere Föhnſchwüle. Mein mitheraufgebrachtes Unwohlſein ſehr verſchlimmert. Fieberanfälle und quälender Huſten. Traurige Gedanken. Peinliches Gefühl, breſthaft und unthätig neben draußen ſtehen zu müſſen, während Entſcheidungen ſich vorbereiten, welche vielleicht die Exiſtenz Deutſchlands in Frage ſtellen.

Und doch, ich kann's nicht glauben! Dieſes pſeudonapoleoniſche Frankreich vermag das geeinte Deutſchland nicht zu beſiegen. Es iſt unmöglich! Alles, was dem Verhuelismus bislang geglückt, war ja nur ein Kinderſpiel, verglichen mit der Probe, welche er leichtfertig jetzt heraufbeſchworen hat, auf Vorausſetzungen bauend, deren eine nach der andern ihm wie Treibſand unter den Füßen weggeglitten iſt.

3. Auguſt.

Spät kommt ſie, meiſt zu ſpät, die Nemeſis, und wenn ſie kommt, läßt ſie gewöhnlich die Völker büßen, was die Könige ſündigten. Als der „Prinz“ mittels Lug und Trug, Meineid und Mord ſich zum Herrn Frankreichs machte, was war das für ein Jubel an den europäiſchen Höfen! Vorab auch am preußiſchen, wie Alexander von Humboldt bezeugt hat. Alle Kabinette illuminirten, die ganze „vornehme“ Welt, wie auch die kaufmänniſche, lobprieſen den Frevler als „Geſellſchaftsretter“ und machten ihn förmlich trunken mit den Weihrauchdämpfen ihrer knechtiſchen Huldigungen[1]). Und doch konnte jeder leidlich Unterrichtete wiſſen, das zweite Empire, dieſer vom Napoleon-Mythus mit der Geldſacksangſt gezeugte Bankert, werde nothwendig den Fußtapfen des erſten folgen müſſen.

Alle Warnungen verſchollen ungehört. Eine blindraſende Rückwärtſerei anerkannte in dem glücklichen Mörder der franzöſiſchen und der römiſchen Republik ihren gefeierten Bannerherrn. Auch hier,

---

1) Sogar der Czar Nikolaus vergab ſeinem Charakter ſoviel, daß er am 22. Januar 1852 an den Staatsſtreichsprinzen ſchrieb: „Nous nous empressons de Vous offrir nos sincères félicitations.“

in der Schweiz, galt es — wenigſtens in den Augen des vulgären Liberalismus, welcher nie weiter ſieht, als ſeine Naſe reicht, und von Recht und Ehre ungefähr dieſelben Vorſtellungen hat wie Shakſpeare's Falſtaff oder Butlers Hudibras, — faſt für ein Verbrechen, an der Berechtigung, dem Genie und der Heldenſchaft des Uſurpators zu zweifeln, und ich weiß noch gar wohl, welche Feindſchaften ich mir zugezogen, weil ich vom erſten Augenblick an den, Dank der Feigheit Europa's, wieder inthroniſirten Bonapartismus nach ſeinem wahren Werthe taxirte und befehdete.

Ja, ſeit einundzwanzig Jahren habe ich dieſe europäiſche Kalamität, dieſes Gift, welches den ſozialen Körper Frankreichs verpeſtete und den Vorſchritt der Menſchheit hemmte, raſtlos und unerbittlich bekämpft und heute muß es mir wohl erlaubt ſein, mich mit einigem Stolz daran zu erinnern, — heute, wo Leute, welche noch vor wenigen Wochen dem Pſeudo-Bonaparte hofirten, wie Rohrſpatzen über ihn ſchimpfen. Ich wäre wahrlich der Letzte, welcher die großartige Harmonie, zu der in dieſen

Tagen das deutſche Nationalgefühl rauſchend und brauſend gediehen iſt, mit auch nur dem leiſeſten Mißton trüben möchte; allein einer bittern Empfindung kann ich mich doch nicht ganz entwinden, wenn ich hören muß, wie Menſchen, welche, ſolange die Verabredungen von Biarritz eingehalten wurden, den Verhuelismus nur mit den Sammethandſchuhen zarteſter Rückſichtnahme anzufaſſen wagten, jetzt mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung als wuthſchäumende Bonapartefreſſer ſich aufthun. Und von ſolchem und ähnlichem Gelichter mußte ich mich als „partikulariſtiſch“ und „antinational“ verleumden laſſen, weil ich es verſchmähte, mit in ihr nationalliberales Mordehorn zu blaſen. Ich konnte mich freilich über nationalliberalen Unglimpf mit dem Bewußtſein tröſten, daß ich den Partikularismus bekämpft habe zu Zeiten, als es noch gefährlich war und dieſer Kampf ſtatt „Belobigungen“ in berliner Hof- und Staatszeitungen vielmehr Notirungen im „Schwarzen Buch“, Steckbriefe und dergleichen Annehmlichkeiten mehr einbrachte.

4. Auguſt.

Schlimme Nacht. Das geſteigerte Körperleiden weit überwogen von bitterem Herzeleid. Geſtern Abend die Nachricht erhalten, daß mein theurer Freund Bolley in Zürich zur geſtrigen Mittagsſtunde durch einen Herzſchlag getödtet worden.

Ich bin ſo niedergeſchmettert, wie es mir nur ſelten, ſehr ſelten begegnete. Ganz daſſelbe Gefühl wie am 10. März dieſes Jahres, als mir der Telegraph meldete, daß mein einziger heißgeliebter Bruder von einem Herzſchlag hingerafft ſei. Mit dieſen beiden Männern hatte ich mich in allem, was das Leben lebenswerth macht, innigſt verbunden gefühlt und gewußt. Die unausfüllbare Lücke, welche der Tod des Bruders in mein Daſein geriſſen, Bolley's Hingang hat ſie erweitert. Was ſind Jugendfreundſchaften zumeiſt? Aprilſonnenſchein. Aber in reifen Mannesjahren einen ſolchen Freund gewinnen, das iſt ein Gewinnſt! Und dieſen Freund, der zu unſerem Leben gehören zu müſſen ſchien wie Luft zur Lunge, plötzlich verlieren, das iſt ein Verluſt!

Er war ein prächtiger Menſch. Scharfverſtändig und doch der tiefſten Empfindung fähig. Wie klirrte der Köcher ſeines Humors von Pfeilen, wie war die Bogenſehne ſeines Witzes ſtraff! Ein ganzer Mann, Muſter eines Familienvaters, pflichttreu, begeiſtert für ſeine Wiſſenſchaft, vielſeitig gebildet, weltmänniſch gewandt, Menſchenkenner, Verächter alles Scheinweſens, Haſſer der Phraſe, hilfreich, offener Hand, ein Deutſcher im Hochſinn des Wortes. In den letzten Julitagen trieb ihn die patriotiſche Sorge ruhelos um. Bevor ich von Hauſe wegging, war ich am Abend des 29. Juli mit ihm und etlichen Freunden, Schickſalsgenoſſen von 1849 her, zuſammen, Befürchtungen und Hoffnungen austauſchend. Volley war ungewöhnlich ſchweigſam. Plötzlich kehrte er ſich zu mir mit den Worten: „Denk' daran, wenn Deutſchland den Franzoſen erliegt, ich überleb's nicht!“

Binnen wenigen Tagen hoffte ich den Freund hier oben, wo wir ſeit Jahren allſommerlich die Laſten des Daſeins mitſammen vergaßen, wiederzuſehen. Nun liegt er auf der Todtenbahre und mir iſt verwehrt, an ſeinem Grabe zu ſtehen. Ich alter Menſch mußte heute in der Einſamkeit meines Zimmers weinen wie ein Kind.

---

5. Auguſt.

Gewaltſame Verſuche gemacht, meine trübſälige Stimmung zu bemeiſtern mittels des Hinblicks auf das Weltgeſchichtliche, was an den Ufern des Rheins ſich vorbereitet....

Eine Maſſe von Zeitungen durchflogen. Die Franzoſen dürfen jetzt mit Erlaubniß der „Bande“ die Marſeillaiſe ſingen. Kehre empört dich um in deinem Grabe, Rouget de l'Isle! Die Marſeillaiſe in Paris angeſtimmt, während Soulouque's des Größeren Thron in den Tuilerien ſteht — brennender kann die Schmach, zu welcher der Verhuelismus Frankreich herabgebracht hat, nicht gemalt werden. An der kaiſerlichen Tafel ſoll das ſcharlachene Weib aus Spanien den republikaniſchen Hymnus angeſtimmt haben. Ekelhafte Blasphemie!

Wäre ich zur Stunde dem Gefühle der Freude zugänglich, gränzenlos würde ich mich über die deutſche Jugend freuen. Sie iſt viel beſſer, viel braver, viel tüchtiger, als ich zu hoffen wagte. An ihr ſind alſo doch die ſchändlichen Lehren einer ſeelloſen Utilitätstheorie wirkungslos abgeprallt, an ihr die Künſte des auch in Deutſchland von katholiſchen und lutheriſchen Jeſuiten von der langen und der kurzen Robe gepredigten Cäſarismus zu ſchanden geworden? Segen über ſie! Wo immer ich einen Zweifel an dieſer Jugend ausgeſprochen habe, feierlich widerrufe ich denſelben.

Ueberhaupt fühlt man denn doch unwiderſtehlich, daß man als Deutſcher einer edlen Raſſe angehört, wenn man das ganze Gebaren unſerer Nation in dieſer Kriſis betrachtet. Und vollends dieſen verhueliſirten Franzoſen gegenüber, welche ſo gar kein Gefühl für Wahrheit, für Thatſächlichkeit, für Ehre und Scham mehr beſitzen, daß ſie ſich vorfaſeln laſſen, man führe ſie „für die Civiliſation Europa's“ ins Feld, während man die nächſten Vettern der Gorillas und Schimpanſe, Turkos und ſonſtiges Ungeziefer Afrika's, zu ihren Waffengefährten macht.

Die ganze Art und Weiſe, wie dieſer Krieg von der franzöſiſchen Regierung eingefädelt und erklärt wurde und wie er allen Anzeichen nach von derſelben geführt werden will, ja, ſchon an und für ſich die Möglichkeit, daß dieſer Krieg durch eine im Grunde ganz unfähige Bande von Gaunern im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts gemacht werden konnte, ſchlägt dem gedankenloſen, ſelbſtgefällig-behäbigen Optimismus unſerer Tage derb auf ſein phraſenſprudelndes, vorlautes Maul. Herr Karl Braun aus Wiesbaden, welcher mich neulich nahezu hundert Kleinquartſeiten hindurch („Bilder aus der deutſchen Kleinſtaaterei. Neue Folge.“ S. 142—236) wegen meines „Peſſimismus“ zur Rede ſtellte, würde ſich, vermuth' ich, dieſe Mühe erſpart haben, falls Soulouque der Größere etliche Monate früher für die „Freiheit und Civiliſation Europa's“ zu Felde gezogen wäre. Ich meinestheils glaube, dieſer Feldzug ſei die beſte Antwort auf Herrn Brauns langwierige Merkuriale.

6. Auguſt.

Die Herren Diplomaten waſchen jetzt angeſichts des ganzen Publikums gegenſeitig ihre ſchmutzige Wäſche und hängen dieſelbe in den Zeitungen zum Trocknen auf. Wenn die armen Völker Augen hätten, womit man ſieht, könnten ſie wahrnehmen, daß, während zu ihrer Erbauung auf der politiſchen Bühne die konſtitutionelle Poſſe ſpielt, hinter den Kuliſſen noch immer etliche Potentaten und Miniſter ganz im alten Kabinettſtil über die Geſchicke der Nationen verfügen. Das aber iſt ſicher, daß der Bonapartismus durch die preußiſche Diplomatie glänzend geſchlagen wurde und im erſten friſchen Aerger über ſeine Niederlage zur übereilten Kriegserklärung verſchritt.

Gewiß iſt auch, daß neben der ſchamloſen Verlogenheit der bonaparte'ſchen Kriegsmanifeſte, in deren Zeilen der Lügen-Louis in Lebensgröße graſſirt, die preußiſchen Proklamationen ſehr vortheilhaft ſich ausnehmen. Freilich kann ich nicht leugnen, daß es mir ſehr gemiſchte Gefühle erregte, als ich in der Proklamation König Wilhelms vom

25. Juli den Schlußwunſch las, daß „aus der Blutſaat des Krieges die gottgeſegnete Ernte der deutſchen Freiheit und Einheit hervorgehen werde“. Es plagten mich dabei gar zu fatale hiſtoriſche Erinnerungen. Die Blutſaat der Jahre 1813—15 iſt ja unter gleichlautenden Verſicherungen ausgeſät worden und die Ernte hieß Heilige-Allianz-Politik.

Indeſſen ſieht mein „Peſſimismus“ nicht ſchwarz genug, um den gewaltigen Unterſchied zwiſchen damals und jetzt zu überſehen. Die deutſche Ernte der Befreiungskriege wurde verdorben durch das giftige Unkraut, welches die gewiſſenloſe Metternichtigkeit und das bornirte engliſche Torythum mit Beihilfe des Czaren Alexander unter die Blutſaat geſäet haben. Heute aber ſteht Deutſchland auf ſich ſelbſt. Eine Million tapferer und gutgeführter Krieger, das ſchönſte deutſche Heer, welches die Sonne jemals beſchien, kämpft für unſer gutes Recht. Ein nationaler Pulsſchlag, wie er ſo voll und mächtig noch nie geſchlagen, geht durch alles deutſche Land. Verſtummt iſt der Parteihader, verſchwunden die Stammeseiferſucht, gelähmt die dynaſtiſche

Selbſtſucht. Summa: Siegt Deutſchland, ſo iſt es nur ſeine eigene Schuld, falls es diesmal nicht eine ganz andere Ernte einheimſ't, als die von Anno 1814 geweſen. Diesmal wenigſtens kann es kein als Bundesgenoſſe maſkirter Feind um die Früchte ſeiner Kämpfe und Siege prellen....

Abends. Die Franzoſen haben alſo den Krieg mit einer Windbeutelei, mit einem Vorſtoß in's Blaue eröffnet. Die heute über Paris hierhergelangten Nachrichten über den franzöſiſchen „Sieg" bei Saarbrücken ſind ſo handgreiflich à la Lügen-Louis, daß die Pariſer ganz verſimpelt ſein müſſen, wenn ſie an dieſen „Sieg" glauben wollen. Was vollends der Herr Papa über das Benehmen des „Kindes von Frankreich" beim Angriff auf Saarbrücken fabulirt, iſt wohl das Läppiſchſte, was je den Franzoſen zugemuthet worden, und wetteifert an Ekelhaftigkeit glücklich mit dem Anſtimmen der Marſeillaiſe an der kaiſerlichen Tafel.

7. Auguſt.

Geſtern in ſpäter Abendſtunde noch aus dem Bette geſtürmt werden durch die Meldung vom erſten deutſchen Sieg. Kein bonaparte'ſch-bulletiniſcher, nein, ein wirklicher und wahrhaftiger Sieg, durch Preußen und Baiern gemeinſam in und bei Weißenburg am 5. Auguſt errungen. Warum doch war es meinem armen Freunde, den ſie geſtern in die Erde ſenkten, nicht gegönnt, dieſen erſten Erfolg der deutſchen Waffen zu erleben!

Heute brachte uns bei guter Zeit der Telegraph die Nachricht vom deutſchen Siege bei Wörth, am geſtrigen Tage nach furchtbar blutigem Ringen erfochten. Preußen und Süddeutſche haben heldiſch gewetteifert gegenüber einem heroiſch ſtreitenden Feind. Das wird großen Jubel in Süddeutſchland und in Norddeutſchland erregen. Mir, dem Schwaben, gereicht es jetzt zu beſonderer Freude, daß ich die Vorurtheile ſo vieler meiner Landsleute gegen die norddeutſche Volksart nie getheilt habe. Antiromantiker, ſeit ich denken kann, fühlte ich mich perſönlich dieſer norddeutſchen Art oft mehr verwandt als der eigenen Landsmannſchaft.

Die Deutſchen haben alſo den Feldzug mit Glanz eröffnet. Sie haben ſich bislang dem Feinde in jeder Beziehung überlegen gezeigt. Welch ein unermeßlicher Vortheil für uns ſchon der Umſtand, daß die deutſchen Waffen den Krieg in Feindesland getragen haben! Nun mögen die Franzoſen erfahren, was es für ein Land heißt und bedeutet, der Kriegsſchauplatz zu ſein. Was immer Frankreich zu leiden haben wird, es iſt nur die gerechte Strafe dafür, daß es des ſogenannten Onkels angeblichen Neffen zu ſeinem Herrn gemacht hat und, dem von der bonapartiſch-pfäffiſchen Lockpfeife angeſtimmten „Ruere in servitium“ folgend, in den bodenloſen moraliſchen Sumpf des zweiten Empire ſich hineinlügen ließ.

Mir iſt, als ſähe ich aus der blutdampfenden Erde der Walſtatt von Wörth die Eumeniden heraufſteigen. Kommt ihr endlich, langerſehnte und hochwillkommene Rachegöttinnen? An's Werk! Zur Jagd! Auf die Hetze! Laßt in dem Geziſch eurer

Schlangenhaare den verfemten Frevler das Todesröcheln der am 4. Dezember von 1851 auf den Boulevards niedergekartätſchten Greiſe, Frauen und Kinder hören! Nährt eure Fackeln mit den Sterbeſeufzern der in den Sümpfen von Cayenne einem qualvollen Tode geweihten Tauſende von Republikanern! Gebt ihm weder Ruhe noch Raſt, nicht bei Tage, nicht bei Nacht! Schlagt ihn mit allen Schrecken der Vergeltung! Vernichtet ſein Reich der Lüge und auf den Trümmern deſſelben den Erzlügner ſelbſt! Im Namen der zwanzig Jahre lang ins Geſicht geſchlagenen Wahrheit, im Namen der zwanzig Jahre lang verhöhnten Gerechtigkeit, im Namen der geſchändeten Freiheit, im Namen alles deſſen, was Menſchen heilig, thut eure Schuldigkeit! An's Werk! Zur Jagd! Auf die Hetze!

---

8. Auguſt.

Wetter und Befinden geſtatteten mir heute den erſten Gang auf den Berg hinaus, um altvertraute Lieblingsorte aufzuſuchen. In der Waldeinſamkeit des „Bödeli“ bin ich lange geſeſſen, die wohlthuende Stille in die hochbewegte Seele athmend. Balſamiſche Kühle ringsum und ſüßes Schweigen. Aber ich konnte die ſchmerzliche Vorſtellung nicht loswerden, daß zur Stunde Hunderte, Tauſende wackerer deutſcher Männer in der brennenden Qual ihrer für Deutſchland empfangenen Wunden ſich winden.

Kein Zweifel, die bei Weißenburg und Wörth auf die Franzoſen gefallenen Schläge werden gewaltig wirken in Paris, in Florenz, in Kopenhagen, in Wien. Wird aber der Rückprall in Paris mächtig genug ſein, den Dezemberthron umzuſtoßen? Wenn nicht, ſo ſind die Franzoſen vollkommen werth, für den Sohn der Hortenſe Beauharnais zu bluten. In der wiener Hofburg dürfte der heiße Wunſch der jeſuitiſchen Kamarilla, mit den Siegern von Solferino gegen die Sieger von Sadowa gemeinſame Sache zu machen, bedeutend abgekühlt werden. Die Deutſchöſtreicher müſſen ſich über die deutſchen Siege am Rhein freuen. Sie können gar nicht anders, denn ſie ſind ja Deutſche. Daß die jämmerliche Klike, welche Italien mißregiert, nur auf vorausgeſetzte erſte Siege der Franzoſen lauerte, um dem Dezemberkaiſer Schakalsdienſte zu leiſten, ſcheint ausgemacht. Jetzt werden jedoch die Signori ſich beeifern, die Aufrichtigkeit ihrer Neutralität mit den ſchönſten Phraſen zu bekräftigen. Wenn Italien übrigens die herrliche Gelegenheit, dem unfehlbaren Schwindel in Rom ein Ende zu machen, nicht benützt, ſo verdient es auch fernerweit den Vittorio Emanuele zum König und die Herren von der Konſorteria zu Regenten zu haben. Was die Dänen angeht, ſo werden ſie vorausſichtlich ihr Gebelfer vorderhand aus dem ſchreienden Dur in das flüſternde Moll umſtimmen.

Für die Deutſchen wird viel, vielleicht alles darauf ankommen, ob ſie vermögen, den ganzen Krieg mit wenigen großen Schlägen raſch zu Ende zu führen. Der prächtige Anfang, den ſie gemacht, beweiſ't, daß ſie das Zeug dazu haben. Nur ſtupider Neid könnte beſtreiten wollen, daß die glänzenden Proben, welche die deutſche Heerführung wie die deutſche Tapferkeit bislang im Elſaß abgelegt haben, einen ruhmreichen Ausgang des Feldzugs verſprechen. Wohl wird es auch an Mißgeſchicken nicht fehlen; aber das iſt ja unſere große Nationaltugend, daß wir uns aus jedem Unglück wieder aufzurichten vermögen mit neuer Kraft. Es ſingt etwas da drinnen in meiner Bruſt: Deutſchland wird Sieger ſein und endlich, endlich wird mein Volk die führende Rolle, die es geiſtig in Europa ſchon lange innehatte — Unwiſſenheit und Mißgunſt mochten dazu ſagen, was ſie wollten — auch politiſch übernehmen.

Aber wird es dieſelbe auch behaupten? Wird es dieſe weltgeſchichtliche Rolle zum eigenen Heil wie zu dem der Menſchheit durchführen? Das wird ganz davon abhängen, ob der deutſche Soldat, welcher dermalen den Franzoſen den Meiſter zeigt und ihnen den dummen Gloire-Teufel austreibt, ehrlich zum deutſchen Bürger ſich umzuwandeln vermag. Würden die Deutſchen von den Siegesfeldern in Frankreich den Cäſarismus heimbringen, dann kehrten ſie in Wahrheit als Beſiegte heim.

Ich mag es nicht denken, ich will es nicht glauben. Soviel reine Begeiſterung, ſoviel freudige Opferwilligkeit, ſoviel edles Männerblut, ſoviel heiße Frauenzähren, ſoviel jubelnder Todesmuth, ſoviel Wittwen- und Waiſentrauer, ſoviel Mütter-, Töchter- und Bräuteſchmerz — nein, das alles darf und kann nicht vergeblich aufgewendet und dargebracht ſein. Die nationale Idee muß ſich verwirklichen und die Deutſchen, als Bürger des endlich organiſirten Rechtsſtaats, müſſen voranſtehen in allen den Kämpfen, welche die Kultur noch mit der Barbarei zu führen hat, —

„Bis verſtummt die Kriegestrommel und die Banner aufgeſtellt
In dem Parlament der Menſchheit, in dem Bundeshaus der Welt.“

---

9. Auguſt.

Gebt acht! Haltet die Naſen zu! Die Siegesſchläge der Deutſchen machen die Eiterbeule des Bonapartismus aufberſten und ſtinkend wird offenbar werden, was die kaiſerliche Schwefelbande aus Frankreich gemacht hat. Wie manches mal wandte ich mich in tiefſter Seele angewidert von dieſer und jener ſchweizeriſchen Zeitung ab, wenn darin — es geſchah viele Jahre lang — das Vorhandenſein der Eiterbeule ſchweifwedleriſch geleugnet und das verhuel'ſche Regiment als für Frankreich, ja für Europa hochbeglückend in allen Tonarten kurzſichtiger Niedertracht geprieſen wurde.

Haltet die Naſen zu! Kommen doch einzelne Stankwellen ſchon bis hierherauf. Da hat z. B. der Marſchall Mac Mahon zwei „vornehme“ Dirnen unter ſeiner Bagage mitgeſchleppt, die beſtimmt waren, in den eroberten deutſchen Hauptſtädten die Honneurs der franzöſiſchen Gloire zu machen. Unter dem erbeuteten Gepäcke franzöſiſcher Offiziere fand man viele Gebetbücher, welche Sammlungen von bordelliſchen Schandbildern zu Futteralen dienten. Verwundet in deutſche Gefangenſchaft gerathene franzöſiſche Veteranen haben nicht allein über die Unfähigkeit, ſondern auch über die Feigheit ihrer Offiziere bitterlich ſich beklagt. Ueberall ſei ſeit der Niederlage bei Wörth die Kopfloſigkeit der franzöſiſchen Militär- und Civilbehörden eine gränzenloſe. Seht, das ſind ſo Früchte eines Regierungsſyſtems, welches unter der Aegide eines bildungsloſen ſpaniſchen Weibes durch den meineidigen Dezemberblutmann eingeführt worden iſt. Das ſind ſo Früchte der den Jeſuiten geſtatteten Jugendverderbung, Reſultate der planmäßig betriebenen Volksverdummung. Es wird noch ärger kommen. Aus der Trümmerſtätte des aus Lug und Trug gezimmerten, mit Blutmörtel gemauerten **Empire** werden unerträgliche Miaſmen aufſteigen. Haltet die Naſen zu!

---

10. Auguſt.

Abſcheuliches Wetter. Eine ganze Reihenfolge von Gewittern läuft in das wüſte Finale eines ſchneidend kalten Nordweſtſturms aus. Wir ſaßen den ganzen Tag über in Wolken. Gegen Abend riß der bleiſchwere Nebelvorhang und ein Wolkenbruch rauſchte nieder.

Bange Sorge, ob die Ungunſt der Witterung dem Vormarſch der deutſchen Heere nicht allzu hinderlich ſei.

Alſo die elſäßer Bauern peinigen und morden deutſche Verwundete auf den Walſtätten? Soweit ſeid ihr ſchon romaniſirt, geſtohlene Kinder Germania's? Ihre Pfaffen reizen die Stupifizirten zu dem Gräuel auf. Hoffentlich macht man keine Umſtände mit den tanzenden Derwiſchen und läßt ſie koſten, wie der Tanz am nächſten beſten Baumaſt ſchmecke.

Wie ſchwer vermiſſ' ich die Anweſenheit von Deutſchen! In früheren Jahren waren wir zu dieſer Zeit immer mit lieben Freunden aus Süd- und Norddeutſchland hier oben zuſammen. Ein Glück für mich, daß meine Frau bei mir! Mit der kann ich mich doch voll und ganz ausſprechen, mit der mich freuen über die Haltung, welche in Deutſchland dermalen alle Stände und Volksſchichten bethätigen. Es iſt mir, der ich als Republikaner gelebt habe und als Republikaner ſterben will, Gewiſſensſache, anzuerkennen, daß, ſoweit ich ſehen kann, auch die deutſchen Fürſten und Fürſtinnen ihre patriotiſchen Pflichten im höchſten Sinne faſſen, verſtehen und erfüllen. Ja, in dieſen Tagen bietet die geſammte Nation ein Bild dar, wie es ſo ermuthigend und hoffnungsreich bis heute die deutſche Geſchichte noch nie gezeigt hat.

---

11. Auguſt.

Wolken, Windwirbel, Waſſerhoſen. Zur Sonnenuntergangszeit that ſich plötzlich droben tiefblau der Himmel auf und über dem Nebelmeer, das in der Tiefe wogte, erſchien drüben die Jungfraugruppe glorreich in purpurner Pracht. Dann raſ'te der Sturm wieder los, ungeheure Wolkenmaſſen ſüdwärts jagend, und Himmel und Erde verquollen in düſterem Grau.

Je mehr die Einzelnheiten über die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken bekannt werden, deſto höher ſteigt der Ruhm der deutſchen Waffen. Bei dem letztgenannten Orte haben am 6. Auguſt 27 preußiſche Bataillone 52 franzöſiſche aus einer für uneinnehmbar gehaltenen feſten Stellung heldiſch hinaus und in die Flucht geſchlagen. Das war eine ſchlagende Antwort auf die aus groteſker Unwiſſenheit und gehirnweichem Dünkel hervorgegangenen franzöſiſchen Prahlereien. Tief bewegt hat mich ein von einem bairiſchen Oberſt auf der Walſtatt von Weißenburg geſprochenes Wort, an ſein decimirtes Regiment gerichtet. „Kinder, es kommt ein Zug von franzöſiſchen Gefangenen. Daß mir keiner ſpottet oder lacht! Bedenkt, es ſind arme Gefangene.“ So ein Wort wirkt in dem Grauen des Schlachtentumults, wie vorhin das purpurne Aufleuchten der Jungfraufirnſterne inmitten der ſchwarzen Wetterwolken wirkte, — tröſtlich, erhebend.

---

12. Auguſt.

Flüchtige elſäßer Familien ſind heute heraufgekommen. Die für ſie wachgewordene Mitleidſtimmung hielt aber nicht lange vor. Jetzt können ſie wieder Deutſch, jetzt ſprechen ſie von der Frau des angeblichen Neffen nur noch als von dem „ſpaniſchen Menſch“. Pack!

Auch eine fromme Pariſerin war da, verſchwand aber wieder, als unſer Wirth ihr Begehren, täglich einen Kapuziner heraufkommen zu laſſen, entſchieden abwies. „Ohne meine tägliche Meſſe kann ich nicht exiſtiren.“ — „Nun, ſo müſſen Sie eben anderswo exiſtiren, Madame.“ — Ein munterer Junge ſang ihr nach:

„Geh' du nur wieder hin,
Wo du geweſen haſt,
Und binde deinen Chignon
An einen dürren Aſt.“

13. Auguſt.

Der klägliche Renegat Ollivier ſammt Grammont und Kompagnie hat ausgelogen, iſt durch ein Votum der Mameluken-Kammer weggefegt worden. An ſeine Stelle trat Palikao, deſſen langfingerige Gloire bis nach Peking reicht und deſſen Name im Chineſiſchen Dieb bedeuten ſoll. Selbſtverſtändlich wird er ſeinen würdigen Herrn und Gebieter verrathen, ſobald er kann, und er wird es wohl bald können. Iſt doch der „Erwählte des franzöſiſchen Volkes“ zur Stunde für die Pariſer bereits todt und ab, wie gar nicht mehr vorhanden. Was ſagen denn jetzt die Lakaien, welche nicht müde wurden, das „Genie“

des weiland Schulpflegers von Salenſtein im Thurgau zu lobpreiſen, über dieſes Nichts von Kaiſer? Ah, Sire, etwas anderes iſt es, eine Horde von Banditen zu werben, um einer tauſendfach verrathenen Republik bei Nacht und Nebel die Mörderdolche in den Rücken zu ſtoßen, und etwas anderes, die deutſche Nation zu bekriegen.

Die deutſchen Heere haben ſich durch das Regenwetter auf ihrem Marſche nicht aufhalten laſſen. Sie haben die Vogeſen hinter ſich und ſtehen in Lothringen, in unſerem alten Reichsland, wo noch heute das Volk deutſch ſpricht. Wenn Deutſchland jetzt ſeine ihm vormals geſtohlenen Provinzen zurückfordert, zurücknimmt, wer will es ihm verargen, wer kann es ihm wehren? . . . Aber die Doktrin von der Selbſtbeſtimmung der Völker? höre ich ſolche ſchreien, welche mäuschenſtille waren, als der Sohn der Hortenſe Savoien und Nizza nahm. Zur Ehre meiner Landsleute will ich hoffen, daß ihre Führer und Leiter unter allen Umſtänden es verſchmähen, eine bonaparte'ſche Plebiscit-Komödie in Scene zu ſetzen. Man hat die Elſäßer und

Lothringer dereinſt nicht gefragt, ob ſie franzöſiſch werden wollten. Man wird ſie jetzt, falls alles geht, wie es gehen ſoll, auch nicht fragen, ob ſie wieder deutſch werden wollen. Mittels der ſchnödeſten Mittel, mittels der ſchändlichſten Tücken und brutalſten Gewaltthätigkeiten haben die Franzoſen vor Zeiten ſie uns geſtohlen; mittels des ehrlichſten Kampfes von der Welt ſind ſie zurückerobert worden. Halte ſie feſt, feſt, feſt, deutſcher Adler!

14. Auguſt.

Verſuchte zu arbeiten. Unmöglich! Meine Augen haften wie gebannt an der Karte des Kriegsſchauplatzes, wo allem nach in dieſen Tagen in der Gegend von Metz der große Entſcheidungswurf gethan wird. Wie Millionen deutſcher Herzen iſt auch das meine in den deutſchen Lagern an der Moſel. Fieberhafte Unraſt treibt mich auf den Berg hinaus und wieder zurück ins Haus. Dutzendmal in einer Stunde frage ich zu dem Fenſter im Erdgeſchoß hinein, hinter welchem der telegraphiſche Apparat ſteht: „Noch kein Telegramm, Fräulein Bertha?“ Die gute Telegraphiſtin hat ordentlich Mitleid mit mir.

Oh, jetzt jung und geſund ſein! Mitthun können, mitdabeiſein!

Abends las ich mechaniſch den „Voltaire“ von Strauß zu Ende. Obgleich kaum halb bei der Sache, empfing ich doch einen wohlthuenden Eindruck. Das Buch iſt ſeiner Form nach meines Erachtens das beſte, welches Strauß geſchrieben hat. Durchſichtig klar, deutſch gerecht. Mich freute, daß der deutſche Denker dem großen franzöſiſchen Kämpfer ſo ſchön gerecht geworden. Die Summe der von Strauß in ſeiner geiſtvoll gediegenen Weiſe geführten Unterſuchung ſtimmt ganz mit dem, was ich vor zwanzig und etlichen Jahren in der erſten Auflage meiner Allgemeinen Geſchichte der Literatur über Voltaire's literariſche Thätigkeit und weltgeſchichtliche Bedeutung äußerte. Damals galt eine ſolche Aeußerung in Deutſchland noch für „kritiklos“. Ein Hofrath, welcher zu jener Zeit in der deutſchen Gelehrtenwelt für ein großes Thier galt und in der That une grande bête war, fiel wüthend über mich her, durch ſein Geſchrei freilich nur beweiſend, daß er entweder niemals ein Buch von Voltaire geleſen oder aber daſſelbe nicht verſtanden habe.

Schriften wie dieſe ſtraußiſche wären ganz dazu gemacht, ein heilſames Verſtändniß zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu fördern. Aber kann man ſich denn — auch wenn man ſich von der nur allzu gerechtfertigten deutſchen Leidenſchaft des Tages nicht ſoweit bemeiſtern läßt, daß man die wirklich großen und rühmlichen Eigenſchaften des franzöſiſchen Nationalcharakters leugnen möchte — kann man ſich denn unſererſeits mit den Franzoſen verſtändigen, ſo lange ſie es nicht laſſen wollen, nach dem Wunſch und Befehl echter oder falſcher Bonapartes räuberiſche Hände nach unſerem Lande auszuſtrecken? Dieſer Wahnwitz muß ihnen einmal ausgetrieben werden, deutſchgründlich, zu ihrem eigenen Heil.

---

15. Auguſt.

Die neuen Miniſter-Kommis ſeiner von Stunde zu Stunde nebelhafter werdenden kaiſerlichen Majeſtät Napoleons des Dritten haben ihre Laufbahn mit einer ſeiner und ihrer würdigen Großthat eröffnet: — die Austreibung ſämmtlicher Deutſchen aus Frankreich iſt dekretirt und bereits im Vollzuge begriffen. „C'est toujours la France qui marche à la tête de la civilisation.“

Erniedrigt euch nicht zu einem Gegenakt der Barbarei, Landsleute; aber ſchreibt dieſen neueſten Glanzbeweis franzöſiſcher Civiliſation im Konto-Korrentbuch des Kriegsgeſchäfts ins franzöſiſche Soll, doppelt unterſtrichen!

16. Auguſt.

An dem Blödſinn, welchen die Mehrzahl der pariſer Journale maſſenhaft zu Tage fördert, merkt man ſo recht deutlich, wie verdummend die zwanzigjährige Wirthſchaft der Schwefelbande auf Frankreich gewirkt hat. Dieſe unwiſſenden Menſchen glaubten in allem Ernſte an die „promenade militaire à Berlin“. An die Möglichkeit von Niederlagen haben ſie gar nicht gedacht. Durch den klaffenden Riß aber, welchen die deutſchen Siege in ihre thörichten Illuſionen gethan, ſcheint der franzöſiſche Eſprit ganz und gar entwichen zu ſein. Sonſt wären ja die Kretinismen, von denen die pariſer Zeitungen wimmeln, nicht zu erklären. Einen ausgeſuchten bringt „Le Public", das Organ Rouher's, eines Leutnants der Bande: — „Unſere Revanche wird glänzend ſein. Gott ſchuldet ſie uns!" Das iſt franzöſiſche Frömmigkeit. Vom Standpunkte des Glaubens angeſehen, dürfte das wohl die wahnwitzigſte Blasphemie ſein, welche ſich erſinnen läßt.

Den neueſten zu uns heraufgelangten Nachrichten zufolge haben die Kämpfe an der Moſel vorgeſtern begonnen. Die Führer der deutſchen Heere beabſichtigen offenbar, die Franzoſen bei Metz zu umflügeln, die Rückzugslinie derſelben auf Paris zu durchſchneiden und eine Entſcheidungsſchlacht zu erzwingen. Glückauf!

17. Auguſt.

Für einen Menſchenverächter müßte es ſehr ergötzlich mitanzuſehen ſein, was für eine raſche Schwenkung viele ſchweizeriſche Zeitungen nach Eintreffen der deutſchen Siegesbotſchaften gemacht haben. Noch vor 12 Tagen hätten ſie jeden, welcher ſo zu ſprechen wagte, wie ſie jetzt ſelber thun, für einen Gefährder der ſchweizeriſchen Neutralität, ja für einen Verräther an der Eidgenoſſenſchaft ausgeſchrieen. Heute dagegen, wie deutſchfreundlich knarren die Windfahnen! Wie klar iſt ihnen plötzlich das gute Recht Deutſchlands geworden! Wie tief iſt auf einmal der franzöſiſche Kaiſergötze, vor welchem ſie noch vor wenigen Wochen ihre Kniebeugungen verrichteten, in ihrer Achtung geſunken! Nun, das alles war vorauszuſehen. Man muß von Windfahnen nichts anderes erwarten, als daß ſie ſich nach dem Winde drehen.

Leider haben die noch vor kurzem mehr oder weniger offen dargelegten franzöſiſchen Sympathieen der Mehrzahl der Schweizer auf deutſcher Seite Gegenäußerungen hervorgerufen, welche nur allzuſehr geeignet ſind, das gute Einvernehmen zwiſchen Deutſchland und der Schweiz wenigſtens vorübergehend zu trüben. Hüben und drüben ſollten aber alle verſtändigen Männer eifrig mitſammen arbeiten, gut zu machen, was drüben und hüben der Unverſtand ſündigt.

Ich habe die größere Hälfte meines Lebens in der Schweiz zugebracht und darf wohl ſagen, daß ich dieſes Land liebe, wie nur irgendein geborener Schweizer es lieben kann. Und wie hoch bin ich demſelben in Mannesjahren verpflichtet worden, nachdem ich es ſchon in Knabenjahren kennen gelernt! Als mein Heimatland mich ausgeſtoßen, weil ich ſchon vor 22 Jahren wünſchte, wollte und nach Kräften miterſtreben half, was jetzt alle auch nur halbwegs anſtändigen Deutſchen wünſchen, wollen und erſtreben, da gab mir die Schweiz ein Aſyl. Und ſie that noch weit mehr für mich. Sie gab mir allen tanzenden und heulenden Derwiſchen zum Trotz eine öffentliche Wirkſamkeit, welche mir nach Jahren voll Mühſal und trauriger Erfahrungen das höchſte Gut des Lebens, die Arbeitsfreudigkeit, wiedergegeben hat und, wie ich glauben darf, nicht ganz unfruchtbar geblieben iſt. Aber alle meine Liebe für die Schweiz und all der Dank, den ich ihr ſchulde, dürfen mich nicht die Thatſache verſchweigen laſſen, daß die Menge in dieſem Lande beim Beginne des Krieges keineswegs den deutſchen, ſondern den franzöſiſchen Waffen den Sieg gewünſcht hat. So ſehr waren die deutſchen Schweizer ſeit Jahrhunderten ihrer Nation entfremdet worden, ſo ganz hatten ſie im Staatsverbande mit romaniſchen Völkerſtämmen des eigenen, des germaniſchen Stammesgefühls ſich entſchlagen.

Ja, Vater Teut hat nicht nur wie König Lear zwei, ſondern lauter Gonerils und Regans, lauter undankbare Töchter gezeugt: — Helvetia, Hollandia, Anglia, Dania, Skandinavia.

Um den Schweizern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man bedenken, daß gerade die trübſäligen ſtaatlichen Verhältniſſe Deutſchlands eine der Haupturſachen geweſen ſind, welche die Schweiz ſeit Jahrhunderten, ſeit Louis dem Elften bis Louis Napoleon, an das Schlepptau der franzöſiſchen

Politik gebunden haben. Noch im J. 1856 gab dumme Manteuffelei dem Dezemberkaiſer Gelegenheit, in wohlfeilſter Weiſe als Freund und Beſchützer der Schweiz ſich aufzuthun, wie denn der einfältige Neuenburgerhandel überhaupt den Franzoſenfreunden in der Schweiz wiederum einmal einen willkommenſten Text zu ihrem ewigen Gepredige lieferte, es ſei von Deutſchland nur Unheil, von Frankreich nur Heil zu erwarten.

Merkwürdig iſt bei alledem freilich, daß die Schweizer vergeſſen konnten, wie ihr Land von den geliebten Franzoſen zur Direktorialzeit mißhandelt und ausgeraubt worden iſt. Die Nachwirkungen der Thatſache, daß lange Zeit die franzöſiſchen Ambaſſadeurs, welche in Solothurn reſidirten, mittels Spendung von Penſionen und anderen Beſtechungsgeldern die Eidgenoſſenſchaft regierten, ſowie die mit den ſozialen Zuſtänden der Schweiz tiefverflochtenen Nachwehen des Jahrhunderte hindurch eifrigſt betriebenen franzöſiſchen Solddienſtes haben den Stachel der Erinnerung an die Schand- und Gräuelthaten, welche die Franzoſen in den Tagen des Direktoriums in Bern, in Schwyz, in Nidwalden und anderwärts verübten, abgeſtumpft.

Lächerlich aber muß einem vorkommen, wenn die Schweizer klagen, deutſche Heere hätten Anno 1814 die Neutralität der Schweiz mißachtet. Wie, in dem Weltkampfe gegen Napoleon wäre es nicht erlaubt geweſen, durch ein napoleoniſches Vaſallenland, deſſen Soldaten die Schlachten des „Mediators“ mitgefochten hatten, hindurchzumarſchiren? Zum Troſt für dieſes ſehr kleine Leid wurde übrigens die Schweiz, welche gegen den Napoleonismus nicht mitgethan hatte, von dem wiener Kongreß mit auffallender Gunſt, Deutſchland dagegen, welches mitgethan hatte (und wie!), mit ſchnödeſter Ungunſt behandelt.

Wenn ferner die Schweizer ſagen: „Wie kann man von uns Republikanern verlangen, daß wir für das noch immer halbfeudale Preußen, welches ja ſeit 1866 Deutſchland bedeutet, Theilnahme hegen ſollten?“ — und wenn ſie hinzufügen: „Da ſympathiſiren wir immer noch lieber mit den Franzoſen; denn dieſe haben doch wenigſtens die bürgerliche

Gleichheit" — ſo iſt dagegen einzuwenden, daß jene Antipathie und dieſe Sympathie vollſtändig gerechtfertigt wäre, ſo es ſich um das Frankreich von 1789, 1792, 1830 und 1848 handelte. Aber mit dem Frankreich Napoleons des Dritten ſympathiſiren, in welchem die Egalité nur die Gleichheit in der Knechtſchaft, Korruption, Gaunerei und Unzucht bedeutete und war, das heißt denn doch dem Republikanismus eine ungeheuerliche Schmach anthun, das heißt einen Republikanismus bekennen, welcher gar nicht werth iſt, zu exiſtiren.

Es wäre geradezu unbegreiflich, daß für den Dezembermann, welcher zwei Republiken gemordet hat und, geübt in der Meuchelei von hinterrücks, mittels des mexikaniſchen Schurkenſtückes auch einer dritten, der großen transatlantiſchen, den bonaparte'ſchen Dolch in den Rücken bohren zu können hoffte, in der Schweiz andere Gefühle als die des Haſſes oder der Verachtung rege ſein konnten, ſo es nicht Thatſache wäre, daß die Schweizer — ich rede von der Menge — weit mehr nur aus Gewohnheit denn aus Prinzip Republikaner ſind und es ihnen demnach, die Aufrechthaltung *ihrer* Freiheit vorausgeſetzt, ganz und gar gleichgiltig iſt, ob ihre Nachbarn frei ſeien oder tyranniſirt werden. Der Durchſchnittsſchweizer iſt der diametrale Gegenſatz von einem Weltbürger: er iſt nur Schweizer und will nur Schweizer ſein.

Sehr muß man auch beachten, daß in dem ſchweizeriſchen Charakter der geſchäftsmänniſche Zug der herrſchende iſt. Da konnte es nicht ausbleiben, daß ſich die Schweizer zu Frankreich hingezogen fühlen mußten. Das Intereſſe zog ſie unwiderſtehlich. Die ſchweizeriſchen Kreditverhältniſſe ſtützen ſich auf Frankreich, mit welchem Lande ja die Schweiz auch die Gleichheit der Münze theilt. Franzöſiſche Banken liefern den ſchweizeriſchen die Gelder, alle ſchweizeriſchen Geſchäfte haben Verbindungen in Paris, die Kreditinſtitute der Schweiz ſind nach dem Muſter der franzöſiſchen eingerichtet. Das waren und ſind Zugſeile von gewaltigſter Stärke. In die Stränge derſelben ſind Fragen verflochten, welche für die Schweiz Exiſtenzfragen. Denn ohne ihren großartigen Geſchäftsbetrieb kann dieſe nicht exiſtiren.

Das ſollten wiſſende Deutſche auch inmitten der nationalen Aufregung dieſer Tage nicht vergeſſen.

Endlich ſteht es außer Zweifel, daß die Beſorgniß, von einem ſiegreichen Deutſchland ohne weiteres verſchlungen zu werden, in der Maſſe der Bevölkerung hier zu Lande alles Ernſtes vorhanden war und iſt.

Aus alledem erklärt ſich die Sympathie der Schweizer für Frankreich. Keineswegs aber wird dadurch der ſchweizeriſche Bonapartismus entſchuldigt. Die Schweizer haben jede kleine Notennoth, welche ihnen irgendein deutſcher Staat verurſachte, feſt im Gedächtniſſe behalten. Warum wollen ſie ſich nicht auch der großen Bedrängniß erinnern, welche ihr weiland Mitbürger, der Lügen-Louis, ihnen i. J. 1838 bereitete, und der weiteren, welche er zu Anfang des Jahres 1852 gegen ſie geplant hat? Unmittelbar nach dem Staatsſtreich ließ er ja die ſchweizeriſche Centralbehörde durch ſeinen Geſandten Salignak-Fénélon mit unverſchämten Forderungen und Drohungen bombardiren unter dem kläglichen Vorwande, daß „die Schweiz nicht länger der Herd der ſozialiſtiſchen Doktrinen bleiben dürfte.“ Der Bundesrath wies die frechen Zumuthungen feſt und würdig zurück. Daraufhin betrieb der Staatsſtreichsprinz im engſten Einverſtändniß mit dem ärgſten Fanatiker der Rückwärtſerei, dem öſtreichiſchen Premierminiſter Schwarzenberg, das Projekt einer „hermetiſchen Abſperrung“ der Schweiz, — er, derſelbe Lügen-Louis, um deſſen willen ſich die Schweiz in früheren Tagen der Gefahr eines „blocus hermétique“ ausgeſetzt hatte. Baiern wurde zur Mitwirkung aufgefordert, verweigerte aber dieſelbe und das ganze ſaubere Gaunerſtücklein ging dann flöten, weil die Kabinette von Berlin und Petersburg abwehrend dazwiſchentraten, um „Frankreich nicht zu mächtig werden zu laſſen 1).“

---

1) Die aktenmäßigen Beweiſe für das Geſagte enthält die kleine, aber gewichtige Schrift „Der Staatsſtreich vom 2. Dezember 1851 und ſeine Rückwirkung auf Europa“. Leipzig 1870. Das reiche diplomatiſch-urkundliche Material, welches hier beigebracht wird, läßt mich vermuthen, daß die unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges erfolgte Veröffentlichung wohl nicht ohne Mitwirkung der preußiſchen Regierung geſchehen ſein dürfte.

18. Auguſt.

Bis tief in den Abend hinein ein bewegtes Geſpräch mit einem vorragenden Eidgenoſſen geführt, welcher hohe und höchſte Stellen innehatte und innehat, dermalen aber in der Uniform eines Auditors der am Fuße des Berges lagernden Brigade ſteckt. Aus ſeinem Munde vernahm ich und zwar in entſchiedenen Worten, wie wiſſende Schweizer über dieſen Krieg denken. „Niemals,“ ſagte er, „iſt eine Nation frecher herausgefordert worden, als diesmal die deutſche es wurde, und für alle Männer von Kopf und Herz muß es ein wahres Gaudium ſein, zu ſehen, wie die Deutſchen dieſe Herausforderung angenommen haben und heimzahlen.“

Wir freuten uns auch mitſammen der thatkräftigen Art und Weiſe, in welcher der Bundesrath der Welt und Frankreich insbeſondere gezeigt hat, daß und wie ernſt es der Eidgenoſſenſchaft mit ihrer Neutralität iſt. Die Raſchheit und Beſtimmtheit, womit die Gränzbeſetzung bei Baſel und im Pruntrut angeordnet und vollzogen wurde, ließen nichts zu wünſchen übrig. Höchſt löblich, anerkennungs-

und verdankenswerth ſind auch die mühſälige Hilfeleiſtung, welche der ſchweizeriſche Geſandte in Paris den barbariſch ausgetriebenen Deutſchen angedeihen läßt, ſowie das werkthätige Mitleid, welches die armen deutſchen Flüchtlinge bei ihrem Zuge durch die Schweiz überall finden.

Steckt am Ende in der Helvetia doch eine Kordelia?

---

19. Auguſt.

Am Napoleonstag wäre der weltberühmte Lieblingsheld des Kladderadatſch um's Haar den preußiſchen Ulanen in die Hände gefallen. Am 16. iſt er in ſehr unheldenhaftem Aufzug flüchtig im Lager von Chalons angelangt, von den Mobilgarden mit Pfeifen, Grunzen und Schimpfen empfangen. Warum haben ſie denn nicht gerade ein Ende gemacht mit dem Schächer?

Aber iſt denn das Unglück nicht heilig? Gewiß! Aber, gegenfrag' ich, darf der endlich zu Falle gekommene Frevel ſich nur ſo ohne weiteres in den ſchützenden Mantel des Unglücks hüllen? Nein, hundertmal nein! „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte.“ Rachegöttinnen, thut eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit!

Um's Himmels willen jetzt überhaupt keine deutſchen Sentimentalitäten! Durch, eiſern und unerbittlich durch!

Hoffentlich iſt es nicht wahr, daß man in Berlin, welche Stadt übrigens in wahrhaft großartiger Weiſe ihre deutſche Pflicht erfüllt, den franzöſiſchen Verwundeten geſundere und bequemere Lazarethe eingeräumt habe als den deutſchen. Wollt ihr euch denn von den Franzoſen ſchlechterdings auslachen laſſen?

Wenn in Berlin, Köln und anderwärts junge Damen mit beſonderer Beeiferung der Pflege verwundeter Franzoſen ſich annehmen, um ihr nach der Grammaire riechendes Penſionatfranzöſiſch an die Zuaven und Turkos zu bringen, ſo mag das der Eitelkeit des Gänschenalters in Gnaden verziehen ſein. Wenn aber mit Beſtimmtheit aus Stuttgart geſchrieben wird: „Gefangene Franzoſen werden in unſerem erſten Hôtel einquartirt, in unſeren Delikateſſenhandlungen mit Frühſtücken und auf einer Vergnügungsfahrt nach Kannſtadt mit Champagner regalirt" — ſo beweiſ't das klärlich, daß noch lange nicht alle Schwaben das Schwabenalter erreicht haben, und kann man zu ſolcher ſchwäbiſchen Gemüthlichkeit nur ſagen: O Gansloſen! O Trippstrill!

---

20. Auguſt.

Das Wirrſal in Paris muß unbeſchreiblich ſein. Die Kammer-Mameluken ducken ſich ſcheu vor dem nahenden Fußtritt der Nemeſis, die Tuilerien-Ratten ſpähen nach Fluchtlucken. Thiers und Palikao ſind ein Herz und eine Seele. Fanfaron Tribünegaukler und Lanzknecht Langfinger, die werden mitſammen was Hübſches zuwegebringen. Der Republikanismus gibt kein Lebenszeichen. Seine Führer, wenn er welche hat, ſcheinen ſich allem nach nicht dazu hergeben zu wollen, dem Orleanismus die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Der Götze des Tages — einen Tagesgötzen müſſen ja die Franzoſen haben — iſt der General Trochu und ſie erwarten Wunder von ihm. Einſtweilen gibt er demokratiſch ſchillernde Stilübungen von ſich. Augenſcheinlich iſt man hinter den Kuliſſen mit den Vorbereitungen zu einem neuen Aufzug noch nicht fertig. Vor den Kuliſſen beſchäftigt man ſich ungeheuer geräuſchvoll damit, Paris in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen.

---

21. Auguſt.

Noch immer fehlen über die Schlachten vom 16. und 18. Auguſt jenſeits der Moſel Berichte, welche irgendeine klare Vorſtellung von dieſen mörderiſchen Kämpfen gäben. Zweifelsohne waren es deutſche Siege, aber blutigtheuer erkaufte. Von Ergebniſſen ſcheint einſtweilen nur dieſes ſicher, daß die deutſche Abſicht, die franzöſiſchen Streitkräfte zu durchſchneiden und zu trennen, verwirklicht worden.

Daß die deutſche Preſſe ſiegeszuverſichtlich ſich äußert, iſt ganz natürlich und durch den bisherigen Gang des Krieges auch vollkommen gerechtfertigt. Unangenehm berührt es nur, daß da und dort eine Aeußerung auftaucht, welche an den chauviniſtiſchen

Jargon erinnert, welchen der Janhagel der franzöſiſchen Preſſe in journaliſtiſchen Kloaken wie „Le Pays“, „La Liberté“ und ähnlichen auskramt. Ueberlaſſen wir doch das Großſprechen den Franzoſen, welche ja, wie es ſcheint, das Großhandeln ganz verlernt haben.

---

22. Auguſt.

Der preußiſche „Staatsanzeiger“ enthält folgende, weil in dieſem Blatte ſtehende, bedeutſame Aeußerung: „Wenn die Edelſten des deutſchen Volkes fallen, ſo hat es wenigſtens den Troſt, daß dieſer Kampf nicht wieder vergebens gekämpft wird, wie von unſern Vätern, gegen ein Volk voll Herrſchſucht und Uebermuth, das Deutſchland ſeine ſchönſten Gebiete geraubt hat. Es wird dem König vergönnt ſein, einen dauernden Frieden herzuſtellen, indem er im Herzen Europa's ein großes einiges deutſches Vaterland aufrichtet, als Hort der Gottesfurcht, der edlen Sitte und der wahren Freiheit.“

Da hätten wir alſo eine Art von Programm, —

das Programm der künftigen preußiſch-deutſchen Monarchie.

Wird der Ton auf preußiſch oder aber auf deutſch gelegt werden? Das iſt die große Frage. Und iſt die „Gottesfurcht“ à la Mühler und die „wahre Freiheit“ à la Eulenburg gemeint? Das iſt auch keine kleine Frage. Wird das deutſche Volk, das jetzt auf den Walſtätten ſein beſtes Blut in Strömen vergießt, zur Mitwirkung bei der künftigen Geſtaltung ſeiner Geſchicke berufen werden? Wie tiefſchmerzlich, daß dieſe Frage überhaupt noch aufgeworfen werden muß!

Gedanke meiner Tage und Traum meiner Nächte, deutſche Föderativrepublik, lebe wohl! Du wirſt nicht ſterben; denn große Ideen ſterben nicht. Allein ich müßte ſein, was ich nicht bin, ein Illuſionär, wenn ich mich der Erkenntniß verſchließen wollte, daß die Freiheitsfrage durch die Thatſache der Macht überwältigt und in eine nebelgraue Zukunft hinausgedrängt iſt.

Wenn es eine Hand dereinſt der Mühe werth hält, mir eine Grabſchrift zu ſetzen, ſo wird ſie lauten: Hier ruht einer der letzten deutſchen Republikaner. . . .

Kein Zweifel, der Sieg Deutſchlands in dieſem Kampfe iſt gleichbedeutend mit dem Siege der Monarchie. Und wo iſt ein Deutſcher, der nicht in jeder Fiber ſeiner Seele dieſen Sieg wünſchen müßte?

Ich werde freilich nicht zu denen gehören, welche der auf den Siegesfeldern in Frankreich geholten deutſchen Königs- oder Kaiſerkrone ihre Huldigungen darbringen. Aber ich müßte ein Tropf ſein, wollte ich meinen Augen verwehren, ſich an dem Anblick des greiſen Preußenkönigs inmitten der deutſchen Heerſcharen zu erfreuen. Dieſer mannhafte Greis, die Strapazen und Gefahren ſeiner Krieger theilend, gewährt denn doch ein anderes Bild als der von ſeinen Kreaturen verachtungsvoll beiſeite geſchobene franzöſiſche Afterkaiſer, willen- und kraftlos, einem werthloſen Waarenballen gleich, in einem Eiſenbahnwagen dahin und dorthin ſpedirt. Und wie ſtehen die Prinzen des Hauſes Hohenzollern gegenüber den Prinzen des Hauſes Bonaparte da? Wie Helden gegenüber von Lumpaciis Lumpaciorum.

23. Auguſt.

Heute toſ'te unſer ſtiller Berg von kriegeriſchem Leben. Mehrere Tauſende eidgenöſſiſcher Truppen aller Waffengattungen kamen vom Münſterthale heraufgezogen, auf dem Heimmarſche begriffen. Sie hielten etliche Stunden hier oben Raſt, wobei Offiziere wie Gemeine wohlthuend merken ließen, daß ſie Bürger-Soldaten.

Der Abend brachte ein widerwärtiges Nachſpiel zu den lebensvollen Scenen des Tages. Drei Polen, lauter „Grafen“, verſteht ſich, waren von den Balmbergen herübergekommen und hatten nichts Beſſeres zu thun gewußt als ſich voll zu trinken. Dies gethan, fingen ſie Händel an. Zuerſt mit einem ſpaniſchen Doktor, dem liebenswürdigen Reiſebegleiter eines irrſinnigen jungen Mannes aus Sevilla, welcher ſchon ſeit Monaten hier oben weilt. Der Doktor war ſo gutmüthig, ſich mit den lärmenden „Grafen“ in ein Geſpräch einzulaſſen, welches damit endigte, daß ſie ihn als einen „Prussien“ inſultirten. Unſerem Wirthe, der die Betrunkenen beſchwichtigen wollte, erging es nicht beſſer, worauf das gräfliche Trifolium zur Thüre hinausgegangen wurde. Das polniſche Heldenblut wallte aber ſo heftig in den Grafen, daß ſie anfingen, von draußen Fenſter einzuſchlagen. Dafür hatten ſie ein Arrièregardegefecht zu beſtehen, in welchem ſich der Koch, mit einem Knittel aus ſeinem unterirdiſchen Revier hervorbrechend, ſehr hervorthat und die Rechnung für die zerſchlagenen Fenſterſcheiben auf gräfliche Rücken ſchrieb. Zuletzt ſah man den Grafen Krapülinſki, den Grafen Waſchlapſki und den Grafen Schweinizki auf der regennaſſen Matte nordöſtlich vom Hauſe ſich wälzen, bei welcher gymnaſtiſchen Uebung ſie einander in überwallend ſarmatiſcher Zärtlichkeit küßten, während einer von ihnen fortwährend ſchrie: „Hundert Millionen geb' ich. . .“

Mir fiel bei dieſer Schlachtſchitzſcene ein, daß die heutigen Zeitungen die Nachricht brachten, die Polen hätten in Lemberg die angeblichen Siege der Franzoſen mit Illumination, Fackelzügen und raſendem Jubel gefeiert, — die angeblichen Siege derſelben Franzoſen, welche ſeit 100 Jahren die Hoffnungen der Polen genarrt haben. Das iſt die richtige Manier, die noch in Deutſchland glimmende Theilnahme für Polen bis auf den letzten Funken auszutreten.

---

24. Auguſt.

Der Widerſtand, welchen die Franzoſen bei Metz geleiſtet haben, beweiſ't, daß ſie den furchtbaren Ernſt der Sachlage endlich erkannt haben und entſchloſſen ſind, der Gefahr nach Möglichkeit zu begegnen. Nach Möglichkeit! Ob aber dieſe bedeutend, ſcheint ſehr fraglich. Zwar der franzöſiſche Soldat ſchlägt ſich ſo tapfer, wie er unter auch nur halbwegs guter Führung allzeit ſich geſchlagen hat; allein Frankreich gleicht zur Stunde nur noch einem krampfhaft zuckenden Rumpf. Wo iſt der leitende Kopf? Noch hält ja in den Tuilerien die ſpaniſche Donna, des Namens Alba würdige Trägerin, ihren gewiß allmälig ſehr dünnlich gewordenen Hof; noch bilden verrufenſte Schwefelbanditen die oberſte Regierung; noch vergewaltigt nach überſtandener Verblüffung die Mameluken-Majorität alle parlamentariſchen

Aufſchwungsverſuche: wie könnten da die beſſeren Elemente des Franzoſenthums zu thatkräftiger Wirkſamkeit gelangen?

Einſtweilen ſind die ſchlechteſten obenauf. Das zeigen die ſchandbaren Verletzungen der völkerrechtlichen Pflichten, deren ſich die Franzoſen Tag für Tag ſchuldig machen. Die franzöſiſche „Civiliſation“ iſt alſo mit Erfolg bei Kabylen und Riffpiraten in die Schule gegangen?

Die Schilderungen der aus Frankreich ausgetriebenen Deutſchen über die ihnen von der „großherzigſten Nation der Welt“ angethanen Unbilden ſind der Art, daß ſie jeden Tropfen Blut, der in deutſchen Adern rollt, empören müſſen.

Mit ſtarrenden Augen leſe ich das Herzzerreißende, was von der blutdampfenden Walſtätte, auf welcher die Deutſchen am 18. Auguſt mittels grauenhaft verluſtvoller, berſerkerhafter Todesverachtung geſiegt haben, berichtet wird. Die Beſtie im Menſchen iſt alſo wieder einmal in ihrer ganzen Wildheit los?

Entſetzt frage ich mich: Darf es, kann es Angeſichts dieſer Gräuel noch Menſchen geben, welche den Elenden, der all dieſen Jammer angeſtiftet hat, zu vertheidigen wagen? und mit bitterſtem Zorne muß ich dieſe Frage bejahen. In vielen, ach, ſehr vielen Leuten ſcheint die neue „Aera des Cäſarismus“ wirklich alles Rechts- und Schamgefühl ausgewurzelt zu haben.

25. Auguſt.

Armer, ehrlicher, närriſcher Pflanzenkoſteſſer Struve, du thateſt wohl, von hinnen zu gehen! „Iſt das 'ne Welt zum Ideenſpielen und mit Lippen fechten?“ Drunten in Wien iſt der alte „Revolutionär“, der nicht einmal einen Floh hätte umbringen können, geſtorben mit dem Schmerzensruf: „Oh, dieſer fürchterliche, entſetzliche Krieg! Ich muß fort, fort, fort!“ Wohl dir und allen, die das Fortmüſſen ſchon abgemacht, dieſes jammerſälige Facit des Menſchenlooſes ſchon zuſammengerechnet haben.

Straßburg in Flammen! Durch deutſche Geſchütze in Brand geſchoſſen! „Das iſt der Krieg!“ Aber muß denn Krieg ſein? Iſt die Beſtie im Menſchen wirklich niemals zu bändigen und zu zähmen, niemals? „Zu Straßburg auf der Schanz' da ging mein Trauern an." . . . Die deutſchen Kanonen ſchlagen jetzt grauſig den Takt zu der alten leidvollen Volksmelodie.

Als ich vor Jahren zum letzten mal auf der Zinne von Erwins Münſter ſtand und nach den Schwarzwaldbergen hinüberſah, mußte ich unwillkürlich das alte Lied vor mich hinſummen. Aber in bitterem Unmuth unterbrach ich mich ſelber mit den Worten: Ach was! dieſe Straßburger da unten haben ja die Alphornklänge deutſchen Heimatgefühls und Heimwehs längſt vergeſſen.

Und heute ſchreien ihnen deutſche Geſchütze in die franzöſirten Ohren: Macht auf! oder wir werden euch zeigen, daß kein Wall zu hoch und kein Thor zu feſt für Deutſchlands Kraft und daß alte Sünden geſühnt werden müſſen.

Schrecklich, aber wahr: auch aus den gegen Straßburgs Wälle donnernden Mörſerſchlünden ſpricht die Stimme der Nemeſis. Man begeht nicht ungeſtraft Apoſtaſie an ſeiner Nation.

26. Auguſt.

Wie im alltäglichen Menſchenverkehr dem Tragiſchen das Lächerliche zur Seite geht, ſo klingelt in die erhabenſten Glockenlaute welthiſtoriſch-tragiſcher Akte Pikelhärings Schellenkappe hinein. Bajazzo iſt eben auch eine weltgeſchichtliche Figur.

In dieſen Tagen, wo **die deutſchen Heere** nibelungiſch-heldiſch einen Rieſenkampf kämpfen, um unſerer Nation endlich das Recht zu erringen, ſelbſtſtändig das eigene Geſchick zu beſtimmen, hat Bajazzo Geſtalt und Namen eines potsdämiſchen Grafen von Finkenſtein angenommen, welcher im dortigen „Intelligenzblatt" folgende klaſſiſch-junkerliche Ausſchleimung begangen hat: „Seit längerer Zeit drängen zahlreiche Ungenannte in der Schweiz, England, Amerika, Auſtralien und anderen mehr oder weniger anrüchigen Ländern den Hilfsvereinen zur Unterſtützung unſerer Armee Beiträge auf, ohne ſich auch nur die Mühe zu nehmen, die Summe in preußiſcher Münze auszurechnen. Es ſind dies Leute, die wir im Jahre der Schande 1848 auf jeder Barrikade geſehen, aber leider nicht getroffen haben. Wenn auch keine geſetzlichen Mittel vorhanden ſind, dieſe Anmaßungen zu beſtrafen, ſo hoffe ich wenigſtens, daß die allgemeine Entrüſtung alle preußiſchen Vereine bewegen wird, ſolch' giftige Gaben abzulehnen.

Graf v. Finkenſtein.*7

Aber birgt ſich hinter dieſem ſpaßhaften Blödſinn nicht vielleicht ein ſehr trauriger Ernſt? Iſt der richtige Don Ranudo di Kollibrados, welcher alſo georakelt hat, nicht das Sprachrohr jener bekannten „kleinen, aber mächtigen Partei", welche ſoviel Unheil über Preußen, über Deutſchland, über Europa gebracht hat? Wein, Kinder und Narren reden, ſagt man, die Wahrheit. Wie, wenn hier ein Narr uns verrathen hätte, daß an Unbelehrbarkeit und Unverbeſſerlichkeit das potsdämiſche Junkerthum dem Papſtthum und dem Bourbonismus vollſtändig gleichkäme? Es iſt möglich, nur allzu möglich.

Wenn das deutſche Volk nach der ungeheuren Anſtrengung, die ihm dermalen auferlegt iſt, in Erſchöpfung, in Erſchlaffung verſänke und das Wort vom „Travailler pour le roi de Prusse“ in ſchlimmſter Auslegung an ſich erfahren müßte! Ich verbrachte die Nacht von geſtern auf heute ſchlaflos in peinlichem Brüten über dieſem trübſäligen Gedanken.

Sicher iſt ſchon jetzt, daß dieſer Krieg, wenn ſiegreich durchgeführt, dem Monarchismus eine unberechenbare Stärkung zuführen muß. Sogar die bloße Idee der Demokratie wird aus dem Staatsleben für lange weggewiſcht ſein. Der Säbel dürfte zunächſt in allem und jedem den Ton angeben und die niederträchtigſte Knechtſchaffenheit wird ſich für Patriotismus ausgeben können.

27. Auguſt.

Die düſteren Sorgen von geſtern ließen mich auch heute nicht los. Sie zu verſcheuchen, durchlief ich alle Zeitungen, deren man hieroben habhaft werden kann. Die ſchweizeriſchen behandeln lebhaft das Thema der Unverletzlichkeit des franzöſiſchen Gebiets und plaidiren uniſono dafür.

Ueber den Haupt- und Kardinalpunkt gehen ſie aber, wie mir ſcheint, hierbei allzu leicht hinweg, über die Thatſache, daß dieſer Krieg den Deutſchen in frevelhafter Weiſe aufgezwungen worden iſt und daß demnach Deutſchland, falls es endgiltig ſiegt, nicht allein berechtigt, ſondern auch verpflichtet iſt, gegen die Möglichkeit der Wiederkehr eines ſolchen An- und Ueberfalls von ſeiten Frankreichs möglichſt ſich zu ſchützen, ſowie auch die Franzoſen ein- für allemal von ihrem Größewahnwitz und von ihrer Sucht zu kuriren, in die inneren Angelegenheiten unſeres Volkes hineinſchwadroniren zu wollen.

Wenn demnach die Leiter der deutſchen Politik es zur Erreichung dieſer Zwecke — höchſt billiger Zwecke — für nöthig erachten, den Franzoſen einmal klar und fühlbar zu machen, was eigentlich „natürliche Gränzen" ſind, die natürlichen Gränzen Deutſchlands, ſo werden ſie ſich, wie wenigſtens zu hoffen ſteht, durch das Vorbringen des alten dummen Ammenmärchens vom europäiſchen Gleichgewicht nicht abhalten laſſen, den franzöſiſchen Satz von den natürlichen Gränzen nachdruckſam ins Deutſche zu überſetzen.

Aber, ſagen die Fürſprecher des Bonapartismus in der ſchweizeriſchen Preſſe, — bedenkt doch, daß es klüger, die Franzoſen großmüthig zu behandeln. Sie würden es nie verwinden, ſo man ihnen Land und Leute nähme, und würden die erſte beſte Gelegenheit ergreifen, das Verlorene wieder zurückzuerobern.

1918

Paperlapap! Anno 1814 und 1815 hat man auf Koſten Deutſchlands die Franzoſen mit unerhörter Großmuth behandelt. Iſt ihnen etwa dadurch der Bonapartismus ausgetrieben worden? Haben ſie darum aufgehört, Räuberblicke auf die deutſchen Rheinlande zu werfen und das Geſchrei nach den natürlichen Gränzen, welches, was ihre gränzenloſe Unwiſſenheit freilich nicht merkte, in ihrem Munde barer Unſinn war, immer wieder zu erheben? Sie werden die Demüthigung von 1870 ſo oder ſo nicht verwinden, ſie werden, ob man ſie mit hirnverrückter „Großmuth“ oder aber ſo behandle, wie ſie es überall verdient haben, ſich zu rächen ſuchen. Darauf muß Deutſchland gefaßt ſein, und weil es in allen Fällen darauf gefaßt ſein muß, würde es an ſich ſelber eine Todſünde begehen, ſo es ſich durch wohlfeile Großmuthsphraſen unbetheiligter Zuſchauer abhalten ließe, ſeinen rechtlich erworbenen und redlich verdienten Siegespreis zu nehmen. Allerdings iſt es tiefſchmerzlich, daß es zwiſchen Deutſchland und Frankreich wieder ſoweit kommen mußte; aber — und das ſollten doch auch ſchweizeriſche Bonapartiſten nicht vergeſſen — Frankreich hat es ſo gewollt.

---

28. Auguſt.

Die Franzoſen ſcheinen nicht mehr ſo viel moraliſche Kraft zu beſitzen, als nöthig wäre, mit einem Ruck den bonaparte'ſchen Alp abzuſchütteln. Nun, ſo mögen ſie darunter erſticken!

Eine mir heute auf Privatwegen aus Paris zugegangene Nachricht ſagt, daß die pariſer Arbeiter dem Gewuſel und Gezappel der „Bourgeois" bislang mit ſchadenfroher Unbeweglichkeit zugeſehen hätten. Das ehrenwerthere Proletariat verhalte ſich durchaus paſſiv, wolle nichts davon hören, für „Verhuel“ ſich zu ſchlagen, und ſchleudere der Bourgeoiſie immer und immer wieder ein höhniſches „Tu l'as voulu, Georgette Dandin!“ ins Geſicht.

Die Sachlage ganz kaltblütig-grundſatzlos angeſehen, wäre es vielleicht das Klügſte, wenn Deutſchland mit Louis Napoleon einen „Frieden ſchlöſſe und den Franzoſen dieſen ihren „Beglücker“ noch fernerweit ließe. Der Dezemberkaiſer hat ja ſo eben glänzend bewieſen, daß er ein ungefährlicher Feind.

---

29. Auguſt.

Der „Berg“ war heuer den ganzen Monat über ein ſo ſtürmiſches Windblaſenheim, eine ſo bitterkalte Wolkenkukuksburg, daß es nicht länger zum Aushalten, zumal für Unbäßliche. Wir haben daher heute dem alten lieben Kerl ein nicht gerade freundliches Lebewohl geſagt und ſind hierher, in die Bundesſtadt, gegangen.

In unſerem gewohnten Abſteigequartier, wo ſonſt ſehr viele deutſche Reiſende zu treffen, ſieht man jetzt nur Engländer und Engländerinnen. Die letzteren ſo modejournaliſtiſch aufgedonnert, daß einem grün und blau vor den Augen wird. Als beſonders ſinnreich iſt mir aufgefallen, daß jetzo die reiſenden Damen à la mode ihre Roßhaarmatratzen, hinten an den Köpfen befeſtigt, auch bei Tage mit ſich herumtragen.

Flüchtige Begegnung mit einem lieben Kollegen, welcher dermalen die Uniform eines eidgenöſſiſchen Oberſten anhat. „Sie werden Ihre Wette mit R. gewinnen", ſagte er mir und erinnerte mich daran, daß ich im November von 1860 mit einem unſerer Amtsgenoſſen gewettet, binnen zehn Jahren würde der Dezemberkaiſer ſammt ſeiner Dynaſtie futſch ſein. Damals galt das für eine kühne, ja faſt verrückte Prophezeiung; denn der Schwindelhaber der bonaparte'ſchen Peſtilenz ſtand ja im üppigſten Safte. Es mußte erſt die koloſſale mexikaniſche Dummheit geſchehen, um den nicht ganz, ſondern nur halb vernagelten Bewunderern von Lügen-Louis' „Genie" einigermaßen den Dippel zu bohren.

Ging ins naturhiſtoriſche Muſeum, um an der herrlichen Gruppe von Kriſtallen (Rauchtopaſen), welche im Jahre 1863 aus einer Felskluft des Galenſtocks hervorgeholt wurden, meine Augenfreude zu haben. Als ich ſo ſtand und ſtaunte, kam mir der Gedanke: Deutſches Weſen iſt Kriſtallbildung. Wie die wunderwirkende Hand der Natur in dunkeln Klüften, in verſchloſſenen Höhlen mittels jahrhundertelanger Arbeit dieſe kriſtalliſchen Prachtgebilde ſchuf, ſo bildet und formt der germaniſche Genius in der verſchloſſenen Tiefe des deutſchen Gemüthes ſtill und unbeachtet die welt- und kulturgeſchichtlich großen Werke und Thaten. Von Zeit zu Zeit thut die dunkle Kluft plötzlich ſich auf und hervorgeht eine Völkerwanderung, ein Nibelungenlied, ein kölner Dom, eine Reformation, eine „Kritik der reinen Vernunft“, ein „Nathan“, ein „Fauſt“, ein „Wilhelm Tell“, ein Jahr 1813, eine Blitzſchriftfindung, ein „Kosmos“, ein Feldzug von 1870. 1914/18!!!

30. Auguſt.

Mit Bekannten geſprochen, welche in den ſchweizeriſchen Angelegenheiten mitzureden haben. Auffaſſung der großen Frage des Tages im Sinne denkender und wiſſender Männer. Unverholen herzliche Achtungsbezeugung vor dem großartigen Aufſchwunge Geſammtdeutſchlands. Bewunderung der meiſterlich gelenkten, mit herrlicher Energie arbeitenden deutſchen Heermaſchine. „Da iſt Geiſt, Ordnungsſinn, Pflichtbewußtſein. Man glaubt überall den gebietenden Rieſentubaton von Kants kategoriſchem Imperativ zu vernehmen.“ — „Die Hunderte von Millionen deutſcher Militärausgaben wurden wenigſtens gewiſſenhaft-geſchickt verwendet, die Hunderte von Millionen franzöſiſcher dagegen gewiſſenlos-ſchurkiſch verſchwendet.“ — Noch manches ähnliche gute Wort bekam ich zu hören. Eine ganz andere Sphäre der Anſchauung als die jener jammerſäligen Kantönlipolitik, deren mit fürchterlichem Spektakel in Scene geſetzten Katzbalgereien ſich am Ende aller Enden doch nur um die große Frage drehen, ob die Hinze oder aber die Kunze auf den Regierungsſtühlen ſitzen.

31. Auguſt.

Heimgekehrt. Unter den in den letzten Tagen eingelangten Briefen obenauf ein ſchwarzumränderter aus Oldenburg: — „Unſer geliebter Sohn und Bruder Erich Moſen iſt am 16. Auguſt in der Schlacht bei Mars-la-Tour den Heldentod für's Vaterland geſtorben.“ Der ältere Sohn eines meiner geliebteſten Todten! „Als Freiwilliger war er den Fahnen gefolgt und fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, an der Spitze ſeines Zuges.“ Was der Vater herrlich gedichtet, der Sohn hat es heldiſch gethan. „Dulce et decorum est.“ … Braver Junge! Meine Zunge preiſ't dein Loos, aber mein Herz weint mit deiner Mutter.

Wie viele Hunderte ſolcher ſchwarzen Botſchaften fliegen jetzt im weiten Deutſchland täglich, ſtündlich in Schlöſſer, Häuſer und Hütten! In meinen Ohren klingt eine hunderttauſendſtimmige Wehklage …

Aber wir müſſen durch. Frauen meines Volkes, deutſche Mütter, Gattinnen, Töchter, Schweſtern, Bräute, erhebt eure in Sorge pochenden, in Schmerzen zuckenden Herzen zur Höhe des Berufes der Nation! Und wenn eure Söhne, Väter, Gatten, Bräutigame glorreich erweiſen, daß ſie zu ſterben wiſſen für das Vaterland, ſo erweiſ't ihr, daß ihr für daſſelbe zu leben verſteht, wie es deutſchen Frauen ziemt! Das iſt der beſte Troſt, welcher euch geboten werden kann....

Auf der Heimfahrt waren wir von Bern bis Olten mit einer der deutſchen Familien zuſammen, welche aus Lyon weggetrieben worden ſind. Die Frau hielt einen Säugling an der Bruſt, das älteſte Kind war ein Junge von vier Jahren. Der Mann hatte 17 Jahre in Lyon verbracht. Er war Kaſſirer im Hauſe des deutſchen Konſuls Schlenker, welchen die franzöſiſche Regierung ſo ſchandbar brutal zu Grunde gerichtet hat. Die Erzählungen des Ausgetriebenen erregten um ſo mehr Theilnahme und Entrüſtung, als ſie ganz leidenſchaftslos gehalten waren. „Mein Kleiner da durfte ſich nicht mehr auf die Straße wagen, ohne Gefahr, todtgeſchlagen zu werden; bloß, weil er deutſch ſprach. Wir hätten in Lyon geradezu verhungern müſſen, weil uns als Deutſchen niemand mehr Lebensmittel verkaufen wollte. Raſende Pöbelrotten beherrſchen die Stadt. Bei Nacht und Nebel mußten wir, für das Leben unſerer Kinder zitternd, uns fortſtehlen.“ — Dieſe Franzoſen! Und da ſchwatzt man den ſiegreichen Deutſchen vor, daß ſie ſich ja gegen dieſe entfirnißten Zulukaffern recht großmüthig und human benehmen ſollten.

Behaltet eure Humanitätsreden für euch, neutrale Großmuthsprediger! Die Deutſchen bedürfen derſelben nicht. Denn ſie erweiſen ruhmvoll, daß ſie ſind, was zu ſein die Franzoſen ſich ſelbſt und anderen vorlogen: — das große, das erſte Kulturvolk der Welt!

Meine Seele ſchwillt von ſtolzem Frohlocken über die ungeheure Kraftentfaltung, zu welcher Deutſchland ſich erhoben hat. Aber noch innigere, innigſte Freude ſchöpfe ich aus der großen Thatſache, daß die erhabenen Lehren unſerer erlauchten

Seher und Denker in meinem Volke zu Fleiſch und Blut geworden ſind. Die deutſchen Krieger ſchlagen die Feinde zu Boden, aber in den Darniederliegenden ſehen und achten ſie die Menſchen. Auf dem ſchönſten Blatt des deutſchen Lorbeerkranzes von 1870 wird geſchrieben ſtehen: „Die verwundeten Franzoſen wurden in den deutſchen Lazarethen ebenſo ſorgfältig gepflegt wie die verwundeten Deutſchen.“ Der Oberſt Lloyd Lindſay, Mitglied des engliſchen National-vereins zur Hilfeleiſtung für Verwundete, ſchrieb unterm 21. Auguſt aus Pont-à-Mouſſon nach London: „Alle in die Hände der Deutſchen gefallenen franzöſiſchen Verwundeten werden von jenen wie ihresgleichen und ohne den geringſten Unterſchied in der Nationalität zu machen behandelt. Einige derſelben ſagten zu mir: „Nous avons été soignés comme si nous étions des frères par ces autres.““ Derartige unanfechtbare Zeugniſſe liegen maſſenhaft vor....

Denkwürdig iſt, wie dem John Bull doch allmälig die Augen aufgehen über den Dreck der bonaparte'ſchen Allianz, in welchen der Erzſchwindler

Palmerſton England hineinhumbugſirt hat. Die Ruſſel, Gladſtone, Diſraeli, Lowe, Granville (und wie das jetzige Whigs- und Toriesgeziefer weiter heißen mag) ſind übrigens um kein Haar beſſer als der ſelig im Humbug dahingefahrene „Lord Kupido“. Vor der neidgrünen Nobility und Gentry Englands mag ſich Deutſchland doppelt und dreifach wahren! Sie ſind uns, aller echtanglikaniſch-ſcheinheiligen Neutralitätsphraſen ungeachtet, todfeind. In der engliſchen Nation freilich ſcheinen die deutſchen Siegesblitze unwiderſtehlich gezündet zu haben und ich erachte es für ein bedeutſames Zeichen der Zeit, daß in dieſen Tagen ein engliſches Blatt (The Spectator) ausrief: „Deutſchland ſteht jetzt an der Spitze der Welt!“

Accipiamus omen. Möchte das Wort als ein prophetiſches ſich erweiſen! Aber ſo, daß es laute: Deutſchland ſteht an der Spitze der Welt, nicht allein mittels der Gewalt der Waffen, ſondern auch und vielmehr noch mittels der Macht des Gedankens und der Geſittung, der Freiheit und des Friedens, des Rechtes und der Menſchlichkeit.

1937.

1. September.

Die Schweizerblätter bejammern mit Recht das über Straßburg gekommene Elend. Aber warum wurde denn ſolcher Jammer in den Schweizerblättern nicht ebenſo laut, als die Franzoſen die offene, wehrloſe Stadt Saarbrücken ohne militäriſchen Zweck, einzig und allein zur Beluſtigung eines dummen Jungen in Brand ſchoſſen? Ich weiß nicht, ob die Beſchießung Straßburgs eine ſtrategiſche Nothwendigkeit war oder nicht; aber ich weiß, daß man im Kriege auf Feſtungsſtädte, welche man nehmen will oder muß, zu ſchießen pflegt. Man muß ein Kretin oder der Redakteur irgendeines Kantönlikrähwinkelblättchens ſein, um zu glauben, die Franzoſen würden ſich, falls ihnen der Gloireduſel nicht jenſeits des Rheins ausgeprügelt worden wäre, dieſſeits deſſelben auch nur einen Augenblick beſonnen haben, Mainz, Koblenz und Köln zu bombardiren und in Aſche zu legen.

Die franzöſiſche „Civiliſation“ und „Humanität“ haben ſich ja gerade in dieſem Kriege in ihrer vollen Herrlichkeit bei jeder Gelegenheit geoffenbart, —

ganz ſo geoffenbart, wie ſie es bei den nach Algier, China und Mexiko unternommenen Raubzügen thaten. Als ich das Gloireſtück der mexikaniſchen Expedition, das ſogar in der Geſchichte des echten und des falſchen Bonapartismus als ein Unikum von Lug und Trug, Tücke und Rohheit daſteht, vor Jahren hier einer ungeſchminkt hiſtoriſchen Darſtellung unterzog, brachte ein liberal tanzender Derwiſch eine förmliche Denunciation gegen mich an. Er fuhr freilich damit nach Gebühr ab; allein die Sache kann immerhin eine Vorſtellung davon geben, daß die Fartcatchers des Verhuelismus hier zu Lande, wie in Frankreich ſelbſt, niemals vor einer Niederträchtigkeit zurückgeſchrocken ſind.

Was das Uebelwollen gegen Deutſchland angeht, welches hier in der urtheilsloſen Menge unzweifelhaft vorhanden iſt, ſo muß man das vorweg der Unkenntniß auf Rechnung ſchreiben. Dieſe urtheilsloſe Menge kennt weder Deutſchland noch Frankreich. Sie ſchöpft ihre Belehrung zumeiſt aus einer Kantönlikrähwinkelpreſſe, welche durchſchnittlich ganz dazu angethan iſt, die Unwiſſenden in ihren vorgefaßten, und wenn auch noch ſo irrigen Meinungen zu ſteifen, die Beobachtungsfähigkeit abzuſchwächen, den geiſtigen Horizont einzuengen und eine krämerhaft-kleinliche Geſinnung, d. h. Geſinnungsloſigkeit zu pflanzen. Wie vermöchte eine ſolche Preſſe ihren Leſern auch nur entfernt eine Vorſtellung zu verſchaffen, was alles die deutſche Kultur für die Schweiz gethan hat?

Eine jüngere Generation in der Schweiz weiß wohl, warum ſie der elenden Kantönlerei den Krieg erklärte. Dieſer abſcheuliche Weichſelzopf von vierundzwanzigerlei Geſetzgebungen u.ſ.w. u.ſ.f. verdient nur abgeſchnitten zu werden mit allem, was von den Schäden und Laſtern der Klein- und Kleinſtſtaaterei drum- und dranhängt, und dieſe heilſame Operation muß und wird über kurz oder lang vollzogen werden, allem Geſchrei der „Staatsmänner“ zum Trotz, welche auf den Winkelbühnen der Kantönlipolitik aus Fröſchen zu Ochſen ſich aufblähen können, während ſie auf einer ſchweizeriſchen Staatsbühne als ordinäre Fröſche zum Vorſchein kommen; nur daß ihre Keulen nicht eßbar ſind.

2. September.

Der tollgewordene Affe des verhueliſirten Franzoſenthums macht in den pariſer Journalen, nur ganz wenige ausgenommen, die ungeheuerlichſten Grimaſſen und fabelhafteſten Sprünge. Kretiniſcheres, als dermalen die „Liberté“, der „Gaulois“ und der „Figaro“ tagtäglich vomiren, iſt noch nie dageweſen. So was lebt nicht!

„Oh, wer beſchreibt dies Schreien, Brüllen, Trappeln,
Das ſich umſonſt im wüſten Schlamm erboſ't?
Dies Schimpfen, Fluchen, Stöhnen, Stampfen, Zappeln,
Dies Läſtern, Lügen, immer Lügen, Rappeln,
Das wild verworren durcheinander toſ't?“

Sollte mal eine Zeit kommen, wo die Franzoſen ein wirkliches Kulturvolk ſind, wie werden ſie mit Beſchämung auf die namenloſen Barbareien zurückblicken, welche ihre Journaliſtik im Sommer von 1870 aus des Blödſinns tiefſten Tiefen ſchöpfte. Der Hiſtoriker wird nur die ekelhaften Vomirungen der genannten und anderer Zeitungen anzuführen brauchen, um darzuthun, wie gräulich die ſchwefelige Dezemberbande Frankreich demoraliſirt, verdummt, verthiert hat. Und dieſes Pack ruft die Erinnerungen von 1792 an? Schmach und Schande!

---

3. September.

Der Phraſenlack fällt mehr und mehr vom Franzoſenthum ab und hervorguckt die nackte galliſche Barbarei. Die ſpaniſchen Fanatismen, welche Madame la Jeſuiteſſe in den Tuilerien repräſentirte, ſind obenauf. Die pariſer Jeſuitenblätter blaſen Sturm zu einer neuen Bartholomäusnacht. Die ſtupide Bauernbeſtie wird zu einer raſenden. In der Dordogne hat eine Horde von Imperialiſten einen jungen Mann um ſeines Republikanismus willen lebendig verbrannt. Aehnliche Gräuel ſind anderwärts geſchehen, alle zu Ehren des „Bas Empire“. Im ganzen Süden von Frankreich ſind die Prieſter der bekannten „Religion der Liebe“ wieder einmal in gewohnter Weiſe am Werke. Sie blaſen ins heilige Zeterhorn, um die Söhne der lieben Alleinſeligmachenden zur Proteſtantenhatz zu ſammeln und anzueifern.

Was ſagen denn die ſchweizeriſchen, italiſchen, engliſchen und — weiland deutſchen Bonapartebewunderer zu dieſen neueſten civiliſatoriſchen Großthaten des von ihnen ſo lange beſtaunten, geprieſenen und beſchmeichelten Empire?...

Abends. In Stunden lebt man dermalen Wochen, in Tagen Jahre. Hei, das geht Schlag auf Schlag!

Auf meinem Gange zum Muſeum kamen zwei bekannte hieſige Verhueliſten an mir vorüber. Ihre ungeheuer langen Geſichter ſagten mir, daß es mit ihrem Fetiſch kläterig ſtehen müßte. Da lief auf der Brücke ein Mann an mir vorbei, ſtürzte in einen offenſtehenden Laden und rief dem Beſitzer deſſelben jubelnd zu: „Ma hät dä Kaib!“ — (So ſind, nebenbei bemerkt, die Menſchen. Ich möchte wetten, daß derſelbe Mann, welcher heute den Dezemberkaiſer einen „Kaib“ ſchimpfte, noch vor vier Wochen jeden, welcher nicht an die dezemberkaiſerliche Herrlichkeit glaubte, einen „dütſchen Kaib“ geſchimpft hätte.) — In den ſonſt ſo feierlich-ſtillen Leſeſälen des Muſeums ſummte es wie ein Bienenſchwarm. Man erwartete jeden Augenblick ein „äußerſt wichtiges“ Extrablatt. Wir gingen zur Druckerei, wo ein Freund das roſenfarbene Blatt ergatterte, bevor es unter die vor dem Hauſe dichtgeſtaute Menge kam.

Bazaine am 31. Auguſt bei Metz geſchlagen, Mac Mahon am 1. September bei Sedan vernichtet. Waffenſtreckung der Franzoſen. Der „Kaiſer“ übergab ſeinen Degen — (das Kleinod hätte er behalten können!) — an den König von Preußen.

Es klingt märchenhaft: gerade binnen Monatsfriſt hat Deutſchlands Schwert den Dezemberſchandthron in Trümmer geſchlagen. Am 2. Auguſt Gloiref . . . anfaronnade bei Saarbrücken, am 2. September Waffenſtreckung in Sedan und der Hauptmann der Dezemberſchwefelbande als Gefangener im deutſchen Lager.

Dank euch, Eumeniden! Jetzt erkenn' ich, daß ihr die „Wohlgeſinnten“ ſeid.

Zweifelsohne werden die Republikaner auf die Nachricht von der ſedaner Kataſtrophe hin in Paris verſuchen, was ſie unmittelbar nach der Schlacht von Wörth hätten verſuchen müſſen. Die Republik wird proklamirt werden, aber es wird zu ſpät ſein. Zudem wiſſen wir ja von 1848 her, was eine franzöſiſche Republik, d. h. eine Republik ohne Republikaner bedeutet. Ein Volk, welches ſich, nachdem es ſchon zweimal die Republik gehabt, zwanzig Jahre lang von dem Auswurf der Menſchheit, von der elendeſten Gaunerſchaft tyranniſiren ließ, iſt gar nicht fähig, ſich ſelbſt zu beſtimmen und zu regieren. Kommt die Republik, ſo kommt nur eine Karikatur, wurzellos, tagesfliegenhaft, heute gewaltig ſpektakelnd, morgen vergeſſen, wie es Karikaturen zu gehen pflegt.

5. September.

Feſtſteht für allzeit, aere perennius: — Die Deutſchen haben Frankreich, haben Europa von dem ſcheuſäligen Nachtmahr des Bonapartismus befreit.

Zur Stunde, wo ſie dieſes thaten, iſt eine neue Seite aufgeſchlagen worden im Weltgeſchichtebuch.

Beim Sturze des angeblichen Neffens iſt aber ſo recht das eigenſte Weſen dieſes Menſchen offenbar worden. Auch nicht der Schatten eines Schattens von Würde! Nichts, rein nichts als die egoiſtiſch-feige Angſt, der gemeine Schlotter des endlich ertappten Verbrechers.

Die beſte Charakteriſtik Napoleons des Dritten iſt beim Evangeliſten vom Avon zu leſen. Vor Jahren, als der ſchandbare Götzendienſt, wodurch Europa ſich entehrte, ſeinen Gipfelpunkt erreicht hatte, verunehrte eines Tages einer der zahlloſen Leviten dieſes Schmachkultus meine Stube durch ſeine Gegenwart. Als er mich zuletzt fragte: „Aber was halten denn eigentlich Sie von dem Kaiſer?" ſtand ich auf, nahm meinen Shakſpeare herunter, ſchlug den Hamlet auf und wies dem Frager die Stelle:

„A murderer and a villain,
A vice of kings!
A cutpurse of the empire and the rule;
That from a shelf the precious diadem stole
And put it in his pocket!" —

Und in einem der ſchönſten Schlöſſer Deutſchlands ſoll ſich der Entkaiſerte fernerweit des Genuſſes ſeiner geſt... auten Millionen erfreuen dürfen? Das babyloniſche Weib aus Spanien wird ſich ihm beigeſellen und in aller Gemächlichkeit und Genüßlichkeit kann dann der Lügen-Louis ſein altes Verſchwörerhandwerk wieder betreiben.

Fragt die Hunderttauſende und wieder Hunderttauſende von Müttern in Deutſchland, Frankreich, Italien, Rußland, Mexiko, deren Söhne der Ehr-, Raub- und Mordſucht dieſes Menſchen und ſeiner Spießgeſellen zum Opfer fallen mußten, ob das Gerechtigkeit ſei, und ſie werden antworten: Nein! Tauſendmal nein! Nicht die Wilhelmshöhe bei Kaſſel gebührt dieſem „murderer and villain“ zum Wohnſitz, ſondern vielmehr eine Höhe, die nicht höher als ein richtiger Dreifuß, — wie ſolche Dreifüße nicht in griechiſchen Tempeln ſtanden.

---

6. September.

Die Karikatur iſt alſo glücklich heraus? Republik in Paris!

Wie dieſe Botſchaft vor 22 Jahren in der Welt widerhallte! Und heute? Wer auch nur einen Funken von Phosphor im Gehirne hat, zuckt die Achſeln. Man weiß ja, was für Republikaner die Franzoſen ſind. Man weiß auch, wie feindſelig die franzöſiſche Republik von 1848, vollends unter der Diktatur des Sturzblechſchädels Cavaignac, gegen Deutſchland ſich verhielt. Man weiß endlich, daß das verhueliſirte Frankreich vollſtändig als der alte „Erb- und Erzfeind“ Deutſchlands ſich erwieſen hat. Jetzt die Republik in Paris proklamiren heißt die Monarchie in Deutſchland unermeßlich kräftigen.

Das Ende des Empire war übrigens ſeines Anfangs würdig. Aus der Blutlache des 2. Dezembers 1851 ſchmachvoll aufgeſtiegen, iſt es in dem Blutſtrom des 2. Septembers 1870 ſchmachvoll erſoffen.

Leider wird die gräßliche Mordarbeit jetzt noch länger währen. Denn die Karikatur-Republik von geſtern wird krampfhaft ſpektakeln, um ſich als Nachfolgerin ihrer Vorgängerin von 1792 zu legitimiren, und die Deutſchen ihrerſeits wollen und müſſen nach Paris.

Vorderhand iſt eins gewiß: es gibt jetzt einmal wirklich etwas neues unter der Sonne — König Wilhelm von Preußen hat den Franzoſen die Republik gebracht!

Oh, Weltgeſchichte, wohl biſt du ein koloſſales Trauerſpiel; allein mitten in deinen tragiſchſten Akten läßt du oft plötzlich einen **Witz** ausgehen, worüber Himmel und Erde mitten im Weinen in ſchütterndes Lachen ausberſten müſſen.

Die Republik den Franzoſen gebracht durch König Wilhelm von Preußen! Verglichen mit dieſer Thatſache, ſind alle Dichtungen der witzigſten Menſchen von Ariſtophanes bis Heine kläglicher Baſel.

Nur ein Gott kann dieſen **Urwitz** ausgeheckt haben! Ahriman ſelbſt hat ihn gemacht!

14. September.

In vergangener Nacht hat mich ein widerlicher Traum gepeinigt. Die Erſcheinung einer mir verhaßteſten hiſtoriſchen Figur behelligte mich, die des unſeligen Halunken Gentz. Der Kerl ſtand auf einem aus den Akten des wiener Kongreſſes gebildeten Papierberg und hielt ſeine Protokollfeder in der Hand. Dieſe Feder nahm rieſige Dimenſionen an und Gentz fegte mit dem Barte derſelben einen ſchönen Stern nach dem andern vom Firmament. Zwiſchenhinein ſagte er mit behaglichem Schmunzeln: „Schon wieder ein dummes Ideal, ſchon wieder ein närriſcher Patriotenwunſch, ſchon wieder eine lächerliche Völkerhoffnung weggewiſcht!“ Zuletzt war es ganz finſter. Ich ſah nicht, ſondern fühlte nur, wie das Geſpenſt ſich zu mir herabbeugte und mir grinſend ins Ohr ſchrie: „Du alter Narr, haſt du denn immer noch nicht gelernt, daß alle die ſogenannten großen Sachen ein lächerlich kleines Ende nehmen? Wäreſt du nicht der Thor, der du biſt, müßte es dich quaſi teufeliſch ergötzen, vorherzuſehen, daß es auch diesmal ſo kommen wird.“ Ich machte eine verzweifelte Anſtrengung, um den Höhner an der Kehle zu faſſen und ihm ins Geſicht zu ſpucken. Allein ich griff ins Leere und vernahm nur das Spottlachen: „Du wirſt nie geſcheid werden, wirſt nie verſtehen, daß die ſogenannte Weltgeſchichte nur der jammerſälige Kommentar iſt zum mephiſtopheliſchen Text:

„Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.“

Ich erwachte, in Schweiß gebadet. Der böſe Traum war wohl ein Reflex der trüben Gedanken, unter welchen ich zu Bette gegangen.

Nicht der ausdauernde Widerſtand, welchen Straßburg, Metz und andere franzöſiſche Feſtungen den deutſchen Waffen entgegenſetzen, nicht die Pralereien mit der halben Million begeiſterter Streiter, welche zur Vertheidigung von Paris bereitſtänden, auch nicht die bedrohlichen Vorzeichen eines frühzeitig herankommenden Winters erfüllen mich mit Beſorgniß, ſondern vielmehr thut dies die neuerliche Sprache der berliner Hof- und Staatsblätter. Darf dieſe Sprache für wahr und verläßlich gelten, ſo kann leider nicht geleugnet werden, daß in gewiſſen Kreiſen der deutſche Nationalkrieg ſchon zu einem preußiſchen Kabinettskrieg herabgeſunken iſt.

15. September.

Jeder Tag bringt neue Beweiſe, tragiſche wie komiſche Beweiſe von franzöſiſcher Civiliſation. Wahre Muſterbeweiſe ſind die ſchandbar vertragswidrige Sprengung der Citadelle von Laon und die ſublime Entdeckung eines pariſer Journals („Figaro“ vom 5. September), alle Erfolge der deutſchen Heere ſeien den Vorſtudien und Nachweiſen des preußiſchen Generals Staff — (warum nicht auch noch des Generals Falſtaff?) — zu verdanken, welcher ſeit Jahren in der guten Geſellſchaft von Paris allgemein bekannt und wohlaufgenommen geweſen ſei. Der mit „an der Spitze der Civiliſation“ marſchirende Figaro-Eſel, welcher dieſes mondkälbiſche Orakel ausſprach, hatte wohl davon läuten gehört, daß in einer engliſchen Zeitung die Leiſtungen des preußiſchen „General-Staff“ geprieſen wurden.

Um zu erfahren, daß und wie das verhueliſirte Franzoſenthum zu voller Beſtialität ausgeſchlagen, muß man hören, wie ſich die in Sedan eingeſchloſſene franzöſiſche Soldateska aufgeführt hat. „Gott ſei ewig gelobt!“ rief ein Bürger von Sedan am

4. September den einrückenden Deutſchen zu, „daß ihr uns endlich von dieſen Beſtien, von unſeren Soldaten erlöſ't habt, welche uns ſeit fünf Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, welche die wildeſte Phantaſie ſich erdenken mag, auf kein Kommando mehr hörten und denen das Wort Diſciplin nur noch ein leerer, nichtsſagender Begriff war.“ Daneben ſtehe das amtlich geſprochene Wort der proviſoriſchen Regierung in Paris: „Die Preußen beobachten ſtrenge Mannszucht.“ Das verdient ſchon deßhalb aufgezeichnet zu werden, weil es zeigt, daß in dem allgemeinen franzöſiſchen Lügenwahnſinn dann und wann — freilich ſelten genug — noch ein lichter Moment vorkommt.

Was aber ſoll man zu der Koloſſalität von Verlogenheit ſagen, daß genau zur ſelben Zeit, wo Tauſende und wieder Tauſende deutſcher Arbeiter, deutſche Greiſe, Frauen, Wöchnerinnen, Kranke, Kinder, Säuglinge mit barbariſcher Grauſamkeit, häufig unter raffinirten Mißhandlungen aus Frankreich vertrieben werden, franzöſiſche „Sozialdemokraten“ ein Manifeſt an die deutſchen Arbeiter erlaſſen, worin ſie die abgeſtandenen Bruderſchaftsphraſen wiederzukauen ſich erfrechen! Was man dazu ſagen ſoll? Daß nur franzöſiſche Schamloſigkeit ſchamlos genug iſt, ſolche Affenſchande zu treiben. Und — es iſt unglaublich, aber wahr — in Deutſchland haben ſich Affen von „Sozialdemokraten“ gefunden, welche es ſehr eilig hatten, auf die mit ſothanen Bruderſchaftsphraſen, deren Ekeligkeit das Erbrechen hervorrufen muß, überſchmierte franzöſiſche Leimruthe zu gehen. Das würde Verrath ſein, ſo es nicht bloß Dummheit wäre. Schafsköpfe werden eben leicht drehend und ſo ging es ganz natürlich zu, daß in Deutſchland etliche Dutzende, vielleicht ſogar etliche Hunderte von Schafsköpfen drehend wurden durch das pariſer Proklam „Franzöſiſche Republik“. Republik in einem Lande, deſſen Bewohnerſchaft nicht zur Hälfte leſen und ſchreiben kann? Republik in einem Lande, deſſen „ſtimmberechtigte“ Bürgerſchaft nur vier Monate vor Proklamirung dieſer pariſer Republik, mit ſieben Millionen Stimmen die Vollberechtigung der verhuel'ſchen Tyrannis anerkannt hatte? Schwindel!

16. September.

Höchſt achtungswerth ſind die Bemühungen der Schweizer, die unglücklichen Straßburger aus der halb in Ruinen liegenden Stadt herauszuholen und denſelben in der Schweiz eine Zuflucht und Unterkunft zu bereiten. An ſolchen Offenbarungen des Geiſtes der Humanität kann ſich das durch den Anblick der Kriegsgräuel niedergedrückte Gemüth wenigſtens nothdürftig wieder aufrichten.

Dieſes Straßburg! Dieſes Straßburg! Ich fühlte es brennen alle dieſe Tage her. Ich hörte das Brauſen der Flammen, das Krachen der Trümmerſtürze und — wunderlich! — in dieſes Gräßliche hinein klang immer wieder die ſchönſte deutſche Melodie, Schubert's „Wanderer“, welchen vor zwei Sommern eine junge Straßburgerin, des urdeutſchen Namens Wolf, auf dem „Berge“ droben mir zu Gefallen ſo manches liebe mal geſungen hat. Wo und wie mag das arme Mädchen jetzo weilen? Die hochgebildete, herzkranke Mutter? Die anmuthig beſcheidene Schweſter mit den erzgermaniſchen Kornblumenaugen?...

Wenn ſogenannte deutſche „Sozialdemokraten", d. h. Nasführer und Ausbeuter der armen belogenen Arbeiter, ſchamlos genug ſind, laut ihre Sympathieen mit den Franzoſen kundzugeben, während dieſe den Deutſchen einen „Krieg bis auf's Meſſer" anſagen, ſo braucht man ſich darüber nicht zu verwundern. Solches Geziefer hat ja, gerade wie die römiſche Bonzenſchaft, kein Vaterland. Wenn aber, wie in den letzten Tagen in der deutſchen Preſſe geſchehen iſt, Männer, welche für wiſſende und ehrliche zu halten man bislang Urſache hatte, Männer ſogar, welche viele Jahre lang die ſchwefelbanditiſche Wirthſchaft in Paris mit angeſehen haben, ſich nicht entblöden, ihrem deutſchen Vaterlande den Rath zu geben, daſſelbe ſollte, falls es den ihm frechſter Weiſe aufgezwungenen Krieg ſiegreich durchgeführt hätte, gegen das beſiegte Frankreich abermals eine verrückte Großmuth walten laſſen, ſo kann man dazu nur ſagen, daß ſolche Rathgeber inmitten der franzöſiſchen Verderbniß entweder beklagenswerthe Dummlinge oder aber ſchnöde Verräther geworden ſein müſſen.

Bravo!!

Hat nicht das ganze Franzoſenthum, mit verſchwindend wenigen Ausnahmen, in den ruchloſen Kriegsruf der kaiſerlichen Bande jubelnd eingeſtimmt? War nicht der „Republikaner“ Gambetta einer der wüthendſten Kriegsſchreier? Iſt es nicht das erſte Thun der franzöſiſchen „Republik“ vom 4. September geweſen, die grauſamen Austreibungsmaßregeln gegen die Deutſchen noch zu verſchärfen? Hat nicht das ganze Franzoſenthum durch all ſein Verhalten in dieſem Kriege die Phraſe von der „Fraternité“, von der Völkerbruderſchaft zu einer ſo ekelhaften Lüge gemacht, daß kein Deutſcher, welcher Gefühl für Anſtand beſitzt, ſie mehr in den Mund nehmen mag? Kann ein Menſch von geſunden Sinnen glauben, daß das geſammte Franzoſenthum, die ſogenannten „Republikaner“ inbegriffen, ſich, wenn ſiegreich, auch nur einen Augenblick bedacht haben oder bedenken würde, das linke Rheinufer und, wo möglich, auch das rechte von Deutſchland abzureißen? Die Völker ſind und bleiben Egoiſten, gerade wie die Menſchen, und ſie müſſen es ſein und bleiben, weil ohne Egoismus der Beſtand und die Entwickelung des Menſchen- und Völkerdaſeins gar nicht möglich, gar nicht denkbar wäre. Und wir Deutſche allein ſollten uns zu Narren machen und Katechismusphraſen, welche lauter Naturwidrigkeiten und Unmöglichkeiten enthalten, zu verwirklichen ſuchen? Nur Dummlinge oder Verräther können das verlangen.

Es iſt fürwahr ſchon bitter genug, daß zum Hohne der Gerechtigkeit, zum Hohne des ganzen deutſchen Volkes der herzloſe Sünder, der Gefangene von Sedan in einem deutſchen Fürſtenſchloß in aller Pracht und Ueppigkeit reſidiren darf, während um dieſes Frevlers willen das beſte deutſche Blut in Strömen rinnt. Nie, ſo lange die Welt ſteht, war Großmuth übler angebracht. Und wäre es wirklich wahr, lägen dieſer Großmuth politiſche Motive und Abſichten zu Grunde, welche auf die Reſtauration des zweiten Empire hinausliefen? Auf der Deutſchen ſiegreichen Schwerterſpitzen ſollte den Franzoſen der Pſeudobonapartismus zurückgebracht werden?

Wohl, die Franzoſen hätten es verdient. Man braucht, ſonſt von allem abgeſehen, nur erfahren zu haben, wie allſommerlich die „Crême de la société française“ zu Mariä-Einſiedeln vor dem ſchwarzen Idol auf den Knieen herumrutſchte — Prinzen und Prinzeſſinnen vom Hauſe Orleans waren auch dabei — ja, man braucht nur dies erfahren zu haben, um zu wiſſen, daß Franzoſenthum und Verhuelismus einander ebenbürtig ſind, einander vollkommen verdienen. Aber der bloße Gedanke, daß ein Hunderttauſend und mehr der beſten deutſchen Männer hingeſchlachtet worden wären, daß die Nation ihre beſten Kräfte bis zur äußerſten Anſpannung verſchwendet haben ſollte, um einen Menſchen, welcher als Träger der „idée napoléonienne“ Deutſchlands Todfeind iſt und ſein muß, wiederzuinthroniſiren, der bloße Gedanke iſt ſo afterwitzig unſittlich, ſo ungeheuerlich, daß man ſich kaum ernſthaft damit befaſſen kann.

Auch ſo etwas wäre noch nicht dageweſen und dieſes Neue unter der Sonne müßte namentlich für die deutſchen Mütter ſehr tröſtlich ſein. Das verſtrömte Blut ihrer Söhne hätte den Dezemberkaiſer vom Throne herabgeſchwemmt, das noch zu verſtrömende Blut ihrer Söhne würde ihn wieder hinaufſchwemmen. Fürwahr, die ſämmtlichen Inſaſſen ſämmtlicher Pandämonien, welche religiöſe Phantaſterei jemals erſonnen hat, müßten vor Vergnügen über dieſes Stück „ſittlicher Weltordnung“ Purzelbäume ſchlagen. Die Herren Profeſſoren, Rhetoren und Redaktoren aber, welche — ich meine die Deutſchen — jahrelang in Katheder- und Kammerreden, in Eſſays und Leitartikeln dem Verhuelismus hofirten, Napoleon den Dritten als „Bändiger der Revolution“, als „Retter der Geſellſchaft“, als „Bauernkaiſer“, als „Kröner des Gebäudes“, als „wahrhaft liberalen Regenten“ u. ſ. w. bewunderten und beweihrauchten, — alle dieſe Bonapartefreſſer von geſtern und heute würden in ihrer Kautſchukigkeit unterthänigſtem Gefühle morgen ſchon wieder den Rank zu finden wiſſen, um dem reſtaurirten Verhuelismus abermals zu Hofe zu kriechen.

Schade, daß dieſen Patrioten neueſten Stils die ſchöne Gelegenheit entgeht, ihre Geſchmeidigkeit neuerdings an den Tag zu legen. Verhuel kann nicht mehr in Frankreich kaiſern. Der echte

Napoleon konnte — und zwar auch nur für eine kurze Weile — ſich reſtauriren; der falſche, der Held von Sedan, kann es nicht.

Im Uebrigen wird — den Endſieg der Deutſchen über die Franzoſen immer vorausgeſetzt — wohl dafür geſorgt werden, daß die deutſchen Bäume nicht in den Himmel wachſen und daß bei weitem nicht alle nationalen Hoffnungsblüthen zu Thatſachen[illegible]chten reifen.

Nicht allein der attiſchen Poetik, ſondern auch der berühmten „ſittlichen Weltordnung“ gemäß folgt auf die Tragödie der erhabenen Illuſionen das Satyrſpiel der bitteren Enttäuſchungen.

Ich fürchte, Schuft Gentz, wenn er wiederkäme, könnte auch jetzt wieder Veranlaſſung haben, „innerlichſt quaſi teufeliſch erfreut zu ſein, daß alle die großen Sachen ein ſo lächerlich kleines Ende nehmen.“

Vermag unſere durch den Krieg und Sieg mehr oder weniger feſt geeinte Nation das Unrecht, daß die Entſcheidung über Völkerleben und Völkertod d. h. über Frieden und Krieg, bei *einem* Menſchen ſtehe, nicht in das Recht zu verwandeln, in *ihr* Recht, über ihre höchſten Geſchicke ſelber endgiltig zu entſcheiden, ſo iſt und bleibt die „deutſche Freiheit“ eine bloße Proklamationsphraſe und der Gewinnſt des koloſſalen deutſchen Einſatzes ein dürftiger. Ruhmesglanz, Machtfülle, Erwerbung von Land und Leuten allein thun es nicht. In alledem liegt noch kein wirklicher Kulturvorſchritt. Das deutſche Volk, welches ſich in der großen Prüfung dieſes Jahres ſo durchweg brav und wacker erwieſen hat, iſt berechtigt und verpflichtet, einen mächtigen Schritt vorwärts zu thun zur Erlangung ſeines Selbſtbeſtimmungsrechtes.

Wird es dieſen Vorſchritt thun?

Ach, ich fürchte die Ermüdung, welche nach ſo gewaltiger Kraftanſtrengung naturgemäß einzutreten pflegt; ich fürchte, mein Volk könnte durch dieſe Ermüdung ſich verführen laſſen, einen langen politiſchen Schlummer zu ſchlafen.

Möchte die Geſtaltung der Dinge meinen „Peſſimismus“ beſchämen! Kein Optimiſt auf der weiten Erde kann das inniger wünſchen als ich.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Dämonen.

[illegible]

Dämonen.

Von

Johannes Scherr.

Without, or with, offence to friends or foes,
I sketch your world exactly as it goes.
Byron.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand
1871.

Ein Brief ſtatt einer Vorrede.

An L. D. in B.

Zürich, 3. April 1871.

Die vier kulturgeſchichtlichen Bilder, welche Sie, lieber Freund, anbei gedruckt erhalten, waren gerade vollendet worden, als Ihr Schreiben vom 26. März einlief. Dies Zuſammentreffen brachte mich auf den Gedanken, meine Antwort dieſem kleinen Buche vorzuſetzen, das ich Ihrem Wohlwollen empfehle.

Was den Inhalt deſſelben angeht, ſo ſind die vier Aufſätze ebenſoviele Variationen eines Thema's, wie Sie leicht erkennen werden. Die Einleitung zum erſten Eſſay („Ein liebendes Weib“) gibt Aufſchluß, welches Thema gemeint iſt und wie ich es angeſehen und gefaßt habe.

Kein Freund weder von langen Vorreden noch von geſchwätzigen Widmungsepiſteln, könnte und möchte ich dieſe ſchon hier ſchließen, ſo Sie mich in Ihrem Briefe nicht dringend aufgefordert hätten, über ein Thema mich auszuſprechen, welches mit dem in meinem Buche behandelten zwanglos genug in Verbindung gebracht werden kann. Offenbart es doch auch, und zwar mit vollſter Deutlichkeit, die dämoniſche Macht des Dummen und Böſen, wie ſie in meinem zweiten und dritten Aufſatz aufgezeigt iſt.

Es ſind die Vorkommniſſe gemeint, welche in hieſiger Stadt den Abend des 9. März geſchändet haben. Ich vermied bislang gefliſſentlich, öffentlich darüber zu reden, obzwar ich nur mit Mühe mich enthalten konnte, meiner eigenen gerechten Entrüſtung und der meiner Landsleute den entſprechenden Ausdruck zu geben. Ich that es nicht und hielt meine Feder im Banne des Schweigens, weil ich den wüſten Brand des Haſſes nicht noch mehr anblaſen, ſondern warten wollte, bis die Stunde gekommen, wo ſich mit ruhigerem Blut über dieſe traurige Geſchichte ſprechen ließe.

Sie folgten, lieber Freund, Ihrer alten Gewohnheit, Ihre freundſchaftliche Theilnahme für mich in ſpöttiſche Fragen und Gloſſen einzuwickeln, wenn Sie in Ihrem Schreiben ſagten: „Ihre ethnographiſchen und völkerpſychologiſchen Studien werden Sie, denk' ich, in den Stand ſetzen, mir die Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen dem republikaniſchen und dem monarchiſchen Janhagel des genaueſten anzugeben. Thun Sie mir auch den Gefallen, mich zu verſtändigen, um wie viel weicher gegen hilfloſe Frauen geſchleuderte züricher Pfundſteine ſind als bukareſter.“

Aber ich vermag auf dieſe und andere Ihrer bitteren Scherze nicht einzugehen; ich bin zum Scherzen und Satiriſiren gar nicht aufgelegt. Denn ich habe von jenem Märzabend einen Eindruck davongetragen, ſchmerzlicher, als wenn mich einer der mörderiſch in die Tonhalle regnenden Steine oder Steinkohlenbrocken verwundet hätte.

Wenn Sie die vornehm-ſkeptiſche Gleichgiltigkeit, welche Sie wie eine Schranke um ſich gezogen haben, das „profanum volgus“ abzuhalten, mir zu Liebe für einen Augenblick beiſeiteſtellen wollen, ſo werden Sie begreifen und mitfühlen, wie es mir, dem Republikaner, zu Muthe ſein mußte, als ſich mir ſo widerwärtig die weltgeſchichtliche Thatſache fühlbar machte, daß auch die Freiheit die Menſchen nur ſoweit zur Freiheit zu erziehen vermag, als ſie ſelbſt ſich dazu erziehen.

Vielleicht erinnern Sie ſich noch, wie ich vor Zeiten daheim in Deutſchland bei jeder Gelegenheit nach Vermögen die Sache der Schweiz zu vertreten ſuchte, mit welchem Lande Erinnerungen der Knaben- und Jünglingsjahre mich verknüpften und in welchem ich vorausſichtlich mein Daſein beſchließen und meine Ruheſtätte finden werde. Sie wiſſen auch, es iſt nicht unbeſcheiden, wenn ich ſage, daß es eine der beſten Abſichten und Strebungen meines Lebens war, das Verſtändniß zwiſchen Deutſchen und Schweizern, unter welchen letzteren ich viele treueſte und zuverläſſigſte Freunde gefunden habe, zu pflegen und zu fördern. Es mußte mich daher mit Freude und Genugthuung erfüllen, zu ſehen, daß und wie in den letzten Jahrzehnten dieſes Verſtändniß zu wachſen und zu gedeihen ſchien. Die zahlreich in Deutſchland lebenden Schweizer müſſen dieſen Eindruck ebenfalls empfunden haben. Ueberall, wo ſie in größerer Anzahl zuſammenwohnen, in München, Leipzig, Berlin, Wien und anderwärts, konnten ſie ihre Rütlifeier und anderen republikaniſchen Feſte nicht nur ungeſtört begehen, wann und wie es ihnen beliebte, ſondern fanden auch dieſe ſchweizeriſchen Feſtfeiern ſympathiſche Zuſtimmung und Unterſtützung von deutſcher Seite. Bei den großen deutſchen Schützenfeſten zu Frankfurt, Bremen und Wien ſind Hunderte und wieder Hunderte ſchweizeriſcher Schützen von den deutſchen wie Brüder aufgenommen und gehalten worden. Wann immer ein Landesunglück über die Schweiz hereinbrach, das deutſche Volk öffnete für das Nachbarland ſeine Herzen und ſeine Taſchen, wie das nur recht und billig war ſchon im Hinblick auf die bewährte Bereitwilligkeit der Schweizer, ihren Nachbarn in Landesnöthen beizuſtehen. Aber die deutſchen Regierungen? Ich fühle mich zum Vertheidiger derſelben nicht berufen; allein es dürfte denn doch ſchwer ſein, einen, auch nur einen thatſächlichen Beweis für die Behauptung aufzuſtellen, daß die deutſchen Regierungen die Rechte der Schweiz nicht geachtet oder überhaupt in neuerer Zeit irgendwie feindſelig gegen dieſelbe ſich benommen hätten. Das blind ins Blaue brüllende Geſchrei der urtheilsloſen Menge vonwegen des Neuenburgerhandels (1856) kann doch wohl für verſtändige Menſchen einen ſolchen Beweis nicht abgeben? Die amphibiſche Stellung Neuenburgs, halb preußiſch halb ſchweizeriſch, war eine jener vielen elenden Pfuſchereien des wiener Kongreſſes, welche über Deutſchland fürwahr ganz anderes Unglück gebracht haben als über die Schweiz. Hatte dem bis zur Stunde in Europa giltigen Staats- und Völkerrecht zufolge der König von Preußen Rechte auf Neuenburg? Zweifelsohne. Nur ein unwiſſender Lügner könnte das leugnen. Nun wollen wir den Fall ſetzen, irgendeiner der jeweiligen Machthaber über Frankreich hätte dieſe

Rechte auf Neuenburg beſeſſen. Kann ein Schweizer von fünf geſunden Sinnen verneinen, daß in dieſem Falle der Neuenburgerhandel von 1856 ein ganz anderes Geſicht bekommen haben würde? Schon gegen den bloßen Gedanken einer Lostrennung des Landes würde die franzöſiſche Gloire mit Trompeten und Pauken zu Felde gezogen ſein und die Schweiz würde bei dieſer Gelegenheit einmal wieder ſo gründlich, wie ſie es Anno 1798 und in den folgenden Jahren erfuhr, erfahren haben, daß der bekannte „élan“ der „grande nation“ ſtets bereitwillig bei der Hand iſt, wo es gilt, für „die Intereſſen der Civiliſation“ einzuſtehen, d. h. fremde Länder auszurauben und mit den langen Fingern napoleoniſcher Generale Marſchallsſtäbe aus Soldatentorniſtern hervorzuholen. Es verſchlägt gar nichts, daß, falls i. J. 1856 ſtatt eines konfuſen Dämmerlings ein Mann auf dem Throne Preußens geſeſſen hätte, die neuenburger Geſchichte kaum ſo glatt verlaufen ſein würde. Thatſache iſt und bleibt es trotzdem, daß die Krone Preußen mit ihren Rechten auf Neuenburg der Schweiz ein Geſchenk gemacht hat, ohne irgendwelche Entſchädigung zu verlangen. Noch mehr, Preußen hat ſeither wiederholt bewieſen, daß es in keiner Weiſe der Schweiz den Neuenburgerhandel nachtrage. Es hat in Verbindung mit den deutſchen Südſtaaten poſitive Beweiſe freundſchaftlicher Geſinnung für die Eidgenoſſenſchaft gegeben. Wie ſtellte ſich denn Deutſchland zu der Gotthartsbahnfrage, welche für die Schweiz geradezu eine Lebensfrage iſt? Verſtändig, wie es allerdings auch ſein eigenes Intereſſe forderte, und hilfebereit, wie es den Vorausſetzungen guter Nachbarſchaft entſprach. Deutſchland wollte und wird mit Millionen von Staatsgeldern den Bau der Gotthartsbahn unterſtützen. War es klug, dies in der Schweiz, wenigſtens was die ungeheure Menge der Bevölkerung angeht, während des deutſch-franzöſiſchen Krieges ſo ganz und gar zu vergeſſen? War es recht, zu vergeſſen, daß Frankreich gerade um der Gotthartsbahn willen Deutſchland bereits mit Krieg bedrohte und daß die Drohung nur darum nicht zur Ausführung kam, weil ſelbſt der franzöſiſche Leichtſinn ſich noch nicht für hinlänglich gerüſtet halten mußte?

Daß in der deutſchen Schweiz — von der welſchen red' ich nicht, maßen ich es ganz in der Ordnung finde, daß die welſchen Schweizer mit ihren Raſſegenoſſen, den Franzoſen, ſympathiſiren — daß in der deutſchen Schweiz vom Ausbruch des Krieges an die Bevölkerung — Ausnahmen konſtatiren bekanntlich nur die Regel — mit ihren Wünſchen und Hoffnungen entſchieden auf franzöſiſcher Seite ſtand, iſt eine Thatſache, welche ich damals in meinem „Tagebuch vom Berge“ ſignaliſirt habe. Sie, lieber Freund, haben daſſelbe geleſen und wiſſen alſo auch, daß ich daſelbſt mit unbefangener Objektivität die politiſchen und handelspolitiſchen Motive darlegte, welche die Hinneigung der deutſchen Schweiz zu Frankreich erklärlich machen. Ich brauche daher bereits Geſagtes nicht zu wiederholen. Was ich hier betonen möchte, iſt der wunderliche Umſtand, daß in der deutſchen Schweiz für alle die Mißhandlungen, welche ſie von ſeiten Frankreichs zu befahren hatte, gar keine Erinnerung, gar kein Gefühl vorhanden iſt. Wenigſtens nicht in der Menge, und da dieſe ſouverän, ſo haben die abweichenden Empfindungen der beſſer Unterrichteten keine Bedeutung. Uebrigens wird ſich ein Menſchen- und Geſchichtekenner nicht über den Widerſpruch verwundern, der ſich aufthut zwiſchen dem vielgerühmten Unabhängigkeitsſinne der Schweizer und der Abhängigkeit der Schweiz von Frankreich, welche in dieſer oder jener Form und mit längeren oder kürzeren Zwiſchenpauſen ſeit den Zeiten Ludwigs des Elften thatſächlich beſtanden hat. Menſchen- und Geſchichtekenner wiſſen ja, daß wie die Menſchen ſo die Völker aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt ſind. Was die franzöſiſchen „Republikaner" i. J. 1798 in der Schweiz, vorab im September in Nidwalden, mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden, Martern und Schänden verübten, gehört mit zu dem Scheuſäligſten, was jemals Menſchen-Beſtien begangen haben. Von 1798 bis 1814 war die

Schweiz, die Phraſen beiſeite gelaſſen, ein franzöſiſches Unterthanenland: erſt ein Objekt der Räuberpolitik des Direktoriums, dann der Herrſchſucht Napoleons. Wer erfahren will, mit welchem luciferiſchen Hochmuth dieſer die „Enkel Tells und Winkelrieds“ behandelte und mißhandelte, braucht nur die Geſchichte der Mediationsakte zu ſtudiren. Preußens Schwert gab, indem es, wie Wiſſenden wohlbekannt, zur Brechung der napoleoniſchen Zwingherrſchaft weitaus das meiſte und beſte that, auch der Schweiz ihre Unabhängigkeit zurück. Trotzdem mochte ſie vom Franzöſeln nicht laſſen, erneuerte ſofort die alten Reisläufereiverträge mit den wiedereingeſetzten Bourbons und erkaufte damit die Schmach, welche die pariſer Julirevolution ihren Söhnen anthat. Das Bürgerkönigthum Louis Philipps überhäufte (1838) die Eidgenoſſenſchaft mit den bitterſten Verbal- und Realinjurien und als der Schweiz todtfeindſelig erwies ſich die franzöſiſche Politik in den Jahren 1846—47. Damals wurde der Sonderbund, deſſen Sieg mit dem Untergange der Eidgenoſſenſchaft gleichbedeutend geweſen wäre, ganz offen von dem franzöſiſchen Premier Guizot, dieſem Muſtertypus eines proteſtantiſchen Jeſuiten, unterſtützt. Allerdings geſchah dies gleichzeitig von ſeiten des öſtreichiſchen Premier Metternich, aber das wird man doch nicht für „deutſche“ Politik ausgeben wollen? Metternich haßte bekanntlich Deutſchland noch mehr als die Schweiz. Das deutſche Volk aber war in der Sonderbundszeit der guten Sache der Eidgenoſſenſchaft mit einer Theilnahme zugethan, als wäre dieſe Sache ſeine eigene, und Sie, lieber Freund, erinnern ſich gleich tauſenden unſerer Altersgenoſſen gewiß noch deutlich mit mir, mit welchem herzlichen Jubel überall in Deutſchland die Botſchaft von der Niederlage der Jeſuiterlinge aufgenommen wurde, d. h. die Botſchaft von der Rettung der Schweiz. Das allerfeinſte Freundſchaftsſtücklein jedoch brütete gegen die Eidgenoſſenſchaft aus ihr theurer thurgauer Bürger, der Lügen-Louis, der meineidige Mörder vom 2. December. Dieſer Menſch, welcher (bis zu ſeinem Sturze, verſteht ſich) in der Schweiz ſo heftige

Bewunderer und ſo heiße Verehrer beſaß wie ſonſt nur noch in Korſika, hatte ſich kaum der Gewalt über Frankreich bemächtigt, als er in ſeiner Manier der Schweiz heimzahlte, was ſie 1838 für ihn gethan hatte. Unter dem Vorwande, daß „die Schweiz der Herd der ſozialiſtiſchen Doktrinen ſei“, entwarf er zu Anfang des Jahres 1852 den Plan einer „hermetiſchen Abſperrung“ der Schweiz und bedrängte zugleich den Bundesrath mit Noten von unerhörter Unverſchämtheit. Er wußte auch den öſtreichiſchen Premier Schwarzenberg, eine gleichgeſtimmte Seele, für ſeinen Plan zu gewinnen; aber die ganze Gaunerei ſcheiterte an dem Widerſpruche Baierns und an dem abmahnenden Dazwiſchentreten Preußens.

Wie kommt es, daß die ſchweizeriſche Preſſe von allen dieſen Thatſachen nichts weiß oder nichts wiſſen will? Wie kommt es ferner, daß ſo viele den Deutſchenhaß förmlich predigende Organe der ſchweizeriſchen Preſſe nie klar, beſtimmt und deutlich angeben, was denn eigentlich das deutſche Volk der Schweiz zu Leide gethan habe? Für Sie, lieber Freund, der Sie die ſchweizeriſche Publiziſtik an Ort und Stelle jahrelang gekannt haben, brauche ich dieſe Fragen nicht zu beantworten. . . .

Die Eidgenoſſenſchaft als ſolche hat ſich, wie jedermann weiß und wie Deutſchland amtlich und privatlich ausdrücklich und wiederholt anerkannte, während der ganzen Dauer des deutſch-franzöſiſchen Krieges in jeder Hinſicht muſterhaft benommen. Sie hat auch — durch die Inswerkſetzung und Handhabung der Gränzebeſetzung, durch die raſche und glatte Unterbringung der 80,000 und mehr unverſehens über ſie hereingebrochenen Bourbakiker, durch zahlloſe und wahrhaft großartige Akte einer unermüdlichen und unerſchöpflichen Humanität und Barmherzigkeit — rühmlichſt gezeigt, was und wie die Demokratie zu wirken vermag. Die wahre, echte, arbeitſame, ſolide und ehrbare Demokratie; nicht die angebliche, verlogene, faulenzende, diebiſche, lüderliche und meuchelmörderiſche, wie die Franzoſen ſie verſtehen, die Halunkokratie, wie ſie am 18. März von 1871 ihren ſcheuſäligen Veitstanz in Paris begonnen hat. Es ſteht ſodann unzweifelhaft feſt, daß ein kleiner Theil der beſſeren Preſſe, obzwar nur ein ſehr kleiner, ſich bemühte, auch ihrerſeits anſtändig und loyal die ſchweizeriſche Neutralität einzuhalten. Endlich iſt es gewiß, daß die denkenden und wahrhaft gebildeten Leute in der Schweiz, wie überall, von Anfang an die Gerechtigkeit der Sache Deutſchlands anerkannt und derſelben den Sieg gewünſcht haben. Nicht minder wahr iſt es aber, daß es in der Schweiz eine Partei gab, welche ſo durch und durch verfranzoſ't und von ſo afterwitzigem Deutſchenhaß beſeſſen war, daß ſie, falls ſie den Muth und die Macht dazu gehabt hätte, nicht einen Augenblick ſich beſonnen haben würde, gemeinſam mit Frankreich gegen Deutſchland Krieg zu führen. Ob durch ſolchen Wahnſinn die Exiſtenz der Schweiz auf's Spiel geſetzt worden wäre, was hatte das zu ſagen? Wenn man nur der Dummheit und Bosheit die Zügel ſchießen laſſen konnte! Hat doch in einem ziemlich verbreiteten Blatte ein „ſchweizeriſcher Oberſt“ ſeine Landsleute allen Ernſtes aufgefordert, mit 100,000 Mann in Deutſchland einzufallen, um zu Gunſten der geliebten Franzoſen eine Diverſion zu machen. Man hat freilich den Mann nachträglich für einen Narren erklärt; aber Kinder und Narren plaudern bekanntlich aus, was andere Leute denken.

Wenn Sie mich fragen, aus welchen Elementen dieſe deutſchenfreſſeriſche Partei in der Schweiz hauptſächlich zuſammengeſetzt ſei, ſo antworte ich: aus denſelben Elementen, aus welchen ſich die widernationale ſchwarzrothe oder rothſchwarze Mixtur zuſammenſetzte, welche draußen in Deutſchland während des Krieges ſtellenweiſe die öffentliche Meinung zu vergiften ſuchte, aber mit dieſem ſchnöden Beginnen überall kläglich geſcheitert iſt.

Es wäre unbillig im höchſten Grade, von Leuten, wie ſolche zumeiſt die deutſchenfreſſeriſche Preſſe in der Schweiz handhaben, zu verlangen, daß ſie ſich die Bedeutung des deutſch-franzöſiſchen Krieges für ihr Heimatland hätten klarmachen ſollen. Unterrichtete und unbefangene Urtheiler dagegen konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſein.

daß der Gang, welchen der Krieg nahm, für die Eidgenoſſenſchaft ein Glück war. Ja, ein höchſtes Glück war es für die Schweiz, daß die Franzoſen von den Deutſchen ſo geſchlagen und beſiegt wurden, wie ſie noch nie geſchlagen und beſiegt worden waren. Hätte das Umgekehrte ſtattgefunden, hätte Frankreich — ob als Empire oder als „Republik“, gleichviel — ſo entſchieden geſiegt, dann lebe wohl, Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Schweiz und Belgiens! Jedenfalls hätte das ſiegreiche Frankreich es ſich nicht nehmen laſſen, wenigſtens Genf mitſammt der welſchen Schweiz des Glückes, der „grande nation“ anzugehören, theilhaft zu machen, wie ja das ſchon vor dem Kriege der von vielen Schweizern ſo hochverehrte Lügen-Louis geplant hatte.

Aufrichtige Freunde der Eidgenoſſenſchaft können ſich nicht enthalten, den auffallenden Mangel an Wahrheits- und Rechtsgefühl bedenklich zu finden, welcher während des ganzen Verlaufs des großen Drama's in der ſchweizeriſchen Preſſe, ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet, ſich breitgemacht hat. Nicht einmal die beiſpielloſe Ruchloſigkeit, womit Frankreich — ja, Frankreich, nicht etwa bloß der Lügen-Louis und ſeine Gaunerbande — die Furie eines Krieges entfeſſelte, der leicht zu einem europäiſchen, ja zu einem Weltbrande werden konnte, wurde offen und mannhaft verurtheilt. Bald kam es ſogar dahin, daß Lügenblätter, welche mit Nutzen bei den geliebten Franzoſen in die Schule gegangen, ſich bemühten, ihre Leſer die wirkliche Geneſis des Krieges ganz vergeſſen und dieſelben glauben zu machen, eigentlich hätten die Deutſchen und nicht die Franzoſen angefangen. Verdammend hervorzuheben, daß die letzteren auszogen, um eingeſtandenermaßen die ſchönſten deutſchen Landſchaften, die Rheinprovinzen zu rauben, das fiel dieſen à la mode parisienne korrumpirten und korrumpirenden Organen der öffentlichen Meinung gar nicht ein und ſie würden, falls der Raub gelungen wäre, ſicherlich keinen Anſtand genommen haben, zu ſagen: „Das geſchieht den „„dütſchen Kaiben““ ganz recht“. Haben ja ſolche „Organe der öffentlichen Meinung“ aus dem ſouveränen Dünkel ihrer Unwiſſenheit heraus auch in die voreiligen Siegesfanfaren der Franzoſen mit vollen Backen eingeſtimmt und die Unbeſiegbarkeit der franzöſiſchen Armee als eine zweifelloſe Thatſache proklamirt.

Freilich, als die Deutſchen ihren beiſpiellos herrlichen Siegeslauf bei Weißenburg und Wörth begonnen und unaufhaltſam bis Sedan fortgeſetzt hatten, als ſie ihre zermalmende Ueberlegenheit in allem und jedem Tag für Tag, Stunde für Stunde ruhmreich erwieſen, als unter ihren unwiderſtehlichen Schlägen eine der Peſtbeulen, von welchen das offizielle Franzoſenthum bis ins Mark hinein zerfreſſen und durchfault war, nach der andern miaſmatiſch aufklaffte, als der pariſer Lack vom franzöſiſchen Volkskörper abfiel und die nackte Barbarei abſchreckend hervorguckte, als der Unterſchied zwiſchen der ſiechen franzöſiſchen Scheinkultur und der geſunden deutſchen Wirklichbildung ſelbſt der tiefſten Unkenntniß und gehäſſigſten Voreingenommenheit ſich handgreiflich merkbar machen mußte, — da ſchien auch unter den ſchweizeriſchen

Deutſchenfreſſern eine Umſtimmung platzgreifen zu wollen. Sie ſtanden eine Weile beſtürzt, verblüfft, rathlos, kleinlaut oder ganz verſtummt.

Die von einem pariſer Pöbelhaufen aufgethane Improviſation vom 4. September, die Proklamirung der ſogenannten franzöſiſchen „Republik“ gab den Verblüfften und Verſtummten Faſſung und Sprache zurück. Ein allerliebſter Vorwand war gegeben. Man konnte dem Deutſchenhaß die Maſke geſinnungstüchtiger Schwärmerei für die „Schweſterrepublik“ verſtecken. Dieſelben Leute, welche noch ſo eben vor dem abſcheulichſten Tyrannen des Jahrhunderts, vor dem Lügen-Louis, ihre Andacht verrichtet hatten, gaben ſich jetzt für lauter Brutuſſe und Katone aus und zogen ganz im Stile jener im Handumdrehen aus bonaparte'ſchen Schreibſklaven in ſozialrepublikaniſche Patrioten verwandelten pariſer Preſſeſchufte gegen den „deutſchen Deſpotismus“ los. Als Muſterrepublikaner wurde der Citoyen Gambetta betoaſtirt, dieſer druckfehlerhafte Abklatſch der Terroriſten von 1793, dieſer unfähige Phraſenmacher, welcher ſich einbildete, à la Carnot den Sieg organiſiren zu können, aber nur die Anarchie, die ſündhafteſte Menſchen- und Geldverſchleuderung zu organiſiren vermochte und nur in *einem* Fache Bedeutendes, Bedeutendſtes leiſtete: im Lügen. Hat es ja der „große Mann“ hierin glücklich dazu gebracht, Unmögliches möglich zu machen: — er hat den Lügen-Louis und deſſen ganze Bande überlogen.

Wo ſo ein Menſch, deſſen gewiſſenloſe Selbſtgefälligkeit namenloſes Unglück über ſein Land gebracht hat, als ein „Muſter von Republikaner“ gefeiert wurde, da war es auch ganz am Platze, die aus der Blödſinnstiefe der franzöſiſchen Eitelkeit geſchöpfte Behauptung, die Deutſchen hätten bei Sedan kehrtmachen, für ihre Siege bei den beſiegten Franzoſen gleichſam um Verzeihung bitten und „ohne eine Fußbreite von Frankreichs Boden und ohne einen Stein von Frankreichs Feſtungen“ heimziehen ſollen. Ja, das hätte den ſchweizeriſchen Franzoſenfreunden gepaßt; ſchon darum, weil ſie ſich nachträglich über den „dummen deutſchen Michel“ hätten luſtigmachen können. Es paßte aber den Deutſchen nicht und die hatten denn doch in der Sache glücklicher Weiſe das entſcheidende Wort. Der deutſche Michel, neuhochdeutſch der deutſche Rieſe hat ſich diesmal ſo aufgeführt, daß ſeinen Feinden das Lachen vergangen iſt, und er wird ſich hoffentlich auch künftig immer und überall ſo aufführen, daß allen ſeinen Feinden das Lachen gründlich vergeht, wann es ihm beliebt, mit ihnen abzurechnen, wie er endlich einmal mit den Franzoſen abgerechnet hat.

Bei Sedan umkehren? Im Munde von Schweizern, welche ſich doch gern als praktiſche und geſchäftsmänniſche Leute rühmen hören, klang ſo ein Rath und Wunſch geradezu hochkomiſch. Bei Sedan umkehren und am Rheine Gewehr im Arme warten, bis die Herren Franzoſen nach etlichen Monaten wieder im Stande geweſen wären, für Weißenburg und Wörth, für Mars la Tour, Gravelotte und Sedan „Revanche“ zu begehren? Nein, man mußte ihnen deutſcherſeits einmal den Standpunkt klarmachen und man hat ihnen den Standpunkt klargemacht.

In dem Abgrund der franzöſiſchen Entſittlichung und Verderbniß, welchen das Jahr 1870 aufriß, ſcheint auch der ſonſt mit Recht vielgerühmte franzöſiſche Eſprit ſpurlos verſchwunden zu ſein. Dummeres als die Kundgebungen der franzöſiſchen Preſſe zu dieſer Zeit hat die Sonne nie geſehen und nie ein Menſchenohr vernommen. In denſelben Tagen, wo die Franzoſen, von der Schwindelhöhe ihrer Unwiſſenheit, ihrer Eitelkeit und Anmaßung plötzlich heruntergeſchmettert, bei Oeſtreich, bei Italien, bei Rußland und England um Hilfe betteln gingen, prahlten und fanfarenirten ſie in gewohnter Manier, die „deutſchen Horden“ wurden niemals die „heilige“ Stadt Paris bezwingen können. Selbſtverſtändlich fand dann der Kretinismus, daß es eine „Barbarei“, die „ville sainte“ zu belagern und zu beſchießen, auch bei den ſchweizeriſchen Gallomanen einen beifälligen Widerhall. Es gibt ſo gewiſſe Mythen, von denen die Köhlergläubigkeit nicht laſſen mag.

weil ſie ſich nie die Mühe geben will, zu denken und zu lernen. Die ganze franzöſiſche Geſchichte und namentlich die Geſchichte der großen Revolution bezeugt die Wahrheit, daß Paris das Unheil und der Fluch von Frankreich geweſen iſt. Die Girondiſten, die edelſten Bürger, welche Frankreich jemals beſaß, fühlten und wußten das wohl. Sie auch ſind an Paris zu Grunde gegangen und mit ihnen die erſte Republik. Das „heilige“ Paris? Einer der ehrlichſten Franzoſen, Auguſte Barbier, hat uns geſagt, wie es mit dieſer Heiligkeit beſtellt war und iſt, indem er das bekannte Wort des Tacitus von der Rieſenkloake Rom, in welcher alles Unflätige und Scheuſälige des Erdkreiſes zuſammengefloſſen, umſchrieb und erweiterte: —

„Il est, il est sur terre une infernale cuve,
On la nomme Paris; c'est une large étuve,
Une fosse de pierre aux immenses contours
Qu'une eau jaune et terreuse enferme à triples tours;
C'est un volcan fumeux et toujours en haleine,
Qui remue à longs flots de la matière humaine,
Un précipice ouvert à la corruption,
Où la fange descend de toute nation,

> Et qui de temps en temps plein d'une vase immonde,
> Soulevant ses bouillons, déborde sur le monde.“

Zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, dürften jedoch auch bei den ſchweizeriſchen Franzoſenfreunden die Heiligkeitaktien von Paris etwas im Kurſe gefallen und überhaupt die liebe, vor kurzem mit ſo zärtlicher Emphaſe begrüßte „Schweſterrepublik“ in etwelchen Mißgeruch gekommen ſein. Hat ſie ſich doch neuerlich wieder echtfranzöſiſch-republikaniſch aufgeführt und insbeſondere am 18. und 22. März in ihrer richtigen und eigentlichen Natur als Aeffin-Tigerin oder Tigerin-Aeffin, als welche ja ſchon der alte Voltaire La Belle France kannte und nannte, gräuelhaft ſich ſehen laſſen. Unbequem das! Es war ſpaßhaft mitanzuſchauen, wie die deutſchenfreſſeriſchen Blätter der Schweiz auf ſchweſterrepublikaniſchen Katzenpfoten um den heißen Brei der Thatſache, daß in dem „heiligen“ Paris die kommuniſtiſche Anarchie obenauf gekommen, herumgingen. Ja, der franzöſiſche „Republikanismus“ hat ſich wieder einmal in ſeiner ganzen Gloire der Welt gezeigt. Armer Clément

Thomas! Du biſt einer der beſten, charakterfeſteſten, hingebungsvollſten Männer geweſen, welche dein Land je geboren, vergebens! Vierzig Jahre lang warſt du ein Kämpfer und Dulder für das republikaniſche Kredo, vergebens! Das Königthum kerkerte dich ein, das Kaiſerreich ſtieß dich in die Verbannung, aber die „Republik“ mordete dich, mordete dich mit raffinirter Grauſamkeit. Nein, es iſt nicht wahr, daß die Franzoſen eine degenerirte Raſſe: die Märzmörder von 1871 ſind den Septembermördern von 1792 vollkommen ebenbürtig.

Und dazu noch dieſe abſolute intellektuelle und moraliſche Ohnmacht, dieſe Unfähigkeit durch die Bank, oben, unten und mitten, dieſe hinter dem gleißenden Phraſenſchild verſteckte grauenhafte Unwiſſenheit und Rohheit, dieſe ſimpelhafte Nachäffung der Narretheien und Barbareien der Schreckenszeit von 1793, dieſer geiſtige und ſittliche Bankerott! Nun, die neueſte franzöſiſche „Republik“ wird bald genug den Weg aller franzöſiſchen Republiken gehen, den kurzen Weg zur

Militärdeſpotie, welchen ihre Vorgängerinnen im November von 1799 und im Juni von 1848 beſchritten haben. Die Schweiz aber mag ſich hüten, daß man aus der Prämiſſe ihrer Zärtlichkeit für ſolche „Schweſterrepubliken“ nicht den Schluß ziehe: „Sage mir, mit wem du gehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt.“ Unterrichtete und einſichtsvolle Schweizer, deren Patriotismus in Beſſerem als in dem Mitſchreien von Tagesmodeloſungen beſteht, haben ſchon längſt mit Beſorgniß auf die große Rolle geblickt, welche in ihrem ſchönen Heimatlande franzöſiſches Schein- und Phraſenweſen, franzöſirender Dünkel und Größenwahn ſpielen. Solche Patrioten haben wiederholt vor der unglaublich oberflächlichen Auffaſſung der erſten franzöſiſchen Revolution gewarnt, welche leider auch in ſchweizeriſchen Schulen graſſire. „Und was hat — ſo fragte in dieſen Tagen einer der anerkannt beſten Schweizer, der eidgenöſſiſche Oberſt R. in A., ſeine Landsleute — was hat Frankreich aus ſeiner Revolution gemacht? Frankreichs Volk liegt, erzogen in Eitelkeit und Phraſe, ein unwiſſend bigotes Volk in den Händen ſeiner Pfaffen.“ Derſelbe treffliche Mann kennzeichnete dann deutſche und franzöſiſche Art im Einzelnen und wies mit ſcharfer Offenheit nach, warum und wie ſehr die Schweiz zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Deutſchland und zum Mißtrauen gegen Frankreich verpflichtet ſei.

Dieſe und ähnlich redende Stimmen, wie ſie aus Veranlaſſung des neueſten Züriputſches auf der ehrenhaften Seite der ſchweizeriſchen Preſſe, in Adreſſen und im züricher Großrathsſale laut wurden, ſind vorderhand nur Stimmen von Predigern in der Wüſte der Unkenntniß, des Vorurtheils und der Böswilligkeit. Man ſollte aber, auch wenn man von der Macht der Vernunft eine ſo wenig optimiſtiſche Meinung hat wie ich, ſich doch vielleicht dem Glauben hingeben dürfen, daß bei gegenſeitigem guten Willen dieſe Wüſte allmälig in fruchtbares Land umgewandelt werden könnte. Ich möchte, wie ich ſchon ſo oft gethan, alle verſtändigen Deutſchen und alle verſtändigen Schweizer auffordern, des Geſchäftes ſolcher Umwandelung ſich anzunehmen. Vielleicht würden, wenn nicht ſchon die Söhne, ſo doch die Enkel hüben und drüben allen Arbeitern an dieſem Werke dankbar ſein.

Aber um daſſelbe anzufaſſen, iſt vor allem nöthig, daß man den Schaden nicht verkleiſtere und mit Redensarten überfirniſſe. Man muß die Sonde in die Wunde einführen, um den Umfang und die Beſchaffenheit derſelben feſtzuſtellen.

Der Deutſchenhaß des großen Haufens in der Schweiz hat zwei Hauptwurzeln: Unwiſſenheit und Brotneid. Es iſt unglaublich, wie groß die Unkenntniß deutſcher Verhältniſſe ſelbſt bei Leuten, welche die Aufgabe haben, andere zu belehren. Die Schweizer werden ſich fortan ſchon bequemen müſſen, Deutſchland beſſer kennen zu lernen als bislang, und es möchte für das Intereſſe der Schweiz unter anderem nicht ganz unwichtig ſein, ſchweizeriſchen Erziehungsbehörden die Frage zu unterſtellen, ob namentlich der Unterricht in Geſchichte und Länderkunde in Beziehung auf Deutſchland nicht einer weſentlichen Verbeſſerung fähig wäre? Was den Brotneid angeht, ſo iſt er zu gemein und zu vernagelt, um Vernunftgründen zugänglich zu ſein. Er iſt auch Zahlenbeweiſen nicht zugänglich, ſonſt könnte man ihn der Lächerlichkeit leicht überführen. Kein Land der Erde hat ſo ſehr Urſache, gaſtlich oder wenigſtens anſtändig und neidlos gegen Fremde zu ſein, wie die Schweiz; denn kein Land der Erde ſendet verhältnißmäßig ſo viele ſeiner Söhne in die Fremde wie die Schweiz. Das Benehmen eines Volkes gegen Fremde gibt aber bekanntlich einen ſichern Maßſtab ab für den Grad ſeiner Kultur. Sollen wir hiervon die Nutzanwendung machen, indem wir die Stellung der Schweizer in Deutſchland und die der Deutſchen in der Schweiz mit einander vergleichen? Es iſt überflüſſig. Nur eine weitere Frage: Wird ein ehrlicher Schweizer behaupten wollen, daß ein Deutſcher in der Schweiz, mutatis mutandis, eine politiſche Rolle jemals zu ſpielen vermöchte, wie ſie ein Schweizer, Herr Bluntſchli, in Deutſchland geſpielt hat? Gewiß nicht! Verſtändige Schweizer wiſſen auch gar wohl den Werth der Millionen, welche alljährlich von Tauſenden deutſcher Touriſten in die Schweiz getragen werden, volkswirthſchaftlich zu taxiren, während hinwieder die deutſchen Reiſenden aus eigener Anſchauung erfahren können, was alles in dem Kreiſe ihrer politiſchen und ſozialen Thätigkeit die kleine Schweiz Großes leiſtet, wo ihre Demokratie eine wirkliche und geſunde und nicht eine bloß ſcheinbare oder eine karikirte.

Ob die nicht geringe Anzahl ſchweizeriſcher Blätter und Blättchen, welche ſeit dem September von 1870 unabläſſig und mit immer ſteigender Verblendung und Wuth gegen Deutſchland und die Deutſchen hetzten, wiſſentlich, planmäßig und mit voller Abſicht darauf hingearbeitet habe, die chroniſche Krankheit des Deutſchenhaſſes in der Schweiz einer akuten Kriſis entgegenzutreiben, ſteht dahin und mag billig der Aufklärung durch die Zeit überlaſſen bleiben. Daß die Kriſis am 9. März eintrat, iſt eine traurige Thatſache. Ueber das Wie will ich, und wäre es auch nur, um Ihnen, lieber Freund, einen unwiderſprechlichen

Beweis meines mitunter angezweifelten Chriſtenthums zu geben, den bekannten Mantel der chriſtlichen Liebe werfen. Darunter hat ja vieles, alles Platz*).

Die ſchmachvolle den Deutſchen angethane Brutalität hatte mit der Pöbelei vom 9. März — wobei übrigens ſehr gutgekleideter Pöbel mitwirkte — keineswegs ihr Ende erreicht. Auf den Gaſſen und in den Kneipen Zürichs machte während der folgenden Tage der Janhagel ſeiner Freude über das Geſchehene offen Luft. „Das iſt den dütſchen Kaiben ganz recht geſchehen, daß ſie mal uff dä Hund gekriegt.“ Mit Land und Leuten Unbekannte hätten ſich über ſolche Aeußerungen um ſo mehr verwundern müſſen, als ſich unter dem Pöbel wiederum Glanzhüte und Lackſtiefeln befanden. Das Frohlocken über einen niederträchtigen Rechts- und Friedensbruch, über die Bedrohung, Beſchimpfung und Gefährdung hilfloſer Frauen, deren Geſchlecht und Hilfloſigkeit ſogar unter Kabylen und Zulukaffern reſpektirt wird, das Frohlocken auch über die kläglich erwieſene Ohnmacht von Geſetz und Behörden verſtummte freilich, als die Sachen eine Wendung nahmen, welche die ganze politiſche und ſoziale Ordnung der Republik Zürich offen bedrohte, und als die Entrüſtung aller rechtlichen Leute offen ausbrach, um das Geſchehene zu verdammen. Unter der Wucht dieſes Verdammungsſpruches wagten ſelbſt durch und durch Verfranzoſ'te nicht, das unerhört infame Gebaren jener franzöſiſchen Offiziere zu vertheidigen, welche mit blanken Säbeln eine friedliche und wehrloſe Verſammlung angefallen hatten und mittels Stuhlbeinen und Notenpulten zuſammengeſchlagen worden waren, — jener heroiſchen Söhne der „grande nation“, welche vor den deutſchen Waffen mit der Schnelligkeit von achtbeinigen Haſen über die ſchweizeriſche

---

*) Sogar der franzöſiſche Bonze, welcher bei der Tonhalle betroffen wurde, die Taſchen ſeiner Soutane mit Steinen beſchwert. Eine Abſcheulichkeit wie die vom 9. März würde ja, ſo zu ſagen, nicht ganz und vollſtändig geweſen ſein, wenn nicht auch ein Pfaffe dabei thätig geweſen wäre.

Gränze geflohen waren und jetzt die verblichene franzöſiſche Gloire dadurch wieder aufzufriſchen trachteten, daß ſie den Frauen der Deutſchen, als dieſelben aus der beſtürmten Tonhalle endlich heimgeleitet werden konnten, an den Straßenecken auflauerten, um ihnen aus dem tiefſten Pfuhl der pariſer Lüderlichkeit geſchöpfte Läſterungen nachzuſchleudern.

Die geſammte achtungswerthe und ſich ſelbſt achtende Preſſe der Schweiz hat in Beurtheilung und Verdammung des 9. März ihre Pflicht gethan. Sie hat auch das gute Recht der Deutſchen und das durchaus korrekte und tadelloſe Verhalten derſelben am 9. März offen anerkannt. Daß dagegen die Jeſuiten- und Kommuniſtenblätter ihrem ſchlecht oder gar nicht maſkirten Jubel über die der deutſchen Nationalität angethane Beleidigung Ausdruck gaben, war ganz in der Ordnung. Ebenſo, daß dieſe Organe des Loyolaismus und des Babeufismus, wiſſentlich lügend, den „Dütſchmicheln“ die Schuld des ganzen Ereigniſſes aufbürdeten.

Bedenklicheren Staub hat das Votum des Referenten der Kommiſſion aufgerührt, welche der züricher Kantonsrath in Sachen beſtellte und die ihren Bericht am 14. März erſtattete. Man hat dieſem Referat vorgeworfen, daß es eine Rechtfertigung nicht nur, ſondern auch geradezu eine Glorifikation des ſchweizeriſchen Deutſchenhaſſes geweſen ſei, und jedenfalls war es eine Kundgebung der Franzoſenliebe. Das „Mitleid mit der zu Boden getretenen Nation“ war darin rührſam verwerthet. Vielleicht wäre es aber doch auch für einen Franzoſenliebhaber, wenigſtens in ſeiner Stellung als Referent, ſchicklich geweſen, nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, wer den Krieg verſchuldet und begonnen hat. Ja, vielleicht wäre es bei dieſer Gelegenheit nicht nur ſchicklich, ſondern auch geboten geweſen, in einem ſchweizeriſchen Rathſal auszuſprechen, daß, wer ein ſo großes Frevelſpiel ſpielt, wie Frankreich im Juli von 1870 eins anzuheben beliebte, darauf gefaßt ſein muß, ſchwer zu verlieren und die Folgen ſeines Unterfangens zu tragen. Vielleicht endlich wäre es wie dem Herrn Referenten ſo auch dem Herrn Präſidenten des züricher Kantonsraths nicht übel angeſtanden, den feige beſchimpften Deutſchen ein Wort der Genugthuung zu gönnen. Populär freilich wäre das für den Augenblick nicht geweſen, wohl aber ehrenhaft für immer. Man dient auch dem ſouveränen Volke beſſer damit, daß man ihm die Wahrheit ſagt, als damit, daß man ſeinen Vorurtheilen ſchmeichelt oder ſeine Verirrungen beſchönigt.

Zwei Mitglieder des Kantonsraths, auf verſchiedenen Parteiſtandpunkten ſtehend, aber nicht allein von ihren Parteigenoſſen, ſondern von allen urtheilsfähigen Schweizern den Beſten ihres Landes beigezählt, haben gegen die von dem Herrn Referenten am 14. März aufgeſtellte und „naturwiſſenſchaftlich“ begründete Theorie des Deutſchenhaſſes entſchiedene und beredte Verwahrung eingelegt und dadurch alle Männer von Urtheil und Ehre, ob Deutſche oder Schweizer, zum Danke verpflichtet. Gleichwohl iſt es nur gerecht, anzuerkennen, daß der Herr Referent in der Hauptſache rechthatte. Der Deutſchenhaß war und iſt in der deutſchen Schweiz vorhanden, und falls in einer ſo ernſten Sache ein ſchlechter Witz ſtatthaft wäre, könnte man das weiter oben angezogene Sprüchwort dahin erweitern: Kinder, Narren und Referenten ſagen die Wahrheit. Doch war die Wahrhaftigkeit des Herrn Referenten nur eine halbe oder vielmehr die erſte Hälfte ſeiner Aufſtellung enthielt eine ganz unbeſtreitbare Thatſache, die zweite dagegen einen grellen Irrthum. Denn es iſt unwahr, daß der Deutſchenhaß im Kanton Zürich und anderwärts in der Schweiz von ſo jungem Datum, wie der Herr Referent andeutete, und es iſt nicht minder unwahr, daß dieſer Haß durch die „Machtſtellung erſten Ranges", welche die deutſche Nation neueſtens erlangte, hervorgerufen ſei. Du lieber Gott, ſchon in meinen Knabenjahren hörte ich in der Schweiz hundertmal den Schimpfnamen „dütſcher Kaib" fliegen, von den Angehörigen eines durch und durch, man möchte faſt ſagen viereckig deutſchen Volksſtamms den Deutſchen gegeben. Das iſt gerade, wie wenn ein vom Judenthum abgefallener Jude ſeinen Stammesgenoſſen ein „Hepp! Hepp!“ zugeiferte.

Die Anfänge des Deutſchenhaſſes in der Schweiz reichen bis ins Mittelalter zurück, bis in die Zeiten des ſempacher, appenzeller und ſchwäbiſchen Krieges, und es unterſteht keinem Zweifel, daß ſich in der Menge von Geſchlecht zu Geſchlecht die mumiſirte Erbitterung von damals bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. In Folge einer märchenhaft albernen, aber feſteingewurzelten Begriffsverwirrung ſieht und kennt der große Haufe hier zu Lande noch heute in Deutſchland nur die Heimat fabelhafter „Zwingvögte“ à la Geßler und identifizirt mit dem Hut dieſes mythiſchen Tyrannen des Mittelalters die preußiſche Pikelhaube unſerer Tage. Aus dieſem Knäuel von Unſinn wiſſen die berechnenden Deutſchenhaſſer geſchickt die Fäden herauszuſpinnen, woran ſie ihre Marionetten tanzen laſſen. Nichts paßt weniger in den Kram dieſer deutſchenfreſſeriſchen Jeſuiterlinge und Schlefraten als bekannt werden zu laſſen, daß das Deutſchland von heute in intellektueller und moraliſcher Beziehung, in Volksunterricht, Gemeindeweſen, Verwaltung, gewiſſenhafter Verwendung der Staatsgelder, Integrität der Beamten und Richter, in geſicherten Rechtszuſtänden, in Wiſſenſchaft und Wehrhaftigkeit thurmhoch über Frankreich ſteht. Eine Vergleichung der Verhandlungen des erſten deutſchen Reichstags in Berlin mit den gleichzeitigen der franzöſiſchen Nationalverſammlung in Verſailles müßte ſelbſt dem Verbohrteſten klarmachen, auf welcher Seite erleuchteter Patriotismus, wirklicher Freiſinn und wahrer Freimuth. Die niederſchmetternde Art, womit der deutſche Reichstag gleich in der Adreſſedebatte die Tendenzen und Ränkeleien der Ultramontanen zurückwies, könnte den Schweizern zeigen, daß ſich Deutſchland ganz anders zu Rom ſtellen werde als die franzöſiſche „Schweſterrepublik“, welche 1849 den Stuhl Petri wieder aufrichtete, in einer Blutlache wieder aufrichtete, und 1871 ſofort wieder mit dem „unfehlbaren“ Papſt, dem Verkündiger des Syllabus von 1864, zu kokettiren begann. Freilich, die Deutſchenfreſſerei ſchwindelt ſich über alle dieſe Thatſachen mittels etlicher aus einem thiers'ſchen Lügenbuch aufgeſchnappter Revolutionsphraſen hinweg.

Doch ich will dieſen Gegenſtand um ſo weniger hier weiter verfolgen, als ich hoffe, denſelben binnen kurzem gründlicher und umfaſſender behandeln zu können in einer Schrift, welche die kulturgeſchichtlichen Beziehungen und Wechſelwirkungen zwiſchen Deutſchland und der Schweiz allſeitig erörtern und darlegen ſoll. . . .

Sie haben, lieber Freund, von mir zu wiſſen begehrt, wie denn meine perſönliche Betheiligung an dem unterbrochenen deutſchen Friedensfeſt vom 9. März geweſen ſei. Das iſt bald geſagt. Ich lebe ſo zurückgezogen, daß ich von der Abſicht, eine ſolche Feier zu begehen, erſt durch die öffentliche Einladung dazu erfuhr. Hätte ich einen Rath zu geben gehabt, ſo würde ich das Vorhaben widerrathen haben. Nicht als ob wir Deutſche nicht das klarſte, vollſte Recht dazu gehabt hätten, ſondern vielmehr nur, weil ich eine Störung befürchtete, welche ich im Intereſſe der Schweizer wie der Deutſchen vermieden wiſſen wollte. Die Störung ſah ich mit Beſtimmtheit vorher, was keine Kunſt war, da dieſelbe mit lyniſcher Schamloſigkeit öffentlich angekündigt wurde. War doch die Franzoſenſympathie hier und anderwärts bis zur Ekſtaſe geſteigert worden durch die Anweſenheit der Tauſende von Bourbakikern, — eine jener Unbegreiflichkeiten, an welchen das Menſchen- und Völkerleben ſo reich iſt. Im Laufe des Vormittags vom 9. März erfuhr ich aus ganz zuverläſſiger Quelle, daß franzöſiſche Offiziere, welche in Privathäuſern logirten, ihre Säbel — nicht im figürlichen, ſondern im wörtlichen Sinne — „zu einer Attake auf den deutſchen Kommers“ geſchärft hätten. Ob, was in meiner Zurückgezogenheit mir zur ungeſuchten Kenntniß kam, den Behörden verborgen bleiben konnte oder nicht, weiß ich nicht zu ſagen. Ob im bejahenden Falle die Begeiſterung für die Franzoſen nicht ſoweit hätte zurücktreten ſollen, daß ſie für ernſtliche und bei Zeiten getroffene Vorbereitungen, das beabſichtigte Bubenſtück der ſäbelſchärfenden Söhne der „lieben Schweſterrepublik“ zu verhindern, Raum ließ, will ich dahingeſtellt ſein laſſen. Nur meine ich, daß man der „Schweſterrepublik“ durch die Verhinderung des ehrloſen Attentats einen beſſern Dienſt erwieſen haben würde, als durch das Geſchehenlaſſen.

Mochte ich an das Verhindern oder Geſchehenlaſſen glauben, einerlei, ich hätte es, obzwar ſeit Jahren geräuſchvolle Verſammlungen nicht mehr nach meinem Geſchmacke ſind, für eine Feigheit gehalten, von dem Feſte wegzubleiben, nachdem daſſelbe einmal angeſetzt war. Um ſo mehr, als ich aufgefordert worden war, den Ehren- und Dankſpruch auf das deutſche Heer auszubringen, und ich es für eine unumgängliche Pflicht und Schuldigkeit jedes Deutſchen anſah, dieſem wahrhaft und wirklich „herrlichen Kriegsheer“ Ehre zu erweiſen und Dank zu zollen; wäre es auch, abgeſehen von allem anderen, nur darum geweſen, weil dieſes Heer deutſche Frauen und Mädchen vor dem Entſetzen bewahrte, die Beſtialität der Turkos, Gums und anderer Vettern der Gorillas erfahren zu müſſen, welche Träger der franzöſiſchen Civiliſation einer in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1870 von ſeiten des bonaparte'ſchen Miniſters Gramont an den badiſchen Geſandten in Paris gerichteten Botſchaft zufolge auf ſie losgelaſſen werden ſollten.

Der Angriff auf die Tonhalle begann mit der Feier zugleich und hat volle vier Stunden und darüber fortgedauert. Schon während der Eröffnungsrede des Feſtpräſidenten Wiſlicenus hob draußen das Indianergeheul an und drinnen das Fallen der durch die Hochlichtfenſter des Sales geſchleuderten Steine und Steinkohlenbrocken. Von einer Herausforderung war auf unſerer Seite nicht einmal in Gedanken, geſchweige in Worten die Rede*). Das Weitere wiſſen Sie.

---

*) Wie von Ihnen ſelbſt, lieber Freund, iſt mir aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands und der Schweiz von ſeiten mir bekannter und unbekannter Männer und Frauen die briefliche Aufforderung zugekommen, das zu veröffent-

Leider muß ich aber noch einen traurigen Punkt berühren. Dieſen, daß bei einer Anzahl,

---

lichen, was ich in der Tonhalle geſprochen. Ich entſprach bislang dieſen freundlichen Wünſchen nicht, maßen mir nicht einfiel, ſo einer Gelegenheitsrede, wie die Stunde ſie bringt und fortnimmt, mehr Bedeutung beizulegen, als ſie hat und haben kann. Weil ich nun aber in ſchamlos verlogener Weiſe bezichtigt worden bin, durch meine Rede die Franzoſen und ihre ſchweizeriſchen Verehrer herausgefordert zu haben, will ich zum Gegenbeweiſe Ihrem und anderer meiner Freunde und Freundinnen Begehren nachträglich entſprechen. Den ſorgfältigen Referaten der „Neuen Züricher Zeitung“ und der „Züricheriſchen Freitagszeitung“ — (die letztere brachte in ihrer Nr. 11 die einläßlichſte, beſte Darſtellung der Vorgänge vom 9. März, geradezu ein hiſtoriſches Dokument) — verdanke ich die Möglichkeit einer authentiſchen Rekonſtruktion meiner Aeußerungen, für welche ich nur eine ganz kurze Dispoſition entworfen hatte. Hier iſt die Rede: —

Liebe Landsleute! In dieſen Tagen thun ſich unſere Volksgenoſſen überall zu Hunderten, zu Tauſenden feſtfeiernd zuſammen und überall regt ſich in den Feſtgäſten als herrſchende Stimmung das ſeit vielen Jahrhunderten nicht annähernd ſo wie heute berechtigte Gefühl: Wir ſind Deutſche! Und wie könnte es anders ſein? Ungeheures, ja man darf in mehr als einer Beziehung geradezu ſagen nie Dageweſenes hat die deutſche Nation innerhalb weniger Monate vollbracht, nachdem ſie, ſo lange ein Volk wenn auch nur bei einer ſehr kleinen Anzahl von Deutſchen in der Schweiz wie anderwärts das am

---

von Träumern geſcholten, zum Erſtaunen der Welt wie mit einem Sprung als ein Volk der That auf die Weltgeſchichtebühne getreten.

Nicht aus eitler Ueberhebung wollen wir ſo ſprechen. Ein zu furchtbar tragiſches Beiſpiel, zu welchem tiefen Sturz und Fall der Hoch- und Uebermuth führe, iſt ſo eben an unſeren Augen vorübergegangen. Auch ziemt es ſich für das erſte Kulturvolk der Erde — denn das ſind die Deutſchen, mag der Neid dieſe Thatſache hinunterwürgen oder mag er daran erſticken oder mag er, wie eben jetzt geſchieht, mit Steinen darnach werfen — ja, für das erſte Kulturvolk der Erde ziemt es ſich nicht, mit Haß und Hohn auf den beſiegten Feind hinabzublicken; wohl aber ſteht es uns an, gerade dermalen uns zu erinnern, was die Welt und Deutſchland ſelbſt dem beſſeren Geiſte Frankreichs vordem zu verdanken hatten. Gerade jetzt, wo der Friedensſchluß von Verſailles den Sieg Deutſchlands unwiderſprechlich dargethan hat, wollen wir uns erinnern, daß in demſelben Verſailles vor 82 Jahren eine von glückverheißenden Sternen funkelnde Auguſtnacht ſchimmerte, aus welcher das Morgenroth eines freieren und menſchenwürdigeren Weltalters hervorgebrochen iſt und über Europa hingeleuchtet hat. Selbſt die Ausbrüche tobſüchtigen Haſſes, von denen das beſiegte Frankreich ſchwillt und überquillt, ſollen uns nicht hindern, gerecht zu ſein. Dieſe Verleumdungen, Beſchimpfungen und

9. März dahier Geſchehene eine nicht geringe Schadenfreude erweckt hat, welche ſich freilich nicht

---

Drohungen, was ſind ſie mehr als Wind und Worte? Sollten ſie aber mehr ſein, ſollte aus dieſer Windſaat ein neuer Sturm aufgehen, nun wohlan, dann werden die Männer auch wieder da ſein, welche in ſchlichter Heldengröße die deutſchen Siegesfahnen von Weißenburg und Wörth über Mars la Tour, Gravelotte, Vionville, Sedan, St. Quentin, Beaupaume, Orleans, Le Mans, Héricourt und Mömpelgard nach Paris getragen haben. Und ſollten dieſe Männer ſchon hingegangen ſein, ſo werden ihre Söhne und Enkel an ihrer ſtatt auf den Plan treten. Dafür, für die Mannhaftigkeit, Streitbarkeit und Vaterlandsliebe der nachwachſenden Geſchlechter bürgt uns ja herrlich all das Heldiſche, was die deutſche Jugend in dieſem Kriege gethan hat.

Dummheit, Unwiſſenheit, Lüge, Neid und Bosheit ſind große Gewalten auf Erden. Aber die vereinigte Macht dieſer fünf Großmächte reicht doch nicht aus, den Ruhmesglanz des koloſſalen Werkes zu trüben, welches Deutſchland binnen ſieben Monaten geſchaffen hat. Mit dauernderen Flammenzügen, als ſie der Blitz in Felſen ſchreibt, wird die Geſchichte die Einzelnheiten dieſer Arbeit in das Buch der Ewigkeit ſchreiben und dort wird, wenn die Leidenſchaften, die Verhetzungen und Gehäſſigkeiten von heute längſt verſchollen ſein werden, zu leſen ſein, daß die Großartigkeit des welthiſtoriſchen Drama's von 1870—71 auf deutſcher Seite weſentlich beruhte 1) auf der quellenoffen, aber doch verſteckt hervorwagte, z. B. in züricher Korreſpondenzen an die „Frankfurter

---

lautern und ſpiegelblanken Reinheit und Gerechtigkeit unſerer Sache; 2) auf dem Alleinſtehen deutſcher Nation, ſo daß ſie ohne alle und jede Beihilfe von außen, aus ihres Weſens innerſtem Kern heraus, ganz und gar aus eigener Kraft ihre ſtaunenswerthen Erfolge gewann; 3) auf der beiſpielloſen Einheit aller Volksſchichten, Stände und Berufsklaſſen in dem nationalen Gedanken.

Allerdings gab es eine Minderheit, glücklicher Weiſe eine verſchwindend kleine Minderheit, zuſammengeſetzt aus ſchwarzen und rothen Pfaffen, aus den Fanatikern des ultramontanen und des kommuniſtiſchen Afterglaubens, welche Minderheit von dieſer Einheit ſich ausſchloß. Allein wir wollen ſie nicht verfluchen, ſondern nur bemitleiden. Denn, fürwahr, wer ſo klein denkt und ſo niedrig fühlt, daß er, wo es um das Sein oder Nichtſein ſeiner Nation handelt, nicht vermag, das Vaterland über die Partei zu ſtellen, der iſt nicht einmal des Haſſes würdig, ſondern verdient nur achſelzuckendes Mitleid.

Ein viel gewichtigeres Motiv der Trauer war für den Patrioten der Umſtand, daß in den Reihen der deutſchen Stämme, die ſich brüderlich zu Schutz und Trutz um unſere Mutter Germania ſtellten, einer vermißt wurde, ein bravſter, die Deutſchöſtreicher. Aber auch dieſe Wolke, viele Zeichen deuten darauf hin, kann vorübergehen und unſchwer iſt es zu prophezeien: Kommen wird der Tag, wo, wann die Mutter den Fageruf erhebt: Wo iſt meine

Zeitung“. Solche Schadenfreude paßte ganz gut zu dem übrigen Gebaren jener Jämmerlinge von

---

Tochter Auſtria?, dieſe zur Antwort gibt: Hier, bei dir und für allzeit!

Das Bewußtſein des Rechtes, das Gefühl der Einheit, die greifbar deutliche Empfindung der Nationalkraft, ſie waren es, welche dem deutſchen Heere ſeine Unwiderſtehlichkeit gegeben haben. Dieſes Heer ſtellt dem bewundernden Auge ſich dar als die hoch und ſtolz aufgegangene Männerſaat, welche unſere großen Denker und Dichter geſät, gepflegt, gejätet und gezeitigt haben. Alles Edelſte und Beſte, was der deutſche Genius je gedichtet und getrachtet, gewollt und erſtrebt, jeder deutſche Soldat, vom leitenden Strategen bis zum letzten Fuhrknecht herab, trug es bewußt oder unbewußt in der Bruſt. Großes leiſtete darum die ſtrategiſche Wiſſenſchaft der Feldherrn, Größeres die taktiſche Tüchtigkeit der Offiziere, Größtes die Mannszucht, Hingebung, Ausdauer und Todesverachtung der Truppen. Ehre, dreimal Ehre den Erſinnern und Ausführern des Feldzugsplans; ihre Namen werden die Jahrhunderte hinabglänzen. Aber mit noch tieferer Ehrfurcht, mit noch innigerer Dankbarkeit laßt uns der namenloſer Helden gedenken, die in Frankreichs Boden in vom Pfluge bald zerwühlten Gräbern ſchlafen, der Helden, deren Namen kein Lied, kein Heldenbuch nennt und die nur fortleben in der Erinnerung ihrer vielleicht in Noth und Kümmerniß geſtürzten Wittwen und Waiſen. Möge die Nation in vollem Maße ihrer Pflicht gegen dieſe

Renegaten, welche um das Lob der Feinde ihres Vaterlandes warben und buhlten dadurch, daß ſie

---

Hinterlaſſenen nachkommen, wie wir ſelbſt, hoffe ich, auch heute derſelben nicht vergeſſen werden.

Es iſt unmöglich, in den Rahmen einer flüchtigen Tiſchrede auch nur andeutungsweiſe die Großthaten zu faſſen, welche das deutſche Heer vom Auguſt 1870 bis zum Februar 1871 vollbracht hat. Vom erſten Zuſammenſtoß mit dem Feinde bis zum letzten, vom Hineinſtürmen der deutſchen Harste in die Gaſſen von Weißenburg bis zum Ende jenes viertägigen Rieſenkampfes bei Mömpelgard, wo unſere Soldaten das einfache Heldenwort: „Hier kommt kein Franzos durch! Eher dämmen und ſtopfen wir alle Wege und Stege mit unſeren Leichen" — ſprachen und erfüllten, überall klingen die Kunden von den Märſchen, Schlachten und Belagerungen wie die Geſänge eines nibelungiſchen Epos und als Grundbaß trägt und bindet die mannigfaltigen Klänge das deutſche Pflichtgefühl. Nicht erkühne ich mich, die Fülle ſtaunenswerther Thatſachen, welche dieſes Heldengedicht der Wirklichkeit enthält, kennzeichnen zu wollen. Nur auf einen wunderſamen Zug mit Betonung hinzuweiſen geſtatten Sie mir noch: derſelbe gute deutſche Schwertſchlag, welcher den erlogenen, erſchlichenen, erfrevelten Thron des Pſeudo-Bonaparte bei Sedan zu Staub zermalmt hat, er öffnete den Italienern die Thore von Rom.

Damit genug. Laßt uns, liebe Landsleute, dem erſten wirklichen und wahrhaften deutſchen Nationalheer, welches daſſelbe zur gleichen Zeit, wo es halb ein Lager und halb ein Lazareth war, in der Fremde ſchmähten und höhnten.

Dieſelbe Sorte von Pflichtvergeſſenen hat daheim, um die ſich vollziehende Einheit Deutſchlands möglichſt aufzuhalten, mit den Erzfeinden deutſcher Geiſtesfreiheit, Bildung, Sitte und Macht ſich verbündet, mit jenen Judaſſen, deren Wiege zwar auf deutſchem Boden ſtand, welche aber kein Vaterland kennen und anerkennen als den Vatikan oder vielmehr das Stammhaus der Jeſuiterei, die casa di Gesù in Rom. Als Bundesgenoſſen der Jeſuiten haben ſie echtjeſuitiſch geredet und gehandelt. Sie nahmen ſogar das Privilegium, das Monopol des Patriotismus in Anſpruch, ſie, welche die namenlos barbariſche Austreibung der Deutſchen aus Frankreich, die

---

uns von dem jahrhundertelangen Jammer der Vaterlandsloſigkeit befreit und auf ſeinen Siegesfeldern in Frankreich das neue deutſche Reich mit Blut und Feuer getauft hat, wie mit erhobenen Gläſern ſo mit erhobenen Herzen darbringen ein dankbar helles Hoch und Hurrah!

Wegnahme und Zerſtörung wehrloſer deutſcher Handelsſchiffe nach dem „beſtehenden Völker- und Kriegsrecht" ganz „gerechtfertigt" fanden, dagegen entſetzt aufſchrieen, wenn man den geliebten Franzoſen deutſcherſeits ein bißchen wehethat; ſie, welche der franzöſiſchen Canaille zur gleichen Zeit, wo dieſe die Frauen und Kinder der ausgetriebenen Deutſchen grauſam mißhandelte, liebkoſende „Bruderhände" über den Rhein hinüber entgegenſtreckten.

Bei allen dieſen Geſellen, den zurechnungsfähigen und den unzurechnungsfähigen, zeigte es ſich recht deutlich, was aus dem Menſchen wird, wenn er ſich von den „ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft", von dem Trieb und Gedanken des Vaterlandes, losreißt. Ein halt- und ſaftloſer Stamm, deſſen dürre Aeſte und blätterloſe Zweige mißtönig im Phraſenwinde klappern und der, ſtatt Früchte zu tragen, nur die Miſteln der Phantaſterei, der Selbſtüberſchätzung und der Sekteneitelkeit anſetzt. Die Zurechnungsfähigen unter der Schar erſcheinen bei näherem Zuſehen meiſt als unſaubere

Burſche; auf die Unzurechnungsfähigen wirken, wie Glitzerblech auf ſchnatternde Elſtern wirkt, die verrückten Bombaſtreden von einer allgemeinen Menſchenbruderſchaft, von der Völkerſolidarität, von den Vereinigten Staaten von Krähwinkel, Flachſenfingen und Kuhſchnappel, von der Univerſalrepublik, von dem ewigen Frieden und dergleichen Chimären mehr. Wenn die Herren Chimärenſpinner und Bombaſtweber ſich mal auch nur die Mühe geben wollten, ſich ſelber und in ihnen den Menſchen, wie er iſt, kennen zu lernen, ſie würden ſich ſchämen, ſolches Narrenzeug fernerweit herzuſalbadern. . . .

Sie wiſſen, lieber Freund, wie ich mich von Anfang an zu der weltgeſchichtlichen Frage oder vielmehr Thatſache des deutſch-franzöſiſchen Krieges geſtellt habe. So, wie ich mußte, wie ich gar nicht anders konnte; ſo, wie ſich alle unſere republikaniſchen Geſinnungs- und Schickſalsgenoſſen von 1848 dieſſeits und jenſeits des Ozeans, ſoweit ſie Männer von Kopf, Herz und Ehre geblieben, dazu geſtellt haben. Wie Deutſchgeborne hier, wo es ſich nicht um Prinzipienfragen, nicht um Parteiſtellungen handelte, ſondern darum, ob das Deutſchthum der Franzoſerei oder dieſe jenem obſiegen ſollte, auch nur einen Augenblick zweifelhaft ſein konnten, war und iſt mir rein unbegreiflich. Ebenſo, wie es Menſchen geben konnte, die ſich in einer ſolchen Zeit der Unbill erinnern mochten, welche ihnen von ſeiten deutſcher Regierungen widerfahren war. Uns anderen iſt Germania doch wahrlich auch keine verzärtelnde Mutter geweſen, im Gegentheil, ganz im Gegentheil! und ich für meine Perſon hoffe, nie etwas von ihr erbitten zu müſſen, nicht einmal ein Grab; aber ihr darum einen jämmerlichen Groll nachtragen, nicht von ganzem Herzen und nicht mit ganzer Seele für ſie und bei ihr ſein in höchſter Gefahr, das Vaterland bemängeln und benörgeln, während es einen Kampf auf Tod oder Leben kämpft — nicht um die Welt!

Das neue deutſche Reich iſt da. Ob uns ſeine Verfaſſung gefalle oder nicht, iſt ganz gleichgiltig. Wir Nebendraußenſtehenden haben gar kein Recht, zu verwerfen, was ſich die geſammte Nation gefallen läßt. Zudem ſind wir beide, lieber Freund, viel zu alt, um mit Verfaſſungen Abgötterei zu treiben. Wie viele „muſterhaft" konſtitutionelle, wie viele noch „muſterhaftere" republikaniſche Verfaſſungen hat Frankreich ſchon gehabt und was ſind ſie alleſammt geweſen? Werthloſe Stücke Papier, eins nach dem andern in der Lumpenkammer der Weltgeſchichte verſchwunden. Wo der wahre Geiſt der Freiheit nicht in der ganzen Anſchauungs- und Empfindungsweiſe eines Volkes, nicht in den Sitten, nicht in allen Adern ſeiner Kultur lebt und webt, da bringt ihn keine Revolution und keine Verfaſſung.

Daß es Leute gibt, welche der koloſſalen weltgeſchichtlichen Thatſache der Neuaufrichtung des deutſchen Reiches ihre „Anerkennung" verſagen, iſt wahr. Daß bei weitem nicht alle Narren in Narrenhäuſern untergebracht ſind, iſt auch wahr. Man ſagt ſogar, dieſer oder jener ſei im deutſchen Reichstag untergebracht, allwohin die gut weißgelbe Stadt Hannover einen berühmten Orientaliſten abordnete, damit er für das „erhabene Haus der Welfen“ ſich lächerlich mache „bis an das Ende der Tage“. Ich möchte wahrlich dem guten alten Herrn nicht zu nahe treten. Im Gegentheil, ich erinnere mich mit Dankbarkeit, daß ich vor Zeiten bei ihm den Pentateuch und den Jeſaia nicht ohne Nutzen gehört, item aus ſeiner Hand den Doktorhut empfangen habe, und dankbar wünſche ich, daß es dem Trefflichen noch eine lange Reihe von Jahren gegönnt ſein möge, geſunde Heiterkeit im deutſchen Reichstag zu verbreiten. Ganz abgeſehen von ſeinen vielen ehrenwerthen Charaktereigenſchaften, ſteht der Mann, gelegentlich bemerkt, ſchon um ſeiner Ergötzlichkeit willen hoch über jenen ſteifleinen langweiligen Hofräthen aus Byzanz oder anderswoher, welche nach allen Regeln der lateiniſchen Grammatik von Zumpt und der griechiſchen Metrik von Ritſchl vor Napoleon dem Dritten ihre gelehrten Genuflexionen verrichtet haben.

Doch ich ſehe, lieber Freund, es iſt Zeit, zu ſchließen, weil ich, weiterplaudernd auf Abwege gerathen könnte. Daher nur noch dieſes: — Allen verſtändigen Leuten muß die Phraſenloſigkeit, muß der nüchterne, geſchäftsmäßige Ton gefallen, welcher die Staatsaktionen des neuen deutſchen Reiches kennzeichnet. Auch ſo entſchiedene Skeptiker wie wir beide, die wir wie der Politik ſo auch allem Menſchlichen einen keineswegs hohen Werth beilegen, dürfen, ſcheint mir, darin eine Bürgſchaft ſehen, daß in Zukunft unſer Vaterland überall, wo es nöthig, ſtatt großer Worte rechte Thaten haben werde. Nur mit allen ſiebenhundert Nägeln der Dummheit und Unwiſſenheit vernieteten Blechſchädeln iſt es nicht einleuchtend, daß die Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches als einer Großmacht erſten Ranges inmitten Europa's eine politiſche, ſittliche und civiliſatoriſche Nothwendigkeit war. Schon im Hinblick auf die ungeheure, zweifelsohne bald wieder ſüdwärts und weſtwärts ausgreifende Expanſivkraft Rußlands. Im Uebrigen wird das neue deutſche Reich kein Reich ewigen Friedens, roſenrother Freiheit und himmelblauer Glückſeligkeit ſein, kein Phantaſieſtaat à la Platon, Morus, Kampanella, Harrington u. ſ. w. Das Ideal iſt ja nicht dazu da, verwirklicht, ſondern nur, angeſchaut, gewünſcht und erſtrebt zu werden. Es iſt das bekannte ſchöne „morgen“, welches niemals kommt.

Von Herzen Ihr alter

J. Scherr.

Ein liebendes Weib.

Die Liebe, ach, die Liebe,
Sie iſt mitunter grauſam trübe!
Sprach der Salat nachdenklich zu der Rübe.
Ritornell aus Nettuno.

1.

Du biſt wohl auch einmal in deinem Leben durch die Eintönigkeit eines Föhrenforſtes ſtundenlang geſchritten? Wenn ja, ſo wirſt du dich des Ueberdruſſes erinnern, welchen dieſer Gang dir verurſachte. Rechts und links, vor dir wie hinter dir immer Daſſelbe. Der ganze Wald ein holzgewordener Philiſter, ſo zu ſagen, Langeweile ausdünſtend. Ein Stamm glich dem andern ſo doppeltgängeriſch, wie ſich die „ungariſchen Nationalgeſichter“ in Brentano's tollſchöner Novelle gleichen. Du konnteſt meinen, die armen Föhren hätten ihre Harzthränen aus Verzweifelung über ihr troſtlos proſaiſches Daſein vergoſſen. Nichts kürzte dir den ermüdenden Weg, kein ſpringendes Eichhörnchen, kein Amſelſchlag, nicht einmal das Gehämmer eines Spechtes. Ringsum nur Einerlei, Stille, Schwüle, ſo daß dir zuletzt ganz beklommen, ganz dummlich, ja geradezu föhrenhölzern zu Muthe ward.

Plötzlich zuckt ein Sonnenſtral durch die braunſchwarze Monotonie und du ſiehſt aus derſelben mit froher Ueberraſchung den ſchlanken weißlichgrün ſchimmernden Stamm einer prächtigen Buche emporſteigen. Wie die Waldkönigin unter das Föhrengeſindel gekommen, wer weiß es? Aber ſie iſt da in ihrer ganzen Buchenſchönheit. Einſam und hoch hebt ſie ſich über ihre Umgebung empor wie der Gedanke des Dichters über die Gewöhnlichkeit, weit greift ſie mit ihren ſchöngeſchwungenen Aeſten über alle die Föhrenſpitzen hinweg und durch ihren in Luft und Licht ſchwelgenden Wipfel geht ein Windhauch, welcher die Blätter wie Harfenſaiten zu ſüßem Geflüſter rührt.

Oder auch tritt dir auf deinem langweiligen Waldwege ſtatt der prächtigen Buche mit einmal eine rieſige Eiche entgegen, alt, verwittert, faſt verſteinert, mit einer Borke wie Rhinozeroshaut, mit bizarr geſtalteten Aeſten und ſturmgebrochenen Zweigen, kärglichbelaubt, mehr das Geſpenſt eines Baumes als ein Baum. Aber du athmeſt doch freudig auf beim Anblick der nichts weniger als ſchönen Erſcheinung. Die alte Eiche mit ihrer groteſken Unform imponirt dir, ſie ruft dein Auge wieder wach, das die zahlloſen Baum-Uniformen, durch welche du hingeſchritten biſt, ganz ſchläfrig gemacht hatten.

Nicht allein das vollkommen Schöne, ſondern auch das vollendet Häßliche umfließt ein gewiſſer Nimbus. Der Satan Miltons iſt nicht weniger erhaben als der Zeus des Pheidias. Man hat ja auch eine „Aeſthetik des Häßlichen“ geſchrieben und bekannt iſt, daß es Männer gibt, welche — à la Mirabeau — vor lauter Häßlichkeit wieder ſchön werden, wenigſtens in den Augen der Frauen, und zwar namentlich dann, wann ſie im wohlbegründeten Rufe der Don-Juanſchaft ſtehen. Eine häßliche Frau dagegen kann nicht verführeriſch ſein, weil an dem Begriffe Weib das Poſtulat Schönheit untrennbar haftet wie an dem Begriffe Blume die Poſtulate Farbe und Duft. . .

Was in der Eintönigkeit eines Föhrenforſtes die ſchmucke Buche oder die groteſke Eiche, das iſt in der monotonen Steppe der Weltgeſchichte der dämoniſch angelegte und bewegte Menſch. Ob der Dämon Engel oder Teufel, ob er dich entzücke oder erſchrecke, Liebe oder Haß in dir errege, gleichviel, gern oder ungern wirſt du ſtaunend auf ihn hin und zu ihm aufblicken und wirſt anerkennen müſſen, daß ſo ein Mitmenſch zwar auch wie du ein leidiger Miſchmaſch von Staub und Feuer ſei, aber daß in ihm das Feuerelement — ob Himmelslicht oder Höllenflamme, einerlei! — den Staubbeiſatz weit, weit überwiege.

Der dämoniſche Menſch iſt beſeſſen von ſeiner Phantaſie, von ſeinem Gefühl, von ſeiner Liebe, ſeinem Haß, ſeiner Leidenſchaft, ſeiner Wahrheit, ſeinem Wahn. Fanatiker im Guten wie im Böſen, athmet er im Maßloſen, im Extremen als in ſeiner wahren Lebensluft. Es iſt ein und derſelbe

Trieb, welcher einen Simeon Stylites zum Narren und einen Ceſare Borgia zum Böſewicht macht. Es iſt dieſelbe Sucht und Wuth, welche eine heilige Eliſabeth ihr Wohlbehagen im Umgange mit Ausſätzigen finden und einen Jakob Sprenger den „Hexenhammer“ ſchreiben läßt. Es iſt derſelbe dämoniſche Stolz, welcher in Rouſſeau rebellirt und in Napoleon tyranniſirt. Daſſelbe Empor- oder Hinabgeriſſenſein über oder unter das Gewöhnliche verwandelt den Kameelhüter Mohammed in einen Propheten und die Kaiſerin Meſſalina in eine Lupanardirne. Du darfſt in der Region des Dämoniſchen alles ſuchen und wirſt darin alles finden, ausgenommen geſunden Menſchenverſtand, Maß und Regel. Das Dämoniſche iſt reine Phantaſiewillkür. Karl Moor ſpricht das Kredo des Dämoniſchen aus in dem Sturm- und Drangſatz: „Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Koloſſe aus“. Ja wohl; nur muß hinzugefügt werden: der Mehrzahl nach Koloſſe des Unſinns, der Extravaganz, der blanken Narrheit, der grauenhaften Scheuſäligkeit. Die „Freiheit" des Dämons iſt nur die ſouveräne Willkür, alles zu thun, wozu ihn die fixe Idee, welche ihn beſitzt, reizt und antreibt. Es iſt ganz die auch vom Pöbel und von der Kirche geforderte „Freiheit", alles außer ihm oder ihr zu unterdrücken und zu beherrſchen. Alle großen Kirchenväter und Päpſte ſind dämoniſche Naturen geweſen. Wie aber das Dämoniſche in den Maſſen ſchauderhafte Geſtalt gewinnt, das wiſſen die Kenner der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte.

Auch in jeder liebenden Frau waltet Dämoniſches. Dämoniſche Höllengluten gloſten und qualmen aus den kätziſchen Orgien der Mutter Nero's und der Mutter Pauls des Erſten. Dämoniſche Himmelslichter ſpielen und ſchimmern und funkeln in den Strophen der Sappho, in den Romanen der Germaine Staël und der Aurore Dudevant. Das verhaltene und zuſammengepreßte Feuer einer ungeliebten und doch liebedurſtigen Mädchenſeele glüht dämoniſch heiß in den Liedern und Romanzen unſerer jungfräulichen

Annette von Droſte. Jedes wahrhaft liebende Weib wird zur Dichterin, auch wenn es nicht weiß, was ein Vers iſt, und niemals würde eine Frau zu jener kyniſchen Auffaſſung der Ehe herabgeſunken ſein, wie ſie ein Poet von Handwerk, der Hageſtolz Pope, dargelegt hat in dem Witzwort: „Wer ein Weib nimmt, weil er nicht immer keuſch leben kann, iſt juſt wie einer, der, weil er etliche Blutwallungen verſpürt, ſich entſchließt, beſtändig ein Blaſenpflaſter zu tragen."

Wer löſ't das Räthſel „Liebe"? Nur wer das Räthſel „Menſch", das Welträthſel löſ't. Alſo niemand. Allbekannt iſt das ſinnreiche Märchen, welches Platon im Sympoſion dem Ariſtophanes in den Mund gelegt hat und das mit der Nutzanwendung ſchließt: „Jeder von uns iſt nur die Hälfte von einem Menſchen, maßen wir, entzweigeſchnitten, aus einem zwei geworden ſind; und darum ſucht allzeit jeder (und jede) ſeine (oder ihre) andere Hälfte." Zu deutſch: Jeder Hans ſucht ſeine Grethe, ihren Kunz will jede Käthe. Der allgewaltige Naturtrieb gibt ſich beim Manne offener kund, iſt aber beim Weibe heftiger. Schon deßhalb, weil bei dieſem die Scham den Trieb mehr zügelt und folglich zuſammenfaßt, verdichtet, potenzirt. Dann aber auch und noch mehr, weil das Weib Mutter werden will, werden muß, um das Herrlichſte und Heiligſte zu verwirklichen, was auf Erden lebt: — die Mutterliebe. Für den Mann iſt die Liebe nur eine Entwickelungsphaſe ſeines Weſens, für das Weib iſt ſie alles in allem, Lebensſubſtanz, Himmel und Hölle. Für den Mann reißt in der That „mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ gewöhnlich der „ſchöne Wahn“ entzwei: aber für das Weib iſt die Brautnacht das Thor zu ihrem wahren und wirklichen Daſein: denn aus dem Grab ihrer Jungfrauſchaft ſteht triumphirend ihre Mutterſchaft auf, ihres Weſens Eſſenz und Zweck. Der Mann liebt zeitweilig, das Weib will immerfort lieben und geliebt werden. Für die Frau gilt voll und ganz das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Schon oft hat man, um das Seeliſch-

Selbſtloſe der Liebe auszudrücken, Dſchelaleddins myſtiſches Wort:

„Da, wo die Lieb' erwachet, ſtirbt
Das Ich, der dunkele Deſpot —"

behaglichſt vorgebracht. Allein dieſe Phraſe iſt, wie noch gar viele andere berühmte Phraſen, eigentlich ein blanker Unſinn. Der „dunkle Deſpot", der Geſchlechtstrieb, ſtirbt beim Erwachen der Liebe keineswegs, im Gegentheil! Er weckt ſie ja, er iſt die Liebe ſelber. Die moderne Kultur hat den Naturtrieb ſo zu ſagen civiliſirt, romantiſirt, ſublimirt, idealiſirt; aber daß er und nur er der wirkliche Eros, das können bloß Leute bezweifeln oder beſtreiten, deren Feigheit nie wagt, der Wahrheit frank und frei in das ſtrenge Antlitz zu ſehen, und welche daher demſelben allzeit die Phraſenmaſke vorſtecken möchten. Auch das Weib ſucht in der Liebe zunächſt nur die Geſchlechtsbefriedigung, weil es muß, weil die Natur ſie tyranniſch dazu zwingt. Ein ſittſames Mädchen iſt ſich deſſen ſicherlich gar nicht bewußt, wenn ſich das, was man „Liebe" im idealen

Sinne zu nennen übereingekommen iſt, in ihm reat. Allein alles Nebeln und Schwebeln, alle lyriſchen Redensarten beiſeite geſetzt, iſt es doch nur der „dunkle Deſpot“, welcher die Blicke der Jungfrau lenkt und ihre Bruſt vor Sehnſucht ſchwellen macht. Der zarteſte Minneſänger unſeres Jahrhunderts, Geibel, hat geſungen:

> „Die Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade,
> Die wie der Thau vom Himmel fällt“ —

und gewiß iſt das recht hübſch geſagt. Wäre es nur mehr als eine lyriſche Lüge! Denn in Wahrheit iſt die Liebe kein „Wunder“, d. h. kein Nichtexiſtirendes, ſondern ſie iſt ein ſehr Subſtanzielles, Thatſächliches, weil eine Naturgewalt. Und ſie iſt auch, meinen die Erzproſaiker von Peſſimiſten, keineswegs eine „Gnade“, ſondern vielmehr ein Fluch; denn ſie zwingt ja den Menſchen, ſein unſeliges Geſchlecht fortzupflanzen. Warum iſt aber dieſer tyranniſche Trieb, dieſer dunkle Deſpot da? Darauf gibt es keine Antwort. Warum iſt der Menſch da? Warum iſt der ganze Erdenhumbug und der ganze Weltſchwindel da? „Quien sabe!“ ſagt der Spanier.

Die Frau verſteht zweifelsohne mehr aus der Liebe zu machen als der Mann. Sie weiß dieſelbe — namentlich dann, wann ſie erſt dem „dunkeln Deſpoten“ dadurch, daß ſie Mutter geworden, den geheiſchten Tribut gezollt hat — idealiſcher zu faſſen und zu führen als der Mann, bei welchem „ſofort mit der Befriedigung die Leidenſchaft um ein merkliches abnimmt, wenn ſie auch noch nicht gleich ganz verſchwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf ſich warten läßt“ *). Beim Weibe hält die Befriedigung

---

*) Hartmann („Philoſophie des Unbewußten“, A. 2, S. 189) fügt noch hinzu: „Sehr lange überdauert keine Liebensleidenſchaft den Genuß, wenigſtens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn ſie auch zuerſt noch kurze Zeit wachſen kann. Die Liebe iſt ein Gewitter: ſie entlädt ſich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehreren ihrer elektriſchen Materie, und wenn ſie ſich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewußtſeins wird wieder klar und blickt ſtaunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach.“ Hartmanns Buch

länger vor, weil das Nachgefühl die feineren Nervenſaiten deſſelben in zärtlichdankbare Schwingung verſetzt. Hogarth hat das in ſeinem geiſtvollſten Bilde („Before and after") meiſterlich zur Anſchauung gebracht und Göthe, der überall und allzeit naturwahre, hat es prachtvoll aufrichtig formulirt, indem er in der ſechſten ſeiner herrlichen „Römiſchen Elegien" die gekränkte Geliebte vorwurfsvoll zu ihm ſelber ſprechen läßt:

„Geh! Ihr ſeid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber, ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus."

---

iſt, auch ganz abgeſehen von dem reichen Gedankengehalt und dem wiſſenſchaftlichen Werthe deſſelben ſchon darum von Bedeutung, weil der Verfaſſer als einer der wenigen, ſehr wenigen deutſchen Schriftſteller der Gegenwart ſich gibt, welche den Muth haben, die Dinge mit ihren wirklichen Namen zu bezeichnen und die Wahrheit ungeſchminkt zu ſagen. Die jämmerliche Prüderie und die zweiächſleriſche Hofräthelei, welche in unſerer Literatur herumſcharwenzeln, gehen darauf aus, dieſelbe zu einer richtigen engliſch-ſcheinheiligen Theekeſſelliteratur zu verflauen. Unſere Thee-

Ja, ſo iſt es. Der Mann liebt darum das Weib als ſolches nur, ſo lange er ein Mann. Das Weib aber kann noch lieben, liebt noch wirklich, wann es ſchon aufgehört hat, ein Weib im phyſiologiſchen Sinne zu ſein. Daraus erklärt es ſich, daß der „dunkle Deſpot" den Mann zeitweilig zum willenlos erbärmlichen Sklaven des begehrten Weibes machen kann und wirklich macht; und ebenſo, daß ein liebendes Weib nicht allein lebenslang, ſondern auch noch über Tod und Grab hinaus in dem geliebten Mann ihren Gott ſieht und verehrt. Der entmannte Abälard hat für Heloiſe nur noch das Gefühl zugeknöpfter Freundſchaft; Heloiſe dagegen, obgleich ſie weiß, daß Abälard ein Unmann, liebt ihn bis zu ihrer Todesſtunde mit leidenſchaftlicher Glut. Spötter mögen ſagen: Die Sache iſt die, daß der Mann wenigſtens unter Umſtänden Vernunft annimmt, das Weib dagegen

---

teßier von Autoren thun in Verſen und Proſa ſo, als beſtände das ganze Publikum aus lauter bleichſüchtigen Mädelchen.

unter keinen. Allein ſelbſt Spötter werden ſich dazu bequemen, vor Heloiſe den Hut zu ziehen, während ſie mit Achſelzucken an Abälard vorübergehen.

2.

Die tragiſche Geſchichte dieſes berühmten Paares iſt hundertmal geſchrieben worden und reizt doch immer wieder zu erneuter Darſtellung. Das kommt davon, daß ſie, was ja ſolchen Problemen überhaupt eigen, dem aufmerkſamen Betrachter immer wieder eine neue Seite zukehrt. Um das richtige kulturgeſchichtliche und pſychologiſche Ergebniß zu gewinnen, darf man ſich freilich die Mühe nicht verdrießen laſſen — eine leichte und angenehme Mühe übrigens — aus der echten Quelle der Geſchichte Abälards und Heloiſe's zu ſchöpfen, aus ihrem Briefwechſel*).

---

*) Aber aus dem wirklichen, nicht aus dem fingirten, wie ihn Weiß(er) deutſch gedichtet hat, ſtellenweiſe recht

Dieſe Korreſpondenz macht ohne Frage eins der eigenartigſten geiſtigen Denkmäler des 12. Jahrhunderts aus und des Mittelalters überhaupt. Der berühmteſte Gelehrte und die gebildetſte Frau ihrer Zeit laſſen uns, nach voller gegenſeitiger Hingebung durch ein furchtbares Geſchick auseinandergeriſſen, in ihren Briefen in ihre Seelen hineinblicken. Die des Weibes iſt offenbar die größere. Heloiſe erſcheint, obzwar ein Zug von Blauſtrümpfelei ſich deutlich an ihr bemerkbar macht, geradezu heldiſch. Nicht im amazonen-

---

ergreifend, da und dort ein Wort oder die Andeutung einer Situation aus den Originalbriefen entlehnend. Spaßhaft iſt nun aber, wenn Fr. von Sontheim in ſeinem ſonſt nicht unebenen Büchlein „Geſchichte der Liebe oder Verſuch einer Philoſophie der Geſchichte für Damen“ (1855) die weiß'ſche Fiktion für bare Wahrheit nahm, die weiß'ſchen Verſe als Auslaſſungen Abälards und Heloiſe's citirte und ſchließlich verwundert ausrief (S. 111): „Wer ſollte dieſes alles im Mittelalter ſuchen?“ Auch von einer „Philoſophie der Geſchichte für Damen“ darf man denn doch fordern, daß der Verfaſſer die Literatur kenne, auf welche er ſeine Schlüſſe baſiren will.

haften, ſondern im intellektuellen Sinne. Sie ſchüttet die Glut ihres Herzens in Worten aus, wie ſo kühn eine Frau ſie wohl nicht wieder auf das Papier geſchleudert hat. Das heiße Latein ihrer Briefe gemahnt fortwährend an die Feuer- und Eifertöne des hebräiſchen Hohenliedes. In dieſer Pariſerin waltete jene „Freigeiſterei der Leidenſchaft“, welche keineswegs erſt die moderne Zeit literariſch aufgebracht hat, ſondern die ſich ſchon im Mittelalter gar nicht ſelten ſehr entſchieden lautmachte. Man denke nur an unſeres geiſteshellen Gottfrieds von Straßburg Prachtgedicht von Triſtan und Iſolde, an den Dekamerone, an die franzöſiſche Fabliaux- und die deutſche Schwankdichtung. Der weiſen und wiſſenden Menſchen gab es auch im barbariſchen Mittelalter nicht wenige, obzwar ſie ſehr „bewegliche Gründe hatten, „dem Pöbel ihr Gefühl und ihr Schauen“ möglichſt wenig zu „offenbaren.“ Uebrigens iſt es ja bekanntlich auch heutzutage noch unräthlich und unter Umſtänden gefährlich, Perlen vor die Schweine zu werfen, maßen dieſe, ſo ſie können, zwar nicht die Perlen, wohl aber den Werfer freſſen.

Der Briefwechſel zwiſchen Abälard und Heloiſe wurde veranlaßt durch das berühmte Schreiben, welches jener von der Abtei Sankt Gildas de Rhuys im Morbihan aus an einen Freund richtete, lange Jahre nach der pariſer Kataſtrophe im Geſchicke der Liebenden. Abälard gibt darin eine Geſchichte ſeines Lebens und Strebens, ſeiner Liebe und ſeines Unglücks. Der Brief iſt geradezu ein ſelbſtbiographiſches Monument. An der Wahrhaftigkeit des Briefſchreibers iſt nicht zu zweifeln. Die ganze Epiſtel trägt den Stempel der Aufrichtigkeit. Da und dort, wo die Schmerzen der Erinnerung ſchärfer ſich regen, erhebt ſich der Ton zwar nicht zu vollem Pathos, aber doch zu oratoriſcher Wärme. Im Ganzen jedoch erzählt der Verfaſſer mit der Gelaſſenheit eines Mannes, welcher vom ſicheren Uferfelſen aus auf das ſtürmende Meer, dem er entronnen, nicht ohne Behagen zurückblickt.

Abälard war ein Breton. Er wurde im Dorfe Palais unweit Nantes i. J. 1079 geboren und auf den Namen Pierre getauft. Abälard — auch Abelard und Abeilard geſchrieben — iſt nicht etwa ſein Geſchlechtsname. Zu jener Zeit führten ländliche Gutsherren — und ein ſolcher war Pierre's Vater — überhaupt noch keine Geſchlechtsnamen. Abälard iſt nichts mehr und nichts weniger als ein Spitzname, dem jungen Pierre von einem ſeiner Lehrer gegeben, und hat die nichts weniger als romantiſche Bedeutung „Specklecker“ *). Der Junge mag ſich eines Tages an einem vom väterlichen Gehöfte hereingeſandten Stücke Speck erlabt haben, alſo von dem Magiſter, welcher vielleicht ſelber nach ſo einem Biſſen gelüſtete, betroffen und halb im Scherze halb im Aerger mit einem „Sobriquet“ beſchenkt worden ſein, das — eine echtfranzöſiſch-geſchwol-

---

*) Nach Rémuſat („Abelard“, I, 13). Von bajo = lingo und lard. Ich muß aber bemerken, daß ich bajo in dieſer Bedeutung weder im Du Cange noch bei Diez (Wörterb. d. roman. Spr.) gefunden habe.

lene Phraſe zu gebrauchen — die Runde um die Welt machen ſollte.

Speckleder rühmt ſeinem Vater nach, derſelbe habe viel auf die Wiſſenſchaften („literae“) gehalten und habe ſich bemüht, ihm ſelbſt und ſeinen Brüdern eine wiſſenſchaftliche Bildung zu verſchaffen. Wiſſenſchaft war damals das Eingepauktſein im „Trivium“ und „Quadrivium“, das Sprechen und Schreiben eines Latein, welches nichts weniger als ein ciceroniſches geweſen iſt, weiterhin die Kenntniß der antiken, ganz vorzugsweiſe der römiſchen Literatur, Gewandtheit in Handhabung der dialektiſchen Kategorien des Ariſtoteles, was man „Philoſophie“ nannte, und endlich viel Theologie. Dieſe iſt eigentlich alles in allem geweſen, maßen das ganze geiſtige Leben und Streben innerhalb der Schranken des römiſch-katholiſchen Kredo ſich bewegen mußte. Es fehlte bekanntlich auch im Mittelalter nicht an einzelnen kühnen Geiſtern, welche gegen dieſe Schranken angingen und ſie zu durchbrechen ſuchten; aber ſie haben ſich nur die Schädel daran eingerannt.

Die allmächtige Deſpotin Madonna Ekkleſia hielt ſich eine „wiſſenſchaftlich“ gebildete Haus- und Sakriſteiſklavin, welche Philoſophia ſcholaſtika oder kurzweg Scholaſtika hieß. Dieſes beklagenswerthe Geſchöpf mußte ſich jahrein jahraus bei Tag und bei Nacht damit abmühen, ihre wahnwitzige Herrin ſo zu bemalen, zu friſiren, anzuziehen und herauszuputzen, daß dieſelbe ausſah, als wäre ſie geſunden Verſtandes. Zugleich mußte die arme Scholaſtika, um ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nachhaltiger thun zu können, auch noch die Schulmeiſterin machen und jene Schule halten, aus welcher die nach ihr benannten Scholaſtiker hervorgegangen ſind: arme, ärmſte Teufel von „Philoſophen“, welche die ungeheuerliche Aufgabe hatten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben.

Zu einem ſolchen Treiber bildete ſich auch Abälard heran, von einer gelehrten Schule zur andern wandernd. Dieſe Schulen waren biſchöfliche oder klöſterliche, ſo ziemlich noch ganz auf dem Fuße der Kloſterſchulen eingerichtet, wie ſie zur karlingiſchen Zeit beſtanden hatten. Den bedeutendſten Eindruck empfing der wandernde Scholar Abälard von jenem Jean Roſcelin, welcher Kanonikus zu Kompiegne und ein wirklicher Denker geweſen iſt. Roſcelin kann als der Doktringeber der ſcholaſtiſchen Partei der „Nominaliſten“ angeſehen werden, welche das Element der Beweglichkeit vertraten gegenüber der ſtarren Stabilität der „Realiſten“. Der Kanonikus von Kompiegne ging aber über die Gränzmarke der dialektiſchen Zungendreſcherei von damals weit hinaus, indem er es wagte, das Dogma von dem Eins, das gleich Drei, und von den Drei, die gleich Eins — einer jener unqualifizirbaren Einfälle, auf welche der Menſch kommt, wenn er ſich auf den Kopf ſtellt und mit den Hühneraugen denkt — zu analyſiren und die lächerlichen Widerſprüche nachzuweiſen, aus welchen es zuſammengeſetzt iſt. Natürlich erſcholl ſofort das heilige Zeterhorn und erdröhnte die Heerpauke der Rechtgläubigkeit. Auf einer i. J. 1092 zu Soiſſons verſammelten Synode wurde Roſcelins Ketzerei verdammt. Auf ihn ſelber hetzte man das „Volk“, welches ſich natürlich gerne hetzen ließ, und trieb ihn ſo aus dem Lande. Die Macher in Religionsgefahr und ſonſtigen Pöbelexceſſen wiſſen gar wohl, daß die kenntnißloſe, denkfaule und niederträchtige Menge allzeit bereit iſt und ſein wird, das von ihnen angeſtimmte „Kreuzige!“ in Ausführung zu bringen. Von dem ſchlechtunterrichteten „unfehlbaren“ Volk an das beſſer zu unterrichtende zu appelliren nützt gerade ſoviel wie die Appellation von dem ſchlecht unterrichteten unfehlbaren Papſt an den beſſer zu unterrichtenden. Es iſt eine der jammerſäligſten weltgeſchichtlichen Thatſachen, daß das arme unwiſſende genasführte Volk immer und überall willig war und iſt, mit ſeinen falſchen Freunden gegen ſeine wahren ſich zu verbünden. Ja, traurig zu ſagen, es läßt ſich lieber tauſendmal belügen als nur einmal belehren — eine Erſcheinung von ſo empörender Natur, daß ſie ſogar dem mildeſten und liebevollſten Herzen, welches je in einer Dichterbruſt geſchlagen, den Zornſchrei entriß:

„Das Volk, das froh in die Hände ſchlägt
Und jubelnd die Lüge begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde verſüßt.“ . . .

Paris war zu Ende des 11. Jahrhunderts die Hauptburg der Scholaſtik, die Politurgeberin der ſcholaſtiſchen Methode, die Ausſtralerin der ſcholaſtiſchen Mode. Als zwanzigjähriger Burſch kam unſer Specklecker dorthin, angezogen insbeſondere durch die Säule der Wiſſenden („columna doctorum“), wie der Erzdiakon Wilhelm von Champeaux beehrennamſet war, der dazumal der biſchöflichen Schule von Paris verſtand. Das war ſo ein richtiger Kampfhahn der Scholaſtik, welcher mit dialektiſchem Flügelwetzen und ſyllogiſtiſchem Krähen einen ungeheuren Lärm verführte. Der ganze Inhalt des Trivium und Quadrivium, das will ſagen die geſammte Encyklopädie der „Wiſſenſchaften“ von damals hing ihm nur ſo zum Schnabel heraus und der Kamm ſchwoll ihm von dem ſtolzen Bewußtſein, der geſchickteſte Wortſchaumſchläger ſeiner Zeit zu ſein und mit einem unermeßlichen Aufwand von Buchſtaben und Silben, Sentenzen und Schlüſſen nichts zu ſagen. Aber nicht lange ſtand es an, da wurde der gefeierte Hahn überhahnt: Wilhelms Schüler Abälard ging diſputirend gegen den Meiſter vor und krähte ihn förmlich nieder*).

Das trug dem jungen Sieger viel Ruhm ein, aber auch viel Neid. Alle Mittelmäßigkeiten werden ja wüthend, wenn plötzlich neben ihnen ein auserwählter Menſch aufſteht und ſeine mit dem Siegel des Genius bezeichnete Stirne hoch über ihre Plattſchädel erhebt. Abälard hielt ſich für hinlänglich belehrt und gelehrt, um ſelber lehren zu können. Doch war er klug genug, einzuſehen, daß er in Paris ſelbſt zunächſt noch nicht aufkommen könnte, und demzufolge begab er ſich i. J. 1102 nach Melun, um daſelbſt ſeine erſte

---

*) „Cum quo (Guillelmo) aliquantulum moratus primo ei acceptus, postmodum gravissimus extiti, cum nonnullas scilicet ejus sententias refellere conarer et ratiocinari contra eum saepius aggrederer et nonnunquam superior in disputando viderer.“ Epist. I. Abaelardi Ed. R. Rawlinson (Lond. 1718), p. 3.

Schule aufzuthun. Sie hatte Erfolg und nach einiger Zeit entſchloß ſich „Meiſter Pierre“, wie Abälard von jetzt an gewöhnlich hieß, ſeine Lehrkanzel nach Korbeil bei Paris zu verpflanzen, um ſeine Angriffe auf die Notre-Dame-Schule und deren Vorſteher Wilhelm von Champeaux häufiger und nachdrucksamer führen zu können. Aber ſein maßloſer Lern- und Lehreifer machte ihn ſo krank, daß er ſich genöthigt ſah, auf ſeiner Laufbahn innezuhalten und ſich in ſeine ländliche Heimat in der Bretagne zurückzuziehen. Er verweilte einige Jahre unter dem Dache des Vaterhauſes und fand im Frieden des Dorfes ſeine völlige Wiedergeneſung. Allein obzwar ein Stück Poet, vermochte Abälard nicht lange in ländlicher Stille zu athmen. Die Aufregungen des Diſputirſals und der literariſchen Klopffechterei waren ihm ſchon zum Bedürfniſſe geworden. Er kehrte daher auf den Schauplatz ſeiner Studien, ſeiner Kämpfe und ſeines Ruhms zurück, errichtete in Paris auf dem Genofevahügel eine Schule, welche ſofort großen Zulauf erhielt, und die Neckereien, heftigen Streitigkeiten und halben Verſöhnungen mit Wilhelm von Champeaux begannen von neuem. Das währte bis zum Jahre 1113, wo Wilhelm, zum Biſchof von Chalons erwählt, dem Schüler, welcher ihm über den Kopf gewachſen war, das Feld räumte.

Abälard war jetzt das anerkannte Haupt der Schule von Paris und trat auf die Zenithhöhe ſeiner Wirkſamkeit als Lehrer. Von nah und fern ſtrömten einheimiſche und fremde Zuhörer herbei. Wie Frankreich, ſandten auch Deutſchland, England und Italien ihre Kontingente. Aus dem letztgenannten Lande kam Abälards berühmteſter Schüler, der erlauchte Märtyrer Arnaldo da Brescia. Auch ein nachmaliger Papſt, Cöleſtin der Zweite, ſaß hörend zu den Füßen von Meiſter Pierre, zu gleicher Zeit mit Peter dem Lombarden, welcher ſpäter den Aberwitz der ſcholaſtiſchen Theologie oder theologiſchen Scholaſtik in ſeinem „Magister sententiarum“ ſehr wirkſam ſyſtematiſirte zum Schul-, Haus- und Handgebrauch unzähliger Thoren.

Zweifelsohne trug Abälard eine kräftig pulſirende philoſophiſche Ader in ſich. Ja, man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß er der einzige Philoſoph ſeiner Zeit geweſen ſei. Die in ihm arbeitende Skepſis machte ihn dazu. Der Vater alles Wiſſens, aller Forſchung, alles Vorſchritts, der dreimal heilige Zweifel, offenbarte dem Meiſter Pierre den Satz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat.“ Dieſen Satz auch nur zu denken, war dazumal eine große Kühnheit; denſelben auszuſprechen, war eine große That. Der Rationalismus hat daher vollwichtigen Grund, verehrungsvoll auf Abälard als auf einen ſeiner erſten Begründer zurückzublicken. Aber darum hörte Meiſter Pierre doch nicht auf, ein Scholaſtiker zu ſein. Er griff es freier, kühner und feiner an, das genannte Kameel durch das erwähnte Nadelöhr zu treiben, als alle die anderen; allein im Ganzen und Großen iſt ſeine Thätigkeit als Dozent und Autor doch auch weiter nichts als ſolche Kameeltreiberei geweſen.

Im Uebrigen war der Herr Kanonikus und Profeſſor nichts weniger als ein Pedant. Von ſtattlicher Geſtalt, weltmänniſch gewandtem Gebaren, wohlberedt, mit allerhand geſelligen Talenten ausgeſtattet, Verſemacher, Sänger und Zitherſchläger, hatte er einen großen Stand in der Geſellſchaft. Seine in der Landesſprache gedichteten Lieder, ſeine Witze, ſeine Ein- und Ausfälle gingen von Mund zu Mund. Die Menge ſtaute ſich auf ſeinen Wegen, wenn der berühmte Mann vorüberging, und die Frauen bogen ſich aus den ſchmalen Fenſteröffnungen, um ihm nachzuſehen. Um das Jahr 1117 war er der Löwe von Paris.

3.

Der Löwe fand ſeine Löwin.

Er hat ſelber von ſich geſagt, ſein Name ſei dazumal ſo groß, ſein jugendliches Feuer ſo mächtig, die Anmuth ſeiner Geſtalt ſo vorragend geweſen, daß er von ſeiten keines Weibes, welches zu lieben er ſich herablaſſen wollte, eine Zurückweiſung zu befürchten gehabt hätte*). Das klingt ſehr geckiſch, war aber nur wahr. Entbrannte doch ein Mädchen, welches, wenn nicht das ſchönſte, doch unbedingt das geiſtvollſte, gebildetſte und graziöſeſte Frankreichs war, in leidenſchaftlicher Glut für ihn, — die ſiebzehnjährige im ganzen Lande um ihrer Gelehrtheit willen berühmte Heloiſe für den achtunddreißigjährigen Meiſter Pierre.

Ihr Oheim Fulbert, Kanonikus von Notre-Dame, hatte das junge i. J. 1100 oder 1101 in Paris geborene und frühverwaiſ'te Mädchen zu ſich genommen und ſeinen Stolz darein geſetzt, ſeine Nichte zu einer Gelehrten zu machen. Schon im Alter von 15 Jahren war ſie das nach dem Maßſtabe von damals. Sie ſprach und ſchrieb geläufig lateiniſch, kannte die römiſchen Poeten und Proſaiker, hatte einen dämmernden Hochſchein vom Griechiſchen und wußte ſogar etliche hebräiſche Worte. Wunderlich kommt uns vor, daß Abälard in der lakoniſchen Schilderung, welche er in ſeiner Selbſtbiographie von der weiland Geliebten entworfen hat, von Heloiſe's Schönheit ſehr kurz und mehr nur negativ als poſitiv redet und den Accent ſeiner Erinnerung ganz auf das Wiſſen und den Ruhm des Mädchens legt *). Der arme Eunuchiſirte hatte, als er das niederſchrieb, wohl ſo ziemlich vergeſſen, wie ſehr ihn ſchon der erſte Anblick Heloiſe's bezauberte, als er i. J. 1117 oder 1118 das

---

*) „Tanti quippe tunc nominis eram et juventutis et formae gratia praeeminebam, ut quamcunque foeminarum nostro dignarer amore, nullam vererer repellentem." Ep. I. Ab. p. 9.

---

*) „Quae (adolescentula) cum per faciem non esset infima, per abundantiam literarum erat suprema. Nam quo bonum hoc, literatoriae scilicet scientiae, in mulieribus est rarius, eo amplius puellam commendabat et in toto regno nominatissimam fecerat." L. c. p. 9.

ſchöne Kind zum erſtenmal ſah. In Wahrheit, der Philoſoph war „ganz weg“*).

Meiſter Pierre redete ſich aber nicht ein, in der Liebe das zu ſein, was man einen Platoniker zu nennen pflegt, ganz dummer Weiſe ſo zu nennen pflegt. Die Menſchen minnten im Mittelalter überhaupt viel weniger minneliederſam und viel mehr minnelüderlich, als Unwiſſende glauben und Verehrer der „guten alten frommen Zeit“ zu glauben heucheln. Die Troubadours und Minneſänger haben dies übrigens überall, wo ſie nicht im Fiſtelton der höfiſch-ritterlichen Konvenienz, ſondern im Bruſtton wahrer Empfindung ſangen, mit anerkennenswerther Offenheit und Unbefangenheit ſelber eingeſtanden. Auch damals hat eben die Leidenſchaft, wie ſie allzeit und allenthalben that, thut und thun wird, ſich keineswegs damit begnügt, dem blaſſen Mond ihre Wünſche vorzuſeufzen, ſondern ſie hat, und zwar nicht ſehr ſkrupelig, nach dem Beſitze des geliebten Gegenſtandes geſtrebt.

---

*) „In hujus itaque adolescentulae amorem totus inflammatus.“ Ibid.

So that auch unſer verliebter Specklecker und der Geiz und die Eitelkeit ſeines Mitkanonikus Fulbert verhalfen ihm raſch zum Ziele. Der Oheim war nämlich bis zu einem gewiſſen Grade ebenfalls in ſeine ſchöne und hochbegabte Nichte verliebt. Er wünſchte den Ruhm Heloiſe's über alle Welt ausgebreitet zu ſehen, um ſich in den Stralen dieſes Ruhms onkelhaft zu ſonnen. Koſten freilich ſollte es möglichſt wenig. Als ihm nun Abälard durch Vermittelung von Freunden („quibusdam ipsius amicis intervenientibus") zweierlei anbot: 1) die Nichte in alle Geheimniſſe der Philoſophie einzuführen und 2) der Miethmann und Koſtgänger des Oheims zu werden, um die Nichte bequemer unterrichten zu können, und zwar mit Entrichtung eines erklecklichen Mieth- und Koſtgeldes, da griff Ehren Fulbert mit beiden Händen zu, froh einen Vogel gefangen zu haben, welcher den Säckel des Oheims mit gemünztem Silber und den Geiſt der Nichte mit dem gediegenen Golde der Weisheit füllen wollte. Daß der Kanonikus ſo blind war, mag einigermaßen entſchuldigt werden durch den Ruf der Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit, in welchem Abälard bislang geſtanden hatte.

Der Präceptor zog ein in das nahe bei der Schule von Notre-Dame gelegene Kanonikathaus und das unausbleibliche Spiel nahm ſeinen Anfang. Der Lehrer war eifrig und die arme Heloiſe lernte nur allzuſchnell und allzuviel. Abälard hat gar artig beſchrieben, wie die Schule der Philoſophie zur Schule der Leidenſchaft und der Privatunterricht in heiliger und profaner Literatur zu einem Privatiſſimum der ars amandi wurde*). Man könnte meinen, daß

---

*) „Quid plura? primum domo una conjungimur, postmodum animo. Sub occasione itaque disciplinae amori penitus vacabamus et secretos regressus, quos amor optabat, studium lectionis offerebat. Apertis itaque libris plura de amore quam de philosophia verba se ingerebant, plura erant oscula quam sententiae. Saepius ad sinus quam ad libros reducebantur manus, crebrius oculos amor in se reflectebat quam lectio in

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03466/015

Dante dieſe Schilderung gekannt haben müßte, als er die glühenden und doch ſo keuſchen Schlußterzinen des 5. Kanto ſeines Inferno dichtete, in welchen die arme Franceska da Rimini beichtet, was ihr geſchehen, als ſie eines Tages mit Paolo Malateſta in einem Buche las. Es erging dem Meiſter Pierre und ſeiner Schülerin, wie es, mit oder ohne Buch, vor ihnen und nach ihnen Milliarden von Menſchenpaaren ergangen iſt und noch ergehen wird, genau ſo, wie es geſchrieben ſteht beim Vater der Iſolde Goldhaar: —

„Minne, die Herzensjägerin,
Die ſchlich in ihre Herzen hin,
Eh' ſie es wurden recht gewahr.
Sie ſtieß die Siegesfahne dar
Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit;
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor geweſen waren zwei.“

---

scripturam dirigebat. Quid denique? nullus a cupidis intermissus est gradus amoris, et si quid insolitum amor excogitare potuit, est additum. Et quo minus ista fueramus experti gaudia, ardentius illis insistebamus et minus in fastidium vertebantur.“ L. c. p. 10.

Im übrigen hat Abälard in das pathetiſche Gemälde, welches er von der Expoſition und Peripetie ſeines Liebedrama's entwarf, einen eigenartig komiſchen Schnörkel hineingebracht, indem er erzählt, er habe, um die Augen der Aufpaſſer zu täuſchen, ſeiner Schülerin mitunter die Ruthe gegeben*).

4.

Aber auf die Peripetie folgt auch im Liebedrama logiſcher Weiſe die Kataſtrophe. Dem „freudvoll" tritt das „leidvoll", dem „himmelhochjauchzend" das „zum Tode betrübt" auf die Ferſen.

Plötzlich verging dem Meiſter Pierre die luſtſelige Laune, Lieder zu dichten, worin ſtatt der Myſterien der Philoſophie die der Liebe gelehrt und welche, wie er nicht ohne einen Anflug von Poeteneitelkeit meldet, weitum geſungen wurden.

---

*) „Quoque minus suspicionis haberemus, verbera quandoque dabat amor, non furor, gratia, non ira, quae omnium unguentorum suavitatem transcenderent."

Dem Kanonikus Fulbert wurden endlich durch gute Freunde die blödſichtigen Onkelaugen weit aufgethan. Zu ſpät ſchaffte er den Lehrer der Liebekunſt aus dem Hauſe. Die gewaltſame Trennung machte natürlich die Verliebten nur noch erpichter auf einander. Die Leidenſchaft ſuchte, fand und ging ihre Wege. Der Widerwart von Oheim ſpähte und ſpionirte, ſtellte Fallen und legte Netze und richtig ließen ſich die Liebenden von ihm fangen, wie dem Sänger Demodokos im achten Geſange der Odyſſee zufolge vom armen Hinkebein Hephäſtos ſeine Frau Gemahlin Aphrodite und ihr Buhler Ares gefangen worden waren*). Die näheren Umſtände dieſes mißlichen Abenteuers und wie er demſelben entronnen hat Meiſter Pierre anzugeben nicht für gut gefunden.

---

*) „Actum in nobis est, quod de Marte et Venere deprehensis poëtica narrat fabula.“ L. c. 12.

Kurz darauf kam ihm von Heloiſe eine briefliche Mittheilung zu, die ihn ſehr nachdenklich ſtimmte. Seines Nachdenkens Reſultat war aber, daß er die Geliebte nachtſchlafender Weile aus dem Hauſe ihres Oheims entführte, und nicht nur aus dem oheimlichen Hauſe, ſondern auch aus Paris. Er brachte die Entführte in ſeine bretoniſche Heimat und dort in das Haus ſeiner Schweſter. Hier gebar Heloiſe, nachdem die Zeit erfüllet war, einen Knaben, welchem die junge Mutter den barocken Namen Sternhöhemeſſer gab*).

Abälard war ſchon vor erfolgter Niederkunft der Geliebten nach Paris zurückgekehrt und mühte ſich ab, den vor Entrüſtung raſenden Oheim zu begütigen. Das wollte lange nicht gelingen und Abälard hatte Mühe, ſich der Nachſtellungen des wüthenden Kanonikus zu erwehren. Endlich fand er aber doch bei Fulbert und der fulbert'ſchen

---

*) „Apud sororem meam tamdiu conservata est, donec pareret masculum, quem Astrolabium nominavit.“

Sippſchaft Gehör mit ſeinem Vorſchlag, Heloiſe in aller Form zu heiraten; nur ſollte die Heirat geheimgehalten werden, damit ſein Ruf keinen Schaden litte*). Um dies zu verſtehen, müſſen wir uns erinnern, daß dazumal ein ehrgeiziger Mann nur entweder im Harniſch oder aber im Prieſterrock ſteigen konnte. Seit Gregors des Siebenten Cölibatsbulle vom Jahre 1074 galt aber Eheloſigkeit für die unumgängliche Vorausſetzung der Gelangung zu allen höheren und höchſten kirchlichen Aemtern und Würden. Abälard wollte ſteigen und wähnte die Vorausſetzung ſeines Steigens mittels Geheimhaltung ſeiner Verehelichung umgehen zu können. Man ſieht, der Mann war ſchon nicht mehr recht verliebt, ſeine Begierde war geſtillt und er ſetzte die fernerweite Befriedigung derſelben der Stillung ſeiner Ehr- und Ruhmſucht weit nach.

Das Weib dagegen, Heloiſe, begann jetzt erſt recht zu lieben, mit der Seele zu lieben. Die Mutter Sternhöhemeſſers weigerte ſich geradezu, auf den Heiratsvorſchlag einzugehen. Sie wollte nicht, daß ihr Ideal von Mann zur ordinären Wirklichkeit der Ehemannſchaft herabſänke. Sie bezeichnete es als unſchicklich und beklagenswerth, daß ein Mann, welchen die Natur zum Vortheil aller geſchaffen, ſich der Schmach unterzöge, einer Frau zu eigen zu ſein*). Sie erklärte geradezu, daß ſie einen Ehebund verabſcheuen müßte, welcher den Geliebten ſeiner Freiheit berauben und wie der Philoſophie ſo auch der Kirche zum größten Schaden gereichen würde; und weiter, ſie machte ſich nichts aus ihrer eigenen Schmach, ſo nur ſein Ruhm vor Schaden gewahrt wäre.

---

*) Dummodo id secreto fieret, ne famae detrimentum incurrerem."

In der ganzen Verhandlung erſcheint Heloiſe viel größer als Abälard, welcher ganz augenſcheinlich vor dem zornwüthigen und rachſüchtigen

---

*) „Quam indecens, quam lamentabile esset, ut, quem omnibus natura creaverat, uni me foeminae dicarem et turpitudini tantae subjacerem." L. c. 13.

Fulbert Furcht hatte und hauptſächlich durch dieſes Motiv dazu getrieben wurde, die hochherzige Geliebte zu rehabilitiren, indem er ſich mit ihr trauen ließ; aber doch nur heimlich, daß es ja ſeinen Ausſichten nicht ſchadete. Was demnach das Weib aus innigſter, ſelbſtloſeſter Liebe nicht wollte, das wollte der Mann aus feiger Berechnung. In dem Weibe waltete weit und ſchön der himmliſche Dämon, in dem Manne klügelte klein und kläglich die „Angſt des Irdiſchen". Heloiſe handelte heldiſch, Abälard wand ſich und taſtete und tiftelte wie ein Diplomat. Das Weib dachte gar nicht an ſich, der Mann dachte nur an ſich. Er kalkulirte, ſie aber liebte, liebte mit jener Kraft, deren Preis in die üppigen Metaphern des Hohenliedes hereinbricht wie in das Gekicher und Geliſpel von Geigen und Flöten ein ſchütternder Poſaunenton: —

„Stark wie der Tod iſt die Liebe!
Feſt wie die Hölle ihr Wille!
Sie iſt eine Flamme Gottes
Und jeder Gewalt der Erde
Trotzt ihre Glut!"

5.

Zuletzt wich aber doch Heloiſe dem Drängen Abälards, welchem vor allem daran gelegen war, ſeine Laufbahn in Paris fürder in Sicherheit verfolgen zu können. Aber nur unter Vergießung bitterer Thränen that ſie dem geliebten Manne, in welchem ſie gerne einen künftigen Abt, Biſchof, Erzbiſchof, Kardinal oder gar Papſt geſehen hätte, ſeinen Willen, ſich mit ihm trauen zu laſſen, und in bangem Vorgefühle ſprach ſie ein prophetiſches Wort, welches ſich nur allzu ſehr verwirklichen ſollte*).

Abälard, welcher wieder nach der Bretagne geeilt war, um der Mutter ſeines Sohnes die gewünſchte Einwilligung abzupreſſen, übergab den kleinen Sternhöhemeſſer ſeiner Schweſter zur Pflege und führte Heloiſe nach Paris zurück. Etliche Tage nach ihrer Ankunft daſelbſt ging frühmorgens in aller Heimlichkeit — nur der Oheim Kanonikus und einige wenige Freunde waren zugegen — in einer der pariſer Kirchen die Trauungsceremonie vor ſich: die junge Frau kehrte in das Haus Fulberts zurück und die Ehegatten ſahen ſich nur ſelten und insgeheim. Allein dies gekünſtelte Verhältniß konnte nicht von Dauer ſein.

---

*) „Unum, inquit, ad ultimum restat, ut in perditione duorum minor non succedat dolor, quam praecessit amor.“ L. c. 16.

Paris war ſchon damals die Stadt der Aergerniſſe par excellence. Wie hätte ſich die Skandalchronik den koſtbaren Stoff von Heloiſe's Verſchwinden und Wiederkehr entgehen laſſen können? Erſt raunte und dann raſaunte es in der Stadt umher, um welcher Verrichtung willen die ſchöne und gelehrte Heloiſe nach der Bretagne gereiſ't ſei. Wir dürfen keck annehmen, daß die häßlichſten und unwiſſendſten Weiber die Einzelnheiten dieſer Schamreiſe am genaueſten anzugeben und mit den giftigſten Gloſſen zu begleiten wußten. Kurz, es gab ein groß Geſchrei und unſer kanoniſcher Choleriker von Oheim wurde darüber ganz rabiat. Was, ſeine Nichte, ſie, welche ſeine Ehre, ſein Ruhm, ſein Stolz geweſen, ſollte als „ſo

Eine" verſchrieen ſein? Nimmermehr! Die Läſtermäuler ſollten zugeſtopft werden mit der Thatſache, daß Heloiſe ein ehrliches Eheweib; ja, das ſollten ſie! Und das dem Abälard gegebene Verſprechen der Geheimhaltung ſeines Ehebundes brechend, gingen Fulbert und ſämmtliche Vettern und Baſen der fulbert'ſchen Sippſchaft hin und ſagten aller Welt: Meiſter Pierre iſt der rechtmäßige Gatte Heloiſe's; das Paar iſt in aller Form und Feierlichkeit eingeſegnet und getraut: da und da, zu der und der Stunde hat die Trauung ſtattgefunden.

Wäre nun die arme Heloiſe ein gewöhnliches Weib geweſen, ſtatt ein dämoniſch bewegtes zu ſein, ſo würde die Sache damit ihre Erledigung gefunden haben. Aber es kam ganz anders. Das alle Klätſcher und Klätſcherinnen, alle Zungen und Ohren von Paris beſchäftigende Skandal trat ſo zu ſagen aus ſeinem Poſitiv in den Komparativ. Denn nur die Zukunft des geliebten Mannes in Betracht ziehend erklärte Heloiſe in hochherziger Selbſtvergeſſenheit: Nein, es hat keine

Trauung ſtattgefunden und ich bin keine rechtmäßige Ehefrau. Nennt, ſcheltet und läſtert mich, wie ihr wollt; ich muß es leiden, denn ich bin keine legitime Gattin.

Aber er, Abälard, trat er nicht hervor, die Wahrheit zu bezeugen und den Ehrenſchild des Ehebundes über das edle Geſchöpf zu halten, welches ſeine Frau war? Nein, er ſchwieg. Eine weibliche Liebe, wie es eine zweite vielleicht nie gegeben, war verſchwendet an einen Mann, deſſen Seelenfittige nicht Schwungkraft genug beſaßen, ihn auf gleicher Höhe mit der Idealität des liebenden Weibes zu halten. Heloiſe behauptete die Genialität ihrer Natur bis zuletzt, Abälard ſank frühzeitig zur Philiſterhaftigkeit herab.

Wie der kanoniſche Oheim wetterte und zeterte, kann man ſich leicht vorſtellen. Er that ſeiner Nichte, die ihm wie eine Verrückte vorkommen mochte, allen Schimpf und alle Schande an[*])

---

[*]) „Vehementer ille commotus, crebris eam contumeliis afficiebat.“ L. c. 17.

und es ſteht ſtark zu vermuthen, daß der jähzornige Mann von Verbalinjurien auch zu Realinjurien vorgeſchritten ſei. Das durfte und konnte Abälard denn doch nicht ruhig geſchehen laſſen. Es gelang ihm, ſein Weib abermals aus der Gewalt des Kanonikus zu befreien und für Heloiſe ein Aſyl im Kloſter von Argenteuil auszumitteln, allwo ſie ja von früherher gut empfohlen war, da ſie mehrere ihrer Kinderjahre unter den Kloſterſchweſtern verbracht hatte. Zu ihrer größeren Sicherheit ließ Abälard ſie das Nonnenkleid anthun, mit Ausnahme jedoch des Schleiers, alſo des eigentlichen Merkmals wirklicher Nonnerei.

Das machte den vor Zorn ſiedenden Kopf Fulberts zum überkochenden Topf. Der Kanonikus glaubte, Abälard wollte dadurch, daß er ſeine rechtmäßige Ehefrau ins Kloſter gebracht und ins Nonnenkleid geſteckt hatte, in bequemſter Weiſe ſich von ihr losmachen und befreien. Oder ſollte, mochte der Kanonikus ſich fragen, das Nonnenkleid ſeiner entehrten Nichte für den Lüſtling von Specklecker gar nur ein wohlfeiler Deckmantel ſein, hinter welchem ſich eheliche Rechte üben ließen, ohne daß der Ausüber ſich als Ehemann bekennen müßte? Nein, das wenigſtens — ſo brudelte der überſchäumende Topf — ſoll dem vermaledeiten Verderber meiner Nichte verleidet werden! Sie ſoll nicht in den Fall kommen, ein zweites Aſtrolabium in die Welt ſetzen zu müſſen!

Und wie geſagt, ſo gethan. Das Skandal ſprang aus dem Komparativ in den Superlativ hinauf. Geführt von dem mittels Beſtechung zum Verräther gemachten Diener Abälards, drang die fulbert'ſche Sippſchaft eines Nachts in ſeine Wohnung ein, warf den aus dem Schlafe aufgeſchreckten Meiſter nieder und machte ihn zum Eunuchen.

Ob der kanoniſche Oheim das ſchnöde Attentat nur angeſtiftet oder aber ob er bei der Ausführung perſönlich zugegen geweſen, ſagt uns Abälard in ſeinem Berichte nicht*). Er meldet nur, daß die Uebelthäter nach verübtem Frevel entflohen, daß ihrer zwei auf der Flucht ergriffen wurden und zur Strafe ihnen angethan ward, was ſie ihm angethan hatten, mit Hinzufügung der Blendung. Einen widerlichen Eindruck macht es, wenn Abälard im Verlaufe ſeines Berichtes mit kathedrariſcher Eitelkeit ſagt, es ſei ganz unmöglich, die Theilnahme und die Klagen zu ſchildern, welche ſeine Verſtümmelung hervorgerufen habe. Nicht mit einer Silbe gedenkt er dabei Heloiſe's. Zur Zeit ganz niedergeſchmettert, barg er ſeine Wunde, ſeine Scham und ſeine Demüthigung im Kloſterſchatten und nahm in der Abtei von Saint-

---

*) „Adversum me conjurati, nocte quadam quiescentem me adque dormientem in secreta hospitii mei camera, quodam mihi serviente per pecuniam corrupto, crudelissima et pudentissima ultione punierunt et quam summa admiratione mundus excepit: eis videlicet corporis mei partibus amputatis, quibus id, quod plangebant, commiseram."

Denis die Kutte, nicht verhehlend, daß ihn mehr die Beſtürzung und Beſchämung als die Frömmigkeit zu dieſem Schritte getrieben.

Noch bevor Meiſter Pierre die Kutte anthat, hatte ſich Heloiſe den Nonnenſchleier umgebunden. Sie hatte ſich dazu entſchloſſen, ſobald die Kunde von Abälards Mißgeſchick in die Mauern von Argenteuil gedrungen war. Umſonſt hatten die Kloſterſchweſtern, deren Liebling ſie geworden, die junge Frau beſchworen, ihre Jugend, Schönheit und Gelehrtheit nicht hinter Kloſtermauern zu begraben. Heloiſe fühlte, daß es mit ihrem Glücke zu Ende und ihr Leben eigentlich beſchloſſen ſei. Aber ſogar während der Ceremonie ihrer Einkleidung und Verſchleierung hatte ſie keinen andern Gedanken als den Geliebten und es iſt charakteriſtiſch, daß dieſe mehr in antik-klaſſiſchen als in mittelalterlich-chriſtlichen Anſchauungen lebende Frau in dem Augenblick, als der Nonnenſchleier vom Altar genommen wurde, um über ihr Haupt gebreitet zu werden, ſchluchzend in die Klageworte ausbrach („inter lacrymas et singultus prorumpens ait*), welche Lukan im achten Buche ſeiner Pharſalia der Kornelia in den Mund gelegt hat*).

6.

Abälard nahm bald ſeine Lehrthätigkeit wieder auf, welche ihm Lebensbedürfniß war und welche jetzt eine zweite Glanzperiode erlebte. Aber mit dieſem neuaufgehenden Glanze ſeiner Wirkſamkeit hoben auch wieder die Widerwärtigkeiten an, welche die Wächter Zions dem Manne bereiteten, der ſich abermals mit der gefährlichen Einbildung trug, das Kameel Dogma müßte, ſo man alle Gehirnnerven redlich anſtrengte, doch wohl ent-

---

*) „O maxime conjux!
O thalamis indigne meis! hoc juris habebat
In tantum fortuna caput? Cur impia nupsi,
Si miserum factura fui? Nunc accipe poenas,
Sed quas sponte luam.“

lich durch das Nadelöhr der Vernunft getrieben werden können. Der redliche Treiber fand keine bleibende Stätte: die Rechtgläubigen trieben ihn mit der Geißel ihres Haſſes von einem Orte zum andern. Am unerbittlichſten ſchwang dieſe Geißel der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, beſonders dann, als unweit von dieſem Kloſter Abälard i. J. 1122 bei Nogent-ſur-Seine das Oratorium Paraklet gegründet hatte, welches er nachmals an Heloiſe und ihre durch den „heiligen" Abt Suger von Saint-Denis aus Argenteuil vertriebenen Kloſterſchweſtern abtrat.

Bernhard, der ſtrenge Mönch, der enthuſiaſtiſche Kreuzzugsprediger, war übrigens ein ehrlicher Gegner, ein bedeutender Menſch, eine dämoniſche Natur. So ein Fanatiker, welcher, was jener indiſche Brahman von ſich behauptete, Glaubensfeuer genug in ſeinem Bauche hatte, um die ganze Welt damit zu verbrennen. Er hat auch ſo einen Weltbrand wenigſtens ſymboliſch-poetiſch veranſtaltet, indem er, ſeiner gränzenloſen Weltverachtung Ausdruck zu geben, das berühmte Lied von der „Vanitas mundi“ dichtete*), welches Buddha oder Schopenhauer geſchrieben haben können.

Genau betrachtet, drehte ſich der Zank zwiſchen Abälard und Bernhard um nichts weiter als um die Aufzäumungsart und den Hufbeſchlag des ſchon öfter als billig erwähnten Kameels. Aber ſolche Alfanzerei gehörte damals zu den „Lebensfragen“ der Geſellſchaft und wurde daher mit ungeheurem Ernſt betrieben. Vor einem mit großem Pomp veranſtalteten Koncil, das am 2. Juni von 1140 zuſammentrat, erſchien Sankt Bernhard mit den Schriften Abälards in der Hand als Ankläger und Meiſter Pierre als Angeklagter, welcher aber die Prozedur abſchnitt, indem er die Kompetenz der Verſammlung beſtritt und an den Papſt appellirte. Da kam er aber übel an.

---

*) „Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?“ etc.
Der Inhalt des ganzen Liedes faßt ſich zuſammen in der Schlußzeile:
„Felix, qui poterit mundum contemnere.“

Innocenz der Zweite befahl, daß die Schriften Abälards verbrannt werden ſollten und daß ihrem Verfaſſer als einem Ketzer („tanquam haeretico“) ein unverbrüchliches Schweigen aufzulegen ſei. Der alſo Gemaßregelte wollte nun ſelber nach Rom, um von dem übelunterrichteten Papſt auf den beſſer zu unterrichtenden ſich zu berufen. Als ob ein unfehlbarer Statthalter Gottes jemals übelunterrichtet ſein könnte! Unterwegs wurde er aber im Kloſter Kluny durch den berühmten Abt Peter, genannt der Ehrwürdige, zurückgehalten und dieſer Freund vermittelte auch eine Ausſöhnung Abälards mit Bernhard von Klairvaux. Verfolgt wurde dann der gebrochene Mann weiter nicht mehr. Er lebte ruhig in Kluny, bis zunehmendes Siechthum ihn nöthigte, eine Luftveränderung als Heilmittel zu verſuchen. Demzufolge begab er ſich in die Priorei Saint-Marcel unweit Chalons, wo er ſeine letzten Lebenstage verbrachte.

Nach ihrer grauſamen Trennung in Paris haben ſich Abälard und Heloiſe nur noch einmal geſehen. Es geſchah dies im Jahre 1129, als Heloiſe ſammt ihren Mitnonnen brutal aus Argenteuil vertrieben worden. Um ihr eine Zuflucht zu verſchaffen, eilte Meiſter Pierre aus der Abtei von Saint-Gildas in der Bretagne, welcher er damals vorſtand, herbei und übergab mit Zuſtimmung des Biſchofs von Troyes das Oratorium Paraklet an Heloiſe und ihre Kloſterſchweſtern. Paraklet gedieh ſehr gut. Mittels einer päpſtlichen Bulle vom Jahre 1136 wurde das unter die Regel Sankt Benedikts geſtellte Kloſter zur Abtei erhoben und Heloiſe zur Aebtiſſin ernannt.

Sie war eine vortreffliche Aebtiſſin, eine angehende Heilige. Aber ſie hörte darum doch nicht auf, ein liebendes Weib zu ſein. Das wurde prächtig offenbar, als eine Abſchrift von dem berühmten ſelbſtbiographiſchen Briefe, welchen Abälard von Saint-Gildas aus an einen Freund geſchrieben hatte, ihren Weg in die Mauern von Paraklet fand.

Der größte bislang unter den Slaven aufgeſtandene Dichter, Mickiewicz, hat die pſychologiſche Thatſache, daß mitten im Braus und Saus des Mißgeſchickes der Stachel der Erinnerung in der Menſchenbruſt ſich abſtumpfe, dagegen nach vorübergegangenem Gewitter in der Stille der Ergebung ſeine Spitze wieder ſcharf fühlbar mache, in die ſchöne Strophe geprägt: —

„Seele, die Erinnerung wohnt, ein Geier, in deinem Grund;
In des Schickſals wildem Sturm ſchläft ſie und du biſt geſund.
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Faſſen es die Klauen.“

Das mußte auch die arme Heloiſe bitterlich erfahren. Sie wähnte ihr Herz beſchwichtigt und geſchweigt, wähnte es eingeſargt in die Reſignation klöſterlicher Askeſe. Da ſchlug wie ein Blitz Abälards Brief in den Sarg, das Herz des Weibes erwachte, flammte auf und ſtrömte ſeinen hochherrlich-dämoniſchen Minnebrand in einer Epiſtel an den Geliebten aus, welche von Naturwahrheit pulſirt und doch zugleich das glühendſte Gedicht iſt, welches jemals von einer Frau erſonnen worden. Es fehlen demſelben nur Rhythmus und Reim. Auch iſt etwas zu viel darin, etwas Störendes: die mancherlei gelehrten Anſpielungen. Mitten in die innigſten Gefühlsergüſſe hinein blauſtrümpfelt es mitunter wunderlich.

Nachdem die Schreiberin den Geliebten um der Anfechtungen willen, welche er von ſeiten ſeiner Feinde in ſeiner Lehrthätigkeit befahren mußte, beklagt und ihm geſagt hat, daß er die Perlen ſeiner Beredſamkeit vergeblich den Schweinen vorwürfe, kommt ſie auf ſich ſelber zu ſprechen, auf die Kataſtrophe ihrer Liebe und erinnert Abälard daran, daß ſie es doch wohl noch mehr als der Freund, an welchen er geſchrieben, verdient hätte, Troſtworte von ſeinen Lippen zu empfangen. „Denn du allein biſt es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich tröſten kann. Und du allein biſt es auch, der mir das ſchuldet, weil ich, was du wollteſt, ſo ganz gethan habe, daß ich, um dir zu Willen zu ſein, mich ſelber zu Grunde gerichtet habe. Und was noch mehr und wunderbar zu ſagen iſt, meine Liebe hat ſich zu ſolchem Wahnſinn geſteigert, daß ſie das, was ſie doch einzig begehrte, ohne alle Hoffnung auf Wiedergewinn ſich ſelber entzog, indem ich auf deinen Befehl meine Seelenſtimmung und Lebensweiſe plötzlich änderte, um zu zeigen, daß du ſowohl meines Leibes als meines Geiſtes einziger Beſitzer ſeieſt. Niemals — Gott weiß es — habe ich in dir und bei dir etwas geſucht als dich ſelber, rein nur dich, nicht das Deinige begehrend. Nicht Geſchenke, nicht den Ehebund habe ich erwartet, und nicht meine Wünſche und Wollüſte, ſondern, wie du wohl weißt, nur die deinigen habe ich zu befriedigen getrachtet. Wenn aber der Name einer Gattin heiliger und werthvoller zu ſein ſcheint, ſo iſt doch mir der Name einer Freundin ſüßer vorgekommen oder, wenn du nicht darüber böſe wirſt, der Name einer Beiſchläferin oder Hetäre, damit, je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich deſto größere Gnade bei dir fände und alſo dem Ruhm deiner Vortrefflichkeit weniger Eintrag thäte. Gott rufe ich als Zeugen an: wenn auch der Kaiſer, der Herr der Welt, mich der Ehre würdigte, ſeine Gattin zu werden, und mir den ganzen Erdkreis für allzeit zu Füßen legte, ſo würde es mir doch theurer und werther erſcheinen, deine Buhlin" — (der Ausdruck im Original iſt noch viel draſtiſcher) — „als ſeine Kaiſerin zu ſein"*).

Hieran knüpft Heloiſe einige feine Bemerkungen über das Weſen der Liebe und legt dar, daß dieſelbe zumeiſt eine Täuſchung („error"), weil eben die hochgeſpannten gegenſeitigen Erwartungen ſelten in Erfüllung gingen. Sie jedoch, fügt ſie frohlockend hinzu, habe keine Enttäuſchung zu befahren gehabt. „Denn was andere Frauen von ihren Männern ſich einbildeten, das hat die ganze Welt von dir nicht nur geglaubt, ſondern auch gewußt, und meine Liebe zu dir konnte demnach deſto wahrhafter ſein, je weiter ſie von der Täuſchung entfernt war. Welcher König doch oder welcher Weiſe kam an Ruhm dir gleich? Welche Gegend, welche Stadt, welches Schloß dürſtete nicht nach deinem Anblick? Wer, ich frage dich, rannte nicht, dich zu ſehen, wenn du erſchienſt? Wer reckte nicht den Hals, dir nachzublicken, wenn du verſchwandeſt? Welches Weib, welche Jungfrau ſchmachtete nicht nach dir Abweſendem und entbrannte nicht für dich Gegenwärtigen? Welche Königin oder Fürſtin beneidete nicht die Wonnen meines Lagers?“

---

*) „Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates et voluntates, sed tuas (sicut ipse nosti) adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum aut, si non indigneris, concubinae vel scorti; ut quo me videlicet pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem. Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, charius mihi et dignius videretur tua dici meretrix quam illius imperatrix." Epist. I. Heloisae. L. c. 49

Sie führt das noch weiter aus und ſagt dem Geliebten, daß ihm die Herzen aller Frauen zugeflogen ſeien insbeſondere um der Anmuth ſeiner

Rede und um der melodiſchen Zärtlichkeit ſeiner Lieder willen. Weiterhin drängt ſich ihr ein Vorwurf in die Feder. „Sage mir, wenn du kannſt, warum ich nach unſerer Bekehrung (post conversionem nostram), welche doch ganz und allein dein Werk war, bei dir in ſo große Vernachläſſigung und Vergeſſenheit gefallen bin, ſo daß du mich weder anweſend durch dein Geſpräch noch abweſend vermittels Briefen tröſteſt. Sag' es mir, wenn du kannſt, oder aber ich will dir ſagen, was ich fühle und was alle argwöhnen: — mehr die Begierde hat dich mir verbündet als die Freundſchaft, mehr die Sinnenbrunſt als die Liebe. Maßen nun, wonach du gelüſteteſt, verſchwunden iſt, verſchwand damit auch dein darauf gerichtetes Thun."

Die reine Flamme ihrer Liebe verzehrt jedoch ſofort wieder dieſe augenblickliche Bitterkeit und gegen das Ende des Briefes zu lodert das Feuer abermals hoch und ſchön empor. „Ich wäre — ruft ſie dem Geliebten zu — ſo du in vulkaniſche Krater dich geſtürzt hätteſt, nicht unſchlüſſig geweſen, dir dahin zu folgen oder auf dein Geheiß voranzugehen. Denn nicht in mir, ſondern in dir war meine Seele und auch jetzt und mehr noch als je iſt ſie, ſo ſie nicht bei dir, nirgendwo. Ohne dich aber kann ſie gar nicht ſein“*).

Abälards Antwort auf dieſen glühenden Ausbruch iſt ganz ſteifleinen und philiſterhaft, durchweg nur theologiſche Zungendreſcherei. Heloiſe läßt ſich dadurch nicht abſchrecken. Auch ihr zweiter Brief iſt voll Glut und heiß hadert ſie darin mit dem Schickſal, daß ſie ſtraflos ausgegangen ſeien, während ſie unerlaubten Freuden gefröhnt hätten, wogegen die Hand Gottes ſchwer auf ſie gefallen, als ſie ihre Verirrung durch einen rechtmäßigen Ehebund gutzumachen geſucht hätten. Sie beklagt den Geliebten, daß er gerade um ſeiner Ehemänniſchkeit willen die Strafe ertappter Ehebrecher habe leiden müſſen. Die Ausdrücke und Wendungen, in welchen ſie das alles vorbringt, nehmen ſich im Munde einer Aebtiſſin freilich ſonderbar genug aus*). Edel und rührend aber iſt, wenn ſie den Geliebten betrauert, daß er allein büßen mußte, was beide gefehlt, und wenn ſie hochherzig ſich ſelber den größeren Theil der Verſchuldung zuſchreibt**). Als Entgegnung auf dieſe innigſten Gefühlsoffenbarungen predigt Abälard ihr wieder weitſchweifig vor und faßt dann ſein Gepredige in die kühle Ermahnung zuſammen: „Nimm, o Schweſter, nimm, ich bitte dich, geduldig hin, was über uns verhängt worden iſt"*).

---

*) „Ego autem ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro jussu tuo minime dubitarem. Non enim mecum animus meus, sed tecum erat. Sed et nunc maxime si tecum non est, nusquam est. Esse vero sine te nequaquam potest.“ L. c. 52.

---

*) „Dum solliciti amoris gaudiis fruemur et, ut turpiore sed expressiore vocabulo utar, fornicationi vacaremus, divina nobis severitas pepercit. Ut autem illicita licitis correximus et honore conjugii turpitudinem fornicationis operuimus, ira domini manum suam super nos vehementer aggravavit et immaculatum non pertulit thorum, qui diu ante sustinuerat pollutum. Deprehensis in quovis adulterio viris haec satis esset ad vindictam poena quam pertulisti.“ Epist. II. Hel. I. c. 64.

**) „Solus in corpore luisti quod duo pariter commiseramus. Solus in poena fuisti, duo in culpa, et qui minus debueras, totum pertulisti.“ 65.

Summa: Heloiſe verhielt ſich zum Abälard, wie das Ideal zur Wirklichkeit, wie die Poeſie zur Proſa ſich verhält. Das Weib ſtand hoch über dem Mann.

Er ſtarb zu Saint-Marcel am 21. April von 1142. Heloiſe erbat ſich den Leichnam ihres Gatten und hat ihn zu Paraklet beſtattet. Zweiundzwanzig Jahre ſpäter iſt ſie, am 16. Mai von 1164 verſtorben, an ſeine Seite gebettet worden. Als i. J. 1792 das Kloſter Paraklet aufgehoben wurde, ſchaffte man den Doppelſarg mit den Ueberreſten des Paares nach Paris und gewährte ihm eine Stätte in der berühmten Todtenſtadt des Père Lachaiſe.

Alſo auch hier das unausweichliche kleine Ende von jedem großen Lebensdrama: — eine

---

*) „Accipe, soror, accipe quaeso patienter, quae nobis acciderunt misericorditer." Ep. III. Abael. L. c. 87.

Handvoll Staub. Sankt Bernhard hat doch recht mit ſeinem Weltverachtungsgeſang. Es lohnt ſich nicht der Mühe, dieſes Drama durchzuſpielen. Sämmtliche Rollen darin, ſelbſt die glänzendſten, ſind undankbar. Aber wir ſind nun einmal dazu gepreßt und müſſen trachten, uns möglichſt gut aus der Sache zu ziehen und mit pflichtſchuldigem Ernſt und Anſtand zu ſpielen. Alles Gefrage warum? wozu? wofür? iſt eitel; denn nur „ein Narr wartet auf Antwort“.

Ein türkiſcher Heiland.

> Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreißigſten Jahre!
> Kennt er erſt einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.
> Göthe.

1.

Leid und Luſt, Weh und Wonne. Zwiſchen dieſen Gegenpolen bewegt ſich die große Täuſchung, genannt Menſchenleben, wenn dieſes ein vorwiegend glückliches iſt. Denn auch der Glückliche hat ſeinen reichlich zugemeſſenen Antheil vom Unheil alles Erdendaſeins zu tragen. Dieſen Fluch zu leugnen oder gar für Segen auszugeben, iſt Taſchenſpielerei. Die ganze Weltgeſchichte iſt nur *eine* Verneinung ſolcher armſäligen Lüge. Zwar ſteht im Havamal der Edda geſchrieben:

„Ganz unglücklich iſt Keiner,
Iſt er gleich nicht geſund:
Einer hat an Söhnen Segen,
Einer an Freunden Freude,
Einer an vielem Gut Gefallen,
Einer an tüchtigem Thun" —

aber es ſteht auch tauſendfältig geſchrieben und iſt millionenfältig erlebt, daß nie und nirgends ein Ganz-Glücklicher gefunden worden auf Erden. Höchſtes Glück iſt überhaupt nur traumhafte Ahnung. Mit der ſcheinbaren Verwirklichung dieſer Ahnung beginnt auch die Enttäuſchung, welche die Wonne in Wehe wendet. Unvergleichlich ſchön hat Burns das gedankenſchnelle Vorüberzucken des Glückblitzes geſchildert*).

---

*) But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.
(Und aber die Luſt ſie gleicht dem Mohn:
Berührt kaum, fällt die Blume ſchon!
Dem Schnee auch, der ins Waſſer dort
Weißſchimmernd ſinkt, doch ſchmilzt ſofort;
Dem Schein des Nordlichts wohl ſie gleicht,
Das, eh' du's recht geſeh'n, erbleicht;
Oder des Regenbogens Pracht,
Hinweggewiſcht von Sturmesmacht.)

Mit einem Schmerzensſchrei begrüßen wir das Daſein, mit einem Schmerzgeſtöhn ſagen wir demſelben Lebewohl. Als das unbehilflichſte aller Geſchöpfe entwindet man uns dem Mutterſchoße, als unnützen Wurmfraß birgt man uns ſchließlich im Erdenſchoß. Alles Glück, welches zwiſchen dieſen beiden Vorkommniſſen zwiſcheninneliegen kann, iſt nicht einmal die Pein des Zähnebekommens und Zähneverlierens werth. Das haben die wahrhaften Weiſen aller Zeiten wohl gewußt. Von jenem indiſchen Jogi, welcher im qualvollen Vollbewußtſein des Weltſchmerzes zuerſt die furchtbare Wahrheit: „Leben iſt leiden!" ausgeſprochen, ſpannt ſich bis auf unſere Tage herab eine ununterbrochene Kette von Denkern und Dichtern, von Sehern und Propheten, welche für dieſe Wahrheit Zeugniß ablegten. Kein erlauchter Träger des Genius, welcher nicht einen Ring dieſer Kette bildete.

Ein Hauch von tiefer Trauer liegt auf den edelſten Schöpfungen des Menſchengeiſtes; auf den Meiſterwerken der helleniſchen Skulptur wie auf den Domkoloſſen des Mittelalters. Es iſt derſelbe „Schmerz der Kreatur", welcher auf den Brauen von Michelangelo's Propheten und Sibyllen wuchtet, die Augen von Rafaels Madonnen umſchleiert, aus Beethovens Symphonieen grollt, im Hiob wüthet und im Parzival grübelt. Beim Homer wie beim Firduſi und beim Nibelungendichter, beim Aeſchylos und Sophokles wie beim Alfieri und Schiller lautet der Grundton „Leben iſt leiden". Dante's Zorn über die Pein, Menſch zu ſein, raſ't hinter dem Gitter ſeiner Terzinen wie ein Leu in ſeinem Käfig. Als Summe von Shakſpeare's Poeſie ergibt ſich eine erhabene Gleichgiltigkeit. Das Lachen von Ariſtophanes, Rabelais, Cervantes und Swift iſt nur ein Verzweiflungslachen über das dumme Welträthſel und die Nichtswürdigkeit der Menſchen. Jedes ſehende Auge erkennt die tiefe Schwermuth zwiſchen den Zeilen von Platons Dialogen wie zwiſchen denen von Kants Kritik der reinen Vernunft. Wenn der gramverzehrte Hellene Theognis als der Weisheit letzten Schluß fand: „Gar nicht ſein, das wäre dem Erdgebornen das Beſte" — ſo bekannte Göthe, der Glückliche, der Lebensfreudige vor allen, als das Geſammtreſultat des Daſeins: „Wir alle leiden am Leben". Einer der beſſeren Römer, Lukan, meinte, höchſtes Menſchenglück ſei, mit Anſtand zu ſterben*), und der tiefſinnigſte katholiſche Dichter, Kalderon, ſuchte ſich über den Jammer des Daſeins dadurch hinwegzuhelfen, daß er die Idee des Buddhismus ins Katholiſche überſetzte und Welt und Leben für Schatten und Schein, für eine Schaumblaſe, für ein ſchlechtes Gedicht und für einen dummen Traum ausgab: —

„Was iſt Leben? Hohler Schaum!
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben,
Nur ein Traum iſt unſer Leben
Und die Träume ſelbſt ſind Traum."

Schon recht. Wäre nur der „Schaum" nicht ſo kaltnäſſend, das „Gedicht" nicht ſo zudringlich wirklich, der „Schatten" nicht ſo greifbar leibhaft und der „Traum" nicht ſo alpſchwer! Der alte

---

*) „Scire mori sors prima viris". Pharsal. IX. 211.

Salluſt hat gelegentlich die achſelzuckende Bemerkung gemacht: „Facies totius negotii varia, incerta, foeda atque miserabilis“ — aber das Negotium, die ſchwere Arbeit des Daſeins, will und muß gethan ſein, weil eben uns armen Teufeln von Menſchen allen der „Wille zum Leben“ eingeboren iſt. Vor Schopenhauer hieß dieſer philoſophiſche Begriff einfach der Magen. Der menſchliche Witz wird ja bekanntlich nie müde, gemeinen Dingen vornehme Namen zu geben. Am weiteſten aber hat es darin in unſeren Tagen die Gauner-, Banditen- und Hurenbande des zweiten Empire gebracht, indem ſie dem Bartholomäustag von 1851, dem 4. Dezember, allwo ſie die große Boulevardſchlächterei verübte, die prunkende Etikette „Geſellſchaftsrettung“ aufklebte. Sie durfte es; denn ſie wußte, daß je größer ihr Frevel, um ſo größer auch der Beifall von ſeiten der menſchlichen Niedertracht ſein würde. Die Bartholomäusnacht von 1572 begrüßte der „Statthalter Chriſti“ mit einer Kanonenſalve der Engelsburg, den Bartholomäustag von 1851 begrüßte das ganze offizielle Europa mit jubelnden Beifallsſalven. Die kleinen Diebe henkt man zwar nicht mehr: man füttert ſie vielmehr auf Koſten der ehrlichen Leute; aber die großen, die größten, ſo man etwa mal einen in Sedan fängt, ja die logirt man möglichſt bequem und behaglich, möglichſt prächtig und üppig auf Wilhelmshöhen ein, damit ſie ſich fernerweit in kaiſerlichem Stil ihres Lebens erfreuen können, während drunten in der Ebene die Weiber, die Wittwen und Waiſen der braven Einfänger vielleicht am Hungertuche nagen. Gerechtigkeit, dein Weſen iſt Wahn und dein Name Wind!

2.

Der Widerſpruch gegen die Organiſation der Geſellſchaft iſt bekanntlich ſo alt wie dieſe ſelbſt. Der Satan des perſiſch-jüdiſch-chriſtlichen Mythus war der erſte Kritiker des Syſtems patriarchaliſchen Abſolutismus, der Kain der hebräiſchen Paradiesſage eine Art von vorſintflutlichem Babeuf. Wir dürfen mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit, in fernabliegenden verſchollenen Jahrtauſenden Zornſchreie der Verzweiflung über das grelle Mißverhältniß von Recht und Glück, von Verdienſt und Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit, kurz über das ganze Elend der Menſchheit aus heißpulſirenden Menſchenherzen zum tauben Himmel emporgeſtiegen ſeien, wie einen ſolchen Zornſchrei der arme Lamartine in beſſeren Tagen in ſeiner Seele gefunden und herausgeſchleudert hat*). Freilich iſt ſeine Empörung akademiſch

---

*) „La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la verité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force partout fondant de l'injustice
Le règne illimité!
La fortune toujours du parti des grands crimes,
Le forfaits couronnés devenus légitimes,
La gloire au prix du sang:
Les enfants héritant l'iniquité des pères,
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant.“

glatt und niedlich, verglichen mit den Felsbergen von Flüchen, welche König Lear titaniſch gen Himmel thürmt. In Shakſpeare's Timon vollends raſ't die wilde Jagd des Peſſimismus zügel- und bügellos einher. Kein moderner Poet hat aber, wie mir ſcheint, den Jammer der Armen und Unterdrückten in ergreifenderen Lauten ſprechen oder vielmehr weinen laſſen als der Kleinruſſe Taras Grigoriewicz Szewczenko*). Seine Poeſie, in der ſchwermuthsvollen Molltonart der ſlaviſchen Volksdichtung gehalten, birgt ein verzehrendes Zornfeuer wie die Wolke den Blitz ....

Jahrtauſende ſchon, bevor Rouſſeau ſeine hochberedſame, aber, wie heute wohl kein Wiſſender mehr beſtreiten wird, auf dem Treibſand falſcher Vorausſetzungen aufgebaute Deklamation „Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes" losließ und damit zu einer unabſehbaren ſozialiſtiſchen Literatur den Anſtoß gab, hat das Uebel der Ungleichheit unter den Menſchen religiöſe Phantaſten und philoſophiſche Träumer lebhaft beſchäftigt. Von den älteſten Zeiten bis zur gegenwärtigen Stunde hat es nie an feinfühlenden, warmherzigen Menſchen gefehlt, welche die traurige Thatſache, daß Glück und Unglück, Arbeit und Genuß ihren Mitmenſchen keineswegs immer nach Verdienſt zugemeſſen werden, nicht raſten und ruhen ließ. Die Geſellſchaft ſo, wie ſie war, erſchien ihnen nur als ein abſcheuliches Zerrbild deſſen, was ſie eigentlich ſein ſollte. Nämlich ſein ſollte dem Ideal zufolge, welches ſie in der Bruſt trugen. Sie wähnten, nur die Selbſtſucht der Starken, der Glücklichen, der Reichen, der Bevorrechteten ſei ſchuld daran, daß es Schwache, Unglückliche, Arme und Rechtloſe gäbe. Sie glaubten die Gleichheit dekretiren zu können, indem ſie der eiſernen Praxis des Lebens das Spinnengewebe einer wohlwollenden Theorie entgegenſtellten. Sie überſahen oder wollten überſehen, daß die Natur ſelbſt mit jener unerbittlich grauſamen Logik, welche ihr erſtes und ewiges Attribut iſt, die Thatſache der Ungleichheit geſetzt hat und feſthält. Die Ungleichheit iſt ein Naturgeſetz ſo gut wie irgendeins. Die ſchädlichen Wirkungen von Naturgeſetzen vermag man einigermaßen zu mildern, wie man ja z. B. dem Blitze ſo zu ſagen ſeinen Weg vorzeichnen kann; aber die Naturgeſetze aufheben kann kein Gott und kein Menſch. So lange die Menſchheit exiſtirt, wird es ſchöne und häßliche, gerade und krumme, ſtarke und ſchwache, geſunde und kranke, geſcheide und dumme, fleißige und faule, ſparſame und verſchwenderiſche, ehrbare und liederliche, ehrliche und gauneriſche, tugendhafte und frevleriſche, reiche und arme, edle und gemeine, großdenkende und kleinrechnende, geiſtig ſchaffende und mechaniſch handirende, führende und folgende, gebietende und gehorchende Menſchen geben. Eine kommuniſtiſche Schablonemenſchheit oder Menſchheitſchablone iſt ein Narrenwahn, die menſchliche „Bruderſchaft“ ein nicht einmal im kleinſten Kreiſe dauerhaft zu verwirklichender

---

*) Vgl. J. G. Obriſt: T. G. Szewczenko, ein kleinruſſ. Dichter, 1870. S. beſ. die beiden Dumken „die Lilie“ (S. 44) und „die Ruſalka“ (S. 51). Szewczenko wurde als Leibeigener 1814 geboren und ſtarb nach einem Daſein voll Mißgeſchick 1861.

Bummelwitz, das Zukunftparadies, das Millennium der Freiheit und Gleichheit, des Friedens und der Freude entweder ein Traum wohlwollender Thoren oder ein Kaleidoſkop großer Kinder oder endlich ein Köder, welchen Gauner auslegen, um Gimpel damit zu fangen.

Bedürfte es zu den unzähligen Beweiſen hin, welche die Geſchichte für die Thatſache beibringt, daß die Menſchenbruderliebe allzeit nur eine Lügenphraſe war und demnach auch allzeit nur eine ſolche ſein wird, noch weiterer, das Jahr 1870 würde ſie liefern. Im Sankt Peter arbeitete die „ökumeniſche" Flücheſpritze, um alle die lieben „Menſchenbrüder", welche nicht an den alleinſeligmachenden Kretinismus glauben wollen, mit giftiger Jauche zu überſchütten, und die ihrem kläglich dummen Dünkel zufolge „ſtets an der Spitze der Civiliſation marſchirende grande nation" ließ ſich wie ein wohldreſſirter Bluthund auf ihre Nachbarin hetzen, damit auf den blutdampfenden Walſtätten des deutſchfranzöſiſchen Krieges wieder einmal recht handgreiflich-entſetzlich offenbar würde, weß Weſens die vielgeprieſene moderne Civiliſation eigentlich ſei. Falls Vorherſagungen über das Endſchickſal der Menſchheit nicht überhaupt müſſige Spielereien wären, ſo hätte man vollauf Grund zu meinen, das Ende aller Dinge werde keineswegs ein geßner'ſches Idyll ſein, ſondern vielmehr ein byron'ſches Nachtſtück, wie ſolches der große Dichterlord in ſeiner furchtbaren Viſion „Darkness“ mit Höllenfarben gemalt hat ....

Die praktiſchen Verſuche, das Uebel der naturgeſetzlichen Ungleichheit unter den Menſchen mittels kommuniſtiſcher Geſetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, ſind von älteſter Zeit bis auf die jüngſte entweder kläglich geſcheitert oder ſie haben beklagenswerthe, geradezu beſtialiſirende Wirkungen gehabt. Wo ſie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren ſie nicht etwa auf Vernunftſchlüſſe und Humanität, ſondern vielmehr auf den albernſten religiöſen Fanatismus baſirt. So haben z. B. die „Rappiſten“ in der kommuniſtiſchen Kolonie Harmony in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen angehamſtert, aber um welchen Preis? Um dieſen, daß ſie auf Befehl ihres Papſtes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entſagten und Manuſtupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb- oder ganzblödſinnige Greiſe durch die öden Gaſſen von Harmony wankten.

Der Kommunismus, wofür ja der Sozialismus nur ein verſchämterer Name iſt, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allzeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbſtbeſtimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerſtörung der Familie verſchreiten. Er kann ſich dieſer Konſequenz gar nicht entziehen: darum iſt er gerade ſo weſentlich antiſozial, kulturfeindlich, mittelmäßigkeitſüchtig und tyranniſch, wie das Chriſtenthum in der Jugendfriſche ſeines Fanatismus geweſen und, wo immer es ernſtlich-dogmatiſch genommen wird, bis zur Stunde geblieben iſt. Vernichtet die Perſönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menſchlichen Ich, ſich auf ſich ſelbſt zu ſtellen, ſich Bahn zu brechen mittels eigener Kraft in dem ruheloſen Kampf um's Daſein, ſich ſo oder ſo hervorzuthun vor ſeinen Mitkämpfern und ſein Glück ſelber zu ſchmieden, drückt die Individualitäten platt unter eurer bleierndummen Gleichheitwalze, zerreißt durch Aufhebung der Ehe und Vernichtung der Familie die innigſten Bande, welche die Menſchen aneinanderknüpfen und dem Unſinn des Lebens wenigſtens einen Schein von Sinn verleihen, verwandelt die Geſellſchaft in die Staatszwangsarbeiterkaſerne, wie ſie euer Feiſt Löb — die humanitären Phraſen und jeſuitiſchen Mentalreſervationen abgerechnet — euch vorgeſchwindelt hat, und

„Gebt nur erſt acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren."

Sie *wird* ſich offenbaren. Denn wo und wann hätte es jemals einen höheren oder tieferen, einen höchſten oder tiefſten Blödſinn gegeben, welcher nicht ſeinen Verlauf haben wollte und nicht wirklich hatte? Dem Aberwitz wohnt eine dämoniſche Macht und Gewalt inne, gegen welche mit Vernunftgründen gerade ſo wenig an- und aufzukommen iſt wie mit papierenen „Menſchenrechten" gegen wohlbediente Kanonen und rückſichtslos gehandhabte Bajonnette . . .

3.

Erleuchtetſte Geiſter wie unklarſte Schwärmer haben ſich von jeher abgemüht, das unſelige Sphinxräthſel, das „ſoziale Problem", zu löſen. Der älteſte hiſtoriſch bekannte Verſuch, eine theoretiſche Löſung in die Praxis des Lebens zu übertragen, iſt, wie jedermann weiß, die moſaiſche Geſetzgebung geweſen. Vom kommuniſtiſchen Prinzip ausgehend und daſſelbe ſtreng durchführend hat ſie das mit kanibaliſcher Grauſamkeit ſeinen rechtlichen Beſitzern geraubte Kanaan unter die zwölf Stämme der Kinder Iſrael ſo vertheilt, daß jedem Stamme und jeder Familie ein beſtimmter Theil des Bodens in gleichen Looſen zugewieſen wurde. Der jüdiſche Geſetzgeber wußte aber gar wohl, daß dieſe Gleichheit des Beſitzes unmöglich eine dauernde ſein könnte; aber er traf Vorſorge, die im Verlaufe der Zeit naturgemäß einreißende Ungleichheit immer wieder aufzuheben. Zu dieſem Zwecke ſetzte er das ſogenannte Jubeljahr („Schenat Haijobel“) ein, welches von 50 zu 50 Jahren wiederkehrte und am „Verſöhnungstage“ (am 10. des 7. Monats) unter Poſaunenſchall feierlich durch das ganze Land ausgerufen wurde. Beim Propheten Ezechiel (46, 17) heißt das Jubeljahr das Jahr der Freiheit, der Befreiung. Mit Fug. Denn mit der Wiederkehr deſſelben wurden alle Sklaven und Sklavinnen iſraelitiſcher Herkunft ohne alle Entſchädigung der Beſitzer frei, die veräußerten Grundſtücke fielen an den urſprünglichen Beſitzer oder deſſen rechtmäßige Erben zurück, alle Schuldtitel erloſchen und ſogar die Erde ſollte an dieſer Erneuung und Wiedergeburt der Geſellſchaft theilhaben, indem ja während des Jubeljahrs alle Feldarbeit ruhen mußte.

Wie weit haben es nun die Juden mit dieſer kommuniſtiſchen Geſellſchaftverfaſſung gebracht? Dazu, daß ihre Geſchichte eine der grauſigſten iſt, welche gedacht werden können, und daß ſie, den energiſchen Ausdruck des römiſchen Hiſtorikers zu gebrauchen, „zum Abſcheu des Menſchengeſchlechtes“ wurden.

Einen Staatskommunismus zu gründen und aufrecht zu halten, unternahm auch die der kretiſchen nachgebildete und um 810 v. Chr. eingeführte lykurgiſch-ſpartaniſche Verfaſſung, welche aber, wohlverſtanden! zu gründen und aufrecht zu halten nur möglich war auf der Baſis des Helotenthums, d. h. der grauſamen Sklaverei der Mehrheit der Bevölkerung. Was hat aber dieſer von gelehrten Dummköpfen vielgeprieſene Kommunismus, welcher das Inſtitut der Ehe zu einer bloßen Beſchälungsanſtalt verbeſtialiſirte, aus den Spartanern gemacht? Gewiſſenloſe Egoiſten, brutale Tyrannen, deren Rohheit, Falſchheit und Tücke der Fluch von Hellas geworden ſind und zum Untergange griechiſcher Freiheit und Kultur ſehr viel beigetragen haben.

Der Begründer einer philoſophiſchen Theorie des Kommunismus ſoll einer Bemerkung des Ariſtoteles (Politik, II, 4) zufolge ein gewiſſer Phaleas aus Chalkedon geweſen ſein. Ihn verdunkelte jedoch vollſtändig der große Platon, welcher in ſeiner Schrift „Vom Staat“ den Idealſtaat mit Gütergemeinſchaft konſtruirte, — eine der koloſſalſten, bunteſtſchillernden Seifenblaſen, welche jemals die menſchliche Phantaſie aus dem Thonpfeifenrohr des Theorieſchwindels geblaſen hat. Bemerkenswerth iſt daran insbeſondere zweierlei: erſtens, daß der Republikaner Platon keineswegs eine demokratiſche Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger will, indem er nur dem Lehr- und Wehrſtand, nicht aber dem Nährſtand das Vollbürgerrecht zutheilt; und zweitens, daß der ſuperlativiſche Idealiſt Platon in ſeinen Vorſchriften über das Verhältniß der beiden Geſchlechter völlig auf den Standpunkt ſpartaniſcher Stuterei ſich ſtellt. Auch im platoniſchen Idealſtaat gibt es weder Ehe noch Familie. Später freilich ſcheint dem guten Philoſophen der kommuniſtiſche Duſel verflogen zu ſein. Wenigſtens ließ er in ſeinem Buch „Von den Geſetzen" die kommuniſtiſchen Poſtulate großentheils fallen, wehmüthig bemerkend, daß „die Gütergemeinſchaft nur für Götter und Götterſöhne ſich eigne", d. h. daß ſie für die Menſchen, wie dieſe nun einmal ſind und der Hauptſache nach allzeit ſein werden, eine Unmöglichkeit ſei. Platons Zeitgenoſſe, der Erzſchalk Ariſtophanes, einer der geſcheideſten Menſchen, welche je gelebt, hat bekanntlich in ſeiner Komödie „die Weibervolksverſammlung" den platoniſchen Idealſtaat und deſſen Güter- und Weibergemeinſchaft mit unſterblichem Gelächter überſchüttet. Seine Satire paßt auch auf die modernen und modernſten Apoſtel des Kommunismus wie angemeſſen, und wenn man ſeiner Klubbrednerin Praxagora zuhört, glaubt man auf und eben die Flunkereien der ſogenannten Sozialdemokraten und Sozialdemokrätinnen unſerer eigenen Tage zu hören.

Wenn etliche Häuptlinge der modernen Kommuniſten mit den kommuniſtiſchen Tendenzen des

Urchriſtenthums Parade machten, ſo muß das der bekannten Unwiſſenheit und Oberflächlichkeit dieſer Lügenpropheten zu gute gehalten werden. Es war mit dieſen kommuniſtiſchen, aus dem Eſſenerthum herübergenommenen Tendenzen des Urchriſtenthums nicht weither und jedenfalls ſind ſie nur da und dort zu kurzdärmiger Verwirklichung gelangt. Sobald das Chriſtenthum auch unter den beſitzenden und gebildeten Klaſſen Mode geworden, waren die vielbeſungenen kommuniſtiſchen Brüder- oder Liebemahle („Agapen") weiter nichts mehr als modiſche Picknicks, von den Tonangebern und Tonangeberinnen feiner Lebensart wie andere Zeitvertreibe veranſtaltet. Die bezüglichen Schildereien, welche ein gewiß unverdächtiger und glaubhafter Zeuge, Sankt Hieronymus, in ſeinen Briefen entwirft, die ſich über ſeine Erlebniſſe in Rom während der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreiten, laſſen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im 13. und 14. Jahrhundert ſodann ſuchten chriſtliche Sekten, insbeſondere die „Geſchwiſter des freien Geiſtes" und die „Apoſtelbrüder", die eſſeniſchurchriſtlich-kommuniſtiſchen Anläufe weiterzuführen. Worauf liefen aber ihre Beſtrebungen hinaus? Auf Faulenzerei, Diebſtahl und gräuliche Unzucht. Das chriſtliche Inſtitut der Möncherei iſt allerdings ein kommuniſtiſches und hat ſich — je dümmer, deſto dauerhafter — ſeit 15 Jahrhunderten erhalten. Aber man wird uns doch dieſe gemeinſchädliche Natur-, Vernunft- und Zeitwidrigkeit nicht für ein verwirklichtes Geſellſchaftideal ausgeben wollen? Haben die Doktrinäre des Kommunismus, die Prediger der fourier'ſchen Phalanſtère-Herrlichkeit, haben ſie nie davon läuten gehört, daß die klöſterliche Sklaverei die härteſte von allen?

Daß und wie zur Reformationszeit, welche die Gemüther in ihren Tiefen aufwühlte, der kommuniſtiſche Gedanke in der Form der Wiedertäuferei hervortrat und eine Menge fanatiſcher Anhänger gewann, iſt bekannt. Ebenſo, daß die wiedertäuferiſche Kommuniſterei unter Führung des Schneiderkönigs Jan Beckelſohn zu Münſter zeitweilig (1534—35) ſtaatliche Geſtaltung gewann und folgerichtig in die zwei Spitzen molochiſtiſchen Wahnwitzes auslief, in Wolluſt und Grauſamkeit. Endlich iſt auch bekannt, daß innerhalb des Kreiſes chriſtlicher Sektirerei bis auf den heutigen Tag herab kommuniſtiſche Gelüſte ſich kundgegeben haben und daß, wiederum ganz folgerichtig, in dem heiligen Dämmer und Dunkel frommer Konventikel und muckeriſcher Tabernakel der kommuniſtiſche Unzuchtkitzel der Weibergemeinſchaft frech ſich regt. Weniger bekannt dagegen iſt, daß auch im Schoße des Iſlam vor Zeiten eine kommuniſtiſche Bewegung ſtattgefunden hat, welche wohl verdient, etwas näher angeſehen zu werden*).

---

*) Hauptquelle für das Folgende iſt die „Historia Byzantina" des Johannes Michael Dukas. (Ich gebrauchte und citire die Ausgabe von Bekker, Bonn 1834, in dem bekannten Corpus scriptorum histor. byzant.) Dukas war in ſeinen jüngeren Jahren Zeitgenoſſe der denkwürdigen Ereigniſſe auf dem Gebirge Stylarios: er hat noch um oder nach 1462 auf der Inſel Lesbos gelebt. Was die Angabe von Thatſachen betrifft, verdient er Ver-

4.

Der Inſel Chios gegenüber ſpringt das kleinaſiatiſche Feſtland in eine bizarr geſtaltete Landzunge aus, welche ſich ſüdwärts und nordwärts gabelt. Der nördliche Zinken, wie ein koloſſales Ei geformt, bildet mit ſeinem Oſtrande die weſtliche Einfaſſung des Golfes von Smyrna und

---

trauen. Dagegen iſt er der Geiſtverlaſſenheit, welche den byzantiſchen Hiſtorikern eigen, durchweg theilhaft. Von einer Darlegung der pſychologiſchen und ſozialen Motive der Begebenheiten iſt bei ihm keine Rede. Seine Geſchichtſchreibung iſt nur eine Aneinanderreihung trockener Notizen, eine Fläche ohne Perſpektive, ohne Licht- und Schattengebung. Hammer (Geſch. d. oſman. Reiches, I, 375 fg.) und Zinkeiſen (Geſch. d. oſman. Reiches in Europa, I, 173 fg.) haben aus Neſchri und Seadeddin einiges Weſentliche zur Ergänzung der Erzählung von Dukas beigebracht. Ein deutſcher Dichter, Leopold Schefer, wurde durch den in Rede ſtehenden Stoff lebhaft angemuthet und ſchuf daraus ſeine ſchöne Novelle „Der Gekreuzigte oder nichts Altes unter der Sonne" (Ausgew. Werke, IV, 1). Darin tritt der kommuniſtiſche Heiland vom Berge Stylarios als eine jener „indiſchen Blumenſeelen" vor uns hin, von welchen es in Schefers Werken bekanntlich wimmelt.

treibt aus der Mitte ſeiner Maſſe den Karaburun empor, den ſchwarzen Berg, wie die Türken ihn nennen, oder den Stylarios, wie die Griechen des 15. Jahrhunderts das felszackige, ſchluchtenreiche Waldgebirge ihrerſeits nannten.

Dieſe Berglandſchaft war der Schauplatz, auf welchem eine der denkwürdigſten Epiſoden der türkiſchen Geſchichte ſich abſpielte, — eine Epiſode, die, kulturgeſchichtlich angeſehen, von weit größerer Bedeutung war als gar manche der berühmteſten Haupt- und Staatsaktionen in dem langen Gräuelſpiel des Oſmanenthums.

Aus den dunkeln Waldkuppen des Karaburun ſchlug um das Jahr 1418 — die Zeitrechnung iſt in jener Periode der Türkengeſchichte ziemlich unſicher und verworren — eine Flamme auf, welche für das Reich Oſmans zu einem vernichtenden Brande zu werden drohte. Auf dem Stylarios nämlich erhob ſich ein Prophet, ein Heiland, welcher, Worte der Liebe auf den Lippen und das Schwert in der Rechten, den kühnen Verſuch machte, die Bekenner des alten und des neuen Teſtaments mit denen des Koran zu verſöhnen und zu verbünden und Moſleme, Juden und Chriſten unter dem Banner einer neuen Heilslehre zu ſammeln, welche Glaubens- und Gütergemeinſchaft verkündigte.

Die Zeit mußte ſolchem Unternehmen günſtig ſein, denn ſie war ja voll Trübſal. Timurs entſetzliche Tatarenflut war über Aſien hingerollt und hatte in ihrem Gewoge auch den „Blitz“ Bajeſid ausgelöſcht (in der Schlacht auf der Ebene Tſchibükabad unweit Angora im Juli 1402). Viele Jahre hindurch hatten dann Bajeſids Söhne auf aſiatiſchem und europäiſchem Boden in mörderiſchen Bruderkriegen um den Beſitz des Oſmanenthrons gerungen, bis endlich Prinz Mohammed den letzten ſeiner Mitbewerber, ſeinen älteren Bruder Muſa, auf der Ebene von Tſchamurli beſiegte und den gefangenen mittels einer Bogenſehne erdroſſeln ließ, worauf der Sieger als Sultan und Padiſchah Mohammed der Erſte triumphirend in Adrianopel einzog (1413). Vierzig Jahre darnach hielt ſein Enkel, Sultan

Mohammed der Zweite, nachdem der letzte Kaiſer von Byzanz, Konſtantin Drageſos, auf der Breſche beim Romanosthor heldiſch gefallen, ſeinen Triumpheinzug in die erſtürmte Konſtantinopolis und ſah mit grimmigem Lächeln, wie das große Kruzifix vom Hauptaltar der Aja Sofia herabgeriſſen, mit einer Janitſcharenmütze bekrönt und unter dem Spottjubel: „Seht, das iſt der Gott der Chriſten!“ umhergetragen wurde. Dann ſprang er auf einen der Altäre, auf welchen ſeine im Siegesorgiasmus raſenden Krieger gefangene Edelfrauen und Nonnen geſchändet hatten, ſtimmte das Symbolum des Iſlam an: „Außer Allah kein Gott!“ und ſchöpfte der Stadt, die jetzt ſeine Hauptſtadt war, den Namen Iſtambol (29. Mai 1453).

Die Regierungszeit Mohammeds des Erſten war von den Nachwehen der mongoliſchen Invaſion wie der inneren Kämpfe, zu welchen Bajeſids Fall und Tod das Signal gegeben, ſchwer gedrückt und getrübt; die Stimmung nicht allein der unterjochten Slaven und Semiten in Aſien und

Europa, ſondern auch die der herrſchenden Kaſte, der Türken, war vielfach eine verzweifelte. Materielle Noth und moraliſche Anarchie an allen Ecken und Enden. Die Autorität des Sultans eine keineswegs vollſtändig durchgeführte und geſicherte, weil insbeſondere ſein unglücklicher Bruder Muſa einen ſtarken Anhang hinter ſich zurückgelaſſen hatte. In allen Adern des Reichskörpers pulſirte Unzufriedenheit, den ganzen Staatsorganismus durchzuckten rebelliſche Regungen. Wie in ſolchen Tagen allzeit und überall zu geſchehen pflegt, ſo gab ſich auch damals unter der Bevölkerung des Oſmanenreiches das Gefühl kund: Schlechter kann es nicht mehr gehen, es muß alſo beſſer werden! Der uralte und ewigjunge Wiegenſingſang, womit Menſchen und Völker ſich einlullen. Die grüne Hoffnungsfeder, welche die Leute aufblaſen in die Luft und der ſie dann mit kindiſcher Zuverſicht nachlaufen, bis ſie unverſehens in ihre Gräber hinabtorkeln.

Je wuchtiger aber der Druck der Wirklichkeit, um ſo energiſcher der Gegendruck des Hoffnungwahns. Aus dem Extrem der Noth ſpringt, ſo zu ſagen, der Menſch mit gleichen Füßen in das Extrem der Illuſion hinüber und ſo geſchah es auch dazumal auf dem Karaburun. Man machte einen ſozialen Salto mortale, man ſtellte die Geſellſchaft, um ſie zu reformiren, auf den Kopf.

Das Unterfangen war übrigens nicht ſo originell, wie es beim erſten Anblick ausſah. Auch in der iſlamiſchen Welt trat von jeher der Orthodoxie die Ketzerei auf die Ferſen. Namentlich von der Zeit an, wo der Iſlam nach ſeinem Vordringen nach Iran und Hindoſtan mit parſiſchen und brahmaniſchen Anſchauungen ſich verquickt hatte. Schon im 2. Jahrhundert der mohammedaniſchen Zeitrechnung erhoben in Khoraſſan zwei Ketzer die Aufruhrfahne gegen das religiöſe und ſoziale Dogma, Rawendi und Mokannaa. Jener „verunreinigte“ den Iſlam durch Einführung der brahmaniſchen Seelenwanderungslehre, dieſer (der „verſchleierte Prophet“) predigte und praktizirte eine ganz willkürlich aus dem Parſismus gezogene zuchtloſe Freigeiſterei. Unlange nachher kam die Sekte der Churremiſe, d. i. der „Fröhlichen" auf, geſtiftet von einem gewiſſen Babek, einem perſiſchen Jan Bockelſohn, welcher lehrte, die Beſtimmung des Menſchen ſei, fröhlich zu ſein und zu genießen, was das Leben Genießbares böte; die Erde mit allem, was darauf, die Weiber natürlich inbegriffen, ſei Gemeingut der „Fröhlichen".

Der türkiſche Heiland vom Stylarios faßte aber die Sache viel ernſter und tiefer an, auch mit etwas reineren Händen. Er hieß Börekliüdſche Muſtafa oder wohl auch nur kurzweg Böre und war von Stand ein einfacher Bauer[*]. Eine auserwählte Natur ſicherlich, eine bedeutende Perſönlichkeit, ein Schwärmer, der an ſeine Schwärmerei aufrichtig glaubte bis zu ſeinem letzten

---

[*] Dukas (c. 21, p. 62): „τις τῶν Τούρκων ἰδιώτης καὶ ἄγροικος", — welches letzte Wort bekanntlich nicht nur „bäuriſch" ſchlechtweg bedeutet, ſondern auch den Nebenſinn „roh", „brutal" in ſich ſchließt. Der gute Byzantiner hat es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, nach der Perſönlichkeit Böre's näher ſich zu erkundigen.

Athemzug, — welche Gläubigkeit und Ueberzeugungstreue bekanntlich einer Schwärmerei, die wirkſam ſein will, nie fehlen darf. Der Unſinn muß ſchlechterdings an ſich ſelber glauben, ſo er an Anderen Glaubenswunder wirken ſoll.

Schade, daß unſer zundertrockener Dukas vom Werden und Wachſen des Heilands gar nichts berichtet. Er läßt den fertigen plötzlich wie vom Himmel herabfallen. Faſſen wir aber die damaligen Zuſtände und Stimmungen im Osmanenreiche und insbeſondere in Kleinaſien zuſammen, ſo finden wir, daß neben dem Elend der Zeit ein Wirrſal von iſlamiſch-perſiſcher, jüdiſcher und chriſtlicher Myſtik den Anſtoß zu einem jedenfalls denkwürdigen religiöſen und ſozialen Revolutionsverſuch gegeben habe.

Böreklüdſche verkündigte den Bewohnern des Karaburun dieſes Evangelium: „Freiwillige Armuth! Was mein, iſt dein; was dein, iſt mein. Alles iſt gemeinſames Gut, mit Ausnahme der Weiber: gemeinſam iſt der Ertrag des Feldes, das Feld ſelbſt, gemeinſam ſind Kleider und

Geräthe. Du betrachteſt und brauchſt mein Haus als das deinige, ich bediene mich deines Hauſes als des meinigen, immer das Harem ausgenommen"*).

Neben dieſem Kommunismus, welcher ſich vor dem lykurgiſchen, platoniſchen und ſaint-ſimoniſtiſchen durch Heilighaltung der Ehe ſehr vortheilhaft auszeichnete, hatte die frohe Botſchaft Böre's zu ihrem weſentlichen Inhalt auch noch eine koſmopolitiſche Toleranz, welche ſich namentlich den Chriſten gegenüber ſehr nachdruckſam ausſprach. Der Prophet orakelte: „Jeder Moſlem, welcher ſagt, die Chriſten ſeien keine rechten Gottesverehrer, der iſt ſelber ein Gottloſer" — und dieſes Toleranzedikt hatte zur Folge, daß die Bekenner der frohen Botſchaft vom Karaburun ſich außerordentlich zuvorkommend gegen die Bekenner der

---

*) Dukas (l. c.): „καὶ ἐδίδαξε τοῖς Τούρκοις ἀκτημοσύνην, καὶ πλὴν τῶν γυναικῶν τὰ λοιπὰ πάντα κοινὰ ἐδογμάτισεν, καὶ τροφὰς καὶ ἐνδύματα καὶ ζεύγη καὶ ἀγρούς· ἐγὼ εἰς τὸν σὸν οἶκον ὡς ἐμόν, σὺ δὲ εἰς τὸν ἐμὸν ὡς σόν, πλὴν τοῦ θήλεος μέρους."

Kreuzreligion benahmen. Wo ſie — wird uns geſagt — einem Chriſten begegneten, umhalſ'ten ſie ihn liebevoll und ehrten ihn wie einen Engel Gottes*). Der neue Heiland ſuchte dieſes Verhältniß für ſeine Pläne nutzbar zu machen, indem er darauf ausging, zwiſchen den Moslems und den Chriſten Kleinaſiens und des Archipels eine enge Verbindung zu ſtiften. Demzufolge ließ er insbeſondere den Primaten und Prälaten der Inſel Chios wiederholt entbieten, er ſei feſt überzeugt, das gemeinſame Heil beruhe auf einer feſten Glaubensbruderſchaft zwiſchen den Anhängern Mohammeds und Chriſti. Es lebte damals im Kloſter Turlotas auf Chios ein aus Kreta gekommener Anachoret, von welchem ein ſtarker Geruch der Heiligkeit ausging. Böre erkannte mit jener Schlauheit, welche Fanatikern ſelten abgeht, daß er dieſen chriſtlichen Heiligen zu ſeinem Werkzeuge machen müßte. **Zwei** ſeiner **Sendboten**, Derwiſche, erſchienen in **Turlotas**, wie chriſtliche Bettelmönche ausſtaffirt, d. h. barfüßig, geſchorenen Kopfes, nur mit einem Thierfell bekleidet, und meldeten dem Einſiedler: „**Alſo ſpricht** unſer Meiſter: — Ich **lebe wie du ein** Leben der Aſkeſe: ich verehre **denſelben Gott, welchen** du verehrſt, und ich **werde nächtlicher** Weile ſtillheimlich auf meinen **Füßen meerüber** zu dir kommen“. Und ſiehe, der **chriſtliche** Schwärmer glaubte dem iſlamiſchen, glaubte demſelben ſo frommlich, daß er **alles** Ernſtes ausſagte, Böreklüdſche käme alltäglich zu ihm über das Meer herübergewandelt **und ſie ſprächen** und beteten dann mitſammen*). **Das Anſehen des** türkiſchen Heilands wuchs dadurch unter den Chriſten ſehr bedeutend.

---

*) Dukas (l. c.): „πάντες οἱ ὑπήκοοι τοῦ φρονήματος αὐτοῦ συναντῶντές τινα τῶν Χριστιανῶν ἐφιλοξένουν καὶ ὡς ἄγγελον τοῦ Θεοῦ ἐτίμων.“

In Sachen des Glaubens wie der Politik iſt

---

*) Unſer Gewährsmann Dukas erklärt, er habe dieſe und andere derartige **Schwarbeleien** („καὶ ἄλλα τερατεύματα“) aus des heiligen **Mannes** eigenem Munde vernommen.

das Dümmſte immer das Mächtigſte: es wirkt auf den großen Haufen mit dämoniſcher Gewalt. Man muß, ſo man die Menge an- und aufregen will, nie an ihre Vernunft appelliren, denn das hieße bekanntlich auf ein Nichtſeiendes ſich berufen, ſondern man muß auf ihre Phantaſie abſtellen und dieſer darf man das Ungeheuerlichſte, Abſurdeſte und Groteſkeſte zumuthen. Nur zugelogen! Recht dumm und plump und ſchamlos zugelogen! Wollt ihr den ſüßen und den ſauren, den vornehmen und den geringen Pöbel für euch haben, ſo lügt wie der Gallier im Allgemeinen und lügt im Beſonderen wie Napoleon-Verhuel, Ollivier, Grammont, Thiers, Gambetta, Favre, Mermillod, Chaudordy u. ſ. w. bis X, Y, Z.

Auch mit den Juden ſuchte Böre Beziehungen zu knüpfen und hierbei gebrauchte er als Anſchicksmann den Rabbi Terlak Hudbin Kemal, welcher, ſo zu ſagen, den Koran mit der Thora Hochzeit machen ließ, auf die Anſchauungen des Heilands vom Karaburun mit Eifer einging und dem neuen Evangelium insbeſondere unter den

Derwiſchen Kleinaſiens zahlreiche Anhänger warb. Ein nicht ſehr ſchwieriges Geſchäft, dieſe Werbung für das kommuniſtiſche Heil unter Leuten, welche die heilige Faulenzerei als ihren Beruf betrachteten. Torlak brachte etliche tauſende dieſer Lumpe zuſammen, welche es ſehr leicht und eilig hatten, zu ſagen: „Was dein, iſt mein!“ maßen der Zuſatz: „Was mein, iſt dein“ ein wahrer Spaß und Spott im Munde von Kerlen war, die rein nichts beſaßen als ihren Bettelſack und einen vortrefflichen Appetit.

Ueberhaupt lockte die frohe Botſchaft von der Gütergemeinſchaft eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft in die Thäler des Stylarios. Zweifelsohne waren darunter hunderte, ſogar tauſende ſchlichtgläubiger Seelen, welche das neue Evangelium gedankenlos hinnahmen, der Möglichkeit einer dauernden Verwirklichung deſſelben nicht nachfragten und in den Tag hineinlebten mit der Ueberzeugung, der „Dede Sultan“ (Vater Sultan), wie ſie ihren Heiland nannten, werde ſchon alles wohl und recht machen. Daneben gab es aber ſicherlich auch hunderte, tauſende von Tagedieben, Taugenichtſen und verzweifelten Geſellen, welchen es außerordentlich bequem und behaglich vorkam, daß ſich Narren genug fänden, welche für ſie arbeiteten. Leider ſind wir über die Einzelnheiten der Lebensführung von Böre's Sekte nicht unterrichtet. Wir wiſſen nicht einmal genau, wie lange die kommuniſtiſche Herrlichkeit in den Thälern und an den Waldgehängen des ſchwarzen Berges gewährt hat. Das aber wiſſen wir, daß der Dede Sultan gewillt war, nicht allein mittels des Wortes, ſondern auch mittels des Schwertes das neue Heil zu predigen und daß er, ſolche Schwertpredigt ins Werk zu ſetzen, nach und nach eine ſtattliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei zuſammenbrachte. Die Zahlenangaben ſchwanken zwiſchen 3000 und 10,000 Mann; feſt ſteht aber, daß die Zahl der bewaffneten Scharen Böre's jedenfalls in die Tauſende ging.

5.

Der Heiland vom Karaburun war aber doch nur ein Strohmann, eine Marionette, wie das noch gar mancher Heiland geweſen ſein mag, ohne daß man es weiß. Schade um dieſes Nichtwiſſen! Denn die Geſchichte der Religion könnte nur gewinnen, ſo ſie aus dem „heiligen“ Dunkel der Myſtik und Phantaſtik vollſtändig und allſeitig in die „frohe“ Tageshelle der menſchlichen Intereſſen und Leidenſchaften herübergerückt würde.

Aber wäre dieſer wiſſenſchaftliche Gewinnſt auch ein wirklicher, d. h. ein menſchlicher? Sind die Wahrheitſucher, deren Augen ſo beſchaffen, daß ſie das Brett, welches religiöſer und politiſcher Afterglaube den Nichtdenkenden und Nichtwiſſenden vor die Stirnen bindet, durchdringen können, ſind ſie glücklicher als die kenntnißloſe Menge? Glücklicher als die Phantaſten und Illuſionäre? Glücklicher als die orthodoxen Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit Kirche, Krone und Kanone? Mit nichten! Und was iſt am Ende aller Enden Wahrheit? Nichts mehr und nichts weniger als das, worüber man zeitweilig übereingekommen iſt, übereinkommt und übereinkommen wird, es dafür zu halten. Ein Jahrtauſend lang galt der geſammten Chriſtenheit und gilt noch heute etlichen hundert Millionen „vernunftbegabter“ Weſen für eine hochheilige „Wahrheit“ das vom Sankt Ambroſius pſallirte Dogma:

„Fit porta Christi pervia
Referta plena gratia,
Transitque rex et permanet
Clausa, ut fuit, per saecula:
Genus superni numinis
Processit aula virginis,
Sponsus, redemptor, conditor
Suae gigas ecclesiae“ . . . .

und es unterſteht gar keinem Zweifel, daß Leute, welche dieſe und andere dergleichen „Wahrheiten“ gläubig hinnehmen und demnach von ihrem Denkapparat, falls ſie einen ſolchen überhaupt beſitzen, nie und nimmer, nicht für 10, nicht für 5 Minuten lang Gebrauch machen, entſchieden ruhiger und zufriedener, folglich glücklicher ſind als ſolche, welche, vom Dämon des Zweifelns, des Suchens und Forſchens beſeſſen, raſt- und ruhelos der Wahrheit nachjagen, — der Wahrheit, die, wie geſagt, auch nur eine „fable convenue“, eine vereinbarte Narrethei iſt, Spielzeug für grauhaarige Kinder in froſtigen Dachſtuben. Die redlichen Wahrheitſucher, ſolche wie Leſſing, wußten und wiſſen das wohl. Darum hatten und haben ſie nur am Suchen ihre Freude, nicht am Finden. Sie bildeten und bilden ſich auch gar nicht ein, einen wirklichen Fund gemacht, die abſolute Wahrheit erjagt zu haben. Redliche Wahrheitſucher wiſſen und bekennen, daß ſie auf Fragen, welche allen Denkenden die höchſtfragwürdigen ſein müſſen, keine Antwort zu geben vermögen. Woher, warum, wozu, wohin der Menſch? Alle Antworten, welche die Religionen oder die Philoſopheme, die exakten oder die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften auf dieſe furchtbare Hiob-Prometheus-Fauſt-Manfredfragen herzuſtottern pflegen, ſind purer pueriler Firlefanz, und wenn Kanzelgaukler und Kathederſeiltänzer den aus ihren aufgeblaſenen Orakelbacken entlaſſenen Wortwind für eine Löſung des unſeligen Welt- und Menſchenräthſels ausgeben, ſo kennzeichnen ſie ſich ſelber als die, als welche ſie ſchon der alte Gottfried von Straßburg gekennzeichnet hat, als Hanswurſte,

„Die gern in Märchen wildern
Und wilde Märchen bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Die Büchſen ſchwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus ſchütteln
Und Gold aus ſchlechten Sachen
Den Kindern können machen.“

Den leitenden Draht, woran der Meſſias vom Stylarios tanzte, hielt die rechte Hand des Mahmud Bedreddin und hielt ihn ſo geſchickt, daß nicht allein die gläubige Menge nichts davon merkte, ſondern auch der geleitete Böre ſelber ſich einbilden konnte, ein ſolcher Leitdraht ſei gar nicht vorhanden. Bedreddin war ein gelehrter Mann und ein gerieben praktiſcher Politiker, dem man nicht zu ſagen brauchte: „Ein Puppenſpieler zeige nicht die Hände!“ Er wußte auch, daß der wirkſamſte Hebel, die Maſſen in Bewegung zu bringen, Schwindel heißt, und er zögerte keinen Augenblick, dieſen Hebel zur Förderung ſeiner Abſichten in Thätigkeit zu ſetzen, d. h. ſeinen Einfluß auf Börekklüdſche zu benützen, um dieſen die frohe Botſchaft von der Gütergemeinſchaft predigen zu machen. Die Verkündigung dieſes Evangeliums und die dadurch bezweckte Anſammlung ſtreitbarer Scharen in Kleinaſien gehörte nämlich mit in den Aufſtandsplan, welchen Bedreddin gegen den Padiſchah Mohammed den Erſten ins Werk ſetzen wollte.

Der Mann war hochſtrebend, vom Ehrgeiz verzehrt und wohl auch von einer beſſeren Leidenſchaft geſtachelt. Von der Leidenſchaft nämlich, den bei Tſchamurli ſo kläglich vernichteten Muſa an deſſen ſiegreichem Bruder und Mörder zu rächen. Er hatte ſein Glück an das des genannten unglücklichen Prinzen geheftet und war, mit der hochangeſehenen, ja faſt für heilig geachteten Würde des oberſten Heeresrichters bekleidet, der vertrauteſte Rathgeber und Miniſter Muſa's geweſen. Der Untergang deſſelben hatte ihn als Gefangenen in die Hände Mohammeds gegeben. Aber ſo überaus groß war das Anſehen und die Verehrung, welche Bedreddin als Rechtsgelehrter im ganzen Umfange der osmaniſchen Welt genoß, daß der Sultan gerathen fand, das Leben des Gefangenen zu ſchonen. Sogar die Freiheit gab er ihm wieder, nahm ihn zu Gnaden an und ſetzte ihn mit reichlichem Gehalt als Richter nach Nikäa.

Kaum hier angelangt, begann Bedreddin ſeinen Plan, den Thron des Padiſchah umzuſtürzen, auszuhecken, allſeitig zu entwickeln und der Verwirklichung entgegenzuführen. Was er in letzter Linie wollte, iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, weil die Quellen hierüber unklar ſind oder ganz ſchweigen. Möglich, daß er ſich mit dem Gedanken ſchmeichelte, er, der beſte Ausleger des Koran, würde keinen ſchlechten Sultan verſtellen. Gewiß iſt, daß er alle die zahlreichen Fäden ſeiner Verbindungen in Aſien und Europa anzog, um eine Schilderhebung gegen das Sultanat Mohammers des Erſten zu ermöglichen, vorzubereiten und zum Ausbruche zu treiben. Sein Hauptwerkzeug auf der aſiatiſchen Seite des Boſporus wurde Böre, mit welchem er ſchon von früherher genau bekannt und eng befreundet war. Es konnte für den ſchlauen Gelehrten kein ſchweres Geſchäft ſein, den bildungsloſen, aber ehrlichen und energiſchen Schwärmer vom Karaburun zu ſeiner Rolle anzuleiten.

Daß und wie Böre's Schwärmerei Erfolg und zwar, wie ſchon angegeben worden, bedeutenden Erfolg hatte, war ganz natürlich und in der Ordnung. Hätte der kommuniſtiſche Heiland noch Verrückteres gepredigt, als er wirklich predigte, er würde zweifelsohne noch größeren Zulauf gehabt haben. Man muß in der That dem ſozialiſtiſchen Evangelium vom Stylarios eine gewiſſe Nüchternheit und Mäßigung nachrühmen. Der gute Böre verſtieg ſich nicht bis zu der Höhe des Unſinns, von welcher herab vier Jahrhunderte ſpäter Saint-Simon die „Rehabilitation“ des Fleiſches verkündigte, ein Dogma, das ſodann die Saint-

Simoniſten alſo kommentirten: „Jeder iſt für jede und jede für jeden da. Mann und Weib laufen zuſammen und voneinander, wie es ihnen gerade gefällt.“ Von ſolchem ſaint-ſimoniſtiſchen „mariage libre“ — (paſſender wäre die Bezeichnung „prostitution universelle“ geweſen) — hatte der arme Dede Sultan keine Ahnung. Er phantaſirte auch nicht, wie vierhundert Jahre nach ihm ein anderer Hauptmeſſias des modernen Sozialismus phantaſirte, Fourier, welcher zur Geſchichte der menſchlichen Narrheit einen der koſtbarſten Beiträge lieferte, indem er bekanntlich behauptete, wann einmal die von ihm theoretiſirte ſozialiſtiſche Harmonie und Herrlichkeit aufgethan und hergeſtellt ſei, würden die wunderbaren Wirkungen davon nicht allein auf die menſchliche Geſellſchaft, ſondern auch auf das Pflanzen- und Thierreich, auf den ganzen Erdball, auf die geſammte Natur, auf das Weltall ſich erſtrecken. Was würde man nicht alles ſehen, erleben und genießen, wann erſt unſer armer Planet, mit fourieriſtiſchen Phanlanſtères bedeckt, ja in ein koloſſales Phanlanſtère umgewandelt, die unſelige Kruſte, womit eine falſche Philoſophie ihn bedeckte, geſprengt hätte. Denn dannzumal würde ſich die Lage der Erdachſe ſo glücklich verändern, daß alle Theile der Erde gleich angenehm zu bewohnen wären, Kamtſchatka ein ſiziliſches Klima hätte und die Lappinnen ſo gut Orangen von den Bäumen pflücken könnten wie die Andaluſierinnen. An die Stelle unſeres erbärmlichen Dinges von Mond würden nicht weniger als ſechs prachtvolle Monde treten und ein unvergänglich herrliches Nordlicht würde in Geſtalt einer rieſigen Krone vom Pole herleuchten. Die mit friſcher Schöpferkraft ausgeſtattete Erde würde eine Reihe neuer und wohlthätiger Zeugungen bewerkſtelligen: Löwen und Tiger oder vielmehr Antilöwen und Antitiger, welche ſich eine Ehre daraus machen würden, den Menſchen als windſchnelle Reitpferde zu dienen; ebenſo Antiwalfiſche und Antihaifiſche, welche ſich aus freien Stücken beeiferten, den Menſchen ihre Schiffe über den Ozean zu ziehen, der ſeinerſeits nicht mehr aus gemeinem Salzwaſſer, ſondern aus vortrefflicher Limonade beſtehen würde. In demſelben Verhältniſſe würden ſich natürlich auch die Menſchen vervollkommnen. Ihr Wuchs würde eine Durchſchnittshöhe von 80 Fuß, ihr Daſein eine Durchſchnittsdauer von 144 Jahren erreichen. Flügel zwar würden ihnen nicht wachſen, wohl aber eine Art von Schwanz, welcher ihnen ſowohl zur Waffe wie zum Fortbewegungsmittel dienen könnte .... Wie ſchade, daß Fourier noch nicht lebte und orakelte, als Erasmus von Rotterdam ſein „Encomium moriae“ oder als Swift ſeinen „Gulliver“ ſchrieb. Die Komik von Fouriers ſozialiſtiſchem Millenarium wirkt um ſo draſtiſcher, wenn man bedenkt, daß dieſe ſaftigen Narretheien ein Menſch ausgehen ließ, welcher ſonſt der trockenſte Buchhalter geweſen, der je buchgehalten hat, — ein ſo abſolut und mathematiſch trockener Geſell, daß er, falls er überhaupt jemals ſchwitzte, jedenfalls Zündhölzchen geſchwitzt haben muß.

6.

Mohammed der Erſte war nun aber nicht der Mann, ſich nur ſo mir nichts dir nichts entthronen zu laſſen, weder von einem Mahmud Bedreddin, noch von einem Rabbi Torlak, noch auch ſogar von einem Dede Sultan. Er weilte gerade in der Gegend von Theſſalonich, als ihm die Kunde von Bedreddins ehrgeizigen Ränken und Böre's weltverbeſſerlichen Schwänken zuging. Der Sohn Bajeſids war ſcharfblickend genug, zu ſehen, daß aus der vom ſchwarzen Berge auflodernden Flamme eine große und gefährliche Feuersbrunſt werden könnte; aber er wähnte, die Flamme würde ſich leichter niederſchlagen und austreten laſſen, als es in Wahrheit der Fall war. Vermuthlich hat er ſeine Brandlöſchmaßregeln überſtürzt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Böreklüdſche vorhätte, an der Spitze ſeiner Scharen aus dem Karaburun hervorzubrechen, das Feuer ſeiner Schwärmerei in die Landſchaften Soghla und Aidin zu tragen und ſeinem Apoſtel Torlak, welcher in der Umgebung von Magneſia eine ſtarke Rotte bewaffneter Derwiſche geſammelt hatte, die Hand zu reichen. Der Sultan wollte ſolchem Unterfangen möglichſt raſch die Spitze abbrechen und ließ deßhalb an den Statthalter der Provinz Aidin den Befehl ergehen, mit raſch geſammelter Heeresmacht in das ſchwarze Gebirge einzurücken, um den Aufruhr in ſeiner Wiege zu erdrücken.

Statthalter von Aidin war zur Zeit der Renegat Suſman, ein ſerbiſcher Prinz und zwar, wie es ſcheint, ein ſehr gewöhnlicher Prinz. Wenigſtens faßte er die Ausführung des an ihn ergangenen ſultaniſchen Befehls möglichſt unvorſichtig an. Er raffte zuſammen, was ihm gerade von Wehrleuten zur Hand, drang damit ſorglos in die unausgekundſchafteten Engpäſſe des Stylarios ein, wurde in einer unwegſamen Waldſchlucht von dem Dede Sultan, welcher gar kein verächtlicher Kriegsmann geweſen ſein muß, umſtellt, überfallen und mit ſeinem ganzen Harſte bis auf den letzten Mann, die eigene ſtatthalterliche Perſon inbegriffen, niedergehauen.

Wie leicht begreiflich, ſchwoll ob dieſem glänzenden kriegeriſchen Erſtlingserfolge den Stylariern der Kamm gewaltig. Sie würden auch, ſo ſie jetzt ſofort als ein toſender Bergſtrom mit aller Macht in die Ebene hervorgebrochen wären, Ausſicht gehabt haben, einen großen Theil der Bevölkerung von Kleinaſien mit ſich fortzureißen. Allein dieſer Hervorbruch unterblieb und der Heiland vom Karaburun vertrödelte die günſtige Zeit, ſein Unternehmen einer ſozialen Revolution in großem Stile zu betreiben, mit allerhand Lappalien. Statt zu handeln predigte er und das Reſultat ſeines Predigens war zunächſt, daß die Kommuniſten vom Stylarios den Beſchluß faßten, der Stifter des Iſlam ſei nur ein kleiner Prophet, verglichen mit ihrem großen, größeren, größten, dem Dede Sultan Böre. Item, als richtige Bekenner der alleinwahren und alleinſeligmachenden Heilslehre wollten ſie fürder nicht mehr in Häuſerwänden, ſondern nur noch unter freiem Himmel leben, ſtets barhäuptig gehen und nur ein einziges

Kleidungsſtück anthun*). Mit ſolchen Alfanzereien ſtürzt man keinen Sultansthron um, macht man keine weitreichende Revolution, gründet man keinen Staat; abgeſehen ſogar davon, daß dem Kommunismus die ſtaatenbildende Potenz überhaupt abgeht. Er freilich leugnet das, weil er Staat oder Geſellſchaft mit Tyrannis verwechſelt. Eine ſolche kann er nicht nur, ſondern muß er begründen: das iſt ſeine Natur. Daher ſchrieen und ſchreien alle Kommuniſten nach der Diktatur und zwar nach der ſchlimmſten aller Diktaturen, nach der Tyrannis des rohen Haufens, wobei allerdings auf ſeiten der Führer der geheime Vorbehalt nicht ausgeſchloſſen iſt, nach den eigenen höchſtperſönlichen Gelüſten den Haufen zu gängeln und zu nasführen. Man weiß ja, daß die kommuniſtiſchen Feiſt Löb, gerade wie die verfloſſenen reſtaurativen Judas-Gentze, vor allem darauf aus ſind, „raſend gut zu leben“. Heine hat einmal von den Bonzen im Allgemeinen geſagt: „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Waſſer“. Von den Bonzen der Kommuniſterei unſerer Tage könnte man ſagen: Sie predigen öffentlich das Evangelium der Arbeit, praktiziren aber heimlich den Grundſatz, faulenzen ſei beſſer als arbeiten und letzteres auch gar nicht nöthig für Leute, welche pfiffig genug, mittels Herleierung der Freiheit-, Gleichheit- und Bruderſchaftphraſen arme dumme Teufel für ſich arbeiten zu machen ....

---

*) Darum nennt Dukas die Stolarier gelegentlich auch die Einröckler oder Einhemdler (μονοχίτωνες).

Derweil lächelte dem Dede Sultan und ſeinen Einröcklern trotz ihrer mangelhaften Strategie noch einmal das Glück und brachte ihnen ihre gegen Suſman befolgte Taktik einen zweiten kriegeriſchen Erfolg. Der Padiſchah traf zum zweiten mal eine ſchlechte Generalswahl, indem er den Alibeg, des ſerbiſchen Renegaten Nachfolger in der Statthalterſchaft von Aidin, mit der Exekution gegen die Rebellen vom Karaburun beauftragte. Alibeg manövrirte gerade ſo dumm wie Suſman oder wie der Herzog Leopold i. J. 1315 beim

Morgarten. Er ließ ſich, in den Stylarios eingedrungen, mit ſeinen geſammten Truppen in einen Hinterhalt locken und erlag einem plötzlichen, wohlgeführten und maſſenhaften Angriff der barhäuptigen Fanatiker. Mit Noth rettete er auf drangvoller Flucht ſein Leben.

Jetzt endlich erkannte Sultan Mohammed den ganzen Ernſt der Sachlage und ging mit größerer Umſicht an die Bewältigung der Gefahr. Es ſollte, wo nöthig, die ganze osmaniſche Streitmacht in Aſien und Europa gegen den Dede Sultan und ſeinen Anhang aufgeboten werden. Den nominellen Oberbefehl gab der Padiſchah an ſeinen zwölfjährigen Sohn Murad, den thatſächlichen an Bajeſid-Paſcha, Beglerbeg von Rumili (d. i. Europa). Die ſultaniſche Inſtruktion lautete: Spurloſe Vertilgung der Rebellion.

Bajeſid-Paſcha verwirklichte dieſen Befehl in echttürkiſcher Manier, ſchonungslos, unerbittlich. Mit gewaltiger Heeresmaſſe zog er gegen die Halbinſel des Stylarios heran, ſperrte dieſelbe vollſtändig vom Feſtland ab, drang dann in das

Waldgebirge hinein, Schritt für Schritt den Boden gewinnend und behauptend, alles Lebendige, Männer und Greiſe, Weiber und Kinder, ſogar das Vieh, auf ſeinem Marſche niedertretend und vernichtend, ſo daß bald ein ſchwerer Blutdampf über den Kuppen des Karaburun hing. Der Dede Sultan leiſtete mannhaften Widerſtand, allein was vermochten ſeine Tauſende gegen die Hunderttauſende des Gegners? Nichts als ſcharenweiſe zu fallen.

Alſo neigte ſich der Stern des kommuniſtiſchen Meſſias raſch zum Untergange. Mit den letzten Reſten ſeiner Streitmacht mußte Böre kämpfend dorthin zurückweichen, wo am nordweſtlichen Ende der Halbinſel der Stylarios in Vorgebirgsform zum Meer abfällt. Hier, wo ihnen der weitere Rückzug abgeſchnitten war, ſtellten ſich die Barhäuptigen zum letzten Verzweiflungskampf. Obzwar halb verhungert, hielten ſie der Uebermacht ſtand mit jener ausdauernden Raſerei, wie nur der Fanatismus ſie verleiht. Sie ließen ſich ſchlachten und ſchlachteten ſelber, bis ihnen die

Schwerter aus den vor Ueberanſtrengung verſteiften Händen fielen. Dann erſt ergaben ſich Böre und der karge Reſt ſeiner noch athmenden Getreuen dem Sieger.

Die Gefangenen wurden nach Epheſus geſchleppt, wo Murad und Bajeſid-Paſcha dazu verſchritten, den Ketzer- und Rebellenhäuptling mittels Aufbietung aller türkiſchen Folterkünſte zum Bekenntniß des Iſlam zurückmartern zu laſſen. Allein die Büttel erſchöpften umſonſt ihren Folterwitz an dem armen Körper des Unglücklichen. Man weiß ja, welche dämoniſche Kraft und Stärke wie zum thun ſo auch zum leiden der religiöſe Wahnwitz verleiht. Hat man doch erlebt, daß ſich zu allen Zeiten Menſchen eifrigſt zum Martyrium drängten, daß ſie ſich um der barockſten Einfälle willen und für die märchenhafteſten Tollheiten henken, ſpießen, verbrennen, köpfen und an's Kreuz ſchlagen ließen. Auch Böreklüdſche wurde, nachdem ſeine Henker ſich vergeblich abgemüht hatten, einen Widerruf aus ihm herauszufoltern, ſchließlich gekreuzigt. „Sie nagelten ihn — meldet Dukas — mit in

Kreuzesform ausgeſtreckten Händen und Beinen auf ein Brett, luden dieſes auf ein Kameel und führten ihn ſo durch die Stadt." Während dieſes Umzugs wurden ſeine Mitgefangenen, ſo ſie ihre Ketzerei nicht abſchwören wollten, vor den brechenden Augen des ſterbenden Meſſias zuſammengehauen. Sie ließen ſich zuſammenhauen, ihre Blicke auf den Gekreuzigten geheftet und ſprechend: „Dede Sultan, laß uns zukommen dein Reich!"

So ſtarb der Heiland, ſo die Jünger. Rabbi Torlak wurde dann mit ſeinen Derwiſchen durch Bajeſid-Paſcha bei Magneſia raſch und leicht überwältigt. Doch begnügte ſich hier der Sieger, den gefangenen Rabbi und deſſen vertrauteſten Anhänger ſtranguliren zu laſſen. Die wenigen Einſiedler, welche den Untergang der Sekte überlebten, waren übrigens des Glaubens, Böre ſei nicht geſtorben und könne überhaupt nicht ſterben; er habe ſich in wunderbarer Weiſe nach Samos gerettet und lebe dort im Verborgenen ein Leben der Beſchaulichkeit. Auch der chriſtliche Anachoret im Kloſter Turlotas auf Chios glaubte das, wie er unſerem Gewährsmanne Dukas mitzutheilen geruhte. Man ſieht, Lügnerin Legende ließ wie anderen Heilanden ſo auch dem vom Karaburun ihre Mühewaltung zugute kommen. Es iſt im Grunde immer derſelbe kleine Kreis von Vorſtellungen, in welchem ſich die religiöſe Phantaſterei allzeit und überall herumtreibt . . . .

Wo aber war, während in Kleinaſien das kommuniſtiſche Heil vertilgt, bis zur Spurloſigkeit vertilgt wurde, der Einfädeler, Anzetteler und Drähtelenker des ganzen Schwindels geblieben? Weit vom Schuß, ſo zu ſagen. Wenigſtens auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus hatte Mahmud Bedreddin ſich wohl gehütet, an der Entſcheidung durch die Waffen theilzunehmen. Als es mit den Stylariern ſchon ſcharf bergab ging, wußte ſich der Schlaue nach Europa hinüberzuſchlängeln, wo er bei den ihm von früherher befreundeten Hoſpodar der Walachei Aufnahme und Unterſtützung fand. So konnte er verſuchen, den drüben in Aſien ſchon niedergeſtampften und im Blut erſtickten Aufruhr hüben in Europa neu zu beleben. Und er verſuchte das. Eine Weile mit Glück, maßen er noch von der Zeit ſeiner Heeresrichterei her in der Gegend von Siliſtria und in den Thälern des Balkan großen Einfluß beſaß. So gelang es ihm, dortherum eine Streitmacht ins Feld zu bringen. Aber der gelehrte Ränkekünſtler war kein General und Sultan Mohammed ließ ihm auch keine Zeit, allenfalls einer zu werden. Der Padiſchah ſelber führte ein Heer von Theſſalonich aus gen Seres, um die Inſurgenten anzugreifen, und gab zugleich dem aus Aſien zurückgekehrten Bajeſid-Paſcha den Befehl, von Adrianopel her gegen den Balkan vorzugehen. Die Entſcheidung — ungewiß, ob noch im Jahre 1418 oder erſt 1420 — vollzog ſich ohne große Schlächterei; denn Bedreddins Freiſchärler liefen nach Freiſchärlermode auseinander, als von zwei Seiten her die ſultaniſchen Truppen gegen ſie heranrückten und unter ihnen zugleich kund wurde, daß und wie der Dede Sultan zu Grunde gegangen. Bededdrin rettete ſich in die Wildniſſe des Balkan, ward wie ein Jagdthier in denſelben umhergehetzt und zuletzt von ſeinen eigenen Leuten, ſoviele deren noch bei ihm ausgehalten hatten, verrathen, in Feſſeln geſchlagen und dem Padiſchah überliefert. Dieſer ließ den Gefangenen zu Seres mit großer Feierlichkeit verurtheilen und der große Gelehrte und größere Intrikant iſt dann „mit Umſtänden“ gehenkt, d. h. mit allen den ceremoniellen Rückſichten, welche ſeinem hohen Rang und Rufe gebührten, an den Galgen befördert werden.

So endigte der denkwürdige Verſuch, den kommuniſtiſchen Menſchenbruderſchaftthumbug im türkiſchen Reiche aufzuthun. Er wird an ſeiner Grundverlogenheit, d. h. an ſeiner Unnatur und Widernatur ſchließlich immer und allerorten ſcheitern. Allein er wird, ein zwar unfreiwilliger, jedoch ſehr wirkſamer Bundesgenoſſe oder Förderer pfäffiſcher Bevormundung und ſoldatiſcher Deſpotie, immer wieder verſucht werden.

Dafür ſorgt ja der Dämon der Lumpagogie, welcher alle angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, durchgebrannten, hirnverbrannten Exiſtenzen, das ganze wanzenhaft wuchernde Katilinariat um ſeine Fahne ſammelt, um den großen Feldzug gegen die Familie, das Eigenthum und die Geſittung zu führen. Das gemeinſame Merkmal dieſer katilinariſchen Apoſtelſchaft iſt die niederträchtige Volksſchmeichelei, welche allzeit von Volksrechten und niemals von Volkspflichten redet, nicht an die beſſeren Inſtinkte der Maſſen ſich wendet, ſondern an die ſchlechteſten, nicht das Ehr- und Rechtsgefühl derſelben zu wecken ſucht, ſondern nur die gemeinen und thörichten Gelüſte zu ſtacheln weiß. So ſtreuen dieſe verblendeten, meiſt an der Klippe der Halbbildung geſcheiterten Menſchen eine Unheilsſaat, für deren Gedeihen nur allzu viel Boden und Dünger vorhanden. Boden und Dünger liefern ihr der bornirte Brozenhochmuth, welcher die Errungenſchaften des Börſenſchwindels in pralendem Prunk zur Schau ſtellt, ſowie die zappelnde Philiſterangſt, welche ſtatt dem „rothen Geſpenſt" muthig ins Geſicht zu ſehen und daſſelbe kräftig in ſein Nichts zurückzuſtoßen, ſich vielmehr von demſelben zu den Füßen des Militarismus zurückſchrecken läßt; weiterhin der grobmaterialiſtiſche Ungeiſt der Vergnügungsſucht und Genußwuth, von welchem die ganze Gegenwart durchgiftet iſt, und endlich die Ungeheuerlichkeit einer Finanzwirthſchaft, welche es, beiſpielsweiſe zu reden, den Prinzen einer jüdiſchen Dynaſtie möglich macht, in ihren Kaſſen den Schweiß ganzer Nationen anzuwuchern, nicht mehr nach Millionen, ſondern nur noch nach Milliarden zu zählen.

Laßt nur alle dieſe Motive noch eine Weile ungeſtört fortarbeiten und gebt acht, ihr füttert damit den Kommunismus ſo groß, daß ihr eines wüſten Tages vollauf Urſache haben werdet, verzweiflungsvoll aufzuſchreien: „Unſinn, du ſiegſt!“

Ein chriſtlicher Prieſter.

O caritatis victima, o dira vis
amoris!
Crudelitatis hostia, spectaculum
doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissimam clementiam,
Quae septem purgat vitia per
septiformem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

1.

Das Jahr 1870 darf und muß wenn nicht als ein Hauptakt, ſo doch jedenfalls als eine der „großen“ Scenen in der Tragikomödie Weltgeſchichte bezeichnet werden.

Erſtens deßhalb, weil in dieſem Jahre der „hochmüthige, falſche und lüderliche Franzoſengeiſt“, wie ſchon Anno 1689 ein deutſcher Patriot das Ding genannt hat, von der Stelzenhöhe ſeines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phraſe von der Völkerſolidarität und was drum- und dranhängt aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menſchen unſanft, aber gründlich weggeſäubert hat.

Man wird jetzt, wenigſtens unter anſtändigen Leuten, die dummen warmbrüderlichen und ſüßſchweſterlichen Redensarten und utopiſtiſchen Schwarbeleien nicht mehr hören müſſen. An die Stelle der erdichteten geſchichtlichen Lebensmächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Intereſſe in der nackteſten Bedeutung des Wortes, und ein „geſunder" Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutſchen hätten ſchon lange Urſache gehabt, dieſen geſunden und naturgemäßen Nationalegoismus ſich anzulernen. Allein erſt die bitteren Erfahrungen, welche ſie in den Jahren 1870—71 machen mußten, hat ihnen die Nothwendigkeit ſo recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil ſie den frechſten aller franzöſiſchen Angriffe, einen richtigen Banditenanfall, glorreich zurückſchlugen, weil die deutſchen Schwerter den galliſchen Bramarbaſen das eroberungsgierige „Au Rhin! à Berlin!" in die Schreihälſe zurückſtießen, weil die Deutſchen ſo frei waren, ihr geſtohlenes Eigenthum den franzöſiſchen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wüthendes Gekläffe gegen ſie los und kläfften, wie gewöhnlich, die kleineren und kleinſten und ſchäbigſten Köter am unverſchämteſten, am giftigſten. Es verdient auch als ein kulturgeſchichtliches Charakteriſtikum angemerkt zu werden, daß neben den völkerſolidariſchen Träumerichen überall die unwiſſende Menge und ihre Schmeichler für die Franzoſen, die wiſſenden und urtheilsfähigen Menſchen dagegen für Deutſchland waren. Will man dieſe Thatſache in die kürzeſte Formel bringen, ſo kann man ſagen: dort ſtand Garibaldi, hier Mazzini; dort der londoner Mob, hier Carlyle.

Das Phantaſma von dem Menſchenbruderthum und der Völkervetterſchaft wären wir alſo glücklich los und es gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich genug ſind, offen auszuſprechen, der wahre und wirkliche „Urſtand der Natur", wo Menſch dem Menſchen und Volk dem Volke gegenüberſteht, ſei endlich auch theoretiſch wieder anerkannt, wie er ja faktiſch allzeit zu Recht beſtanden hat. Alter Spinoza, redlichſter und muthigſter aller Denker, du haſt ſchon vor zweihundert Jahren in ihrer ganzen ſtrengen Nacktheit die große Wahrheit hingeſtellt, daß jeder Menſch und folglich auch jedes Volk gerade nur ſoviel Recht hat, als er oder es Macht beſitzt*). Dieſer Satz gibt eine granitene Baſis ab für eine richtige, für die alleinrichtige Politik. Auf dieſe Baſis ſtelle Deutſchland ſeine Zukunft und laſſe die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenſchaften des Jahres 1870 ſind aber noch mehr, darunter höchſt bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phraſe noch eine erkleckliche Rolle ſpielte, wenn in Manifeſten und Proklamen von „deutſcher Freiheit“, von „Volksrechten“ und andern dergleichen „abſtruſen“ Dingen häufiger als billig die Rede war, ſo haben ſich im Verlaufe des großen Kampfes ſolche Redensarten mehr und mehr verloren und ſind zuletzt ganz und gar verſtummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat ſich auch hier in ſchönſter Weiſe vollzogen. Die neue deutſche Reichsverfaſſung iſt in „korrekteſter“ Weiſe von Miniſtern gemacht, von den Fürſten feſtgeſtellt und ſodann der Nation, ohne daß dieſe mit dem läſtigen Geſchäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigſt geſchenkt worden. Uns wurde dadurch erſpart, ein „Lebermeer“ von Geſchwätz durchwaden zu müſſen.

---

*) Tract. polit. I. 2, 8: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet.“ In einer Zeit, wo der Geſchmack für alte „Kernlieder“ in Deutſchland ſo ſchön graſſirt, dürfte es nicht unpaſſend ſein, auch ſo einen alten Kernſpruch von Zeit zu Zeit zu verlautbaren.

Freilich könnten Leute, welche den Ausſagen unſerer jetzigen politiſchen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantiſchen Land“, im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln“, ſich verſucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falſtaff mit ſeiner realpolitiſchen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder“ in Betracht, ſei doch wohl auch kein unfehlbarer Prophet; und ferner, alle die Trübſal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, ſei nur die gerechte Buße für die abgrundtiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit ſie Anno 1848 die beiſpiellos günſtige Gelegenheit, ihre Geſchicke ſelbſtbeſtimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpaßt hätten.

Aber Männer, welche über alle Illuſionen hinweg ſind und, nachdem ſie das Narrenſpiel des Menſchendaſeins in ſeiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, daſſelbe mitanſehen zu müſſen, mittels Beimiſchung von Ironie einigermaßen zu verſüßen trachten, werden ſich kaum enthalten können, zu ſagen: Welcher Verſtändige und Wiſſende wird ſolchem Gebrumme irgendwelchen Werth beilegen? Laßt die Illuſionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Maſſen ſich drehen, wie drehende Derwiſche um die eigene Naſenſpitze ſich ſchwingen. Laßt ſie mit ihrer hohlen Schwindelblaſe, genannt Selbſtbeſtimmung der Völker, kindiſch ſpielen. Man weiß ja, wie es mit dieſer Mündigkeit und Selbſtbeſtimmung beſtellt war, iſt und ſein wird. Die Maſſen mündig? Ein knäbiſcher Traum! Die Völker ſich ſelbſt beſtimmend? Eine lächerliche Selbſtbelügung! Reibt euch doch endlich die rouſſeau'ſchen Chimären aus den Augen und ſeht euch die Dinge an, wie ſie ſind. Wo denn haben die Völker bewieſen, daß ſie frei zu ſein verſtänden? Ja auch nur, daß ſie frei ſein wollten? Nirgends. Selbſt die ſcheinbar freiheitlichen, freiheitlichſten Epochen erweiſen ſich bei näherem Zuſehen und unbefangener Unterſuchung überall als Täuſchungen. Kannte das Alterthum eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Kalvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchteſte und erleuchtetſte Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düſterer Reſignation geſagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume." Iſt er ſeither widerlegt worden? Nein. Die Menſchen in ihrer Mehrheit — in einer ſo ungeheuren Mehrheit, daß die verſchwindend kleine Minderheit kaum noch ſichtbar — wiſſen gar nicht, was Freiheit iſt; ſie wollen nur ihr möglichſt behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei ſein, ſondern reich, mächtig, angeſehen, herrſchend. Sie wollen und müſſen ſchlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtſchaffenheit davor kniee und räuchere. Geſtern hieß er Verhuel, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierungsloſigkeit, Staatszwangloſigkeit, Anarchie erſcheint den Menſchen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Beſtie in ihnen nur ſtaatszwangsweiſe niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgeſetzbuch und Polizei aus unſerer hochgelobten modernen Civiliſation hinweg und ihr werdet Menſchlichkeiten erleben, deren Viehiſchkeit euch darthun wird, was es mit dem ewigen ſelbſtgefälligen Vorſchrittsgeleier eigentlich auf ſich hat.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeſchichtlichen Tragikomödie iſt ein Labyrinth. Die Menſchheit bewegt ſich, ja, aber im Kreiſe herum. Nachdem die Deutſchen daran verzweifeln mußten, in einer ſogenannten vorſchrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, ſind ſie zur mittelalterlichen Vorſtellung vom Kaiſer und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzuſtellen in der Welt. Das alte Kyffhäuſergeſpenſt iſt erlöſ't. Dabei iſt alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat ſich der „volle Tropfen demokratiſchen Salböls“, von welchem im „tollen Jahre“ der gute Uhland in der Paulskirche balladiſirt hatte, als ein Luxus erwieſen, deſſen Aufbringung dem deutſchen Volke erlaſſen wurde. Dieſe Umkehr zum Mittelalter iſt aber doch nur eine ſcheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit der, welche am 18. Juli von 1870 zu Rom beſchloſſen wurde. An dieſem Tage kehrte ja die katholiſche Welt genau auf den Punkt zurück, wo ſie unter dem ſiebenten Gregor geſtanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage ſeine unfehlbare Göttlichkeit dekretiren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der ſiebente Gregor, der dritte Innocenz und der achte **Bonifaz** je gewagt hatten. Der chriſtliche Dale Lama iſt fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß ſeine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumeniſches“ Koncil kann das beſorgen; die deutſchen Biſchöfe werden zwar wiederum charakterfeſt opponiren, allein ſchließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt.“

Hundert Millionen Menſchen oder mehr — lauter „vernunftbegabte“ Weſen, verſteht ſich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttauſende von „gebildeten“ Katholiken thun wenigſtens ſo, der Konvenienz halber. Die Oppoſition, wo ſie ſich noch etwa regen ſollte und wollte, wird bald lahmgelegt ſein und verſtummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „poſitive“ Religion nicht ſchädigen zu laſſen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geiſtlichen Gewalten ihren ſtarken weltlichen Polizeiarm. Die proteſtantiſchen Jeſuiten arbeiten den katholiſchen, die von der kurzen Robe denen von der langen liebchriſtlich in die Hände. Hier gilt in der That ein Menſchenbruderthum und auch wohl eine Menſcherſchweſterſchaft: ſind doch neben den Jeſuiten allerorten die Jeſuiteſſen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzuſehen iſt es, wie der unſelige konfeſſionelle Hader nachläßt, weil auch proteſtantiſche Dynaſtieen fromm ſich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüſtig überall an dem einen chriſtlichen Schafſtall gezimmert.

Feinorganiſirte Naſen wollen ſchon den wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürftet ihr Urſache zum Weinen haben. „Alles ſchon dageweſen“, iſt ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes iſt: „Alles kommt wieder“. Habt ihr nicht ſchaudernd miterleben müſſen, daß die Reifröcke, die Stelzenſchuhe, die Pompadourfriſourthürme, die bloßbrüſtige Dubarrymode und der Bonapartismus wiederkamen? Könnte die weltgeſchichtliche Prozedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislauf nicht wieder einmal, recht bald ſogar wiederum an der Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues hunderte, tauſende von gebratenen lieben Mitmenſchen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern darbrachten? Ihr ſagt: Das iſt unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr ſolltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unſterblich iſt und daß es keinen alten, älteren und älteſten Unſinn oder Gräuel gibt, welcher unter Umſtänden nicht wieder neu werden kann, werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieteriſch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienſtliches Unternehmen ſein, das mitlebende Geſchlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweiſe etwas näher mit gewiſſen eifervollen chriſtlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu dieſem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer hiſtoriſchen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem ſich die dämoniſche Macht des Böſen in ihrer religiöſen Erſcheinungsform ein Werkzeug von ſchärfſter Schneidigkeit ſchuf. Von Zeit zu Zeit müſſen, die Geſchichte beweiſ't es, ſolche Aderlaſſer großen Stils auftreten: ſonſt wird die Menſchheit zu üppig und muthwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleiſchgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, alſo in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß ſeine ganze Perſönlichkeit bis in alle Nervenfaſern hinein davon geſättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöſern Menſchen gegeben als dieſen. Vom Dämon der frommen Wuth völlig beſeſſen, gab er ſich demſelben widerſtandslos hin. Nie vielleicht hat ſich die religiöſe Grauſamkeit ſo ſtahlhart in einem Manne fixirt, wie ſie in dieſem Fanatiker ſich fixirte, der allen menſchlichen Regungen — es ſind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter ſeiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers „für das Reich Gottes“, in ſeiner Bruſt trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen ſind wie eigens geſchaffen, ihren Mitmenſchen darzuthun, daß leben leiden und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammerthal ſei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieſer Fanatiker kann nur die Unwiſſenheit zweifeln. Das Dämoniſche iſt immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeſchoſſene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erſchreckt den bis zur ekſtatiſchen Fühlloſigkeit geſteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wolluſt verwandten Verzückung die Augen ſtarr auf ſein Ziel, das „Himmelreich“, gerichtet, ſchreitet er dahin, alles auf ſeiner Bahn unerbittlich niederſtampfend und durch die Blutlachen und Thränenſtröme, welche er hinter ſich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären ſie blumenduftgewürzter Maithau. Was er thut, er thut es „zur Ehre Gottes“. Er iſt der Streiter des Himmels, wie ſollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr“ will es. Er iſt der Verwalter des göttlichen Zornſchatzes und ſpendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurtheilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt, verbrennt mit jener eiſernen Konſequenz und unſtörbaren Faſſung, wie nur das Bewußtſein einer guten Sache, der beſten Sache ſie geben und bewahren kann.

Der religiöſe Wahnwitz iſt aber nicht nur erbarmungslos, ſondern auch — ebenfalls „zur Ehre Gottes“ — ſehr ſchlau. Er iſt eine abgeſchoſſene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu raſen ſcheint, ſpekulirt er ſehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menſchen. Es iſt Methode in ſeiner frommen Wuth, ſeine Grauſamkeit arbeitet ſyſtematiſch. Man weiß ja, daß Wahnſinnige gar nicht ſelten der durchdachteſten Kombinationen des Haſſes fähig ſind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchſter Potenz fanden ſich in der Perſon von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er ſtellte einen chriſtlichen, einen römiſch-ſpaniſch-chriſtlichen Prieſter dar, wie er ſein ſoll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquiſitors verwirklichen, ſie ſchuf Torquemada. Jeder Zug ſeines Geſichtes, jeder ſeiner Blicke, jede ſeiner Gebärden, jedes ſeiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes“, welcher zwar nicht ihn ſelber, dafür aber deſto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermuthet werden, daß die Sinnesweiſe des Mannes auch ſeiner äußeren Erſcheinung ihr Gepräge aufgeſtempelt haben müſſe. Dickbäuchig, rundbäckig und rothnaſig können wir uns dieſen heiligen Wütherich gar nicht vorſtellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerſtreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horasbetzer, Vigilienbürſter und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemönchenln, ſo aber zumeiſt weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen“. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geſchäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem Unkraut der Ketzerei reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, ſich mit den „Eitelkeiten dieſer Welt“ zu befaſſen. Er war — ſo denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Menſch mit einem gewaltigen Schädel, der ſich von oben nach unten ſtark, auffallend ſtark verjüngt. Die Stirne iſt in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; ſie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn ſpitzt ſich zu wie eine Fuchsſchnauze und verbunden mit der langen, ſcharfkantigen Schnüffelnaſe bringt es den Eindruck der Liſt hervor. Die Augen ſind groß, überhangen von ſtarken, über der Naſenwurzel finſter zuſammengezogenen Brauen, halbgeſchloſſen durch weitherabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick ſchießt, der Scheiterhaufen in Brand ſetzen zu wollen und zu können ſcheint. Der Mund iſt dünnlippig und feſtgeſchloſſen; er drückt unbeugſame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!“

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerkloſters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpſtlichen Breve zum Inquiſitor ernannt. Er nahm ſelbſtverſtändlich die Berufung an und amtete ſo über die maßen heilig und herrlich, daß ihn Papſt Sixtus der Vierte im Einverſtändniß mit den „katholiſchen Majeſtäten“ (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Iſabella von Kaſtilien), im Auguſt und Oktober von 1483 auf den Thronſtuhl des neugeſchaffenen Großinquiſitorats von Kaſtilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieſes Thronſtuhls, welcher, mit der heiligen Inquiſition zu ſprechen, „über die ſämmtlichen anderweitigen

Tribunale ebenſo erhaben war wie der Thronſtuhl Gottes über die Throne der Könige“, unmöglich zu finden geweſen wäre, iſt allgemein anerkannt.

3.

Die „Religion der Liebe“ hat aus den Sammetpfoten ſüßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgeſtreckt, bevor ihr dieſe gewachſen waren. Sie wuchſen ihr aber wunderbar ſchnell. Geſtern noch eine Verfolgte, war die chriſtliche Kirche, die „Braut Jeſu“, heute ſchon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum als ein kläglicher Pfuſcher und Stümper, als ein wahrer Bönhaſe im Verfolgungsgeſchäft erſchien. Die Kirche hätte alle, welche ſo unglücklich waren, von ihrem alleinſeligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite geweſen, verzehren, freſſen mögen, vor lauter „Liebe“ natürlich. Sie war ja eine ſo zärtliche Mutter!

Wenn ſie ihre Kinder dermaßen liebebrünſtig an ihren Buſen drückte, daß dieſelben zerquetſcht wurden, ſo waren die Zerquetſchten ſelber ſchuld daran: denn warum hatten ſie kein ſtärkeres dogmatiſches Knochengerüſt?

Das heilige Amt („sanctum officium“) oder die heilige Inquiſition („sancta inquisitio“) könnten profanen Augen als Heilige erſcheinen, welche zu den ſogenannten „wunderlichen“ gehören. Dem „erweckten“ Sinne dagegen iſt klar, daß die Inquiſition eine regelrechte, ſo zu ſagen ordonanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Chriſti“ mit beſagter „Braut Chriſti“ in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papſt Innocenz dem Dritten, zuerſt in ein ſüdfranzöſiſches Penſionat geſchickt, wo ſie den richtigen Schick und Schliff erhielt, ſodann aber auf ſpaniſchem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieſes ihr herrliches Gedeihen verdankte ſie vor allem der preiswürdig ſorgfältigen Pflege und Verköſtigung, welche ihr der hochwürdigſte Großinquiſitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte ſagen, er habe ſein Pflegekind mit Menſchenfleiſch förmlich genudelt, falls Ketzer Menſchen wären, was ſie bekanntlich nicht ſind.

Aber ſteht denn nicht geſchrieben: Die Kirche lechzt nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem")? Freilich. Allein was ſteht nicht alles geſchrieben! Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!" und anderer liebſeliger Wind, aus dem ungeheuren Blaſebalg menſchlicher Selbſttäuſchung hervorgepreßt. Doch muß geſagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte ſich die Hände nicht beſchmutzen: es nimmt ſich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit". Die Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Waſſerſtröme; ſie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäſchern". Sie hatte ja einen dienſtwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeiſter mit hunderttauſend Armen und der hieß Staat.

Wozu wäre ein ſolches Geſchöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquiſition als dienſteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieſes einzig zuläſſige Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat, dieſe „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, geſtört und geſchwächt; allein ſeit dem nicht genug zu preiſenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat die beſagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr ſich wiederhergeſtellt.

Dazumal iſt dem proteſtantiſchen Jeſuitismus durch den katholiſchen der verbretterte Dippel ſoweit gebohrt worden, daß der erſtere einſah, die Intereſſen des letzteren ſeien auch ſeine eigenen, eigenſten. In rührender Eintracht hat dann der unirte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, ſondern auch Ermunterung und Unterſtützung, ſeine koloſſale Völkerverdummungsdampfmaſchine aufgeſtellt und in Thätigkeit geſetzt. Die ſegentriefenden Folgen werden von Tag zu Tag mehr ſicht-, fühl- und greifbar.

Schon haben wir den Papſt-Gott oder Gott-Papſt und bald werden wir auch die heilige Inquiſition wieder haben. In beſtimmter Vorahnung dieſes wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptſprachrohrs („Civiltà cattolica", 1869, V, 277) triumphirend ausgerufen: „Die Kirche hat an ſich keine phyſiſche, ſondern nur eine moraliſche Macht. Zwangsmittel beſitzt ſie demnach nur, weil ſie die Anwendung derſelben der ſtaatlichen Gewalt, *welche ihr unterthan iſt*, befehlen kann." . . Iſt das deutlich genug?

4.

Ein franzöſiſcher Jeſuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improviſirten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeiſterte Rechtfertigung der heiligen Inquiſition ausgehen laſſen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter

Seelen darthat, das heilige Offiz ſei von hochidealiſchen Abſichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealiſche Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Thuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie ſchmerzlich, einem ſo bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes" widerſprechen und ſagen zu müſſen, daß die falloux'ſche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es iſt doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Hiſtorik, welche ſich herausnimmt, Menſchen und Dinge mitunter, ja ſogar häufig aus einem anderen Geſichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geiſtliche Schweſter. Entzückender, berauſchender Gedanke, daß es einmal ein Autodafé geben könnte, deſſen Flammen das ſiebenzigmal ſiebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geſchichte" verzehren würden, für immer.

In dieſem hölliſchen Buche ſteht nämlich unwiderlegbar zu leſen, daß die „ſpaniſche" Inquiſition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts weniger geweſen als eine ganz gemeine Geldſpekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeſchäft.

Die Möglichkeit, dieſes Geſchäft zu machen, gewährte die furchtbare Geſtalt, welche der chriſtliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islam, das will ſagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das ſpaniſch-gothiſche Chriſtenthum als eine entſchieden molechiſtiſche Religion des Zorns und der Wuth hervorgegangen. Ein Nichtchriſt zu ſein, d. h. ein Nichtchriſt im Sinne des ſpaniſch-chriſtlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbſtverſtändlich wußten die ſpaniſchen Könige dieſe alſo geſtaltete „Religion der Liebe“ zu einem ſehr wirkſamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanerthum vom ſpaniſchen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Iſabella's von Kaſtilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergeſtellt, ſo auch der Untergang der Moriſkos beſiegelt. Die „katholiſchen Majeſtäten“ führten mit der ganzen Kraft des chriſtlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada“, welcher das letzte iſlamiſche Reich auf ſpaniſchem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Iſabella triumphirend in die Alhambra ein und am ſelbigen Tage ſchickte der arme Boabdil el Chico, der letzte ſpaniſche Morenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abſchiedsſeufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro“ heißt noch jetzt die Stelle).

Die ſpezifiſch „ſpaniſche“ Inquiſition iſt jedoch älter als dieſer Triumph der katholiſchen Waffen. Sie entwickelte ſich aus der heiligen „alten“ Inquiſition, welche ſchon zur Zeit, als ſie in Südfrankreich die Albigenſer vor Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbeſondere in Aragonien zu erbaulichſter Thätigkeit gelangt war. Sie hatte in der That ſo gründlich gearbeitet, daß um die

Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerſtoff ihr zu mangeln begann. Nun aber ſollte ihr neuer zugeführt werden und zwar ſo maſſenhaft, daß ſie, um der ihr geſtellten Aufgabe allſeitig gerecht werden zu können, ſich gleichſam verjüngen mußte, um mit jugendlich friſcher Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede ſtehende Stoff war zuvörderſt die „verfluchte“ Judenſchaft. . . Der Same Abrahams, Iſaaks und Jakobs war auf ſpaniſchem Boden ſehr gediehen. Unter der duldſamen Herrſchaft der hochciviliſirten Moslem hatten ſich die Juden mittels ihrer Betriebſamkeit, ihres Reichthums und ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu ſchaffen gewußt. Die Dichtungen der Gabirol, Eſra, Halevi und Alchariſi bezeugen, wie erfolgreich die jüdiſch-ſpaniſchen Poeten mit den arabiſch-ſpaniſchen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriſkos ſich bewegt haben. Mit dem Untergange der Morenreiche und dem Herrſchendwerden des Chriſtenthums wurde alles anders und hatten die Juden ſofort zu ſpüren, wie „ſanft“ das Joch Chriſti ſei. Der „Poſitivismus“ der Religionen beſteht bekanntlich darin, daß ſie aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt ſind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „poſitiven“ Chriſtenthum auf einen Widerſpruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieſelbe Kirche, welche eine jüdiſche Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieſer Jüdin für den Mitgott ſeines Gottvaters ausgab, predigte wuthſchäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenſchaft, weil dieſe ſo unglücklich war, das Myſterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Joſef, ſondern unter Vermittelung des „Heiligen Geiſtes“ von Gott ſelber guter Hoffnung geworden iſt, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und ſchließlich in aller Form zur „Himmelskönigin“ erhoben wurde. Die Juden ſind eben von jeher ein ſcharfverſtändiges Volk geweſen und hätte man ihnen alſo, die Sache menſchlich angeſehen, nicht ſo fürchterlich verübeln ſollen, daß ſie nicht zu ſehen vermochten, „was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht“, ſondern nur die einfältigſte Einfalt zu fühlen und zu ſchmecken vermag. Allein es iſt ein ſchwerer Irrthum, die Religion, ihre Rechte, Bedürfniſſe und Forderungen „menſchlich“ anzuſehen. Sie entzieht ſich durchweg den Bedingungen und Beſtimmungen des Menſchlichen. Ihre Sphäre iſt das Ueber- und Untermenſchliche, und wenn die Juden verſtockt dabei beharrten, die Myſterien der chriſtlichen Dogmatik vom Standpunkte des geſunden Menſchenverſtandes aus zu betrachten, ſo geſchah ihnen recht, als die Chriſten ihnen den chriſtlichen Standpunkt klar machten.

Dies geſchah zunächſt dadurch, daß die chriſtliche Spanierſchaft bei ihrem ſiegreichen Vorſchreiten gegen den Iſlam allenthalben die Juden ebenſo feindſelig behandelte wie die Moſlem, ja noch feindſeliger. Zu ſolcher Steigerung des religiöſen Haſſes dürfte einigermaßen der profane Umſtand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäuſern mehr zu holen war als in den Moſlemwohnungen. Steht es doch auch hiſtoriſch feſt, daß zu den koloſſalen „Judenſchlachten“, welche während des 14. Jahrhunderts in Deutſchland und im übrigen Mitteleuropa in Scene geſetzt worden ſind, der Reichthum der Juden nicht ein, ſondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die ſpaniſchen Juden waren aber nicht nur reich, ſondern ſie liebten es auch, ihren Reichthum zu zeigen, wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zuſammenrafft, um mit der andern daſſelbe praleriſch an ſich herumzuhängen. Die Juden ihrerſeits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es ſteht ſtark zu vermuthen, daß ſie insbeſondere zu dieſem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silberſachen der Aegypter mitlaufen ließen. Wenigſtens klingeln noch in unſeren Tagen jüdiſche Millionärinnen mitunter ganz mizraimiſch von Gold- und Steinzeug und gerade ſo thaten im 15. Jahrhundert die ſchönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit koſtbaren Kleidern und Roſſen, mit prächtigen Waffen und Wagen praleriſch ſtaatmachten, wie es ihnen ja ihre Mittel wohl erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Iſabella den gänzlichen Untergang des Iſlam auf ſpaniſchem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im chriſtlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und ſchärfer „ſtudirt“ wie bislang, d. h. der chriſtliche Eifer begann die Judenheit ſo oder ſo zu verzehren. Nicht allein das Geſchrei über den jüdiſchen Wucher ward allerorten laut, ſondern gläubige Chriſtenohren, welche bekanntlich nicht klein ſind, nahmen mit Begierde alle die ſchauerlichen Legenden auf, welche auf Koſten der Juden in Umlauf geſetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde“ von Hebräern ein Bild der allerſeligſten Jungfrau und Gottesmutter angeſpieen, dort hatten ſie ein Krucifix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten ſie ein Chriſtenkind geraubt, um ſelbiges bei den gräuelhaften Ceremonien ihres Oſterfeſtes zu ſchlachten. Durfte das Chriſtenthum ſolche

Schnödigkeiten dulden? Mit nichten. Brecht ein in die Häuſer der verfluchten Abkömmlinge der Henker unſeres Heilands, raubt, ſchändet, würgt und brennt zur Ehre unſeres dreieinigen Gottes und aller ſeiner Heiligen!

Die Bedrängniß der Juden war groß, um ſo mehr, da der im entſchiedenen Geruche der Heiligkeit ſtehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia ſich veranlaßt fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Nothwendigkeit, ſich taufen zu laſſen, zu überzeugen. Sie vermochten den ſchlagenden Argumenten des heiligen Wunderthäters und den noch ſchlagenderen der raubend, mordend und verwüſtend in ihre Häuſer einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe“ nicht zu widerſtehen und bekehrten ſich maſſenhaft zum Chriſtenthum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung für eine Weile gelähmt. Die „neuen Chriſten“, wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anſtelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu ſprechen, in den Städten und ſogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht ſelten vor, daß arme Teufel von ſtolzen Hidalgos ihr altchriſtliches Blut mit dem neuchriſtlichen reicher Töchter Zions miſchten, gerade wie es zu unſerer Zeit ſich dann und wann ereignet, daß ein ſtolzer chriſtlich-germaniſcher Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz ſchimmelig gewordenem Adel ſeinen feſtgefahrenen, weil allzuſchwer mit fremdem Erz („aes alienum“) beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorſpannung der Geldfüchſe ſchwarzäugiger Roſen von Saron, welche aber nicht aus dem Boden Kanaans, ſondern aus dem Pflaſter Frankfurts, Hamburgs oder Berlins aufgeſproßt ſind.

5.

Dieſe dergeſtalt angebahnte Verſchmelzung der ſpaniſchen Juden mit den ſpaniſchen Chriſten hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den erſteren nichts, daß ſie den realpolitiſchen Grundſatz „Der Geſcheidere gibt nach“ — befolgt hatten. Das „neuchriſtliche“ Blut wurde bald wieder als „mala sangre“ verachtet, verwünſcht und verleugnet, und wo es ſich ſpäter in einem ſpaniſchen Stammbaum ſchlechterdings nicht verleugnen und wegwiſchen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon“).

Zweifelsohne ſind die Kinder Iſrael an dieſem Umſchlag ſelber mitſchuld geweſen. Nicht nur darum, weil nach ſcheinbar erloſchener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger geſpanntem Fuße ſtand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; ſondern auch deßhalb, weil die Juden, wie übrigens die meiſten Menſchen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urtheilsfähige und unbefangene Juden geſtehen ein, daß ihre Volksgenoſſen, falls ſie auf's Pferd gelangen, gerne hochmüthig einhergaloppiren, ganz unbekümmert, ob durch ſolchen Galopp Vorübergehende mit Koth beſpritzt werden. Ueberall, wo Juden die Meiſter ſpielen konnten, haben ſie es rückſichtslos und verletzend gethan und ſich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim" geſchlagenen Wunden zu ſtreuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mußten ſie ſich hierzu nicht allein für berechtigt, ſondern auch für verpflichtet halten, ganz abgeſehen ſogar von dem unermeßlichen Vorrath von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der chriſtlichen Liebe gegen die Judenheit in dieſer angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1478 wurde das Geſchrei gegen die Kinder Iſrael im chriſtlichen Spanien allgemein. Die „neuen Chriſten" ſeien vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen, um „ſich im alten Unflat des Judenthums zu wälzen", und ſie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchriſtlichen Ruchloſigkeiten, welche ſie vordem begangen hätten. Ein andaluſiſcher Zeitbuchſchreiber von damals, der Pfarrer von Los Palacios, hat ein langes Sündenregiſter des „verfluchten Geſchlechtes“ aufgezeichnet, läßt aber am Ende dieſes Regiſters den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er ſagt: „Die Juden hielten dafür, ſie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu beſtehlen verdienſtlich ſei. Mittels ihrer ſchandbaren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichthümer zuſammenzuraffen.“ Hinc illae irae christianae! Der ſpaniſche Chroniſt des 15. Jahrhunderts iſt freilich nicht ſo ehrlich geweſen, wie der deutſche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in ſeinem ſtraßburger Zeitbuch, von den großen Judenſchlächtereien am Rheine redend, ebenfalls der jüdiſchen Reichthümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was euch die Vergift, ſo die Juden tötete“.

Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unſinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblaſen war, ſtieß zunächſt der Dominikanerprior Alonſo de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und ſchlug Monſignore Franke, päpſtlicher Nuntius am ſpaniſchen Hofe, nachdruckſam die heilige Pauke der Religionsgefahr. Das „Reich Gottes“ müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuverläſſige Retterin wäre die heilige Inquiſition. König Ferdinand, deſſen Staatskunſt durch das unbequeme Ding, welches man Gewiſſen nennt, niemals behelligt wurde, ſpitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Prozeduren des Glaubensgerichts in ſeine ewig leere Kaſſe leiten mußten, und er ſtand daher keinen Augenblick an, ſeine königliche Zuſtimmung zu geben, daß das heilige Offiz ſeine Thätigkeit beginne. Was die beſſere Hälfte der „katholiſchen Majeſtäten“, die Königin Iſabella, anging, ſo regten ſich in ihr Gefühle der Menſchlichkeit gegen die Einführung der Inquiſition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendſte ihres Jahrhunderts; aber ſie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin ihrer Zeit; das will nach heutiger Anſchauung ſagen: eine vollendete Pfaffenſklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr ſkrupelloſer Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeſchäft anſah, ihrerſeits aufrichtig für ein hochverdienſtliches frommes Werk anzuſehen, welches zugelaſſen werden müßte „zur größeren Ehre Gottes“. König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der „welſchen Praktik“, Königin Iſabella eine tadellos fromme Chriſtin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Kruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater geweſen und hatte die Saiten der Seele Iſabella's auf die Tonart ſeines Glaubenseifers geſtimmt. Der tüchtigſte Geſchichtsforſcher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in ſeinen „Annalen“ (IV. 323), Torquemada habe damals von der jungen Inſantin das Verſprechen verlangt und erhalten, daß ſie, ſo ſie jemals auf den Thron von Kaſtilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholiſchen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei ſich widmen wollte und würde“.

Man führte jetzt der Königin dieſes ihr Verſprechen zu Gemüthe und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Chriſtin verſtummen. Iſabella ſtimmte bei, daß der Papſt um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kaſtilien eingeführt werden ſollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein hübſcher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte ſich, mittels ſeiner Bulle vom 1. November 1478 dem Anſinnen des ſpaniſchen Hofes zu entſprechen, und ſo war denn die Inquiſition, maßen ſie in Aragon ſchon zuvor beſtanden hatte, im ganzen chriſtlichen Spanien eingeführt. Indeſſen begann ſie ihr heiliges Geſchäft erſt im Jahre 1480, weil Königin Iſabella dieſen Aufſchub verlangt und durchgeſetzt hatte, um vorerſt noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man ſieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergeſſen gemacht werden, daß ſie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Chriſtenthums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man ſollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieſes letzte ſchwache Widerſtreben Iſabella's wurde gebrochen und ſie ließ ſich durch eine Kommiſſion von Prieſtern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorſaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Verſuche, die verſtockten Juden zu aufrichtigen und ſtandhaften Chriſten zu machen, wären kläglich geſcheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquiſition ihre heilige Arbeit beginnen zu laſſen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu ſtreiten.

zuvörderſt in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloſter Sankt Paul ſeinen Sitz aufſchlug. Seine erſte Amtshandlung war ein Erlaß, kraft deſſen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklageſetzung aller behilflich zu ſein, welche der Ketzerei verdächtig ſeien oder ſchienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatsſekretär von Florenz hat bekanntlich geſagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu thun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er ſagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geiſtlichen ausdrücklich zu ſagen für völlig überflüſſig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit ſchönſtem Erfolge. Am 2. Januar von 1481 begann es, wie geſagt, zu amten und ſchon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen erſten „Glaubensakt“ (auto da fé) aufführen laſſen zu können, ſechs „überführte“ Ketzer auf den Scheiterhaufen befördern. Im März expedirte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren ſchon 289 „zur Ehre Gottes“ abgeſchlachtet. Im Kloſter Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig ſich vergrößernde Thätigkeit des Tribunals. Es mußte daher ſeinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorſtadt ſich erhob, die Aufſchrift „Sanctum inquisitionis officium“ erhielt und die Hauptburg der ſpaniſchen Inquiſition wurde und blieb. Im Uebrigen beſchränkte ſich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptſtadt von Andaluſien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale thätig, ſo thätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf ſpaniſchem Boden einer ſehr wahrſcheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 17,000 dagegen „verſöhnt“ worden ſind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurtheilt.

Dieſer Ausdruck „Verſöhnte“ zur Bezeichnung ſolcher prozeſſirter Ketzer, welche nicht verbrannt, ſondern nur ſonſt ſo oder ſo zu Grunde gerichtet wurden, iſt einer der ſinnreichſten Einfälle der „Religion der Liebe". Wie das ſanft und ſüß klingt: „ausgeſöhnt", „verſöhnt", nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es iſt ſo ein weicher Aeolsharfenton in dem Wort, etwas von den graziöſen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor ſie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du haſt ein ſchrecklich-wahres Wort geſprochen, als du ſagteſt: „Die Menſchen ſind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; ſo war es von jeher, ſo iſt es, ſo wird es allzeit ſein". Aber du hätteſt hinzufügen ſollen, daß ſie zu feig und niederträchtig ſind, frank und frei die Beſtien zu ſpielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefreſſen hatte, ſich mit einem Battiſttuch die Mitleidszähren abwiſchte. . . .

Natürlich begnügte ſich der Drache der Inquiſition nicht lange mit Judenfleiſch: auch die „alten Chriſten" mußten heran, um dem täglich, ſtündlich ſich vergrößernden Appetit des Ungethüms genugzuthun. Das heilige Offiz dehnte ſeine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und richtete eine Tyrannei auf, wie ſie ſo furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden iſt. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichſte, was ſie that, ſondern die Seelentödtung. Will man ſo recht erfahren, wie die Inquiſition an Spanien geſündigt, ſo ſehe man zu, was unter ihrer Herrſchaft der ſpaniſche Genius auch in ſeinen erleuchtetſten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quixote“ auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, ſo wird euch das Verzweiflungslachen eines unermeßlichen Leides aus dieſer ſpaniſchen Fauſtrichtung entgegengellen. Oder ſeht euch die Dramen Lope's und Kalderons an; iſt die Glut, die euch aus denſelben entgegenlodert, eine andere als die der Autodafé-flammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des heiligen Amtes ſich unterworfen? Haben ſie ſich nicht dagegen geſträubt, ſich nicht dagegen aufzulehnen verſucht? Doch! Sie waren in der That verſtockt genug, anfangs gegen dieſe Heilsanſtalt ſich zu ſträuben und ihrer Einführung da und dort nicht nur paſſiven, ſondern auch aktiven Widerſtand zu leiſten. Ja ſie gingen in ihrer unchriſtlichen Verſtocktheit ſogar ſoweit, im Jahre 1485 einen der wildeſten, erbarmungsloſeſten, blutigſten und demnach hochverdienteſten Inquiſitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichſten Blüthe ſeiner heiligen Thätigkeit in der Stiftskirche von Saragoſſa mörderiſch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchloſigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht ſattſam dadurch geſühnt wurde, daß von den dazu verſchworenen Geweſenen 200 auf dem Hochgericht ſtarben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquiſition „verſöhnt“ zu Grunde ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem ſpaniſchen Inquiſitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und feierlich unter die patentirten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es iſt doch eine hübſche Sache um den „Fortſchritt“. Ihr ſagt: Bah, auf eine Poſſe mehr oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergeßt, daß die einzelnen Poſſen, aus welchen die traurige Generalpoſſe des Daſeins ſich zuſammenſetzt, ſo nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anſtandshalber doch nicht gar ſo kretiniſch dumm ſein ſollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödſinn, der brutale Blödſinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbeſcheidene Forderung ſein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortſchritt der Civiliſation“ wenigſtens ein bißchen Humor reſultiren ſollte. . .

Nachdem, wie eben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquiſitor beſtellt war, ließ der Widerſtand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmälig nach. Die dämoniſche Energie des Großinquiſitors wußte alle Hinderniſſe, welche ſich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die ſpaniſchen Städte

Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen athmeten, den „Glaubenshandlungen" anwohnend, mit gläubiger Inbrunſt den ſchrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleiſches ein. Die Inquiſition bedingte und beſtimmte alles inbetreff des religiöſen und ſtaatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und ſozialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrſchende Mittelpunkt Spaniens, nein, ſie war vielmehr Spanien ſelbſt.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)", von welcher das mittelalterliche Kirchenlied ſingt, trieb und regelte das ganze Verfahren der Inquiſition. Torquemada drückte derſelben ſo unauslöſchlich und nachhaltig das Gepräge ſeiner düſterbrütenden und methodiſchen Fühlloſigkeit auf, daß ſeinem gleichgeſinnten Nachfolger im Großinquiſitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu thun übrig blieb. Wer von dieſer Maſchinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquiſition war von A bis Z geheimnißvoll, ſchrecklich, zermalmend. Der Angeklagte und Gefangene befand ſich vom erſten Augenblick an einſam und verlaſſen einer ſteinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eiſenfauſt nicht nur das Leben vernichtete, ſondern auch die Majeſtät des Todes ſchändete, indem ſie die modernden Ueberreſte ſolcher „Verdächtigen“, die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzſtoß warf.

Schon das Prozeßverfahren war eine grauſame Strafe. Denn die auf die Angabe irgend eines namenloſen Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wurden ja in die Kerker der Inquiſitionstribunale geworfen, das will ſagen in luft- und lichtloſe, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marterhöhlen, wahre Qualhöllen mit ihrer Hungerkoſt, ihrem faulen Waſſer, ihrem Geſtank, ihrem mittels Geißelhieben und Mundknebeln erzwungenem Schweigen.

Zu dieſer Kerkerpein, allein ſchon furchtbar genug, um zum Wahnſinn oder Selbſtmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünſte, um den Angeſchuldigten das Eingeſtändniß ihrer Ketzerei zu entreißen. Es ſind in den unterirdiſchen Marterkammern der Inquiſition namentlich drei Arten der Folterung zur höchſten Kunſtfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Waſſer und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Poſitiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein chriſtlicher Prieſter vom torquemada'ſchen Schlage ſein, um die ſcheuſäligen Prozeduren beſchreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenſchliche Willenskraft dazu, um die entſetzlichen Qualen der ſämmtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überſtehen, ohne auszuſagen und einzugeſtehen, was nur immer die Inquiſitoren ausgeſagt und eingeſtanden haben wollten. Und doch haben

Tauſende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu einem zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unſchuld betheuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angeſichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verſtockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor ſolchem Heldenthum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menſchen.

Daß der Schein von Vertheidigung, welche man den Angeklagten geſtattete, nur ein Spott war, braucht kaum geſagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundſatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als ſchuldig anzuſehen ſei, ſo lange er nicht ſeine Unſchuld bewieſen hätte. Aber wie hätte er ſie beweiſen können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die Namen des Anklägers noch der angeblich ſeine Schuld beſtätigenden Zeugen mitgetheilt. Daß ſie ihm gar gegenübergeſtellt worden wären, davon war keine Rede. Das ganze Verfahren ſodann war mit einem abſchreckenden Geheimniß umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand ſich mit einem Ruck und Zuck von allem Zuſammenhange mit ſeiner bisherigen Welt losgeriſſen. Wie die Inquiſition ſelbſt, waren ſämmtliche Beamte der Inquiſition bis zu den untergeordnetſten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Prozeduren verpflichtet. Es iſt demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür ſeiner Richter, d. h. Henker preisgegeben geweſen iſt. Dieſe Richter waren aber nicht nur unwiſſende und fanatiſche Mönche, ſondern auch ~~war~~ die Verurtheilung der Angeklagten war für ſie von Intereſſe — im gemeinſten Wortſinne — von Geldintereſſe. Jede Verurtheilung wegen Ketzerei war ja, wie ſchon geſagt, mit Vermögenseinziehung verbunden: aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die ſämmtlichen Gerichtskoſten, die ordentlichen Gehalte und Extragebühren der hochwürdigen Herren Inquiſitoren daraus beſtritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris", vor der Kraft und Macht der religiöſen Stupidität wird man doch kaum umhin können, zu ſagen, daß Tauſende ſpaniſcher Ketzer gerade aus denſelben Gründen verdammt worden ſind, aus welchen, wie Kenner der Geſchichte des Hexenweſens wiſſen, Tauſende deutſcher Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geſchäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Pracht entfaltete die heilige Inquiſition bei den Autodafés, bei den Glaubensakten, wie ſie mit jener bronzeſtirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumiſchen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Dieſe gräuelhaften Brandfeſte ſind lange Zeit hindurch die höchſten Nationalfeſte Spaniens geweſen. Es gab kleine und große, gewöhnliche und ungewöhnliche Autodafé. Erſtere fanden alljährlich an beſtimmten Tagen ſtatt, letztere mit ihren maſſenhaften Einäſcherungen wurden für beſonders feierliche oder freudige Veranlaſſungen aufgeſpart. Thronbeſteigungen, königlichen Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen“.

Ein ſehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sizilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen ſtupenden und ſtupifizirenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchſt gelehrt von dem Urſprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis“). Nichts kann ſinnreicher ſein als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquiſition ihren Urſprung im Paradieſe genommen habe. Nämlich der erſte aller Inquiſitoren war Gottvater ſelber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urtheil das erſte Ketzergerichtsverdikt. Adam und Eva ſind zweifelsohne die erſten „verſöhnten“ Ketzer geweſen. Ihre Bekleidung mit Thierfellen war das Modell des „San Benito“ und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die

Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial iſt die Findung Paramo's, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Teſtament hindurch ſich verfolgen laſſe. Abraham, Iſaak und Jakob, dann Moſe, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jeſus ſelbſt, ſowie verſchiedene ſeiner Apoſtel ſeien Inquiſitoren geweſen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodafé biete jene Erzählung im neuen Teſtament, welcher zufolge die Apoſtel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meiſter den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf daſſelbe herabgerufen wiſſen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner die Ketzer von damals geweſen, ſo iſt hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müßten, und wer gegen dieſe Beweisführung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der „ſei verflucht!“

7.

Die ſpaniſchen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schauluſt, welche die großen von der Inquiſition veranſtalteten Molochopferfeſte ihnen darboten, gehörig ſich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor ſo einem „Glaubensakt“ wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palaſt deſſelben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto ſtattfinden ſollte. Das ganze Perſonal des Tribunals folgte in Prozeſſion der Fahne und unter Trompeten- und Paukenſchall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauſpiels verkündigt.

Alsbald ging man rüſtig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Reſidenz, ſo wurde das hölzerne Autodafé-Theater ſtets dem Hauptbalkon des königlichen Palaſtes gegenüber errichtet oder auch ſo, daß die für die vornehmen Zuſchauer beſtimmte Eſtrade an die Wand des Palaſtes ſich anlehnte und in amphitheatraliſcher Abſtufung ſich gegen den freien Platz hinabſenkte. Bemerkenswerth, aber ganz in der Ordnung war, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquiſitors beträchtlich höher war als der für den König beſtimmte. Der von den Flügeln der Zuſchauerbühne halb umſpannte Platz war für die Verurtheilten und für die bei der Urtheilsverkündung fungirenden Prieſter und Beamten beſtimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner ſtanden da eine Kanzel für den Feſtprediger und ein Pult für den Vorleſer der Strafſentenzen und dieſem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verleſung ihrer Urtheile geſteckt wurden.

War der Feſttag angebrochen, ſo füllten ſich ſchon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuſchauer. Die königliche Familie pflegte ſich um 7 Uhr Morgens einzufinden. Eine Stunde ſpäter that das Hauptthor des Inquiſitionspalaſtes ſich auf und die Feſtprozeſſion kam heraus, um ſich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine unzählbare und andächtige Volksmenge einſchloß. Vorauf marſchirten hundert mit Piken und Büchſen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieſes Recht beſaß, weil ſie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die ſämmtlichen Dominikaner der Stadt und Umgegend. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rothem Damaſt gefertigt und zeigte auf der einen Seite das ſpaniſche Wappen und auf der andern ein gezücktes Schwert. Das koſtbare Vorrecht, ſie zu tragen, ſtand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurtheilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einen grobwollenen, ſackartigen Kittel, dem „San Benito“, angethan*). Die zu leichteren Geld- und Gefängnißſtrafen Verurtheil-

---

*) San Benito est une corruption de **saco bendito**. Son véritable nom en espagnol était **Zamarra**; le premier devint le nom vulgaire, parceque depuis le temps de Hébreux on appelait sac l'habit de pénitence. Llorente, Hist. crit. de l'inquisition d'Espagne (Paris 1817), I, 127.

ten gingen voran, barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Bruſt- und Rückenſtücke ihrer San Benitos geheftet. Folgten ſolche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenſtrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche ſich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß ſie nach gefälltem Urtheil ein Geſtändniß abgelegt hatten. Sie ſollten demnach „nur“ mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr Sanbenito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenſo ihre Koroza, d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier, welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt ſchritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. ſolche, welche auf der Folterbank im Wahnſinn des Schmerzes „Geſtändniſſe“ ſich hatten auspreſſen laſſen, dieſelben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung ihrer Sanbenitos und Korozas wie bei den „nur“ zur Garotte beſtimmten, aber mit dem Unterſchiede, daß auf ihren Kitteln und Mützen die Flammen bolzgerade in die Höhe ſtanden, während ſie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um ſie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu ſtören. Alles war vorgeſehen, für alles war vorgeſorgt. Das Skandal ſollte nicht vorkommen können, daß ſo ein verruchter Erzketzer ſich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungsſchrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannſt du mitanſehen, ohne zu erblinden? — — Hinter den zu Brandopfern beſtimmten Verurtheilten wurden ſargähnliche Holzkäſten einhergetragen. Sie enthielten die Leichname ſolcher Angeklagten, welche zwiſchen der Verurtheilung und der Einäſcherung im Kerker geſtorben waren; ſowie den Gräbern entriſſene Gebeine ſolcher, welche nach ihrem Tode der Ketzerei verdächtig und ſchuldig befunden worden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es ſich ja nicht nehmen, auch den Todten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrath der Inquiſition beſchloß den Zug. Die Inquiſitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den ſchwarzgekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüthe des ſpaniſchen Adels beſtanden. Zuletzt kam der Großinquiſitor im violetten Talar, umringt von ſeiner geharniſchten Leibwache.

War die Prozeſſion auf dem Platze angelangt und hatten die ſämmtlichen Theilnehmer ihre angewieſenen Plätze eingenommen, ſo las ein Prieſter an dem erwähnten Altar die Meſſe. War er beim „Evangelium“ angelangt, ſo trat ein Zwiſchenſpiel ein, ein Entremes, ſpaniſch zu reden. Der meſſeleſende Prieſter hielt nämlich inne, der Großinquiſitor erhob ſich von ſeinem Thronſitze, ließ ſich den Chorrock anthun, die Mitra aufſetzen und ſchritt, ſo der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um dieſem den bei Autosdafé üblichen Eid abzunehmen. Dieſer königliche Eid beſagte, den alleinſeligmachenden katholiſchen Glauben aufrecht zu erhalten, die Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquiſition in ihrer Vertilgungsarbeit zu unterſtützen. Der König leiſtete den Schwur, die höchlich davon erbaute Verſammlung ſprach denſelben nach und dann beſtieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungspredigt zu halten, welche in einen ſo feurigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man ſchon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu ſehen und praſſeln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Meſſe zu Ende geleſen und dann fing die Verleſung der Urtheile an, wobei die Verurtheilten der Reihe nach in die beſchriebenen Käfige geſteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War alſo das Erweckliche des Auto abgethan, ſo begann das Erſchreckliche, was aber ſpaniſche Chriſten keineswegs erſchreckte, ſondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquiſitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge, ihren Kreis zu öffnen. Wie dies geſchehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeſchichteten Holzſtöße ſichtbar. Es waren ihrer ſo viele wie der zum Feuertode verurtheilten Ketzer. Die nicht zum Tode beſtimmten wurden von den übrigen geſondert und in die Kerker der Inquiſition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben ſie dort dem „weltlichen Arm". Ite in pace! Unſere Geruchsnerven ſind nicht orthodox genug organiſirt, um den alleinſeligmachenden Brandopfergeruch ſchmecken zu wollen.

Das beſchriebene Ceremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Nebenſachen. Eine ſolche Aenderung war, daß der Großinquiſitor ſelbſt nach Verleſung der Urtheile die zum Feuertode Beſtimmten förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto ſtattfand, zur Vollziehung des Urtheils überwies und übergab und zwar ſtets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!" während doch dem „weltlichen Arm" ſchlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquiſitoriſche Brandurtheil ſofort zu vollziehen. Die zärtliche Mutter Ekkleſia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in corde". In den meiſten Fällen war der Verbrennungsplatz („quemadero") nicht innerhalb, ſondern außerhalb der Stadtmauern gelegen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geſchilderte Schlußakt der Prozedur ſpielte.

Ein denkwürdiges Beiſpiel von der Anweſenheit eines ſpaniſchen Königs bei einem Autodafé — (richtiger ſchreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps des Zweiten von ſeinem entzückten Lobredner Cabrera*).

Im Sommer von 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit ſich den feſten Entſchluß, unter allen Umſtänden und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei in ſeinen Landen auszutilgen und insbeſondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit und unantaſtbarer Glaubenseinheit zu erhalten. Dabei handelte es ſich nicht allein mehr um die „neuen" Chriſten von Juden und Moriskos, ſondern auch um heimliche Proteſtanten. Denn es läßt ſich leider nicht leugnen, das Gift der deutſchen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquiſition mußte ſich kräftiglich regen, maßen ſie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, ſondern auch mit Verehrern Luthers zu thun hatte*). Sie arbeitete energiſch. Am 21. Mai von 1559 ließ ſie zu Valladolid einen prächtigen Autodafé in Scene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schweſter, der junge Infant Don Karlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger ſchönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauſpiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden verbrannt, ſechszehn „verſöhnt". Die Verurtheilung hatte auch eine Todte getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangeſehene Donna Leonor de Vibero. Das heilige Offiz war zu der Ueberzeugung gelangt, ſie ſei als heimliche Proteſtantin geſtorben. Ein Verdammungsſpruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloſter San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze deſſelben eine Schandſäule aufgerichtet, welche erſt i. J. 1809 durch die Franzoſen zerſtört werden iſt. . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt ſpielte in derſelben Stadt Valladolid, gleichſam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober von 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden ſich ſein Sohn Karlos, ſein Neffe Alexander Farneſe, alle höchſten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendſte Verſammlung, welche ein Autodafé-Theater jemals geſehen hat. Der Großinquiſitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbiſchof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab, welchen Philipp mit entblößtem

---

*) Cabrera: Felipe Segundo. l. V. c. 3.

---

*) S. das belehrende Buch „Historia de los Protestantes españoles" von Adolfo de Caſtro (1857). Es exiſtirt auch eine deutſche Bearbeitung deſſelben von H. Hertz (1866).

Degen ſchwur, um ſeinen ſtreitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzuthun. Die auserwählteſten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie ſtammende Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Karlos de Seſo. Dieſe drei Lutheraner beharrten ſtandhaft bei ihrem proteſtantiſchen Bekenntniß und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geiſtliche und fünf Nonnen, wurden, weil ſie Angeſichts des Scheiterhaufens ihren „Irrthum“ bekannten, „nur“ garottirt und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Karlos de Seſo auf ſeinem Wege zum Holzſtoß unter dem Balkon, von welchem aus der König dem gottſeligen Spektakel zuſchaute, vorüberkam, rief der kecke Ketzer Sr. katholiſchen Majeſtät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zuſehen, wie man mich verbrennt?“ Worauf Philipp der Zweite: „Ich würde ſelber die Reiſigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein ſo verruchter Ketzer wäre wie du.“ Schade, daß Schiller dieſe Antwort nicht gekannt hat. Hätte er ſie gekannt, ſo würde er die zehnte Scene vom fünften Akt des „Don Karlos“ anders gehalten haben, indem ſein Großinquiſitor ſich nicht ſoviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu beſtimmen. Auch dem Statthalter Chriſti, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius dem Neunten, ſcheint Philipps des Zweiten ſo eben gemeldete „That in Worten“ bislang noch unbekannt geblieben zu ſein. Sonſt wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggeſprochen wurde.

8.

Der erſte Großinquiſiter, Thomas de Torquemada, iſt am 16. September von 1498 friedlich in ſeinem Bette geſtorben, „ſanft und ſelig im Herrn entſchlafen". Ihn kümmerte und reute auf ſeinem Sterbelager ſicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers ſcharfſchneidend geweſen, wie hatten ſeine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe geſtampft, daß der rothe Saft ſtromweiſe niederfloß!

Torquemada war ein Prinzipmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er raſ'te und kalkulirte mitten im ärgſten Raſen. Niemals hat ein Menſch die religiöſe Idee voller, ehrlicher und logiſcher als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in ſeinem Werke, er war identiſch mit ſeinem Thun, er war der inkarnirte Inquiſitionsgedanke. Und wie wußte er mit dem dämoniſchen

Glutodem ſeines Eifers die ſämmtlichen von ihm organiſirten und geleiteten 13 Inquiſitionstribunale Spaniens zu durchdringen! So, fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquiſitor müßte ſich verdreizehnfacht haben.

Wenn er ſterbend auf die Arbeit ſeines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugthuung empfinden. Während ſeines Großinquiſitorats ſind ja Llorente's Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10,220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abweſend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerſtrafen verurtheilt 97,321. Ja, ſelbſt ein Torquemada konnte mit dieſem Ergebniß frommer Thätigkeit zufrieden ſein.

Freilich iſt nicht zu leugnen, daß die Inquiſition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel ſeiner intelligenteſten, gebildetſten, fleißigſten und wohlhabendſten Bewohner gebracht, ja, daß ſie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die ſittliche Kraft und die politiſche

Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein dieſe Thatſache der profanen Geſchichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Thatſache der heiligen Geſchichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes“ gerettet worden iſt durch das heilige Offiz.

Ein deutſcher Dichter.

Wer würfelte aus Löwenzähnen und
Aus Eſelsohren ihn zuſammen?
Herzog von Gothland, A. 3, Sc. 1.

1.

In der erſten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eiſenbahnen, der Syllabi und der Mitrailleuſen ſah man in der Haupt- und Reſidenzſtadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, ſowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düſſeldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Kallot-Hoffmann entſprungen zu ſein ſchien. Man hätte ſie etwa für eine Spielart vom „Klein Zaches“ halten können. Fragte man aber einen ehrſamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort iſt nur im griechiſchen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer iſt der Mann? ſo erhielt man in einem aus Reſpekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemiſchten

Tone die Antwort: „Das iſt unſer Genie!“ — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt iſt, weil er Komödienbücher trauriger und luſtiger Sorte verfertigt hat.“

Der fragende Fremde mochte dann wohl ſagen: Das iſt der Dichter des Gothland, der Hohenſtaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabſchwankenden Erſcheinung nachſchauen.

Abſonderlich genug war ſie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geſchnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Geſtalt eine ſo ſchlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke ſich verſucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae“.

Auf einem ſchmalen, ſchmächtigen Rumpf mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unſer Genie“ einen Prachtkopf, wenigſtens was Schädelbildung und Stirnwölbung betraf. Wie aber der Kopf durch ſeine Mächtigkeit im ſchreienden Mißverhältniß zum ſchwächlichen Leibe ſtand, ſo war er auch ſo zu ſagen mit ſich ſelbſt uneins. Auf der Zeusſtirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnaſe und um den grobſinnlichen Mund her, deſſen obere Lippe unſchön über die untere herabhing, tummelten ſich gemeine, und das ſtarkzurückweichende, wie in dem erſten Entwickelungsanſatz ſteckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontraſt zu der wundervoll entwickelten oberen Geſichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt ſich in Kleidung und Gebaren ſehr läſſig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er ſchleifte ſeine Füße gleichſam hinter ſich drein. Verdrüßlichkeit lag auf ſeinem Geſichte wie eingeätzt. Auf ſeinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windſchief eine Mütze, deren urſprüngliche Farbe ebenſo gut grün als blau oder braun geweſen ſein konnte. Die Brille hatte er von der Naſenwurzel auf die Stirne hinaufgeſchoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenſchirm herab, während er in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er ſich zeitweiſe den rothen Backenbart abwiſchte. Im Gehen brummte er häufig vor ſich hin und ein ſcharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Beſtie, Zebel, Rhinozeros und dergleichen mehr verſtehen*).

Dieſe mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten ſich mitunter zu abſonderlichen Zwiegeſprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinſchlurfenden auf der Straße ſtellten oder in eine am Wege gelegene Wirthſchaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätſchoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Haſt du geſtern den neuen Prediger gehört, Grabbe?" — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine ſo ſchneidende Stimme, daß man ſich damit raſiren könnte." — „Wirſt du heute Abend das Konzert beſuchen? Fräulein X. wird ſingen." — „Ach, die! Das letztemal ſang ſie ſo ſüß, daß ihre Töne vor Süßigkeit ſtanken." — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polniſchen Inſurrektionskrieg ſchon geleſen?" — „Nein, doch ließ ich mir ſagen, bei der Erſtürmung Warſchau's durch die Ruſſen ſeien auf beiden Seiten mitſammen zehn Millionen gefallen, die Läuſe und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Kamaſchen anhat?" — „Grabbe, was ſagſt du denn zu den neueſten Debatten in der franzöſiſchen Deputirtenkammer?" — „Geht mir! Das Zeug! Die Juden haben aus ihrem Herrgott einen patriarchaliſch-abſoluten Herrſcher gemacht. Wenn heutzutage wieder einer gemacht würde, müßte er ſich ſicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen laſſen. Uebrigens, wie ſteht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, ſoviel iſt gewiß.“

---

*) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Portrait ſind der verdienſtlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter" von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler iſt auch für die biographiſchen Angaben im vorliegenden Aufſatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der erſten Ausgabe der „Hermannsſchlacht" (1838) vorgeſetzt hat, iſt vielfach ungenau und nur da ganz zuverläſſig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalt des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben ſich insbeſondere Karl Gödeke („Grundriß z. Geſch. d. d. Dichtung", III, 508 ſq.) und Rudolf Gottſchall (Einleitung zu der von ihm beſorgten Geſammtausgabe der grabbe'ſchen Werke, 2 Bde. Leipzig 1870) verdient gemacht.

2.

Ein Mann, welcher ſo war und ſprach, iſt nicht dazu gemacht geweſen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber ſind es, deren mehr oder weniger ſchöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel beſtimmender herumwirthſchaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit ſind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, ſondern nur die Leſerinnen. Dieſe machen vorzugsweiſe den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novelliſten. Die Frauen bringen einen Schriftſteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und ebenſo verhängen ſie Acht und Bann über ſolche Autoren, welche verſchmähen, mit ſüßer Kaſtratenſtimme um ihre Gönnerinnenſchaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckſt und kräht daher allzeit ſo, daß ſein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben iſt.

Die Wirkſamkeit der Damenpropaganda zu Gunſten oder Ungunſten von Autoren hat jedoch eine ſcharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erſt da an, wo die Region der Geiſter erſten Ranges aufhört. Jene Unſterblichen, von welchen Johann Georg Fiſcher ſchön geſagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten ſeine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne ſcheinen,
Ein Gott in ſeiner Einſamkeit“ —

ſie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Poſtamente geſtellt. Sie ſtellen ſich ſelbſt hinauf kraft ihrer Souveränetät von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden;

wie alles übrige Gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im weſenloſen Scheine“. Man ſieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geiſterkönige niederlegen; aber darauf beſchränkt ſich ſo ziemlich der Verkehr der Damen mit denſelben.

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homeriſchen Geſänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakſpeare's, Molière's und Göthe's wirklich geleſen haben, verſtehen und lieben? Kein Dutzend. Geht mal in Deutſchland umfragen, wie viele Frauen wiſſen, was Leſſing für ſeine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen durchzuleſen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zuſammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsſtatiſtik zu hängen ihr wohl unterlaſſen werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geſchaffen ſind, Mädchenwangen erglühen und

Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leſerinnen. Wie viele deutſche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichſten Liebestragödie, welche ſeit Shakſpeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero"? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber ſehr wenige) — eine ausgeſprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht ſo faſt deßhalb, weil ſie demſelben ſich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beſchützen, zu begünſtigen, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es ſich einmal herabläßt, ſolche Bemutterung ebenfalls ſich gefallen zu laſſen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein dummer Streich iſt z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeerenſyrupſüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter erſten, ſondern nur zweiten Ranges, war ſeinem ganzen Weſen nach ſo angethan, daß er es weder als Menſch noch als Autor den Frauen rechtmachen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum iſt er im großen Publikum ſo unbekannt geblieben, während Zeitgenoſſen von ihm, die er thurmhoch überragte, berühmt und vielgeleſen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was ſollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit ſich erhoben, nirgends zu künſtleriſcher Harmonie ſich zuſammengefaßt hat? Aber die Wahrheit iſt, daß ſie nicht deßhalb nichts von ihm wiſſen wollten — haben ſie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkoſungen überſchüttet — ſondern vielmehr deßwegen, weil er es ſtolz verſchmähte, ſie anzuſüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, iſt er jetzt ſchon eine Verſchollenheit, eingeſargt in die kärglich ausgeſtattete Geſammtausgabe ſeiner Werke und beigeſetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeſchichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu werden. Er iſt ja längſt hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was Großes auch der Menſch empfinde,
Was er erſtrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken ſind nur Rauch
Im Winde.
Der höchſte Ruhm, was iſt er auch?
Ein Hauch!“

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympiſchen Naturen, wie ſie in Göthe und Schiller zur typiſchen Erſcheinung gekommen ſind. Göthe, durch die Gunſt der Verhältniſſe von Kindheit auf den Höhen des Daſeins angenähert, hat von dieſen herab ſeiner Nation und der Menſchheit die Huld- und Gnadenfülle ſeines Genius ganz ſo geſpendet wie „der uralte heilige Vater mit gelaſſener Hand aus rollenden Wolken ſegnende Blitze über die Erde ſäet.“ Schiller ſeinerſeits, von Kindheit auf mitten in den ſchweren

Kampf um das Daſein hineingeſtellt, ſein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlöſ't und bis zu ſeiner Todesſtunde nie aus der Geldnoth herausgekommen, iſt dennoch als der echte Olympier, der er war, über den Erdenſchmutz hingeſchritten ohne ſich auch nur die Schuhſohlen zu verunreinigen, und ſo hat er ebenſoſehr durch ſeinen Wandel als durch ſeine Werke herrlich heldiſch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Menſch den Alp des Lebens zu tragen wiſſe*).

Das lippe-detmolder „Genie“ Dietrich Chriſtian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, ſondern am 11. Dezember von 1801 im detmolder Zuchthauſe, welchem ſein Vater als „Zuchtmeiſter“ vorſtand. In ſpäterer Zeit, als es mit dem Dichter ſchon ſcharf bergab ging, hat er einen ſchaudernden Rückblick auf die Stätte ſeiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immermann geſagt: „Ach, was ſollte aus einem Menſchen werden, deſſen erſte Erinnerung die iſt, einen alten Mörder in freier Luft ſpazieren geführt zu haben". Wenn man dieſen Stoßſeufzer mit dem ganzen Trübſal von Grabbe's Lebenslauf zuſammenhielt, ſo muß man unwillkürlich des göthe'ſchen Wortes gedenken: „Niemand glaube die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater iſt weiter nichts zu ſagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeiſter, ein ſolider und ſparſamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan geweſen iſt. Die Mutter war eine Frau von ſtarkem Knochengerüſt und ſtarkem Willen. Als Mädchen eine Schönheit, hat ſie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenſchaftliche, Fahrige ihres Weſens und Gebarens, welches mitunter in Phantaſtik und Grillenhaftigkeit überſchlug. Sonſt eine tüchtige, Ordnung ſchaffende Hausfrau; bildungslos und geradaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß ſie ihren

---

*) S. die weitere Ausführung in meinem Buch „Schiller und ſeine Zeit“, Quartausgabe S. 203 fg.

Sohn ſchon in ſeiner Kindheit zum Feuerwaſſertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, iſt nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Wittwe gethaner Aufſchnitt. Dagegen iſt es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges Kind war, von frühauf zu nachſichtig behandelten und ſo ziemlich verhätſchelten. Der Junge war die Freude und der Troſt ihres Daſeins. Als ſeine Fähigkeiten ſich zu entwickeln begannen, ſchwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle ſollte ein ſtudirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamſterten ein kleines Vermögen zuſammen, um dem Sohne das Studiren zu ermöglichen.

Das Studiren begann am detmolder Gymnaſium und zwar unter guten Ausſichten. Der Gymnaſiaſt Grabbe faßte nicht nur raſch und leicht, ſondern war auch ſehr fleißig. Schon aber kündigte ſich ſeine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, ſeinen Fleiß ängſtlich zu verbergen, um ſich den Anſchein zu geben, als fliege ihm alles nur ſo an. Auch abſonderlichſte Einfälle, richtige Grabbeismen ſprudelte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenſchaftlich auf ihn hineinſprechenden Mitſchüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächſtens einen Ball abhalten.“ Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu ſetzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieſes Modell vorſchlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Eſels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt.“

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächſt in der Form von deutſchen Stilübungen, in welchen ſchon, wie in Grabbe's ſpäterer Poeſie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen ſtand. Als einmal in der Klaſſe als Aufſatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe ſeine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es iſt ja, als läſe man etwas von Kalderon oder

Shakſpeare“. Ein andermal benahm ſich Grabbe einem ſeiner Lehrer gegenüber wirklich ſo zu ſagen kalderoniſch oder ſhakſpeareiſch, nämlich wie der Hauptmann Perſius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Piſtol im vierten und fünften Heinrich. In den oberen Klaſſen des detmolder Gymnaſiums hatte ſich damals neben den Klaſſikern der Saufteufel eingeniſtet und unſer Dietrich Chriſtian that ſich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnaſiaſten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geſchehen. Eines Tages befand ſich Grabbe mit mehreren ſeiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnaſialprofeſſoren hereintrat. Zunächſt allgemeine Verdatterung der unliebſam überraſchten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann ſpringt unſer Dietrich Chriſtian aus ſchuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteſke Renommiſterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieſelben — haſt nicht geſehen? — alle nacheinander vor den Augen des ſtupifizirten Lehrers hinunterſtürzt.

Das Hinunterſtürzen von Spirituoſen iſt von da an leider eine grabbe'ſche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben wie vor Zeiten beim Johann Chriſtian Günther und wie in unſeren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven“ und des „Maelstrom“. Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu ſeinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es ſei das Hauptkennzeichen eines „Genie's“, daß es Abends betrunken in der Goſſe liege. Aber andere Zeiten, andere Muſen. Nachdem die deutſche Literatur durch Klopſtock reinlich und keuſch, durch Wieland weltmänniſch fein und durch Leſſing vornehm im Hochſinn des Wortes gemacht werden, war es nicht mehr erlaubt, Goſſe auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rumflaſche und der Ruhmpokal ſeien ein und daſſelbe Ding oder der richtige kaſtaliſche Quell ſprudle aus dem Spundloch eines Arrakfaſſes . . .

Ein wunderlicher Miſchmaſch von einem angehenden Poeten unſer Dietrich Chriſtian, als er mit der Abſicht, die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, zu Oſtern von 1820 nach Leipzig abreiſ'te, wohin er den Embryo ſeines Trauerſpielungeheuers „Herzog von Gothland“ mitnahm. Linkiſch und hochfahrend, ſchüchtern und aufbrauſend, verſchloſſen und überſchäumend, weich und ſtarrſinnig, phlegmatiſch und queckſilbern: ſo ſtand er ein Sonderling ſchon in den Jünglingsſchuhen; ein Peſſimiſt, ohne zu wiſſen warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder ſo ganz unfertig, ſo unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachläßig und ſogar unſauber. Sein Weſen war Maßloſigkeit. Es hatte da doch von frühauf eine ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr ſeien als Worte, auf welche ein „Genie“ nicht zu achten brauche.

Eine ſolche Hand hatte ſich freundlich gegen den jungen Grabbe ausgeſtreckt. Da war der detmolder Archivrath Kloſtermeier, welcher die Frage: „Wo ſchlug Hermann den Varus?“ mittels eines patriotiſch-alterthümelnden Buches zu löſen ſuchte. Ein ſehr unterrichteter Mann, angeſehen, wohlwollend, dienſtbereit. Auf unſern Dietrich Chriſtian aufmerkſam geworden, hatte er ſich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civiliſiren, ſo daß ſelbiger ſich in anſtändiger Geſellſchaft ſehen laſſen dürfte. Aber der junge Bär hatte dieſe Gönnerhand brummend zurückgewieſen und hatte ſich durchaus nicht bewegen laſſen, das archivräthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieſer Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeſchreckt haben, daß ihn dort ſein Schickſal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte ja leicht bemerken können, daß ſeine Ungeſchlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er ſei ein Genie, nur beſtärkten. Hierdurch fühlte ſeine Eitelkeit ſich ſo angenehm gekitzelt, daß er ſich wohl hütete, an ſeinem Bärenfell herumlecken zu laſſen. Einem

„Genie“ ſtand es ja gar nicht an, ſich wie andere „ordinäre“ junge Leute zu halten und zu gebaren. Es mußte ſeine eigenen Wege gehen.

4.

Es ging denn ſeine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildniſſe und über ſchwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüſten Sumpf geführt haben.

Mit der Juriſterei befaßte ſich Grabbe im erſten Semeſter ſeines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernſt. Dann aber nahm er es mit ſeinem Brotſtudium nur noch ſehr obenhin. Und ſo nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geſchichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er ſtand übrigens ganz außerhalb der ſtudentiſchen Kreiſe. Die Burſchen-Romantik kam ihm läppiſch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des

„Komment“ wollte er nichts wiſſen. Er tobte und tollte auf eigene Hand. Er renommirte, ſo zu ſagen, nur für und vor ſich ſelbſt, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Geſundheit und guten Ruf losſtürmte. Darüber verekelte er ſich folgerichtig mehr und mehr an allem wiſſenſchaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeſchmackte Schrulle, zum Schauſpieler geboren zu ſein, was ihm der Profeſſor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Dieſem theilte Grabbe auch ſeinen ruck- und ſtoßweiſe dem Abſchluſſe entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Kathederling und Hofrath wären ob dieſem tragiſchen Ungethüm alle Haare zu Berge geſtanden, ſo er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Oſtern von 1822 ging Grabbe weiterſtudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni ſein dichteriſcher Erſtling den letzten Federhieb erhielt. Es iſt ein koloſſales Ding, dieſer Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine koloſſale Fratze. Alle erſinnlichen Graßheiten ſind hier mittels des Hohlſpiegels einer kranken Phantaſie ins Ungeheuerliche aufgereckt. Schillers Räuber erſcheinen im Vergleich mit dieſer Gräuelfaſtnacht als ein harmloſes Idyll. Im Gothland latſcht und platſcht der Weltſchmerz wie ein Beſoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr iſt es, dann und wann zuckt über dieſe Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erſchallt ein vernichtungsfroher Donnerſchlag mit ſolcher Gewalt, als müßte er „dieſe Klippe im Ozean der Welten“, wie Grabbe unſere Erde nennt, zerberſten machen. So ein ſchütterndes Gewitter, bis zur höchſten Pracht und Wuth geſteigert, iſt der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in ſeiner Art geleiſtet, was Schiller in der ſeinigen leiſtete, als er den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben ſpäter dieſe Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im Uebrigen iſt der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel iſt aberwitzig, die Motivirung kindiſch, die Handlung ein Opiumrauſchtraum, der Held nur ein tragiſcher Kaſperle, welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Mißgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Beſtimmungen der dramatiſchen Kunſt mißachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit ſeiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rückſicht nahm. Nicht als ob ſich die eine oder andere derſelben, falls ſie von einem einſichtigen Regiſſeur geſchickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darſtellung bringen ließe; aber das Schlimme war, daß der Dichter, indem er ſich in der Anlage ſeiner Stücke einer über alle realen Verhältniſſe des Theaters hinausſtürmenden Maßloſigkeit überließ, überhaupt nie lernte, ſich zu beſchränken, zu zügeln, mit ſeinen poetiſchen Mitteln hauszuhalten und den meiſt in wilder Trübheit hervorſtürzenden Strom ſeiner Einbildungskraft künſtleriſch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts ſind als lauter dialogiſirte Monologe und zwar lauter grabbe'ſche Monologe. Denn das hat er mit Byron gemein, daß alle ſeine Helden ſich nur als Maſken darſtellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken . . .

Aus Berlin ſchrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es leſen, ſo ſehr auf, daß ſie beinahe wirbelig vor Ueberraſchung werden“. Und wieder: „Mein Werk ſchafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück iſt aber ſo ausgezeichnet und groß, daß ſie mir rathen, ich müßte es nur außerordentlich geiſtreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verſtände.“ Man ſieht, unſer Dietrich Chriſtian hatte ſich das göthe'ſche: „Nur die Lumpe ſind beſcheiden“ — geſagt ſein laſſen. Er ſchickte auch eine Abſchrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um ſich deſſen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich ſein Lebenlang ein Sybarit und Selbſtſüchtling, welcher ſich nie die Mühe gab, junge Streblinge zu fördern, wurde doch durch das abſonderliche Ding von dramatiſchem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und ſpitzte ſein Urtheil darüber zu dem Satze zu: „Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgeſtoßen und erſchreckt.“ Das begreift ſich. Aber, die Wahrheit zu ſagen, iſt in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatiſchen Geſtalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poeſie als in den Tragantpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiſer Oktavianus herumdämmern. Das literariſch-polemiſche Luſtſpiel freilich, welches Grabbe während der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin ſchrieb und ſpäter unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, iſt nicht weniger anſpruchsvoll als die literariſchen Komödien Tiecks und ebenſo unbedeutend wie dieſe. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß ſie wähnen, ein paar ſchnurrige Einfälle reichten hin, ein Luſtſpiel daraus zu machen. Dieſe Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzſaft glücklich herausgepreßt iſt. Die alſo entſaftete Polemik wird dann unbeſchreiblich fad und flau und iſt auch, wie alle literariſchen Jämmerlinge und Jämmerlichkeiten, gegen welche ſie gerichtet war, längſt gründlich verſchollen. Tieck hatte übrigens in dieſen Verſchollenheiten vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu ſein, und als ſolchem iſt ihm wenigſtens da und dort eine Humoreske gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von ſeinen ehemänniſchen Mißgeſchicken im „Däumchen", Feinſchmeckern von Leſern ſtets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsſtücken oder auch mit leeren Weinflaſchen um ſich und iſt mehr lärmend als luſtig. Seine Ironie hat Bärentatzen und ſeine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyriſche, Luſtige dem Genius Grabbe's zu Geſichte ſtand, zeigt ſo recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatiſche Märchen „Aſchenbrödel". Dieſe grabbe'ſchen Feen und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckiſchem. Es ſind plumpe Dinger, welche froſtige Witze machen und falſch ſingen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo ſich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifeſtirt er ſich als entſchiedener Nichtlyriker*). Ein Lied iſt ihm in ſeinem ganzen Leben nur einmal gelungen: der Schlachtgeſang der ſchottiſchen Hochländer im

---

*) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechſelgeſänge heraus: —

Erſte Fee. Fühlſt du den Widerhall?
Was ſingt die Nachtigall?
Zweite Fee. Verſtehſt du's nicht?
Ihr Schlag iſt klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Bruſt,
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preiſ't der Liebe Schmerz und Luſt."
Erſte. Was will der Duft der Roſe?
Zweite. Er iſt der Roſe Stimme
Und voll Gekoſe
Ruft ſie dem Sonnengotte zu:
„Ich ſchlief im grünen Kleide,
Verloren iſt die Ruh',
Denn mich erweckteſt du!
Oh Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Buſen ſchamerröthend."

5. Akt des „Napoleon“, in welcher Dichtung ſich ja auch die beſten Auslaſſungen des grabbe'ſchen Humors finden. Dieſer vermochte wohl dann und wann einen Witz hinzuſchleudern, an welchem Gullivers Rieſen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeſchlacht, zu groteſk, um Schönes im Zuſammenhange, um ein humoriſtiſches Kunſtwerk zu ſchaffen. Der erträglichſte humoriſtiſche Verſuch Grabbe's iſt noch der tolle Operntext „Der Cid“, natürlich nicht ernſt gemeint, ſondern eine giganteſk-ſpaßhafte Verhöhnung der Operntextbücher*).

Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, ob Mirakel!
Die ſind nicht häßlich.
Doch ich bin auch nicht gräßlich.
Ich werde hier pouſſiren
Und werde reuſſiren.
Die da! welch eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut ſich keinen Schaden.
Ob wär' auch ich ſo leicht und ſo geſchwind!

[*] Gottſchall hätte den „Cid“ in die Sammlung der grabbe'ſchen Werke aufnehmen ſollen. Er irrte, wenn er

Einen dichteriſchen Wurf hat unſer Dietrich Chriſtian in Berlin gethan, der, ſo er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt ſein bedeutendſter geweſen wäre: den tragiſchen Wurf „Marius und Sulla". Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwiſchen Abſicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meiſt ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu ſeinen Werken verhielten ſich zu dieſen ſelbſt wie des Dichters majeſtätiſche Stirne zu ſeinem verkümmerten Kinn oder zu ſeinem unſchönen Mund ſich verhielt: — „disjecta membra poetae". In Wahrheit, man ſpürt in den grabbe'ſchen Dramen, wenigſtens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten ſogar, der die großartigſten Anläufe zur Löſung höchſter Probleme der tragiſchen Dichtung nicht nur unternimmt, ſondern

---

annahm (Einleitung, S. 34) die Handſchrift ſei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieſelbe im 1. Bande ſeines Sammelbuches „Moderne Reliquien" (1845) abdrucken laſſen.

auch durchführen zu können ſcheint: aber überall vermißt man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungeſtümen Sonnenroſſe der Phantaſie maßvoll zügelnden Künſtlerverſtand. Grabbe's Muſe war eine ſtolzgebaute Rieſin, aber den Gürtel der Schönheit hat ſie nie getragen.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla“ ſo ausgeführt und vollendet worden, wie ſie angelegt iſt, ſie würde in der deutſchen Literatur daſtehen als ihr echteſtes hiſtoriſches Trauerſpiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch ſhakſpeare'ſchen Geiſtes. Vollendet, müßte dieſe Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten ſein. Ja, es hätte dieſelben, der vorliegenden Skizzirung des Ganzen nach zu ſchließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geſchloſſenheit der Architektur ſogar hinter ſich gelaſſen. So, wie es iſt, ſchließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter ſeinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterſtral der Donner
Begrüßt das Volk ſein Lächeln . . .“

Seltſam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla ſchaffend, nicht erfolglos ſtrebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäſar wetteifernd zu ringen, ſchrieb er ſeine Abhandlung „Ueber die Shakſpearemanie“, ein geiſtvolles Kurioſum, welches aber vor allem beweiſ't, daß er den engliſchen Dichter denn doch viel beſſer ſtudirt hatte als Hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem erſten der zweite, dieſem der dritte u. ſ. w. bis zum hundertſten und tauſendſten einer dem andern gedankenlos faul nachſchwatzt. Neuerdings hat ſich bekanntlich Rümelin das Verdienſt erworben, mittels ſeiner „Shakſpeareſtudien eines Realiſten“ den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überſchlagenden Shakſpearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatiſirten Shakſpeareabgötterei gehörig den Text zu leſen. Nun wohl, lange vor dem Realiſten hat Grabbe in ſeiner Abhandlung gegen dieſe zuerſt von unſeren impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller angegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne Shakſpeare nicht alles Gold ſei, ſondern viel Meſſing mitunterlaufe. Im Uebrigen wurde ſelbſtverſtändlich der wahren und wirklichen Größe Shakſpeare's die gebührende Huldigung dargebracht und dieſe oder jene Seite ſolcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, ſo muß man ſich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragiſchen Spiel „Nannette und Marie“ kam — zu finden vermochte. Denn dieſer Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchſten Grade, wechſelnd nur zwiſchen der Aufregung der Orgie und der Erſchlaffung des Katzenjammers, ein wüſtes Stück „Genialität“.

Der irrlichtelirende Dietrich Chriſtian war

Mitglied einer Bande von Poetaſtern, Kritikaſtern, Philoſophaſtern und ſonſtigen Phantaſtern geworden, welche ſich alle mögliche Mühe gab, ein ſchwächliches Nachſpiel zum „Sturm und Drang" der Götz- und Wertherzeit in Scene zu ſetzen. Borch, Köchy, Guſtorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieſer Bande an, welche ſich in Berlin aufthat kurz nachdem der Kater-Murr- und Meiſter-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre geſtorben, die er ſich mittels der in Gemeinſchaft mit Ludwig Devrient ausgeſtochenen „Elixiren des Teufels" und mittels ſonſtigen Alkohols angetrunken hatte. Von dieſen epigoniſchen Kraftgenies ſind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der verſtändigſte in der Sippſchaft, ſcheint in dieſer ungefähr die Rolle geſpielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländiſchen Dichtergenoſſenſchaft Heinrich Merck innehatte. Im Uebrigen hat ſich zwiſchen dieſen nachgedruckten „Titanen" kein dauerndes und feſtes Verhältniß gebildet. Wir ſehen da nur eine flüchtig-gemeinſame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundſchaften, wie das 18. Jahrhundert ſie geſtiftet hat.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln, ſeinen kraftgenialen Lebenswandel fortzuſetzen, zu Ende. Nachdem er verſchiedene halbe und ganze Verzweifelungsſprünge gemacht — der ſkurrilſte war der bekannte. angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span“ geſchriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — mußte von Berlin geſchieden ſein. Die Schauſpielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung ſetzte. Tieck ſcheint für eine Weile an dem abſonderlichen Menſchenkind aus dem teutoburger Walde ein ironiſches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte ſich die erwähnte Ratte beim leiſeſten Verſuch einer Probe ſofort als das, was ſie war. Die Hoffnung, als Regiſſeur beim Theater angeſtellt zu werden, mußte ebenfalls fehlſchlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er ſeinen Wanderſtab weiterſetzen müßte. Er ging noch ſo zu ſagen im Zickzack um das „verwünſchte“ Detmold herum, mußte aber ſchließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunſchweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen ſuperlativiſchen Grabbeiſmus verübt. Er ſaß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und ſich ihm ſehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, ſich zu ihm ſetzte und ein freundſchaftlich Geſpräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anſchnaubend: „Gott, o Gott! Laſſen Sie mich doch zufrieden! Der ſchöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören.“

5.

In abgeriſſenen Kleidern und mit abgeriſſenerem Gemüthe kehrte Grabbe in ſeine Vaterſtadt zurück. Wie der Heimgekehrte geſtimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Geſichte die ſtehende Antwort gab: „Ei ſieh', ich meinte, du wäreſt ſchon längſt geſtorben." Im Sommer von 1824 beſtand er das juriſtiſche Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigoroſum geweſen ſein mag, und begann als Advokat zu praktiziren, daß Gott erbarm'! Im Uebrigen hielt er ſich möglichſt abſeits der Leute, ſogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeiſirte er freilich daſelbſt exploſiviſch genug. Machte ſich z. B. eines Tages ein detmolder Magiſter des Langen und Breiten mit einer Schoppenſtecherrede über Shakſpeare mauſig, als unſer Dietrich Chriſtian aus der Ecke, in welcher er geſeſſen, plötzlich lapidariſch hervorfuhr: „Sie und Shakſpeare? Sie verſtehen ja gar nichts vom Shakſpeare!" Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreiſenden berliner Studenten, deſſen Bewunderungsphraſen ihn langweilen mochten, in die Wange gebiſſen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung."

Dem Dichten nicht nur, ſondern auch der Theilnahme für literariſche Dinge überhaupt ſchien er während der erſten Zeit nach ſeiner Heimkehr ganz entſagt zu haben. Langten Briefe von ſeinen berliner Kumpanen an, ſo warf er ſie uneröffnet beiſeite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe ſchon gänzlich ausvulkaniſirt und nur eine todte Schlacke zurückgelaſſen. Dem war aber nicht ſo. Zwar hat er, nachdem es ihm mißlungen, eine Gehilfenſtelle beim Archiv zu erhalten — ſein alter Gönner Kloſtermeier hatte ihn dazu vorgeſchlagen — in völliger Hoffnungsloſigkeit wiederholt in ſein Tagebuch geſchrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber."

Aus dieſer trägen Verlorenheit riß ihn ein buchhändleriſcher Einfall heraus. Einer ſeiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben und machte dem Dichter das Anerbieten, ſeine fertigen Manuſkripte, insbeſondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf dieſe erſte günſtige Wendung ſeines Geſchickes mit einem Eifer ein, welcher zeigte, daß ſein Peſſimismus zu dieſer Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu ſchweigen; wollen ſich der Menge zeigen.“ Im Jahre 1827 erſchienen dann die „Dramatiſchen Dichtungen von Grabbe“, 2 Bände, welche den Gothland, den Torſo Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, ſowie den Aufſatz über den Shakſpearewahnſinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen ſchrieen ſogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland ſei der deutſchen Literatur ein „Meteor“ von byron'ſcher Größe aufgegangen.

Unter ſothanen Umſtänden wurden die guten

Detmolder förmlich ſtolz auf „unſer Genie“ und der Ruf deſſelben drang ſogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbſtherrſcher von Lippe thronte. Sereniſſimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literariſchen Verdienſten „unſeres Genie's“ ſeine Anerkennung zollen müßte, und wie in der Flachſenfingerei ſelbſt das Gute und Löbliche faſt immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, ſo geſchah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staat wäre es nicht ganz leicht geweſen, für einen Dietrich Chriſtian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'ſchen Heeres, will ſagen Bataillons ernannt und er hat ſich dann auch als ein nie dageweſenes und ſchwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargeſtellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachſicht eine erklecklich lange Zeit amten, wie ſein Humor es ihm eingab, und dieſer gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie ſie in deutſchen Amtſtuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden*).

Abgeſehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich ſolche dämoniſche Naturen überhaupt glücklich ſein könnten. Sie können es nicht, weil das höchſte wirkliche Glück, das dem Menſchen beſchieden, jener höchſte Grad von Reſignation iſt, welcher ſchon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchſtens noch eines traurigen Lächelns gränzenloſer Verachtung würdigt. Dieſe Reſignation iſt es auch allein, welche jenen durch nichts zu erſchütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Siſyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem abſonderlichſten aller Auditeurs begann die Dichterader wieder zu pulſiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Fauſt“ geſchaffen, ein kühner und der Hauptſache nach auch gelungener Verſuch, das Klagewort von Göthe's Fauſt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!“ originell zu gloſſiren. Grabbe verkörperte dieſe zwei Seelen in den Geſtalten ſeines Don Juan und ſeines Fauſt. Jener iſt der reſolute ſüdliche Genußmenſch, dieſer der dem Warum des Warum nachgrübelnde nordiſche Träumer und ſo vertreten die Beiden die zwei Seiten des Weltſchmerzes: den raſtlos vorwärts ſtürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblaſe. Als den genialſten Zug in dieſer Dichtung hat man mit Recht den hervorgehoben, daß Donna Anna ſich unverkennbar weit mehr zu dem liederlichen Realiſten Don Juan als zu dem erhabenen Idealiſten Fauſt hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünſchungen der Donna gegen den Wüſtling das

---

*) Man leſe z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhoſen und darüber angezogenen ſchwarzſeidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamiſol und darüber gehängtem ſchwarzem Frack zwei Offizieren den Dienſteid abnahm.

„Küſſe mich noch einmal!“ deutlich genug heraushört. Es ſind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieſelbe zwar nicht entfernt dem göthe'ſchen Fauſt, aber doch dem byron'ſchen Manfred zur Seite ſtellen. Als Drama theilt es jedoch die ſchon berührten Grundgebrechen der grabbe'ſchen Dramatik. Es iſt ſogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum: denn daß ſchließlich Don Juan und Fauſt von einem und demſelben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erſcheinungsweiſe und ihre Sprechart decken ſich nicht. Alle Charaktere des Stückes ſind, ſcharf angeſehen, nur Marionetten. Man ſieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den ſouflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblick dieſes Don Juan, dieſes Fauſt, dieſes als ſchwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man unwillkürlich an jene alten trockenen Holzſchnittebilder denken, welchen Papierſtreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem

Munde hängen. Derſelbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbſt unter den Dichtern höchſten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künſtleriſch zu bewältigen und die Träger metaphyſiſcher Probleme zu plaſtiſchen, feſt und voll zur ſinnlichen Erſcheinung kommenden Geſtalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeſchylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakſpeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Fauſt und Mickiewicz im Todtenfeſt („Dziady“). Die vollendetſten aller dieſer Schöpfungen ſind zweifelsohne der ſpaniſche Hidalgo und der deutſche Mephiſto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an ſeinem beabſichtigten Tragödiencyklus „Die Hohenſtaufen“, mit welchem Stoffe ſich gleichzeitig auch andere deutſche Dichter, insgeſammt dazu angeregt durch Raumers Geſchichtswerk, beſchäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'ſchen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher damals in Rom einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Ceſtius zuſtürmte, den er vorahnend in dem ſchönſten ſeiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat nur zwei Staufer dramen fertiggebracht: „Friedrich Barbaroſſa“ und „Heinrich der Sechſte“; aber die ſind denn doch edles Korn, vollends verglichen mit der Spreu von Raupachs Hohenſtaufen. Unſer Dietrich Chriſtian verhält ſich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpreſſetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baumwollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandſen. Scenen wie die zwiſchen Heinrich dem Löwen und Mathilde im Barbaroſſa (A. 5, Sc. 2) und die zwiſchen Kaiſer Heinrich und dem ſterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechſten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echtdämoniſcher Sehergabe denken und darſtellen. Hier entſpricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Ausführung durchaus und vollkommen. Nirgends auch iſt Grabbe ſo ſehr Dramatiker wie in dieſen beiden Stücken. Dieſelben gehören unzertrennlich zuſammen, ſind eigentlich nur eins: im Barbaroſſa knotet ſich die tragiſche Schuld, im Kaiſer Heinrich vollzieht ſich die Sühne. Der Schöpfer dieſer beiden Dichtungen, in welchen ſich ein edler Vaterlandsſtolz hoch aufrichtet, ſollte in Deutſchland nie vergeſſen werden*).

---

*) Ein echtgermaniſcher Zug, die gemüthliche Vorſorge für die Thiere, wie die romaniſchen Nationen ſie gar nicht kennen, ſpringt uns aus nachſtehendem Geſpräch zwiſchen den beiden ſächſiſchen Lanzknechten Landolf und Wilhelm (im Barbaroſſa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Geſicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Liſe aufgetrieben und ſie knuſpert darin, daß ſich das Herz umkehrt vor Vergnügen. — W. Ja es geht nichts über das Knuſpern von ſo einem Pferde. Ohne das kann ich nicht ſchlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen iſt leer wie die Welt vor ihrer Erſchaffung. Aber die Liſe thut ſich doch einmal gütlich!“ — — Von echtdichteriſchem Inſtinkt zeugt es, daß Grabbe einmal den ſtahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiſer Heinrich unverſehens in das Wort ausbrechen läßt: „Nichts doch edler als ein deutſches Herz!“ Im

Einer der eigenartigſten Vorzüge Grabbe's iſt ſein Vermögen, Maſſen dichteriſch wirkſam in Bewegung zu ſetzen. Von deutſchen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher dieſe Kunſt nach kleinerem Maßſtab in der Bankettſcene im Wallenſtein, nach größtem in der Landsgemeindeſcene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Stauferdramen, noch mehr aber in

---

Don Juan und Fauſt iſt eine der ſchönſten Stellen die, wo der letztere vom deutſchen Heimweh angefaßt wird —

„Was iſt mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beſeligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Fauſt wär' ich, wenn ich kein Deutſcher wäre.
Oh Deutſchland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und ſtark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandes Sand entgegen, kühn
Und jauchzend ſtürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutſche Adern rollen grad'
So ſtolz und kühn wie Deutſchlands Ströme!“

ſeiner zunächſt vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit ſo recht in Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechſten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage“ zu dichten an. Aber dies Werk markirte keinen künſtleriſchen Vorſchritt, im Vergleich mit dem zweiten Stauferdrama ſogar einen entſchiedenen Rückſchritt. Es zerfährt und zerfaſert ſich zu einer dialogiſirten hiſtoriſchen Novelle. Wie man dieſes „Drama in 5 Aufzügen“ aufführen ſollte, iſt rein undenkbar. Die Form iſt demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anſpruch der „Hundert Tage“, ein Drama vorſtellen zu wollen, Abſtand, ſo haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intrikenſpielen und Lager- und Schlachtſcenen vor uns, welche zu den beſten Schildereien gehören, die überhaupt exiſtiren. Es ſind Kabinettſtücke vom höchſten Werth darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Erbärmlichkeit des bourboniſchen Schranzenthums und die der napoleoniſchen Lanzknechtſchaft gleich meiſterlich zu ergötzlicher Anſchauung gebracht iſt. Das ganze Stück, ſo wie es ſteht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendſte dichteriſche Transfiguration des Napoleonismus. Damit verglichen, iſt alles, was franzöſiſche, italiſche und engliſche Poeten zur Kennzeichnung des großen Deſpoten und des napoleoniſchen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; ſelbſt Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geſchwollener Floſkelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwiſſenheit ſein zweifelloſes Genie meiſt mißbrauchend, um poetiſche Mißgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom beſten franzöſiſchen Bombaſt verſchwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorifizirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraſeologie ſeiner in den

30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher anſieht, ſo grinzt einem aus denſelben ſchon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergeſſen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!" — der Hugo, welcher es vollmäßig verdient hat, daß man mit Traveſtirung des bekannten ſhakſpeare'ſchen Verſes von

„Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend" —

von ſeinen angeblich patriotiſchen, in Wahrheit aber thorenbübiſchen Ausfällen gegen Deutſchland ſage:

Des Narren Mund, in wüſtem Wahnwitz geifernd ....

Grabbe hat in der Manier ſeines „Napoleon" ſpäter noch zwei dialogiſirte Hiſtorien geſchrieben, den „Hannibal" und die „Hermannsſchlacht". Von beiden Dichtungen läßt ſich daſſelbe ſagen, was von jener geſagt worden iſt. Große hiſtoriſche Blicke, gewaltige poetiſche Würfe, markigwuchtige pſychologiſche Züge überall; aber kein

Verſtehen, kein Verſtehenwollen der dramatiſch-künſtleriſchen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben ſind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thuſnelda im Hermann: von ſämmtlichen grabbe'ſchen Frauengeſtalten ſind dieſe beiden am beſten „herausgekommen“. Freilich verlieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allſort lapidariſch zu charakteriſiren und ſeine Perſonen ſo zu ſagen nur noch Granit ſprechen zu laſſen, auch dieſen beiden Geſtalten etwas Steinernes. Beide ſind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Arioſto's erinnern. Nie war der arme Dietrich Chriſtian im Stande, eine Frauengeſtalt zu ſchaffen, in welcher ſich anmuthig-beſcheiden Zartheit mit dem kräftigen Aufſchwung idealer Geſinnung verbunden hätte, eine Frauengeſtalt, wie ſie Wordsworth ſich eine gedacht hat, als er die ſchöne Strophe ſchrieb:

„A violet by a mossy stone
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky.“

Der Verlockung zum Fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittageſſens in Hermanns Hof oder die Beſchreibung, wie die karthagiſchen Oligarchen ihre Häuſer zu Mäuſefallen für ihre Gegner einrichten, beweiſen können. Auch im Kyniſchen ließ der Dichter immer zwangloſer ſeinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsſchlacht, wo „die Klopp“ ihre Vaterſchaftsklage gegen den „Katermeier“ bei dem römiſchen Prätor anbringt, ſieht auf's Haar einer ſchadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuſchheit der deutſchen Mädchen preiſ't. In der urſprünglichen Handſchrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie ſie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hanswurſtkomödie bräuchlich waren. Die karthagiſchen Generale wollen Kriegsrath halten und während ſie hochweiſe berathen, geht Hannibal beiſeite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erſt mein Waſſer abſchlagen.“ Bevor er dann Italien verläßt, verrichtet er noch Unbeſchreibliches und ſagt: „Das iſt mein Denkmal, welches ich hier hinterlaſſe“ ... Trotzdem hielt der Dichter als ſolcher ſtets an dem Axiom feſt: „Groß ſein heißt, nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen“ — und trug ſich zur Zeit, wo er im Vollſaft ſeines Wollens und Könnens ſtand, mit den großartigſten tragiſchen Entwürfen. So beabſichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große“ und eine weitere „Jeſus“ zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner ſeiner Zeitgenoſſen der Mann geweſen, ſolchen Problemen gerecht zu werden*). Dazu würde aber erforderlich geweſen ſein, daß des Dichters Leben nicht ſelber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Miſchmaſch von tragiſchen Motiven und barocken Vorkommniſſen, welches Wirrſal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuſchwankte.

---

*) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für ſeine Art, zu arbeiten, ſeine Werke auf Papierſchnitzel zu ſchreiben, wie ſolche ihm gerade zur Hand oder wie er ſie aus

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unſer Dietrich Chriſtian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollſte ſeine Heirat. Menſchen von ſeinem Schlage gelingt ſehr ſelten oder nie der „große Wurf“. Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie ſie eben auch ſehr ſelten vorkommen. Wenn es beſonders gutgeht, eine auf zehntauſend. Lucie Kloſtermeier, welche zu heiraten

---

Aktenfascikeln oder Dienſtbüchern herausriß. Auf einem ſolchen Schnitzel hat ſich das folgende kleine Bruchſtück von der beabſichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es iſt die Welt mit all den brennenden
Geſtirnen!
Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel . . .
Alexander. Siehſt du den Oſt erröthen? Der
Iſt meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du biſt ein Schimmer
Von ſeiner glühenden Wange.

Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntauſenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß geweſen iſt, mit dem Dietrich Chriſtian zurechtzukommen. Eine gute Ehe iſt Gleichmaß, ein fortwährendes gegenſeitiges Ertragen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hiervon jemals die Rede wäre. Daß dem ſo ſein müſſe, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blaſſeſte Vorſtellung. Beide waren jähe, maßloſe Naturen und zur Steigerung der Unerquicklichkeit ihres Verhältniſſes war das Weib die ſtärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waſchlappen.

Grabbe war erſt nach dem Tode des Archivraths Kloſtermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlaſſenen Tochter deſſelben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war ſie eine hübſche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unſäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie ihrerſeits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blauſtrumpf war, fühlte ſich geſchmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar dieſe Hofmacherei meiſt in grabbe'ſch-groteſken Formen vor ſich ging. Die erſte förmliche Werbung Grabbe's mißlang jedoch. Das bureaukratiſche Blut der Frau Archivräthin empörte ſich gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden ſollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu ſein, ſo erhielt dieſer in aller Form einen Korb.

Der machte ihm freilich nicht viel zu ſchaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte geweſen. Jetzt aber verſchoß er ſich leidenſchaftlich in ein ſehr ſchönes Bürgermädchen, dem er von ſeiner Leidenſchaft ſo lange und ſo heiß vorzuphantaſiren wußte, daß die arme Henriette ſich zuletzt einbildete, auch ſie ſei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 ſtattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in ſeinen Wandel und Frieden in ſein Gemüth bringen. Dieſe Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette mußte bald innewerden, daß weder Grabbe für ſie, noch ſie für Grabbe paßte. Ihr ſolid bürgerlicher Sinn fühlte ſich abgeſtoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher ſeinerſeits mitunter dem, was er die Philiſterei ſeiner Braut nannte, ſo recht mit Abſicht vor den Kopf ſtieß. Was ſollte z. B. ein ſchlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu ſagen, wenn eines Tages, als ſie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haſeliren anfing und die Frage an ſie that: „Hör' mal, was würdeſt du wohl thun, wenn ich jetzt ins Waſſer ſpränge? Soll ich mal hineinſpringen?“ Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willſt; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu ſpringen. Und ſie hütete ſich wirklich. Sie gab dem Dichter ſein

Wort zurück, verließ ihre Vaterſtadt und ließ ſich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu ſchenken.

Nun geſchah das Dümmſte, Tollſte: unſer abermals bekorbter Dietrich Chriſtian kehrte zur Lucie Kloſtermeier zurück und dieſe nahm den von der geſcheiden Henriette Aufgegebenen wohlwollend auf. Er begann ſeine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier ſich nicht einſtellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade ſich angealtjungfert fühlte und in das Alter eingetreten war, wo man ſchlechterdings einen Mann erwiſchen muß, ſo man nicht ſitzen bleiben will. Sie wollte nicht ſitzen bleiben und im März von 1833 trat ſie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatſache klar, daß der Bräutigam beim Herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!“

In Wahrheit, ſie hatten es, er und ſie. Dieſe Ehe war in der Hölle geſchloſſen und wurde binnen kurzem, binnen ſehr kurzem eine Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf beſeſſen, als ſie beſaß, ſo müßte ſie unbedingt als der weniger ſchuldige Theil bezeichnet werden. Sie hätte dann wohl auch verſtanden, ihren Gatten davon abzuhalten, ſeine meiſte Zeit in der Kneipe zu verſitzen und ſich nach und nach um den geſunden Menſchenverſtand, um die Arbeitskraft und Arbeitsluſt, ſowie um die Achtung ſeiner Mitbürger zu trinken.

In der ſchönen polniſchen Ballade vom Hexenmeiſter Twardowſki ſpringt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unverſehends aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Chriſtian ſchließlich phyſiſch und moraliſch, ſo zu ſagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaſchen und Rumgläſern, ohne welche der beklagenswerthe Mann ſchon Vormittags nicht mehr ſein konnte.

Wie es mit ſeiner Ehe beſtellt war, beleuchtet ſcharf und häßlich genug, was ſein Lebensbeſchreiber Ziegler bei einem Beſuch im grabbe'ſchen Hauſe ſah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hofe eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichſten Grabbeiſmen verübte und welche er allen Beſuchern zeigte. Auch Ziegler mußte ſie ſehen. Grabbe ſtopfte zuerſt der Eule ein übermäßig großes Stück Fleiſch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und ſtieß ſie zu der Eule in den Käfig, um, wie er ſagte, die beiden Bieſter miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und ſchrie der Ente zu: „Sag' ja!“ Die geängſtigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörſt du? Das iſt ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Beſtie!“ Und er ſchlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreiſchte bei dieſem Anblick Grabbe ſeinem Beſuche zu: „Gehen Sie geſchwind zum Herrn Paſtor! Er ſoll hier eine

Kopulation vornehmen. Es iſt eine Sünde und Schande, eine ſolche wilde Ehe!" Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit ſchadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — ſagte dieſer — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben." Sie zierte ſich: „Ach, laß doch, Grabbe!" konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — ſchrie er — du haſt es ja doch gern!" Ziegler machte ſich mit möglichſt guter Manier davon. Von den zügelloſen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in ſeiner Wohnung veranſtaltete, in Gegenwart ſeiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beiſpiel zu geben. Er ſagt nur: „Ja, es waren wunderbare Geſellſchaften, die kaum in denen der emanzipirten Frauen von der ausgelaſſenſten Art ihr Gegenſtück finden möchten." Natürlich wechſelten dieſe Rauſchſtimmungen mit katzenjämmerlichen und in ſolchen warf dann der Dichter auf den nächſten beſten Papierfetzen Verſebriefchen an ſeine Frau, in welchen ſich der Säuferwahnſinn anzumelden ſchien*).

Bald kam es zwiſchen Mann und Frau zu den widerwärtigſten Auftritten, insbeſondere auch veranlaßt durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rückſichtslos geübte und kundgegebene Vorſorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinſichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgſten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging ſodann der ſeiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenloſe Unordnung war allmälig in der Führung ſeiner Geſchäfte eingeriſſen oder vielmehr war dieſe Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung ſehr nachſichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unweſen zuſah, ſo lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es ſchlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlaſſung mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat ſich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet: ſo wunderlich miſchten ſich in dieſem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

---

*) Zum Beiſpiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es ſüße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —
Denkſt Geld!
Mein Herz iſt eine Welt,
Woraus es iſt zu preiſen:
Durch dich verdirbt das Eſſen."

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen brannte. Gab ihm doch ſeine Frau deutlich genug zu verſtehen, daß ſie den wirklichen, nicht den abgeſetzten Auditeur Grabbe geheiratet habe und daß es eine grobe Täuſchung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entſchloß ſich, dem „undankbaren“ lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts beſſere Sterne zu ſuchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er ſie nicht in der eigenen Bruſt trug. Am 4. Oktober von 1834 ſetzte er ſich in den Poſtwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'ſch platzte er in die reſpektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Poſtwagen geſtiegen, eilte er nach der Wohnung eines ihm bekannten Profeſſors, welcher gerade zahlreiche Geſellſchaft bei ſich ſah. Ohne auf dieſe die geringſte Rückſicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und ſagte laut und lachend: „Ich komme ſo eben von der Poſt. Sie werden erſtaunen, mich hier zu ſehen. Ich habe Detmold verlaſſen. Mein Weib, mein böſes Weib hat mir die Hölle ſo heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin.“

Wer ſich ſo in Frankfurt einführte, konnte ſich in dieſer Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufſperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeiſter von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinſchleudern von Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Geſellen mochten es auch „ungeheuer genial“ finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er ſich eingemiethet hatte, ängſtigte, indem er, wann ſie auf ſein Zimmer kam, um daſſelbe aufzuräumen, die Thüre abſchloß, zwei Piſtolen auf den Tiſch legte und die Erſchrockene zwang, ihm aus Geſangbuch und Bibel ſtundenlang vorzuleſen, während er auf dem Sopha ſaß und „mit der ernſthafteſten Miene von der Welt die gottloſeſten Fragen dazwiſchenwarf.“

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu ſpielen in der Weiſe von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unſer Dietrich Chriſtian auch als Poet ein potenzirtes Gemiſche geweſen iſt: — Titanismus und Barockheit, weltſchmerztragiſches Pathos und Kneipgenieſtreichemacherei.

Eine gutmüthige Oeſterreicherſeele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix“ herausgab, nahm ſich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum Arbeiten und ſuchte ihn nach Kräften aus der Atmoſphäre von Weindunſt, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht ſtark genug und überhaupt war niemand mehr ſtark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß ſeine Gaſtrolle in der Mainſtadt ausgeſpielt ſei. Die Schoppenſtecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, ſowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung ſeiner Hoffnung, eins oder das andere ſeiner Stücke die frankfurter Bühne beſchreiten zu ſehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu berathende Dichter auf den Einfall, ſich nach Düſſeldorf an Karl Immermann zu wenden, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieſer Einfall dadurch ſein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigſt arbeitete, das düſſeldorfer zu einer Muſterbühne zu machen. Grabbe bildete ſich ein, Immermann würde ſich beſtimmen laſſen, unter anderen manchen theatraliſchen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'ſcher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düſſeldorf abgehen und Immermann beantwortete denſelben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegeſuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menſchen nicht zu und für einander paßten, ſo waren es der preußiſch-ſtramme, ſteifnackige, ordentliche, wohlgebürſtete und wohlraſirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachſenfingiſch-zerfahrene, ſchwabbelige, ſo zu ſagen aus allen Nähten gegangene, ſchmierärmelige und ſtoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine

Möglichkeit vorhanden, daß ſich zwiſchen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herſtellen und behaupten laſſen. Freundſchaften wie die zwiſchen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den ſeltenſten Erſcheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günſtigſten Falle alle paarhundert Jahre einmal wieder. Immermann hatte aber neben andern Grillen auch die pädagogiſche unter der Schädeldecke, wie ſich denn in mehr als einem ſeiner Werke ein gewiſſer Schulmeiſterton unangenehm macht. Auf der andern Seite freilich haben wir gerade dieſem pädagogiſchen Tik des Schöpfers vom Merlin und Alexis jene klaſſiſche Karikatur des überſtiegenen Schulmeiſterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeiſters Ageſel im Münchhauſen, neben dem Hofſchulzen und der blonden Lisbeth die am meiſten realpoetiſche aller immermann'ſchen Geſtalten.

Immermann, welcher ſelber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie erziehen zu können, und man muß ſagen, daß er, nachdem ſein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düſſeldorf angelangt war, auf dieſes Geſchäft die redlichſte Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und ſorgte mit Rath und That für ihn. Auch ſuchte er den Dietrich Chriſtian in deſſen eigenen Augen wieder zu heben, indem er denſelben in gute Geſellſchaft, in wirklich gute Geſellſchaft brachte. Namentlich dadurch, daß er ſeine Geliebte, die Gräfin Eliſe von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß ſich wunderlich mitangeſehen haben, wenn der Dietrich Chriſtian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinſtiliſirte, theearomatiſche Unterhaltung dieſes Kreiſes plötzlich einen ſeiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann ſofort ſtrafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorſam einen krummen Buckel machte und nur noch koboldiſch in ſich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte ſich Immermann

ſchmeicheln, daß ſein erzieheriſches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und ſein Mentor ſchaffte für dieſe Dichtung ſowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aſchenbrödel einen nach deutſchen Begriffen nicht allzu knauſerigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte ſich der Dietrich Chriſtian verhältnißmäßig ſo befriedigt und behaglich, daß er mit Ernſt und Eifer daran ging, ſeine Hermannsſchlacht zu liefern.

Aber das alles konnte nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu löſen, und Grabbe war viel zu alt, ſich noch erziehen zu laſſen. Es war zu ſpät, viel zu ſpät.

Die erſten Verſtimmungen zwiſchen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann ſchlechterdings keine Anſtalten machte, grabbe'ſche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Verſuchen hätte er das ſchon können, da er ja mit ſeinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der

Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Geſellſchaftskreiſe ſeines Mentors. Hatte er ſich doch in dieſer Theeatmoſphäre von Anfang an entſetzlich gelangweilt und ſich Zwang anthun müſſen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immermanns mochten auch wohl dem Dietrich Chriſtian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichter des Gothland, nur herkommen laſſen, um ihn als Lobpoſaune der Schnurrpfeiferei des immermann'ſchen Theaterregiments zu gebrauchen und zu mißbrauchen. So etwas brauchte man einem Menſchen, welcher allſort zwiſchen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herſchwankte, nicht zweimal zu ſagen. Er bethätigte ſeine Entrüſtung zunächſt dadurch, daß er ſeine Beſuche bei Immermann und bei der Ahlefeldt einſtellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinſpelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, groteſk-witzige Schnurren über das immermann'ſche Theater nach allen Richtungen hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das ſo übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieſer Drohung kam es nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch ſeinen letzten Halt, und ſobald ſich ihm dieſer verſagte, ging das Sinken und Verſinken unaufhaltſam weiter.

Noch trug ſich der verlorene Mann, über welchen ſich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichteriſchen Abſichten. Er wollte eine Komödie „Eulenſpiegel“ ſchaffen — („mein Eulenſpiegel wird ein tolles luſtiges Thier,“ ſchrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte ſich, die Perſon und Miſſion Jeſu mit dem Nimbus höchſter tragiſcher Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er ſeine Kneipgeſellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Geſpräch hineingeworfenen Grabbeiſmus ärgerte: „Jeſus war doch auch nur ein Judenjunge“. Natürlich blieb es, da die Verſunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim Schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Aſche und Schlacken zurückgelaſſen.

In Wahrheit, dieſes Bild iſt ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unſerem Dietrich Chriſtian. Lavaſtröme von Poeſie waren aus ſeiner Seele in rothflammendem Fluſſe hervorgebrochen, aber nur, um ſofort zu ſteinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erſtarren. Nie hat Grabbe es verſtanden, ſich das Haupt mit Roſen zu kränzen, nie gaben die ſtraffgeſpannten Saiten ſeiner Leier einen weichen lyriſchen Klang. Durchgängig fehlt in ſeinen Werken das „Ewig-Weibliche“. Darum ſteigert ſich in der grabbe'ſchen Dichtung die Freude zu bakchantiſchem Raſen, darum ſpitzt ſich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft ſich der Gedanke zu ſchroffepigrammatiſcher Kürze und Knappheit zuſammen, darum verzerrt ſich der Witz zu infernaliſchem Kynismus. Die Grazien ſind ferngeblieben . . .

Zuletzt hatte der Dichter in Düſſeldorf nur noch ein verkommenes Muſikgenie, Norbert Burgmüller, zum Geſellſchafter. In der Weinſtube zum Drachenfels verdämmerten und verduſelten die beiden gleichverſtimmten Seelen ihre Tage, ſtundenlang in hinbrütendem Schweigen einander gegenüberſitzend. Als dann im Mai von 1836 der Muſikus plötzlich ſtarb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düſſeldorf aushalten. Ein detmolder Freund ſchickte ihm auf ſein Begehren Reiſegeld. „Ich habe — ſchrieb der mit ſich und der Welt Zerfallene — erſt an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann.“ Daheim angelangt, ging er nicht in das Haus ſeiner Frau, ſondern nahm im Gaſthauſe zur Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erſcheinung muß ganz jammerſälig geweſen ſein. Als ihn ſein Biograph zum erſtenmal wieder erblickte, mußte derſelbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo iſt dein Stolz?“

8.

Gerade der Stolz regte ſich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt — es iſt ſchmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenſtand und Zielpunkt des detmolder Kneipwitzes war, und wunderliche Blaſen trieb dieſer Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter ſeinen Bekannten in der Gaſtſtube zur Stadt Frankfurt und hörte, ſtumm in ſich zuſammengeſunken, einem Geſpräch über Literatur zu. Einer ſagte: „Seitdem der Göthe geſtorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen.“ — „Was Tieck!“ ziſchte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich ſteige mit jedem Tage und er ſinkt. Was iſt denn Tieck?“ Man lachte. Das Geſpräch wandte ſich auf Tiecks Tochter und von dieſer auf Grabbe's Frau. „Du biſt nur nicht energiſch genug gegen ſie aufgetreten, Grabbe“, hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich ſchon als Mann zeigen.“ Worauf der Witzbold des Kreiſes: „Das iſt's ja gerade, was ſie verlangt“ — und allgemeines Lachen erſcholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Geſellſchaft in der Gaſtſtube und unter all dem Gläſerklingen, Würfelbecherſchwingen und Liederſingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke ſaß, zum Vorleſen ſeiner noch ungedruckten Hermannsſchlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ ſich verleiten, die Handſchrift aus ſeinem Zimmer zu holen und die Vorleſung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauſchter Menſchen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, ſchrie einer der Zecher über den Tiſch herüber: „Ach was! Laßt uns lieber trinken und hört auf mit Vorleſen! 's iſt ja doch nur dummes Zeug.“ Ganz niedergedonnert ſteckte Grabbe ſein Manuſkript in die Bruſttaſche und ſaß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeſchreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halberſtickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei iſt Quark! Ich habe die Welt ſatt; ich wollt', ich wäre todt!“

Er ſollte es bald ſein. Der zuverläſſigſte Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie beſeſſen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflöſung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, mußte ſich Grabbe entſchließen, ſeine Frau aufzuſuchen, um ſich im Hauſe derſelben einen Platz zum Sterben zu erbitten.

Das Sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böſe Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Chriſtian und der zänkiſche Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anſtand ſoweit zu wahren trachtete, daß ſie den ſterbenden Mann nicht aus dem Hauſe weiſen wollte. Eine häßlichſte Falte in dieſes Weibes Seele legt der Umſtand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder ſelbſt verpflegen noch leiden mochte, daß ſeine Mutter ihn pflegte. Dieſe mußte ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter ſeinerſeits ~~un~~erkannte den Troſt, an welchen ihm die Anweſenheit ſeiner Mutter gewährte, dadurch, daß er ihr in ſeiner grotesken Weiſe zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

„Oh, um ſo länger du die reinen,
Menſchlichen Gefühle niederringſt,
Um ſo gewalt'ger richten ſie hernach,
Wann ihre Stunde ſchlägt, ſich wieder auf.“

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags ſtarb er. Seine Mutter wiſchte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab; unter ihrem plattdeutſchen Liebkoſungswort: „Muin leuve, leuwe Chriſtian!“ verhauchte er ſeinen letzten Athem, ſie ſchloß ihm die Augen und badete die majeſtätiſche Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber ſaß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beſchäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — ſagt ſie aufſpringend und die Hände zuſammenſchlagend zu einem anweſenden Nachbar — topp, das iſt gut, daß der Unhold todt iſt! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Alſo endlich!“ Am Tage darauf ſpielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröſtliche Wittwe von Ephesus ganz vortrefflich. Sie ſchmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein ſtandhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreſte des Dichters der Hohenſtaufen und der Hermannsſchlacht zu ihrer Ruheſtätte . . . .

Alles zuſammengenommen, dürfte das Richtige getroffen ſein, wenn man ſagt, daß in ſtarkem Maße die Vaterlandsloſigkeit das Verderben Grabbe's mitverſchuldet habe. Merkt man doch ſogar den Thaten der herrlichſten Helden des deutſchen Geiſtes, den Schöpfungen von Leſſing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß dieſe Helden nicht auf dem ſtarken und geſunden Boden eines Nationalſtaats, ſondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel- und Kleinſtaaterei erwachſen ſind und geſtanden haben. Wie ganz anders noch müßte der germaniſche Genius durch dieſe ſeine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt ſein, ſo es ihnen gegönnt geweſen, ein großartiges Nationaldaſein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Gefühl des ungeheuren Mißverhältniſſes zwiſchen dem idealen Werth und der realen Bedeutung ſeines Volkes, zwiſchen dem Können und dem Gelten ſeiner Nation, kurz, der ganze deutſche Jammer der Zerriſſenheit und Staatsloſigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Chriſtian. Er trieb den Patriotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unſeren Tagen nicht eben ſeltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedeſtal ihrer Eitelkeit und Großmannsſucht zu machen wiſſen und welche es entſetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne ſie machen kann, ja ſogar ſich beigehen läßt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbſtgefälligkeit eingebildeter Großmannſchaft gar keine Rückſicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die eiteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Proſa gegen ſie losziehen und ihren bitterſten Feinden ſich anſchmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm ſchwer gefallen oder unmöglich geweſen ſein, irgendeinen halbwegs praktiſchen Vorſchlag zur Beſſerung der deutſchen Zuſtände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken ſeiner Phantaſterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und ſtolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig hervor, wie in dem ſchönſten von ihm geſprochenen Wort: —

„Ob, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quell'
Er auch von ſchönſter, ſüßeſter Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!“

Inhalt.

Seite
Ein Brief ſtatt einer Vorrede V
Ein liebendes Weib 1
Ein türkiſcher Heiland 67
Ein chriſtlicher Prieſter 131
Ein deutſcher Dichter 205

NB. S. 80, Z. 8 v. u. iſt zu leſen: „welche nicht an den alleinſeligmachenden **Kretinismus** der Infallibilität glauben wollen“.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Jeremia Sauerampfers

Sommertagebuch

von

1872.

Sommertagebuch

(1872)

des weiland

Dr. gastroſoph. Jeremia Sauerampfer.

Herausgegeben

von

Johannes Scherr.

R

> El no maravillarse hombre de nada. —
> *Hurtado de Mendoza.*

◆

Zürich.

Schabelitz'ſche Buchhandlung.

(Cäſar Schmidt.)

1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort des Herausgebers.

Da und dort in meinen Schriften habe ich den Namen meines **Freundes** Jeremia Sauerampfer genannt. Er war mein beſter Freund, aber, leider! er **war**. Ein unheilbares Uebel, das ihn viele Jahre lang peinigte und das er mit der Geduld ſeines Stoiciſmus ertrug, hat zwar nicht ſeinen Geiſt zu brechen vermocht, wohl aber im letzten Herbſte deſſen Hülle gebrochen. Er iſt mein Heimat- und Altersgenoſſe, mein Schulkamerad, mein Studienfreund, mein Parteigeſelle und ſpäter auch mein Nichtparteigenoſſe geweſen, d. h. wir beide hatten gleichzeitig das Joch der Parteibornirtheit abgeſchüttelt. Er war ein eigenartiger Menſch, ein auf ſich ſelbſt geſtellter Mann, dem keine Parteiloſung imponirte und der für alle die Tagesmoden nur ein Lächeln der Verachtung hatte. Er ging geradeaus allzeit und überall und ſprach geradeheraus in Liebe und Haß. Hinter einem ſchroffen, häufig geradezu abwehrenden, abſtoßenden Gebaren, welches er ſeinen Harniſch nannte, barg er ein Herz voll tiefen Gefühls und feuriger Regungen. Wo es ſich darum handelte, gegen Unvernunft, Gemeinheit, Lüge und Ungerechtigkeit anzugeben, hatten ſein Urtheil und ſein Wort die unerbittliche Schneidigkeit einer Damaſcenerklinge. Seine Vaterlandsliebe iſt auf gar manche, auf gar manche bittere Probe geſtellt worden, aber ſie hat nie gewankt oder geſchwankt. Sie war eine reine und große Flamme, die hinter einem dunkeln Vorhang — die peſſimiſtiſche Weltanſchauung meines Freundes — ſtill und ſtät brannte. Deutſchland hat unzählige begabtere, wirkſamere, verdienſtvollere Patrioten gehabt, als meinem Freunde einer zu ſein gegeben war, aber einen uneigennützigeren nie. Zu den widerlichſten Inſekten-Menſchen oder Menſchen-Inſekten zählt er die, welche den Patriotiſmus nur entweder zu einem Sockel für ihre Eitelkeit oder zu einer Staffel für ihre Karrièreſchnauferei machen. Sein Humor liebte es, ſelbſt die wichtigſten Dinge mitunter als lauter Bagatellen zu behandeln, welche nicht mehr Werth hätten als ſein vor Zeiten von der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Tifteldingen erlangtes Doktordiplom der Gaſtroſophie — (erlangt mittels einer ſtupend gelehrten, in recht elegantem Latein verfaßten Diſſertation „Ueber die kulturmiſſionäriſche Entwickelung der Beefſteakologie von der Steinzeit bis herab zur Papierzeit“. — welches Opus ich gelegentlich veröffentlichen werde). Aber Eins ſtand ihm außerhalb des Kreiſes humoriſtiſcher Betrachtungsweiſe, an Eins durfte der Scherz nicht rühren, Eins war ihm über die Ironie erhaben: — die Pflicht gegen Deutſchland. Wo er dieſe mißachtet oder verletzt ſah, da konnte er, welcher doch ſonſt ein entſchiedener Bekenner des horaziſch-weiſen „Nil admirari!“ war, ſelbſt noch in ſeinen letzten Lebenswochen in die heftigſte Aufregung gerathen, in wetternden Zorn ausbrechen.

Dem Tode ging er entgegen, wie er allem, was das

Leben ihm gebracht hatte, entgegengegangen war, geradeaus. Der ihm befreundete Arzt hatte ihm genaue Kunde nicht vorenthalten. Mein Freund wußte daher auf Tag und Stunde hin, wann das Ende da ſein würde. Ohne allen Aufwand von Pathos, mit der Faſſung und Reſignation, welche ſeine Philoſophie ihn lehrte, rüſtete er ſich auf das Unvermeidliche. Und ſo ſtarb er auch . . .

„Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfing er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit ruhig dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.“

Als ich am letzten ſeiner Lebenstage frühmorgens zu ihm ging, begegnete ich auf der Treppe dem Arzte. Derſelbe war ſehr beeilt, machte mir daher nur im Vorbeigehen ein ſehr bedeutungsvolles Zeichen und ſagte leiſe: „Heute wird unſer Freund uns verlaſſen. Gegen Abend zu, ſpäteſtens während der Nacht.“ Ich glaubte demnach den Kranken ganz hilflos im Bette zu finden; aber dem war nicht ſo. Auf mein Anklopfen rief er ſelber Herein! und ich fand ihn halbangezogen und in der Arbeit des Selbſtraſirens begriffen. Aber ſein Geſicht war aſchfahl und meine Augen konnten den ſchmerzlichen Eindruck, welchen ich empfing, nicht ganz verbergen. Er ſah es und ſagte, in ſeinem Geſchäft innehaltend und die Wärterin bedeutend, hinauszugehen: „Ah, lieber Alter, du bemerkſt, daß mir der große Heiland, Erlöſer und Expeditor Tod bereits die Freimarke auf das Geſicht geklebt hat?“ Bah — entgegnete ich, mühſam auf ſeinen Ton eingehend — es wird wohl nicht ſo eilen mit der Expedition. Solange man ſich raſirt, ſtirbt man nicht. „Doch, mein Lieber. Heute wird geſtorben! Ich habe aber als ein anſtändiger Menſch gelebt und will auch als ein ſolcher ſterben. Darum nahm ich ein Bad, zog ein friſches Hemd an und raſire mich. Ich will die Sache, wenn möglich, hier in meinem alten Sorgenſtuhl am Fenſter abmachen. Der Abend gönnt mir wohl noch einen Blick auf die Alpen, die ich ſo ſehr geliebt habe, und morgen um dieſe Zeit werde ich entweder alles oder gar nichts mehr wiſſen. Das Letztere iſt, vom Standpunkte der Bequemlichkeit im Allgemeinen und meiner Ruhebedürftigkeit im Beſonderen aus angeſehen, weitaus das Beſſere."

Nachher gab er mir ſeine letzten Aufträge und händigte mir ſeine handſchriftliche Hinterlaſſenſchaft aus. Er machte mich auf das darunter befindliche Tagebuch aufmerkſam, welches er in ſeiner Weiſe in den Sommermonaten geführt hatte. Ich warf einen Blick hinein und ſagte: Das laſſ' ich, denk' ich, unverweilt drucken. „Wo denkſt du hin?" verſetzte er; „du weißt doch, daß ich die D'outre-tombe-Tagebücher des Herrn Varnhagen von Enſe ſtets für eine der größten Gemeinheiten unſeres Jahrhunderts gehalten habe". — Mit Recht, lieber Alter, jeder ehrliche Menſch mußte es widerwärtig gemein finden, wie der glatte Schleicher, welcher nie ohne ſein Ordensbändelchen ausging, nach der „Excellenz" lechzte und im geleckteſten Gehorſamendienerſtil biographiſche Porzellanmalerei trieb, den Tag über in den berliner Vorzimmern und Salons und Boudoirs herumſchnüffelte, um das Erhorchte Abends in ſein Geheimtagebuch hineinzuklatſchen, ſich dabei hofräthlich-boshaft-heimlich die Hände reibend und die unbefriedigte varnhagen'ſche Eitelkeit mit dem Gedanken kitzelnd: „Wartet nur, ihr alle, die ihr mich nicht zur Excellenz gemacht, wann ich mal todt bin und ihr mir ſchlechterdings nichts mehr anhaben könnt, ſoll eine ganze Bändereihe von Feuerteufeln aus meinem Grabe herausſchlagen, um euch tüchtig zu verſengen und zu verſtänkern." Garſtig! Ueber die maßen gemein und garſtig!

— „Allerdings, und, ſiehſt du, das macht mich doch bedenklich hinſichtlich der Veröffentlichung meiner Tagebuchblätter. Klatſch freilich iſt nicht darin und auch mit meinen Perſonalien würden die Leſer nur wenig behelligt werden; aber es geht mir gegen den Mann, Aeußerungen in die Oeffentlichkeit gelangen zu laſſen, wofür ich die Verantwortlichkeit nicht mehr tragen kann." — Oh, darüber brauchſt du dir keine Skrupel zu machen. Die Leſer und Leſerinnen, Kritiker und Kritikerinnen haben ja mich, den Herausgeber, an welchem ſie ihre Launen auslaſſen, welchen ſie nach Herzensluſt ſchelten und ſchimpfen können. — „Das iſt wahr und ich weiß auch, du machſt dir nicht viel daraus. Ergo thu' mit meinem Diarium, was du willſt" . . . .

Ich that nicht viel damit, d. h. ich beſchränkte mich darauf, die Blätter zum Drucke zu ordnen. Geändert hab' ich keine Silbe, keinen Buchſtab. Denkende und wiſſende Menſchen ſollten, mein' ich, die Stimme, welche aus dieſen Blättern ſpricht, nicht ungern vernehmen. Es iſt die Stimme eines Mannes, welcher, von keinerlei Rückſicht eingeengt, über Menſchen, Ereigniſſe und Bücher mit voller Offenheit und mit unbeugſamem Freimuth ſich ausläßt. Geſcheide und unterrichtete Leſer und Leſerinnen werden es auch zu ſchätzen wiſſen, daß die Denk- und Sprechweiſe des Sommertagebüchlers nicht im Hundetrab dieſer oder jener Parteimeinung einhertrottet, ſondern eigene Wege wandelt und bald dieſe bald jene Schrittart einhält.

Um meiner Schuldigkeit als Herausgeber genugzuthun, bemerke ich ſchließlich ausdrücklich, daß dieſes Tagebuch nicht für dumme, unwiſſende oder gemeindenkende Leute geſchrieben iſt.

Zürich, 30. November 1872.

Johannes Scherr.

Juni.

1872.

1. Juni.

„Im wunderſchönen Monat Mai“ war heuer wieder einmal das Wunderſchönſte ein wohlgeheizter Ofen. Unſer „gemäßigtes“ Klima ließ ſich in der ganzen Gräue ſeines Grauhimmels ſehen. Das unaufhörliche Geläpper hat unter anderem auch die verbeſſerte ſchweizeriſche Bundesverfaſſung zu Waſſer gemacht, welche, ſo dem Gemuhe des Uriſtieres und dem delirirenden Tremuliren verſchiedener welſcher Eid- und Faßgenoſſen zu glauben, heimtückiſch aus Preußen importirt war, um ſämmtliche Kantönliherrgöttli damit zu vergiften. Wie es nur die Herren Lyriker angeſtellt haben mögen, um den nöthigen Vorrath von Wonnemondliedern auf Lager zu kriegen! Nebel, Wind und Regen — Regen, Nebel und Wind: eine endloſe Schraube von gemäßigt-klimatiſchen Mailichkeiten. Zur Seite der ſtehenden Pfütze der Jeſuitenfrage in den Zeitungen ergoſſen ſich wolkenbrüchig die Ueberſchwemmungsberichte. Sogar czechiſche Bauern und Bauerndörfer wurden einmal gründlich gewaſchen, welche widerſlaviſche Operation natürlich die böſen Deutſchen verſchuldet hatten. Luft, Erde, deutſcher Reichstag, engliſches Parlament, franzöſiſche Nationalverſammlung, Karliſtenaufſtand, vatikaniſche Flücheſpritzepumperei, Wagnerſchwindel, alles wäſſerig, wäſſeriger, wäſſerigſt. Man glaubte wahrhaftig in einem Buche des böotiſchen Literarhiſtorikers Banauſius Kurzwedel zu wohnen. Es wurde Einem ſo flau zu Muthe, als wäre man „altkatholiſch" geworden, ſo recht nichtkönnensbewußt, döllingeriuſſiſch-kirchenvereinerlichweinerlich, ſo zu ſagen. Man begriff, daß Tennyſons „Mariana" Tag und Nacht ſingen und ſeufzen mochte:

„My life is dreary,
I am aweary,
I would that I were dead!"

und man konnte auf die naßkälteſtdummen Einfälle gerathen, konnte Herrn von Hackländer für einen wirklichen Ehrenlegionär, Herrn von Redwitz für einen Dichter, Herrn von Lutz für einen Pfaffenfreſſer und die ſämmtlichen alten Weiber von Patentliberalſingen für mehr oder weniger junge Männer halten.

Bei Namſung ſelbiger ſchönen Gegend fällt mir ein, daß ich vor etlichen Tagen mit einem geradenwegs aus Berlin zurückgekehrten Bekannten folgendes Geſpräch hatte. Der Mann ſkandaliſirte ſich nämlich darüber, daß in der Vorhalle des proviſoriſchen Reichstagshauſes neben den Arndt, Fichte, Humboldt, Stein und Uhland auch der Herr Mathy gemalt ſei. „Warum denn nicht? Sie ſollten doch wiſſen, daß Lionardo da Vinci und andere berühmte Maler auch den Judas Iſkariot und zwar von rechtswegen mit unter die übrigen Apoſtel hingemalt haben.“ — „„Wohl, in dieſem Sinne kann man ſich die Sache gefallen laſſen.““ — „In dieſem Sinne? Bitte, Sie wiſſen ja gar nicht, was für einen Sinn ich im Sinne habe.“ — „„Nun, da kann doch nur von einem Sinne die Rede ſein““ — „Meinen Sie? Wenn ich nun aber meinerſeits meinte, der vielverſchreite, zu ſchlimmer letzt auch noch von Eliſe Schmidt tragiſch gemaßregelte Bourgeois und Bankier Judas von Kariot ſei, genauer angeſehen, eigentlich ein Biedermann aus dem ff geweſen? Und, in Wahrheit, ich glaube, der Mann war ein richtiger Nationalliberaler, ein jüdiſcher Mathy ſo zu ſagen, welcher den Ueber- und Umſtürzern, den Revoluzern und Putſchern das Handwerk legen wollte. Das nannten dann Leute, welche die tiefere Bedeutung geſchichtlicher Charaktere und Ereigniſſe nicht zu erfaſſen vermochten, ſchnöden Verrath. So ſeid ihr Ewig-Malkontenten! Ihr vermögt euch von der ganz obſolet gewordenen Vorſtellung einer ſogenannten ſittlichen Weltordnung, von dem dummen Aberglauben an eine fabelhafte Moral in der Weltgeſchichte nicht loszumachen. Darum iſt und bleibt euer Verſtand zu ſtumpf, um die Umſchalungen der höheren Politik durchdringen zu können, und ſo kennt ihr — entſchuldigen Sie . . .

„Im übrigen und dies beiſeiten
Bin ich ein Mann voll Höflichkeiten“ —

ja, ihr kennt die Staatskunſt gerade ſo, wie ſein Fach jener weltberühmte Kunſthiſtoriker kennt, von welchem Gottfried Semper, bevor er nach Wien ging, im hieſigen „Künſtlergütli“ lapidariſſime geſagt hat: „Der Kerl verſteht von der Kunſt gerade ſoviel wie — nun, wie ein gewiſſer beim Ariſtophanes ſo häufig auftretender Proktos vom Leben Gottes. „

2. Juni.

Es iſt doch inmitten der verfloſſenen Maiwaſſernoth ein leuchtendes Feuerzeichen geſchehen. „Wir werden nicht nach Kanoſſa gehen!“ Hoffentlich geht ihr auch nicht mehr nach Olmütz oder Warſchau. Ueber Olmütz wenigſtens würdet ihr ſchließlich doch nach Kanoſſa gelangen, nur auf einem Umwege. Allerdings liegt Sadowa zwiſchen Potsdam und Olmütz und man ſollte glauben, dieſe Kluft wäre nicht zu überbrücken. Allein der katholiſche und der lutheriſche Jeſuitiſmus dürften, kalkulir' ich, dennoch nicht daran verzweifeln, eine ſolche Ueberbrückung zuwegezubringen, „viribus unitis“. Sie arbeiten ja auf ein und daſſelbe Ziel hin: Vernichtung des deutſchen Reiches, des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Kultur. Die öſtreichiſchen Tories und die preußiſchen Junker reiten „ritterlich" mitſammen unter dem loyolaitiſchen Banner, auf welches uckermärkiſche Muckerinnen Bibelſprüche ſtickten und das im Auftrage des Oberbonzen von Babel der Kardinal Schwarzenberg unter Aſſiſtenz des geſammten deutſchen Epiſkopats geweihwäſſert hat. Und die Junker und Pfaffen ſind nicht etwa allein. Ihr Fahneſchwenken und Werbetrommeln lockt ein buntes Volk von Mitſtreitern herbei. Da wimmelt es tiefſchwarz von urbajuwariſchen Hieſeln und tiroliſch-glaubenseinigen Kilkröpfen. Da wuſelt es dunkelroth von Brüdern und Schweſtern des gemeinſamen Schlaraffen- und Luderlebens. Etwas verſchämt marſchirt beiſeite eine Schar Blaßröthlicher, welche ſich für „Demokraten" ausgeben und um jeden Preis ein bißchen mitregieren möchten, wäre es am Ende aller Enden auch nur als Boſſeler eines franzöſiſchen Souspréfet. Verſchämt, ſag' ich, marſchiren dieſe Herren mit, aber ſie marſchiren doch mit. Ganz ſcheu- und ſchamlos dagegen lümmeln im Zuge welfiſche Spittelgänger, Ex-Almoſengenöſſige Verhuells, jüdiſche und chriſtliche Preſſebravos und ein ganzes Rudel „koſmopolitiſcher“ Stromer und Strolche, welche unmittelbar vor und nach 1866 mehr oder weniger heftig nationalvereinelten, in der Hoffnung, „anzukommen“, dann aber, als man 1870 von den Größewahnkranken gar keine Notiz nahm, vor Aerger und Verdruß plötzlich wieder ſcharlachroth anliefen und den Franzoſen, den Polen, den Czechen, den Walachen, kurz, allen Feinden ihres Vaterlandes bis zu den Lappen und Samojeden herab hofiren gingen. Das iſt die bunte gegen Deutſchland beſtimmte Kreuzzugsarmee. Monſieur Thiers wird dieſelbe als Oberſtratege leiten und Citoyen Gambetta wird ſie als republikaniſcher Feldpater Kapuziner fanatiſiren. Der Herr Reichskanzler mag die Augen weit und wachſam aufthun! Der Kreuzzug iſt bereits in vollem Gange. Der leitende Miniſter Deutſchlands hat, was auch ſeine Fehler und Mängel ſein mögen und wirklich ſind, den ehrenwerthen Muth gehabt, der heiligen Dreifaltigkeit Dummheit, Lüge und Bosheit den Krieg zu erklären, und dieſer

Krieg wird ſchwer zu führen ſein. Um ſo ſchwerer, da der ſtaatsmänniſche Fechter, durch „höhere Rückſichten" gebunden, gar nicht recht ausfallen darf. Das Pfaffenthum beſitzt ja bekanntlich bei Hofe mehr als eine feſte Burg. Herr von Bismark hat auch gar wohl erkannt — was übrigens keine große Kunſt war — daß es lächerlich und ſchädlich zugleich, wenn der deutſche Kaiſer den altpreußiſchen Zopf als Scepter in der Hand halten wollte. Aber dieſer Zopf iſt doch noch immer eine „ſtramme" Thatſache, welche dem Herrn Reichskanzler unter Umſtänden nicht nur ſehr unbequem, ſondern auch höchſt gefährlich werden könnte. Und wenn auf der einen Seite die Widerhaarigkeit des altpreußiſchen Dingsda mächtig genug iſt, ſo halsſtarrige Zeitwidrigkeiten, wie z. B. das Herrenhaus, aufrechtzuhalten, ſo machen auf der andern Seite die Abſtruſitäten, Marotten und Eiertänzeleien des Liberaliſmus dem Miniſter gehörig zu ſchaffen. Gerade in dem angehobenen Kampfe gegen die Jeſuiterei. Das Narrenwort von der freien Kirche im freien Staate hat ja auch ſolche liberale Köpfe, die man für etwas ſolider konſtruirt gehalten hatte, dippelig und duſelig gemacht, — ſo dippelig und duſelig, daß ſie, wo es ſich darum handelt, der römiſchen Schlange auf den Kopf zu treten, zu Gunſten der „armen, verfolgten" Schlange mit den Erzfeinden Deutſchlands gemeinſame Sache machen. Und dieſe abſtrakteſten aller Abſtraktoren ſchmeicheln ſich, „Realpolitiker" zu ſein und alle „ſtaatsmänniſche" Weisheit mit berliner Löffeln gefreſſen zu haben. Vivat die Schablone!

3. Juni.

Was man auch gegen die Polen haben mag und wie antipathiſch ſie durch ihr Gebaren in den Jahren 1870—71 uns Deutſchen geworden ſind, das muß man ihnen doch laſſen: ihre Vaterlandsliebe und ihr Nationaleifer haben jede Probe beſtanden. Wie viel Elend und Jammer wären Deutſchland erſpart worden, wenn in den Seelen der Deutſchen und Deutſchinnen das „Vaterland!" allzeit ſo gelebt, geleuchtet und gelodert hätte, wie in den Seelen der Polen und mehr noch der Polinnen ihr „Ojczyzna!" lebt, leuchtet, lodert. Wahrhaft achtungswerth werden die Polen, wenn man ihr Verhalten unter der und gegen die Fremdherrſchaft mit dem der Elſäßer vergleicht. Nie und nimmer wären die Polen eines ſolchen Verraths an ihrer Nationalität fähig geweſen, wie ihn die Elſäßer begangen haben. Und man ſpreche doch nicht davon, daß eben Elſaß unter Frankreich beſſer regiert worden ſei und ſich materiell beſſer befunden habe als früher unter dem weiland deutſchen Reich. Auch die Polen wurden und werden von Preußen, von Oeſtreich und ſogar von Rußland viel beſſer regiert, als ſie ſelbſt ſich zu regieren vermocht hatten, und ſie ſind auch materiell weit beſſer daran, als ſie zur Zeit der polniſchen Republik waren. Aber darum haben ſich die Polen doch nicht verpreußt, veröſtreichert oder verrußt, wie die Elſäßer ſich verfranzoſeten, ſondern ſie ſind Polen geblieben, Polen in jeder Fiber. Ein polniſches Seitenſtück zu jenem ſchamloſen elſäßiſchen Fartcatcher der Franzoſerei, welcher ſeinen ehrlichen deutſchen Namen Zingerle in Singuérlé verfumfeit hat, läßt ſich kaum denken. Die annehmbarſten Entſchuldigungsgründe, welche die Elſäßer vorbringen können, ſind der leidige den Deutſchen von altersher anerzogene koſmopolitiſche Nachäffungsſchwindel, die warmbrüderlich duldſame Eſelei, ſich zuvorkommend in Fremdes, ſelbſt Feindſeligſt-Fremdes zu finden und zu ſchicken; ſowie das ſchlechte Beiſpiel der ſogenannten vornehmen Welt in Deutſchland, welche aus allen Kräften ſich bemühte, ſich ſelbſt und andere glauben zu machen, vornehm und franzöſiſch ſei ein- und daſſelbe. Bekanntlich herrſcht noch zur Stunde dieſer blödſinnige Köhlerglaube an manchem deutſchen Hofe, gerade wie er in den Bürgerhäuſern der deutſchen Schweiz herrſcht, aus welchen man die lieben Gänschen ſchlechterdings in's „Welſchland" ſchicken muß, damit ſie als franzöſiſch ſchnatternde Gänſe heimkehren .... Zum Lachen iſt es, wenn die Elſäßer als Hauptbeſchönigung ihrer Apoſtaſie von der deutſchen Nationalität und der Abneigung gegen die neue Reichsherrſchaft ihren Republikaniſmus vorbringen. Den kennt man. Es wird damit, wie man mir ſchreibt, beſonders in Mülhauſen Parade gemacht. Ich erinnere mich aber ſehr deutlich, daß ich zur Zeit der Herrlichkeit des verfloſſenen Verbuellius Naſo mit ſeinem bei Sedan „gebrochenen Herzen und ruhig gebliebenen Gewiſſen“ eine ganze Reihe von Jahren hindurch allſommerlich mit eigenen Ohren gehört habe, wie die Herren Mülhauſer und die Damen Mülhauſerinnen beſagten Verhuellium Raſonem im — Andachtſchwunge lobprieſen, ſoweit die „mülhüſer langue“ reichte.

4. Juni.

Die Erzherzogin Sophie iſt geſtorben und man kann es ſpaßhaft finden, wie die liberalen wiener Blätter bis zur Gliederverrenkung ſich drehen und wenden und winden, um nicht zu ſagen, was ſie von der Mutter des Kaiſers Franz Joſeph denken. Im Grunde iſt alles Sagbare geſagt mit dem Satze: Sie war die Patronin der Windiſchgräzerei, d. h. einer ebenſo bornirten als brutalen Unkenntniß der Stunde, welche Anno 1848 der Zeiger auf dem Zifferblatt der Weltgeſchichteuhr gewieſen hat. Im übrigen war dieſe Frau zur damaligen Zeit der einzige Mann im Hauſe Lothringen-Habsburg. Wäre ihr Geiſt nicht von frühan verpfafft, ihr ſtarkes Herz nicht gottesgnadenthümlich verhärtet worden, ſie hätte Oeſtreich und Deutſchland viel Leid erſparen können. Sie ſelber iſt aber auch nicht leer ausgegangen. Sie hat die Nöthen und Aengſten der Macht erfahren, ſie hat die Schmerzen der Mutter gelitten. Ob, als die Standrechtsſchüſſe von Querétaro herüberknallten, die zürnenden Schatten von der Brigittenau vor ihr aufſtiegen? Ob ihre Seele angeſchauert wurde vom verzehrenden Eis-Odem der Nemeſis? Laßt es uns glauben! Denn wir altfränkiſchen Menſchen ſind zu ſteifknochig, als daß wir uns noch auf die Höhe einer allermodernſten „Geſchichtewiſſenſchaft" ſchwingen könnten, von welcher herab mit Trompeten und Pauken verkündigt wird, die Verantwortlichkeit ſei eine bloße Narrethei, ſintemalen die hiſtoriſchen Charaktere nur willenloſe Kreiſel ſeien, welche durch den weltgeſchichtlichen Prozeß in Bewegung geſetzt würden. Auf die beſcheidene Frage: Aber wer ſetzt denn wohl den „weltgeſchichtlichen Prozeß" ſelber in Bewegung? Wer bringt dieſen Kreiſel zum Drehen und Brummen? bleiben freilich die Herren Geſchichtephiloſophaſter neueſter Sorte die

Antwort ſchuldig, gerade wie die älteſter Sorte ſie ſchuldig geblieben waren.

---

5. Juni.

Der Juni hat es ſich allem nach in den Kopf geſetzt, ſeinen Vorgänger Mai noch zu überregnen. Er thut, als wäre er der Direktor einer Kaltwaſſerheilanſtalt und die arme Erde ſeine Patientin, welche erbarmungslos durchfiltrirt werden müßte. Dicke, dumpfe Luft, Konciliumsluft; dazu ein eintönig-fades Gießen, als regnete es neue Dogmen. Das ewige Geplätſcher ſchläferte mich noch bei Tage ein — wenn man nämlich ſo ein grauſchwarzes Schmierſal einen Tag nennen kann — und ich träumte allerlei närriſches Zeug. Unter anderem dieſes

Geſpräch auf dem Sirius.

Heinrich Heine. Buon giorno, Meſſer Niccolò. Wohin ſchon des Weges?

Niccolò Macchiavelli. Guten Morgen, Meſſer Enrico. Ich will zum Guckloch.

H. Ah, da komm' ich mit. Ihr ſeht alſo auch von Zeit zu Zeit die liebe gute runde Alte da drunten gern?

M. Gewiß. Auf unſerem Sirius riecht es ſo kontinuirlich nach Unſterblichkeit und Langweile, daß es eine wahre Erquickung, mitunter eine Naſe und Lunge voll Erdennarrheit heraufzuathmen. Vivat demnach unſer Guck-, Horch- und Schnaufloch!

H. Von ganzem Herzen! Hier oben, ſo hoch über dem „wechſelnden Mond“ müßte man vor lauter Seligkeit rein des Teufels werden ohne das Loch, welches uns in Beziehung ſetzt mit dem alten Daheim, wo ich ſo viele hübſche Lieder gedichtet und ſo viele hübſchere Lippen geküßt habe in meinen Tagen, wie Ihr, Herr Staatsſekretär, in den eurigen ſicherlich auch gethan.

M. In den Tagen der Borgia, wo denkt Ihr hin?

H. Bah, macht mir nichts weiß! Donna Lukrezia hatte ja Lippen, welche, wenn dem Pontanus zu glauben, ſelbſt für ihren und der Chriſtenheit ſehr heiligen Papa einladend, zu einladend geweſen ſind.

M. Klatſch!

H. Wie, Meſſer Niccolò, ſeid Ihr etwa unter die „Retter“ gegangen?

M. Retter? Was iſt das?

H. Das ſind die Arbeiter in dem großen Schönfärbereigeſchäft, welches urſprünglich durch den weltberühmten Geheimrath Liſpeler von Hofſalbenheim gegründet wurde.

M. Zu welchem Zwecke?

H. Zum Schönfärben, natürlich. Seht, da hat z. B. unlängſt ſo ein Retter eure ſcharlachene Donna Lukrezia in die Küpe getaucht und hat ſie ſchneeweiß wieder herausgezogen.

M. Dumm!

H. Nicht ſo dumm, wie es ausſieht. Gut zum Carrièremachen. Kultusminiſter und Oberſtudienräthe kalkuliren: „Wenn ſo ein Retter in ſeinem unterthänigſt beſchränkten Unterthanenverſtand längſt verſtorbene allerhöchſte Wahnwitzige zu Weltweiſen, kaiſerliche, königliche und fürſtliche Halunken zu Helden und dito Hetären zu Heiligen umſchönfärbt, wie rückſichts- und ehrfurchtsvoll wird er erſt jüngſtverſtorbene oder gar noch lebende Majeſtäten, Hoheiten, Durch- und Erlauchten, Eminenzen und Excellenzen anfaſſen! Der Mann muß verwendet und in eine Stellung gebracht werden, wo er ſeine gute

Bedientengeſinnung propagiren kann.“ Schade, Meſſer Niccolò, daß Ihr eure Lehrzeit als Hiſtorikus und Politikus nicht in dieſer Schönfärberei verbracht habt. Ihr hättet dann im „Principe“, wo Ihr euren Landsleuten den Ceſare Borgia als den Cavour der Renaiſſancezeit vormaltet, die Farben ſanfter gemiſcht und gefälliger aufgeſetzt.

M. Don Ceſare der Cavour der Renaiſſance? Was ihr deutſchen Tiftler doch nicht alles aus den Büchern herausklaubt! Es iſt aber etwas daran, ich geb' es zu. Ein glücklicher Burſch übrigens, der Cavour. Meines Wiſſens der einzige Staatsmann, der ein großes Ziel erreicht hat mittels lauter Niederlagen.

H. Ja, per Bacco, er und ſeine Nachfolger. Ihr ließt euch, als Ihr den dante'ſchen Traum von der italiſchen Nationaleinheit in eurer Weiſe wiederträumtet, gewiß nicht träumen, daß und wie Italien die harte und ſteile Treppe zur Einheit hinauffallen würde. Cuſtozza 1848, Novara 1849, San Martino 1859, wiederum Cuſtozza nebſt Liſſa 1866, lauter Stufen der Hinauffallstreppe. Man könnte auch ſagen, Italien ſei zur Einheit gehauen, zugehauen worden.

M. Sitzet nicht, wo die Spötter ſitzen.

H. Fällt mir nicht ein. Wozu auch ſpotten? Die bloßen Thatſachen bezeugen ja laut, daß, wer Glück hat, ein Regno d'Italia findet, wann er ausgegangen iſt, eine Tambourmajorstochter zu ſuchen. Eure Landsleute ſind ſchlau. Sie ließen ſich hauen, um von vornherein den Neid zu entwaffnen, und wohl wiſſend, daß zu ihren Gunſten anderwärts andere ebenfalls gehauen würden. Es iſt für uns Siriuſer doch ein Halb- oder Ganzgötterſpaß geweſen, mitanzuſehen, wie das preußiſche Zündnadelgewehr, welches bei Sadowa „ſpritzte", die italiſche Trikolore auf die Maſten vor San Marko hinaufſchoß und wie die deutſche Kanone von Sedan aus in die Porta Pia Breſche legte.

M. Ja, mein armer, etwas duſeliger Landsmann und Zeitgenoſſe Fra Savonarola würde das in ſeiner myſtiſch-viſionären Sprache eine Ironie Gottes nennen.

H. Hm, ich vermuthe, meine arme Madame La France wird es lieber eine Ironie Satans heißen. „Wie biſt du vom Himmel gefallen, oh Morgenſtern!“ Aber ich kann nichts dafür. Ihr wißt es, Herr Staatsſekretär, daß ich nichts dafür kann; denn Ihr habt mir die kollegialiſche Ehre erwieſen, meine Schriften zu leſen, und könnt mir demnach bezeugen, daß ich die arme hübſche, jetzt ſo ſchrecklich zerzauſte Madame oft und nachdruckſam gewarnt habe, den träumenden Rieſen Michel nicht frivol und herausfordernd an ſeinem blonden Barte zu zupfen.

M. Ja, wer konnte aber auch ahnen, daß er ſo zuſchlagen würde?

H. Ich ahnte, ich wußte es, und wär's in meiner dermaligen Stellung als Unſterblicher und Pfründner vom Sirius für mich ſchicklich, ein bißchen Pedant zu ſein, ſo könnt' ich euch die Bände, Kapitel, Seiten und Zeilen meiner durch Strodtmann recht appetitlich edirten Opera citiren, allwo ich in Verſen und Proſa die Franzoſen bei Zeiten gewarnt habe.

M. Wohl; aber wie konnten ſich vor zu befürchtenden Schlägen Leute warnen laſſen, die, während ihnen von den empfangenen noch der Buckel brennt, nicht zugeben wollen, daß ſie welche gekriegt? Ueberhaupt war und iſt es immer und überall das undankbarſte Geſchäft, als Kaſſandra ſich aufzuthun. Habe das zu meiner Zeit ſattſam erfahren. Die Dummlinge, welche doch allzeit und allenthalben in der Mehrheit ſind — und in was für einer! — werden wüthend, wenn ein Geſcheider ſich herausnimmt, weiter zu ſehen, als ihre eigenen Dummlingsnaſenſpitzen reichen .... doch da ſind wir ja beim Guckloch.

H. Zieht doch gefälligſt die Klappe auf, Meſſer Nicolò. Ihr wißt, ich war ſchon drunten in meiner verdammten Matratzengruft in der Rue d'Amſterdam ſo ſehr „lauter Geiſt", daß ich nicht mehr Hand noch Fuß regen konnte, und die Luftkur auf unſerem Stern hat meine Kräfte noch lange nicht wieder völlig hergeſtellt.

M. Uff! Das Scharnier muß eingeroſtet ſein. Ich glaube faſt, wir beiden ſind die einzigen Siriusbewohner, welche das Oeffnen der Klappe für der Mühe werth halten.

H. Wohl möglich. Sagte mir doch erſt geſtern mein lieber Feind und Kollege Börne grämlich, der ganze Erdenkohl könne ihm geſtohlen werden; es ſei doch immer der alte, nur hin und wieder anders angerichtet. Was gibt es aber Neueſtes drunten?

M. Das Neueſte wird wohl ein neues öſterreichiſches Miniſterium ſein.

H. „Bürgerlich oder romantiſch?“

M. Ein Miſchmaſch, wie es mir ſcheint, ein Gemengſel, eine satura, wie die Römer, ein Schmarren, wie die Wiener ſagen würden.

H. Wird auch bald wieder ausgeſchmarrt ſein.

M. Ihr meint doch nicht, daß dieſe Konkordatshebammeriche Bach, Thun und Komp. wieder obenauf kommen werden?

H. Wenn nicht dieſe, doch andere. Gebt acht, wir Unſterblichen werden es noch erleben, daß die ganze kunterbunte Bevölkerung Oeſterreichs ſich ſchließlich auf zwei Klaſſen reducirt, auf amtirende und auf penſionirte Miniſter.

M. Könnte wohl ſein, falls das bröckelige Ding überhaupt noch ſo lange zuſammenhielte. Habe doch vor Zeiten drunten und ſpäter von hier oben politiſche Monſtra — wie nennt Ihr das auf Deutſch?

H. Mondkälber, denk' ich.

M. Alſo politiſche Mondkälber in Menge herumlaufen ſehen; aber ein ſolcher Mondochſe wie die ſogenannte Ausgleichspolitik iſt mir noch nie vorgekommen. Das Bieſt hat es mit ſeinem dummen Getrampel bereits dahin gebracht, daß die Deutſchen, das einzige wirkliche Kulturvolk in Oeſterreich, majoriſirt ſind und, ſo zu ſagen, nur noch von der Gnade der Magyaren leben.

H. Schad't nichts. Um ſo bälder werden ihnen die immer noch viel zu katholiſch-ſchläfrigen Augen völlig aufgehen. Laßt die Ausgleicherei nur ihre Wege wandeln. Sie iſt das Scheidewaſſer, welches ein unnatürlich zuſammengeleimtes Staatsgebilde in ſeine natürlichen Theile zerſetzt. Das Ende ſolcher naturlos-mittelalterlichen Leimwerke naht überhaupt heran. Ich hätte es bei meinen Lebzeiten, als ich noch im Irrgarten des Koſmopolitik herumtaumelte, nicht zu glauben vermocht; jetzt aber weiß ich: die Schaffung des Nationalſtaats iſt die große Aufgabe und Arbeit des 19. Jahrhunderts. Die Centripetalkraft der nationalen Elemente iſt unwiderſtehlich.

M. Ihr meint, die Deutſch-Oeſterreicher ſollten dem Verſuche entſagen, auf Grund der deutſchen Kultur-Ueberlegenheit Oeſterreich in einen modernen Staat umſchaffen zu wollen?

H. Erinnert Ihr euch des Gewebes der Königin Penelopeia? Was die gute Weberin, genannt deutſche Verfaſſungspartei, in Oeſterreich den Tag über mühſälig zuſammenwebt, wird anderwärts über Nacht wieder aufgetrennt; nicht gerade von Penelopeienhänden, aber doch vielleicht von Weiberhänden, welche ſtark nach Weihwaſſer und Weihrauch duften. Wenn die Deutſchen in Oeſterreich klug und auf ihre Zukunft bedacht wären, würden ſie das nachgerade lächerlich gewordene verfaſſungsparteiliche Spiel endlich aufgeben und ſich einfach und reſolut als nationale Partei organiſiren und ausſpielen.

M. Leicht geſagt, aber ſchwer gethan.

H. Leicht oder ſchwer, die Deutſch-Oeſterreicher werden es bald thun müſſen, wenn ſie ſich nicht darein ergeben wollen, die gebildeten Hausknechte der Magyaren und Slaven zu ſein. Doch horch, da drunten heult Einer, als ob er am Spieße ſtäcke.

M. Per dio, 's iſt der Unfehlbare! Er ſteht an einem Fenſter des Vatikans und ſchreit aus Leibeskräften in urbem et orbem hinaus: „Wollt ihr denn in's Dreiteufelsnamen nicht ſehen, daß ich ein Gefangener bin?“

H. Ich hab' ein Faible für den Alten. Er iſt wenigſtens ergötzlich, unendlich viel ergötzlicher als ſo ein richtiger lutheriſcher Oberkonſiſtorialbonze, der all ſein Lebenlang keinem Menſchen Spaß macht, nicht einmal ſich ſelber. Weilte ich noch drunten in dem Fegfeuer deutſcher Schriftſtellerei, würde ich meinen lieben Maßmann abſchaffen und mir im Vatikan einen Erſatzmann holen. Wahrlich, Meſſer Niccolò, ich wette, unſer „captif imaginaire“ brennt eines ſchönen Tages durch, damit die Jeſuiten beweiſen können, er ſei gefangen geweſen.

M. Hoffentlich brennt er durch. Ein durchgebrannter Vice-Herrgott iſt eine luſtige Perſon mehr auf dem theatro saeculi .... Aber ſeht mal, Meſſer Enrico, das ungeheuerlich aufgedunſene

Nebelgebilde, welches dort im Weſten aufſteigt. Gebt mir doch euren Operngucker! Seht, ſeht, die Dunſtmaſſe platzt, drei Milliarden Phraſen fallen heraus: „Nous sommes la grande nation, toujours la plus grande nation de l'univers!“ Was iſt denn das?

H. Das? Mon Dieu, das iſt, d. h. war die den heiligen Boden Frankreichs von der Beſudelung durch die deutſchen Barbarenfüße befreiende freiwillige Nationalſubſkription.

M. Wind alſo?

H. Wind, und daß dieſe koloſſale Windblaſe überhaupt aufgeſchwindelt werden konnte, zeigt mir zu meinem tiefſten Bedauern, wie die armen Franzoſen durch den letzten Krieg nicht nur Provinzen und Milliarden, ſondern auch ihren Eſprit eingebüßt haben. Rieſenſummen wie die fraglichen bringt man mittels freiwilliger Beiträglerei nirgends auf, in keinem Lande, am wenigſten aber in Frankreich, wo man ſeit Jahrhunderten gewohnt iſt, daß die Regierung und nur die Regierung alles mache. Zudem ſind die Franzoſen bekanntlich faſt ſo geizig wie die Italiener.

M. Danke für das Kompliment!

H. Inkommodirt Euch nicht! .... Ja, ſchon im Frühjahr von 1871, als wir von da oben die platte Nachäfferei von 1793 mitanſehen mußten, welche in Paris Mode war, ſah ich mich leider genöthigt, an den Niedergang des franzöſiſchen Geiſtes zu glauben. Derſelbe ſcheint ja geradezu in das Stadium des marasmus senilis eingetreten zu ſein. Vor etlichen Tagen theilte mir unſer Mitſiriusbürger Alfred de Muſſet ein Buch mit, welches ihm durch die pſychographiſche Poſt nagelneu aus Paris zugekommen war: — „Goethe“ par A. Mézières. Neugierig ſchlug ich es auf, aber auch ſogleich wieder zu, als mein Blick auf die Stelle der Vorrede gefallen war: „Goethe est trop supérieur à la race germanique, que nous l'acceptions comme son représentant.“ Auf Deutſch heißt das einfach: „Göthe iſt eigentlich gar kein Deutſcher, ſondern vielmehr ein Franzos.“ Hätte wahrhaftig nie geglaubt, daß ein halbwegs anſtändiger franzöſiſcher Autor einen ſolchen Kretiniſmus von ſich geben könnte.

M. Sehe nicht ein, warum nicht. Jeder Franzos iſt in ſeinen kindiſchen Nationaldünkel ſo feſt eingewindelt, daß ihm alle Fähigkeit abgeht, die Gefühle und Gedanken anderer Nationalitäten nachzufühlen und nachzudenken. Einſeitigeres als das Galliertthum hat die Welt nie geſehen. Es bleibt ſich auch immer gleich, obzwar es in fortwährend queckſilberiger Bewegung iſt. Die Franzoſen ſind heute noch auf und eben ſo, wie ſie in meiner Zeit waren, als ſie unter Karl VIII. nach Italien zogen, — ein immer und ewig zwiſchen Extremen hin und her tanzendes Volk, der Kenntniß anderer Völker entbehrend, ohne Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitsſinn. Die komödiantiſche Eitelkeit, um jeden Preis und unter allen Umſtänden etwas vorzuſtellen, zu ſchauſpielen, zu brilliren, hat in dieſer Nation frühzeitig jene edle Schamhaftigkeit ausgelöſcht, welche jede Art von Proſtitution fernhält. Daraus erklärt es ſich, daß die ganze Geſchichte Frankreichs, allen den vielen und bedeutenden Talenten und liebenswürdigen Eigenſchaften des Volkes zum Trotz, nur ein Fangball war und iſt, welchen im raſchen Wechſel die Deſpotie der Anarchie und dieſe wieder jener zuwarf und zuwirft.

H. Ihr ſprecht ja ſalbungsvoll wie ein deutſcher Paſtor, dem eine vergilbte ſchwarzrothgoldene Uhrenſchleife aus der Weſtentaſche guckt. Was mich angeht, ſo will ich geſtehen, daß ich, als die kommuniſtiſchen Mordbuben und die ekelhaften Steinöl-Mänaden um mein Grab auf dem Montmartre-Kirchhof herumtanzten, mich fürchterlich geſchämt habe, in Frankreich begraben zu ſein. Aber trotzdem kann ich nicht vergeſſen, wie lieb mir in meinen Erdentagen die Franzoſen geweſen ſind.

M. Von den Franzöſinnen gar nicht zu reden.

H. Nun ja. Wie liebenswürdig wiſſen ſie aber auch ſich zu haben und zu geben!

M. Ihr habt es, kalkulir' ich, bis an euer ſelig Ende zu ſpüren gehabt.

H. Alter Schalk! Im Ernſte, ich hoffe, das Franzoſenthum iſt noch elaſtiſch genug, um wieder auf die Füße und wieder zu Verſtande zu kommen. Bis dahin wird es dann wohl auch der Rachedurſtkomödie, die es gegenwärtig ſo leidenſchaftlich durchſpielt, überdrüſſig geworden ſein.

M. Das glaub' ich nun nicht. Die franzöſiſche Nationaleitelkeit iſt ins Herz getroffen und das

Eiſen ſteckt in der Wunde. Zudem trägt ja die ſchwarze Bande von überallher, auch aus Deutſchland, unermüdlich Holz herbei, das Rachefeuer zu ſchüren. Ei, wenn es nur auf das Wollen der Franzoſen und ihrer heimlichen Verbündeten ankäme, ſo würden wir die Mitrailleuſen bald wieder kreiſchen hören. Aber es handelt ſich um das Können, und maßen Frankreich dermalen eigentlich nicht viel mehr als ein Kadaver iſt. . . .

H. Ja, wahrhaftig, es riecht wenigſtens ſo. Spürt Ihr nicht auch den infamen Geruch, welcher zu uns aufſteigt, Meſſer Nicolò?

M. Oh, den haucht jener gelbe Peſtbrodem, welcher, ſeht Ihr? dort aus dem Gerichtsſaal in Rouen herausdringt.

H. Puh! Die pure Fäulniß — Genug für heute — Es peſtilenzt — Um's Himmelswillen ſchnell zu mit der Klappe! Pfui!

6. Juni.

Regen, Regen, Regen! Und dazu die herzzerreißenden Waſſernothberichte aus Böhmen! Auch hier zu Lande ſchwellen die Gewäſſer zu mehr und mehr bedrohlicher Höhe. Wie mag es jetzt im Hochgebirge brauſen und toſen! Ich möchte wohl mitanſehen, wie die Aare in der Handeckſchlucht raſ't. Alle die ſingenden Gletſcherbäche haben ſich ſicherlich in brüllende Drachen verwandelt, vor denen Schrecken hergeht und hinter denen Verwüſtung zurückbleibt. Was für Noth und Sorge in den einſamen Aelplerhütten! Ich fürchte ſehr, die nächſten Stunden und Tage werden böſe Botſchaften bringen. Die ganze Ohnmacht des Menſchen gegenüber den Naturgewalten fiel mir ſchwer auf die Seele. Ich mußte der lächerlichen Ueberhebung ſo vieler unſerer Naturwiſſenſchäftler denken und mir klangen im Ohre die Verſe aus dem Buche Hiob:

„Kannſt Blitze du entſenden, daß ſie gehen
Und zu dir ſagen: Siehe, wir ſind da!?
Kannſt du zur Wolke deine Stimm' erheben
Und ihr gebieten: Schließe deinen Schoß“!?

Zu nichts Beſſerem aufgelegt, hatte ich eben zu dem Buche „Le dernier des Napoléon“ (Paris 1872) gegriffen, als ein Bekannter mich beſuchen kam. „Ich wette — ſagte er — ſchon auf dem erſten Halbhundert von Seiten iſt irgendwo von den ewigen Pendules die Rede, welche die Preußen in Frankreich geſtohlen haben ſollen. Dieſe Pendule-Phraſe iſt ſeit 1870 im Schädel von Madame Gaule ſo fix geworden, wie es früher die Gloire-Phraſe geweſen iſt. Keinem jetzt erſcheinenden franzöſiſchen Buche darf ſie fehlen, und es iſt ſehr glaublich, daß Viktor Hugo dermalen an einem neuen Kapitel zu ſeiner „Légende des siècles“ dichtet, welches er „Les pendules emportées“ betiteln und worin er die ganze Weltgeſchichte ſozuſagen penduliſiren wird.“

Und richtig, wir hatten in dem Buche nicht weit zu blättern, bis wir (pag. 22) auf die Stelle ſtießen: „Les Prussiens, en effet, n'ont pas seulement emporté les pendules, ils ont emporté l'honneur et l'avenir de France.“

Der Verfaſſer des Buches hat ſich nicht genannt, und dieſe Anonymität ließ der buchhändleriſchen Reklame den weiteſten Spielraum. Hat ſie doch neben dem Jeſuitenpater Fiſcher, welcher bekanntlich in der Geſchichte des Erzherzogs Maximilian eine ſo unheilvolle Rolle ſpielte, auch den Grafen Beuſt als Autor bezeichnet. Wer aber den Verlauf des „Trauerſpiels von Mexico“, wer die Akteurs und Aktricen deſſelben kennt, dem mußte ſich bei der Leſung des Buches ſofort die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Verfaſſer kein anderer ſei, als der belgiſche Staatsrath Eloin, geweſener Kabinets-Chef des unglücklichen Maximilian. Stände dies nicht feſt, ſo könnte man beim Leſen häufig auf den Einfall kommen, das von Galle und Gift gegen Deutſchland überſchäumende Buch müßte aus den Sakriſteien, Kabinetten und Boudoirs kommen, in welchen die einheimiſchen Feinde Deutſchlands ihre Verräthereien planen. Auf mancher Seite der Schrift kettelert, welſt und windthorſtet es förmlich. Anderwärts floſkelt eine akademiſch gewürzte Salbung, als ſpräche Monſeigneur Dupanloup. Wo unſer Belgier ſpeciell gegen Preußen wüthet, glaubt man eine gewiſſe in Deutſchland geborene und auf einem der mehreren in Europa überflüſſigen Throne ſitzende Königin zetern zu hören. Papaliſt und Legitimiſt, bekennt ſich Herr Eloin zu dem Deſpotismus eines vierzehnten Ludwig — den er mit Emphaſe immer „Louis le

Grand" nennt — als zu ſeinem Ideal. Die Revolution iſt ihm nur „la hideuse mégère". Der Mann wird ganz beredt, wenn er auf die Ausſchreitungen des Terroriſmus und die Orgien der Direktorialzeit zu reden kommt. Von den Ausſchreitungen und Orgien des ancien régime, von der „terreur blanche" und dergleichen legitimiſtiſchen und frommen Dingen mehr weiß er nichts. Mit dem bonaparte'ſchen Frankreich geht er ſtreng ins Gericht. Er bezeichnet die Franzoſen als eine herabgekommene, in völliger Zerſetzung und Fäulniß begriffene Raſſe. Trotzdem läßt er immer wieder durchblicken, daß ihm eigentlich Frankreich doch die Centralſonne der Welt ſei, um welche die übrigen Staaten und Stäätlein in Demuth als dienende Geſtirne und Geſtirnlein ſich zu drehen hätten. Nur Frankreich iſt zu national-ſtaatlicher Exiſtenz berechtigt, Deutſchland und Italien dagegen müßten von rechtswegen zerſplittert bleiben, um Frankreich mehr Relief zu geben. Im übrigen iſt der Ton des Buches ſehr ungleich. Wo es auf Preußen, auf den König Wilhelm, auf Bismarck, auf das „Empire germanique sous le sceptre brutal d'un Hohenzollern" zu reden kommt, macht der blinde Haß den Autor ganz dumm, und er fällt dann ins Vulgäre, Fade und Abſurde. Hier macht ſich der Mangel an Autopſie überall fühlbar, und man merkt gar zu leicht, daß der Verfaſſer ſeine Schmähungen und Schimpfworte aus zweiter Hand hat, aus der widerdeutſchen Trödelbude, welche franzöſiſche Schmierlinge der ordinärſten Sorte in Gemeinſchaft mit engliſchen, czechiſchen, polniſchen, rumäniſchen Kraut- und Unkrautjunkern, welſchen und deutſchen Jeſuiten, pſeudo-demokratiſchen Hannswurſten und partikulariſtiſchen Pickelhäringen errichtet und mit Sechskreuzerwaaren ausſtaffirt haben. Dagegen wird das Buch recht unterhaltlich, wenn der Verfaſſer die bonaparte'ſche Bande analyſirt und das Kadaver des zweiten Empire unter das Secirmeſſer nimmt. Da wetteifert er glücklich mit der „Historia arcana" des Prokopius, nur ſpricht er mit mehr Decenz. Kaiſer oder gar Kaiſerinnen ſo ſplitternackt vorzuführen, wie der alte Byzantiner es gethan, iſt heute nicht mehr ſchicklich. Auch genügt es ja, zu ſagen, daß die Gemahlin Napoleon's III. gewiß nicht weniger fromm geweſen als die weiland Gemahlin Juſtinians. Unſer Autor iſt auf dieſem Gebiete augenſcheinlich wohlunterrichtet. Im Ganzen zwar weiß er der abenteuerlichen Geſchichte des verflogenen Holländers nichts des Neuen beizufügen, wohl aber bringt er im Einzelnen da oder dort einen ebenſo neuen als netten Zug bei. Sein Geſammturtheil faßt er in einer Note zuſammen in den Satz: „Schneidende Ironie: Frankreich, wo die Revolution alles gefälſcht hat, Geſchichte, Doktrin und Moral; Frankreich, wo alles entweder Betrug oder Komödie iſt, dieſes Frankreich hat ſich, um das Gemälde zu vervollſtändigen, einem Pſeudo-Napoleon zu Füßen geworfen und hat zwanzig Jahre lang einen falſchen Demetrius angebetet!“

Was unſere Nachfahren dazu ſagen werden? Zweifelsohne dieſes: „Was muß das für ein jämmerliches Geſchlecht geweſen ſein, welches ſich von einem ſolchen Menſchen beherrſchen ließ!“ Denn, wohlverſtanden, es wäre lächerlich, in Abrede ſtellen zu wollen, daß unſer verflogener Holländer nicht allein Frankreich, ſondern auch Europa nahezu zwanzig Jahre lang beherrſcht hat. Schmachvolleres, Demüthigenderes läßt ſich kaum denken und da hilft kein Vertuſchen, kein Bemänteln, kein Schönfärben. Es iſt ſo: der Sohn der Hortenſe Beauharnais, der Falſtaff von Straßburg, der Hudibras von Boulogne, hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Europa beherrſcht, und ihr, der vornehme und der gemeine Pöbel, ihr habt vor dem elenden Götzen gekniet und geräuchert. Ihr ſchämt euch jetzt dieſer ſchnöden Thatſache? Ihr möchtet ſie vergeſſen wiſſen? Nein! Sie ſoll nicht vergeſſen, ſie ſoll immer wieder aufgefriſcht werden und euch das Geſicht von Schamröthe brennen machen. Wer damals nicht mit euch vor den Boviſt hinkniete, hatte manches zu leiden; ich weiß davon zu erzählen. Darum will ich mir zum Vergnügen und euch zur Buße euer geweſenes Idol in ſeiner ganzen kläglichen Blöße vor euch hinſtellen. Je mehr ihr euch ärgert und ſchämt, deſto geſunder iſt es für euch.

Kommt her, da habt ihr

Die abenteuerliche Geſchichte vom verflogenen Holländer.

Le titre que j'ambitionne le plus, est celui d'honnête homme.
Louis Napoléon Bonaparte.

Ce n'est pas en mes mains que la France périra.
Napoléon III.

Nemo imperium flagitio compertum bonis artibus exercuit.
Cornelius Tacitus.

1.

Ueber die Herkunft des ruſſiſchen falſchen Demetrius ſind die Hiſtoriker noch heute nicht endgiltig einig und vermuthlich werden über die Herkunft des franzöſiſchen, was die väterliche Seite angeht, nach etlichen Jahrhunderten ebenfalls noch gelehrte Abhandlungen und Streitſchriften verfaßt werden. Die Mutter iſt unbeſtritten die ſchöne, anmuthige Hortenſe, gemacht zum Verführen und zum Verführtwerden — „la séduction même“ — die Tochter einer Mutter, von welcher zur Zeit des erſten Empire geſungen oder vielmehr gewiſpert worden war:

. . . . „Suivant du hasard l'impulsion propice,
Passa de lit en lit au rang d'impératrice.“

Der Kardinal-Onkel oder Onkel-Kardinal Feſch — *alte* Prieſter ſind meiſtens ſehr ungalant —

pflegte zu ſagen: „Hinſichtlich der Väter ihrer Kinder wird ſich Hortenſe nie zurechtfinden; die Rechnung iſt zu verwickelt.“ Die Titular-Königin von Holland hat ſich jedoch vermuthlich mit dieſer Rechnung gar nicht den hübſch geformten Kopf zerbrochen. War doch ihre Zeit durch anderes vollſtändig ausgefüllt: in jungen Tagen durch galante Intriken, in alten durch galante und politiſche. Sie gebar drei Söhne, welche in aller Form dem guten Titular-König Louis amtlich auf Rechnung geſetzt wurden. Er konnte mit ſeinem Proteſtiren nicht dagegen aufkommen. Hortenſe's älteſter Sohn ſtarb im März 1807 im Haag. Den muthmaßlichen Vater des Kindes ſignaliſirte ein anonymer Juvenal des erſten Kaiſerreiches, indem er Napoleon I. in Beziehung auf ſeinen Bruder Louis ſagen ließ:

„Son épouse, d'ailleurs, qui fut d'abord la mienne,
Pourra, quoiqu'il arrive et quoiqu'il entreprenne,
L'aider de sa sagesse et lui servir d'appui;
Car si je la formai si bien, ce fut pour lui.“

Der zweite Sohn Hortenſe's, von ihrem Gemahl ausdrücklich auch als der ſeinige anerkannt, ſtarb im März 1831 zu Forli und zwar, wie entſchieden zu vermuthen ſteht, eines gewaltſamen Todes von der Hand ſeiner Mitkarbonari, da ihm Muth und Wille verſagt hatten, eine ſchon zum voraus vergeckte Inſurrektion gegen den Papſt weiter mitzumachen. Auch Hortenſe's dritter Sohn, Louis Napoleon, war damals in Forli anweſend und hörte mit an, wie ſein Mitkarbonari Orſini — der Vater des Bomben-Orſini vom 13. März 1858 — ſeinem Bruder zuſetzte. Der dreiundzwanzigjährige Verſchwörer gerieth darob in jenen Zuſtand der Verdatterung, welcher die Leute, mit Rabelais zu reden, gelb phantaſiren macht, und koncentrirte ſich, um die ſtrategiſchen Bewegungen ſeiner Mitverſchworenen „nicht zu geniren“ — mit Gambetta zu ſprechen — bei Nacht und Nebel rückwärts auf Ankona, allwo ihn ſeine Mutter, welche auf der Suche nach dem theuren Söhnlein war, aufpackte und nach Paris fuhrwerkte. Dort hat ſich der König Louis Philipp ſehr zuvorkommend und freundlich gegen ſie benommen, bis Madame aus den ſchwarzen Crêpe-Manchetten ihrer rührenden Strohwittwen-Verlaſſenheit die Krallen der bonaparte'ſchen Zettlerin und Ränklerin allzu lang und allzu ungenirt hervorſtreckte.

Die Sympathie mit dem Bonapartiſmus — auch wenn ſie nur eine ſchaugeſpielte geweſen — war eine der Hauptdummheiten, welche der Louis-Philippiſmus begangen hat. Der „Bürgerkönig", der „Friedensfürſt à tout prix", unterſtützte aus Leibeskräften die unheilvollen Bemühungen der napoleoniſchen Mythologen Béranger und Thiers, dem Bonapartiſmus abermals eine Stätte in Frankreich zu bereiten. Der abgeſchmackte Götzendienſt, welchen Louis Philipp mit der heimgeholten „Aſche" des nicht genug zu vermaledeienden Tyrannen treiben ließ, zeigte wieder einmal klärlich, daß gerade die pfiffigſten Pfiffici mitunter die albernſten Streiche machen. Und mit dem Bourgeoiſie-Königthum zugleich iſt auch die republikaniſche Oppoſition in unbegreiflicher Verblendung dem Bonapartiſmus zu Hofe geritten. Man kennt die Beziehungen, welche Armand Carrel und ſpäter Louis Blanc zu dem „Prinzen" Louis Napoleon hatten. Der Verfaſſer des Narrenbuches „L'organisation du travail" war Narr genug, eine

Weile durch die „ſocialiſtiſchen“ Nebelphraſen des Gefangenen von Ham ſich narren zu laſſen. Proudhon, der unbarmherzige Vernichter aller „ſocialiſtiſchen“ Narretheien und Gaunereien, er allein hat ſich durch die ſüße Lockpfeife des Bonapartiſmus niemals bethören laſſen und hat bekanntlich auch dem „Prinzen“ ein ganz richtiges Horoſkop geſtellt. Aber franzöſiſche Ohren ſind nicht ſo gebaut, daß ſie eine Stimme wie die Proudhons hören wollten oder verſtehen könnten. Die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen hatte ihre helle Freude an der Koketterie und Buhlerei, welche der franzöſiſche Liberaliſmus in ſeiner ſtupenden Stupidität dreißig Jahre lang, von 1818 bis 1848, mit der bonaparte'ſchen Legende getrieben hat. Nur dieſe Buhlerei erklärt die Möglichkeit des zweiten Empire. Die Konſtitutionellen und die Republikaner haben den Kaiſermantel des „Prinzen“ geſponnen, gewoben, zugeſchnitten, genäht und geſtickt. . . .

„Monseigneur le Prince?“ — Unmittelbar nach ſeines Sohnes tragiſchem Ende zu Forli ſchrieb der Ex-Titularkönig von Holland aus Florenz an den Papſt einen Brief, worin er ſeinem

Schmerze Ausdruck gab, daß er seinen Sohn und daß er ihn ſo habe verlieren müſſen. Dann ſetzte er hinzu: „Was den anderen angeht, welcher meinen Namen uſurpirt, ſo geht derſelbe, Ihr wißt es, heiliger Vater, mich nichts an (ne m'est rien). Ich bin ſo unglücklich, d'avoir pour femme une Messaline qui accouche“ — u. ſ. w. An Deutlichkeit läßt dieſe Sprache nichts zu wünſchen übrig und einige Uebertreibung mag man einem Schickſalsgenoſſen des armen Kaiſers Klaudius ſchon verzeihen.

Im Jahre 1807 begab ſich die vielgeliebte Tochter Joſephine's in das Pyrenäenbad Saint-Sauveur, welches die Fruchtbarkeit der Frauen ſehr befördern ſoll. Das Bad that in der That ſeine Schuldigkeit; umſomehr, da in dem Nachbarbad Cauterets der liebenswürdige holländiſche Admiral Verhuell ſich aufhielt, der damalige Buſenfreund der Königin von Holland. Als der feine Hofmann, der er war, kam der Admiral häufig nach Saint-Sauveur herüber, um Ihrer Majeſtät ſeinen Reſpekt zu bezeigen, und wenn zu dieſen Erweiſungen holländiſcher Unterthanen-Loyalität die Tage nicht lang genug waren, nahm man die Nächte zur Hilfe. Ein Jahr weniger drei Monate ſpäter, alſo im April von 1808, brachte Hortenſie den künftigen Kaiſer Napoleon III. glücklich zur Welt.

Wenn der alte „Morgen-Wieder-Luſchtik" Jérôme kein Geld mehr hatte, was ihm häufig begegnete, ging er zu ſeinem „kaiſerlichen Herrn Neveu" in den Tuilerien, um neuen Vorrath nervi rerum zu heiſchen. Mitunter wurde der „Herr Neveu", zu deſſen Laſtern der Geiz keineswegs gehörte, über die ewige Steifbettelei brummig und ließ wohl auch eine Anſpielung fallen, daß der Kaiſer, der echte, auf St. Helena ſeinen jüngſten Bruder den lüderlichſten aller Menſchen genannt habe. Dann fuhr der alte Morgen-Wieder-Luſchtik auf: „Der Kaiſer? Was geht Euch der Kaiſer an, Herr Neveu? Der Platz, den Ihr einnehmt, gehört eigentlich uns; denn Ihr habt, wie Ihr gar wohl wißt, keinen napoleoniſchen Blutstropfen in den Adern." — „Wohl", gab der Herr Neveu mit ſeinem gewohnten Phlegma den Stoß zurück — wohl, aber die napoleoniſche Familie hab' ich auf dem Buckel."

Das wahrſte und zugleich witzigſte Wort, welches der angebliche Neffe des vorgeblichen Onkels jemals geſprochen. Man könnte ſogar ſagen, daß es das einzige wahre Wort geweſen, welches jemals von ſeinen Lippen kam. Natur und Erziehung hatten ihn zum Lügen-Louis geformt. „Spricht der Kaiſer viel?“ fragte eines Tages eine Lady den Lord Cowley, engliſchen Geſandten in Paris. „Nein, er ſpricht wenig, lügt aber viel,“ gab der Gefragte zur Antwort,

Bekanntlich hat der Sohn Hortenſe's das wenige, was er wirklich lernte, in einem deutſchen Gymnaſium, dem von Augsburg, gelernt. Für einen Kaiſer der Franzoſen hätte es ſchon ausgereicht. Aber daß Louis durch ſeine augsburgiſchen Gymnaſiaſten-Reminiſcenzen, verquickt mit cäſariſchem Selbſtgefälligkeitsſchwindel, ſich verleiten ließ, als Hiſtoriker glänzen zu wollen, das war vom Uebel. Man weiß, mit welchen ungeheuren Koſten der kreißende Berg die lächerliche Maus gebar: „La vie de César“. Nie, ſo lange es Bücher gibt, iſt ein ſo koloſſaler Apparat aufgewendet worden, um ein Buch zu machen, und niemals iſt ſo „viel Lärm um nichts“ erhoben worden. Natürlich ſtanden ſofort ein deutſcher Ueberſetzer und ein deutſcher Verleger bereit, den kaiſerlichen Bafel von Buch auch den Deutſchen „allgemein zugänglich zu machen“, und deutſche Gelehrte ſetzten die in Speichelleckerlingen verfertigten Lobhudelpoſaunen an und blieſen darein, daß ihnen faſt die Backen barſten und ſie ihre franzöſiſchen Konkurrenten in ſchamloſer Schmeicheleimuſik glücklich niederlobhudeldudelten.

Man wünſcht das jetzt in Deutſchland todtzuſchweigen. Aber es ſoll nicht todtgeſchwiegen werden, ſo wenig wie die andere Thatſache, daß auch die deutſchen Spekulanten in der weiteſten Bedeutung des Wortes, ſo lange das Schwindel-Empire des jetzo verflogenen Holländers florirte, in Bewunderung vor und in Begeiſterung für Napoleon III. förmlich zerfloſſen. Ueberhaupt, wie wurde der Flug des Holländers überall beſtaunt und geprieſen! Daß derſelbe aus einem peſtilenziſchen Pfuhl von Lug und Trug, von Gaunerei und Verrath, von Meineid und Mord aufgeſtiegen, durfte in der „guten Geſellſchaft“ kaum noch erwähnt werden. So ſehr hatte beſagte gute Geſellſchaft, gerade wie ihr Abgott, der fliegende Holländer ſelbſt, alles und jedes Gefühl des Unterſchieds von Recht und Unrecht, Ehre und Schande, Verdienſt und Verbrechen vollſtändig eingebüßt. Das iſt ja gerade das Hauptcharaktermerkmal des Lügen-Louis, daß er von Kindheit an das Gefühl der Wahrheit ſyſtematiſch in ſich vernichtete, nachdem ihn die verzehrende Ehrſucht ſeiner Mutter zu der Rolle des falſchen Demetrius von Frankreich ſozuſagen ſchon als Säugling dreſſirt und angeleitet hatte. Als nach dem 1832 erfolgten Tode des Herzogs von Reichſtadt die Demetrius-Rolle aus dem Traumreich auf die Bühne der Zeitgeſchichte herübergeführt werden konnte und wirklich herübergeführt wurde, wußte Louis ſicherlich ſchon, daß ſein napoleoniſcher „Stern“ in Wahrheit nur eine lumpige Schnuppe, nur eine elende Lüge ſei. Aber dieſe Lüge war ihm ſchon zum Leben, zu ſeinem zweiten, nein, zu ſeinem erſten Ich geworden, und er mußte in ſeiner fixen Idee künftiger Kaiſerſchaft noch beſtärkt werden durch die über alle Gewiſſensbedenken weit hinweggehobene Bande von Katilinariern aller Farbenſchattirungen, welche an dem unſaubern

Hofe ſeiner Mutter auf dem Arenenberg im Thurgau ab- und zugingen, das Angenehme mit dem Nützlichen, die Ausſchweifung mit der Verſchwörung, die Kuppelei mit dem Komplott verbindend.

In ſolcher Umgebung war der „Prinz“ auf- und mehr und mehr in jene Anſchauungsweiſe hineingewachſen, für welche die Gränzlinie zwiſchen Gut und Bös nicht exiſtirt und demnach auch nicht eingehalten werden kann. Er ſah nichts als die in der Ferne ſchimmernde Kaiſerkrone und er ſchritt nicht, er taumelte vielmehr darauf zu, gleichviel, ob der Weg durch den ſtinkendſten Schmutz oder durch dampfende Blutlachen ginge. Hatten doch nicht allein Erziehung und Gewöhnung, ſondern auch frühzeitige Ausſchweifungen den Sohn Hortenſe's bis zu jener moraliſchen Stumpfheit hinabblaſirt, welche völlig gleichgiltig auf die Leiden anderer blickt und die eigene Verächtlichkeit hinter dem Vorhange der Menſchenverachtung zu verbergen ſucht.

Die Fähigkeiten des „Prinzen“ ſind von ſeinen Vertrauten nie überſchätzt, von ſeinen Gegnern aber häufig unterſchätzt worden. Er war immer und blieb bis zuletzt ein wunderlicher Miſchmaſch von holländiſchem Phlegma, das er vom Vater, und von kreoliſcher Phantaſterei, die er von der Mutter hatte. Wie der Wuchs ſeines Körpers, ſo ging auch der ſeines Geiſtes in keiner Weiſe über das Mittelmaß hinaus. Unter ſeiner Schädeldecke braute eine träge Nebelſchicht und mitten in dieſer glimmte matt ſein „Stern", d. h. ſeine fixe Idee. Dieſe machte ihn zum Affen des Verbrechers vom 18. Brumaire. Sein ganzes Weſen und Gebaren war äffiſch: er hat nie einen eigenen Gedanken gehabt. Eigentlich auch nie einen eigenen Willen; denn ungeachtet ſeines phlegmatiſchen Eigenſinnes, welcher nicht ſelten wie idiotiſche Halsſtarrigkeit ausſah, iſt ihm doch alles von außen her eingebildet worden. Daher der Mangel an wirklicher Konſequenz in ſeinen Unternehmungen, daher die Halbheiten, das Abgleiten, die faule Unſchlüſſigkeit, das nebelnde Herumtaſten, wechſelnd mit plötzlichem frechen Dreinfahren, wenn der Anſtoß, welchem er gerade gehorchte, ein energiſcher war.

An dieſem Menſchen hat ſich Göthe's Wort: „Niemand glaube die Eindrücke ſeiner Kindheit je verwinden zu können“ — traurig bewahrheitet. Aufgewachſen in einer Atmoſphäre von Verſchwörung, blieb er ein Verſchwörer ſein Lebenlang. Und noch dazu nicht ein Verſchwörer aus erſter Hand wie Mazzini, ſondern nur aus zweiter und dritter. Seine ganze Politik von A bis Z, vom Arenenberg bis nach Chiſelhurſt war dilettantiſche Verſchwörerei. Weiter reichten weder ſeine Gaben noch ſein Charakter. Sein Gewiſſen, wenn er jemals eines beſeſſen, hatte er beizeiten abgeſchafft. Sittengeſetz, Recht, Pflicht, Ehre, Redlichkeit ſind ihm demzufolge nur gelegentlich anzubringende Phraſen und Dekorations-Schnörkel geweſen. Er wohnte in der Lüge, als in ſeinem Prätorium. Der Staat war für ihn nur die Domäne ſeiner gemeinen Selbſtſucht, Frankreich nur die von Prätorianern und Pfaffen bewachte Geldkiſte, aus welcher er für ſich und ſeine Bande die Mittel zu egabaliſcher Praſſerei und Schwelgerei ſchöpfte.

Und dieſer mittelmäßige Kopf und ſchwache Charakter, dieſer ordinäre Gaukler, welcher als Militär eine rein lächerliche Figur und als Staatsmann allzeit entweder die Marionette oder der

Dupe anderer geweſen iſt, hat Frankreich nahezu zwanzig Jahre lang deſpotiſirt und alle Börſen Europa's in fieberhafter Aufregung erhalten! Ja, das gerade iſt die vis comica in dieſer traurigen weltgeſchichtlichen Komödie, daß der ſcheinbare Autokrat an der Seine in Wirklichkeit ſtets ein gegängeltes Werkzeug von allen war, welche ſeine fixe Idee, ſeinen Egoiſmus und ſeine Eitelkeit auszunützen verſtanden. So haben ihn die Fialin, Morny, Mocquard, Saint-Arnaud und Fleury als Prätendenten-Marionette tanzen laſſen und ſo haben ihn als Kaiſer nach einander Palmerſton, Cavour und Bismarck zu ihrem Handlanger und Dupe gemacht. . . .

Laßt uns das Narrenſpiel etwas näher anſehen!

2.

Was am 30. Oktober von 1836 auf dem Hofe der Finkmattkaſerne in Straßburg und was am 6. Auguſt von 1840 am Strande von Boulogne geſchehen iſt, weiß jedermann. Unſer Nebelheimer von Holländer und Verſchwörer machte da ſeine erſten Verſuche im Kaiſerflug. Beidemale endigten dieſelben ganz kläglich. Das ſtraßburger und boulogner Abenteuer, ſie gehören zu den burleſkeſten Scenen, welche jemals über die Bretter des Welttheaters gegangen ſind. Gränzenloſe Frechheit ſchlug zu unerhörter Lächerlichkeit aus. Ein übelriechender Miſchmaſch von Halbcretins und Ganznarren, Spielern, Schuldthurmflüchtigen, uniformirtem Gaſſenkehricht, fahrenden Dirnen und ſonſtigem Abſchaum ſcharte ſich um ein kleines Kerlchen mit einer unabendländiſch großen Naſe, das in den Stiefeln von Wagram ſtak, den Ueberrock von Marengo an- und den Hut von Auſterlitz aufhatte — die denkbar groteſkeſte Karikatur der napoleoniſchen „Gloire". Zweimal zog dieſe Bande aus, ein großes Reich zu erobern, bewaffnet nur mit einer fixen Idee, mit einem Namen, welcher bloß eine falſche Münze, nichts als eine dumme Schnurre war, und zweimal hatte Europa Gelegenheit, den unſäglich komiſch vergeckten Wiederaufgang des bonaparte'ſchen „Sternes" mit ſchallendem Hohngelächter zu begrüßen.

Aber Europa that unrecht, zu lachen. Es werthete die Macht der Dummheit viel zu wenig und wußte nicht, wie weit die Franzoſen durch den Napoleon-Kult und durch das bürgerköniglich-guizotiſche „Enrichissez-vous!“ intellektuell und moraliſch herabgekommen waren. So weit, daß ſie eines Tages die ſtupide Schamloſigkeit begehen konnten, den Hampelmann von Straßburg und Boulogne als ihren Heiland zu begrüßen. Selbſt der Superlativ von Lächerlichkeit hatte das Napoleon-Phantom nicht umzubringen vermocht. Jetzt rächten ſich am Bourgeois-Liberaliſmus ſeine beiden Sünden, die napoleoniſche Mythologie geſchaffen und den Volksunterricht ſchandbar vernachläſſigt zu haben. Der Ueberrock von Marengo, der Hut von Auſterlitz und die Stiefeln von Wagram brauchten ſich unter günſtigen Umſtänden nur in Frankreich zu zeigen, um dem falſchen Demetrius von ſeiten des „mündigen“ und „ſouveränen“ Volkes die Anerkennung als Neffe des Onkels zu verſchaffen.

Die günſtigen Umſtände wurden durch die Ereigniſſe von 1848 herbeigeführt. Man kennt die jämmerliche Geſchichte der am 24. Februar improviſirten Republik ohne Republikaner. Die Franzoſen, welche ſich für Republikaner hielten und ausgaben, waren in Wirklichkeit entweder ſocialiſtiſche Träumer und Windhaſpel, welche in Utopien herumtaumelten, oder kommuniſtiſche Gierlinge, welche über Frankreich die Anarchie verhängen wollten, um aus der Schmutzflut derſelben die Mittel zur Befriedigung ihrer gemeinen Gelüſte und Begierden herauszufiſchen. Beiderlei Thoren und Frevler mitſammen haben mittelbar und unmittelbar die pariſer Juniſchlacht von 1848 herbeigeführt und die Bonapartiſten haben ihnen emſig dabei geholfen, wie ja der Bonapartiſmus bekanntlich ſchon früher und auch ſpäter keinen Anſtand nahm, nach Bedarf die rothe Blouſe anzuziehen, was die rothe Blouſe ihrerſeits damit vergalt, daß ſie ſich, und zwar ſehr häufig, gegen gute Beköſtigung als bonaparte'ſcher Mouchard gebrauchen ließ. Der verhallende Kanonendonner der Juniſchlacht war die Unehrenſalve über dem Grabe der Februar-Republik. Ihr Name ſpukte zwar noch etliche Jahre lang in den Spalten der Zeitungen, aber ſie ſelber war ab und todt und begraben, denn im Dezember von 1848 wurde unſer Holländer, jetzt glücklich zum fliegenden geworden, Prinz-Präſident.

Die Franzoſen, der Freiheit unfähig und unwürdig, weil ihnen das Rechts- und Pflichtbewußtſein abhanden gekommen, hatten wieder, was ſie wollten: einen Herrn, und Mandrin präparirte mit ſeinen Spießgeſellen im Elyſée die Mittel zum Einbruche in die Tuilerien.

Erhebt man ſich mittels der Montgolfiere des Humors in die Vogelperſpektive-Sphäre der Weltverachtung, ſo kann man an der Comedia de capa y espada, deren Hauptſchauplätze in der Zeit von 1849—1851 das Palais Bourbon und das Elyſée geweſen ſind, eine ſozuſagen diaboliſche Freude haben. In Wahrheit, von dieſem höheren Standpunkte herab nimmt ſich das Gegen- und Zuſammenſpiel des Lumpen- und Halunkenthums recht ergötzlich aus. Die royaliſtiſchen Parteien zerrten den trikoloren Mantel der todten Republik wüthend zwiſchen einander hin und her, hinüber und herüber, bis ihnen derſelbe in einer wüſten Winternacht unverſehens unter den Händen weggeſtohlen wurde, um, in den Blutlachen der Boulevards-Schlächterei zum kaiſerlichen Purpur umgefärbt, auf den Schultern des fliegenden Holländers zu erſcheinen, welchen die Republikaner als einen „Niais“ verſpottet und welchen Orleaniſten und Legitimiſten als einen bloßen Bohrwurm der Republik gebrauchen und verbrauchen zu können gewähnt hatten.

Der Mordbubenſtreich vom 2. bis 4. Dezember 1851 und ſein Erfolg zeigten einer blaſirten Welt, was das ſchamloſe und vom Glücke begünſtigte Verbrechen wagen durfte inmitten einer dem plumpſten Dienſte der Materie verfallenen Geſellſchaft, welche keinen anderen Gott mehr kannte als das Geld, keinen anderen Tempel mehr hatte als die Börſe, an kein anderes Ideal mehr glaubte als an den Bauch. Die Zeit von 1852—1870, die Zeit des zweiten Empire, war für Frankreich und für Europa eine Epoche bodenloſer Infamie. Nur in den verworfenſten Perioden der Geſchichte haben die Menſchen ſo frech und zügellos wie in dieſer die hölliſche Dreifaltigkeit: Mammon, Belial und Aſtarot angebetet.

Je ruchloſer aber der 2. Dezember war, d. h. die von Koth und Blut dampfende Orgie des Rechtsbruches, des Raubes, der Heimtücke und Grauſamkeit, mit um ſo lauterem Jubel wurde ſie von der geſammten offiziellen Welt Europa's begrüßt. Die Höfe jauchzten, der Statthalter Chriſti frohlockte, die Pfaffen tedeumten, die Geldſäcke klirrten vor Entzücken. Ein meineidiger Böſewicht war der mit Bewunderung und Zärtlichkeiten überſchüttete Liebling aller „Leute von Welt“ geworden, welche in das von der Dezember-Bande gebrüllte: „Vive l'Empereur!“ jubelnd einſtimmten.

Achtung dem Andenken des Caren Nikolaus, deſſen autokratiſcher Stolz es wenigſtens verſchmähte, dem fliegenden Holländer zu huldigen, und der die Verachtung, welche ihm der glückliche Verbrecher einflößte, nicht verhehlte.

Freilich, als die „gerettete“ Geſellſchaft ihren Bal von Abgott etwas ſchärfer ins Auge faßte, machte der Rauſch ihrer Begeiſterung und Andacht allmälig der Ernüchterung Platz. Es mußte doch im Auslande auffallen, daß nicht ein einziger Franzoſe, welcher auch nur um einen Zoll über das intellektuelle und moraliſche Niveau der Gewöhnlichkeit emporragte und auf Selbſtachtung Anſpruch machte, für das Empire ſich gewinnen ließ. Da und dort an den Höfen und in den Kanzleien begann man ſich ein bißchen zu ſchämen, ſeine Freude am 2. Dezember ſo überſchwänglich an den Tag gelegt zu haben. Auch Friedrich Wilhelm IV., der unter den lauteſten Beifallsbezeigern vorangeſtanden hatte, fand den Abenteurer auf dem Throne von Frankreich bald nicht mehr ſo „romantiſch“, wie er ſich denſelben vorgeſtellt hatte. Das bekannte Beſchwichtigungswort „L'empire c'est la paix“ machte die Leute ſtutzig. Selbſt die bornirteſte Rückwärtſerei mußte ſich erinnern, daß der, welcher dieſes Wort geſprochen, ſein Leben lang ein Lügner jeder Zoll geweſen ſei. Die Höfe fuhren zwar fort, das „Genie“ und Glück Napoleon's III. zu adoriren, verſagten aber doch die Gefälligkeit, dem neugebackenen Kaiſer eine Kaiſerin von „blauem Blut“ zu liefern. Daraufhin beging unſer doch längſt ins Schwabenalter eingetretene Nebelheimer die juvenile Thorheit, in die rothen Haare und in die weißen Schultern von Mademoiſelle de Montijo ſich zu verlieben, und maßen Mademoiſelle diesmal klug war und erklärte, der Weg in ihr Schlafzimmer ginge nur durch die Kirche, ſo ſchlug ihr Liebhaber dieſen Weg ein und heiratete die Donna, welche ihm hinſichtlich ſeiner Legitimität gerade ſo viel oder ſo wenig vorzuwerfen hatte, als er ihr hinſichtlich der ihrigen.

Die Herrlichkeit, Pracht und Luſt wurden nun groß am Hofe von Babylon. Auch ein Stammhalter ſtellte ſich gefälligſt ein. Die Nemeſis war ſchlafen gegangen oder ſchien wohl gar geſtorben zu ſein.

Ein deutſcher Maler hat unlängſt eine Orgie der ſieben Todſünden gemalt. Er hätte den Schauplatz in die Tuilerien zur Zeit des zweiten Empire verlegen ſollen. Wer die Schwelle dieſes Palaſtes überſchritt, verließ ihn nur befleckt wieder. Das Schloß war ein Lupanar und eine Räuberhöhle zugleich. Der Affe des angeblichen Onkels hatte ſeinen Hof auf dem byzantiniſch-pompöſen Fuß des erſten Empire eingerichtet. Aber hinter dieſer ſteifen Etikette welche kyniſche Sittenloſigkeit, hinter dieſem bis zum Wahnſinn getriebenen Luxus welcher Schmutz von Perſonalien, hinter dieſer ſklavenhaften Unterthänigkeitsbezeigung welche gemeine Begehrlichkeit und lauernde Verrätherei! Was für ein Menſchenſpülicht floß da aus und ein und ein und aus! Dezember-Mörder mit Marſchallsſtäben; oberſte Juſtizmagiſtrate, welche die Vermittler machten zwiſchen den greiſenhaften Gelüſten des Herrſchers und der Habſucht käuflicher Weiber; Miniſter, welche die Staatsgelder armvollweiſe in den unerſättlichen Schlund der kaiſerlichen Privatkaſſe ſchütteten, Militär- und Civilbeamte aller Grade, welche ihre Anſtellungspatente für General-Licenzen jeder Durchſtecherei und jeden Unterſchleifs anſahen und anſehen durften; verlorene Söhne, welche ihre Väter zu denunciiren, verbuhlte Mütter, welche ihre Töchter zu verkaufen kamen; Prälaten, welche General-Abſolutionen brachten und dafür Brevete der Volksverdummung mit fortnahmen; Mouchards jeden Ranges, Phrynen aus Neigung und Buhlknaben von Gewerbe, Mönche von allen Farben und Jeſuiten von allen Zungen, Falſchſpieler, Schwindelhuber, Kneipenzoten-Sängerinnen, Geiſterbeſchwörer —

Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne —

(Scharen von Ambubajen, Bereiter von Würz- und von Giftwerk,
Bettelpropheten, Schmarotzer, Schnurrantinnen, all das Gezieſer) —

drängte, ſchob und ſtieß ſich hin und her an dieſer richtigen „Cour de miracles“, wie ſo wüſt und frech Viktor Hugo ſelbſt in ſeinen bizarrſten Viſionen keine erblickt hatte.

Drüben im Palais Royal hielt der Pſeudo-Vetter des Pſeudo-Demetrius Hof. Der Vetter mußte getroffener Abrede zufolge bekanntlich den „rothen Prinzen“ ſpielen, eine aus der Politik des zweiten Empire erfloſſene Rolle. Sie wurde ſo natürlich geſpielt, daß ſie den Augen von Schwachköpfen als wirkliche Natur erſchien. Der Prinz machte ſeinen Palaſt zu einem „demokratiſchen“ Trink- und Rauchſalon, deſſen Hoſpitalität und Ungenirtheit den ganzen Schund von Kerlen und Betteln herbeilockten, welche aus der Demagogie ein Handwerk und aus der Revolution „eine Carrière“ machen. Sardou konnte hier Modelle von allen Nationalitäten für ſeinen „Rabagas“ finden.

Hier wurden die aus der Kaſſe des kaiſerlichen Vetters herübergeholten Almoſen den koſmopolitiſchen Schwindlern, Spionen und Skribenten geſpendet und wurden die Loſungen ausgetheilt, welche ſie dafür daheim anzuſtimmen hatten ad majorem Bonapartismi Galliaeque gloriam.

Der fliegende Holländer flog derweil immer höher und ſein Flug fand noch immer zahlloſe Bewunderer und Lobpreiſer. Namentlich im Prozenthum, welches nicht ſatt werden konnte, die Klugheit und Proſperität der Tuilerienwirthſchaft jubilirend zu loben. Von Zeit zu Zeit, bei Induſtrie-Ausſtellungen und ähnlichen Anläſſen, kam ſozuſagen von allen Ecken und Enden des Erdballs her das „Geſchäft“ nach Paris, ſtellte ſich händefaltend und kniebeugend vor den Pſeudo-Demetrius hin und brach in den Hymnus aus: „Heil ſei dem Tag, an welchem du bei uns erſchienen! Dideldum, dideldum.“

Nun, in den Jahren 1870—1871 iſt ja offenbar geworden, unwiderſprechlich, endgiltig offenbar geworden, was das „Genie“, die „Klugheit“ und die „Gloire“ Napoleon's III. aus Frankreich gemacht haben. Das übertünchte Grab that ſich auf und der Verweſungsgeruch erfüllte Europa. Hinter dem gleißenden Scheine von materieller „Proſperität" trat die Wirklichkeit der moraliſchen Verfaulung ekelhaft hervor. Das wurmſtichige Staatsoberhaupt als ein willenloſer Somnambulerich an das Juponband einer gekrönten Lorette feſtgebunden; die ſogenannten Repräſentanten der Nation je auf Kommando eine Schar von Stummen des Serails oder eine brüllende Horde von Mameluken; alle Zweige des Staatshaushaltes in heilloſer Zerrüttung, die bureaukratiſche Faulheit und Gewiſſenloſigkeit eine ſichere Empfehlung bei Hof, die Verſchleuderung und Unterſchlagung von öffentlichen Geldern unter dem Titel der „Virements" förmlich ſanktionirt; die Beſtechlichkeit in allen Theilen der Verwaltung guter Ton, die Rechtspflege ein ſchlechter Spaß, eine Schuldenmacherei im wahnſinnigen Milliardenſtil; das Familienleben zerſtört, die Frauen eine Waare für den Meiſtbietenden, das brutale Laſter ein Freibrief, die Jugend blaſirt, die ehrliche Arbeit ein Spott, der Betrug ein Verdienſt; das Volk auf dem Lande in den Händen der pfäffiſchen, in der Stadt in den Händen der kommuniſtiſchen Giftmiſcher; die Flotte eine gefälſchte Rechnung, die Armee ohne Führer, ohne Pflichtgefühl, ohne Mannszucht, „bereit bis zum letzten Hoſenknopf, archiprêt“, ſich — zu Hunderttauſenden gefangennehmen zu laſſen; die Preſſe unwiſſend, feil, verlogen, praleriſch, die Literatur ein verlockend ciſelirtes Gefäß voll von Unrath, die Bühne ein Bordell, der Volksgeſang eine Zote, die öffentliche Meinung eine gloire- und abſynthberauſchte Dirne; überall viel Geſchrei und wenig Wolle, überall gleißender Schein und nirgends geſundes Sein, alles zerfahren, verblaſen, entnervt, angefreſſen, durchfault, allerorten Gemeinheit, Verblendung und Dünkel, durchweg Phraſe, Lug und Trug: — ſo war Frankreich, wie das zweite Empire es gemacht, ſo war das Gebäude, welches der Bal- und Bauchkult unſerer Zeit als ein höchſtes Wunderwerk menſchlicher Klugheit angeſtaunt und bejubelt hat.

— — —

3.

„In meinen Händen wird Frankreich nicht zu Grunde gehen!“ hat der jetzo verflogene Holländer zur Zeit, als er noch ein fliegender war, feierlich erklärt. Das hätte ſich Frankreich geſagt ſein laſſen ſollen; denn aus dem Lügenbeutel'ſchen ins Wirkliche überſetzt, hieß es ja: „Ich werde Frankreich unfehlbar zu Grunde richten!“

Und er that ſo.

Die innere Politik des Verbrechers vom 2. Dezember machte das Land zum „Bas-Empire“, die äußere ſtellte das verrottete ſchließlich freundlos und allianzlos dem zerſchmetternden Stoß einer überlegenen Nation bloß. Aber als es dieſem Stoße erlag, büßte Frankreich nur, was es 1848 bis 1852 geſündigt, indem es durch die plumpſte aller Demetrius Fabeln ſich hatte verführen laſſen, mit wahrer Wuth das „Ruere in servitium“ anzuſtimmen. Wenn ein Volk den Taumelkelch der Lüge, des Verrathes und der Unzucht mit wilder Begierde bis zum Grunde leert, ſo hat es kein Recht, über die Gallebitterkeit der Hefe ſich zu beklagen, welche ſolch ein Gebräu niederſchlägt.

Zwei charakteriſtiſche Großthaten eröffneten das Dezember-Regiment, beide vom Januar 1852 datirend: der Raub der Orleans-Güter, wodurch Mandrin als der richtige Hauptmann ſeiner Bande ſich legitimirte, und die brutale Bedrohung der Schweiz, welche dem Wolf in den Tuilerien ſchlechterdings das Waſſer getrübt haben ſollte. Der unverſchämte Notenkrieg, welchen Monseigneur le Prince-Président der Eidgenoſſenſchaft machte, war der Dank dafür, daß die Schweiz Anno 1838 nahe bei der koloſſalen Dummheit angelangt geweſen war, um deſſelbigen Exemplars von „Prinzen“ willen einen Krieg mit Frankreich zu riskiren. Damals hatte die Regierung Louis Philipps die Eidgenoſſenſchaft mit einem „Blocus hermétique“ bedroht, weil ſie ihr Aſylrecht auch zu Gunſten des Putſcherichs von Straßburg aufrechthielt; jetzt bedrohte ſelbiger Putſcherich, während er ſich gerade den aus lauter Miſſethaten zuſammengeplätzten Kaiſermantel anprobiren ließ, die Schweiz ebenfalls mit einer „hermetiſchen Abſperrung“, weil ſie ihr Aſylrecht zu Gunſten franzöſiſcher Flüchtlinge aufrechthielt, welche die Verfaſſung, das

Geſetz und den Frieden ihres Landes gegen den Einbruch von Mandrins Bande hatten vertheidigen wollen. Die Höfe von Berlin und Wien wurden angegangen, zu beſagter Abſperrung des „Treibhauſes revolutionärer Doktrinen“ mitzuwirken; aber ſo einfältig, für den Dezember-Prinzen den Blocusbüttel zu machen, war man doch weder in Wien noch in Berlin, obzwar hier Manteuffel und dort Schwarzenberg herrſchte, und ſchließlich ſcheiterte die abſonderliche Dankbarkeitsbezeigung, welche der fliegende Holländer ſeinen ſchweizeriſchen „Mitbürgern“ zugedacht hatte, an der Weigerung der ſüddeutſchen Staaten, vorab Baierns, mit in dem Dinge ſein zu wollen.

Vier Jahre ſpäter hat dann das preußiſche Kabinet die Anno 1852 glücklich verſäumte Dummheit redlich nachgeholt, indem es durch ſein über alle Begriffe ungeſchicktes Verhalten im neuenburger Handel dem weiland Schulpfleger von Salenſtein im Thurgau die Gelegenheit nicht nur gab, ſondern förmlich aufdrang, ſeinen ſchweizeriſchen „Mitbürgern“ einen Dienſt zu leiſten, welcher bekanntlich ſpottwohlfeil war, aber von der ungeheuren

Mehrzahl der Schweizer ſo hoch angeſchlagen worden iſt, daß dadurch ihre herkömmlichen franzöſiſchen Sympathieen noch bedeutend geſteigert wurden, bei vielen bis zur Manie . . .

„Förderung der materiellen Intereſſen“, das war der für alle engen Geiſter und gemeinen Seelen verführeriſch bemalte Vorhang, hinter welchem es dem zweiten Empire gelungen iſt, die „Geſchichte der franzöſiſchen Geſellſchaft zur Skandal-Chronik für Europa zu machen“ („Le dernier des Napoléon“ p. 110). Im übrigen beſchränkte ſich die Weisheit dieſer Politik nicht darauf, ſtark und fromm zu ſein, d. h. das ſoldatiſche und das pfäffiſche Janitſcharenthum in jeder Weiſe zu begünſtigen und zu hätſcheln, ſondern ſie hatte auch verſchiedene „große Ideen“ und bemühte ſich, in ihrer Weiſe dieſelben zu verwirklichen. Eine dieſer großen Ideen war, Frankreich mittels des rothen Geſpenſtes in Furcht und Unterwürfigkeit und zugleich Europa in fortwährender Anerkennung des kaiſerlich napoleoniſchen „Preſtige“ zu erhalten dadurch, daß man der Diplomaten-Bornirtheit und der Angſtphiliſterei fortwährend weismachte, der fliegende Holländer trage in den Falten ſeines Kaiſermantels alle Dämonen der Revolution und vermöge ſie nach Belieben gebannt zu halten oder aber loszulaſſen. Das Mittel erreichte für geraume Zeit ſeinen Zweck, iſt aber für Frankreich und Europa von unheilvollſter Wirkung geworden. Es war ja von Anfang an nur ein frevelhaft-frivoles Spiel mit einem freſſenden Feuer. Mittels der unterirdiſchen Beziehungen, welche der Bonapartismus, getreu ſeiner Verſchwörernatur, behufs des früher angedeuteten Doppelſpieles mit den ſozialiſtiſchen Phantaſten, den kommuniſtiſchen Sekten und der ſogenannten „Internationale“ notoriſch unterhielt, hat er das rothe Geſpenſt zu einer Thatſache von Fleiſch und Blut heraufgefüttert und nicht allein mittelbar, ſondern auch unmittelbar die ſcheuſälige Kommunewirthſchaft vom Frühjahr 1871 verſchuldet.

Die auswärtige Politik der Dezemberei war nur ein druckfehlervoller Abklatſch der Politik des erſten Empire, deſſen Legende und Mythologie ja überhaupt das zweite bedingten und beſtimmten. Demnach mußte man die eiteln Franzoſen dadurch, daß man ihre Feſſeln mit Gloire-Rauſchgold überſtrich und dieſe Ueberſtreichung von Zeit zu Zeit wiederholte, vergeſſen machen, daß ſie Sklaven waren. So hatte es ſchon der echte Napoleon getrieben, und ſo trieb es auch der nachgemachte. Nur mußte der letztere behutſamer und umſtändlicher verfahren als jener, weil dem angeblichen Neffen das militäriſche Genie, womit der vorgebliche Onkel die brutalen Eingebungen ſeines Gloirebedarfes zu realiſiren verſtanden hatte, gänzlich abging. Um Gloire-Schwindelgeſchäfte mit Ausſicht auf Erfolg zu unternehmen, mußte man ſich daher nach Compagnons umſehen. Als ein ſolcher bot ſich zunächſt England dar und das weſtmächtliche Aſſocié-Geſchäft des Krimkrieges wurde unternommen.

Verfolgt man Geneſis, Verlauf und Ende dieſes Krieges mit unbefangenem Auge, ſo gewinnt man unſchwer die Ueberzeugung, daß Napoleon III. dabei nur der Narr Englands geweſen iſt. Als er das endlich merkte, ſuchte er ſich zu rächen und ſeinerſeits die engliſche Oligarchie zu narren, indem er mit aller Macht zu einem übereilten und fruchtloſen Frieden trieb. England hatte ſehr reale Motive, das türkiſche Reich zu erhalten und ſeine levantiniſche Handelsdomäne nicht durch ruſſiſche Zollſchranken abgeſperrt zu ſehen. Es wußte aber auch ganz gut, daß es allein der ruſſiſchen Macht nichts anhaben könnte, und ging daher darauf aus, Frankreich zu einer gemeinſchaftlichen Aktion zu beſtimmen. Die engliſchen Oligarchen winkten mit dem Zaunpfahl der Ruſſophobie und verſtanden auf dieſem Zaunpfahl die Gloire Leimruthe ſo geſchickt zu befeſtigen, daß der kaiſerliche Adler begierig darauf ging. Der Krieg iſt in ſeinen Folgen zu einer wahren Wohlthat für Rußland ausgeſchlagen, England behielt ſeine Domäne und Frankreichs Ketten hatten die gewünſchte Vergoldung, welche dem Lande ja nur ein Hunderttauſend von Soldatenleben und die Bagatelle von einer Milliarde gekoſtet hatte. Während der Friedensverhandlungen in Paris knüpfte Signor Cavour dem fliegenden Holländer das Gängelband um, woran der italiſche Patriot den Ex-Karbonaro vier Jahre lang gängelte. Im übrigen ſchloß die Krimkriegsgeſchichte mit einer Bambocciade im richtigſten Fliegenden-Holländer-Stil, mit der ſublimen Adlerfederſchnurre. Es wurde nämlich in dem Rathe der Tuilerien-Götter beſchloſſen, das Schlußprotokoll der Friedens-Konferenz müßte mit einer Adlerfeder unterzeichnet werden. Monſieur Feuillet de Conches, „Einführer der Geſandten", begab ſich demzufolge nach dem Jardin des Plantes, riß dem armen Wappenvieh — es wird doch nicht gar ein Abkömmling des boulogner Adlers von Anno 1840 geweſen ſein? — eine Feder aus und brachte dieſelbe im Triumph in das Konferenz-Zimmer, begleitet von dieſem Certificat: „Ich bezeuge, daß ich dieſe Feder eigenhändig (moi-même) einem Flügel des kaiſerlichen Adlers ausgeriſſen (arraché) habe."

Wenn auf das Gelingen der engliſchen Intrike hinſichtlich des Krimkrieges als ein zwar ſekundäres, aber doch ſtarkes Motiv der Umſtand, daß Car Nikolaus es ſeinem Stolze nicht hatte abgewinnen können, ſein vom 22. Januar 1852 datirtes Antwortſchreiben auf die Notifikation des Staatsſtreiches vom 2. Dezember mit dem „Mon bon frère" zu beginnen und zu beſchließen, ganz unzweifelhaft eingewirkt hat, ſo wurden die Machenſchaften Cavours, den Kaiſer der Franzoſen zu einem Einſchreiten zu Gunſten der italiſchen Sache zu beſtimmen, unſtreitig nachdrücklich unterſtützt durch den traditionellen Haß gegen Oeſterreich, welcher untrennbar zur napoleoniſchen Legende gehörte. Allein über dieſem Haß und über der Genialität Cavours ſtand ein drittes Motiv: die ſchlotternde und wohlbegründete Furcht vor den Dolchen und Kugeln der italiſchen „Köhler“, deren Eid, Italien um jeden Preis und mit allen Mitteln von der Fremdherrſchaft zu befreien, Napoleon III. vor Zeiten mitgeſchworen hatte. Er ahnte, er wußte gar wohl, daß dieſes Eides zu vergeſſen viel gefährlicher ſei, als es war, den am 20. Dezember 1848 angeſichts der Nationalverſammlung und Frankreichs geſchworenen ſchnöde gebrochen und in einen blutrauchenden Meineid verwandelt zu haben. Der bekannte Neujahrsgruß von 1859 an Oeſterreich war nur der Widerhall vom Knall der Bomben Orſini's.

Napoleon wähnte mittels einer Halbheit mit der italiſchen Frage ſich abfinden zu können, wie er mittels einer Halbheit mit der orientaliſchen ſich auch — nicht abgefunden hatte. Er ging nicht „von den Alpen bis zur Adria", ſondern nur halbwegs bis Villafranca, und er hat ſich dann, nachdem ſeine militäriſche Imbecilität ganz und ſeine ſtaatsmänniſche Mittelmäßigkeit halb offenbar geworden, keineswegs wie ein Triumphator, ſondern vielmehr wie der Held von Straßburg und Boulogne aus Italien weggeſtohlen. Alles, was er mit Italien gewollt hatte, ſchlug in das um, was er entſchieden nicht wollte. Die italiſche Konföderation, welche die in Zürich aufgeführte Friedensſchlußpoſſe hätte zuſammenleimen ſollen, verwandelte ſich trotz ihm in den italiſchen Einheitsſtaat. Cavour, welcher jetzt ſeinen Holländer vollſtändig kannte, that ſich gar keinen Zwang mehr an: er führte die kaiſerliche Marionette ganz offen am Narrenſeil herum. Der Zug Garibaldi's nach Sizilien und Neapel, und was daran weiter ſich knüpfte, liefert hierfür die unwiderſprechlichen Beweiſe. Später hat ſich dann der Empereur mittels des Chaſſepots-Wunders von Mentana an Italien zu rächen und den Gang der italiſchen Geſchicke aufzuhalten verſucht. Er beſchleunigte denſelben nur. Auch der Tod des großen italiſchen Miniſters — deſſen Ruhm es nur erhöht, wenn ihn Monſieur Eloin (p. 149) „le politique le plus foncièrement et le plus froidement pervers de son temps“ ſchilt — half ihm nichts. Denn an der Stelle des verſchwundenen Cavour erſchien ein noch Gewaltigerer, welcher das Gängelband mit ſouveräner Ueberlegenheit handhabte, ſchließlich aber den fliegenden Holländer mit eiſernem Griff an den Beinen packte, herunterriß und den kläglich Zappelnden auf der Walſtatt von Sedan vor die Füße des deutſchen Bundesfeldherrn hinwarf.

Das wäre kaum möglich geweſen, falls ſich der Nachgemachte nicht zuvor arg und immer ärger verflogen gehabt hätte. Schon Anno 1859 hatte die Verfliegerei begonnen. Sie ging nach außen mehr und mehr in die Irre, je deutlicher die Symptome wurden, daß im Innern die Kothfundamente des ganzen Lug- und Trugbaues des Dezember-Regiments zu wanken und zu weichen begannen. Die Thatſache, daß eine Gaunerbande des Staates ſich bemächtigt hatte und denſelben nach allen Seiten hin ausbeutete, übte immer verheerender ihre unumgängliche moraliſche, d. h. unmoraliſche Wirkung. Wenn das Laſter, wenn das Verbrechen, wenn der Frevel Anſprüche verleihen auf höchſte Stellen und Würden, auf alles das, was die Menſchen „Glück“ zu nennen pflegen, warum nicht laſterhaft, verbrecheriſch und frevelhaft ſein? So ſchlußfolgerte der vornehme Pöbel in Wort und That. Aus der in Grund und Boden korrumpirten offiziellen Welt verbreitete ſich der Anſteckungsſtoff in alle Kreiſe und Schichten der Geſellſchaft, alles aushöhlend und unterminirend. Der ſittliche und finanzielle Bankerott kündigte ſich an, und wie ein dem Bankerott zutreibender Schwindler gern in abenteuerlichſte Unternehmungen ſich einläßt, ſo griff das Bas-Empire zu dem mexicaniſchen Abenteuer.

Dieſe koloſſale Dummheit ſchwindelte die Bande dem ſtark im Verfliegen begriffenen Holländer als „la plus grande pensée du règne“ auf und mit Behagen gab ſich der Nebelheimer dem Traume hin, dieſe „größte Idee“ würde mittels Errichtung eines franzöſiſchen Vaſallenſtaates im Lande Montezuma's und mittels Unterſtützung der ſüdſtaatlichen

Sklavenbarone nicht allein die Union auseinanderſprengen, ſondern wohl gar der Herrſchaft des Germaniſmus und Republikaniſmus in Amerika den Todesſtoß verſetzen. Es unterſteht keinem Zweifel, daß der Einfall eines Einfalls in Mexico zuerſt in der Umgebung der Donna Eugenia auftauchte und Boden gewann. Die bildungs- und urtheilsloſe Fanatikerin ließ ſich die „größte Idee des Kaiſerreiches“ durch mexicaniſche Pfaffen und Banditen (Labaſtida, Almonte, Miramon und Komp.) einblaſen. Mit der Intrike der Kaiſerin verknoteten ſich dann zwei andere: die infam ſchmutzige Geldſchneiderei, zu welcher Morny, der Halbbruder Napoleon's III., mit dem in Mexico anſäſſigen ſchweizeriſchen Hauptſchwindler Jecker ſich aſſociirte, und die Machenſchaften des ſpaniſchen Bravo Prim, welcher träumte, er müßte Kaiſer von Mexico werden. Aber in den Tuilerien hatte man ſich einen andern zum mexikaniſchen Vaſallenkaiſer oder Kaiſervaſallen auserſehen.

Man muß doch unwillkürlich zu der trivialen Redensart: „Der Verſtand ſteht Einem ſtill“ — greifen, wenn man den Eindruck wiedergeben will, welchen es auf alle Menſchen von fünf geſunden Sinnen machen mußte, als ſie ſahen, daß und wie der Erzherzog Maximilian und ſeine Frau Charlotte ſich verblenden ließen, aus der von Blut und Schmutz triefenden Hand des Dezembermannes, aus der Hand des notoriſchen Todfeindes ihrer beiden Familien die aus Pappe und Goldpapier gefertigte Kaiſerkrone von Mexico anzunehmen. Monſieur Eloin erzählt uns in der Widmung ſeines Buches, daß er zu Miramar den Erzherzog vor der Annahme des Danaergeſchenkes gewarnt, daß aber der Gewarnte die Warnung in den Wind geſchlagen habe mit den Worten: „Der Kaiſer Napoleon hat meinem Lande und meiner Familie alles Schlimme angethan, was er uns anthun konnte. Er hat aber endlich begriffen, daß dieſe Politik früher oder ſpäter ein Unglück für Frankreich ſein müßte, und darum kann er jetzt nur noch unſere Wohlfahrt wünſchen.“ Man traut ſeinen Ohren kaum beim Anhören ſolcher Narrethei.

Daß jede von Menſchen nur irgend erſinnbare Infamie bei Aufrichtung des mexicaniſchen Schemenkaiſerthums in Anwendung kam, iſt bekannt. Ebenſo, daß der Dezembermann, vor dem barſchen Befehlswort des Kabinetts von Waſhington: „Marſch, fort aus Mexico!“ feige zurücktretend, nachdem keine von Menſchen irgend erſinnbare Infamie geſcheut hat, um ſein eigenes Luftſchloß auseinanderzublaſen. Der, welcher ſich zu ſeinem Werkzeuge hergegeben hatte, ſühnte am 19. Juni von 1867 auf dem Cerro von Querétaro heldiſch-tragiſch die Schuld, vergeſſen zu haben, daß, wer ſich mit Gaunern einläßt, darauf gefaßt ſein muß, geprellt und verrathen zu werden. Zehn Monate vor jenem Junitag hatte die Frau des Verrathenen denſelben zum voraus an dem Verräther gerächt, im Auguſt von 1866, zur Stunde, wo Napoleon III. im „Grand Hotel“ in Paris der armen Charlotte trocken erklärte, daß er nichts mehr „für Mexico“ thun könnte. „Aber das iſt ja unſer Todesurtheil!“ ſchrie ſie auf und verlegte ſich auf flehentliches Bitten. Der Kaiſer erhob ſich und ſagte eiſig: „Madame, es iſt unnütz, weiter mich zu drängen. Keinen Mann und keinen Thaler mehr!“ Da ſprang in der gequälten, fiebernden, ſchon halb wahnſinnigen Frau der Zorn der Verzweiflung empor, ſie richtete ſich hoch auf vor Napoléon le petit und warf ihm die Worte ins Geſicht: „Ah, ich hatte mich alſo nicht getäuſcht! Ich kannte Sie, Henker meiner Familie! Wohlan, rächen Sie ſich an der Enkelin Louis Philipps dafür, daß er Sie dem Elend und dem Schaffot entriſſen hat!“ Der alſo Apoſtrophirte machte, daß er zur Thüre hinauskam, aber die zur Rachefurie gewordene Gattin Maximilians verfolgte den Fliehenden bis zur Treppe und ſchleuderte ihm den Fluchwunſch nach: „Sie glauben vielleicht, mir durch Ihre Polizei Ihre Briefe und Ihre Verſprechen entreißen laſſen zu können? Mit nichten, die Papiere ſind an einem ſicheren Orte. . . Gehen Sie, und Gott verfluche Sie wie den Kain!“ (Vgl. „Le dernier des Napoléons“, p. 39.)

Hörte der alſo Verfluchte aus dieſem Verzweiflungsſchrei vielleicht den dumpf herannahenden Schritt der Vergeltung heraus? Ob er ihn hörte oder nicht, gleichviel, der Schritt näherte ſich. Der ſchmachvolle Ausgang des mexicaniſchen Rieſenſchwindels, welcher den Staatsſchatz und die Zeughäuſer Frankreichs geleert und die Armee decimirt und demoraliſirt hatte, war entſchieden der Anfang vom Ende.

Wozu daſſelbe breit ausmalen? Wir alle haben es ja miterlebt. Der Schluß heißt Sedan.

Es iſt ſicher, daß der Empereur dieſem Ende viel mehr zugeſchoben worden iſt, als er ſelber ſich ſchob. Er war in den letzten Jahren ſeiner raſch ſinkenden Herrlichkeit nur noch der Unmann ſeiner Frau, die ihrerſeits von einer Kamarilla unfähiger, zum Theil geradezu ſtupider Leute geleitet wurde. Möglich war dieſe Lage namentlich auch dadurch geworden, daß die fähigeren Mitglieder der Bande entweder weggeſtorben waren (wie St. Arnaud, Morny, Mocquard) oder ihren Einfluß verloren hatten. Daraus erklärt ſich das unbeſchreiblich ergötzliche Ueberlegenheitsſpiel, welches Bismarck jahrelang mit dem immer jämmerlicher ſich verfliegenden Holländer getrieben hat. Zuletzt iſt die Leitung der Staatsgeſchäfte des Bas-Empire in die Hände von Geſellen gekommen, wie der armſälige Schwätzer Ollivier, der bornirte Gamaſchenknopf Leboeuf und der Herzog von Gramont waren, welchen letzteren Bismarck als den „dummſten Kerl, der in Europa herumläuft (c'est l'homme le plus bête de l'Europe)" zum voraus ſignaliſirt hatte. Immer ſchlaffer und widerſtandsloſer ließ ſich der Staatsſtreichs-Kaiſer der furchtbaren Kataſtrophe zuſchieben. Und doch hatte er ein Vorgefühl von der Furchtbarkeit derſelben. „Deutſchland“, ſchrieb er an den Rand einer Broſchüre, in welcher die Kriegsmittel dieſes Landes mit denen Frankreichs verglichen wurden — „Deutſchland iſt uns faſt dreifach an Stärke überlegen; aber“ — ſetzte er hinzu — „unſere Mitrailleuſen werden das Gleichgewicht herſtellen.“ So log ſich die große Lüge des zweiten Empire jener Abendſtunde vom 1. September 1870 entgegen, wo der mattgeſetzte Empereur an ſeinen Beſieger ſchrieb: „Il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté!“

Alſo endete die abenteuerliche Geſchichte vom verflogenen Holländer mit einem welthiſtoriſchen Knalleffekt. Den Franzoſen aber muß man, ſo ſie über die grauſamen Nachwehen der großen Lüge wehklagen, ſagen: Warum habt ihr, als es hieß: „Catilina est aux portes“ — dem Katilina ein millionenfaches und wieder millionenenfaches „Entrez!“ zugerufen? Völker wie Menſchen ernten, was ſie geſäet haben. Es klingt hart und herb, iſt aber nur wahr und gerecht: Was Frankreich 1870—71 widerfuhr, war die wohlverdiente Strafe für das, was es 1851—52 hatte geſchehen laſſen.

7. Juni.

Unſer grüner Winter führt ſich ſo auf, daß er nachgerade den weißen zurückwünſchen läßt. Der Himmel glotzt duſterſälig herab, als wär' er ein königlich-preußiſcher Oberkirchenrathsorthodoxieverwaltungskommiſſarius, die Luft iſt froſtig wie ein Gedicht von Prutz und dazu weht ein Widerwart von Wind, deſſen zudringliches Gepfeife, er ſei doch eigentlich ein Sommerwind, unwillkürlich an die Betheuerungen deutſchen Patriotiſmus gemahnt, welche aus dem Centrum des deutſchen Reichstags ſo widerlich hervorwindbeuteln. Für Leute wie unſereiner, d. h. für Leute, deren Wohl- oder Wehbefinden vom Wind und Wetter abhängt, ſo recht ein Tag zum Grillenfang. Kündigten ſich auch die Symptome des Wiedererwachens eines alten Leidens ſo heftig an, daß ſich das Vorgefühl nahen Todes mir auf die Seele legte; aber nicht wie ein

Alp, ſondern leis und linde wie die Schlummerweiſe, welche mir — „lang, lang iſt's her!“ — meine theure Mutter mit ihrer lieben ſanften Stimme dereinſt an der Wiege geſungen. Wie glücklich ſind doch die Menſchen, welche an das Dogma einer perſönlichen Fortdauer nach dem Tode glauben können! Schon darum, weil ihnen dieſer Glaube die ſüße Hoffnung giebt, im „Jenſeits“ ihre Mütter wiederzufinden. Es iſt doch ein tiefes Wort: „Der Glaube macht ſelig“. Freilich in ganz anderem Sinne als in dem der Pfaffen.

Aber ſtatt Grillen will ich lieber den weißen Raben einfangen, welcher zu meinem und gewiß noch vieler anderer Leute größtem Erſtaunen vor etlichen Tagen in Frankreich aufgeflogen iſt.

Der weiße Rabe iſt Herr A. de Gaſparin und er darf und muß als weißer Rabe bezeichnet werden vonwegen des Buches, welches er unter dem Titel „La France; nos fautes, nos périls, notre avenir“ (Par. 1872) im Mai veröffentlicht hat. Das iſt eine höchſt merkwürdige Generalbeichte, abgelegt von einem ehrlichen Manne im Namen ſeiner Nation, welche jedoch, wie ſie nun einmal iſt, über dieſes Sündenbekenntniß gewaltig ſich erboſen wird. Und doch iſt Herr de Gaſparin ſo durch und durch Franzoſe, daß es ihm augenſcheinlich die ſchmerzlichſte Selbſtüberwindung gekoſtet hat, die Reſultate ſeines Nachdenkens und ſeiner Unterſuchungen zu veröffentlichen. Er hat auch Augenblicke der Schwäche, ja geradezu unlichte Momente der Gambettaſerei, wo das angeborene Gallierthum das Wiſſen und Gewiſſen des Mannes überwältigt und er ſich auf echtfranzöſiſcher Anſchauungsweiſe ertappen läßt. So z. B. traut man kaum den eigenen Augen, wenn man ſieht, daß Herr de Gaſparin die noch über Thiers und andere napoleoniſche Mythographen hinauslügende Entdeckung gemacht hat, Napoleon habe am 18. Oktober, ſage am achtzehnten Oktober von 1813 die Deutſchen bei Leipzig geſchlagen („le 18 octobre 1813 Napoléon battait l'Allemagne à Leipzig“). Was Herrn de Gaſparins ſtark von ihm betontes Chriſtenthum und ſeine Begeiſterung für den Schwindel des Konſtitutionaliſmus angeht, ſo ſind das Geſchmacksſachen, über welche ſich nicht mit ihm rechten läßt. Im 2. Bande ſeines Buches beſchäftigt er ſich mit der Wiederaufrichtung („relèvement“) Frankreichs und gibt hierfür vortreffliche Rathſchläge, welche natürlich von ſeinen Landsleuten nicht beachtet, geſchweige befolgt werden. Sicherlich nennen ſie den patriotiſchen Wahrheitſager im mildeſten Falle einen Narren, wahrſcheinlich einen von Bismarck gekauften Verräther. Nun, Herr Gaſparin muß ſich in dieſem Falle damit tröſten, daß die Meinung und das Urtheil eines Volkes, welches in einem Monſieur Thiers und in einem Monſieur Gambetta ſeine Helfer und Heilande ſieht, und nur nicht recht weiß, welchem von beiden es den Preis zuerkennen ſoll, in der Wage der Geſchichte federleicht wiegen. Wenn etwa einmal in der Zukunft ein franzöſiſcher Hiſtoriker aufſteht, welcher Wiſſen und Gewiſſen genug beſitzt, die Urſachen und den Verlauf des Krieges von 1870—71 wahrheitsgetreu darzuſtellen, wird es ſeine Pflicht ſein, Herrn Gaſparin als einem Zeugen der Wahrheit und Gerechtigkeit Recht widerfahren zu laſſen und Lob zu ſpenden. Unſerem deutſchen Geſchmacke ſagt freilich das Buch nicht eben ſehr zu. Es iſt viel zu viel Deklamation darin, viel zu viel ermüdende, weil ewig ſich wiederholende Phraſeologie. Ob dieſe eine ultramontane oder eine „evangeliſche“, iſt uns ganz gleichgiltig: beide ſind gleich langweilig. In einem ſeiner oben bezeichneten Anfälle von galliſcher Krankheit hat Herr Gaſparin den delirirenden Ausſpruch gethan: „La France seule sait faire un livre.“ Ich fürchte aber, daß, wenn er ſeinen Anſpruch, ein richtiger Franzoſe zu ſein, auf das vorliegende Buch gründen wollte, ſeine Landsleute dieſen Anſpruch ſchon aus rein formellen Gründen zurückweiſen würden. Für uns iſt das weiter von keinem Belang, weil wir bei einer derartigen Schrift der Formfrage nur eine ganz nebenſächliche Bedeutung zugeſtehen. Der Inhalt verdiente in hohem Maße, dem deutſchen Publikum näher gebracht zu werden.

Unſer Autor beginnt mit „Explications personnelles“, welche den Zweck haben, ſeine perſönliche Stellung zu den Ereigniſſen der „Année terrible“ darzulegen. Er theilt uns mit, daß man ihn allgemein für einen Dummkopf („un être absurde“) angeſehen habe, als er die franzöſiſche Kriegserklärung an Deutſchland einen „verbrecheriſchen Wahnwitz" nannte. Er that dies in einem Artikel, welchen das Journal des Debats aufzunehmen ſich weigerte und den deßhalb der Verfaſſer in Form einer Broſchüre drucken ließ. Folgt dann in dem Buche ein „Essai sur le patriotisme", worin mittels ſehr beherzigenswerther Argumentation des Nachweis geführt iſt, daß und wie in Frankreich an die Stelle der wahren und wirklichen Vaterlandsliebe die Eitelkeit und Selbſtverblendung das abſurde Dogma der „National-Unfehlbarkeit" geſetzt haben. Im Vorbeigehen gibt Herr Gaſparin dem Patriotiſmus à la Béranger die wohlverdiente Ohrfeige. Er bezeichnet dieſe echt franzöſiſche Sorte von Patriotiſmus treffend als „ce mélange d'enthousiasme guerrier et d'aspirations libérales, bizarre amalgame qui trouble aisément les cerveaux" — und ſtellt klar, daß die Zuſammenmantſchung von napoleoniſchem Militariſmus und revolutionären Einfällen in der béranger'ſchen, ſo außerordentlich populären und einflußreichen Chanſonnerie höchſt unheilvoll auf den franzöſiſchen Geiſt gewirkt habe, weil dadurch die Nation in ihrer Einbildung und in ihrem Dünkel beſtärkt und die alte Begierde nach Eroberungen immer wieder aufgefriſcht worden ſei. „Wenn bei uns," ſagt Gaſparin, „der falſche Patriotiſmus den wahren nicht erſtickt hätte, ſo würden wir uns nicht in verhängnißvollen Illuſionen gewiegt haben, und man würde uns nicht Tag für Tag vorgeleiert haben, daß Frankreich unbeſieglich ſei, daß es das Licht der Welt, daß es der Apoſtel und Träger aller Vorſchritte und aller Freiheiten ſei."

Sehr gut ſind die Bemerkungen des Verfaſſers über den Patriotiſmus der franzöſiſchen Ultramontanen, welche 1870 „aus allen Kräften die Kriegsflamme ſchürten und den Krieg gern zu einem Kreuzzuge gegen den Proteſtantiſmus gemacht hätten". An einer anderen Stelle trifft Herr Gaſparin faſt bis zum Wortlaute mit meinem Freunde Scherr zuſammen, welcher in ſeinen „Hammerſchlägen und Hiſtorien" (S. 49) das Zuſammenklingen der Proklamation des Infallibilitätsdogma's mit der franzöſiſchen Kriegserklärung ſo nachdruckſam betont hatte. Ja, kein Zweifel, der Jeſuitiſmus hat in derſelben Stunde von den Tuilerien und zugleich vom Vatikan aus die Hebel in Bewegung geſetzt, Deutſchland zu verderben. Und trotzdem finden ſich in dem deutſchen Kaiſerpalaſt in Berlin noch immer Hände, welche die ſchwarze Schlange liebkoſend ſtreicheln. Es ſcheint nun einmal zur Tradition des preußiſchen Königthums zu gehören, daß es in der einen Hand die Freimaurerkelle und in der anderen den Weihwaſſerwedel halte. Man weiß ja, daß ſchon Friedrich der Große, während er mit der Rechten ein Aufklärungs-Edikt niederſchrieb, mit der Linken die Jeſuiten herbeiwinkte, um denſelben in ſeinen Staaten Schutz und Unterſchlupf zu gewähren. Er und ſeine würdige Alliirte, Katharina II., haben ganz weſentlich mitgeholfen, die große Maßregel vom Juli 1773 illuſoriſch zu machen*). Toleranz? Einen Mann, welcher ſeinen notoriſchen Todfeind in ſeinem Hauſe tolerirte, damit derſelbe mit aller Bequemlichkeit ihm den Boden unter den Füßen unterminiren oder das Dach über dem Kopfe anzünden könnte, einen ſolchen Mann würde man ſicherlich nicht um ſeiner Toleranz wegen bewundern, man würde ihn vielmehr um ſeiner vollendeten Schäfigkeit willen bemitleiden.

---

*) Friedrich d. Gr. hat bekanntlich in Briefen an Voltaire angegeben, er hätte die Jeſuiten beibehalten und beſchützt, weil er namentlich in Schleſien der erzieheriſchen Dienſte des Ordens benöthigt geweſen ſei. Das wirkliche Motiv ſeiner Jeſuitenſchirmung dürfte aber geweſen ſein, daß er damit dem wiener Hofe einen Poſſen zu ſpielen vermochte, und er konnte ſich dieſem Vergnügen um ſo unbedenklicher hingeben, als er ja wohl wußte, er ſei Mannes genug, vorkommenden Falles den Herren von der Kompagnie Jeſu mit dem preußiſchen Korporalſtock tüchtig auf die übergrifflichen Finger zu klopfen. Note des Herausgebers.

Herr Gaſparin unterzieht die Kriegsfrage einer ſehr eingehenden Unterſuchung und gelangt zu dem Ergebniß, daß die Schuld des Krieges ganz unbedingt Frankreich zufalle. Nach Gebühr fertigt er auch das läppiſche Grimaſſiren und Wehſchreien ſeiner Landsleute ab, welches losbrach, nachdem der von der ganzen Nation mit Jubel begrüßte militäriſche Spaziergang nach Berlin eine Wendung genommen hatte, welche allerdings dem Dogma von der franzöſiſchen Unfehlbarkeit und Unbeſieglichkeit ein furchtbares Dementi gab. Stimmung und Haltung der Bevölkerungen dieſſeits und jenſeits des Rheines nach erfolgter Kriegserklärung werden ſo gezeichnet (I, 98): „In Deutſchland war der Eindruck düſter, die Bewegung tief.

Man nimmt die Herausforderung tapfer an, man wird den Boden Schritt für Schritt vertheidigen, man rüſtet ſich tüchtig, man wird nicht nachgeben; aber man iſt ernſt, man iſt traurig, weil man wohl weiß, daß der Zuſammenſtoß ſchrecklich ſein und daß das beſte deutſche Blut fließen wird. Bei uns in Frankreich lacht und ſingt alles. Die Frauen werfen den Soldaten Blumenſträuße zu; aber gerade die Soldaten allein hegen etwelche Beſorgniß. „Und wenn der Preuß' mich haut?“ hörte man einen ſagen. Doch das macht nichts, man iſt des Erfolges ſicher, man zieht aus, als ginge es zu einem Feſte; man marſchirt nach Berlin. Muß man dieſen Leuten da, den Deutſchen, nicht einmal wieder eine Lektion geben und ihnen obendrein irgend ein Provinz nehmen? Natürlich!“

Nachdem Herr Gasparin nachgewieſen, daß Frankreich förmlich vom Kriegsfieber ergriffen wurde, kommt er an dieſer ſehr paſſenden Stelle auf Mr. Thiers zu ſprechen und verſchafft mir die Genugthuung, daß er, der Franzoſe, den alten Kriegshetzer ganz ſo beurtheilt, wie ich, der Deutſche, denſelben ſchon vor vielen Jahren gekennzeichnet habe.

Unſer Autor geſteht, das Gallierthum ſei in außerordentlichem Grade militäriſch, kriegsluſtig, händelſüchtig, eroberungsgierig und bramarbaſirend. Dann fährt er fort: „In ſeinen Reden und Schriften hat Mr. Thiers dieſer Seite unſeres Nationalcharakters zu treuem Ausdrucke verholfen. Niemand hat ſo ſehr wie er zum Ausbruche des Krieges von 1870 beigetragen, obgleich er in der letzten Stunde denſelben bekämpfte. Er iſt es, welcher unter uns den Götzendienſt der napoleoniſchen Legende aufrechthielt; er iſt es, welcher die militäriſche Größe Frankreichs überſchwänglich lobpries und als das Alpha und Omega unabläſſig eine ſtarke Armee und Flotte forderte; er hat den preußiſchen Sieg bei Sadowa zu einer franzöſiſchen Niederlage geſtempelt; er hat unter dem ſtürmiſchen Beifall der Kammer die Einheit Deutſchlands als eine franzöſiſche Nationalgefahr denunciirt; er hat mit aller Macht der italiſchen Einheit entgegengearbeitet; er verbreitete in unſerem ganzen Lande die Eiferſucht gegen Preußen; er hielt die veralteten Gleichgewichts-Theorien aufrecht und behauptete ſtets, es ſei für Frankreich nothwendig, ringsum nur ſchwache und in ſich zerſplitterte Nachbarſtaaten zu haben.“

Im folgendem Kapitel, überſchrieben: „Les faits“, analyſirt Herr Gaſparin den ungeheuren Lügenſchwindel, mittels deſſen es der Kriegspartei in den Tuilerien gelang, den Krieg herbeizuführen. Neues bringt der Verfaſſer hier nicht bei, wohl aber findet er Worte vernichtender Brandmarkung für die Frevlerbande, welche „d'un coeur léger“ ihr Vaterland in ein ſo furchtbares Unglück geſtürzt hat. Weiterhin fällt gegenüber der gäng und gäben franzöſiſchen Unkenntniß deutſcher Verhältniſſe wohlthuend auf, daß Herr Gaſparin eine klare Vorſtellung hat von der geſchichtlichen Nothwendigkeit der Veränderungen, welche ſich ſeit 1866 in Deutſchland vollzogen. Hinſichtlich der Kriegsfrage kommt er zu dem Schluſſe: „Wir waren weder beſchimpft noch bedroht und wir hatten keinerlei rechtmäßige Urſache, Deutſchland anzugreifen.“ Nebenbei erörtert der Verfaſſer auch die Frage, wer an der Verlängerung des Krieges ſchuld geweſen ſei, und entſcheidet dieſelbe zu Gunſten Deutſchlands. „Geſetzt“ — ſagt er bei dieſer

Gelegenheit — „die Franzoſen wären von Preußen angegriffen worden und wären, nachdem ſie alle deutſchen Heere vernichtet, vor den Thoren von Berlin angelangt, würden ſie dannzumal nicht die Preußen angeklagt haben, den Krieg zu verlängern, falls dieſe durch ihre Weigerung, die Rheinprovinzen abzutreten, dem Frieden ein unüberſteigliches Hinderniß entgegengeſtellt hätten?“ Daß ſeine beſiegten Landsleute plötzlich ſo heftig die Saite der Großmuth anſchlugen, das heißt dieſe Saite von den Siegern angeſchlagen wiſſen wollten, vermag Herrn Gaſparin nur ein mitleidiges Lächeln abzugewinnen. „Sind wir zu unſerer Zeit großmüthig geweſen gegen die Beſiegten von Jena?“ fragt er.

In einem weiteren Abſchnitt unterſucht er die Frage, ob der kaiſerlichen Regierung die Verantwortung für den Krieg allein beizumeſſen oder aber ob die Nation mit dafür verantwortlich ſei, und führt den Beweis, daß, was freilich ebenfalls nicht neu iſt, beide Theile gleich ſchuldig ſeien: der eine durch ſein Thun, der andere durch ſein Geſchehenlaſſen — „l'empire a déclarée la guerre, la

France l'a adoptée“ — und „jedes Land iſt für die Handlungen ſeiner Regierung verantwortlich; ſolche Länder aber, welche eine nationale Vertretung und noch obendrein das allgemeine Stimmrecht haben, ſind am allerwenigſten berechtigt, in Unſchuld ihre Hände zu waſchen inbetreff von Regierungsakten, welche in ihrem Namen und mit ihrer Beihilfe unternommen wurden“. Ueber die Begriffeverwirrung, welche nach der Kataſtrophe von Sedan in Frankreich einriß, macht ſich Herr Gaſparin geradezu luſtig. „Man ſagt, wir haben das Kaiſerreich geſtürzt! Ihr fürwahr habt es nicht geſtürzt, ſondern das thaten die Deutſchen. Was Herr Gambetta auf dem Stadthauſe proklamirte, das hatte die feindliche Armee bei Sedan vollzogen. Man muß dieſe Wahrheit betonen, welche unſere Nationaleitelkeit abſolut vergeſſen möchte.“ Der Kretiniſmus, die Deutſchen hätten nach Improviſirung der Republik durch den pariſer Pöbel den Krieg ſofort einſtellen ſollen, wird ebenfalls gebührend abgefertigt. „Angenommen, die Republik wäre bei uns inmitten von Siegen ſtatt inmitten von Niederlagen ausgerufen worden, glaubt ihr, daß man darum unſerer Armee das Leid angethan haben würde, ſie Kehrt machen zu laſſen? Nein, auch dieſe Republik würde ihren Vormarſch fortgeſetzt und den Rhein genommen haben, wie die erſte that. War es nicht die republikaniſche Partei, welche wüthend die Austreibung aller Deutſchen verlangte, in das Geheul über Spionage einſtimmte und nach dem Rhein brüllte?“ Den Mythus, daß der deutſche Bundesfeldherr manifeſtirt habe, er werde bloß die kaiſerliche Regierung, nicht aber Frankreich bekriegen, bezeichnet auch unſer Autor als die dumme Lüge, welche derſelbe von Anfang an geweſen iſt. Gaſparin fügt bei: „Auch das deutſche Volk ſeinerſeits gab eine bezügliche Erklärung ab. Angeſichts des Krieges, welchen die franzöſiſche Nation gebilligt und begrüßt hatte, erklärte es, daß es für das Blut ſeiner Söhne einen andern Preis forderte als eine republikaniſche Emeute in Paris.“

Fernerweit wird das Geſchrei über die unerbittliche Grauſamkeit der von den deutſchen Siegern den beſiegten Franzoſen auferlegten Friedensbedingungen nach ſeinem wahren Werthe taxirt. „Wir wollten nach Berlin marſchiren, die Deutſchen marſchirten nach Paris; wir wollten ihnen ihre Rheinprovinzen nehmen, ſie nahmen uns Elſaß und Lothringen. Aber freilich, wir ſind eine ganz beſondere Nation. Was wir anderen Völkern anthun, das dürfen dieſe uns nicht anthun, ohne eine Art von Heiligthumſchändung zu begehen. Wir können uns alles erlauben, gegen uns iſt nichts erlaubt. Frankreich hat in allen Ländern Kriegskontributionen erhoben; aber wenn man ſolche bei uns erhebt, ſo iſt das ein Verbrechen. Frankreich hatte alle Hauptſtädte Europa's ihrer Gemälde und Statuen beraubt, aber wenn die Beraubten ihre Statuen und Gemälde zurückforderten, ſo hieß das unſere Muſeen plündern. Frankreich eine Provinz entreißen, iſt frevelhaft, Deutſchland eine Provinz entreißen, iſt es nicht. Der Boden Frankreichs iſt ſelbſtverſtändlich ein heiliger, aber wenn die Deutſchen finden, auch ihr Boden ſei heilig, wie ſonderbar!“

In dem Kapitel: „Le peuple allemand“, worin übrigens etliche ſaftige Gallicismen vorkommen (zum Beiſpiel: „Les Prussiens sont des

Lettes“), thut der Verfaſſer dar, daß Deutſchland Anno 1870—1871 mit Frankreich eine alte, hochaufgelaufene Rechnung abzumachen hatte und wirklich abgemacht hat. Wenn die Summe dieſer Rechnung eine für Frankreich ſo ſchwere geworden, ſo hat Frankreich das zu einem großen Theile ſich ſelber zuzuſchreiben. „Vergeſſen wir nicht, daß wir, indem wir nach jeder unſerer Niederlagen uns weigerten, auf annehmbare Bedingungen hin zu unterhandeln, von Monat zu Monat die Schwere der Friedensbedingungen verſtärkt haben.“ Das Geſchrei ſeiner Landsleute über die deutſchen „Barbaren“ charakteriſirt Herr Gaſparin ſehr treffend als chineſiſch. „Die Barbaren des Nordens! Man erkannte die Barbarei der Deutſchen daran, daß ſie zehnmal mehr unterrichtet ſind als wir, daß ſie uns an Familienſinn, Philoſophie und Religioſität weit übertreffen.“ Aber die deutſchen „Barbaren“ haben Straßburg und Paris bombardirt. Gewiß; doch muß man billig berückſichtigen, daß dieſe armen „Barbaren“ das Bombardiren feindlicher Feſtungen nicht erfunden haben. „Ich für meine Perſon“ — ruft unſer Autor aus —

„ich geſtehe, daß mir die ehrliche Belagerung Straßburgs im Jahre 1870 das Herz weniger ſchwer machte als die unehrliche Wegnahme Straßburgs im Jahre 1681, dieſe diebiſche „Eroberung“ mitten im Frieden.“*) Das iſt viel von einem Franzoſen, ſehr viel, das iſt geradezu wiederum die Stimme eines weißen Raben, der ſich ja auch nicht ſcheut, ſeinen Landsleuten zu ſagen, ſie hätten alle Urſache, in gar vielen Dingen die Deutſchen zum Muſter zu nehmen, „ce peuple instruit, cordial, qui devance les autres sous tant de rapports essentiels“. Wir unſererſeits wünſchen, daß Herr Gaſparin auch die Schattenſeiten des deutſchen Nationalcharakters gelegentlich mehr hervorgehoben hätte. Das berüchtigte Buch: „L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870“ konnte ihm, wäre es ſchon erſchienen geweſen, hierzu ausgiebigen Stoff liefern. Nicht ſo ſehr darum, weil eine Anzahl von ehrloſen Jämmerlingen und ſchamloſen Betteln durch ihre Schweifwedelei und Bettelei ihrem Vaterlande Unehre machten — denn dieſe Unehre fiel ja nur auf die Wedler und Bettler ſelber — als vielmehr deßhalb, weil ſich Stimmen in Deutſchland fanden, welche das wedelnde und bettelnde Geziefer zu entſchuldigen oder gar zu rechtfertigen unternahmen.

---

*) Den guten Straßburgern iſt der Dank für ihre Franzoſerei im Laufe des Monats Mai von 1872 durch die verſailler Kommiſſion, welche die Vertheidigung und Uebergabe der Feſtungen Anno 1870/71 zu unterſuchen hatte, in echtfranzöſiſcher Münze ausbezahlt worden. Die Geſichter der verfranzoſeten Straßburger mögen an dieſem Zahltage eine hübſche Muſterkarte von Verlängerungen formirt haben. Schad't nichts! Note des Herausgebers.

Indem der Verfaſſer zur Erörterung der Kriegführung vorſchreitet, ſtellt er feſt, daß Frankreich den Krieg begann, „pour empêcher l'Allemagne de se faire". An dieſer Stelle ironiſirt er ſehr gut die auswärtige Politik Frankreichs, indem er den „grandes phrases sur l'indépendance des peuples", wie ſie auf der Tribüne und in der Preſſe ſtereotyp ſind, die ewigen Einmiſchungsgelüſte und Interventionsverſuche gegenüberſtellt. Die edle Schamhaftigkeit eines redlichen Patrioten glüht ſodann in den Worten, womit Herr Gaſparin die Verwendung der Turkos, den Treubruch von Laon und die Wortbrüchigkeit ſo vieler franzöſiſcher

Offiziere ſtigmatiſirt. Er geſteht auch, daß die Geſindelbanden, welche aus allen Ecken und Enden der franzöſiſchen „Republik“ zur Hilfe zogen, dem Lande keineswegs irgendeinen Vortheil verſchafften, ſondern nur das Kriegsunglück deſſelben vermehrten. Ebenſo die Waffenlieferungen von ſeiten Englands und Amerika's, weil ſie die Verlängerung des Krieges ermöglichten.

Am Schluſſe des Bandes kommt der Verfaſſer auf die „revanche“ zu ſprechen, worüber er ganz anders denkt als die Meſſieurs Thiers und Gambetta. Seine bezügliche Darlegung iſt voll kenntnißreicher und feiner Bemerkungen. „Die moraliſche Ueberlegenheit hat uns beſiegt. Es iſt heute gewiß, daß die Deutſchen uns überlegen ſind. Alle, aus allen Klaſſen, ſind ausmarſchirt, haben gehorcht und gefochten, ſind ohne Murren geſtorben, mitſchaffend an dem ungeheuren Werke, keinen Augenblick an's bloße „Glänzen“ denkend. Ihre Sitten waren tadellos, keine Saufbolderei, keine frechen Zumuthungen gegen Frauen und Mädchen. Zählt noch hinzu die Bildung, die Würde, den Familienſinn, die Treue, den Seelenſchwung, deſſen wir nur allzu häufig ermangeln, und vergeßt auch nicht die Wahrhaftigkeit, dieſen thatſächlichen Herzensadel; vergleicht endlich mit unſerer ſyſtematiſchen Lügnerei die Aufrichtigkeit, die Einfachheit, die Nüchternheit der deutſchen Kriegsberichte.“ Die Summe ſeiner Unterſuchungen hat der Verfaſſer, wie mir ſcheint, in folgenden Sätzen gezogen: „Ich ſehe unſeren Feind weniger draußen als drinnen, weniger in Deutſchland als in Frankreich. Ich ſehe unſere Niederlage anderswo als bei Sedan und Paris. Ich erblicke unſere Rache anderswo als in einem über Deutſchland davongetragenen Siege. Es handelt ſich darum, einen Sieg über uns ſelbſt zu erringen. Es handelt ſich darum, etwas anderes zu reorganiſiren als unſere Armee: unſer Volk, unſere Vorſtellungen, unſere Sitten, unſere Seelen müſſen wir wiederherſtellen. Rache oder Reform? das iſt die Frage! Wollen wir dieſe oder jene? Die eine ſchließt die andere aus. Die wahre und große Rache aber das iſt die wirkliche und große Reform.“ Unterſtützt! Doch kann ich leider nicht glauben, daß dieſe gaſparin'ſche Motion von der franzöſiſchen Nationalverſammlung oder von der Nation ſelber für erheblich erklärt oder gar angenommen werde.

8. Juni.

Als Voltaire in ſeinem berühmten an Mr. de Chauvelin gerichteten Briefe vom 2. April 1764 das Herankommen der Revolution des beſtimmteſten prophezeit hatte, fügte er hinzu, die jungen Leute ſeien recht glücklich; denn was würden ſie nicht alles ſehen und erleben! Nun, ich denke, viele, ſehr viele der jungen Leute werden ſich ſpäter des Glückes, welches ſie zu ſehen und zu erleben bekamen, bitterlichſt bedankt haben. Ich meinestheils beneide nach allen den Thorenakten und Narrenſcenen, welche in meinen Tagen mitanzuſehen ich das Mißvergnügen hatte, die jungen Leute von heute keineswegs um den Narretheienplunder, welchen ſie künftig zu ſehen und, fürcht' ich, auch zu ſpüren kriegen werden. Abgeſehen von allem anderen, wird ihnen ſchon die Weiberemanzipationshyſterieſeuche ſchwer zu leiden geben. Dieſelbe greift ſchon dermalen beträchtlich um ſich. Eine der Tagesneuigkeiten iſt, daß in den Vereinigten Staaten eine erſchrecklich große Anzahl von hyſteriſchen ältlichen und ältlicheren Miſſes ihre Obernärrin, die ältlichſte Miß Emmeline Fickelfackel, zur Präſidentſchaftskandidatin gekürt und als ſolche feierlich ausgerufen haben. Unſere Nachfahren können es erleben, daß im Weißen Hauſe zu Waſhington eine quabbelige Negreß präſidentſchaftet.

Die Hoſeneroberungstollheit ſcheint drüben in Nordamerika und da hinten in Slavien am ungenirteſten zu graſſiren. Die Trinkklubs der emanzipirten Damen von New-York geben, wenn nicht ſpirituelles, ſo doch ſpirituoſes Zeugniß dafür. Von den Offenbarungen ſlaviſcher Weibergleichberechtigungsbeſtrebungen kriegt' ich neulich ſelber einen Zipfel zu ſehen, einen nicht ſehr appetitlichen Fetzen ſo zu ſagen. Fuhr nämlich den Vierwaldſtätter See hinauf und war das Deck des Dampfers gedrängt voll von Reiſenden. Unfern von mir hatten ſich drei Backfiſche auf Feldſtühle niedergeſlegelt, welche Backfiſche Matroſenhüte aufhatten und mit dieſen Matroſenhüten matroſiſche Manieren auf's glücklichſte verbanden. Man ſagte mir, es ſeien „Studentinnen“, was ich jedoch ſchlechterdings nicht glauben wollte. Sintemalen ich nun bisanhero dieſe neueſte Spielart generis feminini nur vom Hörenſagen gekannt hatte, ſah ich neugierig mir die Dinger etwas näher an, welche mein Gewährsmann meinem entſchiedenen Unglauben zum Trotz entſchieden für Studioſä auszugeben fortfuhr*). Waren der Sprache nach Slavinnen, erinnerten jedoch nicht entfernt weder an die Sofia des Mickiewicz noch an die Maria des Malczeſki, weder an Puſchkins Tatjana noch an Lermontows Afdotja; dagegen entſchieden an Turgénjews Eudoxia Nikitiſchna Kukſchin, welches Prachtexemplar von „freiem Weibe“ ſie vermuthlich zu ihrem Ur- und Vorbild auserwählt hatten. Groß in ſouveräner Verachtung jämmerlicher Toilettekünſte, trugen ſich dieſe Nihiliſtinnen ſo emanzipirt, daß ſie ſich als richtige „Schmutzturten“ darſtellten, ſchweizeriſch zu ſprechen. Ein mir zur Linken ſitzender deutſcher Student murmelte etwas vor ſich hin, was verteufelt „touchirend“ klang.

---

*) Es waren aber hoffentlich keine. A. d. H.

Er war augenſcheinlich von dieſer Kommilitonſchaft nicht erbaut. Derweil thaten die lieben angeblichen Studentinnen inmitten der Menſchenmenge ſo unbefangen, als wären ſie zu Hauſe. Langten aus einer ſchmierigen Botaniſirkapſel Aepfel heraus und verſpeiſ'ten dieſelben aus freier Hand, den Gebrauch eines ſchälenden Meſſers als ein Vorurtheil einer „abgewirthſchafteten Geſellſchaft" verſchmähend und Gebiſſe entwickelnd, welche von überwundenem Zahnbürſtenſtandpunkt ſchwarzes Zeugniß ablegten. Eine mir zur Rechten ſitzende Dame vermochte, als noch auf dem gänzlich obſoleten, wiſſenſchaftlich vollſtändig abgethanen Bourgeoisſtandpunkt der guten Lebensart ſtehend, eine Gebärde des Ekels nicht zu unterdrücken. Nach abgemachtem Aepfelpraktikum ließen unſere angeblichen Studentinnen dem utile das dulce folgen, indem ſie Cigarren anſteckten und um die Wette dampften. Gar holdſelig anzuſehen! Die ganze Nachbarſchaft athmete erleichtert auf, als die dreiſame Horde in Vitznau das Boot verließ. Meine Nachbarin zur Rechten ſagte halblaut: „Jetzt iſt mir die Lehre von der Entwickelung des Menſchen aus dem

Affen plötzlich aufgegangen". — Hm, Verehrteſte, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß von Entwickelung im gegebenen Falle doch wohl kaum die Rede ſein kann. Die Menſchin ſteckt ja da noch ſo tief in der Aeffin, daß jene aus dieſer kaum erſt ſchüchtern herausguckt. — „Schüchtern? Das nennen Sie ſchüchtern?" — Was wollen Sie? Das Alberne und Häßliche kann doch nicht beſcheiden thun, ſondern muß unverſchämt auftreten, um zur Mode zu werden. So war es allzeit, ſo wird es immer ſein. — „Aber muß denn ſo etwas zur Mode werden?" — Augenſcheinlich. Jede Zeit muß ſchlechterdings eine gewiſſe Maſſe von Narrheitſtoff verbrauchen; ſonſt würde dieſe unendliche Maſſe ſo ins Gewicht wachſen, daß ſie die ganze Menſchliche Komödie erdrücken und zerquetſchen müßte. Man könnte freilich mitunter auf den Gedanken kommen, das wäre gerade kein Schaden. — „Da haben Sie ſehr recht. Aber was dann?" — Nichts!

9. Juni.

Alſo der preußiſche „Armeebiſchof" und der Hochwürdigſte von Ermeland haben ſich endlich gar zu mauſig gemacht? So mauſig, daß die Katze Staatsgewalt den beiden heiligen Leibern die Krallen wenigſtens von ferne zu zeigen ſich genöthigt ſieht. Wirklich kratzen wird ſie wohl kaum. Im Reichstag ſoll auch demnächſt ein Geſetz wider die Jéſuwider eingebracht werden. Palliativiſche Spiegelfechterei! So ein Geſetz würde der Jeſuiterei ſo wenig Abbruch thun, als es der Kommuniſterei Eintrag thut, wenn man in altherkömmlicher Polizeiſtaatsſtupidität die Kommuniſtenapoſtel auf die Feſtung ſetzt. Schafft gute Schulen, aus welchen das Bonzenthum verbannt iſt, und mit dieſem Widerjeſuitengeſetz bewaffnet werdet ihr es erleben, daß die Gezieferſchaft Loyola's nicht aus Deutſchland gewaltſam hinausgeſchmiſſen zu werden braucht, ſondern bloß luſtig hinausgelacht wird. Aber ſolche Schulen wollt ihr nicht, weil dieſelben ein Geſchlecht heranzögen, welches in der Stimmung und im Stande wäre, auch noch anderes Ungeziefer vom deutſchen Boden wegzulachen oder wegzuwiſchen.

10. Juni.

Die wahre Lebensweisheit erfließt aus dem Bewußtſein, daß man Urſache hat, allabendlich den Göttern zu danken, wenn wieder ein Tag ohne ein Unglück vorübergegangen iſt.

11. Juni.

Erinnere mich, bei einem Spanier — wenn mir recht iſt, beim Quevedo, will es aber nicht beſtimmt behaupten — geleſen zu haben: „Hinter dem Kreuze ſteht der Teufel, vor dem Altar der Pfaff und neben dem Throne der Henker.“ Die Weltgeſchichte in nuce! Wie die kürzeſte, ſo auch die beſte Philoſophie der Geſchichte, welche jemals geſchrieben worden.

12. Juni.

Wer die Frauen wirklich und innig achtet und verehrt, wird es ihnen nicht ins Geſicht ſagen, weil er weiß, daß ſie in Folge deſſen nicht ſelten aufhören, achtungswerth und verehrungswürdig zu ſein. Es gibt nichts Heiligeres und Liebenswertheres auf Erden als eine gute Mutter; aber wem wird es einfallen, ſeiner Mutter Komplimente zu machen?

---

13. Juni.

Wer in den „Erinnerungen“ von Karoline Bauer das ebenſo belehrende als ergötzliche Kapitel „Beim alten Dramaturgen“ (S. 382 fg.) geleſen hat, wird finden, daß Heine, als er ſeiner Zeit den Ludwig Tieck „einen alten Muntſche“ nannte, zwar ſehr grob, aber noch wahrer als grob geredet habe. Tieck iſt ſicherlich eine der unerquicklichſten Figuren in unſerer Literaturgeſchichte. Ein Egoiſt und Neidhammel jeder Zoll. Er hat allerdings in ſeinen Märchen mitunter eine „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, aufſchimmern, hat in ſeinen Novellen viel anſpruchsvolle Geiſtreichigkeit plaudern laſſen, aber er hat in den höchſten Gattungen der Dichtkunſt nichts geleiſtet. Keine einzige typiſche Geſtalt hat er da geſchaffen und dennoch wie ein Dalai Lama der

Poeſie gehätſchelt ſein wollen. Es fehlte ihm auch nicht an Hätſchelern und Hätſchelerinnen. Daß ihm Frauen ſo unterthänig hofirten, iſt faſt verwunderlich, maßen der „Erzromantironikus" in ſeinen Schriften der Menſchheit ſchönere Hälfte ziemlich gering- und abſchätzig behandelt hat. Vielleicht darf man vermuthen, daß die Hätſchelerinnen Tiecks ſeine Schriften nicht geleſen hatten, ſondern die Tiecksmode nur eben mitmachten wie eine Hut- oder Mantillemode. So was kommt vor. Ganz kläglich wurde Tiecks romantiſche Impotenz offenbar, wenn er ideale Frauenfiguren ſchaffen wollte, Heldinnen im äſthetiſchen Sinne des Wortes. Seine Genovefa, ſeine Felicitas ſind nur aus Süßholz gefertigte Geſtelle, mit Goldpapier überzogen. So man nicht wüßte, daß für deutſche Gelehrte der Weg der Fartcatcherei ein leider nicht gerade ungewöhnlicher iſt, würde es rein unbegreiflich ſein, daß ein Literaturkundiger wie Auguſt Koberſtein am 14. November von 1839 an Tieck ſchreiben konnte: „Ich glaube feſt und inniglich, in Deutſchland wird die Ueberzeugung immer tiefere und breitere Wurzeln ſchlagen und treiben, daß

Göthe und Sie die beiden Gipfel unſerer Poeſie ſind und nicht Göthe und Schiller.“ Der Wahrſpruch der Nation, der ganzen geſitteten Welt iſt anders ausgefallen, als Herr Kobenſtein weiszuſagen ſich bemüſſigt fühlte. Der Tieckiſmus hat gar keine Wurzeln getrieben. Schiller, von welchem Tieck nie reden konnte, ohne vor Neid einen Anflug von Grüngelbſucht zu bekommen, blüht und wirkt in ewiger Jugend über den Erdball hin; aber wer denkt heute noch an die Bimbambumelei der „Genovefa“, des „Zerbino“, „Oktavianus“ und „Fortunat“? Kaum daß dann und wann noch ein Leckerbißling von Leſer ſich eine tieck'ſche Novelle als Kaviar auf's Butterbrot ſtreicht.

---

14. Juni.

Noch immer allgemeines Spektakel in der europäiſchen Preſſe über die Reiſe des italiſchen Kronprinzen Umberto und ſeiner Frau nach Berlin und über die Herzlichkeiten, welche zwiſchen dieſen Gäſten und der preußiſchen Königsfamilie ausgetauſcht worden ſind. Jeder gewechſelte Händedruck wurde notirt und telegraphirt. Ich mußte dabei unwillkürlich der Händedrücke und ſonſtigen Herzlichkeiten denken, welche Anno 1865 zwiſchen Wilhelm und Franz Joſeph und Anno 1867 zwiſchen Wilhelm und Verhuell gewechſelt wurden. Die Intereſſen der Völker ſind eben heutzutage, wo die Wechſel auf die Firma Jenſeits u. Komp. im Grunde allen Kurs verloren haben, entſchieden viel mächtiger als alle die Händedrücke von Kaiſern und Königen. Allerdings wäre eine aufrichtige und feſte Allianz zwiſchen Deutſchland und Italien wirklich ein recht nettes Ding und ſie könnte eine aufrichtige und feſte ſein. Denn beide Reiche haben ja ein gemeinſames Intereſſe, weil einen gemeinſamen Feind, den Jeſuitiſmus mit ſeiner handlich zugeſchnitzten Taſchenprovidenz, dem unfehlbaren Papſt-Gott. Die Vernünftigkeit, die logiſche Nothwendigkeit einer deutſch-italiſchen Allianz wird auch bedeutſam illuſtrirt und nachdrücklich bezeugt dadurch, daß der alte Stänker Thiers in ſeinem Leibjournal „Bien public“ in höchſter Erboſung wie ein richtiger welſcher Hahn darüber kollert und krächzt.

15. Juni.

In der Jugend iſt die Freude am Ewigſchönen nur ein Vergnügen, das man auch ſo mitnimmt. Im Alter wird ſie zu einer Andacht, zu einem Gottesdienſte, von welchem der und das Profane „fern entweicht“. Dieſer Kult iſt die edelſte Freimaurerei, unverſtändlich und unzugänglich für den großen Haufen, für den Pöbel bis hoch hinauf. Die menſchlichen Thorheiten und Leidenſchaften müſſen draußen vor der Pforte des Heiligthums bleiben wie die Erinnyen vor der Schwelle des Apollon-Tempels zu Delphi. Drinnen waltet heilige Stille und tritt der Geweihte in Verkehr mit den Göttern, mit den Idealen, die ihm erſcheinen und zu ihm reden in Wort und Klang, in Farbe und Bild. Wer ſolcher Offenbarung theilhaft wird, kann nie ganz unglücklich ſein; wem ſie niemals genaht, wem ihre Stimme niemals erklungen, der weiß nichts von höchſtem Glück. Es iſt doch eine unſäglich traurige Thatſache, daß Millionen und wieder Millionen von Menſchen zu Grabe gehen müſſen, ohne die Weihe und den Segen, welche vom Schönen ausſtralen, jemals erfahren zu haben.

Andererſeits erregt es nicht geringe Theilnahme, zu beobachten, wie der Kult des Idealen auf Menſchen wirkt, deren ganzes Trachten auf das Reale im realſten Sinne geſtellt zu ſein ſcheint. Da iſt z. B. Macchiavelli, den die Menge, ich meine die „gebildete", nur als den Diplomatiker par excellence, als den Profeſſor der Tyrannenkunſt, wenn es hoch kommt, als einen ſcharfblickenden Realpolitiker kennt. In Wahrheit war dieſer Lehrer der höheren Analyſis der Politik ein glühender Idealiſt, welcher ſchon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den damals gewiß ſuperlativiſch idealiſtiſchen Gedanken eines italiſchen Nationalſtaates hegte und pflegte. Auch in dem Heiligthum, über deſſen Eingange geſchrieben ſteht: „Nil parvum aut humili modo, nil mortale"*) — war er heimiſch. Wie heimiſch, das bezeugt ſchon ſein berühmter Brief an Franceſco Vettori, worin der ſeines Staatsſekretariats Entſetzte und aus dem geliebten Florenz Verbannte ſein Landleben ſchildert. Wie ein richtiger Krautjunker, „in Gemeinheit eingemummt", verbringt er ſeine Tage. Aber wann die Nacht gekommen, kehrt er nach Hauſe zurück und geht in ſein Bücherzimmer. Auf der Schwelle wirft er die bäueriſchen Kleider ab und zieht prächtige Hofgewänder an; denn — ſagt er — „ich gehe ja zu Hofe bei den großen Alten, den antiken Klaſſikern. Freundlich von ihnen empfangen, ſättige ich mich mit der Speiſe, welche allein die mir zukömmliche iſt, für die ich geboren ward. Da hält mich keine Furcht zurück, mit ihnen zu reden, ſie nach den Motiven ihrer Handlungen zu fragen, und herablaſſend antworten ſie mir. Vier Stunden lang bin ich gramfrei und kummerlos, vergeſſe alle Schmerzen, fürchte die Armuth nicht und ſcheue nicht den Tod. So ganz verſenke ich mich in die Herrlichen und gehe in ihnen auf.“ Der alſo für das Schöne begeiſterte Staatsmann hat auch ein Kunſtgebilde von unvergänglicher Dauer im Tempel aufgeſtellt, ſeine Komödie: „La Mandragola“, welche ganz die üppigen Züge der italiſchen Renaiſſance trägt, aber nicht allein ein poetiſches, ſondern ebenſoſehr ein kulturgeſchichtliches Monument ihrer Entſtehungszeit iſt. Auch ein Hauch von Prophetie geht durch Macchiavelli's Meiſter-Komödie wie eben durch jedes echte Dichterwerk. Das Prophetiſche darin iſt die vorweggenommene, ſeither nie wieder erreichte, geſchweige übertroffene Zeichnung des Jeſuitiſmus, bevor der Jeſuiten-Orden erfunden wurde.

---

*) Nichts Kleinliches oder von gemeiner Art, nichts Vergängliches. R. d. H.

Es iſt doch ſehr beachtenswerth, zu welcher Feinheit und Freiheit des Denkens die Menſchen gelangt ſind lange vor unſerer auf ihr Alleswiſſen und Allesbeſſerwiſſen ſo lächerlich eingebildeten Zeit. Sollte dieſe hochmüthige Einbildung nicht mitunter aus Bornirtheit erfließen, aus dem Mangel an umfaſſender Bildung, aus dem Beiſeiteſtellen gerade ſolcher Anſchauungen und Studien, welche allein die Menſchen zu Menſchen hinaufzubilden vermögen? Ach, man iſt nur allzu berechtigt, von einer Entgeiſtung und Entgötterung unſerer hochgeprieſenen Civiliſation zu ſprechen. Daher auch das Sichbreitmachen der Mittelmäßigkeit, der ordinären Routine, des ſeelloſen Banauſierthums. Jeder dumme Junge, dem es gelungen, einen Froſch zu ſchinden oder ein Kaninchen zu Tode zu quälen, iſt von dem Bewußtſein, ein Naturforſcher zu ſein, bis zum Berſten aufgebläht und wähnt mit ſouveräner Verachtung auf Dinge herabſehen zu dürfen, von deren unberechenbarer Wirkſamkeit und Lebensmächtigkeit er gar keine Vorſtellung hat. Schon die Kenntniß der Kulturarbeit des achtzehnten Jahrhunderts allein würde hinreichen, unſere Herren Materialiſten etwas beſcheidener zu machen. Sie haben in der Detailforſchung höchſt Rühmliches, Außerordentliches geleiſtet, ganz gewiß; was aber das Geſammtreſultat ihrer Thätigkeit, die Totalität der materialiſtiſchen Weltbetrachtung, angeht, ſo wiſſen ſie gerade ſo viel, wie die Condillac, Cabanis und La Mettrie gewußt haben, und nicht mehr, als ſchon vor nahezu vierundzwanzig Jahrhunderten die Xenophanes und Parmenides wußten.

Nicht die ſogenannten exakten Wiſſenſchaften, von deren Pflegern heutzutage viele ſo thun, als gäbe es außer denſelben nichts Beachtenswerthes mehr in der Welt — nicht ſie, ſondern vielmehr das Schöne und ſein Dienſt, die humanen Studien, ſind es geweſen, welche inmitten einer mönchiſch verfinſterten Welt das Licht der modernen Kultur zuerſt angezündet, inmitten einer dumpfen

Sklaverei die Menſchen zuerſt wieder die magiſche Macht des Wortes „Freiheit“ empfinden gemacht und das glorreiche Banner des Vorſchrittheerführers „Zweifel“ aufgepflanzt haben. Von einem Schönheitsſtral, der aus dem Alterthum herüber in ſeine Seele gefallen, war das Schauen und Schaffen eines deutſchen Dichters durchglüht, welcher uns ſchon auf der Schwelle zum dreizehnten Jahrhundert begegnet, um Zeugniß abzulegen, wie ſchon damals denkende und wiſſende Menſchen aus dem Aſyl hervor, welches die holde Tröſterin Ironie ihnen aufgethan, über die Dummheit ihrer lieben Mitchriſten ſich luſtig machten und der pfäffiſchen Geiſterverknechtung ſpotteten. Gottfried, der Stadtſchreiber (?) von Straßburg, deſſen Gedicht allein ſchon den Deutſchen ein unverjährbares Anrecht auf den Beſitz ſeiner Vaterſtadt gab, hat ſich da, wo er lächelnden Mundes erzählt, wie ſeine Heldin die gottesgerichtliche Feuerprobe glücklich beſtand, als Eigner eines Grades von Geiſtesfreiheit und Freimuth dokumentirt, um welchen ihn zu beneiden mancher moderne und modernſte idealiſtiſche oder materialiſtiſche Philoſoph alle Urſache hätte. Kein Schelling und kein Hegel würde es gewagt haben, keiner unſerer modiſchen Kraftſtoffel würde es wagen, von einem neuzeitlichen Afterglauben, etwa von dem der gottesgnadenthümlichen Monarchie, mit ſo vernichtendem Hohne zu ſprechen, wie Gottfried von dem mittelalterlichen Afterglauben der Ordalien geſprochen hat. Auch Buddha-Schopenhauer nicht, deſſen „Philoſophie“ eine ſo eigenthümliche Beleuchtung erfuhr durch ſeine neulich veröffentlichten Briefe an Dr. Aſher, in welchen der „Philoſoph“ als von einer groteſk-komiſchen Eitelkeit förmlich beſeſſen ſich darſtellt.

Ich durchblätterte heute wieder einmal das Gedicht des Straßburgers und verweilte mit Hochgenuß bei der reizenden Stelle, wo Triſtan als Tantris die goldhaarige Iſolde in der „Kunſt, die lehret ſchöne Sitte“, unterweiſt, in der Moralitas („moraliteit“). Da ſprangen mir — die Götter wiſſen, wie — die Gedanken von der mittelalterlich-höfiſchen Moralitas plötzlich zu der bekannten preußiſchen Korporalitas hinüber, welche ſich wie ich von ganz glaubwürdigen Leuten vernehme, dermalen in Süddeutſchland vielfach ſehr unangenehm macht. Dieſe Korporalitas („korporaliteit“ würde Gottfried ſagen) iſt jener ſpecifiſch preußiſche Uniformdünkel, welcher das Stockſcepter Friedrichs des Großen verſchluckt und immer noch nicht verdaut hat. Daher jene Steifholzigkeit, welche bei einer Wachtparade in Potsdam ganz am rechten Platze ſein mag, in Süddeutſchland aber entſchieden am unrechten iſt.

Unter Männern, welche die Dinge ſehen, wie ſie ſind, kann es nicht mehr fraglich ſein, daß die deutſche Nation durch ihr ganzes Verhalten von 1848 an die vorläufige Verpreußung Deutſchlands zu einem unabwendbaren Verhängniß gemacht hat. Aber die Machthaber in Berlin mögen ihren in Süddeutſchland thätigen Werkzeugen wohl einſchärfen, daß ſie es nicht mit Pommern, Märkern und anderen an die Korporalität ſeit langer Zeit gewöhnten, in dieſelbe förmlich eingelebten Willpreußen, ſondern mit Pfälzern, Schwaben, Baiern, mit ſüddeutſchen Mußpreußen zu thun haben. Die wollen ſanfter angefaßt ſein und können nicht ſo mir nichts dir nichts unter die preußiſche Schablone gebracht werden. Dazu iſt die ſüddeutſche

Natur und iſt das ſüddeutſche Menſchenleben zu vielgeſtaltig, zu farben- und tönereich, zu beweglich und flüſſig. Mag ſich die Korporalität nicht darauf ſteifen, daß ſie ja auch die Rheinländer glücklich verpreußt habe! Erſtens iſt dieſe Verpreußung doch noch immer eine nur äußerliche, und zweitens leben wir heute nicht mehr in den Zeiten der Heiligen Allianz, wo die Völker mundtodt gemacht waren.

In allem Ernſt, jeder, welchem die Erhaltung der Reichseinheit Herzensſache iſt, müßte tief bedauern, wenn der reichsverfaſſungsmäßig geheilte Riß zwiſchen Süd- und Norddeutſchland wieder aufgethan würde durch ein ungeſchicktes, barſches, allzu „ſtramm“ korporaliſches Vorgehen Preußens unter den ſüddeutſchen Bevölkerungen. Verfaſſungsmäßige Rechte und kontraktliche Befugniſſe allein thun es nicht. Hier wäre das viel mißbrauchte Wort von den „moraliſchen Eroberungen“ am rechten Orte, in Handlungen überſetzt. Die Süddeutſchen ſollten und müßten durchwegs ſo behandelt werden, daß ſie zu dem Glauben, zu der Ueberzeugung berechtigt werden, die Reichspreußenſchaft ſei nur ein nicht allzu langes Durchgangsſtadium zur Reichsdeutſchheit. Wird dieſer Glaube, dieſe Ueberzeugung der Süddeutſchen durch die Korporalitas zur Unmöglichkeit gemacht, ſo wird das dem neuen Reichsbau viel gefährlicher werden, als alle die Unterminirungsverſuche ſind, welche von ſeiten giftiger Pfaffen, gehirnweicher Partikularitäts-Philiſter und großmannsmäuliger Pſeudo-Demokraten ausgehen. Alle denkenden und redlichen Süddeutſchen wollen zweifelsohne treu zum Reiche ſtehen; aber ſie wollen auch unzweideutige Bürgſchaften haben, daß man nicht damit umgehe, ſie zu korporaliſiren und zu vermühlern — welch letztere Gefahr mit dem Gegangenwordenſein des Herrn von Mühler keineswegs ſchon beſeitigt iſt.

Preußen muß erſt thatſächlich beweiſen, daß ihm aufrichtig darum zu thun ſei, aus dem Staate der „Regulative“ wirklich zum Staat der Intelligenz zu werden, ſo es die Süddeutſchen überzeugen will, daß ihm nicht allein die militäriſche und diplomatiſche, ſondern auch die moraliſche Führung gebühre. Wie kann von einem ſolchen Anſpruche die Rede ſein, ſo lange die ſträfliche Vernachläſſigung andauert, welcher in den letzten zwanzig Jahren das preußiſche Volksſchulweſen anheimgefallen iſt? Mußte nicht jedem Deutſchen, dem man im Auslande Komplimente machte über den hohen Stand der Volkserziehung in Deutſchland, die Schamröthe auf die Wangen getrieben werden durch die ſtatiſtiſchen Nachweiſe, welche in der preußiſchen Abgeordneten-Kammer gegeben wurden über den wirklichen Zuſtand des Volksunterrichts in ganzen Bezirken, in halben, in ganzen Provinzen? Für alles und jedes hat man Geld, nur nicht für die einzige wirklich reale Baſis des modernen Staates, nur nicht für die Volksſchule, welcher man höchſtens von Zeit zu Zeit ein verächtliches Almoſen zuwirft — wie neulich wieder — und die man im übrigen der Verſimpelung durch eine verſimpelte Bonzenſchaft preisgibt. Sind die Folgen einer frevelhaft hintangeſetzten Volkserziehung, wie ſie über Frankreich hereingebrochen, etwa nicht abſchreckend genug? Wird man in Berlin erſt dann die Augen aufthun, wann es zu ſpät, das heißt, wann die Maſſen durch ihre Unwiſſenheit hier in das Lager der ſchwarzen und dort in das der rothen Jeſuiten getrieben ſind?

Aber man ſcheint in der Reichshauptſtadt wirklich für „moraliſche Eroberungen“ zu rüſten. Der Herr Reichskanzler hat ja ſchon am 30. und 31. Januar in der preußiſchen Abgeordnetenkammer ſozuſagen die Heerpauke gerührt und derſelben Töne entlockt, die wie das Präludium zu einer „neuen Aera“ klangen. Das Wort ſteht freilich nicht im allerbeſten Geruche: diesmal indeſſen könnte aus der bloß gemalten neuen Aera eine wirkliche werden, wenn — nichts dazwiſchenkommt. Leute, die zwar nicht das Gras, aber doch verſchiedenes anderes wachſen hören, meinen freilich, die Reden des Herrn Reichskanzlers an den bezeichneten Tagen bezeugten ſelber, daß bereits etwas dazwiſchen gekommen ſei. In Wahrheit, dieſe Reden ſind ein ſonderbares Stück Kriegserklärung geweſen. Es iſt, wie wenn man einer Armee den Krieg erklärte, zum Obergeneral derſelben aber ſagte: „Excellenz, wir ſind und bleiben die beſten Freunde von der Welt.“ Fürſt Bismarck kann doch unmöglich glauben, mittels einer Berufung vom ſchlecht unterrichteten Papſt an den beſſer zu unterrichtenden etwas zu gewinnen. Der Papſt kann ja gar nicht ſchlecht unterrichtet ſein; denn er trägt alle Weisheit des Himmels, der Erde und der Hölle beſtändig in ſeinem unfehlbaren Bauche mit ſich herum wie jener indiſche Brahman das weltenverzehrende Zornfeuer Siva's.

Einen geradezu peinlichen und bemühenden Eindruck machte der dem Herrn Reichskanzler ſchlecht zu Geſichte ſtehende advokatenkniffige Verſuch, zwiſchen dem ſtaatsfeindlichen Jeſuitiſmus und „Sr. Heiligkeit" einen Unterſchied zu ſtatuiren. Den Syllabus-Pius von der Jeſuiterei trennen wollen, und zwar gerade zur ſelbigen Zeit, wo dieſer Syllabus-Pius ſeinen hochwürdigen Bruder, den Erzbiſchof von München, frei und frank aufgefordert hatte, den begonnenen Kreuzzug gegen den Staat tapfer zu führen — nein, das war wohl eines beliebigen Schlaumaiers, nicht aber eines Staatsmannes würdig, der mittels offen und ehrlich proklamirter „Blut- und Eiſenpolitik" das neue deutſche Reich geſchaffen hat. Es ſcheint faſt, als ob „the formidable chancellor" am 30. und 31. Januar auch einmal echternach-ſpringprozeſſionäriſch habe hüpfen wollen; aber ſolches Gehüpfe ſollte er billig den patentliberalen Heuſchrecken überlaſſen, an deren Ruf nichts mehr zu verderben iſt. Er weiß ſo gut wie irgendwer, daß man mit den Erz- und Todfeinden des neuen Reiches, mit den Römlingen, vom pontifex maximus bis herab zum pontificulus minimus, nicht paktiren kann, ſondern kämpfen muß, und er weiß gewiß auch — nicht weniger gut als die alte geſcheide und derbe Eliſabeth Charlotte von der Pfalz — daß es „einfältig, zu glauben, man könne Höflinge und Pfaffen durch Milde und Sanftmuth gewinnen“, da man doch mit denſelben „nur fertig wird, ſo man ihnen den Daumen gleich recht feſt aufs Auge drückt“.

Freilich, die Kirche iſt von einer Zähigkeit ſondergleichen. Kaum ja war das Netz, welches ſie mit Duldung und Beihilfe der deutſchen Regierungen ſeit 1849 geknüpft hatte, um daſſelbe im traulichſten Zuſammenwirken mit der Franzoſerei dem Deutſchthum über den Kopf zu werfen, durch das deutſche Siegesſchwert von 1870 zerhauen, ſo begann ſie ſchon wieder die durchſchnittenen Fäden zu Maſchen zu drehen und geſchah dies mit einer ſolchen Frechheit, daß es die Staatsgewalten ſchlechterdings ſehen mußten. Es ſcheint nun auch, daß die Herren Mandarinen von der höheren Knopfordnung aus dem Verlaufe ihres früheren Aſſekuranz-Kompagnie-Geſchäftes mit den Herren Bonzen etwas gelernt hätten. Doch iſt Beſtätigung immerhin abzuwarten und demzufolge, wie z. B. in Baiern neuerlichſt Herr von Lutz ſich dreht und ſchwenkt, iſt wahrhaftig nicht gar viel zu erwarten. Um ſo weniger, als die überſtiegenen, ja geradezu lächerlichen Hoffnungen, welche die Büreaukratie auf die „altkatholiſche“ Seifenblaſe geſetzt hatte, deutlich genug zeigten, daß ſie des Wahnes lebt, man vermöge den Fels Petri mit Schneeballen umzuwerfen. Was die genannte Seifenblaſe angeht, ſo hat ſie für die Augen wiſſender und denkender Beobachter nie verheißungsvoll geſchillert und — doch baſta! Ich ſehe, es iſt ſpät in der Nacht und der gute Leopold Schefer that recht, zu ſagen:

„Die Nacht iſt himmliſch und ein göttlich Wunder,
Die ſchönſte aber iſt, die man verſchläft.“

16. Juni.

Hölderlin hat einmal geſagt: „Nun verſteh' ich den Menſchen erſt recht, da ich fern von ihm und in der Einſamkeit lebe.“ Die Einſamkeit braucht aber nicht die eines Waldbruders zu ſein. Jeder Menſch, deſſen Gedanken von Eigenwuchs ſind, trägt inmitten der Geſellſchaft ſeine Einſiedlerklauſe mit ſich herum. Jeder ehrliche Beobachter und unbefangene Urtheiler ſitzt in der Gitterloge und läßt den buntſcheckigen Faſching des Daſeins an ſich vorüberwirbeln. So lange du ſelber den „Jahrmarkt von Plundersweiler“ beziehſt als Käufer oder Verkäufer, ſo lange du im Gedränge und Getriebe deſſelben handelſt oder mit dir handeln läſſeſt, wirſt du dir kein richtiges Geſammtbild von dieſem Jahrmarkte machen können. So lange du die Loſung einer Tages- oder Jahresmode mitſchreiſt, werden dir Verſtand, Menſchenkenntniß und Erfahrung vergeblich in die von der eigenen Stimme betäubten Ohren raunen: Aber das alles iſt ja der bare, blanke Humbug! Merkſt du denn nicht, daß ein Drittel der ganzen Schreierſchar vom Intereſſe, das zweite von der Eitelkeit, das dritte von der Unwiſſenheit beſtimmt und geleitet wird?

Mir fällt ein, daß ich oft nachdenklich vor zwei Prachtquellen geſtanden, welche weit hinten im Glarnerland entſpringen, halbwegs zwiſchen Stachelberg und dem Tödihaus. Hart am Wege brechen ſie am Fuß einer ungeheuren Felswand in der Stärke von zwei Bächen hervor, mächtig, tief, raſch fließend, kriſtallen, erfriſchend ſchon durch den bloßen Anblick. Etliche hundert Schritte weiter unten im Thale fallen ſie in die gletſcherſchmutztrüb in ihrem Felſenbette tobenden Gewäſſer der Linth und mit der Quellenherrlichkeit iſt es vorbei.

Aber was wüßte der Quell vom Strome, ſo er ſich nicht mit demſelben miſchte? Was wüßte der Menſch von der Geſellſchaft, wenn er nicht in und mit ihr lebte? Beiſeiteſtellen kann und darf ſich nur, wer im Gedränge mitgehandelt und mitgelitten hat, und wer ſich nicht auf dem erwähnten Jahrmarkte tüchtig umgetrieben, der wird aus der Ferne niemals eine richtige objektive Anſicht von der Plundersweilerei gewinnen. Freilich erhält das Beiſeiteſtehen auch dann, wann es nach dem

Mitumtreiben und Mitumgetriebenwerden im Gewühle erfolgt, leicht einen Anſtrich von Egoiſmus und Dünkelhaftigkeit. Allein hierüber muß man ſich mit dem Bewußtſein tröſten, daß es doch ſein Angenehmes hat, ſich glücklich aus der Kleie ausgemiſcht zu haben und nicht von den Schweinen gefreſſen worden zu ſein. Auch iſt ja nicht zu befürchten, daß die großen Tageskritiker unſerer Zeit dem Beiſeiteſtehenden mißbilligend die Eingangsverſe vom zweiten Buch des Lukretius zurufen; denn dieſe Herren kennen den Lukrez ſo wenig wie noch vieles andere.

17. Juni.

Weltgeſchichtliche Gewitter reinigen, ſagt man, die moraliſche Atmoſphäre wie Blitz und Donner die phyſiſche. Es iſt etwas daran, obzwar der Satz, wie eben jede Regel, ſeine Einſchränkung hat. Wer denkt zum Beiſpiel jetzt, nach den Ereigniſſen von 1870/71, noch an den Zank und Stank, welcher aus Gelehrtenſtuben hervorſchrillte und aufqualmte bei Erörterung der hiſtoriſchen

Streitfrage, ob Oeſterreich oder aber Preußen zum Untergange des tiefunſeligen Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation das meiſte oder aber das mindeſte beigetragen hätte. Es war eine förmliche Keilerei zwiſchen „großdeutſchen“ und „kleindeutſchen“ Hiſtorikern. Wie die Herren erhitzt ausſahen! Wie ſie einander giftmörderiſche Blicke zuſchleuderten, einander die Argumente zerzauſten, die Citate ſtriegelten, ja einander ſozuſagen in die „Quellen“ pi—rouettirten! Hauſt du meinen Thugut, ſo hau' ich deinen Lucchesini; puffſt du meinen Haugwitz, ſo ohrfeig' ich deinen Kobenzl. Eine ganze Bibliothek wurde glücklich zuſammenpolemiſirt; denn es regnete Repliken und ſchneite Dupliken. Und das alles „um Hekuba“! Keiner der leidenſchaftlich erboſten Kämpfer hatte ſo viel Gerechtigkeitsſinn im Leibe, um zu fühlen und zu bekennen, daß die Politik und Kriegführung Oeſterreichs und Preußens in der ganzen Zeit von 1792 bis 1806 gleich undeutſch und jammerſälig geweſen ſind, und daß man das Verhalten des berliner und des wiener Hofes am beſten charakteriſirt, wenn man in Anlehnung an eine bekannte Weiſe reimt:

Recht that keiner von den beiden
In dem Streit von dazumalen,
Und weil beide viel verſchuldet,
Mußten beide tüchtig zahlen.

Die für Oeſterreich plaidirenden Hiſtoriker-Advokaten oder Advokaten-Hiſtoriker hätten mancherlei neue Beweismittel aus den reichhaltigen neuerdings von Vivenot und von Arneth zu Tage geförderten Schätzen des wiener Staatsarchivs ziehen können. Aber ganz abgeſehen von der berührten Kontroverſe, wo beiderſeitig ſo viel Fleiß und Wiſſen, aber auch ſo viel Befangenheit und Rabuliſterei aufgewendet wurde, müſſen Vivenots und Arneths Gaben im Namen der Geſchichtewiſſenſchaft hochwillkommen geheißen werden. Insbeſondere die jetzt ſo umfaſſend erſchloſſene Korreſpondenz Kaiſer Joſephs II. Damit hat Deutſch-Oeſterreich der deutſchen Hiſtorik ein Geſchenk gemacht, für welches dieſe nur dankbar ſein kann, wie ſie allen Grund hatte, dem Herausgeber auch für ſeine treffliche, ſo manches Dunkle hellende Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia ihren aufrichtigen Dank zu zollen.

Ueberhaupt iſt es, will mir ſcheinen, dermalen für jeden, der in wiſſenſchaftlichen, literariſchen und künſtleriſchen Dingen mitredet, nicht allein ſchicklich und billig, ſondern geradezu eine ernſte Pflicht, dem Mitarbeiten der Deutſch-Oeſterreicher am großen Werke deutſcher Kultur mit liebevoller Aufmerkſamkeit zu folgen. Wir dürfen keine Gelegenheit verſäumen, unſeren Brüdern an der Donau zu ſagen, daß ſie uns und wir ihnen gehören, trotz alledem und alledem! Das iſt ein Band, welches keine prager Friedensſcheere zerſchneiden kann, noch auch das zweiſchneidige Meſſer der Ausgleichspolitik. Wir älteren Leute erinnern uns noch jetzt gerne des ergreifenden Eindruckes, welchen es in den dreißiger Jahren auf uns machte, als plötzlich aus dem metternichig gegen Deutſchland zugemauerten Oeſterreich ſo grunddeutſche Klänge hervorbrachen, wie Grün und Lenau ſie anſtimmten, und heute fühlen wir mit Beſchämung, daß wir dem Dichter der „Sappho" und der „Hero" unſere Verehrung und Liebe viel zu ſpät entgegengebracht haben. Möchte dieſe Verſäumniß wenigſtens nach Möglichkeit geſühnt werden dadurch, daß die in Ausſicht geſtellte Geſammtausgabe der

Werke Grillparzer's zu einem nationalen Gemeingut wird. Viel des Beſſeren von deutſcher Art und Kunſt bringen uns gerade jetzt auch die geſammelten Werke Bauernfelds und es heißt einem Todten, dem unlängſt heimgegangenen Halm, nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man ſagt, daß ſein „Fechter von Ravenna“ doch eine der wirkſamſten nationalen Thaten war, vielleicht ſogar die theatraliſch-wirkſamſte von allen, welche ſeit dem Tode Schillers der tragiſchen Muſe unſeres Landes gelungen ſind.

Ja, wir ſollen jede Veranlaſſung und Gelegenheit benützen, die geiſtige Wechſelwirkung mit unſeren Brüdern in Oeſterreich zu pflegen und zu fördern. Jeder deutſche Ton, der von dorther klingt, ſoll einen Widerhall in unſerer Bruſt finden. Da iſt mir vor kurzem ein Büchlein zugeflogen aus den tiroler Bergen, ein Büchlein von nur zwölf Blättern, aber werth- und weihevoll durch Gedankengehalt und Formſchönheit: „Der Hexenmeiſter“, von Adolf Pichler. Eine tiroler Dorfgeſchichte in Verſen, ſchlicht vorgetragen, aber ſo, daß man des Dichters Herz in jeder Zeile pochen fühlt. Die Maſchinerie iſt ganz einfach, aber die bäuerliche Tragödie, deren Held der „Hexenmeiſter“, zieht mit einer Anſchaulichkeit, welche der Geſtaltungskraft Pichlers ein glänzendes Zeugniß gibt, an unſeren Augen vorüber. Nur wenige feſte Striche und eine Figur oder eine Situation ſteht leibhaft vor uns. Wenn zum Beiſpiel der Dichter von dem Hochwürdigen, welchem des Hexenmeiſters Ehefrau ihr Hab' und Gut vermacht, den Betrogenen ſagen läßt:

„Den kannt' ich ja! er trug des Stieres Nacken
Und Waden gleich dem Butterfaß“ —

ſo erblicken wir in dem Gezeichneten ſofort einen jener ſchweren ſchwarzen Dragoner, welche mit dem Pallaſch der Dummheit vor dem Tabernakel der tiroliſchen Glaubenseinheit Schildwache ſtehen und denen es glücklich gelungen iſt, ihr ſchönes Heimatland zum geiſtesärmſten und unwiſſendſten aller deutſchen Länder zu machen, nicht einmal Mecklenburg ausgenommen, wo doch Urbonze Kliefoth und Konſorten alles Bonzenmögliche im Verdummungsgeſchäft geleiſtet haben.

18. Juni.

Pichlers Büchlein hat mir wieder einmal ſo recht das Gefühl nahegebracht, mit welchen Hemmungen, Hinderniſſen, Beſchwerlichkeiten und Gefahren die Deutſchen in Oeſterreich zu kämpfen haben, ſo ſie ihre Deutſchheit bewahren und geltend machen wollen. Das iſt fürwahr ein ganz anderes *Deutſchſein*, als jenes ſelbſtgefällige und anmaßliche *Deutſchthun* der ſüßen Glattſchwätzer im neuen deutſchen Reiche, deren ganzer Patriotiſmus eigentlich darin beſtand und beſteht, daß ſie den Speichel des Erfolges leckten und lecken, und die jetzt herumſteigen, als wären ſie die Generalpächter nationaler Geſinnung und Politik. Dieſe Menſchen laſſen auch keine Gelegenheit vorübergehen, den Deutſch-Oeſterreichern eins anzuhängen. Natürlich! Das freiheitliche Element, welches in den Deutſchen Oeſterreichs ſo entſchieden herausgebildet iſt, erregt den Fartcatchers des Korporaliſmus Unbehagen. Sie möchten um jeden Preis verhindern, daß das Gegengewicht des ſüddeutſchen Demokratiſmus gegen den norddeutſchen Abſolutiſmus verſtärkt werde durch das Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit den Deutſch-Oeſterreichern. Sie können ſich ja den deutſchen Nationalſtaat nur in der Form einer preußiſchen Kaſerne vorſtellen und haben keine Ahnung davon, daß dieſe Form ſchlechterdings geſprengt werden muß, wenn ſie ihren allerdings nicht wegzuleugnenden, aber doch hoffentlich nur vorübergehenden Zweck erfüllt hat.

Es dürfte auch die Zeit gar nicht ferne ſein, wo eine unwankbare und thatkräftige deutſche Geſinnung der Deutſchen in Oeſterreich für das deutſche Reich von außerordentlicher Wichtigkeit werden könnte, ja wohl zu einer Lebensfrage. Freilich ſteht zur Stunde Deutſchland ſo ſieghaft, mächtig, gebietend und gefürchtet da, daß es thöricht ſcheint, Beſorgniſſe zu hegen. Aber hinter dieſem Schein von Sicherheit ſteht das Weſen der Gefahr. Unſere Nation hat ſich zu plötzlich und zu hoch emporgehoben, um nicht beneidet und gehaßt zu ſein. Ich ſehe ſo ziemlich alle Nachbarn mit neidgrünen Augen auf mein Vaterland ſtarren. Ich ſehe aber ſelbſt Kinder Germania's frevelhafte Gedanken gegen ihre Mutter erheben, in der Hoffnung, bei Gelegenheit frevelhafte Hände gegen dieſelbe erheben zu können. Ich ſehe den Judas raſtlos durch die deutſchen Gauen ſchleichen, heute mit der Inful und morgen mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, hier mit der Loyoliten-Kutte und dort mit der Kommuniſten-Blouſe angethan. Ich vernehme von den holländiſchen Marſchen her das Früh- und Spätgebet einer deutſchen Königstochter: „O Herr, züchtige und vernichte Preußen, und müßte dabei auch ganz Deutſchland für immer zu Grunde gehen!“ Ich höre den Klang welfiſcher Silberlinge auf den Pulten käuflicher Redner und gekaufter Skribenten und ich höre auch ein Verſchwörungsgemurmel aus Junkerſchlöſſern und Sakriſteien, wie man es anſtellen müßte, den in römiſches Gift getauchten Rheinbundsdolch dem verhaßten deutſchen Reiche in den Rücken zu ſtoßen.

Alle dieſe inneren Feinde der Nation ſind ſelbſtverſtändlich jeden Augenblick bereit, mit den äußeren gemeinſame Sache zu machen, ſo ſie das mit einiger Ausſicht auf Erfolg zu thun vermögen. Und die äußeren Feinde? Sie harren und lauern, und gar mancher iſt ein Feind, der jetzt ſo ſüßfreundlich thut, daß er, mit dem armen Grabbe zu reden, vor lauter Süßthun ſtinkt. Von dem beſiegten Frankreich iſt freilich vorderhand gar nichts zu beſorgen. Das rutſcht ja auf der ſchiefen Ebene der Phraſenhaftigkeit und des Parteihaders unverbeſſerlich und unaufhaltſam dem Zuſtande der Spaniſchkeit entgegen. Das franzöſiſche Zuckerpapier hat auch bedeutend im Preiſe abgeſchlagen. Sogar hier in der Schweiz, wo doch die Schwärmerei für die franzöſiſche „Republik“ vor Jahresfriſt hoch ins blaueſte Blau gegangen iſt. Nun, dieſe „Republik“ hat ja ihre wahre Natur ſo thierſiſch geoffenbart, daß dadurch wohl auch dem dümmſten Jungen der Dippel gebohrt werden mußte. Selbſt ſo gehirnweiche Geſellen wie die italiſchen Nichtgenerale und Unſtaatsmänner Lamarmora, Cialdini, Bonghi und Kompagnie dürften dermalen nicht mehr franzoſennärriſch genug ſein, um die Geſchicke ihres Landes an den Cul de Paris von Madame Gaule anleimen zu wollen. Man kennt heute die Wallungen und Wollungen des Herrn Grafen Beuſt und des Herrn Grafen Andraſſy vor Sedan und dieſe Wallungen und Wollungen ſind in Erinnerung an 1866, wenigſtens was Herrn von Beuſt angeht, ganz begreiflich und verzeihlich geweſen. Weniger allerdings, was Herrn von Andraſſy angeht; denn die herrſchende Stellung, welche der Magyariſmus in Oeſterreich-Ungarn jetzt innehat, war ja nur eine aus der Prämiſſe 1866 gezogene Konkluſion. Die Franzoſerei graſſirte übrigens ſporadiſch auch nach Sedan noch in Ungarn; nämlich unter Leuten, welche das allerdings nicht leichte Geſchäft, an der wirklichen, nicht blos gemalten und gerednerten Freiheit und Civiliſation ihres Landes zu arbeiten, viel zu mühſälig finden und ſich als große Patrioten und Volksmänner auszuweiſen glauben, wenn ſie den Anfangsbuchſtaben des Wortes Republik in Arabesken-Schnörkelform auf ihre Schnürhoſen ſticken laſſen. Die Stellung, welche die Deutſch-Oeſterreicher zur großen Frage von 1870—1871 genommen, hat alle Großmacht-Schnürhoſen-Gelüſte vereitelt, welche Gelüſte übrigens von den denkenden und wiſſenden ungariſchen Patrioten nie getheilt worden waren. Dieſen Patrioten iſt bekannt, daß eine aufrichtige Freundſchaft mit dem wiederhergeſtellten deutſchen Reiche in der Wagſchale der Zukunft Ungarns ſchwerer wiegt als der aus Paris verſchriebene Phraſenfirniß, womit unreife Schwätzer den kaum gewachſenen Schnurrbart aufwichſen und zu deutſchfeindlichen Spitzen drehen, die uns ja wohl nicht todtſtechen werden.

England kann, was das Verhalten der Großſtaaten zu Deutſchland angeht, vorderhand füglich außer Rechnung bleiben. Es iſt ja, von einer mehr und mehr dekrepit werdenden Oligarchie mißregiert, von ſeiner Großmachtſtellung zu der eines Waffenſchmugglers und Munitionspaſchers herabgeſunken, in welchen Geſchäftezweigen es in den Jahren 1861—1865 und 1870—1871 ſo gewinnreich „gemacht“ hat. Im übrigen wird Uncle Sam ſchon dafür ſorgen, daß John Bull, mag er von den heuchleriſchen Tories oder von den ſcheinheiligen Whigs regiert werden, keine großen Sprünge machen könnte, auch wenn er wollte. Mag er daher das deutſche Reich gladſtoniſch anwinſeln oder diſraelitiſch ankläffen, beißen wird er es nicht. Die Franzoſen wollen uns mit Rußland bange machen, aber Bangemachen gilt bekanntlich nicht. Das oft verſuchte ruſſiſch-franzöſiſche Bündniß iſt nur einmal zeitweilig zu Stande gekommen, vor fünfundſechzig Jahren, und die Ruſſen werden ſich wol noch erinnern, daß und wie ſehr ſie dabei genasführt und übervortheilt wurden. Das Kabaken-Geſchimpfe, welches obſkure Schmierfinken in Petersburg und Moſkau gegen Deutſchland erheben, iſt bedeutungslos. Solches Geſchmeiß macht die ruſſiſche Politik nicht. Auf der anderen Seite iſt die „intime Freundſchaft" des Caren Alexander für ſeinen Oheim Wilhelm zwar eine ſehr nette Sache, aber Caren ſind ſterblich und ſterben, wie jedermann weiß, unter Umſtänden überraſchend plötzlich. Auch iſt die Politik, welche nur durch die Familienbeziehungen der Potentaten beſtimmt wurde, längſt in die hiſtoriſche Rumpelkammer verwieſen. Aber angenommen, der Nachfolger Alexanders II. wäre ein ſo wüthender Deutſchenfreſſer, wie man ihm nachſagt, vermöchte er ſeiner Antipathie, ſeiner Willkür, ſeiner Laune die realen Intereſſen Rußlands zu opfern, in einer Zeit zu opfern, wo doch der Endentſcheid über das Verhalten der Staaten zu einander ganz entſchieden bei den realen Intereſſen iſt? Schwerlich! Ein

Car iſt in ſeinem Reiche lange nicht ſo unumſchränkt und omnipotent, wie man in Weſt-Europa häufig wähnt, und nur ein Ignorant von pariſer Zeitungsſchreiber kann ſich einbilden, der Car brauchte bloß zu winken und zahlloſe „Horden“ würden ſich über Deutſchland herſtürzen. Solche Kräfte, wie Rußland ihrer zu einem Angriffskriege gegen das deutſche Reich bedürfte, hat es dermalen gar nicht zur Verfügung. Schon darum nicht, weil es noch mitten in dem durch Kaiſer Alexanders höchſt preiswürdige Initiative hervorgerufenen Reformprozeſſe ſich befindet. Endlich überſehen die Herren Phantaſten, welche einen Krieg zwiſchen Deutſchland und Rußland ſchon fertig in der Taſche haben und denſelben nur hervorzulangen brauchen, daß, bis die polniſche Frage ſo oder ſo aus der Welt geſchafft ſein wird, ein Zwang der Solidarität zwiſchen Preußen, Oeſterreich und Rußland beſteht, welcher unendlich viel ſtärker iſt als alle perſönlichen Sympathieen oder Antipathieen von Monarchen oder Miniſtern. Sollte ſich aber Rußland gegen den Weſten freie Hand ſchaffen wollen dadurch, daß es auf das ſehr gewagte

Experiment des Panſlaviſmus ſich einließe, je nun, dann könnten ihm Preußen und Oeſterreich noch immer einen gehörigen Knüppel zwiſchen die Beine werfen, indem ſie in der polniſchen Frage das Prävenire ſpielten.

Alles zuſammengerechnet, kommt man demnach zu dem Facit, daß die dem deutſchen Reiche von außen drohenden Gefahren zu wirklichen nur dann werden könnten, wenn die inneren Feinde der Nation — in erſter Linie die Ultramontanen, die Partikulariſten und die altpreußiſchen Junker und Mucker — ſtark genug wären, das Reichsregiment beſtimmend zu beeinfluſſen, d. h. zu desorganiſiren, zu untergraben, zu zerbröckeln. Daß ſie hieran arbeiten, unterliegt gar keinem Zweifel, und daß ſie zu Anfang dieſes Jahres ihre unterirdiſchen Minirgänge ſchon nicht unbeträchtlich weit vorwärts, d. h. rückwärts getrieben hatten, das bezeugte das Auftreten Bismarcks gegen den welfiſchen Jeſuiten Windthorſt in der preußiſchen Abgeordneten-Kammer am 9. Februar. Aus der Rede des Reichskanzlers klang ſo etwas, als hätte ihn beim Auftreten plötzlich das Gefühl überkommen, daß der

Boden unter ſeinen Füßen unterhöhlt ſein müßte. Seine Aeußerung: „Es kommt nicht ſelten vor, daß der bitterſte Feind einer beſtimmten Monarchie ſich unter der Maſke der Sympathie für dieſe Monarchie an deren König heranzudrängen ſucht“ — hatte, zuſammengehalten mit dem Umſtande, daß der beſagte Loyolait von der kurzen Robe bei Hofe richtig ſich einzuſchmeicheln vermochte, etwas hinlänglich Unheimliches.

Daß Bismarcks Sturz vollends jetzt, wo er der widerdeutſchen ſchwarzen Bande offen den Fehdehandſchuh hingeworfen hat, ein nationales Unglück von unberechenbarer Tragweite wäre, könnten nur ganz vernagelte Blech- und Plattköpfe beſtreiten. Iſt denn aber dieſer Sturz denbar, iſt er möglich? Hm, an Höfen iſt alles möglich; am möglichſten aber — Höfiſches.

19. Juni.

In Spanien hat ſich alſo wieder mal ein Bürgerkriegelchen abgeſpielt, deſſen Geſchichte der „Kladderadatſch“ bereits vortrefflich geſchrieben hat.

Der legitime „Rey“ führte ſich auf dieſem kurzdärmigen Kreuzzuge noch feiger als dumm auf, was zwar unmöglich ſcheint, aber doch wahr iſt. Nachdem ſich in letzter Zeit leider der Republikaniſmus ſo viel und ſchwer blamirte, reib' ich mir die republikaniſchen Hände darüber, daß ein Legitimer das Gleichgewicht der Dummheit wieder einigermaßen herzuſtellen allerhöchſt geruhte.

20. Juni.

Seit Jahren iſt mir zu einem bevorzugten Buche das Werk geworden: „Die Kunſt im Zuſammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menſchheit“, von Moriz Carriere. Der erſte Band erſchien 1863 und iſt ſeither neu aufgelegt worden, was mich freut, ſchon als ein Zeichen, daß der anmaßliche Schwindellärm, welchen die Aſſologie erhob und erhebt, doch lange nicht betäubend genug wirkte und wirkt, um die Aufmerkſamkeit der deutſchen Leſewelt ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen.

Die optimiſtiſch-theiſtiſche Weltanſchauung des Verfaſſers iſt nicht die meinige, aber ich achte ſie als die Ueberzeugung eines unabhängigen und redlichen Denkers und Forſchers. Auch objektiv angeſehen, iſt Carriere's Philoſophie um ſo achtungswerther, je entſchiedener ſie ſich fernhält von der Thorheit, welche ſeinerzeit insbeſondere unter den Hegeldümmlingen graſſirte — von der Thorheit, jeden beliebigen Gegenſtand, jedes wiſſenſchaftliche Thema, dieſe oder jene Disciplin und am Ende die ganze Menſchheit und Weltgeſchichte als einen Centner Thon anzuſehen, ſchlechterdings nur dazu da und beſtimmt, in das a priori konſtruirte Modell des „Syſtems" gepreßt zu werden. Im Gegenſatze zu ſolcher Prokruſtes-Machenſchaft iſt Carriere in der Weiſe Herders vorgegangen, das heißt er iſt mit den Augen eines unbefangenen Beobachters an die Phänomene der idealiſchen Welt herangetreten und hat dieſelben, ſtatt Fremdes in ſie hineinerklären zu wollen, aus ihrer eigenen und eigenſten Natur heraus klargeſtellt. Er konnte das, weil er mit Herder auch das feinfühlige Verſtändniß, die koſmopolitiſche Aneignungsfähigkeit theilt, welche wir keineswegs aufgeben wollen, obzwar unſer Volk in der praktiſchen Politik die undankbare Rolle eines weltbürgerlichen Hannsnarren glücklicherweiſe endlich ſatt bekommen und hoffentlich für immer aufgegeben hat. Das Weltbürgerthum des Geiſtes verträgt ſich ganz gut mit der Forderung, daß nicht nur im Reiche der Idee, ſondern auch in der Wirklichkeit Deutſchland eine Macht ſein ſoll, angeſehen, einflußreich, geachtet und wo es nöthig, auch gefürchtet. Die Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, achten ja doch nur, was ſie vorkommendenfalls auch fürchten müſſen. Es kann gar nicht ſchaden, wenn wir uns in allen politiſchen Fragen eine erkleckliche Portion von Nationalegoiſmus anſchaffen, um kraft deſſelben unnachgiebig unſer Recht zu wahren und zu behaupten, was unſer iſt. Welchen Dank uns die abſtrakte Weltbürgerei eingetragen, haben wir ja ſchmerzlich genug erfahren und wollen daher ruhig zuwarten, ob etwa die Engländer, die Franzoſen, die Ruſſen, die Italiener oder die Yankees die von uns aufgegebene Rolle des koſmopolitiſchen Schwärmers auf dem theatro mundi aufnehmen und wie weit ſie es damit bringen werden. Urkomiſch iſt es aber, wenn alle die notoriſchen Feinde von Michel Teut beweglich darüber klagen, daß er nicht länger den weltbürgerlichen Bouffon machen wollte.

Ich kann nicht verſtehen, warum Carriere ſeinem Buche ſtatt des etwas ſchleppenden Titels deſſelben nicht ſchlichtweg die Aufſchrift: „Geſchichte des Idealiſmus“ gegeben hat. Es verdiente ſo zu heißen, da der Verfaſſer nicht allein die Kunſt in ihren verſchiedenen Erſcheinungsformen, ſondern auch das religiöſe Vorſtellen und das philoſophiſche Denken in den Kreis ſeiner Unterſuchung und Darſtellung gezogen hat. Selbſtverſtändlich war das nothwendig, wenn die künſtleriſche Arbeit der Menſchheit in ihrem ganzen Umfange aufgezeigt werden ſollte. Den Gedanken eines ſolchen Werkes konnte doch nur ein deutſcher Gelehrter faſſen; denn dieſer Gedanke hat ja jene Univerſalität des Schauens, Wiſſens und Verſtehens, wie ſie nur in Deutſchland gefunden wird, zur unumgänglichen Vorausſetzung. Und wie iſt der große Gedanke verwirklicht, wie iſt der Plan des Buches zur Ausführung gelangt? Im Ganzen wie im Einzelnen ſo, daß Verwirklichung und Idee ſich vollſtändig decken und der Größe des Entwurfes die Energie der Durchführung deſſelben entſpricht. Natürlich iſt es bei einem ſo umfaſſenden und vielſeitigen Unternehmen nicht ſchwer, da und dort eine ſchwache Seite deſſelben herauszufinden und dies und jenes aufzuſtöbern, worüber ſich mit dem Verfaſſer rechten ließe. Jene Kritikaſter und Kritikakerlaken, deren Allesbeſſerwiſſerei, bei Licht betrachtet, nichts iſt als der Neid der Ohnmacht, mögen dies kleinſchulmeiſterliche Schnüffelgeſchäft treiben, da ſie zu Beſſerem ja doch nicht das Zeug haben. Männer dagegen, welche ſelber zu ſchaffen vermögen, werden unſerem Verfaſſer für ſeine Gabe von Herzen dankbar ſein; denn ſolche Urtheiler wiſſen die ungeheure Fülle ſtillen Fleißes und ausdauernder Arbeit zu werthen, von welcher Carriere's Werk Seite für Seite zeugt. Lebte Großmeiſter Göthe noch, er würde, ſo ſteht mit Grund zu vermuthen, mit Beziehung auf dieſes Buch ſeinen ſchönen Ausſpruch wiederholen: „Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewiſſen

Enthuſiaſmus ſpricht, ſo bleibt ſo wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth iſt. Luſt, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt, alles andere iſt eitel und vereitelt nur." Von der Höhe eines ſolchen Kriticiſmus angeſehen, iſt Carriere's Buch ein gutes und ſchönes zu nennen: ein gutes, weil es die Reſultate der Specialforſchung vom ganzen Felde des Idealiſmus mit Bienenfleiß geſammelt, lichtvoll geordnet und zu einer philoſophiſch durchgearbeiteten Entwickelungsgeſchichte des Menſchengeiſtes geſtaltet hat; ein ſchönes, weil es, dem wiſſenſchaftlichen Gehalte die äſthetiſche Form geſellend, mittels ſeiner Darſtellungsweiſe leiſtet und übt, was es lehren will, den Kultus des Schönen, des Idealen.

Der erſte Band entwickelt die Anfänge der Kultur und gibt dann eine einläßliche Schilderung des orientaliſchen Alterthums. Die einleitenden Abſchnitte über Weſen, Urſprung und Entwickelung der Sprache, der Schrift und der Gottes-Idee dürften namentlich ſolchen zur Kenntnißnahme und Beherzigung zu empfehlen ſein, welche wähnen, alle Vorgänge in der Geneſis der Civiliſation ſeien nur auf dem Wege der plumpſten Kraftſtoffelei zu erklären — jener Kraftſtoffelei, welcher Göthe vorahnend durch ſeinen Mephiſto in der zweiten Scene des zweiten Theils vom „Fauſt“ das ſeither erfüllte Prognoſtikon ſtellen ließ. Das Kapitel über die Naturvölker weiſt nach, wie der idealiſtiſche Trieb im Menſchen zuerſt in noch unartikulirten Lauten zu ſtammeln begann. Die Abſchnitte über China und Egypten führen uns ſodann auf feſteren kulturhiſtoriſchen Boden: das menſchliche Selbſtbewußtſein hat die Dumpfheit des bloßen Naturdaſeins durchbrochen, der forſchende Gedanke regt ſich, die ſchaffende Phantaſie bethätigt ſich, der Kunſtſinn tritt mehr und mehr die Kinderſchuhe aus, die Idee des Schönen kommt in den Schöpfungen der verſchiedenen Künſte allmälig zur Erſcheinung. Alles freilich noch, in China und in Aegypten, wie in Babylon und Ninive, entweder grell, putzig und burlesk, oder koloſſal, bizarr und barock. Im Grunde gilt das von der Kunſt des geſammten alten Orients. Es geht ihr Maß und Harmonie ab und damit auch die zugleich erhebende und beruhigende Geſammtwirkung, ſo Großartiges, Schönes und Erſchütterndes ſie auch in ihrer Erſcheinungsform als Poeſie geſchaffen hat. Zu dieſen ihren beſten Thaten gehören bekanntlich die hebräiſche Lyrik und Didaktik, die iraniſche Heldenſage und die ſanſkritiſche Epik, Lehrdichtung, Lyrik und Dramatik. Der zweite Band beſchäftigt ſich ausſchließlich mit dem, was wir im gäng und gäben Sinne das Alterthum zu nennen pflegen, das heißt mit Hellas und Rom. Hier hat man die ſämmtlichen Ergebniſſe der Alterthumswiſſenſchaft in belehrender Ueberſichtlichkeit und anmuthiger Schilderung beiſammen, von den ſogenannten pelasgiſchen Anfängen des Hellenenthums bis herab zur Auflöſung und Zerſetzung der griechiſch-römiſchen Welt in der alexandriniſchen Periode. Ich kenne keine zweite Darſtellung, welche uns das antike Weſen menſchlich ſo nahe brächte, wie die von Carriere es thut. Das dürfte ſich insbeſondere auch Leſerinnen wohlthuend fühlbar machen, wie es denn nicht der geringſte Vorzug unſeres Buches iſt, daß es ganz dazu angethan, gebildeten Frauen förderlich zu ſein und deren Zuneigung in hohem

Grade zu gewinnen. Für die Frauen gilt ja doch vollwichtig das Wort:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringt ihr in der Erkenntniß Land“ —

und ihre Befreiung muß und kann nur eine weſentlich auf äſthetiſchem Wege vollzogene ſein; ſie müſſen durch die Schönheit zur Wahrheit gelangen. Das iſt freilich eine ſchon alte pſychologiſche Thatſache, die ſich aber mit voller Evidenz und ganzem Nachdrucke doch erſt herausgeſtellt hat, ſeit wir die widerlichen Dirnen geſehen, welche ihre „Emancipation“ auf dem Wege der Kneipen-Philoſophie oder der Klubbpolitik gewonnen haben. Sehr problematiſch iſt auch, ob das Studium der Naturwiſſenſchaften das weibliche Geſchlecht wirklich zu fördern vermöge, ob nicht vielmehr daran der Weiblichkeit ſchönſter Theil hängen bleibe und ob überhaupt durch das modiſch gewordene „Studiren“ junger Damen nicht ein unerſprießliches und unerquickliches Zwitterthum geſchaffen werde. Ich bin keineswegs ungalant genug, die Befähigung des Weibes zu ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit ganz leugnen zu wollen; aber ich geſtehe unverholen, daß es mir einen unvergeßlich und unbeſchreiblich widerwärtigen Eindruck gemacht hat, als ich neulich in einem anatomiſchen Kabinette zwei junge Mädchen gewiſſe Präparate emſig „ſtudiren ſah". Als ich mir dazu die beiden recht hübſchen Studentinnen noch in der Klinik an den Betten von „Primären", „Sekundären" und „Tertiären" dachte, grauelte und gruſelte mir es ungelinde den Rücken herauf. Natürlich iſt das nur ein „philiſterhafter" Skrupel, eine altfränkiſche „Marotte", für welche der, welcher ſie hegt, durchaus keine Beachtung anſpricht, maßen er ſehr gut weiß, daß es lächerlich iſt, einen recht in Schuß gekommenen Strom der Thorheit aufhalten zu wollen. Indeſſen gereicht es mir doch zu etzlicher Genugthuung, daß eine ſo zweifelloſe fachmänniſche Autorität, wie Th. L. W. Biſchoff iſt, ſich in dieſen Tagen gegen „das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen" des entſchiedenſten ausgeſprochen hat, mit Beibringung von Gründen, welche jeden überzeugen müſſen, der überhaupt Gründe hören will und in ſolchen Dingen ein Urtheil hat.

Der dritte Band von Carriere's Werk behandelt in zwei Abtheilungen das chriſtliche Alterthum und den Islam, ſodann das europäiſche Mittelalter. Die beiden erſten Abſchnitte wie der dritte haben das Verdienſt, in der Geſchichte des Idealiſmus zum erſtenmale Entwickelungsmotive aufgezeigt zu haben, welche bislang wenig oder gar nicht beachtet worden ſind. Ganz vortrefflich ſind in dieſer Beziehung die Nachweiſe und Betrachtungen über das Slaven-, Finnen- und Keltenthum, welche die Darſtellung der mittelalterlichen Ideale und ihrer angeſtrebten Verwirklichung in Staat und Kirche, in Gottes- und Frauendienſt, in Scholaſtik und Myſtik, in den ſämmtlichen redenden und bildenden Künſten eröffnet. Wer eine Vorſtellung davon hat, welche Maſſe ſich zudrängenden Stoffes der Kulturhiſtoriker, welcher dem Mittelalter ſein Recht widerfahren laſſen will, bewältigen muß, wird die Kraft und Geſchicklichkeit anerkennen, womit unſer Verfaſſer des Materials Herr geworden und daſſelbe ſozuſagen zum Aufbau eines gothiſchen Münſters zu verwenden verſtand, welches durchwandelnd wir die verſchiedenen Seiten des mittelalterlichen Lebens und Strebens der europäiſchen Geſellſchaft genau und mit Genuß betrachten können. Halten wir das Bild feſt, ſo können wir den vierten Band des Buches einen Prachtbau der Renaiſſancezeit nennen, ein lichthelles, wohlgeordnetes Muſeum, in welchem uns die „Renaiſſance und Reformation in Bildung, Kunſt und Literatur" vorgeführt wird. Auch hier wieder iſt neben der umfaſſenden Kenntniß des vielgeſtaltigen Stoffes der Takt überall bemerkbar, womit Carriere das Weſentliche und Ausſchlaggebende vom Unweſentlichen und Nebenſächlichen zu ſcheiden und jenem wie dieſem den rechten Platz anzuweiſen und die richtige Beleuchtung zu geben verſtanden hat.

Die Geſammtwirkung des Werkes auf mich und gewiß auf jeden überhaupt empfänglichen Leſer iſt dieſe, daß wir den nächſten Band, welcher die idealiſtiſche Geſchichte des 18. Jahrhunderts enthalten wird, mit Ungeduld erwarten. Gelingt es dem Verfaſſer, ſein ganzes Unternehmen im Geiſt und in der Form des bisher Geleiſteten durchzuführen, ſo wird er, wenn ich recht erwäge, einen im edelſten Stil gehaltenen Kommentar zu jenem herrlichen Thema geliefert haben, welches Schiller ausgeſonnen und „Die Künſtler“ überſchrieben hat. Ach, es wäre unſerer Zeit ſehr geſund und heilſam, wenn ſie dieſes Thema und ſeine Gloſſirung durch unſeren Geſchichtſchreiber des Idealiſmus auf ſich wirken laſſen wollte und inmitten ihres eiſernen Realiſmus und gemeinen Materialiſmus zur Erkenntniß käme, was der griechiſche Tragiker damit gemeint, wenn er ſagte:

„Lieb iſt ewig das Schöne!“

21. Juni.

Wenn burſchenſchaftliche Puriſmus-Fanatiker vor Zeiten verlangten, daß man ſtatt Univerſität ſagen und ſchreiben müßte „Geiſtesturnplatz“, ſtatt Profeſſor „Lehrburſch“ und ſtatt Student „Lernburſch“, ſo war das gewiß ſehr lächerlich. Aber nicht weniger lächerlich iſt es, wenn uns deutſche Schriftſteller die Geſchichte des Krieges von 1870—71 in einem mit franzöſiſchen Vokabeln dicht durchſpickten Kauderwelſch erzählen. Was ſollen denn die ewigen „tête“, „crête“, „terrain“, „lisière“, „plaine“, „chaine“, „couronnement“, „attaque“, „élan“, „ordre“, „avant-garde“, „plateau“

„quarré“ u. a. v. in deutſchen Büchern? Als ob wir nicht mindeſtens ebenſo bezeichnende deutſche Ausdrücke hätten und als ob unſer Sprachreichthum bei der franzöſiſchen Spracharmuth betteln gehen müßte! Selbſt die beſten bislang erſchienenen kriegsgeſchichtlichen Werke über die Ereigniſſe von 1870—71, die von Borbſtädt, Blume und Wartensleben, ſind durch den gerügten Jargon verunſtaltet. Noch mehr das ſonſt ſo hübſche Buch „Von der dritten Armee“ von Paul Haſſel. Offiziere mögen ſich am Ende damit entſchuldigen, daß dem ſoldatiſchen Sprachgebrauche eine Menge von franzöſiſchen Wörtern ſeit lange angeeignet geweſen ſei und daß ſie dieſelben gewohnheitshalber anwendeten, ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben. Bei einem Schriftſteller von Beruf aber iſt dieſe Entſchuldigung träger Gewöhnung nicht ſtatthaft.

22. Juni.

Durchwandelte heute, wie ich allwöchentlich einmal zu thun pflege, den Antikenſal. Es war ſo heimelig-ſtill in der hohen Halle, ſo tempelfeierlich wie immer in dieſer Götter-, Genien- und Dämonenverſammlung, obzwar es nur eine gipſerne iſt. Wer der Kenntniß und des Verſtändniſſes der Antike entbehrt, iſt und bleibt doch ein armer Menſch, und wäre er ein zehnfacher Millionär oder gar ein Milliarder. Was ſchön, empfindet und weiß ganz und voll doch nur der Kenner helleniſcher Poeſie und Kunſt. Wer nie ſich getrieben fühlte, „das Land der Griechen mit der Seele zu ſuchen" wie Iphigenie in Tauris, der iſt und bleibt doch eigentlich ſein Lebenlang ein Barbar, ein Taurier. Der Haß und Neid, womit ſo manche der Herren Realiſten und „Exakten" unſerer Tage auf die klaſſiſchen Studien blicken, verräth die innerliche Barbarei dieſer Leute. Als ich vor dem Apoll vom Belvedere ſtand, dieſem zum Gott potenzirten Idealmenſchen, und daran dachte, wie die Archäologen darüber ſtritten und ſtreiten, ob er in ſeiner Linken den Bogen oder die Aegis gehalten habe, wollte es mir vorkommen, als ob der Herrliche vielmehr mit dem Schilde des Idealglaubens die Gemeinheit der Welt abzuwehren trachtete... Theilnahmevoll betrachtete ich auch eine vortreffliche Porträtbüſte

Cicero's. Die hohe Stirne mit ihren vom Gedankenpfluge gezogenen Furchen hat entſchieden etwas Modernes. Der Mann gleicht weit mehr einem deutſchen Gelehrten als einem römiſchen Staatsmann und Zeitgenoſſen des Katilina. Schade, daß dieſer noch keinen wiſſenſchaftlichen „Retter" gefunden hat! Es wird ihm aber wohl nicht mehr lange daran fehlen, da er ja das ſtill und laut bewunderte Ideal unſerer Lumpagogen und Petroliker iſt. Was den Cicero angeht, ſo hätte er, ſo er zu unſern Zeiten gelebt, einen Reichstagsprofeſſor wie er ſein ſoll vorgeſtellt, wäre in der Paulskirche im rechten Centrum geſeſſen, dann nach Gotha, dann nach Erfurt, dann überallhin gegangen, wohin immer der gerade von obenher pfeifende Wind ihn wehte. Wahrſcheinlich wäre er ſchließlich als königlich preußiſcher Herrenhäuſler geſtorben. Ich habe nie recht begreifen können, warum der ordentliche Profeſſor Mommſen den ordentlichſten Profeſſor Kichererbſe ſo unſanft ſtriegeln mochte. Gelehrte Scheelſucht und akademiſcher Brotneid konnten da doch nicht mit im Spiele ſein. Vielleicht darf vermuthet werden, daß der geniale

Hiſtoriker gerade durch das Ciceroniſche im deutſchen Gelehrtencharakter gegen den armen Cicero ſo erboſ't worden ſei. — Es iſt ja bekannt, daß man die eigenen Schwächen und Fehler an anderen nicht leiden mag. Allein Mommſen hätte bei ſeiner Behandlung des römiſchen Gelehrten, die mitunter zur baren Mißhandlung ausſchlägt, doch einigermaßen bedenken ſollen, wie er ſelber wohl und viele, viele, viele ſeiner Herren Kollegen an dem Platze Cicero's ſich würden aufgeführt haben. Sein Urtheil würde dann billiger ausgefallen ſein.

23. Juni.

Die Erwartung, daß die Franzoſen endlich in ſich gehen würden, ſchwindet mehr und mehr. Es polakert und ſpaniolt bei ihnen immer deutlicher. Sie läppern doch ſo gierig alle Arten von Wermuth (absinthe), warum haben ſie nicht den moraliſchen Muth, auch einmal den der Wahrheit zu koſten? Warum? Weil ſie eben Franzoſen ſind. Für ſie iſt Mr. Thiers der rechte Mann; denn er weiß gar plaiſirlich zu lügen, im echten Nationalſtil. Neulich, in der Debatte über das neue Wehrgeſetz, ſchwarbelte er ſeinen Zuhörern vor: „Nicht Deutſchland hat Frankreich, ſondern die preußiſche Regierung hat die franzöſiſche beſiegt.“ Ungeheurer Beifall. Und doch dürfte ſelten ein Tribunegaukler eine ſo dicke Dummheit von ſich gegeben haben. Thut nichts, wenn ſie nur die „vanité stupide“ des Gallierthums kitzelt, welches natürlich nichts davon weiß oder wiſſen will, daß jedes Volk die Regierung hat, welche es verdient.

24. Juni.

Beſuch von Ruge, der aus Italien kommt und nach England zurückgeht. Der alte brave Kämpe iſt merkwürdig geiſtesfriſch geblieben. Eine gute, beſte Stunde mit ihm verplaudert. Alter Zeiten und alter Kämpfe gedacht, bei welchem Gedenken mir wieder recht klar wurde, daß ſeither unſerer Nation Daſein und Lebensführung doch durchweg einen größeren Stil gewonnen haben. Herzlich lachten wir mitſammen über das Großmannsmaulthum gewiſſer Pfifferlinge, welche dermalen vom hohen Eſel ihrer abſoluten Nichtſigkeit und verletzten Eitelkeit herab über das neue deutſche Reich Zetermordio ſchreien.

25. Juni.

Heute ſah ich die erſte neue Reichsgoldmünze, auf welche ich mich lange gefreut als auf ein handgreifliches Symbol einer großen Thatſache. Ich hätte aber wiſſen ſollen, daß es mir allzeit ſchlecht bekommt, wenn ich mich auf etwas freue. Schade für das Gold an dieſer Reichsmünze! Das Gepräge iſt abſcheulich, die Zeichnung inhaltlos, die Ausführung ſchluderig. Haben wir denn wirklich gar kein Talent für das Zierliche, Gefällige, Nette? Ich kenne von neueren Münzen keine ſo häßliche wie dieſe, ausgenommen etwa die ſchweizeriſchen Fünffrankenthaler mit ihrer klapperbeinigen und ultramontanarmigen Helvetia.

26. Juni.

Der Grundfehler von Schopenhauers Philoſophie iſt, daß ſie von einem hageſtolzen Couponsſchneider hageſtolzen Couponsſchneidern auf den Geiſt geſchnitten wurde.

---

29. Juni.

Mit rechter Erbauung und Freude las ich heute Uhlands „Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker“ zu Ende. Ein Nibelungenhort von Buch! Wer den Verfaſſer nicht ſchon vorher verehrte und liebte, muß ihn verehren und lieben, wenn er dieſes Werk geleſen hat. Wie ſich da durchweg der gründliche Forſcher mit dem Feingefühl und der Herzenswärme des Dichters durchdringt — unvergleichlich! Wir werden ſo ein Muſter von Menſchen und Mann nicht ſobald wieder ſehen. Jetzt erſt, nachdem man die ungeheure Arbeit, welche in Uhlands ſieben Bänden „Zur Geſchichte der deutſchen Dichtung und Sage“ ſteckt, vollſtändig überſehen kann, verſteht man recht, wie der Meiſter aus den mittelalterlichen Erzſtufen mit ſo ſicherer Hand und ſcheinbar ſo leichtweg das reine Gold ſeiner Balladen und Romanzen herauszuſchmelzen verſtand.... Bei Leſung dieſer Mythen- und Sagengeſchichten hat mich manche altvertraute Kunde wiederum tief bewegt. Es iſt darin eine Urſprünglichkeit, Friſche und Kraft ohnegleichen. Man glaubt goldhaarige Rieſenmädchen mit Granitblöcken Fangball ſpielen zu ſehen. Nicht ſelten bricht ein zarteſt-ſeeliſcher Zug durch die Reckenwildheit „wie durch Felſen ein Sonnenſtral.“ So z. B. wahrhaft tiefrührend ſchön in der Sage von Othar und Syrith, für deren wie ſo vieler anderer Ueberlieferung wir dem Grammatiker Saxo zu Danke verpflichtet ſind. Wie pſychologiſch wahr und fein iſt es, wenn bei allen den rieſigen Kampfthaten, womit Othar um die Liebe Syriths wirbt, das Herz der Jungfrau ſchweigt und ihre Augen ihm den Grußblick weigern, dagegen auf ein einziges beſorgt-gütiges Wort hin, das er an ſie richtet, ihr plötzlich das Herz in der Bruſt ſchwillt und ihre Augen zärtlich zu ihm ſich aufſchlagen. Die Zeilen, worin Uhland den dichteriſchen Gehalt der Sage hervorhebt (S. 227), ſind ſo ſchön wie dieſe ſelbſt.

30. Juni.

Die ſogenannten emanzipirten Weiber, welche es den Männern nach- und gleichthun wollen, gleichen den ſogenannten fliegenden Fiſchen. Statt in ihrem eigenen Element anmuthig zu ſchwimmen, wollen ſie in einem fremden fliegen, was ſehr unanmuthig herauskommt. Sie vermögen es auch nur für etliche Klafterlängen und fallen dann wieder zurück in's Waſſer, welches ja ſchon in urälteſten Mythen als das Ewig-Weibliche erſcheint. Vielleicht ſchwebte das auch dem alten Pindaros vor und wollte er ſeinen ſchönen Landsmänninnen eine tiefſinnig-zarte Huldigung darbringen, als er ſeinen erſten olympiſchen Siegesſang anhob mit dem nicht ſo faſt geflügelten als vielmehr befloßten Worte: „Das Beſte iſt Waſſer!“

Juli.

1. Juli.

So oft ich unſere Römlinge von Freiheit deklamiren höre, iſt mir immer, als hört' ich Wölfe heulen, ſie ſängen das Halleluja von Händel.

2. Juli.

Pantheiſmus oder Panſataniſmus — es gibt kein drittes. Alle Vermittelungen und Verzändelungen ſind Pfifferlingskram, Liripipeſenchelzeug, theologiſche Rabuliſtenkniffe, Schleiermachereien, allenfalls gut genug, den großen Haufen zu nasführen, der ja die ſtrenge Schönheit der nackten Wahrheit doch nicht verſteht oder auch nur verträgt. Denkende Männer wiſſen, was ſie von dem Gemunkel und Gemantſche zu halten haben. Die logiſche Folge der pantheiſtiſchen Weltanſchauung iſt ein ſanguiniſcher Optimiſmus, die der panſataniſchen ein melancholiſcher Peſſimismus. Jener hofft alles, dieſer fürchtet nichts. Jener iſt das fröhliche Will der Jugend, dieſer das herbe Muß des Alters. Junge Peſſimiſten ſind Siechlinge, alte Optimiſten ſind Lyriker. Zwei ſolche, zwei deutſche Lyriker haben frohe Botſchaften des Optimiſmus ausgehen laſſen, Friedrich Rückert und Leopold Schefer: „Die Weisheit des Brahmanen“ und das „Laienbrevier“. Was vor Zeiten der arme Jakob Böhm nur zu ahnen, nicht zu ſagen vermochte, hier iſt es klar und ſchön ausgeſprochen. Hier gibt ſich ein Sicheinsfühlen mit der Weltſeele kund, wie es ſo nur noch beim Perſer Dſchelaleddin ſich findet. Hier athmet eine Naturſeligkeit, hier weht ein Seelenhauch, wie ſie nur aus der heiligſten Stille deutſcher Innerlichkeit kommen können. Keine andere Literatur hat dieſen beiden wunderſamen Lehrdichtungen etwas Ebenbürtiges an die Seite zu ſtellen. Rückert hat übrigens in ſeinem unvergleichlichen Lied von der „ſterbenden Blume“ bewieſen, daß auch der Peſſimiſmus, eben weil er nichts fürchtet, ein freudiger ſein könne. Zu den ergreifendſten pantheiſtiſchen Ausſtrömungen gehören bekanntlich der Monolog im Fauſt: „Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles“ — und die Eingangsverſe von Shelley's „Alaſtor“. Eine Haus- und Handbibel des Panſataniſmus hinwiederum ließe ſich leicht und auskömmlich aus Byrons Werken zuſammenſtellen. Dieſe ſind nur eine dämoniſch-gewaltige Gloſſe zu dem mephiſtopheliſchen Thema:

„Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.“

3. Juli.

Zwei deutſche Memoirenbücher bringen mancherlei und ſehr verdankenswerthe Aufklärungen und Enthüllungen über die Geſchichte von 1830—60, die von Nippold deutſch bearbeiteten Denkwürdigkeiten Bunſens und die in dieſen Tagen ausgegebenen Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Chriſtian Friedrich von Stockmar. Hätten wir derartige Aufzeichnungen auch aus früheren Perioden unſerer Geſchichte in ausreichendem Maße beſeſſen, ſo hätte ſich nicht ſo mancher fremde Mythus ſo lange in Deutſchland breitmachen können. Auch der Form unſerer Hiſtorik müßte eine reichlichere deutſche Memoirenliteratur ſehr zu gute gekommen ſein. Das Anziehendſte in hiſtoriſchen Darſtellungen, das Reinmenſchliche, Individuelle, iſt ja doch nicht in diplomatiſchen Aktenſtücken und in Staatsdokumenten zu finden, ſondern nur in den Bezeugungen von Augen- und Ohrenzeugen und Mitmachern der Ereigniſſe. Hoffentlich ſchreibt Fürſt Bismarck Denkwürdigkeiten. Wenn ja, ſo beneide ich die, welche dieſelben dereinſt leſen können. Um ſo mehr, da ich überzeugt bin, der Reichskanzler werde es unter ſeinem Namen halten, Vertuſcherei und Falſchfärberei zu treiben. Er iſt der Mann dazu, zu ſagen: „So war es und ſo ging es“ — ohne alles diplomatiſche Verſteckeſpielen und ohne kleingeiſtige Brimborien. Um jedoch auf die beiden erwähnten Memoirenwerke zurückzukommen, muß ich ſagen, daß ſie mitſammen mir einen betrübſamen, faſt demüthigenden Geſammteindruck gemacht haben. Warum? Weil ich ein Deutſcher bin, welcher ſich in allen Nerven mit den Geſchicken ſeines Volkes verbunden und verwachſen fühlt. Darum betrübt und demüthigt es mich, wenn ich ſehe, wie in der vorſedaniſchen Zeit deutſchpatriotiſche Staatsmänner, wie doch Bunſen und Stockmar zweifellos geweſen ſind, zu ſo erbärmlichen Rollen verurtheilt waren. Eitel Boſſeler und Gelegenheitsmacher der „hohen“ Politik, ſonſt nichts. Ein klägliches Handlangern da, wo, falls eine Nation hinter ihnen geſtanden hätte, das beſtimmende Wort und das entſcheidende Thun bei ihnen geweſen wären. Ein ſich Hin- und Herdrücken, ein Kratzfüßeln ohn' Ende, um da ein Prinzlein an das Schürzenband einer auswärtigen Königin zu binden, dort ein Prinzeßlein unter die Haube zu bringen. Lauter Kleinkram, pures Jammerſal! Eine Fülle von Talent, Wohlmeinenheit, Eifer und Arbeitskraft an Machenſchaften verſchwendet, welche unſere Nation eigentlich gar nichts angingen und weder zu ihrer inneren Wohlfahrt noch zu ihrem äußeren Anſehen beitrugen... Im Jahre 1848 haben bekanntlich Bunſen und Stockmar eifrig an einem Aufbau Deutſchlands in preußiſch-kaiſerlichem Sinne gearbeitet, worin ja.

nach den furchtbaren Enttäuſchungen, welche der Sommer, Herbſt und Winter des Jahres gebracht hatten, im Frühling von 1849 alle denkenden Demokraten — es gab leider auch nichtdenkende genug — mit ihnen einverſtanden waren. Alle darauf gerichteten Bemühungen ſind aber, wie jedermann weiß, an der Elendigkeit des damaligen preußiſchen Hofes, an der Nebelheimerei Friedrich Wilhelms des Vierten geſcheitert. Bei Stockmar (S. 512 fg.) findet ſich ein Geſpräch aufgezeichnet, welches der Freiherr am 10. Juni von 1848 in Charlottenburg mit dem König von Preußen hatte und welches die ganze Verblaſenheit und Zerfahrenheit des Monarchen kennzeichnet. Dieſer wäre ſchon damals gern mit den bekannten, nachmals im November vollbrachten „rettenden Thaten“ gegen Berlin vorgegangen und Stockmar, der die Windbeuteligkeit der berliner „Revolution“ unſchwer durchſchaut hatte, rieth auch ſeinerſeits zu entſchloſſenem Handeln. Worauf der König: „Ja, wenn meine Miniſter nicht ſolche“ — (ſoll wohl „Schweinehunde“ heißen, welches allerdings nicht hoffähige Wort bekanntlich Sr. Majeſtät ſehr geläufig war) — „wären! Aber mit Ausnahme des einzigen Schwerin ſind ſie alle Feiglinge.“ Ein hübſcher Dank für die märzminiſterlichen Herren, welche ſich ſchützend vor den wackelnden Thron geſtellt hatten! („Man muß jetzt demüthig ſein denn die Throne wackeln“, hat Kaiſer Wilhelm, als Prinz von Preußen im März von 1848 in London zu Bunſen und deſſen Frau geſagt.)

4. Juli.

Die Propheten der Kommuniſterei verhalten ſich zu den Arbeitern wie verworfene Dirnen zu ihren thörichten Opfern, welchen ſie die Börſen aus den Taſchen ſtipitzen, während ſie ihnen von Liebe liſpeln.

5. Juli.

Alſo am Johannistage hat der Papſt dem deutſchen Reiche förmlich den Krieg angeſagt? Man hätte in Deutſchland vor Freude darob Johannisfeuer anzünden ſollen. Denn jetzt iſt wenigſtens die Sachlage völlig klar und weiß jeder Deutſche von fünf geſunden Sinnen, weſſen er ſich vom Vatikan zu verſehen hat. Die lieben Jeſuiten dürften aber doch wohl, wie zu vermuthen iſt, im Stillen der Meinung ſein, ihr unfehlbares Sprachrohr habe diesmal gar zu laut geſchrieen. Es war ja nie Sache der Kompagnie Jeſu, Krieg bis auf Dolch und Gift zu erklären, ſondern nur, denſelben zu führen. Ueberhaupt mögen die frommen Väter in letzter Zeit mitunter bei ſich gedacht haben: „Der Greis Pio fängt an uns fürchterlich zu werden!“ Das unfehlbare Sprachrohr will ja gar nicht mehr aufhören zu tuten und ſcheint dieſer chroniſche Munddurchfall nur noch mit der Mandelmilch des Todes ſtopfbar zu ſein. Augenſcheinlich iſt das ohnehin nie ſehr feſt geweſene Gehirn des armen Pio durch das am 18. Juli von 1870 ihm ausgeſtellte Viceherrgottspatent ganz drehend geworden. Er gebärdet ſich, als wäre er Innocenz der Dritte, welcher Gregor den Siebenten im Bauche hätte. Das iſt nicht der Wahnſinn eines Lear, ſondern der eines Simeon Stylites. Dieſe Tollheit hat nicht den Schmerz zum Vater, ſondern den Größenwahn, den Prieſterhochmuth, den Pfaffenegoiſmus. Aber lachen kann man über dieſes aus der Gruft des Mittelalters aufgeſtiegene Geſpenſt doch nicht ſo recht. Denn vor ihm her geht die menſchenverwirrende Gewalt der Lüge und hinter ihm ſteht die völkerbeherrſchende Macht der Dummheit.

6. Juli.

Göthe und Schiller wachſen nicht nur äſthetiſch, ſondern auch ethiſch ins Koloſſale, wenn man ſie mit ihren beiden Vorgängern im Reiche literariſcher Weltherrſchaft vergleicht, mit Voltaire und Rouſſeau. Denn gegenüber der edeln Wahrhaftigkeit unſerer zwei Heroen geht durch die zwei franzöſiſchen ein grüngelber Faden der Verlogenheit. Um jedoch gerecht zu ſein, muß man ſagen, daß ſie eben nur mittels dieſes Fadens ihre Landsleute zu lenken vermocht haben. Ich finde aber, daß Voltaire all ſeiner äffiſchen Lügnerei zum Trotz viel wahrer geweſen als *der*, auf deſſen Grabſtein ein Verehrer die Worte meißeln ließ: „Ici repose l'homme de la nature et de la vérité". Denn Voltaire log doch nur andere an, Rousseau dagegen nicht nur andere, ſondern auch ſich ſelber.

7. Juli.

Die Erfahrungen, welche man in Frankreich mit dem allgemeinen Stimmrecht und in der Schweiz mit dem „Volksreferendum" — dieſer neueſten Univerſalmedizin aller politiſchen Marktſchreier — gemacht hat, ſind ſo trauriger Natur, daß ſie einen alten hartgeſottenen Demokraten, wie ich einer bin, tief betrüben müßten, falls ich mir derartige Betrübniſſe nicht mittels humoriſtiſcher Auffaſſung derſelben zu verſüßen wüßte. Warum über eine ſchlechte Komödie und ſchlechteſte Komödianten ſich erboſen, wenn man weiß, daß man des Anblicks der ganzen Poſſe bald überhoben ſein wird? Aber ich muß eine Beichte ablegen. Ich habe mal vor Zeiten öffentlich geſagt, es gebe nur zwei ehrliche Staatsformen: die abſolute Monarchie und die demokratiſche Republik. Das war eine Dummheit, welche ich bereue, ſeit ich die niederträchtige, ekelhaft-heuchleriſche Pöbelgunſtbuhlerei geſehen, welche unſere Demokraten neueſter pariſer Façon treiben. Dieſe Geſellen, bildungslos, roh, frech, ohne Wiſſen und Gewiſſen, Aemterſchnapphähne, Winkelkneipenorakel und Winkelblättchenbuſchklepper, müſſen den demokratiſchen Glauben bei allen auch nur halbwegs anſtändigen Menſchen um allen Kredit bringen: es kann gar nicht anders ſein. Und wie iſt's überhaupt mit dieſem Glauben, wenn man mit Beiſeiteſchiebung aller Phraſenvorhänge in das Allerheiligſte der hiſtoriſchen Wahrheit eindringt? Ich fürchte, gerade ſo, wie es mit allerhand Religionen und Philoſophemen iſt, wenn man, in ihre Adyta vorgedrungen, erkennt, daß entweder nichts rechtes oder auch gar nichts darin. Hat es jemals in Wahrheit und Wirklichkeit eine Volksregierung gegeben, wie unſere Landſtorzer dieſelben ſich ſelber und unſere Schellmuffski dieſelbe anderen vorlügen? Nein! Unwiſſende Burſche faſeln bei Aufwerfung dieſer Frage immer vom perikleiſchen Athen. Hätten ſie jemals den Thukydides geleſen, ſo wüßten ſie, daß bei ihm geſchrieben ſteht: „*Ἐγίγνετό τε λόγῳ μὲν δημοκρατία, ἔργῳ δὲ ὑπὸ τοῦ* πρώτον ἀνδρὸς ἀρχή"*). Das attiſche Volk, d. h. die Vollbürgerſchaft Athens, regierte den Staat, aber Perikles regierte das Volk. Und ſo war es immer und überall und ſo wird es immer und überall ſein. Denn das ämterſchnapphähniſche Schwindeldogma von der „Mündigkeit der Maſſen" iſt gerade ſo unmöglich und abſurd wie das jeſuitiſche Dogma vom unfehlbaren Papſt. In der That, der unfehlbare Papſt und die unfehlbare Menge ſind zwei ebenbürtige, gleichvielwerthe Phantome. Addirt man ſie zuſammen, ſo iſt das Reſultat = 0.

8. Juli.

Aber iſt denn nicht das ganze Menſchendaſein am Ende aller Enden auch nur eine Null? Und doch wie viele Wollungen und Strebungen, Wünſche und Triebe, was für Kräfte und Kämpfe, welche Wuth und welches Weh ſetzt dieſe Null unauf-

---

*) „Dem Namen nach war es eine Volksherrſchaft, der Sache nach die Herrſchaft des erſten Mannes". Thucyd. II, 65.
A. d. H.

hörlich in Bewegung! Innerhalb der großen Null treibt eine Unzahl von kleinen, kleineren, kleinſten ihr Weſen. Alle dieſe Nullen wiſſen ſich als Zahlen darzuſtellen, alle dieſe Nichtſe als Weſenheiten und alle zuſammen narren und quälen ſie den Menſchen nach Noten. In der endloſen Reihenfolge von Illuſionen und Enttäuſchungen, welche man Weltgeſchichte oder Erziehung des Menſchengeſchlechtes zu nennen pflegt, will auch die Null, welche „reine Demokratie“ heißt, ihr Recht und ſie wird ihren Kreislauf vollenden. Sie iſt in volles Rollen gekommen und dieſes Rollen iſt unaufhaltſam. Inmitten der ſcheinbar koloſſalen Gegenſätze von üppigſtem Reichthum und bitterſter Armuth, übermüthigſter Gewalt und unterwürfigſter Schwäche, zügelloſeſter Skepſis und ſtupideſtem Glauben vollbringt Deſpotin Induſtrie raſtlos, unhemmbar, eiſern folgerichtig ihre große Nivellirungsarbeit. Noch eine Weile und die Geſellſchaft wird gehörig verflacht und richtig abgeplattet ſein, um der in den Maſſen und durch die Maſſen herrſchenden Mittelmäßigkeit und Unwiſſenheit zum Verſuchsfeld, zum Experimentirplatz dienen zu können. Ich werde — Dank den über- und unterirdiſchen Göttern! — in meinem Grabe liegen, wann dieſe Wirthſchaft losgeht und die Chimäre —

> Vorn ein Drach' und mitten ein Schwein und hinten ein Eſel —

ihre afterwitzigen Orgien veranſtaltet. Dieſe können gar nicht ausbleiben. Denn die Verwirklichung der Idee des abſtrakten Demokratiſmus iſt konkrete Güter- und Weibergemeinſchaft. Demokratie heißt Prämiſſe, Kommuniſmus die Konkluſion. Wer das nicht begreift, iſt ein Schwachkopf; wer es leugnet, ein Schelm. Um die Konkluſion zu ziehen, iſt ſchon zur Stunde die „Diktatur des Proletariats“ proklamirt. Sie wird kommen und wird die feige Bourgeoiſie ſammt ihrer „zahlungsfähigen Moral“ wegwiſchen, wie man Straßenkoth wegkehrt. Und dann? Dann werden die Menſchen alle gleich ſein, lauter Beſtien. Und wiederum dann? Dann wird nach durchtobtem Kommuniſmusrauſch der Katzenjammer einer allgemeinen Bettelhaftigkeit eintreten und wird die Geſellſchaft ein Bafel, ein Lumpenpack ſein. Und abermals dann? Dann wird die alte Entwickelungsſchnurre von neuem anheben. Aus den Tiefen der Barbarei werden, benetzt mit Strömen von Thränen und Blut, wiederum die Keime der Kultur aufſproſſen. Die Menſchen werden ſich, um dem Wahnwitz einer ſolchen „Freiheit“ zu entkommen, mit Wolluſt in die Knechtſchaft ſtürzen und werden ſich, um nur Sicherheit für Leib und Leben zu gewinnen, um nur wieder im Schweiße ihrer Angeſichter ihr Brot bauen, um nur wieder in anſtändiger Weiſe ihr Geſchlecht fortpflanzen zu können, dem Erſten Beſten ſich unterwerfen, welcher den Willen und die Kraft hat, die vorhin erwähnte Chimäre entzweizuhauen, dem gränzenloſen Elend der Anarchie ein Ende zu machen und nebenbei ſein Soldaten- oder Räuberſchwert in ein Königsſkepter umzuſchmieden. „Alles ſchon da geweſen!“ Gewiß, aber alles ſchon Dageweſene kommt immer wieder, mit kaum nennenswerthem Formenwechſel. Denn die Dummheit währet ewiglich.

9. Juli.

Unter einem vom 28. Mai d. J. datirten und gegen den ſchüchtern halbliberalen Prediger Sydow gerichteten Inquiſitionsdekret des Königl. Konſiſtoriums der Provinz Brandenburg ſteht der Name Hegel, deſſen Träger ein Sohn des verronnenen Königl. preußiſchen Haus-, Hof- und Staatsphiloſophen. Der Vater ein Charlatan, der Sohn ein Mucker, das ſtimmt! Da iſt mal der Apfel wirklich nicht weit vom Stamme gefallen.

10. Juli.

Die Ochſen zittern ſchon lange nicht mehr, ſo neue Wahrheiten gefunden werden. Wiſſen ſie doch, daß nicht ſie, ſondern nur die Finder geopfert werden.

11. Juli.

Die alte Plaudertaſche des 17. Jahrhunderts, Dame Motteville, ſagt im 7. Kapitel ihrer Memoiren: „Les dames sont d'ordinaire les premières causes des plus grands renversements des états; et les guerres, qui ruinent les royaumes et les empires, ne procèdent presque jamais que des effets qui produisent ou leur beauté ou leur malice“. Männer von Welterfahrung, welche wiſſen, wie ungeheuer lächerlich es iſt, wenn gelehrte Stubenhocker an ihren Schreibtiſchen die Weltgeſchichte „konſtruiren“, werden nicht geneigt ſein, die angeführte Aeußerung achſelzuckend als die Meinung einer Perſon zu verwerfen, welche Politik und Geſchichte vom Kammerzofenſtandpunkt aus anzuſehen gewohnt war. Was nur immer, vom Anfang bis zur heutigen Stunde, auf dem „ſauſenden Webſtuhl der Zeit“ gewirkt worden, die Frauen haben daran mitgewirkt, haben die Weberſchifflein rüſtig hin- und herfliegen laſſen. Ich ſtehe gar nicht an, geradeheraus zu ſagen: Die Männer liefern den Zettel, die Weiber den Eintrag zum unendlichen weltgeſchichtlichen Gewebe. Darum iſt auch das „Muſter“ noch immer ein ſo vertrakt und verzwackt pfäffiſches. Denn von 1000 Frauen folgen 999½ blindlings den Eingebungen ihrer Beichtväter und Paſtoren und ſie ſterben, ohne all ihr Lebenlang über religiöſe Dinge auch nur 5 Minuten lang gedacht zu haben. Die meiſten denkenden Frauen gibt es in Deutſchland.

Hier dürfte ſich, verglichen mit England, Frankreich, Italien u. ſ. w., das angegebene Verhältniß ſo günſtig ſtellen, daß auf 99 bloße Fühlerinnen 1 wirkliche Denkerin kommt. Natürlich iſt hier logiſch-folgerichtiges Denken gemeint. Aber auch eine zu ſolchem Denken befähigte Frau wird ſich doch ſchließlich immer wieder ſtatt von allgemeinen Prinzipien von ihren perſönlichen Beziehungen und Stimmungen leiten laſſen. Denn das Abſtraktionsvermögen iſt bei Frauen ſelten und da, wo es ſich überhaupt bei ihnen findet, noch ſeltener in hohem Grade vorhanden und ausgebildet. Deßhalb vermögen ſelbſt hochgebildete Frauen den Staat nur aus dem Geſichtspunkte der Familie zu betrachten und iſt ihnen die Welthiſtorie nur eine erweiterte Familienchronik. Da ſie nun zweifelsohne ſehr mächtig ſind — die Thoren ſind ja bekanntlich immer willig, wann die Thörinnen wollen — ſo pfuſchen ſie mit ihren lieben Händen unheilvoll genug in der Geſchichte herum. Wer z. B. die Geſchichte der Zeit von 1848—51 genau kennt, der weiß, daß und wie in den traurigſten, garſtigſten Machenſchaften von damals Weiberhände mitmantſchten. Hüben und drüben, wohlverſtanden! Im Lager der Revolution wie in dem der Reaktion. Die Gewalt der Frauen ſowohl, als auch ihre totale politiſche Unfähigkeit hat noch Keiner ſo tief, wahr und draſtiſch zur Anſchauung gebracht wie der alte Ariſtophanes. Schade nur, daß ſeine Weiberpolitiktrilogie („Lyſiſtrate", die „Theſmophoriazuſen" und die „Ekkleſiazuſen") für unſere nervenſchwache Zeit zu wahr und draſtiſch iſt. So viel ich weiß, war die treffliche Herzogin Amalie von Weimar, die Mutter Karl Auguſts, die letzte Frau, welche den Ariſtophanes zu leſen wagte. Und doch ſind alle ſeine Zoten geſunde Koſt, verglichen mit den giftigen Bonbons, welche in Geſtalt von franzöſiſchen Verführungs-, Ehebruchs- und Widernaturſündenromanen neueſter Façon auf den Leſetiſchen auch deutſcher Frauen ſich vorfinden.

12. Juli.

Der Miſt der Phraſe von der Volksmündigkeit hat den Giftpilz „Trennung der Kirche vom Staate!"

aus dem Sandboden der Windbeutelei hervorgetrieben. Jeder dumme liberale Junge, welcher von der Macht kirchlicher Anſchauungen und Tendenzen in den Maſſen, ſowie von den unzähligen Verflechtungen dieſer Anſchauungen und Tendenzen mit dem ſtaatlichen und ſozialen Leben nicht einmal den blaſſeſten Hochſchein hat, hält ſich für berechtigt und verpflichtet, in das „zeitgemäße" Geſchrei miteinzuſtimmen. Guckt doch nach Belgien! Da könnt ihr ſehen, wie die „freie" Kirche im „mündigen" Volke pfaffenparadieſiſch wuchert.

13. Juli.

In jungen Jahren habe ich die Muſik leidenſchaftlich geliebt und hätte es auch wohl zu einiger Uebung derſelben gebracht, ſo mir nicht mein erſter Lehrer die Sache dadurch verleidete, daß er mir mit ſeinem Fidelbogen unbarmherzig die Finger zerſchlug, wenn ich mit dem meinen einen falſchen Strich that. Ich glaube, daß ich keinen zweiten Menſchen jemals ſo gehaßt habe wie den alten Kantor. Jetzt ſei nachträglich ſeinem Staube von

Herzen verziehen; warum waren meine Finger ſo ungeſchickt? In meinen alten Tagen iſt nun die Neigung für Muſik wieder mit ganzer Stärke in mir erwacht und die hieſige „Tonhalle“ hat keinen dankbareren Gaſt als mich. Ein vortreffliches Inſtitut, eine Stätte echter Kunſt und zugleich ein Denkmal opferwilligen Gemeinſinns, welches den Bewohnern hieſiger Stadt zu hoher Ehre gereicht. Ich habe darin Tondichtungen von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelsſohn und Schumann aufführen gehört und darf ſagen, daß ich ſie anderwärts, in weit größeren Städten, nie beſſer gehört. Und doch beſteht mit Ausnahme des Orcheſters das Perſonal aus lauter Freiwilligen. Da ſieht man, was Menſchen zu leiſten vermögen, wenn ſie unter tüchtiger Leitung mit ganzer Seele einem idealen Ziele zuſtreben. In dieſem Jahre iſt der große Sal der Tonhalle auch noch mit einer guten Orgel ausgeſtattet worden, welche bei der Aufführung von Bachs Matthäuspaſſion an Oſtern unter der Meiſterhand von Kirchner zum erſtenmal ertönte. Unlängſt hörte ich den Genannten das Andante aus Beethovens Klavierkonzert in G-dur darauf vortragen. Ein Hochgenuß! Wie fühlt' ich mich bewegt! Schon mit dem erſten Bogenſtrich der Orcheſterbegleitung war man in die Sphäre emporgehoben, wo der Meiſter waltet, welcher ebenſo Ludwig der Einzige heißen muß, wie Göthe Wolfgang der Einzige iſt. Beiden iſt in gleichem Maße das Hauptmerkmal der Geiſter höchſten Ranges eigen: die ſouveräne Kraft. Ihre Stimmungen ſind zugleich Offenbarungen, ihr Wollen iſt Schaffen. In ihres Buſens Stille bergen ſie, was ihnen die Sterne vertrauten; aber ſie brauchen bloß aufzuathmen und hervorſpringt ein ewiges Wort- oder Tongedicht, fertig, reif, vollendet, funkelnd von Schönheit, in Wehr und Waffen ſtralend, wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus.

14. Juli.

In dem Gedichte des Franzoſen Laprade „Pro aris et focis“ frappirten mich heute die Verſe:

„Dieu s'est fait multitude et n'est plus dans
le ciel;
Il se nomme aujourd'hui suffrage universel!“ —

obzwar dieſelben nur eine Paraphraſe des alten „Volkesſtimme Gottesſtimme“ ſind. Mir drang ſich dabei die unliebſame Bemerkung auf, daß die „vox dei“ in Geſtalt der „vox populi“ gar viel von ihrem Metall, ihrer Urſprünglichkeit und Schöpfungsmächtigkeit verloren haben müßte. Sonſt wäre es ja kaum zu erkären, daß der demokratiſche Muſterſtaat, die Union, nach hundertjährigem Beſtehen in den höchſten Regionen menſchlicher Geiſtesthätigkeit ſoviel wie nichts geleiſtet hat. Nicht ein einziger Dichter, Denker, Künſtler erſten Ranges iſt unter den Yankees aufgeſtanden. Ja, die liebe Menge bringt es eben nicht immer! Es dürfte auch kaum gewagt ſein, zu ſagen, daß der konſequent fortgeſetzte Druck der Gleichheitplattdrucksmaſchine nothwendig einen moraliſchen Zuſtand herbeiführen muß, wo es eine Unmöglichkeit, über das Niveau der allgemeinen, ſo zu ſagen verfaſſungs- und kommentmäßigen Mittelmäßigkeit ſich zu erheben. Am Ende aller Enden — hoffentlich erſt nach meinem Tode — werden wir alle in allem gleich ſein, lauter Schöpſe. Schauderhafte Ausſicht! Ich höre ſchon die Gleichheitsflegel auf der Tenne des

geſetzlichen Zukunftsmittelmaßes das leere Phraſenſtroh des „Contrat ſocial" langweilig aber- und abermals durchdreſchen.

15. Juli.

Das heftige für und wider die darwin'ſche Hypotheſe iſt doch auch nur eine Erhitzung „um Hekuba". Was ſollte denn eigentlich für die Menſchheit gewonnen ſein, wenn ſie ſich für die hundertſte oder tauſendſte oder millionſte Potenz der Quallenheit anſehen lernte? Das Warum des Warum? wird dadurch keineswegs beantwortet, keine einzige der fragwürdigſten Fragen. Aeſthetiſch angeſehen, iſt es doch wohl reinlicher und hübſcher, anzunehmen, man ſtamme von einem Gotte her als von einem beliebigen Vieh. Und wo liegt denn der praktiſche Gewinn des „wiſſenſchaftlichen" Bewußtſeins, eine unendliche Stufenreihe von Entwickelungen durchgelitten zu haben, um ſchließlich ein armer Teufel von Menſch geworden zu ſein? Dadurch wird nicht eine einzige Thräne getrocknet, nicht eine einzige Thorheit verhütet, nicht eine einzige

Scheuſäligkeit verhindert. Uebrigens iſt das ganze mit ſoviel Geſchrei und Reklamegepauke verkündigte affologiſche Evangelium eine Wiederkäuung der altägyptiſchen und altindiſchen Seelenwanderungslehre. Nur war dieſe ſittlicher und gerechter als der Darwiniſmus, indem ſie ſtatuirte, daß aus ſchlechten Kerlen von Menſchen zufolge des Geſetzes der Rückwärtsentwickelung wieder Hunde, Affen, Schweine u. ſ. w. bis zu den Wanzen, Flöhen und Läuſen hinunter würden. Darin lag viel Tröſtliches. So ein alter Aegypter, welcher von ſeinem angeſtammten Pharao beim Pyramidenbau geſchurigelt wurde, konnte ſich ja erklecklich an der Vorſtellung erlaben, Se. pharaoniſche Majeſtät werde künftig mal als Kameel Laſten ſchleppen müſſen oder als Tiger gejagt oder wohl gar als Laus geknickt werden — vielleicht von ihm, dem dermalen Geſchurigelten, ſelber. . . . . Das Gerede aber, der Darwiniſmus werde der Pfafferei die Axt an die Wurzel legen, iſt nur das Gerede von Leuten, welche vor lauter Naturwiſſenſchafterei die Natur des Menſchen und der Geſellſchaft gänzlich überſehen oder verkennen.

Wie wollen ſich denn ſolche Kleinhandwerker der Exaktität die Thatſache zurechtlegen, daß in demſelben Maß und Umfang, in welchem die materialiſtiſche Weltanſchauung und die Pflege der Naturwiſſenſchaften emporgekommen, auch die Autorität und der Einfluß der Kirche wieder gewachſen ſind? Fürwahr, die Wurzel der Pfafferei hat von der naturwiſſenſchaftlichen Axtſchneide noch wenig verſpürt. Nichts kann den Prieſtern gelegener kommen als die einſeitig-materialiſtiſche Tendenz aller höheren Bildung. Denn dadurch wird ja die Kluft zwiſchen den Maſſen und den ſogenannten gebildeten Ständen immer klaffender und fallen jene um ſo ſicherer und widerſtandsloſer der geiſtlichen „Seelſorge“ anheim. Die Herren Materialiſten reden freilich davon, daß eine Zeit kommen werde, wo auch die Menge naturwiſſenſchaftlich gebildet ſein und demnach den Kinderſchuhen der Religion entwachſen ſein würde; aber die Propheten glauben, ſo will ich zur Ehre ihres Verſtandes annehmen, wohl ſelber nicht an ihr Orakel. Die Menge wird nach Jahrtauſenden gerade ſo wenig wiſſenſchaftlich gebildet ſein, als ſie es vor Jahrtauſenden geweſen iſt. Sie wird im günſtigſten Falle, d. h. die fortwährende Verbeſſerung des Volksſchulweſens vorausgeſetzt — denn es können recht wohl auch zeitweilige Verſchlechterungen deſſelben ſtatthaben, wie die Raumer-Mühler-Stiehl-Regulativeſchweinerei in Preußen darthut — alſo die beſtändige Verbeſſerung des Volksſchulweſens vorausgeſetzt, wird das Volk über ein gewiſſes, ſehr beſcheidenes Maß von Geiſtesbildung nie hinauskommen, weil die Arbeit um des Lebens Nothdurft ſeine Lernzeit abkürzt. Die ſozialiſtiſchen Schwarbeleien von der Möglichkeit, allen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft einen gleich weit reichenden Unterricht zutheil werden zu laſſen, ſind — auch abgeſehen von der Thatſache, daß höchſtens 5 Procent der Menſchen für wiſſenſchaftlichen Unterricht wirklich befähigt und empfänglich ſind — dahin zu verweiſen, wohin ſie gehören, nämlich ins Narrenhaus oder, was daſſelbe iſt, in die Verſammlungen der Bekenner des unfehlbaren Sozialiſtenpapſtes Feiſt Löb. Aus alledem folgt, daß es allzeit Religionen, Kirchen und Prieſter geben wird. Denn der ideelle Trieb im Menſchen iſt unausrottbar und leuchtet aus allen Verdunkelungen doch immer wieder hervor. Darum bleibe ich dabei, daß die Affologie nicht im ſtande ſein wird, die Theologie zu verdrängen, und halte an meiner ſchon vor vielen Jahren geäußerten Ueberzeugung feſt, daß, weil die Religion der Idealiſmus der Maſſen, die religiöſe Idee ſtets die Welt beherrſchen wird. Die höchſten Bethätigungen des menſchlichen Intellekts: des Denkers Erhebung über die Schranken der Perſönlichkeit und Wirklichkeit, des Erfinders Kombinationskraft, des Künſtlers Geſtaltungsmacht, des Dichters Begeiſterung, des Sehers Zukunftsahnung — alle dieſe verſchiedenen Ausſtralungen der Sonne des Ideals ſind für den Volksinſtinkt zuſammengefaßt in dem Fokus der Religion. Dieſe iſt des Volkslebens geiſtige Seite, ſie des Volkes Sittlichkeit, Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie. Darin liegt das Geheimniß ihrer Macht und ihrer Dauer.

16. Juli.

Die perodiſche Literatur Deutſchlands hat ſich in den letzten 24 Jahren nach allen Richtungen hin außerordentlich gehoben. Doch fällt neben dem vielen Tüchtigen und Gediegenem, was unſere Zeitſchriften bringen, doch darin auch das Sichvordrängen des Ungeiſtes der Verflachung und Verſchliffenheit unangenehm auf. Alles wuchert zu ſehr in die Länge und Breite, um genau in demſelben Verhältniß an Tiefe und Höhe einzubüßen. Am ſchlimmſten iſt, daß ſo viele talent- und kenntnißloſe Jämmerlinge des Amtes der Kritik ſich anmaßen und in ihrer Impotenz und Unwiſſenheit erhabenem Gefühle das dümmſte Zeug frech zu Markte bringen. Dieſe Geſellen ſprechen über Autoren und Bücher, von deren Bedeutung und Wirkſamkeit ſie gerade ſo viel verſtehen wie etwa ein Bullenkalb von der Stenographie, mit einer Sicherheit und Selbſtgefälligkeit ab, welche komiſch ſeyn würden, falls ſie nicht kretiniſch wären. Da eſelt z. B. ein gewiſſer Herr Alphabetagammadelta, aus Hinterborneo gebürtig, in den deutſchen Zeitſchriften herum, um mit wirklich hinterborneotiſcher Unbefangenheit über alles und jedes ſein Yah abzugeben. Auch über hiſtoriſch-politiſche Fragen; mit hinterborneotiſcher Sachkunde natürlich. So hat er neulich geyaht, das neue deutſche Reich würde gutthun, weniger National- als vielmehr Internationalpolitik zu treiben, weil ja das alte deutſche Reich ſeinen Glanz und ſeine Herrlichkeit auch nur ſeiner internationalen Stellung zu verdanken gehabt hätte. Selbſtverſtändlich iſt es unter der Würde eines ſolchen ſouveränen Kritikers von neueſter Mache, den Glanz und die Herrlichkeit des alten deutſchen Reiches, wie ſie in Wahrheit und Wirklichkeit waren, ein bißchen näher anzuſehen. Beſäße er aber zum Erkennen der Wahrheit und Wirklichkeit organiſirte Augen, ſo würde er ſich wohl hüten, von dem neuen Reiche zu verlangen, was das alte ſo unglücklich gemacht hat. All das Wollen und Thun ſelbſt unſerer „glänzendſten“ und „herrlichſten“ alten Kaiſer war nichts als ein don-quijotiſcher Kampf mit der rieſigen Heiligen-Römiſchen-Reichswindmühle, d. h. eine ſündhafte und eitle Verſchwendung der beſten nationalen Kraft an die Dummheit, die Ungerechtigkeit, die Unmöglichkeit, einen internationalen Reichsbau herzuſtellen und aufrechtzuhalten.

17. Juli.

Wenn man die bunte Ueberſtreichung des Chriſtenthums durch die theologiſche Flachmalerei beſeitigt, wenn man alle die mythologiſchen Fratzen, myſtiſchen Kleckſe, dogmatiſchen Schnörkel und moraliſchen Arabeſken wegätzt, kommt der reine Peſſimismus zum Vorſchein. Das wahre Chriſtenthum iſt vollendeter Weltekel. Dieſen hat darum auch ein chriſtlicher Heiliger, Bernhard von Clairvaux, glaub' ich, in die bündigſte Formel gebracht: — „Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni“*).

18. Juli.

Der Menſch vermag in der dünnen Firnluft der reinen Idee nicht lange zu athmen. Daher die Entartung aller Religionen. Der Ormuzdglaube wurde zum mechaniſchen Feuerkult, der Buddhiſmus zum ſtinkfaulen Lamaiſmus, der Jeſuiſmus zum herrſchſüchtigen Jeſuitiſmus.

---

*) „Die Welt verachten, ſich ſelbſt verachten, das Verachtetſein verachten“. N. d. H.

19. Juli.

Wie manche bittere Enttäuſchung, wie viel Zorn, Leid und Kummer würden ſich die Menſchen erſparen, wenn ſie ſich es klarmachen und ſtets gegenwärtig halten wollten, daß ſo, wie die Menſchen nun einmal ſind, allzeit waren und immer ſein werden, nicht die Gerechtigkeit, ſondern nur die Billigkeit die Baſis der Geſellſchaft ſein kann und iſt. Denn wer von den Lebenden oder Todten würde der Gerechtigkeit gegenüber ganz beſtehen können? Das Tribunal der Weltgeſchichte iſt darum auch nur ein Billigkeitgerichtshof.

20. Juli.

Wollt ihr erfahren, wie unter den reinen Händen eines rechten Dichters eine verfänglichſte Situation zur keuſcheſten wird, ſo leſ't im Firduſi, welchen der treffliche Sprachmeiſter und liebe Poet Schack uns Deutſchen ſo ſchön angeeignet hat, die Schilderung vom Nachtbeſuche der „perigleichen" Tehmime beim „elephantenleibgeſtaltigen" Pehlewan von Iran: —

„Nachdem ein Theil der Nacht vergangen war
Und als der Morgenſtern im Prangen war
Da ward bei leiſer Worte-Flüſtern ſacht
Die Thür' an Ruſtems Lager aufgemacht" ....

und wollt ihr ſehen, wie ein großer Künſtler das Nackte mit antik-unbefangen-keuſchem Sinne darzuſtellen weiß, ſo betrachtet Thorwaldſens Grazien. Dieſe verhalten ſich zu den Grazien Canova's, wie Miltons Eva ſich zu einer abgeliebten Komödiantin verhält, welche „die Unſchuld vom Lande" ſpielt.

21. Juli.

Gehſt du mit einem Menſchen, der nie ſtillſteht, um über eine am Wege blühende Blume ſich zu freuen oder dem ſeitwärts im Gebüſche ſchlagenden Sproſſer zu lauſchen, ſo nimm dich in acht vor ihm! Er wird dich bei erſter Gelegenheit begaunern. Er iſt fähig, anonyme Briefe zu ſchreiben, folglich zu betrügen, falſch zu ſchwören, zu ſtehlen und zu vergiften. Uebrigens, ſo du ein Menſchenverächter biſt, haſt du guten Grund, jeden an dich gerichteten anonymen Brief mit Freude zu begrüßen. Jeder zeigt dir ja die Berechtigung deiner Menſchenverachtung; denn jeder liefert dir den Beweis, daß noch ein Schuſt oder eine Schuſtin mehr auf Erden.

---

22. Juli.

Kein Segen kommt dem der Arbeit gleich und nur der Menſch, welcher ſein Lebenlang gearbeitet hat, kann ſagen: Ich habe gelebt. Das unwiſſende, arbeitſcheue und lüderliche Geſindel, welches die kommuniſtiſche Agitation zu ſeinem Handwerke macht, begeht eine Sünde von unberechenbarer Tragweite, wenn es, wie es ja thut, die Arbeit als einen Fluch darſtellt, von welchem die Menſchheit zu erlöſen ſei. Wahrſcheinlich dadurch, daß niemand mehr arbeitete. Denn das Ideal dieſer infamen Schmarotzer iſt die Faulenzerei, verbunden mit guter Verköſtigung, wie Immermanns Karl Buttervogel ſie ſich ausbedang. Ich meinestheils habe nach Beendigung einer Arbeit ſtets eine Lücke, eine Leere gefühlt, die mich peinigte, mich halb krank machte. Ich bin dermalen mit den Vorbereitungen zu einer neuen Arbeit beſchäftigt, welche, fühle ich, wohl meine letzte ſein wird. Schon vor Jahren forderte mich das inhaltsvolle Thema: Der Teufel in der Volkspoeſie und in der Kunſtdichtung — zu einer Behandlung heraus, zu einer kultur- und ſittengeſchichtlichen natürlich. Ich will nach genoſſener Sommerfriſche im Gebirge mich rüſtig daran machen. Der Gegenſtand iſt prächtig. Habe auch von einer zu dieſem Zwecke ſeit Jahren fortgeſetzten Wanderung durch das ganze Gebiet der Weltliteratur ein ungeheures Material mitheimgebracht. Es ſoll, hoff' ich, ein recht anziehendes Buch daraus werden, nach mancher Seite hin belehrend und anregend. Aufgefallen iſt mir heute beim Wiederdurchblättern von Calderons „Magico prodigioso“, daß der kaſtiliſche Dichter an ſeinem Satan dann und wann einen flüchtigen Zug aufzeigt, welcher wie eine Vorwegnahme göthe'ſch-mephiſtopheliſcher Kauſtik ausſieht. So beim erſten Zuſammentreffen mit dem gelehrten Cyprian, welchem ſich der Teufel als Kollege vorſtellt*).

---

*) Cyprian. Ach, je mehr man hier ſtudirt,
Deſto minder weiß man.
Satan. Wahr!
Und drum eben ſtrebt' ich ohne

Sodann habe ich aus einer wiederholten Vergleichung der Satanaſſe Dante's und Miltons die Ueberzeugung gewonnen, daß der milton'ſche dem dante'ſchen weit überlegen iſt. Indem Dante den ſchildert, welcher

„Contra 'l suo fattore alzò le ciglia" —

läßt er der überſättigten Phantaſie des Leſers nichts mehr zu thun übrig. Milton dagegen weiß dieſelbe ſo anzuregen, daß ſie dem Dichter ſeinen Satan gleichſam ausſchaffen hilft. Alle die grelle Detailmalerei, welche der Florentiner an ſeinen Höllenkönig verſchwendet, bringt doch nur einen Popanz zuwege, welcher an die mehr lächerlichen als ſchrecklichen Ungeheuer erinnert, die der ſelige Barnum für ſein „Muſeum" zuſammengeplätzt hat. Des Engländers Satan dagegen hat die Umriſſe der menſchlichen Geſtalt, aber ins Koloſſale gedehnt und von gewitterdüſterem Halbdunkel umwölkt,

---

Studium kühn und offenbar
Nach dem erſten der Katheder
Und erhielt ihn auf ein Haar,
Denn ich hatte viele Stimmen, u. ſ. w.

das erhabenes Grauen erregt und doch auch wieder etwas wie Theilnahme, während uns Dante's buntes Scheuſal ganz gleichgiltig läßt. Milton iſt überhaupt als Schöpfer übermenſchlicher Figuren faſt einzig. Macaulay, deſſen bekannter Eſſay das Beſte bleibt, was über Milton geſchrieben worden, hat das richtig herausgefunden und die Eigenartigkeit der milton'ſchen Geiſterwelt mit Recht geprieſen*). Taſſo's Teufel iſt nur ein geflickter Lumpenſatan; dagegen verdient Vondels „Lucifer“ alle Achtung. Dieſer vierzehn Jahre vor dem milton'ſchen geſchaffene Satan iſt ein gewaltiger Kerl und ohne Frage die bedeutendſte dichteriſche Figur, welche auf holländiſchem Boden gewachſen.

---

*) „The spirits of Milton are unlike those of almost all other writers. His fiends, in particular, are wonderful creations. They are not metaphysical abstractions. They are not wicked men. They are not ugly beasts. Thei have no horns, no tails, none of the fee-faw-fum of Tasso and Klopstock. They have just enough in common with human nature to be intelligible to human beings. Their charakters are, like their forms, marked by a certain dim rresemblance to those of men, but exaggerated to gigantic dimensions and veiled in mysterious gloom“.

Klopſtocks Höllenfürſt verhält ſich zu dem des „Paradise lost" wie ein deutſcher Magiſter zu einem Hauptmann von Cromwells Eiſenſeiten. Am nächſten kommt dem milton'ſchen Satan der byron'ſche, welcher — in der „Vision of judgment" —

. . . . „Die finſtern Flügel ſchlug
Wie Donnerwolken über ödem Strande,
Der nur die Wracks verlorner Schiffe trug;
Die Stirn, als ob ein Meer im Sturme brande, —
Tief, unergründlich, lag in jedem Zug
Endloſen Zorns unſterbliches Gefunkel,
Und wo er hinſah, ward der Weltraum dunkel."

Man ſieht, in dieſer Zeichnung beruht der Eindruck, welchen die Erſcheinung Satans hervorbringt, auf dem Materiell-Furchtbaren. Im „Kain" dagegen hat Byron einen Lucifer geſchaffen, deſſen Erſcheinung, mit außerordentlicher Feinheit umriſſen, ſo zu ſagen nur geiſtig wirkt. Die Stelle, wo Kain den herankommenden Satan zum erſtenmal erblickt und ihn ſchildert, gehört mit zu dem Bedeutendſten, was von Geiſterweltlichem jemals gedichtet worden iſt: —

„Whom have we here? A shape like to the angels,
Yet of a sterner and a sadder aspect

Of spiritual essence: why do I quake?
Why should I fear him more than other spirits?
If I shrink not from these, the fire-arm'd angels,
Why should I quail from him who now approaches?
Yet he seems mightier far than them, nor less
Beauteous, and yet not all as beautiful
As he hath been and might be: sorrow seems
Half of his immortality."

23. Juli.

Geſtern ward mir eine ſehr liebe Ueberraſchung zutheil. Freiligrath, mit dem ich mich ſeit ſo vielen Jahren innerlichſt befreundet gefühlt, den ich aber noch nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte, kam mich beſuchen. Er iſt mit Frau und Töchtern, die mir ſehr gefallen haben, auf einer Schweizerfahrt begriffen. Das ſind nun ſo Menſchen, mit welchen man ſich ſchon in der erſten Viertelſtunde wie mit alten Freunden fühlt. Wir verbrachten gute Stunden mitſammen und Gottfried Keller und ich begleiteten dann Abends den Dichter und die Seinigen noch eine Strecke den See hinauf, an deſſen Ufern vor Zeiten jener als Flüchtling eine Weile geraſtet hatte, der grünen Inſel gegenüber, auf welcher ſie den müden Hutten Anno 1523 in ein Grab ſenkten, deſſen Stelle man nicht mehr kennt.... Freiligraths Perſönlichkeit muß überall den beſten Eindruck hervorbringen. Ein ganzer Menſch! Nicht der Schatten einer Spur von Poeteneitelkeit, keine Ahnung von widerwärtigem Literatenatmoſphärenduft! Schlicht, wahr und offen gibt er ſich, wie er iſt. Er denkt gar nicht daran, etwas aus ſich machen zu wollen, zu müſſen; er iſt da und iſt etwas. Man ſpürt doch ſogleich den bedeutenden Menſchen. Ich habe den geſtrigen Tag in meinem Lebenskalender roth angeſtrichen.

---

24. Juli.

Lord Bolingbroke verglich zu ſeiner Zeit die Prieſter witzig mit den Ammen Jupiters, welche ein groß Geſchrei machten, um die Stimme des Gottes nicht hörbar werden zu laſſen. Gerade ſo ſchreien manche „Volksmänner“ von eigener Mache aus Leibeskräften, damit man die Stimme des Volkes nicht höre.

---

25. Juli.

Zu den widerlichſten Schwindelſchwatzſchwänzen, welche die Gegenwart unſicher machen, gehören entſchieden jene „ruſſiſchen“ Nihiliſten, zu deutſch Nichtſer, welche, ſtatt zu Hauſe etwas zu lernen und ſich irgendwie nützlich zu machen, jahraus jahrein in Europa herumbummeln und alle Salbaderkongreſſe, wo Narr Phantaſus mit Gaunerin Tagdieberei kankanirt, mittanzen. Die geſammte geiſtige Wegzehrung dieſer Zu- und Aufdränglinge beſteht in etlichen gelegentlich aus Feuerbach, Schopenhauer, Comte und Mill aufgeſchnappten Brocken. Zu aller Arbeit verhalten ſie ſich idioſynkratiſch, was ſie jedoch nicht abhält, vom „Recht der Arbeit“ zu deklamiren. Ueberfiel mich in dieſen Tagen ſo ein Stück Jung-Rußland und ſchwatzte mich halbtodt. Die erwähnten Brocken flogen nur ſo um mich herum wie Knallerbſen. Mein Schwärmer für alle möglichen und unmöglichen Rechte — von Pflichten zu wiſſen war natürlich unter ſeiner Würde — gab endlich als Generalſalve ſeiner „durchaus vorausſetzungsloſen“ Weltanſchauung einen konfuſionärriſchen Traktat über einen Lieblingstext derartiger Bummelprediger zum beſten, über Frauenemanzipation und was damit zuſammenhängt. Bitte, ſagt' ich, mit meiner Geduld zu Rande und merkend, daß ich mit meinem Behelliger Fraktur ſprechen müßte — bitte, da laſſen Sie mich aus, wie die Oeſterreicher ſagen. Verſtehe nichts von dieſem Ding. Weiß nur, daß ich, ſo oft ich noch nothgedrungen den Haushalt einer „Emanzipirten" betreten mußte, ſtark verſucht war, die Augen zu ſchließen, die Ohren zu verſtopfen und die Naſe zuzuhalten. So ſehr war da die Unordnung emanzipirt und der Schmutz gleichberechtigt. Schmierfinken von Kindern manifeſtirten durch ihr Geſchrei und ihre Lümmelei, daß ſie ſich über ihre emanzipirte Mama bereits hinwegemanzipirt hätten, und auf Schritt und Tritt mußt' ich mich in acht nehmen, um nicht über unnennbare Gegenſtände zu ſtolpern. „Nebenſächliches, lauter Nebenſächliches", meinte Herr Aſinowitſch Schwarbelinſky und ſetzte großartig hinzu: „Mein Ideal vom Menſch — (er wollte wohl ſagen vom Menſchen) — iſt nun einmal das emanzipirte Weib." Mein Ideal, verſetzt' ich, keilſchriftlich das Geſpräch abbrechend — mein Ideal iſt dermalen jener zweite Preußenkönig mit dem Zopf und mit dem Stock, welcher jeden Tagdieb, den er in den Gaſſen von Berlin herumlungern ſah, anraſſelte mit dem Urworte: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!“

---

26. Juli.

Es iſt ein halb grauſiger halb lächerlicher Anblick, wenn Mumien, vom Ehrgeiz galvaniſirt, noch mitſpielen wollen in der „Tragicomoedia humana“. Da iſt z. B. die Mumie Guizot, die ſchlechterdings nicht ſtillliegen will in der Gruft ihrer Verſchollenheit. Kein Menſch mag mehr etwas wiſſen von der alten Unheilselſter, ſie aber kann den Schnabel nicht halten. In der Politik mitzumunkeln, das geht abſolut nicht mehr; was thut alſo der alte Menſch? Er macht und muckert in kirchlicher Orthodoxie. Ihr ſagt mir vielleicht: „Reſpektiren Sie doch das Alter!“ Das thu' ich, aber unter der Bedingung, daß zuvörderſt das Alter ſich ſelber reſpektire, nämlich mittels Beherzigung der Wahrheit: Das Reden der Jungen iſt zwar häufig

Blech, das Schweigen der Alten aber iſt meiſtens Gold. Im übrigen hat Sallet mal grobianiſch-treffend bemerkt:

„Ihr ſagt, man ſoll das Alter ehren;
Doch werdet ihr nimmer mich belehren,
Daß eines alten Eſels Geſchrei
Schöner als das eines jungen ſei.“

27. Juli.

„Und ſie bewegt ſich doch“ — im Kreiſe herum. Wir ſcheinen dermalen im Halbkreiſe rechter Hand ſcharf bergabwärts zu fahren. Denn das wird ſelbſt der begeiſtertſte Optimiſt nicht leugnen können, daß wir ungeachtet aller unſerer Hanns-Dampferei, trotz Blitzſchrift, Gezogenem-Kanonenrecht, Zündnadelgewehrhumanität und Chaſſepotswunderwirkung in vielen und zwar ſehr wichtigen Dingen hinter den Punkt zurückgeglitten ſind, welchen wir vor hundert Jahren ſchon erreicht hatten. Damals hätte man den Staatsgewalten, auch den katholiſchen, mit einer ſo koloſſalen Tollhäuſlerei und Unverſchämtheit kommen ſollen, wie das Dogma vom 18. Juli 1870 eine war! Es wäre rein unmöglich geweſen. Die Menſchen von damals hätten den vatikaniſchen Aftergott mit der Schallwucht ihres Gelächters zermalmt. Damals gab es ja auch noch deutſch-denkende und patriotiſch-fühlende Biſchöfe in Deutſchland und war Frankreich noch nicht die Hauptburg der Dunkelmannſchaft. Zu jener Zeit, als Kant auf der Sturmleiter der „Kritik der reinen Vernunft“ zur Höhe des jüdiſch-chriſtlichen Olymps hinanſtieg und den großen Kehraus aufſpielte — zu jener Zeit, wo der revolutionäre „Sturm und Drang“ in die ganze Geſellſchaft gefahren war — zu jener Zeit, wo es allüberall wertherte und fauſtete, da ließ es ſich wohl hören, begreifen und verzeihen, wenn der von Göthe in der Walburgisnacht als „Proktophantaſmiſt“ verunnamſete Aufklärer Nikolai von wegen ſeiner „Jeſuitenriecherei“ allgemein verhöhnt und verlacht wurde. Aber heute? Heute iſt der treffliche Mann vollſtändig gerechtfertigt. Er hat nur allzu richtig gerochen, vorausgerochen. Aber doch würde auch er, ſo er heute wiederkommen könnte, vor Erſtaunen die Hände über ſeinem Dreimaſter zuſammenſchlagen und würde ſein Zopf vor Entſetzen himmelan ſtarren, müßte er mitanſehen und mitanhören, daß und wie im Jahre 1872, nach der ungeheuren Kraftentfaltung und nach den beiſpielloſen Triumphen deutſcher Nation in den Jahren 1870—71, die Jeſuitenfrage eine Lebensfrage für das neue deutſche Reich ſei, — eine Frage, von deren Löſung geradezu die Zukunft unſeres Volkes abhängig erſcheint. Soweit ſind wir ſeit hundert Jahren zurückgekommen, ſoweit ins unbegreiflich, ins haarſträubend Dumme zurückgefallen. Dieſer Rückfall begann bekanntlich mit dem Aufkommen der romantiſchen Schule, einer koloſſalen Verirrung des deutſchen Geiſtes; aber in beſchleunigtem Tempo, ſo recht rabiat rückwärts ging es erſt vom Jahre 1838 an, nachdem die preußiſche Regierung vor den frechen Anmaßungen Roms ſchmählich zurückgewichen war. Dann, nachdem die Völker, d. h. ihre nichtsnutzigen Führer, die größte aller Dummheiten verübt hatten, eine halbe Revolution, kam das Decennium des Unſinns und Frevels von 1850—60, brachte die Schulregulative, dieſes Schanddenkmal der lutheriſchen Jeſuiterei, förderte in allen Geſellſchaftſchichten die menſchliche Niederzucht und hätſchelte und mäſtete die ſchwarze römiſche Schlange groß, bis daß ihr Ziſchen zum Drachengebrüll anſchwoll. Jetzt erſt merkte man droben etwas, jetzt erſt dämmerte Fürſten und Miniſtern die Ahnung auf, daß der Staat doch eigentlich ſeit lange ſchon nur noch der Handlanger, der Büttel, der Narr der Kirche geweſen ſei. Jetzt endlich, als das „vierhörnige Jeſuwiderhütlein“, vor welchem der ehrliche Fiſchart ſchon Anno 1580 die Deutſchen ſo nachdruckſam gewarnt hatte, ganz offen auf die päpſtliche Tiara geſtülpt wurde und der ganze die Weltherrſchaft anſprechende und heiſchende Papſtwahnwitz eines ſiebenten Gregor im neunten Pius wiederum raſete und raſaunete, jetzt endlich verſchloß man auch in Berlin Augen und Ohren nicht länger der Thatſache, daß die Geſchichte unſeres Volkes vom Anfang bis zur heutigen Stunde nur die Geſchichte eines Kampfes auf Leben oder Sterben zwiſchen Deutſchland und Rom geweſen iſt. Der deutſche Geiſt, als der der Freiheit, und der römiſche, als der der Unterjochung, ſie haben nicht Platz neben einander in der Welt: einer muß durch den andern niedergekämpft, gebrochen, vernichtet werden. Heil meinem Lande, Segen über mein Volk, wenn es dieſen guten, dieſen beſten Kampf mit deutſcher Gründlichkeit zu ſiegreichem Ende führt! Es wird dann für die Menſchheit unendlich viel mehr gethan haben, als Frankreich mittels ſeiner großen und ſeinen verſchiedenen kleinen Revolutionen jemals gewollt hat.

---

28. Juli.

Die durch einen Zufall veranlaßte Wiederdurchleſung von Profeſſor Friedrichs „Tagebuch“ hat mir abermals ſehr trübe Eindrücke hinterlaſſen. Das Traurigſte in dem Buche iſt noch nicht einmal das feige, heuchleriſche und verrätheriſche Gebaren der deutſchen Biſchöfe, ſondern vielmehr der Umſtand, daß uns Deutſchen, die wir einen Luther und Hutten, einen Leſſing und Kant, einen Göthe und Schiller gehabt haben, zugemuthet werden kann und darf, wir ſollten und müßten uns mit ſolchem mittelalterlichen Baſel und Stank, mit Koncilienbarbarei, Pfaffenköchinnenhyſterie, Unbeflecktem-Empfängniß- und Infallibilitätsblödſinn ernſtlich befaſſen und beſchäftigen. Kann man da denn anders, als die Erde für ein ungeheures Narrenhaus erklären? Und leider ſind die ärgſten und gefährlichſten Narren nicht einmal in Tobzellen verwahrt.

29. Juli.

Das höchſte Talent, welches der Menſch in dieſem

> „Schlaf voll ängſtlich-wilder Träume, welchen
> Wir Leben nennen“ —

beſitzen und entwickeln kann, iſt das Talent, glücklich zu machen; das zweithöchſte, glücklich zu ſein. Mir war dieſes und jenes verſagt. Ich hatte ſchon in meiner Jugend, ſchon in meiner Kindheit ſo viele Bitterniſſe ſchlucken müſſen, daß mir das Herz frühzeitig in Galle ſchwamm. Dann war ich ja auch mit jenem unglückſäligen Scharfbeobachtungsblicke begabt, welcher den Menſchen in Herz und Nieren dringt, als hätten ſie gläſerne Bruſtkaſten, und endlich war ich von jenem Wahrheitsgefühl und jenem Gerechtigkeitstrieb beſeſſen, deren Träger ſich den

Leuten ſo unbequem und unangenehm machen, machen müſſen; ſie mögen wollen oder nicht. Denn von 100,000 Menſchen fragen 99,999 keinen Pfifferling nach Wahrheit und Gerechtigkeit, ſondern nur nach der Konvenienz, und ſie erblicken naturnothwendig in jedem einen Feind, welcher ſie ſo oder ſo, abſichtlich oder bloß zufällig aus ihrem konventionellen Schlendrian aufſtört. Es macht ſie wüthend, daß es Menſchen geben ſoll, die ſich erfrechen, keine ſolchen Illuſionäre, Traumwandler, Korkzapfen, Schwindler, Philiſter, Bierbänkler, Kartenſpieler, Schmarotzer, Kriechenten, Mucker, Hofprofeſſoren, Waſchlappen u. dgl. m. zu ſein, wie ſie ſelber ſind. Derartigem Gemenſcher gegenüber iſt jenes ſtolze und doch ſo unendlich ſchmerzliche Gefühl der Vereinſamung, welches den Manfred ſagen ließ:

„My joys, my griefs, my passions and my powers
Made me a stranger —“

ganz natürlich, faſt unausweichlich. Aber es iſt unrecht, dieſem Gefühle ſich zu überlaſſen. Es führt nur zu einer dummen Ueberhebung, zu einer lächerlichen Selbſtgerechtigkeit. Prüft man ſich mit unerbittlicher Genauigkeit, ſo wird man finden, daß man eben auch ſo ein armes ſchwaches Ding iſt wie die anderen alle und daß man nicht das geringſte Recht hat, ſeine lieben oder unlieben Mitmenſchen zu tadeln, wenn ſie in ihrer Art ſich ſelber und nebenbei auch andere glücklich machen wollen. Es iſt das, wie geſagt, ſo recht das Talent der Talente, das große, höchſt begehrungswerthe Täuſchungstalent; denn man vermag damit ſich ſelbſt und andere über die furchtbare Thatſache hinwegzutäuſchen, daß es ein wirkliches Glück gar nicht gibt und daß der arme Leopardi vollberechtigt war, zu klagen:

„. . . . . Fantasmi
Son la gloria e l'onor; diletti e beni
Mero desio; non ha la vita un frutto,
Inutile miseria!"

30. Juli.

Die internationalen Fanatiker, die ſchwarzen und die rothen, welche gegen Vernunft und Geſittung, gegen alles, was das Leben erträglich macht, ſturmlaufen — jene mit der frechen Botſchaft Loyola's, dieſe mit der frecheren, weil ſophiſtiſcheren Feiſt Löb's bewaffnet — ſie finden auf ihrem Wege einen unliebſamen Stein des Anſtoßes: das Buch der Geſchichte. Sie würden daſſelbe gar zu gern verbrennen, lieber heute als morgen, und das iſt begreiflich; denn es ruft ihnen ja auf jeder ſeiner Seiten zu: „Ihr ſeid ſammt und ſonders entweder Narren oder Gauner!“ Aber nicht allein dem ſchwarzen und rothen Geziefer, ſondern auch der Bürgerſchaft von Nubikukulien iſt die Geſchichte widerwärtig. Natürlich, ſie iſt ja das ſtrenge Korrektiv aller Wolkenkukuksheimerei. Erinnert mich das an eine heitere Epiſode von Anno 1848. Hielt eines Abends im „Volksverein“ ein guter alter, aber gehirnweichlicher Junge eine jener damals leider nicht ungewöhnlichen Pauken,

„Drinn das Hohle mit dem Leeren
Sich langweilerlichſt verband“ —

eine jener Pauken, welche ihrem Halter in der Partei den Kriegsnamen des Bürgers „Reichsbäbbeler“*) eingetragen hatten. Als er fertig, ſtand mein neben mir ſitzender Freund Ludwig

---

*) Vom ſchwäbiſchen „babbeln“ oder „bäbbeln“, d. i. plappern.
N. d. H.

Seeger auf und ſagte — (er war nämlich unter Umſtänden ein thätiges Mitglied vom Orden des heiligen Grobianus): — „Wenn ich ſogar mit der Laterne des Diogenes den ſo eben abgehaſpelten Wortknäuel unterſuchte, würde doch keinerlei Sinn herauszufinden ſein. Das von dem Vorredner Vorgebrachte widerſpricht von A bis Z aller Geſchichte“ — — „Was Geſchichte?“ ſchrie der Bürger Reichsbäbbeler. „Geſchichte hin Geſchichte her, ich behaupt' es doch!“ . . . Nun ſind ſie beide ſchon ſeit Jahren todt, der gute Wolkenkukuksheimer und der erzgeſcheide, kenntnißreiche, witzige haar- und bartrothe Seeger, einer der kurzweiligſten, ergötzlichſten Menſchen, welche ich je gekannt habe, der liebe Humoriſt und Poet, welcher den Ariſtophanes und den Béranger meiſterlich verdeutſcht und eins der ſchönſten Liebelieder („Frage mich nicht!“) gedichtet hat, die überhaupt exiſtiren. Ich konnte mir, weiß der Himmel, nicht helfen, ich mußte, als ich heute der beiden Todten dachte, unwillkürlich auch an die Verſe der Edda denken:

> „Das Vieh ſtirbt, die Freunde ſterben
> Und endlich ſtirbt man ſelbſt.“

31. Juli.

Mitten im Volke geboren und aufgewachſen, habe ich nie aufgehört, es zu lieben. Wie könnt' ich auch anders? Bin ich doch Bein von ſeinem Bein und Fleiſch von ſeinem Fleiſch. Aber ich liebte und liebe das Volk nur ſeiner guten Eigenſchaften willen, nicht ſeiner ſchlechten wegen, welche letzteren mittels niederzüchtiger Schmeichelei zu entwickeln den Volkshofſchranzen unſerer Tage nur allzu gut gelungen iſt. Ich darf wohl von mir ſagen, daß ich nicht im Hintertreffen, ſondern in der Vorderreihe der Kämpfer für die Volksrechte geſtanden und manchen guten Hieb und Stoß in dieſem Kampfe gethan habe. Aber nie vergaß ich, das Volk zu erinnern, daß Rechte bedingt ſind durch Pflichten; bei jeder Gelegenheit ſchärfte ich ihm ein, daß die Arbeit keine Schande, ſondern vielmehr der einzige Adel, und daß die Freiheit kein Lotterbett, ſondern „ein ſtrenger Dienſt“ ſei. Fürſtengunſtbuhler ſind ekelhaft, Volksgunſtbuhler noch ekelhafter, weil dieſe den Namen der Freiheit eitel im Munde führen, gerade wie die Jeſuiten den Namen Jeſu, während die Fürſtenſchmeichler ſich wenigſtens als die Lakaien geben, welche ſie ſind. Das Volk erträgt nicht immer, aber doch dann und wann die Wahrheit, der Pöbel allzeit nur die Lüge. Wer das Volk aufrichtig und uneigennützig liebt, muß den Pöbel haſſen, weil dieſer ein ſo wüſtes Zerrbild von jenem. „Aufhebung des Pöbels!“ Wohl, ich verkenne nicht das Beſtechende und das wirklich Wohlwollende dieſer Phraſe. Aber ich muß mich fragen: Gibt uns der ganze Verlauf menſchheitlicher Entwickelung vom Anfang der Geſellſchaft bis heute die Hoffnung an die Hand, daß die Verwirklichung jenes wohlmeinenden Poſtulats jemals eine Möglichkeit ſein werde? Nein! Es wird allzeit einen Pöbel geben; weil die Raſſe der Pöbelmenſchen nie ausſtirbt, unten nicht, mitten nicht, oben nicht, womit ſchon geſagt iſt, daß ich die Pöbelei mit dem Proletariat als ſolchem nicht indentifizire. Gedankenloſe Menſchen wähnen mit den ſtereotypen Redensarten vom unaufhaltſamen Vorſchritt, von der unendlichen Entwickelung zum Beſſeren u. dgl. m. alle Probleme löſen zu können. Sie überſehen aber, daß in genauem Verhältniſſe zu den Vorſchritten der

Geſellſchaft auch die Bedürfniſſe und Forderungen vorſchreiten und demnach die allgemeine und vollſtändige phyſiſche und moraliſche, materielle und intellektuelle Befriedigung für die ebenfalls progreſſiv anwachſende Geſammtheit verhältnißmäßig immer ſchwieriger werden muß. Wiſſende und denkende Menſchen ſtehen auch gar nicht an, zu bekennen, daß das unſerem Geſchlechte von Uranfang anhaftende Elend mit der Civiliſation nur gewachſen iſt, weil die Civiliſation uns dieſes Elend erſt ſo recht zum Bewußtſein brachte. Das goldene Zeitalter liegt ſo wenig vor uns wie hinter uns.

Auguſt und September.

1. Auguſt.

Der alte Fiſchart gibt, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo eine lange Liſte von Eſeln, welche er nach ihren verſchiedenen Eigenſchaften und Merkmalen rubricirt. Ich befinde mich nun heute in dem wenig ſchmeichelhaften Falle, dieſe fiſchart'ſche classificatio asinorum um eine neue Species bereichern zu können und zwar mit meinem eigenen leibwerthen Ich, indem ich mich in beſagte Liſte eintrage als der „lobende Eſel" (asinus magnificans). Und das von rechtswegen. Nämlich vor Jahresfriſt hatte ich zur Sommerfriſche einen verhältnißmäßig ſtillen, von der Touriſtenſtrömung noch unberührten Ort aufgefunden, wo ich mich recht behaglich fühlte. Statt nun, wie ein kluger Mann gethan hätte, dieſes Behagen bei mir zu behalten, that ich wie ein richtiger Enthuſiaſmus, ſetzte mich eines ſchönen Morgens, welchen ich viel beſſer als ſchweigſamer Schlenderer verbracht haben würde, hin und ſchrieb für die „Neue Freie Preſſe" in Wien eine lobpreiſende Schilderung meines Tuſculi, allwo ich auch heuer wieder mich aufzufriſchen hoffte. Aber nichts da! Die unverzeihliche Schlemihlerei oder, geradeheraus zu reden, Eſelei, womit ich meine mehr oder weniger lieben Mitmenſchen auf eine der reizendſten Stellen der Schweiz aufmerkſam gemacht hatte, blieb nicht ungeſtraft. Als ich an dem lobgeprieſenen Orte, Herberge beſtellte, lautete der Beſcheid: „Alles voll auf Wochen hinaus — Eine deutſche Prinzeſſin mit großem Gefolge — Thut uns recht ſehr leid — Hinterzimmer ſoundſo zur Verfügung". Bedankte mich ſchön, alldieweilen mir bekannt, daß die eine Wand dieſer Kemenate a posteriori durch den großen Küchenſchlot gebildet wird.

Jetzo hieß es: Wohin? und ich löſ'te die Frage mittels des Citats: „Von Zeit zu Zeit ſeh' ich die Alte gern". Will ſagen: die Jungfrau. Riſkirten alſo zunächſt die Fahrt nach dem früher ſo häufig und gern von uns aufgeſuchten, nun aber ſchon ſeit Jahren gemiedenen Interlaken. Verſchiedene Wolkenbrüche unterwegs, verſteht ſich. Gott Viſchnu regiert ja ſommerlang. Während der Fahrt über den thuner See trieb er es ganz unanſtändig, geradezu niederträchtig, und noch dazu kam mir in der vollgepfropften dumpfigen Kajüte die ſchaudernde Rückerinnerung an die Abenteuer einer vor langer Zeit mal in Thun die ganze Nacht hindurch mitgemachten Parforcejagd auf jenes kleine, aber grauſame Wild, welches das Wahrzeichen einer berühmten ſüddeutſchen Reſidenz iſt oder wenigſtens ſein ſollte, maßen mit Recht von ſelbiger geſagt und geſungen wird:

Oh, du große Stadt der Wanzen!
Oh, du Stadt der großen Wanzen!
Oh, du große Wanzenſtadt!

Dankbaren Gemüthes, wie ich nun einmal bin, darf ich auch nicht unterlaſſen, des wackern Teutonen vom Stamme Ach-und-Ei-Herrjeſes zu gedenken, welcher etliche Stunden lang in dem heißen Eiſenbahnwagen als Windhaſpel thätig war, mit unermüdlichem und ſchallreichem Mundſtück die brütende Treibhausatmoſphäre umwirbelnd.

Das ganze „Bödeli“ trof bei unſerer Ankunft von Nebel und Näſſe und im Hintergrunde des Thales von Lauterbrunnen ſtand hinter Regenwolken die liebe Alte, kläglich anzuſehen, vergrämt, verweint, angegräulicht, zur Stunde entſchieden eine alte Jungfer, welcher ſo eben der letzte Heiratsverſuch mißlungen iſt und die den Mantel der Gottſeligkeit umgehängt, die Kapuze der Weltentſagung über die Ohren und den Schleier der Männerverachtung vor das Geſicht gezogen hat.

Der Abend ſchenkte dann noch einen kümmerlichen Sonnenblick und ich ging den „Höhenweg“ unter den herrlichen alten Nußbäumen hinauf. Sie ſind geblieben, aber ſonſt iſt alles anders geworden, namentlich in den letzten zehn Jahren und gar vollends ſeit dem Tage, wo ich als junger Burſch in meiner Studentenzeit zum erſtenmal hier war. Wie beſcheiden, aber auch wie heimelig-einladend lugten damals die kleinen Gaſthäuſer von netter oberländer Holzbauart aus den Baumſchatten hervor! Jetzt Palaſt an Palaſt gereiht, geſchwätzige

Springbrunnen davor, Raſenplätze, Blumenbeete, dazwiſchen ein Gewühl der neueſten Damenmoden und dahinter auf den Freitreppen und in den Portiken, ein Heer von Kellnern mit fliegenden Servietten und ſauſenden Fräckezipfeln. Babyloniſches Sprachengeſchwirr, fürchterlich geputzte Kinder auf trottenden Eſeln, Omnibus an Omnibus, Pferdeglockengeklingel, Peitſchengeknall, grelle Gaslichter, vom Kurſalgarten herüber die rauſchenden Klänge des Marſches aus dem „Tanhäuſer“ — man merkt ſofort, daß man an einem Orte, wo ſich der Luxus von Europa und Amerika Stelldichein gibt.

Hinter den taghell erleuchteten Spiegelſcheiben eines mit den berühmten oberländer Holzſchnitzwaaren angefüllten Magazins ſtand eine wirklich meiſterlich geſchnittene Kopie des Abendmahls von Da Vinci. Während ich dieſes Werk eines unendlich geduldigen Fleißes bewundernd betrachtete, hörte ich eine fette Stimme hinter mir ausrufen: „Dreiundvierzig Milliarden gezeichnet! Grandios! Kapitol!“ und mich umwendend hatte ich keine geringe Verblüffung zu verwinden. Denn wahrhaftig, da ſtanden ja die Apoſtel, wenigſtens ihrer ſechs, wie aus dem Da Vinci'ſchen Bilde herausgeſprungen, nur moderner angezogen und die Bärte etwas weniger neuteſtamentlich zugeſchnitten. „Dreiundvierzig Milliarden! Pompos!“ wiederholte mit ſelbſtgefälligen Hängebacken Herr Hamburgmeyer. „Pompos! Grandios!“ echote Herr Frankfurtmeyer, während Herr Berlinmeyer ſeinen linken Naſenflügel mit dem goldenen Stockknopfe liebkoſ'te und ſeinen Herren Kollegen mittels des Augenblinzelapparats die Bemerkung zutelegraphirte: „Wir haben, denk' ich, zu dieſem dreiundvierzigmilliardiſchen Reſultat auch etzliches beigetragen“. Die Herren Wienmeyer, Breſlaumeyer, Leipzigmeyer u. ſ. w. in der Meyerei nickten zuſtimmend. Die ganze Gründerhorde war ſich ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung augenſcheinlich hochgradig bewußt und froh und ging auf der Terraſſe vor dem Kurſale Sorbet zu ſchlürfen und von ihren Anſtrengungen für das Wohl Frankreichs und der Menſchheit auszuruhen. Die bunte Geſellſchaft dort war ganz auf der Höhe der Zeit. Was jemals Damenſcheider und Modiſtinnen in ihren kühnſten

Viſionen geſchaut, hier war es zu ſchauderhafter Wirklichkeit geworden. Mir wurde da unter anderem klar, warum Gummi und Kautſchuk neuerlich ſo furchtbar aufgeſchlagen haben, als ich dieſe Engländerinnen mit ihren Plumpuddings-Buſengebirgen an mir vorüberſtolziren ſah. Das ſchöne Amerika zeichnete ſich durch fabelhafte Haarfülle aus: Yankeeſinnen von drei Roßſchweifen gab es die ſchwere Menge. Ruſſinnen lieferten zu den engliſchen Vorträgen die entſprechenden Nachträge, Revanche blickende Pariſerinnen ließen gerne ſehen, daß ſie doch die niedlichſten Füße hätten und am graziöſeſten zu gehen verſtänden; eine Polin fiel mir durch edlen Geſichtsſchnitt, eine Magyarin durch die blitzende Glut ihrer Schwarzaugen auf; aber am beſten gefiel mir doch ein junges Mädchen von dort, wo Göthe und Schiller begraben ſind. Ihr langes Blondhaar war auf ihrem eigenen Kopfe gewachſen und es ſah ſich gar närriſch-rührend an, wenn das ſchöne junge Ding mit ſcheuen und doch neugierigen Penſionats-Augen um ſich blickte. Licht ſei dein Loos und leicht ſei dir des Lebens Laſt all dein Lebenlang, blondlockige Landsmännin!

Dicht daneben zeigte ſich freilich deutſche Landsmannſchaft auch in weniger lieblicher Erſcheinungsform. Zwei jener überflüſſigen Exiſtenzen, welche die Natur zu Hausknechten beſtimmt und des Schickſals Gunſt zu Rentiers gemacht hat, ſtritten ſich im nationalliberalſten Berliner-Deutſch, ob ſich der Winter am bequemſten und angenehmſten in Neapel oder aber in Kairo verbummeln laſſe. Der für letzteren Winteraufenthalt Schwärmende ſchloß die Herzählung der „Unterhaltungs- und Zerſtreuungsmittel", welche die Hauptſtadt Aegyptens biete, mit der emphatiſchen Bemerkung: „Und ich bitte Sie, wie originell machen ſich die türkiſchen Leichenbegängniſſe! So was lebt nicht!" Wie der Streit endigte, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß die wider Willen mit angehörte Diſputation mich dreierlei wünſchen und eins beabſichtigen machte: 1. ein Kommuniſt zu ſein; 2. ein handfeſter Kommuniſt zu ſein, 3. einen handfeſten Mitkommuniſten zur Seite zu haben, um viribus unitis die beiden Ueberflüſſigen, welche offenbar niemals eine Silbe vom Evangelium der Arbeit vernommen hatten, dahinten in die reißende Aare werfen zu können, damit ſie wenigſtens einmal in ihrem unnützen Leben erführen, was der „Kampf ums Daſein" ſei. Gewiß, es war recht dumm, mir durch ſolche dumme Einfälle den ohnehin ſattſam trüben Abend noch mehr zu vertrüben; aber ein einmal angeſchlagener Gedankenakkord will ausklingen und ſo ließ ſich denn die unheimliche Stimme nicht abweiſen, welche mir, während ich den Höhenweg hinunter zu meinem Quartiere zurückwandelte, zuflüſterte: „Einſt wird kommen ein Tag oder eine Nacht, wo die rothen Barbaren hier mit Petrolſpritzen herumfahren, um alle dieſe prächtigen Herbergen des Müſſigganges und der Genußſucht für das Werk der Brandfackel zu taufen und zu weihen." Bah, Nonſens! gab ich mir ſelber laut zur Antwort; die rothen Barbaren werden ſich bis dahin wohl ſo weit civiliſirt haben, daß ſie, ſtatt dieſe Paläſte zu verbrennen, ſich lieber dareinſetzen, um von der Höhe der Bankett-Tafel des Lebens gerade ſo vornehm auf die draußenſtehenden Nichtzugelaſſenen herabzuſehen, wie die jetzt Bankettirenden thun. „Steh' du auf, damit ich mich hinſetzen kann!" — Dieſer triviale Ur-Meidinger iſt ja doch Kern und Eſſenz der „ſozialen Frage", war es ſchon vor Jahrtauſenden und wird es nach Jahrtauſenden noch ſein. Der naturfarbige Kommuniſmus, welcher, verglichen mit dem geſchminkten, dem „Sozialiſmus", ein ehrlicher Kerl iſt, geſteht das auch offen ein. Die Herren „Sozial-Philoſophen" dagegen, die Confusii Confusiorum, ſchleiermachern einen bunten Wortnebel um die brutale Thatſache herum. Der Kommuniſmus brüllt: „Ich will mir's ganz kanibaliſch wohl ſein laſſen!" Der Sozialiſmus docirt: „Ich will und werde das Ideal des Menſchenthums verwirklichen". Der Kommuniſt droht: „Ihr habt lange genug geſchwelgt, jetzt iſt die Reihe an uns". Der Sozialiſt lügt: „Keinem ſoll genommen, aber allen gegeben werden". Nicht der brüllende, drohende Kommuniſmus wird die große ſoziale Kataſtrophe, die „Götterdämmerung" der modernen Welt herbeiführen, wohl aber der heuchelnde, lügende, kokettirende Sozialiſmus. Er iſt im vollen Zuge. Götterdämmerungen müſſen ja von Zeit zu Zeit eintreten, es geht einmal nicht anders. Ihr könnt dieſe moraliſchen Kataklyſmen beklagen, aber ihr könnt ſie nicht abwenden, gerade ſo wenig, wie ihr Erdbeben und andere phyſiſche Kataſtrophen abzuwenden vermögt. Zerſtörung muß dann und wann mit ihrem Eiſen- und Feuerbeſen über und durch die Menſchheit fahren und fegen, um den angeſammelten Unrath wegzukehren, damit zu neuem Schaffen Raum werde. . . .

Es war leider unthunlich, von Interlaken aus die bekannten Ausflüge in die Umgegend zu machen. Hunderte verſuchten es tagtäglich, kamen aber Abends windelweich durchgeregnet zurück, ohne etwas geſehen zu haben als Nebel, Koth und lange, längere, längſte Gaſthausrechnungen. Aber einmal that uns die liebe ewig junge Alte doch den Gefallen, beim Scheiden des Tages ſich zu entſchleiern und in ihrer ganzen Glorie zu offenbaren. Sie iſt und bleibt doch unvergleichlich ſchön, wenn ſie aus der dunkeln Umrahmung ihrer Vorberge hervortritt in der Fülle ihrer Majeſtät, und ſtillandächtig hingen die trunkenen Augen an ihr —

Bis von der Firnſchneekrone diamantenbegletſcherten Zacken
Schwand der purpurne Glanz ſcheidender Sonne hinweg.

2. Auguſt.

Seinen Namen im ſogenannten Weltgeſchichtebuch verewigen? „Verewigen?“ Was iſt denn das im Grunde anderes, als wenn ein dummer Junge ſeinen Namen auf eine Fenſterſcheibe kritzelt?

3. Auguſt.

Soweit ich mich überhaupt noch über Dinge ärgere und betrübe, welche ich nicht ändern kann, ärgere und betrübe ich mich über die Zuſtände in Oeſtreich. Ich habe für die Deutſch-Oeſtreicher allzeit eine große Vorliebe gehabt und bin allen boruſſomaniſchen Sophiſten zum Trotz der ſtandhaften Ueberzeugung, daß Deutſchland unfertig und das deutſche Reich unvollendet ſei, ſo lange die Deutſch-Oeſtreicher „draußen“. Dermalen vergeuden ſie ihre beſten Kräfte in einem unfruchtbaren Ringen mit dem Magyarenthum, welches ſie beherrſchen will, und mit dem Slaventhum, welches ſie vernichten möchte. Der Kampf mit dieſen beiden Feinden iſt ſo ungleich, zu ungleich, weil dieſelben drei mächtige Bundesgenoſſen haben: das Pfaffenthum, das Junkerthum und das Hofſchranzenthum.

Möglich allerdings, daß die Macht deutſcher Kultur ſchließlich über die ſchlimme Fünffaltigkeit triumphirte, falls dieſe Macht mit Genialität und Energie geführt würde. Aber das iſt leider keineswegs der Fall. Der deutſchöſtreichiſche Liberaliſmus ſtellt ſich mehr und mehr als die klägliche Gaukelei und Schaukelei der Impotenz heraus, als ein unſicher und furchtſam taſtender, zitteriger Stremayriſmus. Mir wurde ganz flau und waſchläppiſch zu Muthe, als ich heute das halbe Wollen und ganze Nichtsthun oder Verkehrtthun des öſtreichiſchen Miniſteriums während der letzten Monate überblickte. Um mich über die Atmoſphäre dieſer elenden Eindrücke zu erheben, holte ich mir Schwingen bei Einem, welcher ſolche ſtets zu verleihen hat, beim Jean Paul. Las im „Titan" und fand auf's neue, daß dieſe Dichtung doch eine der großartigſten Schöpfungen, die jemals erſonnen wurden. An Größe der Idee meiſtert der Titan den Fauſt. Es iſt darin ein Rauſchen wie von den Fittigen der „geflügelten" Nemeſis, von welcher der alte Hellene Meſomedes geſungen hat, daß ſie, die „Untrügliche", des „Rechtes Vertheilerin" und des

„Lebens Entſcheiderin“ ſei, welche der „Sterblichen verderblichen Uebermuth beugt“. Aber freilich die Form oder vielmehr die Formloſigkeit Jean Pauls! Wie beeinträchtigt ſie auch die Wirkung des Titan, welcher doch des großen Humoriſten ſtiliſtiſch gehaltenſtes und vollendetſtes Werk iſt! Ich habe bei Leſung Jean Pauls immer die Empfindung, als hätte ich einen Rafael und einen Teniers vor mir, aber beide Gemälde in Streifen und Lappen von allen möglichen Geſtalten zerſchnitten und dieſe Streifen und Lappen wirr durcheinander gemiſcht. Da und dort blickt das ſeelenvollſte Auge, lächelt der holdſeligſte Mund, winkt die anmuthigſte Hand, blüht der reizendſte Buſen aus dem Wirrſal hervor, dicht neben verzerrten Spielergeſichtern, verſoffenen Bauernnaſen, Küchenabfällen, ſtrampelnden Stallmägdebeinen und geſchwungenen Knütteln. Nirgends eine ganze, in ſich vollendete, harmoniſchſchöne Geſtalt. . . Ich weiß nicht, wie es zuging — wahrſcheinlich aber geſchah es, weil man eben mit und beim Jean Paul ſtets aus dem hundertſten ins tauſendſte geräth — meine Gedanken wandten ſich von den Albano, Schoppe und

Roquairol, von Liane, Linda und Idoine mit einmal auf einen der jetzo modiſchſten Hypotheſenſchwindel, nämlich auf die einſeitig vorgetragene und übermäßig betonte Lehre von dem Einfluſſe der Nahrungsmittel auf die Entwickelung der Civiliſation. Buckle hat hierzu, wie noch zu mancher anderen Einſeitigkeit und Uebertreibung, den wirkſamſten Anſtoß gegeben. Seine Nachbeter und Breittreter ſuchen ihn nun zu überbieten und ſo gerathen Ethnologie und Kulturhiſtorik immer tiefer in die Sucht des Generaliſirens, in die Pedantenwuth der Schabloniſirung hinein. Mir aber fiel ein, daß Jean Paul bei dicken bairiſchen Knödeln aufgewachſen und doch einer der elfenhafteſten Geiſter, Ariel und Puck zugleich, geworden iſt und daß er ſein Lebenlang dickes bairiſches Bier getrunken hat und doch bis zu ſeinem Tode einer der elfenhafteſten Geiſter geblieben iſt. Wollt doch, gute Leute und ſchlechte Muſikanten, nicht alles und alle über einen Kamm ſcheeren! Die unendliche Mannigfaltigkeit der Individualitäten iſt ja gerade das Beſte und Unterhaltendſte an der armen Menſchheit.

4. August.

Die Geſchichte des Krieges von 1870—71, „verfaßt von der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung des großen Generalſtabes“, hat zu erſcheinen begonnen und las ich heute das 1. Heft mit hoher Befriedigung. Wer freilich inbetreff der Vorgeſchichte des Krieges neues erwartete, wird ſich getäuſcht finden; denn zu dem hierüber Feſt- und Klargeſtellten vermochten die generalſtäblichen Hiſtoriker nichts hinzuzuthun. Der Vorzug des Werkes iſt zunächſt die Wahrhaftigkeit, welche aus jeder Zeile athmet und welche ſelbſt die Franzoſen laut anerkennen müßten und würden, falls ihre Unwiſſenheit, Eitelkeit und Ueberhebung ſie nicht längſt alles Wahrheitgefühls bar und ledig gemacht hätten. Sodann muß jeden Leſer, welcher überhaupt zu leſen verſteht, die Einfachheit, Beſtimmtheit und Durchſichtigkeit der Darſtellung, der ſtreng thatſächliche Ton höchſt wohlthuend anmuthen. Nicht der Schatten eines Schattens von Phraſe. Mir klang noch das Phraſenblaſengequieke in den Ohren, womit neulich von der Schützenfeſtbühne in Zürich herab ein Franzoſennarr und Deutſchenfreſſer, einer der fürchterlichſten Feſtbummelbaſelbabbeler die franzöſiſche „Republik“ anſchmeichelte — dieſe „Republik“, welche handirt, wie die ſchlechteſte Monarchie nicht mehr zu handiren wagen würde — da vertrieb mir ſchon die Leſung der erſten Blätter dieſer Kriegsgeſchichte den leidigen Nachhall des abſurden Geſchwätzes. Die Charakteriſtik der franzöſiſchen Armee (S. 21 fg.) könnte den Franzoſen und auch noch anderen Leuten viel Stoff zum Nachdenken liefern. Stiliſtiſch angeſehen, ſind dieſe Zeilen in ihrer ruhigen Vornehmheit ſo meiſterhaft, daß ein Thukydides ſie geſchrieben haben könnte. Ein feiner Beiſatz von Ironie macht da und dort die Diktion noch anziehender, wie z. B. in dieſer Stelle: „Wie die ganze Nation, ſo belebt auch den franzöſiſchen Offizier ein hohes und in vieler Beziehung gerechtfertigtes Selbſtgefühl, aber auch eine Unterſchätzung anderer. Seine ganze Erziehung wirkt darauf hin, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Frankreich allen anderen Ländern weit voranſtehe. Wenn der Zögling von St. Cyr die goldenen Säle von Verſailles durchſchreitet, ſo erblickt er faſt nur

Schlachtengemälde und in allen ſind die Franzoſen die Sieger. In langen Reihen ſtehen die Helden, welche die Oriflamme, das Lilienbanner, den Adler und die Trikolore, immer aber die Zeichen Frankreichs nach den Hauptſtädten beinahe aller Länder getragen haben. So wird die franzöſiſche Kriegsgeſchichte eine Geſchichte ununterbrochener Triumphe, ein Epos, in welchem Mißerfolge nur durch Nebenumſtände, und wären ſie noch ſo unbedeutend, oder durch Verrath zu erklären ſind. Die Wahrheit zu ſuchen lohnt dicht der Mühe, ſie auszuſprechen wäre unpatriotiſch". Genau ſo hat Mr. Thiers die Kriegsgeſchichte des napoleoniſchen Frankreichs gelogen und Mr. Thiers iſt, nachdem der von ihm zu einem guten Theile gemachte Napoleoniſmus Frankreich zu Grunde gerichtet hatte, zum Dank von ſeinen Landsleuten als ihr größter Mann proklamirt worden.

5. Auguſt.

„Was iſt der Ruhm? Ein Regenbogenlicht!
Ein Sonnenſtral, der ſich in Thränen bricht!“

hat der Magyar Petöfi geſagt, ein Dichter, welchem ſich das große Welträthſel oft ſchwer genug auf die Seele legte und in deſſen Liedern der peſſimiſtiſche Gedanke häufig mit der elementaren Gewalt des Naturlautes hervorbricht. Vielleicht ſchwebte ihm dabei namentlich der literariſche Ruhm vor, der mühſäligſt erworbene und am raſcheſten wieder verlorene. Freilich die großen Dichtergeſtirne, ein Dutzend etwa, die bleiben am geiſtigen Firmamente der Menſchheit ſtehen, um zu leuchten, ſo lang auch nur noch ein Menſchenauge zu ihnen aufblickt. Aber Sterne zweiter Ordnung und zwar auch ſolche, welche bei ihrem Aufſteigen für Sterne erſter Ordnung gelten konnten, machen ſich ſchon fünfzig Jahre nach ihrem hellſten Leuchten nur noch als blaſſe Nebelflecken bemerkbar; nämlich in den Literaturgeſchichten. Da iſt z. B. Walter Scott, ohne Frage ein wirklicher, ſogar ein großer Poet. Vor 50 Jahren erfüllte ſein Ruhm den Erdball und vielleicht hat nie ein Autor ſo viele Leſer und Leſerinnen zur gleichen Zeit gehabt wie er. Denn er war buchſtäblich zur ſelben Zeit überall in Paläſten und in Hütten der Hochwillkommene, Gefeierte und Geliebte. Ich habe als kleiner Junge zuerſt in einer Spinnſtube meines Heimatdorfes mit ihm Bekanntſchaft gemacht. Da wurden zwei Winter lang die Waverley-Novellen der Reihe nach vorgeleſen und ich erinnere mich noch ſehr lebhaft des Entzückens, womit Jung und Alt dieſer Leſung lauſchte. Heute wurde ich wieder daran gemahnt, als ich in den „Memoiren eines ruſſiſchen Dekabriſten“ ein Datum ſuchend auf die Stelle ſtieß, wo der Dekabriſt (Baron Roſen) erzählt, daß er i. J. 1826 in einem Kerker der Citadelle von St. Petersburg zum erſtenmale die ſcott'ſchen Romane geleſen und alles um ſich her darob vergeſſen habe, auch das eigene Geſchick, er, der auf Leben und Tod Angeklagte. „Am Abende freute ich mich auf den kommenden Morgen, um ein neues Buch von Scott vorzunehmen“. Hätte der „ſchottiſche Zauberer“ davon gewußt, auf dieſe Wirkung ſeines Genie's würde er gerührt-ſtolz geweſen ſein. Und wie er hier eine

Kerkerzelle mit Licht und Troſt füllte, ſo hat er namentlich auch, wie ich aus eigener und fremder Erfahrung bezeugen kann, um langwierige Krankenlager her die reinen Brunnen ſeiner Phantaſie erfriſchend aufſprudeln laſſen. Aber jetzt? Wer lieſ't ihn noch? Wer redet heute noch von ihm? Nur die ältere oder ganz alte Generation bewahrt ihm ein flüchtig-dankbares Andenken. Noch eine Spanne Zeit und er wird nur noch als eine Namen-Mumie in der literarhiſtoriſchen Todtenhalle vorhanden ſein, dann und wann von einem Durchwandler derſelben aus Kurioſität einen Augenblick angeſehen. Dann wieder eine Spanne Zeit und die Mumie wird zu anderem Namengerümpel in einen Winkel geworfen und gänzlich verſchollen und vergeſſen ſein. Sic transit gloria literaria. Und überhaupt —

„Was iſt der Erde Ruhm? Ein Traum!"

6. Auguſt.

Die römiſche Malaria und die kommuniſtiſche Krätze manifeſtiren mehr und mehr ihre Wahlverwandtſchaft. Sie thun ſo vertraut und zärtlich mitſammen wie zwei Hetären, welche zweiſam nach Beute ſtreichen. Arm in Arm fordern ſie das Jahrhundert in die Schranken. Auch ihr Endziel iſt daſſelbe: Erſt Barbariſirung und ſchließlich Kretiniſirung der Menſchheit. Donna Malaria will das zuwegebringen dadurch, daß ſie die Geſellſchaft verkloſtert; Madame La Gale dadurch, daß ſie aus dem Staat eine Tagdiebe- und Dirnenſpelunke macht. Mit dem wuthſchäumenden Gegrunze, womit die ultramontanen Todfeinde Deutſchlands das Jeſuitenaustreibungsgeſetz begrüßten, verband ſich ſchweſterlich das gellende Gegeifer der ganzen pſeudodemokratiſchen und kommuniſtiſchen Verrätherbande. Dies Gemenſcher, welches, wo immer es zeitweilig obenauf kam, die wüſteſte Tyrannei geübt hat, ſchreit über Verletzung der Vereinsfreiheit, weil das deutſche Reich die Jeſuiten ausſtößt. Auch die Vipern bilden bekanntlich Vereine, aber wer, wenn nicht ein Blödſinniger, wird darum eine Viper, ſo er ſie unter ſeinem Fuße hat, nicht zertreten? Eine andere Frage iſt freilich, ob das Widerjeſuitengeſetz ſeinen

Zweck erreichen, d. h. die Vipernſchaft auf deutſchem Boden zertreten werde. Schwerlich! Einige Wirkung jedoch darf man ſich immerhin davon verſprechen, wie ſchon das Zorngetobe des vorhin ſignaliſirten nobeln Schweſternpaares beweiſ't. Im übrigen wird wohl der Reichskanzler, der Vater des Geſetzes, ſattſame Veranlaſſung haben, im Hinblick auf dieſes ſein Kind ſpäter bei ſich zu ſprechen:

„Wo iſt der, der ſagen dürfe:
So will ich's, ſo ſei's gemacht!
Unſre Thaten ſind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht“.

7. August.

Große Freude machte mir heute das in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte Bruchſtück einer Selbſtbiographie Grillparzers. Was das für ein geſunder Menſch war! Wie klarverſtändig, tüchtig, ehrlich, allem Schein und Schwindel abhold! Ich werde mir ein Feſt nach meinem Geſchmacke bereiten, indem ich ſeine Werke wieder genieße. So einen Genuß haben wir anderen doch voraus vor dem großen Haufen. Ich meine vor dem großen Haufen drunten und droben. . . Der ganze Jammer der Franz- und Metternichtigkeit tritt zu Tage in der Art und Weiſe, wie das damalige wiener Regiment den großen Dichter und höchſt öſtreichiſch-loyal-patriotiſchen Menſchen Grillparzer behandelte, mißhandelte. Seine vaterländiſche Tragödie „König Ottokars Glück und Ende“ blieb zwei volle Jahre bei der Cenſurbehörde liegen und der Verfaſſer hatte unſägliche Mühe, die verſchwundene und verſchollene Handſchrift endlich nur wieder aufzuſpüren. Später traf der Dichter mit dem Hofrath, welcher das Gedicht hätte cenſiren ſollen, zufällig zuſammen. Gemüthlich ſagte der Eunuchenmacher zum Grillparzer: „Als Ihr Ottokar zwei Jahre lang liegen blieb, glaubten Sie wahrſcheinlich, ein erbitterter Feind hinderte die Aufführung. Wiſſen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin“. — „Aber, Herr Hofrath, was haben Sie denn an dem Stücke gefährliches gefunden?“ — „Gar nichts, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wiſſen!“ . . . So war dieſes ſtupide „väterliche“ Regiment. Dumm wie Saubohnenſtroh.

8. August.

Im Juni dieſes Jahres ſind drüben in Amerika und im Juli hüben in Deutſchland zwei Feſte gefeiert worden, welche beide, obzwar aus verſchiedenen Gründen, auf anſtändige Menſchen einen höchſt widerlichen Eindruck machen mußten. Die Herren Ceremonienmeiſter des neuen deutſchen Reiches verſtehen das Inſkeneſetzen von Feſtkomödien offenbar noch nicht. Oder hätten ſie etwa die Enthüllung von Steins Denkmal am 9. Juli abſichtlich ſo ſchlecht inſcenirt? Wäre es von vornherein auf ein exkluſives Hoffeſt abgeſehen geweſen, an welchem nur „Menſchen" vom Baron und Hofprofeſſor aufwärts ſich betheiligen ſollten? Das ganze Ding roch ſtark nach Byzanz*). Es änderte

---

*) Dieſer Ruch iſt überhaupt heuer, i. J. 1872, in deutſchen Landen häufig aufgeſtiegen. In etlichen deutſchen Zeitungen byzanzelte es wahrhaft mephitiſch. Ich könnte Redaktoren und Korreſpondenten namhaft machen, die zu Verſchnittenen am Hofe des Juſtinian und der Theodora völlig qualifizirt wären. In der Allg. Zeitung vom 18. Juli findet ſich z. B. eine Korreſpondenz aus Ems, worin das Reden und Thun eines ſiebenjährigen Jüngelchens von preußiſchem Prinzen in Hamburg rührſälig beſchrieben iſt. Geht

auch nichts daran, daß von polizeiwegen der eigentlichen Feier noch ein „Volksfeſt“ angeſchwänzt wurde mit Singen und Springen und Tiſchrednern, wobei dieſer und jener der wirklichen Feſtgäſte zu herablaſſendem Zuſchauen ſich herabzulaſſen Gelegenheit hatte. So der ſteinerne Stein auf ſeinem Poſtament es gekonnt hätte, würde er wohl die Marmorſtirne zornig gerunzelt haben, — er, der zwar ſein Lebenlang niemals den Reichsfreiherrn vergaß, aber gar wohl ſich bewußt war, daß er nicht der Mann des Hofes, ſondern der Mann der Nation. Das hat Herr von Sybel in ſeiner Feſtrede, welche, weil keineswegs byzantiniſch, nicht

---

das ſo fort, ſo wird das deutſche Publikum demnächſt mit Schilderungen erfreut werden, wie dieſes Prinzlein oder jenes Prinzeßlein ihre erſten Windeln zu bemalen allergnädigſt geruhten. Ja, ja, ich fürchte ſehr, binnen kurzem dürfte irgend ein fluchender Harfner ſattſame Veranlaſſung haben, zu ſingen und zu ſagen:

Im neuen deutſchen Reich iſt, Gott ſei’s geklagt,
zur Stund’
Die öffentliche Meinung gekommen auf den Hund,
Schreibt mit Bedientenfeder, ſpricht mit Lakaienmund,
Und was ſie ſpricht, iſt Baſel, und was ſie ſchreibt,
iſt Schund.
R. d. H.

recht zu der Ceremonie paßte, mit allem Freimuth angedeutet, welchen der Nationalliberaliſmus überhaupt aufzubringen vermag. Im übrigen erinnerte — mutatis mutandis — dieſes ungeſchickte Enthüllungsfeſt ſehr an die Eſcamotage von Bérangers Leichenbegängniß durch die verhuell'ſche Polizei Anno 1857. Am Ende aller Enden war es aber doch nur ein deutſches Aergerniß, während drüben in Amerika mit ungeheurem Apparat glücklich ein Weltärgerniß zuwegegebracht worden iſt. Da haben ſie nämlich in Boſton ein „internationales Friedens-Jubiläums-Muſikfeſt" gefeiert, die koloſſalſte Abgeſchmacktheit des Jahrhunderts, einen richtigen Muſik-, d. h. Unmuſikgräuel. Der Unſinn ins Große, Größte, Ungeheuerlichſte getrieben! Zwanzigtauſend Sänger und Sängerinnen, ein Orcheſter von zweitauſend Mann, hundert Amboßhämmerer, verſchiedene Dampforgeln, alle Glocken der Stadt, hundert Kanonen — das alles ſchrie, raſaunte, klopfte, brummte, bimbambummelte, brüllte, wetterte, wüthete mitſammen im urjanitſchariſchen Chorus. Ein ſchauderhafter Yankee-Doodle! Und dieſes Brutaliſiren menſchlicher Nerven, dieſes an der heiligen Cäcilia verübte stuprum violentum nennen die Barbaren ein „Jubiläums-Muſikfeſt.“ Wie ſchäm' ich mich für meine Zeitgenoſſen!

---

9. August.

Wenn man das ſtupid-ſchadenfrohe Feixen und Grinſen beachtet, womit die Stimmführer unſerer Lumpagogie innerhalb und außerhalb Deutſchlands jede Wolke und jedes Wölkchen begrüßen, welches am Horizont des neuen Reiches bedrohlich aufſteigt oder aufzuſteigen ſcheint, wenn man ſieht, wie es dieſen Elenden ſchon in den Füßen juckt, Hand in Hand mit Franzoſen und Jeſuiten auf den erſehnten und gewünſchten Trümmern des Vaterlandes die Höllentriumphkarmagnole des Verraths zu tanzen: ſo überſchleicht Einen nicht das Gefühl der Furcht, wohl aber das Gefühl unſäglichen Ekels. Selbſt ſolche Wolkenbrüche von Haß und Verachtung, wie ſie Shakeſpeare's Timon auf die menſchliche Verkehrtheit und Verderbtheit herabſchüttet, erſcheinen unzureichend, eine derartige Nichtswürdigkeit und Verworfenheit zu züchtigen.

Allein der Ekel darf uns doch nicht abhalten, die Gefahren, welche durch das lumpagogiſche Gebaren ſignaliſirt werden, ins Auge zu faſſen und im Auge zu behalten. Denn thöricht ja wäre es, das Vorhandenſein von dräuenden Wolken leugnen zu wollen. Es ſind ihrer genug da, dichte, ſchwarze. Wenn jedoch unſer Volk geſundmenſchenverſtändig bleibt, wenn ſeine Leiter feſt und beſonnen ſind, ſo wird das drohende Gewitter ungefährlich als das verlaufen, was die Schweizer einen „Windbloſcht" nennen. Wir wiſſen ja, was unſere Feinde wollen; die ſchwarzen, die rothen und die blauweißrothen. Nach dem täglich erwarteten Hingange des aus der Schule ſchwatzenden Pio Nono ſoll ein neuer, ein thatkräftigerer Jeſuitenpapſt fabrizirt werden, welcher die mittelalterliche Bannblitz- und Interdiktsdonnermaſchine mit moderner Dampfkraft gegen das deutſche Reich in Bewegung ſetzen wird. Etwa von Frankreich aus, deſſen „republikaniſche" Regierung — ob vom Monſieur Thiers oder vom Citoyen Gambetta geführt, einerlei! — ja augenſcheinlich mit dem Jeſuitiſmus eine ſchöne Seele iſt. Man wird den neuen

Papſt dorthin ſchaffen, um dieſe ſchöne Einſeeligkeit feierlich vor der katholiſchen Chriſtenheit zu proklamiren und zugleich den deutſchen Katholiken „unfehlbar“ zu gebieten, in den Franzoſen ihre wahren Brüder zu ſehen, mit welchen ſie ſich zur Vernichtung des „ketzeriſchen“ Reiches verbinden müßten. Den Boden für dieſes Bündniß ſollen in deutſchen Landen die Herren vom Reichstagscentrum, die deutſchen Biſchöfe und all das widernationale Geziefer legen und vorbereiten, welches in der ultramontanen Preſſe krabbelt, in Bauern- und Geſellenvereinen wühlt und in Beichtſtühlen Gänſe mit Dogmen ſtopft. Als auf den Dritten in ihrem Bunde rechnen Gallier- und Pfaffenthum auf den Partikulariſmus von der Firma Von der Pfordten, Dalwigk und Komp., welchen man mit welfiſchem Gelde gehörig aufzunudeln hofft. Der vierte Alliirte ſoll Lumpazia Kommuniſterei ſein, die liebe Pöbelbrühe, zu welcher alles, was in Deutſchland von Arbeitſcheuheit, Lüderlichkeit, Halbwiſſerei, verletzter Eitelkeit, Rollenſpielſucht und Affenbosheit vorhanden iſt, zuſammenrinnen wird. Leute, welche nicht weiter ſehen, als ihre Naſenſpitze reicht, werden freilich dieſen Höllenbreughel von deutſchfeindlicher Allianz für nur in einer ſchwarzſeheriſchen Phantaſie vorhanden erklären. Aber wer Augen hat, zu ſehen, und Ohren, zu hören, muß wiſſen, daß an der Herſtellung und Vollendung dieſes thatſächlichen Höllenbreughels eifrigſt gearbeitet wird. Zeit freilich koſtet die Arbeit und ſie läßt ſich lange nicht ſo ſchnell verrichten, wie die Herren Deutſchenfreſſer und die Damen Deutſchenfreſſerinnen wünſchen; aber gethan wird ſie, raſtlos, vieltauſendhändig, in Paläſten und Hütten, Kabinetten und Sakriſteien, Salons und Schlafzimmern, Kontoren und Werkſtätten . . . Die Meinung, es liege in der neulich von den Franzoſen kontrahirten koloſſalen Anleihe eine ſtarke Friedensgarantie, weil ja das geſammte europäiſche Kapital an dieſer Anleihe ſich betheiligte, erſcheint mir unannehmbar. Das Kapital hat noch niemals einen Krieg verhindert und nur notoriſche Narren könnten glauben, die Franzoſen würden ſich durch die Rückſicht auf ihre europäiſchen Gläubiger abhalten laſſen, auf „vengeance“ zu ſinnen und das Revanche-Spiel anzuheben. Seitdem ſie entſchieden verſchmäht haben, die arge alte galliſche Krankheit, welche in den Jahren 1870—71 ſo gräßlich-häßlich zum Vorſchein gekommen, gründlich und rationell zu kuriren, d. h. mittels einer eiſern-moraliſchen Diät und innerlicher Regenerationsmedikamente, ſeitdem iſt es klar, daß ſie ihren eingebildeten „Vorrang in Europa“ durch Anwendung eines äußerlichen Kraftmittels, d. h. durch einen verzweifelten Krieg wieder zu erlangen hoffen und ſuchen. Sie werden, falls ſie nicht inzwiſchen bürgerkriegeriſch einander ſelber in die Haare gerathen, dieſen Revanchekrieg anheben, ſobald ſie können, d. h. ſobald ſie wieder eine Armee haben, der vorhin bezeichneten Bundesgenoſſen ſicher zu ſein glauben dürfen und die auf franzöſiſchem Boden zu konſtruirende unfehlbare Bannſtralendampfſpritze in Thätigkeit geſetzt ſein wird. Das deutſche Reich ſeinerſeits muß und wird dieſe Eventualität unausgeſetzt im Auge halten. Es bereitet ſich am beſten darauf vor dadurch, daß es die Bahn geſetzmäßigen Vorſchritts, die es betreten hat, unentweglich einhält, jede Regung inneren Verraths mit eiſerner Fauſt zerdrückt, die begründeten Beſchwerden der handarbeitenden Klaſſen gegenüber den Anmaßungen des baroniſirten Geldſacks anerkennt und nach Möglichkeit erledigt; ferner dadurch, daß es aufrichtig und thatſächlich darthut, Deutſchland ſei nicht um Preußens, ſondern Preußen um Deutſchlands willen da, und daß es endlich mit Oeſtreich und Italien Freundſchaft hält. Große Gefahr läge in einer Unterſchätzung der Gegner. Auch der Franzoſen im Beſonderen. Frankreich iſt ohne Frage ein ſehr reiches Land und es hat nach der furchtbaren Kataſtrophe von Sedan bewieſen, über was für außerordentliche Hilfemittel es gebiete. Was es damals aufbrachte, war ohne Frage großartig, obzwar die Verwendung nur eine Verſchwendung geweſen iſt. Ebenſo fordert die beiſpielloſe Leichtigkeit, womit Frankreich binnen zwei Jahren ſeine Fünfmilliardenſchuld zu machen vermochte, uns zum Nachdenken auf. Summa: wir müſſen uns darauf gefaßt machen, daß Frankreich jeden Nerv anſtrengen wird, um die von mir angedeuteten Vorausſetzungen der Möglichkeit eines Nachekrieges zu ſchaffen, und daß es nach gegebener Möglichkeit alle Muſkeln bis zum Berſten anſpannen wird, um dieſen Krieg zu einer Sein- oder Nichtſeinsfrage zwiſchen der galliſchen und der deutſchen Nation, zwiſchen Romaniſmus und Germanenthum zu machen. Darum —

„Adler Deutſchlands, blitzäugiger, kreiſe wachſam,
Schärfe die Klau'n dir!“

10. August.

Göthe hat mit ſeinem bekannten „Urwort“ von der Lumpenbeſcheidenheit viel Unheil angerichtet. Seither nämlich glaubt ja jeder Lump unbeſcheiden ſein zu dürfen, zu müſſen. Vor allen merkten ſich die Herren Romantiker den göthe'ſchen Spruch und zogen daraus kecklich die Schlußfolgerung, daß man bloß recht unverſchämt aufzutreten brauchte, um etwas vorzuſtellen in der Welt. Sie hatten ſich zwar nie und nirgends einer rechten „That“ zu freuen*), aber mittels gränzenloſer Unverſchämtheit brachten ſie es glücklich zuwege, einem lieben Langohr von Publikum einzubilden, ihre Impotenz

---

*) „Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.“ Göthe.
A. d. H.

ſei latente Genialität. Der von ihnen in die Literatur eingeführte Ton frechabſprechender Ohnmacht lümmelt noch immer fort, und wenn es nicht ſo niederſchlagend wäre, würde es ergötzlich ſein, zu ſehen, wie Geſellen, welche die Natur zu Schuſter- und Schneidergeſellen — zu ſchlechten nämlich — beſtimmte, ſich kritikakerlakiſch in die Bruſt werfen und, ohne ſelber jemals etwas geleiſtet zu haben, Lobhudelungs- oder Verdammungsverdikte von ſich geben, wie es ihrer Unwiſſenheit oder ihrem Klikenintereſſe gerade beliebt. Schlimmer und gefährlicher jedoch als dieſes Schmeißfliegengeſumme iſt es, wenn das Verkehrte, das Unwahre und Ungerechte, wenn die Ueber- oder Unterſchätzung in der Literatur vertreten wird durch Männer, welche viel, ſogar ſehr viel gelernt und geleiſtet haben und denen mit Fug und Recht eine große Autorität zuerkannt wird. Da iſt z. B. Gervinus, welchen den Beſten unſerer Zeit beizuzählen kein Wiſſender anſtehen kann. Und doch darf man, ſo man aufrichtig ſein will, nicht verſchweigen, daß dieſer, was Wollen und Streben anlangte, vortreffliche Mann ſein Lebtag als Politiker wie als

Aeſthetiker in Kathederdünkelheim herumduſelte und als Hiſtoriker aus der Geſchichte für ſeine Perſon ebenſowenig gelernt hatte, wie vor ihm Niebuhr, welcher die Julirevolution von 1830 für gleichbedeutend mit dem Weltuntergange hielt. Nur daraus erklärt es ſich, wie Gervinus zuletzt der politiſchen Gehirnerweichung ſoweit verfallen konnte, daß er vor Jammer vergehen wollte, weil das Jahr 1866 ein bißchen aufgeräumt hat unter den deutſchen Fürſtlichkeiten. Man darf ſich fürwahr nicht verwundern, daß ſelbſt der dummſte Spießbürger ſich berechtigt glaubt, über „Profeſſoren-Politik“ die Achſeln zu zucken, wenn einer der Haupt- und Erzreichsprofeſſoren von 1848 ſchließlich dahin gelangte, nach Art jenes darmheſſiſchen Bäuerleins vom März 1848 („Die Republik wollen wir, aber unſern Großherzog wollen wir auch!“) um den frommen Georg von Hannover und den Fußtritteſpender von Kurheſſen zu weinen und zu dekretiren: Die Einheit wollen wir, aber den Partikularismus wollen wir auch! Des berühmten Literarhiſtorikers äſthetiſche Anſchauung war im Grund eine ganz philiſterne. Wie unzulänglich ſind oft ſeine Urtheile über unſere erſten Kulturhelden und ihre Vollbringungen! Wie ſelten trifft er den Kern der Sache, auf welchen er mit kenntnißreichſter hiſtoriſcher Um- und Vorſicht losziełt, um dann daran vorbeizuſchießen. Fürchterlich wird aber bekanntlich der Philiſter, wenn er ſich für etwas ſo recht begeiſtert, fanatiſirt. Gervinus hat ſich für Shakeſpeare fanatiſirt und was für ein unerquickliches Schablonen- und Schachtelwerk, was für ein alles Wortaufwandes von Enkomiaſtik ungeachtet innerlich kaltes und lebloſes Buch hat er geliefert! Die „Shakeſpeare-Studien eines Realiſten“ haben dieſe pedantiſche Shakeſpeare-Idealiſirung hoffentlich aus dem Felde geſchlagen und Rümelin darf ſich ſeines geiſt- und verſtändnißvollen Büchleins als einer braven „That“ freuen. Er hat gegenüber der gervinus'ſchen Ueberſtiegenheit und Einſeitigkeit die Größe Shakeſpeare's, ohne derſelben irgendwie oder irgendwo zu nahe zu treten, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und den Dank ſeiner Landsleute auch noch dadurch verdient, daß er der von Gervinus und deſſen Nachſchwätzern proklamirten abſoluten Einzigkeit des großen Briten entgegen ebenſo feinſinnig als entſchieden das gute Recht Göthe's und Schillers vertrat .... Wie jedermann weiß, hat Gervinus auch die Mode aufgebracht, alles, was nach der Periode unſerer Klaſſik in Deutſchland noch dichteriſch geſchaffen worden, kurzweg zu verdammen oder zu ignoriren. Mit vornehmem Achſelzucken ließ er etwa noch die romantiſche Schule paſſiren. Dann aber machte er einen dicken literarhiſtoriographiſchen Strich und ſagte: „Bis hierher und nicht weiter! Fürohin darf nicht mehr, kann nicht mehr gedichtet werden! Sic volo, sic jubeo. Ihr Deutſchen ſollt fortan nicht mehr Literatur, ſondern nur noch Politik machen, verſtanden!“ Dieſer lächerliche Befehlswink mit dem Schulmeiſtersbakel fand großen Beifall in ganz Impotentia und eine Menge von kritikaſterlichen Schulmeiſterlein ſchwang alsbald nach derſelben Richtung hin ihre Bakulula. Die Thoren! Millionen von Menſchen gehen durch das Leben, ohne ſich um den Staat weiter zu kümmern, als ſie ſchlechterdings müſſen. Als ob kein ſchöneres Daſein denkbar wäre als das in einer Staatszwangskaſerne! Als ob es nicht ſehr begreiflich, daß reinliche, zartorganiſirte, tiefſinnige und feinfühlige Naturen ſich mit immer größerem Ekel von der politiſchen Arena wegwenden, wo man keinen Augenblick mehr vor den Hufſchlägen übermüthiger ſchwarzer Eſel ſicher iſt und wo Einem auf Schritt und Tritt räudige rothe Hunde an die Beine fahren. Der Staat iſt nur eine der Formen, in welchen die Idee der Menſchheit ſich verwirklichen kann, und alles auf den Staat beziehen wollen heißt als höchſtes Ziel ſozialer Entwickelung die ſpartaniſche Barbarei fordern. Solche eintönige Rohheit müßte alle Menſchen-Menſchen zur Verzweiflung treiben; nur die Menſchen-Beſtien könnten einen derartigen Zuſtand ertragen und aushalten. Seine Buntheit, ſeine Wetterwendiſchkeit, ſeine Höhen und Tiefen, ſeine Inkonſequenzen, ſeine Gegenſätze und Widerſprüche ſind es, welche das Leben erträglich machen. Und dieſen unendlichen Wirrwarr, dieſe gränzenloſe Vielgeſtaltigkeit des Daſeins ſoll die Dichtung auffaſſen und nachſchaffen, ſie, die holde Tröſterin, welche allen Gervinis, Gervinioribus und Gerviniſſimis zum Poſſen erſt mit dem letzten Menſchen, ſei es lachend ſei es weinend, zum verödeten Erdenhauſe hinausziehen wird. Sie hat ſich auch in Deutſchland an die Interdikte der Pedanten nicht gekehrt und eben nur Pedanten können behaupten, ſie hätte beſſer gethan, zu ſchweigen als zu reden. Gegenüber dieſem Geträtſche der Impotenz, welche vor Neid berſten möchte, wenn ſie andere thun ſieht, was ſie ſelber nicht kann, hat insbeſondere Rudolf Gottſchall mittels ſeines Buches „Die deutſche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“ in löblicher Weiſe den Beweis geführt, daß, was die Deutſchen im letzten Halbjahrhundert literariſch geſchaffen, recht wohl ſich ſehen laſſen darf neben, ja über den ſämmtlichen gleichzeitigen Hervorbringungen irgendeiner der europäiſchen Literaturen. Es zeugt in der That entweder von verbohrter Grillenhaftigkeit oder aber von kraſſer Ignoranz, wenn von einem Rückgange der deutſchen Literatur in unſerem Jahrhundert geredet werden will. Das Gegentheil iſt der Fall: nicht etwa nur in den Natur- und Geſchichtewiſſenſchaften, nicht nur in der hiſtoriſchen Kunſt, ſondern auch in der Lyrik und in der Epik ein ganz entſchiedener Vorſchritt zum Reicheren und Vielgeſtaltigeren. Und wo wäre denn in dieſem 19. Jahrhundert ein dramatiſcher Dichter aufgeſtanden, welcher den großen Tragöden der Weltliteratur ſo nahe ſtände wie unſer Grillparzer? Wo wäre auf der modernen Bühne eine anmuthigere tragiſche Geſtalt erſchienen als die Hero dieſes Dichters und wo eine großartigere als ſeine Medea? Darf die deutſche Muſe nicht ſtolz ſein auf eine epiſche Figur wie der Hofſchulze Immermanns? Sind die Gebilde von Uhlands Balladen- und Romanzenmeiſterſchaft nicht allen empfänglichen Gemüthern vertraut und lieb geworden? Hat die lyriſche Univerſalität Rückerts irgendwo ihres Gleichen und wurden jemals herzbewegendere Weiſen laut als in den Liedern Eichendorffs und Kerners, Lenau's und Heine's? Hat uns der letztgenannte nicht zudem eine Poeſie des Witzes gegeben, wie ſo farbenſchimmernd keine zweite Literatur ſie beſitzt? Hat uns die Gedankenlyrik Platens und Grüns nicht einen Schatz von hohen Gedanken und neuen Bildern zugeführt? Iſt unſer äſthetiſcher Geſichtskreis durch die ethnographiſchen Dichtungen Freiligraths und Sealsfield-Poſtels nicht erfreulich erweitert worden? Hat nicht unſere neuere und neueſte Epik — ich habe namentlich Moſens „Ahasver“, dann Hebbels „Mutter und Kind“, worin ſich dieſer Dichter von ſeiner ſonſtigen Hohlſpiegelei glücklich fernhält, weiter viele Partieen in Fröhlichs „Zwingli“, in Heyſe's „Thekla“, in Linggs „Völkerwanderung“, in Jordans „Nibelungen“, in Meißners „Ziſka“ und in Hamerlings „König von Zion“, endlich den „Carlo Zeno“ von Gottſchall und den „Euphorion“ von Gregorovius im Auge — ja, hat nicht unſere neuere und neueſte Epik Leiſtungen aufzuzeigen, welche über alles, was unſere Klaſſik und Romantik Epiſches geſchaffen — Göthe's Idyll-Epos natürlich immer ausgenommen — weit hinwegragen? Man weiſe uns doch in der zeitgenöſſiſchen Literatur Englands, Frankreichs und Italiens u. ſ. w. ein Dichterwerk, welches an geräuſchlos-mächtiger Wirkſamkeit der Humanitätsbotſchaft von Schefers „Laienbrevier“ gleichkäme, oder einen Dichter, welcher an Melodie den Geibel und an ſchalkhafter Grazie den Mörike überträfe. Und auch daran muß noch erinnert werden, daß wir jetzt in Annette von Droſte-Hülshof eine Dichterin beſitzen, an deren Eigenwuchs keine fremde hinanreicht. Nie und nirgends hat bislang ein Weib in Verſen ſo originell, markig und farbenkühn geſchrieben wie dieſe Weſtphalin .... Vor mir liegt ein ſtattlicher Band, betitelt: „Fünfzig Jahre deutſcher Dichtung (1820 bis 1870)“, mit biographiſch-kritiſchen Einleitungen herausgegeben von Adolf Stern (Leipzig 1871). Der Herausgeber verdient etlichen ſanften Tadel, weil er zwiſchen wirklichen Dichtern und bloßen Verſifexen nicht immer ſtreng genug unterſchieden und der lieben Mittelmäßigkeit allzu viel Platz eingeräumt hat. Er verdient aber auch lautes Lob, weil er mit kundiger und fleißiger Hand das Wollen und Vollbringen deutſcher Dichtung im letztverfloſſenen Halbjahrhundert zu bequemer Ueberſicht zuſammenſtellte. Das iſt ein Buch, ganz gemacht, ein deutſches Herz zu erfreuen. Welche Fülle von Schönheit quillt Einem daraus entgegen! Welche achtungswerthe Summe von Errungenſchaften in allem, was zu dem Eigenſten und Beſten unſeres Volkes gehört! Den Raum, welcher in dem Buche überflüſſigen Verſlern geſtattet iſt, hätte ich lieber der ſchönen Proſa gegeben geſehen. Denn zu einem Geſammtbilde der Dichtung unſerer Zeit gehört ganz naturnothwendig auch die Novelliſtik im weiteſten Sinne des Wortes. Und auch auf dieſem Felde poetiſchen Schaffens haben die Deutſchen in den letzten Decennien Bedeutendes erſtrebt und Achtungswerthes vollbracht. Gutzkows zwei große Zeitromane z. B. ſind bleibende Werke trotz alledem und Scheffels „Ekkehard" hat dem hiſtoriſchen Roman neue Bahnen gewieſen Mit der gliederkrämpfigen Novelliſtik eines Otto Ludwig freilich konnte kein geſunder Sinn ſich befreunden und wie manchen anderen ſchrullenhaften Ueberſchätzungen iſt insbeſondere auch der des guten Adalbert Stifter entgegenzutreten. Der Mann war denn doch nur ein Landſchafter in Worten, ja eigentlich nur ein Gras-, Blumen- und Bäumemaler. Das Höchſte, was er geleiſtet, ſind Schilderungen, wie ein Hochwald im Sommerſonnenbrande zittert oder wie eine Winterlandſchaft unter dem Wehen des Föhns plötzlich aufthaut. Aber auch in ſolchen Gemälden verrinnen häufig

Zeichnung und Farbengebung unaufhaltſam in die Breite beiläufigen Details. Man hat das Stichwort ausgegeben, Stifter ſei groß in der Kleinmalerei. Wohl! Würde nur die Kleinmalerei bei ihm nicht gar ſo oft zum Kleinlichkeitengepinſel! Menſchen hat er gar nicht zu dichten vermocht, nämlich Menſchen von Fleiſch und Blut und Knochen. Stifters Menſchen ſind nur Gobelinstapetenfiguren. Dieſe Schemen zeigen uns recht deutlich, was dabei herauskommt, wenn Einer ſich's in den Kopf ſetzt, nur für die ſogenannte „gute“ oder „vornehme“ Geſellſchaft ſchreiben zu wollen und jeden Satz, bevor er ihn niederſchreibt, durch die Rückſichtenretorte: „Was werden Excellenz oder gnädige Frau dazu ſagen?“ hindurchgehen zu laſſen. Die Ohnmacht Stifters kam zu Tage, ſowie er von „Studien“, in welchen ſich ſeine Eigenart am liebenswürdigſten zu geben vermochte zu wirklichen Kompoſitionen vorſchreiten wollte. Sein „Hochſommer“ und ſein „Witiko“ ſind wahre Monſtra von Dekompoſition, vorſündflutliche Rieſenbandwürmer von Langweiligkeit. Und da will man uns noch überreden, was Wunder für heimliche

Poeſie ſo ein Bandwurm im Leibe habe. Wer wie ich gewiſſenhafter Narr ſich rühmen kann, dieſe Bücher ganz, wirklich ganz von A bis Z geleſen zu haben, gehört zu den geduldigſten Menſchen aller Zeiten und braucht kein Fegfeuer mehr zu fürchten. Sein Landsmann Emil Kuh hat uns neulich Stifters literariſche Laufbahn geiſtvoll anſchaulich gezeichnet („Zwei öſterreichiſche Dichter", 1872) und ich will nicht mit ihm rechten, wenn ſeine Pietät dann und wann mit ſeiner Kritik durchgegangen iſt. Das aber kann ich nicht verſchweigen, daß er meines Erachtens übelgethan hat, ſeiner lehrreichen Abhandlung, die ja doch wohl ihrem Gegenſtande neue Leſer und Verehrer werben ſoll, das photographiſche Bild Stifters vorheften zu laſſen. Es ſteht nämlich entſchieden zu befürchten, daß dieſes Bild mehr Leute abſchrecken als anziehen wird. So ſchauderhaft unpoetiſch hat noch gar kein Poet ausgeſehen. Als ich das Porträt zum erſtenmal anſah, guckte mir ein Bekannter über die Schulter und ſchrie ſtupifizirt: „Herrgott, das iſt ja das Urbild des Philiſters!"

11. Auguſt.

Im Gegenſatze zu dem helleniſchen Neptuniſten Pindar hat im „Havamal“ der Edda ein altgermaniſcher Vulkaniſt den Ausſpruch gethan:

„Feuer iſt das Beſte
Dem Erdgebornen —“

und ich entſann mich des Wortes, als ich heute über die Anfänge des ungeheuren Paſſionsſpiels „Geſchichte der Menſchheit“ nachdachte. Denn erſt mit der Findung des Feuers hat eigentlich die Entbeſtialiſirung unſeres Geſchlechtes angehoben. Zur Stunde, wo der Menſch das Licht und Wärme ſpendende Element zum erſtenmal in ſeinen Dienſt zu nehmen und zu gebrauchen lernte, begann das, was wir Civiliſation nennen. Es war ein feierlicher, ein erhabener Moment. Die dunkle Erinnerung daran findet ſich bekanntlich überall in den alten mythiſchen Dichtungen. Nirgends aber iſt „die Zeugung und Geburt des Feuers“ ſo toll phantaſtiſch dargeſtellt wie in der alſo benamſeten finniſchen Rune. Urälteſt-Naturreligiös-Heidniſches iſt da ſo wunderlichſt mit der chriſtlichen Mythologie zuſammengerührt, daß die „Maid Maria, die kleine, milde, barmherzige Mutter“, als Aerztin angerufen wird, um die Brandwunden zu heilen, welche das einer ſehr verwickelten Zeugungs- und Geburtsprozedur entſprungene Feuer den mit ſeinen Eigenſchaften noch unbekannten Menſchen geſchlagen hat. Ich wüßte nicht, daß das Verblüffend-Dämoniſche, welches die erſte Erſcheinung des Feuers für das Menſchenthier oder den Thiermenſchen haben mußte, irgendwo ſonſt ſo naiv geſchildert wäre wie in dieſer Rune. Im indiſchen „Rigveda“ geht die Erzeugung des Feuers viel begreiflicher, rationeller vor ſich, ſo zu ſagen ganz mechaniſch. Es iſt dort anſchaulich beſchrieben, wie der Menſch mittels der beiden Reibhölzer, welche Lingam und Yoni vorſtellen, den Gott Agni (Feuer) ſchafft, um ihn ſofort anzubeten. Der chriſtliche Prieſter ſchafft ſeinen Gott mittels etlicher Weiheworte, um ihn ſofort zu verſpeiſen. Dieſe chriſtliche Konſekration und Kommunion erinnert auffallend an den Göttertrank (Soma, Amrita), welchen die alten Arier am Indus bereiteten und genoſſen. Es iſt immer die alte und ewigjunge Geſchichte.

Der Menſch will, muß Götter haben. Hat er keine, macht er ſich welche.

12. Auguſt.

Wir haben doch einzelne ſchöne Stunden in dieſem einzigen Zwiſchenſeen genoſſen. Ein Frühmorgen bei der Thurmruine von Golzwyl mit dem Ausblick über den brienzer See nach dem Haſlithal hinauf, eine Mittagsträumerei in Bönigen, ein Sonnenuntergang bei Unſpunnen, wohin wir vor dem unerträglichen Ah- und Ohgeſchnatter auf der leutewimmelnden Heimwehfluh geflüchtet waren — alles prächtig, zu den ſchöneren und ſchönſten Augenblicken im Leben zu rechnen, wahre Silberblicke des Daſeins. Wirkliche Bergfahrten hat der ewige Viſchnu, der Feuchtgliedrige, Träufelnde, Triefende, Gießende, Schüttende, verhindert. Auch iſt, offen geſtanden, das Reiſen in der Schweiz mehr und mehr unangenehm geworden, weil man auf Schritt und Tritt über Leute ſtolpert und gar nirgends mehr, aber auch gar nirgends mehr für ſich und allein ſein kann. Nicht einmal mehr in wirklichen Gletſcheröden, wie ich in den letztvergangenen Sommern ſattſam erfahren habe. Item, es reiſen jetzt doch auch gar zu viele mehr oder weniger gebildete Hausknechte und gar zu viele mehr oder weniger unzweideutige Damen, ſo daß die Geſellſchaft, auf welche man ja überall ſtößt, einen — einen — nun ja, einen recht internationalen Geſchmack hat und wie kosmopolitiſcher Schund riecht. Wir ſehnen uns aus dem hieſigen Gewühle recht ſehr nach der heimeligen Stille unſeres „Berges“, allwo für uns ein Zimmer endlich freigeworden.

---

13. August.

Heute ſind gerade 23 Jahre herum, ſeitdem ich Deutſchland unfreiwillig verlaſſen habe, um nicht ein nutzloſes Opfer ungerechter, ſtupider Verfolgung zu werden. Ich habe ſeit jenem tieftraurigen Auguſttag mein Vaterland nicht wiedergeſehen und ſchwerlich wird es mein Fuß noch einmal betreten, aber ich habe es treu im Herzen getragen bei Tag und Nacht und habe es lieber gewonnen von Jahr zu Jahr. Auch auf dieſer Sommerwanderung wieder. Denn ich bin in den letzten Tagen mit Deutſchen der verſchiedenſten Altersſtufen und Lebensſtellungen, auch mit Offizieren, zuſammengetroffen und habe durchweg eine Wahrnehmung gemacht, die mich wiederum ſo recht ſtolz und freudig fühlen ließ, daß ich ein Deutſcher. Was mich alſo wohlthuend berührte, war die Abweſenheit aller Renommiſterei bei meinen Landsleuten. Sie treten allerdings ſeit 1870 ſichtbar feſter auf als früher, aber ich habe unter meinen neuen Bekannten — worunter doch junge Männer von 20—24 Jahren, welche ehrenvoll den großen Feldzug mitgemacht — nicht einen einzigen gefunden, welcher das Zeug zum Chauviniſten oder Taradiridatumdarides gehabt hätte. Was vollends die deutſchen Mädchen und Frauen angeht, welche mir in dieſen Tagen näher getreten ſind, ſo kann ich nur ſagen, der alte Walther von der Vogelweide hat noch heute recht: —

„Sem mir got, ſo ſwüere ich wol daz hie diu wîp
Bezzer ſint danne ander vrouwen“.

14. Auguſt.

Wer wie ich an 11. Auguſt d. J. aus dem Oberlande bernwärts fuhr, konnte, bevor der Zug von Thun abging, in einem der Wagen das brutale Gebaren eines offenbar der „oberen Zehntauſend“ angehörenden Engländers beſtaunen. Allerdings ſind, wie jeder die Schweiz Bereiſende weiß, engliſche Lümmeleien keine Seltenheiten, ſondern häufige Vorkommniſe; allein die in Rede ſtehende durfte ſich ungeſcheut für ein Unikum ausgeben. Ohne einen Schatten von Grund behelligte und beleidigte das fuchsbärtige Exemplar von „ſtolzem Briten“ aus der Tiefe des Bewußtſeins ſeines Bulliſmus heraus einen deutſchen Reiſenden, welcher zu meiner Freude ſich begnügte, ſein gutes Recht feſt zu wahren und im übrigen den Lümmel ruhig und kühl, aber entſchieden abfahren zu laſſen.

Möchte ſich, dachte und wünſchte ich, Deutſchland allzeit ſo gegen England ſtellen, deſſen tückiſche Feindſeligkeit unſerem Lande früher oder ſpäter Gefahren bereiten wird. Sich bei Zeiten mit dieſem Gedanken vertraut zu machen und das Nöthige vorzukehren, könnte nichts ſchaden. Denn daß das politiſche, induſtrielle und kommercielle Aufſtreben Deutſchlands ein ſchmerzender Splitter nicht nur, ſondern ein ſchwerdräuender Balken im Scheelauge Britannia's ſein muß, iſt eine Thatſache, welche nur Blinde nicht ſehen. Legt doch bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Gelegenheit die engliſche Preſſe davon Zeugniß ab. So neulich wieder bei Beſprechung der Zuſtände und der bevorſtehenden Option in Elſaß-Lothringen. Faſt ſämmtliche Blätter ergingen ſich da in einem ebenſo giftigen als ohnmächtigen Gegeifer gegen das deutſche Reich, ſo daß man verſucht war, im Hinblick auf den faktiſchen Rückgang der engliſchen Macht den Herren Engländern mit Grillparzer zuzurufen:

„Klebt man gar zu ſehr am Alten,
Wird's zuletzt doch morſch und faul;
Von eurer Größe habt ihr nichts behalten
Als euer großes Maul“.

Die engliſche Politik iſt rein nur eine Politik des engliſchen Intereſſe's und dagegen iſt an und für ſich gar nichts einzuwenden. Wirkliche Politik — im Gegenſatze zur traumhaften — war und iſt und bleibt Intereſſenpolitik. Unſer Land hatte es ſchwer genug zu büſſen, daß ſeine Fürſten und

Staatsmänner dieſe Wahrheit nicht früher erkannt und beherzigt haben. Aber das muß der in ekelhafte Scheinheiligkeit eingemachten engliſchen Selbſtſucht gegenüber fortan mit Entſchiedenheit klargeſtellt, behauptet und durchgeführt werden: Unſer eigenes Intereſſe ſteht uns am höchſten und wir kümmern uns keinen Fart weder um eure geheuchelten Sympathiebezeugungen noch um eure aufrichtigen Haßworte. Wir wiſſen, wie wir mit euch daran ſind, und wir hoffen, daß binnen nicht allzu langer Friſt ein Tag kommen werde, wo wir die alte zwiſchen uns hängende Rechnung gründlich zu bereinigen vermögen, wie wir die alte franzöſiſche Rechnung endlich gründlich bereinigt haben. Ihr lacht? Nun wohl, die Franzoſen lachten auch, wollten ſich vor übermüthig-ſpöttiſchem Lachen geradezu ausſchütten, wenn ihnen ſchon vor Jahren dann und wann ein deutſcher Patriot prophezeite, daß der Tag der großen Abrechnung kommen würde.

Uebrigens iſt das dünkelhafte Großmaulthum, welches die engliſche Preſſe Deutſchland gegenüber aufreißt, auch nur ein Ausfluß des engliſchen

Grundweſens, d. h. der Heuchelei, wie ſie von natur- und rechtswegen einem Lande eignet, welches den ungeheuerlichſten Humbug der Weltgeſchichte, den Konſtitutionaliſmus, erfunden oder wenigſtens großgezogen hat. Ja, erheuchelt iſt der Uebermuth, womit England auf Deutſchland blickt, und hinter den großbrockigen Phraſen der engliſchen Preſſe verſteckt ſich nur ſchlecht das Angſtbewußtſein, daß in demſelben Verhältniß, in welchem Deutſchlands Aufſteigen vorſchreitet, das Sinken Englands weitergeht. Weitergeht! Denn daß dieſes Sinken längſt begonnen hat, unterſteht gar keiner Frage. Was iſt denn aus der ehemals erſten der fünf Großmächte geworden? Ein fünftes Wagenrad. Als dieſes wurde England zum erſtenmal ſo recht kläglich offenbar, als es dem Sohne der Hortenſe demüthig die Schleppe ſeines ergaunerten Kaiſermantels nachtrug. Jedem redlichen Gemüthe mußte es Freude machen, daß dieſe ſchmachvolle Demüthigung des „ſtolzen Albion“ ſich vollzog unter den Auſpicien des „großen“ Palmerſton, eines der ärgſten, gewiſſenloſeſten Charlatane, welche jemals mit dem Konſtitutionaliſmus taſchengeſpielert haben. Während des Krimkrieges wie während der indiſchen Rebellion hing England ganz von der Gnade Napoleons III. ab. Das war die beißendſte Rache, welche des vorgeblichen Onkels angeblicher Neffe an der engliſchen Oligarchie nehmen konnte. Ein Heuchler jeder Zoll, hat damals John Bull, während er die Fußtritte der napoleoniſchen Ueberlegenheit bitterlichſt empfand, dem trotz alledem tödtlich verhaßten „Monſieur Crapaud", wie er die Franzoſen von altersher kollektiviſch zu nennen pflegt, ſüßlich zugelächelt und damit die unterſte Stufe der Erniedrigung glücklich erreicht.

Man ſagt, das engliſche Staatsweſen ſei dermalen in einer Umbildung von der ariſtokratiſch-oligarchiſchen zur demokratiſchen Praxis begriffen. Mag ſein, obzwar der ſklaviſche Reſpekt, welchen bis zur Stunde die Engländer vor jedem Ochſen von Lord und vor jeder Gans von Lady haben, dieſen Umbildungsprozeß als noch nicht ſehr weit vorgeſchritten erſcheinen läßt. Aber iſt die engliſche Geſellſchaft geſund genug, dieſe Prozedur auszuhalten? Schwerlich. Wir wollen hier den freſſenden

Krebs Englands, welcher Irland heißt, nicht einmal berühren, obſchon uns derſelbe eine gute Veranlaſſung böte, die Engländer, welche neulich ſo viele Krokodilsthränen über „das von den brutalen Deutſchen tyranniſirte“ Elſaß-Lothringen weinten, zu fragen: Warum laßt denn ihr die von euch in Wahrheit und Wirklichkeit ſeit Jahrhunderten tyranniſirten Irländer nicht „optiren“? Antwort: Weil ihr, ſchnöde Phariſäer, die ihr ſeid, gar wohl wißt, daß die Irländer nicht ſich ſelbſt, wohl aber euch zum Lande hinausoptiren würden.... Dies, wie geſagt, nur nebenbei. Iſt doch auch anderwärts und an noch gefährlicheren Stellen gar vieles faul im britiſchen Staate. Die inneren Organe kränkeln und dieſes Siechthum treibt Symptome der widerlichſten Natur an die Oberfläche. So z. B. die mehr und mehr zur Burleſke werdende Vergemeinerung des Parlamentariſmus, welche unwiderſprechlich ſchon daraus erhellt, daß eine ſo hohle, gedunſene Schwatzblaſe, wie Herr Gladſtone eine iſt, in dieſer Poſſe das leitende Wort haben und ſo lange behalten kann. Der ſteinherzige und bronzeſtirnige, mit chriſtlicher

Gleißnerei umwickelte Money-Makingskult, welchem England ſeit einem halben Jahrhundert mit Fanatiſmus huldigte, hat ſeine Produktionskraft in den höchſten Regionen der Intelligenz ſo ziemlich auf Null reduzirt. Von der „Philoſophie“ eines Mill hat man viel zu viel Weſens gemacht, der Darwiniſmus iſt eine Hypotheſe von zweifelhafter Bedeutung, und wann Carlyle vollends dahingegangen ſein wird, hat die engliſche Literatur der Gegenwart nicht einen Mann mehr von wirklichem Eigenwuchs aufzuweiſen, nicht eine Charakterfigur erſten Ranges. Freilich läßt ſich ſagen, Geiſt und Stimmung unſerer Zeit ſtänden der Möglichkeit höchſter Hervorbringungen des menſchlichen Genius auf idealem Gebiete auch in England entgegen wie überall. Wohl, aber zeigt ſich in England nicht z. B. auch in den techniſchen Wiſſenſchaften ein auffallender Rückgang, ein entſchiedenes Zurückbleiben gegenüber von Deutſchland? Das kommt daher, daß die engliſche Selbſtgerechtigkeit, auf einer gewiſſen Stufe des Wiſſens und Könnens angelangt, zu einem Dünkel einfror, welcher nicht mehr zu ſehen und zu hören vermochte, was jenſeits des Kanals erſonnen, erarbeitet und erſtritten wurde. Sogar in Zweigen der Technik, wo die britiſche Ueberlegenheit für einen unanfechtbaren Glaubensartikel galt, wie im Schiffsbau und in der Schifffahrtskunde, ſind die Engländer, hier von den Amerikanern, überholt worden. Die in neuerer und neueſter Zeit raſch auf einander gefolgten Untergänge von mit ungeheuren Koſten erbauten neuen Kriegsſchiffen haben ein Licht auf das engliſche Marineweſen geworfen, welches ſehenden und ſehen wollenden Augen deutlich zeigt, daß Thomſons „Britannia rule the waves“ und Campbells „Meteor flag of England“ eben auch zu den Vergänglichkeiten dieſer Erde gehören. Was das engliſche Landheer angeht, ſo ſteckt daſſelbe bekanntlich noch immer in der Verrottung drinn, wie der Krimkrieg ſie aufgezeigt hat. Ein Fachmann, welcher die engliſche Linie und Miliz in England ſelbſt und auswärts geſehen hat, ſagte mir vor wenigen Wochen, von dem Beſtehen und der Tüchtigkeit einer britiſchen Armee könne eigentlich nur gegenüber aſiatiſchen und afrikaniſchen Halb- oder Ganzbarbaren die

Rede ſein, weil den Sieg über dieſe ſchon die bloße Vorzüglichkeit der engliſchen Waffen ermögliche. Vom Standpunkte der heutigen europäiſchen Kriegswiſſenſchaft angeſehen, ſei das engliſche Heerweſen durchaus unzulänglich und gleiche, mutatis mutandis, gar vielfach der ſeligen Reichsarmee von 1757 und 1793.

In alledem mögen die Engländer thun oder laſſen, was ſie wollen: es iſt ihre Sache. Unſere, der Deutſchen Sache iſt, gegen die engliſche Feindſchaft auf der Hut zu ſein und mehr noch gegen die engliſche Freundſchaftsheuchelei. Jedesmal, wann die engliſche Preſſe mit Deutſchland recht ſchönthut, können wir verſichert ſein, daß eine engliſche Tücke um die Wege ſein müſſe. Wir wiſſen ja, daß unſer Land, ſo oft es ſich mit England einließ und ſich auf England verließ, ſchließlich immer betrogen war. Eine Kette unwiderſprechlicher Beweiſe hierfür ſpannt ſich Ring an Ring vom Frieden von Utrecht bis auf unſere Tage herab. Die Deutſchen waren den Engländern ſtets nur gut genug, für ſie die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, und leider hat die Gemeinheit und Gewiſſenloſigkeit der deutſchen Fürſtenpolitik dieſe Kaſtanienholerei für lange Zeit zu einem Geſchäfte gemacht, deſſen ſchmutzige Einzelnheiten in den Engländern die hochmüthigſte Verachtung der deutſchen Nationalität pflanzen konnte, mußte. Es gibt keine Beſchimpfung, kein Schmachwort, welche und welches der britiſche Hochmuth uns nicht ins Geſicht geworfen hätte. Noch zur Zeit des Krimkrieges durfte einer der ſchöpſigſten Schöpſe, welche jemals ein Earlskrönlein getragen, durfte Lord Ellenborough ſich erfrechen, öffentlich zu ſchmähen: „Die Deutſchen ſind das feigſte und niederträchtigſte Volk der Erde“. Wohl, ſie werden euch hoffentlich eines Tages recht leſerlich auf eure breiten Beefeatersbuckel ſchreiben, von welcher Beſchaffenheit ihre „Feigheit“ eigentlich ſei.

Gewiß, wir ſind ein friedliches Volk und laſſen uns viel bieten, zumal wir wiſſen, daß bei weitem nicht alle kläffenden Hunde zu beißen vermögen und daß z. B. die Zähne der engliſchen Dogge ſehr ſtumpf und wackelig geworden ſind. Aber ſelbſt die deutſche Geduld nimmt unter Umſtänden ein Ende und England gegenüber hätte ſie von rechtswegen längſt ein Ende nehmen müſſen. Wer hat ſich nach niedergeworfenem, ganz weſentlich durch deutſche Kraft und Aufopferung niedergeworfenem Napoleoniſmus ſofort mit dem beſiegten Frankreich gegen Deutſchland verbündet? Unſer „loyaler Bundesgenoſſe“ England. Wer hat beim erſten pariſer Frieden, dann auf dem wiener Kongreß und beim zweiten Frieden von Paris alle Muſkeln angeſpannt, alle Mittel der Lüge, Intrike und Beſtechung in Bewegung geſetzt, um die theuerſten Hoffnungen des deutſchen Volkes zu knicken und deſſen mit Strömen von Blut erkaufte Rechte zu höhnen? Die engliſche Diplomatie. Ihr, hauptſächlich ihr war die elende Mißgeſtaltung auf Rechnung zu ſchreiben, womit Deutſchland nach ungeheuren Anſtrengungen und Opfern aus den Kriegen der Revolution und des erſten Kaiſerreichs hervorging. Das engliſche Neidauge hatte richtig erkannt, daß die Zukunftshoffnung Deutſchlands auf Preußen geſtellt ſei, und darum ſcheute die engliſche Politik vor nichts zurück, wo es galt, die Entwickelung der preußiſchen Macht zu hemmen und niederzuhalten. Darum auch begegnete man in dem Gewirre der Hinderniſſe, welche dem Wachsthum des Zollvereins entgegengeſtellt wurden, überall der Ränkehand Englands. Je entſchiedener der nationale Gedanke unſeres Volkes nach Verwirklichung rang, deſto hartnäckiger widerſetzte ſich England dem deutſchen Einheitswerke. Freilich im wachſenden Gefühle ſeiner Impotenz nicht offen und geradaus, ſondern mehr nur im Geheimen und auf dunkeln Schleichwegen. Mitunter jedoch durchbrach der engliſche Haß die Maſke der engliſchen Heuchelei und verriethen Miniſterium, Parlament und Preſſe, wie unerträglich ihnen die Vorſtellung eines deutſchen Nationalſtaats ſei. So in den Jahren 1848—49, ſo in Sachen der ſchleswig-holſtein'ſchen Frage. Daß endlich England im großen Kriege von 1870—71 zu Ungunſten der Deutſchen und zu Gunſten der Franzoſen alles gethan hat, was es more consueto „unter der Hand" thun konnte, ſteht bei uns in zu friſchbitterem Andenken, als daß noch ausdrücklich darauf verwieſen werden müßte. Es iſt wahr, einzelne erleuchtete und redliche Engländer ſind während der ganzen Dauer des furchtbaren Kampfes ſtandhaft zu uns geſtanden; aber England hat es mit unſeren Feinden gehalten: nicht aus wirklicher Sympathie mit dieſen, aber aus Neid und Haß gegen uns. Den Dank haben die Franzoſen bereits in ihrer Weiſe entrichtet. Die ſtolze Britannia mußte demüthigſt beim kleinen Monſieur Thiers um einen neuen Handelsvertrag betteln gehen.

Das deutſche Reich wird England nicht herausfordern. Es hat auch Wichtigeres und Beſſeres zu thun, als um die Unverſchämtheiten der engliſchen Preſſe ſich zu kümmern. Aber wenn das Reich ſeine Machtſtellung behaupten und, was eine unumgängliche Naturnothwendigkeit iſt, weiter entwickeln, wenn es namentlich, wie es ſchlechterdings wird müſſen wollen, ſeemächtig werden will, ſo wird es früher oder ſpäter, wahrſcheinlich ſogar ſehr bald England auf ſeinem Wege finden, ſo auf ſeinem Wege finden, daß es nicht daran vorbeikommen kann, ſondern das Hinderniß bei Seite ſchieben muß. Natürlich wird die engliſche Schlauheit dafür zu ſorgen ſuchen, daß die Wahl der Stunde, wann dieſe feindliche Begegnung ſtattfinden wird, bei ihm, bei England ſei. Darauf arbeitete es ſchon jetzt hin, indem es die franzöſiſche „Republik" kajolirt und kareſſirt, in der Vorausſicht, daß der endgiltige Entſcheidungskampf um Sein oder Nichtſein zwiſchen Deutſchland und Frankreich nur eine Frage der Zeit ſein könne. So, wie die Sachen heute liegen, hat es den ſtärkſten Anſchein, daß in dieſem Entſcheidungskampfe England, die Intereſſen des Germanenthums preisgebend und verrathend, mithandelnd auf ſeiten Frankreichs ſtehen werde, weil es um jeden Preis die immer bedrohlicher anwachſende deutſche Konkurrenz auf dem Weltmarkte beſeitigen möchte. Auf eine franzöſiſch-engliſche Allianz alſo, welche ſelbſtverſtändlich „im Namen und Intereſſe der Civiliſation" geſchloſſen werden wird, muß Deutſchland ſich gefaßt machen. Angeſichts dieſer Gefahr wäre es ſelbſtmörderiſcher Wahnwitz, wollte das deutſche Reich nicht möglichſt gute Beziehungen mit Rußland unterhalten, allem Geſchrei von dummen Jungen, worunter ſehr alte, zum Trotz. Allerdings iſt im feſten Bunde mit Oeſtreich-Ungarn das deutſche Reich mächtig genug, den Weltfrieden gegen alle Welt aufrecht zu halten und zu behaupten; aber den ſchleichenden und taſtenden böſen Abſichten Englands vermag es nur mit Beihilfe Rußlands bei Zeiten einen Riegel vorzuſchieben. Darüber ſollten ſich alle Deutſchen klar ſein, welche die Dinge ſehen, wie ſie ſind, und die Traumwandelei nicht mit der Politik verwechſeln. Uebrigens ſieht ſich auch Rußland, ſo lange ſeine Lenkung nicht Halb- oder Ganznarren in die Hände fällt, auf Deutſchland angewieſen, ohne deſſen Freundſchaft es ſeine großen aſiatiſchen Projekte nicht weiterzuführen vermag. Es iſt aber, wie bekannt, ſo recht mitten in der Weiterführung derſelben begriffen. Schon pochen die Ruſſen an die Thore von Engliſch-Oſtindien und es iſt gar nicht unmöglich, daß von dort, wo die Engländer ſo Ungeheures geſündigt und gefrevelt haben, die Nemeſis gen England ſich aufmacht, ſo ſich aufmacht, daß Macaulay's vielverſpotteter Neuſeeländer auf den Ruinen von London doch am Ende aller Enden aus der Weiſſagung in die Wirklichkeit überſetzt werden könnte.

15. Auguſt.

Glücklich auf unſerem lieben alten „Berg“ angekommen und eingehauſ't. Das iſt doch ein ganz anderer Kerl als der unausſtehlich gewordene Modeberg, der beeiſenbahnte Glanzhandſchuhebengelberg von Rigi. Auch das Haus verſpricht Sicherheit und Behagen: es iſt, wie ich auf genaues Befragen mit Beſtimmtheit erfuhr, heuer nur eine Klavierfurie vorhanden. Und welche Luft! Schon auf dem „Neſſelboden“ begrüßte ſie uns mit ihrer ganzen Reinheit und Friſche wie alte Bekannte. Ja, hier oben wird einem wieder mal klar, wie Shakſpeare von einer „Welt des Athmens“ ſprechen konnte. Und alte Freunde ſind da, vor allen freudig begrüßt unſere liebe ſchöne kluge Marie, ohne welche wir uns den „Berg“ ſchon gar nicht mehr denken können. Die treue Freundin „Tante Jeannette“ kommt morgen vom Schwarzwalde her und bringt die Nichte mit ſich, von welcher ſie uns im vorigen Sommer ſo viel erzählte. Auch Schweſter Bertha wird kommen, die „Glänzende“, wie ihr Name ſie richtig kennzeichnet, ſie, die meinem geliebten Pompeius dermaleinſt ſo wohlgefiel, daß er in ſeinen alten Tagen noch Scherzverſe zu machen anhob.

---

16. Auguſt.

Luft und Licht ſind uns gewogen und ſo laßt uns athmen in vollen Zügen und laßt uns alles vergeſſen, was drunten, und laßt uns frohgemuth ſein! Oh, wie ſo ganz anders iſt es heuer denn vor zwei Jahren um dieſe Zeit, wo ich mich hier oben ſo bitter abängſtigte, bis die Sonne von Wörth das Gewölke meiner Sorgen glorreich durchbrach. Der Traum meiner Jugend, mein Verbrechen von 1848: mein Vaterland geeint, mächtig und groß gewollt zu haben, heute iſt der Traum eine Thatſache, das „Verbrechen“, eine Pflicht geworden. Anders freilich vollzog ſich das gewaltige deutſche Schickſal, als wir es geträumt, gewünſcht, geſtrebt, ganz anders. Aber es vollzog ſich und Heil den Händen, welche geſchickter und ſtärker waren als die unſrigen und rückſichtslos thaten, was gethan werden mußte, um den Schwatz zu enden und den mittels Worten nicht zu löſenden

Knoten der deutſchen Frage mit dem Schwerte zu durchhauen. Es blieb ja keine andere Wahl. wie eben alles Völkergeſchicke Beſtimmende und Entſcheidende nie mit lindem Säuſeln, ſondern mit Donnergedröhne daherkommt. Und glaubt nur nicht, daß wir alten, wir in der Wolle gefärbten Republikaner durch die ſcheinbar ſo entſchieden monarchiſche Wendung der deutſchen Schickung in unſerem Glauben geſtört oder gar erſchüttert ſeien. Binnen hundert Jahren iſt ja doch Europa republikaniſch, was freilich nicht verunmöglichen wird, daß ſpäter die Völker zur Abwechſelung wieder Könige werden haben wollen. Das Rad menſchlicher Thorheit rollt raſtlos rundum.

17. Auguſt.

Wenn das ſo fortgeht, lerne ich hier oben den Shakſpeare beſſer verſtehen, als alle ſeine Kommentatoren von Ben Jonſon bis Kreyßig ihn jemals zu ahnen vermochten. So haben mir heute meine lieben jungen braun- und blauaugigen Freundinnen ohne zu wiſſen, wie, durch ihr ganzes

Gebaren allerliebſt klargemacht, was der Dichter eigentlich meinte, wenn er ſagte:

„Dieſes Vorrecht iſt der Unſchuld Theil,
Daß Scherz und Lachen immer ſie veredelt.“

---

18. Auguſt.

Unſer alter Berg läßt häufig genug ſeine gewohnten, heuer noch merklich geſteigerten Tücken an uns aus; dann aber zeigt er ſich im Handumdrehen auch wieder von ſeiner liebenswürdigſten Seite. Heute früh ſaßen wir nicht über, ſondern in den Wolken und das ganze Daſein hatte die entſchiedenſte Aehnlichkeit mit dem ſtaatsmänniſchen Eſſigmuttergeſicht, welches der gute Dahlmäuſer ſelig Anno 48 in Frankfurt herumtrug. Heute Abend dagegen war Jubilate hier oben. Mit Fug und Recht. Etwas ſo einzig und eigenthümlich Schönes ſah ich noch nie und nirgends. Die Alpen drüben aufgedeckt und über den Firnen eine breite blaßroſarothe, an ihren Rändern bald in's Tiefblaue, bald ins Meergrüne ſchillernde Luftſchicht, deren Farbenſpiel immer leuchtender wurde, je mehr die Sonne niederging. Aber ganz wunderſam war es anzuſehen, hehr und heilig, als in demſelben Augenblicke, wo der Sonnenball vor ſeinem Verſchwinden blutroth hinter den Fichtenſpitzen des „großen Dielitſch“ hing, der Vollmond geiſterhaft leiſe und plötzlich hinter dem Schneehaupte des Titlis emporſtieg. Der Montblanc und ſeine Mitmajeſtäten vom Oberland trugen noch das rothe Sonnengold auf ihren Scheiteln, während ihre öſtlichen Nachbarn die weißen Rieſenleiber ſchon im milden Mondlicht badeten, die drei Seebecken im Weſten, von violettem Duft überhaucht, herüberflimmerten und der herrliche Strom ſeine unvergleichlich ſchön gewundenen Halbringe ſilberblitzend durch die Niederung rollte. Ich erinnere mich nicht, daß jemals früher dieſes prächtige Land mir mit ſo magiſcher Macht das Herz angefaßt hätte. Sonderbar war aber, daß ich dabei unwillkürlich der Worte denken mußte, welche Hölderlin ſeinen Empedokles auf dem Aetna ſprechen läßt: —

„Von dieſer ſchönen Erde ſoll
Das Auge mir nicht ohne Freude ſcheiden.“

20. Auguſt.

In dem letzten Wochen habe ich wiederholt eine Thatſache beobachtet, die ſehr zu denken gibt. Es iſt die auffallende Nüchternheit in den Anſchauungen der jungen Männerwelt. Eine Abweſenheit aller romantiſchen Stimmung, welche zu meiner Jugendzeit unerhört geweſen wäre. Ich fühlte mich anfänglich unangenehm berührt durch die wahrgenommene Proſa der jungen Leute. Dieſelbe ſieht der Blaſirtheit immerhin ſehr ähnlich. Schärfer hinſehend bemerkte ich aber, daß es unrecht wäre, dieſe Proſaiker, für welche man ja auch bereits die zutreffende Kollektivbezeichnung „Streber“ erfunden hat, blaſirt zu nennen. Sie wollen ja erſt recht genießen, ſie lechzen nach Genüſſen. Auch nach denen des Ehrgeizes. Sie wollen etwas werden, etwas gelten, etwas vor ſich bringen und ſie greifen die Sache praktiſch an. Wo und wann es nöthig und förderlich, wiſſen ſie ſich ſogar zu begeiſtern. Aber ihre Begeiſterung hat Schick und beachtet reſpektvoll die Schranken des Möglichbleibens. Servil kann man dieſe Streber eigentlich nicht nennen; denn ſie fühlen ſich. Sie ſind ſelbſtſüchtig durch und durch, aber ihre Selbſtſucht iſt eine, ſo zu ſagen wiſſenſchaftlich gebildete und bewegt ſich in anſtändigen Formen.

◆

21. Auguſt.

Mr. Thiers ſpielt in Trouville mit einer Kanone, welche ihm die Eidgenoſſenſchaft zum Geſchenk gemacht hat. Wären die Schweizer mehr zum Humor geneigt, als ſie durchſchnittlich dazu geneigt ſind, ſo müßte man glauben, ſie hätten damit die Kriegsgaukelei des alten Knaben ironiſiren wollen. Er iſt ja ſein Lebenlang der entſchiedene Feind der Schweiz geweſen. Vielleicht läßt er noch mit ihrer eigenen Kanone auf die Schweizer ſchießen, wer weiß? Jedenfalls hat er das Geſchenk als ein ſeinem Feldherrngenie ernſthaft dargebrachtes Kompliment genommen und verſucht ſich wohl in Attituden, wie die ſeines Halb- oder Ganzgottes Napoleon bei Montereau angeblich eine geweſen iſt. Thorheit ſchützt vor Alter nicht. Sonſt wäre das Nußknackerchen nicht ſo alt geworden.

22. August.

Ein mir befreundeter junger Mann, welcher hier zu Lande theilweiſe ſeine Studien gemacht hat, Guido Krummbuckel heißt, angehender Hiſtoriker und angegangener Privatdocent an der berühmten deutſchen Hochſchule Dünkeldippel iſt, ſchrieb mir vor etlichen Tagen einen Klagebrief. Darin hat er in wahrhaft kläglicher Weiſe über ſein Nichtvorwärtskommen ſich ausgelaſſen, während er rechts und links allerhand Nichtskönner oder Charlatane — ſo drückt er ſich aus — zu Profeſſoren, Hofräthen u. ſ. w. aufſteigen, auch mit Orden bebändelt ſehe, „bunt wie andaluſiſche Mauleſel“, ſagt er. Item, ſelbige Mauleſel brauchten nur zu yahnen, um die ſchönſten und reichſten Mädchen zum Jaſagen zu bewegen...... Der gute Guido Krummbuckel iſt ein bißchen boshaft; aber er dauert mich doch, und ſintemalen er ein abſonderlich Zutrauen zu mir hat und mich beweglich bittet, ihm zu rathen, wie er es dann anſtellen müßte, um auch ſo ein glücklicher — Andaluſier zu werden, ſo will ich mein Möglichſtes für ihn thun. Freilich iſt er nicht vor die rechte Schmiede gekommen, maßen ich ſelber das Eiſen des Karrièremachens, auch wenn es warm war, niemals zu ſchmieden verſtanden habe. Allein vielleicht macht mich gerade meine abſolute Objektivität zum richtigen Rathgeber in dieſer Sache, und alldieweilen Guido im Grunde ein guter Junge iſt, ſetzte ich mich heute hin und verfertigte und adreſſirte an ihn nachſtehende

Epistola de arte perveniendi
oder
Anleitung zur höheren Kriechkunſt.

Sic itur ad astra.
(So wird man Excellenz.)

Zuvörderſt, mein junger Freund, muß ich Ihnen tadelnd und ermahnend ſagen: Laſſen Sie doch den Kopf nicht ſo hängen und halten Sie die Ohren ſteif! Sie ſind noch viel zu jung zum Hypochonder und doch ſpielen Sie ſich bereits auf einen ſolchen hinaus, wenn Sie darüber jammern, ſchon Ihr Name, dieſer „lächerlich-widerſpruchsvolle“ Name Guido Krummbuckel ſei ein entſchiedenes Unglück und für Ihr Vorwärtskommen ein notoriſches Hinderniß. Welches anſtändige Mädchen, fragen Sie unter anderem verzweiflungsvoll, würde jemals Frau Krummbuckel heißen wollen? Nun ja, ſo

Frau Krumbuckel ſchlechtweg klingt allerdings nicht gerade verführeriſch; allein „gnädige Freifrau von Krummbuckel" iſt ein Klang und Lockruf, welchem ein wohlerzogenes Mädchengemüth unmöglich zu widerſtehen vermag. Ergo: Sie müſſen trachten, den Krummbuckel aus dem ſo zu ſagen Kanaillenhaften in die Sphäre des Vonlichen zu erheben.

Erheben wir uns aber ſelber auf einen höheren Standpunkt, um ihren werthen Namen als „Ding an ſich" zu betrachten, ſo werden wir finden, daß derſelbe, weit entfernt, ein Unglück zu ſein vielmehr ein Glück iſt. „Guido" ſpricht für ſich ſelbſt. Das iſt ein Name, ganz dazu gemacht, wie geſchlagene Sahne mit Zucker von den mehr oder weniger kußlichen Lippen einer deutſchen Jungfrau, beſonders einer etwas ältlicheren mit lilafarbigem Gemüth und — ſei's drum! — falſchen Hüften ſchmachtend eingeſchlürft zu werden. „Mein Guido!" „Geliebter Guido!" Das ſchmeckt wie Extrakt aus allem, was unſere allermodernſten Verſifexlein ihre Vögelein und Blümelein erzählen laſſen. Und vollends Guido in's jetzt ſo modiſche Plattdeutſche deminutiviſch umgeſetzt: „Guidoteken!" oder ſo —

rein zum Herzen und Küſſen! Ganz „Amaranth“! Selbſt der zarteſte geibel'ſche Mondſcheinliedſeufzerhauch iſt Koriander und Mäuſedreck dagegen. Summa: Seien Sie ſtolz auf Ihren Taufnamen! Aber auch den „Krummbuckel“ ſollen Sie mir nicht ſchelten. Der Name hat etwas Providentielles, er iſt ein Schickſalswink, welcher nur beachtet zu werden braucht, um zum Glücke zu leiten. Jede ſeiner drei geſegneten Silben ruft Ihnen aus vollem Halſe zu: „Krümme den Buckel, Guido Krummbuckel, krümme, krümme dich, krummbuckle nach Noten!“ Ich kann nur von ganzem Herzen in dieſen Zuruf miteinſtimmen. Ja, lieber Freund, treiben Sie eifrigſt moraliſche Zimmergymnaſtik, bis Sie ein Kautſchukmann comme il faut. Die Stirne zur Erde vor dem Thron, vor dem Altar, vor dem Geldſack! Den Buckel gekrümmt, lieber Krummbuckel, vor jedem Vorgeſetzten oder jedem, der es jemals werden könnte, ſo daß die Krümmung ihm ſtillſchweigend, aber einladend ſagt: „Willſt du nicht aufſteigen, Edelſter, und ein bißchen reiten? Ich bin ja ein Buckel für alles.“ Damit iſt hoffentlich klargeſtellt, daß Sie im Beſitze eines glückverheißenden und glückbringenden Namens ſind. Es hängt rein nur von Ihnen ab, die gegebenen Vortheile daraus zu ziehen.

Ich wende mich nun zu Ihrer Eigenſchaft und Stellung als Karrière machen wollender Gelehrter im allgemeinen und als ſtrebender, d. h. nach Titeln, Mitteln und Würden ſtrebender Hiſtoriker im beſonderen und gebe Ihnen etliche Winke für ein förderndes und nahrhaftes Verhalten.... Wie Sie wiſſen, ſteht in der Edda zu leſen:

„Mäßig weiſe muß der Mann ſein,
Aber nicht allzu weiſe;
Des Weiſen Herz erheitert ſich ſelten“ —

was, proſaiſch ausgedrückt, heißt: Hüte dich fein, geſcheider ſein oder gar erſcheinen zu wollen als die andern. Die Mittelmäßigkeit, lieber junger Freund, iſt wie Lieschens bekannter Fingerhut für gar manche Dinge gut. Sie ſei geradezu Ihr Ideal. Denn ſie iſt in Wahrheit die „goldene Mittelſtraße“, welche in reizenden Krümmungen auf die ſchöne Gegend zuführt, wo die Geheimräthe wachſen, die großen Beſoldungen gedeihen und die Ordensſterne aufgehen. Die liebe Mittelmäßigkeit iſt es, welche dem Corps savant den richtigen Korpsgeiſt gibt, ſie iſt es, die das ſtarke Band der Kameradſchaft webt; ſie iſt es, die im Grunde alles lenkt und leitet. Denn nur ſie bringt den Leuten der herrſchenden Geſellſchaftsklaſſen ihre Solidarität ſo recht zum Bewußtſein. Zu jenem Bewußtſein, kraft deſſen eine ſchmierige Hand die andere nicht wäſcht, aber drückt; zu jenem Bewußtſein, kraft deſſen alle Mittelmäßigen einen ungeheuer großen Unfreimaurerbund bilden, welcher ſeine Reſolutionen und Dekrete von der Großloge „Zur nutzbringenden Gewöhnlichkeit“ ausgehen läßt. Alſo mittelmäßig, Bruder Krummbudel, mittelmäßig immerdar! Ertappen Sie ſich etwa mal auf einer originellen Anſchauung, auf einem genialen Einfall, auf einem ſelbſtſtändigen Gedanken, klatſch! hauen Sie den inkorrekten Dingern auf den Kopf, daß denſelben die Luſt des Wiederkommens vergeht. Geiſtige Eigenwüchſigkeit verträgt ſich nicht mit gelehrter Gründlichkeit. Kraft des Gefühls nicht mit korrekter Gelahrtheit, edle Leidenſchaft nicht mit akademiſcher Würde, wiſſen Sie? Seien Sie daher ein Gelehrter nach der Schablone, ein „Forſcher“, welcher

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03467/016

da ein Stückchen Krimskrams „entdeckt" und dort einen Pfifferling ausſcharrt, um dann der Welt mit der Miene höchſter Selbſtzufriedenheit zu verkünden: Heureka! Die geſammte Mittelmäßigkeitſchaft, vorkommenden Falles ähnliche Dienſte von Ihnen erwartend, ſchreit: „Ein wiſſenſchaftlicher Fund!" und die urtheilsloſe Menge glaubt an die Schnurrpfeiferei.

Selbſtverſtändlich iſt, daß Sie ſich mit Mund und Hand als Mitglied der Schule bekennen müſſen, welche dermalen Ihr Fach beherrſcht. Sie dürfen daher keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, dem unfehlbaren Großmagiſter dieſer Schule, dem weltberühmten Geheimrath von Saffianlederich ihre unterthänigſten Genuflexionen darzubringen. Am feinſten geſchieht dies dadurch, daß Sie die geſammte Weltgeſchichte vom Standpunkte der Saffianlederichkeit aus betrachten und behandeln. Die Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie es anzuſtellen, dem Großmagiſter Ihre Huldigungen gehörig zur Kenntniß zu bringen, das kann ich wohl Ihrem eigenen Scharfſinn überlaſſen. Ich ſage nur, ſeien Sie beharrlich und energiſch, in verba magistri zu ſchwören, und Sie werden bald angenehm erfahren, daß Sie geſchoben werden, zunächſt aus dem Stande der Privatdocentenſchaft aufwärts zur außerordentlichen Profeſſur.

Als Außerordentlicher müſſen Sie ſich nun aber erſt recht ordentlich betragen. Es gilt jetzt zu forſchen und zu ſchaffen, was das Zeug hält, d. h. müſſen ſich den Anſchein unergründlichſter Gründlichkeit geben, mit der Miene eines ſtets mit den höchſten Intereſſen der Wiſſenſchaft Beſchäftigten herumgehen und nie auf dem Katheder ſitzen, ohne daß ſich zur Erbauung Ihrer Zuhörer auf Ihrem Geſichte das Bewußtſein ausprägte, Sie hätten eigentlich den Dreifuß der Pythia unter Ihrem Podex. Das imponirt. Ueber die Region der Gemeinplätzerei ſollen Sie dabei aus den weiter oben angegebenen Gründen ja nie hinausgehen; es genügt vollkommen, wenn Sie mit in die richtigen Falten gezogener „Denkerſtirne“ tauſendmal ſchon aufgewärmten Kohl abermalen Ihren Zuhörern vorkohlen. Vergeſſen Sie nur nicht, das abgeſtandene Gericht mittels des bekannten „ſittlichen Pathos“ zu würzen und aufzuſteifen, welches zu einem korrekten akademiſchen Vortrag gehört wie das Tamtam zur chineſiſchen Muſik.

Natürlich liegt Ihnen ob, lieber junger Streber, nicht allein als Docent, ſondern auch als Autor auf der Linie der „richtigen Mitte“ ſich zu bewegen. Wie viele „wiſſenſchaftliche Fünde“ ſind noch zu machen, wie viele bedeutſame Probleme Ihres Faches ſind noch zu löſen! Wie manches, was ſchickſalsmächtig in den Gang der Geſchichte eingegriffen hat, muß erſt noch in ſeinen letzten Motiven aufgeſpürt und urkundlich feſtgeſtellt werden! Da iſt z. B. die Frage, welcher Haarerzeugungspomade Karl der Kahle ſich bedient habe. Wenn Sie dieſes „Problem“ mit korrekter Wiſſenſchaftlichkeit anfaſſen, können Sie daraus ein Buch machen, welches der deutſchen Gelehrſamkeit zu nicht geringer Ehre gereichen wird. Oder wenn Sie „eruiren“, wie der Hufſchmied geheißen, welcher bei Gelegenheit von Friedrich Barbaroſſa's dritter Heerfahrt nach Italien im Herbſte von 1166 in Val Camonica dem rechten Vorderfuße von des Kaiſers Roß das angeblich losgegangene Eiſen wiederaufſchlug, ſo kann Ihnen die ordentliche

Mitgliedſchaft der berühmten Akademie der Wiſſenſchaften von Trippſtrill unmöglich entgehen. Ein nicht minder großes Verdienſt um die Geſchichtewiſſenſchaft würden Sie ſich erwerben, ſo es Ihnen etwa gelänge, den Tiſchler „urkundlich zu fixiren", der Anno 1535 die Bettlade verfertigte, in welcher der König von Zion zu Münſter mit ſeinen zwölf oder mehr Frauen ſchlief. Endlich ließe ſich wohl auch ein höchſt verdienſtliches Quellenmaterial zuſammenbringen, auf Grund deſſen der peinliche Zweifel, ob Metternich während der berühmten Unterredung, welche er am 28. Juni von 1813 im markoliniſchen Palais zu Dreſden mit Napoleon hatte, den vom explodirenden Empereur zu Boden geſchmiſſenen Hut aufgehoben habe oder nicht, „abſchlußgebend" beſeitigt würde. Sehen Sie, das ſind, beiſpielsweiſe geſprochen, lauter Aufgaben deren deutſchgründliche, echtwiſſenſchaftliche Löſung ſicherlich „iſt des Schweißes der Edlen werth."

Ueber der Wichtigkeit derartiger, mit minutiöſeſter Anwendung des geſammten hiſtoriſch-kritiſchen Apparats zu behandelnder Gegenſtände dürfen Sie aber die Wichtigkeit der Form der Behandlung ja nicht überſehen! Nur um Gotteswillen nicht etwa geiſtvoll und formſchön, anſchaulich und anziehend ſchreiben! Würden Sie das thun, ſo wären Sie verloren, weil von Ihren Zunftgenoſſen unwiderruflich in Acht und Bann erklärt. Halten Sie ſich allzeit gegenwärtig, daß die deutſchen Gelehrten in ihrer Mehrzahl dem Voltaire noch zur Stunde ſpinnefeind ſind, weil er ſich beigehen ließ, zu ſagen, alle Genres ſeien gut, nur das langweilige nicht. So was konnte doch gewiß nur ein „ſeichter“ Franzos ausgehen laſſen! Wir gründlichen Deutſchen wiſſen im Gegentheil, daß nur die ſtillen Waſſer tief, d. h. daß nur die langweiligen Bücher lehrreich ſind. Gelehrte Langweilerei iſt unſere zehnte Muſe. Ein Buch, das uns nicht ſchon auf der dritten Seite zum Gähnen bringt, hat ſchlechterdings keinen Anſpruch auf Wiſſenſchaftlichkeit. Ergo, junger Freund, ſo Ihnen daran liegt, vom Außerordentlichen bald zum Ordentlichen vorzurücken und die noch höheren Leiterſproſſen der gelehrten Hierarchie zu erklimmen, ſchreiben Sie geiſtlos bis zur äußerſten Menſchenmöglichkeit, ſchreiben Sie langweilig bis zur Unmenſchlichkeit, bandwurmeln, alabama=

ſiren Sie! Geleſen brauchen ja Ihre Bücherbandwürmer nicht zu werden. Es genügt, daß dieſelben dann und wann auf den Seiten irgendwelcher gelehrter „Anzeigen“ in einer kameradſchaftlich zubereiteten Lorberſauce ſich ringeln und in den Univerſitätsbüchereikatalogen fortmodern. Unſere lieben Landsleute haben bekanntlich vor ſolchem katalogiſirtem Moder einen ungemeſſenen Reſpekt.

Ihr Verhalten zur Kirche und zum Staat iſt vorgezeichnet: Sie wollen ja etwas werden. Sie werden daher nicht allein den Verſammlungen des „deutſchen evangeliſchen Kirchentags“ anwohnen, ſondern auch etwa alle Monate einmal zur Kirche gehen, um „den religiöſen Gefühlen“ der großen Mehrzahl Ihrer Mitunterthanen Achtung zu bezeigen. Natürlich ſind Sie ſelber ein loyalſter Unterthan, der es riſkirt, bei Gelegenheit allerhöchſter Geburts- oder Sterbetage, Hochzeiten oder Kindtaufen Huldigungsadreſſen in Verſen zu verüben. Den berühmten „Muth der Ueberzeugung“ dürfen Sie meinetwegen haben, nämlich der Ueberzeugung des jeweiligen Kultusminiſters. Es ſchadet auch nicht, wenn Sie dann und wann auf dem

Katheder oder in Zeitſchriften ein bißchen ſozialiſtiſch humbugſiren und zu verſtehen geben, Sie könnten unter Umſtänden auch roth anlaufen, ſo es gälte, der Sklavin Arbeit gegenüber dem Tyrannen Kapital zu ihren Rechten zu verhelfen. Man ſieht es ja bei Hofe, in Junkerſchlöſſern und in Sakriſteien gar gern, wenn der „herrſchſüchtigen Bourgeoiſie“, dem „unverſchämten Bürgerpack“ eins angehängt wird. Es iſt demnach gar nicht ſo ſchwer, wie es ausſieht, den Serviliſten mit dem Sozialiſten zu verbinden; verſuchen Sie es nur! Drehen Sie das rechte Auge nach oben und ſchielen Sie mit dem linken nach unten. Ihre Worte können zuweilen die Blouſe anthun, aber Ihre Gedanken ſeien ſtets in Livree. Stellen Sie ſich zu den Zeitfragen ſo, daß Sie, während Sie mit der Rechten eine „volkswirtsſchaftliche“ Elegie auf die Ausbeutung des Proletariats durch die Börſenbarone niederſchreiben, mit der Linken den Gewinn Ihrer Betheiligung an dem neueſten Gründungsſchwindel einſtreichen können. Im übrigen müſſen Sie immer und überall den Patrioten, den deutſchen, ja den teutſchen Patrioten lang heraushängen. Der

Patriotiſmus iſt ja jetzt nicht nur erlaubt, ſondern auch geboten. Er figurirt in den Konduitenliſten als empfehlende Rubrik und das Deutſchthum ziert einen Mann wie die Schabrake das Pferd.

Und nun nur noch eins; ein Wichtigſtes freilich: — Schwindeln Sie ſich ſobald als möglich einer tonangebenden oder ſonſt einflußreichen Dame an! Wenn irgendwie thunlich einer Prinzeſſin oder mindeſtens einer Geburts- oder Geldgräfin. Vornehmen Weiberhänden wohnt eine Kraft des Schiebens inne, von welcher Sie noch gar keine Vorſtellung haben. Was die Kunſt des derartigen Damen Sichanſchwindelns betrifft, ſo können Sie das Recept dazu bei verſchiedenen der beliebteſten Matadore deutſcher Literaturgegenwart kaufen. Das Hauptingrediens iſt, wenn ich nicht irre, pulveriſirte Kapaunenfeder.

So, damit hätte ich das Meinige für Ihre Zukunft gethan; thun Sie das Ihrige. Ich zweifle nicht, Sie werden es thun, meine Winke nützend, meine Rathſchläge befolgend, und wenn ich, mein Beſter, etwas länger lebte, als ich zu leben Ausſicht habe, ſo würde ich es zweifelsohne erleben, daß Sie mir eines Tages bei Gelegenheit Ihrer Durchreiſe nicht etwa einen Beſuch machten — denn dazu wären Sie dannzumal viel zu vornehm — aber doch Ihre Karte überſendeten mit der Aufſchrift: „Wirklicher Geheimrath Guido von Krummbuckel zu Krummbücklingen, Excellenz.“

25. Auguſt.

Dank euch, Götter, daß ihr mir die Freude am Zuſammenleben mit der Natur ſo friſchlebendig erhalten habt, wie ich nur je in jungen Jahren ſie gefühlt. Das iſt ein großer Segen. Noch immer geht mir das Herz auf, wenn die große Mutter mir ein Zeichen ihrer allgegenwärtigen Liebe gibt. Im Kleinſten wie im Größten fühl' ich mich ihr nahe. So heute Morgen, als ich im Walde ſaß und hoch über den Wipfeln ein Weih ſeine ſtillſchönen Kreiſe zog, mir zu Füßen ein Waldameiſenſtaat in ſeiner Art Weltgeſchichte machte, wenige Schritte von mir entfernt in den Aeſten einer alten Föhre ein Pärchen ſchwarzer Eichkätzchen in graziöſen Sprüngen und Schwüngen das Eichhornmöglichſte that und dann durch das dichte Gezweige rings um mich plötzlich ein Sonnenſtral ſich ſtahl, als wollte er mich grüßen und mir ſagen: Siehſt du, *mein* Gold iſt noch nicht im Werthe geſunken .... Der Tag war einer der wenigen rein- und vollſchönen dieſes Sturm- und Regenſommers und unſer Berg entfaltete alle ſeine Vorzüge. Nach der Heimkehr von unſerem Abendgange zur „Röthi", woſelbſt eine der großartigſten Rundſichten der Schweiz ſich aufthut, hatten wir ein ſo prächtiges Alpenglühen, wie ich es all mein Lebtag noch nicht geſehen. Ein echtes, rechtes, ganzes. Schon war die Sonne hinter den Jurakämmen niedergegangen, ſchon ſtanden die Koloſſe drüben vom Titlis bis zum Montblanc fahlgrau im Dämmerlicht, als mit einmal der „Weißberg" roth und röther zu leuchten begann. Das war wie jene vom Aeſchylos in Agamemnon ſo herrlich geſchilderte Feuertelegraphie: „Brand flog auf Brand" — u. ſ. w. Zunächſt glühten links vom Montblanc die Diablerets auf, dann der Reihe nach Wildſtrubel, Rinderhorn, Altels, Balmhorn, Doldenhorn, Blümlisalp, Jungfrau, hinüber zu den Schreck- und Wetterhörnern, immer weiter bis zum Galenſtock, zum Suſtenhorn, zum Tödi, zum Glärniſch, zum Säntis, endlich alle die Rieſen und Rieſinnen ein Purpur, eine Glut — gloria in excelsis! — und über allen gerade uns gegenüber die ſcharfe Firnſchneeſpitze des Finſteraarhorns in dem ſchon dunkelnden Luftraum funkelnd wie ein rother Stern. Leider kommt dem Erfahrenen beim Alpenglühen unausweichlich zu Sinne, daß daſſelbe ein untrügliches Vorzeichen ſchlechten Wetters. Aehnlich iſt das Vorgefühl, welches den Menſchen im Vollgenuſſe höchſten Glückes anſchaudert, ein Vorgefühl, daß es nicht von Dauer ſein könne und vorübergehen werde wie der flüchtige Reflex, welchen die niedergegangene Sonne durch die Wolkendunſtſchichte des ſchon herandräuenden Unwetters auf die Alpengipfel wirft. Sie flammen auf, ſie werfen einen rothen Freudenſchrei himmelan; aber die ganze Herrlichkeit vergeht ſo ſchnell wie menſchlicher Wonneüberſchwang und in der nächſten Minute ſtehen die Berge nicht mehr frohlockend in wallenden Purpurmänteln, ſondern ſtarr, unheimlich, geſpenſtiſch in langen Leichenhemden, ſo daß der Anblick uns fröſteln macht.

26. Auguſt.

Frühmorgens ſchimmerten alle die Zinken und Zacken drüben im Sonnenglanz; aber den ganzen Raum zwiſchen den Vorbergen der Alpen bis an den Fuß der Jurawände füllte ein wildzerriſſenes Nebelmeer. Es herbſtelt: die Zeitloſen ſind ja auch ſchon da. Die Erinnerung an meinen unvergeßlichen Freund Pompeius fiel ſchwer auf mich. Wie manches liebe mal ſind wir mitſammen morgens an dem Geländer der Terraſſe geſtanden und konnte ich wohlgefällig mit anhören, wie er alle um uns her auf den richtigen Bergton ſtimmte, indem er mit den witzighell klingenden Glocken ſeines Humors einen Tag ſorgloſer Weltvergeſſenheit und harmloſen Frohſinns einläutete. Dahin! Dahin! Das Altwerden iſt doch eine niederträchtige Einrichtung. Alternd ſtößt man ja überall mit dem Fuß an die Grabhügel derer, die uns das Mitſpielen in der traurigen Poſſe des Lebens dadurch erleichterten, daß ſie ebenfalls mitſpielten. Wie hat ſich der Kreis meiner Freunde und Freundinnen ſchon gelichtet! Einſam, immer einſamer wird es um mich her; der Herbſt iſt da und den ganzen Tag über umſummte mich die herbſtliche Weiſe:

„Ich habe gekannt manch ſchönes Kind
Und geliebt manchen braven Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es wogen die Nebelwellen."

27. Auguſt.

Die franzöſiſche Lucus-a-non-lucendo-Republik hat den Citoyens Republikanern die Jahresfeier des 4. Septembers (von 1870) verboten. Sie verleugnet alſo ihren Vater. Nun, er war auch darnach, daß muß man ſagen. Ein pariſer Gamin ordinärſter Sorte, der es nicht einmal zu einer jener Knallbonbonphraſen gebracht hat, von welchen die Franzoſen ein ſo kindliches Vergnügen haben.

28. Auguſt.

Das hätte ich mir wahrlich nicht träumen laſſen, daß auch ich noch unter die „Gründer" gehen würde! Es kam ſo. Das Alpenglühen vom letzten

Sonntag hat nur allzu treulich Wort gehalten. Wir ſind ſeit zwei Tagen in's Haus gebannt und da macht nun die heutige Mode, Kind und Kegel überallhin mitzuſchleppen, ihre Konſequenzen ſehr widerwärtig geltend. Kind und Kegel krakehlen und kreiſchen kanibaliſch in den Korridoren herum, was für die Ohren der lieben Mütter zwar bekanntlich Muſik, für andere Leute aber ein Lied iſt, „das Menſchen raſend machen kann." Ein Mitleidender ein großer deutſcher Kaufmann aus Bradford in England, welcher, wie er mir ſagte, die Menſchen eintheilt „in Finder, Gründer, Schinder und Rinder" beklagte ſich bitter über die krakehlende Kind- und Kegelei, worauf ich ihm vorſchlug, wir beiden wollten eine Aktiengeſellſchaft gründen behufs der Gründung einer Kinderpenſion auf dem — großen Schreckhorn. Keine der unzähligen „Penſionen" der Schweiz iſt ein ſo unbedingtes Zeitbedürfniß wie eine ſolche Kinderpenſion. Wir werden das Programm dieſer Gründung, welche für die geſammte reiſende und ſommerfriſchenzende Menſchheit eine wahre Wohlthat ſein wird, demnächſt veröffentlichen und ſind gewiß, alle anſtändigen, Menſchen, welche während des heurigen Sommers das nicht ungewöhnliche Schickſal hatten, in ſchweizeriſchen Penſionen mit kindlichen Horden und tauben Müttern tagelang eingeſperrt geweſen zu ſein, zu Aktionären zu gewinnen.

---

29. Auguſt.

Tagtäglich und allſtündlich kauen ſeit Wochen die Zeitungen an der bevorſtehenden Drei-Kaiſer-Zuſammenkunft wie birmaniſche Bonzen an ihren Betelſtengeln und die Konjekturalpolitik gipfelt ſich zum ſpitzigſten Blödſinn auf. Die drei Herren und ihre Miniſter werden zuſammenkommen und Worte machen, um ihre Gedanken zu verbergen. Sie werden nach allen Regeln der Etikette eſſen, trinken u. ſ. w. und ſchließlich nach Hauſe gehen, wo dann jeder thun wird, was er wollen kann, d. h. ſchlechtweg was er muß. Das „perſönliche Regiment“ iſt zur Mythe geworden. Napoleon, der echte natürlich, war der letzte Monarch, der perſönlich herrſchte, d. h. bis er kaiſerwüthig wurde. Car Nikolaus und Friedrich Wilhelm der Vierte waren nur noch, jeder in ſeiner Art, Karikaturen des perſönlichen Regiments.

---

30. Auguſt.

Heute machten wir auf der „Riſimatte" die perſönliche Bekanntſchaft von zwei vortrefflichen Eſeln, welche die von meiner jungen Freundin Mathilde an ſie verſchwendeten Liebkoſungen ganz gentlemanlike entgegennahmen. „Kindskopf!" ſchalt die ernſtere Schweſter Bertha. „Never mind!" lachte das achtzehnjährige Kind, ein ſo „hearziges Meitſchi", wie nur jemals eins die Lippen zum Lachen geöffnet hat. Ein ältlicher Mitbergbewohner, welcher mit dabei war, citirte den „Sommernachtstraum", ſeufzte tief auf und murmelte: „Die glücklichen Eſel!" Die glücklichen Eſel wedelten mit den Ohren, ließen ſich von dem „Kindskopf" tätſcheln und mit Brot füttern, gaben auch ihr Wohlbehagen durch ein eſelhaft ſchönes Mienenſpiel zu erkennen, waren aber anſtändig genug, nicht in höhere Eſelslyrik nach der Weiſe Yah auszubrechen. Unſer Mitbergbewohner, welcher an einer Herzerweiterung leidet und behauptet, ſein Herz ſei, ſeit er ſich da oben unter einem ganzen Schwarm liebenswürdiger junger Damen gravitätiſch-jurisprudenzlich hin- und herbewegt, ſo affizirt, ſo zerriſſen, daß es einem blutenden Beefſteak gleiche, ſeufzte abermals: „Die glücklichen Eſel!“ und ich ſagte: „Tröſten wir uns damit, herzerweiterter Mitalter, daß, was wir da ſehen, immer und überall geſchah, geſchieht und geſchehen wird: —

„Geliebt ſind wirklich allermeiſt die Dummen;
Sie wiſſen ſo beſcheiden zu verſtummen!“

Auch wir ſind ja zur Zeit, als wir jung und dumm waren, nicht ganz leer ausgegangen, wiſſen Sie?“ Er ſchwenkte die Priſe, welche er ſchon ſeit einer Viertelſtunde nachdenklich zwiſchen Daumen und Zeigefinger gehalten hatte, hin und her und ſagte: „Wohl wahr; aber traurig iſt es doch, daß man gerade dann, wann man in der Schule des Lebens nach Prima vorgerückt, d. h. alt genug geworden iſt, ſo rationell, ſo philoſophiſch, kurz, ſo wiſſenſchaftlich lieben zu können, wie es einem gebildeten Deutſchen anſteht, ſchlechterdings nicht mehr geliebt werden will; denn“ —

„Herr Juſtizrath, Ihre Priſe wird kalt!“ rief der lachende „Kindskopf“ und damit war dieſe Eſelsgeſchichte zu Ende.

31. Auguſt.

Die Reiſe, welche der Kronprinz von Preußen in dieſen Tagen durch Süddeutſchland gemacht und die Aufnahme, welche er bei der Bevölkerung gefunden hat, muß denkenden Menſchen als ein ſehr bedeutſames Zeichen der Zeit erſcheinen. Es weiſ't meines Erachtens deutlich darauf hin, daß wir dem deutſchen Einheitſtaat raſch entgegentreiben. Mag ſich der ſüddeutſche Partikulariſmus noch ſo heftig dagegen ſtemmen und ſträuben, es hilft nichts. Wie fruchtlos und eitel ſein Geſchmolle und Gezappel, zeigt die dermalen in Baiern ſich abſpielende „Miniſterkriſis.“ Der nationale Kriſtalliſationsprozeß iſt unaufhaltſam. Der Nationalſtaat verlangt ſein Recht und wird daſſelbe bis zu den äußerſten Konſequenzen treiben. Nicht allein der deutſche. Wehe daher den kleinen Staaten! Ihre Zeit iſt um. Vollends die der

Kleinſtaaten von gemiſchten Nationalitäten. Sie werden von den großen Nationalſtaaten unwiderſtehlich aufgeſogen. Ob das gut, ob es im Intereſſe der Kultur und Freiheit liege, iſt freilich eine andere Frage. Ich für meine Perſon möchte dieſelbe keineswegs im bejahenden Sinne beantworten, maßen mir alles Uniform- und Schabloneweſen ein Gräuel iſt. Aber der Schickſalsſchluß ſteht feſt. Nixe Nationalität und Fiſcher Kleinſtaat müſſen thun und leiden, was über ſie verhängt iſt: —

> „Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin
> Und ward nicht mehr geſeh'n."

1. September.

Das ſtille Genügen, das wunſchloſe Glück, welches der Verkehr mit geſcheiden, guten, frohlaunigen Frauen und Mädchen gewährt, kennt doch nur der ältere Mann ſo recht. Es iſt wie ein ſonniger Abendfrieden nach einem Gewittertag. Oft ſchon iſt mir in früheren Jahren dieſes Glück hier oben zutheil geworden, aber niemals ſo voll wie heuer. Dabei muß ich dankbar anerkennen, daß dieſe glücklichen Bergtage meine innige Achtung vor deutſcher und ſchweizeriſcher Frauen- und Mädchenart noch geſteigert haben. Es iſt doch wahr: das „Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, aus dem wüſten Wirrwarr der Meinungen und Parteiungen, aus all dem toſenden Quark und Qualm von Plundersweiler hinan in die heitere Region des Reinmenſchlichen. Wie haben wir daſelbſt mitſammen geſcherzt und gelacht! Und wie wohlthuend berührte der Anhauch reinen Sinnes und edler Sitte, welcher immer und überall von unſeren fröhlichen Berggenoſſinnen ausging. Die brauchen nicht prüde zu thun, weil ſie ſittſam ſind . . . Heil und Glück euch allen! Mögt ihr noch oft hier oben euch zuſammenfinden in Frieden und Frohſinn und euch des goldenen Lichtes freuen, wann ich ſchon lange eingegangen ſein werde zur großen Mutter Nacht und verſchollen und vergeſſen bin unter den Menſchen.

2. September.

„Sedan!“ Heute vor zwei Jahren iſt dieſer Name zum erſtenmal mit weltgeſchichtlichem Schall in die Ohren der Menſchen gerufen worden. Er wird zu den Feſt- und Triumphworten der Deutſchen gehören, ſo lange die deutſche Sprache lebt. Wie viele heiße Herzen mußten im Tode erkalten, um dieſen Septembertag zum Stolze Deutſchlands, zur Trauer Frankreichs zu machen! Wie viel koſtbares Blut mußte vergoſſen werden, um das Buch der Geſchichte um einen blutigen Namen reicher zu machen! Wie viele bittere Mutterthränen ſind den gefallenen Siegern wie den gefallenen Beſiegten nachgeweint worden! Könnten alle die edelſten Triebe und alle die wildeſten Leidenſchaften, welche an jenem furchtbaren Tage die höchſte Wette wider einander wagten, all der Grimm, die ganze Wuth, alle die unbändigen Schmerzen, die jauchzende Todesverachtung, der himmelanfluchende Trotz, die zähneknirſchende Verzweiflung — könnte das alles zu einem Zornſchrei ſich zuſammenballen, man ſollte glauben, derſelbe müßte den Erdball berſten machen. Aber freilich, dieſer hätte ſchon unzählige male ähnliche oder gleiche oder gar noch ärgere Veranlaſſungen zum Berſten gehabt. Er iſt abgehärtet, der alte Kerl. Und wir armen Teufel von Menſchen? Nun —

„Wir ſind den Göttern, was den Knaben Fliegen;
Sie tödten uns zum Spaß.“

3. September.

Tröſtlich und erhebend iſt es, zu ſehen, daß und wie beim plötzlichen Hereinbrechen ſchwerer Mißgeſchicke echte Menſchengröße aus ſchlichten Naturen hervortritt wie jener ſchöne Stern dort drüben aus dem Nachtgewölke. Da offenbart ſich dann mit einmal herrlich alles Gute, alles Beſte, was in der Volksſeele ſchlummert, und ein glorreich-heldiſches Pflichtgefühl, eine Hingebung, die ſtärker iſt als alle Schrecken des Todes, ſie gehen in's Verderben, als müßte es ſo ſein, als wäre das ſelbſtverſtändlich. Alſo geſchah es vor etlichen Tagen beim Zuſammenſtoßen der beiden Dampfer Gotthard und Konkordia auf dem Zürichſee. Da iſt das „ſchlichte Heldenthum“ offenbar worden in der Perſon des Schiffskaſſierers vom Gotthard — Brändli hieß der Brave — welcher mit übermenſchlicher Anſtrengung half und rettete, bis den Helfer und Retter der Wirbel des ſinkenden Fahrzeuges faßte und in die ſchwarze Tiefe riß. So ſtarb er für andere, für Fremde, die er vielleicht in ſeinem Leben zum erſtenmal geſehen. So ſtarb er, nachdem er, angeeifert von himmliſchem Erbarmen, vollbracht und verſucht hatte, was weit über ſeine Schuldigkeit hinauslag. Ehre dem Andenken des Tapferen! Mögen ſeine Mitbürger ſeiner Wittwe und ſeiner Waiſen hilfreich gedenken, obzwar er ſich nicht Zeit genommen, ihrer Fürſorge Weib und Kind zu empfehlen.

4. September.

Heute habe ich wieder einmal erfahren, was für erſchütternde Herzenstragödien ſich häufig in unſerer nächſten Umgebung abſpielen, ohne zu unſerer Kenntniß zu gelangen, geſchweige unſere Theilnahme zu erregen. Es wäre denn, daß der

Zufall uns plötzlich in eines dieſer kleinen Trauerſpiele hineinblicken ließe, welche nicht weniger wahn- und leidvoll ſind als die große Menſchheittragödie ſelbſt. Ob ein armes Menſchenherz jach breche oder langſam verblute oder ob Hunderttauſende, ob Millionen von armen Menſchenherzen der Qual des Daſeins erliegen, das macht nur einen quantitativen, keinen qualitativen Unterſchied; denn jede einzelne ſchwache Menſchenſeele iſt ja dazu verdammt, die ganze ungeheure Laſt des Weltleids zu ſchleppen..... Wir hatten lange unter der alten Fichte inmitten des den Gäſten unſeres Berges wohlbekannten „Naturparkes" auf dem Bödeli geſeſſen und der Jugend zugeſehen, welche fröhlich auf dem Raſen ſich tummelte. Ich war noch ſitzen geblieben, als die Geſellſchaft heimwärts aufbrach, und ſah den paarweiſe Dahinwandelnden nach, wie ſie mälig in dem Gewinde des ſchmalen Waldpfades verſchwanden. Noch ſchimmerte für einen Augenblick aus dem dämmernden Grün das helle Kleid des jungen Mädchens herüber, welches den Zug ſchloß und uns allen, allen, allen lieb worden war wie ein Frühlingsſonnenſtral. Schon die keuſche Einfachheit ihres Anzuges inmitten dieſer ſo häufig ungeheuerlichen und ſchamloſen Damenmoden unſerer Tage mußte für die Achtzehnjährige einnehmen, welche voll Geiſt und Mutterwitz iſt und mit dem lebhafteſten Bildungsſinn, mit der regſten Theilnahme für das Rechte und Schöne die lauterſte Naturwahrheit und Herzensgüte verbindet. Wahrhaft wunderſam wirkt ihr kindlicher Frohſinn und ich habe ſeit vielen, vielen Jahren nicht mehr ſo herzlich-laut gelacht wie dann, wann das liebe Kind mit harmloſer Schelmerei in unſerem engeren Kreiſe halb- oder ganznärriſche Figuren, wie es ſolche auch hier oben gab, allerliebſt parodirte. Schon am erſten Tag ihres Hierſeins hatte ich auch mit Vergnügen bemerkt, daß ſie eine große Freundin der Thiere iſt, und ſie faßte, glaub' ich, zuerſt Vertrauen zu mir, als ſie wahrnahm, daß der zum Hauſe gehörende ſtattliche Bernhardiner Bello etwas auf den alten Sauerampfer hält. Wie oft haben wir dann das gute Thier mitſammen gefüttert .... Wohl, ihr helles Kleid ſchimmerte noch flüchtig aus dem Grün herüber, als plötzlich in meinem Rücken auf der anderen

Seite des Fichtenſtammes ein tiefer Seufzer laut wurde. Ich wandte überraſcht mich um und erhaſchte einen Blick, in welchem eine Welt von Weh lag, aber auch eine Fülle von Liebe. Ja, von Liebe. Und doch kam dieſer der jungen Mirjam nachgeſendete Blick aus den Augen unſeres alten Humoriſten, welche ſonſt wahrlich nicht wehvoll und ſchmachtend, ſondern vielmehr kauſtiſch und ſarkaſtiſch zu blicken gewohnt ſind. Er hatte in ſeiner Erregtheit mein Zurückgebliebenſein nicht wahrgenommen, hatte ſich allein geglaubt und ſeinen Gefühlen Zaum und Zügel ſchießen laſſen . . . Augenblicklich begriff ich die Sachlage, was freilich keine Kunſt war, und ich geſtehe, daß es mich drängte, hell aufzulachen. Um ſo heller, als blitzſchnell die Erinnerung an eine Scene in mir aufſtieg, die doch eigentlich gar nicht hierher gehörte. Es war vor vielen Jahren, als ich in W. einmal in einer Geſellſchaft einer alten Dame begegnete, von der es hieß, daß ſie viel geliebt hätte in ihrem Leben. Das Geſpräch war auf die Frage gefallen, in welchem Alter wahre und wirkliche Liebeleidenſchaft aufhöre. Die Vielgeliebthabende hörte lange zu, ohne ein Wort zu ſagen. Nur ſchüttelte ſie bisweilen mißbilligend den immer noch nicht unſchönen Kopf mit den greiſen Locken, beſonders dann, als ich in humoriſtiſcher Weiſe die phyſiologiſchen und pſychologiſchen Gründe andeutete, welche dafür ſprächen, daß anſtändige Menſchen mit dem fünfzigſten Jahre zu lieben aufhören ſollten. „Aufhören? Aufhören?“ rief ſie aufſpringend aus. „Als ob man damit nur ſo aufhören könnte, wie man mit eſſen und trinken und rauchen aufhören kann. Oh, Herr Doktor“, fügte ſie, hart vor mich hintretend und ſich heftig mit der Hand an die Bruſt ſchlagend hinzu — „ich ſage Ihnen, es iſt ein ſchweres Weh, ein junges Herz in ſo einem alten Leib herumzutragen!“ Damals hatte ich laut hinauslachen müſſen. Ich war ja ſelber noch nicht alt und die pathetiſche Greiſin erſchien mir gar zu komiſch. Heute aber unterdrückte ich ſofort den anfänglichen Lachreiz, als ich das Gepräge tiefen Schmerzes auf dem ſcharfmarkirten Geſichte des Freundes erblickte. Ich ging um den Baum herum und auf ihn zu. Er fuhr leicht zuſammen, zeigte aber weiter keine Verlegenheit. War er doch in einer jener Stimmungen, wo die Konvenienz keinen Strohhalm mehr wiegt. Er winkte mir nur mit der Hand, zu ſchweigen, bis das letzte leiſe Geräuſch von den Tritten Mirjams auf dem Waldwege verhallt wäre. Ich verſtand und ſchwieg bis dahin. Dann faßte ich ſeine Hand und ſagte mit aufrichtiger Theilnahme: Armer Freund! — „Sagen Sie lieber: armer alter Narr, armer grauer Eſel!“ entgegnete er und verſuchte zu lächeln, aber dieſes Lächeln ſchnitt mir in die Seele. Und gewaltſam ſich faſſend fuhr er fort: „Sie kennen mein jämmerliches Geheimniß, das ich unter der Decke einer ſchmerzhaft genug erkünſtelten ausgelaſſenen Heiterkeit vor den Leuten verbarg. Dieſe lachten darüber — auch ſie, auch ſie — als ich geſtern erklärte, ich ſei hier oben rückwärts gewachſen wie ein Kuhſchwanz, und doch iſt es traurig wahr. Ich bin in der That rückwärts gewachſen, wieder in die blöde blanke Jugendeſelei zurück, in die Dumme-Jungenſchaft, in die Wertherei. Sie wiſſen nicht, können nicht ahnen, wie weit mein Wahnwitz geht. Glauben

Sie das Tollſte, Abſurdeſte, das Undenkbare! Denn, ſehen Sie, hätte mich Ihre unvermuthete Anweſenheit vorhin nicht geſtört, ich wäre hingegangen, um die Raſenſtelle zu küſſen, worauf dieſes holdſelige Geſchöpf beim Weggehen zuletzt getreten." — Soweit iſt es mit Ihnen? — „Ja, ſoweit! Soweit, daß ich, deſſen Augen ſich nicht mehr genetzt, ſeit ich meinen Vater begraben habe, die halben Nächte hindurch weinend auf meinem Bette ſitze." Er brach ab, und um das eingetretene peinliche Schweigen zu kürzen, fragt' ich nach einer Weile ziemlich hölzern: „Sie finden alſo das Mädchen ſchön? — „Schön?" erwiderte er, verwundert aufblickend. „Darauf habe ich ſie noch gar nicht angeſehen. Ich weiß nur, daß ihre Erſcheinung mir alles Anmuthigſte vor die Seele bringt, was höchſte Dichterkraft in glücklichſten Momenten geſchaffen. So gemahnt ſie mich an Shakſpeare's Miranda, an Göthe's Dora, an Byrons Zuleika." — Ja, 's iſt wahr: auch mir trat ſchon oft, wenn ich das ganze Sein und Thun des guten Kindes anſah, unwillkürlich auf die Lippen, was Byron von ſeiner Heldin ſagt:

„Pure, as the prayer which childhood wafts above."

Er ſah mich dankbar an und begann, als müßte er das nun einmal geöffnete Herz ganz ausſchütten, wiederum: „Schön? Ich weiß nicht, ob ſie ſchön; ich weiß nur, daß es mich glücklich macht, den Schall ihres Trittes, das Rauſchen ihres Kleides zu vernehmen oder ihr Hutband flattern zu ſehen. Ich weiß nur, daß der Klang ihrer Stimme mir die Seele mit Muſik füllt und daß mein altes, armes, unter dem Hammer ſchwerer Schickungen gehärtetes Herz freudvoll und leidvoll mir in der Bruſt ſchwillt, wenn ſie mich freundlich anſieht mit ihren lieben braunen Augen, in denen kein Arg und kein Falſch. Ich weiß nur, daß ich der Stunde meines Weggehens von hier, die ich doch herbeiwünſchen, die ich beſchleunigen ſollte, entgegenbebe, wie ein Feigling der Todesſtunde entgegenbebt, und daß ich mich doch zugleich auf dieſe Stunde freue wie ein Kind auf die Weihnacht, weil ja dann beim Abſchiednehmen ihre Hand einen Augenblick lang in der meinigen liegen wird“ — Armer Mann! Das Leben iſt doch die grauſamſte Ironie und der tolle Grabbe hatte nicht ſo unrecht, als er ſeinen Herzog von

Gothland auſſchreien ließ, „allmächtige Bosheit“ lenke den Weltkreis. Da iſt nun dieſes reine, anmuthige Kind, welches, wie ich wiederholt bemerkt habe, liebevoll darauf achtet, keine Blume und kein Inſekt auf ſeinen Wegen zu zertreten, und doch zertritt es flüchtigen Fußes ein in Stürmen geprüftes und erprobtes Mannesherz, das der blinde Zufall, die grauſame Ironie, die „allmächtige Bosheit“ ihm auf ſeinen Weg geworfen. — „Sagen Sie das nicht! Sagen Sie das nicht! Sie kann keinem Menſchen wehthun, nicht einmal unwiſſentlich. Sie iſt ſo gut! Sie würde mich armen alten Narren von ganzem Herzen bemitleiden, wenn ſie erführe, was ſie nie erfahren ſoll.“ — Ich glaub' es. Aber was ſoll werden aus alledem? Ich ſehe für Sie nur einen Ausweg aus dieſem Wirrſal. — „Ja, die dunkle Pforte, durch die wir alle einmal gehen müſſen. Glauben Sie mir, ich bin alle dieſe Tage her mehr als einmal dicht vor derſelben geſtanden. Aber ich durfte ſie nicht aufſtoßen, ich darf nicht. Ich bin mein Lebenlang ein Sklave der Pflicht geweſen und muß es bleiben. Ich habe Pflichten zu erfüllen gegen Weſen, die mir theurer ſein müſſen und theurer ſind als mein elendes Ich." — Wohl, dann kann ich nur ſagen: Duldmuth! Es währt ja, wie in unſerem Alter alles übrige, auch nur noch eine kurze Weile. Ermannen ſie ſich, mein Freund, und machen Sie es, wie der göttliche Dulder Odyſſeus — wiſſen Sie?

„Aber er ſchlug an die Bruſt und ermahnte ſein Herz mit den Worten:
Halte nur aus, oh Herz, ſchon Schlimmeres haſt du erduldet!"

Und richtig, ſein Herz hielt aus und er gelangte ſchließlich heil und geſund an den lange ſo ſchmerzlich geſuchten Heimatſtrand. — „Mein Ithaka liegt im Ozean „Unmöglichkeit", murmelte er. „Ich habe meine Lenden gegürtet wie ein Mann und mit dieſem Wahnſinn gerungen wie Iſrael zu Pniel mit ſeinem Gott. Alles umſonſt! Es fiel auf mich mit der Gewalt des Blitzes. Einer ſolchen Leidenſchaft klein, ſchwach, hilflos gegenüberſtehen, in meinen Jahren, oh der Schande, oh der Schmach!" — Schande? Schmach? Weil ein Blitz auf Sie gefallen? Weil das allmächtige Feuer, welches den Weltbau ſchuf, ſchafft und zuſammenhält, Sie angeflammt hat ohne nach dem Datum Ihres Geburtſcheines zu fragen? Nein, armer Freund, Sie ſind nur unglücklich und ich, der ich Ihnen nachzufühlen vermag, beklage Sie von ganzem Herzen . . . Er antwortete nicht und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. Ich aber ging leiſe hinweg. So ein Schmerz iſt heilig; er will ungeſtört ſich austoben und Tröſtungsverſuche ſind eitel, ja geradezu eine Entweihung. Richtige Weltleute ſind allerdings berechtigt, ſpöttiſch zu lachen, wenn ſie ſehen, daß „diu starke minne“ mitunter auch im Lebensherbſte noch ſo recht hochroth als „brennende Liebe“ aufblüht. Ihnen begegnet ſo etwas nicht, ihre Herzen, ihre Bimsſteinherzen ſind ſicher davor. Aber es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von welchen die Philoſophie bimsſteinherziger Weltleute nichts weiß und die keineswegs lächerlich, ſondern vielmehr ſehr traurig ſind.

---

5. September.

Er iſt fort. Frühmorgens iſt er ſtill aufgebrochen, um den Bergwald hinabzuſteigen. Er hat darauf verzichtet, ihre Hand für einen Augenblick in der ſeinigen zu halten und ihr Lebewohl zu empfangen. Er mochte ſeiner Faſſung nicht trauen und mochte fürchten, mittels einer verrätheriſchen Gebärde, mittels eines unbewachten Wortes einen, wenn auch nur flüchtigſten Schatten in das lichthelle Gemüth des geliebten Kindes zu werfen. Mir ſagte er beim Weggehen nur noch das eine Wort: „Spinoza!“ womit er zweifelsohne andeuten wollte, daß ihm nichts bliebe als jene gramſchwere, aber mannhaft in ſich gefaßte Reſignation, worin einer der erlauchteſten Denker die einzig mögliche Löſung des Welträthſels gefunden hat. Unſereinem bleibt ja in ſolchen Fällen keine andere Zuflucht, kein anderer Troſt. Nur einem Olympier wie Göthe iſt es gegönnt und gegeben, „zu ſagen, wie er leidet“, während wir Sterblichen „verſtummen in unſerer Qual“. Nur einem Göthe war es gegeben, von der wahnſinnigen Leidenſchaft, welche die junge Ulrike von Lewezow in ihm, dem Vierundſiebzigjährigen, entzündet hatte, durch eine „Elegie aus Marienbad“ ſich zu „befreien“ und damit zugleich der Geliebten, welche entzündend ſelber entzündet worden war, ein ewiges Monument aufzurichten. „Jo ti cinsi de gloria e fatta ho dea!“*) — Eins aber weiß ich jetzt: — Was unſere Materialiſten von der ſtrikten Obſervanz über die Natur der Liebe lehren, iſt nur ein Zeugniß für die geiſtverlaſſene Rohheit der Weltanſchauung dieſer Herren. Es gibt eine Liebe, die zu ihrem Gegenſtande aufblickt als zu einem Stern und „wen gelüſtet's nach den Sternen?“ Es gibt eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen Menſchen, zwiſchen Mann und Weib, welche ſinnliches Bedürfen und Begehren nicht kennt. Und am höchſten und heiligſten weiß zu lieben, wer die Eitelkeit, den Sinnenbrand und den Ehrgeiz hinter ſich hat und all den bunten Kram und Trödel verachten kann, wonach die Menſchen in jungen Jahren mit Begierde ſtreben.

6. September.

Heute Nacht ſah ich im Traume die zwei Männer beiſammen, welche ich von allen Männern

---

*). Gekrönt mit Ruhm, gemacht zur Göttin hab' ich dich.
Aleſſandro Guidi.
R. v. H.

am meiſten geliebt habe und deren Hingang ich nicht verwinden kann: meinen älteſten Bruder und meinen Freund Pompeius. Mir war, als wandelte ich im Zwielicht über eine weite Aſphodeloswieſe und da ſaßen die beiden unter einer hohen Cypreſſe, als erwarteten ſie mich. Sie waren durchſichtig bleich, aber ſonſt ganz ſo, wie ich ſie im Leben zuletzt geſehen. Mein Bruder zeigte mit der Hand auf mich und ſagte: „Da kommt er endlich. Nun können wir die große Frage weiter mitſammen erörtern“. Worauf Pompeius mit ſeinem alten lieben ſarkaſtiſchen Lächeln: „Ja, die alte ewige Schnurrpfeiferei: To be or not to be?“ Voll Freude rief ich aus: Darum handelt es ſich nicht; ihr ſeid ja! Wie ich nun aber beiden die Hände hinſtreckte, waren ſie plötzlich weggeſchwunden wie Rauch, und halb ſchon im Erwachen glaubte ich im Wipfel der Cypreſſe geiſterhaft es rauſchen zu hören:

„Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
Weil man ſie dir pflanzt auf's Grab,
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir Flügel gab.“

7. September.

Eins der bedrohlichſten Krankheitſymptome unſerer Zeit iſt der blinde und fanatiſche Haß gegen alle höhere Intelligenz, welcher zweifellos in den Maſſen gloſtet und von ſchuftigen Geſellen in jeder Weiſe geſchürt wird. Sie, welche das Volk nur im Pöbel ſehen und kennen, möchten die ganze Geſellſchaft zur Kanaille machen. Nur weiter, ihr Herren Lumpagogen! Eines Tages dürfte aber der ſchnöde Brei, welchen ihr zuſammenrührt, euch ſelber zu heiß werden.

8. September.

Die Geſchichte wird es dereinſt als ein Charakteriſtikum von höchſter Bedeutung zu verzeichnen haben, daß im September von 1872 in denſelben Tagen drei Kaiſer in Berlin und die Kommuniſten im Haag getagt haben. Die Thatſache, daß die „Bürger" Internationalen in einer monarchiſchen Hauptſtadt des Kontinents am hellen Tage ganz frank und frei und unbehelligt über die Mittel und Wege berathen konnten, wie die jetzige Geſellſchaft über den Haufen zu werfen ſei, konſtatirt unwiderleglich, daß ſeit 1815 eine ungeheure Wandelung in der Anſchauung der Menſchen vor ſich gegangen, ein rieſenhafter Vorſchritt gethan worden ſei. Der Kongreß im Haag iſt übrigens ausgegangen wie das bekannte hornberger Schießen. Er hatte nur das eine poſitive Ergebniß, durch ſeinen ganzen Verlauf der Welt handgreiflich deutlich gezeigt zu haben, welche zugleich läppiſche und brutale Anarchie ſie zu erwarten hat, wann das Reich der rothen Hunnenhorde gekommen ſein wird.

---

9. September.

Keine Woche vergeht, ohne daß ich in den Zeitungen leſe, wieder ſei dieſer oder jener meiner Genoſſen von 1848 zu Grabe gegangen. Ja, der Tod hat ſchon furchtbar unter uns aufgeräumt. Es iſt auch nur billig, daß wir gehen: ein neu Geſchlecht kennt uns kaum noch in der Sage. Wir haben das „Vae victis!“ herb und hart an uns erfahren müſſen. Gemeine und kleinliche

Rachſucht hat alle ihre unmittelbaren und mittelbaren Verfolgungskünſte an uns erſchöpft und das zu einer Zeit, wo die weitaus meiſten von uns in der kalten Fremde mühſälig um das tägliche Brot ringen mußten. Oh, fürwahr, es hat nicht weniger „ſalzig“ geſchmeckt, als es vor Zeiten dem alten Dante ſchmeckte, dieſes ſchwergewonnene Brot des Exils, und auch unſere Füße haben erfahren, wie „hart das Auf- und Niederſteigen fremder Treppen“*). Es iſt wahr, der großen demokratiſchen Reichspartei von 48 hatte mancher Baſel ſich angehängt; aber wo hat es auf Erden jemals eine Partei gegeben, welcher kein Baſel ſich angehängt hätte? Daß wir ſelbſtlos gefühlt, uneigennützig gedacht und gehandelt haben, wird die hiſtoriſche Gerechtigkeit uns dereinſt bezeugen. Ei, die patentirten Herren Liberalen von 66 und 70, welche mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in Patriotiſmus machten, ſie haben

---

*) „Tu proverai si come sa di sale
Lo pane altrui e com' è dure calle
Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale.“

Paradiso, 17, 58.
A. d. V.

ganz anders als wir Alten ihre eigenen höchſt perſönlichen Intereſſen mit denen Deutſchlands zu kombiniren verſtanden. Die deutſche Emigration von 48 darf, wenige Ausnahmen abgerechnet, heute mit Stolz auf die herben Prüfungen zurückblicken, welchen ſie unterworfen geweſen iſt. Wie viel Noth wurde in unſeren Kreiſen ſtandhaft ertragen, wie viel bitterſter Kummer heldiſch beſiegt, wie viel tüchtige Arbeit geräuſchlos gethan! Wir haben, was uns auferlegt war, nicht ohne Würde getragen. Und dem Vaterlande, das uns ausgeſtoßen, geächtet, mit Hohn und Schimpf überſchüttet hatte, ſind wir alle, wenige Verirrte abgerechnet, treu geblieben im Leben und Sterben und haben uns, jeder nach ſeinem Vermögen, redlich bemüht, dem deutſchen Namen in fremden Landen Achtung zu verſchaffen und Ehre zu machen. Noch eine Spanne Zeit und der letzte von uns wird zu Grabe gefahren ſein. Möge dann da und dort noch ein redliches Herz daheim wohlwollend der Kämpfer gedenken, welche den Erfolg nicht für ſich hatten. Auf anderen Dank haben wir nie gerechnet.

10. September.

Seltſam, daß aus der heiterſten Gegenwart, die mir ſeit dreißig und mehr Jahren geworden iſt, meine Gedanken ſo häufig in die ferne Vergangenheit, in die Jugend- und ſogar in die Kinderzeit zurückeilen. Geſchieht es vielleicht im Vorgefühle des nahen Endes, daß es mich drängt, das Bilderbuch der Erinnerung tagtäglich zu durchblättern? Soll ich noch einmal alle die hellen und dunkeln Seiten desſelben nachdenklich betrachten, damit mein Herz erkenne und ſage: Es iſt genug!? Heute ſchlug ich ein liebſtes Blatt auf, allwo nicht verblaßt, nein, in unvergänglicher Farbenfriſche das Bild meiner geliebten Mutter ſteht. Noch ſeh' ich ſie vor mir, ſo mild und bleich und ſchmerzlich bewegt, wie ſie war, als ich ſie zum letztenmal ſah, an einem ſtürmiſchen Herbſttage von 1840, wo ſie dem unſtäten Wanderer noch eine Strecke weit das Geleite gab. Zwei Jahre darauf hatte ich ſie verloren und mit ihr die Heimat. Oh, wie hat ſie mich geliebt und wie ſchwer hab' ich zum Danke dafür gar oft ſie betrübt! Am ſchwerſten, als ſie in dem geliebten Sohne, in welchem ſie dereinſt ein Kirchenlicht zu erblicken gehofft hatte, den Ketzer erkennen mußte. Und doch iſt ſie, die Inniggläubige, es geweſen, welche den Keim der Ketzerei zuerſt in mir weckte. Ich erinnere mich der Stunde ſo deutlich, als wäre ſie eine des geſtrigen Tages geweſen. Mein Bruder Auguſt, mit welchem die beſten Hoffnungen unſerer Familie in ein vorzeitiges Grab ſanken, lag auf hoffnungsloſem Krankenlager. Da machte ſich meine fromme Mutter in ihrer Angſt eines Tages mit mir, der ich ein neunjähriger Knabe war, auf, um zu einem wunderthätigen Kreuze zu wallfahren, das auf der Spitze eines der Albuchberge ob dem Dorfe Renningen ſtand. An unſerem armen Kranken that dieſes Kreuz kein Wunder, obzwar die Inbrunſt, womit die an ſeinem Fuße knieende Mutterangſt betete, ſelbſt dürres Holz hätte erbarmen ſollen. Ich geſtehe, die Wallfahrt eben nicht ſehr andächtig mitgemacht zu haben. Früh am Morgen hatten zwar die fremden Dörfer, durch welche wir kamen, meine Neugier angenehm beſchäftigt, dann aber hatte mich der weite Weg in brennender Sonne und vollends der anſtrengende Gang den ſteilen wegloſen Berg hinauf ſehr ermüdet und verdroſſen. Das tiefe Leid auf dem Antlitz meiner betenden Mutter ergriff mich aber ſo, daß meine Schläfrigkeit verſchwand. Es gingen mir allerlei knäbiſch-unklare Vorſtellungen durch den Kopf und fixirten ſich zuletzt in dem Gedanken, warum denn die Mutter, welche doch ſo ſeelengut, ſo fromm, ſo hilfebereit allen Leidenden, ſo barmherzig gegen alle Armen, ſo viel der Sorge und des Kummers haben müßte. Dabei fiel mir ein, kurz zuvor aus dem Munde eines in unſerem Dorfe terminirenden Kapuziners aus dem ellwanger Kloſter den Spruch vernommen zu haben: „Der Teufel iſt alles Uebels Urheber“. Als nun die Betende ſich erhoben hatte, fragte ich: „Mutter, warum ſchlägt Gott den Teufel nicht todt?“ Sie ſah mich überraſcht und erſtaunt an. Dann gab ſie zögernd zur Antwort: „Weil er nicht will“. — „Aber warum will er nicht? Er iſt doch allgütig“. — „Das kannſt du nicht faſſen, wir alle können es nicht. Sein Rathſchluß will, daß das Böſe in der Welt ſei“. — „Rathſchluß? Alſo iſt ſein Rathſchluß mächtiger als ſeine Allgüte und ſeine Allmacht? Und er hat ihn doch ſelbſt gemacht, ſeinen Rathſchluß, denn er hat ja alles gemacht". — „Kind, verſetzte die Mutter ſeufzend, wir dürfen nicht grübeln und müſſen tragen, was uns auferlegt wird". . . . Dies wurde unter dem wunderthätigen Kreuz auf dem nenninger Berge geſprochen und von Stund' an begann, obzwar erſt leiſe, leiſe, in mir der Zweifel ſeinen Stachel zu regen und war ich ein Ketzer, ohne es zu wiſſen. Die Mutter hatte meine Fragen nicht befriedigend zu beantworten gewußt, die Mutter, meine höchſte Autorität! Damit war der erſte Stein aus dem Gewölbe meines Autoritätsglaubens gebrochen und der erſte Schritt auf dem Wege zur Befreiung gethan. „Zur Befreiung?" Ach, es gibt nur eine wirkliche und ſie vollzieht ſich erſt mit unſeres Herzens letztem Schlag. . . Oh, meine Mutter, mir iſt der tröſtliche Glaube, dich wiederzuſehen „auf einem beſſeren Stern", nicht zu eigen. Aber geſegnet ſei mir bis zum letzten Athemzuge dein theures Angedenken, doppelt geſegnet, weil du mich, je ſchmerzlicher du mich als einen „Heiden" betrauern mußteſt, nur um ſo inniger geliebt haſt.

11. September.

„Rreizzend! Wo-o-onderful!" tönte es ekſtatiſch ſchon von ferne und ſie kam herangeſauſ't über die Terraſſe, fliegenden Gelockes, „in Lüften ſchwebend" wie immer, die gute Miß Ekſtaſy Schnedderedingsfield. Wir ſtanden und ſchauten, feierlich geſtimmt, andächtig, wie betend in das wunderſame Glühroth des Sonnenunterganges, welches über den Jurakuppen flammte wie ein Vorhang vor dem Allerheiligſten, und eine liebe Stimme ſagte leiſe neben mir: „Auf einem Berge ſterben" — „Ah, Sie kennen Freiligrath?" ſchmetterte die Miß. Und ſchon ſtand ſie in Poſitur und legte los:

„Auf einem Berge ſterben,
Wohl muß das köſtlich ſein!
Wenn ſich die Wolken färben
Im Abendſonnenſchein.
Tief unten der Welt Gewimmel.
Forſt, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf".

Armer Freiligrath, wäreſt du in dieſem aus dem Erhabenen plötzlich ins Lächerliche umgeſchlagenen Augenblicke gegenwärtig geweſen, du hätteſt, fürcht' ich, entſetzt ausgerufen: „Nein, um Gotteswillen nicht auf einem Berge ſterben!“ . . . Ich aber halte den Wunſch feſt. Ja, ich möchte wohl auf dieſem Berge ſterben und begraben werden, hier oben, wo ich, alles zuſammengenommen, die ſorgloſeſten, froheſten Tage, die ſchlummerſüßeſten Nächte meines Lebens verbracht habe; hier oben, wo heuer noch ein Stral reinſten Glückes —

„Comme un dernier rayon,
Comme un dernier zéphyre
Anime la fin d'un triste jour“ —

mir die Seele durchſonnte, als ſollte ſie ſo hell und heiter ſcheiden wie der heutige Tag.

12. September.

Bevor ich diesmal von dir gehe, theurer Berg,
Laß mich dir ſagen noch ein dankbar Lebewohl,
Das ich vielſommerlang, Geneſungbringer, dir
Stillſchweigend nur entrichtete; doch heute gibt
Die holde Freundin längſt verklungner Jugendzeit,
Die Muſe — weil doch alte Liebe roſtet nicht —
Dem Schlag des Herzens rhythmiſche Beflügelung.

Ja, Dank dir, Alter, Lieber, mir Vertrauteſter,
Für jeden Odemzug balſamiſcher Luft,
Den einzuathmen mir auf deiner Matten Grün,
In deines Buchenwaldes Schatten war gegönnt!
Dank dir für deinen Morgenglanz, dein Himmelsblau,
Für deiner Abendröthen zauberiſche Malerei;
Für deiner Wolkenbildungen phantaſtiſch Spiel,
Für deiner „Röthi“ Ausblick auf den Alpenkranz,
Für jedes Plauderſtündchen auf dem „Känzeli“,
Wie für des „Bödeli“ waldſtille Einſamkeit!
Dank dir, daß du mit deinen Felsgeſtaltungen,
Mit deiner Kuppen Form, Geſtein und Gras und Kraut
An meiner Heimat Berge mich ſo oft gemahnt —
An meine Heimatberge, deren Lüfte mir
Zuerſt die Seele in der Bruſt geweckt, daß ſie
Frohlockend ihre jungen Flügel hob und kühn
Empor ſich ſchwang, hinauf zum Licht, zum Licht!
Wie lang iſt's her! Der Heimat Berge ſchwanden längſt
Hinab an meines Daſeins Horizont, und was ich einſt

Auf ihren Zinnen hochher, fernſchön leuchten ſah:
Der Zukunft Frührothglüh'n und all' die ſchimmernden
Viſionen und Verheißungen von Glück und Glanz,
Die Träume auch vom Menſchenrecht und Völkerheil,
Der lauterſten Begeiſterung Entzückungen —
Alles dahin, dahin auf Nimmerwiederkehr. . . .
Doch nicht allein für deiner Sonnentage Glanz,
Für deiner Sternennächte heilig Schweigen nur
Hab' Dank, mein Berg; nein, dafür auch, wenn launiſch du,
Dich wandelnd in ein richtig Wolkenkukuksheim,
Antreten deine Oreaden läßſt zum Sturmestanz
Und dein Orcheſterdirigent Nordweſt dazu
Losraſen macht wirrſälige Zukunftsmuſik,
Daß vor Entſetzen drob das Dach ob meinem Haupt
Davonflieh'n möchte und des gaſtlichen Hauſes Grund
Vor Unbehagen bebt — ja, Dank dafür dir auch!
Denn ſolche Wolkenkukuksheimerei ſie gibt
Der Profeſſorin Langeweil' Gelegenheit,
Zu leſen uns ihr gründlichſtes Kollegium
Ueber die beſte Wiſſenſchaft, die heißt Geduld.

Geduldig ſein iſt weiſe ſein . . . Oh, Muttererd',
Alldulderin, Geduldaushaucherin, du haſt
Beſänftiget im Buſen mir das ſtürmiſche Herz,
Haſt der Ergebung Balſam mir auf's heiße Aug'
Geträufelt, daß es auf das bunte Affenſpiel
Des Menſchenlebens hinblickt zornlos, mitleidsvoll.
Geduldiger, Ergebener, oh nimm es hin,
Wie's hinzunehmen, was doch nicht zu ändern iſt:
Wenn alles Schönſte, Edelſte und Heiligſte
Sich in ſein fratzenhaftes Gegentheil verkehrt,
Wenn Tröſterin Hoffnung umſpringt in Verzweifelung,
Die edle Treue wird zur ſchnöden Narrethei
Und Liebe, ach, der holdeſte Wahn, zum herbſten Weh —
Wenn die Vernunft geſchändet wird vom Pöbelſinn,
Gewalt für Recht gilt und der Schwindel für Genie,
Wenn Ruhmesglanz Hohlſchädel übergoldet hell,
Auf Schurkenſtirnen Lorber rauſcht und der Verrath
Trägt Bürgerkronen, ärgſter Frevel ſcheulos prunkt,
Beifallsgewiß des Nutzens plumpe Knechtesfauſt
Der Ideale Götterbilder niederſchlägt —
Wenn Nationen, aller Ehre bar und Scham,

Baſtardcäſaren rüſten den Vergottungspomp,
Balspfaffen ihrem Moloch das Blutopferfeſt —
Wenn Meineid ſich und Lug und Trug auf Thronen
bläh'n
Und Knechtſinn, die Patriotenmaſke vorgeſteckt,
Davor im Staube kriecht und leckt — wenn
Tyrannei
Triumphend ihres Siegeswagens blutige Laſt
Hin über Völkerleichen treibt und hintendrein
Tedeum brüllend wallt der feige Sklave Plebs.
Ja, alles das ſieh' mit Geduld! Du weißt ja wohl:
So war's vom Anfang, ſo wird's bis zum Ende ſein.
Wie oft, du greiſer Berg, wie oft hab' ich,
An einer deiner Wettertannen Stamm gelehnt
Und niederſchauend in die Licht- und Dunkelſchlacht,
Die wildchaotiſch mir zu Füßen wogte, oh
Wie oft hab' ich das nimmerſtille Weltſchmerzlied
Im Ohr mir gellen hören, wie gegellt es ſchon
In grauer Zeit im Ohr dem Mann vom Lande Uz,
Den Frageſchrei, auf den es keine Antwort gibt: —
Woher, warum, wozu, wohin der Menſch, die Welt?
Ein Faſtnachtsſchwank für Götter oder Teufel nur?
Ein toller Traum, im Rauſch geträumt vom Demiurg?

Ein Schaum, ein Schein, ein Schemen, eine Null, die doch
Mit ihres Rieſenringes Nichts die Wirklichkeit
Millionenfachen Weh's umſchließt? Wozu? Warum?
Laß Fragen ſein, auf die es keine Antwort gibt,
Oh, vielgeprüftes Herze! Tröſte dich: Geduld!
Der Schaum verſchwindet und der Schein erliſcht ja bald.
Sieh drüben dort die Wolke, welche ſchwer und ſchwarz
Der Jungfrau morgenhelle Firnſchneeſtirne drückt
Wie Daſeinsweh den Lebenstraum; — ein Augenblick,
Des Sonnenbogens Sehne klingt, der Pfeil durchblitzt
Die Schwarze, Laſtende, — ſie theilt ſich, zittert und
Verflattert ſpurlos ins unendliche Aetherblau.
Geduld! Oh, meine Seele, tröſte dich! Bald ſchnellt
Befreier Tod ja der Erlöſung Sonnenpfeil
Und, aller Lebenstraumqual ledig, ſchwinden wir
Vernichtungsſelig in das ewige All und — Nichts.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Göthe's Jugend.

BIB[illegible]
[illegible]
MONA[illegible]

Göthe's Jugend.

Der Frauenwelt geschildert

von

Johannes Scherr.

◆

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.
1874.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

[illegible]

I.

„Räthin, er lebt!"

Dieſes Zurufswort ſprach in froherregtem Großmutterton eine „ſchöne, hagere, immer weißgekleidete" Greiſin zu ihrer achtzehnjährigen Schwiegertochter, welche bleich und erſchöpft in ihren Kiſſen ruhte, jetzt aber die dunkelbraunen Augen mutterfreudig aufſchlug und ihrem neununddreißigjährigen Eheherrn, der gefaßt und „geradlinig" wie ein richtiger Reichsſtadtbürger, aber nicht theilnahmelos an ihrem Bette ſtand, die Hand drückte.

Das geſchah am 28. Auguſt 1749 in der altfränkiſch getäfelten Schlafſtube eines alterthümlichen Bürgerhauſes „im Hirſchgraben" zu Frankfurt am Main. Der Nachhall vom Mittagsſtundenſchlag der Domuhr zitterte noch in der Luft. Die Geſtirne blickten günſtig: die Sonne ſtand im Zeichen der Jungfrau und Jupiter und Venus ſahen freundlich auf ſie.

Drei Tage und Nächte hatte die junge ſchöne Mutter in harten Wehen gerungen. Es galt aber auch einen Löwen zur Welt zu bringen, einen rechten Mannlöwen: — den Johann Wolfgang Göthe. Als der Junge endlich erſchien, gab er kein Lebenszeichen und war „ganz ſchwarz, wie aus Zorn, daß ihn die Noth aus dem eingeborenen Wohnorte getrieben". Da legte man den armen Wurm, aus welchem der größte Mann ſeiner Nation werden ſollte, in einen ſogenannten „Fleiſchnarden" und bähete ihm die Herzgrube mit warmem Wein. Das bekam ihm gut und ermunterte ſeine Lungen zum athmen. Das Kind that die Augen auf — große, dunkelbraune, ſtralende wie die mütterlichen — und wimmerte das Licht an wie der allergewöhnlichſte neugeborene Sterbliche. Denn

> „Wenn wir geboren werden, weinen wir,
> Daß wir die große Narrenbühne Welt
> Beſchreiten müſſen" —

ſteht ja geſchrieben beim menſchengeſchickekundigſten Seher. Aber die einundachtzigjährige Großmutter Kornelia trat an das Lager der Wöchnerin mit der frohen Botſchaft: „Räthin, er lebt!" und die Eltern freuen ſich, jedes in ſeiner Art: der Vater, Johann Kaſpar, würdevoll und ſtillvergnügt, wie es einem kaiſerlichen Titular-Rathe geziemte, und die Mutter Katharina Eliſabeth hellauf in Begeiſterung. Das iſt ja das größte Wunder in dieſer unſerer wunderlichen Welt, daß Väter und Mütter immerfort und immerfort in Freude einander die Hände drücken, wenn ihnen geſagt wird: „Der Junge lebt!" oder „Das Mädchen athmet!" nicht bedenkend, daß dieſes „lebt" oder „athmet" nur ein dunkles Räthſel iſt, welches die Gegenwart der Zukunft aufgibt und deſſen Auflöſung ſelten Glück, zumeiſt aber Leid, Schmerz, Enttäuſchung, Ergebung oder Verzweiflung heißt.

Doch ob der Mittagsſtunde jenes Auguſttages ſtanden, wie geſagt, glückverheißende Sterne. Es war, als wäre am Himmel Freude über das, was in dem alten Hauſe „im Hirſchgraben" in der alten Mainſtadt vor ſich ging. Auf Erden merkte man weiter nichts davon. Kein Zinkeniſt blies es vom Thurme, keine Glocke läutete es, keine Kanone donnerte es in das Land, daß ein Prinz, ſo recht ein kaiſerlicher Kronprinz aus dem Reiche der Geiſter in's irdiſche Daſein herabgeboren ſei. Nur das innerhalb der Wände des niedrigen Zimmers verklingende großmütterliche Jubelwort: „Er lebt!“ weiſſagte unbewußt, daß einer gekommen, der nie ſterben würde, ſo lange es Menſchenlippen gäbe, ſeinen Namen voll Ehrfurcht und Liebe zu nennen.

Der Genius wird nicht im Purpur geboren. Ein makedoniſcher Alexander und ein preußiſcher Fritz ſind Ausnahmen, welche nur die Regel beſtätigen. Einer der ſinnvollſten Züge der chriſtlichen Mythologie iſt der, daß dem auf Golgatha gekreuzigten Propheten eine Stallkrippe zur Wiege gedient habe. Alles wahrhaft Große, Zukunftbereitende, am Räthſelbau der Menſchheit wirkſam Schaffende hat ſeinen Urſprung im Volke. Von da unten ſteigen die eigentlichen Heldenrollenſpieler auf die Bühne des ungeheuren Paſſionsſpiels „Weltgeſchichte“. Da unten miſchen ſich geheimnißvoll die Urſtoffe und arbeiten die ewigen Kräfte, welche den Weltzuſammenhang, von welchem kein Wiſſender etwas Rechtes weiß, bedingen und beſtimmen. Aber freilich, Volk und Pöbel ſind zweierlei, obwohl die Wahnpropheten unſerer Tage beide mitſammen vermengen oder vielmehr jenes zu dieſem verderben, herabwürdigen und vergemeinern möchten. Aus dem Pöbel iſt noch nie und nirgends ein wirklich großer Mann hervorgegangen, aus dem Volke ſind die größten alle gekommen. Der Pöbel iſt die ſociale Krankheit, das Volk die nationale Geſundheit. In irgend einem Bauernhauſe oder in irgend einer Werkſtatt zeugt der elementare, geſunde, ewig friſche Volksgeiſt einen embryoniſchen Genius, welcher Generationen hindurch in der Verborgenheit gezeitigt wird, bis er dann plötzlich hervortritt in vollendet ſchöner Erſcheinungsform, um der Stolz ſeiner eigenen Zeit und die Freude und der Troſt aller Zeiten zu ſein, ein Halbgott, welchen ſein irdiſcher Urahn, ſo er ihn ſehen konnte, nur mit ſcheuem Staunen betrachten würde und nicht zu faſſen, nicht zu begreifen vermöchte.

Wie hätte der Hanns Chriſtian Göthe, der ſo um 1655 herum zu Artern im Thüringerlande unter den Schlägen ſeines Hufſchmiedhammers den Amboß dröhnen machte, wie hätte er es ſich träumen laſſen ſollen, daß dermaleinſt ſein dunkler Name, von ſeinem Urenkel getragen, den Erdball umfliegen werde, daß vor dieſem Namen alle geſitteten Völker vom Aufgang bis zum Niedergange huldigend ſich neigen würden? Auch des thüringiſchen Hufſchmieds Sohn Friedrich Georg konnte, als er um das Jahr 1684 mit Scheere und Bügeleiſen im Felleiſen durch das bockenheimer Thor beſcheidentlich in Frankfurt einzog und die wegmüden Wanderburſchenfüße über den Roßplatz ſchleppte, nicht ahnen, daß gerade da dereinſt ſeinem Enkel ein Denkmal von Stein und Erz aufgerichtet werden würde. Ein fixer, gewitzter Schneidergeſell übrigens, dieſer Fritz Görge Göthe! Ein Mann von Welt, ſo zu ſagen. Hatte ſie wenigſtens geſehen, die „Welt", und zwar mit offenen Augen und Ohren. War das dazumalen ſchon bedenklich wurmſtichig gewordene heilige römiſche Reich deutſcher Nation auf und abgewandert, war auch „im Frankreich drein geweſ't", jahrlang ſogar. Aber als ſein Beſtes brachte er doch von ſeiner Wanderſchaft die Gabe, die große Gabe mit, Mädchen- und Frauenaugen ein Wohlgefallen zu ſein. Bringt das bekanntlich einen Mann vorwärts. Zunächſt in der Gunſt der muthmaßlich hübſchen — die Frankfurterinnen, wie die Mainzerinnen ſind ja ſo ziemlich alle hübſch, wenigſtens hübſch; denn viele ſind ſchön — Tochter ſeines Meiſters Lutz, der ehr- und tugendſamen Jungfrau Anna Eliſabeth, welche im Frühjahr von 1687 ſeine Ehefrau wurde und ihrem Gatten, welcher von der Stadt das Bürgerrecht und von der löblichen Schneiderzunft die Meiſterſchaft erlangt hatte, das „Geſchäft" ihres Vaters mit in den Haushalt brachte. Im Verlaufe der Zeit brachte ſie ihm auch fünf Söhne, die uns aber weiter nichts angehen. Im Jahre 1700 ſtarb ſie und der Witwer betrauerte ſie nahezu fünf Jahre lang. Hätte er ſie bis zu ſeinem eigenen Lebensende betrauert, ſo würde er ſeine Miſſion, der Großvater des größten deutſchen Dichters zu werden, verfehlt haben, aus welcher Thatſache die Moral zu ziehen, daß es mitunter gut und rathſam, der Witwertrauer Schranken zu ſetzen.

Der Meiſter von der Scheere und Nadel muß als ein nahezu Fünfziger noch immer ein ſehr liebenswürdiger Mann geweſen ſein, und das fand die reiche, hübſche Witwe Kornelia Schellhorn, Beſitzerin des Gaſthauſes „zum Weidenhof", auch heraus. Er hinwiederum, Friedrich Georg Göthe, nahm, nicht faul, das Heiratsglück zum zweitenmale reſolut beim Stirnhaar und hatte es nicht zu bereuen. Fünfundzwanzig Jahre hindurch lebte der vom Schneider zum Gaſtwirth Gewordene mit Frau Kornelia in glücklicher Ehe und hochbejahrt iſt er 1730 geſtorben. Seine Gattin hatte ihm drei Kinder geboren, von denen aber die beiden älteren noch vor dem Vater zu Grabe gegangen. Das dritte war der im Jahre 1710 zur Welt gekommene Johann Kaſpar Göthe, der Erbe des mütterlichen Vermögens, wie er ſpäter beim Tode ſeines Halbbruders Hermann Jakob Göthe auch die lutz'ſche Hinterlaſſenſchaft einheimſete.

Selber ein ſtrebſamer Mann, hielt der Vater Friedrich Georg darauf, daß auch ſein Sohn ein Strebender würde. Allein erſt im Enkel ſollte der Keim göthe'ſcher Strebſamkeit vollſchön aufgehen. Der gute Johann Kaſpar — es iſt erwähnenswerth, daß auch Schillers Vater gerade ſo geheißen hat — ſtand zwar, nachdem er ausgewachſen, ſechs Fuß hoch in ſeinen Schnallenſchuhen, reichte jedoch an Geiſt, Gaben und Charakter über das liebe Durchſchnittsmittelmaß nicht hinweg. Er brachte es demzufolge allerdings nicht weiter als bis zum Bildungsphiliſter, wie er ſein ſoll, war aber im übrigen ein vortrefflicher Mann und Familienvater. Er ſollte ein „Studirter" werden, empfing auf dem Gymnaſium zu Koburg eine tüchtige humaniſtiſche Vorbildung, lag hierauf zu Leipzig dem Studium der Jurisprudenz ob, holte ſich in Gießen den Doktortitel und that dann beim Reichskammergericht in Wetzlar Freiwilligendienſt, um ſich in die juriſtiſche Praxis einzuſchieben. Er ließ dieſe jedoch links liegen, bildete mittels Reiſen in Holland, Frankreich und Italien ſeinen Kunſtſinn aus, erwarb ſich, um doch etwas zu heißen, den Titel eines kaiſerlichen Raths, lebte fortan der Mehrung und Ordnung ſeiner Sammlungen von Kunſtwerken und Raritäten, ſowie allerhand gravitätiſch-dilettantiſch betriebenen Studien und wagte am 20. Auguſt 1748 den geſcheideſten und glücklichſten Wurf ſeines Lebens, indem er am genannten Tage die ſiebenzehn und ein halbes Jahr junge Katharina Eliſabeth Textor, des Schultheißen Johann Wolfgang Textor Töchterlein, als ſeine Räthin heimführte.

Durch dieſe Heirat war der Hufſchmiedsenkel und Schneidersſohn in die erſten Kreiſe reichsſtädtiſchen Bürgerthums eingeführt und er blieb all' ſein Lebenlang dieſer ſeiner Stellung wohlbewußt. Ein ſtattlicher, ſteifaufgerichteter, rauchfleiſchtrockener, ſteifleinener Herr, aber eigentlich grundgut und durch und durch ehrenhaft. Von nicht gemeinem Wiſſen und voll Hochachtung vor Kunſt und Kenntniß, liebte er in allen Sachen die Ordnung um ihrer ſelbſt willen und behandelte alles und jedes mit jener zähen und, ſo zu ſagen, ſohlledernen Ernſthaftigkeit, welche, weil ſie das Kleinſte wie das Größte mit demſelben Maßſtabe mißt, leicht zur Pedanterei wird. Seine Vorſorge für das Wohl ſeiner Kinder — es blieb ihm von drei Söhnen nur der erſtgeborene und die 1750 zur Welt gekommene Tochter Kornelia — nahm er ſo ernſt und gewiſſenhaft wie alles andere. Er hat ihren früheſten Unterricht ſelber beſorgt, den ſpäteren geleitet. Augenſcheinlich war auch ihm jener pädagogiſche Tik angeflogen, welcher in der Zeit, wo die Rouſſeau, Baſedow, Salzmann und Campe pädagogiſirten und phantaſierten, ſo vielen Zeitgenoſſen eigen geweſen iſt. Er hatte aber zum Erzieher nicht das Zeug, obzwar es irrthümlich und unrecht iſt, ihm vorzuwerfen, er ſei zu ſtreng oder gar zu hart gegen ſeine Kinder geweſen. Seines Sohnes Jugendgeſchichte, wie dieſer ſelbſt ſie erzählt hat, beweiſt ja ſchlagend das Gegentheil. Der Dichter geſtand auch zu, daß er vom Vater nicht nur die „Statur“, ſondern auch „des Lebens ernſtes Führen“ habe; aber im übrigen hat er demſelben keineswegs volle Gerechtigkeit, geſchweige

Billigkeit widerfahren laſſen. Die Natur will und heiſcht, daß die Söhne mehr den Müttern anhangen. Die Väter ſind bekanntlich für die Herren Söhne zumeiſt nur da, um das Geld zu beſchaffen zum ſtudiren oder auch zum nichtſtudiren, zum Schulden bezahlen, zum heiraten 2c. Glücklich der Vater, dem die Liebe einer Tochter Troſt bietet für das Leid, welches Söhne ihm anthun. Göthe's Freunde haben deſſen Vater höchſt ungerecht beurtheilt, wie denn, nachdem der wackere Herr im Mai von 1782 geſtorben, der Herzog Karl Auguſt in ſeinem burſchikoſen Kraftſtil an Merck ſchrieb: „Der Alte iſt ja nun abgeſtrichen und Göthe's Mutter kann endlich Luft ſchöpfen.“

Die Mutter Göthe's hat ſich fürwahr das „Luftſchöpfen“ auch bei Lebzeiten des „Alten“ keineswegs verleiden oder gar nehmen laſſen. Aber das iſt richtig, die Katharina Eliſabeth, die Frau „Aja“, wie ſie im Freundeskreiſe ihres Sohnes hieß — (nach der Schweſter Karls des Großen, der Mutter der Haimonskinder: aja, provençaliſch aya, gleichbedeutend mit dem althochdeutſchen eiga, das iſt Beſitzerin?) — ja, die Frau Aja war eben ſo ſehr Poeſie wie ihr Eheherr Proſa. Dieſe, die Proſa, iſt in einem Haushalte nicht nur auch nöthig, ſondern ſie iſt unumgänglich. Sie iſt das Fundament, auf welchem Hausweſen und Familie, als das ſehr Wirkliche, Ernſtliche und Sorgenſchwere, was ſie ſind, ſich aufbauen müſſen. Aber Heil dem Manne, in deſſen Haus und Heim die Poeſie in Geſtalt einer Frau, wie Göthe's Mutter eine geweſen, heitere Anmuth und anmuthige Heiterkeit bringt! Das iſt ein Sonnenſtral, welcher häusliches Gewölke, das ja nirgends ausbleibt, ſiegreich zertheilt und verſcheucht. Unzählige Ehen werden rein nur darum zu unglücklichen, weil den Augen und Lippen der Frau jenes Lächeln abgeht, das die Unmuthsfalten welche das „feindliche Leben“ auf des Mannes Stirne anſammelt, wegzuwiſchen vermag. Frauen, welche die köſtliche Gabe beſitzen, frohes Behagen um ſich zu verbreiten und das bißchen Leben ſchön und lieb zu geſtalten, mögen dieſelbe ſorgſamſt pflegen; denn das iſt mehr als ein Talent, es iſt geradezu eine Tugend.

Die Frau Aja hatte unzweifelhaft etwas Geniales an und in ſich. Der weſentlich idealiſtiſche Hang und Drang des achtzehnten Jahrhunderts iſt in ihr mächtig geweſen. Es war Lyrik, göthe'ſche Lyrik in ihr. Ein kräftiger Hauch auch von Humor umwittert ihre ganze Erſcheinung. Sie beſaß jene „Frohnatur“, welche mitſammt der „Luſt zu fabuliren“ von ihr überkommen zu haben der Sohn dankbar bekannte. Aus einem Kinde faſt übergangslos zur Mutter geworden, wurde ſie mit ihrem Wolfgang wieder zum Kinde, zur Spielgenoſſin, zur Kamerädin ihres Jungen. — („Ich und mein Wolfgang“, hat ſie ſpäter einmal geäußert, „haben halt immer verträglich zuſammengehalten; das machte, weil wir beide jung und nicht gar ſoweit wie der Wolfgang und ſein Vater auseinander geweſen ſind“). Die junge Frau mit dem liebebedürftigen Herzen hatte jetzt etwas, was ſie lieben konnte, und ſie hat den Sohn gränzenlos geliebt von ſeinem erſten bis zu ihrem letzten Athemzug, geliebt mit einer ſelbſtloſen, großſinnigen Liebe, welche den Neid und die Eiferſucht nicht kannte, ſondern dem Sohne den reichen Schatz von Liebe, welchen Mädchen und Frauen ihm entgegengetragen haben, von ganzem Herzen gönnte. Deutſchland und die Welt haben vollauf

Urſache, der Mutter Göthe's ehrfurchtsvollen Dank zu zollen. Was ſie dem Sohne geweſen und gegeben, iſt unberechenbar. Ueberall in ſeinen beſten Vollbringungen ſtößt man auf die Spur von ſeiner Mutter und von ihrer Liebe zu ihm.

Bei allem Phantaſiereichthum war ſie nichts weniger als eine Phantaſtin. Sie wußte das Leben geſchickt zu faſſen und praktiſch zu führen. Eine kluge, wiſſende, thätige Hausfrau, wie man ſie nur wünſchen mag, und dabei doch offenen Sinnes für alles Höhere und Höchſte, voll genialer Anſchauung und mutterwitzigen Verſtandniſſes, immer wohlaufgelegt, allzeit hilfebereit mit Rath und That. „Ich thu' alles gleich friſch von der Hand weg“ — ſchrieb ſie einmal — „das Unangenehme immer zuerſt, und verſchlucke den Teufel (nach dem weiſen Rathe des Gevatters Wieland), ohne ihn erſt lange zu begucken. Liegt dann alles wieder in den alten Falten, iſt alles Unebene wieder glatt, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“ Und ein andermal: „Fröhlichkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn man zufrieden und froh iſt, ſo wünſcht man alle Menſchen vergnügt und heiter zu ſehen und trägt alles in ſeinem Wirkungskreiſe dazu bei.“ Wie ſie ſich hier ausließ, ſo zeigte ſich auch ihre Leiblichkeit: die ſchlank aufgebaute Geſtalt, voll Beweglichkeit und doch würdevoll im Auftreten, die ſchöngewölbte freie Stirne, die großen Braunaugen mit dem offenen Blicke, das ſchalkhafte Mienenſpiel um die Mundwinkel, der wohlwollend heitere Ausdruck des ganzen guten und lieben Geſichts. Ihr ſeeliſches Porträt hat ſie in einem Briefe vom Jahre 1785 alſo gezeichnet: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine

Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, weß Standes, Alters und Geſchlechtes ſie auch geweſen. Ich habe die Menſchen ſehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätenſion durch die Welt und das behagt allen Erdenſöhnen und Töchtern, demoraliſire niemanden, ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimmen dem, der die Menſchen ſchuf und der es am beſten verſteht, die Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ Und ſo blieb ſie, die Gebreſten des Alters tapfer niederkämpfend, bis zuletzt, bis zu ihrem Todestage, dem 13. September von 1808. Nachdem der Arzt auf das beſtimmte Verlangen der Kranken ihr die Scheideſtunde zum voraus angezeigt hatte, ordnete ſie für ihre Beſtattung alles mit größter Pünktlichkeit, beſtimmte die Weinſorten, welche zum „Leichenſchmauſe“ aufgeſtellt werden ſollten, und ſchärfte der Köchin ein, ja nicht zu wenig Roſinen in die Kuchen zu thun. Sie habe das all ihr Lebtag nicht leiden können und würde ſich noch im Grabe darüber ärgern. Einer nicht unglaubhaften Legende zufolge hat ihr treuer Lebensbegleiter, Tröſter Humor, ſie auch im Sterben nicht verlaſſen. Am Morgen ihres Todtestages lief von einer befreundeten Familie, welche die Krankheit der Frau Rath für unbedenklich und raſch vorübergehend halten mochte, eine Einladung ein, worauf die Sterbende als letzte Offenbarung ihrer „Frohnatur“ zurückſagen ließ: „Die Frau Rath kann nit kommen, ſie hat alleweile zu ſterben“ . . . .

So war Göthe's Herkunft, ſo waren ſeine Eltern, ſo wurde er geboren. In glücklichen Verhältniſſen, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, als der Sohn eines ehrenfeſten und hablichen Hauſes, in deſſen Räumen die hagere

Noth und die bleiche Sorge nicht umſchlich, als das Kind eines ſorgſamen Vaters und einer herrlichen Mutter, jeglichen Bildungsmittels gewiß, von frühauf der Erfüllung aller billigen Wünſche ſicher. Wolfgangs des Einzigen Jugend, Bildungsgang und Eintritt in die thätige Welt waren ſo von den Umſtänden begünſtigt, daß man unſchwer vermuthen könnte, ſein großer Bruder im Geiſte, Schiller, habe die Strophe:

„Wie leicht ward er dahingetragen!
Was war dem Glücklichen zu ſchwer?
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!“

im unwillkürlich vergleichenden Hinblick auf den Kontraſt zwiſchen Göthe's leichtem Emporfliegen und ſeinem eigenen mühſäligen Emporklimmen gedacht und geſchrieben. Ja, der Sohn der Frau Aja war ein glücklicher Menſch, war es bis zuletzt. Freilich hat er in einer trüben Stunde ſeiner alten Tage geſagt: „So ich alles von wirklichem und reinem Glück in meinem Leben zuſammenrechne, kommen höchſtens vier Wochen heraus.“ Aber vier Wochen wirklichen und reinen Glückes in *einem* Menſchenleben ſind viel, ſehr viel! Es gibt wahrlich der Menſchen genug, mehr als genug, welche, wenn ſie alles zuſammenzählen, keine vier Tage, keine vier Stunden herausbringen.

Laßt uns nun zunächſt zuſehen, wie unſer glückliches Auguſtkind von 1749 zum Knaben und Jüngling aufwuchs und wie der Genius in ihm zuerſt leiſe die Fittige zu rühren anhob.

II.

Als, auf des Daſeins Gipfel angelangt, der ſechzigjährige Göthe ſeine Erinnerungen niederzuſchreiben unternahm, da geſtaltete ſich das Buch derſelben „Aus meinem Leben" unter ſeiner ſchaffenden Hand zu einem Kunſtwerke, welchem er feinfühlig den Titel „Dichtung und Wahrheit" vorſetzte. Er wollte damit andeuten, daß dieſe Geſchichte ſeiner Jugend — denn das Buch reicht bekanntlich nur bis zur Ueberſiedelung des Dichters nach Weimar — bloß im dichteriſchen Sinne eine wahrhafte ſei. Damit traf er das Richtige. Ueber dieſe Denkwürdigkeiten iſt

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!"

hingebreitet. Dem ſechzigjährigen Dichterkönig erſchien beim Rückblick auf ſeine Jugend dieſelbe da in verſchönerndem Lichte, dort in verhäßlichendem Schatten. Perſonen, Ereigniſſe und Zeitbeſtimmungen verſchoben ſich in ſeinem Gedächtniſſe oder wurden auch wohl ganz willkürlich zurechtgerückt und Thatſachen den Bedürfniſſen und Forderungen der künſtleriſchen Auffaſſung und Darſtellung anbequemt. So verdampfte nicht ſelten das Wirkliche auf dem Herde der Phantaſie, wandelte ſich bloß Gewünſchtes und Gewolltes zum deutlich geſchauten Fata-Morgana-Bilde und ſteigerten ſich Luſt und Leid aus dem urſprünglich Naiven zum reflektirt Pathetiſchen. Damit will nicht geſagt ſein, daß einzelnes, manches, vieles ſogar in „Dichtung und Wahrheit“ der Verläſſlichkeit entbehrte oder daß am Ende gar nichts für buchſtäblich wahr zu halten wäre; nein, ſondern vielmehr nur, daß die Selbſtbiographie im Ganzen und Großen uns zwar die jugendliche Entwickelungsgeſchichte des Dichters, nicht aber die Lebensgeſchichte des Knaben und Jünglings Göthe authentiſch erzähle. Fehlgehen würde demnach, wer alles das, was der Verfaſſer ſymboliſch gemeint hat, ſubſtantiell nehmen und als Thatſächliches verwenden wollte. Als Material zu Göthe’s wirklicher Jugendgeſchichte angeſehen, verlangt das Buch „Aus meinem Leben“ eine unabläſſige und genaue Kontrole mittels der Akten, und ich möchte ſagen, der Inhalt von dieſen verhalte ſich zu des Dichters ſelbſtbiographiſcher Darſtellung etwa ſo, wie ſich die Thatſache, daß der kleine Wolfgang zur Weihnacht von 1753 von ſeiner Großmutter Kornelia mit einem Puppenſpiele beſchenkt wurde, zu alledem verhält, was im erſten Buche vom „Wilhem Meiſter“ dieſer der Marianne von den Puppenſpiel-Freuden und Leiden ſeiner Knabenjahre zu erzählen weiß. Im übrigen muß man das Buche nehmen, wie es Göthe gegeben, und muß es genießen und bewundern. Den Inhalt nacherzählen zu wollen, wäre nicht nur unnütz, ſondern auch lächerlich anmaßlich. Ich werde mich daher begnügen, bündig thatſächlich zu ſkizziren, wie unſer junger Titan vom Knaben zum Jüngling aufgewachſen iſt.

Der Boden ſeines Wachsthums war eine der bevorzugteſten Stellen im damaligen Deutſchland. Die

Bürgerſchaften von Städten wie Hamburg, Leipzig und Frankfurt durften geradezu als der Kern der Nation, als die Bewahrer und Förderer alles Tüchtigen, Guten und Beſten vom deutſchen Weſen angeſehen werden. Reſidenzen wie Wien, Berlin, München ꝛc. übten auf die nationale Kultur nicht nur keinen wohlthätigen, ſondern vielmehr einen geradezu ſchädlichen Einfluß. Die deutſche Ariſtokratie, ihre Spitzen, die Fürſten, inbegriffen, war vollſtändig entnationaliſirt, verfranzoſ't bis in die Knochen. Am Rhein, Main, in Baiern, in Oeſterreich ein ſtupides Pfaffenregiment in höchſter Inſtanz alles entſcheidend. Im proteſtantiſchen Deutſchland der aufgeklärte Deſpotiſmus, wo er nach dem Vorgange Preußens platzgegriffen, ſklaviſch die franzoſiſche Schablone nachpinſelnd. Der Zuſammenhang des Bewußtſeins unſeres Volkes mit ſeiner hiſtoriſchen Vergangenheit zerſtört und die Erinnerung an die Errungenſchaften früherer Bildungsepochen der Nation vergeſſen und verſchollen. An allen Höhen, in allen vornehmen Kreiſen das Heimiſche hintangeſetzt, das Vaterländiſche verachtet. In Berlin, wohin ſich aus der hilf- und troſtloſen Reichsverrottung heraus die Blicke der Patrioten allenfalls wenden konnten und mochten, ein erleuchteter Deſpot genial-energiſch ſein Stockſkepter handhabend und unter ungeheuren Schwierigkeiten das Fundament der deutſchen Zukunft legend, aber daneben ein „Fremdling im Heimiſchen," wahrhaft äffiſch für die Franzoſerei eingenommen, allem Deutſchen abſichtlich aus dem Wege gehend und verſchmähend, von dem Reformator der nationalen Literatur, von Leſſing, auch nur Notiz zu nehmen, ſelbſt dann noch dieſen großen Kulturheros ſchnöde überſehend, als das Erſcheinen der

„Minna von Barnhelm“ das Anbrechen eines neuen deutſchen Geiſterfrühlings ſchon ganz zweifellos ſignaliſirt hatte.

Nicht von oben herab alſo kam die Erlöſung unſeres Volkes von fremden Geiſtesfeſſeln und ausländiſchen Bildungsformen. Auch nicht ganz von unten herauf, ſondern aus der Mitte, d. h. aus dem deutſchen Bürgerthume, welches ja überhaupt ſeit dem Aufblühen der Städte der eigentliche Träger aller geſunden und nachhaltigen Kulturarbeit geweſen war. Mit in der erſten Reihe der deutſchen Städte aber ſtand Frankfurt am Main, althergebrachten Anſehens und Wohlſtandes froh, von regſamer Gewerkigkeit, blühend durch weitreichende Handelsthätigkeit, belebt durch reichen Fremdenverkehr, als kaiſerliche Wahl- und Krönungsſtadt der Schauplatz von mancherlei Haupt- und Staatsaktionen mit ihrem mittelalterlich-romantiſchen Apparat und Pomp, geiſtigen Intereſſen mit Theilnahme zugewandt, in Förderung von Wiſſenſchaft und Kunſt nach Maßgabe der Zeit und der Kräfte nicht karg, bewohnt von echten Main- und Rheingaumenſchen, welche dem auch hier nicht fehlenden äußerlich franzöſiſchen Zuſchnitte des geſelligen Thuns und Treibens zum Trotz eine kernhaft deutſche Fühl- und Denkweiſe beſaßen und mit bürgerlicher Tüchtigkeit, Rührigkeit und Ehrenhaftigkeit eine bewegliche, frohſinnige und leichtlebige Führung des Daſeins verbanden. Zu alledem kam noch, daß in Frankfurt die Gegenſätze des Jahrhunderts ſo merkbar zu Tage traten wie irgendwo und gerade auch im elterlichen Hauſe unſeres Dichters häufig genug ſich kreuzten. Auch in religiöſer Beziehung; denn wenn Herr Johann Kaſpar in ſeiner trockenen Verſtändigkeit für einen richtigen Rationaliſten gelten konnte, ſo war Frau Katharina Eliſabeth ihrerſeits zu Zeiten nicht abgeneigt, die gemüthlichere Auffaſſung des Chriſtenthums, wie ſie in den frommen Kreiſen der Stadt heimiſch, auf das eigene reiche Gemüthsleben wirken zu laſſen. Hatte ſich doch hier in Frankfurt, wo der Gründer oder wenigſtens der Organiſator des Pietiſmus, Philipp Jakob Spener, zuerſt (im Jahre 1670) ſeine „Collegia pietatis“ aufgethan, die pietiſtiſche Ueberlieferung ſtets lebendig erhalten, und von einem ſolchen frommen Kreiſe, deſſen Seele das Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg geweſen iſt, gingen religiöſe Einwirkungen auf den Knaben und den werdenden Jüngling Göthe aus, welche, wie nicht allein die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ im Wilhelm Meiſter beweiſen, ebenſo tief wie nachhaltig ſich erwieſen haben. Das mag ſolchen verwunderlich erſcheinen, welche das gedankenloſe Pfaffengeträtſche vom „großen Heiden“ Göthe gedankenlos nachſchwatzen, nicht aber Wiſſenden und Urtheilsfähigen, die zu erwägen vermögen, daß im alten und echten Pietiſmus ein pantheiſtiſcher Hauch wehte, welcher den genialen Knaben, der zum Dichter des Pantheiſmus werden ſollte, wohl ſympathiſch anſprechen konnte und mußte.

Die Eindrücke einer Heimat nun, wie Frankfurt eine war, verbunden mit der ſorgſamen Behütung und Führung von ſeiten der Eltern, konnten zunächſt durchaus nur förderlich auf den jungen Wolfgang wirken. Die Frage freilich, ob ſich in ihm nicht manches vortheilhafter entwickelt hätte, ſo Herrn Johann Kaſpars Erziehungsmethode eine weniger exkluſiv häuſliche, eine auf die Fernhaltung und Abſchließung ſeines Sohnes von Altersgenoſſen weniger pedantiſch bedachte geweſen wäre, bleibt eine offene. Die Göthe-Legende, wie ſie insbeſondere von der allerdings dreiſt in's Blaue hineinfabulirenden Bettina von Arnim ausgebildet worden iſt, weiß an dem Knaben Wolfgang Züge von Steifigkeit, Grandezza und Altklugheit aufzuzeigen, welche ihn nicht gerade anmuthig erſcheinen laſſen, obzwar ſein Körper ein würdig ſchönes Gefäß ſeines Geiſtes von Kindheit auf geweſen und, wie bekannt, bis in's höchſte Alter geblieben iſt.

Eines Tages — ſo will die Legende — habe die Mutter den Wolfgang getadelt, weil er, mit anderen Knaben über die Straße gehend, durch ſteifaufrechte Haltung und gravitätiſchen Schritt ſich auszuzeichnen ſuchte. Darauf habe der Getadelte die Antwort gegeben: „Damit mach' ich den Anfang; ſpäter werde ich mich noch durch allerlei auszeichnen.“ Eine andere legendenhafte Ueberlieferung deutet an, daß ſchon in dem ſiebenjährigen Knaben das Gefühl, ein Berufener, ein Auserwählter zu ſein, inſtinktmäßig ſich geregt habe. Der Kleine nämlich liebte es, am geſtirnten Himmel die Sterne herauszufinden, von welchen ihm die Mutter geſagt, daß ſie über der Stunde ſeiner Geburt geleuchtet hatten, und eines Abends bemerkte er ernſthaft und ſorgenvoll:

„Die Sterne werden mich doch nicht vergeſſen und werden halten, was ſie verſprachen?“

„Was willſt du nur mit dem Beiſtande der Sterne?“ erwiderte die Mutter. „Wir anderen müſſen ja auch ohne ſie fertig werden.“

„Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden,“ entgegnete der Wolfgang.

Die Mutter und Spielgenoſſin hat von früh auf ganz weſentlich dazu beigetragen, den freien, offenen Blick in Natur und Menſchheit, ſowie das friſche, muthige Erfaſſen der Wirklichkeit — beides Hauptmerkmale von Göthe's Dichtergröße — in dem geliebten Sohne zu entwickeln. Selber an quillender Einbildungskraft reich, wie ſie war, umgab ihre begeiſterungsvolle Zärtlichkeit den heranwachſenden Sohn ſo zu ſagen mit einer Atmoſphäre von Poeſie. Sie nährte, hegte und pflegte in ihm das „Schoßkind Jovis“ die Phantaſie, und wußte ſtetsfort den allfälligen Verſchüchterungen, welche das „zarte Seelchen“ von ſeiten der „alten Schwiegermutter Weisheit,“ d. h. von ſeiten der Schulmeiſterlaunen des geſtrengen Eheherrn zu befahren hatte, mit Erfolg entgegenzutreten. Sie war es, welche durch ihre Unermüdlichkeit im Erzählen von Märchen und Geſchichten die Pforten der idealen Welt zuerſt dem begierig aufhorchenden Knaben erſchloß und ihm dieſe Welt mit den Geſtalten unſerer alten Volksbücherpoeſie bevölkerte. Dieſe hat dann, verbunden mit den Einwirkungen der mancherlei vaterſtädtiſchen Alterthümer und Alterthümlichkeiten, die erwachende Dichtung Göthe's, wie jedermann weiß, bedeutſam beeinflußt und hat mit der erwachten ſo unlöſlich ſich verbunden, daß er eine nationale, germaniſche Natur und Art typiſch darſtellende Sagengeſtalt zum Helden der Hauptſchöpfung ſeines Lebens und der modernen Literatur machte . . . . Frau Katharina Eliſabeth trug in ihrem mütterlich ſtolzen Herzen die helle Hoffnung, daß ihr Wolfgang „was Extraordinäres“ werden würde, und dieſe Hoffnung verlieh ihr Schick und Takt, ihren Sohn das Allerkoſt barſte zu lehren: — Lebensfreudigkeit. Ihre gleichmäßig gute Laune, ihr ſpielendes Bewältigen der großen Aerger wie der kleinen Verdrüßlichkeiten des Lebens, ihre Art und Weiſe, das Rechte und Schickliche zu thun, ohne viel Aufhebens davon zu machen, ja, dieſe mütterlichen Eigenſchaften der Frau Aja haben dem Dichterknaben die Grazien beigeſellt, welche ihn bis zu ſeinem Lebensende nicht mehr verließen. Und wie geſchickt und ſanft wußten die mütterlichen Hände die wilden Ranken, welche Wolfgangs Jugend trieb, zu wenden, zu biegen und zu beſchneiden, ohne die Triebkraft ſelbſt zum ſtocken zu bringen! Es darf ohne Widerrede angenommen werden, daß alle bedeutenden, alle großen Männer ihr Beſtes zumeiſt von ihren Müttern haben. Aber das Auszeichnende an der Mutter Göthe's iſt, daß ſie den Genius in ihrem Knaben nicht nur frühzeitig erkannte, ſondern auch den himmliſchen Gaſt mit der Ambroſia verſtändnißvollſter Mutterliebe zu ſpeiſen verſtand.

Auch der ſorgliche Vater wurde frühzeitig gewahr, daß, wie er ſich ſpäter ausdrückte, ſein Sohn ein „ſingularer Menſch" ſei, und er hat es ſich redlich angelegen ſein laſſen, den großen Gaben deſſelben zur Entfaltung zu verhelfen. Dabei iſt ihm nachzurühmen, daß er keineswegs Pedant genug war, die Wichtigkeit auch der körperlichen Ausbildung des Knaben zu überſehen. Die leiblichen Anlagen Wolfgangs wurden demnach von früh an entwickelt und geübt, ſo daß er in Jünglingsjahren ein rüſtiger Fußgänger, Schlittſchuhläufer und Reiter, ſowie ein tüchtiger Fechter und Tänzer war. Was die geiſtige Pflege betrifft, welche Herr Johann Kaſpar dem Sohne angedeihen ließ, ſo wurde die Aufmerkſamkeit, Faſſungsgabe und Lernbegierde deſſelben von ihm zeitig auf die Gebiete des Alterthums und der bildenden Kunſt in ihren verſchiedenen Erſcheinungsformen hingelenkt. Selber ziemlich feſt in den alten Sprachen und der italiſchen vollkommen mächtig, unterwies der Rath ſeinen Sohn mit gutem Erfolg im Lateiniſchen, Griechiſchen und Italiſchen und wußte nicht weniger erfolgreich in ſeinem Zöglinge auch den Kunſtſinn zu wecken, welcher ja zudem im göthe'ſchen Hauſe ſo zu ſagen von jeder Wand herab gepredigt wurde, maßen der Hausherr auf die Mehrung und wirkſame Ordnung ſeiner Sammlungen fortwährend Bedacht nahm. Für den Unterricht in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache, ſowie in den Realien war durch Annahme möglichſt guter Privatlehrer geſorgt.[1] Der Vater ſah es dem Sohne nach, daß dieſer das mit Ach und Krach angefangene Klavierſpiel bald wieder aufgab, weil er merkte, daß es mit ſeinem muſikaliſchen Talente gar nicht weit her ſei. Dagegen hielt der väterliche Pädagogarch nachdrücklich darauf, daß der Wolfgang fleißig im zeichnen ſich übte. Er erlangte hierin auch eine hübſche, durch ſpäter fortgeſetzte Uebung geſteigerte Fertigkeit und dieſe iſt ohne Frage, wie ſein Kunſtverſtändniß, auch ſeinem Dichten nicht wenig zu gute gekommen. Die Benutzung ſeiner ſtattlichen Bibliothek geſtattete der Vater dem heranwachſenden Sohn in liberalſter Weiſe und ſo machte dieſer frühzeitig Bekanntſchaft mit ausländiſchen und heimiſchen Poeten. Von letzteren fanden ſich namentlich Haller, Trollinger, Hagedorn, Kramer, Kanitz und Gellert in der väterlichen Bücherei. Weiter aber wollte der Herr Rath von keinen deutſchen Dichtern wiſſen, insbeſondere nichts von Klopſtock, deſſen „Meſſias" damals alle jungen Herzen in Deutſchland ſo gewaltſam ergriff. Herrn Johann Kaſpar waren die reimloſen Verſe Klopſtocks und namentlich die Hexameter ein Gräuel. Er ließ ſich nicht träumen, daß ſein Wolfgang gerade in dieſem Versmaß eine Dichtung ſchreiben werde, welche von der dankbaren Nachwelt als „der Stolz Deutſchlands und die Perle der Kunſt" anerkannt ſein würde. Lieb Mütterlein ſorgte derweil ſchon dafür, daß der „Meſſias," von deſſen elektriſirender Wirkung auf die Menſchen von damals wir uns heutzutage kaum noch eine ausreichende Vorſtellung zu machen vermögen, auch in dem Hauſe im Hirſchgraben ſeinen triumphirenden Einzug halten konnte. Und wie ſie ſelbſt von dem Gedichte lebhaft ergriffen wurde, hatte ſie auch ihre Freude an dem Entzücken, womit ihr Wolfgang und ihre Kornelia daſſelbe in ſich aufnahmen. Bruder und Schweſter liebten ſich innig, waren unzertrennlich, theilten redlich Freude und Leid und bildeten natürlich nebenbei gemeinſam mit der Mutter eine permanente Verſchwörung gegen den Vater, welche nicht gerade immer ſo harmlos geweſen iſt wie jetzt, wo ſie verpönte Meſſiasleſung hieß und in draſtiſche Komik auslief. Saßen nämlich eines Sonnabends, während der Herr Rath vorn in der Stube ſich raſiren ließ, der Wolfgang und das Kornelchen hinter dem Ofen und recitirten, wie gewohnt, um die Wette Stellen aus dem „Meſſias." Diesmal mit vertheilten Rollen das wilde Geſpräch zwiſchen Satan und Adramelech, erſt leiſe, dann, fortgeriſſen und alles andere vergeſſend, immer lauter und leidenſchaftlicher, bis endlich das junge Mädchen den Vers: „Oh, ich bin wie zermalmt“ — mit voller Kraft der Stimme herausſchrie. Adramelechs Verzweiflungsſchrei wirkte ſo gewaltig auf den Barbier, daß er, im Begriffe, den Hausherrn einzuſeifen, den ganzen Inhalt des Seifebeckens dem Herrn Johann Kaſpar in den Bruſtlatz goß. Daraufhin großer Aufſtand, geflügelte Unterſuchung, Eingeſtändniß des verbotenen Klopſtockapfelgenuſſes von ſeiten der Delinquenten, ſummariſche Procedur und ſchließlich der Wahrſpruch: Fort aus dem Hauſe mit dem Hexameterzeug! Selbſtverſtändlich war dieſes väterliche Verdikt gerade ſo nachhaltig wirkſam, wie ähnliche väterliche Verdikte eben zu allen Zeiten zu ſein pflegten und pflegen. . . .

Große und dauernde Wirkung übte auf den jungen Wolfgang die Bekanntſchaft mit der Bibel und vor allem ſprach das Naive, Naturzuſtändliche der Patriarchengeſchichten ein verwandtes Gefühl in dem Knaben ergreifend und feſſelnd an. Die Bibel, Homer und Shakſpeare ſind die drei Jungbrunnen der Poeſie geweſen, aus welchen unſer Dichter die bedeutungsvollſten Inſpirationen getrunken hat. Bibliſche, homeriſche und ſhakſpeare'ſche Elemente laſſen ſich in Göthe's Dichtung deutlich nachweiſen, aber nicht als etwas Entlehntes, Fremdartiges, Nachgeahmtes, ſondern als in Fleiſch und Blut Verwandeltes, zu göthe'ſchem Ichor (Götterblut) Potenzirtes. Was ſeine bibliſchen Jugendſtudien angeht, ſo hat er ſelber angedeutet, daß ihn die Dürre des trocken-moraliſchen Religionsunterrichts, den er in Knabenjahren ausſtehen mußte, dazu getrieben habe. Das ſeelloſe, verknöcherte, officielle Lutherthum jener Zeit war auch ganz dazu angethan, gefühlvolle Gemüther für die Poeſie des alten Teſtaments wie für pietiſtiſche Einflüſſe empfänglich zu machen.

Der geregelte Verlauf von Wolfgangs Erziehung und Unterricht hatte indeſſen eine unliebſame, dauernd nachtheilige Unterbrechung erfahren durch die Ereigniſſe, welche in Folge des ſiebenjährigen Krieges über die Reichsſtadt Frankfurt hereingebrochen waren. Es iſt bekannt, daß alles, was geſund und wiſſend in der deutſchen Nation, für Friedrich von Preußen Partei nahm. So war auch Herr Johann Kaſpar ein entſchiedener Friedrichiſt und that alles, um den Wolfgang ebenfalls zu einem ſolchen zu machen. Wie ſchwer alſo mußte es dem Manne fallen, als die Franzoſen, rechts- und vertragswidrig vorgehend, im Jahre 1759 die Reichsſtadt Frankfurt überfielen und beſetzten, ihm ſelber die Widerwärtigkeit bleibender Einquartierung aufhalſend! Es beſſerte in ſeinen Augen die Sache wenig, daß die Einquartierung aus einem höheren, feingebildeten Officier beſtand, dem ſogenannten „Königslieutenant,“ Grafen Thorane, welcher ſeine Anweſenheit ſo wenig unangenehm als möglich zu machen ſuchte. Die Stimmung des Hausherrn war ſo gedrückt und zerfahren, daß er für eine geraume Weile ſogar ſeine pädagogiſche Mühewaltung nur obenhin fortſetzte oder auch wohl ganz ruhen ließ. Der fortwährend handgreiflich ſich aufdrängende Gedanke, die Feinde ſeines hochverehrten großen Fritz in ſeinem Hauſe beherbergen und bewirthen zu müſſen, ſcheint den ſonſt ſo beſonnenen Herrn völlig aus ſeiner gewohnten Faſſung und Haltung gebracht zu haben. Als der Angriff, welchen Prinz Ferdinand von Braunſchweig bei Bergen unweit Frankfurt auf die franzöſiſchen Stellungen an der Mainlinie machte, mißlungen war, brach Göthe's Vater dem Königslieutenant in's Angeſicht in die Worte aus: „Ich wollte, ſie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren müſſen!“ und brachte dadurch den Franzoſen ſo in Wuth, daß nur mit Mühe eine Kataſtrophe abgewendet wurde. Viel leichter und lieber als der Vater ſchickte ſich der Sohn in die Franzoſerei, welche etliche Jahre in Frankfurt obenauf war. Wolfgang hatte das Nachlaſſen der Zügel väterlicher Pädagogik kaum verſpürt, als er von der neuen Freiheit ausgiebigen Gebrauch zu machen begann. Er verkehrte viel mit den Franzoſen, beſuchte das Theater welches ſie ſofort in Frankfurt eingerichtet hatten, gerieth auch hinter die Kulliſſen und erlebte allerhand kleine Abenteuer, welche er nachmals in ſeinen Denkwürdigkeiten behaglich dichteriſch ausgemalt hat. Das Thatſächliche davon klarzuſtellen, dürfte unmöglich ſein. Sicher jedoch iſt, daß in dem allgemeinen Trubel jener frankfurter Franzoſenzeit der Junge ſich als angehendes Herrchen zu fühlen und zu gehaben begann. Er ſelbſt hat uns in ſeinem Märchen „Der neue Paris“ beſchrieben, wie das angehende Herrchen äußerlich ſich darſtellte: in Schuhen von ſauberem Leder mit großen ſilbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, ſchwarzen Beinkleidern von Sariche, einer aus des Vaters Bräutigamsweſte geſchnittenen Weſte aus Goldſtoff und einem Rocke von grünem Berkan mit goldenen Balletten, das Haar gepudert und an den Schläfen in weitabſtehende Lockenflügelchen friſirt, im Nacken ein Haarbeutelchen, unter dem Arme ein Dreimaſterchen, an der Seite ein Degelchen, deſſen Bügel mit einer großen Seidenſchleife geſchmückt war.

So angethan, im vollen Glanz und Wichs des Rokoko, ging unſer halbwüchſiger Stutzer auf Eroberungen aus. Ja, auf Eroberungen. Denn wie vordem Boccaccio, ſo konnte auch Göthe von ſich ſagen, er habe von Kindesbeinen auf in der Knechtſchaft Amors („in servigio d'Amore") geſtanden. Es war nun ſchon ſo und wir müſſen die Sache nehmen, wie ſie war. Ein Dichter, und vollends ein großer, ein größter Dichter will, was ſein Verhalten zum ſchöneren und beſſeren Geſchlechte betrifft, ganz entſchieden anders angeſehen und beurtheilt ſein als irgend ein beliebiger Proſaikus Ordinarius Lederherz. Der Ueberſchwang von Phantaſie und Gefühl, welcher den Dichter macht, zwingt ihn zu lieben, ohne Aufhören zu lieben, ſo daß fürwahr das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf" — wie eigens für dichteriſch angelegte Naturen geſprochen erſcheint. Dieſelbe Macht der Liebe, welche ſchon in dem Knaben Göthe gebieteriſch ſich regte, hat ſich auch in dem Greiſe Göthe nicht minder gebieteriſch geregt. Und es mußte ſo ſein: denn Wolfgang der Große hat ja bis zuletzt gedichtet, und ſo lange ein Menſch dichten muß, muß er auch lieben. Mit der Liebe lebt im jungen Dichter die Poeſie auf, mit der Liebe ſtirbt ſie im alten. Liebe und Poeſie ſind ja nur zwei geſchwiſterliche Flammenſtralen, welche aus einer und derſelben Glut emporſteigen, aus jenem Feuerfluidum der Seele, aus welchem alles kommt, was himmliſch iſt in dem armen Erdenkloß Menſch.

Wie hieß nun aber, wer war das weibliche Weſen, welches das frühwache Herz unſeres Dichters zuerſt knabenhaft leidenſchaftlich pulſiren machte? Es läßt ſich nicht mit auch nur einiger Beſtimmtheit ſagen. War es eine bloß mit dem Anfangsbuchſtaben W. angedeutete Unbekannte? War es die ſchöne Charitas Meixner aus Worms? War es das „unglaublich ſchöne“ Gretchen in der „Roſe“ zu Offenbach? Aber dieſes offenbacher Gretchen muß jetzt entſchieden für eine Mythe gelten, obzwar Bettina hoch und heilig verſichert, von der Frau Aja „wohl zwanzigmal“ gehört zu haben, dieſes Gretchen „ſei die erſte geweſen, welche der Wolfgang liebhatte.“ In Frankfurt geht die beſtimmte Sage, das wirkliche, das echte Gretchen, welches ſchweſterlich beſorgt den heftig in ſie verliebten Knaben vor den Machenſchaften der lockeren Geſellen warnte, in deren Geſellſchaft er zu dieſer Zeit gerathen war, ſei Kellnerin in der Wirthſchaft „Zum Puppenſchänkelchen“ in der Weißadlergaſſe geweſen. Wer und was jedoch immer Gretchen war, das Mädchen kann kein bloßes Phantom, es muß Wirklichkeit geweſen ſein. Allerdings war es unter den Poeten der klopſtockſchen Schule Mode, für „die unbekannte Geliebte“ zu ſchwärmen; aber vor ſolcher Abſtraktion und Verhimmelei war Göthe ſchon in jungen Jahren durch den kräftig realiſtiſchen Zug ſeines Genius geſichert. Es muß ein Gretchen wirklich gegeben haben; denn kein Phantom vermag einen ſo tiefen und dauernden Eindruck hervorzubringen, wie unſer Dichter ihn von ſeiner Gretchenliebe empfing. Das Gretchen freilich, welches Göthe in ſeinen alten Tagen im fünften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ zum Mittelpunkte eines reizenden epiſodiſchen Gemäldes aus ſeiner Jugend gemacht hat, iſt wohl nur für eine dichteriſche Laune anzuſehen. Aber die Züge des echten und wirklichen Gretchens hat er aus friſch lebendiger Erinnerung heraufgeholt und für die Ewigkeit nachgeſchaffen in der Geſtalt des

Fauſt-Gretchens. Tifteler meinen zwar, Göthe habe in dieſer einzig ſchönen Figur das Ideal deutſcher Mädchenhaftigkeit a priori konſtruiren wollen und wirklich konſtruirt: allein das iſt nur eine jener ſogenannten äſthetiſchen Flauſen, deren die Herren Göthe-Kommentatoren nicht wenige aufgebracht haben. Das Gretchen im Fauſt iſt vom Scheitel bis zur Sohle, iſt in jeder Ader und Fiber dichteriſcher Realiſmus und auf dieſe unvergleichliche Schöpfung darf, wie übriges auf die göthe'ſchen Frauen- und Mädchengeſtalten überhaupt, mit vollem Recht angewandt werden, was der Dichter ſeinen Taſſo mit weit geringerer Berechtigung von deſſen eigenen Gebilden ſagen ließ:

„Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind."

III.

Der knabenhafte Irrgang, welcher unſeren Wolfgang in einen zweideutigen Kreis geführt hatte, hinterließ einen nicht minder mächtigen Eindruck als ſein erſtes Verlieben. In jenem Kreiſe, aus welchem er nur mit einem ſtark angeblauten Auge wieder herauskam, war ihm das Gemeine, das Pöbelhafte ſo nahe getreten, daß er die leidige Erfahrung machen mußte, man könne mit rußigen Töpfen nicht handiren, ohne ſich die Hände zu beſchwärzen. Dieſe Erfahrung — mochten ihre Konſequenzen bewußt oder inſtinktiv gezogen ſein — hat wohl der ariſtokratiſchen Anlage von Göthe's Weſen ſtarken Vorſchub geleiſtet, und weil der echte Ariſtokratiſmus eben nichts anderes iſt als der diametrale Gegenſatz vom Gemeinen, nichts anderes als der unverſöhnliche Haß alles Pöbelhaften, ſo wollen wir den jungen Wolfgang glücklich preiſen, daß ihm in ſeinen jungen Jahren die rußigen Töpfe einen ſo heilſamen und nachdrücklichen Schrecken eingejagt haben. Aber eine gerechtfertigte Klage iſt dabei freilich, daß er ſpäter in ſeinem Leben die ſcharf markirte und leicht erkennbare Gränzlinie zwiſchen Volk und Pöbel mitunter abſichtlich überſehen hat.

Wie die in dem werdenden Jünglinge erwachende Poeſie zu ſeinen inneren und äußeren Bedrängniſſen ſich verhielt? Wir wiſſen es nicht aktenmäßig genau. Wir wiſſen nur, daß Wolfgang ſchon frühzeitig ein eifriger „Reimer“ geweſen iſt. Denn in dieſem lag der „Dichter“ noch verpuppt, ſo verpuppt, daß kein Menſch hätte zu weiſſagen gewagt, aus ſolch einer Puppe würde binnen wenigen Jahren ſolch ein Prachtſchmetterling ſchlüpfen. Göthe begann, wie jedermann weiß, erſt in ſeinen leipziger und ſtraßburger Liebesliedern, im „Götz,“ im „Werther“ und in den erſten Anläufen zum „Fauſt“ in göthe'ſcher Weiſe zu dichten. Etwas Göthe'ſches jedoch weiſen ſchon die erſten Verſuche des jungen Reimers auf, dieſes nämlich, daß ſie „Gelegenheitsgedichte“ waren, was zu ſein er bekanntlich in alten Tagen ſeinen ſämmtlichen Gedichten nachgeſagt hat. Am 18. September 1823 äußerte er ſich ſo gegen den guten Eckermann und fügte hinzu: „Alle meine Gedichte ſind durch die Wirklichkeit angeregt.“

Selbſtverſtändlich nahm dieſe „Anregung“ im Laufe der Zeit mannigfach veränderte Formen an. Früheſtens war ſie zumeiſt wohl nur eine ganz äußerliche, das heißt Freunde und Freundinnen erbaten ſich bei dem fixen jungen Reimſchmied ein „Gelegenheitsgedicht“ über dies und das. Dann auch ließ er ſich durch die Leſung von Büchern, welche ſtark auf ihn wirkten, zur poetiſchen Wiedergabe der erhaltenen Eindrücke beſtimmen. So durch die Patriarchengeſchichten der Bibel zu einem epiſchen Verſuche: „Joſeph und ſeine Brüder.“

Derartige Stilübungen ſeines Sohnes nahm der Herr Rath nicht ohne Wohlgefallen auf, vorausgeſetzt, daß ſie gereimt waren, ſintemalen, wie wir ja wiſſen, reimloſe Verſe in ſeinen Augen gar keine geweſen ſind. Unſer liebenswürdiger Schlingel von Wolfgang gefiel ſich aber auch in „anakreontiſchen“ Verschen, wie ja dazumal die Gleim und Konſorten ſie ebenſo maſſenhaft als wäſſerig zwar nicht aus dem kaſtaliſchen Quell, aber doch aus der Holzemme, Saale, Pleiße und anderen ſeichten Flüſſen ſchöpften. Zu ſolchen Verſuchen hatte ihn die Wirklichkeit in Geſtalt einer Charitas, eines Gretchens ꝛc. „angeregt,“ aber dieſe ſeine Verſethaten dem Vater zu zeigen hütete er ſich wohl, natürlich nur, „weil ſie reimlos waren.“ Die in Rede ſtehenden Anakreontika ſind uns verloren. Dagegen iſt uns eine geiſtliche Ode erhalten, welche zu Anfang des Jahres 1766 in dem frankfurter Blatte „Der Sichtbare“ gedruckt erſchien unter dem Titel „Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti, auf Verlangen entworfen von J. W. G.“ Das „Verlangen“ — ſo hat Göthe gemeint, als ihm ſechzig Jahre ſpäter das vergeſſene Blatt wieder vor Augen gebracht wurde — ſei von dem Fräulein von Klettenberg ausgegangen, und wir dürfen annehmen, daß die fromme Dame an dieſen Höllenfahrtsgedanken höchlich ſich erbaut habe. Uns dagegen, die wir „dem Teufel und ſeinen Werken“ vollſtändig entſagt haben, muthet es ganz eigen an, daß der liebe „große Heide“ ſeine Laufbahn mit der Paraphraſe eines Lehrſatzes des chriſtlich kirchlichen Glaubensbekenntniſſes begonnen hat, wenigſtens ſchwarz auf weiß, öffentlich, letternmäßig dokumentirt begonnen hat. Dieſe Paraphraſe dürfte ſchon um 1762 oder 1763 verfaßt, vor dem Drucke aber noch einmal überarbeitet worden ſein. Eigenartiges iſt gar nichts darin, nicht der leiſeſte göthe'ſche Ton. Die Ode geht in dem orthodoxen Pompſchritt einher, welchen die geiſtliche Odendichterei der klopſtock'ſchen Schule ſchon zum konventionellen gemacht hatte. Der Inhalt iſt Katechiſmuswaare. Dagegen fällt die Geſchmeidigkeit und Energie des ſprachlichen Ausdruckes, ſowie die ſichere und zwangloſe Handhabung von Versmaß und Reim recht angenehm in das Ohr. Im übrigen müſſen wir, wenn wir mit dieſen jugendlich- und judenlich-chriſtlich-orthodoxen Empfindungen des Dichters ſeine ſpätere Anſchauungs-, Gefühls- und Denkweiſe zuſammenhalten, unwillkürlich an ſeine Auslaſſung im „Prometheus“ denken:

„Als ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.“

Derweil war auch die Berufsfrage an unſeren Wolfgang herangetreten, die große Frage: „Was ſoll aus dir werden?“ auf welche das Schickſal in den meiſten Fällen die Antwort gibt: „Nicht viel.“ Freunde des göthe'ſchen Hauſes, welche in dem Sohne deſſelben die großen Gaben unſchwer erkannten und den ſchönen und liebenswürdigen Jungen liebgewonnen hatten, ſchlugen allerhand vor. Der eine wollte ihn zum Staats- und Hofmanne, der andere ſpeciell zum Diplomaten, der dritte zum Juriſten erzogen wiſſen. Dieſe dritte Meinung ward energiſch vertreten durch den alten Hofrath Huſgen, der in ſeinem peſſimiſtiſchen Humor zum Wolfgang ſagte:

„Werde ein firmer Juriſt, Burſch', damit du dich und das Deinige dermaleinſt gegen das Lumpenpack von Menſchen regelrecht vertheidigen, item dann und wann einem Unterdrückten beiſtehen und allenfalls auch einem Schufte was am Zeuge flicken kannſt."

Möglich, daß zeitweiſe dem Wolfgang ſo eine Beſtimmung nicht ganz uneben vorkam. Doch hat er im Stillen die lebhafte Abſicht gehegt, ſich für ein akademiſches Lehramt tüchtig zu machen, zu welchem Zwecke ihm die damals gerade im gedeihlichſten Aufſchwunge begriffene Univerſität Göttingen die richtige Bildungsſtätte zu ſein ſchien. Allein der Vater ſeinerſeits beſtand darauf, daß Wolfgang die Jurisprudenz zu ſeinem Berufsſtudium wählte, in welches den Sohn einzuleiten er ja ſchon ſeit längerer Zeit nach Kräften ſich bemüht hatte. Unſer Reimer der Höllenfahrt Jeſu Chriſti wußte hinlänglich viel von dem Ach und Krach zu erzählen, womit er ſich durch die jurisprudenzlichen Katechiſmen und Kompendien, die ihm der Vater vorlegte, durchgewunden. Aber er hatte ſich durchgewunden und derohalben hielt Herr Johann Kaſpar ſeinen Wolfgang, als ſelbiger ſechszehnjährig geworden, für flügge genug, als Student auszufliegen. Von Göttingen jedoch wollte er nichts wiſſen, ſondern beſtand darauf, daß der Flug nach Leipzig gerichtet würde, allwo er ja ſelber ein zum kaiſerlichen Rath qualificirter Rechtsmann geworden. Der Junge mochte denken, wie in gleicher Lage ſchon Tauſende, Hunderttauſende von geſcheiden (oder auch dummen) Jungen gedacht haben und künftig noch denken werden: Bin ich nur erſt Student, ſo wird ſich das mir anſtehende Studium (oder auch Nichtſtudium) von ſelber finden.

In den erſten Oktobertagen 1765 hob ſich der ſechszehnjährige Fuchs von dannen gen Leipzig, welche Stadt er gerade in einer ihrer Glanzperioden betrat, das heißt zur Meſſezeit, deren buntes Getriebe und Gewühle ihm daß gefiel. Er nahm Wohnung im Hauſe „zur großen Feuerkugel,“ wo vor anderthalb Dutzend Jahren auch Leſſing gewohnt hatte, wurde am 19. Oktober immatrikulirt und, weil die leipziger Studentenſchaft noch auf gut oder ſchlecht mittelalterlich in vier „Nationen“ eingetheilt war, in die bairiſche „Nation“ eingeſchrieben.

Der akademiſche Flug hatte alſo begonnen und es iſt zu ſagen, daß ſich derſelbe keineswegs bloß in den wohlanſtändigen und regelrichtig abgezirkelten Regionen bewegte, von welchen uns Se. Excellenz der Herr Geheimrath und Miniſter von Göthe in „Dichtung und Wahrheit“ in gemeſſener Sprache zu berichten weiß. Im Gegentheil, ſehr im Gegentheil! Die jetzt vorliegenden Briefe des leipziger Studenten Göthe an verſchiedene Freunde thun klärlich dar, daß unſer in die feine Welt der Pleißeſtadt wie ein rechter rhein- und mainländiſcher Naturburſch hineingeplatztes angehendes Kraftgenie ſeiner neuen Freiheit und ſeiner auskömmlichen Geldmittel „in dulci jubilo“ ſich erfreut habe. Wie, zeigt ungefähr ein Brief, welchen er ſchon einen Tag nach ſeiner Immatrikulation an einen Freund heimwärts ſchrieb und worin es unter anderem alſo tönte: — „Ich mach' hier große Figur und brauche Kunſt, um fleißig zu ſein. In Geſellſchaften, Koncert, Komödie, bei Gaſtereien, Abendeſſen, Spazierfahrten, ſo viel es um dieſe Zeit angeht. Ha, das geht köſtlich! Aber auch koſtſpielig!

Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehſt du ſie nicht mehr fliegen? Da marſchirten zwei Louid'or. Helft! da ging abermals einer. Himmel! ſchon wieder ein paar. Groſchen ſind hier wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. Aber dennoch kann einer hier ſehr wohlfeil leben und ſo hoffe ich des Jahrs mit dreihundert Reichsthalern auszukommen; notabene das nicht gerechnet, was ſchon zum Henker iſt . . ."

Immerhin iſt anzumerken, daß das leipziger Studentenleben bei aller Ungebundenheit doch zahm und geſittet heißen konnte, verglichen mit dem wilden und wüſten Gebaren, welches den akademiſchen Bürgerſchaften zu Halle, Jena, Gießen und anderwärts damals eigen war und von welchem unlange zuvor Zachariä's „Renommiſt" ein weit mehr abſchreckendes als komiſches Bild entworfen hatte. In Wahrheit, das „Klein-Paris" Leipzig „bildete ſeine Leute," wenn auch nicht gerade in ſeinen Hörſälen. Die reiche Handelsſtadt mit ihrem großartigen Weltverkehr galt damals nicht ohne Grund für die Heimat der feinſten und vielſeitigſten Bildung in Deutſchland und das Studententhum mußte ſich dem herrſchenden Ton ebenfalls mehr oder weniger anbequemen. So auch unſer Fuchs Göthe, obzwar er den Rappen ſo tüchtig laufen ließ, wie eben Füchſe, denen der akademiſche Himmel noch voll Geigen hängt, zu thun pflegen.

Die Hörſäle der Hochſchulen haben bekanntlich mit der Hölle das gemein, daß die Wege zu beiden mit guten Vorſätzen gepflaſtert ſind. Unſer ſechszehnjähriger Springinsfeld war mit dem guten Vorſatze nach Leipzig gekommen, recht fleißig Sprachenkunde und Alterthumswiſſenſchaft zu hören und zu treiben, um ſich zur akademiſchen

Docentenſchaft zu befähigen. Statt aber ein fleißiger Student zu werden, wurde er binnen kurzem ein „Phantaſt,“ ein „Stutzer,“ ein „Galan,“ wie ihn einer ſeiner frankfurter Freunde betitelte, welcher ihn im Sommer von 1766 in der Pleißeſtadt ſah. Es iſt freilich wahr, daß der Geiſt oder Ungeiſt, welcher damals von den leipziger und noch vielen andern deutſchen Univerſitätskathedern herunter ſogar die ordinärſte Zuhörerſchaft langweilte, unſern genialiſchen jungen Feuerkopf unmöglich anziehen, feſſeln und anregen konnte. War doch die akademiſche Lehrthätigkeit zumeiſt nur Kompendienableiererei. Bald war Göthe ein unregelmäßiger, dann ein unfleißiger, zuletzt wohl gar kein Kollegienbeſucher mehr. Denn nicht allein die juriſtiſchen, ſondern auch die philologiſchen und archäologiſchen Vorleſungen gewährten ihm wenig oder gar keine Befriedigung. Ebenſo Gellerts Vorträge „über den Geſchmack,“ von welchen ſich unſer Student ſo viel verſprochen hatte.

Dagegen gewährte ein Beſuch, welchen Göthe gemeinſam mit ſeinem neugewonnenen Freunde und nachmaligen Schwager J. G. Schloſſer bei dem alten Gottſched abſtattete, wenigſtens Erheiterung. Der gallomaniſche Pedant, welcher aber als Reiniger und Drillmeiſter unſerer ganz verwildert, verwüſtet und verſchlammt aus dem ſiebenzehnten in das achtzehnte Jahrhundert herübergekommenen Sprache große Achtung verdient, ſtellte ſich den beiden jungen Leuten in der ganzen Schlagfertigkeit und Grandezza ſeiner literariſchen Diktatur dar, wie im ſiebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ ergötzlich zu leſen iſt .... Wenn nun aber der Wolfgang kein korrekter Student nach der Schablone von damals war, ein Studirender in ſeiner Art iſt er doch trotz alledem geweſen. Sein Umgang mit Medicinern hat die ſchon in ſeinen Knabenjahren erwachte Theilnahme an den Naturwiſſenſchaften in ihm gekräftigt, und dieſe Theilnahme hat ſich dann ſpäter, wie bekannt, bis zu ſelbſtſtändiger Forſcherthätigkeit emporgehoben. In ſeinem Tiſchgenoſſen Ernſt Wolfgang Behriſch gewann er einen Freund, welchem er nach ihrer Trennung drei Oden im echten Kraftgenieſtil nachſang und der uns wie eine Vorwegnahme von Göthe's ſpäterem Mentor Merck vorkommt. Mit dem vielfach klärenden und fördernden Einfluſſe von Behriſch verbanden ſich die guten Wirkungen des fleißigen Verkehrs mit dem Direktor der Malerakademie, Oeſer, welcher unſern Poeten zur Wiederaufnahme und Weiterführung ſeiner Uebungen im zeichnen aufmunterte. Und dieſe Uebungen gediehen dann auch ſo weit, daß der Zeichner ſogar in der Kupferſtecherei ſich verſuchen konnte. Mit warmer Dankbarkeit hat Göthe ſpäter anerkannt, daß ihn Oeſer gelehrt habe, „das Ideal der Schönheit ſei Einfalt und Stille.“

In der Bildergalerie zu Dreſden, wohin unſer Student wallfuhr, gingen ihm über das Weſen der Schönheit und Kunſt ganz neue Lichter auf. Der empfangene Eindruck war ein ebenſo mächtiger als dauernder und von da ab iſt das Verhältniß Göthe's zu den bildenden Künſten ein unlöſliches, ein ſeine Poeſie weſentlich mitbedingendes und mitbeſtimmendes geworden und geblieben, ſo daß man mit vollem Rechte ſagen konnte, die bildenden Künſte ſeien für ihn genau das geweſen, was für Shakſpeare die Muſik war und für Schiller die Philoſophie. Ein kaum minder befruchtendes

Motiv für die Entwickelung und Ausbildung unſeres Studenten wurde ſein geſelliger Verkehr mit geſcheidten und gebildeten Frauen, und er hat auch, was er ſolchen ſchuldete, ſpäter dankbar anerkannt mittels der allbekannten ſchönen Huldigungsſtelle im Taſſo.

In Leipzig hat ſich namentlich die Frau des Profeſſors Böhme um den jungen Mann verdient gemacht, indem ſie ihm nicht nur die Formen und den Ton der guten Lebensart beibrachte, ſondern auch ſeine literariſchen Anſchauungen und Vorſtellungen erweiterte und aufhellte. Frau Böhme hat ihn darauf geführt, ſhakſpeare'ſche Dichtungen in der Originalſprache zu leſen. Ebenſo regte ſie ihn zu Betrachtungen über den Zuſtand der deutſchen Literatur an und leitete ihn ſo recht in das Studium der kritiſchen Arbeiten Leſſings ein, der die deutſche Aeſthetik geſchaffen hat und deſſen kunſtphiloſophiſche Schriften, verbunden mit den kunſthiſtoriſchen Winckelmanns, auf Göthe ganz unberechenbar nachhaltig, klärend und wegzeigend wirkten. Leſſings epochemachender „Laokoon,“ dieſe Magna Charta unſerer Kunſtphiloſophie, war gerade damals erſchienen und man muß ſich der Begeiſterung erinnern, wie Göthe noch in ſeinen Greiſenjahren von dem Entzücken redete, womit ihn als Jüngling die Leſung dieſes Buches erfüllt habe, um ſo recht verſtehen zu können, was er empfand, als ihm „wie mit einem Zauberſchlage das Dunkel erhellt wurde, in welchem bis dahin die äſthetiſche Theorie umhergetappt war.“

Das ſtrenge, aber wohlbegründete Urtheil der Frau Profeſſorin zeigte dem darüber nicht wenig beſtürzten Poeten auch, daß alles, was er bislang in Verſen und Proſa geſchrieben, doch eigentlich nur Quark ſei, und darauf hin faßte der alſo Kritiſirte nach überwundener Verblüffung den ungeheuer heldiſchen Entſchluß, ſeinen ganzen handſchriftlichen Vorrath von „Quark“ in's Ofenfeuer zu ſchieben. Jedoch das Verſemachen ging bald von neuem los und mußte von neuem wieder losgehen, weil unſer Wolfgang wiederum bis über die Ohren verliebt war. Männiglich und weibiglich weiß ja, daß ein Poet auseinanderplatzen müßte, ſo er dem bis zum Berſten geheizten Dampfkeſſel ſeines Herzens nicht das Sicherheitsventil der Verſemacherei aufthäte. Göthe iſt in ſeinem ganzen Leben niemals ausſchweifend geweſen. Dafür zeugt ſchon ſeine bis ins hohe Alter bewahrte körperliche Stattlichkeit und Rüſtigkeit. Dafür zeugt auch und noch ſprechender ſeine bis an's Ende ausdauernde Geiſtesfriſche, Arbeitskraft und Arbeitsluſt. Aber er trug ein feurig und zärtlich Dichterherz in der Bruſt und während ſeiner jungen Jahre hieß es allerdings bei ihm: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen: da ein Gretchen und dort ein Käthchen, jetzt ein Linchen und dann ein Minchen, heut ein Annchen und morgen ein Hannchen.

In Leipzig handelte es ſich um ein Aennchen-Käthchen, denn Wolfgangs Flamme hieß Anna Katharina und war die Tochter des Weinhändlers Schönkopf, in deſſen Haus eine auserleſene Geſellſchaft von Studenten den Mittagstiſch hatte. Göthe's Neigung wurde erwidert, doch wohl mehr nur ſcherz- als ernſthaft. Er hat uns erzählt, daß er nun in krankhafter Laune darauf verfallen ſei, ſich eiferſüchtig zu ſtellen und das arme hübſche Mädchen, welches übrigens etliche Jahre älter war als er, mit den thörichteſten Grillen zu quälen. Man hat das hinterher damit erklären wollen, daß der junge Poet gerade damals ſo zu ſagen in einer geiſtigen Mauſer begriffen geweſen ſei, indem ihm die Einſicht in das Unzulängliche und Nichtige ſeiner bisherigen dichteriſchen Verſuche, ſowie die Unſicherheit ſeiner äſthetiſchen Anſchauungen rathlos, verſtimmt und zerfahren gemacht habe. Mag dem ſo ſein; gewiß iſt, daß Aennchen Käthchen das Gebaren des „heißen Knaben" in die Länge unerträglich fand und ihr Herz, ſoweit er es überhaupt beſeſſen, von ihm wandte. Die Verſuche, die er anſtellte, dieſes Herz wieder zu gewinnen, ließen ihn allerhand Thorheiten und Tollheiten begehen. Natürlich umſonſt und nun wurde der arme Junge, wie er meldet, vor Leidenſchaftlichkeit halb verrückt, ſtürmte mit Trinken und Spielen auf ſeine Geſundheit los und zerrüttete dieſe auch wirklich für mehrere Jahre. Er wäre, hat er ſpäter gemeint, an dem Schmerz über Aennchens Verluſt zu Grunde gegangen, wäre ihm nicht damals, wie nachmals noch ſo oft in ſeinem Leben, die Poeſie eine heilkundige Aerztin geworden. Unſer unglücklicher Liebhaber legte ſich, ſo zu ſagen, eine poetiſche Buße auf, indem er eine Komödie zu ſchreiben begann, in welcher er eine dichteriſche Abſpiegelung ſeines Verhaltens zu Aennchen gab: „Die Laune des Verliebten." Gleichzeitig mit dieſem nicht ganz zu Ende geführten Luſtſpielsentwurf beſchäftigte ihn noch ein zweiter, welcher unter dem Titel „Die Mitſchuldigen" Geſtalt gewann und Erinnerungen aus der Gretchen-Zeit zur Grundlage hatte.

Beide Stücke wollen nicht viel bedeuten. Sie ſind in Alexandrinern geſchrieben und noch ganz im franzöſiſchen Rokokoſtil gehalten. Da und dort ein hübſcher Einfall darin, ein geiſtreicher Zug: allein den künftigen Dichter des Prometheus und des Fauſt, des Werther und des Egmont, der Iphigenie, der Tora und der Dorothea ließen dieſe Verſuche nicht entfernt ahnen. Göthe's Anlage zum Komöden, zum Luſtſpieldichter, iſt überhaupt eine geringe oder wenigſtens keine nachhaltige geweſen. Seine komiſche Kraft entlud ſich in einzelnen Genieblitzen, ſonſt aber war ſein Genius nicht auf das Komiſche, ſondern auf das Seeliſche, das Ernſte, Leidenſchaftliche und Erhabene geſtellt. Bei alledem verlangen die beiden Jugendkomödien unſere Aufmerkſamkeit, inſofern ſie doch eine weſentliche Eigenheit göthe'ſcher Poeſie ſchon deutlich ſignaliſiren: die Eigenheit nämlich, daß der Urquell von allem ſeinem Dichten ſeine eigene Seele war. Er ſang und ſagte uns in ſeinen Werken, was er geſchaut und gefühlt und weil und wie er ſelbſt es geſchaut und gefühlt, nicht weil und wie andere vor ihm es geſungen und geſagt. Was er erlebt und erſtrebt, gewonnen und verloren, genoſſen und gelitten, davon legte er in ſeinen Dichtungen Zeugniß und Rechenſchaft ab und deshalb hat man der göthe'ſchen Poeſie mit Fug nachgerühmt, ſie ſtröme zum Herzen, weil ſie aus dem Herzen hervorgeſtrömt, und ſie ſei „ewig wie die Leidenſchaft ſelbſt.“ Uebrigens hat, um das gleich noch hier zu ſagen, unſer Dichter ja ausdrücklich geäußert, daß alle ſeine Werke nur Bruchſtücke einer großen Konfeſſion, einer „Generalbeichte“ ſeien. Mit jener großartigen, ich möchte ſagen olympiſchen Offenheit, welche einer der glänzendſten Tugenden Göthe's geweſen iſt, hat er uns den Blick in die Werkſtatt ſeines Schaffens aufgethan, indem er die Worte ſprach: „Meine Art iſt von jeher geweſen, dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder überhaupt beſchäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich ſelbſt im Inneren darüber zu beruhigen.“ Da haben wir das eigentliche Geheimniß von Göthe's Art, zu dichten, wie ſie von Anfang bis zu Ende ſich manifeſtirte. Aber es mußte dazu noch „ein warmſchlagendes, von einer Empfindung ganz volles Herz“ kommen; denn dieſes, hat er in ſeinem Götz geſagt, macht den Dichter, und im Vorſpiele zum Fauſt führte er den Gedanken dann weiter aus in den herrlichen Verſen:

„Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?
Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt
Und in ſein Herz die Welt zurückſchlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgiltig drehend auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrüßlich durcheinander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden ſchlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenſchaften wüthen?
Das Abendroth im ernſten Sinne glüh'n?
Wer ſchüttet alle ſchönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer ſichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menſchen Kraft, im Dichter offenbart.“

Die Summe des Geſagten iſt, daß „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitſchuldigen“ ihres Mangels an Urſprünglichkeit ungeachtet doch den Anfang von Göthe's dichteriſcher Laufbahn markiren, inſofern er darin Erlebtes poetiſch zu geſtalten unternahm. Die beiden Stücke kündigen ſeinen dichteriſchen Realiſmus an. Das auszeichnende Merkmal ſeines Schaffens iſt ja geweſen, daß bei ihm die bewegliche Phantaſie allezeit durch ein beherrſchendes Gefühl für die Wirklichkeit und ihre Erſcheinungen gezügelt wurde. Deßhalb vermochte er wirkliche Menſchengeſtalten, ſo unvergänglich realpoetiſche Figuren hinzuſtellen. Für die ſchönſte Frucht von Göthe's Aufenthalt in Leipzig müſſen wir übrigens das „Liederbüchlein“ anſehen, welches daſelbſt 1770 ohne Nennung ſeines Namens gedruckt wurde. In dieſen zwanzig Liedern und Liederchen hören wir zwar noch nicht den Vollklang göthe'ſcher Lyrik, doch klingt in denſelben, wenn auch erſt ſchüchtern und unſicher, ſchon der Bruſtton dieſer Lyrik an.

Die leipziger Studentenzeit endigte jedoch für den jungen Dichter in unerquicklichſter Weiſe. Eine bis zur Lockerheit gehende Unregelmäßigkeit der Lebensführung, inſonderheit das viele Trinken von ſchwerem merſeburger Bier, ſodann auch übermüthig thörichte Verſuche, die gerade in die Mode gekommene rouſſeau'ſche Lehre von einer Rückkehr in den Naturzuſtand kraftgenialiſch zu prakticiren, — das alles hatte ſeine ſonſt ſo kernhafte Geſundheit ernſthaft angegriffen. Eines Nachts im Sommer von 1768 bekam er einen heftigen Blutſturz und nur mit Mühe wurde der Kranke gerettet. Seine Heilung ging aber langſam vorwärts und noch lange peinigte ihn namentlich eine hartnäckige Geſchwulſt am Halſe. Noch ſehr leidend und mit tiefverſtimmtem Gemüthe verließ er am 28. Auguſt 1768, an ſeinem neunzehnten Geburtstage alſo, Leipzig, um in das elterliche Haus heimzukehren.

* *

IV.

Unſeres jungen Adlers erſter Ausflug in die Welt war demnach mißlungen: nicht zwar mit gebrochenen, aber doch mit halbgeknickten Schwingen iſt er in's elterliche Neſt zurückgekehrt. Der Vater vermochte beim Willkomm eine beträchtliche Verlängerung ſeines Geſichtes, die Mutter den Ausdruck der Angſt und Bekümmerniß nicht zu verhalten. Freude über das Wiederſehen des Bruders unter ſolchen Umſtänden zeigte nur die Schweſter Kornelia; zunächſt, weil ſie, ſeit Wolfgangs Entfernung der alleinige Gegenſtand von Herrn Johann Kaſpars Pädagogarchie, hoffen mochte, daß ihr daher rührender Schmerz jetzt wieder nur noch ein halber, weil getheilter ſein würde. Das Mädchen iſt ein ſeltſames, zweifelsohne krankhaft, ſeeliſchkrankhaft angelegtes Weſen geweſen: liebebedürftig, glückſuchend, aber nicht dazu angethan, weder glücklich zu machen noch glücklich zu ſein. Dermalen voll Verbitterung gegen den Vater, den ſie höchſt ungerecht beurtheilte, und ohne innige Beziehung zur Mutter, wandte ſie ſich mit faſt leidenſchaftlicher Zärtlichkeit dem kranken Bruder zu, welcher, dieſer Theilnahme froh, natürlich auch nichts that, um der Schweſter ihre Grillenhaftigkeit abzugewöhnen.

Die Geneſung des Leidenden zog ſich lange hinaus, die mancherlei Rückfälle eingerechnet bis in den Frühling 1770. Es war eine trübe Zeit für Wolfgang: nur dann und wann brach ein Lichtſtral der Anregung, der Hoffnung, der Genugthuung durch das Gewölke körperlicher Leiden und geiſtigen Unbehagens. Die ernſte Miene des Vaters war dem Sohne ein Vorwurf, die Sorge der Mutter ein Leid, das heftig bewegte Weſen der Schweſter doch auch keine rechte Erquickung. Die Erinnerungen an die mannigfache geiſtige Reg- und Strebſamkeit Leipzigs machten den jungen Mann ungerecht gegen ſeine Vaterſtadt, welcher er Bildungsmangel und deren Frauenwelt insbeſondere er Anmuthsloſigkeit vorwarf. Letzteres wohl nur, weil ihm die Anmuth des leipziger Aennchen-Käthchens noch immer in der Seele umging. Auch dann noch und nur um ſo mehr, nachdem ſich das geliebte Mädchen mit einem andern verlobt hatte. In einem ſeiner Briefe an die alſo ihm Verlorene brach er in die Worte aus:

„Es iſt eine gräßliche Empfindung, ſeine Liebe ſterben zu ſehen. Ein unerhörter Liebhaber iſt lange nicht ſo unglücklich als ein verlaſſener; der erſtere hat noch Hoffnung und fürchtet wenigſtens keinen Haß, der andere, ja der andere — wer einmal gefühlt hat, was es iſt, aus einem Herzen verſtoßen zu werden, das ſein war, der mag nicht gern daran denken, geſchweige davon reden.“

Noch zu Ende des Jahres 1769 hatte er den Verluſt nicht verſchmerzt. Käthchen beantwortete im Freundſchaftstone ſeine Briefe. Aber im December ſchrieb er:

„Ich mag Ihre Handſchrift nicht mehr ſehen, ſo wenig als ich Ihre Stimme hören möchte; es iſt mir leid genug, daß meine Träume ſo geſchäftig ſind.“

Es bedurfte einer neuen, mächtigeren Liebe, um die

Erinnerung an das reizende Käthchen aus ſeinem Wachen und Träumen wegzuwiſchen. Dermalen, in der ſeinem zweiten Ausfluge in die Welt vorhergehenden Zwiſchenzeit, war er auch als ein Wachender gar viel in träumeriſcher Stimmung. Das kam inſonderheit daher, daß er, dem ſanften Zwange von ſeiten ſeiner altjungferlich ſchönſeligen Freundin Suſanna Katharina Klettenberg nachgebend, angelegentlich mit religiöſen Fragen ſich zu ſchaffen machte, im Labyrinth der Theoſophie und Myſtik, der Kabbaliſtik und Alchymie herumdämmerte und, ohne es ſelbſt zu wiſſen, gar nicht unbedeutende Vorſtudien zum „Fauſt“ trieb. Glückskindern muß eben alles förderlich ſein, während Unglücklichen alles zum Mißgeſchicke ſich wendet.

Sein Unbehagen am Vaterhauſe und an der Vaterſtadt ſuchte unſer langſam Geneſender in der Beſchäftigung mit phyſikaliſchen und chemiſchen Experimenten zu vergeſſen. Die dichteriſche Hervorbringung war wenig ausgiebig: an der Handſchrift der beiden aus Leipzig mitheimgebrachten Luſtſpiele wurde herumgefeilt, dann und wann ein weltlich Lied — etwa ein Hochzeitlied für Käthchen — entworfen oder auch im Sinne der Freundin Suſanna Katharina ein geiſtliches gedichtet. So eins iſt erhalten und zeigt uns, wie der junge Poet die ihm überkommenen chriſtlich-frommen Anſchauungen pantheiſtiſch zu durchgeiſtigen und die Sehnſucht und den Schmerz der Kreatur ſchon mit echt göthe'ſcher Gefühlsinnigkeit auszuſprechen wußte:

„O, laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen!
Und möcht' der Schmerz nicht alſo fort
Durch Nerv und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach, dieſe lange tiefe Qual
Wie dauert ſie auf Erden!“

Wie ein heller und warmer Sonnenblick fiel in dieſe frankfurter Wolkenzeit die Begegnung Wolfgangs mit einem großen Manne. Pasquale Paoli, der Held und Ordner der korſiſchen Republik, kam, nachdem er ſeine geliebte Heimatinſel der Uebermacht franzöſiſcher Eroberungsgier hatte erliegen ſehen müſſen, auf ſeinem Wege ins Exil 1769 durch Frankfurt. Hier ſah ihn Göthe im Bethmann'ſchen Hauſe und konnte den Eindruck gewinnen, daß groß ſein unglücklich ſein heißt. Nahezu vierzig Jahre ſpäter ſollte er vor einen korſiſchen Heros von ganz anderem Schlage hintreten und einen nicht minder bedeutenden Eindruck machen als empfangen. Denn von jenem 2. Oktober von 1808 an, wo Napoleon, der korſiſche Schlachtenkaiſer, in Erfurt mit dem deutſchen Dichterkaiſer ſo ſcharfſinnig über deſſen Werther verhandelte, beugte ſich Göthe ehrfurchtsvoll vor dem Genie des großen Deſpoten, wie ſich dieſer vor dem Genie des Dichters gebeugt hatte, indem er auf den in Erfurt von ihm Weggehenden wies mit dem echtnapoleoniſchen Wort an ſeine Marſchälle und Miniſter: „Voilà un homme!“

An ihrem bekanntlich grundverſchiedenen Urtheil über Napoleon kann man, beiläufig bemerkt, auch wieder den Unterſchied zwiſchen Göthe und Schiller meſſen, welcher letztere dem Eroberer von Anfang an abgewandt war und abgewandt blieb, weil er an demſelben die „reinmenſchlichen Züge“ vermißte. Er faßte die Erſcheinung Napoleons ſubjektiv und ethiſch, Göthe dagegen objektiv und äſthetiſch. Was Göthe's Urtheil vornehmlich beſtach, war zweifelsohne der koſmopolitiſche Schein, welchen ſich der große Kaiſerkomödiant zu geben verſtand. Der Koſmopolitik fühlte ſich ja unſeres Dichters eigenſte Natur allezeit wahlverwandt; denn obzwar er beim wirklichen Beginne ſeiner Laufbahn einen nationalen Anlauf nahm — „Götz von Berlichingen" — ſo iſt doch bald die Weltbürgerei ſeine Politik geworden und bis zu ſeinem Ende geblieben, gerade wie in vollſtändiger Parallele der Pantheiſmus ſeine Religion ward und blieb. Schillers Weg ging in umgekehrter Richtung: er hob mit leidenſchaftlicher Weltbürgerlichkeit an und endigte als glühender Patriot. Dem Auge des Sehers, welcher all ſeiner Subjektivität zum Trotze den geſchichtlichen Geſtalten und Ereigniſſen doch tiefer auf den Grund ſah als Göthe, entging es nicht, daß der napoleoniſche Koſmopolitiſmus nur die einer gränzenloſen, weltverſchlingungsgierigen Selbſt- und Herrſchſucht vorgeſteckte Maſke war, und je deutlicher Schiller das erkannte, um ſo ſtärker fühlte er ſich getrieben, auf den Gedanken des Vaterlandes ſich zu ſtellen, als auf den feſten Boden, auf welchem allein die theuerſten Güter der Nation gegen eine wie ein tolles Feuer um ſich freſſende Fremd- und Zwingherrſchaft vertheidigt werden könnten. Das iſt der Sinn jenes ſchönſten Teſtaments, welches jemals ein Prophet ſeinem Volke hinterlaſſen hat, der Sinn von Schillers „Tell" . . .

Derweil hatte Herr Johann Kaſpar immer deutlicher zu merken gegeben, daß ihm des Sohnes dichteriſche, künſtleriſche, theoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Anwandelungen, Neigungen und Strebungen ſchon recht ſeien, daß es aber denn doch an der Zeit wäre, auch für die Praxis des Lebens etwas ernſtlicheres zu thun und demzufolge die unterbrochene Juriſterei wieder aufzunehmen. Der Wolfgang war, wenn auch nicht gerade mit der Juriſterei, ſo doch mit dem Gedanken einverſtanden, ſeine Studien anderswo als im Vaterhauſe fortzuſetzen, allwo es ihm gegen das Frühjahr von 1770 hin gar zu eng und immer, immer enger wurde. Sonderlich nach dem famoſen Treppenſtreit, welchen er mit dem Vater hatte, der über des Sohnes Rath, die Haustreppe nach leipziger Manier aufzubauen, „in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um ſo heftiger war, als ich kurz vorher einige ſchnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewiſſe chineſiſche Tapeten verworfen hatte.“ Unter ſolchen Umſtänden kam der Sohn dem väterlichen Wunſche und Willen, nach Straßburg zu gehen, um an dortiger Univerſität die Jurisprudenz zu abſolviren, unweigerlich nach. Die aus Leipzig eingetroffene Nachricht von Käthchens Hochzeit mag ihm das Bedürfniß nach einer phyſiſchen und moraliſchen Luftveränderung noch fühlbarer gemacht haben. Es trieb ihn fort. Am 2. (oder 4.) April langte er in Straßburg an, ſtieg im Gaſthauſe „Zum Geiſt“ ab und eilte ſofort zur Plattform des Münſters hinauf, um auf den gothiſchen Koloß, die herrliche Schöpfung Erwins von Steinbach, wie auf das ſchöne, zwiſchen die Vogeſen und den Schwarzwald eingebettete allemanniſche Stück Erde einen erſten erſtaunten und entzückten Blick zu werfen.

Es iſt bekannt, daß der ſtraßburger Münſter in unſerem jungen Dichter jene heißauflodernde Begeiſterung für altdeutſche Art und Kunſt wachrief, die ſich während ſeines Aufenthalts im Elſaß mündlich und ſchriftlich im

Kraftgenieſtil ausließ, aber nicht lange währte, ſondern ſpäter geradezu in Abneigung umſchlug, je mehr das Helleniſche in Göthe's Weſen zur Reife gedieh. Doch hat er noch in alten Tagen mit jugendlicher Wärme der Wirkung von Erwins „Wunderwerk" gedacht, welches er „als ein Ungeheures gewahrte," das ihn „hatte erſchrecken müſſen," wenn es ihm „nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes ſogar angenehm vorgekommen wäre."

Nachdem er ein „kleines" aber wohlgelegenes und anmuthiges" Quartier an der Sommerſeite des Fiſchmarktes — in dem Hauſe, welches heute die Nummer 80 führt — bezogen hatte, gab er ſeine Empfehlungsbriefe ab, deren Adreſſen, wie es ſcheint, vorzugsweiſe an „Fromme" gerichtet waren. Unſer junger Stürmer und Dränger — denn ein ſolcher wurde der Wolfgang in Straßburg ſo recht — hatte aber den Verkehr mit dieſer Menſchenſorte bald ſatt, denn, ſchrieb er an die gute Klettenberg daheim, „ſie ſind ſo von Herzen langweilig, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte." Mit all der ſchönſeeligen Konventikelei war es jetzt überhaupt aus und vorbei für immer.

Straßburg iſt zu jener Zeit noch eine im Grunde ganz deutſche Stadt geweſen. Der officielle franzöſiſche Firniß haftete eben nur an der Oberfläche, während das Weſen der Bewohnerſchaft in Sprache und Sitte als deutſch ſich kundgab. Die ſtraßburger Bürgertöchter trugen auch zumeiſt noch die deutſchelſäſſiſche Landestracht, welche draußen auf dem Lande noch ganz obenauf war. Die große Apoſtaſie, welche die Straßburger nachmals an an ihrer Nationalität begangen haben, hob erſt mit der franzöſiſchen Revolution an; ja, die ſyſtematiſch und konſequent betriebene Verwelſchung der Elſäſſer begann ſogar erſt mit dem zweiten Empire ſchandbaren Andenkens. Wer damals, im Jahre 1770, hätte ahnen können, geſchweige ſagen wollen, daß gerade nach hundert Jahren die deutſche Fahne wieder von der Spitze von Erwins wie verſteinerte Himmelsſehnſucht in die Lüfte ſteigendem Rieſenthurme flattern würde!

Aber heute muthet es uns doch wie ein glückliches Vorzeichen an, daß von der Stadt aus, wo im Mittelalter Gottfried gedichtet und Erwin gebaut hatte, von der Stadt aus, welche dann mittels ſchnödeſter franzöſiſcher Tücke, mittels ruchloſeſten Verraths — bei welchem natürlich ein deutſcher Biſchof, Seine Hochwürden Gnaden der Herr Egon von Fürſtenberg, ein Hauptmitſpieler war — dem deutſchen Reiche entriſſen wurde, der deutſcheſte Dichter ſeinen Siegesgang in die Unſterblichkeit angetreten hat, und unſchwer erhebt ſich unſere Phantaſie zu der Vorſtellung, daß es ein Proteſt gegen die Verfranzöſung geweſen, wenn Göthe ſeinen Namen auf der Plattform des Münſters in den Stein meiſelte und daß der Geiſt des Rieſenbau's die Berührung durch einen ebenbürtigen Genius geſpürt habe, wie ja beim Uhland geſchrieben ſteht:

„Einſt klomm die luft'gen Schnecken
Ein Muſenſohn hinan,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meiſeln an.
Von ſeinem Schlage kniſtern
Die hellen Funken auf,
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.“

Alſo von Straßburg aus hätte unſer Olympier ſeinen Siegesgang in die Unſterblichkeit angetreten? Ja, ſo that er. Nicht allein darum, weil der Aufenthalt in dieſer Stadt den Abſchluß der eigentlichen Lehrjahre Göthe's brachte und er hier Anregungen empfing, welche ſein jetzt anhebendes eigenartiges, göthe'ſches Schaffen bedeutſamſt beeinfluſſten, ſondern auch und mehr noch deßhalb, weil er draußen in Seſenheim jene Glückstage, wohl überhaupt die ſonnigſten Feſt- und Feiertage ſeines Daſeins erlebte, welche ihn zum Dichter machten. Denn was macht den Dichter? Ein „warmſchlagendes, von einer Empfindung ganz erfülltes Herz," gibt er uns ſelber zur Antwort und, fürwahr, nie hat ſein Herz wärmer geſchlagen, nie iſt es voller geweſen von einer Empfindung als damals, wo es für Friederike Brion ſchlug und voll war von dieſer ſchönſten Liebe ſeines Lebens.

Für das geiſtige Wachsthum Wolfgangs ſind die anderthalb ſtraßburger Jahre von höchſter Wichtigkeit geweſen. Namentlich in Folge der Einwirkung Herders, welcher im September 1770 nach Straßburg kam, zu längerem Aufenthalt, maßen er, an einer Thränenfiſtel leidend, ſich dort einer Operation unterziehen wollte und wirklich unterzog. Das Verhältniß der beiden iſt vom Anfang bis zum Schluß ein ſeltſames geweſen: ſie zogen ſich gegenſeitig kräftig an und ſtießen ſich auch wieder heftig ab. Herder, der ſchon urſprünglich ein gut Theil theologiſchen Unfehlbarkeitbewußtſeins in ſich trug, hat es ſpäter nicht verwinden können, daß Göthe ſo hoch über ihn hinausgewachſen war. In Straßburg jedoch behandelte Herder den jungen Freund, der ſich ihm vertrauensvoll-enthuſiaſtiſch genähert hatte, ſehr von oben herab und ſtellte ſich zu demſelben durchweg als der Meiſter zum Schüler. Dies mit Grund. Denn Herders Wiſſen war viel reicher und reifer und er hatte bereits einen geachteten Stand und Namen in der Literatur. Er war der Fortſetzer der großartigen kritiſchen Thätigkeit Leſſings, aber der herder'ſche Kriticiſmus ging im Sturmſchritt gegen die Schanzen und Burgen der deutſchen Verzopfung an, um eine derſelben nach der andern ſiegreich niederzuwerfen. So mächtig und wirkungsreich war Herders Kritik, weil ſie das Feingefühl eines univerſalen Verſtändniſſes und den Herzſchlag der Poeſie beſaß, obzwar der Mann als Poet weit, weit unter ſeinem großen Vorgänger Leſſing ſtand. Aber die herder'ſche Kritik verſtand in Folge ihrer angedeuteten Eigenart nicht nur das Zerſtören, das Niederreißen und Aufräumen, ſondern ſie wußte auch anzugeben, wie man ſchaffen und bauen müßte und könnte.

Herder iſt recht eigentlich einer der wirkſamſten Initiatoren jener Epoche unſerer Nationalliteratur geweſen, welche man nach dem Titel von Friedrich Maximilian Klingers kraftgenialiſchem Schauſpiel „Sturm und Drang“ ganz paſſend die Sturm- und Drangzeit benannt hat. Die Grundſtimmung dieſer Zeit, das heißt alſo der ſiebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, war durchweg revolutionär und rebelliſch. Das jüngere Geſchlecht war von einer gränzenloſen, von einer verzehrenden Unruhe ergriffen, der Bruch mit allem Verlebten und Veralteten die allgemeine Loſung. Das Vorgefühl ungeheurer Umwälzungen hing in der Luft, ja die Reihe derſelben hatte mit den erſten demokratiſch-freiheitlichen Regungen und Strebungen in den engliſchen

Kolonien von Nordamerika bereits thatſächlich angehoben. Voltaire hatte den ſkeptiſchen Witz zu einer kulturhiſtoriſchen Macht potenzirt, wie die Welt ſie noch nie geſehen, und hatte, ein „trefflicher Minirer,“ das ganze Fundament des Kirchenglaubens unterhöhlt. Die dadurch in den Gemüthern entſtandene Leere füllte dann Rouſſeau aus mit den blendenden Illuſionen ſeiner glühend beredſamen Natur- und Freiheitspredigt. Wie dieſe frohe, aber in innerſter Seele hohle Botſchaft zündete, iſt allbekannt. Sie zündete ſo, daß in Frankreich ſchon alle die einzelnen Feuer aufloderten, welche ſo bald zu dem allgemeinen Brand einer politiſchen Revolution zuſammenflammten, während dagegen in Deutſchland, wo die gegebenen Verhältniſſe einen ſolchen gewaltſamen politiſchen Vorſprung rein unmöglich machten, eine geiſtige und moraliſche, eine literariſche Revolution ſich vollzog, welche, vollſtändig dem deutſchen Nationalcharakter angemeſſen, auf die Erringung der Freiheit des Fühlens und Denkens abzielte, auf die Erlöſung des Individuums aus den Feſſeln des hergebrachten Wahns und der dogmatiſchen Satzung und demnach auf die Emancipation des Menſchen ausging, an die Stelle des Theologiſmus den Humaniſmus, an die Stelle der literariſchen Abhängigkeit, Konvenienz und Nachahmung das Selbſtgefühl, die geniale Kraft und die originale Hervorbringung ſetzte und die Deutſchen über den Jammer ihrer ſtaatlichen Zerriſſenheit und Nullität in das idealiſche Wolkenkukuksheim des Weltbürgerthums emporhob, wo ſie ſich damit tröſteten, daß

„Wer die Sache der Menſchheit als ſeine eigne betrachtet,
Hat an der Götter Geſchäft, hat am Verhängniſſe Theil.“

Herder nun war wie eigens dazu geſchaffen, zwiſchen dem kritiſchen Erkennen und dem originalen Hervorbringen den begeiſterten und energiſchen Vermittler abzugeben. Hätte er auch weiter nichts gethan als ſo aufhellend und wegzeigend auf den jungen Göthe eingewirkt, wie er auf denſelben in Straßburg einwirkte, ſchon das wäre ein unvergängliches Verdienſt. Unſer Springinsfeld von flottem Studenten merkte gar bald, wie befruchtend und fördernd für ihn dieſer Umgang ſei, und ließ ſich deßhalb die hypochondriſchen Schroffheiten Herders, welcher gerade zu jener Zeit das gramſchwere Wort ſprach, ſein Leben ſei nur „eine wildverworrene Schattenfabel,“ mit ziemlich guter Miene gefallen. Der herbe Lehrmeiſter brachte ihm das Gefühl bei, daß eigentlich doch alles, was er bislang dichteriſch verſucht hatte, nur Quark und Trödel ſei. Herder lehrte ihn mittelbar in die eigene Bruſt ſchauen, indem er ihn überall auf das Urſprüngliche, Eigenwüchſige, Naturfriſche und Volksmäßige hinwies. Er that für Göthe im beſonderen, was er für die deutſche Literatur im allgemeinen gethan hat, das heißt er vollendete die Befreiung des jungen Dichters von der franzöſiſchen Kunſtregel. Er ſchloß ihm die Poeſie der Bibel, die Welt Homers, Shakſpeare's und Oſſians auf. Zwar der Geiſt der homeriſchen Geſänge iſt erſt ſpäter, in Italien, dem Vater der Dorothea ſo recht aufgegangen; aber Shakſpeare ergriff ihn ſchon jetzt mit der Vollgewalt ſeines ſouveränen Zaubers.

So auch Oſſian, deſſen „Sang von Selma“ er prächtig überſetzte und deſſen epiſche Elegik eines der einflußreichſten poetiſchen Motive jener Zeit wurde, die nicht wußte, daß die angeblichen oſſian'ſchen Geſänge von dem Herausgeber Macpherſon ſelber gedichtet waren. Das gewaltige Ergriffenſein Göthe's von Shakſpeare und von Oſſian zeigen die beiden Manifeſte, womit er ſein Auftreten als Nationaldichter ankündigte, der Götz und der Werther. Zugleich mit der Wertherſtimmung war dann auch der Oſſian für ihn abgethan. Nicht ſo mit der götzſchen Kraftgenielaune zugleich der Shakſpeare. Zu dieſem hat er, wie er wohl allzu beſcheiden bekannte, ſein Lebenlang emporgeblickt „wie zu einem Weſen höherer Art,“ obzwar dem Schöpfer des Hamlet der Schöpfer des Fauſt vollberechtigt als Ebenbürtiger ſich zur Seite ſtellen durfte.

V.

Es war eine ſonderlich gemiſchte Studenten- und ſonſtige Junggeſellenſippſchaft, welche an dem Mittagskoſttiſche der beiden ehrenwerthen alten Jungfern Lauth in der Krämergaſſe Nr. 13 ſich zuſammenfand und willig den wackeren Aktuarius Salzmann als ihren Präſes anerkannte. In Wahrheit, der gute und verſtändige Mann hat bei dieſen frugalen Sympoſien die Rolle des Sokrates innegehabt. An ihn reihten ſich die Studenten Lerſe, Weyland, Engelbach, Meyer von Lindau, Melzer, Waldberg und der ſanftmüthige, fromme Jung-Stilling, der nach Straßburg gegangen war, um ſich in der Augenheilkunde zu vervollkommnen. Auch der kraftgeniemäßig ſich räuſpernde und ſpuckende Poetaſter Heinrich Leopold Wagner gehörte dieſem Kreiſe an, ſowie demſelben zu Anfang des Jahres 1771 der aus Livland gekommene Reinhold Lenz beitrat, der geniale Irrwiſch, der es leider im Leben und im Dichten nur bis zum Irrlichteliren gebracht hat. Alle dieſe Tiſchgenoſſen waren mehr oder minder von dem in die Zeit gefahrenen Sturm und Drang angefaßt und zollten, jeder in ſeiner Art, dieſer Zeitſtimmung ihren Tribut. Gemeinſam war ihnen die Begeiſterung für die deutſche Sprache und ein weiteres Bindband wurde für die meiſten der Enthuſiasmus für Shakſpeare, deſſen Geltung unter ihnen „bis zur

Anbetung ging.“ Glückliche Menſchen von damals, die ihr noch verehren, anbeten, lieben konntet! Uns Nachgeborenen iſt nur die Verneinung, die Kritik und der Haß geblieben.

Ein echt human-liebevoller Zug ging durch die Kraftgenialität unſeres ſtraßburger Studenten Göthe. War da der gute Jung-Stilling mit ſeinem Mitankömmling und Freunde Troſt zum erſtenmale zur Tafelrunde bei den ehrſamen Jungfern Lauth erſchienen. „Wir waren zuerſt da,“ erzählt er uns, „und man wies uns unſern Ort an. Es ſpeiſten ungefähr zwanzig Perſonen an dieſem Tiſch und wir ſahen einen nach dem anderen hereintreten. Beſonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und ſchönen Wuchſes muthig in's Zimmer. Wir wurden gewahr, daß man dieſen ausgezeichneten Menſchen Herr Göthe nannte, glaubten aber, daß wir viel Verdruß mit ihm haben würden, da ich ihn für einen wilden Kameraden anſah. Herr Troſt ſagte leiſe zu mir: ‚Hier iſt's am beſten, daß man vierzehn Tage ſchweigt.‘ Wir ſchwiegen alſo; es kehrte ſich auch niemand ſonderlich an uns, außer daß Göthe zuweilen ſeine Augen herüberwälzte. Er ſaß mir gegenüber und er hatte die Regierung am Tiſche, ohne daß er ſie ſuchte.“

Er war aber ein guter Tiſchregent, wie Stilling ſofort erfuhr. Unſer der Augenheilkunde befliſſener Neuling hatte ſtatt einer modiſchen „Beutelperücke“ eine runde auf. An dieſer ſtieß ſich der ſpottluſtige Mediciner Waldberg, welcher vielleicht in dem „Fuchs“ mit der runden Perücke noch dazu einen der „Stillen im Lande“ erkennen mochte. Fragte daher plötzlich über den Tiſch herüber: „Was meint Ihr, hat wohl Adam im Paradieſe auch eine runde Perücke getragen?“

Darauf wurde der Stille ſofort laut, denn das hieß ja nicht nur ſeiner, ſondern auch der heiligen Schrift ſpotten. „Schämen Sie ſich,“ ſagte er muthig aus ſeiner runden Perücke heraus, „ein ſolcher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde.“

Das fanden freilich die anderen nicht, denn alle lachten herzlich bis auf Salzmann und Göthe. Der „wilde Kamerad“ nahm ſich ſogar des Verſpotteten offen und tapfer an, indem er dem Spötter die geflügelten Worte zurief: „Probire doch erſt einen Menſchen, ob er des Spottes werth ſei. Es iſt teufelsmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum beſten zu haben!“

Wie das dem Stilling wohlthat! Von Stund' an hat er ſich mit der ganzen Anſchmiegſamkeit ſeines Weſens ſeinem Beſchützer angeſchmiegt.

Dieſe Koſttiſchſcene zeigt uns deutlich genug, daß unſeres Wolfgangs Auftreten ſchon damals überall ein ſiegreiches geweſen iſt. Er war ein prächtiger Junge. Es iſt uns bezeugt, daß, wenn er zu Straßburg in eine Gaſtſtube trat, die Gäſte Meſſer und Gabeln ruhen ließen und die erhobenen Gläſer niederſetzten, um des Jünglings apolloniſche Schönheit anzuſtaunen; dieſe ſchlanke, mannhafte, breitbrüſtige Wohlgeſtalt, dieſen edelgeformten, auf kräftigem Nacken leicht ſich wiegenden Kopf, dieſe hohe, breite, freie Stirne mit den langen ſchön geſchwungenen Brauen, unter denen die mächtig großen braunen Augen ihr olympiſches Feuer hervorſtralten, die kühn vorſpringende, aber fein modellirte

Naſe, das energiſche Kinn, die friſchen, vollen, rothen Lippen, deren wohlwollendem, ſchalkhaftem oder zärtlichem Lächeln zu widerſtreben die Frauen ſo ſchwer, wenn nicht unmöglich fanden. Ach ja, die Frauen und, ſelbſtverſtändlich, auch die Mädchen, die „Maidle,“ wie Göthe in ſeinen ſtraßburger Briefen ſie mitunter auf gut elſäſſiſch nannte. So hat auch jene junge Franzöſin Lucinde, von deren Vater unſer Student in die höhere Tanzkunſt ſich einweihen ließ, die Unwiderſtehlichkeit des göthe'ſchen Lächelns ſchmerzlich erfahren. Es muß ein wilddramatiſcher Auftritt geweſen ſein, als die auf ihre jüngere Schweſter Emilie Eiferſüchtige den leidenſchaftlich geliebten jungen Mann „ganz eigentlich beim Kopfe faßte“ und — Göthe ſpricht — „mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihrige drückte, mich zu wiederholten malen auf den Mund küſſte und ausrief: ‚Unglück über Unglück auf diejenige, die zum erſtenmal nach mir dieſe Lippen küſſt! Wage es nun, Schweſter, wieder mit ihm anzubinden! Und Sie, mein Herr, eilen Sie, was Sie können!‘“

Wir glauben dem alſo Fortumarmten und Weggeküſſten gern, daß er die Treppe „hinunterflog mit dem feſten Vorſatze, das Haus nicht wieder zu betreten.“

Nicht ganz unſtatthaft dürfte die Vermuthung ſein, daß dieſes Muſter von franzöſiſcher Liebe mit dazu beigetragen haben konnte, den Wolfgang in ſeinen damaligen ſtarkdeutſchen Neigungen zu kräftigen. Jedenfalls fiel ſeine ganz entſchiedene Abwendung von der franzöſiſchen Literatur in dieſe ſtraßburger Zeit voll Sproſſens, Taſtens und Suchens. Er kehrte ſeine Blicke theilnahmevoll der Vergangenheit ſeines Volkes zu und hier blieben ſie an der derbknochigen Rittergeſtalt des „Götz von Berlichingen“ haften, welcher in alten Tagen auf ſeiner Burg Hornberg am Neckar die Denkwürdigkeiten ſeiner ſo ziemlich raubritterlichen Laufbahn aufgezeichnet hatte. Es darf wohl ohne Widerrede angenommen werden, daß die Anfänge des göthe'ſchen „Götz“ in Straßburg entſtanden ſind. Dagegen laſſen ſich ſchlechterdings keine Beweiſe beibringen für die Meinung, unſer Dichter habe während ſeiner ſtraßburger Zeit ſo oder ſo auch ſchon mit den großen Problemen, welche in den nächſten Jahren geſtaltungsheiſchend an ihn herantraten, mit den Problemen „Fauſt,“ „Prometheus,“ „Ahaſver,“ „Mohammed, ſich getragen und beſchäftigt. Die Juriſterei wurde zwar auch hier, wie in Leipzig, nur ſo nebenbei getrieben; doch wurde ſie getrieben im Hinblick auf den Wunſch und Willen des Herrn Vaters daheim, der da nicht leiden konnte, daß man ſeine Haustreppe umgebaut haben wollte und daß man ſeine Spiegelrahmen „ſchnörkelhaft“ und ſeine Tapeten zu „chineſiſch“ fand. Jedenfalls aber hörte unſer Student mediciniſche Vorleſungen mit mehr Antheil als ſeine berufswiſſenſchaftlichen. Die Jurisprudenz hat ihn ja ſeinem Eingeſtändniß zufolge überhaupt nur ſoweit beſchäftigt, als es galt, „die Promotion mit einigen Ehren zu abſolviren.“

Zuvörderſt galt es aber, einen ganz anderen Kurſus zu abſolviren, den Friederike-Kurſus, welchen er im zehnten und elften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ ſo reizend geſchildert hat. Ja, als der alte Göthe dieſe Schilderung diktirte, da iſt ihm das Herz jung geworden in der Bruſt und aufgegangen wie eine Blume im Frühlingsſonnenlicht. Sein damaliger Geheimſchreiber

Kräuter hat bezeugt, daß der alte Herr, ſtatt wie ſonſt beim Diktiren gleichmäßig im Zimmer hin und her zu gehen, zu jenen Stunden, wo ein Hauch der Erinnerung aus den Feldern und Wäldern von Seſenheim ihn umſpielte, tiefergriffen ſtillgeſtanden ſei und ſein Diktat durch lange Pauſen unterbrochen habe. Dann habe er ſich die belaſtete Seele mittels tiefen Aufſeufzens erleichtert, um gedämpften Tones fortzufahren. Warum auch ſollte er nicht tief ergriffen, warum nicht ſchmerzlich bewegt ſein? Er mußte ja auch dann noch, in ſeinen alten Tagen noch fühlen, daß die Trennung von Friederike, die ihm ſo mit ganzer Seele zu eigen geweſen, wie es keine andere mehr ward, der große Anliegen ſeines Lebens geworden . . .

Wie unſer zu ſchalkhaften Streichen ſtets geneigter ſtraßburger Student eines ſchönen Oktobertags von 1770 im An- und Aufzug eines armen Teufels von Kandidaten der Theologie mit ſeinem Kameraden Weyland nach Druſenheim hinüberritt, um von dort in's Pfarrhaus des nahe gelegenen Seſenheim zu wandern und die bekannte Gaſtfreiheit des wackeren Pfarrers Johann Jakob Brion anzuſprechen; item, wie den angeblichen Kandidaten die ſeſenheimer Pfarre ſammt ihren Inſaſſen — Vater, Mutter, drei Töchtern und einem Jungen — anmuthete wie Goldſmiths in die Wirklichkeit überſetztes Idyll vom „Vicar of Wakefield“ — iſt allbekannt. Die noch nicht ganz ſechszehnjährige Friederike Brion (geboren 1754) kam den Gäſten etwas ſpäter vor Augen als die übrigen Mitglieder der Familie. Die Erinnerung, wie das herzige „Maidle“ zuerſt ſeinen Augen ſich darſtellte, lebte unauslöſchlich friſch und farbenhell in Gothe's Seele fort. „Endlich trat ſie in die Thür und da ging fürwahr an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Die Mädchen trugen ſich noch deutſch, wie man es zu nennen pflegte, und dieſe Nationaltracht kleidete Friederiken beſonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben: ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze: ſo ſtand ſie auf der Gränze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie einher und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte. Der Strohhut hing ihr am Arm und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehen und zu erkennen.“

Was weiter ſagen? Es hob an dieſem Tage ſchon zwiſchen den beiden das ewigalte und ewigjunge Spiel an von Augen, die ſich ſuchen, von Herzen, die ſich finden, von Händen, die einander zu faſſen ſich ſehnen. Friederike's Blauaugen ließen ſich durch die ärmliche Kandidatenmaſke nicht irremachen: mit jenem ſcharfen Mädcheninſtinkt, welcher mitunter alle Erfahrungen einer Frau an Treffſicherheit übertrifft, mochte ſie in dem ſchönen Fremdling den Gotterliebling, den Auserwählten erkennen, und hinwiederum muß ihre „Lieblichkeit“ in der That eine überwältigende geweſen ſein. Denn unſer Wolfgang brachte ſchon von dieſem erſten Beſuch in Seſenheim ein lichterloh brennendes Herz mit nach Straßburg zurück, von wo er am 15. Oktober an Friederike ſchrieb: „Mein Aug' fand im erſten Blick die Hoffnung zur Freundſchaft in Ihrem und für unſere Herzen wollt' ich ſchwören: ſo zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo liebhabe, nicht wieder ein bißchen günſtig ſein?“ Ach ja, das arme Kind war ihm gut und günſtig, nicht „ein bißchen,“ aber ſehr. Ach, das Töchterlein des guten Pfarrers, deſſen lange Predigten der Wolfgang mit himmliſcher Geduld anhörte, weil im Kirchenſtuhle neben der Geliebten ſitzend, hatte Feuer gefangen, aber in der Liebenden iſt die Flamme erſt im Tode erloſchen. Charakteriſtiſch und unſerem lichterloh brennenden Dichter ſehr zur Ehre gereichend war es, daß er, der von ſeiten der heißen Lucinde auf ſeine Lippen gelegten Verwünſchungen eingedenk, Bedenken trug, die Lippen des geliebten Mädchens mit den ſeinen zu berühren. Freilich währte dieſer Skrupel nicht länger, als eben ſolche Skrupel zu währen pflegen. Mit dem Frühlingsanbruch von 1771 ſproßte ein ganzer Friederike-Liederſtrauß aus Wolfgangs Herz hervor, ein Strauß von Liedern, wie ſie eben nur ein „von einer Empfindung ganz volles“ Dichterherz zu offenbaren vermochte. Manche dieſer Friederikelieder gehören zu dem Innigſten, Zarteſten und Feurigſten, was Göthe gedichtet hat. Wie hätte er auch anders dichten können in jenen ſechs Frühlingswochen, welche er in Seſenheim verbrachte? War er doch, wie er vierzig Jahre ſpäter bekannte, „gränzenlos glücklich an der Seite Friederike's," als deren Verlobter er ſtillſchweigend anerkannt geweſen zu ſein ſcheint. Es war da nahe bei der Pfarre ein Gehölz, welches das „Nachtigallwäldel" hieß, weil die Nachtigallen, meinten die ſeſenheimer Bauern, ſo darin „plärrten," daß man Nachts nicht ſchlafen konnte. Hierher ſind Wolfgang und Friederike gewandelt, um, wie er angibt, „durch die herzlichſte Umarmung und die treulichſte Verſicherung einander zu ſagen, daß ſie ſich von Grund aus liebten." Sehr begreiflich und verzeihlich unter ſolchen Umſtänden, ſcheint mir, daß „alle hypochondriſchen und abergläubiſchen Grillen," Lucinde und ihre Verwünſchung dem Liebenden entſchwanden und er ſeine „ſo zärtlich Geliebte recht herzlich zu küſſen nicht verſäumte, auch die Wiederholung dieſer Freude ſich nicht verſagte."

Aber nicht nur „unter Palmen," ſondern auch unter den Buchen des Nachtigallwäldels von Seſenheim wandelt man nicht ungeſtraft. Dem Menſchen, wie er nun einmal iſt, wird ein volles, reines, ungeſtörtes Glück gar nicht beſchieden. Es muß ſo ſein: denn wäre es nicht ſo, würde der Menſch vor Uebermuth toll werden. Das ſchwarze Verhängniß, welches allezeit ſelbſt über dem augenblicklich Glücklichſten drohend hängt, iſt für das Gleichgewicht der Menſchenſeele ebenſo nothwendig wie für das Gleichgewicht des Menſchenleibes der Druck der Atmoſphäre. Ein Gefühl, daß die Blüthen des ſeſenheimer Liebesfrühlings welken müßten, macht ſich mitunter ſchon in den Briefen hörbar, welche der glückliche Wolfgang aus Seſenheim nach Straßburg an Salzmann ſchreibt: —

„Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, was man wünſcht. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schickſal zu jeder Glückſeligkeit dreinwiegt! Es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden!“ . . .

Die Zugabe, die Zugabe, ja wohl! Göthe's Biographen und Beurtheiler haben ſich viele Mühe gegeben, den Sinn dieſes Wortes herauszugeben. Einer (Viehoff) will darunter verſtanden wiſſen „das tiefe Gefühl des Dichters, daß es ein Treubruch an ſich ſelbſt wäre, wenn er ſeine Seele ſo frühe und für immer in dieſe idylliſch begränzte Sphäre einſchränkte.“ Ein zweiter (Schäfer) findet in der „Zugabe“ die „Erkenntniß, daß dieſe Liebe nicht der Lebensinhalt für ſeinen hochſtrebenden Genius ſein könne.“ Ein dritter (Düntzer) glaubt, die „Zugabe“ ſei die „Einſicht geweſen, daß er nicht beſtimmt ſei, das wahre Glück der Liebe in ruhigem Beſitze zu genießen.“ Ein vierter endlich (Leyſer) erklärt: „Es war das tiefe, tiefe Gefühl des Abſtandes zwiſchen Idee und Wirklichkeit, das ihn ergriff, die Klage, die ſo ſchmerzlich zu uns ſpricht aus den Gebilden unſerer Dichter und Künſtler, daß wir emporſtreben nach unſeren Idealen wie Adler nach der Sonne, wie Adler mit gebrochenen Fittigen.“ Zweifelsohne enthält jede dieſer Anſichten ein Korn Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Mir ſelbſt hat der kalte Windſtoß der Reflexion, wie er in des Dichters Aeußerung gegen Salzmann plötzlich die Blüthendolden des ſeſenheimer Liebesfrühlings ſchüttelte, eine Stelle aus Göthe's „Ewigem Juden“ im Gedächtniſſe wachgerufen, die Stelle, wo von Chriſtus bei ſeinem zweiten Herabſteigen zur Erde geſagt iſt:

„Er fühlt im vollen Himmelsflug
Der irdiſchen Atmoſphäre Zug,
Fühlt, wie das reinſte Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.“

Das war es! Aber es war noch nicht alles und auch das übrige muß geſagt werden: — das Organ der Treue war in Göthe's Seele wenig entwickelt und es widerſprach der Wahrhaftigkeit ſeines Weſens, den von ihm geliebten Mädchen und Frauen auch dann noch Treue zu heucheln, wann er die Nutzloſigkeit oder gar die Verderblichkeit ſeiner Leidenſchaft eingeſehen hatte. In ſeinem Verhältniſſe zu Friederike war von Anfang an ein obzwar zuerſt gar nicht beachtetes, aber doch thatſächlich ſtörendes Moment geweſen: der Umſtand, daß das liebe Kind „auf der Gränze zwiſchen Bäuerin und Städterin ſtand.“ Die Konvenienz iſt nun einmal in der Welt, mit allen ihren Formen und Normen, und ſelbſt der genialſte Stürmer und Dränger, das titanenhafteſte Kraftgenie kann ſich an dieſer „brutalen Thatſache,“ ſo es gewaltſam gegen ſie anſtürmt, nur den Schädel einrennen. Das fühlte Göthe, welcher bei all' ſeinem Empfindungsüberſchwang doch gar wohl wußte, daß es nur dummes Zeug abſetzt, wenn man das Poetiſche in die Proſa der Wirklichkeit wirklich übertragen will. Es iſt vielleicht grauſam zu ſagen, aber wahr: es iſt zweierlei, ſehr zweierlei, ein holdes „Maidle,“ wie die arme Friederike war, unter den Buchen des ſeſenheimer Nachtigallwäldels zu küſſen oder aber ſelbiges Maidle in ſeiner elſäſſiſchen

Landestracht in das reichsſtädtiſch-patriziſch-ehrenſteife Vaterhaus heimzuführen, allwo ein kaiſerlicher Rath Johann Kaſpar ſehr viel auf Schnörkelrahmen und chineſiſche Tapeten hält. Aber die Frau Aja würde ſich doch wohl leicht in die ſchöne und ſeelengute ländliche Schwiegertochter gefunden und geſchickt haben? Vielleicht — vielleicht aber auch nicht. Frauen ſind unberechenbar, und vollends Schwiegermütter! Das ganze Mißverhältniß zwiſchen ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Zukunft, zwiſchen ſeiner und der Geliebten ſocialen Stellung mußte unſerem Dichter aufgehen, als im Sommer Friederike mit ihrer Mutter und Schweſter zum Beſuche bei Verwandten nach Straßburg hereinkam. Der Farbenſchmelz des ſeſenheimer Idylls mußte innerhalb der Stadtmauern erblaſſen; es konnte gar nicht anders ſein. Die Harmonie von Friederike's Erſcheinung und Gebaren mit ihrer ländlichen Umgebung mußte in der ſtädtiſchen zur Diſſonanz werden; man kann das gar nicht bezweifeln. Göthe hat es allerdings nicht ausdrücklich anerkannt, daß ihn dieſer Beſuch zur Trennung von der Geliebten beſtimmt habe; aber ſeine Aeußerung: „Endlich ſah ich ſie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen!“ ſpricht gewiß deutlich genug. Freilich, der Kampf zwiſchen Leidenſchaft und Entſagung war damit keineswegs ſchon zu Ende gekämpft. Im Gegentheil, derſelbe hob jetzt erſt recht an.

Es ſteht feſt, daß der Dicher niemals das entſcheidende Fragewort an die Geliebte gerichtet und daß demnach auch niemals ein färmliches Verlöbniß zwiſchen ihm und Friederike ſtattgefunden hat. Aber darum heuchelte er ſich doch keineswegs vor, er hätte das geliebte Kind nicht zu den ſüßeſten Hoffnungen ermuthigt. Friederike mußte des feſten Glaubens und Vertrauens ſein, der Heißgeliebte würde ſie als ſeine Frau heimführen. Das wußte Göthe und dieſes Wiſſen wurde ihm ſpäter zur bitterſten Reuequal. Lange Jahre nachher hat er als ſein Selbſtankläger und Selbſtanſchuldiger geſagt: „Eine ſolche jugendliche, auf- Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Allein wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns vorausſehen laſſen, wohin ſie uns führen kann?“‟

Die Frage war und iſt vollberechtigt. Die Leidenſchaft ſchmeichelt dir erſt den kleinen Finger, dann alle zehn Finger, dann den Arm ab, und bevor du es merkſt, hat ſie dich ganz. Sie iſt der Fluch, aber auch der Segen des Menſchendaſeins. Was wäre dieſes ohne ſie für eine ſalzloſe Poſſe! Die Leidenſchaft ſchafft Leiden, gewiß; aber indem ſie das thut, erhebt ſie das weltgeſchichtliche Satyrſpiel zur Tragödie und macht den Kampf zwiſchen ihr und dem Schickſal zu einem „Schauſpiel für Götter‟. . .

Mitten in einem ſolchen Kampfe ſtehend, hat unſer Student natürlich weder Muße noch Stimmung zu ausdauernder Arbeit gefunden. Auf fortgeſetzte Vorſtudien zum „Fauſt‟ deutet die Leſung magiſcher und myſtiſcher Scharteken hin. Wie weit etwa der erſte Wurf des Götz noch in Straßburg getrieben worden ſein mag, iſt unnachweisbar. Jedenfalls iſt der Gedankengehalt des Aufſatzes „Von deutſcher Baukunſt“, welchen Göthe vor Jahresſchluß 1771 zu Ehren Erwins von Steinbach im rauſchenden Kataraktſtil der Kraftgenialität niederſchrieb, ſtraßburger Gewächs ganz und gar. Eine Notiz in dem kunterbunten Tagebuche, welches der Wolfgang zu Straßburg führte, kann uns glauben machen, er habe ſich damals auch mit dem Gedanken beſchäftigt, ein Cäſar-Drama zu dichten. Daneben wurde doch, um den leidigen Kaſus der Promotion endlich abzuthun, eine Diſſertation in anſtändigem Latein zuwegegeſchneidert über das Thema „Der Geſetzgeber iſt nicht allein berechtigt, ſondern auch verpflichtet, einen beſtimmten Kultus feſtgeſetzten, von welchem weder die Geiſtlichen noch die Laien ſich losſagen dürfen.“ Dieſe hochkonſervativ-kirchenrechtliche Anſchauung von ſeiten des eigentlichen Löwen der Sturm- und Drangperiode hat etwas Verblüffendes, welches ſich aber, ohne daß man von Göthe's „ariſtokratiſcher Natur“ zu reden brauchte, leicht dahin erklären dürfte, daß es den jungen Löwen gejuckt habe, parador zu brüllen. Dem Herrn Vater daheim, welchem das juriſtiſche Opuſkulum in ſauberer Abſchrift übermittelt wurde, gefiel daſſelbe nicht übel; dagegen ſchüttelte ein wohlweiſer Dekan der Fakultät den Kopf dazu und rieth unſerm Kandidaten, die Diſſertation doch lieber zurückzuziehen und über anderweitige Theſes zu diſputiren, um den Grad eines Licentiaten zu erlangen; denn um dieſen, nicht um den Doktorgrad handelte es ſich.

Göthe iſt nur par courtoisie Doktor geworden, d. h. man nannte den Licentiaten ſo, und er ließ es ſich gefallen, weil in ſeinen Augen der eine Titel gerade ſo viel werth war wie der andere, d. h. nichts. Unſer Kandidat ſtellte ſechsundfünfzig „Positiones juris“ zuſammen, die er in öffentlicher Diſputation vertheidigen wollte. Die merkwürdigſte dieſer Theſen war wohl die dreiundfünfzigſte („poenae capitales non abrogandae,“ die Todesſtrafen ſind beizubehalten), weil ſie ein Thema berührte, welches in der jurisprudenzlichen Welt auch heute noch heftig hin- und hergezerrt wird. Uebrigens war eine derartige Diſputation dazumalen in Straßburg und anderwärts nur eine Formalität mit abgekarteter Rollenvertheilung, im Grunde der helle Jux. Die göthe'ſche ging am 6. Auguſt von 1771 im Thomanum, dem alten Univerſitätsgebäude, vor ſich „wie geſchmiert,“ einer Ueberlieferung zufolge nicht ohne einen komiſchen Zwiſchenfall. Lerſe nämlich habe zum Spaß als Reſpondent dem Diſputanten ſo warm gemacht, daß dieſer aus ſeiner Rolle und aus ſeinem Latein fiel und dem Bedränger deutſch zurief: „Ich glaube, Bruder, du willſt an mir zum Hektor werden!“

Zu Ende Auguſts verließ der neugebackene Herr Licentiat das Elſaß. Er ritt zuvor noch nach Seſenheim hinaus, zum bitterſten Abſchiede, den er wohl jemals genommen, zum Abſchiede von der Geliebten, zu welcher er in der letzten Strophe eines ſeiner Friederiken-Lieder geſagt hatte:

„Fühle, was mein Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand!
Und das Band, das uns umwindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!“

und die er nun zu verlaſſen kam. Kein Tadel, kein Vorwurf fiel von den Lippen Friederike's. Dieſes einfache Landmädchen ſcheint inſtinktiv gefühlt zu haben, daß es ſich ziemte, das Glück und das Unglück, von einem zur Unſterblichkeit Berufenen geliebt worden zu ſein, mit ſtiller Würde zu tragen.

„Es waren peinliche Tage," erzählt der alte Göthe. Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und mir war ſehr übel zu Muthe." Sehr glaubhaft, fürwahr, daß ihm das Herz ſchwer in der Bruſt lag auf ſeinem Ritte gen Straßburg. Aber wer vermöchte zu ſagen, wie ſchwer ihr das Herz in der Bruſt gelegen haben mag, als der heißgeliebte treuloſe Reiter hinter den Bäumen von Seſenheim verſchwand. Sie hat dieſes ſchwere Herz bis zum 3. April von 1813 mit ſich herumgetragen: da iſt es ihr endlich leicht geworden im Tode. Und ſie ſtarb unvermählt, obzwar es ihr an Freiern keineswegs gefehlt hatte. Aber keiner hatte ihr Jawort gewonnen: denn, ſoll ſie geſagt haben, „wer von Göthe geliebt worden, kann keinen andern lieben!" und dabei war ſie verblieben.

VI.

Unſer Herr Doktor Göthe, wie wir mit ſeinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen den Licentiaten höflicher Weiſe betiteln wollen, kehrte von ſeinem zweiten Ausflug in die Welt kaum weniger flügellahm in das heimatliche Neſt zurück, als er von ſeinem erſten zurückgekehrt war. Leiblich zwar iſt er bei ſeiner Heimkehr von Straßburg wohlauf geweſen, nicht aber ſeeliſch. Denn eine allzu begründete Reue nagte ihm an der Seele und als echter Dichter mußte er jetzo das Weh Friederike in ebenſo geſteigertem Maße bitter empfinden, als er vordem die Wonne Friederike ſelig genoſſen hatte. Kaum im Vaterhauſe angelangt, ſchrieb er an die Verlaſſene und — meldet er — „die Antwort Friederike's zerriß mir das Herz. Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, daſſelbe Gefühl, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt, den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit, ihn zu erſetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das ſchlimmſte war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Aennchen mich verlaſſen, hier war ich zum erſtenmal ſchuldig. Ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem tiefſten verwundet und ſo war die Epoche einer düſteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchſt peinlich, ja unerträglich. Aber der Menſch will leben —“

Ach ja, der Menſch will leben! Und er muß leben wollen, falls der geheimnißvolle, dem Dummſten gerade ſo wie dem Weiſeſten erkennbare, d. h. unerkennbare Plan der ungeheuren Menſchheittragödie zu fernerweit tragikomiſcher Ausführung gelangen ſoll. Das ſinnliche Bedürfen und Begehren, das Thier im Menſchen, welches, aus dem Thatſächlichen ins Philoſophiſche überſetzt, beim Fichte das „Ich“ und beim Buddha-Schopenhauer der „Wille zum Leben“ heißt, raſtet und ruht nicht. Ein recht gemeines Ding, genau angeſehen, dieſes Ich, dieſer Wille, ganz ordinär; aber immerhin mächtig genug, die koloſſale Tragikomödie des Erdendaſeins im Gange und die ewigen Grundmotive derſelben, Hunger und Liebe, in unendlicher Wiederholung wirkſam zu erhalten.

So wollte denn auch der Doktor Göthe leben und zwar unbedingt beſſer, als ihm ſeine durch die angehobene und ſo ziemlich nebenbei und obenhin betriebene Advokatur beſchafften eigenen Mittel erlaubt haben würden. Die wirklich erforderlichen zu beſchaffen, war der Vater natürlich wiederum gut genug; ebenſo, die langweiligeren der Advokatengeſchäfte für den „ſingulären“ Menſchen zu verrichten. Dieſer ſtellte, wie er uns bekannt hat, ſein Abſehen vorerſt darauf, in ſeiner Weiſe hinſichtlich des Idylls von Seſenheim poetiſch Reu' und Leid zu machen und das Friederikenweh künſtleriſch loszuwerden. Wir wiſſen ja, daß um jene Zeit (November 1771) der „Götz von Berlichingen“ im erſten Wurf entſtanden iſt und daß unſer Dichter mittels

Schaffung der beiden Figuren Maria und Weislingen eine dichteriſche Beichte und Büſſung beabſichtigte. In der erſtgenannten Geſtalt ſollte die verlaſſene Geliebte ſchön verklärt, in der zweiten er ſelbſt, der Treuloſe, mit aller Strenge beſtraft werden. Auch in die gleichzeitig oder wenig ſpäter fragmentariſch haſtig auf das Papier geſchleuderten Anfänge der Fauſt-Dichtung ſpielten zweifelsohne die Erinnerungen an ſein Verhältniß zur Friederike Brion herein. Viel that an dem ſich Härmenden auch jetzt wieder der liebevoll-verſtändige Zuſpruch der Mutter. Alte Freunde nahmen ſich ſeiner an und ſuchten mittels geſelliger Zerſtreuungen ihn vergeſſen zu machen, was er jüngſt verloren hatte. Tröſterin Natur war auch nicht läſſig: dem Berg und Thal, Feld und Wald durchſtreifenden und ſeines Herzens Pein in kraftgenialiſchen Liedern („Wanderers Sturmlied“) ungeſtüm ausſtrömenden Dichter gab ſie den Troſt, den ſie jedem zu ihr flüchtenden Kummerträger gibt: Sieh' mich an! Auch ich leide und dulde unter der Schwere des Geſetzes ewiger Nothwendigkeit . . . So löſ'te ſich denn mälig das Gefühl der Herbigkeit ſeines Verluſtes und ſeiner Reue in jene Weichheit der Erinnerung auf, welche das Herz umſchmiegt „ſanft wie geliebter Todten Angedenken,“ und ſo mochte im Rückblick auf Friederike ihm zu Muthe ſein, als er die Schlußſtrophe von „Jägers Abendlied“ (in des Gedichtes älteſter Geſtalt) vor ſich hinſang:

„Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als ſäh' den Mond ich an;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gethan.“

Für die literariſche Thätigkeit des in dieſer Weiſe von ſeiner Herzenswunde Geneſenen war es nicht bedeutungslos, daß ſein nachmaliger Schwager Schloſſer die Redaktion der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" übernahm (1772). Denn Göthe wurde einer der eifrigſten Mitarbeiter an dieſer Zeitſchrift, welche ſich ſo recht als der Moniteur der Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur aufthat. Von noch größerer Bedeutung aber war es für unſeren Dichter, daß er durch Schloſſers Vermittelung mit dem Kriegszahlmeiſter Johann Heinrich Merck in Darmſtadt bekannt und bald auch befreundet wurde. Dieſem führenden Freunde ſeiner Jugend hat er ſpäter in „Dichtung und Wahrheit" noch weniger Gerechtigkeit widerfahren laſſen als dem Vater, indem er Mercks nur als ſeines, des jugendlichen Göthe-Fauſt's Mephiſto ſich erinnern wollte. Und doch war der darmheſſiſche Kriegszahlmeiſter keineswegs „der Geiſt, der ſtets verneinte." Im Gegentheil, er war der erſte entſchiedene Bejaher des göthe'ſchen Genius, er war es, welcher den Schöpfer des Götz und des Werther zur Veröffentlichung dieſer Sturm- und Dranggenialitäten drängte und trieb („Bei Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln!"). Auch die Stiftung der frankfurter gelehrten Anzeigen ging vorzugsweiſe von ihm aus. Merck iſt demnach nichts weniger als ein Philiſter geweſen. Eine erkleckliche Doſis vom Sturm und Drang der Zeit webte und waltete auch in ihm und er bethätigte ſich lebhaft an den Strebungen der jüngeren Generation, welchen Strebungen, vorweg den nationalliterariſchen, es vielfach und nachhaltig zum Vortheile gereichte.

daß dieſes Mentors und Kritikers Verſtand ſcharf, ſein Geſchmack geſund und fein, ſein Urtheil unbeſtechlich war. Summa: ſo ein Mann, der fähig und bereit iſt, das Gute und Tüchtige zu erkennen, anzuerkennen und zu fördern; aber ebenſo, jedes „dumme Zeug“ und allen „Quark“ frank und frei mit dem richtigen Namen zu nennen. Unſer Dichter war dem Freund und Berather zu großem Danke verpflichtet und demnach iſt es nur gerecht, daß die deutſche Literaturgeſchichte des Kriegszahlmeiſters Merck dankbar eingedenk ſei und bleibe.

Der merck'ſche Freundeskreis in Darmſtadt nahm den jungen frankfurter Doktor mit großer Freundlichkeit auf und Wolfgang verkehrte viel mit den neuen Freunden und Freundinnen in Darmſtadt, Gießen und Homburg. Es war ja die Zeit der Freundſchaftlerei, der Schwarm- und Starkgeiſterei, der Mondſcheingefühle, der oſſian'ſchen Seufzerlaute und der Lorenzodoſen. Unter den Freundinnen, mit welchen Göthe an den erwähnten Orten mehr oder weniger ſchwärmte, befanden ſich Karoline Flachsland, Herders Braut, und zwei aus Empfindſamkeit und Migräne zuſammengepappte homburger Hofdamen, welche unter ihren Freunden Lila und Uranie hießen und von denen die erſtere ein weißes Lämmchen am himmelblauen Bande als Wahrzeichen mit ſich herumzuführen pflegte. Die göthe'ſchen Lieder „Felsweihe,“ „An Pſyche,“ „An Lila,“ „An Uranie,“ „Elyſium“ ſind durch dieſen Verkehr, zu welchem der gute Merck mitunter allerdings ſarkaſtiſch-mephiſtopheliſch geſehen haben haben mag, angeregt worden. Karoline Flachsland ſchrieb an ihren Verlobten, Göthe habe den Freunden in Darmſtadt Scenen aus ſeinem Götz von Berlichingen vorgeleſen und „ſtecke voller Lieder,“ worauf Herder gnädigſt erwiderte, der Göthe ſei ein „wirklich guter Menſch,“ aber doch „äußerſt leicht und viel zu ſpatzenmäßig.“ Was der Griesgram Herder, der es ſein Lebenlang nie vermochte, unſerem Dichter, welcher doch ,als ein rechter Freund an ihm gehandelt hat, volle Anerkennung zu zollen, unter Spatzenmäßigkeit eigentlich verſtanden habe, wird uns nicht geſagt.

Im April 1772 lernte Göthe in Darmſtadt auch die damals gefeiertſte deutſche Autorin kennen, Frau Sophie von La Roche, die Jugendgeliebte Wielands, Verfaſſerin des Romans „Das Fräulein von Sternheim,“ welcher zu jener Zeit ſo berühmt geweſen, wie nur irgend ein Roman von heutzutage ſein mag, aber ſeine Beſtimmung, d. h. ſein Verſchwinden im Makulaturkorbe der Literarhiſtorie, welches ja den berühmten Romanen von heutzutage ebenfalls bevorſteht, bereits glücklich erfüllt hat. Sophie, auch ein Stück Sturm und Drang, und zwar ein ſchönſchwarzäugiges, ſehr liebebedürftiges, hatte ihre Tochter Maximiliane mitgebracht, welche etwas ſpäter einen bedeutenden Eindruck auf Göthe machte und vom Schickſal auserſehen war, einem frankfurter Urphiliſter einen der größten Phantaſten und eine der größten Phantaſtinnen, welche die Welt je geſehen, zu gebären: den Klemens und die Bettina Brentano. Endlich ſchwarmgeiſterte und freundſchaftelte in dem darmſtädter Kreiſe auch jener Michel Leuchſenring mit ſeiner ewigen Briefmappe herum, welchen Göthe unlange darauf als „Pater Brey“ in ſeinem alſo benamſeten Faſtnachtsſpiele nicht gerade ſchmeichelhaft, aber deſto naturwahrer abkonterfeit hat, als womit er einen recht ergötzlichen Beitrag zur moraliſchen Krankheitsgeſchichte jener Tage lieferte.

Der gute Herr Johann Kaſpar hatte derweil wieder mehr als einmal Urſache gehabt, über den Herrn Sohn bedenklich den Kopf zu ſchütteln und zu meinen, die Juriſterei müßte demſelben doch von rechtswegen die Hauptſache ſein und dürfe nicht ſo, wie leider augenſcheinlich geſchah, von den Allotriis, als da ſeien Vagiren und Poetiſiren, in den Hintergrund gedrängt werden. Der ſorgſame Vater that alſo wieder einmal einen pädagogiſchen Ruck und erinnerte unſern Sauſewind von Wolfgang daran, daß es Brauch für junge Juriſten, eine Weile beim Reichskammergerichte zu Wetzlar (bandwurmigen Andenkens!) zu prakticiren, um ſich in den „Reichsproceß“ einzuſchießen, was ſchlechterdings rathſam und nothwendig, ſo man ſich für eine höhere juriſtiſche oder auch diplomatiſche Laufbahn qualificiren wollte. Dem Wolfgang lag an dieſer Qualifikation ſicherlich blutwenig oder gar nichts, aber warum ſollte er dem Vater nicht den Gefallen thun? Eine Luftveränderung konnte jedenfalls nichts ſchaden und er durfte ja mit Beſtimmtheit erwarten, in Wetzlar einen Kreis von Altersgenoſſen zu treffen, welche gerade ſo wie er befliſſen ſein würden, ſich in den salva venia vermaledeiten Reichsproceß einzuſchießen und zu Rechtslichtern oder Diplomatiephänomenen zu qualificiren. Demzufolge finden wir den Dichter im Mai von 1772 als „Praktikanten“ in Wetzlar, wohin er ſeinen Götz (in der erſten Geſtalt) fertig mitgebracht hatte. Es war dies ſo zu ſagen die Einführungskarte, welche den Wolfgang in dem Kreiſe von richtig in Wetzlar vorgefundenen Mitpraktikanten ſofort in die Mitte und um verſchiedene „Fuß“ höher ſtellte.

Göthe's Götz von Berlichingen iſt eine jener dichteriſchen Kraftgeburten, welche den Aufgang neuer Epochen in der Literatur eines Volkes markiren. Das eigenſte Weſen einer Nation athmet, der volle Herzſchlag einer Zeit pulſirt in ſolchen Hervorbringungen. Es iſt elementare Poeſie darin: darum wirken ſie mit der Macht von Naturgewalten auf die Gemüther der Zeitgenoſſen. Alle irgendwie Empfänglichen ſpüren den unwiderſtehlichen Anhauch von Urſprünglichem, Eigenwüchſigem, Nochnichtdageweſenem. Alle Fühlenden finden ſich erfriſcht, alle Wiſſenden erkennen, daß der Genius ihres Landes wieder einmal wohlthätig ſich geoffenbart habe. So wirkte der Götz erſt auf engere und weitere Kreiſe, welchen der Dichter aus der Handſchrift vorlas; dann, nach Veröffentlichung des Werkes, auf weiteſte, auf die Nation und bald auch auf die Fremde. Erinnern wir uns zum Beiſpiel nur, daß einer der geſundeſten und wirkungsreichſten Dichter unſeres Jahrhunderts, Walter Scott, ſein bewunderungswerthes Talent zuerſt mit dem göthe'ſchen Götz genährt hat. Es iſt fernerweit eine Eigenheit derartiger Meteore der Poeſie, daß vom Standpunkte ſtrenger Kunſtform manches, vieles, vielleicht ſogar alles an ihnen ausgeſetzt werden kann.

Und das paßt nun auch auf den Götz. Denn er gibt ſich für ein Drama, iſt aber keins, obzwar die einzelnen Scenen von dramatiſchem Leben ſchwellen und die Charaktere mit plaſtiſch-dramatiſcher Beſtimmtheit ſich zu und gegen einander ſtellen. Nein, als Drama iſt das Gedicht nicht haltbar. Es fehlt der Hauptfigur an dramatiſcher Entwickelung: der gute Götz iſt in der erſten Scene genau das, was er in der letzten iſt, und umgekehrt.

Es fehlt auch die dramatiſche Knotenſchürzung und Knotenlöſung, denn die Verwickelung zwiſchen Weiſlingen, Maria und Adelheid läuft eigentlich nur epiſodiſch nebenher und iſt mit der Haupthandlung in keinen recht organiſchen Zuſammenhang zu bringen. Aber der Götz bekommt, ſo zu ſagen, ein ganz anderes Geſicht, wenn wir ihn als dramatiſirte oder vielmehr dialogiſirte hiſtoriſche Novelle nehmen, was ja die „Hiſtorien" Shakſpear's auch ſind. Da haben wir denn ein ebenſo urſprüngliches als echt deutſches Werk vor uns. Echtdeutſch in ſeinem innerſten Kerne, weil der Hauptakcent auf die Freiheit der Perſönlichkeit gelegt iſt. Das iſt die Bedeutung der Geſtalt des Götz, welcher daran zu Grunde geht, daß er die Berechtigung des altgermaniſchen Individualiſmus und Partikulariſmus den Forderungen des im Aufgange begriffenen modernen Staates gegenüber aufrecht halten will. Zugleich veranſchaulicht die Götz-Figur deutlich, mit was für einer ſouveränen Macht unſer Dichter ſchon im Beginne ſeiner Schöpferthätigkeit dem Realen den Stempel des Idealen aufzudrucken vermochte. Denn der gute Götz war in der hiſtoriſchen Wirklichkeit etwas! Habt nur den Muth, etwas zu wollen!“ Klopſtocks Odendichtung war der Morgenſtern, Leſſings Minna von Barnhelm das Morgenroth unſerer großen Literaturperiode: mit dem Erſcheinen von Göthe's „Götz“ aber hob ſich die Sonne unſerer Klaſſik am Horizont empor.

VII.

Der 9. Juni von 1772 iſt ein für die Geſchichte der deutſchen Sturm- und Drangzeit wichtiges Datum: — das war ja der Tag, an welchem es in unſerer Literatur zu lotten und zu werthern begann. Denn an dieſem Tage hat unſer Dichter die Lotte der Lotten, die Ur-Lotte ſo zu ſagen, zum erſtenmale geſehen und kennen, item natürlich auch lieben gelernt: die neunzehnjährige, ſchöne, ſchlanke, blondhaarige, kornblumenaugige und, ach, dem hannover'ſchen Geſandtſchaftsſekretär Keſtner verlobte Lotte Buff, zweitälteſte Tochter des Amtmanns Buff, welcher die um Wetzlar gelegenen Güter des argverrotteten Deutſchen Ordens verwaltete und in kleiner Entfernung von der Stadt im „Deutſchen Hauſe" mit ſeinen ſieben Kindern wohnte, denen die Mutter weggeſtorben war. Von dieſem Junitag an hat es dann in der deutſchen Dichtung lange fortgelottet, von der Kraftgenialität bis in die Klaſſik hinein, und iſt für unſere beiden Erzklaſſiker Göthe und Schiller der Name geradezu ſchickſalsvoll geworden: — Lotte Buff, Lotte Stein, Lotte Kalb, Lotte Lengefeld. Die zweite dieſer Lotten werden wir ſpäter als die große, größte Flamme unſeres Dichters kennen lernen; die vierte war das ſtill und ſtät und ſegensreich brennende Licht im Daſein Schillers; von der dritten, der „Titanide," wußte nicht nur der Schöpfer des Don Carlos, ſondern auch der des Titan zu erzählen. Der letztere Jean Pauliſches: — „Durch den Nachſommer meines Lebens wehen jetzt die Leidenſchaften“ — „Jene Frau, mit der ich einmal eine Scene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte“ — „Das auflöſende Leben mit genialiſchen Weibern hab' ich nun auch kennen gelernt.“ Es trieb ihn aber doch, dieſes Leben noch weiter kennen zu lernen, bis er klug genug geworden war, aus der Flugregion der Titaniden auf den ſoliden Boden einer Hausfrauſchaft ſich zurückzuziehen, welche, obzwar aus Berlin ſtammend, dafür zu ſorgen verſtand, daß dem großen Humoriſten ſeine bairiſchen Knödeln richtig bereitet wurden, item demſelben in katarrhaliſchen Zeiten ſein Warmbier in der gehörigen Temperatur präparirte und endlich auch gar nichts die Frauenwürde Entwürdigendes darin fand, dem Eheherrn die Strümpfe zu ſtopfen, ſo dieſe bei ſeinen vielen Schlendergängen durch Mondſcheinlandſchaften und Blumenſtaubwolken brüchig geworden. Eine Hausmutter darf ja ſo was thun, wie ſelbſt unſere von den höchſten Stelzen der Frauenemancipationstheorie herabſchwadronirenden Phantaſmiſtinnen neueſter Sorte nicht ganz werden in Abrede ſtellen wollen. Dagegen eine „Titanide“ als Beherrſcherin der Knödelnbereitung, als Warmbierbrauerin, als Strümpfeſtopferin ſich denken — oh, all ihr himmliſchen und hölliſchen Mächte, ſchon die bloße Vorſtellung erregt eine Empfindung, welche mit dem Zahnweh große Aehnlichkeit hat.

Freilich, es gibt Umſtände, unter welchen auch die alltägliche Hausmutterſchaft gar reizend poetiſch ſich darzuſtellen vermag. Namentlich, wenn eine ſo ſchöne Blondine wie die neunzehnjährige Lotte Buff das Hausmütterchen macht. Das that ſie, wie gewohnt, auch an dem vorhin erwähnten 9. Juni von 1772, und im „Werther“ (Brief vom 16. Junius) iſt es gar hübſch beſchrieben: — „Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgeſtiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt anhatte. Sie hielt ein ſchwarzes Brot und ſchnitt ihren Kleinen ringsherum jedem ſein Stück nach Proportion des Alters und Appetits ab und gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit“ — nun, ihr kennt ja die prächtige Gruppe. Hat ſie euch doch Kaulbach dem göthe'ſchen Entwurfe nachgezeichnet. Selten dürfte ein ſchönes junges Mädchen in einer alles reinmenſchlich Gute im Menſchen elektriſcher berührenden Situation einem jungen Manne zuerſt erſchienen ſein. Der Eindruck, welchen die frohſinnige Anmuth, womit Lottchen ihre jüngeren Geſchwiſter bemutterte, auf unſeren Wolfgang hervorbrachte, war ein mächtiger, ſchon beim erſten Anblick. Sie fuhren dann mitſammen zu einem ländlichen Balle und beim Schluſſe deſſelben konnte ſich der Dichter ſagen: „Es hat mich mal wieder!“

Ja, es hatte ihn mal wieder, jenes geheimnißvolle „Es“ oder X, an welchem alle Phyſiologen und Pſychologen der Welt noch lange herumtaſten können, ohne doch die „unbekannte Größe“ wirklich zu finden. Wenn man jedoch die mit unbegreiflich engherziger Scheu allzu lange unter Verſchluß gehaltenen Akten der Göthe-Lotte-Keſtner-Geſchichte oder, literarhiſtoriſch zu reden, der Wertherei, wie ſie jetzt gedruckt vorliegen („Göthe und Werther,“ Briefe Göthe's u. ſ. w., herausgegeben von A. Keſtner, 1854), unbefangen prüft, ſo gewinnt man als Reſultat die Empfindung, des Dichters Gefallen an Lotte ſei doch mehr nur Phataſiefeuer als Herzensflamme geweſen. Von jener echten, tiefinnigen Glut der Leidenſchaft, welche aus dem Verhältniſſe zur Friederike Brion loderte, iſt da doch eigentlich nur dann und wann ein Funke zu ſpüren. Viel, ſehr viel mag zu dieſer Einhegung und Kühlhaltung von Göthe's Neigung die Art und Weiſe mitgewirkt haben, wie Lotte ſelbſt und ihr Verlobter die Sache nahmen und führten. Beide gewannen den Dichter aufrichtig lieb und erwieſen ihm großes Vertrauen. Daß durch den Freund eine Störung ihrer Beziehungen als Bräutigam und Braut eintreten könnte, iſt ihnen gar nicht eingefallen. Lotte insbeſondere hat den künftigen Wertherſchöpfer hierüber von Anfang an taktvoll vor jeder Ungewißheit bewahrt. Sogar angenommen, unſer junger Apoll von Wolfgang habe mit ſeiner genialiſch-ſiegreichen Erſcheinung den guten Keſtner in ihren Augen verdunkelt, ſo war ſie doch geſcheid und faſſungsfeſt genug, es nicht merken zu laſſen. Junge Mädchen ſind ohne alle Frage in Heiratſachen viel verſtändiger und berechnender als junge und alte Männer, wie denn überhaupt das Weib, ſolange es unverdorben iſt, die „Dinge dieſer Welt,“ die thatſächlichen Verhältniſſe ſehr klug und praktiſch anzuſehen und, wenn nöthig, auch anzufaſſen vermag. Sehr natürlich iſt auch, daß die Frau die Heiratfrage mit mehr Berechnung behandelt als der Mann; denn dieſe Frage iſt für ſie die einzige Lebensfrage, der einzige große Wurf, durch deſſen Gelingen oder Mißlingen ihr Schickſal entſchieden wird und zwar zumeiſt für immer. Das Schickſal des Mannes dagegen können noch andere Probleme, der Staat, die Kirche, die Wiſſenſchaft, die Berufspflicht, bedingen und beſtimmen: denn er iſt ſeinerſeits von der Natur nicht darauf angewieſen, in der Familie aufzugehen wie die Frau oder, das weniger ſchroff ausgedrückt, in der Erfüllung häuslicher Pflichten als Tochter, als Schweſter, als Gattin und Mutter ihrer Beſtimmung nachzukommen und den Zweck ihres Daſeins zu erreichen, nach Sitte ſtrebend, das Schöne pflegend, alle reinmenſchlichen Tugenden übend, des Mannes Beratherin, Helferin, Tröſterin.

Was Lotte betrifft, ſo war ſie keine hochgeſtimmte Seele, keine ungewöhnlich, ſondern nur eine geſund und tüchtig angelegte Mädchennatur. In ihren hellen Augen ſtand deutlich zu leſen, daß ſie recht gut wußte, ein Spatz in der Hand ſei beſſer als eine Taube auf dem Dache oder gar als ein Paradiesvogel auf einer fernen Palme. Es wäre auch gar nicht unmöglich, daß ein Gerücht von der Flatterhaftigkeit des ſchönen Sohnes der Frau Aja in die ſchläferige Reichskammergerichtsſtadt an der Lahn gedrungen und daß dadurch Schön Lottchen in der Anſicht beſtärkt worden, ſo ein Paradiesvogel ſei zwar ein prächtig Ding zum Anſehen, aber beileibe nicht zum Verlieben; zumal nicht für Eine, welcher eine anſtändige Verſorgung an der Seite eines gar nicht unebenen Mannes allbereits geſichert war. So hatte ſie denn Keſtners „intereſſanten“ Freund gern, wie eben lebensfrohe, aber ſittſame und kluge Mädchen die Freunde ihrer Hochzeiter gern zu haben pflegen — Punktum. Keſtner wußte das und ließ daher die beiden ruhig und unbefangen gewähren; auch dann, wann, wie doch mitunter geſchah, der göthe'ſche Sturm und Drang die von allen drei Betheiligten ſtillſchweigend anerkannten Schranken freundſchaftlicher Konvenienz zu überſpringen drohte. Man lebte bis in den Herbſt gut und harmoniſch mitſammen und trennte ſich dann freundlich und friedſam, auf ſeiten des Dichters wie der beiden Verlobten überzeugt, eine für das Leben aushaltende Freundſchaft geſchloſſen zu haben.

Für Göthe ſcheint es freilich eine Nothwendigkeit geworden zu ſein, von dem Umgange mit dem reizenden Mädchen ſich loszureißen, um nicht tiefer verſtrickt zu werden. Anfänglich hatte er nur eine zeitweilige Entfernung von Wetzlar im Auge, eine mit Merck im Auguſt verabredete Rheinfahrt; aber einmal fortgegangen, kehrte er nicht mehr zurück und er that wohl daran. Den Abend des 10. Septembers verbrachte Göthe noch im „Deutſchen Hauſe.“ Das Geſpräch zwiſchen ihm, Keſtner und Lotte wandte ſich auf eines jener Probleme, über welche um ſo mehr geredet zu werden pflegt, je weniger man davon wiſſen kann, nämlich auf das „Jenſeits,“ und die drei verſprachen einander, was befreundete Menſchen ſchon millionenmal einander verſprochen haben und was noch nie gehalten worden iſt, nämlich daß, wer von ihnen zuerſt ſterben würde, wiederkommen ſollte, um den überlebenden zu berichten, ob denn eigentlich etwas und was an dem Jenſeits ſei. Am folgenden Morgen verließ der Dichter Wetzlar für immer, ohne ausdrücklichen Abſchied von Lotte genommen zu haben. Er mochte ſeiner Selbſtbeherrſchung nicht trauen.

Eine mehrtägige Wanderung führte den Flüchtling, wie wir ihn ja wohl nennen dürfen, über Braunfels, Weilburg und Ems nach Ehrenbreitſtein, wo er mit Freund Merck zuſammentreffen wollte, und im gaſtlichen Hauſe der La Roche daſelbſt konnte ihm einer der vielen bunten und grellen Kontraſte der Zeit handgreiflich klarwerden. Denn er traf ja da in der Perſon der Hausfrau die verkörperte Empfindſamkeit, das Sturmlied der Kraftgenieſucht zum Äolsharfengeſäuſel gedämpft, und in der Perſon des Hausherrn die glatte, kalte, ſarkaſtiſchſcherzende Weltmänniſchkeit franzöſiſchen Salonſtils, deren Einwirkungen vordem Wieland in dem Kreiſe des Grafen Stadion, welchem Herr La Roche ebenfalls angehört, nachhaltig zu verſpüren gehabt hatte. Er ſtieß im Hauſe auch wieder auf den unvermeidlichen Leuchſenring, den Anſchmiegling und Thränendrüſendrücker, und konnte demſelben etliche weitere Züge zu ſeinem Pater Brei abgewinnen. Was jedoch unſerem Wanderer zweifelsohne erfreulicher, war die Wiederbegegnung mit der älteſten Tochter des Hauſes, der Max, wie ſie kurzweg hieß, mit ihren „ſchwärzeſten Augen und einer Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte.“ Dieſe max'ſchen Schwarzaugen verfehlten dann auch ihre Wirkung auf unſern höchſt empfänglichen Flatterer nicht. Viele Jahre ſpäter hat er die behagliche Erinnerung daran in die Worte gefaßt: „Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte verklungen iſt. So ſieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut ſich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“ Beizufügen iſt aber, daß meines Erachtens die Frauen an ſolcher Vielſeitigkeit eines Mannesherzens, an einer ſolchen gleichzeitigen Doppelfreude über eine abſteigende Sonne und einen aufſteigenden Mond nicht eben ſehr ſich erbauen werden. Oder doch? Sollte es wahr ſein, daß ein nicht gar zu ſchreiender Ruf der Don Juanſchaft kein Hinderniß, ſondern eher ein Förderniß für Männer wäre, Frauengunſt zu erlangen? Sollte die Sage, daß die Frauen darauf erpicht ſeien, Flatterherzen nachzujagen, mehr als Sage ſein? Weiberkenner behaupten es. Ich ſage aber wohlbedacht „Weiberkenner,“ nicht „Frauenkenner.“

Merck, dem der ſüße Leuchſenring mit ſeiner ewigen Briefevorleſerei höchlich zuwider ſein mußte, trieb zum Aufbruch und in ſeiner und ſeiner Frau Geſellſchaft fuhr der Dichter den Rhein aufwärts, die Schönheit der in vollſter Herbſtpracht prangenden Ufergelände in die durſtige Seele trinkend. Und das war ein mächtiger und langnachwirkender Trunk. Denn iſt nicht Rheiniſches in Göthe's Dichtung? Gemahnt ſie uns nicht häufig an den Rhein, wie er von Mainz bis Bonn in ruhiger Majeſtät dahinſtrömt zwiſchen ſeinen ſchöngehügelten, rebengeſegneten Ufern, maleriſche Felsbildungen, dunkelnde Waldkuppen, „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen,“ behäbige Dörfer und blühende Städte auf ſeinen Waſſern ſpiegelnd?

Nach Frankfurt heimgekehrt, wurde unſer Wolfgang erſt recht gewahr, daß ihm Lotte doch viel geweſen war. Ein Gemüthszuſtand ſtellte ſich ein, welcher mit dem nach der Rückkehr von Straßburg quälend eingetretenen große Aehnlichkeit hatte. In den Briefen, welche er damals an Keſtner und deſſen Braut ſchrieb, wurde der Ton um ſo leidenſchaftlicher, je mehr der Hochzeitstag der beiden ſich näherte. Einmal brach die Leidenſchaftlichkeit des Dichters im vollen Bibelſtilpathos hervor: — „Ich wandle in der Wüſte, da kein Waſſer iſt, mein Haar iſt mein Schatten und mein Blut mein Brunnen.“ Eine zu Anfang Novembers aus Wetzlar herübergekommene Botſchaft ſteigerte den Sturm in der Bruſt des jungen Mannes. Dort hatte ſich nämlich am 29. Oktober einer der wetzlarer Genoſſen Göthe's, Karl Wilhelm Jeruſalem von Braunſchweig, aus Verzweiflung, von der Frau eines Freundes, in die er verliebt war, ſchroff zurückgewieſen worden zu ſein, erſchoſſen, mit einem von dem Gatten ſeiner Geliebten entlehnten Piſtol. „Auf einmal“ — erzählt uns der Dichter in ſeiner Selbſtbiographie — „erfahre ich die Nachricht von Jeruſalems Tode und in dieſem Augenblicke war der Plan zum ‚Werther‘ gefunden. Das Ganze ſchoß von allen Seiten zuſammen und ward eine ſolide Maſſe, wie das Waſſer im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens ſteht, durch die geringſte Erſchütterung ſogleich in feſtes Eis verwandelt wird.“

In Wahrheit, der Plan zu dem berühmten Roman mochte ſo gefunden ſein, mit der Ausführung hatte es aber noch Weile. Die Unruhe Wolfgangs mußte erſt noch zunehmen, bis er ſich raſchweg entſchloß, von all der Pein dichtend ſich zu befreien. Beim Jahreswechſel von 1773 verheiratete ſich die Max La Roche mit dem Handelsherrn Brentano in Frankfurt, und wenn der Dichter dieſes Ereigniß zuerſt jubelnd begrüßt hatte, wenn er dann ſich bemühte, ſein Verhältniß zu der ſchönen jungen Frau als ein geſchwiſterliches anzuſehen, ſo mußte er doch bald erkennen, daß man ſich ſo etwas zwar leicht einbilden kann, daß es aber ſchwer, die Einbildung in die Länge feſtzuhalten und durchzuführen. Ganz eigenthümlich ſchmerzlich mußte ihm auch der Auftrag, für Keſtners und Lotte's Vermählung, welche am 4. April ſtattfand, in Frankfurt die Trauringe einzukaufen, an das Herz greifen. Perſönliche Motive zu der Stimmung, aus welcher heraus der Werther geſchaffen wurde, waren demnach hinlänglich viele vorvorhanden und inſofern hatte Göthe ganz recht, am 2. Januar von 1824 zum Eckermann zu ſagen: „Ich hätte kaum nöthig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübſinn aus allgemeinen Einflüſſen meiner Zeit herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, naheliegende Verhältniſſe, die mir auf die Nägel brannten, mir zu ſchaffen machten und mich in jenen Gemüthszuſtand brachten, aus dem der Werther hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und ſehr viel gelitten! Das war es.“ Gewiß, und Menſchenleben und Menſchenleid ſind auch im Weſen zu allen Zeiten dieſelben. Aber die Formen, in welchen die herbſten Bedrängniſſe und tiefſten Schmerzen der Menſchenkinder zur Erſcheinung, zur dichteriſchen Ausprägung kommen, ſind doch je nach den Zeiten ſehr verſchieden. Der Werther trägt daher ebenſoſehr das Gepräge der göthe'ſchen Individualität, wie dieſe damals war, als die Signatur jener Epoche, welche ich, um all' ihre Aufgeſpanntheit, Gefühlsſchwelgerei, Rührſäligkeit, Mondſüchtelei und Thränenverſchwendung in ein Wort zuſammenzufaſſen, kurzweg die oſſianiſche nennen möchte. Nach dem Erſcheinen von Göthe's Roman konnte, mußte ſie für uns Deutſche allerdings mit Fug und Recht die Wertherzeit heißen.

In unſerem Dichter wertherte es das ganze Jahr 1773 hindurch ſo heftig, daß ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge der Selbſtmordsgedanke in ihm aufſprang und er zu wiederholtenmalen die Schneide eines in ſeinem Beſitze befindlichen koſtbaren Dolches nachdenklich mit der Hand prüfte. Glücklicherweiſe legte er das Selbſtmordsinſtrument — es war doch wohl nicht ſchneidig genug — beiſeite, ergriff ſtatt deſſelben die Feder und ſchrieb, nachdem er ſich von allem Umgang abgeſchloſſen, nach „langen und vielen geheimen Vorbereitungen“ binnen vier Wochen (im Februar und März von 1774) „Werthers Leiden,“ welcher Hervorbringung, ſagt er, „ich alle die Glut einhauchte, die keine Unterſcheidung zwiſchen dem Dichteriſchen und dem Wirklichen zuläßt.“ Im September war der Roman gedruckt im Publikum und der Wertherſturm entfeſſelt. Denn einen wahren Sturm wühlte das wunderſame Büchlein in der deutſchen, in der europäiſchen Leſewelt auf, wie, was die Einzelnheiten angeht, in dem Buche „Werther und ſeine Zeit“ von J. W. Appel (1855) nachgeleſen werden mag.

„Werthers Leiden“ ſind und bleiben eine jener epochemachenden Dichtungen, welche als von der Zeit unverrückbare und unzerſtörbare Markſteine die Vorſchrittſtadien der Weltkultur bezeichnen. Sie ſind eins jener Bücher, deren Inhalt ſo ſehr ein Bildungsgemeingut geworden, daß ihre bloße Nennung ausreicht, jedem wirklich gebildeten Menſchen den Kulturcharakter ihrer Entſtehungszeit in's Gedächtniß zu rufen. Die Geneſis derartiger Werke, welche man wohl auch Generalbeichten der Geſellſchaft nennen könnte, iſt dieſe: — Eine beſtimmte Periode treibt die Summe ihres Schauens und Fühlens auf die Spitze. Dann geht der überlegene Genius, welcher in einem ihrer Söhne waltet, her, faßt mit ſouveräner Hand die chaotiſch wogenden Zeitgedanken zuſammen und formt aus ſolchem Zeitlichen ein ewiges Kunſtwerk. Kaum iſt dann ſo ein unvergänglich Monument vor die ſtaunenden Augen der Zeitgenoſſen hingeſtellt, ſo eilen die „minderen Geiſter,“ es nachzupfuſchen. Wie iſt nicht auch der Werther nachgepfuſcht worden! Am breiteſten durch den guten Miller in ſeinem „Siegwart,“ welcher 1776 erſchien und zu jenem ſich verhält, wie etwa zu einer vollendet ſchönen Trauerweide eine vom Zuckerbäcker in Marzipan nachgeknetete . . .

Göthe's Roman iſt die künſtleriſche Kombination der wetzlarer Herzenserlebniſſe ſeines Verfaſſers mit der Kataſtrophe des jungen Jeruſalem. Gewiß ließ der Dichter es ſich nicht träumen, daß er, mittels Schaffung ſeines Werkes von einem moraliſchen Krankheitſtoffe ſich befreiend, ein europäiſches Wertherfieber entzünden würde, welches die ſeltſamſten Phantaſieſtücke und Extravaganzen mit ſich brachte. Mitunter auch ein hübſches Stück Komik, wie dieſes, daß im Dorfe Garbenheim (Wahlheim im Werther) der Wirth in ſeinem Garten unter Eichen und Buchen einen Hügel aufſchichtete und denſelben reiſenden Engländern und ſonſtigen Raritätenjägern als

Werthers Grab zeigte. Die Chineſen haben bekanntlich Werther und Lotte auf ihre Theetaſſen gemalt und Napoleon ſagte Anno 1808 in Erfurt zu dem Dichter, er habe den Roman ſiebenmal geleſen, knüpfte auch an dieſe Mittheilung die bekannte ſcharfſinnige Kritik, die ſchwache Seite der Dichtung ſei die Miſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der Liebesleidenſchaft. Napoleons wiederholte und einläßliche Beſchäftigung mit dem Werther iſt ohne Frage ein kulturgeſchichtlich ſehr ſchwerwiegendes Zeugniß für die gewaltige Wirkung des Gedichtes. Sie brauchte nicht eine durchweg beifällige zu ſein und war es auch nicht. Leſſing ſchüttelte bei aller Anerkennung der Schönheiten des Romans doch bedenklich den Kopf zur Motivirung der Kataſtrophe, wie zu dieſer ſelbſt, und der gute, rüſtige, vielverdiente Aufklärer Nikolai in Berlin, der für Poeſie eigentlich gar kein Organ hatte, fand ſich bemüßigt, den göthe'ſchen „Leiden des jungen Werther," welche doch, abgeſehen von ihrem hohen Kunſtwerthe, das große Verdienſt hatten, die ſchleichende Sentimentalitätsepidemie einer akuten Kriſis entgegengetrieben zu haben, ſeine platten und faden „Freuden des jungen Werther" entgegenzuſetzen, worin der Held ſich nicht entleibt, ſondern nur ein wenig beſudelt, da ihm ein ſtatt mit einer Kugel mit Hühnerblut geladenes Piſtol in die Hände geſpielt wird, und ſchließlich der ganze Jammer in Wohlgefallen ſich auflöſ't, indem Werther und Lotte in aller Form kopulirt werden. Leopold Wagner hat dann den Wertherfreudenverfaſſer ſehr derb abgeführt mittels der Poſſe „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten," und ſo that auch Göthe ſelber epigrammatiſch bündig in ſeinen Knittelverſen „Nikolai auf Werthers Grab," wo in der Manier niederländiſch-naturwahrer Malerei unſer Erzproſaiker von Aufklärer in einer unbeſchreiblichen Stellung abkonterfeit wurde. Im übrigen erinnert die ganze um den göthe'ſchen Roman her wuchernde Literatur an das bekannte ſchiller'ſche Wort: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." .

Daß der Werther, äſthetiſch angeſehen, ein Kunſtwerk erſten Ranges, bedarf heutzutage keines Nachweiſes mehr. Unſer Dichter offenbart ſich darin von der erſten bis zur letzten Zeile als ein Darſtellungskünſtler höchſter Mächtigkeit. In dieſem geiſtvoll angelegten und mit echteſter Inſpiration, mit wunderſam friſch erhaltener Stimmung durchgeführten Seelengemälde ſtört uns nicht ein ſchiefer Strich, nicht ein falſcher Farbenton. Die Charakterzeichnung iſt meiſterlich und gibt ſich namentlich kund in dem deutlichen Auseinanderhalten und ſcharfen Gegenüberſtellen der drei Hauptfiguren Werther, Albert und Lotte. Die Handlung wird ſo pſychologiſch folgerichtig fortgeleitet, ſie verläuft ſo naturgemäß, daß man ſich am Schluſſe ſagen muß: Es mußte alles ſo kommen, wie es kam. Da iſt überall elementare Poeſie, ſcheinbar in unwillkürlichem Erguſſe dahin ſchäumend, in Wahrheit aber durch die ordnende Künſtlerhand gelenkt und geleitet. Von der Anſchaulichkeit der Lokalzeichnung, von der Durchgeiſtigung des Naturlebens, von der Beſeelung der Landſchaftsſchilderung ſprechen, hieße nur ſagen, was jedermann fühlt, wer den Werther lieſ't. Auch die bezaubernde Stilfriſche, die ſüße Muſik und leidenſchaftliche Macht der Sprache des Romans zu preiſen, iſt überflüſſig. Es genügt, zu ſagen, daß nur ſelten, ſehr ſelten das

Idiom einer Nation einen ſolchen Triumph erlangte, wie ihn das der deutſchen im Werther feierte und zu feiern fortfährt.

Zwei Menſchen jedoch gab es, welche durch das Erſcheinen der göthe'ſchen Dichtung, durch das beiſpielloſe Aufſehen, welches dieſelbe erregte, und durch alle die mannigfaltigen, theilweiſe höchſt wunderlichen Erörterungen, welche daran ſich knüpften, peinlich, ſehr peinlich berührt werden mußten: Keſtner und ſeine Frau. Ob freilich die letztere durch die ihr gewordene Verherrlichung in der Tiefe ihrer Seele nicht weit mehr beſeligt als verletzt ſein mochte, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Jedenfalls glaubte Keſtner Urſache zu haben, über die ihm zugetheilte Albertsrolle ein ſehr deutliches Gebrumme vernehmen zu laſſen. Der Beſchwichtigungsbrief, welchen der Dichter hierauf an das junge Ehepaar richtete, iſt ganz herrlich, iſt den glühendſten Ausſtrömungen im Werther gleichzuſtellen. „Oh, ihr theuren Menſchen“ — in dieſen Ausruf faßte Göthe zuſammen, was er den Freunden inbetreff ihrer Bedenken über den Werther und deſſen Schöpfer ſagen wollte — „ahnt ihr denn ſo gar nicht, wie der Menſch euch lieben muß, deſſen Leiden euch ſchon in dem bloßen Abbilde ſchaudern macht?“ Eine ſolche Beſchwörung verfehlte ihres Eindruckes nicht: das Verſtändniß zwiſchen dem Dichter und dem jungen Paare ſtellte ſich völlig wieder her und der freundſchaftliche Briefwechſel ging fort. Vom Jahre 1776 an wurde er ſpärlicher, nach Keſtners im Mai von 1800 erfolgtem Tode hörte er ganz auf. Es war jetzt über die Wertherei hinlänglich viel Gras gewachſen. Vierundvierzig Jahre nach ihrem Auseinandergehen in Wetzlar haben ſich dann

Göthe Werther und Lotte noch einmal geſehen. Im Oktober von 1816 trat in Weimar, wohin ſie eine verheiratete Schweſter zu beſuchen gekommen war, die nahezu vierundſechszige Frau Hofräthin Keſtner zu dem ſiebenundſechszigjährigen Dichterkaiſer ins Zimmer. Er empfing die Jugendgeliebte etwas umſtändlich und gravitätiſch, wie das die Art ſeines Alters war, aber doch mit herzlicher Freundlichkeit. Lotte hatte ſich gut erhalten: ihre Geſtalt, ihre Augen, ihre Wangen waren ſogar noch immer ſchön; aber — ſie wackelte mit dem Kopfe. Als ſie gegangen, mochte der alte Olympier, wie ſtark zu vermuthen ſteht, in ſeiner damals ſchon häufig weit ins Chineſiſche ſich hineinſchnörkelnden Ausdrucksweiſe ſich ſagen: „Noch immer etwas, manches ſogar von der Lotte von ehedem; aber der Wackelkopf! Und um ſie bin ich verzweifelnd in der Werthertracht herumgelaufen? Hm, hm — wunderlichſt, unbegreiflichſt, inkommenſurabelſt!“ Und doch iſt die Wertherſtimmung ihm ſpäter noch einmal nahegetreten. Zur Zeit nämlich, als die junge Ulrike von Lewezow in Marienbad das Herz des vierundſiebzigjährigen Dichtergreiſes mit Jugendglut erfüllt hatte. Der Buchhändler Weygand in Leipzig, der urſprüngliche Verleger des Werther, wollte zum Herbſte von 1824, wo gerade fünfzig Jahre ſeit dem Erſcheinen des Romans verfloſſen waren, eine Jubelausgabe deſſelben veranſtalten und bat den Verfaſſer um ein einleitendes Gedicht. Göthe entſprach dem Wunſche und ſchrieb die wertheriſch ſchmerzliche Betrachtung nieder, welche er ſpäter als erſtes Stück der „Trilogie der Leidenſchaft“ in ſeine Werke aufnahm und die mit den tiefgefühlten Zeilen anhebt:

„Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht?
Begegneſt mir auf neubeblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt du nicht?
Es iſt, als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf *einem* Feld erquickt
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Stral entzückt:
Zum Weilen ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran und — haſt nicht viel verloren!“

VIII.

Der Prophet war in Wetzlar nicht zu dem Berge gekommen, das heißt nicht zu dem hochaufgebauten Berge der Reichskammergerichtsakten: Lotte war ja davor geſtanden, und da auch der Berg ſeinerſeits ſich nicht zu dem Propheten bemüht hatte, ſo kam der Wolfgang aus der Lahnſtadt als derſelbe Nichtjuriſt zurück, als welcher er vordem aus der Pleißeſtadt und der Rheinſtadt zurückgekehrt war. Wie ſoll das Korpus Juris unter einer Gehirndecke Platz haben, wo ein Werther zum „Stern der dämmernden Nacht“ hinaufklagt und daneben verſchiedene Unbände von Kraft- und Saftgenieſtreichen herumrumoren? Etliche davon mußten auch heraus, wollten nicht länger innerhalb der dichterlichen Schädelwände eingeſperrt bleiben, da half nichts, und die Kobolde haben, freigegeben, in ihrem jugendlichem Uebermuthe mit Pritſche und Knittel (reim) nach rechts und links wacker dreingeſchlagen. Das geſchah in den Puppenſpielen und Poſſen, welche Göthe, theils durch perſönliche und lokale, theils durch literariſche Bezüge angeregt, in der Zeit ausgehen ließ, welche zwiſchen ſeiner Heimkunft aus Wetzlar und ſeinem Abgange nach Weimar verſtrich; — alſo in den Faſtnachtsſpielen „Pater Brei“ (gegen Leuchſenring, das heißt gegen die warmbrüderliche Anſchmiegerei und Ränkelei gerichtet) und „Satyros oder

der vergötterte Waldtäufel" (gegen Baſedow, den kyniſchen Philanthropen und Pädagogen, oder gegen Heinſe, den lüſternen Schwarmgeiſt, das heißt jedenfalls gegen die nebenbei nach Pöbelgunſt lechzende Affektation des von Rouſſeau erphantaſirten ſogenannten Naturzuſtandes), ebenſo in dem „moraliſch-politiſchen" Puppenſpiel „Das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweiler" (auf allerhand Kameelhöcker der überſtiegenen Aufklärerei wie der ſüßelnden Lammfrömmelei losſchlagend) und in der Farce „Götter, Helden und Wieland" (gegen den Dichter der Muſarion, das heißt gegen die Verhunzung des Griechenthums durch Beimiſchung moderner Sentimentalität und gegen die wohlfeile Plattheit abſtrakter Tugendlichkeit). Die derbſte und tollſte dieſer Poſſen, „Hannswurſts Hochzeit" (mit Urſel Blondine), ein ſehr bengelhafter Nachſchößling der deutſchen Faſtnachtsſpiele des fünfzehnten Jahrhunderts, wagte ſich kluger Weiſe über den engeren Freundeskreis des Dichters nicht hinaus und fand auch ſpäter keine Aufnahme in die Geſammtwerke. Alle dieſe Feuerſpeiteufel erregten natürlich ebenſo viel Aergerniß als Ergötzen. Die Getroffenen und Gebrannten geiferten, ſchimpften und zeterten nach Noten, den feinen Wieland jedoch ausgenommen, welcher bei dieſer Gelegenheit erwies, daß er doch trotz alledem der „Dichter der Grazien" ſei, indem er in ſeinem Deutſchen Merkur das gegen ihn gerichtete göthe'ſche Paſquill „allen Liebhabern der paſquiniſchen Manier als ein Meiſterſtück von Perſiflage und ſophiſtiſchem Witz" zu empfehlen ſich beeilte . . .

Alſo mit des Wolfgangs Rechtsanwaltſchaft war und blieb es der Hauptſache nach ſo, daß er Advokat hieß und Herr Johann Kaſpar zumeiſt die Proceſſe führte. Bei ſothaner

Arbeitstheilung der juriſtiſchen Praxis hatte der Herr Advokat ausreichender Zeit zum leben, lieben und luſtig ſein. Ließ es auch nicht daran fehlen, bewahre! und ließ ſich ſogar die Trennung von ſeiner ihm doch immerhin ſehr lieben Schweſter Kornelia, welche im Spätherbſte von 1773 ihrem Gatten Schloſſer nach Emmendingen folgte, um ſchon nach vierthalbjähriger nichtglücklicher Ehe zu ſterben, nicht allzuſehr anfechten. Hatte anderes zu thun, ſtand eben wieder einmal in Flammen, der gute Junge. Die „Max“ war ja jetzt in Frankfurt, vom ehrenwerthen Handelsherrn Peter Brentano im Januar von 1774 als Ehefrau in ſein etwas dunkles und winkeliges Haus heimgeführt. „Die Max iſt noch immer der Engel“ — ſchrieb Göthe — „der mit den ſimpelſten und wertheſten Eigenſchaften alle Herzen anzieht, und das Gefühl, das ich für ſie habe, worin ihr Mann eine Urſache zur Eiferſucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ Frau Brentano war aber verſtändig, Herr Brentano war auch verſtändig, Herr Göthe war, nachdem er ſich des Lotte und Max Feuerſtoffes durch das Niederſchreiben von Werthers Leiden entladen hatte, ebenfalls verſtändig und aus dieſer dreifältigen Verſtändigkeit ergab ſich das allgemeine Wohlgefallen einer dauerhaften Freundſchaft. Unſer Wolfgang hatte auch hierin Glück, wie noch in ſo vielem anderen. Denn der Weg von der Liebe zur Freundſchaft iſt unendlich viel ſchwieriger zurückzulegen als der umgekehrte. Es hat auf jenem ſchon mancher und manche nicht gerade den Hals aber doch das Herz gebrochen.

Solche Fatalitäten überließ unſer friſch und fröhlich wachſender und gedeihender Olympier den armen Sterblichen, welche kein Flügelroß Bellerophons aus dem Dunkel und Düſter ihrer Herzensbedrängniſſe in die heiteren Geſtirnregionen künſtleriſchen Schaffens emporträgt. Und zudem erging es dem Wolfgang dazumal auch hier unten auf der „nährenden Muttererde“ ganz erträglich. Ein Kreis von lieben Freunden und lieberen Freundinnen umgab ihn. Der originelle Rath Kreipel war in dieſem Kreiſe der Spiritus humoriſtikus, der Jugendkamerad Horn (ſeiner poſſirlich kleinen Figur halber „das Hörnchen“ genannt) hatte die Rolle der an Scherzen unerſchöpflichen „luſtigen Perſon.“ Auch ein katholiſcher Prälat, Se. Hochwürden Damian Dumeitz, Dechant zu St. Leonhard, that unbefangen mit. Damals gab es nämlich noch vernünftige, helldenkende und liebenswürdige katholiſche Prieſter in deutſchen Landen, Prieſter, welche zu leben und leben zu laſſen verſtanden. Die guten, geſcheiden, fried- und duldſamen „Dicken!“ Man wird ordentlich gerührt, ſo man jetzo ihrer gedenkt, vollends angeſichts ihrer Nachfolger, der „Dünnen“ unſerer Tage, und unwillkürlich wird in uns der Wunſch wach:

> „Oh, ihr Dicken, ſteigt doch wieder lebend aus der Todesurne!
> Doch mit altem, guten Magen! Werdet chriſtliche Saturne
> Und verſchlingt den magern Nachwuchs! Oh, dann ſind wir beider los;
> Denn nicht lange mehr kann leben, wer ſolch' gift'ge Koſt genoß.“

Im Winter von 1773/74 war unſerem Dichter das Daſein wie er ſich in einem Briefe an ſeine düſſeldorfer Freundin Betti Jakobi ausdrückte, „recht raritätenkaſtenmäßig aufgeputzt.“ Zu den vergnüglichſten „Raritäten“ gehörte auch das durch Klopſtock in die Mode gebrachte und vom Wolfgang leidenſchaftlich betriebene Schlittſchuhlaufen. Einer ſeiner Läufe gab Veranlaſſung zu jener allerliebſten Scene, welche er im 16. Buche ſeiner Selbſtbiographie beſchrieb. Bettina hat im 2. Bande ihres angeblichen „Briefwechſels Göthe's mit einem Kinde" dieſe Scene in ihrer Art „aufgeputzt," aber, wie man geſtehen muß, recht hübſch. Sie behauptet, die Frau Aja habe ihr alſo erzählt: — „An einem hellen Wintermorgen, als ich Gäſte hatte, ſchlug mir der Wolfgang vor, mit den Fremden an den Main zu fahren, indem er ſagte: ‚Mutter, Sie hat mich ja noch nicht ſchlittſchuhfahren geſehen und das Wetter iſt heut ſo ſchön!' — Ich zog meinen karmoſinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und ſo fahren wir hinaus. Da ſchleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwiſchen den andern durch. Die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus ſeinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoſinrothen Pelz ſieht, kommt er herbei an die Kutſche und lacht mich ganz freundlich an. ‚Nun, was willſt du?' ſagt' ich. — ‚Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen; geb' Sie mir Ihren Sammetrock!' — ‚Du wirſt ihn doch nicht gar anziehen wollen?' — ‚Freilich will ich ihn anziehen.' — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, ſchlägt die Schleppe über den Arm und da fährt er hin wie ein Götterſohn auf dem Eiſe. Bettine, wenn du ihn geſehen hätteſt! So was ſchönes gibt's nicht mehr! Ich klatſchte in die Hände vor Luſt. Mein Lebtag ſeh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug. Damals war deine Mutter (die ‚Max‘) mit auf dem Eiſe: der wollt' er gefallen.“ Sieht man da nicht die Frau Rath leibhaft vor ſich, wie ſie mit von Stolz und Zärtlichkeit leuchtendem Antlitz ſich aus dem Kutſchenſchlage beugt und mit den Händen klatſcht, um zu dem Jubellied ihres Mutterherzens über den „Götterſohn“ den Takt zu ſchlagen?

An Gäſten hat es von jetzt an im göthe'ſchen Hauſe nicht gehlt. Die aufſteigende Ruhmesſonne des Sohnes lockte von nah und fern ſeine Jugendgenoſſen an, ebenſo wildfremde Wallfahrer zum Borne des Genius, mitunter auch ſchmarotzendes Geziefer, das ſich ja der Sonne ebenfalls freuen will. Von Jugendgenoſſen ſchwirrten zu und ab Leopold Wagner, ein Kraftgenie, das bald ausgekraftgeniet hatte, und Maximilian Klinger, deſſen der ganzen Epoche ihren Namen gebendes Schauſpiel „Sturm und Drang“ 1775 erſchien. Die harte Lehrerin Noth hat ihn nachmals in ihre herbe Schule genommen und ihn zu einem Manne gemacht, der ohne Frage zu den bedeutendſten Charakteren ſeiner Zeit gehörte; ſchon darum, weil er unter der Uniform eines ruſſiſchen Generals eine Menſchenwürde und einen Stoiciſmus bewahrte, welche eines Republikaners der beſten Zeit Roms würdig waren. Humoriſt Kreſpel hatte derweil ein neues Spiel angegeben, das Mariageſpiel, allwobei je ein Männlein mit je einem Weiblein der Göthe-Geſellſchaft auf Zeit zuſammengegeben wurde, — in aller Unſchuld und in allem Anſtand, verſteht ſich. Dieſe Scherz-Ehen förderten die Munterkeit und den Zuſammenhalt des Kreiſes nicht wenig. Zweimal war in dieſer Eheſtandslotterie das große Loos dem Wolfgang zugefallen, nämlich die hübſche, aufgeweckte, ſechzehnjährige

Anna Sibylla Münch, eines angeſehenen Kaufmanns Tochter und in jedem Betracht eine „gute Partie,“ ſo daß Herr Johann Kaſpar und Frau Katharina Eliſabeth es gar nicht ungern geſehen hätten, wenn der Herr Sohn aus dem Scherz einen Ernſt gemacht haben würde. Aber der Herr Sohn, in welchem es dazumal ſehr heftig wertherte, ja, und auch fauſtete — wir werden bald mehr davon hören — hatte zum heiraten entſchieden kein Talent. Seiner hübſchen Scheinfrau Anna Sibylla that er indeſſen manches zu Liebe, unter anderem auch das Trauerſpiel „Clavigo,“ welches er, falls kein Gedächtnißfehler mitunterläuft, ſeiner eigenen Verſicherung zufolge ihr zu gefallen binnen acht Tagen verfaßte. Es iſt eine artige Geſchichte. Caron de Beaumarchais, welcher zehn Jahre ſpäter (April 1784) ſeine vorweg losgelaſſene, mit Höllenfeuerkomik geladene Revolutionsbombe „Le mariage de Figaro“ auf die Bühne des Theatre Français ſchleuderte, war im Februar von 1774 das Opfer jener ſchnöden Rechtsbeugung geworden, welche die in Feuer getauchte Feder des Opfers aus einer Privatſache zur „cause de la nation,“ ja zu einer europäiſchen Angelegenheit zu machen wußte. In allen gebildeten Kreiſen ſprach man von Beaumarchais und er verdiente dieſe Aufmerkſamkeit als eine der abenteuerlichſten Charakterfiguren, welche über die Vorſpielsbühne der franzöſiſchen Revolutionstragödie gegangen ſind.

Eines Tages hatte unſer Wolfgang den Freunden und Freundinnen das vierte „Mémoire“ des queckſilbernen Pariſers vorgeleſen, worin deſſen Reiſe nach Madrid und ſeine dortigen Verwickelungen mit dem Don Clavijo y Flarardo erzählt ſind. Nachdem man darüber hin und hergeſprochen, ſagte Anna Sibylla zu ihrem angelobten Ehegemahl:

„Wäre ich deine Gebieterin und nicht bloß deine Frau, ſo würde ich dich beauftragen, dieſes Mémoire zu einem Schauſpiele zu verarbeiten, wozu es mir ganz geeignet erſcheint."

Unſer galanter Dichter alſogleich:

„Damit du, meine Liebe, ſiehſt, daß Gebieterin und Frau auch in einer Perſon vereinigt ſein können, ſo verſpreche ich dir, heute über acht Tage das gewünſchte Stück unſerer Geſellſchaft vorzuleſen."

Ob dieſes Verſprechen wörtlich erfüllt worden, wiſſen wir nicht: wohl aber, daß im Mai 1774 das Trauerſpiel „Clavigo" — denn Göthe hatte es angezeigt gefunden, der dramatiſchen Verwickelung eine tragiſche Wendung zu geben — in raſchem Zuge niedergeſchrieben wurde, ſo daß am 1. Juni der Dichter die Beendigung ſeiner Arbeit brieflich einem Feunde melden konnte. Ein anderes in Proſa geſchriebenes Trauerſpiel, „Stella," dürfte wenigſtens in ſeinen Anfängen ebenfalls in dieſe Zeit zu ſetzen ſein, welche aller Herzensunruhen, Zerſtreuungen und Wanderungen unſeres Wolfgangs ungeachtet eine Zeit vielſeitigſten Empfangens und regſten Schaffens geweſen iſt. Er ſchrieb damals das heitere Singſpiel „Erwin und Elmire" voll leichthinfließender Melodie, er verſuchte ſich im Balladentone („Der König von Thule" — „Der untreue Knabe"), er ſtiftete mit tiefempfundener Pietät und den guten alten Knittelreim ſchon wiederum zu dichteriſchen Ehren bringend und literaturfähig machend dem trefflichen Meiſterſänger von Nürnberg ein unvergänglich Denkmal („Hanns Sachſens poetiſche Sendung").

Wenn Freund Merck den „Clavigo" und die „Stella" wirklich als „Quark" bezeichnet hat, wie ihm Göthe nachſagt, ſo that er hinſichtlich des erſtgenannten Drama's entſchieden unrecht. Clavigo iſt ſicherlich eines der bühnengerechteſten und wirkſamſten deutſchen Stücke und die Figur des Carlos einer der lebenswahrſten, in ſich geſchloſſenſten Charaktere, die jemals von einem deutſchen Dramatiker geſchaffen wurden. Zugleich mag man in dieſem Charakter eine pſychologiſch biographiſche Merkwürdigkeit erblicken, inſofern derſelbe deutlich darthut, daß in ſeinem Schöpfer doch ſchon zu dieſer Zeit, inmitten von allem dem Sturm und Drang, jener Weltverſtand ſich zu entwickeln begonnen hatte, welcher aus den Werken Göthe's jeden Kenner und jede Kennerin von Welt und Menſchen ſo ſympathiſch anſpricht. Im übrigen hat der Dichter den Clavigo für eine Ergänzung der im Götz abgelegten Beichte ſeiner an Friederike Brion begangenen Sünde erklärt. Die „Stella" geben wir preis. Es zucken darin wohl einzelne blendend prächtige Blitze der Leidenſchaft auf, deren Naturwahrheit beweiſt, daß wir es auch hier mit einem Stücke göthe'ſcher Konfeſſion zu thun haben; aber das Ganze iſt doch nur ein künſtlich überwürztes Reſiduum der Wertherei und hat einen — einen — wie ſoll ich ſagen? nun ja, einen mormoniſchen Beigeſchmack.

Die ſchöpferiſche Hauptſorge unſeres wachſenden Titans war jedoch zu dieſer Zeit viel großartigeren Problemen zugekehrt, während er untergeordnetere ſo zu ſagen ſpielend bewältigte und abthat. Den tragiſchen Stoff „Cäſar," welcher, wie wir ſahen, zu Straßburg ihm nahegetreten, ließ er fallen und hat auch den ſelben nie wieder aufgenommen; auch dann nicht, als ihm am 2. Oktober 1808 Napoleon zu Erfurt ſagte:

„Sie, Monſieur Göthe, ſollten den Tod Caſars auf eine vollwürdige Weiſe und großartiger als Voltaire ſchreiben. Das könnte die ſchönſte Aufgabe ihres Lebens werden. Die Tragödie müßte die Schule der Könige und der Völker ſein; das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann.“

Göthe hatte aber ſchon um 1773–1774 zwar nicht klar erkannt, aber doch mit genialem Inſtinkte herausgefühlt, was die „ſchönſte Aufgabe“ ſeines Lebens ſei — die Fauſt-Dichtung. Freilich hatte dieſes Unternehmen dazumal noch für eine Weile die Konkurrenz anderweitiger hochbedeutſamer Entwürfe zu beſtehen. Denn es drängten ſich geſtaltungsheiſchend zugleich auch der „Mohammed,“ der „Prometheus“ und der „Ewige Jude“ an unſeren Dichter heran — auch drei gewaltige Kerle, fürwahr.

Mit dem großen arabiſchen Propheten hat ſich der Wolfgang am wenigſten eingelaſſen. Nur eine einzige Probe ſeiner dichteriſchen Beſchäftigung mit dieſem Stoffe gelangte zur Aufnahme in ſeine Werke: — „Mohammeds Geſang“ (unter die „Hymnen“ eingereiht), in welchem Monolog, wie mir ſcheint, der Stifter des Iſlam das Werden und Wachſen ſeines weltgeſchichtlichen Werkes naturſymboliſch weiſſagt. Weiter gediehen iſt der göthe'ſche „Prometheus,“ auch in ſeiner fragmentariſchen Geſtalt verſtändlich genug als das weitaus kühnſte Manifeſt, welches der Titaniſmus deutſcher Sturm- und Drangzeit, das ſich ſelbſt erfaſſende menſchliche Bewußtſein in ſeinem ſouveränſten Trotze rebelliſch gen Himmel geſchleudert hat.

Der Proteſt gegen die Ueberlieferung ſpitzt ſich zu ihrer ſchneidigſten Schärfe zu in dem Schlußmonologe des Gott Titan, wie ihn Sophokles nennt, des „Feuerbringers" Prometheus und nicht allein an die Adreſſe des helleniſchen Zeus iſt das Trotzwort gerichtet:

„Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren — und deine?
Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!"

Wenn das göthe'ſche Prometheusgedicht für ein kulturgeſchichtliches Dokument der in den ſiebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland eingetretenen Gährungsepoche anzuſehen iſt, ſo muß die gleichzeitig von unſerem Dichter unternommene und ebenfalls nur fragmentariſch ausgeführte Ahasverdichtung als ein höchſt wichtiges Aktenſtück zu ſeiner eigenen religiöſen Entwickelungsgeſchichte betrachtet werden. Schon in ſeinen Knabenjahren hatte er ſich mittels fleißiger Volksbücherleſung die chriſtliche Legende vom ewigen Juden feſt eingeprägt. Jetzt ergriff er dieſelbe, um ſie zum poetiſchen Vehikel einer ebenſo ſehr pathetiſchen als auch polemiſchen Auseinanderſetzung mit der kirchlichen Tradition zu machen. Er wollte die Figur des ewig wandernden Juden benutzen, um mittels der Ahaſverabenteuer die wichtigſten Erſcheinungen des religions- und kirchenhiſtoriſchen Proceſſes dichteriſch zu veranſchaulichen, und er hoffte wohl auch, als Reſultat ſeiner Bemühung „ein Chriſtenthum zu ſeinem Privatgebrauche“ zu gewinnen. Der Ahaſverustorſo iſt, wunderlich zu ſagen, eine von Göthe's im großen Publikum am wenigſten bekannten Dichtungen und doch muß dieſer Torſo als eine ſeiner genialſten, urſprünglichſten, ſo recht als ein Nummer-Eins-Ding anerkannt werden. Der Eingang:

„Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Buſen ſeelenvoller,
Zu ſingen den gereiſten Mann. . . .“

iſt reines Kraftgenie, und nicht minder die allerdings nicht gerade ſchmeichelhafte, jedoch naturgetreue Konterfeiung des Prieſterthums: —

„Die Prieſter vor ſo vielen Jahren
Waren, als wie ſie immer waren
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt geſetzt.
War er vorher wie ein' Ameiſ' krabblig
Und wie ein Schlänglein ſchnell und zapplig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In ſeinem Seſſel ſich wohlbehagen.
Und ich ſchwöre bey meinem Leben,
Hätte man Sankt Paulen ein Biſthum geben,
Poltrer wär' worden ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch.“

Scherr, Göthe's Jugend.

Ebenſo klingt der kraftgeniale Ton vor in der Charakteriſtik des jeruſalemiſchen Schuſters, der „halb Eſſener, halb Methodiſt, Herrnhuter, mehr Separatiſt,“ und dann in der Scene zwiſchen Gottvater und Gottſohn: —

„Der Vater ſaß auf ſeinem Thron,
Da rief er ſeinen lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal ſchreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Geſtolpert über Sterne her
Und fragt, was zu befehlen?“

Der Vater hat zu befehlen, daß der Sohn zum zweitenmale zur Erde niederſteigen ſollte, weil es da drunten wieder einmal ganz elend herginge und alles aus Rand und Band wäre. Du aber —

„Du haſt ein menſchenfreundlich Blut
Und hilfſt Bedrängten gerne“ —

auf welche in ironiſchem Tone vorgebrachte Bemerkung der Sohn entgegnet:

„Du fühlſt nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht,
Wenn ein geängſtet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder ſeh' mit glühenden Thränen . . .“

und damit wendet ſich der Ton in's Pathetiſche hinüber, zu einer herrlichen Schilderung des zweiten Herabkommens Chriſti. Auf der Spitze des Berges, auf welchem er vormals vom Satan verſucht worden, hält er an und: —

„‚Wo,' rief der Heiland, ‚iſt das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh'! und ich ſeh' den Faden nicht,
Den ich ſo rein vom Himmel 'rab geſponnen.

Wo haben ſich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entſprungen?
Und, ach, wohin der Geiſt, den ich geſandt?
Sein Weh'n, ich fühl's, iſt all verklungen!“

Von meiſterlicher Kauſtik iſt dann wieder das letzte Bruchſtück, wo Chriſtus, nachdem er „der Länder ſatt, wo man ſo viele Kreuze hat,“ in proteſtantiſche Gebiete und zu dem lutheriſchen Oberpfarrer kommt. Die Reformation kriegt da auch was ab: —

„Sie nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr ſchwätzen, weniger Grimaſſen machen.“

Mohammed, Prometheus und Ahaſver mußten jedoch zurücktreten vor der einheimiſchen Sagengeſtalt des Doktor Fauſt. Dieſe war unſerem Dichter ebenfalls ſchon von ſeinen Knabenjahren her bekannt und lieb aus dem Volksbuch, welches ja in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt im Jahre 1587 in älteſter und echter Geſtalt zum erſtenmal gedruckt worden. An demſelben Orte alſo, wo der ganze Sagenkreis, welcher ſich im Verlaufe des ſechszehnten Jahrhunderts um die abenteuerliche Figur des Wunderarztes aus Knittlingen in Schwaben hergelegt hatte, zuerſt in literariſcher Form in die Oeffentlichkeit gelangt war, dort ſtand der Dichter auf, welchem gegeben war, dieſen deutſchen Stoff zu einem univerſalen Kunſtwerk, zu einem Weltgedichte zu geſtalten, und zwar — ein Wort Gödeke's zu entlehnen — mittels der „Herausbildung des Einfachſt-Menſchlichen aus einem Wuſte mittelalterlicher Abenteuerlichkeit.“ Ich ſagte mit Bedacht, zu einem „Weltgedicht“ habe Göthe die Fauſtſage geſtaltet;

denn es iſt meine volle Ueberzeugung, daß dem göthe'ſchen Fauſt für das moderne Weltalter dieſelbe Bedeutung zukommt, welche für das antike den homeriſchen Geſängen und für das mittelalterliche der göttlichen Komödie des Dante zukam.

Das Fauſt-Thema hat für einen richtigen Deutſchen ſo viel anziehendes, daß es nicht leicht, daſſelbe nur im Vorübergehen zu berühren und nicht dabei zu verweilen. Wir aber dürfen uns trotzdem hier nicht dabei aufhalten. Denn zur Stunde iſt es nur angezeigt, auf die Anfänge des eigentlichen Lebenswerkes unſeres Dichters aufmerkſam zu machen, eines Werkes, welches auch das Einzig-Eigenthümliche hat, daß es im ſtürmiſchen Saus und Braus der Jugend angehoben und im ſtillen Dämmerungsfrieden des höchſten Greiſenalters beſchloſſen worden iſt.

Die Einwirkung ſeiner frommen Freundin Klettenberg hatte, wie wir geſehen, unſeren jungen Streber von Wolfgang zur Leſung von allerhand myſtiſchen, alchymiſtiſchen und kabbaliſtiſchen Scharteken geführt und er war ſchon zu ſeiner ſtraßburger Zeit im „Geiſterreich,“ das heißt in der vom antiken und mittelalterlichen Zauberglauben aufgebauten, eingerichteten und bevölkerten Phantaſiewelt wohlbewandert. Ob ihn die Fauſtſage, wie einige wollen, in Geſtalt des alten Puppenſpieles ſchon in ſeinen Kinderjahren mit nachhaltiger Gewalt ergriffen habe, ſteht dahin. Auf der frankfurter Meſſe von 1773 ſah er dies alte Marionettenſtück wieder einmal tragiren und da ſcheint ihn allerdings das Thema ſo recht gepackt zu haben. Wir ſind aber zu der Annahme berechtigt, daß er ſchon während ſeines Verweilens in Wetzlar nicht nur häufig fauſtiſch geſtimmt geweſen ſei, ſondern auch Fauſtdichtungsabſichten gehegt habe. Einer ſeiner wetzlarer Freunde nämlich war F. W. Gotter, welcher im Jahre 1770 gemeinſam mit Boie den erſten „Muſenalmanach,“ das Organ des göttinger „Hainbundes,“ herausgegeben hatte. Dieſem Freunde, der ihn mit den Hainbündlern und Muſenalmanächlern in Beziehung brachte, mag der Dichter ſeinen Fauſtgedanken vertraut haben. Denn nachdem er zu Oſtern 1773 ein Exemplar ſeines Götz mit einer, wie zu vermuthen ſteht, kraftgeniemäßig ſtiliſirten Scherzepiſtel in Verſen an Gotter geſchickt hatte, antwortete dieſer im gleichen Tone, theilte mit, daß ſeine „Epiſtel über Starkgeiſterei“ in Wielands „Deutſchem Merkur“ erſcheinen werde, und ſchloß alſo:

„Du nächſtens im Merkurius
Wirſt finden was von meiner Muſ',
Und freut mich recht von Herzensgrund,
Wenn dir der Dreck gefallen kunnt'.
Schick mir dafür den Doktor Fauſt,
Sobald dein Kopf ihn ausgebrauſ't.“

Mit dem „Ausbrauſen“ ging es aber nicht ſo raſch, wie der gute Gotter wünſchen mochte. Zunächſt verlangte der Werther „ausgebrauſ't“ zu werden. Doch fällt die Schaffung der Anfänge vom Fauſt — alſo der das Gedicht eröffnende große Monolog des Helden und das daran ſich knüpfende Geſpräch mit dem Famulus Wagner — gerade in die Wertherzeit. Im Sommer von 1774 ſodann muß der Dichter fortgefauſtet haben. Denn als im September Klopſtock als Gaſt im göthe'ſchen Hauſe weilte, las ihm der Wolfgang, wie er uns ſelbſt erzählt, die „neueſten“ Scenen des Fauſt vor. Von da ab iſt die Arbeit an dem großen Werke bis zum Abgange des Dichters nach Weimar wohl nie wieder ganz ausgeſetzt worden. Denn wir dürfen zuverſichtlich glauben, daß der labyrinthiſche Lebenswirrwar und das peinvolle Herzenswirrſal, worein Göthe gerade jetzt durch ſeine Beziehungen zu Lavater, zu Baſedow, zu Jakobi, zu den Stolbergen und zu dem Erbprinzen von Weimar, ſowie durch ſeine Leidenſchaft für Lili geworfen wurde, die Fauſtſtimmung mächtig in ihm genährt und ihn zu zeitweiligen vulkaniſchen Ergüſſen derſelben getrieben haben.

IX.

Der Erfolg iſt ein kräftiger Magnet, der Ruhm leuchtet wie ein lockendes Licht und das Glück hat viele Freunde. Unſer auf der Weltbühne mehr und mehr Figur machender Wolfgang erfuhr das auch und zwar, wie es zu geſchehen pflegt, eben ſo ſehr zu ſeinem Vortheile wie zu ſeinem Schaden. Denn wie es wahr iſt, daß ein Menſchenkind nur in dem „Geräuſch der Welt“ zu einem „Charakter“ ſich „bildet,“ ſo iſt es nicht minder wahr, daß von dieſem Weltgeräuſche die inneren Stimmen, welche dem Menſchen doch das beſte ſagen, oft, zu oft überlärmt werden. Gar viel von unſerm eigenſten, urſprünglichſten bleibt an dem Dorngeſtrüppe hängen, durch welches der Weg zur Charakterbildung ſich hinwindet. Erfahrung iſt ein recht hübſcher Beſitz, gewiß; aber es fragt ſich am Ende doch ſehr, ob dieſer Beſitz ſich der Mühe lohne, ſo viele Zeit auf den harten Bänken der Schule „Enttäuſchung“ verſeſſen zu haben. In ſpäterer Zeit, als Fünfundſiebenzigjähriger, war Göthe ſehr geneigt, dieſe Frage verneinend zu beantworten; denn am 27. Januar 1824 hat er zu ſeinem Famulus Eckermann geſagt: „Mein Leben iſt im Grunde nichts als Mühe und Arbeit geweſen. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben ſein wollte. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von außen als von innen, waren zu viele. Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückgehalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben.“ Glücklicher? Das iſt möglich. Als Dichter produktiver? Nein. Die göthe'ſche Poeſie iſt nicht vom Genius mit der Einſamkeit gezeugt worden. Sie hat von jungauf nicht das Zeug zur Einſiedlerin gehabt. Sie war und iſt ein Weltkind, natürlich im ſchönſten und beſten Sinne des Wortes. Sie mußte in und mit der Welt leben. Wie hätte ſie ſonſt ſo lebenswahr, ſo weltverſtändig, ſo realiſtiſch ſein können?

Selbſtverſtändlich waren die enttäuſchungsmüden und erfahrungsſchweren Stimmungen des Göthe von 1824 nicht die des glaubenden, liebenden und hoffenden Göthe von 1774 bis 1775. Da trieb er es laut und luſtig oder auch trüb und traurig, wie es eben kam, mit im Getriebe der Welt, ſchob und ließ ſich ſchieben und hatte gar nichts dagegen, wenn der Kreis ſeiner Bekanntſchaften von Tag zu Tag ſich erweiterte und ihm von allen Seiten her Freunde zuſtrömten. Im Gegentheil, er ging auch wohl ſelbſt welche ſuchen. So Klopſtock, deſſen Einfluß und Anſehen dazumal im Zenith ſtanden; ſo Lavater, den Propheten der Phyſiognomik.

Auch eine eigenthümliche Geſtalt der Sturm- und Drangzeit, dieſer Sankt Lavatus, der von Chriſtlichkeit, Menſchenbrüderlichkeit und Eitelkeit — denn eitel war er wie ein Franzoſe — aufgeſpannte Helfer beim Sankt

Peter in Zürich. Inſofern er die bibliſch chriſtliche Orthodoxie als ein Gährungsmittel in dem Gefühls- und Gedankenchaos von damals zu verwenden und zu verwerthen trachtete, hatte er Aehnlichkeit mit Hamann; aber er war in jedem Betracht reinlicher und wohlduftender als dieſer aufgeſchwemmte Schmarotzer, welchen ſeine Verehrer den „Magus im Norden“ nannten, der aber, weil er ſo zu ſagen die Bibel mit dem „Contrat ſocial“ Rouſſeau's verkuppelte, eigentlich der Oberkonfuſionsrath Germaniens heißen ſollte. Im übrigen iſt Lavater bei all ſeiner rahmtorteiſüßen Fühlſamkeit und kraftgeniemäßigen Ueberſchwänglichkeit ein praktiſcher Schweizer geweſen, welcher ſeine Apoſtelgänge und Phyſiognomikerwanderungen zugleich zu Geſchäftsreiſen zu machen verſtand. Es iſt doch ein deutliches Zeichen, wie unſer junger Titan in dem allgemeinen Nebel der ſiebenziger Jahre redlich mitnebelte, daß er im Sankt Lavatus einen kongenialen Bruder zu erkennen glaubte.

Gar zu lange hielt dieſe Illuſion freilich nicht vor. Aber im Sommer von 1774 war ſie ſtark. Da, zu Ende Juni, kam der Prophet von Zürich nach Frankfurt und trat beim Wolfgang ein.

„Biſt's?“

„Bin's!“

So die Begrüßung, ganz im Kraftſtile der Wild, La Feu und Blaſius in Klingers Drama. Der Wolfgang machte den alſo im Sturme gewonnenen Freund mit der „ſchönen Seele“ Klettenberg und anderen Frömmlichkeiten bekannt und der züricher Apoſtel ſchwamm eine Woche lang mit Behagen in dieſer Atmoſphäre parfümirter Chriſtlichkeit. Dann hub er ſich von dannen gen Ems.

Sein ganzes Auftreten muß aber immerhin einen bedeutenden Eindruck gemacht und hinterlaſſen haben. Sogar unſer darmheſſiſcher Kriegszahlmeiſter Merck mephiſtopheliſirte zwar die frommen frankfurter Weiblein, welche in ihrem ſüßen Enthuſiaſmus dem Herrn Helfer wohl gern gethan, wie Maria Magdalena vor Zeiten Jeſu that, d. h. ihm gern liebſam das Haupt geſalbt und ihn mit ihren Haaren abgetrocknet hätten; aber doch konnte auch der Schalk nicht umhin, im Auguſt über Lavater an Nikolai zu ſchreiben: „Wenige Menſchen habe ich geſehen, die auf mich einen ſo erbaulichen Eindruck gemacht hätten wie dieſer außerordentlich gute Menſch.“

Ob Lavater ſchon damals mit ſeinem orthodoxen Entweder — Oder: „Entweder Chriſt oder Atheiſt!“ gegen unſern Dichter herausrückte, möchte zu bezweifeln ſein; denn der Wolfgang wäre doch wohl darob ſchon jetzt kopfſcheu und widerlavateriſch geworden, wie er es ſpäter wurde, wo ihm die Seelenfiſcherei Sankti Lavati weniger harmlos erſchien, als ſie trotz alledem war.

Im Juli bewerkſtelligte ein anderes Original jener an Originalien ſo reichen Zeit ſeine Epiphanie im göthe'ſchen Hauſe, der pädagogiſche Kraftſtoffel Baſedow, ein Stark- und Schwarmgeiſt aus dem ff, Reformer des Erziehungsweſens nach rouſſeau'ſchen Grundſätzen, item unermüdlicher Tabakraucher und unerbittlicher Weinvertilger. In letzterer Eigenſchaft inſpirirte er, das heißt die Erinnerung an ihn, unſern Dichter lange Jahre nachher zu ſeinem luſtigen Trinklied „Ergo bibamus!“ Baſedow, in ſeiner Art nicht minder, ſondern ſogar noch mehr als Lavater ein Geſchäftsreiſender, begab ſich zu dem Herrn Helfer nach Ems, um dieſen zu vermögen, daß er ihm für ſein deſſauer Philanthropinum Zöglinge „weible,“ wie die Schweizer ſagt. Der Wolfgang reiſte bald den beiden ſonderbaren Schwärmern nach, traf am 15. Juli zu Ems ein und trieb es da mit Maſkiren, Tanzen, Zechen verſchiedene Tage und Nächte lang kraftgenialiſch genug. Zwiſchenhinein hat er auf einer Lahnfahrt ſeine ſchönen ernſten Strophen „Geiſtesgruß“ gedichtet. Sonſt war die Knittelreimlaune obenauf und wie! Zeugniß hierfür das vom Wolfgang aufgenommene Protokoll über den Verlauf des Mittageſſens, ſo unſere drei Reiſenden auf ihrer Fahrt rheinabwärts im Gaſthauſe „Zu den drei Reichskronen“ zu Koblenz eingenommen haben:

„Zwiſchen Lavater und Baſedow
Saß ich bei Tiſch, des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt' ſich auf einen ſchwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter ſich
Und auf die ‚Offenbarung‘ ſtrich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthſeln wohl verriegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchſen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Kubusſtadt und das Perlenthor
Dem hocherſtaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weitgereiſt,
Hatt' ein Stück Salmen aufgeſpeiſt.
Vater Baſedow unter dieſer Zeit
Packt einen Tanzmeiſter an ſeiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Chriſt und ſeinen Jüngern war,
Und daß ſich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Trotz ärgert ſich der andre ſehr
Und wollte gar nichts hören mehr
Und ſagt, es wüßt' ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders ſtünd'.
Und ich behaglich unterdeſſen
Hatt' einen Hahnen aufgefreſſen."

Die Rheinreiſe wurde gemeinſam bis Köln fortgeſetzt, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten." Dann ſuchte das „Weltkind" ſeinen ſtraßburger Mitſtudenten und Tiſchgenoſſen Jung-Stilling in Elberfeld auf, wo er außerdem mit Fritz Jakobi und Heinſe zuſammentraf. Auch Sankt Lavatus langte von Köln her mit einem Schweife von mehr oder weniger Erweckten an. Der gute Jung gibt eine wider Willen ergötzliche Schilderung von einer im Hauſe eines elberfelder Frommen abgehaltenen Konventikelſitzung, wobei ſich die drei durch Jakobi, Heinſe und Göthe dargeſtellten Schattirungen von Kraftgenies ſonderbarlich genug ausgenommen haben mögen. Jung hatte aber doch ſelber ſeine Freude daran, wenn der Götz- und Wertherdichter die verſammelten Mucker, ſo der eine oder andere ihn „mit ſtarren und gleichſam bemitleidenden Augen anſah," mit „großem hellem Blick darniederſchoß."

Mit dem ganzen Freundſchaftsüberſchwange jener Zeit ſchloß ſich Jakobi unſerem Groß- und Hellblicker an, welcher den neugewonnenen Freund nach Düſſeldorf begleitete, von wo ſie Ausflüge nach Köln und Schloß Bensberg machten. Achtunddreißig Jahre ſpäter hat Jakobi den großen Freund daran erinnert, daß derſelbe in einer Laube des Schloßgartens damals begeiſterungsvoll über Spinoza ſich ausgelaſſen habe, woraus zu ſchließen, daß Göthe dieſem erlauchten Denker, der ihn ſeine erhabene

Reſignation lehrte, zu jener Zeit ſchon recht nahegetreten ſein mußte.

Am 13. Auguſt war der Dichter wieder daheim in Frankfurt, wo er dann im Oktober durch den ſchon früher gelegentlich erwähnten Beſuch Klopſtocks geehrt wurde Der Meſſiasſänger kam von Göttingen und ging nach Karlsruhe, wohin der Markgraf Karl Friedrich ihn eingeladen hatte. Am erſteren Orte war ihm von ſeiten der Hainbündler, die ihn vergötterten, ein Weihrauchsopfer gebracht worden und der Duft deſſelben lag ihm noch in der Naſe, als er in Frankfurt unſern jungen Titan für den Hainbund werben wollte. Aber der Wolfgang mochte ſich erinnern, daß Freund Merk wohl im Hinblick auf die Hainbündelei einmal geſagt hatte: „Die anderen wollen das Poetiſche, das Imaginäre verwirklichen und das gibt nur dummes Zeug; deine Beſtimmung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben" — und ließ ſich nicht weiter auf die wohlgemeinte Phantaſterei ein. Seinem Gaſte, der ſich, wie Göthe meldet, als „Stellvertreter höherer Weſen, der Religion, Sittlichkeit und Freiheit" betrachtete und gab, las er Fauſt-Fragmente vor, welche gnädig aufgenommen wurden. Aber ein dauerndes gutes Verhältniß hat ſich zwiſchen den beiden nicht hergeſtellt und der offene Bruch erfolgte bekanntlich unlange nach Wolfgangs Ueberſiedelung nach Weimar.

Klopſtock war nicht der Mann, mit guter Miene oder gar mit herzlicher Freude ſich darein zu finden, daß Göthe über ihn hinauswuchs, wie wir das den guten Papa Wieland thun ſehen werden, und der über den Prieſter der Muſe von Zion Hinausgewachſene ſeinerſeits hatte auch bald kein Hehl, daß der von Klopſtock „auf Golgatha's

Hügel geführte überepiſche Kreuzzug" eigentlich nur in's theologiſche Nebelheim geführt habe und im Grunde herzlich langweilig ſei. Der Patriarch der deutſchen Literatur rächte ſich in einer Weiſe, wie ſie weder ſeiner Chriſtlichkeit noch ſeiner mit Recht verehrten Ehrwürdigkeit anſtand, indem er handſchriftlich epigrammatiſche Nadelſtiche auf Göthe verſuchte, die alleſammt ſehr ſtumpf ausfielen.*) Die Sache iſt, Klopſtock und Göthe waren grundverſchiedene Naturen und konnten auf die Länge unmöglich zuſammengehen. Die Götter, an die ſie glaubten, litten es nicht. Klopſtock glaubte an den jüdiſch-chriſtlich außerweltlichen Bibelgott, Göthe, zum pantheiſtiſchen Heiden angelegt und durch Spinoza erzogen, glaubte an den innerweltlichen Allumfaſſer, Allbeweger, Allerhalter, von dem er im Gegenſatze zum klopſtock'ſchen geſagt hat:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt."

---

*) Am kläglichſten erſcheint die Befehdung Göthe's durch Klopſtock in Geſtalt eines gegen den göthe'ſchen „Fauſt" gerichteten, im Jahre 1818 bekannt gewordenen Epigramms, welches ich anführe, weil es zeigt, was für abſonderliche Verwerfungsurtheile unſer Dichter ſich gefallen laſſen mußte. Es lautet:

„Was man erzählt vom Doktor Fauſt,
Iſt weiter nichts als Lug der Möncherei;
Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen brauſ't,
Wie Windsbraut brauſ't
Vom Doktor Fauſt,

Zwei bedeutſame Erlebniſſe waren dem Wolfgang **bis zum Jahresſchluſſe** aufgeſpart. Das eine war die **erſte Anknüpfung mit dem** weimariſchen Hofe, das andere die **Bekanntſchaft** mit Lili (Anna Eliſabeth Schönemann), von welcher Schönen, ſo wir der mehr als billig flunkernden **Bettina** („Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde," I, 130) trauen dürften, die Frau Rath geſagt hätte, daß dieſelbe „die erſte Heißgeliebte" ihres Sohnes geweſen ſei. Das iſt aber ſicherlich nur eine bettina'ſche Schrulle oder Schnurre.

In der Abenddämmerung des 11. December trat ein Fremder in unſeres Dichters Stube und gab ſich ihm als Hauptmann Karl Ludwig von Knebel zu erkennen, welcher gekommen, dem Verfaſſer des „Götz" und „Werther" ſeine Achtung zu bezeigen. Knebel war der Erzieher des Prinzen Konſtantin von Sachſen-Weimar, jüngeren Bruders des Erbprinzen Karl Auguſt, und waren die Prinzlichkeiten mit Gefolge auf einer Reiſe nach Karlsruhe begriffen. Der Wolfgang und der Hauptmann fanden raſch großes Gefallen aneinander und jener ging daher um ſo lieber auf das Anſinnen ein, ſich den beiden Prinzen vorzuſtellen, welche begierig wären, ſeine perſönliche Bekanntſchaft machen.

Iſt lediglich
Kraftmänniglich
Verwünſcht Geſchrei
Der traurigen Genieerei.
Ob's Alte oder Neue beſſer ſei,
Zu ſchlichten, wär' Bockmeiſterei."

Dieſe erſte Zuſammenkunft mit dem nachmaligen Herzoge Karl Auguſt, welcher damals auf ſeiner Brautſchaureiſe zu der Prinzeſſin Luiſe von Heſſen-Darmſtadt begriffen war, wurde für unſeres Dichters äußere Stellung im Leben entſcheidend und ſomit ohne Frage auch für den Gang und Wandel ſeines Genius. Der jugendliche Karl Auguſt iſt durch Göthe's Perſönlichkeit ſo ſehr ergriffen und gefeſſelt worden, daß raſch in ihm der Gedanke aufſtieg und bald beſtimmtere Geſtalt gewann, den „lieben Menſchen" in ſeine Nähe zu ziehen. Dem Dichter ſeinerſeits gefiel der junge, muntere, burſchikoſe, von der Kraftgenialität ebenfalls ſehr merkbar angefaßte Fürſt auch ganz gut und er ging daher auf das ſchnell ſich entwickelnde Freundſchaftsverhältniß zu demſelben bereitwillig ein. Viel bereitwilliger, als es dem ehrenſteifen Herrn Johann Kaſpar gefiel, welcher zu der ſich bildenden Kameradſchaft zwiſchen Fürſt und Bürger bedenklich den alten Kopf ſchüttelte und nachdruckſam ſein reichsſtädtiſchabmahnendes „Weit vom Jupiter, weit vom Blitz; lang bei Hof, lang' bei Höll'!" vorbrachte. Allein im Verlaufe des nächſten Jahres wurde das Pflaſter ſeiner Vaterſtadt dem Wolfgang allmälig ſo brennend heiß — wir werden ſehen, warum —, daß er allen väterlichen Bedenken zum Trotz die Einladung ſeines fürſtlichen Freundes Karl Auguſt, welcher im September 1775 aus einem Erbprinzen ein Herzog wurde und vier Wochen ſpäter ſeine Braut Luiſe von Heſſen heimführte, ja die beſtimmt ausgeſprochene und dringlich wiederholte Einladung, nach Weimar zu kommen, annahm und ſeinen Vorſatz, derſelben nachzuleben, verſchiedener Weiterungen und Hinderniſſe ungeachtet zur Ausführung brachte. Einmal in Weimar, kam er dann nicht wieder los.

Doch ſoweit ſind wir noch nicht, ſondern vorerſt bei der nicht ſehr erquicklichen Lili-Geſchichte.

X.

Die Liebebedürftigkeit des „Götterſohns“ der Frau Aja angeſehen, war er jetzt, da das Jahr zu Ende ging, eine gute Weile ohne Flamme geweſen. Flämmchen zählen ja nicht.

Auf dem großen Kornmarkt in Frankfurt zeichnete ſich damals vor den übrigen Gebäuden das ſchöne große Eckhaus neben der reformirten Kirche aus. Im Erdgeſchoſſe dieſes Hauſes wurde ein großes Bankgeſchäft betrieben, welchem die Söhne der verwitweten Beſitzerin, Frau Suſanna Eliſabeth Schönemann, vorſtanden. In den glänzend eingerichteten Zimmern, welche neben und über den Kontorräumen lagen, empfing Frau Schönemann allabendlich Geſellſchaft, zu deren Unterhaltung die Muſik das meiſte thun mußte.

In dieſes Haus nun wurde unſer Dichter an einem der letzten Abende des Jahres 1774 eingeführt und war nur eben in den Muſikſal eingetreten, als ſich die Tochter des Hauſes, die ſechszehnjährige Anna Eliſabeth, vertraulich und zärtlich Lili geheißen, an den Flügel ſetzte und mit Fertigkeit, Verſtändniß und Anmuth eine Sonate ſpielte. Nachher ſtellte ſich Göthe dem jungen Mädchen vor und die Bekanntſchaft war gemacht. „Wir blickten einander an“ — erzählt er in ſeiner Selbſtbiographie — „und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft der ſanfteſten Art zu empfinden glaubte.“ Als er wegging, hieß ihn die Mutter wiederkommen, in welche Aufforderung die Tochter „mit einiger Freundlichkeit einſtimmte.“ Er kam wieder und kam immer wieder und hatte bald zwingende Veranlaſſung, ſein Lied „Neue Liebe, neues Leben“ zu dichten, welches mit der Frage:

„Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?“

anhob. Nun, ihn bedrängte eben wieder einmal das liebe Trangſal, welches nie ausgeſagt und nie ausgeſungen ſein wird, ſo lange Mann und Weib auf Erden.

Aber war die Lili-Liebe wirklich eine ſo große Leidenſchaft, wie uns der Dichter glauben machen will? Doch kaum! Die Darſtellung des Verhältniſſes in „Dichtung und Wahrheit“ trägt entſchieden die Signatur der erſteren: es iſt augenſcheinlich idealiſirt und mittels der Zeitferne in verſchönernde Beleuchtung gerückt. Kein Zweifel allerdings, der Wolfgang brannte und Lili glimmte und beide hatten es, nachdem ſie erſt einmal durch die Dazwiſchenkunft einer reſoluten Freundin (Fräulein Delf) ſoweit gekommen, ſich mit einander zu verloben, zeitweilig auf eine Heirat abgeſehen. Aber man halte doch einmal die gothe'ſche Lili-Lyrik mit ſeiner Friederike-Lyrik zu unbefangener Prüfung zuſammen und man wird leicht herausfühlen, in welcher von beiden das echte Himmelsfeuer lodert. Außerdem ſcheint mir zur Werthung der angeblichen Leidenſchaft Gothe's für Fräulein Schönemann ein nicht unwichtiges Kriterium der Umſtand darzubieten, daß zur gleichen Zeit unſer Dichter mittels Briefwechſels zu der jungen Auguſte von Stolberg, einer

Schweſter der beiden hainbundleriſchen Grafen, in ein ſo leidenſchaftliches Freundſchaftsverhältniß gerieth, daß zu deſſen Bezeichnung, wie er im Januar von 1775 an die neue Freundin ſchrieb, „die Namen Freundin, Schweſter, Geliebte, Braut, Gattin“ nicht ausreichten — ein ſtarkes Stück von Wertherei übrigens, beſonders wenn man bedenkt, daß Göthe das alſo angehimmelte „Guſtchen“ nie mit leiblichen Augen geſehen. Was Lili angeht, ſo hatte ſie ſchon bei einer der erſten Zuſammenkünfte mit dem Dichter dieſem das bedenkliche Geſtändniß gemacht, ſie habe an ſich „eine gewiſſe Gabe, anzuziehen, bemerken müſſen, womit zugleich eine gewiſſe Eigenſchaft, die angezogenen fahren zu laſſen, verbunden ſei.“ Wohl, ſie zog ihn an und ließ ihn fahren und wir haben das ſchöne, in der Fülle des Reichthums und Behagens erzogene, verzogene, launiſche Kind, welches nicht wußte, weder woher das Brot komme, noch was Leid ſei, ſtark im Verdachte, daß ihm die Laune gekommen, es müßte doch hübſch ſein, von einem berühmten und noch dazu ſchönen Manne geliebt zu werden — eine ganz begreifliche und verzeihliche Eitelkeit bei einem jungen Mädchen, aber doch eben nur eine Eitelkeit. Eitelkeiten pflegen aber gegen Widerwärtigkeiten nicht ſtandzuhalten und an Widerwärtigkeiten fehlte es nicht: die beiden Familien Göthe und Schönemann waren ja von Anfang an der Verbindung des jungen Paares entgegen und blieben es, auch nachdem ſie die improviſirte Verlobung widerwillig anerkannt hatten. Herr Johann Kaſpar und Frau Katharina Eliſabeth hatten das ganz richtige Gefühl, eine ſolche „Putz- und Staatsdame“ von Schwiegertochter würde in den ſolid bürgerlichen Rahmen ihres Haushalts nicht paſſen. Auch waren ſie vollauf berechtigt, das Herabſehen der Schönemann'ſchen Geldprozerei auf dieſen ihren ſolid bürgerlichen Haushalt unverſchämt zu finden und darum jedes Entgegenkommen zu vermeiden. Frau Schönemann und ihre Söhne hinwiederum waren der Geldreligion zu ſehr ergeben, um nicht merken zu laſſen, daß die Bewerbung des Advokaten und Verſemachers um ihre Tochter und Schweſter eben nur eine geduldete ſei und daß Lili eigentlich von religions-, rechts- und anſtandswegen einen Prozen heiraten müßte. Denn Geld und Geld geſellt ſich gern, ſteht geſchrieben im Evangelio Mammonis, Kap. 13, V. 25.

Das Verhältniß ſchleppte ſich den Winter über und in den Sommer hinein der Art fort, daß der arme Bräuterich zwiſchen Wonne und Weh und Weh und Wonne „in ſchwebender Pein," ſchwankte. Das Weh ſchlug namentlich dann vor, wann Lili's Gefallſucht es nicht laſſen konnte, auch anderen Männern gefallen zu wollen und mit ihren Talenten und Talentchen vor der Geſellſchaft zu glänzen. Derartige Püppchen haben das ſo. Doch muß geſagt werden, daß Lili's Koketterie eine harmloſe geweſen, zum größeren Theile wohl auch verſchuldet durch die Unſtätheit ihres Verlobten, der heute Glut und morgen Froſt war. Die ganze Geſchichte nahm ſo von beiden Seiten mehr und mehr eine mißliche Färbung an, ſie wurde zu einem Wechſelfieber, ſo zu ſagen, und die beiden Verlobten mochten ſich, des ewigen gegenſeitigen Anziehens und Abſtoßens müde, heimlich gleichſehr nach Geneſung und Befreiung ſehnen. Als es einmal ſo weit, nahm der Dichter den Riß und Bruch auf ſich, wozu ſich im Mai von 1775 eine gute Gelegenheit bot.

Da waren nämlich die beiden Hainbündler Fritz und Christian Stolberg bei Göthe eingekehrt, auf einer Schweizerreiſe begriffen und begleitet von ihrem Freunde Kurt von Haugwitz, welcher nachmals zum Verderben Deutſchlands das unſelige preußiſche Unſtaatsmännerkleeblatt Haugwitz, Lombard und Lucheſini mitgebildet hat. Auch Maximilian Klinger war gerade in ſeiner Vaterſtadt anweſend und viel im göthe'ſchen Hauſe. Die Stolberge ſtanden damals im Vollſaft ihrer Kraftgeniewuth, die ſich in unbändigem, mitunter geradezu verrücktem Freiheitsgeſchrei austobte, welches dann ſpäter bekanntlich bei dem einen in papiſtiſches Gegrunze, bei dem andern in pietiſtiſches Gegreine umgeſchlagen iſt. Bei einem Gelage der jungen Männer ſetzte die Frau Rath in ihrer humoriſtiſch geſcheiden Weiſe die beiden gräflichen Tyrannenfreſſer tüchtig zurecht und bei dieſer Gelegenheit erhielt ſie den Namen Aja. Ihr Sohn ſcheint es darauf angelegt zu haben, die Entfremdung zwiſchen ihm und Lili durch häufige Entfernungen von der Stadt wachſen zu machen. Er ſchwärmte mit ſeinen Beſuchern in der Umgegend herum und derweil gaben ſich daheim beiderſeitige Freunde die mehr oder weniger redliche Mühe, das unerſprießliche Verhältniß zwiſchen dem Doktor Göthe und dem Fräulein Schönemann zu lockern und zu löſen. Daß ſich der Doktor plötzlich entſchloß — von ſeinem Vater übrigens lebhaft dazu aufgemuntert — die Geniereiſe der Stolberge nach der Schweiz mitzumachen, ſchlug dem Faſſe vollends den Boden aus. Verzeihung für ein ſo küfermäßiges Bild, das auch wirklich verzeihlich ſein dürfte, inſofern man ja etwa das in Rede ſtehende Verhältniß mit dem Danaidenfaſſe vergleichen könnte.

Ohne förmlichen Abſchied von Lili genommen zu haben, brach unſer Dichter mit ſeinen Reiſegefährten auf, zunächſt nach Darmſtadt, allwo Freund Merck, wie Göthe berichtet, über die Reiſegenoſſenſchaft heftig den Kopf geſchüttelt habe („Daß du mit dieſen Burſchen ziehſt, iſt ein dummer Streich!“). Sagte Merck ſo, hatte er recht, wie ſich bald herausſtellte. In Emmendingen ſah der Wolfgang am 4. Juni ſeine Schweſter Kornelia, welche ebenfalls entſchieden gegen ſeine Heirat mit Lili aufgetreten war, zum letztenmal. Acht Tage ſpäter finden wir unſern Wanderer in der jetzt noch wohlerhaltenen Lavaterſtube im zweiten Stocke der Helferei zum Sankt Peter in Zürich, nachdem er von Emmendingen aus eine Abſchrift ſeines in letzter Zeit fertiggeſchriebenen Singſpiels „Klaudine von Villa Bella“ (in der urſprünglichen Geſtalt) an Knebel zur Mittheilung an den Erbprinzen Karl Auguſt geſandt hatte. In Zürich ließ er die Stolberge laufen; er war der Kraftgenieſtreiche, welche ſie machen zu müſſen glaubten, um ſich als Genies im allgemeinen und als Poeten im beſonderen auszuweiſen, herzlich müde geworden. Mit einem zufällig getroffenen Landsmanne, Paſſavant, fuhr er den See hinauf, welchen vordem Klopſtock ſo ſchön gefunden und ſo ſchön gefeiert hatte. Göthe ſeinerſeits dichtete „Auf dem See:“

„Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unſerm Lauf —“

und hat dabei gewiß an dem alten prächtigen Kerl, dem Glärniſch, welcher dort linkshin hinter den Voralpen majeſtätiſch aufſprang, eine rechte Freude gehabt. In ſeine Naturſchwelgerei drängte ſich aber doch während der ganzen Schweizerreiſe, welche zu einigen der ſpäter dem Werther angehängten „Briefe aus der Schweiz“ Veranlaſſung gab, der Gedanke an Lili, „freudvoll und leidvoll.“ Auf dem Wege von Richtersweil nach Maria-Einſiedeln ſchrieb er, von der Schindelegi auf den Zürichſee niederblickend, in ſein Taſchenbuch:

„Wenn ich, liebe Lili, die nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Was, was wär' mein Glück?“

Ueber den rauhen Haken nach Schwyz und von dort über das noch nicht unter dem Roßbergſturze von 1806 begrabene Goldau zum Rigi gewandert, erſtieg der Dichter den Gipfel des berühmten Berges, welchen ich das Ausrufungszeichen in der Rieſenſchrift der ſchweizeriſchen Alpen nennen möchte. Dann ging es an den Vierwaldſtätterſee hinunter, zu Schiffe nach Flüelen, das Reußthal entlang und zur Waſſerſcheide des Gotthardpaſſes empor. Wollt ihr erfahren, was für unverwiſchbare Eindrücke Göthe von dieſer Gotthardwanderung mit heimgenommen, ſo leſ't im Schiller die Stelle, wo der Tell dem Parricida den Gotthardweg weiſ't. Daß Schiller dieſen Weg, ohne ihn jemals mit leiblichen Augen geſehen zu haben, alſo ſchildern konnte, verdankte er der Beſchreibung, welche ſein großer Freund ihm davon entworfen hatte. Vom Gotthardhoſpiz aus wurde die Rückwanderung nach

Zürich angetreten, wo unſer Wanderer mit Lavater und dem alten Bodmer noch gute Tage verlebte. Die Heimreiſe ging zunächſt über Konſtanz nach Ulm, von wo der arme Schubart etwas ſpäter an ſeinen Bruder ſchrieb: „Göthe war auch hier — ein Genie, groß und ſchrecklich wie's Rieſengebirg!“ Von Ulm wandte ſich der Dichter nach Stuttgart und von dort nach Straßburg, aber nicht nach Seſenheim. Während der kurzen Raſt zu Straßburg machte er die Bekanntſchaft des mit mehr oder weniger Recht berühmten Arztes Zimmermann, der in ſeine ſchweizeriſche Heimat zu reiſen im Begriffe war, und dieſer zeigte ihm eine Sammlung von Schattenriſſen, worunter auch der von Charlotte Stein, einer weimarer Hofdame. Der Anblick des Bildchens und Zimmermanns lebhafter Kommentar dazu erregten Göthe's Theilnahme in nicht geringem Grade: „Zukünftiges wirft ſeinen Schatten voran.“ Am 25. Juli war er wieder in Frankfurt.

In die nächſte Zeit fiel ſeine Beſchäftigung mit der Geſchichte der niederländiſchen Inſurrektion gegen Spanien und ſo wandte er denn ſeinen Blick in ein Jahrhundert zurück, daß ihm zur Stofffundgrube für ſein erſtes epochemachendes Werk gedient hatte. Auch jetzt bot es ihm wieder den Stoff zu einer Dichtung, welche unter den ſo recht charakteriſtiſch göthe'ſchen mit in erſter Linie ſteht: — die erſten Scenen vom „Egmont“ wurden geſchrieben. Aber dieſes Drama, womit, wie einer der feinſinnigſten Beurtheiler Göthe's, Roſenkranz, treffend bemerkt hat, unſer Dichter ebenſo in die Sphäre zurückgriff, in welcher der Götz, wie in die Sphäre vorausgriff, in welcher die Iphigenie entſtand, ſollte erſt viele Jahre ſpäter unter der Sonne Italiens ausreifen. Der Hochſommer und Spätherbſt von 1775 waren für den Wolfgang keine ausgiebige Schaffenszeit. Gleich nach ſeiner Heimkehr aus der Schweiz hatte ja die Lili-Qual wieder begonnen. Von der Herbigkeit derſelben geben dazumal entſtandene Lieder wie „Lili's Park“ und „Herbſtgefühl“ Andeutungen, welche deutlich genug ſind. Das ganze Verhältniß war verhetzt und vertrübt, unſühnbar und unheilbar. Mitte Septembers ſchrieb der Dichter an Auguſte von Stolberg: „Lili heut nach Tiſch geſeh'n — in der Komödie geſeh'n. Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts gered't. Wär ich das los! Und doch zitter' ich vor dem Augenblick, da ſie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte.“ Nun, gleichgültig wurde ihm das „leidig liebe“ Mädchen, welches ſchlechterdings nicht zu ihm paßte, und zwar bald ward es ihm gleichgültig, aber er iſt darum nicht hoffnungslos geworden. Das Menſchenherz iſt bekanntlich zwar ein eitel und verzagt Ding, wie die Schrift beſagt, aber auch ein ſehr zähes und trotziges. Die Werther und Günderoden der Wirklichkeit laſſen ſich zählen, nur die gebrochenen Mutterherzen ſind unzählbar.

Der Bruch zwiſchen den Verlobten war eine Thatſache, ohne daß das Wort ausgeſprochen worden wäre. Unſer Dichter fühlte, daß er fortmußte aus Frankfurt, und als der Herzog Karl Auguſt mit ſeiner jungen Neuvermählten am 12. Oktober anlangte und die Einladung Göthe's nach Weimar mit voller Beſtimmtheit und Herzlichkeit wiederholte, ſagte der Eingeladene zu. Wie jedermann weiß, hätte aber ein dummer Zufall die ganze Angelegenheit um's Haar vereitelt und konnte der Dichter peinliche Tage lang wähnen, man habe ihn eigentlich zum Narren gehabt, worüber Herr Johann Kaſpar („Nah' bei Hof, nah' bei Höll'!“) ſeine geheime, nein, ſeine offene Freude hatte. „Hör' mal, Wolfgang,“ ließ er ſich vernehmen, „wenn du geſcheid biſt, ſo gehſt du, maßen es mit dem Weimar doch nur Firlefanz zu ſein ſcheint und du doch einmal fort willſt und fort mußt, stante pede nach Italien. Das wird dir gutthun und das Geld dazu ſollſt du haben.“ Der Wolfgang packte ein, das heißt Liebmütterlein packte ihm die Koffer, und er fuhr am 30. Oktober ab: — Italiam! Italiam! Am Abend des erſten Reiſetages ſetzte er ſich zu Ebersbach an der Bergſtraße hin und ſchrieb unter anderem in ſein Tagebuch: „Lili, Adieu! Lili, zum zweitenmal! Das erſtemal ſchied ich noch hoffnungsvoll, unſer Schickſal zu verbinden. Es hat ſich entſchieden, wir müſſen unſere Rollen einzeln ausſpielen. Mir iſt weder bang für dich noch für mich, ſo verworren es ausſieht. Adieu!“

Das war der Strich unter das Lili-Kapitel in Göthe's Leben. Das Mädchen iſt keineswegs daran geſtorben, bewahre! Lili war dazu weder gemacht noch aufgelegt; wohl aber dazu, unlange darauf ganz munter einen ſtraßburger Bankherrn zu heiraten, was ihr recht gut bekam.

Unſer Flüchtling war derweil bis nach Heidelberg gelangt. Hier ereilte ihn der Bote, welcher den „dummen Zufall“ aufklärte. Nach kurzem Bedenken faßte der Dichter den Entſchluß, umzukehren, und warf ſich in die Poſtkaleſche mit den Worten ſeines Egmont: „Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die

Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es?“

Vorderhand ging es Weimar zu.

XI.

Dienſtags den 7. November von 1775 morgens fünf Uhr langte der Dichter in Weimar an und fand zunächſt im Hauſe des alten Kammerpräſidenten von Kalb Herberge.

Sein Aufgang war, dem Zeugniſſe Knebel's zufolge, wie der „eines Sterns.“ Jedenfalls iſt es ein kulturgeſchichtliches Ereigniß geweſen, daß ein junger Stürmer und Dränger in der Wertherstracht — (blauer Frack mit Meſſingknöpfen, gelbe Kannevasweſte, weiße Lederbeinkleider und Stiefeln mit gelbbraunen Stulpen) — in einen der bisher chineſiſch um- und abgemauerten deutſchen Hofkreiſe einbrach und jedermänniglich und jederweibiglich ad oculos demonſtrirte, das von „Von Genius' Gnaden“ ſei dem „Von Gottes Gnaden“ ebenbürtig, zum mindeſten ebenbürtig. Es ſcheint ſehr lächerlich, iſt es aber nicht, wenn ich ſage, daß das Smollis, welches Karl Auguſt ſeinem Gaſte Wolfgang antrug, ein Stück ſocialer Revolution geweſen ſei. Es war das in Wahrheit eine deutſchburſchikoſe „Erklärung der Menſchenrechte“ und zwar erlaſſen vor jenem 4. Juli von 1776, an welchem die Amerikaner die ihrige ausgehen ließen in eine hoffnungsvoll aufathmende und die neue frohe Botſchaft gläubig empfangende Welt. Ein regierender deutſcher Herzog, und wär's auch nur ein Herzog von Lillipuzien oder Miniaturia, mit einem frankfurter Bürgersſohn auf du und du — nein, ſo was war noch nicht dageweſen! Von rechtswegen hätte ſich darob das ganze Junkerthum auf den Kopf ſtellen und mit zappelnden Beinen gegen ſothane Ketzerei proteſtiren müſſen. Sehr möglich auch, daß ein ſolcher Proteſt im ſtillen Kämmerlein mitunter von denſelben Hofjunkern erhoben wurde, welche dem Smollisbruder ihres herzoglichen Herrn öffentlich noch ſo eben ihre Verehrung gezollt hatten. Gewiß iſt jedenfalls, daß Göthe's Glück bei Hofe viel Neid von der grüngelbſten Sorte weckte.

Und wie war es denn eigentlich mit dem „Glück bei Hofe?“ Gar nicht ſo glänzend, wie die Neidharte ſich's einbilden mochten. Der Menſch Göthe hat ja, wie wir es uns bereits früher von ihm ſagen ließen, ſein wirkliches und eigenſtes Glück nur in ſeinem „dichteriſchen Sinnen und Schaffen“ geſucht und gefunden. Aber wir wiſſen auch, das Hofglück war ihm viel häufiger eine ſchwere Laſt als eine leichte Luſt. Noch mitten im Saus und Braus der weimarer Kraftgeniezeit hat er einmal ſchmerzlich zornvoll ausgerufen: „Der Fluch, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit aufkommen!“ Aber warum betheiligte er ſich an dieſer Zehrung? Warum iſt er überhaupt zu Hofe gegangen? Warum hat er ſerviler Weiſe dort ausgehalten, wenn es ihm nicht gefiel? fragt Reptilius Demophiles mit hoch emporgezogenen Brauen und tief herabgezogenen Mundwinkeln. Guter Reptilius, es iſt nicht jedermanns Sache, im Staube zu kriegen wie du, das Paradies in der Kafferei zu ſuchen und die Majeſtät des Menſchenthums in Pöbelkneipen thronen zu ſehen. Der Göthe war nun einmal eine vornehme Natur und blieb es auch dann immer noch, wann er, wie er ſpäter that, in den „Wanderjahren“ ſeines Wilhelm Meiſter mit der prophetiſchen Vorwegnahme des echten Dichters und Zukunftsſehers ſtark ſocialiſirte und im zweiten Theile der Fauſtdichtung herrlich das Evangelium der Arbeit verkündigte, deſſen werkthätiger Apoſtel er übrigens all ſein Leben lang geweſen und geblieben iſt.

Und wo ſollte denn ein Menſch, der dazu gemacht war, auf der Menſchheit Höhen zu leben, dieſe im damaligen Deutſchland ſuchen? Seht euch doch das unendliche Jammerſal der deutſchen Geſellſchaft von damals etwas näher an! Ein Chaos von Verrottung da, von unklarer Gährung dort. Die Bauerſchaft kaum dem Halseiſen der Hörigkeit entſchlüpft, das Bürgerthum kläglich verkrähwinkelt, der Adel entweder wüſt verkrautjunkert oder im ſchlimmſten Sinne verfranzoſ't. Es gab einzelne bürgerliche, es gab wohl auch einzelne adelige Kreiſe, wo ein edlerer Sinn und ein eifriges Bildungsſtreben daheim; aber ſolche Kreiſe waren leicht zu zählen. Nur gerecht iſt es daher, zu ſagen, daß zu jener Zeit an deutſchen Höfen, auf welche das Beiſpiel Friedrichs des Großen, wie ſpäter Joſefs des Zweiten, denn doch nicht ohne Einwirkung blieb, ein gut Stück deutſcher Kulturarbeit gethan wurde, inſofern derartige Höfe Mittelpunkte und Rückhalte abgaben für die gleichzeitigen Bildungstendenzen und zwar — was ebenfalls günſtig wirkte — häufig unter einander rivaliſirende und wetteifernde Mittelpunkte und Rückhalte. Nun war aber der weimariſche Hof ohne alle Frage ein ſolcher, ein richtiger Kulturhof ſo zu ſagen. Schon die Herzogin Amalia, Karl

Auguſts Mutter, hatte ihn dazu zu machen geſtrebt, und zwar dadurch, daß ſie Männer wie Wieland und Knebel, das heißt ausgeſprochene Träger des Aufklärungsgeiſtes der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, zu Erziehern ihrer Söhne berief. Keine prächtige, aber eine höchſt liebenswürdige und anziehende Erſcheinung, dieſe Herzogin Amalia, welche noch als Dreiundvierzigjährige griechiſch lernte, um mit dem guten Papa Wieland den Grazienlümmel Ariſtophanes leſen zu können, leichtlebig, warmherzig, liberal und human, eine Humoriſtin, die gern jung war mit jungen und froh mit fröhlichen Leuten, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Worte flogen, welche weit mehr ariſtophaniſch oder auch mephiſtopheliſch als hofmäßig und etiketteglatt klangen. Weſentlich anders geartet war die Schwiegertochter der verwitweten Fürſtin, Luiſe von Heſſen, ernſt, hochgeſtimmt, ſehr gottesgnadenthümlich bewußt, prinzeſſlich eingeſchnürt und zugeknöpft, ohne rechtes Talent für Liebe und Freundſchaft, eine einſame Natur, aber grundgut, pflichttreu und ſpäter in ſchweren, in napoleoniſchen Prüfungszeiten einen Muth bewährend, wie ihn eben nur wahrhaft edle Frauen bewahren können. Die Faſſung und Würde, womit die Herzogin Luiſe am 15. Oktober von 1806 dem in ſeiner Wachtſtubenmanier roh ſie anraſſelnden Sieger von Jena entgegengetreten iſt, umgeben ihre Geſtalt mit einem nie erbleichenden hiſtoriſchen Nimbus. Nur allzu viele deutſche Weiber — ich ſage ſehr abſichtlich Weiber und nicht Frauen — haben in jenen Schmachzeiten dem franzöſiſchen Uebermuth und der franzöſiſchen Zuchtloſigkeit gegenüber die eigene Würde und die ihres Landes ſchmählich preisgegeben: aber dieſe Würde wurde in ruhmvoller Weiſe gewahrt und behauptet durch Frauen wie Luiſe von Preußen, Luiſe von Weimar und jene Luiſe von der Recke, welche zu Erfurt (1808) dem allmächtigen Empereur Achtung vor ihrem Patriotiſmus abzwang.

Vaterländiſches Fühlen, das war der Punkt, worin die Herzogin Luiſe mit ihrem Gemahle zuſammenſtimmte. Sonſt gingen ihre Anſchauungen und Stimmungen weit auseinander. Karl Auguſt iſt eigentlich ein ewiger Student geweſen, und als er ſtarb, ſtarb ein „bemooſ'tes Haupt.“ Es war ein weſentlich genialer Zug, ein Erbtheil von ſeiner Mutter her, in dem Herzog und dieſer Zug hat bis zuletzt vorgehalten. In jungen Jahren ſprühte ihm das Kraftgenie gleichſam aus allen Poren und dieſer fürſtliche Stürmer und Dränger hätte nur ſtatt auf einem Thrönlein auf einem Throne zu ſitzen gebraucht, um die Welt von ſich reden zu machen und zwar ſehr. Dieſes, das heißt den peinlichen Widerſpruch zwiſchen dem großen Wollen und dem kleinen Können ſeines herzoglichen Freundes hat Göthe unter dem „engen Schickſal“ verſtanden, wenn er und zwar noch im Jahre 1783, wo doch die weimarer Kraftgeniezeit ſchon vorüber war, in der tiefbewegten Rhapſodie „Ilmenau“ von Karl Auguſt ſagte:

„Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Gewiß ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft;
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft."

Freilich, wie und wo hätte im damaligen Deutſchland Karl Auguſt die „rechte Richtung ſeiner Kraft" finden können? Etwa im preußiſchen Militärdienſt? Nun ja, er that bekanntlich als preußiſcher General im Unglücksjahre 1806 ſeine Pflicht ſo rühmlich wie wenige; aber was konnte er bei Lage der Sache erſprießliches ausrichten? Nichts. Mehr allerdings konnte er thun und that er, indem er ſpäter ſeinen Hof zu einem der Herde machte, worauf das Feuer der Vaterlandsliebe, die Glut des Haſſes der Fremd- und Zwingherrſchaft unabläſſig-treu genährt und geſchürt wurde.

Zur Zeit, von welcher hier zuvörderſt die Rede, war Karl Auguſt noch ein Unband von Jüngling, zwar ſchon verheiratet, aber mit einer Frau, welche ihm nicht wahlverwandt und die ſich gegen die mit Göthe's Ankunft am Hofe aufgethane Geniewirthſchaft entſchieden ablehnend verhielt, während hinwiederum ihre Schwiegermutter gutlaunig darauf einging. Die Herzogin Luiſe mag ſeltſam dazu geſehen haben, daß ihr Herr Gemahl die Werthertracht ſeines dichterlichen Gaſtes annahm, worauf natürlich auch die Herren vom Hofe, die Wedel, Einſiedel, Seckendorf und wie ſie ſonſt hießen, in Wertherfräcken herumliefen. Denn Karl Auguſt — ſo hat Göthe in alten Tagen zum Eckermann geſagt — war „eine dämoniſche Natur" und „das Dämoniſche war in ihm in dem Maße vorhanden, daß niemand ihm widerſtehen konnte." Kein Wunder daher, daß auf Betreiben des jungen Fürſten das

Wertherthum und der Fauſtiſmus für eine Weile — und zwar für eine nicht ganz kleine Weile — am Hofe von Weimar, welches, als Stadt genommen, dazumal noch ein gar armſälig Neſt geweſen, Trumpf und Mode wurden. Die Mode iſt aber, wie weltbekannt, für die Frauen allzeit und überall eine Päpſtin, deren Unfehlbarkeit nicht erſt durch irgendein Blödſinns-Konventikel, genannt Koncilium Vatikanum, dogmatiſirt zu werden braucht. Ganz in der Ordnung alſo, daß es auch in dem Damenkreiſe der weimarer „Welt“ — man zählt zu dieſem Kreiſe Lotte von Stein, Luiſe von Imhof, die Gräfin Werthern, die bucklige, will ſagen witzige Thuſnelda von Göchhauſen, die Kammerpräſidentin von Kalb, dann auch Lotte von Kalb, die helleniſchſchöne Sängerin Korona Schröter — zu werthern und zu fauſten begann, mehr oder weniger merklich, mehr oder weniger naiv oder bewußt, mitunter wohl auch mehr oder weniger bedenklich. Denn ſo ganz ohne Verwüſtungen ging der Sturm keineswegs vorüber. Schiller und Jean Paul ſahen, als ſie zum erſtenmal in die Gegend kamen, noch die deutlichen Spuren und haben ſich, jener gegen Körner, dieſer gegen Otto, auch deutlich genug darüber geäußert . . . . .

Wohl, „wie ein Stern,“ alſo ging unſer Wolfgang am Hofe von Weimar auf, mit ſeinem Geſtrale und Geleuchte Männlein und Weiblein gleichermaßen bezaubernd. Papa Wieland, der kurz zuvor von dem Ankömmling ſo ſcharf ſatiriſch gemaßregelte Papa Wieland, war einer der erſten von ihm Bezauberten. Schon drei Tage nach Göthe's Ankunft ſchrieb der Verfaſſer der Abderiten an Jakobi: „Oh, beſter Bruder, was ſoll ich dir ſagen? Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem

Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß! Alles, was ich Ihnen nach mehr als einer Kriſis, die in mir dieſe Tage über vorging, jetzt von der Sache ſagen kann, iſt dies: Seit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgenſonne.“ Gerade zwei Monate ſpäter hat Wieland, nachdem der Wolfgang im Schloſſe Stetten bei Erfurt (Eigenthum einer Frau von Bechtolsheim) ihn und alle entzückt hatte, an die Schloßbeſitzerin eine Epiſtel in Verſen gerichtet, worin es von dem „herrlichen Jüngling“ hieß:

„Und als wir nun ſo um und um
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geiſter im Elyſium:
Auf einmal ſtand in unſrer Mitte
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückſchwangerem Geſicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein ſchöner Hexenmeiſter es war
Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig, zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geiſterkönig, daher
Und niemand fragte: Wer iſt denn der?
Wir fühlten beim erſten Blick: 's war er!
So hat ſich nie in Gottes Welt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt;
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt

So tief in jedes Weſen ſich gräbt
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!
Was macht' er nicht aus unſern Seelen!
Wer ſchmilzt wie er die Luſt in Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen?
In ſüßen Thränen löſen das Herz?
Wer aus der Seelen innerſten Tiefen
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle wecken, die ohne ihn
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?
Oh, welche Geſichte, welche Scenen
Hieß er vor unſern Augen entſtehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu ſeh'n,
Wir ſah'n. Wer malt wie er ſo ſchön
Und immer ohne zu verſchönen
So wunderbarlich wahr, ſo neu
Und dennoch Zug für Zug ſo treu?
Doch wie? Was ſag' ich malen? Er ſchafft
Mit wahrer, mächtiger Schöpferkraft!"

So ſpiegelte ſich unſer ſiebenundzwanzigjähriger Dichter auf der Netzhaut von des enthuſiaſtiſchen Wielands Augen, als er im Spätherbſte von 1775 das Signal zum Beginne der „luſtigen Zeit von Weimar" gegeben hatte. Und wie ſah denn, die wieland'ſche Netzhaut oder auch Idealiſirungsbrille beiſeite gethan, der „ſchöne Hexenmeiſter" in ſeiner wirklichen Leibhaftigkeit dazumal aus? „Sehr mager, behende und zierlich, ſo daß ich ihn leicht hätte tragen können," gibt uns der alte Kammerdiener Göthe's zur Antwort, das heißt er ſagte ſo am 13. November 1823 zum Doktor Eckermann.

XII.

Die „luſtige Zeit“ von Weimar!

Nun ja, das war ſie, obzwar der vielberufene „Magiſter Ubique,“ der gute Hofrath K. A. Böttiger, das Klatſchen der „abſcheulich großen“ Parforcekarbatſchen, womit der Wolfgang und ſein herzoglicher Duzbruder auf dem Marktplatze der Stadt „ſtundenlang“ um die Wette geknallt haben ſollen, item noch viel anderes Geklatſche — als da zum Beiſpiel die Werthertrachtkoſtenrubrik für zu- und abwandernde Genies, welche des Herzogs Schatzmeiſter Bertuch in ſeinen Rechnungen gehabt — wohl nur mit ſeinen höchſteigenen, ſehr gelahrten, aber mehr als billig langen Ohren gehört haben mag. Jedennoch war von anderen Leuten des Wirklichen und Thatſächlichen noch genug zu hören, was, vollends in die Weite hin durch das Gerücht vergrößert, glauben machen konnte, in der bis dahin ſo ſtill-ehrbar-langweiligen Stadt an der Ilm ſei der Teufel los. Wieland, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, denn er „liebte ja,“ wie er ſagte, den Wolfgang „wie ſeinen Sohn“ und hatte „eine innige Freude daran,“ daß ihm derſelbe „ſo ſchön über'n Kopf wuchs,“ konnte ſich doch des brieflichen Stoßſeufzers nicht enthalten: „Göthe hat in den erſten Monate durch ſeine damalige Art zu ſein die meiſten ſkandaliſirt und dem diabolus prise über ſich gegeben“ — und unſer Dichter ſelber beſtätigte dieſe Cenſur, indem er in den erſten Monaten von 1776 im kräftigſten Kraftſtil an Merk meldete: „Ich treib's hier freilich toll genug" — „Iſt mir auch ſauwohl geworden" — „Wir machen Teufelszeug." Aber der gute Wieland hat obigem Seufzer die Nachſchrift angehängt (24. Juli 1776): „Von dem Augenblicke an da er decidirt war, ſich dem Herzoge und deſſen Geſchäften zu widmen, hat er mit untadeliger σωφροσύνη (Verſtändigkeit, Mäßigung) und aller ziemlichen Weltklugheit ſich aufgeführt."

Auf ein Feſthalten des Freundes an ſeiner Seite und in ſeinem Lande hatte es der Herzog wohl von vornherein abgeſehen, und daß Göthe ſeinerſeits der Abſicht des Freundes, ihm Amt und Würde zu geben, nicht entgegen und zum bleiben in Thüringen bald entſchloſſen war, deutete er ſchon zu Anfang des Jahres 1776 verſtändlich genug an, wenn er am 5. Januar an Merck ſchrieb: „Wirſt hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi etwas zu tragiren weiß." Und weiterhin: „Ich bin nun in alle Hof- und politiſchen Händel verwickelt und werde faſt nicht wieder wegkommen." Er kam nicht wieder weg.

Im Frühjahre bezog er das ſogenannte Jägerhaus an der Straße nach dem Belvedere. Bald darauf ſchenkte ihm Karl Auguſt einen von Bertuch erkauften Garten, der am Wege nach Oberweimar am Fuße eines Hügelgeländes, genannt das Horn, gelegen war. Der Dichter ſchrieb darüber am 17. Mai an Auguſte von Stollberg: „Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thor an der Ilm, ſchöne Wieſen in einem Thale. Es iſt ein altes Häuschen darin, das ich mir repariren laſſe." In dieſem Gartenhauſe hat er ſieben Jahre lang im Sommer und meiſt auch im Winter gewohnt. Hierher hat er ſich aus dem Weltgedränge gerettet, ſich ſelbſt und ſein Beſtes, Eigenſtes. Hier wurde der Egmont geſchrieben und die Iphigenie (in erſter Form) gedichtet, hier quollen ihm viele ſeiner innigſten Lieder aus dem Herzen, wie jenes unnachahmlich ſtimmungsvolle Mondlied „Fülleſt wieder Buſch und Thal ſtill mit Nebelglanz.“ Im Juni wurde der Dichter bleibend für Weimar gewonnen: der Herzog ernannte ihn, alles Abwinkens von ſeiten höfiſcher Petrefakte, als da zum Beiſpiel der frühere dirigirende Miniſter Graf Görz und die Oberhofmeiſterin Gianini geweſen ſind, ſowie auch des Stirnrunzelns bureaukratiſcher Banauſier ungeachtet, am 11. Juli zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Kabinett und einem Jahrgehalte von tauſendzweihundert Thalern. Später wurde das „Tragiren auf dem theatro mundi“ einträglicher. Im September von 1779 wurde Göthe Geheimrath und erhielt zweihundert Thaler Beſoldungszulage, etwas ſpäter eine weitere Zulage von vierhundert, endlich vom Jahre 1816 an die Miniſterbeſoldung von dreitauſend Thalern. Seine auf Betreiben Karl Auguſts durch Kaiſer Joſef den Zweiten mittels Diploms vom 10. April 1782 bewerkſtelligte „Adelung“ iſt bekanntlich nicht nur ohne, ſondern wider Wunſch und Willen des Dichters in's Werk geſetzt worden. Es ſtießen ſich eben verſchiedene mehr oder weniger petreficirte Herrn und Damen bei Hofe an dem „bürgerlichen“ Geheimrath. Als der Dichter ſchwarz auf weiß geleſen, daß er jetzo glücklich ausgebürgert und eingejunkert ſei, ſchickte er das Diplom an Lotte von Stein und ſchrieb dazu: „Ich bin ſo wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.“ Können Sie ſich etwas dabei denken, meine Damen? Ich meinerſeits geſtehe beſcheidentlich, ich kann mir nichts dabei denken, abſolut nichts als dieſes, daß die menſchliche Narrethei vom Anfang an da war und bis an das Ende aller Dinge da ſein wird. . . .

Doch halt! wir ſind ja im Galopp, ſo zu ſagen, der Zeit vorausgeeilt und müſſen wieder umlenken, um doch nicht gar zu raſch über Weimars luſtige Zeit hinwegzuhuſchen, obzwar es überflüſſig, länger dabei zu verweilen, maßen ja verſchiedene mehr oder weniger dicke Bücher über den Gegenſtand geſchrieben, gedruckt und hoffentlich auch geleſen worden ſind . . . .

Während der erſten Wochen, Monate, meinetwegen auch Jahre von Göthe's Aufenthalt in Weimar ging es bei Hofe — um für burſchikoſes einen burſchikoſen Ausdruck zu gebrauchen — kreuzfidel genug her. Doch aber nicht ſo toll, daß dem guten Klopſtock in Hamburg, wie er im März von 1776 an unſern Dichter ſchrieb, Angſt zu werden brauchte, der junge Herzog werde ſich zu Tode trinken; auch nicht ſo toll, daß die Haare des Herrn Doktor Zimmermann in Hannover, wie dieſer Herr an den inzwiſchen auf Göthe's Betreiben nach Weimar berufenen Herder meldete, nöthig gehabt hätten, vor lauter Entſetzen darob „ſich ſenkrecht in die Höhe zu richten.“ Es wurde allerdings auf den Schauplätzen des Kraftgenietreibens, als da waren die Luſtſchlöſſer Belvedere, Ettersburg, Tieffurt, das Dorf Stützerbach, auch Dornburg, Ilmenau und Lauchſtädt, viel bunte und lärmende Zigeunerei aufgeführt; es wurde raſend geritten, gejagt und gehetzt, weit über Durſt pokulirt, überlaut geſungen und jubilirt, nächtelang mit Bauermädchen im Tanze geſprungen und tage- und nächtelang mit Mädchen aller Stände „gemiſelt,“ das heißt geliebelt, denn die guten Dinger hießen im kraftgenialiſchen Rothwelſch „Miſels.“ Aber der Wolfgang, von dem in einem Knittelversbrief eines von der Geniebande (Kammerherr von Einſiedel) dazumal geſchrieben ſtand:

„Mit ſeinen Schriften unſinnsvoll
Macht er die halbe Welt jetzt toll,
Schreibt ein Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut ſich ſchießt vor'n Kopf;
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn er einem Mädel Herzweh macht;
Parodirt ſich drauf als Doktor Fauſt,
Daß 'm Teufel ſelber vor ihm grau't —“

ja, der Wolfang hat in ſeinem vorhin bereits angezogenen Gedicht „Ilmenau“ mit Recht darauf hingewieſen, daß in all der übermüthigen Luſtigkeit der Jagden, Schlittenfahrten, Trinkgelage, Maſkeraden, Poſſenſpiele und Liebſchaften doch das edlere Element immer wieder obenauf kam: —

„Unbändig ſchwelgt der Geiſt in ihrer Mitten
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.“

Zu Zeiten überwältigte den Dichter die Empfindung, daß er doch eigentlich „für dieſe Welt nicht gemacht ſei,“ wie er ſeinem Tagebuch anvertraute, das heißt nicht für dieſe Welt geräuſchvoller Zerſtreuungen und buntwechſelnder Liebesränke und galanter Schwänke. Er flüchtete ſich dann aus derſelben zu ſeiner großen Flamme, Lotte von Stein, von welcher noch mehr zu ſagen ſein wird, oder er verſchloß ſich in ſein Gartenhaus oder er packte plötzlich ſeinen Mantelſack, ſetzte ſich zu Pferde und ritt einſam in die Welt hinein. So im Winter von 1777 nach dem Harz, von wo er den Hymnus „Harzreiſe im Winter" mit heimbrachte, in welcher ein beklommenes Dichterherz ſeinen Sorgen in erhabenen Bildern Luft machte. Was Göthe über dieſen winterlichen Ritt äußerte, iſt insbeſondere auch darum denkwürdig, weil es zeigt, wie innig dieſer Pöbelhaſſer das Volk verſtand und liebte: — „Wie ſehr ich wieder auf dieſem dunkeln Zuge — ich war vierzehn Tage allein und kein Menſch wußte, wo ich war — Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen: Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, dulden, dulden, ausharren!" ... Im nächſten Frühjahr finden wir unſern Wanderer auf einem ganz anderen Schauplatz. Am 8. December war er „über anderthalb Ellen hohem Schnee" auf dem Brocken geſtanden: jetzt, da er den Herzog nach Berlin begleitet hatte, ging er neugierig in Potsdam und Sansſouci herum, allwo damals noch der große Alte mit dem Krückſtockſzepter waltete. „Ich guckte nur drein — ſchrieb Göthe an Frau von Stein — wie das Kind in Schönraritätenkaſten. Aber es ſind mir tauſend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden; da hab' ich ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerriſſene Vorhänge und hab' über den großen Menſchen ſeine eigenen Lumpenhunde räſonniren hören."

Wiederholt begegnen wir zu dieſer Zeit in des Dichters vertraulichen Aeußerungen ſeiner Klage über die „Hofnoth" und daß er „des Treibens müde ſei." Natürlich! Der Genius in ihm fühlte ſich unbefriedigt. Das Getöſe und Geſtaube einer ins Leben übertragenen Genialität, wie es die erſten weimariſchen Jahre Göthe's erfüllte, konnte der Muſe nicht eben hold und günſtig ſein. Allerdings beſchäftigte ſich der Dichter in den ſtillen Tagen und Nächten, welche er dem Tumult der „Hofnoth“ abzugewinnen vermochte, mit ſeinen größeren Entwürfen: der „Egmont“ wurde gefördert, die „Iphigenie“ vollendet (in Proſa), der „Taſſo“ begonnen, der „Wilhelm Meiſter“ ins Auge gefaßt, der „Fauſt“ dann und wann um eine Scene weitergerückt. Aber alles dieſes iſt erſt ſpäter ausgereift und offenbar worden, während es für jetzt ganz den Anſchein gewann, als ob Göthe nur noch zur Hervorbringung von allerhand poetiſchem Zeitvertreib Muße und Stimmung finden könnte. Zu ſolchem höfiſch-poetiſchen Zeitvertreib zählen wir die kleinen Dramen und Singſpiele „Die Geſchwiſter“ — „Der Triumph der Empfindſamkeit“ (urſprünglich „Die geflickte Braut“) — „Lila“ — „Jery und Bäteli“ — „Die Fiſcherin“ — „Scherz, Liſt und Rache.“ Die Göthenarren haben ſich an dieſen Sachen und Sächelchen pflichtſchuldigſt erbaut. Der unbefangene Urtheiler dagegen wird darin und daran weiter nichts finden wollen und können als niedliche, recht niedliche Kleinigkeiten, welche ein genialer Menſch, der im Nothfall die Poeſie zu „kommandiren“ verſtand[*]), niederſchrieb, um zu den Koſten höfiſcher Feſte ſeinen Antheil beizuſteuern. So eine göthe'ſche Beiſteuer waren dann auch Die „Vögel“, eine mit ariſtophaniſchem Pfeffer gewürzte Poſſe, die urtheilsloſe Leſewuth des Publikums ſatiriſirend.

*) Und wollt ihr euch Poeten nennen,
So kommandirt die Poeſie! Göthe.

Die erwähnten dramatiſchen Kurz- und Kleinwaaren unſeres Dichters dienten zunächſt dem theatraliſchen Bedarfe des Hofkreiſes. War man des wilden Treibens in Feld und Wald überdrüſſig, ſo griff man zum Komödienſpiel, welches von der Herzogin Amalia hochbegünſtigt war. Die weimarer Theaterzuſtände waren aber damals noch ſehr hinterwälderiſche. Eine ſtehende Bühne gab es gar nicht in dem „Neſt“ von Ilmreſidenz. Aber komödirt mußte doch werden. Alſo wurde zur Geniezeit bei Hof ein Liebhabertheater aufgeſchlagen, auf deſſen Brettern die Fürſtlichkeiten und die Hofleute Rollen agirten. Der Wolfgang war Theaterdichter, Theaterdirektor und Schauſpieler zugleich, Primadonna die Korona Schröter. Zunächſt diente dieſe improviſirte Schaubühne als handliches Mittel muthwilligſter Neckerei und einer keineswegs zartfühligen Schabernacksſucht. Der gute Wieland wußte davon zu erzählen, noch anno 1779, wo in ſeiner Gegenwart ſeine allerdings parodirenswerthe „Alkeſte“ mittels Aufführung der „Geflickten Braut“ fürchterlich parodirt wurde. Der Schelm von Theaterdirektor ließ die ſüße Arie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott!“ ſchnurrig mit dem Poſthorn begleiten und in dem Singſang an den Mond:

„Du gedrechſelte Laterne
Ueberleuchteſt alle Sterne
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz“

wurde das Wort „Schnuppe“ als unendlicher Triller geſungen. Diesmal wurde Wieland „wüthig“ und lief im Zorne davon. Sein Brief an Merck, worin er ſich über die ihm wiederfahrene „Poliſſonnerie“ ausläßt, lautet ſehr anders als ein drei Jahre zuvor an denſelben Freund gerichteter, worin der gute Papa geſagt hatte: „Göthe lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenſchein und macht uns alle glücklich, er mache, was er will ...“ Im April von 1779 kam die „Iphigenie“ zur Aufführung und man kann wohl mit Fug ſagen, daß mit der Erſcheinung dieſer edlen Dichtung die kraftgenialiſch wolkige Atmoſphäre Weimars ſich zu reinigen und zu klären begonnen habe. Göthe hatte die Rolle des Oreſt, Korona die der Iphigenie. Ein Augenzeuge einer der Aufführungen des Stückes, der nachmals berühmt gewordene Medecinmann Hufeland, hat darüber dieſes Wort geſprochen: „Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den Göthe als Oreſtes im griechiſchen Gewande machte. Noch nie erblickte man eine ſolche Vereinigung geiſtiger und körperlicher Vollkommenheit in einem Manne wie damals in ihm. Man glaubte einen Apollon zu ſehen.“

XIII.

Für keinen Dichter haben die Frauen ſoviel gethan wie für Göthe; aber keiner that auch mehr für ſie als er. Denn wie oft er als Mann durch Untreue dieſem Mädchen oder jener Frau wehgethan haben mag, als Poet hat er die Sünden des Menſchen herrlich geſühnt und gutgemacht, indem er im Allerheiligſten der Schönheit jene ewigen Weihgeſchenke, jene Frauenbilder aufſtellte, wie ſie in ſolcher Lebenswahrheit nur noch ein Dichter, der Vater Julia's, Deſdemona's und Kordelia's zu ſchaffen vermochte. Selbſt die vollendetſten Geſtalten des „Ewig-Weiblichen,“ welche ſonſt in alter und neuer Zeit zur dichteriſchen Erſcheinung gekommen ſind: — die homeriſche Nauſikaa und die ſophokleiſche Antigone, die beiden Inderinnen Damajanti und Savitri, Firduſi's Tehmime und Meniſche, unſeres Wolframs Sigune und unſeres Gottfrieds Iſolde, Dante's Franceſka und Arioſto's Iſabella, Miltons Eva und Moreto's Donna Diana — keine von allen reicht zu den ſhakſpeare'ſchen und göthe'ſchen Frauen hinan, bei weitem nicht; denn in keiner iſt ſo wie bei jenen der Realiſmus des Daſeins von dem Hauche des Ideals durchathmet und umwittert. Zwei modernen Poeten jedoch iſt in ihren beſten Momenten die Bildung von weiblichen Charakteren gelungen, welche den ſhakſpeare-göthe'ſchen ſehr nahe kommen: ich rede von Lord Byron und Madame Dudevant. Des erſteren Haidee darf neben die Ophelia, ſeine Myrrha neben die Iphigenie, ſeine Adeline neben die Philine ſich ſtellen.

Aurore Dudevant hat, namentlich in ihrer erſten Periode, Frauenfiguren geſchaffen, in welchen die weibliche Seite der franzöſiſchen Geſellſchaft in einer mit ſouveräner Künſtlerſchaft wiedergegebenen Naturtreue ſich darſtellt, die zugleich Schrecken und Mitleid erregt. Ich meine nicht etwa die gänzlich vergeckten weiblichen Fauſte und Manfrede der Dichterin, ſondern vielmehr Geſtalten wie ihre Valentine, Geneviève und Indiana. Charakteriſch für die Ohnmacht unſerer deutſchen Romantiker iſt es, daß aus ihrer Schule nicht ein einziges Frauenbild hervorgegangen, welches typiſchen Werth hätte und für unſterblich gelten könnte. Selbſt der Romantiker, welcher von allen am meiſten vom echten Himmelsfeuer der Poeſie in ſich trug, Heinrich von Kleiſt, hat entweder nur Traumwandlerinnen wie ſein heilbronner Käthchen oder mannweibliche Monſtra wie ſeine Pentheſilea und ſeine Thusnelda zu ſchaffen verſtanden. In dieſe Kategorie gehört auch die relativ gelungenſte Frauenſchöpfung Tiecks, die Vittoria Accorombona, während ſpäter Hebbel mittels Aufdonnerung ſeiner Judith, Marianne u. ſ. w. den Kleiſt zu überkleiſten verſuchte. Das anmuthigſte weibliche Geſchöpf, welches die Romantik erſonnen hat, dürfte die Mathilde im Ofterdingen von Novalis ſein. Endlich darf ſich Grillparzer als Frauenſchöpfer zwar nicht mit Göthe und Shakſpeare, aber ſonſt mit jedem heimiſchen oder fremden Poeten kecklich vergleichen. Seine Medea iſt und bleibt ein Prachtexemplar von einer tragiſchen Heldin, ſeine Hero darf ſich eine Halbſchweſter von Göthe's Gretchen und

Klärchen nennen und ſeine Eſther kann für eine Baſe der göthe'ſchen Eugenie gelten. . . .

Ja, die Frauen haben viel für unſeren Dichter gethan, vielleicht zu viel. Denn mitunter macht ſich doch in ſeinen Werken das „Ewig-Weibliche“ zu ſehr bemerkbar und vermißt man dagegen das Ewig-Männliche. Gereicht ja ſchon im gewöhnlichen Leben einem Manne die Gabe, allen Frauen ein Wohlgefallen zu ſein, mehr zum Fluch als zum Segen. Immerhin aber bleibt es fraglich, ob *die* Frau, welche zweifelsohne von allen den bedeutendſten Einfluß auf Göthe geübt und ihn, ſo zu ſagen, ein Jahrdutzend hindurch ſouverän beherrſcht hat, Lotte von Stein, wirklich ein Segen für ihn geweſen, obzwar ſie als ein ſolcher in ſeinen Briefen an ſie unzählig oft anerkannt und gefeiert wurde. Schade, daß wir nur *ſeine* Briefe beſitzen! Sie ſind köſtlich, aber ſie reichen zur endgiltigen Beurtheilung des Romans der Wirklichkeit, betitelt „Wolfgang Göthe und Lotte von Stein,“ nicht aus. *Ihre* Briefe an ihn hat ſie bekanntlich, nachdem der Dichter aus Italien zurückgekommen war und die Chriſtiane Vulpius zu ſeiner Hausgenoſſin gemacht hatte, zurückgefordert und vernichtet, in einem Zornanfall, welcher, alle Phraſen beiſeite gethan, mit der allerordinärſten Eiferſucht die allerbedenklichſte Aehnlichkeit hatte.

Das ganze Verhältniß iſt von Anfang an kein geſundes geweſen. Lotte, die Tochter des Hofmarſchalls von Schardt und Gattin des Oberſtallmeiſters von Stein war 1742 geboren und demnach um ſieben Jahre älter als Göthe. Dieſen Altersunterſchied hat auch der Umſtand, daß ſie, als der Dichter ſie kennen und lieben lernte, Mutter von ſieben Kindern war, nichts weniger als ausgeglichen.

Eine Schönheit iſt ſie ſelbſt während ihrer Mädchenſchaft nicht geweſen; aber ſie beſaß, was mehr iſt als Schönheit, Anmuth des Körpers und des Geiſtes, Weite und Klarheit der Anſchauung, gediegene Bildung und ein nur ſelten ſtörbares Gleichgewicht eines maßhaltenden Temperaments. Schiller, welcher bekanntlich während ſeines erſten Aufenthaltes in Weimar die dortige Geſellſchaft in ſeinen vertraulichen Auslaſſungen einer ſcharfen Kritik unterzog, ſchrieb am 12. Auguſt von 1787 — alſo nahezu elf Jahre nach Göthe's Bekanntſchaft mit Lotte Stein — an Körner: „Wie viel flache Kreaturen kommen einem hier vor! Die beſte unter allen iſt Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene intereſſante Perſon, von der ich begreife, daß Göthe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen. Man ſagt, daß ihr Umgang mit Göthe ganz rein und untadelhaft ſein ſoll." Und ſo war es. Lotte Stein gehörte zu jenen weiblichen Weſen, welche geliebt ſein müſſen und geliebt ſein wollen, aber mit der Seele. Beſäßen wir ihre Briefe an Göthe, ſie würden, mit den ſeinigen an ſie zuſammengethan, einen wunderſamen Dialog ausmachen, ein unvergleichliches Zwiegeſpräch zwiſchen Leidenſchaft und Vernunft. Die Stimmführerin der letzteren war Lotte.

Es muß für ſie ein ſchweres Stück Arbeit geweſen ſein, die hoch und heiß lohende Flamme der Dichterliebe zum milde leuchtenden Lichte geſchwiſterlicher Vertrautheit herabzudämpfen. Aber dieſe Arbeit wurde gethan, und daß ſie gethan werden konnte, dies beweiſ't unwiderſprechlich, welche außerordentliche Macht die Geliebte über den Liebenden übte. Freilich, Mann und Weib bleiben eben doch immer Mann und Weib. Die Natur läßt ſich meiſtern, tyranniſiren ſogar; aber doch immer nur für eine Weile, zumeiſt nur für eine kurze Weile, und muß es daher für eine Art von Wunder erklärt werden, daß die Weile im vorliegenden Falle ein Dutzend Jahre währte. Dann war kein Halten mehr: die Ungeſundheit, die Unnatur, welche, wie ſchon geſagt, vom Anfang an in dieſem Wolfgang-Lotte-Roman gelegen, rächte ſich und die künſtlich-gewaltſam in die idealiſtiſche Stimmung hinaufgeſchraubten Saiten der platoniſchen Leier ſprangen mit einem grell realiſtiſchen Mißklang entzwei. Die junge und ſchöngerundete Thatſache Chriſtiane Vulpius trug es über die angealterte und abgeblaßte Idee Lotte Stein davon. Die Logik des Lebens wollte es ſo. Auch gegen ſie, wie gegen die des Todes, iſt kein Kraut gewachſen . . . . .

Derweil war unſer Dichter aus dem Jagdbruder und Zechgenoſſen Karl Auguſts mehr und mehr der führende Freund und vertraute Berather des jungen Fürſten geworden. Als ſolchem ſchien es ihm paſſend, den Herzog einmal für eine Weile von allem Hofquarke zu entfernen, und aus dieſem Gedanken ging dann jene „Geniereiſe“ hervor, welche Karl Auguſt mit Göthe und dem Kammerherrn Wedel im September von 1779 zu Pferde nach der Schweiz unternahm. Der Ritt führte über Frankfurt, wo unſere Reiter den guten Herrn Johann Kaſpar von Altersbeſchwerden gebeugt, die Frau Aja dagegen ſo hellauf wie allzeit fanden. Ueber Speyer ging's in das Elſaß hinüber, deſſen Bewohner ſich damals noch in die Seele hinein geſchämt hätten, den ſchnöden und ſchmachvollen Verrath an ihrer Nation und Nationalität zu begehen, welchen ſie fünfzig Jahre ſpäter unter Anleitung von ſeiten franzöſiſcher Bonzen begangen und vollendet haben.

Es trieb unſern Dichter auf die Spuren vergangener Tage, es trieb ihn nach Seſenheim, als wollte und müßte er in Augen, deren zärtlicher Blick ihn vordem beſeligt hatte, Verzeihung leſen. Und er las ſie darin. An einem Septemberabend ritt er von Selz zur ſeſenheimer Pfarre hinüber, während ſeine Reiſegefährten geradeaus reiſ'ten. „Ich wurde" — berichtet er — „von der Familie Brion freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter hatte mich ehemals geliebt, ſchöner als ich's verdiente und mehr als andere, an die ich viel Leidenſchaft und Treue verſchwendet habe. Ich mußte ſie in einem Augenblicke verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete. Sie ging leiſe darüber weg, mir zu ſagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug ſich allerliebſt, mit ſo herzlicher Freundſchaft vom erſten Augenblicke an, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Geſicht trat, daß mir's ganz wohl wurde. Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgendein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich aber in jede Laube und da mußt' ich ſitzen und ſo war's gut. Ich blieb die Nacht und ſchied am andern Morgen, von freundlichen Geſichtern verabſchiedet."

Wie edelſinnig, gut und lieb die arme Friederike auch hier wieder erſcheint! Die ſchlichte Pfarrerstochter von Seſenheim iſt doch das Weib geweſen, welches von allen, die Göthe geliebt hat, ſeiner Liebe am würdigſten war.

Man erkennt ſo recht den Unterſchied von des Dichters Friederikeliebe und Lililiebe, ſo man beachtet, in was für einer ganz anderen Tonart er von ſeiner ehemaligen frankfurter Verlobten redet die ſich inzwiſchen, wie wir wiſſen, nach Straßburg verheiratet hatte. „Ich ging zu Lili und fand den ſchönen Grasaffen — („Der Grasaff', iſt er weg?'" fragt Mephiſto den Fauſt inbetreff Gretchens) — mit einer Puppe von ſieben Wochen ſpielen. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen; fand auch, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet iſt. Ihr Mann ſcheint brav, verſtändig und beſchäftigt zu ſein; er iſt wohlhabend, hat ein ſchönes Haus, einen ſtattlichen bürgerlichen Rang ꝛc., alles, was ſie brauchte."

Ueber Emmendingen, wo Göthe das Grab ſeiner Schweſter beſuchte, ging es nach Baſel, von dort durch das Münſterthal und den Jura an die Seen der Weſtſchweiz. Von Genf aus nach Chamounix, von da in's Wallis, dann über die Furka an den Vierwaldſtätterſee und nach Zürich, wo Karl Auguſt mit Lavater in Verbindung trat, während die Beziehungen des Dichters zu dem Propheten doch ſchon nicht mehr ſo ganz den Ton der früheren Ueberſchwänglichkeit einhielten und wenige Jahre darauf vollſtändig erkalteten, weil dem lavater'ſchen: „Entweder Chriſt oder Atheiſt!" ebenſo kategoriſch das göthe'ſche: „Bin zwar kein Widerchriſt, kein Unchriſt, aber doch ein decidirter Nichtchriſt!" ſich entgegenſtellte. Eine anziehende Schilderung der Alpenreiſe, deren Kraftgeniemäßigkeit darin beſtand, daß ſie zur Spätherbſt- und Winterzeit unternommen wurde, gab der Dichter in ſeinen „Briefen aus der Schweiz" (2. Abtheilung), die urſprünglich an Frau von Stein gerichtet waren. Die Beſchreibung der Wanderung von Genf nach dem Gotthard iſt vom Papa Wieland mit Recht „ein wahres Poem“ genannt worden. Auf der Rückreiſe hat Göthe das Singſpiel „Jery und Bätely“ entworfen. Ich kann aber nicht finden, daß darin viel von „Gebirgsluft“ wehe, wie er ſpäter in ſeinen Tags- und Jahresheften behauptet hat. In die Rückreiſe wob ſich übrigens eine denkwürdige Epiſode ein: in Stuttgart nämlich nahmen unſere Reiſenden als Gäſte des Herzogs Karl am 14. December theil an der Stiftungsfeier der Militärakademie (ſpäter „Karlsſchule“), worin ſich damals der zwanzigjährige Schiller als „Eleve“ befand. Bewundernd hingen ſeine Blicke an dem Dichter des Götz und Werther, der ſeinerſeits keine Ahnung davon hatte, daß in dem Schwarme groteſk uniformirter junger Leute einer ſteckte, der von allen ſeinen Zeitgenoſſen allein das Zeug beſäße, neben ihn ſich zu ſtellen, und der, unzertrennlich ihm verbunden, dioskuriſch mit ihm in die Nachwelt hineinſchreiten würde.

Die Schweizerreiſe von 1779 machte für Göthe den Abſchluß der Sturm- und Drangzeit und ſetzte der Kraftgenialität ein Ziel. Er legte die Werthertracht ab und begann im Anzug, Auftreten und Gebaren den Geheimrath herauszukehren; ſo ſehr, daß ſein herzoglicher Freund der all' ſein Lebtag ein ſtarkes Stück von einem Studenten geblieben iſt, über die „Feierlichkeit“ und „Taciturnität“ des dichterlichen Dutzbruders ſich baß verwunderte. Der angehende Herr Geheimrath ſeinerſeits verwunderte ſich zwar nicht allzu ſehr über dieſe oder jene Eigenſchaft oder Eigenheit des herzoglichen Freundes — wie z. B. über deſſen Soldatenſpielerei, welche ja, meinte

Göthe, den deutſchen Fürſten wie eine unausrottbare Krätze unter der Haut ſteckte —, aber er hatte ſattſam Urſache, ſich darüber zu ärgern, maßen ihm in den nächſten Jahren häufig die Aufgabe zufiel, allerhand aus jenen Eigenſchaften oder Eigenheiten entſprungene Unzukömmlichkeiten und Wirrſale auszugleichen und zu löſen. Auch alle die jämmerlichen Krähwinkeleien, welche die Regiererei ſo eines Undings von Miniaturſtaat mit ſich brachte, hatte er auszukoſten. Die viele Zeit, welche er ſeiner Stellung zufolge dem Hofleben in Weimar ſelbſt und in der Nachbarſchaft zu opfern hatte, ſuchte er dadurch nutzbar zu machen, daß er ſeine in den ariſtokratiſchen Kreiſen gehabten Anſchauungen und gemachten Erfahrungen für ſeinen „Wilhelm Meiſter“ verwerthete, an welchem er ernſtlich zu arbeiten begann.*) Zur Verſchönerung der Reſidenz an der Ilm trug er ganz weſentlich bei mittels der Parkanlagen, welche nach ſeinen Eingebungen und unter ſeiner Leitung ausgeführt wurden. Mit wachſendem Eifer ſah er ſich in den Naturwiſſenſchaften um; aus dem Getümmel und vor den Sorgen des Lebens, wie vor der Unraſt des eigenen Herzens, flüchtete er immer wieder in die Philoſophie des Spinoza als in eine geweihte Zufluchtſtätte, deren erhabene Stille und erfriſchende Kühle ſtets wohlthuend auf ihn wirkten.

So ſehen wir alſo den kraftgenialiſch haſtenden und taſtenden Jüngling zum methodiſch ſtrebenden, werkthätig eingreifenden, ſchaffenden Manne geworden. War er auch ein glücklicher? Kaum. Wußte er doch auch ſchon von Verarmung zu ſprechen. Manches, was ihm früher nahegeweſen, hatte er als ſeinem eigenen Weſen antipathiſch von ſich geſtoßen, anderes hatte der Tod von ihm abgelöſt. So ſeine Schweſter, deren Verluſt ihm ſehr ſchmerzlich geweſen, ſo den Vater, deſſen Hingang ihn doch wohl mahnen mußte, daß ſeine Geſinnung und ſein Verhalten gegen denſelben nicht immer geweſen waren, wie ſie billig hätten ſein ſollen. Seine Stellung im Amt und bei Hofe reizte viel Neid gegen ihn auf, denn die Neider wußten ja nicht oder wollten nicht wiſſen, wie viele Sorgen der Beneidete zu tragen, wie viele Widerwärtigkeiten er durchzukämpfen hatte. Dem dichteriſchen Schöpfungstriebe mangelte häufig die Muße, ſo daß kein Ganzes und Großes ſich geſtalten wollte. „Fauſt,“ „Egmont,“ „Taſſo,“ „Wilhelm Meiſter“ blieben Stückwerk. Ebenſo die im Sommer von 1784 angehobenen „Geheimniſſe,“ in und mittels welcher Dichtung Göthe mit der Religion und dem Chriſtenthum endgiltig ſich auseinanderſetzen wollte. Das Unternehmen, welches, wenn fortgeführt und vollendet, ein Fauſt-Epos, ein göthe'ſcher „Parcival,“ ſozu ſagen, hätte werden können, war zunächſt für Lotte von Stein beſtimmt. An ſie richtete ſich auch die „Zueignung,“ jene herrlichen Stanzen („Der Morgen kam“ u. ſ. w.), welche jetzt in den Werken des Dichters der Lyrik voranſtehen. Es iſt in allen ſeinen Auslaſſungen gegen die Freundin eine herzbewegende Macht innigſten Zugethanſeins. So auch in der Strophe:

---

*) Die Anfänge des Werkes ſind bekanntlich in das Jahr 1777 zu ſetzen.

„Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Weſen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt —“

welche Strophe er von Braunſchweig aus, wohin er mit dem Herzoge gegangen, am 24. Auguſt von 1784 an Lotte ſandte. Aber es gab doch auch Stunden und Tage, wo dieſe nur halb erwiderte, naturloſe Liebe ſchwer auf ihm lag, von allen Verbitterungen ſeines Daſeins die bitterſte. Solch ein Tag war jener 7. September von 1783 geweſen, an welchem auf dem Gickelhahn bei Ilmenau der Bruſt des Dichters ein Liedſeufzer entquoll („Ueber allen Gipfeln iſt Ruh' —"), welcher zu den ſüßeſten, ſeelenvollſten Naturlauten der göthe'ſchen und überhaupt der Poeſie gehört. Kein Wunder, daß, als achtundvierzig Jahre ſpäter der lebensmüde Greis noch einmal auf dem Gickelhahn ſtand und das vor nahezu einem halben Jahrhundert von ſeiner Hand auf die Wand des dortigen Bretterhäuschens geſchriebene „Wanderers Nachtlied" überlas, ihm die Thränen hervorſtürzten und er, von Todesſehnſucht angefaßt, wiederholt die Schlußzeile vor ſich hinſprach: „Ja, warte nur, balde ruheſt du auch!"

XIV.

Die „Geheimniſſe,“ welche unſer Dichter, wie ſchon gemeldet, im Spätſommer von 1784 auf der Reiſe nach Braunſchweig zu dichten angehoben und auf einer Septemberwanderung in den Harzgegenden weitergeführt hat, deuten vielfach, obzwar in poetiſcher Ein- und Verkleidung, auf ſein Verhältniß zur Frau von Stein. Seine in demſelben Sommer an ſie gerichteten Briefe bezeugen leidenſchaftlich innig, daß ſie immer noch ſeine „große Flamme“ war — (7. Juni: „Ich bin mehr als jemals dein. Du weißt, daß ich nicht von dir kann. Mein Herz läßt keinen Augenblik von dir.“ 11. Juni: „Mein Himmel iſt einſam, du machſt den ganzen Kreis deſſelben aus. Alles, was die Menſchen ſuchen, hab' ich in dir. Lebe wohl, liebe mich, ſage mir's und mache mich in dir glücklich.“ 14. Juni: „Du lieber Inbegriff meines Schickſals!“ 25. Juni: „Ich lebe nur in dir und bin glücklich, daß ich dir alles mittheilen kann.“ 27. Juni: „O, Lotte, wie ganz und wie gern bin ich dein!“ 28. Juni: „Nun wird es bald Zeit, daß ich wieder in deine Nähe komme, denn mein Weſen hält nicht mehr zuſammen; ich fühle recht deutlich, daß ich nicht ohne dich beſtehen kann. Ja, liebe Lotte, jetzt wird mir erſt recht deutlich, wie du meine eigene Hälfte biſt und bleibſt. Alles lieb' ich an dir und alles macht mich dich mehr lieben. Wie freu ich mich, dir ganz anzugehören!“)

Aber gerade das von ſeiner Seite immer wieder ſo leidenſchaftlich-zärtlich genommene Verhältniß nöthigte ihm auch immer wieder „die ſauerſte der Lebensproben“ auf, wie er ſie in den „Geheimniſſen“ nennt, die Selbſtbezwingung. Dieſe wurde ihm noch dazu durch ſeine Stellung zum Herzog, zum Hofe, zu ſeinen Amtsgeſchäften und Amtskollegen vielfach anderweitig auferlegt. Wie er ſich durch das alles eingeengt und im Innern beſtürmt fühlte, nicht minder, wie er gegen das Uebel die große Medicin Selſtbezwingung in Anwendung brachte, hat er ſchön angedeutet in der Strophe:

„Stets alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort.
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwerverſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.“

Allein es ging damit doch oft ſehr ſchwer von ſtatten und häufig genug mag der Dichter, wann es nöthig war, ſeinen Genius mit ſeiner Quaſi-Premierminiſterſchaft im Reiche Flachſenfingen ein Kompromiß ſchließen zu machen, ſchwer aufgeſeufzt haben: „Hilf, heiliger Spinoza!“ Papa Wieland iſt immer bei der Hand, dem „wunderbaren Knaben“ Wolfgang, aus welchem jetzt ein wunderbarer Mann geworden, eine gute, eine beſte Note zu geben. „Er ſchickt ſich überaus gut in das“ — ſchrieb der liebenswürdige Alte am 5. Januar von 1784 an Merck — „was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Verſtande ‚L'honnête homme à la cour,‘ leidet aber nur allzu ſichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich zu unſerm Beſten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu ſehen, wie er bei dem allem contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läßt. Seine Geſundheit ſchont er, ſoviel wie möglich; auch hat ſie es ſehr vonnöthen."

Doch erſchien Göthe, nach Weimar zurückgekehrt, wohlauf und munter. Zu Ende Septembers erfreute er ſich eines gleichzeitigen Beſuches von Fritz Jakobi und Klaudius, dem „Wandsbecker Boten," dem ſeine vielen ſpäteren Querköpfigkeiten und Pietiſteleien um ſeines Rheinweinliedes und ſeines Mondliedes wegen verziehen ſein mögen. Die Diſſonanzen, welche aus unſeres Dichters äußerer Stellung in ſein inneres Daſein häufig herüberklangen, mochten ſich auch in jenen Herbſttagen wieder hörbar gemacht haben. Denn Jakobi ſchrieb am 11. Oktober an die Fürſtin Gallitzin, Göthe habe zu ihm geſagt: „Ich weiß wohl, daß man, um die dehors zu ſalviren, die dedans zu Grunde richten ſoll; aber ich kann mich denn doch nicht dazu verſtehen."

Die weimarer Geſellſchaft hatte übrigens zu dieſer Zeit mälig ein anderes Geſicht bekommen: der kraftgenialiſche Tumult war vertoſ't. Der Dichter hatte den Zauberſtab, womit er das phantaſtiſch-bunte Treiben der luſtigen Zeit von Weimar hervorgerufen und gelenkt, beiſeite gelegt und es war wieder ſtill geworden in der kleinen Reſidenzſtadt an der Ilm, ſo ſtill, daß die gute, luſtige Herzogin Amalia die Zeit und die Menſchen ſehr ſchläfrig fand. Der Tonangeber Wolfgang brachte durch ſein Beiſpiel anſtatt des verrauſchten Brauſens und Sauſens die Beſchäftigung mit der Natur und ihren Erſcheinungsformen in die Mode. Was ihm ſelber bekanntlich heiliger

Ernſt und wiſſenſchaftliches Streben war, wurde den Herren und Damen der „Geſellſchaft“ zur modiſchen Liebhaberei: wie früher mit Wertherei und Fauſtiſmus, ſo wurde jetzt mit Mineralogie, Botanik und Oſteologie ſchöngethan. Auch die dumpfe Schwüle, welche dem ungeheuren Gewitter der Revolution voraufging, machte ſich fühlbar. Nur ganz Gedankenloſe konnten die ſchwarzen Wolken überſehen, welche immer dichter, immer ſchwerer am mehr und mehr ſich verengenden Horizonte heraufzogen. Der Herzog Karl Auguſt, durch ſeinen Dichterfreund mit Geduld, Ausdauer und Geſchicklikeit von dem Boden jugendlichen Ueberſchwanges ſachte auf den des Lebensernſtes und der Pflichterfüllung herüber gerückt, ſuchte ſich unter ſeinen Mitfürſten in Sachen der preußiſchfriedrich'ſchen Fürſtenbundspolitik diplomatiſch nützlich zu machen und nahm zugleich an dem aufkläreriſchen Geheimbundweſen jener Tage ſehr regſam Theil. Auch Göthe ſcheint für eine Weile — und zwar für eine geraume Weile — für die Sache der Kultur und Humanität von geheimbündiſcher Thätigkeit großes erwartet zu haben. Aus den Stanzen der „Geheimniſſe“ lieſ't ein kundiges Auge leicht heraus, daß ſie von einem Bruder Freimaurer gedichtet worden ſind. In der That, zur Sommerzeit von 1780 hatte der Dichter, und mit ihm zugleich ſein herzoglicher Freund, das Schurzfell umgebunden und Winkelmaß und Kelle zur Hand genommen. Die Maurerei war, wie bekannt, in dem großen Entwickelungsproceß von damals ein ſehr wirkſames Ferment. Sie war geradezu ein eifrig angeſtellter Verſuch, der glorreichen Idee der Aufklärung zu ſocialer Geſtaltung zu verhelfen: ſie war eine kraftvolle Feder im großen Triebwerk der Vorſchrittsbewegung des Jahrhunderts.

„Des Maurers Wandeln,“ ſang Bruder Wolfgang im „Symbolum“ —

„Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und ſein Beſtreben
Es gleicht dem Handeln
Der Menſchen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweiſ' dem Blicke;
Doch ungeſchrecket
Dringen wir vorwärts.“

Wir wiſſen ja, ein ſtarker Zug zum Geheimnißvollen war von jeher im Weſen des Dichters geweſen. Zudem entſprach das maureriſch-ſtille Wirken im Dienſte der Humanität ganz und gar der äſthetiſch-feinfühligen Abneigung Gothe's vor dem Gelärm und Getöſe des Marktes und der Gaſſe. Uebrigens gehörte er zu den entſchiedenſten Vorwärtsdringen innerhalb der deutſchen Logen. Iſt er doch mit Herder und dem Herzoge Karl Auguſt auch dem Illuminatenorden beigetreten, welchen der Profeſſor Adam Weishaupt aus der Maurerei herausgebildet und im Jahre 1776 zu Ingolſtadt aufgethan hatte, ein höchſt heilſames, aber natürlich den Dunkelmännern tiefverhaßtes Licht in der altbairiſchen Finſterniß. Einer der begeiſtertſten und thätigſten Illuminati, Bode, mag der Hierophant oder Myſtagog geweſen ſein, welcher die weimarer Logenbrüder in die Myſterien des Illuminatiſmus einweihte, der übrigens, wie bekannt, von ſeiten der Hierarchen und Deſpoten bald als eine arge religiöſe und politiſche Ketzerei wüthend verläſtert und verfolgt wurde. Was unſern Dichter angeht, ſo iſt er ſein Lebenlang ein werkthätiger Arbeiter am großen Bau der Vervollkommnung der Menſchheit geblieben, ohne freilich ſeine Zweifel, ob dieſer Bau jemals unter Dach gebracht und vollendet werden könnte, zu verbergen. Seine Maurerbruderſchaft bezeugen nicht nur ſeine Logenlieder, unter welchen der „Zwiſchengeſang“ zur Logenfeier vom 3. September 1825 das gehaltvollſte ſein dürfte,*) ſondern auch und noch bedeutſamer die dichteriſche Verwerthung und Verklärung maureriſcher Tendenzen, Einrichtungen und Bräuche im Wilhelm Meiſter und zwar ſowohl in den „Lehrjahren“ als auch (und zwar noch nachdruckſamer und ſyſtematiſcher) in den „Wanderjahren.“

„Meiſters Lehrjahre“ waren in dieſem und dem folgenden Jahre die den Dichter am meiſten anziehende und feſſelnde Beſchäftigung: das 6. Buch des Romans wurde mälig zu Ende gebracht. In dieſe Zeit fiel auch der Entwurf und die Ausführung der beiden Akte des „Elpenor,“ welcher Fragment geblieben, aber für Göthe's Emporſchreiten von formaler Wichtigkeit geworden iſt, weil er hier ſeinem dramatiſchen Stile den fünffüßigen Jam-

---

*) Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath.
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Geſinnung, die beſtändige,
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So löſ't ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland;
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

das aneignete. Inſofern kann der „Elpenor" als eine Vorſtudie zur „Iphigenie" und zum „Taſſo" angeſehen werden, in welchen Dichtungen, wie ſpäter in der „Natürlichen Tochter," unſer Dichter dieſe Versart mit dem herrlichſten Schmelze geſchmückt, mit dem innigſten Wohllaut erfüllt hat. Sonſt iſt aus den Jahren 1785–86 des erquicklichen oder bedeutenden im Leben und Thun Göthe's wenig zu melden. Im Sommer des erſten Jahres ging er in Knebels Geſellſchaft nach Karlsbad, den nachmaligen vieljährig wiederholten Gebrauch dieſes Geſundbrunnens anhebend. Zur gleichen Zeit war der Entſchluß gereift, eine Sammlung ſeiner bis dahin zuwegegebrachten dichteriſchen Schöpfungen zu veranſtalten. Dieſer Entſchluß wurde zur That und im Herbſte von 1786 lagen die vier erſten Bände dieſer erſten Geſammtausgabe göthe'ſcher Werke bereit, bei Göſchen in Leipzig zu erſcheinen. In den Sommer dieſes Jahres fiel auch der nie wieder geheilte Bruch mit Lavater, welcher nach Weimar gekommen und von dem Dichter gaſtfreundlich beherbergt worden war. Aber die Zeiten kraftgenialiſcher Schwärmerei waren vorüber, für Göthe wenigſtens. Denn der züricher Apoſtel war der alte geblieben: ein wunderlicher Miſchmaſch von, wie ſich der Dichter ſpäter in den „Xenien" über ihn ausgelaſſen hat, „Hohem" und „Niedrem" mit zwiſchenhinein geſtellter „Eitelkeit." Als der Gaſt fort war, ſchrieb Göthe an Lotte von Stein: „Kein herzlich, vertraulich Wort iſt unter uns gewechſelt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los; ich habe unter ſeine Exiſtenz einen großen Strich gemacht." Ach, dieſe Striche! Wer hat ſie nicht gemacht, nicht machen müſſen? Aber wer weiß nicht auch, daß an jedem derartigen Strich ein Stück des eigenen Lebens hängen bleibt?

Einen Strich anderer Art, aber doch immer auch einen abſchließenden, machte der Dichter im folgenden Jahre unter einen bedeutſamen Abſchnitt ſeines Daſeins. Er hatte ſchon lange daß Gefühl mit ſich herumgetragen, daß es ſo nicht weitergehen könnte, daß er fortmüßte von Weimar; wenn nicht für immer, doch für längere Zeit. Er mußte ſich doch im ſtillen ſagen, daß er eigentlich ſeit einem Jahrzehnt viele Zeit vertrödelt habe, mit flachſenfingiſchem Hofdienſte, mit flachſenfingiſcher Regiererei. Auch mit dem Schwärmen um die „große Flamme,“ welche am Ende aller Enden doch kein Sonnenfeuer, ſondern nur Mondlicht war, blaßleuchtend, aber nicht wärmend. Der Göthe-Genius verlangte wieder einmal ſein Recht — das Recht, ſeine Schwingen zu entfalten und über all' das Kleine, Enge, Eckige, Winkelige einer Miniaturſtaatsminiſterſchaft ſich hinwegzuheben. Egmont, Iphigenie, Taſſo und Fauſt zupften den Schöpfer Papa, wo er ging und ſtand, am Rocke, hoben bittende Hände und fragten und klagten: Sollen wir denn unfertig, als Schatten und Schemen, als Krüppel in der Welt herumſchwanken? Haben denn nicht auch wir vollen Anſpruch darauf, ſo ſchönvollendet wie deine „Göttin“ („Welcher Unſterblichen ſoll der höchſte Preis ſein?“) und wie dein „Fiſcher“ („Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll“) hinauszutreten in das Leben? Wohl, Kinderchen, den Anſpruch habt ihr, gab der Papa gütig beſchwichtigend zur Antwort; geduldet euch nur noch ein Weilchen, bis ich die Arme frei habe. . . . Die Arme, ja, und das Herz. Denn mochte der Dichter es ſich geſtehen oder nicht, auf eine

Herzensbefreiung war es mit dem Entſchluſſe, Weimar und Deutſchland für geraume Zeit den Rücken zu wenden, ganz vornehmlich abgeſehen. Dann allerdings auch darauf, in Freiheit und Muße wieder einmal aus dem Ganzen und Vollen zu ſchöpfen und zu ſchaffen. Er hatte es ſatt und überſatt, poetiſche Kurzwaare für höfiſche Kurzweil zu liefern. Das konnten ja andere beſorgen, die nächſten beſten. Ihm aber waren denn doch andere Aufgaben geſtellt und höhere Ziele geſteckt.

Zu alledem kam ein tiefes Sehnen nach einem blaueren Himmel und einer milderen Sonne. Der alte Wunſch, Italien zu ſehen, zu kennen, zu genießen, war mit neuer Stärke in Wolfgang erwacht, mit einer Stärke, welche ihn dann von jenſeits der Berge an Freund Merck ſchreiben ließ: „Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte: ich wäre vor Sehnſucht vergangen.“ Jahrelang ſchon hatte er dieſe Sehnſucht in ſich gehegt und gepflegt und mitunter war ſie ihm übermäßig in der Bruſt aufgequollen. So im Jahre 1782, wo er ſie ſeinem wunderſamen Zwielichtskinde Mignon als ein Lied voll innigſter Herzenslaute auf die Lippen gelegt hatte („Kennſt du das Land?“). Jetzt war kein Halten mehr: es trieb ihn über die Alpen.

Am 24. Juli von 1786 ging er zur Kur nach Karlsbad, entſchloſſen, von dort aus das Weite zu ſuchen. Nur dem Herzoge, der ihm ja Urlaub zu gewähren hatte, anvertraute er ſein Vorhaben. Der „großen Flamme“ ſcheint er allem nach nur eine ganz allgemeine Andeutung gegeben zu haben. Es gefiel ſeinem Hange zur Geheimnißkrämerei, ſich ſo zu ſagen „wegzuſtehlen,“ wie er denn auch „inkognito“ reiſ'te, unter dem Namen Möller, als wollte er nicht allein den Geheimrath, ſondern auch den Gothe dieſſeits der Berge zurücklaſſen. Am 3. September — unterrichtet er uns — „früh drei Uhr warf ich mich, nur einen Mantelſack und Dachsranzen aufpackend, in eine Poſtchaiſe und ſtahl mich aus Karlsbad.“ Durch Böhmen, Baiern und Tirol fuhr er ſo raſch, als die damaligen Verkehrsmittel es geſtatteten. Am Morgen des 9. Septembers ging es die Südſeite des Brennerpaſſes hinab: Italiam! Italiam! „Kennſt du es wohl? Dahin! Dahin!“

XV.

Am nördlichen Fuße der Alpen hat Göthe ſeine Jugend zurückgelaſſen. Bis dahin war er, ob zwar jetzt ein Siebenunddreißiger, noch ein „juvenis," ein junger Mann im Sinne der Römer geweſen. Denn das auch iſt ein Vorrecht des Dichters, und vollends eines ſolchen Erz- und Großdichters, länger jung oder wenigſtens länger jugendlich zu bleiben als wir anderen gewöhnlichen Menſchen. Auch dem Dichter drückt das Leben ſeinen Dornenkranz auf das Haupt, aber auf des Dichters braunem oder weißem Scheitel ſchlagen die Dornen zu Roſen aus.

Wie Göthe's „Italieniſche Reiſe" jetzt in ſeinen Werken ſteht, iſt ſie erſt ſpäter von ihm redigirt worden. Dem Texte des Buches lagen allerdings die Reiſebriefe des Dichers zu Grunde, mittels welcher er ſeine Erlebniſſe, Anſchauungen, Eindrücke und Stimmungen auf italiſchem Boden friſchweg an Lotte von Stein, an die Herzogin Amalia, an den Herzog Karl Auguſt, an Herder und Knebel berichtet hatte. Aber die ſpätere Zuſammenſtellung und Ueberarbeitung hat gar viel von der Unmittelbarkeit, Rückhaltsloſigkeit und Friſche der urſprünglichen Berichte weggewiſcht und beiſeite gethan, ſo daß dieſes Wanderbuch eine gewiſſe geheimräthliche Steifheit und diplomatiſche Zurückhaltung nicht verleugnen kann.

Trotzdem zeigt es uns von Seite zu Seite, wie außerordentlich förderlich die Sonne Italiens auf das Wachsthum und Reifen der Poeſie Göthe's eingewirkt hat. Hier, auf dieſem geſegneten Boden, wo

„Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorber ſteht" —

im Anſchauen und im Genuſſe einer gütigen Natur, ſowie im eifrigen Studium der Schöpfungen antiker Kunſt, hier erſtieg der Genius unſeres Dichters die Höhe plaſtiſcher Künſtlerſchaft. Wie ihm erſt an den Geſtaden des Mittelmeeres die Größe der homeriſchen Dichtung ſo recht aufgegangen, ſo auch das eigenſte Weſen, Wollen und Wirken ſeiner eigenen. Nicht ſo faſt ſchöpferiſch jedoch, ſondern vielmehr geſtaltend und ausbauend regte ſie ſich in ihm während ſeines nahezu zweijährigen Weilens in Italien. Der „Egmont" wurde vollendet, das bühnenwirkſamſte Drama Göthe's, welches die dichteriſche Eigenart ſeines Schöpfers, in der Entwickelung der Menſchheitgeſchicke mehr auf das Reinmenſchliche, Innerliche, Pſychologiſche als auf das Aeußerlich-Hiſtoriſche zu ſehen, ganz entſchieden dokumentirt. Die vollendete Reinigung von allen Trübungen der kraftgenialiſchen Sturm-, Drang- und Gährungszeit bezeugte herrlich die „Iphigenie in Tauris," welche in Rom ihre rhythmiſche Umdichtung und ihren Abſchluß fand, ein Werk, in deſſen helleniſche Marmorſchönheit der Dichter die deutſche Seele gehaucht hat. „Taſſo" wurde entworfen, aber erſt etliche Jahre ſpäter in der Heimat zu Ende geführt, allwo ja auch die italiſchen Anregungen zu den prächtigen [illegible]iſchen Elegieen" und zu den geiſtvollen „Venetianiſchen Epigrammen" erſt ihre

Ausführungen gefunden haben. Beiderlei Südfrüchte göthe'ſcher Poeſie zeigen uns ſo recht, daß ein echter Dichter aus dem Leben ſchöpfen muß und wie ein ſolcher daraus zu ſchöpfen verſteht.

Bekanntlich haben gerade dieſe Elegieen und Epigramme den Dummen und Scheinheiligen einen Hauptſtoff zu ihren Verketzerungen Göthe's geliefert. Hierauf bezieht ſich insbeſondere, was er bei einer ſpäteren Gelegenheit zur Abwehr geſprochen:

„Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verweg'ne, geſellt;
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt;
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchau'n mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt,
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maſſe verſchmäht?“

Dank den Göttern, daß er ſie verſchmähte, dieſe Maſſe, und ſie den Wortführern des vornehmen und des geringen Pöbels überließ. Das iſt ja, wie ich im Verlaufe dieſer Betrachtungen ſchon einmal geſagt habe, eins der Hauptmerkmale der Erſcheinung Wolfgangs des Großen, daß er großſinnig, wahr und offen geweſen vom Anfang bis zum Ende. Er trat vor ſeine Zeitgenoſſen hin: — So bin ich, und wie ich bin, mit allen meinen Vorzügen und allen meinen Fehlern, nehmt mich oder verſchmäht mich. Das ſteht bei euch. Aber bildet euch nicht ein, daß ich euch zu gefallen mich herablaſſen werde, mich anders zu geben, als ich bin. .... Recht ſo, Einziger! Laſſ' den Pöbel ſchreien, laſſ' die Höflinge des Pöbels läſtern und ſchreite verachtungsvoll über das Geziefer und Gewürme hinweg. .... Aber der große Mann hatte doch auch ſeine großen Schwächen, keiſt es dünnſtimmig aus einem Konventikel oder aus einer Kritikaſterbude hervor. Gewiß hatte er ſie. Haſt du etwa keine, betender oder kritikaſternder Inſaſſe von Impotenzia? Hebe, wenn du kannſt, deinen Blick auf zur Sonne. Kümmert es das herrliche Geſtirn, daß ihm die Aſtronomen ſeine Flecken nachzählen? Iſt ſeine Stralenfülle darum weniger allleuchtend und allbelebend? Wandelt es darum weniger glorreich ſeine majeſtätiſche Bahn?

Auch die Fauſtdichtung brachte Göthe um etwas gefördert mit aus Italien zurück: nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien und Neapel, während ſeines zweiten Aufenthaltes in Rom hatte er ſie vorgenommen und in den Gärten der Villa Borgheſe iſt die berühmte Scene der Hexenküche gedichtet worden.

In der nächſten Zeit nach Gothe's Heimkunft aus Italien (Juli 1788) konnten Beobachter, welche keine übelwollenden zu ſein brauchten, an ſeinem Dichten und Trachten eine erkleckliche Anzahl von „Sonnenflecken“ wahrnehmen. Im Juli ſchloß er ſeine Verbindung mit Chriſtiane Vulpius, welche „Gewiſſensehe“ — ſpäter, i. J. 1806 kirchlich ſanktionirt — als eine nicht ſehr erquickliche und nicht ſehr erſprießliche Thatſache auch ſolchen erſchien, welche dieſelbe keineswegs mit den Schiel- und Scheelaugen der Eiferſucht anſahen, womit die Frau von Stein darauf blickte. Der ungeſunde Roman Wolfgang und Lotte iſt denn auch im folgenden Jahre verdunſtet und zwar nicht gerade mit Wohlgeruch. Hierzu kamen andere Verſtimmungen. Es ließ ſich doch unmittelbar nach dem heſperiſchen Wanderleben in dem nordiſchen Nebellande und an dem kleinen weimarer Hofe alles ſo kaltfeucht, ſo eng und klein an! Auch barſt der furchtbare Krach der franzöſiſchen Revolution ſo ſtörſam, ſo ſchütternd, ſo drohend in das poetiſche Stillleben an der Ilm herein.

Wie in ſeiner Umgebung, ſo kam ſich unſer Dichter mit einmal auch in ſeiner Zeit als ein Fremdling vor und aus dieſem Gefühl entſprangen allerhand Unzukömmlichkeiten. Wie bekannt, hat er es an Verſuchen, als Menſch und als Autor mit der Erſcheinung der franzöſiſchen Staatsumwälzung ſich auseinander zu ſetzen, nicht fehlen laſſen; allein mit geringem Erfolge. Für das Verſtändniß der großen Zeitereigniſſe mangelte ihm das rechte Organ, der hiſtoriſche Sinn. Er hat allerdings ſpäter (i. J. 1824) die wohlthätigen Wirkungen der amerikaniſchen und der franzöſiſchen Revolution anerkannt, früher jedoch hatte er nichts davon wiſſen gewollt. Bekannte er doch geradezu, jene beiden großen Ereigniſſe hatten ihn nur inſofern berührt, als ſie „die größere Geſellſchaft intereſſirten." Ihm und ſeinem engeren Kreiſe ſei nur „darum zu thun geweſen, den Menſchen kennen zu lernen; die Menſchheit überhaupt hatten ſie gerne gewähren laſſen."

Eine derartige Anſchauungsweiſe ſtellt die Unzulänglichkeit der Hervorbringungen Göthe's zu dieſer Zeit ſattſam klar. Er hatte in ſeiner Weiſe über die Urſachen der Staatsumwälzung in Frankreich ſich zu orientiren geſucht, indem er er die berüchtigte Hausbandgeſchichte zu einem „Der Großkophta" betitelten Schauſpiele verarbeitete und zwar aus ſo ziemlich neutralen Geſichtspunkten. Nachdem er aber den Herzog

Karl Auguſt zu der kläglich verzeckten „Campagne in der Champagne“ (1792) und zu der Belagerung von Mainz (1793) begleitet hatte und bei dieſen Gelegenheiten einerſeits von allerlei Fürſt- und Prinzlichkeiten bekomplimentirt, andererſeits von dem Ungemache des Krieges angefaßt worden war, da iſt es ihm nicht genug geweſen, aus dem ihm widerwärtigen Wirrſal und Wirrwar der Zeit in die Naturwiſſenſchaften zu flüchten oder ſich durch Umarbeitung der alten Thierſage vom „Reineke Fuchs“ in dieſem Wirrſaal und Wirrwar gleichſam zurechtzufinden oder endlich mittels novelliſtiſcher Darſtellungen („Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter“) über die ganze fatale Geſchichte ſich, ſo zu ſagen, hinwegzumyſtificiren, ſondern er verſchritt auch dazu, die franzöſiſche Revolution wegzudichten, wie er ſeine Liebesnöthen weggedichtet hatte. Allein das ging doch nicht ſo leicht und ſo ſchön und ſo erfreulich von ſtatten. Es iſt immerhin ein Unterſchied zwiſchen einer Liebeskataſtrophe und einer Staatskataſtrophe, ungefähr ſo ein Unterſchied wie zwiſchen einem Götz und Werther einerſeits und den beiden Antirevolutionsdramen „Der Bürgergeneral“ und „Die Aufgeregten“ andererſeits, worin Göthe mit viel gemachtem Behagen, aber ſehr wenig Witz ſeinen hofmänniſchen Anſchauungen Ausdruck gab.

Wie allgemein bekannt und anerkannt, hat die von 1794 an zwiſchen Göthe und Schiller beſtandene Freundſchaft — eine der ſchönſten Thatſachen deutſcher Kulturgeſchichte — eine neue Wendung in der göthe'ſchen Schöpfungsthätigkeit herbeigeführt. Unſer Dichter ſelbſt hat dankbar erklärt, der vertraute Verkehr mit dem großen Freunde ſei für ihn „ein neuer Frühling geworden, in welchem alles froh neben einander keimte, knoſpete und blühte." Und ſo war es. Mit friſcher Kraft regte und bewegte ſich der göthe'ſche Genius. Schon i. J. 1795 kam der Muſter- und Meiſterroman unſerer Literatur zum Abſchluſſe: „Wilhelm Meiſters Lehrjahre." In den drei folgenden Jahren ſodann ließ unſer Dichter gemeinſam mit Schiller das luftreinigende Xeniengewitter über die Thorheiten, Alfanzereien, Jämmerlichkeiten und Schlechtigkeiten der zeitgenöſſiſchen Literatur ergehen, wetteiferte mit dem Freunde in prächtiger Balladendichtung*) und vollbrachte eine ſeiner Hauptthaten, die Schaffung ſeines bürgerlichen Epos „Hermann und Dorothea," welches in ſeiner Art ſo groß und einzig wie die homeriſchen Epen in der ihrigen. Keine der übrigen modernen Literaturen hat ein ſolches Juwel aufzuweiſen. Aus dieſer Periode geſegnetſter Schöpfungsluſt ſtammen auch die drei unvergleichlich ſchönen Elegieen „Alexis und Dora" — von welcher Schiller an den Freund ſchrieb: „Gewiß gehört ſie zu dem ſchönſten, was ſie geſchaffen haben" — dann „Euphroſyne" und „Amyntas." Seelenvoller und herzbewegender als in dieſen drei elegiſchen Gedichten hat ſich die göthe'ſche Muſe nirgends vernehmen laſſen. Hier iſt reiner Aushauch der tiefſten Empfindung. Wenn man mit dieſen

---

*) In frühere Jahre fallen „Der untreue Knabe" — „Der König in Thule" — „Der Erlkönig" — „Der Sänger" — „Der Fiſcher." In die Jahre 1796—97 „Der Schatzgräber" — „Der Zauberlehrling" — „Der Gott und die Bajadere" — „Die Braut von Korinth" — „Die ſchöne Müllerin" — „Das Blümlein Wunderhold." Später von 1802 an kamen noch dazu „Ritter Kurts Brautfahrt" — „Die wandelnde Glocke" — „Der getreue Eckart" — „Der Todtentanz" — „Der vertriebene und zurückkehrende Graf" — „Der Paria."

Elegieen die Innigkeit und Glut der Lieder Göthe's, ſowie die Majeſtät des Gedankenſchwunges in ſeinen Hymnen und die kernhafte Weisheit ſeiner Spruchdichtung zuſammenhält, ſo ergibt ſich als Summe eine Lyrik, welcher an Umfang, Vielſeitigkeit, Unmittelbarkeit, Macht und Pracht die Weltliteratur keine zweite an die Seite zu ſtellen hat. In Wahrheit, Göthe iſt der größte Lyriker, den es jemals gegeben, und er iſt ganz weſentlich Lyriker. Auch ſeine epiſchen und dramatiſchen Stoffe hat er von ihren „Erdenreſten“ im Feuer ſeiner Lyrik reingeläutert. Alle ſeine Geſtalten ſind von dem göthe-lyriſchen „Zauberhauch umwittert.“ Daher ihre magiſch zwingende Gewalt.

Was unſer Dichter an ſeinem großen vorzeitig hingegangenem Freunde verloren; hat er ſelbſt zu wiederholten malen mit tiefer Trauer ausgeſprochen. Es war keine poetiſche Hyperbel, wenn er klagte, mit Schiller ſei ihm ſeines eigenen Daſeins „beſſere Hälfte“ geſtorben. Er hat auch fortan nur noch zwei epochemachende Werke geliefert, den Fauſt und „Die Wahlverwandſchaften,“ dieſen Triumph novelliſtiſcher Kunſt. Die Fauſtdichtung wurde bekanntlich erſt fünf Monate vor dem Tode ihres Schöpfers beſchloſſen. Aber der Trägödie erſter Theil, alſo der eigentliche Fauſt, kurzweg der Fauſt erſchien vollendet i. J. 1808.

Das iſt ohne Frage das Größte, was unſerer Dichtung gelungen. Indem ihr dieſes gelang, hat ſie das Univerſalgedicht des modernen Weltalters geſchaffen. Es braucht keines Nachweiſes, daß es eines Genius, wie ſo einer nur alle paar tauſend Jahre einmal auf Erden erſcheint, bedurfte, um aus dem rohen Material der Volksſage vom Doktor Fauſt ſo ein pſychologiſches Kunſtwerk mit ſeinen lebensvollen Geſtalten, ſo einen dichteriſchen Mikrokoſmos zu geſtalten, welcher das Trauerſpiel des deutſchen Geiſtes und zugleich, inſofern der Held ein Weltbürger, die Tragödie der Menſchheit darſtellt. Falls durch eine Schickſalsfügung von kaum denkbarer Furchtbarkeit alle Errungenſchaften der Kulturarbeit unſeres Volkes verloren gingen, aber der Nathan, der Wallenſtein und der Fauſt übrigblieben, ſo würden dieſe drei Schöpfungen vollſtändig ausreichen, herrlich zu bezeugen, was die deutſche Nation geweſen, gewollt und gethan.

Am 22. März von 1832 iſt der dreiundachtzigjährige Göthe geſtorben.

Den ſchönſten Kranz hat ihm auf den Sarg wohl Friedrich Rückert gelegt, geflochten aus dieſen Worten:

„Stets des Lebens dunkler Seite
Abgewendet wie Apoll,
Daß er Licht um ſich verbreite,
War der Ruf, der ihm erſcholl.
Und ſo ſtand er jung im Streite
Bis ins Alter würdevoll
Gegen Drachen-Nachtgeleite,
Das aus allen Ecken ſchwoll,
Das er bald mit Scherz beiſeite
Schob, bald niederſchlug mit Groll.
Als er abtrat nun vom Streite,
War das letzte Wort, das voll
Aus der Bruſt erhabner Weite:
Mehr Licht!“ —

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig

Blätter im Winde.

Im Verlage von **Ernſt Julius Günther** in **Leipzig** erſchienen folgende Werke von **Johannes Scherr:**

Novellenbuch.

Inhalt:

- Bd. 1 und 2. **Schiller:** Kulturhiſtoriſche Novelle. Zweite Auflage.
- Bd. 3: Roſi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.
- Bd. 4: Die Tochter der Luſt. Zweite Auflage.
- Bd. 5: Nemeſis. Zweite Auflage.
- Bd. 6: Die Jeſuitin. — Gottlieb Kapſer. — Rafael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles ſchon dageweſen.
- Bd. 7 und 8: Die Pilger der Wildniß. Zweite Auflage.

Preis jeden Bandes von ca. 25 Bogen, broſchirt 4½ Mark, elegant gebunden 5½ Mark.

☞ Jeder Band wird apart gegeben. ☜

Michel.

Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Dritte Auflage.

2 Bände. Preis broſchirt 9 Mark, elegant gebunden 11 Mark.

Die Gekreuzigte

oder

Das Paſſionsſpiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

Preis broſchirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1875.

Inhalt.

Offenes Sendſchreiben an Zachäus Zirbeldrüſe . . . 1
Aus Elyſion 101
Lukrezia Borgia 167
Der letzte Sonnenſohn 227
Monſieur Thiers 325
Sealsfield-Poſtl 371
Die deutſche Dichterin 427

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Offenes Sendſchreiben

de rebus omnibus et quibusdam aliis

an

Se. In-Sicht-Excellenz

Herrn

Zachäus Zirbeldrüſe,

der Theologie und Jurisprudenz Doktor, weiland ordentlichſter Profeſſor, geheimer Hofrath und geheimerer Demagogenfänger, nunmehr außerordentlicher Patriot, öffentlicher Liberaler und wirklicher Hofpetroleur,

in

Berlin,

Gensdarmenmarkt Nr. 1111.

1.

Mai 1875.

Mein lieber alter Feind! Ich bin förmlich gerührt von der Freundlichkeit, welche Ihre geſtern eingelangte Zuſchrift mir erweiſ't. Da rede noch einer vom „preußiſchen Hochmuth“ und von der „berliner Selbſtgefälligkeit“! Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich Ihnen ſchon im letzten Sommer bei unſerer Begegnung in Ragaz inbetreff Ihrer erſtaunlichen und erſtaunenden Verwandelungsfähigkeit mein aufrichtiges Kompliment gemacht habe. Sie haben ſich dazumal in der That groß benommen, wiſſen Sie? Ich hatte Sie ſofort erkannt, als Sie die Terraſſe vor dem Kurſal entlang kamen. Allein die verſchiedenen Bändelchen in dem Knopfloch Ihres Ueberziehers flößten mir einen Reſpekt ein, als wäre der „Grüne Eſel“ aus Immermanns „Münchhauſen“ leibhaftig auf mich zugekommen, und erregten in mir ein ſo zu ſagen Diſtanzgefühl, welches „entfernte die Vertraulichkeit“. Sie aber ſtiegen von der „Würde“ und „Höhe“ Ihrer königlich preußiſchen Tſchin-Skala hernieder, geruhten mich — nach ſo vieljähriger Trennung! — wiederzuerkennen und begrüßten mich ſogar mit etzlicher Emphaſe als „liebwerthen Mitbürger im neuen Reiche“, mich, den Süddeutſchen, den ſimpeln Schwaben, den notoriſchen Republikaner, einen vom „demokratiſchen Gewürme“, mit dem verwichenen Doktor Strauß zu reden, von welchem ich gelegentlich dieſes ſingen und ſagen will:

Er ſtarb, wie er gelebt, der große Tiſtler,
Nämlich als richtiger tübinger Stiftler.
Das „Ewig-Myſtiſche“, das er im Zoren
Vor Zeiten mit kritiſchem Spektakel
Geſchmiſſen aus dem Tabernakel,
Es durfte beileibe nicht gehen verloren.
Er thät' es geizig konſerviren
Und ſchließlich an die Königskrone ſchmieren.
Da duftet dem „neuen Glauben“ zur Ehr'
Theologiſch-ranzig das alte Schmeer . . . .

Dies gethan, darf ich Sie, Hochwohlgeborener, vielleicht daran erinnern, daß mein nicht undankbares

Gemüth Ihnen für Ihre wahrhaft verblüffende Herablaſſung ſofort den Zoll des Dankes zu entrichten ſich bemühte, indem ich Sie darauf aufmerkſam machte, daß zwei königlich preußiſche Excellenzen nur ein paar Schritte von uns entfernt ſäßen. Wie leicht, nein, wie ſchwer konnten Sie ſich kompromittiren! In Ihrer — entſchuldigen Sie! — demagogenfängerlichen Vergangenheit hatten Sie ja ſelber das „Sage mir, mit wem du gehſt" u. ſ. w. häufig genug in Anwendung gebracht. Sie aber machten ſich gar nichts daraus, weder aus meiner Warnung noch aus den beiden Excellenzen — es waren freilich zwei penſionirte — ſondern Sie ſpielten mir vielmehr eine patriotiſche Sonate auf der amtlich-liberal geſtimmten deutſchen Reichsgeige vor, daß mir nicht nur ganz berlinerblau, ſondern auch nationalliberalgrau vor den Augen wurde und ich Herrn von Bennigſen reden und Herrn von Treitſchke ſchreiben zu hören glaubte.

Es war ein ſchöner Moment. Leider ſtörte denſelben ein tückiſcher Dämon, welcher mich verleitete, an meinen lieben alten Feind Fragen zu ſtellen, welche ihm unbequem ſein muſſten. Wer iſt denn für den

Poſten eines Großinquiſitors in Berlin auserſehen? — „Für den Poſten eines Großinquiſitors? Sie ſcherzen." — Behüte! Das ſchöne Dogma vom eins gleich drei und von den drei gleich einem, als wovon in der „Symbolik des Unſinns" beim Heine geſchrieben ſteht:

„Die Nummer drei iſt Schiboleth
Des Oberbonzen von Babel,
Durch deſſen Buhlſchaft ſie einſt gebar
Die heilige Trimurtifabel —"

ja, dieſes für das neue deutſche Reich ſchlechterdings nothwendige Dogma muß auch fernerweit gerettet werden. Wehe dem, der es anrührt! Gleich ſchreit ein beliebiger Bonze im Kollegio Germaniko wüthend zum Fenſter heraus: „Der Teufel iſt los in Benares! Feurio und Mordio! Wetter und Zeter! Blasphemie! Hetz! hetz!" Oder eine beliebige vornehme alte Kropftaube gurrt einem ſtrebſamen Familiar zu: „Das darf nicht geduldet werden! Setzen Sie ſofort den Verfolgungsapparat des heiligen Offiz in Bewegung gegen den Ketzer, welcher es wagte, das Dogma vom Brahma-Viſchnu-Siva mit dem Humor des geſunden Menſchenverſtandes zu beleuchten.“ — „Ja, ſehen Sie. . . hm, hm . . . ich gebe zu . . . . indeſſen, ja, die Nothwendigkeit gewiſſer Schranken und . . . hm, hm . . . es dürfte doch immerhin, vom ſtaatsmänniſchen Standpunkte betrachtet, bedenklich ſein, das, was noch ſo vielen Tauſenden und Millionen heilig iſt —“ — Bitte, thun Sie gefälligſt die alte dumme Leier aus der Hand! Wo hätte denn jemals ein denkbarer oder vielmehr undenkbarer Unſinn exiſtirt, welcher nicht Tauſenden oder gar Millionen von Menſchen „heilig“ geweſen wäre? Hätte man nicht einer erklecklichen Anzahl von ſolchen Un- oder Blödſinnen den Krieg und ſchließlich unerbittlich den Garaus gemacht, ſo würden noch heute unſere lieben Mitmenſchen einander mit Gorillakeulen umbringen ſtatt mit Zündnadel- und Chaſſepotgewehren. — „Entſchuldigen Sie, das dürfte doch ſo ziemlich einerlei ſein.“ — Der Sache nach allerdings, nicht aber der Form nach, welche letztere am Ende aller Enden alles iſt oder wenigſtens alles bedeutet. An was wollte oder könnte man den vielbeſungenen Vorſchritt der Menſchheit deutlicher nachweiſen als daran, daß die

Menſchen nachgerade gelernt haben, das ewige Einander Umbringen in anſtändigeren als gorillamäßigen Formen, in ſo zu ſagen wiſſenſchaftlichem Geiſt und in künſtleriſchem Stile zu betreiben? Unbegreiflich, daß man an unſern Hochſchulen noch keine ordentlichen Profeſſuren für die „Philoſophie des Maſſenmordes" und die „Aeſthetik des Abmuckens" errichtet hat. Oder fallen dieſe mehr als jemals zeitgemäßen Diſciplinen vielleicht in den Lehrkreis der ſogenannten Hof- und Kathederpetroliker, welche mit dem rechten Auge das Königthum ihres unterthänigſten Erſterbens verſichern, während ihr linkes mit der Kommune verſchämt liebäugelt? Ja, ja, wir erleben es noch, daß die Könige ſtatt mit Chriſam mit Petroleum geſalbt werden. — „Unverbeſſerlicher Peſſimiſt, der Sie ſind!" — Peſſimiſt? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß dieſe Ausſicht in die Zukunft ſehr optimiſtiſch von mir gemeint ſei? — „Bah, ſprechen wir ernſthaft. Können Sie leugnen, daß es ein großes Vorſchrittsſymptom, wenn die Ueberzeugung von der unausweichlichen Nothwendigkeit ſocialer Reformen oder, rund und nett geſprochen, der ſocialen Reform auch in den gelehrten Kreiſen, in den oberſten Behörden und ſogar an den Höfen mehr und mehr ſich Bahn bricht?“ — Leugnen? Ich leugne gar nichts mehr, ſeit ich weiß, daß man aus der Hauptſtadt der chineſiſchen Intelligenz an den Pl—attenſee verbannt wird, ſo man leugnet, daß die Kirchenlichter vom nikäiſchen Koncil auch noch die zweite Hälfte des 19 Jahrhunderts zu erleuchten vermöchten .... Was macht, will ſagen, was gründet denn dermalen Ihr Herr Kollega Wagener? — „Mein Kollega, wie?“ — Nun ja, Ihr Mit Hofkommuniſt. Hat er, in „höherem Auftrag“, verſteht ſich, noch immer Fühlung mit der ſocialiſtiſchen Knüttelgarde? — „Wie ſehr verkennen Sie dieſen edeln Mann!“ — Sollte mir aufrichtig leid thun, ſo ich ihn verkännte. Aber da wir vom Gründen und von der Knüttelgarde ſprechen, ſo entſchuldigen Sie mich vielleicht, wenn ich, ich weiß nicht wie und warum, zu dieſen Knüttelverſen mich getrieben fühle:

Iſt wo ein rechter Schwindel geplatzt,
Wird viel darüber im Landtag geſchwatzt.
Mit mancher ſchönen Tugendphraſe
Kitzelt man der Frau Moral die Naſe,

Beſchließt auch im lauten Entrüſtungston
Eine parlamentariſche Unterſuchungskommiſſion
Die thut dann in aeternum berathen
Und die G—ründer laſſen ſich ſchmecken den Braten . .

„Sie werden nie ein «Trinkgeld» in Form von etlichen hundert Prioritätsaktien bekommen, ſoviel iſt ſicher.“ — Aber auch nie einen gerichtlichen Poſterioritätsfußtritt. Doch da kommt Ihre Frau und wir wollen daher von anſtändigeren Dingen reden, als da ſind Gründer und Gründereien.

Die Frau Geheimräthin Zigonia Zirbeldrüſe, von welcher Sie hinter ihrem Rücken ſchnöderweiſe ſagten, man ſähe ihr jetzt noch an, daß ſie in ihrer Jugend hätte ſchön ſein ſollen, ſie gewann mir an dieſem und in den nächſten Tagen großen Reſpekt ab. Denn nicht nur lernte ich in dieſer Dame eine ſehr geſcheide Frau kennen, ſondern auch eine Macht, welche nicht allein vor dem Recht, ſondern auch vor dem Reich geht. Die Frau Geheimräthin iſt nämlich von Geburt ein mecklenburger Junkfröwlein, mittelalterlich zu reden, demnach eine Vollblut-Junkerin und folglich Mitglied einer Sippe, welche den Teufel nach Kaiſer und Reich fragt, ja ſogar obotritiſch frank und frei dem Kaiſer und dem Reich unter die Naſen lacht, lachen kann und darf, ergo mächtiger ſein muß als das Mächtigſte, was dermalen, wenigſtens den Verſicherungen der außerordentlichen Patrioten à la Zachäus Zirbeldrüſe und Komp. zufolge, auf unſerem Erdball exiſtirt.

Nachdem ich der Dame Zigonia klargemacht hatte, daß und warum ſie für mich eine ſo große Reſpektsperſon ſei, führten wir — erinnern Sie ſich? — mit geziemender Gründlichkeit, aber ohne alle Erhitzung eine lange Debatte de rebus obotritensibus, und maßen Sie, Verehrteſter, ſelbſtverſtändlich Mitglied des Reichstages ſind, ſo beantragte ich ſchließlich, Sie ſollten bei erſter Gelegenheit eine der bekannten parlamentariſchen „Thaten in Worten“ verüben, um das mecklenburgiſche Loch in der Reichsverfaſſung endlich zu verſtopfen. Nachdem Sie Ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten und die Frau Geheimräthin Ihren Entſchluß mittels des Beſorgnißwortes: „Wenn dir nur das Kaiſerchen nicht zuvorkommt!“ ſanktionirt hatte, vereinbarten und redigirten wir dieſen von Ihnen einzubringenden Dringlichkeitsantrag: — In anbetracht, daß die periodiſch wiederkehrenden reichstäglichen Redeübungen hinſichtlich Mecklenburgs nachgerade langweiligſt geworden ſind, in anbetracht auch, daß gegen die Granden vom Obotritenland nicht vorgefahren werden kann als wie gegen Ultramontane, Socialdemokraten und ſonſtige plebeiſche Reichsfeinde, thut der Reichstag ſo, als könnte er beſchließen: 1) Mecklenburg wird förmlich zum mittelalterlichen Reichsraritätenkaſten erklärt und als ſolcher für ewige Zeiten konſervirt, insbeſondere in der Meinung, daß Studirende der Jurisprudenz und der Geſchichte fürohin Gelegenheit haben ſollen, die Inſtitutionen der guten alten frommen Zeit in beſagtem Kaſten handgreiflich zu erforſchen und namentlich die bis dato ſtrittige rechtsgeſchichtliche Frage nach Sein oder Nichtſein des Jus primae noctis abſchließend zu löſen; 2) Herr von Gerlach wird von centrumswegen zum Oberkuſtos des Mittelalterraritätenreichskaſtens ernannt, mit der Verpflichtung, nach erfolgtem Tode ſich ausſtopfen zu laſſen, um, in dem ſeiner Obhut anvertrauten Muſeum aufgeſtellt, dieſe Reichsanſtalt mit einer rarſten Rarität zu bereichern . . . . .

So geſchehen zu Ragaz im Sommer von 1874, zur Zeit, als dorten der große Schlachtenlenker von 1870—71 badete und ich eine nicht nur begeiſterte, ſondern auch ſchöne Patriotin aus Hamburg wehklagen hörte: „Ach, meine Moltke-Illuſion! Denken Sie ſich, er trägt eine Perücke. O Himmel, mein Heldenideal!“ Iſt futſch, ſetzte ich ſtillſchweigend hinzu. Da haben wir wieder einmal die Geſchichtephiloſophie der Frauen beim Cäſar können ſie nicht über die Glatze, beim Moltke nicht über die Apel wegkommen. Es gibt allerdings Ausnahmen, aber das ſind ſeltenſte. Im allgemeinen intereſſirt die Frauen an der weltgeſchichtlichen Tragikomödie nur die Dekoration und das Koſtüm oder darüber hinaus höchſtens noch etwa eine: Kuliſſenintrike.

Bitte, bitte, ſchnattert jetzt nicht alſogleich zornig und erboſ't vom Luſtkapitol der Frauenemancipation herab, mehr oder weniger vermancipirte Gegnerinnen! Erſtens bin ich ja kein Gentz, der ſich bekanntlich vor Gänſen fürchtete, und zweitens war die vorhin von mir ausgeſprochene Thatſache keineswegs tadelnd gemeint. Pro primo nicht, weil ich ja gar wohl weiß, wie man euch armen Dingern in euren Klöſtern oder Penſionaten Geſchichte lehrt; pro ſekundo nicht, weil ich altfränkiſcher Menſch, unter uns geſagt, der feſten Meinung bin, es zieme einer Frau und ziere ſie viel mehr, ihren Haushalt und ihr Haushaltsbuch hübſch in Ordnung zu halten, als im Weltgeſchichtsbuche flüchtig herumzublättern. Natürlich gilt dieſe vordarwiniſch philiſterne Anſicht nicht den großen weiblichen Geiſtern — Verzeihung! korrekteſt muß ich ſagen: den großen Geiſtinnen, welche an das Evangelium von Phantaſus Stuart Mill glauben und ſo ſich fühlen und aufſpielen, als müſſte des alten Ariſtophels Komödie von den „Ekkleſiazuſen" nächſter Tage welthiſtoriſch in Scene gehen.

Entſchuldigen Sie dieſe Abſchweifung und revenons à nos moutons, worunter ich aber nicht etwa die mecklenburger Granden verſtanden wiſſen will, behüte! ſondern vielmehr nur die zwiſchen uns vereinbarte und von Ihnen im Reichstage zu ſtellende Motion. Sie haben dieſelbige nicht geſtellt, zu meinem nicht geringen Leidweſen. Denn als Miturheber glaubte ich mir allbereits ſchmeicheln zu dürfen, daß es doch auch einmal einem vom „demokratiſchen Gewürme“ gelungen ſei, ein ſtilles Verdienſtelchen um das neue deutſche Reich ſich zu erwerben. Die Herren Nationalliberalen, item auch die Herren Hofſocialiſten und Katheder-petroliker laſſen ja ſonſt unſereinen dazu den Rank nicht finden. Ueberhaupt hat man Mühe, hinter dem rabiaten Schritt des Patriotismus neueſter Mache nicht allzuweit zurückzubleiben. Wie das mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung allwärts ſchwarzweißroth ſchillert und bockbierbäſſig amrheinwachtelt!

Wie Benz und Butz ſo liberal jetzt ſind,
Wie patentirt fortſchrittlich Kegel und Kind,
Wie ſtaatsgeſinnungstüchtig Mann und Maus —
's iſt ein Graus! . . . . .

Sie ſchrieben mir, um Ihr Nichtworthalten zu entſchuldigen, was ganz überflüſſig war; denn wir kennen ja noch von 1848 her die Worttreue der liberalen Mädchen für alles. Uebrigens laſſe ich Ihr Motiv gelten, wenn Sie ſagten: „Der parlamentariſche Markt iſt dermalen mit Inſuln, Krummſtäben, Jeſuitenhüten und Kapuzinerkapuzen ſo überführt, daß für eine mit obotritiſchen Ritterhelmen gefüllte

Schwatzbude gar kein Raum vorhanden." Hernach erwieſen Sie mir die Ehre, mich um die „aufrichtige" und „ernſthafte" Mittheilung deſſen zu bitten, was ich über die deutſchen Dinge dächte und wie ich die Sachlage intra et extra muros anſähe.

Ich will Ihrem Wunſche entſprechen und zwar mit geziemender Ernſthaftigkeit, obgleich Sie mir ſchon werden geſtatten müſſen, in meiner Weiſe zu reden und nicht in jener „erſchöpfenden", vor welcher die erſchöpften Leſer Zuflucht in morpheuſiſchen Landen ſuchen. Auch Aufrichtigkeit kann ich Ihnen verſprechen, und damit Sie hiervon einen Vorſchmack erhalten, will ich meinen heutigen Schreibebrief mit der Bemerkung ſchließen, daß mir vorkommt, der Herr Reichskanzler habe beabſichtigt, am 14. April dieſes Jahres in einem Pietiſtenkonventikel eine Rede zu halten, und habe ſich mit dieſer Rede ins preußiſche Herrenhaus verirrt.

2.

Ende Mai 1875.

Sintemalen in einer Privatkorreſpondenz das Verſtecken der Objektivitätsmaſke, hinter welcher, gelegentlich bemerkt, die Herren Hiſtoriker und Publiziſten von der angeblichen „objektiven" Schule ihre ſubjektivſte Parteilichkeit verſtecken zu können glauben, weder zum guten noch zum ſchlechten Ton gehört, will ich zuvörderſt freiſam von mir ſelber reden und Ihnen, Domine boruſſime, ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich ſo weit als irgend einer meiner ſüddeutſchen Landsleute von der Boruſſomanie entfernt bin.

Ja, aufrichtig geſtanden, das ſchnarrende, ſtechſchrittliche, Stiefelnabſätze zuſammenſchlagende Weſen und Gethue war und iſt mir in der Seele zuwider. Das Korporaliſch-Preußiſche iſt in mehr als einer Beziehung eine ſehr ehrenwerthe, tüchtige und nützliche Sache, gar nicht zu leugnen; aber ebenſowenig läſſt ſich beſtreiten, daß es auf uns Süddeutſche durchweg antipathiſch wirkt. Nicht, wie Herr von Treitſchke meint, weil uns von jeher „die Zucht eines großen Staates“ fehlte, ſondern weil es in unſerem Naturell liegt, den Menſchen höher zu ſtellen als den Korporal, und wäre dieſer auch das verwirklichte Ideal der Korporalität.

Man ſoll ſich darüber in Berlin nur keinen Illuſionen hingeben: Preußen hat ſich, ſeitdem Deutſchland in ihm aufgegangen worden, in Süddeutſchland wohl Kreaturen gemacht, aber keine Freunde. Denn das Preußenthum um ſeiner ſelbſt willen zu lieben, das geht einem Süddeutſchen ſchlechthin gegen den Mann.

Trotzdem iſt die Menge der Süddeutſchen, welche die Thatſache der Neuſchaffung des Reiches durch Preußen als einen ungeheuren Vorſchritt dankbar anerkennen, zweifelsohne groß. Viele, wohl gar die meiſten derſelben befinden ſich, denk' ich, in meinem eigenen Falle, das heißt, ſie nehmen und faſſen die Verpreußung Deutſchlands als einen harten, aber unausweichlichen

Schickſalsſchluß, als die von der Logik der Thatſachen erzwungene Schlußfolgerung aus geſchichtlichen Prämiſſen, als die zur Zeit einzig mögliche Löſung der deutſchen Frage.

Wo war denn eine andere Möglichkeit? Etwa bei jener armſäligen Faſtnachtspoſſe mitten im Sommer, bei jenem frankfurter Fürſtentag von 1863? Oder bei partikulariſtiſchen Miniſtern von der Sorte der Beuſt, von der Pfordten, Varnbüler und Dalwigk? Bei „Großdeutſchen", deren Großdeutſchland unter dem Kaiſermantel des Louis Verhuell bequem Platz gehabt hätte? Oder bei jener „Volkspartei" ohne Volk, welche des ſtandhaften Glaubens war, die deutſche Einheit könnte und müſſte aus dem hohlen Bauche der windgeſchwängerten Schützen- und Sängerfeſtsphraſe geboren werden?

Nur die Macht gründet Staaten und nur die Macht erhält ſie. Das iſt eine Binſenwahrheit, die jedermann wiſſen könnte, aber nicht jedermann wiſſen will. Um ſo ſchlimmer für den jedermann! Durch ſein bloßes Nicht-nach-Frankfurt-Kommen in den Hundstagen von 1863 lieferte Preußen allen, die

Augen hatten, den unwiderſprechlichen Beweis, daß es in Deutſchland nicht nur eine Macht, ſondern geradezu die einzige Macht ſei. Es hätte dieſen Beweis ſchon annis 1848—49 zu liefern vermocht, ohne große Anſtrengung zu liefern vermocht, falls nicht zu Potsdam der von Muckern und Jeſuitinnen gegängelte Friedrich Wilhelm der Vierte ſein unſeliges Regiment führte oder führen ließ. An den ſchweren Verſchuldungen dieſes Regiments krankt Deutſchland noch heute. Der gekrönte Romantiker und ſeine Jeſuitinnen und Mucker, ſie haben mit vollen Händen zwanzig Jahre lang die Windſaat ausgeſtreut, welche dann als ultramontaner Sturm aufgegangen iſt und jetzt nur mit äußerſter Energie und Beharrlichkeit beſchworen werden kann.

Das Königthum, wie es Friedrich Wilhelm der Vierte verſtand und üben ließ, war ſchon 1848 ein unermeſſliches Unglück. Es verhinderte ja die raſche Verwirklichung des deutſchen Einheitsgedankens unter preußiſcher Führung, welche Verwirklichung ſchon damals in der Natur der Dinge lag und unſchwer ſich vollzogen hätte, wenn ein Mann auf dem Throne der

Hohenzollern ſaß. Nur etwa ein königlich preußiſcher Hofhiſtoriograph könnte die Stirne haben, beſtreiten zu wollen, daß damals das Miſſtrauen und der Haß der ſüddeutſchen Demokratie gegen den Preußenkönig vollſtändig gerechtfertigt waren. Und dennoch beſaß dieſe Demokratie im Frühjahr von 1849 patriotiſche Selbſtverleugnung genug, die Anerkennung der vom erſten deutſchen Parlament beſchloſſenen Reichsverfaſſung mitſammt dem Kaiſerthum Friedrich Wilhelms des Vierten bei den ſüddeutſchen Regierungen durchzuſetzen. Der Romantiker in Potsdam freilich war von ſolchem Pflichtgefühl und ſolcher Selbſtverleugnung weit entfernt. In jedem Augenblicke bereit, ſich dem Schwager Car zu Füßen zu legen, kehrte er gegen die deutſche Nation einen wahrhaft delirirenden Hochmuth des Abſolutismus heraus. Wir beſitzen jetzt die Ausbrüche dieſes Deliriums ſchwarz auf weiß in den gleichzeitigen Briefen des Königs an Bunſen, welche ein höchſt werthvoller Beitrag zur Geſchichte der menſchlichen Narrheit im 19. Jahrhundert ſind.

Wenn nun aber ſchon Liberale, die ſo zahm waren, daß ſie jedem Fürſten aus der Hand fraßen, über die Ablehnung der Kaiſerkrone von ſeiten des Romantikers und mehr noch über die ſchnöde Hohnart und Spottweiſe dieſer Ablehnung ſo außer ſich geriethen, daß ſie zum erſten- und letztenmal in ihrem Leben für ganze 24 Stunden unterthänigſt zu erſterben vergaßen, ſo dürfte es doch nicht ſo ſchwer zu begreifen ſein, daß die ſüddeutſchen Demokraten in hellen Ingrimm ausbrachen. Sie hatten mit ſchwerer Selbſtüberwindung im März und April von 1849 ihr Ideal einer deutſchen Föderativrepublik auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt und das Opfer war verſchmäht worden und wie verſchmäht worden! Dazu kam dann noch die Standrechtspolitik, die erbarmungsloſe Grauſamkeit, womit nach Niederwerfung des pfälziſch-badiſchen Aufſtandes die preußiſchen Sieger gegen die beſiegten Reichsverfaſſungskämpfer verfuhren.

Ich höre Sie fragen: Warum alte, vernarbte Wunden wieder aufreißen? Doch ich ſage Ihnen, dieſe Wunden ſind nicht vernarbt: in hunderten, in tauſenden von ſüddeutſchen Herzen bluten ſie noch heute nach, und ich weiſe darum auf ſie hin, um Ihnen begreiflich zu machen, daß und wie die ſüddeutſchen Demokraten dazu kommen konnten, in Preußen den größten Feind Deutſchlands zu ſehen. Was war denn, ſo, wie die Sachen im Herbſte von 1849 und in den zunächſt folgenden Jahren lagen, was war für Deutſchland von einem Staate zu erwarten, deſſen König es als ſelbſtverſtändlich hinnahm, daß der Car im Oktober 1849 in Warſchau zum Grafen Brandenburg ſagen durfte: „Ich habe meinen Schwager hierher beſchieden“ — wie man einen Hausknecht herbeſcheidet? Von einem Staate, deſſen Regierung die unerhörte Novemberſchmach von Olmütz unweigerlich auf ſich nahm, ja ſogar mit einer Stirne von Erz dieſer Schmach ſich rühmte?

Die ſüddeutſche Demokratie hatte fürwahr guten Grund, das preußiſche Regiment der fünfziger Jahre, eines der ſchlechteſten, welche es jemals gegeben, zu verabſcheuen und nur Unheil und Schande von demſelben zu erwarten. Aber ſie that unrecht, die in demokratiſchen Augen allerdings „brutale“ Thatſache zu überſehen, daß ohne Preußen überhaupt nichts für Deutſchland zu hoffen war. Dieſe Thatſache, ich wiederhole es, iſt durch das klägliche Scheitern aller ſeit 1850 dann und wann von ſeiten der „Mittelſtaaten", von ſeiten Oeſtreichs und von ſeiten der ſogenannten „Volkspartei" unternommenen Verſuche, für die deutſche Frage irgendeine Löſung zu finden oder auch nur zu ſuchen, unwiderſprechlich klargeſtellt. Darüber kann gar kein Streit mehr ſein. Denn wenn die deutſche Frage auf dem Wege miniſterlicher Velleitäten oder volksparteilicher Reſolutionen zu löſen war, warum haben denn die Gegner Preußens dieſelbe nicht trotz Preußens gelöſ't? Natürlich, weil ſie nicht konnten, weil ſie überhaupt nichts konnten als ſchwatzen. Auch darüber ſollte, wenigſtens unter verſtändigen Leuten, kein Streit mehr aufkommen können, daß derartige Fragenknoten wie der in Rede ſtehende niemals, ſolange die Welt ſteht, und niemals, ſolange die Welt ſtehen wird, das heißt, ſolange Menſchen Menſchen waren und ſind, mittels Worten aufgelöſ't, ſondern mit dem Schwerte zerhauen wurden und werden. Bismarck hat nur eine weltgeſchichtliche Wahrheit mit löblicher Offenheit ausgeſprochen, als er ſein berühmtes Eiſen- und Blutwort fliegen ließ.

Daß man in Süddeutſchland auch dazumal noch nicht wuſſte, woran man mit dem nicht mehr vom Manteuffel, ſondern vom Bismarck regierten Preußen war, das zeugt von einer kraſſen Unwiſſenheit, von einer märchenhaften Verblendung. Dieſe rührte nicht etwa nur daher, daß man die deutſche Frage noch immer für eine Rechtsfrage nahm, während ſie doch wie alle großen Fragen eine Machtfrage war, ſondern auch und mehr noch daher, daß man ſich in Süddeutſchland über die Machtverhältniſſe gröblich täuſchte.

Seit der Zeit von 1813—15, allwo Preußen und nur Preußen die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands und die nationale Ehre gerettet hatte, war es Herr der deutſchen Geſchicke, ſobald es ernſtlich wollte und nicht von alten oder jungen Weibern, ſondern von Männern geleitet wurde. Noch mehr, ſogar die alten Weiber, welche unter Friedrich Wilhelm dem Dritten regierten, vermochten allen Vereitelungsbemühungen von ſeiten Metternichs zum Trotz die Schaffung des Zollvereins durchzuſetzen. Natürlich! Denn der Kirchhofsruhepolitik eines Metternich gegenüber war ſelbſt die preußiſche von damals eine Politik des Lebens und der

Bewegung. Preußen war eine Schnecke, aber Oeſtreich ein Petrefakt. In Berlin beſoldete man den Hegel als Hof- und Staatsphiloſophen, in Wien ging der officielle Kulturhaß ſo weit, daß man ſogar den hyperloyalen Grillparzer in ſtupider Weiſe drangſalirte. Man leſe nur die Selbſtbiographie des Mannes. In Preußen rief man wenigſtens in der Noth mitunter den Geiſt an, in Oeſtreich war es ein Unglück, wenn nicht ein Verbrechen, überhaupt Geiſt zu haben. Preußen durfte ſeines deutſchen Berufes nie ganz uneingedenk ſein, wenn es die eigene Zukunft nicht in Frage ſtellen wollte; Oeſtreich durfte nicht deutſch ſein wollen, wenn es den Anſprüchen ſeiner verſchiedenen „Völker“ gerecht werden ſollte. Bei ſothanen Umſtänden konnte der ſchließliche Ausgang des öſtreichiſch-preußiſchen Dualismus kaum fraglich ſein. Daß aber dieſe unſelige Hemmkette der deutſchen Entwickelung einmal zerriſſen werden mußte, darüber ſollten heute doch wohl alle Deutſchen einig ſein, welche weder dem unfehlbaren Papſt noch irgend einem unfehlbaren Parteiboviſt das sacrificio del intelletto gebracht haben.

Unter meinen ſüddeutſchen Landsleuten gibt es eine nicht kleine Anzahl ehrenwerther Männer von unzweifelhaftem Patriotismus, welche die hiſtoriſche Nothwendigkeit der Verpreußung Deutſchlands, um durch dieſe Verpreußung hindurch zur Vollendung der nationalen Einheit zu gelangen, noch immer nicht begreifen wollen. Denen wäre ein genaues Studium der napoleoniſchen Zeit dringend zu empfehlen. Und auch noch anderen Leuten würde, gelegentlich bemerkt, dieſes Studium wohlanſtehen. Es würde dann nicht mehr vorkommen, daß eine bekannte Anekdote aus jener Zeit, mit deren authentiſcher Bezeugung es freilich nur ſo ſo la la beſtellt iſt, ſo total falſch citirt und ſo verballhornt werden könnte, wie in der Sitzung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes am 16. April von ſeiten des Herrn von Schorlemer-Alſt wie von ſeiten des Herrn Reichskanzlers geſchehen iſt.

Süddeutſchland hat die verderblichen Wirkungen und Nachwehen der Rheinbundszeit noch immer nicht ganz verwunden. Zwar die bairiſche, wirtembergiſche, badiſche, heſſiſche, naſſauiſche „Nation“ zu entdeutſchen gelang den über alle Begriffe erbärmlichen Sklaven Napoleons, dieſen rheinbündiſchen Deſpoten und

Deſpötlein, die wie Hunde vor ihrem Oberdeſpoten krochen, lange nicht ſo weit, als ſie es wollten und verſuchten. Ebenſo ſteht aber auch feſt, daß von jenem rheinbundfürſtlichen Größenwahn, welcher den König Friedrich von Wirtemberg rieſenmäulig von ſeinem „Reich“ und von „allen ſeinen Staaten“ bramarbaſiren ließ, etwas auch in die Bevölkerungen eingegangen iſt. Es war etwas von dieſem Größenwahn der ſüddeutſchen Krähwinkelſtaaterei in dem Aprilgang des Badenſers Hecker anno 1848, welcher ja Lyceiſt genug geweſen iſt, ſich einzubilden, mit lächerlich kleinen Mitteln ließe ſich von einem entlegenen Winkel aus Deutſchland revolutioniren und republikaniſiren. Und noch viel ſpäter hat ſich dieſer rheinbündiſche Größenwahn lächerlichſt mauſig gemacht, an jenem Tage, als er angeſichts des Krieges von 1866 einen wirtembergiſchen Miniſter in eine bislang noch unerforſchte Tiefe des Blödſinns hinabſteigen, das heißt, in der Abgeordnetenkammer den Preußen zum voraus ein „Vae victis!“ zurufen ließ. Etliche Wochen ſpäter iſt dann derſelbe Miniſter nach Nikolsburg geeilt, um von den

Vae-victis-Preußen den Frieden für das „Reich“ Wirtemberg zu erbetteln.

Gewiß war es ſchmerzlich, die große Thatſache der anhebenden Vereinheitlichung Deutſchlands auf dem Wege des Bürgerkrieges ſich vollziehen zu ſehen. Aber dieſe Bitterniß wurde in den Gemüthern denkender Patrioten wenigſtens einigermaßen gemildert durch das Gefühl der Befriedigung, daß die Jammerſäligkeit, Zeitwidrigkeit und Impotenz der Kleinſtaaterei doch endlich einmal unwiderleglich erwieſen worden. Ich erinnere mich, ſelten in meinem Leben ein ſo tiefes Gefühl von Ekel gehabt zu haben wie damals, als der Bundestag — der Bundestag! — in Frankfurt die ſchwarzrothgoldene Fahne heraushing und die wiedererſtandene „Reichsarmee“ kommandirt wurde die ſchwarzrothgoldene Feldbinde anzulegen. Es fehlte nur noch, daß der blinde Jörg von Hannover und der böſe Dietrich von Kaſſel ſich ſchwarzrothgolden anſtreichen ließen, um die klägliche Komödie vollſtändig zu machen. Sie endigte dann mit Schrecken und wie hätte ſie auch anders enden können? Schon am 3. Juli von 1866 wurde bei Königgrätz die deutſche Kaiſerkrone geſchmiedet, welche am 18. Januar von 1871 im Schloſſe zu Verſailles dem Hohenzollern aufgeſetzt worden iſt. Die Aufgabe dieſer Kaiſerſchaft iſt, die Zuſammenſchließung, meinetwegen die Zuſammenhämmerung, Zuſammenſchweißung, Zuſammenpreſſung der Deutſchen zu einem kompakten nationalen Körper zu vollbringen, und wer gerecht ſein kann und will, wird ſagen müſſen, daß die Jahre 1866 und 1870—71 den Beweis erbrachten, Preußen habe das Zeug zu dieſer Arbeit.

Sehen Sie, mein lieber alter Feind, ſo betrachte ich, den ſeine republikaniſchen Anſchauungen und Ueberzeugungen weit außerhalb aller Berührung mit der officiellen und officiöſen Reichswelt ſtellen, den Entwickelungsgang der Dinge daheim. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß dem fernſtehenden Beobachter manches, vieles von dem entgeht, was aus der Nähe betrachtet ſein will. Aber hinwiederum genieße ich des Vortheils, von keiner Erſcheinung weder geblendet noch abgeſtoßen zu werden und aus der Ferne das Ganze unbefangen überblicken zu können.

Damit genug für heute. Ich erſuche Sie, der Frau

Zigonia meinen tiefgefühlten Reſpekt zu vermelden und ihr zu ſagen, ich ließe ſie bitten, ein ſcharfes ehefrauliches Auge auf den Herrn Gemahl zu haben, wann dieſer vom hofſocialiſtiſchen Raptus angewandelt würde. Sie wiſſen ja, es iſt ſchon mancher, der den Narren ſpielte, in allem Ernſte verrückt geworden, ſo verrückt, daß er den Baumaſt, auf welchem er ſaß, abgeſägt hat.

3.

Anfang Juni 1875.

Hochwohlgeborener Geheimer im Präteritum und Oeffentlicher im Präſens! Sie erinnern ſich vielleicht noch unſeres Schulkameraden Bonifaz Zimperle, welcher nach nahezu dreißigjährigem Dienſte von ſeiner Gymnaſialprofeſſur weggemaßregelt, ſo recht weggemühlert worden iſt. Warum? Darum: — Einer ſeiner Sekundaner hatte einen von Zimperle gerügten griechiſchen Sprachſchnitzer damit zu rechtfertigen geſucht, daß er für dieſen Schnitzer die Autorität des Neuen Teſtaments anführte. Darauf der arme Bonifaz: „Kommen Sie mir nicht damit! Was? Das elende Griechiſch dieſes Machwerkes . . . .“ Mehr ſagte er nicht; aber er hatte ſchon zu viel geſagt. Die Mythographie des Chriſtenthums ein elend ſtiliſirtes Machwerk! Dieſe Sünde gegen den heiligen Mühler konnte nicht verziehen werden. Bonifacius muſſte ſein Bündel ſchnüren und zog ſich hierher zurück, als in eine Gegend, allwo man nicht befürchten muß, drangſalirt zu werden, ſo man meint und ſagt, daß die Zuſammenſtoppeler der chriſtlichen Mythologie entſchieden viel ſchlechtere Poeten und Stiliſten geweſen ſeien als die Verfaſſer der helleniſchen.

Sie werden zweifelsohne ſagen, die Mühlerei ſei ab und vorbei; wozu ſo alte Geſchichten aufrühren? Dazu, Excellenz im Futurum, um Sie und Ihresgleichen, ſowie die Brotherren von Ihnen und Ihresgleichen, immer wieder daran zu erinnern, daß die Schäden, an denen Deutſchland dermalen ſo ſchmerzlich leidet, nur die naturnothwendigen Folgen der Ausſchweifungen ſind, welche eine verbkendete Rückwärtſerei ſich zu ſchulden kommen ließ. Wo waren damals, beiläufig gefragt, die großen, größeren und größten Patrioten von neueſter Mache? Wo die Herren Liberalen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung? Wo alle die Reichstrompeter und Reichspauker in der Livree Bismarcks? Ueberall, nur nicht da, wo es galt, ohne und ſogar wider hohe obrigkeitliche Bewilligung für die gute alte

Sache der Vernunſt und des Vaterlandes zu ſtreiten. Und jetzt will dieſes im Hofſonnenſchein aus dem Schlamme der Knechtſchaffenheit hervorgekrochene Geziefer mit frechſter Erdreiſtung uns anderen vordociren, was Patriotismus und Politik ſei? Bleib' im Vorzimmer, Geſindel! Dort iſt dein Platz und du biſt ja dort auch am nächſten dabei, die Livree im Handumdrehen wechſeln zu können, falls den Bismarck und Falk wieder die Manteuffel und Mühler folgen ſollten.

Wäre das eine Möglichkeit? Warum denn nicht? Die Dummheit iſt auf Erden immer das Möglichſte in saecula saeculorum. Und es iſt ja gar nicht wahr, daß mit dem Mühler auch die Mühlerei gegangen. Ein Schulmeiſter, der ſo naiv iſt, das Gerede vom Staatsliberalismus für baare Münze zu nehmen und zu glauben, das Geſetz über die Civilehe müſſte doch wohl auch für Schulmeiſter gelten, verheiratet ſich civiliter. Klatſch! jagt ihn der Bonzenrath von Kuhſchnappel vom Amte und der Herr Miniſter, in der Kammer interpellirt, erklärt, nichts von der Geſchichte zu wiſſen. Oder ein Gymnaſiallehrer gibt bei Gelegenheit ſeiner Beeidigung als Geſchworener die Erklärung ab, daß die Formel „ſo wahr mir Gott helfe" für ihn nur ſoweit Bedeutung habe, als das Geſetz ſie vorſchreibe, weil nach ſeiner Ueberzeugung es eine Einwirkung eines perſönlichen Gottes auf menſchliche Handlungen nicht gebe. Krack! entſetzt das Provinzial Schulkollegium der Provinz Sandenburg den Ketzer ſeines Amtes. Denn „in meinem Staate kann jeder nach Seiner Fasson Selich werden". Die alte Geſchichte! Man zeigt den Pfaffen den Drehfinger der rechten Hand, aber mit der linken ſtreichelt man ſie. Und da wundert man ſich noch in Berlin, daß in Süddeutſchland die alte Sage von der preußiſchen Heuchelei nicht verſtummen will!

Winſeln Sie mir nicht vor, die Reichsfreunde müßten alle früheren Differenzen vergeſſen, müßten zuſammenſtehen wie ein Mann. Man kann nicht zuſammenſtehen und zuſammengehen mit Leuten, die man ſo gründlich verachtet, wie unſereiner die Staatsſophiſten und Salonjeſuiten, die officiellen und officiöſen Federknechte, die Antichambre-Gelehrten und Hofprofeſſoren verachtet, dieſen Pöbel in Lackſtiefeln und Glanzhandſchuhen, welcher es mittels ſeiner reichsfarbig angemalten Bedientenhaftigkeit glücklich dahingebracht hat, daß die Sklaven des Vatikans, die Geiſteigenen des „Al Gesù“ mit einigem Schein von Berechtigung den Namen der Freiheit eitel im Munde führen können. In dieſem liberal und vornehm thuenden Pöbel verflechten ſich niedrige Inſtinkte und hochfahrende Begehrlichkeiten, der Neid der Mittelmäßigkeit und der Größenwahn der Ohnmacht, die ödeſte Geiſtesarmuth und die ſelbſtgefälligſte Ueberhebung, die niederträchtigſte Kriecherei und die übermüthigſte Anmaßung zu einem Rattenkönig, welcher an Widerwärtigkeit kaum ſeinesgleichen hat. Mit ſolchen „Reichstreuen“ zuſammengehen? Niemals! Da iſt mir, menſchlich angeſehen, der dickſte altbairiſche Bierbonze in ſeiner autochthonen Dummheit immer noch lieber als ſo ein Pfiffikus Schmerle von Karrière-Keucher, welcher den Mantel reichstreu hängt, weil der Wind gerade ſo von Berlin herweht. Laſſt einmal den Wind umſchlagen und alle dieſe Patriotenmäntel werden wieder anders hängen. Der officielle Patriotismus und der officiöſe Liberalismus, ſie machen mitſammen jene Politik aus, von welcher geſchrieben ſteht oder geſchrieben ſtehen ſollte: —

Was iſt die Politik?
Die „Kunſt des Möglichen".
Drum ſuch' mit Miene, Wort und Blick
Es zu ermöglichen,
Daß du mit richtigem Schwick und Schick
Zu jedem Augenblick
Gehöreſt zu den Möglichen. . . .

Alſo unſer Schulkamerad, der weggemühlerte Bonifaz Zimperle, ſtand von meinem Kanapee auf, ließ die Allgemeine Zeitung, worin er geleſen, zu Boden fallen und rief aus: „Das iſt ja, um die Hände über dem Cylinder zuſammenzuſchlagen!" — Warum nicht gar! Erſtens haben Sie keinen Cylinder auf und zweitens wären Ihre Arme viel zu kurz, um die beſagte Turnübung zuwegebringen zu können. — „Thut nichts. Ich frage: wie kann man ſo lügen?" — Was iſt denn? — „Da ſehen Sie. Der Kardinal Manning, aus Rom nach London zurückgekehrt, empfing eine vom Herzog von Norfolk geführte Begrüßungsabordnung und in ſeiner Antwort auf die Anrede derſelben verſicherte er, vor Zeiten, als die Welt durch den chriſtlichen

Glauben und durch das chriſtliche Geſetz regiert werden, da ſei alles beſſer, friedlicher, menſchlicher geweſen. Wo? Wann? Die verlogene Eminenz kann ja gar keine andere Zeit im Auge haben als etwa jene mittelalterliche, wo das Papſtthum den Höhepunkt ſeiner Macht erreicht hatte. Und damals hätte das »chriſtliche Geſetz« regiert? Damals wäre es menſchlich zu- und hergegangen? So etwas zu behaupten, iſt doch nur ein Pfaffe unverſchämt genug. Selbſt Sir John Falſtaff würde ſich einer ſolchen Lüge ſchämen“ — Sie altes Kind! Was iſt denn da zu verwundern? Wozu wären denn die Pfaffen da als zum lügen? Was iſt denn am Ende aller Enden das ſogenannte Chriſtenthum ſelbſt? Was die Religion überhaupt? — „Eine Illuſion, ein Wahn, aber ein nothwendiger.“ — Ganz gewiß. Jeder Menſch, der nicht geradezu ein zweibeiniges Stück Vieh iſt, bedarf dieſer Illuſion, hat ſie, hegt ſie in dieſer oder jener Form. Wenn man aber die Prämiſſe der religiöſen Illuſion als naturnothwendig erkennt und anerkennt, anerkennen muß, ſo muß man ſich auch die Schlußfolgerungen gefallen laſſen. Die Prieſter ſind, weil ſie ſein müſſen. Nur

Hohlſchädel können wähnen, es würde jemals eine religionsloſe Geſellſchaft geben. — „Wohl, wohl. Aber man ſollte doch nach ſo vieltauſendjähriger Kulturarbeit erwarten dürfen, daß ſich die Menſchen nachgerade eine einigermaßen anſtändige, eine mit dem Einmaleins weniger geſpannte, eine weniger pfahlbäueriſche und mehr civiliſirte Religion angeſchafft und angewöhnt hätten." — Meinen Sie? Wenn aber die katholiſche oder die lutheriſche Bonzenreligion, wie ſie nun einmal ſind, den religiöſen Bedürfniſſen der ungeheuren Mehrzahl unſerer mehr oder weniger civiliſirten Menſchenbrüder entſprechen, wie dann? — „Dann haben alle unſere großen Denker und Dichter vergebens gelebt." — Daran iſt etwas wahres, ſehr viel ſogar, theuerſter Magiſter. Was weiß denn das Volk vom Leſſing und Kant, vom Göthe und Schiller? Nichts. Es ſind jetzt hundert Jahre verfloſſen, ſeitdem dieſe großen Männer beſchäftigt waren, Ströme von Licht über unſer Land auszugießen, und noch gibt es Millionen von Deutſchen, welche dieſe Lichtbringer nicht einmal dem Namen nach kennen. — „Das iſt ſehr traurig." — Gewiß, aber noch trauriger als die

Unkenntniß von ſeiten der Menge iſt die ſchnöde Verleugnung alles Beſten und Schönſten, was der deutſche Genius geſchaffen, von ſeiten einer nicht geringen Anzahl ſolcher Deutſchen und Deutſchinnen, welche ſich zu den „Gebildeten“ zählen. Wenn dem nicht ſo wäre, wenn nicht zur Schmach unſeres Landes tauſende und wieder tauſende von Junkern und Junkerinnen, von Pfaffen und Pfäfflingen der frohen Botſchaft von Weimar die frechfanatiſche, vom Schloſſe Loyola in Guipuzkoa ausgegangene vorzögen, wie könnte es im deutſchen Reichstage ein „Centrum“, wie könnte es deutſche Biſchöfe geben, welche mit vollem Bewuſſtſein vor dem Tag und Nacht auf das Verderben ihres Vaterlandes ſinnenden Papſt-Baal ſich in den Staub werfen und bereit ſind, die in Form von tauſend Flüchen ausgeſprochenen Verderbenswünſche ihres Götzen mit allen Kräften zu fördern? — „Nun, es iſt ja anderwärts, z. B. in Frankreich, gerade ſo oder ähnlich.“ — Nein, Liebſter. Kein Franzos, ſelbſt Erzjeſuiten wie Dupanloup und Falloux nicht ausgenommen, wäre ehrlos genug, ſo vaterlandsverrätheriſch zu reden und zu handeln wie unſere Römlinge. Die franzöſiſchen Jeſuiten bedienen ſich des Ultramontanismus als eines Mittels, womit ſie Frankreich wieder emporzubringen, wieder zur erſten Großmacht zu machen glauben; den deutſchen Jeſuiten dagegen iſt der Jeſuitismus Selbſtzweck, das heißt, ſie wollen demſelben Deutſchland unbedingt unterwerfen, wär' es auch mit Beihilfe der Franzoſen. — „Dieſen Unterſchied geb' ich zu. Er rührt, ſcheint mir, daher, daß der franzöſiſche Patriotismus ein elementarer, der deutſche dagegen ein Produkt der Bildung iſt. Ein deutſches Heimatsgefühl allerdings gibt es von naturwegen; aber der deutſche Vaterlandsgedanke und vollends ein deutſcher Vaterlandsſtolz, ſie ſind erſt durch unſere klaſſiſche und romantiſche Literatur — die letztere in ihrer patriotiſchen Auszweigung verſtanden — geſchaffen und großgezogen worden. Maßen nun unſere römiſchen-Bonzen und ihr geſammter Anhang das deutſche Denken und Dichten, die deutſche Poeſie und Philoſophie, als von ihrem Tale Lama in Acht und Bann gethan, verleugnen und verabſcheuen, ſo iſt es nur folgerichtig, daß ſie auch die nationale Idee und deren ſtaatliche Verwirklichung im deutſchen Reiche verwerfen und ihr Vaterland im Vatikan ſuchen und finden.“ — Ganz recht. Wird aber, was meinen Sie, gegen einen Jeſuitismus von dieſer Sorte mit Strafgeſetzen und Polizei etwas auszurichten ſein? — „Im einzelnen, ja. Der von Berlin aus geführte Kampf wird, wenn mit Ausdauer fortgeſetzt, wohlverſtanden! — wenigſtens derartigen Skandalien wie der Ueberwucherung des Reiches, ſogar in proteſtantiſchen Gegenden, mit klöſterlichen Giftpflanzen ein Ende machen. Auch von der Emancipation der Schule von der Kirche — von einer wirklichen und nicht bloß ſcheinbaren Emancipation, wohlverſtanden! — ſowie von der Heranbildung der katholiſchen Theologen auf deutſchen Hochſchulen iſt immerhin einiges zu erwarten. Aber im ganzen und großen wird der «Kulturkampf» nicht ſtecken. Warum nicht? Darum nicht, weil die Menſchen nicht weiſe werden wollen und weil es demzufolge, wie Sie vorhin richtig bemerkten, allezeit Prieſter geben muß.“ — Natürlich! Weil da und dort einer — im günſtigſten Falle einer auf eine Million gerechnet — die Wahrheit aus Wahrheitseifer ſucht, redet er ſich und andern ein, der Menſch ſei überhaupt ein Wahrheitsſucher. Nichts kann falſcher ſein. Beweis hierfür ſchon die Thatſache, daß alle die Wahrheitsſucher, falls ſie „thöricht genug“ waren, „ihr Gefühl, ihr Schauen dem Pöbel zu offenbaren“, ſehr übel gefahren ſind. Man könnte eigentlich ſagen, es ſei ihnen ganz recht geſchehen. Wer hieß ſie klüger ſein wollen als ihre lieben oder unlieben Mitmenſchen? Wenn die ungeheure Mehrzahl der federloſen Zweifüßler von der Wahrheit nichts wiſſen will, ſo iſt ſie in ihrem Rechte; denn ſie handelt ſo nicht etwa infolge mehr oder weniger ſelbſtverſchuldeter Unwiſſenheit, ſondern inſtinktmäßig, von Naturtriebes Gnaden. Der Menſch hungert und dürſtet nach Illuſionen. Weil ſein Daſein ein ſchwerer Traum, fühlt er ſich unwiderſtehlich getrieben, die Schwere dieſes Traumes der Wirklichkeit mittels Träumen der Phantaſie etwas zu erleichtern und zu beflügeln. Täuſchung, Wahn, Lüge ſind für ihn unabweisliche, weil naturnothwendige Bedürfniſſe. Wenn es denkbar ſein könnte, daß die Menſchheit — ich meine die ſogenannte civiliſirte — heute atheiſtiſch wäre, morgen ſchon würde ſie ſich wieder Götter und Göttinnen, Heiligenfratzen und Madonnenfetiſche wie die von Loreto, Einſiedeln, Czenſtochau und Lourdes machen, in zum voraus allerdings nicht genau beſtimmbaren, aber doch errathbaren Formen; denn der Menſch kann ja überall nicht über den Menſchen hinaus. Götter und Göttinnen, Fratzen und Fetiſche brauchen aber Wohnung und Haushalt: folglich muß und wird es immer wieder Tempel und Prieſter geben. Unſere Herren Kraftſtoffel freilich meinen, weil ſie ſich einbilden, von allem Idealismus radikal kurirt zu ſein, ſo könnten ſie auch andern weismachen, mit dem Idealismus oder — falls mir dieſer oder jener Pedant von Lexikokraſſus die Wortbildung gnädigſt geſtatten will — Illuſionarismus ſei es jetzunder aus und vorbei. Thorheit! Das Wahnfieber iſt die unheilbare moraliſche Krankheit der Menſchheit und ſie wird noch im letzten Menſchen phantaſiren und deliriren. Sollte es den Herren Rittern von der Materie wirklich ganz entgangen ſein, daß genau in demſelben Verhältniß, in welchem die Wiſſenſchaft, die Literatur, die Kunſt, die Kultur überhaupt ſich vermaterialiſirten, der Illuſionarismus an Kraft und Stärke zugenommen hat und demnach die Pfaffen heute mächtiger ſind, unendlich viel mächtiger als vor hundert Jahren? Leicht begreiflich! Dazumal konnte ſich das illuſionariſche Bedürfniß in der Wiſſenſchaft, in der Literatur, in der Kunſt luſtmachen und befriedigen; heutzutage, wo dieſe Gebiete auf ſeiten der Producenten nur noch eine Geſchäftsſache und auf ſeiten der Konſumenten nur noch eine Modeſache ſind, wirft ſich der idealiſtiſche Trieb mit ganzer Macht auf das religiöſe, auf das kirchliche Gebiet. Der ſogenannte Kulturproceß, die Entwickelung der Civiliſation kann nur in Gegenſätzen und Widerſprüchen vor ſich gehen. Die Logik dieſer Procedur will und bewirkt alſo, daß, je einſeitiger und anſpruchsvoller der Materialismus auftritt, deſto thatkräftiger und herrſchſüchtiger der Jeſuitismus ihm zur Seite ſchreitet. Dieſe Thatſache hat ſich neueſtens ſogar liberalen Plattſchädeln, in welchen ſonſt nichts platz hat als ein bißchen Phraſenhäckerling, einigermaßen aufgedrungen. Daher iſt das alberne Geſchrei: „Trennung der Kirche vom Staat!“ allmälig gedämpfter geworden. Als ob dem Jeſuitismus etwas willkommener ſein könnte als dieſe „Freiheit, die er meint“. Wie er ſie zu benutzen verſteht, hat er in Belgien und in den Vereinigten Staaten handgreiflich bewieſen. Sichtbarlich genug auch ſchon in England. Der moderne Staat kann, falls er exiſtiren will, gar nichts anderes thun, als ſich dem modernen Klerikalismus gegenüber fortwährend auf dem „Qui-vive?“ halten. Jedes Kompromiß wäre für ihn nur eine Kapitulation. Will er ſich nicht der Kirche unterwerfen, ſo muß er ſie wenigſtens ſo weit niederhalten, daß ſie ihm nicht ans Leben kann. — „Unter ſolchen Umſtänden wird es lange währen, bevor zwiſchen den beiden Kämpfern ein auch nur leidlich friedliches Verhältniß hergeſtellt werden kann. Sollte es aber denn nicht möglich ſein, in Deutſchland mittels des ſogenannten Alt-Katholicismus —“ — Mittels des Alt-Katholicismus, Sie alter Träumerich? Bah . . .

Umſtändlich wie ein Berg
Kreißte das Schiſma-Mägdlein
Und brachte überzwerg
Zur Welt ein neues Sektlein.

— „Ja, Sie haben dieſe Döllingerei von Anfang an mit ſkeptiſchem Auge betrachtet.“ — Wie konnte und konnte man denn das Ding anders anſehen? Dieſes klägliche Waſch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß-Ding? Die Herren wollen den Katholicismus feſthalten, wie er im Tridentinum ſteht, und möchten doch zugleich ein bißchen in den Rationalismus, ins Zeitgemäße hinüberſchillern, ohne auch nur ſo viel Muth aufbringen zu können, das Meſſegewand mit dem Prädikantentalar zu vertauſchen. Mit den ſcholaſtiſchen Subtilitäten, welche die altkatholiſchen Apoſtel ihren Zuhörern aufſpielen, lockt man keinen Hund vom Ofen, geſchweige die Schafemaſſen aus dem römiſchen Pferch. Was kümmert es denn die gläubige Schäfigkeit, wenn man ihr noch ein weiteres Pfund Blödſinn, die dogmatiſirte Papſtunfehlbarkeit, auf den Nacken legt? Sie trägt ſogar die neue Laſt mit Stolz, ſie hüpft darunter und iſt fröhlich im Herrn. Iſt das liebe neue Dogma nicht durch eine ganze Reihe auferbaulichſter Wunder beſtätigt worden? Da ſehe man dagegen den armen Kahlmäuſer von Alt-Katholicismus an! Er ſtellt ſich, nicht zu wiſſen, daß das Abſurde nur mittels des Abſurden propagirt wird. Er möchte von Herzen gern auf das Volk, auf die Maſſen wirken und weiß doch nicht das kleinſte Mirakel zuwegezubringen. Kann ſich denn nicht in irgendeiner Felſengrotte am Rhein oder auch in einem altbairiſchen Tannenwald eine altkatholiſche Muttergottes ſehen laſſen? Iſt denn unter den allerdings nicht ſehr zahlreichen altkatholiſchen Frauen und Mädchen ſchlechterdings keine blutſchwitzende Luiſe Lateau aufzutreiben? So ein Wunderchen, worauf die römiſchen Auguren und Haruſpices ſich allzeit ſo gut verſtanden und verſtehen, würde ganz anders wirken als alle die langweiligen Predigten und langweiligeren Synodaldebatten. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen: wer es für „zeitgemäß“ und „liberal“ und „rational“ und „national“ hält, die Deutſchen und Deutſchinnen an das Tridentinum glauben zu machen, der muß auch ſo altkatholiſch ſein, die alten katholiſchen Mittel, womit man früher den Leuten das trienter Evangelium annehmlich machte, zu handhaben. — „Wenn ich Sie recht verſtehe, geht Ihre Meinung dahin, daß jeder Verſuch, die katholiſche Kirche innerhalb der Schranken ihres Lehrbegriffes zu reformiren, eitel ſei, eitel ſein müſſe?“ — Errathen, lieber Alter. Von der katholiſchen Kirche gilt ganz, was jener Jeſuitengeneral von ſeinem Orden ſagte: „Sit, ut est, aut non sit!“ Nur Unwiſſende können das „Non possumus!“ des Vatikans für eine Formel der Willkür halten. Es iſt vielmehr die Seele des Katholicismus. Dieſer kann nicht anders ſein, als er iſt. Der „Fels Petri“ iſt kein leeres Wort. Starr, ſtolz, ſchroff, unveränderlich, unwandelbar, mit einem Worte ſteinern, ſo iſt die katholiſche Kirche und ſo wird ſie bleiben. — „Wie lange?“ — Wer kann das ſagen? Auch ſie wird dereinſt vergehen, weil eben auch ſie wie alles Menſchliche die Signatur der Vergänglichkeit trägt. Der Fels Petri wird in die Wogen des Zeitenſtroms, welche ſeinen Fuß unabläſſig unterwühlen, hinabſinken. Mit den Geſchlechtern der Menſchen ſterben ja auch ihre Religionen ab. Ueber jeden Olymp bricht einmal die „Götterdämmerung“ herein. Wie viele Baalim ſind ſchon zu den Todten geworfen worden! Auch der Papſt Baal wird es eines Tages werden. Und nicht nur er. Auch die Religionsgeſchichte weiß von Stuarts, Bourbons und Welfen zu erzählen. Die göttlichen Dynaſtieen ſind gerade ſo ewig wie die menſchlichen. Auch im chriſtlichen Himmel wird es dereinſt Nacht werden, auch die chriſtliche

Götterdynaſtie wird zu den depoſſedirten und depoſitirten gehören. Es wird eine Zeit kommen, wo die Menſchen rein nur noch kunſthiſtoriſch von den Madonnen Rafaels und Murillo's reden, wie wir heutzutage von den Aphroditen des Apelles und des Praxiteles. Vordem hieß es eines Tages: „Der große Pan iſt geſtorben!" Künftig wird es eines Tages heißen: „Der große Chriſt iſt todt!" An Nachfolgern aber wird kein Mangel ſein. Denn ſolange Menſchen ſind, müſſen und werden ſie ſich Götter machen. Die höchſte Illuſion der Menſchheit, das Gottbedürfniß, erliſcht nur mit ihr ſelbſt.

4.

Juni 1875.

Sie kennen, Zirbeldrüſeſter, das engliſche Sprichwort vom Skelett, das bei näherem Zuſehen in jedem Hauſe irgendwo verſteckt gefunden werde. Nun, ſehen Sie, wenn das verſteckte Ding auch nicht gerade immer ein Skelett ſein mag, ſo birgt das Sprichwort diesmal doch ein tüchtig Korn Wahrheit. Es dürfte ſchwer ſein, auf Erden ein Dach zu finden, unter welchem nicht ſchon eine Tragödie geſpielt hätte. Nicht jede Tragödie muß ja mit obligatem Mord oder Todtſchlag enden. Ach, die ſchmerzlichſten Trauerſpiele verlaufen gewöhnlich ohne Geräuſch und Spektakel und die wehvollſten Wunden bluten nicht nach außen, ſondern nach innen. Wo iſt denn in unſerer auf Spitze und Knopf geſtellten, geſchraubten, komplicirten und raffinirten Geſellſchaft von heute noch eine Familie zu ſinden, welche nicht an einem offenen oder geheimen Schaden krankte, eine Familie, in welcher es nicht irgendein Geheimniß des Leides oder der Lächerlichkeit oder der Schande gäbe? Wenn die Summe von Angſt und Noth, von Weh und Wuth, Schuld und Gewiſſenspein, Rachſucht und Reue, welche von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag in Paläſten, Häuſern und Hütten insgeheim ſich anhäuft, zu einer Wetterwolke ſich zu ballen vermöchte, daraus müſſte ein den Erdball zerſchmetternder Blitz hervorbrechen.

Auch in dem großen Hauſe, genannt deutſches Reich, gibt es der Schäden genug, der offenen und geheimen. Der letztgenannten wenigſtens inſofern, als amtlich davon geſchwiegen wird und weder im Reichstage noch in der Reichspreſſe davon die Rede iſt. Das Dekorum, ſagt man, geſtattet es nicht. Es iſt aber eine eigene Sache um das liebe Dekorum. Man gebraucht es zumeiſt als eine ſpaniſche Wand, um den Leuten zu verbergen, daß keine Ehrlichkeit und kein Muth dahinter.

Was die offen zu Tage ſtehenden Schäden am Reichskörper angeht, ſo ſind es die bekannten ſchwarzen und rothen Blattern, welche, weil „was ſich verſteht, ſich finden muß", allbereits zu einem braunen Krebsgeſchwüre zuſammengewachſen ſind. Ausſchneiden! Ausbrennen! Aber das alte hippokratiſche Recept wird, fürchte ich, auch keine Radikalkur zuwegebringen. Die erwähnten Blattern werden immer wiederkommen. Denn ſtets wird es Pfaffen geben, und wo und wann es welche gibt, wollen ſie herrſchen. Ebenſo wird die ſogenannte ſociale Frage niemals ruhen, maßen ſie niemals beantwortet werden kann. Der Kampf zwiſchen Kapital und Arbeit iſt ſo alt wie die menſchliche Geſellſchaft und er wird jung ſein bis zum Ende der Tage. Weder Kommune-Mordbrände noch Kathederſocialismen werden dieſes Problem löſen, weil es ebenſo unlöſbar iſt wie das Problem des Menſchendaſeins überhaupt. Mit der Gleichheitsſchablone und mit der Goldenen-Zeitalter Chimäre mögen kleine und große Kinder ſpielen und kleine und große Gauner unwiſſende und faule Thoren äffen. Sonſt ſind dieſe Windeier aus Wolkenkukuksheim zu nichts nütze. Das einzige, was die Geſellſchaft zu ihrer vorſchreitenden Vermenſchlichung wirklich thun kann und immer ernſtlicher thun ſoll, iſt, die heranwachſenden Geſchlechter phyſiſch und pſychiſch ſo zu ſchulen und auszurüſten, daß ſie den Kampf ums Daſein zu führen vermögen, mit andern Worten, daß ſie ſich ſelber helfen können. Leuten aber, welche ſich nicht ſelber helfen wollen, kann kein Menſch, kein Gott und kein Staat helfen, und ſtänden noch hundert Lugpropheten auf, welche ihren Anhängern weismachten, der Staat wäre ſo eine Wunder- und Zauberkuh wie jene Sabala, um welche der König Wiſwamitra und der Brahman Waſiſchta im Ramajana ſtritten. Die Lugpropheten werden kommen und es wird daher allzeit eine ſehr erkleckliche Anzahl von Ochſen geben, welche gläubig und ſehnſüchtig nach der Zauberkuh muhen und brüllen. . . . .

Der amtlich verſchwiegene oder gelegentlich auch wohl amtlich geleugnete große Geheimſchaden des Reiches iſt ſeine Unfertigkeit. Denn die deutſche Einheit iſt noch nicht da, der nationale Einheitsſtaat noch nicht geſchaffen. Er muß aber kommen, und da er nicht von ſelber kommt, muß man ihn holen, ſchaffen, machen. Die Logik der Geſchichte will es und ſie wird rechtbehalten, thät' es auch allen Partikulariſten in allen den wenigen Zähnen weh, die ſie noch haben. Die Zeit der Kleinſtaaterei geht zu Ende und damit auch die Zeit des Föderalismus. Krähwinkler, Flachſenfinger und Uriſtiere mögen das leugnen, es iſt doch ſo. Die föderale Schweiz treibt unaufhaltſam dem Einheitsſtaat entgegen und der Zerfall der nordamerikaniſchen Föderation in mehrere große Einheitsſtaaten iſt ja auch nur eine Frage der Zeit. Die Tendenz des Jahrhunderts, alle gleichartigen Völkerbruchtheile zu großen Körpern, zu wirklichen Nationen, zu rechten Staaten zuſammenzufaſſen, iſt unwiderſtehlich. Die Kleinwirthſchaft will nicht mehr gedeihen, weder im Feldbau, noch in den Gewerben, noch in der Politik. Die Weltgeſchichte will nur noch mit Maſſen arbeiten. Und bei ſothaner Sachlage hat man eine Menge von Krähwinkeln erſter, zweiter und dritter Unpotenz mit in das neue deutſche Reich herübergeſchleppt, ſtatt mit dem Siegesſchwert von Sadowa den Vielſtaatereizopf ein für allemal wegzuſchlagen. Das widrige Ding muß und wird ja doch weggeſchlagen werden; wer weiß, ob die Operation ſpäter ſo glatt ablaufen wird? Aber, ſagt ihr, der Zopfſchnitt hätte anno 1866 oder anno 1871 doch vielen Deutſchen recht wehgethan. Was für welchen? Nur ſolchen, welche aller geübten Schonung zum Trotz unverſöhnliche Feinde des Reiches ſind und bleiben. Um den Grimm und Zorn ſolcher Leute wäre doch fürwahr die Vollendung der nationalen Einheit nicht zu theuer erkauft geweſen.

Das Reich iſt unfertig und die Reichsverfaſſung eine Zeit und Kraft vergeudende Schlepperei. Der Bundesrath, eine nicht eben glücklich verbeſſerte Auflage des Bundestags, hat viel zu viel, der Reichstag viel zu wenig zu ſagen. Wenn die ſehr gekünſtelte Maſchine bislang für die wirthſchaftliche und die politiſche Entwickelung des Reiches vortreffliches, in mehr als einer Richtung ſogar vorzügliches geleiſtet hat, ſo vorzügliches, daß nur verbiſſene Querköpfe die Anerkennung zu weigern vermögen, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß ſo ein komplicirtes Räder-, Schrauben-, Stifte- und Walzenwerk durch einen Obermaſchiniſten wie Bismarck allenfalls zu gedeihlichem arbeiten gezwungen werden kann, daß aber die Menſchen kurz-, die Einrichtungen dagegen langlebig ſind. Stellt euch einmal einen Reichskanzler vor von der Mache der Wittgenſtein, Ancillon, Eichhorn, Savigny, Thile, Manteuffel, Raumer, Mühler, Gerlach u. ſ. w. und ſeht dann zu, wie die Reichsmaſchine fungirt, falls ſie das nämlich überhaupt noch thut, ſtatt einfach aus Rand und Band zu gehen. Aber ſolche Reichskanzler ſind unmöglich, meint ihr? Hm, wir haben ſchon allerhand preußiſche Möglichkeiten erlebt.

Einem ſo entſchiedenen Einheitler, wie ich einer bin, muß es die Freude an der Reichsmünze ſchon vergällen, wenn ich die verſchiedenen Kopfſtücke der Münzen anſehe. Davon will ich nicht einmal reden, daß mir altem Republikaner ſo ein Kopfſtück überhaupt nicht zur Erbauung gereichen kann. Ich weiß aber ſehr gut, daß ſich der Republikanismus nicht diktiren läßt, und maßen von 40 Millionen Deutſchen und Deutſchinnen ungefähr 39,900,000 an die Monarchie glauben, ſo wäre vorderhand gegen ein monarchiſches Bruſtbild auf den Reichsmünzen nichts einzuwenden. Das Vorhandenſein der mehreren beweiſ't, daß noch verſchiedene Subtraktionsaufgaben nach dem Muſter der vom anno 1866 zu löſen ſind, bevor wir zu einer richtigen Einheitsrechnung gelangen können.

In Erwägung nun dieſer leidigen Thatſache, in Erwägung ferner der daraus reſultirenden Weitſchichtigkeit und Schwerfälligkeit der Reichsverfaſſung, in Erwägung endlich, daß ſeit der Reichsgründung erſt ſo kurze Zeit verfloſſen iſt, muß man anerkennen, daß Reichstag und Reichsregierung redlich mitſammen gearbeitet haben. Nicht zwar ſo, daß ſie im einzelnen nicht fehlgegriffen hätten, ſehr fehl, wie denn z. B. das Reichsmünzgeſetz ſchon jetzt als ein nach vielen Richtungen hin vergecktes Ding ſich herausſtellt, wie extra zum Nachtheil der Nation und zum Vortheil der beſchnittenen und beſchneidenden, der unbeſchnittenen und doch nicht minder beſchneidenden Geldjuderei gemacht. Aber im ganzen war die vereinte Arbeit von Reichsregierung und Reichstag am innern Ausbau des deutſchen Staatshauſes eine ſolche, daß ihr nur Leute ohne alles Wahrheitsgefühl die Anerkennung verſagen können. Auf die Zuſtimmung ſolcher Geſellen kommt es auch gar nicht an. Man muß die Eſel ſchreien, die Köter kläffen, die Schweine grunzen und die Gänſe ſchnattern laſſen: das iſt ihre Natur und ihr Recht. Deutſche, die in der Fremde leben, merken mit nicht geringer Befriedigung, daß genau in demſelben Maße, in welchem die innere Erſtarkung des Reiches wächſt, deſſen Anſehen nach außen zunimmt. Was aber Deutſche in der Fremde ebenfalls merken und zwar mit größter Unluſt, iſt, daß ein Rumoren, wie es die officiellen und officiöſen berliner Schreibſklaven im Frühling von heuer getrieben haben, der Sache Deutſchlands zum allergrößten Nachtheile gereicht und gereichen muß.

Ja, der publiciſtiſche und diplomatiſche Feldzug vom April 1875 iſt kläglich miſſlungen und das Tüpfelchen auf das i des Fiaſko ſetzte der Car, als er wie ein richtiger deus ex machina in Berlin erſchien, um ſein Frieden gebietendes „Quos ego!“ zu ſprechen. Alle die Reptilien der berliner Regierungspreſſe, item auch die Amphibien der nationalliberalen, werden ſich vergebens krampfhaft krümmen und winden, um die unliebſame Thatſache, daß bei dem Caren die höchſte Entſcheidung war, wegzuſophiſtiſiren.

Doch was ſag' ich? „Unliebſam“ ſollte dieſe Thatſache ſein? Als ob man in Berlin nicht ſeit lange her gewohnt wäre, cariſche Entſcheidungen ſich gefallen zu laſſen, ja ſogar zu erbitten! Damit will ich keineswegs andeuten, daß die Schmachtage von Kaliſch und Warſchau wiederkehren könnten. Aber auf der andern Seite kann ich nicht finden, warum man die Wahrheit, daß, wie die Sachlage iſt, das deutſche Reich die Allianz mit Ruſſland pflegen und zu erhalten ſuchen muß, nicht frank und frei herausſagen ſoll.

Auf das Geſchrei dummer Preſſejungen über dieſe Allianz iſt natürlich gar nicht zu achten. Alle Dummlinge und Wiſſensloſen haſſen allüberall inſtinktmäßig Deutſchland, von den frommen Kindern Diſrael in England bis hinab zu den pariſiſch gefirnißten Bojaren Barbaren weit hinten in der Walachei. Wenn uns jemals etwas ſtolz machen darf, ſo iſt es dieſer gegen uns gerichtete Haß der Unwiſſenheit, der Scheinheiligkeit, der Pfafferei und der gedankenloſen Phraſendreſcherei. Die letztere nimmt dem deutſchen Reiche die ruſſiſche Allianz höchlich übel. In ihrer Dummheit unergründlichem Gefühle beanſtandet ſie es freilich nicht, wenn die franzöſiſchen ſogenannten Republikauer alle Finger nach einer Allianz mit Ruſſland lecken. Wenn dagegen Deutſchland dieſe Allianz feſt hält, ja, dann iſt es etwas ganz anderes, dann iſt Ruſſland plötzlich wieder nur der „verabſcheuenswerthe Knutenſtaat“, obzwar die Knute und Knutung bekanntlich längſt abgeſchafft worden.

Die verſtändige Politik Alexanders des Zweiten, des Bauernbefreiers, trägt bereits ihre Früchte: Ruſſlands Anſehen iſt nicht nur ſo groß wie jemals, ſondern beruht auch auf beſſeren Gründen, weil der Car das Kulturwerk Peters des Großen wieder aufgenommen hat und mit Ernſt, Aufrichtigkeit und Ausdauer betreibt. Soll dieſes Werk gedeihlichen Fortgang haben, ſo bedarf das Carenreich des Friedens, wenigſtens in Europa. Den Frieden von Europa ſichert aber die deutſch-ruſſiſche Allianz. Sie iſt demnach nicht weniger ein ruſſiſches als ein deutſches Intereſſe, gegen deſſen Thatſächlichkeit „altruſſiſche“ Barbarei vergeblich die Zähne fletſcht, wie dieſſeits des Niemens der vulgär-liberale Unverſtand ebenſo vergeblich dagegen geifert.

Seines Rückhalts an Deutſchland ſicher, kann

Ruſſland in Aſien ſeine gegen England gerichteten Pläne weiter verfolgen. Wir werden uns darüber nicht grämen, eingedenk, daß unſer Land einen perſideren und gehäſſigeren Feind, als da die „oberen Zehntauſend“ von England ſind, nicht hat. So lange das deutſche Reich ſeines Rückhalts an Ruſſland ſicher iſt, kann es die ſchlechtverhehlte engliſche Feindſchaft verachten, braucht die offene franzöſiſche in keiner Weiſe zu fürchten, hat nicht nöthig, auf die ſehr zweideutige, im beſten Fall unausgiebige Freundſchaft Italiens großes Gewicht zu legen, und wird es auch im ſtande ſein, das Schreckgeſpenſt einer „katholiſchen Liga“, falls ſich ein ſolches wirklich unangenehm machen ſollte, zu bannen, ſo zu bannen, daß demſelbigen das Wiederſpukenwollen vergehen würde, gründlich!

Kein Zweifel, die ſchwarze Internationale arbeitet aus Leibeskräften an einem ſolchen Liga-Werke und die rothe würde in ihrer Stupidität ſich dazu vergnügt die Hände reiben. Mit Kreuzen und Fahnen würden die Römlinge die „glaubensbrüderlichen“ Franzoſen am Rhein einholen und ein oder der andere Inſulträger übt ſich ja wohl ſchon darauf ein, im Dome von Mainz oder Köln das galliſche Triumphalhochamt zu celebriren. Deutſche Biſchöfe, welche ſich heute dem Papſte zu Füßen werfen, die Jeſuiten Marionette anflehend, ſie möchte den bekannten Größewahnſinnsſtreich vom 18. Juli 1870 nicht begehen, und die morgen ſchon dieſen Größewahnſinnsſtreich als ein ſakroſanktes Dogma proklamiren, ſie ſind zu allem fähig. Traurig genug, daß ein Deutſcher befürchten muß, es könnte Deutſche geben, welche widerdeutſch genug wären, den römiſchen Boviſt über das Vaterland zu ſtellen. Doch nein, ſie werden es nicht wagen, oder wenn ſie es dennoch wagten, werden ſie ſammt ihrem ſchäfigen oder auch kalkulirenden Anhang die Folgen ihres Thuns tragen müſſen. Die Nation wird — ſonſt müſſte man ſie geradezu für bankerott halten und erklären — ja, ſie wird angeſichts einer wirklichen Gefahr den Verrath, ſogar nur den Verſuch eines Verraths energiſch zu vereiteln und unerbittlich zu ſtrafen wiſſen, und wenn der langweilige Anathemiker im Vatikan wähnt, der deutſche Epiſkopat ſei das bekannte „rollende Steinchen“, welches bei günſtiger Gelegenheit den deutſchen Reichskoloß zum fallen bringen werde, ſo dürfte ſeine Unfehlbarkeit ein garſtiges Loch kriegen. Denn ſollte, wann etwa die Franzoſen unter dem Banner der lieben Muttergottes von Lourdes gegen Deutſchland ſich aufmachen, das „Steinchen“ ſich gelüſten laſſen, wirklich „rollen“ zu wollen, ſo wird man ihm die Inful antreiben, daß ihm rollen und ſehen und hören vergeht.

Für die nächſte Zeit ſcheint das deutſche Reich Muße zu haben, den inneren Krieg durchzufechten und den Pfaffen Mores zu lehren. Die gründliche, logiſch folgerichtig rückſichtsloſe Durchfechtung dieſes inneren Krieges wird zur ferneren Abwendung eines äußeren höchſt weſentlich beitragen. In demſelben Grad und Maß, in welchem der Jeſuitismus in Deutſchland zur Ohnmacht herabgebracht wird, ſinken auch die Hoffnungen unſerer äußeren Feinde. Jeder in Deutſchland gegen Rom geführte Schlag trifft zugleich die geplante katholiſche Liga. Sind die deutſchen Katholiken, in der zweiten oder dritten Generation nämlich, einmal ſo weit, zu erkennen und anzuerkennen, daß es anſtändiger und ziemlicher, den Geſetzen ihres Vaterlandes als denen des Jeſuitengenerals zu gehorchen, ſo wird man die Fluchkapuzinaden eines beliebigen Papſtes als ſo harmloſen Zeitvertreib anſehen dürfen, daß der Kladderadatſch dannzumal dem heiligen Vater als einem beliebteſten Mitarbeiter glänzendes Honorar bezahlen mag.

Die entſcheidenden Schlachten in dem alten, ſtets erneuten, jetzunder wieder zur äußerſten Schärfe entbrannten Kampfe zwiſchen Deutſchland und Rom werden natürlich nicht in Miniſterkabinetten und Parlamentsſälen, ſondern in den Schulſtuben geſchlagen werden ſoweit es eben in dieſem Kampfe überhaupt eine Entſcheidung gibt. Der deutſche Schulmeiſter wird auch hier wieder das beſte thun müſſen und wirklich thun, vorausgeſetzt, daß von der reichbeſetzten Tafel des Militarismus für ihn noch fernerweit ein Broſämlein abfalle. Man kann die bittere Nothwendigkeit, daß Deutſchland dermalen und, ach, noch lange von Waffen ſtarren muß, einſehen und doch des Dafürhaltens ſein, daß es der deutſchen Nation wohl anſtände, ihren Lehrſtand, dem ſie doch alles verdankt, was ſie iſt, und namentlich ihren Volkslehrſtand ganz anders auszuſtatten, als bislang geſchehen iſt. Macht ſich doch der Mangel an Lehrern bereits in wahrhaft beängſtigender Weiſe fühlbar. Begreiflich! Wer wird ſich denn zu der ewigen Hungerleiderei am Ende noch hergeben wollen? Es iſt eine recht ſchöne Sache um den Idealismus; aber auch der Idealismus hat einen Magen und ſogar einen ſehr guten, wie wenigſtens die chriſtliche Kirche dickbäuchig bewieſen hat und zu beweiſen fortfährt.

Wenn es aber gerecht, die Stellung des Lehrſtandes zu verbeſſern und ſeine Rechte zu mehren, ſo iſt es auch billig, daß er es mit ſeinen Pflichten bedeutend ernſter nehme, als er notoriſch vielerorten thut. Es iſt die höchſte Zeit, daß der im Volke bedenklichſt geſchwächte Rechtsſinn wenigſtens in der Jugend wiederum geſtärkt und das von dem Gifte ſocialiſtiſcher Schwarbeleien angefreſſene Pflichtgefühl wieder geheilt werde. Nur die pflichttreu geführte Volksſchule kann der furchtbaren Verwilderung, welche in den Maſſen nur allzu ſehr um ſich gegriffen hat, wirkſam entgegenarbeiten, und mit der Schule muß ſich eine Strafgeſetzgebung und Strafrechtspflege verbinden, welche ſich vom pſeudo philanthropiſchen Schwindel emancipirt, die ſentimentalen Marotten geiſtreichelnder Effekthaſcher beiſeite liegen und es ſich angelegen ſein läſſt, den Gaunern und Verbrechern den gehörigen Reſpekt einzujagen. Schon jetzt ſehen Männer, welchen kein Modeſtichwort imponirt, die Abſchaffung der Todesſtrafe für eine empfindſame Thorheit an, nicht darum, weil ſie auf die lächerliche Abſchreckungstheorie etwas gäben, ſondern deſſhalb, weil ſie überzeugt ſind, daß man beſtialer Rohheit oder giftiger Raffinirtheit gegenüber der wirkſamen Wegräumungspraxis bedarf. Wer der Geſellſchaft den Krieg anſagt, nun wohl, der muß ſich auch den Geſetzen des Krieges unterwerfen. Die Hätſchelung der Miſſethäter iſt ein auf Koſten der ehrlichen Leute geübter Unſinn und die angebliche Zuchthausbeſſerung ein Humbug. Nur Theoremeſpinner, welche niemals ein Stück wirklichen Lebens geſehen haben, können leugnen, daß es Beſtien-Menſchen und zwar leider viele, viele allzeit gab, gibt und geben wird, Beſtien-Menſchen, welche nichts ſcheuen als den Stock und nichts fürchten als den Tod. Wann vollends die materialiſtiſche „Moral", der freie Wille des Menſchen und folglich ſeine Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit ſei nur eine Einbildung, durchgedrungen ſein wird, dann ſeht zu, wohin ihr mit eurer vom Fortſchrittsduſel diktirten Straf- oder auch Nichtſtrafrechtspflege kommen werdet. Ihr könnt dann die Gerichtsbude ſchließen und müſſt froh ſein, wenn „der legitime Naturtrieb“ den Herren Verbrechern nicht gebietet, euch beförderlich den Hals umzudrehen.

Zur Ehre des geſunden Menſchenverſtandes will ich jedoch annehmen, daß es dannzumal noch eine ausreichende Zahl von ehrlichen Menſchen geben werde, welche den Muth haben, im Kampf ums Daſein den Halunken den Meiſter zu zeigen und ſich zu erinnern, daß in unſern Wäldern noch Eichen genug wachſen, um daraus für Schwindler und Schurken ſolide Galgen zimmern zu können.

Urmeiſterin Noth ſorgt ja glücklicher Weiſe immer wieder dafür, daß in Stunden der Entſcheidung die blaſſe Phraſe das Feld räumt vor der rothbackigen That.

Das muß überhaupt unſer Troſt ſein in allen den Wirrſalen unſerer Tage. In Stunden großer Entſcheidungen weicht das zufällige dem nothwendigen und räumt für eine Weile die Närrin Phantaſie dem guten alten nüchternen und handfeſten Schaffner der

Weltgeſchichte, dem common sense, den Platz. Der faſſt dann die ſchauderhaft durcheinander geworfenen Sachen an mit ſeinen ſchwieligen Händen, nicht gerade ſanft, aber geſchickt und entſchloſſen, und ſtellt alles wieder an den rechten Ort; ſo zwar, daß er wurmſtichiges und verbrauchtes in die Rumpelkammer ſchafft oder auch in den Ofen ſchiebt und das beſeitigte Gerümpel durch neue Hausrathſtücke erſetzt. Dermalen ſitzt er aber in der Ecke und ſchläft, woraus ſich unter andern widerlichen Erſcheinungen auch die erklärt, daß da drüben im Baierlande die Bierbonzen reichsfeindlicher als ſonſt zu rülpſen anfangen. Ja, der gute Alte ſchläft und ſcheint nicht ruhig zu träumen, denn ich höre ihn im Schlafe murmeln: —

Hier feiſt unfehlbares Pfaffenthum,
Dort dreiſt unfehlbares Affenthum,
Daneben die Botſchaft vom Schlaraffenthum,
Gepredigt vom unfehlbaren Gnotenthum —
Alles nach Noten dumm!

5.

18. Juni 1875.

Heute vor ſechsundzwanzig Jahren hab' ich in Stuttgart den brutalen Akt der Zerſprengung des deutſchen Parlaments durch wirtembergiſche Ulanen miterlebt. Sie auch, edler Kollega des Erfinders und Gründers der königlich preußiſchen Hofkommuniſterei. Dazumal haben Sie ſich es gewiß nicht träumen laſſen, daß ein Tag kommen könnte, wo Sie Arm in Arm mit dem „Galgen-Zeitungs“-Wagener zwar nicht das Jahrhundert, aber doch alle laſkeriſch parlamentariſchen Unterſuchungskommiſſionen in die Schranken fordern würden.

Erinnern Sie ſich noch, wie Sie damals Feuer ſpieen und gern Blut getrunken hätten? Nämlich das Feuer des rötheſten demokratiſchen Zornes und das Blut der ſchwäbiſchen Märzminiſter, welche armen

Schlucker doch nur gethan hatten, was unter den obwaltenden Umſtänden von Märzminiſtern erwartet werden konnte, muſſte. Der 18. Juni von 1849 ſetzte das nothwendige Tüpfelchen auf das i der Diskreditirung des faulen Liberalismus, welcher, der Affe des franzöſiſchen, achtzehn Jahre lang ſeine Grimaſſen geſchnitten und dem deutſchen Philiſter eingebildet hatte, eines ſchönen Morgens würde ihm die Einheit und Freiheit auf dem Phraſenteller dargereicht werden. Die Märzminiſterien, jammerſäligen Andenkens, waren die in eine geſchäftliche Formel gebrachte Quinteſſenz dieſes Liberalismus, und wenn die Eſſenz mit häſſlichem Geruche verdunſtete, ſo kommt ihr doch das Verdienſt zu, die Nichtigkeit der ganzen Erſcheinung unwiderſprechlich aufgezeigt zu haben.

Ich ſelber war an jenem Junitage noch ſo jung, daß es mir mit dem in der Kalwer Straße tragiſch zu Ihnen geſprochenen Wort: „Finis Germaniae!“ bitterer Ernſt geweſen iſt. Zum Glück war Mutter Germania anderer Meinung. Sie hat ſich ſeither nicht übel herausgemacht, das muß man ſagen. Auf dem liberalen Phraſenteller freilich iſt ihr die nothdürftig zu Faden geſchlagene Reichseinheit nicht kredenzt worden, ſondern auf blutüberſtrömter Walſtatt, und was die Freiheit angeht, nun, die mag ihr den Behauptungen des liebenswürdigen Schäkers Windthorſt zufolge in vollem Maße zutheil werden, wenn erſt der Syllabus als die Magna Charta deutſcher Nation anerkannt ſein wird ....

Wie die Zeit vergeht! Man merkt das recht deutlich, ſo man erwägt, wie man den paulskirchlichen Parlamentsſchwatz vor ſechsundzwanzig Jahren anſah und wie man ihn heute anſieht. Ich darf mich freilich rühmen, weil ich es ſchwarz auf weiß beweiſen kann, daß meine Parlaments-Illuſion ſchon im Juni von 1848 verflogen war; aber wenn ich ſo viele geſcheide und obendrein ehrliche Leute rings um mich her mit deutſchgründlicher Geduld glauben und hoffen ſah, das Heil müſſte und würde von der Paulskirche ausgehen, ſo wollt' ich mich mit meinen Zweifeln gar nicht hervorwagen. Zu meiner Zeit hatte es ja die Jugend noch nicht ſo herrlich weit gebracht in allermodernſter „Bildung", die Pietät für Schnickſchnack zu halten und das angeblich „reindemokratiſche", in

Wahrheit ſcheindemokratiſche oder vielmehr ſchweindemokratiſche Lümmelgeſchrei: „Nieder mit dem Reſpekt!“ mitzubrüllen. Schreitet der alleinſeligmachende „Fortſchritt“ nach dieſer Richtung hin noch eine Weile rüſtig fort, ſo wird er ja wohl bei jenem althottentottiſchen Grundgeſetz anlangen, wonach die Väter, wann ſie fünfzig Jahre alt geworden, von ihren Söhnen von ſtaatswegen todtgeſchlagen werden müſſen.

Hätten die Menſchen nicht eine förmliche Furcht vor der Wahrheit und verſtänden ſie es, gerecht zu ſein, ſo müſſten ſie zugeben, daß, was anno 1848 die deutſchen Patrioten, mit Einſchluß der Demokraten, obzwar mit Ausſchluß der Phantaſten und Phraſenſtrohdreſcher von der Firma Hecker, Struve u. Komp., wünſchten und wollten, heute erfüllt ſei. Die Frage, ob es ſo habe kommen müſſen, wie es gekommen, und ob es nicht hätte anders kommen können und ſollen, ſie kann nur noch von müßigen Schwätzern aufgeworfen werden. Um was es ſich für denkende und wiſſende Männer handelt, iſt, die gewonnene nationale Baſis, nicht weil, ſondern obgleich ſie preußiſch angeſtrichen iſt, feſtzuhalten und darauf weiter zu bauen. Das ſcheint mir verſtändiger und patriotiſcher zu ſein, als mit ſchiefgezogenem Maul in einem Winkel zu ſtehen und in lächerlich ohnmächtigem Groll zu greinen: „Wir thun nicht mit, weil der Ball ſchwarzrothweiß ſtatt ſchwarzrothgelb gefärbt iſt.“ Die Hauptſache iſt doch wohl, daß man überhaupt einmal einen tüchtigen Ball hat, womit man werfen und treffen kann.

Die Vollendung der nationalen Einheit und der allſeitige Ausbau des Reiches, ſie haben zur Vorausſetzung daß Vernunft und Vaterlandsliebe mitſammen ſtark genug ſein werden, alle Machenſchaften der inneren Reichsfeinde zu vereiteln und die Zahl dieſer Feinde ſelber bedeutend zu verringern, bevor die große Feuerprobe von außen an das Reich herantritt. Denn daß dieſe Probe erſt noch kommen wird und beſtanden ſein will, fühlt und denkt jeder, wer überhaupt zu fühlen und zu denken vermag. Die gegenwärtig officiell und officiös hergedudelten Friedensarien gehen alle aus der Tonart Albernheit. Wie Deutſchlands Feinde ihm auf den Dienſt, das heißt, auf den böſen, böſeſten, lauern, hat uns das Gebaren der engliſchen

Diplomatie bei Gelegenheit des dummen belgiſchen Handels klärlich verrathen. Von dorther, von England, müſſen wir — ſoweit es die Krämerfeigheit der „großherzigen“ Briten geſtattet — des ſchlimmſten gewärtig ſein. Seit den Zeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, ſeit den Tagen des wiener Kongreſſes, ſeit dem londoner Protokoll vom 2. Auguſt 1850 ſollte Deutſchland doch wiſſen, daß es keinen gehäſſigeren Feind hat als die engliſchen Tories und Whigs. Nur gutmüthige Schwachköpfe können ſich dieſe Thatſache ausreden laſſen durch engliſche Heucheleien, wie unlängſt zu München bei einem Feſteſſen ein edinburger Profeſſor eine aufgeſpielt hat, indem er uns das Kompliment machte: „Das deutſche Volk überragt in der neidloſen Anerkennung fremden Verdienſtes alle übrigen Völker.“ Ja wohl, ſo thut es. Aber laſſ' dich, beſter Michel, ich bitte dich — nicht irre und kirremachen durch ſo billige Höflichkeiten. Auch durch deine alten weltbürgerlichen Gewohnheiten nicht! Denn, ſiehſt du? ſchon dein alter Klopſtock hatte guten Grund, dich zu warnen:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Volk gerecht wie du;
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu ſehn, wie ſchön dein Fehler iſt“ —

und wie man dir Sadowa und Sedan nicht zu verzeihen vermochte, ſo wird man dir auch deinen Kant und deinen Göthe nie verzeihen. Ach, das verzeihen gehört überhaupt nicht zu den Liebhabereien der Menſchen. Die Junker- und Muckerbande, welche unter dem Patronat allerhöchſter Frauenzimmer den berliner Hof noch immer unſicher macht, hat es ja dem Bismarck auch nie verzeihen können, daß er aus dem pommerſchen Krautjunker heraus- und in den großen Mann hineingewachſen iſt. Das Geziefer ränkelt bekanntlich unausgeſetzt gegen den Reichskanzler, und wenn dermaleinſt klargeſtellt ſein wird, wie es ſich denn eigentlich mit der belgiſchen Dummheit von neulich verhalten habe, wird man zweifelsohne ſehen, daß die Leitfäden der ganzen unerquicklichen Poſſe in den Händen der bezeichneten Bande zuſammenliefen. War es vielleicht ein Gegenſchachzug in dieſem Spiele, wenn Bismarck am 14. April im preußiſchen Herrenhauſe mit ſeinem „evangeliſchen“ Chriſtenthum ſo auffallend ſtaatmachte? Galt es, der Junkerei und Muckerei ein Pfand zu geben, daß dies zeitweilige Handinhandgehen mit dem obrigkeitlich patentirten Liberalismus nichts ſei als ein „Man-So-Thun?“ Wie dem ſei, mit dem „evangeliſchen“ Chriſtenthum des Reichskanzlers ſcheint es trotz alledem doch nur ſo ſo la la beſtellt zu ſein, ſolange er jeden armſäligen Köter von Hetz-Kaplan ſeinerſeits einer Preſſeproceßhetze würdigt. Warum ſolche Miſerabilitäten, wie die ſchwarzen Judaſſe und die rothen Narren ſie aufzuwenden haben, nicht verzeihen oder vielmehr gar nicht beachten? Sehen Sie, edler Gemahl der edleren Zigonia, ich bin weit entfernt, meines Chriſtenthums im allgemeinen oder gar vollends meines „evangeliſchen“ Chriſtenthums im beſondern mich rühmen zu können, ich bin nur ein armer verſtockter Heide, aber trotzdem weiß ich, daß man die Eſel ſchreien, die Köter kläffen, die Schweine grunzen und die Gänſe ſchnattern laſſen muß . . . .

Alſo ich wollte vorhin ſagen, ein bißchen weniger Koſmopolitik und ein bißchen mehr, ein bißchen viel mehr Nationalpolitik thäte den Deutſchen gut. Am Ende aller Enden werden ſie ſich ja doch nur auf ſich ſelber verlaſſen dürfen und können. Man ſoll ſich, heißt es, dermalen in Berlin nach europäiſchen Bürgſchaften für den gegenwärtigen Stand der Dinge, für die Unverletzbarkeit der Reichsgränzen u. ſ. w. umſehen oder gar umthun. Demnach wäre die vielbepoſaunte „Friedensgarantie" des Dreikaiſerbündniſſes auch ſchon wieder wurmſtichig geworden? Europäiſche Bürgſchaften! Das kennt man. Wie lange hält denn ſo ein Kartenhaus? Bis der nächſte beſte Windſtoß es umwirft. Was iſt denn aus den europäiſchen Bürgſchaften von 1814 geworden? Was aus der „heiligen Allianz" von 1815? Makulatur. Auch das dermalige mehr oder weniger aufrichtige Einvernehmen zwiſchen Deutſchland, Oeſtreich und Ruſſland wird gerade ſo lange währen, als die Intereſſen der drei Staaten es geſtatten. Oeſtreich hat tauſend und einen Grund, ſeiner ſtupiden Ariſtokratie zum Trotz Frieden zu halten, und auch jenſeits der Leitha raſſelt man etwas weniger mit dem Säbel Attila's, ſeitdem der magyariſche Größenwahn in allerdings nur ſpärlichen lichten

Momenten erkennen muſſte, daß es eben mit dem Größenwahn allein, und wäre derſelbe noch höher als die höchſte Tatraſpitze, nicht gethan ſei. Eine Gefahr von ſeiten des alleinſtehenden Frankreich exiſtirt für das deutſche Reich noch auf Jahre hinaus nicht. Gefahrdrohend könnte es werden, wenn Ruſſland mit England zur Theilung Aſiens ſich verbände. Denn der ſchweren oſtindiſchen Sorge ledig, würde die engliſche Falſchheit keinen Augenblick zögern, Frankreich gegen das verhaſſte Deutſchland zu hetzen, und die Franzoſen nicht nur ſo unter der Hand, wie annis 1870—71, ſondern ganz offen unterſtützen. Vorderhand iſt jedoch ſo eine ruſſiſch engliſche Allianz weiter nichts als ein Hoffnungsſpielzeug der Feinde Deutſchlands und eine neue Seeſchlange für ſtoffhungrige Zeitungen. Uebrigens, falls Ruſſland es einmal in ſeinem Intereſſe finden ſollte, ſo oder ſo feindſelig gegen das deutſche Reich aufzutreten, ſo könnte es ja dieſes in ſeinem Intereſſe finden und hätte es in ſeiner Hand, dem moſkowitiſchen Rieſen einen polniſchen Stachel in die Seite zu drücken, der ihm ein verteufelt ſchmerzender Pfahl im Fleiſche ſein müſſte. Summa: Deutſchland hat Zeit, auf die große Probe und Prüfung, welche ihm noch bevorſteht, gehörig ſich vorzubereiten.

Die Franzoſen entwickeln neuerdings den guten Geſchmack und Takt, von der Revanche nicht mehr zu brüllen, ſondern nur noch zu brummen. Einſtweilen rächen ſie ſich an ihren Beſiegern dadurch, daß ſie in Theaterſtücken und Senſationsromanen häufig einen Deutſchen zum Karnikel machen, das alles verbrochen und verübt haben muß. Dieſes wohlfeile Vergnügen wollen wir ihnen von Herzen gönnen. Auch die Flohbiſſe, womit verſchiedene mittelmäßige Skribenten, wie z. B. die beiden Schweizer-Franzoſen Cherbuliez und Tiſſot — die welſchen Schweizer ſcheinen ſich überhaupt von raſſewegen zur gehäſſigſten Feindſeligkeit gegen Deutſchland verpflichtet zu fühlen — die Mutter Germania behelligen möchten, ſind böſer gemeint als ſchwer empfunden. Im übrigen — und dies, theuerſte Excellenz in Sicht, mag Ihnen beweiſen, daß ich Nationalpolitik keineswegs mit Nationalbornirtheit verwechſelt wiſſen möchte — muß jeder wiſſende und gerechte Mann den Franzoſen die Anerkennung zollen, daß ſie ſich mit erſtaunlicher Behendigkeit und Geſchicklichkeit aus dem ſchrecklichen Moraſt, worin ſie im Mai von 1871 bis an die Schultern ſteckten, herausgearbeitet haben. Sagen wir nur die Wahrheit: das, was Frankreich binnen vier Jahren vollbrachte, hätte Deutſchland im gleichen Falle kaum binnen vier Jahrzehnten zuwegegebracht. Um nach einem ſo verheerenden Kriege, nach ſo furchtbaren Einbußen ſo raſch wieder zum Behagen, zum Komfort, zum Ueberfluſſe zu gelangen, muſſte denn doch ein tüchtig Stück Arbeit gethan werden, muſſte der Gunſt, womit die Natur Frankreich bedacht hat, viel Fleiß, viel Geſchicklichkeit, viel Thatkraft zur Hilfe kommen.

Zur ſelben Zeit, wo der Goldregen der fünf Milliarden in Deutſchland nur das giftige Unkraut einer geilen und gewiſſenloſen Spekulation hervortrieb, nahm die franzöſiſche Volkswirthſchaft in allen ihren Zweigen einen bewundernswerthen Aufſchwung. Man vergleiche nur die franzöſiſche Ausfuhrbilanz der letzten Jahre mit der deutſchen. Das franzöſiſche Kunſthandwerk beherrſcht mehr als je den Weltmarkt und Madame la Mode de Paris regiert in allen fünf Erdtheilen ſo ſouverän wie jemals.

Hält man nun mit dieſem ganz unzweifelhaften materiellen Gedeihen Frankreichs, ſo kurz nach der „année terrible“, den Umſtand zuſammen, daß ſolches Gedeihen nicht nur nicht gehindert, ſondern eher ſogar noch gefördert wurde durch den gleichzeitigen Aufſchwung des Papalismus, Alacoqueismus und dergleichen Iſmen des Blödſinns mehr, ſo gelangt man zu dem Schluſſe: Der Katholicismus mit allem, was drum und dran hängt, iſt die richtige Religion der Franzoſen, weil dieſe Autoritätsgläubige und Fetiſchanbeter von Natur ſind. Dieſer Satz wird keineswegs umgeſtoßen dadurch, daß ſie — „novarum rerum cupidi“ — zeitweilig die Fetiſche zerſchlagen, die geweihten Hoſtien mit Füßen treten, an die Stelle der Muttergottes eine Bühnendirne oder Straßenmetze und an die Stelle vom „heiligen Herz Jeſu“ das „heilige Herz Marats“ ſetzen. Das ſind nur mittelalterliche „Narren- und Eſelsfeſte“ in moderniſirter Form und der Umſchlag zur Reue- und Bußeſtimmung geht immer wieder raſch genug vor ſich. Die Kirche iſt ja die größte Komödiantin und erfindungsreichſte Theaterdirectrice von jeher geweſen und das frommſein iſt demnach ſo amüſant! Wer nicht nach Lourdes oder nach Paray-le-Monial wallfuhr, iſt gar nicht mehr comme il faut. Ja, der Katholicismus iſt den Franzoſen ſo auf den Leib geſchnitten, daß ſie ihn erfinden würden, wäre er nicht ſchon da. Deſſhalb iſt auch der franzöſiſche Katholik ein glühender Patriot. Er hält ſein Land für das heilige Land par excellence, ſein Volk für das auserwählte Volk Gottes und er glaubt ganz aufrichtig, die Weltgeſchichte ſei oder müſſte wenigſtens von rechtswegen betitelt ſein „Gesta dei per Francos“.

Ergibt ſich aus alledem vielleicht auch ein Rückſchluß auf Deutſchland? Mir ſcheint ſo. Wie dem Franzoſen der Katholicismus naturgemäß iſt, ſo dem Deutſchen der Proteſtantismus, worunter ich natürlich nicht das lutheriſche Bonzenthum verſtehe. Deutſch ſein heißt proteſtiren, will ſagen, die freie Perſönlichkeit entwickeln und das befreite Ich jedem Dogma-Deſpotismus entgegenſtellen. Hieraus erklärt es ſich, daß der ehrliche deutſche Katholik in den höchſten Reſultaten der deutſchen Kulturarbeit etwas ihm fremdartiges, ja ſogar etwas ihm feindſeliges ſieht. Das iſt ſehr betrübſam, aber es iſt ſo. Und weil gerade das, was Deutſchlands höchſter Stolz und Ruhm, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Literatur, dem ehrlichen deutſchen Katholiken gleichgiltig oder gar ärgerlich iſt, kann er auch kein überzeugter Patriot ſein, kein deutſcher Patriot, ſondern, wenn's hoch kommt, ein tiroliſcher, ein altbairiſcher, ein oberſchwäbiſcher, ein weſtphäliſcher. Die ideale Einheit der Nation im Reiche des deutſchen Gedankens iſt für ihn nicht vorhanden.

Der unverſöhnliche, todfeindſelige Gegenſatz von Deutſchthum und Romanismus macht es auch klar, warum der Katholicismus in Deutſchland, verglichen mit dem franzöſiſchen, geiſtig ſo impotent und ſteril erſcheint. Wie ſollte Madonna Romana Katholika von dem dreimal und dreihundertmal zu vermaledeienden Ketzer, dem deutſchen Genius, Kinder haben können oder wollen? Darauf brauchte fürwahr im Syllabus nicht ein Extra-Anathem geſetzt zu werden, denn die Unmöglichkeit lag längſt erwieſen zu Tage.

In Frankreich dagegen iſt der Katholicismus zeugungskräftig und fruchtbar, weil die Nation weſentlich katholiſch. Darum hat auch die geiſtige Arbeit der

Franzoſen ſeit dem Kriege ſo wenig geraſtet wie die materielle. Die Beſiegten haben ſogar Grund, zu ſagen, der Krieg ſei für ſie ſchöpferiſch anregender geweſen als für die Sieger. So hat z. B. auf dem Gebiete der Kunſt, ſoweit ſie von dem ungeheuren Kriegsſpiel beeinflußt wurde, meines wiſſens kein deutſcher Maler ein Bild geſchaffen, welches im deutſchen Sinne das leiſtete, was im franzöſiſchen Meiſſonniers Küraſſire von Reichshofen wirklich geleiſtet haben. Ueberhaupt brauchen die Deutſchen mit den idealen Gewinnſten ihrer koloſſalen materiellen Erfolge in den Jahren 1870—71 keineswegs dickzuthun. Bislang iſt in Deutſchland kein Werk geſchaffen worden, weder ein literariſches noch ein künſtleriſches, welches der Größe der vollbrachten Thaten auch nur annähernd entſpräche. Auch die Geſchichtſchreibung iſt hinter der Größe, der Vielſeitigkeit, dem Reichthum und dem Glanz des Gegenſtandes weit zurückgeblieben. Das Generalſtabswerk verdient um ſeiner Lauterkeit als geſchichtliche Quelle willen, verdient auch als kriegsgeſchichtlich-fachmänniſches Buch gewiß das höchſte Lob. Es iſt gründlich, genau, gewiſſenhaft und gerecht. Aber es iſt unbelebt und farblos, es iſt trocken wie — Pulver. Ein Skelett von Geſchichte weit mehr als Geſchichte ſelbſt. Für Soldaten von Handwerk ein Schatz, für Hiſtoriker eine Fundgrube, für die Nation nichts. Man halte doch einmal Umfrage, wie viele Deutſche, von Offizieren und Gelehrten abgeſehen, mit Wahrheit behaupten können, die bis heute erſchienenen acht Hefte ganz durchgeleſen zu haben. Ein leſbares Buch dagegen iſt „Der Krieg gegen Frankreich“ von Th. Fontane, der uns ja auch in ſeinen beiden Schriften „Kriegsgefangen“ und „Aus den Tagen der Okkupation“ aus eigener Anſchauung Frankreich nahe gebracht hat, wie es während und unmittelbar nach dem Kriege war. Fontane's Geſchichtswerk iſt, vom literariſchen Standpunkt angeſehen, ſicherlich das beſte bisher veröffentlichte. Hier iſt nicht nur die geometriſche Figur und die mathematiſche Formel des Krieges, ſondern auch Herzſchlag, Leben, Farbe. Von höchſt vortrefflicher Wirkung ſind insbeſondere die von Fontane in ſeinen Text zahlreich und geſchickt verwebten Mittheilungen von Augenzeugen und Mithandelnden, unmittelbar nach den bezüglichen Ereigniſſen aufgezeichnet. Ich wünſche von Herzen, daß es dem Verfaſſer gegönnt ſein möge, ſein ſchönes Werk glücklich zum Ende zu führen. Nicht weniger lebhaft iſt mein Wunſch, daß die meiſterhaften Skizzen „Aus dem inneren Leben der Armee“, welche im ſechſten Bande der „Deutſchen Warte“ veröffentlicht wurden und deren Verfaſſer ſich unter dem Namen Ludwig Kapitano verborgen hat, vermehrt und zu einem ganzen abgerundet werden möchten. In gewiſſem Sinne ſind dieſe „Studien“ das erquicklichſte in der ganzen durch den großen Krieg erzeugten Literaturmaſſe. Mit wahrhaft genialer Kraft der Veranſchaulichung wird uns hier ein deutlicher Einblick in den Bau und in das arbeiten des deutſchen Heeresorganismus aufgethan.

6.

20. Juni 1875.

Was ich dazu ſage, daß die franzöſiſche Nationalverſammlung durch ihre Beſchlüſſe vom 15. des Monats den höheren Unterricht auch noch den Jeſuiten überliefert habe, fragen Sie?

Nun, mein Lieber oder Unlieber, ich denke, meine Antwort iſt im vorſtehenden ſchon gegeben. Frankreich iſt ſich ſeiner Katholicität wieder einmal recht bewußt geworden und will es daher, nach Vernutzung aller möglichen monarchiſchen und republikaniſchen Charten, nunmehr alles Ernſtes mit dem Syllabus probiren. Folglich entſprach die verſailler Verſammlung nur dem Willen und Wunſche der Nation, wenn ſie der hochwürdigen Kleriſei, welche die niederen und mittleren Schulen ſchon ſeit lange beherrſcht, auch noch die höheren auf Gnade oder Ungnade hingab. Denn daß dieſe Hingabe durch den Beſchluß vom 15. Juli gemeint und gewollt war, kann keinem Zweifel unterſtellt werden.

Bei dieſer Gelegenheit hat der Jeſuitismus wieder einmal ſeine ganze Ueberlegenheit über den Liberalismus triumphirend manifeſtirt. Es war hochkomiſch anzuſehen, wie der Jeſuit Dupanloup am Leitdraht der doktrinären Phraſe den liberalen Flederwiſch Laboulaye als Freiheitspolicinell tanzen ließ.

Am folgenden Tage, 16. Juni, feierte die Kirche ihren Sieg mittels der feierlichen Komödie der Grundſteinlegung zur Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre. Haben Sie in der von den Zeitungen gebrachten Schilderung dieſer Ceremonie einen kleinen, ſcheinbar nur komiſchen, in Wahrheit aber ſymboliſch bedeutſamen Umſtand wahrgenommen? Ich meine dieſen, daß, während drinnen in der Kirche Saint Pierre der Erzbiſchof von Paris die andächtig Verſammelten dem „heiligen Herzen Jeſu" weihte und das „Sauvez Rome et la France, au nom du sacré-coeur!" angeſtimmt wurde, draußen die Muſikbande des in Parade aufgeſtellten 87. Infanterieregiments das „Oh, welche

Luſt, Soldat zu ſein!“ aus der Weißen Dame Boieldieu's aufſpielte.

Der Zufall iſt bekanntlich ein Humoriſt, aber ein ſolcher, deſſen Späſſe mitunter den ſchwerſten Ernſt maſkiren.

Mir kam dabei zu Sinne, daß Chateaubriand — dieſe Inkarnation des Franzoſenthums — einmal geſagt hat: „La France est un soldat.“ Ja wohl. Aber heute würde Chateaubriand, ſo er noch lebte, ſagen: Frankreich iſt ein katholiſcher Soldat! und er würde das „katholiſch“ dick unterſtreichen, jubelnd unterſtreichen, er, der es liebte, zeitweilig, häufig ſogar mit dem Atheismus zu tändeln und mit der Republik zu kokettiren, und der dabei doch in innerſter Seele ein fanatiſcher Katholik und Royaliſt blieb.

Die Emporhiſſung eines mittelmäßigen, aber frommen Generals, der von einer frömmeren Generalin kommandirt wird, auf den Stuhl des Staatsoberhauptes von Frankreich war kein Witz des Zufalls, ſondern eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Der katholiſche Soldat Frankreich marſchirt unter dem Kommando eines katholiſchen Generals oder, wenn man will; einer katholiſcheſten Generalin — das iſt die logiſche Formel der Situation.

Frankreich vertritt alſo oder iſt vielmehr ein Princip: es iſt der Soldat des Romanismus.

„Bah!“ ſagen die Leute, welche jedem Erfolg die Schleppe tragen, „mit euren Principien! Ueberwundener Standpunkt. Laſſt Frankreich ein Princip, uns aber eine Macht ſein und die Zukunft ſoll uns nicht bange machen.“

Das glaub' ich, maßen ja der Vornirtheit und dem Dünkel die Zukunft noch nie bange gemacht hat. Denkende Menſchen wiſſen, daß die Principien, welche von den Herren Opportunitätspolitikern, deren ganze Weisheit auf Charakterloſigkeit und Feigheit ſich reducirt, beiſeite geſtellt ſind, auf die Dauer doch immer wieder als Großmächte ſich erweiſen, die alles vor ſich niederwerfen. Haben die Deutſchen dem franzöſiſchen ebenfalls ein Princip entgegenzuſtellen?

„Den deutſchen Staatsgedanken“, ſagt man.

Aber was für einen Staatsgedanken?

„Den Gedanken des deutſchen Rechtsſtaates.“

Iſt derſelbe verwirklicht?

„Nein, aber doch in der Verwirklichung begriffen."

Gut, ich will dahingeſtellt ſein laſſen, bis wie weit dieſe Verwirklichung zur Stunde vorgeſchritten ſei; aber vollendet kann ſie nicht werden auf dem principloſen Wege der Opportunitätspolitik. Dem katholiſchen Frankreich muß ſich ein proteſtantiſches Deutſchland gegenüberſtellen. Damit iſt alles geſagt, ſo man, wie ich thue, unter „proteſtantiſch" jenes germaniſche Princip der Freiheit verſteht, wie unſere großen Seher, unſere Leſſing und Schiller, es gefunden und verkündigt haben. Ich weiß gar wohl, daß die Herren, welche ſich Realpolitiker dünken, wenn ſie das ideale Moment im weltgeſchichtlichen Proceſſe leugnen, ſich gewöhnt haben, das Wort Freiheit nur mit Achſelzucken auszuſprechen. Und doch faſſt dieſer Begriff alles in ſich, was das Leben werth macht, gelebt, gekämpft und gelitten zu werden.

Wenn ſich gegen den breitſpurig einherwälzenden, alles vergemeinernden, verſchlammenden, verſumpfenden und verpeſtenden Strom des Materialismus nicht eine ideale Gegenſtrömung aufmacht, nicht bald und gewaltig aufmacht, ſo wird das deutſche Reich nicht ausgebaut, der deutſche Rechtsſtaat nicht begründet, das dem romaniſch-katholiſchen Autoritätsprincip entgegenzuſtellende germaniſch-proteſtantiſche Freiheitsprincip nicht in Thätigkeit geſetzt werden.

Kein unbefangen und gerecht Urtheilender wird verneinen, daß die Folgen der von Kathedern und Dächern und Eckſteinen gepredigten materialiſtiſchen Weltanſchauung in traurigſter Weiſe ſich ſpürbar machen. Wie ein hungriger Wolf geht der Genußteufel um und die Zahl ſeiner Anhänger heißt auch in Deutſchland Legion. Ein Pfui der Arbeit und ein Hoch dem Müßiggang! Laſſt uns gaunern und genießen, laſſt uns ſchwindeln und ſchwelgen! Was Geiſt! Was Ideal! Das Gold iſt Gott und der Genuß das höchſte Gut! Die Tugend iſt ein Thorenwahn und die Ehrlichkeit das einzige Laſter! Laſſt uns die Luſt als höchſtes Geſetz proklamiren, laſſt uns die Orgie der „freien Liebe“ durchraſen, und wenn wir ausgeſchwindelt und ausgeſchwelgt, wenn die Bitterkeit der Daſeinshefe unſern Lippen naht, dann her mit der Cyankaliphiole oder mit dem Revolver!

So die hölliſche Botſchaft, und wer kann beſtreiten, daß ihr heißer Peſthauch auch ſchon die Zukunftsſaat, die Jugend, zu verſengen angefangen habe?

Aber wir müſſen durch!

Die Schlammflut hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Dann muß ſie ſich ja erſt verlaufen, bevor die Leute die von ihr verurſachten Verwüſtungen ganz überblicken können. Damit wird eine Zeit der Trauer und Noth anheben, eine jener Zeiten, wie ſie nach den großen weltgeſchichtlichen Kriſen und Kataſtrophen einzutreten pflegen. Aber ſolche Paſſionszeiten der Menſchheit ſind ſehr geſund für ſie und hochnothwendig. Sie laſſen die Menſchen die Sünden ihres Hoch- und Uebermuthes gehörig abbüßen, überführen ſie ihrer Schwäche und ſtacheln doch zugleich alle ihre beſſeren Kräfte zu neuer Thätigkeit auf. Dann regt ſich im Menſchen alles „was ſterblich nicht in ihm". Die Kulturarbeit beginnt von neuem und zwar unter Anrufung der Götter, der Ideale, der durch keinen Syllabus materialiſtiſcher Unfehlbarkeit dem menſchlichen Bewuſſtſein zu entfremdenden Urideen des Rechten und Schönen.

Aber was iſt eigentlich das Rechte? Was iſt eigentlich das Schöne? Sind es am Ende aller Enden nicht auch nur Uebereinkommniſſe, Einbildungen, Illuſionen?

Möglich, wahrſcheinlich, gewiß ſogar. Wenn jedoch die Menſchheit nicht zur Thierheit rückſchreiten ſoll, kann ſie dieſer Uebereinkommniſſe, Einbildungen, Illuſionen nun und nimmer entbehren. Ebenſowenig des Pflichtgefühls, welches ja die Konſequenzenzieher der Kraftſtoffelei ebenfalls als ein verbrauchtes Möbel beiſeite ſtellen wollen. Man kann vollſtändig mit dem Herrn von Hellwald einverſtanden ſein, wenn er meint, das Geſammtergebniß der Kulturgeſchichte in ihrer natürlichen Entwickelung werde ſich in dem Satze zuſammenfaſſen: „Das Menſchengeſchlecht, ſeine Kultur, ſein Ringen und Streben, ſeine Schöpfungen und Ideale ſind geweſen — wozu?“ und man kann dennoch wünſchen, daß die Menſchen nicht beſtialiſch, ſondern menſchlich mitſammen leben möchten bis zuletzt.

Das zu erreichen, feſtzuhalten, zu vervollkommnen wird aber auf dem Wege materialiſtiſcher Mechanik nicht möglich ſein. Der menſchheitliche Lebensproceß bedarf nicht nur ſtofflicher, ſondern auch ſittlicher Elemente. Am Ende iſt es doch immer wieder der menſchliche Gedanke, welcher die Antriebe materieller Nothwendigkeit civiliſatoriſch wirkſam macht. Ideen, Ideale, Götter müſſen ſein, die Kraftſtoffel mögen dagegen toben, wie ſie wollen.

Die deutſche Philoſophie trifft das richtige, wenn ſie, nachdem ſie aus dem Irrgarten der Hegelei endlich ſich herausgearbeitet hat, wieder an Kant anzuknüpfen ſucht. Der große Prophet von Königsberg hat ſeine Miſſion noch lange nicht erfüllt. Denn um unſeres Landes willen wollen wir hoffen, daß auch ferne Geſchlechter noch von Kant lernen werden, was dem gegenwärtigen ſo ſehr zu wünſchen wäre: Arbeitsfreudigkeit, neidloſes Sichbeſcheiden und den kategoriſchen Imperativ der Pflicht.

Können doch nur Thoren darüber ſich täuſchen, daß unſer Volk ſeiner beſſeren und beſten Eigenſchaften und Kräfte gar bald benöthigt ſein dürfte. Hinter dem Kampfe mit Rom warten weitere Kämpfe. Und ſchon dieſer Kampf mit Rom, in welchem Deutſchland — natürlich ohne Habedank — die Sache aller civiliſirten Völker führt, ſchon dieſer Kampf iſt ein Streit mit einem Rieſen, welcher keineswegs gleich den Rieſen der alten Sagen „ſo dumm wie lang iſt". Die Vorſchritte, welche der Jeſuitismus — denn dieſer beherrſcht ja nicht nur, ſondern iſt jetzunder die katholiſche Kirche — in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, ſind erſchreckend, — erſchreckend wenigſtens für jeden, welcher in einem Religionskriege etwas erſchreckliches ſieht. Daß die Jeſuiten auf einen ſolchen Krieg hinarbeiten, unterſteht für einen Betrachter deſſen, was ſie in Deutſchland, in Oeſtreich, in Frankreich, in Holland, in Belgien, in England, in Amerika vor ſich gebracht haben, kaum einem Zweifel. Ihre Erfolge wären erſtaunend, ja geradezu erſtarrend, ſo man nicht wüßte, daß allzeit auf Erfolg rechnen darf, wer auf die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menſchen ſpekulirt.

Oh, heilige Dummheit, dreimal heilige, du biſt und bleibſt doch das A und O der ſogenannten Weltgeſchichte! Denn du, fürwahr, biſt der „ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht". Beim Immermann hab' ich einmal geleſen, ein gutes Hohenſtaufendrama zu dichten ſei unmöglich, weil der Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt, das heißt zwiſchen Staat und Kirche, um welchen ja die Geſchichte der Staufer ſich drehte, dem Verſtändniß und der Theilnahme unſerer Zeit allzu fern liege. Immermann iſt im Jahre 1840 geſtorben und hatte kurz vor ſeinem Tode ſo geredet. Und jetzt? Und heute? Jetzt und heute iſt der vor etlichen dreißig Jahren von einem doch gewiß geſcheiden Manne für ganz verſunken und verſchollen, für ſo zu ſagen unvorſtellbar und undenkbar angeſehene Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt wiederum im heftigſten Gange, und lebte der Schöpfer des weſtphäliſchen Hofſchulzen und der blonden Liſbeth noch, ſo könnte er aus dieſem Kampfe Verſtändniß, Theilnahme und Stimmung genug ſchöpfen, um ſelber ein Hohenſtaufendrama zu ſchaffen, das ſeinen Kaiſer „Friedrich den Zweiten“ abſtäche.

Aber es braucht ja nicht erſt eins geſchrieben zu werden, es ſpielt ja leibhaftig vor unſern Augen, wie es vormals in den Jahrhunderten des Mittelalters geſpielt hat. Es liegt doch eine recht anſtändig lange Spanne Zeit — ſechshundert Jahre ungefähr — zwiſchen damals und jetzt und trotzdem heute wiederum derſelbe Streit um — wie ja wohl ein Humoriſt ſagen würde — um des Kaiſers Bart und um des Papſtes Tonſur!

Hochheilige Dummheit, unſterbliche, geprieſen ſei du! Denn dein iſt die Kraft der Trägheit und die Macht der Gewohnheit und das Reich des Unverſtandes und der Beifall des größten Haufens in Ewigkeit! Amen.

Aus Elyſion.

Vier harmloſe Schreibebriefe des ſeligen

Zacharias Zinnober,

weiland Scholarch und Chorregent in Trippsdrill.

1.

Elyſion, November 1873.

Als ich noch lebte, das heißt, im chriſtlichen „Jammerthal“ wandelte, und die Welt durch meine brennenden Hühneraugen anſah, erſchien mir ſelbige ſo ſchwarz in ſchwarz gemalt, daß ich zweifelhaft war, ob ich aus Deſperation unter die Schoppenſtecher oder aber unter die Schopenhauer gehen ſollte. Darüber verſtarb ich und der Leichenprediger, einer jener zeitgemäßen homöopathiſchen Theologen, welche ein Hunderttauſendſtel Dogmaeſſenz in einem Eimer rationellen oder gar „ſpekulativen“ Phraſenwaſſers auflöſen, bedeckte meine Zweifel, Mängel und Fehler mit dem bekannten Mantel der chriſtlichen Liebe, deſſen Wärme ich bei dieſer Gelegenheit zum erſten- und zum letztenmal zu verſpüren bekam. Maßen ich im übrigen ſeit der Zeit, allwo ich erkannt, daß das Einmaleins eine unanfechtbare Thatſache und ich demzufolge weder mit den ehrwürdigen Koncilsvätern von Nikäa glauben konnte, dreimal eins ſei eins, noch mit dem ehrwürdigen Doktor Luther, zwei und fünf ſeien nicht ſieben, ſondern acht, „wann die Obrigkeit es ſage" — ja, maßen ich ſeit dazumal mir nie mehr geſchmeichelt hatte, ein Chriſt zu ſein, und alſo auch nicht nöthig befunden, mir das „Bekenntniß" des ehrwürdigen Doktor Strauß anzuſchaffen, worinnen des breiteren das Geheimniß der Komödie, daß und warum wir keine Chriſten mehr ſeien, geoffenbart werden — maßen fernerweit . . . (uff! wie komm' ich nur mit dieſer verhaſpelten Periode zu Ende?) . . . mir in gähnkrampfhafter Erinnerung ſtand, was der Kardinal Damiani, dann Dante, Milton, Swedenborg, Klopſtock, item Pater Kochem und noch verſchiedene andere heilige Seher und Langweiler vom chriſtlichen Himmel geſagt und geſungen haben, ſo konnte es, ſag' ich, meinem Heidenthum nur wohlthun, daß es mit mir aus dem vorhin erwähnten Jammerthal nicht auf-, ſondern abwärts ging, ins homeriſch-virgil'ſche Elyſion, deſſen Schwelle überſchreitend ich die Verſe Hölderlins citirte:

. . . . „Zu euch,
Ihr Theuren, komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch herunter.
Wie oft im Lichte dürſtet' ich euch zu ſehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich iſt's hier unten."

In Wahrheit, verehrte Freundin, an welche ich dieſen Brief und vielleicht noch weitere adreſſire, Sie können überzeugt ſein, daß man „hier unten" nicht allein recht „brüderlich" lebt — es haben ja nur wiſſende und anſtändige Menſchenſeelen Zutritt zu den elyſiſchen Gefilden — ſondern auch bequem und behaglich. Die hinterwäldleriſchen, ſo zu ſagen pfahlbäuerlichen Zuſtände, welche obwalteten zu den Zeiten, als Reineke Odyſſeus und Mucker Aeneas dieſe Gegenden bereiſten, ſind längſt abgethan und unſer Haushofmeiſter Sir John Komfort hat es verſtanden, unſerm Etabliſſement alle Vortheile und Vorzüge der modernen Technik und Aeſthetik anzueignen. Hier wird fortwährend des alten Ben Jonſon „Every man in his humour" aufgeführt, das heißt, man lebt nach Bedarf und Wunſch thätig oder träge, luſtig oder traurig, geſellig oder einſam; denn hier kann in der That „jeder nach ſeiner Façon ſelig ſein“. Der, welcher vor Zeiten dieſes berühmte Toleranzedikt ausgehen ließ, iſt es in der ſeinen, indem er draußen am Ufer des Styx die friſch anlangenden Vilmare, Kliefothe und Knaacke, die römiſch-rothen und lutheriſch-ſchwarzen Bonzen tutti quanti, item alle die Kultusminiſter à la Raumer und Mühler mit ſeinem welthiſtoriſchen Krückſtock gehörig abpr—edigt, bevor ſie in den Tartaros nebenan abgeliefert werden. „Noch immer nicht müde, über Sklaven zu herrſchen, Majeſtät?“ fragte ich im vorbeigehen neulich den königlichen Stockprediger. „Müde oder nicht“ — brummte der Einzige — „man muß ſeine Pflicht und Schuldigkeit thun; vollends jetzo, wo älteſter und jüngſter Unſinn und Fanatismus ſich mit einander alliiren.“ Und er wies mit dem Ende ſeines Stockſkepters hinüber zum Tartaros, in deſſen Vorhof ſich gerade ein großes Publikum verſammelte, weil die Inſaſſen eine ihrer nicht allzu ſpärlich zugemeſſenen Frei- und Erholungsſtunden hatten.

Ich muß hier, verehrte Freundin, die Zwiſchenbemerkung machen, daß die tartariſche Anſtalt nicht chriſtlich grauſam à la Dante, Pater Kochem oder Kalvin eingerichtet iſt, ſondern helleniſch human. Nur die allerärgſten Sünder ſind zu der Strafe verdammt, täglich zehn Stunden lang die Protokolle römiſcher Koncilien und lutheriſcher Synoden leſen zu müſſen. Neueſtens hat der gute Mephiſto, wieder einmal von einer Kunſtreiſe nach der Oberwelt zurückgekehrt, im Verwaltungsrathe des Tartaros vorgeſchlagen, an die Stelle der Koncilien- und Synodenprotokolle zur Abwechſelung, beziehungsweiſe Verſchärfung, die „Philosophie positive“ von Comte oder „Das Kapital“ von Marx oder die Schiebkarren voll Studien und Plänehefte treten zu laſſen, aus welchen der arme Otto Ludwig ſelig ſeine Trauerſpiele und Novellen ſo mühſälig herausquetſchen muſſte. Die Beſchlußfaſſung hierüber ſchwebt noch, dagegen hat Mephiſto — der, nebenbei bemerkt, im Sinne von Göthe's Fauſt (Thl. 2, Akt 3) die Antike mit der Romantik, den heidniſchen Dis mit dem chriſtlichen Teufel vermittelt — ja, er hat es durchgeſetzt, daß verſchiedene berühmte deutſche Autoren den Reklamatoren unſerer Tage, welche die freie Kunſt des Selbſtbelobigungsſchwindels zur höchſten Potenz erhoben haben, nach ihrem Tode im Tartaros als Litfaßſäulen verwendet werden ſollen.

Wohl alſo, folgte mit meinen Augen dem deutenden Stockſkepter und ſah, daß die Herren und Damen da drüben ſich an einem echttartariſchen Schauſpiele erluſtigten. Näher getreten, bemerkte ich, daß es eine Art von improviſirtem Ballet war. Inmitten eines ungeheuren Zuſchauerkreiſes tanzten Monſignore Syllabus und Madame Phalanſtère mitſammen den von irgend einem gegenwartsloſen Zukunftsmuſikanten komponirten Kankan der Wahlverwandtſchaft. Unter den lebhaft angemutheten Zuſchauern, welche möglichſt international ausſahen, bemerkte ich den weiland Jeſuitengeneral Pater Rothaan, und zwar, wie er Arm in Arm mit dem Socialiſtenpapſt Feiſt Löb das Jahrhundert herausforderte. Die Vertraulichkeit zwiſchen den beiden war augenſcheinlich groß. Die wilde Ehe zwiſchen Schwarz und Roth iſt demnach in der Hölle geſchloſſen. Wie ſchmuzig das Braun der Spröſſlinge dieſes Konkubinats, werdet ihr in der Oberwelt bald ſattſam wahrnehmen können.

Da ich aber von Ehen ſpreche, ſo will ich Ihnen, verehrte Freundin, gerade auch noch meine eigene Verehelichungskarte zuſenden. Sie brauchen jedoch nicht aufzufahren und auszurufen: „Was, der Menſch hat ſich noch beikommen laſſen, zu heiraten?“ Sparen ſie die Interjektionen, Verehrteſte. Meine Ehe iſt keine wilde, ſondern eine ſo zahme, wie ſie nur irgendwo im Buche ſteht. Die Sache iſt, ich traf hier im Elyſion, alſo im Himmel, wo ja bekanntlich mitunter auch Ehen geſchloſſen werden, wieder mit einer Dame zuſammen, der ich ſchon in meiner Jugend zeitweiſe ſehr befliſſen den Hof gemacht hatte, nämlich mit einer alten — Verzeihung! ich wollte ſagen, mit einer nicht mehr ganz jungen Freundin von Ihnen, mit Fräulein Hagia Eironeia. Sie war, wie Sie ſich erinnern werden, zur Zeit, als die romantiſche Schule bei uns in Deutſchland graſſirte, die hochgefeierte Theetiſchmuſe und Ballkönigin. Nachmals kam ſie etwas in Verſtoß, wie ein vielſagender und mehr verſchweigender terminus technicus des öſtreichiſchen Kanzleiſtils lautet. Sie ſelbſt meint, der Grazienſ . . . . l, der Heine, habe ſie kompromittirt. Das verleidete ihr den

Aufenthalt im chriſtlichen Jammerthal und ſie begab ſich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Cyankaliſation hierher ins Elyſium, welches ja auch von rechtswegen ihre eigentliche Heimat war und iſt. Uebrigens hat ſie ſich wunderſam konſervirt, ſo wunderſam, wie ſich eben nur die Hagia Eironeia in Perſon konſerviren kann. Wir erneuerten unſere alte Bekanntſchaft, unſere ſchönen Seelen fanden ſich, was mit um ſo weniger Umſtänden geſchehen konnte, als uns ja die Leiber auf der Reiſe zur Unterwelt abhanden gekommen waren, und wir gingen eine obligatoriſche Civilehe ein, auf eigene Fauſt ſo zu ſagen, ſintemalen wir nicht ſo lange warten wollten, bis der betreffende Geſetzesvorſchlag durch das preußiſche Herrenhaus gedrangſalirt wäre. Gewiß, liebe Freundin, es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß mir die gute Laune meiner Eheherrin — denn die Herrinnen ſeid und bleibt ihr doch alle in der Ehe, falls ihr es auch nur halbwegs geſcheid anſtellt — mein geiſtweiſes Daſein ſo zu ſagen himmelblau und roſenroth austapezirt hat, ſo daß meine Seele — sit venia verbo — vor lauter Wohlbehagen eine Art Bauch angeſetzt hat. Ich bin nach Ueberwindung aller möglichen und unmöglichen Standpunkte jetzo glücklich auf dem, wenn ich ſo ſagen darf, Pfifferlingsgipfel angelangt. Tief unter mir liegt nicht nur Sanſara, ſondern auch Nirwana, nicht nur das Bewuſſte, ſondern auch das Unbewuſſte, der dumme Weltſchmerz hat ſich mir aufgelöſ't in eine luſtige Scherzwelt und Hand in Hand mit meiner Herrin ruf' ich: Vive la bagatelle!

Schade nur, daß ſelbſt das Glück eines Elyſionärs kein ungetrübtes oder wenigſtens kein ununterbrochenes iſt. Ich bin nämlich bei meinem Herabkommen vor dem bekannten Schöſſengericht, welches den mehr oder weniger armen Seelen ihre Plätze anweiſ't, nicht ganz ſchlecht, aber auch nicht ganz gut beſtanden. Der advocatus diaboli entrollte vor den Herren Todtenrichtern ein erſchrecklich langes Sündenregiſter. Ich wuſſte mich indeſſen ganz leidlich aus demſelben herauszubeißen, blieb aber doch an einem Haken hängen. In dieſer „ſchwebenden Pein" packte mich nun die Anklage mit aller Macht und ich muſſte mich ſchließlich als der Schuld, auch nach erreichtem Schwabenalter mitunter noch an die Menſchen geglaubt zu haben, überwieſen bekennen. „C'est bien pis qu'un crime, c'est une faute“, runzelte Schöffe Rhadamanthes mich an — „Dummheit iſt aller Laſter Lotterbett.“ Schöffe Aeakos dagegen, welcher, wie ich ſeither erfuhr, den Humanitätsduſel vieler deutſchen Juriſten, daß man die Verbrecher nur noch mit Glacéhandſchuhen anfaſſen und Räuber, Brandſtifter und Mörder nur als „verirrte Brüder“ betrachten und behandeln ſolle, mitduſelt, ſagte etwas von mildernden Umſtänden und in anbetracht derſelben gab Präſident Minos ſchießlich das Verdikt: „Arme Seele hat für die nächſten zwanzig Jahre allmonatlich auf drei Tage in das irdiſche und chriſtliche Jammerthal zurückzukehren, um die erwähnte Dummheit abzubüßen und abzuthun. Im übrigen ſteht Elyſion ihr offen.“ Natürlich dankte ich höflich für dieſen „ſanften Spruch aus des Todtenrichters Munde“ und auf mein Befragen erklärte mir der Herr Präſident mit der Artigkeit eines geborenen Gentleman, daß ich die drei Monatstage immer nach eigenem Belieben wählen könnte und bei meinen Bußwanderungen auf Erden aller Vortheile reiſender Geiſter theilhaft ſein ſollte. Nach meiner Heirat habe ich auch noch die Erlaubniß nachgeſucht und herausgeſchlagen, daß meine theure Eironeia, falls es ihr gefiele, mich auf meinen Beſſerungsreiſen begleiten dürfte.

Vor etlichen Tagen ſind wir nun von unſerem erſten Ausfluge heimgekehrt, nichts weniger als erbaut oder auch, wenn Sie wollen, Verehrteſte, ſehr erbaut. Denn was wir bei euch droben geſehen und gehört, entſpricht ja ganz unſerer Philoſophie der Urnichtſerei und Bagatellerie. Spräche ich nicht zu einer Dame und hielte ich überhaupt nicht darauf, parlamentariſcher Ausdrücke mich zu bedienen, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, freiſam zu ſagen, ich hätte es nur in der Ordnung gefunden, daß der ganze alte Erdenkohl noch immer gewohntermaßen im Topfe der Narrethei ſchmort, über einem Feuer, das wie allzeit vom Hunger und von der Liebe genährt wird, obzwar die Hypotheſenjäger dieſe Brennſtoffe im jetzunder modiſchen Jägerlatein „Kampf ums Daſein“ und „Zuchtwahl“ nennen.

Hatten unſern Gang oder Flug, wenn Ihnen das geiſtermäßiger klingt, zuerſt nach Frankreich gerichtet.

Sie wiſſen ja, ich war bei Lebzeiten weder ein verbörnter noch ein vermenzelter Patriot und habe ſelbſt arndtiſch vernagelten Eichelnkoſtgängern gegenüber allzeit offen bekannt, daß mir an den Franzoſen dies und das gefiele. Und vollends an den Franzöſinnen! Erinnern Sie ſich, liebe Freundin, wie wir eines Tages mitſammen die Boulevards entlang gingen und ich immer wieder ſtehen blieb, um den Pariſerinnen nachzugucken? Sie ſagten zuletzt etwas ungeduldig: „Was haben Sie denn nur an den koketten Dingern zu bewundern?“ Vor allem ihren Gang, Verehrte, entgegnete ich. Auch der iſt Koketterie, ich weiß es, aber er iſt doch allerliebſt und verhält ſich zu der Gangweiſe unſerer vortrefflichen Landsmänninnen genau ſo, wie ſich das franzöſiſche Kunſthandwerk zum deutſchen verhält: leicht, luſtig und graziös — ſchwer, ſolid und plump. Sehen Sie doch hier, was für ein Rhythmus in den Bewegungen dieſer zierlich beſchuhten Füßchen! Mir kommen wahrhaftig die Donaunixen im Nibelungenlied in den Sinn, wie ſie dem grimmen Hagen erſchienen: „Si ſwebeten ſam die vogele vor im uf der fluot.“

Nun, die Ganggrazie der Franzöſinnen iſt die alte geblieben und ſie wiſſen damit noch immer ſo virtuoſiſch zu kokettiren, daß man geneigt iſt, die Kunſt für Natur zu nehmen. Auch bei den jetzo in die Mode gekommenen Wallfahrten und Proceſſionen wiſſen ſie ihre Füßchen und noch etwas mehr gar niedlich ſehen zu laſſen, zur nicht geringen Erbauung der Herz-Jeſu-Träger vom Militär und Civil. Dieſe Wallfahrten und Proceſſionen! Das dickſte Mittelalter! Ich ſah mich überall nach Peter dem Eremiten um. Und doch merkte man bei näherem Zuſehen ſofort, daß dieſe ganze Mittelalterei auch nur eine Komödie. Noch dazu eine jämmerlich inſceniſirte und ſchlecht geſpielte. Die Jeſuiten waren früher viel geſchicktere Regiſſeure. Wie ſehr ließ bei allen den Erſcheinungen der verſchiedenen Müttergottes das Arrangement die berühmte franzöſiſche „Mache“, den geſchmackvollen pariſer Schnitt und Schick vermiſſen! Frau Eironeia bemerkte: „Man ſollte meinen, die Franzoſen hätten ihre Fünfmilliardenſchuld an die deutſchen Sieger ſtatt in Gold, Silber und Papier in lauter Eſprit bezahlt, alldieweilen letztere Münzſorte ganz aus dem Lande verſchwunden iſt.“ In Wahrheit, hinter allen Revanchegrimaſſen, Muttergottespoſſen und Herz Jeſuſchwindeleien, hinter allen den Republik- und Monarchiephraſen, hinter allen den ſo oder ſo maſkirten Perſonen und Parteiegoiſmen tritt eine ſo flagrante Geiſtesarmuth hervor, ein ſo notoriſcher Kapacitätenmangel, daß man, ſo das Frankreich von 1793 ein Pandämonium heißen konnte, finden muß, das Frankreich von 1873 habe die bedenklichſte Aehnlichkeit mit einem Pankretinium.

Aber, ach, verehrte Freundin, wie Krähwinkel und Flachſenfingen auch im neuen deutſchen Reiche noch immer ſehr zerſtreut liegen, ſo wuchert das Kretiniſche keineswegs nur in Frankreich. Wir nahmen unſern Weg von dort nach Deutſchland über die Schweiz und laſen unterwegs — in Parantheſe geſagt und vom „Kretiniſchen“ einſtweilen abgeſehen — die in Straßburg gekaufte Novelle „Ultimo“ von Spielhagen. Ich meinestheils ergötzte mich an der Brandmarke, welche der Autor mittels ſeiner Zeichnung der Familie Goldheimer dem herzlos gemeinen Geldjudenthum aufgedrückt hat; meine Mitleſerin jedoch meinte, mit etwas niedergezogenen Mundwinkeln, die Dampf geſchwindigkeit, womit der Herr Doktor Wild von dem hohlen Grasaffen Melanie zu der braven Chriſtiane ſich zurückbekehrte, ſei eben keine poetiſche Hexenmeiſterei . . . In Schaffhauſen hatten wir Gelegenheit, wieder einmal ein ſehr erweckliches Kapitel der Religionsgeſchichte zu leſen, im Gerichtsſale, allwo ein frommes Geſchwiſterpaar auf der Anklagebank ſaß. Und ſiehe, der Bruder hieß mit Namen Albert und die Schweſter war da genennet Ida. Und hatten die beiden gewohnet auf einem Landgute unweit der Stadt und war ſelbiges Landgut benamſet der Bohnenberg und war ſeit erklecklicher Zeit für die Erweckten weitum geweſen das Gezelt Iſraels und ein Berg Zion und eine Stiftshütte und das Allerheiligſte darinnen. Und es war geſchehen, daß ſchon im Jahre des Herrn 1868 aus bemeldeter Stiftshütte ein ſonderbarlicher Ruch ausgegangen in die Welt, ein Wohlgeruch in den Naſen derer, ſo da drinnen, aber ein Skandalruch in den Naſen derer, ſo da draußen. Und hatte ſich erhoben ein großes Geſchrei unter den Gojim, daß der Bohnenberg eigentlich ein Venusberg, worinnen geräuchert werde nicht vor dem Baal, wohl aber vor der Baaltis. Aber ſiehe, die Aelteſten und Schriftgelehrten von Schaffhauſen verabredeten ſich unter einander und ſprachen: Laſſet uns erſticken den Rauch und den Ruch in der Stille, auf daß unſer Land nicht ſtinkend werde in den Naſen der Fremden. Und ſie thaten ſo. Doch ſiehe, die Erſtickung vergeckte und das Feuer brannte fort und ſchlug ſchließlich zu Ungeheuerlichem und zu einem Gräuel aus dem ſſ aus. Denn wieder einmal wurde im Bohnenberge die alte Geſchichte neu, daß Unzucht und Grauſamkeit Zwillingsſchweſtern ſeien und daß der Veitstanz der Muckerei in Koth- und Blutlachen zu endigen pflege. Und alſo geſchah es, daß ein richtiger Syllogiſmus des frommen Blödſinns ſich vollzog, und hießen die Prämiſſen: fanatiſches Judenchriſtenthum und orthodoxer Teufelsglaube, und waren die Konſequenzen: geiſtlicher Hochmuth, Blutſchande und Kindesmord.

Ich weiß wohl, liebe Freundin, daß es ſich für einen Elyſionär nicht ſchickt, „von der Menſchheit ganzem Jammer angefaſſt“ zu werden. Dennoch war ich es beim Herausgehen aus dem Gerichtsſal, wo dieſes grauenhafte Stück von Wahntragik vorgeführt werden. Meine kühlere Begleiterin bemerkte es und ſagte: „Was haſt du denn? Du ſollteſt doch nachgerade alt genug geworden ſein, um zu wiſſen, daß die Dummheit währet ewiglich.“

4.

Elyſion, December 1873.

„Ich nahm den Stab zu wandern,
Durch Deutſchland ging die Fahrt —“

und darum, verehrte Freundin, werden Sie es ganz in der Ordnung finden, daß uns hart hinter dem Gränzſtein ſchon ein Buch begegnete. Ein „Buch in Hoſen“ diesmal. Wir erkannten in dem eiligſt daherkommenden einen Mitelyſionär und berühmten Gelehrten, welchem vor Zeiten der gottloſe Ruge das Epitheton ornans „poëseos teutonicae podex“ angehängt hatte, vermuthlich in der Meinung, beſagtes Buch in Hoſen habe ſeine große Geſchichte der deutſchen Poeſie im verwegenſten Sinne des Wortes erſeſſen. Jedenfalls hatte das fünfbändige Sitzen einen bedauerlichen Einfluß auf die Gehirnſekretionen des Mannes geübt, denn es ward kläglich offenbar, daß der Kanal der logiſchen Gedankenabſonderung gänzlich verſtopft worden. Daraus erklärte es ſich, daß der Gute, nachdem er viele Jahre lang die deutſche Einheit gepredigt hatte, aus Gram verſtarb, weil dem König von Hannover ſeine Krone, dem Kurfürſten von Heſſen ſeine Kurfürſtenmütze und dem Herzog von Naſſau ſein Herzogshut gelegentlich abhanden gekommen.

Wir begrüßten uns und es ereignete ſich folgender Trilog.

Ich: Was thun denn Sie hier oben, Verehrteſter?

Buch in Hoſen: Davon nachher. Sagen Sie mir, die Sie wohl gerademwegs von unten kommen, was macht der göttliche Shakſpeare?

Ich: Der göttliche Shakſpeare hat ſich vorgeſtern Abend am Theetiſche der Madame Staël den Buckel voll gelacht über die Einfälle ſeiner Aus- und Unterleger. Beſonders gaudirte ihn die angeblich ſhakſpeare'ſche Aeſthetik, welche der kürzlich bei uns angelangte Otto Ludwig entwickelte. Der Dichter goß ſehr viel Ruhm in ſeinen Thee und rief, nachdem der gute Ludwig einen Abſchnitt ſeiner „Shakſpeareſtudien“ vorgetragen hatte, lachend aus: „Beim Bauche Falſtaffs, jetzt erſt weiß ich, was für ein Kreuzſchockſchwerenöther ich eigentlich geweſen bin!“

B. i. H.: Ach, ich weiß, mein Beſter, Sie gehören zu den Profanen und Publikanen, die — die — entſchuldigen Sie, ich habe Eile . . .

Ich: Nun, ſo ſagen Sie doch, auf was Sie aus ſind und woher des Landes?

B. i. H.: Komme von Leipzig. Sie wiſſen, es ging vor etlichen Tagen bei uns im Elyſium die bedenkliche Sage, ein Dilettant, ein Bönhaſe, ein Komödienſchreiber habe es gewagt, ein Buch — was ſag' ich, ein abſcheuliches Pamphlet, ein infames Libell zu verfertigen, betitelt „Die Shakſpearomanie“, worin er mir — merken Sie wohl, mir und nebenbei auch andern Kennern und Verehrern des göttlichen Briten den Krieg machen zu wollen ſich unterſtand. Was ſagen Sie zu dieſer Ungeheuerlichkeit?

Eironeia: Es iſt allerdings ein ſchauderhaftes Attentat. Der Zunftzopf muß ſich darob von rechtswegen himmelan bäumen.

B. i. H.: Alles, was ſich bäumen kann, muß es thun. Dieſes monſtröſe Machwerk von Libell —

„Es iſt ja wie ein Riß in der Natur,
Wo Untergang vernichtend einzieht . . .“

und um nun, wo immer möglich, den Untergangsriß zu verſtopfen —

Cir.: Ich glaubte, Sie hätten mit Verſtopfungen ohnehin ſchon mehr als genug zu ſchaffen.

B. i. H.: Gnädige Frau belieben ſpitz zu ſein.

Cir.: Bitte, parodiren Sie einem anſtändigen Frauenzimmer gegenüber nicht die Auslaſſungen Hamlets gegen Ophelia.

Ich: Sie müſſen meine Frau entſchuldigen: ſie iſt heute nicht ganz roſiger Laune. Sonſt hätte ſie ſicherlich nicht gewagt, einen der edelſten der Edlen vom anno 1848 zu unterbrechen. Alſo Sie wollten den erwähnten Riß zuſtopfen?

B. i. H.: Ja, nahm für etliche Tage Urlaub drunten und eilte nach Leipzig, um dem ſchnöden Attentäter den Kopf zurechtzuſetzen. Er war aber, mir zum Poſſen, gerade vor meiner Ankunft mit Tod abgegangen.

Ich: Und iſt bereits im Elyſion angelangt.

B. i. H.: Was? Nun, da hört alles auf! Aber ich fürchtete es bei der herrſchenden Begriffsverwirrung und eilte daher, um noch rechtzeitig vor dem Todtengericht als Belaſtungszeuge auftreten zu können. Leider machte ich einen kleinen Abſtecher nach Kaſſel, um daſelbſt dem mit der frevelhaften Vertreibung des kurfürſtlichen **Fußtrittegebers** beſiegelten Untergang der deutſchen Freiheit eine patriotiſche Thräne nachzuweinen. Und inzwiſchen iſt der Bönhaſe in die Seligkeit gerutſcht? Aber ich werde ihn an ſeinen Platz ſtellen, ich!

Ich: Was wollen Sie denn thun?

B. i. H.: Noch ein Buch ſchreiben, natürlich, und zwar ein Buch von reſpektabelſter Dicke, worin ich mit erſchöpfender, mit erſchöpfendſter Gründlichkeit erörtern, darthun, beweiſen will, nicht allein, daß Shakſpeare gerade ſo der Dichter der Dichter wie Händel der Muſiker der Muſiker, ſondern auch, daß der Weltgeiſt unmittelbar als Dicht- und Tonkunſt in dieſen beiden ſich geoffenbart habe.

Sir.: Bombax!

B. i. H.: Ja, darthun und beweiſen, unwiderſprechlich, ſonnenklar beweiſen will ich — was ich übrigens bereits bewieſen und feſtgeſtellt habe — daß zum Shakſpeare und zum Händel die ſämmtlichen übrigen Dichter und Muſiker ſich verhalten, wie zum Koriander der Mäuſedreck ſich verhält.

Eir.: Bombalobombax!

B. i. H.: Dieſe Schwachmattiker und Schmachtlappen, dieſe Leſſing, Göthe und Schiller, was ſind ſie, verglichen mit Shakſpeare dem Größten, Einzigen, Göttlichen? Nichts, rein nichts. Als die Vorſehung den Shakſpeare und den Händel geſchaffen, konnte ſie ſich füglich zur Ruhe ſetzen; denn . . .

Eir.: Bombombalobombax!

Damit hatte das Geſpräch ein Ende. Denn der gefeierte Shakſpearomane warf, als ſtände er auf ſeiner Kathedra und dieſe mindeſtens auf der Spitze des Montblanc, einen zerſchmetternden Blick auf meine Begleiterin herab und ging ohne Abſchied eilends davon.

Ich geſtehe, verehrte Freundin, es gefiel mir baß und machte mir großen Spaß, daß meine Eheherrin den Aſſocié der beſten und edelſten Biedermaierfirma von 1848 mit einem aus dem Ariſtophanes bezogenen

Hausmittel ſo hübſch und artlich abgeführt hatte. Wiſſenden — und Sie ſind ja ſehr eine Wiſſende — braucht man nicht zu ſagen, daß dem Shakſpeare gegeben werden ſoll, was dem Shakſpeare gehört. Item, daß der Schöpfer des Macbeth, des Lear und Hamlet groß genug iſt und bleibt, um die Kritik vertragen zu können. Gerade darum verdient die Fehde, welche früher ſchon Rümelin und jetzt wieder Benedix gegen die Shakſpearenarren begonnen hat, alle Beachtung und verdient die Tapferkeit, womit die Fehde geführt wurde und wird, den Dank aller Verſtändigen. Freilich überſpannt Benedix ſehr oft ſeinen Bogen ebenfalls und ſchießt demzufolge gar häufig über das Ziel hinaus. Aber er ſowohl als Rümelin haben doch manchen Zweckſchuß gethan und haben die neueſtens durch Gervinus proklamirte und durch Otto Ludwig zur höchſten Potenz der Narrheit erhobene Vergötzung Shakſpeare's ins Herz getroffen. Von einer höchſten Potenz der Narrheit zu ſprechen, iſt man ſicherlich berechtigt, wenn man die Shakſpearenarren faſeln und fiſtuliren hört, die „Fehler" ihres Götzen ſeien eigentlich „Vorzüge“, ja ſeine „Miſſgriffe“ ſeien wirkliche „Meiſtergriffe“.

Frau Eironeia guckt mir über die Schulter und ſagt: „Wie du dich nur ſo ereifern magſt! Als ob Narren nicht närriſch ſchwatzen ſollten! Und du könnteſt doch wiſſen, daß der fürchterlichſte aller Narren der deutſche Philiſter iſt, wenn er ſich glücklich dazu gebracht hat, für etwas zu ſchwärmen oder gar zum Fanatiker ſich aufzublähen. Uebrigens iſt die Shakſpearomanie im Grunde ganz ungefährlich. Der große Brite wird niemals im beſſeren und beſten Sinne des Wortes populär werden; denn die Frauen werden und können ihn nicht liebgewinnen. Wie ſoll eine gebildete und ſittſame deutſche Frau des 19. Jahrhunderts — von den Mädchen gar nicht zu reden — einen Poeten wirklich liebgewinnen können, welcher nur für das engliſche Publikum des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts geſchrieben hat? Und nur für das Theaterpublikum von damals, wohlveranden! Ueberhaupt für eine Zeit, wo auch am Hofe der „jungfräulichen“ — lucus-a-non-lucendo-jungfräulichen, warf ich ein — „Königin Beß Sankt

Zotologos der am häufigſten angerufene Heilige war und zarteſte Hoffräulein zum Frühſtück Häringe aßen und tüchtig Bier tranken, item wohl auch gelegentlich in die Wochen kamen“.

Das iſt's ja eben, entgegnete ich, daß die Shakſpearenarren, welche charakteriſtiſcher Weiſe in England ſelbſt nur ganz ſporadiſch vorkommen, in Deutſchland dagegen graſſiren, ihren Götzen beharrlich unſerer Zeit als größten nicht nur, nein, als einzigen Dichter aufſchwatzen, aufzwingen wollen. Und um das zu bewerkſtelligen, ſcheuen ſie nicht vor der Unverſchämtheit zurück, uns weismachen zu wollen, unſere Leſſing, Göthe und Schiller ſeien, mit Shakſpeare verglichen, eigentlich nicht der Rede werth. Als ob Leſſing in der Kunſt dramatiſcher Kompoſition und Charakterzeichnung den Briten nicht weit überträfe! Als ob irgend eine Tragödie Shakſpeare's an tiefdurchdacht planmäßiger Fundamentirung und künſtleriſch meiſterlichem Aufbau mit den Tragödien Schillers ſich meſſen könnte! Was Göthe betrifft . . . .

„Hm“, meinte Frau Eironeia, „dem Göthe geſchieht ganz recht, wenn ihn die Shakſpearenarren in die zweite Linie ſtellen, hat er doch ſelber das Signal zur Shakſpearomanie in Deutſchland gegeben.“

Wahr, aber nicht minder wahr, daß der Göthe den Shakſpeare, wie an Umfang und Vielſeitigkeit des Genius, ſo auch an Kunſt weit, weit hinter ſich läſſt. An Schöpfungen wie der Fauſt, wie die Iphigenie, wie Hermann und Dorothea hätte Shakſpeare's Dichtergeiſt ſelbſt in ſeinen höchſten Aufſchwüngen gar nicht zu denken vermocht, weil er eben ein Stockengländer des 16. Jahrhunderts war. Summa: Die Dichtung Göthe's und Schillers ſteht für uns Deutſche ebenſo über der ſhakſpeare'ſchen wie die Kultur unſerer Zeit über der Bildung des Zeitalters der Eliſabeth und Jakobs des Erſten. Der Unſinn und die Frechheit der Vergötzung Shakſpeare's namentlich auf Koſten Schillers wurden bekanntlich zuerſt durch die Herren und Damen der romantiſchen Schule bei uns aufgebracht. Dieſe Inſaſſen von Impotenzheim und Nullingen ſind eben vor Neid auf Schiller, deſſen ungeheure Macht ihnen die eigene Ohnmacht ſo erdrückend zum Bewuſſtſein brachte, ganz grüngelb angelaufen und alle ihre Auslaſſungen gegen den großen Meiſter ſind ſo recht gelbſüchtige. Ganz widerlich vollends wird das antiſchiller'ſche Genörgel der Romantiker in den Mäulern von emancipirten Weibern jener Zeit, von Weibern wie die Dorothea Mendelsſohn-Veit-Schlegel und die Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling, deren unſaubere Geſchichte man beſſer in dem romantiſchen Halbdunkel ließe, ſtatt dieſelbe mit breiter Geſchwätzigkeit auf den Markt zu bringen und in die Tageshelle zu ſtellen . . . .

Derweil hatten wir unſere Schritte der bekannten großen „Pfaffengaſſe" des deutſchen Reiches zugelenkt, an deren Eingang wir uns die Naſen zuhalten muſſten: ein ſo infamer Kuttenduft ſchlug uns entgegen, noch dazu ein ſo zu ſagen komplicirter; denn es ſtank mit vereinten Kräften von weſtphäliſcher Junkerei und rheinprovinzlicher Bonzenſchaft. Wir muſſten aber vorwärts, maßen ich eine Beſtellung von dem Socialiſtenpapſt Feiſt Löb an den Biſchof von Dingsda auszurichten übernommen hatte. Wir in der Unterwelt ſind nämlich geſcheid genug, uns um einer oder auch um verſchiedener „Hekubä" willen nicht perſönlich anzufeinden. Darum leben wir mit unſern Nachbarn vom Tartaros auf dem Fuße des comment suspendln, wie die Studenten ſagen, und verkehren auf der großen, zwiſchen unſern Wohnſtätten gelegenen Aſphodeloswieſe friedſam und freundlich, gentleman- und ladylike mit ihnen. Wohl, hatte alſo einen Auftrag an den Hochwürdigſten von Dingsda, der es ſo ſinnreich und charakterfeſt verſtanden hat, ſeine Inful zu einem Topfe zu machen, in welchem je nach den Umſtänden eine Fallibilitätsſuppe gekocht oder ein Infallibilitätsbraten geſchmort werden konnte.

Von meinen Begegniſſen in der biſchöflichen Pfalz und in ſonſtigen rheinländiſchen cameris obscuris jedoch ein andermal. Denn das, verehrte Freundin, erfordert wohl einen eigenen Brief. Der heutige ſcheint mir ohnehin ſchon länglicht genug. Aber zweierlei muß ich doch noch erwähnen.

In Bonn hörten wir ein großes Koncert mit an, welches nur moderne, modernere, modernſte und allermodernſte Muſik vorführte. Schauder! Wir ſahen vor lauter Bäumen den Wald nicht, das heißt, wir hörten vor lauter Tönen keine Muſik. Die Zuhörer und Zuhörerinnen langweilten ſich, daß ſie vor verhaltenem Gähnen kinnbackenkrämpfig wurden, klatſchten aber doch wüthend, wahrſcheinlich, um ſich den Froſt aus den Gliedern zu treiben. Für Frau Eironeia war es, weil ihrer Weltanſchauung entſprechend, ſehr erfreulich, wahrnehmen zu können, daß die Damentoilette jetzt mehr und mehr zum Pompadourſtil und zur Dubarrymanier zurückgekehrt ſei. „Denn die Dummheit währet ewiglich.“ Meine Eheherrin machte auch noch die Bemerkung: „Haſt du beachtet, daß beſonders modiſch aufgebaute Damen Ohrenringe tragen, welche den Durchmeſſer eines kleinen Tellers haben? Ganz wie Tanit, die große Göttin von Karthago. Es fehlt jetzt nur noch der Naſenring der oſtindiſchen Götzenbilder, und auch der wird kommen.“ — Aber, Liebſte, bedenke doch unſer Klima mit ſeiner monatelangen Schnupfenzeit! — „Ja, die wird allerdings die Naſenringemode etwas unbequem machen; doch das thut nichts, die Siegerin Mode beſiegt alles und: Je häßlicher, deſto ſchöner! lautet ihr Feldgeſchrei. Im übrigen iſt es mit unſern Damenmoden gerade wie mit der Shakſpearomanie. Beide Narrheiten erfließen aus der ſchon vom alten Herder gegeißelten „gutmüthig trägen Eſelei“ unſerer mehr oder weniger lieben Landsleute, alles Fremde ſchön zu finden, weil es fremd. Wären die ſhakſpeare'ſchen Stücke im 16. Jahrhundert deutſch in Deutſchland geſchrieben worden, ſo würde es bei uns keine Shakſpearenarren geben." — Da ſprichſt du ein großes Wort gelaſſen aus und noch dazu ein wahres, welches auch beiſpielsweiſe an das Beifallsgeſchrei erinnert, womit bei uns die elſäſſiſchen Dorfgeſchichten der Meſſieurs Erckmann-Chatrian bedacht worden ſind. Es exiſtiren Dutzende von deutſchen Dorfnovellen, welche mindeſtens ebenſo gut erzählt ſind wie jene, von denen aber zu ſprechen oder gar bewundernd zu ſchreien keinem Menſchen einfiel: ſie waren ja nur von Deutſchen, nur deutſch geſchrieben. Schon zu Anfang der vierziger Jahre, noch vor dem Erſcheinen der auerbach'ſchen Dorfgeſchichten, veröffentlichte der Elſäſſer Alexander Weill einen Band ganz vortrefflicher Dorfnovellen aus ſeiner Heimat. Aber ſie fanden keine Beachtung, denn ſie hatten ja den Fehler, in deutſcher Sprache geſchrieben zu ſein. Der Herr Erckmann dagegen, dieſer freche Verleumder und Verläſterer ſeiner eigenen, der deutſchen Nationalität, brauchte nur franzöſiſch zu ſchreiben, um dieſſeits des Rheins bis an die Wolken erhoben zu werden. Es iſt eben immer das alte Lied von der deutſchen Michelei, welches nie ausgeſungen wird. — „Nie ausgeſchrieen, willſt du wohl ſagen“, verſetzte Frau Eironeia. „Haſt du denn nicht vorhin im Koncertſale ſattſam erfahren, daß die allermodernſte Muſik nicht mehr geſungen, ſondern nur noch geſchrieen ſein will? Vokal- und Inſtrumentalmuſik nur noch ein Geſchrei, Geraſe, Geraſaune! Lebte ich noch und wäre auf Broterwerb angewieſen, ſo würde ich vor den Eingängen der Koncertſäle Buden mit gegerbten Eſelsohren zum kaufen oder miethen anlegen. Ein Paar ſimpler menſchlicher Ohren hält dieſe Muſik in die Länge nicht aus.“ — Liebes Kind, ſagte ich, du fällſt aus deiner Charakterrolle, denn du ironiſirſt nicht, ſondern ſkandaliſirſt dich, und zwar nach Noten. — „Thut nichts“, ſagte ſie achſelzuckend. „Gibt es doch dermalen zwiſchen Himmel und Erde Dinge, von welchen nicht nur die Schulweisheit des Horatio, ſondern auch die Lebensweisheit des Horatius ſich nichts träumen ließ. Der Ironie ſelber könnte darob wohl die Ironie vergehen. Da ſieh' dir einmal das Ding an!“

Sie deutete auf ein koloſſales, im reinſten Fabrikſtil erbautes, aber noch nicht unter Dach gebrachtes Haus, welches im fahlen Mondlicht — wir reiſten bei Nacht — unweit von Frankfurt auf der bekannten dürren Theoriehaide ſich erhob, lächerlich und unheimlich, närriſch und drohend zugleich anzuſehen. Aus der Ferne erſchien es völlig wie ein Luftſchloß oder wie eine Luftkaſerne vielmehr. Näher gekommen, bemerkten wir, daß der geſpenſtige Bau doch nicht völlig in der Luft hing, ſondern eine Art von Pfahlbau vorſtellte. Das Ding war nämlich auf Makulaturpfählen, freilich auf bedrohlich dünnen Makulaturpfählen errichtet, welche verſchiedene Inſchriften trugen: z. B. Platons „*Πολιτεία*“, Morus' „Utopia“, Harringtons „Oceana“, Kampanella's „Civitas solis“, Babeufs „Tribun du peuple“, Saint-Simons „Oeuvres“, Fouriers „Théorie des quatre mouvements“ u. dgl. m. Wir erſahen daraus, daß wir die richtige Wolkenkukuksburg vor uns hatten, und wäre uns noch ein Zweifel geblieben, ſo muſſte derſelbe ſchwinden beim Anblick einer großen, über der Hauptpforte angebrachten Plakattafel, worauf in Lapidarſchrift zu leſen war:

Die Vereinigten Kommunen des Weltalls.

1) Es gibt zwar keinen Gott, aber Feiſt Löb iſt doch ſein Prophet.

2) Abſchaffung des Staates, aber Staatshilfe für alle.

3) Abſchaffung des Eigenthums und der Ehe, aber ein hübſch eingerichtetes Haus mit mindeſtens einer hübſchen Frau darin für jeden Bürger von Utopien.

4) Organiſation der allgemeinen Schlaraffei.

5) Unbedingte Fühl-, Denk-, Schwatz-, Schreib-, Druck-, Lug- und Läſterfreiheit; aber wer ſich unterſteht, anders zu fühlen, zu denken, zu reden oder zu ſchreiben, als wir dekretiren, und wer es wagt, von geſundem Menſchenverſtand, vom Rechte der Perſönlichkeit, von der Familie, vom Va-

terland, von der Wiſſenſchaft, von der Kunſt und von andern dergleichen überwundenen Standpunkten zu ſprechen, der iſt ein Bourgeois und muß eine Petroleuſe heiraten, um zur Erleuchtung zu gelangen.

6) Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft und Communauté oder — Keile!

Car tel est notre plaisir.

Der Wohlfahrtsausſchuß der Weltkommune: Gredin, Bummel, Rabblebag, Gaglioffo, Picaro, Krapulicki, Schubiabskoi.

3.

Elyſion, Januar 1874.

In einer meiner früheren Epiſteln habe ich vergeſſen, Ihnen, verehrte Freundin, mitzutheilen, daß wir unſere Anweſenheit in Paris benutzten, um dem hochwürdigen Abbé Lamazou eine Huldigungsviſite abzuſtatten. Dieſer Franzoſe und Prieſter comme il faut hatte unſere Aufmerkſamkeit und Dankbarkeit erregt durch den, wenn ich ſo ſagen darf, geweihwäſſerten Humor, womit er in ſeinem Buche „La place de Vendôme et la Roquette“ ſeine Erlebniſſe während der pariſer Kommunewirthſchaft erzählt. Allerdings iſt dieſer Humor nicht ſowohl ein bewußter als vielmehr das unwillkürliche Ergebniß der Ingredienzien, aus welchen Monſieur l'Abbé ſeine Erzählungen zuſammenſetzte. Daß er lügt, wie alle ſeine Landsleute von 1870—71 logen, iſt ſelbſtverſtändlich;

aber ſeine Lügen haben etwas drolliges, weil unter dem Chriſam, womit er ſie angeſtrichen hat, die Nationalfrivolität bisweilen ganz ungenirt hervorkichert. So z. B. S. 75 der 12. Ausgabe des Buches, wo erzählt wird, daß ein „frommer Mann“ aus dem Quartier Saint Sulpice auf dem linken Seineufer in das Quartier der Madeleine auf dem rechten ſich geflüchtet habe, nachdem das deutſche Bombardement drei Tage und drei Nächte gedauert hatte. Lamazou wünſchte dem Flüchtlinge Glück zu ſeiner klugen Entſchließung und erhielt die ſpaſſige Antwort (plaisante réponse): „En vérité, je ne pouvais pas raisonnablement passer toutes mes nuits à recommander mon âme à dieu!“ Sie werden mir zugeben, Verehrteſte, daß ein „frommer“ Mann germaniſcher Raſſe nie auf einen ſolchen Einfall gekommen wäre. Die franzöſiſche Frömmigkeit iſt eben auch nur ein Theil der großen „comédie francaise“ .... Unſer hochwürdiger Vikar von der Madeleine hat übrigens der humoriſtiſchen Hiſtorik ganz erkleckliche Dienſte geleiſtet. Insbeſondere durch ſeine ſalbungsvolle Löſung des Kommuneproblems. Natürlich war dieſe richtige

Offenbarung des galliſchen Tigeraffenthums, dieſe Kommunewirthſchaft, eigentlich eine preußiſche Machenſchaft. Die Lehrmeiſter der Kommuniſten waren Bismarck und Moltke, letzterer namentlich als Profeſſor der Petrolik [c. pag. 104: „Ils (les politiques et les chimistes de la commune) empruntent à M. de Bismarck et M. de Moltke deux procédés dont le seul nom inspire aujourd'hui l'horreur, le système des ôtages et l'usage de pétrole“]. Zur Vernichtung der Vendomeſäule wurde die Kommune getrieben „durch einen wilden Haß und durch das Gold Preußens“ (p. 82). Der Delegirte der Kommune, welcher die Umſturzprocedur der Säule commandirte, war eigentlich ein „délégué de la Prusse“ (p. 92). Die Beziehungen der Kommuniſten zu den Preußen waren von der freundſchaftlichſten Art („du caractère le plus amical“, p. 102) und jene behandelten dieſe ganz offen als „confrères“, um nicht zu ſagen als „compères“ (p. 38). Die Kunſt endlich, die Monumente und Häuſer von Paris in Aſche zu verwandeln, haben die Citoyens von der Kommune bei den preußiſchen Ingenieuren gelernt („à l'école des ingenieurs prussiens", p. 105). Dem Buche des Abbé voran ſteht ein Empfehlungsbrief des Biſchofs von Orleans, eines der giftigſten Feinde Deutſchlands, und es hat, wie ſchon erwähnt worden, zwölf Auflagen erlebt, iſt demnach wohl ſo ziemlich von allen Franzoſen geleſen worden, die überhaupt leſen können.

Und die Moral von alledem, fragen Sie? Nun, die Moral iſt, daß erſtens auch dieſer Gallier wie alle ſeine Landsleute überzeugt iſt oder wenigſtens überzeugt thut, die Unfälle ſeines Landes annis 1870—71 ſeien keineswegs von den Franzoſen ſelbſt verſchuldet, und daß zweitens der galliſche Prieſter neben ſeinen dankenswerthen Leiſtungen als Hannswurſt auch das Verdienſt hat, uns eine klare Anſchauung von der Thatſache zu geben, franzöſiſche Kleriker ließen ſich von dem römiſchen Schwindel doch nie ſo weit beſchwindeln, daß ſie ihr Franzoſenthum über ihrer Bonzenſchaft vergäßen oder dieſe gar über jenes ſtellten. Wie ganz anders ringen und ſtreben unſere deutſchen Kleriker der Verwirklichung des loyolaitiſch-römiſchen Prieſterideals nach! Was Vaterland? „Das Vaterland bin ich!" bulliſirt der Unfehlbare und „Amen" ſagt der deutſche Epiſkopat.

Der franzöſiſche gab uns eins ſeiner bekannten Beileids und Troſtſchreiben an den deutſchen mit. Inmitten der „neroniſchen“ oder „diokletaniſchen“ Verfolgung, deren Martyrium die deutſchen Biſchöfe ſammt ihrem Klerus und allen Gläubigen dermalen, wie weltbekannt, zu beſtehen haben, iſt es ihnen eine balſamiſche Labung, von ihren franzöſiſchen Kollegen, welche bei jeder gebotenen oder auch gemachten Gelegenheit Deutſchland, die Deutſchen und alles Deutſche in den Abgrund der Hölle verläſtern und verfluchen, um ihrer Rebellion gegen Staat und Geſetz willen glorificirt zu werden. Das Behagen, womit die hochwürdigſten Herren dieſen galliſchen Balſam augenſcheinlich hinunterſchlürfen, iſt ein weiterer Beweis, daß ſie dem vorhin erwähnten Ideal ſchon ſehr nahe gekommen ſind. Sie werden es erreichen, falls ſie ſich, wenn das große kirchlich-politiſche Drama der galliſchen „Revanche“ in Scene geht, ſo aufführen, wie Rom und Frankreich es mit Beſtimmtheit hoffen und erwarten. Da ſollen, wenn die „Rächer“ unter Vortragung vom „allerſüßeſten“ Herz Jeſu heranmarſchiren, die deutſchen Biſchöfe die ganze Heerde ihrer Gläubigen den Franzoſen entgegentreiben, aber nur behufs der Vereinigung mit denſelben. Denn dieſe beſagte Heerde ſoll ja den Vortrab des heiligen Kreuzzuges bilden, welcher — „Dieu le veut“ — dermalen emſig organiſirt wird zur Zerſtörung des Ketzerreiches deutſcher Nation. Werden die Hirten wirklich in der angegebenen Richtung treiben? Wird die Heerde folgen?

„Ah bah“, meinte meine Begleiterin, als ich unterwegs dieſe Frage aufwarf, „die Sache iſt lange nicht ſo gefährlich, wie ſie ausſieht. Daß es einzelne oder meinetwegen etliche hunderte von Fanatikern und Betſchweſtern gibt, welche lieber heute als morgen die lieben Herz Jeſu Franzoſen in den Rheinlanden hätten, iſt richtig, wie ja in Deutſchland auch Afterdemokraten vorkommen, welche des Dafürhaltens ſind, die wahre Freiheit müſſe ſchlechterdings rothe Krapphoſen an haben. Allein gefährlich könnte das vereinte Geziefer nur werden, falls die Reichsregierung in die unqualificirliche Schwäche zurückfiele, deren ſich die preußiſche Regierung zwanzig und mehr Jahre dem Pfaffenthum gegenüber ſchuldig gemacht hatte, bevor ihr endlich am 18. Juni von 1870 der Staar geſtochen wurde. Alles zuſammengehalten, ſollten denkende Patrioten eigentlich den ultramontanen Treibern ein warmes Dankvotum widmen. Denn dieſe Herren thun alles mögliche, um die Deutſchen vor einem Rückfall in die alte Bärenhäuterei zu bewahren. So ein Rückfall war nach 1870—71 ſehr möglich, ſogar ſehr wahrſcheinlich. Dem nationalliberalen Vertrauensduſel muſſte naturgemäß ein tiefer und langer Schlaf folgen. Allein die Herren vom Schlüſſelbanner brachten dem deutſchen Kaiſer, welcher nicht nach Kanoſſa gehen und nicht den päpſtlichen Sbirrenkapitano machen wollte, eine ſo geräuſchvolle Katzenmuſik, daß der Liberalismus das Einnicken zu vertagen ſich veranlaſſt fand. Die Katzenmuſikanten ſchlugen in ihrer heiligen Inbrunſt ſo wüthend auf ihre alten Töpfe und Pfannen los, daß die preußiſche Regierung ſchon aus Gründen des öffentlichen Anſtandes dem Rummel und Skandal zu Leibe gehen muſſte, und ſie kann ſich jetzt ſchlechterdings nicht mehr den Anſchein geben, zu glauben, die Katzenmuſik ſei eigentlich eine d'Accord-Serenade. Damit iſt jedenfalls ſo viel gewonnen, daß der Fiſtulir Pio im Vatikan ſich aufs verfluchen wird beſchränken müſſen, weil ihm zum verbrennen der «weltliche Arm» gebricht.“

Halt, Schatz, dein Fiſtulir-Pio erinnert mich an einen guten Schwank, welchen ich neulich drunten bei uns im Weinhauſe zum „Honny soit qui mal y pense“ den alten Rabelais erzählen hörte. Ariſtophel, Cervantes, Swift, Molière, Fiſchart, Heine und andere gute Geſellen lachten herzlich darüber.

„So? Hm, man kennt eure langwierigen Kneipereien.“ — Die aber ſehr kurzweilig ſind, Liebſte, obzwar leider auch der Nektar die Einwirkungen der erſchrecklichen Chemievorſchritte bedenklich zu verſpüren beginnt. — „Nun heraus mit deiner Geſchichte, falls nämlich Damenohren ſie hören können. Ich traue dem Vater Gargantua's und Pantagruels nur halb.“ — Sei nur ruhig, ich will die Geſchichte aus dem Rabelais'ſchen ins Engliſch Miſſliche überſetzen. Alſo: Der gute Pio bekam etliche Tage nach ſeiner Dalai Lamaſirung Gewiſſensſkrupel. Man könnte meinen, der neugebackene Gott habe vor ſeiner eigenen Gottheit Angſt gekriegt. Was thut er nun zu ſeiner Beruhigung? Er nimmt ſeine Himmelsſchlüſſel, ſchließt die dreimal heilige Pforte auf und bedenkt im vorbeigehen den Thürſteher Petrus, welcher ja nur ein armer Teufel von Fiſcher geweſen, mit einem gnädigen Kopfnicken. Ohne Ceremonie bei der Erſten Perſon eingetreten, bringt er ſein Anliegen vor. Der altteſtamentliche Herr, zu deſſen Schwächen bekanntlich die Leutſeligkeit niemals gehört hat, war eben im Begriffe, Sieſta zu halten, und demnach durch die Störung nicht ſehr erbaut. „Reverendissime domine collega", begann der vergötzte Pio. — „Kollege? Kollege? Wie? Wo ſo? Was will Er?" — „Das und das." — „Geht mich nichts an, Er Dummrian! Hätte Er, ſtatt Seine Zeit damit zu vertrödeln, daß Er Flüche aus allen Poren ſchwitzte, ſich auf das Studium der Kirchengeſchichte verlegt, ſo müſſte Er wiſſen, daß ich ſeit der Einführung des chriſtlichen Kalenders mit eurem ganzen Erdenkrähwinkelkram nichts mehr zu thun habe, ſintemalen ich dieſes Geſchäft mit allen Aktiven und Paſſiven der Zweiten Perſon übergab. Weg mit Ihm!" Durch dieſen unkollegialiſchen Empfang etwas geſtoßen, begab ſich der Unfehlbare in die Gemächer der Zweiten Perſon hinüber, welche ihn mit großer Artigkeit empfing. Als er nun aber die Frage, wie denn eigentlich ſeine auf Erden am 18. Juli von 1870 proklamirte Vergottung im Himmel genommen und angeſehen werde, vorgebracht hatte, gab die Zweite Perſon nachdenklich zur Antwort: „Das iſt ein ſehr heikler, ſchwieriger Kaſus, welcher, wie mir ſcheint, nicht ſo faſt in meinen als vielmehr in den Reſſort der Dritten Perſon gehört. Gehen Sie doch dieſe fragen.“ Gut, der alſo höflich Abgewieſene ging um eine Thüre weiter und ließ ſich bei der Dritten Perſon melden. Muſſte da jedoch mehrere Stunden vorzimmern, weil der hohe Herr gerade den Altkatholicismus unter dem Mikroſkop hatte, um in demſelben einen Reformkeim zu entdecken. Aergerlich, daß er das Geſuchte nicht gefunden, kam er dann ins Vorzimmer heraus, und als er ſeines Pſeudokollegen anſichtig wurde, ſtieg ihm die Zornröthe ins Geſicht und er runzelte denſelben ohne alle Umſtände alſo an: „Du kommſt mir gerade recht! Für dich hab' ich ſchon lange einen Schuß im Rohr. Wie kannſt du dich unterſtehen, mir vor die Augen zu treten?“

Hier unterbrach mich meine beſſere Hälfte, indem ſie meinen Arm faſſte und haſtig ſagte: „Bſt, bſt! Merkſt du nicht das Muckeraroma in der Luft? Siehſt du nicht hinter dem Buſche dort den Preſſeſbirren horchen und lauern? Weißt du nicht, wie es im neuen deutſchen Reiche mit der angeblichen Preſſefreiheit eigentlich beſtellt iſt? Weißt du nicht, daß heutzutage für «Gotteslästerung» gilt, was auf der mittelalterlichen Myſterienbühne ohne weiteres vor allem Volke tragirt wurde und was die Humaniſten des 15. und 16. Jahrhunderts, z. B. ein Heinrich Bebel in ſeinen «Facetien», ihren Zeitgenoſſen lachend erzählten? Still! ſag' ich. Oder willſt du etwa mit dem frommen Stadtoſſiz von Be—nares Bekanntſchaft machen?"

Das wollt' ich begreiflicher Weiſe nicht. Darum muſſte ich die Spitze meiner rabelais'ſchen Geſchichte abbrechen und einſtecken und konnte und kann nur noch ſagen, daß Seine Heiligkeit ſehr verblüfft und niedergeſchlagen in das Dieſſeits und in ihre vatikaniſche „Gefangenſchaft" zurückkam. Dem Jeſuitengeneral Beckx jedoch gelang es, die Seelenſaiten des Unfehlbaren bald wieder auf den richtigen Syllabus und Fluchion zu ſtimmen, namentlich mittels des Arguments: „Es verſchlägt gar nichts, ob die Dritte Perſon da droben Eure Heiligkeit inſpirirt oder nicht. Die ganze heilige und profane Geſchichte bezeugt ja, daß die Welt recht wohl ohne Geiſt regiert werden kann.“

„Hör' mal“ — ſagte Frau Eironeia, nachdem ich meine Relation beendigt hatte — „mich dünkt, dein Rabelais meidingert . . . .“

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir die Biſchofsſtadt erreicht und eilten, unſere verſchiedenen Aufträge auszurichten. Seine biſchöfliche Gnaden empfing uns mit ausgeſuchter Höflichkeit, wie denn bekanntlich die römiſchen Hierarchen überhaupt weit mehr Weltton beſitzen als die lutheriſchen, welche häufig meinen, es machte ſie ehrwürdiger, wenn ſie die Rüpelhaftigkeit ihres Propheten kopirten. Wir verbrachten als Gäſte in der biſchöflichen Pfalz, die zwar nicht gerade mit apoſtoliſcher Armuth, aber in ganz gutem Geſchmack eingerichtet war, recht angenehme Stunden. Bei Tiſche waren die Gerichte fein und die Weine ausgeſucht. Das Geſpräch bewegte ſich zwanglos und buntwechſelnd, immer jedoch in den Formen der beſten Geſellſchaft. Es waren außer Eironeia noch verſchiedene Damen da. Mein Nachbar, ein jovialer Domherr, machte mich auf eine aufmerkſam, welche früher ziemlich hübſch geweſen ſein muſſte, und flüſterte mir zu: „Sie ſuchte vor Zeiten mit der Laterne der Diogena in der ganzen Männerwelt den Rechten und wähnte auch verſchiedene male, ſelbigen gefunden zu haben. Jetzt iſt ſie eine richtige Heilige, die ſchon mehr als 100,000 Gulden an Peterspfennigen zuſammengebracht hat.“ Nach Tiſche fuhr die ganze Geſellſchaft zur Villa des Prälaten hinaus, wo wir uns bis zum Abend in dem ſchönen Park ergingen. Dann hatten wir ein kleines Koncert, hierauf trug der berühmte Konrad von Bolanden die neueſte ſeiner Erzählungen vor, worin die Tagesfragen nicht unappetitlich zu richtigen „Diavolini romani“ verarbeitet werden, und endlich beſchloß ein heiteres Souper in dem hohen und kühlen Gartenſaale den Tag.

Als wir uns von unſerem gaſtfreien Wirthe verabſchiedeten, hatte er die Gnade, meine Eheherrin zu fragen: „Nun, gnädige Frau, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?“ Worauf Frau Eironeia: „Oh, ganz gut, Hochwürdigſter. Nur trage ich einen Zweifel mit mir weg." — „Einen Zweifel? Das iſt unſtatthaft, iſt ſogar Sünde. Aber kommen Sie, beichten Sie mir Ihren Zweifel." — „Recht gern, Hochwürdigſter. Ich bin zweifelhaft, ob wir heute mitſammen einen Tag neroniſcher oder aber einen Tag diokletianiſcher Chriſtenverfolgung durchgelitten haben."

I.

Elyſion, Februar 1871

Sie werden, verehrte Freundin, aus den Ihnen vorgetragenen Denkwürdigkeiten meines erſten Straf und Bußganges in der Oberwelt unſchwer die Schlußfolgerung gezogen haben, daß der Anblick des menſchlichen Narrenſpiels für die Augen eines Elyſionärs nicht gerade wohlthuend geweſen ſein könnte. Nun ja, es iſt kein Spaß, alles das dumme Zeug, deſſen man ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſatt und überſatt geworden, geiſtweiſe abermalen mit anſehen und ſo zu ſagen mitleben zu müſſen. Maßen ich jedoch auch im Elyſion die von unſern ſchwarzen Koſmopoliten und rothen Kraftſteſſeln neueſten Stils ſo tief verachtete „Schwäche des Patriotismus“ nicht ganz loswerden konnte, war es mir nicht unerwünſcht, zeitweiſe mit eigenen Augen betrachten zu können, wie ſich die Dinge im neuen deutſchen Reiche fernerweit machten oder auch nicht machten. Derohalb rüſtete ich mich denn mit leidlich guter Miene zu meiner zweiten Büßungs- und Läuterungsfahrt.

Am Vorabend unſerer Aufwärtsreiſe — denn Frau Eironeia wollte wiederum mitgehen — ſpazirten wir noch auf der zwiſchen Elyſion und Tartaros gelegenen neutralen Aſphodelosmatte, deren ich in einem meiner früheren Briefe bereits erwähnt habe, und da wurden wir von drei Herren Tartaroſiern angetreten und begrüßt. Der eine war kein geringerer als der zum jüdiſch chriſtlichen Satan metamorphiſirte perſiſche Ahriman, der natürlich nicht in milton'ſcher Rieſengeſtalt oder gar als dante'ſch ungeheuerlicher Popanz auftrat, ſondern ſo zu ſagen als eine Interimsfigur von byron'ſchem Schnitt und darum auch in Sprache und Manieren den vollendeten Gentleman ſehen ließ. Einen weit unangenehmeren Eindruck machten ſeine beiden Begleiter. Den Thomas de Torquemada und Sieur Jean Chauvin, gewöhnlich Kalvin genannt. Beiden Fanatikern ſah man [illegible] ſtille Wuth an, daß es ihnen hier unten nicht mehr geſtatt war, ihre lieben Mitmenſchen vor eitel chriſtlicher Liebe zu freſſen, das heißt, auf den Scheiterhaufen zu befördern. Ich habe Ihnen, Verehrteſte, ſchon früher geſagt, daß wir Elyſionäre mit unſern Nachbarn, den Tartareſiern, auf dem Fuße der Toleranz und guten Lebensart verkehren, und darnach werden Sie das folgende Geſpräch ganz in der Ordnung finden.

Satan: Schönen guten Abend der verehrten Dame und dem geehrten Herrn.

Ich: Schönen Dank, Domine Lucifer. Darf ich mich nach Ihrem teufliſchen Befinden erkundigen?

Sat.: Sehr verbunden, Herr Scholarch. Es geht an. Doch ſpür' ich, wie man zu ſagen pflegt, den Frühling in meinen nicht gerade mehr jungen Knochen. Sie wiſſen ja, bei Gelegenheit jenes unliebſamen Sturzes aus Himmelshöhen habe ich mir die rechte Hüfte jämmerlich gequetſcht und hat ſich da ein hartnäckiger Rheumatismus feſtgeſetzt.

Frau Eironeia: Warum verſuchen Sie es nicht mit einem Bad in der Wunderquelle von Lourdes?

Sat.: Ach, gnädige Frau, jeder Tropfen des wunderwirkenden Waſſers iſt durch die Firma Veuillot u. Komp. auf Jahre hinaus für den Gebrauch der grande nation monopoliſirt.

Torquemada: (leiſe zum Kalvin): Was müſſte das für ein ſüßer Ruch in unſern vier Naſenlöchern ſein, wenn dieſe ſiebenmal ſiebenmal zu vermaledeiende Ketzerin auf dem Holzſtoße ſchmorte!

Sat.: Ich vernehme, Herr Magiſter, daß Sie im Begriffe ſeien, wiederum einen Bußebummel dort oben zu unternehmen, und das — entſchuldigen Sie meine Zudringlichkeit — veranlaſſt mich, eine gehorſame Bitte an Sie zu richten.

Ich: Ganz zu ihren Dienſten, ſoweit dieſe nämlich einem Elyſionär anſtehen.

Sat.: Natürlich. Die Sache iſt dieſe. Die beiden hochwürdigſten Brandmeiſter da ſind auf das in Berlin erſcheinende Journal „Romaniora" abonnirt. Daſſelbe hat die Güte, ſich ziemlich oft und viel mit meiner Wenigkeit zu beſchäftigen. Seine Mitarbeiter ſcheinen mich auch ziemlich gut zu kennen und zollen mir die gebührende Achtung und Rückſicht, das muß ich ſagen.

Frau Eir.: Warum auch nicht? Die Schwarzen nd von jeher mit dem Schwarzen ein Herz und ein Horn geweſen.

Kalvin (leiſe zum Torquemada): Notirt die Blaſphemiſtin, Domine Kollega. Wer unſer ſpottet, der läſtert bekanntlich Gott. Hinein mit ihr in der Santa Kaſa heilige Regiſter! Es könnte ſich doch eines Tages fügen, daß wir die chriſtliche Freude hätten, ſie mitſammt ihrem Zacharias, der ohnehin nur in einer ſchnöden Civilehe mit ihr lebt, brennen zu ſehen. Hab' ich doch vor Zeiten dem Miguel Serveto gehörig heiß gemacht, weil er ſich unterſtanden, das nicht genug zu verfluchende Einmaleins über das Myſterium der Dreieinigkeit zu ſtellen.

Sat.: Sie können ſich leicht denken, Herr Magiſter, daß es mich bei der zwiſchen mir und den Inſpiratoren der „Romaniora" herrſchenden Intimität baß verwundern muſſte, in der Nr. ſo und ſo des ſonſt trefflichen Blattes zu leſen, ich, der Teufel, ſei „in Berlin los", während ich doch hier unten gerade angebunden war, nämlich durch beſagten Rheumatismus an mein Bett, und mir durch die weltberühmte ehrwürdige Dame, meine liebe Großmutter, gewärmte

Kleienſäckchen auflegen ließ. Das mir nachgeſagte „Losſein" ſah demnach akkurat wie Hohn und Spott aus und ärgerte mich nicht wenig. Anfangs dachte ich, es wäre möglich, daß etwa „einer der Kleinen von den Meinen" — wiſſen Sie? — in der Hauptſtadt des deutſchen Reiches ſich mauſig gemacht hätte! Allein der eingeholte Tagesrapport erwies, das keiner „von unſere Leut'" an jenem Tage in Berlin Dienſt gehabt hatte. Es bleibt alſo nur die Annahme, der bezügliche Redakteur oder Reporter der „Romaniora" habe, als er in Berlin den losſeienden Teufel zu ſehen glaubte, in den Spiegel hineingeguckt, und da konnte es dann allerdings nicht fehlen, daß ein dummer Teufel herausguckte. Sie begreifen aber, Herr Magiſter, daß ich mit dieſer Sorte nicht verwechſelt ſein möchte. Darum erſuche ich Sie, gelegentlich das Redaktionslokal der „Romaniora" aufzuſuchen und den Inſaſſen zu melden, daß ich mir für die Zukunft derartige Verwechſelungen ſtrengſtens verbitte. Die Herren ſollten, ließe ich ihnen ſagen, ein andermal, wann ſie den Teufel zu erblicken glaubten, die Augen aufthun und nach meinem Wappen und Zeichen ſehen, welches ja jedem auch nur halbwegs gebildeten Menſchen aus der pantomimiſchen Beſchreibung deſſelben in der Hexenküche im Fauſt bekannt ſein muß.

Ich: Gut, altes Haus, Ihr Auftrag ſoll ausgerichtet werden.

Sat.: Danke verbindlichſt zum voraus. Uebrigens wird ſich Ihr Gang nach beſagtem Redaktionslokal wohl verlohnen, denn Sie werden dort allerhand Merkwürdigkeiten zu ſehen kriegen.

Frau Eir. (zum Don Thomas und Sieur Jean): Und was haben uns denn die zwei feurigen Verkündiger der chriſtlichen Liebe für da droben aufzutragen?

Der Großinquiſitor von Spanien und der Kleininquiſitor von Genf bewegten die Kinnbacken, als wollten ſie die Fragerin herzlich gern aus lauter chriſtlicher Liebe alſogleich auffreſſen. Dann ſagte der hochwürdigſte

Torquemada (zu mir gewendet): Da Sie ohne Zweifel die eine oder andere der Sitzungen des Reichstages beſuchen werden, Herr, ſo ſagen Sie den Brüdern vom Centrum, ich ſei des entſchiedenen Dafürhaltens, daß jetzo mit der Beſtellung eines Großinquiſitors für Allemannia ungeſäumt vorgegangen werden müſſte.

Kalvin: Auch ganz meine Meinung. Die beiden Kirchen müſſen alle Differenz unter ſich vertagen, um feſt gegen den Antichriſt von Liberalismus zuſammenzuſtehen. (Beiſeite: Später werden wir ja wohl in den Stand geſetzt ſein, mit den römiſchen Ketzern abzurechnen.)

Torquemada: Gewiß. (Für ſich: Später werden wir ja wohl den Rank finden, unſern nicht genug zu verfluchenden ketzeriſchen Alliirten ad hoc unſer berühmtes „Ite in pace!“ zuzurufen.) Die Verhältniſſe liegen in Deutſchland ſo, daß es ſich, um unſern proteſtantiſchen Brüdern gerecht zu werden, empfiehlt, das sanctum officium nach Art der venetianiſchen Staatsinquiſition zu geſtalten, das heißt nicht mit *einer*, ſondern mit drei Spitzen zu verſehen, zwei katholiſchen und einer lutheriſchen. Das hochwürdige Centrum bietet, mein' ich, Holz genug, um zwei Großinquiſitoren daraus zu ſchnitzen.

Ich: Freilich, freilich; im Nothfalle könnte ſogar

Winkelhaken aus der Officin von F. A. Brockhaus in dem ſchmierigen Waſſer herumfiſchte. Die Erträgniſſe der Fiſcherei wanderten und wandern zunächſt unter die Preſſen der genannten Officin (und unter die anderer, denn *eine* Officin iſt nicht im Stande, all das Zeug zu bewältigen) und kamen und kommen ſodann auf den Markt mit der Etikette: „Kondenſirter Froſchlaich aus dem unerſchöpflichen Nachlaß der Natur des ungeſchweigbaren *Schmergelius Grabquaker*, auf dem Wege zum Geheimerathsquartier ſtecken gebliebener Ex-Diplomat.“

Kamen gerade rechtzeitig in der Reichshauptſtadt an, um am 18. Februar in freilich ſehr gedrückter, ja gepreſſter Stellung im Zuhörerraume des Reichstagsſals dem erwarteten großen, aber ziemlich klein ausgefallenen Proteſtſpektakelſtück anzuwohnen.

Das Poſſirliche daran war von vornherein, daß der franzöſiſche Proteſt von einem ganz geläufig ſüddeutſch ſprechenden Herrn mit dem ur-, urer-, ureſtdeutſchen Namen Teutſch herdeklamirt wurde. Se.

allerhöchſtſelige königliche Majeſtät, welcher ich übrigens im Elyſion nie begegnet bin, Ludwig der Erſte von Bajuwarien, hat bekanntlich nie anders als „teutſch" zu ſchreiben geruht. Bei der bloßen Nennung des Namens Teutſch muß einem altdeutſchwäldleriſch, indogermaniſch, urariſch, teutiſch, theodiſtoniſch, kurz um ganz jakobgrimmig zu Muthe werden und wir haben ein Gefühl, als würden uns alle die ſchon vollendeten und in fernen Ewigkeiten noch zu vollendenden Wälzer des „Deutſchen Wörterbuches" an den Kopf geworfen. Teutſch! Steckt da nicht ebenſowohl das deutſche Gemüth als die deutſche Fauſt, ebenſowohl Sauerkraut und Lagerbier als Nibelungenlied und der ſtraßburger Münſter, ebenſowohl Landsknechtſchaffenheit als Wertherei, ebenſowohl die echternacher Springproceſſion als der leſſing'ſche Nathan, ebenſowohl das Stockſkepter des alten Fritz als Schillers Tell darin? Beim ſonnenäugigen Wuotan und beim blitzrothbärtigen Donar, der Proteſtdeklamator hätte anſtandshalber es machen ſollen, wie es viele unſerer chriſtlichen und jüdiſchen Landsleute in Ungarn und

Ruſſland machen, allwoſelbſt bekanntlich aus einem deutſchen Ochſen ſchon manch ein Ochſpanyi und aus einem deutſchen Eſel ſchon mancher Eſelynſki geworden iſt. Jedennoch muß man, um gerecht zu ſein, dem Monſieur oder Citoyen Teutſch oder Tötſch zugeſtehen, daß er ſich, wenn auch nicht nominell, ſo doch ſubſtanziell entdeutſcht und richtig verfranzöſelt habe. Denn nur hieraus erklärt ſich die unbefangene Schamloſigkeit oder die ſchamloſe Unbefangenheit, womit der Monſieur dem Deutſchen Reiche, welches ſein ihm vordem geſtohlenes Eigenthum im gerechteſten aller Kriege um hohen Blutpreis zurückerworben hat, zumuthen konnte, in Elſaß-Lothringen, um „den Schein zu retten“, eine elende Plebiscitpoſſe á la Lügen-Louis, Pietri u. Komp. aufzuführen. Daß man unwillkürlich dazu kam, den Zumuther keiner Antwort zu würdigen, ſondern blos mit „Heiterkeit“ und Lachen abzufertigen, begreift ſich, weil eben Grimaſſen, wie ſie Monſieur Teutſch, um ſich als in der Wolle gefärbter Gallier aufzuſpielen, zum beſten gab, im deutſchen Reichstage ſchlechthin lächerlich ſind. So was gehört in die

Komödiantenbude zu Verſailles, allwo ſie von Tag zu Tag einander „La journée des dupes“ vorſpielen oder wenigſtens vorſpielen möchten. Wenn aber die Franzoſen in ihren Journalen jubelnd ſich brüſteten, Monſieur Teutſch habe ſich am 18. Februar als echter Sohn der trotz alledem noch immer an der Spitze der Civiliſation tanzenden „grande nation“ erwieſen, ſo können die Deutſchen auch zu dieſem Armuthszeugniß, welches ſich die beſagte große Tanznation damit wiederum ausgeſtellt hat, zufrieden lächeln. Alſo dieſes gehirnweiche, mit Lügen, falſchen Citaten und Rohheiten geſpickte Geplapper ſollte echtes Franzoſenthum vorſtellen? Oh, Eſprit Montaigne's, Voltaire's und Courier's, wie biſt du auf den Tötſch gekommen!

Gewiß, dieſer „Proteſt“ verdiente keine andere Antwort als „Heiterkeit“. Eine andere Frage iſt aber, ob ſich an die etwas myſterienhaft-violette Erklärung des ſtraßburger Biſchofs nicht eine zeit- und zweckmäßige Debatte hätte knüpfen laſſen. Sicherlich wäre es nicht übel geweſen, den Abgeordneten von Elſaß-Lothringen ein für allemal den Standpunkt klarzumachen und ſie vor allem zu fragen, warum ſie denn, wenn ſie Franzoſen bleiben wollten, nicht für Frankreich optirt hätten. Vielleicht wäre es ſodann auch durch die ganze Sachlage gerechtfertigt geweſen, die Herren Elſäſſer überhaupt einmal daran zu erinnern, daß es unter allen Umſtänden niederträchtig iſt, ſeine Mutter zu verleugnen. Schon der Hinweis auf die ihrer doch wahrlich nicht ſehr zärtlichen und fürſorglichen Mutter Polonia mit unzerſtörbarer Pietät anhangenden Sarmaten hätte den Elſäſſern die Schamröthe auf die Stirnen treiben müſſen. Aber freilich, Geſellen wie die Meſſieurs Erckmann und Zingerle (der ſich zum Seinguerlet verwelſcht hat) lieferten ja ſchon lange den Beweis, daß die Aneignung des franzöſiſchen Stils die Austreibung deutſchen Schamgefühls zur unumgänglichen Vorausſetzung habe. Das iſt überhaupt die dunkle Kehrſeite des deutſchen Univerſalismus und Koſmopolitismus, daß der Deutſche ſogar halb- oder ganzbarbariſchen fremden Nationalitäten bei jeder Gelegenheit knechtiſch ſich anzupaſſen eilt. Schmach über dieſe Molluſkenhaftigkeit, über dieſe Anſchmiegungsfeigheit! Sie hat ſchon frühzeitig, immer bedauerlicher aber vom 16. Jahrhundert an all unſer nationales Unglück mitverſchuldet . . . .

Note des Herausgebers.

Es befindet ſich noch eine hübſche Anzahl von zinnober'ſchen Epiſteln in meinem Beſitze. Ich werde dieſelben veröffentlichen, ſobald im deutſchen Reiche die Freiheit der Preſſe nicht mehr ein bloßer Verfaſſungsparagraph, ſondern eine Thatſache ſein wird.

Lukrezia Borgia.

Das Aergſte weiß die Welt von mir, doch ich
Kann ſagen: Ich bin beſſer als mein Ruf.
Schiller, Maria Stuart, III, 4.

I.

Der Name Gregorovius iſt kein gäng und gäber, kein „gefragter" an der literariſchen Börſe.*) Die kritiſchen Makler, welche die Marktſchreiertrompete der Jobberei blaſen und das Tamtam der Kameradſchaft ſchlagen, um das Geſchäft in bedrucktem Papier, weiland Literatur genannt, „mouſſiren" zu machen, haben weder Zeit noch Luſt, mit einem Autor ſich zu befaſſen, welcher wirklich ein ſolcher und demnach keiner „von unſere Leut'", das heißt, kein Macher in beſagtem Papiergeſchäft iſt und von welchem folglich auch keine Maklergebühren zu erwarten ſind. In

---

*) Geſchrieben auf Veranlaſſung des Buches „Lukrezia Borgia". Nach Urkunden und Korreſpondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta. 1874.

Wahrheit: er iſt nicht börſenfähig, das heißt, er wird von ſolchen Männern und Frauen geleſen und geſchätzt, welche ſich die Freiheit nehmen, nicht gerade nur das für gut und ſchön zu halten, was an der literariſchen Schwindel und Reklamebörſe zu den höchſten Kurſen ausgeſchrieen wird. Gregorovius war und iſt kein Mann der Mode. Ich vermuthe ſogar, er gehöre mit zu uns altfränkiſchen Menſchen, die wir des beſcheidenen Dafürhaltens ſind, nicht jeder beliebige galoppirende Humbug, mag er auch noch ſo dicken Staub aufwirbeln oder noch ſo vielen Koth verſpritzen, ſei ein wiſſenſchaftlicher, politiſcher oder ſocialer Vorſchritt. Natürlich wiſſen wir ſehr wohl, daß dadurch der Galopp der Chimären (der alte Abraham a Sankta Clara würde ſagen: Schindmähren) keineswegs aufgehalten wird; aber immerhin werden anſtändige Leute noch ſo frei ſein dürfen, nicht mitaufſitzen und mitreiten zu wollen. Es gibt ja der Reiter und Reiterinnen ohnehin genug.

Gregorovius iſt eine der nicht gerade ſehr zahlreichen Charakterfiguren unſerer Literatur-Gegenwart. Schon um ſeiner Selbſtſtändigkeit willen, wie ſie eben auf ſich geſtellte Geiſter kennzeichnet, welche ihre eigenen Wege wandeln, während der ſchreibende Troß auf den durch die Tagesmoden angelegten Straßen ſelbſtvergnüglich einhertrabt, einander beglückwünſchend, daß ſie lauter ſo „zeitgemäße“ Skribenten. Freilich nur abſeits von dieſen Straßen, in ſtill abgelegenen Gründen, wo man noch „Menſch iſt und es ſein darf“, nicht bloß eine Ziffer in dem grauenhaft komplicirten Rechenexempel unſerer Tage, da gedeihen Werke, wie ſie uns Gregorovius gegeben hat: Bücher, wie das über „Korſika“ und die „Wanderjahre in Italien“, ſo voll von Geiſt, Wiſſen, Schönheit, oder eine Dichtung wie der „Euphorion“, welche zweifellos zu dem Gehaltvollſten und Anmuthigſten gehört, was während der letzten ſechzig Jahre gedichtet worden.

Die Verbindung des Hiſtorikers mit dem Poeten in unſerem Autor hat auch ſeinem großen Geſchichtswerke „Die Stadt Rom im Mittelalter“ das höchſt erfreuliche Gepräge eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes verliehen. Loebell, ein ſicherlich urtheilsfähiger Fachmann, hat es ja den großen Hiſtorikern des Alterthums nachgerühmt, daß ſie „ihre Werke von poetiſchen Säften ſchwellen ließen, ohne daß dieſe Werke aufhörten, Geſchichte zu ſein", und dieſes Lob gebührt auch der „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter". Auf urkundlicher Baſis erhebt ſie ſich als ein harmoniſch gegliederter Kathedralbau mit all der bizarr-maleriſchen Ornamentik des gothiſchen Stils, aber als ein in die Tageshelle moderner Anſchauung und Kritik geſtellter Kathedralbau. Gregorovius läſſt dem mittelalterlichen Papſtthum, welches von einem ſo großen Gedanken, wie der Menſchengeiſt nur ſehr wenige gefunden hat, getragen wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren. Wiſſenſchaftlich und künſtleriſch ſo ganz unbefangen wie hier iſt nie und nirgends die Geſchichte der Päpſte im Mittelalter geſchrieben. Aber niemals verleugnet der Verfaſſer den Deutſchen, niemals läſſt er ſein ſcharfes Gefühl für Wahrheit oder Lüge, für Recht oder Unrecht zurücktreten und verſtummen vor den elenden Rückſichten der „diplomatiſchen" Hiſtorik, welche darauf ausgeht, die ganze Weltgeſchichte zu einer Widerſpiegelung der eigenen Selbſtſucht und Knechtſchaffenheit zu verhofrathen. Weil ſodann Gregorovius vermöge ſeines Dichterauges die hiſtoriſchen

Geſtalten leibhaftig zu ſehen vermochte, darum wußte er dieſelben ſo anſchaulich vor unſere Augen hinzuſtellen, und weil er ſich nicht davor ſcheute, die Geſchicke ſeiner Geſtalten mitzuleiden, weil er ſich nicht ſchämte, mitzulieben und mitzuhaſſen, darum athmen die Blätter ſeines Buches eine ſo wohlthuende Seelenwärme.

Im ſiebenten Bande deſſelben hat er die Geſchichte jenes Rodrigo Borgia, jenes ſechſten Alexander dargeſtellt, in deſſen Perſon, Denken und Thun die Idee des Papſtthums wohl die verworfenſte Form ihrer Verwirklichung fand und die ſogenannte Statthalterſchaft Chriſti zur ruchloſeſten Karikatur geworden iſt. Nur etwa zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, zur Zeit der „Pornokratie", in den Tagen der „Päpſtemacherinnen" Theodora und Marozia, war der Vatikan eine ebenſolche Peſthöhle des Laſters, Frevels und Skandals geweſen, wie er während des Pontifikats Alexanders VI. es war, zu welchem Satze ich ſofort anmerke, daß dieſe Peſthöhle eine ſolche bleibt und genannt werden muß, auch wenn man die Gräuel, deren ihre Zeitgenoſſen Pontan und Sannazar, dann

Guicciardini und andere den ſechſten Alexander und deſſen Kinder bezichtigt haben, als hiſtoriſch unerwieſen ganz beiſeite läßt.

Nun iſt Gregorovius noch einmal zu jener Zeit zurückgekehrt, die allerdings, namentlich ſoweit ſie den päpſtlichen Hof angeht, etwas dämoniſch Anziehendes hat. Leicht begreiflich, daß die Geſtalten der Borgia ihn feſthielten oder wiederum zurückriefen, insbeſondere die Geſtalt der ſchönen, goldfarbelockigen, arg verrufenen Papſttochter Lukrezia, welche dem Pontan und Sannazar zufolge die Buhlin ihres Vaters und ihrer Brüder war, aber dem Pontan und Sannazar, dem Macchiavelli und Guicciardini, item auch dem Hugo, dem Donizetti und Lenau zum Trotz doch vielleicht beſſer geweſen ſein könnte als ihr Ruf. Unterſuchen wir einmal die häklige Sache mit deutſcher Gründlichkeit und hiſtoriſcher Gewiſſenhaftigkeit, denkt unſer Autor und geht rüſtig an die Arbeit, die fürwahr keine kleine war, dermalen aber eine wohlgethane iſt. Denn infolge dieſer Arbeit haben wir jetzt die Lukrezia Borgia nicht mehr als hugo'ſches Ungeheuer und auch nicht als lenau'ſche Kurtiſane, ſondern als hiſtoriſche Figur.

Eine ſogenannte „Rettung“ alſo? Ja und nein. Ja, denn mit Beiſeiteſtellung der nicht urkundlich zu erweiſenden Bezichtigungen hat uns der Verfaſſer gezeigt, daß und warum die Tochter des Papſtes ſo werden konnte, mußte, wie ſie war, nicht beſſer, aber auch nicht eben ſchlechter als viele ihrer Zeit und Standesgenoſſen. Nein, Gregorovius hat ſich wohl gehütet, die Sünderin — wir ſind ja bekanntlich Sünder und Sünderinnen allzumalen — in eine Heilige umſchönfärben zu wollen. Achtung und Sympathie wird auch die hiſtoriſche Geſtalt dieſer Frau, wie ſie der Verfaſſer vor uns hingeſtellt hat, nicht erwecken; wohl aber ſetzt uns ihr Biograph in den Stand, dieſen ſeltſamen Lebenslauf zu verſtehen. Demzufolge werden wir dann auch dem Wunſche zu geneigt, glauben zu können, die gräulichen Kothwürfe, womit die Erſcheinung Lukrezia's durch ihre Zeitgenoſſen bemakelt wurde, oder wenigſtens die gräulichſten dieſer Bemakelungen ſeien ungerechtfertigte, ſeien verleumderiſche geweſen. Freilich, den bezüglichen Arg wohn ganz zu beſeitigen hat Gregorovius nicht vermocht. Da und dort iſt auch zwiſchen ſeinen Zeilen zu leſen, er habe gar wohl gefühlt, daß in gewiſſen Fällen der Mangel an ſchriftlichen Schuldbeweiſen noch lange nicht die Schuldloſigkeit der Angeklagten beweiſe. Wo denn ſind jemals über Beziehungen, wie ſie Lukrezia Borgia zu ihrem Vater, dem Papſte, und zu ihren beiden Brüdern Giovanni und Ceſare gehabt haben ſoll, von ſeiten der Betheiligten Protokolle angelegt oder Urkunden aufgeſetzt worden?

Skandalſüchtige mögen das Buch ungeleſen laſſen: ſie würden ihre Rechnung dabei nicht finden und ſich nur enttäuſcht fühlen. Es iſt ein ernſtes Werk und verlangt ernſte Leſer und denkende Leſerinnen. Wie mir ſcheinen will, hat Gregorovius, um den ſtrengen Gang ſeiner Unterſuchung und Darſtellung konſequent einzuhalten, abſichtlich auf die künſtleriſche Behandlung der Diktion verzichtet und ſeine außerordentliche Gabe der Schilderung faſt durchweg hintangehalten. Ob zum Vortheile des Buches, dürfte freilich fraglich ſein. Denn mitunter verfällt daſſelbe infolge dieſer Enthaltſamkeit des Verfaſſers in die Trockenheit des bloßen Referats und die ausführlichen Mittheilungen, aus Urkunden und Depeſchen, ſo berechtigt und ſchätzenswerth dieſelben an und für ſich ſind, werden ſolche Leſer, welche der ſonſtigen gregorovius'ſchen Darſtellungsweiſe voll farbenſatter Anſchaulichkeit, künſtleriſcher Gruppirung und pulſirenden Lebens gewohnt waren, ſchwerlich ausreichend entſchädigen. Die Motive, von welchen der Verfaſſer bei der hier eingehaltenen Weiſe des Vortrages ſich leiten ließ, ſind ſicherlich ſehr ehrenwerthe: er wollte, wenn ich recht vermuthe, die hiſtoriſche Wahrheit, ſoweit es möglich, ſie zu finden, nicht nur ungeſchminkt, ſondern auch ungeſchmückt vor uns hintreten laſſen. Alſo würde er, wie er mit Recht geglaubt, am beſten ſeine Abſicht erreichen, an die Stelle der Legende von Lukrezia Borgia, derzufolge ſie „eine Mänade war, welche in der einen Hand die Giftphiole, in der andern den Dolch trug, während dieſes furienhafte Weſen die ſanften und ſchönen Züge einer Grazie hatte", die geſchichtliche Wirklichkeit zu ſetzen.

Warum die Borgia die Unterſuchung durch den Geſchichtſchreiber und Pſychologen immer wieder reizen? Gregorovius wirft in der Einleitung zu ſeinem Buche dieſe Frage ebenfalls auf und beantwortet ſie ſo: „Für die Borgia iſt der beſtändige Hintergrund die chriſtliche Kirche; ſie kommen aus ihm hervor, ſie bleiben auf ihm ſtehen und der grelle Widerſpruch ihres Weſens zum Heiligen macht ſie dämoniſch. Die Borgia ſind die Satire auf eine ganze große Form oder Vorſtellung kirchlicher Welt, welche ſie zerſtören oder verneinen. Auf hohen Poſtamenten ſtehen ihre Geſtalten und ihre Angeſichter ſtreift ſtets das Licht des chriſtlichen Ideals. In dieſem ſehen und erkennen wir ſie.“

Das iſt's! Der ungeheure Kontraſt zwiſchen der Idee eines „Statthalters Chriſti“ und der Thatſächlichkeit eines ſechſten Alexander hat etwas ſo erſtaunendes, etwas zugleich ſo anziehendes und abſtoßendes, etwas ſo märchenhaft-grauſiges, daß man immer wieder darauf hinzublicken ſich verſucht fühlen muß. Aufrichtig fromme Katholiken müſſen, wenn ich recht erwäge, von einem kalten Schauder angefaſſt werden bei dem Gedanken, daß *dieſer* Papſt ihren Gott auf Erden repräſentirte, daß ein ſolcher Unzüchtling und

Frevler die höchſten Myſterien des Glaubens verwaltete, daß dieſe von Schmutz, Gift und Blut triefenden Borgia Hände die geweihte Hoſtie erhoben.

Um die Möglichkeit einer Erſcheinung wie die der Borgia Sippſchaft und Borgia Wirthſchaft zu begreifen, muß man vor allem die Zeit dieſer Erſcheinung im Auge halten. Dieſe turbulente, alles durcheinander miſchende und ſchüttelnde Uebergangszeit der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts und der erſten des ſechzehnten Jahrhunderts, allwo mit der mittelalterlichen Brutalität und Gewaltſamkeit in der Politik die ganze Liſt und Tücke der neu aufgekommenen „welſchen Praktik“ ſich verband, mit unerhörter Frechheit an die Stelle des Sittengeſetzes die Lehre von der Alleinberechtigung des Erfolges geſetzt wurde, die elementare Leidenſchaft und rückſichtsloſe Genußgier aus den Prämiſſen der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Strebungen und Leiſtungen der „Renaiſſance“ die gemeinen und ſelbſtſüchtigen Konſequenzen zogen, welche ihren wilden Inſtinkten behagten — dieſe Zeit, wo Italien von Tyrannen und die Paläſte des Statthalters Chriſti und ſeiner Kardinäle von Kurtiſanen und Baſtarden wimmelten, wo der ſtolze Bau der Kirche in ſeinen Fundamenten unterhöhlt und verfault war, eine heidniſche Skepſis ihre ſpottlachenden, tumultuariſchen Tänze um die Altäre herſchlang und dennoch die Hierarchie, während ſie ſich vor lachen ausſchütten wollte über die Witze und Satiren, welche die Renaiſſance-Poeten, namentlich die italiſchen, gegen die chriſtliche Mythologie und Dogmatik ausgehen ließen, mit altgewohntem Hochmuth, mit hergebrachter Unduldſamkeit und Grauſamkeit ihre ungeheuerlichen mittelalterlichen Anſprüche feſthielt und vertheidigte, einen Savonarola verbrennen ließ, aber einem Pulci Beifall klatſchte; dieſe Zeit, wo die Verweltlichung, die Verlüderlichung des Papſtthums ihre ſchamloſeſte Vollendung fand, die Päpſte wie griechiſche Götter lebten und trotzdem wie chriſtliche verehrt ſein wollten und wo die von den Humaniſten neu verkündigte Lebensfreudigkeit, Weisheit und Schönheit, wie die Antike ſie lehrte, in der italiſchen Geſellſchaft ſo vielerorten nur zu raffinirtem Laſterleben, zur Verachtung aller religiöſen, ſittlichen und ſocialen Gebote ausgeſchlagen war und hinter der zügelloſen Verhöhnung der Kirchenlehre doch immer wieder der gedankenloſe Köhlerglaube an die Satzungen, Formen und Bräuche der Kirche ſchmählich ſich verſteckte und das grauenhafteſte Verbrechen mittels irgendeines äußerlichen Bußwerkes volle Sühnung zu erlangen hoffte.

Ja, dieſe Zeit, ſie hatte ſo recht eine Temperatur, wie die Borgia ſie zum gedeihen brauchten.

2.

Alexander der Sechſte hat die Macht und den Glanz des Hauſes Borgia (eigentlich, das heißt ſpaniſch, Borja) nicht begründet, ſondern nur entwickelt. Sein Oheim Alfonſo Borgia war als Biſchof von Valencia und Geheimſchreiber des Königs Alfonſo von Aragon mit dieſem nach Neapel gekommen. Alfonſo von Aragon wurde König von Neapel, Alfonſo von Valencia, der ſich als fanatiſcher Haſſer aller Reformregungen in der Kirche auf- und hervorthat, wurde im Jahre 1444 Kardinal und elf Jahre ſpäter Papſt unter dem Namen Kalixt der Dritte. Er zog ſeine Sippſchaft aus Spanien herüber und das ſpaniſche Weſen begann im Vatikan, ohne ſich jedoch ſchon jetzt bleibend daſelbſt feſtſetzen zu können. Seine beiden Neffen Pedro Luis und Rodrigo, die Söhne ſeiner Schweſter

Iſabella Lanzol, adoptirte der Papſt und legte ihnen ſeinen eigenen Familiennamen bei. Selbſtverſtändlich mußte das „Patrimonium Petri“ herhalten, um die Verwandten Kalixts mit Geld, Gütern und Würden überreichlich auszuſtatten. Die „Nepotenwirthſchaft“ trat jetzt am päpſtlichen Hofe in das Stadium ihrer üppigſten Blüthe. Im Jahre 1456 machte der Statthalter Chriſti ſeinen fünfundzwanzigjährigen Neffen Rodrigo Lanzol Borgia zum Kardinal und ein Jahr ſpäter zum Vicekanzler der römiſchen Kirche. Wieder ein Jahr darauf ſtarb Kalixt, aber der Kardinal befand ſich ſchon in einer ſo großen und nicht leicht zu erſchütternden Stellung, daß er auf weiteres Glück zuverſichtlich hoffen durfte. Auch war er bereits zu dieſer Zeit ſehr reich.

Reich ebenſowohl an Geld und Gut als an Erfahrung im Laſter und ſkandalhaftem Rufe. Es muthet uns doch ganz eigen an, wenn wir jenen Brief leſen, welchen Kalixts Nachfolger, Pius der Zweite, am 11. Juni 1460 an Rodrigo Borgia ſchrieb, um dieſem wegen ſeiner lärmenden Ausſchweifungen ſanfte Vorſtellungen zu machen. Eine Orgie, welche der Kardinal und Biſchof von Valencia zu Siena in den Gärten des Giovanni di Bichis mit verſchiedenen ſieneſiſchen Frauen und Mädchen durchgeraſt hatte, war die Veranlaſſung zu der langen päpſtlichen Epiſtel, deren kurzer Sinn kein anderer als dieſer: Man ſoll gewiſſe Dinge nicht allzu geräuſchvoll treiben. Pius der Zweite muſſte das wiſſen; er war ja früher auch kein Heiliger geweſen. Wie es der Kardinal Borgia trieb, erhellt ſchon aus dieſer Stelle des päpſtlichen Mahnſchreibens: „Deinem eigenen Urtheile überlaſſen wir es, ob es für deine Würde ſchicklich ſei, Mädchen zu ſchmeicheln, Früchte und Wein denjenigen zu ſchicken, die du liebſt, und den ganzen Tag auf nichts zu ſinnen als auf jede Art von Wolluſt.“ Es dürften übrigens nicht viele Mahnbriefe jemals geſchrieben worden ſein, welche weniger gefruchtet hätten als dieſer päpſtliche.

Rodrigo Borgia war nicht nur damals, ſondern auch noch ſpäter, noch als Greis und bis zu ſeinem Tode von der wilden Sinnlichkeit eines Stieres erfüllt, der ja bekanntlich das Wappenthier der Borgia geweſen iſt, und mit der Gier und Kraft eines Stieres verband er die Stattlichkeit eines vollendet ſchönen Mannes. Als von hoher Geſtalt, mit ſchwarzen Feueraugen, blühend rothen Lippen, heiterer Stirn, majeſtätiſcher und zugleich zierlicher Haltung wird er von den Zeitgenoſſen übereinſtimmend geprieſen. Einer derſelben, Gaſpar von Verona, hat von dem Kardinal geſagt: „Er iſt ſchön, von anmuthigem und heiterem Antlitz, von zierlicher und ſüßer Beredſamkeit. Wo er nur herrliche Frauen erblickt, regt er ſie in faſt wunderbarer Weiſe zur Liebe auf, und er zieht ſie an ſich, ſtärker, als der Magnet das Eiſen anzieht.“ Ein richtiges Vorbild des Don Juan Typus alſo, welchen ja auch ein Spanier, Gabriel Tellez, genannt Tirſo de Molina, zuerſt in die Weltliteratur eingeführt hat. („El burlador de Sevilla.“)

Wer könnte der Anziehungskraft eines ſolchen Kardinal Magnets widerſtehen, auch wenn man nicht von Eiſen, ſondern nur ein mehr oder weniger ſchwaches Weib iſt? Unter den mehreren Frauen und vielen Mädchen, welche dieſe Frage an ſich zu richten Urſache hatten, befand ſich auch die junge Römerin Vannozza Catanei, welche wir unſerem Autor zufolge uns „vorſtellen dürfen als eine jener mächtigen und üppigen Frauengeſtalten, wie man ſie in Rom ſieht und in denen Juno und Venus vereint zu ſein ſcheinen". Vannozza, welche um 1467 die Maitreſſe des Kardinals wurde, hat auf ſein Betreiben ſpäter nacheinander zwei Scheinehen eingegangen und in ſeiner Gunſt ſo lange Zeit ſich behauptet, daß wir annehmen müſſen, ſie ſei kein ganz gewöhnliches Weib geweſen. Sie gebar ihrem Liebhaber im Kardinalpurpur vier Kinder: Juan, Ceſare, Lukrezia und Jofred, welche drei Söhne und eine Tochter Borgia ausdrücklich als ſeine Spröſſlinge anerkannt und denen er vor ſeinen übrigen Baſtarden männlichen und weiblichen Geſchlechts von anderen Kebſinnen einen entſchiedenen Vorzug eingeräumt hat.

Lukrezia Borgia wurde geboren am 18. April 1480 zu Rom. Vannozza beſaß neben anderem — ſie hatte ihre Verbindung mit dem Kardinal finanziell vortrefflich auszubeuten gewuſſt — im Viertel Ponte auf der Piazza Pizzo di Merlo ein Haus, worin Lukrezia zweifelsohne die erſten Kinderjahre verlebte. Wenige Schritte davon entfernt ſtand der Palazzo, in welchem damals ihr kardinaliſcher Vater reſidirte und zwar in Pracht und Prunk; denn er bezog aus ſeiner Vicekanzlerſchaft, aus ſeinen drei Bisthümern Valencia, Portus und Karthago, aus vielen ihm in Italien und Spanien verliehenen Abteien und ſonſtigen Pfründen wahrhaft „heidenmäßig“ viel Geld und ſein Haushalt war einer der glänzendſten und üppigſten in Rom. Dieſe römiſchen Nachfolger der Apoſtel verſtanden das fiſchen und weben ganz anders als ihre armen Teufel von Vorgängern. Die römiſche Baronenſchaft wußte auch ſchon damals den Werth der Dukaten, womit Rodrigo Borgia ſeine Töchter auszuſtatten pflegte, geziemend zu würdigen. Dies zeigt uns der Ehekontrakt, welcher im Januar 1482 zwiſchen Meſſer Gianandrea aus dem Hauſe Ceſarini und der Donna Girolama Borgia, Tochter des Kardinals von einer ungenannten Mutter, in Gegenwart des Brautvaters, ſowie verſchiedener Kardinäle und Barone durch den Notar Beneimbene abgeſchloſſen wurde. Ein Jahr ſpäter verheiratete der fruchtbare Kardinal abermals eine Tochter, Iſabella — Mutter ebenfalls ungenannt — an den römiſchen Nobile Matuzzi. Die

Unbefangenheit, womit bei ſolchen Verlobungen und Vermählungen der Söhne und Töchter von Biſchöfen, Kardinälen und Päpſten öffentlich vorgegangen wurde, gehört auch mit zur Signatur jener Zeit. So einer Probe dürfte ein „Unfehlbarer" von heute ſeine Unfehlbarkeit doch kaum bloßzuſtellen wagen. Andere Zeiten, andere Muſik; der Generalbaß der menſchlichen Triebe, Mühen, Leiden, Thorheiten und Laſter bleibt aber bekanntlich immer derſelbe.

Frühzeitig übergab der Kardinal die kleine Lukrezia einer Frau zur Erziehung, welche die Nichte ſeines Oheims Kalixts des Dritten, demnach ſeine Baſe und noch mehr war, nämlich die „Vertraute ſeiner Sünden, ſeiner Intriken und Pläne bis zu ſeinem Tode". Im Hauſe dieſer verwitweten Donna Adriana Orſini wurde Lukrezia ganz auf dem Fuße der vornehmen römiſchen Welt von damals erzogen. Alſo in erſter Linie zum „chriſtlichen Anſtand", zur Beobachtung des kirchlich-ceremoniellen Dekorums. Denn obzwar die vornehme Geſellſchaft im damaligen Italien durchweg heidniſch — im ſchlimmen, ſchlimmeren und ſchlimmſten Sinne des Wortes — geſinnt war und handelte, ſo wurde von wohlerzogenen Herren und Damen doch eine äußerlich korrekte Katholicität gefordert. Waren ja auch Alexander der Sechſte und ſein ſcheuſäliger Baſtard Ceſare ganz korrekte Katholiken. Jener war ſogar berühmt um der imponirenden Würde und Majeſtät willen, womit er den Altardienſt verrichtete. Im übrigen iſt die weibliche Erziehung dazumal durchſchnittlich gerade ſolcher Dilettantismus geweſen wie heutzutage. Nur mit dem Unterſchiede, daß die Backfiſchchen und Lämmerchen ſtatt wie jetzt an der franzöſiſchen und engliſchen Sprache an der lateiniſchen und griechiſchen herumdilettirten und ſtatt wie heute mit dem Klavier ihrerſeits mit der Laute viel koſtbare Zeit vergeudeten.. So ein beſaiteter Marterkaſten in jedem Hauſe ſcheint nun einmal zu den übrigen Widerwärtigkeiten des Lebens gehören zu müſſen. Die Tochter des Papſtes wurde ſpäter von wegen ihrer „klaſſiſchen" Bildung beſchmeichelt. Es iſt aber damit gewiß nicht weit her geweſen. Sie ſprach und ſchrieb italieniſch und ſpaniſch. Die Handſchrift ihrer auf uns gekommenen Briefe iſt feſt und nicht ohne Zierlichkeit, der Stil fließend, der Inhalt ordinär. Geiſt und Geiſteskultur Lukrezia's reichten in keiner Weiſe über das Durchſchnitts Mittelmaß hinauf, aber ſie war, zu ihrer Blüthe gekommen, ſchön von Antlitz und Geſtalt, von höchſt anmuthigem gebaren und bezeigen, geübt in der Führung des Zeichenſtiftes und fertig in der Handhabung der Laute, auch eine Art Künſtlerin mit der Sticknadel und endlich eine Tänzerin voll Feuer und Grazie. An dem tanzen ſeines Töchterleins konnte ſich Papa Borgia nie ſatt ſehen. Eine erkleckliche Doſis ſeines Leichtſinns, ſowie ſeiner dauerhaften Lebensheiterkeit und Genußfreudigkeit hatte der Vater auf die Tochter vererbt. Alles in allem: nicht die Natur machte Lukrezia zu einer außerordentlichen Erſcheinung, aber die Verhältniſſe machten ſie dazu. Wäre ihr Vater nicht auf den Stuhl Petri gelangt, ſo hätte ſie vielleicht häuſliches Glück, alſo das einzige wirkliche, gegeben und empfangen. Nachdem aber Borgia Papſt geworden, wurde ſie ein Mittel und Opfer der päpſtlichen Politik, und zwar einer päpſtlichen Politik, wie Alexander der Sechſte und ſein Sohn Ceſare ſie verſtanden und handhabten. Die politiſchen Heiraten, welche man ſie eingehen machte, brachten Unglück, Verderben und Tod über ihre erſten Männer, ſodaß die Umarmung dieſes Weibes in der That gleichbedeutend ſchien mit Vernichtung. Aber wenn man billig ſein will, muß man ſagen, daß ſie doch mehr durch ſich ſündigen ließ, als ſelber ſündigte. Ein hoher Grad von Herzenskälte freilich muß ihr eigen geweſen ſein. Denn ſie ließ ſich durch die ſchrecklichen Kriſen und Kataſtrophen, welche ihre Jugend verdüſterten, offenbar wenig anfechten. Sie blieb hübſch, heiter, hellauf bis zuletzt.

3.

Auch auf Lukrezia findet der göthe'ſche Satz: „Niemand kann die Eindrücke ſeiner Kindheit verwinden" — ſeine Anwendung. In dieſem Kinde konnte das Sittengeſetz gar nicht Wurzel ſchlagen, es war nicht möglich. Denn in was für eine Welt war die Kleine geſtellt? In eine Welt, welche von moraliſchen Bedenken gar nichts wuſſte, in eine Welt der prangenden und prunkenden Zucht- und Schamloſigkeit. Lukrezia muſſte frühzeitig erfahren, daß der Mann ihrer Mutter nicht ihr und ihrer Brüder Vater war, ſondern daß ſie ihr Daſein einem Kardinal verdankte, welchen ſie auch wohl ſchon als den künftigen Statthalter Chriſti bezeichnen hörte. Und wohin ſie ſah, ringsum erblickte ſie ähnliche Verhältniſſe: Kardinäle, welche ganz unbefangen Maitreſſen hielten und ihre Kinder ſtattlich verſorgten, während im Vatikan die Söhne, Töchter und Enkelkinder Sr. Heiligkeit Innocenz' des Achten daheim waren, wie denn ja in der römiſchen Geſellſchaft die Baſtarde und Bankertinnen der Kirchenfürſten überhaupt vortretende Rollen ſpielten. Die Vorſtellung, daß auch ſie zu einer ſolchen Rolle beſtimmt ſei, athmete die junge Lukrezia ſozuſagen mit der Luft ihrer Umgebung ein.

Und ſie durfte in der That darauf hoffen. Rodrigo Borgia war ein zärtlicher und fürſorgender Papa, das muß man ihm laſſen. Noch als Kardinal war er ſchon darauf bedacht und auch einflußreich und mächtig genug, ſeinen Kindern einen großen Stand zu machen. Für ſeinen Baſtard Pedro Luis erwirkte er vom ſpaniſchen Hofe die Belehnung mit dem Herzogthum Gandia in der Provinz Valencia, und als dieſer Duca di Gandia frühzeitig ſtarb, wuſſte Borgia das Herzogthum auf ſeinen Sohn Juan übergehen zu laſſen. Einer der Baſtarde Vannozza's war demnach ſchon in die hohe Ariſtokratie eingeſchmuggelt. Die Fürſorge des Kardinals für die Kinder Vannozza's ließ auch dann nicht nach, als er von einer anderweitigen Leidenſchaft ganz und gar erfüllt war, von der Leidenſchaft für die blutjunge, blendend ſchöne Giulia Farneſe, welche kaum fünfzehnjährig auf Borgia's betreiben mit dem jungen Urſin Orſini, dem Sohne von Adriana Orſini, vermählt wurde (1489). Ob Giulia noch als Mädchen oder erſt als junge Frau der Verführung des unwiderſtehlichen Kardinals erlag, iſt ungewiß. Thatſache dagegen iſt, daß Donna Giulia zwei Jahre nach ihrer Verehelichung die erklärte Favorit-Maitreſſe Borgia's war, ſowie daß Donna Adriana, die Schwiegermutter des jungen verlorenen Geſchöpfes, das Verhältniß begünſtigte und förderte, und endlich, daß dieſes ehebrecheriſche Konkubinat fortdauerte, als der Kardinal Papſt geworden war. In Rom nannte man dannzumal die päpſtliche Maitreſſe ſpöttiſch „die Braut Chriſti“, woraus ſich aber Alexander der Sechſte ſo wenig machte, daß er gleichſam zur ironiſchen Beſtätigung des Spottwortes ſeine ſchöne Kebſin durch ſeinen Hofmaler Pinturicchio im Vatikan als Muttergottes abkonterfeien ließ. Die Schande der Familie Farneſe ſuchte er zuzudecken mit dem Kardinalpurpur, welchen er dem Bruder Giulia's

Aleſſandro Farneſe, verlieh. Die Römer hießen darum den alſo Bepurpurten nur den Schürzenkardinal.

Unter den Kindern Borgia's that ſich Ceſare durch glänzende Begabung wie durch wilde Leidenſchaftlichkeit und eine allen Proben gewachſene Nervenſtärke frühzeitig hervor. Auf dieſen Sohn, welcher in Perugia und Piſa ſeine Studien machte, ſtellte Rodrigo die Erfüllung der ſtolzeſten Entwürfe und höchſtfliegenden Borgia-Hoffnungen. Er widmete ihn der Kirche, das heißt, er erlangte, daß Innocenz der Achte den noch unreifen Knaben zum Protonotar und zum Biſchof von Pampelona ernannte. Auch Lukrezia wurde noch in Kinderjahren in die Zukunftsrechnung des Hauſes Borgia als willenloſe Ziffer eingereiht.

Zuvörderſt als eine nur beſcheidene. Ihrem Vater, dem Kardinal, war um gute Verbindungen in ſeinem ſpaniſchen Heimatlande zu thun, wo er ja bereits einen ſeiner Söhne glänzend verſorgt hatte. So wurde denn die elfjährige Lukrezia im Februar 1491 mit einem nur wenig älteren ſpaniſchen Edelmann aus gutem Hauſe verlobt, dem Don Cherubin Juan de Centelles. Dabei wurde vereinbart, daß die Braut ihrem Verlobten 300,000 Timbres valencianiſcher Münze theils bar, theils in Juwelen zubringen und daß ſie innerhalb eines Jahres nach Spanien hinübergeführt und ſechs Monate nach ihrer Ankunft daſelbſt vermählt werden ſollte. Aus dieſer Brautfahrt iſt aber nie etwas geworden. Der Kardinal berückſichtigte die namens ſeiner Tochter eingegangene Verpflichtung ſo wenig, daß er ſchon zwei Monate nach Eingehung derſelben, im April 1491, die kleine Lukrezia einem andern ſpaniſchen Jungen, dem Don Gaſparo, Sohn des Grafen von Averſa, ebenfalls feierlich verlobte. Alſo war der Backfiſch von Kardinalstochter zur gleichen Zeit die Verlobte von zwei jungen ſpaniſchen Dons, die ſich freilich ſpäter Glück wünſchen mochten, daß aus der Verlobung keine Vermählung geworden. Aber es iſt charakteriſtiſch, wie der Papa-Kardinal ſchon bei dieſer Gelegenheit mit dem „Sakrament“ ſein Spiel oder ſeine Berechnung trieb. Bald ſollte das noch ganz anders kommen, denn die Giftpflanze Borgia konnte erſt unter dem Schutzdache der päpſtlichen Tiara zum vollen Glanz und Gleiß ihrer Blüthe ausſchlagen.

Am 25. Juli 1492 ſtarb Innocenz der Achte. Am 11. Auguſt wurden die „Himmelsſchlüſſel“ dem perſonificirten Laſter in die Hände gegeben: Rodrigo Borgia war vom Konklave zum Statthalter Chriſti gewählt worden. Notoriſch hatte er den Stuhl Petri gekauft; aber einerlei, er hatte ihn und er ſetzte ſich recht feſt und breit und, maßen er ein ausgezeichneter Schauſpieler war, recht majeſtätiſch darauf als Alexander der Sechſte.

Man muß die zeitgenöſſiſchen Schilderungen von der überſchwänglichen Pracht und der überſchwänglicheren Niedertracht leſen, womit am 26. Auguſt 1492 der verrufene Wüſtling auf beſagtem Stuhl inthroniſirt worden iſt, um zu wiſſen, in was für einer peſtilenziſchen Kloake von Infamie die Menſchen-Beſtien mit Behagen ſich zu wälzen vermögen. In allen Tonarten wurde der „Stier“ Borgia angeſchmeichelt und wurde in einem der Feſtgedichte der neue Papſt geradezu als Gott proklamirt: — „Groß war Rom unter Cäſar, am größten aber iſt Rom jetzo; denn es herrſcht der ſechſte Alexander, dieſer Mann, dieſer Gott!"*)

Die Borgia-Wirthſchaft konnte nun in großem Stile zu rumoren anheben.

---

*) „Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima; Sextus
Regnat Alexander, iste vir, iste Deus."

4.

Und ſie hob ſofort gehörig zu rumoren an. Die Welt ſollte erfahren, was für Wunder ein Statthalter Chriſti zu wirken vermöge.

Noch an ſeinem Krönungstage übergab der Papſt das bisher von ihm innegehabte Bisthum Valencia ſeinem Sohn Ceſare. Ein Jahr ſpäter (September 1493) machte er den jungen Menſchen zum Kardinal. Hierbei war ein kleines kanoniſches Hinderniß zu beſeitigen: kein Baſtard konnte Kardinal werden. Aber wozu hätte man die Himmelsſchlüſſel in den väterlichen Händen, falls man damit nicht ſo eine Kleinigkeit von Meineid zuwegezaubern könnte? Alexander der Sechſte ließ durch gekaufte Zeugen beſchwören, ſein Spurius Ceſare ſei der eheliche Sohn eines gewiſſen Dominiko Arignano.

Dem päpſtlichen Bankert, deſſen wilde Leidenſchaften jetzt offenen Spielraum hatten und der ſich bald ſeinem Vater ſelbſt furchtbar zu machen wuſſte, iſt übrigens der kardinaliſche Purpur mehr läſtig als willkommen geweſen. Ceſare ſtrebte nach glänzenderem, nach einem Königsmantel. Ein berauſchender Gedanke beherrſchte das ſinnen und ſündigen, das dichten und trachten, beherrſchte all das laſter- und frevelhafte thun und treiben dieſes mit den glänzendſten Vorzügen des Geiſtes und Körpers ausgeſtatteten Ungethüms, in welchem der geniale und glühende Patriot Macchiavelli das Vorbild ſeines „Principe“ geſehen hat, jenes Ideal von einem Tyrannen, wie er dem großen Florentiner nothwendig ſchien, um den Ausſatz der ſtaatlichen Zerriſſenheit und die Peſt der Fremdherrſchaft mitſammen vom Boden Italiens wegzufegen, mit Eiſen und Feuer wegzufegen. Keine Frage, Ceſare Borgia hatte zu einem ſolchen Feger das Zeug und es iſt kein Gräuel erſinnbar, den er zur Erreichung ſeines Zweckes, ſich zunächſt zum König von Mittelitalien zu machen, nicht völlig ſkrupellos und mit dem ewig heiteren

Borgia Antlitz begangen hätte. Mehr noch, er hat im Vorſchritte zur Erreichung ſeines Zieles, dem er ganz nahe kam, ſo ziemlich die ganze Gräuelſkala wirklich durchgeſpielt und iſt bei alledem ein frommer Chriſt und Katholik im Sinne ſeiner Zeit geblieben. Doch wir haben es hier nicht mit Don Ceſare, ſondern nur mit Donna Lukrezia Borgia zu thun.

Für dieſe ſeine geliebte Tochter hatte der neue Papſt ſofort in der Nähe des Vatikans einen Palaſt an der linken Seite der Peterstreppe einrichten laſſen, worin das junge Mädchen jetzt förmlich ihren Hof hielt. In den Räumen dieſes Palazzo empfing im November von 1492 Donna Lukrezia auch die Aufwartung des Erbprinzen Alfonſo von Eſte-Ferrara, der damals als Gaſt im Vatikan weilte. „Er ſah" — meldet uns Gregorovius — „voll Neugierde zum erſtenmale dies ſchöne Kind mit dem goldfarbenen Haare und den klugen, großen Augen, und nichts lag ihm ferner als die Ahnung, daß dieſe einem anderen Verlobte nach neun Jahren in das Schloß der Eſte zu Ferrara als ſeine eigene Gemahlin einziehen werde."

Der Verlobte Lukrezia's war aber zu dieſer Zeit nicht mehr weder Don Cherubin noch Don Gaſparo, ſondern Giovanni Sforza, Herr von Peſaro. Der Papa Papſt hatte nämlich eine andere Verbindung für ſeine Tochter paſſend gefunden als der Papa Kardinal und zwar zunächſt eine Verbindung mit einer Seitenlinie des mächtigen Hauſes Sforza. Der genannte Tyrann von Peſaro war auch von der Bank gefallen, ganz Italien iſt ja dazumal verbaſtardiſirt geweſen. Giovanni Sforza war im übrigen ein ſchöner Mann von ſechsundzwanzig Jahren und von nicht geringer Bildung, Witwer ſeit 1490, aber kinderlos. Donna Lukrezia, mit einer Mitgift von 31,000 Dukaten ausgeſtattet, wurde ihm zu Rom im Vatikan am 12. Juni 1493 angetraut. Alexander der Sechſte behandelte die Hochzeit ſeiner Tochter wie eine richtige Haupt- und Staatsaktion. Es ging an jenem Junitage hoch her im Palaſte Sr. Heiligkeit. Principi und Kardinäle ſaßen gemiſcht mit ſchönen Frauen an der Feſttafel, während deren Dauer eine heitere und nicht ſehr decente Komödie aufgeführt wurde. Die Anweſenheit der damaligen Nummer Eins-Maitreſſe des Papſtes, Julia Farneſe, genannt La Bella, iſt ausdrücklich bezeugt.

Zwei Monate ſpäter vermählte der Papſt ſeinen Sohn Jofred, der kaum dreizehnjährig, mit der Donna Sancia, einer Baſtardin des Herzogs Alfonſo von Kalabrien aus dem Hauſe Aragon, welche als ſehr ſchön gerühmte Donna ſpäter ganz öffentlich die Maitreſſe ihres Schwagers Ceſare geworden iſt. Ihre Ehe mit Jofred wurde im Mai 1494 vollzogen und der Papſtjunge wurde dadurch zum Principe von Squillace, da ſein Schwiegervater König von Neapel geworden. Man ſieht, die Kinder der Vannozza hatten es ſchon erklecklich weit gebracht in der Welt: Giovanni war ein ſpaniſcher Herzog, Ceſare ein römiſcher Kardinal und bald der Herzog von Romagna, Jofred ein neapolitaniſcher Prinz und Lukrezia die Fürſtin von Peſaro.

Das blieb ſie freilich nicht lange. Denn nachdem ſie im Juni 1494 mit ihrem Gemahl ihren feſtlichen Einzug in Peſaro gehalten, wurde ſie ſchon nach Jahresfriſt von dort wieder nach Rom zurückgeführt infolge der veränderten Politik ihres Vaters. Papſtthron und Kirchenſtaat ſchwankten ja wie ein kenterndes Schiff auf den Sturmwogen, welche der Invaſionszug König Karls des Achten von Frankreich in Italien aufgewühlt hatte. Nachdem der Sturm vorüber, das heißt das abenteuerliche Unternehmen des halb närriſchen Franzoſenkönigs kläglich miſſlungen war, begannen Alexander der Sechſte und ſein Sohn Ceſare die ſchauderhafte Reihe der Machenſchaften, welche die Umwandelung des Kirchenſtaates in ein Königreich Borgia zuwegebringen ſollten. Im Oktober von 1495 treffen wir Donna Lukrezia mit ihrem Gatten wieder im Vatikan, woſelbſt bald darauf auch der Duca di Gandia aus Spanien und der Principe di Squillace eintrafen, ſodaß jetzt die ganze Sippſchaft wieder beiſammen war. Die Stadt Rom konnte das bald merken, denn die päpſtliche Baſtardſchaft trieb es tüchtig mit prangen und prunken, bankettiren, randaliren und kareſſiren. Der Papa-Papſt hatte mit ſeinen Schlüſſeln richtig den Himmel der Luſt aufgeſchloſſen: zwar nicht den chriſtlichen, aber doch den türkiſchen. Freilich krochen unter den Roſen dieſes Paradieſes die Giftſchlangen der unheimlichſten Intriken raſtlos umher.

Das Haus Sforza war im fallen begriffen, folglich hatte es keinen Sinn mehr, daß Donna

Lukrezia einem Sforza vermählt ſei, folglich mag ſich Herr Giovanni zum Teufel oder ſonſtwohin packen, nur fort aus dem Bette der Papſttochter und weg aus Rom. Er iſt an beiden Orten im Wege, denn unſere unfehlbare Politik will es haben, daß unſere geliebte Lukrezia anderweitig vermählt werde. Zur Oſterzeit von 1497 fühlte der Herr von Peſaro die Marmorböden der vatikaniſchen Gemächer unter ſeinen Füßen brennen. In Wahrheit, ſein Leben war in Gefahr. Ceſare hatte ſeinen Mordblick auf ihn geworfen und frank heraus zu ſeiner Schweſter geſagt: „Der Kerl muß abgethan werden.“ Daraufhin verhalf Lukrezia dem alſo bedrohten Gatten zur Flucht. Ein raſender Ritt rettete ihn aus Rom zu nicht geringem Verdruſſe der Borgia, welche lieber kurzweg den Dolch zum Eheſcheider gemacht hätten.

Denn um die Scheidung von Lukrezia's Ehe handelte es ſich ja. Der Papſt leitete einen Scheidungsproceß ein, maßen er die Hand ſeiner Tochter wieder zur freien Verfügung haben wollte. Widerſtrebte Lukrezia? Vielleicht ein wenig, aber jedenfalls nicht lange. Geliebt ſcheint ſie ihren Gemahl niemals zu haben. Auf zureden Sr. Heiligkeit ihres Vaters ließ ſie ſich zu der Erklärung vor der Scheidungskommiſſion herbei, daß ſie bereit ſei, zu ſchwören, ſie ſei noch Jungfrau und folglich ihre Ehe mit Giovanni Sforza gar nicht vollzogen. Das genügte den Scheidungsrichtern um ſo mehr, als der von ſeinen Verwandten im Stiche gelaſſene und demnach der Papſtmacht gegenüber ganz rath- und hilfloſe Herr von Peſaro ſich zu der ſchriftlichen Erklärung beſtimmen und drängen ließ: „Non haverla mai conosciuta (Madonna Lucrezia) et esser impotente.“ Darauf hin ſprach die Kommiſſion am 20. December 1497 die Scheidung aus.

Lukrezia hatte ſich aus ihrem Palazzo in das Nonnenkloſter von San-Siſto zurückgezogen. Die Ziele der „Schamreiſen“ von damals waren ja bekanntlich die Klöſter, für Herren wie für Damen. Auf der Tochter Alexanders laſtete zu dieſer Zeit noch ſchwereres als das Skandal ihres Scheidungsproceſſes: die ſchreckliche Borgia-Tragödie der Ermordung ihres Bruders Giovanni durch ihren Bruder Ceſare.

Am 14. Juni hatten die beiden Brüder, der Herzog und der Kardinal, mit noch etlichen Verwandten bei ihrer Mutter Vannozza in deren Villa bei San-Pietro ad Vincola zur Nacht geſpeiſt. Am nächſten Morgen war der ältere Bruder verſchwunden. Am Tage darauf aber wurde ſein Leichnam aus dem Tiber gefiſcht, die Hände zuſammengebunden, durchbohrt von neun Stichwunden. Daß Ceſare der Mörder, iſt fraglos. Er war auf die Herzogſchaft des Bruders eiferſüchtig geweſen und auf die Gunſt, welche der Papſt demſelben erwies. Und nicht nur darauf, ſondern auch — ſo ſchrie die Fama durch ganz Italien — auf die blutſchänderiſche Gunſt, welche Donna Lukrezia dem älteren Bruder erwieſen hätte. Von da an ging der Schrecken vor Ceſare Borgia her, von da an war er auch der Herr und Gebieter ſeines Vaters, deſſen Günſtlinge der Furchtbare, ſo ſie ihm miſſfielen, ſelbſt in Gegenwart des Papſtes, ja ſelbſt unter den Mantelfalten deſſelben morden ließ oder eigenhändig mordete.

Dazumal iſt es auch geſchehen, daß über Lukrezia zuerſt das gräſſliche Gerücht ausging, ſie ſei nicht nur die Buhlerin ihrer Brüder, ſondern auch die ihres Vaters. Jedes geſunde Gefühl ſträubt ſich gegen den

Glauben an ſo einen Gräuel, und es iſt doch wohl zu beachten, daß der tödtlich gekränkte und wüthende Giovanni Sforza allem nach der Urheber dieſer Sage geweſen iſt. Der habe, ſo berichtete der ferrareſiſche Geſandte Coſtabili am 23. Juni 1497 aus Mailand an ſeinen Herrn, den Herzog Ercole, daſelbſt zu dem Herzoge Lodovico geſagt: „Anzi haverla conosciuta infinite volte, ma chel Papa non gellha tolta per altro se non per usare con Lei.“

5.

Am 21. Juli des ſolgenden Jahres war wieder mal Hochzeit im Vatikan: Donna Lukrezia wurde mit Don Alfonſo, einem Bruder ihrer Schwägerin Sancia, vermählt.

Der arme Junge! Er kam zu der Ehre, an die Tochter Alexanders des Sechſten verheiratet zu werden, wie das Kind zu der Ohrfeige.

Die Heirat ſollte nämlich rein nur die Einfädelung zu einer andern ſein, zu einer „ſtandesgemäßen“ Heirat Ceſare's, welcher im nächſten Jahr den geiſtlichen — oh, all ihr Götter und Geiſter, den „geiſtlichen“! — Purpur abthat, um den weltlichen umzuthun. Man beehrte den Neffen des Königs von Neapel, den beſagten, erſt ſiebzehnjährigen Baſtardprinzen Alfonſo, Herzog von Biſeglia, mit der Hand der

Papſttochter, um dadurch den König Federigo geneigt zu machen, ſeine eigene legitime Tochter Karlotta dem Papſtſohne zu geben ſammt der Stadt Tarent als Mitgift. Daraus iſt aber nichts geworden. Donna Karlotta ſchauderte zurück vor einer Ehe mit dem „Pfaffen und Pfaffenſohn“, wie ſie Ceſare nannte, und ihr Vater, wennſchon er die Borgia ſehr fürchtete, war doch nicht zu bewegen, ſeine Tochter zu einer ihr ſo verhaſſten Verbindung zu zwingen. Wie gräulich Ceſare den empfangenen neapolitaniſchen Korb rächte, wird bald kundwerden. Vorderhand tröſtete ſich der „Pfaffenſohn“ anderweitig. Nachdem er ſich im Auguſt 1498 in der Verſammlung des Kardinal-Kollegiums ohne viel Umſtände entkardinaliſirt und entgeiſtlicht hatte — „einzig und allein aus Rückſicht auf ſein Seelenheil“, wie ſein päpſtlicher Papa zu erklären geruhte — begab ſich Ceſare, ausgerüſtet mit wahrhaft ſultaniſcher Pracht, nach Frankreich, mit deſſen König Ludwig dem Zwölften die römiſche Kurie eine in jeder Beziehung ſchmutzige Mantſcherei eingeleitet hatte. Sie geht uns weiter hier nichts an. Genug, der König vergalt die unſauberen Gefälligkeiten, welche der Statthalter Chriſti ihm erwies, damit, daß er den päpſtlichen Baſtard zum Herzog von Valence mit entſprechenden Einkünften ernannte und dem neugebackenen Valentinus oder Valentinois, wie Ceſare von jetzt an gewöhnlich hieß, die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin verſchaffte, die Hand der Charlotte d'Albret, Schweſter des Königs von Navara.

Madonna Lukrezia war alſo nunmehr Herzogin von Biſeglia. Es war beſtimmt worden, daß ſie, ſolange ihr Vater lebte, nicht gezwungen werden ſollte, Rom zu verlaſſen, um ihrem Gatten nach Neapel zu folgen. Das Paar blieb alſo in der Siebenhügelſtadt und ihr Zuſammenleben ſchien ſich recht glücklich anzulaſſen. Möglich, daß Lukrezia für den ſchönen, ſanften, liebenswürdigen Alfonſo, welcher ein Jahr jünger war als ſie, wirklich ein zärtliches Gefühl hegte. Aber ſchon warf der entſetzliche Ausgang, welchen dieſe Ehe haben ſollte, ſeinen ſchwarzen Schatten voran. Die wie verzehrendes Feuer unerſättlich um ſich freſſende Ehr- und Herrſchſucht Ceſare's begann jetzt ihre diaboliſchen Machenſchaften im Kirchenſtaate. Der Franzoſenkönig hatte ſich mit Venedig verbündet, um Lodovico Sforza, den „Mohren“, aus dem Beſitze von Mailand zu treiben, und Alexander der Sechſte trat dieſem Bündniſſe bei unter der Bedingung, daß Frankreich ſeinem Sohne zur Unterwerfung der Romagna verhälfe. Im Beſitze der Romagna bedurfte dann — um dies hier vorweg anzumerken — der Valentinus des feſten Rückhalts, welchen ihm die Eſte in Ferrara gewähren konnten, und der Befriedigung dieſes Bündniſſes ſtand, wie wir ſehen werden, der arme Gemahl Lukrezia's im Wege.

Alfonſo ſcheint irgendeine Witterung der herandrohenden Gefahr gehabt zu haben. Oder war ihm das Verhältniß ſeiner Frau zu ihrem Vater verdächtig geworden? Genug, am 2. Auguſt 1499 entfloh der Herzog von Biſeglia heimlich aus Rom, entging den ihm nachſetzenden päpſtlichen Reitern und begab ſich zunächſt nach Genazzano in den Schutz der mächtigen Kolonna. Er muß doch ſehr zwingende Gründe zu dieſer Flucht gehabt haben, denn er ließ ſeine Frau im ſechſten Monat ihrer Schwangerſchaft zurück. Sie ihrerſeits ſcheint durch dieſe Entfernung ihres jugendlichen Gatten empfindlich getroffen worden zu ſein. Wenigſtens ſah man ſie in Thränen. Papa Alexander aber war wüthend über die Flucht ſeines Schwiegerſohnes, namentlich als ihm Briefe von dieſem, worin Alfonſo ſeine Gattin aufforderte, ihm zu folgen, in die Hände gefallen waren. Er zwang Lukrezia, ihrem Manne zu ſchreiben, er möchte zurückkommen. Dann, wie um die geliebte Tochter zu zerſtreuen, ernannte er ſie zur Statthalterin von Spoleto, woſelbſt ſie am 14. Auguſt einen prunkhaften Einzug hielt. Ein im ſechſten Monate ſchwangerer päpſtlicher Legat — da ſage man noch, daß es nichts neues gebe unter der Sonne!

Wie mit Blindheit geſchlagen, entſchloß ſich der unglückliche Herzog von Biſeglia, den Aufforderungen ſeiner Frau und ſeines Schwiegervaters nachzukommen und zurückzukehren. Er rannte in ſein Verderben. In Nepi, wo der Papſt, der nicht lange ohne ſeine Tochter ſein konnte, eine Zuſammenkunft mit Lukrezia hatte, vereinigte ſich Alfonſo wieder mit dieſer und kehrte im Oktober mit ihr nach Rom zurück. Hier gebar die Herzogin am 1. November einen Sohn, welcher in der damaligen ſixtiniſchen Kapelle mit höchſtem

Pomp und unter Poſaunenſchall auf den Namen Rodrigo getauft wurde. Der erfreute Papſt, welcher ſeine Tochter kurz zuvor ſchon mit Spoleto und Nepi belehnt hatte, ſchenkte derſelben unter der Form eines Scheinkaufes auch die Güter des Hauſes der Gaetani, deſſen Haupt Giacomo Gaetani in der Engelsburg eingekerkert und mittels Giftes weggeräumt wurde.

Derweil hatte Ceſare ſeine Laufbahn als Eroberer, Vernichter und Organiſator in der Romagna mit großem Glücke begonnen. Die Malateſta von Rimini, die Riario von Forli und Imola, die Sforza von Peſaro, die Varano von Kamerino, die Manfredi von Faenza und andere Dynaſten und „Tyrannen“ bekamen die Schwere ſeines Armes oder die noch unwiderſtehlichere ſeiner ſkrupelloſen Tücke zu fühlen. Daneben fand er noch Zeit, die Vorgänge im väterlichen Vatikan genau zu überwachen und mehr als einen Neidblick auf die fetten Stücke vom Kirchengute zu werfen, womit, wie vorhin erwähnt worden, der Papſt ſeine geliebte Tochter auszuſtatten beliebte. Dem muſſte ein Ende gemacht werden und auch noch anderem.

Das große kirchliche „Jubeljahr“ 1500 verſprach ein rechtes Glücksjahr für die Borgia zu werden. Aus allen Ländern der Chriſtenheit ſchleppte die gläubige Dummheit ungeheure Summen als Opfergaben nach Rom. Man ſpottete und lachte im Vatikan über die einfältigen Opferer, nahm aber die Gaben mit Vergnügen in Empfang. Es regnete förmlich Gold und Silber und dieſer Regen bekam den noblen Paſſionen Sr. Heiligkeit ſehr gut. Im Januar bezwang Ceſare Valentinus, „der heiligen römiſchen Kirche Bannerträger und Generalkapitän“, das von ihm belagerte Forli und im Mai befand er ſich in Rom, mit Rüſtungen zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen beſchäftigt. Auch noch mit anderem. Denn es war ihm jetzt klar geworden, daß ihm ſein armer Schwager Alfonſo im Wege ſei.

Am Abende des 15. Juli befand ſich Madonna Lukrezia im Vatikan bei ihrem Vater, welcher dazumal, der ſiebzigjährige Statthalter Chriſti, eine heftige „Caprice“ für eins der Hoffräulein ſeiner Tochter gefaßt hatte. Um elf Uhr wollte ſich auch Don Alfonſo in den päpſtlichen Palaſt begeben. Am Fuße der

Peterstreppe fielen aber Vermummte über ihn her und verwundeten ihn ſchwer am Kopfe, Arm und Schenkel. Er vermochte noch den Mördern zu entrinnen und in den Vatikan zu gelangen. Man verband ſeine Wunden, ſeine Gemahlin und ſeine Schweſter Sancia pflegten ihn liebevoll und er ſchien gerettet. Am 19. Juli ſchrieb der Geſandte Venedigs nach Hauſe: „Man weiß nicht, wer den Herzog verwundet hat; aber man ſagt, daß es dieſelbe Perſon geweſen, welche den Herzog von Gandia ermordete und in den Tiber warf.“ Man ſagte die Wahrheit. Mit eherner Stirne erſchien Ceſare in dem Krankenzimmer. Er mußte ſich ja vergewiſſern, ob der Tod den Unglücklichen feſt gepackt hätte oder nicht. Beim hinausgehen murmelte er: „Was mittags nicht geſchehen, kann abends geſchehen.“ Und am Abend geſchah es denn auch, am Abend vom 18. Auguſt. Da kam der furchtbare Mann, dem niemand entgegen zu ſein wagte, wieder, jagte Lukrezia und Sancia ohne weiteres aus dem Gemache, rief ſeinen Lieblingsbanditen, den ſpaniſchen Hauptmann Michelotto, herein und ließ durch dieſen den armen Alfonſo ſtranguliren. Noch in derſelben

Nacht wurde der Ermordete ſang- und klanglos im Sankt Peter begraben. Ceſare rühmte ſich öffentlich ſeiner That. Der Papſt wagte nichts gegen den Mörder zu thun, gar nichts.

Madonna Lukrezia ließ ſich nicht einfallen, ihrem Gemahle, welchen ſie doch, wie bemerkt worden, liebgehabt hatte, nachzuſterben. Sie machte auch nicht den geringſten Verſuch, den ſchnöde gemordeten zu rächen. Sie iſt ſogar nachmals dem Mörder Alfonſo's eine recht zärtliche Schweſter geweſen und das ſieht denn doch ſehr ſonderbar aus. Die Trauerzeit verbrachte die herzogliche Witwe in ihrer Stadt Nepi. Die Trauer hat nicht lange gewährt. Dieſes ſchöne Weib trug in der Bruſt nur einen Herzmuſkel, aber kein fraulich Herz. Sie war eine richtige Borgia.

6.

Das Jubel- und Mordjahr 1500 iſt noch nicht zu Ende geweſen, als man im Vatikan und in der Stadt ſchon wieder von einer Heirat der Tochter des Papſtes redete. Und zwar mit Grund. Hatte Papa Alexander doch ſogar noch bei Lebzeiten des armen Alfonſo ſchon an einen dritten Gemahl für Madonna Lukrezia gedacht, und ſollte dieſer dritte auch ein Alfonſo ſein, Alfonſo von Eſte, der Erbprinz von Ferrara.

Dieſes neue Heiratsprojekt war ohne Zweifel auf die Eingebung Ceſare's zurückzuführen. Lukrezia ſollte wiederum einen Hebel der borgia'ſchen Macht und Größe abgeben. Eine enge und engſte Verbindung mit dem Hauſe Eſte verbürgte dem Papſtſohne nicht nur den Beſitz der Romagna, ſondern muſste auch ſeinen weiteren, zunächſt auf Bologna und Florenz gerichteten Annektirungsplänen ſehr zu ſtatten kommen. Alſo, sorella carissima, macht Euch fertig zu einer abermaligen Hochzeit!

Lukrezia, die ja das heiraten ſchon gewohnt war, hatte nichts dagegen. Wohl aber der Prinz von Ferrara, eine widerborſtige Soldatennatur. Er wollte nicht anbeißen, dieſer barſche und herbe Alfonſo. Hatte die allerſchlimmſte Meinung von der nunmehr einundzwanzigjährigen Papſttochter (er ſelber zählte vierundzwanzig Jahre und war ein kinderloſer Witwer). Glaubte unter anderem unerbaulichen von ihr, daß ſie anno 1498 ein uneheliches Kind geboren hätte, deſſen Vater zugleich deſſen Großvater geweſen wäre. Aber Alexander und Ceſare waren nicht die Leute, ſich durch Hinderniſſe auf ihrem Wege aufhalten zu laſſen. Sie wuſſten dem Vater Alfonſo's, dem Herzog Ercole von Ferrara, die Vortheile der geplanten Heirat ſo einleuchtend zu machen, daß derſelbe ſchließlich zu dem Sohne ſagte: „Nimm ſie!“ Die Stellung der Borgia war damals eine ſo gebietende in Mittelitalien, daß in Wahrheit dem Herzoge von Ferrara wohl daran gelegen ſein muſſte, ſie nicht zu Feinden, ſondern zu

Freunden zu haben. Zudem wuſſte der Papſt das ganze Gewicht des franzöſiſchen Einfluſſes zu Gunſten der borgia'ſchen Abſicht die Ferrareſen fühlen zu laſſen. Im Juli 1501 erklärte der Herzog, daß er in die Heirat willigen wollte, ſo der Papſt ſeiner Tochter 200,000 Dukaten mitgäbe und dem Hauſe Eſte verſchiedene wichtige Einräumungen und Zutheilungen machte. Der zärtliche Papa im Vatikan gab ſeiner Freude über dieſe willkommene Botſchaft eigenthümlichen Ausdruck, indem er, zu einem Raubzuge gegen verſchiedene Barone Latiums ausmarſchirend, die goldhaarige Lukrezia förmlich zu ſeiner Statthalterin während ſeiner Abweſenheit einſetzte. Die päpſtliche Tiara ſozuſagen zeitweilig einer jungen Frau aufgeſetzt, einer Frau noch dazu, welcher man gerade damals nachſagte, ſie habe einer von ihrem Bruder Ceſare — jetzt Herzog der Romagna — im Vatikan veranſtalteten Orgie der fünfzig verrufenſten Hetären von Rom angewohnt, wenn auch nur als „lachende Zuſchauerin“ — ja, das war auch wieder etwas neues unter der Sonne. Kein Wunder, daß derartige, mildeſtens geſagt, höchſt leichtfertige Proſanirungen der Statthalterſchaft Chriſti, wie dieſe töchterliche Stellvertretung des Papſtes eine war, dem giftigſten Klatſch immer neue Nahrung zuführten, und dieſer Klatſch hat denn auch Madonna Lukrezia richtig zu einem weiblichen Ungeheuer aufgeblaſen, halb Mänade, halb Furie.

Alfonſo von Eſte verharrte bei ſeiner Weigerung, die übelſt beleumdete Papſttochter zu heiraten, ſo lange, bis ihm ſein Vater Ercole ſagte: „Wohl, willſt du ſie ſchlechterdings nicht haben, ſo nehm' ich ſie. Wir müſſen ſie, wie die Dinge liegen, heiraten, du oder ich, es bleibt nichts anderes übrig.“ Das ſchlug durch. „Nun denn, ins Dreiteufelsnamen, her mit ihr!“ mag, wie ſtark zu vermuthen iſt, der rauhe Alfonſo gebrummt haben. Papa Alexander bewilligte alle die Bedingungen Ercole's und am 1. September 1501 wurde der Ehekontrakt zu Ferrara unterzeichnet. Die Kanonen der Engelsburg gaben Freudenſalven, als die Nachricht nach Rom gekommen, und man muß geſtehen, daß die Geſchütze dieſer Citadelle früher und ſpäter ſchlimmeres als dieſe Heirat begrüßt haben. Ausdrücklich hatten ſich die Eſte verbeten, daß die

Braut ihren rechtmäßigen Sohn Rodrigo nach Ferrara mitbringen dürfte.

Der Papſt ſtattete ſeine Tochter ungeheuer reich aus und mit einem wahrhaft königlichen Hofſtaate verließ die Braut, von den zwei jüngeren Brüdern ihres Bräutigams, Sigismondo und Hippolyto, abgeholt, am 6. Januar 1502 Rom, um ihrem neuen Beſtimmungsorte entgegenzureiſen. Wie wohl ihr Abſchied von ihrer Mutter Vannozza, von ihrem Bruder Ceſare, von ihrem Sohne Rodrigo geweſen ſein mag? Wir wiſſen es nicht. Papa Alexander vermochte ſich kaum von der Tochter zu trennen. Er ſah ihr aus den Fenſtern des Vatikans nach, bis ſich der Reiſezug aus dem Geſichtskreiſe verlor. Nahezu einen ganzen Monat währte die Reiſe. Im Kaſtell Bentivoglio herwärts von Ferrara begrüßte Alfonſo ſeine Braut. „Sie war tief überraſcht, doch faſſte ſie ſich ſchnell und empfing ihn mit vieler Ehrerbietung und Grazie, was er in galanter Weiſe erwiderte", meldet einer vom Gefolge. Dieſe erſte Begegnung wirkte günſtig für Lukrezia. Alfonſo überzeugte ſich, daß er denn doch kein Ungeheuer zur Frau hätte. Am 2. Februar erfolgte der feierliche, vom weitſchichtigſten Prunk umgebene Einzug der Papſttochter und Erbprinzeſſin von Ferrara in die Hauptſtadt der Eſte. Gregorovius hat den Damen den Gefallen gethan, nach gleichzeitigen Berichten den Anzug der einziehenden Braut alſo zu ſchildern: „Von Schönheit und Glück ſtralend ritt ſie auf einem mit Scharlach bedeckten weißen Pferde. Sie war gekleidet in eine breitärmelige Kamorra von ſchwarzem Sammet mit feinen Goldleiſten und in eine Sbernia von Goldbrokat mit Hermelinbeſatz. Ihr Haupt bedeckte ein ſchleierartiges, von Diamanten und Gold funkelndes Netz ohne Diadem, ihren Hals umſchlang eine große Kette von Perlen und Rubinen, ihr ſchönes Haar wallte frei auf die Schultern herab.“ Einer, der ſie damals geſehen, Kagnolo von Parma, entwarf dieſes Bild von ihr: „Sie iſt von mittlerer Größe und von zierlicher Geſtalt, ihr Geſicht länglich (di faccia alquanto lunga), die Haare goldig (li capelli aurei), die Augen von unbeſtimmter Farbe, der Mund etwas groß, die Zähne blendend weiß, der Hals ſchlank und weiß, ihr ganzes Weſen athmet lachende Heiterkeit ....“

Damit war die Romantik im Daſein Lukrezia's zu Ende. An die Stelle bunter Abenteuerlichkeit trat feſte Regel und verſtändiges Maß. Die Erbprinzeſſin von Ferrara ſuchte die römiſche Vergangenheit der Tochter Alexanders des Sechſten vergeſſen zu machen und es gelang ihr dieſes wenigſtens in den Augen ihres Gemahls, deſſen Vertrauen ſie gewann. Dann wurde ſie, nach dem Tode ihres Schwiegervaters, eine durchaus anſtändige, regelrechte, geachtete und geehrte Herzogin. Ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit hielten lange vor. Poeten verliebten ſich in ſie oder ſtellten ſich wenigſtens ſo an und beſangen ihre Schönheit und ihre Tugend in lateiniſchen Diſtichen und italiſchen Sonetten. Auch Arioſto widmete ihr eine von Schmeichelei triefende Stanze ſeines großen Gedichtes. Für die Huldigungen, welche ihr der geiſtvolle, weltgewandte Venetianer Bembo perſönlich und in Verſen darbrachte, iſt ſie ſehr empfänglich geweſen, empfänglich bis zur Verliebtheit. Aber ihr zweiter Alfonſo war kein ſolches Lämmerſchwänzchen wie ihr erſter und durchaus nicht der Mann, Liebeleien ſeiner Gemahlin philoſophiſch zuzuſehen. Der zierliche Bembo fand alſo für gerathen, aus Ferrara zu verduſten. Der ſchreckliche Tod ihres Vaters, der Sturz der Borgia-Macht, der blutige Ausgang ihres Bruders Ceſare, der frühzeitige Tod ihres Sohnes Rodrigo, das Ableben ihrer Mutter, das alles ſcheint Madonna Lukrezia nicht ſehr angegriffen zu haben. Auch wurde durch den Sturz des väterlichen Hauſes ihre Stellung in Ferrara nicht beeinträchtigt. Sie gebar ihrem Gemahle mehrere Kinder und die Geburt des letzten koſtete ihr das eigene Leben. Hätte ſie länger gelebt, würde ſie es höchſt wahrſcheinlich dazu gebracht haben, im Geruche der Heiligkeit zu ſterben. Denn in den letzten Jahren ihres Daſeins war ſie eine ausgemachte „Fromme“, wodurch freilich ſich an ihr ein allbekanntes Sprichwort bewahrheitet hatte, falls man ihr nämlich nachſagen könnte, daß ſie „alt“ geweſen, als ſie fromm wurde. Uebrigens war ihre Frömmigkeit keine finſtere und trübſälige.

Aber weder ihre Frömmigkeit, noch ihre tadelloſe Haltung als Fürſtin vermochten die Menſchen die Vergangenheit der Tochter Alexanders des Sechſten wirklich vergeſſen zu machen. Dieſe Vergangenheit hatte ihr doch ein Mal auf die ſchöne Stirne gebrannt, welches eine Herzogskrone nicht zuzudecken und keine Eſſenz der Schmeichelei wegzuwaſchen vermochte. Das Grauen ihres Namens umgab ſie wie mit einer düſteren Wolke.

In der Nacht vom 24. Juni 1519 iſt ſie, noch nicht vierzigjährig, im Kindbette geſtorben.

Ihr zuvor dahingegangener Zeitgenoſſe Giovanni Giovio Pontan hatte ihr zum voraus dieſe ſchreckliche Grabſchrift geſetzt:

„Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thais, Alexandri filia, sponsa, nurus.“

(Hier liegt eine, die hieß Lukrezia, war aber Thais,
Alexanders des Papſts Tochter, Gemahlin und Schnur.)

Der letzte Sonnenſohn.

Seitdem es eine Geſchichte gibt, haben die Menſchen einander gequält und gemordet, und allem nach werden ſie es ſo treiben, ſolange es eine Geſchichte geben wird.

Göthe.

I.

Werden, wachſen, blühen, welken, vergehen! Das iſt das ewige Geſetz der Natur und der Geſchichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menſchen, ſo gilt es auch für die Völker. In ſeiner 1844 geſchriebenen Strophe:

„Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig kommen und ein ewig gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand,
Wir ſehn ſie auf , wir ſehn ſie niederwehen
Und jede Blüthe iſt ein Volk, ein Land —“

hat Freiligrath dieſes Naturgeſetz, dieſe weltgeſchichtliche Thatſache in ſchöne Worte gekleidet.

In unſern Tagen iſt für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin ſich vollziehenden Wechſel von leben und ſterben im Univerſum das Modewort „Kampf ums Daſein“ aufgekommen. Es hat ſeine Vollberechtigung. Nicht nur „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein“, ſondern exiſtiren wollen heißt kämpfen müſſen. „Freſſen oder gefreſſen werden!“ Es gibt kein Drittes. Dieſe eiſerne Nothwendigkeit ſteigt von den niedrigſten Organismen bis zu den höchſten empor. Vom Grashalm bis zum Menſchen, vom Menſchen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um ſein Daſein. Wir wiſſen jetzt, der Golden-Zeitalter-Friede, welcher im Beginne der menſchlichen Geſellſchaft geherrſcht haben ſoll, iſt nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede“, welcher die ſociale Entwickelung krönen ſoll, ein Märchen für ausgewachſene Schwachköpfe. Die Geſchichte der Menſchheit war, iſt und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüſſte! Alle Religionen, alle Philoſopheme haben die traurige Räthſelfrage nach „des Menſchenlebens Sinn und Frommen“ zu beantworten verſucht und haben alle mitſammen als Antwort nur ein Chaos von Unſinn zuwegegebracht.

Die ſogenannte Weltgeſchichte zeigt uns, wie ein

Volk nach dem andern auf die geſchichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geſchick und Kunſt ſeine Rolle ſpielt, mehr oder weniger Effekt macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlaſſend. Wo ſind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen“ innehatten? Wo iſt das ägyptiſche, das aſſyriſche, das perſiſche, das makedoniſch-griechiſche, das römiſche „Weltreich“? Schon lange dahin, ſchon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

Einſt wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinſinkt“

wobei nur zu bemerken, daß beim Hinſinken der verſchiedenen Ilioſſe von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das welken von Pflanzen, Thieren, Menſchen, Völkern und ſicherlich auch von Geſtirnen iſt eben ein häſſlicher Proceß. Seine Häſſlichkeit iſt das genaue Gegenbild zur Hoffnungsfriſche des wachſens und zum Schönheitsglanze des blühens.

Wollt ihr ein ſolches Völkerwelken mitanſehen? Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieſes Land die führende und gebietende „Weltmacht“. Heute iſt es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die ſich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palaſtſkandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert ſtand der dichteriſche und künſtleriſche Genius des Landes ſchöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velaſquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eins der tiefſinnigſten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entſprungen ſind; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon ſchuf den ſpaniſchen Fauſt („el magico prodigioso“), Moreto die graziöſeſte Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden“). Heute trägt die ſpaniſche Literatur ſklaviſch die Schleppe der franzöſiſchen, welche früher bei ihr die umfaſſendſten Anleihen aufgenommen hatte, und ſeit langem vermag Spanien an der wiſſenſchaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchſten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien iſt an der Religion zu Grunde gegangen, alſo an etwas, deſſen, die Herren von der Materie mögen ſagen, was ſie wollen, die menſchliche Geſellſchaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion iſt der Idealismus des Volkes. Sie iſt und bleibt das einzige Mittel, wodurch ſich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abſtrakten Ding von „Volk“, welchen die Jan-Bockolte unſerer Tage lächerlich willkürlich zuſammengeſchneidert und aufgeſchwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftſtoffelei zum Trotz ein ſehr reales kulturgeſchichtliches Motiv iſt und bleibt, in Beziehung ſetzen kann, wenn auch noch ſo unzulänglich und in noch ſo grotesken Formen. In Spanien hatte ſich, wie jedermann weiß, die Religion infolge der jahrhundertelangen Kämpfe der ſogenannten Chriſten mit den Iſlamiten zum wildeſten Fanatismus hinaufgeſteigert. Alles wurde dieſem geopfert. Der Spanier war immer Katholik, Spanier oft, Menſch nie, außer in ſeinen Laſtern. Die Inquiſitionsfeuerbrände, welche die ſpaniſchen Ketzer verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation verſengt.

Aber gewiß iſt auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu ſo hochrother Feuerblüte ausgeſchlagen war, da hat ſie — immer in ihrem Sinne freilich — das geſammte Daſein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwickelung gebracht und unzählige neue Beweiſe für die alte Thatſache geliefert, daß die Religion, wie ſie die furchtbarſten Leidenſchaften im Menſchen aufzuſtürmen vermag, ſo auch die edelſten menſchlichen Triebe zur Vollbringung der ſtaunenswertheſten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern verſteht.

Denn — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unſere Hiſtorie ſpielt — es kann keinem Zweifel unterſtellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkelnden Heldenzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermeſſlichen Länderſtrecken der Neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der wilde Golddurſt, welcher durch die ins märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallſchätzen Amerika's in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorſtellung vom „El Dorado“, ebenſo die durch die Moriſkenkriege bis zur hellen Don-Quijoterie hinaufgeſpannte ſpaniſche Abenteuerſucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen“ Karl V. unſchwer angeflogene Größenwahn, alle dieſe Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgeiſtes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, ſehr viel beigetragen. Aber die Seele der ſpaniſchen „Conquista“, das heißt der beiſpielloſen Eroberungen der Spanier in der Neuen Welt, war thatſächlich doch die Religion, derſelbe glühend-fanatiſche Glaube, welcher jeden Spanier innigſt überzeugt ſein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau ſtritte, daß er, je mehr „Seelen“ der rothen Heiden er zur Hölle ſpedirte, um ſo zuverſichtlicher erwarten dürfte, daß ſeine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der ſpaniſchen „Conquiſtadoren“ an ihren religiöſen Wahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im guten wie im böſen. Es iſt ein und derſelbe ſpaniſche Katholicismus geweſen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelhaften „Glaubensakte“ (Autos de fé) feierte, die deutſchen Proteſtanten bei Mühlberg ſchlug, das Henkerſchwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teokalli in Tenochtitlan erſtürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzko zu einer Soldatenbeute machte.

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landſchaft Eſtremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Baſtard geboren, Franciſko Pizarro, deſſen früheſte Kindheit ſo verwahrloſ't war, daß ſpäter die nicht gerade reinliche Sage ging, das von ſeiner Rabenmutter ausgeſetzte Findelkind ſei nur durch die Barmherzigkeit einer ſäugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher iſt, daß der wildaufgewachſene Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht leſen, nicht ſchreiben lernte und, um ſein Leben zu friſten, Schweinehirt werden mußte. Aber der arme Burſche hatte etwas, viel ſogar von dem Metall in ſich, aus welchem bedeutende Menſchen geſchmiedet werden, unter Umſtänden Helden oder Heilande, unter andern Umſtänden weltgeſchichtliche Schurken oder Scheuſale. Will man gerecht ſein, ſo muß man ſagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheuſal. Im übrigen ein rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, ſcharfverſtändig, ſchlau, zäh, unbeugſam, ſkrupellos, das verwirklichte Ideal eines ſpaniſchen „Conquiſtador", für welchen das Wort „Furcht" ein ganz inhaltsloſer Schall geweſen iſt.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgeſpräch in Spanien, ſetzten die echtſpaniſche Phantaſie des Schweinehirten in Brand. Er warf ſeinen Stab weg, bettelte ſich nach Sevilla durch, woſelbſt die Banden des „El Dorado" ſuchenden „Heldengeſindels" ſich zu ſammeln und einzuſchiffen pflegten, und gelangte nach Weſtindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er ſich auf Hiſpaniola und verſuchte ſich, unterſtützt von ſeinem entfernten Verwandten Hernando Kortez, dem nachmaligen Eroberer Mexikos, als Pflanzer. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahre 1513 den unerhört mühſäligen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der erſten Männer von weißer Raſſe, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des Stillen Oceans gefallen ſind. Nachmals, ſo um 1515 herum, iſt er als Hauptmann in den Dienſten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut ſich auch des Beſitzes eines Landgutes von ſehr mäßigem Umfang in der Nähe dieſer Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier ſich zunächſt gegen Norden und Weſten, ſpäter auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war infolge der entdeckenden und der erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermeſſliches Gebiet der ſpaniſchen Krone unterworfen.

Nun gelangten die beſtimmteren Botſchaften von der wunderſamen Eroberung Mexikos nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um ſo zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikaniſchen Abenteuers zugleich unbeſtimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturſtaat im Süden unter den Koloniſten von Darien ſich verbreiteten. Unſer geweſener Schweinehirt und dermaliger Hauptmann vernahm mit äußerſter Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht ſehr weit gebracht hätte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in ſich fühlen, das ihm ſagte: „Was dein Vetter Kortez konnte, das kannſt du auch und vielleicht ſogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, ſo ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeſchäfte, welche jetzo, in ſüdlicher Richtung unternommen — nach dorthin ſoll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama ſehr in die Mode kommen, unzögerlich mich betheiligte?"

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeſchäften ſprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu ſprechen. Denn, in Wahrheit, die ſpaniſchen Conquiſtadoren waren richtige „Gründer" in ihrer Manier. Sie „machten" in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börſenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taſchendieben zu verwechſeln bitte — in „Türken" und „Rumänen" machen. Das fieberhafte aufſuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeſchäfte, zur Gründerei in mehr oder weniger großem Stile geworden.

Inbetracht ſeiner eigenen unzulänglichen Mittel that ſich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand ſolche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegsmanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Hernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, ſelbſtverſtändlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro beſorgte den Ankauf, die Ausrüſtung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maßen Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Deſperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition", im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt abſegeln. Er kam freilich nicht nach El Dorado und überhaupt nicht ſehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Waſſer und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieſes Ergebniß mit, daß, je weiter man ſüdwärts ſteuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und ſo zu ſagen von Gold ſtarrenden Reiche immer beſtimmtere Geſtalt gewann.

Daraufhin gingen unſere Gründer nur noch energiſcher ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20,000 „harte Thaler" (pesos duros) aufgetrieben und damit die Koſten der Ausrüſtung einer zweiten Expedition beſtritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den abſonderlichſten Kurioſitäten der Geſchichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Chriſti", wie der Eingang lautete, die drei Aſſociés feſtſetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, ſoweit ſie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter ſie, die drei Geſchäftstheilhaber, getheilt werden ſollten und zwar „mit allem Zubehör, was beſagte Länder an Menſchen, Thieren, Gold, Silber und Edelſteinen enthielten, mit ſelbſtverſtändlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieſer Oberherrlichkeit fließenden Rechte". Zu einer ſolchen Naivität der Philoſophie des Raubes hat ſich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuſchwindeln gewußt. Drei Lumpe theilen förmlich unter ſich ein noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör“ — der koloſſalſte Humbug, die tollſte Don Quijoterie; aber ganz ernſthaft gemeint und mit derſelben echtſpaniſchen Grandezza betrieben, womit der ſinnreiche Kaballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboſo eine Prinzeſſin ſah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama ſüdwärts und gelangten, an der Küſte hinſteuernd, bis zur Mündung des Fluſſes, welcher nachmals der Rio San-Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmuckſachen aus Gold — ein Vorglanz ſo zu ſagen vom Goldlande Peru. Alſo rüſtig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage ſteigt auch die Mühſal der Fahrt. Ein Theil der Mannſchaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht ans Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander ſchnurſtracks widerſprechende Anſichten werden mit mehr oder weniger heftigem

Gebärdenſpiele vorgebracht. Pizarro ſteht auf: „Genug des Geſchwätzes!“ Dann zieht er ſein Schwert und zeichnet mit der Spitze desſelben eine von Oſten nach Weſten gehende Linie in den Küſtenſand und ſagt:

„Freunde und Gefährten, ſeht, auf dieſer Seite liegen Mühſal, Hunger, Regen, Sturm, Verlaſſenheit und Tod, aber auch Peru mit ſeinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrloſigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit ſeiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe ſüdwärts.“

Das heldiſche Wort that ſeinen Dienſt, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entſchloſſener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beſchloſſen, während die andern auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwiſchenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle ſeine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müſſen. Endlich gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Paſado genannte Landſpitze zu umſchiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäiſchen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die ſchöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten ſie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche ſich vor ihnen entfaltete. Der ſchmale, aber üppig grüne Uferſaum, durch welchen ſich zahlreiche Waſſeradern dem Meere zuwanden, war mit einer Reihe von Städten und Dörfern beſetzt. Hinter dieſen Sitzen einer zahlreichen Bevölkerung hob ſich der rieſige Bergwall der Anden oder Kordilleren jählings empor, hier in zwei ſeiner ſchönſten Koloſſe gipfelnd, in dem breitkuppeligen Chimboraſſo und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

Am nächſten Morgen kreuzten unſere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angeſichts der wohlgebauten Stadt Tumbez, deren ganzes Ausſehen ihre Zugehörigkeit zu einem civiliſirten Staatsweſen bezeugte.

Das Zeugniß trog nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das ſo lange, ſo mühſälig geſuchte El Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küſte von Peru.

3.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche? Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten — hat ſeine Urbevölkerung von Aſien her erhalten. Wir können uns die Stunde vorſtellen, wo ein Halbthier von Menſch nordaſiatiſch mongoliſcher Raſſe ſeine Blicke über die Beringſtraße hinüberwarf und ſich fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Dieſe Frage muß ſo oder ſo gelöſ't werden ſein, denn die Raſſegenoſſenſchaft der aſiatiſchen Mongolen und der amerikaniſchen Indianer ſcheint einer begründeten Anzweifelung kaum noch unterſtellt werden zu können. Im übrigen iſt die vorzeitliche Geſchichte Amerika's bis zur Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerſt ein Chaos, für deſſen Entwirrung und Aufhellung zwar ſchon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu thun ſein wird. Die zwei großen Pfadeſucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforſchung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geſchichtliche Thatſache iſt vorderhand, daß die indianiſche Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf ſehr verſchiedenen Kulturſtufen ſtand. Ebenſo, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika ſchon auf die ruinenhaften Ueberbleibſel einer bereits zu Grunde gegangenen Civiliſation ſtießen. Endlich, daß wir durch die Vermittelung der ſpaniſchen Conquiſtadoren von den Zuſtänden, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendſten Staats- und Geſellſchaftsweſen, welche die Kultur der amerikaniſchen Rothhäute geſchaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfaſſende Kunde beſitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern dieſe beiden Staatsweſen erſchienen, bezeugt ſchon der Umſtand, daß ſie dem Beherrſcher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karls des Fünften, den Titel „Kaiſer“ (emperador) beilegten und damit die außerordentliche Machtſtellung dieſer indianiſchen Fürſten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Abſicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagniſſe und ihrer Erfolge in ein möglichſt glänzendes Licht zu ſtellen, mit im Spiele geweſen ſein.

Als Pizarro und ſeine Miträuber — denn dieſe Bezeichnung gebührte im Grunde doch der ganzen Sippſchaft — an der Küſte von Peru erſchienen, hatte dieſer Staat das Hochmaß ſeiner Ausdehnung erreicht, während ſeine Geſundheit und Kraft ſchon im ſinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Gränzmarken des Reiches beſtimmen, wenn man ſagt, daß die Inka Kaiſer das ganze Gebiet beherrſchten, welches heutzutage die vier ſogenannten Republiken Ekuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdiſche Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdiſche Bodenbeſchaffenheit dagegen konnte ſich an Fruchtbarkeit mit den öſtlichen Küſtenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht meſſen. Im peruaniſchen Reiche mußte gearbeitet werden und zwar tüchtig, um die nöthigen Lebensmittel für die Bevölkerung zu beſchaffen. Die große Meiſterin Noth mit ihrer erſtgeborenen Tochter Arbeit, ſie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruaniſchen Civiliſation früher am Titikakaſee ſuchen zu müſſen geglaubt, iſt aber jetzt vergewiſſert, daß dieſe Civiliſation in und bei Kuzko ihren Urſprung genommen habe. Dieſe Stadt, deren Name „Nabel“ bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inka Reiches, und es drängt ſich uns als ein denkwürdiger Zuſammenklang in den Anſchauungen grundverſchiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel“ (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruaniſche Kultur in der Form der Eroberung ſüdwärts bis an die Gränzen des Araukanerlandes, nordwärts bis über Quito hinaus vorgedrungen. Oſtwärts erſtreckten ſich die Gränzen des Reiches bis hinauf zur Waſſerſcheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derſelben hinüber und in die Pampas des ſüdamerikaniſchen Feſtlandes hinein. Unlange vor der

Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel ſeiner Machthöhe erreicht.

Auf den Anfängen der Völkergeſchichten liegt der Nebel des Mythus, vom Strale der religiöſen Idee mehr oder weniger hell beſonnt. Die Menſchen wuſſten ſich es nicht zu erklären, wie es gekommen, daß ſie ſich nach und nach entbeſtialiſirt hätten, daß ſie allmälig ſo klug, ſo anſtellig, ſo civiliſirt geworden wären. Da muſſte ihnen denn eine „höhere Macht“ das Thierfell geſchoren haben, ſo zu ſagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Kulturmythus, das heißt, auch ſie führten den Urſprung ihrer Vermenſchlichung auf „überirdiſche Mächte“ zurück, wie ſolche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchſigen Menſchen das Gefühl ſeiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens geſtehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organiſch daraus entwickelte Religion waren verhältnißmäßig gar nicht ſo übel, ja gewiſſermaßen rationell. Knüpften ſie ſich doch an die große Lebensſpenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Dieſe ſicht- und fühlbare, unerſchöpfliche

Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menſchheit", und ſie verehrten ſie dankbar als ihre höchſte Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Oello, auf die Erde herabgeſandt, um die Menſchen zu entwildern, zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Geſellſchaftsweſen hinüberzuführen, die Landwirthſchaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künſte des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schweſter, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen ſtammte die Dynaſtie der Herrſcher von Peru, das Geſchlecht der „Inka", welches Wort Herr, Fürſt, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob ſchon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden geweſen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß iſt, daß mit dem aufkommen der Inka der peruaniſche Staat zu exiſtiren anhob. Ebenſo, daß dieſer Staat und mit demſelben alles, was wir unter peruaniſcher Civiliſation zu verſtehen pflegen, allem nach nicht ſehr weit in unſer Mittelalter zurückreicht, indem das auftreten des zweifelsohne geſchichtlichen und nachmals von ſeiten der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung hinaufzurücken iſt. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynaſtie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geſchichte viel häufiger, als die Unwiſſenheit meint, an der menſchlichen Kultur ſehr kräftig mitarbeiteten, ohne Frage als Civiliſatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Yupanqui die Gränzen des Staates im Süden bis weit nach Chile hinein, während ſein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendſte Mann ſeines ganzen Hauſes, in nördlicher Richtung die Fahne Perus bis gegen Centralamerika hinauftrug und Quito unterwarf.

Die Beherrſcher von Peru waren Theokraten, das heißt, ſie waren als angebliche „Sonnenſöhne“, als Abkömmlinge der höchſten Gottheit, zugleich politiſche und religiöſe Deſpoten und genoſſen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geiſtlich-weltliches Skepter vererbten ſie nach dem Rechte der Erſtgeburt, das heißt, der erſtgeborene Sohn der „Koya“ — ſo hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka's, welche zugleich ſeine Schweſter ſein muſſte, im Unterſchiede zu dem ungezählten Schwarme der Inſaſſinnen des kaiſerlichen Harems — wurde der Nachfolger ſeines Vaters. Der kaiſerliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, ſo recht goldſchimmernd. Der Inka-Palaſt in Kuzko bildete mit ſeinen Nebengebäuden eine Stadt für ſich. Er machte mit dem „Korikancha“ (wörtlich Goldhaus), das heißt, dem Reichstempel der Sonne — in Anſehung der Koſtbarkeit des Materials ſeiner Ausſchmückung wohl das reichſte Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptſtädtiſchen Kaſtell die Dreizahl der großartigſten Bauwerke Peru's aus. Die koloſſalen Trümmer der Feſtung erregen noch jetzt das ſtaunen der Betrachter. Es waren zu dieſer Burg Bauſteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und dieſe Steinblöcke ſind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eiſens kannten, wohlverſtanden! — ſo genau zugehauen und in einander gefügt geweſen, daß man keine Meſſerklinge in die Fugen zu ſtecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denſelben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und

Gunſtſklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die koſtbarſten Juwelen und Geräthſchaften der Todten. Die Leichname wurden kunſtvoll balſamirt und mumiſirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle geſetzt.

Die Familie der Inka hatte ſich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahlloſen Nebenſpröſſlinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaſte, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen“ zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es iſt klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge des Volksſtammes geweſen ſind, welcher erobernd in Peru eingedrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, dieſe unterworfen hatte. Die Nachkommenſchaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk“ zu nennen gewohnt ſind, im alten Peru die dienende, frohndende Maſſe.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von ſeinen Bewohnern nicht Peru, ſondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinſuyu“) genannt.

Das Volk ſeinerſeits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieſer Gruppen ſtand ein Edelmann als Beamter vor, ſodaß ſich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzſtatthalter eine wohlgefugte Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieſer Würdenträger war in ſeiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Juſtizbeamter. Die Geſetzgebung zeichnete ſich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebſtahl und Blaſphemie, das heißt, Läſterung der Sonne oder des Inka's, ſtand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein ſo ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnerſchaft einer aufrühreriſchen Landſchaft geſühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigſtens in den Augen der Peruaner ſelbſt, ein ſehr ſtreitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfſpeeren, Schleudern, Morgenſternen und Streitäxten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Officieren verſchiedener Grade befehligte Rotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war geſorgt.

Es gab Poſtſtationen, Poſtbeamte und Poſtläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka's und der Regierung, und von Kuzko bis Quito hinauf lief jene Reichsſtraße, welche Alexander von Humboldt, der ſie in ihren Trümmern geſehen, bekanntlich „eins der rieſenhafteſten Werke, welche je von Menſchen ausgeführt wurden“, genannt hat.

Das eigenthümlichſte Charaktermerkmal der altperuaniſchen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältniſſe. Denn im Inka-Staate war ja das kommuniſtiſche Ideal verwirklicht, da es, ſtreng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbare Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des erſten gehörte der Sonne, das heißt, der Kleriſei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka Familie und dem Inka Adel; der dritte war unter das „Volk“ Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieſes Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupte ſein Jahresbeſitz nach der Mitgliederzahl ſeiner Familie zugemeſſen, welche Einrichtung auf einer genauen Regiſterführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Dieſe mittels der ſogenannten Quippus Schrift geübte Statiſtik ermöglichte auch die Durchführung eines ſtreng geordneten Staatsweſens, deſſen Laſt, maßen Klerus, Adel und Beamtenſchaft ſteuerfrei waren, ausſchließlich auf dem Volk lag. Die Entrichtung der Steuern geſchah durch Arbeit jeglicher Art. Die „misera contribuens plebs" Peru's frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsſtraßen. Das ganze Daſein des peruaniſchen Volkes war in das Netz bureaukratiſch-kommuniſtiſcher Bevormundung eingeſchnürt und kann für Augen, welche ſehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menſchen jede Selbſtbeſtimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die ſchlimmſte Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, ſo hat auch jedes Volk einen Gott, deſſen Weſen die Bildungsſtufe und Anſchauungsweiſe der Geſammtheit ſeiner Verehrer widerſpiegelt. Iſt dieſer Satz wahr, ſo geſtattet er einen nicht ungünſtigen Schluß auf die Kultur und den Nationalcharakter der

Peruaner. Das religiöſe Fühlen und Glauben derſelben hob ſich über die Stufe der bloßen „Naturreligion“ empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, ſondern auch als ein beſeeltes, durchgeiſtigtes Weſen, als eine mit Bewußtſein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieſer Gottesbegriff ſtreifte um ſo näher an den Monotheismus, als das mythologiſche Beiwerk deſſelben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Tempel, Klerus und Kult. Ganz feſt war in dieſer Sonnenreligion das Dogma von der Unſterblichkeit der Menſchenſeele hingeſtellt und mit dieſer Vorſtellung verknüpfte ſich die weitere von einem ſogenannten Himmel und einer ſogenannten Hölle im ſogenannten Jenſeits. Der Gottesdienſt war im ganzen ſo, wie er einer als ſittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkulthandlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menſchenopfer vor, vielleicht ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbariſchen Urbevölkerung des Landes. Sonſt wurden als Opfer

Edelſteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Aſkeſe wurde die allen Religionen gemeinſame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbeſondere durch das Inſtitut der Sonnenjungfrauſchaft. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruaniſchen Veſtalinnen oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten ſolche werden — lebten unter der Leitung einer Aebtiſſin oder Priorin nach beſtimmten Regeln in Klöſtern zuſammen. Welche von ihnen ſich gegen das ſtrenge Keuſchheitsgelübde, das ſie als „Bräute des Sonnengottes“ ablegen muſſten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunſten des Sonnenſohns, das heißt, des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommerſonnenwende brachte das religiöſe Nationalfeſt, das zu Kuzko mit höchſter Prachtentfaltung gefeierte „Intip Raymi“, das Sonnenfeſt, wobei der Inka, der Papſt der Sonnenreligion, dem ſtralenden Gotte aus mit „Chika“ (gegohrenem Maisſaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer ſpendete, in dem Augenblicke, wo das Tagesgeſtirn am öſtlichen Horizont hinter den majeſtätiſchen Andesfirnen emporſtieg.

Alles in allem genommen, ſtand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck überhaupt ſtatthaft iſt, an Vernünftigkeit dem Chriſtenthume der ſpaniſchen Inquiſitoren daheim und der ſpaniſchen Conquiſtadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, ſehr im Gegentheil, zumal noch zu ſagen iſt, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geſchlechter ein ſehr ſittſames, das Familienleben innig, die Kinderzucht ſorgſam und die Umgangsformen fein waren. Auch Kunſt und Poeſie waren verhältnißmäßig entwickelt. Neben der Architektur blühte namentlich die Schmelz-, Schmied- und Ciſelirkunſt. Der Geiſt der Volkspoeſie war thätig und noch heute ſingt die indianiſche Bevölkerung Lieder, welche ſchon zur Inka Zeit geſungen wurden. Auch höhere Gattungen der Dichtkunſt ſcheinen eifriger Pflege ſich erfreut zu haben. Wenigſtens iſt uns ein altperuaniſches, in der Kechuaſprache gedichtetes Drama, betitelt „Ollanta", überliefert worden, welches zur

Zeit der letzten Inka und auch noch nach der ſpaniſchen Conquiſta über die Bühne ging.

Allein trotz alledem trug die peruaniſche Geſellſchaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltſamen welkens in ſich: ſie muſſte an ihrem Kommunismus ſterben, die Eigenthumsloſigkeit brachte ſie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Geſetz des ſocialen Vorſchritts, das heißt, den thatkräftigen Trieb im Menſchen, ſein Loos zu verbeſſern. Dieſen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu ſeine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß ſich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es ſich widerſtandslos einem ſchläfrigen dahinvegetiren ergab. Wie hätte es alſo dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der ſpaniſchen Conquiſtadoren widerſtehen ſollen? Dieſem „Heldengeſindel“, welches bei ſeinen faſt unglaublichen Wagniſſen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Raſſe und durch alle Vortheile einer vorgeſchritteneren Kultur unterſtützt wurde.

Um die geſchichtliche Thatſache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her ſchlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der Peruaner, daß ſchon auf den höchſten Glanz von Peru — welchen auf einem Mißverſtändniſſe beruhenden Namen erſt die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen ſei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen ſich angekündigt habe. Im Volke ſchlich von alters her die Sage um, Fremdlinge, wie man ſie nie geſehen, würden dereinſt ins Land kommen und daſſelbe erobern; Kometen erſchienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfeſt in Kuzko verſammelte Volk ſah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Prieſter murmelten düſtere Weiſſagungen. Selbſt den großen Inka Huayna Kapak erfaſſte ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem erſcheinen weißer bärtiger Männer am Geſtade der Südſee ſichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit ſeinen Gefährten geweſen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß unter dieſen Waghälſen auch der Mann, Pizarro, ſich befand, welcher ſo bald das Reich Tavantinſuyu vernichten ſollte; aber ſterbend deutete Huayna Kapak die Erſcheinung der bärtigen Blaſſgeſichter auf die „Fremdlinge“ der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte den Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er ſelber die Erfüllung beträchtlich gefördert, ſodaß Peru's Verderben von innen heraus ſchon angehoben hatte, als die Gefahr der ſpaniſchen Conquiſta von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die feſtgefugte Staatsordnung mit eigener Hand zu zerbrechen, indem er ſich durch ſeine Vorliebe für einen ſeiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallpa hieß, verleiten ließ, zu Ungunſten ſeines älteſten Sohnes Huaſkar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die ſüdliche Hälfte mit der Hauptſtadt Kuzko erhielt Huaſkar, die nördliche mit der Hauptſtadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrſcheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der raſtloſen, kriegeriſchen, ehr- und herrſchſüchtigen

Sinnesweiſe Atahuallpa's kommen muſſte. Nachdem der Herrſcher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob der Bruderkrieg um den Alleinbeſitz des Inka Reiches an. Am Fuße des Chimboraſſo trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entſcheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geſchlagene Schlacht noch mehr: Huaſkar wurde der Gefangene ſeines Bruders, welcher ſich jetzt des ganzen Reiches ſeines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grauſamkeit den Peruanern ſeinen vollſtändigen Triumph und die ganze Schwere ſeiner Deſpotie verkündigte.

Dies geſchah im Jahre 1532 und ſchon etliche Monate darauf brach das ſpaniſche Verhängniß über Peru herein.

4.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieſes Verhängniſſes geworden? Wo befand ſich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Tumbez geſehen und gehört, unſchwer die Ueberzeugung geſchöpft, daß denn doch ſeine Abſicht, das Inka Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dermalen, das heißt, nach endlicher Findung vom El Dorado, zu verfügen hätte, in einem geradezu lächerlichen Mißverhältniſſe ſtänden. Wir müſſen das Geſchäft gründlicher nehmen und auf eine ſolidere Baſis ſtellen, ſagte er ſich, und maßen dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müſſen, keine Möglichkeit iſt, ſo will ich nach Spanien hinüber und die Krone ſelbſt für das Unternehmen zu intereſſiren ſuchen.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entſchloſſen anpackenden, bei denen dem Gedanken ſo gewiß und ſo raſch die That folgt wie dem Blitze der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiſer Karls des Fünften, in deſſen Reichen bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch ſo auch der größte Pumper ſeiner Zeit geweſen iſt. Da war es nun merkwürdig, zu ſehen, mit welcher Sicherheit der Ex Eumäos von Truxillo auf dem glatten Hofboden ſich zu bewegen wuſſte. So etwas haben die formſicheren Menſchen romaniſcher Raſſe doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß ſie nicht zu ſchauſpielen vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß ſie des Formſinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiſer ſoviel Theilnahme ab, als dieſer kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro beſaß ja jene kunſtloſe, aber energiſche Beredſamkeit, wie ſie zum befehlen beſtimmten Menſchen angeboren zu ſein pflegt. Seine Schilderungen deſſen, was er ſeit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geſchaut, gehört, gelitten und geſtritten, mögen dem Kaiſer, welcher ſich bislang um die amerikaniſchen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerſt eine beſtimmtere und deutlichere Vorſtellung von der Beſchaffenheit und dem Werthe der unermeſſlichen Beſitzungen beigebracht haben, welche da drüben der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen waren. Pizarro, der ſeinen Mann und deſſen ewig leere Taſche kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichthum des neuentdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls ſchimmern zu laſſen, und legte um dieſes ſein Wortgemälde her den Rahmen peruaniſcher Goldproben, welche er fürſorglich mitgebracht hatte. Der Kaiſer empfahl daraufhin Pizarro und deſſen Angelegenheit dem „Rathe von Indien“, alſo der oberſten Kolonialbehörde Spaniens, und dieſe hat dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unſerem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeſchäften abgeſchloſſen. Kraft dieſes Vertrages ſollte dem Pizarro, welcher zur Erhöhung ſeines Anſehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San Jago gemacht wurde, das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zuſtehen und ſollte er nach vollbrachter Beſitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden urſprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Beſtallung als Gobernador und Pater Luque die als Biſchof der Stadt und Provinz Tumbez erhielt. Pizarro ſeinerſeits übernahm die Verpflichtung, binnen ſechs Monaten eine feldtüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beſchaffung von Geſchützen und Munition behilflich ſein ſollte.

Der alſo mit Brief und Siegel förmlich zum Conquiſtador ernannte San Jago Ritter vermochte die ſeinerſeits übernommene Vertragspflicht nur mühſälig zu erfüllen. Im Januar von 1530 ſegelte er ſodann mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, ſeine Mannſchaft muſterte, hatte er hundertdreiundſechzig Soldaten zu

Fuß und ſiebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüſtung. Mit dieſer Handvoll verwegener Geſellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Peru's aus, nachdem er ſeinem Geſchäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannſchaft anzuwerben und ihm dieſelbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzuſenden. Dies geſchah denn auch und war der eifrige Almagro im ſtande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verſtärkungen ſeinem Geſellſchafter nachzuſenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Miſſiſippi in der Geſchichte Amerika's einen unvergänglichen Namen ſich geſichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten ſich dieſe Verſtärkungen mit der Mannſchaft des Conquiſtadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel ſprachlicher Verſtändigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer bei ſeinem erſten Beſuche aus

Tumbez mitgenommen und die als ſeine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwiſchen ſpaniſch gelernt hatten. Einer dieſer Dolmetſcher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, ſpielte in der Geſchichte der Eroberung ſeines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieſelbe Rolle, welche in der Geſchichte der Eroberung von Mexiko eine indianiſche Dolmetſchin und Geliebte des Kortez, die ſchöne und kluge Donna Marina, innehatte. Pizarro ſcheint ſich überhaupt das Verfahren ſeines Vetters in Anahuak vielfach zum Muſter und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältniſſen lag. Er verwandte zuvörderſt große Achtſamkeit darauf, zu Tumbez über die Zuſtände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau ſich zu unterrichten und Einſicht in die Sachlage im Inka Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erſt recht die Größe und Schwierigkeit ſeines Unternehmens, aber auch, was daſſelbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerſter Wichtigkeit die Kunde von dem ſo eben ausgefochtenen Bruderkriege zwiſchen Huaſkar und Atahuallpa. Pizarro muſſte ſich ja erinnern, wie ſehr die Zwiſtigkeiten der verſchiedenen Volksſtämme von Anahuak dem Kortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbeſtrittenen Beſitze der Gewalt, aber immerhin ließen ſich, kalkulirte der Spanier, aus der Art und Weiſe, wie der Inka zur Herrſchaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieſer, daß die fremden Eindringlinge ſich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joche eines tyranniſchen Uſurpators darſtellen konnten. Die Menſchen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen ſein.

Weiterhin galt es dann zunächſt, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küſte feſten Fuß zu faſſen, wie das Kortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde ſüdlich von Tumbez im ſchönen Thale von Tangarola eine Pflanzſtätte gegründet, welche den Namen San Miguel erhielt. Sie ſollte als Aus- und Einſchiffungsort, als Stütz- und Zufluchtspunkt dienen.

Während an der Gründung dieſer erſten ſpaniſchen

Kolonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperador von Peru dermalen nicht in der Hauptſtadt reſidirte, ſondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärſchen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenſtromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, ſein Hoflager aufgeſchlagen hätte. Sofort erhob ſich im ſpaniſchen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, ſtracks den weiten Südmarſch nach der Hauptſtadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dermalige Reſidenz des Inka's aufzuſuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte ſich über das Weſen des Inkathums auch ſchon ein ſo ſicheres Urtheil gebildet, daß er den Marſch nach Kaxamalka beſchloß. Es muſſte ihm ja aus allem, was er bislang in dieſem Lande geſehen und gehört, klar geworden ſein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schickſal des Herrſchers müſſte das des Reiches entſcheiden. Wie ſich der Conquiſtador dieſe Entſcheidung dachte, iſt nicht zu ſagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeſchichte von Peru laſſen es unbeſtimmt, ob er zuvörderſt friedliche Mittel verſuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltſchlag ſann. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß er ſich ſagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerſt nach Kaxamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umſtände lehren, was zu thun.

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San-Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anſpruch genommen. Längeres zögern ſchien dem Conquiſtador um ſo unthunlicher, als unter ſeiner Mannſchaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado wäre, immer lauter zu werden begann. Er muſſte ſich daher zum Aufbruche nach Kaxamalka entſchließen, ohne weitere Verſtärkungen von Panama her abwarten zu können. In San-Miguel eine kleine Beſatzung zurücklaſſend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußſoldaten und ſiebenundſechzig Reitern ſeinen Marſch an, eins der kühnſten Spiele wagend, welche jemals gewagt worden ſind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagniſſes entſprach ſo recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der

Sinnesweiſe des „Heldengeſindels“ der Conquiſtadoren. Man läſſt dem Franciſko Pizarro und ſeinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entſchluß gefaſſt und mit ſtahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden ſei als der von ihnen gefaſſte und ausgeführte. Mit hundertſiebenzig Mann zuerſt in die tropiſche Urwaldwildniß ſich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Rieſenwall der Kordilleren überſteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumſchränkten, abgöttiſch verehrten, ſakroſankten Beherrſcher deſſelben in der Mitte ſeines ſiegreichen Heeres in ſeinem eigenen Prätorium aufſuchen mit der Abſicht, der Herrlichkeit dieſes Halbgottes von Sonnenſohn ſo oder ſo ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldiſcher Mann dieſen Gedanken ausſinnen und zur That machen. Dabei iſt auch noch in Anſchlag zu bringen, daß die Ausrüſtung von Pizarro's Mannſchaft mit Feuerwaffen eine nur ſehr ſpärliche war. Nicht mehr als drei Büchſenſchützen befanden ſich unter der Schar, und was das „Geſchütz" anging, ſo beſtand daſſelbe aus zwei „Feldſchlangen" kleinſten Kalibers.

Vorwärts alſo trotz alledem! Die erſten Tagemärſche führten durch ein mälig gen Südoſten anſteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropiſcher Urwaldvegetation überwuchert war. Dann, als man ſich den Koloſſen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, waſſerreich und äußerſt ſorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landſchaftlichen Scenerie ſelbſt dieſen Wanderern, welche ſich ſonſt um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber von Widerſtand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern ſtatt des hölzernen Joches, welches ſie bislang getragen, ein eiſernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gaſtlich beherbergt und bewirthet. Mittels ſeiner Dolmetſcher konnte der Conquiſtador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrſchaft des Inka's muſſte ſich demnach ſchon als eine ſehr drückende erwieſen haben.

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Kordilleren gelegen war, Raſt hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marſch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen ſein muſſte. Leider wiſſen wir nicht, was ſich Atahuallpa, welcher, von ſeinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das ſchon damals ſeiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badekur gebrauchte, bei der Kunde von dem erſcheinen der weißgeſichtigen, bärtigen Fremden dachte, welche — ſo hatten ihm ſeine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit ſich führten und auf wunderbaren Geſchöpfen, ſo man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie geſehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erſcheinung der Fremdlinge zunächſt nur die Neugier des Sonnenſohnes erregt und ſcheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgeſtiegen zu ſein. So erklärt es ſich, daß er einen ſeiner Edelleute als Geſandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieſelben an ſein Hoflager einladen zu laſſen. Der Geſandte, welcher ſelbſtverſtändlich zugleich ein Spion war, wie ja das die Geſandten allzeit oder überall mehr oder weniger waren, ſind und ſein werden, ſtellte ſich mit ſeinem Gefolge in Zaran dem Conquiſtador vor, überreichte etliche Geſchenke und entledigte ſich mit beſter Manier ſeines Auftrages. Pizarro ſpielte nicht weniger fein den Diplomaten, überſchüttete den peruaniſchen Höfling mit höfiſchen Redensarten und ſandte denſelben zu ſeinem Gebieter zurück mit der Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majeſtät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit ſeinen Leuten bald in Kaxamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Geſandten noch auf, den Sonnenſohn zu benachrichtigen, daß ſie, die Spanier, von jenſeits des Meeres kämen und zwar als Botſchafter eines mächtigen Monarchen. Dieſer hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's ſo viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrſcher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beiſtand gegen alle ſeine Feinde anzubieten.

Nach alſo bewerkſtelligter Abfertigung des Geſandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß noch dieſſeits des Gebirges Verſtärkungen von Panama her und über San Miguel zu ihm ſtoßen würden. Aber er muſſte dieſe Hoffnung endlich aufgeben und ſo, wie er war, und mit dem, was er hatte, die Erſteigung und Ueberklimmung der Kordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühſal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieſes rieſigen Gebirges, deſſen Firnſchneegipfel in die Wolken ſich verloren und das ſie überklettern ſollten, um drüben in ein Chaos von Gefahr, in das unbekannte, nichtzuahnende ſich zu ſtürzen, der Muth geſunken. Aber der Führer verſtand es auch jetzt, wie immer, den geſunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klaſſiſche Geſchichtſchreiber der Conquiſta, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch ins Hochgebirge an ſeine Mannſchaft hielt. Die „santa fé catolica“ ſpielte natürlich darin eine große Rolle. Ebenſo die Berufung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Chriſten ſo klein an Zahl. Gott iſt unſer Beiſtand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen und ſie zu unſerem heiligen katholiſchen Glauben herüberführen.“

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter ſich, die letzten Abdachungen der Oſtſeite des Gebirges hinabſtiegen und die Stadt Kaxamalka, hinter welcher thalhinein die warmen Quellen ihre Dampfſäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen ſahen.

5.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leſer und vielleicht auch eine noch klügere Leſerin meiner Hiſtorie murmeln: „Dieſer Sonnenſohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel geweſen ſein. Wie hätte er ſich ſonſt die Spanier ſo auf den Hals kommen laſſen können?“

Die Frage iſt berechtigt und auch ſchon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, ſcheint Atahuallpa zuvörderſt einer, wie leicht begreiflich, ſehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erſcheinung ja von dem Nimbus und Reiz des Geheimniſſes umgeben war, an ſein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruaniſchen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakaſee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wachgeworden ſein und ihm ein freundliches verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das verfahren Pizarro's zu entſchuldigen oder gar zu rechtfertigen, von ſpaniſcher Seite die Behauptung aufgeſtellt, das zuvorkommende gebaren des Sonnenſohnes ſei von Anfang an nur Verſtellung geweſen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in ſein Lager locken wollen, um ſich ihrer wunderſamen Waffen und Reitthiere zu bemächtigen, ſie ſelber aber umzubringen. Dazu iſt zu ſagen, daß die notoriſche Verſchlagenheit und Grauſamkeit Atahuallpa's dieſer Unterſtellung allerdings eine ſcheinbar gute Stütze gibt. Allein dieſe Stütze hält nicht vor angeſichts der Thatſache, daß der Inka die Spanier ohne alle Beläſtigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und ſie nach ihrer Ankunft daſelbſt ſo gaſtlich behandelte, daß ſie ſelber ſchlechterdings kein Symptom feindſeliger Abſichten von ſeiner

Seite anzugeben vermochten. Das entſcheidende iſt jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug geweſen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an ſeinem Hoflager zu warten, ſondern ſie vielmehr während ihres beſchwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geſchicklichkeit geſchehen wäre, müſſten ſie unfehlbar verloren ſein. Es war aber nicht geſchehen und demnach vollzogen ſich die Geſchicke des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raſchheit.

Wir wiſſen aus dem Munde der Conquiſtadoren ſelbſt, daß ſie beim Anblicke der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblicke des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingedehnten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein ſehr ſtarkes, obzwar vorübergehendes Bangen empfanden. Indeſſen, zurück konnte man nicht alſo vorwärts!

Pizarro ſuchte ſeine Erſcheinung zu einer möglichſt imponirenden zu machen. Er ordnete ſeine Mannſchaft in drei Treffen, wenn man ſo ſagen darf, als ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten ſchmettern und marſchirte ſo, die Reiterei voran, die Feldſchlangen in der Mitte, in echt ſpaniſch ſtolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte ſeinen Zweck: er imponirte. Tauſende und wieder tauſende von ſchwarzen Peruaneraugen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles ſo fremdartig, daß er den Unterthanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erſcheinen konnte. Später dürften ſie ſehr geneigt geweſen ſein, zu glauben, die Hölle hätte dieſe Blaſſgeſichter ausgeſpieen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquiſtador daß der Inka in einer Villa reſidirte, welche etwa eine Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruaniſchen Lagers gelegen war. Dorthin entſandte, den „Emperador“ zu begrüßen, Pizarro ſeinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterſchar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiſerlichen Reſidenz hinausführenden, wohlangelegten Kunſtſtraße hingaloppirte. Bei ihrem herankommen traten die peruaniſchen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten ſich aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behauſung des Inka's war leicht, aber hübſch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglaſur verſehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad“ ſichtbar war, das heißt, eine große ſteinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Waſſer geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Offiziere füllte den Hofraum. Auch reichgeſchmückte Frauen des kaiſerlichen Harems waren ſichtbar. Unſchwer vermochten die Spanier die Perſon des Inka's zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Seſſel daſitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle bezeigen der ihn umſtehenden höchſten Würdenträger als den „Emperador“ bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol ſeiner Sonnenſohnherrſchaft, das heißt, durch die rothſeidene Stirnbinde, die „Borla“, deren Franſen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte dieſen Kopfſchmuck tragen und Atahuallpa hatte ſich mit dieſem heiligen Zeichen unumſchränkten Herrſcherthums erſt geſchmückt, nachdem er mittels

Beſiegung und Gefangennahme ſeines Bruders in den alleinigen Beſitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquiſtadors mit der ganzen Gemeſſenheit und ſtoiſchen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Raſſe bei Haupt- und Staatsaktionen überall eigen war und iſt. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetſchers Felipillo ihren Auftrag aus, indem ſie das wiederholten, was der Eroberer ſchon in Zaran dem Abgeſandten des Inka's geſagt hatte. Der Herrſcher von Tavantinſuyu hörte ſchweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botſchaft. Nur einer der ihm zur Seite ſtehenden Würdenträger ſagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakoniſch: „Es iſt gut.“ Damit war aber den Boten noch nicht gedient und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, ſelber mit ihnen zu ſprechen und ihnen ſeinen Entſchluß und Beſchluß mitzutheilen. Nun ging — ſo hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernſten Züge Atahuallpa's und er ließ ſich herab, zu ſagen: „Meldet eurem Häuptlinge, daß ich dermalen Faſten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen beſuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Platze in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geſchehen ſoll werde ich befehlen.“

Soto, welcher einen Andaluſier ritt, deſſen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu ſchwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das ſchöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen mußte, aufmerkſam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel ſchießen, beſchrieb in vollem Laufe ein paar Kreiſe auf dem Wieſenplan vor dem Hofraume, kam dann pfeilſchnell zurück und hielt ſein Roß ſo plötzlich und ſo dicht vor Atahuallpa an, daß es ſich auf die Hinterfüße ſetzte und den Schaum ſeines Gebiſſes umherſpritzte. Der Inka behauptete auch hierbei ſeine würdevolle Faſſung, aber etliche ſeiner Officiere wichen entſetzt zurück. Ihr Gebieter ſoll ſie, wie die Spanier ausſagten, um ſolcher Feigheit willen noch am Abend deſſelben Tages haben hinrichten laſſen ....

„Was weiter geſchehen ſoll, werde ich befehlen“ – hatte der Inka geſagt. Lag in dieſer Aeußerung ſouveranen Machtbewuſſtſeins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem beſitze ich die Mittel, euch Blaſſgeſichter mitſammt eurem Blitz und Donner, mitſammt euren vierfüßigen Schlangen zu erdrücken, ſobald es mir beliebt!“? Nahm es Pizarro ſo?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es ſo genommen, weiß man. Kamen doch ſeine beiden Boten trotz des berauſchenden Chikatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch ſchöne Odaliſken in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit ſehr gemiſchten Eindrücken aus dem Lager des Inka's nach Kaxamalka zurück. Was ſie da geſehen hatten und was ſie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahlloſen Lagerfeuer der peruaniſchen Krieger von den Berghalden herableuchteten – „ſo dicht wie die Sterne am Himmel“, meldet uns einer der Augenzeugen – da ſank dieſem in tauſend Gefahren hartgegerbten „Heldengeſindel“ der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro ſelbſt, welcher derweil ſeine Leute in dem großen kaſernenartigen Gebäude untergebracht hatte, das den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfaſſte. Dieſes Bauwerk beſtand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche ſich gegen den Platz hin aufthaten und dieſen zu einem geſchloſſenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefeſtigten Thore verſehene Mauer abgeſchloſſen wurde. Die Beſchaffenheit ſeines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbeſtimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang geſtellten Plan, einen Plan, welcher mit ebenſo feſter Hand ausgeführt wurde, wie er mit feſtem Geiſte entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer ſeiner bündigen, von Energie ſchwellenden Anreden ſeiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jetzo gälte, für den heiligen katholiſchen

Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der ſchlechterdings gethan werden müſſte, ſo ſie nicht alle ſchmählich zu Grunde gehen wollten, verſammelte er ſeine Officiere zu einem Kriegsrathe, ſetzte ihnen klar und beſtimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden ſollte, und wies jedem ſeine Stelle und ſeine Rolle an. Dann entließ er ſie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Vertheidigungsanſtalten, beſichtigte die Wachtpoſten und legte ſich endlich ſchlafen mit der Gefaſſtheit eines Mannes, welcher wuſſte, daß er morgen zu dieſer Stunde der Herr von Peru oder aber todt ſein würde.

6.

Aus wolkenloſem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers 1532 die Gottheit Peru's in ſtralender Majeſtät auf ihr Land herab. Sie ſollte es an dieſem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder ſehen.

Draußen im Lager des Inka's war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenſtöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquiſtador erſchien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenſo ſeine Officiere und ſeine ſämmtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühmahl wurde eingenommen. Dann celebrirte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improviſirten Altar eine Meſſe und ſtimmte zum Schluſſe das „Exsurge, Domine!“ an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchſt andächtig einſtimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Kandia ließ er mit etlicher Mannſchaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelaſſen war, beſetzen und hier wurde auch das „Geſchütz“, das heißt die beiden kleinen Feldſchlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle ſtellte er auf dem rechten und dem linken Flügel in zwei von ſeinem Bruder und De Soto befehligten Trupps ſeine Reiter auf, im Mittelflügel ſein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserleſenen Leuten, die er unter ſeiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannſchaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu ſein, und ihre Officiere erhielten die letzten Loſungen von dem General.

Der höchſte Einſatz war gemacht und die Schickſalswürfel rollten in der Urne, das heißt, der Conquiſtador ſtand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von ſeinem Rechte dazu war der Mann vollſtändig überzeugt. Dieſe Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretiſch aufſtellte, den Satz: „Jeder hat gerade ſo viel Recht, als er Macht hat“ — überall praktiſch vorweg.

Die Eroberer von Peru haben ſpäter, um ihr ſchnödes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen laſſen, ſie hätten nur das Prävenire geſpielt, indem ſie dem Inka anthaten, was er ihnen anzuthun beabſichtigt hätte. Dieſen Vorwand zu widerlegen lohnt ſich nicht der Mühe. Es iſt ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatſache dagegen iſt, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm geſtellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blaſſgeſichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unvermögend, den Verrath ſich vorzuſtellen, welchen ſeine Gäſte gegen ihn im Schilde führten. Dies beweiſt zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte ſagen können: „Seht, wir Wilden ſind doch beſſ're Menſchen!“ Aber das hatte hier, wie überall, wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der phyſiſchen Welt eine unbekannte Größe, iſt auch in der ſogenannten „moraliſchen“ nur das immer geſuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeſchichte iſt bekanntlich der Erfolg, vor welchem ja die Menſchen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Kniee gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu ſprechen — der Erfolg iſt das Recht gerade ſo lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwiſcht und ſich auf ſeinen Platz ſtellt. Das iſt allerdings ſehr „unmoraliſch“, aber es iſt eine hiſtoriſche Wahrheit, ebenſo evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematiſche Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botſchaft geſandt, daß er den geſtern angekündigten Beſuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze ſeiner Krieger abſtatten werde. Quer das! Aber es ließ ſich doch nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur ſagen. Wirklich meldeten die ſpaniſchen Vedetten bald, daß ſich das peruaniſche Heer geſammelt und gegen die Stadt in Bewegung geſetzt habe. Aber —

zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit ſeiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt halt und ſandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und ſo kam er nachmittags. Als die Proceſſion — denn eine ſolche war es, nicht ein kriegeriſcher Zug — die Sadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier ſich heranbewegte, erſtaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche tauſende zählenden kaiſerlichen Hofſtaates, deſſen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Feſtkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, ſie trug reichen Goldſchmuck und führte ſilberne Keulen. Sonſt ſah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges ſchwebte über den Köpfen deſſelben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Geſtell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropiſcher Vögel verziert. Darauf ruhte der Thronſitz Atahuallpa's aus gediegenem Golde. Der Anzug des Herrſchers blitzte von Gold und Edelſteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in ſeinen Haaren waren koſtbare Steine befeſtigt und die Franſen der rothen Borla fielen über ſeine Stirne herab. Seine Haltung war würdevoll, ſein Blick ruhig. Die ſchon über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leiſeſten Schatten auf ſeine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauernden ſpaniſchen Chriſten vor Begier gefunkelt haben mögen, als ſie beim Hereinſchwenken des Zuges auf den großen Hofraum alle dieſe heidniſche Pracht erblickten!

Spaniſcher Ausſage zufolge ordnete ſich die Menge des kaiſerlichen Geleites mit bewunderungswerther Raſchheit und Genauigkeit auf dem freien Platze, auf welchem zunächſt nicht ein Spanier zu ſehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa halt, blickte ſuchend umher und fragte: „Wo ſind denn die Fremden?"

Als hätte er ein Stichwort geſagt, begann jetzt ſofort das Verrathſpiel, in welchem charakteriſtiſcher Weiſe ein Prieſter mit der „Expoſition" betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Biſchofsſtab von Kuzko erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in ſeiner weißen Kutte vor, das Krucifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte ſich dem Thronſeſſel des Inka's und erklärte ihm unter Vermittelung Felipillo's, die Spanier ſeien nach Peru gekommen, um dieſes Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüſtig ging der eifrige Mönch ſofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka ſelber vorzunehmen, und er hub an die ſchwierige Lehre von der chriſtlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht ſo ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menſchen und von der Erlöſung durch Jeſus Chriſtus auseinanderzuſetzen. Hierauf ſprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt und wie der Apoſtel Petrus zum Statthalter Chriſti auf Erden beſtellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpſte, die Obergewalt über den ganzen Erdkreis beſäßen. Dies alles war die ſolide Baſis für des Mönches Schlußapoſtrophe, nämlich: „Der Papſt hat dem Kaiſer Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu dieſem Zwecke ſind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts beſſeres thun, als ſich ſchleunigſt zu dem ihm ſoeben vorgetragenen Chriſtenthum zu bekehren und ſich nebenbei als treugehorſamer Vaſall ſeinem Oberherrn, beſagtem Kaiſer Karl, zu unterwerfen.“

Bei dieſem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden ſein, wie dem wohlbekannten Schüler in Göthe's Fauſt bei dem immerhin beträchtlich verſtändlicheren Vortrag Mephiſto's wurde: dumm, ſehr dumm. Indeſſen ſcheint der Inka, wenn auch nicht ſämmtliche Prämiſſen des Dominikaners, doch aber die praktiſchen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrſchers von Peru mehr und mehr ſich verfinſterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgeſalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer

Monarch, ſollte einem Menſchen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papſt nennt, muß ein Wahnſinniger ſein; denn wie könnte er ſonſt über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum ſollte ich ſie mit einer andern vertauſchen? Ihr ſagt, euer Gott ſei von denſelbigen Menſchen, die er geſchaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott“ — und dabei wies der Sprechende auf den abendlich prächtig am Firmamente hinabſinkenden Sonnenball — „mein Gott lebt da droben und wirft ſegnende Blicke auf ſeine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, ſo, wie du gethan, zu mir, dem Herrſcher dieſes Landes, zu ſprechen?“

Padre Vicente ſah etwas verblüfft aus und wuſſte zur Antwort nur auf ſein Brevier zu weiſen. Der Inka nahm ihm, von ſeinem Thronſtuhle ſich herabbeugend, das Buch aus der Hand und ſchlug die Blätter um, als wolle er darin eine Erklärung aller dieſer wunderlichen Dinge ſuchen. Als aber das Brevier ſtumm blieb, warf er es, plötzlich in Jähzorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich ſie für alles, was ſie in dieſem Lande gethan, zur Rechenſchaft ziehen werde.“

Ob Atahuallpa wirklich ſo drohend geſprochen hat? Wir beſitzen hierfür eben nur das ſehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverſchämt genug, auch einen weit weniger ſtolzen Mann mit Groll und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, ſeinerſeits über dieſen Ausgang ſeines Bekehrungsverſuches nicht wenig entrüſtet, raffte ſein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro ſeinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquiſtador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß ſich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an dieſem hochmüthigen Hunde Lunge und Zunge verſchwenden? Greift an! Greift an! Ich abſolvir' Euch.“

Alſo aus Prieſtermund der Verdienſtlichkeit ſeines

Werkes verſichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und ſchwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordſignal. Alsbald wurden die beiden Feldſchlangen und ſoviel der Arkebuſen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeten ertönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf ſich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San Jago!“ wüthend auf die arg- und waffenloſen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollſtändig. Schrecken und Entſetzen fielen auf die überfallene Menſchenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerſtand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menſchen wagten, war dieſes, daß ſie in dem angehobenen ſchrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Perſon ihres Inka's mit rührender Hingebung und edler Selbſtopferung zu ſchützen ſuchten. Die peruaniſchen Edelleute drängten ſich ſcharenweiſe den anſtürmenden ſpaniſchen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragſeſſel Atahuallpa's bildend, die Bruſt den Mordſchwertern dar. Wiederholt erneuerte ſich dieſer Wall. Umſonſt! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänfteträger; der Thronſeſſel ſtürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erſchlagen worden, ſo nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und ſich nicht mit erhobenen Armen ſchützend vor Atahuallpa geſtellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquiſtador viel mehr als ein getödteter.

Nach alſo zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnenſohnes hörte das Blutbad noch nicht auf. Es verbreitete ſich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blaſſgeſichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruaniſche Heer zerſtob in alle Winde. Tavantinſuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeſchlagen hatte, ein langſam verblutender, willen- und regloſer Rumpf.

Die Zählung der Erſchlagenen ſchwankt zwiſchen zweitauſend und zehntauſend. Daß gar kein aktiver Widerſtand geleiſtet worden, erhellt aus dieſer That ſache: kein Spanier hatte auch nur eine Ritze, geſchweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden geſtürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines ſeiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahuallpa ſetzte ſeinem furchtbaren Geſchicke den Stoicismus ſeiner Raſſe entgegen. Er fand ſich, haben ſeine Verderber ausgeſagt, ſofort in ſeine neue Lage. In ſeinem Gebaren gegen ſeine Unterthanen ſtets die feierliche Würde eines ſtolzem und ſtrengen Gebieters herauskehrend, ſei er gegem die Spanier leutſelig geweſen und habe ſich ſogar mitunter zu ſcherzhaften Aeußerungen herabgelaſſen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tiſche ſitzend, habe er ſeine Bewunderung der Geſchicklichkeit und Energie, womit die Spanier ſich ſeiner Perſon bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geſchloſſen mit dem Reſignationsworte: „So geht es im Kriege zu, ſiegen oder beſiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido).“

7.

Selbſtverſtändlich unterließ der Conquiſtador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San-Jago, auch nicht zu vergeſſen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er ſich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, ſowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelſteinen — insbeſondere ſchöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Golddurſt der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff ſeines kaiſerlichen Gefangenen waren die Abſichten des Generals noch unbeſtimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein koſtbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in der Perſon Atahuallpa's ſich in ſeiner Gewalt befand, ſo gab er ſich Mühe, den Gefangenen vorerſt bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorſchriften einer ſtrengen Bewachung es geſtatteten, durfte der Inka ſeinen Hofſtaat und ſein Harem bei ſich haben und in den Augen ſeiner Unterthanen wurde ſeine unumſchränkte Autorität durch ſeine Gefangenſchaft nicht im geringſten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttiſch zu verehrende und verehrte Sonnenſohn. Hätte dieſer ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußerſten den Krieg zu machen, ſie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in dieſem Kampfe aufzuwenden. Allein ein ſolcher Befehl erging nicht an ſie, maßen der Inka ſehr wohl wußte, daß er ſich mittels Ausgebung deſſelben das Todesurtheil ſprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verſtärkungen von der Seeküſte her wartete, gefiel er ſich darin, er, deſſen Herz von der Härte des unteren Mühlſteins war, gegenüber ſeinem Gefangenen den ſüßchriſtlichen Bekehrer zu ſpielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und ſeine Leute ſeien nur in dieſes Land gekommen, um die heilige Religion Jeſu Chriſti zu verkündigen, und es ſei daher nur recht und billig, daß ſie unter dem ſichtbaren Schutze und Beiſtande Gottes, der allerſeligſten Jungfrau und ſämmtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka ſchwieg zu dieſer ſüßen Frömmigkeit. Er merkte ja unſchwer, was dahinter ſteckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß ſeine Beſieger alle die Götter und Göttinnen der chriſtkatholiſchen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur einen Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieſer ihrer thatſächlichen Religion beſchloß er ſie zu faſſen, indem er ſich der Illuſion hingab, mittels Stillung des ſpaniſchen Golddurſtes ſeine Freiheit wieder zu erlangen. Dieſer arme blinde Heide war ſo thöricht ehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Chriſten vorauszuſetzen. Als ob Söhne der alleinſeligmachenden Mutter in die ſchnöde Ketzerei verfallen dürften, Ketzern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren ſeiner

Officiere bei dem Inka war, nahm dieſer das Wort und erbot ſich, als Preis ſeiner Freilaſſung ſoviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großſprecherei und ſagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieſes Lächeln, ſtellte Atahualpa ſich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und ſagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das Gemach mit Gold füllen, ſo ihr mich freigebt.“

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht.

Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das märchenhafte wahr und wirklich ſein könnte, dachte der Conquiſtador und erklärte, das Anerbieten des Inka's annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahualpa vorgeſchlagenen Vertrag urkundlich aufſetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigſten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchſten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand ſich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieſer ganze Raum ſollte mit Gold ausgefüllt werden, doch müſſte daſſelbe nicht zu Barren geſchmolzen ſein, ſondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anſtoßendes, etwas kleineres Gelaß auf gleiche Weiſe mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten ſollte dieſer ungeheure Gold- und Silberſchatz beigebracht ſein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka ſeine Befehle hatte ins Land ausgehen laſſen. Von allen Seiten wurden ſchwere Laſten von Gold und Silbergeräthen herbeigeſchleppt. Oft gingen an einem Tage ſolche im Werthe von vierzig- bis ſechzig tauſend Peſos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Laſten) Goldes. Muſſte doch der Korikancha in der Hauptſtadt eines Theiles ſeiner koloſſalen Reichthümer ſich entäußern, um das Löſegeld für den Sonnenſohn zu vervollſtändigen: ſiebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöſt.

Zwiſchenhinein ſpielte eine tragiſche Epiſode. Der von ſeinem Bruder in einer Feſtung eingethürmte Prinz Huaſkar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geſchehen, vernommen. Es ſchien ihm dienlich, ſeine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wuſſte Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botſchaft gelangen zu laſſen, des Inhalts, er, Huaſkar, ſei erbötig, für ſeine Befreiung den Spaniern ein noch größeres Löſegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieſer, welcher niemals in Kuzko gelebt hätte, wüſſte ja gar nicht, was für Schätze die Hauptſtadt bärge.

Der Conquiſtador erkannte ſofort, daß ſich aus dem Streithandel zwiſchen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte ſeinem Gefangenen mit, er beabſichtigte, den Prinzen Huaſkar nach Kaxamalka bringen zu laſſen, um hier den Thronſtreit zu unterſuchen und zu entſcheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa ihm zuvor. In Vollſtreckung insgeheim von dem Inka abgeſandter Befehle wurde der arme Huaſkar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Fluſſe Andamarka ertränkt.

Pizarro empfand dieſen Todesfall als den Verluſt einer ſchweren Trumpfkarte im Spiele ſeiner Politik, allein ſein Verdruß ward ihm verſüßt durch den großen Glücksfall, daß ſein Mitgründer Almagro zu Ende Decembers von 1532 mit drei Schiffen an der Küſte, nahe bei San Miguel landete und ſodann Mitte Februars von 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüſteten Verſtärkungsmannſchaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kaxamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Goldräuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüſterte ſich überhaupt mehr und mehr. Ein Komet erſchien am Himmel, und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er ſah es lange an und ſagte dann kummervoll: „Ein ſolcher Stern iſt auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen.“

Die Erfüllung der düſteren Ahnungen des brudermörderiſchen Gefangenen ließ nicht lange auf ſich warten. Schon war die Nemeſis hinter ihm her, aber wie ſo oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu beſtrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheure Beute, welche ſich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr aufhäufte, unter ſich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie ſchrie laut nach Theilung und der Conquiſtador muſſte ſich herbeilaſſen, der „öffentlichen Meinung", der „Volksſtimme Gottesſtimme" zu entſprechen. Eine Schar von peruaniſchen Gold und Silberſchmieden wurde demnach befehligt, die Werke ihrer Kunſt zu zerſtören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu ſchmelzen. Ausgenommen von dieſer Einſchmelzung wurden nur Gegenſtände von hunderttauſend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien beſtimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiſer Karl überbringen ſollte. Es waren darunter wirkliche Kunſtwerke, beſonders ſchön geformte und zierlichſt ciſelirte Vaſen von reinſtem Golde, ſowie ein Springbrunnen, der aus ſilbernem Becken einen funkelnden Goldſtral in die Höhe trieb und an deſſen Rand aus Gold und Silber kunſtvoll geformte Vögel ſpielten.

Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geſchätzt, was in Berückſichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindeſtens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würde. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, ſo darf wohl behauptet werden, daß eine ſolche Beute an Barſchaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen ſei. Der Hauptmann der Bande vergaß ſelbſtverſtändlich bei der Theilung ſich ſelber keineswegs: er empfing als ſeinen Antheil 57,222 Peſos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geſchätzten Goldthron des Inka's. Die Offiziere erhielten je nach Graden und Dienſtleiſtungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchſchnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber ſie ſchrieen nach mehr urd verlangten nach Kuzko zu marſchiren, weil ſie von dem Goldreichthum der Hauptſtadt ganz fabelhafte Vorſtellungen ſich gebildet hatten. Pizarro war um ſo geneigter, den Marſch auf Kuzko anzutreten, als ihm längſt klar geworden war, daß nur der Beſitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrſchaft über ganz Peru geben und ſichern würde. Aber ſollte man den gefangenen Inka mit dorthin ſchleppen? Was ſollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenſtand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leiſtung ſeines Löſegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, das heißt auf ſeine Freilaſſung drang. Der arme Illuſionär! Pizarro hätte nicht ſein müſſen, der er war, ſo ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung ſeines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilaſſen? Das hieß ja das ganze Peru-Geſchäft wieder in Frage ſtellen. Nimmermehr! Aber dieſer rothhäutige Heide iſt doch eine ſehr läſtige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumſchleppen können. Zudem, ſolange der Inka am Leben, ſind tauſend Zufälle denkbar, daß er uns entwiſchte und wir ſodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müſſten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Nun will aber bekanntlich alles ſeine Form, ſeine Farbe und ſeinen Firniß haben. Das ſchlechteſte, böſeſte, ruchloſeſte zumal iſt häufig darauf verſeſſen, ſich recht anſtändig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menſchen, aber doch Leute. Laßt uns alſo, kalkulirten Pizarro und Komp., auf einen anſtändigen Vorwand ſinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles ſchon dageweſen.“ Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Neffe, komplottirten, ſo haben ſie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine ſpaniſche Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingeſtellt. Dieſe Kunſt praktizirte nun auch ſchon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir ſind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angeſtifteten Verſchwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätheriſchen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verſchwiegen darf werden, daß zur Erregung ſolchen Argwohns und Haſſes gegen Atahuallpa ein

Peruaner ſehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetſch, ein boshaftes Kerlchen, welches von ſeiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblaſen war und ſich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebſchaft anzuſpinnen. Als er mit ſeiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnenſohne zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beſchwerte ſich bitter bei dem Conquiſtador und äußerte: „Nach peruaniſchem Geſetze kann ein ſolcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und ſeiner ganzen Familie geſühnt werden.“ Allein die Spanier ſahen dieſes Vorkommniß ſpaniſch und nicht peruaniſch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas ſo tragiſch nehmen oder gar mit dem Tode beſtrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Chriſten ſind, ebenfalls gethan haben? ... Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beſchwerde war alſo dieſer, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachſucht den Lügenbalg von Verſchwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier ſammt und ſonders zu verſchlingen drohte.

Wie prächtig ſich das machte! Nun konnte man ſpaniſcherſeits die gekränkte Unſchuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten ſpielen, konnte man „von rechtswegen“ gegen den Inka vorgehen, konnte man das ſchamloſeſte Poſſenſpiel von Gerichtsprocedur in den anſtändigſten Formen in Scene gehen laſſen.

Und ſo that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich geſtohlen hatte, ſie ſtahl ihm nun auch das Leben. Ein förmlicher Kriminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angeſtrengt. Die Anklageakte, ein Meiſterſtück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beſchuldigungen vor, unter anderen dieſe: Der weiland Inka hat ein Harem gehabt, folglich iſt er des Ehebruches ſchuldig; er iſt ein notoriſcher Heide und Götzendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verſchwendet. Als Hauptbezichtigungstrumpf wurde ſchließlich das Verſchwörungsphantom ausgeſpielt. Pizarro und Almagro ſaßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich ſchuldig fand. Das Urtheil lautete: „Atahuallpa ſoll auf dem Marktplatze von Kaxamalka lebendig verbrannt werden.“ Ein Prieſter der „Religion der Liebe“ ſagte, damit das i ſein Tüpſelchen erhielte, zu dieſem groteſken Urtheil ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß ſeines Erachtens der Inka „jedenfalls“ den Tod verdient habe. Tröſtlich iſt es aber, zu hören, daß ſich unter allen dieſen frommen Barbaren doch etliche Menſchen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichthofes“ proteſtirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und gänzlich unzuläſſig. Natürlich hatte dieſer Proteſt das Schickſal aller Minderheitsproteſte. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abweſend. Er hat nachmals den höchſten Unwillen über die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, ſich taufen zu laſſen, als er ſchon auf den Scheiterhaufen geſchleppt und an den Todespfahl gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Verſprechens, daß er, ſo er ſich noch im Handumdrehen „bekehrte", nicht lebendig verbrannt, ſondern nur mittels der „Garrote" erdroſſelt und nachmals eingeäſchert werden ſollte.

Das geſchah denn am 29. Auguſt von 1533 auf dem Platze von Kaxamalka und ſo ſtarb auf Anordnung eines weiland ſpaniſchen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnenſohn.

Er iſt bei ſeinem Tode etwa dreißig Jahre alt geweſen, ein Mann von ſchöner Geſtalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieteriſcher Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verſchrieen. Doch gab es ſpäter mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa geſcheid, kühn, tapfer, edelherzig und freigebig geweſen ſei. Gewiß iſt, daß er geliebt worden: nach ſeiner Ermordung gaben ſich mehrere ſeiner Frauen den Tod, um, wie ſie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquiſtador in Kuzko ein und jetzt ſchien die Eroberung von ganz

Peru eine vollendete Thatſache zu ſein. In der Hauptſtadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, ſodaß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als ſein Antheil das große, ſchön gearbeitete, maſſiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Koricancha über dem Opferaltar aufgehangen geweſen war. Er verſpielte es in einer Nacht, woher das ſpaniſche Sprichwort: „Juega el sol antes que amanezca“ (die Sonne verſpielen, bevor ſie aufgegangen).

Symboliſirt dieſe Spielgeſchichte nicht ſo zu ſagen die geſammte Geſchichte der ſpaniſchen Conquiſta in der Neuen Welt? War dieſe Conquiſta nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenſchaftliches Hazardſpiel? Und dennoch, wie ſehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantiſche Koloniſationsweiſe der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derſelben die laute Anerkennung, daß ſie ein kulturgeſchichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirkſamkeit geweſen iſt. Die Weltgeſchichte arbeitet ja nicht mit Moral, ſondern mit Nothwendigkeiten und Intereſſen. Dieſe werden durch die menſchlichen Leidenſchaften, und zwar durch die böſen wie durch die guten, flüſſig und für die große, das Daſein der Menſchheit beſeelende Entwickelungsidee nutzbar gemacht. Es iſt ſo eine geſchichtsgeſetzliche Nothwendigkeit geweſen, daß Amerika gefunden, erobert, beſiedelt und die eingeborene Bewohnerſchaft unterjocht oder geradezu ausgerottet werden muſſte, damit der Europäismus ſeine Kulturherrſchaft über den Erdball antreten und feſtſtellen könnte. Da half und hilft kein ſentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner“. Schon jetzt läſſt ſich mit ſo zu ſagen mathematiſcher Beſtimmtheit vorausſehen, wann die rothhäutige Maſſe ein von der Weltgeſchichte gänzlich verarbeiteter und beſeitigter Völkerſtoff ſein wird.

Die Frevel und Gräuel der ſpaniſchen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen ſich zu einem Berge, welcher den Orizaba, den Popokatepetl, den Chimboraſſo überragt. Ganz recht. Aber es war doch dieſe ſpaniſche Koloniſationsweiſe, dieſer grauſame „Raubbau“, welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa hinüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutſamſten volkswirthſchaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieſes raſche und maſſenhafte Zuſtrömen von Gold und Silber vermehrte höchſt beträchtlich das europäiſche Kapital, welches fortan der Landwirthſchaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regſamkeit, Vielſeitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Anſehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, alſo dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit, zu gute kommen mußte, iſt klar. Es fällt auch auf und ſieht ſehr einem welthiſtoriſch mephiſtopheliſchen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen“, von den Anſchauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquiſta in der angedeuteten Weiſe den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mußten.

Doch auch die Herren Moraliſten ſollen am Ende dieſer Hiſtorie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der ſüße Troſt, derſelben als Nutzanwendung den Wahrſpruch des unglücklichen ruſſiſchen Dichters

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03468/017

Releſew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte!“ anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden ſind ſchwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieſes Land ſind die blendenden, die märchenhaften Erfolge ſeiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheil ausgeſchlggen. Das kam daher, daß Spanien, im Beſitze unermeſſlicher Länderſtrecken jenſeits des Oceans, im Beſitze der Goldlager Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquiſtadoren ſelbſt iſt die Vergeltung ſchwer gefallen. Am ſchwerſten auf die von Peru. Sie haben ſich in mörderiſchen Händeln gegenſeitig aufgerieben. Faſt alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich ſind eines gewaltſamen Todes geſtorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Franciſko Pizarro ſelbſt. Am 26. Juni von 1541 iſt er von einer Rotte zu ſeinem Verderben verſchworener Spanier in ſeinem

Palaſte in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menſchheit. Vorwärts!!!

Monſieur Thiers.

> C'était un Sacrebleu de Français
> comme il faut.
>
> Brantôme.

I.

Die Chineſen haben uns Deutſchen die Ehre der Erfindung des Schießpulvers bekanntlich mit gutem Grunde ſtreitig gemacht. Dagegen hat, ſoviel ich weiß, uns noch niemand die Erfindung jenes urdeutſchen Räucherungspulvers abgeſtritten, welches die zweiſeitige Eigenſchaft beſitzt, nach der Fremde hinaus wie Weihrauch zu duften, alles heimiſche dagegen mit dem Stinkdampf der Nörgelei zu umgeben. Zur Zeit, als die deutſchen Hofräthe noch wie Klaſſiker ſchrieben — unſere Klaſſiker von heute ſchreiben nur noch wie Hofräthe — hat Humanus Herder, welchem doch wohl weltbürgerlicher Sinn nicht abzuſprechen ſein dürfte, im zornigen Hinblick auf den deutſchen Affenreſpekt vor allem fremden von unſerer „duldſam trägen Eſelei“ geredet und hat Juſtus Möſer, der „advocatus patriae“, ſogar das grobe Scheltwort von der „deutſchen Hundedemuth“ friſchweg ausgehen laſſen. Ich meinestheils, der ich Urſache zu haben glaube, mich für einen der höflichſten — wenn auch nicht gerade höfiſchſten — Menſchen des Jahrhunderts zu halten, will nicht ſo grob ſein, ſondern nur bemerken, daß ich neuerdings zu dem unfehlbaren Dogma der Herausbälgung der Menſchheit aus der Affenheit feierlich mich bekehrt habe. Meine mehr oder weniger lieben Landsleute haben mir den Staar geſtochen, und wenn ich ſie, Männlein und Weiblein, in ihren neueſten pariſer Moden herumſtolziren ſehe, muß ich ſogar vermuthen, daß die beſagte Herausbälgung noch nicht ganz zuwegegekommen ſei, maßen nicht allzu ſelten hinter dem franzöſiſchen Firniß Züge bemerkbar werden, welche noch ungeheuer weit hinter die Pfahlbauerzeit zurückweiſen. Es iſt, nebenbei bemerkt, ein bedenkliches Zeichen vom Verfall der deutſchen Urgründlichkeit, daß Herr Freytag ſein doch immerhin gründliches Ahnen-Epos nicht damit anhub, zu ſingen und zu ſagen, wie Jüngling Paviango und Jungfrau Schimpanſerum einander kriegten.

Die Jahre 1870—71 ſind geweſen, der deutſche Affenreſpekt vor allem franzöſiſchen iſt geblieben. Wie könnte es geſchehen, daß die Franzoſen das nicht merkten, und warum ſollten ſie demzufolge nicht berechtigt ſein, mit der altgewohnten Selbſtgefälligkeit und Anmaßung auf ihre Beſieger herabzublicken? Haben es doch dieſe Sieger im Nationalgefühl und im guten Geſchmacke nicht einmal ſoweit gebracht, in ihren Siegesberichten — ſelbſt den amtlichen, das Generalſtabswerk nicht ausgenommen — die in Fülle vorhandenen deutſchen Worte und Wendungen zu gebrauchen, nur um ja recht viele franzöſiſche Wortlappen in ihren Text hineinplätzen zu können.

Wäre es wohl zu gewagt, der unmaßgeblichen Meinung zu ſein, wir Deutſche hätten nachgerade lange genug die koſmopolitiſchen Narren gemacht? Was für Dank wir uns damit verdienten, iſt ja nach dem 2. September von 1870 ringsher in Europa ſchreiend offenbar werden. Hat damals und ſeither wiederholt nicht insbeſondere die gute Miſtreß Britannia, welche bekanntlich zur einen Hälfte aus lauter Weltbürgerei, zur andern aus lauter ſonſtiger Uneigennützigkeit zuſammengeſetzt iſt, hat ſie nicht gar beweglich gewinſelt, wir würden unſerer eigentlichen Beſtimmung abtrünnig und untreu, falls wir aus einem koſmopolitiſch nebelnden und ſchwebelnden Volke, aus einem — wie uns **Bulwer** genannt — „Volke von Dichtern, Denkern und Kritikern“ zu einer „egoiſtiſchen“ Nation, zu einem politiſchen, recht und ſchlecht politiſchen Volke werden wollten? Wohl, ſo that ſie und das „engliſche Geliſpel“ wurde in vielen europäiſchen Sprachen feiner oder gröber variirt. Aber laſſt ſie winſeln oder auch wüthen links und rechts und ſchafft euch, mehr oder weniger liebe Landsleute, einen tüchtigen Vorrath von Nationalegoismus an. Einen recht tüchtigen Vorrath, hört ihr? Werdet ihn brauchen können! Laſſt euch nicht irremachen, wenn dann und wann ein grüner oder ein dürrer Lyriker ſich in Patriotismus übernimmt und euch demzufolge mit mehr als billig wäſſerigem Lirumlarum behelligt. Wozu wären die ſchlechten Verſe, wenn man ſie nicht machte? Laſſt euch auch nicht irremachen in der Beſchaffung eines geſunden Nationalegoismus, wenn da und dort ein mehr oder weniger dummer Junge über „Chauvinismus“, über deutſchen Chauvinismus ſchreit.

Chauvinismus? In einem Lande, welches ſeit den Tagen Armins des Cheruſkers bis heute förmlich darauf verſeſſen war, einheimiſche Größen durch das Verkleinerungsglas, fremde dagegen durch das Vergrößerungsglas anzuſehen? Chauvinismus unter einem Volke, das von jeher und bis zur Stunde ſich gedrungen fühlte und fühlt, ſogar ſeinen Todfeinden — vorausgeſetzt, daß es fremde — nicht etwa nur Gerechtigkeit, ſondern auch Verehrung zu zollen? Deutſcher Chauvinismus! Das iſt, wie wenn der Millionenheimer, welchen ſie anno 1875 irgendwo laufen ließen, geſagt hätte: „Ich habe meine galiziſchen Eiſenbahnen mit Katechismusparagraphen gebaut.“

Um den Mythus vom deutſchen Chauvinismus handgreiflich als Mythus zu faſſen, brauchte man nur die Weihrauchpfannen dampfen zu ſehen, welche ſeit etlichen Jahren in der deutſchen Preſſe vor der kleinen Perſon der franzöſiſchen Größe des Monſieur Thiers herumgeſchwungen wurden. Von ſeiten der pariſer Korreſpondenten deutſcher Blätter iſt der beſagte Monſieur geradezu wie ein „heiliger Leib“ auf dem Altar der „duldſam trägen Eſelei“, will ſagen der deutſchen Bewunderung und Verehrung ausgeſtellt werden. Aber dieſer Franzos iſt ja alle ſeine Lebtage ein geſchworener und notoriſcher Todfeind Deutſchlands geweſen, nicht wahr? Freilich, freilich; aber was thut das? Nicht obgleich, ſondern weil er unſer Feind war und iſt, verehrten und verehren wir ihn: — ſo will es der deutſche Chauvinismus. Mr. Thiers hat uns allzeit verachtet, beſchimpft, verleumdet, hat ſtets nach unſeren Rheinlanden geſchrieen, hätte uns ſchon 1840 gern bekriegt — einerlei, er wird verehrt; denn er iſt ja eine fremde, eine franzöſiſche Größe.

Und wie groß iſt denn eigentlich dieſe Größe? Nämlich mit unbefangenen Augen angeſehen, nicht durch das Vergrößerungs-, aber auch nicht durch das Verkleinerungsglas.

Die frühere ſtaatsmänniſche Laufbahn des Mannes brauchen wir bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage nur ganz nebenbei zu berühren, weil wir den Accent dieſer kurzen Charakteriſtik auf das ſchrift ſtelleriſche Verdienſt des Herrn Thiers legen wollen, ſowie darauf, wie er aus einem Royaliſten ein Quaſi-Republikaner geworden.

Weder ſeine Gaben noch ſeine Thaten würden das Anſehen und den Einfluß von Adolphe Thiers erklären, wenn wir außer acht ließen, daß dieſe Gaben und Thaten im vollſten Sinne franzöſiſch waren. Der Mann war und iſt ein Typus ſeiner Nationalität, geradezu das perſonificirte Franzoſenthum. Er vertrat und vertritt ſein Volk, wie daſſelbe ein mittelalterlicher Dichter, Venantius Fortunatus — falls mir mein Gedächtniß treu iſt — gekennzeichnet hat:—

„Gens . . . .
Torva, ferox, ventosa, procax, incauta, rebellis,
Inconstans disparque sibi novitatis amore,
Prodiga verborum . . . .“

Aber ſofort iſt beizufügen, daß nicht etwa nur in dieſem ſchlimmen Sinne Monſieur Thiers ein Franzos jeder Zoll iſt, ſondern auch im guten und beſten. Denn nicht weniger voll und ganz als die Kehrſeiten des franzöſiſchen Naturells ſtellt er auch deſſen Lichtſeiten in ſich dar: den hellen Verſtand, den raſtloſen Thätigkeitstrieb und die emſige Arbeitsluſt, die Handfertig keit und Geſchicklichkeit in allem Geſchäftsbetrieb, das „savoir parler“ und das „savoir faire“, endlich einen heißen, nie ſich verleugnenden Patriotismus. Dieſen muß man überhaupt den Franzoſen zuerkennen und er hat ſich auch in der furchtbaren Prüfung von 1870—71 ruhmvoll bewährt. Frankreich hatte nicht einen einzigen ſo ekelhaften Judas aufzuweiſen, wie ſie bei uns in Deutſchland leider zu Dutzenden herumliefen. Kein Franzos hat ſich der Affenſchande ſchuldig gemacht, den deutſchen Waffen den Sieg zu wünſchen, wie unſere ſchwarzen und rothen Jeſuiten ihn den franzöſiſchen wünſchten. Mr. Thiers liebt ſein Vaterland innig und es unterſteht keinem Zweifel, daß es nur etwas gibt, was er noch ein bißchen mehr liebt als Frankreich, nämlich den Adolphe Thiers. Wenn er mit Emphaſe ſagt: „Mon pays!“ ſo muß man ſich das „mon“ geſperrt gedruckt denken. Uebrigens iſt ſeine Selbſtliebe nicht ſo ſehr plumpe Selbſtſucht oder grober Eigennutz — obzwar er ſeine Pfeifen zu ſchneiden wuſſte, als er im Miniſterröhricht ſaß — als vielmehr jene ſuperlativiſche Eitelkeit, welche ihn ſeinen beiden Landsleuten Chateaubriand und Lamartine als würdiges Kleeblatt anreiht. Dieſe Eitelkeit offenbarte ſich, wie mir ſcheint, wohl niemals charakteriſtiſcher als zur Stunde, wo Mr. Thiers vom Utoberge bei Zürich herab ſeinen Reiſegefährten den Glärniſch für den Montblanc ausgab. Ein daneben ſtehender Züricher gab beſcheidentlich und in gutem Franzöſiſch zu bemerken, der für den Montblanc ausgegebene Glärniſch ſei nur der Glärniſch, während jener in gerade entgegengeſetzter Richtung weit, weit nach Weſten zu liege und vom Uetliberg aus nicht ſichtbarer ſei als der Chimboraſſo. Thut nichts. Mr. Thiers hob den Arm, zeigte wiederum auf den glarner Gebirgsſtock und ſagte mit dem Vollbewuſſtſein ſeiner Unfehlbarkeit: „Sans doute, c'est le Montblanc."

Die publiziſtiſchen Anfänge von Thiers fielen bekanntlich in die Reſtauration. Im „Constitutionnel", dann im „National" kämpfte er unter dem Phraſenbanner des vulgären Liberalismus, über deſſen Geſichtskreis die Anſchauungen des behenden und glänzenden Stiliſten im Grunde nie hinausgegangen ſind. Allzu viel Muth war für die Keckheit, womit er gegen die Bourbonenherrſchaft polemiſirte, nicht erforderlich. Man weiß ja, wie lahm dieſes Regiment geweſen iſt. Es ließ ſich dazumal ohne großes Riſiko der Ruf eines liberalen Matadors erwerben. Mr. Thiers erwarb dieſen Ruf und wuſſte damit die Genüſſlichkeit eines Lebemanns, welcher Voltaire's „Candide" weit über die Bibel ſtellte, behaglich zu verbinden. Das zartgebaute Männchen nahm ſogar Anläufe zur Sportsmänniſchkeit, und wenn ihn ſein Reitpferd einmal nicht abwarf, kam ihm zum Bewuſſtſein, daß ein General — natürlich ein großer — in ihm ſteckte. Daß ein großer Staatsmann in ihm ſteckte, verſtand ſich von ſelbſt. Mit jedem „Premier Paris", den er ſchrieb, ward es ihm klarer, daß er wie kein anderer zum Premier Frankreichs gemacht ſei.

Dieſes Zukunftsminiſterbewuſſtſein wurde bedeutend gekräftigt durch die weitreichende Popularität, welche ihm ſeine von 1823 bis 1827 erſchienene „Histoire de la révolution francaise" eintrug. Das Buch war ein glänzend geſchriebener Leitartikel in 6 Bänden. Mr. Thiers iſt auch als Hiſtoriker der Publiziſt geblieben, welchem vom Anfang an die ſittliche Baſis gänzlich fehlte. Er hat auch als Staatsmann eine ſolche nie gekannt, man müſſte denn ſeinen zweifelloſen Patriotismus dafür gelten laſſen wollen. Subſtanziell angeſehen, iſt in der Revolutionsgeſchichte von Thiers das beſte die Darlegung der finanziellen Verhältniſſe. In dieſem Fache hat er zu jener Zeit und ſpäter wirklich ausdauernd und mit Erfolg gearbeitet. Formell betrachtet, war das Buch von außerordentlicher Wirkung. Mittels des einſchmeichelnden Zaubers ſeines Stils hat es trotz ſeiner wimmelnden Irrthümer, trotz ſeiner unbändigen franzöſiſchen Eitelkeit, trotz ſeines brutalen Chauvinismus das Urtheil über die franzöſiſche Revolution für ein ganzes Menſchenalter beſtimmt. Nicht etwa nur in Frankreich, ſondern ganz weſentlich auch in Deutſchland. Und das erklärt und verzeiht ſich, wenn man die ſchauderhaften Knüppeldammbücher anſieht, welche ungefähr gleichzeitig deutſche Stubenhocker über daſſelbe Thema mühſäligſt zuſammenſtoppelten. Die Raſſe dieſer ſogenannten Hiſteriker, welche der Ueberzeugung waren, um gediegen ſein zu können, müſſte ein Buch platt ſein wie eine Negernaſe, und Unleſbarkeit ſei ein untrügliches Zeugniß der Gründlichkeit, item Geſchichte ſchreiben hieße ein paar Armevoll von Thatſachen und Citaten ſammelſuriſch zuſammenraffen — die Raſſe dieſer deutſchen Hiſtoriker iſt zwar noch nicht ganz ausgeſtorben, aber doch im ausſterben begriffen und es ſind, wie jedermann weiß, gerade deutſche Geſchichtſchreiber des jüngeren Geſchlechtes geweſen, welche zuerſt die große Erſcheinung der franzöſiſchen Revolution verſtanden und verſtehen machten, indem ſie dieſelbe in die Beleuchtung hiſtoriſcher Wahrheit rückten und ihre bezüglichen Bücher ſo ſchrieben, daß dieſe nicht bloß gedruckt und gebunden, ſondern auch geleſen werden konnten. . . . .

Die Julirevolution that dem Publiziſten, der an ihrer Herbeiführung eifrig mitgearbeitet hatte, plötzlich die ſtaatsmänniſche Laufbahn auf. Mr. Thiers war zu wiederholten malen Miniſter und brachte es einmal auch zum Premier. Seine ehrgeizigen Hoffnungen hatten ihn alſo nicht getäuſcht. Allein die Miniſterherrlichkeit war nie von Dauer und es heißt ſehr mild urtheilen, wenn man die miniſteriellen Verdienſte, welche Herr Thiers ſich erwarb, als ſehr problematiſche bezeichnet. Louis Philipp ſah in dieſem ſeinem Miniſter allzeit nur einen Zu- und Aufdringling. Der König und Thiers waren einander von Haus aus antipathiſch. Thiers konnte ſeine Eitelkeit nicht ſoweit verhalten, um den König nicht merken zu laſſen, daß er, Mr. Thiers, den Louis Philipp doch weit zu überſehen vermöchte. Der König ſeinerſeits glaubte nicht an die Staatsmänniſchkeit des ihm aufgedrungenen Miniſters, geſchweige an die latente Generalſchaft deſſelben. Gegenüber von Vertrauten bezeichnete er ihn wegwerfend als einen Fanfaron und damit traf er denn doch den innerſten Kern des Geſcholtenen. Thiers ſcheiterte als Miniſter daran, daß er dem friedfertigen Bürgerkönige viel zu viel mit dem Säbel raſſelte, ſowie und noch mehr daran, daß er den König nicht regieren laſſen, ſondern ſelbſt regieren wollte. Magiſter Guizot machte es viel ſchlauer: er ließ den König das Land regieren und begnügte ſich damit, ſeinerſeits den Louis Phülipp zu regieren.

Nach der großen Säbelraſſelei von 1840 wollte der König ſchlechterdings nichts mehr von Thiers wiſſen. Dieſer zog ſich grollend in ſein Zelt, das heißt in ſein Arbeitszimmer zurück und machte ſich an die

Schaffung der berühmten napoleoniſchen Mythologie in 20 Bänden, betitelt „L'histoire du consulat et de l'empire." Das iſt ein faſt durchweg brillant-erzählend geſchriebenes, recht unterhaltliches Buch, voll Eſprit, Lug und Trug.

Will etwa damit geſagt ſein, daß Mr. Thiers abſichtlich die Geſchichte gefälſcht, die Geſchichte Napoleons zu einer Epopöe des Chauvinismus umgelogen habe? Bewahre! Aber die napoleoniſche Zeit darſtellen wollen, ohne die deutſchen und engliſchen, geſchweige die ſpaniſchen und ruſſiſchen Quellen und Darſtellungen zu kennen, hieß von vornherein auf die Möglichkeit verzichten, wirkliche Geſchichte ſchreiben zu können. Trotzdem ein ſolches Unternehmen zu wagen, ſo eitel und anmaßend konnte doch nur ein Gallier höchſter Potenz ſein. Es würde eines nicht ſchmalen Bandes bedürfen, um die mitunter ins Groteſk-Komiſche gehenden Irrthümer der zwanzigbändigen thiers'ſchen Legende zu berichtigen. Eine hinlängliche Anzahl dieſer Irrthümer habe ich anderwärts aufgezeigt. Hier will ich zur Erheiterung meiner Leſer nur darauf hinweiſen, daß Mr. Thiers im 13. Bande ſeines Werkes die wunderbare Entdeckung gemacht hat, der Geiſt nationaler Erhebung und Wiedergeburt, welcher dann i. J. 1813 in Deutſchland, das heißt, die Wahrheit zu ſagen, in Preußen zur That geworden, ſei in Wien (in Wien! in Wien!) großgezogen worden und zwar durch den wiener Hof, welcher die Pfleger dieſes Geiſtes, Autoren wie Göthe, Wieland und andere — (lacht hellauf!) — in die öſtreichiſche Hauptſtadt gezogen und dieſelben in jeder Weiſe gehätſchelt und gefeiert habe. Solchen und ähnlichen Blödſinn bringt Mr. Thiers mit derſelben Unfehlbarkeitsmiene vor wie alles übrige. Aber die kraſſe Unkenntniß in allen nichtfranzöſiſchen Dingen iſt noch nicht einmal der Hauptmangel eines Werkes, mit deſſen übergünſtiger Aufnahme Europa im allgemeinen ein Armuthszeugniß und Deutſchland im beſonderen ein Schmachzeugniß ſich ausgeſtellt hat. Niemals wieder hat die Selbſtſucht eines Volkes ſo hart und ſchamlos ſich geoffenbart wie die franzöſiſche in dem Buche des Mr. Thiers es gethan, und niemals hat ein Autor einen ſolchen totalen Mangel an Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitsſinn ſo praleriſch prunkend zur Schau geſtellt wie dieſer Pſeudohiſtoriker. Man leſe, wie er den Staatsſtreich vom Brumaire, dann das Verfahren ſeines Helden gegen den Duc d'Enghien, weiter das freſſende Feuer der napoleoniſchen Welteroberungsgier, das Verhalten des Empereur gegen Italien, Deutſchland, Spanien darſtellt, das heißt rechtfertigt. Ueberall die Anbetung des Erfolgs, allenthalben die knechtiſche Vergötterung der Gewalt. Dieſem Franzoſen zufolge hätte eigentlich nur Frankreich das Recht, eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu führen. Alle übrigen Nationen wären nur dazu da, der franzöſiſchen Macht und Gloire zur Folie zu dienen. Von rechtswegen ſollten die Völker Europa's ihr höchſtes Glück darin ſuchen, als gehorſame und bewundernde Vaſallen um den Thron von La Belle France ſich zu reihen. Und das alles wird mit einer gränzenloſen Suffiſance als eine ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung vorgebracht. Uebrigens muß man Herrn Thiers zugeſtehen, daß er die Anſichten, welche er als ſo zu ſagen Geſchichtſchreiber vertrat, auch auf ſeiner parlamentariſchen und miniſteriellen Laufbahn zu bethätigen ſuchte. In ſeinem eigentlich doch ſehr engen Gehirne hatte ſich die Idee fixirt: Nur Frankreich darf groß und mächtig ſein, und damit es groß und mächtig ſein könne, müſſen alle ſeine Nachbarn klein, zerſplittert und machtlos ſein. Daher ſein zappelnder und fiſtulirender Haß des deutſchen und des italiſchen Einheitswerkes, daher auch ſeine, des notoriſchen Voltairien, heftige Parteinahme für die weltliche Papſtmacht.

Aber wir ſind mit der „Konſulats- und Kaiſergeſchichte" noch nicht ganz fertig. Es iſt nämlich noch zu ſagen, daß dieſes Buch, alles zuſammengehalten, doch nicht mehr und nicht weniger iſt als eine koloſſale Tendenzlüge. Wurde ſie mit dem Bewuſſtſein auf- und ausgebaut, dadurch dem Bonapartismus in Frankreich wieder auf die Beine helfen zu können und helfen zu wollen? Schwerlich! Aber als geborener und geſchworener Chauviniſt muſſte ſich Mr. Thiers zum Gloire-Zinkeniſten des Napoleonismus berufen fühlen. Er gab alſo nur ſeiner Natur nach, als er den Eroberer und Deſpoten verherrlichte, welcher an der Verwirklichung des Weltherrſchaftstraumes franzöſiſchen Größenwahnſinns gearbeitet hatte. Doch war noch anderes im Spiele, was Herrn Thiers ſtachelte, ſich zum Kohen Hagadol des Napoleonkultus zu machen, welchen ſchon früher namentlich der Chanſonnier Béranger als Agitationsmittel gegen die Bourbons aufgebracht hatte und welchen auch unter dem Julikönigthum als eine oppoſitionelle Paradewaffe zu handhaben der franzöſiſche Liberalismus dumm genug war. Mr. Thiers hat ſein ſtaatsmänniſches Fiaſko von 1840 dem Louis Philipp nie verzeihen können. Seine tiefgekränkte Eitelkeit lechzte nach Rache. Was, ich, Adolphe Thiers, einem Guizot nachgeſetzt? Unerträglich das! Der Orleanismus ſoll es bereuen. Was ſoll ich ihm zum Poſſen nur gleich werden, Republikaner oder Bonapartiſt?

Gewiſſe Lobredner des Herrn Thiers haben behauptet, die republikaniſchen Velleitäten deſſelben datirten ſchon vom Anfang der vierziger Jahre, das heißt vom vollſtändigen Siege der Guizoterie über den Thiersismus. Nun ja, Mr. Thiers hätte damals, den Béranger parodirend, ſingen können:

„Ich fand an Republik Gefallen,
Seit ich dem Königthum mißfiel“ —

aber er ſang nicht ſo. Er ſchrieb vielmehr ſeine zwanzigbändige napoleoniſche Epopöe. Denn erſtens entſprach das, wie ſchon geſagt, ſeiner eigenſten Neigung und bewunderte er nur noch einen Menſchen mehr als Napoleon, nämlich ſich ſelber; und zweitens war es unzweifelhaft ungefährlicher und viel bequemer, den Bonapartiſten als den Republikaner zu ſpielen. Später, im December von 1851, als er auf Befehl des angeblichen Neffen vom vorgeblichen Onkel etliche Tage lang in einer Züchtlingszelle von Mazas ſaß, ſcheinen ihn hinſichtlich der Göttlichkeit des Napoleonismus etwelche Skrupel angewandelt zu haben. Wenigſtens blies in den Bänden ſeiner Mythologie, welche nach dieſer unliebſamen Erfahrung geſchrieben wurden, der Gloire-Zinkeniſt aus merkbar gedämpfterer Tonart und ließ ſich ſogar mitunter eine Note entwiſchen, welche andeuten zu wollen ſchien, daß die Herrſchaft der „grande nation“ über andere Völker doch nicht ſo ganz naturnothwendig und ſelbſtverſtändlich ſei. Allein Mr. Thiers machte dieſen Abfall vom Größenwahn zum geſunden Menſchenverſtand wieder gut, indem er in dem Schlußbande ſeines Werkes bei Darſtellung der Helena-Legende — ſie geſtaltete ſich unter ſeiner Hand förmlich zur Paſſionsgeſchichte eines Heilands — ſeinen Helden mit der Gloriole einer vollſtändigen Apotheoſe ausſtattete.

2.

Zweifelsohne war es ganz in der Ordnung, wenn Mr. Thiers ein heißes, obzwar kurzes Gefühl des Triumphes empfand, als er in der erſten Stunde des 24. Februars von 1848 erfuhr, daß die verſinkende Julimonarchie nach ihm als nach einem Rettungsbalken zu greifen genöthigt wäre. Ja wohl „genöthigt“. Denn als der eilends in die Tuilerien Berufene zur dritten Morgenſtunde in das königliche Kabinett getreten war, empfing ihm Louis Philipp mit den Worten: „Ich ſehe mich genöthigt, Ihre Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Haben Sie ein Miniſterium bei der Hand?“

Mr. Thiers hatte aber nicht nur kein Miniſterium, ſondern überhaupt nichts bei der Hand. Der gewähnte Rettungsbalken war nur ein wirklicher Strohhalm. Am verhängnißvollen 24. Februar iſt traurig offenbar worden, daß in dem kleinen Leibe von Adolphe Thiers kein großer Mann ſteckte. Mit dem zu ſeinem Mitſtrohhalm Bugeaud geſprochenen Worte: „Man hat uns zu ſpät berufen“ — verſuchte er die klägliche Statiſtenrolle zu entſchuldigen, welche er an dieſem Schickſalstage ſpielte, und mit dem eine halbe Stunde ſpäter im Vorſale der Deputirtenkammer losgelaſſenen Stoßſeufzer: „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt!“ tauchte er unter, um erſt dann wieder aufzutauchen, wann die politiſche Temperatur abermalen eine ſolche geworden, wie ſie konſtitutionellen Intrikanten und parlamentariſchen Seiltänzern zuträglich.

Die pſeudohiſtoriſche Schönfärberei, wie ſie dermalen in Deutſchland gäng und gäbe, mag die ſo eben gebrauchten und auf Mr. Thiers angewandten Worte zu ſtreng, zu ſtark, ja ſogar mit Anwendung eines beliebten Handgriffes der Karrièremacherei zu „unwiſſenſchaftlich“ finden. Ich habe aber gerade jene Ausdrücke mit Bedacht gewählt. Sind ſie doch kaum ausreichend, um das gebaren des Herrn Thiers während des Sommers und des Herbſtes von 1848 zu kennzeichnen. Wie bekannt, hatte er ſeinen Weg in die Nationalverſammlung, deren namenloſe Verblendung die Reſtauration des Bonapartismus ermöglichte und förderte, nur mittels eines Umweges durch die Sakriſtei gefunden. Der Voltairien hatte ſo ſehr Reu und Leid gemacht, daß ihm der Biſchof Fayet von Orleans das Zeugniß ausſtellen konnte: „Mr. Thiers iſt augenſcheinlich und ganz zu uns zurückgekehrt.“ Daraufhin war er gewählt worden. Die Pfaffen, die Junker und die Prozen hatten ja die Wahlen zur Nationalvertretung dieſer miſerabeln franzöſiſchen Schemen- und Schattenrepublik gemacht. Anfangs von der jeſuitiſch-bourboniſch-orleaniſtiſchen Mehrheit mit Mißtrauen angeſehen, wurde Mr. Thiers doch bald einer, nein, geradezu *der* Hauptmacher des offenen Komplotts, welches die nominelle Republik beſeitigen und den Thron wieder aufrichten wollte. Sein Talent, ſein Ruf, ſeine Raſtloſigkeit und Geſchmeidigkeit, ſeine Erfahrung in allen Pfiffen und Schlichen des parlamentariſchen Ränkeſpiels, endlich auch ſein thurmhohes Selbſtvertrauen berechtigten ihn zweifelsohne zu dem Anſpruche, der General dieſer Armee von Verſchwörern zu ſein, welche am 4. Mai von 1848 der Republik feierlich den Meineid der Treue geſchworen hatten.

Aber war es Herrn Thiers wirklich um die Wiederaufrichtung des Thrones zu thun? Starke Anzeichen führen zur Verneinung dieſer Frage. Dem hellen Blick und ſcharfen Verſtande des Mannes konnten die Schwierigkeiten einer monarchiſchen Reſtauration, ſofern dieſe die zwei Zweige des alten Königshauſes betraf, nicht entgehen. Zudem hatte er Urſache, zu glauben, vom Hauſe Orleans ungerecht und undankbar behandelt worden zu ſein. Den allerdings ſchon drohend am Horizont wieder emporgeſtiegenen Stern des Bonapartismus wähnte Mr. Thiers vorderhand für eine bloße Sternſchnuppe anſehen zu dürfen. Aber an was dachte er denn? An ſich. Was wollte er? Herr ſein. Selbſt um den Preis, ſich „Präſident der Republik“ tituliren laſſen zu müſſen.

Es kann gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß Mr. Thiers es eine Weile mit ſeiner Präſidentſchaftskandidatur ſehr ernſt gemeint habe. Warum auch nicht? Haben es doch Korporale wie Bugeaud und Changarnier, ſowie parlamentariſche Eiertänzer wie Broglie und Molé auch eine Weile mehr oder weniger ernſt damit gemeint. Erſt dann, als die Präſidentſchaftstraube dem Sohne Verhuells ſo zu ſagen ſchon ins Maul hing, fand Mr. Thiers die Frucht zu ſauer. Für diesmal, wohlverſtanden! Denn er war der Ueberzeugung, die bonaparte'ſche Sternſchnuppe müßte und würde bald erlöſchen. Auch er hielt wie ſo viele andere geſcheide und dumme Leute den „Prinz-Präſidenten" für einen „Niais", welcher ſich unmöglich lange würde halten können. Wer aber ſollte nach dem verſchwinden der Niais-Schnuppe die Zügel ergreifen? Natürlich Mr. Thiers. Nachdem Louis Napoleon zum Präſidenten gewählt war, fragte er eines Tages den zwanzigbändigen Homer des Napoleonismus um Rath inbetreff des amtlichen Koſtüms, welches der neugebackene Präſident ſchicklicher Weiſe tragen könnte. Sollte es die Uniform eines Generals der Nationalgarde, ſollte es die eines Diviſionsgenerals der Linie ſein? „Weder dieſe noch jene", gab Herr Thiers zur Antwort. „Frankreich ſieht den Präſidenten der Republik für einen bürgerlichen Beamten an. Demnach ſoll er einen bürgerlichen Anzug tragen. Sonſt würde ja Ihr Nachfolger in der Präſidentſchaft in Verlegenheit kommen.“ Das hieß nicht undeutlich ſagen: Ihr Nachfolger werde ich ſein und ich, der leibkleine, obzwar geiſtgroße Adolphe Thiers kann doch nicht wohl eine Generalsuniform anthun.

Ausdrücklich bemerke ich, daß dieſes Hiſtörchen aus bonapartiſtiſcher Quelle, alſo aus einem Jauchebehälter kommt. Aber der Agrikulturchemie zufolge enthalten ja auch ſolche Behälter nutzbare und erſprießliche Stoffe.

Gewiß iſt, daß Mr. Thiers alles Ernſtes ſich darauf rüſtete, der Nachfolger des Erwählten vom December 1848 zu werden. Zu dieſem Zwecke mußte man vorderhand den Glauben an die Möglichkeit einer franzöſiſchen Republik heraushängen und ſich ſelber als Quaſi-Republikaner aufſpielen. Eines Tages im Jahre 1850 hatte Herr Thiers im Konferenzſale der Kammer eine Unterredung mit dem Deputirten Benoit Champy, welcher ihn um ſeine Meinung über den muthmaßlichen Ausgang der ſchwebenden Kriſis gefragt hatte. Mr. Thiers ſetzte auseinander, daß Frankreich von Natur und Sitten durchaus monarchiſch ſei. Doch ſei es ſehr fraglich, ob trotzdem die Monarchie wieder hergeſtellt werden könne. Von der bourboniſchen wäre gar nicht zu ſprechen. Die orleaniſche würde er, Thiers, perſönlich willkommen heißen, ungeachtet der ihm von ſeiten derſelben bezeigten Undankbarkeit. Allein die Erinnerung an die groben Fehler, welche Louis Philipp gemacht hätte, ließen auch dieſe Reſtauration als unräthlich und unthunlich erſcheinen. Bliebe demnach nur das Empire übrig; allein falls dieſes ſich auch wieder aufrichten ließe, ſo könnte es nur eine ſehr kurzdauernde Parodie des erſten Kaiſerreiches ſein, nichts weiter. „Wohl“, ſagte Herr Benoit Champy, „da keine der drei Dynaſtieen wirkliche Chancen hat, ſo ſchließen Sie daraus auf die Möglichkeit der Dauer einer Republik in unſerem Lande?“ „Vielleicht“, erwiderte Mr. Thiers, „geht Europa mehr oder weniger raſch republikaniſchen Einrichtungen entgegen und vielleicht wäre es angezeigt, daß wir uns zuerſt damit befreundeten.“*)

---

*) Merruau: Souvenirs de l'hôtel de ville de Paris, 1875, p. 298.

Er trug Sorge, in dem parlamentariſchen Kampfe, welchen er gegen den Prinz Präſidenten anſtrengte, dieſen ſeinen republikaniſchen Anſtrich bei jeder günſtigen Gelegenheit ſehen zu laſſen. Er wähnte, dem ſchon greifbar nahe herandrohenden zweiten Empire einen ſolchen Republikanismus, ſeinen Republikanismus als Abwehr entgegenſtellen und ſich zugleich als den unausweichlichen Zukunftspräſidenten ſignaliſiren zu können. In einer ſehr charakteriſtiſchen Kammerrede ſagte er: „Nachdem ich mein Lebenlang ein Parteigänger der konſtitutionellen Monarchie geweſen, muß ich heute geſtehen, daß ich vielleicht in einem Irrthum befangen war. Denn es iſt ja möglich, daß ihr Geſchick die modernen Staaten nicht zur engliſchen, ſondern zur amerikaniſchen Staatsform führt. Mein Land iſt heute geſetzlich eine Republik. Unſere Pflicht iſt alſo, derſelben aufrichtig und ohne Hintergedanken zu dienen.“ Und gegen die Linke hingewendet fügte er hinzu: „Ihr wollt eine mehr demokratiſche Republik als ich? Ich mache euch daraus kein Verbrechen. Geſteht aber auch eurerſeits zu, daß man ein Republikaner von anderem Schlag ſein könne als von dem eurigen und laſſt mich auch ſagen, daß, wenn es nur Republikaner von eurer Farbe gäbe, dies das Vertrauen Frankreichs auf die republikaniſche Staatsform ſchwächen könnte.“

Man ſieht, Mr. Thiers mühte ſich ſchon 1850, wie ſpäter (1871—72), mit Mondſchein im Waſſer ab, das heißt, mit Schaffung einer „konſervativen Republik“ in Frankreich. Jedermann weiß, daß und wie am Frühmorgen vom 2. December 1851 ſeine Mühwaltung vorderhand in einer Zelle von Mazas endigte. Ueber alle die Bönhaſen von legitimiſtiſchen und orleaniſtiſchen Verſchwörern war ein Verſchwörer vom Handwerk gekommen und hatte mit ihnen aufgeräumt. Mr. Thiers brauchte ſich zunächſt und für zwanzig Jahre keine Sorge zu machen, ob er als Präſident der Republik doch zum anthun einer Generalsuniform ſich würde entſchließen müſſen. Der „Niais“ war jetzt thatſächlich Empereur, um es ein Jahr ſpäter auch dem Namen nach zu ſein. Es hatte, wie die Sachen lagen, gar nicht anders kommen gekonnt. Die Bourboniker, Orleaniſten, Jeſuiten und Plutokraten der Nationalverſammlung hatten ja in ihrer Stupidität und Schlechtigkeit alles menſchenmögliche gethan, das franzöſiſche Volk oder, wie der neugebackene „Republikaner“ Thiers ſich auszudrücken geruhte, „la vile multitude“ in das geſchickt und kraftvoll ausgeſpannte Fanggarn des Bonapartismus zu treiben.

Erſt dann, als die Herrlichkeit des Banditen-Empire vom 2. December ſchon bemerkbar ſich umdunkelt hatte, erſchien Mr. Thiers wieder auf der politiſchen Bühne. Hatte er inzwiſchen etwas gelernt? Nein. Er war der alte Chauviniſt und Gloire-Zinkeniſt geblieben. Von einer Kenntnißnahme oder gar von einem Verſtändniß der großen, naturnothwendigen, unaufhaltſamen Veränderungen, welche ſich in Deutſchland und in Italien vollzogen, vollziehen muſſten, keine Rede. „Mon pays“ — ſonſt nichts. Die anderen Völker kommen nur als Gloirefutter für Frankreich in Betracht. Mr. Thiers vor allen war es, welcher den Dampfkeſſel der franzöſiſchen Eitelkeit bis zum berſten heizte, aus welchem Dampfkeſſel dann das „Rache für Sadowa!“ immer wüthender herausziſchte. Aber, ſagt ihr, Herr Thiers hat doch im Juli von 1870 im geſetzgebenden Körper bis zuletzt mannhaft gegen den Krieg geſtritten und geſtimmt. Gewiß, ſo that er Aber warum? Weil die Kriegserklärung eine Frivolität, ein Frevel, eine Ruchloſigkeit war? Behüte! Nur darum, weil Mr. Thiers den wirklichen Zuſtand der franzöſiſchen Armee weit beſſer kannte als die leichtfertigen, in Marſchallsuniformen ſteckenden Lesboeufs und Komp. und weil er auch beſſer als dieſe Schwachköpfe wußte, daß die „promenade militaire à Berlin“ doch auf etliche Hinderniſſe ſtoßen dürfte. Mit einem Worte, Mr. Thiers wollte den Krieg nicht, weil er am Siege zweifelte. Das hat er ſelbſt geſagt. Was er aber nicht ſagte, war, daß er einen noch viel ſtärkeren Grund hatte, den Krieg nicht zu wollen. Da er nämlich doch immer wieder Stockfranzos genug war, um an das Dogma von der Unbeſieglichkeit Frankreichs zu glauben, ſo fürchtete er, daß der Krieg, wenn zu einem glücklichen Ende geführt, dem Empire neue Lebenskraft verleihen und die Stellung vom angeblichen Neffen des Onkels befeſtigen würde, welchen Neffen zu verabſcheuen er ja vollauf berechtigt war, ſeitdem ihm derſelbe die Bekanntſchaft mit dem Inneren eines Zellenwagens und eines Kabinetts in Mazas verſchafft hatte.

Während der Kriſis vom 4. September 1870 tauchte Mr. Thiers unter, wie wir ihn am 24. Februar von 1848 untertauchen geſehen haben. Für den Trubel ſolcher Tage war ſeine ganze Perſönlichkeit nicht gemacht. Nun aber ging ihm die Glanzperiode ſeines Lebens auf. Denn mit dem Sturze des Empire kam eine Zeit, in welcher er als ein rechter Patriot ſich erweiſen konnte und wirklich als ein ſolcher ſich erwieſen hat. Und er war jetzt ein Greis, er ſtand in einem Alter, wo der Menſch — ich meine den arbeitenden und nur ein ſolcher verdient, Menſch zu heißen — wohlbegründeten Anſpruch auf Ruhe hat. Die Anſtrengungen, welche der Greis Thiers mit ſeltener Geiſtesfriſche für die Rettung ſeines Vaterlandes machte, ſind daher, zuvörderſt rein vom phyſiſchen Geſichtspunkt aus angeſehen, ſchon aller Ehren werth. Es mag ja ſein, daß ſeine Eitelkeit ihm die chimäriſche Hoffnung vorſpiegelte, er, Adolphe Thiers, würde im ſtande ſein, den einen oder den andern oder am Ende gar alle die Höfe von London, Petersburg, Wien und

Florenz, an welche er ſich im Auftrage des „Gouvernement de la défense nationale“ im September und Oktober von 1870 begab, zum handelnden Eintreten für Frankreich zu beſtimmen. Allein er hat immerhin die mühſälige Aufgabe dieſer traurigen Botſchaftsreiſe mit löblichſtem Eifer zu löſen geſucht.

Nach ſeiner Rückkehr von dieſer vergeblichen Fahrt betheiligte er ſich ebenſo eifrig an den zu Ende Oktobers verſuchten Waffenſtillſtandsverhandlungen, obzwar bekanntlich ebenfalls reſultatlos. Dabei war nun freilich wunderlich, daß er die Verkehrtheit und Nutzloſigkeit der Kriegführung Gambetta's, welcher à la Carnot „den Sieg zu organiſiren“ ſich vermaß, aber nur Lügen, Pralereien und Niederlagen zu organiſiren vermochte und welchen Thiers ganz richtig als einen „fou furieux“ bezeichnete, vollſtändig durchſchaute und ihrem wahren Werthe nach taxirte, aber trotzdem die Sachlage keineswegs für eine verzweifelte anſah.*) Auch er, obgleich unbedingt unter den leben den Franzoſen der klügſte, vermochte ſich in die Thatſache des Beſiegtſeins Frankreichs noch nicht zu finden.

---

*) Beides bezeugt uns Jules Favre: („Gouv. d. l. déf. nat.“ I, 319): „Mr. Thiers ne croyait pas à l'efficacité des efforts de la délégation de Tours et blâmait énerg

Nach den furchtbaren Niederlagen, welche der Winterfeldzug brachte, und nach dem Falle von Paris muſſte er ſich wohl oder übel darein finden. Es blieb jetzt ſchlechterdings nichts anderes übrig, als die Neu-Illuſionen der Prämiſſen Wörth, Forbach, Metz, Sedan, Orleans, Le Mans, St. Quentin, Belfort und Paris anzuerkennen und anzunehmen. Frankreich rief in ſeiner tiefſten Noth nach Adolphe Thiers als nach einem Retter, ja geradezu als nach einem Heiland. Nahezu dreißig Wahlkreiſe ſandten ihn nach Bordeaux in die Nationalverſammlung und dieſe beſtellte ihn zum thatſächlichen Diktator Frankreichs.

Eine ſchneidigere Ironie der Nemeſis hat es wohl nie gegeben, als dieſes testimonium paupertatis geweſen iſt, welches die „grande nation“ ſich ſelber ausſtellte. Durch den Napoleonismus ins ſchrecklichſte Unglück, in unerhörte Schmach geſtürzt, wuſſte Frank

---

quement l'influence qui y dominait. La position cependant ne lui paraissait pas désespérée.“

reich keinen beſſern Nothhelfer zu finden als den Homer des Napoleonismus, als gerade den Mann, welcher den unſeligen Gloire Götzendienſt mit allem Zauber ſeines Talents genährt und verbreitet hatte. Würden die Franzoſen verſtändig, ehrlich und aufrichtig genug geweſen ſein, den wirklichen und wahrhaften Endurſachen ihres tiefen Falles nachzuforſchen, ſie würden in demſelben Herrn Thiers, welchen ſie jetzt als ihren Heiland beriefen, eine dieſer Endurſachen und wahrlich keine der kleinſten erkannt haben.

Die Sache hatte jedoch auch eine hellere Seite, eine hellſte. Dieſe war, daß die Berufung von Mr. Thiers an die Spitze des Staates einen der ſchönſten Züge des franzöſiſchen Nationalcharakters offenbar machte: den Reſpekt vor dem Geiſte, die huldigende Anerkennung des Talentes und Verdienſtes.

Am Eingange dieſes Aufſatzes hatte ich leider Veranlaſſung, über die jämmerliche Nachäffung von allerhand franzöſiſchem in Deutſchland zu ſchelten. Wohlan, hier nun habe ich Gelegenheit, meine mehr oder weniger lieben Landsleute auf etwas franzöſiſches aufmerkſam zu machen, was allerdings nachgeahmt zu werden verdiente. Zu der Art und Weiſe, womit die Franzoſen Männer, welche die Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt ihres Landes zieren, hochhalten, ehren und belohnen, ſtehen der Kaltſinn und die Knorzerei — nur dieſes ſchweizeriſche Wort drückt den gemeinten Grad von Schäbigkeit aus — womit die Deutſchen ihre wiſſenſchaftlichen, literariſchen und künſtleriſchen Notabilitäten betrachten und behandeln, im demüthigendſten Gegenſatze. Die deutſche Selbſtgefälligkeit kann nicht müde werden, ſich für das auserwählte Volk des Idealismus zu halten und auszugeben; in Wirklichkeit aber benimmt ſich kein anderes civiliſirtes Volk den idealen Intereſſen gegenüber ſo theilnahmelos, ſo ſchäbig, ſo knorzig. Für ſeine ewige Wirthshausbummelei hat der Deutſche und vollends der Süddeutſche immer Geld, aber für literariſche und künſtleriſche Zwecke ſehr ſelten, wenn überhaupt jemals. Bücher kaufen? Bah, wofür wären denn die Leihbibliotheken da? Deutſche Damen, welche jährlich hundert Thaler oder mehr für Handſchuhe ausgeben, ſchämen ſich nicht, fettige, ſchmierige Leihbibliothekenbände jemmerlich mit an die Bad- und Kurorte zu ſchleppen. Pfui! In England und in Frankreich ſieht es jeder halbwegs bemittelte Mann von Bildung für ſelbſtverſtändlich an, neue Bücher von irgendwelcher allgemeinen Bedeutung zu kaufen, in Deutſchland begnügen ſich ſelbſt die Reichen und Reichſten mit einem Leihbibliothekabonnement. In Ruſſland, in Ungarn hält jeder Bemittelte das Bücherkaufen für eine Ehrenpflicht. Das kleine Dänemark that und thut für ſeine Literatur und Kunſt verhältnißmäßig zehnmal mehr als das große Deutſchland, welches für ſeine führenden, leitenden und lehrenden Geiſter genug gethan zu haben glaubt, wenn es ihnen, ſo ſie geſtorben, etwann eine ſchäbige Denktafel ſtiftet oder eine mit Ach und Krach zuſammengebettelte Statue ſetzt. Seht euch mal an, wie man in Paris einen Delaroche oder Auber und in London einen Dickens oder Thackeray zu Grabe geleitet, und vergleicht damit, wie unſere Dichter, Denker und Künſtler beſtattet werden, und ihr werdet merken, wo der Kultus des Genius daheim. Vergleicht auch, mehr oder weniger liebe Landsleute, die Stellung der Autoren und Künſtler von Ruf und Namen in England und Frankreich mit der Stellung der entſprechenden geiſtigen Rangklaſſe in Deutſchland, und dann laſſt es, ich bitt' euch, fernerweit bleiben, euch in die Bruſt zu werfen und phariſäiſch zu ſagen: „Wir ſind das Volk des Idealismus, wir!" Ei, ja wohl! Geſtern hörte ich in den „Jahrbüchern für die deutſche Armee und Marine" einen dunkeln E—hrenmann erboſ't ſchreien, es ſei ein Skandal, daß der Leſſing berühmter ſei als der Geſſler, nicht der mythiſche Landvogt des Namens, ſondern irgendein obſkurer preußiſcher General. Wäre ein Franzoſe, ſo er dieſen Ausfluß des berühmten deutſchen Idealismus zu Geſichte bekäme, nicht vollauf berechtigt, von „deutſchen Barbaren" zu ſprechen? Wo wäre jemals einem Franzoſen die koloſſale Abgeſchmacktheit zugeſtoßen, irgendeinen General, ſelbſt einen Turenne, über den Voltaire zu ſetzen? Ach, es ſcheint ein- für allemal in der Schwäche der Menſchennatur begründet zu ſein, daß Individuen und Völker unendlich viel lieber und leichter das Dumme und Schlechte von einander lernen und annehmen als das Vernünftige und Gute. Ihren ſocialiſtiſchen Unſinn, ihre kommuniſtiſche Brutalität, den Kulturhaß, die Wuth gegen alles Ideale und Geniale, die Forderung der Herabdrückung aller Intelligenz auf das Gleichheitsflegelmaß allgemeiner Mittelmäßigkeit, die Organiſation der Arbeitsſcheu und die Predigt zügelloſer Genußgier — dieſe ganze freche Botſchaft des Unverſtandes und der Liederlichkeit haben deutſche Narren und Gauner franzöſiſchen Gaunern und Narren eilends abgelernt. Von der Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und Nüchternheit dagegen, welche dem franzöſiſchen Kleinbürgerthum und der franzöſiſchen Bauerſchaft eigen ſind, will man in den Konventikeln der deutſchen Kommuniſten ſchlechterdings nichts wiſſen ......

Erwägt man die Umſtände, unter welchen Mr. Thiers als „Chef der Exekutivgewalt der franzöſiſchen Republik“ zu Verſailles mit Bismarck über den Frieden verhandeln mußte, ſo wird man der Geſchicklichkeit und Ausdauer des ſchwerbebürdeten Greiſes alle Achtung und Ehre widerfahren laſſen. Er hat herausgeſchlagen, was menſchenmöglich war. Er erlangte die Nichtbeſetzung von Paris durch die Deutſchen und die Wiederherausgabe von Belfort, zwei Zugeſtändniſſe, die, deutſch angeſehen und alle

Sophismen, welche berliner Hoſſkribenten dafür vorgebracht haben, beiſeite gethan, zwei große Fehler geweſen ſind, geradezu zwei ſaftige deutſche Dummheiten, die zum Theil ſchon jetzt ſich gerächt haben und früher oder ſpäter noch mehr ſich rächen werden.

Allzeit hatte Mr. Thiers nach den „natürlichen Gränzen" Frankreichs geſchrieen, wie franzöſiſche Unwiſſenheit und Anmaßung ſich dieſelben einbildete. Jetzt muſſte er in Frankreichs Namen einen Friedensvertrag unterzeichnen, kraft deſſen Deutſchland ſeine in Wahrheit und Wirklichkeit natürlichen Gränzen zurücknahm, alte Reichsgebiete, die keineswegs mittels ehrlichen Krieges und Sieges, ſondern nur mittels von verrätheriſchen Pfaffen eingefädelter Ränke und brutaler Tücke vordem uns geſtohlen worden waren. Gewiß war das ein Augenblick unſäglicher Bitterkeit und beklemmendſten Schmerzes für den Unterzeichner des verſailler Traktats, aber es muß geſagt werden, daß es auch eine Stunde der Vergeltung für den Gloire-Zinkeniſten war, welcher die Rechte anderer Völker für nichts geachtet und ſeine Landsleute ſo lange in ihrem Größenwahn geſtärkt und geſteift hatte. Man würde auch einen lächerlichen Irrthum begehen, ſo man glaubte, Herr Thiers hätte die Anſchauungen, von welchen er ſein Lebenlang ausgegangen, nach den Erfahrungen von 1870—71 aufgegeben. Er iſt natürlich zu geſcheid, jetzt den Chauviniſten ſehen und hören zu laſſen; aber zu jeder Stunde würde er mit höchſter Luſt zur „Revanche" blaſen, wenn nur das blaſen thunlich wäre und fleckte.

Gewiß durfte Thiers nach Leerung des verſailler Friedenskelches meinen, ein zweites mit ſolcher Bitterniß gefülltes Gefäß exiſtirte nimmer auf Erden. Er täuſchte ſich. Er ſollte erfahren, daß es unter ſeinen Landsleuten Beſtien gäbe, welche willig und bereit, alles, was zu allen Zeiten für heilig gegolten unter Menſchen, hohnlachend unter die Füße zu treten, Beſtien, die angeſichts des ſiegreichen fremden Feindes die Fahne des Bürgerkrieges erhoben. Das Scheuſal der Kommune-Revolte barſt los, um das ſchwärzeſte Blatt in das Buch der Geſchichte Frankreichs einzufügen. Voltaire's „Tiger-Affe" machte wieder einmal ſeine raſendſten Sprünge. Hüben und drüben. Denn dem wüthen der kommuniſtiſchen Mordbrenner bande entſprach wie ein verzehnfachtes, wie ein verhundertfachtes Echo das wüthen der endlich ſiegreichen Regierungstruppen. Mit einer anſchaudernden Kälte der Grauſamkeit nutzten hier Franzoſen ihren Sieg über Franzoſen aus und ſäeten eine Blutſaat, welche früher oder ſpäter aufgehen muß und wird.

Ob Mr. Thiers dieſe Rachegräuel hätte verhindern können? Ob er es gewollt? Ich vermag dieſe Fragen weder zu bejahen noch zu verneinen. Aber ſicher iſt, daß von einer bezüglichen Bemühung nichts merkbar geworden. Und doch wäre es dem Diktator von Frankreich wohl angeſtanden, der Rachefurie entgegenzutreten, gerade darum doppelt wohl angeſtanden, weil ihm die Kommuniſten mittels Zerſtörung ſeines Hauſes einen ſo ehrenden Beweis ihres wilden Haſſes gegeben hatten. Hier wurde doch wieder recht offenbar, daß der Wuchs von Mr. Thiers die Linie der Großmannheit nicht erreicht.

Was dagegen Blickſicherheit und Handfertigkeit in großen Geſchäften, was Arbeitskraft und Findigkeit, was perſönlicher Kredit und fachmänniſch geſchulte Finanzkunſt zu leiſten vermögen, das hat Thiers in der Abwickelung des Rieſenknäuels von Arbeit, welche ihm der Krieg hinterlaſſen hatte und die Durchführung des Friedensſchluſſes auflud, redlich geleiſtet, ſo geleiſtet, daß nur Unwiſſenheit und Bosheit ihm ſeinen Anſpruch auf dauernden Ruhm beſtreiten könnten.

Den ſchuldigen Dank hat ihm, wie jedermann weiß, Frankreich durch den Mund der Nationalverſammlung am 24. Mai von 1873 bezahlt — jenen Dank, wie ihn eben Menſchen und Völker von altersher zu entrichten pflegen. Der greiſe Staatsmann fühlte ſich nachgerade ganz behaglich auf ſeinem kuruliſchen Seſſel, fand, es ſei gar nicht ſo übel, Präſident einer Republik zu ſein, und war demnach ein ſogenannter „Vernunftrepublikaner“ geworden. Er hat nicht wie ſein Nachfolger geſagt: „J'y suis et j'y reste“ — aber gedacht hat er es ſicherlich. Auch könnte ja nur der Unverſtand verneinen wollen, daß es klug, ehrenhaft und patriotiſch geweſen wäre, die Zügel der Regierung in den Händen von Mr. Thiers zu laſſen. Allein im Rathe der Mehrheit des Parlaments, zuſammengeleimt aus ſtupiden Bourbonikern, herrſchgierigen Jeſuiten und ränkelnden Orleaniſten, war es anders beſchloſſen und ſelbſtverſtändlich trugen Dummheit und Schlechtigkeit über Vernunft und Zweckdienlichkeit den Sieg davon.

Die Art ſeines Sturzes erniedrigt nicht, ſondern erhöht ganz entſchieden die Stellung, welche Herrn Thiers in der Geſchichte ſeines Landes zukommt. War aber ſeine Rolle mit dem 24. Mai von 1873 ausgeſpielt? Wer weiß es? Ich hatte im Spätſommer desſelben Jahres in Interlaken Gelegenheit, den alten kleinen, aber rüſtig ſich bewegenden Herrn wiederholt zu beobachten, und er ſchien mir nichts weniger als reſignirt auszuſehen. Der Mann iſt zäh und in Frankreich iſt alles möglich. Wir Deutſchen aber haben keinen Grund, Mr. Thiers zu bewundern und zu lieben, achten jedoch ſollen wir an ihm, was wirklich achtungswerth.

Sealsfield-Poſtl.

> Iſt dies die Auflöſung des Räthſels? —
> Nur eine theilweiſe.
>
> Klinger.

I.

Das Büchlein, welches mich zu dieſem Aufſatz veranlaſſt*), hat die Erinnerung an meine erſte Bekanntſchaft mit den ſealsfield'ſchen Schriften wieder lebhaft in mir wachgerufen. Ich war damals ein junger Menſch, nahe dabei, vom Gymnaſiaſten zum Studenten mich hinüberzumauſern, und machte im Sommer 1834 in dem am Fuße des Hohen Rhonen gelegenen Schweizerdörfchen Hütten eine Molkenkur. Eines ſchönen Morgens hatte mich mein Molkenverdauungsgang an den kleinen hüttener See hinabgeführt und der Fürwitz ſtach mich, den zu einem unfern vom Ufer gelegenen Bauernhauſe gehörigen „Weidling“ (Nachen) von ſeinem Pflocke zu löſen und mich auf die von den prächtigſten „Seeroſen“ bedeckte Waſſerfläche hinauszurudern. Ich glaube gar, es geſchah in der Abſicht, aus beſagten Roſen einen Kranz zu winden für eine arme, ſchwerkranke, aber liebenswürdige Mitkurgäſtin, welche ich mit der ganzen Schwärmerei — scilicet „Jugendeſelei“ — eines blöden Jungen verehrte. Natürlich im ſtillen, im ſtillſten. Der Weidling war zu jener Zeit das einzige Boot auf dem kleinen See, und zwar ein ſo verrottetes, daß nur ein ſiebzehnjähriger Leichtſinn ſo einem Dinge ſeine Gliedmaßen anvertrauen mochte. Zu „fahren“ hatte ich drunten auf dem Zürichſee ſchon gelernt, aber was half mir das, als mir mitten auf dem ſtillen Waſſer das einzige Ruder entzweibrach? Da lag ich nun wie feſtgenagelt, über mir die brennende Juliſonne, rings unter mir das ſchwärzliche, keineswegs einladende Waſſer, welches gar nicht ſo ausſah, als wär' es „wohlig auf dem Grund“. Luft und Waſſer regungslos, als wäre die Windſtille extra beſtellt. Eine niederträchtige Situation, vollends mit fünf Schoppen Molke im Leibe. Das ſchlimmſte wußte ich glücklicher Weiſe nicht: nämlich, daß eine erkleckliche Anzahl von Kurgäſten beiderlei Geſchlechtes

---

*) Charles Sealsfield. Biographiſch literariſches Charakterbild. Von Dr. Leo Smolle. Wien 1875, A. Hölder.

— die Stillverehrte darunter — mit dem Tubus des Pfarrherrn von Hütten — er hieß Wolf und las mir ein Praktikum de arte fumandi — von der Höhe herab auf mich vigilirte und meinen Schaden mit dem ſprichwörtlichen Spotte gloſſirte.

Damals kannte ich den Spinoza noch nicht und war mir demnach auch unbekannt, daß Reſignation die Quinteſſenz menſchlicher Weisheit iſt. Trotzdem reſignirte ich mich, weil ich muſſte, ſetzte mich auf das Brett, welches in der Mitte des Nachens die beiden Seitenwände verband und zog ein Buch aus der Taſche, welches mir mein guter Bruder, der großmüthige Beſchützer meiner Jugend, tags zuvor gegeben hatte.

Das war „Der Legitime und die Republikaner", vor Jahresfriſt (1833) in Zürich anonym erſchienen.

Ich hatte das Buch noch nicht geöffnet und that es jetzt miſſmuthig genug. Aber ſchon nach den erſten Seiten nahm mich die Leſung ſo in Beſchlag, daß ich den alten Kaſten von Weidling, das zerbrochene Ruder, den See mit ſeinen Roſen, die Hitze und Windſtille, item auch die Stillverehrte vergaß und Kapitel nach Kapitel verſchlang, bis mich ein verdächtiges Gefühl von Näſſe und Kälte an den Füßen aus den Prairien Georgiens und den Palmettowäldern Louiſianas wieder auf den See von Hütten zurückrief. Ich ſaß bis an die Knöchel in dem Waſſer, welches das halb lecke Boot geſogen; aber aufſpringend gewahrte ich zugleich, daß der alte Kaſten derweil unmerklich ans Ufer geglitten war, das heißt in ein Schilfröhricht hinein. Meiner Erlöſung froh, ſprang ich landwärts, wadete, den Weidling ſeinem Schickſal überlaſſend, durch den Sumpf, der mir ſtellenweiſe bis über die Kniee reichte, eilte das Hügelgehänge hinan, vermied den Dorfweg und ſchlängelte mich durch die Hinterthüre der „Krone“, allwo im Stübchen hinter der Küche die gute alte Frau Bär, unſere Wirthin, mich mit große Lamento empfing . . . .

Sieben Jahre ſpäter war ich ſo glücklich, den Verfaſſer des Buches vom Legitimen und von den Republikanern perſönlich kennen zu lernen. Ich ſage „ſo glücklich“, denn ich befand mich dazumal im Stadium der Bewunderung und Verehrung, wie ein ſolches die jungen Leute von heutzutage in der Regel nicht mehr kennen, und es that mir ordentlich wohl, mit Charles Sealsfield bei Tiſche ſitzen und nach Tiſche den Kaffee der Verdaulichkeit ſchlürfen und den Glimmſtengel der Beſchaulichkeit rauchen zu können.

Das geſchah im Gaſthaus „Zum Hirſchen“ beim alten Witzig in Feuerthalen, von wo die Rheinbrücke nach Schaffhauſen hinüberführt. In dieſer Stadt hatte ich in den Jahren 1840—43 häufig zu thun, und von Winterthur hergekommen, pflegte ich mich ſelber und meinen Gaul im „Hirſchen“ unterzubringen. Daſelbſt hauſte zu jener Zeit Sealsfield, deſſen Schriften ich natürlich mit höchſter Theilnahme geleſen hatte. Der Schleier ſeiner Anonymität war bereits gelüftet, nicht aber der ſeiner Pſeudonymität. Er galt allgemein für einen Amerikaner von Geburt, für einen Yankee wohl verſtanden! und er that nicht nur nichts, dieſe Meinung zu zerſtören, ſondern im Gegentheil alles, um dieſelbe aufrechtzuhalten. Er war mit mir recht artig, was ich dem Umſtande verdankte, daß er früher in Zürich meinen Bruder gekannt hatte. Einmal ſtiegen wir mitſammen durch den Kohlfirſtwald zu dem Dörfchen Wildisbuch hinauf, wo die Heldin meines Buches

„Die Gekreuzigte" gelebt hat und ans Kreuz genagelt worden iſt. Die furchtbare Geſchichte der armen Margarethe Peter beſchäftigte mich ſchon damals lebhaft. Ich erzählte ſie meinem Begleiter und er ſagte dann: „Darüber wäre ein Buch zu ſchreiben." Ich riſkirte die Antwort: Das ſollten Sie thun. „Ich?" entgegnete er. „Bah, ich habe die Feder ausgeſpritzt Maintenant, c'est fini."

Er liebte es, wie in ſeine Schrift, ſo auch in ſeine Rede engliſche und franzöſiſche Sätze zu ſtreuen und zwar, wie ich mich deutlich erinnere, in die Rede mehr franzöſiſche als engliſche.

Uebrigens war der Mann weder lieblich anzuſehen, noch durfte ſeinem gebaren im allgemeinen das Epitheton liebenswürdig zuerkannt werden. Er konnte ſogar mitunter ſo unliebenswürdig ſein, daß ihm gleich unliebenswürdiges begegnete, wie z. B. jene Ohrfeige, welche ihm zu Feuerthalen der Doktor Schiel aushändigte, ein daſelbſt ſitzen gebliebener deutſcher Flüchtling von der dreißiger Generation, und welche Ohrfeige, wenn mir recht iſt, ſeitens des damit Beſchenkten den Wegzug aus dem „Hirſchen“ und nach Schaffhauſen zur Folge hatte.

Ich habe eine gute Photographie von Sealsfield vor mir liegen, welche während ſeiner letzten Lebenszeit in Solothurn aufgenommen wurde. Da ſieht er auf und eben aus wie ein in den Ruheſtand getretener wirtembergiſcher „Oberzoller“ oder wie ein emeritirter bairiſcher Landrichter. Zur Zeit, als ich ihn kannte, war er nicht gerade viel ſchöner. Die gelbe Geſichtsfarbe, die Platſchnaſe, der große Mund mit dem akkurat wie eine penſionirte Zahnbürſte ſich darſtellenden Schnurrbart darüber — das alles konnte viel hübſcher ſein, als es war. Die kleinen tiefliegenden Augen blickten mehr lauernd als frank und frei. Was aber die Ohren betraf, ſo haben ihresgleichen gewiß ſelten an einem civiliſirten Menſchenſchädel geſtanden: ſie ſchlugen entſchieden ins elephantiſche Fach. Nur der Bau der Stirne, hoch, breit, maſſiv, gab dieſem Kopf einen Ausdruck, welcher über das Ordinäre hinausging, und die zwei Furchen zwiſchen den Brauen verliehen in Verbindung mit der ironiſchen Niederkrümmung der Mundwinkel der ganzen Phyſionomie etwas, was dem aufmerkſamen Betrachter ſagte, daß er keinen gewöhnlichen Menſchen vor ſich hätte.

Das wiederholte Zuſammenſein mit Sealsfield hatte mir die Ueberzeugung gegeben, daß er kein geborener Amerikaner, wie ſehr er auch mit ſeinem Amerikanerthum und mit ſeinen Amerikanismen dick that. Ja, ich war vollſtändig überzeugt, daß er kein Yankee, ſondern ein Deutſcher und zwar ein Oeſtreicher. Das ließ ich i. J. 1844 in Stuttgart drucken. Natürlich machte mich dafür einer jener Kritikakerlaken, welche in der deutſchen Literatur herumſchwirren und von denen beim Heine geſchrieben ſteht:

„In dem großen Viehſtall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geſchöpf die Krippe" —

fürchterlich herunter. Wie ich mir einfallen laſſen könnte, dieſen „Stockangloamerikaner" für einen Deutſchen zu halten, und vollends für einen öſtreichiſchen Deutſchen! Ich müſſte keins ſeiner Bücher geleſen haben! Und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren . . .

Da ich im Herbſte von 1843 die Schweiz verließ und erſt ſechs Jahre ſpäter für immer in dieſes Land zurückkehrte, waren und blieben meine perſönlichen Beziehungen zu Sealsfield unterbrochen. Ich hab' ihn nicht wiedergeſehen. Als ich im Sommer von 1865 zum erſtenmal zur Sommerfriſche auf den prächtigen Weißenſtein ob Solothurn gekommen war, zeigte mir auf mein befragen der Wirth, Herr Gſchwind, mittels des Fernrohrs drunten in der Tiefe, rechts vom Walde der „Eremitage“, das kleine „in der Steingrube“ gelegene Haus „Unter den Tannen“, in welchem Sealsfield zuletzt gelebt, ſo zu ſagen geeinſiedlert hatte und wo er ein Jahr zuvor geſtorben war.

Etliche Wochen ſpäter, als ich, vom Weißenſtein herabgeſtiegen, die ſchattige Kluft der Eremitage durchwanderte, beſuchte ich den am Eingange zu derſelben gelegenen Friedhof von Sankt Nikolaus. Dort hatte der unſtäte Wanderer, welcher zwei Erdtheile durchſtrichen, ſeine bleibende Heimſtätte gefunden und jene Ruhe, welche, wie der arme Waiblinger bei der Pyramide des Ceſtius in Rom empfand und bezeugte, „das beſte iſt von allem Glück der Welt“.

2.

Wie bei Staatsmännern, ſo hängt auch bei Autoren viel, wenn nicht alles, davon ab, daß ſie zur rechten Zeit kommen.

Sealsfield kam zur rechten Zeit. Er trat in die deutſche Literatur ein gerade dann, wann dieſe eines Schriftſtellers bedurfte, um ſie aufzufriſchen und ihr neue Wege zu weiſen.

Die ganz offenbar vom Byronismus ausgegangene und von der franzöſiſchen Neu-Romantik ſtark beeinflußte Literaturtendenz der letzten zwanziger und der erſten dreißiger Jahre war verwittert und verbraucht. Das junge „Deutſchland“ war ſo raſch alt geworden, daß ſich begründeter Zweifel erhob, ob es überhaupt jemals jung geweſen ſei. Man hatte es ſatt bekommen, kleine Staarmatze von ihren „großen zerriſſenen

Herzen" piepen zu laſſen: man war es müde, die byron'ſchen Donner auf Guitarren und Maultrommeln nachahmen zu hören. Der Weltſchmerz war nachgerade auf dem literariſchen Markt zu einer „ungefragten" Waare und die Zerriſſenheit zu einer Buchladenhüterin geworden. Da kam ein Unbekannter und Ungenannter daher und gab in raſcher Aufeinanderfolge eine Reihe von novelliſtiſchen Schildereien, welche auf die ohnehin ſattſam europamüden deutſchen Leſerſeelen mit dem ganzen Zauber amerikaniſcher Jugendfriſche wirkten. Er erwies ſich um ſo mächtiger, dieſer Zauber, als damals die Kenntniß transatlantiſcher Zuſtände bei uns verhältnißmäßig noch ſehr gering war und wir demnach nicht wußten, wie viel greiſenhaftes (in des Wortes ſchlimmſtem Sinne) der amerikaniſchen Jugendfriſche in Wahrheit und Wirklichkeit alleweile ſchon beigemiſcht ſei. Es wäre gewiß von Intereſſe geweſen, damals, als Sealsfield mit ſeinem erſten Werke hervortrat, die Briefe damit zuſammenzuhalten, welche genau zur ſelben Zeit der Landsmann des Verfaſſers, der arme Lenau Niembſch, aus Nordamerika herüberſchrieb,

z. B. den vom März 1833 datirten Brief an Emilie Reinbeck, worin es hieß: „Die Natur iſt hier entſetzlich matt. Hier gibt es keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie ſo wohl ums Herz oder ſo weh, daß ſie ſingen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantaſie und kann darum ihren Geſchöpfen auch nichts dergleichen geben. Es iſt was recht trauriges, dieſe ausgebrannten Menſchen zu ſehen in ihren ausgebrannten Wäldern.“ Es ließe ſich eine hübſche Vergleichung anſtellen zwiſchen der Auffaſſung der Natur Amerikas und der Amerikaner durch den Idealiſten Lenau und der Darſtellung transatlantiſchen Natur- und Menſchenlebens durch den Realiſten Sealsfield. Doch nein, die Parallele könnte keine hübſche ſein, weil ſie auf ſchiefer Baſis ruhen würde. Lenau hat ja nur einen Theil der Vereinigten Staaten geſehen und zwar den nördlichen, Sealsfield dagegen bewegt ſich mit ſeinen Anſchauungen und Schilderungen vorzugsweiſe auf ſüdſtaatlichem Gebiete, von wo er auch noch weiter ſüdwärts, in die Tropenzone hineinſchweift. Ganz in Ordnung alſo, daß ſich Amerika in Sealsfields

Schriften ganz anders darſtellt als in Lenaus Gedichten und Briefen. Ein heißblütiger und ſtolzer „Southron" verhält ſich zu einem kalkulirenden und pſalmodirenden „Yankee" genau ſo, wie ſich die Natur Louiſiana's zu der von Maſſachuſetts verhält. Die Yankees und das Yankeethum betrachtet und behandelt übrigens auch Sealsfield mit ganz entſchiedener Abneigung und man weiß, daß während des großen amerikaniſchen Bürgerkrieges zwar nicht ſein Kopf, aber ſein Herz mit den Southrons gegen die Yankees ging. Ueberall aber nimmt er für Amerika und gegen Europa Partei. Von Deutſchland insbeſondere ſpricht er meiſt nur mit einem aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühl und, die Wahrheit zu ſagen, wie anders hätte denn ein Mann von Herz und Verſtand über die deutſchen Zuſtände, wie ſie in den zwanziger und dreißiger Jahren geweſen ſind, reden ſollen? Man erinnere ſich nur, wie Ludwig Börne geredet hat, und doch wird kein wiſſender und gerechter Mann anſtehen, zu erklären, daß Börne das ſo bitter getadelte und ſatiriſirte Deutſchland mit einer Liebe liebte, zu welcher die Vaterlandsliebe gar vieler deutſchen

Patrioten von heutzutage, gar vieler dieſer Patrioten von hoher obrigkeitlicher Bewilligung wegen ungefähr ſo ſich verhält wie ein Maulwurfshügel zum Hohenſtaufen.

Sealsfield hat ſich das boshafte Vergnügen nicht verſagt, in einem ſeiner Bücher („Süden und Norden") in der Perſon des Herrn Bohne, einem Miſchmaſch von Enthuſiaſten und Philiſter, das Deutſchthum zu karikiren: — „Herr Bohne war trotz Läſſigkeit in ſeiner Toilette und altdeutſchen Wammsrockes ein lieber, trefflicher Menſch — ein wahres bon enfant, aber deutſch durch und durch und ganz mit der echtdeutſchen Schwachheit behaftet, überall Polizei und Behörden zu bedürfen. Das Kommandowort zum dreinſchlagen gegeben, würde er ohne Zweifel wie ein tapferer Preuße dreingeſchlagen haben, aber ohne von hohen Lippen gegebene Permiſſion zu dieſem dreinſchlagen konnte ihn jede Squaw mit ihrem Beſenſtiele meiſtern. Er würde richtig zuerſt nach der Polizei gerufen haben. Ohne Polizei konnte er weder Schritt noch Tritt thun; ſeine Hauptklage gegen unſer Land war, daß da keine Polizei vorhanden, was um ſo ſeltſamer klang, als er ſonſt, muthig, liberal, ja ſelbſt erklecklich revolutionär, von eben der Polizei hart mitgenommen, ſie wie die Todſünde haſſte." Aber plötzlich läſſt Sealsfield den guten Bohne mit einem Ruck die karikaturiſche Lächerlichkeit abſchütteln und läſſt den deutſchen Flüchtling ſeinen amerikaniſchen Reiſegefährten gegenüber in die Worte ausbrechen: „Ihr kennt mein Volk nicht, kennt es nicht! Es iſt das beſte!" und wieder: „ . . . . Ach, ihr Herren kennt nicht den Schmerz eines Deutſchen, den Gram und Grimm, den Neid und die Zerriſſenheit, die er überall mit ſich herumträgt. Ach, Gentlemen, wir ſind die erſte Nation, die größte der Erde, die Stammnation Englands, eures Amerika und —" — „Veraltet für jetzt" — fällt einer der Begleiter Bohnes ein, das heißt Sealsfield ſelbſt — „werdet euch aber wieder verjüngen, glaubt es mir. Es liegt in euch Deutſchen eine Zähigkeit und Dehnbarkeit und wieder eine Schwungkraft und Elaſticität, die tauſend Jahre und hunderttauſend Tyrannen nicht erdrücken können; aber Männer müſſt ihr werden, ſchaffen, arbeiten, nicht phantaſiren, tüfteln, träumen! Lernt euch und euer Volk kennen und ihr habt den Hauptſchritt zur Freiheit gethan."

Sprach hier nicht ein guter Deutſcher? Und haben nicht tauſende von Deutſchen wiederum während der troſtloſen fünfziger Jahre in der Fremde wie Herr Behne gefühlt und gedacht?

Sealsfields nationalliterariſche Bedeutung iſt, mittels der Ausſichten und Einblicke, welche er uns in die transatlantiſche Welt eröffnete, den dichteriſchen Horizont der Deutſchen um ein beträchtliches erweitert zu haben. Er that nach Weſten hin, was Rückert nach Oſten hin gethan hat. Mit Sealsfields Novelliſtik wirkte dann höchſt glücklich Freiligraths lyriſche Malerei zuſammen, um eine geſund realiſtiſche Anſchauung und Stimmung in unſere durch den Byronismus verſengte und ausgehöhlte Literatur zurückzuführen. Das hieß ihr einen großen Dienſt leiſten, der bis zur Stunde heilſam nachwirkt.

Aber die Bedeutung Sealsfields iſt damit noch nicht erſchöpft. Er hat ſich ja in unſerer Literatur eine eigenthümliche und bleibende Stellung geſchaffen. Denn er iſt unſer dichteriſcher Völkerpſycholog und Raſſencharakteriſtiker par excellence. Es gibt auf dem ganzen Gebiete der Weltliteratur meines Erachtens nur noch einen Poeten, der ihm hierin an die Seite zu ſtellen wäre, jener Engländer Trelawney, der abenteuerliche Freund Byrons, welcher in ſeiner Memoirennovelle „Adventures of a younger son“ ein Buch verfaſſt hat, wie es alle paar hundert Jahre einmal geſchrieben wird.

Eine Art von Unikum iſt es auch, daß Sealsfields Erſtling — ſofern man den Roman „Der Legitime und die Republikaner“ als ſolchen bezeichnen will — ſein formvollendetſtes Werk war und blieb. Der Grund liegt nahe. Hier hatte unſer Autor nach ihm vorliegenden Muſtern gearbeitet, nach Scott und Cooper. Nach dem Vorgange dieſer beiden hatte er auf die Kompoſition ſeines Romans, auf die Anlage und Ausgeſtaltung der Fabel einen Fleiß gewandt, welchen er ſpäter, als er ſeine eigene Form oder, richtiger geſprochen, ſeine eigene ſealsfield'ſche Formloſigkeit gefunden, verachten zu dürfen glaubte. Uebrigens ſprengte doch auch ſchon im genannten Erſtling die Eigenart Sealsfields den ſcott cooper'ſchen Rahmen. Es war in dem ganzen Wurf der Erzählung eine wilde Kraft und Größe, welche den Leſer höchſt erfriſchend überraſchte. Auch wurde das Buch von einem bedeutenden kulturgeſchichtlichen Gedanken getragen: in dichteriſcher Ausführung deſſelben zeigte es die hiſtoriſche Nothwendigkeit der Vernichtung der rothen Raſſe durch die weiße auf — jene repräſentirt durch den Indianerſachem Tokeah, den legitimen Herrn des Grundes und Bodens, auf welchem die Republikaner, das heißt die angelſächſiſchen Hinterwäldler ſich angeſiedelt hatten, dieſe vertreten insbeſondere durch einen dieſer Hinterwäldler, den Squire Copeland. Dieſe beiden Figuren, der Miko der Okonees und der Squire, erwieſen auch ſofort eine ſealsfield'ſche Geſtaltungskraft, an welche die von Scott nicht allzu häufig, die von Cooper nie hinanreicht. Außerdem trat in dem Roman ein Zug von kauſtiſchem Humor neben erſchütterndem Pathos anſprechend hervor und endlich zeigten die Naturſchilderungen eine Schärfe der Zeichnung und eine Glut des Kolorits, welche den Verfaſſer den erſten poetiſchen Landſchaftsmalern zur Seite ſtellten. Man vergleiche die tropiſch-amerikaniſchen Naturgemälde Sealsfields mit denen Chateaubriands und man wird, obzwar dieſe wie jene auf Autopſie beruhen, unſchwer den gewaltigen Unterſchied zu Gunſten des erſtgenannten wahrnehmen. Chateaubriand ſchminkt die Natur, Sealsfield photographirt ſie; aber ſo, daß ſie mit ihrem ganzen Farbenzauber vor uns lebt. Er photographirt nicht nur ihren Körper, ſondern ihre Seele. Ja, wenn irgendein Dichter, hat dieſer das Geheimniß der Beſeelung der Landſchaft verſtanden. Atlantis athmet aus den Naturſcenen der ſealsfield'ſchen Schriften.

Aber in dem großen Koſmos der Poeſie iſt der närriſche, ringende, duldende Mikrokoſmos Menſch doch immer die Hauptſache. Die Landſchafterei, mit welcher Virtuoſität ſie auch betrieben werde, macht noch nicht den Dichter. Und nicht als bloße Staffage dürfen Menſchen in poetiſch entworfene und ausgeführte Landſchaften hineingemalt werden. Das ſieht man recht deutlich beim Adalbert Stifter, welcher vielleicht unbedenklich als der größte Landſchaftervirtuoſe in Worten bezeichnet werden kann. Das hereinbrechen des Frühlingsthauwetters über die Berg- und Waldgegend in Stifters „Mappe meines Urgroßvaters" iſt eine Schilderung, wie ſie nirgends wieder vorkommt, in keiner Literatur. Aber Stifters Menſchen ſind nur um ſeiner Landſchaften willen da, bloße Staffage. Noch dazu nach der Schablone gemalte Staffage, Gobelintapetenfiguren, Automaten, ſammt und ſonders mit demſelben Uhrwerke der kleinen Auswahl Stifter'ſcher Motive im Leibe. Wie ganz anders, wie ungeheuer reich, vielgeſtaltig, von ſelbſtherrlichem Leben pulſirend Sealsfields Menſchenwelt! Welche Fülle von ganzen Menſchen, welcher Reichthum von eigenwüchſigen Charakteren, welches Nervenvibriren und welches Muſkelſpiel der Leidenſchaften! Welche Geſtalten, dieſer Kentuckier Ralph Doughby, dieſer Squatter Regulator Nathan, dieſer Auswürfling Bob, dann wieder dieſer mexikaniſche Magnat, Don Yzkubar, oder dieſer Plutokrat Lomond — welche Lebenswahrheit und welche Kontraſte! Auch in den weiblichen Figuren Sealsfields. Die Indianerin Kanondah, die Yankeeſinnen Arthurine und Margareth, die Kreolinnen Louiſe und Julie, die Mexikanerinnen Elvira und Marianita — ſie alle zeigen der ſcharf ſchattirten Verſchiedenheit von Raſſe und Bildungsſtufe ungeachtet überall das naturwahre Weib, das Weib in ſeiner Größe und Schwäche, in ſeiner Liebe und in ſeinem

Haß, in ſeiner Aufopferungsfähigkeit und in ſeiner Koketterie. Sehr wirkſam erweiſt ſich in der Galerie ſealsfield'ſcher Frauenbilder auch die Gegenüberſtellung von nord- und ſüdſtaatlichen, namentlich in den „Lebensbildern aus der weſtlichen Hemiſphäre", deren zweite Auflage (1843) der Verfaſſer „der zum Bewußtſein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutſchen Nation" gewidmet hat.

In ſeiner ganzen und fertigen Eigenart gab ſich Sealsfield zuerſt in ſeinem zweiten Roman „Der Virey und die Ariſtokraten", deſſen Schauplatz Mexiko im Jahre 1812, als die erſten heftigen Zuckungen der bevorſtehenden Losreißung von Spanien durch das Land liefen. Die novelliſtiſche Fabel iſt hier dem Autor ſchon Nebenſache. Er handhabt ſie nur als einen Faden, um damit die bunteſte Scenenfolge nothdürftig zuſammenzubinden. Den Akcent legt er auf eine anſchauliche, wunderbar gelungene Darſtellung von Land und Leuten. Das Mexiko von damals lebt vor unſern Blicken. Der Glanzpunkt des Buches aber iſt die Charakteriſtik des Virey, des Spaniers Don Vanegas einerſeits und des Führers der kreoliſchen Ariſtokratenfraktion, des Conde de San Jago andererſeits. Später iſt Sealsfield noch einmal nach Mexiko zurückgekehrt, das heißt, er ließ daſelbſt ſeine wunderliche Reiſenovelle „Süden und Norden“ ſpielen, in welcher er die Formloſigkeit bis zum Exceß trieb und ſeine Manier ſo überſpannte, daß ſie zur Karikatur umſchlug. Es ſind Stellen von koloſſaler Phantaſtik darin, berauſchende Prachtſtücke, aber man meint den fatalen Geſchmack des Opiums zu ſpüren, welchen bei Schreibung dieſes Buches geſchlürft zu haben man den Autor unwillkürlich beſchuldigen möchte. Es iſt ein richtiges Opiat und man darf es nur in kleinen Doſen zu ſich nehmen: ſonſt wird man erſt ſchwindlig und dann betäubt. Als ganzes iſt „Süden und Norden“ miſſrathen und unerquicklich, was auch von Sealsfields unvollendetem Buch „Deutſch-amerikaniſche Wahlverwandtſchaften“ geſagt werden muß, einem weitſchichtigen Torſo, der aber nicht aus karrariſchem Marmor, ſondern nur aus ordinärem Sandſtein gemeißelt iſt, ſodaß das Werk dem Meiſter ſo zu ſagen unter den Händen zerbröckelt. Einzelnes iſt freilich ſehr gut, wie z. B. die Schilderung des amerikaniſchen Dandieslebens in dem Modebad Saratoga. Man gewinnt aus dieſer und ähnlichen Stereoſkopieen in den „Deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften“ den Eindruck, wie ſehr das ſcheinheilige Yankeethum innerlich ſchon verfault ſein muſste, bevor es äußerlich reif wurde. Schade, daß ſich Sealsfield nicht eigens darauf verlegte, uns in ſeiner Weiſe ein Geſammtbild der Beamten und Behördenkorruption in den Vereinigten Staaten zu geben. Allerdings müſste es ſeinem Republikanismus ſchwer angekommen ſein, einzugeſtehen, daß die Verderbniß der Beamtenſchaft von Uncle Sam noch größer und ſchamloſer ſei als die der Beamtenſchaft des Großtürken, was weiter nichts beweiſt, als daß der Durchſchnittsmenſch wie unter allen Himmelsſtrichen ſo auch unter allen Staatsformen der gleiche Lump iſt und bleibt. Er fällt alſo nicht aus ſeinem Charakter, wenn er ſich anſtrengt, die Vereinigten Staaten mehr und mehr zu verunreinigten, um nicht zu ſagen zu verſchweinigten zu machen.

Unmittelbar nach dem „Virey“ und noch in demſelben Jahre (1835) hatte Sealsfield die zweibändige Novelle „Morton oder die große Tour“ veröffentlicht und in der Vorrede dazu eine Art von äſthetiſchem Glaubensbekenntniß. Was er darin über Scott und Cooper ſagt, iſt Wort für Wort zu unterſchreiben. Ebenſo ſeine ſcharfbetonte Anſicht über die Aufgabe der Novelliſtik in unſerer Zeit: ſie ſoll dem Princip der Humanität dienen und in ihrer Weiſe den Vorſchritt deſſelben fördern und beſchleunigen helfen. Der Verfaſſer fußt hierbei auf der Thatſache, daß in der modernen Welt der Roman die weitaus einflußreichſte und wirkſamſte Dichtungsgattung iſt. Natürlich weiß er auch, daß der Roman, wenn er ſeine künſtleriſche Aufgabe löſen will, von einem Grundgedanken getragen ſein muß, deſſen mannichfaltige Erſcheinungsformen dichteriſch aufgezeigt werden ſollen. Der Grundgedanke in „Morton“ nun iſt die moderne Geldmacht, und die Art und Weiſe, wie Sealsfield dieſen Gedanken novelliſtiſch in Scene zu ſetzen unternahm, macht dieſes ſein Buch, was die Konception angeht, zu ſeinem bedeutendſten. Allem nach wollte er die göttliche oder auch die teufliſche Komödie des Geldes ſchreiben. Leider langte der große Wurf nicht bis zum Ziele: die Erzählung bricht ab, nachdem der junge aus Amerika nach London herübergekommene Morton durch den „Geldmann“ Lomond in den Bund der „Zehn“, das heißt der großen „über die ganze Welt hin zerſtreuten und doch täglich vereinigten“ Plutokraten aufgenommen worden und im Begriffe iſt, von London nach Paris zu gehen, um daſelbſt ſeine Rolle in der genannten hölliſchen Komödie anzuheben. Den Miſter Lomond würde ich unbedenklich als die originellſte und größte von Sealsfields Geſtaltenſchöpfungen bezeichnen, falls ſie nicht noch überragt würde durch die Geſtalt des Squatter-Regulators Nathan. Aber in der Schilderung, welche Lomond von der ſouveränen Herrſchaft des Geldes über die moderne Geſellſchaft entwirft, hat Sealsfields Stil eine Energie der Stimmung, eine Höhe tragiſchen Humors erreicht wie ſonſt nicht wieder. Auch die Kauſtik, womit das engliſche „high life“ gemalt wird, iſt ganz meiſterlich.

Die „Lebensbilder aus der weſtlichen Hemiſphäre“ (5 Bde.) ſind geiſtvoll angelegt und mit von Bild zu Bild ſich ſteigernder Geſtaltungskraft und Farbenmacht des Pinſels durchgeführt. Das novelliſtiſche Motiv des ganzen Werkes iſt ebenſo einfach als geſchickt gewählt. Der Junggeſell George Howard geht auf die Freite und ſein Weg führt ihn von New-York, wo er bekorbt wird, durch verſchiedene Staaten der Union und ſchließlich an den untern Miſſiſſippi, wo er die allerliebſte Kreolin Louiſe Menou zur Frau gewinnt und an der Seite derſelben ein ſüdſtaatliches „Pflanzerleben“ (ſo iſt der 3. Band betitelt) beginnt. Howards Brautfahrt vom Norden gen Süden gibt dem Verfaſſer Gelegenheit, ſeine Meiſterſchaft in der Vorführung der verſchiedenartigſten Raſſe- und Klaſſentypen der Unionsbevölkerung in glänzendſter Weiſe zu bewähren. Ebenſo in der Darſtellung eigenthümlicher transatlantiſcher Scenen und Abenteuer eine Magie der Sprache, welche uns bald mitfortreißt, bald in einer wolluſtathmenden Traumwelt umherdämmern läſſt. Ich erinnere an das „Wettrennen“ der beiden Dampfer auf dem Miſſiſſippi im zweiten und an den Bajaderentanz in der „Chartreuſe“ im vierten Bande. Die letztere Scene könnte nur Hanns Mackart ſo malen, wie Sealsfield ſie ſchrieb. Es iſt vielleicht das kühnſte, äußerſte, was in dieſer Gattung eine deutſche Dichterfeder gewagt hat; aber nirgends überſchreitet das Wagniß auch nur um eines Haares Breite die Gränzlinie der Schönheit. Einen großen, aber keineswegs zu großen Raum nimmt in den Lebensbildern der prächtige kentuckiſche Wildfang Ralph Doughby ein, ein Hauptkerl, der unſer ganzes Herz gewinnt, die originellſte Miſchung von Backwoodsman und Gentleman. Das ganze Buch aber gipfelt in ſeinem Schlußbande und zwar in der Figur des Squatter-Regulators Nathan, welche ſofort bei ihrem erſcheinen alle übrigen weit in den Hintergrund drängt. Frank und frei ſag' ich, daß dieſe Geſtalt unbedingt zu dem beſten und größten gehört, was der Poeſie des 19. Jahrhunderts überhaupt gelungen iſt. Wer ſie geſchaffen, muſſte ein rechter Dichter ſein, gerade wie auch Immermann ein ſolcher war, weil er ſeinen weſtphäliſchen Hofſchulzen geſchaffen hat. Dieſer Hofſchulze und dieſer Squatter ſind geradezu die eigenwüchſigſten, geſundeſten, erquicklichſten Typen, welche ſeit fünfzig oder ſechzig Jahren in die europäiſche Literatur eingeführt wurden.

Die Vorzüge der „Lebensbilder" kehren wieder im „Kajütenbuch" (2 Bde. 1841), mit der Einſchränkung jedoch, daß die überzärtliche Miß Alexandrine, welche den tapfern Texaſer Morſe ſchließlich mit ihrer Hand beglückt, etwas zu ſehr in den engliſchen Lovely Genre hineingerathen iſt. Der hiſtoriſche Hintergrund, vor welchem der Roman ſich aufbaut, iſt die Losreißung des Landes Texas von Mexiko. Uebrigens ſpielt ſich der „Roman" zwiſchen dem Oberſt Morſe und der ſüßen Miß nur ſo nebenbei ab, der Ton liegt auf der Reihe hiſtoriſcher Genrebilder, welche den Unabhängigkeitskampf der Angelſachſen in Texas gegen die Mexikaner veranſchaulichen, und noch mehr auf der Entrollung von Naturſcenen, wie eben nur Sealsfield ſie zu geben vermag. Gerade im Kajütenbuch und zwar in dem die größere Hälfte füllenden Kapitel „Die Prairie am Jacinto" hat er als Naturmaler ſein höchſtes geleiſtet. Die Schilderung, welche Morſe von ſeinem Irr-Ritt in der Prairie entwirft, ſteht in unſerer Literatur geradezu einzig da, wie auch die Epiſode des Kajütenbuches „Der Fluch Kiſhogue's oder der verſchmähte Johannistrunk" eine wahre Bereicherung der deutſchen Humoriſtik genannt werden muß. Beide Kapitel können, neben einander geſtellt, den ſchlagenden Beweis erbringen, daß und wie ſehr Sealsfield die ganze Skala menſchlicher Empfindungen in ſeiner Gewalt hatte.

Für den Leſepöbel ſind jedoch die Werke dieſes Autors nicht geſchrieben, weder für den verbildeten noch für den ungebildeten. Für dieſen nicht, weil Sealsfields Stil, gegen welchen ſich vom puriſtiſchen Standpunkt aus viel, ſehr viel einwenden ließe, einen nicht gemeinen Grad von Bildung beim Leſer ſchlechterdings vorausſetzt; für jenen nicht, weil ſie kein hofräthliches Marcipangebäcke nach den flauen Recepten unſerer großen Theekeſſelpoeten neueſter Mache ſind, ſondern Hervorbringungen eines freien und kühnen Geiſtes, der den Teufel danach fragte, was die Frau Oberceremonienmeiſterin von X oder die Frau Hofprofeſſorin von Y oder die Frau Oberkirchenräthin von Z dazu ſagen würden. Es ſind mannhafte Bücher vor allem. Nicht als ob ſie rechten, das heißt geſunden, geſcheiden, von der Bleichſucht allermodernſter Prüderie, Frömmelei und ſonſtiger Dummheit nicht angekränkelten Frauen nicht gefallen könnten. Im Gegentheil! Aber es bedarf doch, die Wahrheit zu ſagen, mehr geſchichtlichen Sinnes, als die Frauen im allgemeinen beſitzen, um den Schriften Sealsfields das richtige Verſtändniß entgegenzubringen und die ganze Wirkung derſelben zu empfangen.

3.

Wer war nun aber dieſer große Autor? Wer ſteckte hinter der pſeudonymen Maſke Charles Sealsfield?

Der deutſche Bauerſohn Karl Poſtl aus Poppitz bei Znaim in Mähren.

Das wiſſen wir jetzt, und alles, was wir ſonſt noch von Sealsfield wiſſen, hat der Herr Doktor Smolle in dem oben von mir citirten Büchlein bündig, ſauber, pietätvoll zuſammengeſtellt und in gefälliger Form der deutſchen Leſewelt zur Betrachtung dargeboten, wofür wir ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet ſind. Auch dafür gebührt dem Doktor, wie Herrn Meiſter aus Znaim und gleichgeſinnten Freunden, unſer Dank, daß ſie die Errichtung eines Denkmals für ihren berühmten Landsmann auf heimatlichem Boden anregten, hoffentlich mit Erfolg . . . .

In einem altindiſchen Drama heißt es:

„Das Schickſal ſpielet mit dem Menſchenleben
Und radgleich dreht ſich wirbelnd um die Welt.“

Ja wohl! War es nicht auch ein wunderlich Schickſalsſpiel, daß in einem weltverlorenen Winkel unter dem Dach eines mähriſchen Bauernhauſes ein Junge zur Welt kam, welcher der größte dichteriſche Ethnograph der europäiſchen Literatur werden und uns die Rieſenſtröme, Urwälder und Savannen, die menſchenwimmelnden Städte und die in gränzenloſer Einſamkeit verlorenen Blockhütten der Anſiedler, den Wigwam der Rothhaut und die Rohrkabine des Negers, das empfinden, denken und thun der verſchiedenartigſten Raſſen und Nationalitäten, das wildeſte Gewühle der Leidenſchaften und die tollſten Ausbrüche der Narrheit, die Neue Welt, wie ſie leibt und lebt, arbeitet, kämpft, leidet, weint, lacht, liebt, haſſt, kalkulirt und raſ't, mit unvergleichlich realiſtiſcher Macht und Pracht vor die Augen hinzaubern ſollte?!

Und der Mann war Mönch, bevor der Dichter aus der Kutte ſchlüpfte und bevor er merkte, daß die Feder des Kloſterſekretärs, welche er führte, eigentlich ein Zauberſtab ſei. Dem jungen Karl Poſtl erging es eben, wie es ſchon tauſend und wieder tauſend Söhnen fromm katholiſcher Mütter ergangen iſt: — er ſollte „geiſtlich", er ſollte „Mein Herr Sohn", er ſollte ein „Hochwürden", wohl gar ein „Heiliger Leib" werden. Nicht alle frommen — im beſten Sinne frommen — katholiſchen Mütter ſind zugleich ſo verſtändig, wie meine eigene herrliche Mutter geweſen iſt. Die merkte bei Zeiten, was für ein kurioſer Heiliger von „Hairle" ich werden würde, und verzichtete aus freier Hand auf die Erfüllung ihres theuerſten Lebenswunſches. Hätte ſie nicht darauf verzichtet, ich hätte ihn erfüllt. Ja, beim Zeus, ſo hätte ich gethan und jetzt wär' ich — es rieſelt mir bei dem Gedanken ein kalter Schauer über den Rücken — einer der Unglücklichen, welche ſo thun, als glaubten ſie an unbefleckte Empfängniſſe, Syllabuſe, Vatikana und dergleichen alleinſeligmachende Herrlichkeiten mehr. Vielleicht hätt' ich es gar bis zum Biſchof gebracht — wer weiß? — und ſäße jetzt in einem komfortabel eingerichteten „Kerker", nährte mich, um die Sünden Bismarcks und Falks abzufaſten, redlich mit Rheinſalm und Scharlachberger, ließe mir behaglich die Nägel und die Märtyrer-Gloriole wachſen und dazu behaglichſt von mehr oder weniger ſchönen weſtphäliſchen oder ſchleſiſchen Gräfinnen die heiligen Hände küſſen. Auch ließe mein Martyrium mir ja Muße genug, noch bei Lebzeiten und, ſo zu ſagen, auf Lager etzliche Wunderchen und Zeichelchen zu verüben, und könnt' ich alſo mit der beſtimmten Ausſicht auf Heiligſprechung dahinfahren und der allerpopulärſten Unſterblichkeit, nämlich der im Kalender aſſekurirten, mich getröſten. Um alles dieſes und um noch verſchiedenes andere hat mich das leidige Einmaleins gebracht und meine Tolpatſchigkeit, welche mich verhinderte, zu ſagen und zu ſingen: „Credo, quia absurdum — Te deum laudamus!“

Wohl alſo, im mähriſchen Dorfe Poppitz ſteht der Kirche gegenüber das niedrige Bauernhaus, in welchem am 3. März von 1793 dem Ortsrichter Anton Poſtl und ſeiner Ehefrau Juliane ein Junge geboren wurde, welchen ſie Karl nannten. Es ging im Hauſe nicht gerade arm, aber doch ſo ziemlich ärmlich her und Vater Anton war ein ſtrenger, mitunter zu ſtrenger Mann. Ein vertrauliches Verhältniß zu ihm ſcheint der Sohn nie gewonnen zu haben. Was die Mutter anlangt, ſo wollte ſie ihren Sohn im Chorhemd auf der Kanzel und im Meſſegewande vor dem Altar ſehen, um jeden Preis, und ſie war die Frau, ihren Willen durchzuſetzen. Karl machte in Znaim, beim Tiſchler Schmid „verkoſtgeldet“, die fünf Klaſſen des Gymnaſiums durch und abſolvirte dann im Kreuzherrnſtift zu Prag, in welches er auf die Fürſprache eines geiſtlichen und eines adeligen Gönners als „Konventſtudent“ aufgenommen worden, die „Philoſophie“, worunter man bekanntlich damals und noch lange nachher in Oeſtreich eigentlich die Miſoſophie verſtand oder wenigſtens verſtanden wiſſen wollte. Wenn man überhaupt den damaligen Zuſtand der öſtreichiſchen Studienanſtalten berückſichtigt, wird einem klar, daß Karl Poſtl den hohen Bildungsgrad, welchen ſeine Schriften aufzeigen, nur der Autodidaxis zu verdanken haben konnte.

Mit der Prager „Philoſophie“ fertig, ging Karl heim nach Poppitz, wo jetzt entſchieden werden ſollte, was weiter. In der rauchgeſchwärzten Küche des Vaterhauſes fiel die Entſcheidung. Dort trat der

Sohn die Mutter an mit der Frage: „Was ſoll ich nun werden?“ Worauf die fromme Bäuerin: „Wüſſte ich, daß du nicht Geiſtlicher werden wollteſt, ſo würde mich jeder Kreuzer reuen, den ich auf dich verwendet habe.“ Ein heftiger Seelenkampf arbeitete ſichtbar in dem Jüngling. Dann ſagte er kurz: „Nun, Mutter, Ihr Wille geſchehe!“ und ging weg.

Karls Bruder, Joſeph, welcher uns dieſe Scene bezeugt, ſagt ergänzend aus, die Mutter habe nachmals oft die Stelle in der Küche bezeichnet, wo ihr verſchwundener und verſchollener Sohn dazumal geſtanden, und habe unter heißen Thränen ihre harte Rede beklagt. Zu ſpät! Aber muſſte es denn nicht ſo ſein? Beſäßen wir einen Sealsfield, ſo Mutter Juliane zu jener Stunde anders geſprochen hätte? Kaum. Auch dieſer Genius muſſte, wie jeder echte, im Feuer der Trübſal geglüht werden. Zudem iſt Haß des Pfaffenthums einer der Charakterzüge der ſealsfield'ſchen Schriften und wo hätte er dieſen Haß ſo voll aus der Quelle ſchöpfen können wie im Pfaffenthum ſelbſt?

In ſeinem zwanzigſten Lebensjahre trat Karl als Novize in das Kloſter der Kreuzherren zu Prag und that den ſchwarzen Ordenstalar an, der vorn auf der Bruſt ein rothſeidenes Kreuz zeigte. Leider finden wir nirgends angegeben, wann der angehende Mönch die prieſterlichen Weihen erhielt; wohl aber berichtet uns Doktor Smolle, daß Karl noch vor ſeiner Weihung zum Prieſter vom Ordensgeneral zum Sekretär des Ordens ernannt worden ſei, ein ſo außerordentliches Zeichen von Werthſchätzung und Vertrauen, daß darob der ordensbrüderliche Neid in ſtille oder auch in laute Wuth verfiel. Der junge Ordensſekretär hat ſicherlich die grüngelben Auslaſſungen ſolchen Neides nicht ſelten ſchwer zu verſpüren gehabt, wie er denn gelegentlich gegenüber ſeinem Bruder Joſeph Aeußerungen that, welche bitterlich merken ließen, daß und wie ſehr er ſein Leben für ein verfehltes anſähe, obzwar das Daſein in dem Kloſterpalaſt in der prager Altſtadt ein ganz behagliches, ja genüſſliches war, ſo ſehr, daß ein Durchſchnittsmenſch den ſchwarzen Talar mit dem rothen Bruſtkreuz ganz vergnüglich getragen hätte.

Aber unſer junger Prieſter war eben kein Durchſchnittsmenſch. Die Kette der Möncherei rieb ihm die

Seele wund, mehr und mehr, zuletzt ſo ſehr, daß er es nicht länger aushielt und das dumme Ding zu zerbrechen und wegzuſchleudern beſchloß.

Und er that ſo.

Es ſind zu ſeiner Zeit über die nächſten Motive ſeiner Flucht aus dem Kloſter allerlei Sagen ausgegangen, Sagen, welche keinerlei hiſtoriſchen, ſondern nur einen Lügenkern hatten. Sie rührten wohl von liebſüßchriſtlichen Ordensbrüdern her. Man wußte zu wiſpern von einer Liebſchaft des Ordensſekretärs mit einer den höchſten Kreiſen der Ariſtokratie angehörigen Dame, aber auch von 80,000 Gulden, welche derſelbige Ordensſekretär aus der Kloſterkaſſe und auf ſeine Fluchtreiſe mitgenommen hätte. Lügenmärchen! Nichts thatſächlich daran, gar nichts! Thatſache dagegen, daß Karl an einem der letzten Apriltage von 1823 zu ſeinem Bruder Joſeph, welcher mit ſeiner Hülfe in Prag ſtudirte, plötzlich die Worte ſprach: „Bruder, du kennſt meine Lage, weißt, wie unglücklich ich in meinem Stande bin. Ich kann länger die Feſſeln nicht mehr tragen, die mich umſchlingen. Ich werde morgen von hier abreiſen und wir werden uns kaum je wiederſehen. Ich gehe zunächſt nach Karlsbad, werde da die Kur gebrauchen. Was weiter folgt, kann ich dir nicht ſagen — ich weiß es ſelbſt noch nicht beſtimmt.“

Unzweifelhaft hatte er die Ausführung ſeines Entſchluſſes von langer Hand her vorbereitet: darauf deutet der Umſtand hin, daß er ſeit Jahren eifrig um die Aneignung der franzöſiſchen und der engliſchen Sprache ſich bemühte; ſowie der weitere, daß er unzweifelhaft die Geldmittel zur Flucht zuſammengeſpart hatte. Ein prager Bankherr, in deſſen Haus Karl häufig zum Whiſt geladen war, hat wohl inbetreff dieſer Erſparniſſe näheres gewußt: denn er ließ ſich, als man in ſeiner Gegenwart die Frage aufwarf, wie der Flüchtling wohl die nöthigen Gelder aufgetrieben hätte, die Aeußerung entwiſchen: „Oh, der Sekretär Poſtl kann ſchon noch ein Jahr reiſen.“

Am Tage nach der ſeinem Bruder gemachten Eröffnung fuhr der Kreuzherr in der Ordenskutſche aus dem Kloſterhof und dem Thore von Prag — auf Nimmerwiederkehr. Am 16. Mai ſollte er heimkehren und die Kloſterkutſche fuhr gemächlich nach Karlsbad, um ihn abzuholen. Sie kam leer zurück: Peſtl war verſchwunden.

Daß er von Karlsbad nach Wien gegangen, weiß man. Daß er von Wien durch Tirol nach der Schweiz und von dort nach England gereiſt ſei, iſt ſtark zu vermuthen. Daß er in England eine Weile ſich aufgehalten und dann nach Amerika ſich eingeſchifft hat, ſteht feſt. Ebenſo, daß er die Vereinigten Staaten kreuz und quer durchzog, daß er Mexiko bereiſte, daß er in Louiſiana und Texas ſich aufhielt. Endlich, daß er unlange nach ſeiner Ankunft in der Union publiciſtiſch ſich bethätigte und ſpäter in New York eine Zeit lang das franzöſiſche Journal „Courrier des états-unis“ redigirte, welches dem Joſeph Bonaparte, Extitularkönig von Spanien, gehörte. Im übrigen iſt inbetreff der transatlantiſchen Periode Peſtls alles dämmerig oder ganz dunkel. Er ſoll am Red River, deſſen Ufer er ſo herrlich beſchrieben hat, eine Plantage, mit dazu gehörigen Niggers natürlich, beſeſſen und mit großem Profit verkauft haben. Es wird uns auch von dem Bankerott eines Bankiers in New Orleans erzählt, wobei Peſtl den größten Theil ſeines „damaligen" Vermögens eingebüßt habe. Aber wie erwarb er das ſpätere, welches er unzweifelhaft beſaß und in amerikaniſchen Papieren anlegte? Wie iſt er da drüben in verhältnißmäßig kurzer Zeit verhältnißmäßig reich geworden? Höchſt wahrſcheinlich vermochte niemand als er ſelbſt dieſe Fragen zu beantworten und er hat es vorgezogen, ſie unbeantwortet zu laſſen. Auch die Bemühungen des wackern Doktor Smolle, über dieſen dunklen Punkt Licht zu verbreiten, ſind augenſcheinlich eitel geweſen. Wollte ich meinerſeits eine Vermuthung wagen, ſo wäre es die, daß unſer Flüchtling als Agent der Unionsregierung ſich Geld gemacht haben könnte. Aus einer ſolchen Agentur würde ſich auch die Reiſe nach Mexiko am leichteſten erklären laſſen. Ich muß jedoch geſtehen, daß meine Vermuthung nur einen ſchwachen Anhalt hat, nämlich dieſen, daß Sealsfield ſein „Kajütenbuch" dem Hrn. J. R. Poinſett, Kriegsminiſter der Vereinigten Staaten, zugeeignet hat, einem Staatsmann alſo, welcher ſeiner Zeit im Kabinette von Waſhington einen großen Stand hatte. Uebrigens iſt mir aus Sealsfields Geſprächen erinnerlich, daß er verſchiedene amerikaniſche Regierungs- und Kongreßmänner perſönlich gut gekannt haben muß.

Noch drüben in Amerika und noch in den zwanziger Jahren hat der weiland prager Kreuzherr ſeine Autorarbeit im großen Stil begonnen. Zunächſt in engliſcher Sprache. Im Jahre 1827 ließ er zu Philadelphia drucken „Tokeah or the white rose“, in welcher Erzählung der nachmals deutſch erſchienene Roman „Der Legitime und die Republikaner“ engliſch zu Faden geſchlagen war. Alfred Meißner hat wahrſcheinlich gemacht, daß eine bitterwahre Schilderung des franz- und metternichtigen Oeſtreichs, welche 1828 unter dem Titel „Austria as it is“ in London erſchien, von Poſtl verfaßt ſein müßte. Ich kenne das Buch nur aus Meißners Angaben, welchen zufolge es das beſte wäre, was über jenes heilloſe und ſchandbare Regiment geſchrieben worden iſt.

Aber unſer Mann dachte und empfand doch viel zu deutſch, als daß ſeine Gedanken in der fremdſprachigen Verkleidung lange ſich behagt hätten. „Den Legitimen und die Republikaner“ muß er ſchon fix und fertig deutſch aus Amerika nach Europa, wohin er als amerikaniſcher Bürger Charles Sealsfield i. J. 1832 zurückkehrte, mitgebracht haben. Daß er ſeinen Taufnamen beibehielt und nur engliſirte, ſcheint anzudeuten, er habe das Band, welches ihn mit ſeiner Vergangenheit verknüpfte, doch nicht ganz durchſchneiden wollen. Im übrigen freilich wollte er ſchlechterdings nur der Amerikaner Sealsfield ſein. Nie entwiſchte ihm ein Wort, welches ſeine Herkunft verrathen hätte. Wenn er ſich jemand ganz hätte anvertrauen wollen, ſo wären ſeine Vertrauten ſicherlich entweder ſein langjähriger Freund Herr Nationalrath Peyer im Hof zu Schaffhauſen oder Fräulein Eliſe Meyer ebendaſelbſt geweſen. Aber er wahrte auch gegen dieſe ſein Geheimniß und niemals ließ er das leiſeſte Lebenszeichen nach ſeiner mähriſchen Heimat gelangen, ſodaß er für ſeine Familie ſchon längſt verſchollen war. Er ſcheint auch keinerlei Erkundigung über ſeine Angehörigen eingezogen zu haben und dies muß um ſo mehr auffallen, da wir beſtimmt wiſſen, daß er ſeine Mutter und ſeinen Bruder Joſeph innig liebte. Ob hinwiederum er — die Frage drängt ſich uns gerade hier auf — jemals in ſeinem Leben die Fülle von Glück gekannt hat, welche das Gemüth einer edlen Frau über den geliebten Mann auszuſchütten vermag? Ich glaube nicht. Daß er dieſes Glück geahnt, erſehnt, vermißt habe, davon zeugen viele Stellen in ſeinen Schriften; aber keine einzige beweiſt, daß er es genoſſen. Armer Mönch!

Die Schweiz, wohin er ſich gewandt hatte, mußte vor 1848 für einen Mann von Sealsfields Sinnesweiſe der paſſendſte Aufenthaltsort ſein. Er wohnte erſt in Zürich, dann, wie ſchon bemerkt, in Feuerthalen und Schaffhauſen. Dreimal noch iſt er über den „großen Bach" gefahren und ſeine letzte Amerika-Fahrt, i. J. 1853 unternommen, hat fünf Jahre gewährt. Drüben durchzog er abermals die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen und ſuchte die Stätten ſüßer und ſchmerzlicher Erinnerungen auf. Denn es gab ſolche für ihn. War er doch zweimal nahe daran geweſen, ein glücklicher Gatte zu werden. Mit einer jungen und ſchönen Louiſianerin — wohl das Vorbild der Louiſe in Howards Brautfahrt — verlobt, verlor er ſie plötzlich: ein Cedernſplitter war ihr in den Fuß gedrungen und die Verwundung hatte

Brand und Tod gebracht. Dann ſpäter droben in den Nordſtaaten hatte er die Neigung einer hübſchen jungen Quäkerin gewonnen; aber auch dieſes Verhältniß führte nicht zum Eheziele, weil die Eltern ihre Tochter nur einem Quäker zur Ehe geben wollten und unſer weiland Kreuzherr zur Quäkerei ſich nicht entſchließen konnte. Man zieht doch wahrhaftig die Mönchskutte nicht aus, um dafür einen Quäkerſack anzuziehen. Das lohnte ſich der Mühe, ei, jawohl! Wenn man ſich der Aeußerlichkeit Sealsfields erinnert, ſo geht es einem freilich ein bißchen ſchwer ein, ſich eine in ihn verliebte ſchöne Louiſianerin und dito ſchöne Quäkerin vorzuſtellen. Aber bekanntlich ſind die Frauen keineswegs ſo ſinnlich und oberflächlich, alles oder auch nur viel auf den Schein zu ſetzen, und gerade häſſliche und häſſlichſte Männer ſind von ſchönſten und beſten Frauen innigſt geliebt worden. So Mirabeau mit ſeinem blatternarbigen Eberkopf, ſo Danton mit ſeinem Bulldoggengeſicht, ſo Byron mit ſeinem Klumpfuß. Umgekehrt dürfte es ſchwer ſein, eine körperlich entſchieden häſſliche, wenn auch geiſtig noch ſo ſchöne Frau nachzuweiſen, welche von einem bedeutenden Manne leidenſchaftlich geliebt worden wäre ....

Sealsfields Ruhmesſtern ging am literariſchen Horizonte Deutſchlands etwa i. J. 1835 auf, ſtand nach dem erſcheinen der „Lebensbilder“ im Zenith und ging ungefähr i. J. 1845 unter. Denn geleſen wird er eigentlich heute nicht mehr und mir ſelbſt iſt es zu verſchiedenen malen begegnet, daß ich Leute, welche es höchlich übelnehmen würden, wenn man ſie nicht zu den literariſch gebildeten zählen wollte, auf dieſen genialen Autor ausdrücklich und dringend aufmerkſam machen muſſte. Sie hatten nichts von ihm geleſen, nichts von ihm gewuſſt. So viel Genie und Arbeit demnach an eine zehnjährige Wirkung im Publikum verſchwendet! So viel prächtiges, glühendes, erſchütterndes gedichtet haben und jetzt ſchon nur noch eine Mumie mit andern Mumien in den Katakomben der Literaturgeſchichte ſein! Ja, ja, wie noch ſo vieles andere kommen und gehen zu unſerer Zeit die literariſchen Berühmtheiten mit Dampf. Wie viele der heutigen werden nach zehn, höchſtens nach zwanzig Jahren ſchon verdampft ſein! Ich würde ſagen ſpurlos, ſo die beſagte Mumienſammlung nicht exiſtirte. Uebrigens war es, genauer zugeſehen, immer ſo. Wie viele Fixſterne zählt denn das ganze weltliterariſche Firmament? Zwei Dutzende, wenn es hoch kommt. „Nur da und dorten“, hat mein Freund J. G. Fiſcher ſchön geſagt:

„Nur da und dorten rettet einen
Auf hohen Firnen ſeine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne ſcheinen,
Ein Gott in ſeiner Einſamkeit.“

Nachdem Sealsfield von ſeiner letzten Fahrt nach Atlantis zurückgekehrt war, zog er ſich in die von ihm erworbene ländliche Einſiedelei „Unter den Tannen“ bei Solothurn zurück. Eine Dienſtmagd beſorgte ſeinen knapp oder, wie die guten Solothurner behaupten, nicht nur knapp, ſondern „knorzig“, knorzigſt zugeſchnittenen Haushalt. Eine furchtbare Krankheit vergällte ihm ſein Klausnerdaſein, ein Unterleibskrebs, und noch etwas: die Angſt vor dem armwerden, die infolge des amerikaniſchen Bürgerkrieges, welcher den drüben angelegten Vermögenstheil allerdings bedeutend reducirte, zu einer geradezu krankhaften wurde. Davon erzählt man ſich in Solothurn manches bald lächerliche, halb mitleidswerthe. So, daß der arme Sealsfield an ſeine Magd das fabelhafte kulinariſche Anſinnen geſtellt habe, mit einem Ei einen menſchenwürdigen Eierkuchen für zwei Perſonen herzuſtellen.

Gearbeitet hat der ſchwer und ſchwerer Leidende „Unter den Tannen" kaum mehr. In einer Anwandelung von trübſter Verſtimmung ſoll er druckfertige Handſchriften, darunter drei Romane und ſeine Selbſtbiographie, verbrannt haben. Das wäre namentlich um der Selbſtbiographie willen ſehr zu beklagen, wenn es wahr. In ſeinem Nachlaſſe hat ſich nur ein ſchrecklich unleſerliches Heft vorgefunden, woraus Alfred Meißner eine Erzählung entzifferte und unter dem Titel „Die Grabesſchuld" (1874) drucken ließ, eine Groteske, auf die Narrheiten des Spiritismus und Revivalismus gemünzt, dann und wann flüchtig an die beſten Sachen des Verfaſſers erinnernd.

Der ſchmerzliche Schaden, an welchem der Greis krankte, wuchs und wuchs. Die Streifereien in der Umgebung mußten eingeſtellt werden. Tagelang, nächtelang war der Kranke auf ſeinen Sorgenſtuhl feſtgebannt. Da iſt ihm der tägliche Beſuch eines ausdauernden Freundes, des Waiſenlehrers Müller in Solothurn, ein großer Troſt geweſen. Fortwährend noch ſuchte er mit der Seele das Land ſeiner Wahl, die Vereinigten Staaten, welche zu jener Zeit ſo grauſam zerriſſen worden waren. Als der Frühling von 1864 gekommen, erkannte der Einſiedler, daß ihm fortan keiner mehr grünen und blühen werde. Da ſtiegen ihm die Bilder der Jugend, der Heimat, des Vaterhauſes auf und er entwarf mühſälig und unterfertigte müde am 7. März ſein Teſtament, kraft deſſen „die ehelichen Nachkommen des Anton Poſtl und ſeiner Ehefrau Juliane zu Poppitz in Mähren“ zu ſeinen Haupterben eingeſetzt wurden. Aber er löſte das Siegel vom Geheimniß ſeines Lebens nur halb, er ſagte in dem Teſtamente nichts von ſich und gab nicht an, warum er ſeinen Geſchwiſtern ſein immerhin ſchönes Vermögen hinterließ. Sie ſollten den verloren gegangenen Bruder nur errathen können.

In ſeinen letzten Tagen erbat und empfing er wiederholt den Beſuch des proteſtantiſchen Stadtpfarrers Hemmann und von ihm ließ er ſich auch das

Abendmahl reichen. Der große Pfaffenfeind iſt demnach als reformirter Chriſt geſtorben. Vier Jahre zuvor hatte er ſich bei Gelegenheit einer ſchweizeriſchen Volkszählung weder in die Rubrik „katholiſch“ noch in die Rubrik „reformirt“ eingeſchrieben, ſondern ſich als „einer andern chriſtlichen Konfeſſion angehörig“ bezeichnet.

Am 26. Mai von 1864 hat Befreier Tod ihm die Laſt des Lebens und Leidens vom Nacken genommen.

Unweit von der Klauſe, worin er zuletzt gelebt, ruht auf dem Friedhof von Sankt Nikolaus das Sterbliche von Charles Sealsfield. Denn alſo wollte er auch auf ſeinem Grabſteine noch genannt ſein.

Die ſchwarze Marmortafel, welche ob dem liegenden Stein an die Wand der Kapelle ſich lehnt, gibt zu denken. Denn darauf ſind nach Anordnung des Todten die beiden Pſalmenſtellen (31 und 143) aus der engliſchen Bibel eingegraben: „And enter not into judgement with thy servant, for in thy sight shall no man living be justefied.“ — „Have mercy upon me, my God, according to thy kindness, according to thy tender mercies blot out my transgressions."

Spricht aus dieſen Selbſtanklagen nur das Gefühl chriſtlicher Demuth und Zerknirſchung? Oder birgt dieſes Grab eins jener Geheimniſſe, welche nie enthüllt werden? Quien sabe!

Ja, wer weiß es?

Was mich angeht, ſo will ich nicht leugnen, daß die Inſchriften von Sealsfield Poſtls Grabſtein, als ich ſie zum erſtenmal ſah, auf mich den Eindruck einer Selbſtanklage machten, welche auf etwas poſitiverem als auf dem chriſtlichen Demuthsgefühl fußen müßten. „Geh' nicht ins Gericht mit deinem Knecht!" und „Löſche aus meine Miſſethaten!" Daraus vermöchte ein Senſationsnovelliſt à la Wilkie Collins oder Emile Gaboriau eine Schauderhiſtorie aus dem ff zu machen. Doktor Smolle hat auch aus den hinterlaſſenen Papieren Sealsfields den von dieſem engliſch niedergeſchriebenen Satz beigebracht: „Der, welcher zurückkehrt vom Laſter zur Tugend, von der Schande zum Ruhm, iſt oft ein beſſerer Mann als einer, ſo niemals fehlgegangen." Man müßte nicht viel Zwang anwenden, um darin eine Art von Beichte, von Sündenbekenntniß zu finden. Sodann iſt doch wohl immer wieder die Frage berechtigt, was denn unſern Mann bewogen haben möge, ſein ängſtliches Verſteckenſpielen bis zum Tode fortzuſetzen, nachdem jede Beſorgniß vor den Folgen ſeiner Flucht aus dem Kloſter ſchon lange verſchwunden ſein mußte. Hatte er vielleicht aus andern Gründen die Entdeckung ſeiner wahren Perſönlichkeit zu fürchten? Endlich wird kaum jemand, wer den weiland Kreuzherrn gekannt hat, beſtreiten wollen, daß ſein ganzes Weſen und Gebaren etwas myſterienhaftes, ja geradezu etwas unheimliches hatte.

Nimmt man alle dieſe Umſtände und Erwägungen zuſammen, ſo iſt es — das Aufſehen, welches die ſealsfield'ſchen Schriften machten, hinzugerechnet — nicht ſehr verwunderlich, daß noch bei Lebzeiten des Mannes ein Sealsfields Mythus entſtand, von welchem Herr Doktor Smolle nichts gehört zu haben ſcheint. Hier in Zürich kann er und können andere Leute davon hören, ſo ſie wollen.

Dieſer hiſtoriſch ſchlechterdings ungreifbare Mythus will, Sealsfield Poſtl ſei der Thäter einer von jenen Thaten geweſen, welche man „dunkle“ zu nennen und im alten oder neuen „Pitaval“ zu erörtern pflegt. Er habe vollwichtigen Grund gehabt, bis zu ſeinem letzten Athemzuge verſteckens zu ſpielen. Denn er ſei ein Miſſethäter geweſen, ſogar ein doppelter. Warum? Darum: — Der Mann, welcher i. J. 1832 in Zürich auftauchte, die als „ſealsfield'ſche“ bekannt und berühmt gewordenen Bücher veröffentlichte und i. J. 1864 „Unter den Tannen“ bei Solothurn ſtarb, war allerdings der aus dem Kreuzherrenkloſter entwichene Mönch Karl Poſtl aus Poppitz in Mähren. Aber er war nicht der Verfaſſer der „ſealsfield'ſchen“ Schriften, ſondern vielmehr der Mörder des wahren und wirklichen Autors. Ja, er hat den echten Sealsfield, oder wie derſelbe ſonſt geheißen haben mag, drüben in Amerika umgebracht, hat ſich der Handſchriften ſeines Opfers bemächtigt und dieſelben zu ſeinem eigenen Vortheil und Ruhm unter dem Namen Sealsfield hüben in Europa veröffentlicht.

Dies der Mythus. Vielleicht erleben wir es, daß ein ſenſationshungriger Stoffjäger von Novelliſt denſelben einfängt und daraus einen Kriminalroman macht, ſo eine Art von deutſchem „Eugen Aram“. Der Stoff wäre gar nicht übel. Jedenfalls zeigt die Sealsfieldsfabel, daß auch in der Zeit der Dampfbewegung und der Gasbeleuchtung die „mythenbildende Kraft der Volksphantaſie“ noch nicht erloſchen iſt und nie erlöſchen wird. Denn allzeit will die Welt belogen und betrogen ſein, was ganz naturgemäß und logiſch, ſintemalen ſie ſelber nur eine große Lüge und ein plumper Betrug iſt.

Die deutſche Dichterin.

Ob es ein Traumgeſicht,
Das meinen Geiſt umfloſſen?
Vielleicht ein Seherlicht,
Das ihm geheim erſchloſſen?
Annette von Droſte.

Unſere Herren „Realpolitiker“ haben ſich, auf der ſchiefen Fläche der Anbequemungspraxis lautvergnügt abwärtsrutſchend, jetzunder glücklich zu Opportunitätsſchwätzern verfaſert. Mit den Zauberformeln „Opportun“ oder „Inopportun“ weiß die Allerwelthexe Charakterloſigkeit alles auszugleichen, alles zurechtzulegen, alles glattzuſtreichen, das heißt, ſie thut ſo, als wäre alles ausgeglichen, zurechtgelegt und glattgeſtrichen. Halb- und Dreivierteltalente ſchießen überall auf, maſſenhaft wie Pilze und gerade ſo gehaltvoll. Nur an Männern beginnt es mehr und mehr zu fehlen. Aber wozu brauchen wir Männer? Sie würden ſich ja doch nur als „Principienreiter“ lächerlich machen — weg damit! Man muß ſeine Ueberzeugungen — was ſag' ich? dummes Wort! — ſeine

„Velleitäten“ genau auf den hochofficiöſen Ton zu ſtimmen wiſſen, man muß vor jedem augenblicklichen Erfolg mit Grazie zu byzantinern verſtehen, um für einen richtigen Deutſchen und patentirten Patrioten vom „ſtrammen“ Reichsnormalmaß zu gelten.

Ja, die unfehlbare Opportunitätspolitik iſt nunmehr in das bekannte nationalſervile Syſtem gebracht, wofür ja auch unter der ſtudirenden Jugend nicht ohne Erfolg geweibelt und geworben wird. Die junge Generation wächſt heran unter der Einwirkung einer plattbanauſiſchen Stimmung, um nicht zu ſagen unter dem Druck der gemeinen Berechnung, daß ewige Grundſätze über flüchtigen Zeiterſcheinungen vergeſſen werden dürften, ja ſogar müßten. Der richtige Liberalismus ſei, jeden gerade in den höheren und höchſten Regionen ſtreichenden Wind für direkt aus dem großen Orient der Staatsweisheit kommend auszugeben, und der wahre Patriotismus beſtehe darin, aus der eigenen Perſon möglichſt viel zu machen. Denn —

„Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten.“

In der Literatur vollends iſt ſeit Heine's Spottorakel:

„Kein Talent, doch ein Charakter" — das Lumpenthum obenauf gekommen. Und doch könnte ein nicht auf der Schwindelhöhe der Gegenwart ſtehender Mann ſich verſucht fühlen, die „inopportune" Frage aufzuwerfen, ob wohl derſelbe Heine, auf deſſen Autorität ſchon ſo viele Literatur-Lumpe ſtillſchweigend ſich berufen und geſtützt haben, nicht ganz anders, nicht viel bedeutender in unſerer Kulturgeſchichte daſtände, als er immerhin daſteht, falls mit ſeinem Genie auch Charakter ſich verbunden hätte? Was machte und macht den Friedrich Schiller zum wirkſamſten und geliebteſten Dichter und Seher ſeines Volkes? Das Gewiſſen, welches, wie die Frau von Staël treffend und ſchön bemerkt hat, ſeine Muſe geweſen iſt. Woran ſind die Romantiker, denen es doch an Talent wahrlich nicht gefehlt hat, ſo jämmerlich geſcheitert und ſo elend zu Grunde gegangen? An ihrer Charakterloſigkeit. Die literariſche Lumpokratie kann für eine Weile Spektakel machen und, alle Trommeln und Trompeten der ſchamloſeſten Reklame ſchlagend und blaſend, den Markt beherrſchen; aber nach kurzer Herrlichkeit verſchwindet ſie für immer in der literargeſchichtlichen Lumpenkammer. Kein großer Denker, Dichter, Künſtler iſt ein Lump geweſen. Groß zu fühlen, zu denken, zu ſchaffen, iſt nur auf breiter und feſter Charakterbaſis möglich. Und auch für jene Region der Hervorbringung, welche nicht zur Aetherhöhe hinanreicht, gilt das. Woraus erklärt ſich der nachhaltige Einfluß Platens? Daraus, daß aus dem blanken Marmor ſeiner Verſe ein ganzer Mann, ein edler Charakter athmet. Charakter und Talent verhalten ſich zu einander wie Gehalt und Form: zwei aufſteigende Flammen ſind es, die in *eine* zuſammenlodern, um auf ihrer Spitze den großen Gedanken, das ſeelenvoll formſchöne Lied, die muthige That zu tragen.

So ſoll es ſein und dieſes harmoniſche Zuſammenſtimmen der intellektuellen und ſittlichen Anlagen hat uns Deutſchen, wenn nicht eine große, ſo doch eine *wirkliche*, eine echte Dichterin gegeben: *Annette von Droſte-Hülshof.*

Eine echte Dichterin, ja! Neben der deutſchen kann nur *eine* Literatur noch einer ebenbürtigen Poetin ſich rühmen: die engliſche in der Perſon ihrer Felicia

Hemans. Natürlich will ich hierbei den Begriff „Dichterin“ im ſtrengſten Sinne genommen, das heißt auf die dichteriſche Thätigkeit in metriſcher Form beſchränkt wiſſen.

Und was machte Annette von Droſte zu einer rechten Dichterin? Der vollkommene Einklang, nein, das einsſein von Intellekt und Charakter. Anſchauung und Gefühl, Phantaſie und Gedanke, Geiſt und Form alles war bei ihr aus einem Guß. Ihr Leben wie ihr Dichten, ihr Dichterleben war von einer Wahrhaftigkeit getragen, welche aus jeder ihrer Verszeilen ſpricht und der man in ſolcher Großheit nicht gerade häufig begegnet. Dieſes zarte, gebrechliche Weib trug ein ſtarkes Herz in der Bruſt und feſt, beſtimmt und deutlich wie ihre Anſchauungen waren auch ihre Ueberzeugungen. Nichts ſchwankend und wankend in ihr, alles gediegen und klar.

Dieſe ihre Ganzheit und Wahrhaftigkeit fand die entſprechende formale Ausprägung in ihrem Stil voll Nerv und Mark. Von Seideglätte und Sahneſüßigkeit iſt in ihren Verſen nichts zu ſpüren, auch nichts von Mondſchein, Empfindſamkeit und Thränenſeligkeit, wohl aber überall ein geſundes und ſtarkes Gefühl, reiner und ſtählender Lufthauch wie von Berghöhen und aus Waldgründen und eine draſtiſch-plaſtiſche, eine wahrhaft geſtaltungsmächtige Kraft der Diktion. Keine zweite Frau hat Rhythmus und Reim mit ſolcher Energie zu handhaben gewuſſt wie dieſe prächtige Weſtphalin. Man ſehe nur, wie ſie in ihren Gedichten „Die Jagd“ und „Die Krähen“ eine Fuchshetze im Moor und Tann und das Gewühl eines Reitertreffens gemalt hat. Welcher Realismus! Welche Naturwahrheit! Man erblickt den „über Kraut und Schmehlen ſetzenden“ Reineke leibhaftig, man ſieht „die fallenden Reiter radſchlagen von den Roſſen“ und glaubt das Geknirſche zu hören, womit die „Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei“. An Härten und Abſonderlichkeiten fehlt es in der Sprache Annette's freilich nicht und die Satzverbindung iſt mitunter bis zur Dunkelheit verſchränkt, was alles Rudolf Rodt Veranlaſſung gab, in ſeinen übrigens allerliebſten „Gedichten in allerlei Humoren“ (1853) den Stil unſerer Weſtphalin grauſam zu perſifliren.*) Aber gerade in der Knappheit von Annette's

---

*) A. a. O. S. 60: „Dröſtliche Hülſenblüthen.“

Stil liegt häufig eine bedeutende Wirkung, und wer Sinn für das maleriſche und zieltreffende der Volksſprache hat, wird auch die weſtphäliſchen Provinzialismen, von welchen die Dichterin am paſſenden Orte Gebrauch macht, nicht vermiſſen wollen. Hat ſie doch dadurch ihren Landſchaftsbildern von der rothen Erde eine ganz eigenthümliche Klangfarbe zu geben verſtanden.

Eigenart und Urſprünglichkeit der Form verlangen aber, um haltbar, ausdauernd und wirkſam zu ſein, einen nicht gemeinen Inhalt. Entſpricht die Seele von Annette's dichten ſeinem Leib? Allerdings. Und welches iſt das geiſtige Charaktermerkmal dieſes dichtens? Reichthum der Phantaſie und Tiefe des Gemüthes, ſowie Energie des Gedankenwurfes innerhalb der Schranken edelſter Weiblichkeit. Dieſes „innerhalb“ unterſtreiche ich doppelt. Annette iſt keine Jungfer Zimperlich, ſie geht geradaus und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. Sie iſt nichts weniger als ein Theekeſſelpoet nach neueſter Mode. Sie beint ihre Empfindungen nicht aus und kocht ihre Worte nicht zu einem ſüßlichen Brei zuſammen, um denſelben alten Betſchweſtern einzuſtreichen, die früher etwas anderes geweſen waren. Sie ſpricht friſch vom Herzen weg, aber dieſes Herz war jungfräulich in ſeiner innerſten Falte und nie hat eine reinere Hand auf dem Altar des Schönen die Opferflamme entzündet als die Annette's von Droſte. Ihre Poeſie iſt Kraft im Dienſte deſſen, „was ſich ziemt". Ihr männlicher Gedankenernſt muthet uns doppelt an, weil er durchweg die Signatur einer Frauenſeele ohne Falſch und ohne Eitelkeit trägt. Aus der Fülle dieſer weiten und lichten Frauenſeele heraus hat ſie in ihrem Zuruf „An die Schriftſtellerinnen Deutſchlands und Frankreichs" goldene Wahrheiten geſagt, eindringlich warnend, daß auch die Frau von Talent doch immer Weib bleibe, bleiben ſolle, bleiben müſſe. So eine Warnung klingt freilich übel in den Ohren der emancipirt kauderwelſchenden, rauchenden, kneipenden, kurzum möglichſt unweiblich und ekelhaft ſich gebarenden Sansculotterie von heutzutage, für welche alles, was verſtändig und anſtändig, nur noch Philiſterei und überwundener Standpunkt iſt. Immerhin jedoch hat unſere Weſtphalin in einem ihrer zwei kleinen Finger mehr Geiſt, Wiſſen und Talent gehabt, als der geſammte emancipirte Auskehricht mitſammen aufzubringen vermag. Halbtalent und Halbbildung müſſen Spektakel machen und auf dem Markte ſich ausſtellen, um die Beachtung zu finden, nach welcher ihre liebe Eitelkeit dürſtet: das wirkliche Talent und die echte Bildung dagegen ſind ſich bewuſſt, daß ſie die Aufmerkſamkeit und die Huldigung, das Lob und den Tadel des großen Haufens entbehren können und verachten dürfen. Das in ſich gefaſſte, edelbeſcheidene Weſen Annette's kannte die heutzutage mit der äußerſten Schamloſigkeit betriebene Kunſt der Reklame nicht einmal vom hörenſagen und gewiß hat ſich ſelten mit ſolcher Befähigung, mit ſolcher Charakterſtärke und mit ſo klarem Selbſtbewuſſtſein eine ſolche Anſpruchsloſigkeit ſo innig verbunden wie in ihr. Auch dieſes kennzeichnete die deutſche Frau und erhöhte den Werth der deutſchen Dichterin.

Sie wurde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülshof unweit Münſter, am 10. Januar 1797 geboren und hat, nachdem ihr Vater, Klemens Auguſt von Droſte zu Hülshof, im Jahre 1826 geſtorben, mit ihrer Mutter das „Ruſchhaus", den Witwenſitz des

Geſchlechtes, bezogen. Hier verbrachte ſie in ländlicher Stille fortan den weitaus größeren Theil ihres Daſeins. Hier lernte ſie auch im Jahre 1830 der junge Levin Schücking kennen und verehren, welcher ſpäter das Lebensbild der dahingegangenen Freundin liebevoll gezeichnet hat.*) Ihr Porträt hat Annette mit eigener Hand entworfen in einer leider nicht zu Ende geführten novelliſtiſchen Arbeit, welche unter dem Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ ein Bild von weſtphäliſchen Sitten und insbeſondere von dem Leben auf einem Edelhofe der rothen Erde zu geben beſtimmt war. Hier wird uns zuerſt der junge Herr Everwin vorgeführt und dann ſeine Schweſter, Fräulein Sophie. Jener iſt eigentlich Annette's Bruder, dieſe Annette ſelber. Von jenem iſt geſagt: „Neunzehn Jahre iſt er alt und lang aufgeſchoſſen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis ins Gehirn ſehen zu können.“ Dann heißt es:

> „Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder aufs Haar, iſt aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und

---

*) Annette von Droſte. Ein Lebensbild von Levin Schücking Hannover, 1862.

könnte intereſſant ſein, wenn ſie den Entſchluß dazu faßte — ob ich ſie hübſch nenne? Sie iſt es zwanzigmal im Tage und ebenſo oft wieder faſt das Gegentheil; ihre ſchlanke, immer etwas gebückte Geſtalt gleicht einer überſchoſſenen Pflanze, die im Winde ſchwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber ſcharf geſchnittenen Züge haben allerdings etwas höchſt adeliges und können ſich, wenn ſie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauſcht, bis zum Ausdruck einer Seherin ſteigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas gutmüthiges und faſt peinlich ſittſames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergeſſen macht, daß man ein Mädchen vor ſich hat — aber bei der kleinſten Erregung, geiſtiger, ſowie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Geſicht, die unglaublich ſchnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies iſt vorzüglich der Fall, wenn ſie ſingt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geſchieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Muſik, ſondern ein künſtlicher — mein Geſchmack iſt, ich geſtehe es, ein im Opernhauſe mühſam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein ſingt ſchön — über ihre Stimme bin ich ſicher, daß ſie voll, biegſam, aber von geringem Umfange iſt, da läßt ſich ein Maßſtab anlegen — aber dieſes ſeltſame moduliren, dieſe kleinen, nach der Schule verbotenen Vorſchläge, dieſer tief traurige Ton, der eher heiſer als klar, eher matt als kräftig, ſchwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur einem gebornen Laien, wie mir, den Eindruck von gewaltſam bewegendem machen; die Stimme iſt ſchwach, aber ſchwach wie fernes Gewitter, deſſen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine ſterbende Löwin: es liegt etwas außernatürliches in dieſem Ton, ſonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht ſingen; unter jeder Pauſe ſtößt ein leichter Huſten ſie an und ihre Farbe wechſelt, bis ſie ſich in rothen, kleinen Fleckchen feſtſetzt, die bis in die Halskrauſe laufen — mir wird todangſt dabei, und ich ſuche dem Geſange oft vorzubeugen.“

So ſtellte ſich die Dichterin als junges Mädchen dar, nachdem ihre von Geburt an ſehr zarte Körperlichkeit unter der Einwirkung ſorgſam mütterlicher Pflege und der Landluft einigermaßen ſich gekräftigt hatte.

Es war eine altfränkiſch-ſteife, hochkonſervative, aber ehrenfeſte Atmoſphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein richtiger weſtphäliſcher Edelhof iſt ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum geſtreift, noch in unſern Tagen ein lebendes Bild der „guten alten, frommen Zeit“. Ich meine das hier nicht etwa, nur im ſpöttiſchen Sinne, ſondern auch im aufrichtig anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junkereien und gemeinſchädlichen Egoismen ſind doch auch etliche der beſten Eigenſchaften und Tugenden unſeres Volkes in ſolchen Häuſern konſervirt worden und die Luft, welche in denſelben weht, kann, obzwar für unſern Geſchmack mit viel zuviel Weihrauch verſetzt, immerhin noch als eine geſunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miaſmen, welche in den mit mehr oder weniger geſtohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Paläſten der modernen Geldprozerei brüten. Es fehlte im väterlichen Hauſe auch nicht ein gewiſſes geiſtig anregendes Element. Die Droſte und die Haxthauſen — Annette's Mutter war eine Haxthauſen — ſtanden mit dem Kreiſe der Fürſtin Gallitzin in Münſter, alſo mit den Fürſtenberg, Hemſterhuys, Hamann und Stolberg in Beziehung; weiterhin auch mit den Romantikern, mit den Boiſſerée, Grimm, Brentano. Es wurde in der Familie viel geleſen, aber noch mehr muſizirt. Aennchen genoß den Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder mit, auch im Latein und in der Mathematik. Geraume Zeit litt die Kleine an einer uferloſen Leſeſucht, dazu geſellte ſich ein frühzeitiger Sammlerfleiß, welcher, ſpäter methodiſch geregelt, die Dichterin eine hübſche Sammlung von Münzen und Gemmen, Mineralien und Autographen zuſammenbringen ließ. Dieſe Schätze hat ſie dann in ihrem Gedicht „Ein Sommertagstraum“ höchſt originell poetiſch zu verwerthen gewuſſt.

Sie ging noch in Kinderſchuhen, als ſich der „afflatus divinus“ in ihr ſchon zu regen begann. Ebenſo heimlich als idylliſch gab die Kleine dem Anhauche nach, denn die geſtrenge Mutter wollte vom Verſemachen nichts wiſſen und auch ſpäter konnte Annette den Widerwillen und Widerſtand der Familie gegen ihr dichten — und vollends gegen ihr in die Oeffentlichkeit tretendes dichten! — nur ſehr allmälig beſiegen. Idylliſcher Natur aber war die erſte Hervorbringung der Dichterin, indem ſie einen jungen Hahn beſang, und heimlich ging es dabei her, indem ſie beſagtes „Lied vom Hähnchen“ ſorgſam ins reine ſchrieb, in Goldpapier einſchlug und unter dem Firſtſparren vom Berchfrit des väterlichen Schloſſes verbarg. Welche Stadien der Entwickelung hatte Annette zurückzulegen von dem Tage dieſes kindiſch ſchamhaften Verſteckens ihres erſten Reimverſuches bis zu dem Tage, wo ſie, ihres „Berufes“ klar und ſicher geworden, ausrief:

„Was meinem Kreiſe mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelaſſe?
Das fragt ihr mich, als ſei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnaſſe.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen.
Mein Recht, ſoweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.“!

Warum die Dichterin unvermählt geblieben? Ich weiß es nicht. Ob ſie nie geliebt hat? Doch! Wie hätte ein ſo voll und kräftig pulſirendes Frauenherz liebelos bleiben können? Wir begegnen ja in Annette's Gedichten einem heißen Geſtändniß („Junge Liebe“) und einem innigen Sehnſuchtslaut („Brennende Liebe“). Beidemal hat zwar die Dichterin die Situation objektivirt, aber mag ſie immerhin in der dritten Perſon von ſich ſprechen, aus dieſen glühenden Zeilen ſpricht doch nur eigenes Ich und Selbſt. Die „junge Liebe“ muß das „ſchlanke Mädchen mit dem blonden Haar“ beſchlichen haben, als es „kaum fünfzehn Jahr'“ alt war. Die „brennende Liebe“ loht von einer reiferen, tieferen, gewaltigeren Leidenſchaft. Ich vermuthe, Schücking hätte uns darüber Beſcheid geben können, ſo er gewollt. Gewiß iſt nur, daß dieſe ſchlanke, blonde, blauäugige Tochter der rothen Erde in ihrer Mädchenſeele das Liebesfeuer barg, wie die Frühlingswolke den Blitz birgt.

In Krankheit und krankhafte Schwermuth warf Annette der Tod ihres geliebten Vaters und ihres noch geliebteren jüngeren Bruders. Der Arzt forderte eine Ortsveränderung und ſo lebte die Dichterin mehrere Winter in Köln und Bonn. Am letzteren Orte erhielt ihre Lernzeit den Abſchluß, ſo zu ſagen den letzten Schliff durch den Umgang mit zwei geiſtvollen und hochgebildeten Frauen: Johanna Schopenhauer, Mutter des Buddhiſten Schopenhauer, und Sibylle Mertens Schaffhauſen. In den Kreiſen dieſer Damen kam ſie nun auch den literariſchen Strömungen und Strebungen von damals näher, lernte die Hervorbringungen der Früh- und Spätromantik genauer kennen und empfing die Wirkungen der Literaturtendenzen, wie ſie in der ſogenannten Reſtaurationszeit verworren genug durcheinandergingen. Vor allem hat Scott mächtig auf ſie gewirkt, dann Irving, ſpäter Byron. Dieſer ebenfalls tief, aber im Grunde doch mehr nur formal als ſubſtanziell. Wenn ſie, die Frau, dem Einfluß eines Scott und Byron ſoweit zu widerſtehen vermochte, daß ſie ihre dichteriſche Eigenart unbeſchädigt bewahrte — und ſie vermochte es — ſo gibt das ſicherlich einen ſehr kräftigen Beweis für die Urſprünglichkeit ihrer Begabung ab.

Das ſtille Ruſchhaus unweit Münſter und die alte Meersburg am Bodenſee, deren Burgherr, der Freiherr Joſeph von Laſſberg, den Germaniſten als „der Meiſter Sepp von Eppishuſen“ wohlbekannt, Annette's ältere Schweſter im Jahre 1834 geheiratet hatte, das waren die Stätten, wo weitaus die meiſten der Dichtungen entſtanden ſind, welche wir von unſerer Weſtphalin beſitzen. Die weſtphäliſchen Haiden und Moore, ſowie das ſchwäbiſche Meer, über deſſen Spiegel die Ferner Tirols und die Firnen der Schweiz ſilbern herüberſchimmern, ſind die landſchaftlichen Hintergründe von Annette's Schöpfungen. Die Welt hat denſelben anfänglich nur wenig oder gar keine Beachtung geſchenkt. Als unſere Dichterin nach mühſälig erlangter mütterlicher Erlaubniß im Jahre 1837 zum erſtenmal in die Oeffentlichkeit hinaustrat („Gedichte von A. E. v. D. H.“, Münſter 1837), muſſte ſie ihren Zeitgenoſſen als eine Fremde erſcheinen, welche auch nur flüchtig anzuſehen ſich kaum der Mühe lohnte. Die Menſchen glaubten ja damals noch an den alleinſeligmachenden franzöſiſchen Liberalismus, an die Julitrikolore, wie hätte ihnen eine Vollblutromantikerin von dichtendem Edelfräulein Aufmerkſamkeit oder gar Theilnahme abgewinnen können? Annette ließ ſich das keineswegs verdrießen. Sie fuhr ruhig zu dichten fort, weil ſie muſſte, weil eben für den echten Poeten athmen und dichten daſſelbe iſt.

In ihrem alterthümlichen Thurmzimmer der von den Merovingern gegründeten Meersburg, allwo der Staufer Konradin hofgehalten, bevor er die unglückſelige Heerfahrt gen Italien antrat, ſind die reifſten Gedichte Annette's ausgedacht und ausgeführt worden. Sie hat ihre letzten Lebensjahre faſt ausſchließlich in der alten Biſchofsreſidenz am Bodenſee verbracht. Die ſeeherüber kommende reine Alpenluft that ihrer kranken Bruſt wohl. Sie war leidend und wurde immer leidender. Mit jener ſtillen Gefaſſtheit, zu welcher nur entweder eine tiefgläubig-hoffende oder aber eine tiefſkeptiſch-reſignirte Weltanſchauung führen kaum, trug ſie ihr Loos. Der „Völkerfrühling“ von 1848 brachte ihr keine Lebensblüthen mehr, ſondern nur neue Schmerzen. Auch ſeeliſche, denn ſie konnte der ganzen Anlage ihrer Perſönlichkeit zufolge in dem Märzſturm nur einen zerſtörenden Orkan ſehen. Am 24. Mai von 1848 nahm ein Herzſchlag ſie hinweg und auf dem Friedhofe zu Meersburg ruht ihr ſterbliches . . . . .

Es war ein geräuſchloſes deutſches Frauenleben, das da, kaum wahrgenommen von den Zeitgenoſſen, an uns vorübergegangen iſt. Nichts excentriſches und ſenſationelles, keine gewaltſamen Emotionen, Paſſionen, Eruptionen in dieſem Lebenslauf, keine „liebenswürdige“ Sünde und kein „anbetungswürdiges“ Skandal. Kein Roman, wie ihn Aurora Dudevant mit dem ſchließlich ſchnöde von ihr verrathenen Alfred de Muſſet durchgeſpielt hat. Keine Ehetragödie, wie Felicia Hemans und Karoline Norton ſie durchgelitten, und auch keine Bußkomödie, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach langer Lärmjagd auf den „Rechten“ ſie aufführte. Alles maßvoll, ſtill, ſchlicht-vornehm. Das ganze Daſein ein Beweis, daß man nicht den mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliede des Thomas von Celano, und ebenſo Hauche religiöſer Innigkeit, wie ſie im „Stabat mater“ des Jakobonus wehen. Aber man braucht doch wahrhaftig kein ſolcher Pfaffenfeind zu ſein, wie ich einer bin*), um zu finden, daß ein ganzer Band voll Kirchenluſt, Glockengeläute, Orgelklang, Litanei, Weihwaſſergeſpritze und Weihrauchsqualm für einen modernen Menſchen zu viel ſei, viel zu viel.

Die Stellung unſerer Dichterin in der deutſchen Literatur beruht auf ihrer Gedichteſammlung von 1844, welche ſeither wiederholt neu aufgelegt worden iſt.

Was iſt es nun aber, wodurch dieſe Ariſtokratin, dieſe Katholikin, dieſe Vollblutromantikerin nicht allein auf naive Gemüther, ſondern auch auf welterfahrene, enttäuſchte und ſkeptiſche wirkt und auch in Menſchen von

---

*) Aber beileibe kein einſeitiger! Heiden-, Juden- und Chriſtenpfaffen ſind mir gleich lieb und ich will meine Unparteilichkeit beweiſen, indem ich hier gelegentlich in Erinnerung bringe, daß unſer chriſtlich-germaniſches Kernwort: „Der Pfaffenſack hat keinen Boden“ — ſich ſchon beim helleniſchen Heiden Sophokles findet, nur etwas höflicher ausgedrückt: „*Τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλάργυρον γένος.*“ (Antigone 1040.)

einer ihrer eigenen diametral entgegenſtehenden Anſchauung äſthetiſches Wohlgefallen und herzliche Theilnahme zu wecken weiß? Nichts anderes als die ſchon oben von mir betonte Ganzheit und Wahrhaftigkeit unſerer Dichterin. Man fühlt, hier hat man nichts anempfundenes, gemachtes, erkünſteltes vor ſich, ſondern eine Natur, nichts geſpieltes, ſondern gelebtes, ein Dichten, welches nur der naturwahr-logiſche Ausdruck einer ganzen, vollen, eigenartig auf ſich geſtellten Perſönlichkeit, kurzum die in Verſen geſchriebene Offenbarung eines Charakters geweſen iſt. Wie Annette von Droſte war, ſo dichtete ſie. Das iſt's, was dieſes Weib thurmhoch über eine ganze Legion von Poetaſtern in Hoſen ſtellt, welche wähnen, ſie dichteten, wenn ſie ſich ſelbſt belügen und andere zu belügen verſuchen.

Die Gaben Annette's waren weit entſchiedener auf das epiſche als auf das lyriſche geſtellt. Daher iſt ihr das eigentliche Lied nur ſelten oder gar nie gelungen. Ihr Gedankenernſt war zu ſchwer, um von den Lerchenflügeln des Liedes getragen zu werden. Ihre Poeſie hatte überhaupt viel mehr von der

Malerei als von der Muſik und wieder viel mehr von der niederländiſchen und ſpaniſchen Malerei als von der italiſchen und deutſchen. Unter ihren Balladen und Romanzen finden ſich echte Rembrandts, z. B. „Der Graf von Thal“, „Der Tod des Erzbiſchofs Engelbert“, „Die Stiftung Kappenbergs“. Andere beurkunden eindringlich die Fähigkeit Annette's, das myſtiſche, unheimliche, dämoniſche poetiſch wirken zu laſſen. So „Vorgeſchichte“, „Der Graue“, „Das Fräulein von Rodenſchild“, „Die Schweſtern“, „Der Mutter Wiederkehr“, „Die Vergeltung“, „Der Fundator“. Bei Annette entrollt ſich die Handlung nicht in der ruhig- und klarſchönen Romanzenweiſe Uhlands oder in der prächtig-feierlichen Schwabs, ſondern in dramatiſcher Haſt und die Beleuchtung wechſelt zwiſchen heißen Schlaglichtern und ſchroffen Schlagſchatten. Die Ballade „Der Geierpfiff“ zeigt dieſe Eigenheiten vielleicht am deutlichſten auf. Daß unſere Dichterin vorzugsweiſe mit pathetiſchen Farben malte und daß die Stoffe zu ihren Bildern nicht ſelten aus der „Nachtſeite“ des Daſeins und der Geſchichte geholt waren, entſprach ganz ihrem Weſen. Aber ein auszeichnendes Merkmal dieſer Erſcheinung war, daß Annette auch ein kräftig entwickeltes Organ für den Humor beſaß, eine Himmelsgabe, deren ſich bekanntlich Frauen nur ſelten, ſehr ſelten erfreuen. In mehreren Gedichten ſpielt der Humor gar hellfarbig, z. B. in „Des alten Pfarrers Woche“ und in den „Stubenburſchen“. Elegiſch und ſatiriſch zugleich klagt und ſtraft Annette's Humor in dem Gedicht „Alte und neue Kinderzucht“, deſſen gegen die Reſultate der „amerikaniſchen“, auch in Europa vielfach Mode gewordenen Erziehungsweiſe gerichtete Spitze meiſterlich ſcharf und blank geſchliffen iſt. Ein Mahnwort von wahrhaft ſibylliniſchem Ernſte hat die Dichterin „An die Weltverbeſſerer“ gerichtet und nur allzu richtig geſchaut und empfunden war es, wenn ſie ihre Elegie „Vor vierzig Jahren“ mit den Worten beſchloß:

„Wir höhnen oft und lachen der kaum vergangnen Zeit
Und in der Wüſte machen wie Strauße wir uns breit.
Iſt wiſſen denn beſitzen? Iſt denn genießen Glück?
Auch Eiſes-Gletſcher blitzen und Baſiliſkenblick.
Ihr Greiſe, die geſunken wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken von Lieb' und Aetherduft,

Ihr habt am Lebensbaume die reinſte Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume ein Eden euch gehegt.
Nun aber ſind die Zeiten, die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen, wir ſchmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich verſetzen uns Geiſtesflug und Dampf.
Mit unſres Spottes Gerten zerhaun wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelaſſen, das wird uns arm und klein,
Was fremdes wir erfaſſen, wird in der Hand zu Stein.
Es wogt von End' zu Ende, es grüßt im Fluge her,
Wir reichen uns die Hände — ſie bleiben kalt und leer.
Nichts liebend, achtend wen'ge, wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge ſtehn wir im Steppenreich."

Annette hat unſere Literatur mit vier größeren Erzählungen in Verſen bereichert, welche in dieſer Reihenfolge von ihr geſchaffen wurden: „Das Hoſpiz auf dem St.-Bernhard", „Des Arztes Vermächtniß", „Die Schlacht im Loener Bruch", „Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers".

Ich ſagte, bereichert habe ſie damit unſere Literatur. Denn gerade an Dichtungen dieſer in der engliſchen Literatur ſo glanzvoll vertretenen Gattung iſt die deutſche verhältnißmäßig arm. „Das Hoſpiz" verräth noch deutlich den Einfluß vom Verfaſſer des „Marmion“ und der „Lady of the lake“ auf unſere Dichterin, während in „Des Arztes Vermächtniß“ ebenſo unverkennbar der Einfluß vom Schöpfer des „Giaur“ und des „Lara“ bemerklich iſt. Schücking hat übrigens richtig geſagt, daß Annette's Abſicht geweſen, in dieſer wilden Rhapſodie darzuſtellen, welchen ungeheuren Eindruck das Grauſen einer Schreckensnacht auf das Gemüth eines phantaſiereichen Schwächlings gemacht habe, einen Eindruck, der bis zum Tode währt und den Erzähler des furchtbaren Erlebniſſes, eben den Arzt, zu einem zwiſchen Wahnwitz und Blödſinn ſchwankenden Seelenzuſtand herabgebracht hat. Dieſes ſchwanken iſt in den Gang und Ton der Erzählung ſelbſt mit virtuoſer Kunſt hineingebildet. „Die Schlacht im Loener Bruch“, in welcher Tilly den Herzog Chriſtian von Braunſchweig, den „tollen Halberſtadt“, am 7. Auguſt von 1623 vernichtend ſchlug, muß als ein Originalwerk anerkannt werden. Das Gedicht darf ſich kecklich zu dem beſten ſtellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen ſingt und ſagt. Ganz vortrefflich iſt die Gegenüberſtellung der beiden ſcharfgezeichneten und lebenswahr kolorirten

Hauptfiguren, des Halberſtädters und des Ligagenerals. Auch kam der Dichterin zu baß, daß ſie hier auf der heimatlichen rothen Erde ſtand. Das Düſter der weſtphäliſchen Haide legt ſich als ein paſſender Rahmen um das Gemälde des erbarmungsloſen Mordkampfes. Und wiederum einen Vorſchritt markirt „Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers“. In dieſer poetiſchen Erzählung, welche für die beſte unſerer Literatur zu erklären ich kein Bedenken trage, hat Annette die Vollkraft ihres Stils gefunden. Die alte Legende vom „Galgenmännlein“ war aber auch ein wie für ſie gemachter Stoff. In der Behandlung deſſelben konnten ſich ihre Empfänglichkeit für das dämoniſch-unheimliche und ihr geſtaltungsmächtiger Realismus aufs glücklichſte verbinden. Und ſo geſchah es. Das ganze Gedicht iſt von der erſten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der pſychologiſche Proceß von Schuld und Buße ſtimmungsvoll zur Anſchauung gebracht. Mit beſonderer Genialität iſt auch das landſchaftliche behandelt und namentlich kontraſtirt prachtvoll die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Täuſcher den Spiritus familiaris erwirbt, mit der in Hochſommerglut brütenden Waldesöde, durch welche der unglückliche Mann hinirrt, um ſich des hölliſchen Geſellen wieder zu entledigen.

Nun iſt es aber überraſchend, zu ſehen, daß unſere Romantikerin dennoch nicht in der „mondbeglänzten Zaubernacht" der Romantik ihr beſtes geſucht und gefunden hat, ſondern vielmehr im modernen deutſchen Alltagsleben. Dieſes beſte iſt nämlich fraglos ihr Gedicht „Die beſchränkte Frau", eine bürgerliche Romanze, worin mit den allereinfachſten Mitteln die höchſte Wirkung erreicht wird — zugleich nach meinem Gefühle das ſchönſte Lob, welches dem deutſchen Frauencharakter jemals geſpendet worden. Dieſes Gedicht, um deſſen zwölf Strophen mir alle Fauſtismen und Byronismen der Madame Dudevant unbedenklich feil ſind, muß den Namen Annette's von Droſte erhalten, ſolange es eine deutſche Literatur gibt. Es iſt ein wahres Juwel in dem dichteriſchen Hausſchatz unſeres Volkes.

Und wie in den Adern der „Beſchränkten Frau" deutſches Herzblut kreiſt, ſo iſt überhaupt die Deutſchheit das Geſammtmerkmal unſerer Dichterin. Etwas, viel vom guten, vom beſten deutſcher Nationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Ueberzeugungstreue, Idealität und Vervollkommnungstrieb, Wahrheitsmuth und Anſpruchsloſigkeit, Begeiſterung und Selbſtbeſcheidung. Darum durfte ich ſie die deutſche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, ſondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde fürwahr dermalen mit unſerer Literatur und mit noch vielem anderem beſſer beſtellt ſein, als es iſt, falls man endlich das Lumpenaxiom von der Unverträglichkeit dieſer beiden Begriffe verachtungsvoll beiſeite ſtellte. Das charakterloſe Talent bringt es ja in allem und jedem höchſtens zum Virtuoſenthum, nie aber zur Künſtlerſchaft. Darum die Unzahl virtuoſiſcher Gaukler in der Gegenwart, wogegen wir nach einem Künſtler-Schöpfer vergeblich ausblicken . . . .

Während ich das Vorſtehende ſchrieb, hat ſich mir mehrmals die Frage aufgedrungen, wie wohl Annette, ſo ſie noch lebte, die deutſchen Dinge anſehen würde.

Als Katholikin oder als Patriotin? Traurig genug fürwahr, daß man ſo fragen muß, weil die Kinder der Mutter Germania mit deutſcher Gründlichkeit und Hartköpfigkeit in den alten albernen abſcheulichen Zank um Meßbuch und Bibel noch immer ſo verbiſſen ſind, daß ihrer viele nur allzu große Neigung zeigen, dieſe Zankgegenſtände über das Vaterland zu ſtellen. Ich bezweifle ſehr, daß Annette, ſo ſie das neue deutſche Reich erlebt hätte, ſich jenen vaterlandsfeindlichen Demonſtrationen von weſtphäliſchen Junkerinnen angeſchloſſen haben würde, welche ihrem Bonzen Gott zu dienen glaubten und ihren Katholicismus ſehen laſſen wollten, aber nur den Franzoſen dienten und nichts ſehen ließen als ihre Bornirtheit und Eitelkeit. So, wie unſere Dichterin war, deutſch in jedem Nerv, hochgeſinnt und ſelbſtlos, hätte ſie, das iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, nicht zum Streite gerufen, ſondern zum Frieden geredet, wie es einer Frau und wie es einer Poetin ziemt. Nicht zu einem faulen Frieden, ſondern zu einer wahren und wirklichen Verſöhnung der ſtreitenden Brüder, angebahnt und vollzogen auf Grund der Einſicht und des Bekenntniſſes, daß deutſchſein mehr iſt und heißt als katholiſch oder lutheriſchſein und daß es fürder nicht mehr für eine nationale Lebensfrage, ſondern nur noch für eine perſönliche Geſchmacksſache gelten ſoll, ob einer lieber in der Bibel oder lieber im Meßbuch oder lieber in keinem der beiden Bücher leſen will.

Ja, unſere Dichterin würde zum Frieden gerathen und zur Verſöhnung geredet haben. Hat ſie doch ihr Lied, worin ſie die Stammeseigenart ihres heimatlichen Weſtphalens vertheidigte, wie im prophetiſchen Vorausblick auf die Kämpfe unſerer Tage mit der ſchönen Mahnung beſchloſſen: —

„Ja, jede Treue ſei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier ſie oder drüben flamme;
Dreimal geſegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geſchlagen!“

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

Im Verlage von **Ernſt Julius Günther** in Leipzig erſcheint:

Novellenbuch.

Von

Johannes Scherr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vollſtändig in circa 45 Lieferungen à 1 Mark.

Alle 14 Tage wird eine Lieferung
im Umfange von 5 bis 6 Bogen 8° ausgegeben.

Unter dieſem Titel bietet die unterzeichnete Verlagshandlung eine Geſammtausgabe der erzählenden Schriften des bekannten und beliebten Verfaſſers.

Die Bände 1—2 bringen in neudurchgeſehener und verbeſſerter Auflage die berühmte kulturgeſchichtliche Novelle **„Schiller“**, welche auf Grund ſorgſamſter Detailſtudien die Jugendgeſchichte des großen Dichters malt und deſſen Lebensgang zeichnet, ſo daß die Geſtalt Schillers aus dem Hintergrunde der wunderbar reichen und verwickelten Tendenzen und Strebungen ſeiner Zeit mit plaſtiſcher Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit hervortritt.

Band 3 enthält die Geſchichte aus den Alpen **„Roſi Zurflüh“**, welcher die Kritik nachgerühmt hat, daß ſie, im Gegenſatze zu den vielen naturloſen, gemachten und gekünſtelten Dorfgeſchichten unſerer Literatur, naturwahre Volkscharaktere und wirkliches Volksleben vorführe, nicht in rohrealiſtiſcher Weiſe, ſondern vom Spiegel der Poeſie wiedergeſtrahlt. Wenn in dieſer Novelle eine großangelegte Frauennatur aus dem Volke alle Tugenden des Weibes zur Erſcheinung bringt, ſo dagegen die Heldin der folgenden Novelle **„Brunhild“** in ihrer Originalität alle Schattenſeiten vornehmer Verkehrtheit. Wiederum eine durchaus eigenthümliche Erſcheinungsform weiblicher Natur iſt Dora, der Mittelpunkt der Novelle **„Werther-Graubart“**, eine der „liebenswürdigſten Geſtalten“, die, dem Ausdruck eines kompetenten Kritikers zufolge, Scherr geſchaffen hat.

Band 4—5 geben die beiden im großen Stil koncipirten und durchgeführten Novellen **„Nemeſis“** und **„Die Tochter der Luft“**. Beide behandeln das Problem der Ehe, welche als der Grund- und Eckſtein der Geſellſchaft gefaßt wird. In der „Nemeſis“ ſtehen die beiden Charakterfiguren Twerenbold und die Traumlore im Mittelpunkte des Intereſſes. In der „Tochter der Luft“ iſt dieſe, d. h. die ſchöne und leidenſchaftliche Gräfin Bernwart, die Hauptträgerin der Idee, als welche ſie in der anmuthigen Tochter des Goldforellenwirthes ſowohl ihre Ergänzung als ihren Gegenſatz findet. In beiden Erzählungen erhöht das Ineinanderſpielen ariſtokratiſcher und demokratiſcher Daſeinsweiſe die Spannung, und um die beiden tragiſchen Gemälde her legt der Humor Einrahmungen voll bunter und krausverſchlungener Arabesken.

Band 6 bietet **„Die Jeſuitin"**, eine Reiſenovelle, in welcher der Verfaſſer ein perſönliches Abenteuer in den Walliſer Alpen benutzt hat, um dem Problem des Jeſuitismus eine ganz neue Wendung zu geben. Die Novellen **„Rafael Spruhz"**, **„Gottlieb Rapſer"** und **„Die rothe Dame"** ſind ſatiriſche. Sie gehören alſo zu einem Genre, welches in unſerer Zeit allzu wenig gepflegt wird. Alle drei ſind ſo recht friſch und keck aus dem vollen Leben herausgegriffen und perſifliren in anſchaulichſter Weiſe religiöſe und politiſche, wiſſenſchaftliche und literariſche Verkehrtheiten, welche in unſeren Tagen graſſiren.

Band 7—8 enthalten die hiſtoriſche Novelle **„Die Pilger der Wildniß."** Den hochintereſſanten Stoff bot die Geſchichte Nordamerika's. Der Verfaſſer hat es möglich gemacht, daß wir in ſeiner Erzählung das ganze mühe- und gefahrvolle, aber auch poeſiereiche Daſein der „Pilger" oder „Pilgerväter", d. h. der Beſiedler von Neu-England, der Gründer der Vereinigten Staaten, ſo zu ſagen miterleben, und er entläßt uns mit dem erhebenden Gefühle, einem bei aller Schlichtheit großartigſten Schauſpiele der Weltgeſchichte angewohnt zu haben.

Band 9—10 wird die 4. Auflage des **„Michel"** bringen, welcher bereits in weiteſte Leſerkreiſe gedrungen iſt und welchen die Kritik als ein „von Poeſie, Gemüth und Humor überquellendes Werk" bezeichnet hat.

Verfaſſer und Verleger ſind übereingekommen, daß noch andere erzählende Arbeiten Johannes Scherr's, ältere ſowohl, als auch neue, bisher ungedruckte, dieſer Sammlung einverleibt werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen entgegen.

Leipzig

Die Verlagshandlung

Ernſt Julius Günther.

Größenwahn.

Größenwahn.

Vier Kapitel aus der Geſchichte menſchlicher Narrheit.

Mit Zwischensätzen.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1876.

[illegible]

Für die, welche Vorreden leſen.

Es iſt ein ernſtes Buch, welches ich hier veröffentliche, ein wahrheitſtrenges Buch für ernſte Menſchen, die in Büchern etwas anderes und beſſeres ſuchen als die Befriedigung eines flüchtigen Unterhaltungskitzels.

Daß es von ſolchen Leſern und Leſerinnen, welche der Erörterung fragwürdigſter Fragen nicht aus dem Wege gehen, ſondern vielmehr einem Autor, der mit dem Eifer, die Wahrheit zu ſuchen, den Muth, ſie rückhaltslos zu ſagen, verbindet, aufrichtig zugethan ſind, immerhin noch eine ſtattliche Anzahl gibt, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen.

Bin ich doch in der Literatur meinen eigenen Weg gegangen, habe niemals weder den Tonangebern der Tagesmoden noch den Pythoniſſen der Theekeſſeldreifüße nachgefragt und habe weder für das gelehrte Vorder- noch für das gelehrtthuende Hinter-Borneo, weder für den urtheilsloſen Haufen noch für die blaſirte Feinſchmeckerei geſchrieben. Auch bin ich nie Mitglied einer jener auf Gegenſeitigkeit des Geſchäftsbetriebes beruhenden Kameradſchaften geweſen, welche die Spitze des bekannten Hebel'ſchen Schwankes ungeſchliffen haben zu der Maxime: „Lobſt du meinen Juden, lob' ich deinen Chriſten." Bei allem, was ich ſchrieb, hatte ich nur mein Volk im beſten Sinne vor Augen, d. h. alle Deutſchen und

Deutſchinnen von Kopf und Herz, und ich bin — warum ſollt' ich es nicht ſagen? es iſt ja wahr — geleſen und verſtanden worden, ſoweit Deutſche über den Erdball hin wohnen.

Angeſichts dieſer Thatſache kann ich es mit dem Achſelzucken gebührender Verachtung geſchehen laſſen, ſo dann und wann einer aus dem hinterſten Borneo aus eigenem Antrieb oder auf Befehl ſeiner „gnädigen Herren und Oberen“ an meinem Wege lauert, um vom hochaufgeblaſenen Mauleſel der Parteibornirtheit herab mit dem ſtumpfen Spieße des Unverſtandes nach mir zu ſtechen. Solche Geſellen vom Opportunitätsgeſindel muß man in ihrer Obſkurität verkommen laſſen, ohne ihnen auch nur die Ehre einer Namensnennung anzuthun. Was vollends die ſchwarzen Grunzer und die rothen Kläffer angeht, bah! wer wird von ſolchem Gethier etwas anderes erwarten als Gegrunz und Gekläff? . . .

Zur Herausgabe des vorliegenden Buches hat mich zunächſt ein äußerlicher Umſtand veranlaßt. Mein Büchlein „Die Gekreuzigte“ ſollte im Laufe dieſes Jahres in dritter Auflage gedruckt werden. Das brachte mich auf den Gedanken, daſſelbe nicht wieder einzeln erſcheinen zu laſſen, ſondern in einer Sammlung von Eſſays, worin verwandte Probleme behandelt ſind. Um die Zahl dieſer kulturgeſchichtlichen Darſtellungen auf vier zu bringen, wurde das münſter'ſche Wiedertäuferdrama aus meinem „Novellenbuch“ herübergenommen, wohinein es, weil ſtrenghiſtoriſch gefaßt und durchgeführt, doch nicht recht paßte.

Warum ich dem Buche den Geſammttitel „Größenwahn“ gab, wird, hoff' ich, aus dem „Präludium“ wie aus den einzelnen Hauptſtücken erhellen. Der Titelbeiſatz „Vier Kapitel aus der Geſchichte menſchlicher Narrheit“ — rührt davon her, daß die vier mitgetheilten Hiſtorien urſprünglich als Abſchnitte einer von mir ſeit langem geplanten „Geſchichte der menſchlichen Narrheit“ gedacht, entworfen und ausgeführt wurden.

Man wird ſchon zugeben müſſen, daß eine ſolche Geſchichte nicht übel am Platze wäre zu einer Zeit, welche ſo wie die unſere von Schwindel, Selbſtüberhebung und Dünkeltobſucht ſtrotzt Sie darf ja geradezu einen Ehrenplatz anſprechen im Weltnarrheitsbuch, dieſe Zeit, wo das tolle Dogma vom 18. Juli 1870 möglich war, kraft deſſen ein alter Mann, welcher ſchon ſechs Jahre zuvor größenwahnwitzig genug geweſen, mit ſeinem im „Al Gesù“ präparirten Syllabusſchwamm die Reſultate einer tauſendjährigen Kulturarbeit wegwiſchen und mittels der aus beſagtem Schwamm abtröpfelnden „Kanones“ die moderne Geſellſchaft ins Mittelalter zurückfluchen zu wollen, alle die hierarchiſchen Hochmuthsdelirien der mittelalterlichen Gregore und Innocenze noch überbieten durfte. Und ſothaner Rieſenſchwindel ſpektakelt keineswegs allein auf der Bühne der Gegenwart, bewahre! Er hat ebenbürtige Mitſpieler. Da iſt z. B. der gelehrte Größenwahn, welcher auf dem Treibſand irgendeiner gerade modiſchen, mehr oder weniger windigen Hypotheſe mit „affenartiger Geſchwindigkeit“ eine neue „Weltanſchauung“ nach der andern, jedesmal natürlich die „abſolut vernünftige, wahrhaft wiſſenſchaftliche und einzig zeitgemäße“ Weltanſchauung aufſchwindelt, bis der nächſte, aus einer andern Studirſtube kommende Hypotheſenwind das anſpruchsvolle Kartenhaus wieder umbläſ't. Da iſt auch der Größenwahn der arbeitſcheuen Rafferei und Rapſerei, welcher ſich als „volkswirthſchaftliches“ Genie und „realpolitiſches“ Verdienſt aufzuſpielen weiß mit ſolchem Erfolg, daß jeder beliebige Schmutzchriſt oder Stinkjude, dem es gelungen, die Million oder gar die Milliarde zu erdiebsfingern, als ein dreimal gebenedeiter Apis im papierenen Börſen-Dorado vom unteren, mittleren und oberen Pöbel mit Halleluja und Hoſianna umtanzt wird. . . .

Leider aber mußte ich die Hoffnung, das geplante große Unternehmen weiterführen und vollenden zu können, fahren laſſen, nachdem ich erkannt hatte, daß dieſe Arbeit für zehn Kulturhiſtoriker allzu rieſenhaft wäre, geſchweige für einen und noch dazu grauhaarigen.

Die vier nachſtehenden Größenwahngeſchichten ſind durch drei

„Zwiſchenſätze“ getrennt, welche eingefügt wurden, damit der Leſer ausruhen und von den düſteren Eindrücken, die er etwa von den Hauptſtücken empfangen hätte, ſo zu ſagen ſich erholen könnte.

Ich habe Grund, zu hoffen, daß auch dieſes mein Buch ſich Freunde werben werde. An Feinden wird und ſoll es ihm ebenfalls nicht fehlen. Denn alles, was dumm und dünkelhaft, verlogen und windbeutelig, heuchleriſch oder fanatiſch, gemein und knechtiſch, impotent und neidiſch, iſt mir feindlich geſinnt und die ganze Sippſchaft der Windfahnen, Gunſtbuhler und Kriechkünſtler hat einen naturgemäßen Widerwillen gegen meine Schriften.

Das wäre mein Stolz, wenn es ſich überhaupt der Mühe lohnte, auf irgendetwas ſtolz zu ſein in dieſer närriſchen Welt.

Am Zürichberg, Oſtern 1876.

Inhalt.

Seite

Präludium 1

I. Mutter Eva 15

1. Zwiſchenſatz: Die tragiſche Geſchichte von Ambroſius Gigax, dem Ordnungsfanatiker 49

II. König Jan der Gerechte 75

2. Zwiſchenſatz: Frohe Botſchaft aus Emancipazia . . . 125

III. Die Gekreuzigte. Hiſtorie einer Heilandin 137

3. Zwiſchenſatz: Ein literariſcher Dialog 313

IV. Das rothe Quartal 337

Präludium.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Wenn die Darwiniſten rechthaben, ſo muß, auch die denkbar langſamſte und ſachteſte Entwickelung vorausgeſetzt, einmal ein Augenblick geweſen ſein, wo der Riß zwiſchen Thierheit und Menſchheit, zwiſchen thieriſchem Traumſein und menſchlichem Bewußtſein geſchah.

Falls wir aber dem erſten Weſen, welches ſich im Gegenſatze zum Thier als Menſch fühlte, nicht etwa die Schande anthun wollen, uns daſſelbe als einen Idioten vorzuſtellen, ſo muß es bald, ſehr bald gemerkt haben, daß das Leben nichts weniger als eine Schlaraffei ſei. Schon in den erſten Menſchen dürfte der Kampf um's Daſein mitunter die Frage angeregt haben: Iſt dieſes Daſein eines ſolchen Kampfes werth? Man könnte, ſo man von einem Adam im bibliſchen Sinne ſprechen wollte, unſchwer auf die Vermuthung kommen, ſchon der erſte Menſch müßte nothwendig ein Skeptiker geweſen ſein und ſich mitunter gefragt haben: Was thu' ich eigentlich da?

Eine ſehr fragwürdige Frage, fürwahr, und bis heute noch unbeantwortet, obzwar alle Religionen und alle Philoſophieen ſich abgemüht haben, eine Antwort zu finden. Was ſie fanden? Fabeln und Phraſen.

Auch die Poeſie wußte die Frage nur ſcharfſchneidig zu formuliren, nicht aber zu beantworten.

Solche Frageformeln ſind der Hiob, der Prometheus, der Fauſt, der Kain.

Der letztere, die echteſte, gefühlteſte und großartigſte dichteriſche Schöpfung des 19. Jahrhunderts, in welcher der Genius Byrons in ſeiner ganzen Kraft und Düſterniß ſich offenbarte, iſt keineswegs ein Anachronismus. Denn warum ſollte, die bibliſche Mythe einmal zugelaſſen, der Erſtgeborene Eva's nicht der erſte Peſſimiſt geweſen ſein? War er ein denkendes Weſen, ſo mußte ſich das Gefühl des Verhängniſſes, Menſch zu ſein, bleiſchwer auf ihn legen und mußte er klagen, wie der Dichterlord ihn klagen läßt:

„Und dies iſt Leben!
Sich ſtets zu müh'n — *warum* ſoll ich mich müh'n?
Ich lebe, ja, doch einzig um zu ſterben,
Und ſeh' im Leben nichts, den Tod verhaßt
Zu machen, als ein innerliches Bangen,
Den widerwärt'gen, unbeſieglichen
Inſtinkt, zu leben, den ich wie mich ſelbſt
Verachte, doch nicht überwinden kann.
So leb' ich denn. O, hätt' ich nie gelebt!“

Der Ekel, die Verzweifelung müßte es doch ſchließlich über den „widerwärtigen Inſtinkt“ davontragen, falls ſich dieſer nicht zwei ſtarke Helfershelferinnen beigeſellt hätte: Geduld und Gewohnheit. Dieſe lehren den Menſchen ertragen, was an und für ſich — perſönliches „Glück“ oder „Unglück“ ganz beiſeite gelaſſen — des Ertragens in keiner Weiſe werth iſt.

Denn wo wäre ein auch nur halbwegs vernünftiger Zweck des Menſchendaſeins auch nur halbwegs annehmbar nachgewieſen? Nirgends. Religiöſe Märchen und philoſophiſche Redensarten die Hülle und Fülle, aber nicht die Spur von einem Nachweis, von welchem ein ehrlicher, anſtändiger und geſchulter Mann ſagen möchte: Daran kann ich glauben.

Wie? Auch an die Arbeit nicht?

Als an ein Mittel, ja; als an den Zweck, nein. Denn *warum* ſoll ich arbeiten? da die ſchreckliche geheime Stimme in mir immerfort raunt: Dein Arbeiten iſt am Ende aller Enden gerade ſo eitel und zwecklos wie das aller, die vor dir waren und die nach dir ſein werden. Warum? Wozu? Wofür?

Es iſt ganz wahr, die ungeheure Mehrzahl der Menſchen wird durch dieſe Fragen gar nicht behelligt, weil ſie das Leben thieriſch naiv faßt und führt. Die kleine — genau betrachtet, ſehr kleine — Minderzahl, die Wiſſenden, welche den Dingen auf den Grund ſehen möchten, ſie haben ſich von jeher redlich abgequält mit dem furchtbaren Warum? Wofür? Wozu? Man muß es auch ſehr begreiflich und verzeihlich finden, wenn die armen zweifelnden, fragenden, ſuchenden Menſchen ſich von Zeit zu Zeit eine angebliche Löſung des unlöſbaren Problems durch irgendeinen Schelling oder Hegel — will ſagen: durch dieſen oder jenen betrogenen Betrüger — vorgaukeln laſſen, bis dann die angebliche Löſung immer wieder als ein aus den Hüllen ſchamloſer Begriffsnothzucht und grauſamer Sprachefolterung herausgeſchältes faules Windei ſich darſtellt.

Aber iſt es denn nöthig, allzeit und überall dem Warum? nachzugrübeln? Laſſen wir das Woher? und Wohin? und Wozu? und nehmen wir die Welt, wie ſie nun einmal iſt. Anders machen können wir ſie ja doch nicht und ſo wird es denn wohl das Klügſte ſein, uns praktiſch darin zurecht zu finden. Thun wir das, ſo werden wir weder beſtreiten können noch wollen, daß die menſchheitliche Arbeit im Laufe der Jahrtauſende denn doch was Hübſches vor ſich gebracht und daß die Vervollkommnungsſchule Weltgeſchichte erkleckliche Erziehungsreſultate zu Tage gefördert habe.

Wer wollte das bezweifeln? Wir laufen nicht mehr im Thierfellkoſtüm herum und nähren uns nicht mehr mit Eicheln. In der Schaffung und Verfeinerung von *Formen* hat ſich die menſchliche Kulturarbeit wahrhaft groß erwieſen. Was das *Weſen* angeht, ſo wollen ſcharfe Augen entdeckt haben, daß der Menſch im Perfektibilitätsfrack noch ganz derſelbe ſei, welcher er im pfahlbäueriſchen Wolfs- oder Bärenfell geweſen. Gerade herausgeſagt, die dermalen Tag und Nacht mechaniſch hergebetete Fortſchrittslitanei vermag keinen Geſchichtekenner zu überzeugen, daß die Civiliſation den Menſchen *ſubſtanziell* verändert oder beziehungsweiſe veredelt habe. Soweit die geſchichtliche Kenntniß in die Vorzeit hinaufreicht, iſt der Menſch und iſt die menſchliche Geſellſchaft dem Weſen nach ganz ſo geweſen, wie ſie heute noch ſind: — der Menſch ein Miſchmaſch von Widerſprüchen, die Geſellſchaft ein Wirrſal von gegenſätzlichen Intereſſen. Zu allen Zeiten dieſelben Illuſionen und Enttäuſchungen, dieſelben Anlagen und Leidenſchaften, dieſelben Bedürfniſſe und Begehrniſſe, dieſelbe Tugendtheorie und dieſelbe Laſterpraxis. Zu allen Zeiten Schwindler und Beſchwindelte, Ausbeuter und Ausgebeutete, Schelme und Narren. Ob aber dereinſt aus dem verfallenden Erdenhauſe der letzte Menſch als der letzte Schwindler oder als der letzte Beſchwindelte, als der letzte Narr oder als der letzte Schelm hinausziehen werde, darüber ſind die Gelehrten noch nicht einig.

Darüber dagegen ſind, wenn nicht die Gelehrten, ſo doch die Verſtändigen einig, daß die Erde nichts weniger als ein Eden, daß das „goldene Zeitalter“ der Freiheit, des Friedens und der Freude wie in der Vergangenheit ſo auch in der Zukunft nur ein Ammenmärchen, daß die Natur unerbittlich und erbarmungslos, daß unſer Menſchenleben mit ſeiner jämmerlich unbehilflichen Kindheit und ſeinem einſamen breſthaften Alter, mit ſeinen Krankheiten und ſeinen Thorheiten, mit ſeinen grellen Ungerechtigkeiten und ekelhaften Rohheiten, mit ſeinen zahlloſen Niederträchtigkeiten, Schurkereien und Frevelthaten, mit ſeinen ruheloſen Wünſchen und unzulänglichen Befriedigungen, mit ſeinen boshaften Verkettungen und ſeinen wehvollen Trennungen, mit den Luftſpiegelungen des Ehrgeizes, mit den Verführungen des Reichthums und den Demüthigungen der Armuth, mit allen ſeinen Sorgen, Mühen, Schmerzen, geknickten Hoffnungen und bitteren Erfahrungen, ſogar mit ſeinem ſogenannten Glücke, ſeinen flüchtigen Genugthuungen und ſeinen täuſchungsvollen Genüſſen — ja, daß die Erde mit allem, was darauf, nichts als eine, mit dem armen Leopardi zu ſprechen, „gränzenloſe Nichtigkeit“, eine „inutile miseria“, oder auch nichts als eine ſchnöde Prellerei, ein niederträchtiger Schwindel.

Was folgt aus alledem?

Daß der „loathsome and yet all invincible instinct of life“, wovon der byron'ſche Kain ſpricht, die Menſchen zwang, eine Erfindung zu machen, mittels welcher ſie über die Erdennoth ſich hinwegtäuſchen konnten.

Dieſe Erfindung, die Lehre von der Fortdauer der Seele des Menſchen nach ſeinem leiblichen Tode und die damit eng verbundene Vorſtellung von einer Vergeltung in einem ſogenannten Jenſeits, iſt die tröſtlichſte geweſen, welche ein Menſchengehirn jemals ausgeſonnen hat. Nur Abſtraktoren, wie z. B. der verwichene Doktor Strauß, dem ſein eigen Volk gerade ſo fremd geweſen wie etwa das japaniſche, nur dürre Doktrinäre, welche niemals in und mit dem Volke gelebt haben, vermögen zu verkennen, welche unermeßliche und unerſchöpfliche Wohlthat für die arme Menſchheit der Unſterblichkeitsglaube war und iſt. Die wirklich Weiſen aller Länder und Zeiten, Denker und Dichter, Propheten und Politiker, haben das wohl erkannt. In den Katakomben Aegyptens, auf den Bergen von Baktrien, in den Banianenhainen am Ganges, unter den Platanen des Iliſſos, auf den Triften Galiläa's, in den Sandſteppen Arabiens wie in dem Schattendüſter der Wälder Germaniens und unter den Druiden-Eichen Armorika's iſt dieſe Lehre verkündigt und geglaubt worden und überall hat ſie ungezählte und unzählige Millionen von Menſchen die ſchwere Laſt des Lebens tragen gelehrt.

Wenn die menſchliche Civiliſation etwas ſo Hehres und Herrliches iſt, wie ihr ſagt, wohlan, nur der Unſterblichkeitsglaube hat ſie möglich gemacht. Dadurch möglich gemacht, daß er den Geſchlechtern der Menſchen die Hingebung und Ausdauer verlieh, inmitten von allen den Bedrängniſſen des Daſeins ihre Arbeit zu thun.

Darf das ein bloßer Wahn genannt werden? Kann es ein bloßer Wahn ſein? Und wenn es ein Wahn, iſt er verwerflich und entbehrlich?

Aber was iſt denn eigentlich Wahn und was iſt Wahrheit? Das, was dafür zu halten man übereingekommen iſt, ſtillſchweigend oder ausdrücklich.

Wahrheit oder Wahn, gleichviel, ohne den Unſterblichkeitsglauben, ohne das hoffende Hinübertaſten in eine vorgeſtellte jenſeitige Welt müßte die Menſchheit aus dumpfem Ueberdruß an der Zweckloſigkeit der dieſſeitigen ſchon längſt verdorben und geſtorben ſein.

2.

Die gedankenloſe Wohllebigkeit wie der ſchönſelige Optimismus — jene kann nicht, dieſer will nicht logiſch denken — ſie fühlen ſich natürlich nicht verunbequemt durch die Thatſache, daß vom Anbeginn der Zeiten alle auserwählten Geiſter Peſſimiſten geweſen ſind, d. h. die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Daſeins erkennende und beklagende Denker.

Kein Träger des Genius vom Anfang bis heute, welcher nicht empfunden hätte, was Firduſi in ſeinem Heldenliede vom Kai Choſru ausſprach:

„Der Weiſe wünſcht, er wäre nie geboren,
Ihn hätte nie im Erdenkreis gefroren
Und niemals ihn die Glut der Welt verſengt;
Unheil nur wird durch die Geburt verhängt,
Nur Wechſel herrſcht und Trübſal hier auf Erden;
Drum iſt es beſſer, nie gezeugt zu werden.“

Dieſes Thema hat zahlloſe Variationen gefunden, allzeit und allenthalben, in älteſter wie in jüngſter Zeit, unter allen Völkern, unter allen Raſſen, ſoweit ſie überhaupt zum Denken gelangt ſind. Wollte man eine Bibel des Peſſimismus zuſammenſtellen, alle Männer von Genie und Herz, welche jemals und irgendwo aufgeſtanden, würden die Verfaſſer derſelben ſein.

Am geläufigſten iſt die Vorſtellung von der Welt als von einem Räthſel, einem ungelöſten und unlösbaren Problem.

Wer hat dieſes Welträthſel aufgegeben? Oder hat es ſich ſelbſt aufgegeben? Warum iſt es aufgegeben? Wozu exiſtirt es?

Alle vom Anfang bis heute verſuchten Antworten ſind nur leeres Geſtammel und unartikulirtes Geſtotter. Die Phyſik ſtottert bei ihren Antwortsverſuchen nicht minder, als die Metaphyſik geſtammelt hatte. Der Streit, ob zuerſt die Henne oder zuerſt das Ei geweſen, ſei zu Ende, ſagen exakte Forſcher; denn das „Omne vivum ex ovo“ — ſei abgethan und überwunden. Gut, wir wollen es glauben. Aber nun möchten wir wiſſen, woher anderweitig, woher überhaupt das „vivum“ gekommen, in dem Blutkügelchen, das in unſeren Schläfen rollt, in der Urqualle, in der Urzelle, im Urſchleim? Keine Antwort oder höchſtens die ſchon uraltbekannte ausweichende: „Die Materie iſt eben von Ewigkeit her und folglich iſt das auch die dem Stoffe innewohnende Kraft.“ Aber was iſt Ewigkeit? Ein unfaſſbarer Begriff, ein Undenkliches, alſo Sinnloſes. Und wäre denn mit dieſer unvorſtellbaren „Ewigkeit“ das „Woher die Materie?“ und „Warum die Kraft in derſelben?“ irgendwie aufgehellt und erklärt? Wäre damit ein letzter Grund, der letzte Grund nachgewieſen? Das wird ſelbſt der gelehrte Größenwahn nicht behaupten wollen. Das uralte und immerjunge Welträthſel bleibt alſo, was es war und iſt, und wir wiſſen, was wir von dem unartikulirten Geſtotter, das ſich gar häufig für ein Triumphlied des Allesbegriffen- und Alleserklärthabens ausgeben möchte, zu halten haben. Wenn der philoſophiſche Optimismus ſich daran erbauen mag, alles auf eine ſogenannte „Weltvernunft“ zurückzuführen, ſo hat der philoſophiſche Peſſimismus gewiß auch das Recht, die Grundwurzel von allem in einer „Weltunvernunft“ zu erblicken. Dieſe macht ſich wenigſtens tagtäglich und allſtündlich fühl- und ſpürbar, während jene nichts iſt als eine Verkleidung der alten theologiſchen Fraubaſe Teleologie. . . . . .

Auch als Schlaf und Traum wird das Daſein gefaſſt. Von Heiden und Chriſten. Ein altarabiſcher Dichter ſagte: „Die Menſchen ſchlafen; wann ſie aber ſterben, dann wachen ſie auf.“ Der ſpaniſche Erzkatholik und Myſtiker Calderon dichtete einen prächtigen dramatiſchen Kommentar zu ſeinem Texte: „Das Leben ein Traum.“ Der geiſteshelle deutſche Proteſtant Rückert ſang:

„Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
Weil man ſie dir pflanzt auf's Grab,
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir Flügel gab.“

Endlich wurde und wird das Leben gefühlt als eine Krankheit und der Tod begrüßt als die Geneſung. Sokrates, welcher, wenn man ihn auch nicht gerade dem delphiſchen Orakel zu gefallen für den weiſeſten Menſchen hält, doch immerhin einer der weiſeſten geweſen iſt, hat bekanntlich, als ihm nach geleertem Schierlingsbecher der Tod an's Herz trat, ſeine Freunde gebeten, dem Aſklepios einen

Hahn darzubringen als Dankopfer für ſeine Geneſung von der Krankheit des Daſeins.

Wenn nun ſchon ein antiker Menſch, noch dazu ein Hellene, ein Athener, das Gefühl der Daſeinskrankheit hatte, um wie viel ſtärker muß dieſes Gefühl in unſerer modernen, durchweg gekünſtelten, verkünſtelten, auf Schrauben und Stelzen geſtellten, an den Krücken einer verlogenen Konvenienz einherhinkenden Geſellſchaft ſich bemerkbar machen! Wo iſt denn heutzutage ein Menſch — ich meine ein denkender und ehrlicher — welcher von ſich ſagen möchte, er ſei leiblich und ſeeliſch ganz geſund?

Wohin immer ein ſehendes Auge ſich wendet, überall treten ihm die tauſenderlei Symptome der einen großen Krankheit „Leben iſt Leiden!“ entgegen und noch erſchreckender und betrübender als die Merkmale phyſiſcher Uebel ſind die immer mehr ſich häufenden Symptome pſychiſcher Störungen.

Die Zahl der Narrheiten und Narren heißt Legion.

Ich weiſe mit dem Finger auf eine ſchwärende Wunde der modernen Geſellſchaft. Ihr Name iſt „Größenwahn“.

Freilich, auch dieſes Neue unter der Sonne iſt nur Altes.

Als Bonaparte am Fuße der Pyramiden von Gizeh zu ſeinen Grenadieren ſagte: „Vom Gipfel dieſer Monumente blicken vier Jahrtauſende auf euch herab!“ hätte er auch ſagen können: Von der Spitze dieſer gemauerten Berge grinſt euch der uralte und immerjunge menſchliche Größenwahn an!

Denn wenn ſo ein Pharao Chufu hunderttauſend halb oder ganz nackte Sklaven zuſammentrieb und ſie Jahrzehnte hindurch zu frohnden zwang, um einen Berg aufzumauern, in deſſen Grabkammer der Wurmfraß ſeiner pharaoniſchen Mumie der Zerſtörung trotzen ſollte, was war das anderes als naiver Größenwahn? Und wenn der Pharao Napoleon ſeinerſeits ſechshunderttauſend uniformirte Sklaven zuſammentrieb, um an ihrer Spitze dem Phantom Weltherrſchaft nachzujagen bis ins brennende Moskau hinein, was war das ſonſt als raffinirter Größenwahn?

Ein großes Stück Weltgeſchichte gehört eigentlich in die Pſychiatrie. Geniale Irrenärzte ſollten die Geſchichte der römiſchen

Cäſaren, der römiſchen Päpſte, der Attila, Dſchingiskhan und Nadirſchah, die Geſchichte Philipps des Zweiten und Ludwigs des Vierzehnten ſchreiben. Napoleon der Erſte war ein tobender, Napoleon der Dritte ein grübelnder Größenwahnſinniger.

Und nicht etwa nur auf der Weltgeſchichtebühne, nein, auch im Alltagsleben graſſirt die unheimliche Geiſteskrankheit. Sie iſt geradezu die moraliſche Peſt der Gegenwart. Der ordinäre Schmierling in irgendeinem Winkelblatt, der ordinärere Maultrommler in irgendeinem Winkelklub, der ordinärſte Kathedrarier an irgendeiner Winkeluniverſität, das verkannte Dichter-, verkanntere Maler- und verkannteſte Zukunftsmuſikhalbtalent, der große Patriot, größere Liberale und größte Dividendenſchnapper, deſſen A er ſelbſt und deſſen O die Million, die ganze Jobbers- und Robbersbande vom jüdiſchen Börſenſchakal bis hinauf oder auch hinab zum chriſtlichen Aufſichtsrath-Fürſten und Gründer-Herzog: lauter arme — obzwar mitunter ſehr reiche — Größenwahnbehaftete.

Aber der bevorzugte Tummelplatz des Größenwahns war und iſt doch das Gebiet der Religion. Da hat er ſich von jeher in allen Formen und Farben geoffenbart, als höchſte Tragik wie als tiefſte Komik. Ein rieſigeres Sammelſurium von Narrheit als das chriſtliche Legendenbuch, die 53 von den Bollandiſten redigirten Folianten der „Acta Sanctorum“ iſt kaum denkbar. Und durch die ganze ungeheure Kakophonie geht als Grundton der Größenwahn. Wollt ihr eine ganz meiſterliche Kennzeichnung dieſes chriſtlichen, d. h. mit Demuth geſchminkten Größenwahns kennen lernen, ſo leſ't des Engländers Tennyſon „Sankt Simeon Stylites“. Nur ein Eingeborener des Lieblingslandes der Scheinheiligkeit vermochte uns die unter der Selbſterniedrigungsmaſke hervorbrechende gränzenloſe Eitelkeit des religiöſen Größenwahnwitzigen ſo aufzuzeigen. Ich wünſchte, ein rechter Dichter machte ſich einmal daran, uns jenen gelehrten Mönch des 9. Jahrhunderts vorzuführen, den Paſchaſius Radbertus, den Erfinder oder wenigſtens Ausbildner und Feſtſteller der Lehre von der Transſubſtantiation, welcher zufolge jeder beliebige Prieſter tagtäglich den Herrgott ſchafft, indem er Brot und Wein in das Fleiſch und Blut Chriſti verwandelt. Der

Menſch macht den Gott, gewiß ein erbauliches Beiſpiel von mittelalterlich-gläubigem Größenwahn! Oder war der närriſche Paſchaſius etwa ein vorweggenommener Feuerbach? Einem Shakſpeare der Zukunft könnte man auch die ſeiner würdige Aufgabe ſtellen, einen Arbues oder Torquemada als Typen des religiöſen Größenwahns zu zeichnen, und vielleicht dürfte man noch den Luther hinzufügen, in anbetracht, daß er den Papſt kaum vom Stuhle der Unfehlbarkeit hinabgeſtoßen hatte, als er ſchon ſich ſelber recht breit darauf ſetzte, die Bibel als einen unantaſtbaren Schild zwiſchen ſeine unfehlbare Autorität und die Vernunft ſtellend, welche er ja bekanntlich „des Teufels H…andlangerin" ſchalt. Die Arme iſt das für die richtigen lutheriſchen „Diener am Worte" bis zum heutigen Tage geblieben und mußte es bleiben. Denn wie könnten ſie ſonſt ihren römiſchen Kollegen, den richtigen „Dienern am Altar", die Stange halten und wetteifernd mit dieſen den „Frieden Gottes unter den Menſchen" fördern? . . . . .

Wo der Größenwahn in weltgeſchichtlichen Geſtalten, in einem ſiebenten Gregor, einem Luther, einem Napoleon zur Erſcheinung kommt, erinnert er an den Satz Seneka's, daß dem Genie immer eine Doſis Wahnſinn beigemiſcht ſei („nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae"). Shakſpeare hat, wie jedermann weiß, das auch vom Dichtergenius geglaubt („Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend, blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erde nieder"). In beiden Fällen kehrt uns die Krankheit ihre tragiſche Seite zu. In die komiſche ſodann ſchlägt ſie um, wenn das Können des größenwahnſinnigen Individuums zu ſeinem Wollen in einem gar zu burleſken Mißverhältniſſe ſteht. Indeſſen kommt auch hier, wie überall, das Reintragiſche ebenſo ſelten zum Vorſchein wie das Reinkomiſche, ſondern zumeiſt verbinden ſich beide Seiten zur Tragikomik. Natürlich! Das ganze Menſchendaſein, perſönlich und geſchichtlich genommen, iſt ja die vollendete Tragikomödie.

Von den vier Größenwahn-Geſchichten, welche ich auf Grund quellenmäßiger Zeugniſſe in dieſem Buch erzählen will, ſpielen zwei, die erſte und die dritte, auf ſpecifiſch-religiöſem Boden, eine, die zweite, auf religiös-politiſchem und eine, die vierte, auf ſocialpolitiſchem. Die erſte trägt einen vorwiegend komiſchen Charakter, während die drei übrigen als echt tragikomiſche Auftritte der großen menſchlichen Tragikomödie ſich darſtellen.

Iſt dieſes Drama ~~ein~~ ebenſo zufällig entſtanden~~es~~ wie zwecklos verlaufen~~des~~?

Iſt es von einem „Gott“ gedichtet und von einem „Teufel“ traveſtirt in Scene geſetzt?

Iſt es eine Generalprobe für die Aufführung auf einer „höheren“ Bühne?

Wer weiß es?

Als Meiſter Rabelais im Jahre 1553 in Paris zu ſterben kam, that er es mit den Worten: „Je m'en vais chercher un grand Peut-être.“ Wir verbringen unſer Leben mit dem Suchen nach einem andern „grand Peut-être“. Denn all unſer Wiſſen vom Wiſſenswertheſten iſt und bleibt ein großes „Vielleicht!“

Mutter Eva.

1.

Am 27. Mai von 1705 erließ das Peinliche Halsgericht von Laaſphe an der Lahn folgende Ladung:

„Des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, Herrn Heinrich Albrecht, Grafen zu Sayn, Witgen- und Hohenſtein, Herrn zu Valenthar, Neuenmagen, Lehra und Klettenberg u. ſ. w. Unſers Gnädigen Grafen und Herrn, Wir verordnete Richter und Schöppen des Hochgräflichen Peinlichen Halßgerichts allhier zu Laaſphe, thun dir, Juſtus Gottfried Winter von Eſchwege, dir, Johann Georg Appenſeller von Schleuſingen aus Francken, dir, Eva Margaretha, Jean de Veſias, Fürſtlichen Eiſenachiſchen Pagen-Hoffmeiſters Eheweib, gebohrene von Buttlarin, und dir, Anna Sidonia von Kallenberg von Forſtweſten aus Heſſen bey Caſſel hiermit zu wiſſen, wie daß hieſiger Hochgräfl. Fiſcalis, Amts-Ankläger an einem, entgegen und wieder euch allen, als peinlichen Beklagten am andern Theile, wegen beſchuldigter Verſpottung und Verletzung der Allerheiligſten Majeſtät und Dreyeinigkeit GOttes (geſtalten, du Winter, dich vor GOtt den Vater, du Appenſeller, dich vor GOtt den Sohn, und du Eva Margaretha, dich vor GOtt den heiligen Geiſt, vor das neue Jeruſalem und unſer aller Mutter ehren laſſen, und ob ſolche 3. göttliche Perſonen von euch ſichtbahrlich aus- und eingingen, gottesläſterlich vorgegeben, und du, Eva Margaretha, die Thür ſolches Aus- und Eingangs ſeyſt, und daß eure Naturen dergeſtalt mit der Gottheit vereiniget, daß ſie zuſammen einen Gott und Chriſtum macheten, dahero eure Naturen auch als göttlich müſten veneriret werden, und ihr unter dieſem Schein und eurer eingebildten Gottſeeligkeit und Frömmigkeit nicht anders als Hureren, Ehebruch, Blut-Schande, groſſe Gottes-Läſterungen, darunter auch Mord und andere groſſe Uebelthaten, vor GOTT und der Welt ärgerliche, abſcheuliche, grauſame Laſter, die man anhero zu ſetzen billig einen Scheu tragen muß, mit untergeloſſen und gegen dich, Anna Sidonia von Kallenbergen, wegen abſonderlich beſchuldigten infanticidii, darinn du Winter, und du Eva Margaretha von Buttlar, mit begriffen, bei dieſem Hoch-Gräfl. peinlichen Halß-Gericht verſchiedene articulirte peinliche Amts-Anklagen übergeben, darauf litera affirmative contestiret, ihr zwar auch eure Responsiones darauf judicialiter abgeleget, und weilen ihr eines und das andere verneinet oder sinistre interpretiren wollen, Fiscalis zu eurer Ueberführung denominationem testium cum directorio übergeben und ſolche nunmehr endlich und judicialiter prout moris et styli abzuhören gebeten, auch in hoc puncto ſowohl von eurem defensore als Fiscali zu Beſcheid geſetzt worden, nichtsdeſtoweniger aber ihr, aus Trieb und Ueberzeugung eures böſen Gewiſſens, noch vor Eröfnung dieſes interlocuts flüchtig worden ſeyd, und ob man gleich dich Evam Margaretham von Buttlar annoch auf der Flucht ertappet, und du zu Biedenkopf im Heſſen-Darmſtädtiſchen auf Erſuchen von daſigen Beamten arreſtiret worden, du dennoch durch Verwechſelung der Kleider denen Wächtern entkommen und zum zweytenmahl dich davon und aus dem Staube gemacht, deswegen Fiscalis eine Edictal-Citation gegen euch allen zu erkennen, terminum ad comparendum zu präfigiren und die Citation an gewöhnliche Orte öffentlich anſchlagen zu laſſen gebeten hat. Nachdem nun ſothanen Fiscaliſchen billig und rechtmäßigen Suchen deferiret und dieſe offene Ladung erkannt worden: hierum ſo citiren, heiſchen und laden im Nahmen Hochgedachter Ihrer Hoch-Gräflichen Gnaden auch von Amts-Gerichts- und Rechtswegen Wir dich Juſtus Gottfried Winter, dich Johann Georg Appenfeller, dich Eva Margaretha von Buttlar, dich Anna Sidonia von Kallenberg, daß ihr auf den XIX. hinterkünftig, welchen wir euch allen vor den erſten, andern und dritten oder letzten Termin und peremptorie angeſetzt haben wollen, beym peinlichen Halß-Gericht allhier aufm Rathhaus Morgens um 8. Uhr in Perſon erſcheinet, eure Entſchuldigung, daß ihr flüchtig worden ſeyd, vorbringet, der Sachen bis zu Ende abwartet, und rechtliche Erkänntniß gewärtig ſeyd, mit der Verwarnung, ihr kommt dem alſo nach oder nicht, daß nichtsdeſtoweniger auf Fiscalis förmliches Nachfinden ergehen und geſchehen ſoll, was recht iſt, wornach ihr euch alle zu achten. Urkundlich des hierunter gedruckten Hoch-gräflichen peinlichen Gerichts-Inſiegel."

Geben zu Laaſphe den 27. May 1706.

Richter und Schöppen daſelbſt.*)

Aus dem barbariſchen Schnörkelwerk der Gerichtsſprache und des Kanzleiſtils von damals herausgeſchält, ſtellt ſich als Inhalt dieſes Aktenſtückes dar die in der Grafſchaft Witgenſtein vorgenommene Verhaftung einer Anzahl von männlichen und weiblichen Perſonen, gegen welche das gräfliche Kriminalgericht zu Laaſphe eine Procedur eröffnet hatte, ohne damit zum Ziele gelangt zu ſein, weil die Bezichtigten dem Urtheilsſpruche durch ihre Flucht zuvorgekommen waren.

Die weitſchichtige „Ladung" brachte nur die Wirkung hervor, daß, was bislang ein in heſſiſchen und naſſauiſchen Landen ausgehendes Gerücht von der „Buttlar'ſchen Rotte" geweſen, jetzt zum lauten Geſchrei wurde, welches bis nach Thüringen und Sachſen drang, ſowie rheinaufwärts und rheinabwärts ſcholl. Zwar hatte der hellſichtige und klardenkende Thomaſius, von der Hochwarte der Vernunft über das ruinenhafte Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation ausblickend, ſchon im Jahre 1702 das widerwärtige Ding von gottſeligem Schwindel erſpäht. Aber doch nur von ferne und auch nur fernher war ihm zu Ohren gekommen, daß in Heſſen „eine Hoffmeiſterin aus Eiſenach" weile, welche „ſchon über 70 Seelen an ſich gezogen habe", ſo untereinander in der „Paradiſiſchen Freyheit" lebten. Allein erſt drei Jahre ſpäter iſt der hochverdiente

---

*) Hiſtoriſche Nachricht von einer recht gottloſen Lehre etlicher Enthusiasten von der Heiligen Dreyfaltigkeit, und beſagter Enthusiasten ihrem dabey geführten mehr als viehiſchem Leben und Wandel. „Vernünfftige und Chriſtliche aber nicht Scheinheilige Thomaſiſche Gedancken und Erinnerungen." Bd. III, Halle 1725; S. 208 fg.

Mann, der beſte Deutſche ſeiner Zeit, in den Beſitz des Aktenmaterials gelangt, woraus er ſeine Kenntniß des ganzen Handels ſchöpfte.*) Er hat die Akten mitgetheilt und auf Grund derſelben ſein rechtsgelehrtes Urtheil über die beiden — erſt zu Laaſphe, dann zu Paderborn — gegen die „Motte“ angeſtrengten Proceduren abgegeben, welches, wie nicht anders zu erwarten, durchweg der Anſchauungs- und Denkweiſe des Mannes entſprach, der ſein Lebenlang ein allzeit ſchlagfertiger Bekämpfer von Unverſtand und Unrecht geweſen iſt.

Die nachſtehende Darſtellung der Größenwahn-Komödie von der „Mutter Eva“ iſt durchaus aktentreu und ſind wir demnach dem alten ehrlichen Thomaſius für die Lieferung der Materialien zu warmem Danke verpflichtet. Wo immer es angeht, wollen wir die Akten ſelber ſprechen laſſen**); aber ich fürchte, es wird nicht allzu häufig angehen, maßen die Sprache von damals zu derb und zu draſtiſch iſt für die Nerven von heute. Damit ſoll zugleich angedeutet ſein, daß die Rückſicht auf die heilige Konvenienz mir verwehre, das erſte Hauptſtück von den Abenteuern der „lebendigen Bibel“, wie die Hirtin der frommen Heerde von ihren Schäflein genannt wurde, anders als obenhin abzuhandeln. Einläßlicher oder gar vollends aktenmäßig davon reden wollen, hieße ſo tollkühn ſein, die Sprache eines Luther und Thomaſius zu einer Zeit zu ſprechen, wo die Heuchelei unter den [illegible] obenan ſteht oder wohl gar die einzige Kardinaltugend iſt.

2.

Die deutſche Reformation des 16. Jahrhunderts hat, wie jedem bekannt, ihr Ziel kaum halbwegs erreicht. Die gehoffte und gewünſchte Wiedergeburt der Nation wurde zur Mißgeburt einer bloßen „Kirchenverbeſſerung“, welche dem unſeligen deutſchen Centrifugalgeiſt ein neues, ungeheuer kräftiges Element zuführte. Der Urſachen des Mißlingens einer nationalen Wiedererneuerung, wie die Genialität und der Feuereifer eines Hutten ſie wollten, forderten und erſtrebten, waren viele. Obenan ſtanden die erbärmliche Reichsverfaſſung, die ſtaatliche Zerſplitterung, die gewaltige Verſchiedenheit von Süd- und Norddeutſchland, das Schlummern des nationalen Inſtinkts in den Maſſen, endlich der gänzliche Mangel an politiſchem Sinn und Verſtändniß in dem deutſchen Reformator. In Wahrheit, daß Luther ſo ganz und gar kein Staatsbewußtſein beſaß und in ſeine bibliſche Theologie völlig eingemauert war, das iſt ein Nationalunglück von furchtbarer Tragweite geweſen. Statt eines Vaterlandes gab man den Deutſchen die Bibel, ſtatt des römiſchen Afterglaubens den jüdiſchen. Statt wie bis dahin an den katholiſchen Heiligen ſollten ſie ſich fürder an den altteſtamentlichen „Erzvätern“ erbauen, dieſer Bande von vorzeitlich-naiven „Gründern“, welche jedem Zuchthauſe Ehre machen würden, dieſer würdigen Ahnen ihrer ebenbürtigen Nachkommen, der modern-abgefeimten Gründer und Millionendiebe. Das unübertreffliche Muſter und Vorbild eines Gründer-Erzvaters iſt der „ehrwürdige“ Patriarch Abraham geweſen, welcher mit ſeiner ſchönen Frau Sarah wucherte und krebſte und gründete (Geneſis 12, 14—16; 20, 1—2), als wie — natürlich auf andere Manier — zu unſerer Zeit der ewige Nachlaß-Varnhagen mit ſeiner nichtſchönen Frau Rahel gekrebſt und gegründet hat.

---

*) Thomaſiſche Gedanken, Bd. III, 216—18.

**) Bei Einführung ſolcher Stellen aus den Akten in meinen Text werde ich auf die Seitenzahlen der Th. G. („Thomaſiſchen Gedanken“) verweiſen, woraus ſie entnommen ſind.

Auf Kathedern und in Kompendien ſchleppt ſich der Satz fort, die Erfolge der ganzen neuzeitlichen deutſchen Kulturarbeit beruhten auf dem Proteſtantismus. Das iſt wahr; nur muß man, wohlgemerkt, unter Proteſtantismus etwas ganz anderes verſtehen als das officielle Lutherthum, welches ja zur Stunde noch von dem Größenwahn und Unfehlbarkeitsdünkel ſeines Stifters beſeſſen iſt und darum mit Händen und Füßen gegen alle Forderungen der Vernunft ſich ſträubt. Der Proteſtantismus, welcher ſeit Jahrhunderten in Deutſchland civiliſatoriſch gearbeitet hat und zur Stunde noch ſo arbeitet, iſt jener Geiſt des Zweifels und der

Forſchung, welcher ſchon das ganze Mittelalter hindurch in einzelnen auserwählten Menſchen geleuchtet und gerungen, der Geiſt, welcher vom 14. Jahrhunderte an den Humanismus in die Wiſſenſchaft und die Renaiſſance in die Kunſt einzuführen begonnen und ſeither den Freiheitskrieg gegen das Dogma, d. h. gegen allen kirchlichen und ſtaatlichen Abſolutismus, raſtlos und unermüdlich geführt hat.

Schon im 17. Jahrhundert war das Lutherthum völlig verpfafft. Aus der ſchrecklichen Probe und Prüfung des dreißigjährigen Krieges ging es als eine Kirche hervor, welche an hierarchiſcher Anmaßung und Unduldſamkeit kecklich mit der katholiſchen wetteifern konnte, an Engherzigkeit und Kleingeiſterei dieſe ſogar noch weit übertraf. Wie beſchämend fällt der Vergleich aus, wenn man zuſammenhält, was zur angegebenen Zeit, im 17. Jahrhundert, der Proteſtantismus in Deutſchland litt und was er in England und drüben in Nordamerika that. Hüben bei uns ein jämmerſeliges Weitervegetiren in elenden theologiſchen Zänkereien und Stänkereien, drüben in England die Durchäderung des geſammten Staatslebens mit proteſtantiſchem Geiſt, welcher dem Despotismus die große Lehre vom 30. Januar 1649 gab und an den Geſtaden von Neu-England eine neue Welt gründete, die Welt der modernen Demokratie.

Allerdings glomm auch unter der Verknöcherung des lutheriſchen Kirchenweſens noch ein Lebensfunke. Aber wie hätte dieſer Funke zu einer leuchtenden, reinigenden und ſchaffenden Flamme werden können inmitten der troſtloſen Zuſtände, welche der weſtphäliſche Friede herbeiführte? Für Deutſchland bedeutete die Reformation politiſche Ohnmacht, Demüthigung und Schmach, für England ſtaatlichen Aufſchwung und ſtolze Machtentfaltung. In England zeugte der Proteſtantismus den Helden-Puritanismus, welcher die Siegesſchlachten von Marſtonmoor, Naſeby, Dunbar und Worceſter ſchlug, in Deutſchland dagegen zeugte er den Betbruder-Pietismus, welcher ſich in Konventikeln umtrieb und einen Aberwitz nach dem andern austüftelte.

Trotzdem darf nicht überſehen oder verſchwiegen werden, daß der deutſche Pietismus eine kulturgeſchichtlich-berechtigte Erſcheinung von nicht geringer Bedeutung geweſen iſt. In ſeinen Anfängen und urſprünglichen Wollungen, muß der Pietismus geradezu als eine nationale Wohlthat anerkannt werden, weil er in den ſtagnirenden Sumpf des officiellen Lutherthums immerhin ein Bewegungselement brachte. Ja, in ſeiner Art iſt der fromme Philipp Jakob Spener ſogar auch ein Stück Held geweſen, weil es eine ganz erkleckliche Doſis Muth erforderte, gegen die lutheriſchen Pfaffen, welche vor dem Baal Bibelbuchſtab räucherten, knieten und tanzten, anzugehen und den Stier Sankt-Orthodox, wenn nicht bei den Hörnern, ſo doch beim Schwanze zu packen. So that der Pietismus, indem er die Quelle der Religion aus dem Katechismus in das Gemüth verlegte und der Starrheit und Kälte dogmatiſcher Satzung die Milde und Wärme menſchlichen Erbarmens entgegenſtellte. Auch einen kräftigen Keim von Zweifel und Kritik enthielt der echte Pietismus, maßen er ja darauf ausging, zu zeigen, daß in dem verknöcherten Lutherthum wenig vom wahren Evangelium zu finden ſei. Kein Zweifel demnach, daß der Pietismus kraft ſeiner unmittelbar oder mittelbar an dem orthodoxen Kirchenweſen von damals geübten Kritik ein Vorläufer und Wegbahner des modernen Rationalismus geworden iſt.

Aber „tout dégénère entre les mains de l'homme“ iſt ein Satz, für welchen ſein Aufſteller Rouſſeau den Pietismus als einen kräftigen Beweis hätte anführen können. Alles Menſchliche muß bekanntlich ſeine Kehrſeite haben und gar viel Menſchliches hat nur eine ſolche. Die Kehrſeite des Pietismus kam noch bei Lebzeiten ſeines Stifters Spener ſchon dunkel genug zum Vorſchein. In allerhand widerlichen Erſcheinungen. Frühzeitig ſchon namentlich auch in ſolchen, welche zeigten, daß in Konventikeln, aus welchen Baal Bibelbuchſtab ausgetrieben worden, Aſtoreth Unzucht eingezogen war. In der That, einer der frecheſten und leider auch begründetſten Vorwürfe, welche die orthodoxen Zeloten den pietiſtiſchen Separatiſten machten, iſt der geweſen, die urſprünglichen — zuerſt durch Spener im Jahre 1670 zu Frankfurt a. M. aufgethanen — „collegia pietatis“ hätten ſich in lupanaria voluptatis verwandelt. Sodann ſteht feſt, daß die Ausſcheidung aus dem Pferche der lutheriſchen Kirche eine Unmaſſe von Schafen drehend gemacht hat. Denn das Konventikelweſen verleitete in ſeinem Vorſchreiten eine Menge von bildungsloſen Leuten zur Grübelei über Fragen, auf welche ſelbſt der gebildetſte Menſch keine Antwort zu geben weiß. Gar nicht verwunderlich alſo, daß die Beantwortungsverſuche, wie ſie innerhalb der zahlreichen pietiſtiſchen Sekten angeſtellt wurden, häufig genug die Form der abſonderlichſten Narrheiten annahmen. Und mit ſolcher Phantaſterei, welche ſich chiliaſtiſchen Träumen und apokalyptiſchen Delirien überließ, verband ſich ein ſehr ausgeprägter Hochmuth. Denn der anfänglich ſo milde und demüthige Pietismus war gar bald zum Vollbewußtſein des Auserwähltſeins auf- und ausgewachſen, machte mit ſeiner „Gotteskindſchaft“ förmlich Parade, ſuchte den geiſtlichen Dünkel des orthodoxen Zelotismus noch zu überbieten und gefiel ſich nicht ſelten in der Pflege und Hätſchelung eines Größenwahns, deſſen Auslaſſungen mit zu den ungeheuerlichſten gehören, von welchen die Geſchichte der menſchlichen Narrheit überhaupt Kenntniß hat.

„Mutter Eva“, tritt hervor aus dem Schattendunkel der Vergangenheit und lege Zeugniß ab für das Geſagte!

3.

In den idylliſchen Gegenden, welche die Lahn, die Dill, die Sieg und die Eder durchfließen, erſchien im Jahre 1702 eine fremde Dame, welche dreißig Jahre oder auch etliche mehr zählen mochte. Ihr An- und Aufzug war ſo, wie eine Frau der „guten“ Geſellſchaft von damals ſich trug und gab. Sie ſchien im Beſitze ausreichender Reiſemittel zu ſein und war es auch wirklich, wie die mitgeführten Koffer, Kaſten und Kiſten auswieſen. Auch Gefolge hatte ſie, männliches und weibliches, und ſie wurde von ihrer Umgebung ſehr reſpektvoll behandelt. Man hörte ſie von ihren Begleitern und Begleiterinnen „Frau Hofmeiſterin“ betiteln, nahm aber auch wahr, daß ihre Vertrauten, Männer und Weiber, ſie als „Mutter Eva“ anredeten.

Sie hatte ſich mit ihrer Reiſegeſellſchaft in Thüringen und Heſſen umgetrieben. Wanfried, Allendorf, Erfurt und Eſchwege werden als ihre Raſtorte genannt. Es ſcheint jedoch, daß man ſie und ihr Geleite allenthalben bald weitergehen geheißen hatte, mehr oder weniger höflich. Die Wanderin hatte Gründe, nach einem Aufenthaltsort auszuſehen, wo man es mit der katholiſchen oder lutheriſchen Orthodoxie nicht ſehr genau nahm. Für ein ſolches Land der Duldſamkeit galt die Grafſchaft Witgenſtein, deren Souverän, Graf Heinrich Albrecht, weniger aus Toleranz- als vielmehr aus Finanzpolitik den Separatiſten ein gnädiger Beſchützer war. Er wußte, daß die Sektirer, welche von nah und fern herbeikamen, pünktlich die ihnen auferlegte Kopfſteuer („Schutzgeld“) zahlten, um in den Waldthälern des Ländchens ungeſchoren ihren Tifteleien nachhängen und daneben ihre mancherlei Gewerbethätigkeit treiben zu können. Man kann es nicht recht klarſtellen, muß es aber vermuthen, daß die Frau Hofmeiſterin, im Reiche Witgenſtein angelangt, anfänglich in Laaſphe und in Schwarzenau ihr Zelt aufgeſchlagen habe. Sicher dagegen iſt, daß ſie entweder am Ende von 1702 oder am Anfang von 1703 auf das im ſchwarzenauer Thale gelegene Gehöft Saſmannshauſen gezogen iſt, welches die gräfliche Rentkammer ihr gegen Vorauserlegung einer Summe, die den Betrag des ſtipulirten jährlichen Miethzinſes erreicht haben mag, eingeräumt hatte.

Das Gehöft lag einſamlich, als wie zu einem Neſt der „Gottſeligkeit“ ſo recht gemacht. Nur zwei Nachbarn gab es: den Pächter des „unteren“ Hofes, Chriſtian Wirth, und den ſeparatiſtiſchen Pfarrer Philipp Jakob Dilthey, welcher, um ſeiner „hitzigen Pietiſterei“ willen von ſeiner Pfarre zu Hänger im Naſſauiſchen ausgetrieben, ein ebenfalls zu dem gräflichen Gut Saſmannshauſen gehöriges „Häuſlein“ bewohnte und als der bemittelte Mann, der er war, dem Herrn Grafen von Witgenſtein 200 Thaler vorgeſchoſſen hatte, wie es ſcheint, in der Abſicht, einzelne Theile des herrſchaftlichen Gutes oder auch wohl das ganze in ſeinen Beſitz zu bringen.

Hier in Saſmannshauſen verſammelte nun die „Hofmeiſterin" viele „liebe Seelen" um ſich, Männlein und Weiblein, einen förmlichen Hof ſo zu ſagen, der mitunter die Zahl von 60 oder 70 Perſonen erreichte, und der liebſelige Dienſt der „Mutter Eva" hatte ſeinen gedeihlichen Fortgang, bis zu Ende des Jahres 1704 ein arger Ruch — die Kinder der Welt würden nicht anſtehen, denſelbigen Ruch einen Stank zu nennen — von Saſmannshauſen ausging unter die Leute, ein bös Geſchrei über die „Buttlar'ſche Rotte".

Wie war es mit dieſer und wer war die „Hofmeiſterin", genannt die „Mutter Eva"?

Bedauerlich zuvörderſt, daß uns die Akten keine Mittel gewähren, uns von der phyſiſchen Erſcheinung der „lebendigen Bibel" eine deutliche oder überhaupt nur eine Vorſtellung zu bilden. Häßlich kann ſie aber doch wohl nicht geweſen ſein: häßliche Even pflegen nicht einen ganzen Troß von Adamen hinter ſich her zu ziehen.*) Wir werden daher, alles erwogen, kaum fehlgehen, ſo wir uns die Frau Hofmeiſterin als ein Weib, ich will nicht ſagen von großer Schönheit, aber doch von üppiger Hübſchheit vorſtellen. Mir perſönlich iſt beim Durchleſen der Akten ihrer Geſchichte oft vorgekommen, als müßte ſie geweſen ſein, was die Franzoſen „une beauté du diable" nennen: — eine jener Lüſternheit athmenden Geſtalten, ſchlank und ſchmiegſam, rundſchulterig und hochbuſig, goldroth von Haaren, ſchwarzäugig, ein herausforderndes Stumpfnäschen über dem etwas großen Mund mit ſeinen ſinnlich friſchen und feuchten Lippen, item Grübchen auf Wangen und Kinn.

Was die moraliſche oder, genauer geſprochen, die unmoraliſche Erſcheinung der Dame betrifft, ſo ſind die Akten hierüber weniger zurückhaltend. Wir wollen uns aber vorderhand nicht mit ihrer Moral oder Unmoral, ſondern nur mit ihren Perſonalien abgeben.

---

*) „Sie ſoll nach etlicher Bekenntniß einen ganzen Catalogum von mehr als hundert Ehemännern, ohne die Ledigen, gehabt haben, mit welchen allen ſie zu thun gehabt." Th. G. III, 161.

Am 27. September von 1703 richtete der Herr Jean de Beſias, fürſtlich ſächſiſcher Pagen-Hofmeiſter, an „Ihro Durchlauchtigkeit zu Eiſenach“ ein Eheſcheidungsbegehren, welches alſo anhob: „Es iſt leider! ohne weitleuftiges Anführen land-kündig, wasgeſtalt mein Ehe-Weib Eva Margaretha, gebohrene von Buttlar, nun unterſchiedene Jahre ihrer ehelichen Pflicht gegen mich ganz vergeſſen“ — und nach Herzählung der einzelnen Beſchwerden des armen Ehemannes mit dieſen Worten ſchloß: „Daher implorire Ew. Hoch-Fürſtl. Durchlaucht unterthänigſt um die Eheſcheidung und daß mir wegen meiner zumahl öfters baufälligen Leibes-Constitution gnädigſt erlaubet werden möge, mich anderweit Chriſtlich zu verheyrathen.“*) Neben dieſe Aeußerung des baufälligen Pagenhofmeiſters, der ein geborener Franzos, vielleicht der Sprößling franzöſiſcher Réfugiés geweſen ſein mag, ſtellen wir etliche Sätze aus der Vertheidigungsſchrift, welche ſpäter der wetzlarer Anwalt Dr. Bergenius, ein ſchwärmeriſcher Verehrer der „lebendigen Bibel“, für dieſe beim Reichskammergerichte einreichte. Der genannte Doktor der Rechte, mit welchem die Hofmeiſterin bald nach ihrem im März von 1702 bewerkſtelligten Entweichen aus Gattenhaus und Heimat bekannt und vertraut geworden ſein muß, maßen ſie ihn von Wetzlar nach Eiſenach ſchickte, um ihre dortigen Angelegenheiten zu ordnen, ließ ſich in dem erwähnten Schriftſtück alſo vernehmen: „Es iſt auswärts benannte Frau von Buttlar als das eintzige in ihrer Eltern hohem Alter erzielte Kind in aller Frömmigkeit und Adeligem Hochmuth erzogen und nach des Herrn Vaters frühzeitigem Ableben in ihrem 15. Jahr des Alters, mit nicht gar genehmen Willen der annoch lebenden Mutter, an einen Fürſtl. Sächſiſchen Pagen-Hoffmeiſter verheyrathet worden. Die ſonderbahre Gnade des Grund-gütigen Gottes aber hat ſie auf allerhand Art von innen und von außen mit vielem Creutz und Trübſal heimgeſucht, bis ſie dadurch vor Gott die Nichtigkeit ihres eingebildeten Standes und bisherigen Hoff-Lebens annebenſt verſchiedene Mißbräuche des daſigen Kirchen-Weſens, ſonderlich beym Beicht- und Abendmahl-Gehen, mit ſehr empfindlicher Wehmüthigkeit eingeſehen, dahero zu gehorſamer Folge ihres Heylandes Chriſti ſie den üppigen Kleider-Pracht ab- und geringere erbare Tracht angeleget, auch vor aller Welt-eitlen Geſellſchaft einen Widerwillen bekommen, hingegen ihre Erbauung mit gleichgeſinnten Chriſtlichen Seelen geſucht, worüber dann erſtlich die Verachtung bei Hofe und nachgehends die ſpöttliche Nachrede des gemeinen Pöbels erfolget."*)

---

*) Th. G. III, 257.

Schade nur, daß ſich die Sachen etwas anders verhielten. Daß das junge, kaum fünfzehnjährige, hübſche, von väterlicher Seite her vermögliche, als einziges Kind ihrer Eltern, wie beſtimmt zu vermuthen iſt, gehörig verzogene Ding von Evchen in der Ehe mit dem baufälligen „Pagen-, Hoff- und Tantz-Meiſter" de Beſias kein Glück und kein Behagen gefunden, iſt begreiflich; daß ſie aber zunächſt nicht nach dem Heiland als nach einem Tröſter ſich umgeſehen, ſteht feſt.

Es war da nämlich ein junger Lateinſchüler, Johann Georg Appenſeller — (in den Akten auch Appenſelder geſchrieben) — welcher, von gleichem Alter mit Eva oder ſogar ein paar Jährchen jünger als ſie, zu Eiſenach mit ihr im ſelben Hauſe wohnte und ihr herzlich befreundet wurde. Der gute Sancho Panſa als der große Liebhaber von Sprichwörtern, der er war, würde ſagen: „Jung und jung geſellt ſich gern" — und: „Gelegenheit macht Diebe." Ich meinestheils ſage nur: Es iſt nicht erwieſen, daß die beiden jungen Leute ſchon dazumalen gegen das ſechſte Verbot ſich vergangen haben; wohl aber, daß Eva ſpäter nicht ohne den Appenſeller ſein und leben mochte. Was ihn betrifft, ſo hat er ſeine Lateinſtudien in Gotha fortgeſetzt und an dieſem Orte iſt er zuerſt in die Konventikelei verſtrickt worden. Dann ſtudirte er zu Jena und Wittenberg Medicin, war ein gefürchteter Renommiſt, „zerhauen und zerſtochen", that ſich auch als „Poete" auf und führte als ſolcher den Namen Leander. Er hatte ſeine Medicin abſolvirt und hielt ſich in der Nähe von Eiſenach bei einem Verwandten auf zur Zeit, als der Doktor Bergenius mit ſeinem Schreiber Jchtershauſen in Geſchäften Eva's in genannter Stadt weilte. Der Doktor lud nun im Auftrag und Namen ſeiner Klientin den jungen Mann nach Saſmannshauſen ein, und zwar in ebenſo dringender als geheimnißvoller Weiſe. Denn „es könnte das Werk Gottes nicht ehe vollzogen und recht offenbahret werden, biß der Student herbey käme; er müßte herbey und ſollte er auch in Stücken herbey kommen; er wäre einmal dazu beruffen, das müßte geſchehen“.*) Solcher Beſchwörung vermochte ſogar ein zerhauener und zerſtochener jenenſer Renommiſt nicht zu widerſtehen. Der dienſtbefliſſene Doktor verſchaffte ihm ein Pferd, gab auch das Reiſegeld her und ſo machte ſich denn Jung-Leander dahin auf den Weg, von woher ihm myſterienhafte Ehren winkten.

---

*) Th. G. III, 221.

Wir laſſen ihn reiten und bleiben noch eine kleine Weile in Eiſenach, um die Bekanntſchaft eines ſicheren Juſtus Gottfried Winter zu machen, von welchem wir wiſſen, daß er ſo um 1677 herum zu Merſeburg geboren und ſodann als eifriger Jünger von zwei pietiſtiſchen Hauptpropheten, des Ernſt Chriſtoph Hochmann von Hochenau und des Doktor Horch, nach glücklich bewerkſtelligtem „Durchbruch“ zur Gnade „wiedergeboren“ worden. Hochmann von Hochenau iſt der Verkündiger der von ſeinem Schüler Winter nachmals prakticirten Lehre vom Urmenſchen, der Mann und Weib zugleich geweſen ſei, woraus die Schlußfolgerung gezogen wurde, daß dieſer Urmenſchzuſtand wiederum herzuſtellen und zu dieſem Ende die natürliche Beſtimmung des Weibes zu verunmöglichen ſei. Wie der Winter mit der Eva zuerſt in Beziehung gekommen, wiſſen wir nicht. Aber es muß noch zur eiſenacher Zeit der Frau Hofmeiſterin geſchehen ſein, und zwar muß ſchon damals die Verbindung oder — mormoniſch zu ſprechen — die „Verſiegelung“ der beiden fix und fertig geworden ſein. Denn für Winter war Eva bereits die „Mutter“, wie ein von ihm an ſie nach Eiſenach gerichteter Brief bezeugt. Dieſe Epiſtel beginnt im Dithyrambenſtil des Pietismus: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein

---

*) Th. G. III, 439—41

Geiſt freuet ſich Gottes meines Heylandes. Der Herr hat große Dinge an mir gethan, Halleluja. Liebe Mutter" u. ſ. w. nach bekannter Melodie.*) Um über die Natur und Art dieſer „Mutterſchaft" keinen Zweifel aufkommen zu laſſen, will ich gleich einen kleinen Ausſchnitt aus dem witgenſtein'ſchen Gerichtsprotokoll vom 3. December 1704 anfügen. Eva erklärte auf Befragen, ſie „wäre mit dem Winter verbunden in Gott, nach Leib, Seel' und Geiſt". Auf die Frage, „ob ſolches denn kein Ehebruch ſei?" erwiderte ſie: „Nein. Ihr Mann (de Veſias) wäre ihr civiliter abgeſtorben; es wäre keine Ehe geweſen, es wäre eine Ehe vom Teufel geweſen, die mit Winter aber von Gott."**)

4.

Nach Leanders Ankunft auf dem Hofe Saßmannshauſen war, da auch der rechtsgelehrte Doktor Bergenius ab und zu in dieſem Tabernakel der Gottſeligkeit erſchien, die „Buttlar'ſche Rotte" jetzo daſelbſt vereinigt im Herrn. Eine ziemlich gemiſchte Geſellſchaft, profan zu reden. Denn neben den Vertretern der theologiſchen, mediciniſchen und juriſtiſchen Fakultät, Winter, Appenfeller und Bergenius, gab es da verbummelte Schreiber wie Ichtershauſen, wegen Betrugs weggejagte Schulmeiſter wie Reuter, gewerbsmäßige Vagabonden wie Pintner aus Bern und arbeitsſcheue Handwerker wie Spillner der Schreiner. Die adelige Damenſchaft wurde repräſentirt durch die Mutter Eva ſelbſt, ſowie durch die beiden Schweſtern Sidonia und Charlotte von Kalenberg, der bürgerlich- und bäuerlich weibliche Stand durch die Bäckersfrau Dorothea Kronemus und die beiden Mägde Anna Mannus und Martha Hartmann.

Bei ſo vielſeitigen Kräften konnte nun ernſtlich daran gedacht werden, das „Werk Gottes" zu thun. Was war das für ein Werk? Thorheit und Affenſchande.

---

*) Th. G. III, 249.
**) Th. G. III, 262.

Größenwahnſinnige Phantaſterei und wüſte Sinnlichkeit brodelten da mitſammen in dem Hexenkeſſel der Sektirerei. Der daraus aufſteigende Qualm ballte ſich zu Geſtalten und Gruppen, deren Umriſſe traumhaft wechſelten. Da erſchien das Gebilde einer abſonderlichen Dreieinigkeit, in welcher Winter den „Vater", Eva die „Mutter", Appenfeller-Leander den „Bruder" vorſtellte. Dann wieder handelte es ſich um die Herſtellung des ſündenloſen mannweiblichen „Urmenſchen". Der neue Adam war Winter. „Sollte aber der neue Adam ſolches Werk (Schaffung des Urmenſchen) verrichten, ſo mußte er auch eine neue Evam haben, und eine ſolche neue Eva und Mutter aller Lebendigen war ſie, die Hofmeiſterin. Durch den neuen Adam und die neue Eva ſollte alles, was durch den alten Adam und die alte Eva verloren worden, wiederum reſtituiret werden."*) Soweit konnte der Unſinn noch für harmlos gelten. Weiterhin aber verfiel er ins Babyloniſche und Frevelhafte. Die neue Eva ſpielte, um die Männer zur Rückkehr in den Urſtand zu befähigen, ſo zu ſagen die Göttin Baaltis oder Mylitta. Sie war die Buhlerin von allen, um „als himmliſch berufenes Werkzeug die böſe Luſt in ihnen zu tödten". Das wäre — ſo ſteht in den Akten — „der Weg der Reinigung" und ſie, die Mutter Eva, „wäre der Teich Betheſda, worinnen ſich alle baden müßten, welche da wollten ſeelig werden". Der neue Adam ſeinerſeits hatte die Miſſion und kam derſelben eifrig nach, mittels grauſamer Verſtümmelung die Weiber unfruchtbar zu machen.**) Und abermals wechſelte die tolle Phantaſmagorie und es erſchien eine Variation der neuen Dreieinigkeit, dergeſtalt, daß „ſonderlich ſichtbahr das dreyeinige Haupt, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geiſt: der Vater ſichtbahr in Wintern, der Sohn in Appenfellern, der Geiſt in der Eva, welche drey Perſonen auch ſichtbahr von einander ausgiengen, auch wiederum ein. Sie aber, die Hofmeiſterin, iſt die Thür ſolches Aus- und Eingangs.“ Neben der Dogmatik wurde auch der Kultus berückſichtigt. „Beten, ſingen und der gantze privat- und öffentliche Gottesdienſt muß aufhören. Tauffe, Abendmahl, Bibel-Leſen beſteht alles in einem lebendigen Weſen und, mit einem Worte, in der geiſt-fleiſchlichen Verbindung. Denn die lebendige Bibel iſt die Hoffmeiſterin.“*)

---

*) Th. G. III, 310—12.

**) Th. G. III, 218, 219, 262, 263, 264, 269, 270, 272, 273, 275. Von der Verſtümmelung oder „Verſchneidung" behauptete die Mutter Eva in ihrem Verhör vom 12. December 1704 ausdrücklich, daß dies ein „Werk Gottes und ein Geheimniß Gottes" ſei, durchaus „gut und göttlich". S. 320.

Das „gottſelige“ Thun und Laſſen der „lieben Seelen“ in der Einſamkeit von Saſmannshauſen iſt aber nicht lange unbehelligt geblieben. Die Welt iſt ſo böſe und deutet die „Werke“ und die „Geheimniſſe“ Gottes ſo böswillig! Auch hatten die neue „Dreyeinigkeit“ und ihre Anbeter zwei ſchlimme Feinde von Anfang an, und hatte die „Buttlar'ſche Rotte“ ihr Weſen hundert Jahre ſpäter getrieben, ſo konnte ſie mit Schillers Tell ſagen:

„Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
So es dem böſen Nachbar nicht gefällt.“

Statt eines böſen Nachbars hatten aber die Frommen und Frömmſten von Saſmannshauſen deren zwei: den Pächter Wirth und Se. Ehrwürden Dilthey, welche beide auf die Erwerbung des Gehöftes ſpekulirten und „ſpannten“. Item beide beſorgten auch, die „Hoffmeiſterin“ mit ihren reichlichen Geldmitteln würde ihnen den Hof „vor der Naſe wegkaufen“. Beide umlauerten und beſpionirten nun die „Rotte“ bei Tag und bei Nacht. Wirth will dabei noch in beſonderem Auftrage Sr. Gnaden des Herrn Grafen von Witgenſtein gehandelt haben. Jedenfalls griff er zu allerhand nicht ſehr ehrlichen Praktiken, zum Löcherbohren und dergleichen mehr, um die Vorgänge im Inneren des Tabernakels auszukundſchaften. Seine Ausſagen über das von ihm Erlauerte und Erlauſchte waren von bäueriſcher Draſtik und Plaſtik, wohl auch übertrieben und jedenfalls gehäſſig gefärbt. Indeſſen iſt ſein Zeugniß unbedingt glaubhafter als das des Muckers Dilthey, der offenbar aus purem Eigennutz gegen die „Rotte“ vorging. „Klug wie die Schlangen“, kleidete er ſein Verlangen, daß die Mutter Eva und ihr Anhang das Feld, d. h. den Hof Saſmannshauſen räumen möchten, in die liebſüßchriſtliche Beſorgniß um das Seelenheil der Rotte. Ja, er unternahm einen förmlichen Feldzug gegen den böſen Feind, um demſelben die lebendige Bibel und Kompagnie aus dem brüllenden Rachen zu reißen. Als Hilfsvölker zu dieſem Unternehmen verſchrieb er ſich aus Schwarzenau — einer unfern gelegenen Sektirerkolonie — eine gehörige Anzahl von „lieben Seelen", als da waren der Rechtskonſulent Hoffmann, der Prophet Hochmann von Hochenau, der Paſtor Weigel, die Paſtorin Wetzel und die verwitibte Gräfin von Leiningen-Weſterburg ſammt ihrer ledigen Schweſter Anna. An der Spitze dieſer Streitmacht verſuchte Ehren Dilthey „nach demüthigem Gebet" die Mutter Eva und Konſorten „in Gottesnamen" dem Teufel abzuringen und auf den richtigen Weg zurückzubringen. Aber der Kreuzzug vergeckte kläglich: die Rotte hielt ſtand und ſchlug unter Anſtimmung des Schlachtgeſanges: „Zerfließ', mein Geiſt, in Jeſu Blut und Wunden!" den Angriff tapfer ab. Das Gefecht wüthete in Form einer heftigen Disputation, in welcher die Rotte Dilthey gegenüber der Rotte Buttlar entſchieden den Kürzeren zog. Leider hat der ſtreitbare Prädikant nicht für gut gefunden, die Einzelnheiten ſeiner Niederlage aufzuzeichnen. Nur die eine Gefechtsſcene, allwo ſich der Kampf um das häkelige Objekt der Be- oder Verſchneidung drehte, fand er ſcharf zu betonen für gut und zwar ſo: „Die Hofmeiſterin Eva ſchlug die Bibel und zwar das 5. Kapitel des Hohen Liedes auf, reichte daſſelbige Herrn Hoffmann dar und mit ihrem Finger zeigete ſie ihm den 4. Vers, ſagende: Hier habt ihr den Grund unſerer Beſchneidung!" . . . Nach bewerkſtelligtem Rückzug ſcheint Ehren Dilthey über ſeinen Fehlſchlag erſt recht erboſt worden zu ſein. Es war ihm jetzt ganz klar, daß „die Mutter Eva eigentlich die apokalyptiſche Jeſabel ſei, welche gutwillige Seelen zu gräulichen Sünden verführe". Nachträgeriſch, wie nur ein Pfaff es ſein kann, hat er dann die im November von 1704 eingetretene Kataſtrophe der Rotte benutzt, um an die „Gräflichen Kommiſſarien" eine Angebereiſchrift zu richten, worin er die Mitglieder der Rotte aller möglichen Gräuel bezichtigte und ſchließlich erklärte: „Ich vor meine Perſon zweifle nicht, daß die Eva und die andern, ſo bei ihr ſind, mit dem Teufel in einem Band ſeyn, ihn anbeten und dieſem böſen Geiſt einen Sabbath nach dem andern feyren."*)

---

*) Th. G. III, 314—16

5.

Wie vorhin angedeutet worden, hat im November von 1704 der gottſelige Wandel der lieben Seelen von Saſmannshauſen eine gewaltſame Unterbrechung erfahren.

Der Herr Graf von Witgenſtein war einer jener mehreren Hunderte von reichsunmittelbaren Miniaturſouveränen und Duodeztyrannen, welche die hohe und niedere Gerichtsbarkeit beſaßen und dieſelbe häufig genug im ritterlichen, d. h. im raubritterlichen Sinne ausübten. Das Elend der Juſtizpflege oder, richtiger geſprochen, der Injuſtizpflege im damaligen deutſchen Reiche kann man ſich gar nicht groß genug vorſtellen. Nur das auserwählte Volk der Geduld und Fürſtenfürchtigkeit konnte ſich dazu hergeben, dieſes und anderes Elend mehr zu ertragen. Der einzige thatſächliche Rechtsſchutz, d. h. die einzige Möglichkeit, den Griffen der „Kabinettsjuſtiz" zu entgehen, beſtand in der häufig in's Groteſk-Komiſche gehenden Unmacht der zahlloſen kleinen Tyrannen, die Sprüche ihrer „Halsgerichte" und „Malefizgerichte" in Vollzug zu ſetzen.

Der Beherrſcher des Reiches Witgenſtein hatte ſchon lange lüſtern die Ohren geſpitzt, in welche der Pachter Wirth allerhand Verführeriſches zu raunen wußte von dem großen Geld und Gut, ſo die Buttlar'ſche Rotte zu Saſmannshauſen beſäße. Gut, dachte Sereniſſimus, da ließe ſich ja ein prächtiger Fang machen und noch dazu aus gebieteriſcher Pflicht. Bin ich nicht summus episcopus meines Landes? Freilich bin ich das. Und liegt mir als ſolchem nicht ob, über die Reinheit der orthodoxen Lehre zu wachen und Häreſie und Blaſphemie gebührend zu ſtrafen? Allerdings. Was folgt daraus? Daß über die Saſmannshäuſer komme, was Rechtens.

---

*) Th. G. III, 282–92.

Faſt ſcheint von ſolchem Selbſtgeſpräch und Entſchluß Sr. Gräflichen Gnaden etwas nach Saſmannshauſen hinüber ruchbar geworden zu ſein. Denn mit einmal kam es der Mutter Eva in dem Neſte der Gottſeligkeit nicht mehr ganz geheuer vor und ſie war gerade im Begriffe, mit Appenſeller-Leander nach Wetzlar abzureiſen, um „etliche von den beſten Sachen in Verwahrung zu bringen", als das Verhängniß auf die Rotte fiel und zwar in Geſtalt des „Land-Schultzen Bilgen, welcher uns den Arreſt im Namen des Grafen von Witgenſtein ankündigte, allwo ich" — ſetzt der Erzähler dieſes Auftrittes, der zerhauene und zerſtochene Leander hinzu — „ſechszehn Wochen lang mit arretiret war, nicht wiſſende warum". *)

Die ganze Sippſchaft wurde in Laaſphe eingethürmt und nun hob eine Procedur an, welche in ihrer Art nicht weniger ſkandalhaft war als die ſaſmannshauſer Gottſeligkeit in der ihrigen. Das Erſte und Eiligſte, was die witgenſtein'ſche Juſtitia that, war, daß ſie auf die Habe der Verhafteten zu Saſmannshauſen eine räuberiſche Hand legte. Die Beute war recht anſehnlich: bares Geld, Silbergeſchirr, feines Mobiliar, ein hübſcher Vorrath an Weißzeug und Kleidern erfreuten das Herz des raubritterlichen Gerichtsherrn. Um aber ein „rechtskräftiges" Urtheil vorzubereiten, welches den Raub in Konfiſkation verwandelte, ernannte der Herr Graf den ganz bildungsloſen Landſchulzen Bilgen, einen zweiten beliebigen Kaſſier und einen blutjungen Kanzliſten zu Unterſuchungskommiſſarien, welche in formloſeſter, ja geradezu brutal-gemeiner Weiſe die Verhöre der Verhafteten führten. Vergebens bot der evaglaubige Dr. Bergenius von Wetzlar her alle Ränke und Schwänke ſeiner weitſchichtigen Rechtsgelehrſamkeit zu Gunſten der „Mutter" und ihrer Kinder auf, vergebens berief er ſich feierlich auf die „Reichskonſtitutionen" und auf „Kaiſer Karoli peinliche Halsgerichtsordnung", das tumultuariſch zuſammengebrachte Aktenmaterial bot dem gräflichen Fiſkal genug und übergenug Stoff zur Formulirung einer peinlichen Anklage, auf Grund welcher auf dem

---

*) Th. G. III, 442.

Rathhauſe von Laaſphe das peinliche Halsgericht ganz formlos gehegt wurde. Der redliche Thomaſius hat über das ganze Verfahren einen ſcharfen Tadel ausgeſprochen.*)

Zur Urtheilsfällung iſt es jedoch nicht gekommen, weil die Angeklagten für gut fanden, der gräflich witgenſtein'ſchen Juſtiz mittels der Flucht ſich zu entziehen und lieber ihr Hab' und Gut als ihr Leben in den Händen derſelben zu laſſen. Es war ihnen gelungen, mit einander in Verbindung und Verabredung zu treten, und in der Nacht vom 15. auf den 16. März 1765 bewerkſtelligten ſie, „ermuthigt durch einen leuchtenden Blitz“, ihre Entweichung aus dem Gefängniß zu Laaſphe und aus dem Reiche Witgenſtein.

Der Selbſtherrſcher aller Witgenſteiner konnte ſich zu dieſem Ausgang des Handels nur beglückwünſchen. Die Beute hatte und behielt er ja. Die gräfliche Regierung aber gab das Geſchehene kund in Form eines Schreibens, welches ſie am 31. März 1765 an die fürſtlich-ſächſiſche zu Eiſenach richtete, und zwar als Antwort auf eine Zuſchrift, welche ihr in Sachen der de Beſſas'ſchen Scheidungsklage von dort zugegangen war. Nachdem in dieſem witgenſtein'ſchen Aktenſtücke nach allen Regeln des Kurialſtils des Breiteſten dargelegt war, warum und wasmaßen gegen die „Hoffmeiſterin“ eine Kriminalprocedur angeſtrengt worden, hieß es zum Schluſſe: „Da aber beklagtinne dieſe böſe Eva vermercket, daß der Process ein böſes Ende mit ihr nehmen würde, hat ſie ſich durch Helffers-Helffer den 16. hujus zu Nachts, nachdem ſie der Wacht einen Schlaftrunck beygebracht, mit der Flucht ſalviret, und ob man ſchon dieſelbe bis in's Heſſen-Darmſtädtiſche nach Biedenkopf verfolget, daſelbſten noch attrapiret und wieder in Verhaft bringen laſſen, hat dieſelbe nach ein paar Tagen, ſo ſie daſelbſt geſeſſen, ſich ebenfalls loß practisiret und alſo echappiret.“**)

Die Entwichenen hatten übrigens bei einem Notar zu Biedenkopf einen vom 21. März datirten Proteſt hinterlegt, in welchem Schriftſtück ſie über das Vorgehen des gräflich witgenſtein'ſchen

---

*) Th. G. III, 525 ff.

**) Th. G. III, 261.

Halsgerichtes ſich beſchwerten und an ein höheres kompetentes Gericht appellirten. Das peinliche Halsgericht von Laaſphe verweigerte aber die Annahme dieſes Proteſtes und ließ am 27. Mai hinter den Flüchtlingen her jene Citation ergehen, welche am Eingange dieſer wunderlichen Hiſtorie zu leſen war. Die Ladung blieb erfolglos. Denn die Entwichenen hatten ſich von einander getrennt, um der Verfolgung leichter zu entgehen. Nur Eva und Leander blieben auf der Flucht beiſammen, doch iſt zu vermuthen, daß bei der Trennung die nöthigen Abreden mit Winter und den übrigen Rottirern getroffen worden ſeien, um zu einem beſtimmten Zeitpunkt und an einem paſſenden Orte wieder zuſammenzutreffen. Die Geldmittel waren der „Mutter“ auch jetzt nicht ausgegangen oder vielmehr ſie befand ſich nach der raubritterlichen Großthat des Witgenſteiners bald wieder im Beſitze deſſen, was nicht allein in Kriegs- und Staats-, ſondern auch in Glaubensſachen der „nervus rerum“ allzeit war, iſt und ſein wird. Wahrſcheinlich iſt die „liebe Seele“ von Doktor Bergenius zu Wetzlar Eva's Vermögensverwalter und Schatzmeiſter geweſen.

Dahin, nach Wetzlar, zu dem allzeit hilfebereiten Beiſtänder hatte ſich Mutter Eva mit dem getreuen Leander auf Fluchtwegen gerettet. Der Verſuch, ~~daſelbſt~~ ein neues „Neſt der Gottſeligkeit“ zu bauen, muß jedoch auf Hinderniſſe geſtoßen ſein; denn wir finden die lebendige Bibel ſammt dem Zerhauenen und Zerſtochenen bald darauf in Mainz und Köln, ohne daß uns die Akten über die näheren Umſtände dieſer Wanderfahrt Aufſchluß gäben. Es kommt daher, ſo zu ſagen, wie ein plötzlicher Schuß aus einem Piſtol, wenn wir erfahren, daß Eva und Leander zu Köln feierlich in den alleinſeligmachenden Schoß der heiligen römiſch-katholiſchen Kirche ſich aufnehmen ließen. Zur Motivirung dieſer Ueberraſchung wird uns nur der flüchtige Wink, daß allbereits während der Einthürmung im Reiche Witgenſtein die Sehnſucht nach beſagtem alleinſeligmachenden Schoß in dem frommen Paare ſich geregt hätte. Möglich, ſehr möglich, daß zu dieſer geſchwinden Bekehrung die Erwägung etzliches beigetragen hat, in der „großen Pfaffengaſſe“ der Rheinlande lebte und wanderte es ſich ſicherer, ſo man ſtatt zum Papſt von Wittenberg zum Papſt von Rom hielte. Zu Köln treffen wir plötzlich auch die uralte Mutter Eva's, Urſula Maria von Buttlar, welche von ihrer Tochter aus Thüringen herbeicitirt und vermocht wurde, ihren 88 Jahre alten lutheriſchen Glauben auch noch mit dem römiſchen zu vertauſchen. Wahrſcheinlich war bei der kindiſchen Greiſin noch etwas zu holen — ich meine etwas von dem vorhin erwähnten „nervus“.

Im Sommer von 1765 trank Leander den Pyrmonter Brunnen und verſpürte Neigung, Mönch zu werden. Das paßte aber der „Mutter“ nicht. Auch „Vater“ Winter winkte heftig ab und nun folgte ein neuer Aufzug in dieſem ſeltſamen Myſterienſpiel. Denn am 1. September ſchrieb Leander von Rechtenbach im Naſſauiſchen aus an Winter, um dieſem ſeinem „herzwerthgeſchätzten Papagen“, ſeinem „Hertzen-Abba“ anzuzeigen, daß er im Begriffe ſei, nach erlangter Einwilligung der „Großmutter“ in aller Form mit der „Mutter“ Hochzeit zu machen. Der alte Jenenſer Renommiſt regte ſich in dem glücklichen Bräutigam, als er ſeinen Brief mit den Worten ſchloß: „Wir wollen auf der Hochzeit eure Geſundheit aus dem großen Glas wacker herumtrinken; ihr werdet es ſchon fühlen … Mon père, votre serviteur très obéissant et très humble J. A. Leander. Laß' deine Liebe von deinem kleinen Würmgen nicht weichen!“

In der That, „Papagen“ Winter ließ ſeine Liebe nicht von ſeinem „kleinen Würmgen“ weichen. Wenige Tage nach der Hochzeit Leanders und Eva's, welche zu Hallenberg in Weſtphalen vor ſich gegangen, traf die vom 9. September datirte Antwort des „Vaters“ an den „Sohn“ ein, alſo anhebend: „Jeſu, mein ein und alles, o Jeſu! Mein Hertzens-Schatz, was hat dich doch bewogen, mir armem Sündenwurm ein ſo hohes und theures Kleinod, eure allerliebſte Hertzen in eins zu ſchenken, das Leben meiner Seele und Ruhe meines Hertzens in dir allein, o Jeſu! meines Hertzens-Schatz und Bräutigam finde ich Ruhe und Frieden in mir.“ So geht es lange, lange weiter. Dann kommt eine Stelle, welche eine neue Entwickelungsphaſe dieſer abſonderlichen Hiſtorie einleitete. „Vater“ Winter ſchrieb nämlich: „Mein Hertzgen, ſiehe, deine Mutter (Eva) und ich, wir übergeben dir alles, was wir haben; du ſolſt Haupt und Herr ſein über die Gemeinde, ein Erlöſer und Heyland derſelben.“*)

Ja, das war der Trompetenſtoß, welcher ankündigte, daß der Hauptakt unſerer Komödie des Größenwahns in Scene gehen werde, ein Akt, in deſſen Verlauf der delirirende Aberwitz in faſelnden Blödſinn überging.

6.

Zu Ende Novembers von 1705 war die „Gemeinde“ der Mutter Eva wiederum beiſammen, und zwar zu Lügde, unweit Pyrmont, im Gebiete des Biſchofs von Paderborn — zuſammen 20 Männlein und Weiblein. Auch Doktor Bergenius war da, maßen er ſeine Praxis von Wetzlar nach Lügde verlegt hatte.

Wie es ſcheint, hauſete die geſammte Evaitenſchaft unter einem und demſelben Dache. Jedenfalls lebten die „lieben Seelen“ in vollſtändiger Gütergemeinſchaft.**)

„Vater“ Winter hatte als „Prieſter der Gemeinſchaft“ ein neues „Bundeszeichen“ mitgebracht, mittels deſſen Annahme durch die Mitglieder der Gemeinde das „Neue himmliſche Reich“ begründet wurde, und beſtund ſelbiges Bundeszeichen darin, daß man den Männlein den Bart und den Weiblein das Haupthaar verſchnitt.

Bis ihnen höhere Ehren und Titel zutheil wurden, hieß Mutter Eva ſchlechtweg „Unſere liebe Frau“ und Sohn Leander ſchlichtweg „Unſer Herr.“

Am 13. December ließen „unſere liebe Frau“ und „unſer Herr“ mitſammen verſchiedene Edikte ausgehen, welche anhoben mit der Formel: „Wir von Gottes Gnaden entbieten unſere Liebe und Gnade zuvor“ — und die Aufrichtung einer neuen Haus-, Kirchen-, Staats- und Rechtsordnung bezweckten. Im ernſthafteſten, regelrichtigſten Kanzleiſtil von damals wurden ſodann verſchiedenen Mitgliedern der Gemeinde allerhand Aemter und Würden verliehen. Alſo iſt Doktor Bergenius zum Reichsgerichtsdirektor, Ichtershauſen zum Reichsfiskal, der Erzerber Scheiberhenne zum Senior der Hauskirche, das Fräulein Charlotte von Kolenberg zur Hofmeiſterin und zum „Vorbild der Gottesfurcht“ ernannt worden. Auch eine Art Strafgeſetzbuch wurde verfaßt und verkündigt und nach den Vorſchriften deſſelben insbeſondere die Magd Chriſtina Koch für allerlei burleske, aber nicht beſchreibliche Verfehlungen in Pön und Buße genommen.*)

---

*) Th. G. III, 339—44.

**) Dafür liegt ein beſtimmtes Zeugniß vor in der Angabe Ichtershauſens vom 6. April 1706: „Quoad bonorum communionem weiß ich, daß ein jedes hat beygetragen, was es gehabt, darum weil keines das andere hat verlaſſen wollen.“ Th. G. III 435.

Das alles war jedoch Kinderſpiel, verglichen mit den Haupt- und Staatsaktionen von Narrheit, welche mit dem Jahre 1706 begannen. Der Größenwahn fing an, ſich um ſich ſelbſt zu drehen wie ein Kreiſel und die tollſten Purzelbäume zu ſchlagen.

Am 2. Januar wurde in feſtlicher Verſammlung der ganzen Rotte unter dem Vorſitze von Doktor Bergenius „unſer Herr“ Leander als „neu erwählter König“ vorgeſtellt und geweiht. Vater Winter hielt die Weiherede, bei deren Schluß die unterthänige Huldigung ſtattfand. Nach dieſem „Actus Institutionis Novi Regni“ folgte eine „feierliche Mahlzeit, Geſundheitstrinken und ein Freudentänzchen.“**)

Der „Reichsfiskal“ Ichtershauſen, welcher ſich rühmte, die ganze Bibel — die papierene nämlich, nicht die „lebendige“ — aus dem Hebräiſchen ins Lateiniſche überſetzt zu haben, konnte ſich des Bedenkens nicht entſchlagen, ob die Einſetzung des „Königs“ ohne ausdrückliche Zuſtimmung und Mitwirkung der „Mutter“, der „höchſten Weisheit“, rechtskräftig habe vor ſich gehen können. In einem Schreiben, das er am 7. Januar an Se. Königliche Majeſtät Leander den Erſten richtete und welches anhob: „Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter und Unüberwindlichſter König und Herr!“ artikulirte er in 26 Fragen ſeine Zweifel, deren gewichtigſter dieſer, ob es nicht Gottes unwürdig, einen König zu freien, ohne demſelben zugleich auch ein Reich zu geben. „Hertzen-Abba“ Winter ſcheint die Fragwürdigkeit dieſer Frage anerkannt zu haben, denn er gab den Orakelſpruch von ſich: „Das zeitliche Reich anlangend, ſo werden ſich in kurtzem groſſe Fürſten und Herren zu uns ſchlagen und alsdann wird das weltliche Reich offenbahret werden.“*)

---

*) Th. G. III, 352—63.

**) Th. G. III, 379—84.

Winter, der ſich jetzt zum vollen Gottvatersbewußtſein hinaufgeſchwindelt hatte, mag aber doch die Zweifelſucht und den Fragedrang Ichtershauſens etwas unbequem gefunden haben. In ſeiner Allweisheit beſchloß er, es mit dem Frageſteller zu machen, wie es die moderne Staatskunſt mit unbequemen Publiciſten und Kammerrednern macht, indem ſie dieſ~~elben~~ mit Titeln und Orden kauft oder, falls ſie um das nicht feil ſind, mit Eiſenbahn- und Bankconceſſionen geſchweigt oder wohl gar auch am Regimente betheiligt. Der Herr „Reichsfiskal“ machte eine noch ganz andere Carriere, wie wir ſofort ſehen werden.

Denn ſchon etliche Wochen ſpäter, am 8. Februar von 1796 barſt der Größenwahn zu Lügde in ſeinen Paroxysmus aus: die förmliche Vergottung Eva's, Winters und Ichtershauſens ging vor ſich.**)

Andächtig-feierliche Verſammlung der Gemeinde. Ein Altar iſt aufgebaut, auf welchem Lichter von himmelblauer Farbe brennen. Zwiſchen ~~denſelben~~ liegt eine biſchöfliche Inful aus blauem Seidenpapier. Sonne, Mond und Sterne, aus Goldpapier geſchnitten, ſind darauf befeſtigt. Doktor Bergenius, dem ſeiner eigenen Ausſage zufolge „alle dieſe Dinge gar nicht ſeltſam vorkamen“***), hat die bezüglichen Urkunden aufgeſetzt und hält ~~dieſelben~~ zum Vorleſen bereit.

Den Anfang macht die Inthroniſirung Winters als Gottvater. Mutter Eva tritt vor und nimmt die Inful vom Altar. Winter kniet vor dem Gottſohn und König Leander, der ihm die eingeſeifte Glatze raſirt und ihn dadurch „zum Prieſter weiht“. Eva überreicht ihrem königlichen Gemahl die Biſchofsmütze, womit

---

*) Th. G. III, 398 fg., 449.
**) Th. G. III, 405—15.
***) Th. G. III 442.

Leander den Gottvater „krönt". Hierauf huldigender Kniefall der ganzen Gemeinde vor der oberſten göttlichen Majeſtät. „Reichsgerichtsdirektor" Bergenius verlieſ't die ſchriftliche Beurkundung.

Folgt nun die „Offenbarung und Verklärung" Ichtershauſens als Gott-Heiliger-Geiſt. Doktor Bergenius verlieſ't die betreffende Urkunde.

Dann kommt die tollſte Scene des ganzen unerhörten Aktus, die „Consecratio" der Mutter Eva als „Sophia". Der „Gottvater" ſtellt ſich vor den Altar. Eva, „roth gekleidet und in ihren Haaren mit bloßem Haupt", tritt vor ihn hin, zu ihrer Rechten den „Gottſohn", zu ihrer Linken den „Heiligen Geiſt". Rauchwerk wird vor „Unſerer lieben Frau" angezündet. Alsdann legen der Vater, der Sohn und der Geiſt allzumalen ihre Hände auf Eva's Haupt und „konſekrirt" ſie der Vater mit dieſen Worten: „Amen, Amen. Du biſt meine liebe Tochter, die Ewige Weisheit, das Himmliſche Jeruſalem, das vom Himmel zu uns herabgekommen. Du biſt die Mutter der Drey-Einheit. Du biſt das Leben und das Band der Drey-Einheit. Du biſt das Centrum und die wahre Glückſeligkeit der Drey-Einheit. Du biſt das Eins des Vaters und des Sohns. Du biſt meine Tochter und Vertraute und eine Mutter aller Gläubigen. Du biſt eine Mutter und Geſpons des Sohns und eine Frau des Hauſes Gottes. Du biſt eine Schweſter und Verlobte des Heiligen Geiſtes und eine Fürſprecherin der Gemeinde. Du biſt der Anfang und die Wiederbringung aller Kreaturen. Du biſt eine Beſchließerin und Auswirkerin des Willens Gottes. Ich ſetze dich ein zur Mithelferin der Heiligen Drey-Einigkeit. Ich ſetze dich ein zur Aufſeherin des Prieſterthums, zur Führerin des großen Gerichts, zur Regiererin der Gemeinde und zur Heerführerin des Volkes Gottes. Ich ſetze dich ein zur Herrſcherin der Erden und zur Mutter aller Kreaturen."*)

Jetzo verlieſ't Doktor Bergenius knieend die Eidesformel, kraft welcher die „Ewige Weisheit" ſchwur, „das Eins in dem Drei zu bewahren und der Gemeinde Beſtes zu fördern". Endlich Waſchung und Salbung der neuen Göttin, welcher eine aus Lorbeer und Roſmarin geflochtene, mit Silberzindelſternen geſchmückte Krone aufgeſetzt wird, worauf ihr ſämmtliche Verſammelte mit Kniebeugung und Handkuß huldigen . . .

---

*) Th. G. III, 111.

Ein Bankett beſchloß den Tag des Heils und an einem „Freudentänzchen“ wird es wohl auch diesmal nicht gefehlt haben.

7.

Aber alles muß ſein Ende haben, auch die Narrheit, und wenn der Phantaſterei nicht von ſelber der Athem ausgeht, ſo muß man ihr [illegible] ausblaſen. Nicht alle Narren kann man frei herumlaufen laſſen und im Jahre 1706, alſo vor 170 Jahren, mußte es als eine verbrecheriſche Narrheit, ja als der Gipfel der Ruchloſigkeit erſcheinen, die göttliche Dreieinigkeit mitſammt der himmliſchen Sophia vorſtellen zu wollen.

Wenn man erwägt, daß dieſer Größenwahn auf einem biſchöflichen Gebiete ſich breitmachte, in einer Gegend, welche noch heute zu den verpfaffteſten in Europa gehört, und ferner, wie dazumal noch und bis über die Hälfte des 18. Jahrhunderts hinaus die Ketzer- und Hexengerichte in katholiſchen und lutheriſchen Reichslanden wirthſchafteten und wütheten, ſo muß man ſich höchlich verwundern über die verhältnißmäßige, ja faſt beiſpielloſe Milde, womit die „Buttlar'ſche Rotte“ nach ihrer Einziehung durch das biſchöflich-paderborn'ſche Halsgericht behandelt wurde. Es bleibt keine andere Annahme als die, daß der Biſchof von Paderborn, Franz Arnold Joſeph Wolf, einer jener im 18. Jahrhundert da und dort in Deutſchland vorgekommenen katholiſchen Prälaten geweſen ſei, welche von dem durch die Zeit gehenden Hauch der Aufklärung und Humanität mehr oder weniger kräftig angeweht waren.

Unſere am Abend vom 8. Februar 1706 zu Lügde bankettirende gottſelige Sippſchaft hatte ſicherlich keine Ahnung, daß ſie aus der wolkenkukuksheimer Höhe ihres Größenwahns ſo bald in die gemeine Wirklichkeit eines Gefängniſſes herabfallen würde. Die Menſchen, ſo lange es ihnen wohlgeht, hüten ſich ja überall und allzeit, zu bedenken, daß im Liederbuch des Weiſen von Schiras geſchrieben ſteht:

„Beim Bankett des Lebens leere
Einen Becher oder zwei;
Aber nimmermehr begehre,
Daß dein Glück beſtändig ſei!“

Ja, ja, es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und daß der menſchliche Größenwahn immer wieder die gebührende Ohrfeige bekomme. Die Ohrfeigung erfolgt in allerlei Formen und nimmt mitunter abſonderliche Geſtalten an. So erſchien ſie z. B. beim perſonificirten Kathederdünkelwahn, beim Hegel, der in ſeinem ſchrecklichen Jargon gekauderwelſcht hatte, daß Gott im Menſchen im allgemeinen und in ihm, Hegel, im beſonderen ſeiner ſelbſt bewußt geworden, in Geſtalt einer unverdaulichen Wurſt, an welcher der Menſch-Gott kläglich verſtorben iſt. Auf die „Ewige Weisheit“ und die „Göttliche Dreieinigkeit“ vom 8. Februar 1706 dagegen fiel die Ohrfeige in Geſtalt des biſchöflich paderborn'ſchen Büttelmeiſters, welcher mit ſeiner Mannſchaft am 22. Februar in Lügde erſchien, die ganze Evaitenſchaft, mit Ausnahme des Doktor Bergenius, verhaftete und die 20 feſtgemachten Männer und Weiber in die Gefängniſſe des Schloſſes Dringenberg abführte, allwo ihnen „wegen Blaſphemie“ der Proceß gemacht wurde.

Man muß dem biſchöflichen Halsgerichte nachrühmen, daß es viel ordentlicher verfuhr, als das gräflich wittgenſtein'ſche verfahren war. Die Rechtsformen, wie ſie die „Karolina“ vorſchrieb, wurden eingehalten, kamen jedoch inbetreff der Urtheilsſchöpfung keineswegs in ihrer ganzen Strenge in Anwendung. Sonſt wäre ja der Mutter Eva, dem Winter, dem Leander und dem Ichtershauſen der Feuertod ſicher geweſen. Der Biſchof und ſeine Richter ſcheinen durchgefühlt zu haben, daß ſie es doch eigentlich mehr mit Narren als mit Verbrechern zu thun hätten. Die Nebenperſonen der Größenwahn-Komödie benahmen ſich in der Unterſuchung ſo kindiſch, daß ihre blödſinnige Harmloſigkeit am Tage lag. Von den Hauptperſonen ſuchten etliche zu leugnen, bis die aufgefundenen Urkunden des „Actus blasphemiae" ihnen vorgelegt wurden oder, wie am 26. März gegen Winter und Ichtershauſen, etliche „gradus torturae" (Hand- und Beinſchrauben, Aufziehung und Geißelung) in Anwendung kamen. Bald ließen ſich alle zu offenen Geſtändniſſen herbei. Leander und die „Leanderinne", wie Eva in den paderborn'ſchen Akten mitunter heißt, wurden gar nicht „torquiret". Leander geſtand alles. Auch Eva legte hinſichtlich der blaſphemiſchen Machenſchaften vom 2. Januar und vom 8. Februar ein offenes Bekenntniß ab. Nur behauptete ſie, daß ſie ſich ihrer Erhöhung und Krönung zur „Ewigen Weisheit", zur Herrſcherin des Himmels und der Erde 14 Tage lang widerſetzt hätte. Ihr unſittliches Verhältniß zu Winter gab ſie ausdrücklich zu. Hinſichtlich der ihrer Sekte ſchuldgegebenen Unzuchtsgräuel erklärte ſie, daß „geſtalten die Pietiſten geiſtliche Vereinigungen haben wollten und daß diejenigen, deren Sinn am meiſten übereinkäme, vereinigt werden müßten und weil ſolches gemeiniglich unter zweyerley Geſchlechts-Perſonen geſchähe, wäre es mehrentheils — zur Fleiſchlichkeit ausgeſchlagen".*) Ichtershauſen ſeinerſeits bekannte, daß „darin vor 3—4 Jahren allerdings viel paſſiret", daß jedoch, „als wir Vater und Mutter annahmen, dieſer Punkt ceſſirte".**)

Die ganze Bande ſtellte ſich übrigens ſehr reumüthig an und die Hauptperſonen wußten mittels gutgeſpielter Zerknirſchung die einflußreiche Fürbitte des Jeſuitenpaters Herde bei Sr. Biſchöflichen Gnaden zu gewinnen. Freilich hinderte dieſe Zerknirſchung namentlich die ſchlaue und kühne Mutter Eva nicht, allerlei Anſchläge zur Ausfindigmachung von Fluchtwegen auszuhecken, worauf ſie um ſo weniger verzichtete, als ihr auch in der Gefangenſchaft die Geldmittel nicht fehlten und ſie demnach dem Wächterperſonal reichliche Branntweinſpenden zufließen laſſen konnte.

Am 15. und am 21. Mai wurden die Urtheile gefällt. Von dem Doktor Bergenius verlautete dabei gar nichts. Die Nebenperſonen des großen Narrenſpiels kamen alle mit Verweiſung aus dem Hochſtifte weg. Winter war zum Tode durch das Schwert verurtheilt, allein die Todesſentenz wurde in die Strafe der Stäupung verwandelt. Ueber Eva, Leander und Ichtershauſen war Staupenſchlag und Landesverweiſung verhängt „wegen verübter gotteslaſterlicher Thaten und geführten böſen Wandels“.

---

*) Th. G. III, 430, 456, 457.

**) Th. G. III, 435.

Nun iſt es aber ſehr fraglich, ob Eva, Winter, Leander und Ichtershauſen den Staupenſchlag wirklich erhalten haben. Aktenmäßig wird darüber nichts gemeldet, wohl aber, daß die Fluchtgedanken der Mutter Eva zur That geworden oder, wie es in einem vom 9. November datirten Schreiben der biſchöflichen Regierung an die Juriſtenfakultät zu Halle heißt, daß „die de Vesias ante executionem cum effractione carceris echappiret“.*)

Und zwar die „Mutter“, die „Ewige Weisheit“ nicht allein. Denn ſchon im September deſſelben Jahres 1706 finden wir alle Hauptperſonen unſerer gottſeligen Komödie wiederum beim Freunde Bergenius in Wetzlar verſammelt. Recht charakteriſtiſch für die Rechtszuſtände im deutſchen Reiche von damals, daß eine ganze, mehrfach verurtheilte Rotte von Sündern ſich gerade am Sitze des höchſten Reichsgerichtes ungeſtraft und unbehelligt herumtreiben konnte.

Das iſt jedoch die letzte beſtimmte Nachricht, die wir von der Mutter Eva und den Evaiten haben. Hier in Wetzlar fiel der Vorhang des Stückes. Wir wiſſen nicht, wohin die gekrönte Sophia und die neue Dreieinigkeit gekommen und was aus ihnen allen geworden. Nicht einmal, ob die Rotte beiſammen geblieben ſei und irgendwo abermalen ein Neſt der Gottſeligkeit gebaut oder ob ſie ſich getrennt habe. Gehört hat man nichts mehr von ihr und bald war ſie gänzlich verſchollen. Wahrſcheinlich hatte der Größenwahn ſeine Kraft vertobt und verlief in ſtille Gehirnerweichung.

So fehlt denn unſerem Narrenſtück von der Mutter Eva die Schlußeffektgruppe. Die Moral mag ſich jeder Leſer nach Gefallen daraus holen. Wenn aber einer nach Leſung dieſer Hiſtorie verwundert fragen ſollte: Iſt denn ſo was möglich? ſo mag er freundlich bedenken, daß in 99 Fällen von 100 Immermann recht hat, wenn er ſeinen Zaren Peter zu dem treuen Gordon ſagen läßt:

---

*) Th. G. III, 477.

> „Glaub' dreiſt das Dümmſte, Tollſte, Widerwärtigſte!
> Denn das geſchieht.“

Erſter Zwiſchenſatz:

Die

tragiſche Geſchichte von Ambroſius Gigax,

dem Ordnungsfanatiker.

1.

Der ehrenwerthe Langalibalele, Kaffernhäuptling a. D., gab eines Tages einem engliſchen Miſſionär auf deſſen Frage, was für auszeichnende Merkmale er, Langalibalele, an den Engländern wahrgenommen hätte, zur Antwort: „Augen, die alles ſehen, und Hände, die alles nehmen wollen."

Dieſe unzweifelhaft beſte Charakteriſtik der „hochherzigen" Briten kam mir zu Sinne, als ich, von der alten Taminabrücke her die Gaſſe zum Hof Ragaz heraufgehend, die ſchon gewohnte Schar von Neugierigen vor dem „Chalet" rechter Hand auf der Lauer ſtehen ſah. Richtig fehlten denn auch in erſter Linie nicht die langgeſtreckten Hälſe verſchiedener Traveller-Books in Hoſen und die vorquellenden Glotzaugen diverſer Prayer-Books in Lockenperücken. Doch muß ich ſagen, daß eine erkleckliche Anzahl von Naſen, die da ſind wie „der Thurm auf dem Libanon, ſo gen Damaskus ſchaut", aus der Gafferreihe hervorragten und daß inmitten derſelben (der Gafferreihe nämlich, nicht der Naſen, wenigſtens ein Halbdutzend Roſen von Saron blühten, ſo in Wien oder Berlin gewachſen waren.

Maßen nun mir, als einem altfränkiſchen Menſchen, erlaubt ſein muß, die Roſe allen neumodiſchen Treibhausblumen zum Trotz noch immer als die Königin der Blumen zu verehren, und maßen ich fernerweit für die Roſenſpecies von Saron eine allem Indogermanenthum hohnſprechende Vorliebe hege, ſo miſchte ich mich, um die beſagten Thürme Davids herumlavirend, unter die mehrbeſagten Roſen. Die Wahrheit zu geſtehen, ſie hatten jetzo kein Lächeln für mich, wie ſie es doch auch ſchon gehabt. Wahrſcheinlich ſahen ſie mich gar nicht, denn ihre Augen, ja und auch ihre Seelen — ich glaubte nämlich und glaube noch, daß ſie ſolche „aus der Wiſſenſchaft längſt hinausgeworfene“ Dinger beſaßen — waren an das Chalet da drüben feſtgeleimt.

Es lohnte ſich aber auch der Mühe, denn unter dem Dache des kleinen Holzhauſes hauſte zur Stunde ein rares Trifolium: — eine weggejagte Kaiſerin, die Donna Eugenia, ein weggewunkener Kardinal, der Prinz von H. Sch., und ein weggeſchickter Schwiegerſohn des Khedive von Aegypten, Muſtapha Sadyk Paſcha.

Der Paſcha war ein nettes Kerlchen mit einem Bäuchlein im erſten Stadium und einem verbindlichen Lächeln. Die ungeſchriebene Badchronik erzählte, der gute Türke langweilte ſich wie der letzte der Möpſe und fände die ſämmtlichen anweſenden Damen zu ſchlank. „Zu ſchlank?“ rief Herr S., der Beherrſcher von Ragaz, erſchrocken aus — „und doch haben wir im Quellenhof eine Franzöſin, welche ſich nur ſeitlings zur Thüre des Speiſeſals hineinzwängen kann, und eine Mecklenburgerin, unter welcher ſchon drei Bettgeſtelle zuſammengebrochen ſind.“ Der Herr Kardinal war leidend und ging an Krückſtöcken. Kein Wunder alſo, daß er mit der rückwärts die Jahrhunderte, bis etwa zum elften, hinaufſtürmenden Kirche nicht mehr recht hatte Schritt halten können. Was die Kaiſerin anging, ſo war ſie eben nur noch eine gemalte, und zwar eine mit dickaufgetragenen Farben gemalte. Die Badchronik ſagte ihr nach, ſie ſei vor etlichen Tagen über einen ihr begegnenden Herrn aus Berlin, welcher dem verſtorbenen Verhuell wirklich täuſchend ähnelte, ſo erſchrocken, daß ihr ein Stück gemalter Wange abgefallen. Verhuellius Naſo redivivus dagegen behauptete, vom Erſchrecken habe er nichts bemerkt, wohl aber hätte die Donna eine Bewegung gemacht, als wollte ſie dem Doppelgänger ihres höchſtſeligen Gemahls um den Hals fallen.

Was mich angeht, ſo muß ich geſtehen, daß mich weder wirkliche noch gemalte Kaiſerinnen, weder Kardinäle noch Paſchas ſehr intereſſirten. Wohl aber that dies ein hagerer Mann, der, ſo er ſtand, ungewöhnlich lang ſein mußte, ein Mann mit weißen Haaren und einem grauen Bart, vor den Augen blaue, runde Brillengläſer von ungewöhnlicher Größe, darunter eine ſogenannte Kartoffelnaſe und ein dünnlippiger, an den Winkeln ſardoniſch niedergekrümmter Mund, auf dem Kopf ein Strohhut, deſſen Krämpe von einer Breite, wie mir noch nie vorgekommen. Dieſe Figur ſaß auf einem Feldſtuhl, hielt mit der linken Hand einen grüngefütterten Sonnenſchirm über beſagten Strohhut empor und lenkte mit der rechten einen kleinen Tubus, welcher an einem in die Erde gerammten Stock feſtgeſchraubt war. Daß der Herr und Lenker dieſes Tubus auf das Chalet jenſeits der Straße vigilirte, brauch' ich nicht ausdrücklich zu ſagen. Aber mich ergötzten die Umſtändlichkeit, der Apparat, der Forſcherernſt, womit des Mannes Neugier verfuhr. Hatte ich da einen letzten Mohikaner vor mir, eins der letzten Originale, welche in der breiten Verflachung moderniſter Mittelmäßigkeit und Uniformität mehr und mehr verſchwinden? Wer war der Mann? Das alte liebe Neſt Ragaz hat ſich, nicht eben zur Freude von jedermann, zum „Weltbad" verwandelt und man begegnet dort allſommerlich abſonderlichen Figuren genug. Aber eine wie der Mann vom Feldſtuhl und Tubus, der ſich geſchwind ein Obſervatorium eingerichtet hatte, iſt doch auch im Ragaz von heute eine exotiſche Pflanze und verlohnt wohl der Mühe der Beobachtung.

Schade, dacht' ich, daß der Amadeus Hoffmann nicht mehr lebt oder der Edgar Poe. Der da wäre für dieſen oder jenen ein gefundener Fraß.

Das mehr oder weniger zu verehrende Publikum verlor ſich allgemach, da weder die weggejagte Kaiſerin noch der weggewunkene Kardinal ſich zu zeigen geruhte und es doch nachgerade langweilig wurde, den rothen Fez des Paſcha's anzugaffen, welcher über der Baluſtrade der Veranda rechts ſichtbar war. Zuletzt waren nur noch unſer zwei da: der Tubusmann, welcher ſeine Beobachtung fortſetzte, und meine eigene liebwerthe Perſon, welche den hartnäckigen Beobachter beobachtete.

Beide erreichten wir ſchließlich unſern Zweck: er, indem er Madonna Eugenia und den Prinzen-Kardinal kurz nach einander aus dem Holzhauſe treten ſah; ich, indem ich Zeuge der geometriſchen Regelrichtigkeit ſein durfte, womit der Vigilator ſein Obſervatorium abbrach.

Das ging alles ſo gemeſſen, als gälte es, mit der bekannten „Harmonie der Sphären“ Takt zu halten. Schon die Art ſeines Aufſtehens zeigte den Mann, welcher nie einen Fuß vor den andern ſetzte, ohne daß er ſich zuvor genau vergewiſſert hätte, wohin er träte. Als ſich die lange dürre Geſtalt zu ihrer vollen Höhe auseinandergeſchoben hatte, galt es vor allem, klar zu ſehen. Es wurde daher die Brille ſachte von der Kartoffelnaſe genommen und wurden die großen runden blauen Gläſer mit einem aus der rechten Weſtentaſche gezogenen Lappen weichen Leders nachdrücklich abgerieben. Nachdem Lederlappen und Brille wieder an ihren Orten waren, ging es an das Geſchäft des Aufräumens, ohne Haſt, aber auch ohne Raſt. Zunächſt wurde der Tubus losgeſchraubt, zuſammengeſchoben, mit einem großen rothſeidenen Taſchentuch um und über abgewiſcht und in eine lederne Kapſel verſchloſſen, welche zuvor ſorgſam ausgeblaſen und dann behutſam auf den Feldſtuhl niedergelegt ward. Hierauf ging es an den Stock, der als Tubusgeſtell gedient hatte, bei näherer Bekanntſchaft aber als ein wahres Wunder, ja ſo zu ſagen als ein Kompendium oder Konverſationslexikon von Stock ſich auswies. Offenbar war er der Stolz und die Freude ſeines glücklichen Beſitzers. Das konnte man dem Wohlgefallen abmerken, womit er die verſchiedenen Federn des komplicirten Möbels ſpielen ließ, um die zahlreichen Metamorphoſen aufzuzeigen, welche den Stock nach und nach als ordinären Spazierſtock, als ramaſſirten Bergſtock, als Regenſchirm, als Hacke, als Steinhammer, als Stilet, als Lichtſcheere, als Leſepult, als Korkzieher, als Trinkbecher, als Stemmeiſen, als Schreibzeug und noch als ſonſt allerhand zum Vorſchein kommen ließen. Ich würde mich zuletzt wahrhaftig nicht mehr gewundert haben, wenn ſich das vexirliche Ding auch noch als Landtagsredner oder Reichstagsſchweiger entpuppt hätte.

Der Mann konnte mir die unverhohlenſte Bewunderung und die reinſte, menſchenbrüderlichſte Theilnahme leicht vom Geſichte leſen und ſagte daher, auf ſeinen wieder in alltägliche Rohrgeſtalt gebrachten Stock deutend: „Das Reſultat fünfjähriger theoretiſcher Studien und dreijähriger praktiſcher Konſtruktionsverſuche. Ja, mein Herr, mit Genie und Ordnung bringt man doch etzliches Ordentliche zuwege auf dieſer unſerer unordentlichen Erde.“

Damit lehnte er den Wunderſtock vorſichtig an einen Platanenſtamm, ſchnallte die Tubuskapſel an einen breiten Riemen, welcher ihm wie ein Bandelier von der rechten Schulter herabhing, nahm den Feldſtuhl auf, machte daran herum, bis derſelbe zu einem winzigen Volumen zuſammengeſchoben und eingeklappt war, und ſchnallte das Ding, in welchem jetzt kein Menſch einen Stuhl hätte vermuthen können, ebenfalls an den Riemen. Hierauf nahm er ſein Stockkompendium zur Hand, ſtieß die Spitze leicht auf den Boden und ſagte mit dem Vollbewußtſein wohlgethaner Arbeit: „Alles in Ordnung! Kardinal, Paſcha, Exkaiſerin abgemacht, in aller Ordnung.“

„Heil'ge Ordnung, ſegensreiche!“ ſtimmte ich bei, die Schillerglocke läutend.

„Ja, mein Herr, das iſt das geſcheideſte Wort, welches der unſterbliche Marbacher von ſich gegeben hat. Um das zu können, mußte er ſelber ein Mann der Ordnung ſein. Und das war er auch, wie ſein jetzo gedruckter Schreibkalender ausweiſt. Leider ſind ſeine Abführpillenrechnungen noch nicht veröffentlicht. Item leider auch noch nicht Göthe's Rheinweinrechnungen, wie uns ebenſo leider der gedruckte Nachweis fehlt, wie viele Fidibus dem Johann Heinrich Voß ſeine ſorgſame Hausfrau Erneſtine gedreht habe. Ich muß aber zugeben, daß doch allmälig Ordnung in unſere Literarhiſtorie kommt. Auf die exakte Forſchung muß ſie baſirt ſein. Nur dadurch fällt Licht in das Chaos. Erſt wenn es gelungen ſein wird, das Verhältniß von Göthe's Verdauung zu ſeiner dichteriſchen Produktion unanfechtbar klarzuſtellen, kann man daran denken, das Verhältniß des erſten Theils vom Fauſt zum zweiten richtig zu bemeſſen. Glücklicher Weiſe leben und ſtreben dermalen Männer, welche wiſſen, daß die ſogenannten Minutien und Lappalien eigentlich das Wichtigſte ſind. Ich kenne einen Leipziger Magiſter, welcher den wiſſenſchaftlichen Beweis erbracht hat, daß die wahre Literatur die ſei, welche man ſchnöderweiſe die Papierkorbliteratur zu nennen pflegt. Ich kenne einen andern dito Leipziger Alexandriner, welcher demnächſt ein von der lieben Kameradſchaft mit Recht ſchon zum voraus als epochemachend ſignaliſirtes Werk ediren wird, deſſen Titel lautet: „Die Wäſchezettel unſerer Klaſſiker und Romantiker als Akten- und Urkundenſammlung zu einer induktiv wiſſenſchaftlich zu ſchreibenden Geſchichte der deutſchen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts.“ Ich kenne einen dritten abermalen leipziger Byzantiner, welcher die „diplomatiſche“ Geſchichtſchreibung auf den Gipfel der Vollendung führen wird. Er hat nämlich die verſchiedenen Sorten Tabak, welche Friedrich der Große nach und nach ſchnupfte, zum Gegenſtande ſeiner „grundlegenden“ Forſchungen gemacht, um den Nachweis zu führen, welche Einflüſſe Rapé, Pariſer oder Doppelmops auf die Gehirnnerven beſagten Friedrichs und folglich auf die Geſchicke der Menſchheit gehabt haben. Sehen Sie, mein Herr, das iſt echte Wiſſenſchaftlichkeit, geſunder Realismus, gediegene Exaktität. Haß und Krieg jeder Unordnung! Es iſt unglaublich, was dieſe zu unſerer Zeit für Unheil anſtiftet. Hat ſich nicht neulich einer erfrecht, ein ganzes Buch hindurch beharrlich Göthe ſtatt Goethe — G.o.e.th.e — zu ſchreiben? Ja, ſo hat er. Zum Glück hat man ihm mit dem Schulmeiſterbakel tüchtig auf die Finger geklopft. „Göthe“, was? Zwar iſt es Blödſinn, im Deutſchen die Diphthongen ä, ö, ü mit ae, oe, ue zu ſchreiben, ich geb' es zu, und Göthe ſelbſt würde ſich wohl heutzutage das e in der erſten Silbe ſeines Namens erſparen und ſich auch nicht mehr „Geheimbde-Rath“ unterzeichnen; allein die Schreibweiſe G.o.e.th.e iſt einmal als ordnungsmäßig anerkannt und nur Anarchiſten und Rebellen ſind daher gottlos genug, das e in der erſten Silbe wegzulaſſen. Ordnung muß ſein, im Großen und Größten, im Kleinen und Kleinſten . . .“

Er hielt erſchöpft inne und ſchnappte nach Luft.

„Auf Erden und am Himmel“, ergänzte ich auf's Gerathewohl den Satz.

„Am Himmel? Hm, hat ſich was damit!“ ſagte er mit niedergekniffenen Mundwinkeln. Zugleich ließ er aus ſeinem erhobenen Stock die Lichtſcheere hervorgucken, als wollt' er damit geſchwind etliche „anarchiſche“ Sterne da droben ausputzen. „Wiſſen Sie, am ſogenannten Himmel iſt auch keine rechte Ordnung. Sonſt hätte man ja den unordentlichen Lebenswandel der Kometen ſchon lange nicht mehr geduldet. Und dann dieſes Vorübergehen der Venus vor der Sonnenſcheibe, was ſagen Sie dazu? Iſt das in der Ordnung? Die Venus ſoll hübſch ordentlich unter oder meinetwegen über der Sonne dahingehen, aber nicht quer vor Ihro allerhöchſten Naſe vorüber. Das heißt ja der Sonne ſo zu ſagen ein Schnippchen ſchlagen und iſt wider allen Reſpekt, wider alles Dekorum, wider alle Ordnung."

So ſprechend, ſchoß er von mir weg — wir waren derweil in den Hof Ragaz und im rechten Flügel bis ins erſte Stockwerk gelangt — und fuhr wie der Wind auf einen im Korridor ſtehenden Tiſch zu, an welchem, wie es ſchien, etwas nicht in Ordnung ſein mußte.

„Da haben wir es wieder!" murmelte er und fuhr langſam mit der Spitze des Zeigefingers über die Tiſchplatte, bis auf der nicht abgeſtaubten Fläche in Frakturbuchſtaben „Staub!" zu leſen war.

„So ſind die Weibsleute!" brummte der Beſitzer des Wunderſtockes. „Können Sie es für möglich halten, daß ich ſchon geſtern auf dieſelbe Tiſchplatte denſelben Ordnungsruf geſchrieben habe? Umſonſt!"

Und mit temperirter Energie ſeinen vielſeitigen, aber rückſichtsvoll zu behandelnden Stock auf die erſte Stufe der Treppe zum zweiten Stockwerk ſetzend, fuhr er fort: „Sagen Sie, mein lieber Herr, iſt Ihnen jemals ein weibliches Weſen vorgekommen, Kind, Mädchen, Frau, Greiſin, welches jemalen mittels Ermahnung, Güte, Ernſt, Liſt oder Gewalt zu vermögen geweſen wäre, eine Thürklinke ganz ins Schloß zu drücken oder einen Fenſterriegel ganz zuzudrehen?"

„Nein; die Wahrheit zu ſagen, ſo ein weibliches Weſen iſt mir noch nicht vorgekommen."

„Nicht wahr?" fuhr er mit frohlockendem Lachen fort. „Oh, wenn Sie wüßten, welche Mühe, welche unſägliche Mühe ich mir jahrelang gegeben, meinen Frauenzimmern daheim die Thürklinken- und Fenſterriegelordnung beizubringen. Rein umſonſt! Aber wiſſen

Sie, wie ich bei mir zu Hauſe das unordentliche Geziefer beſtrafe? Wo ich eine Thüre nur angelehnt, wo ich ein Fenſter nur halb geſchloſſen finde, hebe ich ſofort die Thüre oder den Fenſterflügel aus den Angeln und ſtelle ſie ſeitlängs an die Wand. Das verurſacht den Damen hübſch Aerger und Arbeit, namentlich im Winter. Ordnung muß ſein, ſag' ich. Aber iſt das da Ordnung, wie?“

Und mit ſittlicher Entrüſtung wies er auf eine Stufenfolge von friſchen Milchflecken hin, welche ſich die Treppe hinaufzog. Ein mit dem Frühſtücksapparat die Treppe hinauf- oder herabgeeiltes Zimmermädchen mußte den Milchtopf nicht „ordentlich“ im Auge behalten haben.

Was that nun mein Ordnungsfanatiker? Etwas, das ich noch nie geſehen hatte. Er zog nämlich ein Stück Kreide aus der Taſche und zeichnete damit Treppenſtufe für Treppenſtufe um jeden der verſchütteten Milchtropfen her einen ſauberen Kreis.

„Sehen Sie“, ſagte er, „dies iſt die Art und Weiſe, wie ich daheim bei mir meine Frauenzimmer auf derartige Verſtöße gegen alles Scham- und Schicklichkeitsgefühl, die ſie natürlich nicht von ſich aus ſehen und korrigiren würden, aufmerkſam mache. Oh, Unordnung, dein Name iſt Weib!“

2.

Ich beeilte mich, meiner aus dem Bade gekommenen Reiſegefährtin von dem koſtbaren Funde zu erzählen, welchen ich ſoeben gemacht. Allein die Gute war von dem Tubusmann und Staubfeind viel weniger erbaut als ich.

„Unſtreitig ein Prachtexemplar von Haustyrann“, meinte ſie. „So ein Topfgucker und Staublappenwütherich! Mich erbarmen nur ſeine „Frauenzimmer daheim“. Dieſes Ausheben von Thüren und Fenſterflügeln! Im Winter! Das iſt ja die pure, blanke Verrücktheit. Der Mann gehört in's Narrenhaus. Haſt du ihm das nicht geſagt?“

„Wie ſollt' ich? Konnte ihm doch nicht ſo ganz unrecht geben. Du weißt ja, das bewußte Verhalten von frauenzimmerlichen Händen zu Thürklinken und Fenſterriegeln iſt eine weltgeſchichtliche Thatſache, gegen welche man nicht aufkommen kann, und . . .“

„Was? Auch du, Brutus? Warte nur, ich will es dem Herrn mit der blauen Brille und der Kreide bei erſter Gelegenheit ſchon ſagen....“

Die Gelegenheit kam aber nicht ſo geſchwind.

Als ich vor Tiſche noch einen Gang in der Umgebung des Hofes machte, ergab ich mich einem Hauptlaſter der Ragazer Kurgäſte, will ſagen der zudringlichen Begaffung, womit man Ankommende, wenn ſie aus den vom Bahnhofe herfahrenden Omnibuſſen aus- oder in die zum Bahnhofe hinfahrenden Omnibuſſe eingepackt werden, ſchonungslos zu behelligen pflegt.

Gerade war ein rieſiger Omnibus mit Scheidenden vollgepackt oder eigentlich vollgepöckelt. Aus dem Hinterfenſter ragte der Griff eines Alpſtocks hervor und über dieſer Geſtalt meiner Stockbekanntſchaft von heute Morgen erſchienen ein paar große runde blaue Brillengläſer, jedoch nur für einen Moment, denn im folgenden fuhr eine breite Strohhutkrämpe über die Brillengläſer herab und zugleich ertönte eine Stimme aus dem wuſelnden Innern: „Herrgott, iſt das 'ne Ordnung! Einen ſo zu ſtoßen, was? Einem ſo zu ſagen den Hut antreiben, wie? Die reine Anarchie, Herr Juſtizrath.“

Und ſiehe, der Bergſtocksgriff verwandelte ſich in eine Stiletſpitze.

Der luſtige Juſtizrath, ein guter Bekannter und lieber Tiſchnachbar von mir, intonirte ernſthaft:

„'s iſt keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer ſchneit's . . .“

„Ja, da haben Sie ſehr recht, beſter Juſtizrath. He, wer ſtößt mir mit einem Regenſchirm oder ſo was in den Rücken? Einen Omnibus ſo vollzuſtopfen! Schreckliches Land! Nicht der Schatten einer Idee von Ordnung! Geſtern hört' ich in Chur einen Bierwirth mit „Herr Präſident!“ anreden. Nein, ſo was! Solche Begriffeverwirrung und Ständeverwechſelung! „Herr Präſident, ein Glas Bock!“ Schauder! Wo Bierwirthe Präſidenten ſein, wie kann die Ordnung da gedeih'n?“

„In's Dreiteufelsnamen, Herr!" raſſelte eine fette Stimme in dem Wagen. „Machen Sie ſelber Ordnung mit Ihrem Dings von Stilet da! Sie hätten mir ja faſt ein Auge ausgeſtochen."

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, mein Herr." (Die gefährliche Stiletſpitze machte einem harmloſen kleinen Trinkbecher Platz, als ſollte dem unwirſchen Gegenüber daraus der Verſöhnungstrunk kredenzt werden.) „Aber, Herr Juſtizrath, Sie bringen mir die fragliche Sache auch gewiß in Ordnung, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, mein lieber Herr Gigax. Alles ſoll ordentlich, ordentlicher, ordentlichſt geordnet werden."

„Und noch von hier aus, wie? Denn Sie wiſſen, Ordnung, ordentliche Ordnung ſoll und muß ſein, in allem und jedem ..."

„Im Größten wie im Kleinſten", ergänzte der Juſtizrath.

„Auf Erden und am Himmel", ſchloß ich.

„Ja, ganz richtig. Ord —"

Die Pferde zogen an . . .

„Rang!" ſcholl es noch aus dem Wagenſchlag und dahin fuhr der Ordnungsmann.

„Ein Prachtkerl!" ſagte der Juſtizrath, als der Omnibus linkshin auf die neue Taminabrücke eingebogen und unſeren Blicken entſchwunden war. „Aber kennen Sie ihn denn?"

„Seit heute Vormittag von Perſon, aber nicht von Namen. Sie nannten ihn Herr Gigax, wenn ich recht verſtand."

„Ja, Gigax, Ambroſius Gigax heißt er, iſt aber bei uns zu Hauſe allgemein bekannt als der „Ordnungsfanatiker", welchen Spitznamen er keineswegs als einen ſolchen übelnimmt, ſondern vielmehr als einen Ehrennamen betrachtet und hochhält."

„Der Ordnungsfanatiker? So hab' ich ihn ja auch im Stillen heute früh genannt, nachdem ich ſein punktilios ordentliches Gebaren zu beobachten und ſeine Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit hatte."

„Wie war denn das?"

Ich erzählte und der Juſtizrath ſagte dann: „Ja, der ganze Ordnungsfanatiker!"

„Er iſt Ihr Landsmann?"

„Und Hausnachbar. Auch ein ſehr guter Klient, denn ohne etliche Proceſſe auf den Armen zu haben kann er nicht leben. Er nennt das Ordnung machen. Sie können ſich nicht vorſtellen, was für abenteuerliche Querelen er ſchon ausſpintiſirt und angeſponnen hat. Keineswegs aus Händelſucht, denn er iſt im Grunde der gutmüthigſte Menſch von der Welt, ſondern aus purer Ordnungswuth."

„Alſo nicht ganz richtig im Oberſtübchen?"

„Nun, Sie ſahen ja ſelbſt, wie polizeiwidrig lang der Mann gewachſen iſt. Häuſer von ſechs oder gar von ſieben Stockwerken pflegen aber bekanntlich im oberſten nicht am beſten bewohnt zu ſein. Uebrigens war der Herr Geheimrath Profeſſor Dr. Ambroſius Gigax früher ein berühmter Gelehrter, eine vielgenannte Kathederkerze, geradezu eine Autorität."

„Zu meiner Schande muß ich geſtehen —"

„Daß Sie von dem großen Gigax nichts wußten? Nun, tröſten Sie ſich! Von gar vielen berühmten Gelehrten, Geheimräthen, Profeſſoren, Doktoren, Kathederkerzen und Autoritäten von heute wird man ſchon morgen auch nichts mehr wiſſen. Das ſtupend gelehrte Opus, an welchem Gigax viele Jahre lang gearbeitet hatte, iſt ja auch nie fertig geworden. Es ſollte den Titel führen: „Das Kehrichtfaß der Weltgeſchichte" — und begeiſterte Gigarianer behaupteten, es würde die Philologie, die Philoſophie, die Hiſtorik, die Politik und was weiß ich was alles ſonſt noch reformiren, die Lehre vom Unendlich-Unbedeutenden zu einem neuen Weltgeſetz entwickeln und aus jedem verſchollenen Papierſchnitzel den einen oder den anderen Paragraphen dieſes Geſetzes herausbuchſtabiren."

„Ah, jetzt dämmert es mir auf! Die vielen gelehrten Lappalienkrämer, Lumpenſammler und Minutienboſſler, welche ſich heutzutage ſo mauſig machen, ſind eigentlich Gigarianer?"

„Freilich, der Mann hat eine zahlreiche, weichſelzopfig verfilzte Schule gegründet, und wie der Meiſter es trieb, treiben es die Schüler. Das iſt ein Aufſtöbern von Briefſchnitzeln, ein Aufſtäuben von altem Kehricht, eine Lesartenjagd, eine Variantenklauberei, ein Zank, ob „und", ob „oder", ob „et" oder „ac" zu leſen ſei, ein Stank, ob in der Handſchrift oder im erſten Druck von Gothe's Götz jene berühmteſte zum Fenſter der Burg Jaxthauſen hinausgerufene Stelle rund und nett ausgeſchrieben oder oder bloß mit den Anfangsbuchſtaben gezeichnet oder gar nur mit Gedankenſtrichen angedeutet geweſen ſei. Und das alles „um Hekuba“!“

„Doch nicht ſo ganz. Sie vergeſſen, daß die Herren Stöberer und Stäuber, Jäger und Klauber, Zänker und Stänker in ihrer Impotenz quälendem Gefühle ſich gedrungen fühlen, mit ihren „Fünden“ das „Ginnungagap“, das gähnende Hohl und Leer unter ihren Schädeldecken einigermaßen auszufüllen, wohl wiſſend, daß den guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen nichts ſo imponire wie die Ordinärietät oder Ordinarietät, welche ſich gelehrt zu ſchminken und zu friſiren verſteht . . . .“

Eine Woche nach dieſem ruchlos unwiſſenſchaftlichen Geſpräche gingen wir an einem heißen Auguſtmorgen durch die Gaſſen der alten Koncilsſtadt am Bodenſee. Wir hatten uns müde gegangen, und da wir gerade das Münſter vor uns hatten, machte ich meiner Begleiterin den Vorſchlag, einzutreten und uns in der Kühle auszuruhen. Es war aber da drinnen nicht kühl, ſondern ſchwül, denn wir trafen eine zahlreiche Verſammlung von mehr oder weniger Andächtigen und fielen mitten in die Feſtpredigt — es war Mariä Himmelfahrt — hinein.

Die alte dogmatiſche Waſſerſuppe mit den Unſchlittaugen einer barocken Mythologie darauf. Im übrigen gab ſich der Prediger alle erdenkliche Mühe, zu beweiſen, daß der Ruhm aller berühmten Männer von Adam bis herab auf Bismarck, verglichen mit dem Ruhme der allerſeligſten Jungfrau und Himmelskönigin, doch eigentlich nur Baſel ſei.

Wir warteten den Beginn der Meſſe ab und das alte Lied, die alte Leier klimperte mir nach dreißigjähriger Entwöhnung ſeltſam im Ohre. Was ſich wohl die Nonnen, die da knieten, dabei dachten? Wahrſcheinlich nichts. Aber die Tradition iſt doch eine wunderbare Macht! Dieſelben Händefaltungen und Armeſpreitungen, dieſelben Neigungen und Kniebeugungen, dieſelben Murmelungen, Sprengungen und Räucherungen, welche wir hier vor uns ſahen, haben ſchon vor Jahrtauſenden im Tempel des Sonnengottes Ra zu On im alten Aegypten gläubige Seelen „erbaut", ohne daß ſie wußten, warum und wie. Alles wohl erwogen, iſt der Glaube doch ein bequemerer Geſellſchafter als der Gedanke. Schade nur, daß dieſer, wo er einkehrt, jenen unerbittlich und für immer zum Hauſe hinauswirft.

Wir blieben nicht bis zur Peripetie und Kataſtrophe des liturgiſchen Meſſedrama's. Hatten ſchon an der Expoſition genug; die Kirche war ſchon ſo lange nicht gelüftet worden und der Weihrauch roch ſo ſchlecht!

Als wir uns einem der Seitenportale zuwandten, kam mir vor, eine dem Ordnungsfanatiker ähnelnde Figur an einer Säule lehnen zu ſehen. War er es wirklich? War es eine optiſche Täuſchung? Nein, denn kaum waren wir zu der Pforte hinaus, als ich richtig die Stimme des Herrn Ambroſius Gigax hinter mir vernahm: — „Ah, Herr...r...r, Sie haben es auch nicht länger ausgehalten in der Unordnung da drinnen?"

„Unordnung? Daß ich nicht wüßte!"

„Ja, ſo ſagt' ich. Da will ſich der ſogenannte Fels Petri für den Grund- und Eckſtein aller Ordnung ausgeben und weiß nicht einmal im eigenen Hauſe Ordnung zu halten. Schmählich! Was?"

„Ich verſtehe Sie nicht, verehrter Gönner und Freund."

„Wie? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß da drinnen Verſtöße gemacht werden, welche der Würde des Kultus geradezu hohnſprechen? Auf dem Hochaltar ſteht der mittlere der drei Leuchter auf der rechten Seite mindeſtens einen Zoll zu weit links, wodurch die Symmetrie und mit dieſer natürlich zugleich die Symbolik, die Leuchterſymbolik garſtig beeinträchtigt wird. Sodann iſt die Mechanik des Rauchfaſſes ganz elend: der Deckel ließ ſich nicht regelrichtig auf- und niederziehen, ſondern blieb an einer der drei Seitenketten unäſthetiſch hängen. Aber das Tollſte waren die vier Miniſtranten! Nämlich drei davon lange Bengel und der vierte ein wahrer Knirps. Wem durch dieſe maßloſe Ungleichheit nicht alle Illuſion und Andacht geſtört und vernichtet wurde, der hat keine Augen im Kopfe und keine Seele im Leibe. Was?"

Er war ganz roth im Geſichte vor heiligem Ordnungseifer. Meine Begleiterin blickte zur Seite, um ihr Lächeln zu verbergen, ich aber ſagte mit geziemendem Ernſt: „In der That, das ſind bedenkliche Ausartungen. Sie ſollten ſie~~ſelben~~ den ſogenannten Altkatholiken verrathen. Da hätten dieſe bei ihrer nächſten Generalſynode doch mal einen Verhandlungsgegenſtand, welcher Hand und Fuß hat. Aber erlauben Sie, hochverehrter Herr, daß ich Ihnen meine Frau vorſtelle.“

„Sehr verbunden,“ ſagte Herr Gigax und entwickelte bei dieſer Vorſtellung eine ſo regelrechte, umſtändliche, mit dem Zirkel abgemeſſene Galanterie, wie ſie nur immer in einem Komplimentirbuch aus dem Anfang unſeres Jahrhunderts gedruckt ſteht.

Meine Frau behauptete aber nachher ſchnöderweiſe, Herr Ambroſius habe ſicherlich ihre Hände darauf angeſehen, ob ſie~~ſelben~~ wohl ſchon jemals eine Thürklinke oder einen Fenſterriegel ganz zugedrückt hätten.

Es fand ſich, daß der Ordnungsfanatiker wie wir im „Inſelhôtel“ abgeſtiegen war und uns bei Tiſche gegenüber ſaß.

Da war es nun ein großer Genuß, zu ſehen, wie ſehr Herr Gigax in allem und jedem der Würde des Ortes eingedenk blieb. Der Speiſeſal im Inſelhôtel iſt nämlich bekanntlich eine ehemalige Kloſterkirche und durchweg im kirchlichen Sinne reſtaurirt und eingerichtet. Die Speiſen und Getränke hatten auch entſchieden etwas Asketiſches. An den Wänden hat man da und dort fürchterlich ſchöne mittelalterliche Heiligenfresken ſtehen laſſen, mit Füßen wie Froſchkeulen und Leibern, bei deren Betrachtung einem Weſen und Bedeutung der geraden Linie aufgeht. Ob die Eſſigblicke dieſer Fresken oder Fratzen zu der fünf Tage lang von mir erprobten Trübheit der Weine im Hôtel in einer myſtiſch-ſpiritiſtiſchen Beziehung ſtanden, konnte ich nicht ergründen, ſondern nur glauben.

Herr Ambroſius ließ Falkenblicke die Tafel auf- und niedergehen, um zu ſehen, ob alles in Ordnung. Soweit ſeine Hände reichten, beſſerten ſie allfällige Mängel der Ordnung und Symmetrie in der Tafelbeſchickung gemeinnützlich aus. Insbeſondere ließ er es ſich angelegen ſein, Salzfaß, Pfefferbüchſe und Senftopf ſo zu ordnen, daß ſie die Winkel eines tadellos regelmäßigen Dreiecks bildeten. Was ſeine perſönlichen Vorbereitungen zum Aktus des Eſſens angeht, ſo hätte ſeine Vor-, Um-, Neben- und Rückſicht ſelbſt dem „Eſſkünſtler“ Börne's Bewunderung abgezwungen. Beſchreiben läßt ſich ſo was nicht, man muß es ſehen. Genug, unſer Ordnungsfanatiker ſaß, nachdem er ſeine Teller, ſein Beſteck, ſein Brot, ſein Waſſer- und ſein Weinglas in die richtige Ordnung gebracht und ſeine Serviette umgebunden hatte, in Erwartung der Suppe da mit einer Sammlung, einer Würde, einer Feierlichkeit, wie ſie mein hochwürdiger Herr Vetter, der Erzbiſchof von München-Freiſing, zu entwickeln weiß, wann er ſich anſchickt, ein Hochamt zu celebriren.

Hernach tranken wir unſeren Kaffee und rauchten unſere Glimmſtengel in dem ehemaligen, „ſtilvoll“ — wie die modiſche Redensart lautet — wiederhergeſtellten Refektorium der Dominikanermönche. Und da hat mir nun mein Herr Gigax einen ſeiner tiefſinnigſten Ordnungsgedanken anvertraut.

Wir befanden uns ja im neuen deutſchen Reiche und konnten alſo anſtandshalber nur von dem Glücke reden, Bürger dieſes obzwar vorderhand noch etwas lotterigen und ſchlotterigen Reiches zu ſein. Kurzum, wir fühlten uns nicht nur als Deutſche, ſondern auch als Teutſche, obgleich wir nicht umhin konnten, zu finden, daß man da drüben beim „Erbfeind“ in Frankreich bedeutend beſſeren Kaffee tränke als im neuen deutſchen Reich. Ich ſtellte den verwegenen Satz auf, der Reichskanzler, als der einzige verantwortliche Reichsminiſter, ſei auch für den ſchlechten Reichskaffee verantwortlich, und mein Herr Ambroſius fand dieſen Satz „ganz in der Ordnung“. Dann kamen wir auf das Parteiweſen zu ſprechen und fanden es höchſt beklagenswerth, daß ſogar die Nationallivreebedienten dann und wann ſo thäten, als könnten und wollten auch ſie maulen und muckſen, ja geradezu gegen den Bismarckſtachel „löcken“.

„Das iſt der anarchiſche Höllengeiſt unſerer Zeit — was?“ rief Herr Gigax aus. „Nirgends in Staat und Kirche Uebereinſtimmung, Gleichklang, Ordnung, Harmonie. Kein Koſmos, ſondern ein richtiges, d. h. unrichtiges, ich meine ein ſolches Tohu Wabohu, wie es in der Geneſis, Kaput 1, Vers 2, ſteht. Das muß ein Ende nehmen. Jeder anſtändige Menſch hat die Verpflichtung, nach Maßgabe ſeiner Kräfte" — (hier ſprang er auf, um ein ſchief an der Wand hängendes Bild geſchwind ins Gleichgewicht zu rücken) — „Ordnung zu ſchaffen. Uns Deutſchen insbeſondere fehlt ein Central-Ordnungs-Princip . . . ."

„Ja", unterbrach ich den Eifrigen, „das hat ſchon der ſelige Heine gefühlt und geſagt. Uns fehlt — wiſſen Sie?

„Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche.""

„Was, Sie wagen ſich auf den verſchollenen Heine zu berufen? Entſchuldigen Sie, aber ich kann nicht umhin, Ihnen bedauernd zu ſagen, daß Sie erſchrecklich hinter der Zeit, in der wir leben, zurückgeblieben ſein müſſen. Den Heine citiren! Jetzo, wo der zeitgemäße kaſtaliſche Quell nur noch in berliner und leipziger Theekeſſeln ſprudelt und nachgewieſen, wunderſchön nachgewieſen und dargethan iſt, daß unſere Bärenhäuter von Ahnen nur von Marzipan und Zuckerwaſſer ſich genährt und bei der Mademoiſelle Madeleine de Scudery Privatunterricht in der Poetik, Konverſation und Orthographie genommen haben. Den verruchten Heine citiren, was? Zu einer Zeit, wo der deutſche Parnaß kein mit Felskoloſſen und Rieſenfichten bekrönter, rauſchende Wildbäche zu Thale ſchickender Berg mehr iſt, auf welchem Götter mit Nymphen ſcherzen, Göttinnen Heroen küſſen, Titanen gegen die Ananke rebelliren und Satyrn mit Bakchantinnen Blindekuh ſpielen, ſondern nur noch ein ordinärer Salon, allwo ordinäre Konverſation gemacht, den Gäſten ſchönſeliges Butterbrot und loyaler Thee gereicht und zu ihrer Extraerbauung eine Gliederpuppe herumgeboten wird, die abwechſelnd als altdeutſcher Recke oder als moderner Bauer, als Paſtor oder Bankier, als Dichter, Maler, Bildhauer, Muſiker, Philoſoph oder ſonſtiger Reichsprofeſſor friſirt und koſtümirt, aber immer dieſelbe Gliederpuppe iſt."

„Um des Himmels willen!" rief ich entſetzt. „Sie werden ja ordentlich ſatiriſch, Verehrteſter."

„Satiriſch, ich? Ordentlich ſatiriſch? Da muß ich Sie doch auf einen horribeln Widerſpruch aufmerkſam machen. Es gibt ja keine ordentliche Satire. Die Satire iſt Unordnung ſchlechthin. Ordentliche Satire? Das iſt gerade, als ſagten Sie: nationalliberale Konſequenz.“

„Bitte, bitte ſehr, laſſen wir das häkelige Thema. Sie wiſſen, der Nationalliberalismus beſitzt das Patent der deutſchen Intelligenz, das Monopol des deutſchen Patriotismus und das Privilegium der deutſchen Staatsmänniſchkeit. Mit einem ſo großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen.“

„Ei was! Ich bin ſelber ein Nationalliberaler höchſter Potenz und mit teutſcheſtem Mannesſtolz. Und gerade, weil ich das bin, will ich, daß endlich einmal ordentliche Ordnung in die Partei komme. Sie wiſſen, ich beſchäftige mich viel mit phyſikaliſchen Studien und mechaniſchen Konſtruktionen. Nicht ohne Erfolg, wie ich ja wohl ſagen darf“ — (Hierbei hob er ſeinen Zauberſtock in die Höhe, der jetzt die Geſtalt eines Leſepultes hatte.) — „Sehen Sie“, fuhr er fort, während ich eine bewundernde Verbeugung machte, „ich glaube der Mann zu ſein, welcher die vorhin genannte große oder vielmehr einzige, d. h. die einzig und allein exiſtenzberechtigte Partei der Intelligenz, des Patriotismus und der Staatsmänniſchkeit auf eine Baſis von Granit zu ſtellen, dieſelbe als einen wahrhaftigen „rocher de bronze“ zu „ſtabiliren“ vermag.“

„Wirklich? Quibus auxiliis? Sie ſpannen meine Neugier auf die Folterbank.“

„Ja, es iſt allerdings etwas Großes, um was es ſich da handelt. Nämlich um die Erfindung und Herſtellung eines Gradmeſſers der öffentlichen Stimmung, beziehungsweiſe eines Regulators der politiſchen Geſinnung.“

„Aber wir haben ja die Preſſe.“

„Die Preſſe? Bleiben Sie mir gefälligſt damit vom Leibe! Das iſt ja die perſonificirte Unordnung. Hätte ich die Macht dazu, die Preſſe ſollte bald nirgends mehr zu ſehen ſein, es wäre denn als Kurioſität in einem Raritätenkabinett. Nein, ich denke an etwas ganz anderes. Wir haben Baro-, Thermo, Hydro-, Hypſo-

und andere Meter, aber ein Stimmungs- und Geſinnungsmeter, wohlverſtanden! ein obligatoriſches, haben wir nicht. In einigermaßen geordneten Städten ſind Baro- und Thermometer aufgeſtellt, nicht ſelten in Verbindung mit elektriſchen Uhren. So eine Konſtruktion hab' ich im Auge. Auf allen Plätzen, an allen Straßenecken, item auch in Kirchen, Theatern, Parlamentshäuſern, Koncertſälen und Wirthſchaften ſollten Stimmungs- und Geſinnungsmeter aufgeſtellt werden, verbunden mit elektriſchen Uhren, deren Leitdrähte alleſammt im Reichskanzleramte zu Berlin zuſammenlaufen müßten. Die Idee iſt mir bereits waſſerklar, nur inbetreff dieſer und jener Einzelnheit der Ausführung bin ich noch nicht ganz im Reinen. Der Apparat muß eben, wie leicht begreiflich, ein ſehr ſinnreicher ſein. Die Queckſilberſäule ſoll den politiſchen Luftdruck von außen oder von innen, ſoll Stille oder Sturm in der diplomatiſchen Welt ſignaliſiren und den amtlichen Wärme- oder Kältegrad, die ordnungs- und ordonnanzmäßige Staatstemperatur angeben, während die Bewegung der Zeiger auf dem Zifferblatte der Uhr beſtimmt iſt, die einzelnen Modalitäten und feineren Nüancen in den Anſchauungen, Velleitäten und Tendenzen des leitenden Staatsmannes zu markiren."

„Phänomenal!" rief ich begeiſtert aus.

„Nicht wahr? Erſt dann, wann mein Stimmungs- und Geſinnungsmeſſer in Thätigkeit ſein wird, kann man von Realpolitik reden?"

„Gewiß, und die erſte wohlthätige Folge Ihrer Ordnung und Harmonie ſchaffenden Erfindung wird ſein, daß unſere Realpolitiker ſich nicht mehr wie bis dato die Hälſe zu verdrehen und auszurenken brauchen, um rechtzeitig zu erlickern und zu erlauſchen, auf welche officielle Tonart die liberale Nationalgeige zu ſtimmen ſei."

„Ganz recht. Schon das „iſt des Schweißes der Edlen werth". Aber was will es ſagen gegenüber der ſicheren Ausſicht auf eine Zeit, wo mein Ordnungsregulator oder vielmehr mein Koſmoharmonium — denn ſo ſoll der Apparat heißen — die leitenden Staatsmänner in den Stand ſetzt, die Staaten ſo leicht und ſicher, ſo ruhig und ordentlich zu regieren, wie ein Leierkaſtenmann ſein Stücklein herunterorgelt?"

Und mit elegiſchem Ausdrucke ſetzte er hinzu: „Schade, wahrhaft ſchade, daß ich dannzumal nicht mehr leben werde. Ein Genuß, ein Hochgenuß müßte es ſein, in einer ſolchen Ordnungswelt ordentlich herumzuſpazieren.“

3.

Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er daſaß, mit auf die Naſenſpitze oder vielmehr Naſenknolle vorgerutſchter Blaubrille, über welche hinweg ſeine Augen durch die offenſtehende Thüre auf den Seeſpiegel hinausblickten — ganz Stolz und doch zugleich auch ganz Wehmuth. Durch die Furchen ſeiner Stirne ſchlängelte ſich ein Abglanz des Bewußtſeins, der Träger einer großen Miſſion zu ſein; aber ſeine Mundwinkel hingen traurig herab, als wollten ſie andeuten, daß am Ende aller Enden doch alles eitel ſei, auch das „Koſmoharmonium“ nicht ausgenommen.

Man konnte nach Belieben an allerhand denken: an den großen Marius auf den Trümmern von Karthago, an den großen Napoleon unter den Weiden von Longwood, an den großen Schopenhauer an der Table d'Hôte im Schwan zu Frankfurt, an einen großen, größeren, größten Nationalliberalen oder Liberalnationalen, dem eine Redeverhaltung Bauchweh macht, u. ſ. w.

Seine weltſchmerzliche Situation hinderte jedoch meinen verehrten Gönner nicht, im Intereſſe der Ordnung thätig zu ſein, d. h. er ordnete dem ihn vermuthlich durchtobenden Gedankenſturm zum Trotz ſeinen Rauchapparat mit einer ſo bewunderungswürdigen Sauberkeit und Genauigkeit, daß ich dafür das Wort Appetitlichkeit erfinden würde, ſo es nicht bereits erfunden wäre und mir nicht außerdem einer der Nachtwächter der ungeheuerlich großen civitas virorum obscurorum bei Strafe ſeiner Ungnade die Wortefindungen ſtrengſtens unterſagt hätte. Mein Herr Ambroſius Gigax hätte ſollen von rechtswegen als Ordinarius an eine große Hochſchule berufen werden, um die Aeſthetik des Rauchens vorzutragen. Ich bin auch überzeugt, daß eine Raucherin — emancipata fumosa vulgaris Linn. — ſo eine dageweſen wäre, die ſcharfſinnige und edle Manier, womit der Ordnungsfanatiker Papierſtreifen zu rollen verſtand, um damit die Cigarrenſpitze zu reinigen, zum küſſen liebenswürdig gefunden haben würde. . . .

Mein würdiger Freund reiſ'te unmittelbar nach der mir gegönnten Vertrauensſtunde weiter und ich habe ihn nicht wiedergeſehen.

Werde ihn auch nicht wiederſehen, zu meinem nicht geringen Leidweſen.

Denn ich habe ja um der Wiſſenſchaft, um des neuen deutſchen Reiches und um der alten Menſchheit willen den vorzeitigen Tod Ambroſii Gigacis zu beklagen. Den vorzeitigen Tod, maßen ſelbiger ſich ereignete, bevor das herrliche Koſmoharmonium konſtruirt und in Funktion geſetzt war.

Kaum nämlich war ich im Herbſt in meine Zweiſiedelei am Zürichberge heimgekehrt, als ich einen Brief von dem luſtigen Juſtizrath erhielt, der mich in einer Proceßſache um eine Auskunft erſuchte und dann alſo fortfuhr:

„Lugete, o Veneres Cupidinesque! Unſer über die Maßen trefflicher Ambroſius Gigax iſt nicht mehr, der Ordnungsfanatiker iſt todt!

Wer wird künftig unſre Mägde lehren
Staub vertilgen und die Treppen kehren
Und die Fenſterriegel drehen zu?

Ich weiß, Sie ſind im ſtande, das ganze Volumen der Einbuße würdigen zu können, welche das Vaterland durch dieſen ſo plötzlichen Todesfall erlitten hat. Und zu denken, daß der würdige Mann an ſeinem Ordnungsſinn zu Grunde gehen mußte, welche Ironie Satans! Mit Recht haben Sie irgendwann geſagt, daß dem Menſchen häufig gerade ſeine Tugenden zu Fallſtricken würden. Aber genug der Klagen und Sentenzen. Vernehmen Sie lieber die kondenſirte Geſchichte der Todesfahrt unſeres großen Ambroſius. Hier iſt ſie… Der Selige war gewohnt, vom Frühling bis in den Herbſt hinein täglich ein Strombad zu nehmen. Er behauptete, während er bis an den Hals im Waſſer ſäße, kämen ihm die lucideſten Gedanken inbetreff ſeines grandioſen Koſmoharmoniums. Wohl, ſaß alſo vor acht Tagen eines ſchönen Morgens, wie gewohnt, im Waſſer, Strohhut auf dem Kopfe, Blaubrille auf der Naſe, tief meditirend wie ein indiſcher Jogi. Mit einmal — (Sie verſtehen, ich habe die Thatſachen dieſes Berichtes mit großer Sorgfalt nach und nach ermittelt; für dies und das mußte auch Kombination zur Hilfe genommen werden) — mit einmal, ſag' ich, fährt er aus ſeinem Nachſinnen auf: etwas Unordentliches hat ſich in ſeinen Geſichtskreis gedrängt! In der abgelegenen Bucht, wo er ſein Morgenbad nahm, waren mehrere Tags zuvor den Fluß herabgekommene Holzflöße am Ufer befeſtigt. Einer derſelben mußte nachläſſig angebunden oder das morſche Baſtſeil mußte geborſten ſein, kurz, der Floß kam in Bewegung und trieb langſam an unſerm badenden Freunde vorüber. „Halt, halt! Was iſt das für eine Ordnung?“ rief er aus, ſtand auf, wadete eilends tiefer in den Fluß hinein und faßte eins der an der Seite des Floſſes herabhängenden Tauenden, in der verwegenen Abſicht, das auf eigene Fauſt davonſchwimmende Ding aufzuhalten. Natürlich hatte da der Teufel leichtes Spiel. Der alte Mann war viel zu ſchwach, den rebelliſchen Floß zu halten, und wollte doch nicht davon ablaſſen, dieſer Unordnung zu ſteuern. Noch zerrte er mit beiden Händen an dem Tau, als er plötzlich den Boden unter den Füßen verlor. Der Floß war in tieferes Waſſer und in raſchere Strömung gekommen, Ambroſius aber war kein Schwimmer und ſo blieb ihm, wollte er nicht ertrinken, nur der Verſuch übrig, ſich auf den verdammten Floß hinaufzuſchwingen. Nur mit Mühe und Noth gelang das und mit Hinopferung des Strohhutes, welchen der Flußgott an ſich nahm. . . . Für's erſte war der Mann der Ordnung nun allerdings geborgen. Aber was war das für eine Bergung? Nur eine, daß Gott erbarm'! Der Floß trieb raſch und immer raſcher dahin, ganz regelrecht und fein mitten im Strom. Unter andern Umſtänden hätte unſer armer Freund wahrſcheinlich ſeine Freude daran gehabt, daß der Floß ſo ſelbſtſtändig, ſelbſtdenkeriſch und ſelbſtlenkeriſch, ſo zu ſagen ganz volksmündig hinſchwamm. Allein in dieſem Koſtüm, d. h. nur mit einer blauen Brille angethan, den unfreiwilligen Flößer zu ſpielen, das ging doch gegen alle phyſiſche und moraliſche Kleiderordnung. Zum Glück tritt der Strom unterhalb der Stadt ſofort in eine recht ländliche, ja einſamliche Wieſen- und Waldgegend. Aber dieſes Glück konnte Herr Ambroſius auch nicht lange als ein ſolches anerkennen. Ihn begann ja erſt zu fröſteln, dann arg zu frieren und der Floß ging immerzu, immerzu. Um ſich zu erwärmen, ging und ſprang der Ordnungsmann auf den Balken und Bohlen hin und her, als er links aus dem Walde — der Fluß war derweil in den großen Attisforſt eingetreten — ein erſtauntes und erſchrockenes „Herr Jeſſes!“ vernahm. Er ſchaute hinüber und nahm ein paar Dörflerinnen wahr, welche mit Holzaufleſen beſchäftigt geweſen, als der Floß mit ſeiner abſonderlichen Fracht in Sicht kam. Die erſte Regung unſeres unglücklichen Freundes war, ſich platt auf den Floß niederzuwerfen und vor Scham- und Schicklichkeitsgefühl zu vergehen. Nun gibt es aber Lagen und Stunden, worin und wann ſogar einen Ordnungsfanatiker das Scham- und Schicklichkeitsgefühl verläßt. Unſer armer Freund mußte das auch erfahren, indem er, alle Rückſicht auf das Dekorum vergeſſend, beweglich um Hilfe rief. Allein das hatte nur zur Folge, daß ſich die beiden holzleſenden Frauenzimmer mit einem abermaligen „Herr Jeſſes!“ noch ſeitwärtſer in die Büſche ſchlugen. Freilich ſcheint in dieſer Seitwärtſigkeit die weibliche Neugier über das weibliche Zartgefühl den Sieg davongetragen zu haben; denn es iſt ja konſtatirt, daß die beiden Dorfdamen das Ende von Ambroſii Floßfahrt mit angeſehen haben. Sie ſagten nämlich nachmals ungefähr alſo aus: — Als der Adam mit der blauen Brille merkte, daß ihm keine Hilfe käme — und wie hätten denn wir ihm welche bringen können? — ſuchte er ſich ſelber zu helfen. Der Floß hatte ſich dem rechten Ufer etwas genähert und wir ſahen über den Strom hinweg, daß der Mann ſich anſchickte, zu verſuchen, ob es ihm gelänge, mit den Händen einen der Fichtenäſte zu erfaſſen, welche da und dort in geringer Höhe über das Flußbett ſich hereinreckten. Das Waſſer iſt da tief und reißend. Der Floß ſchoß nur ſo dahin. Es mußte demnach nicht leicht ſein, ſo einen Baumaſt zu faſſen und feſtzuhalten. Nun ſahen wir den

Mann auf dem Floß, als dieſer unter einer mächtigen Fichte vorüberglitt, einen Luftſprung machen und richtig kriegte er mit beiden Händen einen Aſt zu faſſen. So hing er in der Luft, während der Floß unter ihm wegfuhr; aber nur einen Augenblick ſahen wir ihn ſo dahangen. Denn ſogleich hörten wir den Aſt, der wohl ein dürrer war, krachen und der unglückliche Mann ſtürzte in den Strom, der ihn fortriß und bald über ihm ſich ſchloß. So die Ausſage der beiden Dörflerinnen. Sie fügten [illegible]n noch hinzu, daß der Mann, bevor ſein Kopf unter dem Waſſer verſchwand, noch ein Wort gerufen habe, welches ſie aber in ihrem Schrecken nicht verſtanden hätten. Es habe geklungen wie Ort, dort, fort, oder ſo etwas. Ich denke, lieber Freund, es wird keine zu kühne Aufſtellung ſein, wenn ich vermuthe, daß unſer armer Ordnungsfanatiker mit ſeinem Schlachtruf „Ordnung!“ auf den Lippen geſtorben ſei. . . . Zwei Tage darauf wurde eine Wegſtunde weiter ſtromabwärts in einem Weidengebüſch am Ufer der Todte gefunden und vorgeſtern haben wir ihn zu Grabe gebracht. Plenis manibus date lilia!

P. S. Ich öffne den Brief noch einmal, um Ihnen zu ſagen, daß — Dank den Göttern! — der große Gedanke des Kosmoharmoniums nicht mit ſeinem Finder begraben ſein wird. Es hat ſich eine teſtamentariſche Verfügung vorgefunden, kraft welcher alle auf den Geſinnungs- und Stimmungsregulator bezüglichen Pläne, Berechnungen und Koſtenanſchläge, ſowie auch die geſammten zur Herſtellung des Menſchen- und Völkergeſchicke beſtimmenden Apparates geſammelten und präparirten Materialien einem unſerer vorragendſten Realpolitiker zur Verfügung geſtellt ſind. Der glückliche Erbe hat ſich nach Art von manchen ſeiner gelehrten Kollegen im neuen Reich ſein Lebenlang weislich gehütet, jemals einen Gedanken zu haben, welcher nicht ſchon gedruckt und approbirt vorgelegen hätte; aber er iſt ganz der Mann dazu, unter Beihilfe ſeiner Parteigenoſſen die Idee unſeres verewigten Freundes für ſeine eigene anzuſehen und auszugeben. Auch verwirklichen wird er ſie, vorausgeſetzt, daß das höheren Ortes als ein Unternehmen des patentirten Patriotismus gebilligt und anerkannt wird. So hätten wir denn Ausſicht auf die Harmonie der Sphären, zunächſt wenigſtens im deutſchen Reiche. Glückliche Zukunft, wo es keinen Kulturkampf, keine Rechte und keine Linke, keine parlamentariſchen Differenzen, keine Strafgeſetznovelle, keinen Plötzenſee mehr geben wird und alle Klugen in irgend ein Reichsamt und alle Narren unter einen Hut gebracht ſein werden!"

König Jan der Gerechte.

Zweiter Druck.

„Alles ſchon dageweſen!“ Ja wohl, weiſer Rabbi; aber du hätteſt noch beifügen ſollen: Und alles kommt wieder!

Sprach's und lehnte mich müde in den Stuhl zurück. Denn ich hatte die Mitternacht herangewacht ob der Leſung eines alten Büchleins in klein Quart, alſo betitelt: „Wahrhafftige Hiſtorie, wie das Evangelium zu Münſter angefangen, vnd darnach durch die Wydderteuffer verſtöret, wider auffgehört hat. Darzu die gantze handlung derſelbigen buben, vom anfang bis zum ende, beydes in geiſtlichen und weltlichen ſtücken fleyſſig beſchriben.“ Durch Henricum Dorpium, Monaſterienſem. 1536.

Unzweifelhaft die älteſte Erzählung vom Beginn, Verlauf und Ausgang des wiedertäuferiſch-kommuniſtiſchen Gräuels, ſo in den Jahren 1533—35 zu Münſter in Weſtphalen geſpielt hat. Die älteſte und erſte zuſammenhängende gedruckte Erzählung, meine ich. Denn zerſtreute und oberflächliche Botſchaften von dem Gräuelſpiel waren ſchon während der Dauer deſſelben in Form verſchiedener „Newer zeittungen“ in die Welt gegangen. Beſagter Heinrich Dorp oder Dorpius, welcher aus ſeinem lutheriſch-orthodox-ſteifen Halskragen heraus die ebenſo lehr- als betrübſame Geſchichte erzählt hat oder erzählt haben ſoll, iſt eigentlich eine etwas mythiſche Figur. Er nennt ſich einen Münſterer und war doch keiner und er will ſich das Anſehen eines Augenzeugen geben und war auch keiner. Wie ſtark zu vermuthen ſteht, iſt er nur der Hampel- oder Strohmann des heſſiſchen Predigers Dietrich Fabricius geweſen, welcher, was jener berichtet, zu einem guten Theile mit eigenen Augen geſehen hat.*) Uns jedoch kann es einerlei ſein, ob der Verfaſſer des Büchleins Fabricius oder Dorpius hieß. Denn der unbeſtreitbare Werth dieſes Schriftſtückes als einer hiſtoriſchen Hauptquelle bleibt dadurch ganz unberührt. Zumal uns die Mittel geboten ſind, den Verfaſſer zu kontroliren.

Wie jedermann weiß, iſt das kulturgeſchichtliche Merkmal des Zeitalters der Reformation dieſes geweſen, daß gegenüber der Phantaſtik des Mittelalters der geſunde Menſchenverſtand wieder zu Ehren zu kommen begann. Freilich nur erſt ſchüchtern genug, aber doch immerhin ſo, daß die mittelalterliche Phantaſiewillkür, obzwar höchſt widerwillig, halb und halb einräumen mußte, es gäbe ſo etwas wie Logik, Einmaleins und Naturgeſetz in der Welt. Daß über all dieſem und anderem Geſundmenſchenverſtändigen die theologiſche Fiktion, das jüdiſch-chriſtliche Dogma, in unantaſtbarer Herrlichkeit und Herrſchaft thronen bleiben müßte, hat bekanntlich die ſogenannte Reformation nicht von fern anzuzweifeln gewagt. Sie begnügte ſich, dem Rieſenpopanz ſtatt des römiſchen Meſſegewandes die evangeliſche Prädikantenkutte anzuziehen. Doch war ſchon hiermit eine theilweiſe Ernüchterung von dem tollen Glaubensrauſche des Mittelalters angebahnt oder ſogar vollzogen. Um ſo mehr mußte es dann die Menſchen von damals verblüffen, als mitten in ihre redlichen Bemühungen, ſtatt immerfort zu phantaſiren, zu fabuliren und zu deliriren, wieder einmal zu denken, zu beobachten und zu rechnen, die Wiedertäuferei mit einem wahnwitzigen Satze hineinſprang und erklärte, ſie ſei willens und imſtande, das Märchen von der abſoluten Gleichheit der Menſchen zu verwirklichen und den Traum von einem Eden auf Erden zu einer ſocialpolitiſchen Thatſache zu machen. Sie iſt dann auch mit der ganzen Rückſichts- und Furchtloſigkeit, welche der fixen Idee zu eigen, an die Ausführung ihres Programms gegangen.

---

*) Vgl. C. A. Cornelius: „Berichte der Augenzeugen über das münſteriſche Wiedertäuferreich.“ Geſchichtsquellen des Bisthums Münſter, Band 2 (1853), Vorrede, XI fg. Dieſes verdienſtliche Sammelwerk enthält eine ganze Reihe von Aktenſtücken, unter andern auch die protokollariſchen Bekenntniſſe Jans van Leyden, Knipperdollincks, Krechtings und anderer Wiedertäufer. Sodann in vollſtändigem Druck die „Summariſche erzelungk und bericht der wiederdope und wat ſich binnen der ſtat Monſter zugetragen im jair MDXXXV“. Dies iſt der hochwichtige, geradezu unbezahlbare Bericht eines Augenzeugen, des Bürgers und Schreiners Heinrich Greſbeck zu Münſter. Seine Erzählung füllt in der Cornelius'ſchen Sammlung 214 Oktavſeiten und der Herausgeber hat ihn treffend alſo gekennzeichnet (Vorrede, 72): „Greſbeck iſt ein Mann aus dem Volke, ungebildet, aber verſtändig, bürgerlich geſinnt, von lebhaftem Geiſt, ein aufmerkſamer Beobachter, voll des behaglichen münſteriſchen Humors. Sein Buch iſt originell, keine Spur einer nachbeſſernden Hand bemerkbar; er ſchreibt, wie er ſprechen würde.“ Neben den Aktenſtücken, neben Dorp und Greſbeck nimmt Hermann von Kerſſenbroik mit ſeiner im Jahre 1573 vollendeten „Anabaptici furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio“ (nur auszugsweiſe, kritiklos und ſchlecht gedruckt bei Mencken, „Script. rer. german.“, III, während die 1771 gedruckte Verdeutſchung ebenſo wenig taugt) eine vorragende Stelle ein unter den quellenmäßigen Auskunftgebern über die Wiedertäuferei zu Münſter. L. Ranke hat derſelben bekanntlich das 9. Kapitel des 5. Buches ſeiner deutſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation gewidmet (Sämmtl. Werke, III, 361 fg.), Karl Haſe das 3. Heft ſeiner „Neuen Propheten“ (2. Aufl.), C. A. Cornelius ein eigenes Geſchichtswerk („Geſch. d. münſt. Aufruhrs“), von welchem aber der 3. und wichtigſte Band zur Stunde noch ausſteht. Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich alles Weſentliche meiner Darſtellung durchweg den Quellen entnommen habe und mich demnach vorzugsweiſe ſtütze auf die Akten und Protokolle, auf Greſbeck, Dorpius, Kerſſenbroik und Lambert („Tumultuum anabapticarum liber unus“, Basil. 1548).

Kein Wunder, daß dieſe tollphantaſtiſche, dieſe grellbunte, dieſe zwiſchen dem Lächerlichen und dem Furchtbaren ſchwankende Epiſode der Reformationsgeſchichte zur dichteriſchen Behandlung gereizt hat. Auch eine Oper machte man ja daraus und zwar mit gutem Grunde, denn der Jan Bockelſon war von der Natur ganz auf das Maß eines Opernhelden zugeſchnitten. Von Poeten haben ſich insbeſondere zwei deutſche mit Erfolg ſeiner angenommen: Spindler und Hamerling. Spindlers „König von Zion“ (1837) iſt meines Erachtens das bedeutendſte Werk dieſes Novelliſten, welcher, ſo er nicht das Unglück gehabt hätte, ein Deutſcher zu ſein, von den Deutſchen hochgehalten werden müßte und würde. Der genannte hiſtoriſche Roman gehört mit zu dem Beſten, was überhaupt in dieſer Gattung geſchrieben worden iſt. Spindler hat darin das geſchichtliche Charakterbild des dämoniſchen Schneidergeſellen gut getroffen. Hamerling ſeinerſeits machte in ſeinem formſchönen, anſchaulich-maleriſchen Hexametergedicht „Der König von Sion“ (1869)

den Verſuch, ſeinen Helden in die Sphäre freier Kunſtſchöpfung zu erheben. Ich kann aber nicht finden, daß dieſer Verſuch ſonderlich gelungen wäre. Selbſtverſtändlich will ich dem Dichter das Recht nicht beſtreiten, mit einer hiſtoriſchen Figur die Freiheiten ſich herauszunehmen, welche ihm zur Erreichung ſeines äſthetiſchen Zweckes erforderlich ſcheinen. Aber die Sache iſt, daß Jan Bockelſon als die geſchichtliche Geſtalt, welche er nun einmal iſt, der Idealiſirung — ich meine der wirklichen, nicht bloß opernhaft-äußerlichen — durchaus widerſtrebt. Dieſer Miſchmaſch von Komödiant und Fanatiker, von Wüſtling und Henkersknecht, von Narr und Böſewicht erregt keine äſthetiſche Theilnahme. Aus dieſem weltgeſchichtlichen Putſchinell, in welchem der Dämon widerlich mit dem Affen ſich verband, iſt kein Held zu machen. Schon darum nicht, weil ihm, während er vorn eine heroiſche Grimaſſe ſchneidet, der Zopf des Lächerlichen hinten hängt und weil in alle die Orakel des Propheten, in alle die Phantaſmen des Wolkenkukuksheimers, in alle die Wuthſchreie des Tyrannen etwas wie das Gekicher der Selbſtperſiflage hineinklingt.

1.

In der Natur, im Menſchenleben, in der Geſchichte wird mitunter aus Kleinſtem Größtes und wächſt das Unſcheinbare zum Ungeheuren empor. Seefahrer wiſſen, daß nicht ſelten aus einer am Horizont auftauchenden Wolkenflocke, welche der Schiffspaſſagier gar nicht bemerkt oder wenigſtens nicht beachtet, binnen etlichen Stunden ein höchſt bedrohliches Sturmgewölke werden kann. Kriminaliſten haben häufig in Erfahrung gebracht, daß ein Mörder ſeine ſpätere Laufbahn ſchon als kleiner Junge begann, indem er zum Spaſſe Käfern die Flügel ausriß oder Vögeln die Augen ausſtach. Das gedankenlos grauſame Kinderſpiel war das erſte Glied einer Kette, deren letzter Ring vielleicht ein Vater- oder Muttermord. Der Kreuzgalgen, an welchen man in einem verachteten Winkel des römiſchen Weltreichs einen armen verketzerten Reiſeprediger gehangen, wird zum Glaubensſymbol eines neuen Weltalters. Gutenberg hat zur Stunde, wo er ſeine erſte Letternreihe in eine Holztafel ſchneidet, nicht die entfernteſte Ahnung, daß er damit vom ſchlichten Handwerker zum Kulturheros ſich aufſchwinge. Aus dem Theekeſſel Watts ziſcht die Zauberformel, welche den titaniſchen Sohn vom Feuer und Waſſer zum Sklaven der Menſchen zähmt. Hinwiederum iſt aus dem kleinen Windei der Petrus-In-Rom-Fabel das rieſige, Erde und Himmel verfinſternde Papſtphantom geſchlüpft und hat ein vorgebliches Grab auf einem der Felſenhügel von Jeruſalem den Anlaß gegeben zur hunderttauſendfältigen Schlächterei der Kreuzzüge.

Bei all dieſem und vielem Aehnlichen müſſen wir uns, wie jedermann wiſſen könnte, wohl hüten, den Maßſtab der Bildung und Anſchauung unſerer eigenen Zeit in Anwendung zu bringen. Allerdings war und iſt der Menſch in ſeinem Weſen immer derſelbe, aber ſeine Vorſtellungen und Gefühle, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Leidenſchaften, ſeine Tugenden und ſeine Laſter, ſeine Weisheit und ſeine Narrheit tragen die Färbung der verſchiedenen Entwickelungsſtufen der Menſchheit. Wenn wir heute vornehm oder mitleidig auf die Ketzer- und Judenſchlachten unſerer Vorfahren zurückblicken, ſo werden unſere Nachfahren nicht weniger vornehm oder mitleidig auf die Börſenſchlachten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückſchauen. War denn der Hexenwahn unſerer Altvorderen toller als die Spitzederei unſerer Zeitgenoſſen? Die Formen und Formeln des menſchlichen Aberglaubens wechſeln, der Aberglaube ſelbſt bleibt. Steht in der ganzen unendlichen Liſte mittelalterlicher Kretinismen etwas Kretiniſcheres verzeichnet als die Erſcheinung der „Muttergottes von Lourdes“ in unſeren Tagen? Nein! Aber brauchen wir uns darum etwa zum voraus vor unſeren Nachkommen zu ſchämen? Behüte! Wir wiſſen ja, daß auch ſie ihre Spitzedereien, Muttergottesſchnurren und Unfehlbarkeitsſimpeleien haben werden, obzwar vielleicht in andern Formen und Farben. Das wird jedoch der ganze Unterſchied ſein; denn die Dummheit währet ewiglich.

Damit ſoll, wohlgemerkt! nur geſagt ſein, daß der raſtloſe und unbezwingliche Hang und Drang des Menſchen, die Schranken der Endlichkeit und Wirklichkeit zu durchbrechen, immer und immerfort der menſchlichen Phantaſterei und dem Aberglauben freien Raum ſchaffen wird. Der Sache nach gerade ſo, wie es zum Beiſpiel zur Reformationszeit geſchah.

Da iſt um das Jahr 1521 am theologiſch beſchränkten Horizont der europäiſchen Menſchheit eine kleine Wahnwolke aufgeſtiegen, welche in ihrem Schoße den Sturm der Wiedertäuferei barg. Man hätte meinen ſollen, in dem wüſten Wirrſal von theologiſchem Gezänke, wie es dazumal hundertſtimmig durch einander zeterte, wäre es auf einen abſonderlichen Einfall mehr oder weniger nicht angekommen. Allein das im Handumdrehen aus einer Ketzerei zu einer richtigen Orthodoxie gewordene Lutherthum war nicht gewillt, zu dulden, daß andere Leute auch ketzeriſche Einfälle hätten, und ging daher ſehr entſchieden gegen die wiedertäuferiſchen „Propheten von Zwickau" vor. Die beiden Wahne platzten auf einander mit jener Wuth, wie ſie den innerhalb der „Religion der Liebe" ausgefochtenen prieſterlichen Hahnenkämpfen von jeher eigen geweſen iſt. Hierbei wurde das pauliſch-auguſtiniſch-lutheriſche Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben ſchrecklich ſtrapazirt. Aus der Prämiſſe deſſelben zogen nämlich die Brüder Zwickauer den Schluß, daß die Kindertaufe ein höchſt verdammlicher, des hölliſchen Feuers werther Gräuel ſei. Denn wie ſollte der „alleinſeligmachende Glaube" in der Seele eines Säuglings zum Bewußtſein kommen? Alſo fort mit der Kindertaufe, welche eine frevelhafte Entweihung des Sakramentes iſt. Nur Erwachſene können und ſollen das „Bad der Wiedergeburt" empfangen und demnach kommt zur „Wiedertaufe" ihr alle, die ihr des Heiles eurer Seelen verſichert und in den Bund der wirklich und wahrhaft Wiedergeborenen aufgenommen ſein wollt! Dagegen nun aber die Herren Reformatoren und ihre Anhänger: Ruchloſe anabaptiſtiſche Ketzerei! Schon darum, weil, wer ein Kind ungetauft ſterben läßt, die ewige Verdammniß deſſelben mitverſchuldet. Ergo: die Wiedertäuferei muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Man ſieht, an frommem Eifer hat es weder hüben noch drüben gefehlt, ſondern nur an einem bißchen Vernunft. Aber dieſe Heidin hat ja glücklicherweiſe mit den Myſterien der Dogmatik zu keiner Zeit etwas zu ſchaffen gehabt.

Es bedurfte nur weniger Jahre, um den Anabaptismus aus einer dogmatiſchen Schnurrpfeiferei zu einer ſocialpolitiſchen Thatſache von weltgeſchichtlicher Bedeutung zu machen. Woher dies? Daher, daß die Wiedertäuferei raſch zum Vereinigungspunkte von ſektireriſchen Regungen und Strebungen wurde, welche, aus dem Mittelalter herabgekommen, jetzt, inmitten einer allgemeinen Gährung der Gemüther, zu neuen und kühnen Lebensäußerungen ſich erhoben, zu Verſuchen, nicht allein das kirchliche Daſein dogmatiſch und liturgiſch zu reformiren, ſondern auch die Geſellſchaft politiſch und ſocial-radikal umzugeſtalten und auf Erden ein angebliches Gottesreich, ein apokalyptiſches Wolkenkukuksheim aufzurichten. Die begehrlichen Phantaſmen der Gütergemeinſchaft und ~~der~~ Vielweiberei hatten ja, wie jedermann weiß, namentlich in der mittelalterlichen Sekte der „Apoſtelbrüder" ſchon bedenklich geſpukt und zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatte der bedeutendſte Häuptling dieſer Ketzer, Fra Dolcino, mittels Schwertesgewalt dieſes kommuniſtiſche Evangelium in Oberitalien zu verwirklichen geſucht. Es trat demnach in der Wiedertäuferei, wie ſie ſich in dem Trauerſpiele von Münſter zu ihren äußerſten Konſequenzen zugeſpitzt hat, nur ein alter, am Feuer der Reformation neu aufgekochter Wahnwitz zu Tage, und wie bei derartigen Erſcheinungen überhaupt geſchah es auch hier, daß mit naiven Schwärmern und aufrichtigen Fanatikern leichtfertige Genüſſlinge und berechnende Halunken zu ungeheuerlichem Thun ſich verbanden.

2.

Der guten Stadt Münſter in Weſtphalen, welche ſich heutzutage rühmt, einer der Hauptſitze römiſcher Finſterniß zu ſein, würde man es nicht anſehen, daß vor Zeiten innerhalb ihrer Mauern die Jakobiner der Reformation, die Wiedertäufer, ein Feuer angezündet haben, welches in grellſter, wildeſter Flackerglut emporgelodert iſt. So hoch und ſo roth, daß die entſetzten Bewohner der „rothen Erde“ vor der unerträglichen Blendung eine Zuflucht im mittelalterlichen Kloſterdunkel ſuchten, aus welchem ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder ſich herausgewagt haben.

Wunderſamer Kontraſt, daß gerade auf dieſem Stücke deutſchen Bodens, auf dem die beharrungszäheſten, konſervativſten Menſchen wachſen, der tollgewordene Geiſt der Revolution des ſechzehnten Jahrhunderts ſeine wüthendſten Fratzen ſchnitt. Aber freilich, die guten Münſterer machten den wüſten Wirbeltanz nur mit, welchen Fremde aufſpielten und vortanzten. Immerhin bleibt es denkwürdig, daß die Wiedertäufer, deren Fanatismus und Energie durch die grauſame, von ſeiten der römiſchen und proteſtantiſchen Pfaffheit, der geiſtlichen und weltlichen Machthaber über ſie verhängte Verfolgung zur Siedhitze gebracht worden, dieſe Stadt zur Stätte ihrer weltgeſchichtlichen Orgie wählten, welche der Sache der Reformation bekanntlich unberechenbaren Schaden zugefügt hat. Der unſelige Ausgang des Bauernkrieges, einer durchaus berechtigten Bewegung, hatte dargethan, daß die Zeit des Volkes noch nicht gekommen war. Das Trauerſpiel von Münſter aber war in ſeinem ganzen Verlaufe nur allzu ſehr geeignet, das Verhalten der Fürſten, Junker und Pfaffen gegen die beſiegten Bauern, das heißt, gegen das „Volk“ von damals, ſcheinbar vollſtändig zu rechtfertigen. Es iſt und bleibt eben immer die alte Geſchichte, daß es nämlich keine ärgeren Feinde und Schädiger der Freiheit und des Vorſchrittes gibt als die leichtfertigen und lüderlichen Gaukler und Schwätzer, welche die Wahnträume ihres eigenen verbrannten Gehirns der urtheilsloſen Menge als wünſchenswerthe und leicht zu verwirklichende Möglichkeiten vorlügen.

Es iſt auch ſehr charakteriſtiſch für das zu Münſter anhebende Wiedertäuferſtück, daß in der Geneſis deſſelben ein emancipirtes, das heißt zuchtloſes Weib vorkommt, die Frau des aus Leipzig übergeſiedelten Syndikus Wiggers. Neben andern Männern lockte ſie auch den lutheriſchen Prediger Bernhart Rothmann in das Netz ihrer buhleriſchen Künſte. Der genannte Prädikant, ein begabter und humaniſtiſch gebildeter Mann, war die Seele der proteſtantiſchen Partei der Stadt, welche zu Anfang des Jahres 1533 ſo ſehr das Uebergewicht über den katholiſch gebliebenen Theil der Bürgerſchaft erlangt hatte, daß der Fürſtbiſchof von Münſter und Oſnabrück, Graf Franz von Waldeck, am dreizehnten Februar förmlich und feierlich einen Vertrag mit der Stadtgemeinde einging, kraft deſſen das evangeliſche Bekenntniß in Münſter frei gepredigt und geübt werden durfte. Item ſollten den Evangeliſchen ſechs Kirchen eingeräumt werden, der Dom dagegen ſollte dem römiſch-katholiſchen Kult verbleiben, wie auch dem Domkapitel alle ſeine Beſitzungen und Rechte vorbehalten blieben und die Stadt ihrerſeits gelobte, dem Fürſtbiſchof als ihrem rechten Herrn hold, treu und gewärtig zu ſein und zu bleiben. Dieſes Abkommen ſtellte ſich freilich bald als ein bloßer und zwar ſehr gebrechlicher Waffenſtillſtand heraus und war das erſte Symptom des bevorſtehenden Bruches, die Erneuerung des Rathes der Stadt, aus welcher Behörde die patriciſchen und katholiſchen Elemente durch kleinbürgerliche und eifrig-proteſtantiſche verdrängt wurden, deren Eifer jedoch gar bald auch nicht mehr eifrig genug befunden ward. Wer mitſchwindeln will in einem ſo recht ins ſchwindeln gekommenen Schwindel, darf keinen Augenblick innehalten und ſtillſtehen, ſondern muß mit Maul und Fuß ſtets bei der Hand ſein, ſeine lieben Mitſchwindler zu überſchwindeln.

Der Bernhart Rothmann hat das auch erfahren, obzwar ihn auch noch ein anderes Motiv auf den Schmutzweg der Wiedertäuferei getrieben haben mag. Denn des armen Hahnreis Wiggers wunderſames Weib — „conjugem mirabilem“ hat ein Zeitgenoſſe die Frau genannt — hatte es ihm angethan, ſo daß er, nachdem ihr Gatte gelegentlich geſtorben, ſich mit ihr verheiratete. Die Katholiken in Münſter ſagten freiſam, die notoriſch bubleriſche Frau hätte, von wilder Leidenſchaft für Rothmann entbrannt, ihrem erſten Gatten Gift gemiſcht. Allein dies Gerede vermochte gegen die große Popularität, deren Rothmann bei ſeinen Glaubensgenoſſen ſich erfreute, nicht aufzukommen: die Proteſtanten ſtrömten ſcharenweiſe zu ſeiner Hochzeit, glückwünſchend und geſchenkebringend. Trotzdem durchſickerte das Giftgerücht allmälig die öffentliche Meinung dergeſtalt, daß der Prädikant merkte, ſein Ruf müßte in den Augen ehrenfeſter Männer und ſittſamer Frauen doch einen Oelflecken bekommen haben, und nun ſchien es ihm gerathen, dieſe Makel dadurch abzuwiſchen oder auszubrennen, daß er ſich von der evangeliſchen Lehre, wie Luther und Melanchthon ſie verſtanden und verkündigten, allmälig den weitergehenden reformiſtiſchen Doktrinen und Forderungen anſchloß. Er wollte, wenn ich ſo ſagen ſoll, die bewieſene Gemüthsſchwäche im Glaubensfeuer des Fanatismus härten. Die Wiedertäuferei lag aber in der Luſt der Zeit und bald ſollte es kund werden, daß der Oberprädikant von Münſter dieſelbe in vollen Zügen eingeathmet habe. Zunächſt erklärte er ſich in draſtiſcher Weiſe gegen die lutheriſche Abendmahlslehre. Dorp erzählt: „Er brach ſemel in ein groſe breite ſchüſſel, gos wein darauff, und nachdem er die wort des Herrn vom nachtmal dazu geſprochen hatt, hies er die, ſo des Sakraments begerten, zugreiffen und eſſen.“ Hiervon erhielt der Mann den Spitznamen Stutenbernt, das iſt Semmelbernhart, weil die Semmeln im münſterer Platt Stuten heißen. Dann weigerte er ſich der Kindertaufe und ſchalt dieſelbe einen „Gräuel vor Gott“. Gegen das Ende des Jahres 1533 zu war der Stutenbernt ſchon ein ſo richtiger Wiedertäufer, als nur jemals einer im Buche geſtanden hat, und ſeine Beredſamkeit verlockte mehr und mehr den großen Haufen auf den Irrweg, welchen er ſelber eingeſchlagen und auf welchem er in dem Mann einer reichen Frau, in dem Tuchhändler Bernt Knipperdollinck, einen gleich heftig ausſchreitenden Mitwanderer gefunden hatte.

Knipperdollinck, berichtet uns Greſbeck, „was ein treiſt und ein ſtolt man, könne und drieſte was er von ſinnen“. Weit in der Welt herumgekommen, hatte er zahlreiche Verbindungen mit Wiedertäufern angeknüpft und ſein behagliches Haus wurde die erſte Heimat der Wiedertäuferei in ſeiner Vaterſtadt. Ohne irgendwie durch geiſtige Begabung hervorzuragen, beſaß er jene halb brutale, halb launige Sprechweiſe, welche der Menge gefällt. Offen wie ſein Haus war auch ſeine Hand, welche ja nicht durch eigene

Arbeit gefüllt zu werden brauchte, und es kam ihm nie auf ein paar Kannen mehr an, um die Kehlen ſeiner Bewunderer gehörig anzufeuchten. Für Wirthshauspolitik hatte er ein nicht gemeines Talent, und maßen er ſich ſeinen lieben Mitbürgern als ein~~en~~ ganz und gar ſelbſtlos~~er~~ Biedermann aufzuſpielen wußte, ſo hatte er die Mehrzahl ~~derſelben~~ bald in den Taſchen ſeiner Pluderhoſen. Der Mann war übrigens vom Ehrgeize verzehrt und gehörte zu jener doppelt gefährlichen Klaſſe von Fanatikern, welche mit dem Fanatismus eine gewiſſe Schalkheit verbinden und, unfähig, die erſte Rolle in einem Revolutionsdrama durchzuführen, in der zweiten oder dritten ſich um ſo breiter und furchtbarer zu machen ſuchen. Solche Geſellen, mit einer ausgeſprochenen Idioſynkraſie gegen alle geregelte Thätigkeit, gegen alle Arbeit behaftet, wollen um jeden Preis mitthun, mitregieren. Sie meinen es auch anfangs nicht ſo übel, aber ſchließlich kommen ſie, weil ohne allen ſittlichen Halt, ganz leicht dazu, jeden, welcher nicht ihrer Meinung zu ſein ſich unterſteht, in aller Gemüthlichkeit todtzuſchlagen. Selbſtverſtändlich verſäumen ſie auch nie, ihren eigenen höchſt perſönlichen Gelüſten und Anſprüchen das mit den Schlag- und Stichworten des Tages gleißend geſtickte Mäntelchen der Zeitmode umzuhängen. Zur Zeit der franzöſiſchen Terroriſten wäre Bernt Knipperdollinck ein wüthender Anhänger Marats geweſen und hätte „Liberté, égalité et fraternité ou la mort!“ gebrüllt; zur Zeit Luthers war er der „Schwertträger“, das iſt der Oberhenker des Jan Bockelſon und brüllte: „Die Wiedertaufe und das Reich Gottes oder Tod allen Ungläubigen!“ Das hatte noch den nicht gering anzuſchlagenden Vortheil, daß die Knipperdollinckerei ſich den Anſchein eines religiöſen Apoſtolates geben konnte, was natürlich auf die gläubige Dummheit die gehörige Wirkung übte. Daß dieſe nach Wundern und Zeichen lechzende gläubige Dummheit in Münſter dazumal maſſenhaft vorhanden geweſen, unterſteht gar keinem Zweifel. Das will ſagen, daß nicht nur eine Anzahl, ſondern die ungeheure Mehrheit der Münſterer Wiedertäufer in gutem Glauben das neue Evangelium hin- und annahm. Der ehrliche Greſbeck bezeugt das ſo: „Ein deil von den wiederdopers meinden anders nicht, al dat die propheten deten und ſachten, dat hedden ſie von Got, dat in dat Got openbairt.“

An „Propheten“ aber war fürwahr kein Mangel. Sowie es kundgeworden, daß die anabaptiſtiſche Schwarmgeiſterei durch Knipperdollincks und des Stutenbernts Bemühungen in Münſter feſten Fuß gefaßt hätte, konnte man das bibliſche Wort: „Wo ein Aas liegt, da ſammeln ſich die Geier“ — auf die Stadt anwenden. Wiedertäuferiſche Pilger wallfuhren von allen Seiten herbei und namentlich wurde Münſter ein Wanderziel für die Bekenner der Wiedertaufe in Holland und Friesland. Sie kamen immer zahlreicher, nachdem die Thatſache, daß die erſten Ankömmlinge durch die Fürſorge Knipperdollincks und Rothmanns gar gaſtlich beherbergt und beköſtigt worden, ihre Wirkung gethan hatte. Mit zu den erſten Einwanderern gehörten Jan Bockelſon und ein gewiſſer Gerit. Sie langten, von dem Oberpropheten der holländiſchen Wiedertäufer als „Apoſtel“ entſandt, am 13. Januar 1534 in Münſter an. Unlange darauf machte ſich dieſer Oberprophet, Jan Matthys, ſeines Zeichens ein Bäcker zu Harlem, allerhöchſt eigenfüßig nach dem weſtphäliſchen Wiedertäufer-Zion auf den Weg und brachte ſeine junge ſchöne Frau Divara oder Diewer mit, eine Blondine mit feurigen Blauaugen und einer weißen Sammethaut, nur ein bißchen zu holländiſch-plaſtiſch geformt, eine Schönheit alſo von jenem Schlage, wie ſie Rubens ſpäter ſo gern gemalt hat.

Jan Matthys, welcher ſich die blonde Divara in vorweggenommener mormoniſcher Weiſe „angeſiegelt“ hatte, während ſeine rechtmäßige Ehefrau noch lebte, muß allem nach einer jener Fanatiker geweſen ſein, welche an den Lügendunſt, den ſie andern vormachen, ſelber feſt glauben und ebenſo bereit ſind, für ihren Wahn zu ſterben als andere dafür ſterben zu machen. Ein richtiger, das heißt, ein aufrichtiger Petroliker von damals demnach. Wenn ſeinem Jünger Bockelſon zu glauben, war Matthys der Mann, welcher zuerſt den Geiſt der Rebellion und des Blutes in die Wiedertäuferei gebracht hat. In einem ſeiner Verhöre hat nämlich der Exkönig von Zion ſeinen Meiſter als den bezeichnet, „der anfencklich den gebruich des ſchwerts und gewalt widder die obricheit have ingeſort und geſurdert“. Wie in anderem ließ jedoch der Jünger den Meiſter auch hierin bald weit hinter ſich. Bockelſon ſyſtematiſirte die wilden Inſtinkte des fanatiſchen Bäckers von Harlem, er brachte Methode in den grauſamen und wollüſtigen Größenwahn der Wiedertäuferei.

Wer war nun dieſer Menſch? Dem Protokolle ſeines am 25. Juli 1535 zu Dülmen beſtandenen Verhörs zufolge hat er über ſeine Perſönlichkeit folgende Auskunft gegeben. Er war zu Leiden in Holland geboren und aufgefüttert („upgefuedet“). Dem Unterſchulzen Bockel zu Soevenhagen bei Leiden hat bei Lebzeiten von deſſen Ehefrau die leibeigene Magd Alit den Jungen geboren. Der Vater ſcheint für den Bankert nach Möglichkeit geſorgt zu haben. Jan ging zu Leiden in die Schule und lernte dann die Schneiderei („dat ſnider ampt“). Seine Wanderſchaft als Schneidergeſelle führte ihn nach England und Flandern. Heimgekehrt, ließ er ſich dann in ſeiner Geburtsſtadt nieder. Aber ſein Sinn war nicht bei der Elle, der Scheere, der Nadel und dem Bügeleiſen. Die Unraſt der Zeit war auch in den Schneider gefahren. Er fühlte ſich zu Beſſerem, zu Höherem beſtimmt und verfolgte dann richtig dieſe ſeine Beſtimmung, welche ihn höher und immer höher hinaufführte: auf das Theater, auf die Prophetenkanzel, auf einen Schwindelthron und ſchließlich auf das Schaffot. Als der hübſche und gewandte Burſche, welcher er war, gewann er die Zuneigung der wohlhabenden Witwe eines Schiffmanns, heiratete ſie und fing mit den ihm zugebrachten Mitteln ein kaufmänniſch Gewerbe an. In deſſen Betreibung that er weite Reiſen, nach dem Norden zu bis gen Lübeck, ſüdwärts bis nach Liſſabon. War aber, ſcheint es, ein ſchlechter Handelsmann, kam nicht vorwärts in ſeinem Geſchäfte, ſondern entſchieden zurück. Fing daher ein anderes an, that das Wirthshaus „Zu den drei Häringen“ in einer Vorſtadt von Leiden auf und ſorgte mittels allerhand Schnurrpfeiferei dafür, daß es luſtig herging in dieſer Pintenſchänke. Er ſpielte den Wirth ganz vortrefflich, denn er war ja ein geborener Komödiant. Daher that er ſich auch bald hervor unter den „Rederijkern“ von Leiden und machte in der dortigen „Kamer van Rethorika“, das heißt, in der Gilde der ſeidener Reimſchmiede, Deklamatoren und Liebhabertheaterſpieler, eine vortretende Figur. Hier, unter den „Geſellen van den Spele“, mag er ſich die Bühnenſicherheit, den theatraliſchen Schick und Takt erworben haben, womit er ſpäter den Propheten, den König, den Märtyrer agirte. Denn dieſer Mann ſpielte alles und gerade daraus erklärt ſich ja ſein blendender Erfolg. Die Menſchen und die Völker wollen ſchlechterdings, daß man ihnen etwas vorgaukle; vermöge ihrer Erbſünde, das heißt, vermöge ihrer angeborenen Nichtswürdigkeit, lieben ſie die Lüge und den Schein und haſſen ſie die Wahrheit und das Weſen. Wer ſie verblenden kann, der hat ſie.

Außer ſeiner Vervollkommnung als Komödiant trug Jan aus der leidener Rederijker-Kammer noch etwas davon, die religiöſe Oppoſitionsſtimmung, wie ſie ja in dieſen niederländiſchen Meiſterſingerſchulen ſchon frühzeitig daheim geweſen war. Gar keine Frage, Bockelſon iſt von der religiöſen An- und Aufſpannung der Zeit ebenfalls ſtark ergriffen geweſen und ſeine ungezügelte Phantaſie mußte an den wiedertäuferiſch-chiliaſtiſchen Träumereien und Wahngebilden großes Wohlgefallen finden. Er, der luſtige Schänkwirth, vertiefte ſich in die Leſung der Traktate des wiedertäuferiſchen Orakelers Melchior Hofmann aus Schwäbiſch-Hall, eignete ſich auch den Inhalt der Bibel an und gelangte auf dem Wege ſolcher Studien glücklich zum „Gnadendurchbruch“. Einmal ſo weit, pilgerte er zum Jan Matthys nach Harlem und empfing zur Herbſtzeit von 1533 von dieſem Propheten die Wiedertaufe und das Apoſtelamt. Ob er von vornherein gewillt geweſen, dieſelbe zur Unterlage zeitlichen Gedeihens zu machen, ob er ſeine neugebackene Gottſeligkeit aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet habe, aus welchem hundert Jahre ſpäter der holländiſche Nationaldichter Jakob Cats die ſeinige anſah, indem er reimte:

> „Es iſt das beſte Thun, des Lobes werth, auf Erden
> Gottſelig ſein und auch dabei noch reich zu werden“ —

wer möchte das beſtimmt bejahen oder verneinen? Aber gewiß iſt, daß in dem angehenden Propheten, welcher Weib und Kind verließ, um nach Münſter zu wandern, eine maßloſe Eitelkeit wühlte und eine heiße Ehrſucht gohr, welche, bis zum Größenwahnſinn geſteigert und verbunden mit den entzügelten Gelüſten einer wilden Sinnlichkeit, den Mann vorwärts ſpornte auf ſeiner verderblichen Bahn.

Die Natur hatte ihm die Mittel verliehen, die Eingebungen ſeiner Phantaſie zu verwirklichen und den Forderungen ſeiner Leidenſchaften genugzuthun. Noch nicht ganz fünfundzwanzigjährig, ſtand er in der Blüthe ſeiner Männlichkeit. Schlank, ſtattlich und ſchmiegſam von Geſtalt und von anmuthiger Geſichtsbildung, beſaß er jenen einſchmeichelnden und zugleich beherrſchenden Blick, welcher den Frauen ſo wohlgefällt. Ueberhaupt, die Weiber hatte er weg. Hatte ſie ſo ſehr weg, daß ihm ſeine verlaſſene Ehefrau auch dann noch, als ſie erfahren, daß der vielſeitige Treuloſe nicht weniger als fünfzehn andere ſich angeſiegelt habe, eine innige Zuneigung bewahrte. Wer aber die Weiber hat, der braucht ſich um die Männer nicht ſehr zu ſorgen, maßen die beſſere Hälfte der Menſchheit die ſchlechtere von ſelber nachzieht. Es war und iſt daher ganz in der Ordnung, daß namentlich Religionenſtifter und Propheten ihr Abſehen zunächſt auf das ſchönere und, wie geſagt, beſſere Geſchlecht richteten und richten. Auch unſer Jan that ſo und es iſt zweifellos, daß ſein Auftreten und Gebaren in der Frauenwelt von Münſter für das wiedertäuferiſche Kredo reißende Propaganda machten. Alles zuſammengehalten, muß man daher in dem Schneider von Leiden einen Mann erkennen, deſſen ganze Perſönlichkeit, deſſen Gaben und Talente über das menſchliche Durchſchnittsmittelmaß beträchtlich emporragten. Einer ſeiner redlichſten und urtheilsfähigſten Zeitgenoſſen, der um 1545 verſtorbene Chroniſt Sebaſtian Frank, hat von dem Wiedertäuferkönig geſagt, daß er „von Angeſicht, Perſon, Geſtalt, Vernunft ein redſprech, rahtweiß, anſchlegig, an Behendigkeit, unerſchrockenem ſtolzen Gemüt, von künen Taten und Anſchlegen ein edel wohlgeſchickt und wunderbarlich Mann ſei geweſen“. Das hieß nun freilich den Mund ſehr voll nehmen und iſt dabei in Anſchlag zu bringen, daß Frank ein abgeſagter Feind des raſch zum unduldſamen und verfolgungsſüchtigen Dogmatiſmus verknöcherten Lutherthums war. Aber ein genialer Schwindler war Jan Bockelſon ſchon, das läßt ſich nicht beſtreiten. Er mag wohl auch vom Schmerze der Kreatur im Innerſten angefaßt und vom Weh ſeiner Zeit lebhaft ergriffen geweſen ſein. Aber über allem ſeinem Fühlen, Denken und Thun ſchwebte doch immer beſtimmend und beherrſchend das Gaukleriſch-Eitle ſeiner Natur, die Sucht, um jeden Preis eine glänzende Rolle zu ſpielen, die Wuth, zu herrſchen, zu ſchwelgen und, wenn nöthig, zu morden. Vielleicht kennzeichnet man ihn am treffendſten, wenn man ihn den Laſſalle des 16. Jahrhunderts nennt.

3.

Die Wiedertäuferei war eine mit Blut und Feuer geſchriebene Gloſſe zu dem in der ſogenannten Weltgeſchichte bekanntlich unzählig oft wiederkehrenden Thema: „Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage." Der Anabaptiſmus hat das religiöſe Princip der Reformation ins Myſtiſche, Schwärmeriſche, Fanatiſche hinaufgeſchwindelt und alles Ernſtes gefordert, daß die apokalyptiſch-tollen Träume von einem „tauſendjährigen Reiche der Heiligen" verwirklicht werden müßten. In politiſcher und ſocialer Beziehung war die Wiedertäuferei vorweggenommener Maratiſmus und Babeufiſmus; denn ſie ging darauf aus, die Geſellſchaft in einen wüſten Trümmerhaufen zu verwandeln, um auf ſolcher Grundlage eine phantaſtiſch-kommuniſtiſche Schreckensherrſchaft mit Gütergemeinſchaft, Vielweiberei und allem ſonſtigen Zubehör eines „menſchenwürdigen Daſeins" aufzurichten.

Laßt uns zuſehen, wie das auf der rothen Erde für eine Weile gelungen iſt und welchen Verlauf und Ausgang das Abenteuer hatte.

Schon in den erſten Wochen des Jahres 1534 zeigte die alte Stadt Münſter eine weſentlich veränderte Phyſiognomie. Eine Menge von fremden Geſichtern machte ſich in den Gaſſen bemerkbar. Man ſah auffallend viele in Grau und Schwarz gekleidete Männer und man ſah auch viele Frauen, welche, ſtatt die in Münſter bräuchlichen Kopftücher („hoevet doich") zu tragen, die Kapuzen ihrer „Müſchen" über die Haare gezogen hatten. Allwo dieſe Männer und Frauen ſich begegneten, faßten ſie ſich bei den Händen, küßten ſich auf den Mund und der oder die Küſſende ſagte: „Lieber Bruder (oder: Liebe Schweſter), der Friede Gottes ſei mit dir!" Worauf der oder die Geküßte: „Amen!" Das war die Loſung und das Erkennungszeichen der Wiedergetauften.

Denn das Werk der Wiedertaufe war bereits in vollem Gang und Zug.' Die Predigten des Meiſters Jan Matthys und ſeines Lieblingsapoſtels Jan Bockelſon hatten mächtig gewirkt. Die beiden Propheten predigten aber auch, wie der jetzt vollſtändig verſchwarmgeiſterte Stutenbernt an die Wiedertäufer der umliegenden Ortſchaften ſchrieb, „das Wort Gottes mit unglaublicher Lieblichkeit". Was wunders, daß die Frauenwelt ſolcher „Lieblichkeit" nicht zu widerſtehen vermochte? Zunächſt ergriff der heilige Veitstanz die „Bräute Chriſti". Die Nonnen von Sankt-Aegidi nämlich und darauf auch die von Overat verſpürten einen unwiderſtehlichen Drang nach der Wiedertaufe und nebenbei auch nach der Ehe, deren Beſchwerniſſe — ſagt unſer Augenzeuge naiv — ſie ja nicht kannten. Die fromme Neugier trieb mehr und mehr der Frauen und Mädchen in die wiedertäuferiſchen Konventikel und den Frauen und Mädchen folgten mälig Männer und Jünglinge. Denn ſo iſt die Ordnung der Natur, daß, wo Gänſe und Gänschen vorhanden, es niemals an älteren und jüngeren Gänſerichen fehlen wird.

Noch hatten die Wiedertäufer lange nicht die Mehrheit in der Stadt, aber ihr Weizen war doch in ſaftigem Wachſen. Schon war es ſo weit, daß innerhalb der Ringmauern von Münſter das Anſehen und die Befehle des Biſchofs, des rechtmäßigen Landesherrn, mißachtet werden konnten. Die Bemühungen des Rathes, der Wiedertäuferei Abbruch und Einhalt zu thun, fielen ebenfalls ganz kläglich aus. Der Verſuch, mittels Herbeiziehung des heſſiſchen Prädikanten Dietrich Fabricius die Proteſtanten Münſters im orthodoxen Lutherthume zu ſteifen, mißlang völlig. Weiber ſchalten den Heſſen: „Der kann nicht einmal münſteriſch reden!" und halbwüchſige Mädelchen wußten auf offenem Markte mit Anſpielung auf die lutheriſche, durch Fabricius vertretene Abendmahlslehre Spottreden zu führen von „dem heſſiſchen Gotte, ſo da eßbar ſei".

Allnächtlich gingen die wiedertäuferiſchen Buß- und Bekehrungsrufe durch die Gaſſen und am 7. Februar liefen Wiedertäufer und Wiedertäuferinnen in der Stadt herum, fiſtulirend: „Wehe, dreimal wehe! Thut Buße und nehmt die Taufe, ſo ihr der Rache des Herrn entgehen wollt; denn ſein Tag naht eilends heran.“ Ein Schneider, welcher es ſeinem Kollegen Bockelſon gleichzuthun ſich abzappelte, ſah den himmliſchen Vater in den Wolken und ſchrie wie beſeſſen den Leuten zu, ſie ſollten ſich unzögerlich taufen laſſen, falls ſie der ewigen Pein entgehen wollten. Schon am folgenden Tage wurde auch offenbar, daß die Lehre des Bäckers von Harlem, gegen dem wiedertäuferiſchen Heile widerſtrebende Obrigkeiten ſei mit Gewalt vorzugehen, auf fruchtbaren Boden gefallen war. Denn an dieſem achten Februartage brachen die Wiedertäufer in offene Rottirung aus. Sie ſammelten ſich auf dem Marktplatze, bemächtigten ſich des Rathhauſes und nahmen die dort aufbewahrten Waffenvorräthe weg. Knipperdollinck erging ſich in viſionären Raſereien und die Verſammelten erhitzten ſich gegenſeitig mehr und mehr. Es ſah ganz ſo aus, als wollten die Wiedertäufer ſchon heute gewaltſam der Stadt ſich bemächtigen. Der Verſuch unterblieb indeſſen, denn die beiden Jane, die Propheten, welche hinter den Kuliſſen die Drähte, an welchen die rottirenden Marionetten befeſtigt waren, leiteten, waren „klug wie die Schlangen“, das heißt, ſie entſchieden, der Tag, „die Tenne vom Unkraute zu reinigen“, ſei noch nicht gekommen. Sie hatten ja eingeſehen, daß ſie aus der Minderzahl erſt zur Mehrzahl werden müßten.

Die Mehrzahl der Bewohnerſchaft von Münſter, den Rath inbegriffen, handelte an dieſem Tage ebenſo thöricht, unſchlüſſig und feig, wie in unſerer Zeit am 18. März 1871 die ungeheure Mehrheit der Bewohnerſchaft von Paris gehandelt hat. Wie an dieſem Märztage die pariſer Kommuniſten mit Leichtigkeit hätten erdrückt werden können, gerade ſo an jenem Februartage die münſterer Fanatiker. Hier wie dort war man dumm und läſſig genug, das Feuer nicht auszutreten, und dort wie hier wurde daſſelbe dann zu einer verheerenden Brunſt.

Schon waren die gegen das wiedertäuferiſche Unweſen geſtimmten Bürger in Wehr und Waffen getreten, ſchon war auf Anordnung des Rathes der Marktplatz abgeſperrt und mit Geſchützen umſtellt, ſchon hatte auch der Biſchof von ſeinem Schloſſe zu Telgte Botſchaft hereingeſandt, daß er mit ſeinen Reiſigen der Bürgerſchaft zur Hilfe zu kommen im Begriffe ſei, kurz, alles war zu einem tüchtigen Schlage bereit, als einer jener zu aller Zeit vorkommenden Vermitteler, welche einen unwiderſtehlichen Kitzel fühlen, Weiß und Schwarz zu einem unerſprießlichen Grau zuſammenzumantſchen, dazwiſchentrat. Diesmal war der Mantſcher jener heſſiſche Prädikant Fabricius, welcher, um ſich im ganzen Glanze chriſtlicher Liebe und Verſöhnlichkeit ſehen zu laſſen, die Nichtwiedertäufer zu beſtimmen ſuchte und wußte, Frieden zu halten. Daß er damit durchdrang, dürfte einen oder wohl den Hauptgrund darin gehabt haben, daß etliche Mitglieder des Rathes der Wiedertäuferei ſchon heimlich zugeneigt waren und andere die Beſorgniß hegten, der Ausbruch des Kampfes zwiſchen den Bürgern von Münſter könnte dem Biſchof Gelegenheit geben, der Stadt ſich zu bemächtigen, was alle proteſtantiſch Geſinnten verhindert ſehen wollten. Genug, die Gunſt des Tages und der Stunde wurde ſchmählich verpaßt, an die Stelle energiſchen Handelns trat ſchwächliches Verhandeln und dieſes führte zu einem Kompromiß, kraft deſſen die Glaubensfreiheit innerhalb der Stadt gewährleiſtet und beſtimmt wurde, daß niemand in ſeinem Gewiſſen und in ſeinem Beſitze geſtört werden und daß männiglich der Gewaltſamkeit entſagen und der Obrigkeit gehorchen ſolle. Der Fürſtbiſchof hatte, vor dem Thore angelangt, daſſelbe verſchloſſen gefunden und mit ſeinen Reitern wieder hingehen müſſen, woher er gekommen.

Natürlich war das nur ein ganz fauler Friede, der ausſchließlich den Wiedertäufern zu gute kommen konnte. Die Domherren und andere katholiſche Patricier wußten wohl warum, als ſie ſich nach dem achten Februar von dannen huben. Auch die Wiedertäufer wußten warum, als ſie dazumal eine Schrift ausgehen ließen, worin ſie ſagten: „Unſere Angeſichter wurden ſchön von Farbe.“ Sie fühlten ihre Stärke und daß bei ihnen, bei welchen der Muth war, bald auch die Macht ſein würde. Den geſchloſſenen Frieden betrachteten ſie als einen Waffenſtillſtand, welchen ſie gerade ſo lange einhalten wollten, als ſie mußten. Sie waren der Zukunft, der nächſten ſchon gewiß. Ekſtatiſche Weiber ſchrieen auf den Gaſſen „Mirakel! Mirakel!“ und hüpften dazu, „als wollten ſie fliegen“. Kinder thaten weiſſagende Mäuler auf und ſangen: „Niemals iſt auf Erden größere Freude geweſen!“ Der Unſinn marſchirte prächtig.

4.

Noch in demſelben Monat Februar von 1534 kam die Gewalt in Münſter von rechtswegen, ſo zu ſagen, in die Hände der Wiedertäufer und konnte das um ſo leichter geſchehen, als ja von den angeſeſſenen Bürgern eine immer größere Zahl der Vaterſtadt den Rücken kehrte. An Erſatz fehlte es aber nicht: für jeden auswandernden Münſterer kamen mindeſtens drei fremde Zuzügler herein. Denn der Stutenbernt hatte in die Nähe und in die Ferne einen „Poſaunenruf“ ausgehen laſſen, daß männiglich und weibiglich, ſo da des zeitlichen und ewigen Heiles froh werden wollte, ſich aufmachen ſollte zu den Gezelten Iſraels, zu wohnen in dem neuen Jeruſalem. Das zog. So etwas brauchte man ja der heiligen und der unheiligen Geſindelſchaft nur zu ſagen. Das Menſchenſpülicht ſtrömte nur ſo zu den Thoren herein: Männer, die ihrer Weiber, und Weiber, die ihrer Männer überdrüſſig waren, fühlten plötzlich ein Lechzen nach dem zu Münſter quillenden Brunnen der göttlichen Gnade. Mädchen, welche die Wiedertaufe als ein Patent auf Männer betrachteten, kamen auch. Leibeigene, deren es dazumal auf der rothen Erde noch kaum weniger viele gab, als es heutzutage ſelbſt Geiſteigene gibt, ſuchten in dem neuen Jeruſalem die Freiheit, die ſie meinten. Auch viele ganz ehrliche Enthuſiaſten waren unter den Einwanderern. Sie wähnten alles Ernſtes, in Münſter müßten alle die Blüthenträume von Freiheit, Glück und Heiligkeit, welche der Zeitſchwarmgeiſt ausgeheckt hatte, ihre fruchtreiche Erfüllung finden. Einer der Einwanderer dieſes

Schlages war der Pfarrherr von Gildhauſen, Bernt Krechting, welcher Seelenhirt einen ganzen Trupp ſeiner „Schafe“ mitbrachte und den wir bald in der Vorderreihe der wildeſten Fanatiker erblicken werden. Die Maſſe der Zuzügler beſtand jedoch aus Holländern und Frieſen und es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie das angeſtammte Phlegma dieſer Leute durch den Dämon religiöſer Wuth zur heftigſten Gährung um- und aufgerührt wurde.

Selbſtverſtändlich hatten alle dieſe Fremdlinge keine Spur von heimatlichem Gefühle für die Stadt und kümmerte es ſie nicht im geringſten, was für ein Unheil ſie über dieſelbe heraufführen halfen. Sie lebten und webten nur in den fixen Ideen, in den Wahngebilden ihrer Sekte, ſoweit ſie nämlich ehrliche Narren und nicht kalkulirende Gauner waren, und ihr ganzes Gebaren bietet eins der erſtaunlichſten, ſchrecklichſten Beiſpiele, wie urſprünglich rein innerliche Mächte in der Aeußerlichkeit des Daſeins ſich geſtalten und formen.

Zeitig im Februar muß die gemeldete Umwandelung der Bevölkerung von Münſter ſchon weit vorgeſchritten geweſen ſein. Denn nur dadurch wurde die Faſtnacht möglich, wie ſie diesmal in der Stadt rumorte und raſaunte. Ungehindert vom machtloſen Rathe, erhoben ſich die Wiedertäufer zur Zerſtörung der „Götzentempel“. Die Klöſter wurden ausgeraubt, der ſchöne Dom im Innern ganz verwüſtet. Die neuen Heiligen zerſchlugen und zerſchnitten die Statuen und Bilder der alten, zerſchmiſſen die Reliquienkaſten und die Meſſegeräthe, ſtampften auf den Hoſtien herum, zertrümmerten Orgeln und Uhren. Im Dome wurde getrunken, geſungen und geſprungen. Die helle vorweggenommene Karmagnole von 1793! Ganz ſo, wie es zur Zeit des wüſten „Déesse-de-la-raison“-Spektakels in den Kirchen von Paris herging, ſo in den Kirchen von Münſter im Februar von 1534. Und damit eine weitere Parallele zwiſchen dem zerſtöreriſchen Wahnwitz des ſechzehnten und dem des achtzehnten Jahrhunderts nicht fehlte, that Knipperdollinck, was die Schreckensmänner von 1793 mit dem ſtraßburger Münſterthurm bekanntlich auch thun wollten, das heißt, er forderte und ordnete an, daß die Spitzen der Kirchenthürme abgetragen würden, maßen die Zeit gekommen, allwo das Hohe erniedrigt und das Niedrige erhöht werden müßte. Oh, arme Vernunft, wann wird einmal deine Zeit kommen? Weltrichterin Hiſtoria gibt zur Antwort: Nun und nimmer! Denn die Dummheit waltet ewiglich und der Gemeinheit und der Bosheit iſt kein Ende.

Die Faſtenzeit brachte in Münſter keine Ernüchterung, bewahre! Sie ſtellte im Gegentheil das Regiment der Wiedertäufer förmlich feſt. Auf den dreiundzwanzigſten Februar fiel die Erneuerungswahl des ſtädtiſchen Rathes, woraufhin die Propheten die Loſung gegeben hatten: „Wählt nicht wie bislang nach dem Gelüſte des Fleiſches, ſondern nach der Eingebung des Geiſtes.“ Der Geiſt, nämlich der des ſouveränen Unverſtandes, gab denn auch richtig den Münſterern ein, zu Mitgliedern des Rathes lauter Wiedertäufer zu küren und zu Bürgermeiſtern den Knipperdollinck und einen gewiſſen Kipenbroick, eine wiedergetaufte Null, wie es ſcheint.

Der luſtige, lärmende Bernt wäre demnach der Gebieter von Münſter geweſen, ſo er nicht zwei Herren über ſich gehabt hätte, die beiden Jane, den Matthys und den Bockelſon. Greſbeck meldet ſehr richtig: „Dieſelve twe propheten weren die oberſten mit den Burgermeiſtern und raet in der ſtat Monſter“, das heißt eben nur: Bürgermeiſter und Rath thaten, was die Propheten ihnen einblieſen.

Zuvörderſt wieder eine ſchnöde Gewaltthat: die Austreibung aller, welche die freche Botſchaft der Wiedertäuferei nicht annehmen wollten, alſo die Verjagung von Bürgern und Bürgerinnen aus Haus und Heim, aus Beſitz und Recht. Es terroriſirte und kommuniſirte ſchon ganz offen und wurden die wüſten Leidenſchaften mehr und mehr entflammt durch die Gewißheit, daß der Fürſtbiſchof dem Unweſen in ſeiner Stadt nicht länger unthätig zuſehen wollte. Man wußte, daß er die Fürſten, Prälaten und Reichsſtädte den Rhein auf und ab und bis weit ins Reich hinein zu freundnachbarlichem Aufſehen gemahnt, daß er von ſeiten katholiſcher wie lutheriſcher Fürſten Unterſtützung zugeſagt erhalten, daß er in ſeinen Stiften die Vaſallen aufgeboten, Landsknechte angeworben, Geſchütz und anderes Kriegszeug angeſchafft hätte und nach alſo bewerkſtelligter Rüſtung jetzo heranzöge, um die Stadt einzuſchließen und zu belagern.

Freitag den ſiebenundzwanzigſten Februar lief des Morgens bei heftigem Windwehen und Schneetreiben Jan Matthys durch die Stadt, rufend: „Bekehret euch, ihr Ungläubigen! Das Schwert Gottes iſt über euren Häuptern!“ Etwas ſpäter hielten die Wiedertäufer in Wehr und Waffen ein Konventikel auf dem Rathhaus ab. Der Oberprophet dämmerte eine Weile vor ſich hin, wie ſchlafend. Dann fuhr er auf und ſchrie: „Hinweg mit den Kindern Eſau's, das Erbe gehört den Söhnen Jakobs! Hinweg mit den Gottloſen, welche ſich der Taufe weigern, aus der Stadt, damit durch den Verkehr mit ihnen das Volk Gottes nicht bemakelt werde!“

Und ſofort begann das erbarmungsloſe Werk der Austreibung aller, welche ihr Gewiſſen höher hielten denn ihre Heimſtätte und Habe. Es gab aber viele, welche dachten: Der Geſcheidere gibt nach! und dieſe Realpolitiker gingen nach dem Marktplatze, wo die Wiedertäuferbonzen den Proceß der Wiedergeburt ſehr beförderlich abmachten, indem ſie die Willigen aus einem vor ihnen ſtehenden Waſſereimer tauften. Wer ſich nicht zu der elenden Poſſe herbeiließ, mußte fort. Bewaffnete Fanatiker brachen in die Häuſer der Widerſtrebenden ein, riſſen die Inſaſſen heraus und trieben alle, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Geſunde und Kranke, unter Muthwill und Mißhandlung zu den Thoren hinaus, nachdem ſie ihnen unter den Wölbungen derſelben noch alle in der Eile etwa zuſammengerafften und mitgeſchleppten Habſeligkeiten entriſſen hatten. Arm und bloß, viele darunter halbnackt und barfüßig, ſtieß man ſie in den Schnee und das Unwetter hinaus. Auch der Rache des Biſchofs in die Arme. Denn unter den Ausgetriebenen befanden ſich notoriſche Proteſtanten und dieſe ließ Franz von Waldeck, deſſen Herzenshärte nicht geringer war als die der Wiedertäufer, greifen, wo man ſie traf, und ohne weiteres hinrichten. Als die Kunde hiervon nach Münſter gelangte, nahmen die wenigen Lutheraner, welche ſich noch in der Stadt zu verbergen oder ſonſt zu halten gewußt hatten, die Wiedertaufe, um alſo, da ſie ja doch draußen dem biſchöflichen Galgen nicht entgehen könnten, wenigſtens drinnen vor dem Schwerte der Wiedertäufer geſichert zu ſein. Daß dieſes Schwert zum Zuſchlagen ſehr bereit war, konnte keinem Zweifel unterſtellt werden. Hatte doch vor dem Austreibungstag der rabiate Bäcker von Harlem bei einer vertraulichen Berathung der Führer den Vorſchlag gemacht, alle „Gottloſen", das heißt, alle Papiſten und Lutheraner in Maſſe abzuſchlachten, damit „ein chriſtliches Gemeinweſen hergeſtellt würde, welches dem himmliſchen Vater ungeſtört dienen könnte". Gerade ſo wollten Marat und Komp. ſpäter mit den Royaliſten und Konſtitutionellen aufgeräumt wiſſen zu Gunſten der „einen und untheilbaren Republik". Die menſchliche Narrheit und Wuth wechſeln nur die Stichwörter, das iſt alles.

Der Sinn des ſiebenundzwanzigſten Februars iſt übrigens klar: die Wiedertäufer wollten nicht nur die Herren der Stadt ſein, ſondern ſie wollten auch die ganze Bewohnerſchaft ~~derſelben~~ zu Mitſchuldigen haben. Nur ſolche, nur unſühnbar Kompromittirte, ſo folgerten ſie ganz richtig, würden bereit ſein, gemeinſam mit ihnen den Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen, welchen ſie raſch herankommen ſahen. Trafen doch ſchon am achtundzwanzigſten Februar etliche Truppen des Biſchofs vor der Stadt ein und hob alsbald die Umſchließung der Mauern an. Nach und nach bildeten ſich dann um die Stadt her fünf Lager, in welche die biſchöfliche Streitmacht vertheilt war. Münſter war aber den damaligen Belagerungsmitteln gegenüber eine ſehr feſte und wohlverwahrte Stadt. Die Wiedertäufer müſſen ſich ihrerſeits, wie aus allem hervorgeht, bei Zeiten zum heftigſten Widerſtande gerüſtet haben, namentlich auch mittels der Einbringung von Lebensmitteln. Münſter wurde jetzt ein Heerlager. Dem Gedanken der Vertheidigung mußte alles untergeordnet werden und dienlich ſein. So hätte man wenigſtens glauben ſollen. Die belagerte Stadt bietet aber darum ein ganz eigenthümliches Schauſpiel dar, weil, während ein äußerer Feind ihre Wälle beſchießt und beſtürmt, in ihrem Innern ein unerhörtes Narrenſtück aufgeführt wird.

5.

Pöbelhaftigkeit war und blieb das oberſte Kennzeichen des ganzen widerwärtigen Wiedertäuferrummels und in zwei Merkmalen offenbarte ſich zuvörderſt dieſe gemeine Pöbelnatur. Das eine war das brutale Wüthen gegen die in Münſter vorgefundenen Kunſtſchätze, wie gegen die Werkzeuge und Errungenſchaften der Wiſſenſchaft: die Werke der weſtphäliſchen Malerſchule und die koſtbare Langen'ſche Bibliothek wurden von den Barbaren den Flammen überliefert. Ueberall und allzeit iſt der Jakobiniſmus, ob ein religiöſer oder politiſcher, kulturfeindlich aufgetreten. Das zweite Merkmal der in Münſter herrſchenden Pöbelei war die ſklavenhafte Niedertracht, womit ſich die urtheilsloſe Menge der ihr auferlegten Tyrannei fügte.

Zuvörderſt wurde dieſe gehandhabt durch den Gatten der ſchönen Divara. Jan Matthys befand ſich unbedingt im Beſitze der oberſten Autorität und ſeine Orakeleien waren Geſetze, welche außer ihm ſelbſt niemand ungeſtraft übertreten durfte. Soweit ein Urtheil über ihn möglich, war er ein betrogener Betrüger und glaubte an den von ihm gepredigten Unſinn. Auch ein muthiger Mann iſt er geweſen und hat, hierbei von Knipperdollinck energiſch unterſtützt, der Vertheidigung der Stadt einen nachhaltigen Impuls gegeben. Die Baſtionen, Bollwerke und Wälle wurden raſch ausgebeſſert und verſtärkt, eine Pulvermühle ward eingerichtet, die ganze wehrfähige Mannſchaft theilte man in Rotten und Fähnlein, unterſtellte ſie kriegskundigen Hauptleuten und wies ihnen Quartiere und Poſten an. Auch eine bewaffnete Weiberſchar organiſirte man, wie denn gar vieles in dieſer wiedertäuferiſchen Wirthſchaft an das Treiben der pariſer Kommuniſten von 1871 erinnert. Und warum auch nicht? Die Principien und Motive waren ja da und dort dieſelben, nur daß für die Kommuniſten von 1534 die „Hypotheſe Gott" noch kein „überwundener Standpunkt" wie für die von 1871. Auch die Kinder richtete man in dem belagerten Münſter zur Leiſtung kleiner kriegeriſcher Dienſte ab. Die Glocken nahm man von den Thürmen und goß ſie zu Falkaunen, Rothſchlangen und Scharfmetzen um. Kühne Streifſcharen benutzten die immer noch mangelhafte Einſchließung der Stadt, um hinauszufallen und von da und dort Munition, Vieh und ſonſtige Lebensmittel hereinzubringen.

Und maßen wir eine Gemeinde von lauter Heiligen und Wiedergeborenen, von eitel Brüdern und Schweſtern ſind, ſo laßt den fluchwürdigen Brauch des Sondereigenthums unter uns abgethan ſein. Uns ſei alles gemein, wenigſtens zur Nutznießung. Ihr Reichen, heraus mit eurem ſündhaften Mammon, heraus bei Todesſtrafe! Liefert euer Gold und Silber, eure Schmuckſachen, eure Barſchaften und Kapitalienbriefe auf dem Rathhauſe ab, bei Todesſtrafe! Leert aus eure Privatſäckel in die Kaſſe der Allgemeinheit, bei Todesſtrafe! Alles ſei uns gemein und ſo auch das Eſſen und Trinken. Laßt unſere Brüder Zimmerleute und Schreiner große Tafeln aufſchlagen auf dem Domhof, auf dem Marktplatz und wo ſonſt ein paſſender Ort. Daran ſetzen wir uns zu liebchriſtlichen Brüder- und Schweſtermahlzeiten und ſoll jeder und jede ohne Murren eſſen und trinken, was ihnen vorgeſetzt wird, und dazu hören wir ein Kapitel aus dem alten Teſtament vorleſen und ſtimmen zum Anfang und zum Ende einen Pſalm an. Und alſo geſchehe es: denn ſo will es Gott und will es ſein Prophet Jan Matthys.

Man ſieht, das „tauſendjährige Reich" machte ſich. Schon war der Raub auf der Tagesordnung und es fehlten jetzt nur noch der Mord und die Unzucht. Sie ſollten nicht lange auf ſich warten laſſen, um das heilige Trifolium vollzumachen, dem „himmliſchen Vater" ein Wohlgefallen. Denn bekanntlich haben es die Menſchen von jeher ſo einzurichten gewußt, daß ſie die von ihnen verübten Schändlichkeiten ihren Göttern in die Schuhe zu ſchieben verſtanden. Freilich, die Götter, welche ſich die Menſchen machten und machen, waren und ſind auch darnach. Man kann ſich ja leicht vorſtellen, was dabei herauskommen konnte und kann, wenn das Wort „Wie der Menſch, ſo ſein Gott" — zur Wirklichkeit wurde und wird.

So ging der Winter herum und zur Oſterzeit trat die Wiedertäuferei in eine neue Phaſe, indem der Jan von Leiden den Jan von Harlem in der Stelle des leitenden Propheten erſetzte.

Und das ging ſo zu. Am Tage vor dem Oſterfeſte war Jan

Matthys mit der ſchönen Divara bei einer Hochzeit („brueloſt") und waren die Gäſte fröhlich im Herrn. Da — wir wollen unſern wackern Augenzeugen in ſeinem naiven Platt erzählen laſſen — „do qwam Johan Matthias des doepers geiſt an und ſat ever lanck und ſchlogh die hende tho hoep und ſchlogh dat hoevet up und nieder und was in grotem ſuechten, recht wie dat hei ſterven ſol. Die andern, die bei ime ſetten, ſchwiegen ſtil und ſagen ſein bedrief an. Tho dem leſten wert hei widder up wacken und ſachte mit einem ſuchten: „O, lieve vader, nicht wie ick wil, mehr wo du wilt!" und ſtunt up und gaf ein ieder die hant und kuſde einen ieder fur den munt und ſacht: „Goddes frede ſei mit iw al!" und is enwech gegain mit ſeiner frawen." Der von Greſbeck erwähnte „Täufersgeiſt", welcher über den Propheten gekommen war, hatte ihm ohne Zweifel eingegeben, es ſei jetzt die paſſende Zeit, die Gemeinde der Heiligen von der unbequemen Umſchließung zu befreien. Am folgenden Tage „prophetirte" er, der himmliſche Vater habe ihm aufgegeben und befohlen, die Feinde hinwegzutreiben. Er „was ein groet langh man und hadde einen groten ſchwarten Bart" und neben ſeiner Körperlänge und ſeinem großen Bart hatte er auch den Tollmuth der fixen Idee. So nahm er denn einen langen Spieß, und gefolgt von „ten oder twentigh" Mitnarren, fiel er zum Ludgerthor hinaus in's biſchöfliche Lager. Von den Wällen herab ſah man mit geziemender Spannung und Andacht dem Verlaufe des Narrenſtreiches zu. Dieſer Verlauf war, wie er ſein mußte. Die „frummen" Landsknechte gingen ganz rückſichtslos mit dem heiligen Manne um. Derſelbe wurde nämlich von ihnen „mit einer ſpieſen doerſtecken und do hewen ime die lansknecht den kop af und heuwen in do in hondert ſtucker und ſchmeten ſik darmede". Alſo die Landsknechte ſpielten mit den Körperfetzen des in Stücke gehauenen Propheten Fangball, ſo zu ſagen. Eine üble Erfüllung der Befreiungsprophezeiung das! Bohrte der Speerſtoß, welcher dem Jan Matthys durch den Leib gegangen, nicht zugleich auch ein bißchen den Wiedertäuferdippel? Behüte! Dadurch wäre ja unſer Gräuelſpiel um ſeine Peripetie und um ſeine Kataſtrophe gekommen und das durfte doch nicht ſein.

Uebrigens war ja für den verhauenen Oberpropheten ſofort ein Erſatzmann bei der Hand, welcher das Zeug und den Willen beſaß, den Brüdern und Schweſtern von der Wiedertaufe noch ganz andere Tänze aufzuſpielen, als ihnen der arme Matthys gegeigt hatte. Schade, daß wir ſo wenig davon wiſſen, was alles während der Aufführung des münſterer Wiedertäuferdrama's hinter den Kuliſſen vorgegangen. Wüßten wir mehr davon, ſo könnten wir wahrſcheinlich ſagen, daß der „doepers geiſt", welcher dem Bäcker von Harlem ſein verrücktes Unternehmen eingeblaſen, eigentlich Jan Bockelſon geheißen habe. Denn das ſteht wohl mit Beſtimmtheit zu vermuthen, daß der heilige Bäcker dem heiligen Schneider im Wege geweſen war — erſtens als Oberprophet und zweitens als Eheherr der ſchönen Bierbrauerstochter Divara.

„Do woert Johan von Leiden der overſte prophet und was do prophet alleine", meldet Greſbeck. Ja, der weiland Schneidergeſell und Drei-Häringe-Wirth ſprang raſch genug in die Lücke, welche das Verſchwinden ſeines Meiſters verurſacht hatte. Zunächſt trat er auf als Tröſter der betrübten Gemeinde der Heiligen und hielt an die auf dem Kirchhofe bei den grauen Mönchen verſammelte eine Predigt, worin er bewies, daß „Got iſs mechtiger, dan Johan Matthias was". Item, daß Gott wohl wieder einen Propheten erwecken könne und werde, um durch deſſen Mund ſeinen Willen kundzuthun. Hierauf that er durch Mittheilung eines prophetiſchen Geſichtes, welches ihn, Jan von Leiden, den Tod ſeines Meiſters habe vorausſehen laſſen, den Gläubigen dar, daß der neue Prophet allbereits gefunden ſei und zwar in ſeiner eigenen liebwertheſten Perſon.

Natürlich fand er Glauben, inbrünſtigen, inbrünſtigſten, wie ſolchen jeder Gaukler findet, falls er mit der gehörigen Zuverſicht und Unverſchämtheit auftritt. Von dieſem Tage an war Bockelſon thatſächlich der Herr und Gebieter von Münſter.

Bevor er nun ſein Herrſcherſpiel anhob und in großem Stile zu gaukeln begann, that er, was andere Religionenſtifter und Propheten unter ähnlichen Umſtänden auch gethan haben, das heißt, er hüllte ſich in geheimnißvolles Schweigen, weil „Gott ihm den

Mund verſchloſſen“, und zog ſich in beſchauliche Einſamkeit zurück, um „Rath zu halten mit dem Geiſte“. Der „Geiſt“, nämlich des Unſinns und der Lüge, iſt ja bekanntlich in ſolchen Fällen immer bei der Hand mit ſeinen Rathſchlägen. Diesmal gab er dem Propheten ein, das ganze Regiment in Münſter müßte auf bibliſchem Fuße eingerichtet werden. Nach Pfingſten dann berief Jan, aus ſeiner Zurückgezogenheit und ſeinem Schweigen wiederum heraustretend, die Verſammlung des heiligen Volkes und offenbarte, daß die bislang in Kraft geweſene Verfaſſung der Stadt ſammt dem beſtehenden Rathe abzuthun und eine neue, nach dem Muſter der iſraelitiſchen zugeſchnittene, einzuführen ſei. Die Bewohnerſchaft von Münſter ſei das neue Volk Iſrael, folglich in zwölf Stämme einzutheilen und von zwölf Aelteſten zu regieren. Zugleich bezeichnete der Prophet dieſe zwölf Aelteſten. Der Stutenbernt ſeinerſeits that dann ſein Prädikantenmaul weit auf, lobpries die neue Einrichtung und erklärte dieſelbe für einen unmittelbaren Ausfluß vom Willen des himmliſchen Vaters. Widerſpricht jemand? Behüte! Alſo einſtimmig angenommen. Der bekannte ſouveräne Volkswille hat ſich unwiderſtehlich kundgegeben.

Im Stillen freilich werden gewiß viele Nein abgegeben worden ſein. Wie die echten Münſterer von dieſer Nachäffung des alten Teſtaments dachten, verräth unſer Augenzeuge, indem er trocken meldet: „Die boeswichters, die rechte wiederdoepers, ſie wolden allein hern ſein.“

Alles fügte ſich knechtſchaffen dem neuen Gebieter und ſeinen Kreaturen. Zu einer ſolchen war jetzt auch der geweſene Bürgermeiſter Knipperdollinck herabgeſunken. Es klingt faſt wie diaboliſcher Hohn, wenn unlange nach Verkündigung der neuen Verfaſſung der Prophet die Offenbarung von ſich gab, es ſei des himmliſchen Vaters Wille, daß das frühere Oberhaupt des Gemeinweſens fortan der „Schwertträger“ in Iſrael ſein ſolle, das heißt, der Scharfrichter, wobei zu bedenken, mit welcher gränzenloſen Verachtung dazumal dieſes Amt angeſehen war. Knipperdollinck fügte ſich, vielleicht in der Vorausſicht, daß die Stelle des Henkers in dem gottſeligen Wiedertäuferſtaate bald die zweitoberſte ſein werde.

Geſetze und Verordnungen ergingen nun in altteſtamentlichem Sinn und Gewande. Die zwölf Aelteſten nahmen es anfänglich ganz ernſt mit ihrer Stellung und Autorität, mußten jedoch bald innewerden, daß in dem neuen Iſrael nur ein Wille gälte, der des Propheten, deſſen willfährige Werkzeuge ſie dann geworden ſind. Selbſtverſtändlich ließ der Prophet das Scheinbild der Volksſouveränität, wie ſich daſſelbe in den Verſammlungen der Gemeinde ausgebildet hatte, beſtehen. Auch dieſer Gaukler verſtand es, was vor und nach ihm ſo viele Gaukler verſtanden haben, der Menge weiszumachen, ſie regierte ſich ſelbſt, während ſie doch in Wahrheit der abſoluten Willkür ihrer zeitweiligen, je nach den Umſtänden theokratiſch oder demokratiſch gaukelnden Deſpoten unterthan war. So rechte Muſterbilder von ſolchem Deſpotiſmus waren Jan von Leiden und Napoleon III.; jener handhabte die theokratiſche, dieſer die demokratiſche Blendwerksmaſchinerie ſehr geſchickt, ſolange es eben ging. Denn gar zu lange kann und darf ſo eine Komödie nicht währen, weil die Leute wieder eine andere haben wollen, eine neue, neuere, neueſte, und ſo fort bis an das Ende der Tage.

6.

Man lebte alſo zu Münſter vergnüglich im Herrn. Für das leibliche Brot ſorgte der Kommunismus, für das geiſtige der Prophet. Die Belagerung kam nicht ſo recht vom Fleck. Es wurde eigentlich gegenſeitig mehr auf einander gehöhnt, geſcholten und geflucht als geſchoſſen, gehauen und geſtochen. Der Herr Fürſtbiſchof war kein General und ſeine Bundesgenoſſen unterſtützten ihn nur ſaumſelig. Es fehlte ihm auch an Geld, weßhalb ſeine Landsknechte gelegentlich meuterten und überhaupt zum fechten nicht ſehr aufgelegt waren. Das Kriegshandwerk von dazumal iſt ja in der Regel mit erſtaunlicher Bequemlichkeit, Weitſchweifigkeit und Schneckenhaftigkeit betrieben worden.

Maßen wir demnach da drinnen in Münſter vorderhand in aller Sicherheit unſern altteſtamentlichen Gelüſten nachgehen können und die untröſtliche junge Witib Divara ſehr reizend iſt und wir der herrſchende Prophet von Gottes Gnaden ſind, ſo laßt uns ein neues Gebot offenbaren zur Ehre des himmliſchen Vaters.

Und er that ſo, der heilige Mann. Denn er begehrete heftig nach der ſchönen Divara und hatte doch ſchon der Eheweiber zwei: eins dort unten zu Leiden in Holland und ein zweites hier oben in Münſter, eine geweſene Magd Knipperdollincks, ſo der Prophet unlange zuvor ſich angeſiegelt hatte. Da mußte nun wieder einmal der gute „himmliſche Vater“ helfend eingreifen.

Im heißen Julimond trat der Prophet hervor mit der Offenbarung: „Fürohin ſoll ein Mann nicht gebunden ſein an ein Weib, ſondern mag ſo viel Weiber, als er will, zur Ehe nehmen. Der bisherige Eheſtand ſoll als heidniſch abgethan ſein. Wachſet und mehret euch! Das iſt der Wille des Herrn.“ Der Stutenbernt und noch etliche Prädikanten wagten doch eine ſchüchterne Einſprache gegen die Ungeheuerlichkeit der Vielweiberei. Aber der gelüſtige Jan ſchwur, der himmliſche Vater habe durch ſeinen Mund geſprochen, und ſie fügten ſich und ſprachen in der Volksverſammlung dafür. Das „ſouveräne“ Volk ſagte natürlich ja und Amen dazu. „Do heft der duvel gelacht“, bemerkt Greſbeck.

Der Teufel, ja, der konnte lachen zu dieſer Zurückführung patriarchaliſch-bibliſcher Barbarei. Wer aber nicht dazu lachte, das war der wackere Schmied und frühere Aldermann Mollenhöck. Dem empörte ſich das deutſch-ehrbare Gemüth gegen die fromme Affenſchande der altteſtamentlichen Vielweiberei und er beſchloß, den Anlaß zu einem Verſuche zu benutzen, ſeine Vaterſtadt von der ganzen Wiedertäuferunfläterei reinzufegen. Aber das Glück war wider ihn. Es war des Unſinns und Unheils noch nicht genug geſchehen. Der Dippelhaber war noch nicht reif zum abmähen. Jedenfalls war Mollenhöck nicht der richtige Mähder. Zwar brachte er einen Trupp von Bewaffneten zuſammen und es gelang ihm, in der 30. Julinacht den Hauptgaukler Jan und noch andere Häuptlinge der Wiedertäuferei in ſeine Gewalt zu bringen. Aber dann verſäumte er es, noch in der Nacht der beherrſchenden Punkte in der Stadt ſich zu bemächtigen, ſowie mit den Gefangenen kurzen, kürzeſten Proceß zu machen, wie alsbald einer mit ihm ſelbſt gemacht werden ſollte. Denn bei Tagesanbruch eilten die fremden Eindringlinge zu den Waffen, befreiten ihren Propheten und deſſen Apoſtel und nahmen ihrerſeits den armen Schmied und deſſen Genoſſen gefangen. Die Unternehmer des ungeſchickt geführten Aufſtandes wurden am nächſten Tage von den „Aelteſten" kurzweg zum Tode verurtheilt. Man band ſie an die Bäume auf dem Domhofe, den Schützen zum Ziele. „Wer Gott einen Dienſt thun will, ſchieße zu!" rief der Prophet aus. Nachdem 25 Opfer erſchoſſen worden, fand man, es ſei ſchade um das Pulver und das Schwert arbeite wohlfeiler. Der „Schwertträger" Knipperdollinck trat jetzt in Funktion. Er hat an den folgenden Tagen 66 der Beſiegten geköpft, wobei ihm der Prophet ſelber beiſtand, indem er es nicht unter ſeiner Würde fand, etliche der dem Tode geweihten Männer allerhöchſteigenhändig zu enthaupten. Man ſieht, ſchon ging auch hier, wie ſo häufig in der Geſchichte, mit der Beſtie Wolluſt die Zwillingsbeſtie Grauſamkeit eifrig Hand in Hand.

Was die Beſtie Nr. 1 angeht, ſo mußten die armen Frauen in Münſter jetzt bitterlich erfahren, wie der Tanz ausgeht, wenn Weiber ſich beikommen laſſen, auf der abſchüſſigen Bahn der Schwärmerei und Unſitte den Männern hintendrein- oder gar voranzutanzen. Niemals wieder ſind im civiliſirten Abendlande die Frauen einer ſolchen Entwürdigung und Sklaverei unterworfen geweſen, wie ſie es dazumal im neuen Reiche Iſrael zu Münſter waren.

Die Ehe — und nur die monogamiſche kann eine rechte Ehe ſein — iſt der Grundpfeiler aller menſchlichen Geſittung und ſie iſt auch die Bürgſchaft des einzigen wirklichen Glückes, welches dem Menſchen gegönnt wird. Darum erhellt die wüſte Zerſtörungswuth und Barbarei des Kommuniſmus ſchon klärlich daraus, daß er die Ehe verneint, ſeinem ganzen Weſen nach ſie verneinen muß und auch bekanntlich in alter und neuer Zeit ſie verneint und die Vielweiberei und Weibergemeinſchaft proklamirt hat.

So that er auch im Hochſommer von 1534 zu Münſter. Die Ehe wurde da, was ſie während und unmittelbar nach der Schreckenszeit der Revolution 1793—99 in Paris auch geweſen iſt, ein zuchtloſes Zu- und

Voneinanderlaufen, eine ſchandbare Proſtitution. Mittels der ſchwerſten Bedrohungen, Strafen und Miſſhandlungen wurden Frauen und Mädchen gezwungen, alles das Schmachvolle und Unerträgliche zu leiden, was die Vielweiberei mit ſich brachte. Entging doch Knipperdollincks rechtmäßige Ehefrau, die den lärmenden Bernt reich gemacht hatte, nur mit knapper Noth der Köpfung, weil ſie ſich geweigert hatte, ihre Kleider mit einer der Nebenfrauen ihres Mannes zu theilen. Aeltere Frauen mußten ihren Tyrannen jüngere Kebſen ſelber zuführen. Verzweiflung und Tod im Herzen, mußten ſie für ihre Nebenbuhlerinnen freundliche Worte und Blicke und für den Haremsgebieter ein unterwürfiges Lächeln haben. Und immer weiter ſtürmte die Verwilderung und ſchließlich ins Widernatürlich-Schnöde hinein. Denn auch Kinder, unreife Mädchen von dreizehn, zwölf, elf Jahren und noch jüngere, wurden gezwungen, „Männer zu nehmen". Greſbeck bezeugt den Gräuel: „Als nu alle frowenluede in der ſtat Monſter moeſten menne nemmen, ſo ſint up dat leſte geweſt kleine megdekens, dieſelve moiſten ock menne nemmen. Dieſelve medekens waren alt eilf, twelf oder druttehn iair (ick en doer ſo iunck nicht ſchriven, als die medekens waren). Sie weren noch kinder und weren noch nicht tho oeren iaren khomen, dat ſie nicht wichber en weren. So moſten dieſelve medekens ouck menne nemmen, wiewol dat ſie tho klein weren und weren noch kinder. So hebben die boeswichters die kleine medekens ſo lange gehat mit ihrem boeſen willen, dat ſie die medekens mit einander verdorven, und hadden innen dat lief therbrocken. Und ein teils megdekens ſint geſtorven, dat ſie weren verdorven." Und das alles geſchah „im Namen Gottes"!

Der Oberwüſtling von Prophet brachte es binnen kurzem dazu, in ſeinem Harem 15 „Ehefrauen" zu vereinigen.

Bei ſo erwecklich altteſtamentlich-orientaliſchen Zuſtänden war es ganz in der Ordnung, daß unſer neues Iſrael unter anderem Bibliſchen auch ſeine Judith haben wollte. War da nämlich eine junge und vermuthlich auch hübſche Frieſin, Hilla Feicken geheißen, ſo nach Münſter gekommen, allda ihrer Seele Heil zu ſuchen. Die hatte einmal aus der Bibel das Kapitel vorleſen gehört, allwo geſchrieben ſteht, wie die Judith von Bethulia dem armen Holofernes gethan haben ſoll, um ihre Vaterſtadt von der Belagerung zu ledigen. Sofort war ihr Entſchluß gefaßt, dem neuen Holofernes, dem belagernden Fürſtbiſchof, mitzuſpielen, wie die Bethulierin dem aſſyriſchen General mitgeſpielt hatte. Sie mochte wohl vernommen haben, daß Franz von Waldeck ſeiner Biſchöflichkeit ungeachtet kein Verächter ſchöner Weiber war. Der Prophet und der Schwertträger, denen ſie ihre Abſicht mittheilte, beſtärkten ſie natürlich ſehr darin. Wie ſie den Holofernesmord zuwegebringen wollte, iſt unklar geblieben. Man ſprach von einem kunſtvoll gearbeiteten, mit feinſtem Gifte durchtränkten Hemde, das ſie dem Kirchenfürſten habe zum Geſchenke machen wollen. Aber dieſes Neſſushemd iſt kaum weniger mythiſch als jenes der griechiſchen Mythologie. Thatſache dagegen iſt, daß dem Fürſtbiſchofe von Münſter aus der Anſchlag verrathen worden und daß demnach die ſchöne Hilla Feicken, als ſie möglichſt prächtig herausgeputzt am ſechzehnten Brachmonatstag aus der belagerten Stadt ging, bei den Vorpoſten abgefaßt, vor den Biſchof geführt und ſehr ſummariſch proceſſirt wurde. Man folterte ſie und ſie geſtand, was „der Geiſt und gotterfüllte Männer ihr eingegeben hätten". Man ſchlug dann der vergeckten Judith — „ein iunck ſonderlich koennes menſch, eines Hollenders wief" nennt ſie unſer Augenzeuge — ohne Umſtände den Kopf ab.

Dem Holofernes von Biſchof war demnach auf dem Wege frommen Meuchelmordes nicht beizukommen. Zum Troſte für das neue Iſrael wollten auch den Belagerern ihre Anſchläge auf die Stadt lange nicht glücken. Schon Freitags vor Pfingſten (22. Mai) hatte die Beſchießung begonnen. Aber ſie fleckte nicht, indem die Belagerten die an den Mauern und Wällen angerichteten Schäden immer raſch wieder ausbeſſerten. Sie wehrten ſich überhaupt mannhaft, die Heiligen von der Wiedertaufe, das muß man ihnen laſſen. Am 28. Auguſt hob wieder eine dreitägige heftige Beſchießung an als die Vorbereitung zu einer allgemeinen Beſtürmung, welche am 31. auf vier Stadtthore zugleich gerichtet wurde. Aber auch dieſer gewaltige Sturm, auf welchen der im Dienſte der Stadt ge=

ſtandene Landsknecht Spieß ein Lied gemacht hat, das anhebt mit der Strophe:

„Hort, lieben Herrn, ein new gedicht,
Was der Biſchof von Münſter hat ausgericht
Mit ſeinen Thumpfaffen,
Die Stadt Münſter machen zunicht,
Aber ſie kunten nichts ſchaffen —“

auch dieſer Sturm ging fehl und wurde unter großen Verluſten der Angreifer vollſtändig abgeſchlagen.

Der Prophet hat ſich an dieſem Tage wacker gehalten. Er ſcheute die Gefahr nicht, ritt umher, war überall, wo es zu ordnen und zu ermuthigen galt. Nachdem die Angreifer zurückgewichen, ſammelten ſich die Wiedertäufer auf dem Markte, Jan ordnete die Scharen zu einer Triumphalproceſſion, führte dieſe durch die Stadt und rief ſeinen Gläubigen zu: „Liebe Brüder, haben wir nicht einen ſtarken Gott? Der hat uns geholfen. Laßt uns nun fröhlich ſein und dem Vater danken!“

Dieſe Siegesfeier war das Vorſpiel zu einer neuen Haupt- und Staatsaktion der Wiedertäuferei. Der weiland Schneider und Häringswirth wollte König werden und ward es.

7.

Ja, der Dippelhaber ſchoß in volle Aehren. Denn wenn einmal die fanatiſirte Menge irgendwo und irgendwann, volksthümlich zu reden, an einem Gaukler ſo recht den Narren gefreſſen hat, ſo iſt kein Aufhalten: die Narrheit muß zum Delirium werden, da hilft nichts dagegen.

Es war unlange nach dem 31. Auguſt, als eine der Marionetten des Schneiders von Leiden, der Halbkretin Duſentſchuer, ein verlumpter Goldſchmied aus Warendorf, die Aelteſten und das Volk von Iſrael auf den Marktplatz berief und mit entſprechendem Gebärdenſpiel eine lange Rede that, deren kurzer Unſinn war, der himmliſche Vater habe ihm geoffenbart, Jan von Leiden, der Gottesmann, ſollte und müßte König ſein, und zwar nicht allein König zu

Münſter, ſondern König über den ganzen Erdboden. Item, er ſollte ſitzen auf dem Stuhle Davids, bis der himmliſche Vater das Reich wieder von ihm fordern würde.

Nachdem Duſentſchuer alſo „prophetirt" hatte, hub ſich Jan Bockelſon von ſeinem Sitze und begann zu rufen und ſprach: „Ja, ſchon hierbevor iſt auch **mir** ſolches offenbaret worden. Aber ich danke dem himmliſchen Vater, daß er einen andern erwählet, ſolches der Gemeinde kund zu machen."

Es geſchah doch etzliches Kopfſchütteln und Murmeln in Iſrael über dieſes abſonderliche Orakel. Allein die augenſcheinlich abgekartete Komödie ging trotzdem luſtig weiter. Die Bonzen, Rothmann voran, traten eifrig für das bockelſon'ſche Königthum in die Schranken, natürlich unter der gewiß vorher vereinbarten Bedingung, daß die Bonzenſchaft bei dem Geſchäfte nicht zu kurz käme. Widerſpruch wurde nicht laut in der Gemeinde und ſie ſagte ſchließlich ja. Der Gaukler von König forderte dann die Gemeinde auf, zum himmliſchen Vater um ein gut „Hausgeſinde" für ihn, den „König der Gerechtigkeit", zu beten, maßen er nicht allein ſein könne im „Allerheiligſten". Dann trat Rothmann wieder hervor, zu ſagen, daß der himmliſche Vater dies Gebet ſchon erhört habe. Damit brachte er ein Papier vor, worauf die Namen derer, welche das Haus- und Hofgeſinde des Königs Jan bilden ſollten, verzeichnet waren. Hatte ſich ſelber natürlich nicht vergeſſen, der Bonze. War er nämlich zum „Worthalter" ernannt, ſo eine Art von Premierminiſter gleichſam. Knipperdollinck wurde, ohne aufzuhören, Schwertträger zu ſein, Statthalter, Tilebecke Hofmeiſter, Krechting Kanzler. Die übrigen bisherigen „Aelteſten" brachte man im „Geheimen Rathe" unter oder machte ſie zu Kriegsoberſten.

Der alſo erhöhte Schneider und Bierzapfer nahm den volltönenden Titel an: „Johann von Gottes Gnaden, aus Kraft des königlichen Reiches in dem neuen Tempel Gottes ein Diener der Gerechtigkeit." Häufiger hieß er: „Johann der Gerechte, König im neuen Zion." Auf den Goldmünzen, die er ſchlagen ließ, ſtand auf der einen Seite: „Das Wort iſt Fleiſch geworden und wohnet in uns" — und auf der andern: „Im Reich Gottes ein König aufgericht über alles, ein Gott, ein Glaube, eine Taufe Gottes.“ Recht ſchneidermäßig trat des Mannes Eitelkeit hervor in der prunkhaften Ausſtaffirung ſeiner Königsmaſkerade. Ein Hofſtaat mit bunteſtem Kleider- und Schmucklugus wurde eingerichtet, mit umſtändlichem Ceremoniell und in möglichſt altteſtamentlichem Stile. König Jan ſollte thronen, wie, bildete man ſich ein, König Salomo gethront hatte. Die ſchöne, nur, wie ſchon gemeldet, etwas zu plaſtiſche Divara wurde zur geſalbten Königin erhoben und blieb die Favoritſultanin des neuen Sultans, der aber ſehr darauf aus war, ſein in der ehemaligen Propſtei eingerichtetes Harem fortwährend mit den ſchönſten Jungfrauen der Stadt zu bereichern, bis er, wie bereits notirt worden, der Frauen fünfzehn oder gar ſechzehn hatte. Die armen Geſchöpfe! Der Sultan forderte ein ganz ſklaviſches Bezeigen von ihnen. Wurde zur Tafel geblaſen, ſo mußten ſie, ſo der König in den Speiſeſal trat, ihm entgegengehen, vor ihm niederknieen und auf den Knieen verharren, bis er ſie aufzuheben geruhte. Auch Divara führte ein ſtrenges Regiment über ihre Mitfrauen. Welcher furchtbare Knäuel von Demüthigung, Schamgefühl, Haß, Neid, Grimm, Groll, Zorn und Schmerz mag ſich damals in den Räumen der Propſtei zuſammengewickelt haben! Beſäßen wir nur Aufzeichnungen von der Hand einer Greſbeckin, wie wir ſolche von der Hand des wackeren Greſbeck beſitzen.

So ging unter allerhand Prophetiren, Ediktiren und Pſalliren das Spiel weiter und weiter, ſolange die Mundvorräthe vorhielten im neuen Reiche Zion. Alle die Narretheien, ſo daſelbſt zum täglichen — übrigens allmälig kleiner werdenden — Brote gehörten, zu regiſtriren, wäre langweilig und überflüſſig. Es ging nachgerade ſehr bunt über Eck her und auch bergab. Der „hinkende“ Prophet Duſentſchuer machte ſich mit allerlei närriſchen Offenbarungen wichtig. „Beſeſſene“ Mädchen („twe kleine megdekens“) ſtellten ſich an, als wären ſie ſtumm und hätten den Teufel im Leibe, liefen in der Stadt umher und trieben Unfug und Schabernack. Dem Statthalter und Schwertführer Knipperdollinck rabbelte es mitunter bedenklich oder aber ließ er ſeine neidiſche Kritik über

König Jan in der Form von hanswurſtigen Poſſen aus. Denn mitunter war es doch, als wollte der lärmende Bernt über das ganze Skandal und Spektakel den hellen Hohn ergießen. Eines Tages, als das Volk Iſrael dichtgedrängt auf dem Markte ſtand, krabbelte ſich der Schwerthalter auf Händen und Füßen über die Menge hin, blies den Leuten in die verwundert aufgeſperrten Mäuler und ſchrie dazu: „Empfanget den heiligen Geiſt!“ Hernach kam er hüpfend vor den Thron des Schneiderkönigs geſprungen, tanzte poſſenhaft vor demſelben herum und ſagte: „Vormals hab' ich etwann mit Dirnen getanzt; nun aber hat mir der himmliſche Vater befohlen, daß ich alſo vor meinem Herrn und Könige tanzen ſoll.“ Seine wiedertäuferiſche Majeſtät fand jedoch an ſolchem Gebaren kein Gefallen, ſtand verdrüßlich auf, ließ ihr Pferd vorführen und ritt mit ihrem Gefolge hinweg zur biſchöflichen Pfalz, allwo ihr königlich Hoflager ſich befand. Als Jan weg war, ſetzte ſich Knipperdollinck, nicht faul, auf den Königsſtuhl und ſprach gravitätiſch zu der Menge: „Seht, was Jan von Leiden im Leiblichen iſt, das bin ich im Geiſtlichen, und maßen ihr einen leiblichen König habt, müßt ihr auch einen geiſtlichen haben. Das iſt des Vaters Wille.“

Das wunderliche Intermezzo hatte weiter keine Folgen, als daß der König den Statthalter für drei Tage in Arreſt ſchickte. Dann verſöhnten ſich die beiden wieder mit einander und der lärmende Bernt, der gelegentlich auch wohl „prophetirte“, das alte Teſtament ſei mitſammt dem neuen abzuſchaffen, damit „nicht nach Schriften, ſondern nur nach dem Geiſte regiert werde“, ja, der lärmende Bernt hat den König ſogar angegangen, dieſer ſollte ihm den Kopf abſchlagen; er werde dann binnen drei Tagen wieder lebendig werden. Auf dieſes Experiment mochte aber König Jan, obzwar ein großer Liebhaber vom Köpfen, doch nicht eingehen.

Der höchſte Feſt- und Feiertag im neuen Reiche Iſrael war wohl der 13. Oktober. Da ließ auf des Königs Befehl der „hinkende“ Prophet unter Poſaunenſchall in der ganzen Stadt ausrufen, daß alles Volk, ausgenommen die Wachtmannſchaften an den Thoren und auf den Wällen, in Wehr und Waffen, wie Alt-Iſrael dereinſt beim erſten Paſſahmahl erſchienen war, nach dem

„Berge Zion“, das heißt, nach dem Domhofe kommen ſollte zum feierlichen Abendmahl. Auf dem Domhofe waren lange Tafeln aufgeſchlagen und ſetzten ſich daran etwa 1600 Männer, 1400 Greiſe und Knaben und nahezu 5000 Frauen. Die Mahlzeit, deren Beſtandtheile zeigten, daß man an dieſem Tage mit den Lebensmitteln nicht geizen wollte, wurde aufgetragen, und während die Gemeinde aß, hielten die Prädikanten verſchiedene erbauliche Reden. Dann erſchienen König Jan und Königin Divara mit ihrem Hofſtaat im höchſten Glanz und Pomp. („Do hedde ſich der konnick koſtlick uth gemacket mit ſammetten paltrocken und koſtlick mit gulden ketten, die gulden krone up ſin hoevet. Und die konnickin ios auck koſtlick geruſtet geweſt mit ſammetten rock, ſie hatt auck ein gulden krone up irem hoevet.“) Nachdem das Eſſen vorüber, wurde ungeſäuertes Weizenbrot in Körben umhergeboten und der König, an den Tiſchen hinſchreitend, brach die Brote und vertheilte ſie an die Tiſchgenoſſen mit den Worten: „Nehmet hin und verkündet den Tod des Herrn!“ Die Königin aber, mit einer Kanne Weines ihrem Herrn nachſchreitend, reichte das Getränke, ſprechend: „Trinket und verkündet den Tod des Herrn!“ Die Männer und Frauen, nachdem ſie vom Brot und Wein genoſſen, boten Speiſe und Trank weiter und ſprachen unter einander: „Bruder, Schweſter, alswie ſich Chriſtus für mich hingegeben hat, ſo will ich für dich thun, und alswie das Brot aus vielen Weizenkörnlein zuſammengebacken und der Wein aus vielen Traubenbeeren zuſammengedrückt iſt, ſo ſind auch wir ein Leib und eine Seele.“ Hernach verſammelte der gerechte König in Zion das Volk im Kreiſe um ſich und that die feierliche Frage: „Seid ihr alle willig, meinen, das iſt des himmliſchen Vaters Willen zu thun und zu leiden?“ Ein einſtimmiges brauſendes „Ja, bis zum Tode!“ war die Antwort und begeiſtert brach das Volk aus in den Jubelſang: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!“

Es war in dieſer Scene etwas vom Beſten im Menſchen, etwas vom echten Ethos und Pathos, gar keine Frage. Aber es iſt der Fluch derartiger Verirrungen, wie die Wiedertäuferei eine geweſen, daß ſich ſogar in ihre höchſten Aufſchwünge entweder das Spottlachen oder das Grauen miſchen muß. Mitten in die erhebende Abendmahlsfeier that der Schneiderkönig plötzlich einen Tigerſprung hinein.

Bei einem der letzten Ausfälle war ein biſchöflicher Landsknecht gefangen in die Stadt gebracht worden. Der Wiedertäufer, deſſen Obhut der Gefangene übergeben war, hatte ihn heute zum Domhof und zum Abendmahle mitgenommen. Als nun König Jan bei ſeinem Umgange den Fremden gewahrte, blieb er ſtehen und fragte: „Freund, wie iſt dein Glaube?“ Der Landsknecht, des Weines mehr als billig voll, antwortete in trunkenem Muthe: „Weiß nichts vom Glauben, ſondern nur von Bechern und Dirnen.“ — „Aber warum biſt du kommen zur Hochzeit und haſt kein hochzeitlich Kleid an?“ — „Was Hochzeit! Hochzeit! Bin auch gar nicht freiwillig herkommen zu eurer ſauberen Hochzeit.“ Da winkt der König den Trabanten: „Greift den Judas!“ Der Landsknecht wird von ſeinem Sitze weggeriſſen und auf ſeine Kniee niedergezwungen. Jan von Leiden aber zieht ſein Schwert und ſchlägt ihm ohne weiteres den Kopf ab. „Und gefiel im ſelbs ſo wol über dieſen mord, das er ſein noch lachet“, hat Dorpius ſeiner Schilderung der ſchneiderköniglichen Unthat hinzugefügt.

8.

Zu dieſer Zeit wurden ernſtliche Anſtalten gemacht, das Reich der Herrlichkeit, ſo im neuen Zion aufgethan worden, in alle Welt hinauszutragen und zu verbreiten. Der Stutenbernt mühte ſich mit der Schreibung von Traktaten ab, worin das Evangelium der Wiedertaufe gründlichſt dargelegt und vertheidigt wurde. Leider wirkten dieſe und andere von Münſter ausgehende Loſungen und Poſaunenſtöße gar nicht oder ſogar im entgegengeſetzten Sinne. Auch das Unterfangen, 28 Apoſtel auszuſenden, um für Zion und König Jans Herrſchaft Propaganda zu machen in der weiten Welt, lief mißlich ab. Die 28 Apoſtel, welche mitſammen der Frauen 124 hatten, wurden nachtſchlafender Weiſe vom Könige aus der

Stadt entſendet mit den Worten: „Gehet hin und bereitet uns eine Stätte; wir werden mit Wehr und Waffen nachfolgen und mit dem Schwerte über eure Widerſacher kommen“ — und gelangten auch glücklich durch den Kreis der biſchöflichen Blokadelager. Nachdem ſie aber da und dort ihre apoſtoliſche Thätigkeit angehoben hatten, wurden ihrer viele abgefangen und aufgehangen. Darunter auch der hinkende Duſentſchuer, welcher mit dem vollen Heroiſmus eines Fanatikers ſtarb und demnach an ſeine Einbildungen geglaubt hatte. Trotz alledem that der Schneiderkönig, während es doch mit ihm und ſeinem Reiche ſchon auf die Neige zu gehen begann, noch immer gar großbrockig und protzig, als ob ihm wirklich der Erdkreis von rechtswegen gehörte. Manche ſeiner majeſtätiſchen Auslaſſungen fielen ſehr ins Komiſche. So, wenn er in ſeinen Ausſchreiben die benachbarten Reichsfürſten mit gnädiger Vertraulichkeit behandelte und z. B. einen Brief an den Landgrafen Philipp von Heſſen mit der Anrede „Lieber Lipps!“ anhob.

Derweil geſchah es aber, daß über den Fanatiſmus zu Münſter mehr und mehr ein Stärkerer kam: der Hunger. Selbſt dem wildeſten Schwindel weiß die Natur doch immer wieder fühlbar zu machen, daß ihre Geſetze da ſeien und Gehorſam verlangen. Dagegen helfen keine Propheten und keine Orakel.

Der wiedertäuferiſch-kommuniſtiſch-vielweiberiſche Wahnwitz zog ſich ins Jahr 1535 hinein, aber auch die Umſchließung der Stadt durch die biſchöfliche Streitmacht. Schon vom Januar an konnte die dienſtthuende Mannſchaft nur noch einmal täglich geſpeiſt werden und die Zutheilungen an die Haushalte aus den Vorrathskammern wurden immer kärglicher, die gemeinſamen Mahlzeiten immer hungriger. Zugleich mit den Leibern magerte auch erſichtlich der Glaube ab. Bei ſehr vielen wenigſtens, während allerdings bei anderen die Noth den Fanatiſmus eher noch ſteigerte. Die Zahl der Speiſe und Trank Begehrenden zu mindern, geſtattete König Jan Weibern und Kindern, „nach Aegypten zurückzukehren“, das heißt, die Stadt zu verlaſſen. Das thaten denn auch viele, aber die meiſten gingen, da ſie nichts mitnehmen durften als die dürftigſte Kleidung, draußen im harten Winterwetter elendiglich zu

Grunde. Manche der Frauen ließ der Fürſtbiſchof gefangennehmen und hinrichten, andere mußten ſich der Schmach bequemen, zu Landsknechtsdirnen zu werden. Mälig flohen auch der verhungernden Männer mehr und mehr aus der Stadt. Draußen aufgefangen, wurden ſie ohne Umſtände niedergemacht.

Drinnen in Münſter führte bei ſteigender Hungersnoth und Verzweiflung eine unerbittliche Schreckensherrſchaft, welche man mit allerhand Brimborien, Beſtellung von 12 „Herzogen“, Celebrirung von Narrenmeſſen im Dom, Myſterienſpielen und dergleichen mehr verbrämte, das Skepter oder vielmehr das Mordſchwert. Die Prädikanten zeterten, nicht dem „Bauchgott“ ſei zu dienen und zu frohnen, ſondern für den wahren Gott müſſe man leiden und müſſe einer beſſeren Zeit harren. Aber darum fuhr der arme Bauchgott, der Magen, doch fort, zu knurren und Speiſeopfer zu heiſchen. Der König übte fleißig die Königskunſt des Köpfens. So an dem Klais Northorne, einem Bürger von Münſter, welchen der Hunger zu dem Verſuche getrieben hatte, ein Verſtändniß mit den Belagerern einzufädeln. Als der arme Klais ſah, daß er verloren, ſchrie er dem erbarmungsloſen Holländer zu: „Du hölliſcher Böſewicht, wer hat dich zum Könige beſtellt? Nur der leidige Teufel! Ueber mein und alles vergoſſene Blut ſollſt du Rechenſchaft geben am jüngſten Tage.“ Worauf der Schneiderkönig mit Spottlachen: „Wohl, warte bis dahin; jetzt aber ſtirb!“ Und „der konnigk heve ime ſelber dat hoevet af“.

Aber nicht nur an Männernacken, ſondern auch an Frauenhälſen wollte der mörderiſche Wicht ſeines Schwertes Schneide prüfen.

Die Hungersnoth nahm zu, nahm immer zu. Sogar im königlichen Haushalte miſchte man allbereits Kalk in das Brot und kamen gebratene Katzen als Haſenbraten auf die Tafel. In der Stadt war bald keine Ratte und keine Maus mehr vor dem Verſpeiſtwerden ſicher. Doch auf jedem Worte von Ergebung und Uebergabe ſtand unnachſichtlich der Tod. Eines Tages drang das Jammern des hungernden Volkes in das königliche Harem in der Propſtei. Da ſagte eine der Frauen Jans, die Eliſabeth Wandſcheerer: „Nein, ich glaub' es nicht, es ſei Gottes Wille, daß die armen Leute verhungern müßten.“

Und ſie ging hin und gab dem Schneiderkönige die Schmuckſachen zurück, ſo er ihr geſchenkt, und verlangte entlaſſen zu werden und aus der Stadt gehen zu dürfen. Er aber griff ſie in ſeinem Zorne, hieß die ſämmtlichen Inſaſſinnen des Harems ihm folgen, führte alſo in Proceſſion die Eliſabeth auf den Markt, zwang ſie niederzuknieen, zog ſein Schwert und ſchlug dem unglücklichen Weibe den Kopf ab. Und Divara ſtimmte an: „Gott in der Höh' allein ſei Ehr'!“ und ihre Genoſſinnen ſangen mit und der Wütherich faßte die Königin bei der Hand und tanzte mit ihr und der ganzen Frauenſchar einen Ringelreihen um den blutenden Rumpf her; denn „auf ein Leid muß folgen ein' Freud“, ſagte der gekrönte Schneider.

Aber die Hungersnoth wuchs von Stunde zu Stunde und ihre Wuth machte auch die Menſchen wüthend. Die Elenden im neuen Zion biſſen in Pflaſterſteine, maßen der Lügenprophet und Faſtnachtskönig geweiſſagt hatte, der himmliſche Vater würde Steine in Brot verwandeln, um ſein Volk zu ſättigen. Sie verſchlangen alles, was verſchlingbar, Gras, Wurzeln, Ungeziefer, die Sohlen ihrer Schuhe. Sie nagten an den ſchweinsledernen Einbänden ihrer Bibeln und es geht die ſchaurige Sage, ſie hätten auch das Menſchenfleiſch nicht verſchmäht, das Fleiſch von Feinden und Freunden hätten ſie genoſſen und das Ungeheuerſte ſei geſchehen: Mütter hätten ihre Kinder verzehrt.

Und dem Hunger folgte die Seuche. Schreckliche Krankheiten rafften die Zioniten ſcharenweiſe dahin. Wie Fliegen im November fielen die Menſchen zu Boden und waren todt. Es fehlte an Händen, ſie zu beſtatten. Eine Schwefelwolke von Hunger, Siechthum, Peſtilenz, Weh, Raſerei und Verzweiflung brütete ob der Stadt. Aber noch immer hielten die armen bethörten Wiedertäufer aus. Ein Orakel ihres Götzen nach dem andern erwies ſich als Lüge; alle die hochgeſpannten Hoffnungen, der Herr würde ein unzählbares Heer ihrer Glaubensgenoſſen von draußen ihnen zur Hilfe ſenden, waren eitel; zu Skeletten abgemagert, vermochte ihrer nur noch eine geringe Anzahl die Waffen zu halten: aber trotz alledem und alledieſem hielt der Größenwahnſinn vom neuen Reiche Zion noch immer vor.

Endlich mußten ſie erkennen, daß keine Hoffnung mehr. Aber ſie gaben ſich nicht. Ein letzter Gedanke der Raſerei durchzuckte die ſchwindelnden Gehirne der Verlorenen. Lieber in Wuth und Blut und Glut zu Grunde gehen, als ſich den „Heiden“ ergeben. Sie wollten einen letzten Ausfall wagen, um ſich durch das Belagerungsheer nach den Niederlanden durchzuſchlagen. Miſſlänge der Ausfall, ſo wollten ſie die Stadt an allen Ecken und Enden anzünden und mit dem Schwert in der Hand in den Flammen ſterben.

Schade, daß dazumal das Petrol und die Petroleurs und Petroleuſen noch nicht erfunden waren.

9.

Nun ging aber der Gräuel zu Ende, um einem andern platzzumachen.

In der Nacht vom dreiundzwanzigſten Mai war es unſerem oft abgehörten Zeugen, dem Bürger Heinrich Greſbeck, gelungen, mit Hännschen von der langen Straten und noch drei anderen Münſtermüden von ihrem Wachtpoſten am Kreuzthore ſich wegzuſchleichen und den Fluchtweg über Wall und Graben in's biſchöfliche Lager zu finden. Den weiteren über daſſelbe hinaus fand Greſbeck nicht. Er fiel den biſchöflichen Landsknechten in die Hände, wurde aber ausnahmsweiſe nicht niedergemacht, vielleicht weil er noch ſo ein gar junges Blut. Da er ſehr wider ſeinen Willen die Wiedertäuferei mitgemacht hatte, ſo ſtand er nicht an, Nachweiſe zu geben, wie man ſich der Stadt bemächtigen könnte. Dieſe Nachweiſe wurden dem Plane zu Grunde gelegt, welcher gerade einen Monat ſpäter, in der Nacht vom vierundzwanzigſten Juni 1535, zur Ausführung kam und die Stadt in die Gewalt des Fürſtbiſchofs brachte.

Es war eine ſorgſam vorbereitete Ueberrumpelung, aber die überraſchten Zioniten erwieſen auch jetzt noch einmal, bei dieſer letzten höchſten Wette, wie unbezähmbar der Wahnwitz des Fanatiſmus.

Denn obzwar nach Greſbecks Ausſage nur noch „Haut und Knochen", leiſteten die aufgeſtürmten Wiedertäufer den raſenden Widerſtand der Verzweiflung und es war nahe daran, daß die Biſchöflichen wieder zur Stadt hinausgetrieben wurden. Als dieſe Gefahr vorüber, gelang es den Landsknechten nur langſam und unter beträchtlichen Verluſten in dem hartnäckigen Straßenkampf obzuſiegen. Eine Schar von Zioniten hielt ſich zuletzt hinter einer Barrikade auf dem Marktplatz noch einen ganzen Tag lang, nachdem ſich der Schneiderkönig und ſeine Würdenträger ſchon beiſeite geſchlichen hatten. Zuletzt legten auch dieſe letzten Kämpfer die Waffen nieder gegen die Sicherung ihres Lebens. Aber der wüthende Fürſtbiſchof, welcher drei Tage nachher ſeinen Triumphaleinzug in die ſchrecklich zugerichtete Stadt hielt — die Schlüſſel derſelben ſammt der Krone König Jans des Erſten und Letzten wurden ihm entgegengetragen — wollte von ſolcher „Sicherung" und überhaupt von Bedingungen nichts wiſſen, ſondern übte das Recht des Siegers in erbarmungsloſer Weiſe. Auch hatte ja ſchon vor dem Einzuge des Biſchofs das maſſenhafte Morden durch die über ihre Einbußen erbitterten Landsknechte begonnen und ſelbſtverſtändlich war mit der Schlächterei die Plünderung verbunden. In der Schatzkammer des Königs von Zion iſt noch eine Barſchaft von hunderttauſend Gulden aufgefunden worden.

Und wo wurde Jan Bockelſon ſelber aufgefunden? Auf dem Thurme ob dem Aegidienthore, wo er ein Verſteck gefunden und von wo er weiter fliehen zu können gehofft hatte. Auch der Schwerthalter Knipperdollinck und der Geheimrath Krechting wurden aufgeſpürt und feſtgemacht. Der Stutenbernt Rothmann ſoll im Kampfgetümmel umgekommen ſein; doch ging auch eine Sage, er hätte ſich nach Friesland gerettet. Sicher iſt, daß ſein Körper nicht unter denen der Erſchlagenen gefunden ward. Die Königin Divara, ſowie die Frau und die Schwiegermutter Knipperdollincks hatte man abgefaßt und ſie wurden auf Befehl des Biſchofs ſchon am 7. Juli mitſammen enthauptet. Eine nicht geringe Zahl von Frauen iſt ganz formlos niedergehauen worden. Die übrigen verwies man, als man des Mordens etwas müde, ſammt ihren Kindern aus der

Stadt und in Noth und Tod. Niemand ſollte ſie aufnehmen, bei Todesſtrafe.

Bockelſon, **Knipperdollinck** und **Krechting** wurden auserkoren, die ganze Hölle der Marterkunſt einer Kriminalprocedur von damals durchzumachen. Zuvörderſt ließ der Fürſtbiſchof den weiland König von Zion in den benachbarten Städten und Fürſtenreſidenzen herumführen wie ein ſeltenes Land- oder Meerungeheuer, dem Spott und der Schadenfreude zu einem Schauſpiel. Mit einem eiſernen Halsband und mit ſchweren Ketten an den Beinen und Armen mußte er barhäuptig und barfüßig zwiſchen den Pferden ſeiner Wächter einhergehen. Er ſelbſt meinte dazu: „Alſo ſollte man doch einen König nicht führen“ — und ein zeitgenöſſiſches Lied wußte davon zu ſingen und zu ſagen:

„Ein ſchneider Johann von Leiden,
Der ſich ein könig nant,
Got dank, ſein vermaint reiche
Iſt bliben ganz unbekant.
Sein gülden kron und ketten,
Gülden ſporen und auch ſchwert,
Darzu het er vil ringe,
Hat ſich in eiſen verkert.“

Franz von Waldeck mochte ſich die Luſt nicht verſagen, ſeinen beſiegten Feind perſönlich ins Verhör zu nehmen, und es verrieth doch keine geringe Nervenfeſtigkeit, daß ſich der Schneidergeſell und Häringswirth auch in dieſer Situation noch als König aufſpielte. Auf ſeinem Schloſſe zu Iburg fuhr ihn der Biſchof an: „Wie konnteſt du mein Volk alſo jämmerlich verwüſten?“ Worauf Jan trotzig: „Ich ſage dir, Franz von Waldeck, wäre es nach meinem Sinne gegangen, ſo würden in Münſter alle Hungers geſtorben ſein, bevor ich dir die Thore aufgethan hätte.“ — „Und mit welchem Rechte haſt du dir ſolche Gewalt über meine Stadt angemaßt?“ — „Ei, wer hat denn dir Recht und Gewalt über die Stadt gegeben?“ — „Die Wahl des Domkapitels, beſtätigt durch Kaiſer und Papſt. — „Wohl, ich aber bin von Gott ſelber durch ſeinen Propheten zur Herrſchaft berufen worden.“

Das klingt doch ganz ſo, als hätte der Wüſtling und Kopfabſchläger von Münſter wirklich an ſich ſelber und an ſeine Miſſion geglaubt. Es kommt aber bekanntlich mitunter vor, daß ſich Schauſpieler mit ihren Rollen förmlich identificiren. Das Aeffiſch-Boshafte im Weſen dieſes Gauklers ſprang übrigens auch jetzt in ſeinem Elende noch dann und wann galgenhumoriſtiſch hervor. Wenn ihm ein Witz die Zunge prickelte, mußte er heraus. Als ihn zu Dülmen angeſichts einer großen Volksmenge einer antrat mit der Frage: „Biſt du der König, der ſo viele Frauen genommen?“ gab er flugs zur Antwort: „Nein, ich habe keine Frauen, ſondern Jungfrauen genommen und ſie zu Frauen gemacht.“

Im achten Monat nach dem Falle von Münſter wurden Jan und die beiden Bernte dahin zurückgebracht und die eigentliche Procedur hob an. Es war natürlich nur eine Formalität. Die drei unglücklichen Männer wurden verurtheilt, am 22. Januar von 1536 auf dem Markte zu Münſter mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt zu werden. Knipperdollinck und Krechting beharrten auch dieſem Schrecklichen gegenüber bei ihrem wiedertäuferiſchen Glauben, Bockelſon dagegen fiel ab, bekehrte ſich und verſprach, ſo man ihm Gnade widerfahren ließe, alle Wiedertäufer zu bekehren. Dieſer Abfall zeigte den Gaukler in ſeiner ganzen Blöße. Jetzt, wo mit dem Spiele nichts mehr zu erreichen war, verſchwand auch der geſpielte Trotz. Mit der Rolle war zugleich auch der Charakter dahin. An die Stelle der komödiantiſchen Aufſpannung trat die armſünderliche Erſchlaffung.

Gerade da, wo auf dem Markte der Thron des weiland Königs von Zion geſtanden, war jetzt das Schaffot aufgeſchlagen. Die Hinrichtungsſcene war ſcheuſälig und dieſer Scheuſäligkeit ſah der Fürſtbiſchof wohlgefällig zu. Länger denn eine Stunde wurde Jan gemartert, bevor der Henker dem Unſeligen, deſſen Kehle mit der glühenden Zange faſſend, den Todeszwick gab. Dann kamen Knipperdollinck und Krechting an die Reihe. Als endlich das Gräßliche vorbei, wurden die drei Todten von der Richtſtätte zum Lambertithurme geſchleift und dort in aufrechter Stellung in eiſerne Käfige geſchmiedet. Dieſe zog man zur Zinne des Thurmes empor und ließ ſie dort hängen „zum ewigen Gedenken“.

Auf Stadt und Stiſt Münſter aber legte ſich die Bleihand pfäffiſcher Dunkelherrſchaft, welche jede Regung von Freiſinn mit den Wurzeln ausrottete.

Alſo wurde die Orgie des Wahnwitzes abgelöſt durch die Saturnalien der Rachegier und auf eine wüſte Revolution folgte eine wüſte Reaktion.

Man nennt das „ſittliche Weltordnung“.

Zweiter Zwiſchenakt:

Frohe Botſchaft aus Emancipazia.

Die nachſtehende, im Spätherbſte von 1875 an mich gelangte Epiſtel der Doktorin Pimpernella Rothborſt, Chefredaktrice des „Amour libre“ zu Schwindelfingen in Emancipazien, an den Herausgeber von Jeremia Sauerampfers Sommertagebuch —

glaube ich von wegen der Wiſſenſchaft, item auch von wegen der ſocialen Reform und noch um verſchiedener anderer „von wegen“ willen einem mehr oder weniger zu verehrenden Publikum nicht vorenthalten zu dürfen.

Schwindelfingen, Zuchtwahlmond neuen, September alten Stils,
Jahr 30 nach Feiſt Lump's Geburt.

Aus der wolkenhohen Ueberlegenheit meiner Weltanſchauung auf Sie, alter Philiſter, niederblickend, könnte es mein rothgefütterter Genius nicht der Mühe werth erachten, ſich mit einem Reak Ihres Schlages zu befaſſen, falls es mich nicht ſo angenehm kitzelte, zu wiſſen, daß ich Ihnen mit meiner Mittheilung einen Poſſen ſpielen, mit meiner frohen Botſchaft einen tüchtigen Aerger bereiten kann.

Sie, der Sie ſich erfrecht haben, uns Sansculotten die höchſte wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Befähigung, die ſchöpferiſche Genialität abzuſprechen — Sie, der Sie zu wiederholten malen die antetertiärperiodiſche Behauptung, der rechte Wirkungskreis der Frau ſei das Haus und die Familie, aufzuſtellen die Unverſchämtheit hatten, — Sie, der Sie der Abgeſchmacktheit ſich unterwanden, bei jeder Gelegenheit nach Maßgabe Ihrer allerdings nur jämmerlichen Kräfte die „Menſchwerdung“ des Weibes zu bekämpfen, — Sie, der Sie überhaupt unter den Gegnern der hohen, höheren und höchſten Sansculotterie voranzuſtehen die zeit- und modewidrige Dummheit verübten, Sie ſollen durch die Wucht der ungeheuren Neuigkeit, welche ich Ihnen mitzutheilen eile, zermalmt werden, zu Müll zerrieben werden.

Sie haben die Möglichkeit einer abſoluten Gleichheit der Menſchen und Menſchinnen geleugnet, vordarwiniſcher Finſterling Sie! Mit der ganzen Dreiſtigkeit der Unwiſſenheit haben Sie behauptet, daß es allzeit ſchöne und häßliche, geſcheide und dumme, fleißige und faule, ehrbare und lüderliche Menſchen geben werde, weil die Ungleichheit ein Naturgeſetz ſei. Daraus zogen Sie, der ſie ja ſo weit hinter der Zeit zurückgeblieben, daß Sie als Patriot, ſowie auch als Tadler der erlauchten, erleuchteten und erleuchtenden Kommune-Mordbrenner ſich zu bekennen unanſtändig genug ſind, — ja, Sie zogen aus den erwähnten, auf Ihrer Unkenntniß der allermodernſten Biologie beruhenden Vorausſetzungen den Schluß, das Problem einer unbedingten politiſchen und ſocialen Gleichheit der Menſchen und Menſchinnen oder vielmehr, richtiger geſprochen, der Menſchinnen und Menſchen, ſei ſchlechthin unlösbar. (In Parentheſe: Daß ich vollſtändig berechtigt bin, uns Menſchinnen euch Menſchen voranzuſtellen, wird hoffentlich auch einem ſo beſchränkten Gehirn, wie Sie eins beſitzen, aus dem Nachſtehenden klar werden.)

Nun aber vernehmen Sie, erbebend in Ihrer unlösbaren Problematik vernichtendem Gefühle: — das Problem iſt gelöſt, die abſolute natürliche und folglich auch die abſolute politiſche und ſociale Gleichheit iſt gefunden! Durch eine Menſchin, durch das menſchgewordene Weib gefunden!!!

Wie wird Ihnen? Recht miſerabel, hoff ich.

Alſo hören Sie!

Wir haben hier in Emancipazien Ihnen und Ihresgleichen zum Trotz und namentlich auch dem alten dummen Kerl, dem ſogenannten geſunden Menſchenverſtand zum Tort den reinen Vernunftſtaat, den regierungsloſen, familienloſen, geſchlechtsloſen, kirchen-, konfeſſions- und religionsloſen, kurz den ſtaatloſen Staat hergeſtellt. Eingewindelt und eingewickelt in Ihre altmodiſchen Vorſtellungen und Begriffe, d. h. Vorurtheile, werden Sie höhniſch etwas von Logik murmeln und den vorſtehenden Satz als eine ſogenannte contradictio in adjecto qualificiren. Als ob wir noch der Logik und ähnlichen alten Gerümpels bedürften, wir, deren Kredo und Loſung iſt: „Koſmetiſche Republik, Menſchenbruderſchaft und Petrolſeife!“ Wir Bürgerinnen und Bürger von Emancipazien, wir Prieſterinnen und Prieſter der freien Liebe — doch halt, da fällt mir ein, daß der ſehr gemiſchte Senat unſerer Univerſität Schwindelfingen nach reiflicher Erwägung den Beſchluß gefaßt und proklamirt hat, das romantiſche Wort Liebe vertrage ſich ſchlechterdings nicht mehr mit den zeitgemäßen Forderungen der Wiſſenſchaft und ſei ~~daſſelbe~~ in öffentlichen und privatlichen Aktenſtücken, in Grammatiken, Lexiken und Schulbüchern, ſowie namentlich auch ſogenannten Liebesbriefen durch das Wort Zuchtwahl zu erſetzen. Demzufolge hab' ich denn auch, unter uns geſagt, geſtern geſchwind etliche Zuchtwahlbriefe geſchrieben. . . . .

Sie, mein Unlieber, ſind natürlich zu bornirt, als daß Sie den Um-, Auf- und Durchriß unſeres Staats- oder eigentlich Unſtaatsweſens, welchen ich entrollen könnte, zu verſtehen und zu würdigen vermöchten. Ich will daher zur Hauptſache vorwärts eilen, d. h. Ihnen den großen Aergerſchuß in's Geſicht feuern, und nur zuvor noch gelegentlich bemerken, daß wir in unſerem humanitär-koſmopolakiſch-anarchiſchen Staatsunweſen neben Dutzenden von anderen Problemen auch das einer menſchenwürdigen ſogenannten Strafjuſtiz glücklich gelöſ't haben. Da ſelbſtverſtändlich das lächerliche Vorurtheil vom freien Willen und folglich auch das dito lächerliche von der Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit des Menſchen bei uns zu Lande längſt abgeſchafft iſt, ſo kennen wir kein Laſter und kein Verbrechen, ſondern nur zeitweilige individuelle Störungen der ſocialen Harmonie. Was kann ein Komet dafür, daß er unregelmäßige Bahnen wandelt? Was kann ein Menſch dafür, daß ſeine Natur ihn antreibt, zu ſtehlen, zu rauben, zu ſengen, zu brennen, zu ſchänden, zu morden? Nichts.

Sein Wille iſt unfrei, ſeine Zurechnungsfähigkeit nichtig, ſeine Verantwortlichkeit Null. „Der Bien' muß." Wir haben daher gelernt, die ſogenannten Verbrechen und Verbrecher nicht als ſolche, ſondern vielmehr als ſchätzenswerthe Ausnahmen von der Regel, als intereſſante Abnormitäten anzuſehen, welchen das nicht gemeine Verdienſt zuerkannt werden muß, unſere reinſt-demokratiſche Geſellſchaft vor Verflachung, Uniformität und Langeweile zu bewahren.

Das große Princip unſerer Nichtſtrafrechtspflege iſt, daß jeder von ſeinesgleichen gerichtet werden müſſe: — der Dieb von Dieben, der Mörder von Mördern, die Giftmiſcherin von Giftmiſcherinnen u. ſ. w. Dieſem Grundſatze gemäß findet die Beſetzung der Geſchwornenbank ſtatt. Iſt das nicht ein Triumph der Socialwiſſenſchaft? Wir haben es bereits dahin gebracht, daß es auch in Fällen, wo es ſich um ſeltenere „Abnormitäten" handelt, nie an der hinlänglichen Zahl von kompetenten Geſchwornen mangelt.

Erkennen Sie hieran, wie ungeheuer weit wir euch vorgeſchritten ſind? Wird doch, wie ich unlängſt hörte, bei euch erſt verſchämt die Frage ventilirt, ob den noch ſchnöderweiſe im Zuchthauſe logirten Herren Mördern und Kompagnie nicht alljährlich eine Bade- oder ſonſtige Bummelreiſe zu geſtatten ſei. Schickt eure Lämmerſchwänzchen von ſentimentalen Juriſten zu uns, damit ſie ſehen, wie herrlich weit man es in der Humaniſirung der Rechtspflege bringen kann. Freilich könnte ein Philiſter Ihres Schlages behaupten, unſere humaniſirte Juſtiz müßte mitunter ungemüthliche Folgen haben. Und es iſt ja wahr, daß man hier bei uns zu Lande gar häufig geſund und munter zu Bette geht und todt, d. h. mit durchſchnittenem Halſe oder zerſchmettertem Schädel, wieder aufſteht. Aber dieſes und anderes Ungemüthliche hat nicht viel zu bedeuten, zumal in unſerem durchweg auf die exakten Wiſſenſchaften baſirten Gemeinweſen das Gemüth und die Gemüthlichkeit als gänzlich vernutzte und überflüſſige Möbel abgeſchafft ſind. Ueberhaupt, welches Vorurtheil wäre bei uns in Emancipazien nicht abgeſchafft, welcher Standpunkt nicht überwunden! Wir ſind bis zum innerſten Kern der materialiſtiſchen Zwiebel vorgedrungen und haben dort die exakte Wahrheit gefunden, des Menſchendaſeins

Sinn und Frommen ſei der Genuß. Wir haben demnach das irdiſche „Jammerthal“ in einen Luſtberg umgewandelt, in einen richtigen Venusberg, und wehe dem getreuen Eckart, welcher ſich unterſtehen wollte, davor Wache zu halten.

Gibt Ihnen das einen gehörigen Stoß? Deſto beſſer. Aber ich will Ihnen ſofort beweiſen, daß unſere materialiſtiſche Faſſung und Führung des Lebens den menſchheitlichen Entwickelungsproceß ganz anders vorwärts brachte und bringt als all der romantiſche Quark und Plunder, welchen man Idealismus zu nennen beliebt.

Alſo zur Sache.

Selbſt einem Ignoranten, wie Sie einer ſind, kann der Name meiner großen Freundin Zora Zitze nicht ganz unbekannt geblieben ſein.

Bald wird dieſer Name, im hellſten Brillantfeuer des Ruhmes ſtralend, den Erdball um- und das Univerſum durchfliegen. Denn dieſe geniale, genialſte Menſchin hat nicht etwa nur ein neues Kapitel im Weltgeſchichtebuch aufgeſchlagen, ſondern mit ihr hebt vielmehr die Weltgeſchichte erſt recht an.

Zora Zitze war ſchon in Backfiſchjahren von einem Forſchungseifer erfüllt, welcher ſie antrieb, das Leben bis zu deſſen unterſten Hefen hinunter aus eigener Anſchauung und Erfahrung kennen zu lernen. Philiſter nannten das Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit, was doch in den Augen von uns Auserwählten nur edler Emancipationsdrang war. Nachdem meine unſterbliche Freundin unter der Protektion von Donna Eugenia in Paris einen Kurſus der höheren Hetäroſophie durchgemacht hatte, erhielt ſie den letzten Schliff bei den zwangloſen Sympoſien des Meſſias Feiſt Lump, der Gräfin Schmatzfeld und Konſorten. So, emancipirt aus dem ff, kam ſie hierher und habilitirte ſich an unſerer ſchwindelfinger Hochſchule in der Fakultät der „Belles lettres“, wie wir ſie verſtehen. Raſch zu Ruf und Anerkennung gelangt, hat ſie dann etliche Jahre lang die Profeſſur der vergleichenden Mediſance mit höchſten Ehren innegehabt. Allein ihr großer Geiſt — Verzeihung für das dumme, aftergläubiſche Wort! ich wollte ſagen: ihre große Gehirnabſonderung . . . alſo Zora's koloſſale Gedankenſekretion überflutete weit das Gebiet ihrer amtlichen Thätigkeit und wie zu unſerer Zeit alle bedeutenderen Gei— will ſagen Gedankenabſonderungsorganbeſitzer, wandte ſich auch dieſes entſchieden Menſch gewordene Weib der Naturforſchung zu. Der Tag, an welchem ſie dieſes that, wird im Kalender der Zukunft ſcharlachroth als der Zora-Zitze-Tag prangen.

Sie haben von „weiblichem Dilettantismus“ zu reden gelegentlich ſich unterſtanden, Sie Unglücklicher? Nun wohlan, hören Sie, um zu verſtummen, zu verſtarren, zu verſteinern! Zora, die Schöpferin des Zitzeismus, hat ſich in eine Abgrundtiefe der Wiſſenſchaft hinabgewühlt, welche auch nur entfernt zu ahnen kein behoſ'ter Zweifüßler kühn genug geweſen wäre. Sie begann damit, den Beweis zu liefern, daß ſie im ſtande ſei, alle Specialiſten zu überſpecialiſiren, indem ſie ihr epochemachendes Werk „Reſultate einer fünfjährigen mikroſkopiſch-anatomiſchen Unterſuchung des Fortpflanzungsapparates der Flöhe“ — veröffentlichte. Selbſt die wenigen Mußeſtunden, welche ſie ſich während dieſer Rieſenarbeit gönnte, wandte ſie zum allgemeinen Beſten an, indem ſie zur Förderung des Nationalreichthums von verſchiedenen Männern verſchiedene Kinder hatte.

Dieſes hier zu Lande ganz ordinären Phänomens erwähnte ich nur deßhalb, weil ich ſofort zu berichten haben werde, daß meine glorreiche Freundin auch den Standpunkt der Mütterlichkeit zu überwinden, d. h. das brutale Muttergefühl den Intereſſen der Civiliſation und der Socialwiſſenſchaft zu opfern wußte.

Nämlich, Schritt vor Schritt ihrer weltumwälzenden Entdeckung ſich nähernd, ſah ſie ſich genöthigt, von dem Mittel der Viviſektion einen immer umfaſſenderen Gebrauch zu machen. Unſer Unſtaat ſtellte ihr in liberalſter Weiſe zu ihren viviſektionellen Experimenten alle Arten von Thieren zur Verfügung, von der Wanze bis zum Elephanten. Sie brauchte nun aber im Vorſchritt ihrer Forſchungen und Findungen auch Menſchen, lebende, um ſie zu ſeciren. Damit haperte es. Ja, traurig zu ſagen, auch bei uns in Emancipazien wollten ſich keine Leute finden, welche ſich, wie ſie ſich unwiſſenſchaftlich ausdrückten, bei lebendigem Leibe ſchinden ließen. In dieſer Noth faßte Zora Zitze einen Entſchluß, welcher zeigt, zu welcher Koloſſalität ein geniales, ein wahrhaft menſchgewordenes Weib emporwachſen kann. Zora wollte zur Medea im höchſtvorſtellbaren Sinne werden, wollte ihre eigenen Kinder auf dem Altar der Wiſſenſchaft opfern, d. h. lebendig ſeciren, und ſchon hatte ſie mit der Linken eins derſelben beim Kragen und ſchwang mit der Rechten das Skalpell, als die Intervention unſerer oberſten Nichtregierungsbehörde — ihr eigentlicher Titel iſt „Anarchie-Unrath“ — der Sache eine weniger tragiſche Wendung gab.

Das kam ſo. Wie ungeheuerlich immer die Menſchheit en masse bei uns vorgeſchritten iſt, dennoch gibt es einzelne Querköpfe, welche zurückgeblieben ſind, welche nicht nur zu glauben, ſondern auch zu ſagen ſich erfrechen, unſer ganzer Materialſtaat ſei eitel Schwindel und Schmach. Solchen Querköpfen zufolge wäre unſere reine Demokratie nur eine gemeine Ochlokratie, die ſchlimmſte aller Tyranneien, und unſer Kommunismus in Wahrheit nichts anderes als die Ausbeutung der Narren durch die Schelme, nichts anderes als das Schwelgen der nasführenden und genießenden Gauner auf Koſten der genasführten und arbeitenden Gimpel. Nun iſt bei uns ſelbſtverſtändlich die abſoluteſte Denk-, Rede- und Schreibfreiheit proklamirt; aber natürlich muß man denken, reden und ſchreiben, wie es uns beliebt. Ketzereien, wie die vorhin erwähnten, ſind demnach zweifelsohne hochverrätheriſch, ſtrafbar, todeswürdig. Aber iſt die barbariſche Todesſtrafe nicht abgeſchafft in Emancipazien? Gewiß iſt ſie abgeſchafft und bleibt es. Jedennoch etwas ganz anderes iſt es mit der Viviſektion zu hochwiſſenſchaftlichen Zwecken. Unſer Anarchie-Unrath ließ daher eine gehörige Anzahl der oben ſignaliſirten Ketzer und Hochverräther — item auch Ketzerinnen und Hochverrätherinnen ſammt ihren Kindern greifen und an Händen und Füßen gebunden der großen Viviſektrix überliefern.

Endlich kam der glückliche Tag und ſchlug die große Stunde, allwo Zora's Gehirn den Zitzeismus abſonderte.

Wiſſen Sie, was das iſt?

Das iſt die Löſung des Problems der abſoluten Gleichheit.

Wie lange hatten wir Inſaſſen von Emancipazien und Bewohner von Rubikukulien auf anderen Wegen mit dieſem Problem uns abgemüht! Namentlich hatten wir von unſtaatswegen alle denkbaren und undenkbaren Variationen der Zuchtwahl durchprobirt, um den Normalmenſchen hervorzubringen oder, richtiger geſprochen, die Menſchheitſchablone zu ſchaffen. Die Natur, als die infame Deſpotin, welche ſie iſt, vereitelte alle unſere Mühwaltungen. Nach wie vor wuchſen auch die mittels ſtreng wiſſenſchaftlich angeordneter und kontrolirter Zuchtwahl erzielten Kinder zu ſchönen oder häſſlichen, begabten oder dummen u. ſ. w. Menſchinnen und Menſchen auf. Unerträglich das! Solange dieſe ſchnöde Willkür der hochmüthigen Ariſtokratin Natur nicht abgeſchafft war, konnte von wirklicher und wahrhaftiger égalité und fraternité keine Rede ſein. Aber ſie wurde abgeſchafft, dieſe ſchnöde Willkür: der hochgelobte Zitzeismus hat ſie überwunden, indem er den Schablone-Menſchen herſtellte.

Das punctum saliens in dem hierbei beobachteten Verfahren iſt noch das Geheimniß der großen Forſcherin und größten Finderin. Ich darf es Ihnen um ſo weniger verrathen, als ich es ſelbſt nicht weiß. Das Wahrnehmbare iſt, daß Zora die Einzige dahin gelangte, die menſchliche Gehirnthätigkeit egaliſiren, radikal egaliſiren zu können. Statt die Kinder zur Taufe oder Beſchneidung in Kirchen oder Synagogen zu tragen, bringt man bei uns die ſämmtlichen je an einem und demſelben Tage geborenen am Jahrestag ihrer Geburt in das mit höchſter Pracht eingerichtete anatomiſch-phyſiologiſch-chemiſche Laboratorium der großen Zitze. Dort wird den Gleichheitspflänzlingen die Schädelhöhle geöffnet und die Gehirnmaſſe herausgenommen. Sämmtliche Gehirne werden in eine ungeheure Retorte gebracht und einem chemiſchen Proceß unterworfen, welcher officiell die „Naturwillkürverdampfung" heißt. Der alſo präparirte Gehirngleichheitsbrei wird in minutiös abgewogenen, abſolut gleichgroßen Portionen wieder in die Schädelhöhlen zurückgebracht, dieſe werden geſchloſſen und nach etlichen Tagen kriechen die egaliſirten Bälger geſund und munter herum, ſo viele ihrer nämlich der großen Viviſectrix nicht unter den Händen geſtorben ſind. Auf ſolche Kleinigkeiten kann natürlich die Socialwiſſenſchaft und kann das Humanitätsduſeldogma keine Rückſicht nehmen.

Nun ſollten Sie, um ſich geziemend zu ärgern, mitanſehen, wie die Gleichheitspflanzen heranwachſen. Ich ſage Ihnen: alle wie aus einem Model, alle nach der Schablone wie die Soldaten auf einem Bilderbogen, alle abſolut gleich, gleich, gleich („dumm und garſtig“, blaſphemiren die Ketzer und Hochverräther, welche leider in Emancipazien noch nicht ganz ausgetilgt ſind). Die Phantaſie von den „ungariſchen Nationalgeſichtern“ in Brentano's Novelle iſt bei uns zur kulturgeſchichtlichen Thatſache geworden und, kurzum, die Generationen unſerer Jugend ſtellen äußerlich und innerlich die vollendete Gleichheit dar, ſo ſehr, ſo ganz, daß man allerdings einige Mühe hat, die Leutchen von einander zu unterſcheiden, um ſo mehr, da in unſerer Kommuneanarchie die ſtrengſte Kleiderordnung eingeführt, d. h. abſolute Gleichheit des Anzugs in Stoff, Farbe und Schnitt vorgeſchrieben iſt, wie das ja der richtig verſtandenen Freiheit entſpricht. Man hat übrigens aus ſtatiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Gründen das Auskunftsmittel gefunden, die Leute zu numeriren. Den Menſchinnen wird ihre Nummer auf das Kinn, den Menſchen auf die Stirne gebrannt. Trotzdem fehlt es nicht an urkomiſchen Verwechſelungen, welche den Komöden unter den von anarchiewegen zeitweilig dekretirten und geſtempelten Poeten einen unerſchöpflichen Stoff darbieten.

Alſo wäre denn der abſcheuliche, alle Schnödigkeiten der Ungleichheit unter den Menſchen verurſachende oder wenigſtens aufrechthaltende Individualismus überwunden und abgethan. Es wird in Zukunft keine Perſonen mehr geben, ſondern nur noch eine Menge, keine Menſchen mehr, ſondern nur noch Maſſen. Die Perſönlichkeit verſchwindet in der Gemeinheit, das Normalmaß der exiſtenzberechtigten Menſchheit iſt gefunden und die Gleichheitsſchablone beherrſcht das Univerſum.

Heil dem Zitzeismus und ein Sonne, Mond und Sterne durchdonnernd Hoch der Zora Zitze! . . . . .

Die mitgetheilte Auslaſſung einer rothborſtigen Seele bedarf, denk' ich, keines Kommentars. Sie iſt ja die Deutlichkeit ſelber. Ich habe daher nur beizufügen, daß der offene Brief Pimpernella's, die weder Fräulein noch Frau zu betiteln ich berechtigt bin, mich zu dem jambiſchen Verſuche anregte, von den uns bevorſtehenden Verſchweinten Staaten von Europa dieſes Bild zu entwerfen: —

Sie nennen's vornehm jetzt den „Kampf um's Daſein"
Das eherne Geſetz, kraft deſſen Hunger
Und Haß den Rieſenkeſſel heizen, der
Erzeugt den treibenden Entwicklungsdampf.
Das brauſt und ſauſt und raſſelt und rumort
Und reißt unwiderſtehlich vorwärts, vorwärts
Den Eilzug nach Schlaraffia, deſſen Auen —
So ſagen unſre neueſten Propheten,
Die alles wiſſen und noch etwas mehr —
Schon in der Ferne ſichtbar, ja ſo nah' ſchon,
Daß deutlich die gebratnen Tauben man
'rumfliegen ſieht und alles übrige
Schlaraffiſche ſich reizend präſentirt, —
So reizend, wie nur je ein Lug- und Trug-
Eden ſich in Saharaluft geſpiegelt . . .
Glück auf zu dem gelobten Land der Zukunft,
Allwo zur volleſten Verwirklichung
Gelangt ſein wird des Ariſtoteles
Prophet'ſcher Satz: „Der Menſch iſt von Natur
Ein Staatsvieh." Folgerichtig alſo
Der Zukunftsſtaat vielmehr ein Zukunftsſtall,
Wo jedem ſeine Raufe, ſeine Krippe,
Sein täglich Quantum Heu und Hafer, item
Die gleiche Schütte Streu et ceterum
Von der „Geſellſchaft" zugemeſſen wird.
Das liebe ariſtoteles'ſche *„Ζῶον*
Πολιτικόν" muß ſich behaglich finden
In ſolcher Stall-Egalité, wo jedes
Und alles uniform, ſo daß ſogar
Die Hörnerlänge bis auf Zoll und Linie
Genau dieſelbe ſein muß und kein Bürger
Darf wen'ger Durſt als wie der andre haben,
Auch keine Bürgerin Liebhaber mehr
Als ihre Nachbarin . . . . Jedoch die Menſchen —
So fragt ihr — was wird aus den Menſchen wohl
Im Zukunftsparadiesesſtall? — Thörichte Frage!
Denn Menſchen gibt's darin ja keine mehr.

Die Gekreuzigte,

Hiſtorie einer Heilandin.

Dritte Auflage.

Erſtes Kapitel.

Ort.*)

Das Dauerndſte oder vielmehr das einzig Dauernde in den irdiſchen Dingen iſt der ewige Kreislauf von Geburt und Tod, von Entſtehen und Vergehen, deſſen Eintönigkeit ſchon vor zweiundzwanzig Jahrhunderten einen hebräiſchen Poeten weltekelvoll ausrufen ließ: „Alles iſt eitel!“ Ja, die Weltgeſchichte, die Summe des Gewordenen und Geſtorbenen, iſt nur ein unendlicher Todtentanz. Während die hinteren Paare deſſelben den vorderen lebensfreudig noch ihr „Macht uns Platz!“ zujubeln, werden auch ſie ihrerſeits ſchon wieder von nachfolgenden Generationen beiſeite geſchoben und über die Gräber der Vorfahren hin geht weiter der bunte Reigen von Luſt und Weh, Hoffnung und Enttäuſchung, Thorheit und Leidenſchaft,

---

*) Im Staatsarchiv der Republik Zürich findet ſich ein dicker Aktenſtoß, welcher die Aufſchrift führt: „Volumen 166, Cahier 1041. Akten betreffend die Gräuel-Scenen in Wildisbuch.“ Dieſe Akten, deren Prüfung und Benutzung mir mit einer Zuvorkommenheit geſtattet wurde, die mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet, bilden die Hauptquelle der auf nachſtehenden Blättern erzählten Geſchichte. Es iſt im Text fortlaufend darauf verwieſen und bezeichnete ich in dieſen Verweiſungen die Akten der Vorunterſuchung ſammt Beilagen mit W. A. I, die der Procedur mit W. A. II. Die arabiſchen Zahlen, welche dieſen römiſchen beigegeben ſind, beziehen ſich auf die Reihenfolge der einzelnen Aktenſtücke und entſprechen den Nummern derſelben. Man wird mich alſo leicht kontroliren können, wem das belieben ſollte.

Als Nebenquellen benutzte ich authentiſche Notizen, welche ſich in den Schriften finden, die bald nach der wildisbucher Kataſtrophe von den beiden

Arbeit und Genuß, Hochſinn und Gemeinheit, genannt Menſchenleben. Wandellos bleibt nur der Wandel ſelbſt.

Die römiſchen Kohorten, welche auf den Römerſtraßen von Althelvetien einhermarſchirten, ließen es ſich gewiß nicht träumen, daß eine Zeit kommen werde, wo dieſe wohlgepflaſterten, „für die Ewigkeit“ gebauten Heerwege verſchollen unter Feldern und Forſten liegen würden. Für die Ewigkeit! Die weltgeſchichtliche Entwickelung ſorgt dafür, alle dieſe „Ewigkeiten“, womit der menſchliche Größenwahn ſich brüſtet, bedeutend abzukürzen. Können wir, die wir

---

Geiſtlichen Meyer und Schoch darüber veröffentlicht wurden. Die wichtigeren dieſer Notizen ſind übrigens auch zu den Akten gekommen, in Form von Berichten, welche die genannten Geiſtlichen als amtlich beſtellte Gewiſſensräthe der wildisbucher Gefangenen erſtatteten. Einiges brauchbare, freilich mit Kritik zu behandelnde Material haben mir endlich noch die Nachrichten geliefert, welche ich zu Wildisbuch ſelbſt und in der Umgegend aus dem Munde ſolcher ſammelte, welche die Kataſtrophe miterlebt und mitangeſehen haben.

Ueber den Titelbeiſatz „Paſſionsſpiel“, welchen die beiden früheren Auflagen hatten, für Nichtgelehrte Folgendes. Wie das antike Drama, ſo iſt auch das moderne aus dem Gottesdienſte hervorgegangen. Nach einem langen vergeblichen Kampfe gegen die „heidniſche Augenluſt“ ihrer Gläubigen mußte ſich nämlich die chriſtliche Kirche damit zufrieden geben, dieſe Luſt von heidniſch-mythologiſchen Gegenſtänden ab und auf chriſtlich-mythologiſche hinzulenken. Zu dieſem Zwecke benutzte ſie die ſchon im Kultus der Urkirche vorhandenen dramatiſchen Elemente (die Wechſelreden des Prieſters, des Diakonus und der Gemeinde) und bildete dieſelben im Verlaufe der Zeit zu einem vollſtändigen liturgiſchen Drama aus, genannt die Meſſe und noch heute in der Uebung. An dieſes gottesdienſtliche Schauſpiel reihten ſich dann bald andere kirchliche Dramen an, die bibliſch-mythologiſchen „Myſterien“, ſo geheißen, weil ſie ſich vorzugsweiſe mit den ſogenannten Geheimniſſen des chriſtlichen Dogma's beſchäftigten. In den großen chriſtlichen Feſtzeiten, beſonders zur Weihnacht und zu Oſtern, wurden die Scenenkreiſe, welche die Geburt, die Paſſion und den Tod Jeſu umſchloſſen, von den Geiſtlichen in den Kirchen oder auf den Kirchhöfen theatraliſch dargeſtellt, anfänglich pantomimiſch, ſpäter dialogiſirt, ſobald der Dialog zuerſt im kirchlichen Latein, dann in den verſchiedenen Landesſprachen verfaßt war. Dieſe Myſterien, aus welchen das Drama der ſämmtlichen europäiſchen Literaturen ſich entwickelt hat, hießen in deutſchen Landen Weihnachtsſpiele, ſofern ſie zur weihnachtlichen, und Paſſionsſpiele oder Oſterſpiele, ſofern ſie zur öſterlichen Zeit aufgeführt wurden. Bekanntlich wird ſo ein Paſſionsſpiel im mittelalterlichen Stil noch jetzt in Oberammergau in Baiern von Zeit zu Zeit feierlich tragirt. Es wird aus meiner Erzählung erhellen, weßhalb ich dieſelbe ein Paſſionsſpiel genannt habe.

im Zeitalter der Eiſenbahnen leben, nicht täglich uns überzeugen, daß die ſchönen macadamiſirten Straßen, die noch vor dreißig Jahren für das Nonplusultra der Verkehrsvermittelung, für halbe oder ganze Wunderwerke galten, vieler Orten bereits mit einer Grasdecke ſich zu überſpinnen anheben? Noch eine Spanne Zeit und lange Bodenſtrecken, welche entlang die Viergeſpanne der „Eilwagen“ rollten, werden dem Pfluge zurückgegeben ſein. Das Poſthorn iſt vor dem grellen Schrei der Lokomotivpfeife demüthig verſtummt, aber auch das Dampfroß wird eines Tages auf dem letzten Loche pfeifen und ſeine eiſernen Glieder in dem Gerümpelſtall der Weltgeſchichte vom Roſte verzehrt ſehen. Die Ewigkeit Stephenſons wird gerade ſo ewig ſein, wie die der römiſchen Straßenbaumeiſter und die Macadams geweſen iſt. Es wird eine Zeit kommen, wo die Menſchen mit demſelben aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühl, womit wir heutzutage die da und dort noch umhergeſpenſternden Poſtkutſchen betrachten, auf raſſelnde Eiſenbahnzüge herabſehen. Dann wiederum eine Spanne Zeit und die „ewigen“ Eiſengeleiſe werden, gleich ihren Vorwegen, mälig hinabſinken unter die Raſendecke der ungeheuren Gruft, welche ſich um die Sonne ſchwingt und Erde heißt — eine Gruft freilich, die nur verſchlingt, um wieder zu gebären, und welche der Tod ſelber mit neuem Leben befruchtet.

Die Menſchen nennen dieſes unendliche Blühen und Welken, dieſes Kommen und Gehen eine himmliſche oder aber eine hölliſche Komödie, je nachdem ihre Augen durch eine roſenfarbene oder durch eine ſchwarze Brille ſchauen. Wer jedoch gar keine Brille aufhat und die Welt nimmt, wie ſie in ſeinen armen bloßen Augen ſich ſpiegelt, dem erſcheint ſie als ein wunderbares Geheimniß, vor deſſen ſieben Siegeln ſelbſt ein Humboldt ehrfurchtsvoll ſtillgeſtanden. Iſt die Erde etwa weniger ein Räthſel, ſeit die Geologie die Urkunden ihrer Urgeſchichte aus dem Schutt von Millionen von Jahren hervorgegraben hat? Oder das Buch der Geſtirne, ſeit die Aſtronomie die Fügung ſeiner Lettern nachgewieſen? Unſere ganze Weisheit reicht nicht aus, die Frage: Warum iſt die Milbe? genügend zu beantworten; gerade ſo wenig genügend wie die Frage:

Warum iſt der Menſch? Die „praktiſchen“ Leute freilich werden mit alledem leicht fertig. Sie ſagen: Wir ſind einmal in der Welt und werden wohl nicht hinausfallen. Was kümmern uns die Sterne? Wir nehmen ſie als eine hübſche Dekoration des Theaters, auf welchem das Drama unſerer Intereſſen und Leidenſchaften ſich abſpielt. Wozu verſuchen, den Schleier des Bildes von Sais zu heben? Es iſt ja am Ende doch nichts dahinter.

Man muß geſtehen, die praktiſchen Leute hätten vielleicht recht, falls es nur dem in die Schranken der Endlichkeit gebannten wunderlichen Weſen, genannt Menſch, gegeben wäre, das „ſchmerzlich-ſüße“ Gefühl der Unendlichkeit loszuwerden. Aber treten nicht ſogar dem Gedankenloſeſten wenigſtens einmal in ſeinem Leben in dieſer oder jener Form die Fragen nahe: Wozu bin ich eigentlich da? Woher? Wohin? Warum? Regt ſich nicht ſelbſt in dem Denkträgſten mitunter eine über dieſes Daſein, über die menſchliche Tragikomödie hinausgreifende, auf ein Zukünftiges gerichtete Sehnſucht oder Ahnung? Die Ritter vom Stoff mögen das immerhin öffentlich leugnen, daheim bei ſich geben ſie es zu, wie noch manches andere von ihnen Geleugnete. Aus der beregten Ahnung oder Sehnſucht oder „Illuſion“ quillt aber der unaustilgbare idealiſtiſche Hang der Menſchen. So lange es ſolche gibt, werden ſie nicht aufhören, ſich Götter, d. h. Ideale zu ſchaffen — lauter Verſuche, die Räthſel der Welt und des Daſeins zu löſen. Anders freilich geſtaltet ſich das Ideal, die Vorſtellung von Göttlichem, in der Seele eines helleniſchen Dichters, anders in der Seele eines indiſchen Jogi, anders in der eines hebräiſchen Patriarchen oder arabiſchen Propheten, anders in der eines nordiſchen Skalden und wieder anders in der eines chriſtlichen Kirchenvaters. „In ſeinen Göttern malt ſich der Menſch“, hat ein großer Denker und Seher geſagt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen.

Auch das arme, unglückſelige Weib, deſſen Geſchichte ich erzählen will, taſtete in ſeinem dunklen Drange nach einer Antwort auf das ewige Warum? alles Daſeins. Auch dieſe Verirrte wurde durch einen in ſeinem Urſprung reinen idealiſtiſchen Trieb auf eine Bahn voll Wirrſal geworfen, welche in einer Blutlache endigen ſollte. Auch ſie ſchuf ſich ihren Gott, einen Gott, welcher ſo, wie die Umſtände waren, zu einer ſchrecklichen Fratze ſich geſtalten mußte, zu einem Moloch, deſſen Grimm ſie in ihrem zuletzt bis zu völliger Verzweifelung hinaufgeſteigerten Wahn nur mittels einer in ihren Einzelnheiten beiſpielloſen Selbſtopferung — einer furchtbaren Parodie der Paſſion Chriſti — ſühnen zu können glaubte. Doch genug der einleitenden Betrachtungen. Verſchreiten wir dazu, zuvörderſt die Hauptſtätte des in ſeiner Kataſtrophe entſetzlichen, aber in dieſer wie in dem ganzen Gange der Handlung höchſt lehrreichen Drama's zu zeichnen.

Bevor der Schienenweg gelegt wurde, welcher, hart oberhalb des Rheinfalls den Strom überbrückend und dann den Laufenfelſen durchbohrend, den Reiſenden jetzt binnen zwei Stunden von Schaffhauſen nach Zürich bringt, waren dieſe Städte durch zwei Poſtſtraßen verbunden, deren eine am rechten Ufer des Rheins über Egliſau, deren andere, linkshin von dem Fluß abbeugend, über Andelfingen und Winterthur nach der Limmatſtadt führte und noch führt, wenngleich beide heutzutage ſo zu ſagen nur noch zum Hausgebrauche dienen. Die letztere dieſer Straßen geht über die Rheinbrücke bei Schaffhauſen, an deren ſüdlichem Ende ſie in das züricheriſche Gränzdorf Feuerthalen eintritt. Dann wendet ſie ſich an der weſtlichen Abdachung eines ſüdoſtwärts ſtreichenden Bergrückens, genannt die Kohlfirſt, hinauf bis zu dem Dorfe Uhwieſen, von wo ſie ſich gegen das Dorf Benken hinabſenkt. Am ſüdlichen Ausgang deſſelben zweigt ſich ein Fahrweg in öſtlicher Richtung von der Straße ab und dieſer zwiſchen Rebengeländen ziemlich ſteil anſteigende Weg führt den gemächlich Wandernden binnen eines Halbſtündchens auf eine mäßige Hochebene, von welcher herab er gegen Weſten die Thürme des jetzo in eine Staatsirrenanſtalt umgewandelten Kloſters Rheinau, gegen Süden die Häuſergruppen des Dorfes Rudolfingen und weiterhin die von Oerlingen und Marthalen erblickt. Geht er in der bisher eingehaltenen Richtung am Saume des Waldzugs vorwärts, welchen die Kohlfirſt zu ſeiner Linken herabſendet, ſo gelangt er, ein ſchattiges Tobel durchſchreitend, auf eine ſanftgewölbte Hügelmatte und jenſeits derſelben, linkshin aufwärtsſtrebend, auf einen Waldpfad, welcher ihn raſch zur „Hochwacht“ führt, einem ſüdöſtlichen, zur Höhe von 1607 Fuß anſteigenden Vorſprung der Kohlfirſt.

Hier halte ſtill und ſchau' dich um, denn du ſtehſt da, unter den Wipfeln eines jungen Föhrenſchlags, auf einem der lohnendſten Ausſichtspunkte der Schweiz, vielleicht der Erde.

Zur Linken, gerade unter dir, liegt das Dorf Schlatt, bei welchem am 7. Oktober 1799 Ruſſen und Franzoſen ein mörderiſches Treffen ausfochten. Von da an ſchweift dein Blick über eine weite fruchtbare Niederung bis hinüber zu der Rebhügelwand, welche, am nördlichen Ufer des Rheins aufſpringend, den Lauf des Stromes bis gegen den Unterſee hinauf markirt. Ueber das Gelände ragt eine dunkle Kuppe herein, der Klingſteinfels Hohentwiel, allwo vor neunhundert Jahren die ſchöne, geſtrenge und gelehrte Herzogin Hadawig in ihrer Kemenate durch den allzu ſchüchternen St.-Galler Mönch Ekkehard ſich den Virgilius erklären ließ. Gegen Süden breitet ſich der geſegnete, zwiſchen der Thur und dem Rhein gelegene Gau vor dir aus, welcher das Weinland oder landesüblich das Wyland heißt und wohl ſo zu heißen verdient; denn wo da nur immer eine ſonnige Halde anſteigt, klimmt wohlgepflegt die Rebe daran empor. Gegen Weſten hin erkennſt du jenſeits des Rheins die badiſchen Ortſchaften Lottſtetten und Jeſtetten, hinter welchen der Mannenberg aufdunkelt; gegen Süden hin ſtreckt ſich die Bergwand des Irchel lang und blau zwiſchen den Thalgebieten der Töß und der Thur. Den Spiegel der letzteren ſiehſt du da und dort zwiſchen im Gelände zerſtreuten Laubholzwäldern hervorblitzen. Aber du achteſt deſſen, was ſich zu deinen Füßen breitet, nur wenig. Mächtigeres hat dich ergriffen: dein Blick hängt an dem grandioſen Amphitheater der Alpen. In einem ungeheuren Halbkreis iſt es vor dir aufgethan, von den Fernern Tirols und Vorarlbergs im Oſten an bis hinab zur Kuppe des Moleſon im Weſten, vorausgeſetzt, daß Luft und Licht dich begünſtige. Sind dir die Bergkoloſſe alte vertraute Bekannte, ſo kannſt du unbewaffneten Auges alle „die Häupter deiner Lieben“ zählen, vom Säntis an rechtshin Ammonsberg und Mürtſchenſtock, Glärniſch, Tödi, Scheerhorn und Windgelle, den Briſtenſtock und die Gotthardszinken; weiterhin den Urirothſtock, den Titlis und alle die ſtattlichen urner und unterwaldner Geſellen, vor deren Lager der Rigi wie eine unſcheinbare Vedette ſteht. Hinter den Zacken des Pilatus thürmt ſich die dunkle Pyramide des Finſteraarhorns empor und daran reihen ſich die Schreckhörner, die Engel-, Well-, Wetter- und Vieſcherhörner, dann Eiger, Mönch und Jungfrau, Tſchingelhorn, Doldenhorn und die ſchimmernden Firnſchneefelder der Blümlisalp — Rieſenſäulen im Allerheiligſten des Alpenprachttempels — ein Anblick, wohlgeeignet, die Seele zu weiten und zu heben, ſo du nicht etwa bloße Hornhäute oder bloße Augengläſer, ſondern rechte, wirkliche Augen beſitzeſt, fähig, das Erhabene zu faſſen und zu fühlen. Vermögen ſie das, ſo kannſt du hier auf der Hochwacht eine ſchönſte und beſte Stunde deines Daſeins verleben.

Wendeſt du, voll von dem Geſchauten, endlich die zögernden Schritte wieder hügelabwärts, ſo ſiehſt du unmittelbar dir zu Füßen eine kleine Thalmulde, welche ein ſchmaler Fahrweg der Länge nach durchſchneidet. Gegen Oſten führt dieſer Weg in das eine halbe Stunde entfernte Pfarrdorf Trüllikon, gegen Weſten nach Benken, während gegen Süden ein anderer Weg durch einen prächtigen Buchen- und Eichenwald nach Rudolfingen hinabſteigt. Mitten in der Thalmulde liegt im Schatten ſeiner Nußbäume das Dörfchen Wildisbuch*). Man kann ſich eine herzigere Lage kaum denken. Sie hat etwas „Heimeliges“, Anheimelndes. Gegen Morgen, Mitternacht und Abend durch die waldbekrönten Höhen der Kohlfirſt geſchützt, iſt das aus zwanzig Häuſern beſtehende Oertchen auch gegen Mittag durch den ſchon genannten Buchen- und Eichenwald gedeckt und inmitten ſeiner Felder, Matten, Obſt- und Weingärten gar behaglich in eine idylliſche Abgeſchiedenheit gebettet. Es macht einen durchaus ländlichen Eindruck wie überhaupt die Dörfer des

---

*) Ich folge in der Schreibweiſe dieſes Namens der trefflichen Karte des Kantons Zürich von J. M. Ziegler. Gewöhnlich wird der Name des Ortes „Wildenſpuch“ geſchrieben. Daß aber die Schreibweiſe Wildisbuch mehr Sinn hat, liegt auf der Hand, indem der Name des Ortes ſich offenbar von den Buchengehölzen in ſeiner Umgebung herleitet.

Wylands, welches noch heute ein rechter, vom Fabrikweſen unberührter Bauerngau iſt. Eine Kirche beſitzt Wildisbuch nicht, denn es iſt nach Trüllikon verpfarrt; wohl aber ein Schulhaus, denn wunderlicherweiſe halten ſeit der großen Reformperiode von 1830 die Bewohner des Landes, welches im Konverſationslexikon der Diplomatie herkömmlicherweiſe unter der Rubrik „Anarchie" paradirt, ſtrengſtens darauf, daß ſelbſt kleinſte und abgelegenſte Gemeinden Schulen haben, wogegen in Staaten der „Ordnung" ſolche anarchiſche Anſtalten keineswegs überall für nöthig erachtet werden.

Jahrhunderte lang hatten die Bewohner von Wildisbuch ihr Korn geſäet und geerntet, ihre Weinberge gehackt und ihre Trauben gekeltert, ohne daß der Name ihrer Ortſchaft über die nächſte Nachbarſchaft hinausreichte. Was wußten ſie von der Welt und was wußte die Welt von ihnen? So ein verborgenes bäuerliches Daſein ſpinnt ſich in unglaublicher Beſchränkung hin und ab. Nur einmal alljährlich, zur Weinleſezeit, ging es in dem ſtillen, im Schoße der Kohlfirſt gebetteten Weiler etwas belebter her. Da ſchleppten die fetten Pferde Sr. Gnaden des Abtes von Rheinau keuchend die Kloſterkutſche den Hohlweg von Benken herauf und in der Kutſche ſaß der Pater Kellermeiſter mit dem frommen Bauch und der untrüglichen Weinzunge. Der wußte, daß die reformirten Ketzer da oben in Wildisbuch einen wenn nicht gerade alleinſeligmachenden, doch immerhin ſattſam orthodoxen Wein bauten, von deſſen beſter Qualität der hochwürdige Herr eine ausgiebige Quantität in die Keller ſeines Kloſters zu ſchaffen pflegte. Ein Pater Kellermeiſter kam zu dieſem Zwecke bis vor etlichen Jahren im Herbſte immer noch nach Wildisbuch; aber er war ein dünnleibiger Menſch, ſo zu ſagen nur das Geſpenſt ſeiner Vorkellermeiſter, wie ja Rheinau auch nur noch das Geſpenſt eines Kloſters war, ein recht harmloſes Geſpenſt. Warum ſollte ſo eine Mumie des Mittelalters in der Raritätenkammer der Welt nicht da und dort geduldet werden? Es wäre doch gar zu troſtlos langweilig auf Erden, wenn es nur noch Fabriken, Kaſernen und Bahnhöfe gäbe. Freilich, wo ſie ſich mauſig machen, die Kloſtermumien, wo ſie ſich alles Ernſtes einbilden, ihre ſpukhafte Exiſtenz ſei eine berechtigte, wo ſie Grimaſſen à la Dominikus und Torquemada ſchneiden, da laſſt die Todten ihre Todten begraben und gebt ihnen den ganzen Konkordatsplunder als Viatikum mit ins Jenſeits. Das Dieſſeits wird wahrlich nicht ſchlechter daran ſein, wenn es einmal die ganze anmaßliche Geſpenſterwirthſchaft los iſt. Ich fürchte ſehr, wenn man die mittelalterliche Plunderkammer nicht bei Zeiten ſachte und ſäuberlich ausräumt, wird ein Tag kommen, ſo ein rechter dies irae, wo alle die Mumien und andern Raritäten ſehr unſanft und tumultuariſch auf die Gaſſe geworfen und zu Müll zerſchlagen und zerſtampft werden. Und dann? Dann wird man ſie durch andern Plunder erſetzen, denn allzeit werden die Menſchen ſich Götter machen und — Götzen. Der Kongoneger prügelt heute ſeinen Fetiſch, aber morgen opfert er ihm einen gefangenen Mitneger, und Kongo liegt nicht nur in Afrika, ſondern auf dem ganzen Erdboden ſehr zerſtreut, ſehr!

Deſſhalb iſt auch kaum ein Fleck Raſen auf der weiten Erde, der nicht durch Menſchenblut gedüngt worden wäre. Konnten doch ſelbſt die verſteckten Matten von Wildisbuch dieſem Schickſal nicht entgehen. Ja, auch in dieſes Idyll fuhr einmal der Wirbelſturm der Weltgeſchichte hinein: damals, als 1799 die Franzoſen unter Maſſena den von der Limmat an den Rhein zurückweichenden Ruſſen unter Korſakow nacheilten und ſie ſich mitſammen auf und unter der Kohlfirſt herumſchlugen. Ein alter Bauer von Wildisbuch, der unter ſeinem verſchoſſenen „Zwillich-Tſchopen" die bürgermeiſterliche Würde eines „Gemeindepräſidenten" barg — die Eidgenoſſenſchaft wimmelt im eigentlichen Sinne des Wortes von, Gottlob! wohlfeilen Präſidenten und Oberſten — hat mir von jenen Schreckenstagen erzählt, etwas bunt übereck freilich. Aber was er noch ganz genau wußte und worauf er immer wieder zurückkam, war, daß er an dem Tage, wo die Franzoſen, die Ruſſen vor ſich hertreibend, von Marthalen heraufkamen, ſeine erſten „Höſli" getragen habe. Die Namen der ruſſiſchen und franzöſiſchen Generale, welche bei Schlatt kommandirten, hatte er längſt vergeſſen, aber ſeiner erſten Höſli und ſogar ihrer Farbe erinnerte er ſich noch ganz friſch. Ein, wie mir ſcheint, charakteriſtiſcher Zug, wie der Bauer ſich zur Weltgeſchichte ſtellt.

Der Sturm fuhr jedoch vorüber. Wildisbuch verſank wieder in ſein arbeitſames Stillleben, baute und verzehrte ſeine „Herdäpfel“ (Kartoffeln), fütterte Kälber und Schweine groß und erfuhr durch ſeinen guten Freund, den Pater Kellermeiſter von Rheinau, mit Befriedigung, daß Se. Excellenz der regierende Herr Burgermeiſter von Zürich — damals gab es noch ſolche Excellenzen — bei gelegentlicher Einkehr in der Abtei dem wildisbucher „B'ſönderten“ (Ausbruch) alle Ehre widerfahren ließ. Das alles und noch anderes Dorfgeſchichtliche verlief ſo im gewohnten Geleiſe, bis plötzlich im Lenzmond des Jahres 1823 von der ſtillen Thalmulde in der Kohlfirſt ein unerhörter Rumor ausging in die weite Welt. Wildisbuch wurde zum Staunen, zur Fabel, zum Abſchen der Menſchen, obzwar einzelne Fanatiker es zu einem neuen Mekka zu machen ſuchten. Alle Zeitungen waren voll von dem, was dort geſchehen war; Bücher wurden darüber geſchrieben, auf Jahrmärkten wurde die „erſchreckliche Morithat“ in entſprechend erſchrecklichen, durch nicht minder erſchreckliche „Gemälder“ illuſtrirten Reimen zur Drehorgel geſungen; ja, es wurde der „Wildisbucher Gräuel“ beförderlichſt in volksthümlicher Plaſtik fixirt und ich ſelber hatte als kleiner Junge Gelegenheit, in einem Wachsfigurenkabinett durch die „Wildisbucher Kreuzigung“ mich gehörig „angruſeln“ zu laſſen. Erinnere mich auch, daß neben dieſem wächſernen Paſſionsſpiel ein wächſerner Kaiſer Napoleon ſtand, welcher bedenklich den Kopf dazu ſchüttelte. Das kam aber nur von dem Uhrwerk in ſeinem Bauche her. War doch der lebendige Napoleon keineswegs ſo blutſcheu geweſen, er, welcher nach Beſichtigung der furchtbaren Zerſtörung von Menſchenleben auf dem von Blut ſtarrenden Schlachtfeld von Borodino an einen ſeiner Marſchälle ſchrieb: Die Walſtatt war prächtig („le champ de bataille a été superbe!“). Die guten Leute von Wildisbuch waren aber durch die „europäiſche Berühmtheit“, zu welcher ſie ihr Dörfchen mit einmal gelangt ſahen, keineswegs erbaut. Noch jetzt, nach Verlauf von ſechsunddreißig Jahren, ſagte der ſchon erwähnte Präſident im Zwillichwams entſchuldigend zu mir: „Ja, 's iſt 'ne große G'ſchicht' gſi; aber wir konnten doch nichts dafür.“

Wir — ach, damals war die noch mir zur Seite, welche das Licht und der Troſt meines Lebens geweſen! — wir ſaßen mit dem alten Mann in der Stube ſeines Hauſes, welches ſo ziemlich im Mittelpunkt der nicht ſehr zerſtreuten Häuſergruppen des Oertchens gelegen iſt. — „Wo ſtand denn das peter'ſche Haus?“ fragte ich. — „Da, gerade da, unter der gleichen Dachfirſt mit dem meinigen“, erwiderte er und zeigte auf das in die öſtliche Wand der Stube eingelaſſene Fenſter, welches auf einen vernachläſſigten Raſenplatz hinausſieht. Ich ließ mir das Haus, wie es geweſen, beſchreiben und habe dann auch die bei den amtlichen Akten, aus welchen ich ſchöpfte, liegenden Zeichnungen desſelben eingeſehen.

Es war ein einfaches, nach ländlichen Bedürfniſſen nicht unbehaglich eingerichtetes Bauernhaus. Auf ſteinerner Unterlage erhob ſich das Untergeſchoß, aus Holz aufgeblockt, und darüber ein Obergeſchoß aus Fachwerk („Riegelwänden“). An der rechten Ecke der mit den vier hart neben einander ſtehenden Fenſtern der Wohnſtube nach Süden gekehrten Hauptfronte befand ſich ein bedeckter Eingang zum Keller („Kellerhals“). Zu der an der Oſtſeite befindlichen Hausthüre führte eine kurze, überdachte Holztreppe empor, an deren Ende eine offene Galerie von Holz rechtshin zu einem Anbau fortlief, welcher das neue Haus hieß. An die Nordwand des alten und eigentlichen Wohnhauſes ſtieß zunächſt die „Futtertenne“, an dieſe der Stall und an dieſen die Scheune. Rechts am Wege zur Hausthüre lag ein umzäunter Gemüſegarten, woran ſich nordwärts ein Baumgarten anſchloß, von welchem ein Fußpfad zwiſchen den Rebenpflanzungen gegen die Hochwacht emporführte. Von der Hausthüre gelangte man über eine kurze Flur zunächſt in die Küche, wo, wie es in Bauernhäuſern bräuchlich, außer dem Herd auch ein Backofen ſich befand. Zur Seite des Herdes öffnete ſich die Thüre zur Wohnſtube, deren Decke und Wände durchaus mit Holz getäfelt waren. In der nordweſtlichen Ecke der Stube ſtand der landesübliche, weitvorſpringende Kachelofen, an zwei Seiten mit der unvermeidlichen Ofenbank eingefaßt. In der ſüdöſtlichen Ecke hatte der Tiſch ſeinen Platz und in der ſüdweſtlichen das „Büffert“ (Buffet), ein Geſchirrſchrank mit dem ebenfalls unvermeidlichen Apparat zum Händewaſchen („Handgieße“). Eine in die Oſtwand der Stube eingelaſſene Thüre führte in die „Stubenkammer“, wo neben einem Schrank und einem ſogenannten „Trog“ (eine Art bäueriſcher Kommode) das Bett des Hausvaters ſtand. Das Obergeſchoß enthielt außer der „Laube“ (Flur) nur drei Kammern, von denen die nordöſtlich gelegene als Vorrathskammer diente. Das gegen Südweſten ſchauende Gelaß war die Schlafkammer der Töchter des Hauſes, das gegen Südoſten und gerade über der Stubenkammer gelegene konnte für das Gaſtzimmer des Hauſes gelten. In der Südwand mit einem Fenſter und mit einem zweiten in der Oſtwand verſehen, enthielt es, links von der in der nordweſtlichen Ecke angebrachten Thüre, ein großes Himmelbett, ferner einen Schrank und zwei „Tröge“.

So war die Kammer, in welcher die Kataſtrophe unſerer Geſchichte ſpielte: — hier wurde die „Heilige von Wildisbuch“ gekreuzigt, zur Seite der auf ihren Befehl zu Tode gemarterten Schweſter.

Zweites Kapitel.

Zeit.

Sie war recht windſtill. So eine brütende Sumpfzeit, in welcher Kongregationen, laibacher und veroneſer Kongreſſe, karlsbader Beſchlüſſe und mainzer Unterſuchungskommiſſionen gediehen, nicht zu vergeſſen die Stourdza, Haller, Kamptz und Schmaltz, die „Geſellſchaftsretter“ von damals. Zwar im Süden von Europa grollte es vulkaniſch, aber ſchon war die Revolution in Italien niedergeſchlagen und in Spanien begann ihr Banner vor dem der „unbefleckten“ bourboniſchen Lilien ſich zu ſenken. Die heilige Allianz, deren brutal-armſäliger Wirthſchaft ein kurzſtirniger Toryismus von England herüber wohlgefällig zuſah, ſtand in geilſtem Flor. Die Schafſchurpolitik der Biedermännerfirma Metternich-

Gentz triumphirte; aber damals gab es noch nicht, was es heutzutage gibt, „pragmatiſche“ Geſchichtſchreiber, welche die Metterniche und Gentze zu Patrioten, zu deutſchen Patrioten kanoniſirten. Es ſteht zu vermuthen, ſelbſt die eherne Stirne eines Kotzebue würde ob ſolchem Unterfangen ſchamroth geworden ſein. Doch Kotzebue iſt ja längſt überkotzebuet. Nun wohl, ein prophetiſches Zornwort des alten Blücher war für die armen Deutſchen in traurige Erfüllung gegangen: was ihre Schwerter erworben hatten, war ſchon wieder verdorben durch die Federn der Diplomaten. („Eine boßhaffte rotte von Faullthieren“ nannte ſie der unhöfliche alte Vorwärts in ſeinem ehrlichen Huſarendeutſch.)

Da war der Kaiſer Franz, der letzte, welcher ſich zu der geſpenſtigen Maſkerade einer deutſchen Kaiſerkrönung hergegeben hatte. Es iſt wahrlich nicht ſeine Schuld geweſen, daß er zu 99 Procent ein Italiäner war; auch nicht, daß man ihn, weil er ſo gemüthlich wieneriſch ſprach, für einen „ſeelenguten“ Mann hielt. „Werden's ſchon machen!“ Und machte der gute Kaiſer auch wirklich ſehr viel, freilich in ſeiner Art. Zuletzt vermachte er noch ſeine „Liebe“ ſeinen Völkern, worüber dieſe ohne Zweifel ſehr gerührt geweſen ſind. Er hatte ſchon früher ſolche völkerliebende Anwandelungen. So anno 1809, wo er ſagte: „Schauen's, die Völker ſind halt jetzunder auch was.“ Aber dieſe Zeit jugendlich thörichter Schwärmerei ging vorüber, wie alles vorübergeht in dieſer Welt, und um die Zeit vom Kongreß zu Verona herum meinte der gute Kaiſer: „Völker? Was iſt das? Ich weiß nichts von Völkern, ich kenne nur Unterthanen.“ Kaiſer Franz war aber nicht nur ein Mann von Grundſätzen, ſondern auch ein Mann von Kenntniſſen, von vielſeitigen, von mediciniſchen ſogar. Daher kann es nicht wundernehmen, daß er mitunter geruhte, ſeine Monarchenkunſt in ärztliche Formen zu kleiden. Da hatten ſich zu dieſer Zeit die heilloſen, vom „Nationalitätsſchwindel“ erfaßten Griechen erfrecht, das ſanfte Joch ihres „legitimen“ Herrn, des Sultans, abwerfen zu wollen, und ſolchem Erfrechen gegenüber äußerte der gute Franz gemüthlich: „O, 's iſt wohl möglich, daß eine halbe Million Griechen über die Klinge ſpringen muß. Wenn das Land eine bewohnerleere Wüſte, wird es eben nicht vieler Protokolle mehr brauchen. Die Menſchheit bedarf von Zeit zu Zeit ſtarker Aderläſſe, ſonſt wird ihr Zuſtand entzündlich und bricht ſogleich der liberale Wahnſinn aus.“ Ein reſoluter Arzt, das muß man ſagen. Aber was half ihm zuletzt ſeine „große Medicin“? Er hat doch in die Gruft bei den Kapuzinern hinabgemußt. Schon ſchwankt ſein dürftig Bild nur noch nebelhaft in der Erinnerung der Menſchen, mehr Mitleid als Haß erregend, und ſind ſeine rothen Hoſen ſelbſt für die Tiroler kein Gegenſtand der Verehrung mehr. „Eitelkeit der Eitelkeiten!“

Zur Zeit aber, von der wir handeln, hatten dieſe rothen Hoſen, ſo mitleidswürdig dünn die darin ſteckenden Beine ſein mochten, nicht wenig zu bedeuten in der Welt. Es gab damals überhaupt allerhand wunderliche Bedeutſamkeiten, Scheindinge und Schemen, die aber ſo brutal auftraten und handirten wie nur irgend die brutalſten Thatſachen. In jenen Tagen blühte zu Wien an der Baſtei die große Schrecktheaterbude, welcher Metternich als Regiſſeur vorſtand. Souffleur war Gentz, der „Großpenſionär der europäiſchen Kabinette“. Hauptzugſtück war: „Bange machen gilt.“ Hauptmarionette der Bude war ein in der That ſehr polizeiwidrig ausſehender Kerl, Citoyen Jakobiniſmus genannt, dem man die Taubenflügelfriſur Robespierre's und die Waden Dantons angeleimt hatte. Wann der auftrat, gegen Berlin hinauf geſtikulirend und ſo was von 1789 und 1793 flüſternd, dann trat den Mandarinen an der Spree der kalte Angſtſchweiß auf die Stirnen und ſie „kalmirten“ drauf los, was das Zeug hielt. Selbſt ein Turnläufer erſten Ranges wie der „hurtige“ Vater Jahn war nicht ſchnellfüßig genug, der „kalmirenden“ Hetzjagd zu entrinnen. Der Marionettendrahtführer an der Baſtei hat es — in Verbindung mit ſeinem Souffleur, mit beſagten rothen Hoſen ſeines Herrn und mit deſſen „heiligen Alliirten“, verſteht ſich — dann auch glücklich dahin gebracht, daß die Erinnerung an ein Ding wie die Proklamation von Kaliſch ein todeswürdiges Verbrechen und das deutſche Vaterland ein „bloßer geographiſcher Begriff“ war oder höchſtens eine „geographiſche Redensart“.

Nun wurde es ſtill in deutſchen Landen — wie nicht weniger in der Schweiz, wo ja das ſtädtiſche Idyll der „legitimen“ Patrizierherrſchaft reſtaurirt worden war — ſo ſtill, daß es ganz den Anſchein hatte, als ſei das „korrekte“ ſtaatsmänniſche Ideal der Kirchhofsruhe nunmehr verwirklicht, für lange, für ſo lange, daß Souffleur Gentz Muße fand, ſtatt mit dem Gleichgewicht von Europa mit Fanny Elßlers liebenswürdigen Beinen ſich zu beſchäftigen, während der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler Heine's Reiſebilder ſtudirte. Wurde dadurch in ſo gute Laune verſetzt, daß er einen Propheten, welcher ihm geſagt hätte, es würde ein Tag kommen, wo in Wien, ſage in Wien, die Revolution ſiegreich auf den Barrikaden ſtünde, ein 14. März, wo er, der vergötterte Faiſeur der Reſtaurationsperiode, in einen k. k. Wäſchewagen verpackt, mit ſchlotternden Knieen vor einer Handvoll Studenten aus der Hauptſtadt Oeſterreichs flüchten müßte — ja, er würde einen ſolchen Propheten nicht auf den Spielberg oder nach Kufſtein, ſondern bloß ins Narrenhaus geſchickt haben. Freilich, er kehrte triumphirend wieder zurück in die Donauſtadt, der „Reſtor der Staatsweisheit“, er ertheilte wieder ſeine weiſen Rathſchläge, bis Oeſtreich das Honorar dafür abermalen zu bezahlen hatte — bei Solferino und bei Sadowa. Lehrt die Geſchichte etwas? Ja wohl! Geſcheide Leute meinen, ſie lehre, daß ſie nichts lehre und nie etwas gelehrt habe.

Wie geſagt, es war eine ſtille Zeit. Den allergrößten Lärmmacher hatte man auf einer Inſel im fernen Ocean zur Ruhe geſetzt, wo er ſich die Zeit damit vertrieb, zu dem ungeheuren Lügenſpiel ſeiner Laufbahn einen entſprechenden Epilog hinzuzulügen, jenes „Memorial von St.-Helena“, in welchem der große Völkerwürger und Bülletiniſt der Welt vorlog, er ſei der friedliebendſte aller Menſchen und ſein Daſein eigentlich ein gemüthliches Stillleben geweſen, wenigſtens habe er ſtets ſehnlichſt gewünſcht, daß es ein ſolches ſei. Aber leider habe man ihn immerfort zum Kriegführen gezwungen. Während ſo der größte Komödiant, welcher jemals die Bretter der Weltgeſchichtebühne beſchritten, bis zu ſeinem letzten Athemzug Komödie ſpielte, duſelte die europäiſche Geſellſchaft in den Dämmerungen der Myſtik, in der „mondbeglänzten Zaubernacht“ der Romantik umher. Es lag etwas wie Einkehr bei ſich ſelbſt, etwas wie Zerknirſchung in der Luft. Nicht nur die Völker, auch ihre Herren — die in Frivolität ertrunkenen Metterniche und Gentze natürlich ausgenommen — erinnerten ſich wieder der alten heiligen Sage von „himmliſchen Mächten“; denn auch Könige und Königinnen hatten erfahren, was es hieße, „ſein Brot mit Thränen zu eſſen“. Man hatte die letzten fünfundzwanzig oder dreißig Jahre her ſo Ungeheures erlebt, ſo beiſpielloſe Schickſalswechſel mit angeſehen und ſelbſt erduldet, die Wagſchalen von Niederlagen und Siegen waren ſo toll auf- und abgeflogen, die Kuliſſen des Welttheaters hatten ſich mit ſo raſender Schnelligkeit hin- und hergeſchoben und verändert, ſo viele Illuſionen waren zerſtoben, ſo viele Hoffnungen geknickt, ſo viele große Sachen hatten ſo „lächerlich klein“ geendigt, daß einem das alte, das ewige „Vanitas vanitatum“ von allen Ecken und Enden her in die Ohren gellte, und wie! Anders freilich in den Salons der Erdengötter, anders in der Bauernhütte. Aber überall hat es ſich laut gemacht.

War da der Czar aller Reußen, Alexander der Erſte, der unter dem Zujauchzen von Europa zum Beſieger Napoleons ausgerufen worden, obgleich zum Sturze des Tyrannen das Volk und Heer Preußens weitaus das Meiſte und Beſte gethan hatten. Aber unter den Mittelmäßigkeiten ſeiner Verbündeten reichte der Czar wenigſtens um eine Linie über das Mittelmaß hinaus. Neben der ſchlichten, mehr oder weniger langweiligen deutſchen Hausvatergeſtalt Friedrich Wilhelms des Dritten ſtand er wie ein Agamemnon — nämlich wie ein Agamemnon, welcher zu Byzanz in die Schule gegangen — neben der ſtrohfiedeltrockenen Figur Franz' des Erſten wie ein Apollon. Hat doch bei ſeinem Anblick ſogar eine Altburgerin von Zürich entzückt erklärt, „der Kaiſer würde vollkommen ſein, ſo er ein Burger der Stadt Zürich wäre“. Er hatte alles genoſſen, was ein Menſch zu genießen vermag: die Aufregungen eines Spiels, wo der Einſatz ein Erdtheil, Ruhm, Macht, den Beſitz des Entſcheidungswortes über eine Welt, den enthuſiaſtiſchen Hurrahruf von Millionen und die raffinirteſten Wohlgerüche der Schmeichelei.

Frauen, deren Reize graubärtige Philoſophen verrückt machen konnten, hatten zu den Füßen des Zaren gekniet, um eine Umarmung, einen Kuß, einen Blick bettelnd. Er konnte wohl, ja er mußte faſt auf den Einfall kommen, zu ſagen: „Her mit der Erdkugel, daß ich Ball damit ſpiele!“ Aber der Weihrauchsdampf wirkt mehr noch betäubend als berauſchend, mehr verdumpfend als erheiternd; er berußt das Hirn und dörrt das Herz. Die Götter aller Religionen bezeugen das: wie viele derſelben ſind nicht ſchon an der Weihrauchskrankheit verdorben und geſtorben! Hat nicht ſelbſt Jupiter Göthe zuletzt „wunderlichſt“ daran gekränkelt?

Und dann, der Zar Alexander hatte, wenn auch ein dreifach deſtillirter byzantiniſcher Grieche, dennoch ein Stück von einem Gewiſſen. Ja, wunderbar zu ſagen, es gab damals in der Politik noch ein Gewiſſen. Vergebens hatte des nun auch allbereits verwichenen angeblichen Neffen vorgeblicher Onkel, deſſen ganzes Walten eine fortgeſetzte, zu den Sternen emporſchreiende Gewiſſenloſigkeit geweſen iſt, vergebens hatte er gewüthet, Scham, Gewiſſen, Rechts- und Ehrgefühl als Narretheien der „Ideologen“ aus dem Wörterbuch menſchlicher Begriffe herauszureißen. Es gelang ihm nicht. Gelang es dem Neffen des Onkels? Schwarzſichtige ſagen: Ja. Sie meinen, ſeitdem Prinzen und Prinzeſſinnen, Könige und Königinnen — et tu, Victoria regina! — in hellen Haufen nach Babylon geſtrömt, um ſich dort huldigend zu neigen und den glücklichen Meineid im Chorus anzuſingen: „Heil ſei dem Tag, an welchem du erſchienen!“ — ſeitdem ſei das Gewiſſen offiziell abgeſagt und abgeſchafft. Aber es ſteht geſchrieben: „O, Nemeſis, der nie die Wag' entfallen!“ und geſchrieben ſteht auch:

. . . „Der Menſch, der ſtolze Menſch,
In kleine, kurze Majeſtät gekleidet,
Vergeſſend, was am mind'ſten zu bezweifeln,
Sein gläſern Element,
Spielt ſolchen Wahnſinn, gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen.“

Nicht umſonſt, nein, nicht umſonſt! Ihre Thränen fallen glühend in den Abgrund und wecken die dort ſchlafenden Mächte der Vergeltung: —

„Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen;
Ich erkenne der Furien Schritt."

Ein Tag wird kommen, wo das zu Tode gemaßregelte Gewiſſen der Menſchheit wieder erwacht, den Sargdeckel ſprengt und alle die ſchnöden Schergen, welche ſeine Gruft bewachen, mit ſchlotterndem Entſetzen ſchlägt — ein Tag, wo wir andern, die wir nicht vor dem Erfolg in den Koth der Schande knieten und das glückliche Verbrechen nicht als „rettendes Genie" begrüßten, ſingen:

„Laſſet die rächenden Göttinnen ein!"

Und wenn wir es nicht mehr erleben? Nun, dann thut uns auch kein Zahn und kein Zorn mehr weh.*) Zorn? ſpottlächelt Magiſter Ironikus. Welche Dummheit! Und vollends Zorn über einen Mann, welchen man erfinden müßte, wenn er nicht ſchon da wäre! Ueber den Mann, welcher ſo raſtlos die Dämme anbohrt und ſo geſchickt die Schleuſen aufzieht, daß die Sündflut hereinbrechen könne über eine in charakterloſer Geld- und Carrieremacherei einer furchtbaren Kataſtrophe ſich zuſchwindelnde Geſellſchaft, die nur noch das Recht der faits accomplis anerkennt. Dieſes „Recht" wird ſie zermalmen.

Alexander der Erſte beſaß ein Gewiſſen. Erwies ſich daſſelbe zu Zeiten ſehr dehnbar — wie zum Beiſpiel in den Tagen von Tilſit, wo der Czar nicht erröthete, ſich eine ſeinem unglücklichen „Freund auf Leben und Tod", welchem er kurz zuvor am Sarge Friedrichs des Großen den Bruderbundſchwur geleiſtet hatte, von dem Eroberer geraubte Provinz ſchenken zu laſſen — ſo zog es ſich dagegen an einem Punkt mit furchtbarer Zähigkeit zuſammen, da, wohin der düſtere Schatten fiel, welchen die Nacht vom 23. auf den 24. März des Jahres 1801 in das Daſein Alexanders warf. Wir wollen in Liebe annehmen, der damalige Großfürſt-Thronfolger habe nur vergeſſen gehabt, wie ſein ſogenannter Großvater, der arme querköpfige dritte Peter, geſtorben, habe bloß nicht genugſam bedacht, daß einem Caren aller Reußen die Krone nur vom Haupte fiele, falls man ihm mittels einer Serviette oder einer Offiziersſchärpe den Hals zuſchnürte, und daß demnach die Pahlen, Bennigſen, Zubow und Skariatin die Thronentſetzung Pauls des Erſten mittels derſelben Handgriffe zuwegebringen würden, womit die Orlow, Borjatinsky und Engelhardt die Thronentſetzung Peters des Dritten zuwegegebracht hatten: genug, in die Thronentſetzung ſeines Vaters hatte Alexander gewilligt und der düſtere Schatten war da in ſeinem Leben, unbannbar, unerbittlich.

---

*) Und wir haben es doch erlebt, denn wir erlebten ja den 2. September von 1870, den Tag von Sedan. Anmerk. zur 3. Auflage.

Zwar eine Weile ſchien er gewichen zu ſein. Zuerſt, als der jugendliche Zar, edler Entſchließungen voll, mit beſtem Willen daran ging, ſein Volk aus dem Schmutze der Sklaverei zur Menſchenwürde zu erheben. Dann, als der ſtralende Nimbus, in welchen ein faſt beiſpielloſes Glück den Mann gehüllt hatte, der zweimal in dem eroberten Paris Europa den Frieden diktirte, die unheilvolle Erinnerung zurückdrängte. Aber als die Jugendideale „zerronnen“ waren, als der Car die Frau, welcher er am meiſten vertraut, welche er am innigſten geliebt hatte, die Polin Nariſchkin, in den Armen eines Nebenbuhlers überraſchte, als ihm das Kind, welches dieſe Frau ihm geboren, ſein einziges Kind, wegſtarb, als er mehr und mehr den bittern Nachgeſchmack der Hefen des Bechers, welchen Genuß und Ruhm ihm kredenzt hatten, auf ſeinen Lippen fühlte, als er von der Weihrauchskrankheit ergriffen ward, da kam der Schatten wieder, kam mit verſtärkter Macht, finſter, drohend, unerbittlich, und Europa ſah mit Staunen, wie ſein Abgott ſich an die Bruſt ſchlug, aufſeufzend: „Eitelkeit der Eitelkeiten!“ und wie er, in den myſtiſch-pietiſtiſchen Zauberkreis der Juliane von Krüdener gerathen, im nicht ſehr verſchwiegen gehüteten Oratoire bußfertig auf den Knieen ſich wand. Aber weder dieſes noch auch die Stiftung der „heiligen Allianz“, die zu einem der unheiligſten Dinge ausſchlug, welche die Welt geſehen, vermochte den Schatten zu bannen, deſſen ſchwarze Fittige, ſagt man, noch das Sterbelager des armen Autokraten zu Taganrog umrauſchten.

Juliane von Krüdener — welches Wirrſal von Vorſtellungen und Eindrücken weckt dieſer Name! Er haucht den Eaudemillefleurs-duft einer Boudoir-Orgie aus den Zeiten des Direktoriums und zugleich, in abenteuerlichſter Vermiſchung, den dumpfen Geruch eines ländlichen Konventikels. Das wunderlichſte Amalgam von Deutſchem, Ruſſiſchem und Franzöſiſchem, von einer Weltdame und einer Bußpredigerin, von einer ſündigenden und einer bereuenden Magdalena. Man hat ſie die Sibylle, die Veleda der Reſtauration genannt. Aber ſie war keine Prophetin. Sie war nur die von einem ebenſo unklar als raſtlos taſtenden Ehrgeiz verzehrte Gelegenheitsmacherin der von Enttäuſchungen aller Art genährten Zwielichtsſtimmung, welche nach dem wahnſinnigen Getöſe der Napoleon'ſchen Kriege herrſchend wurde. Man fertigt jedoch dieſe Frau nicht damit ab, daß man ein ſehr bekanntes Sprichwort auf ſie anwendet. Die Frau, welche ihre von dem dankbaren Händedruck des Kaiſers von Rußland noch warme Hand einem Bauernmädchen von Wildisbuch reichte, die Frau, welche, um eine Miſſion durchzuführen — und wäre es auch nur eine Miſſion der Eitelkeit geweſen — ſich der ganzen Polizeibrutalität der Reſtaurationszeit ausſetzte, die Frau, welche ihren Roman „Valérie“ gelebt und geſchrieben hatte und welche, durch Geburt und Stellung berechtigt, an dem Bankett der Erdengötter theilzunehmen, ſich dennoch ſo an demſelben verekelte, daß ſie ein lautes Wehe! in das wollüſtige Girren und genußſatte Gähnen hineinrief — dieſe Frau war keine gewöhnliche Erſcheinung.

Droben in Kurland wurde Juliane von Vietinghoff im Jahre 1766 zu Riga geboren, als Tochter eines alten und reichen Hauſes. Damals war der „Philoſoph von Ferney“, der Apoſtel, nein, der Meſſias der luſtigen Botſchaft des Spottes, das A und O der vornehmen Geſellſchaft Europa's. Die kleine Juliane wurde gleichſam mit voltaire'ſchem Eſprit aufgepäppelt, denn ſchon in Kinderſchuhen kam ſie mit ihrem Vater nach Paris, wo dieſer ein gaſtfreies Haus machte und alle die ſpöttelnden, höhnenden, lachenden, wenn nicht in Glacéhandſchuhen, ſo doch in Muſſe Revolution machenden Schöngeiſter des damaligen Frankreich bei ſich ſah. Der encyklopädiſtiſche Same fiel nicht auf dürres Erdreich: Backfiſchchen Juliane bezauberte Meſſieurs les Voltairiens durch ihre wie im Fluge aufgeſchnappten Kenntniſſe, ihren ſchnellfertigen Witz, nebenbei auch durch ihr zartſchönes Geſichtchen und eine Taille, deren Feinheit die üppig knoſpende Büſte noch mehr ins Licht ſtellte. Summa: ein reizendes, witzig plauderndes, körperlich frühzeitig, vorzeitig entwickeltes Perſönchen, nicht wenig begierig, zu erfahren, was denn eigentlich hinter den Geheimniſſen des Lebens ſei; noch um einen Reiz bereichert durch einen gewiſſen Hang zu ſchwermüthiger Träumerei und Grübelei, vielleicht veranlaßt durch die Neugier, welche Bewandtniß es denn wohl mit der wunderlichen Geſchichte von der Mutter Eva und dem verbotenen Baum im Paradieſe habe. Die geiſtige Begehrlichkeit jedoch prickelnder in dem jungen Ding als die ſinnliche — für jetzt. Deshalb ließ ſich denn auch die noch nicht Vierzehnjährige ſorglos willfährig an einen ſehr viel älteren Mann verheiraten, an den Freiherrn von Krüdener, einen Livländer in ruſſiſchen Dienſten, welcher ſeine junge Frau auf ſeine Geſandtſchaftspoſten erſt nach Kopenhagen und dann nach Venedig mitnahm. Die Stadt des heiligen Markus hatte damals das Szepter im Reiche der Ausſchweifung bereits an die Stadt der heiligen Genovefa abgetreten, aber noch immer bot die „Heimat der Wollüſte“ an der Adria hinlängliche Gelegenheit, zu verführen und verführt zu werden. Die junge Mutter Juliane, denn ſie hatte ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter geboren, entdeckte jetzt erſt, was es hieße, ein Weib zu ſein, ein ſchönes, junges Weib mit glühenden Sinnen und einer verhätſchelten Phantaſie. Der arme Herr von Krüdener ſcheint nicht gerade zu den philoſophiſchen Gatten gehört zu haben, welche mit weltmänniſcher Faſſung zuſehen, wenn ihre Gattinnen einen vielſeitigen Kurſus in der Kunſt, zu lieben und ſich lieben zu laſſen, mit mehr oder weniger Skandal durchmachen. Die Ehe wurde getrennt und Freifrau Juliane, die ſich als eine ſehr freie Frau manifeſtirt hatte, kehrte in das elterliche Haus nach Riga zurück.

Da hielt ſie es aber nicht lange aus, denn ſchon waren ihr „Emotions“ ſo zu ſagen zum täglichen Brot geworden. Sie ging ſolche in Petersburg, in Paris ſuchen. An letzterem Orte gaben damals die Barras und Garat den Ton an, das heißt, es herrſchte eine Frivolität, welches Wort man, um ſeinen Sinn wiederzugeben, hier nur mit Lüderlichkeit überſetzen kann. Juliane warf ſich in die allgemeine Orgie, deren vornehmer Hautgout durch den Beigeſchmack häßlicher Geldverlegenheiten eher verſtärkt als vermindert wurde. Allein auf die Länge genügte ihr die Rolle einer Koketterie, wie andere Koketten ſie auch durchführen konnten, nicht mehr. Sie empfand das Bedürfniß, dieſe Rolle zu potenziren, zu ſpiritualiſiren. Sie dürſtete danach, in der menſchlichen Tragikomödie etwas mehr zu bedeuten zu haben als eine galante Dame. War es denn nicht eine Epoche der wunderbarſten Möglichkeiten? Hatte ſich nicht ein korſiſcher Abenteurer zum Herrn von Frankreich machen können? Und dann die Lorbeern der Staël, der Genlis! Es ward für Juliane nachgerade unerträglich, eben weiter nichts zu ſein als die Maitreſſe eines Garat. So ſetzte ſie ſich denn hin und ſchrieb ihren Roman „Valérie“, in welchem ſie ihre Erlebniſſe und mehr noch ihre Empfindungen, die Quinteſſenz ihrer Erfahrungen ſehr geſchickt in Scene ſetzte. Das Buch, 1803 erſchienen, iſt noch jetzt merkwürdig, weil es die Signatur jener Zeit getreu wiedergibt. Nicht ſo faſt die Sophiſtik der Leidenſchaft als vielmehr die der Koketterie und zwar einer durchgeiſtigten Koketterie bildet den Inhalt, welcher ſich, um einen von der Verfaſſerin anderweitig erfundenen Ausdruck zu gebrauchen, mit einer vollendeten Grazie der Sünde („les graces du péché“) darlegt. Der Zweck des Buches wurde vollauf erreicht, um ſo mehr, als unſere Autorin die in Paris ſtudirte Blague und Claque meiſterlich zu handhaben verſtand: — Juliane war jetzt eine berühmte Frau.

Sie wollte jedoch mehr ſein. Denn Dirne Ehrſucht iſt die unerſättlichſte aller Meſſalinen. Juliane wollte auf ihre Zeit wirken, unmittelbar, perſönlich. Schon in „Valérie“ war die Wendung von der Weltdame und Liebeskünſtlerin zur Prophetin und Miſſionärin deutlich genug gezeichnet. Es war in dieſem Buche geſagt, nachdem die Jugend bis zur Ueberſättigung in den ſinnlichen Freuden geſchwelgt, werfe ſie ſich der Kunſt in die Arme um endlich, auch der äſthetiſchen Genüſſe überdrüſſig, ſich dem Himmliſchen zuzuwenden. Mit andern Worten: der Roman der Liebe wie der Roman der Kunſt war für Juliane durch- und ausgeſpielt und der Roman des Glaubens hob an. Im Jahre 1806 nach Berlin gegangen und in die vertraute Umgebung der Königin Luiſe zugelaſſen, gab ſie ſich als „Erweckte“, knüpfte Beziehungen zu den Herrnhutern an und ſuchte die Königin zu „bekehren“. Dieſe hatte aber eine Bekehrung gar nicht nöthig und außerdem wurde Juliane's Debüt als Prophetin durch die politiſchen Kataſtrophen der Zeit vereitelt. Von jetzt an war Juliane's Leben ein unſtätes Wandern. Sie ging wieder nach Paris, von da nach Genf, von da nach Karlsruhe, wo ſie mit dem Geiſterſeher Jung-Stilling pietiſtelte. Sie hatte ſich jetzt ſchon glücklich in den Zuſtand der Ekſtaſe, der Viſionen hinaufphantaſirt, um nicht zu ſagen hinaufgeſchwindelt, und begann den „Armen das Evangelium zu predigen“. Die Prophetin war fertig. Natürlicherweiſe fand ſich denn auch der geiſtliche Größenwahn ein. Ueberzeugt, daß ſie vermöge ſpecifiſch inniger Verbindung mit Gott berufen ſei, Entſagung aller weltlichen Triebe und Lüſte zu predigen, verwarf ſie alles menſchliche Wiſſen als eitel und die Erforſchung der Naturgeheimniſſe als frevelhaft.

Aber die neue Prophetin war nicht umſonſt die Frau eines Diplomaten geweſen. „Seid klug wie die Schlangen!“ Wenn es ihr gelänge, den Caren Alexander zum Jünger zu gewinnen? Und es ſchien wirklich zu gelingen. Sie wußte ſich im Sommer von 1815 zu Heilbronn Zutritt zu dem Kaiſer zu verſchaffen und folgte ihm nach Paris, wo ſie jetzt in den vornehmen Kreiſen als Religionskünſtlerin auftrat. Sie ließ ſich im Hintergrunde von mehreren dunkeln Gemächern in prieſterlichen Gewändern auf den Knieen liegend als Beterin und Hierophantin ſehen und die von ihr eröffneten Konventikel erfreuten ſich eine Weile bedeutender Frequenz — es war ja etwas Neues. Dennoch wurde der Hauptzweck verfehlt: der Car iſt der Viſionen, Orakel und Weiſſagungen ſeiner Myſtagogin in Bälde ſatt geworden, faſt ſo ſchnell als er der „petites-filles de toutes les nations“ überdrüſſig wurde, welche im raſcheſten Wechſel mit den fortgeſetzten zariſchen Bußübungen wechſelten. Nach dieſem mißglückten Verſuch, von oben herab alle menſchlichen Weſen in einen „göttlichen Liebesbund“ zu ſammeln, übernahm Juliane das ſchwierige Experiment von unten herauf. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.“ Zu deutſch: „Wenn die Kaiſer und Könige mich nicht hören wollen, will ich den Völkern predigen.“ Gepredigt mußte nun einmal ſein. Es iſt auch nur billig, zu ſagen, das Gepredige ſei recht zeitgemäß geweſen. Denn es wurde wieder gar viel geſündigt in der Welt. Was war denn aus den zariſchen Leibeigenſchaftsaufhebungsplanen, aus dem Inhalt der Verſprechungen von Kaliſch und der „Aufrufe an mein Volk“ geworden? Makulatur. Will der „beſchränkte Unterthanenverſtand“ ſich erfrechen, an die Hoffnungen zu erinnern, wofür die deutſchen Jünglinge und Männer auf den Feldern von Lützen, Bautzen, Großbeeren, Dennewitz, von der Katzbach, Leipzig, auf allen den Walſtätten vom Rhein bis zum Montmartre ihr Leben hingegeben haben? Laßt die ganze Hundemeute der Kotzebue, Stourdza, Kamptz, Schmaltz und Tſchoppe auf die „Demagogen“ los! Ei, wenn die Könige ſündigen, müſſen die Völker, die ewigen „Prügelknaben“, Buße thun — die alte Geſchichte!

Frau von Krüdener verhüllte, was alles ſie vordem in den Salons der Direktorialzeit ſehen zu laſſen kaum weniger ſich beeifert hatte als Madame Tallien, welche es bekanntlich verſtanden, nackter zu gehen als die Natur, ja, ſie verhüllte ihre nahezu fünfzigjährigen, aber immer noch nicht ganz verſchwundenen Reize ſtreng mit einem bis zum Halſe hinaufgehenden Kleid von grauer Seide und trug ſtatt Federn, Blumen und Schmuck ein kleines Kreuz auf der Bruſt. So kam ſie, „mit dem zauberhaften Schimmer einer ſehnſuchtsvollen Magdalenenbüßerin übergoſſen“, 1815 nach Baſel, der Stadt der Traktätchen und der frommen Millionäre. Hier ſchloſſen ſich der Prophetin der Genfer Empeytaz und der baſeler Profeſſor Lachenal, von welchem wir weiterhin hören werden, als Jünger an. Das Miſſionswerk im großen Stil begann jetzt, aber zugleich das Martyrium. Denn die krüdener’ſche Bewegung, welche raſch einen ſehr populären Anſtrich, ſo zu ſagen eine Maſſenhaſtigkeit gewann, widerſprach durchaus dem von ſeiten der heiligen Allianz dekretirten Ideal der Kirchhofsruhe. Selbſt den weiſen Vätern von Baſel erſchien die Arbeit am Reiche Gottes „von unten herauf“ ſo bedenklich, daß ſie nicht zögerten, die Prophetin aus der gottſeligen Stadt hinauszumaßregeln. Juliane nahm außer dem kleinen Kreuz, [illegible] ſie vor der Bruſt trug, auch noch das große Polizeikreuz auf ſich. Standhaft zog ſie bis zum Ende des Jahres 1817 in der Schweiz und an der Nordgränze derſelben umher, oft von tauſenden gläubiger Seelen umgeben. Die Polizei wollte behaupten, die Wirkſamkeit von Juliane's Predigten ſei hierbei ſehr verſtärkt worden durch die von der Prophetin geſpendeten Almoſen; aber die Polizei iſt, wie weltbekannt, ein proſaiſches Inſtitut, welches von „erwecklichen“ Dingen nichts verſteht. Auf einer jener Gränzfahrten iſt Juliane, wie wir ſehen werden, auch in die Nähe von Wildisbuch gekommen und hat da eine Zuſammenkunft mit der Heldin unſerer Geſchichte gehabt.

Ihre Sendung in dieſen Gegenden war jedoch zu Ende, das heißt die Polizei trennte ſie zu Anfang des Jahres 1818 von ihrer weiteren und engeren Jüngerſchaft und brachte ſie mehr oder weniger ſanft nach Leipzig und von da nach Rußland. Die Erinnerungen des Kaiſers Alexander an ſeine Pythia von 1815 ſcheinen keine angenehmen geweſen zu ſein, denn es ward der Prophetin der Aufenthalt in Petersburg oder Moſkau unterſagt. Als ſie ſpäter dennoch in die ruſſiſche Reſidenzſtadt kam und ſich durch ihre geräuſchvolle Theilnahme ‚an der Sache der „rebelliſchen“ Griechen unangenehm machte, wurde ſie nach Livland verwieſen. Der ſüßen Gewohnheit des öffentlichen Predigens und Segenſpendens hatte ſie ſchon zuvor entſagt, auf gewiſſe nicht mißzuverſtehende Winke hin. Aber ſtillſitzen konnte ſie nicht: noch immer war der „Geiſt“ in ihr mächtig. Sie wollte ihr „Werk“ ganz von neuem beginnen, wollte das Reich Gottes, nachdem ihr deſſen Bau in der civiliſirten Welt mißlungen war, in der Wildniß aufrichten. Zu dieſem Zwecke ging ſie in Begleitung ihrer Tochter und ihres Schwiegerſohns im Sommer 1824 nach der Krim, um dort eine Kolonie nach krüdener'ſchen Ideen zu gründen. Aber ſtatt eines neuen Zion fand die Raſtloſe im alten Taurien nur ein Grab, indem eine ſchmerzhafte Krankheit ſie vor Jahresſchluß zu Karaſubazar wegraffte. Frieden ihrem Andenken! Es war in dieſer Frau doch etwas, „was nicht irdiſch“, etwas vom himmliſchen Feuer, ohne deſſen Helle und Wärme das Leben nicht der Mühe werth wäre, gelebt zu werden. Der Rauch iſt ſtärker geweſen als die Flamme, ja, und er hat einen mißlichen Mißduft hinterlaſſen; aber trotz alledem ſtammte der Funke von jenem „Centralfeuer“ der Begeiſterung, welches die intellektuelle Welt in Schwang und Gang und Trieb erhält.

Oft, nur zu oft ſpritzt ſo ein Funke in ſo eine arme, ſchwache, enge Seele, deren Stickluft ihn tödtet. Da entſteht dann freilich nur ein ſtinkender Qualm und noch dazu ein Qualm, der ſich für was Rechtes, ja für das einzig Rechte ausgeben möchte und wirklich ausgibt. Keineswegs ohne Erfolg. Denn in der menſchlichen Tragikomödie iſt doch immer wieder Primadonna jene Macht der Dummheit, gegen welche, wie wir alle wiſſen, ſelbſt Götter vergebens kämpfen. Nur Adler vermögen in die Sonne zu blicken, nur Auserwählte das Licht zu ihrem Geſpielen zu machen, ohne ſich an demſelben zu verſengen. Der Pöbel, deſſen Zahl Legion iſt und in deſſen Scharen Bettler neben Fürſten und Waſchweiber neben gnädigen Frauen von ſechzehn Ahnen oder von hundert Geldſäcken vertraulich ſtehen, der Pöbel liebt es, ſich bequalmen, ſich mittels Dunſtes berauſchen zu laſſen. Ihm iſt wohl in dieſer trübſäligen, übelriechenden Atmoſphäre. So komm' denn für eine kleine Weile wieder hervor aus dem Grabe deiner Verſchollenheit, putziger Dunſtmacher von Embrach, arme Schneiderſeele, perſonificirter Qualm, der du dereinſt ſo viele deiner Mitmenſchen und Mitmenſchinnen angequalmt und benebelt haſt; komm' hervor! Es muß ſein, ich kann dir nicht helfen.

Zur ſelbigen Zeit nämlich, wo Juliane von Krüdener die heidniſche chemise grecque mit dem bewußten grauen chriſtlichen Seidenkleide zu vertauſchen und alſo ſymboliſch und faktiſch ihre Metamorphoſe von der galanten Dame zur Bußpredigerin zu vollziehen ſich anſchickte, ſaß oder hockte zu Embrach im „Züribiet“ ein junger Menſch, Jakob Ganz geheißen, auf dem Schneidertiſch, Großes im

Buſen wälzend. Und warum nicht? Hatte es nicht ein Schneider, der Derfflinger, zu ſeiner Zeit zum brandenburgiſchen Generalfeldmarſchall gebracht? Und im vorhergegangenen Jahrhundert ein anderer Schneider, der Jan Bockelſon, gar zum König von Zion im neuen Tempel zu Münſter und überdies zu nicht weniger als fünfzehn Frauen, von denen er einer aus lauter Liebe gelegentlich eigenhändig den Kopf abſchlug? So hoch freilich verſtieg ſich die Phantaſie unſeres Embracher Schneiderjungen nicht; doch ~~aber~~ fühlte er ſich berufen, anſtatt bäueriſche Hoſen und Tſchopen vielmehr das Reich Gottes zurechtzuflicken. Bei ſo bewandten Umſtänden war es kein Wunder, daß ihm die Tſchopen und Hoſen ſehr ſchlecht geriethen. Man kann nicht zugleich ein Apoſtel in spe und ein Kleiderkünſtler in re ſein. Wenn aber Jakobs ſpärliche Kunden über die Machwerke ſeiner Scheere und Nadel murrten, ſchenkte er ihnen zum Erſatze Predigten, die er eigenhändig verfaßte und worüber den guten Embracher Bauern der Verſtand ſtillſtand. Begreiflicherweiſe, denn unſer ſtrebſamer Jüngling hatte in dieſen frommen Stilübungen neben den Eingebungen des eigenen Geiſtes auch noch die Reſultate ſeiner Leſung jung-ſtilling'ſcher Schriften zuſammengequalmt. Eines ſchönen Tages ſprang Jakob mit einem verhängißvollen Satz von ſeinem Schneidertiſche herab, lief zum Ortspfarrer und erklärte dieſem friſchweg, „Gott habe ihm eingegeben, die Scheere an den Nagel zu hängen und Geiſtlicher zu werden, weil er als ſolcher am meiſten zur Ehre Gottes und des Heilands wirken könne“. Der Pfarrer — ich bemerke ſchon hier, daß zu jener Zeit die überwiegende Mehrzahl der Züricheriſchen Geiſtlichen der rationaliſtiſchen Richtung zugethan war — der Pfarrer ſchüttelte zu dieſem unerforſchlichen Rathſchluſſe Gottes den Kopf und rieth ſeinerſeits, der nadelmüde Jüngling ſollte verſuchen, ſich zum Schulmeiſter zu bilden, da er zum theologiſchen Studium weder das Zeug noch die Mittel habe. Was? Nicht das Zeug? Kann ich nicht ſchon jetzt Predigten machen, worüber die Leute Maul und Augen aufſperren? Der Pfarrer hat nicht den „rechten Geiſt“, ſo viel iſt ſicher. Er iſt nur ein Miethling im Weinberg des Herrn oder wohl gar ein Ungläubiger, ein Heide.

Sprach's, wenn auch vorerſt nur ganz ſtille bei ſich, und machte ſich auf nach Zürich, frommere Seelen und Gönner zu ſuchen. Es wollte anfangs nicht gelingen, dann gelang es doch. Der heilige Schneidereifer ſchlug durch. Zudem hatte ſich Jakobus mittels angeſtrengteſten Privatſtudiums ſchon gehörig eingepaukt, wie der **Kopf** liebſüßchriſtlich zu hängen ſei, wie die Augen im ſchärfſten Winkel himmelan zu drehen ſeien. Es hat der guten Stadt Zürich zu keiner Zeit an Liebhabern ſolcher Symptome des Durchgebrochenſeins zur Gnade gefehlt, von den Liebhaberinnen gar nicht zu reden, und ſo wurde zu Gunſten Jakobi der „Säckel der Barmherzigkeit“ aufgethan. Unſer Exſchneiderjunge war dadurch in den Stand geſetzt, bei einem Pfarrer im Aargau die Humaniora zu ſtudiren und dann in Baſel die Theologie. Hier gewann ſeine Bildung, falls nämlich die Anwendung dieſes Wortes ſtatthaft iſt, den rechten Bogen durch ſeine Verbindung mit Bekennern des Evangeliums von Herrnhut. Er brachte in Baſel ſeine „Wiedergeburt“ vollſtändig zuwege: die Entpuppung des Schneiders zum „Streiter des Herrn“ war vollendet. Ich ſage: zum Streiter, denn unſer durchgebrochener und wiedergeborener Jakobus ging alsbald tapferlichſt an gegen den Widerſacher und Erzfeind, der „da umgehet und brüllet“. Er, der Jakobus, war wahrlich nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Er begann zu brudeln und zu qualmen wie ein rechter Schlammvulkan. Zunächſt in einer zahlreichen Gemeinde des Aargaus, deren gutherziger Pfarrherr ihn zu ſeinem Vikar angenommen.

Arme aargauer Bauernſeelen, welche unſer junger Eiferer mit der Scheere ſeines Glaubens zuſchnitt, ihr fuhret gerade ſo ſchlimm, wie früher die embracher Tſchopen und Hoſen gefahren. Ganz-Qualm ſchneiderte nämlich an beſagten Seelen und zwar mit beſonderer Energie an den in „Weiberjüppen“ ſteckenden herum, bis er die Gemeinde unter ſich und gegen ihren Seelſorger, ſeinen Wohlthäter, glücklich verhetzt hatte, natürlich nicht deßhalb, weil er ſtatt Vikar Pfarrherr zu ſein begehrte, behüte, ſondern nur „zur größeren Ehre Gottes“. Was hat das: „Ad majorem dei gloriam“ nicht alles ſchon zudecken müſſen in dieſer Welt! Es iſt eine ſo blutige Ironie, wie die Weltgeſchichte keine zweite erſonnen hat. Aber die Minen, welche der Vikar in den von ihm geleiteten Winkelkonventikeln gegen ſeinen Principal angelegt hatte, ſprengten nur ihn ſelber. Nicht in die Luft zwar, aber in eine andere Gemeinde. Hier qualmte er ſich als Bußprediger von erſtaunlicher Lungenkraft richtig zu dem Rufe eines Elias, ja eines Johannes des Täufers hinauf, ſchrieb Traktätlein und knüpfte nach allen Seiten hin Verbindungen an mit den „Stillen und Gottſeligen“. So auch mit der damals im Lande graſſirenden „heiligen Krüdener“, zu welcher er in Begleitung von dreißig Weiberjüppen ſammt Inhalt wallfuhr.

Die Regierung der Republik Aargau ſah aber den ganz'ſchen Schlammvulkan mit profanen Augen an, ſonderlich, nachdem ſich herausgeſtellt, daß der aus beſagtem Vulkan aufwirbelnde Dunſt einem früher wackeren Familienvater den Kopf ſo jammervoll verrückt hatte, daß er ſich, um in's „Himmelreich einzugehen“, die Kehle abſchnitt. Jakobus wurde polizeilich über die Gränze des Kantons gebracht und drüben, im Heimatkanton Zürich, unter ſtrenge polizeiliche Aufſicht geſtellt; da half kein Abbitten, kein Augenverdrehen, kein Wimmern und Winſeln. Aber bald beſann er ſich, indem er ſich jetzt nicht nur als Apoſtel, ſondern auch als Märtyrer fühlte. Zwar mit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit von der Kanzel herab war es aus — die unheilige Polizei! — aber im Dunkeln läßt ſich ja ſo ſchön munkeln. Man ſah den Schlammvulkan nicht mehr brodeln und brudeln, aber man ſpürte dennoch ſeinen Qualm. Zunächſt vermehrte Jakobus die Jüngerſchaft der Frau von Krüdener. Nachdem die Prophetin jedoch genöthigt worden, den Staub der Schweiz von ihren Schuhen zu ſchütteln, trieb Ganz das Apoſtelgeſchäft auf eigene Hand, ſchlau im geheimen ſchleichend, aber raſtlos und mit reichem „Segen“. Auch für ſeine irdiſchen Bedürfniſſe, denn auch ein Heiliger muß doch ſo zu ſagen leben und die guten Sächelchen dieſer Welt ſchmecken ſo gut.

Unermüdlich, für das Reich Gottes Seelen einzufangen, rührte Jakobus wacker ſeine Beine, ſeine Zunge und ſeine Feder. Auf frommen Winkelpreſſen wurden ſeine Sammelrufe, Stoßſeufzer und Poſaunenſtöße gedruckt und in tauſenden von Exemplaren heimlich verbreitet. Unter dieſen Qualmoffenbarungen that ſich beſonders eine hervor, betitelt „Das Geheimniß der Gottſeligkeit“, im Jahre 1820 erſchienen.*) Die Wahrheit zu ſagen, es iſt etwas von populärer Beredſamkeit in dem Ding, etwas von jener nebelnden Suade, welche ſo recht geeignet iſt, verbohrte Gemüther total zu vernebeln. Den Inhalt angehend, iſt dieſer ein mit willkürlich gebrauchten und gedeuteten Bibelworten gewürzter Brei, in welchem Teufelsglaube und Molochsdienſt, jung-ſtilling'ſche Fühlſamkeit und muckeriſche Sinnlichkeit, Eitelkeit und Hochmuth, herrnhut'ſcher Lämmleinſchweiß und baal'ſche Blutopfertheorie zum erwecklichſten Unſinn zuſammengequirlt ſind. Wir werden gelegentlich davon hören.

Und ſolcher Unſinn konnte auf die Menſchen wirken? O, Leſer, der du dieſe Frage thuſt, du mußt noch ſehr jung ſein! Sonſt wüßteſt du, daß das Hexeneinmaleins in Göthe's Fauſt, ſei es in dieſer oder in anderer Form, das Kredo der ungeheuren Mehrzahl der Menſchen iſt. Warum ſonſt knetet ſich der Goldküſtenneger ſeinen Gott aus Palmenharz und der „hochciviliſirte“ Europäer aus Oblatenmehl? Nur nicht denken, keine fünf Minuten lang! Nur nicht an das wirkliche Einmaleins glauben, beileibe nicht! Dreimal eins macht nicht eins, ſondern drei, und zweimal zwei macht vier: — das ſchlägt alle Dogmatiker aufs Maul und ſtopft alle Schlammvulkane zu, gründlich! Aber wir ſagen lieber: dreimal eins macht eins und zweimal zwei macht fünf. Wir wollen es ſo haben, wir, der ſouveräne Unverſtand, die von vielen, vielen Jahrhunderten mumiſirt uns überlieferte Gedankenloſigkeit. Hat doch Luther geſagt: „Die Vernunft iſt des Teufels Hure.“ Kompromittiren wir uns alſo nicht durch einen wenn auch noch ſo ſchüchternen Umgang mit derſelben! O, es hat keine Noth, ihr Lieben, ihr Guten. Feierlich ſtelle ich euch das Zeugniß aus, daß ihr niemals, auch nicht aus entfernteſter Ferne mit der gefährlichen Schönen geliebäugelt habt und daß ihr demnach auch nie und nimmer in eine Denkprocedur verwickelt worden ſeid.

---

*) Ein Exemplar liegt bei den wildisbucher Akten. I, 78.

Aber wo iſt denn unſer Geheimniſſler der Gottſeligkeit, Jakobus Ganz-Qualm geblieben? Auf Apoſtelpfaden, ſchlangenklug und ſchlangenleiſe durch die von [redacted] einer unheiligen Polizei ihm gelegten Fußangeln ſich durchwindend. So durchſchleicht er, überall die „Brüder“ und „Schweſtern“ in der Heiligkeit ſteifend, das Land vom Bodan bis zum Leman und vom Säntis bis zu den Vogeſen — ein wandelnder Kleiſter, welcher die Momiers von Genf und Lauſanne mit den Stündlern von Bern, mit den Traktätlern von Baſel, mit den Pietiſten von Zürich und Schaffhauſen zuſammenpappt. Jetzt ruht er ſich von ſeinen apoſtoliſchen Strapazen bei ſeinem Herzensfreund und krüdener'ſchen Mitjünger Lachenal in Baſel aus, dann ſpukt er wieder plötzlich „auf der Platte“ bei Zürich, im Kemptthal, auf dem Kaſzer Feld und ſchleicht aus dem Flaachthal hinüber nach dem einſamen Dörfchen im Schoße der Kohlfirſt. Das war ein ſich Ducken, Drehen und Winden! Aber allenthalben wurde der ſchleichende Qualm von ſeinen Schafen und Lämmlein liebevoll empfangen als „ein köſtlicher Ruch vor dem Herrn“. Wir werden im Verlauf unſerer Geſchichte ſeinen Spuren da und dort begegnen. Es wird unlieblich, aber nöthig und lehrreich ſein, dieſen Fährten nachzugehen. Ziehe, günſtiger Leſer, für einen Augenblick das Regiſter deiner Erinnerungen, wo genoſſene Theaterfreuden nachſummen. Als du zum erſtenmal den Freiſchütz ſaheſt, weißt du? merkteſt du mit jugendlichem Schauder, daß unter jedem der ſchlurfenden Fußtritte Samiels der Boden phosphorescirend aufſtank. Uebel zu riechen das, aber merkwürdig anzuſehen für ſo einen Grünling im Parterre. Nun wohl, ſiehſt du, ſo eine übelriechende, wie faules Holz oder Leichengas unheimlich-bläulich leuchtende Fußſpur ließ mehrbeſagter Jakobus überall hinter ſich zurück, als er einer unheiligen Polizei zum Trotz reiſepredigend und traktätelnd im Schweizerland umſchlich. Wir werden darauf achten müſſen.

Drittes Kapitel.

Perſonen.

Sir John Falſtaff einerſeits und König Friedrich der Große andererſeits ſind ſicherlich ſehr verſchiedene Erſcheinungsformen des Begriffes Menſch geweſen. Und doch haben der große Sektvertilger und der große Menſchenvertilger, welcher ſeine armen Teufel von Kanonenfutter mittels des Anſchreis: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ zum Fechten und Sterben für ihn begeiſterte, über Ehre und Ruhm ſo ziemlich übereinſtimmend philoſophirt. Wie weltbekannt, monologiſirte der Stammgaſt der Frau Hurtig, ſeinen Wanſt vorſichtig über das Schlachtfeld von Shrewsbury ſchleppend: „Ehre beſeelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entſeelt? Kann Ehre ein Bein anſetzen oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde ſtillen? Nein. Was iſt Ehre? Ein Wort. Was ſteckt in dem Wort Ehre? Luft.“ — Und der Sieger von Leuthen? Er, der in jüngeren Jahren ſich den Voltaire gehalten hatte, ſo zu ſagen als die Trompete ſeines Ruhms — eine Trompete freilich, die mitunter ſpottdroſſelmartig geblaſen — raiſonnirte nicht auch er zuletzt ganz falſtaffiſch? In ſpäteren Tagen, als dem alten Fritz die Zähne ausgefallen waren, merkte er, daß ein gutes Gebiß ein viel lieblicher Ding ſei als eine Trompete Voltaire, und da ſetzte er ſich grämlich hin und ſchrieb brummend an ſeinen Bruder Heinrich: „Was iſt der Ruhm? Ein Nichts. Alexander, Cäſar und ſo viele andere Helden alter und neuer Zeit haben alles Menſchenmögliche gethan, um von ſich reden zu machen, und doch hat ein Jude, welcher auf dem Kalvarienberg hingerichtet worden, einen größeren Namen davongetragen als ſie alle mitſammen. Was kümmert ſich das Univerſum darum, wer in Europa herrſcht? Macht ein Menſch auch noch ſo viel Geräuſch auf der Erde, ſo iſt und bleibt er für das Weltall doch immer nur ein unerkennbares Atom.“ Ja, ja, es iſt dafür geſorgt, daß die Menſchen nicht in die Sterne hinaufwachſen: ſelbſt die großen Fritze, ſelbſt die Napoleone nicht. Da hilft keine Philoſophie von Sansſouci und kein Komödienſpiel von St.-Cloud oder von St.-Helena. Spektakelt eine Weile, ihr Helden oder — ihr Komödianten, und dann „Staub zu Staub". Droben im Sirius weiß man ſo wenig von euch wie von uns andern allen. Aber Spektakel, Geräuſch, Ehre, Ruhm, Trompeten und Pauken müſſen ſein. Wäre es ſonſt doch gar zu langweilig ſtill in dieſer Welt und müßte der ungeſalzene und ungeſchmalzene Brei einer allgemeinen Gleichheit und Gleichgiltigkeit für die Menſchheit bald ſo ungenießbar werden, daß ſie ſich aus Ueberdruß zu Tode hungerte.

Das wäre auch kein Schaden, brummt Dominus Peſſimismus, und wenn man betrachtet, welche Rolle die Nero und Konſtantin, die Attila und Dſchingiskhan, die Iwan Waſiljewitſch und Alba, die Borgia und Torquemada, die Guiſen und die Wohlfahrtsausſchüſſler, die Napoleon und Nikolaus, die Haynau und Haſſenpflug u. ſ. w. in infinitum in der Welt ſpielen konnten, ſpielen durften, ſo könnte ein Menſch, welcher ſich in den Kopf geſetzt hat, zu glauben, Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit ſeien mehr als Wortdunſt, unſchwer zu der Anſicht kommen, beſagter Dominus habe nicht ſo ganz unrecht. Ja, ſelbſt ein kaltblütiger Mann könnte beim ſchaudernden Zuklappen des von Wahnwitz gellenden, von Blut und Thränen triefenden Buches der Weltgeſchichte in jenes verzweifelnden Philoſophen Aufſchrei verzweifelnd mit einſtimmen, das ganze Menſchenleben vom Anfang der Zeiten ſei nur eine überflüſſige, eine ſtörende Epiſode „in der ſeligen Ruhe des Nichts", es trage ganz den Charakter einer „großen Myſtifikation, um nicht zu ſagen einer Prellerei". Freilich, der nächſte beſte Hofhiſtoriograph, vorausgeſetzt, daß er mit Penſionen gehörig vollgeſtopft und mit „Pour le merite" und anderem Bänder- und Klingelwerk ſattſam behängt ſei, wird entſchieden anderer Meinung ſein, wird mit „wenig Witz", aber „viel Behagen" dieſe unſere Welt, wie ſie nun einmal iſt, für ſo vortrefflich erklären, daß man ſie erfinden müßte, wenn ſie nicht ſchon da wäre. Wer hat nun eigentlich recht? Der moroſe, hagere, grimmblickende Peſſimismus, welcher, vermuth' ich, einen ſehr fadenſcheinigen Rock anhat, oder aber der wohlbeſtallte, wohlgenährte, ewiglächelnde, Prinzen und Prinzeſſinnen die Weltgeſchichte ſo ſanft, ſüß und glatt, als wäre ſie Himbeerengelée, einſtreichende wirkliche Geheimrath und ordentliche Hof- und Staatsprofeſſor? Und wäre nicht vielleicht eine dritte Meinung möglich? Doch. Einer, der die menſchliche Tragikomödie nach ihrem wirklichen Werthe ſchätzt, kann und wird mit dem Dichter ſagen: „Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit.“ Darum, geliebte Mitſpieler, faſſt an und rührt die Hände wacker! Das bloße Zuſehen iſt in die Länge gar nicht auszuhalten, wenigſtens für jeglichen, welcher Menſch zu heißen verdient. Nämlich in höherem Sinne als in dem jenes Humoriſten, welcher den Menſchen als eine oben und unten mit einer Oeffnung verſehene Röhre definirte. Allerdings gibt es ſolcher Röhrenmenſchen oder Menſchenröhren eine hinlängliche Zahl, eine ſehr hinlängliche. Auch Göthe hat davon zu ſingen und zu ſagen gewußt:

„Was iſt der Menſch?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung angefüllt —
Daß Gott erbarm'!“

Logik iſt bekanntlich ein Ding, welches über die Schulbänke nicht hinausreicht, und alſo ziehe ich aus dem Geſagten keck den Schluß: Das Daſein iſt keine monotone ſchiefgeneigte Fläche, auf welcher die Geſchlechter der Menſchen unterſchiedslos zu Grabe rutſchen, ſondern es zeigt vielmehr dieſe Fläche prächtige Berge und anmuthige Hügel auf, wie nicht minder groteſke Höcker, häßliche Kröpfe und garſtige Warzen. Denn neben einem Achill ſteht ein Therſit, neben einem Cromwell ein Wilmot, neben einem Pitt ein Bute, neben einem Waſhington ein Marat, neben einem Göthe ein Kotzebue, neben einem Schiller ein Schinderhannes, neben einem Blücher und Stein ein Tzſchoppe und Wittgenſtein. Es iſt auch ganz in der Ordnung, daß bei der Menge, bei der vornehmen wie bei der geringen, die Höcker und Warzen mehr Staunen und Theilnahme erregen als die himmelan ragenden Berge: jene ſind ihr wahlverwandter als dieſe. Und nicht nur das. Die ungeheure

Mehrzahl der Menſchen, das eigentliche Volk, hat keine Zeit, um die Ferne ſich zu kümmern. Sein Schauen und Denken geht im Nächſtliegenden auf. Daher hat jedes Dorf ſo zu ſagen ſeinen großen Fritz oder Napoleon, ſeinen Demoſthenes oder Jean Paul. Gewöhnlich ſehr wunderliche Helden oder Heilige freilich, aber doch immer eigenthümliche Spielarten der Gattung Menſch — Höcker oder Warzen, welche über die Fläche des Dorflebens ſich erheben.

So hatte unſer Wildisbuch, zu welchem wir endlich zurückkehren, ſeinen „Judenſchießer“. Eigentlich hieß der Mann Johannes Peter und war Beſitzer des Hauſes, welches wir früher vor den Augen des geneigten Leſers wieder aufzubauen verſucht haben. Seinen nom de guerre Judenſchießer hatte er ſich ſchon als junger Menſch erworben. Nach eigener Angabe ſo: Seine Mutter hatte drei Stiere an zwei Juden verkauft. Die Juden wollten das Vieh wegtreiben, ohne den vollſtändigen Kaufpreis zu bezahlen. Der junge Petter, welcher, da es Herbſtzeit war, an dieſem Tage gerade die Traubenwacht hatte und demnach, wie bräuchlich, mit Schießgewehr und Säbel bewaffnet war, kam zu dem Handel und widerſetzte ſich dem Wegholen der Stiere. Im Verlaufe des homeriſchen Zankes, welcher darob zwiſchen dem Wächter der Weingärten und den Kindern Iſrael entſtand, gab eins der letzteren dem erſteren einen Stockſtreich auf die Hand, worauf der Geſchlagene ſeinen Säbel zog und dem ſtreitbaren Nachkommen der Patriarchen einen Hieb über die Finger verſetzte.*) Der Verwundete erhob Klage beim Landvogt zu Kyburg. Die Herren Landvögte und Oberamtmänner, welche damals (1770) und noch lange nachher das Züribiet regierten, machten in ſolchen Fällen in der Regel kurzen Proceß. Chnabe Peter — die ledigen Burſchen heißen in der Schweiz Chnaben, Knaben — wurde „an der Stud“ mit Rutgen geſtrichen, um Geld gebüßt und für einige Tage „an den Schatten“ gethan. Die wildisbucher Tradition, wie ich ſie am Orte ſelber vernahm, gibt freilich eine andere Lesart, nicht inbetreff der Beſtrafung, aber inbetreff des Vergehens, und es ſcheint die Tradition hier einmal mehr Wahrheit als Mythenbildnerei zu enthalten. Ihr zufolge lauerte Chnabe Peter beſagten Juden in einem Hohlwege der Kohlfirſt auf und zwang ſie, indem er ſein Gewehr auf ſie anſchlug, dem für die Stiere ausbedungenen Kaufpreis noch ein Stück Geld beizufügen. Von da ab hieß er für ſein ganzes Leben der Judenſchießer, obgleich er nicht wirklich geſchoſſen hatte. Die Volksepik ließ den Willen für die That gelten, wie ja das auch in der Kunſtepik und Kriegsgeſchichte oft geſchieht. Napoleon wußte gar wohl, warum er die ganze Weltgeſchichte eine „fable convenue“ nannte, er, welcher es ſich auf St. Helena ſo angelegen ſein ließ, wenigſtens ſeinen Antheil an derſelben zu einer Fabel umzulügen.

---

*) Wildisb. Akten, II, 3.

Wohl, Chnobe Peter wurde ein Mann, übernahm ſein väterlich „Bureg'werb“, führte i. J. 1779 von Rudolfingen herauf die Magdalena Müller als ſein Eheweib heim, baute emſig ſeine Aecker, ſeine Wieſen und ſeinen Weinberg, lud und entlud fleißig ſeine „Friedenskanone“ — wie das entſetzlich duftende „Güllenfaß“, der Stolz, die Wonne, die erſte und letzte Liebe eines in der Wolle gefärbten Zürichbauers, dichteriſch genannt wird — mäſtete Stiere und Schweine, zeugte daneben mit Zeit und Weile ſeine Kinder, einen Sohn und fünf Töchter, und wurde i. J. 1806 Witwer. Er hatte etwas vor ſich gebracht in der Welt, denn er hielt nicht nur feſt, was er ererbt, ſondern mehrte es in aller Weiſe, maßen ſeine Rechtsbegriffe mitunter ſehr unklar und ſchwankend waren. Hieß und war ein „hablicher“ Mann, ein ſparſamer Haushalter, ſchund — wie mir mein Freund ſagte, der Herr Gemeindepräſident im Zwillichwamms — „ſchund die Laus um den Balg“, rackerte ſich ab früh und ſpat, und da ſeine Kinder, mit Ausnahme des Sohnes, den Geiſt der Arbeitſamkeit von ihm geerbt hatten, ſo befand ſich die Familie Peter um das Jahr 1817 in Umſtänden, welche zu den beſten der ganzen Gegend gehörten. Ein markirter Bauernkopf, Peter der Judenſchießer. Mochte in ſeiner Jugend ein recht ſtattlicher Chnab geweſen ſein, denn noch in ſeinen alten Tagen wies ſein Geſicht eine ſchöngeformte Stirne und eine wohlgebildete

Schnabelnaſe. Viel bäuriſche Schlauheit in den Falten um die Augen her lauernd, ein vorſtehendes, gedrungenes, energiſches Kinn, die ganze Phyſiognomie ein merkwürdiges Gewirre von zur Schau getragener Einfalt und liſtiger Zurückhaltung, von Indolenz und hagebuchener Zähigkeit.

Hielt alſo, wie geſagt, ſeinen „G'werb“ gut im Stande, der Vater Peter, und ſtellten er und ſeine Töchter vor der Zeit, wo durch eine ~~derſelben~~ ein furchtbares Verhängniß über das Haus kam, eine ſo „huſlige“ und „hebige“*) Bauernfamilie dar, als nur je eine in dickſohligen und ſchwerbenagelten Schuhen ſtand. Alles in Ordnung ſoweit. Hatte aber die Sache doch einen Haken. Stand nämlich die Familie Peter in der kleinen Dorfgemeinde ganz iſolirt und abgeſchloſſen da. Mochte in Wildisbuch niemand gern mit den Peter'ſchen zu thun haben, was ſie ihrerſeits damit vergalten, daß ſie ſich, ſelbſt von den nächſten Nachbarn, ſchroff abſchloſſen und auswärts Beziehungen und Verbindungen ſuchten. Dieſe Vereinſamung der Familie inmitten ihres Heimatdorfes, welche dieſel~~be~~ unter ſich feſt verkittete, namentlich Vater und Töchter, hatte ausreichende Urſachen. War nämlich der Judenſchießer ein gefürchteter und gehaſſter Mann. Johann Kaſpar Simmler, der Pfarrherr von Trüllikon, wohin, wie erwähnt worden, Wildisbuch verpfarrt war und iſt, hat amtlich von ihm bezeugt: „Solange man ſich des Johannes Peter zu erinnern weiß, iſt er als ein verſchlagener, betrügeriſcher und gewaltthätiger Mann bekannt, als ein ſtreitſüchtiger Erztröler (Proceßkrämer), als ein hartherziger Geizkragen, deſſen Thüre den Hilfebedürftigen und Armen ſtreng verſchloſſen blieb, ferner als ein mitſammt allen den Seinigen dem Lügen unglaublich ergebener Menſch, endlich als ein dem finſterſten Aberglauben ſo Zugethaner, daß er einen „Lachſner“ (Wunderdoktor, Hexenmeiſter) anging, die verhaſſte Ehefrau ſeines Sohnes mittels „Vernagelung“ aus der Welt zu ſchaffen.“**)

---

*) Huſlig, d. i. hauslich, ſparſam. Hebig von haben, mundartlich für halten, alſo zuſammenhaltend, will ſagen knickerig, geizig.

**) W. K. I, 28, 34, 41, 64. Hinſichtlich der „Vernagelung“ und anderer zauberiſcher Praktiken, welche im Volksglauben, wie vor alters, ſo noch heute

Pfarrherr Simmler war ein ſtrammer Rationaliſt, wie damals die meiſten ſeiner Amtsbrüder im Lande geweſen ſind. Zwar die Homunkula, genannt „ſpekulative Theologie", war zur Zeit ſchon aus der Schleiermacher'ſchen Retorte hervorgekrochen, lag aber noch in den Windeln und ſog ſich am Lutſchbeutel der Dialektik erſt allgemach zu einer alles Widerhaarigſte verſöhnenden Vermittlerin empor. Alſo der Paſtor von Trüllikon war kein ſpekulativer Allerweltsvermittler und haſſte demnach mit recht redlich-einſeitigem Haß alle abergläubiſchen Ränke und Schwänke, allen krüdener-ganz'ſchen Qualm, alle konventikelnde Schielerei und Muckerei. Hielt viel auf den geſunden Menſchenverſtand, der gute Pfarrer. Hatte auch ſchweren Aerger an ſeinen peter'ſchen Pfarrkindern erlebt und war, als die wildisbucher Gräuelblaſe zum Platzen gekommen, ſo gereizt, daß er in ſeinen bezüglichen Berichten mitunter über das Ziel ſtrenger Thatſächlichkeit hinausſchoß. Wie das ſo geht beim Platzen derartiger Blaſen, der Mißduft war ſo entſetzlich, daß in dieſer Atmoſphäre zunächſt keine ruhige Prüfung möglich war und auch das Gräſſlichſte als ſelbſtverſtändlich zur Sache gehörend geglaubt wurde. So nahm denn auch unſer Pfarrherr keinen Anſtand, in ſeine Berichte ſolches aufzunehmen, was früher über den Judenſchießer geraunt und gemunkelt worden, jetzt aber laut ausgeſprochen wurde. Nämlich, der Judenſchießer ſei nicht nur ein ſchamloſer Ehebrecher, nicht nur ein grauſamer Miſſhandler ſeiner Ehefrau, ſondern auch der Vergifter derſelben geweſen. Ebenfalls habe er einen Schwager vergiftet, um denſelben zu beerben, und endlich habe er mit ſeinen Töchtern blutſchänderiſchen Umgang gepflogen. Lauter Bezichtigungen, welche als unerwieſen in das Gebiet der wildisbuch-trüllikon-rudolfingen'ſchen Volkspoeſie und Mythenbildnerei zu verweiſen ſind.

Kein Mythus dagegen, ſondern wüſte Wirklichkeit war das Gebaren von Kaſpar Peter, dem einzigen Sohn des Judenſchießers. Als einen ſchändlichen, lügenhaften, diebiſchen, unzüchtigen Menſchen

---

eine größere Rolle ſpielen, als die Herren Philoſophen ſich einbilden, verweiſe ich auf meine Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte, 6. Aufl., S. 363 ſq., und meine Geſchichte der deutſchen Frauenwelt, 3. Aufl., II, 144 ſq.

bezeichnete ihn Ehren Simmler. Der junge Bauer hatte i. J. 1812 die Anna Möckli aus Schlatt geheiratet und ſein Eheleben war ein Idyll, wenn man will, aber ein ländlich=ſchändliches. Wir ſehen da in einen Abgrund hinein, von welchem unſere geſchniegelten Dorfnovelliſten keine Ahnung haben. Da drunten ſtoßen und balgen ſich Geiz, Neid, Wolluſt, kurz alle die gemeinſten Inſtinkte und Leidenſchaften — garſtig, über alle maßen garſtig! Die Frau bezichtigt den Mann, daß er ſeine ehelichen Rechte zu „viehiſchem“ Miſſbrauch ihrer Perſon geſteigert und ſie dadurch „ganz ruinirt und in Unordnung gebracht habe“. Der Mann dawider, ſeine Frau habe ihn ſchon als Braut meſſaliniſch in die unſauberſten Myſterien der Unzucht eingeweiht.*) Der unheilige, ärgerliche Ehebund wurde nach etlichen Jahren durch gerichtlichen Scheidungsakt getrennt und einige Zeit darauf wollte Kaſpar Peter zu einer zweiten Ehe ſchreiten. Aber ſeine zweite Auserwählte, Eliſabeth Ott von Baſadingen, merkte bei Zeiten, welches Loos ihr bevorſtünde, und brach den Handel ab. Freilich nicht ganz bei Zeiten. Aber ſie wollte doch lieber ein uneheliches Kind gebären und erziehen, als ihres Verführers Frau werden. Der Kaſpar war nämlich inzwiſchen ein vollendeter Taugenichts geworden, der, ſtatt zu Hauſe ſeiner Arbeit obzuliegen, müſſiggängeriſch umherzog und den — Bußprediger ſpielte; aber keineswegs etwa im Gefühle der eigenen Bußebedürftigkeit. Er war wie ſeine ganze Familie in den Knäuel der Sektirerei verſtrickt worden.

Dieſe Verſtrickung hatte i. J. 1817 ſtattgefunden.**) Es war ja, wie oben zu ſchildern verſucht worden, die Zeit der „Umkehr“ und der „Erweckung“. Die Stahl, Hengſtenberg, Vilmar, Wichern und Konſorten von damals waren an allen Ecken und Enden, in hohen und niederen Kreiſen thätig. Der Weinberg des Herrn wurde heftigſt bearbeitet. Die Konventikellockpfeife tönte gar ſüß und erbaulich. Es wurde im Dunkeln gar warmbrüderlich und brünſtigſchweſterlich gemunkelt und gemuckert. Die Munkler und

---

*) W. A. I, 71 b.
**) W. A. II, 4.

Mucker von damals, die leitenden nämlich, ſahen gerade wie die von heute im Chriſtenthum nur eine große zweckdienliche Völkerverdummungsanſtalt, während die geleiteten daſſelbe in blutigem Ernſte für eine Satanoſophie und Molochologie — ſtolpere nicht über das Wort, lieber Leſer! — nahmen. In blutigem Ernſte, ja wohl. Wir werden es erfahren. In Wahrheit, es war eben kein Wunder, daß die Theologie des Volkes damals wieder ganz entſchieden eine Teufelslehre wurde. Hatte nicht die Reſtaurationspolitik den Teufel der Dummheit, welchen die Aufklärungsperiode leidlich gebannt hatte, wieder mit aller Macht heraufbeſchworen? Er ging zwar nicht brüllend, wohl aber munkelnd und muckernd um, zu ſuchen, wen er verſchlänge. Und er fand Verſchlingbares genug.

Beſagter Teufel war auch in unſerem Wyland eingekehrt, in allerfrömmſter Geſtalt natürlich, im ſchafigſten Schafpelz, und hatte daſelbſt ein herrnhuter'ſches Konventikel aufgethan im Dorfe Oerlingen. Orakelte da ein Schneider Moſer als erſter Lämmleinbruder in der kleinen Brüdergemeinde, welche mit den Frommen der Umgegend in engeren oder loſeren Beziehungen ſtand. Schaffhauſer Erweckte, wie die Herren Profeſſor Weiß, Boßhardt zur Schwedenburg, Peyer im Roſengarten, Zündel im Oberhaus, ferner ein für eine Weile gar heftig erweckter und erwecklicher Arzt Graf in Rafz bildeten Ringe dieſer frommen Kette, in welche ſich ſelbſtverſtändlich auch der würdige Qualm-Ganz ab und zu einfügte. Armer Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, es iſt in Liebe anzunehmen, daß du die Konſequenzen deines Thuns nicht ermaßeſt, nicht ermeſſen konnteſt, als du dein Herrnhut gründeteſt. Es war dir ernſt mit deiner Frömmigkeit, wenn auch der Lämmleinſchweiß- und Lammblutgeruch derſelben übel duftete. Sie hatte auch ihre Berechtigung gegenüber der Frivolität deiner Zeit, keine Frage. Du warſt doch ein Wahrheitsſucher! Was konnteſt du dafür, daß du ſie nicht gefunden? Oder wäre es wahr, was die Zweifler und Spötter raunen, daß deine bodenloſe Lämmelei nur eine abſonderliche Erſcheinungsform bodenloſeſter Eitelkeit geweſen? Soviel ſteht feſt, daß du ob dem Chriſten den Grafen nie vergeſſen haſt, auch nicht eine Stunde lang, ſelbſt damals nicht, als du, im Winter von 1734 zu Tübingen unter die Kandidaten der Theologie gegangen, deine Jungfernpredigt zu halten die Kanzel beſchritteſt. Es iſt, denk' ich, ein wahres Kabinettsſtück der kontraſtvollen Sittengeſchichte des 18. Jahrhunderts, wie du, gefolgt von einem Haiducken, welcher dir die Agende nachtrug, im ſchwarzen Sammetkleide mit Mantel und Ueberſchlag, Stern und Ordensband ja nicht zu vergeſſen, auf die Kanzel geſtiegen biſt. Deine erwählte Braut hatteſt du, um ein Exempel der herrnhuter'ſchen „Gattenwahl“ oder vielmehr Richtwahl zu ſtatuiren, einem gleich aufgeſpannten Mitbruder in Chriſto abgetreten; aber Stern, Ordensband und Haiducken wollteſt du doch nicht dahinten laſſen. Scharfe Zungen behaupten deſſhalb, du hätteſt dich allen den ſüßlich-anſchmiegerlichen Reimen zum Trotz, womit du den Heiland behelligteſt, dem Zimmermannsſohn von Nazaret gegenüber doch allzeit in deines Herzens Grunde als des Heiligen Römiſchen Reiches Grafen gefühlt.

Der lämmelnde Schneider von Oerlingen bekehrte auch ſeinen Mitdörfler und Namensvetter, den Schuſter Johannes Moſer, zum Herrn, was eben in ſolchen Kreiſen ſo zum Herrn bekehren heißt. Der „Herr“! Es liegen Anzeichen, nein, thatſächliche, brutal thatſächliche Beweiſe vor, daß der gemeinte Herr kein anderer war als jener alte böſe Bekannte der von Religionsgeſchichte Wiſſenden, jener ſyriſch-phönikiſche Baal-Moloch, dem die ſyriſch-phönikiſch-karthagiſchen Mütter ihre Kinder auf die glühenden Erzarme legen mußten, während die Pfaffen mit Cymbeln und Pauken und Poſaunen einen großen Jubellärm aufſchlugen über dieſes fromme Thun. Ein leiblicher Vetter dieſes „Herrn“ war jener hebräiſche El Schaddai, der ſich ſpäter zum Jahve oder Jehova hinaufhumaniſirte, jener El Schaddai, welcher geweſen iſt wie „freſſend Feuer“, dem der fromme Jephta ſeine einzige Tochter zum Opfer ſchlachtete, dem Samuel zu Gilgal den Agag opferte, dem, wie das entſetzliche Buch Joſua triumphirend erzählt, in den eroberten Städten der Kanaaniter „alles, was Odem hatte“, zum Cherem geweiht, d. h. zum Blutopfer gebracht wurde.

Du wendeſt dich ſchaudernd ab, human gebildeter Sohn des 19. Jahrhunderts? Aber die Baalspfaffen, deren Geſchlecht unausgerottet und, wie es ſcheint, unausrottbar iſt, lachen deines Schauders; denn ſie wiſſen, mit dem Blutopferdogma ſteht und fällt ihr ganzes Baalthum. Haben ſie nicht den großen Propheten der Humanität, den ſchlichten Zimmermannsſohn von Nazaret, welcher aufgeſtanden war, „zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu predigen den Eingekerkerten, daß ſie losſein, und den Blinden, daß ſie ſehen, und den Unterdrückten, daß ſie frei und ledig ſein ſollen“ — haben ſie ihn nicht zum Sohn jenes blutgierigen El Schaddai gemacht? Haben ſie nicht dieſe achtzehnhundert Jahre her den Satz, daß „Gott ſich Gott zum Opfer bringen mußte, um Gott zu verſöhnen“, zu einem „heiligſten Myſterium“ geſtempelt, an welches zu rühren die menſchliche Vernunft nicht wagen dürfe? „Credo, quia absurdum est.“ Ströme von Blut und Thränen ſind um des freſſenden Feuers dieſes Dogma's willen gefloſſen, ohne daſſelbe zu löſchen. Noch in unſern Tagen haben wir es erlebt, daß ein Pietiſt, dem Abraham und Jephta nacheifernd, ſeine fünf Kinder dem El Schaddai zum Opfer ſchlachtete.*) Wahnwitz, ſagt ihr? Ja wohl! Aber ſagt uns, ihr Prediger der Umkehr, ihr Baalspfaffen und Phariſäer unſerer Zeit, ſagt uns, wo iſt die Gränzlinie zwiſchen eurem Bibelbuchſtabengötzendienſt und dem Wahnwitz? Ihr könnt es nicht, denn dieſe Gränzlinie exiſtirt nicht! Oder doch? Ja, für euch ſelbſt exiſtirt ſie. Denn ihr hütet euch klüglich, ihr, aus Opferern zu Opfern zu werden. Ihr ſeid nicht wie jener heldiſche Franz Junius, welcher i. J. 1566 zu Breda den in ſeiner Stube Verſammelten das Evangelium predigte, während drunten auf dem Marktplatz eine Anzahl von Ketzern verbrannt wurde. Die Flammen der Scheiterhaufen lohten in das Gemach herein, aber er predigte weiter, auf die Gefahr hin, im nächſten Augenblick ſelber ergriffen und verbrannt zu werden. Ihr wißt euch zu wahren, nicht allein vor den Flammen des Scheiterhaufens, ſondern vor jedem ungnädigen Blick allerhöchſter Patrone. Ihr ſeid lange nicht ſo dumm, wie ihr ausſeht. Ihr wiſſt recht gut, was die guten Sächelchen des Dieſſeits, ſowie, was die von euch dem „armen einfältigen Volk“ auf die Firma Jenſeits und Komp. ausgeſtellten Wechſel zu bedeuten haben. O, wir kennen euch, Brut Ahrimans, wir kennen euch! Nicht eine Silbe eurer Titel, nicht ein Tauſendſtel eurer Pfründen, nicht ein Endchen eurer Ordensbänder würdet ihr eurem „Herrn“ zum Opfer bringen.

---

*) Georg Hiller zu Oberjettingen in Schwaben, im März 1844.

Wenn du mit feſter Hand die ſüßlichen Liebesphraſen entfernſt, in welche das herrnhut'ſche Geſangbuch ſeinen Gott eingekleiſtert hat, ſo wird dir der blutdürſtige Rachen des alten Moloch-Schaddai entgegendräuen. Nun wohl, für dieſen ſüßlich verkleiſterten Molochismus wurde der Schuſter Johannes Moſer gewonnen, welcher Magdalena Peter, die viertälteſte Tochter des Judenſchießers, zur Frau hatte und bei welchem ſein unverheirateter jüngerer Bruder, Konrad Moſer, im Hauſe lebte. Ein nicht übel ausſehender Mann, der Johannes Moſer. Aber ſein runder Kopf mit dem breiten Kinn, der ſteil vorſpringenden Naſe und der zurückfliegenden Stirne trug ganz entſchieden den Stempel jener Bornirtheit, die mit eiſerner Zähigkeit einmal Erfaſſtes feſthält, und wäre es auch Abſurdeſtes und Unheilvollſtes. Wann und wie Moſer zuerſt in das Labyrinth der Sektirerei, in deſſen Hintergrunde Minotaurus Moloch lauerte, eingeführt worden ſei, machen die Akten nicht klar. Der herrnhut'ſche Schneider von Oerlingen ſcheint aber nicht ſein erſter Bekehrer geweſen zu ſein, ſondern wahrſcheinlich war dies unſer qualmender Ganz. Auch Moſers Frau hat an der Seele ihres Mannes herumgequackſalbert, denn ſie war als ſchon Erweckte in ſein Haus gekommen. Nachdem ihr und andern die Erweckung ihres Gatten gelungen, äußerte ſich dieſe Erweckung zunächſt dadurch, daß das erweckte Ehepaar die Mutter Moſers aus dem Hauſe trieb. Die arme alte Frau konnte es nämlich nicht zum „Durchbruch“ bringen und war des unheiligen Dafürhaltens, ihr Sohn thäte beſſer, auf der Schuſterbank zu handiren oder ſeines kleinen Bauerng'werbs fleißig zu warten, als in träumeriſchem Müſſiggang den Herrn zu ſuchen und in Konventikeln herumzulungern. Darum mußte ſie aus dem Hauſe und in ihren alten Tagen unter fremden Leuten eine kümmerliche Exiſtenz hinfriſten. Ihr jüngerer Sohn Konrad konnte den ihm von rechtswegen gehörenden Platz in ſeines Bruders Hauſe nur dadurch behaupten, daß er dem Bruder und der Schwägerin ein demüthiger Knecht war. In Wahrheit, der gutmüthige, aber mehr als billig einfältige junge Menſch wurde wie ein Sklave behandelt. Auch in Glaubensſachen. Phlegmatiſch von Natur, war der Jüngling, wie ſein Bruder und ſeine Schwägerin behaupteten, „verſtockt“ gegen das Heil, d. h. ihm kamen die Phantasmen der beiden unbegreiflich und überflüſſig vor. Der Konrad war ein praktiſcher Menſch, „werchte“ gern und aß nach gethaner Arbeit mit vortrefflichem Appetit. Deſſhalb machten Bruder und Schwägerin den Magen des jungen Menſchen zum Hauptmotiv ſeiner Erweckung. Ja, er wurde durch kärgliche und immer kärglichere Zumeſſung ſeiner Nahrung in die Schwärmerei förmlich hineingehungert. Da fing denn auch zuletzt der arme Junge an „Erſcheinungen“ zu haben, und einmal ſo weit, that er „zur größeren Ehre Gottes“ alles, was man von ihm haben wollte.*)

Die älteſte Tochter des Judenſchießers, Barbara, war 1780 geboren und 1803 an den Schmied Heinrich Baumann in Trüllikon verheiratet worden. Die Eheleute hatten friedlich mitſammen gelebt, bis die Frau von dem ſchwärmeriſchen Dunſt, welcher ihr väterlich Haus drüben in Wildisbuch erfüllte, benebelt wurde. Es gelang ihr aber nicht, den Gatten ebenfalls zu bedunſten. War ein Mann der Wirklichkeit, unſer Schmied Baumann. Hielt ſtandhaft an dem Glauben, daß 2 × 2 = 4 ſei, und (iſt das) eine wundervolle Schutzformel gegen allen Dunſt und Qualm, wißt ihr? Mochte Schmied Baumann auch an das Sprüchlein denken: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Denn die Erweckung ſeines Eheweibes zeitigte gar wunderliche Früchte, unter andern einen Nachſchlüſſel, womit unſere erweckte Barbara das Geldkäſtchen ihres Mannes öffnete, um ihn zu beſtehlen, zu frommen Zwecken vermuthlich. Beſtahl ihn alſo und brachte andere in den Verdacht des Diebſtahls.*) Der alte Abraham a Santa Klara würde ſagen, das Gebaren ſeiner Ehefrau habe auf den guten Schmied mehr erſchrecklich als erwecklich gewirkt, und ſo that es wirklich. Schmied Baumann ſchmiedete wacker drauf los, wollte nicht „mit in dem Ding ſein“, und es wäre ihm wohl zu verzeihen geweſen, falls manchmal einer ſeiner Streiche, wenn nicht ſeines Hammers, ſo doch ſeiner Hand, auf den Rücken ſeiner Frau gefallen ſein ſollte, die „in allen Stücken untreu an ihm handelte“.

---

*) W. A. I, 108.

Des Judenſchießers zweitälteſte Tochter, die ledige Suſanna, hatte den Leumund einer ſtillen, gutmüthigen und arbeitſamen Perſon. Sie ſcheint aus reiner Rührſeligkeit in die blutige Familientragödie hineingeriſſen worden zu ſein. Wie dieſe ganze Tragödie, wird auch die Betheiligung des von Natur herzensguten „Züſi“**) daran nur erklärlich durch den beiſpielloſen, gleich einem Zauberbann wirkenden Einfluß, welchen, wie wir ſehen werden, das jüngſte Kind des Hauſes auf die ganze Familie übte. Unter dieſem Bann ſtand auch die drittälteſte Tochter, Eliſabeth, die Märtyrin für den Glauben an ihre Schweſter. Der Pfarrherr von Trüllikon bezeugte, daß ſie „ſchwach von Verſtandeskräften“ geweſen, jedoch einen „ſtillen, unklagbaren“ Wandel geführt habe. Aber durch die Sektirerei ſei ſie wie „umgewandelt“ worden. Nicht nur gab ſie ſich jetzt als eine „arge Schwätzerin und Verleumderin“, ſondern auch ſchlug das in ihr brennende „chriſtliche Liebesfeuer“ häufig in das aus, was die Kinder der Welt ordinärerweiſe Lüſternheit nennen. Der gute Paſtor wußte davon zu erzählen. „Eine Unterredung“ — ſchrieb er am 26. März 1823 — „die ich mit der Eliſabeth vor etwa vier Jahren auf meinem Muſeo hatte, zeigte mir, auf welch einen Grad der gröbſten Sinnlichkeit ihre Liebe zum Heiland geſtiegen war, ſo daß ich mich alles Ernſtes wehren und zurückziehen mußte.“***)

---

*) W. A. I. 34. 97.

**) Mundartlich für Suſanna.

***) W. A. I, 34.

Das Geſinde des peter'ſchen Hauſes beſtand aus dem Knecht Heinrich Ernſt und der Magd Margaretha Jäggli. Jener, ein armer Junge, war ziemlich hinterwäldleriſch aufgewachſen und als Knabe rauh genug unter fremden Leuten herumgeſtoßen worden. Im Jahre 1814 trat er beim Judenſchießer in Dienſt und wurde ſo gut behandelt, daß er ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben glücklich und heimelig fühlte. Der alte Peter vertraute ihm mehr als dem eigenen Sohn, die Töchter des Hauſes bezeigten ihm Wohlwollen und ſo war es denn kein Wunder, daß der gutartige junge Menſch mit ganzem Herzen an die Familie ſich anſchloß und auch der dieſelbe beherrſchenden religiöſen Strömung widerſtandslos folgte. So that auch die Magd Margaretha Jaggli, welche aus einer Sünderin der gemeinſten Art eine Büßerin zweifelhafter Gattung geworden war. Ihr heimatlicher Seelſorger bezeichnete ſie als eine „dumme“, aber doch in manchen Dingen „liſtige und verſchlagene“ und „im höchſten Grade wollüſtige“ Perſon. Nachdem ſie ein uneheliches Kind geboren, hatte ihre Lüderlichkeit ſie ins Spital geführt. Später war ſie aus der Gemeinde Schöfflistorf polizeilich weggewieſen worden, weil ſie nicht nur mit ihrem dortigen Dienſtherrn in einem ärgerlichen Verhältniſſe ſtand, ſondern auch kaum den Knabenſchuhen entwachſene junge Leute „zur Unzucht zu verleiten ſuchte“.*) In kümmerlichſte Umſtände und zugleich mit „Stündlern“ in Verbindung gerathen, war ſie von epileptiſchen Zufällen befallen worden, welche ſie für Anfechtungen des Teufels nahm. Sie hielt ſich für beſeſſen und das peter'ſche Haus für den rechten Ort, den Streit mit dem Satan ſiegreich durchzufechten.

Neben dieſer Perſon, deren Züge den Charakter einer thieriſchen Stupidität trugen, that im peter'ſchen Hauſe die i. J. 1817 neunzehnjährige Urſula Kündig aus Langwieſen Magddienſte, ohne eine wirkliche Magd zu ſein. Vielmehr lebte ſie als die Lieblingsjüngerin der Heiligen von Wildisbuch unter dem väterlichen Dache derſelben. Dieſes Mädchen, welches aus reinſtem, wenn auch furchtbar irregeleitetem Enthuſiasmus eine zweifache Mörderin werden ſollte, war das ſanfteſte, gutartigſte Geſchöpf von der Welt. Das bezeugte der Pfarrer von Feuerthalen, zu welchem Kirchſpiel Langwieſen gehört, und er fügte hinzu, Urſula's Wandel ſei ſo geweſen, daß „ſelbſt ſchmähſüchtige Leute nie etwas an ihr auszuſetzen gehabt hätten“.*) Ein ſanfteres, gutherzigeres Geſicht als das der armen Urſula läßt ſich kaum denken. Ihre Phyſiognomie hatte etwas Intelligentes, Nobles, einen Anhauch ſchwermüthiger Jungfräulichkeit. In Wahrheit, es lag eine melancholiſche Stimmung in ihr, frühzeitig genährt durch den Tod ihrer Mutter und durch das Miſſverhältniß, in welches ſie durch Einwirkung einer Stiefmutter zu ihrem Vater gerathen war. Dazu kam ein fehlgeſchlagener Heiratsverſuch mit einem jungen Manne, deſſen Bewerbung, wie Urſula entdeckt zu haben glaubte, mehr ihrer Mitgift als ihrer Perſon galt. Sie drang auf Aufhebung der Verlobung, was nur auf dem Proceßwege bewerkſtelligt werden konnte, weil der Freier eine Geldentſchädigung beanſpruchte. Die Leiſtung dieſer Entſchädigung verſtimmte den Vater noch mehr gegen die Tochter, welche in grübelnden Trübſinn verfiel. Eine myſtiſche Scharteke kam ihr zu Handen und ſie las ſich mit Eifer in die darin enthaltene Erzählung von einem Jüngling hinein, welcher im Gefühle ſeines „Sündenelends“ Gott um einen Freund bat, der ihm die Wege des Heiles wieſe, und dem dann Gott wirklich einen ſolchen Heilswegweiſer zuſchickte. Auch Urſula empfand das Bedürfniß, eine gleichgeſtimmte Freundin zu beſitzen, „um mit derſelben gemeinſchaftlich die Pilgerreiſe nach der ſeligen Ewigkeit machen zu können“.**) Sie empfand dieſes Bedürfniß um ſo mehr, als der Anblick des vielfältigen Elends, welches das Hungerjahr 1817 über ihre Heimatgegend brachte, ihre erbarmungsvolle Seele noch mehr ängſtigte und ſie die Welt im trübſten Lichte erblicken machte. Hat doch, wie jedermann weiß, jene Theuerungszeit der pietiſtiſchen Bewegung überhaupt großen Vorſchub geleiſtet. Urſula anvertraute ihr Bangen und Sehnen ihrer älteren Schweſter Magdalena und ein unglücklicher Zufall wollte, daß ihr durch dieſe die erſehnte Seelenfreundin zugeführt werden ſollte. Magdalena traf nämlich auf einem Gange nach Schaffhauſen auf der dortigen Rheinbrücke mit der ihr perſönlich völlig unbekannten Heiligen von Wildisbuch zuſammen. Die beiden ſprachen mitſammen über die Noth der Zeit und die Aeußerungen der Heiligen klangen den Ohren der Magdalena ſo ungewöhnlich und tröſtlich, daß ſie die Tröſterin um ihren Namen fragte und darauf derſelben den Gemüthszuſtand ihrer Schweſter Urſula mittheilte. Die Heilige ging mit Theilnahme auf dieſe Mittheilung ein, gab fromme Winke und ſchloß damit, die Urſula zu ſich nach Wildisbuch einzuladen. Die Eingeladene folgte am nächſten Sonntage voll Freude dem Rufe, den ſie für eine himmliſche Stimme nahm, ward von der Heiligen freundlich empfangen und noch an demſelben Tage in das Herrnhuterkonventikel zu Oerlingen eingeführt. Dadurch ward Urſula's Schickſal entſchieden. Die Heilige und ſie wurden „treueſte Freundinnen für Zeit und Ewigkeit“. Urſula's Beſuche in Wildisbuch wiederholten ſich, zum großen Verdruſſe ihres Vaters, der von dem „frommen Zeug“ nichts wiſſen wollte. Allein Urſula war ſchon unwiederbringlich gebunden. Die Seele des unglücklichen Mädchens war wie Wachs in den Händen der Heiligen. Ihre Beſuche in Wildisbuch verlängerten ſich mehr und mehr. Nachdem ſie die Herbſtzeit von 1820 dort verbracht hatte, zog ſie im folgenden Jahre ganz hinüber und verrichtete, ohne Lohn zu begehren, willig und freudig die Dienſte einer Magd, voll des Glückes, ihrer Herzensfreundin nahe ſein zu dürfen, in welcher ſie in kindlicher Begeiſterung nicht nur eine Erwählte ſah, durch die „der Herr Großes im Stillen wirkte“, ſondern von der ſie auch mit felſenfeſter Ueberzeugung glaubte, daß „Chriſtus ſich in ihr im Fleiſche geoffenbart habe, um durch ſie viele tauſend Seelen zu erretten“.*)

---

*) B. A. I, 55, 62.

---

*) W. A. I, 48.

**) Verhör der Urſula Kündig am 29. März 1823. W. A. II, 2.

So wären wir denn jetzt bei der Heldin unſeres Paſſionsſpiels ſelbſt angelangt. Pfarrherr Simmler hat ſie in einem Berichte vom 13. Auguſt 1821 die „Primadonna der ſogenannten Erweckten“ genannt.*) Profaner Rationaliſt! Aber man muß dem Manne ſeine etwas polternden Auslaſſungen ſchon zu gute halten. Die Sektirer ſeines Kirchſpiels hinderten ihn auch gar zu oft, die „Hammen“ (Schinken), welche ſeine Bauern ihm verehrten, in Ruhe zu eſſen, ſein Glas trüllikoner „Beeriwy“ (Ausbruch) in Frieden zu trinken und die Pfeife der Betrachtung ungeſtört zu rauchen. Schlimm das! Der Paſtor hatte mit Citationen, Audienzen und Berichten wegen der „ſogenannten Erweckten“ nicht nur alle Hände voll zu thun, ſondern auch hatte der Gute, wie wir geſehen, noch außerdem mitunter ganz bedenkliche Abenteuer zu beſtehen, auf ſeinem „Muſeo“. Wir unſererſeits dagegen ſtehen unſerem Gegenſtande nur als ein gewiſſenhafter, völlig unbefangener Erzähler gegenüber. Wir beſchwören den blutigen Schatten der Heiligen von Wildisbuch nicht, um ihn orthodoxiſch anzurunzeln oder rationaliſtiſch niederzukatechiſiren. Wir wühlen auch nicht das Grab der Unglückſeligen um, damit wir ihren Staub ſpottlachend in die Lüfte blaſen. Im Gegentheil, je mehr wir uns mit ihrem Schickſal beſchäftigt haben, ein um ſo tieferes Mitleid ergriff uns. Dieſes Weib war doch trotz alledem in innerſter Seele angefaßt vom Schmerze der Kreatur und ſie rang mit ihm auf Leben und Tod. In einer Weiſe freilich, die zum Wahnſinn führen mußte. Aber ſie rang doch mit dieſem fauſtiſchen Schmerz, während Millionen und wieder Millionen ſterben, ohne daß ihnen derſelbe je zum Bewußtſein kommt, d. h. ohne daß ſie über die thieriſche Befangenheit im Naturdaſein ſich erheben. Und dann noch eins: die Heilige von Wildisbuch iſt mit einem beiſpielloſen Heroiſmus für ihre Ueberzeugung geſtorben. Kann das, thut das eine urſprünglich gemeine Natur?

---

*) Wörtliche Aeußerung Urſula's. W. A. II, 2.

---

*) W. A. 1, 28.

Viertes Kapitel.

„Das heilig Margethli.“

Zur Weihnacht 1794 gebar die Ehefrau des Johannes Peter Judenſchießer zu Wildisbuch ihrem Gatten ein Töchterlein, das jüngſte der Kinder des Hauſes. Es iſt nicht aktenmäßig feſtgeſtellt, aber dennoch ſehr wahrſcheinlich, daß die Kleine in der Chriſtnacht ſelber zur Welt gekommen. Die Wehemutter mag dem Vater die Neugeborene wohl mit dem naheliegenden Scherze dargereicht haben: „Da habt Ihr ein Chriſtkindli!“ Sei es, daß dieſes Wort wirklich ausgeſprochen, ſei es, daß es nur gedacht wurde, immerhin iſt, wie wir ſofort ſehen werden, Grund vorhanden, zu vermuthen, daß ſchon die Zeit und Stunde ſeiner Geburt das Kind in den Augen der Seinigen mit einem gewiſſen Nimbus umgeben habe. Das Volk hat ja eine eigene Philoſophie der Vorbedeutungen, und wie oft und ſcharf dieſe „Rockenphiloſophie“ ſchon „geſtriegelt“ worden iſt, an Geltung hat ſie dadurch im ganzen nicht viel verloren.

Die Neugeborene wurde am 28. December 1794 in die Kirche nach Trüllikon hinübergetragen, um dort getauft zu werden. Sie erhielt den Namen Margaretha, landesmundartlich abgekürzt Margeth oder im Zärtlichkeitsdeminutiv Margethli. Das Kind wuchs geſund und ſtill heran im Kreiſe ſeiner Familie, welche, wie früher erwähnt worden, inmitten ihrer Nachbarn ein ganz in ſich abgeſchloſſenes Daſein führte. Die Mutter war dem „Neſthäkli“ mit beſonderer Zärtlichkeit zugethan. Und nicht die Mutter allein. Als die gute Frau im Sterben lag, konnte ſie ſich damit tröſten, daß ihrem jüngſten, halbwüchſigen Kinde die liebevolle Zuneigung ihrer älteren Töchter gewiß ſei. Das Margethli wurde in Wahrheit als der Schatz des Hauſes gehegt. Selbſt der eiſenköpfige, hartherzige Vater war dem Kinde gegenüber weich und nachgiebig bis zur äußerſten Schwäche. Ja, er hat ſelbſt nach der Zerſtörung ſeiner Familie, ſelbſt im Gefängniſſe noch mit Zähigkeit zu der Ueberzeugung ſich bekannt, „ſeine jüngſte Tochter ſei von Gott zu etwas Außerordentlichem beſtimmt geweſen".*) Faſſen wir die verſchiedenen Ausſagen über die früheſte Jugend des „Chriſtkindli" zuſammen, ſo ergibt ſich, daß Margethli ſchon im Alter von ſechs Jahren die Ihrigen faſt unbedingt beherrſchte. Da bedarf es denn fürwahr keiner pſychologiſchen Kunſt, um errathen zu laſſen, wie ſehr eine ſolche beherrſchende Stellung auf die Kleine zurückwirken mußte. Hätte ſie nicht merken ſollen, daß man ſie als eine Auserwählte anſah und liebte? Mußte ſie ſo nicht darauf geleitet werden, ſich ſelber für auserwählt zu halten?

Aktenmäßiges, aber auch Legendariſches wird von dem ländlichen Wunderkinde berichtet. Dem Gebiete der Thatſachen gehört an, daß ungeachtet des höchſt mangelhaften Zuſtandes, in welchem ſich damals und bis 1830 das Dorfſchulweſen befand, Margethli mit großer Leichtigkeit leſen und ſchreiben lernte, daß ſie von früheſter Kindheit auf eine ſehr religiöſe Stimmung zeigte, daß ſie ſchon als Sechsjährige die Ihrigen zu häuslicher Andacht um ſich verſammelte, ihnen aus der Bibel vorlas, beim Leſen der Paſſionsgeſchichte Chriſti in ſchmerzliches Weinen ausbrechend, und daß ſie ſchon in dieſem Alter ihre älteren Geſchwiſter zur Gottesfurcht ermahnte.**) Legendenhaft lautet Folgendes: Margeth habe etwas Göttliches (an ſich) gehabt, weil ſie zur Weihnacht geboren worden. Sie habe ſchon als Kind großer Gnade genoſſen, indem ſie leſen gekonnt, nachdem ſie bloß zweimal das Abc-Büchlein in die Schule getragen. Als Kind ſei ſie einmal von Magenkrämpfen befallen worden und da ſei ihr ein Engel erſchienen und habe ihr eine Stelle bei Benken angezeigt, wo Kräuter ſtünden, durch welche ſie geheilt werden ſollte. Dieſe Mythen brachte Margethli's älteſte Schweſter Barbara vor und zwar nach der Kataſtrophe und als Gefangene im Wellenberg in Zürich, jenem finſteren Waſſerthurm, welchen die Reformperiode von 1830—35 mit andern finſteren Dingen weggefegt hat. Die Gefangene fügte hinzu: „Ich bin überzeugt, daß Gott durch die Margeth gewirkt hat, in großer Kraft, in ſeiner Gnade, bis auf die Stunde ihres Todes.“*) Man ſieht, es ſtand in der Familie des Judenſchießers felſenfeſt, daß Margethli ein „auserwähltes Gefäß des Herrn“ ſei. Hieraus und nur hieraus erklärt ſich das faſt Unglaubliche und doch Thatſächliche, daß Margeth's Gebote blinden Gehorſam bei den Ihrigen fanden, auch dann noch, als dieſe Gebote das Ungeheuerſte forderten.**)

---

*) W. A. II, 3, 28.

**) W. A. II, 5.

Es liegt auf der Hand, daß das Mädchen, in welchem die Seinigen und alle ſeine vertrauteren Anhänger alles Ernſtes den abermals fleiſchgewordenen Heiland ſahen, kein gewöhnliches ſein konnte. Um nichts und wieder nichts reißt ſich eine ganze Bauernfamilie nicht von der Scholle der Wirklichkeit los, um in den himmelblauen Dunſtregionen der Schwärmerei zu zerfahren und zu zerflattern. Dazu mußte ein mächtiger Antrieb vorhanden ſein. Allerdings lag er in der Luft, in der Zeit. Der Rieſenpolyp der Reſtaurationsepoche, welchen die Bonald, de Maiſtre und Chateaubriand, die Friedrich Schlegel und Adam Müller, die Haller und Gentz großgepäppelt hatten, ſtreckte einen ſeiner unzähligen Saugfäden auch in das einſame Dörfchen im Schoße der Kohlfirſt hinauf. Aber die Stimmung einer Zeit, ob naturwüchſig oder künſtlich gemacht, bedarf beſtimmter Träger und Werkzeuge, um zu faktiſcher Ausprägung zu kommen, und ein ſolches Werkzeug war das Chriſtkindli von Wildisbuch.

Kein gewöhnliches, fürwahr! Hört nur, wie unſer wackerer Rationaliſt von Trüllikon über das Margethli ſich äußerte. Saß da der Mann gewiß recht grimmig und griesgrämig auf ſeinem „Muſeo“, als er amtlich aufgefordert war, ſeine Beobachtungen über ſeine weiland Katechismusſchülerin kundzugeben. Hatte ihm die Sache ſchon ſo viel Aerger und Verdruß gemacht. Paffte dicke Unmuthswolken aus ſeinem Wort-Gottes-vom-Lande-Meerſchaum, verſteht ſich. Schrieb aber doch nach Wahrheit, der gewiſſenhafte

---

*) Bericht des Zuchthauspredigers K. Schoch an das Obergericht vom 25. Oktober 1823. W. A. I, 107.

**) W. A. I, 81.

Herr: „Die Margareth war unſtreitig das geſcheideſte von allen ihren Geſchwiſtern. Unter der Anzahl von Neokommunikanten, welche ich anno 1811 ad s. coenam admittirte, war ſie die geſchickteſte und die, welche mit dem herzlichſten Intereſſe den Religionsunterricht empfing. Wie oft kam ſie zu mir, um zu danken für das, was ſie gehört habe! Wie feurig war ihr Verſprechen, allen den ertheilten Belehrungen ihr Lebenlang getreulich nachzufolgen! Ich hatte die beſte Hoffnung von ihr, obgleich mir ein und anderes Ueberſpannte nicht entgehen konnte. Beſagte Margareth gewann bald eine völlige Superiorität in ihrem Hauſe. Alles mußte ſich nach ihr richten. Was ſie ſagte oder aus der Ferne ſchrieb, mußte als Gottes Wille reſpektirt werden." Der redliche Pfarrer fügte dieſem die Verſicherung bei, er habe es nicht an eindringlichen Ermahnungen fehlen laſſen, die Margeth und die Ihrigen von dem betretenen Pfade der Schwarmgeiſterei zurückzubringen; aber — puff! paff! — die bethörten Leute hätten ſich nicht daran gekehrt, hätten die trüllikoner Kirche gemieden und — puff! paff! in heftiger Steigerung — der Lohn ſeiner Bemühungen ſei geweſen, daß er als „Unchriſt" und „Heide" verläſtert wurde.*) Tröſte dich, alter Herr, in deinem Grabe unter den Rebhügeln von Trüllikon. Wir andern haben Aehnliches erfahren wie du oder Schlimmeres und der geſunde Menſchenverſtand wird in unſern Tagen nicht weniger ein Heide geſcholten, als er es in den deinigen ward. Tröſte dich, alter Herr. Wenn geſchrieben ſteht: „Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens!" wie ſollte da, vollends in Zeiten der „Umkehr", ein ehrlicher Landpaſtor erfolgreich mit dem Fanatismus kämpfen? Die „heilige" Dummheit iſt ja die unbeſieglichſte von allen Dummheiten, eben weil ſie ein in den Koth gefallener Stral von Ewigem iſt.

Margeth war zur Zeit ihrer Konfirmation nahezu ſechzehn Jahre alt. Aus dem Kinde war ein „ſchön Meitli" (Mädchen, Jungfrau) geworden. Mein Autorgewiſſen will mir leider nicht erlauben, zu ſagen, daß das Landvolk im Züribiet einer großen Wohlgeſtalt ſich zu rühmen habe. Von den Fabrikdiſtrikten wollen wir gar nicht reden, denn da iſt „die Handſchrift Gottes auf Menſchenangeſichtern" ſehr ſchreibfehlerhaft geworden, ſehr! Schickt das ſchönſte Kind in den Fabrikbrodem und ſeht zu, wie es nach etlichen Jahren herauskomme. Aber auch in den bäuerlichen Gegenden, im knonauer Amt, im Wehnthal, im Wyland ſind die Züge und Figuren des weiblichen Geſchlechts durchſchnittlich unſchön. Das iſt unangenehm, aber wahr. Ich ſagte durchſchnittlich; denn es gibt Ausnahmen. So ſah ich in Wildisbuch das dreizehnjährige Töchterlein eines Tagelöhners, deſſen Schönheit mich wahrhaft verblüffte. In ſeinem ärmlichen Röckchen ein wahres Ideal germaniſcher Schönheit! Heil ſei dir auf deinem Lebenswege, goldhaariges Anneli, das du mit großen, träumeriſchen Augen daneben ſtandeſt, als mir der alte Gemeindepräſident vom heiligen Margethli erzählte. — „Ihr könnt Euch alſo der Margeth deutlich erinnern?" fragte ich. — „Fryli, fryli, warum nicht? War ja dazumal längſt ein Chnab, der auch nach den Meitli auslugte, wißt Ihr? Ich ſäg', es Biß hät's g'ha, 's Margethli, es Biß, was ma nu Schön's g'ſäh kcha." — Dieſes ſchöne Gebiß der Heiligen ſchien ſich förmlich in das Gedächtniß des Alten verbiſſen zu haben: er kam immer wieder darauf zurück, während ſeine übrigen Angaben über Figur und Ausſehen Margeth's ſehr fragmentariſch waren. Doch ſagte er: „Ja, ja, es recht nett's Perſönli, es ſubers (ſauberes, d. i. hübſches) Meitli!"

---

*) W. A. I, 34.

Daß ſie das geweſen, namentlich in der Blüthe ihrer Jugend, ward mir auch von anderer Seite her beſtätigt, und das von ihr vorhandene lithographirte Bruſtbildniß — ein ſehr ſchlechtes Stück von Lithographie freilich — widerſpricht wenigſtens nicht den von mir geſammelten Ausſagen über ihre perſönliche Erſcheinung. Klein von Statur, wohl proportionirt, rundlich, hochbrüſtig, muß ſie trotz der häſſlichen Landestracht, in welcher ſie einherging, gar nicht übel ausgeſehen haben. Der von einem ſchlanken Halſe getragene Kopf war entſchieden bedeutend. Die Stirn nicht hoch, aber breit und ſtark gewölbt. Große graublaue Augen unter langen, ſchöngeſchweiften Brauen, Augen mit einem ſichern, feſten, beherrſchenden Blick. Die Naſe wohlgeformt, länglicht, leicht gebogen, aber der Mund größer als billig, mit einer ſinnlich aufgeworfenen und etwas vorſpringenden Unterlippe. Das Grübchenkinn etwas zu kümmerlich angelegt, im Mißverhältniß zu der Rundung des Geſichts und zu den vorſpringenden Backenknochen zu ſehr zurücktretend. Im ganzen die Phyſiognomie weitaus mehr einer Fühlerin als einer Denkerin, aber dabei etwas Selbſtbeſtimmtes und Selbſtgewiſſes, etwas Fertiges und Entſchiedenes im Zuſammenſpiel der Züge. Und doch auch wieder keine rechte Harmonie darin. Der ſinnliche Mund ſtörſam, ſehr ſtörſam, beſonders in Anbetracht eines Laertenzuges von Schlauheit, der ſich ab und zu um die Lippenwinkel ringelt. Es iſt ja eine alte Geſchichte, daß in Schwärmern dem heißeſten Fanatismus nicht ſelten die kühlſte Berechnung ſich geſellt.

Der „große Heide“ Göthe hat das Wort geſprochen: „Niemand glaube die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit je verwinden zu können.“ Mitunter findet auch ſo ein Heide die Wahrheit. Man ſehe deß zum Beweiſe nur unſere Prinzen vom gewöhnlichen Prinzenſchlag an. Können dieſe Armen ihr Lebenlang es jemals verwinden, daß ſie in einer byzantiniſchen Atmoſphäre durch lauter graduirte Doktores Philoſervitiä erzogen worden? Nun wohl, auch die junge Margeth war in der von den Ihrigen eifrigſt genährten Ueberzeugung aufgewachſen, etwas ganz Beſonderes zu ſein. Dieſer Idealismus mußte mit Nothwendigkeit eine religiöſe Richtung nehmen, denn die Religion iſt ja überhaupt der Idealismus des Volkes. In andere Lebenskreiſe geſtellt, wäre das junge Mädchen vielleicht eine berühmte Künſtlerin, vielleicht auch eine verrühmte Kurtiſane geworden, wer weiß? Es war Genialität in ihr, kein Zweifel! Ihre Lebensſtellung, ihre Erziehung befähigte ſie aber nicht, die helle Seite des Daſeins verſtehen und die Wirklichkeit ſo oder ſo ſchön geſtalten zu lernen, und ſo wurde ſie der dunkeln Region zugetrieben, wo eine nur mit religiöſen Bildern genährte Phantaſie ſchwärmeriſche Ungeheuerlichkeiten ausbrütet, molochiſtiſche Phantaſmen, Schlußfolgerungen des Glaubens an eine Ver- und

Durchteufelung der Welt, Blutopferſchwindeleien Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß uns von dem jungen Mädchen nicht eine einzige heitere Aeußerung überliefert worden. Bemerkenswerth auch, daß die anmuthige Natur ihrer Heimat oder die Fernſicht auf das erhabene Alpenpanorama nicht den geringſten Eindruck auf Margeth hervorgebracht zu haben ſcheint. Aber was will man? Wenn man ſich ſchon als ein Kind von ſechs Jahren in die ungeheuerliche Phantaſterei der Apokalypſe Johannis hineingeleſen hat, muß man den Sinn für Naturſchönheit und Naturwahrheit unſchwer einbüßen. Endlich iſt auch nicht ein Zug vorhanden, welcher bewieſe, daß das ſüße „Hangen und Bangen“, welches die knoſpende Bruſt ſechzehnjähriger Mädchen ſchwellen macht, in Margeth ſich geregt habe. Auch ſie ſollte die Liebe kennen lernen, ja wohl. Aber als es geſchah, knüpfte dieſes Gefühl nur einen weiteren dunkeln Faden, einen dunkelſten, in den ohnehin ſchon rettungslos verworrenen Knäuel ihres Schickſals.

Es muß angenommen werden, daß die Vorſtellung, zur Mehrung des Reiches Gottes und zur Minderung des Reiches Satans berufen zu ſein, bereits in der Sechzehnjährigen zu einer fixen geworden war. Wann und durch wen der verderbliche Keim geiſtlichen Hochmuths in dem jungen Mädchen zuerſt dieſe beſtimmte Richtung erhalten habe, laſſen die Akten der wildisbucher Procedur leider unklar. Die Urſache davon iſt ohne Zweifel die, daß die ganze Unterſuchung, offenbar infolge „höherer Weiſung“, alle Fäden der unglückſeligen Geſchichte, welche über die bäuerliche, ſchneiderliche und ſchuſterliche Region in höhere Geſellſchaftskreiſe hinaufführten, nur ſehr läſſig oder auch gar nicht verfolgte. Deſſhalb ſieht es ganz ſo aus, als wären die Beziehungen der Margareth zu den vornehmen Frommen von Schaffhauſen, Zürich und Baſel abſichtlich vertuſcht worden. Einwirkungen und zwar bedeutende haben aber von dieſer Seite her unzweifelhaft ſtattgefunden, obzwar dieſelben nur in einzelnen Fällen nachweisbar ſind. Margeth's Schwager, der Johannes Moſer, hat freilich behauptet, ſeine Schwägerin habe ihre Begriffe und Anſichten einzig und allein von Gott dem Herrn erhalten; er ſei überzeugt, daß ſie von keinem

Menſchen Unterricht erhalten. Sie habe auch bei ihren Unterweiſungen nur die Bibel gebraucht. Letzteres beſtätigten auch der Vater Peter, wenn auch nicht ſo ausſchließlich („die Margeth hat am meiſten auf die Bibel gehalten“) und die Urſula Kündig („die Bibel iſt dasjenige Buch geweſen, welches die Margeth am meiſten hochgeſchätzt; auf alle übrigen hat ſie nicht viel gehalten“.*) Allein es ſteht aktenmäßig feſt, daß außer der Bibel eine Traktätchenſammlung im peter'ſchen Hauſe vorgefunden wurde und daß Margeth insbeſondere das groteſk teufelsgläubige „Herzbüchlein“ eifrigſt geleſen und ihren Anhängern als eine „erweckliche“ Schrift empfohlen hat. Schon darum alſo und ganz abgeſehen von den weiterhin zu berührenden perſönlichen Einflüſſen auf Margeth, iſt es unſtatthaft, die Bibel allein für den wildisbucher Gräuel verantwortlich zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1816 erbat ſich der zu Rudolfingen wohnende Oheim Margeth's, der Bruder ihrer Mutter, das junge Mädchen, daß es ihm in ſeinem Haushalt hilfreich zur Hand ginge. Margeth that ſo und es iſt allgemein bezeugt, daß ſie der übernommenen Pflicht mit treueſtem Fleiße nachkam. Haus, Feld und Weingarten gediehen unter ihrer pflegenden und ordnenden Hand. Es ſteht zu vermuthen, daß dieſer mit einem ſtillen, eingezogenen Gebaren und einem immerhin ungewöhnlich einnehmenden Aeußern verbundene Eifer die frommen Seelen der benachbarten Stadt Schaffhauſen auf das junge Bauernmädchen aufmerkſam gemacht habe. Genug, während ihres Aufenthalts in Rudolfingen kam ſie mit den ſchaffhauſer Pietiſten in Verbindung. Die Folge davon war zunächſt ein grübelnder Trübſinn. Beſuchte ſie das väterliche Haus, ſo gab ſie den Schweſtern, welche beſorgt nach der Urſache ihrer Traurigkeit fragten, mit thränenden Augen den Beſcheid: „Gott ſchließt mir durch chriſtliche Freunde, die er mich finden ließ, mehr und mehr das Herz auf, ſo daß ich mit jedem Tag lebhafter mein Sündenelend fühle.“ Ihr Sündenelend! O, Lehre von der Erbſünde, welche Teufelskralle haſt du in das Herz der Menſchheit geſchlagen!

---

*) W. A. II, 1, 2, 8.

Ein junges, geſundes, ſchönes, durchaus wackeres und unbeſcholtenes Mädchen und Sündenelend! Man ſieht, der Teufel der Dummheit in Geſtalt eines ſchaffhauſer Pietiſten hatte ſein Opfer feſt gepackt.

Kein Wunder demnach, daß Margeth, im März 1817 nach Wildisbuch heimgekehrt, zu orakeln begann und zwar in einem Stile, der um ſo mehr Eindruck machen mußte, als die Gemüther der Menſchen durch die herrſchende Theuerungsnoth verdüſtert waren. Apokalyptiſche Bilder wirbelten durch das Gehirn der angehenden Heiligen. Sie fing an, Viſionen zu haben und Kämpfe mit den hölliſchen Geiſtern zu beſtehen. That ſie den Mund auf, ſo geſchah es, um düſtere Weiſſagungen vernehmen zu laſſen. „Mit Macht rückt das Ende der Dinge heran“, predigte ſie. „Schon iſt der Tag des Gerichts angeſetzt und wie ein Dieb in der Nacht wird er die Sorgloſen überfallen. Die Wiederkunft des Herrn ſteht vor der Thüre. Wer ſich retten will, bekehre ſich ſchleunigſt zum Herrn!“ In der That, der alte Judenſchießer und Margeth's Geſchwiſter bekehrten ſich, das heißt, es war für ſie eine ausgemachte Thatſache, daß das „Chriſtkindli“ ſich zur Prophetin entwickelt habe. Gilt man aber erſt für eine Prophetin, ſo hat man nur noch wenige Schritte zu machen, um für eine Heilandin zu gelten, in den eigenen Augen wie in denen anderer.

Vorab in den Augen eines ſo treuherzigen Weſens, wie die arme Urſula Kündig war, welche Margeth zu dieſer Zeit an ſich und allmälig zu ihrer Lieblingsjüngerin heranzog. Zu einem weiblichen Johannes ſo zu ſagen, denn wir müſſen es ſchon hinnehmen, daß ſich dieſe ganze trübſälige Geſchichte mehr und mehr zu einer Parodie der Geſchichte Jeſu anläßt. Margeth, jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, begann ſich zu fühlen. Sie wollte fürder nicht mehr eine Geleitete ſein, nein, ſie wollte ſelber leiten. Daher brach ſie ihre und der Ihrigen Beſuche in dem Herrnhuterkonventikel zu Oerlingen bald wieder ab. Sie wollte nicht ſuchen, ſondern ſich ſuchen laſſen. In ihrer Familie wie bei den ſchaffhauſer Frommen war ihr Anſehen ſchon ſo felſenfeſt begründet, daß kein Verhältniß der Unterordnung ihr mehr zuſagen konnte. Daher auch die merkwürdige Selbſtſtändigkeit, welche die bäuerliche Heilige der adeligen Heiligen Juliane von Krüdener gegenüber behauptete.

Es war im Spätherbſt 1817, als Juliane auf einer ihrer oben berührten Miſſionsfahrten in dem badiſchen Gränzorte Lottſtetten raſtete. Die Frommen von Schaffhauſen kamen dahin, die vornehme Schweſter im Herrn zu begrüßen. Sie ſprachen derſelben von dem wildisbucher Wundermädchen und ihre Ausſagen mochten in der vornehmen Miſſionärin den Gedanken erwecken, in Margeth ein brauchbares und fügſames Werkzeug zu finden. Diesmal hatte aber der frommen Freifrau der Geiſt nicht das Richtige geoffenbart. Margeth ward zwar veranlaſſt, Juliane in Lottſtetten aufzuſuchen, wohin ſie ſich in Geſellſchaft ihres Schwagers Moſer und ihrer Schweſtern Eliſabeth und Suſanna begab. Sie ſah dort im Gefolge der Krüdener unter andern Perſonen den Profeſſor Lachenal, welcher ſie, nachdem er ſich mit ihr unterredet hatte, dringend zu ſich nach Baſel einlud. Dieſe Anknüpfung mit den baſeler Erweckten wob dann ſpäter auch den Faden, welcher den Schlammvulkan Ganz mit der Heiligen von Wildisbuch verband. Auf Juliane machte Margeth offenbar einen weit größeren Eindruck als Juliane auf Margeth. Des Judenſchießers Tochter ward von der weiland Veleda des Caren aller Reußen einer dreiſtündigen Unterredung unter vier Augen gewürdigt. Ueber den Inhalt dieſes gottſeligen Zwiegeſprächs ſich auszulaſſen, hat ſie nicht für nöthig gehalten. Als ſie von Lottſtetten heimgekehrt war, forſchten der Vater und die Geſchwiſter, die ſich natürlich nicht wenig damit meinten, daß eine ſo „fürnehme“ fremde Dame, deren Fürnehmheit und Reichthum das Gerücht in der Umgegend in's Märchenhafte geſteigert hatte, mit ihrem Margethli ſich „ſo gemein gemacht“, ja ſie förſchelten nicht wenig neugierig, welche Orakel die Pythoniſſa aus Kurland von ſich gegeben. Margeth jedoch ſagte nur ganz kurz: „Die Frau Krüdener führt keine andere Lehre als Jeſus der Gekreuzigte.“*) In die Sprache der Welt überſetzt, hätte das gelautet: „Meine liebe Frau von Krüdener, was du biſt, bin ich auch, mindeſtens auch!"

---

*) W. A. II, 1.

Es findet ſich keine Spur mehr, wenigſtens keine ſichere, daß Margeth noch anderweitig mit Juliane in perſönliche oder briefliche Beziehung gekommen. Eine Tradition zwar will, die beiden hätten ſich noch einmal getroffen, im Hauſe des erweckten Herrn Notz auf der Platte bei Zürich; aber die Beſtätigung fehlt und dieſe zweite Begegnung iſt auch ſchon darum unwahrſcheinlich, weil Margeth entſchieden kein Verlangen trug, die heilige Juliane wiederzuſehen. Ich laſſe es dahingeſtellt, ob, wie geargwöhnt werden konnte, aus der kurz angebundenen Aeußerung Margeth's über Frau von Krüdener etwas wie Konkurrenzneid hervorzuckte. So viel iſt gewiß, daß die vornehme Bußpredigerin der Tochter des Judenſchießers nicht imponirt hatte, und ſehr ſtark zu vermuthen ſteht, daß Margeth es der großen Dame geſchwind abgeſehen, wie man ſich anſtellen müßte, um zu imponiren. Denn übereinſtimmenden Nachrichten zufolge wußte ſich das Bauernmädchen ſeit jener Zuſammenkunft in Lottſtetten ein vornehm-feierliches Air zu geben, welches in Verbindung mit einer ſchwermüthig ſanften Salbung der Redeweiſe auf ihre Familie ſowohl als auf ihre übrigen bäuerlichen, ſchuſterlichen und ſchneiderlichen Anhänger, ja ſogar auf die erweckten Städter und Städterinnen ganz gewaltig wirkte. Sicher iſt ferner, daß Margeth gar wohl fühlte, ſie müßte noch lernen, wenn ſie das bereits erlangte Anſehen behaupten wolle. Und ſie lernte wirklich. Ich habe, indem ich dieſes ſchreibe, eine Anzahl ihrer Briefe im Original vor mir liegen.* So lernte zu jener Zeit kein Bauernmädchen in der Schule ſchreiben. Die Handſchrift iſt feſt, deutlich und ſogar nicht ohne Zierlichkeit. Die Orthographie iſt für ein Bauernmädchen bewunderungswürdig, obzwar ſchwankend. Ein ſtarkes Gefühl ringt mit dem ſprachlichen Ausdruck und weiß natürlich nicht immer den richtigen zu treffen; aber oft iſt der Stil markig und lebensvoll und aus dem Wolkendunkel myſtiſcher Phraſen ſchlägt mitunter ein Blitz der Leidenſchaft. Häufig freilich ſinkt der aufgeſpannte Ton zu völligem Blödſinn herab, wie ja überhaupt das ganze Weſen der Heiligen von Wildisbuch als eine wunderlichſte Miſchung von Genialität und Kretinismus ſich darſtellt. Rechnet man aber zu den angeborenen und erworbenen Gaben Margeth's noch ihr geſchmeidiges Gebaren, einen gewiſſen Takt, Schliff und Schick, ſich in die Leute raſch zu finden und ſie da zu faſſen, wo ſie zu faſſen waren, rechnet man endlich dazu noch eine Beredſamkeit, von welcher die arme Urſula Kündig ſagte: „Sie wußte alles, was ſie zu uns ſprach, mit ſolcher Wohlredenheit vorzutragen und uns ſo dringend zu ermahnen, ſie ſtellte jeden aufſteigenden Zweifel mit ſolcher Heftigkeit als eine Sünde vor, die uns immer auf dem Herzen laſten würde, daß ſie zuletzt ſicher ſein konnte, bei allen ohne Ausnahme einen unerſchütterlichen Glauben an ihre Ausſagen zu finden“ — rechnet man das alles zuſammen, ſo begreift ſich's, daß unſer~~er~~ wackerer Pfarrherr drüben in Trüllikon vergebens rationaliſtiſche Zornwolken aus ſeiner Pfeife paffte, vergebens wehrte, warnte und wetterte, vergebens den wildisbucher Schwarmgeiſtern prophezeite, „ihrer würden als Wahnſinniger und Verrückter noch Feſſeln und Bande warten oder vielleicht würde aus ihrem Beginnen gar noch Entſetzlicheres entſtehen“.[*] Du haſt richtig prophezeit, alter Herr. Doch wer kann eine Lawine aufhalten in ihrem Laufe? Die unaufhaltſamſte aller Lawinen aber iſt die menſchliche Narrheit, wenn ein religiöſer Wind ſie zum Rollen bringt. „Wahr, aber nicht ſehr neu“, brummt aus ſeiner kritiſchen Eſſigfabrik hervor mein Herr Doktor Sauerampfer. Ganz richtig, aber die alten Wahrheiten dürfen ſich noch immer ſehen laſſen: ſie ſind noch ſo neu und blank wie vor Jahrtauſenden, weil alle dieſe Zeiten her ſehr geringe Nachfrage nach ihnen geweſen iſt.

---

*) W. A. I, 77—80.

Wohl, ſei dem ſo. Wir unſererſeits belauſchen das Tagewerk unſerer Heiligen in ihrem väterlichen Hauſe, ein Tagewerk, welches erſt anhebt, wann das der übrigen Hausgenoſſen vollendet iſt. Die Hausthüre iſt verſchloſſen, die Fenſterladen ſind vorgeſchoben. Um den großen Tiſch in der ſüdöſtlichen Ecke der Stube hat ſich die Familie verſammelt. Von Oerlingen iſt Johannes Moſer mit ſeiner Frau Magdalena und ſeinem Bruder Konrad herübergekommen, von Trüllikon Schweſter Barbara, begleitet von einem Seelenfreund in Chriſto, dem Schneider Hablützel. Mitten unter den ländlichen Tſchopen und Jüppen machen ſich auch ſtädtiſche Anzüge bemerkbar, denn etliche Brüder und Schweſtern im Herrn ſind von Schaffhauſen durch die Kohlfirſt heraufgewandert, begierig, aus dem Brunnen des Heils zu trinken, welcher in Wildisbuch aufgegraben worden. Die Erbauungsſtunde der ſtillen Gemeinde beginnt. Das „Pſalterſpiel“ wird aufgeſchlagen und daraus gemeinſchaftlich ein geiſtlich Lied geſungen, möglichſt durch die Naſe, verſteht ſich, denn das gehört dazu. Wenn wir recht hinhorchen, erkennen wir das berühmte „Wundenlied“, worin es heißt:

---

[*] W. A. I, 34.

„Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden Wunden Wundenflut,
Ihr Wunden, ja, ihr Wunden
Macht Wunden-Wunden-Wundenmuth
Und Wunden, Herzenswunden, Wunden!
Geißelwunden, Dornenwunden!
Nagelſchrunden, Speerſchlitzwunden!
Grüß' euch Gott, ihr Wunden!“

Nachdem die Naſallaute dieſes erwecklichen Singſangs an der Stubendecke verzittert ſind, ſetzt ſich die Margeth hinter die große alte Hausbibel, um ein oder das andere Kapitel aus dem Jeſaia, Ezechiel oder der Offenbarung Johannis vorzuleſen und auszulegen. Ihre Haltung iſt geſammelt, ihre Miene feierlich, ihre Augen beherrſchen den ganzen Kreis und mit tönender Stimme bringt ſie in fließender Sprache vor, was der Geiſt ihr eingibt. Ach, daß wir unſererſeits zu profan ſind, dieſe Exegeſe zu verſtehen! Wir hören zwar viel von Schalen des Zorns, welche ausgegoſſen werden, vom Thier, das aus dem Abgrund geſtiegen, vom himmliſchen Opferlamm und dergleichen geheimnißvollen Dingen mehr, die „kein Verſtand der Verſtändigen ſieht“, aber wir wiſſen nichts damit anzufangen. Den erweckten Zuhörern dagegen ſind dieſe Myſterien vertraut. Sie horchen mit Andacht, verhaltene Seufzer machen ſich Luſt, die Augen drehen ſich verzückt deckenwärts, in einem Winkel von fünfundvierzig Graden. Der Vortrag der Prophetin fließt immer freier, feſſelloſer, mächtiger. Begeiſterung hat ſie ergriffen. Sie ſpricht in paraboliſch-apokalyptiſchem Stile von dem myſtiſchen Liebesbund zwiſchen Gott und der Menſchenſeele und bricht mit vor Eifer brennenden Wangen zum Schluß in die Strophe aus:

„Der Braut iſt nichts als Luſt bewußt;
Gott ſieht an ihrer Schönheit Luſt,
Sie glänzet wie die Sonne;
Man führt ſie in den Brautpalaſt,
Ins Freudenhaus, zur ſtolzen Raſt,
Zu ihres Königs Wonne.
Klagen,
Zagen,
Sonnenhitze,
Donnerblitze
Sind verſchwunden,
Gottes Lamm hat überwunden!“

Was ſich die Margeth wohl dabei dachte? Vielleicht hätte ſie das ungeachtet ihrer „Wohlredenheit“ weder ſich ſelbſt noch viel weniger uns klar machen können. Aber zu vermuthen iſt, daß ſchon damals die Vorſtellung in ihr aufgekeimt ſein mag, ſie ſelber ſei ſo eine Art Lamm Gottes, welches dahingegeben werden müßte als Opfer für die Sünden der Welt.

Mit dem Keim einer ſolchen Vorſtellung in der Bruſt, lernte denn auch des Judenſchießers Tochter die Geſchäfte dieſer Welt anders anſehen, als ſie bislang gethan. Wir haben ſie früher als ein Mädchen gefunden, das brav mit anfaßte, wo es zu arbeiten galt, und das ſich im Haus und Feld wacker tummelte. Jetzt aber wurde ſie aus einer Arbeiterin mehr und mehr eine müſſiggängeriſche Tiftlerin. Es ſteht ja geſchrieben, daß man nicht zwei Herren dienen könne. Margeth legte dieſe Stelle ganz ſo aus wie unzählige Fromme vor und nach ihr. Die gemeinen Geſchäfte des Lebens ſollten das ſüße Nichtsthun ihrer Beſchaulichkeit nicht ſtören. Aber gerade dieſes beſchauliche Nichtsthun mußte ihr zum Unheil werden: ſie wurde dadurch aus der geſunden Bauernſphäre entſchieden heraus- und in die kränklich-brütende Treibhausluft einer nebelnden Reflexion hineingeſtellt. Sie hatte Zeit, die Phantome, welche ihre irregeleitete Einbildungskraft heraufbeſchworen hatte, großzuhätſcheln, bis ſie ihr über den Kopf wuchſen und ſie erwürgten. Alter Judenſchießer, es wäre für dich und alle die Deinigen gut geweſen, wenn du deinem „Chriſtkindli“ die Nothwendigkeit, daß der Menſch arbeiten müſſe, wenn er eſſen wolle, begreiflich gemacht hätteſt, nöthigenfalls ſogar mit ſchlagenden Argumenten. Oder aber, alter Peter, hätteſt du dafür ſorgen ſollen, deine Margeth an den Mann zu bringen, an einen, der Mannes genug geweſen, das Mädchen aus dem Nebelland ſelbſtgefälliger Phantaſterei in die heilſame Realität der Hausmutterſchaft herüberzurücken. Es würde ihr vielleicht doch zum Heil ausgeſchlagen ſein, wenn ſie aus der angehenden „Seelenbraut“ des Lammes bei Zeiten das Weib eines wackeren Jungen geworden wäre, der nicht gerade eine Löwennatur zu beſitzen brauchte, wohl aber einen hellen, friſchen Blick in das Leben und eine kräftig zügelnde und leitende Hand. O, eine rechte und treue Hausmutter, durch welche der ſtille Segen der Fraulichkeit, der Arbeit, der Ordnung unter eines Mannes Dach kommt, iſt heiliger als Myriaden von Heiligen, welchen die Legende ſo viel Außerordentliches anlügen muß, weil ſie nie etwas Ordentliches gethan haben.

Es währte auch gar nicht lange, bis ſich eine wildisbucher Legende bildete, ſo zu ſagen ein Wort-Glorienſchein um „das heilig' Margethli“ her. Denn ſo hieß jetzt des Judenſchießers jüngſtes Kind ſchon das Wyland auf und ab.*) Die Wahrheit zu ſagen, es ſieht ganz ſo aus, als hätte ein Spottvogel dieſen Namen zuerſt gepfiffen; aber wie es mit berühmten Spottnamen der Welthiſtorie ergangen iſt, ſo erging es auch hier. Was ein Spötter lachend aufgebracht, die Frommen adoptirten es allen Ernſtes und in den Konventikeln von Schaffhauſen, Zürich und Baſel ward fortan „das heilig' Margethli“ mit geziemender Salbung genannt. Nicht ohne Grund. Denn ſchon hatte ſich's, wie geſagt, die Poeſie des Köhlerglaubens angelegen ſein laſſen, ihre Auserwählte zu glorificiren. Schon ſtand es bei den Bekannten der heiligen Margeth, zumal bei ihren vertrauteren, unentweglich feſt, daß ſie mit „ungewöhnlichen Kräften“ ausgeſtattet ſei. Schon hatte ſie ſich innerhalb des Kreiſes ihrer Satanologie eine Art von Diätetik und Heilkunde zurechtgemacht, welche nachmals, wie weltbekannt, die Kerner, Eſchenmayer und Ringseis in „wiſſenſchaftliche“ Form brachten. Kein Zweifel, die Krankheiten ſind „lediglich Werke des Satans“, denen man „geiſtig entgegenwirken muß“. Höchſtens darf man nebenbei noch „Räucherungen mit Steinraute“ anwenden. Hiermit, wie durch die Kraft ihres Gebetes, heilte Margeth den Bruder und die Magd ihres Schwagers Moſer von „heftigen Gliederſchmerzen“. Natürlich war auch die Epilepſie der Margaretha Jäggli ein teufliſches Beſeſſenſein, welchem unſere Heilige mit Erfolg „geiſtig“ entgegenwirkte. Und wie den Menſchen, ließ ſie ihre Wunderkraft auch dem Vieh zu gute kommen. Insbeſondere wird eine kranke Kuh namhaft gemacht, welche von der heiligen Margeth faſt im Handumdrehen geſund gebetet wurde.*) Man ſieht, es geſchahen zu Wildisbuch bereits Zeichen und Wunder. Die Saat des Schwindelhabers war in üppigem Wachsthum begriffen.

---

*) W. R. I, 23, 24.

Fünftes Kapitel.

Das Licht auf dem Leuchter.

Wo immer ein Licht, will es leuchten, gleichviel ob es mit reinſtem Jungfernwachs oder mit unſauberſtem Talg, mit dreifach deſtillirtem Olivenöl oder mit ranzigem Schmeer genährt werde. So auch das Licht der Heiligkeit, welches unter dem Dache des Judenſchießers zu Wildisbuch brannte oder gloſtete.

Seltſam, für die nächſte Umgebung war dieſes Licht unter der Scheffel, für die Ferne aber auf einen hohen Leuchter geſtellt. Auch von der Prophetin von Wildisbuch galt nämlich, daß ſie in der Heimat nichts galt. Wir wiſſen ja, wie der Judenſchieß̧er und die Seinigen zu der kleinen heimatlichen Bauerngemeinde ſtanden. Das Verhältniß war ein fremdes, mehr oder weniger feindſeliges ſogar, und daraus erklärt ſich denn auch die merkwürdige Thatſache, daß nicht ein einziger Bewohner von Wildisbuch, ſei es Mann oder Weib, in das Verhängniß der Peter'ſchen Familie verſtrickt worden iſt. Die guten Leute von Wildisbuch ſahen mit maulaufſperrender Verwunderung, daß ihr abgeſchiedenes Dörſchen zu einem Wallfahrtsort wurde; ſie jedoch blieben der Krippe des neuen Heils mit hartnäckiger Verſtockung fern.

---

*) W. A. II, 20.

Die heilige Margeth ihrerſeits ließ es ſich wenig anfechten, daß ihr Nazaret ein ungläubiges Nazaret war und blieb. Konnte ſie ſich doch damit tröſten, daß es für die Leute draußen zu einem Bethlehem geworden, vom Jahre 1818 an brieflich und perſönlich von zahlreichen erweckungsdurſtigen Seelen begrüßt und beſucht. Zuſchriften kamen von allen Ecken und Enden her. Einer der frommen Stadtherren von Schaffhauſen ſchrieb ihr zum Jahresſchluß von 1818: „Ehre ſei Gott in den Höhen und Frieden auf Erden, an den Menſchen ein Wohlgefallen! Dies, liebe Freundin, iſt der Gruß, womit ich Euch in den letzten Tagen dieſes Jahres noch zu grüßen gedrungen bin. Und Gottlob, daß mich der Herr gewürdigt hat, in dieſen Lobgeſang der Engel einzuſtimmen. Zwar bin ich, wie Ihr wohl wiſſet, noch nicht ſo weit, daß ich mit der Schweſter Margaretha jubeln und hüpfen könnte. Aber doch kann ich mich darüber freuen, daß Gott ſolches Lob in den Seinen bereitet hat.“ Eine erweckte Stadtdame ſchrieb: „Sei mir geſegnet, Schweſterchen im Lande der ſtillen Ewigkeit. O, wie wirſt du dich mit mir freuen, daß wieder eine gerettet iſt in die Beſte Zions und des Heils! Du mußteſt vom Herrn geſandt kommen, theuerſte Schweſter, meiner Sehnſucht das verborgene einfältige Pförtchen zu eröffnen in das Land der langgewünſchten Ruhe.“ Sogar in katholiſche Regionen hinein ſchien das Licht von Wildisbuch. Ein katholiſcher Prieſter begrüßte die Heilige mit den Worten: „In dem theuerſten Namen Jeſu Immanuel, vorzüglich theure Schweſter und Freundin!“ Es ließe ſich aus ähnlichen Zuſchriften ein ganzes Regiſter von ſalbungsvoll-zärtlichen Ausdrücken zuſammenſtellen, womit die Tochter des Judenſchießers überhauft wurde. Und dann die Wallfahrer, die von allen Seiten her kamen! Bauern und Bäuerinnen in Tſchopen und Jüppen von Zwillich, aber auch Herren und Damen in Fräcken und Suwarowſtiefeln, in Seidenkleidern und Spitzen. Oft — ſagte mir mein alter Gemeindepräſident — war der Platz vor des Judenſchießers Haus voll von den Roſſen und Wagen der fürnehmen Leute, die ſich drinnen in der niedrigen Stube von dem heiligen Margethli erbauen und erwecken ließen.

Ja, das Licht ſtand auf dem Leuchter. Erinnert ſich der geneigte Leſer deſſen, was ich über die Weihrauchskrankheit geſagt? Wohl, dieſe Krankheit kam auch über das arme, verſtörte Bauernkind von Wildisbuch und wir finden nicht, daß der Geiſt ihr geſagt, welches Kraut dagegen gewachſen ſei. Ein Geiſt allerdings war jetzt in der Margeth thätig und wurde, von den Huldigungen, in denen ſie ordentlich ſchwamm, großgefüttert, mehr und mehr über ſie mächtig: der Geiſt des Größenwahns. Der ekelhafte Brodem der Schmeichelei, welcher die Vorzimmer und Kabinette der Großen dieſer Welt zu verpeſten pflegt, erfüllte auch das enge Bauernhaus zu Wildisbuch und unſere Heilige hatte ebenfalls ihre Schranzen und Farteatchers. Genau in dem Verhältniß aber, in welchem der betäubende Weihrauchsnebel um ſie her ſich verdichtete, nahmen ihre viſionären Einbildungen eine immer hochmüthigere Geſtalt an. Schon wurde ſie, wie nachmals ihre glaubwürdigſten Anhänger, insbeſondere die beklagenswerthe Urſula Kündig, vor Gericht ausſagten, der erhabenſten Geſichte gewürdigt. So ward ſie einmal im Traume vor den Thron Gottes entrückt. Der war von Engeln, Patriarchen, den zwölf Apoſteln und andern Heiligen umgeben. Gott ließ die Aufforderung an ſie, die Margeth, ergehen, Chriſtum abermals in ihr leiden zu laſſen, wogegen zwar die Apoſtel Einwürfe erhoben, die jedoch zurückgewieſen wurden. Margeth ſah auch, daß die Stelle zwiſchen Gottvater und dem

Heiligen Geiſt, welche Gott der Sohn hätte einnehmen ſollen, leer war, und auf ihre Frage nach der Urſache hiervon wurde ſie belehrt, Gott der Sohn ſei dermalen in ihr, um mit ihr zu leben, zu leiden und zu ſterben, und werde ſo lange in ihr bleiben, bis ſie ſelbſt in den Himmel aufgenommen würde. Hierauf ward ſie auch in die Hölle entrückt, deren Eingang ihr die Teufel vergebens zu verwehren ſuchten. Hier erblickte ſie neben vielen Tauſenden verdammter Seelen auch die des Verräthers Judas von Karioth und es ward ihr die Offenbarung, auch dieſe würde ſie erlöſen.

Einmal ſo weit, genügte es ihr nicht mehr, der Lieblingsjüngerin Urſula zu erklären, daß nicht nur Engel, ſondern Chriſtus ſelbſt ihr häufig erſchienen, letzterer ein zweiſchneidig Schwert in der Hand tragend; ja, daß ihr derſelbe an Feſttagen eigenhändig das Abendmahlsbrot und den Abendmahlswein darreiche.*) Nein, ſie war jetzt aus einer vom Heiland alſo Begnadeten zur Heilandin ſelbſt geworden. Sie offenbarte der armen Urſula, der Sohn Gottes habe in ihr abermalen Menſchengeſtalt angenommen; in ihr und durch ſie müſſe er den Satan feſſeln.**) Zu Beweiſen dieſer erhabenen Sendung mußten dann Erzählungen von Viſionen dienen, wie wir vorhin eine zur Probe mitgetheilt haben. Falls eine dieſer Erzählungen unſerm pfarrherrlichen Rationaliſten von Trüllikon zu Ohren kam, ſo hat er ſie zweifelsohne für ebenſo alberne als abſichtliche Lügen erklärt. Und Lügen waren es, ungeheuerlich aufgebauſchte Lügen, keine Frage. Aber es muß geſagt werden, die heilige Lügnerin belog zunächſt und am meiſten nur ſich ſelbſt. An den Brüſten der, wie wir ſahen, wohlgenährten Amme Eitelkeit hatte ſich der fromme Wahn Margeth's zu rieſenhafter Hoffart großgeſogen. Die jugendliche Phantaſterei des „Chriſtkindli“ hatte ſich zur fixen Idee kriſtalliſirt. Margeth glaubte, was ſie ſagte. Unangreifbar in der Burg ihres Wahns, hielt ſie ſich alles Ernſtes für den wieder fleiſchgewordenen Chriſtus, ſelbſt dann noch, als ihr etwas paſſirte, was einem Heiland unmöglich paſſiren konnte und einer Heilandin ſchlechterdings nicht paſſiren durfte.

---

*) W. A. II, 32.

**) W. A. ebendaſ.

Doch wir verlaſſen jetzt wiederum für eine kurze Weile die Thalmulde in der Kohlfirſt, um uns über Trüllikon und Andelfingen nach Winterthur zu wenden. Von hier bringt uns ein nach Zürich gehender Eiſenbahnzug binnen zehn Minuten in das Kemptthal, wo wir ausſteigen und eine Straße einſchlagen, welche längs der kleinen, munter rauſchenden Kempt linkshin zwiſchen waldigen Hügeln fortläuft. Bald öffnet ſich der Thalgrund und wir erblicken das Pfarrdorf Illnau, deſſen weit auseinander gezogene Häuſergruppen die beiden Weiler Unter-Illnau und Ober-Illnau bilden. Hier iſt der Schauplatz einer ganzen Reihe von wichtigen Scenen unſeres Paſſionsſpiels, welches ſich um die ariſtoteliſche Einheit des Ortes wenig kümmert.

In Ober-Illnau beſaß der Schuſter Jakob Morf ein kleines Haus und Heimweſen, welches er mit ſeiner Frau Regula bewohnte und bebaute. Im Jahre 1789 geboren, ſtand er zur Zeit, von welcher wir handeln, in ſeinem dreißigſten Jahre. Ein „braver, ſittſamer Mann, der einen durchaus ehrbaren Wandel führte“.*) Eine unterſetzte Figur, welcher der runde Melonenkopf mit dem etwas mopſig flachen Geſicht tief in den breiten Schultern ſaß. Nicht eben gar liebenswürdig anzuſehen, rechne ich, auch in der Blüthe ſeiner Mannesjahre nicht; aber was iſt liebenswürdig? Ich fürchte, bis die Gelehrten darüber vollkommen einig werden, wird jeder und jede wie bislang fortfahren, über Liebenswürdigkeit eigenſte Anſichten zu haben. Wir werden es bald erleben, daß unſer Schuſter von Illnau liebenswürdig gefunden wurde und zwar nicht allein von ſeiner guten Frau Regula. Eine gute Frau in Wahrheit, eine beſte! Sie iſt in den frommen Knäuel, welchen wir auseinanderwickeln, als ein reinſter Goldfaden verſponnen, der ſeiner Zeit ſchon hervorglänzen wird.

Beſagter Jakob Morf machte ſich, wenn er auf ſeinem Schuſterſchemel ſaß, Gedanken, die er beſſer ungemacht gelaſſen hätte. Ich vermuthe, ſeine Schuhe und Stiefeln würden dadurch eher gewonnen als verloren haben, und wenn je einmal das „Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten!“ gerechtfertigt war, ſo war es bei unſerem armen, dickblütigen Jakob mit dem ſchwammigen, gelblichen Geſicht, deſſen treuherzige Augen von der Ahle und dem Pechdraht nur allzu oft hinweg und in die ſchwarze Kluft hinabſahen, aus welcher die tollſten Dogmen emporgequalmt ſind. Aus dieſer Kluft nämlich war eine Ratte herauf und dem grübelnden Mann in den Kopf geſprungen, die alte ehrwürdige wohlgemäſtete auguſtiniſche Ratte von der „Gnadenwahl“ und der „Zornwahl“. Gehöre ich zu den von Ewigkeit her zur Seligkeit oder aber zu den von Ewigkeit her zur Verdammniß Beſtimmten? Eine häklige Frage und ſicherlich ganz geeignet, die Stirne eines dicken Schuſterſchädels mit hellen Angſtſchweißtropfen zu bedecken. Ob wohl der große Biſchof von Hippo nicht ſtutzig geworden wäre, falls er die unabſehbare Reihe von Unglücklichen und Verrückten, welche ſeine Prädeſtinationslehre machen ſollte, im Geiſte hätte erblicken können? Kaum. Dieſe Kirchenväter vom Schlage des Auguſtinus waren ſo ſtarr und unnahbar wie ihr alter, jetzt mit dem chriſtlichen Liebesmäntelchen nothdürftig behangener Moloch-Schaddai. Und dann muß man, um gerecht zu ſein, auch nicht vergeſſen, daß eine ſo todkranke Zeit wie das 4. und das 5. Jahrhundert Aerzte nöthig hatte, die ſich keinen Augenblick beſannen, da, wo Medikamente nicht halfen, das Eiſen und, wo dieſes unzulänglich ſich erwies, das Feuer in Anwendung zu bringen. Sie unternahmen es in ihrer Weiſe, auf die uralte und ewigjunge Fauſtfrage des Daſeins eine Antwort zu finden und zu geben.

---

*) Nach dem Zeugniß ſeines Seelſorgers, des Pfarrers Keller von Illnau. W. A. I, 35.

Jeder nachdenkliche Menſch verſucht das in ſeiner Art. Auch der Jakob Morf verſuchte es, dahinten in ſeinem ſtillen Kempthal, auf welches die alte Kyburg ernſt herniederſieht. War von Jugend auf ein frommer Grübler geweſen, der Jakob, hatte ſich dann in Mannesjahren „oft ſehr in ſeinem Gemüthe angegriffen gefühlt“, war „von großen Bangigkeiten heimgeſucht“ und ſo nervös zitterig worden, ſo gereizt, daß ihm jedes Geräuſch peinlich war und er das Surren des Spinnrades ſeiner Regula nicht hören konnte, ohne Schmerzen zu empfinden. Zur Zeit, wo ſein Zuſtand ſo peinlich geworden, bildete ſich in Unter-Illnau ein Filial der Herrnhutergemeinde und zwar unter den Auſpicien des Pfarrherrn ſelbſt. Hier ſuchte Morf Linderung und Troſt. Wie es ſchien, nicht ohne Erfolg. Das furchtbare Phantaſma von der „Zornwahl“, d. h. von der Vorherbeſtimmung zur ewigen Verdammniß, erblich in ſeiner Seele oder ſchien zu erbleichen vor der Lehre von der Verſöhnung mit Gott durch Chriſtus. In Wahrheit wechſelte die Selbſtquälerei des Armen nur die Tonart. Er war eines Tages auf die bibliſche Stelle geſtoßen, derzufolge „diejenigen, welche Chriſtus angehören wollen, ihr Fleiſch und ihr Gelüſte kreuzigen müſſen“, und hieran blieb ſeine Grübelei kleben wie an einer Leimruthe. Bedauernswerther Schuſter von Illnau! Auch durch dein Bewußtſein, wie durch das der ganzen modernen Welt, ging der unglückſelige Riß zwiſchen Natur und Geiſt. Er drückte das ſo aus (hier aber fühlt ſich der Erzähler, wie im Verlaufe unſerer Geſchichte noch mehrmals der Fall ſein wird, verpflichtet, die bekannte engliſche Gerichtsformel: „Damen mit prüden Ohren entfernen ſich!“ in Anwendung zu bringen oder mit dem Baron von Münchhauſen beim Immermann zu ſagen: „Fräulein Emerentia, ich glaube, man hat Sie draußen gerufen!“): „Ich gerieth in einen beſtändigen Kampf mit meiner Natur und meinen ehelichen Pflichten, ſodaß, wenn ich dieſe einmal erfüllt hatte, mir es zur Sünde geworden iſt und ich ganze Nächte unter den größten Peinigungen verbrachte. Tag und Nacht ſah ich dann Chriſtum vor Augen, wie er am Kreuze ſtarb. Wo immer ich ſtand und ging, erblickte ich ihn ſo und flehte ihn um Linderung meiner Leiden an.“ *) Man ſieht, die herrnhut'ſche Blutopfertheorie hatte ihre Wirkung auf Morf gethan.

Zum Unglück für den armen Mann gelangte unſer Jakobus Ganz-Qualm auf einem ſeiner miſſionäriſchen Schleichgänge zur Herbſtzeit 1819 nach Illnau, wo er bei Morf's Nachbar, dem

---

*) W. A. II, 6.

Jakob Rüegg. Herberge nahm. Da begann der Schlammvulkan nach Gewohnheit zu arbeiten und eine Einladung ~~von ſeiten~~ ſeines Nachbars machte unſern Morf zum Zeugen des erwecklichen Ausbruchs. Die Folgen waren draſtiſch: als Ganz ſeinen Pilgerſtab weiter geſetzt hatte, fand ſich Morf von dem hinterlaſſenen Qualm völlig betäubt. Ganz war nicht der Mann, eine Seele, welche ſich einmal in das Netz ſeiner Myſtik verfangen, wieder loszulaſſen. Er ſorgte von fernher, die Benebelung des armen Schuſters zu unterhalten. Einer ſeiner häufigen Briefe*) an Morf brachte dieſen auch zuerſt mit dem heiligen Margethli in Verbindung. Unterm 26. November 1819 ſchrieb Ganz: „Mein Lieber! Gott Lob, ich ſehe, daß dich Gott mit ſeiner Liebe magnetiſch anzieht und dich verfolget mit ſeiner Liebe, um dich in das ewige Nichts zu verſenken." (Das „ewige Nichts" ſpielt in der ganz-qualm'ſchen Theologie keine geringere Rolle als das „Nirvana" in der atheiſtiſchen Theologie des Buddhiſmus.) „O, mein theurer Morf, du mußt du mußt in den ewigen Urgrund hineinſinken; es muß in dieſes gränzenloſe, weite Land der Ewigkeit hinabgeſunken werden; es hilft da alles nichts! O, was habe ich auf meiner jetzigen Reiſe erfahren! Ich muß nur ſtaunen und abermals ſtaunen. Auch die Margaretha Peter iſt von dem ſtillen Gott der Ewigkeit verſchlungen worden und wohnet im Lande des Nichts, wo Gott alles in allem iſt. Wir müſſen am Ende alle in den ſtillen Grund, da treffen wir uns an und ſehen dann, daß wir auf ewig am rechten Orte ſind. Seelen, die ſchon in dieſem Leben zu ihrem urſprünglichen Glück gelangen ſollen, haben keine Ruhe, bis ſie im ſtillen Meer der ewigen Liebe ruhen. O, Lieber, eile! Der Engel hat das Waſſer im Teiche Betheſda bewegt, ſteige eiligſt hinein!"

Nun wohl, der arme Morf ſtieg wirklich eiligſt hinein in den qualmenden Teich der ganz'ſchen Phraſen, daß ihm der Dampf über dem Kopfe zuſammenſchlug. Ganz ſeinerſeits war nicht faul, immer neuen Briefqualm zuzugießen. Im December 1819 ſchrieb er: „Selig iſt der, in deſſen Herz ein immerwährendes Amen aufſteigt. Verſtehſt du mich, mein Lieber?“ Wir zweifeln, ob der gequälte Schuſter dieſes „Amen“ verſtanden habe oder die weiteren Myſticiſmen ſeines Korreſpondenten vom „Verſinken in das Nichts“, vom „Abſchlachten des alten Adam“ und ähnlichen heiligen kunterbunten Qualm und Salm. Der ſchleichende Miſſionär ließ es ſich freilich angelegen ſein, insbeſondere die Forderung, den alten Adam abzuſchlachten, zu kommentiren. Hatte er doch ſchlau die Handhabe herausgefunden, an welcher Morf am ſtärkſten zu faſſen war. „Mein Liebſter“ — ſchrieb er im Jahre 1820 — „auch die Kreatur ſoll frei werden vom Dienſte der Eitelkeit und des vergänglichen Weſens. Ich ſage dir“ — Emerentia, man hat Sie abermalen draußen gerufen! — „daß der fleiſchliche Umgang nach thieriſcher Weiſe ganz und gar nicht von Gott iſt. Die fleiſchliche Beiwohnung iſt eine höchſt traurige Folge unſeres Sündenfalls, und wer wieder zu ſeinem erſten urſprünglichen paradieſiſchen Glück gelangen will, der muß nothwendig den alten Saumenſchen ausziehen mit ſeinen Werken und den neuen Menſchen anziehen. Du haſt nichts dabei zu thun als dich von neuem dem Herrn aufzuopfern und hinzugeben, daß er dieſen wüſten alten Adam tödten und zum Brandopfer ſchlachten und ihn ganz und gar abthun kann.“

---

*) W. A. I, 77—80 (Briefmappe).

So geht die ekelhafte naturwidrige Litanei noch lange fort. Iſt es doch zu allen Zeiten das Bemühen der Schwarmgeiſter und Dunkler geweſen, die Natur zu verdammen, deren ewige Geſetze aller Schwarmgeiſterei und Dunkelei ein fortwährendes Dementi geben. Daß die wahre Sittlichkeit auf die Achtung vor der Natur gegründet ſein müſſe, daß die Ehe das ſittliche Fundament der Geſellſchaft ſei, davon hatten und haben die Fanatiker keine Ahnung. Wohin aber die Verwerfung der Grundgeſetze alles Daſeins führe, die Geſchichte des armen Morf wird es zeigen. Indem er auf Eingebung eines konfuſen Haſelanten hin zu vermeiden trachtete, was ſein Recht und ſeine Pflicht war, kam er dazu, ſeine Pflicht gröblich zu verletzen. Wodurch er ein Heiliger zu werden wähnte, das machte ihn zum Sünder. Man trotzt der Natur nicht ungeſtraft: ſie weiß ſich an ihren Verächtern zu rächen. Sie darf nicht mißachtet, ſie kann nicht aufgehoben werden. Sie will aber gezügelt ſein. Das ſoll, das kann der Menſch. Indem er die Natur zügelt und leitet, adelt er ſie und erhebt das Naturgeſetz zum Sittengeſetz. Dieſe harmoniſche Ineinsbildung von Natur und Geiſt iſt, ſcheint mir, ein weiſeres Unternehmen als die Grübelei über das Räthſel unſeres Daſeins. Noch mehr, ſie iſt die einzige mögliche Löſung dieſes Räthſels. Denn eher fürwahr geht ein Kameel durch ein Nadelöhr und ein Protz ins Himmelreich ein, als daß der Menſch über den Menſchen hinauskönnte. Was er ſoll, was er kann, iſt, ein ganzer, rechter, ein humaner Menſch ſein. Das übrige iſt a priori oder a poſteriori konſtruirter Wind, der „über Stoppeln pfeift“.

Sechſtes Kapitel.

Fromme Fahrten.

Inzwiſchen hatte es das weithinſcheinende Licht von Wildisbuch zu einförmig gefunden, daſelbſt fortwährend ſtill auf dem Leuchter zu ſtehen. Die Margeth, ſeit lange ſchon aus dem Kreiſe früherer bäueriſcher Thätigkeit herausgetreten, fühlte ſich in ihrem heiligen Müſſiggange von der Unruhe der Langeweile ergriffen. Sie empfand einen Zug nach der Ferne und gab demſelben um ſo williger nach, als von ſeiten verſchwiſterten Seelen im Herrn häufig Einladungen an ſie ergingen, die Behauſungen ihrer Freunde und Freundinnen in Chriſto durch ihre Einkehr zu begnaden. Und hatte nicht auch der Heiland, hatten nicht auch die Apoſtel das Land wandernd durchmeſſen, um auszubreiten das Heil? Demzufolge trat die heilige Margeth ihre Pilgerſchaft und das Amt einer Reiſepredigerin an. Zur Freude derer, bei welchen ſie einkehrte, aber zum Leide derer, welche bei ihren Wallfahrten nach Wildisbuch die Heilige gar häufig abweſend fanden.

Zumeiſt wanderte ſie allein ihre Straße, zuweilen jedoch ward ſie von ihrer Schweſter Eliſabeth, welche ſich womöglich noch ſklaviſcher als die übrigen Verwandten ihr untergeordnet hatte, oder von der Urſula Kündig, als ihrem Johannes in der Jüppe, begleitet. Die frommen Ausflüge begannen mit dem Jahre 1820 und gingen zuerſt ins Flaachthal, dann nach Zürich und von da aufwärts in die Ortſchaften an den herrlichen Ufern des Sees, deſſen Schönheit Klopſtock und Göthe gefeiert haben. Halbverwiſchte Spuren von der Anweſenheit und dem Wirken der Heiligen unter den Erweckten finden ſich in Zollikon, Küßnach, Meilen, Wädenſchweil und dem auf dem Albis gelegenen Bergdorf Im Hirzel. An letzterem Orte wurde eine fromme weibliche Seele gar höchlich „ergriffen“ von dem durch das heilige Gretchen „gepredigten ſo einfältigen Wege des Stilleſtehens und Aufhörens“. Merkſt du, geneigter Leſer, daß der Margeth das „ewige Nichts“, das buddhiſtiſche Nirvana des Schlammvulkans von Embrach auch ſchon geläufig geworden? In der That war, wie bereits angedeutet wurde, Jakobus Ganz-Qualm im vorhergehenden Jahre mit unſerer Heiligen in briefliche Beziehung getreten.

Nach vollbrachter Miſſion am Zürichſee und in der Stadt Zürich ſelbſt — von den Verbindungen Margeth's mit den frommen Herren und Damen der Stadt Zürich ſind die Akten beharrlich mäuschenſtill — lenkte ſie im Mai 1820 ihren Pilgerſtab nach Illnau, wo ſich zu Ehren der ſehnlich Erwarteten die Mitglieder der dortigen Lämmleinbruderſchaft im Hauſe des Jakob Rüegg verſammelten. Hier nun ſah unſer armer, wie wir wiſſen, ganzbequalmter Jakob Morf die Heilige zum erſtenmal und hörte ſie predigen. Sie hat ſich bei dieſer erſten Begegnung nicht im beſonderen mit ihm unterredet und er will auch keinen ungewöhnlichen Eindruck von ihrer Erſcheinung und ihrem Auftreten empfangen haben.*) Dem ſcheint aber doch nicht ganz ſo geweſen zu ſein. Denn als er einige Wochen ſpäter nach Schaffhauſen ging, Leder einzukaufen, zog es ihn ſeitwärts nach Wildisbuch. Die Heilige mag ſich aber damals nur ganz oberflächlich mit dem heilſuchenden Schuſter beſchäftigt haben, was ſchon daraus zu erklären ſein möchte, daß gerade zu jener Zeit der Verkehr mit Ganz ſie in Spannung und Aufregung hielt. Im Sommer von 1820 beſuchte der weiland Schneider von Embrach die Brüder und Schweſtern im Herrn zu Schaffhauſen und qualmte von da eines Tages durch die Kohlfirſt hinauf gen Wildisbuch. Selbſtverſtändlich konnte die erſte Begegnung des Heiligen und der Heiligen nicht ohne etzliches Wunderbare vor ſich gehen. Die Legende berichtet nämlich: „Da der heilige Jakobus Ganz ſich dem peter'ſchen Hauſe von der einen Seite näherte, kam die heilige Margeth, von einem Gang ins Feld heimkehrend, von der andern Seite auf daſſelbe zu. Augenblicklich ward ihr eine Offenbarung zutheil, wer der hohe Fremdling ſei, und entzückt über das Heil, welches ihr durch ſein Kommen widerfuhr, führte ſie ihn hinein.“ Leider weiß weder die Legende noch wiſſen die Akten weitere Einzelnheiten über den Verkehr der beiden heiligen Perſonen anzugeben. Gewiß iſt nur, weil durch vorhandene Briefe bezeugt, daß dieſer Verkehr ſehr innig geweſen ſein muß.

---

*) Verhör des Jakob Morf am 11. April 1823. W. A. II, 6.

Bald jedoch griff das Verhältniß zu Morf immer bedeutender und beſtimmender in das Wollen und Wirken unſerer Heiligen ein. Im September genannten Jahres machte ſich nämlich Morf zum zweitenmal nach Wildisbuch auf, wo er diesmal eine zahlreiche Verſammlung von Wallfahrern vorfand. Nach beſchloſſenem Konventikel wurde er eingeladen, im peter'ſchen Hauſe zu übernachten, und am folgenden Morgen würdigte ihn Margeth eines einläßlicheren Geſpräches. Sie erzählte ihm von ihren eigenen früheren Leiden und Kämpfen, ſo daß ihm war, „als ſpräche ſie aus ſeinem eigenen Herzen“. Er mußte weinen „vor Freude, daß es noch Menſchen gäbe, welche Empfindungen haben wie er“. Damit war denn die nähere Bekanntſchaft der beiden gemacht. Noch vor Jahresſchluß ſollte dieſer Seelenbund feſter und traulicher werden. Margeth war durch eine Tochter des Herrn Kaſpar Notz auf der Platte bei Zürich mit dieſem bekannt geworden. Im November 1820 erſchien ſie auf der Platte, dem Hausherrn erklärend, „ſie habe einen Zug zu ihm gehabt und wünſche ſich einige Zeit in ſeinem Hauſe aufzuhalten“. Der erweckte Mann hatte ſelbſtverſtändlich nichts dagegen einzuwenden. Die Heilige unternahm von der Platte aus verſchiedene Miſſionszüge, „wohin eben der Herr ſie führte“.*) Im Hauſe ihres Gaſtfreundes erhielt ſie auch Beſuche von verſchiedenen heilsbegierigen Perſonen. Ueberhaupt war das Haus zur Platte ein liebſter Verſammlungsort der Erweckten, ſeit Juliane von Krüdener ~~daſſelbe~~ i. J. 1817 durch ihre Anweſenheit dazu geweiht hatte. Die Kinder der Welt gaben dem frommen Hauſe freilich einen andern, einen wenig erbaulichen Namen. Unter den Beſuchern, welche durch Margeth hier mehr und mehr für das Reich Gottes gewonnen wurden, that ſich der in Zürich in Arbeit ſtehende Strälmachergeſell (Kammmachergeſell) Stutz aus Lieſtal hervor. Unſere Heilige ſcheint ihn ausgezeichnet zu haben, und weil, wie bekannt, „die Welt das Stralende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt“, ſo gereichte das ihrem Rufe zum Schaden. Böſe Zungen wollten wiſſen, Margeth's Verhältniß zu dem erweckten Strälmacher ſei vertraulicher geweſen, als ihrer Heiligkeit zuträglich; der Strälmacher habe „ganze Nächte mit ihr verbracht und mit ihr allerlei ſchwärmeriſchen Unfug getrieben“.**) Herr Notz widerſprach dieſem ſtandhaft, angebend, er ſei überzeugt, der Strälmacher ſei „nur aus frommen Abſichten zu der Margeth gekommen“.

Fromme Abſichten haben freilich ſchon häufig zu ſehr unfrommem Thun geführt, beſonders nächtlicher Weile. Indeſſen wollen wir dies im beregten Falle dahingeſtellt ſein laſſen. Gewiß iſt, daß der arme Jakob Morf, welcher in der Heiligen von Wildisbuch endlich eine Tröſterin ſeiner gequälten Seele gefunden zu haben glaubte, in wirklich frommer Abſicht im December nach der Platte kam, wo Margeth noch immer weilte. Er wollte am nämlichen Tage wieder heim, aber die Heilige hieß ihn bei ihr bleiben, „weil ſeine Seele, die lange genug gepeinigt worden, einmal wieder erlöſ't werden und ein neuer Menſch aus ihm entſtehen müſſe“. So blieb er denn ſechs Tage lang. Während dieſer Zeit habe die Margeth „gewaltig gekämpft“, worauf ſie ihm angezeigt, „ſein Geiſt ſei nun erlöſ't". Zugleich „ſei auf eine wunderbare Weiſe eine unausſprechliche Liebe aus ihrem Herzen in das ſeinige übergegangen". Ihm ſei dabei der Spruch zu Sinne gekommen: „Wer an mich glaubt, aus deſſen Leibe werden Strome lebendigen Waſſers fließen." Denn „ſolche geiſtige Ströme ſeien von ihr in ihn übergegangen". Zur Bekräftigung dieſer Angaben fügte Morf noch hinzu, auch andere Perſonen, die in genauer Bekanntſchaft mit der Margeth geſtanden, würden bezeugen, daß ſie „eine wunderbare Kraft beſeſſen habe, die Herzen der Menſchen durch Liebe an ſich zu ziehen".*) Die gute Regula Morf, nicht angenehm verwundert über das lange Wegbleiben ihres Mannes von Hauſe, kam, ihn heimzuholen. Mit einer vermuthlich nicht ganz freundlichen Miene in das Haus zur Platte getreten, gab ſich die Gute, als er ihr den Grund ſeines Fortbleibens erklärt hatte, mit der Hoffnung zufrieden, daß „es nun mit ihm beſſern werde". Die arme Regula ſollte bald genug erfahren, daß es mit der Beſſerung nicht viel auf ſich hätte.

---

*) Depoſition des Hrn. K. Notz. W. A. II, 37.

**) Depoſition des Hrn. Dr. Graf von Naiz. W. A. II, 26 b.

Ende Januars 1821 kehrte die Margeth über Illnau und Agaſul nach Hauſe zurück. Am letztgenannten Orte zog ſie damals die Margaretha Jäggli ſo an ſich, daß ihr dieſelbe bald nach Wildisbuch folgte. Ihr Seelenfreund Morf geleitete die Heilige in ihr väterliches Haus, wo ſie ihn wiederum volle zehn Tage zurückhielt, „um durch Chriſtum geiſtig auf ihn zu wirken, damit er von ſeinen Seelenleiden befreit werde". Die „Erlöſung" auf der Platte war demnach keine Erlöſung geweſen. Als ſich Morf endlich losriß, gab ihm Margeth bis nach Andelfingen das Geleite, lud ihn zu baldigem Wiederbeſuch ein und verſprach, ihm häufig zu ſchreiben, was ſie auch wirklich that. Jakob, Jakob, ich fürchte, du biſt auf einem bedenklichen Wege! Nimm dich in acht, daß aus der gehofften Befreiung nicht eine Beſtrickung werde. Oder iſt eine ſolche ſchon daraus geworden? Es iſt Grund vorhanden, das zu vermuthen. Ja, ja, man weiß, wo das warmbrüderliche und brünſtigſchweſterliche Getändel mit der „geiſtigen Liebe" gemeiniglich —

---

*) W. A. II, 6.

landesmundartig zu ſprechen — „ausländet“. Natur bleibt Natur und ſie ſpielt gerade ſolchen, die ſich über ſie erhaben dünken, bei Gelegenheit gar gern einen Poſſen. Geh nicht mehr nach Wildisbuch, Jakob. Ich ſage dir: das heilig' Margethli iſt in dich verliebt! Mit vielem „geiſtigem“ Brimborium allerdings, aber am Ende aller Enden doch ganz ordinärerweiſe in dich verliebt.

Der Jakob jedoch hörte keine warnende Stimme oder merkte wenigſtens nicht darauf. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß ſeine Neigung zur Margeth bis dahin wirklich ~~eine~~ rein ſpirituell geblieben war. Die Idee, daß die Heilige von Wildisbuch eine Heilandin, ſeine Heilandin ſei, war dem armen, durch Ganz-Qualm in das Labyrinth des höheren Blödſinns eingeführten Manne zur fixen geworden. Von dieſer Seite her ſollte er Verführung zu befahren haben? Von ſeiten der Heiligen, welche die Donnerkeile ihrer Beredſamkeit namentlich gegen die „Wolluſt“[*] zu ſchleudern pflegte? Unmöglich! So ging er denn zu Oſtern 1821 wieder nach Wildisbuch und verbrachte die Feiertage daſelbſt. Es hätte ihm aber doch auffallen ſollen, daß die heilige Margeth nicht mehr ohne ihn ſein und leben konnte. Denn ſchon zum Himmelfahrtsfeſt mußte er auf ihr Geheiß abermals zu ihr kommen. Kein Zweifel, unſere Heilige hätte in jenen Frühlingstagen ſingen können:

„Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knoſpen ſprangen,
Da iſt auch mir im Herzen
Die Liebe aufgegangen.“

Aber ſo ſang ſie nicht. Sie wußte ja nichts von „profanen“ Dichtern. „Was weiß das eigentliche Volk von uns?“ ſagte in alten Tagen Fauſt-Göthe grämlich zu ſeinem Famulus Wagner-Eckermann, welcher von wahrheitswegen hätte antworten müſſen: „Excellenz, blutwenig oder nichts.“ Das iſt ja eben der Jammer, daß das Volk, das „eigentliche“ Volk keine Kenntniß, keine Ahnung hat von dem heiligen Strom der Schönheit, welchen unſere Göthe und Schiller durch die Welt ergoſſen haben. Sonſt hätte es ſich wohl ſchon vom molochiſtiſchen Seelenſchmutz darin gereinigt. Aber freilich, ohne Vorbereitung müßte ihm ſo ein Bad mehr zum Unheil als zum Heil ausſchlagen und es ſteht zu vermuthen, die nöthige Vorbereitung werde noch Jahrhunderte dauern. Die Stunden der Weltgeſchichtsuhr ſind ſo ungeheuer lang, daß das längſte Menſchenleben kaum eine Sekunde füllt, und keine Ungeduld rückt den Zeiger vor.

---

[*] W. A. II. 37.

Es trieb und gohr in der Margeth, keine Frage. Die Heilige war zum ſimpeln Weibe geworden, d. h. ſie war verliebt wie eine ganz gewöhnliche Evastochter. Die bäueriſche Sinnlichkeit, durch den frommen Müſſiggang noch mehr geſtachelt, war in ihr erwacht, ſehr erwacht. Aber ſie war ſchon gewohnt, in einer Scheinwelt zu leben, und vermochte der Wahrheit und Wirklichkeit nicht mehr ins Angeſicht zu ſehen. So gaukelte ſie ſich denn auch ihre Leidenſchaft für den armen mopsköpfigen Morf ins Ueberſinnliche hinüber und verquickte ihre Gefühle mit theoſophiſchem Nonſens aus dem „Pſalterſpiel“, aus dem „Herzbüchlein“ und aus dem „Geheimniß der Gottſeligkeit“. Wie ſtupide Theologen, möcht’ ich ſagen, die Gitagovinda der Hebräer, das unter dem Namen des Hohenliedes bekannte glühende Liebesidyll zu einer froſtigen kirchlichen Allegorie umzudeuten ſich nicht entblödet haben, ſo log ſich die Margeth ihre natürliche Liebesglut zu einer übernatürlichen Flamme um, zu einem weiteren weſentlichen Ausfluß ihres heilandiſchen Weſens.

Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß unſere Heilige, als ſie am Himmelfahrtstage von 1821 mit ihrem Seelenfreund aus Illnau durch die blühenden Fluren ihrer Heimat wandelte, zuerſt die nachmals von ihr verkündigte Offenbarung erhalten habe, ſie würde gemeinſam mit dem Jakob gen Himmel fahren. Sehr wahrſcheinlich das! Denn die beider waren mitſammen zur Hochwacht hinaufgeſtiegen und iſt das ſo ein Punkt, wo die mühſam verhaltene Zärtlichkeit einer Heiligen ſchon auf einen ſolchen Einfall kommen kann. Ein weniger wolkenwandleriſches Paar würde freilich, an ſo einem duftigen Himmelfahrtstage von der Hochwacht ob Wildisbuch ins Land ausblickend, ſich begnügen, mit Hölty zu fühlen und zu ſingen: „O, wunderſchön iſt Gottes Erde und werth, darauf vergnügt zu ſein.“ Allein von Frommen und Heiligen müßt ihr ja keine naturgemäßen Empfindungen erwarten! Sie leben und weben in überſinnlichem Qualm, um dann mitten darin plötzlich von ſinnlichſten — Zufällen überraſcht zu werden. Wir werden eine derartige Ueberraſchung mitanzuſehen haben.

Als der theure Jakob am dritten Tage nach der „Auffahrt“ wieder heimgegangen, wühlte eine gränzenloſe Unruhe in unſerer Heiligen. Eine Epiſtel, die er ihr nach ſeiner Heimkunft zugehen ließ, minderte ihre Liebesunruhe nicht, ſondern mehrte ſie eher. Margeth ſtieg die Halde hinan zur Hochwacht, nach der Gegend ausblickend, wo Illnau lag. Sie hätte mögen Jakobum mit ihren Blicken herbeibannen. Maßen ſie aber trotz ihrer „Wunderkraft“ das nicht vermochte, ging ſie wieder bergabwärts heim, ſetzte ſich hin und ergoß ihre Sehnſucht in folgendem Brief an Morf: „Mein geliebtes Kind! Dein lieber Brief freüte mich ſehr, welchen ich durch den l. Jakob von Trüllikon Richtig erhalten habe. Ach du mein liebes Kind! wie gerne wolte ich dir ſagen wie es mir ergangen iſt. ſobald wir uns verabſcheidet haben, ſo mußte ich auf die ſeiten gehen, wo mich Niemand ſehen möchte, um meinem Herzen Luft zu machen. O du mein̄ Herz ich kann dir nicht beſchreiben, in welche — Tiefe Wehmuth ich verfallen bin, eine Stunde lang lag ich da. Ich möchte vor Herzenleid nicht mehr nach Hauſe gehen, ſonder in diſer Wüſte Allein bleiben! in einer ſolchen Lage weiß ich nicht, daß ich Schon geweſen ſei! ſo unnenbahre Leiden aller Art, ſo bedenkliche Schulen ich bis dahin immer durchmachen mußte. Aber auf eine ſolche Weiſe habe ich es noch nie erfahren. Ach wie ein Trauriger Schmerz iſt doch das. Ach der vorige Abſcheid und Abweſenheit war ein Schatten gegen dieſmal. Ach warum biſt du mir den ſo gar unbeſchreiblich lieb. Warum liebt den die Liebe in mir dich ſo ſehr! Den nächſten Freitag nach unſerem Abſcheid bin ich auf denſelbigen berg gegangen und mußte den (dann) lang nach deiner Heimat Schauen. ich erkente darann das Schloß Kiburg und nachher bin ich Oft wieder in die nehmliche Liebeswehmuth verfallen, daß ich es faßt nicht mehr aushalten möchte.“

— Bis hierher ſprach das verliebte Margethli und zwar, wie man geſtehen muß, ganz in der verliebten Ordnung. Nun aber kommt das heilige Margethli und fährt fort: „Ach wann wird doch die Zeit kommen, wo Alles wird aufgelößt werden, wo die Liebe! kan ungeſtört und ungehindert lieben nach ihrem Lauf und Willen! und ſich ergieſen kan nach ihrem ewigen Maaſe. Nach ihrem unbeſchreiblichen Reichthum! O wie iſt die Liebe noch ſo unbekant in den Seelen, wie wenige haben ſie noch erfahren. Ach es iſt die Liebe die allen Verſtand überſteigt.*) Aber wie wenige noch ſind aus dieſer Liebe am Kreuze gebohren worden. O du Wunderbarer Stand! wie wenigen biſt du bekannt! O du Wunderbare Liebe! du wirſt nicht Satt mit lieben. im Glauben und in Gerechtigkeit! in ewigkeit vermählſt du dich mit deinen Kindern! und wie mehr du ſie liebſt wie mehr wird ihr Hunger und Durſt entzünt nach deiner Liebe, bis ſie ganz in dieſelbige eingezogen und in allen ſtücken darin Wachſen, an den der daß Haupt iſt Chriſtus! O du mein Herz, o du Kind der Liebe! Du biſt ja aus Gott gebohren, der die Liebe iſt. Darum kannſt du nicht entwendt werden von der Liebe — mein geliebtes Kind! Deine dich ewig liebende Margarethe Peter.“**)

Als dieſer vom „4. Mey 1821“ datirte Brief nach Illnau gelangte, ſchüttelte die gute Regula Morf denn doch bedenklich den Kopf dazu. Sie hatte ſchon zu einer früheren Epiſtel des heiligen Gretchens an ihren Mann (dat. 15. April 1821) bedenklich den Kopf geſchüttelt. Denn es hatte darin geheißen: „O wie iſt die Liebe in mir ſo groß. O wie ſo unbeſchreiblich, wie ſo gewaltiger und ſtärker als der Tod. O du mein liebes Kind! O wie lieb biſt du mir doch! O wie 1000ſendmall muß ich dich im geiſt an mein Herz drücken. Ach warum muß ich dich den auch ſo gar überaus lieben, mein geliebtes Kind?“ Die Heilige ſcheint denn doch gefühlt zu haben, daß dies alles nicht ſo recht geiſtig und geiſtlich lautete; denn ſie ſchrieb an den Rand des Briefes: „Dieſe Zeilen ſind einzig (nur) für dich.“ Morf jedoch theilte dieſen Brief wie die übrigen ſeiner Ehefrau mit und darin könnte doch wohl ein Beweis liegen, daß er ſein Verhältniß zu der Margeth noch immer arglos nahm, daß er ſich ſo zu ſagen paſſiv darüber täuſchte, während die Heilige ihrerſeits hinſichtlich der Natur dieſes Verhältniſſes aktiv ſich betrog. Die gute Regula ſagte nachmals über dieſe Epiſteln aus, „ihr Mann habe ihr die von der Margeth erhaltenen Briefe vorgeleſen, welche ihr aber nicht gefallen, da ſie viel unverſtändliches Zeug enthalten und meiſtens wie Liebesbriefe gelautet hätten. Allein ihr Mann habe ſie damit beruhigt, daß dies nur geiſtige Liebe bedeute“.*)

---

*) Da fällt einem, weiß der Himmel, unwillkürlich die läſterliche Parodie der bekannten Halm'ſchen Definition der Liebe ein:

„Zwei Seelen und — kein Gedanke,
Zwei Köpfe und — kein Hirn.“

**) Wort- und buchſtabengetreu nach dem Original. W. A. Briefmappe. Nr. X.

In einer Art Nachſchrift zu dem oben mitgetheilten Briefe ſetzte die Heilige ihren „ewiggeliebteſten Schatz“ in Kenntniß, daß ſie für einige Tage nach Baden im Kanton Aargau reiſen werde. Sie that dies und zwar in Geſellſchaft der Urſula Kündig, welcher ihr Vater erlaubt hatte, eine oder zwei Wochen lang die altberühmten dortigen Bäder zu gebrauchen. Nachdem aber die beiden Mädchen ein paar Tage im Gaſthauſe zum Schlüſſel in Baden verbracht hatten, erklärte die Heilige, „ſie ſpüre einen Zug des Geiſtes nach Baſel hin, wo der Herr ein großes Volk habe“. Sie war ja ſchon vor Jahren von dem frommen Lachenal dahin eingeladen worden und wußte auch ihren Seelenfreund Ganz-Qualm dort. Die ſittſame Urſula fand freilich dieſe Weiterwanderung mehr bedenklich als erwecklich und deutete ſchüchtern an, ſie würde die Reiſe nach Baſel vor ihrem ſtrengen Vater nicht verantworten können. Darauf die Heilige hoch herab: „Man muß Gott mehr gehorſamen als den Menſchen, und wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth.“ Auf dieſes Machtwort hin fügte ſich die arme demüthige Urſula und ging mit nach Baſel. Eine Tradition hat dieſe Reiſe mit dem inzwiſchen polizeilich aus

---

*) W. A. II, 26 a.

Zürich in ſeine Heimat Lieſtal verwieſenen Strälmacher Stutz, welchen die Margeth habe beſuchen wollen, in Verbindung gebracht. Allein Urſula's Zeugniß ſteht dieſer Sage ganz beſtimmt entgegen.*) Wir wiſſen von ihr, daß ſie ſich mit der Margeth auf geradeſtem Wege nach Baſel begab, daß die Heilige mit ihrer Jüngerin vom Profeſſor Lachenal gaſtfreundlich aufgenommen wurde und daß ſie während ihres achttägigen Aufenthalts in Baſel das lachenal'ſche Haus nie verließ. Ganz-Qualm hatte hier mehrere vertrauliche Unterredungen mit der theuren Seelenfreundin, ſtellte ihr fromme Herren und Damen vor und ſelbſtverſtändlich ward in aller Form gekonventikelt. Ob unſere Heilige auf die Erweckungsſüchtigen von Baſel bei dieſer Gelegenheit beſonders erwecklich gewirkt habe, darüber geben unſere Quellen keine Auskunft.

Faſt aber ſcheint es, die Margeth habe ſich bei ihrem meſſianiſchen Wirken in Baſel zu übermäßig angeſtrengt, denn ſie verließ die Stadt der Traktätchen und Heidenbekehrungsanſtalten als eine Kranke. Sie nahm daher auf dem Rückweg nach Wildisbuch ihre Einkehr bei einem ſeit lange gewonnenen Bruder im Herrn, dem Doktor Graf zu Rafz, einem Intimus unſeres Schlammvulkans von Embrach. Auch Heilandinnen kommen mitunter in den Fall, ſtatt bei der eigenen Wunderkraft bei der profanen Heilkunde Hilfe zu ſuchen. Beſagter Doktor will aber — ſo behauptete er wenigſtens ſpäter — von der diesmaligen Einkehr der Heiligen und ihrer Jüngerin nicht ſehr erbaut geweſen ſein und die beiden mit der wenig ehrerbietigen Bemerkung empfangen haben, „es ſchicke ſich für junge Weibsperſonen ſchlecht, ſo im Lande herumzuziehen". Die Margeth erwiderte darauf, ſie müßte ihn nothwendig allein ſprechen, und ſchickte die Urſula nach Hauſe voraus. Gleich darauf wurde der Heiligen übel und des Doktors Frau brachte ſie zu Bette. Der Doktor ſelbſt will die Patientin mit argwöhniſchen Blicken gemuſtert und ihre Geſtalt „ſehr auffallend" gefunden haben. Behauptete auch, der Doktor, die angegangene Heilandin habe ihm vorgeklagt, „ſeit etlicher Zeit verſpüre ſie allmorgendlich Brechreiz und ſeit drei Monden ſei es mit ihr nicht mehr beſtellt, wie es ſein ſollte".*) Ominös das, ſehr ominös! Unſerer Heiligen ſcheint zu dieſer Zeit noch nicht geoffenbart worden zu ſein, was ihr ſpäter geoffenbart wurde, nämlich die beregte Störung ihres Organiſmus ſei „ein Zeichen, daß ſie über ihre weibliche Natur ganz Meiſterin geworden und dieſelbe erſtorben ſei".**) Wenigſtens will der Doktor von Rafz damals, im Mai 1821, keine ſolche Deutung jenes ominöſen Umſtandes aus dem Munde der Heiligen vernommen haben. Aber freilich, der Doktor war ja gerade in einer Metamorphoſe ſeiner religiöſen Anſchauungen begriffen und hatte entſchieden den „rechten" Glauben nicht mehr. Denn er, der früher ſo recht ganz=qualmiſch an das heilige Margethli von der „Stille der durchgebrochenen, in den ewigen Gottesgrund verſunkenen, in den Armen der ſtillen Gelaſſenheit, ja der ewigen Unveränderlichkeit ruhenden Seelen" warmbrüderlichſt geſchrieben hatte, unterfing ſich jetzt der Blasphemie, zu ſagen, der heilige Ganz ſei „auch nur ein Pfaff". Eine erſchreckliche Umſtimmung das! Die Brüder und Schweſtern in Baſel hatten mit Kummer vernommen, daß der Bruder Doktor wieder „im Luciferſtande ſtehe"***), und unſere Heilige war beauftragt worden, ihm ins Gewiſſen zu reden. Er dagegen verordnete ihr etliche ſtarke Doſen Kamillenthee und damit endete dieſes Abenteuer zu Rafz auf dem Rafzerfeld.

---

*) W. A. II, 32.

Im übrigen muß dazumalen das, zart zu ſprechen, unjungferliche Ausſehen des Margethli auch noch andern Leuten als dem exerweckten Doktor Graf aufgefallen ſein. Denn es ging zu nicht geringem Aergerniß aller gottſeligen Seelen das Gerücht ins Land aus, die Heilige ſei geſegneten Leibes. Ein zweites raunte, ſie hätte im Wirthshauſe zu Bargen im Kanton Schaffhauſen heimlich geboren. Hiergegen liegt ein aktenmäßiger Einſpruch vor †) und iſt überhaupt die ganze Geſchichte von dieſer Schwangerſchaft mythiſch

---

*) W. A. II, 26 b.
**) W. A. I, 49, 87.
***) W. A. II, 29, Nachtrag.
†) W. A. I, 101 a.

geblieben. Nicht der Schatten eines Beweiſes iſt dafür beigebracht worden. Aber: „Zukünftiges wirft ſeinen Schatten voran“ — hat ein britiſcher Dichter geſagt, ein tiefer Kenner von Menſchen und Dingen. Die Peripetie unſeres Paſſionsſpiels, welcher wir jetzt zuſchreiten, wird das Omen nur allzu ſehr beſtätigen.

Siebentes Kapitel.

In der Verborgenheit.

Zu Anfang des Jahres 1822 durchkreuzten wieder allerhand ſeltſame Sagen das Wyland und hatten die dörflichen Klatſchbaſen zwiſchen der Thur und dem Rhein alle Hände oder vielmehr alle Mäuler voll zu thun. Die Magdalena Moſer in Oerlingen, vermuth' ich, und die Barbara Baumann in Trüllikon hatten dazumal gar viele Anbohrungsverſuche zu befahren. Allein ſie hielten ſich wacker und es war nichts aus ihnen herauszubohren. Die Spannung der Neugierde unſerer guten Wyländerinnen und wohl auch Wyländer war allerdings berechtigt genug. Sie hatte nicht allein eine mythiſche, ſondern auch eine hiſtoriſche Unterlage: die heilige Margeth war nämlich mit ihrer Schweſter Eliſabeth ſeit Monaten aus Wildisbuch verſchwunden, ſpurlos, wie der Erde entrückt.

Um dieſe geſchichtliche Thatſache her rankten ſich, wie bei Heiligengeſchichten bräuchlich iſt, mythenbildneriſche Arabeſken, von nicht ſehr heiliger Natur freilich. Denn ſie ſagten aus, die Heilige und ihre Schweſter-Jüngerin hätten dringliche Urſache gehabt, ſich zeitweilig unſichtbar zu machen: jene, um im Verborgenen eine Niederkunft zu bewerkſtelligen, dieſe, um eine Schwangerſchaft zu verheimlichen.*) Als derartige Auslaſſungen der wyländiſchen Dorfnovelliſtinnen immer lauter wurden, mußte ſich unſer Pfarrherr von Trüllikon wohl oder übel damit befaſſen und verſammelte zu dieſem Ende am 2. Januar ſeinen „Stillſtand“, wie nicht etwa aus ſatiriſchen, ſondern nur aus techniſchen Gründen die Kollegien der Kirchenälteſten in den Gemeinden des Kantons Zürich amtlich hießen und noch heißen. Es ward ein Protokoll angefertigt, in welchem die Thatſache des Verſchwundenſeins der beiden Schweſtern konſtatirt wurde, ſowie die weitere, daß der Stillſtand den Johannes Peter Judenſchießer zu Wildisbuch wiederholt, aber vergeblich aufgefordert hatte, ſeine beiden Töchter vor dem Pfarramt zu ſtellen oder wenigſtens anzugeben, wo ſie ſich befänden.

---

*) W. A. I. 23.

Das Protokoll ward dem Oberamt in Andelfingen zugefertigt, worauf dieſes den Judenſchießer auf den 23. Januar vorbeſchied und ins Gebet nahm. Der Alte war aber nicht der Mann, etwas zu ſagen, was er nicht ſagen wollte; wohl aber der Mann, zu lügen wie ein Frommer, wenn die „politiſche Nothwendigkeit“ es verlangte. So log er denn, „er wiſſe nicht, wo ſeine beiden Töchter ſich aufhielten“, und ſetzte lachend hinzu, „er ſei der Mädchen halber ganz unbekümmert, weil überzeugt, daß dieſelben nichts Böſes thun könnten“. Da war nun freilich nichts zu machen, als dem Alten bei Buße aufzugeben, ſeine Töchter innerhalb einer Friſt von 14 Tagen vor dem Pfarramte Trüllikon zu ſtellen. Auch erſtattete der Oberamtmann Schweizer Bericht nach Zürich, um die kantonale Polizei zur Aufſpürung der Verſchwundenen in Bewegung zu ſetzen. Es wurde demnach allenthalben auf ſie gefahndet, nur nicht da, wo ſie ſich wirklich befanden.

Die Heilige von Wildisbuch ſcheint nach ihrer Ende Mai's 1821 erfolgten Heimkunft von der Miſſionsreiſe nach Baſel mehrere Wochen in düſterem Hinbrüten verbracht zu haben. Es liegen, ſoviel ich habe erkunden können, aus dieſer Zeit weder mündliche noch briefliche Aeußerungen von ihr vor und ſo fehlt der pſychologiſche Schlüſſel zu dem, was ſie damals empfand, ſann und wollte. Mit Sicherheit läßt ſich nur annehmen, daß ſie gerade damals insbeſondere ihre Schweſter Eliſabeth, ihren Schwager Moſer und die Urſula Kündig, welche jetzt in dem peter'ſchen Hauſe lebte, zum höchſten Grade gläubigen Vertrauens und fanatiſcher Anhänglichkeit hinaufgeſteigert habe. Dem Moſer unterſagte ſie zu jener Zeit den ehelichen Umgang mit ſeiner Frau in ſtrengſter

Weiſe, „weil man einen ſolchen Umgang meiden müſſe, wenn man Gott wohlgefällig ſein wolle".*) Im Juni verbrachte der „ewiggeliebteſte" Schuſter von Illnau wieder etliche Tage bei ſeiner Seelentröſterin zu Wildisbuch.

Kurz darauf, am 13. Juli, hob ſich, nach wahrſcheinlich mit der Eliſabeth und der Urſula Kündig genommener Abrede, die Heilige von dannen und am Abend deſſelben Tages betrat ſie „unerwartet" das Haus der morf'ſchen Eheleute in Illnau.**) Sie zeigte dem Jakob und der Regula an, daß ſie vierzehn Tage bei ihnen zu verweilen gedenke, welche Eröffnung natürlich mit gebührendem Reſpekt vernommen wurde. Aus dieſen vierzehn Tagen ſind aber anderthalb Jahre geworden, denn ſo lange ſollte die Hedſchra der Prophetin von Wildisbuch währen. Lange genug fürwahr, um das wunderlichſte Idyll in Scene zu ſetzen, von welchem man je vernommen. Die Heilige wollte in der Verborgenheit leben und es wurden alle Maßregeln getroffen, ihre Anweſenheit ſelbſt vor den nächſten Nachbarn geheim zu halten, was nur dadurch gelingen konnte, daß die morf'ſchen Eheleute wenig Umgang hatten und ihr Haus vereinzelt zwiſchen Ober- und Unter-Illnau gelegen war. Bemerkenswerth iſt, daß die heilige Margeth dieſe anderthalb Jahre über niemals, auch nicht eine Stunde lang mit gemeiner Arbeit ſich abgegeben hat. Sie war alle dieſe Zeit entweder „in Gott verſenkt" oder beſchäftigt, „mit dem Satan zu kämpfen". Doch ließ ſie ſich ziemlich regelmäßig herab, ihre Meditationen und Kämpfe zu unterbrechen, um bei wohlverſchloſſenen Thüren dem Jakob und der Regula die Bibel, insbeſondere die Apokalypſe auszulegen und daran Predigten zu knüpfen, welche meiſtens darauf hinausliefen, „der menſchliche Geiſt müſſe ſich mit ſeinem Urgeiſt verſchmelzen". Der guten redlichen Regula kam dieſer auf ganz qualm'ſche Noten geſetzte Text ſo ſpaniſch vor, daß ſie ſehr verſtändiger Weiſe beſchloß, „ſich nicht weiter damit zu beſchäftigen, ſondern lieber bei ihrem alten einfachen Glauben zu bleiben“. Recht ſo, Regula! Du wußteſt, rechne ich, daß 2×2=4 iſt. Aber ich wollte, du hätteſt wie an deinem alten einfachen Glauben ſo auch an deinem ehefraulichen Hausrechte feſtgehalten. Ich wollte, du wäreſt etwas weniger gutmüthig und aufopferungsfähig und dafür nach Beſchaffenheit der Umſtände ſogar das geweſen, was die Volkspoeſie ein Reibeiſen nennt, ein Hausdrache ſo zu ſagen. Es wäre wünſchenswerth geweſen, daß du bei Zeiten den Kehrbeſen zur Hand genommen, einen derben Kehrbeſen, und damit die heilige Margeth mitſammt ihrer Urgeiſterei, Apokalypſe und Satanologie, ihrem Verſchmelzen, Orakeln und ſonſtigem Dingsda zum Hauſe hinausgefegt hätteſt — ſehr wünſchenswerth! Es iſt gefährlich, mit großen Herren Kirſchen zu eſſen; aber gefährlicher iſt's, mit einem oder gar vollends mit einer Heiligen unter einem Dache zu wohnen. Gutmüthige Regula, ich wünſchte ſehr, du hätteſt gewußt und beherzigt, daß ſchon vor alters dahinten in Schiras ein ſehr weiſer Mann, etwas grobianiſch allerdings, geſagt und geſungen hatte:

---

*) W. A. II, 22.

**) Hauptquellen für das Folgende in dieſem und dem nächſten Kapitel ſind das Verhör des Jakob Morf am 11. April 1823, W. A. II, 6, und das Verhör der Regula Morf am 9. Juni 1823, W. A. II, 26 a.

> „Traue keinem Heiligen! Süße Worte ſpricht er,
> Aber in der Kutte ſteckt immer ein Halunke.“

Kutte oder Weiberjüppe, das macht keinen großen Unterſchied. Im Gegentheil, ſo eine Jüppe kann unter Umſtänden noch gefährlicher werden als eine Kutte, viel gefährlicher, kalkulir' ich.

Nachdem unſere Heilige vier oder fünf Wochen in der Verborgenheit zu Illnau verbracht hatte, geſchah eine Offenbarung, welche zeigte, weſſhalb ſie denn eigentlich dieſe Hedſchra nach Illnau bewerkſtelligt habe. Eines Morgens eröffnete ſie nämlich dem armen Jakob, in der Nacht ſei ihr ein Engel erſchienen, um ihr zu offenbaren, „Gott der Herr werde ſie und ihn, Jakobum, mit Leib und Seele von der Erde wegnehmen, gleichwie das dem Enoch und Elias widerfahren“. Um nun dieſe in Ausſicht geſtellte Himmelfahrt zuwege zu bringen, war es nöthig, weitere vier bis fünf Wochen „beſtändig mit dem Satan zu kämpfen“, was zu thun die Heilige ſich angelegen ſein ließ. Nach Verlauf dieſer Zeit wollte oder konnte der Satan gegen die Himmelfahrt der beiden nichts mehr einwenden und eines Morgens eröffnete die Margeth ihrem Seelenfreunde, der „wichtige Tag ſei nun für beide erſchienen", und forderte ihn auf, ſeine Sonntagskleider anzulegen, wie ſie bereits gethan, damit ſie in anſtändiger Toilette in den Himmel auf- und einführen.

Wohl, legte alſo der Jakob andächtig ſeinen ſonntäglichen Anzug an und harrten die beiden den ganzen Tag der wunderſamen „Abreiſe". Allein die Harrenden blieben merkwürdigerweiſe ſitzen, wo ſie ſaßen. Der Himmelfahrtsverſuch mißlang, der Jakob gab jedoch trotzdem den Glauben an das endliche Gelingen deſſelben nicht auf. Die Heilige ihrerſeits ließ nicht den geringſten Zweifel aufkommen, ſagend: „Was heute nicht geſchah, kann morgen geſchehen." Sie ſandte ſogar durch eine vertraute Perſon, eine Schweſter des Jakob, Botſchaft nach Wildisbuch, die Ihrigen ſollten nach Illnau kommen, um noch Abſchied von ihr zu nehmen, bevor ſie gen Himmel erhoben würde, und Zeugen dieſer Erhebung zu ſein. Daraufhin erſchienen ſchon am folgenden Tag Schweſter Eliſabeth und Lieblingsjüngerin Urſula im morf'ſchen Hauſe. Urſula blieb vier oder fünf Wochen, worauf ſie nach Wildisbuch zurückkehrte, Eliſabeth blieb bis zu dem Tage oder vielmehr bis zu der Nacht, wo ihre Schweſter von Illnau abfuhr, obzwar nicht gen Himmel. Sämmtliche drei Mädchen ſchliefen mit den morf'ſchen Eheleuten in einer und derſelben Kammer. Ländlich-ſittlich, heilig-idylliſch, patriarchaliſch-erwecklich!

Die Himmelfahrt alſo war aufgeſchoben, wenn auch nicht aufgehoben. Man mußte ſich in Geduld faſſen, mußte glauben und hoffen. Logiſcherweiſe ſollte freilich der Himmelfahrt die Paſſion vorangehen, aber zu dieſem Entſchluß iſt unſere Heilige erſt ſpäter gekommen. Einſtweilen kam die gute arme Regula inbetreff der unmäßig ſich in die Länge ziehenden heiligen Einquartierung mitunter auf unliebſame Schlüſſe; denn, wie geſagt, ſie hatte ihr Einmaleins inne. Sie drückte das in ihrer Weiſe ſo aus: die Margeth und die Eliſabeth hätten ſich die ganze Zeit über unter Tags meiſtens in der oberen Kammer aufgehalten, wo ſie auch mit ihrem Mann, dem Jakob, ihre Mahlzeiten einnahmen. Dieſe Lebensart habe ihr, der Regula, natürlich nicht behagen können, indem ſie für ihren Mann und dieſe Perſonen immer beſſere Speiſen habe zubereiten müſſen, als ſie ſelbſt genoſſen, und das Geld, das ſie dafür von den beiden Schweſtern erhalten, nicht bedeutend geweſen ſei, indem daſſelbe während der ganzen anderthalb Jahre ungefähr hundert Gulden betragen.*) Die Margeth habe ihr freilich bemerkt, ſie, die Regula, „müſſe ihren Mann auch noch gut halten, indem derſelbe nicht mehr lange auf dieſer Erde verbleiben, ſondern mit ihr lebend'gen Leibes gen Himmel fahren werde, wo dann ihre Haushaltung mit der peter'ſchen vereinigt werden würde". Dieweil nun die Margeth ſo „wunderbare Dinge" geſprochen und ihr Mann ſo großes Vertrauen auf dieſelbe geſetzt, ſo habe ſie ſich ſo lange als möglich geduldet. Im Verlaufe der Zeit habe ſie aber doch einſehen müſſen, daß ſie ſolche Ausgaben nicht mehr in die Länge beſtreiten könnte, und habe das der Margeth erklärt. Dieſe jedoch habe ihr entgegnet, ſie, die Regula, hänge zu ſehr am Irdiſchen und ſie ſolle wohl bedenken, „daß die Kinder Iſrael vierzig Jahre durch die Wüſte geführt worden und alle bis auf zwei ihres Unglaubens wegen darin geſtorben ſeien". Ob ſie wolle, daß es ihr ſo erginge? Dies wollte nun zwar die gute Regula nicht, wohl aber, daß die beiden Schweſtern ihren Bedarf an Lebensmitteln ſelbſt anſchaffen ſollten. Darüber ſei es denn oft zwiſchen ihnen zu Zänkereien gekommen, um ſo mehr, da ſie „auf das heilige Geſchwätz der Schweſtern nicht Achtung gegeben". Die Margeth habe ſich bei dieſen Streitigkeiten keineswegs leidend benommen, ſondern habe „tüchtig ausgekehrt" und geſagt, „ſie ſei nicht hierher gekommen, um Frieden zu ſtiften, ſondern um Krieg zu führen" — Parodie eines bekannten evangeliſchen Wortes, auf welches ſich ſchon ſo viele Qualmer und Dünſtler berufen haben. Die ehrliche Schuſtersfrau ließ ſich alſo in ihrer Gutmüthigkeit von der hochfahrenden Heiligen in ihrem eigenen Hauſe den Krieg machen. Quer das, ſehr quer! Hätte den Stiel umdrehen und ihrerſeits „tüchtig auskehren“ ſollen. Aber ſie liebte ihren Mann aufrichtig und that ihm alles zu Gefallen, nur zu viel, viel zu viel! Muß auch die Güte eine Gränze haben, ſonſt — nun ſonſt geſchehen mitunter Geſchichten, wie im Hauſe des Schuſters von Illnau eine geſchah.

---

*) Die Töchter des Judenſchießers waren mündig und konnten über die Intereſſen eines Kapitals verfügen, welches ihnen ihre Mutter hinterlaſſen hatte.

Es muß angenommen werden, die Heiligkeit des Margethli habe zu dieſer Zeit eine bedeutende Trübung erfahren. Wir ſehen, daß während ihres Lebens in der illnauer Verborgenheit ihr Gebaren zwiſchen ſtumpfem Brüten, Aeußerungen phantaſtiſchen Blödſinns und heftigen Ausbrüchen ſchwankte. Die Erinnerungen an letztere entlockten nachmals der armen Regula, welche ja vornehmlich darunter zu leiden gehabt, das Klagwort: „Ich kann wohl ſagen, daß ich von der Margeth, bevor ſie ſich ſelber kreuzigen ließ, gekreuzigt worden bin.“ Langen wir mit einer unerbittlichen Sonde in die geheimſte Falte von Margeth's Seele hinein, ſo erklärt ſich ihr damaliger Gemüthszuſtand unſchwer. Vor Beginn dieſer Operation müſſen wir freilich allen Miſſes Emerentien, welchen etwa dieſes Buch zur Hand kommen ſollte, alles Ernſtes zurufen, hinauszugehen, und zwar für den ganzen noch übrigen Reſt des vorliegenden Kapitels.

Die heilige Margeth war verliebt wie eine Maikäferin und ſie hatte in der That ſchwer zu kämpfen, den Kampf zwiſchen ihrer Sinnlichkeit und ihrem myſtiſchen Größenwahn. Aus dieſem Zwieſpalt hatte ſich der tolle Einfall entbunden, mit dem „ewiggeliebteſten“ Jakob gen Himmel zu fahren, da die Verhältniſſe einer Vereinigung mit beſagtem Jakob auf Erden entgegen waren. Sie wäre gern ein Weib geweſen und wollte doch nicht aufhören, für eine Heilige, für eine Heilandin zu gelten: das war das ganze Myſterium. Hier liegt auch die Erklärung ihres Verhaltens zu der armen Regula: es war das der brennendſten Eiferſucht, für welche die ſchwäbiſche und ſchweizeriſche Volksſprache ein ſehr garſtiges, aber höchſt bezeichnendes Wort beſitzt, gegen deſſen Gebrauch freilich die Feder entſchieden ſich ſträubt. Deßhalb verbot ſie dem Jakob aufs ſchärfſte, ſeiner Frau die eheliche Pflicht zu leiſten, was ſie ihm als „das größte Hinderniß der Vereinigung mit dem Urgeiſt“ darſtellte. Der Jakob hielt aber dieſes Verbot anfangs nicht ſtrikte, doch ſuchte er den Umgang mit ſeiner Frau vor der Heiligen geheim zu halten. Weil aber, erzählt die gute Regula, der arme gepeinigte Mann jedesmal, wann er gegen das ihm auferlegte Gebot ſich verfehlt hatte, „von den heftigſten Bangigkeiten überfallen worden ſei, ſich die ganze Nacht im Bette herumgewälzt und gejammert habe, daß er eine große Sünde begangen“, ſo habe ſie, die Regula, ihm erklärt, „unter ſolchen Umſtänden ſei es ihr lieber, den ehelichen Umgang ganz abzubrechen“, was denn auch geſchehen ſei. Das Geſagte reicht, denk' ich, aus, klar zu machen, daß wohl ſelten drei Perſonen — die bis zum Stumpfſinn ſklaviſche Eliſabeth kommt hier nicht inbetracht — unter einem Dache vereinigt waren, welche ſich ſo unglücklich fühlen mußten wie die Margeth, der Jakob und die Regula. Die ganze Situation war danach angethan, entweder in einen Skandal oder in ein Verbrechen auszuberſten. Platzen mußte die von Wahn und Lüge ſtrotzende Blaſe, ſo oder ſo. Sie iſt dann auch endlich geplatzt.

Die Trübung des Heiligenſcheins der Margeth ſollte in totale Verfinſterung übergehen, im fahlen Zwielicht eines Frühjahrsmorgens von 1822. Frau Regula iſt aufgeſtanden, hat die Lampe angezündet und die Eliſabeth geweckt, worauf die beiden die Kammer verlaſſen, weil heute Brot gebacken werden muß. Der ewiggeliebte Jakob und die Heilandin von Wildisbuch blieben in der Kammer zurück, und was dann daſelbſt geſchah, iſt dramatiſch-draſtiſch in den Acta Sanctae Margarethae zu leſen.*) Hier nur ſo viel, daß das Weib die Verführerin des Mannes war. Als ſie halbwegs wieder zur Beſinnung kam, legte ſie einen Proteſt ein; aber ſchon war es zu ſpät.

Ja, es iſt zu ſpät geweſen. Zu ſpät merkte ſie, daß ihr der Heiligenſchein zerbrochen vom Kopfe fiel. Der Jakob hat nachmals vor dem Verhörrichter ausgeſagt, „er habe vor Scham dieſes Sündenfalls ſpäter nie gegen die Margeth erwähnt und habe auch ſie deſſelben mit keiner Silbe gedacht"; ferner wiederholt betheuert, „er dürfe vor Gott bezeugen, daß weder zuvor noch nachher dieſer Umgang jemals ſtattgefunden habe". Und doch hatte die unheilige Zwielichtsſtunde Folgen, welche die früher erwähnten Volksſagen von dem Wandel, welchen das heilige Margethli auf ſeinen miſſionariſchen Wanderungen gelegentlich geführt habe, in einem weniger mythiſchen Licht erſcheinen laſſen konnten. Falls die Betheuerung des Jakob Vertrauen verdient — Firlefanz,' brummt Doktor Sauerampfer — ſo drängt ſich die Frage auf: Hatte die Heilige ihre Jungfrauſchaft bis zu jenem verhängnißvollen Augenblick bewahrt? Was meinſt du dazu, Doktor Phyſiologus? Du lachſt: „Köhlerglaube!" Ja, es ſieht faſt ſo aus. Der Prinz von Dänemark hat freilich gemeint, es geſchehen mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, als unſere Philoſophie ſich träumen laſſe; aber ſo viel iſt ſicher, von der Phyſiologie verſtand der arme Hamlet blutwenig.

---

*) W. A. II, 6. Antwort auf die Frage 8.

Achtes Kapitel.

Ein „untoward event".

Dem Frühling folgte der Sommer und brütete heiß ob dem ſtillen Kemptthal, ohne daß in das eintönige Leben im morf'ſchen Hauſe irgendein Wechſel gekommen wäre. Noch immer hielt ſich die gefallene Heilige in ihrer Verborgenheit, ohne auch nur für einen Augenblick das Haus zu verlaſſen, noch immer ſaß ſie mit ihrer Schweſter Eliſabeth, welche ſich nachgerade auch für eine „zur Rettung vieler tauſend Seelen berufene", auserwählte und heilige Perſon zu halten anfing, die Tage über müſſig in der wohlverwahrten oberen Kammer, um allabendlich in die Wohnſtube herabzuſteigen, wo ſie in gewohntem Stile predigte und orakelte, um dann nach ſo vollbrachtem Tagwerk die gemeinſame Schlafkammer aufzuſuchen. Selbſtverſtändlich ward die geweiſſagte Himmelfahrt in Begleitung des Jakob fort und fort als ein Ereigniß erwartet.

welches täglich und ſtündlich eintreten könnte. So gingen die Tage hin und machte der Sommer dem Herbſte platz.

Derweil ſcheint ſich zwiſchen der Margeth und der gutmüthigen Regula wieder ein leidlich freundliches Verhältniß hergeſtellt zu haben. Möglicherweiſe erſchien die arme duldſame Frau der ſtolzen Heiligen gar nicht mehr als ein ihrer Eiferſucht würdiger Gegenſtand. Genug, die Margeth wurde ſehr mittheilſam gegen die Schuſterin, welche mit einer faſt überfrauenzüngigen Verſchwiegenheit die Anweſenheit der beiden Schweſtern vor aller Welt verheimlichte. Die Heilige klagte ihr, wie „entſetzlich ſie von Geiſtern und Teufeln geplagt werde“; item über eine hartnäckige Stockung in den Funktionen ihres Organiſmus, worüber ſie ſich jedoch „freue, weil dies ein Zeichen ſei, daß ihre Natur geiſtiger werde“. Die gute Regula, welcher „nicht der entfernteſte Gedanke kam“, das beregte Symptom könnte die Wirkung einer keineswegs übernatürlichen Urſache ſein, ſetzte vielmehr die „heftigen Anfälle“ der Heiligen demſelben auf Rechnung und meinte tröſtend, das Geplagtwerden durch hölliſche Geiſter werde wohl aufhören, wenn die fragliche Störung beſeitigt ſei und ſie, die Margeth, „wieder wie andere Weiber werde“. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Frau, welche ſich auch bei dieſer Veranlaſſung wieder ganz verſtändig ausließ, die ungeheure Beſtrickung, der ihr Mann unterlag, nicht zu löſen vermochte. Aber freilich ließ ihre Beſcheidenheit und Demuth ſie zu gar keinem ernſtlichen Verſuche dieſer Art kommen.

In die lange Monotonie dieſes gottſelig-faulen Lebens im Verborgenen brachten nur die Beſuche, welche die Heilige von Zeit zu Zeit aus Wildisbuch und Oerlingen erhielt, eine Abwechſelung. Dieſe Beſuche, der alte Judenſchießer und andere Mitglieder der Familie, kamen und gingen mit großer Vorſicht, gewöhnlich nächtlicher Weile, um nicht durch ihr Kommen und Gehen zur Beſtätigung des dumpfen Gerüchtes beizutragen, die aus ihrer Heimat verſchwundenen beiden Töchter des Judenſchießers ſeien im moriſchen Hauſe zu Illnau verborgen. Weil dieſes Gerücht auch dem Pfarrer des Ortes zu Ohren gekommen, beſchied er den Jakob amtlich zu ſich und befragte ihn. Allein der Jakob, ſeiner demnächſt bevorſtehenden Himmelfahrt unter allen Umſtänden ſicher, log herzhaft, die beiden Schweſtern hätten ihn allerdings beſucht, ſeien aber längſt wieder abgereiſ't und nicht wiedergekommen.*) Hiermit zufrieden, führte der leichtgläubige Pfarrer „bona fide“ auch die Polizei irre, ſo daß dieſe ihr vigilirendes Auge von dem morſ'chen Hauſe ganz abwandte.

Einen ſehr charakteriſtiſchen Auftritt, welcher, ſo man jene Morgenzwielichtsſtunde im Frühling und deren, wie geſagt, bereits eingetretene Folgen im Auge behält, für die profanen Kinder der Welt ſogar einen hochkomiſchen Beigeſchmack haben dürfte, führte der Beſuch herbei, welchen der Johannes Moſer zur Herbſtzeit ſeiner heiligen Schwägerin in Illnau abſtattete. Sie ſtellte nämlich den Fanatiker „ernſtlich zur Rede, ob er ſich des Umgangs mit ſeiner Frau auch wirklich gänzlich enthielte?“ Der ſo ins Gebet genommene Mann bejahte die Frage, beging aber dann den Verſtoß, der Heiligen mitzutheilen, daß ſein Bruder Konrad Gelegenheit hätte, „eine rechtſchaffene Perſon zu heiraten“. Ueber dieſe Mittheilung brach die Margeth in den heftigſten Zorn aus, that „ganz entſetzlich“ und verbot ihrem Schwager des beſtimmteſten, dieſe und überhaupt eine Heirat ſeines Bruders zuzulaſſen, denn der fleiſchliche Umgang ſei thieriſch, gottlos, teufliſch, durchaus verwerflich.**) Der große William vom Avon würde zu dieſem heiligen Gebaren etwa ſagen:

„Gar viel erlebt man's, mit der Andacht Mienen
Und frommem Weſen überzuckern wir
Den Teufel ſelbſt . . . .
Das iſt die liſt'ge Ausſtattung der Hölle,
Den frechſten Schalk verkleidend einzuhüllen
In fromme Tracht.“

Wir unſererſeits könnten aber dieſen Ausſpruch doch nicht ganz paſſend finden und zwar darum nicht, weil wir ja leugnen müſſen, daß die Heldin unſerer Geſchichte eine Schalksnatur geweſen ſei. War ſie eine Betrügerin, ſo war ſie nur eine betrogene. Die fixe

---

*) W. A. I, 70.
**) W. A. II, 22

Idee ihrer heilandiſchen Beſtimmung und Miſſion umgab ihren Geiſt mit einer ſtählernen Mauer, über welche ſie ſchlechterdings nicht mehr hinauskonnte. Ihre Monomanie ſtellte ſich zu dieſer Zeit ganz paſſiv dar. Es bedurfte einer furchtbaren Erſchütterung ihres ganzen Weſens, um ihren Wahnwitz zu der Energie jener Aktivität aufzuſtacheln, womit wir ſie dem Abgrund zuraſen ſehen werden.

Zum zweitenmal ſeit der Hedſchra von Wildisbuch nach Illnau fielen die Blätter. Der Winter zog abermals in das Thal der Kempt ein, die Kämpfe der Heiligen mit dem Satan währten noch immer fort und mit der Himmelfahrt wollte es nicht vorwärts gehen. Ein großes Ereigniß trat jedoch im Verlaufe des Winters ein, ein nicht geweiſſagtes, ein höchſt unerwartetes, ein erſtaunendes, möchte man ſagen. Doktor Phyſiologus würde freilich die Winkel ſeines Mundes ſpöttiſch herunterziehen, wenn man ihm ſagte, die Verblendung der heiligen Margeth über ihren Zuſtand ſei ſo fabelhaft geweſen, daß ſie auch jetzt noch, da doch die Zeit ganz nahezu erfüllet war, fortfuhr, gewiſſe Symptome beharrlich für ein Zeichen „höherer Leitung“ zu erklären und zu glauben, daß „ihre Seele über ihre weibliche Natur geſiegt habe“. Aber es war doch ſo, es war wirklich ſo. Sonſt hätte der folgende Auftritt gar kein ſo draſtiſch wirkender ſein können.

Es war am 10. Januar 1823, als ſich die Margeth über heftige Krämpfe beklagte. Sie bat den Jakob, im Pfarrhaus eins jener Hausmittel zu holen, wie ſie in ländlichen Pfarrhäuſern gehalten zu werden pflegen. Der Jakob ging und erſuchte die Frau Pfarrerin um ein krampfſtillendes Mittel für ſeine Frau. Die Frau Pfarrerin gab ihm ein Glaschen mit Nußwaſſer und rieth zur Anwendung eines Klyſtiers. Hierbei leiſtete die gutmüthige Regula Hilfe, denn ſie hatte von der eigentlichen Beſchaffenheit der in Rede ſtehenden Krämpfe ebenſo wenig eine Ahnung wie die andern. Allein die angewandten Mittel ſtillten die immer zunehmenden Schmerzen der ſich auf ihrem Bette windenden Margeth keineswegs und es ward beſchloſſen, daß der Jakob nach Lockhauſen gehen ſollte, um den dortigen Arzt herbeizuholen.

Indem er ſich in der Stube zu dieſem Gange rüſtet, hört er, wie in der anſtoßenden Kammer das Aechzen der Kranken in einen ſchneidenden Schrei ausbricht und dann plötzlich abſchnappt. Hierauf ein feinſtimmiges Wimmern. Wunderlich das! Seine Frau öffnet die Kammerthüre und winkt ihn hinein. Da liegt die Beſcherung: das weiland Chriſtkindli von Wildisbuch iſt Mutter worden, die Heilandin, in welcher „Chriſtus abermals Fleiſch geworden“, hat ein Töchterlein geboren! Wäre ſo ein Stück von einem Jeremia oder Jeſaia anweſend geweſen, er hätte die ſchönſte Gelegenheit gehabt, zu lamentiren:

„Du ſprachſt in deinem Herzen: Ich will zum Himmel hinan!
Ueber der Wolken Höhen ſteig' ich auf,
Ich werde gleich ſein dem Erhabenſten.
Wie biſt du gefallen vom Himmel, du Morgenſtern,
Hinabgebeugt zu den Todten iſt dein Stolz,
Verklungen deiner Harfe Siegeston!“

Zwar nicht ganz ſo im Stile der hebräiſchen Pſalmodie oder Prophetie, aber immerhin lamentabel genug machte ſich in der Kammer zu Illnau das Lamento laut über dieſen durch eine um fünfzehn Tage zu ſpät gekommene Chriſtbeſcherung ſchreiend konſtatirten Fall des Morgenſterns von Wildisbuch. Seltſam, eine wunderliche Ideenaſſociation erinnert uns plötzlich an jene Nacht des 9. Mai von 1833, wo aus dem Nimbus, womit ein Chateaubriand und andere Romantiker, Nebler und Zappelphilippe eine andere Heilige umqualmt hatten, „mit gemeinem Lächeln die Hebamme hervortrat“, an jene Nacht, wo die Ducheſſe de Berry, die Jeanne d'Arc des Bourboniſmus, die „Heilige der Vendée“, in der Citadelle von Blaye ein unterwegs aufgeleſenes Mirakelkind gebar, deſſen Erſcheinung ſelbſt den armen Chateaubriand, den Ritter von der bourboniſchen Trauerweide und Oberkonfuſionsrath der Legitimität, etwas unangenehm überraſchte.

Der Jakob war über das geſchehene Wunder „über alle maßen“ erſchrocken und ganz perplex, noch perplexer die Eliſabeth, aber am perplexeſten die Margeth ſelbſt. Das alſo hatte hinter der „Vergeiſtigung“ ihrer weiblichen Natur geſteckt? Das der gehoffte Triumph? Wehe über Iſrael, dreimal wehe!

Die Eliſabeth ernüchterte ſich für einen Augenblick von ihrem Vertrauensduſel, that die Frage: „Wer iſt doch wohl der Vater dieſes Kindes?“ und ſah dabei den Jakob an. Worauf dieſer kleinlaut und knieeſchlotternd: „Ja, ich bin's.“ Nun wollte die gute Regula losbrennen, denn dieſe Enthüllungen vermochte doch auch ihre Gutmüthigkeit nicht mehr hinunterzuwürgen. Allein die Margeth ſchnitt ihr das Wort ab, indem ſie unter heftigem Gebaren „gleichſam mit Gott zu rechten“ anhob und alſo losbrach: „Warum, mein Vater im Himmel, haſt du deinem Kinde dieſe Laſt aufgelegt, die es zu Boden drückt? Habe ich nicht ohnehin ſchon genug Leiden erduldet? Warum haſt du gerade mich auserwählt, den Ungläubigen zum Geſpötte zu werden?“*) Das verdutzte unſere arme Regula, und weil zwiſchenhinein ihr Mann ſie kläglich um Verzeihung bat und weil ſie eben eine herzensgute Frau war, ſo that ſie, was unter den obwaltenden Umſtänden zu thun war, d. h. ſie nahm ſich des armen Kindleins an, das „ſo klein wie ein Weberſchifflein geweſen“, badete es, wickelte es ein und machte ihm ein Bettchen zurecht. Sie ſollte noch mehr thun müſſen. Denn ſo iſt die Welt, die heilige und die unheilige: reichſt du ihr einen Finger, will ſie die Hand, den Arm, den ganzen Leib haben und die Seele obendrein. Regula Morf ſollte ein Beiſpiel von Aufopferung geben, wie es, ſo behaupte ich kühnlich, unter ſolchen Umſtänden ein zweitesmal nie und nirgends vorgekommen iſt. Arme Frau, ja, die Margeth hat dir ein Kreuz auferlegt; aber du haſt es mit geräuſchloſer Selbſtüberwindung getragen, mit einer ſchlichten Größe, wie ſie trotz alledem doch wieder nur im Volke daheim iſt. Wie hätte ſich wohl an deiner Stelle eine „gebildete“ Dame gebärdet? Höchſt wahrſcheinlich und allerdings nicht ohne Grund mehr oder weniger furibund, im günſtigſten Falle mehr oder weniger theatraliſch. Ja ſogar, mein lieber Jakob, mopsköpfiger Himmelfahrtskandidat, hätte ich, falls deine Ehefrau zur „Crême der Geſellſchaft“ gehört hätte, für die Unverſehrtheit deiner Geſichtshaut nicht gutſtehen mögen, um alle Welt nicht!

---

*) W. A. II, 26a. Antw. a. d. Fr. 6.

Wohl, als der erſte lähmende Schrecken über das „untoward event“ vorüber war, machte ſich die Frage geltend, was nun zu thun, wie die „Ehre des Hauſes“ zu wahren ſei. Die für den Augenblick ganz zerſchmetterte Heilige nahm an der Berathung hierüber keinen Antheil, ſondern ließ, erſchöpft durch den gemeldeten Ausbruch von Zorn und Jammer, alles apathiſch über ſich ergehen. Es wurde beſchloſſen, die Eliſabeth und die Regula ſollten noch an demſelben Tage das neugeborene Kind nach Wildisbuch tragen. Zugleich ſollte der Jakob einen Boten an den Johannes Moſer nach Oerlingen ſchicken, mit einem Briefe, worin der Genannte benachrichtigt würde, ſeine heilige Schwägerin wünſche in das väterliche Haus zurückzukehren, weßhalb er ſie mittels eines Wägelchens und der kalten Jahreszeit wegen mit einem Bette darauf nächtlicher Weile in Illnau abholen und nach Wildisbuch bringen ſolle. Weiter wurde der Johannes Moſer nicht in das Geheimniß eingeweiht, ebenſo wenig ein anderes Mitglied der Familie. Die Eliſabeth hat nie eine Silbe davon verlauten laſſen, was am 10. Januar in der Schlafkammer des morf'ſchen Hauſes vorgegangen. Die Anhänger des heiligen Margethli hatten auch nach dem Tode deſſelben keine Ahnung, daß es gefallen ſei, und als man ihnen die Thatſache gerichtlich mittheilte, wieſen ſie dieſelbe mit Unglauben oder gar mit Entrüſtung zurück.*)

---

*) So beſonders die Urſula Kündig, welche in ihrem Verhör am 21. März 1823 (W. A. II, 2) auf die Frage, ob ihr nicht bekannt ſei, daß die Margeth einmal ſchwanger geweſen? zur Antwort gab: „Man würde ihr wohl ankommen, wenn man behaupten wollte, die Margeth hätte mit Mannsperſonen fleiſchlichen Umgang gehabt oder wäre gar ſchwanger geweſen. Freilich ſei ſie allerdings geiſtig ſchwanger geweſen und habe durch Chriſtum viele Kinder, aber geiſtige geboren; gerade ſie, die Urſula, und der Johannes Moſer ſeien ſolche Kinder. Sie lebe und ſterbe darauf, daß die Margeth rein geweſen und nie fleiſchlich geboren habe.“ In einem ſpätern Verhör (W. A. II, 20) gab Urſula an, ſie habe, als ſie zur Zeit der Weinleſe 1822 die Margeth in Illnau beſuchte und mit derſelben in einem Bette ſchlief, den auffallend ſtarken Unterleib der Heiligen bemerkt. Allein dieſelbe habe ihr geſagt, daß „ihr von den unerhörten Leiden, die ſie von den ſataniſchen Geiſtern zu erdulden habe, der Leib ſo geſchwollen ſei“. Ferner, nach der Rückkehr der beiden Schweſtern aus Illnau habe ſie die Wahrnehmung gemacht, daß ein mehrfach beregtes angeb-

Der Bote war nach Oerlingen abgegangen und gegen Abend zu waren die Regula und die Eliſabeth gerade im Begriffe, mit dem Kindlein nach Wildisbuch aufzubrechen, als die Sache eine neue Wendung nahm. Die Eliſabeth erklärte nämlich unter großem Gejammer, „wie ſo unglücklich ſie geworden ſeien“ und daß ſie ihre Schweſter unmöglich verlaſſen könne. Dann rückte ſie — ob aus eigenem oder aus margethli'ſchem Antrieb, iſt ungewiß — mit einem Vorſchlag heraus, welcher recht klärlich darthut, daß dieſe frommen Seelen jedes ſittlichen Gefühls und Taktes bar und ledig waren. Die Regula, meinte Eliſabeth, ſollte eine Niederkunft heucheln und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben. Sie weigerte ſich anfänglich dieſer Zumuthung, ſagend, es wüßten ja alle Leute, daß ſie nicht guter Hoffnung geweſen. Allein die Eliſabeth fiel ihr flehend zu Füßen und Regula ließ ſich, da auch ihr Mann und die Margeth mit Bitten ſie beſtürmten, endlich überreden, der ihr angeſonnenen Rolle ſich zu unterziehen. Die brave Frau, welche an dieſem Schickſalstage eine Seelenſtärke, ja einen Heroismus entfaltete, welcher für mehr als ein Schlachtfeld ausgereicht hätte, verdient fürwahr vollen Glauben, wenn ſie ſpäter vor Gericht ausſagte, ſie ſei „am meiſten aus Mitleid mit dem armen Kindlein“ zu dem bewogen worden, was ſie that, indem ſie gedacht hätte, „wenn ſie ein ſolches auf der Gaſſe gefunden, ſie es auch nicht liegen gelaſſen, ſondern ſich ſeiner erbarmt hätte“. Sie habe ſich freilich ſehr „geſchämt“, daß ſie ſich zu einem ſolchen Betruge hätte gebrauchen laſſen; hingegen „dürfe ſie mit gutem Gewiſſen verſichern, von jenem Augenblick an alle mögliche Sorgfalt auf das Kind verwandt zu haben, das anfangs ſehr ſchwächlich und der Pflege ſehr bedürftig war“. Der Jakob hat zum Ueberfluß das durch die gerichtliche Ausſage beſtätigt, ſeine Frau ſei von dem Augenblick an, wo ſie ſich entſchloſſen, des Kindes Mutter

---

liches Symptom der Vergeiſtigung der Margeth verſchwunden und dieſelbe, um einen Ausdruck der guten Regula Worf zu gebrauchen, „wieder wie andere Weiber“ geworden war. Als ſie ihre Verwunderung hierüber gegen die Eliſabeth äußerte, gab ihr dieſe in ihrer heiligen Simplicitas eine ſo blasphemiſch-ſchmutzige Antwort, daß wir dieſelbe nachzuſchreiben Anſtand nehmen müſſen.

vorzuſtellen, demſelben auch „wirklich eine treue Mutter geweſen" und habe „oft ganze Nächte bei dem armen kleinen Ding gewacht, welches ohne dieſe mütterliche Sorgfalt gar nicht mit dem Leben davongekommen ſein würde". Regula Morf, du haſt ein einfaches, arbeitsvolles, unbeachtetes Daſein geführt und doch hätte dir, wenn die Kränze nach Verdienſt vertheilt würden, ein voller Kranz gebührt. Du haſt in deinem ſchlichten bäueriſchen Herzen mehr Liebe, Hochſinn und Großmuth getragen als hunderte von Heldinnen, von welchen Dichter ſingen und Geſchichtſchreiber reden, und mehr, unendlich viel mehr Chriſtenthum als hunderttauſende von liebſüßchriſtelnden Salmirern und Pſalmirern, von ſchielenden, ſchleichenden Dunklern, Munklern und Muckern, von grölzenden Konkordatsbonzen und anderem Menſchenſpülicht dieſer Sorte. Darum, Regula, ſoll dein Name unter Menſchen nicht vergeſſen werden, ſoweit meine Stimme reicht, und ſtehe dies Wort hier zu deinem Ehrengedächtniß.

Am Morgen des Samstags, welcher dem Freitag der großen Ueberraſchung folgte, wurde im morf'ſchen Hauſe eine Wochenſtubenkomödie in Scene geſetzt, aber nicht à la Holberg. Die arme Regula hat die ihr dabei zugefallene Rolle „zitternd vor Scham" geſpielt. Es galt, die herbeigerufene Wehmutter zu täuſchen, die ſich denn auch, obgleich über die unerwartete Niederkunft der Schuſtersfrau „etwas verwundert", wirklich täuſchen ließ. Die wahre Wöchnerin lag, während dieſe Scene in der Stubenkammer ſpielte, unter Obhut ihrer Schweſter in der oberen Kammer, als in ihrem gewohnten Verſteck. Nachmittags begab ſich der Jakob ins Pfarrhaus, um die Niederkunft ſeiner Frau anzuzeigen und für den folgenden Tag die Taufe des Kindes zu beſtellen, wobei die Frau Pfarrerin mit Weisheit bemerkte, „ſie begreife nun wohl, daß da weder Rußwaſſer noch Klyſtier geholfen".

Derweil war die Botſchaft, daß die heilige Margeth einen Zug nach Hauſe fühle und befehle, ſammt der Schweſter auf einem mit Bettſtücken verſehenen Wägelchen heimgeholt zu werden, nach Oerlingen gelangt und der Johannes Moſer ging ſofort nach Wildsbuch hinüber, um das zur Ausführung dieſes Befehles Nöthige zu veranſtalten. Nachdem das Fuhrwerk gerüſtet war, fuhr er in Begleitung des Knechts Heinrich Ernſt am Samstag (11. Januar) nach Illnau ab. Im Kemptthal angelangt, verließ Moſer das Gefährt und ging demſelben auf einem abkürzenden Fußwege voraus. Er muß etwa eine Stunde lang im morf'ſchen Hauſe verweilt haben, iſt aber ſtandhaft darauf beharrt, weder von den dortigen Vorgängen an dieſem und dem vorhergehenden Tage in Kenntniß geſetzt worden zu ſein, noch etwas davon geahnt zu haben. Von den wirklichen Vorgängen nämlich, denn die angebliche Niederkunft der Regula wurde ihm natürlich nicht verheimlicht. Es mußte aber von dem thatſächlichen Verlauf der Sache doch bereits ein dumpfer Ton in die Gegend ausgegangen ſein, denn Knecht Heinrich hatte unterwegs vernommen, die Margeth habe zu Illnau einen Knaben geboren.

Die Nacht, und zwar eine „grimurig kalte“ Nacht, war ſchon völlig hereingebrochen, als der Knecht mit dem Fuhrwerke vor dem morf'ſchen Hauſe anlangte. Es ward ihm nicht geſtattet, daſſelbe zu betreten oder auch nur die Pferde zu füttern und ausruhen zu laſſen. Er fand die Schweſtern ſchon vor dem Hauſe, ganz zur Abreiſe bereit. Die Margeth hatte ſich der Ausſage Regula's zufolge „tüchtig zuſammengenommen und war allein (d. h. ohne Beihilfe) die Treppe heruntergegangen“. So fuhr man ab und durch den klingenden Froſt der Januarnacht hin. Die beiden Schweſtern waren in die mitgebrachten Bettſtücke verpackt, müſſen aber während der ſechs- bis ſiebenſtündigen Fahrt doch bitterlich gefroren haben und es iſt faſt wunderbar, daß die Margeth bei dem Zuſtand, in welchem ſie ſich befand, die Strapazen dieſer Nachtreiſe überſtand, ohne zu erkranken. Eine andere Frage iſt freilich, ob die Eindrücke, welche ihr durch die Erlebniſſe des vorhergehenden Tages in ſeinen Tiefen aufgewühltes Gemüth von dieſer unheimlichen nächtlichen Fahrt erhalten haben muß, nicht ein ſehr weſentliches Glied in die Kette ihres ſich ſteigernden Wahnwitzes eingeringt haben. Denn als der mit dem Moſer neben dem Wagen hergehende Knecht Heinrich unterwegs die naive Frage an ſie richtete, ob es wahr ſei, daß ſie in Illnau gekindbettet habe, gab ſie ihm zur Antwort: „Würde ich auf ſolchen Wegen wandeln, wäre ich weit entfernt, den Willen des Herrn zu befolgen.“ Das nächtliche Dunkel war der fahlen Morgendämmerung noch nicht gewichen, als das Fuhrwerk vor dem väterlichen Hauſe in Wildisbuch hielt und die Heimkehr geräuſchlos und unbemerkt bewerkſtelligt wurde. Vater Judenſchießer bewillkommte die heilige Tochter mit der ſchüchternen Bemerkung: „Du biſt doch lange fortgeblieben.“ Worauf die Margeth lakoniſch: „Es war der Wille des Herrn“*).

Neuntes Kapitel.

In der Stille dem Herrn dienend.

Von der Rückkehr aus Illnau an hat die Heilige nie mehr einen Schritt vor das väterliche Haus gethan. Ebenſo ihre Schweſter Eliſabeth, die ſich fortan ſo zu ſagen als ein zweites Ich oder vielmehr als den Schatten der Margeth aufſpielte.

Trotz des Winterfroſtes legte ſich eine dumpfe ſchwüle Stille über das ganze Hausweſen, deſſen unbedingte Herrin dem Vater, den Geſchwiſtern und Dienſtboten ſtrengſtens befohlen hatte, ihre und der Schweſter Heimkunft vor jedermann geheim zu halten. Es geſchah ſo und war das um ſo eher möglich, als das Haus fortwährend ängſtlich verſperrt blieb, nur „Wiſſenden“ Eingang verſtattet wurde und ein großer biſſiger Hund, dem von den Dorfleuten niemand zu nahe kommen mochte, die Hausthüre bewachte. Auch heilsbegierige Pilger, von Schaffhauſen und anderwärts herkommend, wurden auf Befehl der Heiligen unerbittlich abgewieſen, unter dem Vorgeben, das Licht, bei welchem ſie Erleuchtung ſuchten, ſei noch immer aus der Heimat entrückt. Das heilige Margethli wollte fortan, ſagte es, „ganz in der Stille dem Herrn dienen“. In dieſem Dienſte ſaß die Seherin tagüber mit der Eliſabeth meiſtens in dem Gelaß mit dem Himmelbett und den zwei „Trögen“, welches ſich über der Schlafkammer des alten Peter befand. Hier verdämmerten die beiden müſſig die Zeit, in den „Urgeiſt“ oder in das „ewige Nichts“ verſunken. Abends, wann die Schiebladen über die Fenſter der Wohnſtube gezogen waren, kamen die Schweſtern herab und dann trieb die Margeth in gewohnter Weiſe Bibelexegeſe oder predigte über einen Text, wie ihn etwa ein Traktätlein von dem vieltheuren Ganz-Qualm an die Hand gab. Zum Schluſſe eiferte ſie gewöhnlich die um ſie verſammelte Hausgenoſſenſchaft an, „zu wachen und zu beten“, und dieſer Ermahnung fügte ſie ab und zu im dunkelſten Orakelton einen Wink bei, daß „Großes“ bevorſtehe und ſie durch Bußethun ſich vorbereiten müßten, den „Willen des Herrn“ in' Vollzug zu ſetzen.

---

*) Verhör des Heinrich Ernn am 5. April 1823. W. A. II, 4.

Ihr Anſehen bei den Ihrigen beſtand noch immer unbeſchränkt, ja unbeſchränkter als je. Zwar war unmittelbar nach ihrer Heimkehr von ihrer ſo „ungeiſtig“ beendigten Hedſchra auch unter dem Dach ihres Vaterhauſes, vielleicht infolge eines unbedachten Wortes des Knechtes Heinrich, ein Raunen und Flüſtern und Wiſpern umgegangen, daß die Heilige während ihrer langen Abweſenheit zu Falle gekommen, und hatte die vielerfahrene Magd Margaretha Jäggli wahrgenommen, daß die Heimkehrende doch „ſehr blaß und ſchwach ausſah“. Allein die Magd ſowohl als alle übrigen Hausgenoſſen waren in ihrer tiefen Ehrfurcht weit davon entfernt, aus dieſer Bläſſe und Schwäche auf das zu ſchließen, was der Margeth wirklich begegnet war. Das Gerücht von einer Schwangerſchaft derſelben wurde für eine ſchnöde, vom Satan den Ungläubigen und Heiden eingegebene Verleumdung angeſehen und verworfen. Am meiſten mag ſich die argloſe Urſula Kündig darüber entſetzt und entrüſtet haben, denn für das beklagenswerthe Mädchen war es gerade zu dieſer Zeit zum unwankbaren Dogma geworden, daß die Margeth „eigentlich Gottes Sohn und beſtimmt ſei, den Teufel zu feſſeln“.*)

Daß die Heilige es ſich angelegen ſein ließ, das arme Mädchen in dieſem Glauben, ſo es nöthig geweſen wäre, zu beſtärken, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Damit iſt denn auch ſchon die Frage beantwortet, ob wohl das Abenteuer vom 10. Januar den geiſtlichen Hochmuth der Margeth nicht gebrochen habe? Nein, keineswegs. Im Gegentheil, ſie war jetzt mehr denn je von ihrer Miſſion überzeugt. Alſo es tauchte in ihr gar kein Skrupel auf, das auserwählte Gefäß des Herrn, für welches ſie ſich hielt, könnte durch jene Zwielichtsſtunde im Frühjahr von 1822 und ihre Folgen verunreinigt worden ſein? Doch wohl. Ein ſolcher Skrupel mußte kommen, es konnte ja nicht anders ſein. Aber war denn nicht der allerbequemſte Sündenbock zur Hand, welchem ſie den „unverhofften Zufall“ zuſchieben konnte? Freilich. Ich meine jenen Allerweltsteufel, welchen man, wie weltbekannt, den dummen titulirt. Armer dummer Teufel, was mußt du für einen breiten Rücken haben! Und was für Kniee von Eiſen! Denn ſonſt hätte jener ſchon lange nicht mehr ausgereicht für die koloſſale dir aufgebürdete Laſt von menſchlicher Thorheit, Schwäche und Schlechtigkeit und müßten deine Kniee ſchon längſt darunter zuſammengeknickt ſein. In allem Ernſt, die ganze ver- und durchteufelte Weltanſchauung unſerer gefallenen Heiligen mußte ſie zu der Conſequenz treiben, ihren Fall für ein Werk des Teufels anzuſehen. Aber dabei blieb ſie nicht ſtehen. Denn vermöge ihrer ungeheuerlichen Dialektik kam ſie zu dem Schluſſe, ihr Fall ſei eigentlich kein Teufelswerk, ſondern ein Gotteswerk und ſei das Kind „ganz aus Gott geboren“. Toller Widerſpruch! Ja wohl, aber wenn ſich der Glaube an Widerſprüchen ſtößt, ſo iſt er eben ſchon nicht mehr der „rechte“.

---

*) W. A. I, 11. 18, 31, 63; II, 2, 7, 9, 32.

Glücklicherweiſe dokumentirt ein Schriftſtück von der eigenen Hand der Heiligen das Geſagte. Wenige Tage nach ihrer Heimkehr ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb an den theuren Jakob in Illnau: „Mein Herzlich Geliebter! Der Herr hat uns glücklich nach Haus gefürt. Aber wie der Teüfel ein Erſchreckliches angſthaftes Weſen auf uns geſchoſſen wie wir durch die Tore hindurch waren! Aber unſer Himmliſcher Vater zoge vor uns her. Es geht mir ſo guth mit der Geſundheit. O es iſt unbeſchreiblich, wie ſich mein Himmliſcher Vater gegen mich erzeiget in ſeiner Groſen Liebe! Erſchrecklich fart er in ſeiner Macht daher in unſerem Haus und das Reich des Satan iſt vor der Macht des Herren gefallen unter mir. Ich bin nicht mehr ſo verwirt und verſinſteret und gefangen davon, auch die Geiſteren in unſerem Haus haben keine Macht auf mich. Aber auf meine liebe Schweſter Eliſabeth fahren ſie heftig zu. Zugleich habe ich immer leiden, aber nur für die Seelen und das iſt ja ein Herliches leiden. — Aber nun was ſoll ich ſagen, ſoll ich anfangen von unſerem unverhoften Jammergeſchrei, von unſerem unverhoften Trauermeer! Ach ſoll ich mich den nochmals in diſe Lage verzezen, wo der Himmel Trauern möchte und die Erde leid Tragen, wo die Mauern bluten möchten und die ſteine ſchreien, über diſen unverhoften unwiſenden unerwarteten Zufall. Aber ſehr guth iſt es noch, das mein Vater mir ſolchen ſo tief verborgen, ſonſt hette es ja das gröſte unglück geben können, dieweil ich es faſt nicht von jhm Annehmen könnte. O wie Erſchrecklich kommt es mir-ſeither vor, wenn ich daran gedenke, wie ich Reden müßte. Das iſt vom Teüfel, das hat er gethan. Aber was für einen erſchrecklichen Zorn hat der Teüfel in mich ergoſen, daß ich euer beide Töden könte. Aber wie mit einer erſchrecklichen Drohung kam mir mein Himliſcher Vater entgegen ſund beſtrafte mich Ernſtlich und ſagte mir, daß es ihm angehöre und nicht dem Satan, und lieſe mir den Satan ſehen, wie er es durchdringte mit ſeinem weſen und anſpruch machte auf das A. Sch. (arme Schäflein) auf meine reden hin. Aber ich mußte den Satan wider Hinſchicken und das Arme Schäfli meinem Vater in die Arme geben.*) Aber (weder) mein Vater noch jhr könet mir ſolches verdenken, dieweill ich ja von dieſem Allem kein Zeugniß geben könte. Aber ich konte nicht Ruhen und ließ meinem Vater keine Ruhe bis er mir ſolches klar Offenbarte und kund Thate. Nun bin ich Ruhig, dan er hat mich auf ewig überzeügt, das er das gethan und ſolches von jhm geſchehen ſeie, und hat er meine liebe Schweſter Eliſabeth überzeugt, welche ein Herz und ein Geiſt iſt mit mir. — Nun muß ich euch ſagen, meine Geliebten! als mich Nun mein Vater folkommen überzeügt hat, bald darauf überfielen mich Geiſtliche Geburtswehen für das liebe Schäfli von meinem Vater! Die dauerten eine gute Zeit, bis ich ſahe, das es ganz aus Gott gebohren war. Nun gedenke ich nicht mehr an die Angſt um der Freüde willen, das ein Menſch ins Reich Gottes gebohren iſt, ſpricht Chriſtus! Wo iſt das geſchehen? Von der Grundlegung der Welt an ..... Aber ich kann nicht Ruhen und muß meinen Vater Ohne unterlaß bitten, das er es wider zu ſich nehme. Es muß nicht in der Welt ſein, um ſo Schmählich und Verächtlich mit dir angeſchaut zu werden, von deiner Schweſter und den übrigen Geiſteren in eürem Haus. Ach wie wird die Schrift erfüllt wie an dem Pſalmiſt. Ich habe einſt bei meiner Heiligkeit geſchworen, ſpricht der Herr! Er ſoll ewiglich erhalten werden wie der Mond und der Zeüg in den Wolken. Aber nun haſt du, o Herr, verſtoßen und zörneſt wider deinen Geſalbeten. Du haſt den Bund deines Knechts zerſtöret und ſeine liebe zu boden geworffen. Es berauben jhn alle die fürüber gehen, er iſt ſeinen nachbaren ein ſpott geworden. Du haſt die Rechte Hand ſeiner widerſacher erhöhet und alle ſeine Feinde erfreüet. Aber Chriſtus achtete der Schande nicht und nach diſem iſt er eingegangen in die Herrlichkeit. O ja! wir Eilen der ewigen Auferſtehung entgegen. Ach du mein lieber! Ach du mein ewig geliebtes Herz! Laß dich doch keineswegs anfechten vom feind. Wie unausſprechlich iſt der Zug meines Vaters nach dir und meiner lieben Schweſter Zugleich, weil nur Ein Geiſt auf uns ruht. O ich kan oft faſt nicht mehr da ſein und muß doch jetz. Aber noch nie ſahe ich den ewigen Sommer von ferne heranrücken wie diſmal.“ Folgt dann noch eine genaue Anweiſung für das „liebe Regeli“, daß es ſeinen Mann, während er noch in der Zeitlichkeit weile, gut beköſtigen und ihm ja täglich Fleiſch kochen ſolle.*)

---

*) Der Sinn dieſes tiefſinnigen Unſinns iſt offenbar der: „Wenn ich meine Niederkunft vorhergeſehen, hätte ich leicht ein verzweifeltes Verbrechen begehen können. Ich war ſo wüthend, daß ich euch beide, d. h. das Kind und deſſen Vater, hätte umbringen mögen. Da offenbarte mir aber Gott, daß das Kind nicht, wie ich gewähnt, dem Satan, ſondern ihm gehörte, und ſo ſtellte ich es ihm anheim.“

---

*) W. A., Briefmappe, Nr. 20.

Wer dieſe krauſe Epiſtel mit einiger Aufmerkſamkeit lieſ't, wird nothwendig den Eindruck empfangen, daß ein unbändiger Stolz die Seele der gefallenen Heiligen erfüllte. Nicht ein einziger Herzenslaut wahren Muttergefühls macht ſich in dem turbulent-myſtiſchen Geſchreibſel bemerkbar. Man fühlt, daß ſie das „arme Schäfli" gerne dahin gewünſcht hätte, wo der Pfeffer wächſt oder, heiliger geſprochen, in den Himmel. Sie iſt nur bemüht, den „unverhofften, unwiſſenden, unerwarteten Zufall", indem ſie denſelben erſt dem Teufel und dann Gott in die Schuhe ſchiebt, vor ihren Vertrauteſten zu rechtfertigen und mehr noch vor ſich ſelbſt. Das gelingt ihr denn auch ſo ſehr, daß ſie ſich offenbar ganz wieder als der abermals fleiſchgewordene Chriſtus fühlt und mit ihrem „himmliſchen Vater" ganz familiär verkehrt.

Der „ewiggeliebte" Jakob ſeinerſeits ließ ſich an dem brieflichen Troſt nicht genügen. Schon vierzehn Tage nach der Abfahrt der beiden Schweſtern aus Illnau finden wir ihn wieder bei ſeiner Seelenfreundin in Wildisbuch, wo er eine volle Woche verweilt. Vierzehn Tage ſpäter iſt er abermals dort und bleibt wiederum eine Woche. Bei dieſen Beſuchen, die ſich noch mehrmals wiederholten, ſaß er gewöhnlich mit den beiden Schweſtern in der bezeichneten Kammer, wo ſie im Stillen mitſammen dem Herrn dienten. Wenn ſie dieſem Dienſt mitunter einige Zeit abmüſſigen konnten, kam die Rede auch auf das „arme Schäfli" und da verſprachen dann die beiden Schweſtern, demſelben ihr Vermögen zu hinterlaſſen. Was aber den Jakob ſo häufig nach Wildisbuch zog, war ſeiner Angabe zufolge die nach wie vor grünende Hoffnung, daß „er und die Margeth gemeinſchaftlich bei lebendigem Leibe in den Himmel emporgehoben würden".*)

Das alſo war der Angelpunkt, um welchen ſich das Denken oder vielmehr das Duſeln der gefallenen Heiligen noch immer drehte? Sie wollte himmelwärts, aber ja nicht ohne den geliebten mopsköpfigen Jakob. Es gab freilich Augenblicke und Stunden, wo dieſe meſſianiſche Hoffnung ſich trübte, wo es nachtete in der Seele des unglücklichen Weibes, tief nachtete. In wirren Träumen mochte ihr das von ihr verlaſſene Kind erſcheinen, die Aermchen nach der Mutter ausſtreckend und ſie an ihre Pflicht mahnend. Wenn ſie dann erwachte, ſuchte ſie ihr aufgejagtes Muttergewiſſen dadurch zu ſtillen, daß ſie, wie ſie ihre ſinnliche Leidenſchaft in die myſtiſch-transſcendente Sphäre hinübergeſchwindelt hatte, auch ihre Mutterpflicht in dieſe Sphäre hinüberlog, ſo ſehr hinüberlog, daß ſie ſelber feſt an die Lüge glaubte. Wiſſen wir denn nicht aus der Selbſtbiographie des großen Humbugers Barnum, wie ihm das Humbugen ſo zur zweiten, ja zur erſten Natur geworden, daß er häufig Wirklichkeit und Humbug gar nicht mehr zu unterſcheiden wußte? Der gefährlichſte Humbug iſt aber der, welchen man ſich ſelbſt vormacht. Und vollends der religiöſe! Erinnern wir uns, daß dem heiligen Margethli ſchon in einem Alter von ſechzehn Jahren die Welt des Seins zu einer Welt des Scheins geworden war und umgekehrt.

---

*) W. A. II, 6. Antw a. d. Frage 26.

Und nun gar jetzt, nach der Heimkehr von der Hedſchra, nach den Erlebniſſen derſelben! Sie lebte und webte und ſtrebte nur noch in einer Welt des Spukes, der Schemen, der Phantome, welche bald in göttlicher, bald in teufliſcher Geſtalt ſie umgaukelten. Daraus erklärt es ſich, daß ſie, wenn in lichten Momenten die Stimme der Natur aufſchrie in ihr: „Du biſt Mutter! Wo haſt du dein Kind?“ dieſe ewige Stimme nicht mehr verſtand und in ihrem Kinde weiter nichts ſah als einen Zankapfel zwiſchen Gott und dem Teufel. So ſchrieb ſie am 14. Februar 1823 an den ewiggeliebten Jakob: „Haſt du nicht geſehen, wie der Vater das liebe Kind gefangen nehmen ließ von den Geiſteren und Teüflen in die Tiefe hinab und es kreuzigen ließ von denſelbigen geiſtlich und leiblich? Als es nun genug war, war der Zug meines Vaters unbeſchreiblich zu euch, um daſſelbige wider zu erlöſen von denſelbigen . . . . . .“ In der nämlichen Epiſtel legt ſie Zeugniß ab, daß der „Wurm, der nicht ſtirbt“, allem Schwindel und Humbug zum Trotz zu Zeiten doch biſſig und giftig genug ihr am

Herzen nagte. Mochte ſie ihr Haupt noch ſo ſtolz zum Himmel aufrichten, nur um ſo mehr ſtolperte ſie immer wieder über jenen ſchwarzen 10. Januar, wo die vermeintlichen Krämpfe ſo ein ſchreiendes oder wenigſtens wimmerndes Reſultat gehabt hatten. „Ach“ — ſchrieb ſie — „daß doch mein Vater das beſchloſen in ſeinem Rathſchluß von ewigkeit her. Ach er hatte doch noch Tauſend und abermal Tauſende andere kreützesmittel. Ach ich hette doch alle andere leidenſchulen erwelt, wenn er mir's geſagt und erwehlen lieſe. Aber wirklich das, was ich nicht erwelt hette, hat er beſchloſen über mich, mir zum gröſten ſchmerze und kreüzigung, noch über dieſe groſe kreüzigung vom Teüfel und ſeinem ganzen Reich, wo ich oft faſt unterliegen mußte. Nein von der Grundlegung der Welt an ließ er keine ſeiner Heiligen ſo zurichten und kreüzigen und zu ſchanden werden wie uns vor unſeren feinden. Gott meinem Vater und dem ganzen himmliſchen Cor iſt es zu einer unbeſchreiblichen Freude, uns aber zum gröſten Schmerze und Jammer und Vollendung am kreüz.“*)

Alſo ſchon jetzt, ſchon im Februar ſtand der molochiſtiſche Gedanke einer Selbſtopferung am Kreuze ausgebildet und fertig vor ihrer kläglich verworrenen Phantaſie? Wir können kaum daran zweifeln. Oder wenigſtens muß angenommen werden, daß durch die Finſterniß ihrer Stimmung dieſer Gedanke ſchon blutroth hervorſchimmerte, wenn auch vorerſt noch in unbeſtimmten Umriſſen. Ein grauſamer Inſtinkt ſcheint ſie Tag und Nacht geſtachelt zu haben, mittels eines freiwilligen Martertodes nach Verklärung zu ringen. Darauf deutet es, wenn ſie in dem eben angezogenen Briefe fortfährt: „Wie groß und unerträglich die ſchande vor unſeren feinden hienieden, ſo unbeſchreiblich wird bald unſere Ehre und ewige Herlichkeit ſein zu der Rechten unſeres Vaters!“ Fixer konnte ſich die fixe Idee der Heilandſchaft doch wohl kaum äußern, um ſo weniger, als ſie nach den angeführten Worten noch die bibliſche Stelle citirte: „Ich komme bald und werde jedem vergelten nach ſeinen Werken.“ In Augenblicken, wo ſich ihr Stolz zu dieſem meſſianiſchen Vollbewußtſein hinaufgipfelte, hätte ſie ſingen mögen oder ſang vielleicht wirklich im Stillen:

---

*) W. A. Briefmappe, Nr. 20.

> „Fort, fort, mein Geiſt, zum Jubiliren!
> Umgürte dich zum Triumphiren!
> Auf, auf, es kommt das Ruhejahr!“

Zehntes Kapitel.

El Schaddai.

Von dem molochiſtiſchen Gedanken der Selbſtopferung ſprachen wir and fürwahr mit gutem Bedacht. Denn die Religion unſerer gefallenen Heiligen war vollendeter Molochiſmus. Der Zwieſpalt zwiſchen Gott und dem Teufel, innerhalb deſſen ihre Vorſtellungen ſich bewegten, war nur ein ſcheinbarer, kein wirklicher. In Wahrheit, Gott und Teufel fielen ihr mehr und mehr zu jenem ſchrecklichen Phantom zuſammen, welchem vor Zeiten die phönikiſchen und hebräiſchen Frauen ihre Kinder geopfert hatten. Das Fabuliren der Unſeligen von ihrem „himmliſchen Vater“ war ganz bedeutungslos. Haben wir ſie nicht ſagen gehört, ihre Seelenpein gereiche ihrem himmliſchen Vater zu „unbeſchreiblicher Freude“? Fletſcht da nicht der alte Moloch ſein blutgieriges Gebiß? Iſt ſo eine unbeſchreibliche Freude nicht ganz würdig des Gottes, welcher ſich an dem „ſardoniſchen Gelächter“, d. h. an den qualvollen Zuckungen der in ſeinen glühenden Armen zerfließenden Opfer ergötzte? Ein ſolcher Gott will mit Marter und Blut und Tod verſöhnt ſein. Die Margeth aber, mochte ſie ihr Gewiſſen auch noch ſo feſt in die fixe Heilandsidee einwindeln, der Wurm nagte dennoch, nagte, nagte, und ſie konnte doch nur auf Augenblicke vergeſſen, daß ſie gefallen, daß ſie eine Schuld zu ſühnen habe. Mittels einer unſchweren Manipulation taſchenſpielte der heilige Größenwahn dieſes Schuldbewußtſein freilich auf das Gebiet des Meſſianiſmus hinüber, wo die Heilige ſich vorgaukeln konnte und wirklich ſich und anderen vorgaukelte, nicht für ſich ſelbſt, ſondern für viele tauſend arme Seelen müßte ſie ſich opfern; aber am Weſen der Sache änderte das nichts.

Doch nun wird der harmloſe Leſer kopfſchüttelnd aufblicken und verwundert fragen: Wie ſollte das Bauernmädchen aus der Kohlfirſt mit dem grimmigen alten Herrn zuſammenkommen, dem Baal-Moloch-Schaddai, deſſen ſtierköpfiges Idol ſchon lange, lange zerſchlagen und verſchollen und der höchſtſelbſt ſchon lange, lange ab und todt iſt, mauſetodt, und ganz vergeſſen wäre, ſo ihn nicht die große Mumienſammlung von Götterleichen, die Religionsgeſchichte, als eine ihrer rarſten Raritäten aufbewahrte? Weiſe geſprochen, wäre nur nicht Grund vorhanden, vollwichtiger Grund, zu vermuthen, nein, zu wiſſen, daß der beſagte grimmige alte Herr keineswegs ſo ganz todt und ab iſt, ſondern noch immer in Millionen und wieder Millionen von armen Menſchenköpfen, ſogar in Millionen von ſolchen, über welche das chriſtliche Taufwaſſer gegangen iſt, in ſeiner ganzen Macht und Furchtbarkeit umgeht. Woher dies und warum? Eine wichtige Frage, dünkt mich, eine ſehr wichtige für jedermann, welcher die höchſten Intereſſen der Menſchheit überhaupt des Nachdenkens werth hält. Eine auch für unſern Gegenſtand ſpeciell ſehr bedeutungsvolle Frage, ſo bedeutungsvoll, daß ſie, ſcheint mir, nicht etwa nur als ein beiläufiges Intermezzo, ſondern vielmehr als ein weſentliches Motiv in das Paſſionsſpiel von Wildisbuch gehört. Wollen wir, geneigter Leſer, dieſe Frage mitſammen erörtern? Wenn ja, ſo thun wir es an der Hand einer früher von mir angeſtellten Unterſuchung.*) Ich verlange dabei von dir nur, daß du im Vollbeſitze deiner fünf geſunden Sinne und ſo gut ſeieſt, dieſelben für die Dauer einer halben Stunde zuſammenzuhalten. Denn wie geſagt, es iſt eine ernſte Sache.

Dem auf der großen Synode von Nikäa i. J. 325 feſtgeſtellten Grundgeſetze des chriſtlichen Glaubens zufolge, welches bis auf den heutigen Tag für ſämmtliche chriſtliche Kirchen volle Verbindlichkeit hat, ſtatuirt das Chriſtenthum, das dogmatiſche nämlich, eine dreifältige und zugleich wieder einfältige Gottheit. Gott der Vater zeugt unter Vermittelung Gottes des Geiſtes mit einer Erdgeborenen, einer Jungfrau aus davidiſchem Stamme, Gott den Sohn. Das chriſtliche Gottesbewußtſein iſt aus dem hebräiſchen entſprungen, die chriſtliche Dogmatik auf die hebräiſche gepfropft: Jeſus Chriſtus iſt demzufolge der Sohn des hebräiſchen Nationalgottes Jahve. Das Chriſtenthum hat aber den nationalen Begriff des hebräiſchen Stammgottes zum univerſalen erweitert und hat den Herrgott Zebaoth zum „Vater“ der Menſchheit erhoben. Hat es aber dadurch, wenigſtens für die ungeheure Mehrzahl der zum Chriſtenthum ſich Bekennenden, den Gott wirklich ſeiner urſprünglichen Weſenheit entkleidet? Konnte es das, ſolange das alte Teſtament die Grundlage iſt, ohne welche das neue, was ſeine dogmatiſche Seite angeht, haltlos in der Luft ſchwebt? Beide Fragen dürften entſchieden zu verneinen ſein. Welches war denn aber eigentlich das urſprüngliche Weſen des Gottes, welcher im Chriſtenthum zum Gottvater umgewandelt erſcheint? Beantworten wir dieſe Frage völlig unbefangen, was wir können, weil wir „vom Eifer für das Haus des Herrn“ keineswegs „verzehrt“, d. h. vom furor theologicus völlig frei ſind. Wir werden auch unſere Antwort auf ein Beweismittel ſtützen, welches ſelbſt die Vilmar und Kliefoth und alle die lutheriſchen Päpſtlein neueſten Datums, deren Zahl Legion iſt, werden gelten laſſen müſſen, nämlich auf die Bibel. Freilich leſen wir in derſelben, was wirklich darin ſteht, und nicht bloß wie gewiſſe infallible Herren, was uns gerade darin zu finden paßt oder — nicht paßt.

---

*) Vgl. Scherr, Geſchichte der Religion, II, 126 fg.

Jedermann weiß, daß die Hebräer ein Glied der großen vorderaſiatiſchen Völkerfamilie waren, welche man nach ihrem angeblichen Stammvater Sem die ſemitiſche zu nennen pflegt. Die Semiten verehrten eine Gottheit, welche von den verſchiedenen Stämmen unter verſchiedenen Namen (Bel, Baal, Moloch, Melkarth, Milkom, Dagon, Kamos) angebetet, in eine bejahende und eine verneinende oder in eine ſchaffende und zerſtörende Seite zerfiel. Es liegt auf der Hand, daß in dieſem Naturdienſt der ewige Proceß von Geburt und Tod, Werden und Vergehen ſeinen religiöſen Ausdruck gefunden hatte. Auf die mythologiſche Geſtaltung des ſemitiſchen

Gottesbewußtſeins, welcher zufolge der männlichen zeugenden Gottheit eine weibliche empfangende und gebärende (Beltis, Baaltis, Mylitta, Aſchera) zur Seite trat, braucht hier nicht eingegangen zu werden. Der Kultus der Semiten, der Gottesdienſt, war ein grauſamer und wollüſtiger: dem Baal-Moloch wurden Menſchenopfer, der Baaltis-Mylitta-Aſchera wurden Unzuchtsopfer gebracht, indem ſich bei den Tempeln der Göttin die Mädchen und Frauen den Wallfahrern preisgeben mußten.*)

Exiſtirte nun zwiſchen der hebräiſchen Religion, welche wir nach dem Namen ihres Gottes Jehova oder richtiger Jahve das Jahvethum nennen, und dem Baal-Molochthum der übrigen Semiten ein urſprünglicher Zuſammenhang oder nicht? Die zwei ſich entgegenſtehenden Anſichten von der Sache ſind dieſe. Die eine, die orthodoxe, gäng und gäbe iſt dieſe: Jahve war ein von den Göttern der Gojim (Heiden, d. i. der übrigen Semiten) ſchon von Anfang an ſtreng unterſchiedener Gott. Abraham brachte den Kult des hebräiſchen Stammgottes mit nach Kanaan, überlieferte ~~denſelben~~ ſeinen Nachkommen und dieſer nachmals durch Moſe ausgebildete Kult verabſcheute und verbot die Menſchenopfer.**) Die andere Anſicht behauptet, Jahve ſei urſprünglich mit dem ſemitiſchen Hauptgott Baal-Moloch eins geweſen. Weiterhin geht jedoch dieſe Anſicht auseinander. Die einen ihrer Bekenner identificiren nämlich den Jahve zwar mit dem Moloch, erklären aber, dieſe Dieſelbigkeit habe ſich in dem Maße aufgehoben, in welchem im Vorſchritte der Zeit die Verehrung des an Menſchenopfern Gefallen findenden urväterlichen hebräiſchen Gottes El Schaddai zum humaneren Jahvethum ſich umgebildet hätte, welches die Menſchenopfer verwarf. Die andern verneinen dieſe Umbildung durchaus und ſagen, der hebräiſche Gott ſei auch als Jahve immer derſelbe furchtbare Gott geblieben und ſei daher das Menſchenopfer den Reformbeſtrebungen der Propheten zum Trotz bis zur Zeit nach dem babyloniſchen Exil ein orthodoxer gottesdienſtlicher Brauch der Hebräer geweſen.

---

*) Das Nähere hierüber ſteht bekanntlich beim Herodotos (I, 199), Juſtinus (XVIII, 5) und Valerius Maximus (II, 6) zu leſen.

**) Levit. 18, 21; 20, 2. Deuteron. 12, 31. Streng genommen verbietet nur die letzte dieſer Bibelſtellen das Menſchenopfer überhaupt.

Die Unterſuchung hierüber muß, wenn ſie unbefangen und leidenſchaftslos ſein will, zuvörderſt zwei Umſtände ins Auge faſſen. Erſtens, die Schriften des alten Teſtaments ſind zu verſchiedenen Zeiten von verſchiedenen Verfaſſern in verſchiedenem Sinne geſchaffen worden und ſie widerſpiegeln alſo gleichermaßen den roheren Geiſt der früheren wie den gebildeteren und milderen der ſpäteren Zeiten. Daraus folgt die Thatſache, daß ſie, wie der gäng und gäben, ſo auch der abweichenden Anſicht vom Jahvethum oder Moſaiſmus Beweiſe an die Hand geben. Zweitens, die ſchroffe Trennung des Hebräiſmus vom übrigen Semitenthum und vom Aegypterthum iſt ~~eine~~ weit mehr nur von einzelnen Eiferern gewollt~~e~~ als im Ganzen praktiſch durchgeführt~~e~~ geweſen und im günſtigſten Falle war ſie nie ~~eine~~ dauernd~~e~~. Iſt doch die ganze hebräiſche Geſchichte nur die eines Kampfes der ſtrengen Nationalpartei gegen die tiefgewurzelte, weil naturgemäße Hinneigung des Volkes zu den Anſchauungen und Sitten ſeiner Nachbarn. Die Erfolge in dieſem Kampfe waren nicht die Regel, ſondern nur Ausnahmen. In der Maſſe des Volkes überwogen ja ſchon während der Wanderung in der Wüſte die Erinnerungen an den ägyptiſchen Thierdienſt die von dem großen Moſe vertretenen Vorſtellungen der Jahvereligion. Aus der wilden Zeit der Richter bezeugt die furchbare Thatſache der Opferung von Jephta's Tochter die Betheiligung der Hebräer an dem molochiſtiſchen Gottesdienſt der Kanaaniter. Bekannt iſt ferner, wie ſogar König Salomo, der Erbauer des großen Nationaltempels, vom Jahve zum Baal und zur Baaltis abfiel. Als das Verderben der Nation, nach der Trennung des Reiches in Iſrael und Juda, hereinbrach und die Kämpfe der religiöſen Parteien immer leidenſchaftlicher ſich geſtalteten, wurden die Abfälle zum ſemitiſch-ſyriſch-phönikiſchen Gottesdienſt zahllos. Die Bücher der Könige, der Chronik und der Propheten ſind voll von Klagen der jahveiſtiſch geſinnten Partei, daß die Altäre des Baal-Moloch im Thale Ben-Hinnom bei Jeruſalem von Kinderopfern rauchten. König Ahas von Juda ließ zur Abwendung ſeiner Bedrängniß durch den König Rezin von Damaſkus, ſeinen Sohn durch's Feuer gehen, d. h. er opferte denſelben. Noch ſchlimmer trieb es der König Manaſſe von Juda, welcher den Jahvetempel zu Jeruſalem förmlich dem Baal und der Baaltis weihte, „Tempelhuren“ in die Prieſterwohnungen beim Heiligthum ſetzte und im Thale Ben-Hinnom dem Moloch ſeine Söhne zum Brandopfer brachte. Nach Aufführung dieſer altteſtamentlichen Thatſachen iſt man — vorausgeſetzt, daß man es mit dem geſunden Menſchenverſtand und nicht mit haſſenpflug-vilmar-kliefoth'ſchem Theologiſmus oder konkordatsfroher „Staatsraiſon“ zu thun hat — doch wohl berechtigt, zu fragen: Wie konnten ſolche ſtets wiederkehrende Abfälle vom Jahvethum ſtattfinden, wenn die Hebräer von dem ſemitiſchen Gottesdienſte jemals vollſtändig ſich emancipirt hatten? Wie konnte der molochiſtiſche Menſchenopferkult, falls der Jahvedienſt, welcher ſolche Opfer verabſcheute, jemals dem hebräiſchen Volke zur Herzensſache geworden war, immer wieder ſo ſchnell populär werden? Sollte, dies zu erklären, nicht anzunehmen ſein, daß das ältere, urſprünglichere, rohmaterielle religiöſe Bewußtſein der Hebräer über das ſpätere, geiſtigere und humanere immer wieder den Sieg davongetragen habe?

Der Verfaſſer des Buches Exodus (6, 2) läßt den hebräiſchen Gott zu Moſe ſprechen: „Ich bin Jahve und ich erſchien dem Abraham, dem Iſaak und dem Jakob als El Schaddai, aber unter dem Namen Jahve war ich ihnen nicht bekannt.“ Der älteſte dokumentirte Name des Gottes der Hebräer war demnach El Schaddai. Wenig jünger mag die abſtrakte Bezeichnung des Gottes durch das Wort Elohim (Macht, Entſcheidung) ſein. Das hebräiſche Verbum schadad bedeutet „er hat geſchlagen, verwüſtet, vernichtet“, das Subſtantiv sched bedeutet einen böſen Dämon. Wer zu ſchlagen, zu verwüſten, zu vernichten vermag, iſt ein Mächtiger: alſo ſtimmt dem Sinne nach der Name Schaddai mit dem von Baal (Herr) und Moloch oder Molech (König) ganz überein. Wie Baal iſt auch der hebräiſche Gott ein Gott der Höhen. Nach dem Berge Sinai richtet ſich der Zug der aus Aegyptenland befreiten Iſraeliten, damit ſie dort ihren Gott anrufen. Auf einem Berge ſeinen

Sohn zu opfern wird dem Abraham von ſeinem Elohim befohlen. Auf dem Hügel Moriah wird der große Nationaltempel der Hebräer erbaut.

Der Begriff einer zerſtöreriſchen Naturmacht iſt auch in der Vorſtellung von der perſönlichen Erſcheinung des hebräiſchen Nationalgottes deutlich ausgeprägt. Dieſe Erſcheinung iſt furchtbar. Ganz wie Moloch iſt auch El Schaddai oder Elohim oder Jahve ein „freſſendes Feuer“. Sein Nahen und ſein Anblick wirken tödtlich.*) Als Schrecken und Finſterniß fällt er auf Abraham, als rauchender Ofen und lohende Feuerflamme erſcheint er dem Patriarchen (Geneſ. 15, 12, 17). Aus dem brennenden Dornbuſch ertönt die Stimme El Schaddai's, welche den Moſe beruft. Als Wolkenſäule bei Tage, als Flammenſäule bei Nacht geht der Gott den Kindern Iſrael durch die Wüſte führend voran. Die unnahbare Zerſtörungsmacht dieſes Feuergottes iſt auch bei den Hebräern keineswegs bloß eine phyſiſche, ſondern zugleich auch eine moraliſche; denn die ſchrecklichen Wirkungen ſeines Weſens ſind nicht etwa nur zufällige, ſondern abſichtliche. Bezeugt doch die Bibel ſehr ausdrücklich, daß Jahve ſelbſt an ſolchen, die ihm opferten, jede Verletzung der Ehrfurcht gegen ihn, ſogar eine rein zufällige, mit Tod und Vernichtung ſtrafte. Um ein Beiſpiel anzuführen, ſo kann an der Stelle (1. Samuel 6, 13—19), wo Jahve 50,070 Mann des Volkes von Beth-Semes tödtet, weil die Unglücklichen die Bundeslade geſehen hatten, die Zufälligkeit der Verfehlung und die Abſichtlichkeit der Beſtrafung gar nicht zweifelhaft ſein. Noch mehr, die lebensfeindliche, verneinende Seite des älteren Jahvethums erſcheint ſo ausgebildet, daß der Pentateuch (Deuteron. 32, 41—42) dem Gott geradezu eine kanibaliſche, berſerkerhafte Luſt am Blutvergießen zuſchreibt: „Wenn ich meines Schwertes Blitz gewetzt und meine Hand gegriffen zum Gericht, ſo bezahle ich Rache meinen Feinden und meinen Haſſern vergelte ich. Meine Pfeile will ich trunken machen mit ihrem Blut, mit Blut der Erſchlagenen und

---

*) Deuteron. 4, 15. 24; 5, 5. 24. 25. Exod. 24, 17; 20, 19; 33, 3. 20. Num. 16, 35. Levit. 10, 2. B. d. Richter 13, 22. Pſalm 18, 7—16.

Gefangenen vom Haupt der Fürſten des Feindes, und mein Schwert ſoll Fleiſch freſſen.“

Der landläufigen Vorſtellung zufolge hat, wie jedermann weiß, der Patriarch Abraham den Glauben an El Schaddai oder Elohim aus den Bergen Chaldäa's nach Kanaan mitgebracht als einen originalen, beſonderen, dem Hebräerthum uranfänglich angehörigen. Daraus würde dann allerdings zu folgern ſein, daß dieſer Gott ein von den Göttern der Kanaaniter verſchiedener geweſen. Es wird weiterhin erzählt (Geneſ. 12, 8), daß Abraham, bevor er ſeinen Nomadenzug nach Aegypten unternahm, unter den Kanaanitern für ſeinen Elohim Propaganda gemacht habe, und bald darauf begegnet uns ein gewiſſer Melchiſedek, König von Salem, welcher „war ein Prieſter Gottes des Höchſten“ (im Original ein Prieſter El Eljon's) und welchem Abraham „den Zehnten von allerlei gab“. Dieſe Geſchichte nun läßt drei Annahmen zu. Entweder, und das iſt das Wahrſcheinlichſte, iſt die ganze Epiſode vom Prieſterkönig Melchiſedek ein ſpäteres Einſchiebſel im pfäffiſchen Zehnteninintereſſe, oder aber die Proſelytenmacherei Abrahams hat unter den Kanaanitern einen wunderbar ſchnellen Erfolg gehabt, oder endlich erklärt ſich die Uebereinſtimmung des kanaanitiſchen mit dem hebräiſchen Scheich im Dogma und Kult ganz einfach daraus, daß der Elohim Abrahams eben kein anderer geweſen als der ſyriſche Baal-Moloch, welchen die vor den Hebräern in Kanaan angeſiedelten ſemitiſchen Stämme unter verſchiedenen Namen verehrten, der Gott, welcher war wie freſſendes Feuer, der Gott, deſſen Symbol die aufſteigende Feuerflamme, aber auch der zeugungskräftige Stier, weſſhalb ſein Idol ſtiergeſtaltig war. Dieſe Anſicht gewinnt gewichtige Stützen dadurch, daß an den Ecken von Jahve's Altar bekanntlich Stierhörner angebracht waren, daß die Verehrung des goldenen Kalbes durch die Iſraeliten in der Wüſte, falls ſie nicht eine Nachahmung des ägyptiſchen Apisdienſtes, zwanglos als ein ſemitiſcher Moloch-Stier-Kultakt angeſehen werden kann und daß endlich, nach dem Abfall der zehn Stämme, Jahve im Reich Iſrael unter dem Bild eines Stieres verehrt wurde.

Weil mit Machtſprüchen theologiſchen Hochmuths bei einigermaßen einſichtigen Leuten nachgerade nicht mehr viel auszurichten iſt und allen Konkordatskniffen und allem lutheriſchen Päpſtleingepruhſte zum Trotz hierarchiſche Staatsſtreiche nicht mehr ſo recht flink von der Hand gehen wollen, wäre es im Intereſſe ſolcher, welche in den Hebräern reine Eingöttler und Verabſcheuer des Menſchenopferdienſtes von Anfang an erblicken wollen, und demnach auch im Intereſſe vom Stammbaum des dogmatiſchen Chriſtus — der ethiſche bedarf keines Stammbaums — gar ſehr zu wünſchen, daß das alte Teſtament eine ſorgfältiger redigirte Ausgabe letzter Hand erfahren hätte, als die jetzt vorliegende iſt, eine Ausgabe, in welcher die zahlloſen leidigen Angaben, die der kirchlichen Auffaſſung des Hebräiſmus widerſprechen, getilgt oder wenigſtens gemildert worden wären. Letzteres iſt in der berühmten Sage von der dem Abraham durch ſeinen Elohim gebotenen Opferung ſeines Sohnes Iſaak (Geneſ. 22) ziemlich geſchickt geſchehen, wenn anders man Frömmigkeit in der Verehrung eines Weſens finden will, welches, und wäre es auch nur prüfungsweiſe, einem Vater befiehlt, ſein Kind zu ſchlachten. Findet man das erwecklich, warum findet man es denn erſchrecklich, wenn in einer nichtbibliſchen Sage der Landvogt Geſſler prüfungsweiſe einem Vater befiehlt, einen Apfel vom Haupte des Sohnes zu ſchießen? Was hier das menſchliche Gefühl empört, ſollte es dort nicht empören? Aber was Gott thut, iſt wohlgethan, ſagt Dominus Pfaffnutius. Ein recht verehrungswürdiger Gott das, ja wohl, der ſich an der Seelenqual eines Vaters weidet, welcher das Meſſer auf den einzigen Sohn zücken ſoll! Arbeiten wir uns doch einmal ums Himmelswillen aus der gräuelhaften altteſtamentlichen Barbarei heraus. Es iſt eine Schmach, daß unſern Kindern dieſe kanibaliſchen Geſchichten in der Schule noch immer eingepaukt und eingebläut werden.

Kanibaliſche Geſchichten, ſagte ich und wiederhole es. Denn wenn in ſpäterer Zeit, als das Jahvethum geiſtiger ſich geſtaltet hatte, eine geſchickte Hand den Kanibalismus der alten Sage von Iſaaks Opferung milderte, ſo iſt eine ſolche mildernde Umarbeitung anderen Stellen keineswegs widerfahren. Im Buch Exodus (22, 29) wird ohne alle weitere Erläuterung dem Jahve der Befehl an das

Volk Iſrael in den Mund gelegt: „Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du mir geben!“ d. h. opfern; denn wir wiſſen, daß auch der ſyriſch-phönikiſche Gott Moloch alle männliche Erſtgeburt als ſein rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nahm. Im eben erwähnten Buch (13, 12) findet ſich dieſe Verordnung in der Form: „Du ſollſt ausſondern dem Jahve alles, was die Mutter bricht“ (zuerſt gebiert, denn gleich darauf wird auch der Erſtgeburt des Viehes erwähnt). An dieſer Stelle nun wie an zwei weiteren (30, 12 fg.; 24, 20) wird ſchon der mildernde Geiſt des ſpäteren Jahvethums ſichtbar, indem hier die Löſung der männlichen Erſtgeburt mittels des ſogenannten Hebeopfers vorgeſchrieben iſt. Daß auch die Beſchneidung in ihrer urſprünglichen Bedeutung ein Surrogat für die Opferung des Kindes war, erhellt deutlich genug aus der ſchrecklichen Stelle im Buch Exodus (4, 24—26), wo Jahve den Sohn des Moſe und der Zipora tödten, d. h. zum Opfer haben will und ſich von der entſetzten Mutter nur durch Darbringung der Vorhaut des Knaben beſchwichtigen läßt.

Doch weiter in dieſem altteſtamentlichen Blutſumpf. Jephta thut dem Jahve das Gelübde, dieſem, falls er den Sieg über die Ammoniter davontrüge, das Weſen zum Brandopfer zu bringen, welches bei ſeiner Heimkehr ihm zuerſt aus der Thüre ſeines Hauſes entgegentreten würde. Es iſt ſeine Tochter, ſein einziges Kind. Und nicht etwa im Affekt, in der Aufregung der Siegesfreude opfert der Vater ſein Kind; bewahre, er hat Zeit genug, ſich zu beſinnen, denn er gibt vor Vollziehung des Opfers der Tochter noch zwei Monate Friſt, um „auf den Bergen ihre Jungfrauſchaft mit ihren Geſpielinnen zu beweinen“ (B. d. R. 11, 30—40). Stünde dieſer Gräuel allein, ſo könnte man denſelben etwa auf die Verwilderung der Zeit Jephta's ſchieben; aber er ſteht ja keineswegs allein. In Wahrheit, die Bibel erzählt uns mit der ganzen „kindlichen Naivität“, welche man ihr und zwar mit Recht nachrühmt, daß zur Sühnung von Schaddai-Jahve's Zorn Menſchenblut ſtromweiſe vergoſſen wurde. Im Buch Exodus (32, 27—29) läßt Jahve, um den Tanz der Söhne und Töchter Iſrael um das goldene Kalb — welcher damals doch kaum ſo bakchantiſch geraſ't haben mag, wie er heutzutage thut — zu beſtrafen, durch Moſe befehlen, daß ihm der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder zum Opfer bringe, und in dem gottesfürchtigen Gewürge „fielen des Tages vom Volk 3000 Mann“. Im Buch Numeri (14, 11 fg.) ſteht eine höchſt merkwürdige Stelle, wo Moſe den Jahve nur mittels einer ſehr ſchlauen diplomatiſchen Wendung davon abbringt, das ganze Volk Iſrael zu tödten wie einen Mann. Etwas ſpäter (Num. 25, 4) befiehlt Jahve dem Moſe: „Nimm alle Häuptlinge des Volkes und hänge ſie auf, dem Jahve vor die Sonne, damit ſich Jahve's Zornglut wende.“ Eine ſolche Opferung mittels Hängens wiederholt ſich in dem Falle des Königs von Ai, welchen Joſua an einen Baum hängen ließ bis zum Untergang der Sonne (Joſ. 8, 29). Es dürfte geſtattet ſein, anzunehmen, daß die Vollziehungsart dieſer beiden Opferungen die urſprüngliche Dieſelbigkeit Jahve's und Baals, welcher letztere ja auch der Sonnengott war, wieder deutlich genug zu Tage treten laſſe. Auch noch ein drittes dem Jahve in dieſer Form dargebrachtes Menſchenopfer gehört hierher (2. Sam. 21, 6—9). Der Prophet Samuel war ein ſehr eifriger Menſchenopferer. Er befiehlt dem König Saul, gegen die Amalekiter zu kriegen und ſie mit allem, was ſie ſind und haben, dem Jahve zum „Cherem“ zu weihen. Wer aber dem Jahve zum Cherem geweiht ward, der mußte ſterben (Levit. 27, 21—29; Deuteron. 13, 12—17), d. h. er wurde geopfert. „Schone ihrer nicht“, ſagt Samuel zu Saul, „ſondern tödte beides, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochſen und Schafe, Kameele und Eſel!“ Saul vollzieht den Befehl des Vertreters Jahve's, indem er die Amalekiter ſchlägt und alle Gefangenen dem Gott zum Cherem weiht. Aber ſei es aus Politik, ſei es aus menſchlicher Regung, er läßt den ebenfalls gefangenen Amalekiterkönig-Agag am Leben. Das war eine große Sünde in den Augen Samuels und der Prophet ſelbſt holte nach, was der König verſäumt hatte, und „zerhieb den Agag zu Stücken vor dem Angeſichte Jahve's zu Gilgal“, zu deutſch: er opferte den Agag in dem damaligen Heiligthum Jahve's zu Gilgal (1. Sam. 13. Die mildernde Hand eines ſpäteren Umarbeiters iſt hier ſehr ungeſchickt verfahren. Sie läßt nämlich den Samuel ſagen, Jahve habe mehr

Luſt am Gehorſam als am Opfer und Brandopfer, und trotzdem läßt ſie ihn ſofort darauf den Agag eigenhändig abſchlachten. Der Umarbeiter vergaß alſo, die alte Barbarei zu tilgen, und hob ſo die eingeſchobene Milderung wieder auf). Weiter, weiter, allem Widerwillen und Ekel zum Trotz. Das gräulichſte der altteſtamentlichen Bücher iſt das Buch Joſua, welches (beſonders Kapitel 6—11) von maſſenhaften Niedermetzelungen zu Ehren Jahve's ſtrotzt. Die Bewohnerſchaften vieler kanaanitiſchen Städte wurden dem iſraelitiſchen Gott zum Cherem geweiht, wie „Moſe, der Knecht Jahve's", geboten hatte, und mit der Schärfe des Schwertes niedergehauen. Nach Beſiegung der Feinde an den Sitzen derſelben „alles zu erwürgen, was Odem hatte", iſt ein ſtehender Ausdruck in dieſer entſetzlichen Urkunde altteſtamentlicher Frömmigkeit. Und, wohlverſtanden, dieſe „Feinde" waren nicht etwa Angreifer, ſondern Angegriffene, in ihren angeſtammten und rechtmäßigen Sitzen von den Iſraeliten widerrechtlich Ueberfallene. So man das mit der ganzen Naivität des Barbariſmus geſchriebene, bluttriefende, von wahrhaft mongoliſcher Mordluſt zeugende Buch Joſua aufmerkſam lieſ't, ſo muß man faſt nothwendig zu der Anſicht kommen, die frommen Hebräer hätten, ganz nach Art der frommen Azteken im alten Mexiko, Kriege geführt eigens zu dem Zwecke, Material zu Menſchenopferungen im koloſſalen Stile zu erhalten.

In der Blüthezeit des hebräiſchen Prophetiſmus haben dann die Propheten gegen die „Hurerei" des Aſchera-Baaltis-Dienſtes und gegen den „Gräuel" des Menſchenopferkults, wie jene und dieſer unter dem „auserwählten Volk Gottes" im Schwange gingen, mit aller Macht geeifert. Dies bezeugt einerſeits das Vorhandenſein und die Thätigkeit einer von geiſtigeren, ſittlicheren und humaneren Grundſätzen ausgehenden Reformpartei, andererſeits aber bezeugt es auch, daß die alten Hebräer Vielgöttler, Molochiſten und Menſchenopferer geweſen ſind. Will man einwenden, die Stellen, wo z. B. Jeremia gegen den unzüchtigen Dienſt der Aſchera-Baaltis und gegen den grauſamen des Baal-Moloch eifert (Jerem. 3, 6; 7, 31; 11, 13; 19, 5; 32, 35), bezögen ſich nur auf den Abfall der Iſraeliten vom „reinen Jahvethum" nach den Zeiten Davids, ſo zerfällt dieſer Einwand in nichts, wenn man, wie wir gethan, den Menſchenopferdienſt, wie er zu den Zeiten Moſe's, Joſua's, der Richter und Samuels geblüht hatte, ins Auge faßt. Ferner: die Propheten Ezechiel und Amos geben vollwichtiges Zeugniß, wie es mit den religiöſen Anſchauungen und Bräuchen der Hebräer in alten Zeiten eigentlich beſchaffen geweſen. Bei Ezechiel (20, 18) redet Jahve: „Ich ſprach zu ihnen in der Wüſte: Ihr ſollt nach eurer Väter Geſetzen nicht leben und ihre Rechte nicht halten und mit ihren Götzen euch nicht verunreinigen!“ Wo bleibt denn da die kirchliche Fiktion von einem urväterlichen geiſtigen Monotheismus der Hebräer? Noch expreſſiver iſt die Stelle bei Amos (5, 25—26), wo Jahve ſpricht: „Ihr vom Hauſe Iſrael, habt ihr in der Wüſte die vierzig Jahre lang etwa mir Schlacht- und Speiſeopfer gebracht? Ihr truget die Hütte eures Königs — (das hebräiſche Wort Melech entſpricht ganz dem ſyriſch-phönikiſchen Moloch) — und den Kijjun, euer Götzenbild, den Stern eures Gottes, den ihr euch gemacht hattet.“ Hier iſt alſo ganz beſtimmt angegeben, daß Iſrael in alter Zeit nicht dem Jahve, ſondern andern Göttern gedient habe, was auch durch die in der Bibel häufig vorkommende Erwähnung der hebräiſchen Hausgötzen (Teraphim) beſtätigt wird. Endlich iſt bei den Propheten ſelbſt der Vorſchritt von einem rohſinnlichen Naturdienſt zu einem geiſtigeren Glauben ganz deutlich ſichtbar. Denn während noch bei Jeſaia (34, 5—6) und Jeremia (46, 10) die Mordluſt des althebräiſchen Kultus in ganz barbariſch blutdürſtigen Ausdrücken wiederkehrt, läßt dagegen Micha (6, 6—8) den Jahve im Namen des Volkes Iſrael ſprechen: „Womit ſoll ich Jahve verſöhnen? Soll ich mich bücken vor meinem Elohim? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn verſöhnen? Wird Jahve Gefallen haben an Tauſenden von Widdern oder an tauſend Strömen Oels? Soll ich meinen Erſtgeborenen geben zu meinem Schuldopfer, meine Leibesfrucht zum Opfer für die Sünde meiner Seele? Es iſt dir geſagt, Menſch, was gut iſt und was Jahve von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig ſein vor deinem Elohim!“ Hier iſt, wie man ſieht, im entſchiedenſten Gegenſatz migen El Schaddai wirklich ſo ganz aus der chriſtlichen Weltanſchauung verſchwunden? Hat das Chriſtenthum, das dogmatiſche, verſteht ſich, die Opferidee verworfen oder ~~aber~~ hat es ein höchſtes Opfer, das des Sohnes Gottes, ſtatuirt? Wurde mit dieſem einen und höchſten Opferakt die Verſöhnung des Menſchen mit dem Gott wirklich für immer vollzogen? Oder wird in der katholiſchen Meſſe die Opferung Chriſti nicht täglich wiederholt? Iſt nicht täglich der Prieſter den Leib Chriſti und trinkt er nicht täglich Chriſti Blut? Iſt die beſtimmte Erzählung Luthers in deſſen „Tiſchreden“, der Menſchenopfergräuel habe bis zu ſeinen Zeiten gewährt und ſei da erſt durch Kaiſer Karl den Fünften abgethan worden, während Kaiſer Maximilian der Erſte die Gewohnheit gehabt, in Kriegsgefahren Menſchenopfer zu geloben wie Jephta und dann den erſten beſten, der ihm begegnete, wirklich zu opfern, etwa nur als ein nicht der Beachtung werthes „Kurioſum“ anzuſehen? Was waren denn die Autosdefé der Inquiſition anderes als Menſchenopfer im großen Stil? Was die „Hexenbrände“, durch welche Tauſende und wieder Tauſende ſchuldloſer Frauen „eingeäſchert“ wurden? War der „allerchriſtlichſte“ König Karl der Neunte, da er in der Bartholomäusnacht ſeine hugenottiſchen Unterthanen höchſteigenhändig niederbüchſte, weniger Molochiſt als Joſua, der in den eroberten kanaanitiſchen Städten dem El Schaddai alles, was Odem hatte, zum Opfer würgte? Hat nicht auch der Proteſtantiſmus, ſo gut wie der Byzantiſmus und Katholiciſmus, dem Gott ſeines Dogma's ſolche auf Schaffoten geopfert, welche nicht den „rechten“ Glauben hatten? Erinnerſt du dich des armen Miguel Serveto, welcher 1553 durch den dogmatiſchen Eſſigblicker Kalvin hinrichtungsweiſe dem El Schaddai geopfert wurde, weil er nicht glauben wollte, daß 3 = 1 und 1 = 3 ſei? Oder des armen Nikolaus Krell, welchen 1601 die lutheriſchen Baalspfaffen des dreſdener Hofes als angeblichen „kalviniſchen Hochverräther“ ihrem Baal zum Opfer ſchlachteten? Hat nicht noch in unſern Tagen ein gewiß unverdächtiger, weil ſehr orthodoxer Zeuge, der Freiherr von Haxthauſen, aus dem Innern Rußlands den Bericht mitheimgebracht, daß „dort „Selbſtverbrennungen, Selbſtentmannungen und anthropophagiſche Paſſahmahle noch immer im Schwange gehen“? Hat nicht derſelbe Haxthauſen erfahren, daß in dortigen Gegenden mitunter ein chriſtlicher Kanibaliſmus vorkomme, indem da zur Feier des Oſterfeſtes einem jungen Mädchen die linke Bruſt abgeſchnitten, in kleine Portionen zertheilt und von ſämmtlichen Anweſenden als heiliges Mahl genoſſen werde? Meinſt du nach alledem noch, der alte Moloch=Schaddai habe die Synode von Nikäa nicht überlebt?

O, damit fürwahr hat es keine Noth! Er iſt zäh, der alte Herr, ungeheuer zäh, dauerhaft wie die menſchliche Dummheit, vielleicht ewig. Ja, er lebt noch heute, der grimmige Alte, und wie! Er iſt noch heute der Gott des Köhlerglaubens, wie er es zu den Zeiten der Joſua, Jephta, Samuel, Ahas und Manaſſe, der katholiſchen Inquiſitoren und proteſtantiſchen Hexenbrenner geweſen. Er iſt der römiſche Konkordatsgott und der proteſtantiſche Konſiſtorialgott, der Kardinalgott der Antonelli und Dupanloup, der Universgott des Louis Veuillot und der ganzen Jeſuitenbande, der Leibgott des in deutſchen Landen graſſirenden Rattenkönigs von Kanzleidunklern, Kabinettsmunklern und Hofmuckern. Und all dieſe Sippſchaft hat Gründe, inkommenſurabel wichtige Gründe, den Popanz von Gott anzubeten oder wenigſtens ſo zu thun, als betete ſie ihn an. Iſt ja ſeine Exiſtenz die unumgänglich nothwendige Vorausſetzung der ihrigen. Zerſchlagt heute das garſtige Idol und ihr braucht morgen die Prieſter und Propheten des Götzen nicht zu erſchlagen: ſie gehen von ſelbſt zu Grunde, erſtickend an „ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“. — Nein, er iſt nicht todt, der Moloch=Schaddai. In jeder Epoche der Verdunkelung des geſunden Menſchenverſtandes und des öffentlichen Gewiſſens tritt der Alte wieder furchtbar aus ſeiner angeblichen Verſchollenheit hervor, blutige Opfer heiſchend. So war es denn auch dieſer Gott, welcher das Haus in Wildisbuch, zu welchem wir jetzt zurückkehren, mit Wahnwitz, Mord und Entſetzen erfüllt hat.

Elftes Kapitel.

Des Höllenkönigs Fahnen wehn entgegen uns.*)

Wir haben den Gemüthszuſtand der Heiligen von Wildisbuch nach ihrer Heimkehr aus der Verborgenheit in Illnau betrachtet, haben geſehen, wie es Nacht geworden in ihrer Seele. In dieſer Finſterniß, ſahen wir, war wie ein rother Punkt der Gedanke der Opferung aufgeglommen. Dieſer Punkt nun wuchs und ſchwoll, ſchwoll zu einer Blutlache, welche die Unſelige durchwaten zu müſſen glaubte, um zu ihrem himmliſchen Vater zu gelangen. Welcher Natur dieſer „himmliſche Vater“ war, ſollte, denke ich, aus dem Vorſtehenden ſattſam erhellen. Das heilige Margethli hatte nicht umſonſt ſchon in Kinderjahren unausgeſetzt über den furchtbaren Schriften des alten Teſtaments gebrütet: es glaubte jetzt um ſo fanatiſcher an den Moloch-Schaddai, als es ſich allem Heilandsbewußtſein zum Trotz insgeheim als Sünderin fühlte.

Es iſt nicht in den Akten gebucht, aber trotzdem ſehr wahrſcheinlich, daß in dieſer Zeit neben der Bibel insbeſondere das ganz-qualm'ſche Traktätlein vom „Geheimniß der Gottſeligkeit“ von der Margeth eifrigſt ſtudirt wurde.**) Der myſtiſch anſchmiegerliche Nonſens der hier vorgetragenen Blutopfertheorie muß der damaligen Stimmung des brütenden Weibes vollkommen entſprochen haben. Der Schlammvulkan von Embrach hatte ja ſchon mehr-

---

*) Vexilla regis prodeunt inferni
Verso di noi.

Dante, Inferno, c. 34.

**) Das ganz'ſche Traktätlein wurde nach der Kataſtrophe im peter'ſchen Hauſe vorgefunden und liegt, wie ſchon erwähnt worden, bei den Akten (I, 78). Ich merke hier an, daß ich in dieſem und den folgenden Abſchnitten nur noch bei Erwähnung von beſonders charakteriſtiſchen Umſtänden auf die Akten verweiſen werde, um den Fortgang der Erzählung nicht allzu häufig durch ſolche Verweiſungen unterbrechen zu müſſen. Die Aktenſtücke, welche von jetzt an für den Reſt unſerer Geſchichte hauptſächlich führend und beſtimmend waren, ſind dieſe: W. A. I, 2, 4, 6, 7, 8, 10, 13, 18, 51, 55, 104, 107, 108, 118, 119, 120; II, 1—41.

fältig bedeutſam in das Leben und Weben unſerer Heiligen hereingedunſtet und er that das ohne Zweifel auch jetzt wieder. Qualm wie dieſer: „Damit es dem himmliſchen Chriſtus gelinge, uns wieder vollkommen zu erlöſen und in unſere erſte paradieſiſche Heimat zurückzuführen, ſo müſſen wir von allem Eigenwirken und Eigenwollen abſtehen, uns ihm zum Opfer hingeben, ſtille halten, ſeiner Stimme in uns folgen und wie ein Lamm leiden, geduldig ergeben und gelaſſen, mit gewiſſer Zuverſicht und lebendiger Hoffnung, daß das Werk herrlich werde ausgeführt werden. Wenn Chriſtus nach ſeinem Geiſt in uns kommt und wir ihn innerlich im Glauben annehmen und uns an ihm feſthalten, ſo geht er gleich hinter unſern alten Menſchen her, der durch Lüſte und Irrthum verderbt iſt, um ihn durch allerlei Leiden von außen und innen zu kreuzigen, zu tödten und ganz und gar abzuthun, damit der ſündliche Leib aufhöre. Bei dieſer Kreuzigung haben wir weiter nichts zu thun, als alles zu laſſen, was Chriſtus von uns fordert, weil hier geben ſeliger iſt als nehmen, und übrigens nach dem Vorbild des Erſtgeborenen mit Lammesgeduld zu leiden, bis Chriſtus das falſche Natur- und Sinnesleben völlig getödtet, das Opfer vollendet, alle uns ſelbſt angemaßten Rechte dem Vater wieder zurückgeſtellt und ihn hiemit gänzlich befriedigt hat, daß Chriſtus in einem ſolchen Menſchen rufen kann: Es iſt vollbracht! Durch dieſen Leidens- und Sterbensproceß iſt nun der Menſch mit Chriſto in ſeinen Tod getauft und begraben, dem Geſetz und der Sünde für immer und ewig abgeſtorben, gerechtfertigt und von der Strafe frei und los von allen Sünden, auch das Fortſündigen hat nun bei ihm für ein- und allemal aufgehört und ſteht jetzt unter dem Geſetz des Geiſtes, der da lebendig macht in Chriſto Jeſu. O, ſeliger Stand, wo der alte Sünder geſchlachtet und abgethan und er alſo mit Gott dem Vater ausgeſöhnt und vereinigt iſt! Nun befindet ſich derſelbige in einer völligen Todesſtille und tiefen Grabesruhe, alle eigene Kraft und Wirkſamkeit iſt verſchwunden und er geht nun auch dem Auferſtehungsſtand Chriſti entgegen. Derſelbige Geiſt, welcher Jeſum, den Erſtgeborenen, vom Tode auferweckt hat, wird einen ſolchen Menſchen auch auferwecken, ihn zum neuen, göttlichen und ewigen Leben hervorrufen" — nein, ſolcher Dunſt war fürwahr wenig geeignet, die Margeth aus ihrer phantaſtiſchen Traumwelt in die Welt der Wirklichkeit zurückzuverſetzen. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Wer ſich die Mühe nimmt, den angeführten Ganz-Qualm zu leſen, wird finden, daß darin die Grundzüge des in Bälde anhebenden wildisbucher Paſſionsſpiels vorgezeichnet ſind: die Marter, der Opfertod am Kreuze, die Grabesruhe und die Ueberzeugung der Wiederauferſtehung.

Sobald ſich der Menſch über die Schranken der menſchlichen Gefühls- und Verſtandesthätigkeit hinausgeſchwindelt hat, gewinnt das Unfaßbare, das Unberechenbare, das Dämoniſche Gewalt über ihn. Ein großer Dichter, der in das Weſen des Menſchen tiefere Blicke gethan als hunderttauſend patentirte Philoſophen und Theologen, hat ſchön geſagt:

„Leicht aufzureizen iſt das Reich der Geiſter;
Sie liegen wartend unter dünner Decke
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf."

Er hätte beifügen können, daß die Geiſter der Lüge ſchneller zur Hand ſind als die der Wahrheit. Denn die Wahrheit iſt eine ſpröde Schöne, die durch mühevolle geiſtige Werbung verdient ſein will, während die Buhlerin Lüge ſich jedem von ſelbſt an den Hals wirft. Und vollends die religiöſe Lüge, dieſe falſche Erſcheinungsform, dieſe Golemverwirklichung der religiöſen Idee, dieſe „babyloniſche Hure", welche ſo zahlloſe Generationen der Menſchen verführt hat, in Orgien voll Wolluſt oder Grauſamkeit ihre Vernunft zu vergeuden. Wohl, die Geiſter der Lüge waren entfeſſelt in der Seele der gefallenen Heiligen. Der uralte und ewigjunge Wahnwitz, das Phantom Moloch-Schaddai, hatte ſeinen Einzug in das peter'ſche Haus gehalten und erfüllte daſſelbe mit ſeiner finſtern Macht.

Ihm diente, ihm marterte, ihm opferte das arme verlorene Weib die Schweſter und ſich ſelber, indem ſie wähnte, den Satan zu beſtreiten. Den Satan? Es iſt ſeltſam, daß ſich einem bei all dem raſenden Thun, welches wir jetzt zu betrachten eilen, der Gedanke aufdrängt, der Gegenſatz von Gott und Teufel, welcher die

Margeth dem Wahnſinn zupeitſchte, ſei nur eine dunkle, inſtinktmäßige Ahnung von dem zwieſpältigen Weſen des alten Semitengottes geweſen. Freilich, man braucht dieſen Gegenſatz nicht ſo aus der Weite zu holen: der chriſtliche Katechiſmus hat ja ſattſam dafür geſorgt, daß er in der Nähe zu haben ſei.

Die durchteufelte Atmoſphäre des Hauſes wurde dichter, ſchwüler, laſtender mit dem Herannahen der öſterlichen Zeit. Die Erwartung, daß Großes bevorſtehe, hatte ſich ſämmtlicher Hausgenoſſen bemächtigt. Wie dumpfe Paukenſchläge, welche die Ouvertüre des Gräuelſpiels einleiteten, klangen orakelhaft hingeworfene Aeußerungen der Heiligen gegen einzelne oder ſämmtliche Mitglieder des Haushalts. „Wachet und betet, der Verſucher iſt nahe.“ Oder: „Wollt ihr euer Leben laſſen für Chriſtus?“ Oder: „Ich ſehe das Heer des Satans immer mehr gegen mich aufziehen. Es droht mich zu überwinden. Darum muß ich kämpfen und ſtreiten.“ Und wie ſie ſo ſprach, „verwarf“ ſie die Arme und ſchlug mit den Händen gewaltig um ſich.

Rufe man ſich nun das feſte, ſichere, imponirende Auftreten der Margeth zurück und erinnere man ſich an die ſouveräne Deſpotie, welche ſie ſeit Jahren über alle Leute ihrer Umgebung übte, ſo wird man ſich unſchwer erklären können, daß ihr Wahn, wie derſelbe von Stufe zu Stufe bis zur wildeſten Energie emporſtieg, ſich ebenſo ſtufenweiſe den Margethligläubigen mittheilte. Sah ſie das Heer Satans gegen ſich im Anmarſch, was Wunder, daß ſämmtliche Hausgenoſſen den Schwefelbrodem der Hölle zu riechen glaubten? Es mag ohnehin auch in der Wirklichkeit in dem ſeit Monaten hermetiſch verſchloſſenen Bauernhauſe nicht ſehr himmliſch gerochen haben und es iſt nicht etwa Spaß, ſondern voller Ernſt, wenn wir meinen, eine tüchtige tägliche Lüftung der Räume des Hauſes hätte mit der ſtockigen, muffigen, ſchmeergeligen Luft auch manchen Qualm und Schwalm höheren oder höchſten Blödſinns mithinweggeweht.

Aber an Lüftung und Lichtung, an phyſiſcher und moraliſcher, fehlte es eben. Das Haus war und blieb verſchloſſen, feſt verſperrt. Die Einlaſſthüre öffnete ſich nur Vertrauteſten und ſchloß ſich hinter den Hineingeſchlüpften ſogleich wieder. Ei, da drinnen in ſolcher Atmoſphäre konnte der Teufel, welcher weder Lucifer noch Adramelech, weder Belzebub noch Belial, wohl aber Afterwitz heißt, nach Herzensluſt ſpuken und ſtinken. Saßen da eines Abends die Urſula Kündig und die Margaretha Jäggli bei ihren Spinnrädern mitſammen am Ofen. Krach! gab's da plötzlich einen Knall. Wären zwei Kinder der Welt auf der Ofenbank geſeſſen, würden ſie geſagt haben: Aha, da hat ein Torfklotz im Kachelofen explodirt. Unſere zwei Töchter des Heils aber konnten bei Geſtalt der Sachen natürlich nur glauben, der Teufel habe in ihrer nächſten Nähe gehuſtet oder ſich geſchnäuzt. Springt demnach die Jäggli auf und ſchreit wie beſeſſen: „Hörſt du? Er pöpperlet an die Fenſterladen. Er will mich holen!“ Schrie's und ſtürzte zu Boden, Schaum vor dem Munde.

Die epileptiſchen Anfälle der armen, vormals, wie wir ſahen, mehr als billig genußſüchtigen Perſon waren wiedergekehrt, was bei der Nervenaufreizung, in welcher ſeit einiger Zeit ſämmtliche Hausgenoſſen ſich befanden, leicht erklärlich iſt. Aber eine ſolche Erklärung wäre für Heilige viel zu profan geweſen. Hatte die Margeth, wie erwähnt worden, nicht ſchon früher die Krankheiten von Menſch und Vieh für Werke des Teufels ausgegeben? Die Epilepſie der Magd kam ihr jetzt gerade recht, ja, dieſelbe war ſo zu ſagen eigens für ſie gemacht. Denn hatte nicht auch Chriſtus Teufel aus Beſeſſenen getrieben? Die Jäggli war vom Teufel beſeſſen, kein Zweifel. Und nicht nur von einem, bewahre, eine ganze Legion von Teufeln wüthete in ihrem Leibe. Aber wartet nur, Satanaſſe, ich will euch zeigen, ich, wer Meiſter iſt und wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Bin ich nicht der wiederum fleiſchgewordene Chriſtus, ich, das heilige Margethli? Achtung, ihr hölliſchen Geiſter! Quos ego!

Latein ſprach nun freilich die Heilige nicht, aber im Exorciſiren war ſie ſtark. Sagte ſie: „Der böſe Geiſt will mir die Seele der Jäggli entreißen, für die ich mich bei meinem himmliſchen Vater verbürgt habe“ — ſo lamentirte die einfältige Magd: „O, bete und kämpfe du doch für meine Seele!“ Kam dann die Epilepſie über die Unglückliche und wüthete und ſchäumte ſie, daß vier Perſonen ſie kaum zu halten vermochten, ſo tobte die Heilandin mit ihr um die Wette, that verzückt, verdrehte die Augen, ſchlug ſich bald auf den Kopf, bald auf die Bruſt, bald in die Luft, ſtieß unartikulirte Töne aus oder ſchrie: „Was, du Seelenmörder, du ins hölliſche Feuer Verfluchter, willſt mir das Schäfli entreißen, für welches ich mich verbürgt habe?“ Eines Tages war die Magd die Beute eines beſonders heftigen Anfalls. Um das Bette her, auf welchem die Epileptiſche zuckend ſich wand, ſtanden außer der heiligen Margeth ihr Vater und ihre Schweſtern Eliſabeth und Suſanna, ferner ihr Schwager Johannes Moſer und die Urſula Kündig. „Der Teufel will meine Seele!“ tobte die Kranke, worauf die Margeth mit ſo großer Gebärde, als ſie aufbringen konnte: „Tröſte dich; ich weiß, Chriſtus hat dich auf ewig in ſeine Hände gezeichnet.“ In dieſem Augenblick ging dem Johannes Moſer ein „ganz neues Licht auf“. Laſſen wir ihn das ſelbſt erzählen. „Ich ſah Chriſtum und den Satan, der ein großes Buch vor Chriſto aufſchlug und ſagte, er habe noch Anſprüche auf die Seele der Jäggli. Das Buch hatte kreuzweiſe rothe Striche auf allen Blättern; das ſah ich ganz klar und ſchloß daraus, daß dieſes Buch nichts mehr gelte. Darauf ſah ich die Seligen im Himmel, welche das Buch nahmen und in tauſend Stücke riſſen, daß die Fetzen davonſtoben.“*)

Aber der Satan ließ ſich nicht ſo leicht aus- und vertreiben. Er hatte nun einmal, trotz der Viſion des erweckten Moſer, ſeinen Sitz unter dem Dache des Judenſchießers aufgeſchlagen und peinigte da männiglich und weibiglich mehr oder weniger. Es galt daher, den Feind mit aller Macht anzugreifen. Die Beſchwörungs- und Verzückungsſcene, der wir ſo eben anwohnten, war nur eine Plänkelei, welche der großen Schlacht voranging. Brauche ich dem Leſer zu ſagen, daß die Heilige dieſe Schlacht nicht ſchlagen wollte, ohne ihren „ewiggeliebten“ Jakob zur Seite zu haben? Brieflich von ihr aufgefordert, ohne Säumen zu kommen, gürtete ſich der gehorſame Jakobus ſofort zur Reiſe und traf Samstag den 8. März 1823 in Wildisbuch ein.

---

*) W. A. I, 107.

Zwölftes Kapitel.

Die große Schlacht gegen Satan.

Alles zuſammengehalten, könnte bei Betrachtung des weiteren **Gebarens und** Beginnens unſerer Heldin die Frage geſtellt werden, ob ſie überhaupt zu dieſer Zeit ſo weit ihrer Sinne mächtig geweſen, daß von freien Entſchließungen bei ihr noch die Rede ſein konnte. Ja, man ſollte meinen, das Wort, welches Mephiſto auf dem Blocksberg zu Fauſt geſprochen: „Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben“ — müßte auch auf die heilige Margeth angewandt werden. Denn es hat ganz den Anſchein, als wäre ſie ſelbſt ſo gut wie die andern in die ins Rollen gekommene und immer raſender bergab rollende Lawine des Unheils willenlos verwickelt geweſen. Aber doch nur den Anſchein. Denn bei näherem Zuſehen erkennt man ſofort, daß Methode in dem Wahnſinn war, und Methode ſetzt immer eine nach beſtimmter Richtung hin treibende Kraft voraus. Dieſe treibende Kraft war die fixe Heilandsidee der Margeth, aus welcher heraus ſie das ganze groteſk-komiſch beginnende, aber bald ins Gräſſliche umſchlagende Paſſionsſpiel planmäßig dirigirte. Auf ihren beſtimmten Entſchluß, das „Große“, welches ſie geweiſſagt hatte, jetzt wirklich in Scene zu ſetzen, deutet ſchon der Umſtand, daß ſie den Jakob Morf aus Illnau kommen ließ und wahrſcheinlich auch den Johannes Moſer aus Oerlingen. Wenigſtens erſchien dieſer Montag, den 10. März, in Wildisbuch und beſchickte dann auch ſeinen Bruder Konrad von Hauſe.

Der Dienſtag verging ruhig. Einige der Hausgenoſſen gingen den gewohnten Geſchäften nach, die übrigen hielten ſich in der Stube, wo die Margeth in ſtilles Gebet verſunken ſaß. Zuweilen wurde die dumpfe Stille durch die Klagen der Heiligen unterbrochen: „Meine Seele iſt bekümmert, aber ich ermuntere mich im Hinblick auf meine baldige Erhöhung.“ Oder: „Mein Kampf mit dem Satan iſt recht ſchwer. Er will die Seelen, die ich retten muß, nicht von ſich laſſen und doch ſind darunter ſolche, die ſchon 200 oder 300 Jahre unter ſeiner Gewalt ſtehen.“ Man kann ſich leicht vorſtellen, wie aufregend dieſes Gebaren auf die ſämmtlichen anweſenden Margethligläubigen wirken mußte und wie geſpannt alle Augen an der Bekämpferin des Teufels hingen. Alle haben ausgeſagt, daß ſie an dieſem und den folgenden Tagen ſich kaum Zeit genommen, flüchtigſte Mahlzeiten zu halten, und alle haben erklärt, daß ſie „Großes“ erwarteten. Der fromme Taumel war allgemein, und wenn auch einzelne, wie der alte Judenſchießer und ſein Sohn Kaſpar, in geringerem Grade davon erfaßt geweſen ſein mögen, ſo waren ſie doch weit entfernt, den Anordnungen der Tochter und Schweſter auch nur das Geringſte in den Weg zu legen. Als es Abend geworden, ſtieg die Heilige in die mehrfach bezeichnete obere Kammer hinauf und hier gab ſie den ihr Gefolgten den Orakelſpruch: „Ich ſehe den Satan und ſeinen Erſtgeborenen in den Lüften ſchweben. Sie verbreiten ſich in alle Theile der Erde, um ſich überall Streiter zu erwecken.“ Worauf die Eliſabeth, ihrer paſſiven Rolle müde, einfiel: „Auch ich ſehe ſie.“ Da ſich aber die Heilige darauf wieder in ihr myſteriöſes Schweigen hüllte, fiel der Vorhang für dieſen Tag und alle gingen zu Bette. Die Margeth verſtand die Kunſt der Steigerung, keine Frage. Sie muthete ihren Anhängern nicht zu viel auf einmal zu. Leider geben uns die Akten keinen Aufſchluß, was für wildphantaſtiſche Träume in dieſer Nacht unter des Judenſchießers Dach geträumt worden ſein mögen.

Am Morgen des folgenden Tages, alſo Mittwochs, berief die Heilige ſämmtliche Hausgenoſſen zu ſich in die Kammer. Auf dem Bette ſitzend befahl ſie, daß alle auf den Boden knieen oder liegen und inbrünſtig beten ſollten, „damit der Herr ſie ſtärke, indem ihr ein großer Kampf bevorſtehe“. Das befohlene Ringen im Gebet währte bis nach Mittag, worauf alle mitſammen in die Stube hinuntergingen, um „etwas weniges“ zu eſſen. Nachdem dies geſchehen, „ergriff es die Margeth wieder heftig“ und ſofort orakelte ſie: „Der Herr hat mir geoffenbart, was in Zukunft geſchehen wird. Nämlich es wird der Sohn Napoleons in der Geſtalt des Sohnes Gottes auftreten und die Welt auf ſeine Seite zu bringen ſuchen. Allein er iſt nur der Antichriſt und wird einen großen Kampf zu beſtehen haben. Was aber der Erfolg ſein wird, iſt mir zur Stunde noch unbekannt. Jedennoch hat mir der Herr verſprochen, mir ein geiſtiges Zeugniß dieſer Offenbarung zu geben."

Und richtig, das verſprochene Zeugniß blieb nicht aus, denn „das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind". Der ewiggeliebte Jakob, der Johannes Moſer und die Urſula Kündig ſahen nämlich, wie der Geiſt des alten Napoleon in die Margaretha Jäggli und der des jungen in die Eliſabeth fuhr, worauf die erſtere „ganz die Züge des alten Napoleon annahm, die Eliſabeth hingegen ein liebliches, aber dennoch kriegeriſches Antlitz erhielt". Die Eliſabeth ſtand auf und ſchritt „mit ungewöhnlichen Gebärden wie ein großer Kriegsmann" auf die Heilige los; aber dieſe bedeutete der Schweſter, daß ein böſer Geiſt in dieſelbe gefahren, welchem ſie ja nicht nachgeben ſollte. Darauf kämpfte die Margeth „geiſtig" gegen dieſen Feind und überwand ihn glorreich. Die Eliſabeth kam wieder zur Beſinnung, ſagend, daß ſie ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig geweſen ſei, worauf die Heilige: „Sehet, dies alles iſt die Erfüllung vom 9. Kapitel der Offenbarung Johannis, wo das Thier aus dem Abgrund ſteigt, welches auf hebräiſch Abbadon und auf griechiſch Apollyon heißt."[*] Man ſieht, hier war die Oraklerin nicht eben originell. Unzählige Schwarmgeiſter hatten ſchon vor ihr den Namen des großen Schlachtenlenkers und Deſpoten aus dem citirten Kapitel der Apokalypſe herausgeleſen, deren Dichter ſich rühmen darf, mehr, tauſendmal mehr arme Menſchenköpfe verwirrt und verrückt zu haben als ſämmtliche übrige Poeten der Weltliteratur miteinander. Im übrigen weiß jedermann, daß Napoleon nach ſeinem Abtreten von der Weltbühne nicht nur, ſondern auch nach ſeinem Tode noch ein Lieblingsgegenſtand der populären Mythenbildnerei geweſen. Man muß die Völker miſſhandeln, wenn man ihre Phantaſie dauernd beſchäftigen will. Die Namen ihrer Feinde und Geißeln behalten ſie, die ihrer Freunde und Wohlthäter vergeſſen ſie. Das iſt Volksdank. Und warum auch nicht? Glauben doch die Menſchen lieber an einen ſchwarzen Ahriman als an einen lichten Ormuzd, aus Wahlverwandtſchaft, aus intimſter Wahlverwandtſchaft.

---

[*] W. A. II, 2. 6.

Vom Anbruch des folgenden Tages an kämpfte die Heilige „wieder einen ſchweren Kampf“, aber ohne Betheiligung der Hausgenoſſen. Dieſe wurden erſt nachmittags ebenfalls gegen den Satan in die Schlacht geführt. Sie forderte da nämlich alle Anweſenden auf, ihr in die obere Kammer zu folgen, und begaben ſich in Proceſſion dahin die Margeth, Eliſabeth und Suſanna Peter, die Urſula Kündig und die Margaretha Jäggli, der alte Judenſchießer und ſein Sohn Kaſpar, der Knecht Heinrich Ernſt, der Jakob Morf, der Johannes und der Konrad Moſer. Nachdem die Heilige ihren Sitz auf dem Bett eingenommen hatte, eröffnete ſie: „Eine in der Nacht erhaltene Offenbarung befiehlt, daß ihr alle mit mir gegen den Teufel ſtreiten ſollt, damit dieſer Chriſtum nicht überwinde. Ich muß kämpfen, damit eure und ſo vieler Verdammten Seelen errettet werden. Wohlauf, kämpfet auch ihr mit mir! Doch vor allem werfet euch nieder auf eure Kniee und Angeſichter, um zu beten.“ Und ſiehe, es geſchah alſo und Männer und Weiber warfen ſich nieder auf ihre Kniee und Angeſichter und ſchrieen zum Herrn im Stillen. Derweil die Heilige wieder von ihrem Bettthron herab: „Die Stunde iſt da, wo es gilt, den Satan zu bekämpfen, auf daß Chriſtus ſeine Kirche ſammeln kann, wider den Antichriſt zu ſtreiten. Wann nämlich Chriſtus ſeine Kirche verſammelt hat, wird nach 1260 Tagen laut der Offenbarung Johannis der Antichriſt in menſchlicher Geſtalt hervortreten und mit lieblichem Weſen und mancherlei Ueberredungskünſten die Menſchen zu verführen trachten. (Bei dieſen Worten ſpürte der Johannes Moſer ſeiner Behauptung zufolge, daß ein „liebliches Weſen“ auf ihn „einzuwirken“ trachte.) Allein die wahren Chriſten werden ihm nicht anhangen, ſondern Chriſto getreu bleiben.“ Nach einer Pauſe: „Der Antichriſt iſt geiſtig ſchon unter uns.“

Sprach's, ſprang mit einem Satze vom Bette herab, ſchnaubte heftig, verwarf die Arme, verdrehte die Augen, ſchrie wiederholt: „Du Schelm, du Seelenmörder!“ ſchlug mit der Fauſt auf die Tröge und Stühle, ergriff einen daliegenden Hammer und ſchlug damit wie ganz verzückt und verrückt auf die Kammerwand los. Da drinnen alſo ſteckte der Teufel, wie er denn überall ſteckt, wo der menſchliche Wahn ihn haben will. In der Wand des wildisbucher Bauernhauſes gerade ſo, nicht mehr und nicht minder, als in den armen „Ketzern“ der Niederlande, aus welchen Karl der Fünfte mittels ſeines bluttriefenden „Religions“-Edikts v. J. 1550 ihn austreiben zu wollen geruhte.

Sahen da die Margethligläubigen dem klopfenden Handiren ihrer Heilandin mit frommem Staunen zu. Aber auf die arme epileptiſche Hausmagd wirkte das Gebaren der Heiligen aufreizend. Sie verfiel in ihre „Gichter“, drehte ſich wie ein tanzender Derwiſch, ſchlug um ſich wie toll und ſchrie: „Der Teufel ſteht vor dem Fenſter und will herein!“ Und wieder die Margeth: „Ich ſehe im Geiſte den alten Napoleon mit großer Macht wider mich ziehen. Es wird einen harten Kampf koſten. Ihr müßt euch alle wehren bis aufs Blut! Geht, eilt, holt Aexte, Beile und was ihr der Art finden könnet, herbei! Verrammelt die Hausthüre, verhängt die Fenſter in der Kammer und in der Stube mit Tüchern und ſchließt die Fenſterladen!“

Während dieſe Befehle eilends von etlichen vollzogen und die verlangten Hiebwaffen herbeigeholt wurden, ſah der in der Kammer zurückgebliebene Johannes Moſer „eine unausſprechliche Klarheit, daß keine Engelzunge es ausdrücken könnte“. Bevor er von dieſer Erſcheinung zu reden vermochte, that die Heilige die Frage an ihn: „Siehſt du den himmliſchen Vater?“ Worauf der Moſer ſchluchzend: „Ich muß weinen vor Freude.“*) Die Aufregung war alſo bereits zur viſionären Ekſtaſe hinaufgeſteigert.

Es war abends fünf Uhr, als die verlangten Waffen heraufgebracht wurden. Die Heilige ſaß wieder auf dem Bette, rang die Hände, betete und rief dann aus: „Kämpfet für Chriſtus und laßt das Leben für ihn! Der letzte große Kampf mit dem Teufel naht heran. Helft mir kämpfen mit verſtärkter Kraft, damit Chriſtus in mir nicht überwunden werde. Schlagt zu, haut zu, auf den

---

*) W. A. I, 107.

Boden, auf die Wand! Dies iſt der Wille Gottes! Schlagt zu, bis ich euch aufhören heiße. Haut zu und laſſet euer Leben!“

Das Laſſen des Lebens hätte allerdings dem einen oder andern der guten Leute begegnen können in der unerhörten und tumultuoſen Schlacht gegen Satan, welche jetzo losbrach. Denn in wildem Gedränge hieben und ſtießen die Raſenden, alle, alle, mit Ausnahme der Heiligen, mit Beilen, Keilen und Harken auf den Boden und die Wände der Kammer los, volle drei Stunden lang. Ein großes Wunder geſchah dabei allerdings, nämlich daß den Sinnloſen nicht das Haus über den Köpfen einſtürzte. Die Margeth behauptete fortwährend ihren Sitz auf dem Bette, von wo aus ſie die Schlacht lenkte, indem ſie von Zeit zu Zeit in das Getöſe hineingellte: „Haut zu, er iſt ein Schelm, ein Seelenmörder! — Schlagt zu in Gottes Namen und wehrt euch bis aufs Blut! — Laßt euer Leben für Chriſtus! Wer ſein Leben in Chriſto verliert, wird es gewinnen; wer es behalten will, wird es verlieren! — Schlagt zu, bis ihr Blut ſchwitzt! — Seht ihr ihn hier, dort, da, den Seelenmörder? Auf ihn! Haut zu! Schlagt zu!“ Als Echo fiſtulirte die Eliſabeth: „Schlagt zu! Er iſt ein Schelm und ein Mörder, er iſt der künftige Antichriſt, der junge Napoleon, der mich hat geiſtig verführen wollen.“

So ging in eintönigem Tumult die Schlacht fort, drei Stunden lang, wie ſchon geſagt. Eine Staubwolke, dicht zum ſchneiden, erfüllte die Kammer. Die Kämpfer und Kämpferinnen dampften wie Ofen und in Strömen rollte der Schweiß an ihnen herab. Wollten ſie einen Augenblick ermatten, ſo feuerte die Stimme der heiligen Schlachtlenkerin ſie zu neuen Anſtrengungen an. Ja, ſie hielten ſich wacker, keine Frage, und ſeitdem die Menſchen den Teufel ſich eingebildet haben, iſt er, rechne ich, nie und nimmer ſo heldenmüthig und energiſch bekämpft worden wie an dieſem geſegneten Donnerstag den 13. März 1823 im Hauſe des Judenſchießers zu Wildisbuch im Kanton Zürich. Der Kampf des ingenioſen und glorioſen Kaballero de la Mancha gegen die Windmühlen, was iſt er, verglichen mit dieſem Kampf? Wenig, ſehr wenig, kaum der Rede werth. Warum, o großer Cervantes, Genius des Humors, haſt du deine Menſchwerdung nicht bis ins 19. Jahrhundert verſchoben? Du wäreſt dann nach Wildisbuch gewandert und hätteſt uns, die große Satansſchlacht ſchildernd, ſtatt meines trockenen Referats ein glänzendes Kapitel aus der Geſchichte der menſchlichen Narrheit gegeben, ein glänzenderes noch als jenes, wo dein Don Quijote ſo heldiſch gegen Schafe und Schöpſe angeht. Aber du lächelſt bitter, Seliger, und meinſt: Nichts von Schöpſen und Schafen! Es kommt nichts dabei heraus, ſie zu befehden. Mein armer Idealiſt von Held erfuhr das und ihr, arme Don Quijotes des 19. Jahrhunderts, habt es auch erfahren, hör' ich. Die Schöpſe haben Hörner und die Schafe haben eine noch viel unbeſieglichere Waffe, ihre Dummheit, ihre ſchäfige Schafedummheit.

Riegelwände und Bretterboden ſind aber weniger dauerhaft als der Teufel und ſo geſchah es denn, daß der Kammerboden in Trümmer ging, welche mit lautem Gekrach in die unter der Walſtatt befindliche Stubenkammer hinabſtürzten. Die muthigen Kämpfer mußten ſich mühſam auf den noch aushaltenden Querbalken balanciren, ſetzten aber den Streit dennoch fort. Ein Theil der Kammerwand barſt vor den wüthenden Schlägen und fiel in den Hofraum hinab, allwo eine Menge Volkes gaffend ſtand, durch den gräulichen Rumor, welcher ſeit Stunden in dem Hauſe des Judenſchießers tobte, nicht nur aus Wildisbuch ſelber, ſondern auch aus den benachbarten Dörfern herbeigelockt. Kaum hatte die Heilige durch die Mauerlücke hindurch dieſe Zuſchauermenge im Zwielicht des unerhörten Polterabends drunten erblickt, als ſie aufſchrie: „Das iſt des Teufels Heer! Aber fürchtet euch nicht und ihr werdet es überwinden!“ Und ſiehe, fortwüthete die Schlacht, bis die Streiter und Streiterinnen vor Uebermüdung ſich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten. Jetzt endlich gab die Margeth mit den Worten: „Chriſtus hat überwunden!“ das Signal zum Abbrechen des Gefechts und befahl den Athemloſen, gänzlich Ermatteten, ihr in die Wohnſtube zu folgen.

In dieſem engen Raume, deſſen Fenſter von außen mit den Laden verwahrt und von innen mit Tüchern verhängt waren, ſollte beim dürftigen Schein einer Unſchlittkerze der Kampf fortgeſetzt werden, aber mit etwas veränderter Taktik. Ganz unbekümmert um die vor dem Hauſe lärmende Menge der Neugierigen und ſtreng unterſagend, den Einlaß Begehrenden zu öffnen, befahl die Heilige zunächſt, daß ſich alle zu Boden werfen ſollten, um Gott für ſeinen Beiſtand zu danken. Dann, nach einer Weile von etlichen Stunden, begann ein neues Spiel, und daß es beginnen konnte, beweiſ't, was alles die Menſchen zu ertragen vermögen, wenn ſie von heiliger Thorheit beſeſſen ſind. Man hat ſpäter gemeint, die ganze faſelnde Rotte müßte von Wein oder Branntwein berauſcht geweſen ſein, um dieſe frommen Uebungen ſo lange ausführen und aushalten zu können. Allein ganz mit Unrecht: ihre Magen waren ebenſo völlig nüchtern wie ihre Köpfe völlig trunken.

Die Margeth, in der Mitte der am Boden Liegenden aufrecht ſtehend, forderte dieſe auf, ſich mit den Fäuſten auf Kopf und Bruſt zu ſchlagen, was ſofort geſchah. Die Eliſabeth heulte: „Schlag' du mich, Margethli! Ich will gerne ſterben für andere Seelen.“*) Sofort ſchlug die Heilige auf ihre Schweſter los und zwar ſo unſanft, daß die Geſchlagene vor Schmerzen ächzte. Worauf die Margeth: „Das iſt der Zorn Gottes!“ Wunderlich, ſowie der Menſch dem Thier in ihm Raum gibt zu beſtialiſcher Aeußerung, muß der alte Moloch-Schaddai herhalten mit ſeinem „Zorn“. Während die ſchreckliche Wiedertäufer-Tragödie zu Münſter ſpielte, waren in einer Februarnacht des Jahres 1535 ſieben Männer und fünf Weiber zu Amſterdam in einem wiedertäuferiſchen Konventikel verſammelt. Plötzlich warfen ſie, „vom Geiſt getrieben“, ihre ſämmtlichen Kleider ab und rannten nackt in die kalte Winternacht hinaus, durch die Straßen ſchreiend: „Wehe, wehe, wehe! Das iſt der Zorn Gottes, der Zorn Gottes!“ Eingefangen, weigerten ſie ſich, ihre Kleider anzuziehen, behauptend: „Wir ſind die nackte Wahrheit!“ Moral: im großen Buch der menſchlichen Narrheit mangelt es nie an Parallelſtellen.

Derweil ließ drinnen in der Stube die Heilige ihre Blicke umhergehen, achtſam, ob die Fäuſte der Ihrigen auch richtig und tüchtig ihre Schuldigkeit thäten. In zweifelhaften Fällen half ſie eigenhändig nach. So ſagte ſie, als der Judenſchießer läſſig ſchien im Selbſtpeinigungswerk, vorwurfsvoll: „Vater, du ſchlägſt dich nicht genug!“ und ließ ihre Fäuſte auf ihm ſpielen. Der mißhandelte Greis ſtöhnte, aber die heilige Tochter fuhr fort mit Schlagen, ſagend: „'s iſt nur dein alter Adam, der nicht weichen will. Es thut dir nichts.“ Er nahm es geduldig hin. Das herabgebrannte Licht erloſch und in der Dunkelheit ging das Fäuſtegepoche, das Rufen, Stöhnen und Aechzen in der dampfenden Stube fort und fort.

---

*) W. A. II, 4. Antw. a. d. Fr. 26.

Dreizehntes Kapitel

Profaner Zwiſchenakt.

Ein großer Tag in der Weltgeſchichte von Wildisbuch, dieſer 13. März von 1823, ſehr ein großer! In den Nachmittagsſtunden ſummte das ſonſt ſo ſtille Dörfchen wie ein aufgeſtörter Bienenkorb. Weiberjüppen fegten durch die Gaſſen, lebhaft winkend und deutend. An allen Häuſerecken, vor allen Stallthüren geflügelter Umſatz von Fragen und Antworten. Kinder-, Frauen- und Männerzungen in gemeinſamer und energiſcher Thätigkeit. Staunen, Starren, Feixen und Lachen an allen Ecken und Enden. Weiter ſonſt keine Theilnahme, denn des Judenſchießers Haus ſtand ja ſo zu ſagen außerhalb der Gemeinde, wenn auch mitten im Dorfe, wißt ihr?

Gegen Abend zu hatte ſich die ganze Bevölkerung um das peter'ſche Haus hergedrängt, lauſchend, wie da drinnen der große Teufelskampf mit Gepolter wüthete. Das Getöſe im Innern kontraſtirte ſeltſam und unheimlich mit den verſperrten Thüren und verſchloſſenen Fenſterladen. „'s ging da drinnen zu wie in ere Judenſchul' oder in ere Mördergrub'“, hat mir mein Freund, der alte „G'meindspräſident“ erzählt, der auch mit dabei geſtanden, als er noch nicht alt und noch nicht Gemeindepräſident war. Drang da heraus ein Gedröhn wie von vielen heftigen Schlägen und Stößen, dazwiſchen Geſchrei und Geſtöhn und ein wuſelndes Durcheinander von Stimmen. Konnte man aber nur einzelne Ausrufe verſtehen, als da waren: „Haut zu! Er iſt ein Schelm! — Betet an alle Heiligen! Betet an alle Propheten! Betet an alle Seraphim! — Schlagt zu! Er iſt ein Mörder! — Erlöſe uns!“ Aber warum, fragt' ich meinen Wirth, hat man denn die verrammelte Hausthüre nicht ohne weiteres aufgeſprengt? „Warum? Darum, Herr, weil neime mit dem Judenſchießer sei m Zug (Zeug) niemand nüd z' thun wollt' haben.“ Ein ausreichendes Argument, wenigſtens in bäueriſchen Augen. Uebrigens auch ein leicht erklärliches, denn es war wirklich in keiner Weiſe rathſam, ſich in die Angelegenheiten des Judenſchießers und der Seinigen zu miſchen. So, wie wir die Bauern kennen, war es zudem durchaus keine Unmöglichkeit, daß dieſer oder jener der Umſtehenden bei ſich dachte: „'s ſcheint, ſie morixeln dadrinnen einander. Aber was ſchad't's? Dann ſind wir das ganze Dunderspack los.“ Endlich muß auch noch geſagt werden, daß der germaniſche Bauer überall, wo er ſeine natürliche Natur bewahrt hat, einen tiefen Reſpekt vor dem Hausrecht hegt und Eingriffe in daſſelbe weder gern duldet noch begeht.

Es exiſtirt aber in dieſer Welt ein Ding, welches inbetreff des Hausrechts Anſichten hat, die den bäueriſchen diametral entgegengeſetzt ſind. Das iſt die Polizei, und dieſe nun ſollte zunächſt ihre profane Naſe und im weiteren ihre noch profaneren Hände in die Myſterien ſtecken, welche unter dem Dache des Judenſchießers tragirt wurden. Leider, leider hat ſie ihre Hände nur allzu früh wieder zurückgezogen. Es gibt Augenblicke im Menſchenleben, wo ſelbſt die Polizei zu gelind und zu human ſein kann. In Wahrheit, hier war ſie einmal zu gelind, zu human, was ſehr aufgezeichnet zu werden verdient.

Führte nämlich der Zufall einen der Trabanten nicht des Landpflegers Pilatus, aber des Landpflegers von Andelfingen, ſonſt Oberamtmann Schweitzer geheißen, nach Wildisbuch, wo er die ganze Bewohnerſchaft vor dem Hauſe des Judenſchießers verſammelt fand. Kam gerade, als der Boden der oberen Kammer in die untere und ein Theil der Kammerwand in den Hof heruntergeſtürzt war. Beſagter Trabant, Landjäger Iſler, that, was unter obwaltenden Umſtänden ſeines Amtes war. Nachdem er von dem verſammelten Männer-, Weiber- und Kindervolk, deſſen Menge im Verlaufe des Nachmittags durch Zuzug aus Rudolfingen, Benken, Trüllikon und Schlatt bedeutend verſtärkt worden war, vergebens Aufſchluß über das polternde Phänomen zu erlangen verſucht hatte, legte er ſeine klopfende Polizeihand an das Haus und klopfte ſo lange, bis etliche der entbrannten Kämpfer drinnen endlich gewahr wurden, daß ſie es noch mit einem anderen als dem Satan zu thun hätten. Der alte Judenſchießer und ſein Schwiegerſohn Moſer erſchienen, nicht am Fenſter, vermuth' ich, ſondern an der Breſche in der Kammerwand. Der profane Diener der öffentlichen Sicherheit unten: „Was Dunderhagelſtralchaibs geht denn da für? Ihr ewigen Grüſel, was macht ihr denn? Thut das Haus auf, ſag' ich!“ Der alte fromme Judenſchießer oben: „Was da vorgeht, geht Euch nichts an. Das Haus iſt mein Haus. Ohne daß Ihr mir einen ſchriftlichen Befehl vorzeigt, thu' ich nicht auf.“

In einem Lande wie die Schweiz, welches ſo unglücklich iſt, von den Staatsprincipien der Junker des hinteren und hinterſten Pommern nichts wiſſen zu wollen, ſind auch die Landjäger genöthigt, mit den Leuten mehr oder weniger manierlich umzugehen. Selbſt unter dem ariſtokratiſchen Regiment, wie es zur Zeit unſerer Geſchichte noch im Kanton Zürich beſtand, waren ſie ſchon mehr oder weniger dazu genöthigt. Statt alſo ſo oder ſo den Eingang in das verſchloſſene Haus zu erzwingen, begnügte ſich die bewaffnete Macht — vermuthlich allerdings unter Vorbringung diverſer Flüche — das Haus, in welchem das Treffen gegen den Teufel noch immer tobte, mit vigilirenden Blicken anzuſehen und einen Boten nach Rudolfingen hinabzuſenden, welcher dem dortigen Gemeindeammann das erſtaunliche Abenteuer melden ſollte. Der Gemeindeammann hielt es nicht für gerathen, ſeinen Finger in dieſen Brei zu ſtecken, ſondern machte dem Oberamt Andelfingen Meldung von der Sache. Alſobald entſandte Herr Oberamtmann als ſeinen Vortrab zwei Landjäger nach Wildisbuch und brach dann ſelber mit Sekretarius und Weibel nach der Kohlfirſt auf.

Ein pflichteifriger Mann, der Herr Oberamtmann. Etwas eſauartig rauhhaarig anzufaſſen, ſagt man, aber ſonſt ein gutmüthiger Polterer aus einem iffland'ſchen Familienſtück. Er ſoll in dringlichen Fällen ohne viel Federleſen durchgegriffen haben; leider hat er aber den wildisbucher Knäuel nicht zeitig und feſt genug gepackt. „Ungefähr um 10 Uhr nachts“ — berichtete er unterm 16. März an das kantonale Polizeiamt in Zürich — „langte ich in Wildisbuch an und vernahm, daß der Lärm im peter'ſchen Hauſe gänzlich aufgehört habe, daß alle Lichter ausgelöſcht ſeien und ſich niemand mehr hören laſſe. Ich fand deſſnahen für zweckmäßig, dieſe Ruhe nicht zu unterbrechen, ſondern einſtweilen mit Bewachung des Hauſes mich zu begnügen und nähere Erkundigungen einzuziehen.“ Man ſieht, der Herr Oberamtmann dachte: „Leben in einem freien Lande. Geht daher nicht wohl an, nachtſchlafender Weile in ein ruhiges Haus einzubrechen.“ Wohl, dachte ſo und begab ſich in die Stube von des Judenſchießers nächſtem Nachbar, Felix Peter, ſo mir recht iſt, Vater unſeres guten Bekannten, des Gemeindepräſidenten im Zwillich-Tſchopen.

Hier erhielt der Oberamtmann um Mitternacht von ſeinen auf Poſten ſtehenden Landjägern die Meldung, daß der Lärm beim Judenſchießer abermals begonnen habe, jedoch „ohne Gepolter“. Der Beamte verfügte ſich hinüber, gefolgt von ſeinen Leuten und einer Anzahl wildisbucher Bürger. Aus der dunkeln Wohnſtube des Judenſchießers drang ein Wirrſal von Männer- und Weiberſtimmen auf die Gaſſe und konnte man die Rufe unterſcheiden: „Allmächtiger Gott, hilf uns! — Erlöſe uns! — Hau' zu! — Erbarme dich! — Er iſt ein Schelm! — Er iſt ein Mörder! — Sichſt du ihn da?“ In dieſe Ausrufungen hinein fielen Schläge, „wie auf weiche Körper“. Mein Herr Oberamtmann ließ jetzt den Weibel an die Hausthüre und die Fenſterladen klopfen und Einlaß begehren. Als aber dieſe wiederholten Aufforderungen gänzlich unbeachtet blieben und das Gelärme drinnen fortging, gab er Befehl, die Hausthüre einzuſprengen. Es geſchah, aber die Thüre zur Wohnſtube blieb von innen verſperrt. Der Beamte beſichtigte nun zunächſt die Zerſtörung im oberen Stockwerk. Hierauf gab er ſeinem Bericht zufolge dem Amtsweibel den Befehl, neuerdings bei den Stubenfenſtern die Aufforderung zur Oeffnung der Stubenthüre zu wiederholen und, inſofern ihm keine Antwort ertheilt werde, eine Scheibe des Fenſters zu zerbrechen und mit einem Lichte durch ſelbiges in die Stube zu leuchten. So geſchah es, allein der Lärm und die Ausrufungen dauerten fort. „Ich begab mich nun auch vor das eröffnete Fenſter und bemerkte zunächſt vier bis fünf Männer, welche die Stubenthüre zudrückten; dann ein anderes Mannsbild, welches wie todt der Länge nach auf dem Bauche am Boden lag; weiterhin eine Gruppe Manns- und Weibsbilder auf und über einander am Boden liegend; bei ſelbiger eine Weibsperſon auf den Knieen, welche mit der Hand auf die andern zuſchlug und bei jedem Streich rief: Erbarme dich! erbarme dich! Endlich neben dem Ofen eine zweite ſolche Gruppe.“

Jetzt ließ der Beamte nach Erſchöpfung aller friedlichen Mittel die Stubenthüre mit Gewalt öffnen. Dem Konrad Moſer, welcher ſie dem Oberamtmann hatte aufthun wollen, war dieſes von der Heiligen mit den Worten: „Wie, willſt du denn dem Teufel öffnen?“ verwehrt worden. „Die Männer“ — fährt der oberamtliche Bericht fort — „widerſetzten ſich, aufgefordert von den Weibern, dem Eindringen der Landjäger — (bei welcher Gelegenheit der Johannes Moſer einen Säbelhieb auf den Kopf abbekam) — die Weibsbilder fuhren immer mit ihrem Geſchrei fort, ſonderheitlich zeichnete ſich die „heilige Margeth“ aus, welche auf den Knieen blieb und auf ein anderes auf dem Bauche am Boden liegendes Weibsbild immer mit der Hand zuſchlug. Eine zweite Gruppe beſtand aus zwei Männern und zwei Weibsbildern, welche ebenfalls auf dem Boden lagen, ſo, daß bald der Kopf des Weibes auf dem Körper des Mannsbilds, bald der Kopf des Mannes auf dem Leib des Mädchens ruhte. Die übrigen erhoben ſich nach und nach vom Boden. Ich wollte durch Vorſtellungen die Leute zur Stille bringen, allein der Lärm blieb gleich. Ich befahl deſſnahen, den alten Peter aus der Stube herauszunehmen, allein

Männer und Weibsbilder widerſetzten ſich und klammerten ſich an ſelbigen an, obſchon ihnen verſprochen wurde, daß niemandem etwas Leides geſchehen ſollte. Endlich brachte man den Alten aus der Stube, alle hingen ſich an ihn, zogen ihn zu Boden, machten einen Kreis um ihn und lagen durcheinander, alle umſchlungen. Ich wiederholte meine Vorſtellungen und verlangte Stille, allein nichts half. Wenn der alte Peter antworten wollte, ſagte die heilige Margeth: „Vater, gib keine Antwort und bete!“ Alle fingen dann wieder ihren verwirrten Lärm an. Die Margeth: „Laßt uns ſterben! Ich laſſe mein Leben wie Chriſtus!“ Andere: „Gott erlöſe uns!“ Wieder andere: „Herr, erbarme dich unſer!“*)

Die Scene, welche ſich in der Stube nach gewaltſamer Eröffnung der Thüre darſtellte, wirkte ſelbſt auf die wildisbucher Bauersleute, die doch etwas vertragen können, draſtiſch, bis zum — Erbrechen. „Sie lagen alle auf einem Klumpen“ — hat mir mein mehrerwähnter mündlicher Berichterſtatter, ein Augenzeuge, erzählt — „und es brudelte da ein Dunſt heraus, ein Dunſt von Staub und Schweiß zum Erſticken. Man hätt' ſich nur alſograd übergeben ſollen. 's iſt ſchüli (abſcheulich) g'ſi, ſchüli, über alle maßen ſchüli und grüſli!“ Der Johannes Moſer blutete aus der erhaltenen Kopfwunde, wollte ſich aber nicht verbinden laſſen, ſondern rief ſeinem um ihn beſorgten Bruder triumphirend zu: „Laß bluten, ich leide gern um Chriſti willen. Es bringt mir Ehre!“ Die Weiber wurden in die Küche hinausgezerrt und wurde bei dieſer Manipulation allerdings nicht ganz ſäuberlich mit ihnen verfahren. Die „Chnaben“ von Wildisbuch, ſeit lange der ganzen „Judenſchießerei“ aufſätzig, ſcheinen ſich dabei mehr als einen bäueriſchen Jux gemacht zu haben. Mein Augenzeuge wollte inbetreff dieſes Punktes nicht recht mit der Sprache heraus. Es ſteht aber feſt, daß einige der Weiber ſogar an den Beinen aus der Stube in die Küche geſchleppt und bei dieſem Aktus überhaupt ſo angefaßt worden ſind, daß die Ehrbarkeit weniger als billig berückſichtigt ward. Hieran, ſowie an den Umſtand, daß der heiligen

---

*) W. A. I, 2.

Margeth, als ſie ſich während des Ringens der Ueberfallenen mit den Landjägern an ihren Vater klammerte, das Buſentuch bedenklich losgegangen, ſpann die populäre Mythenbildnerei den Lügenfaden, ſämmtliche Mitglieder der fanatiſchen Rotte, Männer und Weiber, ſeien, als man ſie überraſchte, ſplitternackt beiſammen in der Stube geweſen. Eine ganz und gar unwahre Beſchuldigung! Wir müſſen, geſtützt auf die Akten, überhaupt bemerken, daß im ganzen Verlauf unſeres Paſſionsſpiels, ſoweit es unter dem Dache des Judenſchießers ſpielte, von dem unzüchtigen Dienſte der Baaltis nicht die leiſeſte Spur ſich findet. Baal-Moloch waltete da allein und ausſchließlich.

Der Herr Oberamtmann verzweifelte daran, während der Nacht noch Ordnung in dieſes Chaos zu bringen, und begab ſich wieder in das Nachbarhaus hinüber, mit Hinterlaſſung des Befehls, die ganze fromme Bande bis zum Morgen in der Stube und Küche zu bewachen und nicht zu dulden, daß die Gefangenen laut mitſammen ſprächen. Hieran aber kehrte ſich die Heilandin wenig. Sie ermuthigte ihre Heerde im Gegentheil mit lauten Worten und ſagte unter anderem: „Nun iſt geſchehen, was einſt in Gethſemane geſchah. Die Phariſäer ſind gekommen mit Kriegsknechten. Glücklich der Johannes (Moſer), daß er verwundet worden; denn darob freuen ſich die Seligen im Himmel.“ Dem Knechte Heinrich Ernſt, welcher lauten Sprechens wegen von einem wachthabenden „Kriegsknechte“ angerunzelt wurde, gab ſie den Troſt: „Du biſt glücklich, daß du um Chriſti willen Schmach leiden darfſt.“ Von einer Ernüchterung oder Einſchüchterung der Heiligen überall keine Spur. Die Aufreizung ihres Nervenſyſtems war offenbar ſchon zu einem Grade gediehen, wo nur noch ein ebenſo geſchicktes als energiſches Eingreifen eine Heilung hätte in Ausſicht ſtellen können. Die Identificirung mit dem leidenden Chriſtus war, wie wir ſo eben ſahen, ſchon bis auf Nebenumſtände herab vollſtändig. Ihr Vaterhaus war der Unglückſeligen bereits zum Gethſemane geworden, warum ſollte es ihr nicht auch zum Golgatha werden? So verging die Nacht.

Am folgenden Morgen ließ der Oberamtmann die Bewachten einzeln in das Nachbarhaus zum Verhöre vor ſich bringen. Allein die Verhöre lieferten, wie er ſelbſt bemerkt hat, ‚nicht viel Wichtiges“. In Wahrheit, weder der Pilatus von Andelfingen noch unſer wackerer Pfarrherr, welcher von Trüllikon herübergeeilt war, richteten irgend etwas Belangreiches aus. Die Verhörten benahmen ſich, mit Ausnahme der Eliſabeth und der Magd Jäggli, welche unaufhörlich behaupteten, „der Teufel wolle ſie angreifen“, ruhig und gefaßt oder vielmehr verſtockt, wenn nicht trotzig. Der Johannes Moſer fabulirte auf gut ganz-qualmiſch. Der „ewiggeliebte“ Jakob Morf war des Dafürhaltens, jeder Menſch trage von Natur böſe Geiſter in ſich. Dieſe müßten durch Gebet und Arbeit entfernt und ſo der Menſch wiedergeboren werden. Im übrigen könne hierüber die Margeth die beſte Auskunft geben. Die Urſula Kündig erklärte beſtimmt, das Geſchehene ſei Gottes Wille geweſen. Der alte Judenſchießer, befragt, warum er die lange Abweſenheit ſeiner beiden Töchter von Hauſe zugelaſſen, gab darauf die Antwort, „der Geiſt Gottes habe ſie von Hauſe weggezogen, damit ſie in der Stille dem Herrn dienen könnten“. Inbetreff der Satansſchlacht vom Tage zuvor gab er die Erklärung ab, er habe das Zerſtörungswerk allerdings nicht gern geſehen, aber es ſei nun einmal der Wille des Herrn geweſen. Am wortkargſten war die Heilige ſelbſt. Sie ſagte nur: „Es war der Wille Gottes!“ und weiter nichts. Eine berechnete Schweigſamkeit, ohne Zweifel. Denn kaum aus dem Verhör entlaſſen, äußerte ſie gegen die Urſula und den Knecht Heinrich: „Ich ſchwieg vor dem Oberamtmann, wie Chriſtus vor Pilatus geſchwiegen hat.“ Und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Die Welt wird mein Werk doch nicht hindern!“

Die Weiſſagung ging vollſtändig in Erfüllung. Denn in der That, die Welt hat das Werk der armen Wahnwitzigen nicht verhindert. Gekonnt hätte ſie es, keine Frage, und hier iſt der Punkt, wo einmal die Polizei zu mild und zu human verfahren iſt. Das Klügſte wäre wohl geweſen, die ganze Blaſe aufzupacken und ins Irrenhaus zu bringen. Allein Herr Oberamtmann fand nach Beendigung der Verhöre „einſtweilen keine andere Verfügung nothwendig“, als den Jakob Morf, den Johannes und Konrad Moſer, ſowie die Urſula Kündig aus Wildisbuch weg und in ihre Heimat zu weiſen, wie auch der peter'ſchen Familie aufzugeben, ſich ruhig zu Hauſe zu halten, und den Hausvater für das Betragen ſeiner heiligen Tochter noch beſonders verantwortlich zu machen.*) Damit war ſoviel wie nichts gethan, denn der alte Judenſchießer war der Sklave ſeiner Tochter.

Die mangelhaften Anordnungen des Landpflegers vom Wyland wurden übrigens nur theilweiſe vollzogen. Die Urſula Kündig ging nicht nach Langwieſen heim, denn die Heilandin befahl ihr, bei ihr zu bleiben, mit dem Drohwort: „Wer mich vor den Menſchen verleugnet, den werde ich auch vor Gott verleugnen." Die arme Urſula wollte lieber Johannes ſein als Petrus werden und blieb. Auch der Jakob Morf und die beiden Moſer, welche den oberamtlichen Befehl, heimzugehen, befolgten, waren darum keineswegs abgekühlt, ſondern jeden Augenblick bereit, einem abermals an ſie ergehenden Ruf ihrer Heilandin zu folgen. Der Jakob ſchlug den Heimweg über Oerlingen ein und aß im moſer'ſchen Hauſe zu Nacht, wobei er und der ältere Moſer die Verzückungen der geſtrigen Satansſchlacht fortſetzten. Beide riefen, dem Zeugniß des Konrad Moſer zufolge, einmal über das andere aus: „Ich ſehe Jeſum Chriſtum zur Rechten Gottes!" Der Konrad begleitete den Jakob dann noch bis Andelfingen, um dort ein Pflaſter für die Kopfwunde ſeines Bruders zu holen. Auf dem ganzen Wege faſelte und haſelirte der Jakob immerfort: „Siehſt du jene Klarheit gegen Zürich hin? Ich ſehe Chriſtum! Ich ſehe die Klarheit Gottes!" Der Konrad gab ſich redlichſte Mühe, dieſe ſchönen Dinge ebenfalls zu ſehen, und Schönes, Schönſtes ſah er allerdings, den hellen, funkelnden Sternhimmel. Doch das genügte ihm nicht, und da — ſo erzählte nachmals der arme gute Junge — „da der Morf ſo ſchön redete, wie ich es nie hätte können, glaubte ich, daß dem wohl ſo ſein werde, wie er ſagte".

---

*) Erſt am 16. März erſtattete der Oberamtmann über ſeine am 13. nach Wildisbuch unternommene nächtliche Expedition Bericht an die Kantonalpolizeikommiſſion, welche allerdings ſofort anordnete, daß die Margeth und die Eliſabeth ins Irrenhaus nach Zürich gebracht werden ſollten. Trop tard!

Vierzehntes Kapitel.

Blut muß fließen!

„Die Welt wird mein Werk doch nicht hindern!“ Wenn der Menſch, von einer einſchneidenden Wendung ſeines Lebens überraſcht, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es ſo wie bisher nicht mehr weitergehen könne, daß er demnach ſeine Partie ergreifen und ſo oder ſo ein Ende machen müſſe, da erhebt ſich ſein Weſen häufig zu einer Energie, wie ſie, ob aus heißem Enthuſiaſmus oder aus kalter Verzweiflung entſprungen, gleichviel, im gewöhnlichen Lauf der Dinge über die menſchliche Kraft weit hinauszureichen ſcheint, ſo weit, daß man geneigt iſt, in ſolchem energiſchen Thun einen Anhauch von Göttlichem zu ſpüren.

Heroiſch-tragiſch und im Untergange triumphirend iſt dieſe Energie, wenn im Dienſt einer großen Idee aufgewandt. Dem Leonidas und ſeinen Spartern bei Thermopylä, dem Demoſthenes und dem Kato, welche ſich tödten, damit jener das Ende der attiſchen, dieſer das Ende der römiſchen Republik nicht überlebe, den ſchlichten niederländiſchen Bauern und Bäuerinnen, welche, durch Alba zum Martertod des Lebendigbegrabenwerdens verdammt, Jubelpſalmen ſingen, bis die auf ſie herabrollende Erde ihnen den Mund verſchließt, dem alten ruſſiſchen Wachtmeiſter, der am 17. November 1812 bei Kraſnoi ſich bahnbrechend in die Bajonnette eines lange vergeblich attakirten franzöſiſchen Vierecks ſtürzt mit den Worten: „Der Handel muß doch einmal ein Ende nehmen!“ — dem deutſchen Jüngling, welcher, „zugleich ein Sänger und ein Held“, im Streite für die Mutter Germania am 26. Auguſt 1813 bei Gadebuſch vom Roſſe geſchoſſen wird und unter der Eiche von Wöbbelin ruht: — ihnen allen, allen gilt das ſchöne Dichterwort:

„Wenn wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menſchen ſehn
Aus innerſter Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengehn,

Da möchten wir dem Heldenſchwung
In des Geſchickes Zwang
Zurufen mit Begeiſterung:
Glück auf zum Untergang!“

Anders ſtellt ſich die Sache, wenn wir eine Kraft, die auch vor dem, was allem Geſalbader der Moraliſten zum Trotz für den Menſchen doch immer das Ungeheuerſte bleibt, d. h. vor der Selbſtvernichtung nicht zurückbebt, im Dienſte eines Irrwahns verbraucht ſehen, welchen ſelbſt ſeine Schrecklichkeit von dem lächerlichen Beigeſchmack nicht ganz zu befreien vermag. Hier empfinden wir keineswegs den erhabenen Schrecken, womit das wahrhaft Tragiſche unſere Seele bis in ihre Tiefen erſchüttert. Auch ſind Wahnſinn und Aberwitz bekanntlich zweierlei Dinge: ein Lear iſt tragiſch, aber ein Jan Bockelſon nur ſkurril oder höchſtens groteſk. Beim Anblicke ſolcher Bockelſonfiguren, und würden ſie auch mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt, können wir unmöglich zu einem reintragiſchen Mitleid kommen. Es ſchlägt uns da immer etwas in den Nacken, raunend: Warum erſchaudern? Die ganze Geſchichte iſt ja gar zu albern, gar zu abſurd!

Freilich, es gibt auch eine „Aeſthetik des Häſſlichen“. Wenigſtens hat Roſenkranz eine ſolche geſchrieben. Wir erinnern uns im Augenblicke nicht, ob darin auch von der Tragik des Unſinns gehandelt wird; aber ſo viel iſt ſicher, daß in dieſes Fach der Ausgang unſerer Heldin fällt. Zu wirklich tragiſcher Würde hat ſie ſich nicht hinaufzuläutern vermocht. Es fehlt in ihrem Untergang der franke, freie Herzſchlag des Menſchlichen, wie er in ihrem ganzen Daſein fehlte. Eine bedeutend angelegte Natur, aber ſchon in Kinderjahren durch Einwirkung köhlergläubigen Blödſinns durch und durch gefälſcht. Daher hat ſie es auch zu keiner geſunden Leidenſchaft gebracht, wie ſolche, ſolange ſie ſich im Kreiſe des Humanen hält, den Menſchen entſchieden adelt, ſondern nur zur jämmerlichſten Sünde, d. h. zum feigen Sündigen inmitten der Angſt des Sündenbewußtſeins. Der Poſſen, welchen die Natur der hochmüthig gegen ſie eifernden Oraklerin ſpielte, würde komiſch ſein, wenn er nur nicht ſo widerlich wäre. Dieſer Katzenjammer mitten im Rauſch! Iſt er nicht noch ekelhafter als alle die haarſträubenden Kynismen beim Petronius und beim Caſanova? Und dann dieſe Sühne! Es iſt wahr, ſie könnte uns durch den Heroiſmus beſtechen, womit ſie durchgeführt wurde, ließe uns dieſes Paſſionsſpiel, auch abgeſehen von ſeinen aberwitzigen Einzelnheiten, nur einen Augenblick vergeſſen, daß wir nur eine tolle Karikatur, eine trübſälige Traveſtie jener erhabenen Tragödie vor uns haben, welche im Oelgarten am Bache Kidron begann und auf der Schädelſtätte zu Ende ging. Was bleibt alſo übrig? Nur der Eindruck einer furchtbaren religionsgeſchichtlichen Warnungstafel, welche — wir täuſchen uns nicht darüber — das gewöhnliche Schickſal der Warnungstafeln haben wird. Die gedankenloſe Menge geht vorüber, ohne darauf zu achten, und dumme Jungen bewerfen ſie wohl gar mit Steinen und Koth.

Die ſämmtlichen vorſtehenden Blätter wären vergeblich geſchrieben, bedürfte es jetzt noch einer breiten Darlegung der Motive, welche die heilige Margeth beſtimmten, ihr „Werk“ zu vollenden. Ich nehme daher den Faden der Erzählung wieder auf.

Wir ſahen, daß unſere Heldin in dem Verhör, welchem ſie der Oberamtmann von Andelfingen am Freitag (14. März) unterwarf, ſich ganz ſo zu ſtellen verſuchte wie Chriſtus gegenüber dem Landpfleger von Judäa. Aus dem Nachbarhaus in das väterliche zurückgekehrt, that ſie die erwähnten Aeußerungen gegen die Urſula und begab ſich ſofort wieder in die Kammer hinauf, deren zerſtörter Boden mittels über das Gebälke gelegter Bretter wieder gangbar gemacht worden war. Sie ſetzte ſich auf das Bett und „kämpfte im Stillen“. Die Eliſabeth, die Suſanna, die Urſula und die Hausmagd ſaßen und ſtanden um ſie her und beteten. Gegen acht Uhr abends kamen der alte Judenſchießer, ſein Sohn Kaſpar und ſeine aus Trüllikon herübergeeilte Tochter Barbara, ſowie der Knecht Heinrich herauf und die ganze Verſammlung verwachte die Nacht faſtend und betend in der Kammer. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß dieſe Nachtwache nur dazu dienen konnte, die krankhafte Aufſpannung der armen Leute noch mehr zu ſteigern.

Es wurde auch während dieſer Nacht keineswegs nur „im Stillen gekämpft“. Schon am Abend machte die Heilige die Eröffnung: „Der letzte Kampf ſteht nun bevor. Der Seelenfeind hat ſeine ganze Macht aufgeboten. Helft mir kämpfen, ſonſt iſt alles verloren.“ Daraufhin baten die Hausmagd und die Eliſabeth, die Heilige ſollte ſie wieder ſchlagen wie in der vorhergegangenen Nacht. Das verhinderte jedoch die Urſula, weil ſie wußte, daß die Eliſabeth infolge der früher auf ihren Buſen gefallenen Streiche heftige Bruſtſchmerzen habe. Gegen Morgen zu ſtellte ſich die Margeth auf das Bett und rief aus: „Ich ſehe die vielen Seelen, die mich um Erlöſung anflehen. Dieſen muß geholfen werden. Gäbe mir Chriſtus ein Schwert, wollte ich für dieſelben kämpfen.“ Dabei machte ſie Bewegungen mit dem Arm, „als führte ſie wirklich ein Schwert in der Hand“. Dann, als der Tag dämmerte, äußerte ſie: „Das Lamm hat überwunden, Chriſtus hat überwunden. Geht nun an eure Arbeit“

Die Ruhe, wenn es überhaupt eine war, währte jedoch nicht lange. Kaum war es völlig Tag geworden (Samstag den 15. März), als die Heilige befahl, die beiden Moſer und die Schweſter Magdalena aus Oerlingen herbeizurufen. Warum nicht auch an den „ewiggeliebten“ Jakob abermals ein Ruf erging, iſt unausgemittelt. Vielleicht geſchah es nur deſſhalb nicht, weil Illnau zu weit entlegen war. Es drängte die Unſelige offenbar, zu Ende zu kommen. Während der Knabe eines Nachbars die Botſchaft nach Oerlingen trug, erklärte ſie: „Wenn Chriſtus ſiegen und der Satan völlig überwunden werden ſoll, muß Blut fließen! Gott hat mir in dieſer Nacht große Dinge geoffenbart, die heute geſchehen müſſen. Die Zeit iſt da, wo ſich niemand weigern darf, das Leben für Chriſtus zu laſſen.“

Gehorſam langten die beiden Moſer im Laufe des Vormittags in Wildisbuch an. Eine halbe Stunde ſpäter kam auch die Magdalena. Es war ungefähr 10 Uhr, als der alte Judenſchießer, ſeine fünf Töchter, ſein Sohn, die beiden Brüder Moſer, die Urſula Kündig, die Magd Margaretha Jäggli und der Knecht Heinrich Ernſt in der oberen Kammer verſammelt waren.

Die Margeth und die Eliſabeth ſaßen neben einander auf dem Bette, dieſe ſtumpf vor ſich hinſtarrend, jene in höchſter Exaltation. Mehrere der Waffen, womit die große Satansſchlacht am Donnerstag geſchlagen worden, lagen noch in der Kammer umher. So ein Hammer und eine eiſerne „Biſſe“, d. h. ein Keil, wie er beim Zerſpalten von Holzklötzen gebraucht wird. Alle Verſammelten hatten das Gefühl, daß jetzt Großes, Größtes ſich ereignen müßte. Alle waren über die Gränzlinie, wo der geſunde Menſchenverſtand aufhört und der Wahnwitz anhebt, hinweg, weit hinweg.

Den ſo fieberhaft Geſpannten erklärte nun die Heilige feierlich: „Ich habe mich für viele Seelen verbürgt, die der Satan nicht losgeben will. Unter dieſen befindet ſich auch mein Bruder Kaſpar. Ich kann aber dieſen Kampf nicht beſtehen, ohne daß Blut vergoſſen wird.“ *) Zugleich befahl ſie, die Anweſenden ſollten ſich Fauſtſchläge auf Stirne und Bruſt verſetzen, um den Teufel auszutreiben, und vollführte dieſen Befehl mit wildem Eifer an ſich ſelber.

Und jetzt hob der Blutopfertanz um den Altar des Baal-Moloch an. Die düſtere Kammer des wildisbucher Bauernhauſes wurde zum Thale Ben-Hinnom, um ſich zuletzt zum Golgatha zu wandeln, auf welchem unſere Heldin als Opfer blutete, nachdem ſie in jenem die Opferprieſterin gemacht hatte — eine ganz eigenthümliche Verwirklichung der molochiſtiſchen Blutopfertheorie. Wer dieſe Orgie der Grauſamkeit veranſchaulichen könnte mit dem tragiſchen Humor eines Cervantes oder noch beſſer mit dem infernaliſchen Genie eines Dante! Aber würde ſich nicht ein Cervantes, ja ſogar ein Dante mit Ekel von einer Scene abwenden, welcher, wie ſchon bemerkt, der Pulsſchlag menſchlicher Leidenſchaft abgeht? Mit der ſtupiden Raſerei hat die Kunſt nichts mehr zu ſchaffen. Nicht der Künſtler, nur der Geſchichtſchreiber iſt verpflichtet, mit verhaltener Scham und verbiſſenem Ekel die Thüren der Schlupfwinkel aufzuſtoßen, wo die Zwillingsſchweſtern Wolluſt und Grauſamkeit ihre wüſten Bakchanalien begehen. Kein Dichter, aber ein Tacitus hat den Tiberius auf Kapri geſchildert.

---

*) W. A. II, 2. Antw. a. d. Fr. 10

Die Heilige ergreift die eiſerne Biſſe, zerrt ihren Bruder Kaſpar zu ſich hin mit den Worten: „Sieh, Kaſpar, der böſe Feind will deine Seele!“ und verſetzt ihm mehrere Streiche auf Kopf und Bruſt, ſodaß er an beiden Stellen zu bluten anfängt.

Jetzt hat die molochiſtiſche Beſtie in der Bruſt des raſenden Weibes Blut geſchmeckt. Sie will darin ſchwelgen bis zur Sinnloſigkeit.

„Geh, Satan, du Feind des Heils!“ ſchreit ſie, immerfort auf den Bruder losſchlagend. „Du ſollſt dieſe Seele nicht haben, die Chriſtus mit ſeinem Blut erkauft hat.“ Das Opfer blutet ſtärker. Der alte Judenſchießer und der Knecht Heinrich wagen die ſchüchterne Mahnung: „Aber ſchlage doch nicht ſo heftig; 's könnte ein Unglück entſtehen.“ Sie aber kehrt ſich nicht daran. „Seht“, ſchreit ſie wieder, immer zuſchlagend, „ſeht, wie der Teufel ſeine Hörner aus dem Kopf des Kaſpar hervorſtrecken will; ſeht, wie ſie zur Bruſt herauskommen.“ Der Kaſpar, welcher nachmals ausgeſagt hat, es ſei ihm vorgekommen, ſeine Schweſter hatte in jener Stunde übernatürliche Kräfte gehabt, ſodaß er ſich durchaus nicht gegen ſie habe zur Wehre ſetzen können, der Kaſpar taumelt endlich, einer Ohnmacht nahe, und wird von ſeinem Vater und der Margaretha Jäggli hinausgeführt und zu Bette gebracht. Von da an iſt der Judenſchießer nicht mehr in die Mordkammer zurückgekehrt, bis das gräuliche Paſſionsſpiel zu Ende war. Aber der Alte that nicht das Geringſte, den Fortgang des Opferfeſtes zu hindern, nicht das Geringſte! Er beſeitigte ſogar eine Störung von außen. Während er ſich nämlich drunten in der Stube zu ſchaffen machte, ward an die Hausthüre geklopft. Es war ein Mann aus Dachſen, der Maurer Elias Vogel, welcher Einlaß begehrte. Der Judenſchießer, bei welchem in dieſem Augenblicke ſeine Tochter Suſanna ſich befand, öffnete die Thüre nur zur Hälfte und beſchied den Mann, dieſer könne jetzt nicht eintreten, maßen „der Schröpfer in der Stube ſei“.*) Der Elias Vogel ſuchte ſich in ſeiner Neugierde, das ſeit vorgeſtern zur Fabel der Umgegend gewordene Haus zu ſehen, dennoch hineinzudrängen, unter dem Vorwande, Holz kaufen zu wollen. Aber er vermochte ſeine Abſicht nicht zu erreichen, obgleich er die höhniſche Frage des Judenſchießers, ob er ſich etwa auch ſchröpfen laſſen wollte, mit ja beantwortete. Die Thüre wurde ihm vor der Naſe zugeſchlagen und er verließ das Dorf, theilte aber dem ihm unterwegs begegnenden Landjäger Iſler mit, daß er auf den Hemdärmeln des alten Peter und der Suſanna Blutflecken bemerkt habe. Der Landjäger ſcheint die Lüge von der Schröpferei für Wahrheit genommen zu haben, denn er machte weiter nichts daraus und ging ſeiner Wege.

---

*) W. A. I, 16.

Derweil war droben der grauſame Taumel Schritt für Schritt vom Aberwitzigen zum Gräßlichen vorgeſchritten. Wie es ſcheint, hatten ſich, als der verwundete Kaſpar weggebracht worden, mit dem Hausvater und der Magd auch die drei Schweſtern Barbara, Magdalena und Suſanna aus der Opferkammer entfernt, die beiden letzteren jedoch nur zeitweilig. An die Zurückgebliebenen wandte ſich nun die Heilige mit den Worten: „Es iſt heute ein wichtiger Tag. Lange hat in mir Chriſtus mit dem Satan gerungen. Es muß Blut vergoſſen werden. Ich ſehe meiner Mutter Geiſt, der mich auffordert, mein Leben für Chriſtus zu laſſen.“ Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: „Und ihr, wollt auch ihr euer Leben für Chriſtus hingeben?“ — „Ja!“ gaben alle zur Antwort, worauf wieder die Margeth: „Nein, nein, ich ſehe wohl, ihr werdet euer Leben nicht laſſen. Aber an mir iſt es, zu ſterben.“

Fährt da die Eliſabeth auf und ſchreit: „Ich ſterbe gerne zur Rettung der Seelen meines Vaters und meines Bruders. Schlagt mich todt, ſchlagt mich todt!“ Und willig, den Todesſtreich zu empfangen, ſtreckt ſie ſich rücklings auf das Bett und verſetzt ſich mit einem hölzernen Schlägel einen Schlag auf den Kopf. „Es iſt mir geoffenbart, daß die Eliſabeth ſich opfern ſoll!“ kreiſcht die Heilige, faßt einen eiſernen Hammer und verſetzt der Schweſter damit einen Streich auf den Schädel. Ein wollüſtig-grauſamer Kitzel ſtachelt ſie vorwärts und immer tiefer hinein ins Blut. Eine Wuth erfaßt ſie, nur vergleichbar der Berſerkerwuth der Malaien auf dem oſtindiſchen Archipel, wenn ſie den „Mordlauf“ rennen. Sie ſchlägt mit dem Hammer blind um ſich, verwundet den Johannes Moſer und die Urſula Kündig und befiehlt dieſen beiden, ſowie der wieder eingetretenen Suſanna, dem Knecht Heinrich und dem Konrad Moſer, die Schweſter todtzuſchlagen. Verzweiflungsvoll jammert die Urſula: „Wie kann ich meine Herzensfreundin tödten?“ — „Du mußt!“ tobt die Heilige. „Der Vater im Himmel verlangt dies. Du mußt, wenn du nicht willſt, daß der Satan über Chriſtus Meiſter werde.“ — „Ich laſſe mein Leben für Chriſtus!“ ſtöhnt die Eliſabeth. „Ums Himmels willen, ich kann es nicht thun!“ ächzt die Urſula. Und wieder die Heilige: „Du mußt es thun, ihr alle müßt es thun! Ich werde die Schweſter wieder auferwecken, wie ich ſelber am dritten Tage wieder auferſtehen werde. Du mußt, Urſula! Gott ſtärke deinen Arm!“

Als wäre die Raſerei der Heiligen, ein hölliſches Fluidum, in die andern hinübergeſtrömt, werfen ſich jetzt alle auf die Eliſabeth. Der Johannes Moſer hat der Margeth den Hammer aus der Hand geriſſen und ſchlägt damit auf die Daliegende los. So thut auch die Suſanna mit einem Stemmeiſen, der Knecht Heinrich mit einem Brettſtück, die Urſula mit der Biſſe. In das ſchreckliche Geſchlage hinein kreiſcht die heilige Furie ihr: „Gott ſtärke deinen Arm, Urſula! Laſſ' dein Leben für Chriſtus, Eliſabeth!“ Endlich ſinkt die Gemarterte unter einem Streich der Biſſe, den die Urſula geführt, mit zerſchmettertem Schädel zurück, röchelt, ohne zu zucken, ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben, noch einmal: „Ich laſſe mein Leben für Chriſtus!“ und verathmet.*)

Blaſ't die Poſaunen, rührt die Cymbeln, ſchlagt die Pauken, ihr Baalspfaffen, und tanzt den Reigen um euren Molochſtier her, daß die feuerfarbenen oder auch die ſchwarzen Talare fliegen! Der Gott hat ein Opfer empfangen und ſchon ſteht die Opferprieſterin zur Selbſtopferung bereit.

---

*) W. A. I, 7. 8; II, 1, 2, 4, 5.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Kreuze.

Sprich dem anſtändigſten Franzoſen von der Gloire und er wird Geſten machen wie ein verrückter Tanzmeiſter und blaguiren wie Horribilikribrifax und Daradiridatumdarides zuſammen. Rede mit dem geſcheideſten Engländer über das „Holy book“ und er wird dir, falls er nicht etwa ein Byron oder Shelly oder Carlyle, als vollendeter Bullochs entgegenbrummen. Aber bewahre mich der Himmel vor Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit! John Bull iſt zwar nach dieſer Richtung hin der Ochſige par excellence, aber nicht der einzige, nein, nein. In der ganzen Welt iſt für den ungebildeten wie für den gebildeten Pöbel die religiöſe Idee leider nur das rothe Tuch, welches den Stier in ſtupide Wuth verſetzt. Frommſein heißt hunderten von Millionen Bekennern des Hexeneinmaleins nichts weiter als den Menſchen ausziehen. Da aber der Menſch trotz alledem doch nicht über den Menſchen hinaus kann, ſo bringt dieſes Experiment ſo viel dummes Zeug zuwege: in harmloſen Fällen eine Komödie, in ſchlimmeren eine Tragödie des Unſinns wie unſer Paſſionsſpiel.

Wollt ihr mitanſehen, was das Hexeneinmaleins und der Blutopferglaube zu bewirken vermögen, ſo beſchreitet mit mir noch einmal die Schwelle des wildisbucher Bauernhauſes, Entſetzen und Ekel überwindend, wie ich es thue. Ihr ſeht da einen Vater, welcher mit der Indolenz eines Faulthiers in den unteren Gelaſſen umherdämmert, nicht achtend, daß das Blut ſeiner Kinder, welches wenige Spannen über ſeinem Haupte vergoſſen wird, durch die loſen Bodenbretter auf ſein Bette herabtröpfelt; ferner eine Schweſter, die Barbara, welche auf der Ofenbank brütet, nicht aufgejagt durch die dumpf von oben herabſchallenden Mordſtreiche; dann eine andere Schweſter, die Suſanna, welche geſchäftig die Treppe auf und ab eilt, um weitere Marterinſtrumente nach der Opferkammer zu ſchaffen, und in dieſer ſelbſt ein Mädchen von ſanfteſtem Charakter und tadelloſer Sittenreinheit, die Urſula, zur bluttriefenden Schlächterin umgewandelt. Und das alles um „Gottes“ willen! Um des alten grimmigen Moloch-Schaddai willen, den ſich die Menſchen vor uralters aus einer Miſchung von Blut und Koth gegoſſen, um alle die Zeit her ihm zu Ehren ſich unter einander zu haſſen, zu peinigen, zu würgen. Oder wäre dieſer Gottesdienſt nicht ſo faſt ein Produkt der menſchlichen Dummheit und Gemeinheit als vielmehr eine unumgängliche Folge des ewigen Naturgeſetzes? Das Daſein alles Lebendigen, die thieriſche wie die menſchliche Geſellſchaft iſt nur ein unausgeſetzter Krieg aller gegen alle und die Parole lautet: Freſſen oder gefreſſen werden! Am Ende war jener verſchollene Naturphiloſoph, welcher meinte, Mutter Erde ſelbſt ſei eine grauſame, ewig verſchlingende und ewig wiederkäuende Beſtie, doch nicht ganz ſo dumm, wie er ausſah.

Der Tod hat etwas Majeſtätiſches, Ehrfurcht Gebietendes. Du kannſt einem geliebten Todten nicht in das erblaßte Antlitz ſehen, über welches der ſchreckliche Riß zwiſchen Sein und Nichtſein gegangen, ohne daß ein frommer Schauer dich überrieſelte. Aber droben in der Opferkammer gaben nach dem Verſcheiden der Eliſabeth die heilige Wuth und die heilige Einfalt einem ſolchen Schauer keinen Raum. Die Molochprieſterin ließ den Mördern auch gar keine Zeit zur Beſinnung. Ihr Werk mußte ja vollendet werden.

Da ſaß ſie, neben dem Leichnam der ermordeten Schweſter, im ſtieren Auge den Glanz des Wahnſinns, in der rechten einen blutbefleckten Hammer haltend, ſchrecklich anzuſehen in ihrer unbeugſamen Entſchloſſenheit, mit dämoniſcher Energie bis zum letzten Athemzug die Ihrigen beherrſchend. Ihr Buſen flog, ihr Leib zitterte fieberiſch, aber feſt und gebietend klang ihre Stimme, als ſie jetzt ſprach: „Es muß noch mehr Blut vergoſſen werden. Chriſtus in mir hat ſeinem Vater für viele tauſend Seelen Bürgſchaft geleiſtet. Ich muß ſterben! Ihr ſollt mich kreuzigen.“*) Darauf der Johannes Moſer und die Urſula ſchüchtern: „Fordere doch das nicht von uns!“ Sie dagegen: „Es iſt beſſer, daß ich ſterbe, als daß viele tauſend Seelen zu Grunde gehen.“

---

*) W. A. II, 1. Antwort a. d. Fr. 19.

So ſprechend ſchlägt ſie ſich mit dem Hammer an die linke Schläfe, daß dieſe zu bluten anfängt. Dann reicht ſie den Hammer dem Johannes Moſer hin und befiehlt dieſem und der Urſula, auf ſie loszuſchlagen. Beide zaudern einen Augenblick. „Wie“, ſchreit ſie der Lieblingsjüngerin zu, „du willſt nichts für Chriſtus thun? Schlag' zu, und Gott ſtärke deinen Arm!“ Nun verſetzten ihr der Moſer und die Urſula etliche Streiche. Das Blut quillt ihr über das Geſicht herab. „Bringt ein Becken!“ verlangt ſie. Das Gefäß wird gebracht. Sie fängt das ſtrömende Blut damit auf und ſpricht: „Dieſes Blut wird vergoſſen zur Rettung vieler Seelen.“ Dann heiſcht ſie ein Scheermeſſer. Die Suſanna eilt, daſſelbe von unten zu holen, reicht es dem Johannes Moſer und dieſer der Urſula. „Mach' mir einen Kreisſchnitt um den Hals und einen Kreuzſchnitt auf die Stirne!“ gebietet die Gemarterte. Urſula gehorcht. Das Opfer erträgt die Qual, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, und äußert: „So werden die Seelen erlöſ't und wird der Satan überwunden.“

Hierauf erklärt ſie mit gehobener Stimme: „Jetzt will ich ans Kreuz geſchlagen werden und du, Urſula, mußt es thun!“ — „Ich kann es nicht thun!“ ſchluchzt die Unglückliche. „Wie, du willſt es mir abſchlagen, Gottes Werk zu thun? Jetzt, da die Stunde naht? Willſt du die Seelen auf deinem Gewiſſen haben, welche unerlöſ't bleiben, ſo du die Kreuzigung nicht vollziehſt?“ — „Aber um Gotteswillen, ich muß es thun?“ — „Ja, du! Hätte mich die Obrigkeit getödtet, ſo müßteſt du es nicht thun. Nun aber iſt meine Stunde gekommen und dieſe darf nicht verſäumt werden. Geh du, Züſi, und hol' Nägel herauf und ihr andern rüſtet derweil das Kreuz!“

Es wird gethan, wie ſie befohlen. Die Suſanna geht eilends in den Holzſchopf hinab, wo der Knecht Heinrich, welchem es in der Opferkammer nicht mehr geheuer geweſen, ganz ruhig Rebenpfähle zuſchneidet. Sie heiſcht Nägel von ihm und theilt ihm mit, zu welchem Zwecke. Er gibt ihr die Nägel und arbeitet weiter. Sie eilt wieder hinauf und findet die heilige Schweſter neben dem Leichnam der Eliſabeth der Länge nach auf dem Bette ausgeſtreckt, mit den Armen, der Bruſt und den Füßen auf Holzblöcken ruhend. Dieſe in der Kammer umherliegenden Trophäen von der vorgeſtrigen Satansſchlacht haben inzwiſchen auf Befehl der Heiligen die Brüder Moſer und die Urſula möglichſt in Kreuzesform auf das Bett gelegt und hat ſich das Opfer gefaßt auf das improviſirte Kreuz hingeſtreckt.

Die Kreuzigung hebt an, ein Akt der Raſerei, welchen man, was die aktiven Mithandelnden angeht, nur begreift, wenn man erwägt, daß dieſelben in dem Zuſtand einer geiſtigen Berauſchung ſich befanden, welcher ſie glauben machte, „die ganze Hölle brache über ſie los“.*) Ja wohl, die ganze Hölle! Die ganze Hölle der Unkultur und Beſtialität, welche der Menſch mit ſich herumträgt.

Ein Befehl der Heiligen zwingt der Urſula den Hammer und die Nägel auf. „Kreuzige mich! Kreuzige mich!“ Die Hände und die Füße des Opfers werden an das Marterholz genagelt. Wieder will der Kreuzigerin die Kraft verſagen. Doch die Gekreuzigte: „Weiter, weiter! Gott ſtärke deinen Arm! Ich werde die Eliſabeth auferwecken und binnen drei Tagen ſelber wieder auferſtehen.“ Abermalige Hammerſchläge: durch jede der beiden Brüſte des Opfers wird ein Nagel getrieben, ebenſo durch das linke Ellbogengelenk. „Muß ich denn alles allein thun?“ ächzt die Urſula verzweiflungsvoll. Da nimmt ihr die Suſanna Hammer und Nägel ab und heftet das rechte Ellbogengelenk der Schweſter an das Holz.

Die Gekreuzigte hat ausdrücklich geboten, daß ihr Nägel durch die Brüſte getrieben würden. Sie verlor während all der Marter nicht einen Augenblick ihre Faſſung. Nie hat ein Indianer am Marterpfahl die erfinderiſche Grauſamkeit ſeiner Peiniger mit größerem Stoiciſmus ausgehalten, als dieſes Weib die von ihm ſelbſt geleitete Folterung aushielt. Kein Zucken, kein Laut der Klage. Sie mußte ihren Mördern als ein überirdiſches Weſen erſcheinen, es konnte nicht anders ſein; denn was ſie duldete, ging über das Maß menſchlicher Kraft hinaus, und daß an die Stelle dieſer Kraft der furor religiosus, die Berſerkerſtärke des Wahnſinns getreten ſei, konnte den armen bethörten, ſinnloſen Menſchen nicht einfallen.

---

*) W. A. I, 108. So beſchrieben nachmals die Urſula Kündig und der Konrad Moſer ihren Seelenzuſtand während des Opferfeſtes.

Eine kurze Pauſe tritt ein. Der Konrad Moſer vor Entſetzen kaum noch fähig, ſich auf den Füßen zu halten, preßt die Worte hervor: „Iſt es denn noch nicht genug?“ Sein Bruder ſteht am untern Ende des bluttriefenden Bettes mit ins Leere ſtarrenden Augen. Horch, was raſchelt da hinter der Wand? Es iſt der Satan! Was ſchwebt dort hinten in der Luft? Es iſt der Geiſt der Eliſabeth! Solche Phantome umgaukeln den Fanatiker. In Thränen zerfließend beugt ſich die Urſula auf die Gekreuzigte herab. Die Magdalena Moſer lehnt, ebenfalls heftig weinend, an einem der beiden Tröge, welche Stellung ſie die ganze Kreuzigung über behauptet hat.

Die Gekreuzigte aber mit Lächeln: „Ich fühle keinen Schmerz. Seid ihr nur ſtark, damit Chriſtus überwinde.“ Und weiter: „Freuet euch mit mir! Gott im Himmel freut ſich auch mit euch.“ Und wieder: „Wie eine Gebärende die Geburt des Kindes nicht verſchieben kann, ſo nothwendig muß auch mein Tod erfolgen, auf daß die Seelen, welche lange genug in der Gewalt des Satans geweſen, gerettet werden.“

Dann befiehlt ſie mit noch feſter Stimme, ihr einen Nagel (oder ein Meſſer durch den Kopf) in das Herz zu ſchlagen, und als die Urſula zögert, herrſcht ſie ihr zu: „Thu', was ich befehle!“ Die Urſula ergreift ein auf einem der beiden Tröge liegendes Meſſer, ſetzt es der Gekreuzigten an den Schädel und ſchlägt mit dem Hammer darauf. Aber das Meſſer krümmt ſich. Die Urſula wirft es weg und ruft in Todesängſten dem Konrad Moſer zu: „Wie, muß ich auch jetzt wieder alles allein thun? Will mir denn niemand helfen?“

„Schlagt mir den Schädel ein!“

Dies iſt das letzte Wort, welches das heilige Margethli geſprochen. In raſender Verzweiflung ſtürzen ſich die Urſula und der Konrad Moſer auf ſie und zerſchmettern ihr, jene mittels des Hammers, dieſer mittels eines Stemmeiſens, den Kopf. Ein kurzes

Röcheln, ein Zucken der ans Kreuz geſchlagenen Glieder und der Gräuel iſt vollbracht.

* * *

Es war 12 Uhr Mittags, als das Opferfeſt zu Ende.

Mit in Thränen ſchwimmenden Augen umſtanden die zwei Männer und die zwei Mädchen, der Johannes und der Konrad Moſer, die Urſula und die Suſanna, eine Weile das von Blut ſtarrende Marterbett. Dann gingen ſie hinunter, zeigten den Hausgenoſſen den Tod der beiden Schweſtern an und riefen dieſelben in die Mordkammer hinauf, die Leichen zu ſehen. Alle kamen, mit Ausnahme des verwundeten Kaſpar, welcher ſein Lager nicht verließ. Der gräßliche Anblick that weder auf den Vater, noch auf die Schweſtern, noch auf die übrigen eine beſondere Wirkung. War nicht alles nach dem beſtimmten Willen und Befehl der heiligen Margeth vollzogen worden? Die Margeth aber war der wieder fleiſchgewordene Chriſtus geweſen. Folglich hatte Gott aus ihr geredet. Folglich war, was geſchehen, nach dem Willen Gottes geſchehen. Folglich war ein preiswürdiges Werk gethan worden. Gegen dieſen Syllogismus der fanatiſchen Gläubigkeit hielt keine Rührung und keine Reue ſtand. Und außerdem, hatte nicht die Heilandin ihre und der Schweſter Auferſtehung binnen drei Tagen des beſtimmteſten geweiſſagt? Wer hätte daran zweifeln können? Niemand. Auch der alte Judenſchießer that es nicht. Er hatte zwar, als er die furchtbar zugerichteten Leichen ſeiner Töchter ſah, mit einem bedenklichen Kopfruck gemeint, das ſei „'ne große G'ſchicht'“; aber er gab ſich zufrieden und machte den Mördern keinen Vorwurf, auch nicht mit einer Silbe!

Die ganze Rotte ging dann zum Mittageſſen in die Stube hinunter. Während droben geſchlachtet worden war, hatte die Margaretha Jäggli drunten gemüthlich gekocht. Außerhalb des Hauſes hatte in ganz Wildisbuch kein Menſch auch nur die entfernteſte Ahnung von dem vorgefallenen Schreckniß. Nach dem Mittageſſen kam ein Landjäger, um von oberamtswegen von dem Hausvater einen Bürgſchaftsſchein für ſeine Töchter zu verlangen. Der Judenſchießer beſchrieb das verlangte Papier mit den Worten:

„Herrn Oberamtmann von Andelfingen bezeuge ich, daß meine Töchter, wenn ſie geſund ſind, auf jeden obrigkeitlichen Ruf erſcheinen werden“ — und der Landjäger ging weg, ohne den das Haus erfüllenden Blutgeruch zu merken.

Sonntag den 16. März mußte ſich der Knecht Heinrich zu Pferde ſetzen, um den „ewiggeliebten“ Jakob aus Illnau herbeizuholen. Dieſer Getreue mußte doch ebenfalls Zeuge der verheißenen Auferſtehung ſein, um die ſelbſtverſtändlich darauf folgende, ihm ſchon ſeit langem in Ausſicht geſtellte Himmelfahrt ſofort mitmachen zu können. Der Knecht that in Illnau ſehr geheimnißvoll und ſagte nur, der Morf ſollte eilends mit ihm nach Wildisbuch kommen, denn dort geſchähen Wunder. Dabei konnte natürlich der Jakob nicht fehlen. Als er aber, mit dem Knecht in Wildisbuch angelangt, von der Urſula in der Wohnſtube das Geſchehene erfuhr, ward ihm ſchwindlig, und als er dann in die Opferkammer hinaufgeführt wurde, „ſchwand es ihm ganz“, nämlich das Bewußtſein. Es gab ihm keinen Troſt, von der Urſula zu erfahren, daß die Margeth „mit der größten Ruhe befohlen habe, wo man ihr die Nägel einſchlagen ſollte“. Nach einer mit den Hausgenoſſen unter fortwährendem Gebet verwachten Nacht machte er ſich am folgenden Morgen auf den Heimweg und mußte ſich, daheim angelangt, zu Bette legen. Der Anblick der Leichname hatte ihn mit Entſetzen geſchlagen und krank gemacht. Er konnte nicht an die Auferſtehung glauben und daher war es auch mit der Himmelfahrtshoffnung aus, ganz und gar aus. In ſeiner Seelenbedrängniß ließ er den Ortspfarrer zu ſich bitten und theilte dieſem mit, was am 13. und am 15. März im peter'ſchen Hauſe zu Wildisbuch vorgefallen. Etwas ſpäter bekannte er dem Geiſtlichen auch das Ereigniß vom 10. Januar und was dieſem vorhergegangen.

Die übrige Margethligemeinde war keineswegs ſo verzagt, reumüthig und vertrauenslos wie der ewiggeliebte Jakob. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag gingen die Urſula und der Knecht Heinrich mit einem Licht in die Mordkammer hinauf und entkreuzigten gemeinſam die Gekreuzigte, indem ſie mittels einer Zange die Nägel aus den Wundmalen zogen. Warum, Urſula?

„Damit die Margeth deſto leichter auferſtehen könne.“ Warum, Knecht Heinrich? „Weil ich gedacht, die Margeth könne ſo angenagelt nicht auferſtehen.“*) Der sanctus furor hatte ausgeraſt und die sancta simplicitas kam wieder an die Reihe.

Allein allem einfältiglichen Glauben, allem Hoffen, Harren und Beten zum Trotz blieb das erwartete Mirakel aus. Als am Dienſtag, dem 18. März, die Mittagsſtunde herangekommen und ſomit die Friſt von drei Tagen verſtrichen war, ohne daß die Auferſtehung der Todten erfolgte, ſcheint es den Hausgenoſſen doch allmälig etwas unheimlich geworden zu ſein inmitten der Miaſmen, welche ſich von der Opferkammer aus durch das ganze Haus verbreiteten. Die Kataſtrophe ließ ſich kaum länger verheimlichen. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden und er wurde gefaßt. Der alte Judenſchießer that ſeinen Tſchopen an, ging nach Trüllikon hinüber und machte dem Pfarrherrn die Anzeige, daß ſeine Tochter Eliſabeth am verfloſſenen Samstag um 10 Uhr vormittags und ſeine Tochter Margeth um 12 Uhr geſtorben ſei.

Sechzehntes Kapitel.

Nachſpiel.

Die Sage will, es ſei an dieſem 18. März von 1823 im Pfarrhauſe von Trüllikon einer der beſtangerauchten Wort-Gottes-vom-Lande-Meerſchaume jener Zeit zerbrochen, maßen unſer trefflicher Ehren Simmler, als er auf ſeinem „Muſeo“ die Kunde vom wildisbucher Paſſionsſpiel empfing, vor Ueberraſchung und Schrecken die Pfeiſe der Betrachtung aus dem Munde fallen ließ. Eine Novelle zu dieſer Legende behauptet ſogar, der würdige Herr habe bei dieſer Gelegenheit eine Redensart verlauten laſſen, ob welcher pfarrhäusliche Wände von rechtswegen ſich entſetzen müßten. Beſſer verbürgt und aus dem Gebiete des Mythus unbedenklich auf das der Geſchichte herüberzurücken iſt die mündliche Ueberlieferung, daß der „hochgeachtete“ Pilatus von Andelfingen am 19. März beim Empfang der Nachricht vom Tode der heiligen Margeth und ihrer Schweſter mit beiden Händen hinter die Ohren fuhr, ſich auf dem Abſatz herumdrehte und den weltberühmten züribiet'ſchen Nationalfluch: „Donnerhagel!“ recht rückſichtslos fliegen ließ. Nach dieſer Herzerleichterung machte er ſich ſofort nach Wildisbuch auf den Weg.

---

*) W. A. II, 2. Antw. a. d. Fr. 38; II, 4. Antw. a. d. Fr. 35.

Es iſt jedoch weder meine Aufgabe noch meine Abſicht, den Verlauf der jetzt anhebenden Vorunterſuchung und der auf dieſe baſirten eigentlichen Procedur des breiteren zu erzählen. Daher begnüge ich mich, charakteriſtiſche Punkte hervorzuheben.

Die Unterſuchung hatte in der Hauptſache ein leichtes Spiel. Die ſtumme Sprache der blutigen corpora delicti war überweiſend genug und den Mördern kam es gar nicht zu Sinne, ihre That leugnen zu wollen. Beſonders dem Johannes Moſer und der Urſula Kündig nicht, welche im Gegentheil bei ihrer Verhaftnahme laut erklärten, daß ſie „nur den Willen Gottes erfüllt hätten und mit Freuden alles leiden würden, was man über ſie verhängen möge, ſowie, daß ſie Gott dankten, weil er ſie würdige, um Chriſti willen Schmach zu leiden; endlich, daß ſie überzeugt wären, das Wunder der Auferſtehung der heiligen Margeth werde doch noch erfolgen“.

Sämmtliche Mitglieder der Margethligemeinde, welche beim Paſſionsſpiel aktiv oder paſſiv betheiligt geweſen, wurden verhaftet, zuerſt in das Bezirksgerichtshaus nach Andelfingen und von da in den Wellenberg nach Zürich gebracht, wo die Kriminalabtheilung des Obergerichts, das „Malefizgericht“, die Sache an Hand nahm. Der Kaſpar Peter ward zu Wildisbuch bewacht, bis ſein Zuſtand den Transport nach Zürich erlaubte, wohin auch der ewiggeliebte Jakob aus Illnau als Gefangener kam.

Die Leichname der beiden Opfer des Molochiſmus wurden nach einer ärztlichen Unterſuchung an Ort und Stelle ebenfalls nach Zürich gebracht und dort noch einmal genau unterſucht. Ueber die profane Wiſſenſchaft! Sie ſcheut vor keinem Aergerniß zurück, nicht einmal vor dieſem, an dem Leichnam einer Heilandin nachzuweiſen, daß derſelben die Jungfräulichkeit gelegentlich abhanden gekommen. Wie manches Ach und Krach mag das Bekanntwerden dieſer leidigen Thatſache den ſtillen Margethligläubigen im Lande ausgepreſſt haben! Die beiden Leichname wurden dann in der Stille auf dem Friedhofe des Hoſpitals beerdigt.

Aber waren auch die Opfer entfernt, der Opfertempel zu Wildisbuch ſtand ja noch. Dahin ſetzten Sonntags den 23. März fromme Seelen ihren Wallfahrtsſtab. Einer dieſer Pilger rief in der Opferkammer verzückt aus: „O, könnte ich ſterben wie die ſelige Margeth!“ Ein anderer: „Zu bedauern iſt nur, daß die heilige Margeth nicht am Karfreitag geſtorben!“ Ein dritter ſchabte Blut von der Bettſtelle, brach ein blutbedecktes Stück Kalk aus der Kammerwand und wickelte dieſe Reliquien ſorgfältig ein. Ein vierter ließ ſich von dem verwundeten Kaſpar das Paſſionsſpiel ausführlich erzählen und ſagte dann mit frommem Augendrehen und erwecklichem Naſenſchnauben: „Gottlob! viele Seelen ſind dadurch errettet worden. Es iſt ein gutes Werk vollbracht und du brauchſt dich nicht zu grämen.“ *)

Uns iſt kein Raum übrig, die Betrachtungen auszuführen, welche das Verhalten der verſchiedenen Gefangenen während der Dauer des Proceſſes an die Hand gab. Theologen hätten hier reichliche Gelegenheit gefunden, gründliche Unterſuchungen über das Weſen der Religion anzuſtellen. Phyſiologen und Pſychologen hätten da ein prächtiges Schlachtfeld gehabt zum „Kampf um die Seele“. Korrekte Hofräthe, welche die Naturwiſſenſchaft mit dem chriſtlichen Dogma ſo ſchön zu vermitteln wiſſen, mögen uns die Species der „unſterblichen“ Seele des alten Judenſchießers beſtimmen, welcher in ſeinem Verhör vom 29. April den „väterlichen Rath“ des Verhörrichters ſich erbat, ob es nicht möglich wäre, mittels einer Summe Geldes das „Geſchäft“, d. h. den Proceß abzumachen.**)

Von allen Gefangenen konnte die Urſula Kündig die weitaus größte Theilnahme anſprechen und erhielt ſie auch. Wie mehr-

---

*) V. A. I, 30.
**) V. A. II, 13.

mals von uns geſagt worden, ein ſanftes, jungfräuliches Geſchöpf, ſelbſtſuchtslos und aufopferungsfähig im höchſten Grade und jetzt infolge dämoniſcher Beſtrickung eine Fanatikerin erſter Sorte, eine zweifache Mörderin. Am Schluſſe des erſten Verhörs, welchem ſie am 29. März im Wellenberg unterworfen wurde, nahm ſie die Hauptſchuld des ganzen Paſſionsſpiels auf ſich und erklärte: „Ich bin bereit, zu ſterben. Nur bitte ich, daß dies ſobald als möglich geſchehen möge. Mein Vater und meine übrigen Angehörigen werden dadurch freilich in Betrübniß verſetzt werden, allein was mich angeht, ſo ſetze ich mein Leben gern an meine Herzensfreundin. Wer das Leben zu behalten ſucht, der wird es verlieren; wer es aber zu verlieren ſucht, wird es behalten.“ Der Inquirent fügte dem Verhörsprotokoll die Bemerkung bei: „Die Sprache der Inquiſitin, ihr Blick und alle ihre Gebärden verkünden eine Schwärmerin.“

So blieb ſie, bis die nicht mehr zurückzuweiſende Ueberzeugung von dem Sündenfall ihrer Heilandin zu Illnau das Lug- und Truggewebe, worein das arme Mädchen verſtrickt worden war, mit einem Schlage zerriß. Am 10. Mai wurde der Jakob Morf aus dem Zuchthauſe im Oetenbach nach dem Wellenberg gebracht, wo die Urſula gefangen ſaß, um mit dieſer konfrontirt zu werden. Die Scene iſt ſo, wie ſie in den Akten (II, 16) ſteht, völlig dramatiſch. Wir laſſen ſie daher ohne Zuthat ſich abſpielen. Urſula (Frage an den Morf): Hat die Margeth ein Kind gehabt? — Morf: Ja. — U. Biſt du der Vater? — M. Ja. — U. Habt ihr eine Hebamme gehabt? — M. Nein. — U. (mit Hitze) Ihr habt mich verkauft! Ich hoffe, du ſagſt mir die Wahrheit. Wenn ich das Geringſte gewußt hätte, ich hätte mich ſogleich (aus Wildisbuch) entfernt. Ich wollte und konnte es bisher nicht glauben. Ich erſtaunte und glaubte, ich ſei vom Verſtande gekommen. Ich muß die vor dem ewigen Richter am jüngſten Tage anklagen, die es wußten und mir nichts offenbarten. Hat man dem Pfarrer davon Anzeige gemacht? Ich muß es wiſſen, ich muß alles wiſſen! — M. Nein. Die Margeth hatte geſagt, daß ſich ſo viele Seelen an ihr ärgern würden. (Morf erzählte nun, unter welchen Umſtänden die Niederkunft der Margeth ſtattgefunden.) — U. Haſt du dem Moſer nichts davon geſagt? — M. Nein. — U. (ſeufzend) Wohin habt ihr mich gebracht! Biſt du der Vater des Kindes? — M. Ja. — U. Iſt es am Leben? — M. Ja. — U. (heftig) Haſt du auch dann noch geglaubt, daß der Herr ſie hinaufnehmen werde? — M. Ja, ich habe es, ungeachtet der Herr ein ſo großes Kreuz über ſie verhängt hatte, dennoch für möglich gehalten. — U. (im höchſten Affekt) Ich betete immer, daß ſie auferſtehen möchte; nun weiß ich, wie ſich die Sache verhält. Ihr habt im Geiſte angefangen zu leben und habt im Fleiſche geendet. Iſt es nicht zum ewigen Erbarmen? Mörder ſeid ihr! Die Margeth iſt Mörderin an mir! Warum wollte ſie getödtet ſein? Um ihren Ehebruch zu decken. Und jetzt wird mein Name mit dem von Mördern und Miſſethätern genannt! Das bricht mir das Herz, daß ich unter ſo Falſchen war. Das iſt der Satan, der mich zu euch ſtellen wollte. Weil ihr ſo verruchte Thaten gethan, ſo glaubt man es auch von mir, weil ich immer bei euch geweſen bin. Auf allen Kanzeln wird man von mir predigen! Niemand wird glauben, daß ſolches von mir, von einem Weibe, aus Gottesfurcht, aus Gehorſam gegen den Herrn zu meinem großen Kummer und Schmerze geſchehen ſei. Falſche Brüder ſeid ihr! Wenn irgend jemand, ſo hättet ihr es mir ſagen ſollen. Niemand wurde ſo angeführt wie ich! Ich glaubte, daß der Sohn Gottes in ihr ſei und rede, daß Chriſtus in ihr wirke. Ich hätte zehntauſend Leben für ſie gegeben! Jetzt ſeh' ich's ein: Sünde war's, von Gott und Auferſtehung zu reden und doch zu wiſſen, welche Schandthat ihr begangen hattet. Schänder der Gnade Gottes ſeid ihr! Gerne wollt' ich ſterben, wenn ſie unſchuldig wäre. Aber ſo zu ſterben, fällt mir ſchwer. Blut möchte ich weinen, daß ich ſo zum Aergerniß der Gläubigen geworden bin. (Im höchſten Affekt hin und hergehend): Was meinſt du, daß meine Verwandten, daß der Pfarrer auf der Kanzel von mir ſagen werden? Fluchen werden ſie mir! (Etwas gelaſſener): Gott kennt mein Herz. Er weiß, was ich that; er wird meinen Namen gutmachen. (Nach einer Pauſe): Wenn ich auch nur ein Wort gewußt hätte, wie wollt' ich mit ihr geſprochen haben! Ich hätte ſie auf der Stelle verlaſſen. — M. (ſeufzend) Bedenke doch auch, wie bald ſo etwas geſchehen iſt. —

U. (heftig) Es heißt: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Verſuchung gerathet. Um Gottes willen, was hab' ich gethan! Kein Türke, ſolange die Welt ſteht, hat eine ſo grauſame That an ſeinen Freunden verüben müſſen. (Gefaßt): Es iſt Gottes Wille, daß ſie ein Kind gehabt. (Nach einer Pauſe leidenſchaftlich): Ich habe ſie als eine Heilige verehrt und muß ſie jetzt als eine Hure erkennen! Das fällt mir ſchwer. Ich kann mich auf nichts berufen als auf Gott. — Auch auf den alten Judenſchießer machte die Erzählung des Morf von der Schwangerſchaft und Niederkunft ſeines „Chriſtkindli“ einen bedeutenden Eindruck und er unterbrach den Erzähler häufig mit Ausrufen wie: „E bah! — Das iſt auch! — Um tauſend Gotteswillen, ich hätte alles für ſie gewettet! — Ich hätte mein Leben für ſie gegeben!“

Am 3. December 1823 fand vor dem Malefizgericht die öffentliche Schlußverhandlung gegen die elf Angeklagten ſtatt. Ihr gemeinſamer Vertheidiger, der Fürſprecher Kaſpar Klauſer, that mit Geſchicklichkeit und Theilnahme für ſeine Klienten alles, was ſich überhaupt für ſie thun ließ. Nachdem ſein Vortrag zu Ende, forderte der Vorſitzer des Malefizgerichts, Bürgermeiſter Reinhard, die Angeklagten auf, anzugeben und vorzubringen, was ſie etwa noch auf dem Herzen hätten. Die Urſula gab folgende wörtliche Erklärung: „Ich fühle mich gedrungen, Ihnen herzlich zu danken für die unbezahlbaren Wohlthaten, die ich während meiner Gefangenſchaft genoſſen habe. Erſtens, daß ich das Glück erlangt, ſolche Verhörrichter zu haben, die mich liebreich getragen. Zweitens für den Unterricht, den ich von den Herren Geiſtlichen erlangt und der mich zu dem reinen Lichte der Wahrheit gebracht hat. Ich bereue meine That und ewig werde ich nie vergeſſen die Wohlthat, daß ich aus der Hand der Margeth errettet bin. Ich danke und flehe um die Gnade, daß Sie meiner Ehre und meines jungen Lebens ſchonen möchten.“ Neben der Urſula machten der Konrad Moſer, der Knecht Heinrich und die Suſanna Peter von allen den gewinnendſten Eindruck. Die letztere bat großmüthig, einen Theil der auf die Urſula fallenden Strafe von dieſer auf ſie zu übertragen.

Das Tribunal verfuhr, wie in der ganzen Procedur, auch bei der Urtheilsfällung mit Humanität und Milde. Inbetracht der ſtrafrechtlichen Begriffe und Anſichten von damals mit doppelter Milde und Humanität. Am 4. December fällte es ſeinen Spruch, welcher keine Blutſentenz enthielt. Demgemäß wurde die Urſula Kündig zu 16, der Konrad Moſer und der Johannes Peter zu 8, die Suſanna Peter und der Johannes Moſer zu 6, der Heinrich Ernſt zu 4, der Jakob Morf zu 3, die Margaretha Jäggli zu 2 Jahren, die Barbara Baumann und der Kaſpar Peter zu 1 Jahr, die Magdalena Moſer zu 6 Monaten Zuchthaus und zu zweckmäßiger, ihren Kräften und Umſtänden angemeſſener Arbeit daſelbſt verurtheilt. Das Haus des Judenſchießers ſollte unter amtlicher Aufſicht bis auf den Grund abgetragen, die Fundamente verſchüttet, die Materialien verbrannt und ſollte niemals mehr eine Wohnſtätte auf dieſer Stelle errichtet werden.

Am 11. Mai wurden damaligem züricheriſchen Rechtsbrauche gemäß die elf Verurtheilten aus dem Wellenberg nach dem freien Platze vor dem Rathhauſe herübergebracht, wo ſie, auf den Stufen der Freitreppe knieend, den Richterſpruch vernahmen. Eine ungeheure Zuſchauermenge hatte ſich zu dieſer Ceremonie eingefunden, aber es iſt mit Recht aufgezeichnet worden, daß „Mitleid die herrſchende Empfindung des anweſenden Volkes war“. Dann wurden die Verurtheilten in die Großmünſterkirche geführt, wo der Archidiakon Kramer eine eindringliche Predigt hielt, und hierauf empfing ſie das Zuchthaus im Oetenbach.

Unſer Stück iſt zu Ende. In den alten Myſterienſpielen war es häufig Brauch, daß vor dem Fallen des Vorhangs die „luſtige Perſon“ vortrat, um den Epilog zu ſprechen, der ſich oft in ſchwankhafteſten Sprüngen bewegte. Unſere Altvorderen wollten neben der Tragik auch den Humor nicht vermiſſen.

Aber ich bin nicht in der Stimmung, es der luſtigen Perſon in den alten Stücken nachzuthun. Indem ich die Blätter meines Buches überblicke, wie ſie in die Druckerei wandern ſollen, befällt mich eine tiefe Traurigkeit. Mir iſt zu Muthe wie zur Stunde, als ich auf der verwilderten Stätte des geſchleiften Hauſes zu Wildisbuch ſtand, wo am 15. März 1823 der religiöſe Größenwahn und die Verzweiflung ihre Gräuelhochzeit gehalten haben, und ich das unſäglich beelendende Gefühl hatte, als ſchwebte der Blutgeruch des Molochopfers noch in der Luft. Nein, ich vermag nicht zu ſcherzen beim Rückblick auf eine ſo ungeheure Verfinſterung der menſchlichen Vernunft. Einen verſöhnenden Lichtſtral jedoch will ich noch in dieſe Finſterniß fallen laſſen, indem ich zum Schluß ein Wort von dem Kinde ſage, welches die Heilige von Wildisbuch hinterließ. Die kleine Barbara wuchs in dem Hauſe ihres Vaters zu Illnau unter der treumütterlichen Pflege der guten Regula zu einem aufgeweckten Mädchen, zu einer ſtattlichen Jungfrau heran. Es gereicht den Dörflern von Illnau zur Ehre, daß ſie die Unwiſſenheit des Kindes inbetreff ſeines Urſprungs nicht aufgeklärt haben. Erſt auf der Schwelle der Jungfrauſchaft erfuhr es auf eine zufällige Veranlaſſung hin aus dem Munde ſeiner Gotte (Taufpathin), wer eigentlich ſeine Mutter geweſen ſei. Zur Stunde fiel eine Wolke von Trauer in die junge Seele der armen Barbara, welche nie mehr ganz verſchwunden iſt. Sie wurde ſtill und ſuchte durch verdoppelten Fleiß, durch demüthige Eingezogenheit die Leute vergeſſen zu machen, woher ſie eigentlich ſtammte; aber ſie ſelbſt vergaß es nicht. So lebte ſie noch, als ich dieſes ſchreibe. Dem hübſchen, ſittſamen, emſigen und verſtändigen Mädchen fehlte es nicht an Bewerbern. Die Tochter der heiligen Margeth hat aber alle Anträge abgelehnt mit den Worten: „Der unſelige Same ſterbe mit mir!“

Dritter Zwiſchenſatz:

Ein literariſcher Dialog.

Im Abendtiſch auf der „Schynigen Platte“ hatte ich die Bekanntſchaft eines ältlichen Herrn gemacht, welcher ſich bei näherem Zuſehen als ein alter Bekannter darſtellte. Denn nachdem wir uns gegenſeitig auf einander beſonnen, kam es heraus, daß wir uns im Jahre des Fluches, d. h. 1849, zuletzt geſehen hatten. Und zwar zu Heidelberg an jenem Junitag, wo die deutſche Demokratie in Waffen einen ihrer letzten kleinen Erfolge errang: — der tapfere „Seidehannes“, ſonſt Mögling geheißen, warf die „Reichstruppen“, Heſſen und Baiern, wieder aus Ladenburg hinaus und bewies ihrem Herrn General, daß ſelbiger ein Reichsfeldherr von derſelbigen Mache ſei wie die Herren Reichsverweſer, Reichsminiſter, Reichsgeſandten, Reichsprofeſſoren und alle die ſonſtigen „beſten“ und „edelſten“ Männer von dazumal, die Gothaner-Väter der heutzutägigen Monopoliſten des Reichspatriotismus, will ſagen der Schmeißfliegen, welche ſich zudringlich auf die Radſpeichen des Reichswagens ſetzen und der Welt vorſummen, ſie ſeien es, welche den Wagen in Bewegung geſetzt hätten und in Bewegung erhielten.

Wir ſaßen lange mitſammen auf. Wo ſich nach langen Jahren ſo zwei von 1848 wieder zuſammenfinden, haben ſie gar viele Erinnerungen an die Zeit des großen Exodus auszutauſchen. Von ihren eigenen mehr oder weniger bunten und ſchweren Erlebniſſen gar nicht zu reden. Die meinigen waren zahm und ſanft, wenn auch nicht gerade ſüß geweſen, verglichen mit den wilden und ſo zu ſagen borſtigen, welche Herr Hanns Zackig durchzumachen gehabt hatte. Er war zu den Gegenfüßlern verſchlagen worden, hatte in Taſmania etliche Jahre lang als ein Kollege des „göttlichen Sauhirten“ Eumäos amtirt und zwar keinen Homerum, wohl aber ſchließlich eine Nauſikaam, will ſagen Herz und Hand der Erbtochter des Eigenthümers verſchiedener tauſende von Borſten- und Klauenthieren gefunden. Alſo, wenn nicht nach engliſchem, ſo doch nach deutſchem Maßſtab ein reicher Mann geworden, hatte er ſich nach dem Tode ſeines Schwiegerpapa's mit Weib und Wolle, mit Kind und Kegel nach dem alten Europa aufgemacht, willens, in ſeiner pfälziſchen Heimat oder ſonſtwo im deutſchen Reiche ſich anzukaufen und fortan ſeines otii cum dignitate zu genießen. Hatte ihm aber, ſagte er, weder unter den Ober- noch unter den Unter-Preußen gefallen und war er daher nach der Schweiz gegangen, um ſich da nach einem paſſenden Heim umzuſehen.

„Ober- und Unter-Preußen"? Das machte mich ſtutzig. Es klang nicht ordonnanzmäßig und roch polizeiwidrig. Patrioten, wie ſie im neuen Reich hofſcharwenzeln und kratzfüßeln, hätten ſicherlich ſofort einen „Reichsfeind" gewittert. Ich meinestheils nahm nach raſch wiedergewonnener Faſſung meinen Geſellſchafter ſo unbefangen, wie er ſich gab. Der Mann war vor 1849 allerdings Profeſſor an einer darm- oder kurheſſiſchen Univerſität geweſen; aber man konnte es ihm billigerweiſe nicht verübeln, daß er unter der auſtraliſchen Sonne ſeine Profeſſorlichkeit verſchwitzt hatte. Auch dürfte es zu entſchuldigen ſein, daß ein Menſch, der erſt vor Jahresfriſt von den Antipoden gekommen war, ſich gewiſſermaßen antipodiſch ausdrückte, d. h. nicht ganz der Konvenienz und Korrektheit gemäß, wie die berliner und leipziger Orthographie ſie jedem vorſchreibt, welcher die Ehre hat, ein Reichsbürger nach Ordonnanzmaß zu ſein. Freilich fühlte ich mich in meinem Gewiſſen nicht wenig beunruhigt, als ich merkte, mit was für einem politiſchen und äſthetiſchen Ketzer ich mich eingelaſſen hätte. Indeſſen da ich ja kein Parteihöriger bin, ſo erlaubten mir meine Mittel ſchon einen ſolchen Exceß. Zudem ſetzt man ſich in einem freien Lande und nahezu 6000 Fuß hoch über dem Mittelmeer über manche Bedenken hinweg, die ja in einem Militärſtaat und in den Flachgegenden von Leipzig oder Berlin nicht ganz ohne ſein mögen.

Das Berghötel war angefüllt und wir mußten uns ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer gefallen laſſen. Herr Zackig entſchuldigte ſich von wegen ſeiner Gewohnheit, vor dem Einſchlafen noch ein Stündchen im Bette zu leſen. Zog alſo ein Buch aus ſeiner Reiſetaſche, legte ſich zurecht und las, während ich mich in meinem Bette der Wand zukehrte und bald einſchlief. Frühmorgens ſodann, als wir unſer Handgepäcke zurechtmachten, lag das Buch noch auf dem Tiſch und ich nahm wahr, daß es ein Band der Geſammtausgabe von Gutzkows Werken.

Was laſen Sie denn geſtern ſo eifrig? fragte ich.

„Den Maha Guru. Ich erinnerte mich, daß ich dieſe „Geſchichte eines Gottes“ vor etlichen dreißig Jahren mit Genuß und Wohlgefallen geleſen hatte, und nahm den Band mit auf die Reiſe.“

Und wie ſteht es jetzt mit dem Wohlgefallen und Genuß?

„Wie dazumal.“

Das iſt eine kurze, aber, wie mir ſcheint, ſehr anerkennende und dankbare Kritik.

„Das ſoll es auch ſein.“

Ein Buch, welches einem Studenten, nb. einem deutſchen Studenten, wie er vor 40 Jahren war, gefiel, und das dann nach ſo langer Zeit einem ſehr bemooſ'ten Haupte noch ebenſo gefällt, darf ſich ſchon ſehen laſſen.

„Gewiß. Kümmere mich den Teufel um kritiſche Schulmeinungen und äſthetiſche Recepte, wiſſen Sie? Wenn man in der Welt herumgeworfelt worden und ſoviel geſehen und erlebt hat wie ich, pfeift man auf alle die Tifteleien gelehrtbornirter Stubenhockerei. Müßte daher meinen längſt an die Wand gehängten Schulſack wieder herunternehmen und darin herumklauben, wollt' ich ſchulgerecht ſagen, was alles mir an Gutzkow, deſſen ältere und neuere Schriften ich im letzten Winter wieder oder zum erſtenmal geleſen habe, ſo gefällt. Bin ſo frei, wie in allen andern Sachen, ſo auch in literariſchen meine eigene Meinung zu haben, und da mein' ich nun, mein ausdauerndes Wohlgefallen an Gutzkow rühre hauptſächlich daher, daß ich in ihm einen der wenigen, ſehr wenigen wirklich und wahrhaft unabhängigen und, im beſten Wortſinn, bürgerlich geſinnten Autoren kenne und ehre, welche Deutſchland dermalen aufzuweiſen hat.“ . . . .

Eine halbe Stunde darauf befanden wir uns auf dem Wege oder eigentlich Richtwege zum Faulhorn, wohin von der Schynigen Platte zu wandern wir uns beim Frühſtück raſch entſchloſſen hatten. Dieſe Wanderung den Kamm des Gebirges entlang, welches zwiſchen dem Seethal von Brienz und den Thälern von Lauterbrunnen und Grindelwald aufſteigt und im Faulhorn gipfelt, iſt etwas lang und ſtellenweiſe auch ein bißchen mühſälig, aber prächtig. Schon darum weil der Weg oder, wie geſagt, eigentlich Richtweg noch nicht von Touriſtenfüßen plattgetreten iſt. Stundenlang auf und ab. Bald durch grüne Mattenmulden, bald durch maleriſche Schluchten, bald über wildzerriſſenes Steingerölle, bald über kühnragende Felskegel hinweg. Jetzt wie völlig abgeſchieden, abgemauert von der Welt, dann wieder plötzlich links hinab ein Blick in die Bläue des Brienzerſee's oder rechts hinauf die Schau auf die Jungfrau und die ſie huldigend umſtehenden Koloſſe mit ihren Helmen von Firnſchnee und ihren Harniſchen von Gletſchereis. Der Spätſommertag war herrlich, der Himmel wolkenlos, die Luft rein, ſtill und von jener ſtählenden Friſche, welche das Athmen zu einer Luſt und das Wandern zu einer Wonne macht.

Lange ſchritten wir ſchweigend dahin, unſerem von der Schynigen Platte nebſt Mundvorrathskorb mitgenommenen Führer nach. In ſolchen Stunden und auf ſolchen Wegen hält ja der Menſch gern Einſprache bei ſich ſelbſt. Erſt dann, als wir gegen Mittag zu unter einer Felswand Raſt hielten und an Speiſe und Trank uns erquickten, kam das Geſpräch wieder in lebhafteren Gang.

„Welche Gegenſätze“ — rief Herr Zackig aus, „dieſe Gebirgswelt und die Welt auſtraliſcher Wälder und Steppen! Und doch im Grunde dieſelben Eindrücke hier und dort. Die Natur wirkt, ſobald man ſich mit ihr recht ins Einvernehmen geſetzt hat, allüberall beſchwichtigend und tröſtend, klärend und erhebend. So ſpürt man auch in allem Guten und Großen, was unſer Volk geſchaffen, ihr Weben und Wehen. Die Deutſchen ſind Naturkneipanten geweſen vom Urbeginn an.“

Der Satz läßt ſich, ſcheint mir, auch auf unſere Literatur anwenden, die nicht wie die franzöſiſche ein Produkt der Geſellſchaft, ſondern weſentlich ein Produkt der deutſchen Natur iſt.

„Gewiß. Wenigſtens in ihren höchſten Wollungen und beſten Vollbringungen. Denn alle die unſern großen Schriftſtellern von Naturgnaden innewohnende Genialität und Energie vermochte gegen das Jammerſal der politiſchen und ſocialen Zuſtände unſeres Landes keineswegs immer aufzukommen. Im Gegentheil! Dieſes Jammerſal widert uns aus der Geſchichte unſerer Literatur nur allzuſehr und allzuhäufig an.“

Ich verſtehe. Auch Sie überkommt jenes zornige Mitleid, welches man empfinden muß beim Anblick von allen den Miſerabilitäten, inmitten welcher unſere Leſſing, Göthe und Schiller ſich abquälen mußten.

„Ja. Solche Rieſen, gezwungen, in ſolchen Schachteln zu wohnen! Einen Nathan ſchreiben können und in der feuchten wolfenbüttler Bücherei wie ein Tagelöhner handiren und ſchanzen müſſen, um jährlich 300 Thaler zu verdienen und einen vorzeitigen Tod einzuathmen. Den Sonnenſang von den Künſtlern dichten, den Wallenſtein ſchaffen und der Küche das Geld abzwacken müſſen, um die Apotheke bezahlen zu können. Den Fauſt unter der Schädeldecke tragen und flachſenfingiſcher Miniſter ſein. Welche Summe von Elend!“

Nur allzuwahr. Dieſes Elend hat es ja auch mitverſchuldet, daß der kühnſte dichteriſche Wurf, welcher unternommen worden, ſeit es eine Poeſie gibt, eben der göthe'ſche Fauſt, nicht zum Ziele gelangt iſt.

„Leider! In den Fauſtmonologen, in den Gretchenſcenen, in dem Kerkerfinale — Tragiſcheres ward nie erſonnen, Erſchütternderes nie gedichtet — da geht der Odem Gottes und weht der Hauch der Ewigkeit. Aber nun der ſogenannte zweite Theil! Den hat — eleleu! ototototoi! — eben der flachſenfingiſche Miniſter Herr von Göthe Excellenz aus tauſend und wieder tauſend mythologiſchen, allegoriſchen, ſymboliſchen und was weiß ich noch ſonſt für Einfällen, Grillen, Schrullen und Marotten, Schnitzelchen, Fädchen, Flöcklein und Läpplein mühſäligſt zuſammengeflickt und zuſammengeleimt. Die langweiligſte Schnurrpfeiferei von A bis Z!“

Um Gotteswillen, wenn uns der Herr Düntzer oder ſonſt einer der Göthomanen hörte! Ich würde ja, weil mit Ihnen gegangen, auch mit Ihnen gehangen.

„Ach, was! Jeder unbefangene Leſer urtheilt über „der Tragödie zweiten Theil“ gerade ſo wie ich. Die Leute haben, gemäß der ganzen Verlogenheit unſerer geſellſchaftlichen und literariſchen Konvenienz, nur nicht den Muth, freiſam zu ſagen, daß ihnen dieſes Sammelſurium von widerſpruchsvollen, mitunter ganz kindiſchen Motiven, von romantiſirender Klaſſik und klaſſicirender Romantik, von fader Räthſelei und überflüſſigem Blindekuhſpiel, dieſer ſteifleinene Karneval und froſtige Maſkenzug, welchen der Dichter, weil doch alles mal ein Ende haben muß, ſchließlich ein kraßkatholiſches Myſterienballet tanzen läſſt, gähnende Langeweile erregt habe, ſo ſie nämlich überhaupt ſich überwunden, mehr als die zwei oder drei erſten Scenen zu leſen.“

Aber Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß auch im zweiten Theil vom Fauſt der Genius Göthe's noch häufig ſich offenbarte?

„Häufig? Nein. Mitunter noch? Ja. ~~Und~~ Aber man kann auch an dieſen ſehr ſpärlich in der allegoriſchen Wüſte verſtreuten Oaſen keine rechte Freude haben. Man merkt die Treibhausvegetation und wird verſtimmt. Mir kommt vor, der alte Olympier von Weimar habe mit ſeinem zweiten Theil vom Fauſt nur eine großartige Myſtifikation des lieben Publikums beabſichtigt. Denken Sie doch nur daran, daß er mit behaglichem Händereiben ſich rühmte, ſoviel in dieſes Opus „hineingeheimniſſt“ zu haben. Ein andermal forderte er ſeine Scholiaſten ironiſch auf, ihm da, wo ſie ihn nicht auszulegen vermöchten, friſchweg was unterzulegen. Ja, ja, der Alte hat neben dem Myſtifikationshauptzweck auch noch den menſchenfreundlichen Nebenzweck gehabt, einer ganzen Schar von Kommentatoren Arbeit und Verdienſt zu verſchaffen.“

Sitzet nicht, wo die Spötter ſitzen! ſagt der Pſalmiſt.

„Fällt mir nicht ein, zu ſpotten. Spreche in vollem Ernſte.

Im übrigen müſſen wir eben den zweiten Theil vom Fauſt, wie noch manche andere göthe'ſche Unerquicklichkeit, auf die flachſenfingiſche Excellenz zurückführen. Du lieber Gott, wenn man dieſe Welt von deutſcher Kleinſtaaterei, Krähwinkelei und Philiſterei aller Art anſieht, in welcher unſere Kulturhelden lebten, ſo muß man erſtaunen, daß die Leſſing und Herder, die Wieland, Göthe und Schiller überhaupt werden konnten, was ſie wurden. Um dieſes Reſultat zu erreichen, mußte ſich in dieſen erlauchten Menſchen mit einer Fülle von Genie die höchſte Willenskraft, die raſtloſeſte Arbeitsluſt verbinden. Aber da ihrem Denken und Dichten die feſte Baſis, die geſunde Atmoſphäre eines nationalen Staates abging, was blieb ihnen, wenn ſie ihren Genius von der ſie umgebenden Jämmerlichkeit löſen wollten, anderes übrig, als in das Wolkenkukuksheim der Koſmopolitik emporzuflüchten? Ich verkenne nicht, daß gerade dieſe Flucht aus der Wirklichkeit unſerer Literatur jene weltweite Spannung gegeben hat, welche ſie vor allen übrigen auszeichnet. Aber hier lag doch auch, vollends für eine Natur wie Göthe, allzu nahe die Verlockung, ſein eigen Land und Volk ganz beiſeite liegen zu laſſen, um ſich in der Region des abſtrakten Kunſtduſels anzuſiedeln.“

Und ein Gewächs dieſer Gegend iſt der zweite Theil vom Fauſt, wollen Sie ſagen?

„Ja, aber das Wort Gewächs paſſt nicht, ſondern iſt durch das Wort Machwerk zu erſetzen. Das Ding iſt ja ſo recht ein Tächtel-Mächtel. Ganz aus der abſtrakten Kunſtduſelſphäre iſt Göthe nur noch einmal herausgetreten, als er Hermann und Dorothea ſchuf. Was aber aus dem Schöpfer des Werther, Götz, Egmont, Fauſt (I. Thl.) und der Iphigenie, was aus dem Dichter der göthe'ſchen Lieder, Balladen und Hymnen in jener Region nachgerade geworden, das zeigte in erſchreckender Weiſe „Des Epimenides Erwachen“. Es iſt doch eine traurige Thatſache, daß unſer größter Dichter ſeiner Nation nach ihrem Erwachen im Jahre 1813 nichts beſſeres zu bieten wußte als dieſe froſthauchende mythologiſch-allegoriſche Fratze.“

Dem kann und mag ich nicht widerſprechen.

„Natürlich. Wer kann und mag es, wenn nicht ein Göthenarr in Großfolio? Höchlich iſt auch, meines Erachtens, zu beklagen, daß ſich Schiller von ſeinem olympiſchen Freunde in das Kunſtduſellaboratorium hineinziehen und darin zu ſo unerſprießlichen Experimenten verleiten ließ, wie „Die Braut von Meſſina“ eins war. Nachdem er kaum angefangen hatte, ſich wieder auf ſich ſelbſt zu beſinnen und auf ſich ſelbſt zu ſtellen — wie die Rütliſcene im Tell und einiges im Demetrius herrlich ankündigten — ſtarb er. Ja, es iſt doch, alles in allem genommen, ein helles Wunder, daß unſere Literatur aller nur denkbaren Ungunſt der Verhältniſſe zum Trotz geworden iſt, was ſie wurde . . . .“

Wir nahmen unſere Wanderung wieder auf und im Weitergehen ſagte ich: Wenn ich Sie vorhin recht verſtand, lieber Zackig, halten Sie die ganze Literaturtendenz, auf welche Göthe in ſeiner ſpäteren Zeit, ja wohl ſchon von der italiſchen Reiſe an, mehr und mehr hindrängte und welche man als „modernes Griechenthum“ zu bezeichnen pflegt, für ein Unglück, nicht?

„Allerdings. Die ganze Griechelei war doch nur eine Künſtelei. Selbſt bei Göthe und Schiller. Nur bei einem deutſchen Poeten hat ſie ſich allenfalls wie Natur ausgenommen.“

Beim Hölderlin?

„Ja, und darum iſt er auch darüber verrückt geworden. Er hatte das Land der Griechen mit der Seele nicht nur geſucht, ſondern auch gefunden und konnte doch nicht aus ſeiner deutſchen Haut heraus. Das übernahm ihn. Hat doch das moderne Griechenthum, wie Sie das Ding nennen — ich meinerſeits nenne es falſche Idealität — zur damaligen Zeit auch andere Leute zu Grunde gerichtet und nicht allein auf dem literariſchen, ſondern auch auf dem politiſchen Gebiete Schaden und Unheil angeſtiftet. Denken Sie nur an die armen griechelnden Wolkenwandler von Girondiſten.“

Bei ſo bewandten Umſtänden müſſen Sie höchlich erbaut ſein von der Wendung, welche die deutſche Literatur in unſern Tagen genommen hat.

„Erbaut? Wie ſo?“

Nun, wir leben ja jetzt in dem Zeitalter des hochgelobten Realismus.

„Sie wollen ſagen, in einer Zeit, wo es Narren gibt, welche breitſchwatzſchweifig behaupten, die wahre und zeitgemäße Poeſie ſei ein aus Worten konſtruirter photographiſcher Apparat, und andere Narren, welche das glauben?“

So ungefähr meint' ich es, ja.

„Und wenn der Apparat noch ehrlich arbeitete! Aber das thut er ja gar nicht. Er reflektirt nur künſtlich zurechtgemachte und kokett gruppirte Bilder, wobei es je nach dem Koteriebedarf darauf abgeſehen iſt, der Junkerei oder der Jobberei, dem Geldprozenthum oder dem Kathederzopf zu hofiren. Dabei ein ideenarmes und gefühlverlaſſenes Schablonenweſen, eine Freimaurerei der Mittelmäßigkeit, welche jeden urſprünglichen Ton, jeden eigenwüchſigen Gedanken, jeden eigenartigen Ausdruck verpönt und verfemt und die theetiſchfähige Proſa der eigenen Gewöhnlichkeit einem mehr oder weniger einfältigen Publikum als die richtige, der bekannten richtigen Realpolitik ganz entſprechende Realpoeſie aufſchwatzt.“

Sehr wahr. Geſetzt aber auch, dieſe angebliche Realpoeſie wäre eine wirkliche, dieſer falſche Realismus ein wahrer, geſetzt, der photographiſche Apparat reflektirte thatſächlich das Leben, ganz genau, wie es iſt, getreu bis zu jeder Falte oder Warze herab, würden Sie das für Poeſie halten?

„Bewahre! So wenig, als ich einen beliebigen Menſchen, welcher einem andern einen Spiegel vorhält mit den Worten: Sieh, da realiſir' ich dein Porträt! — für einen Maler halte. Der falſche Idealismus, von welchem wir vorhin ſprachen, beging den Fehler, jedem und allem, namentlich allem Nationalen den Leib ab- und ausziehen zu wollen, um es zum Schweben in einer exkluſiven Kunſtſphäre zu befähigen. Der bornirte Materialismus von heute dagegen tadelt es an der jetzo modiſchen Holländerei, daß man ihre gemalten oder beſchriebenen Düngerhaufen nicht auch noch rieche, geht in breitſpurigem Hundetrab auf dem hegel'ſchen „Alles, was wirklich, iſt vernünftig“ — einher und glaubt wunder was zu ſein und zu leiſten, wenn er ſich den Anſchein gibt, gänzlich vergeſſen zu haben, daß die ewige Aufgabe der Poeſie, wie aller Kunſt, war, iſt und ſein wird, dem Realen das ideale Gepräge zu geben.“

Fügen Sie hinzu, daß unſere Herren Realiſten vor lauter Realismus ganz unfähig geworden ſind, jene andere — übrigens aus der erſten logiſch folgende — Aufgabe der Poeſie, wie aller Kunſt, auch nur zu faſſen, geſchweige zu löſen, die Aufgabe, den Menſchen von der „Angſt des Irdiſchen“ zu befreien, ſeine Seele vom Schmutz und Staub des Werktagslebens rein zu baden und ihm zum Bewußtſein zu bringen, daß ſeine Beſtimmung doch nicht darin aufgehe, „des Nutzens grobem Dienſt verkauft zu ſein“.

„Ja, das iſt es! Darum erregen die mancherlei realpoetiſchen Experimente unſerer Tage nur das flüchtige Intereſſe von Tagesmoden, darum hinterlaſſen ſie im Gemüthe des Leſers nur Oede und Leere. Mehr oder weniger lautes Eintagsfliegengeſumme, das iſt alles, obzwar die liebe Kameradſchaft krampfhafte Anſtrengungen macht, das Fliegengeſumme zum Orgelkoncert oder gar zum Donnerwetter aufzutrompeten und aufzupauken.“

Laſſen wir ſie trompeten und pauken. Nach zwanzig oder ſchon nach zehn Jahren ſpricht von den angeblichen Orgelkoncerten oder angeblicheren Donnerwettern kein Menſch mehr oder höchſtens noch ſo, wie man heutzutage vom Don Quijote Fouqué und ſeinem Sancho Panſa, dem Grafen von Löben, ſpricht. Keinem jungen Menſchen von heute wird es nach dreißig oder nach vierzig Jahren einfallen, eins der von der Kameradſchaft klaſſiſch geſprochenen Bücher unſerer ſogenannten Realpoeten wieder vorzunehmen, und falls einer dieſen Einfall hätte, würde es ihm ſicherlich nicht ergehen, wie es Ihnen mit dem „Maha Guru“ ergangen iſt.

„Natürlich. Denn nicht allein iſt Gutzkow ein Autor von echtem und dauerhaftem Metall, ſondern er hat es auch ſtets unter ſich erachtet, ein Modepoet ſein zu wollen, den augenblicklichen Stimmungen zu ſchmeicheln und den Gewalten des Tages zu Hofe zu reiten. Seit vierzig Jahren iſt in Deutſchland kein zweiter Schriftſteller aufgeſtanden, welcher ſo mit Kopf und Herz in und mit ſeiner Zeit gelebt und geſtrebt hätte wie Gutzkow, deſſen tüchtige und vielſeitige Bildung ihn befähigte, alle die tauſend Fäden des Gewirkes auf dem Webſtuhl der Zeit zu kennen und zu nennen, ihr Weſen zu werthen und ſie alleſammt zu nationalliterariſchem Ausdruck zuſammenzufaſſen. Mit offenem und ſcharfem Auge hat er das Wirkliche angeſehen, aber er hat ſich daran nicht ſo kurzſichtig geſehen, daß er den Blick auf das Ewige eingebüßt hätte. Sein Dichten, ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Thätigkeit trägt die Signatur des Idealismus, aber eines mit realen Anſchauungen geſättigten Idealismus. Er geſteht der Materie ihre Berechtigung zu, aber kein Monopol, kein Privilegium. Auch er iſt Realiſt, inſofern er Menſchen und Dinge ſieht und malt, wie ſie ſind; aber er läſſt das Centralſonnenlicht der Idee auf ſie fallen. Er zeigt, daß die wirkliche Welt dieſes aus der idealen herblitzenden Lichtes bedürfe, um nicht ein träger und kalter Kloß zu ſein. Dieſes Verfahren, mein' ich, iſt es gerade, was den ſchaffenden Künſtler vom photographirenden Mechaniker unterſcheidet.“

Es thut mir ordentlich wohl, Sie ſo anerkennend von Gutzkow reden zu hören, lieber Freund. Denn auch mir iſt dieſer Autor von lange her als ſehr achtungswürdig erſchienen und ich bin von Zeit zu Zeit immer wieder zur ~~Leſung~~ ſeinen Werke zurückgekehrt. Dieſe ſind ihrer Makel und Mängel ungeachtet ein höchſt werthvoller nationalliterariſcher Spiegel der Epoche. Ich meine der Zeit von 1830 bis heute. Alle Erſcheinungen und Begegniſſe derſelben hat Gutzkows Autorſchaft kenntnißreich und theilnahmevoll begleitet, ich möchte ſagen wie der mitfühlende und mitredende Chor im griechiſchen Drama, aber zugleich als ein raſtloſer Vorkämpfer der Sache der Vernunft, der Freiheit und des Vaterlandes.

„Welcher Vorkampf zu unſerer Zeit weder eine ſo leichte noch eine ſo lohnende Sache war wie heutzutage.“

Ja wohl! Heutzutage, wo der Liberalismus hoffähig geworden, obzwar vorerſt noch auf den Hintertreppenzugang verwieſen, und wo ein gelinder Reichschauvinismus, ſoweit er höheren Ortes „opportun“, ein Panisbrief iſt, wiſſen nur wir Leute von der älteren Generation noch, was es früher heißen wollte, in den Reihen der patriotiſchen Oppoſition zu ſtehen und unter der Vorſchrittsfahne zu fechten. Bei Gutzkow kam noch das Erſchwerende hinzu, daß er, wie jeder oppoſitionelle Schriftſteller dannzumal, von ſeiner Feder leben mußte — ein Umſtand, welcher bekanntlich vollauf geeignet iſt, den deutſchen Autor die himmliſchen nicht nur, ſondern auch die hölliſchen Mächte ganz anders kennen zu lehren, als etwa den engliſchen oder franzöſiſchen, welcher ja von ſeinem Publikum ganz anders unterſtützt wird als jener.

„Sie haben recht und darum iſt die Geſammtausgabe von Gutzkows Werken, wie ſie jetzt vorliegt, ein Ehrendenkmal nicht allein für den Dichter, ſondern auch für den Menſchen.“

Ich verſtehe. Sie wollen ſagen, daß eine literariſche Hervorbringung, welche zugleich ein fortwährender Kampf um's Daſein iſt und ſein muß, als doppelt ehrenwerth anerkannt werden ſollte, ſo ſie ſich ſtets fernhält vom Gemeinen, nie den Grundſätzen, von welchen ſie getragen wird, und der ihr ziemenden Selbſtachtung etwas vergibt, ſelbſtgebahnte Wege der Modeheerſtraße vorzieht und dem Dienſte des Ideals um ſo treuer anhängt, je ſtrenger derſelbe iſt.

„Ja, ſo wollt' ich ſagen. Wir haben alſo hier eine Autorthätigkeit vor uns, welche auf Eigenartigkeit, Grundſätzlichkeit und Unabhängigkeit als auf ihren drei Grundpfeilern ruht. Ich weiß gar wohl, daß die literariſchen Lumpe an dieſen ihnen ſo verhaßten Grundpfeilern unausgeſetzt rütteln; allein dieſelben werden ihnen zum Trotz feſtſtehen und allzeit die Stützen einer redlichen, erſprießlichen und dauerhaften literariſchen Thätigkeit ſein. Betrachten Sie ſodann den Umfang und die Vielſeitigkeit von Gutzkows Begabung. Hierin ſteht er in der deutſchen Gegenwart geradezu einzig da, wenn auch, wie ſelbſtverſtändlich, nicht alle ſeine Gaben zu gleich gedeihlicher Entwickelung gelangt ſind. Seine lyriſche Ader z. B. iſt ſo brüchig und ſpröde, daß ſie niemals in Liederfluß zu kommen vermag.“

Wahr. Ich meine ſogar, die metriſche Form überhaupt ſtehe ihm nicht recht natürlich zu Geſichte. Leicht, friſch, ſpontan, dem Inhalt meiſterlich charakteriſtiſchen Ausdruck gebend, gleitet, ſtrömt, rauſcht ſeine Proſa dahin. Aber den „Gedichten“, wie ſie jetzt in beſcheiden zurückhaltender Auswahl im 1. Bande der Geſammtausgabe ſtehen, merkt man den Zangengriff und Hammerſchlag an. Einen großen Vorzug jedoch — er gilt freilich in den Augen unſerer Modelyrik und ihrer Liebhaberinnen für einen Nachtheil — haben dieſe Gedichte: ſie enthalten Gedanken und geben zu denken. Geiſt iſt in allen, mitunter zu viel, denn er ſprengt die lyriſche Form und läſſt uns zu keiner beruhigten Stimmung kommen, weil eben Geiſt und Form einander nicht decken. Von Gutzkows epigrammatiſchen Pfeilen treffen die meiſten ſcharf in's Schwarze. Als Epigrammatiker iſt er ganz in ſeinem Element. Im übrigen haben Sie vorhin mit Recht den Umfang und die Vielſeitigkeit ſeiner Gaben und Leiſtungen hervorgehoben. Wenn ich recht erwäge, iſt es ein nicht untergeordnetes Merkmal von Gutzkows Erſcheinung, daß er als der erſte Norddeutſche, deſſen Genius umfangreich und ſchmiegſam genug, die ganze Skala dichteriſcher Aeußerung durchlaufen zu können, in unſere Literatur eingetreten iſt.

„Gewiß iſt das ein Merkmal ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters. Aber bei dem Norddeutſchen fällt mir ein, daß ihr Schwaben dem Gutzkow gerade ſeine norddeutſche Natur zum Vorwurf gemacht und ihn auf Grund derſelben des Mangels an Gemüth beſchuldigt habt.“

Ihr Schwaben? Bitte ſehr, da laſſen Sie mich aus! wie die Wiener ſagen. Wer ſo wie ich erfahren mußte, was die vielbelobte ſchwäbiſche „G'miethlichkeit“ iſt und bedeutet, dem macht ſchon das bloße Wort übel. Es gibt nichts verlogeneres. Meine mehr oder weniger lieben Landsleute ſind in ihrer Art gewiß ganz vortreffliche, begabte, brave und tüchtige Leute, aber die berühmte ſchwäbiſche Gemüthlichkeit glänzt in Wahrheit und Wirklichkeit nur durch ihre Abweſenheit. Wer namentlich in Altwirtemberg gelebt hat, welches ja darauf hält, für das Urſchwabenland zu gelten, der weiß, wie weit es Menſchen in der Viereckigkeit, Klotzigkeit, Selbſtſchätzung und Ober-Oberſchaft bringen können. So ein richtiger Altwirtemberger hält natürlich das bekannte Tübinger „Stift“ für den Nabel der Erde, geht herum, als hätte er Hegels ſämmtliche Werke und daneben den ganzen altwirtembergiſchen „Verwandtſchaftshimmel“ in ſeinem Bauche, und bildet ſich bei alledem noch ein, der „g'miethlichſte“ Menſch von der Welt zu ſein.

„Ei, bei einer ſolchen weniger ſchmeichelhaften als wahren Meinung von ſchwäbiſcher Gemüthlichkeit werden Sie mir kaum widerſprechen, wenn ich behaupte, es ſtecke gewiß in Gutzkows ſelbſtbiographiſchem Buche „Aus der Knabenzeit“ ebenſo viel Seele und Gemüth wie in den Liedern der ſchwäbiſchen Dichterſchule.“

Gewiß, ebenſoviel und noch dazu ohne den Anſpruch, alles, was Gemüth heißt, gepachtet zu haben. „Aus der Knabenzeit“ iſt ein durchweg liebenswürdiges Buch. Ein berliner Kind ſchildert uns da ſeine Vaterſtadt in ſo anſchaulicher und zugleich ſo anſpruchsloſer Weiſe, daß uns die Phyſionomie und Temperatur Berlins, wie es vor ſechzig Jahren war, hier ſo nahegebracht worden wie nirgends ſonſtwo. Auch erreicht der Verfaſſer, ohne es eigens darauf anzulegen, daß wir eine deutliche und ſympathiſche Vorſtellung gewinnen von der tapfern Arbeit, welche es ihm gekoſtet haben muß, aus der Enge und Dunkelheit der gedrückten, ja knechtiſchen Verhältniſſe ſeiner Kindheit und Jugend auf den weitſchauenden Standpunkt ſich emporzuringen, welchen er nun ſeit 40 Jahren mit Ehren behauptet hat. Die „Rückblicke auf mein Leben“, welche ſich den Erinnerungen aus der Knabenzeit anſchließen, ſind ein ſchwerwiegender Beitrag zur deutſchen Kulturgeſchichte der letzten vier oder fünf Jahrzehnte. In höchſt anziehender Weiſe läſſt uns Gutzkow die innerſten Kriſen ſeiner Entwickelung miterleben und macht uns ohne alle Selbſtüberhebung klar, wo er im großen Kampfe der Zeit geſtanden und wie er ſeine Waffen geführt hat. Dabei iſt auch höchlich zu loben, daß unſer Autor alles Schönthun mit der eigenen Perſon, wie es die Reklame-Künſtler unſerer Tage bis zur höchſten Virtuoſität der Unverſchämtheit ausgebildet haben, durchaus verſchmäht und uns das viele Schwere, ja das Schwerſte, was er zu tragen hatte, nur errathen läſſt. Mit den „Rückblicken“ muß man Gutzkows publiciſtiſche Werke zuſammenhalten, die „Säkularbilder“, die „Oeffentlichen Charaktere“, „Paris und Frankreich“, „Zur Geſchichte unſerer Zeit“, ſo man deutlich erkennen will, wie ernſt er es ſich angelegen ſein ließ, einen klaren

Einblick in den Kulturproceß des Jahrhunderts zu gewinnen und die Schäden, Bedürfniſſe und Forderungen der Zeit kennen zu lernen; ebenſo, wie wohlvorbereitet und tüchtig gerüſtet er in dem vielwechſelnden und hochwogenden Streite ſeinen Mann geſtellt hat. Daß die Bitterkeit der Erfahrung mitunter bitter ſich laut macht, namentlich in den „Rückblicken“, wird nicht tadeln, ſondern ganz in der Ordnung finden, wer alle die ſchmerzlichen Enttäuſchungen des ſelbſtloſen Patriotismus erlebt und alle die Erfolge ſchamloſer Apoſtaſie mitangeſehen hat, welche die letzten Decennien uns brachten.

„Zum Glück hat Gutzkow in den Aufregungen publiciſtiſcher Fehdeführung den Humor nicht verloren. Dieſer tritt, wie in ſeinen älteſten, ſo auch in ſeinen jüngſten Hervorbringungen erfreulich hervor und ſcheint mir die humoriſtiſche Seite ſeines Dichtens und Trachtens überhaupt der Beachtung ſehr werth zu ſein.“

Allerdings. In einigen ſeiner Erſtlingswerke, z. B. in den „Briefen eines Narren an eine Närrin“, lehnte ſich Gutzkows Humor noch hilfebedürftig an Jean Paul und Börne. Später hat er ſich aber feſt auf die eigenen Füße geſtellt und, abgeſehen von den zahlreichen humoriſtiſchen Zügen in den Dramen, in den „Rittern vom Geiſte“, in dem „Zauberer von Rom“, in den „Söhnen Peſtalozzi's“, eine ganze Reihe von humoriſtiſchen Kabinettſtücken geſchaffen, wie ſie in unſerer Literatur keineswegs überreichlich vorhanden ſind. Und zwar ſowohl aus dem Bereiche des tragiſchen wie des komiſchen Humors. Ich erinnere Sie nur an die Epiſode vom Trompeter und vom Tambour in der „Wally“, an den Brief der Tante Rebekka in den „Säkularbildern“, an die Predigt des „Kandidaten“ — (Gutzkow ſelber war der Kandidat) — im „Blaſedow“.

„Ich begreife nicht, warum dieſes Buch, „Blaſedow und ſeine Söhne“, nicht größeren Beifall gefunden hat. Es iſt doch eigentlich der einzige ſatiriſche Roman höheren Stils, welcher ſeit lange bei uns zum Vorſchein gekommen iſt. Gutzkow hat ſich, dem ſtarken ſpekulativ-grübleriſchen Zug in ſeinem Weſen nachgebend, wiederholt und einläſſlich mit dem Problem der Erziehung beſchäftigt, welches ja am Ende aller Enden immer wieder als der Kern der ſocialen Frage ſich ausweiſ't. Er iſt eben und war nie ſo ein Goldſchnittler und Buchbinderpoet, welcher nur die Oberfläche der Erſcheinungen ſieht. Gutzkows Blick will überall in die Tiefe dringen. Die pädagogiſche Frage, welche er als junger Mann im „Baſedow" ſatiriſch behandelt hatte, griff er ſpäter noch einmal auf, um ſie in den „Söhnen Peſtalozzi's" pathetiſch zu wenden. Auch nicht ohne ſatiriſche Seitenblicke wiederum, wie ein ſolcher ja insbeſondere auf die berüchtigten preußiſchen „Schulregulative" fällt, die als „Modulative" ganz prächtig perſiflirt werden. Nebenbei bringen die „Söhne Peſtalozzi's" die einzige — freilich nur dichteriſche — Löſung des Kaſpar-Hauſer-Räthſels, welche ſich ſehen laſſen darf. Was aber Gutzkow in der Schilderung hochgeſpannter Seelenzuſtände zu leiſten vermag, das hat er da ſchön bewieſen, wo er die Auffindung des unglücklichen Knaben in dem unterirdiſchen Verließ der Waldmeiſterei durch den Förſter Wülfing erzählt. Dieſe und ähnliche Stellen in ſeinen Hauptwerken muß man mit ſeinen Erſtlingsverſuchen vergleichen, wenn man erfahren will, wie redlich Gutzkow ſich bemühte, vorzuſchreiten, und wie bedeutend er wirklich vorgeſchritten iſt."

Zugegeben, aber mit dem Einwand, daß ſich bei Gutzkow etwas ähnliches wahrnehmen läßt wie bei Schiller. Nämlich, daß der Vorſchritt bei jenem wie bei dieſem nur als ~~ein~~ beziehungsweiſer bezeichnet werden kann.

„Wie das?"

So, daß beide zuerſt ihr relativ höchſtes gegeben haben. Iſt es doch anerkannt, daß Schiller in keinem ſeiner reiferen, kunſtgerechteren Werke die Urſprünglichkeit, die elementare Kraft und Leidenſchaft ſeiner „Räuber" wieder erreichte. Aehnlich, ſehen Sie? hat Gutzkow, wenn ich richtig urtheile, in ſeinen Erſtlingen „Maha Guru" und „Nero" ſein Genialſtes geleiſtet.

„Sie können rechthaben."

Nicht wahr? Die „Geſchichtes eines Gottes" als einen der originellſten Würfe zu bezeichnen, welche in Deutſchland jemals ein Dichter gethan, ſtehe ich keinen Augenblick an. Auch die Inſcenirung des aus philoſophiſcher Tiefe geſchürften Thema's iſt vortreſſlich, der von ſeiner Ironie durchſchlängelte Ton ſehr anziehend, die ſaubere Detailmalerei reizend. Für den Leſepöbel iſt das Buch natürlich nicht geſchrieben, wie denn Gutzkow überhaupt zu viele Anforderungen an das Denken und Wiſſen ſeiner Leſer macht, als daß ſich das Leihbibliothekenpublikum jemals um ihn „reißen“ könnte. Thut nichts! Gibt es doch in unſerer Literatur dermalen der Popularitätshaſcher und Leſepöbelſchmeichler — ich meine Schmeichler des oberen Pöbels mehr noch als des unteren — ohnehin genug und übergenug. Was den „Nero“ angeht, ſo iſt er kein geſchloſſenes dramatiſches Kunſtwerk, wohl aber ein von Geiſt funkelndes hiſtoriſch-poetiſches Feuerwerk, deſſen Prachtmoment die große Scene Nero's mit der ihm aufwartenden Dichterſchar. Hier, wie übrigens durchweg, hat Gutzkow ſchon vor vierzig Jahren dieſen Miſchmaſch von Phantaſt und Wütherich, welcher zugleich der „Herr der Welt“ war, ganz gut gefaſſt und gezeichnet und das eigentliche Weſen des Cäſars, den artiſtiſchen Größenwahn, zur klaren Anſchauung gebracht. Ich möchte aber den genannten beiden Jugendwerken unſeres Autors noch ein drittes nicht weniger anerkennend anreihen, die Novelle „Der Sadducäer von Amſterdam“. Gutzkow hat ſpäter noch manche Novelle geſchrieben, allein jene blieb doch von allen die beſte. Begreiflich auch, daß das hier behandelte Problem den Dichter bewogen hat, es ſpäter als Dramatiker noch einmal aufzunehmen und daraus ſeine Tragödie „Uriel d'Akoſta“ zu ſchaffen. Dieſe darf ſich, meines Erachtens, unbedingt neben jedes tragiſche Experiment ſtellen, welches ſeit dreißig Jahren auf der deutſchen Bühne gemacht worden iſt. Sie bemerken, daß ich den Ausdruck „Experiment“ gebraucht habe, weil mir, mit Recht oder Unrecht, die geſammte deutſche Dramatik der letzten Jahrzehnte nicht viel mehr als ein Experimentiren zu ſein ſcheint. Ich habe freilich hierüber kaum ein Urtheil, weil ich ſeit vielen Jahren kein Theater mehr beſuchte und das bloße Leſen von Dramen leicht irreführt. Vordem ſah ich von Gutzkows dramatiſchen Dichtungen eben den „Uriel“ und die Charakterkomödie „Das Urbild des Tartüffe“ aufführen und zwar beide gut. Beidemale war der Geſammteindruck, welchen ich empfing, ein ſehr günſtiger. Es mag ja ſein, daß im ganzen Aufbau dieſer Stücke wie in der Motivirung von Einzelnem darin dies und das und das und dies anders zu wünſchen wäre, aber durchweg fühlt man, daß hier ein geiſtvoller Mann und ein wirklicher Poet von der Bühne herab zu uns ſpricht.

„Denſelben Eindruck habe auch ich beim Leſen der gutzkow'ſchen Dramen empfangen. Spielen hab' ich keins geſehen. Ich kann mir daher nur dieſe Ergänzung Ihrer Anſicht erlauben, daß auch die Thätigkeit Gutzkows als Dramatiker durchaus von dem Princip erleuchteten Freiſinns getragen und von einem ſtets regen Mitgefühl für die Sorgen, Strebungen und Leiden der Zeit durchathmet iſt. Das nenne ich einen im beſten Sinne des Wortes ſittlichen Geiſt.“

Mit Recht. Es kommt uns heute doch recht wunderlich vor, daß Gutzkows Schriftſtellerei vor Zeiten auf die Angeberei Menzels hin als eine unſittliche ſtrafrechtlich verfolgt werden konnte.

„Was? Ihnen, lieber Freund, kommt es wunderlich vor, daß die Dummen dazumal, wie zu allen Zeiten übrigens, die zahlreichſten nicht nur, ſondern auch die Mächtigſten waren? Sie fallen ja ganz aus ihrem Charakter.“

Nun, man hat eben ſeine ſchwachen Augenblicke, wiſſen Sie? Die furibunde Menzelei, auf welche hin Gutzkow in Mannheim eingethürmt wurde, iſt ja auch eine Extradummheit geweſen, welche ſich ſogar im deutſchen Krähwinkel von damals groteſk ausgenommen hat. Sie erfolgte aus der fable convenue vom „Jungen Deutſchland“, und da ſie ſich insbeſondere auf den gutzkow'ſchen Roman „Wally“ ſtützte, ſo war die ganze Polizeihatz „viel Lärm um nichts“.

„Sie meinen?“

Daß die „Wally“ eine der ſchwächſten Hervorbringungen Gutzkows ſei. Mit Ausnahme der Tambour-Epiſode iſt gerade die verketzerte oder vermenzelte Sigune-Scene weitaus das Beſte darin. Sie iſt kühn entworfen und mit keuſcher Anmuth gemalt. Durchaus nicht à la Watteau, ſondern à la Tizian. Man hat einige Mühe, zu glauben, daß ein Berliner, ein Preuße, das gemacht haben ſoll; denn wir Süddeutſchen ſind ja von jedem Preußen überzeugt, daß er einen der eiſernen Ladſtöcke von Mollwitz verſchluckt und noch nicht verdaut habe.

„Ei, in 99 Fällen von 100 iſt es ja ſo. Dieſe Steifheit! Die gefrorene gerade Linie in Perſon! Der Dünkel in Ordonnanzhoſen! Da iſt mir eure ſchwäbiſche Viereckigkeit und Klotzigkeit doch noch lieber.“

Geſchmacksſache! Ich für meine Perſon finde die preußiſche „Strammheit“ und die ſchwäbiſche „Latſchigkeit“ gleich ungenießbar. Aber was halten denn Sie von der gutzkow'ſchen „Wally“?

„Mir ſcheint, unſer Autor habe einen weiblichen Werther ſchreiben wollen, einen Werther der Sturm- und Drangzeit von 1830. Aber das Vollbringen iſt da freilich weit hinter dem Wollen zurückgeblieben. Perſonal und Handlung nichts als Abſtraktionen, man athmet wie unter einer Luftpumpe und mag mit den Menſchen, d. h. mit den Phantomen von Menſchen, welche uns vorgeſpiegelt werden, nicht verkehren. Ein unerquickliches Ding von Buch, welches dadurch nicht erquicklicher wird, daß der Verfaſſer das Richtſchwert poetiſcher Gerechtigkeit ſehr ſtreng handhabt, indem er zeigt, daß und wie die Heldin an ihren Emancipationsverſuchen zu Grunde geht. Auffallend iſt, wie ſehr der Dichter in dieſem Jugendwerk das Detail vernachläſſigt hat. Es iſt, als hätte die Verſtimmung, an welcher er ſelbſt wie jene ganze Zeit krankte, ihn nicht dazu kommen laſſen, auf die Zeichnung und das Kolorit die liebevolle Sorgfalt zu verwenden, welche ſeinen ſpäteren großen Zeitgemälden ſo außerordentlich zu ſtatten kam. Einmal ſogar iſt dieſe Sorgfalt zu weit gegangen, glaub' ich. In dem hiſtoriſchen Roman „Hohenſchwangau“ kann das poetiſche Intereſſe vor lauter kulturgeſchichtlichem Beiwerk nicht recht heraus und zur Geltung kommen. Die Bemühung des Verfaſſers, die reichen Reſultate ſeiner ſehr eingehenden Detailforſchung zur Verwendung zu bringen, macht das ganze Buch weit mehr zu einer hiſtoriſchen Studie als zu einer dichteriſchen Schöpfung. Dagegen trägt in den „Rittern vom Geiſte“ und im „Zauberer von Rom“ gerade die ſorgſame Behandlung auch des Nebenſächlichen zu der großen Geſammtwirkung nicht wenig bei. Man hat, ſoviel mir bekannt, an dieſen beiden Werken nach Art deutſcher Kleingeiſterei und Scheinmeiſterei viel herumgenörgelt und jeder Eſel glaubte zu dieſer Nörgelei auch ſein Ja und Amen geben zu müſſen. Nun wohl, beide Werke ſind nicht vollkommen, denn wo wäre überhaupt Vollkommenes auf Erden zu finden? Ich ſelber habe meine Bedenken gegen dies und das und möchte namentlich der Diktion im „Zauberer“ weit weniger Haſt und Vibration und weit mehr Ruhe und Stätigkeit wünſchen. Aber das kann mich doch nicht abhalten, laut anzuerkennen, daß Gutzkow auf hochbedeutſamen Grundideen zwei Romandichtungen aufgebaut hat, wie ſie in Deutſchland ſeit Göthe's Wilhelm Meiſter und Jean Pauls Titan nicht unternommen worden. Groß angelegt, ſind ſie kräftig durchgeführt, ſchildern mit Anſchaulichkeit das deutſche Leben nach allen Richtungen hin, machen uns mit einer Menge von eigenartigen, unſere Theilnahme ſympathiſch oder antipathiſch anregenden Charakteren bekannt, beſchäftigen ſpannend unſere Phantaſie und gleichermaßen unſer Denkvermögen. Dabei haben wir immer das Gefühl, daß es ſich hier nicht um leeren Zeitvertreib, ſondern vielmehr um die höchſten Intereſſen unſeres Volkes, ja der Menſchheit handle. Was will man denn mehr von einem Dichter und einem Dichterwerk?“

Geſcheide und gerechte Menſchen wollen und verlangen nicht mehr; dumme und dünkelhafte Geſellen aber, die mehr verlangen, muß man ſchwatzen laſſen, wie ihnen der Staarmatzſchnabel gewachſen iſt oder die Koteriegehäſſigkeit ihnen einbläſ't. Wir beide und mit uns gewiß tauſende und wieder tauſende und abermals tauſende unſerer Landsleute ſind dem Schöpfer der „Ritter“ und des „Zauberers“ für dieſe Gaben überhaupt und für alles das Bedeutende und Schöne, was er geleiſtet hat, aufrichtig dankbar und erkennen und anerkennen in ihm den nationalliterariſchen Hauptträger der Kulturentwickelung unſeres Landes binnen der letzten vierzig Jahre . . . . . . Doch ſehen Sie, wir nähern uns unſerem Tagesziele, Freund Zadig, nachdem wir uns als richtige Deutſche ein ermüdendes Stück Wander- und folglich Lebensweges mit Literatur gekürzt haben. Dort ragt die Dachfirſt des Faulhornhauſes über den Kamm der Kuppe herüber und wir haben nur noch den letzten Aufſtieg zu überwinden.

„Wiſſen Sie was? Wenn wir den Bergmajeſtäten da drüben, welche ihre abendliche Purpurglorie anzuthun im Begriffe ſind, unſere gebührende Huldigung dargebracht haben werden, wollen wir zum Abendeſſen eine Flaſche Sekt auffahren laſſen, um die Geſundheit von Karl Gutzkow zu trinken, wie?“

Von ganzem Herzen!

Das rothe Quartal.

(März — Mai 1871.)

Vorſpruch.

Aſchenbrödel Wahrheit muß, ſchlechtgenährt und ſchlechtgekleidet, im Hauſe der Menſchheit ſchwere Arbeit verrichten, während Lüge und Täuſchung, in Sammet und Seide gehüllt, mit Schminke und Juwelen bedeckt, in der Welt die großen Damen ſpielen, beſchmeichelt, umworben, geliebkoſ't. In der Dichtung kommt zuweilen das arme Aſchenbrödel ſchließlich zu Ehren, in der Wirklichkeit niemals. Denn wenn zu Zeiten das Feuer der Thatſachen den Menſchen allzu fühlbar auf den Nägeln brennt, beeilen ſie ſich, die Kühlſalbe der Illuſion darauf zu ſtreichen, um ja nicht zum vollen Bewußtſein der Wahrheit zu kommen. Sie wollen nicht belehrt, ſie wollen nur belogen ſein.

Daher die traurig geringe Wirkſamkeit der ſtrengen Lehrerin Geſchichte und daher auch die große Volksbeliebtheit der Fabuliererin Legende, welche ſich dem Täuſchungsbedürfniſſe der Menſchen gemäß herauszuſchminken und aufzuſtaffiren verſteht.

So hat denn auch die Geſchichte der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur geringe Lehrkraft entwickelt, während die Legende der Revolution ungeheure Wirkung that und bis zur Stunde noch thut.

Der erſtgeborene Wechſelbalg dieſer Legende iſt der franzöſiſche Größenwahn.

Zwar hatte, wie jedermann weiß, die Beeiferung, womit vom Mittelalter ab Europa den franzöſiſchen Moden huldigte und nachlebte, die im keltiſch-romaniſchen Weſen wurzelnde Nationaleitelkeit der Franzoſen ſchon vordem ſattſam geſtärkt und gehätſchelt. Seit der Zeit Ludwigs des Vierzehnten vollends war die geſammte vornehme Bildung in unſerem Erdtheile zur mehr oder weniger tölpiſchen Aeffin der franzöſiſchen geworden, ſo ſtupid, ſo niederträchtig ſich gebarend, daß jeder beliebige franzöſiſche Friſeur oder Confiſeur außerhalb Frankreichs als Kulturträger und Civiliſator ſich fühlen konnte und durfte. Aber das volle Grande-Nation-Bewußtſein, der hoch- und höchſtgradig-größenwahnſinnige Dünkel und Uebermuth überkam die Franzoſen doch erſt dann, als ſie wahrnahmen, daß ihre Nachbarn einfältig genug waren, zu wähnen, ſie, die Franzoſen, brächten ihnen auf der Bajonnette Spitzen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, während die Bringer dieſer ſchönen Sachen in Wahrheit die Nachbarbrüder brandſchatzten, ausraubten und ſchließlich annektirten und tyranniſirten.

Ja — wunderſam zu ſagen! — ſogar über dieſe brutale Thatſache trug es die gleißende Legende von der befreienden und civiliſirenden Miſſion Frankreichs davon.

Alſo konnte es gar nicht fehlen, daß ſich im franzöſiſchen Nationalgehirne die Wahnidee fixirte, Frankreich ſei der Mittelpunkt der Welt, Paris aber als Mittelpunkt Frankreichs ſei die „heilige Stadt“, ſei die „Weltleuchte“, ſei „Kopf und Herz der Menſchheit“. Demzufolge bezweifelte kein richtiger Franzoſe, daß das Univerſum eigentlich an der Seine läge und daß nur Frankreich das Genie und das Recht hätte, zu denken, zu wollen und zu befehlen.

Wiſſende werden bezeugen, daß dieſer Satz keine Uebertreibung enthalte; Unwiſſende mögen die Beſtätigung deſſelben in den Büchern nachſuchen, welche Legendarier wie Thiers, Blanc und Michelet über die franzöſiſche Revolution verfaſſt haben. Nicht das wirklich Heilſame, nicht das wahrhaft Große, was die Revolution gewollt und vollbracht hat, wird in dieſen Büchern nach Gebühr betont und gefeiert, nein! wohl aber die größenwahnſinnige Einbildung vom Privilegium und Monopol Frankreichs, ſtets „an der Spitze der Civiliſation zu marſchiren“. Im übrigen iſt es ja bloß gerecht, zu ſagen, daß nicht etwa die Zeitgenoſſen, die Augen- und Ohrenzeugen, die Mithandelnden und Mitleidenden der Revolution die unheilvolle Legende derſelben aufgebracht haben. Man leſe nur die zeitgenöſſiſchen Berichte von Mercier, Beaulieu, Toulangeon, Lacretelle, Jullien, Prudhomme, Nodier und Anne Louiſe Germaine de Staël. Urſprung und Wachsthum der revolutionären Legende ging im Schoße der liberalen Oppoſition vor ſich, welche dem reſtaurirten Bourbonenthume den Krieg machte. Einer der publiciſtiſchen Leiter dieſer Oppoſition, Mignet, hat in ſeiner Geſchichte der Revolution der liberalen Mythenbildnerei den Stempel ſeiner Autorität aufgedrückt. Auf der von ihm eröffneten Bahn ſchritten die oben namhaft gemachten Mythenſchreiber immer weiter und kecker vor. Die alſo groß gefütterte Legende der Revolution hat dann, verbunden mit der durch Ségur, Béranger, Thiers und andere aufgeſchwindelten Legende des Napoleonismus, dem franzöſiſchen Liberalismus jahrelang als ein vielgehandhabtes und vielwirkſames Oppoſitionsmittel gedient.

Aber die Parteien, welche hinter der liberalen ſich erhoben, zogen aus den Prämiſſen der Revolutionsmythe andere Schlußfolgerungen, als die parlamentariſch-konſtitutionelle Oppoſition wollte und wünſchte. Die Radikalen, die orthodoxen Republikaner ſchnitten ſich aus dem Legendenbuch der Revolution das Kapitel vom Jahre 1793 als den Lieblingsgegenſtand ihrer Verehrung und Nachahmungsbegierde heraus. Sie wähnten demzufolge, vom Mittelpunkte der Welt, von Paris aus, mittels des Evangeliums Sankti Jakobi ganz Europa revolutioniren und republikaniſiren zu können, — das ſei ihre Miſſion. Den verſchiedenen Sekten der Socialiſten und Kommuniſten, welche Saint-Simon, Fourier, Cabet und Blanc herangezogen hatten, genügte aber das bei weitem nicht. Sie laſen aus der revolutionären Legende noch ganz anderes heraus. Nämlich, daß alles Beſtehende nur werth ſei, vernichtet zu werden, daß demnach die europäiſche Geſellſchaft zu einem ungeheuren Trümmerhaufen zuſammengeworfen werden müſſe, damit ſodann auf dem mittels der abſoluten Gleichheitswalze abgeplatteten Ruinenfeld ein ſocialer Neubau errichtet werden könne, in welchem es keinen Gott und keinen König, keinen Staat und keine Kirche, kein Eigenthum und keine Ehe, keine Familie und kein Erbrecht, keinen Reichthum und keine Armuth mehr gebe.

Noch auf einen weiteren Unterſchied iſt aufmerkſam zu machen. Die radikalen Politiker hielten das Dogma des franzöſiſchen Größenwahns ſtramm aufrecht, ſo ſtramm, daß Republikaner von der Sorte der Quinet und Gambetta noch unmittelbar vor 1870 der Ueberzeugung waren, vor Begründung der republikaniſchen Völkerſolidarität müßte noch ein Krieg geführt werden, um das ganze linke Rheinufer für Frankreich zu erobern. Das ſollte dann allerdings, meinten die Herren, der letzte Krieg ſein. Die franzöſiſchen Socialiſten und Kommuniſten dagegen gaben ſich mitunter ernſthafte Mühe, mit allen übrigen „verfaulten“ Standpunkten auch den des größenwahnſinnigen Chauvinismus zu überwinden. Wenn man darauf ausgeht, die ganze Menſchheit in einen Brei zuſammenzurühren, muß man doch anſtandshalber ein bißchen koſmopolitiſch ſchillern. Sehr wahrſcheinlich behielten ſich die franzöſiſchen Socialiſten und Kommuniſten im geheimen das Privilegium vor, in dieſem Menſchheitsbrei das Gewürze vorzuſtellen, aber öffentlich thaten ſie mehr und mehr weltbürgerlich, namentlich dann, als, von 1864 an, die ſocialiſtiſchen Sekten Frankreichs bewußt oder unbewußt den Loſungen gehorchten, welche der „Generalrath“ oder vielmehr das „Dirigirende Komité“ des „Internationalen Arbeiterbundes“ von London ausgehen ließ.

Daß, warum und wie Napoleon der Dritte der Internationale und des Socialismus als Hilfemittel ſeiner Politik ſich bediente, iſt allbekannt. Ebenſo, daß dieſe vom ~~ſeiten des~~ zweiten Empire empfangene Gunſt die ſocialiſtiſch-internationale Propaganda in Paris außerordentlich erleichterte und erfolgreich machte. Bei dem Sturze des Kaiſerreiches fühlten ſich demzufolge die „Rothen“ — dieſe Farbebezeichnung will ich fürder der Wortkürze halber für die ſocialiſtiſch-kommuniſtiſch-internationale Partei gebrauchen — ſtark genug, handelnd auf den Plan zu treten, um ſich der Herrſchaft über Paris und damit ſelbſtverſtändlich über Frankreich zu bemächtigen. Aber es war doch noch etwas zu früh. Die Belagerung von Paris durch die Deutſchen mußte erſt noch vorangehen, um die blau-weiß-rothe Mehrheit der Pariſer auf jene Stufe von Begriffsverwirrung und Stumpfſinn herabzudrücken, aufwelcher angelangt ſie die Tyrannei der rothen Minderheit ſich aufhalſen ließ.

Für dieſe Minderheit lagen die Sachen nach dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes und des Präliminarfriedens von Verſailles außerordentlich günſtig. Als wäre er ihr treufleißiger Mandatar geweſen, hatte Jules Favre gegenüber den Wünſchen und Warnungen der deutſchen Unterhändler es durchgeſetzt, daß die Pariſer Nationalgarden ihre Waffen behalten durften. Die Mehrzahl dieſer Bürgerwehr beſtand aber im März von 1871 aus revolutionären Elementen, welche das während der Belagerung der Stadt durch die Deutſchen mehr oder weniger ernſt betriebene Soldatenſpiel um ſo lieber weiterſpielen wollten, als damit der Weiterbezug des ſeit dem September von 1870 gewohnt und liebgewordenen Tagesſoldes von anderthalb Franken ſelbſtverſtändlich verbunden ſein müßte, während Weib und Kind ihren Lebensunterhalt aus den Staatsmagazinen bezögen. So verfügten denn die Rothen, nachdem ſie der Gewalt ſich bemächtigt hatten, über eine leidlich organiſirte Streitmacht von zweihundertfünfzig mehr oder weniger ſtarken Bataillonen, deren zuverläſſigſte aus den Wehrmännern der Faubourgs Montmartre, Villette, Belleville, Menilmontant, Montrouge, La Chapelle und Glacière zuſammengeſetzt waren.

Wenn dieſe ſeit Monaten aller Arbeit und Häuſlichkeit entwöhnten, von allen Begehrlichkeiten, wie der Müſſiggang ſie ausbrütet, erfüllten, bildungsloſen, leichtgläubigen, durch die Wahnorakel verrückter oder gauneriſcher Klubbredner bis zum Irrſinn verhetzten Menſchen ſich zählten; wenn ſie, wie ſie ja thaten, im Gambetta-Bülletinsſtil einander vorlogen, Frankreich und Paris ſeien nicht beſiegt, ſondern nur an die „Pruſſiens“ verrathen und verkauft worden, verrathen und verkauft von den Imperialiſten, Legitimiſten, Orleaniſten und Bourgeoisrepublikanern, von den Badinguet, Bazaine, Thiers und Favre; wenn ſie phantaſirten, die alte Geſellſchaft habe augenſcheinlich einen ehrloſen Bankerott gemacht, die große Liquidation ſei demnach vorzunehmen, um eine neue, die rothe, die atheiſtiſche und die kommuniſtiſche Geſellſchaftsfirma zu gründen, den Vierten-Stand-Staat, die proletariſche Kommune; wenn zu dieſen heimiſchen Elementen und Motiven eines radikalen Umſturzes noch die „katilinariſchen Exiſtenzen“ hinzukamen, welche aus allen Ecken und Enden der Erde in der prächtigen Weltkloake Paris zuſammenfloſſen, alle ihre Laſter und Leiden, ihre Illuſionen und Enttäuſchungen, ihre Gewiſſensbiſſe und Rachegefühle, ihre Begierden und Hoffnungen in dieſe ohnehin ſchon von hölliſchem Schwefeldunſt erfüllte Atmoſphäre ausathmend: — ja, ſo war es kein Wunder, ſondern nur die natürliche Wirkung natürlicher Urſachen, daß die Wetterwolke in das furchtbare Märzgewitter ausbarſt, und entſprach es der Logik der Sachlage, daß der franzöſiſche Größenwahn ſich vermaß, Paris, Frankreich, Europa, die Welt umzuwandeln und die Menſchheit unter der rothen Fahne marſchiren zu machen.

Mit alledem iſt das Regiſter der Urſachen vom weltgeſchichtlichen Märzkrach des Jahres 1871 noch nicht erſchöpft. Man muß in dieſes Regiſter noch einſtellen das Mißtrauen, den Zorn und Ingrimm, womit tauſende, hunderttauſende von Pariſern, die keineswegs zu den Rothen gehörten, auf die in Verſailles tagende Nationalverſammlung blickten, welche „Bauern- und Krautjunkerverſammlung“ nicht allein in ihrer entſchiedenen Mehrheit royaliſtiſch geſinnt war, ſondern auch das „Verbrechen“, ja den „Wahnſinn“ verübt hatte, Paris, die „heilige Stadt“, das „Centrum des Weltalls“, die „Weltleuchte“ mit dem politiſchen Interdikt zu belegen. Sodann iſt mit Betonung auf das vom Reichskanzler Bismarck im deutſchen Reichstage geſprochene Flügelwort zu verweiſen: „In der pariſer Kommune war ein Kern von Vernunft, nämlich das Verlangen nach einer Gemeinde-Ordnung, wie ſolche in Deutſchland exiſtirt.“ Monſieur de Mazade begeht einen abſichtlichen oder unabſichtlichen Irrthum, wenn er in ſeinem Buche „La guerre de France“ (II, 461) dieſes Wort als eine „plaisanterie teutonne“ bezeichnet. Der Reichskanzler meinte es ernſt und ſeine Aeußerung ſignaliſirte nur eine geſchichtliche Thatſache, dieſe nämlich, daß unter den Motiven der Inſurrektion vom März 1871 ganz unzweifelhaft auch das Verlangen ſich befand, die unheilvollen Feſſeln einer deſpotiſchen, aufſaugenden Centraliſation, wie das Ancien

Régime, der Konvent und Napoleon ſie Frankreich auferlegt hatten, endlich zu brechen und der erdrückenden Staatsallmacht gegenüber ein ſelbſtſtändigeres Gemeindeleben zu pflanzen und zu pflegen. Leider iſt ſofort beizufügen, daß aus dieſem vernünftigen Gedankenkerne nur die brutale Unvernunft der Thatſache hervorwuchs, daß die „Bürger“-Kommuniſten von 1871 es für ſelbſtverſtändlich anſahen, die „Kommune“ Paris müßte und würde Frankreich ebenſo ſouverän und deſpotiſch beherrſchen, wie die Hauptſtadt zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, zur Zeit des Konvents, zur Zeit Napoleons des Erſten und des Dritten das Land beherrſcht hatte. Wäre ſie nicht dieſer Meinung geweſen, wie hätte ſie es wagen können, ihren Willen, den Willen einer Handvoll Abenteurer, dem Geſammtwillen der Nation, welcher ſich mittels der Wahlen zur Nationalverſammlung — der freieſten Wahlen, die jemals in Frankreich ſtattgefunden — ſoeben ganz deutlich und beſtimmt ausgeſprochen hatte, geradezu entgegenzuſetzen? „Wir kümmern uns den Teufel um die Provinzen“, geſtand der Hauptkyniker der Kommune, Citoyen Rigault.

Noch iſt aber zur Wurzelurſache von 1871 hinabzuſteigen. Denn Albernheit wäre es, zu glauben, das Problem dieſer Erſcheinung könnte gelöſt werden mittels des einfachen Satzes, eine durch das Zuſammenwirken unerhörter Umſtände begünſtigte Bande von Narren und Gaunern habe das rothe Quartal gemacht. Allerdings iſt es wahr, daß Narrheit und Gaunerei ſtets zu den Großmächten auf Erden gehört haben und ſtets dazu gehören werden Und nicht weniger wahr iſt, daß den ganzen Verlauf der ſogenannten Weltgeſchichte entlang hunderttauſende und Millionen von Menſchen mit Begeiſterung, mit Fanatismus für blanke Narrheiten, für handgreifliche Gaunereien in den Tod gegangen ſind, als für Ideale und Idole. Warum? Weil ſie daran glaubten. Nicht das Sein der Dinge beſtimmt ihren Werth, ſondern der Schein, und nicht die Wahrheit, ſondern der Kredit einer Idee regelt ihre Wirkſamkeit. Nur die rückwärts gewandte Parteibornirtheit könnte beſtreiten wollen, daß tauſende der Kommunarden von 1871, indem ſie ihr Leben für die Kommune ließen, für die Sache ihres Volkes, für die Sache der Menſchheit zu ſterben glaubten.

Schon das muß in wiſſenden und ernſtprüfenden Menſchen das Gefühl erregen, daß es ſich hier keineswegs nur um ein leichtfertig angehobenes und mit beſtialer Wildheit durchgeführtes Abenteuer handelte, ſondern um eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Natürlich ſoll damit nicht etwa beſtritten werden, daß ſelbſtſüchtige Berechnungen und wüſte Leidenſchaften dabei mitgeſpielt haben, wie das ja bei der Inſcenirung geſchichtlicher Nothwendigkeiten allezeit und überall ſo war, iſt und ſein wird. Denn der Menſch, wie er nun einmal iſt, macht die Geſchichte, und ſie iſt ja auch darnach.

Was für eine geſchichtliche Nothwendigkeit ſtand nun im März von 1871 in Frage? Welche Entwickelungsidee rang nach Verwirklichung?

Die Idee der ſocialen Revolution.

Und dieſe wäre eine geſchichtliche Nothwendigkeit?

Nicht minder gewiß, als die politiſche Revolution des achtzehnten Jahrhunderts eine geſchichtliche Nothwendigkeit war. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte den Samen ~~derſelben~~ geſtreut; im ſechzehnten ging er auf; das ſiebzehnte zeitigte die Saat und am Ende des achtzehnten wurde „mit Eiſen und Blut“, wie das herkömmlich bei ſolchen Geſchäften, die reife Ernte eingethan: — die ſtaatsbürgerliche Gleichberechtigung der verſchiedenen Volksklaſſen. Noch während dieſe Arbeit im Gange, iſt die Thränenſaat der ſocialen Revolution dem Boden der Zeit anvertraut worden. Das neunzehnte Jahrhundert ſodann hat dieſe Saat üppig aufſchießen gemacht. Prozenthum und Pauperismus, der pralende Uebermuth des Geldſackes und der brutale Neid des Bettelſackes ſind die treibenden Kräfte. Die rieſenhafte Entwickelung der Großinduſtrie und die mit ~~derſelben~~ naturnothwendig verbundene Züchtung eines millionenzähligen Proletariats ſteigern von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde die ſociale Kriſis, und dieſe wird unausweichlich zur großen Kataſtrophe führen, zur größten der ſogenannten Weltgeſchichte, zur Durch- und Ausfechtung des grimm- und wuthvollſten Kampfes, des Klaſſenkampfes.

Und der vernünftige Kern dieſer entſetzlichen Frucht? Laſſen wir, was man Vernunft zu nennen übereingekommen iſt, beiſeite. Der aus allen Phraſenhüllen herausgeſchälte menſchliche Kern der ſocialen Frage und demnach auch die Moral der ſocialen Revolution iſt und wird ſein: Steh' du auf vom Tiſche des Lebens, damit ich niederſitzen und ſchmauſen kann!

Wer ſehende Augen hat und ſie aufthun will, wird dieſen Kern durch alle die Redensarten und Handlungen, Narrheiten und Ruchloſigkeiten der Pariſer Kommune von 1871 hindurch deutlich erkennen. Dieſe Kommune war das lehrreiche Vorſpiel zu der „in Vorbereitung befindlichen" Koloſſaltragödie der ſocialen Revolution.

„Schwarzſeherei!" brummt ihr. „Wir kennen ja die langweilige peſſimiſtiſche Tonart."

Ihr leugnet alſo das ſociale Problem?

„Nicht doch! Aber erſtens iſt die Gefahr weder ſo groß noch ſo nahe, wie die Hypochondrie uns glauben machen möchte, und zweitens kann der fernher drohende Sturm unſchwer beſchworen werden mittels Reformen, welche der Kathederſocialismus in Verbindung mit den Regierungen ſchon beſorgen wird."

Wirklich? Haben im vorigen Jahrhundert die politiſchen Reformen die politiſche Revolution verhindert? Was haben alle die ehrlich gemeinten reformiſtiſchen Wollungen und Vollbringungen der „erleuchteten" Deſpoten und ihrer „aufgeklärten" Miniſter gefruchtet? Nur ſoviel, daß ſie den Ausbruch der Revolution beſchleunigten. Heutzutage iſt die Lawine der ſocialen Umwälzung im raſchen Rollen. Reformen werden nur Staub auf ihrer Bahn ſein. Das Rieſentrauerſpiel wird in Scene gehen auf der Weltgeſchichtebühne.

Ihr wendet euch ab von dieſer düſtern Weiſſagung, ungläubig, unwillig, ſpottlachend ſogar?

O, ihr habt recht! Denn Thorheit iſt es, Tauben die Wahrheit zu ſagen oder Blinde ſehen machen zu wollen. Ueberall und allzeit haben die Menſchen unangenehme Warnungen in den Wind geſchlagen. Als in den ſechziger und ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der traurigen Gabe der Zukunftſchau ausgeſtattete Männer wie Voltaire und Rouſſeau das Kommen der Revolution vorherſagten, da hat ihnen die Gedankenloſigkeit, welche nicht über die eigene Naſenſpitze hinausſieht, auch ins Geſicht gelacht, als Schwarzſehern, Hypochondern und Grillenfängern. Später freilich iſt dann den Spottlachern das Lachen vergangen, gründlich.

Auch denen von heute wird es eines wüſten Tages vergehen, gründlichſt. Denn die Logik der Geſchichte will ihr Recht und die Geſchicke müſſen ſich erfüllen.

1.

Mordſpektakel.

Man ſchrieb den 18. März 1871 und der ſouveräne Unverſtand flackerte und qualmte wieder einmal vollkräftig in der „Weltleuchte“ Paris.

Schon am 31. Oktober von 1870, dann am 22. Januar von 1871 hatte das Schwefelfeuer ſtark geglommen und gegloſtet, aber es hatte an der Apathie der Pariſer zu wenig Nahrung gefunden und konnte daher durch die ſchwachen Hände der „Défense nationale“ ſanft niedergedrückt werden.

Heute dagegen war, wie ſchon geſagt, der ſouveräne Unverſtand obenauf. Hüben und drüben. Denn der Frevelhaftigkeit der Inſurrektion entſprach vollſtändig die Schwäche der Regierung. Freilich iſt es billig, anzuerkennen, daß die letztere, das heißt die Diktatur von Monſieur Thiers, in der denkbar ſchwierigſten Lage ſich befand. Sie fand ſich ja den deutſchen Siegern, der royaliſtiſch-klerikalen Nationalverſammlung und der ſocialiſtiſchen Emeute zugleich gegenübergeſtellt. Sie hatte die Mehrheit der Verſailler Verſammlung von rückwärtſigen Ueberſtürzungen abzuhalten; ſie hatte die Frankreich auferlegten Friedensbedingungen zu erfüllen, das fremde Beſatzungsheer zu verköſtigen, die Löſungsmilliarden herbeizuſchaffen, die Armee ganz neu zu organiſiren, während die hunderttauſende von franzöſiſchen Soldaten noch Kriegsgefangene in Deutſchland waren, und mit all dieſer ungeheuren Arbeit beladen ſollte ſie auch noch der rothen Revolte die Stirne bieten.

Trotzdem trifft die Regierung der gerechte Vorwurf, daß ſie weit mehr hätte thun können, als ſie gethan hat, um den 18. März zu verhindern, und daß ſie, was ſie that, weit beſſer hätte thun können. Sie mußte ja wiſſen und ſie wußte auch zweifellos, welche Elemente der Ueberſpanntheit, des Utopismus, des Wahnſinns, der Begehrlichkeit und der Zerſtörungswuth die bewaffnete ſogenannte Nationalgarde der Hauptſtadt in ſich barg. Des Unheils Anfang war allerdings die im Waffenſtillſtandsvertrag auf Andrängen Favre's ſtipulirte Fortdauer der bürgerwehrlichen Bewaffnung, aber die Regierung von Thiers ließ den Schaden fortſchwären, indem ſie geſtattete, daß die Wehrmänner der ſocialiſtiſch-internationalen Verſchwörung hunderte von Geſchützen unter dem lächerlichen Vorgeben, dieſelben vor der Wegnahme durch die am 1. März ihren Triumpheinzug in Paris haltenden Deutſchen zu bewahren, auf dem Montmartre, auf der Butte Chaumont und anderwärts zuſammenbrachten und daſelbſt als ein augenſcheinliches Aufſtandsmittel bewachten. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß es dem glühend patriotiſchen Greiſe, welcher von Verſailles aus Frankreich regierte, als unmöglich, ja als undenkbar vorkam, Franzoſen könnten angeſichts der in den Oſt- und Nordforts von Paris ſtehenden und den ganzen Norden und Oſten Frankreichs noch unter der Gewalt ihrer Waffen haltenden deutſchen Sieger die Fahne des Bürgerkrieges erheben. Allein ein ſo welterfahrener und menſchenkundiger Mann wie Thiers mußte auch dieſe furchtbare Möglichkeit zugeben, ſo er erwog, daß in der Hauptſtadt tauſende und wieder tauſende von Leuten lungerten und lauerten, welchen der Glaube an die hölliſche Botſchaft, daß die Arbeit ein Fluch und der Genuß, der beſtiale Sinnengenuß, das einzige Heil ſei, alles, was heilig unter Menſchen, alles, was die Geſellſchaft bindet und zuſammenhält, Vaterlandsliebe, Nationalehrgefühl und Pflichtbewußtſein, längſt zu einem Spottlachen gemacht hatte. Es war ja das Geheimniß der Komödie, daß die Nationalgarden der revolutionären Quartiere einem „Centralkomité“ gehorchten, welches ungefähr ſo zuſtandegekommen, wie ihrer Zeit in der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt von 1792 die revolutionäre Kommune von Paris. Man wußte, daß die ſchon im letzten Winter ausgegebene Loſung „Errichtung einer Kommune!“ in den Maſſen zum gehätſchelten Afterglauben geworden war. Man wußte, daß der alte Erzverſchwörer Blanqui, welcher zur Zeit Louis Philipps ſeine Mitverſchworenen an die Polizei verrathen und überliefert hatte, trotzdem aber oder gerade darum beim Geſindel ſeine Geltung und ſeinen Einfluß behalten hatte, in Paris alles für den Ausbruch einer Kommune-Inſurrektion vorbereitet hatte und dann nach Lyon abgereiſt war, um dergleichen Inſurrektionen auch in den Städten von Süd- und Oſtfrankreich zu organiſiren. Man wußte endlich, daß ſeit Wochen Katilinarier aller Länder, alle die koſmopolitiſchen oder, beſſer geſagt, koſmopolakiſchen Abenteurer, von denen geſchrieben ſteht: „La révolution c'est notre carrière“ — in der Hauptſtadt zuſammenſtrömten, Geiern gleich, die ein Aas witterten. Ja, man wußte das alles in Verſailles und dennoch wähnte man, die offenkundige Gefahr nicht beachten oder gar verachten zu dürfen. Und als man dann nach langem ſträflichem Zaudern zum Handeln und zum Einſchreiten ſich entſchloß, als man zum Zurückfordern und Zurückholen der auf dem verbarrikadirten Montmartre aufrühreriſch in Batterie gebrachten Kanonen und Mitrailleuſen vorſchritt, da war das Unternehmen ſo ſchluderig geplant und wurde daſſelbe ſo läſſig und faul ausgeführt, daß es den Verſchwörern nur die ſeit Wochen erlauerte Gelegenheit zum Losſchlagen und damit zur Ergatterung der Herrſchaft über Paris gab.

Die militäriſchen Verfügungen waren unzulänglich getroffen und wurden zuſammenhangslos in's Werk geſetzt. Die dazu verwendete Truppenzahl war wohl ausreichend — die Beſatzung von Paris war ja auf 30,000 Mann gebracht worden — aber gerade auf den Punkt der Entſcheidung hatte man ein durchaus unzuverläſſiges Linienregiment hingeſchickt. Anfangs ging alles ganz glatt. In den erſten Stunden vom 18. März ſetzten ſich die Kolonnen der Truppen gegen den Montmartre, gegen Belleville und die Butte Chaumont in Marſch. Im erſten Morgengrauen waren alle Zugänge zu dieſen Höhequartieren von Weſten und Süden her ausreichend beſetzt. Eine Brigade, zuſammengeſetzt aus dem Infanterieregiment Nr. 88, einem Bataillon Chaſſeurs de Vincennes und etlichen Schwadronen Gensd'armen, ſteigt unter dem Befehle des Generals Lecomte die ſteilen engen Gaſſen zum Thurme Solferino auf dem Montmartre hinauf. Der General Suſbielle erreicht und beſetzt zur gleichen Zeit die Place Pigalle mit einer Schwadron berittener Chaſſeurs und einer Kompagnie Gensd'armen. Beide Generale finden weder auf ihrem Wege noch droben Widerſtand. Es war eine Ueberraſchung in aller Form und die ſchlechtbewachten Geſchütze befanden ſich demnach alsbald in der Gewalt der Truppen. Es handelte ſich nur noch um das Fortſchaffen der Kanonen. Aber gerade damit haperte es. Weder war die nöthige Anzahl von Pferden zur Stelle, noch konnte ſie zeitig genug herbeigeſchafft werden. Ueberhaupt klippte und klappte nichts und vom letzten Trainſoldaten an bis hinauf zum erſten General des Tages wurde heute kläglich offenbar, daß die auf Frankreich laſtende Wirrſäligkeit der Anarchie auch in den Ueberreſten der Armee graſſirte.

Derweil hatten Frühſchoppentrinker von den Weinſtuben aus, ſowie Frühſtücksbrote holende Köchinnen in den Gaſſen vom Montmartre und in den benachbarten Quartieren das Lärmzeichen gegeben. Scharen von johlenden Jungen, fiſtulirenden Weibern und fulminirenden Bürgerwehrmännern begannen unter dem Rollen des Generalmarſches und dem Heulen der Sturmglocken herbeizuwimmeln und heranzuwuſeln. Gruppen von zornigen Patrioten und zornigeren Patriotinnen ſchoſſen wie aus dem Boden auf und von Haufen zu Haufen ging das wilde Geſchrei: „Verrath! Verrath! Man will uns unſere Kanonen ſtehlen. Der Erzſchurke Thiers will uns wehrlos machen und dann zuſammenkartätſchen. Nieder mit den Kanonenräubern!“

Der „Erzſchurke“ Thiers! Das war der dem Manne, welcher die Befreiung ſeines Landes von der fremden Invaſion und den Wiederaufbau des franzöſiſchen Staatsweſens dermalen zur Arbeit ſeiner Tage und zur Sorge ſeiner Nächte machte, dargebrachte Dank. Ein richtiger Volksdank, wie er überall im Weltgeſchichtebuch ſteht. Nur Gaukler und Gauner ſind der Gunſt und des

Beifalls der niedrigen wie der vornehmen Menge gewiß. Die Kunſt der Popularität beſteht darin, noch gemeiner zu ſein als der obere und der untere Pöbel, und wer Menſchen wie Völkern imponiren will, der muß damit anfangen, ſie zu miſſachten. Die Nerone, die Tamerlane, die Iwane, die Napoleone werden in der mit bebendem Erſtaunen zu ihnen aufblickenden Erinnerung der Nachwelt zu Halb- oder Ganzgöttern. Warum? Weil ſie der niederträchtig vor ihnen im Staube liegenden Menſchheit den Eiſenfuß auf den Nacken drücken: „Kuſch!“ Dem Sokrates den Schierlingsbecher und dem Propheten von Nazaret den Kreuzgalgen, aber dem Sulla die Diktatur und dem Scheuſal von Kaligula die Weltherrſchaft und die Vergötterung! Manon Roland auf's Schaffot, Marat in's Pantheon! Dem Schiller einen unbezahlten Fichtenbretterſarg, dem glücklichen Börſenſchwindler und Millionendieb ein marmoren Mauſoleum! Immer und ewig dieſelbe wüſte Traveſtie von des Ariſtoteles Hymnus auf die

„Tugend, der Sterblichen mühvolles Ziel,
Herrlichſter Kampfpreis irdiſchen Trachtens,
Jungfrau von weltüberwindender Macht!“

Es war kein Gefecht, ſondern nur ein wirrſäliges Durcheinander von Arbeiterbluſen, Weiberjupons, rothen Soldatenhoſen und blauen Bürgerwehrröcken, von kecker Zumuthung auf der einen und jämmerlicher Nachgiebigkeit auf der andern Seite, was die Sache entſchied. Die Truppen wollten ſich nicht ſchlagen. Als Nationalgardenbanden aus Montmartre, La Villette und Batignolles durch die Rue Müller gegen die vom General Lecomte beſetzte Stellung heranrückten, ging alsbald das „Fraterniſiren“ los, das heißt die Soldaten, voran das 88. Linienregiment, entſchlugen ſich aller Mannszucht, kehrten die Gewehrkolben in die Höhe, löſ'ten ihre Reihen, miſchten ſich mit dem „Volke“, ließen ſich von Dirnen in die zahlreichen Kneipen ziehen und ſangen in raſch erlangter Weinbegeiſterung mit allen den Patrioten und Patriotinnen um die Wette die Marſeillaiſe, welche der arme Rouget de l'Isle ſicherlich ungedichtet gelaſſen hätte, ſo er vorausgehört, von was für Schmutzmäulern ſie anno 1793 und anno 1871 hergebrüllt werden würde. Der unglückliche General Lecomte, deſſen Befehl, auf den andringenden Inſurgentenhaufen zu feuern, nur das eben gemeldete Reſultat gehabt, wurde mitſammt ſeinem Stabe und einer Anzahl feſt und treu gebliebener Gensd'armen gefangen genommen und, umheult von geiferndem und zeterndem Geſindel, zunächſt nach dem Chateau Rouge in der Rue Clignancourt geſchleppt.

Aehnlich klägliches Ende nahm das Unternehmen der Regierung auf der Place Pigalle und auf der Butte Chaumont in Belleville. Mit Ausnahme der Gensd'armerie, welche doch bei weitem nicht ſtark genug war, den Aufruhr zu bändigen, ließen ſich die Truppen überall bereitwillig finden, mit dem Pöbel zu „fraterniſiren", d. h. Geſetz, Ehre und Pflichtgefühl mit Füßen zu treten. Der General Vinoy, welcher die alſo ſchmählich vergeckte Expedition befehligte, ſah ſich, um ſeine noch unverführten Regimenter vor Anſteckung zu bewahren, genöthigt, gegen Mittag den Rückzugsbefehl zu geben. Demzufolge räumten die Regierung und ihre bewaffnete Macht die ganze am rechten Seineufer gelegene Stadt, und auch die Räumung der Quartiere des linken Ufers ließ nicht lange auf ſich warten. Herr Thiers mochte ſich erinnern, daß er am Morgen des 24. Februars von 1848 dem ſtürzenden Louis Philipp gerathen hatte, alle Truppen zuſammenzunehmen, um ſich mit denſelben aus der aufrühreriſchen Hauptſtadt nach St.-Cloud zurückzuziehen, um dann wohlvorbereitet von dort aus angriffsweiſe gegen die Revolution vorzugehen. Ueberdies blieb auch für die Regierung, nachdem zwei Aufrufe, welche ſie im Laufe des Tages an die Nationalgarde richtete, um dieſe gegen eine „Handvoll Verblendeter, welche ſich über das Geſetz ſtellten und geheimen Oberen gehorchten, zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Republik" unter die Waffen und zum Handeln zu bringen, vollſtändig erfolglos ſich erwieſen hatten, kaum etwas anderes übrig als der Rückzug nach Verſailles. Die Truppen zum „Fraterniſiren" geneigt, die Bürgerwehr, auch die der nicht inſurgirten Quartiere, dem ſiegreichen Aufſtand mit ſtumpfer Ergebung zuſehend, — unter dieſen Umſtänden mußte der Geſcheidere vorderhand nachgeben, d. h. einpacken und gehen.

Während aber die Regierung zurückwich, ging das aus ſeiner Verborgenheit aufgetauchte „Centralkomité“ vorwärts, d. h. es ließ aus ſeinem Sitzungslokal Nr. 6 in der Rue des Roſiers auf Montmartre ſeine Vorwärtsbefehle ergehen und dieſe wurden pünktlich vollzogen. Nachdem im Laufe des Vormittags die Quartiere Montmartre, Belleville und La Villette mittels praktiſch und emſig getriebener Barrikadologie zu wohlverſchanzten, kanonenbekränzten Hauptſtützpunkten der Inſurrektion gemacht waren, wurde des Nachmittags angriffsweiſe gegen das Centrum von Paris vorgegangen. Die Eroberung war leicht, denn es gab ja keinen Widerſtand. Als der Abend zu dämmern begann, befand ſich ſo ziemlich das ganze rechtsuferige Paris in der Gewalt der Rothen, nachdem ſie ſchon gegen 4 Uhr neben anderen wichtigen Punkten und Gebäuden auch des auf dem Vendômeplatze gelegenen Generalſtabspalaſtes ſich bemächtigt hatten. Dieſes Haus und dieſer Platz, ſie ſind dann das militäriſche Hauptquartier des Aufſtandes geworden.

Ein ſo großer und raſcher Erfolg war doch wohl einer Siegesfeier werth. Wie wär' es, wenn wir dieſen 18. Märztag roth anſtrichen im ohne Zweifel wieder einzuführenden Kalender von 1793? „Blut iſt ein ganz beſonderer Saft“ und „la sainte canaille“ will ihr Amuſement haben. Der chriſtliche Herrgott zwar iſt abgethan in unſerem Glauben oder Nichtglauben, aber mit dem alten grimmigen Baal-Moloch iſt es etwas anderes und an Opfern fehlt es ja nicht.

In Wahrheit, es fehlte nicht an Opfern und die Opferung ſtand nicht lange aus.

Der gefangene General Lecomte war, wie oben gemeldet wurde, zunächſt in's Chateau Rouge gebracht und daſelbſt durch das 169. Bataillon der Nationalgarde bewacht worden. Wuthſchnaubendes Geſindel ſchrie nach ſeinem Blut. Um 3 Uhr nachmittags machte dieſes Geſchrei den beiden Kapitänen, welche das Bataillon befehligten, ſo angſt und bange, daß ſie, der Verantwortlichkeit ſich zu entſchlagen, beſchloſſen, den Gefangenen in die Rue des Roſiers hinauftransportiren zu laſſen. Auf dem Wege dahin war das Leben des Generals wiederholt in Gefahr. Droben wurde er von einem Haufen ſeiner eigenen, verrätheriſchen Soldaten mit ſcheuſäligen Schimpfreden empfangen. Er ſetzte allem dem Infamen die Verachtungsruhe eines Braven entgegen, die einzige Waffe, welche einem Gentleman dem Mob gegenüber ziemt.

Derweil geſchah in einer der an das Elyſée Montmartre ſtoßenden Straßen zur Vervollſtändigung des Opferfeſtes dieſes. Ein wüſter Knäuel von Bürgerwehrleuten, Soldaten, Weibern und Kindern verhandelt die Ereigniſſe des Tages und erſchöpft ſich in Verwünſchungen des Generals Lecomte. „Er hat ſeine Soldaten zum feuern auf das Volk kommandirt; dreimal hat er Feuer kommandirt, der Lumpenhund!“ geifert eine Megäre von Markentenderin. „Er hat rechtgethan“, ſagt nachdruckſam ein hochgewachſener, weißbärtiger Greis von ſoldatiſcher Haltung, aber in ſchwarzem Bürgerkleid. Die Menge beantwortet dieſe Bemerkung mit einem Hagel von Flüchen und Verwünſchungen. Aber uneingeſchüchtert ſagt der alte Herr noch lauter: „Ja, der General that nur ſeine Schuldigkeit. Ihm war von ſeinen Vorgeſetzten befohlen, die Kanonen zu holen und die Rottirungen zu zerſtreuen, und er mußte dieſen Befehl vollziehen.“ Die Megäre, vielleicht die Enkeltochter einer der „Guillotinefurien“ von 1793, ſpringt mit einem Satze vor den greiſen Wahrheitſager hin, ſieht ihn ſcharf an, hält ihm die geballte Fauſt unter die Naſe, ſchnaubt ein wüthendes „Ha!“ hervor und ſchreit dann, rückwärts gewandt, der Horde zu: „Das iſt Clément Thomas.“

Ein Todesurtheil. Denn ſeit lange ſchwärender Pöbelhaß ruhte auf dem General Clément Thomas. Er hatte ja zweimal, im Jahre 1848 und dann wieder im Winter von 1870—71, das Oberkommando über die pariſer Nationalgarde gehabt und beidemal hatte er ehrlich und energiſch ſeine Schuldigkeit gethan. Auch gegen den Pöbel gethan. Jetzt war der Pöbel obenauf und pöbelte darauf los, wie von ihm zu erwarten.

Wahrſcheinlich wäre der furchtloſe Greis auf der Stelle in Stücke zerriſſen worden, ſo nicht ein Bluſenmann vorſprang und dem General zudonnerte: „Ha, du wagſt es, den Volksmörder Lecomte zu vertheidigen? Wart', wir wollen dich ihm beigeſellen.

Das wird ein hübſches Paar abgeben.“ Allſeitige Zuſtimmung zu dieſem ſinnreichen Vorſchlag. Die Rotte zwingt den Greis in ihre Mitte und ſchleppt ihn unter fortwährenden Läſterungen und Drohungen fort zu dem kleinen, geheimnißvollen Hauſe Nr. 6 in der Rue des Roſiers. Kurz zuvor war der General Lecomte dort angelangt. Clément Thomas wird ihm beigeſellt zu einem furchtbaren Todesgang.

Was für Scenen ſpielten ſich jetzo, zwiſchen 4 und 5 Uhr, in dieſem Hauſe ab? Man weiß es nur beiläufig, nicht genau; denn alles war ja Trubel und Tumult, Unſinn und Wuth. Waren Mitglieder vom „Centralkomité“ anweſend? Es ſcheint nicht, denn es wird berichtet, das Komité habe zu dieſer Stunde in der Mairie des 18. Arrondiſſement Sitzung gehalten. Von anderer Seite wird freilich gemeldet, allerdings ſeien Mitglieder des Komité in der Rue des Roſiers anweſend geweſen und ſie hätten gewünſcht, daß man das Leben der beiden Generale ſchonte und die~~ſelben~~ als Geiſeln in Haft behielte. Aber auch angenommen, dieſer Wunſch ſei vorhanden geweſen und ausgeſprochen worden, ſo fand er jedenfalls keine Erfüllung. Die unſelige Legende der Revolution that wieder einmal ihre Wirkung, die Nachäfferei des ſchöngefärbten Schreckensjahres 1793 mit ſeiner durch Lamartine „vergoldeten“ Guillotine verlangte nach einer Gerichtsparodie, wie ſolche bei Gelegenheit der Septembermorde von 1792 in den Gefängniſſen von Paris aufgeführt worden waren. Ein „Kriegsgericht“ ſollte gebildet werden, um die beiden Generale davor zu ſtellen. Wer von den Anweſenden noch eine Fiber von Ehre und Scham im Leibe hatte, weigerte ſich in dem Mordgerichte zu ſitzen. Aber draußen heulte das Pack ſein „A mort! A mort!“ mit ſteigender Wildheit und ſo that ihm drinnen eine Dreck- und Spottgeburt von Tribunal den Willen. Ein Kerl Namens Verdaguer, notoriſcher Dieb zwar, aber dermalen Kommandant des 91. Bataillons, und der „Kapitän“ Kerdanſki, ein polniſcher Revolutionsreiſender, ſaßen mit auf der Richterbank. Die traurige Poſſe währte jedoch, ſo kurz ſie war, der draußen heulenden Meute zu lange. Die ſouveräne Pöbelheſe, vermiſcht mit Franctireurs, Linienſoldaten, garibaldiſchen

Rothhemden, ſtrudelt hinein in den Sal und ſchwemmt die beiden Generale weg, die Treppe hinab und in den kleinen Garten.

Hier ſpielt ſich die Mordſcene ab.

Ein Kerl in der Uniform eines Bürgerwehroffiziers packt Clément Thomas, hält ihm einen Revolver an die Kehle und brüllt ihn an: „Geſtehe, daß du die Republik verrathen haſt!“

Der greiſe Republikaner gibt nur ein Achſelzucken der Verachtung zur Antwort.

„Zum Tode mit ihm! Zum Tode!“ heult die dicht am Gartenzaun geſtaute Menge.

Er wird gegen die Hintermauer des Gartens geſtoßen. Dort richtet er ſich zur ganzen Höhe ſeines Wuchſes auf, kreuzt die Arme und erwartet die mörderiſchen Kugeln.

Ein Augenzeuge hat nachmals ſich des Umſtandes erinnert, daß der friſchausgeſchlagene Blüthenzweig eines der Pfirſichbäume, welche an der Mauer ſtanden, über das Haupt des Generals emporgeragt habe wie zur Bekränzung des Opfers.

Eine Rotte von uniformirten und nichtuniformirten Halunken entladet blindlings die Gewehre auf den verlorenen Mann. Er wird nicht getroffen, nur ſeinen Hut durchſchlägt eine Kugel. Er nimmt ihn ab und entlaſtet ſeine Seele mittels des Zornſchreis: „Feiglinge und Schurken ſeid ihr alleſammt“ Da kracht wieder ein Schuß. Getroffen ſtürzt der Gemordete vornüber auf Bruſt und Antlitz und nun zerfetzen noch mehr als vierzig Kugeln ſeinen Körper.

„Jetzt kommſt du dran!“ brüllt man dem General Lecomte zu.

Gefaßt ſchreitet der alſo Gerufene der Mauer zu. Ein fahnenflüchtiger Soldat ſpringt vor, hält dem General die Fauſt vor's Geſicht und ſchreit: „Du haſt mich mal für dreißig Tage in Arreſt geſchickt. Dafür ſollſt du von mir den erſten Schuß kriegen.“

Lecomte geht vorwärts, ſteigt über den Leichnam ſeines Schickſalsgenoſſen hinweg und ſtellt ſich an die Mauer. „Feu!“ Diesmal iſt die Salve beſſer gezielt und in's Herz getroffen ſtürzt der General rückwärts zu Boden.

„Vive la république!“ brüllt die grauſame Menge, ganz wie ihre Großväter und Großmütter im Jahre 1793 gebrüllt hatten, ſo das „rasoir national“ auf dem Revolutionsplatze ſein Tagewerk gethan, d. h. den dreißigſten, vierzigſten, fünfzigſten, ſechzigſten Kopf abgeſchnitten hatte. Der uralte Glaube, daß alles große Neue die Bluttaufe empfangen müſſe, will nicht aus dem Volke hinaus. Er iſt auch wohlbegründet, wie die Weltgeſchichte darthut. Aber ſie thut auch dar, daß der Pöbel allzeit und überall unter dem Blute, womit die Vorſchrittsideen getauft und befruchtet werden müſſen, nicht ſein eigenes, ſondern das anderer Leute verſtanden hat.

Nach vollbrachtem Morde erſchien der Herr Maire des 18. Arrondiſſements, der Citoyen Clemenceau, mit ſeiner Amtsſchärpe umgürtet, auf der Blutbühne. Früher zu kommen ſei ihm nicht möglich geweſen, ſagte er. Er ſei anderwarts zu ſehr beſchäftigt geweſen. Auch das „Centralkomité“ war anderwärts zu ſehr beſchäftigt, als daß es ſich um ſo eine Bagatelle wie die Ermordung von zwei unpopulären Generalen hätte kümmern können. Ebenſo war auch der Kommandant der Bürgerwehr von Montmartre, der Bürger Bergeret mit ſeinem rothbefederten Generalshute, anderwärts beſchäftigt geweſen zur Stunde, als der Gräuel in der Rue des Roſiers geſchah, nämlich im Hôtel de Ville, um bei der Theilung der Beute und der Vertheilung der Machtrollen nicht zu kurz zu kommen.

Ja, im Hôtel de Ville wurde am Abende des 18. März das Hallali geblaſen. Dorthin hatte ſich das „Centralkomité“ übergeſiedelt und ſeine Mitglieder, die noch heute Morgen nichts geweſen als geheime Verſchwörer, waren jetzt öffentlich die Herren von Paris und dehnten mit Behagen die proletariſchen Glieder auf der damaſtenen und ſammetnen Polſterung der Prachtmöbel, womit das Empire die Säle des Stadthauſes ausgeſtattet hatte.

Ein Zug von wahrhaft rabelaisſchem Kynismus geht durch die ganze Geſchichte des rothen Quartals von 1871. Auch bei dem Einzuge des Centralkomité in's Hôtel de Ville kam derſelbe zum Vorſchein. Frohüberraſcht, in das alte Hauptquartier der Revolution ohne irgendeinen Widerſtand eingezogen zu ſein, ſoll der Bürger Aſſi, welcher der neuen Stadthausregierung vorſaß, ausgerufen haben: „Wir brauchten die Thore des Hôtel de Ville nicht einzuſchießen, ſondern ſie gingen von ſelber auf, als wir auf dem Grèveplatze unſer Waſſer abſchlugen.“

Nach eingebrochener Nacht ging es hoch her in den Schenken der Stadt rechts von der Seine. Das „Volk“ von Paris ſchwelgte in dem Hochgefühle, wieder einmal eine Revolution gemacht zu haben, die Angſtphiliſter luden, ſtatt ihre Gewehre zu laden, ihre Koffer, und „la sainte canaille“ torkelte weinſelig über die Boulevards.

2.

Wie die Blauen demonſtriren — Und die Rothen remonſtriren.

Es iſt überflüſſig, mittels Herzählung der Verſöhnungs- und Ausgleichungsverſuche, welche während der Nacht von ſeiten der Regierungsmitglieder Favre und Picard und von ſeiten gemäßigter Demokraten wie Tolain, Langlois und Lockroy angeſtrengt wurden, Papier und Druckerſchwärze zu vernutzen. Alle dieſe Verſuche ſcheiterten und mußten ſcheitern, weil von vornherein doch kein rechter Ernſt und Eifer dabei war. Auf ſeiten der Regierung nicht, weil Monſieur Thiers, ſobald er den Umfang der Kataſtrophe erfahren, ein- für allemal ſeinen Entſchluß gefaßt haben mochte, einen Entſchluß, welchen ein von ihm geſprochenes oder auch ihm in den Mund gelegtes Wort — ſo ein „mot“, womit ja die Franzoſen gleich bei der Hand ſind — bündig formulirte: — „Hat Paris uns verlaſſen, ſo verlaſſen wir Paris.“ Auf ſeiten der Inſurgenten nicht, weil dieſe, ſobald ſie ſich im Hôtel de Ville feſtgeſetzt hatten, ihre wahre Natur herauskehrten, das von der Regierung gemachte Zugeſtändniß der demnächſtigen Vornahme von Municipalwahlen ſpottlächelnd ablehnten und endlich geradeheraus erklärten, ſie anerkännten die Autorität von Thiers nicht mehr und würden alle in Paris nöthigen Wahlgeſchäfte ſelber beſorgen.

Das war Frakturſprache, von dem geſcheiden und thatkräftigen

Miniſter Picard ganz richtig alſo verſtanden, daß er bei ſothanen Umſtänden gutthäte, von dem Regierungsapparat alles nur Erraffbare auf die Eiſenbahn und nach Verſailles zu ſchaffen. That ſo, der Mann, rettete Kaſſen, Akten, Regiſter, Material aller Art, ſoviel er eben zuſammenraffen und wegſchicken konnte, das Verwaltungsperſonal der verſchiedenen Miniſterien und anderen Behörden inbegriffen. Die Bank von Frankreich hat er freilich nicht aufzupacken vermocht, auch die Generaleinnahmeſtelle des ſtädtiſchen Octroi nicht. Die Zeit war zu kurz. Denn am Abend des 19. März war die Räumung der Hauptſtadt ſeitens der Regierung von Frankreich vollendet. Eine tröſtliche Epiſode in der traurigen Geſchichte dieſes Abzuges war die feſte, fahnentreue Haltung der Linienregimenter 43 und 69, welche erſt am 20. März vom Luxemburgpalaſt weg durch die Porte Maillot nach Verſailles marſchirten, nachdem ſie auf die Aufforderung des „Centralkomité“, die Waffen zu ſtrecken, die Antwort gegeben hatten: „Kommt und holt ſie!“ Keiner der neuen Stadthausherren hatte für gut gefunden, dieſer ſoldatiſchen Einladung Folge zu leiſten.

Alſo wären denn doch noch ſolide Mittel zum Widerſtand in Paris vorhanden geweſen? Etliche gewiß. Ob aber ausreichende? Schwerlich. Der am 19. März von der Regierung vor ihrem Abzug an die Nationalgarde gerichtete Hilferuf verſcholl wirkungslos. „Wer ſind“ — ſo hieß es darin — „die Männer des Centralkomité? Niemand kennt ſie; ihre Namen ſind neu; niemand weiß, was für einer Partei ſie angehören. Sind es Kommuniſten, Bonapartiſten, Preußen? Sind es Agenten dieſer dreifachen Koalition? Jedenfalls ſind es Feinde von Paris, das ſie der Plünderung, Feinde Frankreichs, das ſie den Preußen, Feinde der Republik, die ſie dem Deſpotismus ausliefern. Die von ihnen verübten abſcheulichen Verbrechen entziehen allen, welche mit ihnen gemeinſame Sache machen oder auch nur ſie ertragen, jegliche Entſchuldigung. Wollt ihr die Verantwortlichkeit für ihre Mordthaten und für die Ruinen, welche ſie zu häufen im Begriffe ſind, mitübernehmen? In dieſem Falle bleibt ruhig zu Hauſe! Wenn ihr aber auf eure Ehre, auf eure heiligſten Güter etwas haltet, ſo ſchart euch um die Regierung der Republik und um die Nationalverſammlung!“

Und ſiehe, ſie blieben ruhig zu Hauſe, die Herren Philiſter von Paris. Sie bleiben ja allzeit und überall ruhig zu Hauſe an Tagen der Entſcheidung, die Herren Philiſter von Europa, und ſo werden ſie auch an dem Entſcheidungstage, wann die europäiſche Kommune ausgerufen wird, ruhig zu Hauſe bleiben!

Es gab Quartiere in Paris, wo man ſich am 19. März nicht nur keine Sorge machte um das am Tage zuvor Geſchehene, ſondern wo man nicht einmal etwas Beſtimmtes wußte. Catulle Mendès begegnete in der Rue de la Grange-Batelière, alſo mitten in der Stadt, einem Bekannten und fragte ihn: „Was gibt es Neues?“

„Neues? Wüßte nicht, was. Doch warten Sie! Man ſagt, es habe geſtern auf dem Montmartre etwas abgeſetzt.“

Wohl, es hatte etwas abgeſetzt, etwas, das den ſorgloſen Pariſern eine zweite Belagerung zu koſten geben ſollte. Zu Mittag erfuhren ſie auch, wem ſie fortan zu gehorchen und was ſie zu thun hätten. Es finden ſich ja immer Leute, welche ſich mit der Mühſal beladen, ihren lieben Mitleuten das zu ſagen.

Die rothe Republik proklamirte ſich mittels weißer Maueranſchläge, deren einer an die Bürger im allgemeinen und deren anderer an die Bürgerwehr im beſonderen gerichtet war. Der erſte Anſchlag lautete: „Franzöſiſche Republik. Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft. Bürger! Das Volk von Paris hat das Joch abgeſchüttelt, welches man ihm auflegen wollte. (Hm, wie kann man denn etwas abſchütteln, was einem noch gar nicht aufgelegt iſt? Logik und Arbeit gehörten und gehören allzeit zu den richtigen Katilinariern verhaſſteſten Dingen.) Ruhig und in ſeinem Kraftbewußtſein unerſchütterlich hat es wie ohne Herausforderung ſo auch ohne Furcht den Angriff der ſchamentblößten Thoren erwartet, welche Hand an die Republik legen wollten. (Wo ſo? Waren denn die Frankreich gehörenden Kanonen, welche die rechtmäßige Regierung der Republik den Händen einer aufrühreriſchen Sekte entziehen wollte, identiſch mit der „Republik“? Gewiß nicht, aber auf eine dumme Lüge mehr oder weniger kommt es in derartigen auf die „Volksmündigkeit“ berechneten Kundgebungen bekanntlich nicht an.) Diesmal haben unſere Brüder von der Armee mit Entrüſtung ſich geweigert, die Bundeslade unſerer Freiheiten antaſten zu laſſen. (Jetzt machen dieſe Konfuſionarii Konfuſionariorum die Kanonen vollends zur Bundeslade! Recht hübſch nimmt ſich übrigens dieſes bibliſche Bild im Munde eingeſtanden atheiſtiſcher Kommunarden aus.) Dank allen! Mögen Paris und Frankreich jetzt mit vereinten Kräften den feſten Grund zu einer echten Republik (nämlich was WIR darunter zu verſtehen geruhen) legen, als zu der Staatsform, welche einzig und allein im Stande, die Aera der feindlichen Einbrüche und der Bürgerkriege auf immer abzuſchließen. (Vom Aufhören der Bürgerkriege faſeln in derſelben Stunde, wo man ſelber die Fackel des Bürgerkrieges erhebt, das geht ſogar über pfäffiſche Heuchelei noch hinaus.) Der Belagerungszuſtand iſt aufgehoben. (Für wie lange?) Die Bevölkerung von Paris wird in ihren Bezirken zuſammenberufen zur Vornahme der Gemeindewahlen. Schutz und Sicherheit aller Bürger durch die Bürgerwehr wird gewährleiſtet. (Wir werden dieſen Schutz und dieſe Sicherheit kennen lernen.) Hôtel de Ville von Paris, 19. März 1871. Das Centralkomité der föderirten Nationalgarde: Aſſi, Billioray, Ferrat, Babick, Moreau, Dupont, Varlin, Bourſier, Mortier, Gouhier, Lavallette, Jourde, Rouſſeau, Lullier, Blanchet, Groſlard, Barroud, Gereſme, Fabre, Pougeret.“*)

In einer zweiten Proklamation benachrichtigten die nämlichen Herren Citoyens die Nationalgarde, das Centralkomité habe die „Miſſion“, die Vertheidigung von Paris und der Volksrechte zu organiſiren, erfüllt und eine Regierung, „die uns verrathen hat“, verjagt. In einem dritten weißen Anſchlag waren die hochmögenden Herren vom Centralkomité ſo gütig, die Wahl einer „Kommune“ für Paris auf den 22. März anzuſetzen.

---

*) Außer dieſen trugen ſpätere Kundgebungen des Centralkomité auch die Unterſchriften Arnaud, Arnold, Bouit, Fortune und Viard. Sodann werden noch andere wie Avoine, Caſtioni, Grelier, Joſſelin, L[illegible]bonne, Maljournal als frühere oder ſpätere Mitglieder des Komité genannt.

Wir werden alſo die welterlöſende Heilandin, die weltbeglückende Meſſiaſin Kommune endlich haben. Unſer biederes Centralkomité wird uns binnen drei Tagen geben, was eine „verrätheriſche Regierung“ uns ſeit ſechs Monaten vorenthalten hat. Glückauf!

So lautete die öffentliche Meinung in Montmartre, Villette, Belleville „und der Enden“ — (wie die Schweizer ſagen). Und das übrige Paris? Schwieg ſtill und ließ mit ſich machen, was man wollte. Tauſende blieben vor den drei ſignaliſirten Straßenplakaten ſtehen, laſen Inhalt und Unterſchriften, begnügten ſich aber zu fragen: „Wer ſind dieſe Leute?“ und gingen theilnahmelos weiter.

Nun, „dieſe Leute“ waren allerdings lauter „viri obscuri“, obscurissimi, aber ſie gaben, mit rothen Schärpen umgürtet, Befehle und man gehorchte ihnen. Nicht etwa nur der Ouvrier, ſondern mit ganz beſonderer Beeiferung auch der richtige Epicier von Paris, wie nicht weniger der Kleingewerbemeiſter, unter welchen Bevölkerungsklaſſen die thörichte Verordnung der Regierung, alle während der deutſchen Belagerung der Hauptſtadt geſtundeten Wechſel müßten ſofort eingelöſ't werden, großen und gerechten Zorn erregt hatte. Noch ein ähnlicher harter Regierungserlaß, demzufolge alle ſeit den Belagerungsmonaten rückſtändig gebliebenen Miethen alsbald bezahlt werden ſollten, traf die ſogenannte kleine Bourgeoiſie ſchwer. Es wäre nicht nur billig geweſen, es war ſchlechthin nothwendig, gerade den Leuten vom Mittelſtande, welcher ja ſeit dem September von 1870 in Paris am ſchwerſten gelitten hatte, die nöthigen Friſten zur Erfüllung von Verbindlichkeiten zu geben, die ein Theil des Nationalunglücks waren.

Ueberhaupt muß man ſagen, daß die Regierung vor wie nach dem Ausbruch der Inſurrektion übel berathen war. Die ganze Art und Weiſe, wie ſie durch die Maires von Paris und die Abgeordneten der Hauptſtadt zur Nationalverſammlung die Vermittelungsverhandlungen mit dem Centralkomité führen ließ, beweiſ't dies. Einen weiteren Beweis gibt die Ernennung des Admirals Saiſſet zum Oberkommandanten der pariſer Nationalgarde ab; denn der Ernannte hat ſich ja ganz unfähig erwieſen, die Situation auch nur zu verſtehen, geſchweige ſie zu beherrſchen. Der gute Seemann that, als hätte er es mit angeheiterten, aber im Grunde gutmüthigen Matroſen zu thun, während er es doch mit „dieſen Leuten“ zu thun hatte. Da konnte nur ein ſchmähliches Fiaſko herauskommen.

Wenn man vollends erwägt, daß ſich die beſitzenden Klaſſen in Paris denn doch allmälig ermannten, daß die Nationalgarden der mittleren und weſtlichen Quartiere, nahezu 30,000 Mann, eine Abordnung an Thiers nach Verſailles ſchickten, um ihm ſagen zu laſſen, daß ſie acht Arrondiſſements beſetzt hielten und, ſo er ihnen Offiziere, Geſchütze und Munition ſchickte, bereit wären, gegen die Inſurgenten zu marſchiren, und wenn man dem gegenüber die kühle Ablehnung von ſeiten des Herrn Thiers erwägt, der zurückſagen ließ, er könnte ihnen nicht helfen und riethe ihnen, mit Kind und Kegel Paris zu verlaſſen, ſo dürfte man mittels dieſer Erwägungen unſchwer zu der Schlußfolgerung gelangen, das Haupt der Exekutivgewalt müßte von vorunherein dahin ſich entſchieden haben, keine „zertheilende“ Salbe aufzuſtreichen, ſondern vielmehr das Kommunegeſchwür reifwerden zu laſſen, um es aufzuſchneiden und auszubrennen. Er hat dann wirklich ſo gethan. Aber wer könnte ſo thöricht ſein, zu wähnen, die Eiſen- und Feuerkur hätte geholfen? Sie war nur ein Palliativmittel, nichts weiter. Das Krebsgeſchwür wird wiederkommen, da oder dort. Die Krankheit ſteckt ja der Geſellſchaft im Blute.

Was die Herren Citoyens vom Stadthauſe betrifft, ſo konnte es ihnen nur recht ſein, die Regierung mit Unterhandlungen zu „amüſiren“, bis ſie ſich allſeitig in der Macht feſtgeſetzt hatten. Sobald dieſes geſchehen, ließen ſie die Unterhändler barſch abfahren.

Die „Ordnungspartei“ raffte ſich am 21. und 22. März zu einer „Friedensdemonſtration“ auf, die ja recht wohlgemeint war, aber ſehr übel verlief. Am erſtgenannten Tage ſammelte ſich um halb zwei Uhr ein Häuflein von zwanzig Männern auf dem Platze vor der neuen Oper. Einer, und zwar ein Linienſoldat, trug der ſich in Bewegung ſetzenden Gruppe eine Fahne vor mit der Inſchrift „Union des amis de l'ordre". In ihrem Vorſchreiten durch verſchiedene Straßen und Quartiere vergrößerte ſich die Proceſſion der Ordnungsfreunde raſch. Die Boulevards entlang wurden ſie allenthalben aus den aufgeriſſenen Fenſtern mit den Rufen: „Es lebe die Ordnung! Hoch die Nationalverſammlung! Nieder mit der Kommune!" empfangen. Widerſtand fanden ſie keinen. Da und dort präſentirten ſogar Abtheilungen der Nationalgarde, an deren Aufſtellungen ſie vorüberkamen, vor ihnen das Gewehr. So in der Rue Drouot und in der Rue de la Paix. Auch den Zutritt zum Platze Vendôme, der von „föderirten" Bataillonen ſtrotzte, wehrte man ihnen nicht. Als ſie unter den Fenſtern des Generalſtabsgebäudes angelangt waren, trat oben ein junger, rothbeſchärpter Mann auf den Balkon heraus und rief herunter: „Bürger, im Namen des Centralkomité . . ." „Alsbald jedoch" — ſo berichtet ein Theilnehmer an der Friedenskundgebung — „alsbald wurde er von unſerer Seite durch ein vielſtimmiges Pfeifen und durch die Rufe unterbrochen: „Hoch die Ordnung! Hoch die Nationalverſammlung! Hoch die Republik!" Deſſenungeachtet wurden wir in keiner Weiſe angegriffen, nicht einmal bedroht. Wir umzogen die Napoleonsſäule und marſchirten wieder auf die Boulevards hinaus nach dem Eintrachtsplatze." Die Proceſſion kam ſchließlich zu ihrem Ausgangspunkte auf dem Opernplatze zurück. Sie zählte jetzt wohl an viertauſend Köpfe und vor dem Auseinandergehen traf man die Verabredung, am folgenden Tage zur ſelben Stunde die heute ſo gelungene Kundgebung zu wiederholen.

Dieſe Verabredung iſt eingehalten worden, und zur beſtimmten Stunde ſetzte ſich demnach am 22. März eine unbewaffnete, aber theilweiſe mit der Uniform der Nationalgarde angethane Schar von Ordnungsfreunden, nach etlichen Angaben nicht weniger als zehntauſend Männer, jedenfalls aber mehrere tauſende, von der neuen Oper aus in Bewegung. Neben den ſchon geſtern erſchollenen Friedens- und Ordnungsrufen vernahm man aus den Reihen ab und zu auch dieſen: „Man muß dem Centralkomité ſeine angemaßte Gewalt abfordern und abnehmen." Dieſer Ruf deutete offenbar darauf hin, daß nicht alle Theilnehmer an dem Zuge lediglich friedlich demonſtriren wollten. Auch das vorhin gebrauchte „unbewaffnet“ kann nicht von allen gelten. Denn es unterſteht keinem Zweifel, daß etliche der Ordnungsfreunde mit Revolvern und Stiletſtöcken bewaffnet geweſen ſein müſſen.

Es iſt möglich, daß von keiner der beiden Parteien ein gewaltſamer Zuſammenſtoß vorhergeſehen, gewollt oder gar geplant war. Aber nicht weniger möglich iſt, daß ein ſolcher Zuſammenſtoß von beiden Seiten gewünſcht war. Denn beide Parteien konnten es ganz wohl in ihrem Intereſſe finden, einen Bruch herbeizuführen. Wenigſtens einzelne Perſonen hüben und drüben konnten die Sache ſo anſehen. Gewißheit zu erlangen, wird wohl nie möglich ſein.

Eine große Trikolore wird dem Zuge vorangetragen, in welchen auch der Admiral Saiſſet ſich eingereiht hat. Man erblickt neben der Uniform der Bürgerwehr auch die der Linie und der Marine, viele Fräcke und Paletots, keine Bluſe. Als Erkennungszeichen haben die Ordnungsfreunde ein blaues Band in's Knopfloch geknüpft. Durch die Straße Neuve St.-Auguſtin, dann durch die Straße de la Paix. Aber beim Ausmünden auf den Vendômeplatz, allwo Kanonen und Mitrailleuſen aufgefahren und die Föderirten unter den Waffen ſind, ſtockt die Proceſſion.

Wenn man dem Abbé Lamazou, welcher als Diener der bekannten „Religion der Liebe“ ſeine Erlebniſſe während der Kommune-Zeit erzählt hat, glauben wollte, ſo hätten, was jetzt geſchah, einzig und allein die Rothen auf dem Gewiſſen. Wir wollen den Zeugen abhören, weil es bei dem ungeheuren Beifall, welchen ſein Buch „La place Vendôme et la Roquette“ (12. édit. 1873) in Frankreich gefunden, immerhin von Intereſſe ſein dürfte, eine Stimme aus der ſchwarzen Internationale über die rothe zu vernehmen. „Beim Eingange zum Vendômeplatz ſtieß die Marſchkolonne, ermuthigt durch die Quartierinſaſſen, auf ein Inſurgentenkorps, welches Bergeret kommandirte. Dieſer ließ ſeine Leute in Schlachtordnung treten und die Bajonnette kreuzen. Einige Augenblicke ſpäter konnte ich mit eigenen Augen bemerken, daß dieſe Inſurgenten faſt durchweg Leute von vorgerücktem Alter waren. Betrunken und abgeriſſen, wie ſie waren, ſtellten ſie ſich ſo recht dar als die wüſten Geſellen, welche der Aufruhr auf die Gaſſen ſpeit und welche das letzte Aufgebot des knechtiſchen Hundepacks bilden (qui forment le dernier ban de la canaille servile). Es gab darunter eine nicht geringe Anzahl jener Greiſe, welche, durch Faulheit und Laſter heruntergekommen, nichts mehr zu verlieren haben und demzufolge die zuverläſſigen Rekruten für jeden Aufruhr ſind, mag ~~derſelbe~~ kommen, von welcher Seite er will. Die Ordnungsmänner ſchwenkten ihre weißen Taſchentücher und erklärten laut, daß ihre Abſicht ~~eine~~ durchaus friedfertig. In dem Augenblick aber, wo etliche der Inſurgenten ihre Gewehrkolben aufwärts kehrten, um mit dem geſunden Bevölkerungstheile von Paris zu fraterniſiren, ließ Bergeret die Trommeln rühren und nahm eine drohende Haltung an. Ein Flintenſchuß wurde auf die dreifarbige (der Friedensproceſſion vorangetragene) Fahne abgefeuert und faſt in demſelben Moment krachte eine mörderiſche Salve in die Ordnungsleute hinein, welche nach allen Seiten auseinanderſtoben. Die Mörder waren ſo aufgeregt, viele darunter ſo toll vor Angſt, daß ſie ihre vor ihnen ſtehenden Kameraden rücklings niederſchoſſen. Ueber jeden Zweifel erhaben iſt, daß weder eine Flinte noch ein Revolver aus den Reihen der Ordnungsleute abgefeuert wurde.“

Doch nicht ſo ganz über jeden Zweifel erhaben, Euer Hochwürden! Es iſt bei ſolchen Gelegenheiten in der Regel hüben und drüben etwas nicht in der Ordnung. Wenn die Beſtie im Menſchen ſich aufrichtet und an ihrer Kette reſſelt, pflegt ihr der boshafte Leibzwerg der Weltgeſchichte, der Zufall, gar gern zu Dienſten zu ſein. Er rührt dann raſch eine jener Teufeleien an, welche man Mißverſtändniſſe zu nennen pflegt. So eine Teufelei, ſo ein Mißverſtändniß, wie z. B. eins in der neunten Abendſtunde vom 23. Februar 1848 vor dem Hôtel des Capucines in Paris und ein anderes in der dritten Nachmittagsſtunde vom 18. März auf dem Schloßplatz in Berlin geſpukt, ja, ſo eins hat allem nach auch auf dem Vendômeplatz zu Paris am 22. März von 1871 ſeinen diaboliſchen Spuk getrieben. In ſolchen Stunden erweiſ't ſich namentlich das weiſe Warnungswort: „Spiele nicht mit Schießgewehren!“ als ſehr begründet. Denn Schießgewehre ſcheinen da eine unwiderſtehliche Neigung zum losgehen zu haben.

Die Blauen — ſo will ich, falls es meinen Leſern und hoffentlich auch Leſerinnen genehm, fortan kurzweg die pariſer Ordnungspartei nicht nur, ſondern auch die rechtmäßige, vorderhand in Verſailles kampirende Regierung der Republik ſammt allen ihren Anhängern bezeichnen — die Blauen alſo kamen durch die Rue de la Paix zum Vendômeplatze gezogen. Dort angelangt, ſahen ſie ſich den von dem Bürger Platzkommandanten Bergeret befehligten Rothen gegenüber, welche den Zugang zu dem Platze ſperrten. Aus den blauen Reihen kamen die Rufe: „Hoch Frankreich! Hoch die Ordnung!“ aber auch einzelne Schreie: „Nieder mit dem Centralkomité! Nieder mit den Mördern!“ Warum hätten ſich denn unter den Ordnungsleuten nicht etliche, ſogar mehrere Schreihälſe ſollen befinden können, welche wähnten, da man einmal am Demonſtriren wäre, könnte und müßte man die Rothen zu Boden demonſtriren, niederſchreien? Vielleicht verlangten die Demonſtranten weiter nichts als den freien Durchpaß, aber, alles zuſammengehalten, ſcheint es ausgemacht, daß erſtens dieſes Verlangen eine drohende Form angenommen habe und zweitens die Rothen von vornherein entſchloſſen waren, die Blauen nicht auf den Vendômeplatz hereinzulaſſen. Der Bürger Platzkommandant ließ demnach ſeine Leute ein Viereck formiren, die Gewehre laden, die Bajonnette aufpflanzen und ſo ſperrte dieſe lebende Barrikade den Zugang von der Friedensſtraße her.

Jetzt fällt der in ſolchen Sachlagen nicht mehr ungewöhnliche Mißverſtändnißſchuß. Wer hat ihn abgefeuert? Natürlich ein Rother, ſagen die Blauen. Wogegen die Rothen: „Der Schuß, ein Piſtolenſchuß, kam aus den Reihen der Blauen und hat den Bürger Maljournal, Mitglied unſeres Centralkomité, am Schenkel verwundet. Das wird uns ein gewiß unverdächtiger und kompetenter Zeuge, der berühmte amerikaniſche General Sheridan, der aus einem Fenſter der Rue de la Paix den Vorfall mitanſah, bezeugen.“ Und was ſagt der General? Der General ſagt „Ja“ — aber er fügt hinzu: „Wie die Elenden ihr Land entehren!“

und unter den „Elenden“ will er die Rothen verſtanden wiſſen, welche den ſinnlos herausfordernden Schuß — wenn es wirklich ein ſolcher war — mit einer mörderiſchen Salve beantworten. Zwar behaupten ſie, es ſei, als die Blauen den Durchpaß mit Gewalt hätten erzwingen wollen, der warnende Trommelwirbel geſchlagen und erſt nach Nichtbeachtung des Signals ſei Feuer kommandirt worden. Aber Thatſache iſt, daß Feuer kommandirt und in die dichtgeſtauten Reihen der Blauen hinein die Salve gefeuert wurde, bevor es möglich geweſen, das Warnungsſignal zu beachten und demſelben Folge zu leiſten.

Die Wirkung dieſer Salve, womit der Bürgerkrieg eröffnet wurde, war, wie ſie ſein mußte. Die blaue Demonſtration zerſtob in alle Winde. Zahlreiche Verwundete trugen den Schrecken in die benachbarten Quartiere. Zwanzig Todte, darunter ein Oberſt, ein Leutnant, ein Vicomte, ein Bankier, ein Wechſelagent, ein Ingenieur, rötheten mit ihrem Blute das Pflaſter. Die Rothen ſcheinen doch ſelbſt über die Schlächterei erſchrocken zu ſein. Wenigſtens iſt feſtgeſtellt, daß ihre Offiziere ſie am Weiterſchießen hinderten. Auch ſie zählten übrigens zwei Todte und acht Verwundete. Muß man annehmen, daß nach Abfeuern der rothen Salve auch aus den Reihen der Blauen geſchoſſen worden ſei? Oder iſt die oben angeführte Behauptung des Abbé Lamazou, die Rothen hätten in der Verwirrung ſelber auf einander gefeuert, als Erklärung dieſer Tödtungen und Verwundungen zuläſſig?

Feſt ſteht, daß die Herren Bürger vom Centralkomité das auf dem Vendômeplatze Geſchehene ausdrücklich gutgeheißen und nach empfangenem Bericht darüber zweierlei beſchloſſen. Erſtens, daß ſich die auf dem Vendômeplatze kommandirenden Offiziere „um das Vaterland verdient gemacht hätten“, und zweitens, daß keine blauen Kundgebungen mehr ſtattfinden dürften. Denn Freiheit muß ſein, d. h. jeder muß nach unſerer Façon frei ſein.

Der rothe Schrecken, welcher am Abend des 22. März vom Vendômeplatz ausging, unterwarf thatſächlich ganz Paris dem Machtgebote des Centralkomité. Faſt unglaublich klingt es, daß der Admiral Saiſſet auch jetzt noch an die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung glaubte und mit den Herren vom Stadthauſe in Unterhandlungen blieb. Am Morgen des 24. März ließ er ſogar, freilich ohne die Ermächtigung der Regierung eingeholt zu haben, eine Proklamation anſchlagen, worin er folgende Zugeſtändniſſe ~~von ſeiten~~ der Regierung und der Nationalverſammlung verhieß: „Volle Anerkennung der Gemeindefreiheiten, Wahl der Offiziere aller Grade durch die Nationalgarde ſelber, Aenderung des Wechſelgeſetzes, Milderung des Miethzinſengeſetzes.“

Von der paſſiven Bevölkerung der Hauptſtadt, aber auch nur von der paſſiven, wurde dieſer Erlaß, der eben doch nur ein Apokryphon, eine gutgemeinte Täuſchung war, mit freudiger Zuſtimmung begrüßt. Im Stadthauſe lachte man darüber. „Die Blauen ſind ebenſo dumm wie ſchwach“, meinte der Bürger Aſſi. Indeſſen wurde für gut befunden, die Unterhandlungskomödie, in welcher ſich ja auch die Deputirten von Paris, ſowie die Maires und ihre Adjunkten zu Dupes-Rollen hergaben, noch 24 Stunden weiterzuſpielen. Alle die Herren Unterhändler von blauer Seite waren in Wahrheit „ebenſo dumm wie ſchwach“. Sie merkten gar nicht, daß den Leitern der Inſurrektion ungeheuer viel, alles daran lag, die Wahl einer Kommune als den Wunſch und die That der Geſammtbevölkerung von Paris hinzuſtellen und erſcheinen zu laſſen, und bewilligten eine der darauf abzielenden Forderungen des Centralkomité nach der andern. So kam die „Vereinbarung“ zu ſtande, daß Sonntags den 26. März von morgens 8 Uhr bis nachts 12 Uhr Paris ſeine „Kommune“ wählen ſollte.

Damit hatten die Stadthausherren, was ſie wollten. Der gute Admiral Saiſſet trieb die Kindlichkeit ſo weit, daß er als nach beſtverrichtetem Werke die Bataillone der Bürgerwehr, welche noch bis zum 25. März unter ſeinem Kommando verharrt waren, entließ und am Abend des Tages mit dem frohen Bewußtſein, den Bürgerkrieg im Keime erſtickt zu haben, nach Verſailles hinausfuhr. Wie er dort empfangen wurde und bis zu welchem Grade der Verlängerung dieſer Empfang ſein Geſicht brachte, iſt nicht genau bekannt.

Im Hôtel de Ville war man an dieſem Abend ſiegesgewiß.

Die Blauen hatten ſich dumm und ſchwach erwieſen, die Rothen ſchlau und ſtark. Die Maſſen aber fallen bekanntlich überall und allzeit dahin, wo die größere Kraftentwickelung ſtattfindet.

3.

Endlich haben wir die Kommune!

„Aux urnes!“ hieß die Loſung der Pariſer am 26. März und von allen Wänden herab predigten rothe Plakate die Tugenden einer ausgiebigen Anzahl von Kommune-Kandidaten.

Helles Sonntagswetter, und man macht ſeine Wählerpflicht im warmen Sonnenſchein ab wie ein anderes Sonntagsvergnügen. Alles iſt munter und wohlauf. Das Paris beherrſchende Roth iſt heute kein düſteres, ſondern ſchillert roſenröthlich. Was kümmern uns die von den Wällen der Nord- und Oſtforts verwundert nach der „Weltleuchte“ hereinſchauenden „deutſchen Barbaren“? Nichts. Was fragen wir nach dem in Verſailles ſich duckenden Nußknacker von Thiers? Weniger als nichts. Denn wir ſind ſouverän, wir Söhne der Weltſonne Paris, ſouveränſt, und wir wollen heute wieder einmal den Erdball in Erſtaunen ſetzen, indem wir ihm zeigen; wie man eine Kommune comme il faut zuwegebringt. Es iſt endlich an der Zeit, daß unſere dreimalheilige Dreieinigkeit „Liberté, Egalité, Fraternité“ zur Wahrheit und Wirklichkeit werde auf Erden. Denn — alſo hat der Bürger Jules Allix in einer Klubbſitzung von Belleville prophetirt und dekretirt — „frei ſein muß jeder, gehorchen keiner. Sogar das Kind muß frei ſein von der Geburt an, maßen es niemand Gehorſam ſchuldet, auch ſeinen Eltern nicht.“

Dieſes und andere ähnliche prächtige Principien in Thatſachen zu verwandeln, wählen wir alſo heute unſere hochgelobte Kommune. . . .

Es geht dabei ganz ordentlich her, das muß man ſagen. Die

Pariſer ſcheinen durchaus zeigen zu wollen, daß ſie mit allem Anſtand, ja ſo zu ſagen mit Eleganz anarchiſch zu ſein vermögen. Aber was anarchiſch? Regierung muß ſein und wir haben den einköpfigen „Tyrannen“ Thiers nur abgeſchüttelt, um uns einen ſiebzig- oder gar neunzigköpfigen aufzuladen. Variatio delectat mulieres virosque.

Würdevoll marſchiren die Bürgerwehrmänner in größeren und kleineren Gruppen nach den Abſtimmungslokalen, während ihre beſſeren Hälften in die verſchiedenen Kirchen zur Meſſe gehen; denn die Pariſerin vom anſtändigen Mittelſtand iſt bis über die Ohren in Katholiciſmus getaucht. Die Herren Bürger vom Stadthauſe laſſen ihre Boten durch die verſchiedenen Quartiere rennen, und da es an Pferden für die Adjutanten fehlt, ſieht und hört man Garibaldiner im vollen Seiltänzerwichs der Garibalderei auf Velocipèdes durch die Straßen ſauſen. Wer nachmittags ſich die Mühe nehmen will, die große Barrikade zu erklettern, welche man am 19. März aufgethürmt hat, um den Stadthausplatz gegen die Rue Rivoli hin abzuſperren, kann von dort herab ein fröhliches Drängen und Treiben auf dieſem Platz erſchauen. An 20,000 Bürgerwehrleute ſind da verſammelt und die Muſikbanden verſchiedener Bataillone ſpielen auf. Rothhemden und Blaubluſen ſchäkern mit Damen, die mehr oder weniger „von jener Sorte“ ſind. Zuaven und Turkos tanzen mit Marketenderinnen zwiſchen den Geſchützen, welche, in Batterie gebracht, ihre Mündungen den Ausgängen des Platzes zukehren.

Der Mitglieder des „Conseil municipal“ — dieſe Benennung klebte man vorderhand noch der Kommune als ein Feigenblatt auf — ſollten 90 ſein, der eingeſchriebenen Wähler waren 490,000. Aber von dieſen hatte ſich mehr als die Hälfte den Proteſt hinter die Ohren geſchrieben, welchen am 19. März 35 pariſer Journale einmüthig gegen die Giltigkeit dieſer Wahl zum voraus erhoben hatten, zu nicht geringer Erboſung der Herren vom Centralkomité, welche darauf in ihrem „Journal officiel“ am 22. März eine drohende Kundgebung erließen, deren kurzer Sinn war, daß ſie die Freiheit der Preſſe achten würden, ſolange dieſe[illegible] ſo frei wäre, nur in ihrem, der Stadthausherren, Sinne zu ſchreiben. Nur 277,300 Wähler gingen zu den Urnen und aus dieſen kamen als gewählt hervor die (nach der Reihenfolge der 20 Arrondiſſements gezählten) Bürger 1) Adam, Barré, Méline, Rochard; 2) Brelay, Chéron, Loiſeau-Pinſon, Tirard; 3) Arnaud, Demay, Dupont, Murat, Pindy; 4) Amouroux, Arnould, Clémence, Gérardin, Lefrançais; 5) Blanchet, Jourde, Ledroit, Régère, Tridon; 6) Beslay, Goupil, Leroy, Robinet, Varlin; 7) Brunel, Lefèvre, Pariſel, Urbain; 8) Allix, Arnould, Rigault, Vaillant; 9) Desmareſt, Ferry, Naſt, Parent, Ranc; 10) Babick, Champy, Fortuné, Gambon, Pyat, Raſtoul; 11) Aſſi, Avrial, Delescluze, Eudes, Mortier, Protot; 12) Fruneau, Geresme, Theiß, Varlin; 13) Chardon, Duval, Fränckel, Maillot; 14) Billioray, Decamp, Martelet; 15) Clément, Langevin, Vallès; 16) Bouteiller, Marmottan; 17) Chalain, Clément, Gerardin, Malon, Varlin; 18) Blanqui, J. B. Clément, Dereure, Ferré, Groſſet, Theiß, Vermorel; 19) Buget, Courent, Delescluze, Miot, Oſtyn, Oudet; 20) Bergeret, Blanqui, Flourens, Ranvier.

Abgeſehen von den Doppelwahlen und dem von Paris abweſenden Blanqui, iſt die thatſächliche Mitgliederzahl der Kommune nie eine vollzählige geweſen. Denn keineswegs waren alle die Gewählten mit der Sache einverſtanden. Die ſämmtlichen Erkorenen der Arrondiſſements 1, 2, 9 und 16 verweigerten die Annahme der Wahl. Ebenſo in anderen Bezirken die Herren Fruneau, Goupil, Lefévre, Leroy, Murat und Robinet. Am 16. April ſchritt man zu Ergänzungswahlen, an welchen aber nur ein Achtel der Wahlberechtigten theilnahm. Unter den Gewählten ſind Cluſeret, Courbet, Garibaldi (Menotti) und Véſinier zu nennen. Andere, wie Brioſne und Rogeard, lehnten das ihnen übertragene Mandat ab. In drei Bezirken kam wegen allzu dünner Betheiligung gar keine Wahl zuſtande. Die Kommune war demnach vom Anfang bis zum Ende niemals vollſtändig; niemals repräſentirte ſie ſämmtliche Quartiere oder gar ſämmtliche Bevölkerungsklaſſen von Paris. Wohl war unter ihre rothen Mitglieder da und dort ein blaues oder wenigſtens röthlichbläuliches hineingeſprenkelt, z. B. der Bürger Beslay und der wackere Färbergeſell V. Clément, aber Blauheit oder auch nur Bläulichkeit vermochte gegen das triumphirend herrſchende Roth nicht aufzukommen.

Frühmorgens am 26. März hatte das Centralkomité mittels einer vom Tage zuvor datirten Proklamation ſeine Selbſtauflöſung angekündigt. Aber es war das eigentlich nur ein ſo thun. Denn nach öffentlich aufgelöſtem Komité fuhr ein geheimes, welchem Aſſi vorſaß, zu beſtehen und zu amten oder wenigſtens mitzuamten fort.

Am 28. März wurden die „Saturnia regna“ der Kommune auf dem Stadthausplatz unter großem Feſtjubel ausgerufen und ſah die frühlingswarm ſcheinende Sonne wieder einmal eins jener pariſer Haupt- und Staatsſpektakel, wie ſie deren an derſelben Stelle ſchon ſo manches geſehen hatte. Einhundert oder gar zweihundert Bataillone Bürgerwehr waren da in Parade aufgeſtellt. Vor der Front des rieſigen Stadtpalaſtes war eine große Bretterbühne aufgeſchlagen. Darauf ſaßen die Mitglieder des gehenden Centralkomité und die der kommenden Kommune, alle mit rothen Schärpen geſchmückt. Ueber die Bühne ragte eine gipſerne Statue der Republik empor, einen rothen Gürtel über den Hüften, die rothe phrygiſche Mütze auf dem Kopfe. Vor die eherne Bildſäule Heinrichs des Vierten ſammt ſeinem bronzenen Gaul hatte man eine ſpaniſche Wand von rothen Fahnen hingeſtellt, um die Augen der Bürger und Bürgerinnen, Republikaner und Republikanerinnen durch den Anblick eines „Tyrannen“ nicht zu beleidigen. Die eigentliche Ceremonie, das heißt die Uebergabe der Gewalt von ſeiten des Centralkomité an die Kommune, wurde kaum bemerkt in dieſer Flut von Farben, Sonnenſtralen und Waffenglitzern, in dieſem Schwall von hunderttauſend Menſchenſtimmen. Das „Vive la république!“ wurde auf der Eſtrade ausgebracht und zur Antwort ſcholl vom Platze herauf zurück: „Vive la commune!“ Ein Meer von Bajonnetten, Degenſpitzen, Hüten, Käppis und Taſchentüchern wogt empor. Die ſämmtlichen Muſikbanden intoniren die Marſeillaiſe; alle Anweſenden, Männer, Frauen, Kinder fallen ein in die herzbewegende Weiſe des alten Zauberliedes und die am Seinequai aufgeſtellte Batterie donnert den Takt des brauſenden Chorgeſangs.

Eine ganze Reihe von Augen- und Ohrenzeugen hat erklärt, daß dieſer Augenblick ein ſehr ergreifender geweſen ſei und daß ſich dabei das Volk von Paris wieder einmal in ſeiner ganzen Begeiſterungsfähigkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt habe.

Zweifelsohne. Aber bei alledem drängt ſich einem doch die Wahrnehmung auf, daß ſchon der feſtliche Beginn der Kommuneherrſchaft die Geiſtesöde, den Ideenmangel und die Gedankenarmuth der ganzen Bewegung ſignaliſirte und ſymboliſirte. Nicht einmal ihre Inthroniſirung wußten die Herren von der Kommune irgendwie originell in Scene zu ſetzen. Das ganze Spektakel vom 28. März mußte jedem Kenner der Revolutionsgeſchichte wie ein Abklatſch jener Spektakel vorkommen, welche anno 1793 der „Ober-ceremonienmeiſter des Schreckens“, der Maler David, inſcenirt hatte. Nur mehr Roth wurde jetzt aufgewendet und bedeutend weniger Redekunſt. An Phraſenſchwulſt und Tiradenbombaſt dagegen fehlte es auch jetzt nicht. Sagte doch das ſcheinbar gegangene Centralkomité am Abend des Tages in einem Maueranſchlag den Bewohnern von Paris, daß dieſen „heute dem großartigſten Schauſpiel anzuwohnen gegönnt geweſen ſei, welches jemals Menſchenaugen geblendet und Menſchenherzen gerührt hat. Denn Paris begrüßte die Republik und hieß ſie willkommen. Paris ſchlug im Buche der Geſchichte eine neue Seite auf und ſchrieb ſeinen mächtigen Namen darauf“ — u. ſ. w. im Geleier nach bekannter Melodie. Charakteriſtiſch, wenn auch nicht origineller als das übrige, war der Schluß des Aktenſtücks. Man weiß ja, daß ſchon die Reden und Proklame der erſten Revolution neben „la patrie“ immerfort „l'humanité“ und „le genre humain“ geſtellt, ſowie das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft allen Völkern des Erdkreiſes zu bringen verheißen hatten. So auch das Abendproklam vom 28. März. Denn nachdem es die „ſtolze Parole“ ausgegeben: „Den Tod für das Vaterland!“ forderte es die Pariſer auf, feſt und vertrauensvoll um die Kommune ſich zu ſcharen, weil nur dadurch das große Endziel zu erreichen wäre: — die „Univerſalrepublik“.

Der gewohnte galliſche Größenwahnſinn, wiederum der alte Chauvinismus, diesmal mit einem rothen Mäntelchen angethan.

4.

Wer waren ſie? Was wollten ſie?

Derweil das ſouveräne Volk am Abend vom 28. März in ſeine Tavernen ſchlampampen ging, ſetzten ſich die neuen Souveräne des Souveräns, Meſſieurs les Citoyens de la Commune, im Feſtſale des Stadthauſes zum Inſtallirungsbankett. Dabei ging es aber nicht eben heiter her. Denn ſchon in der erſten Stunde ihres Beſtehens erwies ſich die Kommune als ein keineswegs kompaktes Ding und die Gegenſätze, welche ſie in ſich barg, barſten ſofort aus. Das konnte gar nicht anders ſein, maßen die etlichen ſechzig Mitglieder der neuen Regierung von ſehr verſchiedenen Anſchauungen ausgingen und demnach auch verſchiedenen Zielen zuſtrebten. Schon heute brachte es eine bedenkliche Diſſonanz in die Feſtharmonie, daß wenigſtens einer der Gewählten, Herr Tirard vom 2. Arrondiſſement, mit Betonung erklärte, er betrachte ſich nur als Mitglied einer Gemeindevertretung von Paris. Dieſe ſei nach ſeiner Auffaſſung durchaus nur eine municipale, keine politiſche Behörde, habe daher auf ſtädtiſche Angelegenheiten ſich zu beſchränken und ganz und gar keine Berechtigung, Politik zu treiben.

Man kann ſich unſchwer vorſtellen, wie gerade und ſcharf dieſe Anſchauung ſolchen Kommunarden gegen den Strich ging, welche — und ſie waren die große Mehrheit — in der Kommune eine politiſche und zwar hochgradig revolutionäre Maſchine erblickten. Sicherlich war die Anſicht Tirards auch die von mehreren ſeiner Kollegen, aber nur er hatte den vollen Muth ſeiner Ueberzeugung, indem er, ſowie er wahrgenommen, wie wenig Anklang ſeine Meinung gefunden, ſofort das kaum angetretene Mandat niederlegte.

Dieſes Vorgehen Tirards zeigte den Ultras, daß ſie immerhin noch mit einem gemäßigten, ſolid bürgerlichen Elemente in Paris zu rechnen haben würden und nicht ſo ohne weiteres mit den Dogmen eines Blanqui, mit internationalen Phantaſtereien, ſocialiſtiſchen Schwarbeleien und kommuniſtiſchen Räubereien hervortreten dürften.

Das machte die Bankettirer im Hôtel de Ville nachdenklich und das Bankett ſelber kurz und düſter. Beim Hinweggehen ſoll einer der Feſtgenoſſen die Aeußerung gethan haben: „Mit Wein hat die Kommune angehoben; mit Blut wird ſie enden.“

Dieſe Weiſſagung zu thun iſt eben keine große Kunſt geweſen. Man brauchte nur die Mehrzahl der Geſellen anzuſehen, aus welchen die Kommune zuſammengeſetzt war.

Gewiß müßte man es nicht nur als ungerecht, ſondern auch geradezu als ſtupid bezeichnen, ſo man leugnen wollte, daß auch Ehrenmänner in der Kommune ſaßen. Ja, Männer von tadelloſer Lebensführung, von nicht gemeinem Wiſſen und von ſelbſtloſer Begeiſterung ſaßen darin. Es gab da Gelehrte, Geſchäftsleute, Arbeiter, welche ohne Frage zu den beſten Bürgern ihres Landes gehörten. So z. B. der ſechsundſiebzigjährige Alterspräſident der Kommune, der Ingenieur Beslay, der Publiciſt Vermorel, der Juriſt Protot, der Arzt Raſtoul, der Färbergeſell V. Clément, nicht zu verwechſeln mit dem wüthenden Fanatiker J. B. Clément.

Aber die Mehrzahl, die Mehrzahl! Sie war der Auswurf der Weltkloake Paris. Winkeladvokaten, Winkelliteraten, Winkelärzte, bankerotte Krämer, weggejagte Kommis, verſtickte Studenten, verbummelte Arbeiter, ein Rattenkönig von Unwiſſenheit, Faulheit, Neid, Dünkel, Größenwahn, Vermeſſenheit und Begehrlichkeit, ein Katilinariat, wie es im Salluſtius ſteht — das waren die Leute, welchen die Hauptſtadt Frankreichs ihr Schickſal anvertraut hatte.

Ein gewiß unverdächtigter und kompetenter Zeuge, der ſchon mehrfach erwähnte brave Viktor Clément, hat dieſer Kommune-Sippſchaft ein glühendes Brandmal aufgedrückt. In die Kommune gewählt und zum Maire des 18. Arrondiſſements ernannt, beſuchte der heißrepublikaniſch und hochſocialdemokratiſch geſinnte, aber ehrliche Färbergeſell ſeinen Meiſter Hallu im Faubourg Vaugirard. „Nun, was halten Sie von der Kommune?“ fragte der Meiſter. „Was ich davon halte?“ gab Clément zur Antwort. „Ich fürchte, ſie iſt eine Rotte von Schurken, eine Bande von Jakobinern, die nichts Gutes zuſtandebringen werden, und ich wollte, ich ſtände erſt wieder in meinen Holzſchuhen und an meiner Bütte.“ Dieſer wirkliche und wahrhafte, nicht bloß gemalte oder geſchriebene Arbeiter, wie deren ſo viele herumlaufen, iſt wohl als der Menſch zu bezeichnen, welcher während des rothen Quartals in Paris das meiſte Gute gethan und das meiſte Böſe verhütet hat.*)

Zu den gefährlichſten Kommunarden gehörten Pyat, Barlin und Vallès, zu den bösartigſten Aſſi, Urbain, Billioray und Régère, zu den verrückteſten Lullier und Allix. Der verbiſſenſte, gefrorenſte Fanatiker in der ganzen Bande war ohne Zweifel Delescluze. In dem Schreiner Pindy, welchen ſeine Kollegen zum Gouverneur des Stadthauſes machten, verband ſich mit dem rötheſten Roth ein brutaler Humor. Er war der Mann, lachend zu ſagen „Geht die Sache ſchief, ſo ſpreng' ich das Stadthaus mitſammt der Kommune in die Luft!“ und er war auch der Mann, zu thun, wie er ſagte. Zwei Narren in Folio waren der verlotterte Schulmeiſter Lefrançais und der vergeckte Mediciner Babick: ſie vertraten mitſammen den höchſten und tiefſten Blödſinn der Kommuniſterei. Aber die ruchloſeſten, verhärtetſten, kälteſtgrauſamen Mitglieder der Kommune ſind ohne Frage der verbummelte Buchhalter Theophil Ferré und der verſtickte Student Raoul Rigault geweſen. Ferré, der kleine, dürre, knirpſige Kommis, und der aufgeſchwemmte, zierbengelige Kneipenläufer Rigault waren von der Revolutionslegende ſo recht beſeſſen. Der eine hatte ſich den Hébert, der andere den Marat zum Muſter und Vorbild genommen. Im Sprechen äfften ſie den Hyperbelbombaſt von Danton nach. Insbeſondere that dies Rigault, deſſen namenloſe Eitelkeit ſich darin gefiel, mit ſeinem Atheismus und Maratismus ſtaatzumachen und zu renommiren. „Wenn ich für vierundzwanzig Stunden Polizeipräfekt wäre“ — pflegte er zu ſagen — „ſo würde es mein erſtes Geſchäft ſein, einen Verhaftsbefehl gegen den Herrgott zu erlaſſen, und wenn er ſich nicht finden ließe, würde ich ihn zum Tode verurtheilen und in effigie hinrichten laſſen.“ Ein andermal ließ er ſich vernehmen: „Ich habe eine wichtige Erfindung gemacht und will, wo möglich, ein Patent darauf nehmen. Meine Erfindung beſeitigt die Guillotine. Dieſe iſt zwar ganz ehrenwerth, aber ſie iſt, wie ja ſchon der ſelige Bürger Carrier meinte, zu langſam. Man muß veraltete Einrichtungen dem Fortſchritt zu opfern und aus der Wiſſenſchaft Vortheil zu ziehen wiſſen. Die Guillotine hat ihre Zeit gehabt. Das Ding iſt veraltet. Ich habe eine elektriſche Batterie konſtruirt. Die arbeitet ſicher, ſauber, ſchnell und geräuſchlos. Sie kann, wenn es euch beliebt, 500 Reaktionäre mit einem Schlag vernichten.“ Ein frommer Mann würde es eine Ironie Satans nennen, daß dieſer Menſch wirklich ſeinen Wunſch, Herr in der Polizeipräfektur zu werden, erfüllt ſah. Ich für meinen Theil ſage nur, daß in Frankreich nichts unmöglich. Es iſt auch nicht verwunderlich, daß die Jakobiner von 1871, ſobald ſie zur Macht gelangten, als die ärgſten Tyrannen auftraten: ſie waren ja die Affen der Jakobiner von 1793. Ganz in der Ordnung alſo, daß dieſe „Freiheitshelden“ mit höchſter Erbitterung auch die Preßfreiheit verfolgten. So namentlich Rigault. Als er eines Tages einen Journaliſten hatte verhaften laſſen, ging ein Kollege deſſelben zu ihm, um die Freilaſſung des Gefangenen zu erbitten. Im Verlaufe des Geſpräches ſagte der Bittſteller:

---

*) Clements Perſönlichkeit, Auftreten und Handeln haben nachmals ſogar auf das verſailler Kriegsgericht einen ſo günſtigen Eindruck gemacht, daß es dieſes Mitglied der Kommune mit der faſt beiſpiellos gelinden Strafe von nur zwei Monaten Haft belegte.

„Man ſcheint dermalen die Freiheit der Preſſe gering zu achten.“

Worauf Rigault: „Freiheit der Preſſe? Kenne das nicht.“

„Sie wollen nichts davon wiſſen? Aber Sie haben ja dieſelbe früher täglich gefordert.“

„Ja, das war eben zur Zeit Badinguets (Napoleons III.). Ueberdies habe ich für meine Perſon zum voraus erklärt, daß wir nun und nimmer eine gegneriſche Preſſe dulden würden, wenn wir einmal die Stärkeren wären. Wir ſind es jetzt und folglich dulden wir keine oppoſitionelle Preſſe.“

Es fehlte nur noch, daß dieſer Marat von 1871 ſagte: „La presse c'est moi.“ Das wäre eine zeit- und ortsgemäße Variation des alten Deſpotenwortes von Ludwig dem Vierzehnten geweſen.

Wenn bei Burſchen wie Ferré und Rigault der Fanatiker nur eine leichte Maſkirung des Böſewichtes war, ſo ſtellte ſich dagegen in der Perſon von Guſtav Flourens der Typus des Erzphantaſten dar. Sohn eines bekannten Gelehrten und ſelber wiſſenſchaftlich durchgebildet, hatte Flourens ſeinem Wiſſen nie den geringſten Einfluß auf die Phantaſmen geſtattet, worin er von jugendauf lebte und webte. Gut und großmüthig von Natur, wie vor ihm der ihm geiſtesverwandte Armand Barbès geweſen, war der junge Mann ebenfalls ein Opfer des Revolutionsmythus geworden, ſo ſehr, daß ſich in ſeinem Gehirne die Idee fixirte, man müßte Revolution machen um der Revolution willen. Zu fragen, was denn am Ende aller Enden aus dieſer Revolution in Permanenz werden ſollte, fiel ihm natürlich nicht ein. Er wäre ja ſonſt nicht geweſen, was er war, ein richtiger Wolkenkukuksheimer, ein enthuſiaſtiſcher Bürger von Utopia.

Sieht man von dieſen und den übrigen ſchon früher namhaft gemachten Ausnahmen ab, bei welchen der Wahnwitz wenigſtens nur auf irregeleiteter Begeiſterung und chaotiſcher Begriffsverwirrung, nicht aber auf den ſelbſtſüchtigen Berechnungen der Eitelkeit, der Ehrſucht, der Gaunerei und Schurkerei beruhte, ſo iſt man vollſtändig berechtigt, die andern Mitglieder der Kommune als traurige Produkte der rohmaterialiſtiſchen Anſchauungs- und Denkweiſe unſerer Zeit zu bezeichnen. Auch dieſe Narren und Verbrecher ſind echte Prieſter der Mammonsreligion des Jahrhunderts, nur in anderer Form als unſere Geldkönige und Börſenfürſten, welche den Schweiß und das Mark der Völker in ihren Kaſſen anſammeln und durch ihre übermüthige Prozerei den Neid und Groll der vom Bankette des Lebens Ausgeſchloſſenen herausfordern. Als einer dieſer Könige, James Rothſchild, in Paris vor etlichen Jahren ſtarb, hinterließ er ſeinen Söhnen 1600 Millionen oder mehr. Und zu denken, daß zu ſolchem ungeheuerlichen, man möchte ſagen ſündhaften Reichthum einer Familie jene „Blutgelder“ den Grund gelegt haben, wofür die heſſenkaſſeler „Landesväter“ Karl der Erſte, Wilhelm der Achte, Friedrich der Zweite und Wilhelm der Neunte ihre armen „Landeskinder“ zu tauſenden und wieder tauſenden an verſchiedene kriegführende Potentaten verſchacherten, ſo recht en gros der letztgenannte an die Engländer während des Unabhängigkeitskampfes der Amerikaner! Dieſer Familienſchatz, an welchem mehr Flüche hafteten als an dem Nibelungenhort, iſt dann zur napoleoniſchen Zeit dem alten Amſchel, dem Begründer der Dynaſtie Rothſchild, zum „aufheben“ gegeben worden und der alte Amſchel wußte damit ſo geſchickt zu jobbern, daß ſchon ſein Sohn der Großmeiſter der europäiſchen Jobberei, der eigentliche Kohen hagadol (Hoheprieſter) im Tempel Mammonis war.

Auf unſerer Zeit liegt das grauſame Verhängniß, die geſellſchaftlichen Gegenſätze immer ſchärfer zuzuſpitzen, den Abgrund zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen dem Zuviel und dem Zuwenig immer breiter und tiefer zu machen. Schon einen Blick in dieſen Abgrund thut, wer die Pariſer Kommunewirthſchaft von 1871 betrachtet. Seht immerhin hinunter, ihr, die ihr zu ſehen, zu fühlen und zu denken wagt. Aus der finſtern Tiefe ſtarrt euch das rothe Drachenhaupt der ſocialen Frage entgegen, nicht wahr? Ihr kehrt euch ſchaudernd ab und eure zagende Seele überfröſtelt die Angſt, daß eines Tages der Drache dem Abgrund entſteigen und Ströme von Wuth und Glut und Blut über die Erde hinhauchen könnte. Ja, euch und alle nicht Gedankenloſen ſchauert die Ahnung an vom Kommen der großen Weheſtunde, wann die empörte Arbeit, eine rachewüthige Kriemhild, dem grimmen Hagen Kapital den Goldhelm mitſammt dem Haupte herunterſchlagen und die ſociale Götterdämmerung alle ihre Schrecken loslaſſen wird . . . .

Am 29. März erfolgte die Konſtituirung der Kommune. Sie beſtellte einen Vorſtand, welcher wöchentlich wechſeln ſollte, und den erſten Wochenvorſtand bildeten die Bürger Lefrançais als Vorſitzer, Bergeret und Duval als Beiſitzer, Rigault und Ferré als Schriftführer. Dann theilte ſich die Kommune in zehn Kommiſſionen, welche die verſchiedenen Zweige der Civil- und Militärverwaltung nach Art der früheren Miniſterien beſorgen ſollten. Es gab z. B. eine Finanzkommiſſion, in welcher der Student Jourde, ein geborenes Finanztalent, die Hauptrolle ſpielte; eine

Kriegskommiſſion, wo ſich die Bürger Eudes, Bergeret, Flourens, Cluſeret, Roſſel, Delescluze an der erſten Stelle ablöſten: eine Sicherheitskommiſſion, welche die Funktionen der bisherigen Polizeipräfektur übernahm und worin die Bürger Aſſi, Ferré und Rigault herrſchten. Der letztere hatte ſich übrigens ſchon am 20. März in der Polizeipräfektur inſtallirt und der Gewalten des verjagten Polizeipräfekten ſich bemächtigt. Später wärmte man für ihn das Amt und den Titel eines „Procureur de la Commune“ von 1792 wieder auf. Göttin der Gerechtigkeit, du haſt dir ſchon allerhand Prieſter gefallen laſſen müſſen, aber ein ſolches Exemplar wie den Bürger Rigault wohl ſelten. Das war ſo ein Wächter der öffentlichen Sicherheit, wie der Bürger Jules Valles, welcher das Diktum von ſich gab, Homer ſei nur „ein alter Schafskopf“ geweſen, eine Art von Unterrichtsminiſter war.

Die Rede, womit der alte Beslay die erſte Sitzung der Kommune ſchloß und worin er die Loſung ausgab: „Friede und Arbeit!“ ſchien eine Gewähr zu bieten, daß Verſtand und Mäßigung in der Verſammlung obenauf ſeien. Aber es ging hier, wie es bei derartigen Vorkommniſſen immer und überall zu gehen pflegt. Je raſcher die Dinge in Fluß und Schuß kamen, deſto lauter und gewaltthätiger machten ſich die Leidenſchaften geltend und drängten die verſtändige Erwägung mehr und mehr beiſeite. Bald mußten die Beſonnenen und Gemäßigten erkennen, daß ſie gegenüber den Ueberſpannten und Wüthenden in machtloſer Minderheit ſich befänden, und ſo blieb von ihnen einer nach dem andern aus den Sitzungen der Kommune weg.

Auch die Ultras, welche jedoch die herrſchende Mehrheit ausmachten, ſtimmten nicht einmal im Princip überein. Sie zerfielen in Jakobiner und Kommuniſten. Die einen bekannten ſich zum Sankt-Jakob von 1793 und wollten eine Republik à la St.-Juſt und Robespierre, jedoch mit Beſeitigung der Centraliſation, was doch ein Widerſpruch in ſich ſelbſt war; die andern ließen die Republik nur gelten als die Baſis, auf welcher ſie nach dem Bauplan der Internationale den kommuniſtiſchen Proletarierſtaat aufrichten wollten. Die beiden Fraktionen hielten ſich bis zuletzt in der Kommune die Wage und ſo iſt es gekommen, daß auch dieſer kreißende Berg nur eine Maus gebar, d. h. daß die Kommune ein poſitiv-revolutionäres Reſultat gar nicht erzielte, daß ſie ſich politiſch, ſocial und volkswirthſchaftlich als durchaus unfruchtbar erwies, daß ſie nur alles, was ſie erreichen konnte, zu zerſtören, lediglich aber nichts, gar nichts zu ſchaffen vermochte. Tiefbeſchämend für die Menſchheit iſt es, daß einer Rotte von ſo mittelmäßigen Köpfen, von ſo ordinären Geſellen ſo viel Unheil anzurichten geſtattet war. Was man auch thun mag, das Phänomen des rothen Quartals von 1871 zu erklären, immer iſt und bleibt die Möglichkeit des Phänomens eins der traurigſten Armuthszeugniſſe, welche das Menſchengeſchlecht ſich ausgeſtellt hat.

Die Kommune regierte ohne Programm, wenn man nicht etwa für ein ſolches gelten laſſen will ein an das „Volk von Frankreich“ erſt am 19. April erlaſſenes Manifeſt, ein Aktenſtück, womit der ganzen Geſchichte des Landes brutal in's Geſicht geſchlagen wurde. Das Manifeſt verlangte eine bis zum Aeußerſten gehende Decentraliſation. Die franzöſiſche Republik, wollten die Herren Kommunarden, ſollte beſtehen aus ſo vielen Kommunen, als Frankreich Ortſchaften beſäße, und dieſe Gemeindefreiheit ſollte nur beſchränkt ſein durch die Gleichberechtigung der Gemeinden, welche mittels Vertrags zu einer ſtaatlichen Einheit zuſammentreten würden.

Etwas Unfranzöſiſcheres als dieſe bis zum äußerſten Extrem, geradezu bis zur Pulveriſirung getriebene Zerſtückelung des Staatskörpers ließ ſich kaum ausſinnen. Jeder Wiſſende kennt die mancherlei und großen Schäden, welche für das franzöſiſche Volk aus der maßloſen Centraliſation erwachſen ſind. Aber jeder Wiſſende weiß auch, daß eine ſolche Centraliſation dem Gallierthum im Blute lag und liegt und daß demzufolge die geſammte geſchichtliche Entwickelung Frankreichs folgerichtig darauf hingearbeitet hat. Das Gute und Vortheilhafte, welches der Centraliſation doch immerhin auch zu eigen, beibehalten, das Schlechte und Schädliche ~~derſelben~~ allmälig ausſcheiden, das wäre patriotiſch und ſtaatsmänniſch gehandelt. Aber von heute auf morgen die Geneſis des Staates verneinen, den ganzen Staatsorganiſmus auf den Kopf ſtellen und dem Franzoſenthum dekretiren wollen, aus ſeiner Haut zu fahren, das war offenbar Wahnſinn. Der einzige originelle Anlauf alſo, welchen die Kommune nahm, mußte ſie von rechtswegen in's Narrenhaus führen.

Von der Gelegenheitsgeſetzgebung der Herren vom Stadthauſe zu reden, iſt nicht der Mühe werth. Dergleichen Akte, wie z. B. das zu Gunſten der Schuldner erlaſſene Wechſel- und Miethegeſetz, gehörten zu den Nothbehelfen einer Regierung, die von der Hand in den Mund lebte. Um ſich einen ſittlichen Firniß zu geben, verbot die Kommune alle Arten von Hazardſpielen und in einem Anfall von kommuniſtiſchem, d. h. die perſönliche Freiheit und Selbſtbeſtimmung für nichts achtendem Weltbeglückungseifer verbot ſie den Bäckern, bei nachtſchlafender Weile Teig zu kneten und Brot zu backen. Der „Delegirte beim Unterrichtsweſen“, Bürger Vaillant, auf deutſchen Hochſchulen gebildet, gab ſich viele Mühe, Schulorganiſationspläne, die an und für ſich gar nicht übel waren, zu entwerfen, die aber natürlich Papier blieben. Auf die Anregung von Pyat wird das vom 3. April datirte Dekret der Kommune zurückgeführt, welches die Trennung der Kirche vom Staat ausſprach, die Staatsausgaben für den Kultus unterdrückte und die ſämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöſter und Kongregationen konfiſcirte und als Nationaleigenthum erklärte. Dieſes Geſetz gelangte, ſoweit die Zeit reichte, zur Ausführung.

Die Finanzen der Kommune wurden vom Bürger Jourde ebenſo geſchickt als gewiſſenhaft verwaltet, wie denn dieſer junge Mann ſicherlich auch durch perſönliche Ehrenhaftigkeit unter ſeinen Kollegen hervorragte. Die tägliche Ausgabe betrug etwa 800,000 Franken. Gedeckt wurde dieſer Bedarf durch die Acciſe, die Tabaksregie, die Stempelgebühren, die Zwangsanleihen bei den Eiſenbahngeſellſchaften und bei der Bank von Frankreich. Beraubt wurde dieſe nicht, weil ſich namentlich Jourde und Beslay dem Raube energiſch widerſetzten, dagegen tüchtig angezapft. Es darf [illegible] als ein finanzpolitiſches Kurioſum ohnegleichen bezeichnet werden, daß die Bank von Frankreich — mit Vorwiſſen und Beiſtimmung von Monſieur Thiers — in den letzen Tagen der Kommune förmlich den Kaſſirer ~~derſelben~~ machte und ihr Tag für Tag 800,000 Fr. ausbezahlte. Die Bezüge der Beamten waren übrigens ſehr mäßig. Am 2. April wurde dekretirt, daß die höchſte Jahresbeſoldung eines Gemeindebeamten auf 6000 Fr. fixirt ſein ſolle. Die Mitglieder der Kommune bezogen ein Taggeld von 15 Fr., weiter nichts. Ein Obergeneral erhielt 16 Fr. Taggeld, ein Nationalgardiſt 1½ Fr. und die Verköſtigung. Daß die Kommunarden in ſybaritiſchen Bakchanalien und babyloniſchen Orgien geſchwelgt hätten, iſt Verleumdung. Bürger Jourde hat nachmals vor dem Kriegsgerichte in Verſailles die Geſammtausgabe der Kommune auf 53 Millionen angeſchlagen, und es war ihm auf's Wort zu glauben.

Wie das rothe Quartal erſt verſtändlich wird, wenn man die während des zweiten Empire aufgekommene, von den Tuilerien beſchützte und von der Börſe gehätſchelte, ſo recht aus „boue de Paris“ geknetete Literatur kennt, dieſe Literatur der bronze-ſtirnigen Gemeinheit, der brutalen Selbſtſucht und des triumphirenden Laſters, aus welcher ja die Kommunarden wohl den Schluß ziehen durften, eine ſolche Geſellſchaft ſei nur der Vernichtung werth, — ſo muß man die Kommune-Literatur, dieſe zahlreich wie Brenneſſeln und Giftpilze aufgeſchoſſenen Journale durchmuſtern, um ſo recht zu erfahren, welche Hefe wilder Inſtinkte und wüthender Leidenſchaften damals in Paris brodelte und gohr. Unduldſam und gewaltthätig, wie die rothen Komödianten von 1793 geweſen, waren auch durchweg ihre Affen von 1871. Nur ihre eigenen Stimmen wollten ſie hören und ſo wurde jede abweichende Meinung und Meinungsäußerung geächtet. Dieſe Freiheitsheuchler waren fanatiſche Pfaffen der Tyrannei. Was nicht für ſie war, ſollte gar nicht ſein. Die Preſſe, welche nicht aus der kommuniſtiſchen Tonart ſchrieb, wurde gewaltſam unterdrückt. Nicht etwa nur die monarchiſchen Blätter mußten verſtummen, ſondern auch die republikaniſchen. Nicht etwa nur der bonapartiſtiſche „Gaulois“ oder die orleaniſtiſche „Revue des deux mondes“, ſondern ebenſo der republikaniſche „Siecle". An der Stelle der weggefegten anſtändigen Journaliſtik machte ſich eine wirkliche und wahrhafte Canaille-Preſſe ſchamlos breit. Das lumpigſte literariſche Zigeunerthum von Paris kam aus ſeinen Schlupfwinkeln hervor und tanzte auf den Straßen ſeine journaliſtiſche Carmagnole. Auch hierin, wie in anderem, um nicht zu ſagen in allem, wurden die wüſteſten Erinnerungen der erſten Revolution wieder aufgewärmt. Da konnte es nicht fehlen, daß auch Hébert's blut- und ſchmutztriefendes Journal „Le père Duchêne" wiedererſtand. Und dieſes von Vermerſch redigirte Blatt verkaufte täglich 70,000 Exemplare und brachte ſeinen Schmierfinken Tag für Tag 1000 Franken Nettoprofit. Wollt ihr mit eigenen Augen ſehen, was für obſcöne und mordluſtige Sprünge die Menſchenbeſtie in dem Paris des rothen Quartals machte, ſo nehmt dieſe oder jene Nummer vom „Vater Duchêne" zur Hand. Aber zieht zuvor, ich bitt' euch, Handſchuhe an und verbindet euch die Naſen!

5.

Verhaftet euch unter einander!

Wie ging es derweil außerhalb der „intellektuellen Centralſonne des Weltalls" her? Fand das „hehre" Beiſpiel, welches Paris gegeben, in den Provinzen Zuſtimmung und Nachahmung? Was machten die Blauen und was that Monſieur Thiers?

Es ging in den Provinzen nicht ſo, wie es die Herren vom pariſer Stadthauſe wollten und wünſchten. Das „hehre" Beiſpiel war ſo ziemlich umſonſt gegeben. Die Pulveriſirung Frankreichs zu einem Chaos von Kommunen entſprach mit nichten dem Nationalgeſchmack. Die internationale Verſchwörung hatte zwar in verſchiedenen Städten tüchtig vorgearbeitet und es gingen dann auch auf die Kunde vom 18. März hin da und dort, in Lyon, in St.-Etienne, in Marſeille, in Toulouſe, in Rouen, rothe Flatterminen los. Aber eben doch nur Flatterminen oder ſogar nur „Feuerteufel", ein bißchen praſſelnd und ſtinkend, aber ohnmächtig, zu zünden und zu ſprengen. Dieſe Krawalle ſchlug die blaue Regierung unſchwer nieder und der ganze Rummel in den Provinzen hatte ein Ende, nachdem es gelungen war, den Hauptminirer Blanqui zu Kaſtelnau feſtzumachen. Die fünfzig oder ſechzig Tyrannen logen zwar ſich ſelber und ihren Unterthanen bis zuletzt vor, ihre „Brüder" in den Provinzen würden ihnen zur Hilfe heranziehen, maſſenhaft, unwiderſtehlich; Thatſache aber war, und zwar ſehr bald, daß die pariſer Kommune vom Lande nichts zu erwarten hatte. Die Provinz emancipirte ſich diesmal von der Hauptſtadt und trieb in ihrer eigenen Manier, welche ~~eine~~ ganz geſcheidt war, Decentraliſation.

Der kleine Thiers draußen in Verſailles war unterdeſſen auch nicht müſſig. Im Gegentheil, thätig bis zum Fieber. Er hatte mehr als eine begangene Dummheit gutzumachen und er machte ſie gut. Vorderhand freilich nur theilweiſe; denn maßen er ſchon am 25. März eine Streitmacht von 40,000 Mann mit 520 Geſchützen zur Hand hatte, ſo iſt wohl die Frage erlaubt, warum Thiers die ganz kopfloſen, wahrhaft rührend einfältigen Machenſchaften des Admirals Saiſſet zugelaſſen und nicht vielmehr einen Angriff auf Paris unternommen habe, der ja am genannten Tage noch unendlich viel leichter geweſen wäre als eine Woche ſpäter, wo die Rothen die ganze Umwallung von Paris in ihrer Gewalt und ihre Streitkräfte organiſirt hatten. Sogar der Forts auf der Südſeite der Stadt waren ſie leicht Meiſter geworden, dagegen in dem Verſuch, auch der rieſigen Citadelle des Mont Valerien ſich zu bemächtigen, geſcheitert. Ein noch rechtzeitig auf den Mont geſchickter zuverläſſiger Kommandant hielt an der Spitze einer pflichttreuen Beſatzung dieſe wichtige, die Weſtfront von Paris deckende Feſtung für die Blauen, — ein für die Rothen, wie ſich bald zeigen ſollte, höchſt widerwärtiger Umſtand. Ein höchſt eigenthümlicher, ja in ſeiner Art einziger war es dagegen, daß die Anweſenheit der deutſchen Truppen in den Nord- und Oſtforts nicht weniger den Rothen als den Blauen zum Vortheile gereichte. Den Rothen, weil ſie demzufolge nur die Weſt- und Südſeite der Stadt zu vertheidigen hatten, den Blauen, weil ſie nicht die ganze

Stadt zu umſchließen brauchten und die Kraft ihres Angriffs auf die ſüdliche und weſtliche Front koncentriren konnten. Aber der Menſch iſt eine undankbare Beſtie. Nachmals haben Blaue und Rothe brüderlichſt mitſammen über die Deutſchen geſchimpft wie Rohrſpatzen und unſer oben citirter hochwürdiger Abbé Lamazou hat, vom heiligen römiſchen Geiſte inſpirirt, ſogar die ſublime Entdeckung gemacht, die Kommune ſei nichts anderes geweſen als eine „preußiſche Intrike“, item die Kommuniſten und Petroleurs ſeien „beim Bismarck und beim Moltke in die Schule gegangen“.

Daß die Rothen über bedeutende Streitkräfte und über ausreichendes Kriegszeug aller Art zu gebieten hatten, iſt ſchon früher dargethan worden. Auch an Generalen fehlte es der Kommune nicht. Freilich waren das Generale von der Sorte der Flourens, Eudes, Brunel, Duval, Bergeret und Lullier, welche an den oberſten Stellen befehligen ſollten, bis zur Uebernahme des alleroberſten Befehls der damit betraute und eilends herbeigerufene Garibaldi eingetroffen wäre. Diesmal war aber der Alte von Kaprera klüger als anno 1870. Eingedenk der Erfahrungen, welche er neulich mit den Franzoſen und die Franzoſen mit ihm gemacht hatten, blieb er ruhig auf ſeiner Geißeninſel ſitzen.

Es war aber auch kein Spaß, General der Kommune zu ſein. Der Revolutionsmythus, der Konvent habe ſeine Generale ſo lange zur Guillotine geſchickt, bis ſich welche gefunden hätten, die zu ſiegen verſtanden, hatte ja im Stadthauſe bedenklich viele Gläubige und Bekenner. Das Meſſer der Guillotine zwar machte man vor der Hand nicht zum Kritiker der Strategen und Taktiker, aber man verhaftete ſich mehr oder weniger gemuthlich untereinander. Der zweifelsohne mehr als halbtolle weiland Marineleutnant Lullier wurde ſchon am 26. März von ſeinem Bürgerwehrkommando abgeſetzt, verhaftet und eingeſteckt. Es hieß, von wegen eines Stuhles, welchen er im Feuer der Debatte ſeinem ehrenwerthen Kollegen Aſſi an den Kopf geworfen hätte. Am 2. April brach aber der ehrenwerthe Lullier aus und erklärte in Rocheforts „Mot d'ordre“, er werde fortan nur mit zwölf Revolvern in den Taſchen herumgehen. An demſelben Tage ließ die Kommune ihr ehrenwerthes Mitglied Aſſi verhaften und an den Schatten thun unter der Anſchuldigung, ein Weibler und Werber für den Bonapartismus zu ſein. Ja, ja, dieſe ehrenwerthen Bürger von der Kommune hatten der großen Mehrzahl nach vollauf Urſache, einander für verdächtig zu halten.

Am 1. April ernannte die Kommune den verbummelten Mediciner Eudes zum Quaſikriegsminiſter (zum „Delegirten beim Kriegsweſen") und den geweſenen Buchdruckereifaktor Bergeret, bislang Sergeant in der Bürgerwehr, zum Generalſtabschef. Am folgenden Tage hat dann der Krieg zwiſchen den Blauen und den Rothen ernſtlich angehoben infolge der Vorſchiebung einer Truppenſchar von St.-Cloud her bis an die Seine durch den General Vinoy, obzwar Monſieur Thiers der Meinung war, erſt dann zum Angriff auf Paris zu vorſchreiten, wann er über mindeſtens 130,000 Mann zu verfügen hätte. Eine ſolche oder noch größere Truppenzahl unter der Trikolore zu verſammeln, wurde aber dem Regierer Frankreichs erſt möglich mittels Unterhandlungen mit dem deutſchen Reiche. Dieſe Unterhandlungen haben dann auch, wie bekannt, zum Ziele, d. h. viele tauſende und abermals viele tauſende franzöſiſcher Offiziere und Soldaten aus der deutſchen Kriegsgefangenſchaft heim und unter die dreifarbige Fahne geführt.

Am 2. April alſo ging der blutige Tanz los. Eine über die Seinebrücke von Neuilly und bis Courbevoie vorgegangene Erkundungsſchar der Rothen ſtieß dort mit den Vortruppen Vinoy's zuſammen und ſchoß ſich mit denſelben herum. Die Rothen ſagten, die Blauen, und die Blauen ſagten, die Rothen hätten angefangen — natürlich „verrätheriſch". Da ſich auch die Feuermäuler des Mont Valerien in den Zank miſchten, hatten die Rothen bewegliche Gründe, nicht nur über die Seinebrücke, ſondern auch hinter die Porte Maillot, d. h. hinter die ſchützende Umwallung von Paris zurückzugehen. Die Blauen füſilirten in ihren Händen gebliebene Gefangene „saus phrase". Zur Antwort auf die Nordſchüſſe vom 18. März, ſagten ſie ſpäter. Man ſieht, in dieſem franzöſiſchen Bürgerkriege begann es tüchtig zu ſpaniolen.

Nun brauſ'te, was roth in der Stadt, gewaltiglich auf. Was, wir ſollten uns von dem Nußknacker Thiers und ſeiner Krautjunker- und Bauernverſammlung alſo mitſpielen laſſen? Kanonen auf den weſtlichen Wall! Aux armes, citoyens! Nach Verſailles! Nach Verſailles! Laſſt unſere Generale ihre Schuldigkeit thun, damit wir das vermaledeite Reſt des Royalismus und Klerikalismus da draußen ausnehmen und mit einem Schlage unſerer hochgelobten Kommune Bahn brechen im ſchönen Frankreich!

„Unſere Generale“ Eudes, Bergeret, Duval und Flourens thaten denn auch richtig ihre Schuldigkeit, hielten Kriegsrath und ſetzten einen Plan auf, wozu die Vollziehungskommiſſion im Stadthauſe ja und Amen ſagte. Abends heizte ein Maueranſchlag, worin mit Charette's „Chouans“, „päpſtlichen Zuaven“, Trochu's „bretoniſchen Läuſekerlen“, „royaliſtiſchen Verſchwörern“ und ähnlichem Zornfutter nicht ſparſam umgegangen wurde, den mehr oder weniger heldiſchen Bürgern tüchtig ein.

Am folgenden Morgen geſchah der Ausfall, der aber nicht glänzend ausfiel. Um 4 Uhr in Marſch geſetzt, brachen die Rothen in drei Kolonnen aus der Umwallung hervor. Zur Linken ſollte der „General“ Eudes über Montrouge auf der Straße von Clermont gegen Villacoublay vorgehen. In der Mitte der „General“ Duval über Iſſy und Meudon gegen Viroflay. Auf der Rechten ſollten die „Generale“ Bergeret und Flourens Rueil und Bougival zu erreichen ſuchen. Als Geſammtwirkung dieſer drei Ausfallsſtöße war ein Vorſtoß auf Verſailles geplant, „um die Schlange in ihrem Reſte zu zertreten“. Nun aber gehören zur Ausführung eines Plans bekanntlich immer zwei. Einer, welcher denſelben ausführt, und ein anderer, welcher die Ausführung zuläßt. Im vorliegenden Falle verſagte der andere den Dienſt, d. h. die Blauen ſchickten die Rothen mit blutigen Köpfen heim, nachdem wiederum insbeſondere das mörderiſche Feuer des Mont Valerien das ganze Unternehmen von vornherein dem Scheitern nahegebracht hatte. Die ſämmtlichen „Generale“ der Kommune wurden auf allen Punkten geſchlagen und der ganze Ausfall ſchließlich am folgenden Tage hinter die Wälle zurückgeworfen. Zwei der rothen Häuptlinge kehrten nicht wieder in die Stadt zurück. Der phantaſtiſche, aber ehrlich-fanatiſche und tapfere Flourens wurde, mit ſeinen Truppen von Paris abgeſchnitten, am 4. April in einem Hauſe unweit Ruel, wo er genächtigt hatte, von Verſailler Gensd'armen, welche von Bauern auf ihn gehetzt wurden, überfallen und fiel, den Säbel in der Hand, unter dem Säbel eines Gegners. Den gefangenen Duval ließ der General Vinoy erſchießen. Als dieſem der Gefangene vorgeführt worden, fragte er ihn: „Was würden Sie mit mir machen, ſo ich Ihr Gefangener wäre?“ worauf Duval als aufrichtiger Mann antwortete: „Sie erſchießen laſſen.“ Man that ihm, wie er gethan haben würde. Wie du mir, ſo ich dir.

Die arme Mutter von Guſtav Flourens holte den todten Sohn von Verſailles, wohin man ihn gebracht hatte, nach Paris herein. Man hatte ihr den Leichnam ausgeliefert, aber unter der Bedingung, daß die Beſtattung ohne Pomp und Demonſtration vor ſich ginge. So folgten nur die troſtloſe Mutter mit ihren zwei übrigen Söhnen und ein Prieſter dem Sarge zum Père Lachaiſe. Am Tage darauf ſtand in einem rothen Blatt: „Ein Prieſter hat Flourens in geweihter Erde begraben. Das iſt ein Unglücksſchlag über das Grab hinaus.“ Der Schlag that aber nicht mehr weh einem, welcher eingegangen war in das große Schweigen, worin ja dereinſt der verglühte Erdball ſelbſt verſinken wird, mit allen ſeinen Scheinfreuden und Peinleiden ſtill verſinken wird, wie eine verblühte Waſſerlilie in die Tiefe ſinkt . . . Aus dem Begräbniß von anderen 31 Gefallenen machte man ein großes Spektakel. Denn wie alle Deſpoten wußten auch die Stadthausherren, daß man der Menge „panem et circenses“ verſchaffen müßte. Zugleich wurde eine Proklamation ausgegeben, worin es lapidariſch hieß: „Die Banditen von Verſailles erwürgen oder erſchießen unſere Brüder, die in ihre Hände gefallen. Wenn ſie noch einen einzigen unſerer Wehrleute ermorden, ſo werden wir das mit der Hinrichtung einer gleichen oder doppelten Anzahl von Gefangenen beantworten.“ Ein Vorwink, aber ein Vorwink mit der Mordkeule auf das Scheuſälige hin, was ſpäter in La Roquette und anderwärts geſchehen ſollte. . . .

Am Tage des miſſlungenen großen Ausfalls war der Bürger

Cluſeret von der Kommune zum Delegirten beim Kriegsweſen ernannt worden. Dieſer neue Kriegsminiſter durfte ſich kecklich General ſchelten laſſen. Vor Zeiten, im Krimkrieg, Kapitän in einem Jägerbataillon, hatte er — man weiß nicht recht, warum — den franzöſiſchen Dienſt verlaſſen, das ſiciliſche Abenteuer Garibaldi's mitgemacht, dann den großen amerikaniſchen Bürgerkrieg. Ein richtiger Condottiere unſeres Jahrhunderts, hatte er die Witterung der Revolution und lief überallhin, wo „etwas los war". Im übrigen war er ein muthiger Soldat und kein ungeſchickter Offizier. Seinem organiſatoriſchen Talent und ſeiner kriegsminiſterlichen Thätigkeit iſt es hauptſächlich auf Rechnung zu ſchreiben, daß die Rothen Paris ſo lange gegen die Blauen zu halten vermochten. Er brachte Ordnung und Straffheit in den militäriſchen Dienſt. Mit den aus Buchdruckern und Buchbindern zu „Generalen" gewordenen Nullen machte er wenig Federleſens. Den Hohlkopf Bergeret, welchen die Kommune nach ſeiner kläglichen Feldherrnprobe vom 3. April zum Stadtkommandanten ernannt hatte, ließ er abſetzen und verhaften, um den tüchtigen Polen Dombrowſki auf dieſen wichtigen Poſten zu ſtellen. In einer unglücklichen Stunde ernannte Cluſeret zum Generalſtabschef den jungen, begabten, aber vom Ehrgeiz verzehrten und ränkeſüchtigen Geniekapitän Roſſel, welcher nach dem Falle von Metz ſein den Deutſchen gegebenes Ehrenwort gebrochen hatte und ſpäter von der dreifarbigen Fahne ſeines Landes zur rothen übergelaufen war, — ein Menſch, welcher den ihm ſpäter zutheil gewordenen Tod an dem rothen Pfahl auf der Ebene von Satory wohlverdient hat. Sofort nach ſeiner Beſtallung fing er gegen Cluſeret zu ränkeln und zu zetteln an und ſeinen Machenſchaften iſt es zweifelsohne in erſter Linie zuzuſchreiben, daß die Kommune am 30. April ihren Kriegsminiſter abſetzen und verhaften ließ. An ſeine Stelle trat Roſſel als proviſoriſcher Kriegsminiſter. Weil er aber merkte, daß die übernommene Würde nur eine für ſeine Schultern viel zu ſchwere Bürde ſei, warf er ſein Miniſterium ſchon am 9. Mai der Kommune vor die Füße. Darauf obligate Verhaftung des auſlüpfiſchen Menſchen, der aber mitſammt ſeinem Wächter, dem Kommunarden Gérardin, aus ſeinem proviſoriſchen Arreſt im Stadthauſe verduftete und ſpurlos verſchwunden blieb bis zum 8. Juni, wo ihn die blaue Polizei in ſeinem pariſer Verſteck abfaßte.

Nach der mit Roſſel gemachten Erfahrung wollte die Kommune von keinem Offizier mehr als Kriegsminiſter wiſſen und ernannte zum Delegirten beim Kriegsweſen den Bürger Delescluze, genannt, „der Alte vom Berge“, welcher dann die letzten Kämpfe und Krämpfe der Kommune im ſtrengjakobiniſchen Stile von 1793 diktatoriſch geleitet hat. Von jugendauf Verſchwörer, hatte er gegen das Julikönigthum, gegen die Pſeudorepublik von 1848, gegen das zweite Empire gekämpft und ſchwere Verfolgungen erlitten. Was er in franzöſiſchen Gefängniſſen und unter der Glutſonne von Cayenne ausgeſtanden, hatte ſeinen Leib ausgetrocknet und ſein Herz zu Stein gemacht. Dieſer lange, hagere, bleiche Graubart ſah aus wie der verkörperte Gedanke von Robespierre. Zudem, was hatte er zu verlieren? Nichts. Am 18. März begegnete ein Bekannter dem Bürger Delescluze auf der Straße und äußerte beſorgnißvoll: „Und wenn nun die Preußen ſich dreinmiſchen und Paris in Brand ſchießen?“ — „Mir ganz egal“, gab der Alte vom Berge zur Antwort; „ich bin nicht Hausbeſitzer.“

6.

Es wird kanonirt, prophetirt und charlataniſirt.

Das „Alles ſchon dageweſen“ hält auch nicht mehr ſtand. Denn in unſeren Tagen hat die menſchliche Tragikomödie, ſonſt auch Geſchichte genannt, uns wahrhaftig verſchiedene noch nicht dageweſene Figuren und Scenen vorgeführt. War nicht die ganze Scenerie des Kommuneſpiels eine neue, inſofern die deutſchen Soldaten ſehr wahrnehmbar in den Kuliſſen ſtanden? Und iſt nicht der Marſchall Mac Mahon eine neue, noch nicht dageweſene Figur? Gewiß iſt er das. Nicht darum zwar, weil er, der notoriſche Royaliſt, den Präſidenten einer Republik vorſtellt, ſondern deſſhalb, weil er, der bei Wörth davongerittene und bei Sedan davongetragene General, zum Staatsoberhaupt ſeines Landes erkoren worden. Daß ſiegreiche Degen zu Skeptern wurden, das iſt ſchon oft dageweſen. Daß ein zerſchlagener Degen als Skepter fungirt, das iſt neu.

Maßen der alte Thiers nicht ſelber zu Pferde ſteigen konnte — gewiß zu ſeinem großen Leidweſen — ſo mußte er ſich nach einem paſſenden Obergeneral umſehen, und ſeine Wahl fiel auf den aus deutſcher Kriegsgefangenſchaft zurückgekehrten Mac Mahon. Daß dieſer trotz Wörth und Sedan noch ein ſolches Anſehen behalten hatte, zeugt immerhin von ſeiner ſoldatiſchen Tüchtigkeit. Vielleicht wollte die Quaſi-Republik durch die Ernennung des ſehr katholiſchen Marſchalls der hochwürdigen Kleriſei eine Bürgſchaft geben. Uebrigens war ja auch die Auswahl nicht groß.

Der Marſchall hatte ausreichende Streitkräfte unter ſeiner Hand, an 150,000 Mann. Die „aktive“ Armee, anfänglich drei, ſpäter fünf Korps ſtark, wurde von den Generalen Ladmirault, Ciſſey, Du Barrail, Douay und Clinchant kommandirt. Die „Reſervearmee“ befehligte der General Vinoy. Nachdem die Organiſation, Ausrüſtung und Vertheilung der Truppen vollendet war, begannen die Blauen am grünen Donnerstag (6. April) ihre Angriffsbewegungen gegen die Rothen. In der Richtung auf Neuilly zunächſt. Die Feldwachen der Rothen, welche ſich wieder bis Courbevoie vorgewagt hatten, wurden von dort über die Seinebrücke und die Avenue hinab bis zur Porte Maillot zurückgetrieben. Zugleich überſchüttete der Mont Valerien Neuilly und deſſen Umgebung, ſowie am folgenden Tage die Champs-Elyſées und das Quartier Les Ternes mit Kugeln, welche eiſerne Boten den Pariſern den ganzen Ernſt der Lage und den Beginn des zweiten Bombardements der Stadt verkündeten. Der Karfreitag ſah einen achtſtündigen mörderiſchen Kampf um den Beſitz der Brücke von Neuilly. Die Rothen ſchlugen ſich mit Todesverachtung und erſt am nächſten Tage (8. April) verzichteten ſie darauf, die von den Blauen genommene wichtige Brücke wiederzunehmen. Nach ſchweren Verluſten konnten demzufolge die Regierungstruppen am rechten

Seineufer Batterien errichten, welche im Verein mit denen des Mont Valerien die Porte Maillot in der Umwallung und über dieſe hinweg den Arc de Triomphe und die Champs-Elyſées zu Zielpunkten nahmen. Den Oſterſonntag und Oſtermontag über ruhten die Waffen. Am 11. April ſodann inaugurirte der Marſchall ſeine Oberbefehlshaberſchaft durch ein heftiges Artilleriefeuer, welches die blauen Batterien von Neuilly und Chatillon aus gegen die Porte Maillot und die Südforts richteten. Ein in der Nacht mit bedeutenden Streitkräften unternommener Verſuch, die Südforts mittels Ueberrumpelung zu nehmen, ſchlug gänzlich fehl. Die Rothen waren wachſam und gut vorbereitet. Sie bereiteten den Ueberrumpelern einen ſo heißen Empfang, daß dieſe ihn zu heiß fanden und eiligſt den Rückzug antraten. Viel beſſer gelang etliche Tage darauf den Blauen ein Schlag vor der Weſtfronte der Stadt: die Erſtürmung des bei Aſnières gelegenen, von den Rothen beſetzten und befeſtigten, den Strom, ſowie die Straße zwiſchen Courbevoie und Aſnières beherrſchenden Schloſſes Bécon durch die Truppen des Generals Montaudon am 17. April. Dies war für die Rothen ein nicht zu miſſachtendes Signal, ſich definitiv auf das rechte Seineufer zurückzuziehen. Die Fortſetzung der Kämpfe in dieſer Gegend, hartnäckige Feuergefechte ohn' Ende mit ſich bringend, fiel ſchwer auf die zwiſchen der Umwallung und dem Strome gelegenen Ortſchaften Clichy, Levallois, Champerret, Villiers und Neuilly, deren Inſaſſen ſich und ihre Habſeligkeiten, ſo gut es ging, nach Paris hineinflüchteten, während die zierlichen Dörfer oder Städtchen ſelbſt unter den ſich kreuzenden Geſchoſſen in Trümmer ſanken. Der Plan des Marſchalls wollte, daß die Truppen auf der Südſeite wenigſtens ebenſo weit vorgeſchritten ſein müßten wie auf der Weſtſeite, bevor von beiden Seiten ein gleichzeitiger Angriff auf die Umwallungslinie geſchehen könnte. Aber in den Südforts, namentlich in Iſſy und Vanves, behaupteten ſich die Rothen mit wilder Zähigkeit bis in den Mai hinein gegen ihre blauen Belagerer. Denn hier ſahen ſich die Generale der letzteren genöthigt, zu förmlichen Belagerungen zu ſchreiten, mit Laufgräben und allem Zubehör vorzugehen. Der Kampf um dieſe

Citadellen führte allerhand Kriſen im Schoße der Kommune mit ſich und gab auch den unmittelbaren Anſtoß zum Sturze von Cluſeret. Am 9. Mai fiel Iſſy, am 14. Mai Vanves endgiltig in die Hände der Blauen. Die rothe Fahne war ſelbſt auf den Trümmerhaufen, wozu die Kugeln der Belagerer die beiden Burgen gemacht hatten, bis zur äußerſten Möglichkeit aufrechtgehalten worden.

Nunmehr konnten die Truppen des Marſchalls gegen die Umwallung der Stadt ſelber vorgehen, aber nicht etwa mit einem Sturmangriff, welcher vorerſt ganz ausſichtslos geweſen wäre. Spitzhacke, Spaten und Schaufel, die Berechnungen und Künſte des Ingenieurs, die Wirkſamkeit des Belagerungsgeſchützes mußten vorerſt in Anwendung gebracht werden und wurden es. Im Lieblingsparke der Pariſer, im Bois de Boulogne, zwiſchen jenen kokett ſich kreuzenden Fahr-, Reit- und Wandelwegen, auf welchen ſonſt der Luxus allen ſeinen Uebermuth und Frauenſchönheit alle ihre Lockungen entfaltet hatten, wurde jetzt eine rieſige Schanze aufgebaut und mit 70 Geſchützen ſchwerſten Kalibers bewaffnet. Dieſe Batterie ſpie ſofort ihren Eiſenhagel auf den ihr gegenüber liegenden Wall und die dahinter gelegenen anmuthigen Vorſtädte Auteuil und Paſſy, und Dank dieſem Eiſenhagel vermochte der hier kommandirende General Douay ſeine Laufgräben der Umwallung raſch näher zu treiben.

Aber aller Eifer der Blauen, alle ihre Vorſchritte waren doch bei weitem nicht raſch genug, um den unheilvollen Gedanken, womit die Kommune oder wenigſtens die Fanatiker in derſelben ſich trugen, von vornherein die Möglichkeit einer Verwirklichung abzuſchneiden. Daß ſolche Gedanken, eine beiſpielloſe Kataſtrophe vorzubereiten, vorhanden waren, hat nachmals die kriegsgerichtliche Unterſuchung klargeſtellt. Uebrigens hatten die Fanatiker und die Charlatane des rothen Schreckens ihrer Abſichten auch gar kein Hehl. Im Gegentheil, ſie machten förmlich damit Parade. Einer der rothen Hauptcharlatane — zum Fanatiker war er viel zu ſchlecht — Jules Vallès, Mitglied der Kommune, ſagte jedem, der es hören wollte, mündlich und in ſeinem Goſſenblatt „Cri du peuple“ ſchriftlich, daß die Rothen den Blauen Paris nur als einen Trümmerhaufen überlaſſen wollten und würden. „Die Banditen von Verſailles mögen ein Fort nach dem andern nehmen. Sie mögen auch die Stadtumwallung niederwerfen. Aber keiner ihrer Soldaten wird trotzdem Paris betreten. Wenn Thiers etwas von Chemie verſteht, ſo wird er uns verſtehen. Die Armee von Verſailles mag wiſſen, daß Paris vor nichts, aber auch vor gar nichts zurückſchrecken wird und daß alle Maßregeln getroffen ſind.“

Wie wohlbedacht dieſe Drohungen waren, hat der Schlußakt des rothen Quartals nur allzu roth, zu blut- und feuerroth bewieſen. Unſer Charlatan von Prophet freilich ſcheint nicht daran geglaubt zu haben, daß andere ſeine finſteren Prophezeiungen in Erfüllung bringen würden. Nachſtehende Scene, die ein durchaus verläſſlicher Zeuge mitgetheilt hat, zeichnet den Menſchen und mit ihm alle jene gewiſſen- und ſchamloſen Zigeuner, welche aus der Agitation ein Handwerk und aus der Revolution eine Verſorgungsanſtalt gemacht haben und machen.

Am 11. Mai erzählte im Kafé Madrid ein Pariſer dem deutſchen Publiciſten G. Schneider Folgendes: „Ein Freund von mir, der Direktor des Journals ‚Eclipſe‘, war von einem gewiſſen Pilotell, der, — ein Karikaturenzeichner letzten Ranges und verkommenes Subjekt — vom Centralkomité zum Quaſiminiſter der ſchönen Künſte erhoben, dieſen hohen Poſten mit der Stelle eines Polizeikommiſſärs vertauſcht hatte, ausgeplündert und arretirt worden. Ich wollte verſuchen, durch Vallès die Freilaſſung des Verhafteten zu erlangen, und da man mir ſagte, daß er bei dem Weinhändler Delille an der Place des Victoires zu ſpeiſen pflegte, ging ich dorthin. Bald trat Vallès ein. Er hatte ſich den Bart verſchneiden laſſen und trug Sommerkleider mit einer rothen Roſette im Knopfloch. Den unvermeidlichen Schleppſäbel an der Seite, eingehüllt in einen polniſchen Schnürenrock, Ungarſtiefeln an den Füßen, eine Fiſchottermütze auf dem Kopfe, rief er mir zu: „Wollen Sie meine Stelle im Hôtel de Ville einnehmen?“ — „Schönen Dank! Ich habe keine Luſt, füſilirt zu werden.“

Er legte Mütze, Rock und ſelbſt Weſte ab. Seine ſchwarzen Haare tropften von Schweiß; ſeine Augen glühten in Fieberhitze; ſeine Bruſt keuchte. „Was für ein Handwerk!“ rief er aus. „Und ich, der ich ſo faul bin! Dieſe Leute dort werden mich noch verrückt machen. Sitzung bei Tage, Sitzung bei Nacht. Und wozu? Das Lob Babeufs zu ſingen! Sehen Sie, die Verſailler entreißen uns Stunde für Stunde Terrain, Mauer, Hoffnung, wir aber ſind auf heute Abend zuſammenberufen, um über einen Antrag Courbets zu rathſchlagen, der mit ſeiner Demiſſion droht, wenn man nicht die Abſetzung Gottes dekretirte. Ich meinerſeits werde gegen den Antrag ſtimmen. Gott genirt mich nicht. Nur Chriſtus mag ich nicht leiden, ſo wenig wie alle Scheinberühmtheiten.“ Vallès, der niemals gutherzig geweſen, ſchlug mir meine Bitte ab. Ich fragte dann noch: „Wie ſoll das alles enden?“ — „O, auf die einfachſte Weiſe von der Welt“, entgegnete er. „Cluſeret oder ein anderer verkauft den Verſaillern ein Wallthor und eines ſchönen Morgens lieſ't man uns in unſeren Betten auf — ein hübſcher Blumenſtrauß für Cayenne! Ich jedoch hoffe zur rechten Zeit benachrichtigt zu werden; mein Koffer iſt gepackt: ich mache mich aus dem Staube nach der Schweiz oder Belgien. Binnen ſechs Monaten gibt es in Frankreich einen Regierungswechſel, der eine Amneſtie mit ſich bringt. Dann kehre ich zurück und werde, Dank meiner Popularität, Deputirter. Als ſolcher nehme ich Platz auf den Bänken der Oppoſition, d. h. der gemäßigten Oppoſition, und meiner Treu, es iſt ja alles möglich, und ich ſehe nicht ein, warum ich nicht Miniſter werden ſollte. Erneſt Picard iſt's ja auch geworden.““

7.

Verfolgungswahnſinn.

„Einen Diktator müſſen wir haben. Wir brauchen die Diktatur!“ rief Rochefort in ſeinem „Mot d'ordre“ aus, und wahrſcheinlich fühlte dieſer Schnurrant mit der Feder in ſich ſelber das Zeug zu einem richtigen Diktator. Die ins Schranken- und Sinnloſe überſpannte Demokratie iſt auch wirklich allzeit und überall in eine Diktatur ausgelaufen. Wenn die Menſchen merken, daß ihnen mit dem Aberglauben an den ſouveränen Unverſtand der Mehrheit nicht geholfen ſei, ſo werfen ſie ſich wieder dem Aberglauben an den ſouveränen Verſtand der Minderheit in die Arme, ſo leidenſchaftlich, daß ſie die Minderheit ſchließlich auf eine Perſönlichkeit einſchränken und nun von einem einzelnen Menſchen erwarten, was die ganze Menſchenmaſſe nicht zu leiſten vermochte. Natürlich werden ſie dann auch wieder betrogen. Denn von der Täuſchung zur Enttäuſchung und von dieſer wieder zu jener zu taumeln, das iſt das Loos der Menſchheit.

In der Kommune fand jedoch die Forderung Rocheforts keinen Anklang. Die Herren vom Stadthauſe hielten ſich für viel zu wichtig, als daß ſie irgendwem die Diktatur gegönnt hätten. Sie amteten alſo fort, hatten aber unter ſich fortwährend mehr oder minder heftige Schiſmen auszugleichen. Auch mußte ja die Kommune das thatſächlich fortbeſtehende, aus dem Hôtel de Ville in ein Haus der Rue de l'Entrepot übergeſiedelte Centralkomité mitregieren laſſen.

Wenn aber die einköpfige Diktatur verwerflich, wie war es mit einer vielköpfigen? Im Evangelio Sankti Jakobi vom dreimalheiligen Jahr 1793 ſteht ja zu leſen, daß ſo eine Diktatur, genannt Comité du salut public oder Wohlfahrtsausſchuß, Frankreich und die Republik gerettet habe. Alſo fahren wir getroſt fort in unſerer Affenpolitik und machen wir ebenfalls einen Wohlfahrtsausſchuß, auf daß Frankreich und die Kommune gerettet werden. Der Bürger Miot ſtellt den bezüglichen Antrag, und derſelbe geht durch mit 34 gegen 28 Stimmen. Darauf am 1. Mai Wahl des Ausſchuſſes durch die 34 Bejaher der Frage. Reſultat: die Bürger Arnaud, Meillet, Ranvier, Pyat, Gérardin ſind Wohlfahrtsausſchüſſler. Dieſe Fünfeinigkeit iſt aber nicht von Dauer. Nach dem 9. Mai, von wo ab — Fort Iſſy war verloren — der ganze Handel ſchief, ſehr ſchief zu gehen anfing, wird ein neuer Wohlfahrtsausſchuß beſtellt — aus den Bürgern Arnaud, Billioray, Eudes, Gambon und Ranvier. Allein das Ding iſt überhaupt nicht recht lebensfähig. Eine ſtarke Minderheit, worunter Beslay, Clément, Jourde, Vermorel, proteſtirt von vornherein gegen die ganze Wohlfahrtsausſchüſſelei, als der Einheit und dem Zwecke der Kommune zuwider. Die wirkliche Macht, ſoweit ſolche noch einheitlich vorhanden, geht nach dem 9. Mai auf den Kriegsdelegirten Delescluze über. Mit der Oberbefehlshaberſchaft über die ſämmtlichen Streitkräfte wird der Pole Dombrowſki betraut, an welchen alsbald zwei Landsleute, zwei jener „edlen Polen aus der Polakei“, wie Heine ſie beſungen, Byſzynſki und Wolowſki, ſich heranmachen, um ihn mit Verſailles in Beziehung zu ſetzen, d. h. zum Verrath zu verlocken, was aber nicht gelingt. Dombrowſki hält feſt an der übernommenen Verpflichtung. Im übrigen ſpielt von jetzt an ſo ziemlich jeder Kommunard in Paris den Diktator auf eigene Fauſt, ſoweit eben ſeine Fauſt reicht. Die Fäuſte von Geſellen wie Rigault und Ferré reichen leider weit, viel zu weit. . . .

Am 12. Mai gab der Wohlfahrtsausſchuß in einer Proklamation den Nothſchrei von ſich, daß die „Reaktion daran verzweifelte, Paris mittels Waffengewalt zu beſiegen“, und darum darauf ausginge, die Kräfte der Rothen „mittels Korruption zu zerſtören“. Dann noch beſtimmter: „Ihr (der Reaktion) mit vollen Händen ausgeſtreutes Gold hat bei uns käufliche Gewiſſen gefunden.“ Ja wohl! Selbſt der ſchaugeſpielte Fanatismus eines Billioray und Mortier von der Kommune ſoll der gelben Beredſamkeit des Verſailler Goldes nicht widerſtanden haben. Indeſſen wurden alle Anſchläge der Verräther, dieſes oder jenes Thor den Blauen zu öffnen, vereitelt. Das Unheil wollte und mußte ſeinen Verlauf haben.

Mit dem Anfang des Maimonds kam es in raſcheres Rollen und Stürzen. Die Miſſachtung der Freiheit der Perſonen und der Sicherheit des Eigenthums nahm von Tag zu Tag größere Verhältniſſe an. Die Razzias bei miſſliebigen reichen Leuten, die Plünderung von Kirchen und Privathäuſern, die Verhaftungen „Verdächtiger“, die Jagd auf „Refraktäre“, d. h. auf Leute, welche ſich dem Zwangsdienſte in der Bürgerwehr entziehen wollten, das alles mehrte ſich in erſchreckendem Maße und nahm immer entſchiedener den Charakter rohrother Brutalität an. Am 14. Mai ließ der Wohlfahrtsausſchuß der Kommune das Dekret ausgehen, daß jeder und jede fortwährend ihre gehörig ausgefertigte und viſirte „Bürgerkarte“ bei ſich tragen ſolle. Wer nicht im Beſitze einer ſolchen betroffen würde, ſollte ohne weiteres eingethürmt werden. Auch damit hat ſich der rothe Schrecken von 1871 wiederum nur als der Affe des rothen Schreckens von 1793 erwieſen. Doch muß man zugeſtehen, daß die Terroriſten von 1871 in ihrem weiteren Vorſchreiten etwelche Originalität entwickelten. In der Verfeinerung der Teufelei, wie auch im Ungeheuerlichen, trugen ſie es ſogar über ihre Vorgänger und Vorbilder davon. Die Machenſchaft mit den „Geiſeln“ einerſeits, der Hunnengedanke, Paris zu verbrennen, andererſeits, geben hierfür Zeugniß. Aber nein, auch dieſer Gedanke war nicht neu. Die Zerſtörung von Lyon durch die alten Jakobiner konnte die neuen zur Zerſtörung von Paris reizen, und hat uns nicht Frau Dudevant (Georges Sand) in ihrer Lebensgeſchichte erzählt, daß, als ſie eines Spätabends zu Anfang der vierziger Jahre mit ihrem Freunde Michel de Bourges den Quai der Tuilerien hinabgegangen, der genannte Radikale mit ſeinem Stocke gegen die Quadern des Palaſtes geſchlagen und ausgerufen habe, dieſes Schloß und alle die Paläſte und Monumente in Paris müßten zerſtört werden, bevor eine neue Zeit anbrechen könnte?

Die düſtere Wahrſagung ging in Erfüllung. Und was für ein „Neuzeitliches“ iſt dann gekommen? Die Republik des Belagerungszuſtandes, die Republik, welche ſich vor dem eigenen Namen fürchtete . . . . .

Wenn man, was freilich nicht leicht iſt, kaltblütig den Gang der Tragödie des rothen Quartals betrachtet, ſo drängt ſich einem der Gedanke auf, die vortretenden Rollenträger des Stückes müßten vom Verfolgungswahnſinn ergriffen worden ſein. Vom thätigen, wohlverſtanden! nicht vom leidenden. Man ſpürt da überall den Narren, aber den blutdürſtigen Narren, welcher Methode in ſeinen Wahnwitz zu bringen weiß und folgerichtig raſ't.

Daß aber die jakobiniſche Verfolgungswuth von 1871 in erſter Linie gegen die Prieſter ſich kehrte, iſt ſehr begreiflich. Was hatten die Pfaffen nicht alles an Frankreich geſündigt! Sie, die jeder Scheuſäligkeit des Deſpotismus ihren Segen gegeben, jedem an dem franzöſiſchen Volke durch das Königthum verübten Frevel ihr Tedeum geſungen und im hellen Lichte des 19. Jahrhunderts ihr ſchandbares Verdummungs- und Verdunkelungsgeſchäft mit mehr als mittelalterlicher Schamloſigkeit getrieben hatten. Sie, die ſich unter die eifrigſten Bekenner und Verkünder der größten Lüge, welche jemals gelogen worden, der Papſtlüge, eingereiht und das Chriſtenthum in Frankreich zu einem der roheſten und abgeſchmackteſten Götzendienſte gemacht haben, womit irgendwann und irgendwo plumpe Gaukler die ſtupide Menge äfften. Extrem ruft ja das Extrem. Zu allen Zeiten und überall war es ſo. Es iſt kein bloßer Zufall, es iſt eine furchtbare weltgeſchichtliche Lehre und Warnung, daß die ſchwarzen Orgien des Afterglaubens von La Salette, Lourdes und Paray-le-Monial und die rothen Orgien des Jakobinismus von La Roquette in demſelben Lande und in derſelben Zeit in Scene geſetzt worden ſind.

Die Verhaftungen der Prieſter, Mönche und Nonnen war ſchon im April ein Lieblingsgeſchäft der Kommunarden und wurde ſo eifrig betrieben, daß bis zum Ende des Monats wenigſtens 200 Perſonen dieſer Kategorie in der Conciergerie, in Mazas und La Santé eingekerkert waren. Etliche ließ man wieder laufen. Die Ausleſe behielt man vorderhand als „Geiſeln“, um dieſelben gelegentlich gegen von den Blauen gefangene Rothe auszuwechſeln oder auch an dieſen „Geiſeln“ zu rächen, was die Verſailler gegen Leute von der Kommune ſündigten. Der Erzbiſchof von Paris, Darboy, wurde verhaftet in der ganz beſtimmten Abſicht, ſeine Freilaſſung Herrn Thiers anzubieten als Aequivalent für die Freigebung Blanqui's. Herr Thiers fand es nicht gerathen, auf dieſes Anſinnen einzugehen.

Die Verhaftung des Erzbiſchofs erfolgte am 4. April, Nachmittags 2 Uhr. Zugleich mit ihm wurden verhaftet ſeine Generalvikare Lagarde und Jourdan. Weiterhin die Abbés Surat, Petite

Blondeau, Cerze, Allard, der Pfarrer Deguerry von der Madeleine, ſechs Dominikanermönche von St.-Jean de Beauvais, die Jeſuiten Ducoudray, Caubert und Clerc, und dieſen prieſterlichen Gefangenen geſellte man den alten Herrn Bonjean, weiland Senator des Empire. Allein die Verhaftungswuth richtete ſich nicht etwa nur auf Prieſter, auf Royaliſten und Bonapartiſten, ſondern auch auf Republikaner, welche der Kommune nicht huldigten oder welche den Groll eines der Stadthaustyrannen auf ſich gezogen hatten. Aus beiderlei Urſachen wurde der allgemein geachtete Republikaner Guſtav Chaudey vom „Siècle“ eingekerkert, um ſpäter ſchandbar hingemordet zu werden. Es hatte den Bürger Rigault verdroſſen, daß der arme Chaudey in ihm ſchlechterdings keinen großen Mann, ſondern höchſtens einen traveſtirten Danton ſehen wollte.

Der Bürger Rigault blähte ſich aber in der Polizeipräfektur wie ein Sultan des rothen Schreckens. Als der verhaftete Erzbiſchof von Paris vor ihn geführt wurde und den ſalbungsvollen Sermon erhob: „Liebe Kinder, ich bin kein Politiker; ich verſtehe nur die Ausübung meines Friedensamtes. Liebe Kinder, denkt doch nach und bedenkt, was ihr thut!“ — da runzelte und raſſelte ihn der Prokurator der Kommune an: „Was Kinder! Sie ſtehen hier nicht vor Kindern, Bürger, ſondern vor einer Behörde. Und was Ihr Gepredige betrifft, ſo können Sie das beiſeite laſſen. Wir kennen das Zeug; ſeit achtzehnhundert Jahren macht ihr es der Welt vor.“ Der Erzbiſchof wagte von der Ungeſetzlichkeit ſeiner Verhaftung zu reden. Aber da kam er übel an. „Pflichtvergeſſener Pfaffe!“ ſchrie ihm Rigault zu. „Sie, der Sie dem Meineid auf dem Throne geweihräuchert haben, Sie wagen es, das Wort Geſetzlichkeit im Munde zu führen?“

Leider war die brutale Abfertigung keine ungerechte, ſondern eine nur allzu verdiente. Denn allerdings hatte Monſeigneur Darboy, gleich ſeinem Vorgänger Sibour, vor der bekannten ſemitiſchen Naſe des meineidigen Verbrechers vom 2. December huldigend und ſegnend das Weihrauchfaß herumgeſchwungen.

Etliche Tage ſpäter, als der Erzbiſchof nach Mazas gebracht worden, ging der Doktor Demarquay, bekannt und beliebt wegen ſeiner unermüdlichen Fürſorge für die Verwundeten, den Beherrſcher der Polizeipräfektur um die Freilaſſung des Prälaten an. „Wie mögen Sie ſich um ſolches Pack kümmern?“ fragte Rigault lachend. „Wenn Sie nicht aufhören damit, laſſ' ich Sie verſohlen.“ Als aber der Arzt weiter in ihn drang, rief er zornig aus: „Unmöglich, Bürger Doktor! Die Loſung unſerer Revolution iſt: Tod den Prieſtern!“

8.

Zerſtörungscancan.

Wer ſchon Wahnwitzige beobachtet hat, weiß, daß mit ihren Wuthſchreien das blödſinnige Lallen, mit ihren Zorngrimaſſen das kindiſche Lachen zu wechſeln pflegt.

Die Kommune hat es auch ſo getrieben. Sie fiel aus dem Wilden in's Läppiſche, aus dem Schrecklichen in's Lächerliche und umgekehrt. Wo ihr Zerſtörungstrieb nicht mordete und ſengte, faſelte er. Die Zerſtörung des Hauſes von Thiers war die kindiſche Rache eines dummen Lümmeljahrejungen, die Zerſtörung der Napoleonſäule auf dem Vendômeplatz eine barbariſche Albernheit, welche bewies, daß die Kommunarden den Geiſt ihrer eigenen Nationalität gänzlich verkannten und daß für den mit Recht berühmten franzöſiſchen „Eſprit“ im rothen Quartal kein Platz war.

Die erſte Gebäulichkeit, an welcher die Kommune ihren rothen Zorn ausließ, war die Kirche Bréa, zur Erinnerung an den während der Juniſchlacht von 1848 durch die Inſurgenten ſchändlich ermordeten General dieſes Namens im dreizehnten Arrondiſſement erbaut. Dieſes Zerſtörungswerk ſah ganz ſo aus, als wollten dadurch die Mörder der Generale Thomas und Lecomte den Mördern des Generals Bréa eine nachträgliche Ehrenerklärung geben. Dann ſollte die Reihe an die ſogenannte Sühnkapelle (für die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten) kommen, allein der Zerſtörungsbefehl gelangte nicht zur Ausführung.

Schon am 3. April hatte die Kommune ein Anklagedekret gegen Thiers und ſein Miniſterium geſchleudert. Zugleich ein Raubdekret, denn die Beſitzthümer der Regierungsmitglieder ſollten mit Beſchlag belegt werden, bis die Angeklagten „vor der Volksjuſtiz“ erſchienen wären, um ſich zu verantworten. Wofür? Dafür, daß ſie patriotiſch genug geweſen waren, das ihnen von ~~ſeiten~~ der rechtmäßigen Nationalverſammlung Frankreichs übertragene Regierungsmandat unter den ſchwierigſten Umſtänden anzunehmen und dem rothen Wahnſinn entgegenzutreten. Am 9. Mai wurde in Paris eine Proklamation bekannt, welche Herr Thiers Tags zuvor an die Bevölkerung der Hauptſtadt gerichtet hatte Darin verſprach er den Wehrleuten, welche die Waffen niederlegen würden, Verzeihung, ſowie den Arbeitern jede mögliche Unterſtützung, zugleich aber kündigte er die nachdruckſame Niederwerfung des Aufſtandes an. Am 10. Mai oder, wie ſie datirte, am 21. Floréal — denn auch die hiſtoriſche Kurioſität des „republikaniſchen“ Kalenders von 1793 hatten die Stadthausaffen unter dem Staube der Verſchollenheit hervorgeſcharrt — gab die Kommune ihre Antwort auf dieſe Proklamation, das heißt der Wohlfahrtsausſchuß dekretirte, das Vermögen von Thiers ſei zu konfiſciren und ſein Haus auf der Place St.-Georges dem Erdboden gleich zu machen.

Am 14. Mai wurde unter der Leitung der Bürger Fontaine und Andrian, jener ſo zu ſagen Domänen-, dieſer Bautenminiſter, der kindiſche Vandalismus in Ausführung gebracht. Das Mobiliar, die Gemälde, die beträchtliche Bibliothek, die reiche Münzenſammlung des geſetzmäßigen Staatsoberhauptes wurden weggenommen und das Haus bis auf den Grund zerſtört. Ein Mitglied der Kommune illuſtrirte den Bildungsgrad dieſer Sippſchaft mittels ſeines ſcharfſinnigen Vorſchlags, die aus dem niedergeriſſenen Hauſe geraubten Bronzeſtatuetten und alten Münzen in die Münze zu ſchicken, um eine hübſche Anzahl von Souſtücken daraus zu prägen.

Am vorhergegangenen Tage hatte im „Journal officiel“ dieſes Dekret geſtanden: „In anbetracht, daß die kaiſerliche Säule auf dem Vendômeplatz ein Symbol viehiſcher Gewalt (un symbole de force brute) und falſchen Ruhmes, eine Bekräftigung des Militarismus, eine Verneinung des internationalen Rechtes, ein den Beſiegten durch die Sieger zugefügter Schimpf, ein fortwährendes Attentat auf eins der drei großen Principien der franzöſiſchen Republik, die Bruderſchaft, — befiehlt die Kommune: Die Säule auf dem Vendômeplatz wird umgeſtürzt.“ Den Kommentar zu dieſem Dekret gab der Bürger Pyat in ſeinem „Vengeur“: — „Paris wird den Mann vom Brumaire mitſammt dem Piedeſtal umwerfen, welches er ſeinem Stolz und unſerer Schande, ſeiner Tyrannei und unſerer Knechtſchaft, unſeren Attentaten auf uns ſelbſt und auf andere, endlich unſeren Verbrechen gegen die Freiheit Frankreichs und Europa's aufgerichtet hat. Die eroberungsluſtigſte, aber auch erobertſte, die kriegeriſchſte, aber auch friedfertigſte Raſſe gibt dieſes Freundſchaftspfand den Nationen. A bas la colonne!“

So angeſehen — das iſt wahr — hatte die Sache ſchon ihren Sinn. Aber gerade dieſe Betrachtungsweiſe war durch und durch unfranzöſiſch, ſo unfranzöſiſch, daß gerade der Umſturz der napoleoniſchen Gloire-Säule hunderttauſende, vielleicht Millionen von Franzoſen ſtandhaft glauben machte und noch immer glauben macht, die Kommune, welche ſo ungeheuerlich Unfranzöſiſches wollen und thun konnte, müßte ſchlechterdings eine fremde Machenſchaft geweſen ſein.

Für den eigentlichen Vendômeſäuleſtürzer muß bekanntlich der Maler Guſtav Courbet gelten, Mitglied der Kommune, in ſeiner Kunſt ein Realiſt, in der Politik ein Narr. Nur ein ſolcher konnte beim Beginne der Belagerung von Paris durch die Deutſchen an dieſe ein Sendſchreiben erlaſſen, worin es hieß: „Gebt uns eure krupp'ſchen Kanonen! Wir wollen ſie mit den unſerigen zu einer zuſammengießen. Dieſe letzte Kanone ſoll mit ihrer Mündung in die Höhe gerichtet, mit einer Freiheitsmütze bekränzt und als ein gemeinſamer Denkmalkoloß auf dem Vendômeplatz aufgeſtellt werden. Dieſe Säule ſoll euch und uns gehören; ſie ſoll die Säule der Völker, die Säule der für immer verbündeten Länder Deutſchland und Frankreich ſein.“ Um dieſer deutſch-franzöſiſchen Phantaſierieſenkanone des exaltirten Malers platzzumachen, mußte die Napoleonſäule weg. Alſo bringen wir es dahin, daß die Kommune, in welcher wir ja ſelber ſitzen, das ohnehin — künſtleriſch betrachtet — unſchöne Ding von bronzenem Pfahl wegdekretire.

Und er brachte es richtig dazu. Sehr wahrſcheinlich haben wir es, wie auf Schritt und Tritt in dieſer Hiſtorie, auch hier wieder mit einem Plagiat zu thun, mit einer Nachäfferei der ſansculottiſchen Nivellirungswuth von 1793. Hatten damals doch in der Wolle rothgefärbte „Patrioten" die Abtragung der Thürme von Notre-Dame, ſowie des Münſterthurms von Straßburg gefordert, weil dieſe „ariſtokratiſchen Unverſchämtheiten von Thürmen" dem Gleichheitsprincip hohnſprächen.

Den Umſturz der Säule, Dienſtags den 16. Mai, umgab man mit allerlei rothem Brimborium und Firlefanz. An 20,000 Menſchen oder mehr wohnten dem Spektakel an. Es hieß in der Menge, ein Engländer habe 1000 Francs geboten, ſo man ihm geſtattete, als der letzte zur Baluſtrade der Säule hinaufzuſteigen, von wo man eines ſo prächtigen Rundblickes über die ſchönſte Stadt auf Erden genoß. Ein anderer Engländer ſoll gar 1 Million angeboten haben, ſo man ihm den ehernen Koloß käuflich überließe. Um 3½ Uhr begannen die Ingenieure das Zerſtörungswerk, das nur mit Hinderniſſen vor ſich ging. Um 5½ Uhr wankte die Säule, neigte ſich, löſ'te ſich von ihrem Sockel und ſtürzte mit einem dumpfen Krach auf die aufgeſchichteten Sand-, Reiſig- und Strohhaufen nieder. Im Sturze löſ'te ſich von der auf dem Säulenknaufe ſtehenden Napoleonſtatue der Kopf ab und rollte weithin. Die Menge brach in einen Schrei aus, der ebenſo gut Freude als Trauer ſignaliſiren konnte, Muſikbanden ſpielten die Marſeillaiſe, rothbeſchärpte Kommunarden ſtiegen auf den Stumpf der Säule, ſchwangen rothe Fahnen und hielten rothe Reden, Veteranen aus der napoleoniſchen Zeit ſtießen Flüche aus oder vergoſſen Thränen, aber man hörte auch die Bemerkung: „Das iſt das Ende der (napoleoniſchen) Legende", was freilich nur eine philoſophiſche Anſicht, keine geſchichtliche Thatſache war. Denn der Glaube an den napoleoniſchen Mythus iſt in Frankreich ſo wenig zu Ende wie der Glaube an den römiſch-katholiſchen. Der weiland Graf Rochefort klatſchte in ſeinem „Mot d'ordre“ dem Sturze der Säule Beifall und forderte das Volk auf, annoch ein anderes „monument dépravateur“ zu zerſtören, d. h. die „Histoire du consulat et de l'empire“ von A. Thiers auf dem Vendômeplatze zu verbrennen.

Man ſieht, die Fanatiker aller religiöſen wie aller politiſchen Glaubensbekenntniſſe ſind mit dem Verbrennen geſchwind bei der Hand. Der Marſchall Mac Mahon kannte und traf die Stimmung der Franzoſen jedenfalls beſſer denn die Spektakelmacher der Kommune, als er die Nachricht von der Zertrümmerung der Säule mit einem Tagesbefehl an ſeine Soldaten beantwortete, worin er ſagte: „Die Vendômeſäule iſt gefallen. Sie, welche der Feind geſchont, die Kommune von Paris hat ſie zerſtört. Leute, welche ſich Franzoſen nennen, haben es gewagt, angeſichts der Deutſchen, deren Blicke auf uns gerichtet ſind, dieſe Bezeugung der Siege unſerer Väter gegen das verbündete Europa zu zerſtören. Hofften etwa die ehrloſen Urheber dieſes Attentats auf den nationalen Ruhm, damit die Erinnerung an die kriegeriſchen Tugenden auszutilgen, deren glorreiches Symbol dieſes Denkmal war? Nein, die Erinnerungen, an welche die Säule uns mahnte, werden in unſeren Herzen fortleben und wir werden, durch ſie begeiſtert, Frankreich ein neues Unterpfand unſerer Vaterlandsliebe, Hingebung und Tapferkeit geben.“ Das war franzöſiſch zu Franzoſen geſprochen und das ganze Gebaren der Soldaten des Marſchalls während des jetzo anhebenden Verzweiflungskampfes um den Beſitz von Paris hat den Beweis geliefert, daß ſie dieſe Sprache verſtanden und befolgten.

Am folgenden Tage, 17. Mai, hielt die Kommune eine ihrer wichtigſten Sitzungen. Es handelte ſich dabei um die Ausführung ihres ſchon am 7. April erlaſſenen Dekrets inbetreff der Geiſeln, deſſen 6 Artikel alſo lauteten: „1) Jede Perſon, die des Einverſtändniſſes mit der verſailler Regierung beſchuldigt wird, ſoll ſofort in Anklagezuſtand verſetzt und in Haft genommen werden. 2) Eine Anklage-Jury wird binnen 24 Stunden, eingeſetzt, um von den Verbrechen, die ihr überwieſen werden, Kenntniß zu nehmen.

3) Die Jury entſcheidet binnen 48 Stunden. 4) Alle Angeklagten, die durch den Urtheilsſpruch der Anklage-Jury gefangen gehalten werden, ſind die Geiſeln des Volkes von Paris. 5) Jeder Tödtung eines kriegsgefangenen Anhängers der Kommune von Paris folgt ſofort die Tödtung einer dreifachen Anzahl von Geiſeln, die auf Grund des Artikels 4 gefangen gehalten ſind und durch das Loos bezeichnet werden ſollen. 6) Jeder Kriegsgefangene wird vor die Anklage-Jury geführt, welche entſcheiden wird, ob er in Freiheit geſetzt oder als Geiſel zurückgehalten werden ſoll.“

Plagiat wiederum, nichts als Plagiat! Das ganze Machwerk war nicht dem Text, aber dem Sinne nach nur ein Abklatſch des „Geſetzes inbetreff der Verdächtigen“, welches der Konvent im Auguſt von 1793 erlaſſen hatte.

Die in vier Sektionen getheilte Anklage-Jury trat ſofort in Thätigkeit und verwies demnächſt 36 arme Teufel von pflichttreuen Gensd'armen und Stadtſergeanten, welche ſich in ihrer Gewalt befanden, in die lebensgefährliche Kategorie der „Geiſeln“. Es war das nur ein geſchminktes Todesurtheil, gerade ſoviel werth wie die Verdikte, welche der „Bürger“ Maillard inmitten des Blutdampfes der Septembermetzelei von 1792 in der „Abtei“ gefällt hatte.

Es exiſtirt eine Zeugenausſage des Herrn Rouſſe, Stabträgers der Advokaten von Paris, welche in draſtiſcher Weiſe das Amten des Bürgers Delegirten beim Juſtizweſen, Protot, im Juſtizminiſterium und das des Bürgers Prokurator der Kommune, Rigault, im Juſtizpalaſt beleuchtet. An beiden Orten ging es formlos und etwas pöbelig zu, doch nicht tumultuariſch. Herr Rouſſe verſuchte muthig zu Gunſten des Erzbiſchofs Darboy und des auf eine Angeberei ~~von ſeiten~~ des „Père Duchêne“ hin verhafteten Redacteurs und Advokaten Chaudey zu interveniren. Natürlich umſonſt. Der Bürger Rigault — „ein kleiner Menſch von etwa dreißig Jahren, brünett, mit einem Vollbart, einem harten Geſichtsausdruck und einem breiten rothen goldgeränderten Band im Knopfloche“, wie Rouſſe ihn beſchreibt — gab auf die gelegentliche Frage ſeines Beſuchers: „Wie viele Prieſter haben Sie denn verhaften laſſen?“

die Antwort: „Ich weiß es nicht genau, aber jedenfalls lange nicht genug.“ Auf ein Beſorgnißwort des Herrn Rouſſe, ob nicht eine Wiederholung der Septembermorde von 1792 zu befürchten wäre, entgegnete Bürger Rigault beſchwichtigend: „O, fürchten Sie nichts derartiges! Wir ſind ganz und gar die Herren und Meiſter des Volkes.“

In der That, das waren ſie. Wie ein wohldreſſirter Pudel die Winke oder Worte ſeines Herrn, alſo befolgte das Volk von Paris die Anordnungen und Befehle der Stadthausgebieter. Dadurch kam Ordnung in die Unordnung, Methode in den Wahnſinn. Die Regierungsmaſchine arbeitete ſo regelrecht wie eine andere. Abgeſehen von der dem Syſteme anhängenden Unannehmlichkeit, daß niemand auch nur eine Stunde ſicher war, für den Dienſt in der Bürgerwehr gepreſſt und den Kugeln der Blauen entgegengetrieben oder als des Einverſtändniſſes mit Verſailles verdächtig verhaftet und den Geiſeln beigeſellt zu werden, abgeſehen auch von dem Aergerniß für fromme Seelen, daß die Kirchen geſchloſſen oder in Klubblokale verwandelt waren, konnte man in Paris während der zweiten Belagerung ganz anſtändig, ja vergnüglich leben. Viele, ſehr viele Leute lebten auch wirklich ganz vergnüglich in den Tag und vergnüglichſt in die Nacht hinein. Von einem bis zum Morgengrauen verlängerten Bakchanal auftaumelnd, fuhren Lebemänner und Liebeweiber mitſammen nach den Champs Elyſées hinaus, um ſich am Anblick der Flammenfurchen zu ergötzen, welche die von dieſſeits und jenſeits des Stromes ſich kreuzenden Bomben und Granaten in der Luft hinter ſich herzogen. Die Theater waren überfüllt, und während von der Umwallung her der Kanonendonner dröhnte, wollte ſich das Publikum über Poſſen wie „Die dreiſchnäbelige Ente“ und andere ähnliche faſt zu Tode lachen.

Und was gab es nicht täglich auf den Straßen zu begaffen! „La mère Commune“ ſorgte ja befliſſentlichſt, daß es nie an Spektakeln fehlte. Eines ſchönen Aprilmorgens veranſtalten wir auf dem Boulevard Voltaire zu Füßen der Statue des Patriarchen von Ferney einen „Auto de fé“, aber keinen ſpaniſchen Glaubensakt, ſondern einen, wie er uns Bürgern der Republik Utopia geziemt. Angeſichts einer ungeheuren Menſchenmenge zertrümmern wir feierlich eine Guillotine, „die der Tyrann Thiers hat neu anfertigen laſſen“, und verbrennen die Trümmer des vermaledeiten Mordinſtruments, welches der Menſchenbruderſchaft hohnſpricht, feierlichſt auf einem zu dieſem Zwecke geſchichteten Holzſtoße. Wozu denn ſoll uns noch die umſtändliche Wegſäuberungsmaſchine des Doktors Guillotin, da wir die einfacheren, expeditiveren, „wunderwirkenden“ Chaſſepots haben? Der Wonnemond bringt uns reichen Wechſel von Augenweide. Wir ſehen das verfemte Haus am St.-Georgsplatze einreißen, ſehen die Vendômeſäule fallen, und nachdem am 17. Mai die große Munitionsfabrik auf dem Marsfelde in die Luft geflogen — zweifelsohne eine teufliſche Bosheit der Blauen! — veranſtaltet die Kommune den mehr als hundert Opfern der Exploſion einen Beſtattungspomp, welcher die ganze Majeſtät der Trauer und der Rache zur Schau ſtellt. Und ſind nicht Tag für Tag die Schaufenſter der Kaufläden von Karikaturen voll, die ſo draſtiſch, daß ſie ſogar unſeren Loretten und Biches und Kokotten unter dem Roth ihrer Schminke noch ein anderes Roth auf die Wangen jagen? Und regnet es nicht täglich geiſtreiche und zwangloſe Bonmots? Was kommt dem Witze gleich, den der Bürger Prokurator der Kommune riß, indem er einem Pfaffen, welcher ihn gebeten, ſeine Amtsbrüder in Mazas beſuchen zu dürfen, dieſen Paſſirſchein ausſtellte: „Ein gewiſſer N. N., welcher ſich für den Diener eines gewiſſen Herrn Gott ausgibt, darf ein- und ausgehen.“

Sodann ſteht es uns frei, die in den Sälen der Tuilerien zur Ergötzung des „peuple souverain“ von ~~ſeiten~~ der Kommune veranſtalteten Koncerte zu beſuchen, oder ~~aber~~ wir verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen, die Uebung unſerer Bürgerpflicht mit dem Amuſement, indem wir einen der in den weiland Kirchen debattirenden Klubbs beſuchen, wo es Abends immer laut und luſtig hergeht und Damen in Menge vorhanden ſind — Damen, ſag' ich euch, wie ſie im Pandämonium ſein müſſen. Etliche dieſer Klubbs treiben die Liberalität und Toleranz bis zum Exceß. So iſt z. B. am Eingange der Kirche Nikolas des Champs in der

Rue St-Martin die Klubbordnung angeſchlagen, welche alſo lautet: „1) Von heute an finden die Klubbſitzungen und der Gottesdienſt in demſelben Lokale ſtatt. 2) Um der Einträchtigkeit willen wird der Prieſter die Gläubigen anreden: Bürger! und die Klubbredner ihrerſeits werden ſagen: Meine Brüder! 3) In der Sakriſtei iſt eine Wirthſchaft eingerichtet, damit die Bürger, welche der Meſſe angewohnt haben, die Eröffnung der Klubbſitzung abwarten können, ohne die Kirche zu verlaſſen. 4) Den Klubbrednern iſt unterſagt, das als veraltet abgeſchaffte Wort Gott in den Mund zu nehmen.“

In dieſem „duldſamen“ Klubb ſtand eines Abends die Theſe: „Verachtung der Geſetze und Umſturz aller Einrichtungen ſind die erſten Pflichten eines freien Mannes“ — auf der Tagesordnung. Hier, in der Kirche Nikolas des Champs, hörte ein deutſcher Ohrenzeuge am Abend vom 14. Mai einen Vortrag mit an, gehalten von einer Emancipirten, einen raren Vortrag über die Rechte der Frauen. Die Vorträglerin kam zu dieſer Schlußfolgerung: „Die Männer ſind dazu da, um viel, ſehr viel Geld zu verdienen und nur um Geld zu verdienen; die Frauen dagegen, um 1) dieſes Geld auszugeben und um 2) möglichſt wenige Kinder zu haben. Denn die Kinder ſind nächſt den Regierungen das größte Uebel auf Erden. Je mehr es Menſchen gibt, deſto mehr vertheilt ſich der Beſitz, folglich deſto mehr Armuth. Wir Franzöſinnen haben den weſentlichen Vorzug vor den Frauen anderer Nationalitäten, daß wir keine ſolchen Fruchtbäume ſind, wie z. B. die Deutſchinnen und die Engländerinnen, welche, das iſt klar, ebenſo langweilig als koſtſpielig ſind.“ Zu derſelben Zeit, vielleicht an demſelben Abend, wohnte ein franzöſiſcher Ohrenzeuge der Klubbſitzung in der Kirche St.-Jacques an. Hier ging es ſchon weniger tolerant zu: Gott, Prieſter und Gottesdienſt wurden nicht geduldet. Das Becken beim Eingang enthielt ſtatt des Weihwaſſers Tabak. Der Altar diente zum Schenktiſch und war mit Flaſchen und Gläſern beſetzt. Der Statue der Muttergottes in einer Seitenkapelle hatte man die Uniform einer Marketenderin angethan und eine Tabakspfeiſe in den Mund geſteckt. Auch hier überwog die Anzahl der Bürgerinnen die der Bürger weit und „ein großer Theil dieſer

Patriotinnen erfreute ſich mit gerechtem Stolze einer Naſe, deren Roth würdig geweſen wäre, auf den Zinnen des Hôtel de Ville zu flattern“. Von der Kanzel herab, welche als Rednerbühne diente, donnerte ein emancipirteſtes Frauenzimmer gegen das „abſcheuliche Inſtitut der Ehe“. Unter großem Beifall argumentirte die Rednerin: „Die Ehe, vielgeliebte Mitbürgerinnen, iſt der größte Irrthum der alten Geſellſchaft. Verheiratet ſein und Sklave ſein iſt ganz einerlei. Wollt ihr Sklaven ſein? (Nein! Nein!) In einem wahrhaft freien Staate müßte die Ehe gar nicht geduldet werden, man ſollte ſie für ein Verbrechen anſehen und ſtrenge verbieten. Denn niemand hat das Recht, mittels Preisgebung ſeiner eigenen Freiheit ſeinen Mitbürgern ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben. Die Ehe iſt, wie leicht zu beweiſen, nichts als ein fortwährendes Attentat auf die guten Sitten.“ (Beifallsſalve.) Ein dritter zahlreich beſuchter Weiberklubb trieb ſeine Mummereien in der Kirche St.-Ambroiſe. Hier war beſonders die „totale Abſchaffung der Religion“ das Thema, über welches das Geſchnatter der tollgewordenen Gänſe ſich ausließ. Im Klubb der Kirche St.-Euſtache dagegen führten ſich die Weiber verhältnißmäßig konſervativ auf und fiſtulirten mitunter heftig gegen die Maßnahmen der Kommune.

Das Jahr 1793 hatte ſeine „Strickerinnen Robespierre's“ und ſeine „Guillotinefurien“ gehabt; das Jahr 1871 hatte ſeine „Amazonen“ und ſeine „Marketenderinnen der Kommune“. Alte Narrheiten kehren in neuen Verkleidungen immer wieder. Die Weltgeſchichte würde ja ein unausſtehlich trauriges Trauerſpiel ſein, wenn ſie nicht zugleich ein luſtiger Karneval wäre. Welche Sorte von Weibern in den Rollen von Amazonen oder Marketenderinnen ſich gefiel, braucht nicht erörtert zu werden. Doch iſt um der Wahrheit willen zu ſagen, daß nicht lauter Auswurf in die bewaffneten Weiberbanden — es ſollen an den letzten verzweifelten Kämpfen der Kommune an 10,000 Streiterinnen theilgenommen haben — ſich einreihen ließ. Jugendgrüner Enthuſiasmus oder die gefrorene Verbitterung des Altjungfernthums machten auch reinere Frauen zu Amazonen. Dies gilt z. B. von der jungen Ruſſin Demitriew, welche die erſte Anregung zur Weiberbewaffnung großen Stils gegeben, und von der ältlichen Inſtitutrice Louiſe Michel, der ihr heldiſches Fechten den Namen einer „Jeanne d'Arc der Kommune" eintrug und die auch nachmals vor dem Kriegsgerichte zu Verſailles noch die ganze Unbeugſamkeit einer Fanatikerin bewies. Wenn das Weib einmal die Schranken der Weiblichkeit überſprungen hat und in der Region der Extreme ſich herumtreibt, überbietet es bekanntlich den Mann an Wildheit und Wuth. Das Amazonenthum von 1871 war demnach häufig genug reines oder vielmehr unreines Megärenthum. Eines Apriltages tritt ſo ein ſtreitbares Weib, das Gewehr mit blutigem Bajonnett über die Schulter gehängt, in der Rue de Montreuil in einen Laden. Eine anweſende Bürgersfrau, welche die Eintretende kennt, ſagt zu ihr: „Wäre es nicht beſſer, Sie blieben zu Hauſe und pflegten Ihre armen Würmer?" Sofort wirft ſich die Kommuneſoldatin auf die Frau, beißt ſie in den Hals, ſpringt dann etliche Schritte zurück und reißt wüthend ihr Gewehr von der Schulter, um auf die Gegnerin Feuer zu geben. Aber plötzlich überzieht eine fahle Bläſſe ihr Geſicht; ſie läßt die Waffen fallen, ſtürzt ſelber zu Boden und iſt todt. Die Wuth hatte ihr eine Herzader zerriſſen.

Wollt ihr den ſittlichen oder unſittlichen Zuſtand einer Zeit, eines Ortes kennen, ſo fragt dem Weibe nach. Wie die Frau, ſo die Geſellſchaft. Das Paris der Kommune war ein ungeheures Freudenhaus. Leſ't die Schilderungen der Augen- und Ohrenzeugen Bacciocco, Schneider und Mendès. Der letztgenannte ſchrieb in ſein Tagebuch, einer ſeiner Freunde habe, empört über die Frechheit, womit das Laſter auf den Boulevards ſeine ſchmachvollen Triumphe feierte, die düſteren Worte zu ihm geſprochen: „Wann Paris vollſtändig zerſtört ſein wird, wann ſeine Häuſer, ſeine Paläſte, ſeine Denkmäler in Trümmer und Staub zerfallen, den verfluchten Boden bedecken und der Himmel nur noch auf eine ungeheure Ruine herabſieht, dann wird man aus dieſer unermeſſlichen Todtenſtadt das Geſpenſt eines Weibes auftauchen ſehen, ein Skelett, mit gleißender Robe angethan, entblößt bis unter die Rippen, den Schädel aufgeputzt mit falſchen Locken und flimmerndem Geſchmeide, und dieſes von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen wankende Geſpenſt wird zeitweiſe den Kopf umwenden, um zu ſehen, ob nicht irgendein ebenfalls ins Leben zurückgerufener Wüſtling ihm in dieſe Oede folge, und dieſes ſchauerliche Geſpenſt wird der verfluchte Schemen der Sünderin Paris ſein.“

9.

„O, welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!“

Derweil nahm der Bürgerkrieg ſeinen Fortgang und ſteigerte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſeinen Grimm und ſein Grauſen.

Aber fanden ſich denn nicht hüben und drüben Männer, welche geſund genug fühlten und dachten, das Vaterland über die Partei zu ſtellen und um jeden Preis, d. h. um jeden Preis gegenſeitiger Nachgiebigkeit dieſem ſchrecklichen, ärgernißvollen Kampfe ein Ende zu machen? Nein. Oder wenigſtens hatten ſolche Männer keine Macht. Dieſe war hüben und drüben bei den Fanatikern, welche von nichts wiſſen wollten als von der Vernichtung des Gegners.

Es war rein vergeblich geweſen, daß am 9. April die „Union républicaine“, ein Verein von beſonnenen Republikanern, mit gemäßigten Mitgliedern der Kommune eine Vereinbarung erzielte, welche das Programm aufſtellte: „Staatliche Einheit Frankreichs und municipale Selbſtſtändigkeit der Gemeinden“ — und dieſes Programm zur Baſis einer Waffenſtillſtands- und Friedensverhandlung mit der Nationalverſammlung gemacht wiſſen wollte. Die royaliſtiſchen und pfäffiſchen Ultras, welche die Mehrheit der Verſammlung ausmachten, wollten von dieſem Programme nichts hören. Dieſe Rückwärtſer ſchrieen auch jetzt wieder, wie ſie oder ihre Geſinnungsgenoſſen im Juni von 1848 geſchrieen hatten: „Man muß ein Ende machen mit der Revolution!“ und das Haupt der Executivgewalt, Herr Thiers, war ganz entſchieden derſelben Meinung. Das äußerſte Zugeſtändniß, zu welchem er ſich herbeiließ, war das Verſprechen einer allgemeinen Amneſtie im Falle der Unterwerfung von Paris. Nur die Mörder von Thomas und Lecomte ſollten, wie billig, von dieſer Amneſtie ausgenommen ſein.

Auch das Auftreten der Pariſer Freimaurer zu Gunſten einer Ausgleichung und Verſöhnung ſchlug gänzlich fehl und vermehrte nur die ohnehin reiche Spektakelſammlung des rothen Quartals um ein weiteres. Als am 29. April die Brüder Freimaurer, 8000 oder gar 10,000 Köpfe ſtark, beim Stadthauſe ſich verſammelten, um durch ihren Bruder Redner Thiriſocq mit den Kommunarden Beslay, Meillet und Pyat höchſt wohlgemeinte und ſonor deklamirte Standreden über die Schönheit und Wünſchbarkeit des Weltfriedens und der Menſchenbruderſchaft auszutauſchen, und als ſie ſodann in feierlicher Proceſſion mit ihren Fahnen, Schurzfellen, Winkelmaßen und Kellen durch die Stadt zur Umwallung hinauszogen, um auf derſelben ihr großes weißes Friedensbanner mit der Inſchrift „Aimons-nous!“ aufzupflanzen, da konnte man wieder einmal recht deutlich ſehen, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt. Die Freimaurer thaten dieſen Schritt mit allem Anſtande, das muß man ſagen, mit echt franzöſiſch-theatraliſcher Grazie. Allein das ganze Schauſpiel endete damit, daß eine aus einem Geſchützrohre der Blauen kommende Kugel das Friedensbanner mitſammt ſeiner liebſeligen Deviſe in Fetzen riß.

Ein letzter Vermittelungsverſuch ward noch in der letzten Stunde gemacht, d. h. als der Todeskampf der Kommune bereits begonnen hatte. Gegen den 20. Mai hin mußten nämlich ſelbſt die rötheſten Rothen in der Kommune erkennen, daß keine Hoffnung auf Sieg mehr ſei. Am genannten Tage ließ demnach der Wohlfahrtsausſchuß ſich herbei, Delegirte der „Union républicaine“ zu ermächtigen, auf Grund des vorhin erwähnten Programms ~~derſelben~~ in Verſailles einen Waffenſtillſtand zu beantragen. Allein die Delegirten vermochten erſt am 22. Mai eine Audienz bei Thiers zu erlangen, und dannzumal waren die Blauen ſchon in die Stadt eingedrungen und raſ'te der Kampf ~~innerhalb derſelben~~ ſo wüthend, daß ſelbſt beim beſten Willen kaum daran zu denken war, demſelben Einhalt zu thun. Uebrigens war dieſer beſte Wille auch nicht vorhanden, in der Präfektur zu Verſailles ſo wenig wie im Stadthauſe von Paris. Dort nicht, weil man des Sieges gewiß war; hier nicht, weil man ſich ſo oder ſo verloren ſah, obzwar man ſich und anderen noch immer vorlog, daß Rettung und ſogar Triumph möglich wäre.

Die letzte Maiwoche brachte die Kataſtrophe, brachte hochrothe Pfingſten, wie Paris noch keine geſehen hatte.

Wenn man vom Boulogner Walde her durch die Porte La Muette die große Umwallung paſſirt und den Schienendamm der Gürteleiſenbahn hinter ſich hat, ſo erblickt man in der Richtung auf Paſſy zur Rechten Park und Schloß La Muette. Hierher hatte der Obergeneral der Kommune, Dombrowſki, ſein Hauptquartier verlegt, als es der Entſcheidung zuging. Er ſtellte den mehr und mehr an den Wall herangekommenen Belagerern einen zähen und geſchickten Widerſtand entgegen, vermochte aber mit ſeinen Mitteln die Ueberlegenheit der blauen Artillerie in die Länge nicht zu beſtreiten. Dieſe Ueberlegenheit machte es dem Polen am 20. Mai klar, daß die Walllinie, ob zwar bis zur Stunde noch keine Breſche in ſie~~ſelbe~~ gelegt war, nicht mehr zu halten wäre und daher von der Porte Maillot bis hinunter zur Porte St.-Cloud geräumt werden müßte. Aber nur, um eine zweite Vertheidigungslinie deſto hartnäckiger zu halten, den Schienendamm der Gürtelbahn, welcher ganz zweckentſprechend gelegen und gebaut war. Den Rückzug auf dieſe Linie befahl Dombrowſki am folgenden Tage.

Wäre nun der Rückzug mit der erforderlichen Ordnung vollzogen worden und hätten ſich die Rothen auf und hinter dem Eiſenbahndamm gehörig einzurichten vermocht, ſo würden ſie zweifellos im ſtande geweſen ſein, die Weſtfront der Stadt noch mehrere Tage, vielleicht ſogar Wochen vor dem Einbruch der Blauen zu ſchützen. In dieſem Falle, ſo hat man mit Recht gefolgert, müßte die Kataſtrophe noch viel ſchrecklicher geworden ſein, weil der rothe Zerſtörungswahn mehr Zeit gehabt hätte, ſeine Abſichten zu Thaten zu machen. Auf das Vorhandenſein ſolcher Abſichten iſt ſchon früher hingewieſen worden. Doch mag hier noch die Bemerkung ſtehen, daß die Behauptung, es ſei im Schoße der Kommune oder des Wohlfahrtsausſchuſſes oder des Centralkomité ein förmlicher Plan zur ſyſtematiſchen Zerſtörung von Paris im Falle der Niederlage, ein förmlicher Plan der Unterminirung, Sprengung und Verbrennung der Stadt ausgearbeitet worden, nirgends erwieſen wurde, auch durch die nachmalige Procedur der Kommunarden vor dem Kriegsgerichte nicht. Freilich, die Tendenz zu einer ſolchen Ungeheuerlichkeit rumorte unter mehr als einer Schädeldecke, wie uns ja von der Hand mehr als eines Mitgliedes der Kommune ſchwarz auf weiß bezeugt iſt. Aber es wird nichts ſo heiß geſpeiſ't, als es gekocht iſt, und von der fixen Vorſtellung eines Narren bis zur methodiſchen Ausführung ~~derſelben~~ iſt ein weiter Weg. Demnach dürfte, alles zuſammengehalten, die geſchichtliche Wahrheit ſein, daß der wahnwitzige Zerſtörungsgedanke, obzwar von dieſem oder jenem Fanatiker ſchon viel früher ausgeheckt, erſt in den Nöthen des Verzweiflungskampfes ſyſtematiſch-thatſächliche Geſtalt gewann und daß die mit Petrol getränkte Brandfackel zunächſt als ſtrategiſches Mittel in Anwendung kam. Jedoch ſoll damit keineswegs verneint werden, daß dieſe Fackel, nachdem ſie einmal geſchwungen war, in den Händen von Geſellen wie Ferré und Rigault zur gemeinen Mordbrennerfackel geworden und daß dieſe und ihnen ähnliche Böſewichte dem teufliſchen Gelüſte nachgegeben haben, die Zerſtörung der Paläſte und Häuſer von Paris um der Zerſtörung willen zu betreiben.

Wäre dieſen Raſenden Zeit gelaſſen worden, ja dann würde Paris, ganz Paris in einem Flammenmeere verſunken ſein.

Sie hatten keine Zeit.

Montags den 22. Mai wurden in der Morgenfrühe die Pariſer durch einen furchtbaren, von Weſten her vorſchreitenden Kanonendonner geweckt. Wer auf die Straßen hinabeilte, ſah Volkshaufen vorüberlaufen und hörte ſie ſchreien: „Die Blauen ſind in der Stadt. Die Verſailler ſind einmarſchirt.“ Oder: „Die Rothhoſen ſind da. Wir ſind verrathen.“ Oder: „Man ſchlägt ſich beim Viadukt von Auteuil und auf dem Marsfelde.“ Dem Geſchützedonner vom Weſten gibt ſolcher vom Nordoſten Antwort.

Die Batterien auf dem Montmartre werfen ihre Bomben zum Triumphbogen hinüber. Neue Volkshaufen, neue Schreie der Angſt, der Wuth, der Verzweiflung. Dann das alles zuſammengefaſſt in den Ruf: „Barrikaden!“ Auf den Boulevards wenige Eilgänger, Wirthſchaften und Magazine geſchloſſen. Der Barrikadenbau beginnt in allen gegen den Rundplatz, aus welchem der Arc de Triomphe aufragt, hinausführenden Straßen. Vorüberſprengende Offiziere, kreiſchende Kommandoworte, fieberiſche Thätigkeit von Männern, Frauen, Kindern, welche Pflaſterſteine und anderes Barrikadenmaterial herbeiſchleppen. Hochaufgeſchürzte Amazonen, Ingrimm in den bleichen Geſichtern, die rothe Kappe auf's wirre Haar geſtülpt, haben ſich vor Mitrailleuſen geſpannt und ziehen dieſelben im Laufſchritte herbei. Vorbeigehende, die weder Bürgerwehrröcke noch Bluſen anhaben, werden ohne Umſtände zum Steinetragen gepreſſt, mehr oder weniger höflich oder grob. „Nicht wahr, Monſieur, Sie werden ſo freundlich ſein, uns ein bißchen zu helfen?“ Aber auch aus der Dur-Tonart: „Bürger, du wirſt ſo gefällig ſein, uns nicht zu beſpioniren, ſondern Steine herbeizutragen, oder ich ſchlage dir den Schädel ein.“

Die Blauen waren alſo in der Stadt. Wie war das zugegangen? Hatte wirklich der Prophezeiung des Bürgers Jules Vallès gemäß einer der Kommune-Generale dieſes oder jenes Thor an die Verſailler verkauft? Nein. Ihr Erfolg, d. h. die Möglichkeit des Eindringens in die Stadt, war für die Regierungstruppen ſelbſt eine Ueberraſchung geweſen. Die zweite Belagerung von Paris endete mit einem Handſtreich, welcher zunächſt durch die kühne Entſchloſſenheit eines einfachen Bürgers ermöglicht wurde.

Die Belagerer hatten ihre Laufgräben bis unter den Wall vorgetrieben. Bis Dienſtags den 23. Mai hofften ſie Breſche ſchießen und dann zum Sturmangriff ſchreiten zu können. Sie wußten nicht, daß die Ueberlegenheit ihrer Batterien den Rothen die längere Behauptung der Umwallung unmöglich gemacht und demzufolge Dombrowſki den Rückzug zum Gürtelbahndamm befohlen hatte. Ebenſo unbekannt war ihnen, daß dieſer Rückzug ſehr unordentlich bewerkſtelligt wurde und die Streiter der Kommune, ſtatt in ihrer neuen Aufſtellung ſich gehörig einzurichten, vorgezogen hatten, in den Schenken von Auteuil und Paſſy ſich ein Sonntagsvergnügen zu machen. Bei ſothanen Umſtänden war die Umwallung aufgegeben und leer, der Bahndamm dagegen entweder noch gar nicht oder doch nur ungenügend beſetzt.

Um 3 Uhr Nachmittags ſahen Rothhoſen, welche in der bis nahe vor die Baſtionen der Porte St.-Cloud getriebenen Tranchée wachtſtanden, einen bürgerlich gekleideten Mann auf der Höhe der Umwallung erſcheinen, ein weißes Tuch ſchwenkend. Das war der Bürger Jules Ducatel, ein Subalternbeamter beim ſtädtiſchen Straßenweſen. Mit Einſetzung ſeines Lebens benutzte er den günſtigen Augenblick, um die Regierungstruppen zu verſtändigen, daß ſie den Wall überſteigen könnten, ohne Gegenwehr zu finden. Ein Kapitän vom Genie, Garnier, der an dieſer Stelle die Belagerungsarbeiten leitete, bemerkte den winkenden Mann ebenfalls, traute jedoch dem Gewinke nicht recht, ſondern argwohnte auf ſeiten der Rothen die Kriegsliſt, die Blauen auf eine Mine zu locken. Trotzdem, da Ducatel, auf die Gefahr hin, in jedem Augenblick von Wehrleuten der Kommune in ſeinem gefährlichen Beginnen überraſcht und niedergeſchoſſen zu werden, mit ſeinem Taſchentuche zu wehen fortfuhr, näherte ſich der Offizier dem Manne bis auf Gehörweite, rief ihn fragend an und erfuhr von ihm den Sachverhalt. Garnier vergewiſſerte ſich mittels einer ſofort vorgenommenen Erkundung von der Wahrheit der Ausſage Ducatels, und ein gerade zufällig in den Laufgraben weilender Seekapitän, Namens Trèves, depeſchirte die unverhoffte Neuigkeit nach Verſailles. Die Führer der zunächſt ſtehenden Truppentheile wurden ebenfalls eilends benachrichtigt und begannen noch vor 4 Uhr ihre zweckdienlichen Bewegungen. Die Diviſion Bergé bemächtigte ſich der Porte St.-Cloud, die Diviſion Berthaut des Raumes zwiſchen der Umwallung und dem Bahndamm. Dann wurden fliegende Kolonnen innerhalb der Wälle nordwärts vorgeſchoben, um ſich der Thore von Auteuil und Paſſy zu bemächtigen, durch welche dann die draußen bereitſtehenden Mannſchaften des Generals Ladmirault hereindrangen. Etwas ſpäter marſchirte auf der Südſeite das Korps Ciſſey durch die Thore von Verſailles und Vanves in die Stadt. Die Dunkelheit war noch nicht völlig hereingebrochen, als ſich ſchon 80,000 Mann Regierungstruppen auf der Stadtſeite der Umwallung befanden, die drei Korps der Generale Douay, Ladmirault und Ciſſey. Es muß denn doch eine große Lockerung und Lotterung unter den Rothen eingeriſſen geweſen ſein an jenem Sonntagsabend. Denn der Widerſtand, welchen die Blauen fanden, war ſo nichtsſagend, daß ſie noch an demſelben Abend zu weiterem Vorgehen ſich entſchließen konnten. Die Dunkelheit begünſtigte dieſe weiteren Handſtreiche, welche das Schloß La Muette, den Trokadero, den Triumphbogen, das Marsfeld und das ganze Quartier Vaugirard in die Gewalt der Truppen brachten. Auf dem Trokadero und beim Arc de Triomphe verſuchten die überraſchten Rothen allerdings Gegenwehr, vermochten aber damit nicht aufzukommen. Am letztgenannten Orte waren ſie mitten im Bau einer Batterie überraſcht worden. Die Blauen kehrten die Geſchützemündungen alsbald gegen die Champs Elyſées hinab und ſchickten Kugeln bis zum Induſtriepalaſt und Eintrachtsplatz. Dieſe Begrüßung beantworteten die Rothen mit Geſchoſſen, welche eine von ihnen auf der Terraſſe der Tullerien errichtete Batterie die Prachtſtraße der Champs Elyſées entlang zum Triumphbogen hinaufſandte.

In der inneren Stadt vernahm man wohl dieſes Kanonenduett, aber man war ſolchen Singſangs ſeit Monaten ſo gewohnt, daß man ſich zum ſchlafen niederlegte, ohne zu ahnen, daß die Blauen innerhalb der Umwallung. Soweit dieſe am Abend in der Dunkelheit hatten vordringen können, waren ſie in dieſen Quartieren, namentlich in den Weſtendquartieren rechts der Seine laut ſympathiſch empfangen und als Befreier begrüßt worden. Das war ganz in der Ordnung. Aber nicht in der Ordnung war, daß die Soldaten der Regierung jetzt ſchon alle Rothen, deren ſie habhaft werden konnten, erbarmungslos niedermachten und von ihren Offizieren von dieſer Mordwuth keineswegs abgemahnt, ſondern vielmehr noch dazu angeeifert wurden. Alle auch nur halbwegs anſtändigen Menſchen in Europa haben ſich über die Gräuel,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52539-7
SCHERR,J. FN. 03469/018

welche die Rothen während des Verzweiflungskampfes der Kommune verübten, entſetzt. Aber der nur allzu gerechtfertigte Abſcheu hätte nicht bloß auf *eine* Seite fallen ſollen. Denn nicht allein die rothen Beſiegten, ſondern auch die blauen Sieger haben ſich wie wilde Beſtien aufgeführt. Nein, nicht ſo, ſondern ſo wild und wüſt, wie nur der Menſch, nicht das Thier, zu wüthen vermag. Da, in dieſer ſchrecklichen Pariſer Woche hat ſich die vielgerühmte „chriſtliche" Civiliſation wieder einmal herrlich ſehen laſſen, wie ſie ſich eben immer und überall ſehen ließ und ſehen läßt, wo die elementaren Triebe und Leidenſchaften der Menſchenbeſtien, alle konventionellen Anerzogenheiten abſtreifend, kämpfend aufeinanderprallten und aufeinanderprallen. . . .

Das war ein Erwachen am Morgen dieſes 22. Maitags! Von Vaugirard im Süden bis zum Montmartre und La Villette im Norden, vom Quai d'Orſay und von der Madeleine im Weſten bis nach Belleville und zum Pere Lachaiſe im Oſten lief der Schreckensruf: „Die Verſailler ſind in der Stadt!" Aber alsbald rollte dieſem Ruf wie ein Widerruf der Alarmſchrei nach: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!" Und mit dieſen in tauſenderlei Modulationen wiederholten Rufen und Schreien miſchten ſich das Wirbeln der Trommeln, Hörnerſignale, das Heulen von tauſend Sturmglocken, das Raſſeln fahrender Geſchützzüge, das „Huſten" der Mitrailleuſen, Bombengeziſche, Chaſſepotsgeknatter — und alle dieſe Laute floſſen zuſammen in einen chaotiſchen Schwall, in ein dumpfes, unartikulirtes, nervenfolterndes Gedröhne. Man konnte glauben, das Todesröcheln der Rieſenſtadt zu hören.

Noch war es aber nicht ſo weit. Die rothe Fahne ſenkte ſich nicht faul und feig vor der trikoloren. Nein, bis zur äußerſten Möglichkeit wurde ſie emporgehalten, ſolange überhaupt noch Arme da waren, ſie zu halten. Nur deutſche Hofhiſtoriographen, Leute ohne Eingeweide, Liberale mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung könnten beſtreiten wollen, daß hier für eine ſchlechte Sache mit einem Todesmuth geſtritten wurde, wie er ſelbſt für eine beſte nie heldiſcher aufgewendet worden.

In der Frühe wurde ein Aufruf vom Kriegsdelegirten Delescluze ausgegeben, der zum Widerſtande bis auf's Meſſer aufforderte. Ein wunderliches Dokument, ganz aus unbeſtreitbaren Wahrheiten und groteſken Lügen zuſammengerührt. Alles aus dieſer Tonart: „Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen! Ihr wiſſt, es handelt ſich darum, zu ſiegen oder den Pfaffenknechten von Verſailles in die unbarmherzigen Hände zu fallen, dieſen Schuſten, welche Frankreich den Preußen ausgeliefert haben und uns jetzt den Preis für ihren Verrath bezahlen laſſen wollen. Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!“

Die Kommune, des Centrums der Stadt, ſowie der im Norden und Oſten gelegenen Vorſtädte ſicher, hatte alſo den Kampf um ihr Sein und Nichtſein an- und aufgenommen. Nicht vergebens auch rief ſie zu den Waffen. Wohl an 50,000 Streiter gehorchten dem Rufe, darunter ganze Bataillone von Amazonen. Es mußte ſelbſt von den Siegern, als ſie die Geſchichte der Beſiegten ſchrieben, widerwillig anerkannt werden, daß von Frauen die Barrikaden häufig am hartnäckigſten vertheidigt wurden. Auf den endlich von den Truppen erſtürmten Trümmern vieler dieſer improviſirten Citadellen fand man die Leichen ſchöner Mädchen, auf der Schulter die Offiziersepauletten, im jungen Buſen die Todeswunde. Ueberwältigt und gefangen, ließen Streiterinnen der Kommune nicht ab, noch mit den Fäuſten und Zähnen zu kämpfen, bis man ſie niederſchoß.

Das unerwartete Eindringen der Blauen hatte das Vertheidigungsſyſtem der Rothen ſehr lückenhaft gelaſſen. Der Barrikadenbau konnte in vielen Straßen erſt Montags den 22. Mai angehoben werden und mußte daher überhaſtet werden. Etliche Hauptpunkte jedoch konnten für wohlvorbereitet gelten, dem Angriff zu trotzen. So auf dem linken Stromufer das rechts von der Rue Jacques gelegene Pantheonquartier, auf dem rechten das Hôtel de Ville, der Vendômeplatz, das Chateau d'Eau, weiterhin die Butte Montmartre, die Butte Chaumont oberhalb Belleville und der bekannte Kirchhof Père Lachaiſe, oſtwärts zwiſchen der Gürteleiſenbahn und der Umwallung gelegen.

Am 22. Mai hörte die Kommune als ſolche zu exiſtiren auf, indem ſich ihre Mitglieder an ihre verſchiedenen Poſten in den einzelnen Bezirken begaben. Zu einer vollzähligen gemeinſchaftlichen Berathung traten ſie nicht wieder zuſammen. Im Stadthauſe verblieb nur die Delegation beim Kriegsweſen und das Komité der öffentlichen Sicherheit. Die letzte Nummer des „Journal officiel“ kam am 23. Mai heraus. Zu den letzten Bekanntmachungen der Kommune, die aber ſchon nur noch von Hand zu Hand verbreitet werden konnten, gehört das berüchtigte, vom „3. Prairial des Jahres 79“ datirte, von Delescluze, Régère, Ranvier, Johannard, Beſiner, Brunel, Dombrowſki unterzeichnete Branddekret: „Bürger Millière wird an der Spitze von hundert Zündern (fuséens) die verdächtigen Häuſer — (d. h. Häuſer, aus welchen irgendein feindſeliger Akt hervorgehen ſollte) — und die öffentlichen Denkmäler auf dem linken Ufer anzünden. Bürger Derreure mit hundert Brandmännern iſt für das 1. und 2. Arrondiſſement beauftragt. Bürger Billioray mit hundert für das 9. und 10. Arrondiſſement. Bürger Beſiner mit fünfzig im beſonderen für die Boulevards von der Madeleine bis zur Baſtille. Die Bürger werden ſich mit den Barrikadenchefs in's Einvernehmen ſetzen, um die Ausführung dieſer Befehle zu ſichern.“ Gegen die Echtheit dieſes Dokumentes haben ſich jedoch ſchwerwiegende Bedenken erhoben, ſo ſchwere, daß ich es ausdrücklich nur als ein zweifelhaftes gelten laſſen kann, ja ſogar, was meine perſönliche Meinung angeht, für ein nachträglich fabricirtes anzuſehen geneigt bin. Dagegen halte ich den berüchtigten, obzwar von rother Seite her ebenfalls für untergeſchoben erklärten, lapidar[illegible]-lakoniſchen Brandbefehl Ferré's: „Verbrennt ſofort das Finanzminiſterium!“ (faites de suite flamber Finances) für echt, bis die Falſchheit der Unterſchrift dargethan iſt.

Wäre des Grafen und Abbé Sieyès Todesvotum gegen den ſechzehnten Ludwig („la mort sans phrase“) nicht apokryph, ſo hätten wir hier ein recht dazu paſſendes Parallelwort: — „Die Brandfackel ſchlechtweg!“ Aber klingt aus dem Brandbefehl des Bürgers Ferré für hörende Ohren nicht etwas wie Weiſſagung heraus? Etwas, das alle die „Großen Bücher“ in den Finanzminiſterien Europa's bedroht? Könnte es nicht geſchehen, daß unſere Nachkommen zu der Einſicht gelangten, ſie wären für die Sünden ihrer Vorfahren doch eigentlich nicht verantwortlich? Nicht verantwortlich und haftbar für unſere gewiſſenloſe Staatsſchuldenmacherei, für dieſes ſelbſtſüchtige Vorwegeſſen der Zukunft, für dieſe ſchändliche Belaſtung noch ungeborener Geſchlechter? Wird die Prämiſſe der geſammten dermaligen Finanzwiſſenſchaft, d. h. Schuldenwirthſchaft, die ja zumeiſt nur der Raubritterſchaft vom goldenen Kalbe zu gute kommt, nicht logiſcherweiſe zu der Konkluſion führen: „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ und müßte dann ein europäiſches „Faites damber Finances!“ nicht als Wahrſpruch der Nemeſis anerkannt und begrüßt werden? . . .

10.

Das rothe Geſpenſt geht leibhaft um.

Der Marſchall Mac Mahon hat ſich als Leiter der Einnahme von Paris und der Niederwerfung der Kommune zweifellos als tüchtiger General erwieſen, wenigſtens als ein weit tüchtigerer denn im Feldzug von 1870. Nachdem die Kommune einmal im Vollbeſitze der Hauptſtadt und ihrer unermeſſlichen Hilfemittel, waren zur Wiedergewinnung von Paris Streitkräfte nöthig, die ſich nicht aus dem Boden ſtampfen ließen. Es hat ſich überhaupt noch nie etwas Rechtes und Tüchtiges aus dem Boden ſtampfen laſſen. Woher dem Marſchall das Material an Soldaten hauptſächlich zufloß, iſt ſchon früher erwähnt worden. Nach der Unterzeichnung des Definitivfriedens zwiſchen Deutſchland und Frankreich am 10. Mai zu Frankfurt und nach der Ratifikation dieſes Friedensvertrages durch die Nationalverſammlung zu Verſailles am 13. Mai war der Zufluß ~~ein~~ ſo ausgiebig geworden, daß ſich Mac Mahon in ſtand geſetzt ſah, die Organiſation ſeiner Truppen zu vollenden. Er hatte zuvörderſt drei Korps formirt, zwei Infanterie- und ein Kavalleriekorps (Ladmirault, Ciſſey, Du Barrail). Dazu waren dann zwei weitere Armeekorps gekommen

(Douay und Clinchant) und endlich noch eine aus drei Diviſionen beſtehende Reſerve unter dem General Vinoy. So gerüſtet, ſah ſich der Marſchall kräftig genug zum entſcheidenden Handeln und dieſes war, wie wir geſehen, auf den 23. Mai angeſetzt. Die Ereigniſſe vom 21. Mai hatten aber den Angriff vorgerückt. Vom Mont Valerien herab hatte der Obergeneral den Einbruch der Truppen in die Stadt geleitet. Dann hatte er ſich zur Stunde, als der Trokadero, das Marsfeld und die Kriegsſchule ~~von denſelben~~ genommen waren, von der Citadelle herab und in die Mitte ſeiner Regimenter begeben. Während der Nacht traf er ſeine Beſtimmungen und Verfügungen inbetreff der großen Straßenſchlacht, welche am folgenden Tage anhob und erſt nach ſiebentägigem Streiten zu Ende ſein ſollte, — nach einem Streiten, von welchem der Dichter hätte ſagen können, was er von der Beſtürmung Jeruſalems durch die Römer des Titus geſagt hat:

„O, welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!
Aus tauſend Wunden ſprang ſo voll das Blut,
Als wären unverſiegbar ſolche Bronnen . . .“

Friſch, klar, ſonnig, ſo recht ein Maimorgen, ging der vom 22. über Paris auf, welches dieſem Frieden und Glanz der Natur gegenüber wieder einmal darthat, was es mit der vielgeprieſenen Civiliſation unſeres Jahrhunderts eigentlich auf ſich hat. Von beiden Seiten wurde die ſiebentägige Schlacht mit gleicher Wuth geſochten. Der Unterſchied war nur, daß die Blauen mit Methode, die Rothen dagegen mit Verzweiflung wütheten.

Der Marſchall hütete ſich wohl, den Stier bei den Hörnern faſſen zu wollen, d. h. einen Maſſenangriff auf das furchtbar barrikadirte Centrum der Stadt zu unternehmen. Er und ſeine Generale griffen die Sache anders an. Im Beſitze einer feſten Operationsbaſis, vorſchritten ſie zu einer Reihe von koncentriſchen Angriffsbewegungen, welche den Zweck hatten und erreichten, auf Seitenwegen und ſelbſt mitten durch Häuſerwände und Häuſerreihen hindurch die feſteſten „Volkscitadellen“ zu umgehen, Paris mittels Beſetzung der Hauptverkehrsadern und der ſtrategiſchen Punkte mälig zu umſtricken und einzuwickeln, um dann die Umſchnürung feſter und enger zu machen, zuletzt ſo eng und feſt, daß mit einem letzten Würgegriff der Inſurrektion ihr letzter Athemzug zu entpreſſen wäre.

Angenommen, ein Beobachter hätte von der Kuppel des Invalidenpalaſtes herab den Bewegungen der fünf Kolonnen, in welche der Marſchall ſeine Streitkräfte getheilt hatte, am 22. Mai zuſehen können und hätte bei dieſer Schau das Antlitz nach Norden gekehrt, ſo würde er ganz linkswärts die Kolonne des Generals Ladmirault die Linie der Gürteleiſenbahn aufwärts verfolgen geſehen haben, eine Bewegung, welche den Zweck hatte, einem der Hauptbollwerke der Rothen in den Rücken zu kommen, dem Montmartre. Demſelben Ziele ſtrebt der General Clinchant zu, welcher vom Triumphbogen aus gegen den Park von Monceaux und Batignolles hinaufdrängt. Der General Douay ſeinerſeits ſucht im Centrum die Champs Elyſées und den Beauvauplatz zu gewinnen. Zur Rechten, auf dem linken Seineufer, lenkt der General Ciſſey ſeine Truppen auf den Bahnhof Montparnaſſe zu, um ſich von dort den Weg zum Pantheon zu öffnen. Die Reſerve unter Vinoy behält der Marſchall bei der Hand, um damit nach Bedarf Douay oder Ciſſey zu unterſtützen.

Den erſten bedeutenden Vorſchritt machte der letztgenannte General. Noch am 22. Mai. Sein Sturm auf den bezeichneten Bahnhof gelang, auch entriß er den Rothen die gewaltige Barrikade, welche ſie hinter der Umwallung auf der Straße nach Orleans erbaut hatten, und brach ſich damit Bahn zur Butte aux Cailles. Auch im Centrum und auf der Linken war die Schlacht im Gange, führte jedoch erſt am folgenden Tage zu einem für die Blauen beträchtlichen Ergebniß. Dies war kein anderes als der am 23. Mai mit ganzem Erfolg unternommene Angriff auf das Montmartre-Quartier. Clinchant bedrängt es vom Süden und Weſten aus, Ladmirault faſſt es vom Norden her. Mittags 1 Uhr flattert die Trikolore auf der Spitze des Thurmes von Solferino. Noch zwei Stunden lang aber tobt der Kampf um die mächtige Barrikade auf dem Platze Pigalle, ſo recht die Arx oder Akropolis der Kommune. Hier befehligt Dombrowſki in Perſon, wird niedergeſtreckt und ſterbend zum Spital Lariboiſiere getragen, wo er am nächſten Morgen ausathmet. Der Verluſt des Montmartre bedeutet für die Rothen ſchon ihre entſchiedene ſtrategiſche Niederlage. Auf Sieg kann jetzt nicht einmal der Wahnſinn mehr hoffen. Die beiden Plätze Pigalle und Blanche ſind mit Blutlachen bedeckt, 100 Kanonen, mehrere tauſende von Gefangenen ſind die Beute der Sieger. Die Rache beginnt ihre Füſilladen an der Stelle, wo am 18. März der Frevel die ſeinigen begonnen hatte. Der General Ladmirault bleibt vorderhand auf Montmartre ſtehen; der General Clinchant ſteigt auf die äußere Boulevardlinie hinab, um von dieſer aus und über die innere hin mit dem General Douay im Centrum Fühlung zu ſuchen. Links der Seine hat inzwiſchen der General Ciſſey ſeinen Vormarſch, allerdings unter ſchwerem Ringen, bis zur Kirche St.-Sulpice fortgeſetzt.

Die Nacht ſinkt herab auf die rothen Walſtätten des zweiten Schlachttages, auf Weh und Wunden ohne Zahl. Tauſende von Wachtfeuern laſſen kein Dunkel aufkommen und das Gebrauſe und Getoſe ruht kaum für etliche Stunden. Dann kommt der dritte Tag —

„Aufgeht die Sonne; unterſinkt ſie wieder;
Sie ſieht nur Blut und Tod; ſie ſteigt empor —
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.“

Noch hielten die Rothen nicht nur den Oſten der Stadt, ſondern auch das Centrum unter ihrer Hand. Die Tuilerienterraſſe, das Schloß ſelber, den Louvre, das Palais Royal, die Madeleine, den Vendômeplatz machten ſie am 23. Mai den Angreifern noch immer ſtreitig und behaupteten dieſe Punkte den ganzen Tag hindurch.

Mittels Umgehungen, Häuſerdurchbrüchen, Maſſenwirkungen des ſchweren Geſchützes ſuchten die Blauen, deren Harſte in ſicherem Einvernehmen und unter feſteinheitlicher Oberleitung handelten, dieſe Centralſtellung ihrer Gegner zu bewältigen, um dann, ſtromaufwärts dringend, den Herzſtoß auf den Aufſtand zu führen, d. h. das Hôtel de Ville anzugreifen. Gleichzeitig mit dieſen Operationen im Mittelpunkte der Stadt gingen draußen an der Peripherie ~~derſelben~~ andere vor ſich, welche die Abſicht hatten und erreichten, die drei Südforts Montrouge, Bicêtre und Ivry den Rothen zu entreißen. Die von dem Generalſtabsoffizier Leperche geſchickt geleiteten, von den Oberſten Deloffre und Desgarets tüchtig geführten, durch die Reiterei des Generals Du Barrail kräftig unterſtützten Angriffe auf die genannten Citadellen hatten zur Folge, daß die Vertheidiger es gerathen fanden, die Werke aufzugeben und in mehr oder weniger eiligem Rückzug ihr Heil zu ſuchen. Jedoch erſt, nachdem ſie bis zum 25. Mai ausgehalten hatten.

Sie hielten überhaupt überall aus, ſolange auszuhalten war Die Kämpfer der Kommune der Feigheit zu bezichtigen, iſt nicht allein ungerecht, ſondern heißt auch die Thatſachen nicht ſehen wollen und iſt demnach ganz albern. Der gerechte Urtheiler muß es ja geradezu ſtaunenswerth nennen, daß die Rothen der ganzen Ueberlegenheit militäriſcher Technik und Diſciplin gegenüber den Kampf ſo lange zu führen vermochten, ſie, die ohne einheitliches Kommando und darauf angewieſen waren, alles, was ihre Gegner vor ihnen voraushatten, mittels ihrer Anſtelligkeit und Todesverachtung einigermaßen auszugleichen.

Aber, wohlverſtanden, ich ſpreche von den wirklichen Kämpfern der Kommune, nicht von dem ſchandbaren Geſindel, welches die Waffen nur trug, um damit wehrloſe Opfer hinzuſchlachten, zum Abſcheu der Mit- und Nachwelt.

Solches Geſindel, Auswurf der Rieſenkloake Paris, durch alle Latrinen der Gaunerei gekrochene Halunken, auf allen Schmutzwegen der Ausſchweifung bewanderte Dirnen, ſah man ſchon am 23., zahlreicher noch am 24. Mai in den Straßen zwiſchen dem Baſtilleplatz und dem Père Lachaiſe lungern und lauern, Aasvögeln gleich, welche Leichen wittern. Sie umkreiſ'ten die Mauern des Gefängniſſes La Roquette und krächzten gräßliche Drohungen zu den vergitterten Fenſtern empor, hinter welchen die „Geiſeln“ gefangen ſaßen.

Aber nicht dieſe Elenden hätten das rothe Geſpenſt vom September von 1792 wieder heraufzubeſchwören vermocht. Von amtswegen wurde es heraufbeſchworen. Die Kommune hatte den Beſchluß gefaßt, die ſämmtlichen Geiſeln ſollten umgebracht werden.

Ort, Tag und Stunde dieſes Beſchluſſes, ſowie die Namen der Mitglieder, welche dabei mitgewirkt, genau zu ermitteln, iſt bislang nicht gelungen. Feſt aber ſteht, daß das Exekutivkomité am Mittwoch den 24. Mai dieſen Befehl erließ: „Der Bürger Rigault in Gemeinſchaft mit dem Bürger Régere wird mit der Ausführung des Dekrets der Kommune inbetreff der Geiſeln beauftragt. Unterzeichnet: Delescluze. Billioray.“

Die Vertheidiger der Kommune ſagen, dieſes Blutdekret ſei nur erlaſſen worden zur gerechten Wiedervergeltung der Gräuel, welche die „Inſurgentenjagd“ verübte, die von den Blauen in den von ihnen eroberten Stadtvierteln erbarmungslos angeſtellt wurde. Das mag ſo ſein und kein gerechter Mann wird anſtehen, die Gräuel dieſer Menſchenjagd zu brandmarken. Allein immerhin beſteht ein Unterſchied zwiſchen dieſen Barbareien, welche eine kampftoll gewordene Soldateska auf von dem Blute ihrer Kameraden dampfenden Walſtätten gegen mit den Waffen in der Hand ergriffene oder ihr als ſolche bezeichnete Kommunarden verübte, und der kaltblütig angeordneten und kanibaliſch-roh ausgeführten Abſchlachtung von armen Gefangenen, welche an dem Mordkampfe gar nicht theilgenommen hatten. Nicht die Leidenſchaft, nein, die kühlberechnende Grauſamkeit hat das Signal zu den ruchloſen Maſſenmorden gegeben, wie ſie am 24. Mai begannen. Das iſt das glühendſte Brandmal, welches die Kommune ſich aufgedrückt hat.

Der Bürger Rigault zauderte nicht, zu thun, was ihm eine Luſt. Dieſer Menſch war einer von jenen in unſerer Zeit nicht eben ſeltenen Kalkulatoren, welche die materialiſtiſche Lehre des Jahrhunderts als einen Panzer tragen, an welchem alles abprallt, was Gefühl, Menſchlichkeit, Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit heißt. Solchen Strolchen iſt das Laſter eine Eleganz und der Frevel ein Zeitvertreib. Sie kennen und anerkennen nichts als ihr eigenes kleines, hohles, eitles, vom Größenwahn aufgeblähtes Ich, und die Selbſtſucht, keck, frech, ſchamlos bis zur Hündiſchkeit, iſt das Idol, vor welchem ſie auf dem Bauche liegen.

Der Mordbefehl des Exekutivkomite war kaum in Rigaults Händen, als er nach St.-Pélagie eilte, wo der von ihm gehaſſte Republikaner Chaudey eingekerkert war. Der Prokurator der Kommune zeigte dem Gefängnißdirektor Ranvier an, daß die Stunde der „Hinrichtung“ der Geiſeln geſchlagen habe und daß Chaudey „den Tanz beginnen werde“. Selbſtverſtändlich hatte die Kommune bei Zeiten dafür geſorgt, das Verwaltungs- und Aufſichtsperſonal in den Gefängniſſen aus „Bürgern“ zuſammenzuſetzen, auf die ſie ſich verlaſſen konnte. Ihre Gefängnißdirektoren waren jedenfalls Leute, die als im Gefängnißleben erfahren bezeichnet werden mußten. So dirigirte z. B. in La Roquette ein gewiſſer François — in einigen Zeugenausſagen heißt er auch Lefrançais — welchem die Züchtlingsjacke, die er früher getragen, noch jetzt ganz gut auf Leib und Seele gepaſſt hätte.

Der arme Chaudey wurde in die Schreibſtube des Gefängniſſes heruntergebracht, wo ihn der Bürger Prokurator alſo begrüßte: „Bürger, ich bin beauftragt, die Hinrichtungen in den Gefängniſſen zur Ausführung zu bringen. Sie kommen heute daran, ſofort — binnen einer Stunde werden Sie erſchoſſen ſein.“ Chaudey ward durch dieſe brutale Eröffnung begreiflicherweiſe verblüfft, faſſte ſich aber raſch und ſagte: „Aber, Raoul Rigault, haben Sie denn auch bedacht, was Sie thun wollen?“ — „Allerdings. Ich vollziehe einen Beſchluß der Kommune. Das iſt alles.“ — „Aber Sie wiſſen doch, ich bin ein guter Republikaner. Sie ſchädigen eine heilige Sache. Sie bringen die Republik um.“ — „Gleichviel. Sie ſterben wie alle die übrigen Geiſeln.“ — „Aber, Bürger Rigault —“ „Genug, meine Zeit iſt knapp. Wollen Sie etwa einen Beichtvater?“ — „Scherzen wir nicht! Sie wiſſen recht gut, daß ich keinen Beichtvater will.“ — „Sie ſind ein Mörder, Sie haben es verſchuldet, daß Blanqui umgebracht wurde.“ — „Aber Blanqui lebt ja; ich kann es beweiſen. Vielleicht vermag ich ſogar ſeine Austauſchung zu bewirken.“ — „Aha, Sie ſtehen alſo mit Verſailles in Verbindung? Wohlan, Sie und alle die andern Geiſeln ſterben.“ — „Gut, ich werde Ihnen zeigen, daß und wie ein Republikaner zu ſterben weiß.“

Der Wackere zeigte es. In den Rundgang des Gefängniſſes geführt, wo das Mordpeloton ſeiner harrte, wurde er der Kapelle zur Seite in einen Mauerwinkel geſtellt. Der Bürger Prokurator gönnte ſich das Vergnügen, mit gezogenem Degen den Mordakt zu kommandiren. Schlecht getroffen ſtürzte Chaudey zu Boden und hatte noch die Kraft, zu rufen: „Vive la république!“ Da wirft ſich mit den Worten: „Ich will Dir die Republik ſchon aus dem Schädel treiben!“ der Brigadier Gentil, ein Haupthandlanger Rigaults, auf den Verwundeten und jagt dem~~ſelben~~ eine Revolverkugel „durch den Rachen“, wie er ſich ſpäter lachend rühmte. Die Ausplünderung des Todten durch die Mörder gehörte mit zum Ganzen. Neben Chaudey's Leichnam wurden etliche Minuten darauf noch die von drei gefangenen Gensd'armen hingeworfen, auf welche man, den Gräuel zu würzen, in dem Rundgange wie auf Jagdthiere unter Zoten, Flüchen und Gelächter geſchoſſen hatte. Nach alſo vollzogenem Menſchenopfer brach der Bürger Rigault nach dem Gefängniſſe La Santé auf, „um ſein Geſchäft fortzuſetzen“ . . . .

Die Muſe der Geſchichte hat die traurige Verpflichtung, vor nichts zurückſchaudern zu dürfen und alles ſagen zu müſſen. Aber ſie hat auch das Recht, mit beſchwingten Sohlen über Blutlachen hinwegzuſchreiten. Müßte man doch ſelber ſo eine rothe Beſtie von 1871 ſein, wollte man ſich dazu hergeben, die gräſſliche Reihe der Niedermetzelungen der Geiſeln und anderer Opfer breitſpurig zu durchwaden. Auch zu zählen brauchen wir die Gemordeten nicht genau. Die Zahl macht bei ſolchen Schreckniſſen eigentlich gar nichts aus. Nicht wie viele Opfer die Inquiſition, die Hexentribunale, die Bartholomäusnacht, die Septembermorde und das rothe Quartal hingeſchlachtet, macht den Gräuel aus, ſondern dieſes, daß überhaupt Menſchen ſo gegen Menſchen wüthen konnten und gewüthet haben.

Den ſcheuſäligſten Anblick gewährten auch wiederum hierbei die weiblichen Scheuſale, wie die „Amazonen“ Katharina Rogiſſart, Natalie Lemel, Zelie Grandel und Marguerite Gandair, genannt Lachaiſe. Die letztgenannte hat eine Hauptrolle bei den Mordthaten geſpielt und ſich ganz unglaublich gräulich in La Roquette aufgeführt, ſowie bei der Abſchlachtung des Grafen de Beaufort, welcher als Offizier in der Armee der Kommune gedient hatte, aber plötzlich, ohne einen Schatten von Grund, durch die Furie des Verraths bezichtigt und auf ihr Betreiben auf dem Voltaireplatze niedergemacht wurde. Das Wildſchwein von Weib ſtampfte auf dem noch warmen Leichnam herum und ſagte etwas und that etwas, was nicht beſchrieben werden kann.

Mittwochs, den 24. Mai, begannen die Maſſenmorde. An der Spitze der Mörderrotte, welche ſchon ſeit etlichen Tagen La Roquette umlauert hatte, brachen die Grandel und die Lachaiſe in das Gefängniß ein. Die letztgenannte Megäre that gerade ſo, als wäre ſie die amtlich beſtellte Leiterin der Mordarbeit, welche von den Gefängnißbeamten freilich mehr nur zugelaſſen als angeordnet worden iſt, aber doch zugelaſſen.

Das Nachtſtück, wie der Erzbiſchof Darboy und fünf ſeiner Mitgefangenen im Hofraume des Gefängniſſes beim Fackelſchein niedergemetzelt wurden, hat ſich dem ſchauernden Gedächtniß der Zeitgenoſſen unverlöſchbar eingeprägt.

Nach verübtem Frevel wies einer der Mörder den Wächtern Pinet und Bourguignon ein Piſtol mit den Worten: „Seht, es raucht noch. Damit hab' ich dem Kerl von Erzbiſchof den Garaus gemacht.“ Ein anderer bemerkte grinſend: „Dieſer alte Hund von Darboy wollte nicht ſterben, dreimal noch verſuchte er aufzuſtehen.“ Draußen auf dem Platze prahlten die Mordbuben ganz laut: „Wir haben 50 Franken verdient.“

Etliche Tage darauf fand man auf der Mairie des 11. Arrondiſſements dieſes lakoniſche Protokoll: Komité der öffentlichen Sicherheit. Heute den 24. Mai, 8 Uhr Abends ſind im Gefängniſſe La grande Roquette Georges Darboy, L. B. Bonjean, L. Ducoudray, M. Allard, A. Clerc und G. Deguerry hingerichtet worden. Kommune von Paris. Kabinett des Chefs der öffentlichen Sicherheit. Gemeindepolizei.“ Dieſes Aktenſtück trägt das amtliche Siegel der Polizeipräfektur, aber keine Unterſchrift. Es iſt jedoch feſtgeſtellt, daß der Bürger Ferré, der Delegirte bei der öffentlichen Sicherheit, am 24. Mai zweimal in La Roquette ſich zu ſchaffen machte, am Vormittag und am Nachmittag Vor dem Kriegsgerichte zu Verſailles hat ein Hauptzeuge dem Angeklagten Ferré ins Geſicht geſagt, daß dieſer die Mordrotte perſönlich in das Gefängniß geführt habe. Dieſer Augenzeuge war der Civilingenieur Duval, ein Ehrenmann, ebenfalls als „Geiſel" eingethürmt. Der Gerichtspräſident: „Sie ſind alſo ganz ſicher, in dem Angeklagten Ferré das Mitglied der Kommune zu erkennen, welches gemeinſchaftlich mit Ranvier das Exekutionspeloton in La Roquette einführte und welches Sie am 24., 26. und 27. Mai in der Schreibſtube des Gefängniſſes geſehen haben?" Herr Duval: „Ja, ich ſchwör' es." Uebrigens iſt auch die Anweſenheit Rigaults in La Roquette während jener Mordtage wohlbezeugt. Summa: die Schlächtereien in dem genannten Gefängniß ſind nicht etwa nur zufällig geweſen, ſondern amtlich angeordnet, nicht ein bloßer Pöbelexceß, ſondern eine vorbedachte, berechnete That der Kommune, eine That, bei deren Ausführung ſie ſich ſolcher Thiermenſchen bediente, wie ſie ihr in Hülle und Fülle zur Hand waren.

Donnerstags, den 25. Mai, mußten die Dominikanermönche von Arcueil, wo ſie eine Schule hatten, in den Tod gehen. Sie waren, 23 Patres und Fratres, auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes am 19. Mai verhaftet und in das Fort Bicêtre gebracht worden. Als am 25. die Rothen das Fort aufgeben mußten, ſchleppten ſie die Mönche mit ſich, ſtellten ſie auf einer Barrikade der Avenue d'Italie den Kugeln der Blauen bloß, und nachdem ſie gegen Abend zu auch die Barrikade hatten verlaſſen müſſen, maſſakrirten ſie mit ſchon gewohnheitsmäßiger Brutalität die wehrloſen Opfer, von welchen nur einige wenige zu entfliehen vermochten.

Weiter, weiter in dieſem Blutſumpfe! Wir müſſen hindurch....

Nach der Ermordung des Erzbiſchofs und ſeiner Todesgenoſſen war es drei Geiſtlichen, dem Generalvikar Surat, dem Abbé Beourt und dem Miſſionär Houillon, gelungen, in Gemeinſchaft mit dem Stadtſergeanten Chaulieu aus der großen Roquette zu entweichen. Aber alsbald hatte ſich eine Jägerſchar, geführt von einer Megäre, welche in der Linken eine rothe Fahne und in der Rechten ein Meſſer hielt, auf die Fährte der Flüchtlinge geworfen. Sie wurden eingeholt, in den Hof der Petite Roquette geſchleppt, an die Mauer geſtellt und niedergeſchoſſen. Chaulieu bat die Fahnen- und Meſſerträgerin — Wolff-Guyrad hieß die Vettel — ſein Leben zu ſchonen, da er der Vater von acht unerzogenen Kindern ſei. Sie ſchleuderte ihm eine Zote in's Geſicht und kommandirte „Feuer!“ Ein Gaſſenjunge, einer jener Gamins, welche Auguſt Barbier mit dem ätzenden Griffel eines Juvenal alſo gezeichnet hat:

„Dein echt Geſchlecht, Paris, das iſt der Straßenſchreier,
Halbwüchſig, ſchmutzig fahl, wie ein verſchliſſner Dreier,
Das ungezogne Kind, der Taugenichts, der träg
Verſchlendert Tag um Tag, der gern auf ſeinem Weg
Die magern Hunde quält und, ſeinen Gaſſenhauer
Sich pfeifend, ſchlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer;
An nichts glaubt dieſes Kind; es ſpeit die Mutter an;
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeſchmackter Wahn;
Was zuchtlos nur und frech, ſpukt in des Buben Hirne,
Dem reif das Laſter ſteht auf fünfzehnjähr'ger Stirne“ —

ja, ein ſolcher Sproß „de la race de Paris“ ſtand ſpäter, der Mitſchuld an dieſem Mord angeklagt, vor dem Kriegsgericht und gab auf die Frage des Vorſitzenden, warum er auf die Prieſter-Geiſeln geſchoſſen habe, kurzweg die Antwort: „Weil man keine Religion mehr braucht.“ Das ſind ſo Folgen der Thatſache, daß eine Stadt, welche ſich rühmt, die „Weltleuchte“, die „Sonne der menſchlichen Civiliſation“ zu ſein, barbariſch genug war und iſt, innerhalb ihrer Mauern 60,000 Kinder ohne alle Schulbildung und Erziehung aufwachſen zu laſſen.

Freitags, den 26. Mai, gab man dem Pöbel von Belleville jenes entſetzliche Schauſpiel, welches unter dem Namen des Gemetzels in der Straße Haxo bekannt iſt. Man hatte zu dieſer ſchrecklichen Opferung 50 Geiſeln, 14 Geiſtliche und 36 Stadtpoliziſten (Gardes de Paris), aus La Roquette geholt. Zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends führte man die Opfer inmitten einer Proceſſion von johlenden Banditen und lachenden Betteln die Rue de Paris hinauf und dann rechtshinein in die Rue Haxo.

In dieſer ſtand rechts und links dichtgedrängt die Menge, welche die dem Tode geweihten Männer mit wüthenden Verwünſchungen überſchüttete. „Nieder mit ihnen! Schießt ſie todt!“ war der Kehrreim des kanibaliſchen Gebrülls. Bei dem Hauſe Nr. 83 wurden die Geiſeln in einen Hofraum oder vielmehr in einen ummauerten Graben hineingetrieben. Stabsoffiziere von verſchiedenen Bataillonen, in Schärpen und Borten prangend, wohnten der anhebenden Schlächterei an. Chaſſepot und Revolver thaten ihr Werk, thaten es ſo lange, bis keins der Schlachtopfer mehr athmete. Die Leichen warf man in den Kellerraum eines unvollendeten Gebäudes. Als der Gräuel zu Ende, brach die Menge in ein wildes Beifallsgeheul aus und junge Weiber liefen auf die Mordbuben zu, drückten ihnen die pulvergeſchwärzten, blutbeſpritzten Hände und riefen ihnen zu: „Brav gemacht, gut gearbeitet, Schatz!“

Auf Sonnabend, den 27. Mai, ſcheint noch eine Schlächterei größten Stils geplant geweſen zu ſein, darauf deutete es hin, wenn der Bürger Ferré in der Schreibſtube der großen Roquette erſchien und die Freilaſſung und Bewaffnung der in dem Gefängniſſe verwahrten Kriminalverbrecher und Bagnokandidaten anordnete. Offenbar in der Meinung, durch dieſe ehrenwerthen „Bürger“ alle noch im Hauſe vorhandenen „Geiſeln“ niedermachen zu laſſen. Allein den Böſewichten gelangen an dieſem Tage nur noch einzelne Mordthaten. Zu weiteren ließ ihnen das bedrohliche Vorrücken der Blauen keine Zeit mehr. Auch verbarrikadirten ſich die Geiſeln, durch dieſen und jenen Wächter heimlich unterſtützt und von der Annäherung der Retter unterrichtet, in ihren Zellen, entſchloſſen, ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Die Bagnokandidaten ihrerſeits fanden es mehr nach ihrem Geſchmacke, davonzugehen, als eine mehr und mehr gefährlich werdende Blutarbeit zu verrichten. Der „Bürger Gefängnißdirektor“ François hatte zwar eine hübſche Anzahl von Orſinibomben in Bereitſchaft, um damit, wie er pralte, noch im letzten Augenblick die ſämmtlichen Geiſeln zu vernichten. Aber auch er fand es in der Erinnerung an Züchtlingskleider und Züchtlingskoſt gerathen, ſich davonzumachen, bevor der „letzte Augenblick“ gekommen war.

Die aufgehende Pfingſttagsſonne ſtrahlte Troſt und Befreiung in die Angſt- und Todeshöhle von La Roquette.

11.

Blut und Feuer — Feuer und Blut.

„Wann ich todt, mag die Welt im Feuer aufgehen!“ ſagte Tiberius.

„Nach uns die Sündflut!“ ſagte Madame de Pompadour.

„Wann unſere Zeit gekommen, wird Paris uns gehören oder Paris wird nicht mehr ſein! Wir oder das Nichts!“ ſagte ſchon vor der Kataſtrophe von Sedan, alſo vor dem Sturze des Kaiſerreichs, ein Häuptling der rothen Mongolen von 1871.

Ja, der rothen „Mongolen“. Denn genau ſo, wie es im Mittelalter die gelben Mongolen getrieben hatten, ſo trieben es im Mai von 1871 die Kommunarden. Was ſie nicht zu beſitzen und zu behaupten vermochten, ſollte vernichtet werden, damit es wenigſtens auch andere nicht beſäßen.

Ganz dieſelbe wilde Selbſtſucht, wie ſie aus dem finſteren Deſpoten Tiber gegrollt und aus dem leichtſinnigen Buhlweib Jeanne Antoinette Poiſſon gelacht hatte.

Es war etwas, nein, viel, alles von der Entmenſchung, welche die Bürgerkriege der Römer zur Zeit des Unterganges der Republik kennzeichnete, in dieſem franzöſiſchen Bürgerkriege des rothen Quartals. Aus der mörderiſchen Maiwoche heraus ſchaudert uns auf Schritt und Tritt das Zähnefletſchen und das Wuthgebrüll wilder Thiere an. Das iſt nichts Menſchliches mehr, weder hüben noch drüben. Auf der einen Seite nur noch die Raſerei der Verzweiflung, auf der andern nur noch der Rauſch der Rache.

Wenn der Wohlfahrtsausſchuß der Kommune in einem ſeiner letzten Aufrufe zeterte: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden! Kein Erbarmen! Schießt alle nieder, welche den Verſaillern die Hand reichen könnten. Feuer! Feuer!“ ſo gab es unter den Blauen Offiziere genug, welche die Soldaten zu maſſenhaftem Niederſchießen ihrer Gefangenen unaufhörlich anſtachelten. Vor allen aber hat ſich ein Bonapartiſt, der Marquis und Oberſt de Gallifet, durch ſein blutgieriges Wüthen berufen gemacht.

Freilich, es mußte biegen oder brechen. Vom 23. Mai an handelte es ſich für die beiden kämpfenden Parteien ſchlechterdings um nichts anderes mehr, als welche von ihnen die Kraft hätte, die Gegnerin unter die Füße zu treten.

Nachdem der düſtere Jakobiner Delescluze die Einbußen des Tages erfahren und damit die Ueberzeugung erlangt hatte, daß der Anfang vom Ende gekommen ſei, ſagte er: „Paris ſoll in die Luft! Eher ſoll es bis auf den Grund niedergebrannt als den Royaliſten überliefert werden!“

Dieſes Wort kann füglich als das Signal genommen werden, welches den Zündern und Zünderinnen — (eine hübſche Sorte von „flamines“ und „flaminicae“ fürwahr!) — an ihr ſchreckliches Werk zu gehen und dem Pulver das Petrol zu geſellen gebot.

In der Nacht vom Dienſtag auf den Mittwoch (23. bis 24. Mai) wurde das Namenloſe vorbereitet: die Feuerbeſtattung der „Weltmetropolis“.

Wer dann im Morgengrauen von den Höhen von Meudon oder Montretout auf Paris hinabgeſchaut hätte, würde geſehen haben, wie der rothe Hahn ſeine erſten Flüge that, um, eine Feuerfurche hinter ſich herziehend, von den Tuilerien zum Louvre, zum Palais Royal, zum Finanzminiſterium und weiter, immer weiter zu fliegen.

Aber wer nach allen den vorhergegangenen Schrecken noch leichtherzig genug geweſen war, die Nacht zu verſchlafen, den machte der Entſetzensſchrei: „Paris ſteht in Flammen!“ aus dem Bette ſpringen. Und ein Tag brach an, nein, eine ganze Reihe von Tagen, von denen jeder glauben konnte, das alte Weltgerichtslied wäre für ihn geſungen: —

„Dies irae, dies illa
Solvet urbem in favilla“*) . . . .

---

*) Tag des Zornes, Tag der Rache,
Wirft die Stadt in Schutt und Aſche.

Derweil war das wilde Ringen zwiſchen Rothen und Blauen um den Beſitz von Paris noch lange nicht zu Ende. Hier und dort ſchlug man ſich mit ſteigender Erbitterung. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldiſch. Als föchten ſie für die beſte Sache, für welche jemals ein Gewehr geladen und ein Schwert gezogen worden, gaben die Kämpfer der Kommune ingrimmig ihr Leben dahin. Auch mitunter mit jenem lachenden Gleichmuth, womit die alten Nordlandsrecken in den Tod gingen. Bei der Porte St.-Martin hielt mitten im Kugelregen ein Bluſenmann die rothe Fahne, deren Träger er war, hoch empor und lehnte ſich dabei mit dem Rücken an ein hinter ihm ſtehendes Faß. „Biſt du müde oder faul?“ fragt ihn ein Mitſtreiter. „Weder dies noch jenes“, gibt er zur Antwort; „ich lehne mich an, um nicht umzufallen, wenn ich getroffen werde, und auch dann noch die Fahne feſthalten zu können.“

Noch am Dienſtag hatten die Blauen, abgeſehen von der Wegnahme des Montmartre, von deſſen Höhe ſie ihre Bomben nach Belleville und zum Père Lachaiſe hinüberwarfen, beträchtliche Eroberungen gemacht. Der General Ladmirault ſchob ſeine Truppen die äußeren Boulevards entlang oſtwärts vor, der General Clinchant verfolgte in den Quartieren zwiſchen den beiden Boulevardslinien die gleiche Richtung. Ebenſo im Centrum die Generale Douay und Vinoy. Alle dieſe Bewegungen, welchen der General Ciſſey auf dem linken Ufer die ſeinigen anpaſſt, richten ſich koncentriſch auf das Hôtel de Ville. Ciſſey iſt noch am Dienſtag bis gegen die Rue du Bac hin vorgedrungen, während auf dem rechten Stromufer die Terraſſe der Tuilerien, die Madeleine und der Vendômeplatz von den Truppen genommen werden, welche auch in der Chauſſée d'Antin und in der Rue Lafayette feſten Fuß faſſen.

Fürder bereitet die Nacht dem Kampfe keine Unterbrechung mehr. Für Beleuchtung ſorgen ja die Petroleurs und die Petroleuſen. Es hat den Anſchein, als müßte ſich die ganze Rieſenſtadt zu einem ungeheuren Feuerherde geſtalten, und inmitten von Glut und Rauch geht das Gewürge weiter.

Am Morgen vom 24. Mai nehmen die Blauen die Börſe und den Börſenplatz. Douay geht gegen die hochbarrikadirte und zähvertheidigte Pointe de St.-Euſtache vor und bewältigt ſie nach herben Verluſten. Dann bedroht er von der Rue Rambuteau her das Stadthaus, gegen welches von der Uferſeite her Vinoy auf der Rue Rivoli vorgeht, während Ciſſey nach Bemeiſterung der Barrikaden auf dem Pont Neuf ſeinen Waffengefährten von der Seine-Inſel her die Hand reicht. Der jetzt anhebende Kampf um das Hôtel de Ville währt mit wachſender Wuth die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Tag. Dann räumen die Rothen ihr Hauptquartier, das Hauptquartier ſo mancher Revolution. Aber die Blauen ſollen es nicht haben! Ein furchtbarer Knall, welcher ringsum die Erde beben macht, eine ungeheure tiefſchwarze Dampfmaſſe, die ſich langſam aufwärts wälzt, dann ein greller Feuerſchein, der an allen vier Ecken des Stadthauskoloſſes emporſpringt. Der Bürger Pindy hat ſein Wort gehalten: das Hôtel de Ville ſteht in Flammen und brennt um die Wette mit den Tuilerien, der Louvrebibliothek, dem Palais Royal und dem Finanzminiſterium, dem Ehrenlegionspalaſt, dem Palais d'Orſay, dem Juſtizpalaſt und der Polizeipräfektur, die brennenden Theater, Markthallen, Fabriken und Privathäuſer nicht gerechnet. Nur das raſche Vordringen Ciſſey's auf dem linken Ufer hatte den Petroleurs die Anzündung des Pantheon verwehrt oder waren die Zünder und Brenner ſelbſt davor zurückgeſchreckt? Sie wußten ja, daß in den Kellern des Tempels 16 Millionen Patronen, 20 Tonnen Pulver und mehrere Kiſten Dynamit lagerten — ein ſchlafender Vulkan. Wäre der~~ſelbe~~ mittels der Brandfackel geweckt worden und ausgeborſten, ſo müßte die Verwüſtung ~~eine~~ geradezu unerhört~~e~~ geweſen ſein.

Um die dritte Hauptſtellung der Kommune im Centrum, um das Chateau d'Eau, mußte noch lange gerungen werden, vom Donnerstagsmorgen bis zum Freitagsmorgen. Das Vorſchreiten der vier vereinigten Truppenkorps, welche auf dem rechten Ufer kämpfen, zum Kanal St.-Martin und zum Baſtilleplatz iſt mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Unaufhörlich regnen auf die zwiſchen der Gürteleiſenbahn und der inneren Boulevardslinie gelegenen Stadtquartiere die Granaten und Petrolbomben, welche die Batterien der Rothen von der Butte Chaumont in Belleville und vom Père Lachaiſe herab- und hereinſchleudern. Dieſe Punkte, ſowie der Faubourg du Temple und die Rue d'Angouléme ſind die letzten Halte der Inſurrektion, welche ihr gehärtetſter Führer, Delescluze, ſchon am Tage vor dem Verluſte des Stadthauſes als eine Sache bezeichnet hatte, für die kein Sieg mehr zu hoffen, ſondern nur noch der Tod zu ſuchen ſei . . .

Es dürfte ein eitles Mühen ſein, von dem Paris, wie es vom Mittwoch den 24. bis zum Sonntag den 28. Mai ſich darſtellte, eine auch nur annähernd deutliche Vorſtellung ſich zu machen. War es doch wie das Hereinbrechen des Chaos. Nur etwa die gigantiſche Phantaſie eines Dante vermöchte von dieſer „città dolente“ der Wirklichkeit ein Bild zu geben. Was uns Augen- und Ohrenzeugen berichten, iſt bloßes Stückwerk und kann nicht mehr ſein. Sie vermochten nicht alle die Schreckniſſe, die ſie mit allen Poren einathmeten, zu unterſcheiden und feſtzuhalten, geſchweige zu einem Geſammtgemälde zu gruppiren. Ein franzöſiſcher Zeuge ſagt aus: „Man muß vom 23. bis zum 28. Mai in Paris geweſen ſein, um ſich eine Vorſtellung von dem entſetzlichen Anblick bilden zu können, welchen die große Stadt während der Feuersbrünſte darbot, die nach der Meinung ihrer Urheber ſie in Aſche legen ſollten. Die mörderiſchen Kämpfe, welche die Armee der Ordnung und die der Demagogie einander lieferten, die Hohlgeſchoſſe, welche nach allen Richtungen platzten, die Gefahren jeder Art, von denen das Leben der Bewohnerſchaft in jedem Augenblick bedroht war, — das alles war gewiß angethan, hochgradigen Schrecken zu erregen. Aber dennoch war nichts ſo erſchütternd, ſo erſtarrend, ſo verzweifelnd wie der Anblick von allen dieſen den Flammen überlieferten Monumentalbauten, in welchen ſeit Jahrhunderten mit religiöſer Sorgfalt ſo viele Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft angeſammelt worden waren. Beobachter, welche von der Höhe von La Roquette“ — (wo unſer Zeuge als Geiſel gefangen ſaß) — „oder von der Hochebene von Chatillon dieſe Feuersbrünſte betrachteten, ſagten ſich mit Entſetzen, daß die prächtige Hauptſtadt der modernen Civiliſation zu einem Trümmerhaufen werden müßte; denn ſie glich ja einem ungeheuren Glühofen, einem koloſſalen Feuerherd, von welchem Flammenſtröme aufſchoſſen und rieſige Rauchwolken emporwirbelten." Ein Augenzeuge von jenſeits des Kanals brach beim Anblick der brennenden Tuilerien, des brennenden Louvre, des brennenden Palais Royal, der brennenden Rue Royale in die Worte aus: „Sie brennt wahrhaft königlich, die ganze Seite der Straße von dem Madeleineplatz bis zur Rue des Faubourg St.-Honoré. In dieſer letztgenannten Straße ſind alle Goſſen voll Blut. An jeder Straßenecke ſteigt eine Barrikade auf. Kanonendonner, Musketengeknatter, Mitrailleuſengeheule bilden zuſammen ein Orcheſter, das zu dieſem Drama der Zerſtörung die Muſik macht. Angeſichts dieſer Schreckniſſe faßt unbeſchreibliche Wuth die Menge. Bislang hatte ſie im Gefühl ihrer Befreiung nur Hoch und Hurrah geſchrieen, jetzt aber wandelt ſich ihre Freude in beſtialiſchen Rachegrimm. Zitternd und keuchend vor Zorn erzählt man ſich, daß das Petrolfeuer auch das Finanzminiſterium und alle öffentlichen Gebäude am Quai d'Orſay ſowie in der Rue du Bac verzehre. Die das Sonnenlicht auslöſchenden Flammengarben und Rauchmaſſen fachen in den Herzen der Pariſer einen Brand an, nicht weniger wild, teufliſch und vernichtend. „Schießt alle Gefangenen nieder! Kein Erbarmen! Nieder mit den Petrolmännern und Petrolweibern!" ſchreien die Leute wie wahnwitzig den Soldaten zu. Und alsbald hebt eine wüthende, ſchauderhafte, haarſträubende Jagd auf die Verdächtigen an. Man ſucht, faßt und füſilirt Männer und Weiber auf der Stelle. Und dieſes Höllengeſchäft treiben am eifrigſten die Frauen."

Man hat es ein Wunder genannt, daß nicht die äußerſten Befürchtungen ſich verwirklicht, daß nicht die Flammen ganz Paris eingeäſchert hätten. Das Wunder erklärt ſich aber wie alle die ſogenannten Wunder aus natürlichen Umſtänden. Zunächſt aus der ſchon früher betonten Haupturſache, daß der unerwartet frühzeitige Einbruch der Blauen in die Stadt die Vernichtungspläne der Rothen nur theilweiſe zur Reife und zur Ausführung kommen ließ. Nebenurſachen kamen hinzu: das energiſche Vorſchreiten der Truppen warf Unordnung in die Reihen der Kommuneſtreiter und dieſe ſtörte dann auch vielfach die Arbeit der Zünder; Hauseigenthümer fanden in der äußerſten Gefahr ſo viel Muth, den Brandlegungen mit Gewalt ſich zu widerſetzen; pfiffige Portiers führten die anlangenden Brandmänner in die Keller und füllten ſie mit Wein bis zur Beſinnungsloſigkeit; endlich darf als ſicher angenommen werden, daß vielen Brennern im letzten Augenblicke Herz und Hand verſagten, ihre hölliſchen Aufträge zu vollziehen. . . .

Und immer noch flatterte die rothe Fahne und fuhren die Batterien der Butte Chaumont und des Père Lachaiſe auf die Stadt zu feuern fort. Nur kurze Pauſen des Aufathmens gönnte ſich der Verzweiflungskampf. In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend raſ'te er mit unſäglicher Wuth um Belleville her, deſſen gehügelte Quartiere und winkelige Gaſſen von Barrikaden ſtarrten. Das ganze Neſt ſchwimmt in einem grellen Roth, denn die ungeheuren Speicher („Docks“) brennen lichterloh. Die „ſtrategiſche“ Brandfackel hat auch hier ihr Werk gethan. Wie zwei rieſige Ausrufungszeichen ragen die ſpitzen Thürme der Kirche von Belleville aus dem Feuerſchein empor. Vom Montmartre herüber ſchlagen die Bomben der Blauen fort und fort in das Häuſergewirre. Immer neue Brände ſpringen auf. Doch mit unbeugſamem Fanatismus halten die Belleviller an der verlorenen Sache.

Noch einen ganzen Tag, den 27. Mai. Denn nachdem das ſchreckliche Getöſe gegen Tagesanbruch eine Weile verſtummt geweſen, hebt es von neuem an und wieder beginnt das Streiten und Morden. Die Sonne, müde der Gräuel, die ſie ſeit drei Tagen geſehen, hatte einen dichten Wolkenſchleier vor ihr Antlitz gezogen; aber der Widerſchein der Feuersbrünſte färbte das Grau dieſes Schleiers kupferroth. Mithandelnde in dem furchtbaren Trauerſpiel haben nachmals ausgeſagt, daß der Anblick von Paris an jenem trüben Maimorgen von einer wahrhaft geſpenſtigen Unheimlichkeit geweſen ſei.

Man mußte ein Ende machen. Die Blauen holten aus zum letzten Schlag. Sie waren zur Stunde damit fertig geworden, die Inſurrektion einzukreiſen, ſie in in einen Cirkel von Eiſen, Blut und Feuer einzuſchließen, welcher von Belleville und vom Père

Lachaiſe bis ungefähr zum Boulevard Beaumarchais, zum Baſtilleplatz, zur Rue de Charonne und zur Rue du Temple reichte. Aber auch aus dieſem Kreiſe heraus ſetzten die Rothen den blauen Angreifern einen ſo energiſchen Widerſtand entgegen, daß gegen Mittag zu unter den Generalen der Regierung die Rede ging, es werde nichts übrig bleiben, als Geſchütze allerſchwerſten Kalibers herbeizuſchaffen, um damit die zur Zeit noch hartnäckig behaupteten Quartiere in einen ungeheuren Trümmerhaufen zu verwandeln. Erſt der Abend brachte, ohne daß zu dieſem Aeußerſten geſchritten werden mußte, die Entſcheidung. Die Generale Ladmirault und Vinoy führten ſie herbei. Jener faßt, nachdem er ſich der Vorſtadt Villette bemächtigt hat, die Butte Chaumont von hinten und erſtürmt ſie; dieſem gelingt der Sturmlauf auf den Père Lachaiſe, von wo aus er noch am ſpäten Abend bis zur La Roquette hereindringt. So war Belleville gebändigt und die Rachefurie ging in ſeinen halbzerſtörten Gaſſen bis weit in die Nacht hinein würgend um. Scharen von rothen Flüchtlingen ſuchten in der Richtung von Vincennes, welches Fort bis zum 29. Mai ſich hielt, Rettung und Zuflucht, wurden aber auf dieſem Fluchtweg ſcharenweiſe von ihren blauen Verfolgern niedergemacht.

Nun iſt, was noch von der Kommune und den Kommunarden übrig, im Faubourg du Temple und in der Rue d'Angoulême eingekeilt. Noch halten ſie aus, die Nacht über und den Morgen vom Pfingſtſonntag, obzwar das Stummbleiben der Kanonen auf der Butte Chaumont und dem Père Lachaiſe ihnen verkündigt, daß alles aus und vorbei und die Todesſtunde gekommen. Gegen Mittag ſind ſie in die Rue d'Angoulême eingeſchnürt. Sie haben keine Geſchütze mehr und nur noch eine Barrikade. Dieſe behaupten ſie, bis die vom Faubourg du Temple her die Straße heraufſauſenden Kanonenkugeln die letzte Schutzwehr niederwerfen und die letzten Vertheidiger den Chaſſepotſchüſſen und Bajonnettſtößen der heranſtürmenden Soldaten erliegen.

Auf den Trümmern dieſer letzten Barrikade lag barhaupt, waffenlos, fünf Todeswunden in Bruſt und Haupt, ein hagerer Greis. Der letzte Häuptling der Kommune, Delescluze, hatte hier um 12 Uhr Mittags den Tod geſucht und gefunden. Nicht geſucht, aber doch mit leidlicher Faſſung hingenommen hatte den Tod der Prokurator der Kommune, Rigault, welcher im Bürgerwehranzug ergriffen, erkannt und an der Ecke der Rue Gay-Luſſac von Chaſſeurs des 19. Regiments füſilirt worden war. Verſchiedenen anderen Mitgliedern der Kommune war daſſelbe widerfahren. So dem Bürger Millière, welchen Soldaten auf den Stufen des Pantheon niedergeſchoſſen hatten. Vielen Kommunarden jedoch gelang die Flucht, theils noch während der Agonie der Kommune, indem ſie ſich durch die von den Deutſchen beſetzte Fortslinie zu ſchmuggeln wußten, theils ſpäter. So dem pfiffigen Pyat, der allzu zärtlich für ſeine ſorgfältig gepflegte Haut beſorgt war, als daß er ſie hätte riſkiren mögen. Manche Helden der Kommune wurden unter nicht eben heldiſchen Maſken und Verkleidungen entdeckt und gefangen genommen. So der Bürger Roſſel als ſchneehaariger Greis, in welchen er ſich mittels der Chemie verwandelt hatte. Andere hatten die Kleider ihrer Maitreſſen angethan und ſich mit ~~den~~ Chignons ~~derſelben~~ aufgeputzt. Uebrigens iſt ja auch der Ex-Premier Louis Philipps, der Jeſuit Guizot, am 24. Februar 1848 in Weiberkleidern davongeſchlichen. Noth kennt keinen Unterſchied zwiſchen Pantalon und Jupon.

Um 2 Uhr Nachmittags vom 28. Mai verkündigte eine Proklamation des Marſchalls den Pariſern: „Die Armee Frankreichs hat euch gerettet. Paris iſt befreit, der Kampf zu Ende, die Ordnung wiederhergeſtellt." Draußen in Verſailles trug Monſieur Thiers die traurige Siegesbotſchaft in die Nationalverſammlung mit den Worten: „Paris iſt ſeinem wirklichen und wahrhaften Souverän zurückgegeben, das heißt Frankreich."

12.

Facit.

Zweierlei pflegt Erſcheinungen, wie wir eine an uns vorübergehen ließen, auf dem Fuße zu folgen: — die Rache der Sieger und die Koſtenrechnung.

Das erſtere, die Rache der Sieger hat auch anno 1871 gezeigt, wie weit wir es gebracht haben in der bekannten „Religion der Liebe“.

Beiſpiele von entgegengeſetzter Art ſind ſelten und reizen nicht zur Nachahmung. Das erhabene Beiſpiel von Milde, Schonung und Verzeihung, welches die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft i. J. 1847 den beſiegten Sonderbündlern gegenüber, und das noch erhabenere, welches die nordamerikaniſche Union i. J. 1865 den beſiegten Seceſſionsfrevlern gegenüber gegeben — ſolche republikaniſche Beiſpiele ſind natürlich für Monarchieen nicht nachahmungswürdig.

Indeſſen wird, wer in den Sentimentalitätskrämern von neumodiſchen Juriſten, welche wohl das Blut von Gemordeten, nicht aber das von Mördern fließen ſehen können, keine Orakelgeber, ſondern nur phantaſtiſche Theorieenſpinner erblickt, nicht anſtehen, zu bekennen, daß die franzöſiſchen Sieger vom Mai 1871 denn doch eine ganz andere Berechtigung zur Rache an überwieſenen Mördern und Mordbrennern hatten als die deutſchen Sieger vom Juni 1849 an den beſiegten Reichsverfaſſungskämpfern. Der franzöſiſche Liberalismus machte daher, als er den Wahrſprüchen des Kriegsgerichtes in Verſailles zuſtimmte, immerhin eine weit noblere Figur als der deutſche, welcher, nachdem er durch ſeine aus Dummheit und Dünkel, aus Hochmuth und Feigheit, aus Impotenz und Seſſelſucht gemiſchte „Staatsmänniſchkeit“ anno 1848 alles verdorben hatte, die Standrechtsſchüſſe von Mannheim, Raſtadt und Freiburg mit beifälligem Händereiben und unterthänigem Schmunzeln begleitete. Eine ſchwere Makel haftet an Herrn Thiers, ſeinen Miniſtern und Generalen, daß ſie den trikoloren Schrecken, welcher den rothen in Paris abgelöſ't hatte, gewähren ließen. Es mochte allerdings ſchwer ſein, die durch alle die Strapazen und Gefahren des ſechstägigen Straßenkampfes aufgeſtachelte Wuth der Soldaten zu ſänftigen; aber es hätte trotzdem verſucht werden ſollen. Es wurde entweder gar nicht oder doch nicht ernſtlich verſucht. Daher der Gräuel jener maſſenhaften Niederſchießungen gefangener Kommunekämpfer. Die Ziffer derſelben iſt nicht aktenmäßig feſtgeſtellt, allein die Schätzung auf 20,000, worunter etwa 4000 Weiber und Kinder!!! iſt kaum zu hoch, vielleicht eher zu niedrig gegriffen. Auch die Zahl der auf den Barrikaden ſelbſt gefallenen Kommunarden iſt nicht amtlich erhärtet, ſicherlich aber darf man 10,000 anſetzen, was mit den unmittelbar erſchoſſenen Gefangenen die Summe von 30,000 Todten ergäbe.

Ein im November 1875 durch den General Appert an die Nationalverſammlung erſtatteter Bericht über die Thätigkeit der Kriegsgerichte von 1871 ſtellte amtlich feſt, daß nach vollendeter Einnahme von Paris ungefähr 38,000 Gefangene ſich in den Händen der Armee befanden. Darunter waren 7460 rückfällige Kriminalverbrecher, 5000 fahnenflüchtige Soldaten und 850 Weiber. Ueberhaupt in Unterſuchung gezogen wurden 30,000 Perſonen. Davon ſind 18,930 nach der Vorunterſuchung freigelaſſen und 11,170 vor die Kriegsgerichte geſtellt worden, darunter auch 80 Kinder. Mehrere Todesurtheile fällten die Kriegsgerichte gegen zur Kommune übergelaufene Militärperſonen, ſo gegen Roſſel. Im Ganzen fielen 110 Todesſprüche, wovon 24 zur Vollſtreckung kamen. Von den gefangenen Mitgliedern der Kommune wurden zwei zum Tode verurtheilt, Ferré und Lullier, aber nur jener hingerichtet. Andere, wie Urbain, Trinquet, Aſſi, Billioray, Champy, Liſbonne, Régère, Ferrat, Grouſſet, Verdure, Jourde und Raſtoul erhielten in nicht ganz gerechter Abſtufung lebenslängliche Zwangsarbeit, Deportation in Feſtungen oder einfache Deportation (nach Neukaledonien) zugemeſſen. Die proceſſirten wilden Klubbgänſe und Amazonen kamen ziemlich gelinde weg. Nur über 6 überführte Petroleuſen verhängte das Kriegsgericht die Strafe lebenslänglicher Zwangsarbeit. Auch der alte Blanqui und der weiland Laterne-Rochefort wurden nachträglich zur Deportation verurtheilt.

Das Gebaren der Kommunarden vor dem Kriegsgericht war wohl in einzelnen Exemplaren, z. B. in Ferré und Lullier, komödiantiſch-frech, aber nichts weniger als heldiſch und erhaben. Die meiſten legten ſich wie ganz gemeine Halunken auf's leugnen und lügen. Nur ſehr wenige hatten den Muth, zu ihren Thaten zu ſtehen. Zu dieſen wenigen gehörte der belleviller Schuſter Trinquet, ein ſonſt unbedeutender Halbnarr, der aber jetzt mannhaft Farbe bekannte und, von der Feigheit ſeiner Schickſalsgenoſſen angewidert, ausrief: „Als mich meine Mitbürger in die Kommune gewählt hatten, glaubte ich nicht, ſie hätten mich mit dieſer Wahl beehrt, damit ich am Tage der Gefahr die Kommune verleugnete. Ich habe mich bis zur letzten Stunde geſchlagen, mein Rock und mein Käppi wurden von Kugeln durchlöchert und ich beklage nur eins, nämlich nicht gefallen zu ſein, damit ich nicht heute mitanſehen müßte, wie meine Kameraden ſich ihrer Verantwortlichkeit entziehen wollen.“

Am 2. Auguſt von 1871 gab der Marſchall Mac Mahon ſeinen Rapport über die Verluſte aus, welche die Armee in der Niederkämpfung der Kommune vor und in Paris erlitten hatte. Sie bezifferten ſich auf 83 todte und 430 verwundete Offiziere, auf 794 todte, 6024 verwundete und 183 vermißte Soldaten.

Der Feuerſchaden war koloſſal. Die Ruinen der Tuilerien und des Stadthauſes allein repräſentirten eine Einbuße von 60 Millionen, die des Finanzminiſteriums eine ſolche von 15 Millionen, die der „Docks“ von Belleville und Villette eine von 27 Millionen, die des Staatsraths- und Rechnungshofgebäudes eine von 10 Millionen, die des Juſtizpalaſtes, der Conciergerie und der Polizeipräfektur mitſammen eine von 6 Millionen. Der Geſammtſchaden, die zerſtörten Staatsgebäude, Kirchen, Paläſte, Theater, Fabriken, Speicher und Privathäuſer zuſammengethan und die vernichteten Mobilien und Waaren dazugerechnet, iſt auf die Summe von 500 Millionen anzuſchlagen und dieſer Anſchlag dürfte noch entſchieden zu niedrig gegriffen ſein.

Wie furchtbar die Kommune in Wehr und Waffen geſtanden hatte, mag ſchon aus der Thatſache klarwerden, daß die blauen

Sieger den rothen Beſiegten 2500 Kanonen und Mitrailleuſen, ſowie mehr als 400,000 Schießgewehre aller Art abgenommen haben.

Und nun wollen wir das Facit dieſer Blut- und Brandrechnung ziehen, indem wir die Frage ſtellen: Wozu der ganze Gräuel?

Was iſt mit ſo vielem Kraftaufwand, mit ſo viel Wuth und Weh, mit ſo viel Blut und ſo viel Thränen erreicht worden?

Was hat Frankreich dadurch gewonnen?

Rein nichts, wohl aber hat es viel verloren.

Ja, ſo viel verloren, daß Frankreich Urſache haben dürfte, in ſeinem Geſchichtekalender den 18. März von 1871 als einen Nationaltrauertag, als einen, ja wohl als den „dies nefastissimus“ zu verzeichnen.

Warum?

Weil das mit jenem Tage angehobene rothe Quartal im Grunde eine Verleugnung der wahrhaft großen, befreienden und erlöſenden Principien von 1789 geweſen iſt. Dieſe hatten ja — das iſt und bleibt ihr unvergänglicher Ruhm — die ſociale Einheit verkündet und begründet, und zwar theoretiſch dadurch, daß ſie die Gleichheit der politiſchen Rechte aufſtellten, praktiſch dadurch, daß ſie an die Stelle der Privilegien der Geburt oder der Kaſte die Berechtigung der Arbeit und des Verdienſtes ſetzten. Die Kommunarden von 1871 dagegen, wenigſtens diejenigen, welche ſich zu Werkzeugen der Internationale hergaben, wollten hinter der ſpaniſchen Wand einer angeblichen Demokratie, welche aber in Wahrheit nur eine Pöbeltyrannei war, den Grundſatz der Gleichheit vernichten, indem ſie auf die Schaffung einer neuen Kaſte, die der Handarbeiter, abzielten und mittels dieſer Kaſte eine neue Klaſſendeſpotie, die des bevorrechteten Proletariats über die übrigen Volksklaſſen, begründen wollten.

Daß damit der Rückfall der Geſellſchaft aus der Civiliſation in die Barbarei begonnen haben würde, muß jedem, welcher fünf geſunde Sinne beſitzt und davon Gebrauch machen will, einleuchtend ſein.

Wir andern Demokraten ſind von ganzem Herzen bereit, die Tyrannei des Geldſacks niederkämpfen zu helfen; aber gegen eine bloße Erſetzung derſelben durch die Tyrannei des Bettelſacks verwahren wir uns entſchieden. . . .

Die unmittelbaren Schäden, welche das rothe Quartal — auch abgeſehen von der dreihundertfachen Menſchenhekatombe und dem Brandſchaden — angerichtet hat, ſind ebenſo ſchmerzlich als handgreiflich. Angenommen, der Drang nach Decentraliſation, das Verlangen nach Gemeindefreiheit ſei der urſprüngliche Gedanke der Kommune geweſen, was hat ſie durch ihre Art und Weiſe, dieſen Gedanken zu verwirklichen, bewirkt? Nichts als die Straffung und Schärfung der Centraliſation, die Auslöſchung ſogar des bloßen Gedankens gemeindlicher Selbſtverwaltung in Frankreich.

Und was hat die aberwitzige rothe Rebellion gegen die Republik des Herrn Thiers zuwegegebracht? Nichts als die Republik der Herren Broglie und Buffet, alſo die ſchnödeſte Gaukelei, welche jemals einer Nation vorgemacht worden iſt.

Und auch daran war es noch nicht genug. Der frevelhafte Vorſtoß der Kommune nach Wolkenkukuksheim rief einen Rückſchlag von ſolcher Macht, daß die Wiederinthroniſirung des Mittelalters in Frankreich in der Perſon des Grafen von Chambord bekanntlich nur an der e—hrenhaften Seite dieſer Perſönlichkeit ſcheiterte.

Was endlich das mörderiſche Wüthen der Kommunarden gegen die Prieſter angeht, ſo liegen die Folgen hell oder vielmehr dunkel, ſehr dunkel zu Tage. Denn es iſt ja eine ganz zweifelloſe Thatſache, daß das im Mai von 1871 durch die Rothen vergoſſene Prieſterblut in Frankreich für das Pfaffenthum ein Mairegen geworden, welcher es zur üppigſten Blüthe trieb, zu einer Blüthe, welche anzukünden ſcheint, daß „la grande nation“ nicht mehr — wie ſie bislang wenigſtens in ihrer Einbildung gethan — an der Spitze der Civiliſation, wohl aber unter dem Banner des Heiligen von Loyola an der Seite Spaniens marſchiren werde.

Das iſt die Schuldrechnung des rothen Quartals. Nur Narren können ſie vermindern, nur Gauner können ſie leugnen wollen. Sie iſt ſehr lehrreich; aber damit will ich nicht ſagen, daß ſie die

Menſchen viel oder auch nur etwas lehren werde. Das wäre ja gegen alle herkömmliche moraliſche Kleiderordnung und würde den alten Hegel Lügen ſtrafen, welcher ſein wahrſtes Wort geſprochen hat, als er ſagte: „Die Geſchichte lehrt nur, daß ſie die Leute nie etwas lehrte.“

Alſo weiter im gewohnten und beliebten „Laissez faire, laissez aller!“ mehr oder weniger liebe Zeitgenoſſen. Immer rüſtig weitergeſchwindelt, bis euch eines ſchwarzen oder rothen Tages der europäiſche Generalkrach wie ein Blitz auf die Köpfe fällt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Brockerhoff, F., Jean Jacques Rouſſeau. Sein Leben und ſeine Werke. 3 Bände. gr. 8. 26 M.

Henne-Am Rhyn, O., Die Kulturgeſchichte im Lichte des Fortſchritts. Einleitung zu einer Kulturgeſchichte der neuern Zeit. gr. 8. 3 M.

Henne-Am Rhyn, O., Allgemeine Kulturgeſchichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart. Sechs ſtarke Bände mit einem Generalregiſter. 54 M.

I. Bd.: Kulturgeſchichte der Urzeit und der morgenländiſchen Völker bis zum Verluſte ihrer Selbſtändigkeit. 9 M.

II. Bd.: Kulturgeſchichte der Hellenen und Römer und ihres Machtgebietes bis zum Siege des Chriſtenthums. 9 M.

III. Bd.: Kulturgeſchichte des Mittelalters. Vom Auftreten der nordeuropäiſchen Völker bis zum Wiederaufleben der Wiſſenſchaften. 9 M.

IV. Bd.: Kulturgeſchichte des Zeitalters der Reformation. Vom Wiederaufleben der Wiſſenſchaften bis zum Ende der Religionskriege. 2. Aufl. 9 M.

V. Bd.: Kulturgeſchichte des Zeitalters der Aufklärung. Vom Ende der Religionskriege bis zum Ausbruche des Revolutionsgeiſtes. 2. Aufl. 9 M.

VI. Bd.: Kulturgeſchichte der neueſten Zeit. Vom Ausbruche des Revolutionsgeiſtes bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 9 M.

Generalregiſter über alle ſechs Bände. 2 M.

Henne-Am Rhyn, O., Geſchichte des Schweizervolkes und ſeiner Kultur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. 3. verbeſſerte und ergänzte Auflage. 3 Bände. gr. 8. 12 M.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Anthus, Antonius, Vorleſungen über Eßkunſt. 2. Aufl. 3 M. 60 Pf.

Arany, Johann, Dichtungen. Aus dem Ungariſchen übertragen von A. v. Sponer. 2 M. Geb. 3 M.

Benedix, R., Auswahl deutſcher Gedichte, zum Vortrag geeignet. 2. Aufl. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Byron's ſämmtliche Werke. Deutſch von A. Böttger. 6. Aufl. 8 Bände. Geb. 10 M.

Coronini-Cronberg, Carl Graf v., Schau' um dich her. Gedichte. 4 M. Geb 5 M. 50 Pf.

Der Deutſchen Sprichwörter und Spruchreden. Mit Illuſtrationen von Ludwig Richter u. A. Geb. 1 M. 20 Pf.

Edda, die ältere, überſetzt und mit Erläuterungen verſehen von B. Wenzel. Eleg. cart. 8 M.

Doehn, Dr. Rudolf, Aus dem amerikaniſchen Dichterwald. Literar-hiſtoriſche Skizzen. 4 M.

Haggenmacher, Otto, Danae. Erzählung aus der römiſchen Kaiſerzeit. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 20 Pf.

Heuſenſtamm, Th. Graf v., (Theodor Stamm), Im Abendſtrahl. Dichtung und Betrachtung. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Huſen, Chr. v., Nauſikaa. Der Tempel von Dodona. Roman aus dem Griechiſchen. Mit 5 Holzſchnitten. 6 M.

Lötang, Anna, Baronin v., Ambroiſe Aimé. Roman. 2 Bände. 4 M.

Petöfi, Alexander, Gedichte. Aus dem Ungariſchen von L. Neugebauer. 3 M. Geb. 4 M.

Simplicius Simpliciſſimus, der abenteuerliche. Herausgegeben von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. 5. Aufl. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Vom Zürichberg.

Alle Rechte vorbehalten.

Vom Zürichberg.

Skizzenbuch

von

Johannes Scherr.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1881.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Geſchichte.

Seite
I. Der weiße Teufel 3
II. Die abenteuerliche Hiſtorie vom falſchen Dmitry . 65
III. Kaiſer Joſef 118

Literatur.

I. Rabelais 175
II. Hermann Kurz 198
III. Ein öſtreichiſcher Dichter 227

Zwiſchen Falknis und Piz Alun.

I. Ragaz 247
II. Zum jüdiſchen Krieg 270
III. Excellenz Von der Zirbeldrüſe 291

Ein klein fein Nieswurzgärtlein.

I. Die Windel des Konfucius 325
II. Noten zur Zukunftsmuſik 337
III. De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus . 344

Geſchichte.

[illegible]

I.

Der weiße Teufel.

1.

Zuvörderſt von Dichtern.

Beim Ausräumen eines Bücherſchrankes fiel mir ein noch nicht ſehr altes und doch ſchon ſtark angegilbtes Büchlein in die Hände, das ich meinem Reiſegepäcke beilegte, als ich in die Sommerfriſche zog. Auf der „Friedau“ im Jura hab' ich dann an einem Regentage das „Papſt Sixtus der Fünfte, Tragödie von Julius Minding“ — betitelte geleſen oder vielmehr wiedergeleſen. Der Eindruck war auch diesmal ein früher ſchon empfangener. Kein reiner, voller, befriedigender. Man ſpürt in dem 1846 gedichteten Trauerſpiel überall ein Talent, aber kein gereiftes. Man merkt, daß man es hier nicht mit jener letzten Kinderkrankheit zu thun habe, welche in Deutſchland abgehende Primaner und angehende Studenten, ſo um die Zeit zwiſchen dem 17. und dem 20. Lebensjahre, zu befallen pflegt, die Verſifexmaſern, neuerdings auch Dichteritis genannt. Nein, es war wirklich ein dramatiſcher Nerv in dieſem Poeten, etwas von Urſprünglichkeit und eigenartiger Kraft. Schade nur, daß er ein Lehrling geblieben, ſtatt zu einem Meiſter auf- und auszuwachſen. Griff und Wurf des von ihm unternommenen tragiſchen Verſuches ſind kühn und kräftig. Der Stoff, den er gewählt, pulſirt ſichtbar von dramatiſcher Blutfülle. Es iſt die Legende von jenem fünften Sixtus, in welchem der ungeſtüme Herrſchergeiſt der großen Päpſte des Mittelalters, eines ſiebenten Gregor, eines dritten Innocenz, eines achten Bonifaz, noch einmal auf dem ſogenannten Stuhl Petri erſchien. Ich ſage die Legende, nicht die Geſchichte von Sixtus dem Fünften, wie ſolche Ranke und deutlicher noch Hübner auf aktenmäßiger Baſis hergeſtellt haben*). Dem

---

*) Die römiſchen Päpſte von Leopold Ranke, III, 317 fg. Sixtus der Fünfte von Alexander Freiherrn von Hübner, 2 Bde. 1871.

Dichter mußte es geſtattet ſein, der legendariſchen Geſtalt ſeines Helden vor der geſchichtlichen den Vorzug zu geben, auch falls er die letztere gekannt hätte, obzwar der hiſtoriſche Sixtus dem romantiſchen an dramatiſchem und tragiſchem Gehalt keineswegs nachſteht, ſondern im Gegentheil vorgeht. Aber die Sache iſt, daß Minding ſeinem großen und glücklichen Entwurf nicht durchweg die entſprechende Ausführung zu geben verſtand. Seine Kraft ließ ihn zumeiſt gerade da im Stiche, wo ſie die höchſte Energie hätte entfalten müſſen, und ſo hat er die große Figur des Papſtes mehr nur anzudeuten als plaſtiſch-beſtimmt und dramatiſch-bewegt hinzuſtellen vermocht. Doch fehlt es dem Stücke weder an genialiſch angeſchauten und ebenſo genialiſch veranſchaulichten Scenen, wie vor allen die Konklaveſcene eine iſt, noch auch an tiefgegriffenen Gedanken und blitzenden Schlagworten*).

Der Dichter des Sixtus iſt verſchollen. Sein Leben war ein wechſelvolles geweſen. Er hatte Reichthum erworben und war wieder arm geworden. Als ein Dürftiger nach Amerika ausgewandert, iſt er am 1. September von 1850 zu New-York todt in ſeiner Stube gefunden worden. Er hatte ſich mit eigener Hand vom Daſein befreit.

---

*) Ein treffendſtes lautet:

„Jedweder gute Menſch iſt ein Erlöſer
Und jede Wahrheit iſt ein Sakrament“.

Schon zweihundert und mehr Jahre früher hatte die Geſtalt des merkwürdigen Papſtes oder wenigſtens der Familienkreis, welcher ſich um dieſelbe hergelegt, die Aufmerkſamkeit eines dramatiſchen Dichters von bedeutendem Talent erregt, angezogen und gefeſſelt, die des Engländers John Webſter.

Wie jeder weiß, ſtand William Shakſpeare inmitten einer Gruppe von älteren und jüngeren Zeitgenoſſen, deren dramatiſche Hervorbringung die engliſche Bühne der eliſabeth'ſchen Aera mit einer ſolchen Fülle von Tragödien und Komödien ausſtattete, daß nur das nationale Theater Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert mit dieſem Reichthum zu wetteifern vermochte. Unter dieſen ſeinen mitdichtenden Zeitgenoſſen galt William der Große nur als Gleicher unter Gleichen. Wie ſehr das der Fall geweſen und wie wenig überhaupt ſich die „großherzigen Briten“ aus der prächtigen Blüthe ihrer dramatiſchen Literatur dazumal gemacht haben, erhellt einleuchtend aus der Thatſache, daß uns im Grunde von dem

Lebenslauf und der Daſeinsführung Shakſpeare's gerade ſo wenig Deutliches und Zuverläſſiges überliefert worden iſt wie von den Lebensläufen ſeiner Mitdramatiker. Auch von den Perſonalien des John Webſter wiſſen wir demzufolge nichts, gar nichts, als was ſich etwa aus den ſehr dürftigen Winken, welche die Vorreden zu dieſem oder jenem ſeiner Werke geben, entnehmen läßt. Eins der bedeutendſten derſelben wurde zu London 1612 gedruckt und ausgegeben unter dem Titel „The White Devil, or the Tragedy of Paolo Giovanni Ursini, Duke of Brachiano, with the Life and Death of Vittoria Corombona“*). Wie dieſe alten engliſchen Dramatiker mit der Geſchichte umſprangen, geht ſchon aus dem Zuſatz zum Namen Vittoria's hervor: „The famous Venetian Curtizan“. In Wahrheit war die Heldin von Webſters Trauerſpiel, Vittoria Accorombona, die ſchönſte Italerin ihrer Zeit, die Tochter des Signor Accoromboni, eines umbriſchen Edelmanns, und der Donna Tarquinia Paluzzi degli

---

*) „Der weiße Teufel“ findet ſich theilweiſe verdeutſcht von F. Bodenſtedt in „Shakſpeare's Zeitgenoſſen“, I, 209—63, vollſtändig von R. Prölß in deſſen „Altengliſchem Theater“, I, 283 fg.

Albertoni, einer römiſchen Edelfrau, und ſie war, wie wir genauer erfahren werden, in erſter Ehe verheiratet an Franceſco, einen Neffen des Kardinals Montalto, wie Felice Peretti hieß, bevor er Sixtus der Fünfte wurde.

Webſters Tragödie leidet, wie übrigens weitaus die meiſten Stücke der altengliſchen Bühne, ſogar — die Shakſpeare-Fanatiker mögen mir dieſe Ketzerei verzeihen oder auch nicht verzeihen — ja, ſogar die ſhakſpear'ſchen nicht ausgenommen, an überflüſſiger Weitſchweifigkeit und Redſeligkeit. Man muß da doch oft ganze Katarakte von bloßem Wortſchwall über ſich herabrauſchen laſſen, und was mit etlichen Worten geſagt werden könnte, wird zu halb- oder ganzſeitenlangen Tiraden auseinandergezogen. Wie wohlthuend ſticht gegen ſolche uferloſe Rednerei die knappgeſchürzte Sprache unſeres Leſſings ab, dieſer echtdramatiſche Stil, welchem das Wort nur ein Mittel iſt, die Handlung vorwärtszutreiben. Um dem alten Webſter gerecht zu werden, muß man eben auf den Kulturzuſtand ſeines Heimatlandes zu Anfang des 17. Jahrhunderts Rückſicht nehmen, ſowie auf die Forderungen der theatraliſchen Konvenienz, wie ſie dazumal in London zwiſchen dramatiſchen Schriftſtellern, Schauſpielern und Zuſchauerſchaft ſich gebildet hatte. Gar vieles von dem, was dieſe Konvenienz nicht nur zuließ, ſondern auch verlangte, iſt heutzutage ſchlechterdings ungenießbar. Daher die unendliche Zuſchneiderei und Umflickerei, welche erforderlich iſt, um jetzt ſhakſpeare'ſche Dramen — von denen ſeiner zeitgenöſſiſchen Mitdichter gar nicht zu reden — auf deutſchen Bühnen darſtellbar zu machen. Und ſollte es am Ende aller Enden von derartigen Mühwaltungen nicht heißen dürfen oder müſſen: „Love's labour's lost“? Wenn man z. B. nur die Hälfte, ja nur ein Viertel der Mühe, die man es ſich koſten ließ, die engliſchen „Hiſtorien“ Shakſpeare's, welche dem deutſchen Publikum des 19. Jahrhunderts ja doch unſympathiſch ſind und ſein müſſen, auf eine tüchtige Inſceneſetzung und Darſtellung von Immermanns „Alexis“ verwenden wollte, ſo könnte man der Nation das Werk eines Dichters von ihrem eigenen Fleiſch und Blut vorführen, welches zu den großartigſten tragiſchen Schöpfungen des modernen Zeitalters gehört. Aber leider iſt und bleibt es deutſche Art, an heimiſchen Hervorbringungen das zu bemäkeln, was an fremden als bewundernswerth geprieſen wird . . . Der Vorzug von Webſters Stück iſt, daß daſſelbe ganz deutlich in einen Abgrund von Verworſenheit blicken läſſt. Es kann als geradezu wunderſam bezeichnet werden, daß dieſer Engländer, welcher von den Kultur- und Sittenzuſtänden Italiens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts doch gewiß nur eine oberflächliche Anſchauung hatte, mit der ganzen Genialität dichteriſcher Intuition die furchtbare Wahrheit errathen und kraftvoll vergegenwärtigt hat. In den Perſonen ſeines Trauerſpiels iſt das vornehme Italien von damals, dieſe Geſellſchaft von erzſtirniger Selbſtſucht, ganz ohne Gewiſſen, des Bewußtſeins von Recht und Sitte vollſtändig bar und ledig, erſchreckend-draſtiſch individualiſirt.

Seinen Höhepunkt als Charakterzeichner und Seelenmaler erreicht Webſter in der 2. Scene des 3. Aktes, in der mit Recht berühmten Gerichtsſcene, welche die eigentliche Peripetie des Stückes bildet. Hier hat der Dichter meiſterlich das Problem gelöſt, ſeine Heldin ihre titaniſche Kühnheit in das Gewand der feinſten Dialektik kleiden zu machen. Möglich, daß Ludwig Tieck bei ſeiner Kenntniß der altengliſchen Theaterliteratur aus dieſer Scene die Anregung zur Schreibung ſeines Romans „Vittoria

Accorombona" (1840) geholt hat. Gewiß aber, daß Tieck, mochte er es zugeſtehen oder ableugnen, dieſes Buch kaum geſchrieben hätte, falls nicht zuvor die Sand-Dudevant ihre „Lelia" (1833) ſchrieb. Denn Tieck hat aus ſeiner Heldin, welche eine emancipirte Italerin des 16. Jahrhunderts geweſen, eine deutſche oder franzöſiſch-deutſche Emancipirte des 19. Jahrhunderts gemacht, einen unerquicklichen Miſchmaſch von ſchlegel'ſcher Lucinde und von ſand'ſcher Lelia. Der Roman, auch ſtiliſtiſch recht lotterig und ſchlotterig, wurde bei ſeinem Erſcheinen von dieſem oder jenem Nachzügler der Romantik maßlos gelobhudelt, ging aber bald den Weg der Vergeſſenheit, auf welchen ja überhaupt Tiecks Werke — ſogar weit beſſere als die Vittoria — längſt gerathen ſind. Zu einer Wirkung auf die Nation hat es dieſer Dichter, welchen romantiſche Hanswurſte und gelehrte Schwachköpfe dereinſt über Schiller ſtellen zu wollen ſich erfrechten, bekanntlich nie gebracht. Seine Wirkſamkeit und ſein Ruhm begannen und endeten in der Umzirkung eines experimentirenden Literatenthums und geiſtreichelnder Theeſippſchaften. Er iſt jetzt nur noch eine literarhiſtoriſch einbalſamirte Mumie, während Schiller ewigjung die

Liebe und der Stolz ſeines Volkes bleibt, ſo lange deutſch geſprochen wird auf Erden.

Nun aber genug von Dichtern und Dichtungen. Laſſt die Geſchichte das Wort haben, damit ſie uns ſage, was ſie von dem „weißen Teufel“ weiß.

2.

Vom Fra Felice.

Der bekannte Satz, durch den Katholicismus gehe ein demokratiſcher Zug, enthält eine Wahrheit, welche aber wie noch viele andere ſogenannte Wahrheiten cum grano salis zu nehmen iſt. Nimmt man ſie ſo, wird man nicht anſtehen, einen gewiſſen Demokratismus der katholiſchen Kirche zuzuerkennen und denſelben namentlich in zwei Thatſachen ausgeprägt zu finden. Die erſte iſt, daß die Kirche ſich allzeit davor gehütet hat, die Fühlung mit dem Volke, mit den Maſſen, zu verlieren. Die zweite, daß jeder Mönch die päpſtliche Tiare in der Kapuze trug, obzwar nicht eben viele das glänzende Ding daraus hervorzulangen verſtanden, — gerade ſo, wie auch nicht viele napoleoniſche Soldaten den Marſchallsſtab, welchen ſie ja ebenfalls alle im Torniſter trugen, aus demſelben hervorzuziehen vermochten. Immerhin war es ein großer Gedanke, die Ariſtokratie des Geiſtes der feudalen Ariſtokratie der Geburt entgegenzuſtellen, und dieſen Gedanken hat die katholiſche Kirche verkündigt, wenn ſie auch, wie es eben in dieſer unſerer nicht ganz vollkommenen Welt zu gehen pflegt, nicht regelmäßig, ſondern nur ausnahmsweiſe ihre Theorie zur Praxis zu machen wußte.

Der Mönch, von welchem hier die Rede ſein ſoll, verſtand es, die dreifache Krone aus ſeiner Kapuze zu langen und dieſelbe feſt auf ſein tonſurirtes Haupt zu ſetzen.

In Grottamare, einem ſüdlich von Ancona auf einem Vorſprung der Apenninen gelegenen Bergſtädtchen, wurde dem Kleinbauer Piergentile Peretti von ſeiner Ehefrau am 13. December 1521 ein Knabe geboren, dem er in der Taufe den bedeutungsvollen Namen Felix geben ließ. Denn, ſo will die Sixtus-Legende, der Vater hatte geträumt, er würde einen Papſt zeugen, und im feſten Glauben an die Verwirklichung dieſes Traumes nannte er ſeinen Sohn den „Glücklichen". Vorderhand ging der kleine Felice, ſobald er überhaupt gehen konnte, bei Beſorgung der Citronen- und Orangenbäume im Hausgarten an die Hand, trieb auch gemeinſam mit ſeinem Schweſterlein Camilla die Schweine, welche der väterlichen Kleinwirthſchaft ſehr gut zu ſtatten kamen, zur Weide. Darum haben ſpäter die Feinde des Papſtes über ihn geſpottet, als über den geweſenen „Schweinehirten"; aber ſie thaten es nur flüſternd. Im Minoritenkloſter Montalto, unfern von Grottamare auf hoher Bergkuppe gelegen, lebte dem Knaben ein Ohm von väterlicher Seite, Fra Salvatore, bekannt und geachtet in ſeinem Orden. Der nahm den neunjährigen Neffen zu ſich und zwölfjährig that Felice als Novize die Kutte des heiligen Franciſcus an. Noch jung an Jahren war Fra Felice, nach in verſchiedenen Konventen ſeines Ordens glanzvoll betriebenen Studien und nachdem er in Siena die Prieſterweihe, in Ferrara den Doktorhut empfangen, ſchon ein berühmter Kanzelredner. Im Jahre 1552 hielt er in der Apoſtelkirche zu Rom die Faſtenpredigten. Die Herren und Damen der römiſchen Ariſtokratie, die Botſchafter bei der Kurie, Kardinäle und Inquiſitoren waren ſeine Zuhörer. Aber der berühmteſte derſelben war ohne Frage Don Inigo de Loyola, der Stifter der Geſellſchaft Jeſu.

Fra Felice's Predigermund ſchleuderte Blitze und ſprach Donnerſchläge. Der Bauersſohn in der Kutte wußte nicht, was Menſchenfurcht. Mit äußerſter Kühnheit ſtrafte er die Laſter der Vornehmen und Mächtigen, der Fürſten und Könige, und zwar mit Namensnennung. Denn in dem genialen Fra brannte und loderte jene Eifersglut, welche mehr oder weniger energiſch alle die Träger der großen katholiſchen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts beſeelte und in der Organiſation der „Societas Jesu“ ſeinen durchdachteſten, meiſterlichſten und wirkſamſten Ausdruck fand. Auf den leichtfertigen und rauſchenden Karneval, welcher das Rom der Renaiſſance-Päpſte durchlärmt hatte, folgte die Aſchermittwochszeit der aus den Reihen der „Zelanti“ genommenen Statthalter Chriſti, welche eine ſtrengere Sittenzucht, wie eine ſtrammſte Diſciplin, im ganzen Umfange der Hierarchie wieder einführten und das katholiſche Dogma auf die Koncilsbeſchlüſſe von Trient als auf eine unnahbare Baſis von Granit ſtellten. So im Innern neu gekräftigt, ſtraff einheitlich, begann der Katholicismus ſeinen großen, von ſeinem Generalſtabe, dem Jeſuitenorden, ebenſo geſchickt geleiteten, als unerbittlich durchgeführten Feldzug gegen den ſchon in gemeine Verpfaffung verfallenen, dabei zerklüfteten, in mancherlei Konfeſſionen, Sekten und Sektlein aufgelöſ'ten Proteſtantismus. Es war ein Krieg der organiſirten, planmäßig und folgerichtig handelnden Autorität mit der zerfahrenen, eigenſüchtig und kleinmeiſterlich ſchwatzenden und zankenden Anarchie. Hielt ſich doch jeder jammerſälige Prädikant auch für einen unfehlbaren Papſt. Der Ausgang des Kampfes konnte alſo nicht zweifelhaft ſein. Der Proteſtantismus wurde auf dem Feſtlande von Europa überall zurückgedrängt. Große Provinzen, ja ganze Länder, welche er erobert hatte und zu beſitzen wähnte, wurden ihm wieder abgenommen und er ſah ſich fortan auf die Vertheidigung beſchränkt. Seine Angriffskraft und Ausbreitungsſtärke hatte er ja, genau angeſehen, ſchon eingebüßt an dem Tage, wo Luther die Reformation aus einer großen Volksſache zu einer kleinen Fürſtenſache gemacht. Der Kalvinismus konnte ſich wenigſtens rühmen, den Keim weiterer weltgeſchichtlicher Entwickelungen in ſich getragen, den engliſch-ſchottiſchen Puritanismus gezeugt zu haben, den Vater der angelſächſiſch-transatlantiſchen Demokratie. Das Lutherthum dagegen, noch heute, wie von jeher, ohne politiſchen Sinn und Verſtand, noch heute, wie von jeher, demüthig nach oben und hochmüthig nach unten, war und blieb unfruchtbar und wurde innerlich zur dogmatiſchen Verſteinerung, äußerlich zur Polizeikirche, welcher der fürſtliche Abſolutismus ſich bediente wie ſeiner übrigen polizeilichen Apparate. Gegenüber einer ſolchen Kirche von Fürſtengnaden durfte ſich der reſtaurirte und ſiegreiche Katholicismus, ſeiner Selbſtherrlichkeit froh, wohl eine Kirche von Gottesgnaden nennen. Das Geheimniß des „Zauberers von Rom" war von jeher und iſt noch, daß er ſich nicht an die Vernunft der Menſchen, alſo an etwas, was in 99 Fällen von 100 gar nicht vorhanden, wandte und wendet, ſondern vielmehr an die Phantaſie und an das Gemüth, an den menſchlichen Illuſionenhunger und Täuſchungendurſt, an die mächtigen Inſtinkte der Furcht und der Hoffnung. Das war und iſt der wirkliche „Fels Petri" und, unentweglich auf dieſem Felſen ſitzend, war und iſt die katholiſche Kirche eine ſelbſtherrliche Macht, eine Großmacht, welche, des unbedingten Gehorſams von Millionen und wieder Millionen ſklaviſch ergebener Unterthanen ſicher, noch lange, lange ihr „Non possumus!" allen neuzeitlichen Lehren und Strebungen mit Erfolg entgegenſtellen wird. Das Lutherthum dagegen hat es nicht weiter gebracht als zu ſeinem altherkömmlichen Polizeikirchenthum. Läſſt der Staat dieſe Kirche heute fallen, ſo wird ſchon morgen der längſt begonnenen inneren Auflöſung die äußere Zerbröckelung folgen. Die moderne Kultur iſt ihr ja entſchieden feindſelig, den Wiſſenden alſo iſt ſie entweder gleichgiltig oder widerwärtig und der Phantaſie, der ſinnlichen Anſchauungsweiſe, der Täuſchungs- und Troſtbedürftigkeit der Maſſen hat ſie nichts zu bieten. Der „Fels Petri“ wird alſo zweifelsohne die „Augsburger Konfeſſion“ lange überdauern. Aber auch er wird dereinſt in den raſtlos rollenden Strom von Werden und Vergehen verſinken und der chriſtliche Olymp wird dannzumal gerade ſo leer und öde ſtehen wie jetzt der helleniſche. Ob dann die Erinnerung an die chriſtlichen Götter in Kunſt und Poeſie ſo lange verhalten wird, wie die Erinnerung an die griechiſchen vorgehalten hat, wer weiß es? . . . .

Von jenen römiſchen Faſtenpredigten im Jahre 1552 an ſtand Fra Felice als ein weithin ſcheinendes Kirchenlicht auf dem Leuchter. Drei Kardinäle, Carpi, Caraffa (nachmals Papſt Paul der Vierte) und Ghiſlieri (ſpäter Papſt Pius der Fünfte) bewunderten und begünſtigten den gelehrten und beredſamen Eiferer. Mit der Durchführung von Reformen in Klöſtern ſeines Ordens betraut, that er mit Strenge und ungeſchreckt durch die mancherlei ihm bereiteten Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten ſeine Schuldigkeit in Siena, Neapel und Venedig. Nach Rom zurückberufen, wurde er zum Profeſſor an der Sapienza ernannt, dann zum Conſultor der Inquiſition, zum Generalprokurator des „Heiligen Offiz“, zum Generalvikar ſeines Ordens. Eine Sendung nach Spanien im Gefolge des Kardinallegaten Buoncompagni, welchem der Frate als „Theologe“ beigegeben war, ſchlug nicht gut aus. Der Kardinal war hochmüthig und herriſch, der Frate barſch und herb. Das that nicht gut mitſammen. Der Kardinal wurde aber früher Papſt als der Frate und ließ dann dieſem die unliebſamen Erinnerungen an die ſpaniſche Reiſe entgelten. Vorerſt jedoch hatte Fra Felice noch guten Grund, an die glückliche Vorbedeutung ſeines Namens zu glauben. Denn aus Spanien zurückgekommen, fand er ſeinen Freund und Gönner Ghiſlieri als fünften Pius auf dem päpſtlichen Stuhl und der neue Papſt machte ihn unverweilt zum Biſchof von Santa Agata, dann zum

Biſchof von Fermo. Vier Jahre darauf erhob er den Biſchof zum Kardinal und ſorgte auch für die wirthſchaftliche Ausſtattung des neuen Purpurträgers, obzwar keineswegs verſchwenderiſch.

Dem auf recht beſcheiden-bürgerlichem Fuß in einem kleinen Hauſe der Via Papale eingerichteten und geführten Haushalt des Kardinals Montalto, welchen Namen Felice Peretti jetzt trug, ſtand ſeine Schweſter Camilla vor, eine gute und kluge, auch reſolute Frau. Sie war daheim an einen Bauer, Mignucci geheißen, verheiratet geweſen und nach dem Ableben deſſelben hatte ihr Bruder, noch bevor er zu hohen Kirchenwürden gelangt war, die Witwe mit ihren beiden Kindern Francesco und Maria nach Rom kommen laſſen. Seine Nichte Maria hatte ſich mit dem römiſchen Nobile Fabio Damasceni vermählt und dieſem zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Zur Zeit von Montalto's Kardinalat wohnte die ganze Familie, Bruder und Schweſter, Neffe und Nichte, Großneffen und Großnichten, in den beſchränkten Räumen des Hauſes in der Via Papale friedſam beiſammen.

Mit dieſem Frieden war es aus und vorbei von dem Tag an, wo das Weib daſelbſt einzog, welches der engliſche Dichter den weißen Teufel genannt hat, als wollte er damit ſowohl die Schönheit als auch die Dämoniſchkeit der alſo Benamſeten kennzeichnen.

3.

Von weißen Teufeleien, Verrath und Mord.

Der rothe Hut ſchien die letzte Gabe geweſen zu ſein, welche das Glück dem Bauersſohn von Grottamare gewähren wollte. Denn mit dem Einzuge des Kardinals Buoncampagni als Papſt Gregor der Dreizehnte in den Vatikan (1572) hatte die Gunſt und das Anſehen, welche Montalto bei der Kurie genoſſen, ein Ende. Sein alter Gegner von der ſpaniſchen Reiſe her ſchloß ihn von allen Geſchäften aus, ſo daß ſein Kardinalat jetzt nur noch eine ceremonielle Bedeutung hatte. Montalto fand ſich mit philoſophiſcher Reſignation darein. Wenigſtens gab er ſich ſo. Was er über die neue „Heiligkeit" im Vatikan, über ſeine lieben Kollegen, die Purpurhüteträger, über die Zeit und die Menſchen überhaupt dachte, iſt unſchwer zu errathen. Er zog ſich auf ſich ſelbſt und in ſeine Familie zurück, lebte ſehr ungeſellig in ſeinem Haus in der Via Papale, umgab ſich mit Büchern, ſtudirte eifrig die Kirchenväter, trieb Kunſtſtudien und ließ ſich durch den Maurergeſellen Domeniko Fontana, aus welchem nachmals ein berühmter Baumeiſter geworden iſt, in der Thalſenkung des Eſquilin eine beſcheidene Villa erbauen. In der dieſelbe umgebenden Gartenanlage grub er Beete um und pflanzte er Bäume. Man hätte den in Ungnade gefallenen und vereinſamten Kardinal vielleicht vergeſſen, wenn nicht von Zeit zu Zeit kauſtiſche Witzworte und beißende Sarkaſmen, welche er über den Papſt, deſſen Günſtlinge und die ganze Wirthſchaft im Vatikan losgelaſſen, von Mund zu Mund gegangen wären und nachdruckſam genug die Leute an ihn erinnert hätten. Daß der Verbitterte ſolche Bosheiten ausgehen ließ, würde beweiſen, daß er dazumal jeder Hoffnung auf die Erfüllung ehrgeiziger Träume oder vielmehr des einen Traumes, des Tiaratraumes, entſagt gehabt, ſo man nicht wüßte, daß ein rechter Witzſchöpfer und Sarkaſtiker, und wäre er auch ein Kardinal, lieber ſeine Zungenſpitze abbeißen als eine auf derſelben prickelnde Bosheit nicht herausſchnellen wollte. In der Achtung, ja ſogar in der Furcht ſeiner Miteminenzen erhielt ſich demzufolge Felice Peretti, aber von Zuneigung zu ihm war keine Rede und ſo ſchien ſein Schickſal beſiegelt.

Das Pontifikat des dreizehnten Gregor war wieder einmal eine richtige Glanz-, d. h. Schmachperiode der weltbekannten päpſtlichen Mißregierung. Das Banditenweſen, zu jeder Zeit ein Schandfleck Italiens im allgemeinen und des Kirchenſtaates im beſonderen, ſtand im üppigſten Flor, bot dem ungeſchickten und ſchlaffen Prieſterregiment offenen Trotz und Hohn, lähmte die ganze Verwaltung und machte die Rechtspflege zu einem Spott. Der römiſche Adel ſtand mit dem Brigantaggio nicht nur auf du und du, ſondern vielmehr geradezu an der Spitze deſſelben. Die Palazzi der Nobili in den Städten, ihre Thürme und Kaſtelle in der Campagna, in den Provinzen waren die ſicherſten Zufluchtsorte für die Banditen, denen ja auch Kirchen und Klöſter ſtets bereitwillig geöffnete und unantaſtbare Freiſtätten boten. Die Häupter der größten Familien der römiſchen Ariſtokratie, der Orſini, Colonna, Maſſimi, Savelli und anderer, hielten ſolche Banden von Räubern und Mördern in ihrem Schutz und Sold und waren demnach, beim Lichte betrachtet, ſelber Banditenhauptleute, welchen gegenüber Recht und Geſetz nur Worte von leerem Schall. Bei ſo bewandten Umſtänden war der rechte Name des päpſtlichen Regimentes Anarchie, die man ſchließlich gewohnheitsmäßig hinnahm als etwas Unausweichliches. Man konnte auch das Uebel, weil es ſich bis in das Mark des Volkes eingefreſſen, für unausrottbar halten, bis Einer kam, welcher das Gegentheil bewies und, wenigſtens für die Dauer ſeiner Lebenszeit, das Unerhörte, man möchte faſt ſagen das Unmögliche zuwegebrachte, d. h. Rom und den Kirchenſtaat von Räubern und Mördern ſäuberte.

Während Montalto ſtudirte, baute, grub und pflanzte, auch gelegentlich eine Witzrakete ſteigen ließ, als zum Zeichen, daß er auch noch da wäre, war unweit vom Sankt Peter in einem auf der Piazza Ruſticuci gelegenen Palazzetto dem Don Claudio Accoremboni und der Donna Tarquinia, ſeiner Frau, ihre Tochter Vittoria zu einer Jungfrau herangewachſen, welche in einem Körper von klaſſiſcher Formenſchönheit einen hochgebildeten Geiſt trug. Man rühmte der jungen Dame nach, daß ſie an Umfang und Fülle des Wiſſens mit einer andern

Vittoria, mit ihrer Landsmännin und älteren Zeitgenoſſin, der gefeiertſten Italerin der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit jener Vittoria Colonna ſich meſſen könnte, welcher Arioſt im 37. Canto ſeines großen Gedichtes ein ſo herrliches Denkmal geſetzt hat. Auch Vittoria Accorombona wurde in ihrer Jugend von Poeten feiernd angeſungen, als mit den ſeltenſten Gaben überreich ausgeſtattet, als von einer Holdſeligkeit der Geſtalt, der Züge, der Sprache, des Gebarens, daß der von ihr ausgehende Zauber ein geradezu unwiderſtehlicher. Und das mußte ſo ſein, nicht allein im Gedichte, ſondern auch in der Wirklichkeit. Jeder, der ſich ihr näherte, fühlte willig oder widerwillig die Magie ihrer wunderbaren Schönheit, ihres Blickes, ihrer Rede. Selbſt der Greis im Kardinalpurpur, der ſtrenge Zelante Montalto, hat dieſem Zauber nicht ſich zu entziehen vermocht. Wie ſchweres Leid auch die weiße Teufelin ihm angethan, er konnte der, wir wollen ſagen, väterlichen Zuneigung, welche er für ſie hegte, nie ganz ſich entſchlagen. Im übrigen wurde die junge Schöne nicht nur bedichtet, ſondern ſie dichtete auch ſelber, d. h. ſie vermochte ihren Empfindungen oder auch Anempfindungen in den künſtlichen Reimverſchlingungen von Sonetten und Terzetten mehr oder weniger gelungenen Ausdruck zu geben*).

Das Dämoniſche, welches in der Seele des liebreizenden Geſchöpfes ſchlummerte, mußte frühzeitig geweckt werden durch die thörichte Eitelkeit einer Mutter, welche der Ueberzeugung war, für das Juwel von Tochter wäre die allerköſtlichſte Faſſung gerade nur gut genug. Der hochmüthige Ehrgeiz der Mutter wollte mit der „göttlichen“ Vittoria ſo hoch hinaus oder hinauf, als möglich, und ſittliche Bedenken kannte Donna Tarquinia nicht. Sie hatte alſo gar nichts dagegen, im Gegentheil, es war ihr ganz genehm, daß aus dem dichten Schwarme von Anbetern und Bewerbern, welcher in dem Hauſe an der Piazza Ruſticuci ein- und ausſtrömte — auch ein Kardinal, Farneſe, war darunter — mit wuchtigem Schritt einer hervortrat, welcher einer der größten Herren Roms war, ja vielleicht nach dem Papſte der allergrößte, ein richtiger Granſignore nach italiſchem

---

*) Sie that das unter dem Namen Virginia, der freilich viel weniger für ſie paßte, als ihr wirklicher. Ueber ihre Dichterei vgl. Quadrio, Storia d'ogni poesia, t. II. Quadrio hat Handſchriften von Vittoria's dichteriſchen Verſuchen in der Ambroſiana zu Mailand aufgefunden.

Schnitt von dazumal, das Haupt des orſiniſchen Hauſes, Don Paolo Giordano Orſini, Duca di Bracciano, Herr vieler Paläſte und Burgen, ein Großgrundbeſitzer, deſſen Güter die für jene Zeit koloſſale Jahresrente von 30,000 Thalern lieferten, einflußreich an fürſtlichen und königlichen Höfen durch Verwandtſchaft und Verbindungen, mächtig und gefürchtet um ſeines Reichthums, um ſeiner zahlreichen Banditen, um ſeiner ſcrupelloſen Entſchloſſenheit und Ruchloſigkeit willen.

Der Ruf des Herzogs war der ſchlechteſte und er hatte denſelben vollauf verdient. Er galt für einen Böſewicht und war einer. Es war kein bloßes Gerücht, daß er ſeine erſte Frau, die Prinzeſſin Iſabella dei Medici, eine Schweſter des Großherzogs von Toſkana, umgebracht hätte. Er hatte es gethan. In einem einſamen Waldſchloſſe, das im Thale des Arno gelegen, war die Unglückliche gemordet worden (1576), von ihres Gatten eigenen Händen erwürgt, wie jetzt wohl zweifellos feſtſteht. Aber ſo groß war der Schein ſeiner Macht und ſo weſenhaft die Furcht, welche er einflößte, daß die Brüder der ermordeten Iſabella, der Großherzog und der Kardinal Medici, nicht nur keinen Verſuch machten, dem Mörder ihrer

Schweſter Rechenſchaft abzuverlangen, ſondern nach wie vor mit demſelben im beſten Einvernehmen ſtanden. Die urtheilsloſe Menge hegte wohl ein dunkles Gefühl der Angſt vor dem großen Herrn, der gewohnt war, ſeine Leidenſchaften und ſein Belieben über göttliche und menſchliche Geſetze zu ſtellen. Allein das gehörte ja im damaligen Italien und insbeſondere im Kirchenſtaat zum guten Ton, wie Raub, Mord und Gewaltthaten aller Art ſo zu ſagen zum täglichen Brote gehörten, und wenn der Gewaltthäter ſo vornehm, ſo reich, ſo angeſehen, dabei von ſo gewinnenden Manieren, ſo leutſelig und freigebig war wie der Duca di Bracciano, ſo konnte es gar nicht fehlen, daß er einer ausgeprägten Volksbeliebtheit genoß. Volksgunſt wendet ſich ja immer und überall viel lieber dem prunkenden Laſter als der beſcheidenen Tugend zu.

Aus alledem erklärt es ſich ſattſam, daß die Huldigungen, welche Orſini der ſchönen jungen Vittoria darbrachte, nicht zurückgewieſen wurden, ſondern eine gute Statt fanden. Unerklärlicher iſt es ſchon, daß ein junges Mädchen von beiſpielloſer Schönheit an dem Mann, wie er war, als an einem Manne Gefallen gefunden haben ſoll. Denn der Herzog war bei weitem nicht mehr jung und nichts weniger als ein Adonis oder Antinous. Nahezu ein Fünfziger, kahlköpfig, dickhalſig, von einer bis zur Unförmlichkeit gedehnten Korpulenz, an einem ſeiner unmäßig dicken Beine mit einem offenen Schaden behaftet, das war doch wohl kein Galan, wie er im Canzoniere Petrarca's oder im Dekamerone Boccaccio's ſtand. Aber man weiß, es gibt auch Galane, wie ſie in keinem Lieder- oder Novellenbuche ſtehen. Es gab und gibt zu allen Zeiten häßliche Männer, welche von ſchönen und ſchönſten Mädchen und Frauen leidenſchaftlich geliebt worden und werden. Wäre die Liebe ſo leicht zu erklären, daß ſie etwas ſei, was nur zwiſchen Gleichen möglich, würde ſie dann noch die Liebe ſein? Zudem gibt es ja Männer — Frauen allerdings keine — welche vor lauter Häßlichkeit wieder ſchön werden. Ein ſolcher war z. B. Mirabeau. Wenigſtens die ſchöne Sophie Lemonnier fand ihn ſehr ſchön. Freilich, Donna Tarquinia hat gewiß ſich bemüht, die Herzoginkrone von Bracciano im verlockendſten Brillantfeuer vor den Augen ihrer Tochter leuchten zu laſſen, um die Eitelkeit Vittoria's zu ſtacheln und auf ein großes Ziel zu lenken, und bekannt iſt auch, daß, wie die Sinnlichkeit des Mannes, ſo die Eitelkeit des Weibes ein mächtig wirkendes Motiv in der menſchlichen Tragikomödie abgibt. Die weibliche Eitelkeit allein wäre jedoch kaum im Stande geweſen, alle die Proben zu beſtehen, denen Vittoria's Verhältniß zum Orſini unterworfen wurde, und alles in allem genommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt ſein, der Herzog müſſe es verſtanden haben, dem jungen Mädchen eine wirkliche, tiefe und ausdauernde Leidenſchaft einzuflößen. Daß er ſelber von einer Leidenſchaft dieſer Art ergriffen, beſeſſen war, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vielleicht iſt an dieſer Stelle unſerer Hiſtorie die Zwiſchenfrage geſtattet, ob der engliſche Tragiker, wenn er ſeine Heldin den weißen Teufel nannte, nicht etwa nur auf ihre körperliche Schönheit habe hinweiſen, ſondern auch habe andeuten wollen, daß die Urgewalt der Leidenſchaft, unter deren übermächtigem Antrieb Vittoria handelte, d. h. ſündigte, ihr als eine Entſchuldigung, ja als eine Art von Sühne für ihre Verfehlungen gutgeſchrieben werden müſſe? Ich bin geneigt, dieſe Frage zu bejahen im Hinblick, daß Webſter ſeinen „weißen Teufel" ſterben läßt mit den Worten:

„Mein größter Fehl er lag in meinem Blute,
Und alſo ſühn' ich ihn mit meinem Blut“ . . . .

Wenn aber Orſini wähnte, leicht zum Ziele zu gelangen, ſo täuſchte er ſich ſehr. Es war da einer, welcher die Einfädelung eines Liebeshandels zwiſchen dem Herzog und der jungen Accorombona ganz anders anſah, als die Donna Tarquinia, und dieſer Andersſehende war Don Claudio, der Vater Vittoria's. Als der Ehrenmann, welcher er war, verabſcheute er den Gedanken eines unehrenhaften Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Tochter und dem Herzog, wie ihm ein ſolches als ſehr möglich erſcheinen mußte, ja, er hätte wohl bei ſeiner Sinnesweiſe den verrufenen Mann nicht einmal zu ſeinem rechtmäßigen Schwiegerſohn haben wollen. Um allen Aergerniſſen ein Ende zu machen und der Gefahr — Accoromboni mochte Grund haben, eine Entführung ſeiner Tochter durch den gewaltthätigen Duca zu befürchten — beizeiten vorzubeugen, ſchien es dem redlichen Vater das Räthlichſte zu ſein, Vittoria raſch zu verheiraten. Er mochte in ſeiner Ehrbarkeit glauben, eine rechtmäßige Ehe müßte ſeiner Tochter gegen zuchtloſe Begehrniſſe und Nachſtellungen den beſten Schutz gewähren; allein er bedachte dabei nicht, was für Anſichten unter ſeinen Landsleuten über die Heiligkeit, d. h. Nichtheiligkeit der Ehe im Schwange gingen, und noch weniger bedachte er, ob ſeine Tochter gegen die Begehrniſſe und Nachſtellungen vonſeiten des Herzogs auch wirklich beſchützt ſein wollte. Genug, er ſah ſich um unter den Freiern Vittoria's und ſeine Wahl fiel auf den ſterblich in ſeine Tochter verliebten Franceſco Mignucci-Peretti, den Neffen des Kardinals Montalto. Es war eine armſälige Partie, wenigſtens mit dem Maßſtabe der hochfliegenden Hoffnungen gemeſſen, welche Donna Tarquinia für ihre Tochter und in dieſer genährt hatte. Der Gärtnersenkel und Bauersſohn ſollte ein Kleinod davontragen, um welches der ſtolzeſte der römiſchen Fürſten, das Haupt der Orſini geworben hatte — abſcheulich, unerträglich das! Aber Don Claudio ſetzte gegenüber von Frau und Tochter ſeinen Willen durch, und daß er ihn durchſetzte, erweiſ't immerhin klärlich, daß der brave Mann Herr in ſeinem Hauſe war. Der Herzog ſeinerſeits ſcheint keinen Verſuch gemacht zu haben, die Verheiratung ſeiner Angebeteten zu hindern. Die Hochzeit fand demnach ſtatt, das junge Paar wurde in der Kirche Santa Maria della Corte getraut und Franceſco führte ſeine Vittoria unter das gaſtliche Dach ſeines Ohms in der Via Papale.

Schon der Eintritt in das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Fuß anſtändiger, aber ſchlichter Bürgerlichkeit eingerichtete und geführte Haus mußte auf das verwöhnte Schönheitswunder vom Palazzo der Piazza Ruſticuci einen unliebſamen Eindruck machen und die herzliche, aber ebenfalls ſchlichtbürgerlich geäußerte Freundlichkeit, womit ihre Schwiegermutter Camilla und ihre Schwägerin Maria Damaſceni ſie empfingen, vermochte dieſen Eindruck nicht zu verwiſchen. Auch die Wahrnehmung nicht, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte, die ſtrengen Züge des Kardinals zu mildern, und nicht die immer wieder beſtätigte Erfahrung, daß derſelbe für die Frau ſeines Neffen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen hegte. Sie, die vorher der in allen Weiſen und Tonarten gehätſchelte und beſchmeichelte Mittelpunkt des glänzendſten Geſellſchaftskreiſes geweſen war, ſollte ſich in dieſer Enge, Eintönigkeit, Langweiligkeit behagen? Unmöglich! Aber vielleicht wäre dieſes Unmöglich doch allmälig zu einem Möglich geworden, falls erſtens der gute und verliebte Franceſco etwas mehr, ach, bedeutend viel mehr geweſen, als eben ein verliebter und guter Franceſco und falls zweitens Donna Tarquinia nicht dafür geſorgt hätte, daß der Dämon in der Seele ihrer Tochter ja nicht zu dauerndem Einſchlummern käme. Die hochmüthige Dame hatte ſich zwar dem Willen ihres Gatten gefügt, fügen müſſen, aber ſie ſah die Heirat Vittoria's fortwährend für ein Unglück, ja für eine Schmach an, die ſo oder ſo beſeitigt und gutgemacht werden müßte. Sie blieb darum mit dem Herzog von Bracciano fortwährend in regem Verkehr, ſprach ihrer Tochter von ihm und fachte in der jungen, mit ihrem Looſe bald mehr und mehr unzufriedenen Frau hochmüthige Hoffnungen auf ein glänzendes Daſein an der Seite des Duca immer wieder an. Daß dieſe Hoffnungen verbrecheriſche waren, kümmerte die ehrſüchtige Mutter wenig und kümmerte auch bald die Tochter nicht mehr. Ob Donna Tarquinia ſich nicht geſcheut, die Gelegenheitmacherin im ſchlimmſten Sinne zu ſpielen, d. h. heimliche Zuſammenkünfte Vittoria's mit dem Herzog zu veranſtalten oder wenigſtens zu ermöglichen und zu begünſtigen, iſt nicht erwieſen, war aber dieſem Weibe wohl zuzutrauen. Außerdem verfügte ja Orſini über die Dienſte eines ebenſo ſchlauen als gewiſſenloſen Gelegenheitmachers. Das war einer der Brüder Vittoria's, Marcello Accoromboni, welchen als einen dieſer Ehre vollkommen würdigen Geſellen der Herzog in ſeine Banditen- und Brigantenklientel aufgenommen hatte. Dieſen Menſchen verwendete der Liebhaber Vittoria's als Auskundſchafter und Anſchicksmann im Hauſe Montalto und Marcello war zu dieſem Dienſte um ſo geeigneter, als er ſich das blinde Vertrauen und die wahrhaft brüderliche Zuneigung ſeines allzu harmloſen Schwagers Franceſco zu erſchleichen gewußt hatte. Franceſco verbarg den Schurken, welcher verſchiedener Unthaten wegen aus Rom verbannt war, im Hauſe ſeines Oheims, ſo oft dem Banditen in die Stadt zu kommen beliebte.

Derweil nahm die Spannung und die düſtere Färbung der Verhältniſſe im Haushalt des Kardinals in der Via Papale und ſpäter in der Villa Peretti am Fuß des Eſquilin von Tag zu Tag zu. Keiner und keine der Betheiligten konnte ſich's verhehlen, daß ein Weſen wie Vittoria nicht hierher paſſte, obzwar Montalto lange Zeit nicht müde wurde, ein gewichtiges Vermittleramt zu üben. Das war wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn es bekanntlich ſchon ſehr ſchwierig iſt, zwiſchen zwei Frauen unter einem

Dache, gleichviel, in welchem oder ob auch in gar keinem Verhältniſſe dieſelben zu einander ſtehen mögen, einen leidlichen Friedenszuſtand zu erhalten, ſo kann man ſich unſchwer vorſtellen, daß unter dem Dache, wo eine dämoniſch-geniale Weltdame wie Vittoria einer Schwiegermutter und einer Schwägerin von der Sinnesweiſe und Gewöhnung der Donna Camilla und der Donna Maria gegenüberſtand, ſelbſt ein Purpurträger genug zu thun hatte, um wenigſtens das Ausberſten des Skandals nach draußen möglichſt hintanzuhalten. Die Ergebniſſe der mütterlichen Schulung und Unterweiſung traten an Vittoria mehr und mehr hervor. Der weiße Teufel kehrte ſeine Natur immer zwangloſer heraus. Die junge Frau hatte vom Anfang an einen Aufwand getrieben, welcher über ihre Stellung weit hinausgegangen war und ihre Mitgift raſch aufgezehrt hatte. Nur die koſtbarſten Kleidermoden, der reichſte Gold- und Steinſchmuck waren ihr recht. Sie gefiel ſich in einer ſorgloſen Vergeudung, welche dem ſonſt ſo ſparſamen und allem Luxus abholden Kardinal ſchweres Geld koſtete, und verleitete auch ihren willenloſen Gatten dazu. Bald kam Schlimmeres. Vittoria that ſich nicht mehr den Zwang an, ihre

Koketterie zu verbergen. Sie ließ ſich ganz öffentlich hoſiren und anbeten, fand es auch nicht mehr der Mühe werth, die entſchiedene Abneigung, welche ſie gegen den armen Franceſco empfand, zu maſkiren, und lebte in erklärter Feindſchaft mit ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Wie giftgetränkt die ganze Sachlage ſchon dazumal geweſen ſein muß, erhellt erſchreckend daraus, daß, als Donna Maria ſpäter an einer Fieberkrankheit verſtarb, innerhalb des Hauſes geflüſtert und außerhalb deſſelben mehr oder weniger laut geſagt wurde, Donna Vittoria hätte durch ihre Zofe Katerina aus Bologna, ſo eine Hexe wäre, ihrer Schwägerin die ſchleichendtödtliche Krankheit anhexen laſſen. Franceſco's Mutter wurde ſchon lange zuvor von einer dunkeln Angſt um ihren Sohn gequält. Sie begann ihre Schwiegertochter zu haſſen, aber ſie fürchtete dieſelbe noch mehr. Donna Camilla hatte das Vorgefühl einer Kataſtrophe. Kommendes Unheil warf auch diesmal, wie ſo oft, ſeinen ſchwarzen Schatten vor ſich her, und daß die Mutter es war, welche dieſen Schatten deutlich ſah oder fühlte, kann nicht wundernehmen.

So war der Abend vom 15. April des Jahres 1581 herangekommen.

Ob Vittoria von dem, was an dieſem Abend geſchehen ſollte, eine Ahnung hatte? Ob gar ein Wiſſen? Ob ihr eine Rolle in dem raſch ſich abſpielenden Mordſtück zugetheilt war und welche? Auf keine dieſer Fragen gibt es eine Antwort, welche auf Zuverläſſigkeit Anſpruch hätte. Möglich jedoch und wahrſcheinlich ſogar iſt, daß die Tochter der Donna Tarquinia klar ſich bewußt war, die Gattin des Franceſco Peretti müßte Witwe ſein, um Ducheſſa di Bracciano werden zu können.

Man wollte in der Villa Peretti gerade zur Ruhe gehen, als Vittoria's Kammermagd Katerina dem Signor Franceſco einen Brief brachte. Als Schreiber deſſelben ſtellte ſich Marcello Accoromboni heraus, welcher, wie er berichtete, wieder einmal in großer Bedrängniß ſich befände und ſeinen Schwager und brüderlichen Freund anflehte und beſchwor, ihm ſofort beizuſtehen in einer Sache, wobei es um Leben und Tod ſich handelte. Um Mitternacht, ſo ſchloß das Schreiben, möge ſich der Helfer beim Quirinal auf dem Monte Cavallo zu einem Stelldichein mit dem Hilfebedürftigen einſtellen. Der gute und treue Franceſco erklärte ſich ohne Bedenken und Zaudern dazu bereit, obgleich er ja wiſſen mußte, daß ein nächtlicher Gang durch das Rom des Statthalters Chriſti allzeit ein lebensgefährliches Abenteuer wäre. Der Gedanke an dieſe Thatſache fiel aber mit ſeiner Vollgewalt auf die Mutter Camilla und die Schweſter Maria. Mit Bitten und Thränen, zuletzt kniefällig beſtürmten die Frauen den Sohn und Bruder, den gefährlichen Gang zu unterlaſſen. Umſonſt. Der ſonſt ſo weiche und beſtimmbare Mann beſtand, in Schickſalsſchlingen gefangen, auf ſeinem Willen, nahm Hut, Mantel und Degen, befahl einem Diener, ihm mit einer Fackel voranzuleuchten, riß ſich los und verließ das Haus.

Er kam nicht weit. Den Aufgang zum Quirinal hinanſteigend, wurde er da, wo ſpäter der Palazzo Barberini ſtand, von drei aus Arkebuſen geſchoſſene Kugeln durchbohrt. Beim Knallen der aus einem Hinterhalt gefeuerten Schüſſe ließ der Diener die Fackel fallen und rannte Mord und Zeter ſchreiend nach der Villa zurück. Die Mörder aber ſtürzten aus ihrem Verſtecke hervor, warfen ſich auf den Verwundeten und gaben dem Röchelnden mittels Dolchſtößen den Reſt.

4.

Von der Nemeſis, die wie gewöhnlich zu ſpät kam und, wie ſie zu thun pflegt, den Hauptſchuldigen entſchlüpfen ließ.

Während die Mutter und die Schweſter des ſo ſchändlich verrathenen und gemordeten Mannes in Klagen und Thränen ſich erſchöpften und ſelbſt der ſtrenge Kardinal in ſtummem Schmerze mühſälig nach Behauptung ſeiner gewohnten Faſſung rang, ſetzte die Witwe Vittoria ſich hin und ſchrieb in Terzinen einen „Lamento" über den Tod ihres Gatten.

Das zeichnet die ganze Situation.

Mordthaten waren zwar dazumal in Rom Allnächtlichkeiten, allein die Umſtände, unter welchen Franceſco Peretti gemeuchelt worden, verſchafften dieſem Mord ein außergewöhnliches Aufſehen. „Donna Tarquinia hat es ausgeheckt, der Orſini hat es gethan oder thun laſſen" — ſo lautete die allgemeine Rede oder wenigſtens der allgemeine Gedanke. Auf allen Lippen ſchwebte die Frage: „Was wird der Kardinal Montalto ſagen und thun?"

Er ſagte und that wenig. Eingehüllt in den

Stoicismus ſeines Mönchthums erſchien er am Tage nach der Mordnacht in einem vom Papſte gehaltenen Konſiſtorium und verblüffte ſeine Miteminenzen durch ſeine Ruhe und Gefaſſtheit. Er ſprach nur wenige und zwar wohlabgemeſſene Worte über die Blutthat der Nacht, welche ihm einen Neffen gekoſtet hatte. Als er dann mit Gregor dem Dreizehnten allein war, ließ er allerdings ſeinen Schmerz deutlicher ſehen, aber er erhob keine Anklage, gegen niemand. Er mochte denken, das wäre ja doch vergeblich, und — auch das zeichnet wieder die Sachlage — die Römer dankten ihm ſtillſchweigend dafür, daß er nicht als Ankläger auftrat. Denn welche Bedrohungen und Schädigungen hätte man nicht von dem Orſini zu erwarten gehabt, ſo eine ernſthafte Anklage und Unterſuchung gegen ihn erhoben und durchgeführt worden wäre! Der ſchlaffe Papſt, welcher den Duca di Bracciano nicht weniger fürchtete als irgendein Spießbürger von Rom, konnte zwar nicht umhin, ſeine Entrüſtung über Franceſco's Ermordung zu äußern und auch zum Schein eine Unterſuchung anzuordnen; aber dieſe kam über die erſten Anfänge gar nicht hinaus und damit ſchien die Sache abgethan, wenigſtens amtlich.

Sie war es aber nicht. Zugleich mit der Nachricht von der feierlichen Beſtattung, welche der Kardinal Montalto ſeinem Neffen in der Kirche Santa Maria degli Angeli bereitet hatte, erfuhr man in der Stadt, daß Donna Vittoria aus der Villa Peretti und gleichzeitig Donna Tarquinia aus dem Palazzo Accoromboni verſchwunden wäre. Wohin? Die Volksſtimme antwortete ohne Bedenken: „In einen der beiden Paläſte Bracciano's auf dem Campo dei Fiori oder auf der Piazza Navona" — und die Volksſtimme hatte diesmal recht. Vittoria — ſei es aus raſender Leidenſchaft oder aus Furcht, in die Unterſuchung des Mordes verwickelt zu werden, oder endlich dem Rathſchlag ihrer Mutter folgend, welche das Gebäude ihrer unheimlichen Ränke möglichſt bald unter Dach gebracht ſehen wollte, oder aus allen dieſen Motiven mitſammen — Vittoria hatte ſich, alle Scham und Scheu abwerfend, zu ihrem Liebhaber geflüchtet, vom Sarg ihres von dieſem gemordeten Gatten hinweg.

Selbſt aus der gräuelgewohnten Raub- und Mordhöhle, welche das Rom jener Zeit geweſen iſt, erhob ſich ein Schrei des Entſetzens über ſolche Frechheit des Laſters.

Die päpſtliche Regierung, ſoweit überhaupt von einer „Regierung" die Rede ſein konnte, rührte ſich nicht und auch der „Statthalter Chriſti" ſelbſt würde ſich nicht gerührt haben, ſo ihm nicht von einer Seite her zugeſetzt worden wäre, wo er ſchandenhalber doch hinhören mußte. Nämlich, die Orſini und die Medici fürchteten mit allem Grund eine Heirat des Duca di Bracciano mit der gewaltſam zur Witwe gemachten Vittoria und legten ſich gemeinſam dagegen ins Zeug. Dem Stolze der Orſini war eine Vermählung ihres Oberhauptes mit der Tochter des umbriſchen Junkers Accoromboni und der Witwe des Bauersſohnes Peretti zuwider und der Kardinal Medici hielt die Rechte ſeines Neffen Virginio, welchen ſeine ermordete Schweſter Iſabella ihrem Gemahle geboren hatte, durch eine neue Heirat des Duca für beeinträchtigt oder für ganz gefährdet. Es iſt ja menſchliche Art, ſich viel lieber und leichter durch gemeine als durch edle Beweggründe zum handeln beſtimmen zu laſſen. Dieſelben Leute, welche noch ſo eben die ſchnödeſte Verletzung des Sittengeſetzes nicht hatte bewegen können, Hand oder Fuß zu rühren, rührten jetzt wetteifernd ihre und anderer Hände und Füße, um den Eingebungen des Vorurtheils und der Habſucht gerecht zu werden.

Wie alle Schwächlinge von Menſchen und von Völkern neigte Gregor der Dreizehnte ſtets dahin, wo augenblicklich die größte Kraftentwickelung ſtatthatte, und darum ließ er ſich durch die bezeichneten Einflüſſe beſtimmen, am 5. Mai von 1581 ein „Monitorium“ zu erlaſſen, kraft deſſen eine Ehe Bracciano's mit Vittoria, welche ohne ausdrückliche päpſtliche Bewilligung eingegangen würde, zum voraus für ungiltig erklärt wurde. Gegen dieſen reingeiſtlich-kirchlichen Angriff wußte ſich der Duca nur mittels paſſiven Widerſtandes zu wehren. Er brachte ſeine Geliebte in eine kleine Villa, welche er an der Via Magnanopoli beſaß, damit ſie dort verſteckt bliebe, bis der Sturm vorübergebrauſ't wäre. Allein das ging nicht ſo ſchnell, denn der Kardinal Medici und die orſiniſche Sippſchaft hatten die Augen offen. Sie erwirkten ein neues Monitorium des Papſtes, kraft deſſen der Witwe Peretti befohlen wurde, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Sie gehorchte, war aber bald wieder in der Villa ihres Liebhabers. Ein abermaliges Monitorium trieb ſie in das väterliche Haus zurück, in welchem Don Claudio jetzt allerdings nicht mehr Herr zu ſein ſchien; warum, weiß man nicht. So ging das Hin und Her weiter bis zum Ausgang des Jahres, wo es gelang, den Papſt zu einer ernſtlicheren Maßregel zu drängen. Eines Decembertages drangen päpſtliche Sbirren plötzlich in das Haus Accoromboni, ergriffen Vittoria und führten ſie nach dem in Traſtevere gelegenen Kloſter Santa Cäcilia. Weil man aber die Gefangene daſelbſt vor den Machenſchaften ihres Galans nicht ſicher glaubte, wurde ſie nach dem Kaſtell San Angelo gebracht und dort nahezu ein Jahr lang gefangen gehalten. Dieſe Haft war jedoch eine ſehr gelinde und die Gefangene durfte einen ununterbrochenen Briefwechſel mit ihrem Liebhaber unterhalten. Man wird dadurch in der durch den ganzen Verlauf der Sache angeregten Vermuthung beſtärkt, daß die Gefangenſetzung des weißen Teufels nur eine zwiſchen der Regierung des Vatikans und dem Herzog von Bracciano redend oder ſchweigend abgekartete Komödie geweſen ſein könnte. Die Haft Vittoria's konnte für eine kirchliche Buße gelten und während der Dauer dieſer Büßung ſollte über die Ermordung ihres Gatten Gras wachſen und die eingeleitete Kriminalprocedur einſchlafen.

An Anhaltspunkten zur Weiterführung derſelben hätte es wahrlich nicht gefehlt. Der Bruder jener Katerina, der Zofe Vittoria's, Domenico d'Aquaviva, welcher an jenem Aprilabend den ſchickſalsſchweren Brief für Franceſco Peretti gebracht hatte, war verhaftet worden und hatte im Februar 1582 das Geſtändniß abgelegt — ohne Folterzwang, wohlverſtanden! — die Donna Tarquinia wäre am ganzen Unheil ſchuld. Seine Schweſter Katerina wäre ihre Helfershelferin geweſen. Zu Vollſtreckern des Mordplans hätten gedient ein gewiſſer Machioni aus Gubbio und ein gewiſſer Barca aus Bracciano, Banditen eines großen Herrn, deſſen Namen er, Domenico, aus beweglichen Gründen verſchwiege. Dieſe Enthüllung hätte müſſen von rechtswegen dem Duca Bracciano und der Donna Tarquinia theuer zu ſtehen kommen. Aber es war gar keine Rede davon. Im Gegentheil, die ganze Procedur wurde niedergeſchlagen und unlange darauf ließ man auch den Domenico laufen. Das war die Rechtspflege eines „Statthalters Chriſti".

Mehr noch, ſchon zu Anfang des Jahres 1583 treffen wir den Herzog im Vatikan wieder in voller Gunſt. Der heilige Vater ließ ſich von dem Böſewicht bewegen, alle gegen ihn und Vittoria erlaſſenen

Monitorien zurückzunehmen, einzig das Eheverbot ausgenommen. Daſſelbe, meinte Bracciano, wäre eigentlich ganz überflüſſig, da er ja ſeinen Sippen, den Orſini, wie auch dem Kardinal Medici, die Erklärung gegeben hätte, er würde Vittoria niemals zu ſeiner Gemahlin machen.

Ja wohl, er brauchte ſie nicht mehr dazu zu machen: ſie war es nach damaliger Anſchauung ſchon in aller Form Rechtens, als er dieſe ſchamlos verlogene Erklärung abgab. Wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage nach der Ermordung des armen Franceſco hatte ſich der Mörder — denn das war ja der Herzog mittels der Hände ſeiner Banditen — in Rom mit der Witwe des Ermordeten heimlich trauen laſſen. Für einen ſolchen Granſignore war es eine Kleinigkeit, in der von Prieſtern und Mönchen wimmelnden Stadt einen Prete aufzutreiben, welcher die Trauungsformel über ihn und ſeine Mitſchuldige ausſprach. Das genügte, zumal vor Erlaſſung des päpſtlichen Monitoriums vom 5. Mai 1581, zum Abſchluß einer rechtmäßigen Ehe vollkommen. Eine ſolche wollte aber Donna Tarquinia, welche zweifelsohne ihre Tochter angeleitet hatte, dem maßlos verliebten Orſini begreiflich zu machen, daß der Weg zu ihrem Schlafzimmer fortan nur durch die Kirche ginge. Die beiden Damen ſcheinen aber der heimlichen Trauung in Rom doch nicht ganz getraut zu haben. Vittoria ſetzte es nämlich nach ihrer Entlaſſung aus der Engelsburg durch, daß ſich der Duca am 10. Oktober von 1583 in der Burgkapelle zu Bracciano zum zweitenmal und zwar öffentlich und feierlich mit ihr trauen ließ.

Dieſe Frechheit warf in Rom Staub auf. Das päpſtliche Eheverbot beſtand ja noch und ſo ſchickte man ſich denn weitſchichtig an, einen neuen Proceß gegen den Duca und die Ducheſſa di Bracciano einzuleiten. Der Orſini wußte wohl, daß das nur eine abermalige Komödie wäre, die bald ausgeſpielt ſein würde. Er kam daher mit Vittoria ſcheulos nach Rom und lebte mit ihr als mit ſeiner Frau öffentlich in ſeinem Palazzo. Das Paar ſchien glücklich, war es vielleicht auch; denn über die Mahnungen des Gewiſſens waren beide weit hinweg. Nicht erſt die Materialiſten und Nihiliſten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben den ſchönen Satz erfunden, das „ſogenannte“ Gewiſſen ſei nur ein lächerliches Phantom, nur noch von „ganz zurückgebliebenen“ Leuten geglaubt, anerkannt und geachtet. Die Wüſtlinge und Unzüchtlinginnen, die Frevler und Verbrecherinnen des 16. Jahrhunderts waren ja auch ſchon ſo weit.

Die Herrlichkeit des glücklichen Laſters währte bis zum 10. April 1585, an welchem Tage Gregor der Dreizehnte ſtarb. Zunächſt zwar ſchien dieſer Todesfall das Glück des Duca und der Ducheſſa di Bracciano nicht beeinträchtigen zu können. Im Gegentheil, das Interregnum, die zeitweilige Papſtloſigkeit Roms begünſtigte die Ausführung eines Planes, womit ſich das Paar wohl ſchon lange getragen hatte. Daß den Beiden an der Verwirklichung dieſes Plans ſo viel gelegen war, ſcheint nun aber doch darauf hinzudeuten, das vorhin über ihre ſouveräne Gewiſſenloſigkeit Geſagte bedürfe einer Einſchränkung. Oder war es nur ein unbeſtimmtes Furchtgefühl, welches ſie beſorgen ließ, die zweimal vollzogene Trauung genügte noch immer nicht, ihre Ehe zu einer rechtmäßigen zu machen? Genug, unmittelbar nach dem Ableben Gregors des Dreizehnten, berief der Orſini eine Verſammlung der angeſehenſten Rechtsgelehrten und der geriebenſten Advokaten in ſeinen Palaſt, um denſelben die Frage vorzulegen, ob das von dem verſtorbenen Papſt erlaſſene Monitorium, welches dem Duca die Ehelichung Vittoria's verboten hatte, jetzt noch zu Recht beſtünde. Nach vielem Kalkuliren, Argumentiren und Debattiren gelangten die Herren zu dieſem von dem Frageſteller gewünſchten Schluß: Nein, das Verbot iſt hinfällig geworden, maßen das Monitorium mit dem Tode ſeines Erlaſſers erloſch. Daraufhin feierten Don Paolo Giovanni und Donna Vittoria zum drittenmal ihre Hochzeit und ließen ſich am 24. April von 1585 abermalen feierlich einſegnen, weihen und trauen.

Es war die höchſte Zeit. Denn kaum eine Stunde nach dieſer dritten Trauung, kraft welcher die Ehe des ſchuldigen Paares allerdings eine unanfechtbar giltige geworden, ging aus dem geöffneten Konklave der Kardinal Montalto als Papſt Sixtus der Fünfte hervor.

Eine furchtbare Störung der dritten Hochzeit fürwahr! Wie ein Eishauch mußte das für ſie, wie für ganz Rom, ſo unerwartet Gekommene die Beiden anwehen.

Der Heilige Geiſt, welcher bekanntlich die Päpſtewahlen macht, hatte auch diesmal wieder, wie ſonſt ſo manchesmal, gar wunderliche Zickzackwege im Konklave wandeln, gar ſeltſame Kreuz- und Querſprünge machen müſſen, um zu ſeinem Ziele zu gelangen*). Kaum aber war er dazu gelangt, kaum war Sixtus der Fünfte ausgerufen, als ſich etwas wie die Empfindung einer Erlöſung in der Bevölkerung von Rom regte. Die ehrlichen Leute athmeten auf, die Schurken wandelte ein Zittern an. Man ahnte, daß wieder einmal ein Mann, ein Papſt-Herrſcher auf dem Stuhle Petri platzgenommen hätte. Und ſo war es. Schon die erſten Regierungshandlungen, die vom Vatikan ausgingen, thaten urbi et orbi kund, daß der neue „Knecht der Knechte Gottes" ein Herr und Gebieter von eiſernem Willen, unerbittlicher Strenge und unbeugſamer Thatkraft. Sofort begann die mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführte Säuberung der römiſchen Raub- und Mordhöhle, die Ausräumung der kirchenſtaatlichen Banditen- und Brigantenherberge. Wenige Tage nur und Schrecken ging einher vor dem Namen Sixtus des Fünften.

---

*) Eine ſehr anſchauliche, auf durchaus authentiſcher Baſis ruhende Schilderung dieſer Zickzackwege und Kreuz- und Querſprünge, d. h. des Parteiengetriebes im Konklave und aller der diplomatiſchen Ränke und Schwänke, welche zur Wahl Montalto's führten, gibt Hübner a. a. O. I, 127 fg., alſo ein Mann, deſſen Katholicität keinem Zweifel unterſteht.

Mit unter den Erſten, welche ſich herzudrängten, um dem ſoeben proklamirten neuen Statthalter Chriſti den Fuß zu küſſen, befand ſich auch der Orſini. Er mochte gekommen ſein, um in den Augen des Oheims ſeines Opfers nach ſeinem Schickſal zu forſchen. Er wurde empfangen wie alle die andern, mit gnädiger Kühle. Doch meinte er einen ſeltſamen Blick aus dem Auge des Papſtes auf ſich herabzucken zu ſehen. Dieſer Blick ließ es ihm räthlich erſcheinen, durch Vermittelung des Kardinals Medici den Papſt um eine Privataudienz anzugehen. Sixtus gewährte ſie und da hat er dem Duca in einer Weiſe, die nicht mißzuverſtehen war, geſagt, der Papſt hätte vergeſſen, was der Herzog an dem Kardinal Montalto geſündigt; ſo aber in Zukunft der Duca die Geſetze mißachten, Banditen in ſeinem Bann und Sold halten und Briganten in ſeinen Paläſten und Burgen Unterſchlauf gewähren würde, ſo ſollte er erfahren, daß der Arm des Statthalters Chriſti jetzt von Eiſen.

Voll Schrecken kam der Orſini heim und traf da eine Erſchrockene, ſeine Gemahlin, welche ihrerſeits von einem Gange zurückgekehrt war, der auch kein günſtiges Ergebniß gehabt. Vittoria nämlich hatte unmittelbar, nachdem die Wahl Sixtus des Fünften kundgeworden, keck den Verſuch gemacht, die Fürſprache ihrer früheren, ſo tödtlich gekränkten Schwiegermutter zu gewinnen. Sie hatte ſich nach der Villa Peretti aufgemacht, welche ſie ſo ſchnöde verlaſſen, um in die Arme des Mörders ihres Gatten zu eilen, ſie drang faſt gewaltſam zur Donna Camilla und erzwang ſich eine Unterredung mit der Mutter Franceſco's, welche den weißen Teufel mit Schluchzen empfing. Aber ein Verſprechen der Verzeihung oder gar der Fürſprache vermochte Vittoria nicht zu erlangen. Das hieß denn doch einer Mutter und vollends einer italiſchen Mutter zu viel zumuthen.

Die Nemeſis war endlich doch aufgeſtanden. Spät kam ſie, aber ſie kam.

Noch in derſelben Nacht flohen, von unbeſieglicher Angſt getrieben, der Duca und die Ducheſſa aus Rom. Zunächſt auf ihre Burg zu Bracciano. Hier hatte der Oberbandit des Herzogs, Marcello Accoromboni, welcher auf des Orſini Befehl die Ermordung ſeines Schwagers Franceſco geleitet, eine große Schar von Briganten verſammelt, unzweifelhaft in der Abſicht, während der Dauer des Konklave einen Raubſtreich im größeren Stil auszuführen. Konnte man nun etwa an der Spitze dieſer Geſellen der vermutheten Feindſeligkeit des neuen Papſtes Trotz bieten? Der Herzog, früher ein ſo entſchloſſener und verwegener Böſewicht, dachte nicht einmal daran. Der Blick des fünften Sixtus mußte ihn mit Entſetzen geſchlagen haben. Der Boden des Kirchenſtaates brannte ihm unter den Füßen. Er raffte ſein Bargeld und was von koſtbarem Beſitz ihm ſonſt zur Hand zuſammen und floh mit Vittoria von Bracciano weiter nach Padua, auf venetianiſches Gebiet.

Hier im Juni 1585 angelangt, fühlte er ſich ſicher. Er wußte, die Signoria der Republik von San Marco würde ihn nicht an den Papſt ausliefern, und ſeine reichen Mittel erlaubten ihm, auch in der Fremde als großer Herr aufzutreten. Er miethete einen Palaſt in Venedig ſelbſt und einen zweiten in Padua, den Palazzo Foſcarini. Ebenſo in Salò eine am Ufer des Gardaſee's wunderſchön gelegene Villa. Dorthin zog er mit Vittoria, die ſich in der ländlichen Umgebung ſehr behagte. Sie war ja ein Stück von einer Poetin und nach allen den Stürmen ihres Lebens konnte ihr die idylliſche

Stille am ſchönſten der oberitaliſchen Seen nur willkommen ſein. Das Idyll währte freilich nicht lange und ſchlug zur Tragödie um.

Die Erinnyen ruhten ja nicht. Eine Mutter darf die Ermordung ihres Sohnes nicht vergeſſen, ſonſt wäre ſie keine Mutter. Darum ließ Donna Camilla die Blutſpur von jener Aprilnacht des Jahres 1581 nicht kalt werden. Sie beſtürmte ihren Bruder um Rache. Wofür ſonſt trug er die dreifache Krone? Warum forderte er nicht von Venedig die Auslieferung des Mörders und ſeiner Schuldgenoſſin? Der Papſt kam ungern auf die traurige Sache zurück, um ſo mehr, da er ein Gefühl zärtlichen Mitleids für Vittoria noch immer bewahrte. Im Auguſt 1585 ſprach er mit dem venetianiſchen Botſchafter bei der Kurie über die Auslieferungsfrage. Aber er nahm ſie nicht an die Hand, ſei es, daß er mit der Republik von San Marco dazumal in keine Verwickelung kommen wollte, ſei es, daß er, wie er ſagte, von der Sache genug und übergenug hätte und nichts mehr davon hören wollte. Soweit jedoch gab er den Bitten ſeiner Schweſter nach, daß er an die Signoria das Begehren ſtellte, den ebenfalls auf venetianiſches Gebiet geflüchteten Marcello Accoromboni auszuliefern. Dazu ließ ſich Venedig nach etlichen Weiterungen herbei. Marcello wurde an die päpſtlichen Behörden ausgeliefert und im folgenden Jahre zu Ancona gerichtet und hingerichtet.

Derweil war der Hauptſchuldige unverſehens der Gerechtigkeit entſchlüpft, deren Brauch und Gewohnheit ja überhaupt iſt, die kleinen Sünder zu faſſen und zu ſtrafen, die großen aber ſo oder ſo entſchlüpfen zu laſſen. Im Spätherbſte erkrankte der Herzog von Bracciano zu Salò, gerade als er ſich anſchickte, zum Winteraufenthalt nach dem Palazzo Dandolo in Venedig überzuſiedeln. Sein alter Schaden am Bein wurde brandig und die Lebensgefahr nahm raſch zu. Es warf doch etwas wie einen verſöhnenden Schimmer auf dieſes Sterbebett, daß der Kranke bis zum letzten Athemzug mit heißer Liebe an ſeiner Schuldgenoſſin hing. Die Sorge, daß er ſie freundlos und ſchutzlos zurückließe, war wohl die bitterſte Pein ſeiner letzten Tage. Soweit er konnte, ſorgte er für Vittoria. Am 10. November 1585 machte er ſein Teſtament, kraft deſſen nach ſeinem Ableben einer ſeiner Stadtpaläſte und eine ſeiner Villen, ferner ſein ganzer Reiſehaushalt, alles Geräthe, Pferde, Wagen, ſowie eine Summe von

100,000 Piaſtern in Bargeld, Juwelen und Silberzeug ſeiner Witwe als Eigenthum zufallen ſollten. Um die Erbin gegenüber der mit Beſtimmtheit vorauszuſehenden Feindſeligkeit der ganzen Sippſchaft der Orſini im Beſitze des Vermächtniſſes zu ſchützen und zu ſichern, beſtellte Bracciano die Herzöge von Ferrara und Urbino, ſowie die Kardinäle Farneſe und Medici zu Teſtamentsvollſtreckern, was ſich freilich als ganz nutzlos bald herausſtellen ſollte. Drei Tage darauf, am 13. November, ſtarb er.

Jetzt ſtand Vittoria allein und ſchon kreiſ'te ob ihrem Haupte die „geflügelte“ Nemeſis. Aber peinlich zu berichten iſt die Thatſache, daß die „Göttin mit ſtrengem Blick“, die „Verwalterin der Gerechtigkeit“ zum Vollſtrecker der Strafſentenz an dem „weißen Teufel“ einen Menſchen wählte, der ein „ſchwarzer“ Teufel mit Fug heißen konnte.

Das war einer von der Sippe des verſtorbenen Duca, ein Orſini, Lodovico genannt, zweifellos einer der ruchloſeſten Geſellen, ſo dazumal der Boden Italiens trug. Er war ein notoriſcher Bandit und Brigant und ein Hauptmann von Banditen und Briganten, was ihn aber nicht hinderte, ein angeſehener Edelmann zu ſein, der in der orſiniſchen

Verwandtſchaft viel galt. Wegen einer ganz beſonders frechen Mordthat aus Rom verwieſen, war er nach Venedig gegangen und die Signoria hatte kein Bedenken getragen, ihm eine militäriſche Beſtallung zu geben, ja ſogar, da er für einen geſchickten Officier galt, ihn zum Befehliger ihrer Truppen auf der Inſel Korfu zu ernennen. Bevor er aber zur Uebernahme ſeines Kommando's dorthin ging, erfuhr er den Tod ſeines Vetters, des Herzogs von Bracciano, auf welches Ereigniß er wohl ſchon lange gelauert haben mochte. Darauf deutet der Umſtand hin, daß er ſich zum voraus vonſeiten Virginio's Orſini, einzigen Sohnes des Orſini-Bracciano, eine Vollmacht verſchafft hatte, eintretenden Falles für die Beſtattung des Familienhauptes zu ſorgen und die Rechte des legitimen Erben gegen die „maladetta puttana“ Vittoria wahrzunehmen*).

Dieſe ahnte ſo wenig, was ſie von dem Banditenhauptmann zu gewärtigen haben würde, daß ſie ihn ſelber von dem Ableben des Herzogs in Kenntniß ſetzte. Lodovico machte ſich ſofort von Venedig nach dem Feſtland auf und eilte ſpornſtreichs nach Salò, wo er, auf ſeine Vollmacht pochend, als der rechtmäßige Herr auftrat und zwar brutal wie ein Bandit und räuberiſch wie ein Brigant. Er verweigerte die Anerkennung des herzoglichen Teſtamentes, behandelte die Witwe, als ob ſie wirklich nur eine „maladetta puttana“ wäre, und zwang ſie, ihm das Silbergeſchirr und den größeren Theil ihres eigenen Schmuckes auszuliefern. Auch die Pferde und Wagen nahm er ihr weg. Was konnte ſie gegen den gewaltthätigen Schurken, welcher von einer ganzen Rotte ſeiner Spießgeſellen begleitet war, thun? Nichts. Sie mußte, Schlimmſtes fürchtend, froh ſein, mit Hilfe ihres Bruders Flaminio Accoromboni, welcher bei ihr war, und etlicher treuer Diener aus Salò entfliehen und nach Padua in den Palazzo Foſcarini gelangen zu können, welchen Zufluchtsort ſie in ziemlich dürftigem An- und Aufzug erreichte. Alſo für den Augenblick in Sicherheit, ſuchte ſie den Schutz der Signoria nach und wandte ſich, Hilfe und Beiſtand ſuchend, auch an den Papſt. Das verrieth doch, milde geſagt, große Keckheit, lieferte aber auch den **Beweis**, daß die weiße Teufelin überzeugt ſein mußte, der Zauber, welchen ſie auf den Ohm ihres ermordeten Gatten geübt, wäre noch nicht gebrochen. Und wirklich, er war es nicht. Sixtus der Fünfte, deſſen bei ſeinem großen Aufräumungs- und Säuberungsgeſchäft entwickelte Strenge gerade damals nicht ſelten zu erbarmungsloſer Grauſamkeit ſich verhärtete, vernahm den Hilferuf Vittoria's ohne Zorn und war geneigt, denſelben zu erhören. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu.

---

*) Eine bizarre Schickſalsfügung wollte, daß ſpäter eine Tochter der beſcheidenen und anſpruchsloſen Maria Damaſcena, alſo eine Großnichte des fünften Sixtus, Flavia geheißen, von Virginio Orſini, dem rechtmäßigen Sohn und Erben des Verderbers ihres Oheims Franceſco, geehlicht und zur Ducheſſa di Bracciano gemacht wurde.

Die Orſini wollten ihre Rache und ihren Raub haben, voll und ganz. Darum ſollte in Parma vollendet werden, was in Salò begonnen worden. Lodovico Orſini war der Mann dazu, das zu thun. Dieſe italiſchen Banditen des 16. Jahrhunderts waren ganze Kerle, Menſchen aus einem Guſſe, das muß man ihnen laſſen. Sie wußten ihren Verbrechen kühn ins Angeſicht zu ſehen und der Anblick entſetzte ſie keineswegs. Sengen und Brennen, Rauben und Morden war ihnen ein Geſchäft, das ſie mit derſelben Gemüthsruhe betrieben, womit etwa der Hufſchmied den Pferdebeſchlag oder der Fiſcher den Fiſchfang betrieb. Noch ein Zug vervollſtändigt das Bild dieſer Männer mit Stirnen von Erz und mit Händen voll Blut. Sie waren nämlich ſehr fromm. Fanden ſie von Zeit zu Zeit, die Laſt der aufgehäuften Sünden und Frevel wäre nachgerade von unbequemer Schwere geworden, ſo verſäumten ſie nicht, dieſe Laſt im Beichtſtuhl abzuſchütteln, um Platz für eine neue zu gewinnen. Die Kirche hatte ja einen ſo guten Magen. Selbiger verdaute nicht nur Land und Leute, ſondern auch ganze Berge von Laſtern und Freveln.

Lodovico Orſini ließ nicht ab von dem Wilde, das er zu jagen, todtzujagen entſchloſſen war. Er folgte mit ſeiner Meute der Spur Vittoria's von Salò nach Padua. In der Nacht vom 21. auf den 22. December von 1585 beſetzte eine Schar von verlarvten Bewaffneten die Zugänge zu dem düſteren, unwohnlichen Palazzo, wo die Witwe des Duca di Bracciano hauſte. Eine zweite Rotte von bewaffneten Verlarvten brach mit Gewalt in das Haus. Das erſte Opfer der von Lodovico geführten Mordbande war Flaminio Accoramboni. Er wurde, in ſeinem Zimmer überfallen, mit Hakenbüchſenſchüſſen und Dolchſtößen niedergemacht. Das Mordgetöſe verkündete dem unſeligen Weibe den Tod. Sie war in ihrem Schlafgemach. Die Thüre deſſelben wird von den Banditen aufgeſprengt. Der vermummte Hauptmann der Bande erſcheint auf der Schwelle und ſchreit der Rettungsloſen zu: „Du ſtirbſt!“ Sie macht keinen Verſuch, das Verhängniß abzuwenden, und ſagt nur: „Gebt mir nur einen Augenblick Friſt, meine Seele Gott zu empfehlen“. „Nein!“ Und auf den Wink des Orſini faßt einer der Briganten die Unglückliche, ſtößt ihr den Dolch in den ſchönen Buſen, dreht das Eiſen in der Wunde um und fragt höhniſch: „Hab' ich dein Herz getroffen?“

So endete ein Weſen, auf welches die Natur eine Fülle ihrer ſchönſten Gaben ausgeſchüttet und welches davon doch nur zum Verderben anderer und zuletzt auch zum eigenen Gebrauch zu machen gewußt hatte. Vittoria's Erſcheinung, Charakter und Schickſal erinnern, wie jeder, ſo ſich mit dieſer Geſchichte beſchäftigt, unwillkürlich finden muß, gar vielfach an das Schickſal, den Charakter und die Erſcheinung ihrer Zeitgenoſſin, einer noch berühmteren oder, wenn man will, noch berüchtigteren Frau des 16. Jahrhunderts, an Maria Stuart, an welcher 14 Monate nach der Ermordung der Herzogin von Bracciano zu Padua im Schloſſe Fotheringay ein politiſcher Juſtizmord verübt wurde. Verdient hatten die beiden Sünderinnen redlich, was ſie traf. Aber das innerſte Geheimniß ihres Daſeins haben beide unausgeſprochen mitgenommen in ihre blutigen Gräber.

Auch den mörderiſchen Lodovico Orſini traf endlich, was er ſchon lange überreichlich verdient hatte. Die Signoria von Venedig trat als Rächerin Vittoria's auf, mußte ſich aber des kühnen Verbrechers, nachdem deſſen Schuld, namentlich durch einen an Virginio Orſini gerichteten und aufgefangenen Brief feſtgeſtellt worden, ſowie der ganzen Mordbande mittels eines förmlichen Kampfes bemächtigen, bei welchem ſogar Feldſchlangen in Anwendung kamen. Während der Procedur bewahrte der Bandit unentwegt die ſtolze und trotzige Haltung eines Mannes, welcher gethan, wie ihm zukam. Er wurde auf Befehl der Staatsinquiſitoren am 27. December im Kerker erdroſſelt.

Das iſt das würdige Nachſpiel zu dem Sittendrama geweſen, welches die Menſchen von damals die Tragödie Accoromboni nannten.

Sixtus der Fünfte belobte die Signoria von San Marco dafür, daß ſie die Ermordung Vittoria's gerächt. Der gewaltige Mann auf dem Stuhle Petri hat bis zum 27. Auguſt von 1590 gelebt, d. h. geherrſcht. Er war, um doch auch einmal ein Modeſtichwort unſerer Tage zu gebrauchen, der letzte „ſtilvolle" Papſt, eine Natur, ein Charakterkopf, eine Geſtalt von Erz. Alle ſeine Nachfolger im Vatikan ſind nur mehr oder weniger deutliche oder verwiſchte Abklatſche der vom Koncil zu Trient angefertigten Papſtſchablone geweſen. Er, der Bauersſohn von Grottamare, war die letzte pontifikale Perſönlichkeit, welche der Rede werth.

II.

Die abenteuerliche Hiſtorie vom falſchen Dmitry.

1.

Warum und wieſo der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Waſſiljewitſch), Zar aller Reußen, genannt „Der Henker“ oder „Der Schreckliche“, auf die „rothe“ Treppe des Kremlin zu Moſkau hinaus, um lange zum Firmament emporzuſtarren, allwo zwiſchen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet ſichtbar war mit kreuzformartigem Feuerſchweif. Der Zar wandte ſich endlich ab, bekreuzte ſich und murmelte vor ſich hin: „Das bedeutet meinen Tod!“

Bald darauf erkrankte er ſchwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ ſein Teſtament aufſetzen, kraft deſſen er die Thronfolge ſeinem Sohne Feoder zutheilte und inbetracht der Blödſinnigkeit deſſelben einen Regentſchaftsrath beſtellte, beſtehend aus den beiden Knäſen (Fürſten) Iwan Schuiſky und Iwan Mſtiſlawſky, ſowie den drei Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielſky, Nikita Juryew und Boris Godunow. Am 18. März ſtarb „Der Schreckliche“ und ſäuberte mittels ſeines Todes den Erdball vom größten Scheuſal, welches zu tragen dieſer jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüſten und Wüthen dieſes Dämons, ja faſſt man auch nur die von ihm veranſtalteten „Opaly“ (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der franzöſiſchen Revolution harmloſe Kinderſpiele waren, ſo könnte man unſchwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter“ Natur hätte in ihrer grauſamſten Laune dieſes Unthier geſchaffen, um eine fürchterliche Probe anzuſtellen, was alles die Menſchen ſich gefallen ließen und bis zu welcher bodenloſen

Tiefe der Niedertracht die ſklaviſche Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unſeren Tagen iſt es bekanntlich zur „wiſſenſchaftlichen" Mode geworden, den Unterſchied von gut und böſe, Recht und Unrecht, Tugend und Laſter, Verdienſt und Verſchuldung zu verwiſchen und einem grundſatzloſen Geſchlechte das ohnehin ſchon ſehr geſchwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der ſchlaffen Seele zu ſchmeicheln mittels der materialiſtiſchen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menſchen ſchlechterdings nur Produkte ſeiner phyſiſchen Anlagen und Eigenſchaften wären. Laſter, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämiſſen angeſehen werden, für Abnormitäten, und demnach Laſterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Geſtörte, für Wahnſinnige. Es iſt recht verwunderlich, daß dieſe modiſche Theorie, welche ſich ja auch ſchon ſpürbar genug in die Strafgeſetzgebung und Strafrechtspflege eingeſchlichen hat und, wann erſt in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menſchliche Geſellſchaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zuſtand der Beſtialität zurückentwickeln wird — ja, es iſt recht verwunderlich, daß dieſe ſchöne Theorie nicht auch ſchon von irgend einem „wiſſenſchaftlichen" Moriſten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und alſo an dem „grauſen" Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt ſo beliebten „Rettungen" verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter" nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnſinniger geweſen, nicht allzu ſchwer werden dürfte, ſo vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine ſophiſtiſche Dialektik die Thatſache aus der Welt zu ſchaffen, daß in dem Wahnſinn des Zaren Methode geweſen iſt und der „Grauſe" ſeiner Abſichten und Zwecke ſehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutſtrom windet oder wälzt ſich durch Iwans Gräuelherrſchaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zariſchen Autokratie, des zariſchen Abſolutismus höchſter Potenz die moſkowitiſche Reichseinheit her- und feſtzuſtellen, welche bislang durch die Machtſtellung des Bojarenthums ſtark beeinträchtigt worden war. Allerdings iſt der Zar häufig genug Henker um der Henkerluſt willen geweſen, allerdings trieb er die gräßliche Wolluſt der Grauſamkeit bis zum raffinirteſten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug ſeiner Politik hat er ſelbſt in den wildeſten Orgien der Entmenſchung ſo wenig vergeſſen, als er deſſelben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienſtlichen“ Uebung ſeiner „Frömmigkeit“ jemals vergaß. Denn ſelbſtverſtändlich war der vierte Iwan ſehr „fromm“, das heißt allem Aberglauben der orientaliſch-ruſſiſchen Kirche leidenſchaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm“, das heißt allem Aberglauben der occidentaliſch-römiſchen Kirche fanatiſch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Franzöſiſchen ins Ruſſiſche überſetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen ſpielte der Zar im 16. Jahrhundert in Rußland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in ſeinem beſonderen Stil, die Adelsherrſchaft gebrochen und die abſolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das ruſſiſche Volk erkannte in dieſer Gründung eine Wohlthat, wenigſtens inſtinktmäßig. Daraus mag ſich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Ruſſen dieſem Wütherich, der die Grauſamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirteſten Qualenaustiftelung getrieben, ſeine eigene Familie in empörendſter

Weiſe gepeinigt, ſeinen zweitälteſten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongoliſch wüſter Vernichtungsraſerei die Bewohnerſchaften ganzer Städte und Landſchaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausſchweifungen ſich gewälzt hatte, geradezu leidenſchaftlich unterwürfig und zugethan waren — ſo leidenſchaftlich, daß beim Tode des Scheuſals von Zar die allgemeinſte, aufrichtigſte, wildeſte Wehklage losbrach. Man hätte, ſo man dies Gebaren der Moſkowiter anſah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen geſtorben. Und im Grunde war es ja ſo, denn die zariſche Macht und Gewalt war eine abgöttiſch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanewitſch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteſte war frühzeitig geſtorben, den zweitälteſten hatte der Vater todtgeſchlagen — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war phyſiſch und pſychiſch eine Null, kraft-, verſtand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher ſeine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchſteigenhändig zu läuten und ſich tagelang die abſurdeſten Heiligenlegenden vorleſen zu laſſen. Bei feierlichen Anläſſen ſetzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Skepter und Reichsapfel in die Hände. Dann ſtarrte er mit dem Lächeln blödſinniger Bewunderung auf dieſe Inſignien einer Macht, die ein anderer ſtatt ſeiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hauſe Rurik, will ſagen aus dem warägiſch-normanniſchen Herrſcherſtamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfürſten von Moſkau. Man hatte dem Schwächling die Schweſter des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und ſein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatſächlich jetzt ſchon der Leiter und Beherrſcher Ruſſlands. Denn dieſer Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentſchaftsrathes, alſo einer der fünf oberſten Miniſter, hatte vermöge der zariſchen Schwagerſchaft die Macht ſeiner vier Amtsgenoſſen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein ſchlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz beſeſſen, welcher als ſein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl ſchon frühzeitig in's Auge gefaßt haben mochte. Daß ihm dabei ſeine tatariſche Abkunft ein Hinderniß ſein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war ſeit den Zeiten, wo die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Ruſſland geherrſcht hatten, das Blut der Ruſſen, namentlich auch das der vornehmen, ſtark mit tatariſchem gemiſcht.

Nun aber iſt zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben ſeinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlaſſen hatte und zwar einen Spröſſling aus ſeiner ſiebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatariſcher Abkunft. Dieſer Sohn, im Jahre 1581 geboren, alſo beim Tode ſeines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen ſtreng rechtgläubiger Ruſſen allerdings nur ein Baſtard. Denn der Lehre der ruſſiſchen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Chriſt nur viermal rechtmäßig ſich verheiraten. Indeſſen war es bei des grauſen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Proteſt erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich ſeinem Halbbruder Feodor den Titel Zarewitſch, d. i. Zarenſohn. Iwan der Schreckliche ſelbſt jedoch ſchien dieſen ſeinen letzten Spröſſling nicht für voll angeſehen zu haben; denn er hatte ja in ſeinem Teſtamente beſtimmt, daß Dmitry nichts erben ſollte als die Stadt Uglitſch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angeſichts der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Ruſſen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es ſich daher angelegen ſein, dieſen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Geſichtskreiſe zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitſch geſchafft, um dort ihren ſtändigen Aufenthalt zu nehmen. Boris beſtellte zum Wächter von Mutter und Kind ſeinen Diak (Kanzleiſekretär) Bitjagowſki, auf welchen er ſich vollſtändig verlaſſen konnte. Iſt den Berichten, welche dieſer Beamte von Uglitſch nach Moſkau ſandte, zu glauben, ſo verrieth ſich der kleine Dmitry als der echte Spröſſling ſeines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Inſtinkte wilder Grauſamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er ſoll auch haben verlauten laſſen, daß er dereinſt mit Menſchen ebenſo verfahren wollte. Eines Wintertages, ſo wird erzählt, hatte er mit Hilfe ſeiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitſcher Schloſſes nach Knabenart den Schnee zu Menſchenfiguren geballt. Dieſen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er

Boris. Dann nahm er ſeinen hölzernen Säbel und ſchlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umſpringen, wann ich einmal groß bin!“

Es iſt möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden, rachſüchtigen Aeußerungen ſeiner Mutter ſolche oder ähnliche Worte geſprochen. Wahrſcheinlicher freilich erſcheint es, daß ihm hinterher dieſelben in den Mund gelegt worden ſeien. Im übrigen hat es ſolcher kindiſcher Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Spröſſlings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, ſogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernſtliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber deſſen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitſch geſchah, dürfte einer ernſtlichen Anzweifelung kaum unterſtellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, iſt nämlich dort der Zaréwitſch Dmitry mittels Durchſchneidung der Kehle ermordet worden. Das iſt eine unzweifelhafte Thatſache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig feſtgeſtellt werden, weil die Mörder, der

Dial Bitjagowſki, ſein Bruder Daniel, ſeine Frau, ſammt Joſef Wolochow und Nikita Katſchalow, von dem wüthenden Volke von Uglitſch, welches Marja Nagoy und ihre zwei Brüder angeſichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, geſteinigt wurden.

Boris unterſchlug den aus Uglitſch über die Kataſtrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälſchten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte ſich in einem Anfalle von Epilepſie, da er gerade ein ſcharfes Meſſer in der Hand gehabt, ſelber eine Wunde am Halſe beigebracht und wäre an der Verblutung geſtorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber ſpäter theuer zu ſtehen kommen ſollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitſcher Verbrechens. Niemand wagte mehr, ſeinem Willen zu widerſtehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürſten Schuiſky, ſowie das Haupt der ruſſiſchen Kleriſei, den Erzbiſchof-Metropoliten von Moſkau, tief gedemüthigt und ſeinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zariſcher Ukas, kraft deſſen ſie „zur Strafe dafür, daß ſie ihren Sohn nicht beſſer behütet hätte“, aus Uglitſch hinweg und in ein im Norden Ruſſlands gelegenes Kloſter verwieſen wurde, allwo ſie den Nonnenſchleier umthun mußte. Die Hinterlaſſenen derer dagegen, welche der Lynchjuſtiz des Volkes von Uglitſch zum Opfer gefallen, wurden reichlich verſorgt. Raſtlos bemüht, ſeine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befeſtigen, ſondern dieſelbe auch zu einer Aufgangsſtufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchſte Ziel unſchwer zu erreichen wäre, ſuchte und wußte Boris ſeine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem ruſſiſchen Ausbreitungstriebe ſchmeichelte. Ebenſo beeiferte er ſich, die Geneigtheit von Kleriſei und Adel zu gewinnen, und auf ſein Beſtreben, dem letzteren zu gefallen, iſt hauptſächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefeinſchneidende Maßregel zurückzuführen, jener zariſche Ukas, welcher die ruſſiſchen Bauern an die Scholle feſſelte, indem er denſelben ſtrengſtens verbot, ihren Wohnſitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächſt gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenſchaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden ruſſiſchen Volkshaſſes.

Zu Anfang des Jahres 1598 ſtarb der Schattenzar Feodor, und ſo war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen ſein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderſt noch eine Komödie aufzuführen, nämlich dieſe, daß er durch den ſogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma“), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geiſtlichen Magnaten, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ſowie die adeligen, die Bojaren, ſaßen, ſeine Schweſter Irene, Feodors kinderloſe Witwe, zur regierenden Zarin beſtellen ließ. Im raſchen Weitergange der wohlinſcenirten und gutgeſpielten Poſſe entſagte dann die Zarin Irene dem Skepter und ging in ein Kloſter, ihr Bruder Boris aber machenſchaftete, ränkelte, drohte, beſtach und ſchauſpielte ſo geſchickt, daß er ſelber ſchon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moskau's förmlich angefleht wurde, ſich doch um Gotteswillen des verwaiſ'ten Ruſſlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab ſich, wie er ſagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes“, ergriff das Skepter und ließ ſich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufſetzen. Man muß ihm nachſagen, daß er gewiſſermaßen die

Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Ruſſland aus der Barbarei des Aſiatenthums heraus- und in die europäiſche Civiliſation hineinführen wollte.

Aber ſeine Verſuche miſſlangen, theils, weil ſie zu wenig um- und vorſichtig unternommen wurden, theils, weil Ruſſland dazumal noch zu aſiatiſch war, um für europäiſche Kultur überhaupt ſchon empfänglich zu ſein, theils endlich, weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zarewitſch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl ſeiner Unterthanen doch nur für einen Uſurpator galt, Adel und Kleriſei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten, und ſogar ſolche ſeiner Abſichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und erſprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen ſuchten und wußten. So z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen ruſſiſchen Nationallaſter, der Saufwuth, zu ſteuern oder wenigſtens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhaſſtheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Ruſſenthums eine vollendete Thatſache.

Zur Vervollſtändigung dieſer flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Ruſſland auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert ſich befand, gehören noch zwei Züge: — Erſtens die Stellung des ruſſiſchen Staates gegenüber dem polniſchen, d. h. die Hinweiſung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindſeligkeit längſt verknöcherten Gegenſatz zwiſchen Polen und Ruſſen. Dieſe Gegenſätzlichkeit mag urſprünglich in Stammes- oder gar in Raſſeverſchiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchſt bedeutſam verſchärft worden durch den Umſtand, daß die Ruſſen der anatoliſch-byzantiniſchen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römiſche Katholiken waren, fanatiſche ſogar von der Zeit an, wo das ſchon halb für den Proteſtantismus gewonnene polniſche Volk durch die Klugheit und Energie des Jeſuitenordens wieder in den römiſchen Pferch zurückgetrieben worden. Dieſer religiöſe und konfeſſionelle Gegenſatz von Polen und Ruſſen war fraglos eine unumgängliche Vorausſetzung der Möglichkeit einer Erſcheinung, wie die des falſchen Demetrius eine geweſen. Zweitens iſt mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Mißernten mit dem Jahre 1601 in Rußland ein allgemeiner Nothſtand begann, welcher ſich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren, bitterſten Hungersnoth ſich ſteigerte. Auch dieſes Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es iſt ja wohlbekannt und durch hunderte von Zeugniſſen der Geſchichte beſtätigt, daß ſolcherlei Leiden die Gemüther der Menſchen und der Völker für das Außerordentliche ſtimmen, für den Glauben an das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wußten es die Machenſchaften der Feinde des Boris ſo einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübſale auf den Uſurpator zurückfiel, als ob er der Verurſächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter ſothanen Verhältniſſen iſt, der Angſt und dem Grolle der Volksmaſſen, welche nirgends und zu keiner Zeit logiſch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umſichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die ſchwere Noth zu heben oder wenigſtens zu lindern, erwieſen ſich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geſchickt genährten Haß zu beſchwichtigen. Er war einmal als Sündenbock ſtigmatiſirt und blieb es.

In ſolcher Bedrängniß und Gährung befand ſich Ruſſland, als von Polen her eine wunderſame Kunde nach Moſkau gelangte.

2.

Wie der Schwindel anging, vorſchritt und ſein Ziel erreichte.

Wie lautete dieſe Kunde, welche wie ein Blitz in die ſchwüle Stimmung fiel, von der die ruſſiſche Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks iſt noch nicht erloſchen. Der Zaréwitſch und rechtmäßige Nachfolger Iwans des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitſch ermordet glaubte, iſt noch am Leben. In der polniſchen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gaſtfreundlich aufgenommen, hat er den angeſehenſten Männern der Republik Polen, ſowie dem Könige Sigismund dem Dritten ſelber ſich zu erkennen gegeben und ſchickt jetzo ſich an und verſchreitet dazu, ſein klares Recht auf den ruſſiſchen Zarenthron als letzter rechtmäßiger Sproß des Hauſes Rurik, als legitimer Sohn des vierten Iwan Waſſiljewitſch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens." Schon dieſer Beiſatz hätte die Ruſſen ſtutzig machen können und ſollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, alſo aus dem Lande und mit der Unterſtützung von Rußlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menſchendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen koloſſalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben ſie angeſichts eines frechen Schwindels verſtändige Erwägungen angeſtellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grauſen" Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Ruſſen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Herrn und Heiland ſah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade ſo lange, als er Glück hatte.

Der hiſtoriſche Roman des falſchen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieſer Hiſtorie gezeigt werden ſoll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat alſo angehoben.

Um die Mitte des Jahres 1603 ſtand im Schloſſe zu Brahin in Lithauen ein junger Menſch als Bereiter oder Unterſtallmeiſter im Dienſte des polniſchen Fürſten Adam Wiſzniewiecki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er ſtellte ſich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürſten, welcher Geiſtliche ein Jeſuit war — wohlgemerkt! — zu ſich bitten, um dieſem ſeine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte ruſſiſche Zarewitſch Dmitry wäre, und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, deſſen angeſtammten Thron ein grauſamer Uſurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieſer großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jeſuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchſt romantiſche Geſchichte, allwie er durch einen deutſchen Arzt den mörderiſchen Anſchlägen des Boris entriſſen und wie an ſeiner ſtatt zu Uglitſch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, ſchlecht erſonnenes und ſchlecht ſtiliſirtes Märchen. Aber in ſolchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, deſto ſchöner!“ Zur Beglaubigung ſeiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen des Zaréwitſch Dmitry zeigte, ſowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelſteinen beſetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei ſeiner Taufe ſein Pathe, der Fürſt Mſtiſlawſki, geſchenkt hätte.

So die Aufſtellung, ſo die Beweisſtücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von ſeinem Brotherrn, dem Fürſten Adam Wiſzniewiecki, als wirklicher und wahrhafter Zaréwitſch Dmitry anerkannt — raſch auch von anderen, ſo von dem Bruder des lithauiſchen Magnaten, dem Fürſten Konſtantin Wiſzniewiecki, und von deſſen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurii Mniſzek. Dieſe beiden Großbarone, beide als fanatiſche Anhänger der Geſellſchaft Jeſu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verſtorbenen ruſſiſchen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weiſe gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpſtlichen Nuntius an ſeinem Hofe, Monſignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder ſtellte ſich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Geſtalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inſcenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungeſcheut als ein gegen Ruſſland, gegen das anatoliſch-byzantiniſch-rechtgläubige Rußland gerichtetes jeſuitiſch-polniſches Intrikenſpiel weiterſpielte.

Der Stalldiener Wiſzniewiecki's wurde unter der Hand an den polniſchen Königshof nach Krakau geladen. Dort iſt er im folgenden Jahre (1604) im Palaſte des Nuntius (oder im Jeſuitenkollegium?) von der griechiſch-katholiſchen zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, inſofern der nachgemachte Zaréwitſch höchſt wahrſcheinlich von Geburt ein Polak und demnach ſchon von Haus aus römiſch-katholiſch geweſen iſt. Aber die feierliche Poſſe war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jeſuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römiſchen Katholicismus bekehrten ruſſiſchen Zaréwitſch vorſchauſpielen zu können. Bei ſeinem angeblichen Uebertritt in die römiſche Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden ſollte, mußte der junge Mann geloben, auch Rußland zu dieſer Kirche herüberzubringen, was ja ſchon ſeit längerer Zeit der heiße Wunſch der Geſellſchaft Jeſu und der Zweck von ſchon mancher offen oder verſteckt gethanen Arbeit derſelben geweſen. Das geleiſtete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jeſuiten den kläglichen Waſchlappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten oder wenigſtens zurechtgeſchneiderten Dmitry förmlich als Zaréwitſch, als echten und legitimen Sprößling von Iwan Waſſiljewitſch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ ſich der „König“ der „Republik“ Polen — die Verkuppelung dieſer beiden Worte kennzeichnet ſprechend die polniſche Anarchie — durch den päpſtlichen Nuntius den Prätendenten vorſtellen und richtete an denſelben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürſt von Moſkau! Deine Herkunft iſt uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen beſtätigt. Wir weiſen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unſeren Freund und Gaſt und ermächtigen Dich, von den Rathſchlägen und Dienſten unſerer Unterthanen Gebrauch zu machen.“

Der Sinn des Schlußſatzes war nichts weniger als dunkel. Die „Republik“ Polen zwar befand ſich dazumal im Frieden oder wenigſtens in einem auf 20 Jahre geſchloſſenen Waffenſtillſtand mit Ruſſland; allein das hinderte den „König“ von Polen nicht, Ruſſland ſofort den Krieg zu machen, wenigſtens mittelbar, indem er den angeblichen Zaréwitſch ermächtigte, „von den Rathſchlägen und Dienſten“ der polniſchen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derſelben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüſten.

Bis dahin war dieſe politiſche Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Geſellſchaft Jeſu waren eben ſehr geſchickte Inſceneſetzer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden" ihres Stückes bewieſen, indem ſie unter der Hand zu verbreiten verſtanden, der wiedergefundene Zarenſohn hätte alle die körperlichen Merkmale an ſich, welche, behaupteten ſie, an demſelben in ſeiner Kindheit zu Uglitſch wahrgenommen worden wären. So das Merkmal, daß ſein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch ſei er von mittlerem Wuchſe wie ſein Vater Iwan und ſehr braun von Geſichtsfarbe wie ſeine Mutter Marfa. Im übrigen war unſer Abenteurer nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen ſolcher, die ihn oft geſehen haben, keineswegs ein Adonis, ſondern im Gegentheil ein häßlicher Burſche, deſſen impertinent blondes Haar, blaßblaue Augen, breites Geſicht mit vorſtehenden Backenknochen, dicke Knollnaſe und wurſtlippiger war auf die ſklaviſche, oder, beſſer geſagt, geradezu hündiſche Anhänglichkeit der ruſſiſchen Volksmaſſen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des **Boris**.

Dieſer hatte die erſte Botſchaft vom Auftreten des nachgemachten Zarewitſch in Lithauen und am polniſchen Königshofe leicht genommen. Allein ſpätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinſichtlich des Ernſtes der Sache keinen Zweifel mehr gelaſſen. Er beſchloß, den Weitergang der polniſchen Kabale — als welche ja ihm, der nur allzu gut wußte, daß der wahre Dmitry todt und wie derſelbe geſtorben, der ganze Schwindel ſofort erſcheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Ruſſen zu wiſſen that, der falſche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Soſſer und Wüſtling weithin verrufene Griſchka (Gregor) Otrepiew. Dieſe Erklärung ließ der Zar durch eine Geſandtſchaft dem König von Polen überbringen, mit dem Beiſatze, daß der beſagte lüderliche Mönch, welcher im Kloſter zu Tſchudow die Tonſur erhalten, im Jahre 1603 aus Ruſſland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch ſeine Geſandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Miniſter Sigismunds, zweifelsohne mit im

Komplott, wußten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzuſtellen, und ſo konnte das Spiel ſeinen Fortgang nehmen. Um ſo leichter und raſcher, als die zariſche Kundgebung inbetreff des Griſchka Otrepiew in Rußland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jeſuitenpatres begab ſich der nachgemachte Zaréwitſch von Krakau nach Galizien, allwo ſich auf den Gütern des Woiwoden Mniſzek bereits abenteuerluſtige Scharen polniſcher Edelleute, natürlich ſo ziemlich lauter Spröſſlinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegeriſchen Zuge gegen Moſkau zu ſammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeſchäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wußte man nun auch noch ein Familiengeſchäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniſzek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine ſehr ſchöne Tochter, die Panna Marina, und neben dieſem ſehr ſchönen Beſitz hatte er auch den ſehr häſſlichen einer koloſſalen Schuldenlaſt, wie das eben bei den polniſchen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieſer Vorausſetzung ergab ſich, wie die Sachen lagen, unſchwer die logiſche Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beſchwor, kraft deſſen er ſich verpflichtete, nach ſeiner mit dem Beiſtande von Mniſzek und deſſen Freunden zu erlangenden Inthroniſirung auf dem ruſſiſchen Zarenthron 1) Rußland in den Schoß der alleinſeligmachenden römiſchen Kirche zurückzubringen, 2) die ſchöne Marina Mniſzek zu ſeiner zariſchen Gemahlin zu erheben, 3) mit ruſſiſchem Gelde die polniſchen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die ruſſiſchen Fürſtenthümer Groß-Nowgorod und Pſkow ſeiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Beſitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürſtenthümer Smolenſk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende ruſſiſche Landſchaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus iſt zu erſehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden ruſſiſchen Bären ſehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denſelben ernſtliche Anſtalten, deren Koſten zuvörderſt die Firma Mniſzek, Wiſzniewiecki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geſchäft war eine Art von Aktienſchwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun ſich „Konſortien“ zur Aufſchwindelung von breit- und ſchmalſpurigen Eiſenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zuſammen; damals, in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſchwindelten Jeſuiten und polniſche Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitſammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu ſchwindeln, aber dem Weſen nach bleibt die menſchliche Schwindelei allzeit dieſelbe und wird es bleiben, ſo lange es Schwindler und Beſchwindelte gibt, alſo bis an das Ende der Tage. Zweifelhaft iſt nur, ob der letzte Menſch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene ſein werde, und vielleicht hilft man ſich aus dieſem Dilemma am anſtändigſten heraus, indem man ſagt, der letzte Menſch werde der letzte betrogene Betrüger ſein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwiſchen Polen und Rußland etwas los war, da ſtrömten ſofort ganze Scharen von Krapülenſkis und Waſchlappſkis, will hier ſagen von Habe- und Taugenichtſen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun.

Die Werber, welche der Prätendent und ſeine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den ſaporogiſchen und don'ſchen Koſaken entſandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte ſich denn der nachgemachte Zarewitſch ſchon am 15. Auguſt 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polniſcher Truppen, d. h. polniſcher Schlachtſchitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels in deſſen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten befehligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu ſetzen, um den Krieg nach Ruſſland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zarenreiche in Frieden zu ſein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten ſich andere Banden mit ihm, insbeſondere tauſende von Koſaken, die der verlaufene Mönch Griſchka Otrepiew, welcher uns bei dieſer Gelegenheit ganz beſtimmt und deutlich als einer der Spießgeſellen, Treiber und Werber des falſchen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, geſammelt und in Bewegung geſetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um 8 Tage ſpäter bei

Morawſk das ruſſiſche Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläuſer zählen. Den Kern bildeten die polniſchen „Huſſaren“, nicht zu verwechſeln mit der ſpäteren urſprünglich ungariſchen leichten Reiterart der Huſaren; denn jene polniſchen Reiter waren recht eigentlich „ſchwere“, ganz ſo wie die deutſchen „Küriſſer“ zu Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf ſchweren Schlachthengſten, hatten Stahlhelme und Eiſenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels ſilberner Haften auf ihren Schultern befeſtigt waren. Beim Betreten Rußlands ließ der Prätendent ein Manifeſt ausgehen, worin er dem ruſſiſchen Volke kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans ſein Thronrecht gegen den Uſurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mniſzek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polniſchen Pane in dieſem Dmitry den echten Zarewitſch erkannt und darum beſchloſſen hätten, ſelbigem zur Beſitznahme ſeines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwindlers und ſeiner Mitſchwindler in den Einzelnheiten der militäriſchen Handlungen zu verfolgen, iſt an dieſem Orte unthunlich und auch überflüſſig. Es genügt ja, zu ſagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollſtändigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegeriſchen Unfall, welchen er auf ſeinem Zuge nach Ruſſland hinein erlitt, einmal ſchon zur Rückflucht nach Polen ſich anſchickte. Dieſe Rückflucht verhinderten aber Ruſſen, welche ſich ihm, nachdem er den ruſſiſchen Boden betreten, ſofort angeſchloſſen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, ſein Unternehmen aufzugeben und ſie im Stiche zu laſſen, ſo würden ſie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuſchlagen. So mußte der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenſo leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Ruſſland ſchien ja von der Tarantel geſtochen, ſchien vom Veitstanz ergriffen zu ſein. Ein ſeltſamer, ein epidemiſcher Rauſch war auf die geſammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererſtandenſein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von ſeinem Herankommen übte eine geradezu magiſche Wirkung. Maſſen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten ſchloſſen ſich dem Prätendenten auf ſeinem Zuge gen Moſkau an; ſcharenweiſe liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptſtadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleiſchwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Laſt, ſondern brach darunter zuſammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathſchlag mit den oberſten Staatswürdenträgern; am Abend deſſelben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, iſt unbeſtimmt und unbeſtimmbar. Doch iſt der Schlagfluß wahrſcheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes ſterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden ſein oder ſich ſelbſt vergiftet haben mußte. Es iſt das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzuſtände der „guten alten frommen Zeit“ gewiß ſehr kennzeichnend.

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzuſtände der ruſſiſchen Geſellſchaft zur Zeit des falſchen Demetrius wirft ein erſchreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moſkau geſchah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerſchaft der Hauptſtadt im Herzen willig und ſchon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moſkauer, alle, vom Erzbiſchof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, willig der Witwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem ſechszehnjährigen Sohne Feodor, ſowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten ſich mittels furchtbarer Eidſchwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Witwe und ihren Kindern unentweglich feſtzuhalten. So that auch der Bojar Peter Baſmanow, welcher als der fähigſte der ruſſiſchen Generale an der Spitze eines neuausgerüſteten Heeres dem Prätendenten entgegengeſchickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte ſich derſelbe Baſmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarenſohnſchaft des angeblichen Dmitry beſtellt wäre, und welcher dieſes ſein Wiſſen gegenüber dem ehrlichen Konrad Buſſow, unſerem Hauptgewährsmann, ohne

Umſtände verlautbart hatte — ja, derſelbe Baſmanow erklärte ſich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausſchlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptſtadt ſandte, um dieſelbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerſchaft traten zuſammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zarewitſch und als den rechten Zaren und ſandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in ſeine „getreue“ Hauptſtadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, ſandte er Befehle, die Zarin-Witwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdroſſeln, was dann am 10. Juni geſchah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres beſtimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter und ihres Bruders, zwang ſie, ſeine Kebſe zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo ſich nannte und nennen ließ, ſeinen Triumphalpompeinzug in Moſkau unter Voranritt der polniſchen Huſaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Keſſelpauken. Dann ſchritt die Kleriſei in Proceſſion mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchſter Gala umgaben. Von der Pracht ſeiner Erſcheinung kann eine Vorſtellung ſchon der Umſtand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unſer Väterchen! Gott ſegne und erhalte dich! Wir waren im Finſtern. Jetzt aber mit dir iſt die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Ruſſlands wieder über uns aufgegangen.“

Neun Tage ſpäter iſt Dmitry in der Marienkirche zu Moskau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieſer zariſchen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieſer Anerkennung, ſollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei erſten Bojaren des Reiches, der Fürſt Feodor Mſtiſlawſki und der Fürſt Waſſily Schuiſky, wurden in das Kloſter im Norden entſendet, wo Marfa Nagoy, die Witwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um ſie nach Moſkau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden mitſammen geſprochen haben, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich ſchauſpielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgeſprochen, daß der falſche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte ſie das auch, ſie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber ſie fand die Rolle der Zarin-Mutter mehr nach ihrem Geſchmack als das Kloſterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im beſten Einverſtändniß. Will man die Gefühle zergliedert ſehen, welche die Witwe des „grauſen“ Zaren beſtimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, ſo leſe man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwiſchen Marfa und dem Erzbiſchof Hiob — eine Scene, wie ſie eben nur Schiller ſchaffen konnte.

3.

Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umſchlug.

Nun galt es aber, des Vertrags vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres ſich zu erinnern. Oder vielmehr, die polniſchen Herren, welche mit ihren kriegeriſchen Gefolgſchaften zugleich mit Dmitry in die ruſſiſche Hauptſtadt eingezogen waren und daſelbſt Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pſeudozaren an ſeine ſchweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte ſich von der Erfüllung derſelben nicht losſagen und wagte nicht einmal den Verſuch einer Losſagung. Hieraus ergab ſich aber mit Nothwendigkeit, daß ſeine Stellung vom erſten Augenblick ſeiner gelungenen Uſurpation an eine ganz ſchiefe und unhaltbare und der Zarenthronſitz für ihn ein ſehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand ſich ja, ſo zu ſagen, zwiſchen zwei Feuern. Auf der einen Seite ſeine polniſchen Helfershelfer, welche in Moskau geradezu die Herren ſpielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Ruſſenthum kränkten und herausforderten und die Stadt mit dem Geräuſche ihrer Ausſchweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die ruſſiſchen Großen, welche in dem Prätendenten zunächſt nur einen Hebel zum Sturze des verhaſſten Boris geſehen hatten, jetzt aber erfahren mußten, daß der neue Uſurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anſchauungen, auf ihre ſtupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbariſchen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildſelbſtſüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rückſicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradeaus ſo ſchaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Ruſſiſche zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht ſo faſt ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Ruſſlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs im Reußenland und das bereitwillige Werkzeug der Jeſuiten, um die orthodoxe ruſſiſche Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derſelben das zu ſetzen, was alle Ruſſen den ketzeriſchen Gräuel Roms nannten und als eine Todſünde verabſcheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abweſenheit von Ehre und Treue unter den ruſſiſchen Magnaten iſt es ganz in der Ordnung geweſen, daß ſich in den Kreiſen dieſer Ariſtokratie ſchon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anſpann, welches die Entthronung und ſelbſtverſtändliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieſer Verſchwörung ſtand das Haupt des Hauſes Schuiſky, der Fürſt Waſſily, welcher ſelber nach der Zarenkrone gierte und ſtrebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer ſcharenweiſe und wohlgerüſtet in Moskau anweſenden Polen unſchwer vereitelt und niedergeſchlagen. Den Fürſten Waſſily Schuiſky ließ der Pſeudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtſinniger Weiſe begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angeſichts von Block und Beil; ja, er rief den Verſchwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und ſetzte ihn wieder in alle ſeine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorſichtiger als früher ſeine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit dieſe Gefahr beſchworen werden, mußte den glück- und machtberauſchten Dmitry in ſeiner leichtſinnigen und leichtfertigen Art, die Sachen zu nehmen und zu führen, noch beſtärken. Er ſtand demzufolge nicht an, große Summen dem ruſſiſchen Staatsſchatze zu entnehmen und nach Polen zu ſchicken, auf daß damit die Schulden der Mniſzek und Wiſzniewiecki bezahlt würden. Auch die Herholung ſeiner Verlobten, der ſchönen Panna Marina Mniſzek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verurſachte ſchweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moſkau ein, in polniſcher Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeſchlagenen, mit perlengeſtickten Sammetkiſſen gepolſterten und von 12 Tigerſchecken gezogenen Karroſſe, begleitet von einem ganzen Schwarm polniſcher Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tauſenden reichgerüſteter Huſſaren.

Acht Tage ſpäter wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Ruſſen kein Freudenfeſt, ſondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, ſtatt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden ſich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römiſche Ketzerin, eigentlich noch ſchlimmer war denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren ſollte aber auch — ſo wollte es der polniſche Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockruſſen ſchlankweg als eine ruchloſe Gotteslästerung erſchien.

Bei Gelegenheit dieſer Haupt- und Staatsaktion gab es eine komiſche Epiſode und ſchüttelte der Narr, welcher in der ſogenannten Weltgeſchichte herumſpringt, luſtig ſeine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen ſein ſollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauſcht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die ſchöne Polin wollte in ihrer gewohnten polniſchen oder vielmehr franzöſiſchen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor ſchlugen die Ruſſen ein Kreuz und verlangten, daß Marina ſchlechterdings in ruſſiſcher Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, alſo mit unter dem „Kakoſchnik“ verborgenem Haupthaar, wie verheiratete Frauen denſelben trugen, in einem weiten, oberhalb des Buſens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eiſenbeſchlagenen Abſätzen. Die Braut entſetzte ſich vor dieſem ihr zugemutheten An- und

Anzug, aber ſie mußte ſich fügen; denn die Herren Bojaren verſtanden in dieſer Kleiderfrage keinen Spaß und wieſen alle von Dmitry und Marina zu Gunſten eines kleidſameren Anzugs vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem dieſe wichtige Frage alſo erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moſkau pomphaft in Scene. Dieſer Tag bezeichnete den Höhepunkt, ſo recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragiſchen Kataſtrophe.

Beſchleunigt wurde dieſelbe durch den mehr und mehr ſich ſteigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth, der Verachtung, welche ſie für die Ruſſen und alles Ruſſiſche hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, ſie bramarbaſeten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächſt dieſe und jene ruſſiſche Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Ruſſen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emſig weitergeſponnenen Ränken der

Schuiſky und ihrer Freunde ſehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pſeudozaren, welcher ernſtlich Anſtalt machte, an und in den Pfaffenſack zu greifen, d. h. den reichen Grundbeſitz der ruſſiſchen Kirche einzuziehen, um die Erträgniſſe deſſelben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das ſiegesgewiſſe Auftreten der mit den Polen gekommenen Jeſuiten in der Hauptſtadt Ruſſlands, ſo wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falſchen Dmitry ein raſches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem erſchrecklichen Krach zerbarſt.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfeſt trat dieſe Vertrachung ein, während die Reihenfolge rauſchender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man wirklich „auf einem Vulkan". Der verblendete Pſeudozar und ſeine gleichverblendete Umgebung, ſie wurden vollſtändig überraſcht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über ſie hereinſtürzte — in Geſtalt eines allgemeinen und darum unwiderſtehlichen, von dem Fürſten Waſſily Schuiſky und dem Bojaren Tatiſchtſchew geleiteten Aufſtandes des geſammten moſkauiſchen Moſkowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerſtande konnte dem bis zur Raſerei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede ſein. Aber es iſt nur gerecht, zu ſagen, daß der Schwindler von falſchem Dmitry wenigſtens am Ende ſeiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Anſturm der Empörer vollſtändig überraſcht, raffte er ſich doch energiſch zuſammen und ſtemmte ſich, den Säbel in der Fauſt, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor ſich niederwerfenden Volksſtrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Baſmanow, ſeinen an Boris begangenen Verrath mittels ſeiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue ſühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft ſich dieſer aus einem Fenſter, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, miſſhandelt, von einem Edelmann angeſchrieen: „Hund von einem Baſtard, ſag' uns, wer du biſt und von wem du ſtammſt!“ und endlich von dem Kaufmann Walujew mit den Worten: „Seht, wie ich dieſem ketzeriſchen Hund von polniſchem Gaukler die Abſolution gebe!“ durch's Herz geſchoſſen.

Dann ſchleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle ſeine kanibaliſche Rohheit an dem Leichnam auslaſſend, wobei ſich die Weiber durch gräuliche Schamloſigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem erſten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß ſie ſich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeiſterin, einer reſoluten alten Dame, verſteckte. Dann wurde ſie zwar mit allen ihren polniſchen Damen gefangen und wurden die Armen vonſeiten der ſiegreichen Rebellen mit unbeſchreiblichen Beſchimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen ſie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniſzek, und alle in Moſkau befindlichen Polen ſcharten ſich zuſammen und leiſteten tapferen Widerſtand. Viele von ihnen wurden erſchlagen, die übrigen ſchließlich gefangen. Etwas ſpäter jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-

Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen ſollen, als er noch lebte. Jetzt iſt er es nicht mehr.“

Gerade hier alſo mag die Frage platzberechtigt ſein: Wer war denn der falſche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde iſt es der Geſchichtswiſſenſchaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um dieſe Frage mit Beſtimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Uſtrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenöſſiſchen Berichten über den falſchen Dmitry“ hat hieran im Grund wenig geändert und gebeſſert*). In der amtlichen

---

*) In dieſer Denkſchriftenſammlung befinden ſich auch zwei von Deutſchen herrührende: „Die Chronik von Moſkau“ von Martin Bär und die „Denkwürdigkeiten“ von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falſchen Demetrius als lutheriſcher Paſtor in Moſkau gelebt. Es ſtellte ſich aber heraus, daß die bär’ſche Chronik größtentheils nur die Abſchrift der Aufzeichnungen eines andern Deutſchen iſt, des Konrad Buſſow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Epiſode zu Moſkau und Kaluga ſich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geſchäftswegen in Rußland ſich befand. Für eine Quelle

Welt Ruſſlands gilt die, wie wir ſahen, zuerſt durch Boris Godunow aufgeſtellte Behauptung, der falſche Dmitry wäre ein entlaufener ruſſiſcher Mönch geweſen und hätte eigentlich Griſchka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum iſt es in der orthodoxen ruſſiſchen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem beſtimmten Tage über dieſen Griſchka Otrepiew als über den falſchen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu ſprechen. Das beweiſ't aber gar nichts, beweiſ't gerade ſo wenig wie der Umſtand, daß der ruſſiſche Dichter Puſchkin in ſeinem Trauerſpiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein ſtichhaltiger Beweis für die Dieſelbigkeit des Griſchka und des Dmitry iſt nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteſte und unverdächtigſte Quelle, die handſchriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Buſſow, ſie meldet ausdrücklich[*] und beſtimmt, daß der verlaufene Mönch Griſchka Otrepiew nur einer der Handlanger des falſchen Dmitry geweſen ſei, und benamſet dieſen

---

zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereigniſſen, 1620, in Leipzig erſchienene Buch: „Hiſtorien und Berichte von dem Großfürſtenthum Muſchkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erleſunda.

Handlanger nicht gerade ſchmeichelhaft, aber doch auszeichnend als „des Teufels Inſtrument". Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Ruſſland gekommen und zuerſt in den Dienſten von Boris, dann in denen Dmitry's geweſen iſt, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris ſein Buch „Estat de l'empire de Russie" drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Griſchka Otrepiew ein Helfershelfer des Pſeudozaren geweſen und von dieſem, welchem der wüſte Trunkenbold und Aergernißgeber läſtig geworden, aus Moſkau nach Jaroſlaw verbannt worden ſei.

Der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Karamſin hatte in ſeinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Griſchka und des Dmitry ſich bequemt. Dann aber ſind ihm Zweifel aufgeſtoßen und er ſchickte ſich an, die Sache einer neuen und genaueren Unterſuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erſte unterſagte das jedoch ausdrücklich dem Hiſtoriker. Alexander nämlich ſtand dazumal in der Blüthe ſeiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Stänkerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrſcheinlich für immer verborgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich geweſen, ſo ſteht dagegen ſein Betrüger- und Schwindlerthum feſt. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künſtlich zubereiteter, ſorgfältig dreſſirter? Auch das iſt ein zur Stunde noch ungelöſ'tes Problem. So ich alles zuſammen halte, was die echten Quellen und älteſten Zeugniſſe ergeben, bin ich geneigt, zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falſchen Demetrius ſpielte, müßte ein geborener Pole geweſen ſein. Die polniſche Sprache war ihm notoriſch geläufiger als die ruſſiſche; auch zog er polniſches Weſen, die polniſche Art, das Leben zu faſſen und zu führen, der ruſſiſchen entſchieden vor. Viele von den polniſchen Edelleuten, welche ſein Unternehmen unterſtützten, ſprachen es ganz offen aus, daß ſie ihn für einen Bankert des verſtorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Verſuch, dieſe Spur weiter zu verfolgen, iſt jedoch reſultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler ſpielte, eine ſpontane, eine von ihm ſelbſt ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene, eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, laſſen ſich die beiden Seiten der Frage etwa ſo mitſammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann ſei von ſich aus auf die abenteuerliche Idee verfallen, als der ermordete Zaréwitſch Dmitry ſich aufzuſpielen, ſofort aber auch von den Jeſuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als ſolches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerkſetzung des großen jeſuitiſchen Plans, das ruſſiſche Zarenthum und folglich Rußland vom griechiſch-anatoliſchen Glaubensbekenntniß zum römiſch-katholiſchen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: ſchon das erſte Auftreten des falſchen Dmitry in Lithauen war von ſo verdächtigen Umſtänden begleitet geweſen, daß man in der vorhin geäußerten Anſicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, ſondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollſtändige Klarſtellung des geſchichtlichen Problems vom falſchen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts iſt wohl erſt dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Geſellſchaft Jeſu der hiſtoriſchen Forſchung zugänglich ſein wird. Dort iſt die endgiltige Löſung der Frage zu ſuchen*).

Mit dem Trauerſpiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des erſten falſchen Dmitry zu Ende, nicht das Stück ſelber. Man weiß ja, daß, ſo in der unendlichen Tragikomödie „Weltgeſchichte" der Unſinn oder das Unheil einmal recht im Zuge ſind, ſie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „ſittlichen

---

*) Dieſe Anſicht ſcheint freilich durch das Buch des Jeſuitenpaters Pierling „Rome et Demetrius" (Paris 1878), das mir leider erſt nach der Niederſchreibung und Drucklegung meines Eſſay's zur Hand kam, hinfällig geworden zu ſein. Wenigſtens laſſen die Dokumente und Depeſchen, welche Pater Pierling aus den Archiven ſeines Ordens und den Aktenſchätzen der Vatikana mittheilt, das Problem, wer der falſche Dmitry eigentlich geweſen, ebenfalls ungelöſ't. Aber hat der Pater, deſſen Abſicht ganz augenſcheinlich und eingeſtandenermaßen war, die Geſellſchaft Jeſu von dem Vorwurf zu reinigen, den falſchen Dmitry erfunden, die Demetrius-Wirrſale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benützt, benützen wollen? Das iſt eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, ſolange nur Jeſuiten die Durchſuchung und Benützung der Jeſuitenarchive geſtattet wird. Die Thatſache, daß die Geſellſchaft Jeſu den falſchen Dmitry als ein Werkzeug zur Katholiciſirung Rußlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt.

Weltordnung" zu ſehr wider den Strich. Nachdem die ruſſiſchen Magnaten und Prälaten den Fürſten Waſſily Schuiſky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falſcher Dmitry auf und zwar zu Putiwl an der lithauiſchen Gränze. Dieſer zweite Schwindler, welcher ſich für den am 17. Mai zu Moſkau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weiſe geretteten Dmitry ausgab, ſtand in jeder Beziehung weit unter ſeinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuſchino", unter welchem Namen er in der Geſchichte Ruſſlands verrufen iſt, Glauben, Anhang und Unterſtützung. König Sigismund und die polniſchen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polniſchen Politik. Aber die ſtärkſte Leiſtung von Schamloſigkeit in dieſer ſchamloſen Poſſe von Kabale war doch, daß Marina Mniſzek in dem Dieb von Tuſchino ihren „wiedererſtandenen" Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrſal, ein Bürgerkrieg in Ruſſland, ein polniſcher Einbruch, in deſſen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erſt ſeinen Sohn, dann ſich ſelber zum ruſſiſchen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falſche

Demetrius getödtet, ſein Sohn erwürgt und verſcholl Marina in einem ruſſiſchen Kloſterkerker. Ruſſland aber erhob ſich aus allen dieſen Trubeln und Trübſalen erſt 1613 wieder zu einer feſten Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynaſtie Romanow, welche in der Perſon von Michail Fedrowitſch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

III.

Kaiſer Joſef.

Zum 29. November 1880.

Ich nenne Deutſchland gern unſer gemeinſchaftliches Vaterland, weil ich es liebe und ſtolz darauf bin, ein Deutſcher zu ſein.

Kaiſer Joſef am 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg.

Saluti publicae vixit non diu sed totus (er lebte dem Gemeinwohl, nicht lange, aber ganz).

Inſchrift ſeines Denkmals

1.

In der zweiten Morgenſtunde vom 13. März 1741 gebar Maria Thereſia, die ſchönſte Frau ihrer Zeit und eine der beſten aller Zeiten, ihren älteſten Sohn Joſef, welcher nachmals als Nachfolger ſeines Vaters Franz Stefan von Lothringen-Toſkana in der ſchon ſehr ſchein- und ſchemenhaft gewordenen deutſchen Kaiſerwürde Joſef der Zweite hieß.

Die Geburt des Knaben fiel mitten in die ſchon angehobenen Drangſale und Nöthen des öſtreichiſchen Erfolgekrieges, in eine Zeit alſo, wo, wie Maria Thereſia noch 31 Jahre ſpäter mit Seufzen bezeugte, „alle meine Länder angefochten wurden und gar nit wußte, wo ruhig niederkommen ſollte.“ Joſefs Eintritt in's Leben war demnach von Vorzeichen umgeben, welche auf Unraſt, Kampf und Sorge hindeuteten, und die Vorzeichen trogen nicht. Das Daſein dieſes wahrhaft erlauchten Fürſten war voll Mühſal und Bitterkeit. Er hat in ſeinen 49 Lebensjahren ſoviel Verkennung und Undank erfahren, hat eine ſolche Laſt von Mißgeſchicken und Widerwärtigkeiten, Enttäuſchungen und Demüthigungen zu tragen gehabt, daß einer der Dichterlinge, welche um ihn die Todtenklage erhuben, jener Mönch Eulogius Schneider, der nachmals zum Apoſtel und Opfer des franzöſiſchen Jakobinerthums wurde, den unglücklichen Kaiſer wohl den „Dulder Joſef“ nennen durfte.

Sein Unglück begann ſchon mit ſeiner Erziehung. Die Folgen der hiſpaniſch-bigoten Abmauerung Oeſtreichs von Deutſchland, wie ſie ſeit Ferdinand dem

Zweiten habsburgiſcher Staatsgrundſatz geweſen, waren der Art, daß zur Zeit von Joſefs Kindheit, Knaben- und Jünglingsjahren dort gar keine Erzieher vorhanden ſein konnten, welche das Zeug beſeſſen hätten, den Prinzen auf die außerordentlich ſchwierige Herrſcherrolle, welche er dereinſt übernehmen ſollte, genügend, auch nur annähernd genügend vorzubereiten. Gewiß war Maria Thereſia eine ebenſo zärtliche und ſorgſame Mutter, als ſie eine Gattin war, deren Tugend, Sittſamkeit und Pflichttreue in einer Epoche, wo ſchamloſeſte Ausſchweifung an den Höfen für ſelbſtverſtändlich galt und die herrſchende moraliſche Peſtilenz auch in der vornehmen Frauenwelt nur allzu große Verheerungen anrichtete, niemals auch nur von einem Schatten von Verdacht geſtreift wurden. Aber die Kaiſerin-Königin war trotz der nicht geringen Doſis von geſundem Menſchenverſtand, welche ſie beſaß, in einen zu engen Kreis der Anſchauung und des Wiſſens gebannt, als daß ſie hinſichtlich der Erziehung und Unterrichtung ihres Sohnes hätte darüber hinausgreifen wollen oder können. So waren denn Joſefs Lehrer der Mehrzahl nach Mitglieder des Jeſuitenordens, und es iſt ja bekannt, in welchem ſeelloſen Formalismus die Jeſuitenpädagogik von dazumal ſich bewegte oder vielmehr nicht bewegte, ſondern ſtagnirte. Die Mutter hatte ein wachſames Auge darauf, daß der Knabe körperlich nicht verzärtelt würde, und er iſt in Folge deſſen zu einem Manne herangewachſen, welcher längere Zeit hindurch die oft übermäßigen Strapazen, die er ſich zumuthete, rüſtig und ohne Schädigung ſeiner Geſundheit zu ertragen vermochte. Allein inbetreff der Anſtrengung und Uebung des Geiſtes ihres Sohnes huldigte Maria Thereſia weniger geſunden Anſichten. Denn ihre beſtimmte Willensmeinung ging dahin, daß man dem Prinzen allen Lehrſtoff ſpielend beizubringen ſuchen müßte, und die genauere Befolgung dieſer Maxime vonſeiten der Lehrer Joſefs mußte zu übeln Ergebniſſen führen. Von einem gründlichen Lernen war der guten, ja theilweiſe glänzenden Begabung des Knaben ungeachtet keine Rede, ſondern derſelbe gerieth frühzeitig in eine fahrige Vielwiſſerei hinein, die ſich gar bald zu einem hochmüthigen Herabſehen auf ſeine allerdings bornirten Lehrer und Erzieher aufſteifte. Er fühlte ſich denſelben geiſtig überlegen, was ſollten ſie ihn alſo noch lehren können?

Dazu kam, daß in Joſefs Jünglingsjahren die ſo blendenden, ſo beſtechenden, aber häufig ſo ſchiefen und falſchen „neuen Ideen“ des „Zeitalters der Encyklopädiſten“, wie durch die Mauern öſtreichiſcher Klöſter, ſo auch durch die Wände der wiener Hofburg ſickerten und ſich mächtig genug erwieſen, den Prinzen zu einem halben oder ganzen Freigeiſt im Sinne der modiſchen „Freigeiſterei“ von damals, obzwar keineswegs zu einem wirklich freien Geiſt zu machen. Denn in einer geräumigen Ecke von Joſefs Seele hatte und behielt der rechtgläubige Katholicismus, wie er im Caniſius ſteht, bis zuletzt ſeinen Altar. Das ſcharfargwöhniſche Auge von Joſefs großem Gegner, Friedrich von Preußen, erſah auch hier das richtige, wenn er von dem jungen Erzherzog urtheilte, derſelbe „habe bei aller Begierde, zu lernen, nicht die Geduld gehabt, ſich zu unterrichten“.

Frühzeitig erhielt demzufolge Joſefs Geiſt ein dilettantiſches Gepräge, und das war ein großes Unglück für ihn ſelber, wie für das von ihm unternommene Reformwerk. Aus dieſem Dilettantismus entſprang ſeine Unfähigkeit, die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind, entſprang ſein Mangel an Kenntniß der Menſchen- und Völkernaturen, entſprang ſeine Ungeſchicklichkeit in der Kunſt, mit den thatſächlichen Ziffern der Politik zu rechnen. Sein edler Sinn, ſeine Menſchenliebe und Hochherzigkeit wegen dieſe Mängel nicht auf. Im Gegentheil, ſie verſtärkten dieſelben. Denn gerade aus Joſefs beſten Eigenſchaften quoll jener einſeitige Idealismus und Optimismus, welcher ihn ſo häufig auf den Traumfittigen einer abſtrakten Humanitätsduſelei über die Welt der Thatſachen hinwegfliegen ließ und zu den bedauerlichſten Mißgriffen verleitete. Die faulſten Früchte dieſer Duſelei zu zeitigen, war freilich der Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege unſerer eigenen Tage vorbehalten*).

---

*) Indeſſen ging die unſelige Verirrung doch ſchon zu Joſefs Zeit ſo weit, daß „wiſſenſchaftliche“ oder, wie man dazumal ſagte, „philoſophiſche“ Verſuche auftauchten, das allen Phantaſten und Sentimentalitätskrämern verhaßte Princip der Verantwortlichkeit zu verneinen, d. h. an der Grundſäule aller ſocialen Ordnung zu rütteln. Als der Raubmörder Zahlheim, welcher mit kaltblütigem Vorbedacht ſeine alte Baſe ermordet hatte, im Jahre 1786 in Wien gerädert wurde — die letzte Räderung in Oeſtreich — erſchien eine Brandſchrift, welche den Kaiſer auf's heftigſte angriff, weil er das Todesurtheil beſtätigt hätte, und welche den „Beweis erbrachte“, daß Zahlheim das Opfer der Unwiſſenheit ſeiner Richter geweſen, maßen er „nur in Folge der Umſtände Räuber und Mörder geworden ſei“, weil er „nicht die moraliſche Freiheit beſeſſen, es nicht zu werden“. In unſern Tagen iſt in demſelben Wien die herrliche „wiſſenſchaftliche“ Entdeckung gemacht worden, Verbrecher müßten Verbrecher ſein, ſie könnten gar nicht anders, weil ihnen die

Zieht man die Unzulänglichkeit ſeiner Erziehung in Betracht, ſo muß die Summe von Joſefs Wiſſen und Können immerhin eine ſehr achtungswerthe genannt werden. Nur ſein ganz ungewöhnlich gutes Gedächtniß, ſeine reichquillende Phantaſie und ſein leichtes Auffaſſungsvermögen erklären die Erwerbung dieſer Summe. Als junger Mann ſprach und ſchrieb er fertig Deutſch, Latein, Franzöſiſch und Italiſch, auch Magyariſch und Czechiſch redete er geläufig. Seinen geſchichtlichen, ſeinen rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntniſſen fehlte es nicht an Umfang, wohl aber an Vertiefung. Von dem Werth und von der Würde der Wiſſenſchaft hatte er keine klare Vorſtellung und im Ganzen achtete er Gelehrſamkeit und Gelehrte gering, was ſich freilich großentheils aus der Beſchaffenheit damaliger Gelehrſamkeit, ſowie aus der elenden Knechtſchaffenheit und Feilheit von ſo vielen Gelehrten erklären läſſt. Der Vereinigung von wirklichem, fruchtbarem Wiſſen und Charakterfeſtigkeit be-

---

allgütige Mutter Natur den hinteren Gehirnlappen zu kurz gerathen ließe. Man ſieht auch in dieſem Falle, wie in gar vielen anderen, daß das 18. Jahrhundert nur irgendeinen Thorenwahn aufzuſchwindeln brauchte, um ſicher ſein zu können, derſelbe würde im 19. ſeine „wiſſenſchaftliche" Anerkennung und „Begründung" finden.

zeigte er Reſpekt: die neueſten Hefte von Schlözer's „Staatsanzeigen" durften nie auf ſeinem Arbeitstiſche fehlen. Die Tagespubliciſtik freilich glaubte er verachten zu dürfen und das iſt ihm zu nicht geringem Schaden ausgeſchlagen. Denn indem er ſich frühzeitig entwöhnte, ein offenes Ohr für die „öffentliche Meinung" zu haben, gewöhnte er ſich allzu ſehr daran, dieſe auch dann geringzuachten, wann ſie auf Beachtung vollwichtigen Anſpruch hatte.

Sein äſthetiſches Organ und Bedürfniß waren ſchwach. Nur die Muſik, die er liebte und übte, hatte ſich ſeiner wirklichen und warmen Theilnahme zu erfreuen. Die Schöpfungen von Haydn, Gluck und Mozart ſind darum die glänzendſten künſtleriſchen Offenbarungen und Verherrlichungen der joſefiniſchen Epoche. Weder zur Poeſie noch zu den bildenden Künſten hat der Kaiſer eine rechte Beziehung zu gewinnen vermocht. Sein literariſcher Geſchmack war ſo mangelhaft entwickelt, daß er den plumpen Blumauer dem feinen Wieland vorzog. In jüngeren Jahren, als ihm die ungeheure Arbeitslaſt, die er ſpäter auf ſich nahm und die zu ſchleppen er ſich abmühte, noch nicht alle freie Zeit raubte, las er viel und es entſprach ganz ſeiner Gemüthsart, daß er dem Abgott der vornehmen Welt Europa's, dem ſkeptiſchen und witzſprühenden Voltaire, den begeiſterten Idealiſten und feurigen Schwärmer Rouſſeau bei weitem vorzog. Für die Bewegung der deutſchen Literatur, welche ſich aus einem Chaos von „Sturm und Drang" zur klaſſiſchen Größe und Schönheit emporarbeitete, fehlte ihm das Verſtändniß und darum auch die Sympathie. Die Bedeutung der geiſtigen Großthaten Leſſings, Göthe's und Schillers blieb ihm verſchloſſen. Dennoch war er weit entfernt von jener hochmüthigen, eiſigen Gleichgiltigkeit, womit Friedrich von Preußen die deutſche Literatur anſah. Dieſem iſt es, trotzdem daß Leſſings drei große dramatiſche Dichtungen ſo zu ſagen unter ſeinen Augen entſtanden waren, niemals eingefallen, für die deutſche Schaubühne etwas zu thun. Joſef dagegen hat das deutſche Schauſpiel ausdrücklich unter ſeinen Schutz genommen und eine höchſt bedeutſam fortwirkende Kulturthat verrichtet, indem er das wiener „Burgtheater" ſchuf (1776), noch heute die deutſche Muſterbühne.

Unter den in ſeinen jungen Jahren empfangenen Eindrücken, welche auf Joſefs Charakterbildung ungünſtig wirkten, darf ſicherlich als einer der nachdruckſamſten die Stellung ſeines Vaters bezeichnet werden.

Dieſe Stellung war, wenn nicht blankweg die einer Null, ſo immerhin doch nur die eines prachtvoll herausſtaffirten Statiſten. Maria Thereſia liebte ihren Franz zärtlich, ja leidenſchaftlich, aber trotzdem war und blieb ſie die Eheherrin. Sie herrſchte über die öſtreichiſchen Lande und der gute Franz war und blieb, obzwar er den langathmigen und pompöſen Titel „Des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation Imperator“ führte, auf die Rolle eines geachteten und geliebten Haus- und Familienvaters beſchränkt. Er hatte ſich auch mit guter Manier in dieſe Rolle hineingefunden und ſuchte und wußte ſeine viele vorräthige Zeit mittels allerhand Liebhabereien und Spielereien todtzuſchlagen. Wenn er nicht in kaiſerlicher Gala zu „repräſentiren“ hatte, welcher Obliegenheit er ſich recht manierlich, ja ſogar anmuthig zu unterziehen verſtand, ſo machte er Bankgeſchäfte, und zwar gute, oder er machte den Hofdamen den Hof, und zwar mehr oder auch weniger harmlos, oder trieb er die hohen Hazardſpiele von damals, und zwar mit entſchiedenem Glück, oder endlich führte er in der Loge „Zu den drei Kanonen“ als Meiſter vom Stuhl den Hammer. Das gehörte auch mit zur Signatur der öſtreichiſchen Zuſtände jener Zeit. Die Freimaurerei war ja unter Maria Thereſia ſtreng verboten, aber der Herr Gemahl der Kaiſerin-Königin war Mitglied des verpönten und verfolgten Ordens, entrann, wie glaubhaft erzählt wird, einmal bei einem nächtlichen Ueberfall der genannten, dazumal im Margarethenhof am Bauernmarkt „arbeitenden" Loge durch die Polizei nur mit knappſter Noth dem tragikomiſchen Verhängniß, durch die Sbirren ſeiner Frau Gemahlin abgefaſſt zu werden, und ſtarb 1765 als Großmeiſter der Freimaurer Oeſtreichs.

Schon frühzeitig mußte ſich dem lebhaften Geiſte Joſefs die Beobachtung der Inhaltsloſigkeit von ſeines Vaters Stellung aufdrängen und man kann auf dem Wege pſychologiſcher Schlußfolgerung leicht zu dem Reſultate gelangen, daß der junge Prinz dieſe Stellung mit einem von Verachtung nicht ganz freien Mitleid angeſehen und ſich dadurch zu doppelter Thätigkeit, aber auch zur entſchiedenen Herausbildung und herriſchen Geltendmachung ſeiner Perſönlichkeit angeeifert gefühlt haben müſſe. Daraus dürfte ſich, wenigſtens zum Theil, der brennende Thatendurſt erklären, welchen Joſef zu erkennen gab, ſobald er konnte, ſowie die rückſichtsloſe Heftigkeit, womit er dieſen Durſt zu ſtillen trachtete. Solche Herriſchkeit und Haſtigkeit, ſie waren es, welche das beſte Herz, das jemals in einer Fürſtenbruſt geſchlagen hat, mitunter bis zur Fühlloſigkeit verhärteten und Joſef vergeſſen machten, daß man ſich zur Erreichung von Zwecken der Gerechtigkeit niemals ungerechter, zur Erreichung von Zielen der Menſchenfreundlichkeit niemals grauſamer Mittel bedienen ſollte.

Das Facit von Joſefs Bildungsgeſchichte war demnach dieſes: Ein vielſeitiges, aber oberflächliches und lückenhaftes Wiſſen; ein warmes Gefühl für Recht und Unrecht, aber daneben doch auch eine ſtarke Doſis vom Souveränitätsdünkel; ein kühn idealiſtiſcher Gedankenflug und eine mit den Ideen des Jahrhunderts der Aufklärung genährte Anſchauung, aber verbunden mit einer illuſionäriſchen Selbſttäuſchung, welcher, weil ſie es verſchmähte, auf Wirklichkeiten, Möglichkeiten und Erreichbarkeiten die gebieteriſch nöthige Rückſicht zu nehmen, bitterſte Enttäuſchungen folgen mußten; das lebhafteſte Pflichtbewußtſein, aber keine verſtändige Regelung der Antriebe deſſelben und daher jene fahrige Vielgeſchäftigkeit des Kaiſers, welcher die Folgerichtigkeit mehr und mehr abging und die ſich in der Erlaſſung von Dekreten und in der Zurücknahme von Dekreten, in Befehlen und Gegenbefehlen völlig erſchöpfte; aufrichtige Begeiſterung für die liberalen und humanitären Theorieen der Zeit, aber eine viel zu einſeitig-optimiſtiſche Anſicht vom Weſen des Menſchen und der Maſſen; eine hohe Auffaſſung der eigenen Stellung und Beſtimmung, aber auch vielfache Ueberſchätzung und Ueberſpannung der eigenen Gaben und Kräfte, ein eigenſinniges Feſthalten falſcher Geſichtspunkte, eine Verknöcherung ſchiefer Begriffe; ein heißes Verlangen nach Ehre und Ruhm, aber nicht jene ruhige Entſchloſſenheit und beſonnene Thatkraft, welche die Stufen zum Ruhmestempel langſam, Schritt für Schritt, feſt und ſicher hinanſteigt; ein glühender Drang, zu beſſern und zu bauen, aber außer Standes, die richtigen Werkzeuge zu wählen, und viel zu ungeduldig, abzuwarten, wie geſtern Gepflanztes heute dem Morgen entgegenreife. Joſef hat nie begriffen, daß Geduld eine der nothwendigſten Eigenſchaften eines guten Regenten ſei und daß dieſe unſere Welt, wie ſie nun einmal iſt, des Diplomatiſirens und Lavirens nicht entbehren könne, ja eigentlich nur vom Laviren und Diplomatiſiren lebe. Lavirt und diplomatiſirt ſich doch unſere alte Muttererde ſelber alljährlich mühſälig um die Sonne herum.

2.

Zu ſeinen männlichen Jahren gekommen, war Joſef eine ſtattliche und gewinnende Erſcheinung. Urtheilsfähige zeitgenöſſiſche Beobachter, heimiſche und fremde, denen Schmeichelei fernlag, bezeugen das übereinſtimmend.

Er war von nur mittelgroßem Wuchs, aber von ſchlankem, ebenmäßigem, nervigem Körperbau. Eine Stirne von ſchöner Wölbung, tiefblaue Augen, unter ſtarken Brauen klar und durchdringend hervorblickend, eine kräftige, adlerſchnäbelig gebogene Naſe, ein Mund, welcher die hängende „habsburgiſche" Unterlippe nicht beſaß und ſehr anmuthig zu lächeln verſtand, in zorniger Erregung aber die Oberlippe ſoweit aufwärts zog, daß die Zähne zum Vorſchein kamen, ein energiſches Kinn, das lichtbraune Haar, welches er über der Stirne kurzgeſchoren, an den Schläfen zu zwei Seitenlocken gerollt und im Nacken in einen kurzen Zopf gebunden trug — das alles bildete mitſammen ein wohlgefälliges Ganzes. Von ſeiner Mutter hatte er einen Geſichtsausdruck geerbt, der je nach den Umſtänden von imponirender Majeſtät zu zwanglos lächelnder Leutſeligkeit überzugehen vermochte, und umgekehrt. Er war geſund, muſkelſtark, voll Kraft und Feuer, abgehärtet, in allen körperlichen Uebungen und Künſten gewandt. Er hielt ſich ſehr reinlich und kleidete ſich ſauber, aber einfach. Daheim in ſeinen Gemächern wie auf Reiſen in der Fremde ging er in der ſogenannten „deutſchen“ Tracht mit dunkelfarbigem Frackrocke. Schmuck legte er ſelten an, auch keine Ringe. Von Uniformen trug er am liebſten die grüne, rothausgeſchlagene der nach ihm benannten leichten Reiterregimenter (Chevauxlegers). Bei feierlichen Veranlaſſungen wußte er in der Feldmarſchallsuniform, weiß und roth, und im blitzenden Ordensſchmucke die kaiſerliche Majeſtät recht gut herauszukehren. Sonſt überſchleierte zumeiſt ernſte, faſt ſchwermüthige Nachdenklichkeit ſeine Züge; aber dieſer Schleier verſchwand und wich dem Ausdrucke liebenswürdigſter Offenheit und Güte, wenn er mit Menſchen verkehrte, denen gegenüber er ſich gehen laſſen durfte. Er verſtand es auch nicht übel, der Vorſtellungsweiſe und Sprache der verſchiedenen Volksklaſſen ſich anzupaſſen und gelegentlich ſich „populär“ zu machen. Verſtändige können freilich an und für ſich kein Gewicht auf den Umſtand legen, daß Joſef auf den Reiſen durch ſeine Provinzen einmal oder zweimal allerhöchſteigenhändig mit dem Pflug eine Ackerfurche gezogen. Allein für eine Zeit, wo die „Götter dieſer Erde“ und das „dumme Bauernvolk“ nichts mit einander gemein hatten als die Luft, bedeutete es doch wohl mehr als eine bloße Komödie, wenn der Kaiſer ſeine Hand da an den Pflug legte, wo unmittelbar zuvor die Hand eines Bauern gelegen.

Ein ſo frugales und bedürfnißloſes Leben wie Joſef haben gewiß nur ſehr wenige große Herren geführt. Es iſt bekannt, daß er, ſobald er konnte d. h. unmittelbar nach dem Tode ſeiner Mutter, den ſinnlos verſchwenderiſchen Hofhalt auf den Fuß einer vernünftigen Einſchränkung und Sparſamkeit ſetzte. Er war hierzu um ſo mehr berechtigt, als er in ſeiner eigenen Lebensweiſe ein Vorbild der Einfachheit, Mäßigkeit und Sparſamkeit aufſtellte. Er ſchlief bis zu ſeiner letzten Krankheit auf einem Maisſtrohſack, über welchen eine Hirſchhaut gebreitet war; ein Leintuch mit leichter Decke und ein lederüberzogenes, mit Roßhaaren geſtopftes Kopfkiſſen vervollſtändigten dieſes gewiß nicht ſybaritiſche kaiſerliche Bett. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr aufgeſtanden, ging er mit ſeinen Kabinettſekretären ſofort an die Erledigung von Regierungsgeſchäften. Um 9 Uhr ließ er ſich friſiren, raſirte ſich ſelbſt, kleidete ſich für den Tag an und nahm Kaffee oder Chokolade zum Frühſtück. Nach dieſem begab er ſich in ſein Kabinett auf dem berühmten „Kontrolorgang“, wo alltäglich, wann er in Wien war, jedermann zu dem Kaiſer Zutritt hatte, um ihm Wünſche, Bitten, Vorſtellungen und Vorſchläge vorzutragen. Von 12 bis 2 Uhr ging oder ritt oder fuhr er ſpaziren. Schöpfte er im Wagen friſche Luft, ſo pflegte er die Zügel ſeines Zweigeſpanns ſelber zu lenken. Sein Mittagsmahl nahm er zwiſchen 3 und 5 Uhr, je nachdem die Geſchäfte es erlaubten. Es war einfach genug und beſtand, durch eine Mundköchin hergeſtellt, aus nur 2 Trachten von 6 Schüſſeln, welche aber der Kaiſer nicht alle koſtete, indem er ſich faſt immer mit Suppe, Rindfleiſch, etwas Gemüſe, Braten, gekochtem Obſt und ſüßem Backwerk begnügte. Spirituoſen trank er gar nicht, ſondern ſein Lebenlang nur Waſſer. Bloß im Feldlager und auch da nur auf Andringen der Aerzte genoß er etwas Ungarwein. In der Hofburg ſpeiſ'te er gewöhnlich allein; weilte er aber auf einem ſeiner Sommerſchlöſſer, ſo liebte er Gäſte zu haben. Nach der Tafel, welche nicht länger als eine halbe Stunde währte, an welcher aber eine ebenſo anſtändige als zwangloſe und, wenigſtens in der früheren Zeit Joſefs, muntere Unterhaltung herrſchte, fand ein Koncert ſtatt, bei welchem der kaiſerliche Wirth häufig ſelber mitwirkte, ſei es als Klavierſpieler, ſei es als Celliſt. Er hat ſich auch einmal als Tondichter verſucht und eine Sonate zuwegegebracht, welche er dem großen Mozart zur Beurtheilung vorlegte. „Nun, wie finden Sie meine Sonate, lieber Mozart?“ „Hm, nun ja, Majeſtät, die Sonate iſt ſchon gut; aber der ſie gemacht hat, iſt doch viel beſſer.“

Gerade in den Beziehungen Joſefs zu Mozart trat der Zauber des Menſchlichen, welcher jenem zu eigen, ſchön zu Tage. Der ſparſame Kaiſer, unter deſſen Regierung die Völkerſchaften Oeſtreichs zum erſtenmal erfuhren, daß die Staatseinkünfte nicht zum Belieben und Vergnügen der herrſchenden Klaſſen, ſondern zur Deckung der Staatsbedürfniſſe da wären, gab dem großen Meiſter einen Jahrgehalt von nur 800 Gulden. Von anderwärtsher, aus England, aus Berlin, erhielt Mozart Einladungen und Anerbietungen, welche ihm ein Einkommen ſicherten, das, verglichen ſeinem beſcheidenen wieneriſchen, ein glänzendes war. Aber Joſef bat mit ſeiner unwiderſtehlichen Freundlichkeit den Meiſter: „Bleiben Sie bei uns, lieber Mozart!“ und dieſer: „Ich bleibe, Majeſtät.“

Die als „bezaubernd“ gerühmte Liebenswürdigkeit ſeiner Umgangsformen verdankte der Kaiſer zweifelsohne dem Umſtand, daß er ſein Lebenlang gern in Damenkreiſen verkehrte. Er befolgte einen bekannten Rath Göthe's, ohne deſſen Taſſo zu kennen. In fraulichen Kreiſen hat er auch wohl zuerſt gelernt, den brutalen Er-Stil mit dem humaneren Sie-Stil zu vertauſchen — auch ein Zeichen der Zeit, und zwar kein bedeutungsloſes. Denn es lag ja in dem Gebrauch einer und derſelben Anredeform zwiſchen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering doch auch ein Stück Ahnung vom Heraufdämmern eines neuen, des demokratiſchen Weltalters . . . .

Nachdem das Nachmittagskoncert vorüber, ertheilte Joſef Audienzen, hörte Vorträge und gab Beſcheide. Dann begab er ſich Abends 7 Uhr ins deutſche Theater oder in die italiſche Oper. In beiden bevorzugte er die komiſchen Stücke. Sein Lieblingsluſtſpiel war Großmann's auf die Rohheit, Plumpheit und Verſchwendungsſucht des Adels gemünztes „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln". Dem Zeugniß von Da Ponte zufolge, welcher bekanntlich das Textbuch zu Mozarts „Don Juan" verfaſſt hat, war der Kaiſer einer der Erſten, welcher den Werth dieſer herrlichen Tondichtung erkannte, die, wie jedermann weiß, bei ihren erſten Aufführungen den Wienern nicht gefiel. Joſef ſagte: „Das Werk iſt himmliſch, lieber Mozart; es iſt noch ſchöner als die ‚Hochzeit des Figaro', aber es iſt kein Biſſen für meine Wiener." Worauf der Meiſter: „Ei was, Majeſtät; man muß den Wienern nur Zeit laſſen, den Biſſen zu koſten."

Nach dem Theater pflegte der Kaiſer noch eine der kleinen Abendgeſellſchaften zu beſuchen, welche in ſolchen Häuſern der wiener Ariſtokratie ſtattfanden, wo Hausfrauen von feiner Bildung und gutem Ton „das Scepter der Sitte führten". In ſeinen ſpäteren Lebensjahren verbrachte Joſef ſeine Abende zumeiſt in jenem Kreiſe von fünf älteren Damen (zwei Fürſtinnen Liechtenſtein, Fürſtin Clary, Gräfin Kinſky, Gräfin Kaunitz) und drei Herren (Feldmarſchall Lacy, Oberkämmerer Roſenberg und Oberhofmarſchall Kaunitz, wo er in der Form freundſchaftlichen Geſpräches einige Erholung von ſeinen ſchweren

Sorgen fand. Noch von ſeinem Sterbelager aus hat der Kaiſer in einem Schreiben voll Zartſinn und Erkenntlichkeit den fünf Damen für alle ihm erwieſene Güte, Nachſicht und Freundlichkeit gedankt. Gegen 11 Uhr fuhr Joſef aus dieſen Abendgeſellſchaften nach Hauſe, ließ ſich die neu eingelaufenen Depeſchen und Berichte vorlegen und arbeitete, ohne ein Abendeſſen zu ſich zu nehmen, oft bis lange nach Mitternacht. Allem leeren Prunk und Pomp war der Kaiſer abhold, geräuſchvolle und koſtſpielige Vergnügungen verachtete er, die Jagd liebte er nicht, das Spiel verdammte er und kaum jemals hat er eine Karte berührt. Seine Mäßigkeit, Prunkloſigkeit und ſpartaniſche Abhärtung nahm er auch auf ſeine häufigen Reiſen mit, welche für ſein Gefolge nichts weniger als Luſtpartieen waren. Er wohnte dabei in Gaſthäuſern, wurde nie müde, zu ſehen und zu lernen, vermied keineswegs die Berührung mit dem Volke und verkehrte zwanglos mit allen Klaſſen deſſelben. Ein ſchöner, für dazumal doppelt ſchöner Zug war es, daß er, in einer Stadt angelangt und von der Bewohnerſchaft erkannt und begrüßt, ſogleich im Wagen ſich erhob, um ſtehend und entblößten Hauptes den Willkomm vonſeiten des Volkes entgegenzunehmen.

So war, in flüchtigem Umriſſe gezeichnet, Kaiſer Joſefs Lebensführung. Wer die Hofgeſchichten damaliger Zeit kennt, namentlich auch die deutſchen, wer die widerliche Reihenfolge gleichzeitiger Fürſtlichkeiten, dieſe Jagdwütheriche, Menſchenſchinder, Seelenverkaufer, Praſſer, Trunkenbolde, Wüſtlinge an ſeiner Erinnerung vorübergehen läßt, der wird verſtehen, daß und warum die Perſönlichkeit des guten und unglücklichen Kaiſers dem Volksgedächtniß unverwiſchbar ſich einprägen mußte.

Ja, des guten und unglücklichen Kaiſers, der auch als Menſch, als Gatte und Vater kein Glücklicher geweſen iſt. Zwar ſeine erſte, im Oktober 1760 geſchloſſene Ehe mit der Infantin Iſabella von Parma, welche, ohne ſchön zu ſein, graziös und liebenswürdig zu ſein verſtand, ſchien eine glückliche werden zu wollen. Joſef liebte ſeine Frau zärtlich, allein Iſabella litt an unheilbarer Melancholie und trug ſich fortwährend mit Todesgedanken, welche auch nur allzu bald ſich verwirklichten, indem die Prinzeſſin in ihrem zweiten Wochenbett von den Pocken ergriffen wurde und im November von 1763 ſtarb. Ihr zweites Kind, Chriſtine, war ihr im Tode vorangegangen; ihr erſtes, Maria Thereſia, folgte der Mutter bald ins Grab. Der junge Witwer litt furchtbar unter dieſen Schickſalsſchlägen. Ob, wie eine hiſtoriſch nicht erwieſene Sage will, ſein Schmerz über den Verluſt der geliebten Iſabella noch verſchärft oder vielmehr vergiftet worden ſei dadurch, daß ſeine Schweſter Chriſtine in der wohlmeinenden Abſicht, den niedergeſchmetterten Bruder zu tröſten und aufzurichten, ihm mittheilte, ſie wüßte von der Verſtorbenen ſelbſt, daß dieſelbe ihn nie wirklich geliebt hätte, mag dahingeſtellt ſein. Nur das unabläſſige Drängen vonſeiten ſeiner Eltern vermochte Joſef, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, und halb willenlos ließ er ſich im Januar von 1765 mit der Prinzeſſin Joſefa von Baiern verheiraten. Das ſchlug ganz übel aus. Der Widerwille, welchen die arme Joſefa, in jedem Sinne ein Opferlamm der „Staatsraiſon“, vom Anfang an ihrem Gemahl oder Scheingemahl einflößte, war ſo ſtark, daß Joſefs Gutherzigkeit nicht dagegen aufzukommen vermochte. Er ſah es als eine Erlöſung von Unerträglichem an, als Joſefa im Mai 1767 durch die Pocken in ihrer bösartigſten Geſtalt weggerafft wurde, und war durch nichts zu bewegen, einen dritten Heiratsverſuch zu machen. Verſchiedene ſeiner vertraulichen Briefe bezeugen aber, daß er den Mangel häuslichen Glückes bitter genug empfand. Er ſuchte den ihm ziemlichſten Troſt und Erſatz für dieſes ihm verſagte Glück darin, daß er ſich mit ganzer Seele der Erfüllung ſeiner Regentenpflichten hingab. Das iſt ja das Vorrecht edler Naturen, daß ſie, wann das eigene Glück in Trümmern liegt, noch für das Glück anderer zu leben, zu denken und zu ſorgen vermögen.

3.

Mammon und Moloch, das goldene Kalb und der eherne Stier, Geld und Erfolg, das ſind die einzigen Götter, an welche unſere Zeit mit Inbrunſt glaubt. Auch eine unſittliche Geſchichtſchreibung, wie ſie dermalen nur allzu ſehr und namentlich in Deutſchland obenauf iſt, kniet und räuchert vor dieſen Götzen. Sie thut groß damit, das ethiſche Princip aus der Geſchichtewiſſenſchaft verbannt zu haben. Sie hat es glücklich dahin gebracht, die Gegenſätze von gut und bös, recht und ſchlecht, edel und gemein, hochherzig und niederträchtig in die „Harmonie wiſſenſchaftlicher Objektivität“ aufzulöſen und den Erfolg oder Nichterfolg als einzigen Werthmeſſer von Gedanken und Thaten, von Menſchen und Dingen anzuerkennen und auszurufen. Sie vergiftet die Jugend, indem ſie in den unerfahrenen Augen derſelben den Unterſchied von Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtſchaft als „wiſſenſchaftlich unweſentlich“ erſcheinen zu laſſen ſich bemüht und die jungen Leute förmlich zur charakterloſen Streberei verleitet und ermuntert. Sie hat in nicht geringem Grade die moraliſche Krankheit unſerer Zeit mitverſchuldet. Denn, des Gewiſſens ledig, wie ſie iſt, hat ſie mittels ihrer ganzen Gebarung nach Kräften das Rechtsgefühl geſchwächt, das Pflichtbewußtſein untergraben, die Begeiſterung für das Ideale und den Haß des Schändlichen lahmgelegt, die Grundſatzloſigkeit für preiswürdig „objektiv“ ausgegeben, die Laxheit und Leichtfertigkeit der Anſchauung und der Lebensführung gefördert.

Eine ſolche Auffaſſung und Darſtellung der Geſchichte kann dem Kaiſer Joſef nicht gerecht werden. Sie hat für ihn nur ein dünkelhaftes Achſelzucken. Er beging ja die unverzeihliche Sünde, kein Glück, keinen Erfolg zu haben. Hätte er das gehabt, ſo würden die Pfaffen des ehernen Stieres „Joſef den Großen" unendlich behallelujahen, über alle ſeine Mängel und Mißgriffe „objektiv" hinwegſehen und mit Napoleon ſingen und ſagen: „Le succès justifie tout."

Und hatte denn wirklich Joſef keinen Erfolg? Ein Mann, der mehr Schärfe des Blickes und Urtheils, mehr geſchichtlichen Sinn beſaß als hundert ſchulweiſe Pedanten, Georg Forſter, hat anders geſehen und geurtheilt. Sein bekannter Ausſpruch: „Aus der Fackel von Joſefs Geiſt iſt ein Funke in Oeſtreich gefallen, der nie erlöſchen wird" — enthält eine Wahrheit, welche nur ganz Urtheilsloſe zu beſtreiten ſich verſucht fühlen durften. Allerdings nur ein „Funke". Aber alles Licht, was ſeither in Oeſtreich aufgegangen, aus dieſem joſefiſchen Funken iſt es entſprungen. Iſt das etwa kein Erfolg?

Joſefs Beſchreiten der politiſchen Bühne wird markirt durch ſeine im März von 1764 erfolgte Wahl zum „Römiſchen König", d. h. zum bezeichneten Nachfolger ſeines Vaters in der deutſchen Kaiſerwürde, durch das Kurfürſtenkollegium des deutſchen Reiches. Im April fand ſeine Krönung zu Frankfurt a. M. ſtatt, welche weitſchichtige Haupt und Staatsaktion, wie jeder weiß, Göthe aus den Erinnerungen ſeiner Knabenzeit ausführlich und anziehend in „Dichtung und Wahrheit“ beſchrieben hat. Der Gekrönte ſelbſt nahm dieſelbe, wie ſein Briefwechſel darthut, mehr von der heiteren als von der erhabenen Seite. Er muß in dem anachroniſtiſchen Krönungsornat mehr lächerlich als feierlich ſich ausgenommen haben und fühlte das ſelber ganz gut*). Konnte er doch, ſo wie die Sachen im deutſchen Reiche lagen, das ganze Krönungsſpektakel nur für eine Maſkerade anſehen. Das deutſche Reich, ſeit dem weſtfäliſchen Frieden ein ſterbendes, war ſeit dem hubertusburger ein todtes. Joſef hatte, als er nach dem unerwartet baldigen, im Auguſt von 1765 erfolgten Tode ſeines Vaters aus dem römiſchen König zum deutſchen Kaiſer geworden, ganz zweifellos die redliche Abſicht, dem Reichskadaver neues Leben einzublaſen. Aber da war alle Liebesmühe umſonſt. In dieſem Moder konnte keine Reformſaat mehr Wurzel ſchlagen. Joſef mußte bald erkennen, daß ſeine deutſche Kaiſerſchaft nur eine ceremonielle Bedeutung hätte und höchſtens dazu ausreichte, dann und wann einem der kleinſten und wüſteſten unter den deutſchen Duodez- oder Sedeztyrannen von damals einen heilſamen Schrecken einzujagen, und ſo wandte er denn Wollen und Thun der Staatsleitung von Oeſtreich zu.

---

*) „Der junge König ſchleppte ſich in den ungeheuren Gewandſtücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ausſehen. Szepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt um der günſtigen Wirkung willen damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.“ Göthe.

Maria Thereſia, welche die unruhige Neuerungsluſt ihres Sohnes gar wohl kannte und ſcheute, hatte denſelben von einer thätlichen Betheiligung an den Staatsangelegenheiten bislang möglichſt fernzuhalten geſucht und gewußt. Nun aber, durch den Tod ihres Gemahls, über deſſen Flattereien ſie großmüthig hinweggeſehen, ſo tief gebeugt, daß ſie ihren heiteren Sinn als Frau und ihren Muth und ihre Kraft als Herrſcherin nie mehr völlig zurückgewann, ſuchte ſie nach einer Stütze, und die nächſte und naturgemäßeſte war ihr Sohn Joſef, welchen ſie darum förmlich und feierlich zum Mitregenten annahm.

Das war ein unerquickliches und nicht ſelten geradezu peinliches Verhältniß von Anfang an, was ſich ſofort herausſtellte, wenn der Mitregent Oeſtreichs ſeine Rolle ernſthaft zu nehmen Miene machte. Zugleich mit der Bekanntmachung des Mitregentſchaftspatentes begann die heimliche Minirarbeit und das offene Widerſtreben, welche mitſammen ſchließlich das Herz des Kaiſers brachen und ſein Werk vernichteten. Alles, was bisher von den Mißbräuchen der Staats- und Kirchenverwaltung gelebt und ſich gemäſtet hatte, verſchwor ſich gegen den Neuerer Joſef, welcher es wagte, in das ungeheure öſtreichiſche Drohnenneſt der Faulheit, des Schlendrians und des Wohllebens mit reformatoriſcher Hand einzugreifen. Alle die aufgeſtörten oder auch nur mit Aufſtörung bedrohten bureaukratiſchen, hierarchiſchen und ariſtokratiſchen Drohnen wurden zu Weſpen, zu Horniſſen wider den Kaiſer, der es verſuchte, ſie aus dem Halbſchlummer träger Genüſſlichkeit zum Denken und Schaffen für das allgemeine Beſte, zur Arbeit, zum Fleiß, zur Pflichttreue zu rufen. Kanzlei, Sakriſtei und Kaſerne verbündeten ſich gegen ihn und das

Hofungeziefer aller Grade und Sorten kam mit den Nadelſtichen giftiger Bosheit den Keulenſchlägen zur Hilfe, welche Kamaſchenhelden, Bonzen und Schreibſtubenmatadore zu führen unternahmen. Den vereinigten Gegnern Joſefs gelang es ſehr bald, ſeine Mutter auf die doch immerhin ſehr beſcheiden und rückſichtsvoll gehandhabte Mitregentſchaft ihres Sohnes eiferſüchtig zu machen, und in Folge deſſen ſtand ſie nicht an, Joſefs Thätigkeit nach Möglichkeit einzuſchränken, ja wohl auf gewiſſen Gebieten ganz brachzulegen. Mit Recht darüber ungehalten, zog er ſich zeitweilig ganz von den Geſchäften zurück oder ſuchte ſeinen Kummer auf Reiſen zu vergeſſen. Allbekannt iſt, welches Erſtaunen die Einfachheit, Mäßigkeit und Lernbegierde des Grafen von Falkenſtein — unter dieſem Namen pflegte der Kaiſer im Auslande zu reiſen — im Jahre 1777 am Hofe von Verſailles und in der ſchon dem großen Revolutionskrach ſich zuſchwindelnden pariſer Geſellſchaft erregten, ſowie, daß er die Unbeſonnenheit und Verſchwendungsſucht ſeiner Schweſter, der Königin Marie Antoinette, ganz offen tadelte. Acht Jahre zuvor, 1769, war er in den Straßen von Rom vom Volke mit dem Rufe: „Evviva il imperatore!“ begrüßt worden und hatte den Kardinal Ganganelli als Papſt Klemens den Vierzehnten aus dem Konklave hervorgehen geſehen.

In demſelben Jahre 1769 hatte er ſeine berühmte Zuſammenkunft mit Friedrich dem Großen zu Neiſſe in Schleſien, gegen welche Zuſammenkunft der Groll Maria Thereſia's ſich lange geſträubt. Hätten glücklichere Sterne über Deutſchland geſtanden, ſo würde ſich aus dieſer Begegnung der beiden Fürſten und aus einer zweiten, welche ein Jahr ſpäter zu Mähriſch-Neuſtadt ſtattfand, wohl ein aufrichtiges Einvernehmen zwiſchen Oeſtreich und Preußen entwickelt haben. Es ſollte nicht ſein und hundert und etliche Jahre mußten noch vergehen, die furchtbarſten Kriſen und Kataſtrophen, Kämpfe und Leiden mußten die beiden Staaten noch durchmachen, bevor ein ſolches Einvernehmen möglich wurde. Joſefs Haſt und Vorſchnelligkeit wird deutlich aufgezeigt in den vertraulichen Berichten an ſeine Mutter über das Zuſammentreffen mit Friedrich, welchen er zweifelsohne bewunderte und über den er dennoch ſehr ungünſtig urtheilte. „Der König“ — ſchrieb er — „hat uns mit Höflichkeit und Freundſchaft überhäuft, aber alle ſeine Vorſchläge laſſen herausfühlen, daß man es mit einem Schelm zu thun hat. Ich glaube, daß er den Frieden wünſcht, aber nicht aus gutem Herzen, ſondern weil er ſieht, daß er einen Krieg nicht mit Vortheil führen könnte.“

Friedrich ſeinerſeits urtheilte viel beſonnener und auch viel wohlwollender. „Ich bin“ — ſchrieb er im September von 1770 an Voltaire — „in Mähren geweſen und habe da den Kaiſer beſucht, der ſich anſchickt, in Europa eine große Rolle zu ſpielen. , Er iſt an einem bigoten Hofe aufgewachſen und hat den Aberglauben abgeſtreift; er iſt im Pomp und Prunk auferzogen und hat einfache Sitten angenommen; er wurde mit Weihrauch großgenährt und er iſt beſcheiden; er glüht von Ruhmbegierde und opfert ſeinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht; er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und beſitzt doch Geſchmack genug, Voltaire's Werke zu leſen und zu ſchätzen!“

Von hochpolitiſcher, aber auch tieftrauriger Natur war die Reiſe, welche der Kaiſer im Juni von 1780 nach Ruſſland unternahm, um in Mohilew mit Katharina der Zweiten zuſammenzutreffen, die perſönliche Bekanntſchaft der „Semiramis des Nordens“ zu machen und, wenn immer möglich, die Zarin von dem Bündniß mit Preußen abzuwenden und zu einer Allianz mit Oeſtreich herüberzuziehen. Man muß der greiſen Maria Thereſia nachrühmen, daß ſie ganz entſchieden gegen dieſe Reiſe und gegen dieſes Projekt war. Aber Joſef brannte darauf und ließ ſich nicht abhalten. „Ich kann nicht leugnen“ — ſchrieb er an Laſcy — „daß ich neugierig bin, dieſe Bekanntſchaft zu machen. Könnte ich dadurch die Galle des geliebten Friedrichs ſo aufregen, daß er daran umkommen würde!“

Ja, das war's. Der unſelige Dualismus zwiſchen Oeſtreich und Preußen, deſſen einzelne Phaſen und Metamorphoſen Deutſchland allzeit ſo ſchwer zu büßen hatte, regte ſich wieder einmal mit ſeiner ganzen Schärfe. Joſefs Reiſe nach Mohilew bezeichnete den Beginn vom Wettlauf des wiener Hofes mit dem berliner um die Gunſt der Zarin, deren ſkrupelloſe, geradezu dämoniſche, infernaliſche Schlauheit Oeſtreich geradeſo zur Förderung ihres „türkiſchen Projektes“ zu benützen verſtand, wie ſie Preußen zur Förderung ihres „polniſchen Projektes“ vorzuſpannen verſtanden hatte. Es iſt wahr, zu einer ſolchen faſt kriechenden Unterwürfigkeit, zu einer ſo widrig-ſüßlichen Schmeichelei, wie Friedrich ſie der Semiramis von der Newa gegenüber verſchwenderiſch bezeigte, hat Joſef ſich nicht entwürdigt. Aber doch ließ er ſich von der Zarin mittels Vorſpiegelung einer Theilung der Türkei zwiſchen Rußland und Oeſtreich ſchließlich in einen Krieg mit den Türken hineingaukeln, welcher für ihn und für Oeſtreich ſo opfervoll und unglücklich wurde und nur den ruſſiſchen Intereſſen diente.

Es iſt nur zu gewiß und bildet eins der jammervollſten Kapitel der von ſolchen Kapiteln ſtrotzenden Geſchichte Deutſchlands, daß die Wettbuhlerei des berliner und des wiener Hofes um die Freundſchaft — gerechter Gott, die „Freundſchaft"! — des Zarenthums dieſes erſt recht groß, mächtig, ländergierig und völkerfreſſeriſch gemacht und jene lange und unſelige Abhängigkeit unſeres Landes von den Intereſſen, ja von den Launen dieſes Zarenthums verſchuldet hat, von welcher man jetzt annehmen darf, daß ſie endlich aufgehört habe.

Daß Kaiſer Joſef in die gewiſſenloſen Tendenzen der Kabinettspolitik von damals mit leidenſchaftlicher Haſt eingegangen, das iſt die ſchwärzeſte Makel an ihm, eine Makel, welche nur Unwiſſenheit oder reptiliſche Geſchichtefälſchung zu vertuſchen oder gar wegzuwiſchen ſich verſucht fühlen könnten. Joſef war ein geradezu leidenſchaftlicher Betreiber der erſten Theilung von Polen, welche mittels des Uebereinkommens zwiſchen Ruſſland, Preußen und Oeſtreich vom Auguſt 1772 zur diplomatiſchen und ein Jahr ſpäter mittels der ſchnöden Vergewaltigung des polniſchen Reichstages zur vollendeten Thatſache wurde. Die Gerechtigkeit will, daß man ſage: Wie der Nutzen, ſo iſt auch die Verſchuldung Joſefs bei dieſem Raubgeſchäfte großen Stils größer geweſen als die Friedrichs. Dieſer konnte wenigſtens zu ſeiner Entſchuldigung Triftiges vorbringen. Durch des großen Königs Walten im Krieg und Frieden war Preußen eine europäiſche Macht geworden, aber eine Großmacht, welche bedenklich einer auf ihre Spitze geſtellten Pyramide glich. Es galt, der Pyramide eine beſſere, eine breitere Baſis zu geben. Es mußte — falls Friedrich ſein eigenes Werk nicht zerſtören wollte, und wie konnte er das wollen? — das ſchreiende Mißverhältniß zwiſchen der militäriſch-politiſchen Stellung und Bedeutung Preußens und der materiell-territorialen Unterlage dieſer Stellung und Bedeutung wenigſtens annähernd ausgeglichen werden. Dieſe Ausgleichung mittels einer Vergrößerung des preußiſchen Staates durch Theile des von ſeinen Junkern und Pfaffen zu Grunde gerichteten, in der Agonie der Anarchie röchelnden Polens zu bewerkſtelligen, dazu lag die Verſuchung ſehr nahe. Joſef dagegen konnte eine ſolche Entſchuldigung nicht für ſich anführen. Das Ländergebiet Oeſtreichs war wahrlich groß genug, um eine Großmacht zu ſein. Der öſtreichiſche Staat hätte weit mehr der inneren Feſtigung, Civiliſirung und Entwickelung bedurft als der Vergrößerung nach außen. Maria Thereſia's Rechtsgefühl empörte ſich vergeblich gegen das polniſche Raubgeſchäft, und wenn ſie dem ſtürmiſchen Drängen ihres Sohnes und dem beharrlichen ihres Miniſters Kaunitz ſchließlich wich, ſo that ſie es doch nicht, ohne in ihrem bezüglichen Handbillet an den letzteren der Welt ein unwiderſprechliches Zeugniß zu hinterlaſſen, daß es ſich um ein Verbrechen handelte, welches zugleich ein großer politiſcher Fehler war. „In dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreiet wider uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtiget mich befunden und mich ſehen zu laſſen ſchäme.“ Friedrich hat ſich freilich über die Bedenken und die Scham der Kaiſerin in nicht eben feiner Weiſe luſtig gemacht*). Allein heute darf man wohl die Frage aufwerfen, ob Maria Thereſia hinſichtlich der Theilung Polens nicht richtig geſehen und gefühlt habe. Höfiſche Schreibſklaven, welche alles zu rechtfertigen wiſſen, was man ſie rechtfertigen heißt, ſagten und ſagen freilich: Falls Oeſtreich und Preußen nicht mitgethan, ſo hätte Ruſſland den polniſchen Raub allein eingeſackt. Und wenn? fragen dagegen das „offenbare Recht“ und die „geſunde Vernunft“. Wäre es etwa ein Unglück für Deutſchland, für Oeſtreich, für Europa, wenn Ruſſland den ganzen polniſchen Pfahl in ſeinem Fleiſche ſtecken hätte?

---

*) Dem Zeugniſſe des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel zufolge, welcher während des bairiſchen Erbfolgekrieges viel um den alten Fritz war und welchem der König eines Tages in Jägerndorf bei Tiſche inbetreff der Theilung Polens dieſe Mittheilung machte: — „Benoit (preußiſcher Geſandter in Warſchau) hatte in Polen alte Anſprüche entdeckt, von welchen er wollte, daß ich ſie zur Geltung bringen möchte. Ich ließ ſie unterſuchen, und da ich ſie nicht unbegründet fand, baute ich meinen Plan darauf. Die Kaiſerin von Rußland nahm ihn alsbald an, aber Maria Thereſia war viel zu gewiſſenhaft, darauf einzugehen. Ich ſchickte darauf Edelheim nach Wien, den Beichtvater zu gewinnen, welcher dann Maria Thereſia überzeugte, daß ſie wegen ihres Seelenheils genöthigt ſei, den Theil (von Polen), der ihr beſtimmt war, anzunehmen. Darauf fing ſie an ſchrecklich zu weinen. Unterdeſſen drangen die Truppen der drei Theilhaber in Polen ein und bemächtigten ſich ihrer Antheile; Maria Thereſia unter beſtändigem Weinen. Aber plötzlich hörten wir zu unſerer großen Ueberraſchung, daß ſie viel mehr genommen hätte als den ihr beſtimmten Theil; denn ſie weinte und nahm ohne Aufhören, und wir hatten viele Mühe, daß ſie ſich mit ihrem Antheil am Kuchen zufrieden gab." Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel. Von ihm ſelbſt diktirt. Herausgegeben von K. Bernhardi (1866), S. 125.

4.

Unerquicklich alſo, ſahen wir, war die Mitregentſchaft Joſefs, aber unerſprießlich war ſie trotz allen ihr bereiteten Hinderniſſen doch nicht. Die Reihe der während ihrer Dauer angehobenen und durchgeführten Reformen beweiſ't das klärlich. Der in dem Sohn arbeitende neuzeitliche Gedanke war kräftig genug, der widerſtrebenden, widerwilligen, häufig gegen Joſef arg verhetzten Mutter eine Einräumung nach der andern abzuringen, und ſo konnte denn die Entmittelalterlichung Oeſtreichs ernſtlich beginnen. Der Staatsrath, die oberſte Centralbehörde der Monarchie, erhielt A. J. 1774 eine auf Joſefs Vorſchlägen beruhende neue Organiſation, welche denſelben befähigte, die reformatoriſchen Ideen des Kaiſers hinſichtlich der Verwaltung, des Juſtizweſens und der Staatsfinanzen wenigſtens theilweiſe der Verwirklichung entgegenzuführen. Man begann denn doch den Odem des Jahrhunderts der Aufklärung auch in Oeſtreich zu ſpüren. Schon i. J. 1767 war das „Verbrechen der Ketzerei" aus dem Strafkodex geſtrichen worden. Am Schluſſe von 1775 wurde die „peinliche Frage", die „Tortur", die Folterung abgeſchafft und Maria Thereſia's Mitregent ließ in ſeinem hochfliegenden Optimismus ſogar ſchon das Problem einer theilweiſen oder ganzen Beſeitigung der Todesſtrafe in Berathung nehmen. Auch in das tiefe kirchliche Dunkel fielen einige Lichtſtralen hinein. Im Jahre 1768 wurde die Beſteuerung des ungeheuer großen geiſtlichen Beſitzes durchgeſetzt; im folgenden Jahre erfuhr das überwuchernde Bruderſchaftsweſen eine Beſchränkung, ebenſo die allzu häufige Veranſtaltung von Proceſſionen. Wieder ein Jahr ſpäter ergingen Verfügungen, welche die Leiſtung geiſtlicher Ordensgelübde vor erreichtem 24. Lebensjahre verboten, das Strafrecht der Ordensoberen beſchnitten, die ſcheuſäligen Kloſterkerker beſeitigten, die Erwerbungen der

„todten Hand" einſchränkten und die geiſtliche Erbſchleicherei erſchwerten. Vom Jahre 1773 an arbeitete Joſef an der Durchſetzung des großen Grundſatzes religiöſer Duldſamkeit, allein von der Räthlichkeit und Nützlichkeit der Toleranz vermochte er ſeine Mutter und Mitregentin nicht zu überzeugen. Dagegen gewann er derſelben, obzwar nur nach langem und ſchwerem Ringen, die Einwilligung zur Aufhebung der von ihr ſo hochverehrten „Geſellſchaft Jeſu" ab, alſo die Zuſtimmung zu jener großen von den katholiſchen Höfen getroffenen Maßregel, welche kulturgeſchichtlich den Höhepunkt bezeichnet, bis zu welchem innerhalb des Bereiches der katholiſchen Kirche die Aufklärung und die Thatkraft des „erleuchteten Despotismus" hinan zu gelangen vermochten. Der Jeſuitenorden war ſeit dem Koncil von Trient der eigentliche Träger der mittelalterlichen Idee geweſen, der Staat müßte der Kirche untergeordnet ſein. Die Entwickelung der modernen Kultur hatte aber dieſe Idee zu einer unerträglichen Ungeheuerlichkeit gemacht. Sie mußte abgeworfen werden, wenn die europäiſche Geſellſchaft nicht ſtillſtehen und verſumpfen wollte. Dieſer Einſicht verſchloß man ſich zuletzt ſelbſt im Vatikan nicht mehr und am 11. Juli von 1773 erließ Papſt

Klemens der Vierzehnte (Ganganelli) die berühmte Bulle „Dominus ac redemptor noster“, kraft welcher die Geſellſchaft Jeſu im Umfange der ganzen Chriſtenheit aufgehoben wurde. Der Jeſuitismus war damit und dadurch freilich nicht beſeitigt; aber es kennzeichnet die entſetzliche Erſchöpfung, Ermattung und Verdumpfung, in welche die Völker durch die ungeheuren Anſtrengungen und Leiden der Revolutions- und Napoleonszeit geworfen wurden, daß einundvierzig Jahre nach jenem Julitag von 1773 ein anderer Papſt, Pius der Siebente, kraft ſeiner am 7. Auguſt von 1814 erlaſſenen Bulle „Sollicitudo omnium“ den Jeſuitenorden wieder herſtellen, ja ſogar dieſe Herſtellung für einen nahezu einſtimmigen Wunſch der Chriſtenheit ausgeben konnte und durfte. . . . Weiter ſind zwei Reformen zu betonen, welche noch während der Mitregentſchaft Joſefs angebahnt worden ſind: die Verbeſſerung des geſammten Schul- und Unterrichtsweſens auf allen Stufen und die Erleichterung der Bauerſchaft von dem qualvollen Druck des Feudalſyſtems. Von einer gänzlichen Erlöſung von dieſem furchtbaren „Syſtem wohlerworbener Rechte“ konnte noch keine Rede ſein, aber ſchon die „Erleichterung“ mußte als eine unermeſſliche Wohlthat angeſehen werden zu einer Zeit, wo ein Mitglied des öſtreichiſchen Staatsrathes bei Gelegenheit der Robotregelung im öſtreichiſchen Schleſien auszurufen ſich gedrungen fühlte: „Mit Staunen, ja mit wahrem Grauſen und peinlicher Rührung erſieht man das äußerſte Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückung vonſeiten ſeiner Grundherren ſchmachtet.“ Joſef, welcher gar wohl wußte, daß eine kräftige Bauerſame die einzige zuverläſſige Grundlage eines gedeihlichen Staatsweſens ſei, darf der Bauernfreund genannt werden, und er mühte ſich redlich ab, auch der Bauernbefreier zu ſein. Daher die Wuth des Haſſes, von welcher weltliche und geiſtliche Feudalherren gegen den Kaiſer glühten.

Maria Thereſia ſtarb am 29. November 1780. Ihre letzten Lebensjahre waren noch beunruhigt worden durch den freilich nicht ſehr ernſthaft geführten ſogenannten baieriſchen Erfolgekrieg, welchen Joſefs ungeſtümes Verlangen nach dem Beſitze von Baiern und Friedrichs argwöhniſche Wachſamkeit herbeigeführt hatten. Die Kaiſerin ermannte ſich noch einmal zur ſouveränen Handhabung ihrer Macht und Gewalt und ſchloß über den Kopf ihres grollenden Sohnes hinweg im Mai von 1779 zu Teſchen den nach dieſem Orte benamſeten Frieden mit ihrem alten Feinde, dem Preußenkönig. Dieſe ſeltene Frau hat bis zu ihrem Todestag alle ihre Pflichten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen erfüllt und iſt mit heldiſcher Faſſung geſtorben. Als ſie die letzte Einſchlummerung herannahen fühlte, ſagte ſie zu ihren Frauen: „Laſſt mich nicht ſchlafen; denn ich will den Tod kommen ſehen und ihm ſo feſt, als ich vermag, in die Augen blicken." Als die Botſchaft von ihrem Hinſcheiden nach Potsdam gelangte, ſagte Friedrich: „Die Kaiſerin iſt nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Dann ließ der König in ſeinem Kabinett eine Büſte Joſefs aufſtellen und bemerkte: „Das iſt ein junger Mann*), auf welchen man ein Augenmerk haben muß. Hat Kopf, könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den erſten gethan hat." Ein meiſterliches Urtheil und, leider, auch ein prophetiſches Wort!

Joſef war jetzt Selbſtherrſcher und eilte, der Welt zu zeigen, daß und wie er es wäre. Von der wiener Hofburg ging alsbald ein Reformſturm aus, welcher vieles, geradezu vieles Beſte von dem, was die Franzoſen etliche Jahre ſpäter mittels einer blutigen Revolution erringen mußten, den Völkerſchaften Oeſtreichs als ein kaiſerliches Geſchenk darbot. Warum wurde dieſes herrliche Geſchenk nur mit Mißmuth hingenommen, nur mit Undank erwidert? Weil man die Völker zur Vernunft und Freiheit gerade ſo wenig zwingen kann wie die Menſchen zur Liebe. Sodann, weil doch eigentlich niemand in Oeſtreich auf ein ſolches Reformwerk recht vorbereitet geweſen iſt, und demnach dem kaiſerlichen Reformer, der im Grunde mehr ein Revolutionär zu nennen war, ein Mittel und Werkzeug nach dem andern verſagte und ihm ſchließlich auch die eigene Kraft viel zu vorzeitig ausging. Endlich, weil er in Tagen ſchaffen wollte, wozu es Jahre, in Jahren, wozu es Jahrzehnte gebraucht hätte, in einem Jahrzehnt, wozu ein Jahrhundert erforderlich geweſen wäre.

---

*) Der „junge Mann" war übrigens 39 Jahre alt. Der alte Fritz bemaß eben Joſefs Alter nach ſeinem eigenen.

Das Programm, womit der Kaiſer ſeine Allein- und Selbſtregierung eröffnete: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundſätzen beherrſcht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geiſtes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angeborenen Freiheit geſetzt werden“

— dieſes Programm hat er treulich eingehalten und an der Verwirklichung deſſelben hat er ruhelos mit Herz und Hirn und Hand gearbeitet, ja dafür nicht nur ſein perſönliches Glück und Behagen, ſondern auch ſein Leben ſelbſt hinzugeben kein Bedenken getragen. Aber den Deſpoten, und wenn auch den „erleuchteten" Deſpoten konnte weder Joſefs Programm — „mein Reich muß nach meinen Grundſätzen beherrſcht werden" — noch deſſen Ausführung verleugnen. Einer der edelſten Dichter unſeres Jahrhunderts, Anaſtaſius Grün, hat am Fuße von des Kaiſers Erzbild geſungen:

„Ein Deſpot biſt du geweſen! Doch ein ſolcher wie der Tag,
Deſſen Sonne Nacht und Nebel neben ſich nicht dulden mag.
Ein Deſpot biſt du geweſen! Doch fürwahr ein ſolcher bloß
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht
erbarmungslos —"

und gewiß iſt das ebenſo wahr als ſchön geſagt. Allein mit ſchönklingenden Verſen treibt man nicht die weltgeſchichtliche Thatſache zur Flucht, daß der dem erleuchteten Deſpotismus anhaftende, ſogar in ſeinem beſten Wollen und Vollbringen anhaftende Fluch auch an Joſef ſich erfüllte. Dieſer Fluch aber war das Allesbeſſerwiſſenwollen, die dünkelhafte Mißachtung des hiſtoriſch Gewordenen und Gegebenen, das zudringliche Hineinregieren in alles und jedes, das abſtrakte Generaliſiren und Schabloniſiren, die gewaltſame Gleichmacherei. Gewiß, es bedurfte, um Oeſtreich aus ſeiner ſo langen geiſtigen, materiellen und ſocialen Verſumpfung herauszureißen und auf die Vorſchrittsbahn zu ſtellen, einer eiſernen Hand, ja, ſagen wir es nur geradeheraus, einer eiſernen Deſpotenhand. Aber dieſe Eiſenhand hätte mit einem Sammethandſchuh bekleidet ſein ſollen. Das war Joſefs Hand nicht. Es hieße überhaupt Schönfärberei treiben, ſo man verſchweigen wollte, daß Joſef zur Zeit, wo er zur Alleinregierung kam, keineswegs mehr der naivjugendliche Schwärmer von früher mit ungetrübtem Seelenſpiegel geweſen iſt. Was er als Mitregent ſeiner Mutter hatte durchmachen, verbergen, verbeißen müſſen, war ihm zu einer Schule der Verbitterung geworden. Mißtrauen und Argwohn hatten ſich in ihm feſtgeſetzt und verleiteten ihn häufig, das einzelnen Perſonen oder den Menſchen im allgemeinen ſchuldzugeben, was nur die Schuld der Verhältniſſe war. Daher ſeine oft ſo verletzend ſchneidende Sprache und ſein maßloſes Drauf- und Dreinfahren. Er wußte wohl zu handeln, aber er verſtand nicht, zu motiviren, vorzubereiten und annehmlich zu machen. Weil er ſelbſt zielbewußt war, wähnte er, alle Leute müßten die guten Ziele, denen er ſie entgegentreiben wollte, ebenſo deutlich erkennen wie er.

Und doch, trotz alledem und alledieſem, war Joſef für Oeſtreich der große Lichtbringer und Luftſchaffer. Mochten ſelbſt die beſten ſeiner Entwürfe an der Ueberſtürzung in der Aus- und Durchführung von vornherein theilweiſe ſcheitern, büßten auch die größten ſeiner Maßnahmen durch die Mangelhaftigkeit der Inſceneſetzung, ſowie durch die Beſchränktheit und das Uebelwollen der damit beauftragten Beamtenſchaft nicht ſelten gerade die wohlthätigſte Seite ihrer Wirkſamkeit ein, ſo bleibt doch ganz unbeſtreitbar wahr, daß, wie ich anderwärts geſagt und nachgewieſen*), des Kaiſers reformatoriſche Unternehmungen und Veranſtaltungen: — die Brechung des Geiſterzwanges mittels des „Cenſuredikts“ von 1781, die bürgerliche Gleichſtellung der Proteſtanten mit den Katholiken mittels des preiswürdigen „Toleranzedikts“ von 1781, die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenſchaft, die Ablösbarkeit der Robot, die Herbeiziehung aller Staatsangehörigen zur Mitträgerſchaft der Staatslaſten („Steueredikt“ von 1789), die Reform der Civilgeſetzgebung und der Strafrechtspflege („Civilgeſetzbuch“ von 1786 und „Kriminalgeſetzbuch“ von 1787), die Aufhebung von mehr als 700 Klöſtern, die Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen, die Gründung und Ausſtattung höherer Lehranſtalten und humaner Heilſtätten aller Art — zu den edelſten Kulturthaten nicht nur des 18. Jahrhunderts, ſondern aller Jahrhunderte gezählt werden dürfen und müſſen. Es iſt durch dieſe Joſefsthaten in den klafterdicken altöſtreichiſchen Zwinger, aufgemauert aus Volksdummheit, Junkerſelbſtſucht und Pfaffenhochmuth, denn doch eine Breſche gelegt worden, ſo klaffend, daß ſie nie wieder ganz vermauert werden konnte, wie ſehr man ſich auch nach Joſefs Hingang die Wiedervermauerung angelegen ſein ließ.

---

*) Blücher; ſeine Zeit und ſein Leben, 2. Aufl. I, 57.

Man muß den vorjoſefiſchen Geiſterzwang in Oeſtreich kennen, man muß wiſſen, daß ein Zeitgenoſſe des Kaiſers, Sonnenfels, zu der Frage und Anklage ſich berechtigt fühlte: „War es ein Wunder, wenn es da ſo lange Nacht blieb, wo man aus Plan und Abſicht den Tag ausſchloß?“ um zu verſtehen, daß und inwieweit Joſefs Cenſuredikt von 1781 ein wahrhaft hochſinniger Akt der Befreiung geweſen iſt. Es war für dazumal ein im beſten Sinne freiſinniges Geſetz, wie ſchon der Paragraph 3 deſſelben darthun kann*). Die ſchöpferiſche Wirkung zeigte ſich alsbald. In Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur regte es ſich denkend und ſchaffend. Ein Geiſterfrühling brach an, wie ſolchen Oeſtreich zuvor noch nie geſehen, und es war nicht die Schuld des hochherzigen Befreiers, daß nach ſeinem Verſchwinden die Blüthen dieſes Frühlings, bevor ſie zu Früchten reifen konnten, durch den eiſigen Wirbelwind einer brutalen Rückwärtſerei von den Zweigen geriſſen wurden. Joſefs Duldſamkeit erſtreckte ſich bekanntlich, wie auf die nichtkatholiſchen Chriſten, ſo auch auf die Juden und die Freimaurer. Sein Judenpatent von 1782 markirt eine ſehr wichtige Station auf dem Wege zur Judenemancipation. Die Freimaurerei ſah Joſef nur für eine geſellig geſtaltete Auszweigung der aufkläreriſchen und humanitären Tendenzen des Jahrhunderts an, wobei er nicht anſtand, das Ceremoniell der Brüderſchaft als „Gaukelei“ zu bezeichnen. Mittels Kabinettſchreibens vom December 1785 ſtellte er die Freimaurer unter den Schutz des Staates.

---

*) „Kritiken, wenn es nur keine Schmähſchriften ſind, ſie mögen nun treffen, wen ſie wollen, vom Landesfürſten bis zum Unterſten, ſollen, beſonders wenn der Verfaſſer ſeinen Namen dazu drucken läßt und ſich alſo für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darſtellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude ſein muß, wenn ihm ſolche auf dieſem Wege zukommt.“

Die Klöſteraufhebungen haben das wildeſte Bonzengegrunze gegen den Kaiſer hervorgerufen, obzwar die aktenmäßig feſtgeſtellte Verrottung dieſer Faulſtätten die kaiſerliche Maßregel vollſtändig rechtfertigte, ja nothwendig machte. Denn, wohlverſtanden, Joſef, welcher ja bis an ſein Lebensende in allem Weſentlichen ein gläubiger Katholik war und blieb, unterſchied ſcharf zwiſchen Klöſtern und Klöſtern. Kraft ſeiner Reſolution vom 29. November 1781 verwarf er nur „diejenigen Orden, welche dem Nächſten ganz und gar unnütz ſind und darum auch nicht gottgefällig ſein können, alſo diejenigen Orden, welche keine Jugend erziehen, keine Schule halten, keine Kranken pflegen, ſondern, ſowohl männliche als weibliche, bloß vitam contemplativam führen“, d. h., kurzweg deutſch geſagt, faulenzen, wobei noch zu bemerken, daß dieſe Faulenzerei natürlich nur auf

Koſten der gläubigen Dummheit des Volkes vegetiren konnte. Selbſtverſtändlich hat das 19. Jahrhundert Kaiſer Joſefs „Sacrilegium“ wieder vollauf „gutgemacht“. Oeſterreich iſt ja heutzutage wieder ſo glücklich, ſich ein Klöſterreich nennen zu dürfen.

Der Grundgedanke von Joſefs Reichsregiment war die Staatseinheit. Wollte er dieſe — und warum ſollte er ſie denn nicht wollen? — ſo konnte er ſie nur auf der Baſis deutſcher Bildung und Sprache planen und anſtreben. Allerdings war der Kulturgrad der Deutſch-Oeſtreicher von dazumal nur ein ſehr mäßiger; aber wo war denn — ſo wir von den öſtreichiſchen Niederlanden und der Lombardei abſehen — in den öſtreichiſchen Ländern zu jener Zeit, wo war in dieſem Gemengſel von Bevölkerungen, welche man damals noch nicht „intereſſante“ nannte, ſondern nur als halb oder auch ganz barbariſche kannte, überhaupt eine andere Kultur zu finden als die deutſche? Man hat nachmals den joſefiſchen Staatseinheitsgedanken aufgegeben und hat an die Stelle einer folgerichtigen Weiterverwirklichung deſſelben „autonomiſtiſche“ Experimente geſetzt. Es dürfte jedoch ſehr fragwürdig ſein, ob es dann, wann dieſe Experimente zu ihren Zielen gelangt ſind, noch ein Oeſtreich geben werde.

Die große Verſehlung des Kaiſers in Führung der auswärtigen Politik iſt bereits berührt worden. Bei der ungeheuren Schwierigkeit des von ihm kühn unternommenen inneren Reformwerkes, welches ein viel längeres Leben als das ſeinige vollauf ausgefüllt haben würde, hätte er ſich doppelt hüten ſollen, in die Rolle eines Eroberers und Ländererwerbers ſich hineinzuträumen. Er war kein Feldherr und er war kein Diplomat, was er doch beides im hohen, im höchſten Maße hätte ſein müſſen, um es mit denen aufnehmen zu können, mit welchen er es bei den Verſuchen, ſeine Träume zu verwirklichen, zu thun hatte, mit Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland. Vielleicht darf man, die Sachen nicht politiſch, ſondern menſchlich angeſehen, auch ſagen, daß Joſef zu gut geweſen ſei, um mit jenem gekrönten Aufklärer höchſter Potenz und mit dieſer gekrönten Aufklärungsheuchlerin tiefſter Abgefeimtheit wettlaufen zu können. Friedrich und Katharina behandelten die Menſchen, wie dieſe es verdienten und behandelt ſein wollten, d. h. ſie verblendeten, verbrauchten und verachteten dieſelben, und hatten darum Glück und Erfolg, wurden beſtaunt und bewundert. Joſef glaubte an die Menſchen, liebte ſie und behandelte ſie ſo, als waren ſie ſammt und ſonders ſo idealiſtiſch geſtimmt, ſo wohlmeinend, redlich, pflichttreu und aufopfernd wie er ſelber, und darum miſſlang ihm ſchließlich alles und wurde er verkannt, verketzert und gehaſſt. Eine Politik, die etwas ausrichten, etwas Dauerndes ſchaffen will, darf ſich niemals die Denkfaulheit des unteren und die Selbſtſucht des oberen Pöbels zugleich zu Feindinnen machen.

Joſef hielt die Menſchen und die Völker für viel beſſer, als ſie waren, ſind und ſein können. Sie gaben ihm ſchmerzlich zu fühlen, daß und wie ſehr er ſich getäuſcht. Der Abend ſeines Daſeins war voll von Bitterniſſen. Er mußte Abfall und Empörung ernten, wo er Völkerglück geſät zu haben glauben durfte. Er ſah ſich von Feindſeligkeit, Drohung und Aufruhr überall umdräut, ſah ſich gezwungen, die eigene Hand zerſtöreriſch an den von ihm unternommenen Reichsbau zu legen. Eine ſeiner Lieblingsſchöpfungen nach der andern mußte er ſtocken, zerbröckeln, zuſammmenſtürzen ſehen. Sein Sterbebett ſtand inmitten der Trümmer ſeines Werkes. Aber bis zur letzten Stunde hat der gewiſſenhafte „Staatsverwalter“, wie er ſich ſelber zu nennen liebte, ſeine Schuldigkeit gethan: noch in der letzten Nacht ſeines Lebens hat er bis um 10 Uhr mit ſeinen Sekretären Regierungsgeſchäfte erledigt. Sieben Stunden ſpäter, im Frühmorgen des 20. Februars von 1790, iſt der ſchwergeprüfte Mann geſtorben. Unverſtand, Niedertracht und Bosheit hatten die Nachricht von ſeiner tödtlichen Erkrankung mit unverhohlener Freude aufgenommen. Die ganze Rotte der Dunkelmänner jubelte auf, als es bekannt geworden, daß der Zuſtand des Kaiſers hoffnungslos, und ſetzte die Spottverſe in Umlauf: „Der Bauern Gott — Der Bürger Noth — Des Adels Spott — Liegt auf den Tod.“ Unverſtand, Bosheit und Niedertracht verfolgten mit ihren Schmähungen und Verwünſchungen den Kaiſer-Befreier noch bis in ſeine Gruft bei den Kapuzinern hinein. Der bekannte Volksdank hat ſich alſo auch bei dieſer Gelegenheit in gewohnter Weiſe ſehen und vernehmen laſſen. Gerecht iſt man dem unglücklichen Kaiſer erſt geworden, als er nichts mehr davon hatte, was ganz in der Ordnung, d. h. unſerer bekannten „ſittlichen Weltordnung“ gemäß war.

Eine der letzten Aeußerungen Joſefs iſt geweſen: „Ich glaube meine Pflicht als Menſch und Regent erfüllt zu haben.“ Durfte er ſo ſprechen? Weltrichterin Geſchichte, welche nicht Erfolg und Nichterfolg, ſondern Verdienſt und Verſchuldung in gerechter Wage wägt, hat längſt dieſe Frage bejaht, von ganzer Seele bejaht.

Noch mehr. Es war nicht nur eine pietätvolle Handlung ſpäter Reue und Sühne, als die Wiener am 15. März von 1848 dem Kaiſer Joſef die deutſche Fahne in den Erzarm ſeines Standbildes legten, ſondern es war das auch eine Offenbarung von Zukunftsinſtinkt. Früher oder ſpäter wird man auf die joſefiſche Tradition zurückkommen und den joſefiſchen Gedanken der Reichseinheit wieder aufnehmen *müſſen*, wenn es noch ein Oeſtreich geben ſoll.

Welche Wege aber immer die Geſchicke ſuchen, finden und wandeln werden, dies iſt gewiß und bleibt beſtehen: Niemals wird Kaiſer Joſef vergeſſen ſein —

„So lange ſchlägt ein deutſches Herz“.

Literatur.

I.

Rabelais.

Im Frühling von 1553 war François Rabelais von ſeiner Pfarre Meudon nach Paris hereingekommen, um ſeine Freunde zu beſuchen, und an einem Apriltag, am 9., beſuchte ihn ſeinerſeits „Freund Hein“, um den luſtigen „Horashetzer“, „Vigilienbürſter“ und „Meſſenabzäumer“, welcher das Lachen für das eigenſte Merkmal des Menſchen erklärt hatte („Pour ce que rire est le propre de l'homme“), hinüberzurufen ins „große Vielleicht“.

Der alte und ſtandhafte Gönner und Beſchützer des Satirikers, der Kardinal Du Bellay, ſchickte — ſo wird erzählt — einen Pagen zu dem Sterbenden, nach deſſen Befinden zu fragen. „Melde Monſigneur,“ ſtöhnte der Vater Gargantua's, Pantagruels und Panurgs, „daß ich im Begriffe ſei, un grand Peut-Être aufzuſuchen. Zieh' den Vorhang, die Poſſe iſt aus."

Waren das wirklich des Mannes letzte Worte, ſo enthielten ſie eine bündige und richtige Selbſtcharakteriſtik. Die Weltanſchauung des Pfarrers von Meudon war eine abſolut ſkeptiſche geweſen. Der Zweifel war in ſeiner Hand zu einem koloſſalen, ebenſo genialiſch als kühn gehandhabten Hohlſpiegel geworden, in welchem er alle Thorheit und alle Laſterhaftigkeit ſeiner Zeit aufgefangen hatte.

Das war keine kleine Arbeit. Im Gegentheil, ein richtiges Gargantua-Geſchäft. Die Menſchen des Zeitalters der Renaiſſance und der Reformation waren eher alles andere als nüchtern und ſpröde. Je wüthender der Pfaffenzank um Dogmen und Kultformen, deſto wilder die Lebensluſt hüben und drüben. Der „Saufteufel" und das „ſpaniſche Feuer" graſſirten um die Wette. So ſehr, daß Rabelais annehmen durfte, mußte, ſein Publikum wäre aus von jenem Beſeſſenen und aus von dieſem Gebrannten zuſammengeſetzt. „Beuveurs très-illustres, et vous Verolez très-precieux!" redet er am Eingang des Prologs zum erſten Buch ſeiner Romanſatire ſeine

Leſer an — „car à vous, non à aultres sont dediez mes escripts“. Wer die Sitten-, will ſagen Unſittengeſchichte der zweiten Hälfte des 15. und der erſten des 16. Jahrhunderts kennt, wer vollends über die Anſchauungen und das Gebaren der franzöſiſchen Geſellſchaft unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Zweiten unterrichtet iſt, der weiß, daß Rabelais ſchreiben mußte, wie er ſchrieb, ſo er ſeinem Genius gerecht , werden wollte. Es war ein kraftſtrotzendes Geſchlecht, das von dazumal. Der Menſchheit, wenigſtens der europäiſchen oder, noch genauer geſprochen, der romaniſchen und der germaniſchen, war es zu enge geworden in ihrer mittelalterlichen Haut. Alswie das Morgenroth einer freieren, helleren Zukunft glühte die wiedererweckte Kunde von der klaſſiſchen Schönheitswelt die finſteren Mauern der gothiſchen Münſter an. Ein an den Brüſten der Antike großgeſäugter Heros, ſprang der Humanismus jugendlich übermüthig in die vermönchelte Geſellſchaft herein, mit der Keule der Entrüſtung wie mit der Pritſche des Spottes auf die Kutten losſchlagend, daß Staub und Stank in ganzen Wolken davonſtoben. Wie hoffnungetrunken die Menſchen beim Beginne der großen Häutungsprocedur waren, hat unſer theurer

Ritter Ulrich bezeugt, wenn er, aus dem bäueriſchen Düſter einer fränkiſchen Ritterburg in die Lichtwelt der Klaſſik herübergetreten, den Jubelruf erhob: „O Jahrhundert! Die Studien blühen! Die Geiſter erwachen! Es iſt eine Luſt, zu leben!“

Nun, ſie trieben es auch wirklich luſtig genug, die Herren Humaniſten, um nicht zu ſagen liederlich. Aber ihre Zukunftsblüthenträume gelangten nur in ſehr beſcheidenem Maße zur Reife. Der große Häutungsproceß ging keineswegs ſo glatt und ſo vollſtändig vonſtatten, wie gehofft worden war. Große und dicke Stücke mittelalterlicher Haut blieben auf dem geſellſchaftlichen Körper ſitzen. Die Dummheit brummte auch jetzt, wie ja allzeit, den Grundbaß in der koloſſalen Kakophonie, ſo man Weltgeſchichte betitelt. Der Süden von Europa trug jedoch aus der großen Reformbewegung wenigſtens einen entſchiedenen Gewinnſt davon, ſeine Renaiſſancekunſt und Literatur, der Norden dagegen nur den etwas zweifelhaften des proteſtantiſchen Theologismus. Die beſten Herzen, kühnſten Denker und ſelbſtloſeſten Idealiſten gingen natürlich, der bekannten „ſittlichen Weltordnung“ gemäß, in dem wüſten Trubel zu Grunde. So Hutten, Servet, Zwingli und als

Nachzügler Bruno. Die Realpolitiker und Opportuniſten von damals zeichneten ſich ihrerſeits eine nicht allzuweit hinausgerückte Gränzlinie des Vorſchreitens vor und ſetzten ihre ganze Kraft an die Behauptung derſelben. So Luther, welcher auf der Baſis des von ihm erfundenen Dogma's vom beſchränkten Unterthanenverſtand ſein Kompromiß mit der fürſtlichen und der ſtädtiſchen Ariſtokratie ſchloß, um das Lutherthum zu begründen und zu befeſtigen. Es gab aber zu damaliger Zeit noch eine dritte Klaſſe von denkenden und wiſſenden Männern, welche weder unter die idealiſtiſchen Märtyrer noch unter die realiſtiſchen Macher gingen, ſondern vielmehr, Idee und Wirklichkeit mit gleichſkeptiſchem Blicke betrachtend und werthend, auf den Schwingen des Humors ſich erhoben, um aus der Vogelperſpektive herab das ganze Gewimmel und Gewuſel da drunten mit ſchallendem Gelächter zu überſchütten.

Der bedeutendſte dieſer Lacher war Rabelais.

Er hatte die Tragikomödie des Daſeins vollauf mitgelitten und mitgenoſſen, hatte unter dem Volk, unter Gelehrten, unter großen Herren und Damen gelebt. Er war Mönch geweſen, erſt Franciſkaner, dann Benediktiner, hatte als Doktor docirt, als Arzt kurirt oder auch nichtkurirt. Einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit, war er wie kein zweiter vom Bewußtſein der Eitelkeit alles menſchlichen Wiſſens erfüllt. Er hatte prälatiſche, fürſtliche, königliche, päpſtliche Höfe gründlich kennen gelernt. Er war, wie in Paris, ſo auch in Rom daheim. Er verſtand die Sprache der Hierarchie, der Chevalerie, der Diplomatie und der Pedanterie ſo gut wie die der Bürger, der Bauern, der Fuhrleute, der Schiffersknechte, der Bettler, Vagabunden, Gaukler und Strolche. Die Höhen wie die Tiefen der Geſellſchaft lagen in gleicher Blöße vor ſeinen Augen. Er wußte, daß die Menſchen nicht belehrt und bekehrt, ſondern belogen und beluſtigt ſein wollten. Frühzeitig war er zu der Erkenntniß gekommen, daß es ebenſo ſchmerzlich als erfolglos wäre, an der ehernen Mauer der menſchlichen Dummheit und Niedertracht ſich den Schädel einzurennen, und er hatte es daher vorgezogen, dieſe Mauer zu behandeln, wie ſein rieſiger Held Gargantua im 17. Kapitel die zudringlich mauläffiſchen Pariſer behandelt hat. Auf die Hierarchie im Großen und Ganzen und auf die Kleriſei im Beſonderen und Beſonderſten Ströme von Spott ausgießend, war der große Skeptiker um das Dogma reſpektvoll herumgegangen. Die von angeſengtem Menſchenfleiſch duftenden Scheiterhaufen hatten ſchlechterdings nichts Verlockendes für einen Autor, welcher dem Axiom huldigte: „Mieulx est de ris que de larmes escrire“. Er wußte ganz genau, daß man, ſo man der Schützling eines Kardinals ſein und bleiben wollte, wohl die Träger der Monſtranz verhöhnen dürfte, aber niemals die Monſtranz ſelbſt. Aus der Mönchskutte in die Soutane des Weltgeiſtlichen hinübergeſchlüpft, hat er ſeine letzten Jahre als pflichttreuer und beliebter Dorfpfarrer verbracht, nachdem er lange zuvor zu der Einſicht gelangt war, daß es viel geſcheidter, die menſchliche Tragikomödie zu belachen, als ſie zu beweinen.

Dieſe Einſicht und Ueberzeugung hat ihn inſpirirt und hat ihm die Feder geführt. Es war in ihm nicht die düſtere Menſchenverachtung, welche aus den ätzenden Satiren ſeines älteren Zeitgenoſſen Machiavelli („La Mandragola“ — „Il Principe“) ſardoniſch herauslacht. Es war in ihm noch weniger die Großheit der Anſchauung ſeines jüngeren Zeitgenoſſen Cervantes, welcher ſeinen Don Quijote auf einer Grundidee aufbaute, der an Tiefſinn nur der Grundgedanke des äſchyleiſchen Prometheus und des göthe'ſchen Fauſt gleichkommt. Allerdings wollte Rabelais nicht ausſchließlich nur lachen und lachen machen. Es fehlt bei ihm nicht an ernſten Anwandelungen und Anläufen. Mitunter blüht aus dem wilden Geſtrüppe ſeiner koloſſalen Späſſe der reformiſtiſche Drang ſeiner Zeit mächtig und ſchön hervor. So namentlich in den prächtigen Kapiteln von der Abtei Thelema und dem Leben der Thelemiten. Aber die Skepſis beanſprucht ſofort wieder ihr Recht und wiſcht die optimiſtiſchen Zukunftsträume wie Spinnengewebe hinweg. Wenn am Schluſſe der Geſchichte des Gargantua eine räthſelhafte Weiſſagung vorgetragen wird und der König auf Befragen vonſeiten des Frère Jean meint, dieſe Prophezeiung deute „auf den Kampf und Sieg der göttlichen Wahrheit (le decours et maintien de verité divine“, ſo antwortet der Mönch friſchweg: „Donnez-y allegories et intelligences tant graves que vouldrez, et y ravassez, vous et tout le monde ainsi que vouldrez. De ma part, je n'y pense aultre sens enclos, qu'une description du jeu de paulme soulz obscures paroles“. Es zucken alſo beim Rabelais wohl reformiſtiſche oder, wenn man will, ſogar revolutionäre Blitze auf, aber ſie ſchlagen nicht ein. Denn er trägt Sorge, daß ſie im Handumdrehen in praſſelnde Raketenbündel des Witzes ſich verflüchtigen, und wenn er warnende und ſtrafende Donner losläſſt, ſo ſchwächt er dieſelben alsbald zu harmlos knatternden Gelächterſalven ab.

Die Höllenfeuerfunken einer Satirik à la Juvenal oder à la Swift zu verſpritzen, war der Pfarrer von Meudon zu gutmüthig und zu klug. Er erinnerte ſich ſein Lebenlang ſehr deutlich, daß er als junger Mönch im Franciſkanerkloſter Fontenay le Comte ſeinem eigenen Geſtändniß und Berichte zufolge, ſo um das Jahr 1512 herum, wegen „friponneries d'importance“ vom Kapitel zum „in pace“, d. h. zu ewigem Kloſtergefängniß verdonnert worden und nur mit knappſter Noth durch die Dazwiſchenkunft vornehmer Gönner dieſem Schreckniß entgangen war. Eine ſolche Erinnerung war wohl geeignet, ſelbſt der unbändigen Phantaſie eines Rabelais mitunter einen Kappzaum anzulegen. Die Mönche freilich, wie die gelehrten Pedanten aller Sorten, die humbugſirenden Aerzte, die kauderwelſchenden Juriſten, geißelte er bis aufs Blut; aber er wußte es ſo einzurichten, daß die Schwielen und Blutſtriemen, welche ſeine

Geißel hervorlockte, für den großen Haufen gar nicht ſichtbar wurden, ſondern nur für Leute, welche auf der Höhe der Zeitbildung ſtanden und von denen er alſo vorausſetzen durfte, daß ſie ſich waidlich daran ergötzen und dem Geißelſchwinger vorkommenden Falles ihren Dank mittels ſchutzkräftiger Gönnerſchaft bezeigen würden. Dieſe Rechnung hat ſich als vollſtändig richtig erwieſen. Auf das „Volk“ hatte es der große Satiriker gar nicht abgeſehen, und das Volk wußte und weiß auch heute noch nichts von ihm, ſelbſt in ſeinem Vaterlande nicht. Zwar ſeine Werthung war in Frankreich ſtets eine große und ſeine Wirkſamkeit eine ebenſo dauernde als bedeutende, aber doch immer nur innerhalb eines verhältnißmäßig kleinen Kreiſes. Welche Anregungen Molière, Voltaire, Beaumarchais und ſpäter noch Balzac beim Rabelais holten, iſt bekannt. Man kann ihn auch ohne Zwang geradezu als einen Vorläufer von Voltaire bezeichnen. Als Menſchen wie als Schriftſteller weiſen die Beiden manche gemeinſame Charakterzüge auf, die Zeitunterſchiede natürlich in Abrechnung gebracht. Für Beide war der Spott das Lebenselement, und wie der große Spötter des 16. Jahrhunderts, ſo ſorgte auch der große Spötter des 18.

klüglich für ausreichende Deckung gegen die unliebſamen Folgen ſeiner ſatiriſchen Thaten.

Für die franzöſiſche Literatur hat Rabelais in ſprachlicher wie in poetiſcher Hinſicht eine Bedeutung, welche er außerhalb Frankreichs auch nur annähernd nie gewinnen konnte und nie gewinnen kann. Für Nichtfranzoſen wird der Genuß ſeines Werkes durch den daran haftenden ſtarken Bodengeſchmack ſpecifiſchen Franzoſenthums nicht wenig erſchwert und beeinträchtigt. Bei uns in Deutſchland iſt er für das große Publikum noch heute nur ein großer Unbekannter, obzwar unſer ihm congenialer Johann Fiſchart, ſein jüngerer Zeitgenoſſe, den „Gargantua“ ſchon frühzeitig in Deutſchland einzubürgern verſuchte, mittels einer Verdeutſchung — („Affentheuerliche Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung“, 1582) — welche man füglich eine Zerdeutſchung nennen könnte. Denn Fiſchart knetete den Franzoſen geradeweg zum Deutſchen um. Zweihundert und fünfzig Jahre ſpäter unternahm es Gottlob Regis, uns einen vollſtändigen deutſchen Rabelais zu geben, und führte dieſes höchſt mühſälige Unternehmen mit ebenſo großer Sachkenntniß als Energie zum Ziele („Meiſter Franz Rabelais’, der Arzenei Doktoren, Gargantua und

Pantagruel", 1832—41). Regis hat ſich keine Mühe verdrießen laſſen, das alterthümliche Franzöſiſch ſeines Originals deutſch nachzuſprechen. Auch hat er zur Erklärung ſeines Textes ein ſehr umfangreiches gelehrtes Material herbeigeſchafft. Allein die drei ſchweren Bände ſeines Rabelais vermochten wohl die Thüren von Büchereien und Gelehrtenſtuben aufzuſtoßen, flößten jedoch dem größeren Publikum nur einen fortlaufenden Reſpekt ein. Heute ſind ſie blos noch antiquariſch aufzutreiben. Daher war es ein guter Griff des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig, in ſeine höchſt verdienſtvolle „Bibliothek ausländiſcher Klaſſiker in deutſcher Uebertragung" eine neue Verdeutſchung des Rabelais einzureihen, welche unter dem Titel „Rabelais' Gargantua und Pantagruel", aus dem Franzöſiſchen von F. A. Gelbcke, (1880), in zwei mäßig ſtarken, ſehr hübſch gedruckten und handlichen Kleinoktavbänden erſchienen und ganz dazu angethan iſt, endlich auch weitere Kreiſe dieſſeits der Vogeſen mit dem alten Satiriker bekanntzumachen. Der Ueberſetzer hat ſeinem Autor augenſcheinlich ein langes und ernſtes Studium gewidmet. Die ſeiner Arbeit vorangeſtellte „Einleitung", die Verdeutſchung ſelbſt, ſowie die am

Schluſſe des zweiten Bandes angefügten „Allegoriſch-hiſtoriſchen Deutungen“, bezeugen das gleichermaßen. Faſt wäre man, ſo der Chauvinismus einem Deutſchen gutſtände, verſucht, zu ſagen: So etwas kann doch nur ein Deutſcher! Jedenfalls darf Gelbcke der Ueberzeugung leben, die zum Ruhme unſerer Univerſalität zahlreichen deutſchen Ueberſetzungskunſtwerke um eins vermehrt zu haben, obzwar die mikroſkopiſche Unterſuchung einer Leiſtung dieſer Art den einen oder den andern, einen dritten oder vierten Irrthum oder Mißgriff an derſelben entdecken wird. Nur die Bekanntſchaft mit dem Original macht die Schwierigkeit einer Verdeutſchung deſſelben ganz klar. Kein Kenner des Urtextes aber wird anſtehen, anzuerkennen, daß der Ueberſetzer dieſe Schwierigkeit im Ganzen wie im Einzelnen tapfer und ſiegreich überwunden habe. Fraglos that er, im Hinblick auf das große Publikum, ſehr gut daran, das rabelais'ſche Franzöſiſch des 16. Jahrhunderts nicht deutſch nachzukünſteln. Wie ermüdend, ja verleidend ſolche Nachkünſtelung auf Leſer von heute wirke, wirken müſſe, hat der Rabelais von Regis ſattſam erfahren. Gelbcke übertrug den genialen Franzoſen ſinn und wortgetreu, geradezu pietätvoll, ohne alle Rückſicht auf Prüderie und Hypokriſie, aber in fließendes neuzeitliches Deutſch, und ſo hat er den Rabelais uns wirklich „angeeignet"*). Mögen ſich nur recht viele deutſche

---

*) Ich verſäume nicht die Gelegenheit, auf eine andere, ſehr willkommene „Aneignung" aufmerkſam zu machen, auf die „Griechiſchen und Römiſchen Lyriker", überſetzt von Jakob Mähly, in zwei Bändchen ebenfalls in der Klaſſikerſammlung des Bibliographiſchen Inſtituts erſchienen (1880). Dieſe Verdeutſchungen ſind ſchön ausgereifte Früchte vieljähriger, mit ſinnigem Sinn, kundigem Geiſt und liebevoller Hand gethanen Arbeit. Wenn es ſchon bewundernswerth, daß der Verdeutſcher in unſerer bleiern realiſtiſchen Zeit viele Jahre hindurch die idealiſtiſche Stimmung ſich zu bewahren vermochte, durch welche das Gelingen eines ſo kühnen und ſchwierigen Unternehmens bedingt wird, ſo ſteigert ſich unſere Bewunderung, wenn wir bemerken, mit welcher Pietät, ja wir möchten ſagen mit welcher Anmuth er in die ſehr verſchiedenen Stimmungen ſich hineinzufühlen vermochte, denen ſeine Griechen und Römer Ausdruck gegeben und denen auch er in deutſchen Lauten Ausdruck zu geben hatte. Mit dieſer Fähigkeit, ſeine Originale nachzuempfinden, verband er jenes feine Formgefühl, welches nicht angelehrt und angelernt werden kann, ſondern angeboren ſein muß. Dieſes Formgefühl verleiht der Beherrſchung des Stoffes und der Sprache erſt die rechte Weihe und befähigt den Dolmetſch fremder Dichter, ein wirklicher und wahrhafter Nachdichter zu ſein. Als ein ſolcher erweiſ't ſich Mähly faſt durchweg. Der Kundige wird eine große Freude haben an der meiſterlichen Kunſt, womit der Ueberſetzer nicht nur den Sinn und Geiſt, nicht nur die äußeren Formen, die Rhythmen, Versmaße und Strophen, ſondern auch die elementare Eigenart, den dichteriſchen Blutumlauf, die nationale Klangfarbe,

Hypochonder an dem prächtigen alten Kerl — („Kerl“ in jenem Sinne gemeint, in welchem Göthe ſich ſelbſt und Schiller mitſammen „ſo ein paar Kerle“ nannte) — geſund lachen! Sie werden es können, ſo ſie ein bekanntes göthe'ſches Wort (mit kleiner Variante) berückſichtigen und beherzigen wollen: —

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Zeiten gehen.“

Ja, im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit muß man den Rabelais leſen und beurtheilen. Einer jener wenigen, ſehr wenigen Fixſterne der Poeſie, welche mit ſtätigem Glanz und Feuer über *alle* Zeiten hinleuchten, iſt er nicht. Er war ein Mann von urwüchſigem Talent, aber kein Mann von Genie. Er hat wohl der Satirik eine neue Bahn gewieſen, indem er dieſelbe vom beſchränkt-nationalen Boden

---

ja den beſonderen Lokalton der großen Lyriker von Hellas und Rom nachzudichten vermochte. Welche Fülle von Schönheit blüht uns aus Blättern dieſer zwei ſchmalen Bände entgegen! Welcher Zauber des Reinmenſchlichen erregt uns das Herz bei dieſer Wiederleſung altvertrauter Lieblinge! Jeder, welcher in unſeren Tagen, d. h. in einer Epoche des platteſten Banauſenthums, die Empfänglichkeit für das „was ſterblich nicht im Menſchen“, ſich noch bewahrt hat, wird unſerem Dolmetſch dankbar ſein für ſeine Gabe.

auf die Stufe des Allgemein-Menſchlichen hob; aber eine neue Erzader im Bergwerke der Kultur- und Literaturgeſchichte hat er nicht aufgethan. Gelehrte Tiftler haben bekanntlich viel Zeit und Mühe darauf verwendet, herauszuſpüren und nachzuweiſen, auf welche ſeiner vorragenden Zeitgenoſſen und Landsleute der große Satiriker ſeine Eulenſpiegeleien gemünzt hätte, und ſie haben glücklich herausgebracht, daß Rabelais mit ſeinem Grandgouſier eigentlich Ludwig den Zwölften, mit ſeiner Gargamella die Anna von Bretagne, mit ſeinem Gargantua Franz den Erſten, mit ſeiner Badebec die Königin Claude von Frankreich, mit ſeinem Pantagruel Heinrich den Zweiten, mit ſeinem Panurg den Kardinal von Lothringen, mit ſeinem Frère Jean den Kardinal Du Bellay gemeint habe. Nun iſt es ja natürlich, daß die Satire jeder Zeit zuvörderſt nach den Spitzen der Geſellſchaft zielt, und ſo mögen ſicherlich die höfiſchen Verhältniſſe und Perſönlichkeiten ſeines Landes dem Pfarrer von Meudon manche ſatiriſche Anregung gegeben haben. Aber hiſtoriſche Deuteleien und allegoriſche Spiegelfechtereien zur Hauptſache im Rabelais machen wollen, heißt nur als ein würdiger Wahlverwandter des Meiſters Janotus de Bragmardo